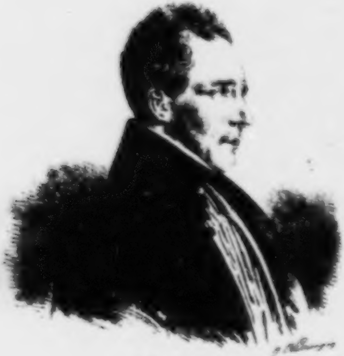


Laßt uns ſammeln; damit nicht jeder Abend das Zeugniß unſerer Armuth mitbringe!

Seydelmann

Allgemeine

Theater-Revue.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Erſter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Vorwort.

Der Wunſch, der Theaterkritik die ihr angemeſſene Würde wieder zu verſchaffen, ſie mit der Kunſtgeſchichte in Verbindung zu ſetzen, und ihr die Beſſern im Publikum zu gewinnen, war zunächſt die Veranlaſſung zur Begründung dieſes Werkes. Es ſoll dem Unhaltbaren kräftig entgegenſtreben, was ſeit Jahren auf unbegreifliche Weiſe geduldet wurde und im Geleite der täglichen Erſcheinungen der Bühnenwelt auftritt.

Bei unſerer politiſch-ſocialen Vereinzelung konnte von einem Einzelnen dem Uebel nicht geſteuert werden; ſelbſt der Bedeutendſte würde nicht hinreichend befunden; keine Stimme wäre ſtark genug, durch das Chaos von Stimmen zu dringen, die ſich aller Orten erhoben haben. Darum wurde daran gedacht, zu einem Mittel zu greifen, daß man den Schall verſtärke.

Schriftſteller, die bisher ihre Studien auf andere Gegenſtände hinlenkten, und ſich auch jetzt nicht entſchließen würden, ſich der wirklichen Kouliſſen- und Lampenregion zu nähern, haben ſich mit dem Herausgeber verbunden, um für das Theater in engerer und weiterer Beziehung zu ſchreiben.

Es liegt zugleich im Plane der Theater-Revue, nach und nach eine Ueberſicht aller europäiſchen Bühnen zu geben, um an den fremden Maaßſtab den eigenen zu legen, und ſo nach Bedürfniß ergänzen und berichtigen zu können. Schon im gegenwärtigen Bande ſollten Spaniſche und Ruſſiſche Bühnenzuſtände beſprochen werden. Die Einleitungen waren getroffen, feſte Zuſagen aus Madrid und St. Petersburg bereits eingelaufen; aber auf der einen Seite haben politiſche Ereigniſſe, auf der andern zu große Entfernung jene Mittheilungen für dieſes Mal unmöglich gemacht, indem die Herausgabe des Werkes nicht wohl länger verzögert werden konnte. Spätere Jahrgänge werden in dieſer Hinſicht ſowohl mannichfaltiger als umfaſſender ſeyn.

Der Herausgeber erſucht ſchließlich ſeine literariſchen Freunde, gefällige Beiträge zu dem zweiten Jahrgange dieſes Werkes ihm längſtens bis zum erſten Juni 1836, unter der Adreſſe der Verlagshandlung, zukommen zu laſſen, und fügt noch zur Richtſchnur die verſchiedenen Zweige hinzu, die den Inhalt deſſelben bilden ſollen:

1) **Drama und Novelle.** Letztere theils durch die Behandlung, theils dem Gegenſtande nach in Beziehung zum Theater geſetzt.

2) **Kunſtgeſchichte.**

3) **Theatraliſche Memoiren, Genrebilder, Charakterzeichnungen, Biographie, Anekdote.**

4) **Dramaturgie.** Reviſion und Statiſtik aller europäiſchen Bühnen.

5) **Kritik.** Räſonnirende Ueberſicht der literariſchen und muſikaliſchen Erſcheinungen.

Stuttgart. September 1835.

August Lewald.

Inhalt.

Seite

Ludwig Tieck und das deutsche Theater. Von Dr. [illegible] 1

Theaterwesen in England. Von Dr. [illegible] 58

Hamlet in Wittenberg. Umriſſe von Karl Gutzkow . 97

Seydelmann und die Theater-Recenſenten. Von Auguſt Lewald 119

San Carlino, das komiſche Volkstheater in Neapel. Von [illegible] 131

Altdeutſche Nationalbühne, nach der Gottſchedischen Sammlung in Weimar. Von Dr. [illegible] 161

Vergleichende Ueberſichten. Von Auguſt Lewald . . 228

Das böhmiſche Schauſpiel zu Prag 273

Ein Halbjahr der Pariſer Theater (Januar bis Juni 1855.) . . . . [illegible]

Theater-Curioſitäten:

[illegible] von Leſſing 311

[illegible] von Schiller 311

Der deutſche Hausvater 315

[illegible]'s Karl und Franz Moor iſt nicht [illegible] . . 315

Bretzner und Mozart 316

Das Extemporiren war [illegible] 317

Ein jüdiſches Liebhabertheater vor 50 Jahren 319

Seite
Merkwürdige Komödienzettel 619
Komödienzettel in Weimar vom Jahre 1745 620
Nachricht von dem Engliſchen David Garrick's . . . 621
Schreiben Garrick's an einen Freund in Deutſchland über
das franzöſiſche Theaterweſen 623
Aus der Berliner Theaterzeitung 1779 624
Anekdote, das Pariſer Theater betreffend 626
Molières Truppe 627
La comédie à la cour 630
Le mariage de Figaro 631

* * *

Ludwig Tieck und das deutſche Theater.

Von

Guſtav Schleſier.

[illegible]

Es gibt Zeitalter, welche erfinden *müſſen*. Je länger ſie ſich dagegen ſtemmen, deſto länger halten ſie ſich ſelbſt auf, deſto mehr Unglück verhängen ſie über die Geſchlechter, grenzenloſes Unglück über die Einzelnen, welche dies erkennen, und doch für ſich allein die Macht nicht in Händen haben, dieſe Wirren zu ordnen. Es gibt Zeitalter, welche erfinden müſſen und ſich ſträuben dagegen, als wollten ſie ſich lebendig einbalſamiren, als glaubten ſie leben zu können, den Tod des Beharrens in den Augenwinkeln. Das Erfinden iſt Alles, es iſt Kraft und That, Einſicht und Wille in Einem, Erfinden iſt das Wachwerden des Geiſtes in der ſchlaffen, ſchläfrigen Natur. Natur war Alles und Natur wird Alles, wo nicht der Geiſt erweckende, kräftigende Funken anbläſt.

O! über die Menſchen! Ihr wähnet, wenn man von Erfindungen ſpräche, ſo wolle man zerſtören; ihr glaubt, es ſey recht eigentlich darauf abgeſehen, euch aus den Angeln des Glückes zu heben, welches euch eure Genügſamkeit, eure Einbildung, eure Dummheit oder eure Schlechtigkeit vorſpiegelt. Wenn ihr den loſen, eitlen Thoren der Welt wenigſtens freien Lauf ließet und, ſtatt an der Befähigung des Geiſtes zu erfinden, nur an eurer eignen Unfähigkeit verzweifeltet! *Erfinden* iſt nicht Zerſtören, denn es iſt kein Schaffen. Mit Recht und Fug zu zerſtören vermag nur Gott, und ihm allein iſt die Macht zu ſchaffen. Denn was er uns zugewieſen hat, das iſt jenes Ergänzen und Fortbewegen erſchaffener Dinge, das iſt das Wachrufen der unſerem Vermögen preisgegebenen Natur durch unſeres Geiſtes Kraft und Einſicht. Jene armen Teufel aber, welche mit Titanenkraft [illegible], eine neue Welt erſchaffen möchten, und zuletzt ſelbſt die Blumen zertreten, durch deren Wohlduft die geduldige Natur noch die Seelenleiden dieſer Unrettbaren beſchwichtigt, dieſe Könige ohne Land, dieſe blinden Bettler, ſie mögen nun mit Blut ihren Weg bezeichnen oder nicht, werden von den nächſten Schritten der Geſchichte erdrückt; die um ihr Leben mehr als um Alles andere beſorgten Philiſter bringen das Ganze wie eine heilſame Naturkraft in die alte, liebe, hergebrachte Ordnung. Dieſe Zerſtörer ſind nicht furchtbar, ſie ſind gemeinhin ſelbſt nur die Mittel, welcher ſich eine ihnen unbekannte Macht, die Geſchichte und die Menſchheit bedienen, um durch ſo gewaltige Fingerzeige alte, eingewachſene Vorurtheile aus dem guten Fleiſche zu treiben. Solche Zerſtörer ſind nicht furchtbar, wohl aber jene Aberwitzigen, welche nicht die Dinge ſelbſt, ſondern den Fortſchritt zerſtören. Ich will ſie näher bezeichnen, denn ſie verdienen es. Es gibt eine Unzahl Menſchen, welche inmitten zahlloſer Verkehrtheiten in einer grenzenloſen Zufriedenheit leben. Fragt ſie nur und ſie lachen euch aus, ſie ſchelten euch, denn ſie leben wie die Fiſche im Waſſer. Man wäre nicht klug, wenn man nicht mitlachte, man ſieht ja dergleichen in tauſend Schattirungen, überall, auf der Eſchenheimer Straße, auf der Judengaſſe. Ihnen iſt eigentlich Alles recht, oder egal, wie ſie ſagen. Sie thun auch gar nichts, ſie hemmen auch nicht wahrhaft, es ſind treffliche Leute, die ſich zuletzt Alles gefallen laſſen, ſie merken ja nicht einmal, daß ihre Zahl täglich kleiner wird, es gibt ihrer zu Viele. Ich verſichere euch, der Geiſt und die Weltgeſchichte haben dieſe Macht und Unmacht zu bekämpfen, doch zu fürchten wahrlich nicht. Wo ſind denn aber nun in dieſer Welt die Leute, ſo man fürchten kann? Das ſind nicht dumme, nicht kluge Leute, das ſind geſcheidte Menſchen, geiſtreiche, kurz Perſonen, welche einige Sprachen verſtehen, mehrere Wiſſenſchaften und viele Künſte. Ich muß mich noch näher erklären, es ſind Perſonen, denen nichts fehlt, aber Alles.

Unſere letzten gebildeten Jahrhunderte und vorzugsweiſe die jüngſten Zeiten ſind reich an Talenten geweſen, welche ſich viel

Wiſſen und Einſicht errungen, welche mit feinen Gedanken, ja ſelbſt mit zartem Gemüthe geſegnet waren. Die ſchönſten Perlen holten ſie mit Leichtigkeit aus ihrer Bruſt empor, man meinte oft, ſie tauchten ihren Geiſt in fremde Geiſter, ſo unerwartet reiche Schätze legten ſie zur Schau. Doch betrachtet man dieſe Summen von Dichtung und Weisheit näher, ſo meint man es finde ſich kein rechter Zuſammenhang zwiſchen dieſen Geiſteswürfen und dem übrigen uns bekannten Weltweſen; man fühlt ſich kalt, obſchon der Mann die ſüße Sprache der Engel ſpräche, man ſieht zwar einen Geiſt ſich die Welt zurecht legen und zwiſchen Thaten und Werke hindurch ſpricht der Unwille über dieſe Welt, wie ſie iſt; dennoch fruchten alle dieſe Werke der Troſtloſigkeit und der Verachtung gar wenig, und aus den armſeligen Reſultaten eines langen Lebens hält man ſich für berechtigt zu ſchließen, es müſſe dieſer Geiſt in einem unrichtigen Verhältniſſe zur Welt geſtanden haben.

Je mehr Talente einem Geiſte zugetheilt werden, deſto mehr trägt er die Schuld ſeiner mangelhaften und verfehlten Einſicht. Ich ſage Schuld in dem Sinne, ſoweit ein Menſch überhaupt ſich ſchuldig machen kann. Wegen dieſer falſchen Einſicht, die er errungen, wird er zurechnungsfähiger, als wegen gar keiner Einſicht. Denn nur ſeiner Schwäche, ſeiner Unredlichkeit verſchließt die Welt ihre Geheimniſſe. Alſo aus Unredlichkeit verfehlt der Menſch ſeine Beſtimmung, aus Unredlichkeit entſpringt ſeine Verrücktheit, aus Unredlichkeit ſetzt ein begabter Geiſt Gift an die Erſcheinungen, denen er nahe kömmt, aus Unredlichkeit zwingt er die Geſchichte, die jene böſen Stoffe erſt aus der Welt herausarbeiten muß, zum Retardiren. Nur Geiſter bewegen die Welt, nur Geiſter halten ſie auf, nur Geiſter erfinden und erhalten die Vorurtheile. Denn die Menge lebt nur nach bequemlichen Beiſpielen.

Und glaubt nicht, daß ich zu den Menſchen gehöre, die jedwede Schwäche, jeden Fehltritt mit dem Namen der Sünde taufen. Es kann auch hier der Ort nicht ſeyn, die Welt zu belehren, daß jedes totale Mißverſtändniß deſſen, was die Welt bewegt, in der Hand eines Mannes, dem ſein Talent Kraft, Einſicht, Rührigkeit und Wirkſamkeit leiht und geſtattet, von der Unredlichkeit dieſes Geiſtes ſelbſt erzeugt werde. Denn von Anbeginn iſt jedem Genius die Richtung nach Erkenntniß deſſen eingeprägt, was da iſt, was dem Menſchen in der Wirklichkeit zu überwinden vorliegt. Freilich läßt ſich der Sinn, der ſich von der Wahrheit gewendet, auch mit dem Namen Krankheit belegen, doch was wir im geiſtigen Leben krank nennen, iſt immerhin nur aus Unredlichkeit und Lügengeiſt entſtanden. So wenig wir dem phyſiſch Leidenden ſeine Ausſchweifungen vorwerfen, eben ſo wenig entziehen wir dem verbildeten Geiſte, dem es Mühen und Ringen in Fülle koſten wird, aus den Wirren der Lüge und der Gewohnheit ſich in Einklang mit den Geiſtern des Lichtes zu ſetzen, die ſchonende, oft gerechte und begütigende Bezeichnung der Krankheit. Sie ſind einmal vom Irrſale übermannt worden, ihr Geiſt wird doch einmal zurechtgerückt werden. Vor allen Dingen hat die Menſchheit es mit den Irrthümern, Mißverſtändniſſen, Unwahrheiten ſelbſt zu thun. Dieſe muß ſie erdrücken, den Geiſtern, die ſie gelehrt oder bekräftigt haben, muß der Proceß gemacht werden, denen gar, welche mit verſchleierten Sinnen in ein ganz erkünſteltes Verhältniß zur Wirklichkeit und Wahrheit getreten, die mit ihren beſten Gaben die Welt, wie ſie iſt, immer mehr zurück als vorwärts rückten, die gleichſam einer retrograden Tendenz verfallen ſind, kann trotz allem Anerkennungswerthen, das ſie geleiſtet, nur ein Krieg auf Leben und Tod erklärt werden.

Leider leben in unſerer Zeit ſo Viele, denen die Bildungsſtoffe, die ſie vorfinden, die Wahrheit, die Dichtung, das gemeine Leben, die Vorurtheile, die flotte Lüge, der Geiſt und die Narrheit, kurz der unſelige Miſchmaſch, wie nur in einer Hexenküche ein ähnlicher bereitet wird, ihre natürlichen, mehr oder minder wahrheitsſüchtigen Anlagen verkümmern. Wo ſind die Geiſter, die unabläſſig ringen? wo ſind ſie, die mit unermüdlicher

Redlichkeit ein kryſtallhelles Auge nach innen und außen ſagen! wen umgibt nicht der Wuſt der Gemeinheit? Geht nur die Geſchichte der letzten 10 Jahre durch, gerade dieſe! Wie viele hochbegabte, urſprünglich reine Seelen durch ihres Herzens Schlechtigkeit ſich haben übertölpeln laſſen! Wie haben ſie die drei höchſten Faktoren des Lebens, die Religion, den Staat und die Kunſt darniedergehalten und zerrieben, und warum dies bei unläugbarer Geiſteskraft und Begabung? Es klagt ſie jeder friſche Sinne an, daß ſie nicht in der Menſchheit lebten, daß ſie kein unſchuldiges, wahrhaftes, ausdehnbares Gemüth hatten, daß ſie, in Träumereien verſunken, mit ihren kranken Sinnen nicht in der wirklichen Welt wurzelten, daß ſie die Welt nur als ein Spielzeug für ihre angebornen Kräfte, für ihre Herrſchſucht und ihre Kunſtbedürfniſſe betrachteten. Und doch können wir kein ſtrenges Gericht halten über Lebende und Todte! Wiſſen wir doch nicht oder wollen wir doch nicht wiſſen, ob ein unredlicher Sinn oder ein Wahnſinn dieſe Augen ſo ſtarr gemacht; ſind wir doch ſelbſt wandelbare Menſchen, die wir lügen, ſobald wir das Schwert der Gerechtigkeit nur einen Moment über das Maß hinaus ſchwingen, ſind wir doch, bis auf wenig Auserwählte, Alle dem Nachtgeiſte verfallen, welchem wir nur mühſam mit dem geretteten Stammgute helleren Blickes und redlichen Wahrheitsſinnes das wüſte Feld abſtreiten. Wahrlich! ich will nicht predigen, ich mag es ſo wenig den Chriſten wie den Menſchen, nur der Zorn macht mich ſo emphatiſch, daß es ausſieht wie ein geſprochenes lebendiges Wort. Ich habe noch nicht genug moderne Novellen geleſen, ich unironiſcher Menſch!

Die krankhaften Eigenſchaften dieſer perplexen Menſchengemüther, in welche den vorhandenen Herrlichkeiten der natürlichen Welt um eitler Phantaſie- und Denkgebilde willen kein Eingang geſtattet wird, erreichen ihren Culminationspunkt in einem ſchreckenerregenden Abſcheu vor jeder Art von Erfindung, vor jeder Ergänzung und Fortbewegung wirklicher Zuſtände. Was ſie ſelbſt erfinden, gehört ſo ziemlich in das Bereich des

Wunderbaren, Mährchenhaften, Nächtlichen. Aber nicht genug, daß ſie ſelbſt nichts erfinden, nichts, das mit dem Weltweſen in natürlichem Verband ſtünde, nichts, das die Welt erfaſſen und in ſie eingreifen könnte; alſo nicht genug, daß ſie außerhalb der bewegten Welt ſtehen, verwenden ſie ein ganzes Leben, Begabung, öffentliche Macht oder öffentliches Vertrauen auf Verbreitung ihrer welt- und lebenabgewendeten Anſichten, Lehren, Productionen, Schöpfungen, Einrichtungen und ſonſtigen Grimaſſen; ſie zürnen jedem lebendigen, reelleren Geiſte, ſie verachten die Welt, ſie ärgern ſich, daß ſie heute geboren ſind, daß ſie nie die heutige Welt bezwingen werden, ſie ſtiften Gemeinden, Cliquen. Die Wahrheit aber iſt, daß ſie in keiner Zeit wahrhaft zu leben und die Welt zu verarbeiten wüßten, und daß, wenn es ihnen jemals glückte, in der Welt nachhaltig zu wirken, auf leibliche Art ihr Naturell zu entfalten und ſich behaglich zu fühlen, ſie dies gewiß nicht ihrer Natur ſelbſt, ſondern der Zeit, der Menſchheit verdanken würden, einer Zeit, welche ſich ſelbſt und die Kleinen trüge, und welche nicht Anſprüche machte, von jeder Kraft in der Welt gehoben zu werden. Doch iſt's auch heute ſo ſchlimm nicht, die Zeit trägt euch Alle, ihr bekommt Würden und Titel, ihr dürft recht bequem eure Tage genießen; ihr dürft euch heiſer reden. Dennoch ſpielt euch die Welt auch einen Schabernack, ihr mögt noch ſo verachtende oder verzweifelte, vornehme oder weinerliche Mienen machen, ihr werdet früher oder ſpäter wie hohle Nüſſe bei Seite geworfen. Sollte man aber trotz dem eure Verfehltheit weniger abject behandeln, ſo verdankt ihr dieſe Anerkennung eurer geiſterfüllten Thaten und Werke jenen feineren Geiſtern, die euch und euren Namen den gierigen, einſeitig rührigen, ängſtlich intereſſirten Händen der rohen Menge entreißen. Sie wiſſen, daß auch ihr an dem Webſtuhle der Zeit geſponnen, und verfehlt oder nicht manchen Faden erhalten habt, den eine wirre Zeit zu ihrem eigenen Nachtheile völlig hätte fallen laſſen; ſie wiſſen, daß auch in euch der Geiſt einer regen und gebildeten Zeit geſprochen habe; ſie würdigen eure Thaten, eure Schriften, ſie erkennen euch ſelbſt Geſinnung und Kunſtwerth zu, ſie erklären ihre gegenwärtigen Zuſtände, ihre Schwächen aus eurer Vergangenheit, ſie rufen die Welt auf, ſich zu erbauen, wo wirklich Glück und ein originelles Naturell, der unverwüſtliche Menſchengeiſt, aus euch geſprochen. Doch auch dann gleicht dies Lob dem Felle eines befleckten Thieres. Was ſind all eure Lorberen gegen die hellen Augen der großen Weltgeiſter, was ſeyd ihr gegen einen Luther oder Fichte, gegen einen Leſſing oder Göthe, gegen den großen Friedrich oder nur gegen Hardenberg!

Die Rebellköpfe erfinden nichts, ſie verderben die vorhandenen Schätze durch verkehrte Werthſchätzung, ſie widerſtreben der geſunden Einſicht Anderer, ſie geben der Welt viel Schönes, und doch in dem Schönſten, in dem Tüchtigſten lauert das Gift ihrer weltverkehrenden Geſinnung. Ich bitte feſtzuhalten, daß ich nicht von den Dummen, nicht von Böſen ſpreche, mit Beiden wird die Welt viel leichter fertig, ſie kümmern uns wenig. Nur den Geiſt ſollt ihr fürchten! Sehet da einen Mann, dem eine glückliche Sternenſtunde tauſend Talente in die Wiege legte, er bildete ſie aus und begriff damit doch die Welt nicht, die ihn umgibt. Kümmern wir uns nicht, welche Amme ihn verderben, ob er als Kind viel im Mondlichte geſchlafen, ob er viel Romane geleſen und Geſpenſtergeſchichten, ob er ſeine Seelenkräfte in nervenſchwächende, unnatürliche Spannungen brachte, ob er von Jugend auf gegen ſich und gegen Andere aufrichtig war oder nicht. Wie ſich auch ſolche Krankheit anſehen mochte, ein ſittlicher Menſch, ein redlicher, energiſcher, wahrhaftig ſtrebender Geiſt kommt immer wieder zu einem Selbſtbewußtſeyn, verliert das Heft der Wahrheit nie rettungslos aus ſeinen Händen, wenn nicht durch Angewöhnung und Flauheit ein vorurtheilvolles Häutchen nach dem anderen ſich über das verfinſterte, dumpfe Auge legt und die lebenſaugenden Daſeynsnerven abſtumpfen und der Menſch den Augapfel nach innen richtet, um zu ſeiner Luſt aus der inneren Welt ſich ein Luftgebäude aufzurichten. Da tritt die aufgefundene Weisheit, das Wiſſen, die hergebrachte, überlieferte An- und Einſicht als weltverknüpfendes Band in die gemachte, künſtliche Weltanſchauung, und gibt dieſem Conglomerat von halbem Traum und halbem Leben den Anſchein des Wirklichen. Aus Dichtungen einmal blühender Zeiten wird der Gedanke eines glänzenden, reellen Weltzuſtandes wie im Raube erlangt, und hat man einen Blick in die Philoſophie gethan, ſo ſchließt ſich wohl die Möglichkeit auf, alle weltlichen Erſcheinungen in geheimnißvoller Urverkettung himmliſcher und irdiſcher Dinge zu ſchauen. Kann man es noch ein Wunder nennen, wenn der Geiſt, der den Blick nicht auf das wahrhafte Leben richtet, auch nichts erfinden, nichts ergänzen kann, weil er im Grunde kein Bedürfniß, kein Problem, keine Tendenz, keine Sehnſucht wirklich kennt? Ein ſolcher Geiſt phantaſirt nur, und kommt dann eine innerlichſt aufgeregte Zeit mit ihren Geburtsſchmerzen bittend und um Hülfe rufend, da weiß er ihr bald weiſe Lehren zu geben; er weiſt ſie an eine veraltete oder verkünſtelte Religionsanſicht, an verbrauchte, poeſiefremde, unmögliche Gedanken eines Staates, einer Geſellſchaft, einer Kunſt. Solch ein Geiſt haßt alle Erfindungen, er haßt vor Allem die materiellen Erfindungen, doch haßt er auch nicht weniger die wiſſenſchaftliche Tiefe des objectiven gottmenſchlichen Gedankens. So ſich an Aufgefundenes lehnend und Nichts ſehend, Nichts findend, muß er Wahrheit und Vorurtheile, Tiefſinniges, anſcheinend Welterfaſſendes neben trivialer, hergebrachter Münze, Lichtblicke neben grenzenloſem Irrthum, wo er hingreife, verbreiten. Seine ganze Weltanſicht iſt gleich einer bunten Knabenkleidung zuſammengezettelt; aus lauter unwahren, kaleidoskopiſchen Idealen wurde das ſtolze, hochmüthige Wiſſen dieſer lügneriſchen Weltweisheit zuſammengebaut. Daß ich es wiederhole, er haßt alle Erfindung, weil er, ohne Weltblick, nichts zu erfinden vermag.

Freilich wird in bewegter Zeit der träumeriſche, unpraktiſche Charakter ſich erdrückt und gepeinigt fühlen von der Realität, von der Wirklichkeit, von der Bürgerlichkeit der Dinge um ihn.

Das macht ſeinen Sinn nicht irr. Immer hochmüthiger erhebt man ſich über das Leben, und beginnt man erſt an der Möglichkeit zu zweifeln, ſeinen Wahngedanken dem Zeitalter überliefern zu können, da greift man zu jedem Mittel der Verzweiflung: man mißbraucht die öffentliche Gewalt, man nutzt das öffentliche Vertrauen bis auf die letzte Summe ab, und befindet man ſich in unſchuldigerer Thätigkeit, ſo verwendet man alle Gaben des Genius und der Muſen, um das Unwahre mit unwiderſtehlichen Lockungen gefällig zu machen, man appellirt an die trivialſten Vorurtheile, man legt ſich auf die Künſte der Ueberredung. Die Schönheit des Klanges, der Rede, alle Grazien des Geiſtes, die der Himmel in einem Menſchen vereinigen kann, müſſen als Träger des Nichtigſten ihre verführeriſche Macht offenbaren, denn es handelt ſich wieder um reizbare, talentvolle, ſchwankende Köpfe, die Beſſeren für eine verlorene Sache zu gewinnen.

Nun ſtellt das Schickſal ſolche Geiſter in ſo fürchterlich aufgeregte und ſich verwandelnde Zeiten, wie wir ſie jetzt leben. Kein Geiſt findet Befriedigung in dem, was iſt, und hofft man auch keine totale Weltverbeſſerung, ſo hofft man doch Ausgleichung, Anregung, Troſt und Ergänzung von innen und außen. Alles blickt andächtig auf die Thaten und Werke der großen Geiſter des Jahrhunderts, jedes äußerliche Talent wird als ein Engel in der Noth betrachtet. Hitzige, blutige Aeußerungen eines wirren Parteikampfes fliegen herüber, hinüber, und noch lange iſt die Wahrheit, welche geſucht wird, nicht lebendig und feurig genug verkündet worden. Edle Geiſter ringen lebenlang unabläſſig nach klarer Einſicht in das Weltgetriebe und in die Weltbedürfniſſe, kaum daß ein großer Mann dem Wirrwarr und der Einſeitigkeit nicht ſeinen Tribut gebracht hätte. Wenn aber endlich viele Tüchtige den Eliasmantel der Erhebung um die heutige Menſchheit werfen wollen, wenn das Leben ſchon zu ſproſſen und zu keimen anfängt, da hängen ſich plötzlich jene verderbenbringenden Idealiſten an die Bewegung der Zeit, ſie zupfen an dem Mantel, ſie vergöttern die Vorurtheile, ſie tragen die alte, abgeriſſene

Münze wieder in die Geſellſchaft, ſie ſchmeicheln den bequemen Philiſter-Anſichten, ſie rümpfen die Naſe über jede beſſere Erkenntniß, über jeden hingebenden, rührigen Verſuch, ſie ſchreien über Untergang der Welt, über den Untergang der guten alten Zeit, über eine neue Sündfluth, in welcher Religion, Staat, Geſellſchaft, Sitte und Geiſt weggeſchwemmt zu werden bedroht ſey von einem gottloſen, bürgerlich-materiellen Treiben. Gefällt ihnen ſchon das heutige, wirkliche Leben keineswegs, obwohl ſie es nicht kennen, iſt dieſes für ſie nicht vollkommen chimäriſch geſichert und romantesk genug, kurz, iſt es auch ſchon zu bürgerlich, ſo rufen ſie doch nur ſo lange in eine verſchwundene Idealwelt zurück, bis die Gewitterwolken der Gegenwart, das donnernde Wort unſerer beſten Stimmen ſie wenigſtens zwingt, in dem Schutze der heutigen Bürgerwelt ein Aſyl zu ſuchen. Zupft nur an dem Mantel der Zeit, ihr haltet ſie doch nicht auf! Doch ermattet dieſer Lügengeiſt den Weltlauf mehr, als aller Philiſterſinn, als alles Nichtwiſſen, der Wirrwarr ſteigert ſich, die Vorurtheile ſtützen ſich auf glaubwürdige Auctoritäten, die falſche Münze bleibt im Courſe, und wenn ein Volk, ein Zeitalter ſchmählich erliegen ſollte unter der Laſt eines gefolterten, krankhaften Daſeyns, ſo geſchäh es vor Allem mit Hülfe jener gebildeten Rabuliſten, jener Heilloſen und Unglücklichen, damit die Wahrheit beglaubigt werde, die ſchon lange aus Götterlippen gefloſſen iſt: „Bei allen Nationen, welche untergingen, war gewiß eine ſolche leere Münze für irgend ein großes Lebenselement im Gange.“

Prometheus hat uns nur das Feuer aus dem ewigen Himmel entwendet? Mehr als ein Halbgott dürfte uns der Geiſt werden, der uns des Geiſtes Feuer, das Feuer dieſer Zeit, aus dem chriſtlichen Himmel raubte. Die Weisheit weilt ſchon lange ungetrübt und in Miſchungen, vollendet oder anfänglich unter uns Bürgern des neunzehnten Jahrhunderts, aber vergebens. Nur ein großer, religiöſer, bürgerlicher Geſetzgeber kann die Sonne ſeyn, an der die Hoffnungen einer Nebelwelt, einer Kunſtwelt zuſammenſinken, der Felſen, an dem die

Vorurtheile zerſchellen, das Princip, das Lebenselement, das tauſend heilſame Speculationen und Erfindungen in ein Ganzes zuſammenſchlingt. Bis dahin laßt uns männlich ringen! laßt uns ihm vorbereiten durch Anhäufung aller Art ſchöpferiſcher Elemente, durch penetrantere Einſicht, durch Erfindungen, durch geiſtig-poetiſches Wort, laßt uns die Erſcheinung zernagen, den Geiſt frei machen von jeder Furcht, damit er der Täuſchung ins Auge ſehe, laßt uns die Welt erforſchen und den Gedanken weltergreifend bis in unerreichte Fernen verfolgen, laßt uns das ganze Material der Wahrheit aufſchichten, bis die Flamme göttergleich über die civiliſirte Erde ſchlage und uns leuchtend erwärme. Bis dahin laßt uns endlich einen unerbittlichen und dennoch gerechten, milden Krieg führen gegen lebensohnmächtige, geſpenſterſehende Geiſteswelt, gegen die Häuptlinge des Vorurtheils, die den Kopf und die Werke erfüllen mit zeitloſen, retrograden Tendenzen, gegen die Geiſter, die da lügen, die Erfindung verläugnen und der Welt eine unmögliche Geſtalt aufdrängen möchten. Sie muß zu Schanden werden dieſe unſelige Abwendung von der bedürftigen Welt, und ſie wird es zum Triumphe der Wahrheit.

Es iſt dies eine harte Arbeit, die auf unſeren Zeiten liegt. Der Strom des Lebens läßt ſich nicht aufhalten, unaufhörlich geht das Schaffen, das Thun, jede natürliche Thätigkeit fort, auch das Neue wird wie eine nothwendige, gewöhnliche Kraftäußerung aufgenommen, das Alte wie das Verlebte immer wieder geboren, man organiſirt, man improviſirt, man dichtet, man ſpeculirt und erfindet. Man hat ſchon Vieles, man ſucht noch weit Mehr. Welch mühſelige Arbeit für Geſchlechter! Welch ſchlüpfrige Bahn! Das iſt aber lange nicht genug. Bei dieſer inhaltsſchweren Unſicherheit müſſen wir noch eine ſelbſtgenügſame Miene annehmen, müſſen uns auf die Richterſtühle ſetzen und über Meinungen und Tendenzen Gericht halten, bei welcher Gelegenheit wir uns oft recht lächerlich ausnehmen mögen. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß wir auf keinem Boden ſtänden. Nein!

die Haltbarkeit, die Felſenfeſtigkeit unſerer geiſtigen Errungenſchaft, der Reichthum der Strahlen, die ein Licht auf die zitternde, feinere Wahrheit werfen, die Unerſchöpflichkeit der Anläſſe, der ewige Wachsthum friſchen Materiales, an welches wir die zauberiſche Hoffnung neuer Kunſt- und Lebensgeſtaltungen knüpfen, die Luſt, mit welcher wir ſelbſt Hand daran legen, ſiehe dagegen auch die Quellen, denen der Drang unlebendige, unreelle, unklare Thaten und Werke, Meinungen und Abſichten einen unverſöhnlichen Widerpart zu halten entſtrömt. Uebermüthig und im Bewußtſeyn rechtſchaffener That zerreibt der denkende Geiſt, der eiſerne Geiſt die ſchön geſchliffene Welt von Phantomen an den ſcharfen Zinken friſcher, energiſcher Welteinſicht. Wozu noch die zärtliche Scheu, wozu noch Nachgiebigkeit, wenn das Unglück die Seele eines Menſchenalters foltert, und es eben jene geiſtreichen Sünder ſind, welche neue Ketten ſchmieden?

Und dieſe Ketten ſchmiedete man in unbewußtem Wahnſinne, man ſchmiedete ſie in allen Bereichen menſchlicher Thätigkeit, in allen Richtungen des geiſtigen und leiblichen Daſeyns, man ſtempelte Aufgefundenes, man ſträubte ſich gegen Erfindungen und Ergänzungen, man ſchrie wie ein Kind, das gebadet werden ſoll. Und welchen Händen, welchen Geſinnungen arbeitet man in die Hand! Wo ſich reelle, unreine Intereſſen beeinträchtigt fühlten in dieſem Weltproceſſe, da erhob ſich der feurigſte Kampf, da waren nothgedrungen die Uebelköpfe am rührigſten. Denn wie es immer geſchieht, ſind die Menſchen, denen der Ernſt des Lebens abgeht, dann am erregbarſten für dieſes Leben, voller Ernſt für dieſe Intereſſen, wann es am gefährlichſten iſt, wo es ſich um ihre Verurtheilung handelt. Sie ſcheinen zornentbrannt und ſind im Grunde ohne heiliges Mitgefühl. Da dieſer Geiſt der Unklarheit und gegenſtandloſer Einſicht überall hin ſeine Werke trägt und überall lebendig, ſo kann auch der Widerſpruch überall hin gerichtet werden. Ob Herkules den Stall des Augias reinigte oder ein Ungeheuer erlegte, er nützte der Reinigung und der Civiliſation. Ein und derſelbe Geiſt der Unwahrheit hat die geſammte menſchliche Einſicht gefälſcht, es iſt gleich, an welcher Stelle wir der wirklichen Welt ihr Recht widerfahren laſſen, es drängt Alles zur Wahrheit hin. Ja, wo die Lüge am verborgenſten ihre Orgien gefeiert, wo am lockendſten der Geiſt in die Schlupfwinkel der Vorurtheile, der retrograden Bewegung gezogen wurde, da muß man im Namen der Wahrheit den gerechten Weg am ſchleunigſten vindiciren. Ich will an anderen Orten die verführeriſchſten Pas der Lüge nachzeichnen, hier darf ich aufgreifen, was mir und meinen Anſtrebungen zunächſt im Wege liegt.

Es gehört noch in die Kinderjahre einer aufgeregten Epoche, aus Unwillen gegen mißgeſtaltete Formen der Dinge, die ganze Summe der Ueberlieferung, den ganzen realen Gehalt wegzuſtreichen, und den Bau der Welt täglich neu zu beginnen. Man tritt in männlichere Jahre, man datirt die Geſchichte nicht ſtündlich von Anno 1, man hält ſich nicht bloß an Leben ſchaffende Ideen, man tritt immer inniger an die wirkliche Welt hinan, man abſtrahirt nicht mehr von Einzelnen. man combinirt die unzähligen Details, die Bedürfniſſe und die Wirklichkeit. Denn dem Irrthum, der ſich geltend machen konnte, wohnte ſtets eine Bedeutung bei, man muß aus dem Unwahren die Wahrheit herausſuchen, und es iſt unbeſtreitbar, daß jeder Wahn zu ſeinem Zeitalter gehörte, daß er nach wunderbarer Weisheit die Erhaltung und Fortbildung einer Exiſtenz verurſachte, daß er die Dinge, welche ſind, verkettet. Nun aber die Unwahrheit fällt, muß ihr das Recht, auf das ſie ſich ſtützte, das ſie ausübte und die Folge, der Vortheil, der Beſtand, den ſie, trotz aller Verkehrtheit, errungen, nicht mit in den Tod gegeben werden. Hütet euch, Lebendes zu begraben! Straft die Mutter, aber laßt ſie im Frieden ein Kind gebären, das zur übrigen Welt gehört. Ueberhaupt wird ſich wohl allgemach das vermeintlich geniale Geſchrei abnützen, welches ſich der Welt gegenüber erhebt, als exiſtire überhaupt noch nichts, an das ſich unſer Wirken und Sinnen, unſer Denken und Erfinden anlehnen könnte! Dieſes Etwas war zu jeder Zeit vorhanden, und wir ſollten nach den Mühen langer Jahrhunderte, nach den Thaten und Einſichten größerer Art, als wir ſie jetzt erzeugen und beſitzen, gefördert von einer ſolchen Fülle von Schätzen, wir ſollten keine Wirklichkeit vor uns haben, auf die wir fortbauen könnten, ſollen nicht den gehaltvollſten Anſprüchen, die das Errungene zu machen berechtigt iſt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen? Auch wo wir am ärmſten ſind, haben Geiſter gearbeitet. Laßt uns ſammeln, was ſie hinterließen, es darf nichts brach liegen, es gibt nichts Neues, das nicht mit dem Vorhandenen einen Bezug, einen Exiſtenzverband hätte; nichtsdeſtoweniger ſoll der Geiſt erfinden!

Da ich in der vorangehenden ernſten Entwicklung Wahrheiten beſprochen habe, an denen nur Himmel und Erde hängt, ſo will ich ſogleich, um nicht in den Wind zu reden, ihre Verbindung, ihre Verknüpfung mit Gegenſtänden aufzeigen, an denen wenigſtens die heutige gute Geſellſchaft und ihre gewohnteſten Gedanken hängen. Da ich mich eben etwas erhitzt habe, will ich mich abkühlen. Ich ſpreche von dem deutſchen Theater, und daß der Aufſatz nicht ganz in Sand verſiege, von einer der wichtigſten Erſcheinungen in der neueren Theater-Geſchichte, von Ludwig Tieck. Der Anlauf, den ich eben genommen habe, gibt vielleicht der Ueberzeugung Gewicht und Eingang, daß man dieſen Gegenſtand, das deutſche Theater nämlich, von einem tieferen und höheren Standpunkte aus auffaſſen könne, als es gewöhnlich geſchieht und geſchehen muß, obwohl ich unter Mehreren nicht der Erſte, nicht der Einzige geweſen bin, der ſich die Mühe genommen hat, ſolchergeſtalt zu betrachten. Auch will ich ehrlich bekennen, daß ich es mit dieſem Vorſpiele aus der deutſchen Theatergeſchichte eigentlich auf Vorbereitung und Vorarbeit gewiſſer nüchterner Phantasmagorieen abgeſehen habe, in denen ich das deutſche Theater ſogleich, den Dichter Tieck aber nicht alſobald verlaſſen werde. Gelingt es mir indeſſen, zur Auffaſſung der Theaterwelt einen nutzbaren Beitrag geliefert, ein ernſtes Wort zur Anregung geſprochen zu haben, ſo würde mir dies nicht wenig ſchmeicheln.

Wiewohl ich es den Betrachtungen denkender Köpfe überlaſſe, wie viel oder wie wenig aus den einleitenden Aperçüs ſie auf den herangezogenen Namen Ludwig Tiecks zu beziehen geneigt ſind, und obſchon ich mir vorbehalte eine nähere Erklärung darüber für diejenigen abzugeben, die an unſerer Geiſtesgeſchichte, an unſerer Literaturentwickelung, an laufenden und auf den Wogen der Gegenwart fortgetragenen Zuſtänden, wie an dem Einfluſſe des berühmten Dichters ſelbſt lebhaften Antheil nehmen, ſo räume ich doch ſogleich ein, daß in der verſuchten Darlegung eines Grundübels des modernen Geiſtes vorläufig wenigſtens die Anklage gegen eine ſpecielle Wirkſamkeit Ludwig Tiecks mit inbegriffen und bevorwortet ſey, ich meine ſeine Thätigkeit für das deutſche Theater. Unbekümmert um die unzähligen Cliquengeiſter, die mich für die Zerſtörung ihrer Abgöttereien gnädigſt verfolgen werden, um die kleinen und großen Seelen ferner, die ſich in ihren ſpeciellſten Liebhabereien offen oder verhüllt verletzt oder begriffen glauben werden, unbekümmert um das unredliche Geſchmeiß, das mir wie jedem Widerſpruche dies oder das andichten und unterlegen wird, habe ich nur eine Rückſicht vor Augen, nämlich die, dem Manne, von dem ich ſpreche, nicht blos ſchuldige Gerechtigkeit, ſondern auch Pietät, und eine gewiſſe parteiiſche und verſöhnende Liebe angedeihen zu laſſen. Des Dichters mannichfaltige Verdienſte, die hier nicht ausgeſprochen werden, ſein Antheil an einer Bewegung des Geiſtes, die mit und gegen den Willen ihrer Begründer eine große, noch lange nicht abgeſchloſſene, welthiſtoriſche Epoche unſeres Nationallebens erzeugen half, die ungemeine Humanität, die graziöſe Feinheit, die ſeltenſten Befähigungen, durch welche ſeine Perſönlichkeit unter Mitlebenden, Befreundeten oder Lernbegierigen bildend und unvergleichlich wirkte, endlich die Bedeutſamkeit ſeiner Schwächen ſelbſt, durch welche jede ſonnenartige, coryphäiſche Größe über die ganze Verfehltheit ihrer Anſtrebungen hinausragt und geſchichtlich fortlebt — Alles dies muß bei einem gereizten und erzürnten Volke für unſern Dichter jene Pietät, jenes reſignirende Verzeihen, jene Liebe des Stolzes und der Gerechtigkeit erzeugen, und ſie wird es bei dem deutſchen Volke. Mir jedoch ſteht das Bild dieſes Mannes noch unendlich näher. Indem ich dies fern von ihm ſchreibe, ſteigt das heimliche Tableau ſeiner Studierſtube vor meinen Blicken auf. An den Wänden drängen ſich die Werke ſeiner Freunde, die Schlegel, die Novalis, die Raumer, die Solger, die Schelling, all' dieſe Traum- und Luftgeiſter heben ſich wie in perſönlicher Nähe aus den Repoſitorien empor, ſchreckend und furchterregend gleich dem Geiſte Hamlets ſcheint der Dichter der Lucinde und Vergötterer des ſtrengen Dante den Freund, der noch immer von Gaukelbildern umgeben iſt, aus ſeinen Jugendträumen aufzurufen; man athmet Geiſterluft, man ſieht rings Ruinen — die Gardinen der Fenſter ſind immer zugezogen, wie aus Nebeldampfe emporgeſtiegen, ſitzt darinnen die Sibylle, der etwas zuſammengeſunkene Tieck, mit äußerlicher Ruhe, die beiden Arme auf die Pfoſten des Lehnſtuhles legend, neben ſich den Erwin, nicht den Straßburger, ſondern den Solgerſchen, das Auge noch immer ſo groß und ſtarr und nach innen geſcheucht, das Haar noch ſo dunkelkaſtanienbraun wie zu Burgsdorfs Zeiten, das Antlitz ſo ſirenenhaft lockend, ſo bitter und ſo ſüß zugleich, wie der Gedanke an eine früh verlorene Liebe oder Unſchuld; ſo ſitzt er, ein Minneſänger, der ſeine Jugend nie vergißt, in ſchmucker Sammtrobe, es fehlt nur der weiße Kragen zum Jüngling; ſo ſitzt er, der greiſe Dichter, ein reiches, wunderlich verwickeltes Leben am Herzen tragend und gleich der Caſſandra in Virgils Verſen die vernichtendſten und tragiſchſten Ausſprüche, die härteſten Anklagen in zierlichen Formen, in graziöſer Satzfügung ausſprechend. Und wenn er aufſteht, um den ſcheidenden Gaſt zu entlaſſen, da iſt's, als nähme ſein ganzer Körper die Geſtalt eines Mannes an, der um Mitleid für ſeine kranke Seele bittet, er wirft einen reſignirenden Blick, einen Liebesblick auf den Mann, den er nicht begleiten kann. Und wer könnte ſo hart ſeyn, ihm dann nicht mehr als Mitleiß zu ſchenken? Ihr Alle, die ihr ſchonungslos läſtert, habt nie dieſe tauſend Grazien um das lächelnde Kinn geſchaut; geht, geht und begegnet zur Strafe täglich den tauſend Lumpengeſichtern, die euch in den Weg laufen. Um keinen perſönlichen Gewinn möchte ich den Verluſt dieſer holden Züge einſetzen. Mehr jedoch als alle dieſe Eindrücke beſchwichtigt mich der Gedanke an meine Vaterſtadt, die neben reicher Natur- und Kunſtbegabung in Ludwig Tieck, dem Dichter, dem Geiſte, auch einen Geiſtesſchatz ſich zu eigen gemacht, der die Blicke der Welt auf ſie richtet, der ihr Stolz ſeyn ſoll und der für die berüchtigte Dicht- und Geiſtmiſère, die ihr anklebt, beinahe die einzige hinreichende Vergütung iſt. Dieſe Pauvreté, dieſe Verlumptheit in und außer meiner Vaterſtadt wird läſterne Augen machen, wenn dem Ruhme, dem Einfluſſe des großen Sängers und Dichters der neuen Bretagne der geringſte Abbruch geſchehen ſoll. Für euch iſt dies nicht geſchrieben, und wenn die Zeit ſtreng und ernſt auftritt, dann werdet ihr von ihm wie von uns nur immer gründlicher verachtet werden! Daran geſchieht euch Recht.

Ludwig Tieck hat durch ſeine wichtige Stellung zum deutſchen Theater den Fortſchritt und die Zukunft deſſelben mehr aufgehalten und zurückgeſchoben, als gefördert. Beziehe dies ja Niemand auf die Dresdener Schaubühne insbeſondere. Wer hätte da Tiecks Kenntniß und Liebe der dramatiſchen Kunſt, Tiecks ernſtes und geiſtigeres Beſtreben erſetzen können? Weſſen perſönliches Talent käme der Leitung einer ſolchen Kunſtanſtalt mehr zu Hülfe? Will man noch das Beſſere, das wir beſitzen, völlig den Händen der Hofcavaliere und elenden Belletriſten überliefern? Ich will nicht ſagen, daß es keine in das gegenwärtige Kunſtleben eingreifendere, weſentlich vortheilhaftere Leitung gebe oder geben könnte. Doch wie wenig dergleichen ſahen wir in neuerer Zeit. Alſo nicht von Tiecks dankenswerther, anerkennungswürdiger Theilnahme an dem Fortgange dieſer einzelnen Kunſtanſtalt, ſondern von ſeiner Einwirkung auf die Zuſtände des deutſchen Theaters im Allgemeinen, von ihm als deutſchem Dramaturgen gilt der urtheilende Ausſpruch und der Gegenſatz, die Gegenſtrebung, die ich damit anregen möchte. Dieſe deutſche, allgemeine Wirkſamkeit erlangte Tieck durch ſeine geiſtvolleren Beſtrebungen für das deutſche Theater, für dramatiſche Poeſie und Kunſt, durch die praktiſche Thätigkeit, die er Jahre lang verfolgte, durch die Grundanſichten, welche ihn beherrſchten und durch ſeine Lehren und Urtheile ſelbſt, die er weder mündlich noch ſchriftlich der Welt vorenthalten. Gibt es doch viel kunſtſinnige Leute, die an Tieck meſſianiſche Gedanken über das deutſche Theater knüpfen und deren Hoffnungen nur allmählig der geringe Erfolg, der heutige Zuſtand der Kunſt ſelbſt den Schmetterlingsſtaub von den Flügeln wiſcht. Sie glauben noch feſt an die Evangelien der Tieckiſchen Kunſtreligion, ſie warten auf ihr tauſendjähriges Reich mit der Zuverſicht der St. Simoniſten„ und es gibt mehr denn einen Petrus, auf dem Tieck vielleicht für Jahrhunderte ſeine Kirche begründen wird. Sie glauben eher an eine vollkommene Kunſtunfähigkeit der heutigen Welt, ſie verlieben ſich in des Geheimen-Staatsrath Niebuhrs Weltbarbarei, ſie glauben eher des Himmels Einſturz, als daß ſie ſich nur einen Moment die Trüglichkeit der bewunderten Kunſtbeſtrebung und der beglaubigten Kunſtlehren einkommen ließen. Dies Wölkchen wird erſt durch ganz andere Erfahrungen aus dem Traume in's Leben gerüttelt werden! Mehr noch als ſich ſelbſt verdankt Tieck ſein Anſehn in der Theaterwelt dem Zeitalter, welches mit ſeinen eigenen Neigungen und Schwächen dem Trachten dieſes bevorzugten Geiſtes eine unglaubliche Empfänglichkeit entgegen brachte. Der Geiſt des geſammten Anſtrebens dieſes gewichtigen Dramaturgen muß beleuchtet, die Wahrheit dieſes Strebens in Zweifel gezogen werden.

So lange Tieck dichtend und weltbetrachtend, kritiſch und anregend, für das Leben und für das Theater wirkte, hat er ſich auch im Gegenſatz, in oppoſitioneller Stellung gegen das deutſche Volk, gegen Geiſt und Ungeiſt in unſerem Leben, unſerer Literatur, unſerer Kunſt befunden. Er war, wenn auch nicht der einzige, aber einer der hartnäckigſten Kämpen inmitten einer vereinzelten Geiſtesrichtung, die in Religion und Staatsleben, in Literatur und Kunſt ihre verſchiedenartigſten Vertreter, ihre Attachés und Anhänger, und ihre verſchiedentlichſten Gegner gefunden. Im Bereiche der Kunſt, die bildende, die Malerei und die Tonkunſt etwa ausgenommen, kann Tieck als Häuptling dieſer Richtung betrachtet werden. Es hat auch unſerem Tieck ſeit Anbeginn ſeines öffentlichen Lebens nie an groſſen und kleinen Gegnern gefehlt. Er hat immer gegeiſelt und gezankt. Er begann ſeinen Aerger mit Nicolai dem Erſten in Berlin, und es dürfte ſein ärgerlichſter Verdruß ſeyn, daß es ſchwerlich nur Nicolaiten ſind, die ihm ſpäter entgegen ſtanden, die ihm jetzt gegenübertreten. Zu einigem Troſte hat ihn auch Nicolai der Zweite einen Obſcuranten genannt, wenn ſolches gleich die Nachwelt leicht überhören könnte. Die drei wichtigſten Gegner Tieckiſcher Kunſt- und Weltbetrachtung nächſt der deutſchen Nation werde ich erſt zum Behufe einer ſchwereren, ausführlicheren Arbeit heranziehen. Neuerdings hat man ſich von Seiten einer bewegten Jugend mit einer Art Ingrimm auf den Dichter und Menſchen Tieck geworfen, der ſchwellende runde Kranz des Poeten iſt zerriſſen, die Täuſchung iſt geſchwunden, in welcher eine vorangehende Oppoſitionsperiode wegen gewiſſer volksthümlicher und nationaler Bezüge ihres Strebens zu Tiecks Dichtungen und Wollen ſchweigend an ſeinem Ruhme vorüberging oder ihn noch mit beſonderen, abſichtlich gewählten Inſignien ſchmückte; dieſe begrenzten Parteiregungen ſprechen nur noch verhallende Worte, eine weiterfaſſende, gehalterſtrebendere Richtung des Geiſtes, auf ganz andere Nothwendigkeit den Blick gerichtet, an den tüchtigſten, lebenvollſten Vorangängen und Errungenſchaften feſthaltend, viel bei Seite Geworfenes als weſentlich wieder aufnehmend, eine alle Radien gegenwärtiger Regungen mit jugendlicher Strebſamkeit und wachſender Klugheit ergreifende Geiſtesmacht tritt offen und verhüllt dem Genius, den Thaten, der Wirkſamkeit und den Sympathien Ludwig Tiecks entgegen. Es mögen nun einzelne Stimmen beſonnener oder einſeitiger, mehr ihren bloßen Widerwillen oder mehr den concreten, feſtbeſtimmten Gedanken der Entgegnung ausgeſprochen und entwickelt haben, das glauben alle Aufmerkſamen zu vernehmen, daß ein drohendes Gewitter über den Horizont dieſes Dichterlebens heranzieht und lagert. Wird es vorüberziehn? Wird es die Luft reinigen?

Das Reſultat aller Betrachtungen denkender, für die Weltzuſtände empfänglicher und erregter Köpfe, die Einſicht der geiſtigen Macht, die ich ſo eben dem Tieck und ſeinem Schweife entgegengeſetzt, möchte nun in Bezug auf das deutſche Theater und nach Abwägung und Ueberwindung jener nur verneinenden und entgegenſetzenden Parteiſtimmen, jener bloß Unwilligen, nachfolgende Sätze in ſich faſſen. Man ſagt allgemein; das deutſche Theater befinde ſich in einer ſchwierigen Kriſis. Damit wäre ſchon behauptet, daß daſſelbe Theater ſich bisher in irgend einer Krankheit oder Mangelhaftigkeit befunden. Worin, das iſt die Frage, liegt nun die Bedingung dieſer Mangelhaftigkeit? Selbige liegt nicht im Abſterben unſerer großen Männer, ſelbige ruht auch nicht auf dem unglücklichen, frühen Tode des großen Theatermachiniſten Mieding in Weimar, ſelbige erzeugte ſich auch nicht durch die einſeitige Herrſchaft der Oper, welche erſt hervortreten und erwachſen konnte, als der hinkende Fuß unſerer übrigen dramatiſchen Kunſt und, wie allen geiſtigeren Naturen dünkt, des wichtigſten Theiles dieſer Kunſt, des Dramas, der Tragödie, ans Tageslicht und in allgemeines Bewußtſeyn trat; dieſe Mangelhaftigkeit würde nicht einmal zunehmen, wenn das Theater in ſeiner heutigen Geſtalt und Ungeſtalt mit Ludwig Tieck ſeinen höchſten Beſchützer und Tadler verlöre. Der Grund dieſer Mangelhaftigkeit iſt alſo durchaus nicht etwa in der mimiſchen Kunſt, in verſchlechterter oder aus der Art gefallener Darſtellung, überhaupt nicht innerhalb des Theaters, das heißt innerhalb der Zuſchauſtellung dramatiſcher Werke, ſondern außerhalb und in den Vorangängen alles eigentlich Theatraliſchen zu ſuchen. Das ganze Unglück, der Verfall deutſchen Theaters, deutſchen Schauſpiels wurde wie der Untergang alles Bühnenweſens, das jemals von glücklichen Köpfen gehoben wurde, durch den Verfall der dramatiſchen Poeſie veranlaßt. Unſere Dichtkunſt war in den letzten Decennien für das deutſche Theater höchſt unfruchtbar, und das Wenige, was wir empfingen, war ſo gegenſtandlos, ſo gehaltlos, ſo erkünſtelt, ſo ganz und gar das deutſche Volk nicht ergreifend und fortreißend, daß ein vollſtändiger Mangel alles Neuen wünſchenswerther geweſen wäre. Man muß daher den Urſachen dieſer Erſcheinung nachſpüren, warum vorzugsweiſe unſere dramatiſche Poeſie ſo objectlos, ſo unwirkſam, ſo verwahrloſt wurde, und man muß den Einfluß dieſer untergrabenden Urſachen und Beſtrebungen in unzweideutigſtes Licht ſetzen. Wir müſſen diejenigen kennen lernen, die uns um die Fortbildung und um die Macht dieſer Kunſt betrogen, wir müſſen die Mittel finden, uns aus den Feſſeln eines ſo folgenreichen Irrthums zu winden.

Jede Kunſt der neueren Völker nimmt ſich aus der Geſammtheit unſerer hiſtoriſchen Zuſtände nichts ſo Charakteriſtiſches und Allgemeines an, als das Ungewiſſe, Vacillante, Wankende, Schwankende, gewiß Rathloſe, welches all unſerm werdenden und ringenden Weltweſen inwohnt. Was da feſtſtehet und waltet in dieſen Wirren, das iſt das Streben ſelbſt, das Suchen, das unermüdete Ergreifen eines Neuen und noch nicht Durchprobten, das iſt ferner der Gedanke des Zieles aller dieſer Mühen, das Bewußtſeyn, etwas unendlich Geiſtigeres, vom Geiſte Beherrſchtes und Durchdrungenes zu erringen. Der Geiſt will die Herrſchaft erlangen über alles Natürliche, er übt nach allen Seiten des Lebens und des Denkens ſeine Macht, er ſucht mit ſeinen Thaten eine neue Grundlage der Dinge zu bilden, er will auf dieſer erweiterten Unterlage ſich ſelbſt in aller ſeiner Ausdehnung entwickeln. Ehe der Geiſt das All ſich unterthänig machen wird, muß er vorher ſich allerwegen ſeines eigenen Gehalts bemächtigen. Der Geiſt iſt ſich hier Mittel und Zweck, dieſe Epoche des Geiſtes iſt es, die wir leben und die wir erleben wollen. Wenn nun jedwede Thätigkeit dieſes Geiſtes deſſen himmliſch-irdiſche Macht erweitert, wenn nur Einſicht, Errungenes, Erfundenes ihn fortrückt, ſo wird wohl auch die Thätigkeit, welche dem Menſchen in der Kunſt verliehen iſt, welche ihm den tiefſten, unerſetzlichſten Blick in ſeine Weltlage, in ſein Schickſal erſchließt, welche ihn am innigſten mit dem All ſelbſt verbindet, ſo wird und kann auch, denkt man, die Kunſt auf ihre Weiſe, in ihren geiſt- und lebenerfaſſendſten Thaten dem erfindenden Geiſte ihren Beiſtand nicht entziehen. Sie ſelbſt, die geiſtigſte, ewigſte Erfindung, ſollte nicht theilhaftig bleiben des Geiſtes, dem ſie ihr Daſeyn dankt? Und man ſehe nur hin, welche Stellung die Kunſt zu dem Geiſte hat, der heute die Welt durchweht, der die Welt beſchwingt!

Es gibt keine Kunſt, die nicht in dem engſten Verbande mit der wirklichen Welt, mit der Sinnenwelt, wie wir es gegenſätzlich benennen, verknüpft wäre. Es gibt keine Kunſt ohne die Sinnenwelt, die Wahrheit menſchlichen Weltgeſchickes erſchließt ſich nur mittelſt der ganzen Wirklichkeit, worin der Weltgeiſt ſeinen erhebenden und verſöhnenden Tempel aufgeſchlagen hat. Dieſem Weltgeiſte nähert ſich der Menſch durch künſtleriſche Welterfaſſung. Je reicher und geſtalteter die ſinnliche Welt ſich vorfindet, deſto vollkommener iſt auch die geiſtig-ſinnliche Menſchengeſtaltung, deſto tiefere, deſto mehr ſein Schickſal erfaſſende, ſein Thun und Erleben erklärende und verſöhnende Blicke ſind dem Menſchen gegönnt, deſto Gewaltigeres ſpricht ſich in der Kunſt aus, deſto exacter und vollendeter werden die Kunſtformen. In glücklichen, befriedigten Zeitaltern erfaßt die Kunſt eben lediglich die lebendigſte, ungetheilteſte Wirklichkeit und enthält dadurch den gehaltvollſten Sinn alles Menſchlichen. Nur weltlicher Größe und Befriedigung gegenüber kann das

Unerforſchlichſte, Erſchütterndſte unſerer Weltlage Erklärung und Verſöhnung ſuchen; nur bei der Vollkommenheit des Weltzuſtandes tritt das Unvertilgbare, das Unglück mit allen Schreckniſſen hervor, nun da heiſcht man die letzte Verſöhnung. Wie anders erſcheinen dagegen unſere modernen Weltzuſtände! Was vermag die heutige Kunſt? Kann ſie das Reſultat höchſter Befriedigung, ſchönſter Erquickung ſeyn? Darf ſie die Räthſel des unerforſchlichſten Menſchengeſchickes löſen wollen? Dies Alles nicht! Freilich trägt auch in modernen Zeiten die Kunſt ihren irdiſch-überirdiſchen Flug, ihre Urerſcheinung über die Wogen eines ungefeſteten Daſeyns, noch jetzt ſendet der geweihete Genius ſein Auge durch die Welt, den Geiſt zu enthüllen, der darinnen webt, doch derſelbe Genius wird auch in jene große Bewegung gezogen, durch welche der unbefriedige Geiſt ſein Geſchick zu ordnen ſtrebt. Nicht daß es nicht zu jeder Zeit eine feſte und concrete Wirklichkeit, eine Form der Welt gegeben hätte oder jemals geben würde, allein die Unbefriedigtheit des Geiſtes, welcher einem höherem, göttlich-irdiſchem Daſeyn nacheilt und die gebrochenen, angeriebenen, ſchwankenden und unzulänglichen Formen der Dinge nur ſo lange feſthält, ja ſich für das Nichtigſte intereſſirt, bis durch ſein Dazuthun ein Neues, Reicheres, Quellenderes und immer Vollendeteres hervorgeht, läßt die Welt zu keiner faßlichen und die neueſten Schätze ordnenden Geſtalt kommen. In dieſer Lage verſucht dennoch die Kunſt ihr Mögliches. Aber mehr als im Glücke iſt ſie im Unglücke des geiſtigen Daſeyns — ſo will ich es nennen, wiewohl der Geiſt eben nur am Mangel an Glück leidet — mehr iſt ſie jetzt als jemals einem Fremden, dem Geiſte, ſeinen Thaten und ſeinen Anſtrebungen verfallen. Die Kunſt weiß auch dann ihr Weſen aufrecht zu halten und ſie vermag dies am wahrhafteſten, je mehr ſie dem Geiſte ſeine Rechte einräumt, je mehr ſie ſelbſt ein Geiſtiges ausſpricht, je weniger ſie affectirt ihre höchſten Gaben darreichen und nach glücklicheren Zeitaltern abſtrahirten oder verführeriſcher Divinationen entnommenen

Gedanken der Kunſt die unzureichenden, armen Erſcheinungen der Mitwelt zu einer hergebrachten Kunſtform verarbeiten zu können. Wahrhafte Geiſter haben ſich ohne Ausnahme dieſen Geiſtesſtrebungen angeſchloſſen, ſie haben mit ihren Gaben eine weltwahre Poeſie geſchaffen, ſie haben aus Inſtinkt die wirkliche Welt und die geiſtigen Bedürfniſſe und dennoch die Kunſt zugleich ergriffen und befriedigt. Nur die Unredlichen, die Verſchloſſenen, die Unfähigen haben ihre ſonſtigen Talente an einer unmöglichen Idealität vergeudet. Dies aber iſt recht eigentlich die Grundwurzel alles Leidweſens, aller Verfehltheit der Neueren in der Kunſt und in den wichtigſten Richtungen des Geiſtes. Ueberall breitete derſelbe Nebulismus ſeine Täuſchungen aus und ſchritt mit dem Wachſen allgemeinerer, formellerer Bildung in alle Regionen. Man verlor die Uebung, das Wirkliche zu ſehen. Ja, ſie wußten dieſen Trotz, dieſe künſtliche Idealität derjenigen Kunſt aufzudrängen, die ohne Hingebung an alles Menſchliche und Wirkliche das unglücklichſte Phantom unter dem Himmel iſt; ſie vergiften die Dichtkunſt mit dieſer erkünſtelten, von außen hineingetragenen und träumeriſch aufgenommenen Kunſtform, zu welcher auch nur ein erdachter, nebelhaft aufgefaßter, unwahrer Weltgehalt möglich und hinzugethan wird. Ich weiß es wohl, auch der wahrhafteſte Künſtlergeiſt wird ſeinem Kunſtinſtinkte leicht eine Form gewähren, er wird ſeinem Kunſtſinne einige Wahrheit, aber nicht den Geiſt und die Wirklichkeit opfern, auch der wahrhafte Künſtler wird mit den großen Vorgängern in einen künſtleriſchen Verband treten wollen. Man trägt dann die Welt, wie ſie iſt, und eine tief geiſtige Welterfaſſung, die man trotz dem nicht aufgibt, in eine angeeignete Kunſtverfeinerung, in eine gleichſam unſterbliche Formenidealität hinüber. Doch dieſe Form iſt nicht das Weſen des Dichters, ſie gehört nicht der poetiſchen Gegenwart, ſie darf nicht von dem folgenden Dichter feſtgehalten werden, jeder Dichter nimmt nur den urſprünglichen Geiſt ſeines Lehrers und deſſen Streben auf, nur dieſer Geiſt, dieſes urſprünglich Poetiſche iſt das wahrhaft

Errungene, während die ideale Seite dieſer Kunſt nur dem jedesmaligen, vereinzelten Individuo, der Kunſtperſönlichkeit, der Kunſtgeſchichte angehört. Eine beſtimmte Kunſtſchule, ein unmittelbar formeller Fortgang läßt ſich an dieſe Erſcheinungen nicht knüpfen, es kann heute in ſolcher gefeſteten Weiſe kein helleniſches, kein mittelalterliches Poetengeſchlecht aufſtehen. Sehet da dieſes ewige Ringen, dieſe Vereinzelung, dieſe Verſchiedenartigkeit unſerer großen Dichter, die nur das Gemeinſame haben, daß jeder die Wahrheit ſeiner Zeit nach eignen Impulſen erfaßt und ausgeſprochen hat. Ich verſuche hier nur anzudeuten, doch den nüchternen Gang der Entwickelung hätte ich durch kein leicht beflügeltes Wort erſetzen können.

Es iſt alſo in unſerer Zeit der Dichtkunſt die Nothwendigkeit geſetzt, ſich ſelbſt in immer neuen Formen zu zeigen. Jede neue Form iſt eine wirkliche Erfindung, und mit ſolcher Erfindung wird ſogleich ein friſcher, ſelbſtſtändiger Bezug zu dem wahrhafteſten, gegenwärtigſten Weltweſen vorausgeſetzt. Denn nur aus dieſem wahrhaften Gehalte, welcher bei jedem Dichter ein verſchiedener, von innen und außen bedingter iſt, entſpringt eine wahrhafte Form. Je regſamer ein Zeitalter ſeine Flügel entfaltet, deſto mehr muß die Theilnahme an dieſen Geiſtesthaten auch in der Dichtkunſt ihre Macht bezeugen. Hiermit will ich auf keine Weiſe der Genügſamkeit moderner Enthuſiaſten in die Hand gearbeitet wiſſen, jenen wohlgeſinnten Leute, welche meinen, in der Richtung eines Dichtergeiſtes auf nächſtliegende, äußerlich fördernde und ordnende Weltbedürfniſſe, in einem nur bürgerlichen Mitgefühle ſey ſchon und abſonderlich die Poeſie des gegenwärtigen Weltgeiſtes erſchloſſen worden. Nur muthig und freigeiſtig, ihr Geweiheten, ſendet den Geiſt auf Erfindungen aus, nachdem ihr ihn vorher gefüllet habt mit der lebendigen Wirklichkeit!

Keinen Dichter nun möchte unſer Zeitalter mit größerem Rechte zu wahrhaften Erfindungen aufrufen, als den Dramatiker. Hier vereinigen ſich alle Fährlichkeiten moderner Poeſie, hier drohet jeder Schein, jede Scheinerfindung mit völligem Untergange der Gattung. Wurde doch dem dramatiſchen Dichter die Exiſtenz einer ſo einflußreichen, geiſtnährenden, beweglichen Dichtungsart anvertraut, kann er doch mit geſunden Sinnen ſich des allgemeinen Geiſtes ſo machtvoll bemächtigen, kann er mit einer Darſtellungsweiſe, die zu gewiſſen Zeiten das Höchſte der Kunſt, das Idealſte zu geben befähigt war, vielleicht und faſt nach allgemeinſter Ueberzeugung, auch die Kunſt mit dem Sinnen und Trachten der Welt in wirkſamſten Rapport ſetzen, auf die lebendigſte, unmittelbarſte Weiſe die wirklichſten Zuſtände, das Menſchenleben abſpiegeln, die geheimnißvollſten, ſchwankendſten Regungen zur Klarheit, zum Bewußtſeyn bringen, die einzige Poeſie, welche urſprünglichſt an den Geiſt und an größere Maſſen, an das Volk appellirt, die wirkſamſte, geiſtige Macht in der modernen Welt ausüben, wenn er wahrhaft iſt, den Blick auf das Wirkliche hält, ſein Talent als den Träger geiſtiger Anſtrebungen betrachtet und ſo nach neuem Gehalte und nach neuen Formen ringt, mit einem Worte, erfindet. Dahingegen veruntreut er Alles, der Mißbrauch des Talentes, die Gewöhnung an Hergebrachtes hemmt das Leben und die Fortbildung einer ſo wichtigen Kunſt, der unklare Blick in's Leben erzeugt einen romanhaften, unwahren Gehalt, es iſt aller Lüge und aller Affectation Thür und Thor geöffnet, man appellirt nur an allgemeine, vage, geſchichtsloſe Bezeichnungen alles Menſchlichen, man appellirt nur an beſtimmte Formen dramatiſcher Poeſie. Dahin ſind wir gelangt und unſer deutſches Theater. So verfährt man in unſerer Zeit. Daß ich es ſage, ich halte es für unſere größte Lüge, Tragödien im Sinne der eigentlichen, urſprünglich ſo benannten Idee zu dichten, welche Einſicht freilich tiefere Weltbetrachtung, natürlichere Menſchenbildung erfordert, als man heute zu finden pflegt und worüber auch für die meiſten beſſeren Köpfe der Mitwelt eine weitere Erklärung zu wünſchen bleibt. Man ſagt, das Epos ſey in unſerer Zeit unwiederbringlich, man hat eine neue Erfindung ſubſtituirt, man ſchuf den Roman und verwandte Dichtungen. Man darf jedoch behaupten, daß, wie das Epiſche unmöglich, ſo das eigentlich Tragiſche in unſerer Zeit geradezu unerträglich geworden. Unſere beſten Dichter haben es auch nicht geſchaffen, ſondern heimlich ein Anderes zum Kreuze aller Formenpedanten und ſogenannten Aeſthetiker eingeſchmuggelt und die es nicht gethan, haben falſchen Theorien und höchſt modernen Beiwerken, der Langenweile oder gar der fatalſten Lüge ihren Tribut gezahlt. Warum ſucht man nicht in dieſem Bereiche eine neue Richtung zu bahnen? Warum erſetzt man das tragiſche Element nicht? Warum leiht man nicht den ernſten Betrachtungen individuellen Geſchickes einen uns gemäßeren Gehalt, warum ſucht man nicht eine neue Seite im Menſchen, warum nicht eine neue Pointe, eine geiſtig friſchere, dem Gehalt angeſchloſſene Form? Dieſe Lüge verdirbt jeden Gewinn, ſie untergräbt das Schauſpiel und ich hoffe doch nicht, daß man ruhig dem Untergange einer ſo wichtigen dramatiſchen Kunſtgattung zuſehen will, einer Thatſache, welche allen Geiſt und alles Wort von der Bühne zu verjagen droht. Denn nur der ernſte Genius hält in bewegter Zeit den Sinn der Menſchen für alle Kunſterſcheinung lebendig, und ſelbſt die wahrhaft moderne und erfinderiſche, lebendige Comik iſt ja nirgends zu treffen, obwohl hier der Mißbrauch und die Ueberlieferung lange die Gefahr nicht hat wie bei der tragiſchen Muſe. Gleichmäßig hat die Lüge und der Formenwahnſinn unſere Kunſtanſicht, unſer Drama ergriffen. Immer mehr ſchwindet der Geiſt aus dem Bereiche dieſer Künſte, daß es ein Wunder wäre, wenn die Nation noch lange Zeit und Geld an dieſe armſeligen Illuſionen und unſere jungen Talente zuletzt noch Muth und Hoffnung an dieſe undurchdringliche Verfehltheit wenden ſollten. Oder glaubt man gar, daß das Schauſpiel ſelbſt, die Kunſt der Darſtellung dieſe dramatiſche Poeſie wenigſtens leidlich am Leben erhalten werde? Im Gegentheil! ſie geht mit dem Mangel neuer Ermuthigung, neuer Erfindungen, neuer geiſtiger Bereicherung und Weltverbindung in Bälde den Weg alles Menſchlichen oder Gottverlaſſenen. Die Schauſpielkunſt geht ſtets zurück mit dem Stillſtande der dramatiſchen Poeſie oder mit dem Mangel eines neuen Intereſſes. Ein großes mimiſches Talent, das ohne ſolcherlei Anregung nicht verloren ginge, müßte das Alte mit geiſtigerer Gewalt erfaſſen, müßte ein Altes verjüngen und durch inſtinktmäßige Beſtrebung die Empfängniß friſcher Dichtungen unter Mitlebenden erwirken. Eine große Schauſpielepoche geht mit einer ſchaffenden Poetenſchule, mit neuen dramatiſchen Werken und mit neuen Aneignungen des Alten, früher Gedichteten Hand in Hand, die Kunſt der Darſtellung verfällt mit einer manierirten, nebuliſtiſchen, lügenden Kunſtepoche oder endlich mit dem Mangel aller Produktionen, die Schauſpielkunſt fällt mit dem letzten Gedichte, an das ſie ſich anlehnt und welches allgemeine Hoffnungen nicht erſterben läßt, wie unſere Deutſche mit den Hoffnungen auf Goethes Fauſt.

Ein großer fortbildender Dichtergenius würde alle dieſe Wirren in die rechte Bahn lenken. Doch mäßigere Fähigkeiten werden von den Schwächen und den Wirren der Zeit nur zu ſehr berückt, werden durch die allgemeine Einſicht der gebildeten Mitwelt, werden durch Erziehung und Anweiſung, durch Beiſpiel und Mißverſtand des wirklich Tüchtigen irre geleitet und um ihr eigenes Vermögen betrogen. Sollen wir nun warten, bis uns der Himmel einen neuen großen Dichtergenius ſendet? Will Niemand den Kleinen zu Hülfe kommen und ein grenzenlos folgenreiches Mißverſtändniß zerſtören? Gibt es denn keine Stimme, die den Dichter an die reale Welt weiſt und ihm aufgibt, ſich mit dem Geiſte der Welt und mit ihrer Sehnſucht in Verhältniß zu ſetzen, etwas Geiſtſchwangeres, Geiſterfülltes, die Menſchheit wahrhaft Fortbildendes und im höheren Sinne Aufregendes zu ſchaffen? Ein Zeitalter, das ſo Vieles aufwühlt, ſollte auch dieſes Chaos von Aberglauben und falſcher Bildung anzugreifen und zu ordnen beſtimmt ſeyn. Hier wird unſerer Speculation, unſerer Forſchung, unſerer

Anregung ein unermeßliches Feld eröffnet. Hier hat die Wahrheit einige glänzende Siege zu hoffen; hier hat ſie die denkende Jugend zu ſtärken und zu führen; hier hat ſie, wenn auch nicht ihre Macht iſt Poeten zu bilden, dennoch Bahnen zu öffnen, Vorurtheile aus dem Wege zu räumen und in der Vorſchule des Genius die Irrwege moderner Bildung zu entfernen. Aeſthetik, kleine, nachhinkende Kritik und all dies Kunſtgeſchwätz muß der Nation nur mehr ſchaden als nützen; in dieſe Richtungen unſerer modernen Thätigkeit ſind alle die Schwächen und Mißbildungen unſerer und der letztvergangenen Zeiten eingelagert; von dieſen Lieblingsſtudien der gebildeten und braven Mitwelt muß man uns abzulenken wiſſen, wenn man uns fördern will. Und man wird bald ſehen, daß eine höhere Kritik, die nicht nach kleinlichen, formellen und erlogenen Maßſtäben das Rechte wie das Mißlungene verwirft, die nicht die alte Formenweisheit und Formenlüge verhärtet, ſondern welche die Wahrheit und den reifen Geiſt des Jahrhunderts vertritt, und das Schöne nicht aus beſtimmten Weiſen und Formen, ſondern aus deſſen innerer Gewalt erkennt, die der Spekulation Vorſchub leiſtet und den Vorurtheilen Fußtritte gibt, mehr Jugend und Talent anregt, mehr allgemeine Einſicht verbreitet als all das geiſt- und ſeelenloſe Kunſt- und Literaturgewäſch der neueren Zeit. Führt unſere verbelletriſtiſirte Weisheit in andere und beſſere Regionen hinüber, auf Standpunkte, wo das Für und Wider begründet werden kann, kurz, ſetzt das Zeitalter da an, wohin es durch öde Gewohnheiten verſetzt worden iſt. Dann werdet ihr der Erfindung den Weg nicht verſchließen! Von dem Mimen fordert denſelben Eingang in die Beſtrebungen unſerer Geiſterwelt, führt ihn zu den großen Vorgängern, die zugleich geiſtig mitwirkten, weil ſie den Geiſt ihrer Zeit, die Wahrheit, das Streben der damaligen originalen Literatur erfaßt hatten, oder ſelbſt durch ihr ſchaffendes, anregendes, wieder erweckendes Naturell die Nothwendigkeit förderten oder nur durch ihren geiſtigen Inſtinkt, durch ihre Auffaſſung ein ergreifenderes, dramatiſches Wirken bekundeten, und die ſtrebende Mitwelt erregten! Ruft ſie weg von der Formenwelt, ruft ſie an, ſelbſt aus dem poetiſch Unfruchtbaren dies geiſtig Lebendige zu erſchaffen, kurz hebt ſie über eine Kritik der Literatur und der Schauſpielkunſt hinaus, die nur in vagem, meiſt nebuliſtiſchem Gehalte und in jenen Formen das Heil findet, welche ihr alles künſtleriſche Maß abgeben, und die ihr aus herrlichen Kunſtwerken als verkümmerndes Reſultat verblieben, über eine Kritik, die nur an das Aeußerliche der Kunſt gebannt iſt. Dann wandeln auch die Schauſpieler auf den Erzgängen der Erfindung und bringen der ſchaffenden Geiſteswelt Material und Anregung entgegen, woran eben Alles gelegen iſt. — Wer aber den Gedanken und die Wahrheit an ſich zum lebendigen Stoffe ſeines Wirkens geſucht, der werfe ſich auf Seiten einer belebenden Literatur und Kunſt, und trete vor allem jeder Thätigkeit mit unermüdetem Widerſtreben entgegen, die als Urſache und höchſte, widerhaltigſte Spitze dieſer Verkehrtheit zu betrachten iſt, die von der Schwäche der Zeit afficirt, von formeller Weisheit durchdrungen, in beſtimmten Formen das Weſen ſieht, immer dem Techniſchen, Formellen, ſogenannt Künſtleriſchen und Aeſthetiſchen aufgeht und bei ihm ſtehen bleibt, und ſich denkend und dichtend den Gehalt wie von der Gottheit im Traume ſchenken läßt, und kein Auge, kein Herz hat, keine Hingebung an das Leben und das, was in der Bruſt aller Lebendigen regbar iſt. Jeder ſolchen Thätigkeit tretet entgegen, denn ſie iſt ein Theil allgemeiner, hemmender Schwachheit. Ich verſuche dazu einen Beitrag zu liefern, indem ich hier denjenigen als die Spitze und das Muſterbild dieſer Schwäche bezeichne, der durch poetiſche, practiſche und kritiſch-raiſonnirende Wirkſamkeit dieſem Unweſen den meiſten Vorſchub geleiſtet und alles Nebulismus, alles Formenwahnſinns Repräſentant genannt werden kann, wofür ich unter den Deutſchen Ludwig Tieck anſehe, und deshalb, weil unter den Deutſchen, für den verführeriſchſten, ſchadhafteſten Theil der europäiſchen Literatur halte. Man glaube nicht, daß, weil die lebendige Wirklichkeit in ſchwankender Bildung begriffen, man ſich feſt anlehnen müſſe an einmal erprobte Formen und Weiſen, und daß man damit die Kunſt ſichern werde. Im Gegentheil, ſie ſinkt nur deſto mehr. Wenn ihr aber den Geiſt des Wirklichen ergreift und nur dichteriſches Talent habt, ſo wird euch die Form zufallen, ohne daß ihr ängſtlich darnach zu trachten braucht. Damit iſt nicht der formloſen Libertinage und jeder Unkenntniß der ſchönen Formen früherer, anderer Schulen und Künſtler das Wort geredet. Von ihnen iſt noch Vieles zu lernen, wenn auch nicht eben das Weſentliche. Solche Kenntniß, ſolche Kunſteinſicht wird zu jeder Zeit die letzte Reife und Vollendung geben. Dies iſt aber nicht der Aberglaube an die Formen, und was ſich die Leute einmal in den Kopf geſetzt haben. Wie verlaſſen unſer jetziges Theater von Poeſie und friſchem Intereſſe ſey, das fühlt beinahe Jedermann, aber Wenige wußten, daß und warum Tieck derjenige war, welcher die deutſche Theaterpoeſie und das deutſche Theater überhaupt von der Erfindung und vom Fortſchritte ablenkte, daß Tieck es geweſen, der uns zurückgebracht. Ich behaupte nun, Tiecks Einfluß hat dieſes Theater ſo unendlich mehr retardirt als gefördert, und ſomit unſre Bildung und den allgemeinen Fortſchritt; er hat der Lüge und dem Unweſentlichen das Wort geredet, und dem alten Unweſen der Deutſchen, die Form, das Ueberlieferte für die Sache ſelbſt zu nehmen, über jedes Maß gehuldigt. Tieck hat vorzugsweiſe unſer Theater an den Rand des Grabes geführt, jenes Theater, das nach Verbindung mit den übrigen Geiſtesregungen, mit den Richtungen des innerſten Lebens der Mitwelt ſeufzte, jenes Theater, das neue Gaben, neue wahrhafte, anregende Schätze und Material bedurfte, um nicht der Lüge, der Afterkunſt, den Manieren und der Gemeinheit zu erliegen, oder neben einer lebendigeren, nicht ſo durch ſchwankende Zeitalter geſchwächten, ich möchte ſagen, geiſtig nicht gleicherweiſe gegliederten, abhängigen, theilhaften und concreten Kunſt, der Oper nämlich, dem muſikaliſchen Schauſpiele, in den Schatten geſtellt und am Ende verdunkelt und aufgelöſt zu werden. Man ſagt, die dramatiſche Poeſie und Kunſt ſey nicht mehr religiöſe, ſittliche Erhebung, es ſey das Theater zur Unterhaltungsſache herabgeſunken! Leider! Aber kann darum ein wahrer Poet unſerer ohnedies nicht ſehr andächtigen Zeit mit dieſer Unterhaltungsrichtung nicht einen Verband eingehen, und ſtatt der religiöſen eine geiſtige Erhebung erſtreben, welche — das iſt es eben, was nicht verſtanden wird in Allem was wir treiben — das Volk und das Zeitalter recht eigentlich ſucht und fordert, und aus der zuletzt auch die geſündere Richtung des Geiſtes auf das Höchſte in der Religion hervorgehen wird. Wißt ihr, was das heißt, ein Volk durch den Geiſt zum Geiſte erheben? Wißt ihr, daß dies die Beſtimmung iſt, welche der Geiſt als unſeres Strebens im Bewußtſeyn trägt? Wir ſind nun ſchon durchweg in die Kriſis gerathen, die über die Zukunft unſeres Theaters eine folgenreiche Entſcheidung herbeiführen kann, wir haben geſehen, daß man durch Zuſchauen und durch Abwendung von dem Geiſte der Mitwelt dahin gelangt iſt, und es ſtellt ſich als eine Nothwendigkeit dar, dem Geiſte und Wirken jenes ausgezeichneten Mannes eine Grenze zu ſetzen, des Mannes, der eben mit ſeiner verführeriſchen Ohnmacht, das tiefere Walten der Kunſt zu begreifen und zu fördern, das Uebel am Leben erhält, unſer Theater gefährdet und damit, wie mit ſeiner übrigen Weltbetrachtung und Thätigkeit, die regſame Bewegung des Geiſtes aufhält. Dies Verfahren Tiecks näher zu beleuchten und den Sinn dieſes Genius und der ihm anhängenden Beſtrebungen weiter zu enthüllen, bleibt nun auf das deutſche Theater bezüglich die letzte Aufgabe dieſer Blätter.

Wer das Vorangehende zu würdigen weiß, der ſieht, daß ich nur eine Grundanſicht feſthielt, und deren Fundamente nicht mit läſtigem, außerweſentlichem Nebenwerke ſtützen zu müſſen glaubte, daß ich deshalb alles reiche und gewichtige Detail im Allgemeinen und in Bezug auf die Geſchichte des deutſchen Theaters zur Seite liegen ließ. Ich weiß, daß es mir und Anderen unverloren bleibt. Doch wie jedem anregenden und befreienden

Beſtreben in unſerer Zeit, dürfte auch mir der Vorwurf der Uebertreibung gemacht werden, und es iſt freilich nur zu viel Uebertriebenes, Maß- und Richtungsloſes und ſomit auch Unwirkſames von entſchiedenen Männern geboten werden. Um dieſen Vorwurf nicht, wenn auch unrechtmäßiger Weiſe, zu verdienen, denke ich in nachfolgenden numerirten Sätzen mehrere begrenzende Beſtimmungen beizufügen, und einigen Mißverſtändniſſen vorzubeugen.

1. In der vorausſtehenden Entwicklung iſt nirgends behauptet, daß es nicht eine unvertilgbare Form aller Schönheit und Kunſt gäbe. Man kann dieſe nicht läugnen, dieſelbe jedoch nur als eine Einheit des Vielen denken. Unbewußt liegt dieſer unabänderliche Kunſtinſtinkt ſchon in dem künſtleriſchen Genius; von jedem tiefſinnigen Geiſte wird dieſer Zuſammenhang aller Kunſt ergriffen, allein es iſt dem ſpeculativen Denker noch ſelten gelungen, das Weſentliche dieſer Urbildung aller Kunſt zu entziffern und gleich der Urpflanze zu enträthſeln. Nur die läſtige Ueberlieferung gewiſſer Kunſtanſichten, die man einzelnen, geſchichtlichen Kunſtwerken entnimmt, iſt eine unwahre, unmögliche, hemmende Führerin. Selbſt die wahre Empirie, die hier gegeben iſt, enthält für den fähigſten Geiſt nirgends die Elemente, aus denen er Recepte verſchreiben darf.

2. Ich läugne gar nicht, daß es eine poetiſche und mimiſche Technik gibt, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt. Sie hat jedoch für den Künſtler nur ganz ſecundaires und untergeordnetes Verdienſt. Es iſt etwas, das er nicht entbehren kann, welches aber ſo wenig für Dichter und Schauſpieler weſentlich und charakteriſirend iſt, wie die Farbenlehre für den Maler oder die Kenntniß der Tractate für den großen Staatsmann. An dieſes techniſche Wiſſen der Sprache, der Recitation, der Mechanik, formeller Schemen und wiederkehrender Erſcheinungen eine ganze unwahre Kunſtwiſſenſchaft, eine ganze Reihe ſteifer Vorſchriften und Lehrſätze zu knüpfen, iſt in der Kunſt ſo verderbend, ſo verſumpfend, ſo retardirend und rathlos, wie in der

Politik die objectloſen, unwahren, negativen, formellen und allgemeinen Lehren unſeres ſogenannten und gäng und gäben Naturrechts. Schelling ſo ſehr wie Rotteck treten hier, wie Tieck und ſein Schweif dort, allem Erſtarken des Geiſtes entgegen.

3. Es gibt folglich eine Kunſtlehre, die ſich jeder Künſtler, der ſich Bewußtſein über die Kunſt, die er ausübt, verſchaffen will, aneignen muß. Es iſt dies nur eine geordnete Empirie, welche ſich durch ihren Fortgang zu einer Nothwendigkeit erhebt. Dieſer Fortgang, dieſe Nothwendigkeit, dieſe Empirie der Kunſt bezieht ſich aber lediglich auf die Ausarbeitung, auf die äußerliche Bewältigung und Vollendung jeder Kunſtaufgabe, jedes geiſtig Erſchaffenen und Erſonnenen, jedes von der Phantaſie Geborenen. Die Schöpfung liegt bei allen Künſten außerhalb dieſer Kunſtlehre, und wird nur durch die zweite oder Kunſtſchöpfung zur Welt gebracht. Aus vorhandenen Kunſtwerken auch ewige Geſetze für den Bereich der Kunſtaufgaben, für die Art künſtleriſcher Weltauffaſſung, für die Geburt des Gedankens eines Kunſtwerkes ſelbſt zu entnehmen, iſt ein den Geiſt und die Kraft des Geiſtes verkümmerndes Uebel, das die Neuern und beſonders die das recipe liebenden Romantiker mit ihrem Repräſentanten Ludwig Tieck auf die äußerſte Spitze getrieben haben. In der eigentlichen Kunſtwiſſenſchaft verſteht Tieck bis auf niedrige Technik und gewiſſes geſchichtlich-literariſches Wiſſen wenig, und er verführt Dichter, Denker und Künſtler, indem er das bloß Künſtleriſche mit dem bloß Poetiſchen, Schöpferiſchen vermiſcht, und aus ſterblicher Empirie und niedrigſter Technik ein Recept für alle Kunſtforderungen zuſammenbaut. Das meiſte eigentliche Kunſtwiſſen, die höchſte Einſicht in das Weſen des bloß Künſtleriſchen beſaß unter den Neuern Wolfgang Göthe wie kein Anderer, doch er ſchuf trotz dieſer Einſicht, er wußte, daß man anderer Eingebung und anderer Weisheit bedürfe, um ein Großes, Lebendiges zu erzeugen. Als er ſelbſt zu ſchaffen nachließ, und die Nacktheit, die Objectloſigkeit, die Schrankenloſigkeit der Modernen fürchtete, da verliebte er ſich

freilich auch in gewiſſe Ideale, der Geſchichte, der Perſönlichkeit angehörende Formen, und wies mehr auf eine Kunſtgrenze hin, welche alle Nebuliſten und Dilettanten und alle, die ſich in unkünſtleriſche, nicht zu bewältigende Aufgaben verloren, zur Ordnung rufen ſollte, und vergaß darüber den eigenen Lebensgeiſt und das ſchöpferiſche Weſen, dem er vor und trotz idealer Kunſtbeſchränkung und Geſetzlichkeit treu geblieben war.

4. Ich will im Vorangehenden durchaus nicht der Anſicht Vieler beipflichten, welche, verführt von dem Gedanken eines vollendeten, von innen und außen vollkommenen Kunſtwerkes, die eigentlich von künſtleriſcher Unvermögenheit oder durch Feſthaltung einer ſpeculativen Chimäre, uns jede dramatiſche Dichtkunſt abſprechen. Das Drama iſt in der Kunſt das Bewußtwerden der Nation über ihre eigene Weſenheit. Leider weiß man jedoch, wie es mit Dingen beſchaffen iſt, wo unſere Nationalität ins Spiel kommt. Wie aber eine Nation, ſo lange ſie exiſtirt, immer ein Etwas ihrer Nationalität feſthält, ebenſo erlangten wir eine Art dramatiſcher Poeſie und Kunſt, und nur von dem Geiſte der jetzigen Generation wird es abhängen, ob ſie will, daß dieſer einmal errungene Nationalthermometer inmitten großer Bewegungen und Wirren fixirt werden ſoll, und ſie wird ihn fixiren, wenn ſich unſer Theater fernerhin außerhalb moderner Anforderungen und Bedürfniſſe erhält. Nichtsdeſtoweniger hat die Nation in den dramatiſchen Errungenſchaften ihres Leſſing, Schiller, Göthe einen poetiſchen Anhalt, an den alle geiſtige Fortbildung geknüpft iſt, der unſer Fundament bleibt, der jedoch ohne Zuführung neuer, weitergreifender, unmittelbarer Lebenselemente nicht im Stande ſein wird, das deutſche Theater lebendig zu erhalten, wodurch auch die dramatiſche Dichtung unter uns ihren letzten Impuls und ihre letzten Hoffnungen verlieren würde. Nur die deutſche Nation, die deutſche Dichtkunſt hat an dieſen Vorgängern eine unumſtößliche Grundlage all ihrer geiſtigen Beſtrebungen, aber das deutſche Theater darf darin keineswegs eine Sicherung erwarten. Auch glaube man nicht, daß ich

bei dieſer Ungenügſamkeit die nachbarlichen Verſuche der Franzoſen im Auge, daß ich ſolchen Fortſchritt, ſolche oder verwandte Dichtung im Sinne habe. Durchaus nicht; denn wir haben den Geiſt, die Natur und Schiller und Göthe voraus, wir ſind in keiner Art Franzoſen. Was man aber auch von jenen neuen Thaten in der Pariſer Kunſtwelt ſagen möge, ſo will ich doch behaupten, daß ſie im Sinne der Volksentwicklung und des öffentlichen Geiſtes inhaltreichere Bedeutung haben dürften als in Hinſicht auf poetiſchen Fortſchritt. Auch iſt ihr neuer Meiſter, nur als Poet betrachtet, nicht deßhalb unzureichend oder verwerflich, weil er nur die Shakſpeariſchen oder Göthe'ſchen Wege verfehlt hat. Ja ich behaupte ferner, daß dieſes fremde Theater mit ſammt dieſen ſchwachen Anregungen ſich länger von gänzlicher Vergeſſenheit retten wird als unſer deutſches mit ſeiner unnennbaren Lethargie.

5. Es gibt eine organiſche und eine elementariſche Poeſie. Im Grunde gehört alle moderne Dichtung zu letzterer, da durchweg bei den Neueren neue Lebenselemente aus wahrer Dichtkunſt hervorgehen. Die Dichtkunſt ſchafft ſich erſt ihr zukünftiges Material. Allein aus künſtleriſchen und welterhaltenden Motiven aſſimilirt ſich der Genius zu ſeinen Zwecken die Welt, wie ſie iſt, und organiſirt zum rein Künſtleriſchen, was Anfangs auseinander gehalten, feindlich und chaotiſch zu bleiben drohte. So wird es jeder wahre Dichter thun; daran müſſen wir bei aller Beurtheilung feſthalten, ohne den elementariſchen Poeten, welche nur anregen, das Wirkliche ſelbſt erſchüttern, allen Werth abzuſprechen. Allein wie die Künſtler ihr Ziel nur erreichen, wenn ſie in ſo bewegter Zeit niemals dem Kunſtſinne einen weitergreifenden Inhalt zum Opfer bringen, noch ſich bis zu formeller Genügſamkeit verlieren, ſich ihres poetiſch-gottſtrebenden Funkens entſchlagen, ebenſo würden die elementariſchen Geiſter beſſer thun, eine Ausgleichung mit dem Wirklichen, eine nur dadurch mögliche, wahrhafte, aber originelle Kunſtform zu erſtreben, eine neue Bahn zu ermitteln und die künſtleriſchen

Vorurtheile zu durchbrechen, als mit ihren inneren Schätzen, mit ihrer poetiſchen Sehnſucht nur immer zerſtörend und außerhalb der Wirklichkeit zu verbleiben. Entwickelt nur recht reiche, poetiſche Elemente, ſtrahlt euren innern Reichthum in die Kunſtwelt aus, die ihr ſchafft, und ihr werdet eurer fortbildenden Wirkſamkeit viel ſicherer und dauernder theilhaftig ſeyn! Auch hier iſt ein ſteter, ununterbrochener Fortgang kunſtgeeinter, lebenbewältigender Poeſie ſo wichtig und unerläßlich wie in allem Lebendigen. Die Poeſie verlangt die Einigung mit dem vorhandenen Leben, mit der Kunſt, wie die Schnecke ihr Haus, und hat ſie dies einmal errungen, dies aber hat ſie bei den Deutſchen, ſo darf ſie nicht wieder aus dem Häuschen kommen. Doch ſchlimmer als alle dieſe elementaren Geiſter wirken die Unfähigen, welche dichten, talentvoll dichten, welche aber nur Kunſtdichter ſind, nur eine Form erfaſſen, und mit dem gegenſtändlichen Leben, mit der Wirklichkeit niemals in erfaſſende, verſtändige Berührung gekommen.

6. Ich läugne nicht, daß ſich eine Art Schauſpielkunſt ohne friſche, höhere, poetiſche Anregungen in einem theatraliſchen Zeitalter kümmerlich erhalten kann. Wo aber iſt ihr dann irgend ein Anhalt, eine Folge, eine Entwicklung gegeben? Es wird ihr niemals etwas Bleibendes gelingen, und es iſt ihr auch bei uns nicht gelungen. Ueberall blickt nur die Leere eines bloßen Schauſpielernaturells oder die Haltloſigkeit bloß formeller Ausbildung hervor. Man fällt in tauſend Manieren und Unwahrheiten. Selbſt große Talente empfangen die wahre Weihe nicht, ſind ihren individuellen Launen hingegeben, und gehen fruchtlos vorüber. Und träte irgend ein geiſterfülltes Naturell unter uns auf, ſo würde es verkümmern oder ſich nie, wie es die Begabung mitbrächte, entwickeln, wenn es nicht eine geiſtlebige Dichtung eben erſtanden ſieht, und von dem Geiſte durchdrungen und gehoben iſt, der in der Dichtung lebt, oder wenn es nicht im Stande iſt, friſche Regungen der Poeſie zu zeitigen. Denn wer kennt die Wechſelwirkung dieſer verketteten Künſte? Nur

an Dichter und große Mimen läßt ſich eine Folge der Kunſt, eine Schule, ein nationale Bühne anlehnen. Was glaubt ihr nun mit eurer formellen Weisheit zu erzielen, ihr unredlichen, verbildeten Dramaturgen?

Jetzt wende ich mich zu den unglücklichen Principien, von denen Ludwig Tieck bei ſeiner Mitwirkung am deutſchen Theaterweſen geleitet wurde. Das Naturell dieſes Dichters, ſeine Bildungsart, ſein Mangel an geiſtiger Rührigkeit, dazu die alten Uebel der Modernen und beſonders des deutſchen Volkes, ſich von der Wirklichkeit abzuwenden und die Form für die Sache zu nehmen, die Entwicklung unſerer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts, darin liegen alle Urſachen, warum Tieck und die gebildeten und verbildeten Geiſter ſich in einer, leider nur zu äſthetiſchen Welt- und Kunſtanſicht begegneten und gefangen hielten. Ja alle jene Unbill, die man an anderen Genien verübt hat, um neben ihrer unerträglichen, wahrhaft weiterfaſſenden, aber nicht verſtandenen Größe gewiſſe Eigenheiten und Schwächen abzulehnen, als hänge mit ihnen all unſere Unreife und Verfehltheit zuſammen, alle dieſe Unbill wird durch die gewecktere Zeit, ohne die Mitwirkung eines erhitzten Geiſtes, wenn auf irgend einen einzelnen Mann unſerer Literatur, dann gewiß auf den Dichter Tieck zurückfallen. Seinen Einfluß wird man bis auf unweſentliche, verarbeitete Reſultate unwiederbringlich abhalten. Denn es iſt dieſem Manne das größte Mißgeſchick wiederfahren, dem ein begabter Geiſt in wirren Zeiten erliegen kann, nämlich dieſes, durchaus zu verkennen, was Noth thut. durchaus nicht Acht zu haben auf das, was vorhanden iſt. Es wird ſich ein andermal die Gelegenheit finden, gründlich auf dieſe Anklage gegen Tieck, den Geiſt und den Dichter, einzugehen. Um bei dem Gegenſtande zu bleiben, der hier verhandelt wird, bei dem deutſchen Schauſpiel und Theater, ſo muß ſich aus der Erkenntniß deſſen, was uns hier mangelt und was uns allein fördern und uns dieſes bedeutſame Inſtitut wahrhaft lebendig und wirkſam erhalten kann, und wiederum aus dem Gegenſatze deſſen, was Tieck dem deutſchen Theater gelehrt, gepredigt und an die Hand gegeben hat, am beſten die Stellung und das ſchillernde Verdienſt ergeben, welches Tiecks Wirkſamkeit für das deutſche Theater einnimmt.

Ludwig Tieck hat die Erfindung im Reiche der dramatiſchen Dichtkunſt nicht nur durch nichts begünſtigt oder hervorgerufen, ſondern er hat derſelben ſogar durch eine falſche Auffaſſung aller Kunſt wie durch Feſthalten einer Anzahl Kunſtvorurtheile, und durch eine ganz irrthümliche Hinweiſung der Dichter und Schauſpieler auf ganz Unweſentliches und Unwahres, den Weg und die Entwicklung unſeres Theaters geſperrt. Das deutſche Theater war eigentlich Tiecks Steckenpferd, und nichtsdeſtoweniger hat er es zerbrochen. Er hat daran herumgeſpielt und zuletzt übergibt er es der nächſten Generation trauriger, verwahrloſter als er es übernommen. Im Anfange ſeiner Theaterlaufbahn machte er mit Glück das Phantaſtiſche gegen die hausbackene Auffaſſungsweiſe deutſcher Moraliſten und Proſaiker geltend. Bis zu Schillers Tod war ſein Einfluß ohne Bedeutung, doch bildete ſich durch ſein und ſeiner Freunde Wirken ſehr bald jene poetiſche Poeſie, die Anfangs zum Spott aller Zeitgenoſſen diente, dennoch binnen kurzer Zeit durch affektirtes Intereſſe an Religion, Staat, Bürgerthum und moderner Kunſt ſich faſt unausrottbar in alle Anſichten und Verhältniſſe der Dinge eingewurzelt hat. Um alles Uebrige fallen zu laſſen, drückte Tieck das deutſche Theater, das immer verwaiſter ward, immer enger an ſich, es war als würde es dadurch inficirt, und es mochte ſein Genius lobend oder verwerfend über das Ganze blicken, nirgends war Fortſchritt, ſondern lediglich Rückſchritt zu erkennen. Tieck ſprach über alle Künſte in ſeinen Novellen, Tieck übernahm endlich die Leitung einer ſpeciellen Kunſtanſtalt, Tieck gab außer fortwährenden Lehren und Anordnungen ſeine dramaturgiſchen Blätter heraus. Und einige ſansculotte und wilde Parteiſtimmen abgerechnet, galt er damals als Vertreter aller beſſeren Einſicht in Deutſchland. Wunderlich genug war jedoch mit jenem Buche einem der Lichtpunkte der ſogenannten Reſtaurationsjahre — der große Bruch erklärt, der ſich ſeit Schillers Tode, ſeit Göthes Schweigen und Rücktritte immer ſchreckhafter herausgeſtellt hatte. In dieſer Lage iſt es nun bis heute geblieben, bei jedem Worte, das über das Theater geſprochen wird, tritt Ludwig Tieck in Erinnerung. Man hat ihn geleſen, auswendig gelernt, abgeſchrieben und die Dinge ſahen täglich armſeliger aus. Auch iſt Niemand ernſtlich gegen Tieck aufgetreten, Niemand hat die Vorurtheile verrathen, von denen ſein ſchöngeſchriebenes und reich mit Wiſſen und Geſchichte durchſpicktes Buch wimmelt. Nur allmählig hat eine erregtere Jugend, der Geiſt, welcher Organe ſucht, größere Regſamkeit im Auslande, und die Anregung von Seiten der europäiſchen Oper zu neuer Thätigkeit aufgefordert, man hat entſchieden verzweifelt oder herausgefordert, ſo daß es nun an der Zeit war, den Häuptling ſelbſt, der das Ganze aufhielt, mit all ſeinen Vorurtheilen aus dem Felde zu ſchlagen, eine univerſale Unterſuchung anzuregen.

Wo findet ſich in Tiecks geſammtem dramaturgiſchem Wirken eine Zeile, welche an die Köpfe der Zeit anpochte und eine geſunde Erfindung gezeitigt hätte? Man zeige mir ſie, man nenne mir das Stück, das das deutſche Theater aus ſeinen Umgebungen empfangen. Schon Heinrich von Kleiſt gehörte nicht wirklich zu den Romantikern, ſie haben denſelben nur in ihre Reihen gezogen, als er geſtorben war, ſie haben ſich mit ihm bereichert und ſeine Werke herausgegeben. Allein Kleiſt ſtand mit ſeinem Genius weit über dieſem Kreiſe, und wenn er mit ihnen verglichen werden kann, ſo wäre dies wegen der Stellung, die er auch außerhalb der wirklichen Welt genommen, und welche Göthe eine unverſöhnliche Härte nannte. Doch wo hätten es die Tieckiſchen Geiſter nur bis zur Kleiſtiſchen Härte gebracht? Die Zeit war aber ſehr ſteril für dramatiſche Poeſie, und wir haben nicht nöthig, Vorwürfe gegen Tieck auszuſprechen, daß überhaupt nichts Tüchtiges hervortrat. Das iſt's auch nicht, was ſein Wirken verdammt, wohl aber jener Umſtand, daß durch Tiecks Lehren und Anſichten, durch die ganze Kunſtbetrachtung Dichter und Schauſpieler, vorzüglich jedoch jene irregeführt und um eine glückliche Entwickelung ihres Talentes betrogen, daß ſie verführt und nicht erregt wurden.

Von einer Erfindung in dem Sinne, wie ich ſie der modernen Kunſt überhaupt und insbeſondere der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt vindicirt habe, war und konnte bei Tiecks Betrachtungsweiſe keine Rede ſeyn. Man dachte ja immer und ewig nur an Wiederholung des Vorhandenen, ſchon Dageweſenen, es galt ja immer nur dem Alten. Tieck nämlich ging bei ſeiner Kunſtanſicht von gewiſſen, beſtehenden Kunſtnormen, Darſtellungsformen aus, der Gehalt, der Geiſt, das Weltergreifende, wurde nur nebenbei beachtet, ja es wurde in allen ſeinen Leiſtungen weder ein neuer Gehalt gegeben, noch in ſeiner Kunſtwiſſenſchaft irgend welcher und beſtimmter gefordert und was man ſo Inhalt nannte, das war nur ein Weltconglomerat, aus poetiſchen Werken gezogen, dem freilich kein Neues, Lebendiges zu entnehmen war, oder es war eine willkührliche, ganz äußerliche Auffaſſung der wirklichen und bürgerlichen Welt, die man gar nicht erfaßte, mit der man keinen Verband hatte und die man in ihren ſchwächſten, aber doch oft regſameren Aeußerungen verſpottete. Die Romantiker, inſonderheit Tieck und ſein ſpäterer Novellenanhang, ſtehen, trotz aller feinen Bildung, trotz aller Genialität, die ihre Werke durchblitzt, trotz aller formellen Glätte und Vielſeitigkeit völlig außerhalb der wirklichen Welt, für welche ſie weder Auge, noch Herz, noch Verſtändniß beſitzen. Sie ſind die eigentlichen *Nullificirer alles Gehaltes* in unſerer Dichtkunſt. Von techniſchen, künſtleriſchen Begabungen, an denen ihr Naturell reich iſt und durch welche Tieck alle ſeine Zeitgenoſſen überſtrahlte, wurden ſie geblendet und vermeinten mit dieſen Mitteln, mit der Erkenntniß des Schönen, mit dieſen äußerlichen Fertigkeiten, welche den großen Künſtler zur letzten Vollendung bringen würden, Meiſter und Herren im Bereiche der Kunſt zu ſeyn. Von formellen, ſprachlichen, mimiſchen Fertigkeiten, von jener unglaublichen Repräſentationsgewalt, mit welcher Tieck für alle hergebrachten Situationen der Menſchen eine Sprache, ein Wort, einen Accent zu finden wußte, von jener, ich möchte ſagen goldoniſchen Fertigkeit, ſich in die allgemeine Stimmung jeder Soubrette denken und ihr ein paſſendes, höchſt univerſelles und doch bald langweiliges Wort in den Mund legen, für ſie ſprechen und ihren hohen Diskant nachmachen zu können, von jener durchaus ſchauſpieleriſchen Gewandheit in allen Figuren der Rede, der theilnahmloſeſten Verachtung und eines gewiſſen univerſellen, rhetoriſchen Witzes, bei dem man auch nur lacht, wenn man die geſammte Partikellehre und die ganze Komik der Neueren noch im Kopfe hat, und in allen denkbaren, möglichen Situationen der Welt, in allen Betrachtungen des Wirklichen ſich mit einer allgemeinen, umſchreibenden, vagen Meiſterſchaft zu bewegen, von dieſem Theatertalente aus griff Tieck in das Reich der Poeſie hinüber und nahm alle vorhandenen, ihn einmal mit dem Zauber der Poeſie beſtrickenden Formen, die ihm einmal durch große Muſter erprobte Auffaſſungsweiſe tragiſcher, komiſcher Stoffe, kurz die ganz allgemeine, abſtrahirte Schönheitswelt als ein nothwendiges Syſtem auf, an welchem er unabänderlich feſthielt und nur formelle Variationen zuließ. Mit dieſen durch frühere Muſter geſtempelten Möglichkeiten der Poeſie war auch dem vorhandenen Inhalte ein Typus des Unveränderlichen beigelegt, oder wenigſtens ſchmeichelte ſich dieſer hergebrachte Gehalt, der doch wirklich lebendig und einer wahren Wirklichkeit entſprungen war, als einziger poetiſcher Inhalt ein, während man aus ſeiner Zeit und Welt gar nichts aufzutreiben, zu erfaſſen, wieviel weniger etwas Beſſeres als dieſe Ueberlieferung zu geben wußte. Indem alſo Tieck jeden Dichter, jeden Künſtler nöthigte, ſich die Auffaſſungsweiſe jener Meiſter zu eigen zu machen, indem er ſie nur an individuelle, hiſtoriſche Formen und überhaupt an die aufgefundene Form aller Schöpfung wies, er hat ſie von eigener, lebendiger

Auffaſſung eines poetiſchen Gehaltes in unſeren Umgebungen, von der Herausarbeitung ihres eigenen Reichthums, welche Geſtaltung dies auch empfangen hätte, abgezogen, er hat ſie von dem Weſentlichen zum Unweſentlichen abgeleitet, die Achtung vor dem Gehalte, vor der Welt, ihren Bedürfniſſen, ihrer Poeſie verkümmert und ſie in eine Region gezogen, wo ſie lebenslang arme, regungsloſe Copiſten großer Ahnherrn, doch niemals Poeten unſerer Zeit wurden. Eben daß Tieck nicht bloß auf die Form eines Meiſters, ſondern auch auf deſſen *Geiſt* drang und denſelben zur *Form* machte, eben dies hat ſo unheilſam unter uns gewirkt; denn man ſchrieb nicht bloß in fremden Formen, die man ſich viel unſchuldiger aneignen kann, man ſchrieb in fremdem Geiſte, man zahlte aus fremdem Säckel. Und wenn man Schiller einen Idealiſten genannt, der ſich aus unklarer Weltbetrachtung einen halberlogenen und unwahren Gehalt erſchuf, ſo iſt dieſer Idealismus der brütenden Phantaſie ein bei weitem ertragbarerer und wahrerer, als jener ganz *phantaſtiſche*, welcher ſich aus den allgemeinen Bezeichnungen wirklicher Dinge und dem von großen Poeten verarbeiteten Gehalte von Weisheit, Neigung und Leidenſchaft, von Thorheit und Gemeinheit eine Welt abzieht und durch Denken und formelle Künſte weiter bildet, und alle wirkliche Erfahrung über Bord wirft oder niemals in ſich aufgenommen, ſo daß nicht bloß auf dem Boden der Wirklichkeit die Phantaſie ihre Fittige ausbreitet, ſondern dieſer Boden ſelbſt von der Phantaſie erkünſtelt und geſchaffen wurde. Das Wahre, das Vorliegende ging völlig unter, alle Einſicht wich, alle Verhältniſſe des Menſchlichen wurden verwiſcht, in gewiſſe poetiſche Allgemeinheiten aufgelöſt. Wo wäre da eine wahrhafte *dramatiſche* Erfindung möglich geworden? Die Schwäche ihrer Schöpfungen mußte vor Allem von der Schaubühne ſo lebendig hervortreten. Indem Tieck ſeine Zeitgenoſſen an dieſelben Muſter und Formen, welche ihm vorſchwebten, an denſelben Geiſt nicht des Schaffens, ſondern des Erſchaffenen wies, an jene

Ueberlieferung, an welche ſich ſein ohnmächtiges und doch glänzendes Talent anklammerte, ſo verdammte er ſeine Mitwelt, die eben keinen Ueberfluß von Schöpferkraft, freien Geiſt oder lebendiger Einſicht hatte, und durch dieſen herrſchenden Genius auf die verführeriſche Bahn des Erlernens und Anlernens gelockt wurde, ſo verdammte er dieſelbe zu derſelben Ohnmacht und betrog ſie noch um die geſunden Talente, die ſie entwickeln konnte. Tieck, zur Paſſivität von Anbeginn verdammt, hat dadurch durchaus eine conſervative, die Erfindung hemmende Einwirkung gehabt. Er ſprach immer vom engliſchen Theater und deſſen Einfachheit, er ſah überall Shakeſpeare und Goethe, Calderon und Goldoni, Lope und Holberg, er ſah nur Fleck und Iffland — und dies war auch ſeine Grenze. Das lebendige Intereſſe am deutſchen Drama verſchwand immer mehr, der Geiſt, der jene herrlichen Werke erzeugt hatte, die unſere Bühne befeſtigten, war einem neuen, weiter ſchreitenden Weltalter gewichen, die ältern Dichter hatten manches verfehlt, vorzüglich Schiller hatte die Keime aller denkbaren Erhebung und Verwilderung des Theaters ausgeſät, da ſchuf Niemand mehr ein ähnlich Wirkendes, man war ſchon an jene Muſter gebannt, das Leben ſelbſt waltete nicht mehr in den folgenden Verſuchen, Tieck ſendete ſeine retrograden Evangelien in die Welt, man verhöhnte friſche, anfängliche Verſuche, man überſetzte alle Claſſiker der Erde, der Riß zwiſchen Literatur und Drama, zwiſchen gebildeter und rohvergnüglicher Theaterluſt ward immer größer, die Lüge auf der einen und die Gemeinheit auf der andern immer zerſtörender, und ſo ſehen wir uns mit einem ſo friſchen und doch veralteten Reichthum mitten in einer Armuth, in der kein Atem von dem Geiſte verblieben iſt, der einſt die ſchaffenden Kräfte anregte und kein Lüftchen von dem Geiſte zu ſpüren iſt, der unſere beſſere Geiſteswelt in Wiſſenſchaft und Dichtung, in forſchenden und anregenden Thätigkeiten durchzieht. Was kann das Ende ſolches Zuſtandes ſeyn? Wollt ihr dem Zufall das Spiel und die Hülfe überlaſſen? Das iſt alſo die Stellung

Tiecks und ſeines Anhangs, ſeiner Theaterſchule die noch die beſſeren Fähigkeiten gebildet hat, das iſt das Verhältniß einer großen Partei in der heutigen Weltbildung zu den erregten Köpfen und zu dem deutſchen Volke, welches wie immer rathlos ſich den geſunden oder geſünderen Kern nicht verwüſten läßt, obwohl man ihn viel beſchädigte. Doch hat dieſes Volk unmittelbar zu Allem, was Tieck gethan, geſchrieben und gerathen hat, nie nur das geringſte Vertrauen beſeſſen. Ich verſichere mehr als den Beweis zu obiger Diatribe führen zu können, wenn ich mich auf eine Analyſe der Tieckiſchen Kunſttheorieen einlaſſen wollte, deren Geiſt ich entwickelt und ſoviel ſich's hier thun ließ erklärt habe. In anderen Künſten, wo er nicht mal dieſe techniſchen, rhetoriſchen und geſchichtlichen Kenntniſſe beſaß, iſt ſein ironiſches Wiſſen und Beſſerwiſſen ſchon lange in ſeine Unbedeutenheit oder Nichtigkeit zurückgeſunken, wiewohl die Richtung des Tieckiſchen Denk- und Dichtkreiſes alle unſere geiſtigen Thätigkeiten, Wiſſenſchaften und Künſte inficirt hat. Ich bleibe dieſer Richtung gewiß nichts ſchuldig und ſchleunigſt will ich meine Waffen auf einem anderen Felde operiren laſſen. Daher jetzt zurück zum armen deutſchen Theater!

Bei dieſem traurigen Zuſtande unſerer dramatiſchen Kunſt und unſeres deutſchen Theaters läßt ſich nur Eines als Nothwendigkeit ergreifen, die Abwendung von den Kunſtprincipien, von der Kunſtanſicht, von den Rathſchlägen und der Autorität dieſes Mannes, der uns um den Fortſchritt, um die Erfindung bringt und von anderem Wirken abgeſehen hier unſere Geſchichte retardirt. Laßt uns auf einige hundert Jahre die dramaturgiſchen Blätter aus allen Sinnen verbannen oder laßt ſie uns mit feinſter Vorſicht gebrauchen! Es liegt Gift auf jeder Seite. Hilf dir ſelber, Poetenvolk, und irrſt du, ſo iſt dir beſſer, du irrſt auf eigene Hand! Ihr übrigen lieben Theaterhelden, lälbert nur fort, an euch iſt der Weltgeſchichte nichts gelegen, denn das kann wohl nur in ſittlicher Hinſicht geſagt worden ſeyn, es ſey beſſer, eine Heerde zu verlieren, als daß ein einziges

Schaf verloren gehe. Doch verbieten wir euch nicht, zur allgemeinen Erhebung beitragen zu wollen, was ihr könnt. Lernt eure Rollen beſſer, ſchneidet keine ſolchen Geſichter und kommt nicht ſo fleißig in die Wochen! Ach! es liegt dem ganzen Gegenſatze, dieſer Entgegenſtrebung ſo feindlicher, ſich vernichtender Richtungen ein fürchterlicher Ernſt zu Grunde. Wißt ihr wohl, wo überall dieſe Divergenzen herumſpringen? Habt ihr mich eigentlich nur vom Theater ſprechen hören oder ſpürt ihr, daß man, wenn man ſeine Vaterliebe bethätigen will, ein Kind hätſchelt und wartet, das zu ſehr aus der Art geſchlagen iſt, als daß an deſſen Erhaltung ſo viel gelegen wäre? Es könnten leicht noch mehr Dinge neben unſerem Theater eingeſargt werden! Man glaubt, ſie errichten Monumente, dieſe kunſtſinnigen Nebuliſten, man meint ſie graben für Schiller und Goethe, für Fichte und Humboldt, ſeht aber nur hin, ſie ſchaufeln Gräber.

Laßt uns inzwiſchen neues Leben erzeugen! So mögen ſie ſchaufeln, bis ſie ſelbſt hinein fallen. Euch aber, die ihr friſchen Kopf und friſche Sinne habt, euch ſey der Zuſtand dieſer Kunſt ans Herz gelegt, eurem Scharfſinne, eurer Geiſtesfreiheit, eurer Wahrhaftigkeit iſt hier ein Gegenſtand bezeichnet, der von Neuem jedweder Forſchung, jedweder Scepſis verfällt, laßt es euer Augenmerk ſeyn uralte Irrthümer und Vorurtheile auszufegen und eure emſigeren Landsleute zu einer geziemenden, geſunden Thätigkeit anzutreiben. Vertretet die Vernunft und miſcht von der Narrheit, ohne die jene ſich nicht hören läßt, nicht zu ſtarke Doſen bei! Euch endlich, die die Gottheit mit der Weihe der Dichtkunſt geſegnet, möge folgende Viſion aus dem Stande der Erniedrigung aufhelfen! Ihr wißt doch, daß es einſt eine ſehr ſchöne Zeit in Deutſchland gab, wo ihr gewiß Lorbeeren ſtatt Dornen auf euren Wegen gefunden. Es iſt dies ſo lange noch nicht her, wo man nur Fähigkeit, Geiſt zu haben brauchte. Muth und Lohn kamen ſelber. Leſſing hatte ſo große Siege über Voltaire und den alten deutſchen Literaturunrath erfochten, wie Friedrich von Preußen über die Pompadour und die deutſchen Reichsperrücken, und die Minna von Barnhelm ſchmetterte wie eine beluſtigende Friedenstrompete durch Deutſchlands Gefilde. Da regte ſich eine unendliche Lebensfülle in unſeren Köpfen. Iſt die Sage zu euch gedrungen, wie Werther die Menſchen tödtete, wie Berlichingen ſie lebendig machte? Wißt ihr noch, wie zu Hamburg ein Mann auftrat, der gar Theater ſpielte, und die Rollen ſelbſt dichtete, die er ſpielte, und zwar die gewaltigſten Rollen, die ergreifendſten Rollen, die deutſcheſten Rollen, die ihm ein fürchterlich erregender Ausländer, Namens Shakspeare, in altengliſcher Größe eingegeben. So gut und ſo ſchlecht hat noch kein Dichter wieder verdeutſcht, wie Schröder die Engländer. Schröder dichtete den deutſchen Hamlet, und alle Theater durchzuckte dieſer Hamlet, wie Meiſters Lehrjahre berichten. Dieſer Schröder iſt nachher geſtorben, und der Platz, wo er ſaß, iſt leer gelaſſen, wie Banko's Seſſel. Doch ſein Geiſt iſt ausgeblieben? Hat er noch keinen gefunden, den er aufzuſchüchtern für würdig hielt? Drauf ſaßen ſie zuſammen am Fuchsthurm bei Jena, zwei moderirte Geiſter, die ihren Urſprung nie verläugnen konnten, die Worte des Carlos waren durch entflammte Göthes Worte, Iphigeniens Wahrheit durch milde Gemüther wie befruchtender Regen gezogen, jetzt dachten ſie nach wie ſie ihrem Wirken eine Form gäben, faßlich für Jahrhunderte. Nach mühſeligem, überreichen Geiſtesringen ſchreitet der kriegeriſche Wallenſtein über die Bühne. Hier greift an's Werk ihr deutſchen muthloſen Dichter! Es gibt noch keine Göthe'ſche, keine Schillerſche Norm; greift in's Leben, habt um Gotteswillen Gedanken, wißt, daß wir ſeit der Aufführung des Wallenſteins viel Schickſale erlebt und weniger ſchwärmen; Napoleon hat die Königin Louiſe beleidigt, wir haben unſere nationale Unabhängigkeit erfochten, wir haben über Gott und Teufel ein Syſtem nach dem anderen geſchaffen, wir haben demagogiſche Umtriebe verboten, und als des Teufels Großmutter begraben wurde, haben wir dem Engel Gabriel die Fenſter eingeworfen, kurz wir ſind ganz verwickelte Menſchen worden, kein Profeſſor will aus uns klug werden. Ich bitt' euch, liebe Poeten, könnt ihr nach dem Allen keinen Stoff mehr finden? Ich verſichere euch, Schiller lebt noch, er lief vergangene Meſſe gewiß unruhig in langweiligen Soiréen herum. Ich ſehe ſchon, wie euch die Bruſt wogt bei dieſem Wettrennen, ihr habt eine neue Erfindung gemacht, der Weltgeiſt hat ſich in eure Verſe verſteckt, und ſteht auf dem Komödienzettel. Jetzt trifft euch freilich ein großer Schlag! Göthe, der Unverwüſtliche, publicirt ſeinen Fauſt, das iſt der deutſche Geiſt, wie er Fleiſch und Bein empfangen und Poeſie geworden, das iſt Deutſchlands dramatiſche Poeſie ſelber. Doch auch das ſchreckt euch nicht, ihr wollt den Geiſt dieſer Dichtung bis in alle Fernen verfolgen, ihr wollt ihn erweitern, wollt ein Neues erfinden, wollt ihn eurem Volke, dem Theater näher rücken.

Da tritt ein Mann unter euch Rüſtige, er will euch mit falſcher Rede bethören und euch die Luſt des Schaffens verleiden, er rümpft über eure Formloſigkeit, über eure Frechheit die Naſe. Schon ſchwanket ihr, ihr wollt Ironiker werden. Da kommt Ludwig Tieck, ſo heißt der Mann, in unbewußter Fügung und ſchrankenloſer Begeiſterung auf die Idee, den Fauſt auf das deutſche Theater zu bringen. Jetzt wachen alle Lebensgeiſter noch einmal auf, ihr ruft: Das iſt ein Halt, ein Fingerzeig auf ewig, hier ſpricht der Geiſt der Nation wie mit Donnerſtimmen. Mit dieſer herrlichen That, Tiecks Meiſterſtück, hat er ſich ſelber begraben, das iſt der Ton von Scherasmins Horn, der die Träumer zum Leben ruft; hier iſt Geiſt, hier iſt Dichtung, hier iſt Weltverſtändniß, hier iſt Freiheit, hier muß euch die Luſt zum Schaffen erwachen!

Scheint es euch nicht, als wenn wir noch einmal unſchuldig würden? Wir richten das Auge auf das wirkliche Leben, wir ſind mit neuer Hingebung an die menſchlichen Bedürfniſſe geſegnet, nicht aus geſtempeltem poetiſchen Materiale erhebt die Poeſie von Neuem ihren Flug. Wir gehen wieder in's Theater, um unſer neueſtes Weltgeſchick zu erfahren. O! ihr Armſeligen, die ihr glaubtet, es ſey bloß gutgemeinter Liberalismus, es ſeyen politiſche Doctrinen, welche eine neue Zeit predigen müßte. Als wenn es nichts Höheres, nichts Tieferes mehr gebe, das jetzt die Gemüther beſchäftigte, als wenn in ſolchen Lebensformen die Reſultate bekannt wären, auf welche wir warten!

Nein! Göthe's Jugendjahre, Schiller's himmelſtürmende Genialität, Lenzen's toller Unſinn, Schröder's Vaterſorgen als Lear, Alles erlebt eine vorwärts gerücktere, lebensvollere Regeneration. Nichts iſt wiedergekehrt, als der Geiſt, der Muth, die Freiheit und die Luſt am Schaffen. Der alte Schröder wird noch einmal jung, er überſetzt nicht mehr, er ſeufzt nach Nahrung. Gebt ſie ihm oder verſtändigt euch wenigſtens mit ihm, Deutſchlands Genien. Es wird Alles lebendig unter uns, kein Stück wird verboten, nur das Schlechte, die Gemeinheit abgehalten, Leſſing blieb uns immer der einzige, anregende Dramaturg, und alle vier Jahre kommen Dichter und Schauſpieler zuſammen, nach Frankfurt oder nach Dresden, nach Berlin oder nach Stuttgart, und es werden Nationalſtücke zur Aufführung gebracht, wobei es nicht an patriotiſcher Begeiſterung fehlen darf.

Was hätte euch Tieck wünſchen, was hätte er euch anregen, was bieten können? Wißt ihr, wo er ſeine Ideale ſucht? Hinten am Ausgange von W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Poeſie iſt er ſtehen geblieben ſeit beinahe 30 Jahren, er freut ſich mit einem Collegen, daß wir eine dramatiſche Literatur beſitzen, die ein ſo gutes Pathos, eine ſo ſchöne Kataſtrophe, eine ſo griechiſche und engliſche Formbildung, einige ſo deutſche Geſinnungen hat. Was wünſcht er noch? Entfernt nur die kleinlichen Gegenſtände und haltet euch an die großen Stoffe eurer Nationalgeſchichte, wartet nur auf meine Kaiſertragödien, die ich habe dichten wollen. Freilich uns fehlten noch die history plays, womit Shakſpeare ſein Volk verherrlichte.

Iſt das Alles? Sind das eure Wünſche? Habt ihr weiter keine Zukunft als dieſe Schlegeliaden? Beim Himmel! ſie wären im Stande, das Beſte, was uns gelingen würde, bei Seite zu werfen, weil ſie daran nicht gedacht hatten und auch nicht denken konnten. Denn da regte ſich der Geiſt und die Erfindung. Als Euripides kam, hatte ſich das griechiſche Leben überaus verändert, das alte, geharniſchte Unglück des Oedipus trat grauſig unter die kleinen Leidenſchaften, Euripides vergriff noch dies und das, aber er erfaßte neuere, modernere Elemente. Plato und Ariſtophanes, jener aus künſtleriſcher Beengtheit, dieſer aus politiſchem Hochſinne, verwarfen den fremden Geiſt, der hier waltete, und das griechiſche Theater war zu Ende.

Armer Euripides! wie oft biſt du ſeitdem von modernen Philologen und Aeſthetikern geläſtert worden! Du warſt auf beſtem Wege, etwas Neues zu erfinden! Gott behüte unſern Euripides, denn wir bedürfen des Fortſchrittes und der Erfindung.

So erging es dem alten Griechenlande, welches kunſtbeglückt und gebenedeiet, wohin es griff, einen Typus der Schönheit gefunden hat. Und wir mit allen Leiden der Modernen und unſerer Nationalität behaftet, wir wagen nach glücklichen Verſuchen und Errungenſchaften einen Typus der dramatiſchen Kunſt, einen Geiſt Shakespear, Schiller, Göthe anzubeten und eine armſelige, unfruchtbare Variation mit geringer, nutzloſer Formenerweiterung zu proklamiren! Seit dies geſchehen iſt, iſt ein Wendepunkt eingetreten, und man mochte nun Tiecks Kunſtanſicht kennen oder nicht, über alle Werke der letzten dreißig Jahre hat Tiecks rückblickender Genius einen bleichen, geſpenſterhaften Schleier geworfen.

Theaterweſen in England.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Erſte Abtheilung.

London. Juli 1835.

Müllner war Schillers Meinung, daß nicht das Publikum die theatraliſche Kunſt, ſondern der Künſtler das Publikum herabziehe, und daß zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, ſie durch die Künſtler gefallen ſey. Ehe noch Müllner dieſer Anſicht beitrat, hatte ſie ihre Gegner und ihre Vertheidiger gefunden. Sein Urtheil warf ein ſchweres Gewicht in die ſchwankende Schale, denn mag auch die vor Kurzem verſtorbene Hemans nicht über die Unweiblichkeit erſchrocken ſeyn, mit welcher ſie in einem ihrer, jetzt noch unter der Preſſe befindlichen Briefe erklärt, daß ſie „Müllner'n und ſeine Schickſals-Tragödien ohne das geringſte Bedauern in Ketten aufhängen ſehen könnte," — Niemand möchte mir die Wette von Hundert gegen Eins halten wollen, daß ſie es keineswegs ungern geſehen haben würde, wenn der Dichter der Schuld engliſch gelernt hätte, um ihre Gedichte in's Deutſche zu übertragen. Warum aber hat weder Schiller, noch Müllner behauptet, daß, wo die Kunſt verfiel, ſie durch die Dichter gefallen ſey? Wäre das minder wahr oder nur von ihnen ungeſagt geblieben, weil ſie ſelbſt zur Dichter-Zunft gehörten und dem Einfluſſe mißtrauten, den ihre Schöpfungen auf ihre Zeit, auf das große Publikum äußern würden? Um dieſer Beziehung willen hätten ſie ruhig den Ausſpruch wagen können. Schiller hat die deutſche Bühne höher gehoben als Raupach, und durch Müllner'n iſt ſie gewiß nicht gefallen.

Nirgends jedoch dürfte es ein glänzenderes Beiſpiel geben, mit welcher wunderbaren Zauberkraft ein dramatiſches Dichter-Talent die Bühne ſeines Volkes zu beherrſchen vermag als in England ſeit Shakspeare. Dryden war der Erſte, der von ihm rühmte, er ſey der Schöpfer der engliſchen Bühne, und Viele haben es Dryden nachgeredet. Der Ruhm iſt aber ſelbſt für einen Shakspeare zu hoch. Schöpfer einer Bühne kann nicht ein einziger Mann — eine Bühne nicht im Raume Eines Menſchenlebens geſchaffen werden. Shakspeare hatte nicht bloß Zeitgenoſſen, die mit ihm nach gleichem Ziele rangen; er hatte auch Vorgänger, die ihm die Bahn geöffnet. Als er anfing, für die Bühne zu ſchreiben, war das romantiſche Drama bereits auf dem Wege zur Ausbildung. Er vollendete das Begonnene, und wenn es ſelbſt der neueſten Zeit noch nicht ganz gelungen iſt, ihm die Palme zu entwinden, ſo hat ſein Talisman ſich vollkommen bewährt. Unter hundert literariſch gebildeten Menſchen aller Nationen gibt es gewiß nicht Einen, der nicht Shakspeare's Leben und mindeſtens einen Theil ſeiner Werke kennt; aber es gibt unter ihnen gewiß neun und neunzig, die nie gehört haben von Henry Chettle, Anthony Munday, Michael Drayton, George Chapman, Henry Porter, Thomas Dekker, William Haughton, John Day, Wentworth Smith, Richard Hathewey, John Webſter, Thomas Middleton, Chriſtopher Marlow, Robert Greene, John Caly, George Peele, Thomas Kyd, Thomas Lodge, Thomas Naſh. Und doch waren dieſe Alle theils unmittelbare Vorgänger, theils Zeitgenoſſen Shakspeare's; doch waren ſie Dichter, deren Schriften noch in bedeutender Zahl vorhanden ſind; doch waren ſie in ihrer Zeit zum Theil höher geachtet als Shakspeare. Es iſt wahr, daß der Dreier nur in dem Lande gilt, in welchem er geprägt wurde; allein es iſt auch wahr, daß der Prophet im Lande ſeiner Geburt die wenigſte Geltung findet. Es kann daher nicht überraſchen, daß, während man jetzt, wo ein Stück von Shakspeare ſelten ein engliſches Theater füllt, mit dem Plane umgeht, ſein Gedächtniß durch ein coloſſales

Denkmal zu retten, er im Leben vielfach überſehen und unbeachtet blieb. So ſchrieb John Chamberlain unterm 5. Januar 1614 an Sir Dudley Carlton: „Bei Hofe wird jede Nacht geſpielt, Feiertags wie Wochentags, und was die Zuhörer für Geduld beweiſen! Es iſt armſeliges Zeug, was dort geſpielt wird. Anſtatt die Verſammlung zu unterhalten, muß es ihr die tödtlichſte Langeweile machen. Und wahrhaftig, die Gehirne unſerer Dichter ſind vertrocknet und die Quellen ihrer Erfindungskraft verſiegt. Von fünf neuen Stücken gefällt nicht eins. Daher müſſen ſie die alten Stücke wieder hervorſuchen und friſch firniſſen. Das kleidet ſie am beſten und bringt ihnen das meiſte Geld ein.“ Wenn man nun weiß, daß zu jener Zeit Shakſpeare erſt ungefähr ſeit zwei Jahren ſich von der Bühne zurückgezogen und daß drei ſeiner Stücke zu Weihnachten 1613 und zwei andere kurz vor dem Datum des Briefs bei Hofe gegeben worden waren, und wenn man ferner ſieht, daß Chamberlain im Laufe ſeiner ganzen Correſpondenz weder Shakſpeare's Namen, noch je den Titel eines ſeiner Stücke erwähnt, muß man ſich da nicht zu dem Schluſſe berechtigt glauben, daß Shakſpeare's Zeitgenoſſen wenig von ihm hielten? Zu ihrer Ehre iſt jedoch dieſer Schluß in ſeiner Allgemeinheit falſch. Man darf nicht vergeſſen, daß Chamberlain nur von den Hofpoeten ſpricht und Shakſpeare nie den Auftrag erhielt, für den König oder die Königin ein Stück zu ſchreiben. Iſt das aber nicht auch ſchon ſchlimm genug? Und es würde ganz ſchlimm und entmuthigend ſeyn, hätte nicht das groſe Publikum der Nachwelt die Sünde der damaligen kleinen Hofleute ausgeglichen. Um indeſſen den vollen Inhalt des von Englands größtem Dichter auf die Bühne ſeines Volks geübten Einfluſſes zu verſtehen, um auch in dieſer Hinſicht ſeinen Werth ganz würdigen und danach die Tiefe ermeſſen zu können, zu welcher die engliſche Bühne *gegenwärtig* herabgeſunken iſt und noch mehr herabzuſinken droht, iſt meines Erachtens ein Blick in die Jahrbücher derſelben unabwendbar nothwendig. Ich muß lachen, wenn ich an die Beſorgniß denke, welche ſich bei dieſem Anlauf in das Gemüth manches eifrigen Leſers und mancher, wie nicht anders zu vermuthen, ſchönen Leſerin ſtehlen und wie ſie ſich in deren Mienen ausdrücken wird, — die Beſorgniß, nunmehr in ein Labyrinth ächtdeutſcher Gelehrſamkeit voll Zahlen und Citaten verwickelt zu werden. Ich muß über dieſe ängſtigende Beſorgniß lächeln, weil ſie, obſchon ohne Grund, doch nicht ganz aus der Luft gegriffen. Ich bekenne nämlich offen, daß, wie entfernt ich auch bin, auf die ſchwerfällige Gediegenheit eines deutſchen Gelehrten Anſpruch zu machen, ich doch ſehr in Verſuchung geſtanden habe, meine jetzige Reiſe über den Kanal in einem ſchwer befrachteten Schiffe zu unternehmen, bei meiner Ankunft auf dem Feſtlande einen guten Theil der Gelehrſamkeit auszuſchiffen, die ich hier an Bord genommen, und in der Langenweile meiner Kunden mir eine boshafte Entſchädigung für meine aufgewendete Zeit zu verſchaffen. Es iſt wahrhaftig kein Spaß, die dickleibigen Quartanten eines Shelone, Steevens, Reed, Chalmers, Collier und Anderer durchzuleſen, und dann auf die herzſtärkende Freude zu verzichten, für einen zwar langweiligen, aber grundgelehrten Menſchen zu gelten. Und wer weiß, wie meine menſchliche Schwäche im Kampfe mit jener Verſuchung beſtanden haben würde, wenn ich meinen Leſern das Höllenfeuer der Langenweile anders hätte anzuzünden vermocht, als indem ich es an mir ſelbſt langſam herausbrennen ließ. Daher weg mit der Beſorgniß. Um an Anderen Barmherzigkeit zu üben, will ich bei mir ſelbſt damit anfangen. Und um meiner Verſicherung Glauben und mit das Vertrauen der Leſer zu gewinnen, ſchicke ich die Bemerkung voraus, daß der angedrohte, jedoch nothwendige Blick in die Jahrbücher der engliſchen Bühne nur den unbedeutenden Raum einiger Jahrhunderte, nur die Zeit von ihrem früheſten Entſtehen bis auf Shakspeare umfaſſen ſoll, — eine Periode, von welcher es anerkannt iſt, daß nach ihrem Ablauf das engliſche Drama ſich vollendete und die engliſche Bühne, wie einen neuen Charakter, ſo eine neue Geſtalt annahm.

Wie bei allen chriſtlichen Nationen Europa's gründen ſich auch bei der engliſchen die erſten Erzeugniſſe dramatiſcher Kunſt auf das alte und neue Teſtament, und man kann behaupten, daß ſie in dieſer Form hier im zwölften Jahrhunderte auf-, und erſt unter der Regierung des ſechsten Heinrich abgekommen ſind. Sie hießen Mirakel-Spiele — miracles oder plays of miracles, — waren Anfangs von der einfachſten Art, indem ſie nur die in der heiligen Schrift und im Pſeudo-Evangelium erzählten Begebenheiten, oft mit den daſelbſt gebrauchten Worten, dialogiſirten, erhielten jedoch nach und nach freie Zuſätze und wurden, wie meiſt von Geiſtlichen geſchrieben, ſo auch vorzugsweiſe bis auf die ſpäteſte Zeit von Geiſtlichen geſpielt. Der Biſchof von Lincoln, Robert Groſſetete, verſichert, ſie würden controvés von les fols clercs und von verkleideten Geiſtlichen in Kirchen, auf Gottesäckern und auf offenen Straßen zur Schau gegeben. Die Vorrichtungen dazu beſtanden aus temporären hölzernen Gerüſten, die aber bisweilen auch auf Räder geſetzt wurden, um mit leichter Mühe zu mehreren Vorſtellungen in verſchiedenen Stadttheilen zu dienen. Nach dem Zeugniſſe des Archidiaconus Rogers hatte jedes ſolches Gerüſt zwei Zimmer, eins über dem andern. In dem untern kleideten ſich die Darſtellenden an, in dem obern ſpielten ſie, und natürlich war dieſes obere ringsum offen.

Die letzte Nachricht, die von der Aufführung eines Mirakel-Spiels ſich vorfindet, datirt zwar aus dem Anfange der Regierung des erſten Jakob. Gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Art Spiele ſchon unter dem ſechsten Heinrich aus der Mode kamen, und ihren bis dahin behaupteten Platz den ſogenannten moraliſchen Spielen — morals oder moral plays — einräumen mußten. Unter einem moraliſchen Stücke verſtand man ein Drama mit allegoriſchen, abſtrakten oder ſymboliſchen Charakteren, und mit einer Intrigue, die eine Lehre zum Zwecke der Verbeſſerung des menſchlichen Wandels enthalten ſollte. Der Uebergang zu dieſer Art Spiele erklärt ſich aus den erwähnten, in die Mirakelſpiele gebrachten Zuſätzen, durch welche nach und nach abſtrakte Verkörperungen eingeführt wurden. Die hierbei zum Grunde liegende Abſicht ging unſtreitig dahin, einen Wechſel in die Mirakelſpiele zu bringen, und ihnen dadurch einen Reiz der Neuheit zu geben, deſſen ſie natürlich zum Nachtheil der Darſtellenden entbehrt haben würden, wenn ſie Jahr aus, Jahr ein denſelben Zuhörern immer genau in derſelben Form vorgetragen worden wären. Die erſten Neuerungen dieſer Art beſtanden in Perſonificirung der Wahrheit — veritas — der Gerechtigkeit — justitia — des Friedens — pax — und des Erbarmens — misericordia — im „Himmels-Parlamente.“ Dann kam der Tod an die Reihe. Die Mutter des Todes iſt ein noch ſpäterer Zuſatz, bis endlich ſogar Charaktere wie Renſie und Lyon auftraten, die zwar eine noch größere Individualität enthielten, aber ſtets fortfuhren, die Geſinnungen und Leidenſchaften zu perſonificiren, von welchen man glaubte, daß die Juden gegen unſern Heiland beſeſſen geweſen wären.

In demſelben Grade, in welchem ſolche Charaktere ſich vermehrten, griffen ſie in die Handlung und in die Entwickelung ein; die der heiligen Schrift entlehnten Charaktere traten ſichtbar in den Hintergrund, und verfielen nicht ſelten in verhältnißmäßige Unbedeutendheit; und ſo konnte es im Fortgange der Zeit nicht fehlen, daß dasjenige, was urſprünglich nur der poetiſche Schmuck eines geſchichtlichen Drama hatte ſeyn ſollen, eine neue Gattung theatraliſcher, mit der Geſchichte außer aller Verbindung ſtehender Schauſtellung wurde. Das nannte man nun ein moraliſches Stück. Weil es jedoch bloß aus Allegorie und abſtrakten Begriffen zuſammengeſetzt war, alles Leben geiſtiger oder perſönlicher Idioſynkraſie ihm abging, und es weder Mannigfaltigkeit an Handlung, noch zeitgemäße Anſpielungen hatte, ſo mußte es oft ſehr langweilig, noch öfter ſehr unverſtändlich und im Ganzen ein ſehr ſchlechtes Mittel für öffentliche Unterhaltung ſeyn. Stand es daher einmal in den Sternen geſchrieben, daß ein Drama dieſer Gattung überhaupt exiſtiren ſollte, ſo war vorauszuſehen, daß es nicht lange aus bloß abſtrakten Begriffen beſtehen würde, und wirklich beweiſen die früheſten, ſich bis auf den heutigen Tag erhaltenen Proben, daß man ſchon in ihnen, bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg darauf dachte, die moraliſche Lehre des Stücks in eine bunte und anlockende Form zu kleiden, und dadurch das Stück ſelbſt ebenſo lehrreich als unterhaltend zu machen. Und das konnte in der That nur durch Verzicht auf die urſprüngliche Form erreicht werden. Wie daher die Abweichung von der Grund-Idee der Mirakel-Spiele in der Anwendung von Allegorien zu den moraliſchen Stücken führte, ſo bahnte die Abweichung von dieſen in der Vertauſchung abſtrakter Charaktere gegen individuelle auf eine leichte und natürliche Art die Bahn zur Tragödie und Komödie, den Repräſentanten des wirklichen Lebens.

Bevor jetzt der Leſer mich weiter begleitet, muß ich mir einen kurzen Verzug erbitten. Aus meiner Bemerkung, daß die Mirakel-Spiele vorzugsweiſe von Geiſtlichen dargeſtellt worden wären, folgt von ſelbſt, daß die Geiſtlichen nicht ausſchlieſſend die Acteurs waren. Auch finden ſich Belege, daß bereits um das Jahr 1258 wandernde Schauſpieler einer keineswegs unbekannten Profeſſion angehörten, denn eine Verordnung aus dieſer Zeit ſagt: „man darf den Hiſtrionen Speiſe reichen, nicht, weil ſie Hiſtrionen, ſondern weil ſie arm ſind.“ Allein wandernde Schauſpieler-Geſellſchaften ſcheinen erſt dem Aufkommen der moraliſchen Stücke ihr Daſeyn zu verdanken, und daher ſolches nicht über Heinrich den Sechsten hinausdatiren zu können. Hier aber läßt ſich nachweiſen, daß ein Verein von Perſonen zum Behuf der Darſtellung eines ſich in der Handſchrift erhaltenen moraliſchen Stücks, the Castle of Perseverance — das Schloß der Beharrlichkeit —, das Land durchzog, und, ſobald ſie in eine volkreiche Gegend kamen, durch ausgeſendete Fahnenträger und Trompeter Tag und Stunde der Vorſtellung verkünden ließ.

Demnächſt verdient Erwähnung, daß, obgleich Tragödien und Komödien erſt unter Königin Eliſabeth Mode wurden, doch ſchon im Jahre 1520 etwas wie klaſſiſcher Bühnengeſchmack in England auftauchte. In dieſem Jahre nämlich ließ Heinrich der Achte zur Unterhaltung für vier franzöſiſche Geiſeln, welche bis zur Vollſtreckung des, die Uebergabe von Tournay betreffenden Vertrags in England geblieben waren, in ſeinem großer Zimmer zu Greenwich eine Bühne errichten, auf welcher unter Andern eine Komödie des Plautus, und wahrſcheinlich, da bis in jene Zeit keine Spur einer engliſchen Ueberſetzung des Plautus reicht, im lateiniſchen Original geſpielt wurde. Ungefähr zehn Jahre ſpäter ſchrieb John Heywood, der Sänger, wie ſein Beiname iſt, eine Art Spiele, welche in der Geſchichte des engliſchen Drama eine Epoche bilden, weil ſie weder Mirakel-, noch moraliſche Spiele ſind, die Brücke zur Komödie bauen und zugleich den erſten Beweis von dem Einfluſſe geben, welchen die Bühne auf das Volk zu äußern anfing. Heywood und die Wenigen, die nach ihm in gleichem Geſchmacke ſchrieben, nannten ihre, ich glaube, England eigenthümliche Erfindung Zwiſchenſpiele — interludes; aber obſchon zwei oder drei derſelben als Stücke, die zwiſchen anderartigen Unterhaltungen geſpielt wurden, die Benennung in der That verdienen, ſo kommt er doch den übrigen mit keinem beſſern Rechte zu, als mit welchem unter dem vierten Eduard alle theatraliſche Erzeugniſſe Zwiſchenſpiele hießen. Ihre eigenthümliche Natur, die in etwas breitem Humor und derber Theaterzeichnung beſteht, dürfte ſich am beſten aus dem Inhalte des erſten dieſer Stücke erkennen laſſen, welches nicht vor 1529 geſchrieben zu ſeyn ſcheint und den Titel führt: Play betwene the Pardoner and the frere, the curate and neybour Pratle, Spiel zwiſchen dem Reliquien-Verkäufer und dem Mönche, dem Pfarrer und Nachbar Pratle. Ein Reliquien-Händler und ein Mönch haben von dem Pfarrer die Erlaubniß zum Gebrauche ſeiner Kirche erhalten, der Eine, um ſeine Reliquien auszuſtellen, der Andere, um eine Predigt zu halten, Beide, um Geld zu bekommen. Der Mönch findet ſich zuerſt ein und will eben ſeine Predigt anfangen, als der Reliquienhändler auftritt und ihn unterbricht. Jeder will ſich Gehör verſchaffen; jeder bietet die äußerſte Kraft ſeiner Lungen auf, und als der Verſuch, den Andern zu überſchreien, ſich auf beiden Seiten vergeblich erweiſt, kommt es von Worten zu Schlägen, und Beide puffen und prügeln ſich ganz unbarmherzig. Der Pfarrer, von dem Lärm herbeigerufen, gibt ſich alle erdenkbare Mühe, die Streitenden zu trennen. Vergebens. Alſo ruft er Nachbar Pratle zum Beiſtande und während er den Mönch hält, verſucht Nachbar Pratle, ſich des Reliquienhändlers zu bemächtigen, um dann Beide in den Bock zu ſpannen. Es zeigt ſich aber, daß der Mönch und der Reliquienhändler den Vermittlern zu ſtark ſind. Beide werden gehörig abgedroſchen, und ſind zuletzt herzlich froh, als zwiſchen den Hauptparteien ein Vertrag zu Stande kommt, Kraft deſſen Alle ruhig auseinander gehen. — Der vorzüglichſte Witz des Stücks beſteht in dem zur Schau Legen und lächerlich Machen der von Reliquienhändlern ſowohl als von Mönchen ausgeübten Betrügereien. Nachdem der Mönch geraume Zeit von der freiwilligen Armuth ſeines Ordens geſprochen, und gegen Geiz und Habſucht gewaltig losgezogen hat, zeigt er ſeine Abſicht an, Geldſpenden einzuſammeln, und die gegen Reliquienhändler gerichtete Satyre zeigt ſich ſehr gut in Aufzählung der albernen Dinge, welche der aufgetretene Repräſentant den Gläubigen vorlegt, um ihre Andacht zu wecken und Geld von ihnen zu erlangen. Es iſt Vieles in dieſem Stücke, was noch heute, nach dreihundert Jahren, zu mancherlei Nutzen und Frommen auch in Deutſchland geſagt werden könnte, wenn es geſagt und gedruckt werden — dürfte.

Man würde nicht irren, wenn man aus der mitgetheilten Skizze folgert, daß ein weſentlicher Zweck der Zwiſchenſpiele Beförderung des Proteſtantismus war, und wie die erſte, in Betreff der Bühne und dramatiſcher Vorſtellungen durchgegangene Parlaments-Acte vom Jahre 1543 hiervon genügendes Zeugniß gibt, ſo beweiſt ſie auch den ſchwankenden Sinn des achten Heinrich in Bezug auf Religion und ſeine Beſorgniß vor den Folgen der Zwiſchenſpiele. Das Statut verordnet, daß Niemand etwas ſingen, reimen oder ſpielen ſoll, was den Lehren der römiſchen Kirche entgegen ſey, — bei Strafe von zehn Pfund Sterling und drei Monat Gefängniß das erſte und bei Verluſt aller Habe und lebenslänglichem Gefängniß das zweite Mal. Das Geſetz wirkte, wie alle Geſetze zu wirken pflegen, welche den närriſchen Einfall haben, in die Speichen des von der Kraft ſteigender Aufklärung getriebenen Zeitrads eingreifen zu wollen, — es erbitterte die Anhänger des neuen Glaubens gegen die römiſch-katholiſche Kirche, beſtärkte ſie in der neuen Lehre, warb der verfolgten neue Anhänger, und erreichte — den Gegenſatz ſeines Zwecks. Man darf allerdings nicht vermuthen, daß dieſe Wirkungen ſich aus gleichzeitig in England gedruckten Schriften erkennen laſſen. England hatte damals keine freie Preſſe. Weil es jedoch gleichzeitige Preßverbote für die ganze Welt nie gegeben hat, und glücklicherweiſe nie geben wird, ſo ließ ein Schriftſteller, Namens Edward Stalbridge, ſein aus Baſel datirtes „Ermahnungs-Schreiben eines engliſchen Chriſten an ſein vielgeliebtes Vaterland“ noch in demſelben Jahre im Auslande drucken, und es iſt intereſſant zu hören, wie er ſich darin über die Tendenz der Zwiſchenſpiele in Vergleich zu den anderer theatraliſchen Vorſtellungen äußert. „Niemand laßt ihr ungehudelt und ungeſchoren,“ ſagt er in ſeiner kernigen Sprache; „nein, Niemand, nicht einmal die armen Bänkelſänger und die Darſteller von Zwiſchenſpielen. Auch die müſſen daran. So lange ſie Lügen ſpielten und ſchmutzige Lieder ſangen, Gott läſterten und die menſchlichen Gewiſſen verführten, tadeltet ihr ſie nie, ſondern waret herzlich gut mit ihnen zufrieden. Seit ſie aber dem Volke zeigen, wie es Gott, ſeinem Herrn, im Rechte und in der Wahrheit, nicht nach euern, ſondern nach ſeinen heiligen Vorſchriften verehren, und in Jeſus Chriſt ſeinen alleinigen Retter und Seligmacher erkennen ſoll, ohne auf euer betrügeriſches Gaukelſpiel zu achten, ſeitdem tadelt ihr ſie, und ſeyd herzlich ſchlecht mit ihnen zufrieden.“

Unterm Protektorate des Herzogs von Somerſet beſtieg der ſechste Eduard am 28. Januar 1517 den Thron ſeines Vaters Heinrich, und eine der erſten Handlungen ſeiner Regierung war die Zurücknahme jener Parlamentsakte. Sobald nun die Verfaſſer und Darſteller der Zwiſchenſpiele ſich in religiöſer Beziehung frei ſahen, wendeten ſie ſich zu dem, was die Religion an derzeitigem Intereſſe überwog, — zu politiſchen Gegenſtänden, und der einmal Fuß gefaßte Einfluß der Bühne behauptete ſich auch ein zweites Mal. Es war nicht der neueſten Zeit vorbehalten, die Nutzloſigkeit der im Staatenleben gemachten Erfahrungen zu beweiſen. Schon unterm 6. Auguſt 1517 erging der Befehl, daß vom zweiten Tage nach deſſen Bekanntmachung an bis zum nächſtfolgenden Feſte Aller Heiligen durch das ganze Reich die Aufführung von Zwiſchenſpielen verboten ſeyn ſolle, und zwar, wie die Proklamation ſich ausdrückte, weil ſie zu Aufruhr und zu Verachtung unterſchiedentlicher guter Ordnung und Geſetze reizte. Obgleich dieſe Verordnung nur zwei Monate in Kraft ſeyn ſollte, ſo wurde ſie doch von Zeit zu Zeit erneuert, und mit welchem Erfolge, geht daraus hervor, daß endlich, um die immer höher geſtiegenen Ungebührniſſe der Drucker und Spieler kräftig zu zügeln, am 18. April 1552 ein geſchärfter Befehl erlaſſen wurde, dem gemäß Niemand ohne ausdrückliche, unter des Königs Hand und Siegel oder von ſechs geheimen Räthen ertheilte Erlaubniß drucken oder ſpielen ſollte, bei Vermeidung von Haft und einer von des Königs Willkühr abhängigen Strafe.

Im Juli 1553 kam Königin Maria an die Regierung und ſtatt jenen Befehl aufzuheben, ließ ſie es ſich ſogleich angelegen ſeyn, ihn wieder auf religiöſe Gegenſtände zu erſtrecken, — ein Zeichen, daß die Zwiſchenſpiele das Feld der Religion entweder noch nicht ganz geräumt hatten oder wieder einzunehmen drohten. Zwei Jahre ſcheint die blutige Handhabung des ſtrengen

Geſetzes jede öffentliche Darſtellung unterdrückt zu haben. Dann kamen ſo viele Merkmale von der Umgebung deſſelben zur Kenntniß der Regierung, daß man es zu Oſtern 1556 am gerathenſten fand, alle und jede dramatiſche Unterhaltungen zu verbieten, was natürlich, ſo lange Maria die Krone trug, eine Menge heimlicher und in ihrer Heimlichkeit um ſo gefährlicherer Darſtellungen, zugleich aber auch eine Maſſe von Beſtrafungen zur Folge hatte. Auf den Grund jenes allgemeinen Theater-Verbots und ſeiner ſtarren Handhabung hat, ich glaube, Chalmers zuerſt und dann Wamſer, der ihm nachgeſchrieben, behauptet, die unter den früheren Regierungen gegen das Theaterweſen genommenen Maßregeln hätten Königin Eliſabeth, die bekanntlich Marien im Jahre 1559 auf dem Throne folgte, „ohne ein Theater, ohne Dramas und ohne Schauſpieler gelaſſen.“ Iſt das unbedingt wahr? — Wenn man unter dem Worte Theater ein bloß zum Zwecke dramatiſcher Vorſtellungen errichtetes Gebäude verſteht, ſo läßt allerdings gegen dieſen Theil der Behauptung ſich nichts einwenden. Nur iſt zu bemerken, daß der Mangel eines ſolchen Gebäudes nicht Schuld der gerügten Strenge, ſondern des Umſtandes war, daß ein ſolches bis dahin im ganzen Königreiche noch überhaupt nie exiſtirt hatte. Hinſichtlich der Dramas iſt zwar auch wahr, daß, ſo viel wir wiſſen, unter Marias Regierung keine gedruckt worden ſind. Das vernichtet aber nicht die Exiſtenz der vorher gedruckten. Und was den verſicherten Mangel an Schauſpielern anlangt, ſo iſt dieſe Verſicherung gänzlich falſch. Maria hatte das theatraliſche Etabliſſement ihres Vaters mit einem jährlichen Koſtenaufwande von zwei bis dreitauſend Pfund Sterling unverändert beibehalten und, des allgemeinen Verbots ungeachtet, nicht bloß an ihrem Hofe, ſondern auch im ganzen Reiche, mittelſt autoriſirter Connivenz der Behörden, die Aufführung ſolcher Mirakelſpiele geſtattet, welche darauf berechnet waren, die Lehrſätze der römiſch-katholiſchen Kirche einzuſchärfen. So wurde im Jahre 1556 von den grauen Brüdern in London vor dem Lordmajor, den geheimen Räthen und vielen Großen des Reichs die Leidensgeſchichte Chriſti aufgeführt, die Vorſtellung im folgenden Jahre bei Gelegenheit der Kriegserklärung gegen Frankreich wiederholt und in demſelben Jahre am St. Olafs-Tage das für die Bühne zurecht gemachte Leben dieſes Heiligen in der auf der Silberſtraße zu London ihm gewidmeten Kirche dargeſtellt. War daher auch der Geſchmack des Volks für ſolche Schauſtellungen erſtorben, ſo kann man deßhalb nicht ſagen, daß Eliſabeths Regierung keine Schauſpieler von Marien geerbt habe, und man kann das um ſo weniger, je unbezweifelter es iſt, daß Eliſabeth die überkommene Geſellſchaft, obgleich mit einiger Veränderung und Beſchränkung, fortbeſtehen ließ. Woher alſo obige Behauptung? — Antwort: aus dem Wunſche, Dryden's im Eingange erwähnte Bemerkung zu begründen, daß Shakſpeare der Schöpfer der engliſchen Bühne ſey. Mit Eliſabeth nähert ſich Shakſpeare. Wollte man ihm daher den Ruhm gewinnen, die engliſche Bühne geſchaffen zu haben, ſo mußte man darauf verbreiten, daß es bei ſeinem Erſcheinen kein engliſches Theater gegeben habe. Meine Ueberzeugung, daß dieſer Ruhm ihm nicht gebührt, erheiſchte mindeſtens einigen Beweis. Dagegen ſtellt man nun natürlich nicht in Abrede, daß Eliſabeth Sinn für theatraliſche Vorſtellungen gehabt habe, und ich könnte deßhalb mit beſchleunigter Eile vorwärts gehen, wenn nicht ein hiſtoriſches Dokument von ganz kurioſer Art mir den Weg verlegte.

Wer kann von Eliſabeth hören, ohne an Maria von Schottland zu denken! Wer über Eliſabeth ſchreiben, ohne die unglückliche Maria zu erwähnen! Wie viele Federn aber auch mit den beiden Königinnen ſich beſchäftigt und wie unabläſſig ſcharfe Späher-Augen die Archive durchforſcht haben, — doch hat zur Zeit Niemand einer Urkunde gedacht, die gerade über eine der dunkelſten Stellen in der Geſchichte der zwiſchen Eliſabeth und Maria ſtatt gefundenen Verhandlungen ein neues Licht verbreitet und bei welcher ich daher, ohne einleitende Entſchuldigung, mich um ſo ruhiger ein paar Augenblicke verweilen darf, je deutlicher der

Leſer erkennen wird, daß das betreffende Dokument mir wirklich dergeſtalt im Wege lag, daß ich unmöglich daran vorüber gehen konnte.

Unterm 10. Mai 1562 wurde an John Fortescue, damaligem Groß-Garderobier Ihrer Majeſtät der Königin Eliſabeth, der Befehl ausgefertigt, eine bedeutende Menge Seidenſtoffe und andere Artikel der Art aus der großen königlichen Kleiderkammer an Sir Thomas Benger, damaligen maitre des plaisirs, oder master of the revels, abzuliefern, und zwar, „damit ſelbiger die von ihm zu bewirkenden Verkleidungen und Ergötzlichkeiten beſſer veranſtalten und ausſtaffiren könne.“ Daß ſothane Verkleidungen und Ergötzlichkeiten — masks and revels, wie ſie genannt werden, — nicht in London, ſondern zu Nottingham vor ſich gehen ſollten, erhellt aus der Ueberſchrift des in Frage befangenen, auf jenen Befehl ſich beziehenden handſchriftlichen Dokuments: Devices to be showed before the Queenes Majestie, by waye of maskinge, at Nottigham castell, after the metinge of the Queene of Scotts, — wörtlich Deutſch: Devicen, wie ſie vor der Königin Majeſtät mittelſt Maskirens auf Schloß Nottingham nach der Zuſammenkunft mit der Königin der Schotten gezeigt werden ſollen. Wenn nun der Leſer ſich erinnert, daß die Gelehrten darüber unter einander ſtreitig ſind, ob nach Mariens Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1561 wirklich ein Plan vorgelegen habe, zwiſchen ihr und Eliſabeth im Frühlinge 1562 eine Zuſammenkunft zu bewirken, ſo wird er zugeben, daß jenes Dokument einen ſtarken Beweis für die Wirklichkeit des vorgelegenen Plans enthält. Doch mehr. Man behauptet auf der einen und läugnet natürlich auf der andern Seite, daß dieſe Zuſammenkunft im Monat Mai habe ſtatt finden ſollen, jedoch, weil Maria ſehr ſchön geweſen und Eliſabeth auf ſolchen Ruhm keinen Anſpruch gehabt, von dieſer aus Eitelkeit erſt bis Juni, dann bis Auguſt verſchoben und endlich ganz aufgegeben worden ſey. Wer aber hätte, wenn der Plan einer ſolchen Zuſammenkunft wirklich vorlag und ein politiſcher Grund ihm nicht entgegenſtand, das beſſer gewußt, als Sir William Cecil? Und wer würde, wenn ein politiſcher Grund dagegen geſprochen hätte, beſſer verſtanden haben, ihn geltend zu machen und die Zuſammenkunft zu hintertreiben, als derſelbe Cecil, er, der Eliſabeth rieth, Marien gefangen zu halten, und der nach Babingtons Verſchwörung ganz beſonders den Prozeß betrieb, in deſſen Folge Maria das Blutgerüſte beſtieg? Wenn ſich daher nachweiſen läßt, daß Cecil die beabſichtigte Zuſammenkunft für gewiß hielt, ſo können wir annehmen, daß er nichts dagegen einzuwenden hatte. Fand ſie deſſenungeachtet nicht ſtatt, ſo mußte der Beweggrund von Eliſabeth ſelbſt ausgehen, und war dieſer kein politiſcher, welch' anderer konnte er ſeyn als ein perſönlicher, und wie ſtark iſt dann die Vermuthung, daß die Eiferſucht — Eitelkeit hieß! Daß aber Cecil von der Zuſammenkunft der beiden Königinnen im Monat Mai überzeugt war, eben das iſt es, was das fragliche Dokument nachweiſt; denn es weiſt nach, daß er einem Poeten der damaligen Zeit — wem, iſt nicht bemerkt, — den Auftrag ertheilte, einen die Beluſtigung der Königinnen mittelſt ſinnbildlicher Masken und Figuren bezweckenden Entwurf auszuarbeiten, und *iſt dieſer Entwurf ſelbſt*, wie er ſich mit der oben erwähnten Ueberſchrift: „Devices“ unter Cecils Papieren in einem vor Kurzem entdeckten Bündel alter Manuſkripte unverſehrt vorgefunden hat. Habe ich nun einmal ſo viel geſagt, ſo muß ich auch noch mehr ſagen, — warum? Aus Pflicht der Menſchlichkeit.

Ich bin in einigen deutſchen Reſidenzen Zeuge der Geburtsſchmerzen geweſen, unter welchen beſtallte und beſoldete Dramaturgen von höchſten Orts beorderten Feſtſpielen entbunden worden ſind, und ich kann mir daher recht gut denken, wie krankhaft viele dieſer ſchwergeprüften Männer in ihrer ſchnell erblühten Hoffnung, die angedeuteten Deviſen vorkommenden Falls benutzen zu können, durch meine Verſchweigung ihres Inhalts ſich getäuſcht ſehen würden. Deshalb will ich menſchlich mit ihnen fühlen, zumal ich die feſte Ueberzeugung habe, daß, „ſoweit die deutſche Zunge reicht und deutſche Sprache Anklang findet,“ dieſe Blätter von Niemand, der auch nur im Entfernteſten mit dem Theaterweſen in Verbindung ſteht, und folglich von keinem deutſchen Dramaturgen ungeleſen bleiben werden. Ihr Dank, den ich anticipire, und die ſchöne Gewißheit, ein reiches Feld eventueller Ernte für ſie zu beſtellen, haben mir die Schwierigkeiten des alten engliſchen Originals erleichtert. Alſo lautet der fragliche Entwurf folgendermaßen:

Erſte Nacht.

Die Bühne ſtellt ein Gefängniß vor, das gänzliches Vergeſſen, und deſſen Hüter Argus, mit anderen Worten Vorſicht heißt. Maskirte Damen treten folgendergeſtalt auf:

Zuerſt Pallas auf einem Einhorn, in der Hand eine Fahne, auf welche zwei weibliche, feſt in einander verſchlungene Hände gemalt werden müſſen. Ueber die Hände wird mit goldenen Buchſtaben geſchrieben Fides.

Hierauf reiten zwei Damen gleichzeitig ein, die Eine auf einem goldenen Löwen, auf deſſen Kopfe eine goldene Krone, die Andere auf einem rothen Löwen, auf deſſen Kopfe eine gleiche goldene Krone. Dieſe ſtellen zwei Tugenden vor, die Dame auf dem goldenen Löwen ſoll Prudentia, die auf dem rothen Löwen Temperantia heißen.

Hierauf folgen ſechs oder acht maskirte Damen, welche die Zwietracht und den falſchen Leumund an goldenen, ihnen um die Nacken gelegten Stricken gefangen einbringen. Sobald dieſe über die Bühne gezogen ſind, ſoll Pallas den beiden Königinnen Majeſtät in Verſen ſagen, daß die Götter, benachrichtigt von der edeln Zuſammenkunft dieſer beiden Königinnen, ſie beauftragt, ihnen zu verkünden: die zwei Tugenden Prudentia und Temperantia, hätten ſeit lange ernſt und dringend Jupiter gebeten, den falſchen Leumund und die Zwietracht in ihre Macht zu geben, damit ſie ſolche nach Gutdünken beſtrafen ſtanden, und jene Damen hätten nun in deren Gegenwart beſchloſſen, ſie feſtgebunden in verwünſchtes Gefängniß des gänzlichen Vergeſſens abzuliefern, wo ſie von verwünſchtem Hüter Argus, mit anderm Worte Vorſicht, auf immer verwahrt werden ſollten. Dieſem ſoll ſodann Prudentia ein Schloß übergeben, worauf geſchrieben ſtehen ſoll: in aeternum. Sodann ſoll Temperantia dem Argus einen Schlüſſel übergeben, deſſen Name nunquam ſeyn ſoll, und ihm dabei bedeuten, daß, ſobald der falſche Leumund und die Zwietracht in das Gefängniß des gänzlichen Vergeſſens abgeliefert und dort für einige Zeiten eingeſchloſſen ſeyn würden, er den Schlüſſel in das Schloß ſtecken ſolle, um ſie nunquam herauszulaſſen. Nachdem er ſolches gethan, ſollen die Trompeten blaſen und die engliſchen Damen die fremden Adligen nehmen und mit ihnen tanzen.

Zweite Nacht.

Die Bühne ſtellt eine Burg vor, welche der Hof des Ueberfluſſes heißt. Die Masken treten in folgender Ordnung auf:

Zuerſt der Friede auf einem von einem Elephanten gezogenen Wagen. Auf dem Elephanten ſoll die Freundſchaft ſitzen. Sechs oder acht maskirte Damen folgen. Nachdem dieſe rund um die Bühne gezogen ſind, ſoll die Freundſchaft den beiden Königinnen Majeſtät in Verſen ſagen: Göttin Pallas habe vor Kurzem ſämmtlichen Göttern angezeigt, wie ihrer ſelbſt würdig die zwei Tugenden, Prudentia und Temperantia, am vergangenen Abende das Urtheil geſprochen über den falſchen Leumund und die Zwietracht, und Beide verurtheilt zum Gefängniß des gänzlichen Vergeſſens, worauf die Götter, benachrichtigt von dem Verweilen der zwei Tugenden an dieſem Hofe des Ueberfluſſes, durch ihre gewaltige Macht ſie, die anweſende Tugend, den Frieden, entſendet, daſelbſt auf immer mit jenen zwei Tugenden zu wohnen. Zu der Burg gehören zwei Thürſteher, der eine für Prudentia, der heftiges Verlangen heißt, der andere für

Temperantia, deſſen Name Ewigkeit iſt, bedeutend, daß durch heftiges Verlangen und Ewigkeit Friede und Ruhe durch die ganze Welt für ewige Zeiten beſtehen und erhalten werden mögen.

Hierauf ſollen aus dem Hofe des Ueberfluſſes Quellen aufſpringen von allen Sorten Wein, und die engliſchen Herren ſollen ſich mit den ſchottiſchen Damen maskiren.

Dritte Nacht.

Zuerſt ſoll hereinkommen der Haß auf einem wilden Eber. Zugleich mit ihm verdeckte Bosheit in Geſtalt einer großen Schlange. Dieſe zwei ſollen einen Garten mit goldenen Aepfeln nach ſich ziehen, und in dem Garten ſollen ſechs oder acht maskirte Damen ſitzen. Hierauf ſoll der Haß den beiden Königinnen Majeſtät in Verſen ſagen: Pluto, ſein Meiſter, der große Höllengott, ſey nicht wenig ungehalten auf Jupiter, den Himmelsgott, weil dieſer in den zwei vorhergegangenen Nächten zwei ſeiner erſten Diener, die Zwietracht und den böſen Leumund durch Pallas in die Gewalt der Prudentia und Temperantia habe geben laſſen, um von ſolchen nach Gefallen beſtraft zu werden, und weil er, hiermit noch nicht zufrieden, in letzter Nacht ſogar ſeinen ſterblichſten Feind, den Frieden, an jene zwei Damen entſendet habe, um ewig mit ihnen verbunden zu ſeyn; aber Jupiter ſolle bald erfahren, daß trotz allen ſeinen Thuns er ſeinen erſten Hauptmann, verdeckte Bosheit, abgeſchickt habe, damit entweder Argus, mit anderm Worte Vorſicht, ihm ſeines genannten Meiſters Diener, die Zwietracht und den falſchen Leumund, oder die zwei Thürhüter, heftiges Verlangen und Ewigkeit, ihm ſeines Meiſters Feind, den Frieden, ausliefern ſollen, — Beide nach eigener Wahl.

Hierauf ſoll die Vorſicht hereinkommen. Ihr nach der mächtige Muth, auch Herkules genannt, auf einem Roſſe, deſſen [illegible] iſt. Die Vorſicht ſoll das Roß am Zügel führen, und ſechs oder acht Herren ſollen folgen. Hierauf ſoll die Vorſicht der beiden Königinnen Majeſtät in Verſen ſagen: Jupiter habe Pluto's liſtige Mächte recht gut vorausgeſehen, und habe, um ſeine Politik zu vernichten, gegenwärtige Tugend, den mächtigen Muth, der hinreichen werde, Pluto's ſämmtliche Anſchläge zu nichte zu machen, vom Himmel entſendet; aber jene beiden Teufel, Haß und verhehlte Bosheit, wären gewaltige Krieger, ſo ſtark, daß, wenn die beiden Tugenden, Prudentia und Temperantia, nicht durch irgend ein Zeichen den Entſchluß kund gäben, den Frieden, wie Jupiter ihn an ſie abgeſchickt, in ihre Arme zu nehmen, es dem mächtigen Muthe ſchwer fallen würde, die beiden Laſter zu beſiegen; ſprächen ſie hingegen nur ein einziges Wort, ſo würde der Kampf ein Kinderſpiel ſein. Deßhalb habe Jupiter ſie, die Vorſicht, beauftragt, ſich nach dem Hofe des Ueberfluſſes in die Gegenwart der beiden Königinnen zu verfügen, und hier zuvörderſt Prudentia auf ihre Ehre zu fragen, wie lange ſie wünſche, daß der Friede verbleiben ſolle zwiſchen ihr und Temperantia? Nach dieſen Worten ſoll Prudentia ein azurfarbenes Schild an goldenem Bande für die Vorſicht niederlaſſen und darauf mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtehen: Immer. Sodann ſoll die Vorſicht Temperantia deßgleichen auf ihre Ehre fragen, wann der Friede von Ihro Gnaden und Prudentia ſcheiden werde? Nach welchen Worten Temperantia ein azurfarbenes, mit goldenen Buckeln geziertes Wehrgehänge und ein ſtählernes Schwert für die Vorſicht niederlaſſen und auf dem Schwerte geſchrieben ſtehen ſoll: Nimmer. Die Vorſicht ſoll Schild und Schwert aufheben und beides den zwei Königinnen zu Füßen legen, dabei einige Worte ſprechen und hierauf vor der beiden Königinnen Majeſtät den mächtigen Muth, auch Herkules genannt, mit dem Schilde des Immer bewaffnen und mit dem Schwerte des Nimmer umgürten, — dadurch andeutend, daß die beiden Damen entſchieden, es ſolle der Friede immer bei ihnen wohnen, und nimmer von

Damen ſcheiden, und auch andeutend, daß der mächtige Muth dem Haſſe und der vorbedachten Bosheit ſtets die Spitze bieten und nicht ruhen werde, bis er beide beſiegt. Hierauf ſoll der mächtige Muth allein mit jenen Zweien fechten, und in der Mitte des Gefechts ſoll der Haß Reißaus nehmen und mit dem Leben davon kommen, das Ungeheuer aber, vorbedachte Bosheit, auf immer erſchlagen werden, — dies zum Zeichen, daß einige böſe Menſchen vielleicht fortfahren, den zwiſchen den beiden Tugenden auf ewig geſchloſſenen Frieden zu haſſen, ihre vorbedachte Bosheit aber ohne Mühe unter die Füße jener Damen getreten werden wird. Nach dem Allen ſollen die ſechs oder acht maskirten Damen aus dem Garten hervorkommen, ein Lied ſingend, das beſonders auf dieſe Gelegenheit gedichtet und ſo voll von Harmonie ſeyn ſoll, als es menſchlicher Weiſe erſonnen werden kann.

Die Dramaturgen müſſen eingeſtehen, daß ich ihnen eine reiche Fundgrube eröffnet habe, um ſo reicher, je freiern Spielraum die Ausbildung ihrem eigenen Dichtergeiſte läßt. Wünſchen ſie aber meine Ueberſetzung mit dem Originale zu vergleichen, ſo müſſen ſie ſich in London auf das britiſche Muſeum verfügen, und daſelbſt Nummer 5 der Lansdown-Manuſcripte einſehen. Auf die Rückſeite des betreffenden Papiers hat Cecil mit eigener Hand „Mai, 1562," und dann in Abbreviaturen noch etwas geſchrieben, deſſen Erwähnung jedoch hier bei weitem weniger an der Zeit ſeyn würde, als die Verfolgung des, gegenwärtigem Aufſatze vorliegenden Hauptzwecks.

Eliſabeths Sinn für theatraliſche Vorſtellungen theilte ſich ſchnell den Großen des Reichs mit, und bald war das Land dergeſtalt von wandernden Schauſpielern überſchwemmt, daß es nöthig wurde, ſie unter geſetzliche Aufſicht zu bringen. Daher befiehlt ein Geſetz aus dem Jahre 1572, daß, welcher Schauſpieler umherziehe, ohne die Erlaubniß von wenigſtens zwei Friedensrichtern zu haben, für einen Lotterbuben erachtet und als Vagabund beſtraft werden ſolle. Die mancherlei Bedrückungen, welche daraus den armen Mimen erwuchſen, führten ein denkwürdiges

Ereigniß in der Geſchichte der engliſchen Bühne herbei, ich meine, die Verleihung des erſten königlichen Freibriefs an engliſche Schauſpieler. Graf Leiceſter war es, der vermöge ſeines Einfluſſes auf die Königin ihm unterm 10. Mai 1575 ſeinen eigenen Schauſpielern auswirkte, die dadurch das Recht erhielten, ſo lange es der Königin gefallen würde, „ſowohl zum Vergnügen der Königin als zur Ergötzung ihrer Unterthanen die Kunſt und Fähigkeit, Komödien, Tragödien, Zwiſchenſpiele und Schauſtücke aufzuführen, innerhalb der City von London und deren Freiheiten und innerhalb aller großen und kleinen Städte und Flecken Englands zu gebrauchen, auszuüben und geltend zu machen.“

Es iſt hier das erſte Mal, daß Komedien, und Tragödien in einer öffentlichen Urkunde erwähnt werden. Niemand wird jedoch daraus folgern, daß ſie erſt um das Jahr 1574 entſtanden wären. Denn obgleich es Thatſache iſt, daß die Aufführung ſogenannt moraliſcher Stücke nicht vor Ende von Eliſabeths Regierung gänzlich aufhörte, indem eine der letzten dramatiſchen Vorſtellungen, welcher ſie im drei und vierzigſten Jahre ihrer Regierung beiwohnte, und welche der Kampf zwiſchen Freigebigkeit und Verſchwendung hieß — The Contention between Liberality and Prodigality — ein Stück der angegebenen Gattung war, ſo liegen doch Beweiſe vor, daß Komödie und Tragödie, erſtere noch früher als letztere, ſchon ein halbes Jahrhundert lang beſtanden hatten, ehe ſie Kraft und Reife genug gewannen, ihre älteren Nebenbuhler ſiegreich von der Bühne zu treiben. Daß dieſe ſich ſo lange behaupteten, erklärt ſich theils daraus, weil, wie ich ſchon oben angedeutet habe, die moraliſchen Spiele ſich immer mehr dem Charakter der volksthümlichern Dichtungsart näherten, und theils aus dem Umſtande, weil die Verfaſſer der moraliſchen Spiele unter der Form allegoriſcher Fiktion und abſtrakter Begriffe Materien vorbrachten, welche in leicht zu durchſchauender Hülle ſich auf öffentliche Ereigniſſe, auf Volksvorurtheile und auf temporäre Meinungen bezogen. Wenn man nun unter Tragödie und Komödie theatraliſche Vorſtellungen verſteht, zu welchem die darin auftretenden Charaktere entweder dem Leben entnommen ſind, oder wenigſtens das Leben repräſentiren ſollen, gleichviel, ob ſie je in der Wirklichkeit exiſtirt haben oder nur Geſchöpfe der Einbildungskraft ſind, ſo umfaßt dieſer Begriff auch eine Gattung Dramas, welche in Englands Literatur unter dem Namen History oder Chronicle history gehen. Ihr Inhalt waren entweder einzelne Stellen alter Chroniken oder ganze darin erzählte Ereigniſſe, in beiden Fällen ohne Rückſicht auf ihren innern Zuſammenhang in eine dramatiſche Form gepreßt, indem der Verfaſſer Chronologie und alle übrigen Zuſtände ſeinem Hauptzwecke opferte, ein anziehendes Stück auf die Breter zu bringen. Daher charakteriſirt das völlige bei Seite Schieben der durch die Lehren von der Einheit aufgeworfenen Hemmungen das engliſche, romantiſche Drama, die Geſchichte mag wahr oder erfunden ſeyn, und ich glaube behaupten zu können, daß es von der früheſten Zeit an bis herab auf Shakſpeare kein einziges engliſches Stück gibt, in welchem die Lehre von der Einheit ſtreng befolgt iſt. Die Worte: romantiſches Drama beziehen ſich bloß auf Form und Zuſammenſetzung, keineswegs auf Ausdruck und Sprache. Einige Stücke dieſer Art, wie Ferrex and Porrex, Jocasta und The Misfortunes of Arthur — die nähere Angabe würde zu weit führen — ähneln zwar in mehreren, nicht unbedeutenden Eigenthümlichkeiten ihrer äußern Geſtalt den Produkten der griechiſchen und lateiniſchen Bühne, allein Zeit, Ort und Handlung iſt in allen bald mehr, bald weniger durcheinander geworfen.

Dennoch dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß das engliſche, romantiſche Drama gleichzeitig mit der Tragödie und Komödie entſtanden iſt, und daß, obgleich es nur unter Shakſpeare's Meiſterhand zur Vollkommenheit gedieh, der es mit dem Glanz der Poeſie und mit der Grazie der Sprache ſchmückte, es doch, ehe Shakſpeare für die Bühne zu ſchreiben anfing, bereits in allen ſeinen Theilen vollkommen ausgebildet war, mithin Shakſpeare ebenſowenig Schöpfer des romantiſchen Drama in's

Beſondere, wie der engliſchen Bühne im Allgemeinen genannt werden kann.

Die früheſte engliſche Komödie, Ralph Roiſter Doiſter, gehört der Regierung des ſechsten Eduards, wenn nicht deſſen Vaters an. Der erſte, in regelrechter Form auf Englands Bühne gebrachte hiſtoriſche Stoff iſt Terrex and Porrex, vom Jahre 1561. Ihm folgte faſt unmittelbar Julius Cäſar, — wie es ſcheint, der erſte Beweis eines im Engliſchen dramatiſirten Ereigniſſes der römiſchen Geſchichte. Und die erſte Tragödie, von deren Daſeyn ſich allerdings nur eine flüchtige Notiz erhalten hat, datirt wahrſcheinlich von 1562, und dürfte auf Luigi da Porto's Novelle Romeo und Julia gebaut geweſen ſeyn. Alles mithin geraume Zeit vor Shakſpeare. Ungefähr von jenem Datum an bis bald nach dem Jahre 1570 dürfen wir annehmen, daß das Kampffeld zwiſchen den ſpäteren moraliſchen Stücken und den früheſten Verſuchen in der Tragödie, Komödie und Geſchichte ziemlich gleich getheilt geweſen iſt. In Stücken aus dieſer Zeit, wie in A knack to know a knave, zeigen ſich deutliche Spuren des Beſtrebens, die verſchiedenen Dichtungsarten mit einander zu verſchmelzen, bis endlich die moraliſchen Stücke das Feld räumten, und den Sieg unbedingt einer volksthümlicheren und verſtändlicheren Gattung theatraliſcher Vorſtellungen zugeſtanden. Denn daß der Geſchmack des Volks ſich um die angegebene Zeit in hohem Grade von der dunkeln Abſtraktion der moraliſchen Spiele abzuwenden anfing, und daß die neue Gattung dramatiſcher Unterhaltungen auf den engliſchen Theatern mit großem Beifalle begrüßt wurde, davon gibt ein gleichzeitiger Schriftſteller Zeugniß, der erſt als Schauſpieldichter und dann als Gegner dramatiſcher Vorſtellungen ſich bekannt gemacht hat — Stephen Goſſon. Es genügt, in letzter Beziehung ſeine School of Abuse — Schule des Mißbrauchs — vom Jahre 1579 zu erwähnen.

Das von Eliſabeth den Schauſpielern ihres Lieblings Leiceſter ertheilte Patent griff durch die darin enthaltene Befugniß, innerhalb der City von London und deren Freiheiten zu ſpielen, in die Rechte des Lordmajor ein, des Mannes, der bekanntlich in den Grenzen der City König iſt, und ohne deſſen Erlaubniß der Monarch von England noch heute dieſen Theil ſeiner Hauptſtadt nicht betreten darf. Soweit die Annalen der engliſchen Bühne zurückreichen, — immer zeigt ſich der Lordmajor als Feind theatraliſcher Vorſtellungen, und es geſchah daher auch diesmal, daß er das königliche Patent durch den Beſchluß beſchränkte, es ſolle bei Geld- und Gefängnißſtrafe in der City kein Stück aufgeführt werden, welches nicht vorher von den durch den Lordmajor und den Hof der Aldermen zu ernennenden Perſonen geleſen und genehmigt worden, — es müſſe außerdem jeder Schauſtellung die ausdrückliche Erlaubniß des Lordmajor vorausgehen, und die Hälfte der Einnahme müſſe zu wohlthätigen Zwecken abgegeben werden. Dieſe letzte Beſtimmung mißfiel den Schauſpielern ganz beſonders. Die Königin gewährte ihnen ihren Beiſtand, vermochte aber nicht, den Sinn des Lordmajor zu beugen. Im Gegentheile, es findet ſich im December 1575 ein Befehl von ihm, der alles Schauſpielen in der City verbietet. Dieſe Halsſtarrigkeit führte ein Reſultat herbei, welches der Scharfſinn des Lordmajor nicht vorausgeſehen hatte; es entſtanden an der Grenze der City unmittelbar nach einander drei Theater, die erſten, bloß zum Zwecke dramatiſcher Vorſtellungen in England eingerichteten Gebäude. Ob der Lordmajor ſich darüber und über den guten Fortgang des Unternehmens geärgert hat, weiß ich nicht. Aber ſehr unzufrieden ſoll er mit einem Liedchen geweſen ſeyn, welches die exultirenden Schauſpieler damals unter die Leute brachten, und deſſen Mittheilung im Originale einem oder dem andern Leſer vielleicht Spaß macht. Hier iſt es.

The fooles of the Cittie.

List unto my dittye
Alas! the more the pittye,

From Troynovaunts olde cittie
The Aldermen and Maier
Have drivn eche poore plaier:
The cause I will declaer.
They wiselye doe complaine
Of Wilson and Jacke Lane,
And them who doe maintaine,
And stablishe as a rule
Not one shall play the foole
But they — a worthye scoole.
Without a pipe and taber,
They onely meane to laber
To teche eche one hed neyber.
This is the cause and reason,
At every tyme and season,
That Playes are worse then treason.

Wenige Jahre, nachdem die engliſche Bühne auf dieſe Art, im eigentlichen Sinne des Worts, feſten Fuß gewonnen hatte, gab Königin Eliſabeth — es war im Jahre 1583 — ihr einen neuen Halt, indem ſie aus den Geſellſchaften ihres Adels, welche vor ihr zu ſpielen pflegten, zwölf Künſtler wählte, die nun bloß zu ihren Dienſten ſeyn und Schauſpieler der Königin — the Queen's players — heißen ſollten. Hiermit hob ſich das Anſehen der Künſtler und folglich der Kunſt. Man darf indeſſen nicht glauben, daß, wie vortheilhaft auch die Errichtung einer soi-disant Hofbühne auf die Stellung der Künſtler und der dramatiſchen Kunſt einwirkte, die Königin von nun an die Leiterin des Volks-Geſchmacks, der Geſchmack des Hofs der des Volkes geworden ſey. Der Fall war umgekehrt. Das Volk beſtimmte, was bei Hofe geſpielt werden ſollte. Ich ſehe alle deutſche Hof-Bühnen-Direktionen in gerechtem Unwillen ungläubig die Häupter ſchütteln, und fahre fort, ob gut oder nicht gut, genug, es war ſo, und daß es ſo war, beweiſt Folgendes. Obgleich bisweilen bei vorkommenden Gelegenheiten Stücke nur zum Behuf der Darſtellung vor der Köpigin geſchrieben wurden, ſo beſtand doch das gewöhnliche Regie-Verfahren darin, daß der master of the revels, ſobald die übliche Theaterzeit, Weihnachten, hohes neues Jahr und Faſtnachten, ſich nahte, die Schauſpieler vor ſich forderte, nicht, um ihnen zu ſagen, was ſie ſpielen ſollten, ſondern um ſie zu fragen, was ſie ſpielen wollten. Hatten ſie ſich nun darüber erklärt, ſo fingen die Proben oder vielmehr Privat-Vorſtellungen vor dem master of the revels an, nach deren Erfolg dieſer das Paſſende oder Unpaſſende derſelben entſchied. Da geſchah es nun nie anders, als daß die Schauſpieler ſolche Stücke wählten, die bereits vom Volke mit Beifall geſehen worden waren. Daher iſt ein Verzeichniß der bei Hofe gegebenen Stücke zugleich ein Verzeichniß der beim Volke beliebten, und wenn man weiß, was ich mindeſtens angedeutet zu haben glaube, daß bald nach Eliſabeth's Thronbeſteigung ein guter, faſt klaſſiſcher Geſchmack ſich im Volke zu entwickeln anfing, ſo kann ich, trotz allen Unwillens der deutſchen Hofbühnen-Direktionen das Fehlerhafte jenes Verfahrens nicht einſehen.

Ungefähr von derſelben Zeit, in welcher Eliſabeth ihr Hof-Theater errichtete, datirt ſich das Aufblühen der dramatiſchen Dichter, die mit Recht Shakſpeare's unmittelbare Vorgänger genannt werden können. Lodge, Peele und Green hatten damals wahrſcheinlich ihre Laufbahn eben begonnen. Bald folgte Marlow und mit und in Folge ſeiner Popularität ein weſentlich richtiger Wechſel in der dramatiſchen Poeſie. Bis um das Jahr 1586 waren alle Theater-Stücke meiſt in gereimten Verſen, ſeltener in Proſa geſchrieben worden. Marlow war der Erſte, der reimloſe Verſe auf der öffentlichen Bühne einführte; er that es, um, wie er ſagte, „the jigging vein of rhyming mother-wits“ zu ſchließen. Auch dieſe Bereicherung ſtand alſo Shakſpeare vor, als er im Jahre 1586 oder 1587 von Stratfort-upon-Avon nach London kam, wo er jedoch nicht vor 1593 als Original-Dramatiſcher Dichter auftrat, indem er ſich bis dahin neben ſeiner Schauſpieler-Profeſſion vorzugsweiſe mit Umarbeitung älterer dramatiſchen Werke beſchäftigte.

Sollte es mir in vorſtehenden Zeilen gelungen ſeyn, den Zuſtand der engliſchen Bühne von der früheſten Zeit bis herab auf Shakſpeare, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, doch der Wahrheit gemäß zu ſchildern, ſo würde ich die Abſicht erreicht haben, deren Ausführung gegenwärtiger erſten Abtheilung eines Aufſatzes über das Theaterweſen in England als Aufgabe vorlag. Der zweiten Abtheilung bleibe es vorbehalten, den Einfluß nachzuweiſen, welchen Shakſpeares Geiſt auf die Bühne ſeines Vaterlandes übte, die Höhe zu zeigen, zu welcher ſie ſich erhob, die Momente darzuſtellen, die ihr Sinken vorbereiteten, und in einem Gemälde des jetzigen Zuſtandes der engliſchen Bühne die Tiefe zu zeichnen, zu welcher ſie geſunken iſt. Bevor ich indeſſen von dem abgeſchloſſenen erſten Theile meiner Aufgabe ganz ſcheide, glaube ich noch einige, zu dem beſprochenen Zeitraume gehörende Theater-Aeußerlichkeiten erwähnen zu müſſen.

Bis zur Einrichtung öffentlicher Theater und ſelbſt ſpäter, wenn bisweilen ein nachſichtiger oder die Kunſt liebender Lord-Major Vorſtellungen in den Grenzen ſeines Reichs geſtattete, fanden ſolche auf bretternen Bühnen ſtatt, die zu dieſem Zwecke in den Höfen großer Wirthshäuſer erbaut wurden. Der Hof war das Parterre, die den Hof umgebenden Gänge, über welche man nach den Wohnzimmern gelangte, waren die Logen und Galerien. Laut ſind die Klagen, über die unſittlichen Vorfälle, zu welchen die Nähe der Wohnzimmer Veranlaſſung gegeben haben ſoll. Die Klagen mögen gerecht ſeyn. Was würden aber die Sittenrichter von damals ſagen, wenn ſie aus ihren Gräbern nach dem jetzigen Drury-Lane und Coventgarden-Theater in die von Licht und Spiegel-Glanz ſtrahlenden, mit Ottomanen rings garnirten, verführeriſch ſchönen, jedem Sinnenreiz Gewährung bietenden buvettes verſetzt werden könnten! Ich weiß nicht, ob ich den Muth haben werde, in der verſprochenen zweiten Abtheilung ausführlicher zu ſeyn.

Wie theuer die Zuſchauer bis gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ihr theatraliſches Vergnügen bezahlen mußten, habe ich ganz genau nicht aufzufinden vermocht. Darf ich indeſſen einer Nachricht aus dem Jahre 1590 glauben, ſo würde der wohlfeilſte Platz nicht über einen, der theuerſte nicht über zwölf ſächſiſche Groſchen gekoſtet haben. Welcher Unterſchied gegen jetzt, wo man den Theater-Genuß faſt nur für Gold haben kann! Und was 1590 einen Groſchen koſtete, iſt früher wahrſcheinlich noch wohlfeiler geweſen. Aber allerdings erſparte man damals auch unter Anderm den Koſtenaufwand für Scenerie. Gemalte Couliſſen kannte man nicht, und wohl der alten Poeſie, daß das ſo war! An die Phantaſie, nicht an das Auge ſeiner Zuhörer wendete ſich der Dichter. Dem Mangel an gemalter Leinwand verdanken wir viele der ſchönſten Stellen bei Shakspeare, ſeinen Zeitgenoſſen und unmittelbaren Nachfolgern, und es dürfte keineswegs eine gewagte Behauptung ſeyn, daß mit der Einführung der Scenerie der Verfall der dramatiſchen Dichtkunſt beginnt. Die alten Dramatiker durften in der Beſchreibung von Kunſt- und Natur-Schönheiten ſchwelgen. Sie wußten, daß keine gelecktſte Malerei ihnen widerſprach. Und welcher Vortheil für das romantiſche Drama, das von Einheit des Orts und der Zeit nichts wiſſen wollte! In einem der älteſten, 1594 gedruckten, hiſtoriſchen Stücke, Selimus Emperour of the Turks, trägt der Held den Leichnam ſeines Vaters in feierlichem Zuge nach Mahomets Tempel, und ſehr naïv wird dabei, laut ausdrücklicher Bühnenanweiſung, der Verſammlung geſagt: suppose the Temple of Mahomet — denkt euch hier Mahomets Tempel. Der Umſtand aber, daß das Stück in dieſer Form über die Bühne des Hof-Theaters ging, wird den Verdacht zurückweiſen, als habe man das aus Armuth gethan. Ein anderes Beiſpiel von der Einfachheit des damaligen Bühnenweſens ergibt ſich aus Greene's im Jahre 1599 gedruckten Pinner of Wakefield. Jenkin wird auf offener Straße von einem Schuhmacher geſchlagen. Jenkin fordert ihn zum Kampfe vor die Stadt. Nach einigen Zwiſchenreden erinnert „der Meiſter auf der Pfriemen-

Jenkin an die Aufforderung. „Komm, Freund,“ ſagt er, „laß uns zur Stadt hinausgehen.“ „Ja, laß uns gehen,“ erwidert Jenkin und fährt in der unmittelbar nächſten Zeile fort: „Hier ſind wir vor der Stadt, was meinſt du nun?“ — Hiermit will ich keineswegs geſagt haben, daß es durchaus nichts von Scenerie gegeben habe. O nein, man verhing die Wände und gebrauchte wohl auch einen in der Nähe befindlichen Balken als Thurm. Aber in der Regel mußte der Zuſchauer den Ort der Handlung aus den Worten des Dichters erkennen.

Gleich beſcheiden waren die damaligen Anſprüche an die Dauer der Vorſtellung. Wer jetzt ſein Geld abhören will, muß ſechs bis ſieben Stunden im Theater bleiben. Damals reichten zwei Stunden aus, und während man jetzt erſt nach Mitternacht heimkommt, ging man damals um drei Uhr Nachmittags und war um fünf Uhr wieder zu Hauſe. Auch von der zugewachſenen Ausgabe für einen Wagen oder der drohenden Gefahr, gerädert zu werden, wußte man in jenen guten alten Zeiten nichts. Denn obgleich die Kutſchen im Jahre 1564 nach England gebracht wurden und ſich hier dergeſtalt mehrten, daß im Jahre 1601 eine Bill in's Unterhaus kam, zu dem Zwecke, dem „Kutſchen-Unfuge“ zu ſteuern, ſo ließ doch vor Jakob des Erſten Regierung Niemand ſich einfallen, in's Theater zu fahren. Dagegen ging es daſelbſt auch bei Weitem nicht ſo elegant zu, wie jetzt namentlich in der italieniſchen Oper, wo Damen und Herren in Ball-Coſtüm erſcheinen müſſen, um für ſchweres Geld Zutritt zu erhalten. Man beſuchte damals das Theater, um ſich zu amüſiren. Wen daher die Vorſtellung langweilte, der zog ein Buch aus der Taſche und las, oder er zog ein Spiel Karten hervor und ſpielte mit ſeinem nächſten Nachbar eine Partie, oder er nahm ein Fläſchchen aus der Taſche und trank, oder er knackte Nüſſe oder zündete ſich eine Pfeife an. Letzteres thaten ſogar Damen. In einem alten Stücke, Satiromastix, bietet Aſinius Bubo Pfeifen aus mit den Worten: „Kaufen Sie, meine Herren, und auch Tabak; veritabler Pudding, verſichere Sie; eine oder zwei Damen ließen ſich eine oder zwei Pfeifen von mir ſtopfen und erhoben den Tabak zum Himmel.“ Aus einer andern Stelle ergibt ſich, daß die Gallents den Damen Pfeifen präſentirten. Die wenigſte Veränderung hat die Zeit in die Ausdrücke des Beifalls wie des Mißfallens gebracht. Man klatſchte und rief hervor, wenn man zufrieden war, — man ziſchte und pochte, wenn man es nicht war. Nur das Miauen dürfte in letzter Beziehung eine Eigenthümlichkeit geweſen ſeyn.

Und gab es denn keine Taſchendiebe? Allerdings gab es die, doch wurden ſie auf eine, von dem jetzigen Gebrauche abweichende Art beſtraft. Wir lernen nämlich aus einer recht intereſſanten, im Jahre 1600 unter dem Titel: Kemp's nine days' Wonder erſchienenen Schrift, daß dieſe fingerfertigen Herren, wenn ſie ſich im Theater hatten erwiſchen laſſen, auf die Bühne geführt und dort an einen Pfahl gebunden zur Schau geſtellt wurden. Eine andere Strafmethode, die ich — um würdig zu ſchließen — einem halb verwitterten Manuſcripte des brittiſchen Muſeums entnehme, dürfte noch fühlbarer, obgleich ſchwerer anzuwenden geweſen ſeyn. „Ein Herr,“ heißt es dort, „ſaß im Theater neben einem Burſchen, von welchem er ſehr ſtark argwöhnte, daß er ein Beutelſchneider ſey. Um das zu erproben, nahm er Veranlaſſung, ſeinen Beutel zu ziehen, und ſteckte ihn ſo nachläßig ein, daß er zum großen Theile aus der Taſche hing. Während er ihn nun von der einen Seite im Auge behielt, knüpfte er nach der andern Seite ein lebhaftes Geſpräch an, und wie das der verdächtige Nachbar bemerkte, nahm er die ſchöne Gelegenheit wahr, bemächtigte ſich ſeiner Beute und traf langſam Anſtalt, ſich zu entfernen. Aber ſchnell zog der Herr ſein Meſſer, ſchnitt dem Patron ſchnapps ein Ohr ab und ſchwur, er wolle wenigſtens etwas für ſein Geld haben. Da fing der Beutelſchneider an, zu fluchen, mit den Füßen zu ſtampfen und mit den Fäuſten zu drohen. „Na, na, Freund, laßt das gut ſeyn,“ ſagte der Andre; „ſeyd ruhig und ich will euch ein honettes Anerbieten machen; gebt mir meinen Beutel, hier iſt euer Ohr. Nehmt es und zieht ab!“

Skizze von Charles Mathews' Leben,

von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Charles Mathews, der am 27. Juni 1835 zu Devonport ſtarb und deſſen Verluſt die Armuth der engliſchen Bühne ſchmerzlich empfindet, wurde am 28. Juni 1776 zu London geboren. Sein Vater, James Mathews, war, was man in England a serious bookseller — einen ernſthaften Buchhändler, d. h. einen Mann nennt, der nicht bloß mit religiöſen Büchern handelt, ſondern auch religiöſe Geſinnungen zeigt. Er wohnte auf den Strand und ſtarb im Jahre 1801. Charles Mathews verſicherte, von ſeiner Wärterin gehört zu haben, daß er ein langes, dürres, mageres Kind geweſen ſey, von viel Gutmüthigkeit, aber mit einem Geſichte, das nichts weniger als regelmäßig hätte genannt werden können. Im Gegentheil, ſie ſagte ihm mehre Male, daß ſie oft nicht umhin gekonnt habe, über ſein „närriſches“ Geſicht zu lachen. Den Grund zu ſeiner Bildung legte er auf der Merchant Tailors Schule, wo er ſich auch zuerſt in der Mimik verſuchte. Die eigenthümlichen Manieren von drei Brüdern, Schulgenoſſen von ihm, boten die Veranlaſſung. Er hat ſie ſpäter in einer jener Unterhaltungen, von denen ich nachher ſprechen werde, ſehr glücklich benuzt. Von der Schule weg kam er zu ſeinem Vater in die Lehre. „Ich war ein trauriger Lehrling,“ pflegte er über dieſe Periode ſeines Lebens ſich auszudrücken; „aber ich war auch wahrhaft traurig, ein Lehrling zu ſeyn.“ Bei Gelegenheit ſeines Ausdingens vor dem, durch ſein politiſches Treiben ziemlich allgemein bekannten John Wilkes, faßte er deſſen excentriſches Weſen ſo vollkommen auf, daß er ihn nach vielen Jahren in einem höchſt gelungenen Bilde darſtellte. Ein Zufall führte Mathews Schauſpiele in die Hände. Er fand mehr Geſchmack an ihnen als an den geiſtlichen Büchern und den religiöſen Broſchüren, welche faſt der ausſchließende Artikel in ſeines Vaters Buchladen waren; — er fuhr fort, Theaterſtücke zu leſen, und fühlte Neigung zur Bühne. Um dieſe Zeit wurde er mit dem, damals noch ſehr jungen Elliſton bekannt. Ihre Freundſchaft knüpfte ſich durch gemeinſchaftlichen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache feſter; und als Elliſton im September 1791 in dem zu einem Paſtetenbäcker-Laden gehörigen erſten Stockwerke des Hauſes, Nummer 121, auf dem Strande, eine Vorſtellung des Trauerſpiels The distrest Mother — die betrübte Mutter — veranſtaltete, übernahm Mathews die Rolle des Phönix, geſtand aber, daß er „von Maſter Elliſton ganz furchtbar ausgeſtochen worden ſey.“ Ohne ſich hierdurch entmuthigen zu laſſen, ging er bald darauf zu Macklin und bat ihn um Erlaubniß, ihm etwas vorzudeklamiren, und dann um ſein gefälliges Urtheil. Was hier geſchah, iſt leicht zu errathen. Macklin unterbrach ihn in der erſten Zeile: „mein Name iſt Norval,“ wie Sheridan den Streit über die Hundeſteuer, mit: „Wau, Wau, Wau,“ und entließ ihn mit der einfachen Verſicherung, daß er ſelbſt und noch Jemand die Einzigen wären, welche alle, einem Schauſpieler nothwendige Eigenſchaften beſäßen. Macklins Bärenart war jedoch hinreichend bekannt und ſchlug daher auch Mathews Beſtrebungen keineswegs nieder.

Im Jahre 1793 vereinigte ſich Mathews mit einem Freunde, deſſen Name mir entfallen iſt, und bezahlte fünfzehn Guineen, um mit ihm in Richmond auftreten zu dürfen. Man gab

Richard den Dritten, Mathews den Richmond, ſein Freund den Richard, denn Mathews hatte, ſeiner eigenen Ausſage nach, die Rolle des Richmond ſich „des Fechtens wegen“ gewählt und nöthigte deßhalb auch Richard, in der letzten Scene „fünfundzwanzig Minuten nach Richmonder Uhr“ mit ihm zu fechten. Sein nächſter theatraliſcher Verſuch fand zu Canterbury Statt, als Old Doiley in Who's the dupe? und hier wiederholte er auch den Richmond mit einem Gefechte von vierzig Minuten.

Mathews, der Vater, war, wie leicht begreiflich, der Spiel-Neigung ſeines Sohnes ſehr abhold und man erzählt, daß, als er einſt erfahren, ſein Sohn halte ſich des Spielens wegen in einer gewiſſen Stadt auf, er in der Abſicht dahin gereiſt ſey, ihn von der Bühne weg zu pfeifen, daß er aber bei ſeiner Rückkehr ſeinen Freunden geſagt, obgleich er ſeines Sohnes Namen in großen Buchſtaben auf dem Theater-Zettel geleſen und den feſten Entſchluß gehabt habe, ſeine Laufbahn zu unterbrechen, doch alle Anweſende über ſeine Darſtellung ſo gelacht, daß er mit gelacht, und ihm ſo applaudirt hätten, daß er mit applaudirt habe.

Bei ſeiner Rückkehr nach London traf Mathews mit Suett — mit „Dickey Suett“ — zuſammen und wurde bald nachher von dem brummbärigen Macklin für das Dubliner Theater engagirt. Als er nach dort abging, ſchenkte ihm ſein Vater zwanzig Guineen, das Verſprechen beifügend, ihm noch einmal ſo viel zu ſchenken, wenn er ungeſäumt zurückkehren und wieder ſeinen Platz hinterm Ladentiſche einnehmen würde. Mathews freute ſich der Mitgift als eines Beweiſes, daß ſein Vater ihm nicht zürne, fühlte aber kein Verlangen, die Bedingung des zweiten Geſchenks zu erfüllen. In Dublin debütirte er beim Benefiz von Miſtreß Wells, der Original Cowslip, in der Rolle des Lingo — Agreeable surprise — angenehme Ueberraſchung — und wiederholte die Vorſtellung einige Wochen ſpäter mit dem glücklichſten Erfolg. Daly war damals Regiſſeur und Miß Farren, nachher Gräfin von Derby (gutmüthige

Schauſpielerinnen ruhen in England oft unterm Schatten hochadeliger Stammbäume von ihren Siegen aus), war die Krone des Theaters. Auch George Frederick Cooke hielt ſich zu jener Zeit in Dublin auf und beehrte unſern jungen Mann mit einer Einladung zum Abendeſſen. Es iſt dies derſelbe Cooke, der, hoch geachtet, in New-York ſtarb, dem Kean ein Denkmal ſetzte und aus deſſen Sarge er einen Fußzehen-Knochen entwendete, der ihm dann für die theuerſte aller Reliquien galt. Nicht frei von der gewöhnlichen Künſtler-Eitelkeit, unbedeutende Rollen nicht zu ſpielen, wurde Mathews des Bühnen-Lebens bald überdrüſſig und verließ Dublin mit der Abſicht, zu ſeinem Vater zurückzugehen. Aber das Schiff, in welchem er die Heimkehr unternommen, wurde vom Sturm und Wetter nach Swanſea getrieben, Mathews nahm ein beim daſigen Theater ihm angebotenes Engagement an und fand ſo vielen Beifall, daß er faſt zwei Jahre dort blieb. Dieſe Zeit reichte aus, ſeinen Ruf zu verbreiten. Auch Tate Wilkinſon, der Schauſpiel-Unternehmer in York, hatte von ihm gehört, und als Emery von jenem Theater nach London ging, erhielt Mathews die Aufforderung, ſeine Stelle zu erſetzen. Mathews folgte ihr und war in doppelter Hinſicht glücklich — wie ſeinem Privatleben, ſo erwarb er ſeinem öffentlichen Wirken allgemeine Achtung, er war, ſo lange er in York blieb, der Liebling der Provinz, und ſchied, als er es verließ, mit Ruhm gekrönt.

Im Jahre 1803 kehrte er nach London zurück, nicht, um ſich von ſeinem Vater die verſprochenen 20 Guineen auszubitten, ſondern um auf dem Haymarket-Theater aufzutreten, an welches George Colman ihn engagirt hatte. Er zeigte ſich zuerſt am 16. Mai als Jabal in Cumberlands Juden, und dieſe und einige andere Vorſtellungen bewährten ſeinen erworbenen Ruhm. Minder glücklich war er im folgenden Jahre auf dem Drury-lane-Theater. Hier ſcheiterte ſein Debüt an ſeiner Aengſtlichkeit. Dagegen befeſtigte er ſich in der Gunſt des Haymarket-Publikums von 1804 bis 1809, wo er auf drei Jahre an das

Covent-Garden-Theater ging, jedoch verhältnißmäßig ſelten ſpielte. Nach dieſer Zeit kehrte er an das Haymarket-Theater zurück und rechtfertigte hier den errungenen Namen eines der beſten Komiker des Jahrhunderts. Seine beliebteſten Rollen waren Somno in Sleep Walker, Buskin in Killing no murder, Sir Fretful Plagiary in Critic, Dick Cypher in Hit or Miss, und Flexible in Love, Law and Physic. Seine und Liſtons Darſtellungen als Apollo Belvi in der zweiten und Lubin Log in der letzten Farce gewannen ſich die höchſte Gunſt, und nie vielleicht hat der derbe Humor würdigere Repräſentanten gehabt. Einige Scenen waren ſtark genug, die Halsbräune zu curiren. Flexible's Vortrag an die Jury in der Manier des Lord Chief Justice Ellenborough wird noch lange in Andenken bleiben, und wenn ich recht unterrichtet bin, ſo war die Nachahmung ſo treffend, daß der Künſtler für die hohe Vollendung ſeiner Kunſt einen — Verweis bekam. Den ſchlagendſten Beweis ſeiner Gewandtheit gab Mathews in der Actress of Allwork, ein Stück, in welchem er ſechs verſchiedene Charaktere darſtellte. Das Haus war viele Nächte zum Erdrücken voll. Zu ſeinem Benefiz gab er Macheath, ganz ſo, wie er in der berühmten Beggar's Opera zum erſten Male über die Bretter gegangen iſt.

Je beſſer Mathews einſah, daß er einen großen Theil ſeiner Triumphe doch nur werthloſen Kunſtſtücken und glänzend gezäumten Paradepferden ſchuldete, und je ehrgeiziger er nach wahrer Auszeichnung in ſeiner Kunſt und nach Auszeichnung im nationalen Drama ſtrebte, um ſo tiefer empfand er das unedle Verfahren des Covent-Garden-Directors, der ihm für ſein Streben keinen Raum gab. Dies bewirkte endlich einen Bruch und in Mathews den Entſchluß, ganz allein aufzutreten. Demgemäß kündigte er im Jahre 1818 unter dem Titel, Herr Mathews zu Hauſe, ſich ſelbſt zum erſten Male im engliſchen Opernhauſe an. Der Verſuch war kühn, vielleicht um ſo kühner, weil er nicht ganz neu war. Man erinnerte ſich noch lebhaft und gern an Charles Dibdin's Monopologen und Dibdin hatte unſtreitig, was den innern Werth ſeiner Darſtellungen betraf, vor Mathews viel voraus. Dennoch war ſein Erfolg glänzend, ſo glänzend, daß die Unternehmer von Drury-lane und Covent-garden ihm im Wege des Rechts einen Riegel vorzuſchieben ſuchten. Allein das mißlang und vier volle Jahre zog Mathews aus ſeinen Unterhaltungen, wie er ſie nannte, einen ungeheuern Gewinn. Vorzüglich verdienen erwähnt zu werden The Trip to Paris — Country Cousins — Travels in Earth, Air and Water und Youthful days of Mr. Mathews. Sie haben auf faſt alle Theater des Vereinigten Königreichs ihren Weg und ſelbſt vor königlichen Ohren Gnade gefunden.

Im Jahre 1822 beſuchte Mathews Amerika, wo er nicht bloß in ſeinem „zu Hauſe,“ ſondern auch im regelrechten Drama bedeutenden Beifall erntete. Die Vorſtellungen der erſteren Art erfreuten ſich vorzüglich in Philadelphia der Gunſt der Vornehmen, bei denen es damals Mode war, an regelrechten Schauſpielen keinen Geſchmack zu finden. Dies veranlaßte den Herausgeber der Philadelphia Gazette zu einigen boshaften Bemerkungen über unſern „Komödianten und umherziehenden Grimaſſen-Reißer,“ und Mathews, anſtatt die Schmähung ſich zu Herzen zu nehmen, machte ſie zum Gegenſtande einer Ehrenklage, in deren Folge der Herr Herausgeber ihn mit ſchwerem Gelde entſchädigen mußte. Unter andern Reſultaten ſeines überſeeiſchen Beſuchs fand ſich der Stoff zu ſeiner nächſtfolgenden Unterhaltung, ein Abſtecher nach Amerika — a trip to America. Hier zeichnete er die amerikaniſchen Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten treuer und vollſtändiger, als ſie je in England geſehen worden waren. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß, wie wenig er auch die Rohheiten des amerikaniſchen Geſellſchaft-Lebens ſchonte, er ſie doch weder ſo grell färbte, wie ſpätere Reiſende es gethan haben, noch ſeinen Charakteren boshafte perſönliche Beziehungen gab. Nächſtdem trat er im engliſchen Opernhauſe auch noch in einigen anderen Stücken auf, in denen er den amerikaniſchen Charakter mit außerordentlicher

Wirkung — ich muß ſagen — verarbeitete, und jedenfalls dankt ihm die engliſche Bühne die erſte richtige Perſonificirung eines Eingebornen der Vereinigten Staaten.

Nach dem im Jahre 1828 erfolgten Tode des Herrn Terry, zeitherigen Theilhabers am engliſchen Opernhauſe, verband ſich Mathews mit Herrn Yates, dem Eigenthümer des Adelphi Theaters, ohne daß die hier wiederholten Vorſtellungen ſeines „Zu Hauſe“ das frühere Furore machten. Dies bewog ihn, gleichzeitig in Drury-lane in ſeinen beliebteſten Rollen aufzutreten, und im regelrechten Drama zeigte er ſich zum letzten Male, als Young die Bühne verließ, am 30. Mai 1832, in der Rolle des Polonius.

Verfloſſenes Jahr — 1834 — ging Mathews ein zweites Mal nach den Vereinigten Staaten, gegen Erwarten Aller, die behauptet hatten, daß ſeine lebenswarmen Bilder ihm den Weg über das Meer verſperrten. Und der Erfolg bewies, daß er ſeine Macht über die Lachmuskeln der Amerikaner nicht zu hoch in Anſchlag gebracht. Eine Stelle aus einem, von Neu-York datirten Briefe wird das am Beſten beweiſen. „Kurz und gut,“ ſchreibt er ſeinem Freunde, „ich bin wohl und glücklich im ganzen Umfange meines Hoffens, meiner Erwartungen und meiner Wünſche. Auch meine Frau iſt wohl. Man hat zwar eine Oppoſition gegen mich verſucht, doch nur ganz ſchwach. Es gibt nämlich hier ein Oppoſition-Theater und von dieſem, glaubt man, ſey ein Umlauf ausgegangen, deſſen Zweck es war, mein erſtes Auftreten zu hindern. Ich wurde jedoch, zur Beſchämung und Entmuthigung meiner Gegner, mit lauten Huzzas und wiederholtem Hutſchwenken begrüßt. Das Haus war zum Erdrücken voll. Der Theater-Zettel gab mir Grund zu einer Beſchwerde, oder vielmehr Gelegenheit, die Verſammlung anzureden, und ich ſchmeichle mir, über den betreffenden Gegenſtand ſo frei und rückſichtlos geſprochen zu haben, daß die Verſuche, mir zu ſchaden, dadurch auf immer — womit ich ſagen will, für die Dauer meines jetzigen Engagements — vernichtet ſeyn dürſten. Ich verpfändete mein Ehrenwort, den Abſtecher genau wie in London zu geben, und darauf beruhte meine Hoffnung, die wider mich erhobenen Anklagen zu entkräftigen. Mit Einem Worte, ich ſiegte, und durch die gute Art, mit welcher die Yankees die wider ſie gerichteten Scherze aufgenommen, haben ſie den beſten Beweis ihres geſunden Verſtandes geliefert. Militia Muster Folk und Uncle Ben gingen in England nicht beſſer.“

Der climatiſche Wechſel und die Mühſeligkeiten der Seereiſe brachen Mathews Geſundheit, die ohnedies in Folge der heftigen durch den Genre ſeines Berufs gebotenen Anſtrengungen nicht die ſtärkſte war. Er landete in Liverpool und man kann wohl ſagen, daß er das Land ſeiner Geburt nur betrat, um nach dem Lande zu gehen, aus welchem noch Keiner zurückgekehrt iſt. Nachdem er einige Tage in Liverpool krank gelegen hatte, wurde er zu einem Freunde nach Erick, in der Nähe von Coventry, gebracht, wo er ſich leichthin erholte. Von hier ließ er ſich, um Luft zu wechſeln, nach Devonport bringen, und hier kam der Tod zu ihm. Seine Krankheit war Verknöcherung des Herzens. Dies ſowohl als eine Lähmung, welche vor ungefähr achtzehn Jahren das Umwerfen mit dem Wagen ihm zugezogen hatte, laſſen die Schmerzen errathen, unter welchen er ſeit lange gelitten. Doch machte es ihn böſe, wenn man darnach fragte oder ihn bedauerte.

Mathews war zweimal verheirathet, zuerſt mit Miß Strong aus Exeter, die eine oder zwei Novellen und einige nicht ungern geleſene Gedichte geſchrieben hat. Sie vermählte ſich mit ihm im Jahre 1797, und ſtarb an der Auszehrung im Frühlinge 1802. Im folgenden Jahre verband ſich Mathews mit Miß Jackſon, einer Halbſchweſter der erſt vor Kurzem von der Bühne abgetretenen Miß Fanny Kelly. Die verwittwete Mathews hat ſchon vor längerer Zeit die Bretter verlaſſen, wo ſie für eine angenehme Sängerin und für die Original Fanny in Killing no murder galt. Sie begleitete ihren Gatten auf ſeiner letzten Fahrt nach Amerika, und mit ihr trauert jetzt um den Verlorenen ein einziger Sohn, der als dramatiſcher Dichter und Architekt zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

Mathews' Talent war von einem ganz beſondern, eigenthümlichen und gewiß ſeltenen Gepräge. Man hat gefragt, wer kann ihn vergeſſen, der ihn je geſehen, und wer, der ihn nicht geſehen, kann ſich einen Begriff von ſeiner Zauberkraft machen? Und die präſumirte Verneinung iſt Wahrheit.

Wer ihn nicht ſah, kann kaum begreifen, wie ein einziger Menſch eine große Verſammlung drei Stunden lang zu unterhalten vermochte, während das oft einer ganzen Schauſpieler-Geſellſchaft nicht gelingt. Vor einem kleinen, grün überzogenen Tiſche ſitzend, zwei Lampen darauf, verſtand dieſer Meiſter ſeines Fachs, mittelſt weniger Kleidungsſtücke und in nicht längerer Friſt, als das Wechſeln derſelben erforderte, zwölf Charaktere darzuſtellen, alle verſchieden in Blick, Gang, Geberde und Stimme. Der natürliche Ausdruck ſeines Proteus-Geſichts war ernſthaft. Dennoch portraitirte er die Poſſe beſſer als den Ernſt. In ſeinem Blinzeln lag der volle Reichthum eines derben Humors und zugleich lächelte und lachte jeder Zug ſeines Geſichts, daß es „ergötzlich anzuſchauen war.“ Bei dem ſtarken Lampenſcheine glühte ſein ganzes Weſen in roſiger, fröhlicher Friſche, und die leichte Beweglichkeit ſeiner Muskeln verrieth nicht die geringſte Anſtrengung, zu gefallen. Auch war es in der That die ſichtbare Zwangloſigkeit ſeiner Bewegungen, das nicht Erkennen der Hebel, durch welche er wirkte, was die Zuſchauer mit ihm fortriß. Sie brauchten nicht den Athem zu verhalten, um die Ergüſſe ſeiner Laune aufzufangen; ihm entſtrömten ſie, wo nicht der Zweck es erheiſchte, in anſcheinender Freiheit. Saß man auf einem der bequemen Plätze des Adelphi-Theaters, ſo konnte man ſeinen Geſchichten mit derſelben Gemächlichkeit zuhören, als würden ſie über Tiſch von einem luſtigen Geſellen erzählt. Und wirklich lag wohl ein Hauptgeheimniß ſeiner Zauberkraft in der Art und Weiſe, in der ſchweren, ihm eigenen Kunſt, zu erzählen. Eine alte Anekdote, ein abgedroſchenes Witzwort von ihm vorgebracht, und man lief Gefahr. am Lachkrampf zu erſticken. Es würde ein Papier ohne Ende erfordern, um auch nur die gelungenſten ſeiner Leiſtungen in aller ihrer Eigenthümlichkeit zu ſchildern. Gleichwohl darf man daraus, daß ich oben geſagt, er habe die Poſſe beſſer portraitirt als den Ernſt, keineswegs folgern, daß der Pathos ihm unzugänglich geweſen ſey. Wenn er wollte, — und er wollte bisweilen — verſtand er, ihn auf den höchſten, Schmerz erweckenden Gipfel zu heben. Sah man ſeinen Monſieur Mallet, den betrübten, gekränkten Franzoſen, konnte man unmöglich glauben, daß dies daſſelbe Geſicht ſey, welches noch vor wenigen Minuten Hunderte lachen gemacht. Und wer wieder geglaubt hätte, Mathew's ernſtes Weſen bei ihm zu Hauſe zu finden, dem würde es oft gegangen ſeyn wie Dr. Johnſon, wenn er ſich vorgenommen hatte, mit Foote unzufrieden zu ſeyn. Das gute Thier war ſo komiſch, daß der gute Doktor meiſt Meſſer und Gabel wegwarf, ſich in den Stuhl zurücklegte, und aus vollem Halſe lachte. Nicht minder mächtig wirkte Mathews in Scenen hoch aufgeregter Leidenſchaft, wenn er die Sorgloſigkeit des Laſters und die ihr folgende Verzweiflung malte. Und ſeine Gemälde hatten weder die Verantwortlichkeit der Carrikatur, noch die Mißgeſtalt der Gemeinheit, wie überhaupt ſelbſt ſeine bunteſten Darſtellungen nie das Gebiet des Schicklichen verließen, denn in ſeinen Bildern aus dem niedrigen Leben gab er zwar das Groteske, unterdrückte jedoch das Schmutzige, und gab den Witz ohne deſſen Unflätigkeit. Deßungeachtet war die Aehnlichkeit ſchlagend. Wenn er den Fiaker vorſtellte, brauchte man nur vor die Thür des Theaters zu gehen, um ſein treu copirtes Original zu treffen.

Mathew's Mimik dürfte kaum ihres Gleichen haben. Mit unglaublicher Schnelle faßte er hervorſtehende Charakterſeiten auf und ahmte ſie mit überraſchender Treue nach. Ja, es bedurfte für ihn keiner auffallenden Perſönlichkeit, um die Perſon zu portraitiren. Man konnte von ihm nicht ſagen, was Johnſon von Foote ſagte: „er gleicht einem Maler, der im Stande iſt, das Portrait eines Menſchen zu liefern, der ein Feuerzeichen auf dem Backen hat, woran ihn jeder erkennt.“ Mathews lieferte nicht bloß etwas, von ſeinem eigenen Selbſt Verſchiedenes, ſondern er legte ſein eigenes Selbſt gänzlich ab, um das ſeiner Originale anzunehmen; er war Sir Fretful oder Morbleu ohne einen Zug von Mathews. Mit Einem Worte, ſeine Copien waren Originale. „Wer den Schlüſſel zu Mathew's Nachahmungen hat,“ ſagte einſt Sir Walter Scott zu Lord Byron, „der erblickt darin Nachahmungen des Geiſtes. Weil aber den Meiſten dieſer Schlüſſel fehlt, ſo begnügen ſie ſich, die Nachahmung des Körpers zu bewundern, und nennen den einen Mimiker, der ein ſo ſorgfältiger und philoſophiſcher Beobachter der menſchlichen Natur und mit dem ſeltenen Talente begabt iſt, ſich mit dem Geiſte Anderer zu identificiren.“ Das, ſollte ich meinen, iſt von einem Manne wie Walter Scott ein hohes Lob. Aber Mathew's Darſtellung von Curran rechtfertigt es. Sie kann nicht Nachahmung genannt werden, ſagte Scott; „ſie iſt eine Fortſetzung und unnachahmbar.“ Daß aber Mathews nachahmte, nimmt ihm nicht den Anſpruch auf Originalität. Die Grundzüge zu allen ſeinen verſchiedenen „zu Hauſe“ entwarf er ſelbſt, obgleich Andere ſie ausführten. Deßhalb waren alle ſeine dramatis personae Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft, er mithin eben ſo gut ein Schauſpieler wie Garrick. Die Vollendung ſeiner Skizzen überraſchte,ebenſo ſehr wie ihr Ausdruck, und ſeine ungemeine Gewandtheit überraſchte mehr als Beides. Seit Garrick hat wohl Niemand mit gleichem Glücke eine ſolche Gallerie von Charakteren dargeſtellt.

Bei Beurtheilungen von Männern, in ſofern ſie der Oeffentlichkeit angehören, kann und ſoll ihr Privatleben nicht in Betracht kommen. Wie wohl daher Mathews den Ruf eines Ehrenmannes mit in's Grab genommen hat, werde doch ſeine Häuslichkeit hier nur kurz berührt.

Längere Zeit wohnte Mathews in einem niedlichen, im Geſchmacke alt-engliſcher Ländlichkeit gebauten Hauſe am Fuße von

Highgate-Hügel, ungefähr eine Wegſtunde von London. Hier ſammelte er eine ziemlich bedeutende Zahl Gemälde, Kupferſtiche und Denkwürdigkeiten aller Art von dramatiſchen Dichtern, Künſtlern und Künſtlerinnen, Zeitgenoſſen und Vorgänger von ihm. Und er ſammelte mit ſolchem Enthuſiasmus und mit ſo freigebiger Hand, daß er einſt einem armen Schauſpieler für drei oder vier Originalbriefe Sheridans, welche jener in einem Haufen, von einem Käſehändler erkaufter Papiere entdeckt hatte, fünf Pfund Sterling bezahlte. Vor wenigen Jahren veräußerte er ſein Haus und ſeine Sammlung, und wenn ſein Nachlaß nicht den ungeheuern Summen entſpricht, die ſeine Kunſt ihm eingetragen hat, ſo rührt das wahrſcheinlich nur daher, daß es einen Schlund gibt, in welchen die Habe Tauſender untergegangen iſt, und Reiche noch verſinken werden, ohne ihn auszufüllen, — den Handel mit Staatspapieren.

* * *

Denen, die an Charles Mathews mehr als ein flüchtiges Intereſſe nehmen, glaube ich die Nachricht ſchuldig zu ſeyn, daß während ich Vorſtehendes geſchrieben habe — im Juli 1835 — die Londoner Verlagsbuchhandlung von John Murray das baldige Erſcheinen folgenden Werks angekündigt hat:

The Life and Opinions of the late Charles Mathews, Esq. Comedian. Began by himself and continued by his Son.

„It is not merely the records of my own adventures and mishaps, my life and opinions, that I am vain enough to think amusing, but some of those singular events which, contrary to all probability, or my own expectation, mingled me with great men. There are few individuals in this country who have had such opportunities afforded them as myself of associating or coming into contact with persons of every class of society, from the king's palace to the cobler's stall.“ From Mr. Mathews' Autobiography.

Hamlet in Wittenberg.

Umriſſe

von

Karl Gutzkow.

Erſte Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

Studenten ſitzen auf und an den Tiſchen in der Runde. Hamlet und Horatio unter ihnen. Am äußerſten Ende Fauſt mit einem Hunde.

Die Studenten.

Hamlet hat Geld!

Hamlet

(vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Ja, zieht die Röcke aus! Simſons Goldfüchſe brechen in die Felder der Philiſter. Es ſind in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

Einer.

Es war die höchſte Zeit: nämlich für deinen abgeriebenen Sammtkittel, Hamlet!

Andrer.

Was ſchaden die Löcher! Aber leider ſah man durch ſie durch, wie der Kronprinz von Dänemark ſeine eigene Haut als Hemde anzuziehen pflegt!

Dritter.

Iſt dies ein Stück vom däniſchen Budget?

Hamlet

(baut die Geldrollen übereinander auf).

Es iſt der Sundzoll vom letzten Jahre; der fromme Charonsobolus, den manche ſcheiternde Galeere an Dänemark zahlt. Ich will euch einen Begriff von der Krone meines alten Herrn

Papas machen. Er legt ſie niemals ab; geht, ſteht, ſchläft, iſt und trinkt mit ihr, und ſelbſt dann nicht, wenn er in den Alkov meiner reſpektablen Frau Mutter ſchleicht. Seht, zuerſt den Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn mit etwas Sammt ausſtaffirt denken! Drüber wölbt ſich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unſerer Dynaſtie paſſen müſſen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von wo in einer hervorſpringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majeſtät heruntergleiten. Der Rand zeigt nach Schleswig, der nach Holſtein, der nach Norweg und der nach Island hin.

Senior der Hanſeaten

(greift in das Spiel Hamlets hinein und zieht eine volle Hand zurück).

Aus dem Horne, Hamlet, das ſehr paſſend das rindviehreiche Holſtein vertritt, brech' ich mir einige fette Weideplätze fort. Ich kann nicht anders. Du biſt unſerm Korps mit Haut und Haar verſchuldet.

Senior der Märker.

Gib mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigſtens die Zinſen von all der Kreide, die du am Schuldenbrette unſerer Couleur noch ſtehen haſt.

Senior der Sachſen.

Hamlet, verzeih, wenn ich den Augenblick wahrnehme, wo Du klingender, als mit Achſelzucken und gerittenen Wechſeln zahlſt. Ich nehme Norweg.

Senior der Lauſitzer.

Ich Island, das letzte Thule, diesmal keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! gebt das Geld zurück! Reſpektirt wenigſtens die Krone, wenn auch nur ihre Copie, die Hamlet einſt tragen wird!

Hamlet.

Laß ſie, Horatio! Könnt' ich die Zukunft ſelbſt ſo von mir ſchenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelſtein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des Volks ſich ſpiegeln. Du lachſt, Horatio? Weil ich mit Diamanten um mich werfe — ich — ich — Hamlet, ein Königsſohn aus Dänemark — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Reſt würde kaum ausreichen, eine Wäſcherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unſere Lappen ſelbſt in der Elbe zu waſchen.

Hamlet.

Alſo immer noch den Schläger wetzen und im Buſche dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Meſſe zieht, auflauern! Ein ſchlechter Ritt, zu dem wir den Pegaſus anſchirren!

Horatio.

Wir ſpielen wahrhaftig die ruppigſte Rolle in ganz Wittenberg. Umzichtig brauchen wir beide ein Hemde, und wie lange dauert's? wenn wir wieder in den Buſch gehen, und uns vor den Hunden des Voigts die Füße wund laufen, ſo müſſen wir's zum Verband zerſchneiden. Unſer Schiff wird immer lecker; wir werden mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Hamlet.

Wir ſollen hier römiſches Recht und luther'ſche Dogmatik treiben, damit wir einſt ob Dänemarks grünem Inſelreiche mehr als Philoſoph, denn als König herrſchen. Und was wir lernen, iſt die Kunſt, ſich ſatt zu eſſen, wenn man in der Taſche nichts als Löcher hat.

Horatio.

Ich ſehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit ſchmalem Ränzel, von Helſingör Abſchied nahmen. Vom Meere wehte ein friſcher Zugwind, und unſere weißgewaſchenen Hemdkragen klatſchten uns luſtig um den Hals. „Kinder!“ ſagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennt —“ und was dergleichen verfluchte Redensarten mehr der alte Geck im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb ſieht man's, ſie wollen noch immer mit uns Schule halten.

Hamlet.

Ich breche durch. So laß ich mich nicht gängeln! Eine um dieſen Preis erkaufte Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, ſo wäre man ein Narr, wenn man ſich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So fang' ich auch ſchon an, Süßigkeit aus meinem Elend zu holen, und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig aufzubahren. Verkümmert nur den königlichen Sinn, knickt die Adlerflügel, und ſchneidet mir auch den Tatzen die Fänge weg, die nichts zu fangen haben! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterſchaften einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu küſſen, und Hände zu drücken, die immer einen feuchten Schweiß an ſich haben! Ihr werdet einſt mit eigenen Augen ſehen, wie bei der Krönung Hamlet ſich mit dem Hermelin die Naſe ſchneuzt!

([illegible] Fauſt beugt ſich mit wunderlichen Bekümmerniſſen um Hamlet.)

Horatio.

[redacted]!

Hamlet.

Was vornehmlich iſt am Königsthrone, was ſich wie Balſam in die Wunden des Volkes träuft, das liegt nur im Glücke der Majeſtät, in ihrem ewig gleichen, wolkenloſen Lebenshorizonte. Und wird der, der nur edel und gut iſt, das, was er beſitzt, nicht immer noch für größer halten, als das, was er Andere entbehren ſieht? Wer die Armuth ſelbſt theilt, dem wird der Schrei derſelben ſo gewöhnlich wie die pickende Uhr. Allmählig wird er die Trommel ſeines Ohres mit einem Eſelsfelle überziehen. Hunger, Durſt und Froſt iſt nur erträglich, wenn man weiß, daß der Athem doch immer noch als Fleiſch zur magern Suppe übrig bleibt! Jetz' lauter' ich die ungeheure Länge des Lebensfadens, und werde dann als philoſophiſcher Student bei den Thränen der Wittwen kalt bleiben, und den Leuten ſagen, daß ſie das Blau des Himmels erblicken, wäre immer noch eine Wohlthat für ſie, die ſich nicht abſchweigen läßt.

(Der Fauſt ſchmiegt ſich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Wie zuckt er in den Fingern — sucht wie Schwert das Ich! — ich glaube gar, der Held fängt an sich selbsten Feuer.

Hamlet.

Was soll ich ein König werden, wenn ich die Kunst, ein Mensch zu sein, hier zu lernen — hungre. Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Pferd thut's auch. Wenn mich hungert, bin ich wie Esau, und verkaufe um eine Schüssel Linsen mit gebackenem Mehl von Herzen gern das Recht der Erstgeburt. So mögen sie auch gehen! Ach, Dänemark, leb' wohl! Ihr wollt in Helsingör nur meinen ausgehungerten Schatten haben, so zieh' ich meinen, Gott sei Dank! noch entlaßbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem schlechten Kleide, hänge die Cither um, und singe für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreist, die schönen Lieder meiner Heimath: die Eddawunder, wie Sigurd den Drachen schlug, wie Baldur starb und wie die hohen Asen selbst ihr Schicksal tragen mußten nach dem Wink, der in dem Buch der [illegible] Götter!

Horatio.

Hast Du das Buch vom Volke?

Faust (zum Hamlet).

Halt! Weltstürmer!

Hamlet.

Der Faust hat Theil an mir —

Horatio.

Was schnuppert er an Deinen Beinen?

Faust.

Das gute Thier schnuppert sich gern bei fremden Leuten ein — (der Pudel vom Faust) verfluchter Zottelpelz, wedelt und reibt sich an Jedermann herum — so Herr war, Satan —

(Er stößt ihn. — Der Pudel heult.)

Studenten.

Ihr ſeid der Teufelsbeſchwörer Fauſt?

Andre.

Der Zauberkünſtler, der, wie unſer Herr, aus Waſſer Wein macht?

Andre.

Fauſt, der Liebe abſchüttet, und ſie ohne Fährlichkeit wieder entleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum beſten, wie Ihr dem Kaiſer Maximilianus einſt in Innsbruck den großen Alexandrum und deſſen Gemahlin fürgeſtellt habt! Erzählt auch! Dem Kaiſer ſtanden die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedoniſchen Majeſtät, die ein winziges Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weißt Du von Todten?

Fauſt.

Auch Lebendige. Aber was wollt Ihr Geiſter! Ihr jungen Bärte habt noch die ganze, frühe, in ihren ſtumpfen Reigen kreiſende Welt! Laßt die Geiſterſeher, die ich aus Verzweiflungshaß beſchwöre, entehren und abgeſtorbenen Begierden!

Horatio.

Macht, macht, die Vampire er[illegible] und —

Fauſt.

Ja, dieſen Reigen! Wie die Jungfrau das grüne Spitzkraut der Knoſpe zeigt, und die Treibhausſonne des Verlangens die volle Öffnung ihres Kelches zeitigt —

Horatio.

Bis ſie zur ſelben Stunde mit einem Blicke und mit Ohne niederſtimmt — (Die Studenten lachen.)

Hamlet.

Still! Euer gemeines Wiehern ſcheucht die Geiſter fort! Und ſo ſchwerlich erſchütterten Teufelsſtimmen ſie nicht zuſammenwerfen.

Fauſt (für ſich).

Da iſt noch viel Jugendblümelei! Die Feuer, die unter meinen Zauberkeſſeln leben, brennen erſt luſtig, wenn der Tod ſeinen ſtinkenden Wind dazu bläſt. (laut.) Da Ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es nur gezwungen, wie Proteus, da er weiſſagen ſollte. (Die Flamme hüllt ſich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pokal Homer's brennt.

Studenten.

Irgend muß es brennen. Schwarzer Qualm erzeugt ſich in langen gewundenen Faden von einem Herde, den man nicht ſieht.

Horatio.

Rothe Funken kniſtern. Die Wolke malt ſich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Fauſt.

Herr, Herr, Mephiſtopheles! In der Weihenacht St. Andreä hält ſie Wacht; löſt und bindet Knoten der Liebe, ob, wen ſie denn erſchaut einmal und zweimal, es auch noch bliebe, wenn ſie zum drittenmal die Mächte des Schickſals zitternd befragt; löſche das Licht am Herd und reiß' ſie weit über die See, Herr, Herr, Mephiſtopheles!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es lebt und bebt.

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein ſteigendes Phantom!

Hamlet.

Die ſchlanke Hülle! Ihr blaues Aug'! Ihr lockig Haar, das ſich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Nacken niedergießt. Sie iſt's, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — ſie lächelt.

Hamlet.

Ophelia! [illegible], von anderm [illegible] [illegible], [illegible] nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben [illegible] aus.

Hamlet.

Bleib, o halt, ich halte dich, [illegible] [illegible]!

Horatio.

Den Zauber riſſeſt Du ein — ſie ſinkt in Nichts zuſammen — da — da — die [illegible]! Was Satanspoſſen!

Studenten.

Da reitet er fort.

Andre.

Hallo, folgt ihm nach!

([illegible] reitet auf dem [illegible] durch die Luft fort. Die Übrigen [illegible] ihm nach.)

Zweite Scene.

Nacht. In einem entlegenen Theile der Stadt. Ein einziges Fenster an einem kleinen Hauſe iſt erleuchtet.

Hamlet.

In dieſer Gegend — ſagte man. Hier hatte ſich Einer erwürgt! Ein graues Häuschen — Ja, der Mond der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da huſcht eine Fledermaus — was Teufel, ſie ſetzt ſich in die Feder des Barets — ſt — ſt — ſo — ſieh ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, das iſt es drinnen — welch ein räucherig Hexeninventarium ſteht an den ſchwarzen Wänden — ſtill — man ſpricht; es ſprechen Zwei — Ich ſehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt ſich die Schwanz. Ich ſehe wahrhaftig Niemand weiter in dem Loch, und doch hört man deutlich Zwieſprach. — Mir graut — Ich will doch lauſchen, eh' ich rede. —

Von Drinnen.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Ich warb für Dich: von jener Seite halb,
Die Kreuzlaſt Du zu tragen haſt,
Iſt immer noch Dein Rücken nicht erlegen!
Du biſt ermattet, Teufel, ſprich, iſt das,
Was Du verſchweigeſt, Dein eigner Fall?

Iſt es ein Anderer, der auch Dich betrogen?
Ich bin Dein Erbe, kann nicht mehr zurück,
Wie naht es nicht, doch möcht' ich gerne wiſſen,
Biſt von der Hölle Du ein einzeln Stück,
Das ſich vom Thron glühend abgeriſſen?
Biſt Du ein Knecht, biſt Du der Hölle Fürſt,
Biſt Du die Macht ſelbſt, die Du Andern ſchickſt?

Mephiſtopheles.

Ob ich ein Schnupftuch brauche, willſt
Du ſagen, daß die Nahrung fehlt,
Wenn von den [illegible],
Die mein Fuß, manche Kapitel wanderte?
Ob ich Maſchine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur einer Andern Hand,
Ob ich wohl gar einſt Menſch geweſen,
Und dann als Opern und Opern Korn geleſen —
Nein, glaubt! 'nen Mann, wie Euch, den ehrt man ſchon:
Ich bin der Teufel in Perſon.

Fauſt.

Die Menſchheit aber's, daß hinter Deinem Ohr
Auf Neue lauſcht kein gnädig Ohr,
Und läßt Dich auch geboren werden,
Sie weiß nicht, wie? gibt keine Mutter Dir;
Denn jedes grimme Wüſtenthier
Hat für ſein Junges zärtliche Geberden.
Wir wiſſen nicht, auf welchen Dächern
Du trugſt die [illegible]:
Großmutter war's, die alte Sieben,
Die mit den Borſten-Haaren ihres Maul
Aus Zärtlichkeit Dich manch gerieben.
Am Ohre ſchnarchte Kater Hinz,
Die Spindel ſchnurrt — den Faden bracht ſie
Mit Noth, den ihr das trief'ge Auge ſieht:
Die ſchlafen Wolke hingen über Dir;

Daß alle Farben [illegible],
Daß es Dich bald zu [illegible]
Und [illegible] im [illegible] den gelben Stier.
[illegible]

O launenhafter Thor,
Du giebst die bunte Farbe
Dem grauen Rock der Wahrheit vor
Und [illegible] mit einer witzigen [illegible],
Daß in die Luft, und zu [illegible]
In [illegible] es [illegible] an [illegible].
So weiß denn, warum [illegible]
Und nicht, die mich geben, als [illegible],
[illegible]
Von [illegible] Gut [illegible] wird.
Ich bin der [illegible], den die [illegible]
In wunderlichsten bunten [illegible],
Mein [illegible] der [illegible],
[illegible], der [illegible] der Zier,
Der mit der schönsten [illegible]
[illegible] leicht [illegible];
Gott schuf mich, und er schuf zugleich
Mich wieder, wenn ich kaum [illegible].
Er gibt mir auch, er läßt mich nirgend harren
Und mich zu einer festen Form erstarren.
So bin ich nichts als nur kein einzel [illegible],
Wie er sich [illegible], wenn er seine Kraft
Mit [illegible] am [illegible]
[illegible] und [illegible], spricht und schafft.
Geboren bin ich nicht, von Gottes [illegible]
Und Zeugung [illegible] in die Natur.
In Allem hab' ich meinen Sitz,
[illegible] und [illegible] ist meine [illegible],
Und, daß [illegible] ich nicht verhehle,
[illegible] die [illegible].

Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich beherzt, belebt, belacht;
Und wer aus meinen allerliebſten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu ſaugen.
Großmutter aber ſitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten End der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Gott das thut, was ſie bei ihm beſtellt;
Und wenn er juſt nicht pirſcht in dem Reviere
So öffnet ſie mir wohl die Thüre,
Und läßt verſtohlen mich zu ſich herein,
Dann ſchenkt ſie mir ein Gläschen tauſendjähr'gen Wein,
Und packt mir alle Taſchen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naſchen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rücken
Aus Dankbarkeit ein wenig jucken.

Fauſt.

Du miſcheſt Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thuſt, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schleimen verſetzt, als treteſt Du
Den Sonnweg zum [illegible] des Himmels zu.

Mephiſtopheles.

Baut zwiſchen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böſe ſich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug ich mich ein mit meinen ſüßen Giften.
Ich ziehe [illegible] Mantel an,
[illegible] mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leiſen weichen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran,
Und bring' durch ein'ge ſchwungvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Fauſt.

Ich ſeh es ſchon' —

Mephiſtopheles.

Woran?

Fauſt.

An jenem Dänen.

Mephiſtopheles.

Den jungen Hanſen wollt' ich ſtänen
Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat ſo blaue, blonde Frühlingsmienen.
Das iſt in ew'gem Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und kitzelt nur dem Teufel unterm Arm.

Fauſt.

Wie glücklich war er nur, als wir Opheliens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Geſpenſter.

Mephiſtopheles.

Still, ſtill, da lauſcht das junge Blut am Fenſter.

Dritte Scene.

Fauſt's Herberge. Von Innen.

Fauſt, der Hund, Hamlet (noch draußen).

Fauſt.

Wer ſucht mich in ſo ſpäter Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für ſich.) Behüt mich Gott, ich ſehe wahrhaftig nur Einen. (Laut.) Mein Lieber, ihr habt auf dem Markte ſo verwundernswerthe Dinge beſprechen können, daß ich Euch bitte, mir daſſelbe Weib, was wir ſahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Fauſt.

Möchteſt Du nicht lieber Pygmalion ſeyn, der aus einem todten Stein einſt Leben ſchuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel Deiner Neugier, den Du von mir verlangſt.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meiſterſchaft als ein Wunder, deſſen Erklärung mir keine unruhige Stunde macht. Ich will nur Ophelien wiederſehen, und jene fröſtelnden Schauer über meinen Nacken rieſeln fühlen, die zwiſchen Furcht und Wolluſt eine ſo unausſprechliche Mitte halten.

Fauſt (für ſich).

Die lallende Kindheit! ſein unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht ſieht, dieſe naive Empfindungsloſigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Weſenheiten aufgetragen iſt, bringen mich in

Empörung. So ſollen die Geiſter der Unterwelt ſich ſelbſt in Deine Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurück laſſen, daß Du in ewiger Unklarheit ſeyn wirſt, welches Deine Heimat iſt!

Hamlet.

Beſinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unſichtbaren Reiche der Geiſter die verhüllende Decke weg!

Fauſt

(mit dem Zauberſtabe).

Hems, Hems, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felſen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beſchienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wieſenplan ſich das Dach der ſchattigen Rebe ſtrecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küſſen, das Du kennſt. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß ſie die üppigen Verſchlingungen Deines Werkes beleben, daß ſie die Schnäbel wetzen zu ſüßen Präludien ſüßer Zärtlichkeiten! Mach den Schluß, hems, Mephistophele!

Und es geſchieht alſo.

(Fauſt und der Hund ſind verſchwunden).

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, ſie iſt's, Ophelia! Die weiße Lilie, beſchienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Fuß zögert aufzutreten; denn iſt dies nicht Alles die verwirrte Täuſchung meines Auges?

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet!

Hamlet.

Grüß Dich Gott? Sie iſt kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du biſt ſtolz geworden, Prinz! Und ſo blaß, das Auge trocken, wie verdurſtend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt? Nur die Lippen ſcheinen die Canäle des heißen Blutes geworden zu ſeyn; ſie ſchwellen wie die Kirſche, die zu zerſpringen droht.

Hamlet.

Es iſt Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man ſie nur etwas härter küßte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergeſſenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare ſchnitt, wohl gezählt, zwei hundert ſieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erſt erkenn' ich ſie. Dieſe kindliſche Naivetät ſteht ihr reizend ſchön, und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei dem erſten Küſſen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben.

Ophelia.

Glaubſt Du, Hamlet, daß die Liebe, die Nachts verzweifelnd nur das Bett an ihren Buſen drückt, nicht jenen Pflanzen gleicht, welche die Glut des Treibhauſes aufſchwellt und zitternd die Blätter ihres durſtigen Kelches öffnen läßt?

Hamlet.

Sie iſt's; aber wie umgekehrt — lockender als je iſt dieſe Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiederſehens! (Ophelia verſchwindet.) Da iſt ſie hin! Ich bin wie Ixion, und habe ſtatt der Juno eine Wolke im Arm.

Geiſterſtimmen.

Seht, ſeht, er ſtürzt dem Schatten nach, wie berauſcht von einem Liebestrank. Sein heißes Verlangen ſaugt das friſche

Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger ſchieben ſich die Hügel zuſammen und die Hinderniſſe, die unter ſeinen Füßen wachſen, hemmen den ſtürmiſchen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnſinnverblendeter! Dort iſt Ophelia! An dem hohen Fenſtergitter des Thurmes flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie ſtreckt die Hände, die hülfloſen, gefeſſelten Hände aus nach Dir; rette ſie!

Hamlet

(vor einem Thurm in einer äußern Gegend).

Mein Athem ſchwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert ſind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt, und ſie zu laufen zwingt, Meilen weit, um mit dem triefenden Schweiß das Gift, das anſteckende Gift der Liebe, aus ihren Adern auszuſieden. Aber das Bild will mich nicht verlaſſen und lächelt mich aus Buſch und Baum mit ſo anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinſterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia

(oben am Fenſter des Thurmes).

Wer ruft mich? Biſt Du es, Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eiſernen Gitter ſchimmert es weiß.

Ophelia.

Mir iſt's als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in dieſem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du biſt es doch, was unten zwiſchen den Gebüſchen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Opheliens iſt. Sollte ſie ſelbſt jenes weiße Schimmern ſeyn?

Ophelia.

Nimm dieſe Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe und drücke ſie an den Stein, ſo wird er überall weich werden und Dir ſein Erſteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Haſenſchwanz — aber ſieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Dinge drücke. Ich ſteig' in die Niſchen. Sie iſt's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo iſt ſie?

Geiſterſtimmen.

Wo er ſie faßt, zerrinnt die Luft in Nebel. Nur dem Gelüſt, nicht der keuſchen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, ſeht, wie ſich die dunkeln Schatten der finſtern Schlucht allmählig erhellen, wie unter Hamlet, dem unabläſſig ſteigenden, ſich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tauſend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Palaſtes, deſſen Echos von den Tönen einer verführeriſchen Muſik wiederhallen. Dort von den Säulen ergießt ſich ein Strudel tanzender Paare, rechts ein anderer, ein dritter, — o wie die Luſt den Fuß beflügelt! Wie ſie ſchnell vorübergleiten und ſie Dir winken lächelnd, mit roſigem Lächeln Hamlet! Hamlet! Du zauderſt? Suchſt Du ſie, die Wolluſtſchwellende? Blicke hin, ſie löſtet im Taumel der Luſt den Gürtel, unbewußt den Gürtel der Jungfrau, und die Gewänder flattern, nicht mehr beſorgt, was ſie verbergen ſollen! Sie winkt, — ach zittre — Sie winkt zum Werk der Liebe!

Hamlet

(auf einem rauſchenden Boden).

Ich faſſe blind hinein, in die Reihen der Mädchen, weil ich ſie überall zu ſehen glaube, die ich ſuche. Ich ſchwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und ſehe dann die Täuſchung. Ah, dort rauſcht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtſtrahlen immer den Staar ſtechen, und er immer wieder erblindet! Er ſieht mich überall und ſäumet ſich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das iſt ſie nicht — das — das — Ophelia, flieh in den Schatten jenes ſtillen Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht ſo in meinen Locken, Sturmwind! Still! ſtill! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieſelt, ſich nur weinend in das Geflüſter unſerer Liebe miſchen! Hamlet! Du Raſender! Du haſt keine Worte mehr, nur Seufzen. Ich zittre: was beginnſt Du, Hamlet! —

Geiſterſtimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verſchwinden in das Rauſchen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leiſe den Vorhang auf und lauſchen, wie ſie ſeufzt, wie er lacht, wie ſie ſinken und ſich heben — ach, ach! wir ſpähen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir ſehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Fauſt's [illegible].

Fauſt.

Er ſchläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle ſchläft.

(Hebt den Vorhang des Fenſters zurück, wo Hamlet neben dem Fauſt liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Fauſt heran.)

Pſt! Stör' ihn nicht, Satan, aus ſeinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt, zerriſſen, unkräftig, nur lebend in dem Schatten, den er wirft. Alle ſeine Werke werden an dem haften, was er flieht, und ſeine Entſchlüſſe werden grade daran ſcheitern, womit er ſie auszudrücken ſucht. Wie ein ſchwankes Rohr wirſt du hin und hergewiegt werden, armer

Knabe! Du wirſt den Himmel zu umarmen glauben, und nie ahnen, daß die Hölle dir einen unvertilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat! Dieſe Bewußtloſigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankſt, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt ſchon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn krähet zum Zweitenmale. Es iſt Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Fauſt und der Hund verſchwinden.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier iſt die Thür offen. (Tritt ein.) Sieh da Hamlet! wir bringen Dir eine ernſte und freudige Botſchaft.

Hamlet.

Was iſt?

Horatio.

Ernſt iſt der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafſtunde nach dem Eſſen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt ſenkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber iſt es, daß die Krone auf Deinem Scheitel wartet.

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf! nach Dänemark!

Seydelmann

und

die Theater-Recenſenten.

Von

Auguſt Lewald.

Wenn ich gleich mit großer Aufmerkſamkeit den Gang der Angelegenheiten bei den deutſchen Theatern in dieſem Jahre verfolgte, ſo fand ich doch nichts von beſonderer Erheblichkeit oder was nur entfernt mit Seydelmanns Auftreten in Berlin verglichen zu werden verdiente. Einige Dichter haben wieder Schauſpiele, einige Ueberſetzer Nachbildungen geliefert, ohne eine dauernde Wirkung damit hervorzubringen; die alte Leier mit dem gewöhnlichen Refrain von Lob und Tadel ertönte, ohne mehr als die gewöhnliche Langeweile zu erregen; die Künſtler endlich, wie man die Schauſpieler durch die Bank zu benennen gewohnt iſt, reiſten hin und her, ſpielten da und dort, ohne das Publikum theilnehmender zu machen, die Directionen reicher und die Alltags-Kritiker verlegner; denn dieſe Kunſt konnte füglich noch auf ihre Weiſe abgefertigt werden. Aber die Komödie mit dem, was drum und dran hängt, iſt wirklich noch nicht zu dem flachen Spaß geworden, wie ſich Einige gern einbilden möchten. Die Schauſpielkunſt iſt noch nicht der Ball, den man den jungen Katzen hinwirft, oder die Kugel, woran die Hunde ihre Zähne verſuchen. Erſcheint der Spieler, der im kühnen Wurfe den Ball beſchwingt, die Kugel zum ſichern Ziele ſchlendert, ſo ſtehen Katzen und Hunde unten da, begreifen nicht, woher plötzlich den Dingen die Flügel gewachſen ſind, und knurren und bellen ſeitwärts, oder machen auch wohl einen Sprung, um ihr Spielzeug wieder zu erreichen — aber vergebens. Je nun, knurren und bellen mögen ſie immerhin, wen kümmert das? —

Das Berliner Theater ſoll — wie Manche prätendiren — zu den Ariſtokraten gehören. In der Kunſt gibt es aber weder

Ariſtokratien noch Monopole; wo ſolche Anmaßungen ſtatt finden, ſind ſie verwerflich und lächerlich. Aber wenn die Berliner Schauſpieler auch alle eingeborene Söhne von Fleck, Devrient und Iffland wären, ſo wären ſie nicht von komödiantiſchem Adel, jetzt aber ſind ſie es um ſo weniger, da mehr als anderswo der Zufall ſie zuſammengeſchneit hat, und die Bretter an der Wien den Helden, die Bretter in München die Liebhaberin verleihen mußten, dieſer Winkel Deutſchlands dieſen Charakter, jener einen andern. Daß aber unter ſolchen Verhältniſſen ein Heranbilden und Heranreifen der Künſtler an dem Maaßſtab der ältern Berliner Kunſt und Kritik nicht gedacht werden kann, iſt einleuchtend. Von Fleck iſt längſt alle Spur verweht; ohne Tieck, der ihn gern auf Koſten Ifflands erhob, und einige mündliche Ueberlieferungen, die aber nun auch ſeltener zu werden anfangen, würden wir wenig von ſeiner Vortrefflichkeit wiſſen; die gleichzeitigen Theaterblätter erwähnen ſeiner ſelten anders, als eines geſchätzten Schauſpielers, der gute Naturgaben beſeſſen. Auch Iffland iſt nur noch von den ältern Mitgliedern der Berliner Bühne gekannt; ſein Geiſt, ſein Einfluß auf die Darſtellung iſt mit ihm und ſeinen Stücken verſchwunden. Die Grundſätze, die ihn leiteten, ſieht man jetzt nur ſelten mehr in Anwendung gebracht. So war Ifflands Organ z. B. nicht von der Art, daß es für ihn einnehmen konnte. Er ſelbſt pflegte Vertrauten oft mitzutheilen, wie er es damit halten müſſe, um eine günſtige Wirkung zu erzielen; er wußte durch den Kontraſt Wunder zu wirken, und ſo wie der Maler nicht die reine Farbe aufträgt, ſondern durch die Tinten, welche er daneben ſetzt, ſie erſt in vollſter Wirkung erſcheinen läßt, ſo war auch Iffland kräftig, ſtark, hoch, tief, nur immer durch das Mehr oder Minder, nach weiſeſter Berechnung. Wären wir vor 25 Jahren ſchon ſo weit in der Kunſt zu kritiſiren vorgeſchritten geweſen, dem armen Iffland hätte man ſein mangelhaftes Organ unbarmherzig vorgerückt, und nicht darauf Rückſicht genommen, daß er durch Beobachtung und Studium es nicht nur erträglich, ſondern in gewiſſen

Fällen bewundernswerth zu machen verſtand. Was Devrient betrifft, ſo war er ſtets als ein hors d'oeuvre zu betrachten. Es war eine räthſelhafte Natur, ein Komet, der ſeine eigenthümliche Bahn in dem Kunſtſyſteme verfolgte, ohne ſich um die der Andern zu kümmern. Seine Erſcheinung frappirte ſtets, ſein Einfluß auf die Kunſt im Allgemeinen kann nicht nachgewieſen werden; er war jedenfalls eben ſo problematiſch, als der der Kometen auf das Weltſyſtem. Dieſe drei „großen Todten,“ wie einige Berliner Kritiker mit rührender Pietät ſie nennen, liegen nun ſchon längſt im kalten, märkiſchen Sande, und ihre Spur war verweht, und neue Lorbeeren grünten für Jeden, der ſich darum bewerben wollte. Der den Wallenſtein, den Eſſer ſpielte, dachte der an Fleck? Der den Shylock und den Lear verarbeitete, wollte er es nicht beſſer machen als Devrient? Mochte ſich Jemand noch in Iffland'ſchen Charakteren einen Dank holen? und gaben ſie nicht auf ſeinem Theater, die Parodie ſeiner Hageſtolzen, und fühlten nicht eher die Unſchicklichkeit, bis man es ihnen öffentlich zurief. Und Devrient! Mußte er nicht oft in den letzten Jahren ſeines Lebens durch die kleinen Theaterklatſchblätter belehrt werden, daß er es war, der ein gutes Stück durch ſchlechtes Memoriren und andre phyſiſche Schwächen zu Fall gebracht? Ich führe nur den „Arzt ſeiner Ehre“ an, worin er den Don Gutierre ſpielte, und verweiſe auf die Berliner Recenſionen bei dieſer Gelegenheit.

Man ſieht hieraus, daß, wer ſo mit ſeinen Ahnen umgeht, ſich ihrer nicht ſehr würdig bezeugte. Der ächte Ariſtokrat iſt ſtolz auf ſeine Naſe, und wäre ſie die häßlichſte von der Welt, weil im Jahr 1200 bereits dieſe Naſen in ſeinem Geſchlechte blüheten; der ächte Ariſtokrat hält ſeine Kaſte rein und wacht über ihre Vorrechte, aber auch über ihre Eigenthümlichkeiten; der ächte Ariſtokrat iſt ſtolz im beſſern Sinne, er gibt ſeine Sache verloren, wenn er ſie nicht retten kann, aber er erwartet nie Abhülfe ſeiner Noth von der Canaille. —

Haben nun aber die Berliner Schauſpieler ſo unſichre Urkunden über ihren alten Adel, wie ſteht es da erſt mit jenen, die das Berliner Publikum, als Geſammtheit, darüber aufweiſen möchte? „Wer in Berlin gefallen hat,“ behaupteten einige der Beſcheidnern aus der dortigen Kunſtrichterſchaft, „der darf ſich erſt ſelbſt ſagen, daß etwas an ihm ſey!“ Das iſt eine ſehr ſchnurrige Behauptung; ich dächte, darin hätten die paar Millionen übrigen Deutſchen auch noch ein Wörtchen mitzureden, denen es nie einfiel, aus Berlin den Sitz ihrer Geſammtbildung machen zu wollen, oder mit andern Worten, ſich gleich den Franzoſen zu centraliſiren.

Wer in irgend einer Provinz Frankreichs lebt und in ſich die Kraft verſpürt, ſich auszuzeichnen, oder wer ein Talent zu beſitzen glaubt, womit er der Welt und ſich ſelbſt nützen könnte, deſſen Streben iſt darauf gerichtet, nach Paris zu gelangen, wo ihn Unterſtützung und Anerkennung erwarten, wo Andre, gleich ihm geſinnt, ſchon früher ihren Wohnſitz nahmen, wo er daher ſicher iſt mit den Erſten ſeiner Nation in Berührung zu kommen, und alle Hilfsmittel zu finden, die ihm eine franzöſiſche Provinz nicht gewähren kann. Wenn daher Paris bis jetzt ſich das Recht der erſten Stimme anmaßte, ſo hatte es ſeine triftigen Gründe dazu, wenn ſchon in neueſter Zeit ſelbſt in Frankreich an einer Decentraliſation mächtig gearbeitet wird. Beſonders iſt dies in Theaterangelegenheiten, ſo untergeordnet dieſe auch ſeyn mögen, und in dem Gebiete der ſchönen Literatur der Fall. In dieſen Bereichen will nun die Provinz ihre Unabhängigkeit durch originelle Werke und eine ihr eigenthümliche Kritik behaupten, die ſich um die Ausſprüche der Pariſer ſchönen und gebildeten Welt nicht kümmert.

Was aber ſollte in Deutſchland auf eine ſolche leiten? was gerade Berlin die Ehre einer Centralſtadt verſchaffen? Iſt nicht die Maſſe Gebildeter in Deutſchland auf eine ziemlich gleiche Weiſe vertheilt? Leben nicht oft die größten Gelehrten und Männer von dem feinſten Geſchmacke in kleinen Städten? Wie zerſtreut wohnen nicht unſere berühmteſten Schriftſteller, unſere Dichter im lieben deutſchen Vaterlande, ohne jemals daran gedacht zu haben, nach Berlin zu gehen, um Mitglieder des dortigen großen Sanhedrins zu werden.

Wo gibt ſich bei uns wohl ein ſympathetiſcher Zug nach Berlin kund, zu dem Verwandten, Gleichgeſinnten, Ebenbürtigen? Viele Süddeutſchen tragen vielmehr eine vollkommene Abneigung gegen Berlin ganz offen zur Schau, deren Urſache ich hier nicht zu unterſuchen mich verſtehen will. Aber ſelbſt Preußens Centralſtadt iſt Berlin nicht einmal. Jede Provinz hat auch dort wieder ihre eigene, und der Breslauer iſt zu ſehr von ſeinem halböſtreichiſchen, der Königsberger von ſeinem halbſarmatiſchen, der Kölner von ſeinem rheinländiſchen Charakter erfüllt und durchdrungen, dieſe zuſammengebrachten Provinzen bewahren in gewiſſen Dingen noch ſo viel Eigenthümliches, worin ſie ihren Stolz ſetzen, daß ſie die Hauptſtadt der Mark, mit allen ihren Herrlichkeiten, ſo oft ſich Gelegenheit dazu bietet, belächeln, aber niemals ſehnſüchtige Blicke dahin ſchicken werden. Und wo wären denn auch wohl die Werke, die Berlin vorzugsweiſe zu Tage förderte, um ſich in der allgemeinen Bewegung den großen Vorſprung zu ſichern, den es ſo gern in Anſpruch nehmen möchte. Sind es etwa Werke der ernſten Wiſſenſchaft oder der ſchönen? Werke der bildenden Künſte oder der Muſik? Sind es ſeine periodiſchen Hervorbringungen, Journale und Zeitungen, die in dem übrigen Vaterlande den Ton angeben, die Geſchichte des Tages im weitern Sinne reich entfalten, oder die Welt mit neuen Anſichten bereichern, durch neue Entdeckungen belehren? Welche Stadt erfreuete ſich in dieſer Hinſicht nicht eben ſolcher, zum größten Theile beſſerer Inſtitute? — Und wenn wir hier auf unſern Gegenſtand, das Theater, zurückkommen, was hat Berlin darin vor andern Städten voraus? oder vielmehr, wie weit bleibt es darin gegen viele andere deutſche Städte zurück? Es hat keine Schule, wie ſie Weimar unter Göthe, Hamburg unter Schröder hatte, und Stuttgart jetzt unter Seydelmann beſitzt; es hat kein Publikum von eigentlichen habitués, wie das Wiener Burgtheater, das darin mit dem Théâtre-français in die Schranken treten kann; es muß nothgedrungen und oftmals wider Willen die großen Talente anderer Theater anſtaunen, die dieſe ihm ſenden, während viele ſeiner berühmten Namen in andern Städten leer ausgehen; es muß uns zugeſtehen, daß ſeine meiſten Berühmtheiten nur in den Mauern Berlins Währung haben, indeſſen Eßlair und die Schröder in München ſind, die Lindner in Frankfurt, die Haizinger in Carlsruhe, Löwe in Wien und Seydelmann in Stuttgart. Dies löſet, wie ich glaube, den unbeſonnenen Ausruf eines Tagblattkritikers: „von Stuttgart aus will man den Berlinern zeigen, wie Komödie geſpielt werden ſoll!“ in ſein Nichts auf. — Es iſt nicht genug von ſich ſelbſt eine große Meinung zu haben, ſondern ſie muß auch anerkannt ſeyn, ſonſt wird ſie zur Anmaßung.

Es wäre lächerlich, läugnen zu wollen, daß Berlin, als eine der volkreichſten Städte Deutſchlands, nicht auch eine, ſeiner Einwohnerzahl angemeſſene Menge gebildeter Leute beſitzen ſollte, daß ſein Publikum nicht raſch und beweglich ſey, und ſehr empfänglich für die Werke, die das Theater gut oder übel zur Anſchauung bringt. Von dort aus iſt ſchon manchem redenden oder ſingenden Mimen der erſte Lorbeer zugeworfen worden; Berlin hat ſchon manchem dieſer Künſtler ſeinen Namen gemacht, der aber nur dann auch in andern Städten anerkannt wurde, wenn wirkliches Verdienſt ſich an denſelben knüpfte. So war Dem. Sonntag ziemlich unbekannt von Wien, Dem. Schechner von München nach Berlin gekommen; ſo wurde Mad. Crelinger berühmt, die ſich dort ausgebildet hatte. Mit Männern war man hingegen nicht ſo glücklich; dieſe Berliner Berühmtheiten gelangen nicht ſo ganz, ſo ſehr ſie auch von den dortigen Journaliſten erhoben wurden. — Wollte man, wie Einige derſelben thun, das Berliner Publikum geradezu ein „gutmüthiges“ nennen, ſo hätte man unrecht. Es iſt wohl empfänglich und leichtbeweglich im Allgemeinen, ein nicht unbedeutender

Theil deſſelben findet aber eine zu große Luſt am Kritiſiren, ſetzt ein zu feſtes Vertrauen auf ſeine Halbbildung, und hegt eine zu lebhafte Sucht, geiſtreich zu erſcheinen, als daß er ſich ohne Rückhalt dem Genuſſe des Augenblicks hingeben ſollte, wie es gutmüthige Leute immer zu thun pflegen. Das Berliner Publikum hat ſich als ſchnellaufbrauſend und jähzornig oft ſchon erwieſen. Die Herren in Berlin, welche jene Behauptung aufſtellten, müſſen kein hiſtoriſches Gedächtniß haben, denn es iſt nicht anzunehmen, daß ſie von einem ärgerlichen Verfalle mit der Bethmann, von dem berüchtigten Prozeſſe gegen Wurm, von des Sänger Fiſchers Abgang, und noch manchem neuern ärgerlichen Ereigniß, das ich hier nicht anführen will, nicht auch einmal etwas gehört haben ſollten; ſie, die Fleck's und Iffland's Größe definiren, daß man denken ſollte, ſie haben jene Schauſpieler ſo genau gekannt, als manchen Herrn von Heute, und damals ſchon dieſelbe Einſicht und Kunſtliebe Jenen gewidmet, die ſie jetzt für dieſe ſo unparteiiſch zur Schau legen.

Alexander von Humboldt ſagte von dieſem gutmüthigen Publikum: „Die Berliner ſitzen im Theater, nicht um ſich an dem Spiel der Schauſpieler zu ergötzen, ſondern als gälte es einen Mord zu richten;“ und erſt vor wenigen Tagen las ich in einem Berliner Blatte, bei Gelegenheit der Beurtheilung eines dortigen Schauſpielers: „Er war köſtlich! jeder Zoll ein naſeweiſer, gemüthloſer, Alles bekrittelnder Berliner.“ Da ich nicht viel auf ſolche Urtheile gebe, ſo will ich es indeſſen gern für etwas übertrieben halten. Doch hat man ſtets ziemlich allgemein dafür gehalten, daß das Berliner Publikum zur Malice neige, gleich dem Pariſer.

Seydelmann kam mit einem fertigen Ruf zu dieſen Berlinern. Hier war ihnen nichts mehr zu thun überlaſſen. Er hatte bereits in den meiſten deutſchen Städten ſich bewährt; Menzel und viele andre größere oder kleinere kritiſche Lichter hatten bewieſen, daß in unſern Tagen kein bedeutenderer Schauſpieler lebe, und daß wir einſtweilen wohl mit ihm zufrieden ſeyn können, bis einer käme, der ihm den Rang ſtreitig machte.

Die Maſſe des Berliner Publikums ſcheint ſich jedoch um Alles dies nicht bekümmert zu haben, weil dort, wie überall, die Maſſe die Kritik nicht berückſichtigt. Einzelne aber, und darunter Jene, welche ſelbſt aus Kritik ihr Geſchäft machen, nahmen ſich vor, diesmal ihren ganzen Scharfſinn aufzubieten, um aus eigener Machtvollkommenheit über ihn zu entſcheiden. Zu dieſem allgemeinen Intereſſe, das die Kritik an Seydelmanns Beſuch in Berlin nahm, geſellten ſich nun auch noch Privatintereſſen, die von den Kuliſſen in die Gehege des Druckpapiers eingriffen und in Hinſicht ihrer Lauterkeit, Uneigennützigkeit und Unpartheilichkeit wohl keinen Zweifel entſtehen laſſen können. Es iſt nur zu bedauern, daß die Belege hiezu, auf fliegenden Blättchen gedruckt, ſchon jetzt der Vergeſſenheit überantwortet ſind.

Seydelmann hatte in einem Artikel im Morgenblatte die Recenſenten Berlins herausgefordert, indem er wohl nicht ohne Ironie verſicherte, er fürchte ſich vor ihnen; in Frankfurt war ein Toaſt getrunken worden: „Seydelmann ſolle nach Berlin gehen, und die Lorbeeren von Fleck's, Iffland's und Devrient's Gräbern auf ſeinem Haupte vereinen;“ endlich war eine Schrift erſchienen: „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel,“ worin, neben der Anerkennung ſeiner eminenten Leiſtungen, Seydelmann auch als der Einzige proclamirt wurde, der auf eigener Bahn die Wahrheit zu erſtreben ſuche, als alleiniges Ziel aller künſtleriſchen Vollkommenheit.

Dieſe Elemente nun in die Partheiclique geſchleudert und mit der Berliner Gutmüthigkeit in Verbindung geſetzt, erregten eine ziemliche Gährung. Zuerſt nahmen ſich die Theater-Recenſenten vor, die ihnen von Seydelmann widerfahrene Verſpottung zu züchtigen; dann hieß es: „Was? unſere Berliner Lorbeeren will dieſer Stuttgarter ſo unverſchämt ſeyn, für ſich zu pflücken? von unſern Gräbern will er ſie pflücken, und unſern Kirchhof verderben und verſchimpfiren?“ Und doch war hier die Rede nur von Lorbeeren, an die kein Menſch in Berlin eigentlich mehr dachte. Auch war es Niemand eingefallen, die vererblichen

Kränze der ruhenden Berliner Schauſpieler im Ernſte anzutaſten. Die Gegenwart hat Beifall und Kränze genug für dieſe Triumphe, und iſt leicht bereit, Beide zu ſpenden. Auch der junge Feuerkopf in Frankfurt dachte nicht daran, den Todten ihren Ruhm für den Lebenden zu entwenden, ſondern es war ein Einfall, ein herzlich zugebrachter Wunſch, daß es Seydelmann in Berlin glücken möge, bei Kling und Klang und allem luſtigen Appendix, in Champagner getrunken. Und noch dazu ward dieſer Toaſt nicht einmal öffentlich ausgebracht; weder auf dem Römer im Angeſicht des Senats, noch in der Sitzung des Bundestages, weder im Theater, noch an der Wirthstafel eines Gaſthofes, ſondern in dem Kreiſe einiger Freunde des Künſtlers. Einer aus der Geſellſchaft, von ſchreibſeligem Naturel, theilte eine Notiz darüber einem Blatte mit, und ſo erſt wurde die Zufälligkeit öffentlich. Und was ſie darüber in Berlin für einen giftigen Lärm erhoben haben! Man hätte glauben ſollen, Seydelmann, oder Gutzkow für ihn, habe wirklich den Leichenräuber gemacht, und den todten Schauſpielern die Särge erbrochen.

Die Broſchüre „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel“ fehlte nur noch, um den bereitliegenden Zunder zum Glimmen zu bringen. Sie verwundete die gemeine Schauſpieler-Eitelkeit zu heftig an mehr als einem Punkte, und da dieſe nie ſelbſt zur Feder greift, ſo war es ganz natürlich, daß ſie fremde Hilfe ſich verſchaffte. Am meiſten ſoll jedoch die zu große Beſcheidenheit eines großen Schauſpielers in Berlin verletzt worden ſeyn, der voll Pietät für Iffland und Devrient, Niemand über dieſe Meiſter ſtellen laſſen wollte, da er ſich nur allein in ſeiner Demuth für würdig hält, nach ihnen genannt zu werden.

Dies zuſammen gebar nun einen luſtigen Journalſpektakel; luſtig deßhalb, weil die Gegner Seydelmanns die lächerlichſten Blößen gaben, indem ſie ſich abmühten, zu behaupten: er ſey nur ein ganz mittelmäßiger Schauſpieler, während er das Publikum in Enthuſiasmus verſetzte; und weil die Freunde der Kunſt und des Künſtlers ſich über dieſe verkleinernden Beſtrebungen vollkommen beruhigen konnten. Das Ganze verdiente in den Annalen des deutſchen Theaters aufbewahrt zu werden. Ich will hier verſuchen, dieſe Geſchichte zu geben. Es iſt am Beſten, wenn man ſich in ſolchen Dingen an Thatſachen und ihre Zeitfolge hält.

Seydelmann hatte für ſein erſtes Auftreten in Berlin den Carlos in Clavigo und den Koch Vatel gewählt. Seine Vielſeitigkeit, mehr aber noch ſeine Vielgeſtaltigkeit, iſt zu überraſchend, als daß er ſich dieſes Mittels nicht hätte bedienen ſollen, um ſeiner Kunſt auf fremdem Boden Freunde zu gewinnen. Es ſchien ihm um ſo mehr erlaubt, als er zu ſeinem Debut keine jener Rollen wählte, die man in der Kunſtſprache der Schauſpieler „dankbare“ zu benennen pflegt. Daß ſie deſſenungeachtet für ihn zu dankbaren wurden, iſt jetzt bekannt, obgleich ſeine bedeutendſten von dem Repertoir des Berliner Hoftheaters ausgeſchloſſen bleiben mußten, theils weil ſie nicht einſtudirt waren, theils aus andern Rückſichten.

Nach dem abgeſchloſſenen Vertrage ſollte er ſich nur an zehn Abenden zeigen, und eine weiſe, Alles genau erwägende Wahl war daher vor Allem unerläßlich, um die Intereſſen des Künſtlers zu wahren. Auf ſeinen Genius vertrauend griff er zuerſt zum Carlos. Seydelmann beſitzt ſo viel Selbſtkritik, daß er, abgeſehen von den zahlreichen Erfolgen, und was ihm öffentlich und im Vertrauen über dieſe Rolle ſchon geſagt wurde, genau wußte, auf welcher Höhe ſeiner künſtleriſchen Stufenleiter ſie ſich halte. Er wollte den Berlinern einmal einen Begriff von ſeiner Kunſt geben, die in etwas Anderem beſteht, als in den gewöhnlichen Flauſen und Männchen, die auf Stampfen und Klatſchen losarbeiten. Für die zweite Rolle an dieſem erſten Abende glaubte er den Reiz des Kontraſtes anführen zu können, und hoffte, daß das ſchwache Stück in Berlin weniger als anderswo Uebelwollen erregen möchte, da ſeit Jahren dort nicht nur eine kleine franzöſiſche Geſellſchaft dieſe Stücke in der Urſprache gibt, ſondern auch unzählige Ueberſetzungen von dergleichen von Berlin aus auf die deutſche Bühne ſich verbreiteten.

Seydelmann erſchien und kein Beifall des Empfangs rauſchte ihm entgegen; eine Bewillkommnung, die wenig mehr als ehrende Auszeichnung, ſondern nur als Akt der Höflichkeit gelten kann, den man gegen Jeden übt, der mit einiger Anwartſchaft auf gaſtfreundliches Entgegenkommen ein fremdes Theater betritt. Seydelmann war aber überdies noch berufen worden, man hatte ihn erwartet, alle Blätter hatten ihn verheißen. ſeine Ankunft war das Geſpräch in allen Geſellſchaften ſeit mehren Wochen ſchon geweſen. Man ſieht hieraus, daß kein geſchäftiger Freund irgend einen Schritt für ihn gethan hatte; Seydelmann ſelbſt hatte keinen der Parterrekönige beſucht, und überließ ſein Schickſal ſeinem Talente und ſeinem Stern. Wer ihn näher kennt, wird wiſſen, wie feſt er ſtets darauf vertraut und wie glücklich ihn dieſes Vertrauen macht.

Nach den einſtimmigſten Berichten ſoll das Publikum bei ſeinem erſten Erſcheinen befremdet geweſen ſeyn. Man war von ſtarrer Aufmerkſamkeit gefeſſelt, und ſah ſich nach ſeiner kurzen Scene verlegen fragend an, was man denn nun eigentlich geſehen habe? ob dies der große Schauſpieler aus Stuttgart ſey? Einen Augenblick ſpäter, und das ganze vollgepfropfte Haus war zur Beſinnung gekommen, und hatte die Einſicht erlangt, daß dies nichts als eine Fopperei ſey. Seydelmann, der ruhig in der Kouliſſe ſtand, dachte gewiß nicht daran, daß vorläufig in jenem Augenblicke alle Minen in dem Berliner Parterre gelegt waren, ihn, ſeine Kunſt und ſeinen Namen in die Luft zu ſprengen.

Die Gewohnheit thut hier viel. Wenn man Jahre lang daran gewohnt iſt, Schimmer für ächten Glanz, Lärm für Kraft, Aufgeblaſenheit für Würde zu halten; wenn man Dicke, Größe, Geſchrei, ausgreifende Bewegungen erwartet, und nichts von allem findet, ſondern einen ſchmächtigen Mann im ſchwarzen Rocke vor ſich ſieht, der ſehr gleichgültig einige Worte ſagt, als hätte er gar nicht die Abſicht, daß ſie von Andern noch verſtanden werden, als an die er ſie richtet; ſo iſt es verzeihlich, daß man weniger in jener Stunde an den Carlos des Stücks, als an Herrn Seydelmann, den großen Schauſpieler, dachte, und ſich innerlich über unerlaubte Täuſchung beklagte. Aber aus dieſem einzigen Vorfalle iſt zu erkennen, daß Schauſpieler und Zuſchauer in Berlin ſeit Iffland bedeutend im Geſchmacke zurückgegangen ſind; ich ſah die Bethmann eben ſo anſpruchlos und wenn ich ſo ſagen darf — geringfügig auftreten, und ſah ſie anſtaunend bewundern, weil Jedermann ſogleich erkannte, wie innig wahr ſie das Darzuſtellende ſelbſt war. Und nicht bloß in Berlin fühlte ich das mit, ſondern auch in einer Stadt, wo ſie vor einem fremden Publikum zum erſten Male auftrat. —

Das Stück hatte ſeinen Gang, und da es von den einheimiſchen Schauſpielern ſehr gut dargeſtellt wurde, ſo dachte man vielleicht gar nicht mehr an den Fremden, als dieſer mit einem Male im vierten Akte wieder erſchien, und nun einen ſolchen Sturm des Beifalls erregte, daß alle Journale, ohne Ausnahme, am andern Morgen nicht genug davon berichten konnten, und ſich zum Theil in den lächerlichſten Lobeserhebungen darüber vernehmen ließen. Sie ſprachen von redneriſchem Feuerwerke, prächtigen Raketen, Leuchtkugeln u. ſ. w. Dieſes ruhige, beſonnene Spiel, dieſe tiefe Wahrheit in der Entwickelung des Charakters, dieſe Macht der Rede, in der langen kunſtvollen Auseinanderſetzung, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen, und der unſcheinbare Mann, den man nicht einmal begrüßen wollte, den man kalt und befremdet, nach dem erſten Auftreten den Rücken kehrte, ward nun mit einem Beifall überſchüttet, wie ihn der wackre Pyramus weder mit den tiefſten Tönen ſeines

Bauches, noch mit des Löwen Girren: „mein Thisne ſchön, und Fräulein ſchön!“ hervorzurufen verſteht. —

Als Seydelmann hierauf in der Küchenſchürze erſchien, war er dem Publikum ſchon wie ein alter, guter Bekannter. Man ſoll, nach den erſten Berichten über den Vatel, aus dem Lachen gar nicht herausgekommen ſeyn, und wer Seydelmann in dieſer Rolle geſehen hat, wird ſich das leicht erklären können. Später wollte man ſeine Komik trocken nennen und meinte, es ſey in dem Stücke denn doch wohl mehr um einen Spaß zu thun, als einen Charakter durchzuführen. Das iſt aber nun wieder ein trauriges Zeichen des herrſchenden Geſchmacks. Die Poſſenreiſſereien in's Blaue, die dummen Witze und Anſpielungen, die auſſer dem Rahmen des Theaters erſt ihre Löſung finden, ſind ſo gäng und gäbe geworden, daß ſie faſt alle Charakteriſtik aus dem Reiche der Komik verdrängt haben. Von jenen Beſtrebungen wendet ſich jedoch der gute Geſchmack ab, wenn gleich wohl ein Ungebildeter, der gern lacht, oder ein Halbgebildeter, der das Theater nur der Verdauung wegen beſucht, daran Wohlgefallen finden ſollte. Die ältern beſſern Komiker ſind in dieſen Fehler nie gefallen, und auch die Rolle des Vatel erheiſcht jedenfalls einen tüchtigen Darſteller, aber keinen Hanswurſt.

Nach der erſten etwas übereilten Meldung der kleinen Blätter Berlins, beobachteten ſie eine lange Pauſe über Seydelmanns ferneres Gaſtſpiel. Deſſenungeachtet hatte es ſeinen glänzendſten Fortgang. Einige unpartheiiſche Stimmen gaben kurze Notizen in den politiſchen Blättern und in Rellſtab's Zeitſchrift „Berlin“ erſchien eine Reihe gediegener Analyſen, die von Scharfſinn und einer gereiften Kunſtanſicht, ſo wie von der dabei unerläßlichen Würde und Rechtlichkeit zeugten. Die offene Oppoſition ſchwieg damals noch, aber ſie war ſchon geboren. Sie wollte ihren Angriffsplan machen und war nur verlegen, womit ſie beginnen ſollte. Die Zeit drängte; etwas mußte geſchehen. Die erſten zehn Rollen waren bald zu Ende und man ſprach von neuen zwanzig. Das Publikum wurde nicht müde, ſich zu den Vorſtellungen zu drängen; jene werthvollen Kritiker ſuchten dieſe gute Meinung wo möglich noch zu ſteigern, und die vermeinte Gefahr für ſolche Leute, die durch Seydelmanns Vortrefflichkeit in den Schatten geſtellt werden konnten, war im Wachſen. Ein Abendeſſen ſoll von Jemanden gegeben worden ſeyn, wo der ſchöne Bund geſchloſſen wurde, in allen jenen kleinen Blättern, die den Theaterberichten ihre Spalten öffnen, geringſchätzende, wegwerfende Kritiken über Seydelmann einzuſenden. Aber nicht das Abendeſſen, nicht der Wein, nicht andere Vortheile, die ſie von dem Gegner Seydelmanns erhielten, waren ihre einzigen Triebfedern, ſondern die Rache geſellte ſich dazu; denn Seydelmann hatte ſie im Morgenblatt verhöhnt, und ihre Journale, die ſie ihm mit gewohnter Hartnäckigkeit zuſandten, ſchnöde zurückgewieſen.

— „Hier ſendet Ihnen, Herr N.N. dies Blatt.“

— „Was ſoll ich damit?“

— „Darauf abonniren.“

— „Ich brauch' es nicht; denn ich leſe ſo etwas nicht.“

— „Es ſtehen auch Kritiken darin.“

— „Mir gleich.“

„Auch über Sie werden Kritiken darin ſtehen.“

— „Ich bin ſehr dankbar für dieſe Aufmerkſamkeit, aber ich abonnire mich doch nicht.“

Solche Geſpräche wiederholen ſich bei fremden Künſtlern, die nach Berlin kommen, wie mir von Vielen ſchon verſichert worden iſt. Bei Konzerten oder Beneficen erſcheinen dieſelben Abgeordneten wieder und verlangen für die Herren N.N. eine gewiſſe Anzahl von Billeten, um „darüber ſprechen zu können,“ wie ſie es nennen. Wer nun aus Laune oder andern Gründen dieſen Anforderungen nicht genügt, hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er in einem Dutzend deutſcher Journale, deren Korreſpondenzler jene Herren ſind, mit Schimpf und Spott überhäuft wird. Zum Glück lieſt ſo etwas auch nur wieder der kleine Theil des Publikums, den Neid und Schadenfreude beſeelt,

r gewöhnlich die Kollegen des Künſtlers, oder ein
von müſſiggehenden Kaffeehausbeſuchern, die keiner beſ-
türe gewachſen ſind. Einen nachhaltigen Eindruck ver-
Etwas nicht hervorzubringen, und die wahren Kunſt-
kümmern ſich nie darum.
e Schrift: „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel,“
deß den armen Harrenden die Bahn zum Angriff brechen. —

---

h habe in dieſer Schrift mein Verhältniß zu Seydelmann
ner Offenheit dargeſtellt, die nicht füglich weiter getrieben
kann. Unſer Beiſammenſeyn in der Jugend, als noch
eutenderes Intereſſe für das Theater unter den Gebildeten
das unſere Liebe für die Kunſt nährte, und ihr eine ſo feſte
ng gab, wie ich ſie allen meinen Widerſachern wünſche,
unſer Widerfinden in reifern Jahren bei veränderten
en, Alles dies konnte nur von der Dummheit nicht ver-
, von der Bosheit verkannt werden. Man hat mich die
zu begeiſtert für meinen Gegenſtand genannt, man hat
n großes Lob vorgeworfen, man hat eine Stelle eine lie-
rdige Phantaſie geheißen; auf das Erſte erwidere ich,
in dieſem Falle ohne Begeiſterung nie zur Feder gegriffen
auf das Zweite: daß meine Vorgänger nicht nur Seydel-
viel mehr gelobt haben und ihn mit Prädikaten beehrten,
nie anwandte, ſondern daß Schauſpieler von obſcuren
noch heute und zu jeder Zeit bekomplimentirt und ge-
elt werden, ohne daß ſich eine Stimme dagegen erhöbe;
s Dritte endlich, daß ich ſelbſt jene Stelle nur für eine
nerei ausgab, und daß man mir zu große Ehre erzeigt,
enswürdig zu nennen.

ch habe von Seydelmanns Vorzügen allerdings geſprochen,
nicht in meinem Plan liegen konnte, ſie zu umgehen, aber
h ſagte, hat ſich überall beſtätigt gefunden. Ich behauptete

nie, daß durch Seydelmann das non plus ultra der Schauſpielkunſt erreicht worden ſey, ſondern nur daß er in dieſem Augenblicke das Bedeutendſte in ſeiner Kunſt leiſte. Das Erſtere wäre ein Unſinn geweſen, der ſich von ſelbſt widerlegt, das Zweite hat ſich unumſtößlich wahr erwieſen, und Niemand kann das Gegentheil behaupten. Ich durfte noch weiter gehen, da ich die berühmteſten zeitgenöſſiſchen Schauſpieler ſehr genau gekannt habe, ſie in ihrer Werkſtatt beobachtete, und einen prüfenden Vergleich zwiſchen ihnen und Seydelmann anſtellen konnte. Ich habe, indem ich Seydelmanns acceſſoriſche Mittel zergliederte, unverholen geſagt, wie ich ſie gefunden; aber ich habe zu zeigen geſucht, wie es ihm möglich ward, mit ihnen dennoch ein großer Schauſpieler zu ſeyn, und wie dieſer gerade in theilweiſer Beſchränkung, bei großem Bildungsvermögen und mit den edelſten geiſtigen Eigenſchaften ausgeſtattet, die mächtigſte Wirkung hervorzuzaubern vermag. Hat ſich das Letztere nicht auch bewährt, trotz aller Ausſtellungen der Kritiker, die an Seydelmanns Organ, Gemüth, Ausſprache, Haltung, tauſenderlei Kleinigkeiten auszuſtellen hatten?

Es gibt eine gewiſſe Sphäre in der Kunſt, wohin ſich die Krittelei nie verlieren darf. Der Kritiker muß hier zur Größe ſeines Gegenſtandes ſich hinaufzuſchwingen verſuchen. Wer im Shakspeare die ſchlechten Verſe, einen Hiatus oder ſo etwas nachweiſen wollte, würde ſich lächerlich machen; wen in einem Raphael eine zu grelle Tinte, ein zu ſichtbarer, unvertriebener Pinſelſtrich ärgerte, wäre ſeiner Beſchränktheit wegen zu bedauern; wer endlich vor einem großen Schauſpieler ſitzend, nur darüber wachen wollte, ob er das a und o gerade ſo ausſpricht, wie es öſtreichiſchen oder märkiſchen Ohren lieblich und gewöhnlich klingt, wäre zu kleinlich, um über das Weſen des Künſtlers ein vollgültiges Urtheil ablegen zu können, oder ihn trieben andere Gründe, dieſer elenden Jagd nachzugehen. Erinnert dies nicht an jenen Berliniſchen Reiſenden, den in Italien nichts erheben konnte; der beim ewigen Rom an die Flöhe der vergangenen Nacht dachte, am rauchenden Veſuv ſich über die Zeche des vorigen Abends ärgerte, und den an der adriatiſchen wie an der mittelländiſchen Küſte, unter Palmen und Orangen, in der Marmorhalle, vor Gemälden und Kunſtwerken, der Gedanke an die Heimat nicht verließ, an die philiſterhafte Pfeife und den Bierkrug? der nicht für ſechs Wochen Enthuſiasmus, Gemüth, Geiſt genug hatte, um ſich über jene ſüßen Gewohnheiten ſeines Daſeyns und Wirkens zu erheben?

Ein geiſtreicher Kritiker Seydelmanns in der eleganten Zeitung hat, nachdem er alle ſeine Vorzüge angeführt, auch „ſeiner kleinen Fehler“ gedacht, und ſie unter dieſer Ueberſchrift ſeiner Kritik angehängt. Wenn denn auch davon geſprochen werden ſoll, geſchehe es auf ſolche Weiſe, aber dieſe kleinen Fehler zur Hauptſache machen, hieße ſich ſelbſt zu einem großen Fehler ſtempeln.

Das Lächerlichſte war, daß ſie Seydelmann Genie abſprechen wollten; aber auch das ſah ich kommen. Ich kenne zu gut die vagen Traditionen, die von „Genie und genial“ bei den Theaterleuten herumſpuken, und habe daher auch darüber in jener Schrift einige Worte geſagt. Er iſt allerdings kein Genie in der Art, wie ſie es verſtehen, und wie ich es dort dargethan habe; es wäre ſchade um ihn, wenn er es ſeyn wollte. Wer aber ſeinen Mephiſtopheles, ſeinen Oſſip, ſeinen Cromwell, die ganze lebensvolle Galerie ſeiner Meiſterwerke ſah, wird geſtehen müſſen, daß er etwas hinein zu legen wiſſe, was von andern Schauſpielern unbegriffen bei Seite liegen bleibt, und daß man vor dem eigenthümlichen Stempel, den er ſeinen Geſtalten ausdrückt, eine hohe Achtung hegen müſſe. Räumt ihr das ein, ihr meine lieben Krittler, ſo nennt es, wie ihr wollt, nennt's Fleiß, Pedanterie, Verſtand, Geiſt, und ſucht eure Begriffe von Genie immerhin dort verwirklicht, wo ihr es bis jetzt zu finden wähntet. Nach euch wird auch Hofmann ein größeres Genie als Göthe ſeyn; Callot und Hogarth als Guido Reni und Andrea del Sarto; Auber als Gluck; wenn euch die Letzgenannten überhaupt für Genies noch gelten können. Das Genie sollte den Fleiß ausschließen, das Nachdenken, den Verstand? Und was wißt ihr denn, wie wahrhaft große Künstler jemals schufen? Das Genie läßt den Maler und Dichter den Einfall finden, ob er es aber im ersten Augenblick oder nach langem Nachdenken findet, ist gleichviel, und wie viel Fleiß, Sorgfalt, Arbeit er auf die Vorbereitung seines Kunstwerks verbrauchte, kommt nie in Betracht und schmälert sein Verdienst nicht um ein Haar! Welche mechanische Fertigkeit, welche peinliche Vorbereitung nehmen nicht viele Künste schon im Voraus in Anspruch, bis der Gedanke des Künstlers verkörpert in's Leben treten kann. Dachtet ihr niemals daran, daß Raphael zur Schule von Alten Farben mischen und auf ihr Trocknen so geduldig warten mußte, wie der Anstreicher, der euer Haus abputzt? Glaubt ihr, es sei keine Arbeit, wenn Thorwaldsen mit Meißel und Schlegel hantirt, und es erfordere kein Nachdenken, den Marmorblock nach allen Verhältnissen auszumessen und zu berechnen, um die Figur gehörig zu bilden? Und deshalb sollten große Maler und Bildhauer nicht zu den Genies zu zählen sein? — Ja — aber bei den Schauspielern ist es ein Anderes; die schaffen auf andere Weise, die brauchen weder Meißel noch Hobel, weder Farben noch Pinsel; zugestanden! sie brauchen gar nichts, und können doch Genies sein, nach eurer Meinung, ihr weisen Kenner, denn sie brauchen nicht einmal ihre Rollen auswendig zu lernen.

„Aber dem großen genialen Künstler steht die ungeheure Produktionskraft zu; er schafft, wenn auch nicht schnell, doch viel. Die Masse großer Werke zeichnet die Genies aus; der langsam schafft und aus seiner Armuth mit saurer Noth nur dann und wann ein glänzendes Werk zu Stande bringt, kann nicht auf den Namen „Genie" Anspruch machen." — Wer sagt Euch denn aber, daß Seydelmann nur wenige Werke zu Tage fördert? Er leistet auch hierin das Außerordentliche, wenn man erwägt, wie er seine Charaktere entwickelt, wie er seine

Beispiele erläutert und oft ergänzt. Seydelmann ist auch in dieser Beziehung gewiß einer der genialsten Schauspieler.

Wie jene kritischen Aufgaben, die mich zu den obigen Bemerkungen veranlaßten, zeigen jedoch nur zu deutlich, wie wenig Beruf die Deutschen haben, über Schauspielkunst zu urtheilen, und wie sie nicht zufrieden damit sind, an ihren Wirkungen sich zu erfreuen, sondern sich mit fremdem Maaßstabe befassen, den sie nicht richtig anzulegen wissen, und sich dann darin gefallen, hinter weitläufigem Wortschwall gewöhnliche Gedanken feilzubieten, die wie Gelehrsamkeit und Weisheit klingen, aber weder zu belehren noch schwankende Meinungen zu berichtigen im Stande sind. Bei Seydelmann war der ganze kritische Lärm, der von Berlin aus erhoben wurde, so recht eigentlich der Streit um des Kaisers Bart. Sie wollten ihn nicht anerkennen, lehnten sich zugleich gegen jede fremde Anerkennung auf und konnten doch nicht umhin, als seine Größe bestätigen; sie konnten nicht verhindern, daß das Publikum ihn an dreißig Abenden auf immer gleiche Weise auszeichnete; sie mußten erleben, daß er ihre einheimischen Künstler verdunkelte; ja sie gingen so weit — offenbar wider ihren Willen — Urtheile über sein Spiel aus jener Schrift über ihn nicht nur nach-, sondern fast wörtlich abzuschreiben, wie denn dies mit einer vielfach angezogenen Stelle der darin enthaltenen Beurtheilung des Mohren im Fiesko, im Freimüthigen der Fall war, wo dieselben so oft verspotteten Vergleiche aus der Naturgeschichte selbst nicht verschmäht wurden.

Was rastlose Genialität und stete Rastlosigkeit des Schauspielers bewirkte, kann hier nicht näher berührt werden. Können wird in der guten Gesellschaft Berlins nicht gesprochen, und man darf es auch nicht zumuthen, es in die gute Gesellschaft Deutschlands einzuführen. Nur um der historischen Treue willen, muß hier noch ein Zug erzählt werden. Seydelmann hat auf Anrathen seiner Freunde keines der kleinen Blätter in Berlin, um sich in seinem Wirken nicht irren zu lassen. Man hatte im Voraus Symptome, die darauf hindeuteten, daß ſie Partei gegen ihn nehmen würden.

Eines Morgens hört er die Thür ſeines Vorzimmers öffnen, und auf ſeine Frage heißt es, ein Freund, deſſen Name hinzugefügt wird, ſende ihm eine Neuigkeit. Er eilt hinaus und findet ein Paket; er öffnet es und ein ſchmählicher Aufſatz über ihn liegt darin. Er hatte keine Ahnung davon, daß ſo etwas über ihn in einer Stadt gedruckt werden könne, die ihn mit ſolchem Enthuſiasmus aufnahm; Er, der noch geſtern im Theater als Shylock einen ſo herrlichen Triumph feierte, zu dem ſich noch nach dem Schauſpiel Gelehrte und Künſtler drängten, um ihm ihren Dank darzubringen, und ihr Lob zu ſpenden, ſieht ſich heute geſchmäht, mit gemeinem Spott beworfen, auf ſo unwürdige Weiſe behandelt, als dränge er ſich in ein Heiligthum, das er nicht zu betreten wagen dürfe. Man kann ſich leicht denken, welchen Eindruck dies auf ihn machte. Sein reizbares Gemüth, durch die Aufregung dieſer Tage ſchon übermäßig aufgeregt, unterlag der Kränkung; die Bosheit hatte gut gerechnet. —

Dieſe Leute haben dem Berliner Publikum Rauſch, Narrheit, Wahnſinn, Ueberſchätzung vorgeworfen, und immer als letzten Gipfel alles Scharfſinns den Satz aufgeſtellt: „Man ſey überzeugt, daß, wenn Seydelmann dort bliebe, er eben ſo wenig anzuziehen im Stande wäre, als alle Andern, die man beſitze.“

Es iſt allerdings eine Erfahrung, daß auch das Vortreffliche am Ende zur Gewohnheit werden kann; aber eben ſo gewiß läßt ſich annehmen, daß Seydelmann in jeder neuen Rolle mehr wie ein Anderer ſtets die lebhafteſte Spannung erregt. Man weiß bei den meiſten Schauſpielern immer ſo ziemlich im Voraus, wie ſie in dieſer oder jener Rolle ſeyn werden, bei Seydelmann kann man es nie vorher wiſſen. Er iſt immer neu, immer überraſchend, und ſo wie ſeine Leiſtung ein Produkt des reiflichen Nachdenkens iſt, ſo gibt ſeine Auffaſſung auch wieder Stoff dazu.

und die Nachwirkung eines ſolchen Genuſſes iſt andauernd und beſchäftigt den Geiſt.

Wenn wirklich Seydelmanns Spiel das Berliner Publikum zum Rauſch und zum Wahnſinn, kurz, zu Dem trieb, was die Dilettanti mit einem bezeichnenden Worte Fanatismo nennen, ſo muß er jetzt, wo dies gewöhnlich nur jungen ſchönen Sängerinnen gelingt, über Mächte gebieten und Talismane beſitzen, die an's Wunderbare grenzen, und auch hiermit iſt die Größe ſeines Genies dargethan.

Das Berliner Publikum zeigte ſich bei den Vorſtellungen Seydelmanns [illegible], edel und gebildet, und beachtete das lächerliche Treiben der Gegner nicht im Geringſten. Es war jenes alte Publikum wieder geworden, das ſich ſonſt vor dem Vorhange einzufinden pflegte; Männer, die dem Theater längſt nicht mehr zugethan waren, kehrten wieder zu dem lang entbehrten Genuſſe zurück; ſie begleiteten den fremden Künſtler auf ſeiner gefährlichen Bahn mit immer erhöhterem Beifall. Derjenige, auf welchem der Verdacht kleinlichen Neides ruhte, und der nicht rein von dem Vorwurfe ſchien, alle jene Intriguen außer der Bühne geleitet zu haben, konnte bei ſolcher [redacted] einer öffentlichen Beſchämung nicht entgehen.

Das Engagement Seydelmanns an dem Berliner Hoftheater ſollte nun eingeleitet werden; man ſprach davon, daß er den Wirkungskreis Ifflands erhalten, daß er dem Schauſpiel, wie Spontini der Oper, unumſchränkt vorgeſetzt werden ſollte. Die Intrigue konnte dabei nichts thun; ſie mußte ruhig abwarten, was Oben beſchloſſen werden würde. Aber Seydelmann zog es vor, nach Stuttgart zurückzukehren.

Man fragte das Erz, warum es ſolchen Lärm mache, wenn es geſchlagen würde, während das viel edlere Gold ſich ganz ſtill dabei verhalte. „Weil mich das Eiſen ſchlägt,“ und es [illegible] zur Antwort: „es thut doppelt weh, von Standesgleichen mißhandelt zu werden." Diese Erfahrung mag hier an ihrem Platze stehen.

Für ein edles Gemüth ist es doppelt schmerzhaft, von seiner nächsten Umgebung, von Leuten, die man ſich freundschaftlich hingegeben glauben sollte, verkannt und beleidigt zu werden. Wer sollte daran zweifeln, daß in einem Augenblicke, wo allgemein über den Verfall des Schauſpiels geklagt wird, der Mann vor Allem den Dank seiner Kollegen ernten müßte, der die allgemeine Theilnahme wieder auf dieſen Kunstzweig zu lenken im Stande ist, und den Sieg der mit mächtigern Hülfsmitteln ausgestatteten Oper zu entreißen wußte? Wer könnte fragen, ob Seydelmann, dem dieses gelang, nicht den Dank, die Verehrung aller deutschen Schauſpieler verdiente? Wer sollte aber glauben, daß gerade Viele unter ihnen nur mit widerstrebendem Gefühl seine Größe und Bedeutung anerkennen, Andere aber eifrig bemüht sind, auf alle Weise sein Streben zu verkleinern; ihm auf die widersinnigste Weise fremde Zwecke unterlegen, und wohl gar die für jeden Unbefangenen [illegible] Gemeinheit gegen ihn anregen, und ihre Freude daran haben, wenn sie den ruhig Fortschreitenden mit Schmutz bewerfen.

Es ist jedem Künstlergemüthe eine gewisse Eitelkeit wohl zu verzeihen. Sie möge jedoch den Wetteifer gebären, nie aber im Dunkeln ihre Nahrung finden. Es ist leicht begreiflich, daß es einem minder befähigten Schauſpieler wohl unruhig machen kann, einen Künstler mit größerer Macht ſich seines Publikums bemächtigen zu sehen, und Freunde und Anhang an ſich zu ziehen. Gesellt ſich dazu noch die Besorgniß, aus einer höhern Stellung durch ihn verdrängt zu werden, so ist der Unmuth um so verzeihlicher, der ſich eines so gefährdeten Schauſpielers bemächtigen wird. Bietet er alle seine Kräfte nun doppelt auf, um neben dem gefeierten Fremdling die früher ausschließlich besessene Gunst zu behalten, so kann dieser Kampf nur erlaubt werden, und für die Kunst selbst von Interesse seyn, wenn ſelbſt der Erfolg den Anſtrengungen nicht entſpräche. Wie verſchieden iſt aber von dieſen Erlebniſſen jene armſelige Eitelkeit, jener erbärmliche Neid und hochfahrende Dünkel, die zu den ſchändlichen Waffen greifen, zu ſchaden, die in der Dunkelheit verwunden, und deren ſich jeder ehrliche Mann ſchämen muß. Und der zu dieſen greift, bekennt er nicht ſchon dadurch, daß ihn das Gefühl eigener Kraft verlaſſen habe, und daß er nicht im Stande ſey, ſich auf einen erlaubten, rein künſtleriſchen Wettkampf einzulaſſen? — —

Ich will hier nicht unterſuchen, ob das, was man im Militär *esprit de corps* nennt, bei Kunſtvereinen überhaupt einer rechten Bedeutung und wünſchenswerth wäre. Daß es bei Schauſpielern nur in ſehr ſeltenen Fällen, und hier ſelbſt nur ſehr beſchränkt angetroffen wird, iſt hinlänglich bekannt.

Ein ſolcher *esprit de corps* äußerte ſich neulich bei einer Bühne, die ich auf einer kleinen Reiſe kennen lernte. Zwei Choriſten fühlten ſich durch eine Aeußerung in einem Tageblatte beleidigt, und ohne zu fragen, von wem ſie herrühre, überfielen ſie an einem ſchönen Nachmittage den Redakteur, als er eben Siesta hielt, und ſchlugen ihn nach ihrer Herzensluſt, um — wie ſie meinten — ihre Choriſtenehre wieder herzuſtellen. Da ſie Bürgerskinder des Orts waren, ſo fiel die Strafe ziemlich gelind für ſie aus. Sie ſollten einige Tage in Arreſt wandern, jedoch wurde ihnen anheimgeſtellt, das Gefängniß mit einer Geldbuße abzulöſen. Sie entſchloſſen ſich mit Vergnügen zu dem Letztern, um ſo mehr, da ſie kein Geld hatten, und mithin die ganze Strafe ſich für ſie in die kleine Unbequemlichkeit ſich verwandelte, einen Bettelbrief bei der Schauſpielergeſellſchaft circuliren zu laſſen. Aber auch dieſe Unbequemlichkeit verſüßten ſie ſich durch den Scherz, daß ſie in dem Bettelbrief ſagten: „Sie hofften um ſo mehr willige Beiträge ihrer Bekanntſchaft, da ſie doch nur deshalb ihre Buße tragen müßten, weil ſie einen Recenſenten abgeprügelt.“ Und dieſes wagten die Choriſten, die leben in der Nähe des Kunſttempels, den erſten Künſtlern zu ſagen, und die Direction hatte keinen Sinn für diese rohe Ungezogenheit, und das Blatt durfte einschlafen, die Unterschriften erfolgten, und die Beiden konnten ſo ihre [illegible] Gewalt [illegible]. —

Den Mangel am esprit de corps könnte ich noch weiter Beiſpiele anführen. Aber der ältere Geiſt des ſich Verſtehens und Zuſammenhaltens hätte ſich vermuthlich durch Hand geben, [illegible] dazu beigetragen, die höhere Kunſt der Darſtellung in ihrer urſprünglichen Würde wieder herzuſtellen, und den ſchwachen Funken, der nur noch hie und da im Publikum latent glimmt, zur dauernden Flamme anzufachen. Hier ſollten alle anderen Rückſichten ſich zuſammenziehen, und auch nicht die kleinſte Blöße geben, nicht den kleinſten Zweifel über ihre Sittlichkeit aufkommen laſſen.

Wir wollen hier nicht die unnütze Mühe an Beiſpielen verſchwenden, da jeder unbefangene Leſer leicht aus eigener Erfahrung dieſe Lücke ergänzen kann.

Hinzufügen muß ich jedoch, daß Seydelmann den Empfang und die Theilnahme von Seite der hervorragenderen Mitglieder des Berliner Theaters mir bei ſeiner Zurückkunft nicht genug rühmen konnte; daß dieſe in ihren verſchiedenen Fächern ſo ehrenvoll genannten Schauſpieler ſich und ihre Kunſt in dem Gaſte zu ehren wußten, und daß ſie es an vielfältigen Beweiſen nicht fehlen ließen, dieſe Geſinnungen zu bethätigen.

Vor Allem iſt es mir Bedürfniß, hier der aus einer hingeſchwundenen Theaterperiode in die unſere herüberragenden ſchönen Erſcheinung Beſchort's zu erwähnen, der unter dem [illegible] noch [illegible] Künſtlers wandelt, und ſich mit offenem, warmem Gemüthe dem jüngeren Bruder anſchloß. Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend der Leiſtungen dieſes herrlichen Schauſpielers; ſie werden mir unvergeßlich bleiben. Faſt alle Übrigen folgten dem Beiſpiel dieſes allgemein verehrten und geachteten Mannes, und gaben ſich dem Gefühle hin, in Seydelmann den Wiederbeleber ihrer Kunſt zu erblicken, der durch ſeine eminenten Gaben, beſonders aber durch die künſtleriſche Bildung seines edlen Geistes, im Jahre 1835 für die Hoftheater von Wien wieder [illegible] verdankt.

Und hätte man es wohl bei gebildeten Künstlern anders erwarten? Konnte bei dem Verein, der in Berlin die Todtenkranzfeier anstellte, ein anderer Empfang für Seydelmann vorbereitet werden? Welche Keckheit läge wohl darin, über nur die Ergebung [illegible] Neid und Haß zu besiegen? Welche Gemeinheit, sich selbst aufzuspielen von dem Zeitungsschreiber-Volk? Welche niedrige Bosheit, sogar die Belohnung eines hochgebildeten Gastes zu beschädigen, seine Anhänger zu verlachen und sich an einen Troß zu hängen, der unter lautem Geschrei einen berühmten Namen durch den Koth der Gasse zerrt? — Ein solcher Mensch kann nichts für die Kunst fühlen, und wenn auch Mund und Auge ihm zehnmal des Tages bei ihrem Lobe überfließen, und wenn er auch Herz sich abmühte, [illegible] von Kunstliebe und Enthusiasmus um sich zu streuen, und wenn er auch alle Theater-Direktoren Deutschlands [illegible] und lobte, und sie mit [illegible] regalirte, wie sie kein Beutel [illegible] erschwingen kann. Solch ein Mensch verdiente der öffentlichen Schande preisgegeben zu werden, wie andere aber gern habe eine Stelle der Welt erlebten Zeit überlassen.

Diese Begebenheiten eines im Stillen schleichenden Widerparts waren aber die einzige unangenehme Erfahrung, die Seydelmann in Berlin zu machen hatte; sie diente jedoch nur dazu, ihm zu zeigen, welche Bewegung in der dortigen Theaterwelt sein Erscheinen hervorbrachte. Er selbst verhielt sich bei allen diesen Bestrebungen von außen in gemessener Ruhe, und überhaupt nicht, den Namen in den kleinen Blättern zu beschäftigen, über den [illegible] Bestrebungen Einhalt zu thun. Er behauptete in dieser Ansicht die vollkommenste [illegible], daher ist denn auch eine, bei seinem letzten Herumreisen ihm in einem Berliner Blatte zugeschriebene Phrase, worin er gegen von seinem Freunde in Frankfurt ihm zugedachten Tadel auf mißfällige Weise erwidert haben soll, vollkommen unwahr.

Seydelmann möchte ſich nie eine ſolche Unſchicklichkeit haben zu Schulden kommen laſſen.

Das kunſtliebende Publikum Berlins weiß nun genau, welch ein vortrefflicher Schauſpieler Seydelmann iſt, die gründlichſten Unterſuchungen haben ſeine Kunſt ſogar chemiſch zergliedert, wie ein witziger Berichterſtatter im Morgenblatte bemerkt, und ſie wiſſen jetzt nun auf ein Haar, welche Miſchung dazu gehöre, einen ſolchen Schauſpieler hervorzubringen. Auf jeden Fall gehört ein heller Verſtand, ein feiner Geiſt, ein bedeutender Grad von Bildung dazu, Gaben, die nicht eben häufig in ſolcher Verbindung angetroffen werden.

Die Hoffnung, die wir nun aber gerade in dieſen Mann ſetzen, uns ein würdiges Nationalſchauſpiel wieder zu geben, ſcheint uns bei den Gaben, die ihn auszeichnen, mehr gegründet als ſpräche er das A beſſer und das O mit geſpitzteren Lippen aus. Vortreffliche Schauſpieler ſind freilich nicht im Stande, große Dichter zu ſchaffen, aber ſchlummernde Talente zu erwecken und ſie zu ermuntern, ſich der Kunſt zu widmen. Männer wie Seydelmann, an der Spitze eines Theaters, werden es verſtehen, mit dem Dichter zu verkehren, ihn anzuziehen und zu gewinnen, ſtatt daß gewöhnliche Bühnenvorſteher ohne Sinn für Poeſie und die Würde eines Kunſtwerkes, ihre Abneigung gegen die Dichter nicht verbergen, und ſie im eigentlichen Sinne des Wortes ſeit lange verſcheucht haben, indem ſie ſich bemühten, die Bühne immer weiter von den Intereſſen der Poeſie zu entfernen. Durch Seydelmanns Beiſpiel und ſeine thätige Einwirkung auf alle Verhältniſſe der Anſtalt hoffen wir jedoch vortreffliche Künſtler zu erhalten. Er bildet keine Automaten, keine linkiſchen Nachbeter aus ſeinen Schülern; ich darf hier nicht erſt ſagen, daß ich an die hieſige dramatiſche Schule in dieſem Augenblick nicht denke. Die [illegible] ſeiner Vorſtellungen zeigen niemals eine kleinliche Pedanterie; eine Schule, wie die unter Göthe in Weimar, kann unter Seydelmann nicht gedacht werden; jeder kann hier ſein Talent zur freieſten Entfaltung bringen.

Nach allem dieſem ſollte man es nicht für nöthig erachten, hier noch ganz bekannte Dinge hinzuzufügen, und doch muß es geſchehen, weil noch gar zu viele Vorurtheile in unſerm lieben Vaterlande Raum gegriffen haben.

Die große Stadt meint vor der kleinern viel voraus zu haben; als wenn die Menſchenmenge auch die Kunſthöhe bezeichnete. Das große Publikum, das ſo vielfältige und widerſprechende Elemente enthält, verlangt zu große Opfer, als daß einem Manne, der es redlich mit der Schauſpielkunſt meint, etwas daran liegen könnte, es eben beſonders anziehen zu wollen. Eben der Sucht, die Menge herbeizulocken, verdankt das Theater ja ſeine tiefe Erniedrigung; eben jener ungemeſſenen Eitelkeit, der Menge raſenden Beifall zu entlocken, verdanken ja die meiſten Schauſpieler ihr unnatürlich, bald zu rohes, bald zu künſtlich-geziertes Spiel. Dadurch, daß die Schauſpiele ſich mit Tanz und Spektakel übermäßig befaßten, ſitzt nunmehr ſtatt einer kleinen Anzahl von Kennern und wahren Freunden, eine Menge vor dem Vorhange, die ganz andre Gelüſten mitbringt, als die Kunſt der Darſtellung zu bewundern. Von Sammlung, um ein Urtheil abzugeben, von reiner Auffaſſung des Gegebenen, von einer dankbaren Stimmung für den geſpendeten Kunſtgenuß iſt nicht mehr die Rede; ein unbeſtimmtes Gefühl läßt über Luſt und Unluſt den Zuſchauer nicht zum Klaren gelangen. Alles beſchränkt ſich am Ende auf Langeweile oder Unterhaltung, und ſo roh der Genuß war, ſo roh erfolgt gewöhnlich auch Beifall und Urtheil.

In früherer Zeit, da noch die deutſche Schaubühne der Nation etwas Neues war, war es anders; es muß das Beſtreben Gutgeſinnter nun dahin gehen, ihr den alten Reiz wieder u verleihen. Wohl zu merken, es iſt hier von keinem Zurückgehen die Rede. Ein ſtetes Fortſchreiten muß ſtets ſichtbar bleiben, und vom Abwege ablenken, ſchließt das Fortſchreiten nicht aus. Eine Kunſt, wie die der Bühne muß nothwendig, wenn ſie gedeihen ſoll, mit der Zeit gehen; wir wollen weder die Stücke mit Degen und Damöt wieder herbeiholen, noch die Art und Weiſe damaligen Spieles; aber wir wollen uns der Einfachheit befleißen und das Weſen des Schauſpiels nie aus den Augen verlieren. Es war nie der Zweck des Schauſpiels, bloß den Geſichtſinn durch Schauen zu ermüden, noch dem Ernſt des Lebens, das dargeſtellt wird, ein Spiel vorzumachen. Selbſt die Komik des Schauſpielers hat, aus dem Geſichtspunkte der Kunſt betrachtet, ihre tief ernſte Seite; wenn der Komiker keine Ahnung von ihr hat, iſt er ein armer Poſſenreißer, der Bedauern einflößt; wenn er ſie leichtſinnig opfert, iſt er ein Nichtswürdiger, der der Kunſt ſpottet und aus ihrem Bereiche vertrieben zu werden verdient. Ernſt und Fleiß ſind wahrlich keine gering zu achtenden Gaben bei der Ausübung jeder Kunſt; die Schauſpielkunſt, die auf den erſten Blick ſich ſo leicht zeichnet, und zu der Jeder Beruf zu haben ſcheint, fordert ſelbſt mehr davon, als Mancher glaubt, denn ihre Würde, ihre ganze Exiſtenz hängen davon ab. Die Armen, die dies nicht einſehen wollen, müſſen am Ende die traurigſten Erfahrungen machen.

Ich kann am Schluſſe dieſer Zeilen nur eifrigſt wiederholen, was ich in der Schrift: „Seydelmann und das deutſche Schauſpiel,“ ausgeſprochen habe. Man halte mich nicht für eigenſinnig, denn ich würde mich gern jeder andern beſſern Meinung fügen, die es übernommen hätte, mich belehren zu wollen. Bei den günſtigen Thatſachen, die ich erlebte, wäre es aber unbegreiflich, wenn ſich meine Anſicht anders ſtellen ſollte. Seydelmann hat auf ſeiner letzten Kunſtreiſe, wie auf den früheren, meinen Ausſpruch über ihn glänzend gerechtfertigt. Wirft man einen Blick auf ſein erſtes Auftreten in Berlin, auf die vorgefaßten Meinungen, die zu bekämpfen waren; auf die wachſende Theilnahme, auf ſein aus 30 Rollen beſtehendes Gaſtſpiel, dabei auf die dortigen Tagblätter und auswärtigen Korreſpondenten, die ſich bemühten, ihm jene Theilnahme zu rauben und auf einen andern, wohl bekannten Gegenſtand hinzulenken, ſo ſieht man hiedurch beſtätigt, was ich durch lange Erfahrung zu behaupten mir erlaubte: daß das Urtheil des Publikums ſich nur ſelten nach dem Urtheil der Recenſenten richte, daß es ſich in den meiſten Fällen gebildeter zeige als dieſe, und daß daher das ewige Wiſchi Waſchi, der Theaterklatſch und das Geſchreibe hinüber und herüber zu nichts diene, als den und jenen zu ärgern, denn ſelbſt geſpendetes Lob hat nach der einen Seite hin nur dieſen alleinigen Zweck. Nebenbei füllen ſich aber auch dadurch die leeren Spalten der kleinen Journale, die keine regelmäßigen Mitarbeiter oder andere ergiebige Quellen haben, und einige Subjecte verdienen ſich mit dieſem ſchmählichen Handwerke ein Auskommen, um das ſie wenigſtens von keinem rechtlichen Manne beneidet werden. — Mein Glaubensbekenntniß iſt, wie man ſieht, noch immer daſſelbe.

Es liegt eine große Unannehmlichkeit darin, über das Theater zu ſchreiben, weil man einen Theil des Publikums zu ſeinen Leſern ſich gewinnt, der ſich ſonſt nur wenig um Literatur kümmert, und deſſen Ungebildetheit daher nicht wiſſen kann, welche Anforderungen eigentlich an einen Autor zu machen ſind. Dazu kommt nun aber noch, daß man eben jenen Recenſenten anheimfällt, die den Verfall des Theaters größtentheils verſchuldet haben, und ſich an kraſſer Unwiſſenheit und Gemeinheit überbieten; deren Ton jeden Mann von Bildung zurückſchreckt, und denen ich nie ohne ſtarke Ueberwindung des Ekels mich nähern konnte. Aber ich habe dies Alles zu bekämpfen geſucht und mich meiner Theaterliebe auf's Neue hingegeben; denn wahrlich nicht aus Freundſchaft für Seydelmann, obgleich ich dieſe ſehr hoch anſchlage, ſondern aus Liebe und inniger Hingebung für die gute Sache, ſchrieb ich über ihn.

Alle die Unannehmlichkeiten, die ich beſtand, wog die Freude auf, in dieſer Zeit des Verfalls dem Theater wieder größere Aufmerkſamkeit zugewendet zu ſehen, und nunmehr eine feſte Ueberzeugung an die Stelle der Hoffnung treten laſſen zu können, daß die Theaterreform eher da ſeyn wird, als man gemeinhin zu glauben geneigt iſt, daß ſie zwar an irgend einem Orte zuerſt ſichtbar werden, aber ſchnell nach allen Seiten hin um ſich greifen muß, daß die Ueberſetzer u. ſ. w. ſich in beſcheidne Grenzen zurückziehen und neue Nationalpoeſien ihren ſiegenden Einzug auf unſern Bühnen halten werden. Mit dieſer frohen Verſicherung ſchließ' ich; irgend ein beleidigter Narr von der traurigen Geſtalt möge nun hierüber wieder ſeine Gloſſen machen oder ſpotten, dies verrückt im Geringſten weder Meinung noch Thatſache.

Dem jungen, kräftig aufſtrebenden Leben gehört die Welt, warum nicht auch jene Bretter, welche die Welt bedeuten!

* * *

San Carlino,

das komiſche Volkstheater in Neapel.

Von

Wolfgang Menzel.

Wird man es wohl für eine bloße Bizarrerie halten, wenn ich ſage, daß mich in Italien kein Theater ſo ſehr erfreut hat, als das Winkeltheater San Carlino in Neapel? Es iſt klein, ärmlich ausgeſtattet, nur der Lokalpoſſe gewidmet, aber es iſt echt italieniſch. Hier allein iſt noch etwas von den atellaniſchen Spielen der Alten, hier allein iſt noch die berühmte italieniſche Mimik zu finden.

Die größern italieniſchen Theater ſind ſehr prächtig. Schon das Theater Della Scala in Mailand ſucht ſeines Gleichen und San Carlo in Neapel übertrifft alle europäiſchen Bühnen an Größe. Selbſt in den Städten des zweiten und dritten Ranges findet man ſehr ausgezeichnete Gebäude, und die Regierungen thun viel für die Theater, eingedenk der altrömiſchen Politik, welche die Circenſes nie verabſäumte. Aber alle dieſe größern Bühnen ſtehen jetzt unter der Herrſchaft des allgemein europäiſchen, oder vielmehr Pariſer Geſchmacks. Oper und Ballet ſtammen zwar aus Italien und ſind erſt von da nach Paris gewandert, allein im Verlaufe der Zeit hat der franzöſiſche Geiſt das Uebergewicht erhalten, und indem er die nach Paris wandernden Componiſten, Sänger und Tänzerinnen ſich dienſtbar machte, zugleich auf Italien ſelbſt zurückgewirkt. In geringerem Maaß drang von Wien aus ſogar auch der deutſche Geſchmack in Italien ein. Ich hörte keine Italienerin von Bedeutung ſingen. Die nicht mehr junge Paſta verſtummte, um den ungeheuern Beifall nicht zu ſtören, den die berühmte Madame Malibran von Paris und in ihren Fußſtapfen Demoiſelle Unger von Wien auf ihrem Triumphzuge durch ganz Italien erntete. Auch die erſte Ballettänzerin in Mailand war eine Wienerin.

Die ganz und gar nicht auf den italieniſchen Boden gehörigen nordiſchen Schauerlichkeiten, der Callot-Hoffmanniſche Spuk, den die Pariſer von uns entlehnt haben, hat ſich auf alle italieniſche Theater eingeſchlichen. Die Sonnambule, eine Oper dieſer Gattung, war im letzten Winter in der Mode und ihr Name prangte auf den rieſenhaften Maueranſchlägen faſt in allen Städten Italiens. Im Repertoire der Schauſpiele ſtehen Goethe und Kotzebue neben einander. Goldoni, der ſich ſchon der franzöſiſchen Claſſicität fügt, iſt noch an der Tagesordnung, aber nichts mehr von dem liebenswürdigen Gozzi, der in Italien längſt verſchollen iſt, obgleich kein dramatiſcher Dichter ſo echt italieniſch war, wie er.

In jenem kleinen Theater San Carlino nun, das ſich in Neapel am Largo di Caſtello, unfern des Molo ſpöttiſch dem großen Theater San Carlo gegenüber etablirt hat, lebt noch die alte italieniſche Mimik, die Gozzi nicht mehr auf den größern Bühnen zu retten im Stande war. San Carlino iſt zwar nicht das einzige Winkeltheater dieſer Art; es gibt deren im Gegentheil noch ſehr viele, aber ſie ſteigen bis zum Puppentheater, bis zum Pulcinell herab, ſie ſtehen verſchiedene Stufen tiefer; San Carlino iſt unter allen das beſte, ſowohl in der Originalität und Güte des Repertoirs, als in der Vortrefflichkeit des Perſonals. Man darf nur den albernen Girolamo in Mailand geſehen haben, um ſich zu überzeugen, wie unendlich ſich San Carlino auszeichnet.

Es hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Leopoldſtädter Theater in Wien. Bekanntlich wurde dieſes letztere vor etwa hundert und zwanzig Jahren durch den Schleſier Stranitzki gegründet, der ſich in Italien gebildet hatte. Damals mögen auf italieniſchem Boden dergleichen Volkstheater noch häufiger geweſen ſeyn. Noch jetzt ſtimmen San Carlino und das Leopoldſtädter Theater vollkommen überein in der humoriſtiſchen Auffaſſung des Volkscharakters, der lokalen Eigenthümlichkeiten, in der luſtigen Moralität, die lachend ſtraft, und beſonders auch in der Traveſtie, in der komiſchen Oppoſition gegen das Fremde und Vornehme, um deſſentwillen man das Einheimiſche zurückſtößt. Doch findet man neben dieſer Uebereinſtimmung beider Theater auch ſehr viel Verſchiedenheit. Im Leopoldſtädter Theater waltet durchaus der Deutſche vor, in San Carlino der Italiener. Zwar fehlt es auch dem Neapolitaner nicht an Gutmüthigkeit; er iſt lange nicht ſo choleriſch wie der Lombarde und Römer, ſondern ſanguiniſch, leichtſinnig, zutraulich; und in ſeinen Luſtſpielen kommen eben ſo oft treuherzige Seelen vor, die ſich betrügen laſſen, wie in den Wiener Poſſen. Aber die ganze Behandlung des Luſtſpiels iſt eine andere. In Wien herrſcht die Dichtung und der Witz in Worten vor; in Neapel dagegen die Mimik und der ſtumme Witz der Pantomime. Es bleibt hier den Schauſpielern überlaſſen, die ſehr gut angelegte, aber wenig ausgeführte Rolle erſt durch ihr Spiel auszufüllen. Daher ſind auch alle Stücke auf die Schauſpieler, und nicht die Schauſpieler auf die Stücke berechnet. Dies geht ſo weit, daß die Schauſpieler, die Damen und einige Nebenperſonen abgerechnet, in allen Stücken dieſelben Coſtume beibehalten.

Die alten italieniſchen Maſken haben zwar in dieſen Stücken eine große äußere Veränderung erlitten, im Grunde ſind ſie aber doch immer noch hinter den neuen Maſken verborgen. In allen Stücken ohne Ausnahme kommt der alte Harlekin vor, der auch, wie man mich verſicherte, gewöhnlich das alte Coſtum beibehält, aber während der Faſtenzeit, als ich ihn ſah, kraft eines kirchlichen Verbots, ſich moderniſiren mußte, wie ein altmodiſcher Bedienter mit Treſſenhut ꝛc. gekleidet ging und nur in der bunten Farbe der Strümpfe ſeinen Charakter andeutete. Dieſer neapolitaniſche Harlekin iſt aber nie bloß der Spötter, ſondern immer zugleich der Verſpottete, und hat nicht wenig Aehnlichkeit mit dem Wiener Staberl, außer daß er viel raſcher iſt, und Schlag auf Schlag die witzigen Beleidigungen, die ihm angethan werden, mit andern vergilt. Ich ſah in dieſer Rolle einen gewiſſen Herrn Altavilla, der in der Figur und Haltung einige Aehnlichkeit mit unſerm berühmten Wurm hatte. Seine Komik war unübertrefflich. Ich will nur eine Situation erwähnen. In dem Stück: „Die drei Bader,“ wird ihm zur Ader gelaſſen. Der Bader ſagt ihm, er müſſe die blutende Hand unter Waſſer halten, oder er ſey des Todes. Nun hält er die Hand im Waſſer, aber der Bader kommt nicht wieder. Er wird ungeduldig. Da kommt Einer, dann wieder Einer, der ihn abruft. Er ſoll fort, er hat dringende Eile; aber er kann nicht. Endlich wird ſeine Eiferſucht auf die härteſte Probe geſetzt. Seine Mienen, ſein ganzer Körper raſt, aber die Hand hält er ſorgfältig im Waſſer, oder er unterbricht ſeine Raſerei, wenn er die Hand etwa unwillkührlich bewegt hat, um ängſtlich zu ſehen, ob er ſich nicht geſchadet hat. Dieſer raſche Wechſel von echt italieniſcher Wuth und weibiſcher Aengſtlichkeit war um ſo beſſer, als er ganz im neapolitaniſchen Charakter liegt, und vortrefflich jene Miſchung von Habſucht und Feigheit ausdrückt, welche man noch bei allen neapolitaniſchen Revolutionen und Kriegen beobachtet hat.

Der zweite ſtehende Charakter iſt der in den alten Polterer verwandelte Pantalon, im ſchwarzen Frack, mit Perrücke, Bambusrohr, dreieckigem Hut. Ich weiß nicht, iſt es die Tracht eines Advokaten oder Arztes, ſie iſt von der eines Abbate nicht ſehr verſchieden. Der Schauſpieler behält ſie in allen Stücken. Gutherzig iſt dieſer alte Polterer nicht, vielmehr hat er das, was den Bartolo im Barbier von Sevilla charakteriſirt, etwas bösartig-dumm-intrigantes. Der Schauſpieler, der dieſe Rolle hatte, führte ſie ſehr gut aus. Er ſtammelte und babbelte als alter Brummer ſo geſchickt, daß ich nicht errathen konnte, ob es zur Rolle gehörte, oder Natur ſey.

Die dritte Maske war die eines Abbate, der eigentliche Intrigant oder obligate Böſewicht in allen Stücken, der aber nie eine wirklich moraliſche Indignation erregen kann, weil Alles komiſch anfängt und komiſch endet. Der Schauſpieler, der ihn ſpielte, war ſehr ausgezeichnet und ſchielte von Natur, was ſich ganz vorzüglich gut in Situationen ausnahm, die denen eines Tartuffe nicht unähnlich waren.

Neben Altavilla behauptete den Ruhm der vollendetſten Meiſterſchaft eine alte Dame, deren Namen ich vergeſſen habe, da ich alle dieſe Dinge ſah, ohne daran zu denken, daß ich einige Worte darüber ſchreiben würde. Dieſe Dame hatte kein unveränderliches Coſtüm, wozu auch ſchwerlich je eine Dame auf dem Theater vermocht werden könnte; geſetzt auch, ſie wäre noch älter als die Prima Donna di San Carlino. Sie ſpielt neben und mit Altavilla ebenſo wie dieſer und immer gleich vortrefflich. Ihre dicke Perſon, die liebenswürdige und ächt neapolitaniſche Nachläſſigkeit, in ihrer Art zu gehen und zu ſitzen, ihr gutmüthiges, die köſtlichſte Einfalt ausdrückendes Lächeln, die Kunſt, mit der ſie in ihrem Auge bald Liſt, bald Feinheit, bald ſtarre Dummheit ꝛc. ausdrückt, war bewundernswürdig. In einer ihrer beſten Rolle trat ſie als eine neapolitaniſche Bürgerfrau auf, die zufällig zu Reichthum gelangt und Wittwe war. Sie macht nun ein großes Haus, affectirt die vornehme Dame und glaubt insbeſondere alles auf franzöſiſchen Fuß einrichten und immer franzöſiſch ſprechen zu müſſen. Auch ihre beiden Töchter mußten franzöſiſch lernen. Man ſieht ſie, wie ſie ſich von den ſchönen Kindern vorleſen läßt und die ſchlechte Ausſprache derſelben beſtändig tadelt und corrigirt, wobei ſie ſelber die Sache nur noch ungeſchickter machte. Die beiden Mädchen haben Liebhaber aus dem bürgerlichen Stande, aber die Mutter will ſie nur vornehmen Freiern und insbeſondere nur Franzoſen geben. Die jungen Leute wenden ſich nun an den Abbate und an den alten Polterer, und eine große Intrigue wird angeſponnen. Die Liebhaber müſſen ſich als Franzoſen verkleiden, die Bekanntſchaft der alten Dame machen, und ſo die Mädchen gewinnen. Von höchſt komiſcher Wirkung iſt die Scene, in welcher alle handelnden Perſonen zuſammen kommen, alle franzöſiſch ſprechen ſollen und es doch alle gar nicht oder höchſt ſchlecht können. Dieſes Stück fand großen Beifall, weil in der That die franzöſiſche Sprache in Neapel eher als in irgend einer andern italieniſchen Stadt zu den Affectationen derer gehört, die ſich über das Gemeine erhaben glauben.

Die jungen Mädchen dürfen nicht ganz unerwähnt bleiben. San Carlino, das kleine heilige Karlchen, iſt galant und klug. Er ſorgt dafür, daß in jedem Stück mehrere und darunter ſehr hübſche Mädchen auftreten. Er gibt einer Mutter nie bloß eine Tochter, ſondern gleich zwei und wo möglich eine Nichte dazu; einem Manne nie bloß eine Frau, ſondern gleich auch die Nachbarin dazu. Dies gibt den weiblichen Scenen ein eigenthümliches Leben und iſt zugleich nationell, denn wirklich lebt die Neapolitanerin mehr in Geſellſchaft als allein und mehr auf der Straße als im Hauſe. Nichts iſt dem Fremden auffallender, als der abſcheulich klingende neapolitaniſche Dialekt im Munde des ſchönſten Mädchens; aber auch dies trägt zu dem komiſchen Effekte des Ganzen bei.

Alle dieſe Herrn und Damen ſind meiſterhaft eingeſpielt. Sie müſſen alle Tage, und jeden Tag zweimal ſpielen, und wenn ein Stück gefällt, wird es ſehr oft wiederholt. Sie ſtimmen daher vortrefflich zuſammen, und nie bemerkt man eine Langeweile oder Mißlaune an ihnen, obgleich ſie ſoweit ſehr arm ſind. Dekoration und Coſtum ſind höchſt dürftig, das Theater eng und ſchlecht beleuchtet, die Muſik erbärmlich. Nur ihr Spiel macht Alles wieder gut.

Von ihren Stücken iſt die im Leopoldſtädter-Theater vorherrſchende Mährchenpoeſie ganz ausgeſchloſſen. Inſofern hat Gozzi hier keine Geltung. Alle Stücke ſind komiſche Familiengemälde, oder Abenteuer aus dem gemeinen Leben Neapels. Dabei iſt eine gewiſſe dramatiſche Genremalerei die Hauptſache. Die Natur wird ſo treu nachgeahmt, daß man die Leute auf dem Theater ſogar in ihrem Bette liegen ſieht. Jeder geht und ſteht, wie im gewöhnlichen Leben. Da iſt keine Spur von beſonderer Reinlichkeit oder Feſtlichkeit im Coſtum, wie man es ſonſt überall auf dem Theater findet. Man macht aus der Bühne einen Sonntag, ſondern den gewöhnlichen Werktag. Sogar in der Komik wird nichts übertrieben, ſondern immer die Natürlichkeit beibehalten.

In den Traveſtien dagegen waltet die Uebertreibung vor in der uneingeſchränkteſten Freiheit. Dieſe Traveſtien erſetzen den Mangel des Mährchenhaften und Wunderbaren. Sie verſpotten allemal das Vornehme, das mehr und beſſer ſeyn will, als das neapolitaniſche Bürgerleben, und ſind eine unerſchöpfliche Quelle des Volkswitzes. Jede neue fremdartige Erſcheinung gibt dem Neapolitaner einen neuen Stoff, woran ſie ihren Spott üben. Sie parodiren die Engländer und Franzoſen, den ihnen fremden Heldenmuth und die ihnen fremde Gelehrſamkeit, vorzüglich aber die Opern und Trauerſpiele, die beim Mangel an Zeitungen und Lektüre das eigentliche Medium ſind, wie ihnen die fremden und großen Dinge erſcheinen, die außer ihrem gewöhnlichen Geſichtskreis liegen. Kaum zeichnet ſich in San Carlo ein großes Stück aus, ſo wird es augenblicklich in San Carlino traveſtirt, und der Refrain iſt immer, daß das Schreckliche und Erhabene lächerlich gemacht, und das Alltägliche und Einheimiſche auf Koſten der Fremden geprieſen wird. Ich ſah die Pariſina, worin die berühmte Malibran, die eben zu San Carlo in ihrem größten Glanze aufgetreten war, in San Carlino durch einen männlichen Komiker vortrefflich karrikirt wurde, ganz in der Art, wie die falſche Catalani, und mit Benutzung aller kleinen Nebendinge, die in der Perſönlichkeit und Lokalität lagen.

Wie viele Anlagen ſind hier in einer niedern Sphäre zurückgehalten, wie viel Geiſt in ein ſchmutziges, kleines Lokal verbannt. Aber die Armuth iſt vielleicht Folie der ächten dramatiſchen Kunſt. Wollen doch unſere älteren Dramaturgen behaupten. das deutſche Schauſpiel ſey nie beſſer beſtellt geweſen, als zur Zeit, da noch Eckhof und Fleck mit ihren Truppen in ärmlicher Geſtalt durch das Land zogen.

Das Theater San Carlino hat einige ſehr gute Dichter, die erfindungsreich und der Komik in hohem Grade mächtig ſind.

Zwar manches ihrer Stücke würde, des Lokaltons entkleidet, auch auf andern Bühnen Glück machen, aber ſie theilen nichts davon mit. Ich gab mir große Mühe, einige Stücke dieſer kleinen Bühne in Abſchrift zu erhalten; aber ich bekam von mehr als einer Seite die Verſicherung, daß Dichter und Schauſpieler durch die heiligſten Eide verpflichtet wären, die geſchriebenen Rollen nicht aus der Hand zu geben, weil ſie ſogleich Eigenthum anderer kleiner Theater werden würden, und die ganze Exiſtenz von San Carlino nur darauf beruhe, daß man hier ſehe, was man anderwärts nicht ſehen könne.

◆

Altdeutſche Nationalbühne,

nach der

Gottſchediſchen Sammlung in Weimar.

Von

Dr. Alphons Peucer.

Auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar findet man in einem der obern Säle dreihundert kleine, wohlerhaltene, ſauber eingebundene Octav- und Duodezbändchen, in denen der forſchenden Nachwelt ein herrliches Kleinod aufbewahrt wird. Es ſind weit über tauſend alte deutſche Schauſpiele. Die größte Anzahl jener Bändchen iſt auf der Rückſeite des ſchützenden Deckblattes mit einem netten Kupferſtich verziert. Minerva, die ewigblühende Göttin der Weisheit, bewehrt mit Helm, Panzer und Lanze, ſitzt majeſtätiſch vor einem mit herrlichen Bänden geſchmückten Bücherſchrein, und ſtützt ihre ſchirmende Rechte auf ein zierliches Poſtament, das die Inſchrift: Bibliotheca Gottschediana an der Stirne trägt. Die hohe Beſchützerin blickt wohlgefällig auf das Gottſchediſche Geſchlechtswappen, ein muthiges Flügelroß im goldenen Felde, und einen geöffneten Zirkel im ſilbernen Felde; das Wappen ſcheint auf dem Poſtamente zu ruhen.

Auf welche Weiſe dieſe Gottſchediſche Sammlung alter deutſcher Schauſpiele, gewiß eine der vollſtändigſten und bedeutendſten in ganz Deutſchland, auf die Bibliothek zu Weimar gekommen iſt, darüber laſſen ſich beſtimmte Angaben durchaus nicht ermitteln. Man darf jedoch mit größter Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß durch Göthe's eigene Vermittelung und auf ſeinen Betrieb der Ankauf jener ſchon damals berühmten Sammlung erfolgt ſey. Es iſt ja bekannt genug, daß Göthe ſtets die oberſte Aufſicht über alle Sammlungen und Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft in Weimar führte.

Was den Italienern Ludwig Riccoboni in ſeiner histoire du théâtre italien (Paris, 1730), was den Franzoſen die bibliothèque des théâtres (1733), was den Holländern die Naamrol der Nederlandsche Tonelspel-Digteren (Amsterdam, 1727) gewährte: Alles das, und Höheres noch und Gediegeneres leiſtete dem deutſchen Vaterlande der von ſeinen Zeitgenoſſen erſt verkannte, von der Nachwelt aber in eigenthümlicher Wirkſamkeit billiger gerichtete, treffliche Sammler Johann Chriſtoph *Gottſched*. Denn während Jene nur in alphabetiſchen Verzeichniſſen die Titel und Autoren der verſchiedenſten Schauſpiele ihrer Nationen aufbewahrten, ſammelte Gottſched nicht nur ſelbſt mit größter Mühe und Sorgfalt bei weitem die größte Anzahl alter deutſcher, damals ganz vergeſſener Dramen, ſondern ordnete auch nach der genauſten Zeitfolge, faſt jedes Jahr ausfüllend, ſein Verzeichniß, das unter dem Titel erſchien: „*Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt*, oder Verzeichniß aller deutſchen Trauer-, Luſt- und Singſpiele, die im Druck erſchienen von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, geſammelt und ans Licht geſtellt von Johann Chriſtoph Gottſcheden. Leipzig, 1757. 8.“

Bis zum Jahre 1761 hatte jedoch der thätige Mann, in ſeinem vaterländiſchen Streben von gleichgeſinnten Freunden unterſtützt und gefördert, ſeine Sammlung wiederum bedeutend vermehrt, und eine Menge anderer Theaterſtücke, wenn er ihrer ſelbſt nicht habhaft werden konnte, doch wenigſtens kennen gelernt, die er ſogleich als „*Nachleſe zum nöthigen Vorrath*“ ꝛc. dem Publikum bekannt machte.

Erregt durch Gottſcheds thätiges Beiſpiel, ermuntert durch ſeine ernſte Mahnungen, traten von verſchiedenen Seiten Ergänzungen und Nachträge zu jenem größeren Werke an das Licht, unter denen beſonders Gottfried Chriſtian *Freieslebens*, herzoglich ſächſiſchen Bibliothekars zu Gotha, kleine Nachleſe (Leipzig 1760) rühmende Erwähnung verdient.

Und ſo darf denn die deutſche Bühne keck und kühn in die Schranken treten mit allen europäiſchen Völkern. Kann doch keines von dieſen allen eine ſo vollſtändige, gediegene Sammlung aus der alten Zeit, aus dem Uranfange ihrer dramatiſchen Dichtkunſt aufweiſen, als wir durch **Gottſcheds** unſterbliches Verdienſt nun in Händen haben. Blühte doch deutſche Dichtkunſt, erregend und bildend, in vielen Gauen des großen Vaterlandes, verſchmäheten doch ſelbſt deutſche Fürſten nicht, als Dichter ihrem Volke vorzuleuchten, und edelmüthige Beſchirmer der Meiſterſchulen zu ſeyn zu einer Zeit, als die provençaliſche Dichtkunſt Frankreichs kaum die erſten, rauhen Verſuche in dürftigen Romanzen gemacht hatte.

Darf man auch das Alter der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt mit Sicherheit nicht ſo hoch hinaufſtellen als Gottſched und Freiesleben vermuthen, wenn ſie eines, bereits am Hoflager Kaiſer **Karls des Großen**, alſo im achten Jahrhundert, aufgeführten Schauſpieles in altfrieſiſcher, d. i. deutſcher Mundart, gedenken; ſo haben wir doch die ſicherſten Nachrichten, daß bereits die edle Aebtiſſin von Gandersheim, **Rhoswitha**, im zehnten Jahrhundert aus altchriſtlichen Legenden ſehr anmuthige dramatiſche Spiele in lateiniſcher Sprache geſchrieben hat. Dieſe Stücke heißen: **Gallicanus**, **Dulcitius**, **Kallimachus**, **Abraham**, **Paphnutius** und **Glaube, Liebe, Hoffnung**. Den Kloſterſchweſtern zu Gandersheim, welche ſich die Langeweile der düſtern Mauern durch die Lektüre von Terenzens Komödien zu vertreiben ſuchten, wollte die fromme Aebtiſſin durch ihre eigenen Schauſpiele eine gediegenere Unterhaltung verſchaffen. In der zweiten, von Johann Heinrich Leonhard Schurzfleiſch beſorgten Ausgabe (Wittenberg, 1707. 4.) der ſämmtlichen Werke unſerer gelehrten Rhoswitha, ſpricht ſie ſich ſelbſt in der Vorrede zu dieſen ſechs Dramen über Zweck und Inhalt ihrer Arbeit ſeltſam genug aus: „Es gibt Viele, die nach der heiligen Schrift begierig ſind, und andere heidniſche Bücher verachten, dennoch des Terenz Erdichtungen oft leſen, und indem ſie ſich an der Süßigkeit des Ausdruckes ergötzen, durch die Kenntniß garſtiger Dinge befleckt würden. Daher habe ich, als die ſtarke Stimme zu Gandersheim, mich nicht geweigert, denſelben nachzuahmen, den Andere ſo gerne leſen; damit auf eben die Art, wie die Geilheit unzüchtiger Weiber erzählt wird, auch die löbliche Keuſchheit heiliger Jungfrauen, nach meines kleinen Witzes Vermögen, gerühmet würde ꝛc.“

Als erſte ächte Blüthe deutſcher dramatiſcher Dichtkunſt können jedoch auch dieſe ſechs Dramen, die ſich in der Weimariſchen Sammlung zwar befinden, nicht angeſehen werden. Denn eines Theils ſind ſie nach römiſchen Muſtern bearbeitet, obſchon ſie Terenziſche Schönheit und Regelmäßigkeit bei weitem nicht erreichen; andern Theils ſind ſie aber auch auf fremdem Boden, dem Stoffe und der Sprache nach, entſproſſen. Die römiſchen Kaiſer Hadrian, Conſtantin, Diocletian, nebſt ihren Feldherrn, ſpielen darin große Rollen; Sprache und Leben iſt römiſch, nicht deutſch. Dennoch geben jene ſechs Dramen ein deutliches Zeugniß von damaligem vorgerückten Kunſtgeſchmack, und mitten in der dichteſten Finſterniß des Mittelalters leuchten ſie als ächte Sterne dramatiſcher Kunſt.

Das älteſte, wahrhaft deutſche Schauſpiel, von dem uns Kunde geblieben, das aber Gottſched noch nicht kannte, erwähnt ganz zufällig Johann Rothe in ſeiner Thüringiſchen Chronik.

Auf der Wartburg bei Eiſenach, der uralten Wiege alles Größten und Erhabenſten, was je das deutſche Volk bewegte, kehrte einſt Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange ein, als er des ſteten Krieges müde, nach glücklich errungenem Frieden endlich ausruhen wollte. Sein ganzes Volk freute ſich der erſehnten Gegenwart des geliebten, tapfern Fürſten, mehr noch der fruchtbringenden Segnungen des Friedens; und ſo wurde zur allgemeinen Beluſtigung von den Kloſterbrüdern zu St. Georg im nahen Eiſenach

Ein ſchön Spiel gegeben, von den zehen Jungfrawen,
deren fünf weiſe und fünf thörichte waren,

nach dem Evangelio, das Chriſtus geprediget hat; und da war

Landgraf Friedrich gegenwärtig und ſah und hörte, daß die fünf thörichten Jungfrauen mit Reue und Leid ſämmtlich aus dem ewigen Leben geſtoßen wurden; und daß Maria und alle Heiligen für ſie beteten, und daß dies alles nichts half, daß Gott ſein Urtheil wandeln wollte. Da fiel der Landgraf in Zweifel, ward zornig und ſprach: Was! iſt das denn der Chriſtenglaube? Will ſich Gott nicht erbarmen über uns um des Gebetes Mariä und aller Heiligen willen? und ging gen Wartburg, und war zornig wohl fünf Tage; und die Gelehrten konnten ihn kaum beſinnigen, daß er das Evangelium verſtand, und darauf ſo ſchlug ihn der Schlag vor dem langen Zorne, daß er drei Jahre zu Bett lag; da ſtarb er, als er 53 Jahre alt war, und ward begraben vor Eiſenach zu St. Katharinen in St. Johannis Kapelle.“ Soweit Rothe in der Chronik.

Landgraf Friedrich der Gebiſſene ſtarb den 16. November 1324. Seinen Grabſtein erblickt der forſchende Wanderer noch jetzt an der kleinen, ehrwürdigen Kapelle des Luſtſchloſſes Reinhardsbrunn bei Gotha. Da nun nach einer genauern Angabe (bei Menken, Band 3, S. 990) der Landgraf zwei Jahre und ſieben Monate in Folge jener Begebenheit vor ſeinem Tode bettlägerig geweſen, ſo mag auch die Angabe richtig ſeyn, jenes Eiſenacher Schauſpiel ſey bereits in der Mitte Aprils 1322 ausgeführt worden.

Zwar bemerken unſere Quellen nicht ausdrücklich, ob jene Stück von den zehn Jungfrauen in deutſcher Sprache abgefaßt worden ſey, und man könnte allerdings hieran zweifeln, wenn man bedenkt, daß die Kloſtergeiſtlichkeit damaliger Zeit, eingenommen für die gelehrte fremde Sprache und ſie täglich aus Amtspflicht übend, das Theaterperſonal bildete. Indeſſen muß doch jenes Bedenken gegen die Aechtheit unſeres Dramas verſchwinden, wenn die unparteiiſche Chronik uns berichtet: „Es war da gut Friede worden, in dem Jahre, als man ſchrieb nach Chriſtus Geburt 1322; da wurden die Leute auf dem Lande und in den Städten froh und ergötzten ſich ihres langen Ungemaches, das ſie von den Kriegen gelitten hatten. Alſo machten die von Eiſenach, auch nach Oſtern, an einem Sonnabend, als ſich der Predigerablaß anhob, ein ſchönes Spiel von den 10 Jungfrauen.“ — Wer möchte hier noch zweifeln, daß unſer Stück in deutſcher Sprache aufgeführt worden ſey, da es ja zur Freude und Ergötzlichkeit des Landvolkes ſowohl, als der Städter dienen ſollte, und wozu wahrſcheinlich die Bürger ihren ſiegreichen Fürſten mit ſeinem Hofe beſonders eingeladen hatten. Es iſt daher ſehr zu beklagen, daß wir dieſes höchſt merkwürdige Drama, deſſen Erfolg ſelbſt es zum Trauerſpiele ſtempelte, nicht beſitzen; vielleicht iſt es nie gedruckt worden.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß Hans Sachs ganz denſelben Stoff, der in jenem Eiſenachiſchen Spiele bearbeitet worden iſt, über 300 Jahre ſpäter in einem didaktiſchen Gedichte ebenfalls behandelt hat; es heißt auch: Von den zehn Jungfrawen, nach dem Evangelium Matthäi im 25. Kapitel, gedichtet am 21. October 1548. Der Nürnberger Sänger kannte wahrſcheinlich das Eiſenachiſche Spiel ebenſowenig genau, wie wir; er hätte ſonſt nach ſeiner bekannten Aufrichtigkeit gewiß ſeinen Gewährsmann angegeben oder ſich auf jenes Stück wenigſtens bezogen.

So ſehen wir das deutſche Schauſpiel bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Klöſtern und Schulen einheimiſch, ſo wurde es beſonders bei Faſtnachtsfreuden zu öffentlichen Beluſtigungen und Mummereien gebraucht. Hier entſtanden alſo zuerſt diejenigen Spiele, die man Faſtnachtsſpiele (Faſtnachtſchimpfe, Faſtnachtſcherze) zu nennen pflegte. Längſt wohl mochten ſie dem Volke zur Ergötzlichkeit gedient haben, bevor ſie dem Drucke oder überhaupt nur der Schrift zur weiteren Verbreitung übergeben wurden. Oft hatten ſie nur rein lokalen Werth. Den Stoff dazu gaben allegoriſche Darſtellungen, muntere geſchichtliche Schwänke und dramatiſirte bibliſche Geſchichten. Letztere beſonders da, als die große kirchliche Spaltung das ganze deutſche

Volk ergriffen hatte, und allerlei gegenſeitige Spöttereien und bittere Ausfälle nicht fehlen konnten.

Natürlich mußten auch römiſche und griechiſche Muſter, mit denen man durch häufige Ueberſetzungen bekannter wurde, die weitere, beſonders formelle Ausbildung des vaterländiſchen Theaters bedeutend fördern, und ſo bildeten ſich auch bald ganz neue Arten von Schauſpielen, die Comödie, die Tragödie. Erſt in ſpäterer Zeit tauchte auch das Singſpiel, die Oper, hervor, obgleich ſchon die Aelteren ſogenannte Miſchſpiele (Vaudeville) gekannt und geliebt haben.

Nach den hier bezeichneten Hauptrichtungen hin, Faſtnachtsſpiele, Luſtſpiele, Trauerſpiele und Singſpiele, werden wir nun die reiche Gottſchediſche Schauſpielſammlung zu Weimar durchwandern. Sollte ſich bei dieſer Wanderung hie und da eine genußreiche Ausſicht, ein heiteres, weiches Ruheplätzchen darbieten, ſo wird es uns wohl Niemand verargen, wenn wir dabei etwas länger verweilen.

I.

Faſtnachtsſpiele.

Die älteſten deutſchen Fachſtnachtsſpieldichter, welche wir kennen, ſind Hans Roſenblüt, genannt der Schnepperer, d. h. Schnatterer, und Hans Folz, beide wackere Meiſterſänger zu Nürnberg; ſie lebten im 15. Jahrhundert. Die dramatiſchen Werke Roſenblüts ſind nie gedruckt worden und nur in der Handſchrift, von der zwei verſchiedene in Dresden zu finden ſind, uns bekannt worden. Roſenblüts ſechs Faſtnachtsſpiele heißen: **Ein Vaßnachts-Spil; von den ſyben Meiſtern; des Türcken Vaßnachtsſpil; von dem Pawren und dem Bock; wie drey in ein Haus entrunnen; von zwenen Gelenten.**

Von Hans Folz kennen wir ebenfalls nur wenig. Sein **Kargenſpil** wurde 1171 zu Nürnberg aufgeführt und 1551 auch gedruckt, befindet ſich aber nicht auf der Weimarſchen Bibliothek. Gottſched beſaß es ſelbſt nicht.

Die älteſten gedruckten Schauſpiele, welche ſich in unſerer Sammlung wirklich vorfinden, ſind außer einer ſehr alten Ueberſetzung der Terenziſchen Comödien vom Jahre 1499, Hans Sachſens Faſtnachtsſpiele, die mit dem Jahre 1517 beginnen. Dieſes Dichters Faſtnachts- und Luſtſpiele zeichnen ſich vor den Arbeiten ſeiner Vorgänger durch reinere Sprache und eleganteren Versbau, durch treffenden, leichten Witz, durch glückliche Erfindung und gewandte Behandlung ſehr vortheilhaft aus. Freilich ſucht man auch bei ihm einfache Natürlichkeit des Geſprächs, intereſſante Verwickelung und Durchführung, allgemeines Intereſſe vergebens. Er griff meiſtens nur einen heitern, ſittlichen Gedanken, wie ihn das bunte Leben ſeiner Vaterſtadt darbot, mit angebornem Genie poetiſch heraus; er ſuchte ihm irgend eine dramatiſche, lehrreiche Seite mit Leichtigkeit abzugewinnen. Dahin gehören ſeine zahlreichen Geſpräche, Schwänke, viele Luſtſpiele und Faſtnachtspoſſen, z. B. **der Narrenfreſſer; Sanct Peter mit dem Bock; Sanct Peter mit dem faulen Bauernknecht; der Teufel nahm ein alt Weib zur Ehe; der Naſendanz; von der verſchwatzten Buhlſchaft; der Parteckenſack; der Eylenſpiegel mit dem Blinden; der Krämerskorb; das Narrenſchneiden; die Rockenſtube; der Doctor mit der groſſen Naſe.** [*]

Aber einen ganz anderen Charakter, als dieſe Spiele von Hans Sachs, haben zwei geiſtliche Faſtnachtsſpiele, die zu Bern aufgeführt wurden. Die Verfaſſer ſind unbekannt.

---

[*] Die Mehrzahl dieſer Stücke findet man in der von Gottſched herſtammenden Sammlung in einzelnen Bändchen vor; vollſtändig ſind ſie aufgezeichnet in den älteren Nürnberger Geſammtausgaben der Werke unſeres Meiſterſängers in fünf dicken Folianten. —

Ein Faſnachtſpyl, ſo zu Bern auf der Herren Faſnacht, in dem 1522 Jare, von Burgerſöhnen offentlich gemacht iſt; Darinn die Wahrheit in Schimpfs Wyß von Pabſt und ſyner Prieſchafft gemeldet würd.

In dieſem Spiele wird des heiligen Vaters zu Rom und der geſammten katholiſchen Geiſtlichkeit Treiben dem Spotte und der Verachtung der Evangeliſchen offen Preis gegeben. Der Papſt und ſeine Anhänger ſind darüber heftig erzürnt, daß die neue Lehre des Evangeliums die Geiſter des Volks erleuchtet, und ſie ſelbſt ihrer ſchönſten Einkünfte und ihres Anſehens beraubt hat. Sie verfluchen die neuen Druckereien und Schriften, welche es wagen, die uralte heilige Lehre anzugreifen. Vom oberſten Haupte der Chriſtenheit herab bis zum geringſten Diener der Kirche beklagen Alle den herben Verluſt, den ſie nun empfinden müſſen. Zum Beſchluß tritt ein Prediger, Doctor Lupolt, mit einer Menge Bauern auf, welche den Apoſteln Petrus und Paulus ihre Anhänglichkeit verſichern, und das Heil der neuen Lehre preiſen. In derber, oft ungeſchliffener und gemeiner Rede wird überall der katholiſchen Geiſtlichen geſpottet.

Dieſes Berner Faſtnachtsſpiel, iſt in Form und Anlage noch ſehr roh, und in einer harten Sprache abgefaßt. Den maaßloſen Knittelverſen ſind zumeiſt Reime gegeben, die aber männlich und weiblich in buntem Gewirre durcheinander laufen. Eine Abtheilung in Akte, Scenen oder Handlungen ſucht man ebenfalls darin vergebens. Nur kleine Sätze, im Texte ein wenig eingerückt, zeigen die ſceniſchen Veränderungen kurz an. Einheit des Ortes, der Handlung und der Zeit iſt dagegen ſehr genau beobachtet.

Ganz von demſelben Gepränge iſt ein mit dem vorſtehenden Stück zuſammengebundenes Geſpräch zwiſchen zwei Schweizerbauern:

Ein Faſtnachtsſchympff, ſo zu Bern uff der alten Faſtnacht gebraucht iſt, im Jare 1522. Nämlich wie uff einer Seite der Gaſſe der einig Heiland der Welt Jeſus Chriſt, unſer lieber Herr, iſt auf einem armen Eſelein geritten, uff ſeinem Haupt die Dornenkrone, bey ihm ſein Jünger, die Armen, Blinden, Lahmen und mancherley Preſthafftige. Auf der anderen Seite reitet der Pabſt im Harniſch und mit groſſem Kriegszug, als hernach verſtanden wird durch das Geſpräch, ſo die zwey Bauern geredet haben, Rüde Vogelneſt und Claus Pflug.

Dieſe beiden ehrenfeſten Herren ſind auch in ihrer alterthümlichen, ſonderbaren Tracht dem Gedicht in einem alten Holzſchnitte vorgezeichnet; ſie ſind mit Knüppel und Degen bewehrt. — Den ächten Ton des Faſtnachtsſpieles hat aber keiner ſo meiſterhaft getroffen, als Hans Sachs.

II.

Luſtſpiele.

Ebenſo wie das Faſtnachtsſpiel, ſo verdankt auch das deutſche Luſtſpiel ſeine Entſtehung unſerem Nürnberger Meiſterſänger, Hans Sachs. Gerade im Luſtſpiel war er wahrhaft Meiſter. Befreit von den niedrigen, oft plumpen und pöbelhaften Witzen ſeiner Faſtnachtsſpiele, ohne Beimiſchung kalter Steifheit und ſeichten Wortgeklingels, wie es in ſeinen Trauerſpielen ſich findet, athmen die Comödien von Sachs durchweg einen lebensfrohen, heiteren und freien, dennoch ſtets anſtändigen, gemeſſenen, reinſittlichen Ton. Seine Scherze ſind für das bewegliche

Volksleben gedichtet, meiſtens aus dem Leben ſelbſt herausgegriſſen; daher auch zuweilen noch ſehr derb. Seine Stoffe ſind mehrentheils geſchichtliche, manche enthalten allegoriſche Darſtellungen, z. B.

Comödia, darinnen die Göttin Pallas die Tugend, und die Göttin Venus die Wolluſt verficht. Das Stück hat 13 Perſonen und 5 Akte.

Der Pluto, ein Gott alles Reichthums, eine Comödi in fünf Akten, mit eilf Perſonen zu agiren. Dieſes Luſtſpiel iſt dem Stoffe nach offenbar von dem ariſtophaniſchen Stück gleiches Namens (Plutos) nachgebildet.

Fortunatus mit dem Wunſchſeckel; in fünf Akten.

Die Irrfahrt Ulyſſi mit den Werbern und ſeiner Gemahel Penelope, Comedia in ſieben Aufzügen, mit vierzehn Perſonen.

Die ſchön Magelona, Comedia; in ſieben Akten und neunzehn Perſonen.

Perſeus; Comödie in fünf Akten, mit neun Perſonen.

Romulus und Remus; Comödie in ſieben Akten, mit 28 Perſonen.

Um die erwähnten Vorzüge unſeres Dichters im Luſtſpiel recht anſchaulich zu machen, heben wir einige Scenen aus einem Stücke vom Jahre 1532 heraus:

Das Judicium Paradis, ein Comedi, hat 13 Perſonen und fünff Aktus. Nürnberg. 1532. 8.

Wir wählen mit guter Abſicht einen hinlänglich bekannten mythologiſchen Stoff, um deſto deutlicher die dramatiſche Kunſt unſeres Nürnbergers beſchauen zu können. Als Perſonen läßt er folgende auftreten:

Juppiter, der donderent Gott.
Saturnus, der feindſelig Gott.
Mercurius, der Götter Bot.
Mars, ein Gott deß Kriegs.
Apollo, die Sonn.

Bacchus, der Wein Gott.
Cupido, ein Gott der Lieb.
Juno, ein Göttin der Reichthumb.
Minerva, ein Göttin der Weißheit.
Venus, ein Göttin der Lieb.
Ceres, ein Göttin der Getraidt.
Diſcordia, ein Göttin deß Zwitracht.
Helena, ein Königin auß Griechen.
Paris, deß Königs Son von Troja.
Der Ehrenholt.

Freilich haben nur die wenigſten aller dieſer Perſonen viel zu reden, da, wie wir ſogleich ſehen werden, auch die Akte außerordentlich kurz ſind. Die unbedeutendſten Rollen ſind Diſcordia, Cupido und Saturn; die ſtärkſten dagegen Paris, Venus, Juno, Minerva und Jupiter. — Wie gewöhnlich tritt auch in den Comödien zuerſt der „Ehrenholt“ als Prologus auf:

Ehrenholt.

Heil ſey der edlen Herrſchafft,
Den züchtigen Frawen Tugendthafft,
Mit allen außerwelten Gäſten,
Dieſer verſamblung in dem beſten
Kumb wir auß trawen her zu euch,
Und bitten habt ob uns kein ſchewch,
Weil wir euch gern frewd zu mehren,
Und halten euch allen zu ehren
Ein Spiel, das man lateiniſch hieß
Das Judicium Paridis,
In Deutſch heiſt es Paris Gericht,
Da er drey Göttin Urtheil ſpricht.
Wie es vorlengſt beſchreiben thaten,
Die hernach benannten Poeten,
Homerus und Virgilius,
Ovidius, Lucianus,
Auch ander mehr gar künſtenreich,

Doch in Beſchreibung enarrirt,
Derhalb will wir gelernet ſein,
Zu ſpielen doch in Deutſch allein,
So viel euch dienet dieſer Zeit,
Zu ehren und zu frölichkeit,
Daß es ein jeder mag verſtehn,
Wie nempt es im beſten an.

Hierauf tritt Jupiter ein, und da er geſonnen iſt, ſeinen Göttern allen ein großes „Bankett“ zu veranſtalten, ſo ſendet er den Mercurius ab, um ſie zu Gaſte zu bitten. Nur die Göttin der Zwietracht, Diſcordia, ſoll nicht eingeladen werden. Dann treten ſogleich die Götter und Göttinnen ein. Jupiter heißt ſie willkommen, läßt ſie ihre Plätze an der gemeinſamen Tafel einnehmen, und gebietet dem Bacchus die Becher mit Cyperwein zu füllen. Die Götter fordert er ſogleich auf, zu berichten,

Was jetzt die Menſchen thun auf Erd,
Und was in Herz gelüſtig werd;
Du Juno, was ſagſt du davon?

Die Götter nach der Reihe klagen nun vor Jupiter über die eitlen Beſtrebungen der Menſchen. Jupiter beſchließt endlich den erſten Akt:

Nun trinket und ſeyd wohlgemuth,
Ihr Götter fahet an zu ſingen,
Apollo laß dein Harpfen klingen,
Und unſre Zeit in Freud verbringen.

Actus II.

Diſcordia

Die Göttin der Zwietracht, [illegible] und mit einem goldnen [illegible] und ſpricht.

Weil alle Götter ſind allda,
Und ich Göttin Diſcordia
Von ihn verſchmecht bin worden gar,

So wirf ich ihn den Apfel her,
Der iſt mit Künſten zugericht,
Daß ſie beiderſeits einig nicht.

(Sie gehet ab.)

Jupiter
(redet ein mit den andern Göttern und Göttin und ſpricht).
Mercuri, lang den Apfel her,
Von wannen mag doch kommen er?

Mercurius
(hebt den Apfel auf und ſpricht).
Schau Jupiter, du höchſter Gott,
Der Apfel iſt von Golde rot,
Ringsumb herumb ſtehn die Buchſtaben:
Die allerſchönſt die ſoll ihn haben.

Jupiter
(reicht ihn Mars und ſpricht)
Schau, Mars, das Kleinot außerwelt.

Mars (der Gott ſpricht).
Gehört er einem ſtreitbarn Held,
So wollt ich mich ſein nehmen an,
Wie hab ich kein theil daran,
Saturne ſey damit verehrt.

Saturnus (ſpricht).
Ja wenn er eim Feindſeling gehört,
Eim wilden, griesgrammigen alten,
So wollt ich ihn mit ehren behalten,
Schau, Bache, vielleicht iſt er dein.

Bachus
(nimmt den Apfel und ſpricht).
O Saturne, das kann nicht ſein,
Der Apfel iſt mir viel zu hold,
Wenn er gehört eim Trunkenbold,
So verſetzt ich ihn doch umb Wein.
Apollo, ſchau, ob er ſey dein.

Apollo
(Nimmt ihn und ſpricht.)

Schön glänzet bin ich wohl dem Held,
Weil aber er gibet eine Welt,
Und nicht ein Mann als ich denn bin,
Geh Ceres, nimm den Apfel hin.

Ceres (ſpricht).

Dem Apfel bin ich viel zu ſchlecht,
Darumb hab ich ihn nicht mit recht,
Schau, Juno, wie gefällt er dir?

Juno
(nimmt den Apfel und ſpricht).

Ja dieſer Apfel gebühret mir,
Das laß dir Jupiter gefallen,
Ich bin die ſchönſte ob ihn allen,
Darzu ehrwürdig, reich und mächtig,
In Gewalt und Macht herrlich und prächtig,
Keine gleichet mir dermaßen.

Minerva
(greift nach dem Apfel und ſpricht).

Komm her, ich will dir ihn nicht laſſen,
Weil ich ſelber die ſchönſte bin,
Durch Weisheit, Kunſt und ſcharpfe Sinn.
Der Jupiter ſie ſelbſt durch,
Ein Richter, der die Weisheit hat,
Ob er nicht ſie gar billig mein.

Venus
(greift auch nach dem Apfel und ſpricht).

Das ſoll in keinem weg nicht ſeyn,
Ich bin die ſchönſte allzeit,
In Lieb und aller Freundlichkeit,
Gott und Menſchen haben mich beide,
Der Jupiter urtheilen ſoll:
Gib her, weil er gehöret mir.

Juno
(ſtellt den Apfel dem Jupiter und ſpricht).

O Jupiter, es ziemet dir,
Daß du hie wölleſt Richter ſeyn,
Und gebeſt ihn alſo allein
Der, ſo die allerſchönſte ſey,
Deines Urtheils gar (begehren) wir alle drey.

Jupiter ſpricht.

Kein Urtheil ich hierinnen gib,
All drey ſeyt ihr mir herzlich lieb.
Sprech ich den Apfel einer zu,
So würden mir die andern gram,
Ungnädig, das wär mir zu ſchwer,
Derhalb bedächt ich mich in Gefehr.
Darumb will ich nicht Richter ſeyn;
Jedoch weiß ich ein Jüngling fein,
Der dem Urtheil genug wirdt thun,
Von Troja eines Königs Sun,
Welcher Paris iſt genannt,
Der wohnt in Phrygia dem Landt,
In einem Wald Ida mit Nam,
Bey dem Berg Gargara gewonen,
Der Kindsweiß ward darein getragen,
Sollt werden ſeyn darinn erſchlagen,
Das aus Erbarmung nicht geſchach,
Den fande ein Hirt bald darnach,
Ihn alſo in dem Wald erzog.
Ein Jüngling höflich, weiß und klug,
Der bey den Hirten, Jung und Alten,
Täglichen iſt Gerichte halten,
Und urtheilet recht jedermann,
Mit Recht ihn Niemand tadeln kann,
Nach dieſem Richter will ich ſenden,
Auf daß ſich euer Krieg thu enden.

Venus und Juno erklären ſich hiermit einverſtanden, und Jupiter ſendet ſeinen Boten Mercurius ab, um den Hirten Paris ſogleich vom Ida in den Götterſaal zu bringen.

Mercurius

[illegible]

O Jupiter auf dein anſin,
Will ich ihn bringen in kurzer Zeit,
Wiewol er iſt unmenſchlich weit;
Einget ein weil mit Fröhlichkeit.

(Er gehet aber ab.)

Im dritten Akte bringt Mercurius den Paris, und die drei Göttinnen, welche ſich zunächſt um den Preis der Schönheit ſtreiten, beginnen ihre Reden und Verſprechungen, mit denen ſie den neuen Richter zu gewinnen ſuchen.

Juno

(tritt zu Paris und ſpricht.)

O Paris, wirdt der Apfel mein,
Durch das gerecht Urtheil dein,
So verheiß ich dir auch zum Lohn
Das Königreich, Scepter und Thron,
Gewaltiglich zu herrſchen da,
Ueber das groſſe Aſia.

Sie nennt dann alle die Helden und Fürſten, die ſich ihrer Größe in Ehre und Reichthum, in Macht und Herrſchaft gerühmt hätten, und verſpricht ihn reicher und mächtiger, als alle dieſe Herrſcher zu machen, wenn er ihr den Preis zuerkennen würde.

Paris (ſpricht).

Ein Richter Urtheil ſprechen ſoll
Weder umb Mieth noch um Gut;
Wenn ich dich nun beſehen hab
Mit kleinem fleiß, und die all drey,
Darnach Niemand zu lieb noch leid,
Sprich ich ein Urtheil ohn gefehr,
Weiß Gott, daß ich ſein Grund wiß.

Jupiter (ſpricht).
Ich führe ſie in das Zelt hinunter,
Welches du ſie allein bewunder.
Vor den Göttern ſie nicht beſchäm,
Ein Nachtheil ihr ſonſt daraus käm,
Daß ſie an Ehren nicht verletzt,
Daß ſie nun die Wahl ausgeſetzt.

Paris (ſpricht zum Publikum).
Es iſt mir lieb, ſo geht mit mir,
Daß ich beſehen kann weiblich Zier,
Mit meinen Augen rein und ſcharf,
Da ich mich auch nicht ſchämen darf.
Apollo ſchlug derweil die Harf.

(Sie gehen alle ab.)

Ganz bezaubert von Junos Reizen, tritt im vierten Bild Paris wieder in den Götterſaal. Nun beginnt Minerva ihn für ihre Schönheit zu werben.

Minerva
(tritt zu ihm und ſpricht).
O Paris, edler Jüngling,
Kehr dich gar nicht an dieſe Ding,
Daß du dein Herde, Reich und Gewinn
Wollt ſetzen auf die Weibeshand hin.
Darin doch iſt kein Ehr noch Raſt,
Sie iſt ein unerträglicher Laſt.
Da wird der Weiſeſte Mann ein Knecht.
All Weiſe haben ſie verdammet,
Ins Meer warf Socrates ſein Geld,
Viel lieber er anhangen wollt
Der Weißheit, darin hett er Ruh.
So du mir ſchenkſt den Preiß zu,
So gieb ich dir das Glück auf Erd,
Nämlich, der wahren Weißheit Werth.

Sie fährt dann fort eine Menge griechischer und römischer Helden, unter denen auch Geschichtschreiber und Dichter glänzen, der Reihe nach herzuzählen. Hans Sachs entwickelt in dieser Rede eine gewiß erstaunenswerthe Gelehrsamkeit. — Die Göttin verspricht am Ende, den Paris, wenn er ihr gnädig sein wird, über alle die Gewaltigen an Weisheit zu erheben.

Paris spricht.

O Minerva, dein Gab ist groß,
Doch muß ich dich vor leben bloß,
Ob daß ich geb den Apfel dir;
Die schöne Venus tritt zu mir,
Ich will euch mit einander schauen,
Nicht urtheilen bald ihr vertrauen.

Venus spricht.

Ach schöner Jüngling hör auch mich,
Und laß ja nicht verführen dich,
Die so viel süßer Wort dir geben.
Was hilft dein junges zartes Leben
Auf Reichthum, Weisheit all beyde,
Was sind die beyde ohne Lieb?
Ein hart Leben ohne Freud und Wonne.
Die Lieb die ist des Lebens Bronne,
Ohn die möcht die Welt nit bestehn,
Menschlich geschlecht das müßt zergehn,
Wo sie nicht wär durch die Gebärung;
Mein Kraft hat ein ewig Währung,
Der auch Niemand mag widerstehn,
Das Reichthum und Weisheit all thun.–

Sie nennt dann eine Reihe Helden, die sie durch ihre Macht bezwang und die sich ihr ergaben, und verspricht endlich dem Paris das schönste Weib in Griechenland, Helena. —

Der dritte Akt beginnt mit einem Monolog des Paris:

Paris

(allein [illegible] mit dem Apfel und Briefe).

Ach Gott, wie hübſch und wolgeziert,
Wie Engeliſch [illegible]
Iſt Minerva die Jungfraw Adelich,
Desgleich wie zart und untadelich
Iſt Venus das holdſelig Bild,
Wie freundlich, gütig, ſanfft und mild,
Wie außerwelt ſind ſie all drey,
Welliche nun die ſchönſte ſey,
Darüber muß ich mich beſinnen,
Ob ich möcht ein recht Urtheil finnen,
Weil ich's nun hab geleſen bloß,
Auch ſind ihr Verheißung groß,
Reichthumb, Weißheit und auch die Lieb.
Welcher ich nun den Apfel gib,
So mangel ich der andern zwey,
O daß der Apfel wären drey,
Daß ich ſie all drey möcht begaben,
Und möcht ihr beyder Freundſchaft haben,
Selig wie ich auf Erd allein;
So das mag aber nicht geſeyn,
Gib ich den Apfel nur der einen,
Zart, außerwelten, ſchönen, reinen,
Wiewohl mir iſt das Urtheil ſchwer. —
Merkur bring die Götter her!

Die Götter und Göttinnen erſcheinen. **Paris** gibt den Apfel der **Venus** und begehrt von ihr ſeinen Preis. Die Liebesgöttin ſendet ihren **Cupido** ab, um der ſchönen Griechin Herz zu verwunden. **Helena** widerſtrebt anfangs den Bitten Paris, ſinkt aber doch endlich liebewarm an ſeine Bruſt. Venus bekränzt das junge Paar mit friſchen Blumen; **Apollo** und die Muſen beginnen den Hochzeittanz. Der **Ehrenhold** beſchließt, wie gewöhnlich, das Stück.

Einfacher, gemüthlicher und reizender konnte der gegebene mythologiſche Stoff wohl kaum von einem neueren Meiſter aufgefaßt, gewandter kaum ausgeführt werden, als es unſer Sachs that. Man kann unbedenklich ſagen, daß ſeine *Luſtſpiele* die gelungenſten unter allen ſeinen Dramen ſind, und daß keiner der Dichter der beiden nächſten Jahrhunderte ihn in jener Vollkommenheit erreicht hat.

Noch phantaſiereicher und romantiſcher, bunter und reicher an ſchnellwechſelnden Bildern, ſcherzhaften und munteren Scenen iſt ein ſpäteres Stück von demſelben Meiſter:

Die Stultitia mit ihrem Hofgeſinde, ein Komödi, mit neun und zwanzig Perſonen zu recitiren; vom Jahre 1532. In einem Akt.

Freilich geſteht Hans Sachs ſelbſt durch den einleitenden Ehrenhold, dieſes Spiel ſey die Nachahmung der bekannten lateiniſchen Schrift des *Erasmus* von Rotterdam, über die Thorheit (*Moria*, stultitia). Dieſe hat Hans Sachs benutzt. Sein eigener Humor iſt aber in der vorliegenden Bearbeitung nicht zu verkennen, und dem Erasmus mag daher wohl ſehr wenig davon angehören, obſchon auch er, wie wir aus ſeinen „Colloquiis“ erſehen können, nicht ohne Witz war.

Hans Sachs denkt ſich, komiſch genug, die *Thorheit* als eine mächtige Göttin und Königin über viele Menſchen. Sie hält einen Hoftag. Zuerſt läßt ſie ihre vier dienſtthuenden Kammerfrauen vor ſich treten; ſie müſſen über ihren Dienſt bei Hofe berichten. Die ſchönſte und erſte unter ihren vier Kammerfräulein nennt ſich *Selbſtliebe* und *Wohlgefallen*, mit anderem Worte Eitelkeit. Freundlich ſteht ihr zur Seite die zweite, *Fuchsſchwänzen* oder *Schmeichelei*. Die dritte hat ſich ſchläfrig auf den Fußboden hingeſtreckt, und heißt *Vergeſſenheit*. Die vierte ſitzt nachläßig neben ihr, und verbreitet Wohlgerüche um ſich her; es iſt die *Wolluſt*. Mit dieſem edlen Hofgeſinde iſt es aber noch nicht abgethan, die Königin *Thorheit* rühmt ſich auch von hoher Herkunft zu ſeyn, und rühmt mit Stolz ihren adligen Stammbaum. Denn Plutus, der Gott des Reichthums, iſt ihr Vater; dieſer hatte ſich mit der ſchönſten aller Jungfrauen des Landes, mit der Jugend, vermählt, um ſie, die Thorheit, zu erzeugen. Die ſorgſamen Eltern hatten dem zarten Kinde auch zwei herrliche Ammen ausgewählt, ſtrotzende Mädchen, die Trunkenheit und die Unwiſſenheit. Nur ſo konnte am beſten für die Lebenskraft und Erziehung der Stultitia geſorgt werden.

Nachdem die hohe Königin ihre Hofdamen getreu im Dienſte befunden hat, ruft ſie den Diener, den Narren Jeckle herbei, und gebietet ihm, hinaus in das Land umher zu gehen und ihr alle Diejenigen an den Hof zu bringen, welche ſich zu ihrem Hofdienſte eignen, und ihr getreu ſind. Sie gedenkt dieſe Leute alle in neue Hofuniformen einzukleiden, und an ihrem Hofe bleibend anzuſtellen.

Zuerſt findet Jeckle einen holden Knaben heraus, den Ruthenſchmitze ſchrecken, und der ſchöne rothe Aepfelchen und ſein graues hölzernes Pferdchen lieber hat, als ſeine Schulbücher und Tintenfäſſer. Die Königin gibt ihm zum Zeichen ihrer hohen Gnade ihre Uniform — Schellenkappe — und macht ihn augenblicklich zum Hofſchildknapp.

Drauf führet der Narr eine Frau herein; dieſe neigt ſich vor der Königin und ſpricht:

„O Königin, ich komp zu dir,
Vernimb mein Thorheit auch von mir.
Dieweil ich noch ein Jungfraw was,
Schmückt ich mich für dem Spiegelglaß,
All mein Freud war zu Tantz zu gahn,
Haushaltens nahm ich mich nicht an“ ꝛc.

Drauf hängt ihr die Königin ebenfalls die Narrenkappe um den Hals, und ſpricht:

„Fräwlein, nimm hin das Hofkleid mein,
Du mußt mein Hofmeiſterin ſeyn.
Lauf Jäcklin und bring mir noch ein!“

Dem thörichten Bauer reicht die Königin ebenfalls die Hofuniform mit der Schellenkappe, und avancirt ihn zu ihrem Narrenfuhrmann.

Ebenſo macht die Göttin den verkehrten Handwerksmann zum Thorwächter, den Kaufmann zum „Hofeinkäufer," den kargen Geizhals zum Pfennigmeiſter, den Trunkenbold, der ſich rühmt, der größte Narr im ganzen Lande zu ſeyn, befördert ſie zum Kelleramt, einen buhleriſchen Pfarrer zum Marſchall, den liederlichen Spieler zum Kammerherrn, einen dummen Lanzenknecht zum Narrenhauptmann, einen verlaufenen Reiter zum Stallmeiſter, einen wallenden Bettler zum Poſtboten. Einem ſchätzegrabenden Alchymiſten gibt ſie das Silberſchließeramt, den verſchwenderiſchen Baumeiſter macht ſie zum Aufſeher über die königlichen Palläſte. Einen Doktor, der noch kein Buch geſehen, befördert ſie zum Kanzler, den Regenten, der ſein halbes Land mit Tourniren, Jagen und Bankettiren verpraßte, zum Hofmeiſter; einen feiſten, faulen Mönch zum Küchenmeiſter.

Schon hat der ausgeſendete Narr alle Hoffnung aufgegeben, noch Jemand für den ſaubern Hof der Königin zu finden, da tritt plötzlich von ſelbſt eine muntere Frau hervor, die Faßnacht:

„Ich hab die Narren zäm geleſen,
Auf daß ſie toll und thöricht ſeyen,
Mit Singen, Juchtzen und mit Schreyen,
Sich füllen als die Päckerſew,
Und ſpringen, wie die Geiß im Hew,
Und ſich verdrehen, wie die Affen,
Hab doch jetzt nicht ſo viel zu ſchaffen,
Als ich hätt vor etlichen Jahren. —
Ich macht viel Gott und Mummerey,
Auf närriſch art gar mancherley,
Und wer ſich am närriſchſten ſtellt,
Der war mir lieb und außerwelt.

Stultitia ſpricht:
Weil du Faſnacht mein Hof thuſt Mehren,
Will ich dich bringen auch zu ehren,
Komb her und ſetz' dich neben mich,
Machſt gleich ſo groß Narren als ich.“

Hier erfahren wir zugleich einige intereſſante Notizen über die damaligen Faſnachtsfeierlichkeiten, die freilich vor der Gewohnheit, an Faſnachtsſpielen freudigen Antheil zu nehmen, gar plump und bacchantiſch geweſen ſeyn mochten. Der ſtreng ſittliche Charakter, die ethiſche Bedeutung, die erſt Hans Sachs ſeinen Spielen unterzulegen wußte, konnte begreiflicherweiſe nicht ſprungweiſe offen und unvermiſcht vor dem gemeinen, an tolle, derbe Späße gewöhnten Volke hingeſtellt werden. Und ſo finden wir es denn ſehr natürlich und klug, daß die meiſten Schauſpiele von Sachs, trotz des tieferen, ernſteren Tones, den ſie häufig genug annehmen, nicht ganz von gemeinen Redensarten befreit ſind, die meiſtens dem Narren des Stücks in den Mund gelegt werden. Dies finden wir auch in dem eben angeführten Stücke noch. So wundert ſich der Narr Jeckle über das unerwartete Erſcheinen der Frau Faſnacht:

„Potz Miſt, potz Dreck, wo haſt din daſt,
„Daß du ſo lang biſt außgeweſen.“

Aeußerſt ſpaßhaft iſt es, wenn nach all dem in das Hofgeſinde bereits aufgenommenen Geſindel die Faſten, die ſich ebenfalls zu einer Hof-Charge anmeldet, vom Narren zur Thür hinausgeworfen wird:

„Du, bleiche Faſten, heb dich naus,
Von dir wöll wir ſeyn unbezwungen,
Dich wirf ich naus, mit faulen Zungen
Du dürre, magre, weich hintan!
Wenn Faſnacht wolt wir lieber han,
Denn Ein Faſten, glaub du mir!“

Als die Königin darauf alle ihre Leute beiſammen ſieht, gebietet ſie Aufbruch. Sie zieht mit ihnen in ihre Heimath.

in's „Schlaraffenland,“ und wünſcht dem anweſenden Publikum unter welchem ſie noch manche Narrenkappe vertheilen möchte, eine gute Nacht.

An Luſtſpielen iſt unſere Weimarer Sammlung ſehr reich. Außer denen von Hans Sachs, deren bedeutendſte wir ſo eben näher bezeichnet haben, finden ſich in der Gottſchediſchen Reihenfolge eine Menge Comödien aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert. Mehre ſind darunter, deren Verfaſſer nicht angegeben werden. Keiner aber unter Allen hat Hans Sachs in dem hohen, freien Schwung ſeiner Dichtung, in dem leichten, gewandten Versbau erreicht. Unter den früheren Stücken anderer Meiſter nennen wir:

Ein Luſtſpiel, der Weyber Reichstag genannt, aus den Colloquiis Erasmi genummen, und mit reymen, doch in den ſententz nach verteütſcht. 1539. Am Ende des Stückes ſteht: **Gedruckt zu Nürnberg durch Hans Guldenmundt.**

Dieſe kleine Comödie ſcheint nur ein Nachſpiel zu einem größeren Stücke geweſen zu ſeyn. Sie iſt einaktig, doch voller Laune. Von dem Narren Claus, dem Vorredner, eingeführt erſcheint eine ehrenwerthe Verſammlung alter Matronen, die auf dem Titelblatte unſerer Ausgabe in einem alten, ſaubern Holzſchnitte verewigt ſind. Cornelia, eine kluge Sprecherin, ſteht an der Spitze dieſer Schaar, ſie leitet die Verhandlungen. Sie haben nichts Geringeres im Sinn, als es ihren Männern auch einmal nachzumachen, und ſich unter einander gemeinſam über Wohl und Wehe ihres Geſchlechtes zu berathen. Denn den Männern, meinen ſie, ſtehe eigentlich die Herrſchaft über weibliche Angelegenheiten gar nicht zu. Demgemäß ſchreiten ſie zur Seſſion. Zuerſt wird die Sitzordnung berathen, die nach dem Vorbild der „deutſchen Reichsverſammlung“ eingerichtet werden ſoll? Dabei kommen ſie unter einander in gar heftigen Zwieſpalt und Zank. Die Sprecherin ſchlägt z. B. vor, die Jungfrauen ſollen an der Berathung keinen Antheil haben. Dagegen meint

Julia.

„Sag an, wie willt du Jungfrawn kennen?
Viel habn ſich ſchon laſſen brennen.
Man ſollt nicht all für Junkfrawn habn
Und ob's ſchon grüne Kränzlein auf tragn.

Eulalia.

Ich weiß wol, daß man ir wenig findt,
Wir wölln nehmen die verheyrathet ſind.

Julia.

Du findſt unterſelbn, auf Glauben!
Manniche fromme Junkfrawen,
Die Eunuchos zu Männern haben;
Die thun keiner keinen Schaden.

Cornelia.

Ey dem Ehſtand aber zu ehrn,
Sollens für Frawen g'halten wern."

Ebenſo entſtehen ſonderbare Debatten über den Platz der adeligen Damen, der Bürgersfrauen, der Schwangern und der Wittfrauen, der Nonnen und Köchinnen, der Concubinen und gemeinen Dirnen.

Katharina beginnt dann einen fünf Seiten langen Vortrag zu halten über die Kleider, in denen die verſchiedenen Stände einhergehen ſollen. Sodann wird mit großer Beredtſamkeit über die Heirathen der verſchiedenen Stände eine zweite Lex Julia de maritandis ordinibus plaidirt. Bei Gelegenheit endlich der feſtzuſtellenden Rechte der Weiber in Staat und Haus, brechen alle in wildem Geſchrei über das harte Regiment ihrer Männer aus. Zuletzt kommen ſie dennoch darin ſämmtlich überein, es ſey doch wohl gerathener, den Männern für die Zukunft wieder die Herrſchaft einzuräumen.

Für unſere Zeit und Bühne ſachgemäß bearbeitet, könnte dieſes Luſtſpiel nicht ohne großes Intereſſe ſeyn. Haben doch die Pariſer und Karlsruher Kammern neuerdings noch den Frauen in öffentlicher Verſammlung größere Rechte zuerſehen wollen, und haben doch auch die königlich ſächſiſchen Stände über die verſchiedenen Kleidertrachten für die ſtaatsbürgerlichen Abſtufungen der Männer und Weiber Geſetze zu geben nicht verſchmäht.

Daß auch die römiſchen, weniger die griechiſchen Luſtſpiele auf unſer Theater und auf deutſche Komik fördernd eingewirkt haben, möchte, wenn es nicht bereits aus Hans Sachs eigenen Angaben hervorginge, aus den in der ſpäteren Zeit außerordentlich häufigen Uebertragungen des Plautus beſonders, und des Terenz, zur Genüge einleuchten. Schon in früheſter Zeit waren einzelne Stücke der römiſchen Luſtſpieldichter auch in der Ueberſetzung in Deutſchland bekannt, z. B. des Plautus Aularia vom Jahr 1535, ja des Terenz Eunuchus von 1486, deſſen Andria von 1535; ebenſo Hecyra 1535. In dem 16. Jahrhundert aber wurden die Geſammtausgaben jener Dichter ſehr beliebt. Frankfurt a. M. bietet kurz hintereinander drei Ausgaben des Terenz von 1566, 1590 und 1596. Auch zu Weimar wurden ſpäterhin 1626, 1636, 1670 Ausgaben desſelben Dichters beſorgt. Ariſtophanes Plutus erſchien bereits 1531, ſeine Wolken erſt 1630. (Von Euripides kannte man Elektra 1551, Iphigenia 1584, Hekuba 1605; Sophokles wurde durch Oedipus 1550, und Ajax 1608 bekannt.) Die meiſten von dieſen Ausgaben befinden ſich ſehr vollſtändig auf der Weimarer Bibliothek, und zwar in der Gottſched'ſchen Sammlung.

Unter den Comödien, in denen man ganz deutlich Spuren römiſchen Geiſtes entdecken kann, heben wir aus der älteren Periode eine der derbſten heraus. Das Stück erfreut ſich einer guten Erfindung, und bringt nicht ſelten wahrhaft komiſche Gedanken und heiterſten Witz.

Amantes amentes. Das iſt ein ſehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie mans Deutſch nennt, von der Leffeley. Alles nach art und weiſe der jetzt getroffenen **Venus-Soldaten**, auf gut Sächſiſch gereimet, Nunmehr zum vierten Mal durchſehen und augiret durch **Angelium Lohrbère Lign.** Magdeburg, 1614. 8.

Dies Luſtſpiel, wie es ſich ſelbſt im „Argumente“ bezeichnet, hat 4 Akte und iſt regelmäßig in Scenen eingetheilt. Es umfaßt zwei Tage und eine Nacht. Der Ort wechſelt ab zwiſchen Straße, Stube und Garten.

Der Verfaſſer muß ein ziemlich gelehrter Mann geweſen ſeyn, denn man findet hie und dort zerſtreute italieniſche oder franzöſiſche Verſlein und Sprüche angebracht. Z. B.:

„En amour
En la court
Et en la chasse,
On ne trouve toujours
Ce qu'on pourchasse.“

Ferner ſteht folgende Inſchrift am Schluſſe des Stücks:

„Semel insani viximus Omnes,
Nec Te quaesivaris extra!“
„Qui fut la Chansonette,
Fut un bon compaignon,
Regrettant sa maistresse,
Dormant sus son giron.“

Die kleinen ſceniſchen Bemerkungen ſind gewöhnlich in lateiniſcher Sprache bezeichnet; z. B.:

„Venit Doctor Gratianus;“
„Osculatur virginem;“
„Iterum osculatur;“
„Ancilla discedit.“

Dem ganzen Stücke an der Stirne ſteht geſchrieben: Dulce est desipere in loco, das horaziſche Grundprincip!

Simon, ein alter brummiger Spießbürger, möchte ſeine nun herangewachſene Tochter Lucretia, die Heldin des Stückes, bald und gut verheirathen. Die Tochter ſelbſt aber iſt eine derbe, handfeſte, friſche Dirne, und liebt die Freiheit über Alles. Knechte und Dienerinnen ſchilt ſie dort genug aus, ja ſchlägt ſogar mit Fäuſten drein, wenn es die Freier gar zu zärtlich mit ihr meinen. Einen alten Doktor der Rechte, Gratianus, der ſich mit ihr wiederum zu vermählen gedenkt, läßt ſie höhniſch ablaufen, und kümmert ſich wenig um ſeine verliebten Abendgeſänge vor ihrem Fenſter. Die Mutter der Lucretia, Vetula, begünſtigt dagegen ihre Leidenſchaft zu einem jungen, feinen Stutzer Curialus, der anfangs durch Lena, eine liederliche Alte, die Schöne vergeblich durch einen Brief für ſich zu gewinnen ſtrebte. Endlich wird aber doch ſeine Liebe durch ein Geſchenk erhört. Lucretia läßt ihn durch eine verſchmitzte Dienerin, Alefe, in ihren Roſengarten vor der Stadt zu einer vertraulichen Zuſammenkunft beſcheiden, und erhört ſein Flehen. Die Mutter, anfangs ungehalten über der Tochter voreilige Schritte, weiß den Curialus zu ſich in's Haus zu Gaſte zu bitten, und ſtellt ihn ſo dem brummigen Vater vor, der den gemeinſamen Bitten nicht länger zu widerſtreben vermag. Hans, in die Magd Alefe verliebt, iſt der oft ſehr derbe Spaßmacher im Luſtſpiel.

Als Probe des Scherzes, den das Stück bietet, wählen wir die Scene aus, in welcher der alte Doktor Gratian von der übermüthigen Lucretia den Korb bekommt. Die Verſe und Reime ſind freilich ein wenig holperig und plump; es ſollen wohl vierfüßige Jamben ſeyn.

Gratian.

„Ach, mein auserwählte Jungfrauen,
Laſſet euch ſo vor mir nicht grauen.

Lucretia.
Ey was hab ich mit euch zu ſchaffen.

Gratian.
Sitzt ihr doch wohl bey anderen Laffen.

Lucretia.
Was ſolls denn werden? Was ſoll es ſeyn?

Gratian.
Hört mich doch nur ein Wörtelein.

Lucretia.
So ſag denn her, ich kann es hören.

Gratian.
Ach ich begehre euch in Ehren.

Lucretia.
Schmiert euren Spott nur auf die Schuh,
Und laſt mich arme Magd in Ruh.
Soll ich gleich keinen Doktor kriegen,
Ich will drum nicht alleine liegen.

Gratian.
Mein Herz will mir im Leib verſinken.

Lucretia.
So helft, und laſts nicht gar ertrinken,
Bindt ihm eh an zwo Schweinsblaſen!

Gratian.
Ach ich muß mein wohl ſpotten laſſen.
Noch iſt mein Herz mit Schmerz beſeſſen.

Lucretia.
Vielleicht habt ihr ein Narren gefreſſen!

Gratian.
Nein mein Herz iſt gegen euch verwundt.

Lucretia.
Ey, wenn ihr ſeyd ſo ungeſundt,
So laſt euch in den Spittel tragen!

Gratian.

Ach das iſt ein ſehr hartes Wort,
Jungfräulein ſchenkt mir euren Kranz.

Lucretia.

Nein, lieber Doktor Alefanz,
Möcht ich wohl einen Eſel krönen?

Gratian.

Warum mögt ihr mich ſo verhöhnen?
Ich hoffe zwar und zweiſle doch,
Ihr werdt euch mein erbarmen noch.

Lucretia.

Wißt ihr gar wohl, das Hoffen und Harren,
Das macht auch Doktores zu Narren.

Gratian.

In Perlen, Sammt und Seiden,
Mein Herzchen will euch nur kleiden.

Lucretia.

Wenn ich gleich ſollte nackend gahn,
Möcht ich nicht haben ſolchen Mann. —
Wie wenn ich dann gleich Alles hätte,
Und ihr lägt wie ein Kloz im Bette,
Ich meine, ich hätte wohl gefiſchet,
Die Herrlichkeit mir nicht gelüſtet.
Ade, mein alter Doktorsmann,
Ich muß ein jungen Degen han.“

Der unglückliche Doktor läßt ſich aber ſo leicht nicht abſchrecken, und ſchleicht in der Nacht unter das Kammerfenſter ſeiner Geliebter; die Cither in der Hand ſingt er:

Nachtgeſang.

1.

Heckerling und Haberſtroh
Das iſt gut Kälberfutter;

Wer das Mägdlein haben will,
Der halt es mit der Mutter.
Trie, tie, tie, tie, tie, trene.

2.

Lucretia, du edles Bild,
Du biſt mein Morgenſterne,
Erzeige dich doch nicht ſo wild,
Bei dir wär ich ſo gerne.
Trie, tie, tie ꝛc.

3.

Ich bin der Doktor Gratian,
In den Rechten hochgelahrt,
Begehrſt du mich zu einem Mann,
Auf dich allzeit ich wart.
Trie, tie, tie ꝛc. U. ſ. w.

Lucretia (per fenestram).

Ein Narr iſt weg, der andre kommt wieder.
Daß dich ja der Donner ſchlag nieder,
Du alter Eſelskopf! — Geh ſchlafen.
Was haſt du hier noch feil für Affen?
Warte bis ich dir Boten ſende!
Pack dich! oder ich will dich täufen
Mit Kammerlaug und Jungfernſeifen!

Noch deutlicher drücken ſich in dieſer Beziehung der Knecht und die Magd im Hauſe der Lucretia aus. Doch ſcheint es faſt, als habe der Dichter gar zu plumpe und unflätige Scherze unter einem Schleier verbergen wollen. Denn Knecht und Magd ſprechen durchgängig ein körniges Plattdeutſch, während alle übrigen Perſonen der hochdeutſchen Mundart ſich befleißigen.

Lucretia.
Was wollteſt du denn mit mir machen?
Hans.
Ha, ha, hi! dat mot eck lachen,
Frage ghy? eck wolde dohn darmede,
Alse uwer Vater unser Moder dede.
Lucretia.
Du magſt mir wohl ſeyn ein Geſelle.
Hans.
Eck hebbe ein fin stark hinsterstelle.
Lucretia.
Du Unflat, du muſt nicht ſchendiren.
Hans.
So mote ghy meck de Schnute vermüren.
Ick kan wol wyt over hen pipen;
Darf eck wol an juwe borstken gripen?
(tangit pectus.)
Lucretia.
Ho, Bauer, laß mir die Röſelein ſtehn!
Sie gehören für ein Edelmann.“ ꝛc.

Die uns vorliegende vierte Auflage dieſes Luſtſpiels beweiſt, daß es zu ſeiner Zeit eines auſſerordentlichen Beifalls ſich erfreut haben mag. In ihm tritt uns das lebhafteſte Bild des damaligen Kunſtgeſchmacks vor Augen, wie wir es bereits eben bei Gelegenheit von Hans Sachſens Comödien in kurzen Zügen zu entwerfen verſuchten.

Ganz in dieſelbe Zeit und Kunſtanſicht fallen vier andere kleine Comödien, die wir in einem geringen Octavbändchen beiſammen finden. Obgleich eine Jahrzahl aus dem Büchlein nicht erſichtlich iſt, kann man doch aus Sprache, Ton und Versbau mit Sicherheit auf die Mitte des 16. Jahrhunderts ſchließen.

1.

Die Buhleriſche Geſellſchaft, das iſt: Zwei annehmliche erfreuende Comödien, die erſte von einem alten Buhler, dem es auf ſeiner Freyerey ſonderbar ergangen iſt, im jetzigen Jahre erneuert, mit anweiſenden Figuren.

2.

Die andere Comödia, von zweyen Räthen, die alle beede, umb eines Gewettes willen, umb ein Weib buhlten, und aber an derſelben Statt, mit zweyen unterſchiedlichen Mägden, betrogen worden.

Die erſte Comödie hat 12 Perſonen und ſechs „Abhandlungen.“ Eine Eintheilung in Scenen ſucht man vergebens. Die Bemerkungen für die Schauſpieler und Scenerie ſind im Texte durch eingerückte größere Schrift kenntlich. In dieſem Stück wird ein alter Wucherer, der aufs Freien ausgeht, von ſeinem Diener, dem Narren Jahn Grundo, und einer Dirne, Marina, bedeutend geprellt und tüchtig durchgeprügelt. Die Schlauheit und Hinterliſt der Diener bringt manchen guten Scherz zu Tage; ſie blaſen ihren Herren Mehl in's Geſicht, ſtehlen ihnen das Geld, trinken ihre Weine aus und ſtecken ſie in ungeheure Mehlſäcke. Das Stück iſt in leidlichen, vierfüßigen Jamben und wechſelnden Reimen, übrigens gar nicht übel durchgeführt.

Das zweite Luſtſpiel beſteht aus fünf Abtheilungen und iſt gleichfalls ohne Scene. Es erfordert 13 Perſonen. Der Calabreiſche Fürſt Amuratus ſendet ſeinen treuen Jägermeiſter nach Delphi zum Orakel, um über die Mittel Rath zu holen, durch welche der wahnwitzige Prinz Freudenreich ſeinen Verſtand wieder erhalten könnte:

In Apollinis Tempel zu Delphin,
Den Göttern ein Opfer zu bringen,

Ob man durch daſſelbe könnt erbringen,
Daß er käm wieder zum Verſtand.

Der wahnſinnige Prinz ſpielt in der That eine ſonderbare Figur. Er ſticht mit ſeinem hölzernen Schwerte in der Luft umher und reitet auf einem Ochſentreiber-Knüppel:

Ey der Schelm will ſpringen gar nicht.
Vater, kauft mir ein beſſeres Pferdt!

Er ſchießt mit ſeinem Prügel nach Böcken und Haſen und hält ſich plötzlich für den Papſt in Rom. Dann will er als deutſcher Kaiſer wieder ein prächtiges Turnier anſtellen, dabei ſticht er nach Kieſelſteinen im Sande und nach Fröſchen im Mooſe.

Die Verwickelung wird dadurch herbeigeführt, daß die beiden Hofjunker mit dem nun abweſenden Jägermeiſter gewettet haben, ſeine Frau zu verführen. Sie wenden ſich deßhalb an den Knecht, der aber ſeiner Herrin Alles verräth und die Hofjunker tüchtig prellt. Er ſchlägt vor:

Hört, Frau, wenn wir alſo thäten,
Ihr habt zwo hübſcher, ſtarker Maid,
Der jede kleiden wir in eure Kleid,
Und ihr legt ſchlechte Kleider an,
So wölln wir ihn gut Schalkheit than. —
So kämen ſie zu Spott und Schand,
Und hätt euch doch keiner erkannt,
Und könnt bleiben bey Ehren ihr.

Auf dieſe Weiſe verlieren ſie natürlich die Wette und müſſen mit langen Naſen abziehen. Der Fürſt, über die glückliche Geneſung ſeines heimgekehrten Prinzen hocherfreut, erläßt den beiden Junkern die Strafe, und verlangt nur, daß ſie die beiden Mägde heirathen ſollen. Zum Beſchluß feiern die edlen Paare in Gegenwart des Fürſten und des ganzen Hofes ihre Hochzeit.

3.

Die verfehlte Buhlſchaft, Das iſt: Zwey luſtige Spil, da in dem erſten dargethan wird, wie der Teuffel einer Buhlerin ihre Ehre vor ihren Buhlern hütet, bis ihr Ehemann wiederkommt.

4.

Und in der andern, wie drey vermeinte Buhler, bey einer ehrlichen Beckin, übel angefahren, und ſchlecht, von ihren eigenen Weibern, darüber ſeyn tractiret worden. Männichglich zur Warnung vorgeſtellt.

Beide Stücke gehören unter die geringere Klaſſe, ſind aber mit Holzſchnitten ausgeſchmückt und wahrſcheinlich in vierfüßigen Jamben geſchrieben. Das erſte Stück hat ſieben, das zweite neun Perſonen. In dem erſten ſpielt „Lucifer, der Teufel,“ eine große Rolle.

Der noch übrige Raum des Büchelchens, in dem die vorſtehenden vier Comödien enthalten ſind, iſt dazu benutzt worden, eine Menge alter deutſcher Sprichwörter anzubringen. Sie ſind unter dem Titel zuſammengefaßt: „Zu Erfüllung des übrigen Raumes Beliebe dem günſtigen Leſer, einige alamodiſche Red-Arten.“ Einige davon ſind, z. B.

„Die Haſen laufen unter den Bänken herum, und der Hausherr ſitzt zu Tiſche.“

„Die Dreſcher haben Feyerabend gemacht, die Flegel liegen auf dem Tiſche.“

Nicht unberührt können wir ein der ſpäteren Zeit zwar angehörendes, aber doch dem damaligen Kunſtſinn ganz entſprechendes Luſtſpiel laſſen. Es führt den Titel:

Tragicocomoedia Von einem zwar nicht viel Ehrenwerthen, Gottesfürchtigen, aber doch umb die

Kloſter Nonnen auch umb der Benachbarten Dörffer Bawren Weiber wolverdienten **visitatorem Venerium (sic)** mit Namen **CURD**, welcher nachdem er eine geraume Zeit mit Weiblichem Geſchlecht in einem Dorff nah beym Kloſter Hammersleben gute **Correspondentz** gehalten und viel **(quod flebile dictu)** Bier und Brod verhurt, Den **3. Decembris** in dem er **pro more** über die Mauern ſteigen wollen, durch liſt des Ehemannes oder ſonſt eines getrewen in ſeinem Heiligen Gewand ſich ſelbſt umb das Leben gebracht. Sehr luſtig zu leſen, Gemacht von **Pamphilo** Münnigsfeind. Im Jahr: CorD hat ſein broDt VnD bIer VerhVrt. (Wahrſcheinlich ſoll durch dieſes Chronoſtichon die Jahrzahl 1610 herauskommen.)

Auf der Rückſeite des Titelblattes ſteht:

Ad lectorem.

Günſtiger Leſer ſey bericht,
Daß, was ich ſchrieb, ſey kein Gedicht.
Ob ich ſchon grobe Poſſen mach,
Iſt doch noch viel gröber die Sach.
Herr Curd dieweil ſich ſelbſt erhenckt,
Und an ein trucken Strick ertrenckt.
Er iſt ein langer Buchſtab worden,
Getreten in ein ſtrengen Orden.
Nim ſo vorgut und denck darbey,
Daß Huren wincken ſchedlich ſey.

Dieſes ſonderbare Stück, ganz regelmäßig in fünf Akten und Scenen eingetheilt, mit Prologus und Epilogus 17 Perſonen erfordernd, muß zu ſeiner Zeit ein großes Glück gemacht haben, denn in der beißenden Vorrede berichtet der verkappte Mönchsfeind ſelbſt, er habe auf Erſuchen ſeiner Freunde, weil das Stück bereits vergriffen, eine neue Ausgabe beſorgen laſſen, in der die allzuſpitzigen Anſpielungen gegen die Möncherei von ihm paſſend verſchnitten worden ſeyen. Dennoch iſt dieſes Luſtſpiel auch in ſeiner jetzigen Geſtalt ein äuſſerſt bitterer Ausfall gegen die Unſittlichkeiten der Klöſter damaliger Zeit, insbeſondere gegen die Jeſuiten. Die furchtbarſten geheimen Gräuelſcenen werden hier offen dem Hohn und Gelächter der rohen Menge Preis gegeben.

Der Epilogus beſchließt dieſes Stück:

Ihr habt gehöret jetzt auch fein,
Wie keuſch Münche und Nonnen ſeyn.
Drumb ſeyn zuweilen ſolche Zotn,
In dieſem Spiel gar nicht verbotn.
Viel gröber Ding man bey ihnen ſicht,
Als man von ihnen ſchreibt und dicht. —
Für ewer Güt bedank ich mich,
Daß ihr erſchienen miltiglich;
Jetzt laſſt die Inſtrumenta klingen,
Ihr Muſikanten, und thut ſingen!

Man ſieht, daß auch ſchon in früheſter Zeit die Sitte gebräuchlich geweſen ſey, zu Ende des Stücks, wahrſcheinlich auch zum Beginn und während der Zwiſchenakte das Publikum mit Inſtrumentalmuſik, vielleicht auch mit Geſang angenehm zu unterhalten. — Gottſched ſelbſt bezeichnet dieſes Luſtſpiel mit der Jahrzahl 1617, da unter der Vorrede zu vorſtehender „Comödie“ ſteht: „Valete! Datum den 3. December 1617, Hanghauſen.“ Dennoch muß man hiebei berückſichtigen, daß der unbekannte Dichter ſelbſt in eben jener Vorrede andeutet, er habe gegenwärtige Bearbeitung nach einer damals ſchon vergriffenen Ausgabe ſeines Spieles gefertigt, welche wahrſcheinlich bereits 1616 erſchienen war.

Ganz zu Ende dieſes Buches iſt ein merkwürdiges Liedchen angehängt, „welches bei Herrn Eurbs Leichenbegängniß kann geſungen werden.“ Die Anfangsworte ſind mit dem bekannten alten Begräbnißliede verwandt, welches noch jetzt faſt in allen Geſangbüchern ſteht. Hier der Anfang:

1.

Nun laſſt uns den Leib begraben,
Damit ihn nicht freſſen die Raben.
Er iſt geſtorben als ein Dieb,
Darzu bracht ihn die Hurenlieb.

2.

Er iſt Erd und von der Erden,
Zur Erden er wird wieder werden.
Er hat getragen des Pabſtes Joch,
Hier liegt er nun als wie ein Block.

3.

Sein Seele lebt ewig in qual,
Und kömpt nicht zu der frewden Saal.
Er wird am jüngſten Tag aufſtehn,
Und an eim Strick herfür thun gehn. u. ſ. w.

Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts erſt begann eine neue Epoche für das deutſche Luſtſpiel. Engliſche Schauſpieler, die damals in großer Menge von den Niederlanden aus in unſerm Vaterland ſich verbreiteten, und ihre Marionetten-Theater, hatten unendlichen, noch dauernden Einfluß auf unſere Bühne. Sie ſpielten mit dem größten Beifall auf den beſten deutſchen Theatern. Ihre Schauſpiele wurden 1620, 1621, 1630 geſammelt.

Nach dieſen Muſtern, wohl auch nach Hans Sachs, bildete ſich ſofort eine große Anzahl deutſcher Dichter, beſonders aber Jacob Ayrer zu Nürnberg, wie ſeine mehrentheils aus der engliſchen Geſchichte entlehnten Comödien deutlich genug beweiſen. Opitz beſchäftigte ſich hauptſächlich mit der Ausbildung des deutſchen Singſpiels nach fremden Vorbildern. Claj, von

Birken, Neumark, Riſt ſind gefeierte Namen aus jener Zeit, deren beſte Werke uns ebenfalls die Gottſchediſche Sammlung zu Weimar aufbewahrt.

Die betretene Bahn der Nachahmung engliſcher und italieniſcher Muſter kühn verlaſſend, förderte wiederum Andreas Gryphius aus Großglogau, in eigenthümlichem Gepräge die deutſche Nationalcomödie. Er zeichnete ſich durch ſtrenge Beobachtung der damals anerkannten Regeln der Sprache, durch rege, ſchaffende Phantaſie, durch gewandten Dialog vortheilhaft aus. Ueberall waltet bei ihm, wie vordem bei Hans Sachs, die ſtreng ethiſche Richtung des Dramas vor. Dennoch möchte unſere Zeit ihm wohl kaum den ehrenden Beinamen eines „Vaters der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“ zugeſtehen, eine Krone, die man ſchwerlich dem herrlichen Meiſterſänger zu Nürnberg, Hans Sachs, entreißen wird. Mag immerhin Gryphius mit Recht einer der beſten und fruchtbarſten Dramendichter ſeiner Zeit heißen, da er, wie wir ſehen werden, in allen Zweigen dramatiſcher Dichtkunſt gleich thätig war. Beſonders aber verdienen ſeine Singſpiele die größte Anerkennung. Unter ihm feierte das deutſche Nationalſchauſpiel ſeine höhere Wiedergeburt. Doch nicht befreit von dem hemmenden Zwange fremdländiſcher Vorbilder, verſchmähte er kühn, die morſche Stütze hinwegzuwerfen, die es auf die Höhe eigenthümlicher Ausbildung emporgehoben hätte.

Gryph ſelbſt ſchätzte ſeine ſieben Trauerſpiele höher, als ſeine Comödien, aber wohl mit Unrecht. Ob zwar Letztere die in den Tragödien herrſchende Steifheit nicht ganz abſtreifen konnten, was hauptſächlich daher rühren mochte, daß er den ſchleppenden franzöſiſchen Alexandriner auch im Luſtſpiel beibehielt, ſo herrſcht doch oft in ihnen die vortrefflichſte Laune, der heiterſte Witz neben höherer Reinheit der Sprache und des Reims. Seine mehrſten Comödien ſind nach damaligem Geſchmack mit Geſängen ſtark vermiſcht, oder ganz Geſang, ſo daß wir weiter unten bei dem Singſpiel auf Gryph zurückkommen müſſen. Kleine Luſtſpiele von ihm finden ſich in Weimar beſonders drei:

Die Säugamme, oder untreues Hausgeſinde. Luſtſpiel. Breßlau, 1663. In 5 Akten.

Ein in Proſa geſchriebenes Sittengemälde aus jener Zeit; freilich finden ſich Nachbildungen darin nach dem Italieniſchen des Girolamo Razzi; daher in Sprache und Haltung nicht ganz frei von ausländiſchem Anflug.

Der ſchwärmende Schäfer, ſatyriſches Luſtſpiel, deutſch aufgeſetzt von A. Gryphio. 1661.

Ebenſo wie das vorige Luſtſpiel iſt auch dieſes eine bloße Ueberſetzung nach Jean de la Lande's „le Berger extravagant.“

Andreae Gryphii Horribilicribrifax. Teutſch. Ein Schertzſpiel. Breßlau. 1665.

Auch dieſes Hauptſtück von unſerm Gryph kann ſich keiner Originalität rühmen. **Plautus** ſcheint ihm hierbei zum Vorbild gedient zu haben, vielleicht auch der **Thraſo** des Terenz. Dennoch iſt die Idee der Verhöhnung ſoldatiſcher Großſprecherei und Aufgeblaſenheit oft auf ächt deutſche und eigenthümliche Weiſe von dem Bearbeiter aufgefaßt. Doch iſt das Stück faſt wiederum zu ſehr Carrikatur, um mehr als die Lachnerven zu reizen. Die Farben ſind durchweg zu grell und plump aufgetragen.

Das Luſtſpiel iſt in breiter, platter Proſa geſchrieben, erfordert 21 redende Perſonen, daneben aber eine Menge Dienerinnen und Pagen, welche ſtumm die Entwickelung des Ganzen befördern helfen. Die Verwickelung weiß unſer Gryph nicht beſſer und geſchickter zu knüpfen, als daß er fünf bis ſechs verſchiedene Liebespaare vor unſern Blick führt, deren gegenſeitige Verhältniſſe kreuzweis und verwirrend durcheinander laufen. Der Anfang des Stücks iſt folgender:

Wehlende Liebhaber.

Schertz-Spiel.

Der erſte Aufzug.

(Capitän Daradiridatumtarides, Windbrecher von Tauſend Mord. Don Caccia Diavolo; Don Diego, ſeine Diener.)

Darad. Don Diego rückt uns den Mantel zurechte; Don Caccia Diavolo, Ich halte, daſſ das öſtliche Theil des Bartes mit der Weſtſeiten nicht allzuwol überein komme.

Don Cacc. Groſmächtigſter Herr Capitän, es iſt kein Wunder! Die Haare der linken Seiten ſind etwas verſenget von den Blicken ſeiner Feuerſchießenden Augen.

Darad. Blitz, Feuer, Schwefel, Donner, Salpeter, Bley und etliche viel Millionen Tonnen Pulver ſind nicht ſo mächtig, als die wenigſte Reflexion, die ich mir über die Reverberation meines Unglücks mache. Der große Schach Sefi von Perſien erzittert, wenn ich auf die Erde trete. Der Türkiſche Kaiſer hat mir etlich Mal durch Geſandten eine offerte von ſeiner Krone gethan. Der weitberühmte Mogul ſchätzt ſeine retranchemente nicht ſicher für mir. Afrika hab ich verlängſt meinen Cameraden zur Beute gegeben. Die Printzen in Europa, die etwas mehr courtesi, halten Freundſchaft mit mir, mehr aus Furcht als wahrer Affektion. Und der kleine verleckerte Bärnhäuter, der Rappſchnabel, ce bougre, ce larron, ce menteur, ce fils de putain, ce traistre, ce faquin, ce brutal, ce cupido! durff ſich unterſtehen, ſeine Schuh an meinen Lorbeerkränzen abzuwiſchen! — —

Don Diego. Mich dünkt, Palladius richte mit ſeiner anmuthigen Courtesi weit mehr aus, als wir mit allen unſern Rodomantaden.

Darad. Palladius? — Wenn er mir jetzund begegnete, wolte ich ihn bey der äuſerſten Zehe ſeines linken Fußes ergreiffen, dreymal umb den Hut ſchleudern, und darnach in die Höhe werſen, daß er mit der Naſen an dem groſſen Hundsſtern ſollt kleben bleiben.

Kapitän **Darabiridatumtarides** iſt aber nicht der einzige Prahlhans im Stück; gerade durch das Zuſammentreffen mit einem andern ſeines Gleichen, dem Kapitän **Horribilicribrifax** von Donnerkeil, Herrn auf Blitzen und Erbſaß auf Karthaunenknall, der ihn wo möglich noch zu überbieten ſucht, entſteht der größte Spaß.

Das Stück wird unter Trompetenſchall und Heerpaukenſchlag mit einem allgemeinen Tanze militäriſch beſchloſſen.

Dieſes ſind die drei berühmten Luſtſpiele, welche aus der Feder des ſogenannten „Vaters der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“ gefloſſen, und auf der Weimarer Bibliothek vorhanden ſind. Ein viertes, das Wachler in ſeiner Literaturgeſchichte ſehr rühmt, konnten wir mit dem angeſtrengteſten Fleiße in der Gottſchediſchen Sammlung nicht auffinden:

Abſurda comœdia, oder Peter Squenz, ein Schimpfſpiel von A. Gryph.

Es ſcheint nach Shakeſpeare bearbeitet zu ſeyn, und ſoll ebenfalls in Proſa geſchrieben * ſeyn.

Mit Andreas **Gryph** und **Weiſen**'s „Zittauiſchem Theatrum,“ in welchem eine große Anzahl alter deutſcher Luſtſpiele anzutreffen ſind, ſchließen ſich die Werke dramatiſcher Komik für das 17. Jahrhundert. Im folgenden ſind bis auf Gottſched's eigene „deutſche Schaubühne“ nur wenige bemerkenswerth, und wohl auch bekannter, als die bereits bezeichneten. Wir nennen darum bloß der Vollſtändigkeit wegen:

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens. Arnſtadt. 1705.

---

* Es hat mit den Scenen der Handwerker im Sommernachtstraum die größte Aehnlichkeit.
D. R.

Die verkehrte Welt, Luſtſpiel von König. 1728.
Der junge Greis. Luſtſpiel. 1729.

Wie tief mußte damals die deutſche Komik geſunken ſeyn, um zu den Spießbürgerlichkeiten, den Trivialitäten des Bier- und Branntweinbrauens ihre Zuflucht zu nehmen.

Aber noch heute erwartet das deutſche Nationalluſtſpiel ſeinen erweckenden Morgenruf. Noch immer liegt es unter der fremdländiſchen Hülle vergraben, und kann ſich nur mit Mühe der fremden Feſſeln entledigen. Das Volk iſt frei von der verhaßten Herrſchaft, aber die Kunſt liegt noch matt darnieder.

Iſt es doch, als wäre mit dem altdeutſchen Handwurſt die Eigenthümlichkeit der Deutſchen im Luſtſpiel zugleich von der Bühne verbannt worden. Hätte ihn doch unſer guter Gottſched, in heiligem Eifer entbrannt, nicht ſo grauſam aus dem Dienſte gejagt, und endlich gar noch begraben! — Doch auch die Schellenkappe wird ihre Auferſtehung dereinſt feiern, und mit ihr das deutſche Nationalluſtſpiel.

III.

Trauerſpiele.

Wenn wir dem deutſchen Trauerſpiel eine beſondere Rubrik eingeräumt haben, um uns in der Gottſchediſchen Sammlung nach der Ausfüllung derſelben umzuſehen, ſo konnte unſere Abſicht in der That keine andere ſeyn, als, bei der außerordentlichen Menge von Tragödien, welche uns jene Weimariſche Sammlung bietet, bloß auf das Hervorſtechendſte und Bemerkenswertheſte überhaupt aufmerkſam machen zu wollen, insbeſondere aber das Trauerſpiel der älteſten Zeit dem Auge des jetzigen Publikums vorzuführen. Denn da die größere Anzahl, ſelbſt älterer Tragödien der gelehrten wie der profanen Theaterwelt ſattſam zugänglich ſind, obendrein auch die bedeutenden Erzeugniſſe der

Neuzeit die Werke vergangener Jahrhunderte zu ſehr verdunkeln, als daß man bei genauerer Zergliederung älterer Tragödien auf geſpannte Theilnahme rechnen könnte: ſo wird man es verzeihlich finden, wenn wir die Tragödie nur mit kurzen Hindeutungen auf die reichen Vorräthe der Weimarer Sammlung behandeln. Wenige Proben werden ein anſchauliches Bild der Sprache, des Geſchmacks, und der Einrichtung des älteren deutſchen Trauerſpieles geben.

So wie auf die Entſtehung und Fortbildung des deutſchen Luſtſpieles römiſche Muſter, beſonders Terenz und Plautus den größten Einfluß ausübten, ebenſo haben griechiſche Muſter und ſpäter Englands Tragiker auf das deutſche Trauerſpiel bereits in älterer Zeit mächtig eingewirkt. Selbſt die Stücke, welche wir in der Gottſchediſchen Sammlung aus der Zeit vor Hans Sachs finden, konnten jene Spur nicht verläugnen. So iſt eines der beſſeren:

Ain hipſche Tragödia von zwaien Liebhabenden Menſchen, einem Ritter Caliſtus und einer edelen Junckfrawen Melibia genannt, deren Anfang müeſam, das mittel ſüeß, mit dem Allerbitterſten in beider Sterben beſchloſſen; gedruckt und vollendt in der Kaiſerlichen Stadt Augſpurg, durch Sigismund Grymm, Doctor, und Marx Wirſung, nach der Geb. Chr. 1520. 4.

Wollte man dieſes Trauerſpiel nach der Wirkung ſchätzen, die es hervorbringt, ſo müßte es eines der beſten ſeiner Zeit geweſen ſeyn, denn es hat nicht weniger als 19 „Wirkungen," ſo nennen jene Herren die Akte oder Scenen. Es iſt eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen. Später iſt daſſelbe Stück aus dem ſpaniſchen Original in das Lateiniſche übertragen worden von Caſpar Barth, der ihm den Titel: **Pornobodidascalus** gab. In unſerer deutſchen Bearbeitung finden ſich eine Menge ſchöner Holzſchnitte, welche den Inhalt der Scenen verſinnlichen und bisweilen ſehr auffallende Stellungen darbieten. Der Druck iſt höchſt ſonderbar, und nimmt ſich durch eine Maſſe Schnörkel, beſonders der Anfangsbuchſtaben, gar ſeltſam und ſtattlich aus.

Von Hans Sachs finden wir in unſerem Schatze ebenfalls eine große Anzahl von Trauerſpielen. Sein älteſtes iſt:

Tragödia von der Lucretia, aus der Beſchreibung Livii, von H. Sachſen. 1527.

Dieſes Stück hat, wie ſeine Faſtnachtsſpiele, nur einen einzigen Aufzug und keine Scenen; es ſpielen darin 10 Perſonen. Der Stoff iſt aus der römiſchen Königsgeſchichte bekannt genug, und ein Lieblingsthema für die Tragödien aller Völker. Wie wenig Gewandtheit verräth aber der ſonſt ſo ſittſame Dichter, wenn er des Königsſohnes Sextus Schandthat offen vor aller Augen vollziehen läßt!

Noch einen andern Stoff ſchöpfte Hans Sachs aus der römiſchen Geſchichte in ſeiner

Tragödia, die Virginia, mit 24 Perſonen zu agiren von H. Sachſen. 1530.

Auch hier iſt die ganze Handlung in einem Akt auf vier Folioſeiten zuſammengedrängt. Ein Fortſchritt zum Beſſeren zeigt ſich erſt in folgenden Trauerſpielen unſeres Dichters:

Ein Tragedi mit 11 Perſonen zu agiren, der Caron mit den abgeſchieden Geiſter. 1531. Ein Akt.

Von der ſtrengen Lieb Herr Triſtant mit der ſchönen Königin Iſolde. 7 Akte. 23 Perſonen.

Die mörderiſch Königinn Klytimiſtra, Tragedi mit 14 Perſonen zu agiren. 1531. 5 Akte.

Die Meluſina. 1556. 7 Akte. 23 Perſonen.

König Darius. 1556. 5 Akte und 5 Perſonen.

Von Alexander Magno. 1558. 7 Akte. 21 Perſonen.

Cleopatra. 1560. 7 Akte. 12 Perſonen.

Auf eines der merkwürdigſten Trauerſpiele aus früherer Zeit müſſen wir eine genauere Aufmerkſamkeit richten. Es heißt:

Ein Geiſtlich ſpil von der Gottfurchtigen und keuſchen Frawen Suſannen gantz luſtig und fruchtbarlich zu leſen. Am Schluſſe des Buchs ſteht noch: **im Jare des Herrn 1535, gedruckt in der Churfürſtlichen Stadt Zwickau durch Wolffgang Meyerpeck. 1536.** 10 Bogen. 4.

Den Verfaſſer erkennen wir erſt unter der kurzen Zueignung an einen gewiſſen Herrn von Kaal; er unterſchreibt ſich Paulus Rebhun, und war anfangs Schullehrer und Rektor zu Zwickau, dann in Plauen Superintendent. Außer dieſer Suſanna ſchrieb er noch ein beliebtes Hochzeitsſpiel, das wir unter den Opern erwähnen werden, und die berühmte „Klage des armen Mannes, Zwickau, 1540.

Das erſtgenannte Trauerſpiel „Suſanna“ iſt deßhalb ganz beſonders merkwürdig, weil darin nicht nur das Formelle, die Eintheilung in Akte und Scenen, die Sprache, der Versbau die größte Sorgfalt und Accurateſſe verrathen, ſondern weil auch die Behandlung und Durchführung, der Plan und Gedanke wahrhaft meiſterhaft genannt werden muß. Wir können darum durchaus nicht zugeben, daß Wachler in ſeiner Literaturgeſchichte unſerm Rebhun Geiſt und Darſtellungskunſt abſpricht; Rebhun ſucht vielmehr beſonders hierin unter allen älteren Dichtern, ſelbſt Hans Sachs nicht ausgenommen, ſeines Gleichen vergeblich. Wohl mag Wachlers Vorwurf dadurch hervorgerufen ſeyn, daß Rebhun eine unerhörte, in's Kleinliche fallende Sorglichkeit der äußeren Form ſeines Trauerſpieles widmete. Die Angſt, mit der er ſeine Verſe ja recht regelmäßig und taktgerecht zuſchneiden wollte, iſt allerdings ſehr auffallend, und verdunkelt faſt den inneren geiſtigen Werth des Stückes. Indeſſen glauben wir keine Uebertreibung zu ſagen, wenn wir behaupten, daß ſeine Suſanne das Intereſſe ſelbſt des durch neuere Effekthaſcherei verdorbenen Publikums in hohem Grade feſſeln könne. Wir geben in der Kürze den Inhalt des Stücks an, und ſuchen unſere Anſicht gegen Wachler dadurch zu begründen.

Das Trauerſpiel iſt zu Zwickau von dem Verfaſſer ſelbſt im Verein mit einigen Bürgern der Stadt eingelernt und öffentlich daſelbſt von ihnen aufgeführt worden. Der Stoff iſt der jüdiſchen Geſchichte entlehnt und ſpielt in Juda. Die Vorrede in vierfüßigen gereimten Jamben, ſowie das „Argument“ in demſelben Metrum, geben Inhalt und Zweck des Stücks an. Der mitſpielenden Perſonen ſind nicht weniger als 24.

Eine fromme, ſchöne Frau, Suſanne, wird in Abweſenheit ihres Gemahls Joachim, als ſie ſich eben im kühlen Gartenteiche des Abends baden will, von den beiden alten Oberrichtern der Stadt, Aelatha und Jchaboth überraſcht, die beide in unendlicher Liebesgluth für die ſchönſte der Frauen in der ganzen Stadt entbrannt ſind. Dies iſt der Inhalt des erſten und zweiten Akts; man wird darin gelegentlich auch mit den verſchiedenen Nebenperſonen und den Charakteren der Hauptfiguren bekannt. Die beiden Richter ſind grauſame, beſtechliche, falſche Leute. Suſanne und ihre Kinder und Mägde leben in der traulichſten Gemüthlichkeit; jene iſt eine ſtrenge, ordnungsliebende Hausfrau und zärtliche Mutter.

Dritter Akt. Suſanna bleibt kalt bei den ſanften Bitten der Richter, und ſetzt ſelbſt ihren Drohungen Muth und Kraft entgegen. Die Richter, abgewieſen und in ihren Erwartungen betrogen, ergrimmen und ſinnen auf grauſame Rache. Sie treten vor das von ihnen berufene Gericht, und beſchuldigen die keuſche Suſanne des Ehebruchs. Sie geben ſich beide ſelbſt als Zeugen an, indem ſie behaupten, Suſannen am Teiche in ihrem Garten in den Armen eines Jünglings geſehen zu haben, der bei Annäherung der Richter ſchnell entflohen, Suſannen aber in ihrer Gewalt zurückgelaſſen habe.

Vierter Akt. Durch das falſche Zeugniß der beiden Richter, deren Anſehen er ſcheuet, bewogen, erkennt ohne weitere Unterſuchung der hohe Rath auf die im moſaiſchen Recht auf Ehebruch geſetzte Strafe des Steinigens. Die vor den Schranken des Gerichts erſchienenen Freunde, Eltern und Verwandten der Suſanna, welche ihre Unſchuld betheuern wollen, werden zur Ruhe gewieſen.

Fünfter Akt. Der Beſchluß des hohen Raths ſoll von den Kerkerknechten vollzogen werden; weder Bitten, noch Drohungen vermögen die [illegible] zu hemmen; ſchon heben ſie ihre Hände zum Steinwurf empor, ſchon ſteht Suſanna, ergeben in ihr Schickſal, am verhängnißvollen Pfahle da, plötzlich erſchallt eine kräftige, reine Stimme aus dem Volkshaufen zu dem Ohr der Richter, die dem Werke Einhalt zu thun gebietet. Die Richter ſtutzen. Der von Gott erleuchtete Knabe Daniel, ein Engel, tritt hervor, befiehlt Suſannen frei zu machen, dagegen die beiden falſchen Richter zu feſſeln, und übernimmt ſelbſt zum Gericht über die Schuldigen, denn der hohe Rath erkennt des Engels Weisheit, und läßt ihn als Oberrichter den Seſſel beſteigen. Er fragt den einzeln vorgeführten [illegible], an welchem Baume er Suſannen am Teiche in den Armen des Jünglings geſehen haben wolle? — Er antwortete: „an einer Linden." — Darauf wird Ichabod einzeln vorgeführet, und antwortet auf dieſelbe Frage mit „an einer Eichen." — So überzeugt der göttliche Knabe den hohen Rath und die verſammelte Menge von dem falſchen Zeugniß der Oberrichter und von Suſannens Unſchuld. Das Verhängniß ereilt nun die Schuldigen ſelbſt. Der Engel deckt ihre übrigen Schandthaten alle auf; der hohe Rath verurtheilt beide zum Tode des Steinigens. — Die gerettete Familie, erſtaunt über Gottes wunderſame Fügungen, ergibt ſich der reinſten Freude des Wiederſehens und verehrt den Höchſten in feſtem Vertrauen und frommer Anbetung.

So ſehen wir einen an ſich intereſſanten Stoff auf ſehr geſchickte Weiſe in die fünf Akte vertheilt; das Mitgefühl ſteigt mit jedem Auftritt, bis endlich der rettende Gott erſcheint, und die Nemeſis unerbittlich die Schuld beſtraft und der Tugend den Sieg verleiht. — Höchſtens könnte man dem Dichter daraus einen Vorwurf machen, daß er die grauſame Steinigung der beiden Oberrichter vor den Augen des Publikums ſchauerlich vollziehen läßt. Ein wenig beſſer verſteckt konnte dieſe Handlung denſelben Effekt leicht hervorbringen.

Die auffallendſte, zugleich aber auch angenehmſte unter allen Sonderbarkeiten dieſes Trauerſpieles iſt der nach griechiſcher Sitte zwiſchen jedem Akte eingeſchobene reflektirende Chor. Er iſt regelmäßig in Strophen und Gegenſtrophen eingetheilt, und bildet förmliche Oden in gemiſchtem, meiſt jambiſchem freierem Versmaaß. Gar wunderlich nimmt es ſich aus, daß dem Texte die Noten zugleich vorgedruckt ſind, in denen die Geſänge abgehalten werden ſollen. Wir geben hier eine Probe.

Erſter Chor.

Frau Venus groß iſt dein Gewalt
Bei allen Menſchenkindern,
Vor dir bleibt weder Jung noch Alt,
Du bringſt ihr viel zu Schaden.
Mit ſcharfen Pfeil dein blindes Kind
Durchdringt der Menſchen Herzen geſchwind
Und nimmt ſie gar gefangen.
Wer da einmal die Schanz verſucht
Und erſtlich ihm nicht widerſticht,
An dir muß er behangen.

Obwohl nun junge Leut gemein
Durch dich viel werdn betrogen,
So werdn doch oft an deinen Reihn
Auch alte Narrn gezogen,
Durch deine Netz herwieder glückt,
Daß ſie kein Ehrbarkeit anſchickt
Von Schaden, noch vor Schande.
So bringſt auch ſonſt die Alt zu Spott
Vor aller Welt und auch vor Gott,
So ſtecken in dein Banden.

Gegenſtrophe.
Dagegen aber Jung und Alt,
So keiner ſich erwehren,
Und widerſtehn mit Trotz und Gewalt,
Die kommen nicht zu Ehren,
Als die vermeiden keine Band
Und geben ſich in ehlichen Stand
Und thun daraus nicht ſchreiten,
An ander halten lieb und werth,
Die werden auch von Gott geehrt,
Und hier von allen Leuten.

Denn was kann Ehlichs ſeyn auf Erd,
Denn ſo ſich Ehleut halten
Gegn ander allzeit lieb und werth
Und laſſen ſich nicht ſpalten
Durch Unluſt oder fremde Lieb
Noch Kläfferey und die Getrieb
Das ehlich Band zu reiſſen.
Solch Lieb kommt nicht von Venus her,
Sant Paul gebeuts in ſeiner Lehr,
Darum wirds billig preiſen.

Ganz beſondere Aufmerkſamkeit muß man bei Reihen dem Versmaaß ſchenken. So wechſeln z. B. im angeführten erſten Chor volle vierfüßige Jamben im männlichen Reim mit überzähligen dreifüßigen Jamben im weiblichen Reim einfach ab. Dagegen ſind die andern Chorgeſänge, z. B. der dritte Chor, ſchon ſehr künſtlich zuſammengeſetzt; hier wechſeln Jamben mit Trochäen, weibliche mit männlichen Reimen, kurze mit langen Sylben melodiſch ab. Die Rede iſt kräftig und edel; ſie erinnert an Luthers Lieder.

Von demſelben verſtändigen Meiſter Rebhun findet ſich in der Gottſchediſchen Sammlung noch ein anderes Spiel, das Gottſched anfangs nicht eigenthümlich beſeſſen, wie aus ſeinem nöthigen Vorrath S. 71 hervorgeht, das er aber wohl ſpäterhin noch an ſich gebracht haben mag, da es ſich, mit ſeinem Bibliothekswappen geſchmückt, in der Weimarer Sammlung vorfindet. Es heißt:

Ein Hochzeit ſpiel auf die Hochzeit zu Cana Gallilea geſtellet, dem Gottgeordneten Eheſtand zu ehren, und allen gottsfürchtigen Eheleuten, Geſellen, und Jungkfrawen zu Troſt, und unterricht durch Paulum Rebhun. 1538. 8.

Dieſes Schauſpiel führt 20 Perſonen redend ein und gehört überhaupt ſeinem Umfange nach zu den bedeutendſten; beſonders hervorgehoben zu werden verdient es aber deßhalb, weil Rebhun in ſeiner Genauigkeit des Versbaues in dieſem Stück noch weiter ging, als in ſeiner Suſanna.

Das gewöhnliche Maaß in dieſem Hochzeitſpiel iſt nämlich, wie in der Suſanna, die volle jambiſche Dipodie mit gereimten Paaren, und dieſes Metrum hat daher der Dichter nicht beſonders bezeichnet und hervorgehoben; ſo oft aber ein anderes Metrum eintritt, hat Rebhun für nöthig gehalten, gleich über der erſten Zeile des neuen Taktes das beobachtete Metrum in den üblichen techniſchen Zeichen anzudeuten. Dies findet ſich in keinem weder der älteren, noch der neueren Stücke, welche die Gottſchediſche Sammlung bietet, und die wir kennen. Z. B. beginnt die Vorrede, ohne Bezeichnung des Maaßes, alſo:

»Wolt ja nicht ſehn in dieſem Wahn,
Daß darumb kommen die Perſon,
Zu halten nur ein Faſnachtſpiel,
Welchs hab in ſich der Poſſen viel,
Der Jedermann wol lachen künd,
Und ſey ſonſt weiter nichts darin.«

Mit der größten Regelmäßigkeit und Einförmigkeit zieht sich freilich dieses Metrum durch den ganzen ersten, zweiten und dritten Akt hindurch. Erst der vierte Akt beginnt sogleich in der ersten Scene mit einem neuen fünffüßigen trochäischen Metrum:

Actus Quarti, Scena Prima.
Jesus. Judas.

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Daß ich mir das gleich zur [illegible] ihr zu [illegible]
Soll zu lieben Jünger nicht [illegible] [illegible].
Daß es nur herumb [illegible], daß wir [illegible]
Dieser [illegible] auch etwas [illegible] zu [illegible],
Sondern daß auch [illegible] am [illegible] [illegible] ꝛc.

Mit der zweiten Scene beginnt dann wieder das gewöhnliche Metrum der jambischen Dipodie:

Kumpt daß und wieder [illegible] [illegible]
Ich rathe dich [illegible] [illegible] [illegible].
So kam der Meister ist schon da,
Mit kumpt den [illegible], daß bin ich froh.

Die nächste Scene desselben vierten Akts bringt wieder ein ganz neues trochäisches Versmaaß:

Actus Quarti, Scena nona.
Jesus.

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –

[illegible] und [illegible] [illegible] hat,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] wir [illegible] und [illegible] [illegible],
Wie uns dann gebiet zu thun ꝛc.

Im sechsten Akt dagegen treffen wir von Neuem das jambische kürzere oder längere Metrum an:

4. Scene: ⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ – |*
5. Scene: ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ –*
6. Scene: ⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ – |*

Unter den Dramen anderer ungenannter und genannter berühmter Dichter aus der Zeit nach Hans Sachs, iſt auch in der Gottſchedſchen Sammlung ein löbliches Beiſpiel in den Tragödien Andreas Gryph's und in dem Zittauiſchen Theater von Chr. Weiſe aufbewahrt.

Man kann nicht läugnen, daß Gryph in ſeinen ſieben Trauerſpielen, die er nach Seneca und franzöſiſchen Muſtern entwarf, bedeutende Fortſchritte des deutſchen Theaters entwickelte. Seine Stoffe ſind meiſtens aus der Geſchichte entlehnt. Seine Auffaſſung iſt kühn und großartig, und man kann nicht umhin, die Kraft, den Schwung ſeiner Dichtung an vielen Stellen zu bewundern. Durch ſeine Tragödien ſchreitet ein eigenthümlicher, wunderbarer Zauber, eine magiſche Gewalt, die er durch Furien und Geiſtererſcheinungen hervorzurufen weiß. Er überraſcht durch hohe, lyriſche Wendungen, er erſchüttert durch die Tiefe und den Gegenſatz ſeiner Charaktere. Auf Effekt ſcheint Alles berechnet zu ſeyn, denn ſelbſt der einfache Dialog iſt auf hohen Kothurn hinaufgeſchraubt. Dennoch empfindet man dabei keinen wahren, reinen Genuß, beſonders wenn man eine Tragödie in einem Zuge verfolgt. Seine Sprache iſt ſteif und ſchwerfällig, ſeine Verſe in klappernden franzöſiſchen Reim-Alexandrinern brummend und ſchleppend. Man muß oft nur leeres Geklingel in hochtrabenden, mit allerlei Wortkram und Gelehrſamkeit aufgeputzten Redensarten und Tiraden hören. Man ſieht den Wald vor Bäumen nicht!

Zum Beleg dieſes harten Urtheils geben wir einige Proben aus einem ſeiner beliebteſten Trauerſpiele:

Andreæ Gryphii, Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder Sterbender Aemilius Paulus Papinianus. Trauerſpiel. Breslau. 1659. 8.

Um den Leſer keinen Augenblick im Zweifel darüber zu laſſen, daß er ein grauſames Trauerſpiel zu erwarten habe, gibt ein Titelkupfer in den grellſten Farben die Hinrichtung Papinians. Der bärtige Scharfrichter ſchwingt ſein mächtiges Beil über dem auf einem Block liegenden Nacken des Helden, daneben ſtehen die römiſchen Liktoren mit den Faſces; der Kaiſer mit glänzendem Gefolge ſchaut ruhig zu.

Das Stück hat fünf „Abhandlungen“ oder Akte, iſt aber nicht in Scenen eingetheilt. [illegible] redende Perſonen treten [illegible] auf. Daneben beleben eine Menge ſtummer Figuren die Bühne, unter welchen „etliche geſchlagene Geiſter, Raſereien,“ d. h. Furien, und „[illegible] Verderbener“ nicht fehlen durften. Einheit des Ortes und der Zeit iſt ſtreng beobachtet.

Der Inhalt iſt geſchichtlich treu entlehnt. Der edle, unerſchütterlich gerechte Rechtsgelehrte Papinian, Präfectus Prätorio zu Rom, wird von ſeinem Kaiſer Baſſianus Caracalla aufgefordert, den Mord, den Baſſianus an ſeinem Stiefbruder und Mitregenten Antonius Geta mit eigener Hand grauſam vollzogen hat, vor dem Heere und dem Magiſtrat zu Rom rechtlich und öffentlich zu vertheidigen. Papinian verweigert ſeine Hülfe, da er jene Handlung zu billigen nicht vermag. Um den Vater dennoch zu zwingen, läßt der Kaiſer Papinians einzigen Sohn vor ſeinen Augen niederhauen. Immer bleibt der Held ſtandhaft. Da muß auch ſein Haupt unter dem Henkerbeile fallen.

Es tritt der Geiſt der Rache, des Blutes und Mordes faſt in jeder Scene ſchauerlich hervor. Gift, Dolch und Beil, Todesurtheile ſind die Mittel, mit denen Gryph auf ſeine Zuhörer zu wirken ſucht. — Das Stück beginnt ſogleich mit einem 116 Verſe langen Monolog Papinians.

Das Merkwürdigſte an dieſem Trauerſpiel ſind ohne Zweifel die einem jeden Akte angehängten Chöre, welche nach Art der griechiſchen ſich reflektirend über die Handlung ſelbſt ausſprechen ſollen. Gryph nennt dieſe Chöre „Reyen“ (Reihen, Reigen). Es beſchließt den erſten Akt ein

Reyen der Hofe-Junkere Papinians.

Wie ſelig iſt der Hof und Macht,
Und der bepurpten Zepter Pracht,
Und den vergnügten Sinnen fällt,
Und ſich in engen Grenzen hält;
Der nicht nach leichten Glück und hohen Aemtern ſteht,
Und bloß mit ſeiner Seel und Gott zu Rathe geht. U. ſ. w.

Aber nicht alle Chöre ſind in dieſem einfachen, gemäßigten Tone geſchrieben, ſogleich der zweite Chor im zweiten Akte fällt in die Schwülſtigkeit zurück. Das Gefolge der Kaiſerin betrauert den gewaltſamen Tod ihres Sohnes, des Mitkaiſers Geta.

Reyen des Frauenzimmers.

Weh! Weh! der Fürſt iſt hin! durch Zorn erhitzter Hände!
Die Mutter fällt dahin durch ihres Sohnes Ende.
Weh! Weh! der Fürſt iſt hin!
Unſer Troſt! der Erden Wonne! Troſt der Welt! der Römer Hoffen!
Hat der unverhoffte Blitz, dein belorbert Haupt getroffen!
O daß ich Zeugin bin!
Dieſes ſchrecklichen Beginnens,
O des herben Thränenrinnens!
Mit dem die Mutter wird das milde Blut abwaſchen!
Fürſtin ach! fällt deine Arm auf des werthen Kindes Aſchen! ꝛc.

Reyen der Themis und der Raſereien.

(Themis ſteigt unter dem Klang der Trompeten und den Pauken auf die Bühne.)

Themis.

Der Greuel iſt vollbracht.
Der ernſten Rache Macht
Soll auf die That einbrechen!

Man wird durch Süd und Nord
Von dieſem Brudermord,
Mehr von der Strafe ſprechen.

Das ungeſtrafte Blut
Erfordert Schwert und Glut!
Ich werd ein Trauer-Spiel ſtiften,
Das mit Gewalt und Leid
Wird die beſtürzte Zeit
Erſchrecken und vergiften.

Reyen der Raſereyen
(kommen aus der Erde hervor).

Höchſtes Recht der heiligen Welt,
Schau man ſtellt ſich willig ein
Was Cocytus noch verhält,
Will die ſtraffe zu dienſten ſeyn.
Soll man Recht und Reich verheeren?
Soll man Städt in nichts verkehren?
Soll man Thron und Zepter brechen?
Soll man Recht und Satzung ſchwächen?

Alecto.

Wohin willſt du, daß ich eil?
Grimm und Fackel iſt entbrannt.

Tiſiphone.

Fürſtin, hier iſt Flamm und Pfeil!
Worzu brauchſt du meine Hand?

Megära.

Schau, wie ſich die Schlange wind',
Mehr durch deine Blick erhitzt.
Gifft iſt, Feindin aller Sünd,
Was von meiner Scheitel ſchwitzt.

Alle drey.

Dir, Heiligſte, zu dienen,
Sind wir bereit erſchienen.

Gerechtigkeit.

Das große Rom erſtarret ob ſeinem Baſſian,
Sein Bruder fiel durch ihn; fallt ihr den Mörder an!
Er zag ob jedem Blatt, und beb ob ſeiner Thaten,
Und fall auf eignen Miſt, tod, blutig und verrathen.

Alle drei Raſereyen.

Wir gehn beherzt dein Wollen zu vollbringen.
So müſſe Thron und Kron in Stücken ſpringen!
So zittre, ob der Strafe ſchwerer Pein,
Wer, Heilge, dir mag widerſpänſtig ſeyn.
(Themis fliegt unter dem Trompetenſchall wieder in die Wolken.)

Sehr ſonderbar muß man es finden, und kann damit dem Dichter keinen geringen Vorwurf machen, daß troz dieſer furchtbaren Drohungen der Furien und der rächenden Gerechtigkeit dennoch der mörderiſche Kaiſer Baſſian unberührt und ohne die geringſte Strafe bleibt, während der tugendhafte, ſtandhafte Held Papinian und ſein edler Sohn grauſam von dem Kaiſer noch getödtet werden. Die ſittliche Bedeutung des Stücks ſcheint daher nicht erreicht worden zu ſeyn, indem das böſe Princip Sieger bleibt, und das gute untergeht.

Viele Trauerſpiele aus jener Zeit enthält noch die Gottſchediſche Sammlung. Es lag jedoch nicht in unſerem Plane, ſie alle zu berühren. Möge es genügen, auf das Intereſſantere der älteren Zeit hingewieſen zu haben.

IV.

Singſpiele.

Ueber die Entſtehung des deutſchen Singſpieles, als ſolchem, läßt ſich mit Zuverſicht wohl keine beſtimmte Nachricht mittheilen. Der Anfang iſt gewiß damit gemacht worden, daß man einzelne Stellen der Dramen, beſonders am Schluß der Akte, wo ſich ohne dieß in den Zwiſchenakten Inſtrumentalmuſik bald heimiſch machte, mit Muſik begleitet, ſpäter auch geſungen hat. Einen deutlichen Beweis hiervon liefert das oben erwähnte Trauerſpiel Suſanna von Paul Rebhun im Jahre 1535, da in jenem Stücke die Schlußchöre mit den dazu gehörenden Noten und Melodien abgedruckt ſind. Indeſſen mochte doch Rebhuns Manier nicht die erſte ſeyn, da bei ihm meiſtens große Abwechslung herrſcht; jeder Chor hat eine andere Melodie. In älterer Zeit wurden ganze Schauſpiele nach einer und derſelben Melodie von Anfang bis zu Ende abgeſungen.

Jakob Ayrer theilt in ſeinem „Opus Theatricum“ eine ganze Reihe ſolcher beliebter Volksmelodien mit, in denen ganze Stücke aufgeführt wurden, z. B.

Ein ſchön ſingets Spil, der verlarſt Franciſcus mit der Venetiſchen Jungen Wittfrawen, mit 4 Perſonen. In des Rolands Thon.

Ein ſchön ſingets Spil von dreyen böſen Weibern. Im Thon, wie man den Engliſchen Roland ſingt.

Ein ſchöns neues Singets-Spil, iſt genannt der Münch im Keßkorb, mit 5 Perſonen. Im Thon: Wie man den Engelendiſchen Roland ſingt.

Andere Melodieen oder Töne waren noch:

„Liebhaben ſteht eim Jeden frey“ ꝛc.

„Aus friſchen freyen Mut,
Tanz du mein junges Blut“ ꝛc.

„Venus du und dein Kind,
Seynd alle beyde blind“ ꝛc.

„Dilathey, o Narr, dummel dich" ꝛc.

„Laßt uns ein Weil bey nander bleiben" ꝛc.

Ganz ſpät erſt kam die neuere Weiſe unſeres Singſpieles, die Oper, auf, nach welcher die verſchiedenen Geſangſtücke auch in verſchiedenen abwechſelnden Melodien geſungen wurden. Das erſte deutſche Luſtſpiel dieſer Art, wenn auch noch unvollkommen, war

Martin Opitzens Daphne. Breßlau. 1627. 8.

Der Dresdner Kapellmeiſter, Heinrich Schütz, hatte es in Muſik geſetzt. Opitz ſelbſt geſteht in der Vorrede zu dieſem Spiele, welches ſich in der Gottſchediſchen Sammlung befindet, daß er es aus dem Italieniſchen überſetzt habe. In der trefflichen deutſchen Bearbeitung wurde dieſe Oper am Kurfürſtlichen Hofe zu Dresden bei Gelegenheit der Vermählungsfeier von Eleonore Sophie, Schweſter des Kurfürſten Georg I., mit einem Landgrafen von Heſſen, Georg, im Mai 1627 öffentlich mit großem Beifall aufgeführt. Dieſe Beziehung leuchtet auch aus dem Schlußchore der vereinigten Hirten und Nymphen hervor:

Nim zu und wachſe für und für,
O Rautenſtrauch, der Felder Zier,
Für dem die Schlangen fliehen,
Der böſe Luſt und Schmerzen ſtillt,
Für deſſen Kraft kein Gift was gilt,
Und kann uns nicht durchziehen.

Nim zu und wachſe für und für,
Und deine Zweige neben dir,
Die alle Schönheit ziehret;
Von denen einer ſich jetzt giebt
Dem Löwen, der ihn herzlich liebt,
Und hin in Heſſen führet.

Der Stoff, den Opitz recht wacker und in reiner Sprache bearbeitete, iſt die bekannte Ovidiſche Metamorphoſe. Apollo hatte den tückiſchen Knaben Cupido verſpottet und ſeiner Macht wähnte er Trotz bieten zu können. Amor, darüber heftig erzürnt, verwandelt auf ihr Flehen Apollos Geliebte, die Nymphe Daphne, in einen Lorbeerbaum. Trauernd unter dem geliebten Baume empfindet nun Apollo die volle Gewalt des Knaben.

„Ovidius,“ der Erfinder der Fabel, tritt als Vorredner auf. Er warnt alle Anweſende, ja nicht Amors Gewalt zu verſpotten. Hirten und Nymphen bilden die Chöre. Die fünf Akte ſind ſehr kurz.

Gar lieblich iſt im dritten Akte die Begegnung Apollos und der ſchönen Jägerin Daphne:

Apollo.
Ach ſcharf genug ſind deiner Augen Pfeile!
Ich fühle ſie ja wohl;
Sie verwunden mich von fernen.
Biſt du nicht der Nymphen eine,
Oder wie ich auch vermeine,
Eine Göttin aus den Sternen?
Wie daß du Pfeil und Bogen an dich hängeſt?
Daphne.
Ich ſuch ein ſchnelles Wild,
Und bin ein ſterbliches Weibesbild,
Nicht eine Göttin, wie du denkeſt.
Apollo.
Glänzt in der ſchönen Sterblichkeit
Dergleichen Licht,
So frag ich nach dem Himmel nicht.
Daphne.
Das Thier verlauft ſich allzuweit:
Ich muß den Fuß noch ferner ſetzen. —
Apollo.
Du fälleſt nicht nur bloſſes Wild;
Denn deiner ſtolzen Augen Licht
Kann auch die Götter ſelbſt verſehren;
Ihr Herz iſt für dir ſicher nicht.

Daphne.

Du aber ſäumeſt mich
Mit langem Stehen.

Apollo.

Vergönne mir, daß ich
Mag mit dir gehen.
Ich weiß die Thiere wohl zu fällen;
Wir wollen eine Jagd
Mit großer Luſt anſtellen,
Die mir und dir behagt.

Daphne.

Es darf ſich nichts zu mir geſellen,
Als Pfeil und Bogen nur. Glück zu!

Apollo.

Ach, warte! warum eileſt du?
Erkenne doch, o Schöne! wer dich liebet;
Ein Gott iſt's, der ſich dir ergiebet,
Der dich begehrt.

Ebenſo iſt aus dem Italieniſchen übertragen ein anderes Singſpiel von Martin Opitz:

Judith, ein Singſpiel. 1635.

Dresden war damals der Hauptſitz der vaterländiſchen Muſik, denn einige Jahre nach Opitzens berühmten Oper trat daſelbſt ein anderes großes Stück an das Licht:

David Schirmers Ballet, von dem Paris und der Helena, in Dresden auf dem Rieſenſaale gehalten. In Verſen. 1650.

Dieſes merkwürdige Stück beſitzt leider die Weimarer Sammlung nicht. Seit jener Zeit der Dresdner Blüthe überſchwemmten eine Menge Opern die deutſchen Bühnen, ſo daß alle übrigen Gattungen von Schauſpielen, ſelbſt die Tragödie nicht aufgenommen, ihnen weichen mußten. Von den ſpäteren Opern hat die Gottſchedſche Bibliothek einen reichen Schatz, z. B.

Nero, der verzweifelte, in einem Singſpiel mit Ballet vorgeſtellt. **1668.** 4.

Der lobwürdige Nabuns. **1663.** Fol.

Maſquerade, die Waldluſt, eine Däniſche Oper. **1663.** Kopenhagen. Fol.

Liebe krönt Eintracht, oder erworbene Prinzeſſin aus Möſien. Oper. Halle. **1669.**

In dieſe Periode gehören auch die geſeierten Singſpiele des Andreas Gryph, deren er eine nicht geringe Anzahl geſchrieben hat. Viele davon ſind auf der Weimarer Bibliothek geſammelt. Das auffallendſte unter allen aber iſt

Andreä Gryphii **verliebtes Geſpenſte,** Geſang-Spiel; und **die geliebte Dornroſe,** Scherzſpiel; mehrmals gedruckt, zum erſten Male aufgeführt zu Glogau. 1660.

Auf höchſt originelle, angenehme Weiſe ſind hier zwei dem Stoffe und der ganzen Anlage nach äußerſt verſchiedene Stücke in einander verſchmolzen. Beide haben 4 Akte; doch iſt nach jedem Akte des Geſangſpieles ein Akt des Luſtſpieles eingeſchoben, wahrſcheinlich um den Sängern und Sängerinnen, ebenſo der Muſik Erholung zu verſchaffen. Beide Spiele kommen in der komiſchen Tendenz überein, ſind aber dennoch beſonders dadurch unterſchieden, daß in dem Geſangſpiel feingekleidete, wohlredende Cavaliere und Fräulein auftreten, das zweite dagegen eine plumpe und derbe, aber heitere Bauerngruppe zeigt, die ſich auf ihre eigenthümliche Weiſe im niedern Bauerndialekt ergötzt.

Der Inhalt des Geſangſpieles wird ſchon durch den Namen „das verliebte Geſpenſte“ angedeutet. Sulpicius liebt in der Stille Chloris, die, ſowie ihre Mutter Cornelia, beide Sulpicern anbeten. Dieſer weiß kein beſſeres Mittel, der Chloris ſeine

Liebe zu geſtehen und die Mutter abzuſchrecken und zur Einwilligung zu bewegen, als daß er ſich durch ſeinen verſchmitzten Diener Fabrice für todt ausgeben läßt. Die Damen erſcheinen trauernd an ſeiner Bahre, Chloris geſteht dem Entſeelten ihre Liebesgluth und küßt ihn. Ein Wachsbild wird auf die Bahre gelegt, und Sulpicius ſelbſt erſcheint ſeiner Dame als Geiſt; er verſcheucht die Mutter, und geſteht der lieblichen Tochter ſeine Liebe. Als des anderen Tages beide Frauen Kränze und Blumen auf des Entſeelten Bahre ſtreuen, da erhebt ſich plötzlich Sulpicius aus den Armen des kalten Todes und ſinkt hocherfreut an Chloris treue Bruſt.

Aus dem mit dieſem Singſpiel verwandten Scherzſpiel, die geliebte Dornroſe, ſollen uns nur wenige Worte den Ton kennen lehren, in dem das Ganze lebt. —

Matz Aſchenwedel, ein derber Bauer, der in Liſe Dornroſe, die Heldin des Stücks, unglücklich aber heftig verliebt iſt, fleht um ihre Gunſt und erzählt ihr zu dieſem Zweck ſeine verſchiedenen Fertigkeiten und Tugenden. Das ganze Stück iſt in Proſa geſchrieben.

Matz Aſchenwedel.

Ihr wißt, wie lieb ich euch gehobt ho. Wie ofte ich euch ho a luſtiges ufmachen laſſen, wie manchen Jahrmerkt ich euch gekoſt ho; ihr wißt och, daß ich a jung, friſch, ſtark, hurtig Gelenke unde rächtſchoffne Kerle bin. Sechs Viertel Korn trag ich alleene weg wie niſchte, wenn ſe geſackt ſeyn. Wenn ich dräſche, ſo werf ich de Flegel a ſo hurtig zu ſchwänken, aſſe der Schmiedeknecht de Hammer. Wenn ich Hee oder Miſt lode, ſo faſſe ich dreemal mich mit der Gobel aſſe ſechſe zuſamme. Wenn ich tanze, ſo hüppe ich, daß die Mädle denken, ich wär mer de Kop an den Balken in Stücken ſtußen.“ ꝛc.

Mit Geſang und Tanz beſchließt dieſes merkwürdige Doppelſpiel. Die verſchiedenen Perſonen beider Stücke vereinigen ſich zu einem gemeinſamen Schluß-Chor.

Die Maſſe der Opern wuchs damals ſo ſchnell heran, daß C. Chr. Dedekind eine bedeutende Sammlung derſelben veranſtalten konnte:

Dedekinds neue Schauſpiele, bekwemet zur Muſik. 1670. 8.

In dieſer erſten Sammlung befinden ſich fünf neue Opern, deren Stoff meiſtens aus der bibliſchen Geſchichte entnommen iſt. Eine zweite Sammlung bringt wider neue geiſtliche Opern von demſelben Verfaſſer, betitelt:

Dedekind's heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in Muſik-bekwemen Schauſpielen angewendet. Dresden. 1676. 8.

Aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts iſt eine ſehr reiche Sammlung von Singſpielen in der Gottſchedſchen Bibliothek zu Weimar anzutreffen, die wir dem Liebhaber ſehr anempfehlen, aber nicht einzeln hier erwähnen können.

Man ſchien in jener Zeit einzig und allein Geſchmack an den Opern finden zu können, beſonders da in ihnen dem Auge viel geboten wurde. Die Singſpiele verdrängten damals die früher ſo beliebten Luſt- und Trauerſpiele faſt gänzlich; das Faſtnachtsſpiel war längſt untergegangen. Gottſched äußert in ſeinem „nöthigen Vorrathe“ S. 307 — 308 darüber ſehr naiv, erſt durch ſeine eigenen Trauerſpiele, mit denen er in der „Deutſchen Schaubühne“ ſechs Jahre hindurch das Vaterland beſchenkte, ſey eine neue Vorliebe für das ernſte recitirte Drama in Deutſchland zu erwarten.

Vergleichende Ueberſichten.

Von

Auguſt Lewald.

I.

Ich habe mir vorgenommen, einige Betrachtungen über die Verwaltungen, Mittel und Leiſtungen der vorzüglichſten deutſchen Bühnen anzuſtellen, und mir dazu vorerſt die von Wien, Berlin, München und Stuttgart erwählt. Die Theater ſelbſt haben mich durch Materialien in den Stand geſetzt, dieſes mit einiger Genauigkeit thun zu können. Obgleich man die Güte hatte, mich auch über die Verhältniſſe der Oper und des Ballets zu unterrichten, ſo werde ich mich vorerſt doch nur bei dem Schauſpiele aufhalten. Für Liebhaber möge das, was mir darüber mitgetheilt wurde, in hergebrachter Manier dem Aufſatze angehängt erſcheinen.

Das Hofburgtheater in Wien nimmt ſeinen Kräften und dem Antheile nach, den es den erſten und gebildetſten Klaſſen der Geſellſchaft der Kaiſerſtadt einflößt, unter allen deutſchen Theatern unbedingt den erſten Rang ein. Es iſt ein Hoftheater im eigentlichſten Sinn des Worts. Es buhlt nicht um den Beifall der Menge, obgleich ihm alle Mittel zu Gebote ſtehen, ihn ſich dauernd zu erhalten. Keine Trivialität ſchreitet jemals über dieſe Bretter, und was die zeitgenöſſiſchen Dichter hervorbringen, erfährt hier eine ehrenvolle Berückſichtigung. Das Burgtheater complettirt ſein Perſonal nie nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe, ſondern aus einem großartigern Geſichtspunkte. Was gerade von ausgezeichneten Talenten in Deutſchland Aufſehen erregt, will dieſe Bühne beſitzen, und läßt es an glänzenden Anerbietungen nicht fehlen, ihrem Wunſche auch Nachdruck zu geben. Nicht immer jedoch ſchlägt dieſes Prinzip zum Vortheil der Anſtalt aus, ſeltener noch zum Vortheil der Künſtler, die einſt bei andern, minder bedeutenden Theatern, ihren ausgedehnten Wirkungskreis ausfüllten, und nun hier ganz brach liegen, oder nur ſelten zum Vorſchein kommen, um ihr Talent in dem ihnen eigenthümlichen Bereich zu zeigen, oder aus Berückſichtigung ihrer individuellen Lage und Stellung.

Dieſe Wiener Theaterverhältniſſe werden, wie die Wiener Verhältniſſe überhaupt, in Deutſchland nicht gehörig gewürdigt. Das Kaiſerthum Oeſtreich verlangt in ſolchen Dingen einen Maaßſtab, der bei uns nicht angetroffen wird. Alles iſt dort großartiger, und wer aus unſern kleinlichen Umgebungen ſich nach Wien verſetzt ſieht, mag auf ſeiner Hut ſeyn; es kann dem Gewandteſten begegnen, ſich dort nicht zurecht finden zu können. Auf ſolche Weiſe iſt ſchon Mancher nach Oeſtreich gezogen oder gezogen worden, der auſſen viel von ſich ſprechen machte, während er dort nichts mehr von ſich zu hören gab. — Ich ſpreche hier nicht bloß vom Theater und ſeinen Schauſpielern.

Indem ich aber von dem Wiener Theater ſprechen wollte, konnte es mir nicht in den Sinn kommen, auch die andern dortigen Theater mit in's Intereſſe zu ziehen. Dieſe haben alle ihre Bedeutung und Eigenthümlichkeit verloren, und begnügen ſich damit, bloß die Leute bald gut, bald ſchlecht zu unterhalten. Das Theater an der Wien entblödet ſich nicht, noch Stücke wie den „Waltron“ und „den Raubgraf von Daſſel“ zu geben, und kündigt dazwiſchen immerfort „den Schreckensſchauer um Mitternacht,“ „die blutige Hand im Schreckensgewölbe“ oder „das Teufelsgepolter am Hochgericht“ an; Titel wie ſie Leibrock und ſeines Gleichen erfinden, und wie ſie bei uns Wachtſtuben und Köchinnen verlangen. Dort muß es anders mit dem Theatergeſchmack beſtellt ſeyn, oder das Publikum an der Wien beſteht aus der Hefe der Geſellſchaft. Hiezu geſellt ſich nun aber bei jenem Theater auch die ungenirte Luſtigkeit, die einſt von Wien aus ſo großes Renommée erlangte; ſie flüchtete ſich hieher, als die Leopoldſtadt und Joſephſtadt dem geſunden Volkshumor abtrünnig wurden. Es iſt kein Wunder, daß es ſo kam, da der luſtige Prieſter dieſes heitern Götzendienſtes Carl, ſelbſt der Pächter des Theaters an der Wien wurde. Aber Carl iſt alt und reich, und denkt daran, ſich zurückzuziehen, und nun iſt es auch aus mit der rechten Luſt, und wird erſt wieder gut werden, wenn ein jüngerer, beſchwingterer Geiſt die Zügel ergreift.

Das Kärnthnerthor-Theater, das ſich nur mit der Oper beſchäftigt, und in die Hände eines franzöſiſchen Tänzers gegeben war, konnte keinen bedeutenden Einfluß üben. Der Mann, der reich bei dieſer Entrepriſe werden wollte, ſorgte nur dafür, leibliches Gut anzuſchaffen, und das, was gerade en vogue war, aufführen zu laſſen. Das Theater, wo noch vor Kurzem Weigl und Gyrowetz ihre Werke geben ließen, gab nun nichts Eigenthümliches mehr; die deutſche Muſik verſtummte, die in Wien ſeit ſo vielen Jahren ihren ausſchließenden Sitz hatte. Die vielen in Wien lebenden Komponiſten machten es wie die deutſchen Dichter überhaupt, ſie wandten ſich von der Bühne weg; oder wenn jene das Bedürfniß zu produciren nicht unterdrücken konnten, ſo ergaben ſie ſich der Poſſe und verſchönerten dieſe mit ihren anmuthigſten Melodien. Die Zeit, wo Vogl, die Grünbaum, Forti, die Bondra in Weigl's Opern glänzten und ihre Partien ſchufen, iſt längſt vorüber.

Das Leopoldſtädter-Theater war als „Kasperl“ das Eigenthümlichſte und Ergötzlichſte nicht bloß für Wien, auch Norddeutſche, die zum erſten Mal dahin kamen, und nur wenig von dem Dialekt begreifen konnten, mußten herzlich lachen. Alles war hier komiſch, der letzte Statiſt kannte ſeinen Platz und wußte ihn auszufüllen. Wer mir widerſprechen wollte, den erinnere ich an Evakathel und Schnudi und andere Dinge, die dort geſehen wurden. Nach dem glücklichen Bearbeiter Perinet, der uns den großen Luſtſpieldichter Haffner in moderner Geſtalt näher zu bringen gewußt, und zu Anfang unſers Jahrhunderts die Leopoldſtädter Bühne beherrſchte und auf allen übrigen deutſchen Bühnen ſiegend ſeinen Einzug hielt, wie mit den

Schweſtern von Prag, dem neuen Sonntagskind ꝛc., erſchienen Schikaneder, Gleich, Gewey und der Verfaſſer des Zwirnhändlers, der ſich auf einer Unzahl von Komödien nie anders zitirte, und deſſen Namen mir nun wirklich entfallen iſt. Als ich zuerſt in mein Engagement bei einer öſtreichiſchen Provinzbühne trat und nun meine Rollen in einer Menge von Luſtſpielen zugetheilt erhielt, die ich zuvor nie nennen gehört hatte, wie war ich da überraſcht! Ich konnte mir nicht erklären, daß man auswärts überall nur von Mangel bei dieſem Reichthum ſprechen hörte. Die Sachen waren alle aus dem Leben gegriffen und ſo leicht gezeichnet, ſo zuſammenhängend und doch ohne der Entwickelung Zwang anzulegen, der Witz gab ſich ſo natürlich, daß ich über die Talente erſtaunte, die hier große Schätze auf unbegreifliche Weiſe verſchleudert hatten. In der That aber waren ſie gut angelegt; denn dieſe Dichter genoſſen in Oeſtreich eines großen Rufes und nur die draußen, die Klugen, die an der Kritik erſticken möchten und nie etwas in's Leben zu fördern wiſſen, kannten ſie nicht.

Bäuerle kam nun und brachte neue Witze und Zeitintereſſen auf die Bühne, die jedoch unter ſeiner Herrſchaft noch in den Schranken blieb, die ihr urſprünglich angewieſen waren. Die Komik, der Scherz, die Luſtigkeit, die Bäuerle etalirte, waren bunte Seifenblaſen, die in Luft zerplatzten, aber ganz geeignet, die Leute zu erheitern. Der Patriotismus, der ſich dazwiſchen breit machte, muß auf Rechnung jener Zeit geſchrieben werden, worin die „Bürger in Wien“ u. A. entſtanden. Wer war damals nicht empfänglich für Aeußerungen dieſer Art, und was Wunder alſo, daß ein junger Volksdichter es ſich erlaubte, dieſe Saiten, ſelbſt bis zur Ungebühr, und nicht immer wo es hingehörte, anzuſchlagen. Freilich hat Herr Bäuerle durch ſein ſpäteres Leben bewieſen, daß er ordentlich Patriotismus feil hielt, um ſich Medaillen und Ehrenbürgerbriefe damit zu gewinnen.

Mit Bäuerle's Herrſchaft konnte man indeß immer noch recht zufrieden ſeyn. Sein Träger war Schuſter, allerdings ein Komiker, zwar ohne Laune und Phantaſie, aber von einer drollig-trockenen Spießbürgerlichkeit, die zum Lachen brachte.

Ihm erſtand ein Rival in der Perſon Raimunds, der, jünger als er, mit einer reichen Phantaſie begabt, in Wien erſchien, um Schuſter und Bäuerle zu entfernen, ſich ein neues Reich zu gründen und das Leopoldſtädter-Theater ganz und gar zu untergraben. Der alte Kasperl iſt an der Veredlung geſtorben. Was Raimund dem Theater gab, iſt bekannt; bei allen Vorzügen, die ihn als Dichter und Darſteller auszeichnen mögen, iſt er dennoch der Ruin dieſes Theaters geworden; die heitere Volkskomik, die ſich in Nichts auflöſte, iſt bei ihm ein conſiſtentes Nahrungsmittel, das im Magen liegen bleibt; wir werden mit Moral in Beiſpielen und Nutzanwendungen geplagt, die uns buntſcheckige Narren verpredigen; wir werden gezwungen, Wanderungen durch die Höhlen des Jammers und die Kammern des Elends mitzumachen, wenn wir nur ein wenig zu lachen im Sinn hatten; Raimund beſtreicht uns das hausbackene Brod der Volkskomik mit dem Honig der Sentimentalität — eine ganz widerwärtige Speiſe für geſunde Magen — und ſelbſt Verſe müſſen wir gleich bittern Pillen hinunterſchlucken, er ſchenkt uns nichts von der Alltagspein — dieſer moderne Romantiker mit der Pritſchel —

Das Joſephſtadt-Theater gab ſonſt ſeinen, von den Freuden der Hofſtadt entfernten Bewohnern nur einen Abklatſch der Leopoldſtädter Ergötzlichkeiten; aber ziemlich erbärmlich. Nun bemüht es ſich, ein Surrogat für Höheres ſeinen Beſuchern zu ſpenden; wofür es von dieſen Dank verdienen mag, aber in unſern Kram, ſeiner Leiſtungen wegen, nicht im Geringſten taugt.

Ich komme nach dieſer kurzen Revue wieder auf das Kaiſerliche Hoftheater an der Burg zurück, und glaube hinlänglich gezeigt zu haben, daß von dieſem allein hier nur umſtändlicher die Rede ſeyn kann. —

Das Theater, welches in Deutſchland den zweiten Platz einnehmen ſollte, iſt das Berliner Hoftheater, oder die „Königlichen Schauſpiele,“ wie es amtlich genannt wird. Hier wurde von jeher nicht ſo ſtreng auf die Reinheit des Genre gehalten, weil dieſe Bühne ſich Allem herleihen mußte, was zur Unterhaltung des Publikums in Theaterſachen erſonnen wurde. Man gab „die Nymphe der Spree“ und den „Rochus Pumpernickel,“ den „Vetter Kukuk“ und „Harlekin im Schutz der Zauberei“ neben Shakeſpear und Schiller. Lange Zeit hindurch waren die Schauſpieler auch zugleich Sänger; die Bethmann ſang die Conſtanze in Mozarts Entführung und ſpielte die Phädra; Herr Rebenſtein, erſter Held und Liebhaber, ſang zugleich erſten Tenor. Dies mochte hingehen, ſo lange das Königliche Theater das Einzige war; allein es iſt zum Theil noch jetzt ſo. — Im Jahr 1821 eröffnete eine Geſellſchaft von Kapitaliſten ein zweites Theater in der Königsſtadt. Eine etwas verworrene Idee ſchwebte wohl den Begründern vor. Man ſprach es deutlich aus, den Berlinern ein Volkstheater ſchaffen zu wollen, wie das der Leopoldſtadt für die Wiener; man ſah aber nicht ein, daß hiezu dem Berliner Volkscharakter die nothwendige Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit durchaus abging. Das Schwankende in dem Plane ſprach ſich ſchon deutlich in der Wahl des Eröffnungsſtückes aus. Man gab eine Oper, der eine Anekdote aus Haydn's Leben zum Grunde lag. Bald zeigte ſich noch deutlicher, wie verworren die Anlage war. Man kam nun ſo ſehr von dem Eigentlichen ab, daß man ſofort beſchloß, der Oper des Königlichen Theaters ein Paroli zu biegen, und ſie ſogar in die Lüfte zu ſprengen. Der Zufall ließ die Direktoren eine junge Sängerin finden, die jede Erwartung eines glänzenden Erfolges bei weitem übertraf, und nun wurde um ſie ein Verein von Sängern gruppirt, und man erlaubte ſich, den kritiſirenden Berlinern auf's Neue den großen Meiſter Roſſini vorzuführen, den ſie bei der erſten Bekanntſchaft ſchnöde zurückgewieſen hatten. Sie waren freilich ſo kritiſch zu Werke gegangen, die Partie des

Tankred von einem Baſſiſten ſingen zu laſſen, wahrſcheinlich weil es natürlicher war.

Man pries damals, daß Berlin eine Oper habe, wie keine Stadt Deutſchlands — vielleicht wie keine Stadt Italiens. Aber die Sonntag ging fort und man wollte das Paroli fort biegen. Es mußte gehen, wollten die eigenſinnigen, reichen Direktoren. Man engagirte die Tibaldi. Ein hübſches, junges Kind, mehr männlich als weiblich, was die Erſcheinung und die Stimme betraf. Man ſammelte Opern mit Altpartien, man haſchte nach verkleideten Weibern und Mädchen, man fand nun nicht mehr für gut, den Tankred von einem Manne darſtellen zu laſſen, ſondern man hätte nun gern ſelbſt den Saraſtro von einem Mädchen geben ſehen. So ändern ſich Zeiten und Anſichten. Aber die Tibaldi vermochte, trotz aller Wirthſchaft, die man mit ihr machte, die Sonntag nicht zu erſetzen; und die alte, ausgeſungene, ſchwerfällige Oper „der Königlichen Schauſpiele“ behielt das Feld. Die reichen Direktoren wurden der Sache überdrüſſig, als Angely mit neuen Poſſen kam. Er hatte in ſeinem Loiſir in Rußland ein franzöſiſches Vaudeville, das im ſüdlichen Frankreich ſpielte, mit deutſchen Gaſſenhauern und einigen ruſſiſchen Märſchen verbrämt — und dieſer glückliche Gedanke, getragen von ſieben behosten Mädchen, mußte gelingen. Jetzt war der urſprüngliche Plan realiſirt; Berlin hatte ein Volkstheater; Angely ſchrieb drauf los was das Zeug hielt; aber, armer Angely! das Ideal eines Volkstheaters für Berlin wurde doch erſt erreicht, als Beckmann ſeinen unſterblichen Nante dichtete. Du, wie Holtey und die Andern, ihr gehörtet Alle nur der Uebergangsperiode an!

Jetzt iſt von keinem Plane, von keiner Tendenz mehr die Rede. Berlin hat ein zweites Theater, das die Sachen ein wenig ſchlechter macht wie das alte Theater auf dem Gendarmen-Markte, und deſſen Eigenthümer nur daran denkt, die Gagen zu decken und etwas für ſich zu erübrigen. Es iſt ein eben ſo gutes Inſtitut wie das Theater in X und Z., und man kann keine eigentlichen Forderungen mehr daran ſtellen. Es gibt den Victor Hugo'ſchen Angelo, und die Dame Labbey erſetzt die Dame Mars. Was läßt ſich dagegen ſagen? Glücklich ſind, die im Beſitze ſind! –

Alſo auch dieſes Königsſtädtiſche Theater kann nicht in Betracht gezogen werden, wenn von dem deutſchen Schauſpiel im höhern Sinne die Rede ſeyn ſoll. Es iſt improviſirt worden, und kann wieder gehen, wie es kam.

Eine Bühne, die einſt mit bedeutenden Mitteln ausgeſtattet war, und auch noch eine reichliche Zubuße vom Staate, und den Vortheil einer großen Stadt für ſich hat, iſt die Münchener. Wie Berlin durch die Königsſtädtiſche Entrepriſe ein Theater gewonnen, hat München ſeit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs zwei Bühnen verloren: die an dem Iſarthor und die italieniſche Oper. Jetzt hat es noch außer dem königlichen Hof- und Nationaltheater ein Schweigerſches Volkstheater, wovon ſich eben ſo viel ſagen läßt, als von dem zweiten Berliner, nämlich daß es nicht hieher gehört.

Hier in Stuttgart ſind wir ſo glücklich, durch Seydelmanns Regieführung und ſeine perſönliche Mitwirkung ein Schauſpiel zu beſitzen, das einige Bedeutung hat. Für jetzt treten Nebenverhältniſſe noch entgegen, welche die vollſte Entwickelung derſelben verhindern. Von einem zweiten Theater iſt in unſerer kleinen Stadt nicht die Rede; von der Oper unter Lindpaintner's Leitung ließe ſich viel Gutes berichten, wenn es hier ſchon in unſerm Plane läge.

Was ſonſt noch von bedeutenden Theatern in Deutſchland iſt, wird bald hergezählt ſeyn. Zuerſt: Dresden, das mit einem großen Namen an der Spitze prangt; Ludwig Tieck, und viele wackere Mitglieder — verloren hat. Ich nenne nur Pauli und die Rettig. Emil Devrient iſt noch da; dieſer herrlichſte Repräſentant deutſcher Charaktere, mit dem weichen, elegiſchen Aeußern; mit der nachläßig-edlen Haltung; mit der ſentimentalen Schläfrigkeit, die eben ſo poetiſch iſt wie das göttliche Nichtsthun der Italiener.

Die Bühne zu Dresden hat keine eigenthümliche Farbe und iſt in dieſem Augenblicke unbedeutend. Gegen den Stempel, den ihr Tieck ausdrücken wollte, hat ſie ſich geſträubt und das Publikum proteſtirte. Folgt nun: Hamburg und Frankfurt, die bedeutendſten Theater von denen, die keine Hoftheater ſind. Hamburg hat eine Bühne, wie die Königsſtadt in Berlin. Der Erwerb geht hier allem Andern vor; und in der That, wer kann es den Unternehmern verargen, die mit den Armenanſtalten theilen müſſen und für das Haus eine theure Miethe zahlen, in einer Stadt, wo Wechſelrecht gehandhabt wird, und Alles auf kaufmänniſch-ſolidem Fuße baſirt. Das Publikum in Hamburg iſt zu gemiſcht; Forderungen an die Poeſie der Darſtellungen werden dort nicht gemacht; die letzten Plätze ſind von rohem Volke eingenommen, und das macht ein Geſtrampfe und Gepolter, daß man darüber Hören und Sehen vergißt. Um dieſer Maſſe zu imponiren, und durch dieſe Brandung mindeſtens den guten Geſchmack zu retten, gehören andere Leute als die Herren Schmidt und Lebrün. Nur ein mächtiger Geiſt wie Schröder konnte das.

Hamburg beſitzt viele ſecondäre Theater, die am Tage in Gärten ſpielen und ihr Publikum haben und unterhalten.

Frankfurt könnte bei der ungleich größern Anzahl von Fremden ein viel beſſeres Theater als Hamburg beſitzen. Ueberdies ſteht hier ein Comité von Kaufleuten vor dem Riß, und deckt jedes Jahr den beträchtlichen Ausfall.

Man muß ſich daher doppelt wundern, daß das Frankfurter Theater ſo unbedeutend iſt. Einige gute Mitglieder ſind durchaus nicht im Stande, ein Theater bedeutend zu machen; aber außer einigen neuen Frankfurter Lokalpoſſen bringt das Frankfurter Theater wenig, das erheblich und ihm eigenthümlich wäre. In Braunſchweig findet das Schauſpiel eine ſehr rege Beförderung unter der Regie des Herrn Marr, eines talentvollen Mannes, der wahrhaft für ſeine Kunſt erglüht iſt; in Weimar und Hannover, den kleinſten Hoftheatern Deutſchlands, geſchieht, was den Verhältniſſen nach geſchehen kann. Man completirt das Perſonal ſo gut es geht, und hat dort Genaſt, hier Holbein an der Spitze, die in der Theaterwelt hinlänglichen Ruf haben.

Die übrigen Theater in Deutſchland ſind mehr oder minder nur für den Bedarf ihrer Städte berechnet, und haben kein höheres Augenmerk. Nur in Düſſeldorf hat ſich eine Leitung hervorgethan, die andre Anſprüche macht. Ein dramatiſcher Dichter hat offenbar, um das Theater beſſer kennen zu lernen, ſich hier mit den Direktionsgeſchäften befaßt, und iſt nebenbei darauf gekommen, den Schauſpielern Anleitungen zu geben. Was daraus entſtehen und ob das Ganze Beſtand haben wird, muß die Zeit lehren. Einſtweilen iſt es als Verſuch, ein Theater nach äſthetiſcher Anſicht zu lenken, eine erfreuliche Erſcheinung. Wie jedoch noch jetzt die Theaterverhältniſſe in Deutſchland ſind, wird es für eine Bühne, wie die Düſſeldorfer, immer ſchwer ſeyn, ausgezeichnete Talente zu gewinnen, und hat ſie ſie zufällig, ſie ſich zu erhalten. Denn die größern Hoftheater machen ſogleich Jagd auf junge Künſtler, die ſich auszeichnen, und die berühmten Namen bleiben dort, wo ihnen im Alter die Pfründen lächeln. Die Apotheoſe der Mad. Lauber-Verſing nimmt ſich in des begeiſterten Grabbe's Schrift allerdings recht gut aus, deſſenungeachtet wird es dieſer Schauſpielerin nie gelingen, auf einer erſten Bühne den Rang zu behaupten, den ſie auf der Düſſeldorfer einzunehmen ſcheint. Ich hätte indeß pour la vérité du fait gern die näheren Verhältniſſe des Düſſeldorfer Theaters hier mitgetheilt und es in dieſe Parallele gebracht, wenn ich dazu von dort aus in den Stand geſetzt worden wäre.

Das k. k. Hofburgtheater in Wien beſitzt jetzt einen Ober-Direktor in der Perſon Sr. Excellenz des Herrn Landgrafen von Fürſtenberg, nachdem der hochbejahrte Graf Czernin die Ober-Direktion vor Kurzem niedergelegt hat. Dieſe Stelle, einem ſehr vornehmen Hofcavalier überantwortet, gibt dem Theater nicht nur einen hohen Grad von Lüſtre, ſondern es erhebt Meinung und Sinn der beſſern Mitglieder, und hält die ordinären in Schranken. Wir erlebten den Fall, daß Regiſſeure oder Geſchäftsführer ihr Amt niederlegen wollten, als man damit umging, den Hofcavalier à la tête der Anſtalt zu nehmen. Ein ſolcher Oberdirektor kann freilich protegiren, und was er will, muß geſchehen; ob er aber gewöhnlich dadurch in den Geſchäftsgang eingreift, iſt nicht zu beſtimmen. Der jetzige Oberdirektor des Burgtheaters iſt mir aus früherer Zeit als großer Theaterfreund und Mann von liebenswürdiger Bildung bekannt, in deſſen Hauſe ich ſelbſt ſo glücklich geweſen bin, zur Anordnung von Tableaux vivants gezogen zu werden, die von ſehr ſchönen Damen und Herren der höchſten Geſellſchaft dargeſtellt wurden. Dies iſt mir ſtets eine angenehme Erinnerung geblieben.

Unter dem Oberdirektor leitet der Vicedirektor, Herr Deinhardſtein, das Theater. Ihm iſt unmittelbar die ganze Anſtalt auf die Schultern gelegt, und von ihm, ſollte man auf den erſten Blick meinen, hätten deutſche Dramaturgen, Dichter und ausübende Künſtler allein Rechenſchaft zu fordern, über die Vertretung ihrer Intereſſen an dem erſten deutſchen Nationaltheater.

Herr Deinhardſtein iſt ein Mann von Geſchmack und Geiſt, der ſich ſeit ſeiner früheſten Jugend für das Theater intereſſirte. Er war noch ſehr jung, als er die hübſche Poſſe „der Wittwer“ und Anderes der Art auf die Scene brachte, und dadurch bald zu einem Namen kam. Spätere Arbeiten, die einen größern Anlauf nahmen, ſind längſt der Kritik verfallen geweſen, und gehören nicht mehr in dieſen Bereich. Als Direktor thut er ſeiner ſchwierigen Stellung nach was er kann. Das Theater geht unter ihm ſeinen geregelten Gang, ohne Größeres zu erſtreben, aber auch ohne zurückzuſinken. Bei den obwaltenden Verhältniſſen iſt dies genug; es wäre jedoch denkbar, daß ein Mann von größerer Energie hier Bedeutenderes zu wirken im Stande wäre. Der Vorgänger Deinhardſteins, Schreivogel, hat — in einer beengtern Stellung — für das Burgtheater kräftiger gewirkt. Er entwand z. B. den damals furchtbaren Regiſſeurs die Alleinmacht, indem er den naiven Vorſchlag that: daß jeder Regiſſeur über Annahme oder Nichtannahme der neuen Stücke ſein ſchriftliches Votum, mit Gründen und Belegen verſehen, einzureichen habe, und dieſen Vorſchlag durchſetzte. Bis dahin war dieſes wichtige Geſchäft nur mit mündlichem Ja und Nein, „car tel est notre plaisir“ abgefertigt worden; „das Geſchriebene aber bleibt!“ und — unterbleibt — in gewiſſen Fällen, wie es Jeder leicht begreifen kann.

Vier Regiſſeure, die zugleich Alle Namen haben oder doch hatten, leiten die Darſtellungen. Anſchütz, Coſtenoble, Korn und Koberwein. Der Erſte, mir aus früherer Zeit ſehr wohl bekannt und befreundet, einer der beſten Redner und Deklamatoren, die ich je gehört; der Zweite, ein verſtändiger und gebildeter Darſteller, der beſonders in der bürgerlichen Sphäre glänzt, alt und ſehr reich — letzteres ein ſeltener Fall für einen deutſchen Schauſpieler. Bei unſerer Prüderie in ſolchen Dingen fällt mir's eben ein, ob ich mich nicht dieſer Anführung wegen entſchuldigen müßte; allein ich darf wohl nicht erſt verſichern, daß ich damit nichts Böſes von Herrn Coſtenoble ſagen wollte. Korn war einſt mein geliebter Schauſpieler! Janin kann für ſeinen Frederick Lemaitre unmöglich ſo ſchwärmen, wie ich für meinen Korn, und dabei, behaupt' ich, mit größerm Rechte; denn ich kenne Beide ſehr genau. Korn darf man aus dem Boden des Burgtheaters jedoch nicht entfernen; er wurzelt zu feſt in dieſen Brettern, wo ihn Alles verſteht, Alles begreift, wo ihm Alles entgegenkommt, und ihn nothgedrungen ergänzt. Die Art ſeines Spiels will es ſo.

Der vierte Regiſſeur iſt Herr Koberwein; einſt allmächtig, reich bezahlt, erſte Rollen ſpielend. Die heutige Welt kann es nicht denken, daß Herr Koberwein einſt ein Held war, und noch dazu ein bewunderter. Mir iſt eine Aeußerung; die ich von ihm hörte, unvergeßlich geblieben. Ich fragte ihn einmal: warum ſie den Wirrwarr im Burgtheater nicht aufführten, den ich für eine treffliche Poſſe hielt; und bekam die Antwort: daß man dort nur regelmäßige Stücke gebe. Die Antwort, was „regelmäßige Stücke“ ſeyen, iſt mir Herr Koberwein ſchuldig geblieben.

Dieſe leitende Behörde der Kunſtanſtalt wird nun in Berlin von folgenden Männern gebildet.

Der General-Intendant iſt ebenfalls ein vornehmer Cavalier, und — was hier allerdings mehr in Betracht kommt — ein reicher dazu. In Wien ſind die vornehmen Cavaliere nämlich alle reich, und daher durfte dies nicht beſonders erwähnt werden. Der Graf Wilhelm von Redern iſt ſehr jung zu dieſem Poſten ernannt worden, und hat alſo wahrſcheinlich einige Neigung zum Theater gehabt. Der Vorgänger des Grafen war auf den Abweg gerathen, das Theater als Mittel zu hiſtoriſchen Forſchungen über das Coſtüm anzuwenden, und fand darin volle Befriedigung, den Spalart dramatiſch zu entwickeln. Es war leicht, ſchon dadurch erfreulich zu wirken, daß man von dieſem Abwege lenkte.

Die Stellung des Intendanten in Berlin hat durch die Doppelherrſchaft, da die Muſik ihren eigenen Vorſtand in Spontini beſitzt, viel Widerwärtiges. Und was auch über dieſes Verhältniß zu Gunſten des Letztern geſagt worden ſeyn mag, und wie groß auch die Meinung iſt, die ich von Spontini's Talent hege, ſo kann ich mich doch nicht überreden, daß ein Mann, wie er, die Intereſſen einer deutſchen Kunſtanſtalt rein zu wahren im Stande ſeyn möchte, ganz abgeſehen von den eingewurzelten, von den unſrigen ganz verſchiedenen Anſichten deſſelben.

Man kann dem Grafen Redern nicht den Vorwurf machen, als ob er das Neuere verſchwähe. Unter ſeiner Leitung erſt entwickelte ſich Raupach's ganze Thätigkeit. Im Verhältniſſe werden in Berlin immer noch die meiſten Neuigkeiten gegeben; ſelbſt mancher Verſuch wird gewagt; das eignetlich Poetiſche jedoch erfreut ſich keiner beſondern Auf- und Annahme.

Der General-Intendant in Berlin iſt mehr ſichtbarer Oberer, wie der Oberdirektor in Wien; er nimmt einen thätigen Theil an der Geſchäftsführung, und ſteht in unmittelbarem Rapport mit den Künſtlern. Unter ihm nimmt der Hofrath und Regiſſeur, Herr Eſperſtedt, die erſte Stelle in der Verwaltung ein. Ohne das Künſtleriſche und Techniſche der Scenerie zu beſorgen, hat derſelbe doch die erſte Stimme bei Engagements und Gaſtſpielen und iſt wohl als der eigentlich bewegende Nerv der Kunſtanſtalt, zu betrachten. Nächſt ihm ſind noch drei Regiſſeure angeſtellt. Herr Karl Blum, ein Mann der Geſchmack und Einſicht in das Bühnenweſen durch eine Unzahl von Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen beurkundet hat, und auch nicht unbedeutende muſikaliſche Talente beſitzt. Als Schauſpieler war Herr Blum nie bedeutend, als Sänger mit einer ſchönen Stimme begabt, jedoch ohne Bildung; er hat ſich daher längſt als ausübender Schauſpieler zurückgezogen. Herr Stawinsky iſt ein Schauſpieler von Talent und Routine. Ich habe ihn in früherer Zeit genau gekannt; ſeine Darſtellungsweiſe ſoll ſich nicht ſehr verändert haben, jedoch liegt er ſeiner Regiſſeurpflicht eifrig ob. Herr Weiß, früher in Hamburg engagirt, iſt gleichfalls Regiſſeur. Er wirkt als Schauſpieler in einem untergeordneten Kreiſe und iſt das, was man einen brauchbaren Schauſpieler nennt. Vor einigen Jahren noch führten Beſchort, Wolf und Devrient die Regie. Es bleibe einem Jeden überlaſſen, hierüber Vergleiche anzuſtellen. Wenn von dem Regiſſeur weiter nichts gefordert wird, als den Statiſtenchef zu inſtruiren, den Schauſpielern das Auf- und Abtreten anzuſagen, und mit dem Requiſiteur die Möbel, mit dem Schneider die Coſtüme, mit dem Theatermeiſter die Dekorationen zu überlegen und feſtzuſtellen, ſo hat man allerdings recht, zu dieſem Amte einen Mann mit ſtarker Lunge, von kaltem Blute und guter Ausdauer zu wählen. Und gemeinhin iſt dies auch ganz genügend, weil die Grenzen der Regiſſeur-Wirkſamkeit ſich nicht weiter erſtrecken. Sollte aber der Regiſſeur etwa über dramatiſche Werke ein reifes Urtheil beſitzen, mit den Dichtern verkehren und Alles leiten, was der Aufführung einer Neuigkeit vorangehen muß, und oft ſo wichtig iſt; ſollte er dann die Schauſpieler über den Geiſt des Stücks, über die Auffaſſung ihrer Rollen belehren, kurz ſollte er mehr in geiſtiger als in materieller Hinſicht dem Theater vorſtehen, ſo glaube ich, daß Wolff, trotz ſeiner ſchwachen Bruſt, mehr wirkte als Stawinski, dem es nicht an Lunge fehlt. Die Franzoſen unterſcheiden hier ſehr ſtreng zwiſchen Régisseur-général und bloßem Régisseur.

Nirgend hat ein öfterer Intendantenwechſel als in München Statt gefunden. Es leben dort nicht weniger als fünf oder ſechs Hoftheater-Intendanten, die in der Zeit von zwölf Jahren in dem kräftigſten Alter von ihren Poſten entfernt wurden. Man ſollte hienach glauben, daß es dort ſehr ſchwer ſeyn müſſe, die Bedingungen zu erfüllen, die von einem Intendanten erwartet werden. Allein das Hauptgebrechen, das Alle zum Sturze brachte, war nur das Finanzielle; ſie wußten die Einnahme nicht ergiebig genug zu machen, ſie verſtänden das Oekonomiſche nicht, oder vernachläßigten es. Der jetzige Intendant wurde aus Darmſtadt verſchrieben, wo das unter ſeiner Leitung ſtehende Hoftheater eben aufgelöſt worden war. Man verſtand ſich dazu, einen Bürgerlichen zu erwählen, und entriß das Ruder den Händen der fünften Hofcharge. Der geheime Hofrath Küſtner iſt ein Mann von Bildung und Erfahrung, das läßt ſich nicht läugnen; deſſen ungeachtet aber würde er den allerhärteſten Stand haben, wenn er nicht der Hauptbedingung nachzukommen ſo glücklich geweſen wäre. Die Finanzen ſtehen unter ihm gut, trotz vieler unangenehmer Störungen, welche die Verwaltung trafen, und dies hat den Ruf des Herrn Küſtner als tüchtigen Geſchäftsmann und gutſpeculirenden Financier wenigſtens außer allen Zweifel geſetzt.

Dem Intendanten zur Seite ſtehen hier drei Regiſſeure des Schauſpiels.

Der erſte, Herr Ferdinand Eßlair, iſt ein Schauſpieler von dem ausgebreitetſten Rufe in deutſchen Gauen. Niemand wird ſein eminentes Darſtellungstalent in Zweifel ziehen wollen, welches ihm zu dieſem Ruhe verholfen hat. Als Regiſſeur genügt er vollkommen mit ſeiner, durch langjährige Praxis erlangten Kenntniß der Scene und ihrer Forderungen; mit der höhern künſtleriſchen Bildung eines Régisseur-général hat dieß, wie ſchon geſagt, nichts zu ſchaffen. Herr Weidermann iſt gleichfalls ein Schauſpieler von Ruf, der in einer andern Sphäre, wie Eßlair, ſeine guten Rollen hat; eben dieß iſt mit Herrn Hölken der Fall. Der Wirkungskreis dieſer drei Herren iſt ſeit der Anſtellung des Herrn Küſtner ſehr beſchränkt worden, der auf gut bürgerlich überall ſelbſt zuſieht und ſelbſt anordnet.

Hier in Stuttgart finden wir nun das Regime der eigentlichen Hoftheater wieder. Der erſte Kammerherr des Königs, Graf Leutrum von Ertingen, iſt Intendant. Von den hier genannten Hoftheatern iſt dieſes das kleinſte ſeiner Verhältniſſe nach. Die Zuſchüſſe ſind mit denen der Andern nicht zu vergleichen, und auch die Stadt iſt nur klein und die Theaterliebhaberei nur auf einen kleinen Bezirk abonnirender Einwohner aus den höhern und gebildeten Ständen beſchränkt; mithin faſt immer daſſelbe Publikum. Die Forderungen ſtehen feſt, und ſind, wie der hier herrſchende Geſchmack, unwandelbar; die ausübenden Künſtler haben ſich ſeit vielen Jahren damit vertraut gemacht, und daher ſind alle Theile zufriedengeſtellt. Hauptſächlich iſt es das Zurückbleiben mit Neuigkeiten, was der Intendanz zum Vorwurf gemacht wird, und was wohl hauptſächlich darin ſeinen Grund hat, daß von den neuern Stücken, die alljährlich in Deutſchland für die Bühne erſcheinen, die wenigſten als Manuſcripte angekauft werden.

Bei dem Antritte des jetzigen Intendanten wurde Herr Walbach zum unumſchränkten Regiſſeur ernannt; und erſt nach dem Engagement Seydelmanns wurde ihm ein Co-Regiſſeur zur Seite geſetzt, der allen Forderungen entſpricht, die man an den Vorſtand einer ſolchen Kunſtanſtalt zu machen berechtigt iſt.

Herr Wallbach iſt übrigens ein ſehr fleißiger Mann, der es gewiß an nichts fehlen läßt, was er durch Einſicht und Kraft zu erreichen im Stande iſt.

Beide Regiſſeure theilen ſich darin, die Stücke in die Scene zu ſetzen, welches jedesmal auf dem Zettel bemerkt wird. Lächerlich iſt es, manchmal zu leſen: „Der Vetter aus Bremen, in die Scene geſetzt von Herrn Wallbach.“ Wenn an ſolch einem Dinge überhaupt etwas in die Scene zu ſetzen wäre, ſo iſt es gewiß einem Jeden gleichgültig, wer es beſorgt hat.

Nach dieſer Ueberſicht der leitenden Kräfte der vier Theater wollen wir nun die geiſtigen und künſtleriſchen Mittel betrachten, die jenen zu Gebote ſtehen.

Im Wien haben wir nun allgemein in der Theaterwelt zum Theil rühmlich bekannten Namen zuerſt den Regiſſeur Anſchütz, der die Heldenväter darſtellt; dann den Regiſſeur Coſtenoble, der komiſche Charaktere des bürgerlichen Schauſpiels gibt, und in Rollen wie der Kloſterbruder im Nathan mit Recht ſich den größten Beifall erwirbt; Herrn Fichtner, einen anerkannten Liebhaber; Herrn Herzfeld, einen glücklichen Darſteller feiner Weltmänner; Herrn [illegible], große Helden; Herrn [illegible], Herrn Korn erſter Liebhaber und Chevaliers im Schau- und Luſtſpiele; Herrn la Roche, einen vielſeitigen Schauſpieler, der eigentlich keinen Platz bei einer kleinen Bühne finde, da er hier ſeiner Vielſeitigkeit wegen [illegible] Rollen übernehmen muß; Herrn Löwe, jugendliche Charaktere voll Glut und Leben, poetiſche Darſtellungen, wenn ſolche einen hohen Grad von Innerlichkeit erfordern; Herrn Wilhelmi, einen trefflichen Darſteller feiner humoriſtiſcher Charaktere; Herrn [illegible], den beliebten Chargen, Intriganten, Zänkern und dergleichen Rollen. Nächſt dieſen nennt der Zettel des Burgtheaters noch: Herrn Wimmer in der komiſchen Sphäre, Herrn Lucas für jugendliche Rollen, Herrn Wagner, dann die Herren Eduard [illegible], [illegible], Julius la Roche, [illegible], [illegible], [illegible], Fiſcher, Schmidt, [illegible], [illegible] und [illegible]; Männer, die in ihren übrigen Verhältniſſen am Burgtheater keine bedeutenden Aufgaben zu löſen bekommen, bei andern Theatern aber größtentheils in guten Rollen ſich mit Glück zeigen dürften, wie ſie es auch von Zeit zu Zeit durch Gaſtrollen hie und da bewährt haben. Ganz untergeordnete Subjekte trifft man hier gar nicht, wie ſie ſelbſt bei vielen der beſten Theater unſer Mitleid erregen, und dies iſt ein großer Vorzug der kaiſerlichen Hofbühne. Wir zählen die Namen zuſammen und finden 11 bedeutendere Mitglieder für erſte und beſtimmte Fächer, und 14 minder bedeutendere, worunter indeß ſehr brauchbare, für alle Doublirungen und Aushülfsrollen, die andern Directionen gewöhnlich mangeln und in die größte Verlegenheit ſetzen.

Das weibliche Perſonal beſteht aus den Damen Anſchütz, für junge Frauen; Mad. Fichtner, für erſte und zweite Liebhaberinnen; Mamſell Fournier, jugendliche Heldinnen; Madame Löwe, Damen, einſt die Grazie des Luſtſpiels an dieſer Bühne; Mamſell Müller, ihre Nachfolgerin und vormalige Stellvertreterin; Mamſell Peche, hinlänglich bekannt in ihren Leiſtungen; Mamſell Piſtor, Liebhaberin; Madame Weiſſenthurn, Mütter; und Madame Sophie Schröder, Heldinnen und tragiſche Mütter, die wieder engagirt wurde, um dieſe bedeutende Lücke auszufüllen. Zu dieſen fügen wir nun noch als minder bedeutende Namen aus der Liſte hinzu, die Damen: Anſchütz (Tochter), Demmer, Koberwein, Fraubert, Löwe (Tochter), Pecke, Reichel, Reichel (Tochter), Leimer, Weber, Wildauer, Zeiner. Mithin neun Damen für erſte Fächer, Künſtlerinnen von anerkanntem Ruf, und zwölf minder bedeutende, theils junge Talente, theils ſolche, die einſt in dem erſten Range glänzten und jetzt reſignirt haben.

Man ſieht auf den erſten Blick, daß hier Kräfte vereinigt ſind, mit denen es ſchwer halten dürfte, den Wettkampf zu beſtehen.

Schon die Zahl von 25 männlichen und 21 weiblichen Mitgliedern, die lediglich im Schauſpiele wirken, wird von einer andern Bühne wohl nicht leicht überboten werden können. Wie wurden und nun zu dem Kunstpersonale der Königlichen Schauspiele in Berlin für das recitirte Schauspiel.

Die beiden Regisseure, die Herren Stawinsky und Weiß, sind in ihren Fächern als brauchbare Schauspieler längst bekannt; Niemand kann ihnen aber höhere Intentionen zuschreiben, ohne befürchten zu müssen, ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten. Unter den Uebrigen nenne ich vor Allen den Veteran, Herrn Beschort, einst einer der berühmtesten und liebenswürdigsten Darsteller feiner Lebemänner, der sogenannten Chevaliers und edler Charaktere im Lustspiele; dann Herrn Krüger, einen Mann, dem neben reifer Einsicht und trefflicher Bildung eine bedeutende Darstellungskraft zu Gebote steht; Herrn Rott, mit einer starken Gestalt, einem klangvollen Organ und [illegible] Kraft begabt, voll Feuer und von einem starken Ehrgeiz beseelt, dem es bei richtiger Anwendung dieser Gaben allerdings gelingen muß, Wirkung hervorzubringen und der sich daher in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen in der Theaterwelt gemacht hat; Herrn Grua, der Liebhaber spielt und nicht eben zu den ausgezeichneten in seinem Fache in Deutschland zu zählen ist, doch aber durch Feuer und Fleiß ersetzt, was ihm hier unerläßlichen Bedingungen des Künstlers abgeht; und Herrn Crüger, der wohl etwas zu lange schon jugendliche Helden spielt. Unter den Uebrigen, welche noch die Liste nennt, habe ich vor Allen Herrn Gern genannt, der ein bedeutendes Talent besitzt und mit vollem Rechte ein Liebling des Publikums genannt werden darf; dann Herrn Rüthling, gleichfalls beliebt; Herrn Franz, einen jungen Mann, der ein schönes Streben bekunden soll; die Herren Heidemann, Freund, Gödt, Hartmann, Arthur Cohn, Michaelis, Müller, Schäfer, Schneider und Wiehl, die im Ganzen brauchbar sind, in einigen Rollen sogar gern gesehen werden, ohne jedoch Anspruch auf einen bedeutenden Namen in der Kunstwelt machen zu können. Von den Sängern, die sich auch als Schauspieler auszeichnen und oft bedeutende Rollen im Schauspiele erhalten, werden hier zuerst die Herren Blume und Devrient genannt. Letzterer, der ſich nun gänzlich dem Schauſpiele widmen will, berechtigt zu erfreulichen Hoffnungen in dem Fache der erſten, männlichen Charaktere, die ſeit Wolff's Tode keinen ſolchen Repräſentanten hatten.

Die Herren Heinrich, Hochſchorn, Wißler, Walz und Mayer, die eigentlich Sänger ſind, wirken auch im Schauſpiel mit. Herr Mayer iſt ſehr gut in biedern Charakteren, Polterern und dergleichen. Dies Alles zuſammen gibt uns eine Summe von 28 Perſonen.

Mad. Crelinger, eine der bedeutendſten jetzt lebenden Künſtlerinnen, führt den Reihen der Damen an; dann folgt Mad. Wolff, eine der einſichtsvollſten, würdig den Beſten an die Seite geſetzt zu werden, und Fräulein von Hagn, vielleicht das erſte Talent für eine gewiſſe Sphäre des Luſtſpiels. Mad. Komitſch, des berühmten Devrient's erſte Frau, Mad. Fröhberg, die in Rollen von Heldinnen, ritterlichen Frauen einſt Ruf erlangt hat, Mad. Schröck, die ehemalige Fleck, ſind Repräſentantinnen d'ancienne date, wie man ſieht. Die Damen Beyerhahn, Müller, Stolzmann, Werner, von Wrochem, findet man bei jeder Bühne; die beiden jungen Mamſells Stich ſollen angehende Künſtlerinnen von Talent ſeyn; außerdem nennt die Liſte noch die Mamſells Ort und Schulz. In Allem vierzehn Damen. — Wir zählen in Berlin nur 7 Künſtler von bedeutendem Ruf und 21 von minder bedeutendem, worunter überdies noch 7, welche der Oper zunächſt angehören, und in dem Schauſpiele nur ſecundäre Beſchäftigung erhalten können; ferner nur ſechs Künſtlerinnen von großem oder doch anerkanntem Ruf, und acht theils routinirte, alternde oder junge aufſtrebende.

Gegen Wien gehalten ſtellt ſich das Verhältniß ſo:

Herren.

	Wien.	Berlin.
Künſtler für erſte Fächer von bedeutendem Ruf .	11	7
Von untergeordnetem	10	21

Damen.

	Wien.	Berlin.
Künſtlerinnen erſten Ranges oder doch von Ruf .	9	6
Jugendliche oder Gealterte	17	8

In München müſſen wir vor Allem dem alten Eßlair die Ehre gönnen die Reihe der Künſtler zu eröffnen; Herr [illegible] folgt ihm zunächſt; Herr Hölken, ein früherer Tänzer, der als Liebhaber und zärtlicher Held ſchon wenig leiſtete, und nun erſt beim Uebergange in die ältern Charaktere, den geſetzten Familienvätern, geraden Bürgern und biedern Militärs, Ganzes geben wird; Herr Dahn, ein jugendliches Talent, dem Bildung und Anleitung fehlen; bedeutende Perſönlichkeit, wenig Studien und Ruhe; für Liebhaber von der Natur nicht ſehr begünſtigt, zu jugendlichen Charakterrollen aber geeigneter; Herr Joſt, mit einem entſchiedenen Talente für heitere Charaktere und Chargen; Herr Lang, mit einem glücklichen Aeußeren für jugendliche Liebhaber und Anlage zur großen Kunſt; die Herren Maier, Rode und Heigel, Mayr und Chriſtl, brauchbar in verſchiedenen Fächern; und endlich noch die Herren [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible], welche auch Rollen bekommen und ſie ſpielen.

Wenn wir den einmal angenommenen Maßſtab hier anlegen, ſo dürfen wir, um gerecht zu ſein, nur vier zur erſten Klaſſe zählen; ſieben kommen auf die zweite, aber acht müſſen hier in eine dritte Klaſſe rangiren, weil es uns nicht möglich iſt, ſie den unbedingt brauchbaren Schauſpielern beizuzählen. In Allem hat München 19 Schauſpieler.

Bei den Damen fangen wir mit Mad. Fries an, welche die Anſtandsdamen ſpielt; dann laſſen wir Mad. Dahn, als Liebhaberin, und Mad. Cramer, als Mutter in den Luſt- und Schauſpielen folgen. Dem. Schöller iſt ein junges Mädchen von bedeutendem Talente; die Damen Gerhard, Gherike und Schönber machen den Beſchluß. Die [illegible] Schickermacher und [illegible] ſind Choriſtinnen.

Von brillanten, namhaften Namen iſt hier nicht die Rede, wie man ſieht; nach unſerer Klaſſification haben wir drei Damen für die erſte Klaſſe, eine für die zweite und fünf für die dritte. In Allem hat München nicht mehr als 9 Schauſpielerinnen.

Seydelmann, ein Name von einigem Gewicht, hat hier in Stuttgart begonnen; Herr Moritz gibt die ersten Liebhaber und jugendlichen Helden; Herr Maurer die Heldenväter und kräftigen Charaktere; die Herren Grunert und [illegible] sind Schauspieler von bedeutendem Talente und gewandter Darstellungsgabe; die Herren [illegible], Friedrich Schmidt und der Regisseur, Herr Wallbach sind in verschiedenen Fächern mit Glück beschäftigt und in vielen ihrer Rollen auch gern gesehen; der ausgezeichnete Sänger Herr Pezold, der Basso Herr [illegible], der einst berühmte Bassist Herr Häser, der jetzige erste Bassist an dieser Bühne, Herr [illegible], übernehmen größere und kleinere Rollen im Schauspiele; der Veteran, Herr Pauli, einer der ältesten Schauspieler Deutschlands, wirkt auch noch nach seinen Kräften mit, und die Herren [illegible], Jacobi, Wenz, [illegible] und Albert Schmidt machen den Beschluß.

Wir zählen mithin fünf Schauspieler für die bedeutendsten Fächer des ernsteren Schauspiels, acht für die untergeordneteren und die Nebenrollen, und fünf zur dritten Klasse. Vergleiche in Wien.

Unter den Damen nimmt Frau Stubenrauch die erste Stelle in Anspruch. Sie spielt erste Liebhaberinnen und jugendliche Heldinnen; Mad. Schmidt ist dem feinern Genre und als Soubrette ausgezeichnet; Mad. Maurer und Mad. [illegible] geben Mütter und Frauen; Mad. [illegible] die komischen Alten; und die Damen [illegible] und [illegible] zweite Liebhaberinnen.

Tragische Damen besitzen wir hier eben so wenig als in München, indessen haben wir zwei Schauspielerinnen von entschiedenem und zwar recht bedeutendem Talente, die wir unbedingt zur ersten Klasse rechnen würden; zwei der zweiten und drei der dritten. Im Ganzen sieben.

Wir haben nun das Verhältniß zu München:

Herren.

	Dresden.	Stuttgart.
Künſtler für erſte Fächer und von bedeutendem Rufe	4	5
Zur zweiten Klaſſe	7	8
Zur dritten Klaſſe	8	5

Damen.

Künſtlerinnen der erſten Fächer	3	3
Zur zweiten Klaſſe	1	7
Zur dritten Klaſſe	5	1

Man wird es bei dieſer Klaſſifikation, zum Behufe einer Ueberſicht der verſchiedenen Bühnen, uns nicht verargen, wenn wir nicht in's Detail einzelner Verdienſte eingehen; dies würde ein Werk geben, das keine Ueberſicht geſtattete. Wir wollen hier nicht die Leiſtungen der Schauſpieler kritiſiren, ſondern [illegible] und mehr an das Allgemeine halten. Dadurch, daß wir Dieſen und Jenen hier in die zweite Klaſſe ſetzen, ſoll keineswegs ſeine mindere Brauchbarkeit bezeichnet werden, vielmehr finden ſich in dieſer Klaſſe, nach unſerer Meinung, oft die allerbrauchbarſten Mitglieder eines Theaters vor. Uns leitete bei der Klaſſifikation: 1) der Ruf, den ſich ein Schauſpieler in der Kunſtwelt durch ein ausgebreitetes Gaſtſpiel erworben; 2) die erſten Fächer: Helden, Liebhaber oder bedeutende Charakterrollen. Neben dieſen Erſten ſtanden die Zweiten als [illegible] [illegible] im ernſten oder heitern, im gewöhnlichen oder [illegible], einen bedeutenden Künſtlerwerth behaupten.

Nach dieſer angeführten Klaſſifikation — wir geben ſie für nicht mehr aus — ſcheint es uns erwieſen, daß dem Burgtheater in Wien die bedeutendſten Kräfte zu Gebote ſtehen, daß Berlin ſich nicht ganz zu gleicher Höhe hinaufſchwingen kann, und daß Dresden und Stuttgart eine ſonderbare Uebereinſtimmung in der Anzahl und dem Werthe der ſchauſpieleriſchen Kräfte zeigt. Wir wollen jetzt nach authentiſchen Quellen berichten, was dieſe Bühnen leiſteten, und darnach zu ermitteln ſuchen, welches Ziel ſie bei ihrem Streben vor Augen gehabt haben können.

Im Wiener Burgtheater wurden in einem ganzen Jahre, vom 1 Juli 1834 bis zum letzten Juni 1835, folgende größere Stücke zum erſten Male aufgeführt:

Götz von Berlichingen, nach Göthes neuer Bearbeitung; von Raupach: Taſſos Tod, Corona von Saluzzo, König Konradin; von Grillparzer: der Traum ein Leben; von Hornboſtel: die Heimkehrenden, ein Trauerſpiel in 5 A.; von Pannaſch: Clemence Iſaure, ein dram. Gedicht in 5 Akten.

Von kleinern und der heitern Gattung, ſah man dort zum erſten Male, von Bauernfeld: Franzi Walter; von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen: Lüge und Wahrheit; von Körner: Brautſtand und Eheſtand; von Töpfer: die weiße Pelerine; von Kempelen: das Bild des Propheten.

Aus dem Franzöſiſchen: von Weiß'er, Lotz, Caſtelli, Lembert, Koch: Dichter Timm; Nach Sonnenuntergang; Folgen einer Mißheirath; der Mentor; die Vorleſerin; Wahn und Wahnſinn; Haß und Liebe.

Aus dem Engliſchen von Treitſchke: Mariane.

In Berlin gaben ſie im nämlichen Zeitraum neue, größere Stücke ernſter Gattung: von Mad. Birch-Pfeiffer: die Günſtlinge; von Jul. [illegible]: Carl XI., hiſtoriſches Schauſpiel in 5 A.; von Raupach: Corona von Saluzzo; der Kardinal und der Jeſuit; die Schule des Lebens; Friedrich in Mailand.

Kleinere, der heitern Gattung, von Angely: Von Sieben die Häßlichſte; von Caſtelli: die Schwäbin, Luſtſpiel in 1 A.; von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen: die Braut aus der Reſidenz; der Verlobungsring; von Albini: das Crimen plagii; von Blum: der Hirſch, Schwank in 2 A.; von Bauernfeld: das letzte Abenteuer; Franz Walter; von Zimmermann: Damen und Huſaren, Luſtſpiel in 1 A.; von Töpfer: die Einfalt vom Lande; die weiße Pelerine; von Holbein: die Verrätherin.

Aus dem Franzöſiſchen, von Angely: die Zwillingsbrüder; Nachbarliche Freundſchaft; der Roman; Jugend muß austoben; die Schweſter; von Harrys: Sohn oder Braut.

Aus dem Italieniſchen, von Blum: Pietro Metaſtaſio; Capriccioſa.

In München wurden in den neun Monaten, von October bis Juli zum Erſtenmale aufgeführt *: Größere ernſte Stücke, von Mad. Birch-Pfeiffer: die Günſtlinge; von Raupach: Taſſo's Tod; von E. v. Schenk: die Griechen in Nürnberg; der Traum ein Leben von Grillparzer. Kleinere, der heitern Gattung, von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen: Lüge und Wahrheit; die Braut aus der Reſidenz; von Albrecht: Männertreue; von Blum: des Goldſchmieds Töchterlein; von Angely: von Sieben die Häßlichſte; von Carl: Staberl in Floribus **; von Töpfer: die Einfalt vom Lande; von Feldmann: der Sohn auf Reiſen.

Aus dem Franzöſiſchen, von Kurländer: Warum; von Forſt: die Eiferſüchtigen und die Extrazimmer; von Marr: der Miniſter und der Seidenhändler; von N. N.: eine Morgenſtunde in der vornehmen Welt; von Cosmar: die Ehrendame; von Harrys: Sohn oder Braut.

In Stuttgart wurden in einem Theaterjahr, aus zehn Monaten beſtehend (zwei Monate bleibt das Theater geſchloſſen), folgende Stücke zum Erſtenmal aufgeführt: Größere Stücke ernſter Gattung, von Raupach: König Enzio; die Tochter der Luft; Kaiſer Friedrichs Tod; Taſſo's Tod.

Kleinere und heitern Inhalts: Der Paraſit, von Schiller; von Bauernfeld: die Bekenntniſſe, Helene; von Lewald: der Vaterſegen; von Töpfer: Freien nach Vorſchrift; von Blum: der Hirſch.

---

[*] Die Monate Juli, Auguſt und September ſind als zum vorigen Etatsjahr gehörig, nicht eingerechnet worden.

[**] In dieſem Theater zum Erſtenmale; wurde ſonſt in dem Theater am Iſarthor gegeben.

Ueberſetzungen nach dem Franzöſiſchen: Der Liebe und des Zufalls Spiele, von Lebrün; die junge Pathe, von Roth; Erbe oder Braut, von Harrys; der Dachdecker, von Angely; nach Sonnenuntergang, von Lotz. Nach dem Engliſchen: Die beiden Pächter, von Schneider; A, B, C, von Kettel. Nach dem Däniſchen: Der Stiefvater, von Raupach. Nach dem Italieniſchen: Der Eheſtifter, von Mikiſch; Pietro Metaſtaſio, von Blum.

Mithin hat das Wiener Burgtheater in eilf Monaten (einen Monat Ferien) zum Erſtenmale zur Darſtellung gebracht: 7 größere, ernſte Dramen, darunter: eine neue Bearbeitung von Göthe; drei Stücke von Raupach; ein Stück von Grillparzer und zwei von Hornboſtel und Pannaſch, die in der Literatur keinen Namen haben.

Die Berliner Königlichen Schauſpiele gaben in vollen zwölf Monaten nur 6 größere, ernſte Dramen zum Erſtenmal: von Mad. Birch-Pfeiffer eins; von Raupach vier und von einem unbekannten Dichter, Julius Mannsfeldt, eins.

In München wurden größere, ernſte Dramen während neun Monate zum Erſtenmale aufgeführt vier, nämlich: von Madame Birch-Pfeiffer eines; von Raupach eines; von Grillparzer eines und von E. v. Schenk eines. In Stuttgart gab man in zehn Monaten vier neue größere, ernſte Dramen, alle von Raupach.

Zur beſſern Ueberſicht ſtellen wir ſie hier nebeneinander:

	Wien.	Berlin.	München.	Stuttgart.
Göthe	1	—	—	—
Raupach	3	4	1	4
Grillparzer	1	—	1	—
Birch-Pfeiffer	—	1	1	—
E. v. Schenk	—	—	1	—
Hornboſtel	1	?	?	?
Pannaſch	1	?	?	?
Mannsfeldt	?	1	?	?

Man kann hieraus ungefähr abnehmen, was in Deutſchland Aufführbares im Laufe eines Jahres geſchrieben wird, wobei noch Göthes Bearbeitung des Götz auf alte Rechnung zu ſetzen iſt, da ſich das Burgtheater hierin offenbar vertrödelte. Raupach, Grillparzer und Mad. Birch-Pfeiffer ſind unſere Dichter für das große, ernſte Drama. Wir ſind in der That nicht reich zu nennen. Hornbostel, Pannaſch und Mannsfeldt haben mit ihren Erſtlingsgaben kein großes Glück gemacht, und ſind auch weiter nicht bekannt worden. Die Fragezeichen bedeuten, warum bei dieſem Mangel die andern Bühnen keine Rückſicht auf dieſe Dichter genommen haben, indem anzunehmen iſt, daß ſie ihre Arbeiten auch andern Bühnen eingeſandt haben werden. Man kann doch nicht glauben, daß irgend ein Theater ſelbſt mit ſeiner Ausbeute ſo zufrieden geweſen ſeyn kann, um Neues, was ihm geboten wurde, unbeachtet zurückzulegen. Warum haben ferner die Bühnen Berlin und Stuttgart Grillparzer's bedeutendes, von Wien aus ſo hochgeprieſenes Werk nicht zur Aufführung gebracht? Stuttgart zeigt ſich in der Wahl dieſes Theils ſeines Repertoirs am Einſeitigſten, indem es nichts fand, als Raupach'ſche Stücke, um ſich zu bereichern.

Wenn wir uns nun zu den heitern und kleinern Dramen wenden, ſo brachte das Wiener Burgtheater nur fünf, darunter eins von Bauernfeld; eins von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen; eins von Römer; eins von Töpfer und eins von dem unbekannten Herrn von Kempelen.

Berlin gab an Stücken dieſer Gattung zwölf, nämlich: eins von Angely; eins von Caſtelli; zwei von der Prinzeſſin Amalie; eins von Albini; eins von Blum; zwei von Bauernfeld; eins von Töpfer; eins von Holbein und eins von Zimmermann, letzterer bis jetzt unbekannt.

München brachte acht: von der Prinzeſſin Amalie zwei; von Albrecht eines; von Blum eines; von Angely eines; von Carl eines; von Töpfer eines und von Kettmann eines.

Stuttgart ſechs: von Schiller eines; von Bauernfeld zwei; von Lewald eines; von Töpfer eines und von Blum eines.

Zuſammenſtellung:

	Wien.	Berlin.	München.	Stuttgart.
Schiller	—	—	—	1
Prinzeſſin Amalie	1	2	2	—
Bauernfeld	1	2	—	2
Römer	1	—	—	—
Töpfer	1	1	1	1
Kempelen	1	—	—	—
Angely	—	1	1	—
Caſtelli	—	1	—	—
Albini	—	1	—	—
Blum	—	1	1	1
Holbein	—	1	—	—
Zimmermann	—	1	—	—
Albrecht	—	—	1	—
Carl	—	—	1	—
Feldmann	—	—	1	—
Lewald	—	—	—	1

Hier ſind wir reicher als im großen Drama; ſelbſt wenn wir Carl und Lewald als hors d'oeuvres betrachten, die nicht mehr für das Theater ſchreiben, und deren Stücke ein bloßer Zufall wieder aufführen ließ, ſo bleiben uns dreizehn Namen fortwährend ſchreibender Bühnendichter. Welche Ausbeute gibt aber meine Zuſammenſtellung für dieſe ſelbſt. Nur Töpfer iſt auf alle vier Theater gebracht worden, deſſenungeachtet iſt er aber wohl nur von dreien honorirt worden; denn Stuttgart hat ſein „Freien nach Vorſchrift“ erſt, nachdem es gedruckt war, einſtudiren laſſen, und dann zahlt man gewöhnlich in Deutſchland kein Honorar mehr. Eine treffliche Einrichtung! Der Franzoſe verkauft ſein Stück um theures Geld an die Buchhändler, und bezieht ſeine Procente von den Vorſtellungen im ganzen Lande. In Deutſchland erhält ſolch ein armer Dichter von einem „Jahrbuch der Bühnenſpiele“ ſechs Louisd'or, und dann können die Andern darüber verfaſſen, und es geben und allenfalls Kaſſe und Repertoir damit bereichern, ohne davon einen Pfennig dem Verfaſſer abzugeben. Dies iſt, ich bin es der Wahrheit zu bekennen ſchuldig, bei Töpfers Luſtſpiel hier nicht der Fall geweſen. Weder Kaſſe noch Repertoir ſind dadurch reicher geworden, und ob er es ſelbſt wurde, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn.

Nächſt Töpfer haben die Prinzeſſin von Sachſen und Bauernfeld ihre Stücke zu allgemeinerer Annahme gebracht. Blum iſt auch nicht eben unglücklich geweſen, doch iſt es auffallend, daß das Hoftheater in Wien keines von ſeinen Arbeiten zur Aufführung brachte. Die Uebrigen aber ſind nur immer von einer Bühne aufgeführt worden.

Von Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen gab Wien ſieben, Berlin ſechs; München ſechs; Stuttgart fünf.

Aus dem Engliſchen Wien eines; Stuttgart zwei.

Aus dem Italieniſchen Berlin zwei; Stuttgart zwei.

Aus dem Däniſchen Stuttgart eines.

Von dieſen Ueberſetzungen iſt Harrys Sohn oder [illegible] in Berlin, München und Stuttgart gegeben worden. Marr's kräftige und gelungene Ueberſetzung des Scribe'ſchen Bertrand et Raton (Miniſter und Seidenhändler) gab man nur in München.

Man kann aus dieſer Ueberſicht leicht wahrnehmen, daß unſere Theaterdichter, Raupach etwa ausgenommen, keine Seide ſpinnen. Die Haupturſache liegt nun aber auch darin, daß ſich nirgend ein Bedürfniß nach Neuem zeigt, und daß es daher überflüßig ſcheint, größere Kräfte anzuſpannen. Große Städte, wie Wien und Berlin, kaufen im Jahr 6 bis 7 große Stücke und eben ſo viele kleine. Unſere Theaterabende werden mit einem Stücke, das, mit deutſchen Zwiſchenacten und in gewohnter, gedehnter Manier heruntergeſprochen, drei Stunden währt, hinlänglich ausgefüllt. Damit ſind andere Nationen nicht zufrieden; da braucht man wenigſtens drei ſolcher Stücke, nicht als ob das Theater neun Stunden dauern müßte, ſondern weil man ſchneller ſpricht, und ſchneller den Vorhang wieder aufziehen läßt. Daraus folgt, wenn gleich die Wiederholungen öfter ſtattfinden, doch eine größere Conſumtion von Neuigkeiten.

Alle dieſe Theater zählen eine Menge von Beamten und Angeſtellten, deren Wirkſamkeit in den ihnen angewieſenen Bezirken ſehr nützlich ſeyn mag, die wir jedoch nicht in näherer Beziehung auf die Leiſtungen im Kunſtgebiete anzuerkennen vermögen, und darum hier mit Stillſchweigen übergehen.

Zu den bedeutenderen Poſten nach dem Regiſſeur zählen wir folgende:

Wien.

Ober-Inſpicient Herr Lembert. Coſtüm- und Decorations-Director Herr von Stubenrauch. Theatermaler Herr de Pian. Maſchinen-Inſpector Herr Roth.

Berlin.

Garderobe-Inſpector Herr Gasperini. Theatermaler Herren Gerſt, Gropius und Köhler. Maſchinen-Inſpector Herr Glaß. Deklamations-Lehrerin Mad. Crelinger.

München.

Garderobe-Inſpector Herr Fries. Theatermaler Herren Fries, Quaglio, Schnitzler. Maſchinen-Inſpector Herr Schütz.

Stuttgart.

Theatermaler Herren Keller und Krämer. Maſchinen-Inſpector Herr Krämer. Lehrer der dramatiſchen Schule Herr Seydelmann.

Wir ſehen hieraus, daß nur das Wiener Burgtheater einen Mann von höherer Bildung, der zugleich Schauſpieler iſt, als Ober-Inſpicient anzuſtellen für nöthig erachtet hat; daß Stuttgart keinen eigenen Coſtüme-Director hat, der durch Kenntniſſe in den Stand geſetzt iſt, Nachforſchungen über die Coſtüme anzuſtellen, und ſie dann den Garderobiers durch ausgeführte Zeichnungen zu veranſchaulichen; daß weder München noch Wien eine dramatiſche Lehranſtalt beſitzen, wie ſie Berlin unter der Leitung der Mad. Crelinger und Stuttgart unter Herrn Seydelmann hat.

Verfolgen wir die Leiſtungen dieſer Bühnen noch weiter, ſo ergibt ſich, daß Wien von älteren Stücken in dieſem Jahre folgende neu einſtudirte, von Kotzebue 3: die Indianer in England, die Schule der Frauen, Bruderzwiſt; von Lafontaine: die Prüfung der Treue; von Brockmann: Schloß Limburg, nach dem Franzöſiſchen; von Meiſel: die Schule der Alten, ebenfalls nach dem Franzöſiſchen; der Jude nach Cumberland; die beiden Figaro von Jünger und Medea von Gotter.

Von allen dieſen Stücken befanden ſich auf dem Berliner Repertoir nur: der Bruderzwiſt unter dem Titel: die Verſöhnung, die Schule der Alten bei Gelegenheit des Gaſtſpiels der Dem. Bauer, und der Jude nach Cumberland, mit Herrn Seydelmann. Dafür aber gab Berlin folgende Stücke, die größten Theils von den Repertoirs anderer Bühnen verſchwunden ſind: Die Lotterieliſten von Kläder, Iphigenie von Göthe, der Lügner und ſein Sohn, nach Collin d'Harleville, Pächter Feldkümmel von Kotzebue, Pygmalion von Rouſſeau, das Mädchen von Marienburg, die buchſtäbliche Auslegung der Geſetze von Primel, die Advokaten von Iffland, die unglückliche Ehe aus Delikateſſe von Schröder, der Eſſighändler von Mercier, der gutherzige Polterer, der Abbé de l'Epée; letztere ſind wegen des Gaſtſpiels des Herrn Seydelmann.

München gab von älteren nur: den Eſſighändler. Außerdem gab es von ſolchen alten Neuigkeiten, die wenig mehr auf den Repertoirs angetroffen werden: den Hausfrieden, den Puls, die großen Kinder von Müllner, Fluch und Segen von Houwald, Scenen aus Schiller's Demetrius, den geraden Weg den beſten und Johann, Herzog von Finnland, von der Frau von Weiſſenthurn.

In Stuttgart ſahen wir von dieſem Allem nur die Advokaten und den Abbé de l'Epée. Allein Stuttgart hatte dafür das

Verdruß, eine Reihe anderer ausgedienter Stücke auf das Repertoir zu bringen, von denen wir folgende besonders herausheben, weil ſie auf keiner der übrigen drei Bühnen mehr erſchienen ſind: die Verwandtſchaften, der Gefangene, Menſchenhaß und Reue, das Geſtändniß (die Beichte), der häusliche Zwiſt, das Strandrecht, der Wirrwarr und Don Ranudo de Colibrados; acht Stücke von Kotzebue! das nenn' ich den Mann in Ehren halten! ferner: den Paraſit, von Schiller; die Albaneſerin, von Müllner; den Puls, von Babo; Juriſt und Bauer, von Rautenſtrauch; die beiden Billets, von Anton Wall; Jeder fege vor ſeiner Thür, von dem Hamburger Meyer.

Stuttgart gibt nächſt Wien die meiſten alten Stücke; Berlin hat Kotzebue und Iffland faſt ganz von ſeinem Repertoir ausgeſchloſſen, ebenſo München.

In Wien gaben während eines Jahres folgende Künſtler Gaſt- oder Debutrollen:

Mamſell Wildauer, Cathchen im Bräutigam aus Mexico, Marie im Stücke dieſes Namens und Eliſe in der Schule der Frauen.

Herr Lucas, Richard in Richards Wanderleben, Ferdinand in Kabale und Liebe, Philipp Brook in den Mündeln.

Mad. Wolff von Berlin, Frau Zeldern in Hermann und Dorothea (2mal), Hermine im jungen Ehemann, Frau von Wiesenau im Erſten Schritt, Viarda in Precioſa (2mal), Landräthin Durlach in den Stricknadeln * und Eliſabeth in Kenilworth.

---

* Stücke, wie die „Stricknadeln“, und ähnliche, ſind oben bei Wien nicht angeführt, weil das von hier eingeſandte Verzeichniß nur die neueinſtudirten Stücke enthielt; bleiben aber, wie ſo viele andere, bereits veraltete Schauſpiele ſich dort noch beſtändig auf dem Repertoir erhalten, weil ſie ſtets den Künſtlern des Burgtheaters Gelegenheit geben, ihre Meiſterſchaft darin zu zeigen, wie dies ſonſt mit den Künſtlern des Théâtre-Français der Fall war.

Herr Lipphardt von Dresden, Carl von Hohlig in Launen des Zufalls, Strahlen in den Vertrauten und Hans Sachs.

Herr Forst von München. Richard in Richards Wanderleben, Abendstern in „Nach Sonnenuntergang“ (2mal), Siegfried im Nibelungenhort.

Mlle. Bauer von St. Petersburg, Suschen im Bräutigam aus Mexico, Madame Danville in der Schule der Alten, Frau von Kreis in der jungen Pathe (2mal), Margarethe in den Hagestolzen, Donna Diana und Caroline in Zwei Jahren verheirathet.

Mad. Crelinger von Berlin, Sappho, Adelheid in Elise Valberg, Fürstin Menzikoff im Mädchen von Marienburg, Schauspielerin in Komm her, Phädra, Lady Milford in Kabale und Liebe, Eulalia in Menschenhaß und Reue, Isabella in der Braut von Messina, Orsina in Emilia Galotti, Donna Diana, Olga in Isidor und Olga, Conradin in König Conradin (2mal) und Madame Danville in der Schule der Alten.

Mlle. Clara Stich, Melitta in Sappho, Marie im grünen Domino, Elise in Elise Valberg, Beatrice in der Braut von Messina und Clara Frangipani in König Conradin (2mal).

Mlle. Bertha Stich, Eucharis in Sappho, Katharina im Mädchen von Marienburg, Pauline im grünen Domino, Aricia in Phädra, Luise in Kabale und Liebe, Isabella in den Quälgeistern und Emilia in Emilia Galotti.

Herr Haag, Tobel im Wald bei Hermannstadt und Ottmar im Erbvertrag.

Mad. Schröder von München, Isabella in der Braut von Messina, Sophie in: die Zürcher Ehemänner, Lady Macbeth in Macbeth, Elisabeth in Maria Stuart, Margarethe in der Sühnung, Merope in Merope und Medea im Gotterschen Melodrama.

In Berlin auftretende fremde Künstler:

Herr Görner von Neu-Strelitz, Shylock, Otto und Clas Hermann im großen Weg der Ehre.

Herr **Heſſen** von Deſſau, den Carl Ruf in der Schachmaſchine, Carl in den Launen des Zufalls.

Dem. **Karoline Bauer** von St. Petersburg, Frau von Luci in der jungen Pathe, und Margarethe in den Hageſtolzen; Pauline im Teſtament des Onkels und Gabriele (2mal); die Frau in „Nehmt ein Exempel“, und Leopoldine im beſten Ton; Donna Diana (2mal); Käthchen von Heilbronn; Iſabella in den Quälgeiſtern; Chriſtine in „Königin von 16 Jahren“; Agneſe in der Schule der Alten; Suschen im Bräutigam aus Mexico (2mal); Walpurgis in Goldſchmieds Töchterlein.

Mlle. **Clara Stich**, Mariane in den Geſchwiſtern; Marie im grünen Domino; Clara in König Conradin; Melitta in Sappho; Käthchen von Heilbronn.

Mlle. **Bertha Stich**, Pauline im grünen Domino; Katinka im Mädchen von Marienburg (2mal); Beatrice in der Braut von Meſſina (1mal); Agnola in Friedrich und Mailand (2mal) Eucharis in Sappho; Lieschen im Verlobungsring (2mal); Emilia Galotti.

Herr **Seydelmann** von Stuttgart, Carlos in Clavigo (2mal); Patel (2mal); Ludwig XI. (2mal); Oſſip; Kaiſer Friedrich II.; Marinelli; Advokat Wellenberger in den Advokaten (2mal); Klingsberg Vater in den beiden Klingsbergen (2mal) Nathan (3mal); Cromwell in den Royaliſten (3mal); den Eſſighändler; Klingsberg in der unglücklichen Ehe durch Delicateſſe; Shylok (2mal); den Bettler (2mal); den gutherzigen Polterer (2mal); Mohr in Fiesko (2mal); Berg in „Ein Mann hilft dem Andern“; und den Abbé de l'Epée.

In München ſah man als Gaſt:

Herrn **Löwe** von Wien, Garrik (2mal); Karl Moor; Karl Ruf; Waldauer in „Des Malers Meiſterſtück“; Germain im Kammerdiener; Hamlet; Fiesko.

In Stuttgart ſahen wir als Gäſte:

Mlle. **Schubert** von München, Mutter in der Braut von Meſſina; Eliſabeth in Maria Stuart; Jerta in der Schuld.

Mlle. Hill von Frankfurt, Bertha in den Helden.

Mad. Schneider, Kunigunde in Hans Sachs; Dorothea in Hermann und Dorothea.

Mlle. Schneider, Käthchen von Heilbronn; Georgine in Quäker und Tänzerin.

Auch hierin, was die Gaſtrollen betrifft, ſteht das Wiener Burgtheater den andern Bühnen voran.

Wir ſchließen dieſen Bericht mit dem Verzeichniß des Perſonals der Oper und des Ballets, und der in ihren Bereichen ſtattgefundenen Erſcheinungen in Berlin, München und Stuttgart.

Berlin.

Sänger.

Die Herren: Bader, Blume, Devrient, Fröhlich, Hoffbauer, Mantius, Michler, Walz, Wauer, Zſchieſche.

Sängerinnen.

Mlle. Faßmann, Grünbaum, Lehmann, Lenz, Mad. Seidler, Mad. Valentini.

Vorſteher der Theater-Bildungsſchulen.

Herr Beutler, Geſanglehrer.
Herr Crämer, desgleichen.
Mad. Crelinger, Lehrerin des Deklamations-Inſtituts.
Mad. Hoffſchütter, Lehrerin des weiblichen Chor-Perſonals.
Herr Möſer, Lehrer der Inſtrumental-Klaſſe.
Herr Lauchery, Lehrer der Tanzſchule.
Herr Taglioni, Lehrer der Solo-Tanz-Klaſſe.

Chor-Direktion.

Herr Elßler.

Chor-Inſpizienten.

Herr Berend.
Herr Schramm.
Herr Reinicke.

28 Chorſänger und 29 Chorſängerinnen.

(Bei großen Opern wird das Chorperſonal durch Extra-Choriſten verſtärkt.)

Kapelle.

General-Muſik-Direktion.

Herr Spontini, General-Muſik-Direktor und erſter Kapellmeiſter.

Herr Möſer, Muſik-Director und erſter Concertmeiſter.
Herr Seidler, Concertmeiſter.
Herr Henning, Concertmeiſter.
Herr Blum, Hof-Compoſiteur.

24 Violiniſten. 8 Bratſchiſten. 11 Violoncelliſten. 7 Contrabaſſiſten. 5 Flötiſten. 4 Hoboiſten. 5 Clarinettiſten. 5 Fagottiſten. 6 Waldhorniſten. 1 Klavierſpieler und Harfeniſt. 1 Guitarrenſpieler. 2 Poſauniſten. 2 Trompeter. 1 Pauker.

Ballet.

Herr Hoguet, Balletmeiſter (ad interim).

Solotänzer.

Die Herren: Amiot. Brue. Michel I. [illegible] I. Gasperini. Stuhlmüller. Taglioni.

Solotänzerinnen.

Mlle. Amiot. Mlle. Galſter. Mad. Taglioni. Mlle. Schulz. Mlle. Wendt.

Solotanz-Eleven und Elevinnen.

Herr Reichner. Mlle. Werber. Mlle. Schubert.
24 Figuranten und Pantomimiſten. 17 Figurantinnen.

München.

Regie.

Herr Joſeph Hartmann Stunz, k. Hofkapellmeiſter.
Herr Joſeph Moralt, k. Hofmuſik-Director.
Herr Franz Cramer, k. Hofmuſikus, Repetitor.
Herr Schemenauer, k. Hofmuſikus. } Orcheſter-Dirigenten.
Herr Stanzl, k. Hofmuſikus, }
Herr Legrand, Theater-Muſik-Dirigent.
Sänger. Die Herren: Staudacher, Bayer, Pöll, Diezel, Lenz, Pellegrini, Schimon, Hoppe.
Sängerinnen. Die Damen: Dellmeider, Fuchs, van Haſſelt, Hoelken, Pellegrini, Spitzeder.

Chor.

Chor-Repetitor: Herr Joſeph Steigenberger, k. Hofmuſikus.
Chorführer: Herr Matthias Gebelmair, k. Hofſänger.
28 Choriſten und 20 Choriſtinnen.

Ballet.

Solotänzer. Die Herren: Schneider, Rozier, Michael La Roche.
Pantomimiſten. Die Herren: Carl Hofmann, Chriſtoph Hofmann, Clement La Roche, Horſt.
Solotänzerinnen. Die Damen: Vallot, Gaſſolfo, Pfläger, Koch, Werner.
Pantomimiſtin: Mad. Thoms.
12 Figuranten und 12 Figurantinnen. 16 Tanz-Eleven.

Tanzſchule.

Herr Joſeph Schneider, erſter Tänzer und Ballet-Dirigent.
Herr Rozier, erſter Tänzer, Vorſtellungsdirigent und Mitballetdirigent.
Herr Holzbauer, Unterlehrer.
Herr Schießl, Repetitor.

Stuttgart.

Regiſſeur: Herr Krebs.
Chorrepetitor: Herr A. Schmidt.

Hofſänger.

Die Herren: Dobler, Häſer, Haus (Elementar-Singlehrer), Pill, Pezold, Rhode, Rödner, Tourny, Vetter.

Hofſängerinnen.

Die Damen: Haus, von Knoll, Laurent, v. Pilbrich, Schmidt, Waldbach, Vang.

Chor.

Chordirector: Herr Leibnitz.
22 Choriſten. 22 Choriſtinnen.

Orcheſter.

Herr Kapellmeiſter: Lindpaintner.
Muſikdirectoren: Herren Lachner, Molique, Müller.

Ballet.

Balletmeiſter: Herr Temé.*

In Berlin wurden folgende Opern gegeben:

Die weiße Dame; Templer und Jüdin; Oberon; Olimpia; Don Juan; Capuletti und Montecchi; Robert der Teufel; Euryanthe; Freiſchütz; Schweizer-Familie; Barbier von Sevilla; Zauberflöte; die Braut; die Felſenmühle von Estalieres; das unterbrochene Opferfeſt; Jeſſonda; Stumme von Portici; Othello; Belagerung von Korinth; Zampa; Fra Diavolo; der Zigeuner (Oper in 3 A. von Taubert); die Müllerin; Drakina (Oper in 3 A. von Wolfram); Iphigenie in Tauris; Nurmahal; Fidelio; Gott und Bayadere; Veſtalin; die Hochzeit des Figaro; der Maurer; Je toller je beſſer; die Alpenhütte; Fanchon; Ferdinand Cortez; Johann von Paris; Joſeph in Aegypten; Ali-Baba; Schloß Candra; Semiramis; der Zweikampf (pré aux clercs); die blühende Aloe, Oper in 1 A. von Lindpaintner; Trilby, Oper in 1 Akt von Truhn.

---

* Die Namen der Soliſten ꝛc. ſind uns nicht angegeben worden. D. R.

Ein reichhaltiges Repertoir! faſt alle Notabilitäten älterer und neuerer Zeit werden hinlänglich repräſentirt und auch auf das Allerneueſte wird gebührend Rückſicht genommen.

Wir ſinden Boyeldieu (2 mal); Marſchner, Weber (3 mal); Spontini (4 mal); Mozart (3 mal); Bellini, Meyerbeer, Weigl, Roſſini (4 mal); Auber (5 mal); Reiſſiger, Winter, Spohr, Herold (2 mal); Taubert, Paeſiello, Wolfram (2 mal); Gluck, Beethoven, Mehul (2 mal); Hummel; Cherubini; Lindpaintner; Truhn; Schmidt.

Robert der Teufel wurde 9 mal, Freiſchütz 8 mal, die Zauberflöte, der Barbier, die Stumme, Fra Diavolo und Capuletti und Montecchi 6 mal, Don Juan und die weiße Dame 5 mal, Othello, Zampa, die Müllerin, Fanchon, Ali-Baba 4 mal gegeben.

Das Repertoir in München beſtand aus ſolgenden Opern: Templer und Jüdin; Robert der Teufel; Fra Diavolo; die Stumme von Portici; der Maurer; Don Juan; Otello; Johann von Paris; Tell; Montecchi und Capuletti; Zampa; die Kreuzritter in Aegypten; der Seeräuber; der luſtige Schuſter; der Barbier von Sevilla; die weiße Frau; das Konzert am Hofe.

Hier ſinden wir: Marſchner, Meyerbeer (2 mal); Auber (4 mal); Mozart, Roſſini (3 mal); Boyeldieu (2 mal); Bellini (2 mal); Herold; Paer.

Ein großer Abſtand gegen Berlin! Weber, Spontini, Weigl, Winter, Spohr, Paeſiello, Gluck, Beethoven, Mehul, Hummel, Cherubini, und die neuern: Reiſſiger, Lindpaintner, Wolfram, Truhn, Schmidt fehlen gänzlich. Mozart ſigurirt nur Einmal mit Don Juan, während in Berlin die Zauberflöte 6 mal, Don Juan 5 mal und die Hochzeit des Figaro 3 mal gegeben wurden.

Von obigen Opern wurden in München Templer und Jüdin 7 mal, Robert der Teufel 6 mal, Zampa 4 mal gegeben. *

---

* Doch iſt zu bemerken, daß das Münchener Verzeichniß nur neun Monate umfaßt, und daß wöchentlich nur vier Spieltage ſind.

In Stuttgart hatten wir:

Fidelio; die weiße Frau; Robert der Teufel; Moſes; Zampa; die Schweizerfamilie; die Stumme von Portici; die Bürgſchaft; Don Juan; Marie; Othello; Tankred; der Barbier von Sevilla; der Freiſchütz; Hermia; Fra Diavolo; Tell; der Schnee; Rodenſtein; Johann von Paris; die Italienerin in Algier; die Belagerung von Korinth; die Veſtalin; Anna Boleyn; die Zauberflöte; der Tyroler Waſtel; Figaros Hochzeit; Oberon; Fauſt; die Unbekannte; die Montecchi und Capuleti; Oſtade.

Hier ſieht es ſchon reichhaltiger aus, und wenn wir unſere Mittel und zehn Monate und die drei normalmäßigen Spieltage in Anſchlag bringen, ſelbſt reichhaltiger als in Berlin. Ehre unſerm vortrefflichen Kapellmeiſter Lindpaintner! —

Wir hörten Werke von folgenden Komponiſten:

Beethoven; Boyeldieu (2 mal); Meyerbeer, Roſſini (7 mal, in ſeinen bedeutendſten Werken. Moſes und Tell ſind in Berlin nicht auf dem Repertoir); Herold (2 mal); Weigl (2 mal); Auber (3 mal); Lindpaintner, Mozart (3 mal); Weber (2 mal); Gläſer; Stößel; Spontini; Donizetti; Holtei; Spohr; Bellini (2 mal).

Fidelio wurde 3 mal, Robert der Teufel 3 mal, Zampa, die Stumme, Don Juan, Othello, Anna-Boleyn 4 mal gegeben. Tankred, den Barbier von Sevilla, den Freiſchützen, Tell, Rodenſtein, die Veſtalin, hörten wir 3 mal.

In Berlin gaben folgende Künſtler Gaſtrollen:

Mad. Schröder-Devrient; Dlle. Groſſer aus Magdeburg; Herr Geißler von Riga; Herr Pöck von Prag; Dlle. Lutzer von Prag; Mad. Schodel aus Wien; Mad. Fiſcher-Achten aus Frankfurt; Mad. Finke von Neuſtrelitz; Herr Wurda von Neuſtrelitz; Herr Eichberger von Leipzig; Dem. Heinefetter; Herr Berſing von Mannheim; Mad. Spitzeder von München.

In München:

Dem. Carl; Dem. Piris; Herr Wild von Wien.

In Stuttgart:

Dem. Mathilde Häſer; Dem. Carl (welche für den ganzen Winter engagirt wurde); Dem. Hiß; Herr Jaſkewitz.

Wir hoffen dieſen Verſuch in der Folge auch auf andere Bühnen ausdehnen zu können. Dieſe Thatſachen ſind beſſer als Alles im Stande, über die Mittel und die Wirkſamkeit einer Kunſtanſtalt den ſicherſten Aufſchluß zu geben. Wir thaten nichts als das Material ein wenig ordnen und einige auf Erfahrung gegründete Bemerkungen hinzufügen.

Die Gaſtfreundſchaft zu ehren, laſſen wir hier noch das uns eingeſandte Repertoir und den Perſonalſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft in Berlin folgen, die einige vorzügliche Mitglieder zählt und ſich durch ſehr gut eingeübte Darſtellungen * auszeichnet. Zimmermann und Reinhold, die trefflichen Dramaturgen, haben bei den Gaſtdarſtellungen dieſer Geſellſchaft in Hamburg ſie in obiger Beziehung den Mitgliedern des Stadttheaters zum Muſter aufgeſtellt, obgleich dieſe — was das Zuſammenſpiel in Stücken der heitern Gattung betrifft — vielleicht nächſt dem Burgtheater in Wien, das Vollendetſte in Deutſchland leiſten.

ENTREPRENEUR: Mr. Delcour.

ACTEURS.

Mr. Alix.	Mr. Henry.	Dlle. Dechesnel.
„ Castelli.	„ Isidore.	„ Edelin.
„ Duruissel.	„ Marius.	„ Lancestre.
„ Francisque.	„ Morand.	Mad. Marius.
Dell. Henry.	Mad. Brice.	Dell. Miller.

JUIN 1836. 1 La Mère et la Fille, comédie en 5 A. L'assassin!! Folie-vaudev. en 1 A. 5 Pour le premier début de Mlle.

---

* Auf franzöſiſche Weiſe.

Anaïs Henry: La neige, parod. vaud. en 1 A. l'Epreuve, nouvelle
com. en 1 A. (Mlle. Anaïs: Angélique.) Une visite à Bedlam,
vaudev. en 1 A. (Mlle. Anaïs: Amelie.) 8 Les premier amours,
vaudev. en 1 A. Un duel sous le Cardinal de Richelieu, dram.
hist. en 3 A. Une passion romantique, vaudev. en 1 A. 11 Les
rivaux d'eux-mêmes, com. en 1 A. Le Dugazon, vaudev. en 1 A.
La consigne, vaudev. en 1 A. 13 Valérie, comédie en 3 A.
L'oncle rival, vaudev. en 1 A. 15 Michel et Christine, vaudev.
en 1 A. Bruis et Palaprat, com. en 1 A. Une visite à Bedlam.
18 Michel Perrin, vaud. en 2 A. Le Lorgnon, vaudev. en 1 A.
20 L'ambassadeur, v. en 1 A. Le Budget d'un jeune ménage, v.
en 1 A. Le Parrain, pièce, com. en 1 A. 22 L'epreuve nouvelle.
L'oncle rival. Vive le divorce, v. en 1 A. 24 Un duel sous le
Cardinal de Richelieu. Les frères jumeaux, v. en 2 A. 27 Le
quaker et la danseuse, v. en 1 A. Le Soprano, v. en 1 A. Le
Dey d'Alger à Paris, vaud. en 1 A. OCTOBRE 1834. 2 Pour l'ou
verture du Th. français. Michel Perrin. Le mari de la veuve, com.
en 1 A. 6 Salvoisi ou l'amoureux de la reine, dr. en 2 A. La sé
paration, com. en 3 A. 8 Partie et revanche, v. 1 A. Malvina,
drame-vaud. en 1 A. 10 Le retour, v. en 1 A. La suite d'un
bal masqué, com. en 1 A. Le cavalier servant. 13 Le mari de
la veuve. 15 Rabelais, v. en 1 A. Le Rêve du mari, com. en
1 A. Le code et l'amour, v. en 1 A. 17 Salvoisi. Les frères
jumeaux. 20 Le budget d'un jeune ménage. Yelva, pièce en 2
parties. 21 L'oncle rival. La gageure imprévue, com. 1 A. L'art
de payer ses dettes, v. en 1 A. 24 La dame et la demoiselle,
com. en 4 A. Le jeune homme à marier, v. en 1 A. 29 La Du-
gazon. Les Charmettes, vaud.-anecd. en 1 A. Les vieux péchés,
v. en 1 A. 31 Bertrand et Raton, com. en 5 A. — NOVEMBRE.
11 Un matelot, dram.-vaudeville en 1 A. Le mari de la veuve.
La famille Jabutot, v. en 1 A. 15 Monsieur Beaufils, com. en 1 A.
Les Charmettes. Le Dey d'Alger à Paris. 18 Le quaker et la dan
seuse. Le jeune homme en loterie, com. en 1 A. Robert le diable,
à-propos-vaud. en 1 A. 19 Avant, pendant et après, esquisses
hist. en 2 A. 21 Toujours, vaud. en 2 A. Le code et l'amour.
26 La famille Riquebourg, v. en 1 A. Une bonne fortune, v. en 1 A.
Monsieur Mouflet. 28 Le Parrain. Un Matelot. La demoiselle à marier.
29 Repr. extraord. au bénef. de Mr. Francisque. Une heure de ma
riage, c. en 1 A. Le Sauveur, v. en 3 A. Un divertissement. DECEMBRE.
2 Un moment d'imprudence, comédie en 3 A. Zoé ou l'amant
prêté, vaudev. en 1 A. 5 Une visite à Bedlam. Le jeune homme
en loterie. L'assassin!! 6 La grande dame. La fiancée du fleuve,
v. en 2 A. 10 Michel et Christine, v. en 1 A. La lectrice, dr.
v. en 2 A. Les rivaux d'eux mêmes. 12 Salvoisi. Monsieur Jo
vial, v. en 2 A. 16 Une mère, dr.-v., en 2 A. Le jeune mari,
com. en 3 A. 19 Ma place et ma femme, com. en 3 A. Judith
et Holopherne, vaud. nouv. en 2 A. 23 La Lectrice. L'enfant
trouvé, com. en 3 A. 26 Partie et revanche. Une heure de ma-
riage, com. en 1 A. Monsieur Coignard, folie du jour en 1 A.
30 La vie de Molière, pièce hist. en 3 époques. JANVIER 1835. 1 Le
Chaperon, v. en 1 A. La visite domiciliaire, dr.-nouv. en 1 A.

Une passion romantique. 3 Le code et l'amour. La vengeance italienne, vaud. en 2 A. Camilla, ou le frère et la soeur, vaud. en 1 A. La visite domiciliaire. Les frères feroces, gr.-melodr. en 1 A. 13 Le savant, vaud. en 2 A. Le philtre champenois, v. en 1 A. 17 Arved ou les répréssailles (épisode de la guerre d'Amerique), dram.-vaud. en 2 A. Le mari de la veuve. Judith et Holopherne. La visite domiciliaire. 23 La Lectrice. Le sourd ou l'auberge pleine, pièce comique en 1 A. 27 Michel Perrin. Les charmettes. 30 La maison du rempart. Kettly ou le retour en Suisse, vaudeville en 1 A. FÉVRIER. 3 Arved ou les répressailles. Le portrait de Michel Cervantes, com. en 3 A. 6 L'oncle rival. La suite d'un bal masqué. Robert le-Diable, àpropos-vaud. en 1 A. 10 Le jeune homme en lotterie. L'humoriste, v. en 1 A. La famille de l'apothicaire, v. en 1 A. 13 Les premiers amours. Le Lorgnon. La famille Jabutot, v.-com. en 1 A. 18 Le Dugazon. L'humoriste. Le jeu de l'amour et du hasard, com. en 3 A. 20 La famille Riquebourg, vaud. en 1 A. Les trois quartiers, ou les moeurs parisiennes, com. en 3 A. 27 Chacun de son côté, comédie 5 Act. Le jeune homme à marier. MARS. 4 Le jeune homme en lotterie. Le comte Ory, v. en 1 A. Vive le divorce! 6 Salvoisi. Judith et Holopherne. 10 L'art de se faire aimer de son mari, v. en 3 A. Zoé. 13 Une fille à établir, v. en 2 A. Le Dey d'Alger à Paris. 17 Les vieux péchés. Une fille à établir. 20 La fille de Dominique. Estelle, ou le père et la fille, com. en 1 A. La tempête ou l'île des Bossus, imitation burlesque en 1 A. 24 La maison du rempart. Partie et révanche. 26 Toujours, v. en 2 A. La fille de Dominique. 31 Une mère, dram.-vaud. en 1 A. L'art de payer ses dettes, v. en 1 A. AVRIL. Un Matelot. Les frères jumeaux. 7 Le rétour, vaudeville en 1 A. L'autorité dans l'embarras, com. en 3 A. La consigne; v. en 1 A. 10 Rabelais. La gageure imprévue, com. en 1 A. Une passion romantique. 14 Folbert, ou le mari de la cantatrice, v.-com. en 1 A. Une heure de mariage. L'humoriste. 20 Bertrand et Raton, com. en 5 A. 22 La fille de l'Avare. La visite domiciliaire. 24 Le Chaperon. L'autorite dans l'embarras. La tempête ou l'île des Bossus. 26 La fille de l'Avare. La fille de Dominique. 28 La famille Riquebourg. Le mari de la veuve. Monsieur Mouflet. MAY. 5 Tartuffe ou l'imposteur, comédie en 5 Act. L'assassin!!! 7 La Puritaine, pièce histor. en 2 A. Judith et Holopherne. 10 Malvina, ou un mariage d'inclination, dr.-v. en 2 A. Le philtre champenois. 14 Benef. de Mr. Delcour: L'ami Grandet ou la coquette corrigée, com. nouv. en 3 A. Etre aimé ou mourir! 15 Le vieux mari, v. en 2 A. L'autorité dans l'embarras. 17 Le Dugazon. La demoiselle à marier. Mr. Beaufils. 18 Une fille à établir. La séparation, com. en 3 A. 21 Un Matelot. Michel Perrin. 22 La dame et la demoiselle. Le jeune homme en lotterie. 25 Le roman d'une heure. L'oncle rival. La famille de l'apothicaire. 28 La lectrice. Les gants jaunes, v. nouv. en 1 A. 30 Les frères feroces. L'ambassadeur. Etre aimé ou mourir.

Das
böhmische Schauspiel zu Prag.

Wenn wir nach dem Gründer des böhmiſchen Theaters forſchen, müſſen wir bis in das 16. Jahrhundert zurückgehen, denn am 12. October 1567 wurde im Jeſuiten-Collegium (nachdem die Schüler ſchon 30 Jahre früher lateiniſche und deutſche Dramen vorgeſtellt hatten) eine Tragödie in böhmiſcher Sprache aufgeführt. „Der heilige Wenzeslaus“ von dem Magiſter Nikolaus Salius in Verſen geſchrieben, von welcher die Schriftſteller des 16. Jahrhunderts ſagen: „Es war dies das erſte von den Jeſuiten böhmiſch gegebene Schauſpiel (ea prima fuit actio, quam Bohemica lingua Nostri dederunt), und wurde mit ſolchem Wohlgefallen aufgenommen, daß alle katholiſchen Großen behaupteten: es habe mehr als alle Predigten gewirkt, die Volksſtimmung den Jeſuiten günſtiger zu machen. Im Weggehen rief das Publikum: endlich verdienen die Jeſuiten ihr Brod, indem ſie unſern Sitten ſich anzupaſſen ſuchen! (tandem Jesuitae panem suum, cum se nobis accomodant, merentur!)

Auch ein Stück: „Der Krieg zwiſchen zwei Hauptſtädten“ wird als ein Produkt der damaligen Zeit bezeichnet. Mit einiger Verläßlichkeit kann man jedoch das Jahr 1690 annehmen, wo bald Deutſche, bald Italiener nach Prag kamen, denen ſich ſpäter auch Inländer beigeſellten, mehrere Ausbreitung erhielten jedoch die dramatiſchen Vorſtellungen erſt im 18. Jahrhundert. Schon ſah man die Schauſpiele: Genovefa; die Kreuzigung Chriſti; die drei Könige aus dem Morgenlande; die heilige Barbara; Fürſtin Meluſina, Prinz Brunswig; wie auch einige Singſpiele, unter andern: die Bauern-Rebellion, in Gaſt- und

Wirthshäuſern aufführen, und waren gleich dieſe Produkte, ſo wenig als die deutſchen jener Epoche, eben ſehr dazu geeignet, den Geſchmack zu bilden, ſo erregten ſie doch die Luſt zum Schauſpiel, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bildete ſich, unter dem Schutze des Prager Magiſtrates die erſte ſtehende Bühne in dem ſogenannten Kotzengebäude.

Im Jahr 1771 verſuchte es der damalige Schauſpieldirektor Brunian, das von Zebera ins Böhmiſche überſetzte Luſtſpiel „Herzog Michel“ zu geben; es blieb jedoch bei dieſem erſten Verſuche, weil eines Theils das Stück ſchlecht überſetzt war, hauptſächlich aber, weil die ſpielenden Mitglieder zu wenig der böhmiſchen Sprache mächtig waren. Einige Jahre ſpäter machte Brunian einen zweiten Verſuch mit den Luſtſpielen: „Der Nachtwächter und die böhmiſche Anna,“ der ſchon beſſer gedieh, denn dieſe Vorſtellung mußte einige Male wiederholt werden. Da der Raum des Theaters im Kotzengebäude für die Schauluſtigen zu klein wurde, erbaute Graf Noſtitz das gegenwärtige Schauſpielhaus, und 1785 machte der Theaterunternehmer Bulla einen abermaligen Verſuch mit Vorſtellungen in der Landesſprache mit den Ueberſetzungen der Luſtſpiele: „Der Deſerteur aus Kindesliebe“ und „der Bettelſtudent,“ deren Erfolg ſo glücklich war, daß vier böhmiſche Schauſpieler: Antony, Kerner, Sewe und Zappe um die Erlaubniß ſupplicirten, ein Theater in der Neuſtadt errichten zu dürfen, welches bloß der böhmiſchen Thalia gewidmet war.

Kaiſer Joſeph, ein beſonderer Freund der Böhmen, bewilligte nicht allein dieſen Bau, ſondern beſuchte auch während ſeiner Anweſenheit in Prag mit den Generalen Loudon und Lascy dieſes vaterländiſche Theater, welches ſelbſtändig und ohne Verbindung mit der Altſtädter deutſchen Schaubühne beſtand, bis zum Jahre 1789, wo die höhere Bude auf dem Roßmarkte abgeriſſen und das kaiſerliche Privilegium auf das neuerrichtete Theater im Hibernergebäude übertragen wurde. Die rüſtigſten Ueberſetzer jener Zeit waren die Brüder Tham, Majober und

Tandler. Die böhmiſche Bühne, welche damals mit der deutſchen mächtig rivaliſirte, hatte nach und nach mehrere Unternehmer, bis ſie 1798 unter dem Theaterdirektor Ritter von Steinsberg wieder mit dem deutſchen Theater vereinigt, dann aber wieder getrennt und 1801 abermals vereinigt wurde, als die böhmiſchen Stände dem letzten Inhaber das Privilegium abkauften. Der damalige Theaterpächter und Unternehmer des deutſchen Theaters und der italieniſchen Oper, Domenico Quardaſoni, gab an Sonn- und Feiertagen von 4 — 6 Uhr böhmiſche Vorſtellungen, und ſelbſt die italieniſchen Sänger mußten ein paar kleine böhmiſche Opern (La serva padrona und Nannerina e Sandolfino) einſtudiren, welche großen Beifall fanden.

Fruchtbar für die böhmiſche Theaterliteratur war das letzte Decennium des 18. Jahrhunderts, ſo wie die erſten des 19., denn nebſt den früheren Leiſtungen der böhmiſchen Literatoren, die ſich durch Heimbacher, Schediwy, Rauß und Stiepanek vermehrten, brachte dieſer Zeitraum die Ueberſetzungen der: Räuber, Macbeth, Medea, Hanns Dollinger, Sarmäts Feuerbär, Friedrich von Oeſterreich, die lebendige Uhr, die Fleiſchbänke, der Waldgeiſt, Tankred, Herr von Heinzenfeld, Bohuslaw, die dankbare Tochter, Kaſpar Fedinger, Albert und Lotte, Udalrich und Bozena, Tharſia von Tyrus, der Orangutang, die Liebhaber in Harniſch u. a. m., nebſt den Opern: Die Zauberflöte, der Spiegel von Arkadien, der Stein der Weiſen, der eiſerne Mann, die beiden Anton, das Sternmädchen, das Donauweibchen, der Schuſterfeierabend, die Liranten, der Tyroler Waſtel, die Schweſtern von Prag, die Maskerade im Serail, der unruhige Wanderer, die Inſel der Menſchenfreſſer, die Schneiderhochzeit, der Bettelſtudent, die unruhige Nachbarſchaft, Doktor und Apotheker, Hieronimus Knicker, Dämona, das Geſpenſt im Dorfe, Hanns Klachel, 1r, 2r, 3r Theil, die ſchlafenden Jungfrauen, 1r, 2r, 3r Theil, Soliman der Zweite ꝛc.

Nach Quardaſoni's Tode (1806) übertrugen die böhmiſchen Stände die Führung ihres Theaters dem bisherigen Regiſſeur des deutſchen Schauſpiels, Herrn Karl Liebich, mit der ausdrücklichen Bedingniß, im Altſtädter Nationaltheater keine böhmiſchen Vorſtellungen mehr zu geben. Liebich war daher genöthigt, mit der böhmiſchen Geſellſchaft wieder auf die Kleinſeite auszuwandern, wo ſich jedoch die Vorſtellungen in böhmiſcher Sprache, aus Mangel an Zuſpruch, bei der großentheils deutſchen Bevölkerung der Kleinſeite nicht lange hielten, und endlich im Jahre 1809 das ganze Kleinſeitener Theater aufgelöſt und die Geſellſchaft entlaſſen wurde.

Im Jahr 1811 erwirkte Hr. P. Hablik die Erlaubniß der Regierung, zur Unterſtützung der Armenanſtalten wieder Vorſtellungen in der Landesſprache geben zu dürfen, doch konnte er bei dem gänzlichen Mangel an böhmiſchen Schauſpielern, wohl mit Karl VII. ausrufen: „Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?“ Da trat Herr Johann Stepanek, damals ſchon als böhmiſcher Bühnendichter bekannt und erfahren im Theaterweſen, an die Spitze eines Vereins von Dilettanten und eröffnete am 26. Januar 1812 die böhmiſche Bühne mit der Ueberſetzung des Holbeinſchen Schauſpiels: Fridolin. Dieſer Vorſtellung folgten bald jene des Wülfing von Stubenberg, der gefährlichen Nachbarſchaft und des Cech und Lech nach.

Des glänzendſten Erfolges erfreute ſich aber das vaterländiſche Originalſchauſpiel von Stepanek: „Die Belagerung Prags durch die Schweden,“ nach deſſen Vorſtellung in der Anweſenheit des Hofes nicht allein Kaiſer Franz der Kaſſe einen Betrag von fl. 1000 zuſandte, ſondern der Monarch, welcher der böhmiſchen Sprache und Literatur ſtets den huldvollſten Schutz gewährte, ließ die vereinigten Dilettanten durch den Obriſtkämmerer zum regen Fortſtreben ermuntern, und ertheilte Herrn Stepanek ſpäter die goldene Ehrenmedaille zur Belohnung der Verdienſte, die er ſich um die vaterländiſche Literatur erworben.

Nachdem die Geſellſchaft den Titel: „Verein der böhmiſchen Theaterdilettanten zum Beſten der Wohlthätigkeitsanſtalten“ angenommen, wirkte ſie unter der energiſchen Leitung des Herrn Stepanek mit günſtigem Erfolge bis zum Jahr 1822, folglich durch volle 10 Jahre für verſchiedene wohlthätige Zwecke, und die böhmiſche Theaterliteratur gedieh auf eine reichliche Weiſe. Die Originalſtücke Bratiſlaw, die Kärnthner in Böhmen, die Patrioten, Blanik, die Entführung aus der Todtengruft, der Deutſche und der Böhme, Wenzel der Fromme, die Berauner Kuchen, Jaroſlaw und Blazena; dann Bearbeitungen und Ueberſetzungen des: Tanzmeiſter, Johann von Nepomuk, Herr Reiſenſtein, der Plauderer, Sittah Mani, Vier Schildwachen auf einem Poſten, Zwei Worte, die Räuber auf Kulm, die Brandſchatzung, der Gevatter Mathias, Adäline, der Hund des Aubry, Gaßner der Zweite, Wie wird es ausfallen? Es ſpukt, Alles ſchriftlich ꝛc. verdanken dieſer Epoche ihr Daſeyn. Im Jahre 1823, während der Direktion des Hrn. von Holbein, trat eine neue Dilettantengeſellſchaft mit der Oper: „die Schweizer Familie“ auf, gab noch den Waſſerträger und einige Schauſpiele, löſte ſich jedoch nach 6 Monaten wieder auf. Als im Jahre 1824 die Herren Polawſky, Kainz und Stepanek die Direktion der Prager Bühne übernahmen, geſtatteten die Stände abermals die böhmiſchen Vorſtellungen, welche regelmäßig vom 28. September bis 16. Mai jeden Sonn- und Feiertag von 4 bis 6 Uhr Nachmittags unter der alleinigen unumſchränkten Leitung des Mitdirektors Stepanek gegeben wurden. Vom 1. Mai 1824 bis letzten April 1834, wo der Pachtcontrakt der genannten Direktoren zu Ende ging, wurden folgende Opern und Poſſen zum Theil vortrefflich und mit auſſerordentlichem Beifall gegeben; ja die böhmiſchen Opernvorſtellungen wurden oft von den Deutſchen und zunächſt den Kunſtkennern der deutſchen vorgezogen. Der Freiſchütz, der Waſſerträger, Joſeph und ſeine Brüder, Aline, Don Juan, Tankred, Barbier von Sevilla, die Zauber-

Zither, Johann von Paris, Eliſene, der Schnee, der Drahtbinder, Diamant des Geiſterkönigs, der Blaubart, die Zauberflöte, Udalrich und Bozena, die Schweizer Familie, Wladimir, Cosi ſan tutte, die Teufelsmühle, Aſchenbrödel, Entführung aus dem Serail, Rübezahl, das Raubſchloß in Sardinien, ſieben Mädchen in Uniform, das Waiſenhaus, Silvana, Othello, Fauſt, das Mädchen aus der Feenwelt ꝛc. An Schauſpielen, Melodramen und Luſtſpielen waren neu: das gelbe Fieber, die Ahnfrau, der Wirrwarr, das Bräuhaus in Goglau, die ſeltene Krankheit, die verſchneite Hütte, die Vogelſcheuche, die Freier, der Freund in der Noth, Daß es nur Niemand erfahre! Ich irre mich nie, die Zwillinge, Rudolph von Felſeck, die Elbogner Glocke, Waldeck, die Erdäpfel, der Wunderhut, Johanna von Montfaucon, das Luſtſpiel auf der Brücke, das Haus an der Landſtraße, das Schreibepult, der Nachtwächter, Jolantha, der Brautſchmuck, die ſelige Frau, Graf Benjowsky, die Huſſiten vor Naumburg, Hätt' ich lieber nicht geheirathet, Drei Väter auf einmal, Alle auf der Poſt, die Zerſtreuten, die Weiſe und der Mörder, Blind geladen, Rohowin, die Zauberin Sidonia, die Belagerung von Pilſen, das Vogelſchießen, der Erbvertrag, der Brudermörder, Precioſe, der Wittwer, Yelva, die Schreckensnacht in Paluzzi, die Brandruine von Burnina, Wihon Dub, die Vermählung auf der Feſtung, die Familie Swojanow, Salomos Urtheil, die Töchter Pharaonis, der Bettler, die Schuld, der Raub, Hedwig, Ali Baba, der Scharfrichter von Amſterdam, der Rehbock, der Taubſtumme, die Schleichhändler, Kaspar der Thoringer, Klara von Hoheneichen, die Mäntel, Iſidor und Olga, Fortunats Abentheuer ꝛc. Der größte Theil obiger Opern und Stücke iſt im Drucke erſchienen. Stepaneks Theater beſteht allein ſchon aus 16 Bänden. Unzählige Wiederholungen mehrerer dieſer Opern und Stücke bezeugten die Theilnahme des Publikums am böhmiſchen Schauſpiel, welches auch Kaiſer Franz, ſo oft er in Prag war, mit ſeinem Beſuche beehrte. Im Jahre

1828 verlangte der Kaiſer den Freiſchütz und 1833 die Aufführung des Stepanek'ſchen Luſtſpiels: „Der Böhme und der Deutſche,“ welches auch während der Anweſenheit des Kaiſers Nikolaus zu Münchengrätz wiederholt werden mußte. Stepanek war ganz der Mann, deſſen das böhmiſche Schauſpiel zu ſeinem Vorſteher bedurfte, da er mit der regſten Liebe für die Sache, eine bedeutende Kenntniß der Bühne und ſeines Publikums — auf das keiner der andern böhmiſchen Schauſpieldichter ſo mächtig einzuwirken verſtand — verbindet, und andere tüchtige Literatoren zur Beförderung ſeiner Zwecke zu gewinnen verſtand. Beſonders beeiferten ſich die Hrn. Chmelensky und Machaczek in der Oper, Klitzpera und Tyl im Schauſpiele, durch Originale und Ueberſetzungen mit Herrn Stepanek dem Ziele entgegen zu ſtreben, der Hauptſtadt Böhmens eine bleibende Bühne in der Mutterſprache zu erhalten, und auch das bloß der böhmiſchen Sprache kundige Publikum zu vergnügen.

Seit Hr. Stöger die Bühne übernommen, iſt zwar die Leitung der böhmiſchen Vorſtellungen noch immer Hrn. Stepanek geblieben, und dieſe gehen regelmäßig an Sonn- und Feiertagen fort, doch iſt demſelben, durch Uebertragung der Maskenbälle in das ſtändiſche Theater die günſtigſte Zeit des Jahres, der Carneval, entzogen worden, dazu kommt, daß bei dem gegenwärtigen Zuſtand des Opernperſonales auch das geſungene Drama ganz vom böhmiſchen Repertoire ausgeſchloſſen bleibt, und das recitirende Schauſpiel ſo ſchwache Kräfte beſitzt, daß Hr. Stepanek wieder ſeine Zuflucht zu Dilettanten — die ihm jedoch immer zur Aushülfe dienten — nehmen muß, die ſich erſt nach und nach zu brauchbaren Mitgliedern heranbilden können. Zum Glück iſt das böhmiſche Publikum, zwar weniger gebildet, aber auch weniger überreizt, als das deutſche. Seine Anſprüche ſind beſcheidener, es iſt noch ſo voll Theilnahme, daß es leicht befriedigt wird, und ſich erzürnt, wenn ſeine Aufmerkſamkeit — ſelbſt durch unterbrechenden Beifall — geſtört wird, ja es iſt im

Freude viel herzlicher und empfänglicher, als die Beſucher des deutſchen Theaters.*

W.

---

* Ähnliche Nachrichten von den andern bekannten Nationaltheatern anderer Nationen ſollen im nächſten Jahre folgen.
D. R.

◆◆◆

Ein Halbjahr

der

Pariſer Theater.

(Januar bis Juni 1855.)

Wir dürfen die Verhältniſſe der Pariſer Theaterdichter bei unſern Leſern als bekannt vorausſetzen. Sie bilden eine Innung, deren gemeinſame Intereſſen von einem Comité vertreten werden. Es gibt productive Theaterdichter, welche in der Erfindung und Ausarbeitung von Schauſpielen unermüdlich ſind, und ſolche, die bloß den Stücken ihren Namen auf dem Titel beifügen, um durch ihren Einfluß die Adminiſtrationen zu vermögen, die Manuſcripte anzunehmen, und ihre Aufführung zu beſchleunigen. Mancher Name beſitzt den doppelten Zauber, als productiver Theaterdichter dem Stücke Credit zu verleihen und als Mann von Einfluß es auf die Bühne zu bringen. Scribe war ein ſolcher noch vor Kurzem beim Théâtre-gymnase, das ſich jetzt ſchon emancipirt zu haben ſcheint.

Die ſchöne Rente, welche einige mit Glück gegebene Stücke den Verfaſſern abwerfen, vermehrt ſich von Jahr zu Jahr; die Luſt nach Neuem, die bei einem Publikum, wie das Pariſer, beſtändig vorherrſcht, und die ſtarke Conſumtion der Neuigkeiten dadurch herbeigeführt, daß alle Monate 4 bis 5 kleine neue Stücke gegeben werden. Alles dieſes zuſammen verleiht dem dramaturgiſchen Markte in Paris ein großes Leben und eine raſche Beweglichkeit; dabei ſind die Fäden alle auf einem Punkte zuſammengedrängt; ſie drängen ſich in dem Cabinet der Directoren, in den Bureaux der Adminiſtrationen; es iſt eine große Börſe, und in der That handelt es ſich ja hier um Geſchäfte nach allen Regeln, um Prozenten und Tantiemen, wie bei einem kaufmänniſchen Geſchäfte.

Trotz der bedeutenden Masse von aufgeführten Stücken, kann der Berichterstatter jedoch versichern, daß es, wie in Deutschland, auch hier unglückliche Autoren genug gibt, deren Werke nie das Licht der Lampen erblicken. Auch in Paris übersteigt gewiß die Zahl der nicht angenommenen Dramen die Zahl der aufgeführten bei Weitem. Es ist wirklich ungeheuer, was in diesem Genre producirt wird.

Wir gehen über die Theater von Paris der Reihenfolge nach mit ihren [illegible] Neuigkeiten. [illegible], die nicht das geringste Aufsehen machten, übergehen wir; bei den Andern theilen wir eine kurze Angabe des Inhalts mit, und lassen einige kritische Bemerkungen folgen. Zugleich erwähnen wir Debutanten und [illegible], wo diese auf einer Erwähnung würdig [illegible]. Wir [illegible] [illegible] solche, die das Conversations-Drama betreffen, wenn in Deutschland gewöhnlich am Vorzüglichsten gefehlt wird, und [illegible] [illegible] Abhandlungen über diesen Gegenstand gern bei Seite.

Man klagt so häufig darüber, daß den deutschen Theaterdichtern die Erfindungsgabe abgehe; diese [illegible] [illegible] mögen ihnen zeigen, wie die Franzosen darüber verfahren, und wie leicht sie es sich in den meisten Fällen machen. Wenn wir hier auch nicht unbedingt zur Nachahmung anreizen wollen, so glauben wir doch, daß so mancher Wink hierin enthalten ist, für solche, die sich dazu verstehen wollen, dem Theater Neuigkeiten zu liefern, und nicht im Stande sind, sich in gehörigen Schwung zu bringen. Diesen wird gegenwärtige Uebersicht [illegible] [illegible] [illegible]. Die Bemerkungen über Spiel und Scenerie werden für das praktische Theater ebenfalls einigen Werth haben. Man erhält hier einen Ueberblick aller theatralischen Ereignisse in Paris während eines halben Jahres. Auch die [illegible], die Kinder- und das Puppen-Theater Frankreich's haben wir der Vollständigkeit wegen in unser [illegible] aufgenommen.

Théâtre-français.

Februar.

Chatterton, drame, en 3 act. Von Alfred de Vigny.

Chatterton ist der Name eines jungen englischen Dichters, dem ein interessanter Artikel in der Biographie universelle gewidmet ist, [illegible]. Wir theilen hier Einiges daraus mit:

Thomas Chatterton wurde zu Bristol den 20. Nov. 1752 geboren. Seine Eltern waren arm; sein Vater war [illegible] eines armen Schulmeisters. [illegible]

Man hatte lange Zeit in der Kirche St. Maria Radcliff zu Bristol Kisten mit alten Manuscripten aufbewahrt. [illegible]

[illegible]

im Ganzen, denn [illegible] hatte er seine Gedanken auf den [illegible] gerichtet, der allein [illegible] konnte. So verschwendete er seine Jahre ohne Nutzen. Er war so arm, daß er von Brod und Wasser lebte, um seiner Mutter und Schwester [illegible] zu senden. Das Nothwendigste fehlte ihm, allein er war [illegible] und [illegible] und Vergnügungen, von denen er zu sagen pflegte, daß sie [illegible] waren. Nachdem er [illegible] ihre [illegible] hatte, weil er sagte: „[illegible] sich nicht zur [illegible] erniedrigen“, vergiftete er sich mit Arsenik den 25. August 1770.

Dies ist der Fall, den Vigny sich erwählte; diesen Menschen zeigt er uns als Märtyrer. Sein Chatterton ist der ewige Kampf mit der Gesellschaft; sie versteht ihn nicht, sie thut nichts für ihn. Im Ganzen hat sie so unrecht nicht; Dichter sind für die Gesellschaft, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, nicht eben unentbehrliche Mitglieder. Für Frankreich war der Augenblick ebenfalls nicht glücklich gewählt, da Schriftsteller und Dichter in diesem Augenblicke dort die höchsten Stellen bekleiden, Deputirte oder Räthe des Königs sind. Den wenigen Bekannten konnte man nachweisen, daß es ihnen an Brod und Unabhängigkeit gebrochen habe.

Schon früher hat Vigny in einem seiner Romane: „Der schwarze Doktor“, in dem eine Episode: „Chatterton“ vorkommt, denselben erbärmlichen und verkannten Helden geschildert. Die Fabel war interessant und dem Roman angemessen, deshalb machte er auch großes Glück. Aber auf dem Theater wird diese Episode, in ein Stück verwandelt, nie dahin gelangen, wenn gleich dieses Stück — wie es hier wirklich der Fall ist — von einem vortrefflichen Talente zeugt.

Dieses Drama hat übrigens weder Erfindung noch Handlung, und da es gänzlich verwickelt ist, so wird es schwer, den Gang der Ereignisse gehörig anzugeben. Zu Folge meiner [illegible] kommt Chatterton, unter dem Namen Tom, zu dem reichen Fabrikherrn John Bell, um von ihm ein Zimmer zu miethen. Bell iſt Alles durch ſich ſelbſt geworden, fleißig, ſparſam, arbeitſam, und nun ſo reich, daß ihm faſt das ganze Dorf Norton gehört. Er iſt [illegible], zu glauben, daß ein ſolcher Mann armen Leuten Zimmer vermiethen, und vermiethen, junge Herren bei ſich aufnehmen werde, wie ein Gaſtwirth. Dieſer John Bell iſt übrigens in ſeiner Art ein eben ſo merkwürdiger Kerl, wie Chatterton in der ſeinigen. Er iſt ein [illegible] von der Sorte, die [illegible] werden muß; immer brummend und ſcheltend, eigenwillig, eine Geißel für die junge Frau, die Kitty heißt, und Mutter zweier liebenswürdigen Kinder iſt.

Ein anderer Bewohner des Hauſes iſt ein alter Quäker, der gern ſpricht. Er hat einem von Bell's Kindern das Leben gerettet, und aus dieſem Grunde duldet ihn der grobe Fabrikherr im Hauſe. Der Alte hat ſowohl Kitty als auch Chatterton ſehr in Schutz genommen. Wie Beide leiden und lieben er, denn er ſieht wohl, daß ſie Liebe für einander fühlen, und leicht dadurch zu [illegible] verleitet werden könnten.

Kitty iſt eine höchſt anmuthige, poetiſche Erſcheinung. Dieſe junge Mutter iſt das reinſte Weſen, und Chatterton hat Recht, ſie mit der Charitas zu vergleichen, wenn er ſie mit ihren Kindern auf dem Schooß erblickt.

Für ihn iſt ſie in der That eine göttliche Tugend. Obgleich ſie in der vollkommenſten Abgeſchiedenheit lebt, obgleich ſie in der ſtrengen [illegible] des Puritanismus erzogen wurde, und keine von den Lockungen der Welt kennt, die ſie von dem Wege der Pflicht abwenden könnte, ſo [illegible] ſie doch ein [illegible] Gefühl, die Leiden, welche Tom durchwühlen, zu [illegible]. Sie [illegible] ihn mit großer Zartheit [illegible], und [illegible] weiß ſie es ſelbſt, warum ſie ſich ein Intereſſe für den jungen Gaſtfreund ergreift, den ihr Mann nicht gern ſieht.

Einige Herren aus der Geſellſchaft des Lord Talbot [illegible] in der Nähe, und erkennen Tom auf dem Felde. Der Quäker will ihnen entfliehen, aber ſie ſteigen zu John Bell hinein, und treiben dort ihre rohen Scherze. Es iſt nicht einzuſehen, warum der Gatte ſo grobe Dinge ſich bei Kitty gefallen läßt. Sie ſpotten z. B. über Kitty, und erlauben ſich unzarte Bemerkungen über Chattertons Armſeligkeit im Hauſe. Sie nennen ihn beim rechten Namen, und Bell, welcher nun glaubt, daß ſein Gaſt auch ein reicher, vornehmer Mann iſt, will ihm ein beſſeres Zimmer geben und reicht ihm die Hand.

Das, was hier erzählt wurde, füllt die zwei erſten Akte. Der dritte beſteht nur aus zwei Szenen. Zuerſt ein langer Monolog des Helden, worin er ein Bild ſeiner Leiden entwirft. Er ſpricht hier nicht nur von der Mißachtung und Vergeſſenheit, worin er lebt, ſondern auch davon, daß er Hunger habe, und keine Mittel mehr, ſeinen Hunger zu ſtillen. Er iſt einem unerbittlichen Gläubiger ſchuldig, und hat ein Manuſkript zu liefern verſprochen, aber ſeine Phantaſie iſt ausgetrocknet, und er hat noch keine Zeile davon niedergeſchrieben. Er wälzt ſich auf ſeinem Lager umher, aber der Schlaf flieht ihn. Er wird raſend; er wirft ſeines Vaters Bild auf die Erde — und endlich beſchließt er, zu ſterben. Noch beſitzt er ein Opiumfläſchchen, in dem er das einzige Rettungsmittel aus dieſem Elende erblickt.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke erſcheint der Quäker. Der Alte ſieht gleich, wie hier die Sachen ſtehen, aber ſtatt ihm das Gift zu nehmen, läßt er es ihm, und begnügt ſich damit, ihm Ermahnungen zu erteilen. Wie er ſieht, daß alle ſeine Ermahnungen vergebens ſind, nimmt er ſeine Zuflucht zu einem andern, aber nicht minder gefährlichen Mittel.

„Willſt du zwei Seelen verderben“, ſpricht er, „indem du ſelbſt deine Tage dir kürzeſt? Eine Frau liebt dich; dein Tod wird auch ſie töten. Welche? Sie, deren Leben ihren Kindern ſo notwendig iſt. Lebe! Verdamme dich zu dieſer Qual, da das Leben eine für dich iſt, und lebe in deinem Herzen, bei dem Anblicke der Glücklichen, welche dich umgeben, den [illegible] dieſes [illegible].“

Dieſe Worte des Quäkers, die Möglichkeit, von Kitty geliebt zu werden, bringen Chatterton wieder zu ſich. Er will leben! Er verſpricht es, denn er kann unmöglich den Tod der Geliebten herbeiführen.

Seine Lage, die er ſo eifrig verbarg, iſt jedoch bekannt geworden, und Lord Talbot kehrt zu Bell zurück, nicht wie man glauben ſollte, um Chatterton, wie es ihm ſo leicht wäre, aus der Verlegenheit zu reißen, ſondern Bell und ſeine Frau über die traurigen Umſtände des Dichters aufzuklären, ihnen eine Schilderung ſeines Elends zu entwerfen, und ſogar zu erzählen, daß der Unglückliche ſeinen Leichnam den Chirurgen des Hoſpitals verkauft habe, um nichts nach ſeinem Tode ſchuldig bleiben zu dürfen.

Alle hören zu, und Niemand unternimmt es, dem unglücklichen Manne zu Hülfe zu eilen; es liegt eine Unwahrſcheinlichkeit darin, die ſelbſt der empfinden muß, der unſerer Geſellſchaft noch ſo feindſelig gegenüber ſteht.

Der Vater des Dichters war der Freund eines Sir Beckford, der nun Lordmajor von London iſt. An ihn wendet er ſich, und Seine Herrlichkeit kommt in Perſon, ihm auf den Brief zu antworten. Es iſt eine Carrikatur, die ſich darin gefällt, den ungen Menſchen zu tadeln und aufzuziehen, und ihm räth, einen Stand zu ergreifen. Er überreicht ihm, um ſeinen Worten mehr achdruck zu geben, eine Broſchüre, die er durchleſen ſoll, und ugleich eine ſchriftliche Ernennung zu einem Poſten. Die Broſchüre iſt eine Kritik von Chattertons Dichtungen, die ihn vernichtet, und das Papier ernennt ihn zum erſten Kammerdiener s Lordmajor.

Hier hat nun Vigny weder Takt noch Geſchmack gezeigt. ies Alles iſt offenbar übertrieben. Einen ſolchen Dienſt dem ohne eines Jugendfreundes, der mit Lord Talbot ſtudirt hat, r ein unbezweifeltes Talent beſitzt, anzubieten, grenzt an Verktheit. Dieſer Zug, der an die Chirurgen verkaufte Leichnam, ſind Ausſchweifungen, deren ſich Vigny leider nur zu oft ſchon ſchuldig gemacht hat.

Nun ergreift Chatterton auf's Neue die Wuth. Was ſoll er noch auf dieſer Erde? Er vergißt das Verſprechen, das er dem Quäker gegeben hat, er vergißt Ketty's Glück, er leert das Fläſchchen, und auf dem höchſten Gipfel der Verzweiflung zerreißt er ſeine letzten Dichtungen und wirft ſie ins Feuer, um ſo dem Himmel die Begeiſterung ſeiner Seele wiederzugeben, die nun ſelbſt bald vor ihrem Schöpfer ſtehen wird.

Da erſcheint plötzlich Ketty, wie ein lebender Gewiſſensbiß, ſeinem Blicke. Sie kommt ihn zu holen, um mit den andern Gäſten des Hauſes zu ſoupiren. Sie erſchrickt über ſein Ausſehen. Dieſe Scene entſchädigt nun freilich für alle Unwahrſcheinlichkeiten und Uebertreibungen des Stücks. Ihr Geheimniß entſchwebt den Lippen beider Liebenden leider zu ſpät. Er ſtirbt, obgleich der wackere Quäker ihm alle erdenkliche Hülfe ſpendet. Bei dem Anblick ſeines Todeskampfs empfindet Ketty den fürchterlichſten Schmerz. Sie nähert ſich ihren Kindern und drückt ſie an ſich, gleichſam wie einen ſchützenden Schild gegen den Tod, der ſeine kalte Hand auch nach ihr ausſtreckt. Alles iſt jedoch vergebens! Sie unterliegt dem Schmerze und ſtirbt als Opfer des Ehrgeizigen, den ein unglückliches Geſchick ſie finden ließ.

Dieſer Schluß brachte beſonders durch das Arrangement der Scene eine ergreifende Wirkung hervor. Eine Wendeltreppe führte von der Bühne nach dem Zimmer des Dichters. Der Sterbende geht mit großer Anſtrengung hinauf; der Quäker, von dem Hülferuf Ketty's herbeigezogen, kommt ſchnell auf die Scene, und eilt ihm nach. Ketty folgt ihm, von innerer Seelenangſt getrieben. Wie ſie in das Zimmer tritt, ſieht ſie Chatterton bleich am Boden, von dem Greiſe unterſtützt. Zitternd, ſchwankend, ſich ganz vergeſſend, ſteigt ſie nun die Treppe hinab, oder vielmehr, ſie ſtürzt bis zur letzten Stufe hinunter; denn fällt ſie auf die Knie, erhebt ſich und ſchleppt ſich bis zu einem Seſſel, wo ſie ihren letzten Seufzer aushaucht.

Die franzöſiſchen Kritiker werfen es Herrn von Vigny vor, daß er in dieſer an Selbſtmorden ſo überreichen Zeit, ein ſolches Stück ſchreiben konnte; ſie ziehen eine Parallele mit Werther, und führen an, daß Göthe es ſich zum Vorwurfe machte, ihn geſchrieben zu haben. Sie ſind in Verlegenheit, dieſem Stücke als Schauſpiel ſeinen Platz anzuweiſen. Es ſey ein Drama in der „admirativen und contemplativen Art,“ ſagen ſie, nie aber ein Theaterſtück, wie man ſich ein ſolches gewöhnlich vorzuſtellen berechtigt iſt. Die Handlung ſey Null, behaupten die ſtrengen Kritiker ferner, die Sprache zu geſchraubt und prächtig; die Perſonen ſprechen alle zu viel.

Der Succeß am erſten Abende der Aufführung war jedoch vollkommen. Das Parterre hat mehr applaudirt als die Logen. Am Schluſſe wurde eine Krone von Roſen der Madame Dorval (Kitty) zugeworfen, und ſie nebſt Geoffroy und Joanny (Chatterton und der Quäker) wurden gerufen und mit Beifall überſchüttet. Einige Stellen in der Rolle des Chatterton erinnerten ſtark an den traveſtirten Werther des Variété-Theaters, den Potier einſt ſo unvergleichlich gab, und erregten ein leiſes Lachen. Um dieſe Aehnlichkeit noch zu vergrößern, erinnerten ſich ältere Theaterfreunde, daß eben dieſe Madame Dorval, welche jetzt Kitty ſo ſeelenvoll darſtellte, vor 12 Jahren an der Porte St. Martin in dem Drama: le retour de Werther, die Charlotte war.

Die Dekoration der drei Akte zeigte ein viereckiges, geſchloſſenes Zimmer mit Decke, rechts in der erſten Couliſſe war eine Seitenthür, links ein großer Kamin mit Feuer, im Hintergrunde eine weite Glasthür, wodurch man in die Fabrik von John Bell ſieht, daneben eine Vertiefung mit einer Gallerie, von der die Treppe hinabführte, faſt ein Drittel von der linken Seite des Saales wegnahm und bis zur zweiten Couliſſe hinter dem Kamin reichte. Am Ende der Treppe auf der Gallerie war eine kleine Thür, die in Chattertons Zimmer führt.

Das Ameublement beſtand in einem kleinen Arbeitstiſch mit Schubladen, einem kleinen Schranke, einem runden Tiſch mit Regiſtern und Papieren, verſchiedenen Stühlen und einem groſſen Lehnſeſſel. Auf der Mauer unter der Gallerie waren Landkarten aufgehängt, neben der Glasthür ein Waſchbecken nebſt Handtuch, ein Buffet mit Geſchirren, ein Spiegel über dem Kamin, ein Bild über der Thüre rechts.

In Chattertons Charakter liegt eine edle und rührende Reſignation, innerlich aufgeregt ohne äußere Kraftanſtrengung, ein heftiger tief gefühlter Schmerz. Schwarze Haare auf der Stirne aufgekämmt, hinten lang, bleiches Geſicht, weißes Halstuch, ſchmales Jabot, ſchwarze Weſte, enges graues Beinkleid, Stiefel bis an die Knie, ſchwarzer Frack mit aufſtehendem Kragen, auf der Bruſt zugeknöpft, Seitentaſchen, kleine Manſchetten. — Der Quäker, ruhig mit Salbung, doch ohne Deklamation. Weiße Haare, hinten lang, weißes Halstuch, kurze braune Hoſe, eben ſolche ſeidene Strümpfe über die Knie hinaufgezogen, ſchwarz ſammetne Kniebänder, hoch hinaufgehende Schnallenſchuhe, braunes zugeknöpftes Kleid mit aufſtehendem Kragen, Seitentaſchen, einen breitkrämpigen Hut, einen Rohrſtock. — John Bell, ſchwarze Haare, auf der Stirn glatt aufgekämmt, weiße Halsbinde mit langen Enden, weiße Schoßweſte, Hoſen und Rock von dunkelgelbem Sammt, grauſeidene Strümpfe, ſchwarzen Strumpfbändern, Schnallenſchuhen. — Lord Talbot, voll Leichtigkeit und Anmuth, natürliche Haare mit einem ſchwarzen Band gebunden. Jagdhut von ſchwarzem Sammt, Halsbinde und Weſte weiß, Hoſe von Leder, Kappenſtiefel mit Sporen, Kleid von rothem Tuche, gelbledernen Gurt mit dem Jagdmeſſer, eine Peitſche in der Hand. — Sir Belfort, gutmüthig, etwas ſpöttiſcher Ton, gepuderte Lockenperrücke, weiße Halsbinde, Spitzen-Jabot, hellblaue ſeidene Weſte mit Silber, hellblaue ſeidene Hoſen, weiße ſeidene Strümpfe, ſchwarze Strumpfbänder, Schnallenſchuhe, hellbraunes ſeidenes Kleid mit Silber; um den Hals einen Orden von Edelſteinen, einen dreieckigen Hut mit weißer Plume, Stock und Degen.

Kitty, kleine Spitzenhaube, flachen Sammethut mit langen flatternden Bändern, den ſie nach den erſten Scenen ablegt, grauſeidenes langes Kleid, hoch hinauf am Halſe, die engen Aermel, der Kragen und die Schürze mit Spitzen garnirt, Halbhandſchuhe von ſchwarzem Tull.

März.

Richelieu ou la journée des dupes, hiſt. Drama in 5 Akten in Verſen, von Népomucène Lemercier.

Dieſes Stück wollte Napoleon nicht aufführen laſſen; auch die Reſtauration hatte es verboten. Da wir es nunmehr geſehen haben, fragen wir uns, was die Urſache davon geweſen ſeyn mag. Es iſt eine jener zahlloſen Epiſoden aus dem Leben des Cardinals von Richelieu, die der Verfaſſer gewählt hat; einer jener häufigen Kämpfe, welche ungeſchickte Höflinge gegen ſeine Macht verſuchten, und worin ſie immer unterlagen. Richelieu übte auf Ludwig XIII. eine Herrſchaft aus, welche dem Talente ſtets über Schwäche und Unverſtand zukommt. Es fehlt dem Cardinal jedoch nicht an mächtigen und zahlreichen Feinden. Sie gebrauchen Verſtellung, Lüge, Verläumdung, Fanatismus, um zu ihrem Zwecke zu kommen. Aber Richelieu mit Hülfe des Pater Joſeph bezwingt ſie alle.

Ludwig XIII. iſt in dieſer Comödie, wie überall, wo man ihn erſcheinen läßt, ein unentſchloſſener Mann, der den Eingebungen des Augenblicks folgt. Sein Charakter hätte aber auf andere Weiſe aufgefaßt werden können. Der Sohn Heinrich IV. begriff ſeine Schwäche, und war geſchickter und feiner, als man vorausſetzt. Er ließ den Eigenſchaften des Cardinals Gerechtigkeit widerfahren, und gebrauchte ihn als Mittel, Schrecken einzujagen, um den Ehrgeiz zu unterdrücken, der ſich ſtets um ihn regte, und ſeine Ruhe zu ſichern, indem er daran arbeitete, die Ruhe Frankreichs zu conſolidiren.

Anfangs erregte die Darſtellung dieſes Werkes Aufmerkſamkeit, dann wurde ſie durch Murren und Gelächter unterbrochen, zuletzt hörte man Pfeifen.

Der Handlung fehlte es an Bewegung und Intereſſe. Fünf Akte werden heruntergeſpielt, ohne eine einzige anziehende neue Situation zu bringen. Der Styl iſt gemacht, hart, declamatoriſch, mit Lazzis verbrämt und ſchlecht angebrachten Pointen. Es iſt unbegreiflich, wie Herr Lemercier ein Stück, das für ein ganz anderes Publikum vor zwanzig Jahren und darüber, gedichtet war, der jetzigen Generation, die einen andern Geſchmack und andere Anſichten hat, zum Beſten geben konnte. Das heißt, der Klugheit entbehren und im Spiel des Verluſtes gewiß zu ſeyn. Die Comédie françaiſe durfte dieſes nicht vorausſehen. Ihr lag es ob, ihren Pflichten gegen einen achtbaren Schriftſteller nachzukommen. Die Künſtler hatten gewiſſenhaft ſtudirt, um ein Stück zu halten, das man vor dreißig Jahren anders aufgenommen haben würde.

April.

Charlotte Brown, com. 1 A., von Madame de Bawr.

In Eiſtach lebt ein wackerer Schneider, Namens Brown, der eine junge Waiſe angenommen hatte, die er gut erziehen ließ. Brown war reich und legte für Charlotte eine hübſche Mitgift bei Seite. Er hatte im Sinne, ſie einem Handelsmanne ſeiner Bekanntſchaft zu verheirathen, aber das Schickſal beſchloß es anders.

Ein junger Menſch verliebte ſich in Charlotte; er führte ſich als Künſtler bei dem alten Brown ein. Das Mädchen geſtand ihm bald, daß ſie ihn wieder liebe und nun war er kein Künſtler mehr, ſondern der junge Graf Rosberg, der Sohn des Hofmarſchalls des regierenden Herzogs. Heinrich von Rosberg hatte die reinſten Abſichten und begehrte Charlotte zur Frau.

Da er jedoch wußte, daß ſein Vater nie darein willigen würde, ein Mädchen niederer Herkunft zu wählen, ſo ſchrieb er ihm, daß der Onkel ſeiner Geliebten der Graf Brown ſey. Zufällig lebt eine ſolche Familie im Herzogthum, deren Güter bei Eißbach gelegen ſind. Der Schneider weiß nichts von dieſer Liſt, und gibt Charlotten ſeinen Segen, ſein Vermögen und einen koſtbaren Ring, den er ſtets ſorgfältig bewahrte.

Das junge Paar reiſt zu dem alten Grafen Ratberg, der ſeine Schwiegertochter allerliebſt findet. Sie wird bei Hofe vorgeſtellt und bewundert Alles; nichts fehlt mehr zu ihrem Glücke. Aber der Gedanke an den Betrug, der ihr zu dieſem Glücke verholfen, verfolgt ſie immerwährend.

Inzwiſchen kommt der Erbprinz in das Haus des Hofmarſchalls, um ſeiner Tochter Luiſe den Hof zu machen. Er geht ſo weit, ihr eine geheime Ehe anzutragen. Luiſe theilt dies ihrer Schwägerin mit, und Charlotte, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten, erzählt ihr jetzt die Lüge, welche ihre Tage mit Trübſinn erfüllt. Aber das glückliche Ereigniß ſoll Luiſens Wünſche krönen; der Herzog ſelbſt wünſcht die Hand der Gräfin Ratberg für ſeinen Sohn. Abends wird ein Feſt gefeiert, wo die junge Gräfin als Braut des künftigen Landesherrn, die Huldigungen des ganzen Adels empfangen ſoll. Aber, o Schrecken! der alte Schneider erſcheint, der nun auch erfahren hat, welcher Liſt man ſich bedient habe, und deſſen bürgerlicher Stolz dadurch ſehr beleidigt iſt. Die Bitten Charlottens erweichen ihn und er verſpricht zu ſchweigen. Aber der Marſchall trifft ihn zufällig und nun muß er ein Examen über die gräfliche Familie der Brown beſtehen, aus dem er ſich nicht übel zu ziehen weiß. Bald jedoch ſoll er auf eine ſtärkere Probe geſetzt werden.

Der Herzog kommt nämlich dazu. Dieſen hatte einſt unſer guter Schneider aus einer Lebensgefahr gerettet, und dafür den koſtbaren Ring erhalten, den jetzt Charlotte immer am Finger trägt.

Als man Brown dem Herzoge als den Onkel der jungen Gräfin vorſtellt, erzählt er die ſchöne Handlung des Schneiders und gibt den jungen Eheleuten hiedurch den Beweis, daß er ihr Geheimniß kenne. Aber der Hofmarſchall iſt außer ſich vor Wuth, als er den Betrug erfährt, und will die Ehe ungültig erklären, obgleich Charlotte ihm zu Füßen fällt u. ſ. w. Endlich erklärt der Herzog, daß Luiſe nur dann den Erbprinzen heirathen werde, wenn ſie von Charlotten bei Hofe vorgeſtellt ſeyn würde. Ueberdies ſoll der Schneider Brown geadelt werden und der Hofmarſchall gibt ſich endlich damit zufrieden.

Dieſe unbedeutende Erfindung wird durch die Schönheit des Details ſehr gehoben. Zwei oder drei Scenen ſind ſehr komiſch und unterhaltend; beſonders die, wo Brown beim Eſſen bedient wird, und ſich ſomit vergißt den Schnitt der Kleider zu tadeln ꝛc. Einige Längen wurden bemerkbar, und das Ganze paßt nicht für das jetzige Publikum. Vor einigen Jahren würde die Aufführung ſehr angeſprochen haben.

Mamſell Mars als Charlotte war vortrefflich; Monroſe ebenfalls als Schneider.

Angelo, tyran de Padoue, Drama in 4 Akten von Victor Hugo.

Dieſes Werk des berühmten Dichters iſt ſicherlich das ſchwächſte von allen, die er bis jetzt auf die Scene gebracht. Er hat hierin Scenen bald aus Romeo und Julie, bald aus dem [illegible], bald aus Francesca de Rimini entlehnt. Der ganze Bau des Stücks erinnert an die alten Melodramen mit geheimen Thüren, unheimlichen Perſonen und dergleichen. Der Styl klingt bald ſehr erhaben, bald fällt er zur alltäglichen Converſation herab. Die Schauſpieler ſind oft verlegen, wenn ſie in den leidenſchaftlichen Scenen und empfindlichen Reden mit einem „Je crois bien, c'est ça,“ anfangen müſſen. Auch ſind die Wiederholungen auffallend, ja oftmals lächerlich. Wenn Angelo ausdrücken will, daß man jedem ſeiner Schritte nachſpürt, ſo ſagt er: „der Freund, der mit mir ſpricht, ſpionirt; der Diener, der mich bedient, ſpionirt; der Prieſter, dem ich beichte, ſpionirt; die Frau, die mir ſagt, ich liebe dich! ſpionirt.“

Das größte Lob verdiente die Aufführung. Coſtüme und Decorationen waren prächtig. Auch ſpielten die Damen Mars und Dorval zum erſten Male in einem und demſelben Stücke. Mlle. Mars ſpielte zum zweiten Male eine Schauſpielerin in hoher Bedeutung. (Das erſte Mal war es „die Schauſpielerin von [illegible].)

Es iſt eine Venetianerin, die ihr Leben opfert, um ihre Ergebenheit einem Manne zu beweiſen, den ſie liebt, und von dem ſie nicht wieder geliebt wird, die noch weiter geht, und nachdem ſie von ſeiner Hand ſtirbt, das Weib, welches er anbetet, in ſeine Arme führt. Im erſten Akt bewundert man die Anmuth, die Feinheit, mit welcher ſie gewiſſe Worte, gewiſſe Situationen herausſtellt. Dieſer Beifall ſteigerte ſich mit ihrer Stellung bis zur Entwicklung. Madame Dorval ſtellt eine unglücklich Liebende dar, eine zweite Francesca da Rimini. Auch ſie hatte ſehr ſchöne Momente. Bewundert war der Tyrann von Padua. Er zeigte eine kräftige Beweglichkeit, die allgemein anſprach.

Juni.

Une présentation ou le comte de Saint-Germain, Comédie in 5 Akten von [illegible] François und Frédéric.

Nach dem Verfaſſer iſt der Graf von Saint-Germain ein eifriger Feind der Jeſuiten, und ſein Haß hat mehr als einen triftigen Grund dazu. Er wirft ihnen den Tod ſeines Vaters vor, und will ſelbſt zerſtörlichen Verfolgungen von ihrer Seite Preis gegeben worden ſeyn. Er hat ihnen ewigen Haß geſchworen, und um zum Ziele zu gelangen, ſpürt er allen ihren Thaten und Intriguen nach, und verbindet ſich zu dieſem Ende mit allen mächtigen Perſonen des Hofes und der Stadt. Ein Zufall kommt ihm dabei zu Gunſten. Damiens hat ein Verbrechen begangen, welches den Haß von ganz Frankreich auf ihn gezogen hat, und die Jeſuiten werden beſchuldigt, ſeinen Arm dazu bewaffnet zu haben. Auch klagt man ſie an, die Unternehmungen des engliſchen Prätendenten zu begünſtigen und Frau von Pompadour ſtürzen zu wollen, um eine ihrer Creaturen an deren Stelle zu bringen. Dieſe Unternehmungen will der Graf alle vereiteln und Ludwigs und der Maitreſſe Zorn auf die Jeſuiten vernichtend lenken.

Die jeſuitiſche Partei wird in dem Stücke durch den Pater Griſſet repräſentirt, einem guten Jeſuiten, der die Sprache der Kinder Loyola's ſpricht, wie ſie auf dem Theater nun einmal beliebt worden iſt, der aber eben keine große Geſchicklichkeit und Einſicht beſitzt. Um die Maitreſſe zu ſtürzen, holen die Jeſuiten aus einem Kloſter, welches ihrem Einfluſſe unterworfen iſt, eine junge ſchöne Waiſe und bringen ſie an den Hof in der löblichen Abſicht, ſie dem König in die Arme zu führen. Dieſes arme Kind heißt Blanche de Roman, und nach einigen vorläufigen Veranſtaltungen mit dem Kammerdiener Lebel verabredet man Tag und Stunde, um ſie dem Monarchen vorzuſtellen. Aber der Pater Griſſet iſt ſo unglücklich, daß er dieſe zarte Hoffnung der Rache und des Ehrgeizes ſeiner Brüder, dieſe Blume, die eine ſo große Revolution im Staate hervorbringen ſoll, einer alten Närrin übergibt, einer Frau von Mergy, einer Kokette, die ganz dem Grafen von Saint-Germain ergeben iſt, der ihr verſprochen hat, ſie wieder jung zu machen. Nachdem die Wachſamkeit des Jeſuiten hintergangen iſt, ſpricht der Graf Saint-Germain allein das Mädchen, und öffnet ihr die Augen über das ſchändliche Vorhaben ihres Mentors. Er geht noch weiter. Er rührt ihr Herz und bald fühlen beide Liebe für einander.

So weit zeigte das Stück einiges Intereſſe, aber von hier an fehlten die Autoren ſo ſehr gegen Alles, was die Scene erfordert, daß ſich lautes Mißvergnügen im Publikum regte. Die Perſonen des Stücks kommen und gehen, man weiß nicht warum? man weiß nicht woher?

Pater Griſſet iſt ſehr unzufrieden, als ihm Blanche ihren Entſchluß erklärt, ſich nicht dem Könige vorſtellen laſſen zu wollen. Indeſſen beruhigt er ſich wieder, als er hört, daß die Favoritin Frieden mit den Jeſuiten gemacht habe, und ſich ihnen anſchließen wolle. Jetzt will der Graf ſelbſt das Mädchen dem Könige vorſtellen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, ſeinen Vater an den Jeſuiten zu rächen. Aber eine neue Veränderung geht bei Hofe vor. Die Jeſuiten verlieren die Stütze, auf welche ſie rechneten, und nun führt der Graf, an der Stelle der Novize, ihre närriſche Beſchützerin, welche er durch einen gewiſſen Trank glauben macht, ſie ſey wieder fünfzehn Jahre alt, in das Cabinet des Königs.

Der Graf beſitzt außerdem Beweiſe der Unterhandlungen zwiſchen den Jeſuiten und dem Prätendenten. Und noch mehr! Er erhält durch die Frau eines Parlamentsraths eine Urkunde, die Griſſet verderben ſoll. Wie aber kann er ſie dem Herzog von Choiſeul in die Hände ſpielen? Einem Manne, wie Saint-Germain, fehlt es ſicher nicht an Mitteln; er wählt aber das unſicherſte, das ſich ihm darbietet, indem er dieſe wichtigen Papiere der Mademoiſelle de Roman gibt, welche zufällig dem Pater Griſſet damit begegnet. Dieſer nimmt ſie ihr weg, lieſt ſie, durchſchaut das Project des Grafen, fällt ihr zu Füßen und beſchwört ſie, ihm Ehre und Leben zu retten. Er ſagt ihr, daß er ihr Vater ſey, daß ſie nicht Mademoiſelle de Roman, ſondern Mademoiſelle Griſſet, die Tochter eines Jeſuiten, eines Beichtvaters der Nonnen ſey. Das arme zitternde Kind, obgleich der Mönch zu ſeinen Füßen ihm Schrecken einflößt, wird gerühret, erweicht, und die Papiere, die ſie dem Herzog geben ſollte, wandern in Griſſets Hände. Jetzt hat der Jeſuit geſiegt; Choiſeul und Saint-Germain ſind vernichtet. Sobald jedoch gibt Saint-Germain das Spiel nicht verloren. Er führt Blanche zurück, die auf Griſſets Befehl nach dem Kloſter gebracht werden ſollte. Als ſie ihm ſagt, auf welche Weiſe ſie die Papiere verloren hat, ſchäumt er vor Wuth. Wie ſie ihm aber die Lüge des Jeſuiten eröffnet, ſchreit er auf: „Wie, Sie ſeine Tochter! Ich werde Ihnen den Beweis liefern, welcher Familie Sie angehören!“ Eine Dummheit des Pater Griſſet, wofür ihn ſein Orden lebendig verbrennen laſſen ſollte, ſetzt den Grafen Saint-Germain in den Beſitz der Urkunden, um Blanches Abkunft beweiſen zu können. Griſſet gibt ihm nämlich verblichene Pergamente, um durch chemiſche Proceduren ihre Schrift wieder lesbar zu machen. Der Graf unternimmt die Arbeit, und findet in dieſen Urkunden, daß die Waiſe, welche zur Erziehung in das Kloſter gegeben wurde, die Tochter eines Grafen von Gardinet ſey, welcher bei Fontenoy getödtet wurde, und den der Herzog von Choiſeul genau gekannt hatte. Nachdem Blanche ihre Herkunft kennt, geſteht ſie, auf welche Weiſe ihr der Jeſuit die Papiere abgedrungen. Frau von Pompadour iſt darüber erbittert; der Wind dreht ſich zum letzten Male, die Vertreibung der Jeſuiten wird unterzeichnet, und Herr von Choiſeul behält ſein Miniſterium. Was hat der Graf von Saint-Germain von dieſem Allem? Er verlangt die Hand des Mädchens vom Miniſter, die man ihm verweigert. Blanche gehört einem Kloſter, deſſen Oberin ſie zurückfordert. Dies bringt den Grafen auf. Er gibt ſich daher als einen Agenten des Königs von England zu erkennen, und fordert im Namen dieſes Fürſten Rechenſchaft über die Intriguen des Prätendenten, welche Frankreich beſchäftigt. Choiſeul iſt ſehr verlegen und bietet die Hand zum Vergleiche. Man will von beiden Seiten die Augen zudrücken. Saint-Germain ſoll, ohne daß man es bemerken will, die Nonne nach England entführen, wenn er die diplomatiſchen Intriguen nicht geſehen haben will. Hier fällt der Vorhang, nachdem noch der Graf eine ſanglante Tirade gegen die Höflinge und ſeine Epoche zum Beſten gegeben hat, und eine Weiſſagung über die Zukunft Frankreichs und das Schickſal ſeines Monarchen, der ruhig zu ſeinen Füßen einen Abgrund entſtehen ſieht, in den ſeine Nachfolger ſtürzen werden.

Dies iſt ein Auszug aus dem langen Imbroglio, deſſen langweiliger und verworrener Gang die Zuſchauer zur Verzweiflung brachte. Wenige einzelne Scenen erregten Lachen, wie z. B. die Narrheit der Frau von Mergy, die, nachdem ſie den Trank hinuntergeſchluckt hat, mit einem Male glaubt, ſie ſey wieder fünfzehn Jahre alt, ſich jugendlich ſchmückt, den Ton und die Sprache eines ſchönen Kindes annimmt, und zu dem König in der Meinung geht, ſie werde die ſchläfrigen Sinne des alternden Monarchen wieder zu erregen im Stande ſeyn. Dieſe beluſtigende Rolle gab Madame Desmouſſeaux. Monroſe gab eine andere komiſche Rolle, den Generalpächter, Griſſet wurde von Samſon dargeſtellt, Saint-Germain von Menjaud. Dieſe Rolle machte wenig Wirkung. Die intereſſanteſte Partie des Ganzen iſt Blanche, welche von der jungen Pleſſy, einer talentvollen Schülerin Samſons, geſpielt wurde. Das Publikum war ſehr galant gegen ſie. So oft im Stück von ihrer Schönheit und Grazie die Rede war, ſo oft erſchallte der Saal von Bravorufen. Das gute Spiel der Künſtler konnte dennoch das Stück vom Falle nicht retten.

Gymnase dramatique.

Januar.

La femme qu'on n'aime plus, von Tournier. Vaudeville in 1 Akt.

Die Intrigue iſt auf einer Nadelſpitze balancirt; ein Nichts. Aber dieſes Nichts iſt mit Geiſt und Zartheit behandelt. Eine Komödie aus Marivaux Zeiten. Der Dialog, der bei ſolchen Stücken eine bedeutende Rolle ſpielt, iſt mit glücklichen Traits durchwebt.

Clementine, ein junges Mädchen, hübſch und gebildet, wird von ihrem Couſin Edmund, einem geraden, ſchlichten Jungen und einem Herrn M., einer literariſchen Berühmtheit, zur Geliebten erkoren. Die Familie entſcheidet ſich für den Letztern und Clementine reicht dem Dichter die Hand. Aber der glühende, hingebende, ſanfte Sänger iſt ein arger Haustyrann; die Leute wünſchen ihr Glück, und ſie weint im Stillen. Endlich erbarmt ſich die Unſterblichkeit des großen Dichters, das will ſagen: Clementine wird Wittwe.

Mit einer liebevollen Scheu denkt ſie jetzt Edmonds. Er war inzwiſchen in Paris etablirt und durch Handel reich geworden. Er beſuchte ſie. Zuerſt erklärte er beſcheiden, daß er gern dem berühmten Manne gewichen ſey, und eben ſo wenig jetzt daran denken könne, ihn bei ihr zu erſetzen. Er geſteht, daß er ſich vermählen wolle; er habe bereits einen Freund gebeten, für ihn zu wählen, und bitte nun auch ſie darum, er wolle blindlings zugreifen. Sie ſchöpft Hoffnung aus dieſem Geſtändniſſe. Dem Anſcheine nach iſt ſie bemüht ihm zu dienen, indeß ſie ſucht ſeine alte Neigung für ſie wieder zu erregen, und ihn von einem jungen Mädchen abwendig zu machen, das der Freund für ihn aufgeſucht hat. Zugleich will ſie dieſes Mädchen bereden, ſie liebe den Freund, und den Freund, daß er das Mädchen liebe. Sie findet überall geneigtes Gehör, und da ſie ihren Couſin ſogar eiferſüchtig macht, indem ſie ihn verſichert, ſein Freund habe ihr Erklärungen gemacht, bringt ſie ihn dahin, ſich für ſie zu entſcheiden. Die ſchöne und liebenswürdige Allan, früher Dem. Despreaux, gab die Rolle der Clementine mit Feinheit und Grazie. Allan war Edmond. Die andern Rollen ſpielten Dem. Forgeot, Rhozeville und Graſſot.

Die Dekoration beſtand in einem reichverzierten, achteckigen Saal. Die Mittelthür ging in ein anderes Zimmer. Rechts und links waren Fenſter mit großen und kleinen Vorhängen. Außerdem ein Kamin und Gemälde an den Wänden. Die Möbel waren: rechts ein Schreibtiſch, links ein Nähtiſch, mit einem eleganten Arbeitskörbchen. Auf dem Kamin: Uhr, Vaſen, Leuchter u. ſ. w. Sechs Fauteuils waren angemeſſen im Raume vertheilt.

Herr Allan (Edmond) nahm den Charakter frei und offen, mit beſcheidenem Selbſtvertrauen. Er ging ſchwarz gekleidet, bis auf die weiße Weſte.

Seine Gattin (Clementine) zeigte viel Ausdruck, Feinheit und Grazie. Sie trug ein roſa Gazekleid über roſa Seide.

2. La fille de l'avare, scènes de la vie de province, en 2 Act, mit Couplets von Bayard und Paul Duport, nach einem Roman von Balzac.

Der Roman heißt Eugénie Grandet, und iſt eines der vorzüglichſten Werke Balzacs. Das Stück, von dem wir ſprechen, gehört zur rührenden Gattung, und zog eine lange Reihe von Abenden das Publikum herbei.

Es iſt den Verfaſſern gelungen, eine Tochter, die ihren Vater beſtiehlt, ſo hinzuſtellen, daß man ſie nicht verdammen kann, und daß die gewiſſenhafteſte Jury ſie losſprechen müßte.*

Die Dekoration beſtand im erſten Akte aus einem ſehr einfachen Zimmer im Erdgeſchoße, mit geſchloſſenen Wänden, Seitenthüren und einer Mittelthüre, welche zu dem Vorhauſe führt. Rechts eine Treppe; deren erſten Abſatz nur der Zuſchauer erblickt. An der Mauer läuft ein Strick längs der Treppe, zum Anhalten.

Die Möbel beſtehen aus einem viereckigen Tiſche auf der rechten Seite und einem runden in der Ecke im Hintergrunde. Hier liegt ein großes Brod in eine Serviette gewickelt. Zwei Lehnſtühle rechts im Hintergrunde, einer an der Couliſſe links. Dieſe Möbel ſind alt, und paſſen nicht zuſammen. In dieſer Art ſind auch alle Requiſiten, deren dieſes Stück eine bedeutende Menge erfordert.

---

* Das Stück iſt bereits in's Deutſche überſetzt.

Im zweiten Akte ſahen wir ein anſtändiges Zimmer im erſten Stocke, mit Thüren und einem Fenſter, das in den Garten geht. Ein Kamin in der Mitte.

Die Möbel waren: ein grünbedeckter Tiſch, ein Leuchter von Eiſenblech, mit einem heruntergebrannten Lichte. Stühle und Lehnſeſſel.

Bouffé gab den Geizigen. Er hatte graues, hinten etwas langes Haar; ein weißes Halstuch, ein Gilet von braunem Stoffe, ein kurzes Beinkleid von hellblauer Farbe, graue Strümpfe und große zugebundene Schuhe. Im zweiten Akte trug er einen sehr kurzen, blauen Mantel, der vorn zugeknöpft war, und einen Sporn am rechten Schuh, den er nach der erſten Scene ablegt. Der runde Hut hatte breite Krämpen.

Mad. Volnys (Leontine Fay) war im bloßen Haare und in einem braunen, hochblauausſehenden Kleide. Ein kleines weißes Halstuch war unter dem Kinn zugeknüpft.

März.

Être aimé ou mourir! * Com. Vaud. in 1 Akt, von Scribe und Dumanoir.

Madame Bonnivet iſt eine junge Frau, die verheirathet wird, ſobald ſie die Penſion verläßt; die keinen Begriff von der wirklichen Welt hat, aber ſo unglücklich iſt, deſto mehr Romane zu kennen. Sie hat einen rechtſchaffenen Mann geheirathet, einen Notarius; ſie läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er erfüllt alle ſeine Pflichten, iſt ein guter Gatte, ein guter Vater, aber er verſteht es nicht, ſie glücklich zu machen, wie ſie es nach den Compoſitionen der Modeſchriftſteller zu werden glaubte. Herr Bonnivet verwehrt nichts ſeiner Frau, weder Schmuck noch Vergnügungen, ſelbſt ihren Launen gibt er nach, denn er iſt zu ſtill, ſeine Zuneigung iſt zu bürgerlich, er eifert nie, er ſieht zu viel

---

* Von [illegible] unter dem Titel: die [illegible] überſetzt.

Vertrauen in ſeine Frau. Wie kann man nun aber mit einem Manne glücklich ſeyn, der nicht ein einziges Mal Othello oder Don Juan iſt? Als ſie ſich mit ihrem Manne im Bade von Bagnères befindet, ſieht ſie dort einen jungen Helden aus der neuen Schule, den Herrn von Sauvigni, der ſich närriſch in Madame Bonnivet verliebt. Seine Leidenſchaft iſt ohne Grenzen, und er ſchwört, ſich das Leben zu nehmen, wenn die junge Frau ſeinen Wünſchen widerſtrebt. Und was er ſagt, führt er aus. Eines Morgens findet man ſeinen Hut am Rande eines ſchrecklichen Abgrundes. Kein Zweifel, er hat ſeinen fürchterlichen Vorſatz ausgeführt, er hat ſich in den Abgrund geſtürzt, nachdem er noch an ſeinen Bedienten geſchrieben hat; und ein öffentliches Blatt geht ſogar ſo weit, die letzten Augenblicke dieſes unglücklichen Selbſtmörders aus Liebe mit allen Umſtänden zu beſchreiben, und eine Menge philoſophiſcher Betrachtungen daran zu knüpfen.

Madame Bonnivet reiſt tief betrübt von Bagnères, und nimmt ſich vor, in Zukunft vorſichtiger zu ſeyn. Sie kommt nach [illegible], und entzündet auch hier einen jungen Menſchen, der eben aus der Militärſchule kommt, und ihr ſchon am erſten Tage eine heiße Liebeserklärung macht, die mit Drohungen ſchließt. Geliebt werden oder ſterben! iſt auch ſein Wahlſpruch. Der Zufall will, daß Ferdinand, dies iſt der Name des neuen Geliebten der jungen Frau, eine Schweſter hat, die Wittwe eines Oberſten und Jugendfreundin der Madame Bonnivet. Nun findet er in Rouen einen ſeiner Freunde, der in dieſe Schweſter verliebt iſt, und nichts ſehnlicher wünſcht, als ſie zu heirathen. Die beiden jungen Leute arbeiten ſich prächtig in die Hand. Der eine trotzt, mit den Waffen in der Hand, der jungen Frau ein Rendezvous ab, der andere übernimmt es über ſich, ihren Gatten entfernt zu halten. Der Anfang geht gut. Ferdinand, der immer zu ſterben droht, erhält nach und nach von dem jungen Weibchen einige Gunſtbezeugungen, und das Ding könnte ernſt werden, wenn nicht ein ſeltſamer Zufall dazwiſchen käme. Herr Bonnivet hat in dem treuen Geliebten der jungen Wittwe, den zu Bagnères aus Liebe Geſtorbenen wieder erkannt, und auch ſeine Frau erkennt ihn. Es war alſo Alles nur Verſtellung. Madame Bonnivet nimmt ſich vor, auch ihm jetzt einen Streich zu ſpielen. Der Zorn, der ſie jetzt ergreift, iſt wahrhaft ergötzlich. Sie ärgert ſich in der That, daß Herr von Sauvigni nicht in dem Abgrund der Pyrenäen mit zerbrochenen Gliedern ruht; beſonders luſtig iſt die Scene, in welcher Ferdinand ihr durch Drohungen, ſich das Leben zu nehmen, Liebe abtrotzen will. Endlich wird er durch die Neckereien der jungen Frau faſt ernſtlich zur Verzweiflung gebracht. Schließlich erſcheint der Notarius Bonnivet, der durch's ganze Stück ein verſtändiger Mann iſt, und ſehr viel ſchöne Dinge über die Thorheit der Jugend, ihre ewigen Liebesverſprechungen und dergleichen ſagt, mit verwundeter Hand. „Was iſt dir widerfahren“? fragt ſeine Frau. — Ach nichts! — Aber ſo ſag' es mir doch. — Ich war ſo eben im Garten, da ſtürzte ſich ein Hund, der toll ſeyn ſollte, auf unſer ſpielendes Kind. Ich hab' ihn gepackt und er hat mich in die Hand gebiſſen. — Und man ſagte dir, daß er toll war? — Ja, aber er trank Waſſer vor meinen Augen. — Sieh nur...... Sagteſt du nicht, daß man ſein Leben nicht der Gefahr bloß geben ſollte! — Es zur Rettung ſeines Kindes, ſeines Weibes hergeben, — welch ein Unterſchied!

Da ſtürzt Madame Bonnivet weinend ihm in die Arme. Sie vergleicht die berechnete Perfidie, das falſche Feuer der beiden Narren, die ſie nur compromittiren wollten, mit der beſcheidenen und hingebenden Großmuth ihres Gatten, und begreift nun das ſtille Glück, in dem ſie lebt, und das ſie durch nichts mehr ſtören laſſen will.

Geſpielt wurde köſtlich, die Allan (Despreaux) ſpielte die Scene, wo ſie ſich rächen will, höchſt drollig; Paul gab den leidenſchaftlichen Ferdinand; ſeine großartige Verzweiflung, ſeine Melodramen-Action erregte ſchallendes Gelächter. Allan war der Selbſtmörder aus Bagnères. Er erzählte ſehr hübſch, wie er wieder zu ſich ſelbſt kam, wie er Freunde geſunden, mit denen er gejagt und gefrühſtückt habe, und daß er endlich eingeſehen: daß, wenn man drei Stunden lang ſo ſchreckliche Qualen der Liebe ausgeſtanden, man ſie auch länger ausſtehen und ſich zuletzt daran gewöhnen könnte.

Dieſes neue Stück iſt nicht nur als gutes Vaudeville zu betrachten, ſondern als eine Sittenlehre für die jetzige Pariſer Welt.

Dekorationen und Coſtüme waren im höchſten Grade elegant und modern.

April.

Paul Clifford. Vaud. in 2 Akten, von Melesville und Charles Duveyrier.

Duveyrier, der früher St. Simoniſt war, wird hier in Gemeinſchaft mit ſeinem Collegen Melesville der Advokat der Diebe.

Der Held des neuen Stücks iſt ein berühmter Dieb, der an der Spitze einer Bande von determinirten Spitzbuben in Irland herumſtreift, und es verſucht, in ein Schloß einzudringen, wo der Miniſter Morton und ſeine Tochter wohnen. Er hatte nämlich gehört, daß die Krondiamanten von England von Karl II. dort niedergelegt worden ſind. Zu dieſem Ende erſcheint Paul Clifford bei dem Miniſter, und gibt ſich für den flüchtigen König ſelbſt aus. Man behandelt ihn mit dem tiefſten Reſpekt, doch bald erfährt man, daß Seine Majeſtät ſich bereits eingeſchifft haben. Der Reiſende iſt alſo nicht, wofür er ſich ausgegeben hat, und muß eine neue Lüge erſinnen. Jetzt wird Clifford der Sohn des Miniſters, den man in einem Schiffbruch umgekommen glaubt. Er wird auf's Herzlichſte begrüßt und bewirthet; allein bald erfährt man, daß der junge Morton wirklich todt ſey. Jetzt hat der feine Spitzbube keine Liſt mehr vorräthig; er wird erkannt, und nun ein eben ſo großer Gegenſtand der Verachtung als früher der Zärtlichkeit.

Ein Jeder wird jetzt glauben, daß man den Dieb hängen werde. Allein es handelt ſich hier darum, der Geſellſchaft eine neue Lehre der Menſchenliebe einzuprägen. Der gute Morton findet manchen Entſchuldigungsgrund für ſeinen Gaſt. Zuerſt liebt er Jenny Morton, und wird von ihr auch geliebt; zweitens hatte er die Schlüſſel zu den Krondiamanten in Händen und hat ſie nicht angerührt, um Morton und ſein Kind zu ſchonen; auch weiß man, daß Paul den letzten Seufzer des jungen Morton empfangen habe, und ihn retten wollen; zur Aufforderung genug, dieſen jungen Dieb auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Der gute Miniſter reicht dem Banditen die Hand, verſpricht ihm ſeine Tochter, und will mit ihm nach einer andern Gegend reiſen, um ihn ſo den Nachſtellungen der Gerichte zu entziehen. So beſſert Morton einen Dieb. Jedenfalls enthielt dieſe Lehre eine ſchöne Ausſicht für Spitzbuben und Corſaren. Im Ganzen fand das Publikum die Lektion etwas kalt, wenn gleich einige Scenen applaudirt wurden.

Ferville gab Morton; Paul, Ellfford den Dieb; die Allan-Despreaux war allerliebſt als Cäcilie Morton. Sie hatte das Coſtüm jener Zeit in ſeiner ganzen Strenge adoptirt, und es ſtand ihr vortrefflich.

Mai.

La famille de la future, Vaud. in 1 Akt, von Hyppolite Leroux.

Das Stück hat einige Aehnlichkeit mit der Grisette mariée der Variétés.

Der Enkel eines vormaligen Notars, Henri Dermorin, ein junger, lebhafter Menſch, verliebt ſich in eine junge Nätherin, die bei ſeiner Tante arbeitet. Seine Liebe iſt deſto ſtärker, da Mlle. Juliette ſo klug iſt, ihm zu widerſtehen. Er denkt nicht daran, ſie zu verführen, er achtet ſie zu hoch und will ſie heirathen. Er muß ja glücklich werden, denn Juliette wird ihm ihr Glück verdanken, und Liebe und Dankbarkeit werden ſie an ihn feſſeln. So denkt und raiſonnirt man mit achtzehn Jahren. Er theilt ſein Vorhaben ſeinem Großvater mit, und bittet ihn um die Einwilligung zu dieſer Heirath, obgleich er feſt entſchloſſen iſt, ſie auch ohne dieſelbe einzugehen. Glücklicher Weiſe hat der Großvater kaltes Blut, und denkt daran, daß er auch einſt jung war, und ſeine Erfahrung ſagt ihm, daß man nicht gegen die Leidenſchaft ankämpfen müſſe. Daß ſein Enkel heirathen will, iſt ein ſehr natürlicher und ehrenhafter Wunſch, auch daß er eine Nätherin heirathen will, iſt nicht ſo auffallend. Was ſind heutzutage Geburt, Stand, Vermögen? Man heirathet am beſten nach ſeiner Neigung; man heirathet, um glücklich zu ſeyn. So denkt dieſer gute Großvater, wie man ſelten einen antreffen wird. Aber man muß ſich doch erſt kennen lernen. Mlle. Juliette iſt eine niedliche, einnehmende Perſon von guter Geſinnung. Man muß aber auch ihre Verwandten kennen lernen. Papa Vermorin veranſtaltet ein Diner, und ladet die Verwandten des Mädchens dazu ein. Zur beſtimmten Stunde kommen ſie alle herbei. Der Vater, der Bruder, der Vetter, der früher Julietten die Cour machte und ſie heirathen wollte, ferner die Tante, Madame Catoulet, Logenſchließerin im königlichen Theater der komiſchen Oper, eine Frau, die in ihrem Zirkel und in ihrer Familie die größte Achtung genießt. Sie kennt eine ſolche Menge Arien auswendig, daß ſie faſt eine ganze lyriſche Unterhaltung fortſetzen kann. Man bittet ſie, Platz zu nehmen, und ſie ſingt:

„Setz dich hin an meine Seite.
Nah, recht nah zu mir.“

Man bittet ſie beim Deſſert, ein Liedchen anzuſtimmen, und ſie ſingt das berühmte

„Nein, nein, ich ſinge nicht, mein Herr ꝛc.“

Dies ſind aber nur Kleinigkeiten! Welche Geſchichten bringt der Vater hervor, als ihm der Wein den Kopf erhitzt! Welche Streitigkeiten entſtehen zwiſchen Bruder und Vetter! Der arme Heinrich begreift nunmehr, daß, wenn man ſich auch über die Vorurtheile des Ranges und des Vermögens hinwegſetzen möchte, es nicht ſo leicht iſt, eine gute Erziehung zu entbehren. Welch ein Leben unter dieſen zwar guten aber ganz rohen Leuten! Um Heinrichs Bekehrung zu vollenden, und ihn für die Ideen ſeines Großvaters zu ſtimmen, der ihn mit einem Mädchen verbinden wollte, deſſen Vater ihm bei ſeinem Avancement von Nutzen ſeyn könnte, muß ihm noch ein Brief Juliettens in die Hände fallen. Hieraus wird ihm klar, daß das Mädchen mehr dem Ehrgeiz als der Liebe Gehör gab, und daß ihr Couſin mehr als Heinrich geliebt wird. So werden denn die vorläufigen Verhandlungen abgebrochen, und Herr Vermorin macht der Nätherin und ihrem Bräutigam ein Geſchenk, und entläßt ſie.

Die Scene des Diners iſt die einzige erhebliche im ganzen Stücke, die beſonders durch das Spiel der Madame Catouſſet gehoben werden kann. Madame Monval iſt in dieſer Rolle vortrefflich; Numa ſpielt den alten Advokaten, Klein den Vater des Mädchens und Eliſe Forgeot Juliette.

Une chaumière et son coeur, Com.Vaud. in 3 Akten von Scribe und Laforêt.

Jenny iſt eine Waiſe, die Gripp, der Pächter, aufgenommen hat. Wir ſind in England. Die Jugend der Waiſe fließt glücklich dahin. Ihr Spielgefährte und Beſchützer iſt John, des Pächters Sohn. Wie ſie Beide größer werden, hält man ſie allgemein für Braut und Bräutigam. Dies Glück ſollte jedoch nicht lange dauern. Matroſen kommen, und nachdem ſie John eingeſperrt haben, entführen ſie Jenny auf ihr Schiff, das nach Amerika ſegelt. Lord Wolſey, der ſich am Bord befindet, hört von dieſem Raube, nimmt ſich des Mädchens an, und gibt ſie in die beſte Penſion von New-York. Hier beginnt ein neues Leben für ſie. Sie iſt jetzt nicht mehr die arme Waiſe, die Magd auf dem Edelhofe, ſondern die Mündel des Lord Wolſey, die nur von Anbetern umgeben iſt. Sie erhält die feinſte Bildung, und benimmt ſich ihrem neuen Stande gemäß.

Nachdem ſie mit ihrem Beſchützer mehrere Länder Europa's beſucht hat, bittet ſie ihn, auch nach England mit ihr zu reiſen. Nur der Gedanke an John Gripp erfüllt ihre Bruſt, den ſie einſt geliebt hat und den ſie noch liebt. Lord Wolſey führt ſie auf ſeine Güter, welche an Gripp's Pachthof grenzen; Jenny iſt nun wieder in jenen Gegenden, die ſie ſich ſtets in Gedanken vergegenwärtigte; ſie ſteht auf dem Punkt, ihrer romantiſchen Leidenſchaft ihre ganze Stellung in der Geſellſchaft zum Opfer zu bringen, ihre Zukunft, ſelbſt die Zuneigung des Lords, ihres Wohlthäters, die ſo zärtlich geworden iſt, daß er ihr Herz und Hand anbietet.

Jenny nimmt keinen Anſtand ihm zu ſchreiben: daß ſie ihn verlaſſen müſſe, weil ſie einen Andern bereits liebe. Noch denſelben Abend zieht ſie die Tracht einer Bewohnerin des Landes an, wie ſie ſie vormals ſelbſt getragen, und macht ſich nach dem Pachthofe auf den Weg.

Aber hier ſoll der Schleier zerreißen, hier ſoll die Wirklichkeit den ſchönen Traum zerſtören, den ſie ihr ganzes Leben hindurch genährt hat. Welche Menſchen findet ſie hier wieder; und John, der ſein größtes Verdienſt darein ſetzt, tüchtig trinken zu können, und dabei ſpielt, flucht und zankt.

Jenny ſieht ſich den Brutalitäten einiger Trunkenbolde bloßgeſtellt, und ihr wird endlich ein elender, ſchmutziger Winkel zum Schlafen angewieſen. Aber ſie ermannt ſich und entflieht in das Schloß des Lords. . . .

Wie glücklich fühlt ſie ſich nun hier; wie thöricht war ſie, dies Alles aufgeben zu wollen. Wie ſehnt ſie ſich nach Wolſey's erneuerter, zärtlicher Liebeserklärung. Aber die Unglückliche hat das Billet vergeſſen, das ſie ihm geſchrieben, und Wolſey, der zu großmüthig iſt, um ihr ſeine ferneren Wohlthaten zu entziehen, begnügt ſich damit, ihr zu eröffnen, daß auch er nun andere Geſinnungen habe, und ihr erlaube, ſich mit dem Gegenſtande ihrer Liebe zu verbinden. Welch eine Lage für das arme Mädchen; wie muß ſie nun ihre Thorheit, ihren Verluſt beklagen. Nach einem kurzen Kampfe beſchließt ſie endlich, ihrem Wohlthäter ihre Verirrung offen zu geſtehen, und dieſer, hocherfreut, macht ſie zu ſeiner Gattin.

Dieſes Stück gefiel wieder mehr durch die Ausführung der Einzelnheiten, als durch die Erfindung; jedenfalls kann man es als eine weiſe Lektion für die Ueberſpanntheiten der Jugend erachten, wenn gleich in neuerer Zeit ſolche romantiſche Ideen von Liebe nicht häufig vorkommen, und Alles ſehr nach dem Soliden die Blicke richtet. Mamſell Eugenie Sauvage, die auf dem théâtre de la gaité ihre Laufbahn begann, und dann im Melodrama, wie es dort gegeben wurde, ſich ſehr vortheilhaft auszeichnete, trat als Jenny zum Erſtenmale vor dem Publikum des Gymnaſe auf und gefiel ſehr. Sie hat hier die ſchwierige Stellung, für die abgegangenen Damen Volnys und Allan entſchädigen zu ſollen. Bouffé als Gripp war, wie immer, ſehr ergötzlich.

Im erſten Akte ſahen wir einen reichen, geſchloſſenen und modern möblirten Salon; im zweiten, das Innere einer Taverne mit mehreren Seitenthüren. Die Möbel waren hölzerne Tiſche und Strohſtühle, Schemel u. dgl. Der dritte Akt zeigte wieder die Dekoration des erſten. Lord Wolſey ging modiſch ſchwarz gekleidet; in ſeidenen Strümpfen, ſchwarz caſimirenen Pantalons, und Schuhen mit goldenen Schnallen. Zuletzt zog er einen braunen Ueberrock mit Sammtfutter an; dazu Sammtbinde ꝛc. — Bouffé als Gripp, im zweiten Akte, trug lange Haare, Backenbart, rothes Halstuch, geſtreiftes Gilet mit großen Knöpfen, Gürtel von blankem Leder, Beinkleid von hellbraunem Mancheſter, weiße Strümpfe, Halbkamaſchen, Schuhe mit Sporen, grüngeſtreiften Frack von Zeug; Hut mit Wachsleinwand überzogen. Im Auftreten hat er Pfeife und Peitſche in der Hand. Der zweite Anzug beſtand in einem ſchwarzen Frack, weißbuntem Halstuche, rother Unterweſte, darüber eine andere mit himmelblauen Streifen, ohne Kamaſchen und Sporen, und mit einem grauen Hut. — Jenny, zuerſt in weißer Gaze über weißem

Atlas, Blumen u. ſ. w. Dann: im Strohhut mit ſchottiſchem Bande, weißer Chemiſete, Spencer von blauem Zeuge mit ſchwarzem Kragen, vorn offen, kurze Aermel, ſchwarze Halbhandſchuhe, ſchottiſcher Rock, weiße Strümpfe und Schürze, ſchwarze Schuhe. Im dritten Akte in Roſa Seide.

Juni.

Discrétion, Com. Vaud. in 1 Akt von Dumanoir und Camille.

Auf dem Zettel war bemerkt, daß eine Anekdote aus den Memoiren des Kaiſerreichs dieſem Werke zu Grunde liegt — welchen Memoiren wird verſchwiegen; auch ich vermag es nicht zu verrathen, ſo viel iſt gewiß, daß das Stück an dem Hofe des Königs Hieronymus ſpielt, und daß der Held der Geſchichte ein ſchöner Offizier aus dem Generalſtabe des Kaiſers iſt, Gaſton d'Aulnay mit Namen. Nach der Schlacht von Friedland begegnete dieſer Offizier einer Prinzeſſin von Walden, deren Wagen von preußiſchen Uhlanen geplündert werden ſollte. Die Franzoſen retten die Dame und ihren Begleiter, den Baron von Verburghauſen. Bei dieſer Gelegenheit wurde d'Aulnay bleſſirt. Man brachte ihn nach Caſſel, und er nahm ſeine Wohnung bei der dankbaren Prinzeſſin. Nach kurzer Zeit hergeſtellt, konnte er ſich nicht verbergen, daß Madame de Walden ſehr liebenswürdig und geiſtreich ſey, und er verliebte ſich in ſie. Sie war nicht ein Bischen ſtolz, und der junge Offizier liebte ſie deßhalb noch mehr. Dies hinderte ihn aber nicht, noch eine andere Liebesintrigue anzuſpinnen. Er läßt ſich eines Tages von einem myſteriöſen Führer in einem Wagen mit verbundenen Augen zu einer Dame begleiten. Er mußte ſich dort auf einem Seſſel niederlaſſen, und man bemerkte ihm, daß, wenn er die geringſte Miene machte, die Binde von den Augen zu nehmen, er unausbleiblich ſterben müßte. Er ergab ſich ruhig in dies Schickſal. Alles beſchränkte ſich bei dieſen geheimnißvollen Zuſammenkünften auf eine zärtliche und geiſtreiche Unterhaltung, und man war übereingekommen, das tiefſte Stillſchweigen darüber walten zu laſſen.

Eines Morgens beim Frühſtücke mit dem Baron Verburghauſen vergißt ſich Gaſton, vom Wein erhitzt, und ſpricht von dieſen wunderſeltſamen Zuſammenkünften. Zu ſeinem Erſtaunen weiß die Unbekannte Alles, was ihr Geliebter zu Hauſe thut oder ſpricht; und ſonach auch dieſe Mittheilung.

Das Stück iſt übrigens ſo einfach conſtruirt, daß der Zuſchauer ſogleich das Geheimniß durchſchaut, und weiß, daß die Prinzeſſin ſelbſt die Unbekannte ſey, welche Gaſton durch eine geheime Thür belauſcht. Sie thut es, um ſeine Zuneigung und ſeine Verſchwiegenheit zu erproben; auch ſtellt ſie ſich nur zornig, da ſie ihm ſeinen Verrath verweiſt. Er aber nimmt ſich vor, eine eclatante Rache an dem Baron zu nehmen, der nach ſeiner Meinung ihm zu fleißig einſchenkte, um ihn geſchwätzig zu machen. Dieſe Scene iſt ſehr komiſch. Der Baron, ein einfältiger Menſch, der den Franzoſen copiren will, beſucht den Oberſten. Dieſer zeigt ihm eine Chatoulle mit Piſtolen, und bittet ihn, zu wählen. Im Anfange glaubt der Baron, daß es ſich um ein Geſchenk handle, und ſpielt den Beſcheidenen. Als er aber erfährt, daß von einem Duell die Rede iſt, geräth er ganz außer ſich. Endlich erklärt er, um ſich zu retten, daß auch noch eine andere Perſon von dem Geheimniß wiſſe, mithin durch ſeinen Tod nichts gewonnen wäre. Am andern Morgen beſtätigt die Prinzeſſin dieſe Ausſage des Barons, indem ſie mit dem Oberſten von ſeinen Abenteuern ſpricht, und dieſer nicht zweifeln kann, daß ſie darum wiſſe. Bei dieſer Gelegenheit wird ihre Converſation vertrauter und zärtlicher, und der Oberſt geht ſo weit, ſeine Liebe zu geſtehen. Die Prinzeſſin nimmt dies Geſtändniß nicht übel auf, aber ſie will die Prüfung ihres Geliebten noch ein wenig verlängern. Sie wünſcht den Namen der Unbekannten zu kennen, und der Oberſt verſpricht ihn zu nennen, wenn er ihn ſelbſt erfahren haben würde. So glaubt er, ihr glücklich zu entkommen, da er nicht weiß, wie er den Namen der myſteriöſen Geliebten erfahren ſoll. Die boshafte Prinzeſſin benützt einen Augenblick, wo er ſich entfernt hat, und wirft in ſeinen

Hut ein mit ihrem Wappen gezeichnetes Schnupſtuch. Der Oberſt findet es, glaubt, daß es das Schnupſtuch der Unbekannten ſey, und will es verbergen. Die Prinzeſſin will es ſehen. Sie hat das Wappen bemerkt, und ſie, die ganz Caſſel kennt, wird auch, dies behauptet ſie, die Beſitzerin des Tuches kennen. Nur um dieſen Preis will ſie ſeiner Liebe Gehör ſchenken. Die Unterſuchung iſt groß, aber Gaſton will nicht zum zweiten Mal zum Verräther werden, und wirft das Tuch ins Feuer. Die Prinzeſſin wird gerührt von dieſer Großmuth, ſie geſteht ihm nun Alles, und bietet ihm ihr Herz und ihre Hand an.

Zuletzt wird der arme Couſin noch mit verbundenen Augen zur Unbekannten geführt. Er geht in die Falle, und wie man ihm die Binde abreißt, ſo liegt er zu den Füßen des Oberſten, deſſen Hand er geküßt hat.

Dieſes leicht hingeworfene Stück voller Unwahrſcheinlichkeiten mißfiel nicht einzelner Scenen wegen. Der Styl erinnert an Marivaux.

Madame Bſannaz debütirte nicht ohne Beifall als Prinzeſſin; da ſie jedoch früher nur im Melodrama wirkte, ſo war ihr Ton im Singen nicht feſt, und wurde geziſcht. Gaſton wurde von St. Aubin vortrefflich gegeben, Sylveſter war komiſch als Baron.

Théatre du Vaudeville.

Januar.

Clement Marot à Genève. Vaudeville in 1 Akt von Jacques Arago und Lafèvre.

Der Stoff war bereits voriges Jahr in anderer Geſtalt auf dem Variété Theater geweſen. Der Held des Stücks iſt hier Clement Marot, der geiſtreiche Sohn von Cahors, einer der

Vater der franzöſiſchen Literatur, ein tapferer Krieger von Pavia, ein feuriger Liebhaber der Diana von Poitiers, die er von den Jahren beſang:

Fleur de quinze ans, si Dieu vous sauve et gard,
J'ay en amours trouvé cinq points exprès:
Premièrement il y a le regard,
Puis le devis et le baiser après;
L'attouchement, le baiser suit de près,
Et tous ceulx-là tendent au dernier point,
Qui est, et quoy! je ne le diray point....

Diana aber, die ihm hold war, wie glaubwürdige Autoren verſichern, vermochte dennoch nicht, den Bewerbungen eines Königs zu widerſtehen, und gab den Dichter auf, um jenen zu lieben. Clement weinte eine kurze Zeit, und dichtete endlich Satyren und Epigramme auf ſie. Zuerſt lachte Diana über die Rache des Dichters; als ſie aber hörte, daß ihre Schönheit angegriffen wurde, beſchloß ſie, ſich zu rächen. Sie klagt ihn an, der neuen Lehre Luthers anzuhängen, und er wurde von Kerker zu Kerker geſchleppt. Die Verfaſſer laſſen Marot nach Genf fliehen, wo er in ziemlich ſtarke Liebeshändel verwickelt wird. Er wird endlich verrathen, und ſoll als Ehebrecher verbrannt werden, bekommt aber am Ende [illegible] und kann nach Paris zurückkehren. Dies Alles iſt eine loſe Erfindung auf Marot's Rechnung. Das Publikum gab Zeichen des Mißfallens.

Elle est folle, Com. Vaud. in 2 Akten von Mélesville. (Bereits ins Deutſche überſetzt.)

Der Stoff iſt dem Romane eines engliſchen Dichters entlehnt, und hinlänglich auch in Deutſchland bekannt, daher er hier nicht mitgetheilt wird. Das Pariſer Publikum fand Längen in dieſem Drama, welches auch nicht ſehr deutlich; aber dennoch ward es mit großem Beifall aufgenommen, da die Wirkung von der Bühne herab nur ſo groß, daß ſie die Kraft vollſtändig entwickelte. Vieles davon kommt auf Rechnung der trefflichen Leiſtungen der Schauſpieler.

Lord Harley ſpielte Herr Roland; Mad. Thénard die Lady Anne, und [illegible], [illegible] und [illegible], waren in den Händen der Dem. [illegible], und der Herren [illegible] und [illegible]. Der ältere Lepeintre, einer der beliebteſten Schauſpieler des Vaudeville, trat wieder als Doktor [illegible] auf. Nachdem der Autor verlangt worden war, rief man die Genannten hervor. Seit vielen Jahren war kein Stück mit ſolchem Fleiße einſtudirt und mit ſolchem Erfolge gegeben worden.

Die Decorationen waren neu und glänzend.

Februar.

Les pages de Bassompierre, Com. Vaud. in 1 Akt, von [illegible], Merle und Étienne Arago. ([illegible]).

Das Stück wurde zu Anfang Februars gegeben. Vorher ſpielte man die Haydn'ſche Symphonie mit Kinderinſtrumenten, welche die Parterre nicht geſtatten wollten. Man ſchrie beſtändig „Das neue Stück!“ Hierauf wurde ein zu langer Zwiſchenakt gemacht, den die Nachläſſigkeit des Garderobiers verſchuldete, der den Schauſpielern unvollkommene Koſtüme auf die Bühne gelegt hatte. Das Publikum wurde immer lauter, und das Schickſal des neuen Stückes hätte ſehr leicht dadurch gefährdet werden können. Endlich nahm dieſes ſeinen Anfang, und der Sturm legte ſich.

Es ſpielt im Jahre 1621, als Ludwig XIII. Montauban belagerte. Der ſeiner Liebſchaften, wie ſeiner Tapferkeit wegen weltberühmte Marſchall Baſſompierre hat einen kleinen Pagen bei ſich, der ſich Berthor nennt, bald darauf folgt ihm ein Anderer, der Olivier heißt. Ein Offizier, den Berthor im Vorübergehen ſtößt, iſt der Bruder einer Dame, und Baſſompierre ſchlägt ſich für ſeinen Pagen. Der Großprofoß kommt dazu, und da Duelle verboten ſind, werden beide Duellanten arretirt. Der Vorfall hat Lärm im Lager erregt, und der König ſelbſt erſcheint bei ſeinem tapfern Marſchall, und bietet ihm Verzeihung an, macht aber zur einzigen Bedingung, daß er ihm den Pagen überlaſſe. „Ihr habt eine große Zuneigung für den jungen Menſchen gezeigt", ſagt er, „indem Ihr Euch für ihn ſchlugt, und ich will ihn daher von Euch entfernen, damit Ihr nicht wieder in den Fall kommen möget."

Baſſompierre, der ſich nicht zu helfen weiß, ſagt: er habe zwei Pagen, die ihm beide gleich lieb ſind, und bittet den König, er möge einen wählen; dies gibt Veranlaſſung zu einigen hübſchen Scenen.

Die Pagen, die Niemand anders als zwei Geliebte des Marſchalls ſind, entfliehen nun miteinander, ſich der Wahl des Königs zu entziehen. Es iſt Marie d'Entragues und François Julie Clotilde Antoinette Vermandois, die ſchöne Näherin genannt. Endlich kommt es ſogar zwiſchen Beiden zum Duell. Arthur verwundet Olivier, und der Großprevoſt erſcheint wieder, um ſie gefangen zu nehmen. Nun ergibt ſich, daß Julie Vermandois die ihm beſtimmte Braut iſt. Der Marſchall erklärt ſich zu gleicher Zeit für Marie d'Entragues, deren Freiheit er alsbald erhält. Als nun der König kommt, um ſeinen Pagen abzuholen, ſtellen ihm der Marſchall und der Großprevoſt ihre Frauen vor.

„Meine Herren", ſagt der König hierauf, „die Hochzeit ſoll gefeiert werden, wenn Montauban genommen ſeyn wird."

„Es iſt gut, daß die Veſte ſich ſo tapfer hält", erwiedert hierauf Baſſompierre, dem es nicht ſehr daran zu thun ſcheint, eine Frau zu nehmen, und den ſchönen Pagen Arthur ſo ſchnell zu vergeſſen.

Erfindung, Intrigue, Charakterzeichnung ſucht man vergebens hier, aber die Frivolität in den Einzelnheiten und das gute Spiel machen, daß ſolche „*Mots de bon goût*" dennoch das Publikum befriedigt. Alle Rollen waren mit den berühmteſten Schauſpielern dieſes Theaters beſetzt. Die beiden Pagen waren die Damen Albert und Théaud, die mit gewohnter Grazie und Feuer ſich ihrer Aufgabe entledigten.

März.

Les gants jaunes, Vaud. 1 Akt von Bayard.

Ernst feierte seinen Triumph in der Hauptrolle als Anatole. Anatole war Sänger der großen Oper, verliebt sich dort in die [illegible] und [illegible], blickt zu sehr nach ihnen während des Tanzes, vergißt sich auf der Scene, das Publikum pfeift ihn aus, und er verläßt das Theater, um Tanzmeister zu werden. Nun sehen wir ihn in Feuer und Flammen für eine seiner Schülerin, der hübschen [illegible], der Nichte der Madame Durand, die ihm sein kleines Hauswesen besorgt. Er ist ganz glücklich, nur eine kleine [illegible] scheidet ihn von seiner Geliebten, die er nächstens heirathen kann. Eines Tages, als er eben mit Mad. Durand und seiner Geliebten gar [illegible] [illegible] hat, und eben ausgehen will, stürzt eine Frau in sein Zimmer mit dem Rufe: Retten Sie mich! Wenn er mich sieht, bin ich Beute des Todes! und hiermit schlüpft sie in Anatole's Schlafgemach, der ganz verschämt da steht. Kurz darauf erscheint ein furchteinflößender Mann, zeigt ihm ein Paar gelbe Handschuhe, und sagt ihm kurz: Probiren Sie diese! Und da er sich sogleich für einen gewissen Hauptmann der Nationalgarde zu erkennen gibt, und schwört, einen Jeden, der ihn böse macht, in Stücken zu zerhauen, so entschließt sich Anatole, die Handschuhe zu probiren. Sie passen ihm aber nicht und dieser Zufall verschafft ihm [illegible] Vertrauen, so heißt nämlich der [illegible]. Er hatte lange schon Verdacht gegen seine Frau, und war plötzlich in ihr Zimmer eingedrungen. Zwar fand er sie allein, aber er [illegible] und [illegible] bemerkt er [illegible] die Spuren, daß die Frau Besuch bekam, [illegible] und ihn [illegible]. Er verfolgt sie durch Zufall in Anatole's Zimmer, während ihr Mann ein Paar gelbe Männerhandschuhe auf dem Sopha fand, und mit diesen Beweisen seiner [illegible] die [illegible] [illegible], und der entflohenen Frau nachlief. Man kann denken, in welche Verlegenheiten der arme Anatole jetzt geräth. Da gibt es Verwicklungen bei [illegible].

Stiefbruder der Mad. Durand, Pflegeſchweſter der kleinen Baptiſtine, und endlich den eigentlichen Urheber der ganzen Verwirrung, einen Vetter der Mad. Remy, der ſich bald [illegible] will, weil er ihre Couſine und ihrem Freunde in das [illegible] Schlafzimmer entdeckt hat. Endlich erblickt auch Baptiſtine die Freunde bei Amalie, und von Eiferſucht getrieben ruft ſie die Tante und dieſe den Gendarmen herbei. Unterdeſſen erklärt man ſich, und Baptiſtine und Jſidor, von ihrem Argwohn befreit, bitten ſelbſt die Frau Mad. Remy [illegible], damit ſie ſich zu ihrem Vater begeben können. Das Geheimniß iſt von dem Ehemann, der Niemand kennt; Amalie beruhigt Baptiſtine und [illegible], und trägt ſich Jſidor als Freier an, da er hört, daß er Direktor des Theaters in Bordeaux ſey, welcher Sänger engagiren will.

Während der ganzen Vorſtellung hörte das Lachen nicht auf; aber wer Brunet kennt, weiß auch, wie er die Hauptrolle in dieſem Stücke durchgeführt hat. Er trug eine ſchwarze Halsbinde, weiße Weſte, graue Pantalons, weiße Strümpfe und Schuhe und einen Schlafrock; ſodann einen kleinen Frack und Hut. Ich gebe dies Coſtüm deßhalb an, um zu zeigen, daß hier von keiner Caricatur die Rede war; die übrigen Coſtüme waren eben ſo gewöhnlich.

April.

Anacharsis ou Ma tante Rose, Vaud. in 1 Akt von Brazier, Théaulon und de Courcy.

Unſer Anacharſis iſt nicht der griechiſche Philoſoph auf Reiſen, ſondern ein [illegible], der Paris und ſeine Vergnügungen liebt. Eines Morgens erwachte er mit 10,000 Franken Schulden. Er macht ſich nicht viel daraus, aber die Gläubiger quälen ihn. Um dieſen auszuweichen und ſeiner Gefangennehmung vorzubeugen, reiſt er auf das Schloß ſeiner Tante, Fräulein Roſe von Narval, welche reich iſt, daher nicht Schulden machen darf und immer nur noch reicher wird. Die Tante iſt nicht unempfindlich, und [illegible] [illegible] das [illegible], ihr einen Gatten zu verschaffen und sich 10,000 Franken als Lohn zu bedingen. Nun sucht er überall einen Onkel für seine Tante. Er wendet sich an verschiedene [illegible]; er holt [illegible] von der Straße; da erklärt Tante [illegible] mit einem Mal, daß sie schon verheirathet sey, aber mit wem? — Mit seinem Freunde [illegible], und [illegible] hat schon alle Schulden seines geliebten [illegible] bezahlt. [illegible] umarmt [illegible], und so endigen die Abenteuer der Tante [illegible].

Man sieht, daß hier kein großer Aufwand von Witz und Erfindungskraft gemacht worden ist, allein [illegible] [illegible] als [illegible] hat das Ganze vom Falle gerettet. Am Schluße that er einigen Neugierigen den Gefallen, den Namen des Verfassers zum Besten zu geben.

Mai.

La chasse aux Maris, Vaud. in 1 A. von [illegible] [illegible] und [illegible].

Die Idee, die diesem Vaudeville zum Grunde liegt, ist nicht neu, aber man hätte sie auf eine pikante Weise wieder beleben können. Dieß ist hier nicht der Fall.

Die Jagd, von der hier die Rede ist, [illegible] eine gewisse Madame [illegible], welche drei Töchter hat, Juliette, [illegible] und [illegible], und einen Neffen, Herrn [illegible]. Die gute Frau sucht Männer für ihre Töchter, und der gute Neffe sucht [illegible] für seine [illegible]. Da erscheint eines Tages ein [illegible] eleganter Herr aus Paris, der [illegible] [illegible] heiße, wie er und sein [illegible] bezeugen. [illegible] ist doch erfreut, wenn man [illegible] ihm, daß sein [illegible] ein Millionär sey. Madame [illegible] überhäuft ihn mit Höflichkeiten, weil sie hört, daß er noch unverheirathet sey. Sie stellt ihm drei Töchter vor, allein noch ehe sie die Jagd nach einem Ehemanne beginnt, hat er schon die Jagd nach jungen Mädchen begonnen. Er hat nämlich mit allen drei Töchtern der guten Madame [illegible] schon

Unbestimmtheit gehabt. Man kann denken, welchen Eindruck diese Entdeckung in dem Hause hervorbringt. Er wird aber noch verstärkt durch das Erscheinen des Gerichtsdieners Pinet, der mit Protesten, Verhaftsbefehlen und anderen artigen Papierchen in der Tasche auftritt. Er hat Herrn Saint Raimond, den Millionair, arretiren. „Aber ich bin gar nicht Saint Raimond," erwidert der Schwiegersohn des Herrn Blumerolle; „Wer seien Sie? Ich heiße Prosper Leblanc." — „Prosper Leblanc, schon gut! Ich habe eine Schuldforderung an Sie von 12,000 Franken. Auf Gesuch der Madame Darbon, der Schwester des Herrn Leblanc, welches [illegible] bekannten [illegible] . . . .

Nun löse man einmal die Verwirrung. Madame Darbon, Herr Leblanc, die drei Frln. Darbon, Herr Blumerolle . . . .

„Wie, Sie sind nicht Millionair? — Wie, Sie sind die Mutter von diesen Damen? — Was, Sie heißen nicht Raimond? — Sie wären Herr Prosper Leblanc? — Wer soll nun meine Tochter heirathen? — Wer wird mir meine Mitgift bezahlen, wer meine Vorschüsse wieder geben? . . .

Der Pariser Holzhändler allein verliert den Kopf nicht in diesem kritischen Momente. Er giebt der Mutter das Geleite und beweist ihr deutlich, daß er mit ihrer ältesten Tochter in solchen Verhältnissen gestanden habe, welche die Heirath nothwendig machen; und die Mutter willigt ein und macht aus ihrem Schuldner ihren Schwiegersohn. Hier ist die Millionairs-Jagd zu Ende. Man muß aber gestehen, daß sie ziemlich schlechtes Wildpret geliefert hat. Das Stück wurde übel aufgenommen. Selbst Arnal konnte aus dem Prosper Leblanc, der für ihn geschrieben war, nichts machen.

Les [illegible], Com. in 1 A. mit Couplets von Alexander [illegible].

Les Emigrés en 1830 hat einen sehr [illegible] Artikel, den Herr [illegible] in ein Journal einrücken ließ. Der Verfasser [illegible] [illegible] nach ihm gelesen haben, und hat ihn nur [illegible]

[illegible], daß er die Zeit nach etwas verlegte. Diese Bourbons sind, wie man wohl begreifen kann, Parteigänger der Restauration, welche durch die Julirevolution sich wieder zurückgesetzt sehen, und von dem Bürgerkönig beständig zu hören glauben, daß sie ihm seine [illegible] abbitten, nicht auf dem Tuilerienhof erscheinen u. s. w. Es läßt sich wohl einzelne Tage hindurch ertragen, auch wohl einen Monat, zwei Monate, aber ein Jahr, zwei Jahre, ein ganzes Leben hindurch — das ist eine traurige Geschichte, wenn man weiß, daß man glücklich und reich in Paris leben kann, und sich auf ein einsames Schloß in der Provinz zurückziehen muß. Mitten unter diesen [illegible], die so einsam auf dem Lande leben, um die Schicksale der alten Dynastie zu beklagen, findet sich ein geschickter Mann, der bald die Ursache der Traurigkeit seiner Freunde erräth und beschließt, diese Bourbons auf bessere Gedanken zu bringen. Dabei hat er auch noch ein Privatinteresse. Er will, daß seine Nichte einen jungen [illegible] aus der Familie der Bourbons heirathe. Ein Hauptumstand, weswegen er seine [illegible] [illegible] [illegible], ist die Ernennung eines Verwandten der Bourbons zum Präsidenten des [illegible]. Sie [illegible] als [illegible] und nicht nach Paris gehen, um Orden, Bestallungen und Vermögen zu erhalten? … Nein, diese Verlockung kann man nicht unterdrücken. Der Trotz unserer Bourbons schmilzt nach und nach, und nach einigen [illegible] führen sie um die Gunst in den Tuilerien und reisen nach der Hauptstadt schon [illegible], eben so eifrige Diener der regierenden Majestät zu sein, wie sie es der gefallenen waren.

Diese kleine Roman wird von dem Charakter einer Madame [illegible] belebt, der ziemlich originell angelegt ist. Sie intriguirt nach allen Seiten, ist überall und führt ihren Mann bei der Nase. Sie wurde von [illegible] [illegible] mit einer solchen [illegible] gespielt, daß das Publikum nicht aus dem [illegible] kam.

Mai.

Catherine ou la croix d'or, Com. Vaud. in 1 A. von Mélesville und Brazier.

([illegible])

Ein ziemlich unbekannter Schriftſteller, M. de St. Aignan, gab vor Kurzem eine Sammlung von Erzählungen heraus, worunter ſich eine befand, welche den Titel: L'If de Croissey führte, [illegible] Inhalts war, und ſich gleich ſehr dramatiſch [illegible]. Es konnte nicht fehlen, daß die Vaudevilliſten Jagd darauf machten.

Hier iſt der Inhalt:

Wir ſind zu Anfange des ruſſiſchen Feldzugs. Ueberall werden junge Leute zu den Fahnen gerufen. In Croiſſey lebt eine friedliche Familie. Es iſt der Pächter Maurice, ſeine Schweſter Catharina und eine Verwandte Louiſe, die er in's Haus genommen. Eines Morgens wird der Befehl verkündet, daß Croiſſey eine Anzahl Krieger zu ſtellen habe; es wird geloost, Maurice hat Nro. 1 und iſt gezwungen fortzuziehen; Catharina und Louiſe weinen. Ein alter, luſtiger Sergent tröſtet ſie und heitert die Rekruten auf. „En avant!" ruft er, „l'Empereur est grand, il ne faut pas le faire attendre!"

Catharina kann jedoch den Verluſt ihres Bruders nicht ertragen; wäre ſie reich geweſen, ſo hätte ſie einen Stellvertreter erkauft; jetzt aber ergreift ſie ein kleines goldenes Kreuz, worin Haare von ihrem Vater verſchloſſen ſind, und ruft: „Ich ſchwöre auf dieſes Kreuz, daß ich dem meine Hand reichen will, der für Maurice in's Feld zieht, und auf ihn warten will, bis er nach Hauſe kehrt."

In dem Augenblicke nun, wo die Rekruten abziehen ſollen, erhält Catharina einen Brief: ſie möge das Kreuz vor dem Sergeanten übergeben, denn der Stellvertreter für ihren Bruder ſei gefunden. Er wolle ſich jedoch nicht nennen und verlange nur, wenn er einſt ſich ihr mit dem Kreuze zeigen würde, die verſprochene Hand als einzigen Lohn.

Anfänglich will Maurice dies Opfer ſchweſterlicher Liebe nicht annehmen; der Sergeant aber erhält das Kreuz und zieht ab. Nach einigen Jahren ſind die Alliirten in Frankreich. Als man ſich vor den Thoren von Paris ſchlug, wurde Alles ohne Unterſchied zu den Waffen genommen, und auch Maurice, der nun verheirathet war, konnte nicht zurückbleiben. Nach einer kurzen Campagne, während welcher er in manche Gefahr gerathen war, kam er in ſeine ländliche Wohnung zurück, um ſeinen Pflug wieder zu ergreifen. Maurice kam nicht allein, er brachte einen Kriegskameraden mit, dem er das Leben dankte, ſeinen Lieutenant, einen jungen, tapfern Offizier, der ſehr traurig und finſter war. Karl, ſo hieß er, wollte nur durch Croiſſey paſſiren, um ſich in irgend einen Winkel zurückzuziehen und dort über Frankreichs Loos und das ſeinige zu trauern. Dieſes Vorhaben thut Maurice leid. Er wollte ihm ſeine Dankbarkeit bezeigen. Er hoffte, daß er es annehmen würde, mit ihm bei ſeiner Familie zu wohnen, ein Mitglied dieſer Familie zu werden. Iſt Catharina nicht jung und hübſch? Würde ſie nicht eine angenehme Gattin ſeyn? Karl pflichtet Maurice in dieſem Punkte bei. Es ſcheint, als ob er das Mädchen lieben könnte. Aber wird ſie ihn wieder lieben? Catharina, welche bereits gehört hat, daß der junge Offizier ihrem Bruder das Leben rettete, ſieht ihn gern. Aber in dem Augenblick, als ſie daran denkt, ihm anzugehören, fällt ihr der Schwur ein, den ſie auf das goldene Kreuz geleiſtet. Sie gehört dem an, der für ihren Bruder in's Feld zog. Ehe er nicht zurückgekehrt iſt, darf ſie ſich nicht verheirathen. Es darf wohl nicht erſt erwähnt werden, daß der, welcher vor ihr ſteht, derſelbe iſt, den ſie erwartet. Karl war unglücklich, von ſeiner Familie verſtoßen, und beſchloß daher, Soldat zu werden. Er hatte Catharinens Schwur gehört und ſich ſogleich vorgenommen, einer Familie den wichtigen Dienſt zu leiſten und ſich zugleich bei ſeiner Rückkehr eine ſüße Belohnung aufzuſparen. Dieſes Geſtändniß macht Catharina glücklich. Ihr Herz und ihr Gewiſſen ſind beruhigt. Sie will das Glück denjenigen machen, der ſich zweimal für ihren Bruder geopfert. Aber Karl ſoll ihr nun ihr Kreuz wieder geben, das Pfand ihres Schwurs. Neues Leiden! Der Offizier hat es nicht mehr. Nun glaubt Catharina, daß das Ganze ein verabredeter Betrug mit ihrem Bruder ſey. Sie weint, und obgleich ihr Herz darüber bricht, ſo erklärt ſie dennoch dem jungen Offizier, daß ſie nur dem ihre Hand reichen kann, der in dem Beſitz jenes Pfandes iſt.

Was ſie noch mehr in dieſem Vorſatze beſtärkt, iſt die Zurückkunft des alten luſtigen Sergeanten, der lange Kriegsgefangener in Rußland war, und ihr das goldene Kreuz wiederbringt, da der Stellvertreter ihres Bruders geblieben iſt. Nun iſt ſie überzeugt von Karls Betrug, der ſich durch eine Lüge ihre Hand erſchleichen wollte. Aber der alte Sergeant erblickt ihn kaum, als er ihn auch wieder erkennt. Es iſt derſelbe junge Offizier, den er für todt in Rußland gelaſſen hat. Die Hochzeit wird gefeiert und ſie bleiben bei Maurice. Auch der alte Sergeant würde gern bleiben, aber ſein Kaiſer erwartet ihn in Elba.

Dieſer alte Sergeant, obgleich er ſchon ſehr oft auf dem Theater war, ſpielt dennoch eine intereſſante Rolle. Herr Lafont gab ihn ausgezeichnet. Mlle. Brohan war als Catharina im erſten Akte luſtig, immer heiter, dabei leidenſchaftlich, im zweiten hingegen zart und rührend. Sie brachte die Zuſchauer zum Lachen und zum Weinen.

Cornaro ou le Tyran pas doux, Ueberſetzung in 1 A. und in Verſen des Drama „Angelo,“ von Dupeuty und Duvert.

(Parodie von Hugo's: Tyran de Padoue.)

Schon im Titel lag ein luſtiges Epigramm und dieſes, ſo wie das Arrangement der Scene, erregte beim Publikum eine heitere Stimmung.

Mitten in einem Garten erhebt ſich ein Pavillon, auf deſſen Fronton ein Licht brennt. Seitwärts lieſt man auf einer Tafel:

„Dieſes iſt eine Illumination!“ Auf einer Bank ſchläft ein Pajazzo, den die Seiltänzerin Malaga, die Thisbe der Parodie, folgendermaßen einführt:

C'est le plus grand dormeur, de France et de Navarre,
Ce cadeau me fut fait, car c'est un vrai trésor.
Par un de mes anciens, de Dijon (Côte d'or),
Riche négociant ayant le privilège
De fournir le premier la moutarde au Saint Siège . . . .
. . . . Ce Dijonier, pour plaire aux amateurs,
Sait fabriquer un tas de petites liqueurs,
Et pour échantillon, en m'adressant cet homme,
Il m'envoya pour lui deux Sortes de rogomme,
L'un extrait de Lucrèce et l'autre de Tudor,
Le premier asphyxie et l'autre vous endort.

Der Tyrann von Padua iſt in einen Jocriſſe Cornaro, einen von ſeinen Renten lebenden Gewürzkrämer umgewandelt, der zu einem außerordentlichen Feſte in Tivoli gekommen iſt, um ſeine Geliebte Malaga zu ſehen. Aber ſeine Frau betrügt ihn, ſeine Geliebte betrügt ihn, wie in dem Stück von Victor Hugo. Malaga hat einen Geliebten, der Moſeſo heißt; dieſer liebt Madame Cornaro. Im Uebrigen folgen die Ueberſetzer dem Originale Schritt vor Schritt. Ohne Mitleid und Nachſicht erſcheinen hier alle Fehler des Originals. Der Zuſchauer lacht über die unglaubliche Intrigue ohne Expoſition, ohne Schürzung und ohne Auflöſung, welche Hugo mit veralteten Theater-Coups, aus abgelegten Boulevard-Stücken entlehnt, ausſchmückt. Im vierten Akte wird die arme Malaga ermordet; ehe ſie ſtirbt, macht ſie dem Publikum eine artige Reverenz und ſpricht folgende Worte:

„Messieurs, voici la chose: au théâtre voisin,
On a fait de cet homme un curieux coquin,
Ce farouche est censé tyranniser Padoue,
Lorsqu'au fond, de lui seul, tout le monde se joue.
Chacun le fait aller, ma parole d'honneur,

Comme l'on fait aller un pauvre remouleur.
Comment se fait-il donc que la foule s'y porte?
J'en conviendrai, Messieurs, l'objection est forte.
C'est que pour faire admettre une absurde action
Le drame s'est placé sous l'invocation
De deux noms protecteurs, anges de notre scène,
C'est Sainte Kitty Bell * et Sainte Célimène, **
La critique à leur vue expire sans écho,
On voit Mars et Dorval, on oublie Angelo.

Dieſer Schluß wurde ſehr beklatſcht. Die Brohan gab mit Aufgebot ihres ganzen künſtleriſchen Vermögens die Rolle der Malaga. Sie und die andern Darſteller der Hauptrollen wurden gerufen; Kränze fielen auf die Bühne, wie dieſes bei der Darſtellung des Originals im Théâtre français der Fall war, und der Tyran pas doux (Lepeintre jeune) bedankte ſich beſte beim Publikum in einem zierlichen Couplet. Dieſer Scherz wurde ſo gut aufgenommen, daß man am andern Tage auf dem Anſchlagzettel nach dem Titel die Anmerkung las: Avec le couronnement de M. Lepeintre jeune.

Juni.

Le Roi, Com. Vaud. in 2 A. von Louis Lurine und Solar.

Nachdem wir mit der größten Aufmerkſamkeit den zwei Akten dieſes Stücks gefolgt waren, mußten wir mit allen Zuſchauern geſtehen, daß uns das Ganze ein Geheimniß geblieben iſt. Es ſpielt zu den Zeiten der Ligue; von Kriegen und Kämpfen iſt zwar nicht die Rede, deſto mehr aber von Liebeshändeln. Wenn die Anlage ſo ausgeführt worden wäre, als die Einzelnheiten, ſo könnte man den Autoren nur Glück wünſchen. Jetzt muß man ſie fragen, was ſie eigentlich gewollt haben. Heinrich von Navarra führt Krieg in der Gegend von Stenay. Um uns über die Zeit zu verſtändigen, müſſen wir anführen, daß auch vom Cardinal von Bourbon die Rede iſt. Während eines Waffenſtillſtandes beſchließt Heinrich, welcher der Vormund der hübſchen Charlotte, Erbin der Familie Lamarque iſt, ſie mit einem Grafen von * * * zu verheirathen. Hiedurch will der König dieſen an ſeine Sache feſſeln. Ebenſo will ein Begleiter des Grafen, der Baron von Javerne, eine Geſellſchaftsdame des Fräuleins von Lamarque heirathen. Dies ſind zwei politiſche Ehen.

---

* Die Dorval in Chatterton.
** Die Mars im Miſanthropen.

Zu dieſer Handlung kommen noch allerlei Nebenhandlungen von keiner großen Bedeutung. Der Graf von * * * bemächtigt ſich Stenay's und übergibt es dem König, der, wie es ſcheint, ihm unter der Zeit ein anderes Geſchenk gemacht hat. Es iſt nicht möglich die zu verwickelte, nichts ſagende Intrigue, wie ſie ſich im Stück abſpinnt, hier wieder zu geben. Das Ende vom Liede iſt, daß zwei Ehemänner in einen bekannten ſchimpflichen Orden aufgenommen werden, obgleich man nicht ſagen kann, wie und warum es geſchehen. Durch einige zierliche Details und pikante Couplets hingehalten, hoffte das Publikum immer auf die befriedigende Entwickelung und auf die Löſung des Räthſels, und erſt als jene nicht erfolgten, brach ſein Unwille los. Die Thenard und Beranger ſpielten die beiden Frauen, Lafont den König. Warum dies Stück „der König“ heißt, konnte Niemand vor der Vorſtellung, noch nach derſelben ſich erklären.

Théâtre des Variétés.

Januar.

Le Tapissier, Com. in 3 A. mit Couplets, von Ancelot und de Comberousse.

Ein junger Tapezierer hat ein Schloß auf dem Lande zu möbliren; er verliebt ſich dabei in die Beſitzerin, einer Dame von Adel, und ſeine junge Frau wird von mehreren Herren intriguirt, daraus entſteht ein höchſt verwickelter, ſchleppender Roman, deſſen Herzählung ſehr weitläufig, ja unmöglich wäre, da Manches, beſonders im erſten Akte, für die Zuſchauer dunkel blieb. Die meiſte Luſt erregte eine Scene à l'ombre chinoise am Ende des zweiten Aktes, die als eine neue Erfindung im Reiche des Luſtſpiels gelten konnte. Die Baronin, Beſitzerin des Schloſſes, macht ihre Nachttoilette am Fenſter; ihr Schatten zeichnet ſich auf dem Vorhange ab, und das Publikum wohnt auf ſolche Weiſe dem petit-coucher der Dame bei.

Das Stück wurde ſehr gut geſpielt, es liegt aber etwas Mißfälliges darin, das dem Publikum keinen einſtimmigen Beifall entlocken konnte. Die weibliche Hauptrolle war in den Händen der Dem. Jenny Colon; der Tapezierer war urſprünglich für Vernet beſtimmt, dann aber erhielt ihn ein junger talentvoller Künſtler, Herr Breſſan.

L'autorité dans l'embarras, Com. Vaud. in 1 A. von Jaime und de Comberouſſe.

Dieſe embaraſſirte Autorität iſt Herr Patoche, ein Dorfſchulze im ſüdlichen Frankreich, ein vom Volk Erwählter, ein närriſcher aber herzlich guter Kerl. Er thut Gutes, wo er kann, und da er keine Kinder hat, ſo hat er ein hübſches Mädchen, Nadine, als Tochter angenommen. Wie er nun Nadine eben verheirathen will und in ſeiner Schärpe als Schulze die Ceremonie zu vollziehen gedenkt, erſcheinen plötzlich „Embarras“ in großer Menge. Da gibt es Muhmen und Gevatterinnen, welche klatſchen, und der Küſter hat ein an der Kirche ausgeſetztes Kind gefunden. Man glaubt den Vater in einem räthſelhaften jungen Menſchen gefunden zu haben, der ſeit einiger Zeit in der Gegend ſich herumtreibt. Man verhört ihn und er erklärt, Nadine ſey ſeine Frau und Mutter des Kindes. Sie hatte ſich mit einer Freundin einige Zeit in Paris aufgehalten und dort ſoll ſie die Verbindung mit ihm eingegangen ſein. Man kann ſich denken, welche Verwirrung hereinbricht.

Der junge Mann iſt jedoch reich und hat im Sinne, Nadine als ſeine Frau zu ſich zu nehmen; er verſpricht dem Schulzen die ganze Gegend glücklich zu machen und gibt ihm vorläufig dazu einen Wechſel von 100,000 Francs. Wer ſo großmüthig und reich iſt, muß auch geſchätzt werden, und der Schulz willigt in die Ehe ſeines Pflegkindes, nur Nadine kann ſich nicht zufrieden geben und weint. Da läuft mit einem Male der Bräutigam Nadinens herbei und Alles klärt ſich auf. Der räthſelhafte Fremde iſt ein Wahnſinniger, der alle Frauenzimmer, denen er begegnet, für ſeine Gattinnen, alle Kinder, für ſeine Kinder ausgibt. Die Unſchuld des Mädchens iſt anerkannt und die Hochzeit mit ihrem beſtimmten Bräutigam wird vollzogen.

Die Rolle des Wahnſinnigen iſt ſehr ſchwer darzuſtellen. Obry gab den Dorfſchulzen unvergleichlich mit komiſcher Laune ausgeſtattet. Am Schluſſe redet er das Publikum an, wodurch er eine köſtliche Wirkung hervorbrachte. Dem. Dupont war Nadine; ſie iſt Anfängerin, die zu ſchönen Hoffnungen berechtigt. Den Wahnſinnigen ſpielte Herr Alexander, am erſten Abend etwas unverſtändlich, welches dem Stücke hätte nachtheilig werden können.

Rechts vom Zuſchauer war ein ländliches Haus, gegenüber ein ſtädtiſches mit der Aufſchrift: Mairie. Hinten eine gebirgige Gegend mit practicabeln Wegen.

Obry hatte graues Haar, eine weiße Halsbinde, Jacke, Weſte mit zwei Reihen, hellbraune Pantalons, unten zugeknöpft, weiße Strümpfe und Schuhe, ein ſchwarzes Kleid, runden Hut und dreifarbige Schärpe.

Der Wahnſinnige ging im ſchwarzen Ueberrock, in Stiefeln, weißen Pantalons, ſchwarzer Atlasweſte u. ſ. w.

Nadine im zierlichen Brautanzuge von weißer Gaze und Atlas.

Februar.

Le bal des variétés, folie-vaud. in 2 Tableaux von St. Georges und Leuven.

Von allen Bällen in Paris war ſonſt der Ball der Variétés der beſuchteſte. Jetzt fehlt es ihm nicht an Concurrenten, die ihm den Rang ſtreitig machen. Hier vereinigte man ſich ſonſt, um die luſtigen Abende des Carnevals zuzubringen, hierher begab ſich die vornehme und reiche Jugend aus den glänzenden Salons, um ſich incognito allen durch den Gebrauch geheiligten Thorheiten hinzugeben.

Das vorliegende Vaudeville, welches dieſem Balle ſein Entſtehen verdankt, zeigt uns in der erſten Scene einen Salon des Reſtaurants Petron. Eine Bande Pierrots fällt hierin ein und bemächtigt ſich eines Abendeſſens, welches ein Commis aus den „deux Magots“ für ſich beſtellt hat. Es iſt Herr Cornicuet, ein armer Teufel, der allen Myſtificationen zur Beute wird. Er hatte im Sinne an dieſem Abend eine Modehändlerin zu bewirthen, eine junge, ſchöne Wittwe, die mit den Mädchen ihres Ladens den Ball der Variétés beſucht. An der Spitze der Pierrots befindet ſich Anatole, ein junger Menſch, der ſich große Mühe giebt, ſeine hunderttauſend Franken jährlich an den Mann zu bringen, und dabei alle armen Teufel, von der Art Cornicuets, wenn ſie ihm in den Weg kommen, tüchtig anlaufen zu laſſen. Einſt ſchon begegnete er ihm, und von dieſem Augenblicke an wurde er der Vampyr, der böſe Dämon des armen Commis. Er verfolgte ihn überall und quälte ihn auf alle Weiſe. An dieſem Abende aber hält er es ſogar für ſeine Pflicht; denn jene Modehändlerin, Madame Fabry, welche Cornicuet tractiren wollte, iſt die Freundin ſeines Freundes, des empfindſamen Albert, der ſich mit ihr aus Verzweiflung eingelaſſen hat, ſeitdem er eine Geſpielin ſeiner Schweſter, die er zärtlich liebte, nicht mehr ſieht. Nun kommt der theatraliſche Zufall, das mächtige Fatum!

Jenes zärtlich geliebte Mädchen iſt Cornichets Couſine und Braut, die von ihren Eltern, ehrlichen Pächtern aus der Normandie, gerade auf den Ball der Variétés geführt wird. Clara ſieht hier ihren Geliebten Albert wieder und Mad. Fabre, die eine ganz vortreffliche Frau iſt, findet es ganz natürlich, daß ihr junger Freund zu ſeiner erſten Liebe zurückkehrt; ſie veranſtaltet daher eine Zuſammenkunft des Abends. Nun aber werden dem armen Cornichet tauſend Poſſen geſpielt. Man ißt ihm zuerſt Alles vor der Naſe weg, was er beſtellt hatte, und wie er nun verzweiflungsvoll einen Menſchen ſucht, an welchem er ſeine Wuth auslaſſen kann, geräth er an einen Fechtmeiſter, der ihn noch dazu für ſeine Impertinenzen herausfordert. Unter andern loſen Streichen, hängt Anatole ſeinem großen Affen einen Domino um, und führt ihn auf den Ball, wo ihn Cornichet für Mad. Fabry hält. Am Ende muß er es ruhig hinnehmen, daß Albert ſein Couſinchen ihm wegführt, und er hat nichts vom ganzen Abend, den er ſo vergnügt hinzubringen gedachte, als Händel, Aerger und ein Duell. Der Affe reißt ihm zum Schluß noch eine Perücke vom Kopf, die ihm das Anſehen eines jeune France gab. Alle Andern tanzen, ſingen und lachen, und beſchließen das Stück in Jubel und Fröhlichkeit.

In Deutſchland ſind dergleichen Faſchingspoſſen wie die Pagenſtreiche, der Pachter Feldkümmel, wo ein närriſcher Kauz das Opfer der Luſtigkeit der Andern wird, ſeit Kotzebue faſt verſchwunden.

Die äußere Ausſtattung, z. B. die Schlußſcene, welche den Ball der Variétés vorſtellte, war überaus reich und glänzend beſorgt worden.

Dem. Pauline war als Mad. Fabry in einem wunderſchönen Fantaſie-Koſtüme, und die liebliche Dem. Pougaud gab das zierliche Landmädchen, welche von ihren einfältigen Eltern auf den etwas ſtark verrufenen Ball der Variétés geführt wird. Vernet war als der geprellte Cornichet zwar trefflich; doch war er wohl ein wenig zu alt für dieſe Rolle.

Die erſte Bekanntſchaft Anatoles und Corniquets füge ich noch bei, wie ſie im Stücke erzählt wird. Anatole tritt in den Laden „aux deux magots," und findet ſeinen Mann am Schreibtiſch ſitzend. „Iſt Ihr Herr Bruder zu Hauſe?" fragt er ihn. — „Mein Herr, ich habe keinen Bruder." — „So könnte ich vielleicht Ihren Herrn Aſſocié ſprechen?" — „Mein Herr, ich habe keinen Aſſocié." — „So täuſchen Sie das Publikum." — „Wie? ich ſollte das Publikum täuſchen?" — „Ja, denn ſie ſchreiben auf Ihr Schild „aux deux magots" und jetzt wollen Sie nur allein hier ſeyn?" —

Le clair de lune, ou les amours de nuit, Vaud. in 3 A. von Duverger, Varin und Lubiſ.

Nach der Poetik jener Vaudevilliſten, welche die Sitten der Griſetten und Studenten ſchildern, muß immer dem „guten Jungen," dem alles nach Wunſche geht, ein obligater Unglücksvogel an die Seite geſtellt werden, auf den Ungemach von allen Sorten hereinſtrömt. So hat das Autortrio auch in dieſem Stücke zwei Freunde, Raymond und Blondeau, erfunden, die ſich in obiger Weiſe zu einander verhalten. Wer in den Vaudeville-Geſetzen ein wenig bewandert iſt, wird ſogleich wiſſen, daß Raymond der Glückliche, Blondeau der Unglückliche des Pärchens iſt. Beide wohnen zuſammen, man gelangt aus dem Zimmer des Einen in das des Andern. Raymond hat Glück bei Damen; eine Baronin zeichnet ihn aus; der arme Blondeau mußte ſich mit der ſentimentalen Parfümeriehändlerin Themire begnügen, die an ihm einen guten Fang zu machen glaubte; wie er nun endlich ihren beläſtigenden Nachſtellungen ſich entziehen will, flieht er zu ſeinem Freunde Raymond. Er hat aber auch noch einen guten Grund dazu, denn man hat ihm eine Partie mit der Tochter eines Spielzeugsfabrikanten Baget aus Angouleme vorgeſchlagen, der direct nach Paris gekommen iſt, um ſeine hübſche und naive Clemence mit Blondeau zu verheirathen.

Dieſer, um ſeinem Schwiegervater eine gute Meinung von ſich beizubringen, empfängt ihn in ſeines Freundes Zimmer, während eine Menge junger Freunde in dem ſeinigen auf ſeine Koſten frühſtücken. Aus dieſer unſchuldigen Liſt entſtehen nun aber eine Menge Verwirrungen und Verdrießlichkeiten für ihn. Zuerſt kommt Themire dazu, die jetzt mit Raymond in einem zärtlichen Verhältniß ſteht. Sie erfährt von Blondeau's Abſichten auf die Hand der ſchönen Clemence, und weint und klagt. Der alte Spielzeugfabrikant wird wild und tobt, und nur mit Mühe wird die Ruhe wieder hergeſtellt. Nun aber will dieſer Blondeau, der jetzt den Libertin ſpielt, ſich bei der Baronin anſtatt Raymonds einführen; aber er ahnet nichts davon, daß dieſer längſt Befehl erhielt, nicht zu kommen, und daß er an einem fürchterlichen Abgrunde ſtehe. Nun tragen ſich vielerlei Handlungen neben einander zu:

1) Vater Vaget, der ſeine Tochter in's Schauſpiel führt, im Zwiſchenakte ohne Contremarke hinausgeht und dann Händel bekommt.

2) Blondeau und Raymond, die einer Schönen nachlaufen und ſich plötzlich Themiren gegenüber befinden, wo Blondeau ſeinen künftigen Schwiegervater verläugnet und ihn von Gendarmen fortführen läßt.

3) Blondeau, der zur Baronin ſchleicht und dort von ihrem Gatten und der Dienerſchaft unſanft empfangen und zum Fenſter hinausgeworfen wird.

4) Raymond, der indeſſen beim Nachhauſegehen die arme kleine Clemence trifft, die ſich nicht zurecht finden kann, und die er indeſſen in Blondeaus Zimmer einquartiert.

Im dritten Akte bringt Themire in Blondeaus Zimmer ein, wo ſie Clemence findet. Sie überredet ſie mit ihr zu tauſchen, und verſchließt ſie in des glücklichen Raymonds Zimmer. Dies Quiproquo entzweit die beiden Freunde, und um ernſten Folgen vorzubeugen, öffnet endlich Themire die Thür und macht den Vorſchlag: Raymond ſolle Clemence heirathen, deren Ruf nun gefährdet ſey, Blondeau habe aber ſein ihr gegebenes Wort zu halten. Der alte Boyet iſt gefällig und willigt ein, und Blondeau, den die Sucht nach Abenteuern noch nicht verlaſſen hat, tröſtet ſich damit, daß ſeine etwas übertragene Hälfte hübſche Arbeiterinnen hält.

Die Abenteuer in dieſem Stück entrollen ſich ungezwungen und gefällig vor den Augen der Zuſchauer; alles iſt dabei natürlich und wahr, und daher amüſirt man ſich.

Geſpielt wurde gut. Ein junger Schauſpieler von den Folies dramatiques gab den Blondeau, der urſprünglich für Odry geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Mamſell Flore war als Parfümiſtin trefflich, obgleich dieſe Schauſpielerin immer ein wenig über die Wahrheit hinausgeht. Die junge Clemence iſt ein Mädchen von Erziehung', die den Flügel ſpielt, und bei jeder Gelegenheit den Refrain einer Romanze zum Beſten gibt, womit ihr Gedächtniß vollgepfropft iſt. Dieſe kurze, aber originelle Rolle wurde von Mamſell Atala Beauchene gegeben.

März.

Marmitons et Grands seigneurs, Vaud. in 1 Akt von Sauvage und de Lurieu.

Ein kleiner deutſcher Fürſt hat ſein Vermögen in Paris verſchwendet, und kehrt jetzt wider Willen in ſeine Reſidenz zurück, um dort zu ſparen. Hier kommt er auf den Gedanken, einen mächtigen und reichen Fürſten einige Zeit bei ſich zu bewirthen, um auf dieſe Weiſe ſeine Freundſchaft und dadurch ſeine Geldunterſtützung zu erhalten. Er kommt auf den Gedanken, ſein Schloß in ein Gaſthaus und ſeine Hofleute in Kellner, Köche u. dgl. zu verwandeln. Aber ein Verräther hinterbringt dieſen Plan dem reichen Fürſten. Dieſer, der gern lacht, beſchließt nun einen Viehhändler Namens Plumb mitzunehmen, der ſich für ihn ausgeben ſoll.

Man kann leicht denken, was es da für Quiproquo's gibt. Endlich wird die doppelte Myſtifikation entdeckt, und der junge, leichtſinnige Fürſt erreicht ſeinen Zweck, indem ihm Plumb eine Miſſion für die Erlaubniß gibt, durch ſein Land eine Eiſenbahn anlegen zu dürfen.

Dieſes lockre Stück erhielt Gnade durch die geiſtreichen Details und die vielen politiſchen Calembourgs und Epigramme, von denen es voll iſt.

La Fille de Robert Macaire, Melod. in 2 Akten von Mallian und Barthelemy.

Eine Faſchingspoſſe, als Fortſetzung der Pariſer Lieblings-Burleske: Robert Macaire ou l'auberge des adrets. Hier befreit die Tochter des Räubers ihren Vater aus dem Bagne, verſtellt ſich als Nachtwandlerin, und lockt einen reichen Commiſſär aus ſeinem Schlafgemach, damit ihm 50,000 Franken, die er bei ſich hat, geſtohlen werden können. Der Räuber Macaire ſelbſt, der ſich für einen preußiſchen Grafen ausgibt, verheirathet hierauf ſeine Tochter mit dem Commiſſär und will ein ehrlicher Mann werden. Aber ein Mohr, den er bei ſich hat, und der das Stehlen nicht laſſen kann, verräth ihn. Er wird verfolgt, ſpringt in's Waſſer, wird als Weißer herausgezogen, und mehr dergleichen Poſſen. Am Schluſſe ſagt Macaire: Qu'on s'embrasse et qu'ça finisse! und alle ſtimmen eine Hymne nach der Melodie von God save the King an.

Dieſe Fortſetzung konnte jedoch nicht den Beifall des die Veranlaſſung gebenden Stückes erhalten.

La bande joyeuse, Vaud. in 1 Akt von Madame Gibou.

Ein ganz ſchlechtes Machwerk, das ausgepfiffen wurde, und deſſen Inhalt nicht verdient, näher berichtet zu werden. Madame Gibou iſt ſelbſt die Heldin einer höchſt komiſchen Faſchingspoſſe, die von Vernet unvergleichlich dargeſtellt wird.

April.

Une femme est un diable, vaud.-anecdote in 1 Akt von Leuven und Deforges.

In einem Dorfe der Nieder-Bretagne lebt ein alter, buckliger und zitternder Bauer, Vater Patois geheißen. Dies iſt der Hexenmeiſter der ganzen Umgegend. Alle fürchten ihn und ſchmeicheln ihm, und fragen ihn um Rath. Selbſt Douaniers wollen von ihm Mittel kennen lernen, die Schmuggler einzufangen.

So kommt auch ein einfältiger Bauer zu Putois, der ſich dem Teufel verſchreiben will, um reich zu werden. Der Hexenmeiſter gibt ihm dazu Mittel an die Hand, und zieht ihn bis auf den letzten Heller aus. Allein während der Beſchwörung will der Zufall, daß eine Baſe des Bauern anlangt; es iſt eben ein furchtbares Ungewitter, und der Bauer hält das junge Mädchen für den Teufel. Dies aber kommt hinter die Schliche des Hexenmeiſters, zwingt ihn das Geld herauszugeben, und entdeckt zugleich, daß er ſelbſt einen falſchen Höcker habe, um auf dieſe Weiſe Contrebande über die Grenzen zu ſchmuggeln. Dieſe Idee iſt ſo kalt und trocken ausgeführt, daß ſie keinen Eindruck hervorbrachte.

Le père Goriot, Com. Vaud. in 3 Akten, nach Balzac's Roman von Théaulon, Jaime und de Comberouſſe.

Balzac nahm den Stoff zu ſeinem Romane aus alten Theaterſtücken, die wenig mehr bekannt ſind, und wußte ſeinen Raub durch anziehende neue Details und Ausmalungen gezwungener Verhältniſſe zu verbergen und zu entſchuldigen. Jetzt aber, wo man dieſen Roman wieder, in ein Vaudeville verwandelt, auf das Theater gebracht hat, kann man weder den Raub verſchweigen, noch die Aehnlichkeit verläugnen.

Goriot iſt ein guter Pariſer Kaufmann. Er wurde von der Republik einſt zu einer Sendung nach Italien gebraucht, und dort erlernte er das Geheimniß, die berühmten Maccaroni und Paſta zu bereiten, und wurde reich damit. Wie er ſeine Töchter verheirathet, kann er einer jeden eine Million mitgeben.

Anaſtaſie und Louiſe, dieſe Töchter, vergeſſen aber alsbald ihren alten Vater, und wenn ſie ihn noch manchmal beſuchen, ſo geſchieht es bloß, um ſich ſeiner letzten Habe zu bemächtigen.

Endlich hat Goriot nichts mehr, weil er Alles ſeinen unnatürlichen Töchtern gab, und man weiſt ihn aus der bürgerlichen Penſion fort, wo er bis hieher lebte, weil er nicht mehr bezahlen kann. Er wird in ein ſogenanntes Maison de Santé gebracht, welches einem deutſchen Spitale gleichkommt; dort verwirrt ſich manchmal ſein Kopf. Wenn ſich nicht Victoire, ein von ihm früher angenommenes Mädchen, und ihr Liebhaber, Heinrich von Raſtignac, ſeiner annehmen würden, ſo müßte er nun betteln gehen, denn ſeine Töchter beſuchen ihn gar nicht mehr.

Raſtignac ſucht die Schwiegerſöhne auf, und beſtürmt ſie mit Bitten, etwas für den alten Mann zu thun; er erhält endlich das Verſprechen von dem Einen, den Vater Goriot nach Bicetre ſchicken zu wollen.

Dies bringt den unglücklichen Greis auf's Aeußerſte; er wirft ſich in Heinrichs und ſeiner Geliebten Arme, er ſucht Schutz gegen ſeine Töchter und ihre Männer. Der Augenblick iſt endlich da, dieſe mit Aerger und Schmach zu überhäufen. Er beſitzt noch 500,000 Franken, die er ſeinem dritten Kinde, das er außer der Ehe hatte, beſtimmt. Dies Kind konnte er nicht wieder finden. Das Geld ſoll jetzt Heinrich und ſein Weib beſitzen, mit denen er fortziehen will, wohin ihm die Stimme der ruchloſen Töchter nicht mehr folgen ſoll.

Es ergibt ſich noch zum Schluſſe, daß Victoire dieſes ſo lange von ihm vergeblich geſuchte Kind ſey, und der alte Mann geräth darüber außer ſich vor Freude. Vergebens bitten ſeine Töchter ihn um Verzeihung, er ſtößt ſie von ſich, er verläßt ſie. Dieſer Schluß rettete das Stück, das anfänglich nicht anſprechen wollte, weil die Entwickelung zu langſam fortſchritt, und wenig neue Situationen geboten wurden. Auch waren die unnatürlichen Töchter auf der Bühne beleidigender noch als im Roman.

Vernet feierte als Goriot einen neuen Triumph; nur im Anfang wurde er etwas zu kalt befunden.

Mai.

L'If de Croissey, Com. Vaud. in 2 Akt. von Varin, Desverges und Laurencin.

Dies iſt die dritte Bearbeitung der hübſchen Novelle: das goldene Kreuz, von St. Aignet, das ſich im Weſentlichen nicht von den andern Bearbeitungen unterſcheidet. Was dem Dichterkleeblatt der Variétés zu Gute kommt, iſt der Charakter eines geizigen Bauern. Putois, der ſich für 3000 Franken für einen Andern ſtellt, und zu komiſchen Zwiſchenſcenen Veranlaſſung gibt; ſo z. B. als das Mädchen ihm vorwirft, wie er von Heirathen ſprechen könne, wenn das ganze Dorf voller Schmerz iſt, da alle jungen Leute in den Krieg ziehen müſſen, ſo ſingt er:

„Non, ce n'est point un badinage,
C'est le moment je le soutiens;
Si je vous parl' de mariage
C'est que je suis bon citoyen.
Quand l'ennemi dans sa furie,
D'la France extermin' les enfans,
Marions-nous pour la patrie
Et r'faisons-lui des régimens,
Beaucoup, beaucoup de régimens.

Dieſe Behandlung des goldenen Kreuzes ſcheint am meiſten zu gefallen, und das muß einzig und allein den Vaudevilliſten zugeſchrieben werden, welche es an pikanten Details nicht haben fehlen laſſen.

Les Patrouilles, zum Beneſiz für Vernet.

Vernet erſchien an dieſem Abende als Madame Pochet, als Vater Goriot und in Prosper und Vincent. Viele Künſtler des Ballets und anderer Theater von Paris trugen zur Verherrlichung des Abends bei. Beſonders merkwürdig iſt die Scene der Patrouillen, welche dem alten Stücke Prosper und Vincent hinzugefügt war.

Das Publikum lachte viel über die Coſtüme und das Benehmen dieſer Soldaten, und beklatſchte alle Anſpielungen auf dieſe Künſtler, die es ſchätzt und liebt. Am meiſten brachte ein Couplet, welches Mlle. Déjazet zu Ehren des guten Brunet ſang, den größten Effect hervor. Es mußte wiederholt werden, und das Merkwürdigſte dabei war, daß der alte Schauſpieler, den es anging, und der hier den vollgültigen Beweis der Liebe des Publikums empfing, auf keine Weiſe darauf vorbereitet war. Er konnte ſich nicht beherrſchen, und unter dem Beifallrufen aller Anweſenden umarmte er die zierliche Dolmetſcherin der Gefühle der ganzen Verſammlung.

La camerade de pension, Com. Vaud. in 2 Akten von Ancelot und Paulin.

Nach langer Pauſe erſcheint hier wieder der einſt ſo fruchtbare Ancelot auf dem Schauplatze früherer Triumphe. Die Sarcasmen der Feuilletoniſten hatten ihn zum Schweigen gebracht; er iſt reich und konnte das Feld des Gewinns glücklicherweiſe ohne Neid Andern überlaſſen. Was ihn wieder vermocht hat, als Vaudevilliſt zu erſcheinen, wir wiſſen es nicht! Vielleicht fühlt er ſich jetzt gegen die Ausfälle der Kritik gehörig gewappnet.

Die Idee des neuen Stückes iſt ſchon da geweſen; die Ausführung iſt jedoch neu und pikant.

Mamſell Adelaide iſt die Tochter einer Tänzerin; unter Verſchweigung dieſes Umſtandes wurde ſie in einer berühmten Penſion erzogen, wo ſie eine glänzende Bildung erhielt; nachdem ſie aber zu ihrer Mutter zurückgekehrt iſt, und ſich ein Exempel an der dort verkehrenden Geſellſchaft nimmt, wird ſie leicht in Ton und Manieren, wenn gleich ihr Charakter feſt und ihre Tugend unerſchüttert bleiben.

In der Penſion hatte ſie die Freundſchaft eines jungen Mädchens erhalten, die nun einem hohen Beamten des Reichs, Herrn Mauleon, vermählt iſt. Was noch feſter dieſes Bündniß knüpfte war ein Dienſt, den Adelaidens Mutter der jungen

Dame erwieſen hatte; und der ſo wichtig war; daß ſie ſchwur, nie die Tochter derjenigen zu verlaſſen, welche ihr einſt die Hand der Freundin gereicht hatte. Der Augenblick, dieſen Schwur zu erfüllen, zeigt ſich bald. Adelaidens Mutter ſtirbt in ſchlechten Umſtänden, und ihre Tochter iſt ſehr glücklich, in dem Hauſe der Frau von Mauleon eine Zuflucht zu finden.

Leider aber wird durch die Penſions-Freundin die Ruhe des Hauſes geſtört. Ihr früherer Geliebter erſcheint, der ſie auf unwürdige Weiſe verlaſſen hat, um die Stieftochter der Frau von Mauleon zu heirathen; dies gibt Veranlaſſung zu heimlichen Briefen, zu Bildniſſen, die etwas unvorſichtig zurückgegeben werden ꝛc. Herr von Mauleon wird aufmerkſam, ſeine Eiferſucht wächſt. Und wirklich hat ſeine junge Frau ein Geheimniß vor ihm zu verbergen, eben das, welches Adelaidens Mutter den Augen der Welt entzog. Sie war nämlich in der Penſion ſchon das Opfer eines Verführers und Mutter geworden; Alles ſteht auf dem Punkte, entdeckt zu werden; Adelaide kommt der Entdeckung zuvor; ſie erkennt das Kind als das Ihrige an, und die Ehe bleibt ungetrübt.

Aber ihre Aufopferung wird belohnt. Eine komiſche Figur, Herr Bouginey, ſehr reich, den Jedermann für einen Narren hält, der aber allein den edeln Charakter Adelaidens erräth, iſt ſo geſcheidt, ſie zu heirathen.

Als Adelaide gab Mamſell Jenny Colon Beweiſe ihres ausgezeichneten Talents. Dieſe Rolle iſt ſehr ſchwierig.

Im erſten Akte ſahen wir einen viereckigen Saal, mit drei groſen Glasthüren im Hintergrunde, welche die Ausſicht in einen Garten bieten. Im zweiten Akte ſtellte die Bühne einen reichen, viereckigen, geſchloſſenen und plafonnirten Saal vor, mit Mittel- und Seitenthüren. Die Coſtüme waren nach der jüngſten Mode. Herr Bouginey (Cazot) hatte graues Haar.

Le vendu, Com. Vaud. in 1 Akt von Deslandes und Didier.

Es iſt hier von einem Stellvertreter im Militär die Rede; einem Menſchen, der ſich für Geld zum Dienſte des Vaterlandes vergibt. Jean iſt der Meinung, daß es ſo beſſer ſey, als ſich für nichts todtſchießen zu laſſen. Im Regiment werden ihm böſe Streiche geſpielt, oder man bildet ſich vielmehr ein, ihm welche zu ſpielen; denn Alles kehrt ſich ſtets zu Jean's Vortheil und die Andern ſind die Geprellten. Endlich erfährt man, daß Jean ſeine Dienſte verkaufte, um eine arme Mutter unterſtützen zu können, und um Geld genug zu haben, ſeine Geliebte zu heirathen. Ein junger Menſch, dem er einſt wichtige Dienſte geleiſtet, erſcheint zum Schluſſe, der Jean's Charakter in das ſchönſte Licht ſetzt, und ihm ſo viel gibt, daß er nun ſelbſt einen Stellvertreter ſich erwählen kann.

Juni.

Changement d'uniforme, Com. Vaud. in 1 Akt von Adolphe d'Ennery.

Dieſes Stück wurde in einundzwanzig Stunden geſchrieben, und in Bordeaux ſchon im vorigen Jahre mit großem Glücke aufgeführt. Der Knoten iſt leicht geſchürzt, aber die Einzelnheiten ſind zu loben.

Ein gewiſſer Commandeur hat eine liebenswürdige Nichte, in die er zum Sterben verliebt iſt. Es iſt kein Wunder, denn Amelie beſitzt Schönheit, Geiſt, einen romantiſchen Anſtrich und zu allen Gaben, die das Weib zieren, vereinigt ſie Talente, die unſerem Geſchlechte eigen ſind. Sie ficht, reitet, liebt die Jagd, kurz, ſie gäbe einen zierlichen Offizier, wenn ſie deſſen Uniform anzöge. Da ſie oft als Mann gekleidet auf die Jagd geht, ſo hatte dieſes ſchon ein pikantes Abenteuer herbeigeführt. Der König begegnete ihr auf der Jagd, und war von ihrer ſchönen Haltung entzückt. „Kommandeur“, hatte er zu dem verliebten Onkel geſagt, „ſchon lange wollte ich für Ihre Familie etwas thun. Stellen Sie mir Ihren Neffen vor; ich will ihn als Gardeoffizier anſtellen.

Man denke ſich den Schrecken des Mädchens, als der Onkel ihm dieſe Gnade des Königs erzählt. Um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, bleibt nichts übrig, als den Onkel zu heirathen, wie er ſelbſt ihr ſagt; er hat zu dieſem Behufe ſich ſchon die Diſpens aus Rom verſchafft. Die arme Nichte würde in Ohnmacht fallen, wenn ſie ſo etwas ihrer Natur nach könnte, ſo erſchreckt iſt ſie über den Vorſchlag. Indeſſen ſchickt ſich der Commandeur an, der Huld des Königs zu entſprechen, und läßt aus einem Kloſter zwei ſeiner Verwandten holen, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen und ſchon Abbe's ſind. Dieſe zwei, meint er, dürften prächtige Offiziere werden. Angelo und Seraphin ſind erſtaunt, wie er ihnen ſein Vorhaben meldet; ſie ſind Beide voll Heiligkeit und Unſchuld. Endlich wird entſchieden, daß Angelo die Uniform anziehen; Seraphin aber in's Kloſter zurückkehren ſoll.

Nun muß man aber vor allen Dingen wiſſen, daß Angelo großſprecheriſch und faul iſt, Seraphin hingegen Adel, Kraft und Feuer beſitzt, und daß er etwas in ſeinem Herzen fühlt, das er ſich nicht erklären kann. Die beiden jungen Leute ändern ihre Entſchlüſſe, und Amelie iſt es, welche ſie darin beſtärkt. Indem ſie von Seraphin vernimmt, welcher Beſchluß gefaßt wurde, ſo findet ſie es nicht nur pikant, den jungen Abbe davon abzubringen, ſondern auch für ſich einen Mann zu gewinnen, der ſie von dem alten Onkel befreite. Sie verfolgt daher den jungen Seminariſten mit ſo vielen anmuthigen Koketterien, entwirft ihm ein ſo wahrhaftes und belebtes Tableau von dem Ruhme und der Liebe, daß der arme Seraphin es nicht länger aushalten kann, die Kutte wegwirft, und ſeiner Couſine ſchwört, nur ſie zu lieben, mit dem Degen in der Hand die Epauletts des armen Angelo abſtreitet, und einen wahren Teufelslärm im Hauſe macht. Endlich entführt er ſeine Couſine, die aber weiſe genug iſt, zurückzukehren, um den Commandeur um ſeine Einwilligung zu bitten, welche derſelbe nicht verſagt.

Dieſe Skizze mußte gefallen.

Ma femme et mon parapluie, Vaud. in 1 A. von Laurencin.

Man war begierig zu erfahren, welche Verhältniſſe zwiſchen einer Frau und einem Regenſchirme obwalteten; wir wollen ſehen, wie der Verfaſſer dieſes Räthſel gelöst hat.

Monſieur Coquardet, ehemals Reſtaurateur der letzten Kathegorie, hat eine Tochter, Irene, und einen Neffen, den jungen Honoré, der bei der Compagnie du Soleil angeſtellt iſt. Beide lieben ſich, aber der Ex-Reſtaurant will ſein Kind dem Herrn Philibert Dubosquet geben, der die Konzerte an der Barriere unternommen hat, den aber Mamſell Irene nicht liebt, woraus ſich der gute Philibert nicht viel macht, weil es ihm mehr um die Mitgift zu thun iſt. Der muſikaliſche Spekulant hat ſogar ſchon einige Abſchlagzahlungen erhalten.

Dies iſt die Grundidee, die allerdings ziemlich alltäglich iſt, die jedoch der Verfaſſer durch die komiſche Figur eines Klavierſtimmers, Serinet mit Namen, ſehr zu heben wußte. Dieſem armen Serinet hat man an einem und demſelben Tage ſeine Frau und ſeinen Regenſchirm entwendet; jene, jung, blond, gut geſtimmt; dieſer faſt neu, mit einem Vogelkopf als Griff und mit grünem Tafft überzogen.

Seit dieſem Tage iſt Serinet ein Menſchenfeind geworden, und ſein Kopf hat ſich dergeſtalt verwirrt, daß er Frau und Regenſchirm immerwährend verwechſelt. Dieſe Verzweiflung, dieſer Wahnſinn des Klavierſtimmers iſt nun aber ſehr beluſtigend.

Der Zufall will, daß er zu Coquardet gerufen wird, um ein Klavier zu ſtimmen, und hier findet er den Entführer ſeiner Frau, den Entwender ſeines Regenſchirms in jenem Dubosquet, der Irenes Gemahl werden ſoll. Serinet bringt nun eine ſehr komiſche Verwirrung hervor, bis endlich Coquardet in Irene's Verbindung mit ſeinem Neffen Honoré einwilligt. Die entführte Frau beſchwichtigt indeß ihres guten Mannes Unruhe, indem ſie ſagt: daß Dubosquet ſie nicht entführt habe, ſondern ihr Retter aus einer großen Gefahr geweſen ſey, daß er ferner den Regenſchirm nur ſorgfältig habe aufbewahren wollen, und Serinet iſt damit zufrieden, und ſeine Fröhlichkeit kennt keine Grenzen. Es fehlt nun nichts mehr hienieden zu ſeinem Glücke.

Vernet als Serinet war entzückend; ihm verdankt das Stück einen großen Theil des Beifalls, der ihm geſpendet wurde. Der Verfaſſer, Laurencin, machte ſeit Kurzem ſeinen Namen als Vaudevilliſt auf gehörige Weiſe geltend.

Théâtre du palais-royal.

Januar.

1834 et 1835 ou le déménagement, revue en un Acte von Théaulon, de Courcy und Théodore Nézel.

Die Perſonen ſind: die Zeit als Lohnkutſcher, der das Ausziehen (déménager) beſorgt; Herr Saint Sylveſter, Reiſe-Stallmeiſter aller Jahre, die abziehen, ein alter Bonhomme nicht ohne Witz; das Jahr 1835, eine zimperliche Schönheit, im altmodiſchen Futteral des Muſenalmanachs. Vor dieſen drei Perſonen ziehen nun alle Epiſoden des Stücks vorüber.

Zuerſt Herr Piſton, ein enragirter Muſikfreund, der den Pariſern zwei correſpondirende Orcheſter verſpricht, das eine auf Notre-Dame und das andere auf dem Montmartre. Dann „die ſpaniſchen Anleihen“, die Herr St. Sylveſter zuerſt „voleurs“, dann aber ſich verbeſſernd „valeurs“ benennt. Die Anleihen werden wie vier Banditen dargeſtellt, die ſtets von der caſtilianiſchen Ehre ſprechen, aber immer dabei die bekannten folies d'Espagne auf der Guitarre ihren Gläubigern vorſpielen.

Dieſer Ausfall rührt von einem der Verfaſſer her, der 25,000 Franken im Börſenſpiel bei dieſer Gelegenheit verloren haben ſoll. Hierauf erſcheint der ewige Jude, der dem neuen Jahr viel von ſeinen Reiſen erzählt, wobei auch manche Satyre zum Vorſchein kommt. Dann kommen die pittoresken literariſchen Werke, in Lieferungen an die Reihe; ein Herr Bric-à-Brac, welcher den Theatern die Requiſiten zu ihren hiſtoriſchen Genrebildern leiht, er bringt z. B. ein ganzes Bund von der letzten Feder Voltaires und 5 ſeiner Schädel; 30 Stöcke von Rouſſeau, 20 Doſen von Friedrich II., ein Hemd von der Brinvillers, die Fahne der Jungfrau von Orleans, bei den letzten Gegenſtänden bemerkt die Zeit, daß Hemd und Fahne einen ſehr romantiſchen Berührungspunkt zeigen. 1834 wirft man endlich auf den Wagen der Zeit, während 1835 ſich in den Beſitz der Gewalt ſetzt. Große Kinder, als Miniſter, Banquiers u. ſ. w. gekleidet, erſcheinen, um ihm Glück zu wünſchen, und werden von ihm beſchenkt. Zum Schluſſe erſchien Alcide Touſez, als Kind gekleidet, der dem Publikum ein Kompliment ſtammelte.

Das Ganze wimmelt van Epigrammen und Calembeurgs, und war für jeden Geſchmack berechnet.

Les doux nourrices, Fol. Vaud. in 1 Akt von de Comberouſſe.

Dies Stück fängt ſehr ergreifend an; denn kaum iſt der Vorhang in die Höhe gerollt, ſo hört man rechts, links, oben und unten ſchreien; man zankt, ſchimpft, theilt Ohrfeigen aus und weint. Dann ſtürzt man mit einem Mal auf die Scene, um ſich deutlich zu erklären, d. h. noch heftiger zu ſchreien.

Eine Köchin und eine Amme leben im Zwiſt und prügeln ſich. Die Herrſchaft nimmt ihre Zuflucht zu ihrem Nachbar, einem Apotheker, der alle Händel im Hauſe ſchlichtet. Dieſer iſt aber ein ſchlauer Patron, und hält es mit der Amme, die er beſchützt und beſchenkt. Marie, ſo heißt ſie, läßt ſich das gern gefallen, und ſendet ihre kleinen Erſparniſſe ihrem Manne, der in St. Malo wohnt. Im Hauſe weiß man jedoch nichts davon, denn man hält Marie für eine Wittwe, und dies eben wendet ihr die Neigung des verliebten Apothekers zu. Die Köchin Magdalena aber brütet Rache; ſie ſchleicht ihr nach und findet ſie mit einem dicken Bauern in Unterhaltung begriffen. Sie ruft Leute herbei, der Scandal iſt da, man durchſucht das Haus aber man findet nichts.

Der dicke Bauer war jedoch kein Anderer als Grimouille, der Mann der ſchönen Amme, der es in St. Malo nicht mehr aushalten konnte, und nach Paris gekommen war, um ſein Weibchen zu ſehen. Er gelangt glücklich zu ihr, und Alles wäre gut gegangen, wenn er ſich mit den Freuden eines kurzen Wiederſehens begnügt hätte; er will aber mehr, und indeß Marie auch den Kopf verliert, kommt Magdalena herbei, um Alles zu verrathen.

Aber Grimouille läßt ſich ſo leicht nicht fangen; er ſpringt, ohne ſich lange zu beſinnen, zum Fenſter hinaus, und fällt gerade auf die Schultern des Hauseigenthümers, der mit einer fürchterlichen Kolik von der Wache kommt, die er als Nationalgardiſt bezogen hatte. Später erſcheint Grimouille, als Amme verkleidet, und wird gemiethet, da man Marie nicht länger im Hauſe behalten will. Der Apotheker, der nun einmal auf Ammen verſeſſen iſt, macht ihm Anträge, die er aber falſch verſteht, ſeine Verkleidung vergißt, und ihn tüchtig durchprügelt. Nun mußten die beiden Leute ihre Liſt geſtehen, und kehren nach ihrer Heimath zurück. Das Kind leidet darunter nicht, denn es war ſchon ſeit zwei Monaten von der Bruſt entwöhnt worden, und die liſtige Amme hatte nichts davon geſagt, um nur noch länger im Hauſe zu bleiben, und die Geſchenke des Apothekers in Empfang zu nehmen.

Die Faſchingsthorheit wurde raſch geſpielt, und erregte Lachen. Deſſenungeachtet wurde am Schluſſe ein wenig gepfiffen, nachdem der Autor genannt worden war.

Februar.

Le fils de Triboulet, Vaud. in 1 Akt von Coignard Frères und Burat.

Victor Hugo gab in ſeinem Drama „le roi s'amuse" dem Hofnarren Triboulet eine Tochter, hier erhält er einen Sohn. Die Geſchichte iſt folgende:

Franz I. iſt krank und will Niemand ſprechen, ſelbſt die Herzogin d'Etampes nicht einmal, worüber ſie verzweifeln will — und Triboulet, ſein prächtiger Narr und Arzt in ſolchen Fällen, iſt ſelbſt krank, und liegt am Fieber darnieder. Er erbarmt ſich aber dennoch, gibt ſeinem Sohne Kappe und Pritſche, inſtruirt ihn wohl, und ſchickt ihn nach Hofe, um den grämlichen König lachen zu machen. Der junge Menſch kommt bald mit dem Roi des ribauds in Streit, und dieſer wettet mit ihm, daß es ihm nicht gelingen werde, ſeinen Zweck zu erreichen. Da will es der Zufall, daß er auf dem Tiſche des Königs einige Worte liest, und dieſe ihn dahin leiten, daß Franz verliebt ſey.

Ein Bauer, Sarraſin, der Milchbruder des jungen Triboulet, reißt ihn bald aus allem Zweifel, indem er ihm ſagt, der König habe die reizende Geline an der Quelle erblickt. Das Mädchen muß ſogleich herbeigeſchafft werden, und wie ſie am Hofe erſcheint, macht ihr Triboulet die reizendſte Schilderung von dem Leben der Großen, um ſie für ſeine Zwecke zu kirren. Es zeigt ſich aber bald, daß Geline Sarraſins Geliebte iſt, der ſich ganz troſtlos über dieſen Vorfall gebehrdet.

Triboulet kann unmöglich ſeinem Milchbru[illegible] den Streich ſpielen, aber ſeine Wette verlieren will er eben ſo wenig. Zum Glück kommt die Herzogin d'Etampes im Schloſſe an, und verſteht ſich dazu, mit Gelinen die Kleider zu wechſeln. So läßt ſie ſich im Dunkeln zum kranken König führen, während Sarraſin und Geline nach ihrer Heimat zurückeilen.

Ob der König mit dem Tauſch zufrieden war, ob er am andern Tag ſeine Fröhlichkeit wieder zeigte, davon erfährt das Publikum nichts. Mamſell Vernon, die den jungen Triboulet in einem ſehr verführeriſchen Coſtüm darſtellte, das nichts von ihren üppigen Formen dem Blick der Zuſchauer entzog, machte den beſten Effekt an dieſem Abende. Maler, welche Scenen aus dem Mittelalter wiedergeben, und darin einen pfiffigen Pagen anbringen wollen, können Dem. Vernon in dieſer Rolle als Modell benützen.

Das Stück an und für ſich war ſchwach und erhielt nur geringen Beifall.

Farinelli, Com. hiſt. in 3 A. mit Geſang von St. Georges, de Leuven und Deforges.

Ferdinand VI., obgleich noch jung, führt in ſeinem königlichen Schloſſe zu Madrid ein trauriges Leben, Alles iſt wie ausgeſtorben, und nur Schildwachen an allen Enden beleben die Stille. Die Inquiſition will den König zu ihrem Sklaven machen. Aerzte, Heuchler und Fanatiker haben ſich ſeiner bemächtigt. Die Jeſuiten trennen ihn von ſeiner ſchönen Gemahlin, Maria Thereſia von Neapel. Ferdinand will ſeinen Pallaſt nicht mehr verlaſſen; er vernachläſſigt ſeine Perſon. Dies beunruhigt das Volk, das ihn liebt; man ſagt ihn todt; das Volk verlangt ihn zu ſehen. Das Haupt der Verſchwörung gegen den König iſt Gilles Perez, der Leibarzt, ſein Vertrauter der Apotheker Nunez. Auf der andern Seite bildet ſich eine Partei zu Gunſten der Königin.

Zu dieſer Zeit kommt ein verliebtes Pärchen nach Madrid, welches heiter und luſtig iſt, obgleich es ſich kaum vor dem Regen, der in Eimern herabgießt, zu ſchützen vermag. Es iſt Carlo Broſchi, ein Italiener, der das Unglück hatte, ſich in eine Novize zu verlieben, die er aus dem Kloſter entführte. Sie gingen zum Theater, wo ſie ſich recht wohl befanden, bis die Oberin ihren Aufenthalt erſpäht und ihnen mit ihrer Verfolgung droht. Sie müſſen daher ihre Namen verändern; Broſchi wird Farinelli, Ines, Precioſa; ſo fliehen ſie nach Madrid, wo ſie ohne Heller ankommen. Er bringt hierauf ſeine Geliebte bei einem Barbier unter, und er geht fort, um an der Straßenecke zu ſingen. Man hört entzückt zu und wirft ihm Geld von allen Seiten in den Hut, aber in demſelben Augenblicke, wo er ſeinen kleinen Schatz zuſammenrafft um zu ſeiner geliebten Precioſa zu eilen, kommt die Wache und ergreift ihn im Namen des Königs. Der traurige, finſtere Monarch hatte die Stimme des Sängers gehört, und will ihn beſtändig um ſich haben. So kommt Farinelli an den Hof und in Gunſt; aber Gilles Perez und die Andern beneiden ihn und ſchwören ihm den Untergang. Indeſſen iſt Precioſa aus ihrem Schlupfwinkel fort und in das Haus eines Oheims gerathen, und dieſer iſt der Leibarzt Perez ſelbſt, der Todfeind ihres Geliebten. Die Scene, als Farinelli das Mädchen am Hofe wiederfindet, iſt pikant. Er, Günſtling des Königs, ſie, als reiche Erbin, das Ehrenfräulein der Königin. Die Königin will den großen Sänger hören, iſt entzückt von ihm und ernennt ihn zu ihrem Kapellmeiſter. Den Gilles Perez ſoll ihm das Patent ausfertigen, der Sänger Farinelli muß ihm dazu ſeinen Namen nennen, aber wie freudig erſtaunt iſt der boshafte Perez, als er nun den Namen Carlo Broſchi hört. Es iſt ein entflohener Schauſpieler des Theaters in Sevilla, er hat die Klage des Directors in der Taſche. Wo aber iſt die mit ihm entflohene Schauſpielerin? Precioſa vernichtet ihren ſtolzen Oheim, indem ſie geſteht, daß ſie es ſey und den Sänger über Alles liebe. Während der Alte darüber außer ſich geräth, erſcheint das Volk in Maſſe vor dem Schloſſe und verlangt ſeinen König zu ſehen, der aber durch nichts zu bewegen iſt, ſein Kabinet zu verlaſſen. Der Tumult wächſt, ein Aufruhr iſt zu befürchten; da ergreift Farinelli ſeine Laute und ſingt ein Lied, das der König am meiſten liebt, er tritt hinaus auf den Balkon und die Monarchie iſt gerettet. Der Sänger ſteigt hiedurch noch höher, er wohnt im Schloſſe ſelbſt und hat hier eine Oper vollendet, „die Belagerung von Granada.“

Er wäre glücklich, wenn er wüßte, wo Precioſa lebt, welche der Onkel wieder in ein Kloſter geſchickt hat. So wird er nun ſelbſt ſchwermüthig und verläßt ſein Zimmer nicht mehr; er will keinen Menſchen ſehen, und ſelbſt ſein Eſſen wird durch einen Mechanismus vor ihn gebracht, ohne daß ein Diener dabei nöthig wäre.

Da erſcheint Gilles Perez bei ihm, um ihn aufzufordern, während eines Auto da Fé zu ſingen, dem der König ſelbſt beiwohnen will. Farinelli ist empört über diesen Antrag, als er aber die Prozession mit Gesang vorbeiziehen hört, erkennt er die Stimme seiner geliebten Leonor. In Verzweiflung zündet er ein Stück Feuerwerk an, welches ihm der Maschinenmeister der Oper zu seiner „Belagerung von Granada“ gebracht hat, und wirft es auf die Vorüberziehenden. Die Explosion bringt eine allgemeine Verwirrung hervor, während welcher er mit Preciosa entflieht und sie in sein Zimmer hinaufführt, wo er zu seinem größten Erstaunen die Königin findet, die ihn um Rath fragen will, da man ihr mit Verbannung gedroht hat. Der König läßt sich inzwischen bei seinem Liebling melden, der schnell die beiden Damen in ein Kabinet schickt. Hierauf entspinnt sich eine Scene zwischen dem König und Farinelli, der zu Gunsten der Künste, der Freiheit und der Toleranz spricht, und Ferdinand ein sprechendes Bild von dem erbärmlichen Zustande des Landes entwirft. Er will, daß der König sich wieder mit seiner Gemahlin vereinige; allein dies verletzt seinen königlichen Freund, er stampft unwillig mit dem Fuße, und wie durch Zauberei erscheint ein herrlich servirter Tisch. Dies ist das Frühstück für den Sänger; Ferdinand hat, ohne es zu wissen, den Mechanismus berührt. Mit innerer Lust blickt er auf die duftenden Leckerbissen. Carlo nimmt die Serviette auf den Arm, und will ihn bedienen. „Aber die Hofsitte,“ spricht der König. — „Aber der Appetit,“ spricht Carlo. — „Aber die Diät,“ der König. — „Aber der Doctor ist ein Esel,“ sagt Farinelli. Er deckt die Schüsseln auf, und der König läßt sich verleiten zu kosten. „Was befehlen Sie zu trinken, Sire?“ — „Ich trinke nur Wasser.“ — „O pfui! kosten Sie doch von diesem Safte, den einer meiner Freunde in Frankreich auf seinem Gute in Medoc bereitet. — Und er schenkt dem armen Könige herrlichen Bordeaux ein, der dadurch nach und nach ein ganz Anderer wird. Er will etwas aus der neuen Oper hören. Farinelli will Vortheil aus der Situation ziehen und singt: die Klagen der schönen Sultanin an ihren Gatten Mahmud, der sie mit Sanfter-

Verdachte nicht, und wie der König dadurch erſchüttert ſcheint, ſtürzt [illegible] Maria Thereſia herein, die ihrem Gatten zu Füßen fällt und dann von ihm ans Herz gedrückt wird. Von Farinelli's Feuerworten getrieben, ſchwört er, von jetzt an als König zu handeln. Michel Perez kommt und König und Königin treten hinter einen Schirm. Dort hören ſie, daß der Verräther den König ſtürzen wolle, und Farinelli verhaften. Allein der Elende wird in die Verbannung geſchickt; das Auto da Fé wird abbeſtellt, und für den andern Tag eine königliche Jagd angeſagt. Dann Concert und Ball, und die Aufführung der neuen Oper von Farinelli, der zum Rath erhoben wird und den Calatrava-Orden empfängt. Er beſchenkt ſeine [illegible], die für ihren Oheim um Gnade bittet.

Man ſieht, daß die Autoren es mit der Geſchichte nicht ſehr ſtreng genommen haben, dies hindert jedoch nicht, daß ihr Stück intereſſant und aufheiternd iſt. Eckard, ein junger Schauſpieler, war als Farinelli ſehr zu loben und gab ihn mit einer anmuthigen Freiheit und Leichtigkeit. Deſſoir als Ferdinand VI. war herrlich in ſeiner Maske, und überraſchte durch das Anſehen von Leiden und Ermattung, das er ſich zu geben wußte. [illegible] gab dem Michel Perez einen wirkſamen komiſchen Anſtrich.

Die Decorationen waren zum Theil ausgezeichnet. Im erſten Akte ſah man die Façade des Schloſſes von Madrid; im zweiten war ein königlicher Saal, mit einer reichen Tapete zwiſchen Arcaden geſchloſſen, die, wenn man jene wegzog, einen freien Platz erblicken ließen, der am Schluſſe mit Hülfe der Transparente, von einer bedeutenden Volksmenge angefüllt erſchien.

Der reich gedeckte Tiſch im dritten Akt kam durch eine Tapetenthür auf die Scene.

Ferdinand war im ſchwarzen Sammetrocke, der mit amaranthfarbenem Sammet gefüttert war; die lange Weſte von ſchwarzem Atlas mit Goldſtickerei, darüber das große blaue Ordensband; ſchwarze Sammethoſe, violettſeidene Strümpfe.

über die Knie herabgezogen, mit schwarzseidenen Strumpfbändern. Weiße Halsbinde, Jabot und Manschetten von Spitzen; die schwarzen, langen Haare unordentlich; das Gesicht bleich.

Lorinski ging im ersten Akte wie eine Art Figaro gekleidet. Die Farbe war braun; der Mantel von brauner Farbe; Kamaschen bis an die Knie hinauf geknöpft. Im zweiten Akte trug er ein weißes Halstuch von Scharlach, eine Weste von Goldstoff, schwarz seidene Hose, weiße Strümpfe mit schwarzen Strumpfbändern, Schnallenschuhe u. s. w. Im dritten Akte: einen hellblauen Ueberrock mit Goldstickerei, weiße Weste.

Die Königin trug im ersten Akte zu gepuderten Haaren eine schwarz seidene Mantille mit Spitzen garnirt, die vom Kopfe herabfiel und ein Kleid von dunkelvioletter Seide. Im zweiten Akte hatte sie eine Krone von Brillanten, einen weißen Schleier, ein himmelblaues Kleid, mit Schleifen vorn in die Höhe genommen, darunter schwarzen Moiré, kurze Spitzenärmel, lange weiße Handschuhe. Im dritten Akte war sie wie im ersten gekleidet; jedoch trug sie einen kleinen Hut von Rosa-Atlas mit amaranthfarbenen Federn schief aufgesetzt und eine schwarze Maske in der Hand.

Das erste Kostum der Preciosa war besonders geschmackvoll und jungen Schauspielerinnen sehr zu empfehlen. Sie hatte um ihre Haare ein weißes Netz geschlungen, und einen grauen spitzen Hut mit einer rothen Feder aufgesteckt; sie trug einen gestickten Kragen, und ein Stück schwarzen Sammt als Binde um den Hals; eine dunkelgrüne Jacke mit gelben Schnüren à l'espagnole, weite Aermel, gelben Rock mit schwarzen Sammtbesätzen; über den Arm hatte sie ein grünes Mäntelchen geworfen. Im zweiten Akte trug sie Rosa; die Ärmel garnirt mit Blonden und einen Fächer. Im dritten Akte war sie als Braut gekleidet.

März.

Fich-Tong-Kang, parodie chinoiſe in 1 A. von Delacour und [illegible].

Der Schauplatz iſt Peking unter der Herrſchaft des ſehr großen und weiſen Ko-Ko-O des Zwei und Sechzigſten.

Von einer Terraſſe des kaiſerlichen Palaſtes ſieht die pikante und geiſtreiche Gulgulu, die Tochter des Sohnes Kaun-Schaf, dem Spiele eines geſchickten Jongleurs zu, der die Menge um ſich verſammelt hat. Mit einem Male bleibt der Arme auch nach dem letzten Stücke, wird von ihrer Schönheit geblendet, ſchnappt zum Verzehren einige Meſſerklingen verkehrt hinunter, fällt um, und die Tochter des Sohnes, die ſich ſogleich für die Urſache hält, läßt den Sterbenden vor ſich bringen.

Aber alsbald kommt er in Gegenwart der chineſiſchen Schönheit, zu deren großem Entzücken, wieder zu ſich und es entſpinnt ſich alsbald folgendes Geſpräch:

Fich-Tong-Kang ([illegible]). Es iſt mir geglückt — ich bin bei ihr!

Gulgulu ([illegible]). Ich will erſt wiederkehren, wenn deine Farben verblüht ſind.

Fich. ([illegible]). Bleibe und verlaſſe mich nicht. Du erblickſt deinen treueſten Sklaven, wie er den Staub zu deinen Füßen küßt.

Gulgulu. Und die verſchlungenen Meſſer?

Fich. Waren Hocus Pocus!

Gulgulu. Dein Umfallen?

Fich. Bloß eine Feinheit, die ich dir zu Liebe erſann, o Huri!

Gulgulu. Du liebſt mich alſo?

Fich. Wie — lieben? Ich bin ſo geſund wie die Brücke des Carrouſelplatzes — und habe einen Hunger, der die Natur in Schrecken bringen könnte, wenn ich nur nicht ſo entblößt von 10 Centimes-Stücken wäre. So weit iſt es mit mir gekommen, angebetetes Weib!

Gulgula (für ſich). Wär's möglich? wenn du liebteſt mich alſo? — Entferne dich, elender Jüngling! Du wagſt es, deine Augen zur Tochter eines Mandarins, eines Geſandten zu erheben?

Fich. Was Mandarin, was Geſandte! Und wärſt du die Tochter eines Bettelmanns oder eines Porzellanmachers, das wäre mir eins! Wir ſind Geſchwiſter! unſere Eltern hießen Adam und Eva. Du hältſt mich vielleicht, himmliſches Weib, für einen jener elendiglichen Charlatans, der die Welt im rothen Kleide durchzieht und Schweizer-Kräuterthee und künſtliche Wolle verkauft, und Zähne mit einem Accompagnement von Schellen und großer Trommel auszieht? O mit Nichten, das iſt ein Handwerk, das ich verabſcheue.

Gulgula. Wer biſt du denn?

Fich. Niemand kann uns hören. Nun wohlan, himmliſches Weib, ich will dir meine Seele öffnen. Du ſollſt mich ganz recht kennen!

Gulgula. O halt ein!

Fich. Unter dieſem elenden Ueberrock, der den Staub gefegt hat, in dieſen Stiefeln, die auch einſt ſchönere Tage ſahen, in dieſem Halstuch, welches einſt den Namen eines Halstuchs verdiente — weißt du, wer darunter iſt?

Gulgula. Du erſchreckſt mich.

Fich. Habe keine Furcht. Ich bin ein ſchöner tartariſcher Prinz.

Gulgula. Ein tartariſcher Prinz!

Fich. Complet. Der unglückliche, unglückſelige, beklagenswerthe Fich-Tong-Kang, der im Alter von 17 Monaten wegen des Verbrechens beleidigter Majeſtät gegen unſern ſiegreichen Herrn, den gewaltigen Sohn des zwei und dreißigſten, verbannt wurde.

Gulgula. Wie! Ihr wäret —

Fich. Fich-Tong-Kang u. ſ. w. u. ſ. w.

Da er jetzt erkannt iſt, will Malgaida ihn vor der Wuth ſeiner Feinde ſchützen, und verbirgt ihn in die große Theetonne des Kaiſers. Kalao aber bekommt den Einfall, ſeinen [illegible] mit Thee zu bewirthen. Malgaida macht zwar dem Vetter der Sonne weiß, daß das Waſſer, welches man ihm bringt, vergiftet iſt, aber nur auf Koſten des armen [illegible], den Kalao nun für einen Verräther hält und ergreifen läßt, um in dem neunzehnten Stockwerk des berühmten Porzellanthurmes eingeſperrt zu werden.

Der Kaiſer von China wird oft von ſchlimmen Einbildungen geplagt. So glaubt er jetzt, eine Mücke auf der Naſenſpitze zu haben, die er immerwährend wegzujagen ſucht. Fich-tong-kang will Vortheil daraus ziehen, und ſtellt ſich dem erlauchten Kalao mit Gewicht vor. „Sire,“ ſpricht er, „es iſt keine Fliege, die euch auf der Naſe ſitzt. — Wie, keine Fliege, ſchreit der Kaiſer wüthend. — Nein, Sire, es iſt ein Wallfiſch. — Deſto beſſer! — Aber ich weiß ein Mittel, euch auf immer davon zu befreien. Doch lege ich drei Bedingungen. Die erſte iſt meine Gnade; denn ich bin jener Fich-tong-kang, der Verbannte, deſſen Namen euch ſchon Entſetzen einflößt; die zweite iſt meine Verheirathung mit Malgaida, und die dritte die Befreiung [illegible], der im neunzehnten Stockwerke des Porzellanthurmes eingeſperrt iſt.

Kalao verſpricht alles und legt ſich auf die Erde nieder. Fich-tong-kang ſchwingt ſeinen Stock, nähert ſich der Naſe des Kaiſers, und ein großer Wallfiſch fällt dem Operateur zu Füßen. Kalao iſt entzückt über ſeine Herſtellung, befiehlt, daß der Wallfiſch ausgeſtopft werde, um in den Archiven des Reichs zu paradiren. Fich-tong-kang erhält Rang, Reichthümer und Würden zurück und die Hand der Tochter des Colao, der wieder in Gnade tritt.

Solche närriſche Poſſen müſſen geſehen und gehört werden, doch kann man aus dieſem Pröbchen auf das Ganze ſchließen.

Vom Anfang bis zum Ende geht es lustig, [illegible] und [illegible], auch politische Beziehungen fehlen nicht.

Mon ami Polyte, Vaud. in 1 A. von [illegible] und [illegible].

Theodore ist ein [illegible], dabei ein schöner Geist und [illegible], ein großer Liebhaber von neuen Gedichten, einer der die [illegible] des [illegible] besucht, aber sich seinen Geschmack nur [illegible], um eine natürliche Ehrbarkeit zu [illegible], wie sie die großen Helden unserer modernen Dramen entwickeln. Er hat beständig einen Vergleich bei der Hand, um sich zu quälen und sich das Herz um und um zu wenden. Er betet Augustine an, Augustine, die [illegible], [illegible] aller Geliebten der ganzen Weltgeschichte; Augustine ist aber leicht, [illegible], und lustig; sie macht sich nichts aus dem Gedächtnisse der Witwen, doch kann, wer sie heirathet, sich auf ein Schicksal der Gatten der Lucretia Borgia gefaßt machen, und auf Ludwig VI. und anderen [illegible], die zweimal für einmal betrogen wurden.

Mein Freund Polyte ist ein Weinhändler, ein guter Junge, verliebt, aufrichtig, aber blöde; auch ihm hat Augustine sehr gefallen; er hätte ihr Hand und Herz anbieten mögen, wenn er nur wüßte, es anzufangen. Theodore hatte sich erklärt und von Heirath gesprochen, und obgleich sich Augustine nicht viel daraus zu machen schien, so hatte sie seinen Antrag doch angenommen; der [illegible] hatte bereits die väterliche Einwilligung und die nöthigen Papiere. Armer Polyte, der muß die Reize Augustinens vergessen und eine Liebe ersticken, die vier und zwanzig Stunden [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible].

Wenn man aber ein Mädchen einer Hoffnung liebt, und nicht ihr Gatte werden kann, so ist das immer noch kein Grund, ihr keine Artigkeit zu erweisen. Polyte aber besitzt nicht [illegible]. Am Tage des heiligen Augustin erscheint er also mit dem Blumenstrauß in der Hand noch vor Theodore. Aber Polyte hat noch mehr gethan; er wollte nicht sparen. Er hat einen schönen Kuchen und [illegible] [illegible] gekauft. Man legt sich zu Tische.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Champagner [illegible]

Les [illegible] du cœur, Com. in 1 A. mit Gesang von Benjamin Antier.

Ludwig XV., [illegible] in seiner Jugend in den Wäldern, die sich um die [illegible] verbreiten. Die Menge der ihn begleitenden [illegible] war ihm zur Last, und in einem Augenblicke.

wo er ſich unbemerkt ſieht, ſpornt er ſein Roß, und entkommt glücklich in die Allee, vor welcher er die Equipagen des Herrn von [illegible] halten ſieht.

Hier findet er ein anderes Bild, das ihm beſſer behagt als die Hirſche und Rehe im Walde. Er erblickt eine Dem. d'[illegible] im Sprechzimmer, welche gerade an dieſem Tage von ihrer Tante abgeholt wird, um ſich mit dem alten Herzog von [illegible] zu vermählen.

Louiſe d'[illegible] iſt ſchön, ſinnlich und naiv, aber auch der König iſt es; ſie gefällt ihm beſſer als alle Damen ſeines Hofes. Sie lernen ſich bald kennen, und ſchwatzen gemüthlich und vertraulich miteinander.

„Sire,“ ſagt das Mädchen, „Sie ſchießen ſich alſo nicht wie Ihr Großvater?“

„Nein, o nein!“ —

„Das ſind alle Ihre eigenen Haare?“

„Gewiß. Es gibt genug Perrücken bei Hofe.“

„Das ſteht Ihnen ſehr gut.“ —

„Unterhalten Sie ſich im Kloſter?“

„Vortrefflich — wir haben eine Menge Spiele.“

„Sie ſind wohl glücklich.“

„Wir ſpielen [illegible] und Blindekuh. Aber neulich erſchreckte ein Geſpenſt, der Teufel ſelbſt, wie ich glaube, unter der Geſtalt eines jungen Menſchen, eine von uns, Mademoiſelle von [illegible], und da hat man uns dieſes Spiel ſeitdem verboten.“

„Ha, ha!“ —

„Auch führen wir Komödie auf, wie in St. Cyr.“

„Und welche Rollen ſpielen Sie?“

„Den Oberprieſter in Athalie.“

„Wirklich? und der Bart — ?“

„Die Frau Oberin hat einen [illegible], den ſie mir leiht... Aber das iſt nicht Alles, wir dürfen auch Kragen haben.“

„Kragen? Und können Sie ſie auch machen?“

»Ja! Ganz vortrefflich! Wir werden ſie immer übertragen, Sire!«

»Gut Louiſe, ſo werden Sie mir auch welche backen.... Man hat ſie mir zwar verboten, aber ich will Sie im Hofe bei Ihrer Tante erwarten, um ſie dort im Geheim mit Ihnen zu verzehren.«

Hier endet die Converſation. Die Hofleute ſind dem Könige auf die Spur gekommen, und man kehrt nach Verſailles zurück. Der König bietet ſeinen Wagen der Tante und ihrer liebenswürdigen Nichte an, und erinnert ſie noch im Wegfahren an ihr Verſprechen, ihm Krapfen zu backen.

Madame d'Humieres erlaubt zwar dem Fräulein, dieſem ſcherzhaften Verſprechen nachzukommen, ſie nimmt ſich jedoch vor, ihr aus Vorſorge nicht von der Seite zu gehen. Zuerſt geſchieht Alles mit der ſtrengſten Ehrbarkeit. In ihrer Gegenwart wird der Teig bereitet, der Zucker, die Aepfel, das Geräthe, als aber das Ganze zum Feuer gebracht werden ſoll, bemerkt Lebel, des Königs Kammerdiener, daß das mit Blumen geſchmückte Feierkleid des Fräuleins ſehr unzweckmäßig und hindernd dabei wäre. Sie zieht das Kleid aus, und iſt nun im Unterrocke und in einem Halstuche von Gaze. Die Krapfen ſind gebacken und man will ſie eben verzehren, als ſich der Herzog von Meille melden läßt. Das Fräulein muß ſich verſtecken und die Tante muß vorgeben, ſie habe ſo eben eine Privataudienz; der König aber iſt krank wie Lebel dem Eintretenden ſagt. Frau von Humieres verläßt den König bald; auch der Herzog wird entlaſſen, und Ludwig befindet ſich mit dem hübſchen Kinde allein. Man fängt an, die Krapfen zu eſſen; der König ißt die, welche ſein liebenswürdiger Koch mit den Lippen berührt hat, dann küßt er ihn, und die Köpfe der jungen Leute fangen an warm zu werden.

Ludwig ſchlägt vor, einige Scenen aus der Oper von Marmontel: le cage et l'oiseau ou le ſaut franchi darzuſtellen. Damit der König ſich leichter im Spiel bewege, zieht er ſeinen prächtig geſtickten Sammtrock aus. Die Scenen gehen vortrefflich;

den Vogel, den Ricette verlor, findet Alain wieder, und er will ihn in ihren Käfig ſetzen; dabei umarmt der Schäfer ſeine Schäferin .... In demſelben Augenblicke tritt Lebel ein. Die Hofleute kommen, um ſich nach dem Wohlſeyn des Königs zu erkundigen; er muß ſchnell ſein Staatskleid wieder anziehen, und Fräulein d'Hamieres wird von dem gewandten Kammerdiener durch eine Tapetenthür abgeführt, um ihre Toilette zu machen. Als ſie ſpäter wieder auf der Scene erſcheint, wird ſie dem Hofe als Herzogin von Melly vorgeſtellt, und der König erhebt den Herzog zum Pair, und verleiht ihm das Großkreuz ſeines Ordens.

Dieſes nicht ſehr geiſtvolle Produkt verdankt das Glück, das es theilweiſe machte, dem feinen und graciöſen Spiele der Dem. Dejazet als Ludwig XV. Jede neue Schöpfung dieſer Künſtlerin begründet nicht nur immer feſter ihren eigenen Ruhm, ſondern auch das glückliche Fortbeſtehen des Theaters, dem ſie angehört.

Da das Stück auch in Deutſchland aufgeführt werden wird, ſo geben wir hier einen umſtändlichen Bericht über die mise en scène:

1. Akt. Das Innere eines Kloſters. Gothiſcher Saal; viereckig. Thüren rechts und links, in den zweiten und dritten Couliſſen. Auf der vierten Couliſſe eine quer überlaufende Mauer, mit vier vergitterten Bogen; in der fünften Couliſſe iſt die Bühne durch eine andere Mauer geſchloſſen, in deren Mitte ein Fenſter. Ein Betſchemel im Hintergrunde, zu beiden Seiten Stühle; an der Wand ein Bild der heiligen Jungfrau.

2. Akt. Reiches, geſchloſſenes Zimmer in Verſailles; viereckig mit Plafond. Im Hintergrunde Flügelthüren. Rechts in der zweiten Couliſſe Kamin, zum Kochen hoch eingerichtet, mit Feuer. Hinter dem Kamin Seitenthür. Links ebenfalls Seitenthür. Ein Fußteppich; rechts, vorn ein reicher Lehnſeſſel. Vor dem Kamin ein Guéridon mit goldenem Teller und Beſtecken,

Servietten, goldener Zuckerſchale mit Löffel; koſtbare Vaſen. In einer goldenen Schüſſel der Teig zu den Krapfen und ein Flacon mit fleurs d'orange. Neben dem Kamin eine ſpaniſche Wand. Links vorn ein bedeckter Tiſch. Hierauf liegt ein Schäferſtab, eine Schalmei, ein Blumenſtrauß, ein Käfig, eine Klingel; alles iſt mit Bändern geſchmückt. Vor dem Tiſche ein reicher Armſeſſel. Hinten, zu beiden Seiten der Flügelthür, weite Schränke reich verziert, worin Goldvaiſſelle hinter Glas verſchloſſen. Vor jedem dieſer Schränke ein Armſeſſel und Tabouret. Links im Hintergrunde ein Armſeſſel.

Louis XV. (Mamſell Dejazet) war gepudert, die Haare auf dem Rücken mit einem ſchwarzen Bande gebunden, weiße Halsbinde, Jabot, Gilet von Goldſtoff, blaues Ordensband, grünes weites Beinkleid, weite Stiefel mit Sporen, grünes Kleid mit rothem Futter und vorn, an den Seiten und auf dem Rücken mit Gold geſtickt; ſchwarz ſammtener Gürtel mit Gold, worin das Jagdmeſſer ſteckt; gelbe Ritterhandſchuhe mit Goldfranzen, dreieckiger Hut mit weißer Kokarde; Peitſche.

Im zweiten Akte trug ſie: weiße Atlasweſte mit Stickerei, himmelblaues Sammtkleid, ſeidene Strümpfe, ſilberne Kniebänder mit Brillantſchnallen, Schuhe mit rothen Abſätzen und Brillantſchnallen. Himmelblaues Sammtkleid reich geſtickt, Aufſchläge von weißem Atlas mit Gold, Stern, auf der linken Achſel, Revers von weißem Atlas mit Gold, Spitzenmanſchetten.

Mamſell Louiſe d'Humilieres im erſten Akte: im weißen Kleide und Schleier; ſchwarze Schuhe; zweiter Akt: Gepudert mit weißen Schleifen in der Friſur und einer weißen Roſe, weißer Atlasrock, Gazehalstuch, Ueberwurf von himmelblauem Atlas, kurze Spitzenärmel, weiße Atlasſchuhe, weiße kurze Handſchuhe. Am Schluſſe: Orangenblüthen im Haar, weißes Atlaskleid, reich garnirt. Die übrigen Coſtüme dem Zeitalter angemeſſen.

Mai.

Un raout chez M. Lupot, rue Grenétat No. 75 Fel. Vaud. in 1 Akt von Paul de Kock.

Dieſer Herr Lupot iſt ein ehemaliger Papier- und Oblatenhändler, der im dritten Stocke, nach vorn, in beſagtem Hauſe beſagter Straße wohnt. Er hat eine Frau, die zu faul iſt, die Leute zu grüßen, die ſie beſuchen; ferner eine Tochter, Celanire, welche ſingt und zeichnet; auch einen Sohn Alcagne hat er, einen jungen Faſhionable, der ſich ſeines Vaters ſchämt, Schulden macht, den Figurantinnen der Theater die Cour macht, und ſich überall für den Grafen Alcagne ausgibt.

Als der alte Lupot ſieht, daß die Männer für ſeine Tochter nicht kommen wollen, ſo entſchließt er ſich endlich, Geſellſchaft zu bitten, und wendet ſich deßhalb an einen alten Bekannten, Blainval, ihm die Elemente einer comfortablen Geſellſchaft zu verſchaffen. Das iſt in Paris eben ſo leicht, als ſich zu möbliren. Hat man nur Geld, ſo kann man bald Freunde, liebenswürdige und berühmte Leute u. ſ. w. in ſeinen Zimmern ſehen.

Dieſer Blainval aber iſt ein Spaßvogel, der ſeinen Scherz mit dem guten Herrn Lupot treiben will. Er ladet ihm eine Menge impertinenter Originale zuſammen, die jeder Andere als der gutmüthige Oblatenhändler zur Thür hinausgeworfen würde. Da iſt ein Concertſänger darunter, der in den Gartenconcerten mitwirkt, ein leidenſchaftlicher Galopptänzer, der Verfaſſer eines Trauerſpiels, das er ſtets vorleſen will, ein Kartenſpieler, dem man auf die Finger ſehen muß; ferner Damen, wie ſie nur ſolch ein Herr Blainval liefern kann, Figurantinnen, Sängerinnen der letzten Klaſſe u. ſ. w.

Lupot gibt ſich indeſſen große Mühe, dieſe Leute zu bewirthen; er borgt Lampen, Bänke, Inſtrumente von allen Ecken und Enden zuſammen; ſeine alte Köchin muß Limonade und Orgeade bereiten, und der Sohn des Portiers wird als Jockey umgeſtaltet, um dieſe Erfriſchungen herumzureichen.

Wie nun die Gäſte kommen, lachen ſie ihre ehrlichen Wirthe aus, ſo viel Mühe ſich dieſe auch gegeben haben, ſie gut aufzunehmen. Am meiſten aber hat Arcagne auszuſtehen, der hier eine Choriſtin findet, bei der er lange für einen Grafen Arcagne gegolten, und die ihn nun im dritten Stocke der elenden rue Grenetat bei ſeinem Vater, dem Oblatenhändler, wieder findet.

Arcagne aber weiß ſich aus der Affaire zu ziehen. Der alte Portier Mouton muß ſich in einen Faſhionable verwandeln, und wird von ihm der Geſellſchaft als ein fremder Sänger vorgeſtellt. Er ſingt ein Duett mit dem anweſenden Künſtler zum großen Ergötzen Aller. Nun erſt kennt man ſich wechſelſeitig; man läßt alle Anmaßung von beiden Seiten aus dem Spiele, und ein allgemeiner Galopp endet die Soiree.

An komiſchen Zügen fehlt es in dieſem ächten Pariſer Sittengemälde nicht, dem jedoch etwas Uebertreibung vorgeworfen werden kann.

Der Eigenthümer des Hauſes No. 75 in der rue Grenetat verdoppelt indeß ſeinen Miethzins ſeit dieſem Stücke, weil er ſich einbildet, jetzt in die Mode gekommen zu ſeyn. Man weiß was das in Paris bedeutet.

Manette, Vaud. in 1 Akt von Bayard und Gabriel.

Manette, die dem Stücke den Namen gibt, und allerdings als Hauptperſon desſelben zu betrachten iſt, erſcheint gar nicht auf dem Theater. Iſt das nicht pikant?

Mad. Valentin, eine junge Wittwe, iſt Manetten's Schweſter die von dem Pächter Tourniquet geliebt wird. Sie denkt an's Heirathen für ſich und ihre Schweſter. „Es iſt eine nothwendige Sklaverei!“ ſpricht ſie. Zum Glücke darf Manette nur wählen, denn zwei Milchbrüder, Fichon und Alexis, bewerben ſich um ſie. Der Erſte wird zuerſt begünſtigt; als aber der Andere erſcheint, erklärt man ſich dieſem geneigter. Fichon, der nur gemeiner Soldat iſt, und ſich daher für Manette ſchicklicher glaubte, zieht ſich nur ungern zurück; während Alexis, der eine Anſtellung als

Unterlieutenant erwartet, ſeiner angeſehenen Familie trotzen will, um der Griſette die Hand zu reichen. Manette kann jetzt zwei Männer für einen haben; aber ihr gutes Herz bringt ſie um dies Glück; denn ſie begünſtigt Beide. Sie treffen ſich hierauf vor dem Fenſter der Geliebten, werfen einander ihr Verhältniß zu dem Mädchen vor, geſtehen deſſen Schwachheit, und fordern ſich, von Eiferſucht getrieben. Fichon wird verwundet. Aber in Folge dieſes Duells kommen ſie Beide überein, Manette zu verlaſſen und zu ihrem Regimente zurückzukehren, ungeachtet der Thränen, welche Mad. Valentin vergießt, welche ihre leichtſinnige Schweſter nun compromittirt und ohne Mann ſieht.

Aber der Himmel verläßt Niemand, ſelbſt nicht Mädchen, die zwei Liebhabern auf einmal Gehör geben und ihnen das Fenſter öffnen, wenn die Thür verſchloſſen iſt.

Der wackre Pächter Tourniquet iſt zugegen, wenn ſich die beiden Milchbrüder ihre Geſtändniſſe machen; da ſie aber Manette nicht nennen, ſo glaubt er, daß ſich alles auf Madame Valentin beziehe. Er läuft nun ſogleich zu Manette, gibt die unwürdige Wittwe auf, und heirathet deren Schweſter.

Es wurde über die Abenteuer der beiden Brüder, ſo wie über Tourniquets Leichtgläubigkeit viel gelacht, und die leichte Arbeit fand Beifall. Hieran hatten Levaſſor (Fichon) und Alcide-Touſez (Tourniquet), ſo wie die graziöſe Mad. Lemenil als Wittwe, großen Antheil.

La croix d'or, Com. Vaud. in 2 A. von Dupeuty und Baliſſon von Rougemont.

Mit kleinen Veränderungen iſt es dem Stücke des Vaudeville-Theaters gleich, von dem wir ſchon oben geſprochen haben. Mlle. Dejazet als Chriſtine war unübertrefflich.

Juni.

Les marais pontins, ou les trois Bijoux, Com. Vaud. in 2 A. von Théaulon, Planard dem jüngern und Delangle.

Dieſes Stück iſt eine unſchuldige Satyre auf die Reiſenden.

Es ſind drei Pariſer, welche den Gegenſtand dieſer Satyre bilden. Herr Berard, ein ehemaliger Buchdrucker, ein Claſſiker, der die alten Autoren kennt, weil er lange Zeit ihre Werke corrigirt hat, und der bei jedem Stein, an den ſein Fuß ſtößt die Alten im Munde führt. Sein Neffe, Saint-Godard, iſt, weniger gelehrt, aber ein determinirter Forſcher, dabei ſammelt er überall; von jedem berühmten Ort hat er einen Stein, ein Fragment von jedem Monumente, das er ſieht. Mlle. Amelie Berard, die dritte im Bunde, intereſſirt ſich mehr für den blauen Himmel Italiens und die ſchwarzen Augen ſeiner Bewohner, als für Steine und Tacitus. Das Einzige, was ſie aus Italien mitgebracht hat, iſt das Andenken an einen ſchönen jungen Mann, der ihr nach theatraliſchem Gebrauche das Leben gerettet hat. Dieſes Andenken iſt gewiſſen Projecten des Buchdruckers ſehr im Wege, der Amelie mit ſeinem Neffen zu verbinden geſonnen war.

Indem ſie von Rom nach Neapel reiſten, wurden ſie vom rechten Wege abgeleitet und waren gezwungen, in einem Wirthshauſe zu bleiben, welches zwar „zur Madonna“ heißt, im ganzen Lande aber unter dem Namen der Banditenherberge bekannt iſt. Es dauert nicht lange, ſo machen unſere drei Reiſenden auch Bekanntſchaft mit Leuten von dieſem Schlage. Sie werden geplündert, und man läßt ihnen nichts, als das nackte Leben, und giebt ihnen Erlaubniß, ihre Reiſe fortzuſetzen.

Außer ihnen gab es aber in dieſer Banditenherberge eine ſchöne Dame, welche die Räuber entführt hatten, und die nun als Magd ihnen dienen mußte; auch ein junger politiſcher Flüchtling kommt dazu, den die Banditen für einen der Ihrigen halten. Die dienende Dame iſt mit ihm bald einverſtanden, und während die Banditen bei offenen Thüren Sieſta halten und die geſtohlenen Kleinodien auf dem Tiſche liegen, nehmen dieſe Beiden dieſelben und entkommen glücklich damit.

Der zweite Akt, der in Paris bei Herrn Berard ſpielt, fängt mit einem Familienball an. Der gute Buchdrucker hat ſeit ſeinem italieniſchen Abenteuer einen ſolchen Widerwillen gegen Dieberei, Mord und tragiſche Vorfälle, daß er keine Zeitung mehr lieſt und auch jedem Journal den Eingang in ſein Haus verboten hat. Ein gewiſſer Herr Albert, den Mlle. Amelie Berard mit Wohlgefallen betrachtet, wohnt als Miethsmann in einem iſolirten Pavillon ihres Hauſes. Bis jetzt hegte man große Achtung für dieſen jungen Mann, die aber ſehr nachgelaſſen hat, ſeitdem man erfahren, daß er Nachts nicht zu Hauſe iſt und eigentlich ein italieniſcher Flüchtling unter angenommenem Namen ſey, der mit der franzöſiſchen Polizei in verdrießlichen Berührungen ſtehe. Noch mehr aber ſchwindet dieſe Achtung, als man in Erfahrung bringt, daß er die den Reiſenden in Italien von den Räubern abgenommenen Kleinodien beſitze. Dies führt komiſche Scenen herbei. Man hält Wache, man umzingelt das Haus, aber Albert iſt kein Räuber, ſondern ein italieniſcher Graf, und die Magd der Räuber, mit welcher er entfloh, iſt eine vornehme Dame, die ihn beſchützt. Es ergibt ſich ferner noch, daß er Derjenige ſey, welcher Mlle. Amelie Berard in Neapel den wichtigen Dienſt leiſtete. Er bittet um ihre Hand, und der claſſiſche Buchdrucker willigt ein.

Das Glück dieſes Stückes machten zwei komiſche Rollen, die vortrefflich geſpielt wurden; die erſte iſt der Vetter St. Gobard, der mit langer Naſe abziehen muß, welchen Bouffé gibt; die zweite iſt ein alter Bedienter, der bald wie ein Verbrecher, bald wie ein Märtyrer umherſchleicht, und mit geheimnißvoller Miene die einfältigſten Dinge ſagt. Dieſe vorſichtige, ängſtliche Miene, ſeine unerſchütterliche Haltung, wenn er zu ſagen hat, daß die Pferde angeſpannt ſind, daß der Friſeur angekommen iſt und dergleichen, waren ſehr beluſtigend. So oft er erſchien, erſchallte ein allgemeines Gelächter. Es war nicht das erſte Mal, daß eine kleine Rolle ein ganzes Stück vom Falle rettete. Herr Boutin darf ſich dieſes Verdienſt zuſchreiben. Auch über die Blouſe und ſchwarz ſeidene Mütze des Buchdruckers wurde viel gelacht.

Theater der Porte Saint Martin.

Januar.

Jocko wurde nach langer Ruhe wiederholt, und der bekannte Kliſchnig gab den Affen mit erſtaunlicher Kraft. Zu ſeinem großen Verdienſte gehört, daß er das Unglaubliche ausführt, ohne daß man Mühe und Anſtrengung wahrnähme.

Das Ballet war nicht wie ſonſt in die Scene geſetzt; alles war ärmlich und übereilt; zum Glück nahm Kliſchnig allein das Intereſſe der Zuſchauer in Anſpruch.

Februar.

La nonne sanglante, Drama in 3 Akten und 5 Tableaux von Anicet Bourgeois und Mallian; Muſik von Alexander Piccini;
Decorationen von Devoir und Pourchet.

Hier haben wir es einmal mit dem großen Melodrama zu thun; mit einem Werke, das Paris in Bewegung ſetzt; das ein Jeder geſehen haben will; das mehrere Monate hindurch Haus und Kaſſe füllt.

Ein ſolches Schauſpiel wird wohl manchmal durch Ueberſetzungen auch auf den deutſchen Bühnen gegeben, aber von der Art und Weiſe, es in die Scene zu ſetzen und die Rollen zu ſpielen, haben deutſche Regiſſeure und Schauſpieler keinen Begriff.

Das Drama beginnt in den Catacomben Roms, wo ſich viele Leute und unter ihnen Stella Cellani und der Major Conrad von Waldorf einfinden. Anfänglich hält man Beide für ein glückliches Liebespaar, kaum aber ſind die andern Reiſenden fortgegangen, ſo gibt Waldorf dem zurückbleibenden Führer eine Börſe, und dieſer verläßt ſie mit den gewichtigen Worten: Bedenkt, daß die Fackel, welche ich euch hier zurücklaſſe, nicht länger als eine Stunde brennt. Gott möge euch ſchützen!

Man begreift nicht ſogleich, was dieſe räthſelhaften Worte ſollen, aber Conrad nähert ſich ſeiner Geliebten. „Weißt du noch," ſagt er zu ihr, „wie du in den geheimnißvollen Lauben deines Gartens mir einſt ſagteſt: es wäre das höchſte Glück mit mir zu ſterben. Wohlan denn, ſo ſey glücklich!" —

— Was willſt du damit ſagen?

— Ich will ſagen, daß du mich betrogen haſt, daß deine Schwüre gebrochen ſind, daß ich Beweiſe deiner Untreue habe — dieſe Briefe — daß du hier ſterben mußt! —

Stella vertheidigt ſich, ſie fleht, er möge ſie aus dieſem Grabe befreien; umſonſt! Conrad zerſtört die letzte Hoffnung, indem er die leitenden Stricke zerhaut. Sie bittet ihn um einen ſchnellen Tod mit dem Dolche; er ſtößt ſie zurück. In dieſem Augenblicke ſtürzt ein Theil des Gewölbes ein und begräbt ihn; Stella iſt entſetzt und verzweifelnd, und denkt nur daran, die Fackel vor dem Erlöſchen zu bewahren. Allein dieſe verzehrt ſich nur zu raſch; ſie ſucht die Flamme mit ihren Kleidern zu unterhalten; aber bald erliſcht ſie und tiefe Finſterniß herrſcht ringsumher. Stella bereitet ſich zum Tode; da hört ſie eine Stimme, es iſt der Führer, den Unruhe und Gewiſſensbiſſe zurückführen, ſie ſpringt auf und fliegt ihrem Retter entgegen.

Einige Monate nach dieſem Ereigniſſe finden wir Conrad in Deutſchland wieder. Er weiß ſelbſt nicht auf welche Weiſe er gerettet iſt, hat Italien und Stella und die Catacomben faſt vergeſſen, und lebt beſeligt von ſeiner Liebe zu der holden Mathilde von Sarnen, die plötzlich von ihrem Vater, Niemand weiß aus welchem Grunde, in das Kloſter von Arau gebracht wird. Als Conrad dieſe Nachricht empfängt, ſchwört er, in das Kloſter zu dringen und ſeine Braut daraus zu befreien.

Aber ſeine Kraft würde nicht auslangen, dieſen Vorſatz auszuführen, wenn er nicht einen mächtigen Beiſtand erhält, und dieſer Beiſtand erſcheint; es iſt der bekannte Hexenmeiſter Caglioſtro. Durch ihn kommt der junge Major in das Kloſter, deſſen Superiorin Stella Cellani ſelbſt iſt, unter dem Namen Maria von Rubens. Sie erfährt von Mathilde, die ihr Herz vor ihr öffnet, daß ſie Conrad von Waldorf liebe und wie den

Schleier nehmen werde. Die Superiorin ändert hierauf ihr Betragen, und um Mathilde dem Kloſter zu gewinnen, entläßt ſie ſie aus ihrer dunkeln Zelle, und arrangirt Feſte in glänzenden Sälen, wo die jungen Nonnen, in weißen Kleidern mit Roſen gekrönt, ſich der Freude überlaſſen. Doch plötzlich erſcheint eine Maſke in einen Mantel gehüllt; die Nonnen entfliehen und die Maſke bleibt mit der Superiorin allein. Sie erwartete Caglioſtro, der ihr einen Schlaftrunk bringen ſollte, um ſich dann als Scheintodt den Kloſtermauern entziehen zu können, allein dieſer hat ſeinen Paß ſeinem jungen Freunde abgetreten, und Conrad von Waldorf ſteht der Superiorin gegenüber. Jetzt entſteht ein fürchterlicher Wortkampf zwiſchen Beiden; Conrad ſchwört, daß er Mathilde zu befreien gekommen ſey; Stella, daß ſie nur todt das Kloſter verlaſſen werde. Conrad ſieht, daß nur ein Mord ihn an's Ziel bringen könne, und er ſtößt ſeinen Dolch der Superiorin in die Bruſt und bahnt ſich dann einen Weg durch die Kloſterfrauen, die ihm Verwünſchungen nachſchicken.

Nun folgt das Begräbniß der Superiorin; und ſpäter erfahren wir, daß eine Feuersbrunſt das Kloſter zerſtört habe, und ihr blutiger Schatten in den Ruinen umherwandle.

Jetzt wohnen wir einem Feſte auf Schloß Sarnen bei; Conrad und Mathildens Vermählung ſoll gefeiert werden. Es erſcheint eine Maſke, die ſich an Conrads Ferſen heftet und ſich ihm als die gemordete Superiorin zu erkennen gibt. Sie ſieht bleich aus, wie eine Bewohnerin des Grabes, ihr Kleid iſt blutig und der Dolch ſteckt noch in der Wunde.

Der Augenblick naht, wo der Contrakt unterzeichnet werden ſoll; Conrad bekommt Händel mit einem jungen Offizier, der Mathilde gleichfalls liebt; der blutende Schatten iſt überall dabei und verſpricht auch bei dem Duell gegenwärtig zu ſeyn, das in den Ruinen ihres Kloſters ſtatt finden ſoll. Da das Geſpenſt noch ſtets voll Sehnſucht für Conrad iſt, vergiftet es ſeinen Gegner und endlich dringt es ſogar in das Brautgemach, wo

Conrad ſeine junge Gattin erwartet. Hier begibt ſich nun eine entſetzliche Scene.

Die Nonne will mit ihm entfliehen und das Schloß früher in Flammen aufgehen laſſen, um alle Nachforſchungen abzuwenden, da man ihn im Feuer umgekommen wähnen würde. Aber Conrad weiſet Alles zurück; die Zudringlichkeit des Geſpenſtes bringt ihn zum Wahnſinn, er zieht den Dolch, um die Nonne noch einmal zu tödten, aber ſein Arm durchſtößt die Bruſt Mathildens, ſeiner jungen Gattin, die auf dem Lager neben ihm ruht. Auf ein Zeichen Stellas erheben ſich nun Flammen von allen Seiten, und ſie und ihr Geliebter verſinken in den Gluthaufen.

Dieſe Feuersbrunſt iſt eine der ſchönſten Decorationen, die man ſehen kann. Alles wurde ſo wahr dargeſtellt, daß die Zuſchauer in Furcht und Entſetzen geriethen. Auch die Kloſterruinen waren ſehr merkwürdig. Das Theater war ein weites Panorama; der Himmel ſpannte ſich darüber, von ſeinen unzähligen Sternen beleuchtet. Der Ballſaal zeigte auch etwas Neues, indem er zum Theil unter dem Niveau des Theaters arrangirt war. Dieſe herrlichen Dinge verdunkelten die Verfaſſer des Stückes, obgleich ſie doch für dieſe Bühne ein treffliches Werk geliefert hatten. Sie maßten ſich nicht an, ein äſthetiſches Kunſtwerk dem Publikum zu liefern, ſondern ein merkwürdiges Schauſtück, und dies haben ſie im hohen Grade erfüllt.

Mamſell Georges als Stella war ſehr ausgezeichnet; Delaſoſſe als Caglioſtro, und Locroy als Conrad nicht minder.

Die Muſik gefiel, beſonders die Zigeunerchöre und Tänze, die in einem ſolchen Stücke auch nicht fehlen durften.

April.

Le Monomane, Drama in 3 A. von Charles Duveyrier.

Der Verfaſſer war St. Simoniſt und als ſolcher Redacteur des Globe; jetzt hat er ſich dem Theater zugewendet, um hier wie von der Tribune Discuſſionen anzuregen. Man erſieht, daß es ſein Vorſatz war, die Todesſtrafe zu bekämpfen, jedoch legt er oftmals den Perſonen, welche die fürchterliche Nothwendigkeit der Hinrichtungen in Schutz nehmen, ſo triftige Gründe in den Mund, und gibt Andern, die ſeine eigene Meinung repräſentiren ſollen, ſo ſchwache Stützen zu ihren Behauptungen, daß man darüber irre werden kann. Jedenfalls hätte man mehr Klarheit und Beſtimmtheit bei dieſer Arbeit wünſchen dürfen. Die Handlung iſt übrigens ſo verwickelt, und die Zahl der Perſonen ſo groß, daß es ſehr ſchwer wird, hier als Geſchichtſchreiber zu figuriren. Wir wollen es deſſenungeachtet verſuchen.

Balthaſar iſt Generaladvocat zu Colmar und verheirathet. Seine Gattin Leontine, die ihn zum Vater einer lieben Tochter gemacht hat, wurde bei dem Arzte Simon erzogen, der in einem Dorfe bei Colmar wohnt. Bevor ſie ſeine Gattin wurde, bewarb ſich ein junger Arzt, der Neffe ihres Vormunds, Heinrich Claudet, um ihre Hand. Da er keine Hoffnung hatte, ſie zu erhalten, machte er große Reiſen und erglüht für alles Neue, hatte er Wiſſenſchaft und Politik mit gleicher Kraft umfaßt, und ſich unter Anderm auch in politiſche Aſſociationen eingelaſſen.

Heinrich war einſt der Jugendfreund Balthaſars; aber dieſer Umſtand ließ den Advocaten nicht vergeſſen, daß Jener Carbonaro geweſen war, und ſich als Arzt dem Magnetismus ergeben hatte. Auch ſah er es nicht gern, daß er nun in Colmar Vorleſungen über Magnetismus hielt und eine profane Menge mit übernatürlichen Geheimniſſen bekannt machen wollte.

Balthaſar neigte ſich zu einem ſtillen, ruhigen Leben. Eine ſchwere Krankheit befiel ihn einſt, und er mußte lange auf einem einſamen Landhauſe leben, als er wieder zu ſeinem Geſchäfte zurückkehrte, war er ganz verändert und verwaltete ſein ernſtes Amt mit unbeugſamer und unerbittlicher Strenge. Er erklärte allen Verbrechern den Vertilgungskrieg; beſonders allen denen, welche es wagen wollten, die Geſellſchaft in ihrem Grunde zu erſchüttern, oder die öffentliche Ruhe zu ſtören.

Gewöhnlich war er kränkelnd; ſobald er aber einen großen Prozeß vor ſich hatte, wurde er ſtark und kehrte zu neuem Leben wieder. In dem Augenblicke, wo die Handlung ſich zuträgt, iſt es ihm leicht, recht oft zu dieſem phyſiſchen Wohlſeyn zu gelangen, da eben die vielen politiſchen Verſchwörungen gegen Ludwig XVIII. in allen Theilen Frankreichs entdeckt wurden.

Im erſten Akte des Stücks wird ein Bauer, Namens Paturin, hingerichtet. Sein Verbrechen iſt Diebſtahl und Giftmiſcherei; er hat Alles geſtanden; die Jury verurtheilt ihn und Balthaſar iſt ohne Mitleid und ohne Reue. Umſonſt verwenden ſich ſeine Frau, der Doctor Simon, ſein Freund Claudet für den Delinquenten. Umſonſt wirft ſich die Frau und das Kind des Unglücklichen ihm in den Weg. Vergebens iſt es, daß eine Somnambule ausſagt, daß der Bauer unſchuldig ſey und nur aus einer traurigen Monomanie die That geſtanden habe. Balthaſar bewilligt nicht einmal einen Aufſchub und der Scharfrichter muß ſeine Pflicht thun. Kaum iſt aber Paturins Kopf gefallen, als das Entſetzen ſich Balthaſars Seele bemächtigt, und um ſo mehr ihn ängſtigt, als er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß nur eingebildete Schrecken den Delinquenten zum Geſtändniſſe vermochten.

Da keine wichtige Entſcheidungen mehr bei den Aſſiſen vorliegen, ſo bewegt Doctor Simon den Advocaten, mit ſeiner Frau zu ihm auf das Land zu ziehen, um ſeine angegriffene Geſundheit wieder zu befeſtigen.

Allein hier findet er leider nicht die gehoffte Ruhe. Zuerſt gibt es Verſchwörungen im Departement; man will die dreifarbige Fahne aufpflanzen; dann wird ein Mann in das Haus des Doktors gebracht, der unweit von da vom Pferde ſtürzte, und in dem Heinrich alsbald einen Polizeiagenten entdeckt. Um ihn unſchädlich zu machen, gibt ihm Heinrich einen Schlaftrunk; denn ſo eben kam Leontinens Bruder, der an der Spitze der Carbonari von Colmar ſteht, als Gendarm verkleidet an, und fordert Heinrich auf, ihn zu begleiten.

Balthaſar lieſt Abends die Zeitung und findet darin die fürchterliche Gewißheit, daß Paturin wirklich unſchuldig war daß ein Italiener das Verbrechen verübte, und ſich durch die Flucht dem Geſetz entzogen hat. Er fällt darüber in finſtere Schwermuth.

Alle ſind im Hauſe des Doktors bereits ſchlafen gegangen, mit Ausnahme Claudets, der Leontinens Bruder begleiten will, in der Abſicht, ihn einer drohenden Gefahr zu entreißen. In demſelben Augenblicke tritt Balthaſar als Nachtwandler aus ſeinem Zimmer, ergreift ein Meſſer, das er findet, geht in das Zimmer des ſchlafenden Polizeiagenten, tödtet ihn, wäſcht ſich die Hände, trocknet ſie ab und geht dann wieder in ſein Schlafgemach. Am andern Morgen findet man den Fremden todt, den, wie die Zuſchauer wiſſen, kein anderer als Balthaſar ermordet hat.

Die Sache wird unterſucht und Balthaſar erhält plötzlich ſeine ganze Energie wieder; es iſt ein Kriminalfall von der höchſten Wichtigkeit. Ein Mord in der Nähe des Generaladvokaten verübt, gleichſam wie zum Hohne, das verlangt die größte Strenge.

Nichts iſt dem gewandten Rechtsgelehrten leichter, als eine furchtbare Anklage zu formiren. Ein Fremder iſt ermordet, deſſen Papiere ihn als Polizeiagenten bezeichnen; er war dem Complotte in Colmar auf der Spur, er war im Stande, die Rädelsführer zu nennen, folglich iſt dies eine Mordthat, welche die Partei ausübte, und Claudet muß der Thäter ſeyn. Er hat Nachts das Haus verlaſſen, um Jemand zu retten, der die dreifarbige Fahne mit aufpflanzen half; er hatte ſchon früher dem Fremden einen Schlaftrunk gegeben, und deßhalb zu einer Magd mit ſeltſamer Miene die bedeutungsvollen Worte geſagt: „Er wird nicht erwachen — nein! er kann nicht erwachen.“ In ſeinem Ränzel wurde ein blutiges Meſſer gefunden. Das Handtuch, welches man ihm gegeben hatte, war mit Blut befleckt. Grund genug, die Anklage zu begründen! Und ſo wird Claudet, ungeachtet der Bitten Leontinens, der Bitten ſeines Onkels, von ſeinem Jugendfreunde vor Gericht gezogen, und mit der Heftigkeit verfolgt, zu welcher dieſen Menſchen die entſetzlichſte Krankheit antreibt. Es iſt die Monomanie des Mordes, die ihn beherrſcht, es iſt der Durſt nach Blut. Nachts tödtet er im Schlaf mit eigenen Händen, bei Tage läßt er tödten im Namen des Geſetzes. Im Schlafe gebraucht er Gift oder Meſſer, wachend iſt es das Beil der Guillotine, womit er den Scharfrichter bewaffnet. Wenn der Vorhang zum vierten Akte aufgezogen wird, iſt der Proceß beendigt. Nur der Generaladvokat ſoll noch gehört werden. Simon und alle Freunde Claudet's ſind in Verzweiflung, denn ſeine Verurtheilung iſt gewiß. Da hinterbringt Leontine ein ſonderbares Ereigniß, und auf Doktor Simons Geſuch wird das Urtheil verſchoben. Die junge Frau ſah nämlich ihren Mann Nachts aufſtehen, und zu dem Bette ihres Kindes gehen, um es zu erſticken. Simon verlangt ein Verhör bei verſchloſſenen Thüren, und nachdem Balthaſar hartnäckig geläugnet, bewaffnet er ſich mit der übernatürlichen Macht eines Magnetiſeurs und ruft: „Entſchlafe!“ Balthaſar ſinkt in einen Seſſel, und entdeckt nun in ſeinem magnetiſchen Zuſtande Alles, was ſich zugetragen hat, in Gegenwart der Richter, der Geſchwornen und der Advokaten. Ja, er geht noch weiter; er ſchreibt nieder, was er geſagt hat. Nun urtheile man über ſein Entſetzen als er erwacht, und kein Zweifel mehr über ſeine entſetzliche Krankheit obwalten kann. Heinrich Claudet wird freigeſprochen. Balthaſar ſoll reiſen, um ſich zu zerſtreuen; aber der Unglückliche lebt in ſteter Angſt, daß er ſeine Frau, ſeine Tochter, Alles, was ihn umgibt, ermorden könnte. Er kann nicht leben in dieſer fürchterlichen Angſt. Er vergiftet ſich und ſtirbt, indem er Leontine und ſein Kind Claudet empfiehlt.

In dieſem Stücke muß man das dramatiſche Talent des Verfaſſers anerkennen, wenn es gleich auf Abwegen ſchweift. Die Handlung iſt intereſſant erfunden, nur ſind die Epiſoden zu gehäuft, jedoch geſchickt an einander geknüpft. Die

Hauptrolle, Balthaſar, iſt glänzend und dramatiſch. Sie wurde von Lockroy ohne Uebertreibung geſpielt. Den gut gezeichneten, nur etwas zu geſchwätzigen Doktor Simon gab Serres, die Noblet gab Leontine mit ſchicklichem Gefühl, das iſt Alles, was man von ihr ſagen kann. Bei verſchiedenen Stellen wurde gepfiffen.

M a i.

Cromwell et Charles premier, Drame in 5 Akten von Cordelier Delanoue, mit dem Vorſpiel: Un dernier jour de popularité.

So oft Cromwell auch ſchon auf dem Theater war, ſo haben wir doch noch kein treues dramatiſches Bild von ihm geſehen. Auch Herr Delanoue verfährt mit ſeinem Charakter nach Gefallen. Er gibt hier ſtatt eines Stückes eine Art von phantaſtiſcher Biographie, die mit der Jugend Cromwells beginnt, und mit dem Tode Carl I. endigt, die mit einer Menge Details ausgeſtattet iſt, welche größtentheils zu lang befunden wurden. Im Vorſpiel zeigt uns der Verfaſſer ſogleich die Hauptperſonen, Carl, Cromwell, Strafford, und einen Edelmann, der auf eine geſchickte Weiſe ſich ankündigt, aber plötzlich verſchwindet, um erſt zum Schluſſe wieder zu erſcheinen. Es iſt ein Abgeſandter des Adels der Grafſchaft Devonſhire, welcher dem König zwar ehrerbietige, doch feſte Vorſtellungen macht über die Conceſſionen, welche derſelbe dem Parlamente zuzugeſtehen beabſichtigt. Er fleht Carl, dem Volke nicht nachzugeben, und die Rechte zu ſchützen, welche er von Gott und ſeiner Geburt erhalten hat. Dieſe Ermahnungen kommen aber zu ſpät, das Parlament hat bereits den Sieg davon getragen. Bei dieſer Nachricht ſetzt er den Hut auf, ſchilt die Schwäche des Königs, die ihn in's Verderben ſtürzt, und der König ſchlägt ihm den Hut vom Kopfe, indem er ihn einen kühnen Empörer ſchilt. Da ſchwört der Edelmann hoch und theuer, nicht eher ſeinen Kopf wieder zu bedecken, als vor dem Leichnam Carls I. Was der Autor in dieſem dramatiſchen Prolog verſpricht, hält er jedoch nicht. Wir ſehen im Stücke Cromwell in einer Liebesintrigue verwickelt, unentſchloſſen, ſich bald der Macht, bald ihren Gegnern verkaufend, und immer großſprecheriſch dabei. Wir ſehen nichts von jenem Begeiſterten, unter deſſen eiſernem Willen ſich Alles beugen mußte.

Erſt nach drei Akten erhebt ſich Cromwell zu einiger politiſchen Bedeutung. Der Bürgerkrieg entzündet ſich. Der König iſt zuerſt Sieger, dann wird er geſchlagen, verhaftet, gerichtet, verurtheilt. Nachdem er einem ſeiner Söhne Ermahnungen gegeben, ſieht man ihn das Schaffot beſteigen. Ein Vorhang fällt zu, und der Scharfrichter thut ſeine Pflicht faſt vor den Augen der Zuſchauer.

Vor dieſer tragiſchen Entwicklung hat der Autor aus eigenen Mitteln noch eine Scene eingeſchaltet, worauf er wahrſcheinlich große Hoffnung gründete, und die deſſenungeachtet nur Abſcheu hervorbrachte. Cromwell will den König retten. Er gibt ihm ſeinen Mantel, und zeigt ihm den Weg, um den Wachen zu entkommen; aber der Scharfrichter tritt dazwiſchen, um ſein Schlachtopfer noch erſt zu kränken. Es iſt der Edelmann aus Devonſhire, der immer barhaupt zu bleiben geſchworen hat, und der nun das Amt eines Scharfrichters übernommen. Dieſe Scene hatte ſelbſt für die Franzoſen, die an dergleichen gewöhnt ſind, etwas ſo Abſcheuliches, daß ſich ein lautes Pfeifen erhob, obgleich der Saal faſt nur von Freunden des Autors angefüllt war.

Der Styl des Stückes iſt gut. Das Myſteriöſe aber, welches durch das ganze Werk weht, fanden wir dem geſchichtlichen Stoffe ganz unpaſſend. Erſcheinungen, Prophezeihungen, Vorempfindungen, unerklärliche Begegnungen, alles dieſes gehört am wenigſten in ein Drama, das die Namen Cromwell und Carl I. als Titel trägt.

Juni.

Les amours de Faublas, Ballet-Pantomime in 3 Akten und 4 Tableaux von Leon, Balletmeiſter aus Marſeille, Muſik von Piccini und Darondeau.

Das Theater der Porte St. Martin hat wieder ſein Ballet erhalten, wenigſtens wurde ein nicht unglücklicher Verſuch damit gemacht. Man glaubte ſich zwanzig Jahre zurück verſetzt, wo Henry, der jetzt bei der großen Oper iſt, die ſchönen Schöpfungen ſeines Talents hier auf die Scene brachte, wo wir Hamlet, la Rosière, la fille mal gardée u. ſ. w. erſcheinen ſahen.

Es iſt nicht nöthig, hier über den Vorwurf des Balletmeiſters etwas zu ſagen. Wer kennt nicht Faublas, jenen Roman von Louvet, der ſchon zu ſo vielen Vaudevillen, Luſtſpielen und Dramen Stoffe herlieh.

Herr Martin war Faublas, deſſen Rolle Grazie, Leichtigkeit, eine feine und zarte Bildung und ein lebhaftes, geiſtreiches Geſicht erfordert. Er verdient hier beſonders erwähnt zu werden.

Ambigu-comique.

Dolly, ou le coeur d'une femme, drame-vaud. in 1 Akt von Sauvage, Lurieu und Raoul.

Ein altes Stück, das ſchon vor mehren Jahren im Théâtre des nouveautés angenommen worden war, aber durch den Bankerott dieſes Theaters damals nicht zur Aufführung gekommen iſt. Es iſt eine rührende Geſchichte, worin eine Frau die ſchönſte Rolle ſpielt, ohne daß die Zuſchauer ſich über Unwahrſcheinlichkeit beklagen dürften. Die Handlung trägt ſich in jener Zeit zu, als der Prätendent in Schottland zu landen verſuchte, und Frankreich ihn dabei mit Geld und Intriguen reichlich unterſtützte. Ein junger franzöſiſcher Diplomat wurde ihm beigegeben, welcher unter dem angenommenen Namen Fontenay auf dem Kriegsſchauplatz erſchien, und ſich hier neben den Staatsgeſchäften auch Liebesabenteuern widmete. Er lernte Miß Dolly kennen, und erlangte ihre Zuneigung durch ziemlich verwerfliche Mittel, endlich heirathet er ſie unter ſeinem angenommenen Namen, um den Nachforſchungen zu entgehen. Aber die Sache des Prätendenten ſcheitert; Alles muß die Flucht ergreifen, und Herr von Fontenay zuerſt. Er umarmt ſeine Frau, verſpricht ihr, bald von ſich hören zu laſſen, und ſie bald wieder zu ſehen. Allein er hält nicht Wort, und die troſtloſe Dolly beſchließt, von einer Stadt zur andern zu reiſen, um ihren geliebten Carl aufzuſuchen.

So kommt ſie nach Frankreich. Der Herzog von Graffigny empfängt ſie mit Aufmerkſamkeit, und ſie macht die Bekanntſchaft ſeiner liebenswürdigen Tochter, der Frau de la Houſſaye, die ihre zärtliche Freundin wird. Der Gemahl dieſer Dame lebt im Auslande, und wird in Kurzem zurückerwartet. Wie groß iſt aber das Erſtaunen der armen Dolly, als er endlich zurückkehrt, und ſie in ihm ihren Gatten, ihren Verführer Fontenay erkennt!

Im erſten Augenblick beſchließt ſie, ſich zu rächen. Sie vertraut ihr Geheimniß dem Herzoge von Graffigny. Die glänzende Genugthuung, die ſie von der Gerechtigkeit der Menſchen verlangt, ſoll ihr zu Theil werden, denn der Herzog iſt die Ehre ſelbſt; und obgleich er bei dem Gedanken erbebt, welch ein Loos ſeinen Schwiegerſohn treffen werde, ſo will er die Sache dennoch den Gerichten übergeben, und fertigt vorläufig einen lettre de cachet für Carl aus. In der Baſtille ſoll der Verbrecher ſein Urtheil erwarten, welches ihn verderben und entehren wird. Allein der Schmerz, den ſie ringsum ſich verbreiten ſieht, rührt das Herz der armen Dolly, und ſie beſchließt, ſich zu opfern. Sie zerreißt die Beweiſe von Carls Falſchheit, ſie begräbt das Geheimniß, um das nur erſt Herr v. Graffigny weiß, auf's Neue in ihre Bruſt, und ſucht ihre verlorene Ruhe in einem Kloſter wieder, da ſie nicht mehr in der Welt zu leben im Stande iſt.

Das Stück hat neben den rührenden Scenen auch einige heitere, die nicht übel angelegt ſind, und erlangte einen vollkommenen Succeß. Geſpielt wurde gut.

April.

La journée d'un Créancier, Vaud. in 1 A. von Deo.

Ein ſehr ſchlechtes Machwerk, das einen Journaliſten zum Verfaſſer haben ſoll, der ſonſt ſelbſt wohl das Schwert der Kritik mächtig ſchwingt. Der Inhalt verdient nicht hier näher angegeben zu werden.

Théatre de la Gaîté.

Januar.

Das neue Jahr begann mit einem Vaudeville: La victime du corridor, von Ennery und St. Yves.

Ein Mann, der dreißig Jahre ſeine Familie nicht geſehen hat, zieht unter anderm Namen in ſein Haus, wo er eine Menge alter Tanten und Couſinen umſonſt wohnen läßt. Er wird das Opfer ihrer Klätſchereien und am Ende zum eigenen Hauſe hinausgeworfen. Hierauf gibt er ſich zu erkennen und verzeiht. Man hat dieſes Machwerk ausgepfiffen.

Februar.

Sonnabend den 21. brannte dies Theater während der Probe des Zauberſpiels: „le bijou,“ ab.

Folies dramatiques.

Januar.

Les chauffeurs, Melodrama in 3 Akten und 4 Tableaux, mit einem Prolog: dix ans avant, von Valory und Cogniard frères.

Die Zeit iſt das Jahr 93. Der Titel beſagt, welche Klaſſe von Revolutionsmännern wir vor uns haben. Es iſt ein ſehr zuſammengeſetztes, etwas verwirrtes Stück Arbeit, dieſes Melodram, deſſen Inhalsbericht man uns um ſo eher erlaſſen wird, wenn wir bemerken, daß die Melodramen dieſer Bühne mit Recht zu den verſchrienſten der ganzen Gattung gehören.

Februar.

La fille pendue, Melod. in 5 Tabl. (aus den merkwürdigen engliſchen Criminalfällen) von P. und d'A.

Um dieſes Stück gehörig zu würdigen, muß man, wenn auch nicht gehängt worden ſeyn, doch Hängen geſehen haben und gute Kenntniſſe vom Galgen und Stricke beſitzen.

Herr Halwic iſt ein ehrlicher Kaufmann in Londons City; er iſt dabei reich und ſtolz. Auch hat er einen Sohn, Seymour, der ſich durch Tapferkeit zu einem hohen Poſten in der Armee hinaufgeſchwungen hat, und Miß Clary, eine ſchöne und liebenswürdige Tochter. Zwei Freier werben um ſie; der Eine iſt eine geheimnißvolle Perſon, die nicht ſpricht und die man für ſtumm halten ſollte, der Andere iſt Sir Tom, Seymours Oberſt.

Tom iſt nicht liebenswürdig; und trotz aller ſeiner Reichthümer und Würden, heirathet Clary den Andern. Aber Tom ſchwört fürchterlich, daß er ſich rächen werde.

Man ſitzt beim Punſch und iſt fröhlich und guter Dinge; nur Tom fehlt. Er hat ſich durch ſeinen Bedienten Dick, den Schlüſſel zum Brautgemach verſchafft; und er denkt ernſtlich daran, ſeinen Schwur zu halten.

Die Gäſte und die Familie gehen auseinander, und Clary begibt ſich in ihr Schlafzimmer, wohin ihr Gatte ihr folgt, der in der That ſtumm ſeyn muß, da er bis jetzt nur den Mund öffnete, um Punſch zu trinken.

Bald erſcheint Tom und Dick. Erſterer öffnet die Thür des Schlafzimmers und ſtürzt hinein; man hört einen gräßlichen Schrei; Clary eilt heraus, in einer zu ſtrengen Wahrheit verwirrter Nachttoilette, und bittet um Gnade vor Toms mörderiſcher Fauſt, dann ſinkt ſie in Ohnmacht — gerade in einen daſtehenden Lehnſtuhl.

Ehe die Leute herbeikommen, ſteckt Tom ſeinen Dolch in Clarys Hand und entflieht. So wird ſie gefunden und für die Mörderin ihres Gatten gehalten. Sie wird in den Kerker geführt; aber auch dorthin verfolgt ſie Tom, der ſie vom Schaffot erretten will, wenn ſie ſeine Leidenſchaft zu befriedigen verſpricht.

Es iſt übrigens eine Eigenheit dieſes Stücks, daß darin ſtets vom Schaffot die Rede iſt, während doch der Galgen gemeint iſt.

Sobald Tom die Arme verlaſſen hat, erſcheint Seymour, ihr Bruder, bringt ihr einen Dolch und bittet ſie, zu entfliehen, wenn das, was er unternehmen wolle, nicht glücklich für ihn ausſchlagen würde.

Clary iſt einfältig genug, den Dolch entblößt auf den Tiſch zu legen; hierauf kommt ein ſchwarz und rothgekleideter Mann, der Niemand anders als der Scharfrichter iſt, und nimmt ihr den Dolch weg, verſichert aber, daß er es auf Seymours Wunſch thue.

Vater Halwic hatte indeſſen nichts Beſſeres zu thun, als verrückt zu werden und kommt durch Zufall auf den Richtplatz. Auch Seymour ſtellt ſich dort verkleidet ein. Halwic erkennt ſeinen Sohn; die Glocke des Gerichts ertönt; der Vater glaubt, man wolle ihm auch den Sohn rauben, und klammert ſich an ihn feſt; dieſer aber reißt ſich, im eigentlichen Sinne des Wortes, von ihm los und rennt zum Scharfrichter, der mit ihm einverſtanden iſt. Der alte Halwic ſetzt ſich indeſſen in einen Kahn und läßt ſich fortrudern.

Der Scharfrichter iſt ein ſo ſentimentaler Narr, daß er gewiß noch um ſeine Stelle kommen wird, wenn er oft ſolche Streiche ausführt, wie in dieſem Stücke. Man denke ſich einmal, daß der Kerl, ſtatt wie es ihm zukommt, das Mädchen recht und gerecht zu hängen, ihr um den Hals eine elaſtiſche Schleiſe ſchlingt wie ein Modeband, und ſie ſtatt todt nur ohnmächtig dem Bruder in die Arme legt, wie dieſer es früher mit ihm abgemacht hatte.

Tom aber kommt indeß wie Kain mit großen Schritten aufs Theater gelaufen. So eben wird die Leiter umgeworfen, er ſieht ſeine Geliebte baumeln und wird ohnmächtig. Seymour, der ſeine Schweſter auf der Schulter trägt, kann ihn jedoch nicht ſehen. Der Schiffer mit dem Kahn iſt wieder da, Seymour ſteigt mit ſeiner Laſt ein und ſie fahren ab. Da erhebt ſich Tom aus ſeiner Ohnmacht und ruft: „Sie iſt nicht todt!“

Dies muß ihm eine innere Stimme geſagt haben. Er beſchließt, ihnen nachzureiſen. Er durchzieht England, Irland, Schottland, Frankreich und noch einmal Schottland, und da findet er endlich die Gehängte in einem kleinen Winkel des Landes. Er droht wieder, aber umſonſt. Endlich ergreift der alte Vater, der noch immer verrückt iſt, ſeine Tochter bei den Haaren, die ſie eben zu dieſem Behuſe offen trägt, ſchleudert ſie auf die andere Seite des Theaters und ſtürzt ſich in ein Waſſer, das bei der Hütte vorbeiſtießt.

Unterdeß erfährt Seymour, daß Tom wieder da ſey, und ſucht ihn, als Bettler gekleidet, in jeder Hand eine Piſtole, wieder auf. Während er ihn aufſucht, erſcheint dieſer wieder in der Uniform eines Oberſten und reclamirt Clary, als dem Galgen verfallen. Unterdeß kommt der Vater wieder, der — ſo wie er die Uniform erblickt — wieder geſcheut wird, aber Tom ſtößt ihn mit ſeinem Dolche nieder. Er iſt jedoch nur verwundet und der Dorfchirurg erſcheint gerade zu recht, um ihn zu verbinden. Auch Seymour kehrt glücklicherweiſe zeitig genug wieder, um Tom zu erſchießen, und endlich — fällt ein Papier aus Toms Bruſttaſche, worauf Clary's Unſchuld geſchrieben ſteht.

Man ſieht aber daraus, daß Sir Tom ein pünktlicher Mann war, der ſeine Sachen ſehr in Ordnung hielt.

Das Stück dauerte, mit vier andern, die vorher geſpielt wurden, bis gegen Morgen, etwa 8 bis 9 Stunden. —

März.

Restons sauvages, Fol.-Vaud. in 3 A. von Sauvageon.

Mitten in eine wilde Völkerſchaft fällt plötzlich alles, was unſere ſchwatzhafte, falſche, geſchminkte, überzuckerte, abgeſchmackte Geſellſchaft beherrſcht. Der König will nämlich einen Culturverſuch mit ſich und ſeinem Volke machen; aber das letztere ennuyirt ſich dabei. Es kommt zu einer Emeute. In dem Augenblick, wo die Apoſtel der Civiliſation an den Spieß geſteckt werden ſollen, tanzen und ſpringen die Wilden, und während dieſer Geſänge und Tänze gewinnen die unvorſichtigen Europäer Zeit, auf ihr Dampfboot zu eilen, und ſo ſchnell als möglich zu entfliehen.

Dies iſt die ganze Geſchichte; der Spaß liegt in der Behandlung, die von Wortſpielen, politiſchen Witzen und Späßen aller Art überſprudelt. Ueberdies war das Coſtum der Wilden, beſonders der weiblichen, ſo geſchmackvoll, daß es den ganzen Marais in Aufruhr bringen konnte.

Une épouse, Melod. in 5 A. mit einem Vorſpiel: un mariage d'amour, von Eduard A. und Jules de B.

Vergebens ſuchten wir in dieſem Werke eine Moral, wie wir ſie immer in dergleichen Stücken zu finden wünſchen. Wir haben nur Verbrechen und verderbliche Beiſpiele darin gefunden: Die Maſſe hat hier keine edeln Muſter zur Nacheiferung, weder der Handlung noch der Sprache nach; von einer höhern poetiſchen

Bedeutung kann hier ohnedies nicht die Rede ſeyn. Auch jene Mittel, der Kaſſe eine gute Einnahme zu verſchaffen, ſind nur ſehr ſparſam in Anwendung gebracht. Wir fragen daher mit Recht, was können und ſollen dieſe ſechs Akte bezwecken? — Man wird uns die Erzählung des Inhalts gern erlaſſen.

Un père ou la famille Simon, Drama in 5 A. von Roger.

Die Familie Simon beſteht aus dem Vater, einem rechtlichen und arbeitſamen Kaufmann, aus der Mutter, dem Sohn und der Tochter. Mad. Simon iſt ſchwach und liebt das Vergnügen. Sie iſt ſchuld, daß ihr Sohn unglücklich wird. Adolphe ſpielt mit achtzehn Jahren, hat Duelle und Maitreſſen, und denkt nicht daran, ſeinem Vater im Geſchäfte beizuſtehen. St. Hilaire, der Begleiter dieſes jungen Menſchen, iſt ein Taugenichts, der in dem alten Simon den Feind ſeiner Aeltern ſieht, und ſich durch den Untergang ſeiner Familie rächen will. Zuerſt bringt er eine Frau ins Haus, die ſich für eine Gräfin ausgibt, und Madame Simon zur Verſchwendung verleitet. Indem er Adolphe mit einer jungen Perſon bekannt macht, welche die Geliebte eines Offiziers iſt, verwickelt er ihn in einen ernſten Handel. Als er am Ende den alten Simon ruinirt glaubt, meldet er ſich als deſſen ſtärkſten Gläubiger. Seine Beleidigungen, ſein kalter Hohn bringen den alten Mann zur Verzweiflung. Er nimmt eine der Piſtolen, die ſein Sohn zu ſeinem Duell geladen hat, und ſchießt nach ſeinem frechen Feinde; aber ſeine Tochter, die gerade hinzuläuft, wird von der Kugel getroffen, die für St. Hilaire beſtimmt war; und zwar in dem Augenblicke, wo ſie die einzige Stütze ihres Vaters werden ſollte, indem ein junger reicher Marineoffizier, der ſie ſchon lange liebt, von ſeinen Reiſen zurückkehrt. Der Vater vermag dieſes Unglück nicht zu ertragen, er vergiftet ſich und ſinkt zu den Füßen ſeiner von ihm erſchoſſenen Tochter. Bevor er den Geiſt aufgibt, vernimmt er jedoch noch, daß die Erde von einem Ungeheuer befreit ſey, und daß ſein Sohn St. Hilaire im Duell getödtet habe.

Obgleich die Handlung dieſes Dramas zu finſter iſt, ſo iſt ſie doch gut angelegt und ausgeführt. Der Verfaſſer ſelbſt ſpielte den Simon als dramatiſchen Verſuch mit Glück.

Théâtre du Temple.

La fille de Satan.

Ich führe dies Theater wegen dieſes Stückes auf, das ſeinem Repertoir angehört und das Publikum in Maſſe anzieht. Der Gegenſtand iſt einer alten Sage der Cevennen entlehnt.

Die Reyna Margoul, die Tochter des Teufels, holt junge Burſche, welche ſich unterſtehen, auf ihre Geſundheit zu trinken, und dabei gewiſſe myſteriöſe Worte auszuſprechen, und fährt mit ihnen in den tiefſten Grund der Hölle, wo Niemand als Satan ihr ferneres Schickſal kennt. Sie hat einen ſchönen Kopf, aber grüne Arme und Beine, die ſie jedoch unter einem ſchwarzen Mantel ſehr geſchickt zu verbergen weiß.

Ein armer Menſch, der ein hübſches Mädchen liebt, ergibt ſich dieſer Reyna Margoul in der Hoffnung, daß er durch ſie ſeine Geliebte erhalten werde. Sie läßt ihn viele Verbrechen begehen, und nachdem er Eltern, Freunde und Geliebte ermordet hat, entrückt ſie ihn der menſchlichen Rache und Gerechtigkeit und nimmt ihn mit in ihre Hölle.

Alles in dem Stücke entſpricht dem diaboliſchen Stoffe: Dekorationen, Verwandlungen, Muſik, Coſtüme, beſonders aber die einfältige Perſon, eine Art von deutſchem Kaſperle, in Frankreich „niais de rigueur“ genannt, der immer Furcht hat, und deſſen Furcht die Zuſchauer vor Lachen berſten macht.

Théâtre des funambules.

Juni.

Noir et blanc.

Jules Janin zu Ehren, der Deburau's Leben so unübertrefflich beschrieben, wollen wir auch dieses Theaters einmal Erwähnung thun; denn wer kennt heute nicht den göttlichen Volksaffe Deburau, mit seinem mit Mehl bestäubten Geſicht. Er spielt darin die Hauptrolle, natürlich den Pierrot, wie immer. Was Noir et blanc betrifft, ſo iſt es ſo ſchwer zu verſtehen, als viele andere moderne Dramen, die ſchon oft unſer armes Hirn in Verzweiflung gebracht haben. Wir wollen es einmal verſuchen, den Inhalt zu geben.

Pierrot ißt in ſeiner Hütte zu Nacht — elend genug, nichts als Käſe und Brod, jedoch iſt er zufrieden, und dankt Gott für das Stückchen Käſe, das er ſich kaufen konnte, denn ich vergaß es zu ſagen, daß Pierrot ein Türke iſt, mit einem Turban auf dem Kopf, eine Art Einwohner von Algier.

Da kommt zu ihm eine arme Alte, und bittet, wie es ſeit undenklichen Zeiten in Zaubermährchen üblich iſt, um Gaſtfreundſchaft. Man bewilligt ſie ihr, und ſie verwandelt ſich ſogleich in einen guten Genius mit einer langen Tunika und einer Brillantkrone auf dem Kopfe. Ein ſolcher Gaſt mag ſich nicht mit Käſe begnügen, das begreift man wohl. Er läßt auch wirklich einen prächtig gedeckten Tiſch erſcheinen, und bewirthet Pierrot aus Dankbarkeit äußerſt comfortable. Das iſt gut, und der gute Genius fliegt davon. Gleich darauf erſcheint ein häßlicher Derwiſch, der auch ein Abendeſſen verlangt. Aber Pierrot, dem ſein Benehmen nicht gefällt, jagt ihn fort. Sogleich gibt ſich der Derwiſch zu erkennen, daß er der ſchwarze Genius ſey, und nun beginnt ein Kampf des weißen und ſchwarzen Genius, wobei Pierrot bald zum Opfer, bald zum Spielball der Dämonen beſtimmt wird, und durch eine Menge Spuk in drollig verſchiedenen Verwandlungen das Publikum ergötzt. Nun denkt ſich Pierrot in einem brillanten Paſchasſchloſſe, dann als einem Räuber des alten Melodrama's mit einem dicken ſchwarzen Schnurrbart auf ſeinem weißen Geſicht, bald im Narrenhauſe, mitten unter Wahnſinnigen, dann wieder bei ſchönen Negermädchen, in die er verliebt iſt. Die Dekorationen zu dieſer Pantomime ſind auch nicht zu verachten. Da gibt es prächtige Gärten des Paſcha, mit Springbrunnen und Cascaden. Aber Alles dieſes würde Leute von Geiſt auf nicht fortwährend dieſem Theater geneigt erhalten können; denn das abſcheuliche Orcheſter, das hier zur Schande der Pariſer verſammelt iſt, vernichtet jeden guten Eindruck. Man kommt von dieſer Muſik ganz betrunken nach Hauſe; aber wahrlich, es iſt kein Rauſch von gutem Wein.

Théâtre des jeunes élèves.

Januar.

Salvator Rosa, ou le portrait du singe, fait historique in 1 Akt von Dupuat und Goſſelin.

Dieſes Theater gab nacheinander eine ganze Reihe berühmter Männer: Turenne, Napoleon, Byron u. ſ. w. Der Direktor iſt Herr Comte, der bekannte Taſchenſpieler, und die Schauſpieler ſind ganz junge Leute, mitunter ſelbſt Kinder, deren Zuſammenſpiel Bewunderung erregt.

Den Inhalt aller Stücke dieſes Repertoirs herzuzählen, würde zu weitläufig ſeyn, wir beſchränken uns daher darauf, nur hin und wieder einen pikanten Zug mitzutheilen. Es kommt z. B. in dieſem Salvator ein Bilderhändler vor, der immer mit einem Käſtchen unter dem Arme erſcheint, und jeden Augenblick bereit iſt, den Inhalt, der ſehr ſehenswerth ſeyn ſoll, vorzuzeigen, jedoch beſtändig daran verhindert wird. Endlich erſucht er das Publikum, morgen wieder zu kommen, und betheuert hoch, dann ſeine Seltenheit produciren zu wollen. Dies erinnert an das

Aushängeſchild eines Barbierladens, mit der Aufſchrift: „Morgen wird hier umſonſt barbirt.“ Aber dieſes „Morgen“ kam natürlich nie.

Februar.

Le cri du coeur, Fol.-Vaud. in 1 Akt von Eugène Duval und Achille L.

Eine Satyre auf jene ſo oft ſchon da geweſene Stimme der Natur, wonach man ſeinen Verwandten, Sohn, Bruder u. dgl. nach langen Jahren ſogleich wieder erkennen ſoll, wenn man ihn früher ſein Leben lang nicht geſehen hatte. Das Stück, das einen ſo ſentimentalen Gegenſtand lächerlich macht, müßte überaus komiſch ſeyn; dieſes iſt es aber nicht. Es mißfiel. Die Autoren hatten ſich allerlei Spaß dabei erlaubt. So z. B. wurde es zweimal „zum Erſtenmale“ gegeben; das eigentliche Erſtemal war es gar nicht einmal auf dem Zettel angekündigt. Dabei hatte es denn aber kein Bewenden; zum dritten oder zweiten Mal erblickte es nicht das Licht der Lampen.

L'amour fraternel ou un jour sous Charles IX., hiſt. Drama in 1 A. mit Geſang von Xavier und [illegible].

Ein Bruder und eine Schweſter, René d'Orbeville und Marie lieben ſich zärtlich. Er iſt von der Partei des Coligny, und wird verfolgt. Die Schweſter verkauft Alles, was ſie beſitzt, um den Bruder in ſeiner Verborgenheit zu erhalten, wohin er ſich vor den Mördern Karls IX. geflüchtet hat. Sie wird ſchlechter Aufführung beſchuldigt, da ſie ihre Kleinodien nicht mehr beſitzt, aber ſie erträgt Alles, ſelbſt dem Tode würde ſie trotzen, denn ſie hat René in ihrem Zimmer verborgen, und ſchon nahen die Mörder, als eine Amneſtie ertheilt wird, weil Heinrich von Navarra den katholiſchen Glauben annimmt.

Das Spiel der jungen Künſtler war in ſeinem Grade vortrefflich und nach dem Ausſpruche der Kenner: incomparable.

März.

Le coin du feu, ou le bonheur, Schauſpiel in 5 Akten und 7 Tableaux mit Geſang, Tänzen, Verwandlungen; neuen Coſtümen und Decorationen von Meiſſner; Muſik von Couder, Delbroye und Joſban; Tänze von Blache; Decorationen von Belard; Coſtümen von Madame Mardert; Maſchinen von Camuel; in die Scene geſetzt von dem Autor ſelbſt.

Einer der ſchönſten Erfolge der Pariſer Theater; Herr Meiſſner und die [illegible], die er ſich beigeſellte, haben ihren Zweck vollkommen erreicht. Die Handlung ſpielt von 1773 bis 1777. Wir ſind in der Normandie, der [illegible] der Pariſer Eduard, der Held des Stücks, iſt zwanzig Jahre alt. Duverneuil, ſein zweiter Vater und Erzieher, ſein Lehrer, begleitet ihn überall; aber die Stunde kommt, wo das junge Herz des Jünglings zu heftig ſchlägt, um länger der Hand des Lehrers zu gehorchen. Die Welt, der weite Schauplatz voll Klippen, ſoll der Schauplatz ſeines Glückes werden. Was kümmert ihn eine Mutter, die ihn liebt, ein Freund, wie Duverneuil, eine Braut, wie Angeline. Was opfert er dem berauſchenden Glücke einer fernen Zukunft. Sein ländlicher Herd wird verlaſſen, er wirft einen letzten Blick auf ſein Dorf, und miſcht kaum eine Thräne in die Thränen der Andern, welche ſie beim Abſchied vergießen. Jetzt beginnt Eduards Reiſe nach dem Glück. Von Havre geht er nach England, Genuß folgt auf Genuß, tolle Ausgaben, beträchtliche Verluſte, aber Duverneuil, geheimnißvoll verhüllt, iſt um ihn, und ſorgt und wacht über ihn, wie ſein Schutzgeiſt.

Bei der Nachricht von Eduards [illegible] fällt die zärtliche Angeline in Ohnmacht. Wie ſie wieder erwacht, ergreift ſie die Hand [illegible] l'[illegible], eines [illegible] Wildes, und reiſt mit ihm nach London. Sie [illegible] Hand mit Eduard. Seine Braut will ſich [illegible] ihm [illegible], ohne daß er es weiß. Ein grüner Schleier verhüllt ihre Züge. Bald [illegible] die Zuſchauer [illegible], welchen Eindruck dieser grüne Schleier auf Eduards Schicksale hat. In dem Augenblick, da falsche Freunde ihm sein ganzes Vermögen rauben wollen, stürzt Angeline herbei, rettet mit einem aufgehobenen Winke die Ehre ihres Bräutigams, und verschwindet dann wieder.

Des Reichthums überdrüssig, kehrt Eduard seinen Blick wie seine Hoffnungen nach den schönen Künsten. In Paris, wohin er sich begab, studirt er fleißig, und findet eine freundliche Aufnahme; er will endlich eine Oper aufführen lassen, ein Gemälde auf die Ausstellung bringen. Den großen Preis erhält ein Anderer, die Oper fällt durch. „Ha! der Welt! der Welt!“ ruft Eduard bitter aus. Er geht nach Polen, um das Glück im Kriege zu suchen. L'Hirondelle, der in London einen reichen Bürger vorstellt, in Paris ein Beschützer der Künste war, ist in Polen Armeelieferant geworden. Aber das Unglück der polnischen Waffen hat seine Millionen bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, und selbst diesen muß er opfern, um die letzten Kosten eines vergeblichen Krieges zu bestreiten. Eduard ist polnischer General, der grüne Schleier umgibt ihn [illegible] schützend; dennoch aber wird er schwer verwundet unter den Mauern von Warschau, ohne den Fall dieser unglücklichen Stadt aufhalten zu können, die das Zeichen zu Polens Zerstückelung gab. So hat denn auch der Ruhm Eduards schöne Hoffnungen getäuscht. Er begibt sich nun an den Hof von Catharina II., deren Minister er wird. Der Ehrgeiz verzehrt die Seele dieses jungen Mannes: Alles, was seine Macht befestigt, muß weichen. [illegible] Rathschläge verachtet er. Potemkin, Catharinens Günstling, ist Eduards Projekten entgegen. Er arbeitet daran, ihn zu stürzen. Die Höflinge aber, eifersüchtig auf den Emporkömmling, entdecken seine Verbindungen mit den Tataren, und geben ihn der Kaiserin an, die ihn ergreifen und mit Ketten beladen läßt. Die Blicke Eduards fallen in dem Augenblicke, da man ihn fortschleppt, auf den grünen Schleier. Er scheint ihm eine heilige Belehrung zu verkünden, und Eduard gelobt im Herzen, künftig weiser zu sein.

Wir kehren in das Dorf zurück zu seiner Mutter, die Eduard vor fünf Jahren so schnell verließ. Wir finden sie voll Freude über die Nachricht, daß er andern Tags wiederkehren wird, erwählt von der Stadt, das Glück zu erjagen. Ein Mann in einen Mantel gehüllt, mit einem breiten Hut auf die Augen gedrückt, erscheint, und verlangt die alte Margarethe allein zu sprechen. Wir werden entfernt und die gute Frau sieht ihn voll Theilnahme zu. Da wirft er seine Verkleidung ab, stürzt ihr in die Arme — es ist Eduard. Er will nicht mehr dem falschen Glücke und dem Ruhme nachjagen, sondern er ist mit dem Glücke zufrieden, das ihn am väterlichen Herde erwartet. Wenn nun während des Stückes der grüne Schleier für Eduard ein Geheimniß war, so ist es für die Zuschauer und Leser nicht mehr auch Dumerald, der sich blasirende Mann mit dem ungeheuren Reichthume. Aber Dumerald ist der Herzog von Separd, der sechzehn Jahre lang gezwungen war incognito zu leben. Während dieser Zeit war er Eduards Erzieher und vereinigt ihn jetzt mit dem grünen Schleier, mit der treuen Angeline. Eduard ist von seinen Träumen geheilt und die Erfahrung hat ihn besser belehrt, als aller Unterricht. L'Hirondelle wird für den Verlust seines Vermögens von dem Herzog von Separd entschädigt.

Das Stück hat allgemein gefallen. Die jungen Künstler haben trefflich und mit großer Einsicht gespielt. Die größtentheils neu componirte Musik trug nicht wenig dazu bei, den Beifall zu vermehren.

Oper.

L'ombre de Charles, [illegible] in 1 A. von [illegible].

Charles ist [illegible] der Niederländer, wie [illegible] und Johanna junge Frauen, [illegible] Gesellschaften, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] zu machen [illegible]. Der Charles kommt, den [illegible] [illegible] Kinder [illegible] ein, und [illegible].

[illegible] [illegible] hat [illegible] auf die Gunst des [illegible] Quartiers gebracht, aber vielmehr die Mienen, die ihm bei seinen Bildern zum Muster dienen, und die Streiche, die sie ausführen. Besonders lustig ist die Art, wie sie die alte Frau des Portiers in die Flucht treiben, welche sich über ihre Besuche im Hause entsetzt. Das kleine Stück ist originell, und dabei unterhaltend und lustig.

L'avare de village, Vaud. in 1 A. von Dufresnoy und Merville.

Man begreift anfänglich nicht gleich, warum hier von einem Dorfgeizigen die Rede sein soll. Molière sagt nicht von seinem Geizigen, ob er in der Stadt oder auf dem Lande wohnte. Unsere Dichter wollten damit sagen, daß man in kleinen Städten und auf dem Lande noch dergleichen Originale antreffen kann.

In Gisors wird eine Collecte für die Armen gemacht. In Gisors lebte ein Wucherer, Namens Raginard. Nach Gisors kommen zwei junge Leute, Henry und [illegible], um eine Anleihe von 10,000 Franken zu machen. Raginard fängt die jungen Leute; die jungen Leute fangen hierauf Raginard. Er muß seiner Nichte 10,000 Franken zahlen, die er ihr vorenthielt; er muß 1000 Franken zur Collecte geben; Raginard wird [illegible] und das Publikum lacht.

Obgleich die Wirkungen des Geizes auf der Bühne nicht mehr neu sind, so hat das Ganze doch gefallen. Der junge [illegible] als Geiziger war ausgezeichnet und erinnerte selbst zuweilen an Potier.

Mai

Le pèlerinage de [illegible], hist. Vaud. in 1 Akt von [illegible]

Die Scene bildet [illegible] ist im [illegible], einem kleinen ländlichen Dorfe bei [illegible]. Hier wohnt Mad. [illegible], die Mutter des Richard, der die Witwe von [illegible] und einige andere zu ihrer Zeit geschätzte Sachen geschrieben hat. Demiere bekömmt jeden Monat seine [illegible]. [illegible] und sein Freund der Financier St. Marcel, die Hauptpersonen, haben von Demiere's Wanderungen nach dem Dorfe [illegible] erhalten und glauben, daß er dort ein Mädchen verführt habe. Sie schleichen ihm einst nach und überraschen ihn in seiner „petite maison,“ wie sie es nennen. Demiere ist über diese Zudringlichkeit aufgebracht, und indeß die Beiden wähnen, bei dem [illegible] Gegner, daß sie bereiten lieben, den jungen und galanten Gegenstand von Demiere's Neigung kennen zu lernen, stellt ihnen dieser seine würdige Mutter vor, und die verwirrten Liebeshändler müssen ihr die Blumensträuße überreichen, die sie einem jungen Mädchen bestimmt hatten.

Juni.

La maison isolée, ou le vieillard des Vosges, Oper in 2 A. von Marsollier, Musik von Dalayrac.

Als diese Oper im Jahre 1797 zum ersten Male auf dem Théâtre Feydeau aufgeführt wurde, hatte sie 2 Acte; für unsere Zeit ist der Text jetzt noch in 2 Akten etwas zu lang.

„Ich bin ein guter Greis, du bist ein guter Greis, er ist ein guter Greis!“ das ist das Grundthema dieser Oper; dazu Räuber, Pistolen, ein [illegible] Soldat u. s. w. Man möchte einschlafen, wenn die liebliche Musik uns nicht immer wieder auf heitere Weise ermunterte. In den annales dramatiques aus jener Zeit, welche diese Oper entstehen sah, ist ein Urtheil darüber enthalten, welches wir hier mittheilen wollen:

„Man findet in dieser Oper sehr gelungene [illegible] Effekte und die wirksamsten Contraste; [illegible] [illegible]; und das Schlußtableau [illegible] ersten Akt bringt eine große Wirkung hervor. Der vom Wege ermüdete Greis wird von zwei Kindern, von den jungen Mädchen des Dorfes auf [illegible] herein getragen. Sie bedecken einen [illegible], unter dem die Kinder das [illegible] des Greises betrachten. Welch schöner Contrast!“

Wie werden einst unsere Urtheile über dergleichen Gegenstände nach fünfzig Jahre verändert werden!

Mit Dalayracs Musik ist es ein anderes, diese wird ewig schön und angenehm bleiben.

Die jungen Darsteller hatten mit allen ihren Kräften dazu beigetragen, diese Studie für sie auch in einem Genuß für die gebildeten Zuhörer umzugestalten.

Gymnase-Enfantin.

Albertine, ou la jeune fille et le général, drame-vaudeville historique en 1 a., orné de danse, musique, décors et costumes nouveaux par Duvert et Eugène Duval.

Albertine, ein junges Mädchen, sorgt für die alte Amme ihrer Mutter, die sie ihr als Vermächtniß hinterlassen hat. Es sind die Zeiten der Unruhen in der Vendée 1796. Eines Tages kann sie ihrer Pflicht nicht nachkommen, denn sie besitzt nichts mehr. Sie läuft also zu ihren Freunden, um Hülfe zu suchen. Aber Alles ist vergeblich; Niemand ist im Stande zu helfen. Da wirft sie sich dem General Hoche zu Füßen, und dieser, der bereits seine Börse dem Elend geöffnet hat, gibt ihr den letzten Ring, der ihm geblieben ist. Sie eilt in die Stadt, um ihn zu verkaufen, aber unterwegs verliert sie ihn. Der exaltirte Kopf des Mädchens verwirrt sich bei diesem unerwarteten Unglück; Albertine bleibt wahnsinnig in dem Wahn, den Ring zu finden, und sucht ihn in einem fort, ohne sich um die Welt im geringsten zu kümmern. Endlich kommt Jemand auf den Gedanken, ihr einen ähnlichen Ring in den Weg zu legen, und kaum hat sie ihn gefunden, so kommt ihr die Vernunft wieder. Sie erfährt nun, daß die arme alte Amme längst wieder hergestellt ist, und daß Hoche, der Friedensbringer, es ist, der sie unterstützte.

Das Stück ist gut gearbeitet und fand großen Beifall. Die junge Demoiselle Berger gab die Hauptrolle sehr lobenswerth.

März.

La jambe de bois, Vaud. in 1 Akt von [illegible] und [illegible].

Eduard Gaspo hat einem verfolgten Soldaten das Leben gerettet, indem er ihm auf ſeiner Flucht zur Grenze den Weg zeigte. Eduard hat bei dieſer Expedition ſich das Bein gebrochen, indem er in einen Steinbruch ſtürzte. Dort findet er eine Brieftaſche, welche der Soldat hat fallen laſſen. Drei oder vier Jahre ſpäter, nach dem Regierungswechſel, kommt der verbannte Soldat nach Frankreich zurück. In dem Dorfe, wo er ſich bei einem alten Waffengefährten aufhielt, wohnt auch ſein Retter. Er ſucht ihn auf, um ihn zu belohnen; der arme Junge mit ſeiner Mutter waren aus Mangel von ihrer Hütte vertrieben. Sie erkennen den Soldaten. Sie wollen ihm das Taſchenbuch wieder geben, das ſie ſo lange gewiſſenhaft bewahrten; allein jener macht es ihnen zum Geſchenk mit den tauſend Franken, die darin liegen. Auch erhält er den Preis von ſechshundert Franken für die „ſchönſte That“, den der Oberſt des Soldaten geſtiftet hat.

Wie man ſieht, iſt dies Alles nichts Neues, aber einige pikante Couplets, die beklatſcht wurden, retteten das Stück.

April.

Amélie, ou l'intimité dangereuse, Drama in 3 Akten, mit Couplets von C. Ader und Xavier.

Amelie, die Heldin des Stückes, hat ein Kammermädchen, die eine Art weiblichen Tartuffes iſt, immer bereit, mit ihren eigenen Laſtern ihre junge und tugendhafte Gebieterin zu beflecken, eine Raupe auf einer Blume. Amelie iſt ſehr zu beklagen, denn das arme Kind befindet ſich ſchon in dem Alter, wo die Leidenſchaften an die Thür des Herzens klopfen, wo das Verlangen ſeine Stimme vernehmen läßt, und das Blut gährt und kocht. Das treuloſe Kammermädchen weiß das alles, und ſieht daß ein erſter Liebesſtrahl auf einem Balle dieſes Herz ſchon berührte. Ihre verbrecheriſche Geſchicklichkeit bemächtigt ſich dieſer Entdeckung. Die Schlange iſt deſto gefährlicher, jemehr ſie ſchmeichelt; ſie betrügt deſto leichter, wenn ſie den Schein der Tugend annimmt. Es gelingt ihr, von Amelie ein Liebesbriefchen zu erhalten. Mit dieſem Beweis in der Hand hat ſie nun nichts mehr zu fürchten. Sie kann ihrer Gebieterin befehlen, ſie beſtehlen, ſie quälen, kurz, ſie iſt die Gebieterin, nicht Amelie. Welche Gewiſſensbiſſe für die Arme, die ihrer Mutter kein Vertrauen ſchenken wollte und ſich dieſem Geſchöpfe hingab.

Endlich kommt der Tag der Hochzeit mit einem Andern, als dem, den Amelie zu lieben glaubte. In der Wuth, worin dieſe Verbindung ihn verſetzt, übergibt er das Billet, welches Amelie ihm einſt geſchrieben, dem rachſüchtigen Kammermädchen, und dieſes ſpielt es dem Bräutigam in die Hände, welcher ſogleich zurücktritt; ſtatt Hochzeit und Eheglück wird die arme Amelie nur mit Schande und Schmach überhäuft. Sie hat aber einen Bruder, der ihr Freund und Vertheidiger iſt. Er fordert den Bräutigam ſeiner Schweſter und tödtet ihn; dann fällt er ſelbſt in einem Duell mit dem verſtoßenen Geliebten.

Die jungen Künſtler ſpielten dieſes ſchwierige Stück mit einer Vollendung, wie man ſie nur von Erwachſenen erwarten könnte. Nur die Darſtellerin des Kammermädchens ſpielte etwas gemein.

Cirque-Olympique.

La tour de Gonge ou la guerre de Cevennes, Melodr. in 3 Akten und 5 Tableaux von Dornay und Villerand.

Dies Melodrama verdient in dieſer Gattung einen erſten Rang.

Es ſpielt zu den Zeiten Karl IX.; Proteſtanten und Katholiken kommen darin vor; man ſchlägt ſich todt nach Herzensluſt;

Sieger, Verurtheilte, Verräther, ſchlechte Spaßmacher drängen ſich auf der Scene umher; die Cevennen ſind der Hintergrund; Alles aber endet mit dem Untergang des Laſters und der Belohnung der unglücklichen Tugend.

Der alte Thurm fliegt in die Luft; der zärtliche Albert bekommt die empfindſame Mathilde; kurz es iſt Alles ſo wie man es in Paris vor langen Jahren zu ſehen bekam, und wie es noch im Theater an der Wien gern geſehen wird.

In der That aber diente das Stück bloß, eine Lücke auszufüllen, um dem Publikum doch etwas Neues zu geben, während alle Kräfte des Cirkus in Anſpruch genommen waren, das neue große Schauſpiel „la Traite des Noirs“ in die Scene zu ſetzen.

Juni

La Suicidomanie, Vaud. in 1 Akt von Lubize.

Der Verfaſſer kehrt die jetzt herrſchende Manie des Selbſtmordes in's Burleske. Es wurde viel gelacht, ohne Oppoſition. Ein junger Menſch, Namens Gabriel, ſpielte die Hauptrolle, und copirte Arnal vom Vaudevilletheater darin. Sein Schluß-Couplet verdient mitgetheilt zu werden; da das Tempo langſam war und es bis verlangt wurde, ſo konnte man es gemächlich nachſchreiben.

Ne croyez pas, Messieurs, que plein d'audace,
Ici je viens effacer les chevaux,
Non, je ne veux qu'une petite place
Auprès de ces bons animaux.
Ah! puissiez-vous, content de mon comique,
Dire, en riant de mes mots burlesques:
Rien n'est changé dans le Cirque olympique,
Ce n'est qu'une bête de plus.

Das iſt mindeſtens beſcheiden von dem jungen Künſtler

Academie royale de musique.

Februar.

La Juive, Oper in 5 Akten von Scribe, Muſik von Halévy, Divertiſſement von Taglioni, Decorationen von Filaſtre, Cambon, Dieterle, Despléchine Séchan und Feuchère.

Die Handlung trägt ſich 1414 in Conſtanz während des Conciliums zu, wo Pabſt Johann XIII. abgeſetzt, und Huß und Hieronymus von Prag verbrannt wurden. Von Allem dem iſt aber in beſagter Oper nicht die Rede, ſondern von einer armen, unbekannten Jüdin, die durch Liebe unglücklich wird.

Da die Oper wahrſcheinlich bald auf allen deutſchen Theatern gegeben werden wird, ſo enthalten wir uns, ihren Inhalt hier weitläufig anzugeben.

An Widerſinnigkeiten fehlt es nicht; der Neffe des Kaiſers iſt unter dem Namen Samuel bei einem Juden in der Lehre, und verziert dort Manuſcripte mit Gemälden zum Verkaufe. Er liebt die Pflegetochter des Juden, die eigentlich die Tochter eines Cardinals iſt; er will ſie entführen, obgleich er der Prinzeſſin Eudoxia vermählt iſt u. ſ. w. u. ſ. w. Aber an ſehr dramatiſchen Scenen fehlt es auch nicht, die dem Publikum überall Beifall entlocken werden.

Die Muſik iſt von Halévy, einem geborenen Pariſer.

Nourrit hatte den langbärtigen Juden Eleazar, den Vater, darzuſtellen *, und obgleich ihm, dem Darſteller des Maſaniello, des Robert und des Grafen Ory, dies ziemlich ungewohnt war, ſo gelang ihm die Löſung dieſer Aufgabe dennoch vollkommen.

Mamſell Falcon gab die Rachel mit einem Talente und einem Fleiße, der ihr zur höchſten Ehre gereicht.

Im fünften Akte konnte ſie jedem Maler eine ſchöne Studie liefern, als ſie bleich, mit offenen Haaren und bloßen Füßen, in einem weißen Kleide zur Richtſtätte geführt wird. Fräulein

---

* Es verdient angeführt zu werden, daß ſowohl Halévy als auch Nourrit iſraelitiſchen Glaubens ſind.

als Cardinal Brogni und die Dorus als Prinzeſſin Eudoxia leiſteten Schönes.

Taglioni's Tänze waren geringfügig; ſeine Erfindungskraft iſt am Ende.

Im zweiten Akte, bei dem feierlichen Bankett, hatte er gut begonnen aber ſchlecht geendigt. Es erſchien ein altes Schloß auf der Scene; Ritter fordern es zur Uebergabe auf; ein Zauberer verſagt ihnen den Einlaß; ſie wollen es mit Sturm nehmen, aber der Zauberer winkt, und das Schloß wird ein gothiſcher Tempel, in deſſen unzähligen Niſchen ſchöne Nymphen ſtehen, welche ſich herunterbegeben und recht artige Tänze ausführen, in welche ſich die ſteifen Promenaden der Ritter miſchen. Letzteres wurde allgemein für geſchmacklos erklärt.

Die Dekorationen des erſten, vierten und letzten Aktes ſind bewundernswerth; am meiſten Lob verdient aber die Scenerie, von Herrn Duponchel (jetzigem Direktor der Oper) arrangirt. Sie gab ein ſo treues, geſchichtliches Bild, daß man das Zeitalter wie durch Zauberei heraufbeſchworen wähnte. Der Zug des Kaiſers, die Wappenherolde, die in Eiſen gekleideten Hellebardiere, die Ritter auf ihren wie zum Turnier geharniſchten Pferden, der Kaiſer in der Goldrüſtung; Brogni im Purpur auf einem Maulthier von einer reichen Geiſtlichkeit umgeben; der Zug der Büßenden von allen Farben, und die immenſe Volksmenge im fünften Akte. Alles dies war eben ſo überraſchend als anziehend.

Dennoch hörte man am Schluſſe, mitten unter dem rauſchenden Beifall, einige Zeichen des Mißfallens, und eine Stimme: À la Porte St. Martin!* rufen.

April.

Brézilia ou la Tribu des femmes, Ball.-Pant. in 1 A. von Taglioni, Muſik vom Grafen v. Gallenberg, Dek. von Filaſtre und Cambon.

Auch hier bewährte ſich's, daß Herr Taglioni in der That nicht ſehr reich an Erfindungskraft ſey; er iſt in allen Genres der modernen Tonkunſt ſtets kalt, ſtets unbedeutend. Einer ſeiner Freunde, ein Italiener fällte, ohne es zu wiſſen, die beißendſte Kritik dieſer Arbeit, indem er in ſeinem Jargon voll Enthuſiasmus ſagte: „Souperbe, magnifique! Son Balletto, il est au dessous di tout!“ —

---

* Wo bekanntlich die Spektakelmelodramen gegeben werden.

Das Ganze iſt eine Nachahmung einer alten Pantomime: Die Amazonen. Der Inhalt iſt folgender: Eine Menge Frauen hat ſich nach einer unwegſamen Wildniß Amerikas zurückgezogen, um jedem Umgang mit Männern zu entfliehen. Ein junger Mann, von Tollkühnheit getrieben, kommt in dieſen Bezirk an, und obgleich er es nur auf die ſchöne Brezilia abgeſehen hat, ſo wird er doch der Apfel der Zwietracht für alle Andern. Die Königin will ihn tödten oder aus dem Lande weiſen laſſen, die Andern finden es aber zweckmäßiger, ihn als Loos in einer Lotterie auszuſpielen, wo das größte Talent ihn gewinnen ſoll. Nun entſteht unter den Damen ein Wettſtreit der Grazie, Geſchicklichkeit und Kraft, in welchem Brezilia Meiſterin bleibt. Allein die Intriguen hören dennoch nicht auf; ihre Geſpielinnen wollen den Menſchen tödten; endlich läßt man ſie nach einem andern, der Liebe minder feindlichen Lande abziehen.

Die Muſik des Grafen Gallenberg wurde beifällig aufgenommen.

An dem Abende der erſten Aufführung dieſes Ballets, welches zum Benefiz der Dem. Taglioni Statt fand, trat zum Schluſſe der Vorſtellung der achtundſiebzigjährige Veſtris auf, im glänzenden goldgeſtickten Kleide, die ſilberne Achſelſchnur auf der Schulter, um mit Dem. Taglioni, welche auch im Koſtüme von 1750 erſchien, eine Menuet und Gavotte zu tanzen. Er führte Alles noch mit einem bewunderungswerthen Aplomb aus, und bis auf ein paar beſcheidene Entrechats, welche er vorſichtig wagte, zeigte er ſich ſeines antiken Rufes vollkommen würdig. Grade, geſtreckt, mit ausgeſtrecktem Beine, wie er es vor dem alten Hofe zu thun in der Uebung hatte, zeigte er dem großen

Kreiſe ſeiner jungen Kollegen, welche die Bühne füllten, was man ſonſt theatraliſchen Tanz nannte. Gegen das Ende wurden zwei Roſenkränze auf das Theater geworfen; Dem. Taglioni wollte einen aufheben, um den alten Zephyr zu krönen, aber der alte Zephyr kam ihr zuvor und ſetzte einen Kranz auf die gepuderten Locken der jungen Sylphide.

Opéra comique.

Januar.

Robin des Bois (Freiſchütz), von Weber. (Neu in die Scene geſetzt.)

Die franzöſiſchen Dichter und Componiſten laſſen Reclamationen ergehen über die Einführung ſolcher Ueberſetzungen, die ihre Autorenrechte beeinträchtigen. Das Publikum aber empfängt Webers Werk ſtets mit Enthuſiasmus, und die Kritiker ſetzen es mit den Werken Mozarts und Roſſinis auf eine gleiche Stufe. Wir Deutſchen dürften gegen dieſe Rangordnung Manches einzuwenden haben.

Herr Janſenne ſingt den Tony (Max), allein ſeine Stimme iſt zu ſchwach. Herr Boulard hingegen iſt vortrefflich als Richard (Caspar). Mad. Caſimir als Agathe ſingt und ſpielt ausgezeichnet. Man lobt an ihr, daß ſie Webers Muſik ſo ſingt, wie er ſie ſchrieb und durchaus keine Verzierung anbringt. Mad. Roſſi iſt ſehr gut als Nancy (Aennchen). Das Orcheſter iſt herrlich beſetzt. Die deutſchen Choriſten, welche durch die bekannte verunglückte Speculation einer deutſchen Oper nach Paris verſchlagen worden ſind, wirken zum großen Vortheil des Ganzen mit.

Der Jägerchor wurde da Capo verlangt und beifallsvoll applaudirt.

März.

La marquise, Oper in 1 Akt von St. Georges und de Leuven. Muſik von Adolph Adam.

Clairval, ein ſchöner Mann und einſt ſehr beliebter Sänger der Oper und des italieniſchen Luſtſpiels, iſt der Held dieſer Oper.

Wir ſehen ihn zu der Zeit, als er in Marmontels und Gretrys Zemire und Azor, in der letztern Partie ganz Paris entzückte.

Eine achtzehnjährige Wittwe, die ſpaniſche Marquiſe Ofalia, kommt nach Paris um ſich zu zerſtreuen. Alles bewirbt ſich um ihre Gunſt und beſonders der Herzog von Cavalcanti, ein Landsmann der Marquiſe. Aber vergebens. Dieſes Glück war Clairval aufbewahrt. Sie ſah und hörte ihn im Theater und nährte im Stillen eine glühende Leidenſchaft für ihn. Endlich beſchließt ſie, bei ihm ſingen zu lernen. Clairval, der an ſolche Abenteuer gewöhnt iſt, denkt, es handle ſich um eine kleine Intrigue und hofft bald am Ziele damit zu ſeyn, indem er ſich auf eine [illegible] Weiſe benimmt. Allein dies entzaubert die junge, zartfühlende Frau, die ihm mit Stolz und Würde begegnet. Clairval ſieht nun ein, worin er gefehlt, und benimmt ſich ſo fein und läßt eine ſo rührende Stimme hören, daß die Marquiſe bald wieder wie früher für ihn empfindet. Der Herzog von Cavalcanti kommt dazu und eine komiſche Scene entſpinnt ſich, worin der Herzog alle ſeine Titel aufzählt und den Namen ſeines Gegners zu wiſſen verlangt. „Auch ich bin Prinz,“ antwortete dieſer, „Prinz Azor, in der komiſchen Oper,“ fügt er ganz leiſe hinzu. Der Herzog, der den Beiſatz nicht gehört hat, fordert ihn heraus.

Die Marquiſe, welche weiß, wie gut der Herzog ſeinen Gegner zu treffen verſteht, will ihren Liebling um jeden Preis retten. Sie läßt ihn zu ſich bitten. Unterdeß hat Cavalcanti Clairval als Azor auf der Scene erkannt und ihn ausgepfiffen;

dieſer hat ihm dafür ſeinen Handſchuh in's Geſicht geworfen; es entſteht ein großer Tumult im Saale und der Sänger entflieht im Coſtüm des Ogre in das Hotel der Marquiſe.

Die Marquiſe erſchrickt, wie ſie ihn ſieht, er aber nimmt die Maske des Ungeheuers ab und zeigt ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt. Jetzt beſchließt ſie, um ihrer Liebe nicht länger mehr Gewalt anzuthun und den Herzog zu demüthigen, dem Sänger ihre Hand und ihr Herz anzubieten.

Nun zeigt er ſich im Glanze der edelſten Geſinnung; er kann und will dieſes Glück nicht annehmen und entſagt dem reizenden Looſe, das ihn erwartet, auf eine eben ſo geiſtreiche als feine Weiſe.

Dieſe Oper hat Beifall gefunden, mehr als ſeit langer Zeit eine einaktige gefunden hat. Mamsell Fargueil, eine liebenswürdige Anfängerin, gab die Marquiſe, Thenard den Clairval, und Inchindi den ſtolzen und komiſchen Spanier. Zu dieſen drei Hauptfiguren kam noch eine Zofe, Paquita, ein devotes ſpaniſches Mädchen, die einen Schauſpieler für verdammt hält, aber endlich freiere Geſinnungen bekommt, da ſie findet, daß ein Verdammter auch recht ſchön ſeyn kann.

Die Dekoration ſtellte einen Saal im Geſchmacke Ludwigs XV. vor, und die Coſtüme waren ebenſo reizend.

Le cheval de bronze, fantaſtiſche Oper in 3 A. von Scribe, Muſik von Auber, Dekorationen von Filaſtre und Cambon.

Auch von dieſer Oper dürfen wir annehmen, daß ſie bald auf allen deutſchen Repertoires heimiſch ſeyn werde, daher enthalten wir uns einer weitläuftigen Erzählung des Inhalts.

Das Stück ſpielt in China und es fehlt nicht an burlesken Späßen. Das eherne Pferd, das auf einem Felſen ruht, führt Jeden, der es beſteigt, auf den Planeten Venus, wo eine verzauberte Prinzeſſin mit ihren Geſpielinnen lebt. An Verſuchungen mancherlei Art fehlt es dort nicht, aber nur der, welcher Allen widerſteht, kann die Prinzeſſin befreien; die, welche die

Probe nicht beſtehen, bringt zwar das Pferd wieder zur Erde zurück; jedoch dürfen ſie von ihrem Abentheuer nichts verrathen, wenn ſie ſich nicht in Pagoden verwandelt ſehen wollen. Nun ſchweben gar Viele in dieſer Oper zum Planeten Venus empor, kommen aber zurück, plaudern bald wachend, bald im Schlaf, und werden dann Pagoden, bis endlich ein verkleidetes Mädchen allen Verſuchungen gewachſen iſt und den Sieg davon trägt, die Uebrigen entzaubert und ihren Geliebten zum Gatten erhält. — Es iſt eine Miſchung wie in Raimunds „Diamant des Geiſterkönigs,“ oder ſo dergleichen, wie man aus dieſer Skizze leicht ſieht.

Das Ganze iſt intereſſant und heiter ausgeführt, und nur ein einziger Pfiff wurde bei der Nennung des Autors vernommen. Aubers Muſik iſt ſehr anmuthig und leicht; zu den vorzüglichſten Nummern gehören die Ouverture, ein Quintett und das Finale des erſten Akts, eine Arie und ein Duett im zweiten, und eine Arie nebſt darauffolgendem Duett und ein originelles Chor im dritten.

Coſtume und Dekorationen waren neu und prächtig, namentlich die letztern.

Juni.

Le porte-faix, Oper in 3 A. von Scribe, Muſik von Gomis.

Vor fünf Jahren ungefähr, als das Ambigu-Theater durch die Dorval und Frederic Lemaitre ſich ganz beſonders für die Darſtellung von Melodramen eignete, gab man dort ein Stück, Pedro oder der Gärtner von Valencia, das intereſſant war und einige ſehr dramatiſche Situationen enthielt. Dieſer „Laſtträger“ iſt mit jenem Pedro ein und derſelbe. Das frühere Stück hat den Gärtner voraus, der immer beſſer, als ein Laſtträger, gefallen wird.

Eine Dame von Stande, die Nachts von einem Herrn wider ihren Willen beſucht wird, muß es zugeben; da ſie ihren Vater kommen hört, daß er ſich ſchnell in einem Kaſten verberge, um ſich dem Zorne deſſelben zu entziehen. Nachdem aber der Vater ſie verlaſſen und ſie den Kaſten öffnet, findet ſie den jungen Menſchen darin erſtickt, und muß (in dieſer Oper) zu einem Laſtträger ihre Zuflucht nehmen, den ſie von der Straße herauf ruft und ihm befiehlt, den Leichnam fortzuſchaffen und dabei ſein Stillſchweigen erkauft. Der Laſtträger, der aber ſchon lange dieſe Dame im Stillen liebte, benützt ihr Geheimniß um ihre Gunſt zu erlangen, und brüſtet ſich dann bei ſeinen Kameraden mit ſeiner Liebſchaft.

Am ergreifendſten iſt dieſe Geſchichte in der ruſſiſchen Novelle „Krasnoe Kabak“ behandelt. Wir glauben, daß ſie dort Original war, und nur in die andere Sprache überſetzt und verarbeitet worden iſt.

So erbärmlich dieſes Stück iſt, ſo verdienſtvoll iſt die Muſik des jungen Spaniers Gomiz. Auch die Künſtler haben das Ihrige gethan, Herrn Scribe mit ſeinem ſchwachen Produkte zu retten.

◆

Theater-Curioſitäten.

Reliquie von Leſſing.

Wer empfände nicht Rührung, wenn er folgende Zeilen lieſt, die unſer große Leſſing einſt in die geleſenſten Blätter einrücken ließ:

Ankündigung.

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern ſoll, die ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt: ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß, ihm dieſe zu geben, ich wohl keine unſchicklicheren Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdruſſes, in welchem man immer gern vergeſſen möchte, wie die Welt wirklich iſt. Aber mit nichten; die Welt, wie ich mir ſie denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht eben ſo wirklich iſt.

Dieſer Verſuch iſt von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weiſe, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts ſagen; genug daß er einer dramatiſchen Bearbeitung höchſt würdig iſt, und ich Alles thun werde, mit dieſer Bearbeitung ſelbſt zufrieden zu ſeyn.

Iſt nun das deutſche Publikum darauf begierig, ſo muß ich ihm den Weg der Subſcription vorſchlagen. Nicht weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu ſeyn Urſache hätte, ſondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutſchland zerſtreut ſind, werden hiemit erſucht, dieſe Subſcription anzunehmen und zu befördern. Wenn ſie mir gegen Weihnachten dieſes Jahres wiſſen laſſen, wie weit ſie damit gekommen ſind, ſo kann ich um dieſe Zeit anfangen laſſen zu drucken. Das Quantum der Subſcription wird kaum einen Gulden betragen. Den Bogen zu einem Groſchen gerechnet, und ſo gedruckt, wie meine übrigen dramatiſchen Werke bei Voß gedruckt ſind. Wolfenbüttel den 8. Auguſt 1778.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Reliquie von Schiller.

(Bericht aus Mannheim.)

Nachdem Herr Schiller die Verſchwörung des Fiesko zu Genua für die hieſige Bühne neu bearbeitet hatte, ſo ward dieſes große Trauerſpiel am 11 Januar 1784 zum Erſtenmal gegeben. Der Verfaſſer hatte bei dieſer Gelegenheit eine Erinnerung an das Publikum neben den Anſchlagzettel drucken laſſen. Hier iſt ſie:

„Eigentlich ſollte das Tableau für den Künſtler reden, und er ſelbſt die Entſcheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es iſt auch jetzt meine Abſicht nicht, das Urtheil der Zuſchauer für meine Manier zu beſtechen, und der Faden des Trauerſpiels liegt nicht ſehr verſteckt — dennoch ſetze ich einen zu großen Werth in die Aufmerkſamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke ſollte zu retten ſuchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.“

„Fiesko iſt der große Punkt dieſes Stücks, gegen welchen ſich alle darin ſpielende Handlungen und Charaktere, gleich Strömen nach dem Weltmeere, hinſenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenders weiß, als daß ihn J. J. Rouſſeau im Herzen trug — Fiesko, ein großer furchtbarer Kopf, der unter der täuſchenden Hülle eines weichlichen epikuriſchen Müßiggangs, in ſtiller geräuſchloſer Dunkelheit, gleich dem gebährenden Geiſt auf dem Chaos einſam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während das Rieſenpläne und wüthende Wünſche in ſeinem brennenden Buſen gähren — Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erſtaunende Augen ſtellt, und ein gelaſſener Zuſchauer daſteht, wenn die Räder der großen Maſchine dem gewünſchten Ziel unfehlbar entgegen laufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als ſeines Gleichen zu finden — der ſtolzer darauf iſt, ſein eigenes Herz zu beſiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführeriſchen ſchimmernden Preis ſeiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbſtüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wolluſt darin findet, der glücklichſte Bürger als der Fürſt ſeines Volks zu ſeyn.“

„Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in dieſem umgeformten Fiesko gegen die hiſtoriſche Wahrheit — ja gegen meine erſte Darſtellung ſelbſt erlaubte. — Nach jener ſowohl als nach dieſer arbeitet der Graf auf den Umſturz der Republik, in beiden kommt er in der Verſchwörung um. — Mit der Hiſtorie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht ſein Geſchichtſchreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Bruſt meiner Zuſchauer bewirke, wiegt bei mir die ſtrengſte hiſtoriſche Genauigkeit auf — Der Genueſer Fiesko ſollte zu meinem Fiesko nichts, als den Namen und die Maske hergeben — das übrige mochte er behalten. — Iſt es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte — wenn er unglücklicher war? Müſſen meine Zuſchauer dieſe verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko iſt allerdings nur untergeſchoben, doch was bekümmert mich das, wenn er nur größer iſt als der wahre — wenn mein Publikum nur Geſchmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen erſten Schilderung widerſpreche, die den Grafen durch ſeine Herrſchſucht umkommen läßt, iſt eine andere Frage. Es mag nun ſeyn, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewiſſenhafter oder verzagter geweſen. — Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leſer, der den verworrenſten Faden mit Bedacht auseinander löſt, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingeriſſenen Hörer, der augenblicklich genießen muß — und reizender iſt es nun doch, mit einem großen Manne in die Wette zu laufen, als von einem geſtraften Verbrecher ſich ſchildern zu laſſen.“

„Ueber die moraliſche Beziehung dieſes Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft ſeyn. Wenn es zum Unglück der Menſchen ſo gemein und alltäglich iſt, daß ſo oft unſere göttlichſten Triebe, daß unſere beſten Triebe zu

Großem und Gutem unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tauſend lächerliche Convenienzen am großen Exempel der Gottheit herumkünſteln — ſo kann dasjenige Schauſpiel nicht zwecklos ſeyn, das uns den Spiegel unſerer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den ſterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreiſe unſeres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieſes Schauſpiel, hoffe ich, iſt Fiesko's Verſchwörung."

„Heilig und feierlich war immer der ſtille, der große Augenblick in dem Schauſpielhaus, wo die Herzen ſo vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magiſchen Ruthe, nach der Phantaſie eines Dichters beben — wo herausgeriſſen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Menſch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuſchauers Seele am Zügel führe, und nach meinem Gefallen, einen Ball gleich dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es iſt Hochverrath an dem Genius, Hochverrath an der Menſchheit, dieſen glücklichen Augenblick zu verſäumen, wo ſo vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Beſten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig iſt, zu erringen, ſo iſt die Moral des Fiesko's die größte des Lebens."

„Weniger konnt' ich einem Publikum nicht ſagen, daß durch die gütigſte Aufnahme meiner Räuber meine Leidenſchaft für die Bühne belebet, und dem alle meine künftigen dramatiſchen Produkte gewidmet ſind."

Der deutſche Hausvater.

Wer ahnet jetzt wohl bei manchem veralteten Schauſpiel, welches Aufſehen es bei ſeinem erſten Erſcheinen machte? Folgendes wurde vor 55 Jahren aus München in den Zeitungen gemeldet:

Der deutſche Hausvater, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von Otto, Freiherrn von Gemmingen, dem Präſidenten der Oberlandes-Regierung, Grafen von Morawitzky, zugeeignet, macht hier großes Aufſehen. Da der Verfaſſer, der ſich vergangenen Winter am Hoflager zu München aufhielt, für gut fand, bayriſche Landesſitten zu ſchildern, vorzüglich neue Einrichtungen zu loben, die bei der Nation ſtarken Widerſtand finden, ſo ſind die Landſtände dadurch ſo beleidigt, daß ſie Genugthuung verlangen. Das Schauſpiel ſelbſt iſt übrigens gut dialogirt, ob aber die Charaktere immer die beſte Zeichnung und Haltung haben, iſt eine Frage, deren Beantwortung wir den Dramaturgiſten überlaſſen.

(München Juli, 1780.)

Jerrmann's Karl und Franz Moor iſt nichts Neues!

Eckhof ſpielte bekanntermaßen den Orosmann und Luſignan zugleich, und es iſt immer beſſer, zwei Hauptrollen werden von einem Akteur geſpielt, als daß die eine Rolle verderbt wird. Man bewundert um ſo mehr den Schauſpieler, der in zwei ganz verſchiedenen Charakteren ſich gleich groß zeigt. Dieſe Bewunderung iſt auch ein Vergnügen.

(Aus der Berliner Lit. und Theat. Zeit v. J. 1780.)

Bretzner und Mozart.

Der gute Bretzner in Leipzig war höchlich empört, als Mozart in Wien ſich unterſtand, ſeine Entführung aus dem Serail, zu einer Oper einrichten zu laſſen und ſie zu componiren. Da ſieht man, was gekränkte Autoreitelkeit iſt! Wie wir jetzt darüber lachen, und ſind wir nicht ſelbſt ſo? Folgendes aber iſt Bretzners Nachricht an das Publikum:

Es hat einem Ungenannten in Wien beliebt, meine Oper: Belmont und Conſtanze, oder die Entführung aus dem Serail, für's K. K. Nationaltheater umzuarbeiten, und das Stück unter dieſer veränderten Geſtalt drucken zu laſſen. Da die Veränderungen im Dialog nicht beträchtlich ſind, ſo übergehe ich ſolches gänzlich; allein der Umarbeiter hat zugleich eine Menge Geſänge eingeſchoben, in welchen gar herzbrechende und erbauliche Verslein vorkommen. Ich möchte den Verbeſſerer nicht gerne um den Ruhm ſeiner Arbeit bringen, daher ſehe ich mich genöthigt, die von ihm eingeſchobenen Geſänge nach der Wiener Ausgabe und Mozart's Compoſition hier zu ſpecificiren:

Eingeſchoben ſind:

Die erſte Arie des Belmont: Hier ſoll ich dich denn ſehen ꝛc. ꝛc.
Das Duett zwiſchen Belm. und Osm. S. 8.: Verwünſcht ſeyſt du ꝛc. ꝛc.
Die Arie des Osm. S. 9: Solche hergelauf'ne Laffen ꝛc. ꝛc.
Das Duett des Osm. S. 25: Ich gehe, doch rathe ich dir ꝛc. ꝛc.
Das Recitativ des Osm. S. 27 bis zum Anfang der Arie.
Die Arie der Conſtanze, S. 30: Martern aller Arten ꝛc. ꝛc.
Die Arie der Blonde, S. 34: Welche Wonne, welche Luſt ꝛc. ꝛc.
Die Arie des Belmont, S. 41: Wenn der Freude ꝛc. ꝛc.
Das Quartett und Finale, S. 42 bis 48.
Die Arie des Belmont, S. 49: Ich baue ganz auf ꝛc. ꝛc.
Die Arie des Osmin, S. 57: O wie will ich triumphiren ꝛc. ꝛc.
Das Recitativ und Duett, S. 61: Welch' Geſchick ꝛc. ꝛc.
Das ganze Finale von S. 65 bis zu Ende.

Zum Schluß eine Probe von des Verbeſſerers Arbeit aus dem Quartett Seite 48.:

Pedrillo: Doch, Blondchen, ach! die Leiter!
Biſt du wohl ſo viel werth?
(zeigt, daß er wage, gehängt zu werden.)
Blonde: Hans Narr! ſchnappt's bei dir über?
Ei, hätteſt du nur lieber
Die Frage umgekehrt.
Pedrillo: Doch Herr Osmin —
Blonde: Laß' hören!
Conſtanze: Willſt du dich nicht erklären?
Belmonte. **Pedrillo.**
zugleich.

Ich will, doch zürne nicht, | Hat nicht Osmin etwan,
Wenn ich nach dem Gerüchte, | Wie man faſt glauben kann,
So ich gehört, es wage, | Sein Recht als Herr probiret
Dich zitternd, bebend frage, | Und bei dir exerciret?
Ob du denn, Beſte, liebſt? | Dann wär's ein ſchlechter Kauf.
Conſt. (weint). | **Blonde** (gibt ihm eine Ohrfeige).
O wie du mich betrübſt! | Da, nimm die Antwort drauf.

Pedrillo. Nun bin ich aufgeklärt.
Belm. Conſtanze, ach, vergib!
Blond. Du biſt mich gar nicht werth.
Conſt. Ob ich dir treu verblieb!
Blond. Der Schlingel fragt ſich an,
Ob ich ihm treu geblieben?
Conſt. Dem Belmont ſagte man,
Ich ſoll den Baſſa lieben.
Pedr. Daß Blonde ehrlich ſey,
Schwör' ich bei allen Teufeln.
Belm. Conſtanze iſt mir treu,
Daran iſt nicht zu zweifeln.
Das heiß' ich verbeſſern!

Leipzig, den 27. April 1782. C. F. Bretzner.

Und wir verdankt'n dieſer Verbeſſerung Mozart's unſterbliches Tonwerk! —

Das Extemporiren war geſtattet.

Den 15. September 1778 trat die Nieſerſche Schauſpielergeſellſchaft, welche nachher theils mit dem aus Mannheim kommenden kurfürſtlichen Hoftheater vereinigt wurde, theils aber auch auseinander ging, zum Letztenmale auf der Münchner Bühne auf. Romeo und Julie war das Stück, mit welchem ſie ſich empfahl. Folgendes war der damalige Zeitungsbericht aus München:

Madame Heiglin ſpielte die Rolle der Julie mit all' dem Ausdruck der Natur, und mit all' der Wärme der Empfindung, die wir in ihr zu bewundern gewohnt waren. Man ſah nicht nur einzelne Thränen über die Wangen manches ſympathiſirenden Mädchens, manches gefühlvollen Jünglings herabrieſeln, ſondern man hörte hie und dort lautes Schluchzen — ein ſüßerer Beifall für die Schauſpielerin, als das Händeklatſchen und Bravorufen einiger ſogenannten Kenner, die mit ihrem Getöſe den empfindſamen Theil des Parterre's übertäubten. In dem neunten Auftritte des dritten Akts übertraf ſie ſich ſelbſt; man glaubte die Würmer und Schlangen an ihr aufkriechen (!!) und den blutigen Schatten des Tebaldo mit grimmigen Augen auf ſie losgehen zu ſehen. Traurig war der Gedanke für den Zuſeher, daß dies das letzte Mal war, wo ſie ſeine Einbildungskraft ſo angenehm täuſchte, und die Empfindungen, die ſie wollte, in ſeinem Gemüthe verurſachte.

Zu Ende des dritten Aktes, nachdem ſie den Schlaftrunk zu ſich genommen, ſtand ſie von ihrem Sopha auf, trat hervor, und nahm mit folgenden Worten Abſchied: „Julie! das ſoll ein langer, langer Schlaf werden! Wie, wenn du nicht mehr erwachteſt? Auf alle Fälle nimm du immerhin Abſchied von denen, die dir lieb ſind!“

„Ihr hohen Gönner, Gönnerinnen, Freunde, Liebhaber deutſcher Kunſt! Julie dankt Ihnen mit warmem, gefühlvollen Herzen für den Beifall, den Sie ihr ſo huldvoll geſchenkt haben. Es iſt Entzücken für den Künſtler im Gedanken, den Kennern nicht gleichgiltig geweſen zu ſeyn, und es iſt grenzenloſe Wonne für mich, in ihren Blicken zu leſen, daß ich's ihnen nicht war;

wenigſtens war volles Beſtreben in mir, Ihnen Waltron's leidende Gattin, Tellheim's liebende Minna, Humbrecht's unglückliche Tochter, Ferdinando's glühende Stella nahe an's Herz zu legen. Und riſſe mich nicht Blut und Pflicht und Redlichkeit von hier, ich würde raſtlos daran arbeiten, mich ihres Beifalls ganz zu verſichern. Vielleicht daß mein Platz, vielleicht daß ich — — doch, Julie, was willſt du, was willſt du? Die Vielleicht, die du ſagen wollteſt, ſind ſchmeichelhaft für dich, daß du darauf ſtolz werden könnteſt, und ich möchte nicht gerne, Julie, daß du mit einer Sünde zu Bette gingeſt; aber ſollte das eigenſinnige Schickſal mich nie wieder hieher führen, o! dann vergeſſen Sie wenigſtens nicht, daß Sie eine Schauſpielerin ſahen, die den Beifall der Kenner und das Vergnügen des Publikums zum Endzweck ihrer Kunſt machte. Julie wird ſich ihrer oft und mit Sehnſucht erinnern; eine ſo gute Nation, die Karl Theodor, der Stützer der Künſte, beherrſcht, verläßt der ſcheidende Künſtler mit zurückgewandten Augen und wünſchendem Herzen: — Nun magſt du ſchlafen, Julie! Gute Nacht!" — —

Ein jüdiſches Liebhabertheater vor 50 Jahren.

(Aus einer alten Theaterzeitung.)

Eine Geſellſchaft jüdiſcher Dilettanten, die — nicht aus eigennützigen Abſichten, ſondern aus den edelſten Bewegungsgründen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung des Publikums, und zur Bildung ihres eigenen Geſchmacks und Herzens, auf den Einfall geräth, ein Privattheater zu errichten; die nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und mit nicht unbeträchtlichen Koſten dieſen Einfall wirklich realiſirt, verdient wohl allerdings die Aufmerkſamkeit und den Beifall des Publikums. Ich melde Ihnen alſo zum Behuf der Theaterzeitung, daß eine ſolche Geſellſchaft hier in Deſſau wirklich ſeit etlichen Tagen exiſtirt, und daß ſie den 25. März in der Wittwe Herzen Hauſe auf einem ziemlich engen Theater mit dem Mißtrauiſchen von Weiße debütirt hat.

Den Anfang machte folgender, von Herrn H...., einem biedern menſchenfreundlichen Gönner dieſer edlen Hebräer verfertigter und von Dem. Sara Herz recitirter Prolog:

„Furchtſam — Hochzuverehrende Gönner! nahet ſich Thaliens Tempel eine kleine Geſellſchaft jüdiſcher Dilettanten. Gern möchte ſie ihrem geweihten Altar auch Blumen ſtreuen. Aber nur Wintergrün. Keine duftende Veilchen! Keine Jaßminen! Keine Roſen! Beſcheidenfurchtſam, Theuerſte Gönner! eröffnen wir alſo heute zum erſten Male unſere Bühne. Die Zuverſicht, die wir haben, daß Sie allerſeits, Verehrungswürdigſte! uns als ungeübte Schüler, von denen man Meiſterſtücke nicht erwarten kann, mit Nachſicht beurtheilen werden, macht uns Muth, den Mißtrauiſchen von Weiße vorzuſtellen. Wie vergnügt, wie belohnt genug würden wir ſeyn, wenn wir durch dieſe Probe den Beifall guter Menſchen verdienen, wenn unſere Abſicht, die nicht Eigennutz, ſondern Ausbildung unſeres Geſchmacks und Herzens ſucht, nicht gemißdeutet wird. Denn alsdann nur würden wir mit vereinigten Kräften und mit geſtähltem Eifer uns mehr und mehr zu vervollkommnen, und Ihre uns ſo ſchätzbare Gewogenheit immer mehr und mehr zu verdienen, und endlich dann auch den noch von Vielen bezweifelten Satz zu beſtätigen ſuchen, daß — daß — daß ein guter Jude auch ein guter Menſch ſey."

Hierauf folgt das Stück ſelbſt, welches folgendermaßen beſetzt war:

Ariſt, der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt . . .	Hr. Herz der Ältere
Cleanth, ſein Freund, ein Stutzer . . .	Hr. Herz der Jüngere.
Geronte, ein alter Kaufmann	Hr. Moſes Levin.
Philipp, Cleanth's Bedienter	Dem. Simcha.
Juliane, eine junge Wittwe	Dem. Sara Herz.

Alle Zuſchauer, die billig genug waren, dieſe lehrbegierigen Anfänger aus dem gehörigen Geſichtspunkt, das iſt, als Anfänger, zu beurtheilen, und die nicht geringen Schwierigkeiten, die ſie vor der Hand noch zu überwinden haben — das ſehr kleine Theater iſt hierunter nicht eines von den kleinſten — in Erwägung zu ziehen, haben ihnen ihren nachſichtsvollſten Beifall nicht verſagen können; ja! ſie haben alle ihre Erwartungen übertroffen gefunden.

Merkwürdige Komödienzettel.

Folgendes ſind ein paar Komödienzettel aus Kaſſel vom Jahr 1783.

1) Mit gnädigſter Special-Erlaubniß.
Von Sr. Hochfürſtl. Durchl. Gnädigſten Landgrafen ꝛc. ꝛc.
Wird heute Donnerſtag den 11. September 1783
die allhier anweſende Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler die Ehre haben:
Ein Extra ſehenswürdiges Sing- und Moralſpiel aufzuführen,
betitelt
Der Fromme Weiber Teuffel,
Dieſes Stück ſo mit verſchiedenen Luſtrollen Intriguen, und durchaus Lächerlichen Luſtbarkeiten des Caſpers, nebſt denen abſingenden Arien beſtens ausgearbeitet werden, alles Annehmend verſchaffen. Schmeichlen uns dahero eines gütig- und Zahlreichen Beſuchs.
und wird
mit einem Lächerlichen Nachſpiel beſchloſſen werden.
Worzu höfflichſt einladet J. G. Ecker aus Straubingen, in nieder-Bayren.
Der Schauplatz iſt auf dem Neuen Bau, in der Julita Straße.
Die Perſohn Zahlt auf den Erſten Platz 4. Ggr. Auf den Zweyten 2. Ggr.
Auf den Dritten Platz 1 Ggr.
Der Anfang iſt präcis 7 Uhr.

2) Mit gnädigſter Erlaubniß
Wird Heute Freytag den 5. September 1783
die allhier anweſende kleine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler die Ehre haben aufzuführen:
Ein ſehenswürdiges Sing- und Luſtſpiel
betitelt
Der durch die See-Räuber auf dem Meer verunglückte Adeliche Junker
oder
Der Adeliche Hausknecht, Paſilisco di Pernegaſſo.
Avertiſſement.
Gnädigſte, gütigſte Gönner; dieſes heutige Stück hat viele Lächerliche

intriguens und iſt recht mühſam mit Luſtbarkeiten ausgearbeitet, wir bitten nur um einen Zahlreichen Beſuch, der Himmel wird ihnen ja dieſe Menſchen-Liebe, welche Sie um Seinet willen an uns Armen, durch wildes Feuer mit ſehr vielen andern Bürgern Verunglückten Straubingern in dieſen gütigen Verſuch vollbringen, in Reichlichen Seegen hundertfältig erſetzen, wir bitten, ja wir ſchmeichlen uns eines Zahlreichen Beſuchs, weil unſer meiſtes Glück von Ihnen Gnädig Gütige Gönner entſpringet; ſollen wir es ja nicht nach dero wunſch, und verlangen würdig ſeyn, ſo ſeynd wir es doch ſehr bedürftig, wir leben in getröſter Hoffnung, und Emefehlen uns zu Gnaden.

Darauf folgt eine muſikaliſche Pantomime.
Worzu höfflichſt einladet J. G. Ecker aus Straubingen in nieder-Bayren.
Der Schauplatz iſt auf dem Neuen Bau in der Fullte-Straße.
Die Perſohn zahlt auf den Erſten Platz 4 Ggr. Auf den Zweyten 2 Ggr.
Auf den Dritten Platz 1 Ggr.
Der Anfang iſt präcis 7 Uhr.

---

3) Mit gnädigſter Special-Erlaubniß.
Von Sr. Hochfürſtl. Durchl. Gnädigſten Landgrafen ꝛc. ꝛc.
Wird Heute Mittwochen den 10. September 1783
die allhier anweſende kleine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler die Ehre haben;
Ein Extra ſehenswürdiges Sing- und Moralſpiel aufzuführen.
betitelt
Die aus der türkiſchen Sclaverey erkaufte Sclavin und Schöne Zigeynerin Zerbineta
ſonſten Genannt,
Der Juriſt von Jena,
Darauf folgen einige Stück aus der holländiſchen Tabulet Kunſt
und wird
mit einem Lächerlichen Nachſpiel beſchloſſen werden

NB. Es wird auch ein ſchön, hübſch und junges Frauenzimmer geſuchet, welches zu dem Theater dienlich wäre, dabei ein junger Schappo. Mann beſorget auch das Theater von Tag zu Tag zu verbeſſern.

Worzu höfflichſt einladet J. G. Eckert aus Straubingen in nieder-Bayern.
Der Schauplatz iſt auf dem Neuen Bau, in der Fullte Straße.
Die Perſohn Zahlt auf dem Erſten Platz 4 Ggr. Auf den Zweyten 2 Ggr.
Auf den Dritten Platz 1 Ggr.
Der Anfang iſt präcis 7 Uhr.

Komödienzettel in Brünn vom Jahr 1745.

„Mit gnädiger und hochobrigkeitlicher Bewilligung werden die neu arrivirten hochdeutſchen Comödianten die Ehre haben, heute zum Erſtenmale ihren Schauplatz zu eröffnen, und auf demſelben zu produciren: Eine ganz neue, von dem Wieneriſchen Theater entlehnte, aus einer gelehrten Feder gefloſſene, aller Orten mit ungemeinem Applauſu approbirte, wegen ihres gelehrten

Inhalts von anderen diſtinguirte mit Hanswurſts Luſtbarkeiten durchwebte, und von Anfang bis zum Ende mit galantem Scherz und Ernſt abwechſelnde

Haupt- und Staats-Aktion
betitelt:
Hunrich und Heinrich,
oder
das durchlauchtige Schäferpaar,
ſonſten auch genannt:
der grauſame Tyrann,
und
der verſtellte Narr aus Liebe,
mit
Hanswurſt.

1) Einem klugen Hofnarren.
2) Einem verſchmitzten königlichen Requetenmeiſter.
3) Einem von Geſpenſtern erſchreckten Favoriten.
4) Einem luſtigen Narrenwächter.
5) Einem barmherzigen Scharfrichter, und zuletzt
6) Einem beglückten Bräutigam ſeiner geliebten Traunichel.

Zu mehrerer Satisfaktion macht das gänzliche Finale:

Ein erzluſtiges Nachſpiel
genannt:
Die Sau im Sacke,
oder
der betrogene Alte,
wobei Hanswurſt vorſtellen wird:

1) Einen dummen Diener ſeines Herrn.
2) Einen betrogenen Einkäufer.
3) Eine luſtige Sau im Sacke.

Und endlich einen nachdrücklichen Rückenausklopfer zweier durchtriebener Spitzbuben ꝛc.

Zu dieſer heutigen Produktion wird ein hochgeneigtes Auditorium in Unterthänigkeit invitiret

von

Felix Kurz,
p. t. Prinzipal.“

Nachricht von dem Begräbniſſe David Garrick's.

(Aus einem engliſchen gleichzeitigen Blatte.)

Geſtern Nachmittag (den 5. Februar 1779), um drei ein halb Uhr, ward David Garrick, Eſq., der Ruhm und die Zierde der Schaubühne, in der Abtei Weſtminſter, etwan zween Fuß von Shakeſpear's Denkmale begraben.

Bereits von 10 Uhr des Morgens an ward der Platz der Adelphen * nebſt den daran ſtoßenden Gaſſen mit Menſchen angefüllt; um 11 Uhr verſammelten ſich Trauerleute: um Mittag waren der Strand * und der ganze Weg bis zur Abtei ſchon voll Menſchen. Die Fenſter und alle Häuſer waren mit Zuſchauern angefüllt; auf den Gaſſen hielt eine ſolche Menge Kutſchen, daß man nicht mehr durchkommen konnte. So groß war die Neugier, zu ſehen, was vorgehen ſollte.

---

* Der Name des Quartiers in London, wo er wohnte.

Ungefähr um 1 Uhr ging der Leichenzug in folgender Ordnung vor ſich:

Vier Träger mit Stäben und Federn geziert.

Der Leichenwagen und ſechs Bediente zu Fuß an jeder Seite.

Sechs Reiter in Mänteln.

Ein anderer Reiter mit einer Fahne.

Zween andere neben ihm, ihn zu unterſtützen.

Sechs Reiter in Mänteln.

Der Schatzmeiſter und der Caſtellan des Theaters von Drurylane.

Eine leere Staats-Caroſſe.

Eine Kutſche mit vier Geiſtlichen.

Fünf Kutſchen mit vornehmen Herren, das Leichentuch in der Kirche zu halten; nämlich:

In der erſten der Herzog von Devonſhire, Lord Cambden.
In der zweiten Lord Spencer, Lord Oſſory.
In der dritten Lord Palmerſton, Herr Rigby.
In der vierten Sir Wynne, Herr Stanley.
In der fünften Sir Wallis, Herr Paterſon.

Eine andere Kutſche, in welcher Herr Sheridan als Trauermann ſaß.

Eine andere mit der Familie des Verſtorbenen, ſeinen drei Vettern.

Eine andere mit ſeinem Arzte und Apotheker.

Der Baumeiſter und Bibliothekar von Drurylane in Mänteln, zu Pferde.

Vier Kutſchen mit Schauſpielern von Drurylane.

Drei mit Schauſpielern von Covent-Garden, und bei jeder zwei Mann zu Pferde.

Fünf Kutſchen voll Mitglieder vom gelehrten Clubb.

Eilf mit Freunden des Verſtorbenen.

Die Kutſche des Verſtorbenen, leer.

Die Kutſchen aller derjenigen, welche in den vorerwähnten ſaßen, an der Zahl 33, allein; die Kutſcher und Lakayen in ſchwarzer Kleidung, mit Schnüren um die Hüte, und mit Handſchuhen.

Die Anzahl der Kutſchen belief ſich alſo in Allem auf 67.

Der Biſchof von Rocheſter verrichtete den Dienſt in der Kirche, nach deſſen Endigung viele von den Trauerleuten ſich entfernten, aber in andern Kutſchen, als worin ſie gekommen waren. Die Kutſchen waren alle mit ſechs Pferden beſpannt, und die Bedienten gingen zu Fuße an beiden Seiten.

Der Sarg war mit Carmeſin-Sammet bezogen, und die Nägel waren vergoldet; der Beſchlag zeigte zum Haupte das Wappen des Verſtorbenen, und zu den Füßen das Wort resurgam, mit ſeinem Namen, ſeinem Todestage und ſeinem Alter, Alles in lateiniſcher Sprache. Es heißt, daß alle diejenigen, die im Leichengefolge geweſen ſind, einen Kupferſtich von dem Beſchlage bekommen ſollen.

---

* Eine große Gaſſe in London.

Man war auch Willens, Allen Trauerringe zu geben; es konnten aber auf den Tag des Leichenbegängniſſes nur fünfzig fertig werden; man ſchickt ſie ihnen, ſo wie ſie fertig werden.

Die Koſten des Leichenbegängniſſes werden auf 1500 L. St.* berechnet, hundert Guineen, die der Dekanus und das Capitel von Weſtminſter bekommen haben, darunter begriffen.

Man ſagt, der König wolle auf ſeine eigene Koſten ein Mauſoläum errichten laſſen, das in gedachte Abtei zu ſtehen kommen ſoll.

Schreiben Garricks an einen Freund in Deutſchland über das franzöſiſche Theaterweſen.

— — Im Ganzen genommen, redet man auf der franzöſiſchen Bühne zu viel — und handelt zu wenig. Die Nation mag lieber erzählen hören, als handeln ſehen. Freilich iſt's den ſchwachen Nerven bequemer — und die Franzoſen wollen ja einmal ſchwache Nerven haben! Bei uns thätigen Britten, und bei Euch nervicht-arbeitſamen Söhnen Teuts iſt's anders: Britten und Deutſche, auf und außer der Bühne, ſchwätzen wenig, handeln viel. Corneille und Racine kannten ihre Nation: ſie legten den Helden große Thaten in den Mund; aber große Thaten auf die Bühne zu bringen, wagten ſie nicht. Crebillon, aber noch wirkſamer Voltaire, zerbrach die Feſſeln; Voltaire's Stücke haben hin und wieder weniger Geſchwätz, als die des Corneille und Racine — der Handlung mehr. Seine Nachfolger wiſſen im Fayel, Couci u. ſ. w. die Pariſer Weichlinge und ſchwachnervigten Damen wacker zu Paaren zu treiben, aber immer merkt man's den Dichtern und Schauſpielern noch an, daß ſie zu viel Rückſicht auf ihre Nation nehmen, zu viel auf Worte, viel zu wenig auf Handlung verwenden. Dichter und Schauſpieler denken eigentlich nicht auf die Perſon, die reden ſoll, auch nicht auf die Sache, von der die Rede iſt, ſondern am meiſten auf's Publikum, d. i. auf Franzoſen, die zuhören und zuſehen. — Daher ſo viel ſpielende Anſpielungen auf die franzöſiſche Nation und ihre Staatsverfaſſung in den Werken der Dichter — die übelangebrachte Schmeichelei, mit welcher der franzöſiſche Schauſpieler, nach Gelegenheit oder ohne Gelegenheit, der Größe zollt. — Dies Alles nenne man Höflichkeit, Politik, Patriotismus, wie man will — auf der Bühne iſt's gerade am unrechten Orte — und wehe dem Dichter oder Schauſpieler, der vergeſſen kann, daß er in die Seele des Oedip, Hamlet, Atreus, Agamemnon, Orosman und Eurer Sara und Eures alten Galotti reden und handeln ſolle, der nicht vermag, das Alltagsleben im Sturm und Drang der Leidenſchaften mitaufſteigen zu laſſen, den die Natur in ihr innerſtes Heiligthum nicht mit ſich hinriß, wenn Philoktet, Agamemnon, Oreſt, Elektra, Desdemona, Lear viel handeln, oder leiden und dulden, ohne Wortgepräng, nur kurz abgebrochene Töne, der Allgewalt des Schickſals, der Schmerzen der armen Menſchheit entriſſen, abgedrungen. — Ich verehre, ich liebe die franzöſiſche Nation; ſie gab, nach langer Sitten- und Kunſtverheerung, Europa das erſte Beiſpiel der Geſelligkeit und der

---

* Ueber 10,000 Thaler.

Künſte; aber ihr Theater muß und kann ſie nicht den andern Nationen zum Muſter aufſtellen — dem Corneille, Racine, Moliere und Voltaire den Werth unbenommen. Wenige ihrer Schauſpieler kann man Schauſpieler nennen — bei der Düsmenil tagt es — und nur beim Preville iſt's Tag. Ihr Le Kain, ihre Clairon ſind's eben, welche die Nationalfehler in den hervorſtechendſten Farben an ſich trugen — nicht waren ſie, was ſie eigentlich ſeyn ſollten, nicht Zamore, nicht Genghiskan, nicht Elektra, nicht Zelmire — waren Franzoſen, die Talente, Kunſt, Rolle und Täuſchung der Nation und deren Vorurtheile aufopferten, ſo wenig es ihnen ſonſt an Gefühl, Einſicht und Muthe fehlte. Alle andern Schauſpieler geben der hergebrachten Gewohnheit nach, vernachläſſigen die Natur, ſchmiegen ſich in das Joch des Nationalgeiſtes und der Mode. Hekuba, Cornelia, Mutter der Grachen, benetzen die zwei Finger hoch mit Schminke beſtrichenen Wangen, die Todesbläſſe bedecken ſollte, mit Thränen, die der Kunſt, nicht der Natur entfließen. — Cäſars Kahlplatte wird von einer gelockten Perrücke überſchattet und Brutus kurzes Waffenkleid ſtrotzt, mit Hülfe des Fiſchbeines, empor. Orosman, der Liebling der Nation, erſticht ſich gar künſtlich und eben zur rechten Zeit, um von Comparſen aufgefangen zu werden, ſtehend noch einige Tiraden herzubringen — ſinkt erſt mit dem letzten Lebenshauche ruhig darnieder, den ſchwachen Nerven der Franzoſen den Anblick des Todeskampfes zu entziehen.

Aus der Berliner Theater-Zeitung 1779.

I.

Herr Legationsrath Göthe hat ein neues Trauerſpiel, Iphigenie in Tauris verfertigt, das in Weimar bei der Vorſtellung außerordentlich gefallen hat. Dieſes und die Mitſchuldigen, ein Luſtſpiel in 3 Akten, ſollte er durch den Druck bekannt machen. Das letztere, welches gleichfalls hier mit Beifall aufgeführt worden, iſt auch deshalb merkwürdig, weil es ganz in Verſen iſt, und die Verſe haben eine Leichtigkeit, die mancher an den Werken dieſes Verfaſſers ſonſt vermißt haben will.

II.

Der Herr Hofrath Leſſing, heißt es, wird eine Antwort auf das Geſpräch drucken laſſen, welches Herr D. Semler ſeiner Beantwortung der Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten angehängt hat, und worin Herr Leſſing ein Wahnſinniger genannt wird.

Anekdote,

das Pariſer Theater betreffend. *

Ein Streit, der zwiſchen den zwei erſten Rollen, Madame Veſtris und Mademoiſelle Sainval, entſtand, theilte das ganze Theater. Man ſtritt auf

---

* Aus der Gazette de France von 1779. Auch Fleury theilt den Fall in ſeinen kürzlich erſchienenen Memoiren mit.

zu ſpielen. Es formirten ſich Parteien. Das Gezänk wurde ſo lebhaft, daß es bis zu den Ohren des Hofs drang. Das Miniſterium ſah ſich genöthigt, einzutreten, und ſich der Autorität zu bedienen. Eine Frucht hievon iſt folgendes fliegende Blatt, welches in Paris circulirte, und mit Begierde geleſen wurde.

Supplement zur Gazette de France. Freitag, den 27. September 1779.

Amathonte den 17. September 1779. Heute ſind beide ſtreitende Kriegsflotten einander auf der Höhe unſerer Inſel im Geſicht erſchienen. Man hat den zuverläſſigen Etat ihrer Stärke erhalten. Hier iſt er:

Weißes Geſchwader.

Flagge der Königin Venus.

Name des Schiffs.	Kan.	Kapitän.	Qualität.
Duras. [1]	100	Madame Veſtris, Admiral.	Ein Schiff, das beſſer ausſieht, als es an ſich ſelber iſt.
Das Intereſſe. [2]	90	Brizard, Chef d'Escadre.	Alt.
Der Courtiſan. [3]	75	Préville.	Baufällig.
Der Pinſel. [4]	74	Deſeſſarts.	Ein ſchlechter Segler.
Der Schönkopf. [5]	74	La Rive.	Weicher Bau.
Der Inutil. [6]	64	Ponteuil.	Neu ausgeflickt.
Der Tartüf. [7]	64	Van Hove.	Meiſterlich gebohrt.
Der Nidität. [8]	64	Courville.	Trägt das Segel ziemlich gut.
Der Ehrbare. [9]	64	Bouret.	Ein flaches Schiff.
Fünfzig Kanonenſchiffe und Fregatten.			
Der Intrigant. [10]	50	Du Gazon.	Ohne Reſiſtenz.
Die Rache. [11]	60	Madame Préville.	Ein langſam, aber ſicher gehendes Schiff.

---

[1] Der Marſchall Duc de Duras iſt Obervorſteher des Theaters im Namen des Königs. Er beſchützte bei dieſer Kataſtrophe Madame Veſtris insbeſondere.

[2] Dieſer Schauſpieler, der ſich an die Spitze der Veſtriſchen Partei ſtellte, iſt abgenützt und äußerſt hitzig.

[3] Préville ſchmeichelt Jedermann; iſt übrigens von der Wolluſt verzehrt.

[4] Ein ſehr berüchtigter Dümmling von einem Akteur.

[5] Ein ſchöner Kerl; hat hübſche weiße Zähne, die er immer zeigt. Uebrigens kalt.

[6] Mittelmäßiger Schauſpieler. Iſt erſt kürzlich wieder zum Vorſchein gekommen.

[7] War erſtlich auf der Seite der Sainval, ſchlug ſich zu der Veſtris über, ſo bald er dieſe Partei oben ſchwimmen ſah.

[8] Iſt insgemein aufgeblaſen, wie er auf den Brettern erſcheint. Spielt nichts deſto weniger ſeine Rollen fort.

[9] Ein Subjekt, das — für einen Schauſpieler — Sitten hat; aber ein kränklicher Menſch.

[10] Ein Menſch, der ſeinen Hof auf Koſten ſeiner Kameraden zu machen gewohnt iſt.

[11] Gute Schauſpielerin, aber trocken, empfindlich und unverſöhnlich.

[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Madame [illegible], genannt [illegible].	Tod.
[illegible]	[illegible]	Madame de [illegible].	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Madame [illegible].	[illegible]

[illegible]

Flagge der Königin [illegible].

[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]

[illegible]

[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]
[illegible]	[illegible]	Mlle. [illegible].	[illegible]

[illegible]

[illegible]

Molière's Truppe.

(Aus den Archiven des Théâtre français.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Corneille: Cinna — Sertorius — Le Menteur . . . [illegible] Mal.
Tristan: Mariane . . . . [illegible] „
Rotrou: Venceslas . . . . [illegible] „
Scarron: Don Japhet — L'héritier ridicule . . . [illegible] „

[illegible] Mal.

[illegible]

Racine: La Thébaïde . . . . [illegible] Mal.
Ein anonymer Autor: Bradamante ridicule . . . . [illegible] „
Corneille und Scarron: [illegible] . . . . . [illegible] „

[illegible] Mal.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Don Japhet . . [illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

La Comédie à la Cour.

[illegible] XVI. [illegible]

[illegible] „Le roi et le fermier“ [illegible]

[illegible]

[illegible] „Le roi et le fermier“ [illegible]

Les comédiens ordinaires du roi donneront aujourd'hui etc.

Personnages.	Acteurs.
Le roi	Mr. le comte d'Adhémar.
Richard	Mr. le comte de Vaudreuil.
Un garde chasse	Mr. le comte d'Artois.
Jeanne	La reine.
Betsy	Mme. la duchesse de Guiche.
La mère	Mme. Diane de Polignac.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Le mariage de Figaro.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Le mariage de Figaro

ou

la folle journée.

[illegible]

geb. [illegible]

Allgemeine

Theater-Revue.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

1884 • 1913

Vorwort.

Hiermit übergebe ich dem Publikum den zweiten Jahrgang der Allgemeinen Theater-Revue.

Die Beurtheilung der eingeſandten Preisſtücke verzögerte die Ausgabe. Die Aufforderung der Verlagshandlung hatte die Folge, daß über 60 Stücke einliefen, und obgleich der anfänglich anberaumte Termin faſt um zwei Monate hinausgeſchoben wurde, ſo kamen doch noch ſpätere Einſendungen an, die wir nicht mehr zur Concurrenz zulaſſen konnten.

Wir haben jetzt in Erfahrung gebracht, daß ſich unter dieſen Spätlingen Arbeiten eines unſerer ausgezeichnetſten Bühnen-Dichter befanden, und müſſen es daher doppelt bedauern, daß ſie nicht zur rechten Zeit eingetroffen ſind.

Im Ganzen war aus dem Eingeſandten keinerlei Fortſchritt des deutſchen Luſtſpiels wahrzunehmen, und es ward bald klar, daß hier von großen Kunſtanſprüchen überall nicht die Rede ſeyn konnte, ſondern nur von einem darſtellbaren Drama, das bei der Aufführung gefiele. Einige Einſender hatten ſo wenig die Aufgabe verſtanden, daß ſie uns mit Trauerſpielen, mit einem Drama mit Chören, einer Ueberſetzung aus dem Italieniſchen, einer Bearbeitung nach einem alten Stücke von Bretzner, und dergleichen beehrten. Viele Stücke in Alexandrinern ſind eingelaufen, mit zwei verliebten Pärchen, die ſich einander zur Eiferſucht anregen, oder ſich von der Eiferſucht heilen wollen; es iſt faſt nicht denkbar, daß die Verfaſſer nicht zur Einſicht gelangt ſeyn ſollten, wie weit dieſe Sachen ſchon hinter unſerm Theater-Publikum von Heute liegen. Dazu waren die Verſe oft nicht frei behandelt, mit Flickworten ergänzt, falſch gereimt, zu weit ausgeſponnen u. ſ. w. Verſe ſind ein Luxus, und wer ſich deſſen bedient, muß ein reicher Mann ſeyn. Der Armuth ſtehen ſolche Beſtrebungen unleidlich. Andere hatten großen Fleiß auf die Form verwendet, und dabei das Drama außer Acht gelaſſen, noch Andere endlich glaubten mit kleinen Ungeheuern den Sieg zu erringen. Auch ſolche Stücke zeigten ſich, die es auf die induſtriellen Fragen der Gegenwart abgeſehen hatten: Eiſenbahnen und Runkelrüben. Verfehlte Beſtrebungen! Dieſe Apropos ſind an und für ſich gewiß nicht dramatiſch, und die dazu erſchienenen Luſtſpiele waren es nicht mehr.

Auf die engere Liſte zur Auswahl kamen demnach nur folgende acht Stücke:

Der Frankfurter Rathsherr.
Sie iſt meine Braut.
Herr von Haſtig.
Ein Tag aus dem zweiundzwanzigſten Jahrhundert.
Der Portrait- und der Hiſtorienmaler.
Die Vormundſchaft.
Das Frühſtück.
Selim, der edle Sultan.

Die Stücke circulirten, und das Urtheil erfolgte ſchriftlich und verſiegelt, ohne daß die Schiedsrichter ſich darüber Mittheilungen gemacht hätten.

Es waren die Herren:

Hofrath und Profeſſor **Reinbeck**,
Regiſſeur **Seydelmann**,
und
der Herausgeber der Theater-Revue.

Der Erſtere bezeichnete als Beſtes:

Die Vormundſchaft, dann das Frühſtück.

Der Zweite:

Die Vormundſchaft, dann den eiteln Sultan.

Der Dritte:

Die Vormundſchaft, dann den eiteln Sultan,
und Herrn von Haſtig.

Mithin hatte „**die Vormundſchaft**“ alle drei Stimmen ſich gewonnen, und wurde für das anſprechendſte Stück erklärt, dem bei guter Darſtellung der Beifall des Publikums nicht entgehen wird.

Einer der Schiedsrichter motivirte ſein Urtheil auf folgende Weiſe:

„Etwas lockere Compoſition — aber keck und jugendlich friſch — dramatiſches Intereſſe — dankbare Rollen, obgleich nicht neu — in der Hauptrolle ſtark an die Schachmaſchine mahnend — Komik in den Situationen — Witz — leichter, geſchmeidiger Dialog.

Der Zettel mit dem Motto von Chamiſſo wurde hierauf geöffnet. Er enthielt die Namen:

W. A. Gerle, und Uffo Horn.

Herr Profeſſor Gerle in Prag iſt bereits als Verfaſſer einiger beliebten Luſtſpiele bekannt; Herr Uffo Horn iſt ein junger Dichter der vor nicht langer Zeit mit einem

Drama aus der böhmiſchen Geſchichte in Prag glücklich debütirt hat. Hier hatten ſich nun nach Art der Franzoſen zwei Dichter zur Bearbeitung eines Luſtſpiels verbunden. Der Erfolg ſcheint ermuthigend. —

Ich ſetze hier noch die Urtheile über die andern oben bezeichneten Stücke her.

Das Frühſtück: Nicht neu in den Motiven und Situationen, allein lebendig und ergötzlich und auf der Bühne wohl von Wirkung, wenn gut dargeſtellt. Mehre dankbare Rollen, leichter Dialog. Das Ende iſt nicht recht ausgearbeitet, ſo wie es iſt, dürfte es ſchleppend erſcheinen.

Der eitle Sultan: Lebendiger Dialog. Mehre gute Scenen, auch Komik und beſonders Witz — aber ohne Haltung und das Ganze unkünſtleriſch gebildet, auch iſt es nicht märchenhaft genug. Zeugt jedoch von bedeutendem Talent.

Herr von Haſtig: Ein Charakterſtück ohne weiteres dramatiſches Intereſſe, doch vielleicht auf der Bühne von Wirkung. Der Dialog iſt lebendig. Übrigens eine bloße Scenenreihe.

Die Manuſcripte werden nunmehr ungeſäumt mit Buchhändler-Gelegenheit an die Herren Verfaſſer zurückgeſandt werden.

Soviel über dieſe Angelegenheit. — Von den andern Beiträgen wurde Alles aufgenommen, was noch zu rechter Zeit einlief. Die feſtgeſetzte Bogenzahl iſt in dieſem Bande bei Weitem überſchritten.

Einige werthvolle Mittheilungen, die hier nicht mehr abgedruckt werden konnten, bewahre ich, mit Erlaubniß der

Herren Verfaſſer, für den nächſten Jahrgang auf. Alles was nicht aufgenommen werden kann, wird auf dem Buchhändlerwege zurückgeſandt.

Ein Artikel aus Wien, der das Bildniß der gefeierten Rettich begleiten ſollte, iſt ſtatt direkt hieher, mit Buchhändler-Gelegenheit über Leipzig geſandt worden, und befindet ſich zur Stunde noch nicht in meinen Händen. Er ſoll im nächſten Jahrgange erſcheinen.

Durch kräftige Mitwirkung gehoben und unterſtützt, darf ich hoffen, daß dieſes Unternehmen ſich bald das ihm gebührende Terrain gewonnen, und die Theilnahmloſigkeit des größern Publikums für dramaturgiſche Intereſſen überwunden haben wird.

Mein Eifer für die gute Sache wird unter allen Bedingungen derſelbe bleiben.

Stuttgart, 2. December 1836.

August Lewald.

Inhalt.

Seite

Die Hamburger Oper von 1678 bis 1728. Von Dr. Alphons Peucer 1

Rahel's Theater-Urtheile. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Ense 46

Theaterwesen in England (Zweite Abtheilung). Von Dr. Woldemar Seyffarth. 91

Das Theater in Frankreich in den letzten 6 Monaten des Theater-Jahres. Ein Sendschreiben an den Herausgeber von Jules Janin 209

Künstler-Portraits. Skizzirt von August Lewald . . 215

Die Vormundschaft. Lustspiel in zwei Aufzügen. Von W. A. Gerle und Uffo Horn. 280

Vergleichende Uebersichten. Von August Lewald . . 331

Theater-Curiositäten:

Herr Schwerge. 369

Armenabgabe. 369

Spanischer Komödienzettel 370

Eine Vorstellung von Judith und Holofernes 372

Menschenhaß und Reue 375

Seite
Woran hängt die Unſterblichkeit? 474
Voltaire 475
Lafonds zwei Schritte 476
Komödienzettel 476
Schröder und ſeine Schauſpieler 477

Die Hamburger Oper

von 1678 bis 1728.

Von

Dr. Alphons Peucer.

Daß Deutſchland eine National-Oper beſitze, iſt ſchon öfter bezweifelt worden. Italien, behauptet man, ſey das Vaterland der Oper, und von dorther ſey die Opernmuſik wie nach der Schweiz und Frankreich, ſo auch nach Deutſchland bereits in den früheſten Zeiten ausgewandert. Zwar finden wir ſchon gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, am Kaiſerlichen Hofe Leopold's I. zu Wien, eine leidlich beſetzte italieniſche Oper, die ſich, nachdem die Donner des dreißigjährigen Glaubenskampfes verhallt waren, vom reichen öſterreichiſchen Adel willig unterſtützt, nach und nach zu einer ſtehenden Beluſtigung des Hofes ausgebildet hatte. Die Componiſten Santinelli, Caldara, Ziana, Sotte, und Bononcini wurden damals in Wien mit ausgezeichneter Gnade überhäuft. Und wenn man auch zugeben muß, daß von der Kaiſerſtadt aus eine gewiſſe Vorliebe für italieniſche Opernmuſik ſich in der Folge auch auf andere deutſche Höfe, wie München, Stuttgart, Dresden, Hannover, und auf größere Handelsſtädte, wie Hamburg und Leipzig ausdehnte; ſo darf man, inſofern dadurch das Daſeyn einer eigenthümlichen Deutſchen Oper beſtritten werden ſoll, doch keineswegs vergeſſen, daß dieſe fremdländiſche Oper immer nur dem feiner gebildeten Reſidenz-Adel und den Gelehrten weniger Städte vorzugsweiſe zugänglich ſeyn konnte, niemals aber Sache des Volkes, des ganzen Landes wurde, und daß ſchon längſt vor Einführung der italieniſchen Muſik eigenthümliche, allgemein verbreitete und verſtändliche muſikaliſche Schaubeluſtigungen in Deutſchland ſelbſt ſich gebildet hatten, die, obgleich von bei weitem geringerem Kunſtwerth, als die ältere italieniſche Muſik, dennoch manch krüppelhafter Mißgeburt ſpäterer Nachahmungsſucht vorzuziehen und vornehmlich für die Geſchichte der ſich nachher aus jenen Keimen entwickelnden deutſchen Oper höchſt einflußreich ſind. Denn gerade in dieſer langſamen und allmähligen Ausbildung des lyriſchen Schauſpieles der Deutſchen, während alle übrigen Gattungen dramatiſcher Kunſt ihm längſt vorausgeeilt waren, ſcheint der Hauptgrund ihrer natürlichen Aechtheit zugleich und die Bürgſchaft ihrer urſprünglichen Selbſtſtändigkeit gewonnen zu ſeyn. Die folgenden kurzen Notizen werden dieſe Behauptung einigermaßen rechtfertigen.

Eine wahrſcheinlich ſchon alte Sitte, zum Beginn und in den Zwiſchenakten dramatiſcher Stücke durch mancherlei, dem Sinne des Vorzutragenden angemeſſene, muſikaliſche Unterhaltungen das Gemüth der Zuhörer noch empfänglicher für die künſtleriſchen Eindrücke des geſprochenen Dichtwerkes zu ſtimmen, mag ſchon in den früheſten Zeiten deutſcher Schauſpielkunſt darauf hingeleitet haben, die Muſik mit dem dramatiſchen Stoffe ſelbſt noch inniger zu verknüpfen. Man begleitete dann einzelne beſonders affektvolle und poetiſche Stellen, oder auch ganze Scenen, mit Inſtrumentalmuſik. Anfänglich mögen dieſe Stellen vom Schauſpieler nur mit gedehnterem und ſchärferem Accent deklamirt worden ſeyn, erſt ſpäter wurden ſie förmlich abgeſungen. Man begann damit, den Prolog des Ehrenholds zu componiren, oder am Schluſſe eines jeden Actes oder des ganzen Stückes reflektirende Chorgeſänge anzubringen, mochten übrigens Stoff und poetiſche Auffaſſung zur lyriſchen Bearbeitung paſſend erſcheinen oder nicht.

Das älteſte, höchſt merkwürdige Zeugniß für dieſe Gattung von Singſtücken iſt uns in Paul Rebhun's „Suſanna", einem Trauerſpiel in fünf Acten vom Jahr 1535 aufbewahrt,* in deſſen Textbuche die vollſtändigen Noten und Melodien der jeden Aufzug beſchließenden Chöre mit abgedruckt ſind. Von der geſchmackloſen Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit erhält man jedoch den deutlichſten Begriff, wenn man ſich daran erinnert, daß ganze Komödien von Anfang bis zum Schluß in einer und derſelben Melodie

---

* Siehe Theater-Revue v. 1835. S. 209.

(Ton) abgeſungen wurden. Obgleich wir viele von dieſen ſeltſamen Weiſen aus den Anfangsworten kennen: * ſo iſt doch unſeres Wiſſens keine derſelben in ihrem ganzen Umfange, weder dem Text noch der Muſik nach, vollſtändig aufbewahrt, was um ſo mehr für die Geſchichte des lyriſchen Dramas zu beklagen iſt, als gerade in dieſen einförmigen alten Volksweiſen der eigenthümliche Geſchmack urſprünglich deutſcher Muſik am deutlichſten ſich hätte erkennen laſſen. Denn alle dergleichen Singſpiele ſind älter als die italieniſche Oper. Jacob Ayrer, Nürnberger Notar, Zeitgenoſſe und Freund von Hans Sachs, hat in ſeinem im Jahr 1618 nach ſeinem Ableben gedruckten „Opus Theatricum“ neben 30 Komödien und Tragödien auch 26 Poſſenſpiele und 10 „ſchön ſingets Spile“ geſammelt und zum Theil verfaßt, welche ſämmtlich gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland zur Aufführung gekommen, bevor König Heinrich von Polen den Thron verließ und über Venedig und die Lombardei nach Frankreich ſich begab. Dieſem König Heinrich zu Ehren ſoll nämlich in Venedig zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die erſte italieniſche Oper aufgeführt worden ſeyn. ** Ayrers „ſchön ſingets Spile“, die übrigens alle nur nach einer durchgehenden Melodie in gleichem Sylbenmaße abgefaßt ſind, und ohne Recitativ und Arien geſungen wurden, ſind alſo jedenfalls älter, als die italieniſche Oper, *** wenn gleich jene ſelbſt nur als geringe Anfänge deutſcher Opernmuſik von einigem Kunſtwerthe ſind.

Ganz abweichend von dieſen eintönigen Singſpielen hatte ſich ſpäter, beſonders in Dresden, eine andere Art muſikaliſcher

---

* Ebendaſelbſt S. 221. Gottſched's nöthiger Vorrath S. 119.

** Muratori, Theatro italiano. Verona 1728. Vorrede S. 13 ff. Ottavio Rinaccini's Daphne, Eurydice und Arianna ſind von 1596 — 1600.

*** Derſelben Anſicht über Ayrers Singſtücke iſt bereits Leſſing in ſ. Collectaneen z. Literat. Bd. II. S. 212.

Dramen gebildet. Gottſched[*] nennt Martin Opitzens Daphne (1627) und David Schirmers Paris und Helena (1650) die erſten deutſchen Opern, und behauptet, es haben letztere gleich nach dem Weſtphäliſchen Frieden das Signal zu allen ſpäteren deutſchen Opern gegeben. Erſtere war, von dem churfürſtlichen Kapellmeiſter Schütze in Muſik geſetzt, am Dresdner Hofe zur Feier des hohen Beilagers Johann Georgs I. aufgeführt worden, und darf wohl mit vollem Recht die erſte deutſche Oper genannt werden. Wenigſtens läßt die dichteriſche Behandlung des wohlgewählten Stoffes, die Anordnung und der Versbau der Arien und Chöre auf bedeutende Verbeſſerungen und Fortſchritte der damaligen dramatiſchen Muſik mit Sicherheit ſchließen.[**]

Paris und Helena aber war, wie eine Menge der in den folgenden Jahren zu Dresden dargeſtellten und von Gottſched mit dem Titel Oper beehrten theatraliſchen Beluſtigungen, kaum mehr als mit Inſtrumentalmuſik und Pantomimen begleitetes Ballet oder Gelegenheitsmuſik, die weniger zur Darſtellung eines längeren dramatiſchen Gedichtes, als zur feſtlichen Ausſchmückung irgend eines einzelnen, allegoriſch ausgeführten Gedankens dienten.[***] Bei fürſtlichen Kindtaufen, Verlöbniſſen, Hochzeiten und Geburtstagen mußten Trompeten und Pauken erſchallen, und es war natürlich, daß man zu einer Zeit, wo ſich der Geſchmack für Ringelrennen, Turniere und fade Mummereien faſt verloren hatte, zu geiſtigeren Genüſſen ſeine Zuflucht nahm. Selten aber bildete irgend ein ſchlichtes Carmen oder dramatiſches Wechſelgeſpräch die Grundlage dieſer Feſtmuſik, die ſich von Dresden aus nur nach Magdeburg und Halle hin verbreitet zu haben ſcheint. Uebrigens blieb Opitzens Daphne für längere Zeit ein vereinzeltes Kunſtwerk.

---

[*] Nöthiger Vorrath, S. 185. 203.

[**] Das Nähere über die Daphne ſ. in der Theater-Revue von 1835. S. 222. Leſſing Collectaneen, S. 220. Bd. II.

[***] Selbſt Leſſing (ebendaſ. S. 212) hat ſich durch Gottſched's Verſicherung täuſchen laſſen, wenn er ihm auf gutem Glauben hin nachſpricht, es ſeyen ſchon vor dem Jahre 1678 zu Dresden, Halle, Wittenberg, Wien und Kopenhagen deutſche Opern aufgeführt worden. Leſſing kannte bloß die Titel jener ſogenannten Opern aus Gottſched; ſeine eigene ziemlich dürftige Sammlung Hamburger Opern begann erſt mit dem J. 1698. Vergl. Collectaneen, S. 214.

Neben dieſem heiteren muſikaliſchen Drama hatte ſich aber auch die ernſtere Kirchenmuſik ſchon früh Eingang in Deutſchland zu verſchaffen gewußt. Auch ſie wurde in das Gebiet der dramatiſchen Kunſt gezogen. Schon im Jahr 1670 gab Dedekind fünf „neue geiſtliche Schauſpiele, bekwemet zur Muſik“ in einer Sammlung heraus. Gottſched * führt dieſe geiſtliche aber ziemlich geiſtloſen Schauſpiele wiederum mit Unrecht unter der Rubrik Opern auf. Schon die Titel jener Stücke bezeichnen das Gegentheil. Das dritte Stück z. B. heißt „Sterbender Jeſus auf thränenreicher Schaubühne eines blutigen Trauer-Spieles zu ſchuldigſter Erinnerung wehmüthigſt vorgeſtellt.“ Das fünfte iſt betitelt: „Theatraliſch-poetiſcher Anhang, zur neuen Kirchenmuſik gewiſſer Sonn- und Feſttage eingerichtet.“ Hieraus ergiebt ſich zur Genüge, daß dieſe Muſikwerke hauptſächlich zu rein kirchlichen Zwecken beſtimmt ſeyn mochten, und höchſtens Cantaten und Oratorien, nicht aber Opern genannt werden können. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit einer zweiten Sammlung Dedekinds vom Jahre 1676: „Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit in Muſic-bekwehmen Schauſpielen angewendet.“

So ſtand es nach der Mitte des vorvorigen Jahrhunderts um die dramatiſche Muſik unſeres deutſchen Vaterlandes. Ohne Einheit, ohne Gehalt, ohne Geſchmack waren die Saatkörner künftiger Größe überallhin ausgeſtreut, und zum Aufgang einer ächten Nationaloper bedurfte es noch eines einigenden Centralpunktes. Dieſer fand ſich in Hamburg.

Trotz aller örtlichen Vereinzelung und Geſchmackloſigkeit der

---

* Gottſched's nöthiger Vorrath, S. 228.

Dichter wie der Muſiker, trotz aller Gegenwirkung ſträubſamer Kritiker wurden muſikaliſche Dramen vom Volke den oft genug gehörten Faſtnachtsſcherzen, läppiſchen Mummereien und ſteifen Trauer- und Rührſpielen vorgezogen. Selbſt die Luſt an den beſſern Komödien und ſogenannten Haupt- und Staatsactionen war faſt erkaltet, ſeitdem Gryphius und Gottſched den beliebten Hanswurſt von der Bühne verſcheucht und auf den ſo erledigten Thron einen trockenen, ungelenken und dem größeren Publikum höchſt langweiligen philoſophirenden Nußknacker gehoben hatten. Jene Franzöſiſche Accurateſſe und Geſpreiztheit, jenes leere Wortgepraſſel, jenes Haſchen nach fremdartigen Stoffen und heilſamen Sentenzen konnte wenigſtens in den niederen Regionen des Volkslebens keinen Anklang finden. Man kann in dieſer Beziehung Gottſched und ſeine Nachahmer die Schul- und Zuchtmeiſter der Nation nennen. Sie wollten mit aller der öffentlichen Bühne zuſtehenden Macht aus jedem braven deutſchen Krämer einen klaſſiſchen Gelehrten, einen Philoſophen bilden. Aber dieſes unmittelbare Einwirken auf den Verſtand der Menge mußte ſcheitern. Man lachte am Ende mehr über die nutzloſe Mühe der Herren Schulmeiſter, als über ihre ſteifen Zöpfe und Haarbeutel. Beſſeren Eingang wußte ſich die dramatiſche Muſik durch das Gemüth und Herz des Volkes zu bahnen, nicht weil ſie überhaupt menſchliche Gefühle und Leidenſchaften treuer, als das recitirende Drama zur Anſchauung bringt, und dadurch angenehmere Empfindungen erregt, ſondern hauptſächlich, weil mit der Opernmuſik zugleich Poeſie, Mimik, Malerei, Plaſtik und Mechanik zu einem neuen großen Ganzen ſich vereinigte, das den ſinnlichen und geiſtigen Menſchen auf den höchſten Grad poetiſcher Luſt zu erheben fähig iſt.

Faſt an allen deutſchen Fürſtenſitzen, in größeren Handels- und Reichsſtädten, und in den beſuchteren Badeorten hatten ſich zu jener Zeit herumziehende Truppen von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Mimikern angeſiedelt. Sie zogen mit irgend ein paar neueinſtudirten Opern von Ort zu Ort, überall nur ſo lange verweilend, als ihnen der Zulauf der neugierigen Menge den täglichen Unterhalt ſicherte, oder die damals ungemein ſtrenge Polizei dem oft ſittenloſen Völkchen den Aufenthalt verſtattete.

So war die dramatiſche Muſik, ohne irgend wo noch feſten Fuß in Deutſchland gefaßt zu haben, doch überall verbreitet und gern gehört. Im Süden des Vaterlandes herrſchte noch immer die italieniſche Theatermuſik; der Norden hatte ſich reiner erhalten. Selbſt in Dänemark, in Kur- und Liefland liebte man vorzugsweiſe die deutſche Oper.*

Hamburg, die reichſte und mächtigſte Handelsſtadt des deutſchen Nordens, wurde vor allen und auf längere Zeit von Sängertruppen, die unter Leitung tüchtiger Prinzipale wanderten, heimgeſucht. Allein gleich den übrigen ſich dort herumtreibenden Poſſenreißern, Seiltänzern und Budenkomödianten,** mußten auch ſie in der auf irgend einem freien Platze der Stadt erbauten leichten Bretterhütte anfänglich ihre hohe Kunſt ausüben. Selbſt der weltberühmte Magiſter Johann Veltheim, Direktor der in Hamburg ſtationirten Bande (wie er ſie ſelbſt auf dem Theaterzettel titulirte) churfürſtlich-ſächſiſcher Hofkomödianten, ein Mann der ſtudirt hatte, gute Sprachkenntniſſe beſaß, und ſich dadurch unſterblichen Ruhm erworben hat, daß er die regelloſe Handwerkszunft der früheren Schauſpielerhorden in eine wohlgeordnete, geſittete Geſellſchaft umgeſtaltete, die größtentheils aus ſeinen alten Schülern und Studenten beſtand, — ſelbſt Veltheim mußte zu derſelben Zeit ſeine pomphaften Haupt- und Staatsactionen in der niedrigen Bretterbude auf der Fuhlentwiete in Hamburg darſtellen. Höhere Anſprüche, als dieſer Künſtler, konnten herumziehende Sängertruppen nicht machen.*

---

* Nöthiger Vorrath, S. 217. 218.

** Dieſe Gattung ſcurriler Volksbeluſtigungen hat ſich, ſelbſt neben der großen deutſchen und ſpäter italieniſchen Oper, und neben der Neuber'ſchen Schauſpielbühne, in Hamburg erhalten. Unter den nach Veltheim dort eingezogenen Budenprinzipalen waren Spiegelberg und Förſter berühmt, auch Borck mit einer „hochfürſtlich Waldeck'ſchen privilegirten hochdeutſchen ſächſiſchen Hof-Komödianten-Geſellſchaft.“ Noch ſpäter fanden ſich preuſſiſche, Heſſen-Kaſſeler, holländiſche, franzöſiſche und italieniſche Poſſenreißer und Mimiker, unter denen Johann Friedrich Lorenz, Prinzipal einer hochfürſtlich-Weimar'ſchen Hofkomödianten-Geſellſchaft mit „Haupt- und Staatsactionen, Mordſpektakeln“ u. dgl. m. großes Aufſehen erregte.

Da erfaßte Gerhard Schott, ein graduirter Rechtsgelehrter, welcher ſpäterhin die Rathsherrnwürde erhielt, zuerſt den Gedanken, in ſeiner Vaterſtadt Hamburg eine feſtſtehende geregelte deutſche Oper zu begründen. Im Vereine mit dem Licentiaten Lütjens und dem Organiſten Reincken erbaute er, größtentheils mit eigenen Geldmitteln, auf dem Hamburger Gänſemarkte, nach der Alſterſeite hin, das erſte deutſche Opernhaus im Jahr 1678.** Ihn, den Beförderer wahrer dramatiſcher Kunſt, leitete bei Ausführung ſeines Unternehmens eine edle, erhabene Idee: Er wollte „die deutſche Dicht- und Singekunſt mehr in Aufnahme bringen.“ Die von ihm im Jahre 1693 herausgegebenen „Vier Bedenken von Opern,“ in denen er die harten Anfeindungen, welche die aufblühende Oper von Seiten der damaligen Geiſtlichkeit*** der bigotten

---

* Wie ſehr ſittliche Bildung und Kunſtgeſchmack damaliger Zeit noch im Argen lag, mag die von Vielen als wahr beſtätigte Anekdote beweiſen, daß, als Veltheim zu Hamburg einſt ernſtlich erkrankt war, und die letzten Sakramente zu genießen wünſchte, die Hamburger Prediger ihm das heilige Abendmahl verweigerten. Flögel Geſch. des Komiſchen. S. 146. Leider hat dieſe obſcurante Geſinnung ſogar auch in der neueſten Zeit bei der ultramontanen Geiſtlichkeit in Paris geſpukt!

** Schütze in der Geſch. des Hamburger Theaters, S. 151, rühmt die äußere Pracht dieſes Baues eben ſo ſehr, als deſſen große Zweckmäßigkeit. — Das Nürnberger Opernhaus war zwar ſchon 1667 erbaut, aber erſt 1697 wurde dort die erſte Oper: Arminius, aufgeführt. In demſelben Jahre war auch die Opernbühne zu Augsburg eröffnet worden.

*** Selbſt von der Kanzel herab eiferten Hamburger Prediger

Hanſe-Stadt zu erdulden hatte, kräftig zu widerlegen beſtrebt war, beweiſen, daß er neben Bühnenkenntniß auch Genie und wiſſenſchaftliche Bildung beſaß. Sein neues Unternehmen gewährte den zahlreichen Künſtlern und Handwerkern der Stadt zunächſt große Vortheile, Fremden wie Einheimiſchen erhöhte Kunſtgenüſſe, dem reichen Kaufmannsſtand insbeſondere die heiterſte Erholung, und ſo erhob ſich dann die Hamburger Oper, von umſichtigen Männern geleitet, von den angeſehenſten Dichtern und Künſtlern befördert, und mit der größten Pracht damaligen Kunſtgeſchmacks ausgeführt, in kurzer Zeit zu der berühmteſten und wahrhaft größten in ganz Deutſchland.

Die älteſten deutſchen Opernſpiele zu Hamburg haben ſchon längſt mit Recht [illegible] Aufmerkſamkeit forſchender Kritiker auf ſich gezogen, ohne daß [illegible] aus Mangel hinreichender Bekanntſchaft mit den Gedichten und [illegible] Muſik derſelben, genauere Nachrichten über ſie gewonnen werden konnten, als die, welche hie und da zerſtreute Theater- und Anſchlagezettel an die Hand gaben.

---

gegen die Unſittlichkeit des Opernweſens. Doch hatte die Oper auch ihre kühnſten Verfechter gefunden, und es entſtand ein höchſt intereſſanter literariſcher Krieg. Der Kantor Rubrmann zu Hamburg ſchrieb ſeinen famoſen Traktat: Die an der Kirchen Gottes gebauete Satanskapelle. Paſtor Reiſſer bezeichnete in ſeiner Theatromania, oder die Werke der Finſterniß ꝛc. die Opernſpiele als heidniſche Gräuel, und ſuchte dieß durch eine Menge Citate aus den Werken der älteſten Kirchenväter ernſtlich zu beweiſen. Hiergegen erſchien die „Theatrophania“ zur Vertheidigung der chriſtlichen, vorzüglich aber muſikaliſchen Opern durch Chriſtoph Rauch.“ Er bewies, daß die Opern mit ihren meiſt heidniſchen Fabeln auf der Bühne zum Schimpf der Götter, mithin zur Ehre Gottes gereichten. Der Streit endete ſonderbar genug damit, daß die theologiſchen und juriſtiſchen Fakultäten zu Wittenberg und Roſtock um responsa pro legitimatione der Hamburger Opern angegangen, drei derſelben Alceſte, Theſeus und Muſtapha wegen Verletzung der guten Sitten und des Anſtandes von der Bühne verwieſen, übrigens aber ſehr billigend über das Opernweſen im Allgemeinen ſich ausſprachen. Vgl. Schott's Bedenken Nr. 4.

Selbſt Leſſing in den erwähnten Collektaneen zur deutſchen Literatur, S. 212, bekennt, er habe von den erſten Unternehmern und Spielern der Hamburger Opern zur Zeit noch nichts erfahren können, außer daß ihm der Rektor Müller verſichert, ein gewiſſer Rathsherr daſelbſt (Schott) habe die Entrepriſe davon gehabt, und ſie wären an eben demſelben Orte, wo jetzt das neue Theater (Schauſpielhaus, erbaut 1767) auf dem Gänſemarkte ſtehe, aufgeführt worden. Auch Eſchenburg, der ſorgſame Herausgeber der Leſſingſchen Collektaneen, welcher übrigens eine vom Syndikus Klefecker in Hamburg veranſtaltete Sammlung Hamburger Opern vom Jahre 1678 — 1748 in acht ſtarken Quartbänden beſeſſen zu haben verſichert,[*] bedauerte, daß dieſe älteſten deutſchen Singſpiele, beſonders von Seiten der Sujets, noch nicht diejenige Aufmerkſamkeit gefunden hätten, welche ſie in der That verdienten. Endlich ſcheint auch das, was Wieland in ſeinen Briefen über das Singſpiel Alceſte[**] hierüber ſagte, jenes Intereſſe nicht zu ſehr angeregt zu haben.

Das Schickſal der von Eſchenburg erwähnten Klefeckerſchen Sammlung iſt unbekannt. Vielleicht befindet ſie ſich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, vielleicht liegt ſie aber auch unter den beſtaubten Papieren irgend eines braven Landsmannes vergraben oder iſt ganz verloren. Und ſo würden wir denn, in Ermangelung irgend einer andern Sammlung, neben den wenigen Leſſing'ſchen Notizen, auf die in der Gottſchedlſchen Bibliothek zu Weimar erhaltenen ältern Opern und das trockene Regiſter der Werke und Perſonen der Hamburger Opern von 1678—1728 beſchränkt ſeyn, welches der fleißige Kapellmeiſter Johann Mattheſon,[***] Legationsſekretair und Canonicus am Dome zu Hamburg, in ſeinem zur Rettung und Verbeſſerung der Muſik geſchriebenen Zeitblatt „Der muſikaliſche Patriot“ (Erſtes Heft, Hamburg 1728. 4.) aufbewahrt hat. Aber auch dieſer Patriot iſt eine literariſche Seltenheit, und würde überdieß, weil er bloße Titel und Namen enthält, die nähere Bekanntſchaft mit dem Stoffe und Gehalt jener Opern ſelbſt gar wenig fördern.

---

[*] Leſſing's Collektaneen, S. 221. 224.

[**] S. deutſcher Merkur v. 1773., S. 34. 223.

[***] Ein äußerſt merkwürdiger Mann. Schon im ſiebenten Jahre ſang er vortrefflich und ſpielte fünf Inſtrumente. Im neunten Jahre trat er gleichzeitig im Dome zu Hamburg mit Orgelſpiel und Geſang, und auf der Opernbühne in dem Stück Aeneas auf. Seine erſte Oper Zenobia

Um ſo mehr muß es erfreuen, eine in der dramatiſchen Literatur bisher ſo gut wie unbekannte, aus ſieben Quartbänden beſtehende, vollſtändige Sammlung der älteſten deutſchen Opern zu Hamburg (vom Jahr der Begründung 1678 — 1728) auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, der wir bereits die Erhaltung der großen Gottſchediſchen Dramen-Sammlung zu verdanken haben, aufbewahrt zu finden. Sie liegt vor uns.

Man erkennt auf den erſten Blick, daß dieſe nach der Zeitfolge genau geordnete Opernſammlung nicht zuſammen in einem Zuge gedruckt und herausgegeben wurde; ſie beſteht vielmehr aus den einzelnen nach und nach bei Gelegenheit der Aufführungen erſchienenen und zu einer Geſammtzahl von 224 neuen Opern aufgeſammelten Textbüchern, von denen manche im Oktav-Format oder auch mit ziemlich durch den Gebrauch abgenutztem Papier eingeheftet ſind. Erſt ſpäter ſcheinen ſie in beſondere Pergamentbände, denen natürlich die gedruckten General-Titel fehlen mußten, vereinigt worden zu ſeyn. Ein vor jedem Bande eingefügtes, ſehr ſorgſam ausgefülltes, und fortlaufend geſchriebenes Verzeichniß der einzelnen Stücke nebſt ihren Dichtern und Componiſten ſcheint von der Feder des urſprünglichen Beſitzers

---

verfertigte er im 19ten Jahre, und ſpielte auch hierin mit. Er ſoll überhaupt fünf Opern ſelbſt geſchrieben und in fünfundſechzig neuen Opern als Sänger zu Hamburg mitgewirkt haben. Daneben war er in den Rechten und Staatswiſſenſchaften wohl unterrichtet, und wurde als Miniſterial-Sekretair des niederſächſiſchen Kreiſes auch in diplomatiſchen Angelegenheiten benutzt.

herzurühren, der ſeinen Namen auf dem Rande der erſten Seite des erſten Bandes neben die Jahreszahl 1722 einzeichnete. Es iſt Michael Richey, früher Profeſſor an der Univerſität zu Greifswalde, dann Profeſſor der Geſchichte und griechiſchen Sprache in ſeiner Vaterſtadt Hamburg und eifriger Mitarbeiter an Mattheſon's bereits erwähntem muſikaliſchen Patrioten. Ohne Zweifel war es derſelbe Richey, der das oben gedachte Verzeichniß Hamburger Opern in jener Zeitſchrift mitgetheilt hatte, und der im Stillen dafür ſorgte, daß der Nachwelt noch ein größeres Kleinod als jene trockene Nomenklatur übrig blieb.

Seine unſchätzbare Sammlung wurde im Jahre 1834 aus einer zu Hamburg veranſtalteten Verſteigerung der von Herrn Arnold Schuback daſelbſt hinterlaſſenen Bibliothek aus der Privatkaſſe des jetzt regierenden Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar für die öffentliche Bücherſammlung der Reſidenz angeſchafft, und wird als eine große Seltenheit mit Recht ſorgſam daſelbſt aufbewahrt. Durch ſie ſind wir endlich in den Stand geſetzt, die erſten deutſchen Opern zu Hamburg in ihrer urſprünglichen Form und Geſtalt vollſtändig kennen zu lernen. Soweit es nun eine ſolche Sammlung bloßer Texte geſtattet, und inſofern jene für die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt von einiger Wichtigkeit iſt, ſoll in dem Folgenden eine kurze Charakteriſtik der merkwürdigſten und älteſten dieſer Opern verſucht werden. Nur wenig iſt im Allgemeinen über die Sammlung gleich hier zu bemerken.

Wem es hauptſächlich darum zu thun iſt, den eigenthümlichen Geſchmack und Ton der älteſten deutſchen Singſtücke kennen zu lernen, wer an dem Uranfänglichen der deutſchen Oper die Fortſchritte der Neuzeit abmeſſen will, den muß die jenen Dramen zu Grunde liegende Dichtung vor Allem beſchäftigen. An ſie reiht ſich in dieſer Beziehung die Muſik der Inſtrumente und der Stimmen, dann auch Dekoration, Maſchinerie, Ballet und alles Aeußerliche an. So kann man ſich ſchon einigermaßen darüber tröſten, daß von jenen älteſten Opern bloß die Textbücher vorliegen. Aus den Versmaßen, [illegible] Aufeinanderfolge und Abwechſelung der Singpartien, aus der ganzen Behandlung eines gewiſſen Stoffes, läßt ſich immer auch auf den muſikaliſchen Werth oder Unwerth dramatiſcher Muſikwerke überhaupt mit einiger Sicherheit ſchließen. Dagegen iſt nicht zu verkennen, daß bei dem gegenſeitigen Verhältniß der Dichtung zur Muſik der Oper; häufig gerade Letzterer das Uebergewicht zugeſtanden werden muß. Der Componiſt wird da ergänzend auftreten, wo vielleicht den Dichter die Feſſel der ſtrengen Sprachform hemmte.

Warum übrigens die Richey'ſche Sammlung gerade mit dem Jahre 1678 beginne, läßt ſich aus der oben bereits erwähnten Gründung einer geregelten, feſtſtehenden Opernbühne, für Hamburg erklären. Selbſt in dem reichen Verzeichniß der Opern, welche Gottſched kennen gelernt hatte, kommt keine Hamburger Oper vor dem Jahre 1678 vor. Seit dieſem Zeitpunkt aber iſt dieſe hanſeatiſche Opernbühne, im Vergleich zu allen übrigen nach ihr in Deutſchland entſtandenen, fortwährend die fruchtbarſte geblieben. Während Halle, Eiſenberg, Weißenfels, ſpäter noch Leipzig, Wolfenbüttel, Koburg, Nürnberg, Braunſchweig, Altenburg ꝛc. durchſchnittlich eine, höchſtens zwei neue Opern in jedem Jahre bringen, werden in Hamburg im Durchſchnitt vier neue dergleichen Stücke geſpielt, ja bisweilen ſieben, im Jahre 1691 dreizehn und 1702 ſogar ſechzehn.

Der Stifter Schott dirigirte abwechſelnd ſeine neue Oper allein oft im Vereine mit mehreren Kunſtfreunden, übergab aber dieſelbe 1693 an den Kapellmeiſter Kuſſer. Später führten Dr. med. Kordes und Organiſt Bronner, dann zwei Bürger Klauſſen und Meyer die Leitung. Nach Schott's im Jahre 1702 erfolgtem Tode übernahm ſie ſeine Wittwe, ſpäter ſeine ferneren Verwandten, bis ſie in die Hände einer Geſellſchaft von Actionairs kam, an deren Spitze der Conferenzrath von Ahlefeld ſtand. Dieſer Verein machte jedoch ſchlechte Geſchäfte; die Hamburger Oper ſank immer mehr und mehr, und mußte endlich im Jahre 1738 ihr ſchon baufälliges

Opernhaus anfänglich der berühmten Neuber'ſchen Schauſpielertruppe abtreten, 1740 aber der italieniſchen Oper unter Mingotti gänzlich weichen.* Die deutſche Oper zu Hamburg beſtand demnach von 1678 — 1738, ſechzig Jahre hindurch, während ſich die italieniſche nur dreizehn Jahre, von 1740 bis 1753, kümmerlich erhalten konnte.

Hieraus ergiebt ſich, daß die Richey'ſche Sammlung nicht bis zum Schluſſe der deutſchen Oper in Hamburg reicht, vielmehr die zehn letzten Jahre derſelben (1729 — 1738) unberückſichtigt läßt. Zwei Gründe mögen es geweſen ſeyn, welche Richey bewogen haben, ſeine Sammlung bloß bis zum Jahre 1728 fortzuführen. Einmal, weil um jene Zeit der bereits erwähnte muſikaliſche Patriot Mattheſon's erſchien, und die beſſeren Opern der Folgezeit nicht nur aufzählte, ſondern auch kritiſirte, dagegen Richey bloß eine Sammlung der älteren, unbekannteren Opern zu veranſtalten beabſichtigte. Ferner konnte auch der damals gerade erfolgte Einzug der beliebten Neuber'ſchen Schauſpieler in Hamburg, und die Epoche des dadurch bewirkten allmähligen Verfalls der deutſchen Oper daſelbſt den Zeitpunkt bezeichnen, bis zu welchem Richey die ehedem ſo glänzenden Hamburger Opernſpiele aufſammelte.

Was endlich die künſtleriſche Einrichtung und Behandlung dieſer Stücke ſelbſt betrifft, ſo finden ſich aus der älteren Zeit meiſtens reine oder große Opern, d. h. Alles ſcheint darin geſungen worden zu ſeyn, ſelbſt Vor- und Nachſpiel, die ſelten fehlten. In der Regel beſtanden dann die Singpartien bloß aus Arien und Chören; erſt ſpäter finden ſich auch Duette und Terzette, Recitativ und Enſemble kannte man nicht. Doch ſchon im Jahre 1686, am Schluſſe des erſten Bandes bei Richey, trat die Eigenthümlichkeit der deutſchen Oper deutlicher hervor; größere Zwiſchenpartien wurden bloß geſprochen, und der Geſang wurde mehr vernachläßigt:

---

* S. Schütze Geſch. d. Hamburg. Theat., S. 159 ff.

In dem Versbau herrſcht die größte Ungebundenheit, mitunter Ungeſchicklichkeit. Prächtige Ausſtattung und mannichfache Abwechſelung verbirgt nur mit Mühe die geringe Kunſtfertigkeit älterer Dichter, während in der ſpäteren Zeit, beſonders ſeit Poſtel's Dichtungen, Schwülſtigkeit und nach Formen und Ausdruck verzerrte Künſtelei immer mehr überhand nimmt. Am beliebteſten iſt ein jambiſches Versmaß in freier Länge, und meiſtens gereimt.

Faſt durchgängig ſind dieſe Opern in fünf Akte (Handlungen) abgetheilt, welche, wie gewöhnlich, aus einzelnen Scenen (Auftritten) beſtehen. Es finden ſich jedoch auch dreiaktige Stücke, und dann iſt eine Anzahl von 27 bis 30 Auftritten in dieſen nichts Außerordentliches.

Die Stoffe wurden größtentheils aus der bibliſchen Geſchichte und der klaſſiſchen Götter- und Heldenſage der Griechen und Römer entlehnt. Oft ſind auch Gegenſtände der alten und neuen Geſchichte zu Opern benutzt, z. B. „die Verſtöhrung Jeruſalems“ in zwei Theilen; die Belagerung und der Entſatz von Wien oder Cara Muſtapha. Im Allgemeinen hat aber dieſe ältere Oper die zu muſikaliſchen Dichtungen am meiſten paſſenden Stoffe der Romantik und Idylle, der Geiſter- und Ritterwelt, weniger benutzt, als rein geſchichtliche und altheroiſche Gegenſtände.

Bei der folgenden, nicht kritiſchen, ſondern mehr reflektirenden Betrachtung dieſer Hamburger Opern ſelbſt, ſoll den älteſten, im erſten Bande bei Richey enthaltenen Stücken beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, dabei aber hauptſächlich auf ächte vaterländiſche Originalſtücke geſehen werden, da Uebertragungen itelieniſcher und franzöſiſcher Opern, obgleich damals ſehr beliebt, für unſere Zwecke geringeren Werth haben müſſen.

Erſter Band.

1678 — 1686.

Im erſten Bande der Richey'ſchen Sammlung finden ſich neunundzwanzig neue Opern. Er umfaßt nur neun Jahre, in denen jedem durchſchnittlich drei Stücke zur erſten Aufführung gelangten. Der ausgezeichnetſte und fruchtbarſte der Dichter dieſer erſten Periode iſt Lucas von Boſtel, neben ihm Elmenhorſt, Hinſch und Richter. Vierzehn dieſer Opern, alſo über die Hälfte, ſetzte Johann Wolfgang Franck in Muſik, neun Strunck; außer ihnen ſind noch die Componiſten Förtſch und Theile hervorzuheben.

1678.

Das erſte Jahr brachte vier neue Stücke. Der Titel des älteſten iſt:

Der erſchaffene, gefallene und aufgerichtete Menſch. In einem Singſpiel vorgeſtellet. (Ohne Drucker und Jahrzahl.)

Schon früher war man darin einverſtanden, daß dieſe Oper die erſte auf der von Schott errichteten Bühne Hamburgs geweſen ſey; näher aber kannte man ſie damals nicht. Weder Dichter, noch Componiſt haben ſich auf dem Buche genannt. Freiesleben indeſſen vermuthet bereits, daß dieſes Stück vom Capellmeiſter Theile componirt ſey. In Richey's handſchriftlichem, vor dem Titel des erſten Bandes ſeiner Sammlung eingeſchriebenem Verzeichniß iſt Theile als Componiſt beſtimmt bezeichnet, während der Dichter dieſer Oper auch ihm unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint. Schütze, in der erwähnten Geſchichte des Hamburger Theaters, bezeichnet jedoch Richter, einen kaiſerlich gekrönten Poeten, als Verfaſſer deſſelben. Letzteres beſtätigt auch Eſchenburg.

Die Perſonen des Stücks ſind ſo angeführt: „Vorrede: Die vier Elemente, Feuer, Erde, Waſſer, Luft. Im Spiel: Jehova, Salvator, Juſtitia, Miſericordia; Engel; Adam, Eva; Lucifer, Belial, Sepia, Babl, die Schlange. Hierüber: Chorus Coeleſtium und Chorus Diabolorum.“ Der Schauplatz iſt der Himmel, der Eden-Garten, das Acker-Feld und der Abgrund.

Der Stoff iſt zwar ein gründlich trivialer, nämlich der Sündenfall; dennoch muß es als höchſt bedeutungsvoll betrachtet werden, daß die erſte große Hamburger Oper, gleichſam als wollte ſie in ihrer ferneren Ausbildung den ganzen Kreis der erſchaffenen Welt umfaſſen, mit der erſten und wichtigſten Scene der Schöpfung die neue Bühne eröffnete. Liegt doch in dieſem Stoffe ein ebenſo Univerſales, ein rein Menſchliches, allgemein Ergreifendes, wie in der Mährchen ſo oft brauchten Fundlinge. Und wirklich muß jene Urbild das damalige Geſchlecht ungemein angeſprochen haben, denn ſie erſchien in der Folge faſt in allen dramatiſchen Geſtalten, beſonders als geweihter Poeſie, in welchen zwiſchen Engeln und Teufeln der ewige Widerſtreit mit der Politik ſich verbreitet.

Die gedachte dreiactige Oper aber iſt künſtleriſch gut behandelt, und hat durchweg eine rein ſittliche Tendenz. Oft legt ſogar die eigenen Worte der heiligen Schrift den Betheiligten in den Mund gelegt. Scenen und Geſänge folgen in regelmäßiger und anmuthiger Reihe. Die Handlung ſchreitet raſch vorwärts.

Im Vorſpiel entwickeln ſich aus dem „unförmlichen Chaos“ und dem Streite der Weltkräfte die vier Grundelemente. Ein jedes derſelben preiſt in einer langen Arie ſeine Macht; zuletzt vereinigen ſie ſich zu einem Schlußgeſang, nach welchem das Feuer ſich an das theatraliſche Publikum mit den bedeutſamen Worten wendet:

Ihr Götter dieſer Stadt!
Die ſie anjetzt der Erden hat,
Sie laſſet dann die hohe Gunſt
Ermuntern die ungeſtimmte Kunſt;

Damit ſie ſich zu euren Ehren
Läßt künftig ferner hören.

Der erſte Akt ſpielt im Himmel, der zweite in der Hölle, die folgenden wechſeln mit beiden. Im erſten Auftritt erſcheint ein Engel, welcher den Lucifer, der bisher den Himmel als ein Gott mit bewohnet hatte, in den hölliſchen Abgrund hinabſtößt. Jehova, der „in einer hohen Maſchine" erſcheint, iſt in der zweiten Scene unter dem Geſang der Engel damit beſchäftigt, den erſten Menſchen zu formen. Der Dichter hat nicht angegeben, auf welche Weiſe dieſes Kunſtwerk vor ſich gegangen ſei. Genug, Adam ſpringt munter und guter Dinge plötzlich hervor, und begrüßt die Welt mit denſelben plumpen Worten, wie die nach ihm vor den Augen der Zuſchauer erſchaffene Gattin:

O was vor erblickte Sachen,
Die mich ganz erſtaunet machen!
Himmel! Erde! Thiere! Meer!
Ja das große Gottes-Heer! —
Was bekomm' ich in's Geſicht?
Leb' ich, oder leb' ich nicht?

Voll der romantiſchen Wunder iſt der zweite Akt. Lucifer will ſich über den Verluſt des Himmels tröſten, fängt kläglich zu ſchmähen an und ruft endlich die hölliſchen Mächte zu furchtbarer Rache auf:

Hölliſche Flammen!
Zieht euch zuſammen;
Helft mir die himmliſche Welt durchdringen
Und plötzlich bezwingen
Ihr Helden 'raus!
Ihr Häupter meiner Schaaren!

Aus Berg und Thal, aus Nebel und Meer brechen die greulichen Dämonen hervor. Satan begrüßt ſie zur teufliſchen

Rede. Schon wollen ſie fortſchreiten, da kommt die Schlange Socii der kapitaliſtiſchen Welt. Sie rät zu ſündigem Ueberfluß, und übernimmt es ſelbſt, das ſchwache neugeſchaffene Weib zum verbotenen Genuß des verhängnisvollen Apfels zu verleiten.

Im dritten Akt iſt dieſe Szene im Paradies durchgeführt. Ueber das Gelingen ihres verruchten Planes ſtimmen die teufliſchen Cavaliere, die ſich übrigens unter einander mit „monsieur" anreden, einen Triumph-Geſang an, der ſich in gewiß ſeiner Weiſe vortrefflich ausgenommen haben mag.

1.

Triumph! Hi! Hi!
Nun ſind ſie gefallen
In teufliſche Krallen:
Triumph! Hi! Hi!

2.

Triumph! Hi! Hi!
Wer will ſie erretten,
Aus unſeren Ketten?
Triumph! Hi! Hi!

Wenigſtens dem Texte nach iſt der vierte Akt der dürftigſte. Vielleicht hat hier die in ſauſenden, ſtampfenden Tönen ſich bewegende Muſik dichteriſche Mängel verdeckt. Die himmliſchen Heerſcharen trauern über den Verluſt der menſchlichen Urtugend. Zum Schluß ſteigt eine „große Maſchine" mit der Tugend empor.

Dieſelbe große Maſchine wird im letzten Akt wieder „eleviert bewegt," und nachdem der Herr durch die Gerechtigkeit die erſten Verführer mit dem gefallenen Menſchenpaare angeklagt hat, werden beide mit der Schlange zugleich „verflucht und aus dem ſchöne und herrliche Feld aus dem Edens-Garten vertrieben," bis endlich Salvator (Chriſtus) „in einer leuchtend hellen Maſchine" die Menſchen durch die himmlische Liebe erlöst, erhebt sich der [illegible] und ewigen Wahrheit entgegen führt. Die Engel stimmen zum Preise des Höchsten einen Schlußchor an.

Man wird zugeben, daß dieser einfache Stoff [illegible] ebenso gut entspricht, als mit Geschicklichkeit behandelt ist. Vielleicht mußte den ersten Unternehmern der Hamburger Oper ganz besonders daran zu thun sein, einen biblischen Stoff und der biblischen Geschichte zu zeigen, daß die Oper die Sittenlosigkeit damaliger Volksschauspiele verabscheuen, vielmehr zur moralischen Besserung des Volkes selbst das Möglichste mit beitragen wolle.

Diese fromme Tendenz tritt in dem vorliegenden und den zunächst nachfolgenden Stücken fast zu deutlich hervor. Die freie Kunst wird gehofmeistert und dient lediglich einem guten Staatszweck zum Mittel. Es ist nicht die Schönheit, sondern die Nützlichkeit, nach welcher der Werth eines Dichterwerkes bemessen wird. Und so ist denn auch das alte Drama in Hamburg [illegible] geworden.

Bemerkt muß jedoch hierbei noch werden, daß auch für die äußere Ausschmückung des Stückes genügend gesorgt worden sein mag. Dies beweist schon die mehrfache Erwähnung von Maschinen, großen, kleinen, hohen und höheren, deren Einrichtung und Gebrauch übrigens ziemlich unverständlich bleibt. Sehr anschaulich aber ist die scenische Verwandlung, die Schütze a. a. O. schildert: die ganze Bühne sei in zwei Theile getrennt gewesen, oben der Himmel, unten die Hölle; und der Zweck der erwähnten „großen Machine" sei kein anderer, als eine Verbindung zwischen beiden Hälften der Bühne herzustellen. Dies ist eine Täuschung. Es können die Maschinen nichts weiter gewesen sein, als einfache Flugwerke; für die höheren Gottheiten, wie Jehova und Salvator, wahrscheinlich größer und mit blendenden Lichtern illuminirt.

Orontes, der verlohrene und wiedergefundene Königliche Prinz aus Candia, in einem Singe-Spiel vorgeſtellet.

Die zweite Oper deſſelben Jahres hat einen von dem vorigen Stücke ganz verſchiedenen Charakter. Sie iſt in drei ſehr langen Aufzügen eine eigenthümliche Zuſammenwirkung von opera seria und opera buffa. Auch der Stoff iſt nicht rein heroiſch; neben den Helden Orontes, Arius, Draſiamund und Eliantus kommen eine Menge alter Götter, ſondern auch ein Hofnarr, ein Mohr, Soldaten, Pagen und Bootsleute vor. Der unbekannte Dichter ſcheint es beſonders auf die bunteſte Mannichfaltigkeit und äußern Glanz abgeſehen zu haben. Und es mag ſelbſt Strungk's muſikaliſchem Genie ſchwerlich gelungen ſeyn, Einheit und Geſchmack in dieſes Chaos von Begebenheiten, Gefühlen und Charakteren zu bringen. Es ſcheint übrigens in dieſem langen Stücke ſchon manche Scene bloß geſprochen worden zu ſeyn; die Geſangpartien ſind nur ſehr ſpärlich angebracht.

Am Schluſſe einer breiten Inhaltsangabe und ſchwülſtigen Dedication, wie ſie dieſen älteren Opern überhaupt eigenthümlich ſind, bemerkt der Dichter, daß Text ſey aus dem Italiäniſchen entlehnet, und nur Weniges habe er aus gewiſſen Urſachen geändert. Indeſſen hat der deutſche Herr Bearbeiter eine Menge Plattheiten, Schimpfworte, Zweideutigkeiten und Witzeleien eigenhändig eingeflochten, die recht gut hätten wegbleiben können.

Nach dem Prolog wird ein Tanz gehalten „von Wilden und gemeinen von ſich Unterjochten; nach dem erſten actu von Sklaven, nach dem andern von Bootsleuten, nach dem dritten von Pagen. Veränderungen des theatri: ein Luſtgarten, der königliche Vorhof; das königliche Zimmer, Jupiters Thron, Plutos Reich, der Garten mit der Feſtung Candia, ein Kampfplatz, der Wald.“

Der merkwürdigſte, aber etwas gemeine Charakter des Stückes iſt Gorgolis, der Hofnarr, wahrſcheinlich ein italiäniſches Werk, deutſch zugeſtutzt. Er ſeufzet.

Wenn ich werd' ein König werden —
Will ich ho — ho — hernach den die Ehre?
Die zu hoch hin — ta — tanzen,
Denn' doch mir vergnügt mit achten,
Wenn der Tod mich a — a — als Wittwe
Diese Welt nicht ple — ple — plagen.

Ich möchte mich zu lo — lo — lobe loben,
Wenn ich dich hier und da betrachte',
So sitzt mir doch die Lie — lieb' — Liebe Giebel!
Ring über dich zu — zu — weg, die Gans!
Du wackelt noch Tränen wie die W — a — a — aufschlecken,
Da man den Pfer — er — er — und pflegt Eingeweiden.

Die *spöttische* Romilda scheint nicht viel besser dies zu sagen:

Hier ist mein Herz; es mag ein Jeder kommen,
Von Mohler und Porten aufgenommen,
Wenn ich es nicht brauch',
Das Wechseln bringet Lust.

Der glückseelig-Steigende Sejanus, in einem Sing-Spiel vorgestellet, und

Der unglücklich fallende Sejanus, vorgestellet in einem Sing-Spiel.

Der *Stoff dieser beiden großen Opern* ist der römischen Kaisergeschichte entlehnt. Sejanus, Tiberius und Tiberius Drusus, Germanicus, Agrippina, Livia treten auf. Aber daneben zeigt uns auch hier, wie fast alle übrigen Opern der damaligen Zeit, gleich eine ganze Zahl allegorischer Figuren, hier die Klugheit, das Glück und die *Frechheit*, welche die Fäden der dramatischen Handlung, abwechselnd nur zu ihrem Vergnügen und [illegible], lustig tanzen und springen, oder erscheinen und abschweben.

Im ersten Theile finden sich drei verschiedene Chöre, der Soldaten, der Feuerkünstler und der Gärtner. Der zweite Theil ist durch ausführliche Ballets ausgeschmückt. — [illegible] auch im Recitativ und Arien [illegible] Stücke zu vermuthen, wird nicht [illegible] sein, da der anscheinende Verfasser selbst gesteht, diese Oper aus dem Italienischen des berühmten Abbé Minato übertragen zu haben. Die Hauptquelle der geschichtlichen Handlung ist Tacitus.

1679.

Das zweite Jahr der Hamburger Opernbühne brachte wieder vier neue Opern, von denen zwei der biblischen Geschichte, eine der griechischen Heldensage entlehnt, die vierte aber eine selbständige deutsche Erfindung ist. Sämmtlich sind sie von Johann Wolfgang Franck, dem trefflichsten Componisten dieses Jahrzehends, in Musik gesetzt. Die Dichter dieser Opern sind nicht genannt.

Die beiden biblischen Opern: David, und die Makkabäische Mutter mit ihren sieben Söhnen bieten wenig Bemerkenswerthes dar, obschon sie mit großem Aufwand von Personen und Maschinerie in Scene gesetzt sind. Es kommt im Prolog des letzten Stückes vor „die Kirche mit einer Strahlenkrone von zwölf Sternen, den Mond unter den Füßen, mit hellem Scheine bekleidet,“ ferner „ein Drache mit sieben Köpfen und zehn Hörnern,“ welcher die Kirche zu verschlingen droht, aber vom Erzengel Michael, der in einer Maschine vom Himmel herabfährt, in den „verdammten Pfuhl“ hinabgestoßen wird. Prächtige Tempelaufzüge und Opfermahle beschließen die Oper.

Andromeda und Perſeus, oder die gerettete Unſchuld, componirt von Joh. Wolfg. **Franck**.

Eine große heroiſche Oper, der bekannten Fabel des Ovid nachgebildet und gewählt aus dem franzöſiſchen Original des **Corneille** Gedicht. Für unſere Zwecke ohne Werth.

Don Pedro oder die abgeſtrafte **Eiferſucht**, in einem Singſpiel vorgeſtellet.

Dies iſt die erſte komiſche Oper der Hamburger Bühne, componirt von dem thätigen **Franck**. Das Arrangement iſt nicht ohne Bühnenkenntniß und Witz. Der ſcherzhafte Prolog ſteht, wie gewöhnlich, nur in lockerem Zuſammenhange mit dem Stück, in welchem zuerſt **Cupido** „in einem eiſernen Küraß und zu Pferde auf's Theatrum kommt, etliche kleine Tambours bei ſich zu [illegible] hat", umherreitet und ſinget:

Ich bin des Krieges ſatt,
Weil man nur alle Wochen
Das Hin- und wieder Ziehen
Doch nichts zu ſehen hat. c.

Darauf [illegible] **Mars** „auf einem Wagen mit Feldſtücken, Fahnen, Schwertern, Spießen u. dergl., auch im Harniſch" und den Waffen [illegible]. Er ſingt ebenfalls über ſeine unbeſiegbare Thätigkeit:

Es iſt gewiß, die Waffen,
Die helfen in dem Krieg
Das Wenigſte zu ſchaffen —
Der **Pedro** giebt den Sieg.

Cupido ſteigt bei der Ankunft des Kriegsgottes plötzlich vom Pferde, giebt es ſeinen kleinen Tambours zu halten und empfängt Mavors mit der größten Höflichkeit. Auch Fama ſteigt aus höherem Gewölk herab und verkündet mit weitſchallenden Trompetenſtößen die Ankunft des Friedens, der aus der lieblichſten

Freundſchaft der beiden bereits erſchienenen Götter entſpringt. Sie geben demnach ihre bisherigen Functionen auf: der Liebesgott wird Maler und der Gott der Feuerſchlünde und Percuſſionsgewehre wird Schmiedegeſell bei Vulcan. Cupido's Gefolge bildet den Schlußchor dieſes Vorſpiels:

Wohl denn verändern ſich irdiſche Sachen;
Wechſelt der Himmel auch ſelber ſein Licht,
Wird man uns wirklich nichts Neues hier machen
Sonderlich wenn es an Mitteln gebricht.

Folgender Stoff iſt in drei Acte vertheilt. Adraſte, ein franzöſiſcher Edelmann, bringt mit ſeinem Diener Hali und einer Handvoll Muſikanten ſeiner geliebten Iſidore, der griechiſchen Sclavin eines gewiſſen Don Pedre, in der Frühe ein Ständchen. Der eiferſüchtige Pedre entdeckt ſie, und verſcheucht die Geſellſchaft durch Prügel. Man ſinnt auf neue Liſt gegen ihn. — Hali kommt als fremder Tänzer mit einigen Dienern in Iſidorens Zimmer, als ſie eben Pedre's Strafpredigten hören muß. Nachdem auch dieſes Rencontre für Adraſte ohne Erfolg geblieben iſt, ſchleicht er ſich als Maler ein. Zugleich erſcheint der loſe Hali als Cavalier, zieht den Alten auf die Seite mit allerlei Schnurrpfeifereien, und Adraſte gewinnt Zeit, ſich mit der Schönen zu verſtändigen. Im letzten Acte fleht Climene, Schweſter Adraſte's und angeblich ſeine Gattin zu Pedre's Füßen, um vor den Zudringlichkeiten ihres Gemahls ſicher zu ſeyn. Sie iſt in einem großen und dichten Schleier gehüllt. Nur mit Mühe gelingt es dem Pedre, die aufgebrachten Eheleute wieder zu vereinigen; er führt im Triumph Climenen dem Adraſte in die Arme. Indeſſen hat ſich aber die ſchöne Griechin unter Climene's Schleier verborgen und — Pedre hat ſich ſelbſt geprellt. Ein Mohrenballet mit Chor beſchließt das heitere Stück.

Erſtlich ſpielt man mit Geberden,
Kann man denn zum Maler werden —

Ey, ſo ſcheint's ſchon halb gethan.
Endlich kann man durch das Spielen
Die verlangte Gunſt erzielen,
Und ſo geht's vollkommen an.

1680.

In dem dritten Jahre wurden bereits ſieben neue Opern gegeben. Die Namen der Dichter ſind nicht bezeichnet; unter den Componiſten ſind jedoch **Strunck** und **Franck** genannt.

Alceſte, in einem Singe-Spiel vorgeſtellet, componirt von Johann Wolfgang **Franck**,

iſt ohne Zweifel die beſte Produktion dieſes reichen Jahres, obſchon ſie nach einem franzöſiſchen Original bearbeitet zu ſeyn ſcheint; auch erregt ſie beſonders deshalb ein literargeſchichtliches Intereſſe, weil ſie eine jener drei Opern iſt, welchen die hochgelehrten Fakultäten zu Wittenberg und Roſtock wegen ihres angeblich ſchädlichen Einfluſſes auf die Sitten des Volkes das Todesurtheil ſprachen. Eine Vergleichung des urſprünglichen und des verbeſſerten Textes, welche in der **Richey**'ſchen Sammlung beide enthalten ſind, ſetzen uns in den Stand, darüber genauer zu urtheilen, ob jene alten Herren Profeſſoren einen gerechten Spruch gefällt haben oder nicht. Sollten wir jedoch in zweiter Inſtanz entſcheiden, ſo müßten wir das vorige Urtheil lediglich beſtätigen, wäre nicht inzwiſchen eine **Verjährung** von einhundert und ſechzig Jahren eingetreten, binnen welcher ſich der Geſchmack des Publikums eben ſo ſehr, und der Maßſtab der Kunſtrichter geändert hat. Wenige Proben werden dieß rechtfertigen. **Cephiſa**, der Alceſte Staats- und Ehrendame, ſingt nach dem erſten Texte ſehr naiv, zu einem Hofdiener ſich wendend:

Wenn ich wechſel' in dem Lieben,
Findeſt Du was Neues denn?

Sag', wer iſt beſtändig blieben?
Wechſelt doch faſt Jedermann.
Wenig Jungfraun ſind zu finden,
Die ſich ſtets an Einen binden.
Du haſt mich's Wechſeln erſt gelehret,
Drum wird es Dir zum Lohne jetzt beſcheeret.

An der Stelle dieſer in der That etwas frivolen Worte ſteht im verbeſſerten Texte:

Unbeſtändigkeit im Lieben
Wird den Mädgens nachgeſagt,
Aber Wer iſt treu geblieben,
Wenn man bey den Männern fragt?
Sind wir von der Treu entfernet:
Haben wir's von euch gelernet.

Solchen Scherzes kann eine verliebte Hofdame gegen ihren Galan ſich ſchon bedienen, ohne in den Ruf einer Griſette vor dem hörenden Publikum zu gelangen. Jene freut ſich ihres leichten Lebens und ſucht es gegenüber dem Geliebten mit Vernunftgründen förmlich zu rechtfertigen. Sie ſcheint aus Ueberzeugung ſchlecht zu ſeyn, und dergleichen Subjekte ſollten die Bretter nicht betreten. Der verbeſſerte Text verbirgt vielleicht dieſelbe Wahrheit nur hinter verhüllendem Schleier.

Als originell heben wir folgendes Trinklied noch hervor:

Puff! Puff! Puff! mag ich nicht hören;
Glu! Glu! Glu! gefällt mir wohl!
Denn da kann ich mich nicht wehren,
Wenn ich tapfer glockern ſoll.
Ha! das iſt mein tauſend Leben,
Dieſem hab' ich mich ergeben!

Rundal! Rundal! tapfer ſingen
Und das tra tra tra ra ra,

Wie die beſten Blätter klingen,
Da geht's luſtig! Ha! Ha! Ha!
Dieſes iſt mein tauſend Leben;
Dieſem hab' ich mich ergeben!

Trotz oft pedantiſcher Textveränderungen hat der ſorgſame Redacteur für nöthig geachtet, in einer ungemein langen und gelehrten Vorrede ausdrücklich zu bemerken: „Er ſchreibe als ein Poet, und glaube wie ein Chriſt. Jede Sache ſtelle er mit ihren eigenthümlichen Farben vor, nicht um Jemand zu verführen, ſondern für den Fall zu verwahren, weil die Blindheit der Heiden nicht bemäntelt wird.“ O über die bemäntelte Blindheit!

Sein ſelbſt Gefangener, von Heinrich Hinze.

Der Componiſt dieſer komiſchen Oper iſt nicht genannt. Aber ſchon die Auswahl und Behandlung des Stoffes iſt ein Zeichen des Fortſchrittes.

Federik, Kronprinz von Sicilien, liebt Laura, die von ihrem Vater, dem König von Neapel, bereits für Prinz Rudolph von Salerno beſtimmt iſt. Im Turniere erſticht der glühende Federik ſeinen Gegner und ſucht in einem nahen Walde Schutz vor den ihn verfolgenden Reiſigen des Königs. Jobelet, ein muſicirender Bauerburſch, findet den abgelegten Waffenſchmuck des Prinzen, wird aber deshalb von den ausgeſendeten Leibgardiſten für den Verbrecher gehalten und, nachdem ſich der tölpiſche Jobelet als Prinz komiſch und verlegen genug bei Hofe benommen hatte, in einem Kerker derſelben Burg verwahrt, in welcher Federik, als Juwelenhändler von Rudolphs Schweſter Iſabella freundlich aufgenommen, die Aufſicht über die Gefängniſſe zu führen hatte. Jobelet, der ſich am Ende ſelbſt für den Prinzen hält, wird frei gelaſſen, um im Namen Federiks um die Hand Laura's zu werben. Aber erſt nachdem auch Eduard, Federiks Bruder und Geſandter zu Neapel, für den

Mörder ſich verwendet, beſänftigt ſich des Vaters Zorn; Iſabella und Laura reichen den edlen Brüdern die Hand.

Ein großer Jägerchor eröffnet den erſten Act. Diana erſcheint mit ihren Nymphen, ſcheucht die luſtigen Jäger aus ihrem Gebiete und heißt, heute beſſeres Wild als Haſen und Rehe zu erjagen:

Die Liebe läßt ſich hier erjagen;
Und ob man ſeinen Feind gleich kennt,
So will's doch Niemand von ſich ſagen,
Wie man ſich Schwager, Bräutigam nennt. *

1681.

Vier neue Opern im vierten Jahre der Hamburger Bühne, ſämmtlich componirt von Joh. Wolfgang Franck, enthalten nicht viel Bemerkenswerthes.

Charitine, oder die Göttlich-Geliebte,
iſt nach unſerem Verzeichniß gedichtet von dem eifrigſten Vertheidiger des Opernſpieles, dem Pfarrer Elmenhorſt zu Hamburg, der jedoch mehr Talent zur Theorie der Oper, als zu praktiſcher Ausübung der Kunſt ſelbſt bewährt. Bei einem Aufwand von ſechs Göttinnen in Maſchinen, 17 ſingenden Perſonen und zwei ſtarken Chören, der Himmliſchen und der Irdiſchen, bietet die gedehnte Handlung dieſes Stückes geringes Intereſſe. An Pomp und ſceniſcher Ausſchmückung fehlt es übrigens auch dieſer Göttlich-Geliebten nicht. So fährt Venus auf den bewegten Wogen des Meeres in einer niedlichen „Muſchelſchaluppe", während der Sonnengott in einer großen Maſchine, eben ſo Nemeſis in dichterem Gewölke herabſchwebt und gewaltige Blitze auf die Erde ſchleudert. Zuletzt erſcheint der Friede in einem Regenbogen.

Viel origineller aufgefaßt und mit großer Kunſt durchgeführt iſt eine geiſtliche Oper deſſelben Jahres.

---

* Dieſer Stoff erſchien vor einigen Jahren wieder neu bearbeitet auf dem théâtre français. d. H.

Die Geburt Chriſti, componirt von J. W. Franck.

Altchriſtliche Legende und heidniſche Fabel bilden die bunteſte Moſaik. Die heilige Jungfrau, Joſeph, Herodes; Pythia, Apollo's Prieſter; Engel, Hirten, Krieger, Mohrenkönige ſind die Elemente dieſes wunderbaren Stücks. **Apollo** in einer feurigen Wolke, fährt aus der Gruft ſeines Orakeltempels zum Himmel empor. Die alte, ehrwürdige **Pythia** ſtürzt raſend aus dem Tempel, die Pforten gewaltig hinter ſich zuſchlagend:

Alles! Alles iſt verloren!
Ach! Apollo weichet nun.
Dieſes Kind, das jetzt geboren,
Wird ihm alles Leid anthun.
Dieſes wird ſein Reich verheeren
Und den Tempelbau zerſtören!

Aber nicht genug, daß der weiſeſte der Götter, der allverehrte Weiſſager des Menſchengeſchlechts der Gewalt des neuerſtandenen Erlöſers weichen muß; auch die übrigen Gottheiten fühlen ſeine Uebermacht:

1.

Wol, wir ſehn's klar vor Augen,
Daß Apollo nichts kann taugen,
Auch der große **Jupiter**
Iſt nicht mehr des Himmels Herr!

2.

Juno, **Venus** ſind nichts nütze.
Mars braucht ſelbſt, daß man ihn ſchütze,
Und der hinkende **Vulkan**
Iſt ſchon längſten abgethan.

3.

Pallas und **Diana** weichen,
Und die Probe wird es zeigen,
Daß der Götter Majeſtät
Heute noch zu Grunde geht.

Der Gedanke an ſich iſt eben ſo neu, als großartig. Auch in den einzelnen Charakteren iſt das Stück gut durchgeführt. Dolabella, ein „Contributions-Verwalter zu Bethlehem,“ Joſeph und Maria ſind die Hauptfiguren. Zum Beſchluß werden mehrere Tänze von Kameeltreibern und Bürgern, „die ihre Contribution bezahlt haben,“ aufgeführt.

Die zunächſt folgenden Jahre bringen hauptſächlich hiſtoriſche große Opern: Hannibal, Attila, Diocletian, Veſpaſian, ſämmtlich componirt von dem fruchtbaren Franck.

1683.

Theſeus, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. In die Muſik gebracht von N. A. Strungken.

Der Oper geht vorher eine poetiſche Vorrede in drei Auftritten, welche übrigens mit dem Stück ſelbſt in gar keinem Zuſammenhange ſteht, und auf eine originelle Verherrlichung der Stadt Hamburg als (Hammonia perſonificirt) abzweckt. Uebrigens iſt dieſes Vorſpiel zu ſpaßhaft, um es ganz zu übergehen.

„Der Schauplatz ſtellt vor die Elbe (Albula) mit ihren altdeutſchen Anwohnern, Markomannen, Sueven, Longobarden, Hermenduren, Semnonen, Angeln, Foſen, Cimbern ꝛc. in alter Volkstracht, mit ihren unterſchiedlichen Schild-Wappen.“

Zuerſt fordert die Elbe ihre Völker zum Preis der weltberühmten Hammonia auf:

Daß der Krieg, der Menſchenwürger,
Störte niemals ihre Ruh.
Und Hammoniens tapfre Bürger
Ihre Tage
Ohne Plage
Ohne Trübſal bringen zu.

Plötzlich ſteigt Merkur von Griechenlands fernem Parnaß herbei, und iſt bereit, mit der Albis im Bunde, Hamburgs Handelsglück zu beſchützen:

Du durch ſchäferliche Weiſen,
Ich durch unverdroſſenen Fleiß
Meiner treuen Kaufgeſellen.

Aber mit dieſen Hamburger Lobrednereien iſt es noch nicht abgemacht, auch Apoll und die Muſen, Venus, Ceres, Bacchus und Mars kommen in Maſchinen an der Elbe Strande an, denn ſie ſind durch

Die wilde Saragen'ſche Brut
Der wüſten Türken wilde Wuth (!)

vom Helikon vertrieben, und wollen ſich im Norden neue Sitze gründen. Ceres bringt „Brod und Bier," Bacchus „die ſüßen Reben," und ſo laſſen ſich die Götter, nachdem ſie den Kriegsgott, das „Unglücksthier," vertrieben, in Hamburg nieder. Zum Schluß müſſen ſogar die alten Deutſchen in zottigen Bärenfellen Ballet tanzen. Darauf beginnt Theſeus und die Scene ſpringt plötzlich von der Nordſee nach Athen über.

Die Oper ſcheint durchweg gut bearbeitet, nur ſind hie und da zu große Stücke des franzöſiſchen Originals ſtehen geblieben. Eine unſelige Manier, die in jener Zeit ſehr beliebt geweſen zu ſeyn ſcheint, welche ſich auch in den proſaiſchen Dramen faſt zur Ungebühr vorfindet. Arkas, ein Athener, ſagt zur Prinzeſſin Aglea von Griechenland:

Es iſt mir aufgetragen
A vous, Madame, zu ſagen
De par le Roi,
Daß er zur Mariage
Auch hat courage,
Und euch zum Pfand
Will geben ſeine Hand
Avec la foi.
Wie, macht die Gunſt, euch offerirt,
Euch denn ſo étonnirt ꝛc.

Auch dieſer Theſeus iſt ſpäter aus unbekannten Gründen als unſittlich verboten worden. Er war mit der größten Pracht in Scene geſetzt. Triumphzüge, Gefechte, Opfermahle und Hoffeſte kommen in Menge vor. Die „Zauberin Medea“ würzt das Ganze mit ihrer „ſchwarzen Kunſt.“ Sieben große Chöre, und ſechs Ballets von alten Deutſchen, Soldaten, Athenern, Prieſtern, Schäferinnen und Hofleuten ſchließen die einzelnen Aufzüge.

Semiramis, die Aller-Erſte Regierende Königin, componirt von Strunck.

Saturnus, Jupiter, Aurora, Verhängniß, Wolluſt, Veränderung und Beſtändigkeit treten in Maſchinen auf, außer ihnen noch zwölf Hauptperſonen und Chöre des Pöbels und der Jäger. Tänze der verſchiedenſten Art zieren auch dieſe Oper, z. B. die der Faßbinder, verliebten Kinder, Geiſter und Jäger. Der Schauplatz iſt Babylon. In der erſten Scene hält Semiramis „auf einem hohen Kammeel ihren ſiegreichen Einzug in die Reſidenz und zwar à la mode unter Löſung der Feuerſtücke, auch Pauken- und Trompetenſchall.“ Dieſe Oper zeichnet ſich ferner durch zauberiſche Metamorphoſen und allerlei Geiſterſpuk aus; wandelnde Roſenſträuche werden in liebliche Tänzerinnen, alte Damen in feuerſpeiende Lanzen verwandelt u. dergl. ſpaßhafter Poſſen mehr. Daneben nimmt es ſich ziemlich barock aus, wenn der Text von ſteifen politiſchen Sentenzen und weiſen Sprüchlein wimmelt, die geſperrt gedruckt ſind und bisweilen auf Hamburger Lokalitäten beißende Anſpielungen enthalten, z. B. auf den ſchon damals berüchtigten Jungfernſtieg:

Am Waſſerpfort
Der neuen Stadt,
Weißlich ihr nicht ſo leicht
Euch könnt von einer Freundin trennen
Die euch, wenn's ſchummert, nicht will kennen.

1684.

Nur zwei neue Opern kamen in dieſem Jahre zur Aufführung:

Der hochmüthige, geſtürzte und wiedererhobene Cröſus, gedichtet von Lucas von **Boſtel**, componirt von **Förtſch**.

Das unmöglichſte Ding, in einem Singſpiel vorgeſtellet, componirt von demſelben.

Letzteres iſt eine komiſche Oper, in deren Vorrede ſehr naiv bemerkt wird: „Ob nun in dieſer eitlen Matery viel Thorheiten eingemiſchet, ſo wird doch nichts gegen Gott und die Ehrbarkeit darinnen enthalten ſeyn. Die Wörter **Verhängniß**, **Schickung**, **Gottheiten** u. dergl. verſtehe poetiſch, habe aber ein chriſtlich Gemüth, lebe wohl!“ — Die Hamburger Cenſur muß damals außerordentlich ſubtil geweſen ſeyn, wenn ſie ſogar in unſchuldigen Worten, wie Verhängniß und Schickung in Bezug auf Religion Anſtößiges geſehen hat. Man konnte die einmal verdächtigen Worte nicht über die Lippen bringen, ohne zugleich eine Entſchuldigung dafür auszuſprechen.

Weniger durch jene Subtilitäten, als dadurch werden ſich unſere Frauen beleidigt finden, daß, die Treue der Frauen zu wahren, für „**das unmöglichſte Ding**“ auf der Welt gehalten und förmlich bewieſen wird.

Florus hat **Lucillen**, ſeine Geliebte, entführt, und glaubt ſie in Rom ſicher. Der Kaiſer aber ſieht ſie und läßt ſie in den Palaſt bringen. Sie wird krank. Der Kaiſer braucht die berühmteſten Aerzte, unter Anderen den **Euriſtens**, der als Gehülfen **Florus** mitbringt. Der Vater will dem Kaiſer einen benebelnden Trank beibringen, muß aber ſelbſt davon trinken. Inzwiſchen ſich die beiden Alten lächerlich genug gebährden, thut Florus das Beſte bei Lucillens Kur.

1686.

Während weder die Richey'ſche Sammlung, noch die Gottſched's im Jahre 1685 einer neuen Hamburger Oper Erwähnung thut, kam im Januar des nächſten Jahres die folgende große hiſtoriſche Doppeloper zur Aufführung, bevor „wegen innerlicher Unruhen per recessum Senatus et Civium das Opernſpielen am 28. Januar 1686 bis auf Weiteres unterſagt“ wurde.

Cara Muſtapha, oder Erſter Theil: Die grauſame Belagerung und Beſtürmung der Kaiſerlichen Reſidenzſtadt Wien. Zweiter Theil: Der erfreuliche Entſatz der Kaiſerlichen Reſidenzſtadt Wien.

Beide gedichtet von demſelben von Boſtel, componirt von Franck. Es muß als ein für die damals noch geltenden ſtrengen Kunſtregeln äußerſt gewagtes Unternehmen gehalten werden, aus den Schranken der Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung kühn herauszutreten, und einen ſo gewaltigen hiſtoriſchen Stoff der neueſten Epoche dramatiſch darzuſtellen. Der Verfaſſer entſchuldigt ſich darüber in der Vorrede Das Textbuch dieſer Rieſenoper umfaßt, neben 24 Quartſeiten Einleitung und Vorrede, 121 enggedruckte, 40 Zeilen haltende Druckſeiten in ſtattlichem Quartformat. Der redenden Hauptperſonen ſind 41. Sieben Chöre, ferner deutſche, tartariſche, polniſche, türkiſche Armeen erſcheinen auf der Bühne. Zweiundzwanzig neue ſceniſche Veränderungen kommen im erſten, 29 im zweiten Theile vor. Der erſte Theil endet mit der Sprengung einer Baſtei und einem „grauſamen Sturme gegen Wien.“ Ausfälle, Schlachten, Märſche, Kanonenfeuer und Feuerwerke in großer Menge. Mit Strangulirung des Paſcha Ibrahim und Enthauptung des Großveziers Cara Muſtapha ſchließt das Ganze. Zwölf Chortänze ſchmücken die Oper. Berechnet man den Gegenſatz der türkiſchen und deutſchen Kriegsmuſik, ſo iſt Cara Muſtapha gewiſſermaßen Meyerbeer's Hugenotten an die Seite zu ſetzen, inſofern in dieſen der Gegenſatz katholiſcher und proteſtantiſcher Muſik dargeſtellt wird.

Die Tendenz der Oper giebt der Schlußchor der Janitſcharen an:

So geht es zuletzt den vermeſſenen Tyrannen,
Die Redlichkeit, Ehre und Treu'
Ohn' einige Scheu
Aus ihren blutdürſtigen Herzen verbannen;
So endet ſich Trübſal und Noth:
Muſtapha, der Bluthund, iſt todt.

Zweiter Band.

1688 — 1694.

Ueber den zweiten und die folgenden Bände der Richey'ſchen Sammlung nur Weniges. In ſieben Jahren enthält dieſer Band 33 neue Opern, von denen im Durchſchnitt alſo etwa 5 auf ein Jahr kommen; nur das letzte Jahr 1694 zählt 12 muſikaliſche Neuigkeiten. Der bei weitem fruchtbarſte Dichter dieſer Periode iſt Chriſt. Heinrich Poſtel, nach ihm beſonders Breſſand, dann Schröder, Hinſch, Kramberg. Unter den Componiſten zeichnen ſich Förtſch und Conradi aus, während eine Menge geringerer Geiſter ihnen nachſtrebt, wie Bronner, Krieger, auch Mattheſon, deſſen bereits oben gedacht wurde.

1688.

Der große Alexander in Sidon, in einem Singſpiel vorgeſtellet, von Poſtel.

Nach Wiedereröffnung der über Jahresfriſt geſchloſſenen Bühne zu Hamburg tritt von Seiten der Dichter das eifrige

Beſtreben, der ſtrengſten Moralität angepaßte Stücke zu arbeiten, nur zu pedantiſch hervor. Man ſucht in Sprache, Versbau und Ausſchmückung eines Stücks das urſprünglich Einfache, Nüchterne bisweilen freilich Rohe mit einem Male abzuſtreifen; man verfällt in Künſtelei und Steifheit, unnöthigen Plunder und Schwulſt. Dazu kommt, daß man, um die Erſcheinungen des Frivolen zu tadeln und dichteriſch zu beſtrafen, auf ſie oft plumper zurückkommt, als man ſie gemieden zu haben wünſchte.

Daſſelbe Urtheil trifft dieſen Alexander, beſſer Thais genannt. Thais iſt Maitreſſe des jungen aber ſchwachen Königs von Sidon, vor welcher Stadt der Welteroberer Alexander mit ſeiner Kriegsmacht ſteht. Alexander verſchmäht der Thais Liebe und Bitten, er erobert unaufhaltſam Sidon. Der König verſtößt Thais, läßt ihren Palaſt plündern und ſchleifen, und führt auf Alexanders Wunſch ſeine getreue Gattin auf den Thron zurück. Daraus ſoll man lernen: „wie die Bosheit zwar erſtlich ſich erhält, aber doch zuletzt zu Jedermanns Verachtung verſtoßen wird, und daß durch Sünden und Ungerechtigkeit erworbenes Gut niemals Segen und Gedeihen mit ſich führet.“ Mit welch' ungeſchickten Mitteln übrigens dieſe ſchönen Zwecke erreicht werden ſollen, ſieht man aus folgender Arie des Anführers der Leibgarden:

Möcht' ich nur nach Willen
Die Rache erfüllen,
Wie wollt' ich noch heute Nacht
Die ſtinkenden M . . . . .
Mit Hunden aushetzen!
Ja, hätt' ich die Macht,
Ich wollte ſie alle zuſammen
Mit Thais verdammen
Zu tödtlichen Flammen.

Sie rauben der Jugend
Die Keuſchheit und Tugend ꝛc.

Zwei geiſtliche Opern deſſelben Jahres: **Die heilige Eugenia**, und **der beſtändige Martyrer Polyeuct**, componirt von demſelben **Förtſch**, haben ähnliche Tendenz.

1699.

Xerxes in Abidus, der mächtige Monarch der Perſer, von **Poſtel** und **Förtſch**.

Dieſe aus dem Italieniſchen frei überſetzte Oper iſt eine der ſchwülſtigſten, die **Poſtel** auf die Bühne brachte. Sogleich in der erſten Scene beſingt Xerxes einen Ahornbaum, in deſſen Schatten er ruht:

Lieblicher Schatte, du bräunliches Licht
Jener annehmlichen Zweige
Deine Holdſeligkeit duldet es nicht,
Daß ich mich traurig erzeige.

Anmuthsvoller Luſtſchmaragd!
Ihr mit Ruh beſeelte Blätter!
Grünt in angenehmer Pracht,
Seyd vom Himmel hoch geacht,
Ewig frei von Sturm und Wetter. ꝛc.

Ein ſonderbarer Einfall **Poſtel's** — er nennt ihn ſelbſt honnête plaisanterie — iſt, daß er dem kriegeriſchen Sänger unter dem Baume in Perſien einen Kammerdiener **Elvirus** beigeſellt, der plattdeutſch ſpricht:

Wat maket doch de Friery
  In düſſer Welt vor Töge,
Den Jungen iſt von Leſſely,
  Den Ohlen iſt von Höge ꝛc.

Acis et Galathée, pastorale héroique en musique, componirt von **Lully**.

Was es mit dieſem ſehr anmuthig geſchriebenen muſikaliſchen Schäfergedicht für eine beſondere Bewandtniß gehabt habe, läßt ſich nicht entdecken. Es iſt die erſte Oper, die durchweg in franzöſiſcher Sprache aufgeführt iſt, vielleicht von damals gerade anweſenden fremden Sängern. Das Vorſpiel ſcheint auf irgend eine feſtliche Gelegenheit hinzudeuten. Die Idylle ſelbſt ſpielte in Sicilien, der Prolog in Hamburg.

Der ſchöne Schäfer Acis glüht für die Nymphe Galathée, die vom Rieſen Polyphem verfolgt wird. Dieſer ſieht ſich durch Acis Neigung gefährdet, und tödtet ihn durch einen Felswurf. Darüber ergrimmt Polyphems Vater, Neptun, und giebt auf Bitten der holden Galathée dem Schäfer das Leben wieder. Zum Schluß zieht ſich der muntere Chor der Najaden hieraus folgende Regeln:

Tendres coeurs, conservez l'espérance,
C'est en vain qu'on vous fait résistance,
Qu'on s'arme de rigueur, de haine et de courroux:
Que ne vaincrez-vous point si l'amour est pour vous?

Désormais on doit aimer sans crainte,
De quoi sert une injuste contrainte:
Beautés à qui le ciel a donné mille appas,
L'amour vous punira de n'en profiter pas!

1690.

Die großmüthige Thaleſtris, oder letzte Königin der Amazonen, von Poſtel und Förtſch.

Eine große heroiſche Oper „Zum Ruhme des ganzen weiblichen Geſchlechts." In einer 11 Seiten umfaſſenden Vorrede citirt Poſtel mit erſtaunenswerther Beleſenheit die Schriftſteller aller angeſehenen Nationen für und wider das ſchöne Geſchlecht. Der Streit der mannhaften Amazonen gegen die Maſſageten bildet den Stoff der Oper. Die Ausführung iſt trefflich.

Zur Krönungsfeier des deutſchen Kaiſers Joſeph I. wurde in demſelben Jahre gegeben:

Ancile Romanum, das iſt, das Römiſche Reichsglücksſchild, von demſelben **Poſtel** und **Förtſch**.

Auf die große heroiſche Oper **Bajazeth und Tamerlan** folgte eine komiſche, bekannten Inhalts, wahrſcheinlich nur eine Nachahmung des Cervantes.

Don Quixotte de la Mancia, der irrende Ritter, Luſtſpiel von **Hinze** und **Förtſch**.

Im Vorſpiel treten wir in den Palaſt der **Thorheit**. Sie ſitzt auf erhabenem Throne, und um ſie die erſten Vaſallen ihres Reichs, als da ſind: der Kleidernarr, Saufnarr, Venusnarr, Heuchelnarr, und Romanennarr. Letzterem reicht die Herrſcherin die Kronen des höchſten Verdienſtes, weil durch ihn der Held des Stücks geleitet werde. Fünf Aufzüge bilden das Stück ſelbſt, welches mit vielen Ballets und Metamorphoſen ausgeſchmückt iſt. Zum Beſchluß wird der Chor geſungen:

Gewiß der lernt genug,
Der aus der Thoren Thaten,
Wenn ſie nicht wohl gerathen,
Verſtändig wird und klug:
Gewiß der lernt genug.

1691.

Drei große Opern füllen dieſes Jahr aus: **Ariadne**, von Poſtel und Conradi; **Diogenes**, componirt von **Förtſch**; **Numa Pompilius** componirt von Franck.

1692.

Poſtel bringt den erſten Opernſtoff aus der deutſchen Geſchichte:

Carolus Magnus und **Hermingardis**, componirt von Conradi.

Die Scene ſpielt in Oberitalien, am Hofe des Königs der Longobarden, Deſiderius, deſſen Tochter, Hermingardis, der Kaiſer liebt. Ein bucklicher und ſtammelnder Alter, Brillo, iſt der Spaßmacher des Stücks.

Achille et Polixène, tragédie en musique, arrangirt von Lully.

Eine aus dem Franzöſiſchen ziemlich ſchlecht überſetzte Oper, zur beibehaltenen Muſik für die Hamburger Bühne eingerichtet. Beide Texte, der franzöſiſche und deutſche, ſtehen neben einander.

Unter der großen Menge der in den beiden folgenden Jahren dieſes zweiten Bandes aufgezählten Opern ſind zu nennen:

Gensericus, der große König der afrikaniſchen Wenden. 1693.

Semiramis und Ninus, italieniſch von Ceſti. 1693.

Echo und Narcissus, ein Schäferſpiel. 1691.

La Gierusalemme liberata, italieniſch und deutſch. 1691.

Pleyades, oder das Siebengeſtirn, von Mattheſon. 1691.

Hercules unter den Amazonen, zwei Theile, von Breſſand und Keiſer. 1694.

Auf dieſelbe Weiſe folgen dann auch in den fünf folgenden Bänden der Richey'ſchen Sammlung große heroiſche und hiſtoriſche Opern, Schäferſpiele und muſikaliſche Poſſen, ſelten in italieniſcher oder franzöſiſcher Sprache, in bunteſter Reihe. Für unſere Zwecke und in Berückſichtigung des hier verſtatteten Raumes möge es jedoch genügen, bloß auf Einzelnes der früheſten Zeit der deutſchen Oper zu Hamburg hingedeutet und ſo vielleicht unter den Theaterfreunden, praktiſchen und theoretiſchen, ein kunſtgeſchichtliches Intereſſe für jene erregt zu haben, welches nur ein genaueres Erforſchen und Durchdringen der vorliegenden reichen Sammlung zu befriedigen vermag.

Rahel's Theater-Urtheile.

(Mitgetheilt von K. A. Varnhagen v. Enſe.)

Unſre deutſche Theaterbildung beginnt mit Eckhof und Leſſing, und nicht leicht kann ein Anfang würdiger bezeichnet ſeyn, als mit zwei ſolchen Meiſternamen. Seit dieſen beiden Männern iſt unſrer Schaubühne ununterbrochen die ernſtliche und eifrigſte Pflege jeder Art zu Theil geworden, und weder an hochbegabten Künſtlern noch an geiſtreich einwirkenden Dramaturgen hat es ihr gefehlt, deren gemeinſame Bemühungen die deutſche Schauſpielkunſt auf eine Höhe gebracht haben, wo ſie mit jeder andern nationalen, alten und neuen, ſich zur Vergleichung kühn ſtellen darf, auf eine Höhe, wo manchem Auge kein Weiterklimmen möglich, manchem das Herabſteigen unvermeidlich dünkt, weil auch aus Gründen, die außerhalb der Bühne ſelbſt liegen, der Verfall des Theaters nothwendig erfolgen müſſe.

Wir können dieſer letztern Behauptung nicht unbedingt beitreten, wenigſtens nicht für das deutſche Theater im Allgemeinen, wenn es auch wahr ſeyn mag, daß einzelne deutſche Bühnen in ihrem heutigen Gange, wo nicht dem Aufhören, doch der völligen Unbedeutenheit eifrig zuſchreiten. Zum Glück iſt in Deutſchland kein einzelner Bildungskreis geſetzgebend für das Ganze. Das Rechte und Gute, an der einen Stätte vernachläſſigt oder unterdrückt, findet alsbald wieder eine andere, wo es gepflegt wird, oder ſich doch frei entwickeln mag, und auch minder wichtige Orte gewähren zu Zeiten ein fruchtbares Gedeihen, das dann wieder den größten Hauptſtädten zu Gute kommt.

Das Theater hat in Deutſchland eine andere Geſtalt und Aufgabe, als in andern Volksbereichen, wo für alle Kunſtbeſtrebungen nur Ein beſtimmtes Ziel in Einer höchſten Mitte beſteht.

Das Theater muß bei uns vieles leiſten und erſetzen, wofür eigentlich andere Anſtalten zu fordern wären; ein Theil unſerer Volksbildung, unſres Gemeingeiſtes, des freien Ausdrucks unſrer Geſinnungen und Urtheile, haben dort ihre Stätte gewählt; unſere höheren Geſellſchaftsverhältniſſe werden dorther theilweiſe ſowohl gezähmt als genährt, und woſonſt keine Wirkung ſo leicht hindrint, da wirkt unmerklich und unwiderſtehlich das von der Bühne geſprochene Wort. Einigermaßen war dieß auch das Verhältniß des Theaters in Frankreich vor der Revolution; allein zu Gunſten des deutſchen Theaters ergeben ſich aus den erwähnten Umſtänden noch wichtige Unterſchiede, die ſeine Bedeutung ohne Vergleich höher ſtellen.

Wir dürfen deßhalb annehmen, daß unſeren Landsleuten das Theater wie bisher, ſo auch ferner, ein Gegenſtand beſonderer Zuneigung bleiben wird, wie es denn in der That, man kann es wohl ſagen, der Nation im Ganzen gewiß lieb und theuer iſt, als welche wohl fühlt, daß ſie deſſen nicht füglich entrathen kann. Wäre wirklich ein Verfall deſſelben überhaupt zu fürchten, oder ſchon ſichtbar, ſo möchte dieß nur ein Grund werden, mit verdoppeltem Eifer zu ſinnen und zu trachten, wie ihm aufzuhelfen wäre, nicht aber, ſich überdrüſſig von ihm abzuwenden.

Der ausübende Künſtler hat ſeine Hülfsquellen unmittelbar in einer Productivität, dem Feuer ſeines Talents mag er neue Gebilde und Wirkungen entſtrömen laſſen; die Erfindung wird ihren Weg nehmen ohne unſer Zuthun, und ihren Erfolg wird ſie als ihr Recht hinſtellen. Dem Theaterfreunde jedoch zeigt ſich noch eine andere Richtung, in welcher ſeine Theilnahme dem Gegenſtande förderlich ſeyn kann. Dies iſt das Gebiet der Theatergeſchichte, der Rückblick auf den bisherigen Gang dieſer Kunſtentwickelung, die wiederholte Betrachtung deſſen, was in dieſer Bahn früher ſich bemerklich gemacht hat; in dieſer Kunſt, wie in allen andern, ſteht nichts allein, die Gegenwart ſtützt ſich auf die Vergangenheit, und nichts iſt reicher an Belehrung und Aufſchluß für das heutige Bedürfniß, als die Vergleichung mit dem, was ſchon da geweſen, und was und wie es geleiſtet und aufgenommen worden iſt.

Seit jenen großen Namen, die wir zu Anfange genannt, ſind nicht minder glänzende und berühmte unſeren Theaterannalen eingeſchrieben. Aufmerkſame Leitung, und tüchtige, glänzende Ausübung haben an vielen Orten Großes, oft Außerordentliches geleiſtet. Während aber, ihrer Natur nach, die Darſtellungen der Künſtler mit dem Augenblicke flüchtig dahingehen, und die großen Namen Schröder, Fleck u. ſ. w. ſchon faſt nur mythiſch im Gedächtniſſe leben, fehlt auf der dramaturgiſchen Seite großentheils noch die Zuſammenfaſſung und der Beſtand, auf welche ſie, ihrer Art nach, allerdings Anſpruch machen könnte. Seit Leſſing hat nur Tieck, auf ſeinem Standpunkte zu Dresden, eine Sammlung von Kritiken und Belehrungen aufgeſtellt, wie jener von und für Hamburg mit ſo großem Erfolge ſie geliefert hat. Die Goethe'ſchen Beiträge, durch Inhalt und Geiſtesrichtung unſchätzbar, ſtehen vereinzelt. Schilderungen beſtimmter Künſtler in einer Reihe von Rollen haben wir nur wenige; Böttiger über Iffland, Meyer (in Bramſtedt) und Schink über Schröder, Lewald über Seydelmann, ſind die vorzüglichſten. Außer dieſen wenigen hellen Punkten iſt in der deutſchen Theatergeſchichte Alles dunkel und lückenhaft; die meiſten Nachrichten, auch die werthvollſten, verlieren ſich, wie die Vorſtellungen ſelber, mit dem Tage. Manche Kritiken, von Börne, von Gans, ſind literariſch aufbewahrt, aber nur nebenher, andere ſehr vorzügliche, von Ludwig Robert, Hartmann, Friedrich Schulz, und Andern, vermöchte man kaum aufzufinden, auch wenn ein ächter Sammlerfleiß ſie ernſtlich ſuchte!

Einem Theaterfreunde, den die Eindrücke der Bühne nach dem Genuſſe des Augenblicks auch in dauernder Erinnerung freuen, der ſo viel Schönes, Hohes und Freudiges, das die Schauſpielkunſt ihm vorgeführt, ſich zum Lebensſchatze geſammelt, und der bei den Namen der Künſtler nicht ſchnöde ihres Alters und ihres Zurücktritts, ſondern freudig der Entzückungen gedenkt, die er ihnen ſchuldig geworden, — einem ſolchen Theaterfreunde mußte die Erſcheinung des Briefwechſels zwiſchen Goethe und Zelter auch in dieſem Bezug auf die Bühne ſehr willkommen ſeyn, und durch Hervorrufung ſo vieler einſt durch lebendige Kunſt erfüllten Stunden einen reichen Genuß darbieten. Eine lange Reihe von Jahren hindurch verfolgt Zelter mit lebhaftem Eifer und eigenthümlichem Sinn die Vorſtellungen der Berliner Bühnen, giebt von den Stücken, den Schauſpielern, den Rollen, nach Umſtänden ausführlicher, oder auch nur ſummariſch Bericht. Und da wir ſeine Eigenheiten, ſeine Mängel und Befangenheiten aus dieſen Briefen ſattſam kennen lernen, ſo ſind wir im Stande, ihn durch dieſe ganze Folge von Nachrichten und Urtheilen zu begleiten, ohne uns ihm unbedingt hinzugeben, vielmehr können wir, indem wir bald ab- bald zurechnen, aus dem von ihm Gegebenen bequem und ungeirrt unſer eignes Urtheil bilden.

Nicht minderen Anreiz, und in mancher Hinſicht noch gröſſeren Genuß, gaben uns die Briefe der Frau von Varnhagen, die unter dem Namen „Rahel“ zuſammengedruckt worden und weit in die mannichfachſten Kreiſe der Literatur und Geſellſchaft gedrungen ſind. Auch in ihnen iſt das Theater ein durch das Ganze eines beinah vierzigjährigen Zeitraums ſich fortwindender Gegenſtand, der immer aufs neue hervortaucht, mannichfache Lebensbeziehungen anknüpft und weiter ſpinnt, und die tiefſten, originellſten, fruchtbarſten Bemerkungen veranlaßt. Da wir mit großer Vorliebe und beſonderer Aufmerkſamkeit gerade dieſe Seite des Buches Rahel uns angeeignet und uns mit der Verfaſſerin hauptſächlich als einer Theaterbeſucherin beſchäftigt haben, ſo erzeigen wir den meiſten Leſern gewiß einen dankenswerthen Gefallen, wenn wir ihnen in Kürze einige der Ergebniſſe, welche ſich uns dargeboten, zur Ueberſicht vorlegen.

Wir ſetzen voraus, daß unſre Leſer mit dem Geiſte und den Aeußerungen Rahel's im Allgemeinen ſchon bekannt ſind. Aus allem Lobe, das dieſer Frau ſo vielfach geſpendet worden, ſo wie aus dem Tadel auch, dem ſie nicht ganz hat entgehen können, muß wohl am Ende für ſie das Zugeſtändniß unwiderſprechlich feſtſtehen, daß, wie man auch ſonſt ihr Weſen beurtheilen, ihre Geiſtes- und Gemüthsgaben wägen und ſchätzen wolle, zwei Eigenſchaften in ihr hervorragen, und ihren Worten die Kraft und den Zauber geben, welche die Leſewelt davon empfunden hat, zwei Eigenſchaften, welche wir auch für das Theater als die köſtlichſten und wünſchenswertheſten in Anſpruch nehmen, und von denen wir das ganze Publikum erfüllt und beſeelt ſehen möchten, nämlich unbeſtechliche Wahrheitsliebe und regſter Enthuſiasmus.

Gewiß, zwei ſeltene und wichtige Gemüthsgaben, und am ſeltenſten und wichtigſten in ihrer Vereinigung! Denn ſie ſcheinen ſich, zum Theil wenigſtens, gegenſeitig auszuſchließen, oder in ihrer Wirkung zu ſchwächen. Das iſt aber hier gar nicht der Fall. Die Wahrheitsliebe Rahel's iſt mit Güte, ihr Enthuſiasmus mit Einſicht verbunden; die größte Eingenommenheit hindert bei ihr ſtrengſte Beurtheilung nicht, die Mißbilligung läßt der freudigſten Anerkennung Raum, ſobald ein Fehler oder ein Vorzug unerwartet dieſen Gegenſatz fordert oder möglich macht.

Sehen wir nun, wiefern dieſer inneren Ausſtattung die äußeren Umſtände günſtig zu Hülfe kamen! In Berlin 1771 geboren, ſah Rahel in ihrer Jugend die Erſtlingsblüthe der dortigen deutſchen Bühne hervorbrechen, welche aus geringen Anfängen, beſcheiden, aber friſch und kräftig, vor einem antheilvollen, ſich gleichzeitig heranbildenden, ebenfalls beſcheidenen, aber freudig-ernſten Publikum jugendlich aufſtrebte; daneben glänzte die italieniſche Oper, mit ihren feſtſtehenden, auf gegebener Kunſthöhe meiſterhaften Leiſtungen, in aller Pracht und Fülle Königlicher Anordnung; und bisweilen kam den Anſprüchen und der Gunſt vornehmer Geſellſchaft auch noch der Reiz franzöſiſcher Vorſtellungen lebhaft entgegen. Dieſe doppelte Nebenbuhlerſchaft, welche nicht dauernd genug wirkte, um unterdrücken zu können, aber ſtark genug war, um anzuregen, hat gewiß der deutſchen Bühne in Berlin mannichfach genützt, gewiß auch auf das Theater

Publikum vortheilhaft eingewirkt, deſſen Geſichtskreis ſich niemals ganz verengen konnte, ſondern immerfort fruchtbare Vergleichungen bot.

Damals überließ man die Leitung der deutſchen Bühne, nachdem ſie nicht mehr bloßes Privatunternehmen auf Gewinn, ſondern der Obhut der Staatsbehörde theilhaft geworden war, den Einſichten harmloſer Gelehrten. Erſt Ramler, dann mit größerem Erfolg Engel, thaten redlich alles, was unter den beſchränkten Umſtänden, in welchen ſowohl ſie ſelbſt als die Bühne waren, zu verlangen war. Endlich kam Iffland, der nun als Künſtler und Director zugleich eine neue Epoche begann, die der Hauptſache nach noch jetzt fortdauert. Er verſtand ſein Handwerk und die Welt; indem er jenes klug betrieb und alle Vortheile geltend machte, wußte er die Gunſt des Hofes und der Menge zu erwerben, und ſich, ſo lange er perſönlich wirkte, darin feſtzuhalten.

In dieſer Zeit hatte die Berliner Bühne das Glück, neben vielen trefflichen Talenten, die zum Theil von dem größten perſönlichen Glanze getragen wurden, wie z. B. die als Schönheit angebetete Baranius und der nicht minder berühmte Czechtitzky, ein paar Sterne erſter Größe in Fleck und Friederiken Unzelmann zu beſitzen, welche dem Ganzen den höchſten Aufſchwung und lange Zeit die vorherrſchende Richtung gaben. Beſchort und Mattauſch wären Zierden jeder Bühne geweſen. Unzelmann war als Komiker unübertrefflich.

Außer den zahlreichen Erſcheinungen, welche von andern deutſchen Bühnen einzeln herüberkamen, und außer dem Anſchauen neuer Geſammtheiten an andern deutſchen Orten von Bedeutung, empfing Rahel auch früh die großen Eindrücke des franzöſiſchen Haupttheaters in Paris. Sie ſah die genialen und zauberiſchen Geſtalten Talma's, der Raucourt, Fleury's, Elleviou's, der Mars, der Georges, und wußte über die ſchroffen Eigenheiten einer nationalen Kunſtbildung billig hinzuſehen, um den Gipfel allgemeiner und überall gültiger Meiſterſchaft, die ſich aus den engen

Schranken dennoch ſiegend erhob, nur um ſo höher zu bewundern. Für den Kundigen wird es nicht ohne Werth ſeyn, wenn wir bemerken, daß Rahel auch die tragiſchen Talente der holländiſchen Bühne zu kennen und zu ſchätzen Gelegenheit gehabt.

An Muſtern, Beiſpielen, Stoff jeder Art zum Vergleichen und Ueberdenken war daher kein Mangel. Auch Muſik im ganzen Umfang, die Tanzkunſt in ihren verſchiedenen Arten, boten ſich dem regen, ſichern Sinne reichlich dar, welcher nicht weniger für die Malerei der Bühne, für Koſtüm und Dekoration, offnen und ſcharfen Blick hatte.

Wir ſehen Rahel dieſe mannichfachen Richtungen mit lebhafter Theilnahme verfolgen, die Talente anerkennen, die Leiſtungen würdigen, ſie im Einzelnen ergründen, den feinſten Schattirungen ihrer Aufgaben nachgehen. Sie weiß auch auf untere Stufen das Verdienſtliche aufzufinden, auch in verkehrten Richtungen das Meiſterliche auszuſondern, und wo das Kunſturtheil jede Milde verſagen muß, läßt ſie doch nie die menſchliche Billigkeit abhanden kommen. Aber im Ganzen iſt ihr Sinn immer auf das Höchſte und Größte gerichtet, und beruhigt ſich nur bei dem entſchieden Vortrefflichen, Vollendeten. Ihre leidenſchaftliche Bewunderung iſt vor allem dem erhabenen Genius Fleck's, Talma's, der Schröder, gewidmet, wie der lebensreichen, ſchöpferiſchen Natürlichkeit der Unzelmann, der Mars. In der Oper iſt es der Geſang der Marchetti, der ſie zumeiſt befriedigt, derſelben Marchetti, welche Heinſe in Venedig ſingen hörte, und von der ſpäter Wilhelm von Humboldt in ſeinen Briefen an Schiller ein preiſendes Zeugniß gab; oder der Geſang der Milder, in andrer Weiſe von gleicher Erhabenheit. In der Tanzkunſt iſt es die Vigano und die neapolitaniſche Schule; in der Muſik, neben der reichen Kunſt und Lebensfülle der beſten Italiener, ſind es Mozart, Gluck und Righini, auf welche ſie ſtets zurückkommt. Unerſchütterlich hielt ſie bei ſolchem einmal gewonnenen Maßſtabe feſt; keine Lockungen des Talents, des allgemeinen Beifalls und Geſchreis machten ſie jemals irre. Sie wußte ſehr gut, daß dem erſten Talent und der reinſten Kunſt nicht ſowohl das Mittelmäßige und Schlechte, als vielmehr das ihr zunächſt ſtehende zweite Talent, die Routine, mit innerer oder äußerlicher Begabe ſich verzierte, vorgeſpiegelte, liederlich und ſchädlich iſt. Und mit dieſen Eigenthümlichkeiten, ſie mochten übrigens noch ſo bewundernswerth ſeyn, und Iffland, Vigottini, Karl Maria von Weber oder Sontag heißen, konnte ſie ſich nicht ſo weit befreunden, um das Widerſtehende in ihnen mit Freudigkeit zu genießen, aber nie ſo weit, um ſie jenen ächten und vollkommenen Gebilden jemals an die Seite oder gar an deren Stelle zu ſetzen.

Rahel dachte groß und enthuſiaſtiſch von der Kunſt und den Künſtlern; ſie fand letztere jeder Verehrung werth, als Auserwählte der Menſchheit, geweiht und berufen, das Schöne und Erhabene zu Troſt und Freude hervorzubilden, unſere beſchränkten, getrübten Zuſtände mit ſeinen, höheren abzulöſen. Sie glaubte daher auch nicht, daß die Kunſt ein bloß äußerlich Erlerntes, ein geſchliffenes Flickwerk ſeyn könne. Die großartige Seele, das kräftige Gemüth, den lichtvollen Geiſt, ſetzte ſie ſtets im Künſtler voraus. Große Naturgaben, und vor allen die Fähigkeit tiefer und mächtiger Empfindung, waren ihr das erſte Erforderniß.

Aber ſie war mit dieſer erſten Bedingung keineswegs abgefunden; ſie verlangte nun eben ſo den ganzen Ertrag des Studiums, den vollen Reichthum erworbener Bildung. Wo die eine oder die andere dieſer beiden Seiten fehlte, da konnte ſie höchſtens treffliche Beſtandtheile aber kein befriedigendes Ganze der Kunſt anerkennen. Zu jener Stufe herabſteigen, wo das Einzelne gelten darf, weil es nur gerade dieſes ſeyn will, mochte ſie auch jeder Virtuoſität mit leidenſchaftlichem Beifall zuſtimmen, und wie ſie die reine Schönheit der Geſtalt, die ſchickliche Einigung, das glückliche Gelingen bewunderte, ſo konnte ſie auch durch weite Verehrung, ſolcher Nachhülfe des Verſtandes, und durch vollkommene Fertigkeit entzückt werden, wo dieſe richtig hervortraten. Nur wenn der Mangel, die Schwäche und die Dürftigkeit ſich als Stärken geben wollten, das ihnen zugeſtandene Geringe an die Stelle des ewigen Wahren und Herrlichen Leben machten, ſo durch kräftigeren Schein des Wirklichen und Neuen geltend machten, — dann empörte ſich der Unmuth und dann ſcharfe Stachelworte entſchlüpften.

Rahel war die Erſte, welche bei aller Anerkennung der vielſeitigen in Iffland vereinigten Gaben, ſowohl ſeine Schauſpielkunſt als ſeine Directorſchaft als den Anfang des Verfalls der Berliner Bühne erkannte und bezeichnete. Gegen dieſen gefährlichen Einfluß ruhig ergebend das entgegengeſetzte Beiſpiel der Weimarer Bühne, ergebend die Anregungen der neueren Poeſie, der feingebildeten Verſtimmungen Schlegel's, Tieck's, Bernhardi's, ergebend der beſſere Theil des Berliner Publikums. Die Vorzüge ſelbſt, in denen Iffland groß war, täuſchten über die Richtung, die er dem ganzen Bühnenweſen gab, und riſſen nach und nach alles auf den falſchen Weg mit fort. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir Rahel mit der Geſtalt des Theaters, die ihr daheim und in der Fremde am meiſten entgegentrat, in bleibendem Widerſpruch finden. Am wenigſten konnte ſie in Berlin ſelbſt befriedigt ſein, wo ſie, bei dem beſten Willen, doch faſt immer nur Einzelnes loben konnte, und das Ganze des Reiſes nur mißklingend und wie durch Mund des [illegible] gebildet ſah.

Wir wollen dieſe Verſchiedenheit der Standpunkte hier in allgemeinen Allgemeinheiten nicht weiter erörtern, ſondern laſſen ſolche lieber lediglich in lebendiger Auffaſſung der beſtimmten Einzelnen prägnant hervortreten. Das Vollkommenſte wird ſich für diejenigen, welche deſſen bedürfen, aus dieſen reichen und gleichſam dem Augenblick entriſſenen Sprachworten leicht und ergiebig ableiten.

Einen charakteriſtiſchen Ausdruck der ganzen Richtung und Geſinnung Rahel's in theatraliſchem Bezug liefert uns gleich ein Brief, aus dem Jahre 1817 an die große tragiſche Schauſpielerin Sophie Schröder. Dieſe gab damals ihre erſten Gaſtrollen in Berlin, Rahel aber befand ſich in Frankfurt am am Main, und schrieb an die bewunderte und ihr schon seit mehreren Jahren befreundete Künstlerin wie folgt:

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., den [illegible] October [illegible].

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Erbärmlichen, Schlechten. Wie wahr und richtig ist der Zustand der Berliner Bühne und des Publicums ausgedrückt! Er ist noch heute, nach achtzehn Jahren, ganz derselbe. „Berliner Geschmack ist in Beziehung der Weiberrollen auf schwaches Geplärr [illegible]." Und [illegible] war die Erfahrung der [illegible] dein Gedächtniß noch ganz frisch! dieser großen Künstlerin, welche hier, ihrem Vermögen und Kräften nach, so richtig bezeichnet, so gewiß gewürdigt wird! „Furchtbar, leidenschaftlich, mit den Elementen verwandt, mythologischen Wesen[illegible]," rc., dahin ging immer ihr Naturell und ihre Kunst. Aber mit den Männerrollen steht es nicht besser; im Gegentheil. Und die Stadt! Kann man nicht heute Dasselbe sagen? „Sie putzt und schwatzt gar zu viel an ihrem Kunstgefühl, betrachtet gar zu sehr das [illegible] hinüber, mit Ärger, und allen Zeichen, anstatt beim Gehen und Kommen der Sonne sich ruhiger hinzugeben." Dabei wird nicht verkannt, daß in der Menge gewiß viele Gemüther höheren Einsicht leben, auf welche der ächte Künstler sich stützen darf, wenn er gedeihen soll! Der Ausruf: „Wenn ich nur drei Bataillone gewonnen hätte! — ich wollte mir ein Theater anschaffen!" ist eine launige Bezeichnung dessen, was die Gunst der Umstände mir [illegible] bei und gefügt hat, die höchsten [illegible] aber, so leicht und lockend der Versuch wäre, auch bis heute nicht in ihre Kunstförderungen aufnahmen, nämlich das Beispiel unserer besten Künstler auf derselben Bühne!

In ähnlicher Weise, nur dem Gegenstand und Verhältnisse gemäß anders gefärbt, wird über Eßlair gesprochen, ebenfalls bei Gelegenheit seiner ersten Gastrollen in Berlin. Wir lassen dieses Urtheil, das zwar einige Zeit früher fällt, dem vorigen hier folgen, da solches dem Zusammenhange nach sich so am besten anschließt.

An Ludwig Robert, in [illegible].

Berlin, Sonnabend den 6. August [illegible].

„Ich kann wenig mit Worten [illegible]: ich habe Eßlair gesehen. Gegen die Schauspieler gehalten, [illegible]! Das eigentlich Glück, was er besitzt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In [illegible] [illegible] zu einem „[illegible] [illegible]" wird gewiß mancher Leser [illegible] einstimmen. Bei dieser Schilderung [illegible] aber [illegible] und auf, daß wir die alte

[illegible]

[illegible]

wußte, daß er das Ehepaar Wolff dringend nach Berlin empfohlen hatte, daß er auf ihren Erfolg rechnete; sie hätte gewiß gern diesen Wunsch ihm erfüllt gesehen, mit willigem Opfer dazu beigetragen, diese Anerkennung für Weimar zu gewinnen; und was konnte bestechender für sie sein, als das Urtheil Goethe's, der jene als vortrefflich anerkannte? Aber das konnte weder Rahels Sinn bestimmen, noch ihr Urtheil bestechen. Sie hatte keinen guten Eindruck von den weimarischen Künstlern, und schrieb ihrem Freunde unverhohlenen Bericht.

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, den 9. Mai 1811.

[illegible]

Zustände zu lassen, und auszudrücken, das letztere ist eine andere, äußerlichere und allgemeinere; wenn er dann nicht thut, was er nicht darf, — und diese prohibirenden Gesetze aus allen Gegenden des Rechenschaft gebenden Geistes genommen hat, — und sich seinen Spaß läßt, so werden wir Genuß haben. Unser jetziger Wunsch aber, wollen von seinem Geist, seinem Dichter, seiner Stimmung, seinem menschlichen Zustand; und [illegible] mich [illegible] zur [illegible]. Auch Hr. Wolff nahm jedes Wort, wie meine [illegible], [illegible]; und bekam wie die Rolle genommen. Seine Stimme ist nicht schlecht, nicht unangenehm, (das ist spricht er scharf, alle tragisch), aber sie ist sich nicht gleich und bricht wie jemand aus, der aus einem Punkt der Seele heraus lebt; sondern nur einen Menschen, der bald von einer bald von einer andern großen Idee, aber von solchen Menschen, erfaßt seyn kann: freilich kann er nichts Bewundernswerthes, nichts Verehrungswerthes — einen solchen Menschen nämlich darstellen: gewiß mancherlei romantisch Angehendes, Bemitleidenswerthes; wenn er nach Karakteren, und nicht nach Worten spielen wird. Ich habe eine Ahndung, daß er Lieder, u. dgl., in solchen Reimen und Weisen, gut lesen kann. Wie das [illegible]; welche von Schiller: und hier vieles von Shakspear. Wo er vague bleiben kann, und anklingen an ganz phantastische allgemeine Zustände der außermenschlichen Dinge, und auch in solchen phantastischen Gemüthszuständen, kann er wohl sehr gut seyn; das glaub' ich, durch seine Augen, die man im dritten Range sieht, durch ein [illegible] Gemüthsweise, welches ihn sogar während des schlechten Spiels beseelt; und weil er, so wie es nur scheint, ungewöhnlicher, phantastischer, in weitern Kreisen, und allgemeiner macht, gleich gut wirkt, und einem Schwung in den Sinn bracht. So viel! weil er von Weimar kommt, Wo der künstlerische Tourisme lebt; von dem ich hoffe, daß er ganz [illegible], in seiner Nähe nicht aufkommen läßt; [illegible], mit Macht und Wache. Bei seinem Entschluß. Es muß doch nicht gehen; und das ist es, was mich so ernst über unsere deutsche Kunst machte, und diesen langen Brief veranlaßt. Sind Sie darüber mit mir einverstanden? Und vergeben Sie mir? Ich meine, sehen Sie ein, wie er entstanden ist? Ihnen mußte ich ihn doch schicken! Sie werden noch mehr, noch viele Plane mit mir haben.

Mlle. Beck spielte die Elisabeth gleichgültig. Sie unerträglich [illegible], allein, wie Elisabeth selbst! Die Bethmann hatte sehr kleine Momente. Spielte aber zu Anfang besser als sonst." —

Munterkeit und Laune der Bemerkungen dürften bisweilen täuschen, als sey es nur auf Witz und Scherz abgesehen, allein wer den Geist dieser Mittheilungen näher prüft, wird bald zugestehen, daß Witz und Scherz in ihnen niemals Zweck sind, ja nicht einmal eine Stätte finden, außer wo der Ernst selber sie herbeizieht und das Treffende verwaltet. So in folgendem Briefe.

An Auguste Brede, in Frankfurt a. M.

Prag, den 20. Mai 1813.

Kaltes, trübes, [illegible], windiges Regenwetter ebenfalls.

Holder Karakter! Ich wäre zornig geworden, wenn Sie mich nach einer andern Station gelassen hätten. Aber Leute, wie Sie, sind[illegible] und verwiſcht ſich alles leichter, weil ſie alles leichter, auch ſehr nehmen aber ſehen Sie auch Einmal mein Geſicht, und Herz! Wenn die Natur — und was iſt die Natur? Alles; von Anbeginn an: Kleinigkeiten! — ſolche Dekrete ausſpricht, dann werde ich mal Eine; eher beſſere ich! Was hätte ich nicht gleich beim erſten Deichdurchbruch für verdorbene Geſichte geſehen! und für Dukaten im Geſicht überſtanden! — Sind dies' ich mir auch. Traute! Sie ſollen mir nämlich im äußerſten Detail trauen! — Über Ihre Angelegenheiten haben Sie doch die Gnade! mich immer ſehr an ſich zu ſehen; ſonſt lag' ich doch zeitweiſe mit Jammerung den Kopf mit den größten Sorgen. Die grünen Bohnen, den Spargel, habe ich Ihnen — auch mit einigem Rothſchönen — beneidet; hier weiß ich vom Frühling nichts, als daß Schnee Koth geworden iſt: und die Wirthinnen ſchreien, es ſei nichts zu haben in der Jahreszeit, und der Theurung. Einmal habe das ſchmutzige Papiergeld viel, einmal weniger; noch immer ſo! Wunde auf: Wunde zu; „daß iſt all eins!“ Wenn ich Wunde ſage, mein' ich als Veteran — ſo verkümmert ſind gegen die Nation — Janustempel. (Warum ſchreib' ich Ihnen heute ſo ſonderbar, außer meinem — gewöhnlichen — Stil; dies iſt auch meiner; haſt du Robert ſchon? Weil ich Sie und mich Arme, gern erinnern, und beſonders die ſchwarzen Dünſte aus dem ſchwarzen Herzen nicht will an's Licht ſteigen laſſen; — und weil mir Karl Maria von Weber dieſen Mittag einen ſehr ſchönen Brief vom Herzog von Gotha, in dieſem Stil geſchrieben, vorgeleſen hat. Der Stil ſelbſt iſt eine Manier, ein Gewand, welches ein Jeder an- aus- und abziehen kann; aber weh einem Andern, der ſich in dergleichen Garderobe verwickelt! Denken Sie ſich, mit Laune, allerlei komiſche Verkleidungen aus ſolchem Kleiderhaufen! Aufſätze und Gedichten, mit und unter denen das geſchieht! Ich habe ſo eben dies Gewand anſtändig zwar noch, aber voll Ueberdruß, weit weggelegt.

Es war ſehr ehrlich von Ihnen, liebe Guſſe, mir von Nürnberg zu ſchreiben: wie in Balſam eingetaucht, wirkte der liebe unſchuldige Brief mit ſeiner Phyſiognomie auf mich. Er ſah aus wie Sie: und ſchien auch Ihnen Bedürfniß zu ſein. Das freut mich. Vorgeſtern Abend nach den Verwandtſchaften und dem neuen Ballet erhielt ich ihn. — Ella Roſberg wurde von der Schröder — nämlich die Fürſtin — ſehr ſchön geſpielt; ſehr ſchön: auch gut angezogen, außer daß ſie, als ſie zum Gemahl kömmt, nicht einmal Handſchuh in der Hand hatte; welches mich Schwächling die ſehr gut geſpielte Scene hindurch ſtörte. Einen Anflug von ganz moderner Prinzenartigkeit (mit artigkeit mein' ich haltigkeit; nicht die Artigkeit) und Zartheit hätte ich dem Spiel noch gewünſcht: denken Sie aber ja nicht, daß das auffallend war, oder ganz fehlte! Mattauſch hat einen gewiſſen Tadel beim Schreiten durch die zu große Körperſchwere erhalten, der das geübteſte Auge, beſonders in der Rolle, erfordert, um zu ſehen, daß er ſie ganz Prinz ſpielte; ſo modern und gut erzogen, als möglich, mit all' der Behaglichkeit, in dem Zurückhalten, welche ſolche Erziehung und ſolch ein Leben nur geben kann. Er war ſo täuſchend in ſeinem Benehmen, daß er mich in die größte Rührung und Emotion verſetzte, ſo ähnlich war er dem all unſerer Prinzen; und wegen der Herzlichkeit der Rolle, und den Verhältniſſen, die ſie in der Stellung des Fürſten gegen den redlichen Gouverneur mit ſich führt, Prinz Louis Situation und Betragen ſo ähnlich, daß ich zu vergehen glaubte. Er war ganz wie andere Prinzen angezogen, und auch in der Körperhaltung wie ſie!! — Er ſpielte [illegible] beſſer als jetzt, und mit täuſchender [illegible] und Natur. Nur die Jugendlichkeit mußte man: und daß ich, in deren Phantaſie ſie ſchwerer [illegible]; und daß nur, weil er an ſeinem Verluſt Schuld iſt. Durch [illegible], und [illegible] gemacht, und vernachläſſigend, [illegible] außer der Bühne. Nichts macht alt, als das Einſeitige [illegible], Vernachläſſigung der Jugend; und Mangel an ewiger Eingang: man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſeyn — Volk! — man muß es den ganzen Tag ſeyn; beſonders wenn wir die Kunſt in anderer eigener Perſon vortragen ſollen. Große Sage! große Sage! wie in Frankreich, in England, und unter dem Könige Friedrich dem Zweiten!! Liebich ſpielte ſehr gut; leider aber wußte ich diesmal jedes Wort nach dem Tod; wie er's in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeiner perſönlichen Geſtalt vortrug! „[illegible]!“ ſchrie der Herr! wie ein Engel. Und erhaben, in Blick und Mienen. Göttlich! Madame Devrient war weiß mit roſenrothem Atlasband; und ſpielte weiß mit roſenrothem Atlasband, wie immer. Mad. Liebich gut; doch auch die Döbbelin ehemals beſſer, [illegible]; [illegible]. Das Ganze war aber ſehr gut, und durchaus unterhaltend. Für mich iſt das viel; welchen Ch. Schröder, als Verleiher der Roſenrothen, ſo [illegible] ſchildert, daß er durchaus ein Intermezzo war. Wie Einer von einer hohen Geſellſchaft, die ſich in Kleidern anzieht; wo auch Väter ſind, und wo man vorbei reitet, wenn man nach Pyrmont, Baden, oder dergleichen, fährt! und als wäre er eines Sprünge gewesen; und hätte da immer die Zwiſchenreden gehalten. Wie können die Schröder dagegen nur ſpielen! Geſtern ſpielte ſie im Schauſpiele die [illegible]. [illegible] ſich: die [illegible] Spitzen aber [illegible] ſie geſehen, hübſch und zierlich ab! — welcher tiefer, [illegible], großer Irrthum! Die Lieder und ihre Eingebungen ſind aber ſo zart, daß ſie ſich mitten in leichten [illegible] Momenten, mit den ſchönſten Ausdrücken von Spiel, Ton und Gefühlen, ſelbſt unterbrach. [illegible] wußte von allem nichts; applaudirten, viel heraus; hätte ich's nicht [illegible], aber es [illegible]. Sie war erſt in grauem Sammet, mit Schwarz und Weiß beſetzt, dann ein [illegible] Nachtkleid, und Nachthaare — herunter; dann weiß! mit einem [illegible] Kopfputz mit drei Spitzen im Geſichte und einem [illegible] herab. Die Mad. [illegible] erſt wie eine rothe [illegible] angezogen; dann [illegible], ganz weiß, allerliebſt, gut gemacht. Doch [illegible]; [illegible]. Geht es wie jede Rolle; und ungeheuer gegen die Schröder abgeſetzt. Nämlich auch ſie das dunkle Geſicht des [illegible] etwas auf Puppe erzeugte; durch jene wirklich gewaltig [illegible]. Sie hatte dieß altdeutſche Federſchmuck, auf einem altdeutſchen Schleier von ihr der [illegible] zum Kopfputz. — Wie ich dazu kam, das Gedächtniß zu führen? Darüber [illegible] mich bei Mad. Liebich; und da thut ich's auf [illegible]. Meine Schwäche! Es genirt mich wegen der Schröder nicht. Nun geh' ich in [illegible] [illegible], die Schwärmerinnen! Wien! ich erlebe! Soll ich ein Theaterblatt ſchreiben? Das fehlte mir!“ —

Wie tief und gewichtvoll hier der eine Ausſpruch, der Aufſchrei an das [illegible], gemeine „Volk:“ „Man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſeyn; man muß es den ganzen

Tag ſeyn; beſonders wenn wir die Kunſt in unſerer eignen Perſon vortragen ſollen!“

Der Unwillen gegen Iffland und die Klagen gegen das von ihm angeſtiftete Theaterübel ſind am bündigſten in einem Briefe ausgeſprochen, der hier nicht fehlen darf. Mit ſicherem Griff iſt das Geheimniß von Ifflands ganzem Bühnenbetrieb erfaßt und enthüllt, der Schlüſſel ſeiner Mängel und Laune in dem Worte: „Verlegenheit“ gegeben. Niemand wird Ifflanden ächte Kunſt und große Meiſterſchaft abſprechen, allein er ſelbſt fühlte die engen Schranken, die ſein Naturell ihm ſetzte; und um ſeine Armuth an Einfällen zu bedecken, und ſie noch gar für Reichthum auszugeben, half er ſich ſtets, wo die Kunſt nicht ausreichte, mit täuſchenden Gaukeleien aus. Es war auch ſein Grundſatz, junge hübſche Leute durch ſeine Meiſterſchaft bloß abzurichten, und in ſeiner Zucht und Leitung ſie nach Bedürfniß vorzuſchieben, wobei er darauf rechnete, daß das Publikum ſich leicht gewöhne, und den bekannten Zuſchnitt bald für den rechten halte. Auf alles dieſes deutet Rahel hin. Wir bemerken aber noch, daß ſie nicht aus vereinzelter Auffaſſung ſpricht, ſondern wie ſie faſt immer pflegt, aus allgemeiner, weitverknüpfter Wahrnehmung, wozu der beſondere Gegenſtand nur gleichſam die Anwendung liefert, ohne daß gerade er den Gedanken beſtimmt. Hiedurch beſteht ſelbſt in dem harten Ausſpruch eine Art Unparteilichkeit. Wir laſſen nun ihre eignen Worte folgen.

An Auguſte Brede in Stuttgart.

Mannheim, den 9. November 1816.

„Den jungen Gern ſah ich in Frankfurt am Main den Richter in den Quälgeiſtern ſpielen. Gut, würd' ich ſagen, hätt' ich nicht zu Anfang ſeiner Laufbahn in Berlin geſehen, daß ein wahrhaft Talent zu einem rechten Künſtler in dem Menſchen ſey — er ſpielte damals einen Bedienten in Shakeſpeare's Julie und Romeo, wie ein Franzoſe, ein Italiäner, kurz eine luſtige Maske aus alter Zeit, mit Leichtigkeit, Einfällen, Grazie, und was am meiſten zu bewundern war, vollendeter Gewandheit, ganz ſelbſt erfunden, ganz idealiſch gehalten; und wahrhaft komiſch. Jetzt iſt dies Talent rein weg verſchwommen, vom Zuſchnitt anderer Steifigkeit, Künſtelei, und Nüchternheit, und Verlegenheit darüber, die ſich zu Muſter ausgebildet hat; er, ein treuer, fleißiger Nachahmer von [illegible]; ſo daß er mit all deſſen Fehlern vor einem ſteht, und man ſeine [illegible] doch das [illegible] Gute an ihm nicht ganz gefunden hat. Dieſer wenig begabte [illegible] hat nicht allein den [illegible], ſondern den deutſchen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene, und [illegible] Vortrag über Einzelnes; und mich verfolgt er noch nach ſeinem Tod!!! Und ich nicht [illegible] werden. — Wäre nicht aufgenommen, — auf allen Theatern Deutſchlands Einen zu finden, der ganz wie er ſpricht, ſchnarrt, [illegible], ſpricht, die Hände breit, [illegible], [illegible] Worte macht vor aller aus einer Phraſe wie verlorene Edelſteine hinaus ſchleudert, und als bei allen ihren ſeine Lebensmittel, d. h. [illegible] Accent und Beziehungsformen mitziehe, es dem Ohre in ſeiner Verkrümmung überläßt, was ſie damit machen ſollen, und ihre Verlegenheit nach ſie [illegible] übrigen Worte anheften will! Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn ſchon lange vergeſſen hätte, und regen den alten Ärger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Jetzige viel mehr um ſich greift, Nachahmer, [illegible] und Verehrer findet, als das Rechte? frag' ich mich oft; und ſtaune es erſt dieſen Winter, als ein [illegible], [illegible] Cölibataire, der mächtig und [illegible] iſt. [illegible] [illegible] [illegible] das alte Theater [illegible]! Wie kommt's? Da [illegible] iſt, und [illegible] viel einfacher, als [illegible] und [illegible] des [illegible] Theaters. So [illegible] Wien; nicht durch ſein [illegible], durch ſein [illegible]. Er will man mich jetzt glauben laſſen. In einer [illegible] zu [illegible] ich nicht mehr zeigt, und mehr [illegible] in mir; und in meiner unſchuldigen Jugend war es gefährlich mit mir [illegible]! — Nur [illegible], zum Glück! Nun ich auf mich gekommen bin; genug! Das Theater [illegible] mich hier genug! ([illegible] gefällt mir nicht; und [illegible] auch nicht). Müller iſt oft ſehr gut, [illegible] ganz vortrefflich. Mayer manchmal gut, wie eine Rolle kommt; er hatte gewiß das Unglück, zuerſt in [illegible] und nicht in Konverſationsſtücken zu ſpielen; was doch zu bedauern, gehört ein kräftiger Körper. Ziemlich, [illegible], [illegible] Bruſtkraft, ein ſchweres Herz. Seine Stimme hat Töne, ſeine Geſtalt einen ſchön geformten Kopf; auch hat er einen Blick. [illegible] iſt in den komiſchen Opern ſehr gut. Eine Dlle. Pohlmann, recht ſehr viele Anlagen, ſie ſingt wie [illegible], [illegible] vortrefflich ſingen, iſt [illegible], nicht [illegible], wie gemein, ſehr [illegible]. Dieſe alle zuſammen machen, daß ich meine [illegible] muß; die Stücke [illegible], [illegible] ich auch. Das Haus gefällt mir ungemein, ich kenne kein [illegible], den Eingang ſchon mit [illegible], der großartig iſt, unſere Loge iſt mir bequem; kurz, das Theater werde ich in Karlsruhe vermiſſen. Mlle. [illegible] hat ſich ſehr gebildet. Sie ſpielte eine Herzogin in Weimar, wo ich ſie mit zu dem [illegible] [illegible] ich ſah; ſie ſpielte auch [illegible] [illegible] vortrefflich, und die [illegible], wo ſie den Major [illegible], beſſer als [illegible] und die Bethmann. Das iſt kein Spaß. Die [illegible] ſpielte ſie in der [illegible] [illegible] Manier der Bethmann nach im [illegible] [illegible]; [illegible] auch [illegible] [illegible] nicht gefallen haben. Dies ſag' ich ihr gerade, und ſagt' ich's ihr ſelbſt [illegible], wo ſie iſt. — Im [illegible] ſang ſie im [illegible] und [illegible] die ganze [illegible] Rolle [illegible] [illegible]. Das begreif' ich nicht, noch [illegible] einem Spiel, wie in Weimar!!! Das frag' ich ſie aber.

Rebenstein ist ein Exempel. Ein Exempel, wie die menschliche Natur in einem Menschen ausgerottet werden kann; welches man sonst nur bei mißhandelten Sklaven sehen soll. — Unser geliebter Tieck behauptet, alle Menschen haben mimisches Talent in sich; ja, sogar die Thiere: und er hat Recht. Wo kämen sonst alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie so Sage der Sache, schnarren und schnaufen wir, brüllte der Schäfer u. s. w. In Rebenstein ist der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verschüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht existirt: er sieht die ganze sichre Welt nicht mehr, und nur seinen Lehrer, und auch den in völlig fremden Ständen bei ganz gleichgültigen Dingen: nun ist er auch vollkommen Marionette, trotz Fleisch und Blut; weniger Gebärden, weniger Ton, ohne alles Leben. So etwas ist mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen: und dieses nur bei Rebenstein. Alles ist Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Glieder halten. Ein Wunder ist der! Ich bin ganz entzückt, daß er sich außer Berlin zeigt, der Lieblingsbelehrung seines verdorbenen Meisters. Verbildet war Iffland in seinem Directions-Glück, unter dem Eigendünkel, geworden. Und nun ruhe er sanft! Ich bin ihm nur in Anderer Seele böse, wo sie ihm in Unrecht thaten; und den armen Rebenstein bedaure ich wahrhaft. Der arme hübsche Mensch war ein Opfer. Die Conclusion hab' ich gehabt; davon mündlich! Ihr Enthusiasmus freute mich!“ —

In demselben Sinne heißt es in einem späteren Briefe aus dem Jahre 1818:

An Friedrich August von Stägemann.

Karlsruhe, den 31. December 1818.

„Der Tod des Großherzogs hat auch die Stadt sehr still gemacht; das Theater das Aug' — geschlossen; die Gesellschaften getrauert. Es wird alles allmählig wieder angehen. So ist es äußerlich hier. Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen; ein Ort ohne Luftzug, ohne Markt. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Anstoßes und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichts desto weniger applaudir' ich Sie doch, daß Sie nicht ins Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gefallen, daß kein Theater in der Welt mir den Ärger abzwingen kann, wie das Berliner — sein Iffland. — erstlich, weil letzterer mich so irregeführt hat; dann giebt es keines mehr (es hat aber schon angefangen!) mit solchen festen Prätensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Richtungen, nach und nach geworden — das wird Schaden bringen! Jetzt brauche man nur die Abgewöhnung in den Berliner Zeitungen zu lesen, um über die ganz lächerlichen Ansprüche, und Beurtheilungen, den Dichter zu kriegen — wie sie hier sagen, oder: alle Zustände. Es freut mich also, daß Sie Rache für mich nehmen, an dieser Anstalt! die so viel gute Elemente so hartnäckig und consequent zu erdrücken bemüht ist. Um so mehr aber noch gefielen mir Ihre schönen Worte über Mittwoch-Ihre. Er nennt so richtig aus Ihrem damaligen Gedanken, Situation und Gefühl darüber an, dieses Gedicht: das ist bei mir eine große Hauptsache; nämlich das Wirkliche eines Gedichts.

Iſt das proſaiſch? mich dünkt nicht; ich halte unverbrüchlich auf das Recht der alten Einrichtungen; es müſſen nämlich welche ſein. [illegible] und darum gefallen mir [illegible] nicht; [illegible]. Die Sappho möcht' ich gerne ſehen; [illegible] auch ſagte uns Mad. Schröder [illegible] bewunderungswürdig. Wie iſt Mad. Wolff von jetzt — ich kenne ſie aus Berliner Gaſtrollen — nicht genug von [illegible]. Doch mag ſie viel gelernt und gewonnen haben; [illegible] und „Gelegenheiten" [illegible] — [illegible] Maß [illegible]." —

Und auch noch ſpäterer Zeit wird dieſes wuchernde Theaterübel auch in Betreff der Muſik als der Bühne und dem Publikum ſchon gemeinſam, und nun durch beider Schuld fortbeſtehend, mit Unluſt ſo vorgeſtellt:

Aus Tagesblättern.

Berlin, den [illegible] Februar [illegible].

„[illegible] lieber Tagebuch hier! [illegible] über unſer Berliner Theater. [illegible] wo die Töne nicht einmal zu der Muſik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verſtand, ohne Grazie, [illegible] Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum [illegible] Gluck [illegible] Sängerin in den Logen, [illegible] mit den Sängern [illegible] von den großen italieniſchen Sängern gehört, und es bemerkt haben. Man kann den Ton [illegible] Gluck [illegible] Oper [illegible] Paris, durch Tradition im Orcheſter, [illegible] wie es Gluck gewollt hat. Es iſt noch viel zu lernen. [illegible] Mozart u. ſ. w. [illegible] und [illegible] damit [illegible] Dabei ein unendlicher [illegible]

[illegible] empfangen. Man findet hier mehr ſchöne Stimmen, als man nur irgend vermuthen ſollte; aber gleich werden ſie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Vocale bis zur Vernichtung [illegible], gequetſcht, [illegible]. Leidenſchaft bedeutet nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!" —

Wir hätten noch zahlreiche Nachrichten und Bemerkungen aufzuzeichnen, wollten wir auch nur die wichtigſten und eigenthümlichſten aus den drei gedruckten Bänden hervorheben. Das dort reichlich Ausgeſtreute — über Allgemeines und Einzelnes der Kunſt, über Dichtung, Muſik, Tanz, Deklamation, Geſang, Anzug, Prunk, über Taſſo, Hamlet, Zauberflöte, Belmonte, über Kotzebue, Werner, Goethe, Shakeſpeare, Bach, Händel, Mozart, Gluck, Spontini, über Fleck, Wolff, Sontag, Schechner, Milder, Heinefetter, Maas, u. ſ. w. ließe ſich in ein kleines theatraliſches Handbuch ſammeln, das in ſeiner Art einzig wäre, voll ſeltener Kraft und lebendigſt eingreifender Nutzanwendung. Doch dies mag jeder Beſitzer des Buches nach Belieben ſich aneignen. Wir ziehen vor, hier einige Urtheile und Nachrichten folgen zu laſſen, die wir aus einigen bisher ungedruckten Briefen Rahels entlehnen dürfen, zu welchen eine günſtige Gelegenheit erſt ſpät den Zugang eröffnet hat. Wir hoffen, denſelben Dank, welchen wir dem Bewahrer dieſer Papiere ſchuldig geworden, ihm und uns für dieſe Mittheilung bei allen Leſern zu erwerben!

Nach längerer Abweſenheit wieder in die Heimath verſetzt kommt Rahel auch wieder mit dem Berliner Theater in Berührung, und trotz aller vieljährigen Unzufriedenheit iſt ſie doch gleich und willig zum Bewundern hingeriſſen, ſo wie nur ein würdiger Gegenſtand ihr vor Augen tritt. Ein ſolcher war Devrient. Sie ſchreibt an ihren Bruder von ihm:

An Ludwig Robert in Karlsruhe.

Berlin, den 6. März 1820.

„Dieſer Tage ſah ich, auf Inſtigation von Ohms, Devrient in zwei Stücken; und war ganz entzückt. Einmal wieder! mit Phantaſie, und Kunſt, in Berührung zu kommen! Dieſe Berührung an ſich allein, ließ meine ſtumpfen Augen weinen, und meine ganz geſunden Nerven zittern wie im Krampf. Erſt mußt' ich „die Schildwache" von Madame Weiſſenthurn geſehen, — dann gab man „der grade Weg iſt der beſte."

[illegible] Devrient [illegible] Maler [illegible] — wie in [illegible] Devrient ein Meister. [illegible] Im „Nachtwächter" von Körner machte er mich zu Komisch, zu Tragisch, zu Maler, zu Dichter [illegible] die Bühne [illegible] Hut [illegible] Rock, Pantoffeln und Nachtmützen [illegible] Stimme [illegible] Kein Wunder [illegible] Tragik [illegible] Volkssprache! [illegible] Nicht vom Dichter [illegible] Vergnügen [illegible] Gestalt [illegible] Rolle [illegible] Mignons [illegible]." —

Nicht so gut ergeht es der Wolff'schen Preciosa, weder dem Stück noch der Aufführung, und bei dieser Gelegenheit wird auch noch sonstiger Tadel laut, den der ganze Zustand der Bühne so unaufhörlich und allseitig erregt.

An Ludwig Robert in Karlsruhe

Berlin, den 12. Mai 1821.

„Du willst gerne wissen, wie Maria Webers Preciosa von Wolff gegeben worden ist. Ouvertüre ist sehr ausgezeichnet, [illegible] [illegible] eine Art Gedicht vom Plan des Ouvertüre; aber der [illegible] für die [illegible] beide ganz [illegible], verwischt, und [illegible], [illegible], [illegible], und eben von dem häuslichen und provinziellen Leben dieſer Nation ſich noch etwa im Stücke zeigt, unpaſſend, und beſonders unverſtändlich wird, außer für die, welche die Serie der Novellen dieſes Autoren, dieſes Geſchichtmäklers kennen. Wolff läßt Preciosa (nur!) das Mädchen von Orleans, Miranda; Sappho, Maria Stuarts Abſchied nicht zu vergeſſen, und dann dieſe Perſonnage — ich glaube in einem Körner'ſchen Stück, in der Banditenbraut? — Die, ſie nach dem Räuber ſchießt. Das alles thut Preciosa. Und Mad. Stich, vom Dichter verführt, accentuirt alle dieſe Perſonnagen auf's nachdrücklichſte, hergebrachteſte; im Einklang mit Dekorateur, Schneider, Theatermeiſter und überhauptigem allgemein obwaltendem Irrthum über Theater, Scenerie und Pracht; und nochmaligem Irrthum in Berechnung ihrer Wirkung. Einige Dekorationen, auch für mich ſchön: doch ganz überflüſſig. Wolff lauter großer Lyrik und Schillerei befliſſen, und ſich der 30 Jahr verdämmerten Repetitionen nicht erwehren können, ohne den geringſten Scherz noch heiteres Wort. Nicht ohne Talent; aber in großem Irrthum; und den Irrthümern geſchmeichelt. Die Stadt leer; aber doch nicht natürlich befriedigt. Maria Weber hat in Dresden Sanftmuth in der Muſik gelernt: die Ouvertüre nicht ſchlecht: ohne Phyſiognomie; die hier leichter geweſen wäre; im Stück noch ſchlechter; in einer Romanze bis zur Verrücktheit verfehlt. In den Tänzen wahnſinnig. Dieſe aber, erfuhr ich nun von ihm — dies wollten ſie mir auch abſtreiten — haben ihn ſelbſt bald wahnſinnig gemacht. — dann — ſo geht es hier! — ſie waren, ſtatt der ſeinen, von dem Tänzer Hoguet eingelegt. Und auf dieſe eingelegte paßten — ſo wahr mir Gott helfe! — wie immer, ganz und gar die Pas nicht!!! — Denn, ſie drehen ſich nur heftiger und langſamer um, auf Einem Bein: oder heben es bis zur Schulter empor. Aus. Wenn man eine Vigano, wenn man einen Taglioni, wenn man eine Marchetti, einen Rote hatte! — Alle Zeitungen, ſeit Eröffnung des neuen Hauſes, und ſeit der Aufführung der Spontiniſchen Olympia, ſende ich dir durch die Neumann. Sie beladen ſich mit Lob; einer den andern. Das Haus häßlich von außen; unbequem von innen; ſinnlos. Olimpia der äußerſte Gipfel von dem, was Opern nicht ſeyn ſollen, und worin ein großer, armer Gluck den Franzoſen nachgeben mußte, und ſeine Revolution nur halb, zum Menſchenunheil und ihrer Nachahmung, machen mußte; mit großen Schönheiten darin, die die Widerſacher nicht einſehen: weil ſie nicht aus meinen Gründen Widerſacher ſind. Die Andern, loben es noch dümmer, und ſtupider, ohne die wahren Schönheiten anführen zu können. Mozart iſt, wie in aller Muſik ſeit ihm, gemißbraucht. Ganz wie Shakeſpear. Ihm braucht man's nicht zu verzeihen, daß jede Perſonnage auch zur Unzeit ſeine ſchönſten Gedanken vortragen muß: Andern kann man ihre leeren, pausbäckigen, nicht Einmal ſelbſt erfundenen Fehler nicht verzeihen. Beiden, Mozart und Shakeſpear, ſchiebt man zu viel Abſicht unter. Kühle und tiefverborgener Sinn war's nur oft.“ —

Wie gerecht aber, wie bereitwillig, früheren Tadel durch verdientes Lob zu vergüten, Rahel jeden guten Eindruck aufnahm und preiſend eingeſtand, bezeugt eine Nachſchrift des vorigen Briefes, worin es heißt: „Nun will ich dir ſchreiben, weil ſo etwas es verdient, daß es über Feld kommt und an diejenigen, die es glauben und verſtehen. Die Wolff ſpielte Eliſabeth, in Maria Stuart, mit der Neumann zuſammen, wie ein Gott; wie die größte Schauſpielerin, ohne einen ſchlechten nachgelaſſenen Moment. Und in Eliſabeth bewunderte ich die Schröder, alſo bin ich nicht für die Wolff beſtochen. Ich war reif genug, zu ſehen, wie es den jetzigen konſtitutionellen Königen geht, an der Scene mit der Unterſchrift. Das Stück iſt Hiſtorie. Lies in den Wanderjahren die beiden erſten Seiten des letzten Kapitels. Und wir wollen ſchweigen über die, welche in das Rad greifen, und über die, welche es umſchwingen wollen.“ —

Dieſelben Anſichten und Stimmungen wiederholen ſich in folgendem Briefe, der noch insbeſondre von der liebenswürdigen Schauſpielerin Neumann handelt.

An Ludwig Robert in Karlsruhe.

Berlin, den 1. November 1821.

Gar ſehr, liebes Kind, freut mich die Aufführung des Paradiesvogels; und deine gute Einſicht über dieſe und das Publikum, und deine Arbeit. Alle Orte ſind dazu geeignet, ihrem Publikums neue Scherze in einem ſüßen Päſtetchen beizubringen: nur Berlinchen nicht; noch dazu, wenn es ſchon Autor kennt! Laß mich die Freude erleben, daß deine Stücke auf Deutſchlands Bühnen gefallen, und daß man ſie ſich hier verſchaffen muß! Das Theater exiſtirt hier nicht für mich. Tieck denkt über Theater wie ich. Gut deklamirte Opern, „denkende Künſtler,“ ausgeführte Dekorationen, ein Gräuel. — Wenn du alſo der Neumann, wie ſie dich gebeten hat, etwas ſagſt, ſo laß’ es ſich ja nur auf Negationen beziehen! z. B. daß ſie ſich nicht auf Einen Fuß ſtellt, und von dem andern nur mit der äußerſten Spitze die Erde berührt! Dies iſt eine altmodiſche, abgeſchaffte Affektation, und in Trauerſpielen grade ganz albern. Da ſtehen die großen Franzoſen, Raucourt, Talma, längſt lange einwärts mit Sandalen, und kehren, wenn es ſeyn muß, dem Publikum den Rücken. — Eßlair, die Wolff in Sappho, auch — mit dem größten Erfolg! — Aber auch das muß ohne Affektation geſchehen, weil es ſchon etwas Poſitives iſt. Auch ſpricht ſie beſſer kein ſcharfes R. Alles Uebrige kann man ihrem großen Talent überlaſſen. Sie hat unendliche Gaben, und auch die der Einſicht, wie ſie Rollen, wie ſie Scenen, wie ſie Worte nehmen kann. Auch muß ſie die Hände im Luſtſpielen nicht gewiſſermaßen ballen, und dann beide Arme anſtemmend herabſchleudern; das that ſie in Karlsruhe ſehr oft, in Berlin viel ſeltener. Sie muß ihre Stimme, ihren Hals, ihre Bruſt ſchonen. Wenn ſie al fresco ſpricht, kann ſie das. Schreien und Anſtrengen hilft zu nichts als zu Schaden. Mich freut Herr von Gayling; und beſonders der Graf Ferdinand Palffy: ſolch einen gebildeten, gebildeten Brief können wenige ſchreiben, die ſich doch viel einbilden. Du haſt ganz recht, dich in Wien vor zu machen. Polonius ſagt’s ſchon Ophelien.“ —

Bei allen dieſen Briefen und Briefſtellen, dies möge nicht außer Acht bleiben, iſt keine förmliche Kritik, noch vollſtändiger Bericht beabſichtigt worden, ſondern nur der Anforderung des Augenblicks in raſchem Erguß genügt. Auch der flüchtig ſprühende Funke beleuchtet aber das Ganze. War es hingegen in ſeltnerem Falle der Zweck, einen Gegenſtand als ſolchen genauer zu beſprechen, ſo wußte Rahel auch in ſtrengerem Zuſammenhang ihr Urtheil umſtändlich auszuführen, wie nachſtehender Aufſatz beweiſt, der ſich einzeln vorgefunden hat. Die edle Sängerin, von welcher hier die Rede iſt, verdient noch nicht vergeſſen zu ſeyn, und möge ihr Name, wie ſchon früher durch ein Lied von Clemens Brentano, nun auch durch dieſe Proſa geehrt bleiben!

Ueber Mad. Veſpermann, geb. Metzger.

Berlin, im Auguſt 1823.

Geſtern erſt, im Tankred, war Mad. Veſpermann, die ich in der Rolle der Agathe und der ſchönen Müllerin die größte Schülerin — in dem Sinne, wie man ſonſt ſagt: der größte Meiſter — nennen mußte, geſtern erſt war dieſe Künſtlerin ſie ſelbſt. Wenn ſie nämlich früher alles das, was bei ächtem Geſange nicht zum Vorſchein kommen darf, mit höchſter Einſicht nur vermied, ſo zeigte ſie geſtern, was ſie auch Wirkliches zu leiſten vermag. Sie bewegte das Herz, und das bei Veranlaſſungen, die zum großen Style gehören, oder wenn man dem Roſſini dieſen nicht einräumen will, doch bei kraftvollen Stellen, bei ſolchen, die Muth ausdrücken, bei ſtarken, wo ſie Zärtlichkeit zu unterdrücken hatte; oder wo dieſe von ſelbſt, von andern Gemüthszuſtänden überwältigt, zurücktritt. Keine Manier, keinen Vorſchlag brachte ſie hier an, wie dies die gewöhnlich verzierenden Sängerinnen thun, getrieben von dem außer der Rolle liegenden Gedanken: „Jetzt will ich einmal die Geläufigkeit meiner Kehle zeigen!“ Nein, nur die bewegte Seele trieb ſie an, im Zorne — wie er thut — mehr zu verſchwenden, bald auch gekränkterweiſe gehaltvoll einzuhalten, und dann, durch Verweilen auf Einem Ton, ihm den Nachdruck zu geben, der einem vorhergehenden entzogen war, oder der in eine Pauſe, die der Affekt forderte, ſich verloren hatte. Alles dieſes vollführte ſie als Meiſterin, und ſo vollkommen war das Gelingen, daß es dem Hörer ein Gefühl der Sicherheit über alles, was ſie noch unternehmen würde, im voraus einflößte. Ohne dieſes Gefühl geſicherter Beruhigung — kein Kunſtgenuß! Sehr gut unterſtützt war ihre Erſcheinung in dieſer Rolle, von dem gemäßigten Spiel, welches zu dieſer vortrefflich paßte, und von der außerordentlich guten Art ihre Schritte zu machen, die ſie gewählt hatte.

Sehr gut war ſie gekleidet, höchſt einfach: ohne den noch immer auf der Bühne beliebten Theaterflitter, der ſo leicht den hiſtrioniſchen Anſchein gibt. Vortrefflich war die Fußbekleidung ausgedacht und gemacht! Nach ſelbſt hätte moderne Stiefel nicht ſchöner vermeiden und bezeichnen können; ſie verſteckten und zeigten grade das vom weiblichen Wuchs, was geſehen und doch nicht ſcharf beurtheilt werden ſoll: dies Gelingen, Hut, Haar und Schnurbärtchen, trugen gewiß nicht wenig bei, die Erſcheinung angenehm und ernſt genug zu machen; welches — da uns das Gegentheil immer dazu ſpornt, uns zu äußern — wohl bemerkt und dankenswerth iſt.

Was aber die höchſte Anerkennung verdient, iſt ihre große Kunſt in den vielſtimmigen Stücken, die nicht ohne Verläugnung geübt, und dieſe nicht ohne große Einſicht erlangt wird. Nie war ſie vorlaut, weder mit Ton, noch Intenſion, immer ſchien ſie das Ganze zu halten, und ließ hören, daß ſie alle Muſiker und Sänger höre: dabei war der Affekt, den die Situation mit ſich brachte, und wie ihn Roſſini jedesmal ausdrückte, das Vorherrſchende und rührend. Wer Kirchenmuſik kennt, und in katholiſchen Ländern gehört hat, muß in ihr die gute Kirchenſängerin dabei erkennen. Maßhaltung, das Selbſt ganz vergeſſen, nur auf einen höheren Gegenſtand gerichtet und von dem tief afficirt ſeyn, lobet dieſer Geſang vorzüglich; und uns geſtern Mad. Veſpermann.

In der Agathe des Freiſchützen hörte ich nur die ſchöne Stimme, die ſich aber, ich weiß nicht warum, in dieſem ausſcheinend einfachen Geſang — ich hörte nur die erſte Arie — anzuſtrengen ſchien; ſie benahm Einem aber in dieſer Rolle keine Hoffnung für künftige, ſondern machte bedeutend viele; welches die, welche ſie in der Prinzeſſin von Navarra gehört hatten, laut verkündeten, und ſie höchlich lobten.

In der ſchönen Müllerin leiſtete ſie alles, was man nur von einer ſtimmbegabten, herrlich unterrichteten, dieſen Unterricht weiſe gebrauchenden, ihre Kunſt und deren Effekt richtig beurtheilenden Sängerin in einem Konzert fordern kann. Man kann nicht ſchöner zeigen, was man als ausgelernter Sänger zu leiſten vermag: damit ſoll bei weitem nicht geſagt ſeyn, daß ſie nicht die ganze Rolle gut geſungen, deklamirt, und in Enſemble's und Finalen auf das gelungenſte unterſtützt, Maß, Haltung, und die wahre Künſtlergelaſſenheit auf's glänzendſte dargethan hätte. Sie gab keinem Tadel Raum, unbeſtrittiges Lob aber würde ſie haben ernten können, hätte ſie mehr aus Eingebung in dieſer Rolle geſungen und geſpielt; mehr nach eigner, und momentaner Laune! zu welcher Forderung die Leiſtung der geſtrigen Rolle ſo vollkommen berechtigt. Da Kleider Leute machen, und ſo oft Koſtüme Rollen, ſo ſollte keines gewählt werden, was nicht hübſch an ſich iſt, und wir können die ſchöne Müllerin wohl ermahnen, als Müllerin ganz weiß zu erſcheinen, welcher Anzug immer Beifall erregen würde, als paſſend, und dem Tadel des Unſchönen nicht ausgeſetzt ſeyn würde.

Von der ſchönen Stimme der Mad. Veſpermann, ihrer Kunſt, die ſchönſten ihrer Töne wie die nur ſchönen gleich gut in Gebrauch zu ſetzen, von der Präziſion aller noch ſo ſchnellen Folge derſelben, von ihrer ganz vortrefflichen, nie undeutlichen Ausſprache, der ſchönen Entbindung — ohne Tonverſchluckung — aller muſikaliſchen Phraſen, kurz von allem was ſonſt noch ihren vorzüglichen Geſang bildet, werden Alle ſprechen, die ſie gehört haben.

Ich war auch noch frappirt, daß ſie das Rezitativ nicht affektvoller und mehr parlando nahm, welches ihr ausgebildeter Geſang vermuthen ließ, und daß ſie tanti polpiti nicht auch bewegter ſang.

Ihr Betragen auf dem Theater iſt durchaus nach italieniſcher Schule. Sie benutzt dieſe Schule mit großer Gelaſſenheit.“ —

Der letzte lebhafte Theaterantheil, welchen Rahel empfand, war durch die Tanzkunſt hervorgerufen. Sie hatte dieſer Kunſt von jeher eine ſehr hohe Stelle zugewieſen und große Vorliebe zugewendet, recht in Widerſpruch gegen die prüden Stimmen, die ſich gar ehrbar und erhaben zu bezeigen meinen, wenn ſie dieſe Kunſt herabſetzten. Rahel gibt vom Tanz irgendwo die ſchöne Schilderung: „Die ſchönſte Kunſt! Die Kunſt, wo wir ſelbſt Kunſtſtoff werden, wo wir uns ſelbſt, frei, glücklich, ſchön, geſund, vollſtändig vortragen; dies faßt in ſich, gewandt, beſcheiden, naiv, unſchuldig, richtig aus unſerer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beſchränkung und Schwäche! Dies ſollte nicht die ſchönſte Kunſt ſeyn? Gewiß, ſie, und die andre, welche entſtünde, wenn die Sittlichkeit bis zur ſichtlichen Darſtellung geſteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen dieſen Namen, weil ſie uns ſelbſt idealiſch und frei darſtellen, alle andern aber nur Ideen und Zuſtände unſerer beſten Momente. So denk ich's mir; ſo fühlte ich's von Kindheit an; und am reizendſten von allen Künſtlererſcheinungen ſchwebte mir die der vollkommenſten idealiſchen Tänzerin vor! Was iſt das bischen größere Dauer der andern Muſenkünſte? Sind ſie nicht alle nur ein Auftauchen aus unſrem bedingten Zuſtande? — Und iſt nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollſtändigkeit der Geſtalt dieſes Zauberaufſchwungs ein beſſeres Maaß des Werthes der Künſte, als die, zwar nützliche, Dauer derſelben?“ — Nun aber waren von Wien die beiden Schweſtern Thereſe und Fanny Elßler nach Berlin gekommen, Zöglinge der neapolitaniſchen Schule, und Rahel hatte die Freude, die beiden liebenswürdigen, und durch ihr ganzes Betragen höchſt einnehmenden Künſtlerinnen näher kennen zu lernen. Ueber die Perſonen, über ihre Kunſtleiſtungen ſchrieb ſie gleich enthuſiaſtiſch nach Wien an einen Freund, der ſolche Nachrichten zu empfangen den gültigſten Anſpruch hatte.

An Friedrich von Gentz.

Berlin, den 9. Oktober 1830.

Für's erſte lief das liebe Mädchen im Angeſicht der ganzen und fremden Geſellſchaft bei mir wie in einem Hafen ein; mit langen, lächelnden, zutrauensvollen, einſchmeichelnden Blicken, (ich ließ ſie neben mir ſitzen) ſo nah gerückt wie ein erwartetes Kind bei ſeiner noch nicht gekannten Mutter: ſo daß wir leiſe ſprechen konnten. Ich that es jedoch nicht: ſie auch nicht. Dennoch frug ich faſt zuletzt: „Haben Sie Briefe von Wien?“ — „Ja wohl! recht oft;“ ſagte ſie wie vom Schweigen erlöſt, und mit glänzendem Freudelächeln. „Schreiben Sie auch?“ — „Ja freilich; morgen gewiß; vielleicht noch heute.“ War dies nicht alles? Namen, alles? Ich bat ſie, zu grüßen. Giebt's eine größere Diplomatie? Leider, kommt's zum Krieg, haben wir nichts geſagt: und, im Frieden, blühen unſre Felder! Wir haben uns verſprochen, uns wieder zu ſehen. Die ſchöne Schweſter iſt mir darin hinderlich: bloß weil ich mit Zweien nicht ſo handthieren kann. In acht Tagen ſind ſie tanz- und probenfreier, und da will ich denn Anſtalten machen, quer meiner Geſundheit durch. Sie gefiel mir ganz wohl; und ihr Weſen reizend; und von innen her: ſie behielt aber die weißen Handſchuh an, und war bis am Kinn bekleidet, alſo wußte ich von Hals und Händen nichts; das Köpfchen konnte ich auch nicht ganz beurtheilen, weil ſie es mit einer ſchönen Blondenhaube mit Blumen gekrönt hatte. — Geſtern aber — haben Sie je das Milchmädchen von ihr geſehen?“ — ſtieg die ganze Venus aus dem Meere. Wie eine große Sängerin ward ſie applaudirt; Pas für Pas; nichts blieb unbeachtet, bei dem groben Publikum. Und wie wußte ſie zu danken! noch im ungeendigten Tanz! Dieſe Intelligenz, dies Maaß, dieſe offne Unſchuld, dieſe Rückſicht und Geſchicklichkeit! Sie ſehen, mir iſt nichts entgangen: und ich bin noch fähig. Beſonders freue ich mich, daß ſie mir ſo gefällt, um ſie Ihnen aus voller Meinung loben zu können; wie unangenehm wäre es mir, Ihnen nicht zuſtimmen zu können; und das könnte ich nicht ohne meinen Beifall. Sie war ſchön wie ein Engel angezogen, die Grazie ſelbſt: die Munterkeit, das ätheriſche ſittliche Laufen; der Beifall zu den Geſpielinnen und Freundinnen im Ballet: die wirkliche Vollendung in ihrer Kunſt! wie ihre Mittel überboten: weiſe Italiener-Regel! Ueberhaupt tanzt ſie ſchon nach einer Schule, die ich liebe: und nicht nach der ſinn- und ſeelenloſen Fechtſchule, die ich haſſe; die mich paralyſirt vor Langeweile; die neuere franzöſiſche; woran uns jedoch auch noch das Aroma ausbleibt, und die mit aus Kramoiſin-Logen mit der Geduld des Beifalls immerfort geſehen wird. Aber wie griff Wahres durch! Nach Kramoiſin-Logen, und nach kopfgepflanztem Parterre! Ich hatte das Glück, den beſten Platz im Hauſe zu haben: in der zweiten Parterre-Loge vom Theater. Fanny ſah mich und meine Begleiter, und dankte mit flüchtigem Blick für wüthende Kehl- und Hände-Bravo's. Wie wußte ſie dem König — nach dem Proſcenium hin — und Publikum zu danken; hinreißend. Und immer dabei das freudige, ſeiner Freude eingeſtändige Kind: und voller ununterbrochener Intelligenz: die meiner außerexzirten in nichts entging; unausgeſetzte Rückſicht, mit völliger Freiheit. Sie überwältigte ganz; theilte ihre Freudigkeit mit; und wurde herausgerufen. Auch geſtern Morgen ſchon las ich in der Spener'ſchen Zeitung inliegenden Wunderartikel! unſrer Referenten Lob ſonſt, iſt noch ein Maaß boshafter Bienenſtacheln, und ich leſe ſie gar nicht. — Auch die älteſte wurde äußerſt applaudirt: und mit vollem Recht, das ſchöne Geſchöpf! Eine Siegesgöttin, eine Amazone; eine Minerva, Muſe, Königskind, was man Edles will, ſtellt ſie ſchon von Natur dar. Geſtern ſah ſie ihres Anzugs, und Hauptſchmucks wegen, wie eine bibliſche Prinzeß aus: ſolche Pharaotöchter ſah ich nie vom Mahler erfunden: und dieſe überaus edelſchöne Erſcheinung wußte ſie durch ihre vollendete Tanzkunſt zum glänzendſten Beifall zu ſteigern: ihre hohe Geſtalt wird ihr zum Schmuck; ſo weiß ſie ſie zu beherrſchen, und zur Grazie zu verbrauchen (oder verwenden). *Sie ſiegte komplett*; und wurde nur nicht gerufen, weil ſie nicht zuletzt getanzt hatte. Gern theilte ich ihr dieſe Worte mit; ſo gut, fürchte ich, wird ſie öffentlich nicht gelobt.“ —

Mit dieſer Anerkennung ſchien eine wenigſtens gleiche für die herrliche Tänzerin *Taglioni* hervorgehen zu müſſen; allein *Rahel* war auch diesmal, wie ſchon ſo oft im Leben, von der Stimme der Menge nicht fortgeriſſen; ihr Urtheil beruhte auf unbefangenem kunſtliebendem Sinn, der ſtets geneigt war, das Gute aufzunehmen; und nie darauf ausging, zu tadeln; der Eindruck wurde bei ihr durch nichts Fremdartiges beſtimmt, und daß ſie für ihr Gefühl auch der Gründe nicht entbehrte, beweiſt die folgende Briefſtelle. Der Beifall aber, den die Schweſtern Elßler nachher in Paris fanden, wo ſie der großen Nebenbuhlerin von Manchen vorgezogen, von den Meiſten gleich geſchätzt wurden, darf hier gewiß kein geringeres Gewicht ſeyn, als jedes andre äußerliche.

An Ludwig Robert in Baden.

Berlin, den 21. Juni 1832.

— „Aber die Taglioni finde ich nicht ſo übernatürlich, wie die Nachreder, und *Nachleber*, und Hörer, und ſogar — ja — Fühler. Sie iſt ſo rührend in der Sylphide, und in ihrem *Geſichte*, daß ich weinte. Und kein Vorurtheil; das kennſt du bei mir. Vom Scheitel bis unter der Bruſt iſt es *eine* Perſon, von unter der Bruſt bis an die Fußſpitze eine *andere*. Oben iſt ſie fein, romantiſch, rührend; doch höchſtens eine rührende Nymphe, die liebt: aber hingebend, ſich kränken laſſend. Keine Raſerei, kein Entzücken, keine Vergötterung, kein Verbrechen; keinen *Sonnenſchimmer*! Von der Bruſt an, iſt ſie im Vergleich des Obertheils, zu koloſſal. Wie ihre Hacken von Natur — was ſo ſchön iſt — nahe, und zuſammen. Große, aber zu ihr *nicht* paſſende Füße, die ſich zu ſehr biegen. Überhaupt, biegt ſie ſich von unten herauf (ſie knixt ein, und hebt ſich, anſtatt wirklich zu ſpringen) und *macht*, als ſpränge ſie, aber ſie hebt ſich eigentlich zu wenig. Betrügt aber darin das ganze Publikum. Feſte Italiäner-Knöchel hat ſie auch nicht. Sogar wankt ſie. Grazie hat ſie: aber nicht ihre allein; ſondern bedachte, und da ich das ſehe, für mich nicht genug verarbeitete, convenzionelle, franzöſiſche, dieſe mit ihrer exekutirt; (kurz, eine Sontag im Tanz — aber jene mehr Ganzes, mehr Produkt der Natur; mehr Moment derſelben.) ſie hat weiche; und ein rührendes Geſicht. Was ich aber zuerſt ſah, wie man eine Ecke, einen Fleck ſieht, elle fait main — wie Graf Tilly ſagte —, elle fait doigts, was noch mehr iſt. Mich durchaus ſtörend. Und man brauchte es ihr nur zu ſagen. Aber grade das entzückt Publikümchen. Alle Beſſern. Ventre-Dieu! Ich ſtehe ganz allein. Nur Schall iſt derſelben Meinung: nur das große Detail verſteht er nicht ſo, wie ich, ohne erinnert. Nun kommt aber das Fahnenzerreißen aufs Neue: ſie tanzt neben der Muſik; elle n'en est pas pénétrée, et voilà ce qui manque à ses membres, ſie ſind nicht von Einem belebt (wie bei Fanny Elßler). „Nun wird das ſchön ausſehen; nun will ich das machen; nun bin ich leicht; nun dreh' ich den Hals; nun wende ich mich; nun ſoll mein Arm; nun krümme ich meine Figur; nun bück' ich mich biegend; nun reiße ich aus.“ Alles nichts! Die Muſik rinnt zwiſchen durch; wie friſcher Bach, aus lebendigem Quell, nimmt Sonne, Strahlen, Licht, Schatten, Grün, in ſich auf; lebt mit den Gegenſtänden der ganzen Natur; und ſie — leiſtet eine Lektion! Nicht, daß ſie nicht rührte, gefiele; aber ſo iſt ſie. Du glaubſt mir. Magro, magro, magrissimo! Weiß geſchminkte Arme, alles; zum größten Nachtheil! Fanny, und ihre Arme wurden roth. Thereſe war eine Friedensgöttin; ein köſtlicher, nie erträumter Schwan. Fanny modifizirte jeden Tritt nach jedem gehörten Ton, Lehre, Schule; gebrauchte das Gelernte, hatte hohe italiäniſche Schule, wenn auch geſpickt mit den Mißbräuchen und Mißgriffen der Zeit. Dies alles fehlt auch der Taglioni nicht. — Sie iſt mit dem Bruder, ſeiner Frau, und Hulda Gaißer, heute nach London. Hulda hat wunderbare Progreſſen gemacht. — Adieu! ich kann nicht mehr!“

Wir ſchließen hier dieſe Mittheilungen, mit dem Bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu ſehen. Sie würde den größten und reinſten Kunſtgenuß gehabt haben, das ſchönſte Talent und die volleſte Anerkennung deſſelben zu ſehen. Was in Iffland ächt geweſen, was Wolff zu ſeyn erſtrebt hatte, wäre ihr in dieſem Künſtler, ohne die Zuthat des Falſchen und Mangelhaften, endlich als reine Meiſterſchaft entgegengetreten, und ſie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft wiederfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, ſondern auch befangene, mehr klügelnde als kluge Gebildete widerſtreiten zu ſehen, ſie hätte denſelben Triumph genoſſen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demſelben Enthuſiasmus wetteifern zu finden! Wie wäre es ihr zu gönnen geweſen, dies zu erfahren, auszudrücken! Welch neue, eigenthümliche Wahrnehmungen, welch treffende Lichtworte haben uns nun verſchwiegen bleiben müſſen!

A. V.

Theaterweſen in England.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Zweite Abtheilung.

London, Juni 1836.

„Sollte es mir in vorſtehenden Zeilen gelungen ſeyn, den Zuſtand der engliſchen Bühne von der früheſten Zeit bis herab auf Shakespeare, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, doch der Wahrheit gemäß zu ſchildern, ſo würde ich die Abſicht erreicht haben, deren Ausführung gegenwärtiger erſten Abtheilung eines Aufſatzes über das Theaterweſen in England als Aufgabe vorlag. Der zweiten Abtheilung blieb es vorbehalten, den Einfluß nachzuweiſen, welchen Shakespeares Geiſt auf die Bühne ſeines Vaterlandes übte, die Höhe zu zeigen, zu welcher ſie ſich erhob, die Momente darzuſtellen, die ihr Sinken vorbereiteten, und in einem Gemälde des jetzigen Zuſtandes der engliſchen Bühne die Tiefe zu zeichnen, zu welcher ſie geſunken iſt.“

Mit dieſen Worten ſchied ich im erſten Jahrgange der „Allgemeinen Theater-Revue“ vom erſten Theile meiner Aufgabe — Seite 81. Ich nannte ihn einen „abgeſchloſſenen.“ Doch ſollte und konnte er nur bedingt ſo heißen — ſollte und konnte dieſen Ausdruck den „beſprochenen Zeitraum“ nicht für unbedingt erledigt erklären — ſollte und konnte eine Rückkehr dahin für die zweite Abtheilung ſich nicht anders als nothwendig herausſtellen. Ich hatte den Weg verfolgt, welchen die dramatiſche Kunſt in England gewandelt war, hatte angedeutet, wie ſie zuerſt in Mirakel-Spielen, dann in moraliſchen Spielen aufgetreten, wie hierauf die eigenthümliche Erfindung der Zwiſchenſpiele die Brücke zur

Komödie geſchlagen, wie ſpäter die Tragödie und faſt gleichzeitig die chronicle history entſtanden, und wie ſelbſt das romantiſche Drama, ehe noch Shakespeare für die Bühne zu ſchreiben angefangen, ziemlich in allen ſeinen Theilen vollkommen ausgebildet geweſen ſey, d. h. hatte damit den Dank bezeichnet, welchen Shakespeare ſeinen unmittelbaren Vorgängern ſchulde, und hatte von mehren derſelben — Seite 56 — die Namen genannt. Allein im Raume beſchränkt, hatte ich weder die Theorie noch die Praxis der damaligen dramatiſchen Kunſt näher beſprechen und nicht darthun können, wie das beſchaffen geweſen, was Shakespeare geſchaffen vorgefunden. Beides muß alſo hier geſchehen.

Ich habe erwähnt, daß Shakespeare, nachdem er im Jahre 1586 oder 1587 von Stratford am Avon nach London gekommen, nicht vor 1593 Original-Dramen geſchrieben, ſondern bis dahin neben ſeiner Schauſpieler-Profeſſion vorzugsweiſe mit Umarbeitung älterer dramatiſcher Werke ſich beſchäftigt habe, und es folgt hieraus von ſelbſt, daß, wie diejenigen Theater-Dichter, deren Leiſtungen das Jahr 1593 berühren, ſeine unmittelbaren Vorgänger ſind, ſo der Geſichtspunkt, aus welchem ſie die dramatiſche Kunſt behandelten, der ihm geboten war. Dieſer Geſichtspunkt iſt demnach die Theorie, jene Leiſtungen ſind die Praxis, und das zwar in Bezug auf alle drei Formen, unter welchen die dramatiſche Kunſt damals die Bühne beherrſchte, der Komödie, der Hiſtorie und der Tragödie. Von der Hiſtorie habe ich bereits bemerkt, daß die Dramen dieſes Namens entweder einzelne Stellen alter Chroniken oder ganz darin erzählte Ereigniſſe gaben, in beiden Fällen ohne Rückſicht auf Chronologie und innern geſchichtlichen Zuſammenhang. In Betreff der Komödie und Tragödie aber und der Natur der damaligen Darſtellung, findet ſich ein intereſſantes Zeugniß im Eingange eines Trauerſpiels, welches unter dem Titel a warning for fair women — Warnung für ſchöne Frauen — ungefähr im Jahre 1590 geſchrieben zu ſeyn ſcheint und deſſen Intrigue ſich auf die Ermordung eines Londoner Kaufmanns von ſeiner Frau und deren paramour bezieht. Tragödie, Hiſtorie und Komödie treten perſonifizirt auf, jede den Vorrang und den Beſitz der Bühne fordernd. Ein Theil ihres Geſprächs enthält das berührte Zeugniß. Ich würde es im Originale geben, wenn ich nicht glaubte, daß eine Ueberſetzung willkommener und meinem Zwecke angemeſſener ſeyn dürfte; doch nehme ich dafür kein anderes Verdienſt als das der Treue in Anſpruch.

Tragödie ſagt zur Komödie:

„Geſtehen muß ich, Du haſt ein'gen Witz —
ein Dutzend alte Späße, aufgerafft,
das Zwerchfell eines dummen Kopfs zu kitzeln —
vielleicht das Winſeln eines Stock-Verliebten —
doch Alles kindiſch, ſchlecht. Wie anders ich!
Affecte brauch' ich, die die Seele rühren,
des Herzens Schlag beſchleunigen und hemmen
und aus verdorrten Augen Thränen preſſen,
um den Gedanken in die Form zu zwingen,
bis aus den Schlummer ich die Sinne rüttle.
Dazu bin ich beſtellt.

Komödie.

Zu zeigen, wie
ein Kronenlüſterner Tyrann erſticht,
vergiftet, henkt, erwürgt, ab Kehlen ſchneidet, —
ein Chor dann heulend in die Scene tritt,
von einer Katze Jammern uns erzählend, —
dann unter Wimmern auch ein Geiſt erſcheint
in ſchmutz'gem Betttuch oder Leder-Wamme,
gleich einem halbgeſpießten Schweine quickend
und: Wehe, Wehe, Rache, Rache, ſchreiend.
Und Colophonium blitzt auf und dampft,
wie Schwärmer oder Tabaks-Pfeifen dampfen.
Dann kommen zwei bis drei; man ſollte glauben,

dem Anſehn nach, es wären Ochſentreiber,
und die erſtechen ſich mit Schneider-Pfriemen.
Iſt das nicht Tand, iſt das nicht ſchönes Zeug,
das man ſo hoch Dir in die Rechnung ſtellt?
Ich möcht' es nicht.

Hiſtorie.

Nun hör', bei Gott, gleich wirſt
Du toll ſie machen, denn Dein Scherz iſt, was
der Strohwiſch iſt für eine böſe Sieben. *

Komödie.

Geſetzt, ich könnte es, was wär' es weiter?
Dann hätten wir ein echtes Trauerſpiel,
von Mord und Blute der Cothurn gepurpert.

Tragödie.

Dafür daß Ihr in lockern Gleichniſſen
mich habt verhöhnt, ſollt Ihr die Peitſche fühlen;
weg von der Bühne will ich euch karbatſchen.
(Sie ſchlägt zu)
Weil Ihr ſo lang' an jedem Lampen-Pfahle
auf Zetteln die Theater abgemalt,
Verachtet mich der große Hauſe, iſt
mein Nam' entweiht; doch bei Apollo's und
der Muſen Namen, deren Botin ich
geſendet bin, jetzt will ich Kön'gin ſeyn.
Und ſo befehl ich Euch, fort, weg von hier!

Hiſtorie.

Schau auf, Komödie, ich ſeh jetzt erſt,
ſchwarz iſt die Bühne aufgeſchlagen, die
Zuſchauer warten auf ein Trauerſpiel.

---

* Im Engliſchen: Thy jests are like a wisp unto a scold. Zum Verſtändniſſe bemerke ich, daß a wisp of hay or straw — ein Heubindel oder Strohwiſch — damals (es muß eine ungalante Zeit geweſen ſeyn!) für das Symbol einer zänkiſchen Frau galt. S.

Komödie.

Ja, ja, ich ſeh, an ihr iſt heut' die Reihe.
Für mich nicht, nicht für Dich paßt ſolcher Schmuck.
So mag Tragödie ſie zu Leichen machen,
wir wollen morgen ſie in's Leben lachen.

Hiſtorie.

So magſt das Regiment Du heute führen,
Doch morgen will auf's Neue ich regieren.“

(Gehen ab.)

Und wie zeigte ſich die Praxis? Hierauf können natürlich nur die Leiſtungen von Shakeſpeare's unmittelbaren Vorgängern genügende Antwort geben, und das macht eine Schau derſelben nothwendig, die ich mich bemühen will, in engen Schranken zu halten, wie lockend es auch iſt, ſie auf ein weites Feld zu verlegen. Der Erſte, der dem Blicke ſich aufdrängt, iſt Chriſtopher Marlow. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er der erſte engliſche Dichter war, welcher die reimloſe Jambe in öffentlich aufgeführten Dramen anwendete, daß er den glücklichen Verſuch in ſeinem Tamburlaine the Great machte und daß beide Abtheilungen, aus welchen das Stück beſteht, nicht über 1587 datiren. Beide ſind noch vollſtändig vorhanden und das iſt bei weitem mehr, als was von der Mehrzahl der dramatiſchen Stücke jener Zeit ſich ſagen läßt, wo das Eigenthumsrecht der Schriftſteller eben ſo wenig verſtanden und ebenſo wenig geachtet war als noch heut zu Tage — in Deutſchland, und wo deßhalb die Dichter ihre Dramen lieber ungedruckt ließen, als, daß ſie dem Verluſte ſich ausſetzten, ſie von Geſellſchaften geſpielt zu ſehen, für welche ſie ſolche nicht geſchrieben und die deßhalb auch nichts dafür bezahlten, — ein Umſtand, welcher zugleich erklärt, warum von der ungeheuren Zahl der damaligen Dramen nur verhältnißmäßig wenige und von dieſen wenigen nur einzelne ſich unverſehrt erhalten haben. Bis auf Marlow waren die zur öffentlichen Aufführung beſtimmten Stücke bisweilen in Proſa, am häufigſten in Reimen abgefaßt worden. Er fühlte das Schwerfällige und Unbeholfene der Proſa, wie das Unnatürliche und Ermüdende der Reime; er faßte den Gedanken, reimloſe Jamben an ihre Stelle zu ſetzen, und ſein kühner Genius wagte eine Neuerung, deren glücklicher Erfolg zu Shakeſpeare's ſpäterer Herrlichkeit nicht unbedeutend beigetragen hat. Allerdings wird Niemand behaupten mögen, daß, wenn es keinen Marlow gegeben, Shakeſpeare die klingenden Feſſeln des Reims geduldig getragen haben würde. Daß es ihm aber ſchwerer geworden, ſich davon los zu machen, dürfte ſchon daraus hervorgehen, daß er in ſeinen früheſten dramatiſchen Erzeugniſſen mehr Vorliebe für den Reim beweiſt, als ſelbſt einige ſeiner Zeitgenoſſen. Und wie äußert ſich Marlow über den beabſichtigten Wechſel? Er ſagt in dem kurzen Prologe zu dem erſten Theile ſeines Tamburlaine:

„From jigging veins of rhyming mother wits,
and such conceits as clownage keeps in pay,
will lead you to the stately tent of War,
where you shall hear the Scythian Tamburlaine
threatening the world with high astounding terms,
and scourging kingdoms with his conquering sword.
View but his picture in this tragic glass,
and then applaud his fortunes as you please.“

Hiermit kündigte alſo Marlow den Entſchluß an, ſtatt gereimter Rede reimloſe Jamben und ſtatt gemeiner Einfälle heroiſche Thaten zu geben, und dieſe in eine Sprache zu kleiden, an welche die Zuhörer bisher nicht gewöhnt geweſen. Weil er jedoch erkannte, daß, um ſeiner Neuerung Eingang und Beifall zu gewinnen, er das gern gehörte Reimgeklingel mit einem, den großen Haufen gleichmäßig beſtechenden Klange vergüten müſſe, ſo verlieh er ſeiner Dichtung viele Zeilen „voll Wuth und Klang“ und veranlaßte dadurch den ihr gemachten Vorwurf hochtrabenden Bombaſts. Ueberzeugt ferner, daß die Menge, anfangs wenigſtens auch für die gemeinen Einfälle einen entſprechenden Erſatz fordern werde, legte er einige Scenen voll niedrigen Humors und Poſſenreißerei ein, die zwar ſpäter der Drucker mit der Bemerkung, daß er ſie einer ſo ehrenwerthen und ſtattlichen Hiſtorie für nachtheilig erachte, ſich die Freiheit nahm wegzulaſſen, die aber dem Ganzen urſprünglich angehörten. Durchdrungen, wie demnach Marlow von dem Glauben war, daß er nur auf ſolche Art das theatergehende Publikum ſeiner neuen Schöpfung geneigt machen könne, hätte er unſtreitig für ſeinen Zweck kein paſſenderes Sujet auszuwählen vermocht, als das Leben und die Siege ſeines Helden, der von der niedrigſten Stufe zur höchſten Staffel des Throns emporſtieg. Und um ſeinen Wunſch, das Ohr der Menge nach und nach des Reimgeklingels zu entwöhnen, noch zuverläſſiger zu erreichen, ſtreute er in den erſten Theil mit freigebiger Hand Reimzeilen ein; aber ſchon im zweiten Theile machte er ſeine Conceſſion bei weitem ſparſamer, und der ganze Tamburlaine the Great ſiedelte, laut dem Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller, ſich ſo ſchnell und dauernd in der Volksgunſt an, daß Marlow wirklich das vorgeſetzte Ziel der Umwandelung des Bühnen-Geſchmacks im erſten kühnen Anlaufe gewann. Dennoch war das Errungene nur ein Schritt auf der Bahn zum Beſſern, Marlow's Stück noch keineswegs ein vollendetes Meiſterwerk. Abgeſehen vom Bombaſt und Poſſenreißerei, kannte es weder Einheit des Orts, noch Einheit der Zeit. In demſelben Akte ſpringt die Handlung aus Perſien nach Scythien, von da nach Georgien und von hier nach Marocko und es würde dem Zuſchauer unmöglich geweſen ſeyn, das zu bemerken, wenn nicht entweder eine der aufgetretenen Perſonen bald nach vorgegangenem Wechſel ihm geſagt, was die Bühne jetzt vorſtelle, oder, wo ſolche Benachrichtigung ſich nicht anbringen ließ, die Inſchrift eines aufgepflanzten Brettes ihn damit bekannt gemacht hätte.

Die günſtige Aufnahme ſeines Tamburlaine konnte Marlow nur in dem Vorſatze beſtärken, den Reim von der Bühne zu verdrängen, und er verfolgte dieſen Vorſatz in der nächſten Tragödie unter dem Titel: Tragical history of the life and death of Doctor Faustus — tragiſche Hiſtorie vom Leben und Tode des Doctor Fauſt. Seine Jamben zeigen ſich hier ſchöner und die Reimzeilen ſeltener. Dafür rief er aber Magie und übernatürliche Kräfte in's Spiel, er wollte Erſtaunen erregen und in dem Erſtaunen Genuß, und verarbeitete den von einer Ballade gebotenen Stoff zu einem Drama, das in der That ungewöhnlich reich iſt an Kraft und Neuheit, an Intereſſe und Mannichfaltigkeit, und auf noch größeren Anſpruch haben würde, wenn es nicht einen Raum von vierundzwanzig Jahren umfaßte und die Scene nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens den Zuſchauer von einem Lande in ein anderes verſetzte. Minder glücklich im Aufheben und Handhaben ſeines Stoffs bewies ſich Marlow in ſeinem massacre at Paris. Die Verſification iſt ſchlechter, das dramatiſche Intereſſe geringer, das Stück mit Blut überſchwemmt und eine ſehr mangelhafte Entſchuldigung dieſer Fehler die, daß der Dichter es in Eile und bloß zu beſtimmtem Behufe geſchrieben habe. Gleiches möchte dann auch zu Rechtfertigung ſeines Jew of Malta — ſeines Juden von Malta geſagt werden, eines Trauerſpiels, das in allen ſeinen Theilen verworren, verzerrt und unwahrſcheinlich iſt. Es ſcheint, das Theater beſuchende Publikum hatte Geſchmack gefunden an Blut- und Gräuel-Scenen und der Dichter tiſchte ihm von denen zur Ueberſättigung auf. Der Charakter des Barabas mag allerdings im Einklange ſtehen mit dem, was man vor Alters ſich unter einem Juden gedacht, aber es iſt doch auch ganz nichts Menſchliches an ihm, er iſt ein Ungeheuer, für welches wir eben deshalb kein Mitgefühl empfinden können, und ſeine Tochter nimmt an den blutigen Zwecken ihres Vaters erſt ſo viel Theil und ſinkt dann zu tief zur Ruchloſigkeit herab, als daß ihr Tod Mitleid zu erwecken vermöchte.

Von ſolchen Verirrungen kehrte Marlowe, ehe der Tod im Juni 1593 ihn abrief, auf die verlaſſene Bahn zurück, in dem vollendetſten, wenn auch nicht beſten ſeiner dramatiſchen

Ereigniſſe: unruhige Regierung und kläglicher Tod des zweiten Eduard — The troublesome reign and lamentable death of Edward the Second. Obwohl dieſes Stück den von Shakeſpeare auf geſchichtliche Begebenheiten begründeten Dramen vorausging, ſo iſt es doch in Betreff ſeines Baues ihnen ſehr ähnlich und gleich ihnen um vieles beſſer als die älteren Tragödien, The famous victories of Henry the Fifth und King John. Ob Marlow bei Abfaſſung ſeines Trauerſpiels von einem früheren, denſelben Gegenſtand betreffenden Stücke unterſtützt wurde, iſt, mir wenigſtens, unbekannt. Das aber leidet kaum einen Zweifel, daß Shakeſpeare ſeinen Richard den Zweiten nach Marlow's Eduard dem Zweiten geformt hat, und was die Verſification anlangt, ſo muß man auch da eingeſtehen, daß alle Mannichfaltigkeit des Rhythmus in Shakeſpeare's Dichtung ſich in Marlow's trefflich verſificirten Werke vorfindet. Eine nähere Vergleichung würde zu weit führen.

Dem glücklichen Unternehmen Marlow's, ungereimte Jamben auf der Bühne einzubürgern dürfte Robert Greene, der im September 1592 ſtarb, zunächſt gefolgt ſein. Er ſagt ſelbſt in dem einleitenden Briefe zu ſeinem Perimedes, der Grobſchmied — the blacksmith, — daß er ſchon vor 1588 dramatiſche Dichtungen in Jamben verſucht habe. Jeden Falls hat er ſeinen außerordentlichen Ruf verhältnißmäßig wohlfeil erworben. Er war Geiſtlicher, verlor ſein Amt, ging nach London, ernährte ſich hier von ſeiner ſchnellen Feder und ſchrieb unter Anderem zwei Abhandlungen, die eben ſein Gedächtniß merkwürdig werden laſſen. Auf die eine, Pandosto, the Triumph of Time — der Triumph der Zeit — vom Jahre 1588, baute nämlich Shakeſpeare ſein Wintermährchen und die andere, a groatsworth of wit — für einen Pfennig Witz — vom Jahre 1592 enthält die früheſte, Shakeſpeare betreffende Nachricht. Hier haben wir natürlich nur mit Greene, dem Theater-Dichter, zu thun. Als ſolcher zeigt er im Allgemeinen lebhafte und gewählte Einfälle, aber aus Mangel einer kräftigen Phantaſie iſt ſeine Erfindung ſchwach und ern. Seine Sprache iſt leicht, ſeine Jamben ſind fließend, aber ihm fehlt Einfachheit und in ſeinen oft ohne Geſchmack und ohne Sinn gelehrtthueriſch angebrachten claſſiſchen Citaten gleicht er den übrigen gelehrten Schriftſtellern ſeiner Zeit. Ein Glück für Shakespeare, daß er nicht gelehrt war; wer weiß, ob er ſonſt dem Mißbrauche der Gelehrſamkeit entgangen ſein würde!

Eins von Greene's früheſten dramatiſchen Producten, wenn nicht ſein erſtes, iſt The history of Orlando Furioso, one of the twelve peeres of France. Inſofern darin Orlando's Wahnſinn durch den Liebeshandel zwiſchen Angelica und Medoro veranlaßt wird, kann man ſagen, daß das Stück auf Arioſt's Gedicht gegründet iſt; alles Uebrige hingegen ſcheint der Dichter erfunden zu haben und darunter mehreres bloß in der Abſicht, dem großen Haufen zu gefallen, denn man möchte wirklich glauben, ſein Streben ſei lediglich dahin gegangen, ein Drama zu liefern, voll von abwechſelnder Mannichfaltigkeit an Charakteren in europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Ländern und ſie mit ſo viel Nebenbuhlerei, Liebe, Eiferſucht und Waffenkampf zu verſehen, als möglicher Weiſe in den Raum von fünf Acten ſich zuſammendrängen läßt. Aus Angelica hat Greene die Tochter des Kaiſers Marſilius von Afrika gemacht und Sacripant, Rodomont, Mandricard, Brandimart und Orlando führen die erſten Scenen mit ihren empfindſamen Liebeserklärungen. Unter Genehmigung ihres Vaters entſcheidet Angelica ſich für Orlando und die Verſchmähten geloben Rache. Nach vielfältigen Gefechten, in denen Orlando Rodomont's Burg belagert und ihn und Brandimart ſiegreich vor ſich her treibt, erſinnt Sacripant eine Liſt, Orlando eiferſüchtig zu machen, — er behängt die Bäume mit Roundelays (Ringelgedichten), als zum Beweis, daß Angelica und Medoro ſich gegenſeitig lieben. Sobald Orlando die Gedichte erblickt, lieſt er ſie; ſobald er ſie geleſen, wird er verrückt, und nun folgt ein Gemiſch von Unſinn und Tollheit, welches den Wahnſinn darſtellen ſoll. Mit dem Beine eines von ihm erſchlagenen Schäfers jagt der Held Alles in die Flucht und geberdet ſich wie ein [illegible] ruft er aus: „[illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible]. Ha, Minerva, salve. Guten Morgen, wie befinden Sie ſich? Sagen Sie mir, meine liebe Göttin, will Jupiter den Merkur an Orlando abſchicken mit dem Befehle, mich grüßen zu laſſen? Will er? Nun, warum nicht? Er iſt ja vom Scheitel bis zur Sohle, ja, jedes Haar auf ſeinem Kopfe iſt ein Gentleman!“ Nachher tritt Orlando als [illegible], natürlich wie ein verrückter auf, und läßt eine Maſſe [illegible] [illegible] Gallimathias los. Später ſchlägt er einem Geiger mit deſſen eigener Geige den Schädel ein und hat ſodann mit [illegible] Zauberin, Meliſſa, eine Zuſammenkunft. Dieſe gibt ihm einen Trank, der ihn zur Vernunft bringt; in gemeinem Soldatenrocke beſiegt er als Angelica's Ritter die Angelica's [illegible] mit Olivier, Ogier und allen übrigen Paladinen, und nachdem er die Verleumder beſiegt hat, wirft er ſeine Verkleidung ab und wird von Marſilius mit der Geliebten vereinigt, um im Triumph ſie nach Frankreich zu führen.

Dagegen hat [illegible] Greene's nächſte Dichtung, Honourable History of Friar Bacon and Friar Bungay, — ein Stück, zu welchem wahrſcheinlich Marlowe's Fauſt ihm die Idee gegeben, mit dem es jedoch weder in Anlage noch Ausführung ſich meſſen kann. Pater Bacon und Pater Bungay ſind gemeine Teufelsbeſchwörer, Fauſt iſt ein mächtiger Himmelsſtürmer, der durch ſeinen großen Verſtand und ſeine tiefe Gelehrſamkeit das Ganze unter ſeinem Willen beugt und Hölle, Erde und Himmel eine Zeitlang ſeinen Zwecken dienſtbar macht. Die beiden Patres ſind nur nebenbei in die Intrigue verflochten, die hauptſächlich die Liebe Eduard des Erſten, als Prinz von Wales, für die Tochter eines Förſters zum Gegenſtande hat, um deren Gegenliebe er anfangs in Perſon, dann durch einen Stellvertreter wirbt, bis der [illegible] [illegible] [illegible] und dem [illegible] [illegible]. Eine Nebenintrigue betrifft zwei junge Studenten, welche in [illegible] [illegible] [illegible] ſind und im Gefechte ſich gegenſeitig tödten. Das Uebrige hat, wo nicht an Intereſſe, doch an Abwechſlung reichen Stoff [illegible] ihrer Geſchicklichkeits-Proben, welche wetteifernde Zauberer vor Friedrich dem Zweiten, Kaiſer von Deutſchland; Eleonore von Caſtilien, — mit welcher Eduard ſich ſpäter vermählt — und einer Menge Hofleuten ablegen, ſpielt ſämmtlich, wahrhaft humoriſtiſche Scenen, in denen Fürſt Eduard, des Königs Narr, und Miles, Pater Bacon's poſſirlicher Schüler, die Hauptrollen ſpielen. Kurz vor dem Schluße, wo Bacon der Magie entſagt und eine für Eliſabeth nicht wenig ſchmeichelhafte Prophezeiung gemacht, wird Miles — und das erinnert einigermaßen an den Ausgang der moraliſchen Stücke — auf dem Rücken eines von Pater Bacon's Teufeln fort in die Hölle getragen, — der in [illegible] zu bemerken, eines der letzten Male, wo der Teufel zur Erheiterung und Wonne der guten Londoner ſich in propria persona auf den Brettern zeigen durfte.

Der Inhalt eines dritten, durch ſeine Verſchiedenheit ausgezeichneten Stücks, Scottish History of James the Fourth slain at Flodden, iſt mehr romantiſche Fiction als dramatiſche Geſchichte, und die dem Titel beigefügten Worte, „erſchlagen bei Flodden" laſſen ſchreiben nur erkennen, welchen König der Dichter im Sinne hatte, denn bis auf dieſes beklagenswerthe Ereigniß erſtreckt das Stück ſich nicht. Deſgleichen macht es, den König von England, der darin auftritt, Arioſt genannt zu ſehen. Sollte etwa Greene beabſichtigtes Vorhaben, den andern Friedrich zu nennen, aus Beſorgniß, die Könige und den Hof zu beleidigen? — Die [illegible] bringt, daß eine luſtige, von Oberon, dem Feenkönige, aufgeführte Komödie in das Stück verflochten iſt, und dieſer Oberon, der im Contexte über Oberon ſpricht, iſt, obgleich ſehr anders geſchildert, doch derſelbe, der in Shakſpeare's Sommernachtstraum vorkommt. Die luſtige Komödie beſteht indeſſen ſich aus Tänzen, welche [illegible] und Feen in den Zwiſchenacten zum Beſten geben. Die eigentliche Fabel wird auf Bohan's Veranlaſſung — und Bohan iſt ein Schotte, der in einem Grabe wohnt, ſeinen Lebenslauf ſpricht und zwei Söhne hat, Slipper und Nano, denen der Feenkönig die Gaben eines Elfen und einem Zwerge getheilt — von einer [illegible] vor Oberon dargestellt. Der Inhalt ist kürzlich dieser. Der vierte Jakob verliebt sich in Ida, Tochter der Gräfin von Arran, und [illegible] von dem Wunsche und der Hoffnung, sie zu besitzen, entbrannt er seine Gemahlin, Königin Dorothea. [illegible] und andere Theile zum Grunde, ihn zu verlassen und gegen seine Tyrannei aufzustehen. Aber Königin Dorothea, ebenfalls genöthigt, in männlicher Kleidung vom Hofe zu fliehen, überredet sie, zum Gehorsam zurückzukehren. Später wird ein Versuch gemacht, Dorothea zu ermorden. Sie bleibt zwar für todt liegen, aber sie ist nicht todt und wird zuletzt wieder auf den Thron und in die Arme ihres reuigen Gemahls geführt, der nicht mehr eine [illegible] zur Reue in der Unmöglichkeit findet, seinen Zweck bei Ida zu erreichen. Diese faßt [illegible] eine plötzliche [illegible] Zuneigung für einen jungen Edeln, Namens Eustace, mit welchem sie am Schlusse sich vermählt.

Ein anderes Stück, das erst seit langem mit Wahrscheinlichkeit auf Greene [illegible] worden ist, verdient ähnliche Erwähnung. George-a-Greene the Pinner of Wakefield ist eine lebendig und heiter erzählte Geschichte, die gewiß beim Volke beliebt war, denn die Könige von England und Schottland, [illegible] Robin Hood und seine lustigen Gesellen treten darin auf; mit ihnen allen kommt George-a-Greene, der [illegible], in Berührung und alle führt er auf die eine oder die andere Art an. Aber das merkwürdigste von Greene's dramatischen Erzeugnissen, ein in der That recht eigenthümliches Product, ist das letzte, was wir von ihm besitzen, The comical history of Alphonsus, King of Arragon. Es [illegible] im Ganzen den [illegible], und [illegible] Greene's Absicht, eine Nachbildung von dessen kriegerischem Theater zu liefern. Der Hauptinhalt ist die Geschichte des Alphonsus, Königs von Arragonien, — welcher den Thron mit siegreichem Krieg nach Italien verlegt — und [illegible] die [illegible] von einem [illegible], Namens [illegible], und deren [illegible] [illegible] [illegible] ſeß. Im Anfange des Stücks befinden ſich der alte König und der junge Prinz im Exil. Bald darauf tritt Alphonſus als gemeiner Soldat in die Dienſte des Königs von Neapel, Belinus, der eben ſein Gebiet gegen den eindringenden Flaminius vertheidigt. Belinus verſpricht Alphonſus den Beſitz von Allem, was ſein Schwert beſiegen wird, und da er im erſten Gefecht den Uſurpator tödtet und ihm das Königreich Aragonien erobert, ſieht Belinus, durch ſein Wort gebunden, ſich genöthigt, es ihm zu verleihen. Doch kaum hat Alphonſus den Thron beſtiegen, ſo begehrt er, daß Belinus, ſein Wohlthäter, ſich [illegible] ihm unterwerfe. Belinus weigert ſich; es kommt zum Kriege und Belinus und ſeine Verbündeten, der Herzog von Mailand, werden überwunden. Belinus flieht zum türkiſchen Sultan Amurack, und Alphonſus, entſchloſſen, denſelben anzugreifen, und die Krone Mahomet's ſich aufzuſetzen, faßt und führt den [illegible] Entſchluß aus, das Königreich Neapel, das [illegible] Mailand und ſelbſt ſein eigenes väterliches [illegible] an drei ſeiner Anhänger zu verſchenken. Sein Vorhaben gelingt völlig, und er heirathet zuletzt Iphigenia, die Tochter Amurack's, der nach langen Kämpfen ſeine tödtliche Feindſchaft nicht gern ſeinem [illegible] Schwiegerſohne abtritt.

Dies ſind die weſentlichen Begebenheiten des in [illegible] Acte, obgleich ohne Scenenangabe eingetheilten Stücks, — eines rohen Spectakelſtücks, denn das Intereſſe an den Hauptcharakteren iſt im dramatiſchen Sinne leer, in welchem die Bühne vom erſten bis zum letzten Momente voll Lärm und Tumult und Schlachten iſt; — es gibt da [illegible] auf allen Seiten [illegible], Tödten von allen Seiten, und ſelbſt [illegible] die [illegible] in's Feld. Auch Medea erſcheint, um Zauberwerke zu thun, und auf Bitten Fauſta's der Gemahlin Amurack's, weckt ſie den [illegible] Calchas, der den Ausgang des Kampfes zwiſchen Amurack und Alphonſus prophezeiht und in ſeinem unverſtändlichen Gewande und Redensarten ſich nicht übel ausgenommen haben mag. Trotz allen Spektakels gewinnt das Stück nur wenig Glanz, — ein [illegible] Zeichen des damaligen Theatergeschmacks und die wahrscheinliche Ursache, warum [illegible] seine Stücke [illegible] ließ, einem großen Theil zu [illegible]. Denn, daß er diese Stücke schrieb, bezeugen die, vielleicht zum Behuf des [illegible], der [illegible] in den Mund gelegten Schlußworte [illegible] an die Muse gerichteten Epilogs:

„Mean time, dear Muse, wander you not far,
Forth of the path of high Parnassus' hill;
That when I come to finish up his tale,
You may be ready for to succour me.
Adieu, dear dame; farewell, Calliope!“

Der nächste hier zu erwähnende Theaterdichter heißt John Home — nicht Hume, wie der Setzer des ersten Jahrgangs gegenwärtiger Revue ihn hie und da [illegible] Home [illegible] hat. Er war ein geistlicher Gelehrter, aber kein Dichter, wenigstens kein Dichter, wenn Poesie der geflügelte Ausdruck natürlicher Gefühle und Empfindungen ist. Seine Gedanken wie seine Sprache sind meist gleich [illegible], [illegible] des [illegible] [illegible], und seine Dichtungen enthalten fast nicht einen einzigen Zug, daß je ein wahres [illegible] ihn [illegible] hat. Dennoch verdient sein [illegible] Trauerspiel, — einmal, weil er der Schöpfer eines Genre ist, der, bei aller [illegible], daß durch Wahrheit und [illegible] sich empfiehlt, zweitens, weil alle seine Dramen zu [illegible] bestimmt waren und deshalb einen Beweis des damaligen dramatischen Zeitgeschmacks — im Gegensatz zum Volksgeschmack — geben, und drittens, weil selbst bessere Köpfe und gewandtere Federn die Schwachheit hatten, den „[illegible]“ Dichter sich zum Vorbilde zu nehmen. [illegible] ist [illegible] ein [illegible] der [illegible].

Das Charakteristische von [illegible] besteht nicht bloß in seiner Weichheit, sondern ganz vorzüglich in den Beziehungen auf eine Art lieblicher oder romantischer Naturphilosophie, in welcher die Dichtung [illegible], mit besonderen Eigenschaften begabter Thiere, Pflanzen und Mineralien zu dem Zwecke veranſtaltet wird, Stoff zu Gleichniſſen und Bildern zu erhalten. In dieſem Betracht ſtehen Lyly's ſämmtliche Dramen auf gleicher Stufe. Alexander und Campaſpe aber, eins ſeiner früheren, iſt zugleich das einzige, welches in Folge von Charakterzeichnung einigen Anſpruch auf den Namen eines hiſtoriſchen Stücks hat. Man kann nicht umhin, ſich für Apelles zu intereſſiren, der, während er auf Alexander's Befehl Campaſpe's Bild malt, ſich in ſie verliebt. Die Zeit fällt kurz nach der Belagerung und Einnahme Thebens und im erſten Acte wird Timoclea gefangen eingebracht. Sie tritt jedoch bald wieder ab und die dann eingeführte Campaſpe — die Apelles Liebe erwiedert — bleibt das einzige weibliche Weſen. Mehrere griechiſche Weiſe und Philoſophen geben der Haupthandlung [illegible]. Unter jenen befindet ſich namentlich Diogenes, welchem Alexander zwei Beſuche abſtattet, die der Dichter ſehr charakteriſtiſch gehalten hat; die drei Diener des Plato, Diogenes und Apelles und Diogenes, der Sprecher in der Tonne, hat [illegible] — geben verſchiedene Geſpräche zum Beſten, und wie ſeinen Stücken Lyly's, ſo fehlt es auch dieſem nicht an witzigen, ſchadenfrohen Buben, die bloß Witz reißen, anſtatt die Intrigue zu unterſtützen. Ganz in dem bemerkten Charakter iſt Sapho und Phao, voll affektirter Anſpielungen und Figuren, den Gebilden imaginärer Phyſiologie. Sie kommen faſt in jeder Scene vor und der Dialog wimmelt von Antitheſen und Wortſpielerei. Die Scene liegt in Syrakus und die Geſchichte bezieht ſich auf die Liebe Sapho's, der Königin der Stadt, zu Phao, dem Schiffer, welchem Venus für ſein artiges Benehmen, während er ſie über den Fluß geſetzt, mit ausgezeichneter Schönheit belohnt hat. Obgleich das Stück, wie die meiſten von Lyly's Spielen, vor Königin Eliſabeth aufgeführt wurde, ſo enthält es doch, verhältnißmäßig genommen, eine ziemliche Zahl derbſter Ausfälle gegen die Frauen, von denen ich nur erwähnen will, daß ſie deren Veränderlichkeit, Eitelkeit, Laſterhaftigkeit und ein andres Dutzend anderer Fehler betreffen. Doch — auch die

Männer bekommen ihr Theil, und was Mileta, eine der eilf weiblichen Perſonen, eine Sibylle inbegriffen, von verliebten Liebhabern ſagt, iſt vielleicht nicht ſchlecht. „Nichts hübſcher," äußert ſich die lebhafte Dame, „als wenn den Herrchen der Geſprächſtoff ausgeht; dann gelangen ſie zu feiner Lebensart; ihre Lippen hauchen dann nur: meine ſüße Geliebte, und ſtatt der artigen Floskeln, die ihrem Witze fehlen, reiben ſie uns mit artigen Küſſen die Hände wund. Jetzt bringen ſie ihr Haar in Unordnung, jetzt ordnen ſie ihre Krauſen; dann werfen ſie ſchmachtende Blicke, dann ſeufzen ſie, dann wagen ſie einen verſtohlenen Händedruck und bilden ſich ein, wir könnten durch Zeichen und Ceremoniell gewonnen werden."

Alle Kräfte ſeines Witzes ſcheint Lyly an ſeinen Endymion geſetzt zu haben, — ein mythologiſches Stück, das natürlich von Cynthia's und Endymion's Liebe handelt. Unter Erſterer hat der Dichter offenbar die Königin Eliſabeth, unter Letzterm, beſcheiden genug, ſeine Wenigkeit perſonificirt. Und wie vermied er Anſtoß, nachdem er Cynthia's verzweifelte Liebe geſchildert? Er verwandelte die glühende Leidenſchaft des Helden in gränzenloſe Ehrfurcht und ließ ihn nahe am Schluſſe ausrufen: „Keine hat je meinem Auge gefallen, außer Cynthia — keine je mein Ohr ergötzt, außer Cynthia — keine je mein Herz beſeſſen, außer Cynthia. Alles habe ich verlaſſen, um Cynthia zu folgen, und hier ſtehe ich, bereit zu ſterben, wenn es ihr Wille iſt. Denn ſolche Scheidewand haben die Götter zwiſchen ſie und mich gezogen, daß mein Gefühl und Treue, Gehorſam und Ehrfurcht, nicht Liebe heißen kann." Schaugepränge und Feentänze ſollen den Scenen Neuheit und Abwechſlung geben. Und das mag dem Dichter gelungen ſeyn. Aber in dem komiſchen Theile hat er einen gewaltigen Mißgriff gethan. Ein Sir Topas iſt der Narr, bewaffnet ſich cap-a-pie gegen Vögel und Fiſche und kehrt von ſeinem Feldzuge zurück, Sieger eines Zaunkönigs. In dieſer Beziehung iſt Galathea, obgleich übrigens eine der beſten von Lyly's Stücken, um wenig beſſer. Die Scene hat der Dichter ſehr ungeſchickter

Weiſe in den unpoetiſchen Norden von Lincolnſhire verlegt und das Spiel beginnt damit, daß Titerus ſeiner Tochter Galathea erzählt, wie einſt Neptun, erzürnt, weil die Dänen einen ſeiner Tempel zerſtört, das Land überfluthet und zum Zurückziehen ſeiner Gewäſſer nur unter der Bedingung ſich verſtanden habe, daß jedes fünfte Jahr die ſchönſte und keuſcheſte Jungfrau des Landes an einen beſtimmten Baum gebunden und ihm angeboten werden ſolle, wo dann, wenn ſie ihm gefalle, er das Seeungeheuer Agar ſenden werde, ſie ihm zuzuführen und zu zerfleiſchen. Um nun von ſeiner Tochter dieſes Schickſal abzuwenden, verkleidet er ſie als Mann. Aber daſſelbe thut Melibeus, ein anderer Lincolnſhirer Ackerbauer, mit ſeiner Tochter Phillida. Ohne ſich zu kennen, begegnen beide Mädchen einander im Walde. Sie halten ſich gegenſeitig für Jünglinge, finden beiderſeits an einander Geſchmack und machen ſich auf recht hübſche Art den Hof. Inzwiſchen begibt der kleine Gott Amor ſich unter Diana's Nymphen, flößt einigen Liebe zu den verkleideten Mädchen ein und wird dafür von den übrigen ergriffen und gebunden. Hierauf findet Neptun's Opfer ſtatt. In Ermangelung einer beſſeren Jungfrau wird ihm eine, Namens Hebe, angeboten; aber zornig verwirft er ſie. Während jetzt die erſchreckten Landleute nach einer andern umherſuchen, klagt Venus gegen Neptun über die grauſame Gefangenſchaft ihres Amors; Diana wird ins Spiel gezogen: gegen Amor's Freilaſſung verzichtet Neptun auf ſein Opfer, und damit Galathea's und Phillida's Liebe gekrönt werde, verwandelt Venus die Eine in einen wirklichen Mann. Alles das iſt, wie geſagt, recht hübſch: auch die Feentänze mögen ſich recht gut ausgenommen haben; aber der komiſche Theil des Stückes hängt mit dem Ganzen durchaus nicht zuſammen und beſteht vorzüglich in Auftritten zwiſchen einem Alchemiſten und einem Aſtronomen, die abwechſelnd einen und denſelben diebiſchen Diener miethen.

Die Hauptperſonen eines andern Stückes, Mother Bombie, ſind zwei Väter, von denen der Eine einen verrückten Sohn, der Andere eine alberne Tochter hat, die Beide von dieſen

Eigenſchaften der gegenſeitigen Sprößlinge nichts wiſſen, und deren Abſicht dahin geht, einer dem Andern ſein Kind aufzuhängen. Dieſer einfältige Plan iſt beinah noch einfältiger durchgeführt, und wenn es je eine nur einigermaßen beluſtigende Scene gibt, ſo muß es die zwiſchen zwei muthwilligen Burſchen und einem Pferdeverleiher ſeyn, der unter Andern von ſeinem Gaule rühmt, „er ſey ſo gehorſam, daß er jeden Augenblick in die Knie ſinke, gleich als ob jeder Stein ſein Vater ſey.“ Der Titel rührt übrigens daher, daß Mutter Bombie, „die kluge Frau von Rocheſter,“ von den verſchiedenen Parteien um die Zukunft befragt wird. Wenn Lyly hier von dem bezeichneten Originalcharakter ſeiner Dichtungsart etwas abweicht, ſo nimmt er ihn dagegen in den zwei letzten Stücken, deren ich noch gedenken will, vollkommen wieder auf, — ein Beweis, daß er ihm bis zum Tode treu blieb. Das erſte Stück heißt die Frau im Monde — The woman in the moon. Um die Wünſche gewiſſer utopiſchen Schäfer zu befriedigen, denen es an Weibern fehlt, bildet die Natur eine Bildſäule der Pandora und verleiht ihr alle erdenklichen Gaben. Aber die neidiſchen Planeten ſteigen herab und erklären, daß ſie allen ihren Einfluß anwenden wollen, das Werk der Natur zu beſchädigen. Saturn macht Pandora übellauniſch, Jupiter ehrgeizig, Mars zänkiſch, die Sonne zu einer Dichterin und Venus verliebt. In letzter Qualität hängt ſie ſich an jeden Mann, der ihr begegnet, und wiewohl an Steſias verheirathet, beſpricht ſie doch mit drei Schäfern heimliche Beſtellungen. Nachdem das vorüber iſt, kommt Merkur an's Regiment. Er macht Pandora liſtig, diebiſch, betrügeriſch und beredt, und unter ſeinem Einfluſſe ſtiehlt ſie ihres Mannes Juwelen. Der Mond macht ſie flatterhaft, grillig und zuletzt wahnſinnig, und alle ihre Liebhaber entdecken jetzt ihre Falſchheit. Als nun ihr Gatte im Begriff ſteht, ſie zu tödten, erſcheint die Natur mit dem Ausſpruche, daß Pandora nicht länger auf Erden weilen, ſondern auf einen Planeten verſetzt werden ſolle, und befragt, welchen ſie vorziehe, wählt Pandora den Mond und wird ſo — die Frau im Monde.

Das letzte Stück nennt ſich der Liebe Verwandlung — Love's Metamorphosis. Drei Waldbewohner verlieben ſich in drei Nymphen der Ceres und klagen über deren Grauſamkeit bei Cupido, der nun die Eine in einen Fels, die Andere in eine Blume und die Dritte in einen Paradiesvogel verwandelt. Hierauf haut ein reicher Pächter den Lieblingsbaum der Ceres um, der Fidelia's verzauberte Form enthält, — die Göttin ſtraft ihn mit Armuth und Hunger, und um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, verkauft der Pächter ſeine Tochter. Sodann hadert Ceres mit Cupido wegen des Unrechts, das er ihren drei Nymphen zugefügt, und Cupido, der ſich für den Pächter intereſſirt, weil ſeine Tochter einem, ihr von einer Sirene eine Zeitlang abwendig gemachten Jünglinge treu geblieben iſt, verſpricht, den Nymphen ihre früheren Geſtalten zurückzugeben, wenn Ceres den Pächter wieder reich und glücklich machen wolle. Dies geſchieht und alle auf den Brettern betheiligte Perſonen ſind damit vollkommen zufrieden.

Ein Verſuch, Lyly, den Hofpoeten zu verdrängen, führt zur Bekanntſchaft mit George Peele und dem Erſtlinge ſeiner dramatiſchen Muſe, der Anklage des Paris — the arraignment of Paris. Naſh, von welchem ſpäter, hat Peele primus verborum artifex genannt und in dieſer Phraſe Peele's Dichterwerth höchſt glücklich bezeichnet. Sein Talent war weder kühn, noch originell, und die höheren Eigenſchaften der Erfindung fehlen ihm; dagegen beſitzt ſeine Phantaſie eine Eleganz, ſein Ausdruck eine Grazie und ſein Versbau eine Melodie, wie alles dies vereint zu ſeiner Zeit unerreicht war. Er trat alſo mit der Anklage des Paris bei Hofe auf, wählte dieſen Titel, weil am Schluſſe der trojaniſche Schäfer dafür, daß er der Venus den Apfel der Zwietracht zuerkannt hat, vor Jupiter zur Rechenſchaft gefordert wird, und begnügte ſich übrigens, die eigentliche Fabel vom Urtheil des Paris in dramatiſche Form und angenehm fließende Verſe zu bringen. Sein Zweck war Eliſabeth's Gunſt. Das gab ihm die Stirn, ihr den Apfel zuzuerkennen; aber ſey es, daß ſelbſt eine Eliſabeth dieſe Schmeichelei zu ſtark oder übrigens an der Dichtung und dem Dichter keinen Gefallen fand. — Peele's erſter Verſuch gegen Lyly war ſein letzter und mit beſſerem Erfolg wendete er ſich nun zur öffentlichen Bühne. Von dieſen ſeinen Leiſtungen verdienen mindeſtens zwei Erwähnung, the battle of Alcazar und Famous chronicle of King Edward the First. Die Schlacht von Alcazar wurde, wie zu vermuthen, bald nach Marlow's Tamburlaine und wahrſcheinlich in Folge der günſtigen Aufnahme geſchrieben, welche dieſes Stück fand. Die Geſchichte des Abenteurers Thomas Stukely, der in jener Schlacht fiel, „Montags, den 4. Auguſt — 78," wie Peele den Held ſelbſt ſagen läßt, lebte damals in friſchem Andenken, und ohne Zweifel wählte der Dichter ſie, weil ſie beim Volke beliebt war, weil ſie ihm Gelegenheit bot, die Katholiken zu verhöhnen und Eliſabeth Schmeicheleien zu ſagen, und weil er gleichzeitig eine Maſſe Handlung entwickeln und verſchiedene Charaktere einführen konnte. Die poetiſche Licenz herrſcht durch das Ganze ſchrankenlos und die Scene ſpringt von Portugal nach Afrika und von Afrika nach Portugal, ganz wie es dem Verfaſſer eben beliebt. Dabei zeigt die Darſtellung ſich geſchraubt und ungleich, und es ſieht aus, als habe der Dichter Marlow's Kraft nachahmen wollen, ohne ſein Feuer und ſeine Phantaſie zu beſitzen. — Die berühmte Chronik König Eduard des Erſten iſt wegen ihres dramatiſchen Werthes weniger merkwürdig, als weil die engliſche Bühne in ihr die erſte chronicle history in reimloſen Jamben erhielt; doch ſteht ſie Marlow's zweitem Eduard in jedem Betracht weit nach. Die Charaktere ſind durchaus undeutlich; nur der König iſt einigermaßen treu und mit Geiſt gezeichnet, die Geſchichte aber, was die Königin betrifft, wahrſcheinlich, um dem Volkshaſſe gegen die Spanier zu fröhnen, gräßlich entſtellt. Das hätte wenig zu bedeuten, wenn das Abweichen von der geſchichtlichen Bahn das Stück verbeſſert hätte; allein das iſt nicht der Fall, die Abweichung macht es bloß widerſinniger und Eduard's feſte Anhänglichkeit an ſeine Königin zu alberner Bethörung. Dem Ernſte des Ganzen ſollen einige komiſche Scenen aufheiternde Abwechslung geben. Nimmt man jedoch die Stellen aus, wo Lluellen, Prinz von Wallis, und deſſen Gefolge ſich in Robin Hood und deſſen luſtige Jäger verkleiden, ſo findet man ſtatt Humors meiſt nur Derbheit.

Erheiſchte nicht die Zeitfolge, Thomas Kyd nach Peele zu nennen, ſo hätte er vielleicht verdient, *vor* ihm genannt zu werden. Sein Name hatte ſchon in den Tagen, für welche er ſchrieb, einen ungewöhnlich guten Klang, und obgleich auch in ſeinen Stücken Blut und Tod eine bedeutende Rolle ſpielen, ſo darf doch die Gegenwart nicht vergeſſen, daß ſeine Entſchuldigung — ich ſage nicht, Rechtfertigung, denn der *wahre* Dichter ſoll ſeine Zeit leiten, nicht von ihr geleitet werden — wenigſtens einigermaßen darin liegt, daß Verſtand und Klugheit damals oft bei Seite geſchoben wurden, um Platz zu gewinnen für den Beifall des großen Haufens. Hiervon abgeſehen, tragen Kyd's Gedanken den Stempel der Neuheit und Natürlichkeit; an Geſchmack ſteht er Peele nach, an Kraft und Charakter iſt er ihm überlegen, und wenn ſeine Jamben etwas weniger ſanft ſind, ſo haben ſie dafür mehr Stärke, mehr Geiſt und mehr Abwechslung. In dieſem Bezuge wäre es keine Ungerechtigkeit gegen Shakeſpeare's übrige unmittelbare Vorgänger, Kyd die nächſte Stelle nach Marlow anzuweiſen. Zwei Dichtungen ſind es, die ihn namentlich in jenen Kreis einführen, Jeronimo und the Spanish Tragedy, letztere unſtreitig der zweite Theil der erſteren. Hinſichtlich Jeronimo verdient das curiosum Bemerkung, daß es das erſte engliſche Stück iſt, von welchem ſich darthun läßt, daß der Dichter es für einen beſondern Schauſpieler geſchrieben hat. Alles Andere anlangend, kann der erſte Theil mit dem zweiten ſich nicht meſſen. Es fehlt der Geſchichte an Zwiſchenhandlung, denn die Liebe Don Andrea's und Belimperia's und des Erſteren Tod bilden die Hauptzüge. Der Mangel an Begebenheiten iſt jedoch durch das ſchnelle Wechſeln der Scene von Spanien nach Portugal, ſo wie durch den Lärm und das Gepränge ſiegreicher

Zwiſtungen zwiſchen den beiden Königreichen, in Folge des von letzterm verweigerten üblichen Tributs, mindeſtens leichthin ausgeglichen. Kann indeſſen auch Jeronimo als dramatiſches Product der ſpaniſchen Tragödie nicht gleich geſtellt werden, ſo iſt doch die Sprache oft überraſchend und ſind doch die Gedanken oft kühn. Nur Ein Beiſpiel. Andrea iſt im Begriff nach Liſſabon zu gehen, um den verweigerten Tribut zu fordern. Bellimperia ahndet den daraus zwiſchen ihrem Geliebten und dem jungen muthigen Fürſten von Portugal entſtehenden Kampf, und in der Beſorgniß ihres Herzens ſagt ſie zu jenem:

> Ye'll meet like thunder — each imperious
> over other's spleen; you both have proud spirits,
> and both will strive to aspire:
> when two vex'd cloud's justle, they strike out fire.

Deutſch vielleicht:

Wie Donner werdet Ihr Euch treffen — jeder
des Andern Willen Herr — Ihr Beide ſtolz —
Und Beide werdet um den Sieg Ihr ringen —
zwei Wolken, die ſich drängen, ſchlagen Feuer.

Aber ſicherlich iſt es keine Uebertreibung, die ſpaniſche Tragödie ein Stück voll Kraft und Kern zu nennen. Allerdings hat auch ſie ihre Albernheiten und manches Widerſinnige, Stellen und Situationen, welche ſpätere Dramatiker zu Gegenſtänden des Gelächters gewählt haben; aber das Meiſte iſt in hohem Grade voll Gefühl und Intereſſe. Die Intrigue dreht ſich vorzugsweiſe um die Liebe Horatio's und Bellimperia's. Jener iſt der Sohn Hieronimo's — wie Kyd ihn hier umgetauft, vermuthlich, weil ein Kritiker ihm inzwiſchen bemerkt, daß Jeronimo eher italieniſch als ſpaniſch ſey — und Bellimperia iſt zwar noch die frühere Perſon, hat aber die ganze Fülle ihrer Zuneigung von dem geſtorbenen Andrea auf ſeinen jungen, treuen, edeln Freund übertragen. Beim Anfange des zweiten Actes wird Horatio von ſeinem Nebenbuhler, dem Prinzen von Portugal, und von Lorenzo, Bellimperia's Bruder, im Garten ſeines Vaters, auf der Bühne — ein gräßliches Experiment — ermordet und den Reſt des Stückes füllt Hieronimo's Verzweiflung und Durſt nach Rache, bis er endlich während eines vor dem Könige und dem ſpaniſchen Adel aufgeführten Spiels Gelegenheit findet, den Rachedurſt zu kühlen. Wer hier den alten Vater ſtets auf die Beſtrafung der Schuldigen bedacht und ſtets die Vollſtreckung ſeines Vorhabens verzögern ſieht, muß der nicht unwillkürlich an Hamlet denken, nicht von der Ähnlichkeit beider Charaktere überraſcht werden, nicht in dem eingelegten Zwiſchenſpiele ein zweites Merkmal der Verwandtſchaft mit Shakſpeare's Dichtung, oder vielmehr dieſer mit jener erkennen? — Im vierten Acte erſcheint Hieronimo vor dem Könige und deſſen Hofe, um Gerechtigkeit wider Horatio's Mörder zu fordern. Aber durch die Dazwiſchenkunft Lorenzo's wird er beſeitigt, faſt ohne Verſuch, ſich Gehör zu verſchaffen. Bald darauf erwähnt der ſpaniſche Geſandte, daß der Prinz von Portugal Horatio das Löſegeld ſchulde und bei der unerwarteten Erwähnung des theuern Namens fährt der alte Mann empor aus ſeiner Zerſtreuung. So erblickt er in jedem Geſichte das Geſicht ſeines Horatio. — Alles, was ihn umgibt, trägt die Farbe ſeines Kummers, und iſt auch ſein Schmerz nicht ſo erhaben wie der des Lear, ſo iſt er deßhalb nicht minder innig, und die Seelenpein, mit welcher er beim Bilde ſeines verlorenen Horatio verweilt, iſt ebenſo ſehr der Ausdruck eines liebenden Herzens als wenn Conſtance ausruft: „Schmerz füllt das Zimmer meines fernen Kindes.“

Als Dichter betrachtet, ſteht Thomas Lodge über Greene und in einiger Hinſicht über Kyd. Greene's Liebe zu natürlicher Schönheit wurde von Manier und Geziertheit ſo ſehr überſchleiert, daß jene nur ſelten durchſchimmert, und in dieſer Beziehung war Lodge, ſein Freund, auch ſein Nachahmer. Doch leuchtet bei ihm die natürliche Schönheit aus den phantaſtiſchen Anſpielungen und dem künſtlichen Schmucke hervor, in welchem er dem Geſchmacke ſeiner Zeit ſich anzupaſſen ſuchte. Natürlich kann hier keine Rede ſeyn von der im Jahre 1819 neu aufgelegten Sammlung ſeiner Schäferlieder und lyriſchen Gedichte, wie viele Proben ſchönen Versbaues, eleganter Gedanken und natürlicher Scenerie ſie auch enthält. Doch das muß bemerkt werden, daß Shakespeare den Stoff zu ſeinem „wie es Euch gefällt“ einer Erzählung von Lodge, unter dem Titel Roſalynde entlehnt hat, und es iſt vielleicht das Höchſte, was ihr nachgerühmt werden kann, daß ſie einer Vergleichung mit Shakespeare's Dichtung ſich nicht zu ſchämen braucht.

Wenn ich ſage, daß Lodge in einiger Hinſicht unter Green ſtehe, ſo verſtand ich das in Bezug auf Kraft und Schönheit der Schöpfung, denn in der Charakterzeichnung iſt er ihm unſtreitig überlegen, — eine Behauptung, deren Wahrheit durch ſein hiſtoriſches Stück bewieſen wird: The wounds of civil war, lively set forth in the true tragedies of Marius and Sylla, — die Wunden des Bürgerkriegs, lebhaft geſchildert in den wahren Tragödien des Marius und Sylla. Ein Werk des Genie's kann das Ganze allerdings nicht heißen; doch vermochte gewiß auch nur ein ſeltenes Talent, es zu ſchaffen. Der Charakter des alten Marius wie der ſeines jüngern Nebenbuhlers iſt mit Kraft, mit Geiſt und mit Beſtimmtheit gezeichnet — eine um ſo ſchwierigere Aufgabe, je mehr in Beiden die Grundzüge von Ehrgeiz und Grauſamkeit ſich ähneln. Marius beſitzt jedoch bei Weitem mehr Edelſinn und entſchiedenern Muth als Sylla, der ein ſtürmiſcher Tyrann und muthwillig ſtreng iſt: — der alte Römer feſſelt bis zu ſeinem Tode die Aufmerkſamkeit des Leſers. Auch der junge Marius tritt auf, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Treue und Liebe zu ſeinem Vater. Eine andere Hauptperſon iſt Antonius, ein Mann mit der Gabe unwiderſtehlicher Beredſamkeit, von welcher der Dichter einige empfehlende Proben geliefert hat. Außerdem erſcheinen zwei Frauen, Cornelia und Fulvia, die Eine Sylla's Gattin, die Andere ſeine Tochter, jene merkwürdig wegen ihrer matronenhaften Feſtigkeit, dieſe wegen ihrer jugendlichen Zartheit und Zärtlichkeit, welche letztere ſie jedoch nicht abhält, ſich mit aller Entſchloſſenheit einer römiſchen Jungfrau zu benehmen. Zwei Scenen, in denen ein Tölpel und mehrere niedrig komiſche Charaktere eingeführt werden, ſollten zu Erheiterung des Gemäldes dienen, deſſen Einzelnheiten eine nähere Angabe dann nicht bedürfen; wenn ich ſage, daß es hauptſächlich nach Plutarch's Lebensbeſchreibungen des Marius und Sylla entworfen iſt und daß der Dichter nur, je wie er es nöthig fand, die Scene von Rom nach Pontus, Minturnum und Numidien verlegte. Doch kann ich nicht umhin, einen Beleg einzuſchalten, wie man damals mit dergleichen Bearbeitungen verfuhr. Plutarch bemerkt, Marius Mörder ſey ein Gallier geweſen. Folglich macht Lodge ihn zu einem Franzoſen, der gebrochenes Engliſch ſpricht und franzöſiſche Brocken einmiſcht. Er ſchwört par le sang de Dieu und ſelbſt Marius vergißt ſich ſo weit, bei Unſerer lieben Frau zu ſchwören, nicht zu gedenken, daß der Tölpel Paul's Ehrengipfel in Rom für die höchſte dortige Stelle erklärt. Auch darf wohl nebenbei angeführt werden, daß Greene und Lodge gemeinſchaftlich ein großes, gar nicht ſchlechtes Drama geſchrieben haben, — ein Beweis, daß nicht die franzöſiſchen Dichter die Erfinder ſolcher Gemeinbrauerei ſind.

Der ſchon erwähnte Thomas Naſh übertraf an Witz und Satyre alle ſeine Zeitgenoſſen; doch als dramatiſcher Dichter rangirt er zu tief, als daß ich mich lange bei ihm verweilen dürfte. Ein ſatyriſches Stück, the isle of dogs — die Hundeinſel — brachte ihn in's Gefängniß, und das iſt das einzige Intereſſante, was ſich davon ſagen läßt. Ein anderes Stück, bloß eine Hofunterhaltung — Summer's last will and Testament, macht weder Anſpruch auf Charakterzeichnung, noch auf eine angenehme Intrigue und dreht ſich ſo ganz in dem Wirbel eines Wortſpiels, daß die Mühe der Verdeutlichung für den deutſchen Leſer in gleichem Grade groß und undankbar ſeyn würde. An einem dritten Stücke, Dido, Königin von Carthago, hat Naſh nur einen ſehr untergeordneten Antheil. Das Hauptverdienſt gehört dem bereits beſprochenen Marlow.

Mit derſelben Flüchtigkeit werde Henry Chettle erwähnt, der letzte von Shakeſpeare's unmittelbaren Vorgängern, deren Nennung der hier vorliegende Zweck erheiſcht. Die Kürze trifft ihn nicht, weil er als Drucker anfing und als Dichter von acht und dreißig Stücken aufhörte, wohl aber, weil von dieſen acht und dreißig Stücken nur vier die Gegenwart erlebt haben, von dieſen vieren nur in Betreff eines einzigen ſeine Vaterſchaft entſchieden iſt, und dieſes einzige, ein Trauerſpiel voll Blut und Mord, den Charakter der übrigen bezeugt. Hoffman, or a revenge for a Father — oder Rache für einen Vater — heißt das Schaudergemälde, deſſen Farben dem Pinſel eines Victor Hugo Ehre bringen würden, wie überhaupt der damalige engliſche Theatergeſchmack, im Allgemeinen genommen, nicht beſſer verſtanden werden kann, als wenn man ſich darunter den gegenwärtig franzöſiſchen vorſtellt. Eine Ehre für Deutſchland, daß die hinüber geſchlagene Wurzel keinen Baum getrieben hat. Chettle führte alſo ſeine Zuhörer an die Ufer des baltiſchen Meeres, in deren Nähe ein Herzog von Preußen Hof hält. Die Herzöge von Sachſen und Oeſterreich beſuchen ihn und der Grund der Tragödie ruht in der Art und Weiſe, wie ein Admiral Hoffman, nachdem er lange dem Herzoge von Lüneburg gedient, als Seeräuber hingerichtet worden iſt, — eine glühendrothe eiſerne Krone auf dem Scheitel, das Fleiſch von den Knochen geſchabt und das Skelet am Galgen aufgehangen. Das ſtiehlt bei nächtlicher Weile der junge Hoffman, der Sohn, und zugleich der Held des Stücks, begibt ſich damit in eine Höhle am Eingange eines Uferwaldes und ſtellt es daſelbſt auf, ein Memento der Rache. Prinz Otto von Lüneburg iſt ſein erſtes Opfer. Er leidet Schiffbruch und mit Beihülfe eines treuloſen Dieners, Lorrique, tödtet ihn Hoffmann, indem er ebenfalls eine glühendrothe eiſerne Krone ihm auf den Scheitel ſetzt; den Leichnam aber hängt er neben das Gerippe ſeines Vaters. Hierauf verkleidet er ſich als Prinz, nimmt den Namen des jungen Otto von Lüneburg an und beredet Lorrique, ihn zu begleiten und dadurch den Betrug zu unterſtützen. In dieſem Charakter iſt er nun im Stande, an Mehreren, die an der Hinrichtung ſeines Vaters Theil gehabt, ſich blutig zu rächen; doch ſind die Mittel, die er wählt, meiſt ebenſo unwahrſcheinlich als plump. Das ſinnreichſte beſteht darin, daß er Lodowick, den Sohn des Herzogs von Sachſen, verleitet, im Anzuge eines Griechen die Tochter des Herzogs von Oeſterreich, Lucibel zu entführen, und ſodann Mathias, Lucibels Bruder, von der über ſeinen Stamm gebrachten Schande benachrichtigt, der natürlich die Entflohenen verfolgt und einholt, den vermeinten Griechen erſchlägt und Lucibel verwundet. Lucibel verfällt darüber in Wahnſinn. Mitunter nimmt auch Hoffman die Geſtalt Roderick's an, eines Einſiedlers, in deſſen Klauſe der Dichter mehrere Male die Scene verlegt und von dem es ſich ergibt, daß er der ſeit lange verlorene Bruder des Herzogs von Sachſen iſt. Lorrique ſtellt dann einen franzöſiſchen Arzt vor, auf deſſen Anrathen einige der, Hoffman am verhaßteſten Perſonen in angeblicher Medizin tödtliches Gift trinken. Im Ganzen werden auf ſolche Art ſechs bis ſieben Menſchen abgethan, ohne daß Hoffman der geringſte Verdacht trifft; ja, er weiß in die Gunſt des Herzogs von Preußen ſich ſo feſt einzuſchmeicheln, daß dieſer die Thronanſprüche ſeines unklugen Sohns Jerome bei Seite ſchiebt und jenen zum Erben des Reichs ernennt. Verwirrt und gewaltſam wie die ganze Intrigue iſt, wird die Kataſtrophe durch eine ſehr unnatürliche Schwäche des Helden motivirt. Er verliebt ſich in die alte Herzogin Martha, die Mutter des von ihm ermordeten Prinzen; ſie verſpricht, an einem einſamen Orte unweit der Ufer des baltiſchen Meeres ſeine Wünſche zu befriedigen; der Ort iſt derſelbe, wo ihres Sohnes und ſeines Vaters Gerippe aufgeſtellt ſind; ein im Hinterhalt gelegter Haufe Bewaffneter überfällt ihn, und der Sohn ſtirbt, wie der Vater ſtarb, zu Tode gefoltert mit einer glühendrothen, ihm auf den Scheitel gedrückten Krone.

Wenn ich hiermit die Schau ſolcher dramatiſchen Leiſtungen beende, die theils unmittelbar vor, theils gleichzeitig mit

Shakeſpeare im Beſitze der engliſchen Bühne waren, ſo glaube ich nur auf meine ausgeſprochene Abſicht, die Schau in engen Schranken zu halten, mich beziehen zu dürfen, um das Warum der Beendigung zu erklären und willig die Richtigkeit der Bemerkung einräumen zu können, daß es außer den Genannten noch Mehrere gab, die der Gunſt des Theater gehenden Publikums ſich in gleichem Grade erfreuten und gleichmäßiges Zeugniß liefern von dem damaligen Zuſtande der dramatiſchen Poeſie in England. Eine in jeder, auch in Beziehung auf die Geduld des Leſers, Alles erſchöpfende Liſte würde immer bloß das Reſultat meiner Auswahl beſtätigen, immer bloß das darthun, was ich durch die gewählten Proben darzuthun wünſchte und dargethan zu haben hoffe: „wie das beſchaffen geweſen, was Shakeſpeare geſchaffen vorgefunden." Wie hoch oder niedrig man das ſchätze, — die Thatſache läßt ſich nicht verläugnen, daß, als Shakeſpeare zur Bühne übertrat es nicht bloß eine engliſche Bühne, ſondern auch ein in allen ſeinen Theilen faſt vollkommen ausgebildetes Drama gab, und daß mithin nicht bloß Dryden und Alle, die es ihm nachgeredet, mit Unrecht Shakeſpeare den Schöpfer der engliſchen Bühne nennen, ſondern auch nur mit bedingtem Rechte der gelehrte Johnſon von ihm ſagt: „The form, the Character, the language and the shows of the English drama are his." Liegt aber hierin wohl ein Widerſpruch mit dem was ich früher — Seite 56 des erſten Jahrgangs — behauptet habe: „nirgends jedoch dürfte es ein glänzenderes Beiſpiel geben, mit welcher wunderbaren Zauberkraft ein dramatiſches Dichter-Talent die Bühne ſeines Volkes zu beherrſchen vermag, als in England ſeit Shakeſpeare?" Ich würde mich verſucht fühlen, einer ſolchen Folgerung in Dryden's Geiſte zu begegnen, der denen, die Shakeſpeare wegen ſeiner Ungelehrſamkeit verſpotteten, die belehrende Antwort ertheilte: „those who accuse him to have wanted learning, give him the greatest commendation," — die ihm Mangel an Gelehrſamkeit vorwerfen, ſprechen ihm das größte Lob. Shakeſpeare ſteht höher, weil er eine Bühne fand, als er geſtanden haben würde, wenn er *keine* gefunden; denn wie es leichter iſt, einen Fußpfad zu bahnen, als einen viel begangenen zu ſperren, ſo iſt es auch ſchwerer Irrthümer zu berichtigen, als einer Wahrheit den erſten Eingang zu gewinnen. Ich habe den Geſichtspunkt gezeigt, aus welchem Shakespeares unmittelbare Vorgänger und Zeitgenoſſen die dramatiſche Kunſt behandelten, und das eben beweist ſeine Stärke, daß er von der Fluth ſich nicht fortreißen ließ, und darin eben beſtehen ſeine Verdienſte um die engliſche Bühne, daß er ſie von den Schlacken reinigte und dem Volks-Geſchmacke eine edlere Richtung gab.

Ob Shakespeare gelehrt oder ungelehrt geweſen, ob er griechiſch und lateiniſch und ob er von der franzöſiſchen, der italieniſchen und der ſpaniſchen Sprache viel, wenig oder nichts verſtanden, — darüber ſind bald für, bald wider eine Unzahl Bücher jeden Formats geſchrieben worden. Das immer noch zweifelhafte Ergebniß kümmert hier nicht. Das aber leidet keinen Zweifel, daß er theils im Allgemeinen ein fleißiger Leſer vaterländiſcher Schriften, theils ganz beſonders mit den dramatiſchen Leiſtungen ſeiner Zeit vertraut geweſen iſt. Für jenes finden ſich zahlreiche Beweiſe in ſeinen Werken, und für dieſes ſpricht ſchon der unbeſtreitbare Umſtand, daß, ehe er erſchuf, er die Arbeiten Anderer umſchuf, — abgeſehen von ſeiner Stellung als Schauſpieler. Es folgt hieraus, daß er den herrſchenden Geſchmack ſeiner Zeit und die Art und Weiſe, wie die Dichter der jüngſten Vergangenheit ihn ins Leben gerufen und die Dichter der Gegenwart ihn nährten, mit derſelben Deutlichkeit erkannte, mit welcher die vorgelegten Proben ihn hoffentlich veranſchaulicht haben, und wenn ſelbſt ein Shakespeare von dem Einfluſſe herrſchenden Irrthums ſich nicht ganz zu befreien, ſelbſt er nur allmählich zum Beſſern vorzuſchreiten vermochte, ſo iſt dies wohl der ſchlagendſte Beweis des Kampfes, den er zu kämpfen hatte, und daß er, um zu ſiegen, Shakespeare ſeyn mußte. Es beſtand eine Bühne und ein Drama, aber ihr Charakter war *Unnatur*, — meines Erachtens das einzige Wort, welches alle die verſchrobenen

Eigenthümlichkeiten der damaligen Dramatiker bezeichnet, mögen ſie Schaugepränge oder ſchwarze Kunſt, Geziertheit oder Blutgier heißen. Und was war Shakeſpeare? — Was ihm allein die Palme ſichern konnte, der Dichter der Natürlichkeit. Dieſer Gegenſatz des Einzelnen zu ſeiner Zeit führt einen ſelbſt zur Erkenntniß und Würdigung von Shakeſpeare's Werth, denn nur wer von ſolchem Standpunkte aus die Leiſtungen eines Menſchen betrachtet, ſie vergleichend mit den Zuſtänden der Zeit, in welcher er gelebt, und mit dem ſeinem Streben gebotenen Gelegenheiten, vermag ein richtiges Urtheil zu finden. Allerdings ſind dieſe Zufälligkeiten in der Regel nicht ein Maßſtab, welchen ein Leſer vorſätzlich an das Verdienſt eines Werkes legt; aber unwillkührlich wird bei Allem, was ein Menſch thut und leiſtet, auf das Maß ſeiner Fähigkeiten Rückſicht genommen, und weil die Frage, wie hoch der Menſch ſeine Pläne ſpannen und wie weit er ſeiner angeborenen Kraft vertrauen dürfe, eine bei weitem würdigere iſt, als die, welcher Platz jeder einzelnen ſeiner Thaten und Leiſtungen gebühre, ſo müht die Wißbegier ſich beſtändig ab, indem ſie das Werk überſchaut, die gebrauchten Werkzeuge zu entdecken, denn ermeſſen will ſie daraus, wie viel das Eigenthum angeſtammter Kraft, wie viel das äußerer Hülfsmittel ſey. Jahrhunderte haben über Shakeſpearen Gericht gehalten. Die Urtheile, die er ſich einſt gewinnen konnte aus perſönlichen Anſpielungen, aus lokalen Gebräuchen, aus temporairen Meinungen, ſie ſind längſt verloren. Die Stoffe der Luſtigkeit, wie die Veranlaſſungen der Trauer, welche die Wechſel des künſtlichen Lebens ihm boten, verdunkeln jetzt die Scenen, die ſie damals erleuchteten. Gunſt und Neid haben keine Stimme mehr; es iſt faſt unbekannt, wer des Dichters Feinde, wer ſeine Freunde geweſen und ſeine Werke können weder der Eitelkeit, noch der Bosheit dienen. Wer ſie lieſt, thut es, weil er Vergnügen darin ſucht, und wer ſie lobt, ſpendet das Lob nach Maßgabe des gefundenen Genuſſes. Dennoch haben ſie, ununterſtützt von Intereſſe oder Leidenſchaft, Jahrhunderte lang alle Schattirungen des Geſchmackes und alle

Veränderungen der Sitten überlebt, und ich möchte ſagen, daß, wie ein Geſchlecht ſie dem andern behändigte, jedes von dem andern ſie nur empfing, um ihnen neue Kronen zu flechten. Und wie heißt der Talisman, dem Shakespeare ſolche Triumphe dankt? — Er heißt Befolgung der Natur — Natürlichkeit.

Treue Darſtellungen der Natur allein können Vielen und dauernd gefallen. Mit den Sitten und Gebräuchen einer beſondern Zeit können nur Wenige vertraut ſeyn, folglich nur Wenige beurtheilen, in wie weit die Copie wahr oder falſch iſt. Die unregelmäßigen Gebilde einer überſprudelnden Phantaſie können eine Zeitlang ergötzen, — uns Alle ſendet ja die Erſättigung des täglichen Lebens hinaus auf den öffentlichen Markt, uns nach Neuem umzuſchauen, aber die Freude an plötzlichem Wunder erſchöpft ſich ſchnell und nur auf dem Felſengrunde der Wahrheit ruht das Gemüth wahrhaft aus. Darin alſo beſteht Shakespeare's Ruhm, daß er nicht dem Strome der Unnatur folgte, der von allen Seiten ihn umwogte, und dadurch gewann er ſeinen Dichtungen das Palladium der Unſterblichkeit, daß er die kühnſte Phantaſie in das Reich der Natur und die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantaſie hinübertrug. Sein Drama iſt ein treuer Spiegel des Lebens, jede ſeiner Geſtalten ein zum Leben organiſirtes Individuum, das nach allgemeinen Naturgeſetzen kein anderes ſeyn kann, als das es iſt, und anders nicht zu handeln vermag, wie es handelt, — „eine Uhr mit kriſtallenem Zifferblatt und Gehäuſe, welche die Stunden richtig weiſt, und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkſtelligt wird.“ Ob er daher das Leben oder die Natur zeichne, immer legt er dar, daß er Beides mit eigenen Augen geſchaut hat; er giebt das Bild, wie er es in ſich aufgenommen, ungeſchwächt und unverrenkt durch das Dazwiſchentreten einer andern geiſtigen Kraft; er ſchildert den Menſchen und das menſchliche Herz, jenen, wie das geſellige Leben ihn zeigt, dieſes, wie er in ſeinen geheimſten Falten es erforſcht hat, und der Unwiſſende fühlt, daß ſeine Zeichnung wahr, und der Kundige ſieht, daß ſie vollſtändig iſt. Nicht nach den Gewohnheiten einzelner Orte, von denen die übrige Welt nichts weiß, — nicht nach den Eigenheiten einzelner Zünfte, die nur bei einer kleinen Zahl Anklang finden können, und nicht nach den Zufälligkeiten vorübergehender Mode und momentaner Anſicht ſind die Charaktere ſeiner Dramen gemodelt und geprägt. Sie ſind die naturgemäßen Geburten gewöhnlicher Menſchlichkeit, wie die Welt ſie ſtets vorführen, der Beobachter ſie ſtets finden wird. Seine Perſonen handeln und ſprechen unter dem Einfluſſe von Leidenſchaften und Grundſätzen, dergleichen alle Gemüther beherrſchen; es iſt das eigentliche Lebens-Syſtem, was er in Bewegung ſetzt, und wenn bei anderen Dichtern ein Charakter nur zu oft als eine Einzelnheit erſcheint, ſo erblicken wir in Shakeſpeare's Charakteren faſt immer die Repräſentanten einer Gattung.

Zugeknöpfte Menſchen haben Shakeſpeare wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Natur getadelt, haben ſeine Römer nicht römiſch genug und ſeine Könige nicht königlich genug gefunden; den Einen hat es beleidigt, daß Menenius, der Senator Roms, den Narren ſpielt, und ein Anderer hat es einen Verſtoß gegen die Schicklichkeit genannt, daß der däniſche Uſurpator ein Trunkenbold iſt. Aber ſie wußten nicht, daß Shakeſpeare die Natur über den Zufall ſtellte und daß die Erhaltung des eigenthümlichen Charakters ihm höher galt als eingeſchwärzte Unterſcheidungszeichen. Die Fabel ſeines Stücks forderte Römer und Könige; er dachte nur an den Menſchen. Er wußte, daß Rom, wie jede andere große Stadt, Menſchen jeder Gemüthsart beſeſſen haben muß; er brauchte einen Narren und ging in die Rathsverſammlung, überzeugt, ihn da zu finden. Er wollte einen Uſurpator und Mörder nicht bloß verhaßt, er wollte ihn auch verächtlich machen; deßhalb geſellte er Trunkenheit zu ſeinen Eigenſchaften, und er that es, weil er wußte, daß Könige gleich anderen Menſchen den Wein lieben, und der Wein auch Könige berauſcht. Obgleich daher Shakeſpeare einer der Erſten war, zu beweiſen, welch eines Wohlklanges die engliſche Sprache fähig ſey, ſo liegt doch ſeine eigentliche Stärke nicht in dem Glanze einzelner Stellen, ſondern in dem Fortſchreiten ſeiner Fabel und in dem Gehalte ſeines Dialogs, und wer ihn durch Citate verherrlichen will, handelt um Weniges klüger als der Mann, der ſein Haus zum Verkauf anbot und einen Ziegeſtein zur Probe vorwies.

Shakespeare's eigenthümliches Anſchließen an die Wirklichkeiten des Lebens läßt ſich nicht beſſer erkennen und richtiger würdigen, als eben durch eine Vergleichung ſeiner Dichtungsweiſe mit der ſeiner unmittelbaren Vegänger und Zeitgenoſſen. Sie bevölkerten die Bühne mit Charakteren, die nicht exiſtirten, gaben ihnen eine Sprache, die nicht geſprochen wurde, und ließen ſie über Gegenſtände ſich unterhalten, die dem täglichen Verkehr fremd ſind. Bei Shakespeare beſtimmt die Begebenheit meiſt den Dialog und dieſer fließt dann ſo leicht und einfach hin, als ſey er nicht das Werk der Fiction, ſondern eine Auswahl gewöhnlichen Beſprechens alltäglicher Ereigniſſe. Bei jenen war Liebe „das große Rad in der großen Weltenuhr," die Kraft, die alles Gute und alles Böſe ſchuf, jede Handlung beſchleunigte und hemmte. Einen Liebhaber nebſt einer Dame und einem Nebenbuhler in die Fabel zu bringen — ſie in widerſprechende Verpflichtungen zu verwickeln — ſie durch Gegenſätze einſeitigen Vortheils zu verwirren und mit der Heftigkeit unverträglicher Wünſche zu plagn — ſie voll Entzücken einander in die Arme zu werfen und voll Seelenſchmerz ſie von einander zu reißen — ihnen hyperboliſch Freude und unſinnigen Kummer in den Mund zu legen — ſie zu betrüben, wie nichts Menſchliches je betrübt wurde — ſie zu befreien, wie nichts Menſchliches je befreit wurde: das war die Aufgabe jener (ſoll ich hinzuſetzen, und iſt die Aufabe der heutigen) Theaterdichter. Shakespeare führt die Liee verhältnißmäßig ſelten in die Scene; er ſah in ihr nur eine der vielen Leidenſchaften, welche das menſchliche Gemüth bewegen, wußte, daß jede andere, je nachdem ſie richtig oder falſch geleitet wird, eine Quelle des Glücks oder des Elends iſt, und deßhalb gab er, der Dichter der

Natur, der ſeine Ideen der lebenden Welt entnahm und darſtellte, was ſich ſeinem Auge zeigte, — deßhalb gab er der Liebe in der Summe des Lebens nur den Anſatz, den ſie wirklich darin hat. Jene ließen alle Perſonen dieſelbe Sprache reden; Shakespeare nicht. Pope geht zu weit, wenn er ſagt, daß bei Letzterem jede einzelne Rede das ausſchließende Eigenthum des Sprechenden ſey, denn es finden ſich Reden, die durchaus nichts Charakteriſtiſches haben; aber ſchwer dürfte es ſeyn, eine einzige zu finden, auf welche ein Anderer als ihr Inhaber gleichen Anſpruch hat. Jene feſſelten die Aufmerkſamkeit durch übertriebene Charakterzeichnung, durch fabelhafte Trefflichkeit oder nie dageweſene Schlechtigkeit, und wer den Gang des menſchlichen Verkehrs nach dem Einen oder dem Andern meſſen wollte, würde auf beiden Seiten irren. Shakespeare hat keine Helden; bei ihm tritt der Menſch auf, und dieſer ſpricht und handelt, wie jeder fühlt, daß er bei gleicher Veranlaſſung geſprochen und gehandelt haben würde; ja, ſelbſt wo eine übernatürliche Kraft einſchreitet, bleibt der Dialog auf der Fläche der Natürlichkeit. Jene entſtellen die angeborenen Affecte und die alltäglichſten Ereigniſſe, und wer von Beidem in ihren Dichtungen lieſt, erkennt Beides in der Welt nicht wieder. Shakespeare rückt das Ferne nah und macht mit dem Wunderbaren vertraut; das Ereigniß, welches er darſtellt, kann ſich nicht zutragen, könnte es aber, ſo würden ſeine Folgen die ſeyn, die er ihm beigelegt, und das rechtfertigt die Behauptung, daß er die menſchliche Natur geſchildert habe, nicht bloß, wie ſie bei wirklichen Vorfallheiten ſich zeigt, ſondern auch, wie ſie in Fällen ſich zeigen würde die ihr nicht zugänglich und, — in geborgten Worten: „er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildungskraft lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch mißgeborene Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beiſtimmende Ueberzeugung abnöthigt: — gäbe es dergleichen ſo würden ſie ſich ſo benehmen.“ Und das iſt es, was Shakespeare groß gemacht und was Jahrhunderte an ihm bewundert haben. Wer in Verfolgung der Phantome, die andere Dichter ihm vorgeführt, die Phantaſie ermüdet und verwirrt, der kann und muß von ſeiner wahnſinnigen Verzückung geneſen, wenn er hier menſchliche Gedanken in menſchlicher Sprache lieſt und Scenen erblickt, nach welchen der Einſiedler die Verhandlungen der Welt ermeſſen und der Beichtvater den Fortgang der Leidenſchaften voraus verkündigen könnte.

Das Geſagte führt ſelbſt zu dem Reſultate, daß, obgleich Shakeſpeare's Schauſpiele nach der bemerkten Eintheilung des Drama bald als Komödien, bald als Hiſtorien und bald als Tragödien rubricirt werden, doch keins derſelben, ſtreng kritiſch genommen, das Eine oder das Andere ſeyn kann, jedes ein Werk eigener Art ſeyn muß, geformt und gemodelt nach den wirklichen Zuſtänden des Lebens und der Welt, wo Gutes und Böſes, Freude und Leid in endloſen Abſtufungen ſich berühren; der Verluſt des Einen der Gewinn des Andern iſt, in demſelben Augenblicke der Schwelger nach dem Becher greift und der Trauernde ſeinen Freund begräbt, die Bosheit des Einen bisweilen vom Muthwillen des Andern entlarvt und manches Unheil und manche Wohlthat geübt und verhindert wird — ohne Abſicht. Daher geſchah es und mußte es geſchehen, daß Shakeſpeare die Fähigkeit, Lachen zu erregen und Schmerz zu wecken, einer und derſelben Darſtellung verlieh, daß demzufolge alle ſeine Stücke zwiſchen ernſten und heiteren Charakteren getheilt und je wie die Intrigue ſich allmählig abrollt, jetzt Ernſt und Kummer, jetzt Frohſinn und Gelächter das Product ſind. Die Regeln des Kritikers verwerfen dieſes Gemiſch, aber das Geſetz der Natur billigt es, ganz abgeſehen, daß das gemiſchte Drama das lehrreiche der Tragödie und Komödie nicht bloß in Eins verſchmilzt, ſondern auch durch die gleichzeitige Darſtellung Beider es anſchaulicher macht, und das um ſo mehr, je näher es dem Leben tritt und je deutlicher es zeigt, wie große Entwürfe und kleine Pläne ſich gegenſeitig unterſtützen oder hemmen und Hohes und Niedriges in unvermeidlicher Wechſelwirkung ſtehen. Das aber iſt Shakespeare's Ruhm, daß, ob er Freude oder Trauer hervorrufen, oder die Geſchichte, ohne Heftigkeit und ohne Aufregung, in leichtem, traulichem Geſpräche fortführen will, er der Erreichung ſeines Zweckes ſtets gewiß iſt, — wir auf ſein Geheiß lachen oder weinen, und ſchweigend in ruhiger Erwartung harren, ruhig ohne Gleichgültigkeit.

Vorſtehendes aus des Dichters Dramen zu belegen, wäre leicht und erquickend, — für mich, unnütz — für den Leſer. Es hieße von meiner Seite den Glauben ausſprechen, daß unter Letzteren eine fühlende Seele lebe, die nicht von Shakespeare's tragiſchem Pathos einmal ergriffen, in den bunten Jubel ſeiner Komik einmal hineingezogen worden ſey. Und das glaube ich nicht. Auch von den Fehlern ſeiner Dramen ſchweige ich. Daß ſie deren beſitzen, habe ich bereits oben in der Bemerkung angedeutet, daß er von dem Einfluſſe des ſeine Zeit beherrſchenden Irrthums ſich nicht ganz zu befreien, nur allmählig zum Beſſern vorzuſchreiten vermocht habe. Und ich unterlaſſe die Aufzählung nicht um der Gemeinplätze willen, daß auch die Sonne ihre Flecken und auch ein Homer geſchlafen habe, daß kein menſchliches Wort an ſich vollkommen und vollendet ſeyn könne, und daß das Hohe kaum geſchaffen vor dem Künſtler ſtehe, er halb wehmüthig, halb hoffnungsvoll hinausſehen müſſe, wo das Ideal noch höher geblieben, — ſondern einfach und proſaiſch um der Ueberzeugung willen, daß eine ſolche Fehler-Liſte nicht hierher gehört. Ich ſcheue mich des Bekenntniſſes nicht, daß, wenn Scharfſinn und Gefühl Shakespeare's Ruhme huldigen, auch Gewohnheit und Ehrfurcht manche Huldigung leiſten, daß über des Dichters Schönheiten ſeine Häßlichkeiten oft ungeſehen bleiben, und daß, von welch' unſterblicher Trefflichkeit auch viele ſeiner Scenen ſeyn mögen, es doch unter allen ſeinen Stücken vielleicht nicht eins giebt, das von einem heutigen Dichter ſo geſchrieben, wie Shakespeare es geſchrieben, und demgemäß aufgeführt, das Ende der Vorſtellung erleben würde. Allein nicht für die Gegenwart, für die Bedürfniſſe ſeiner Zeit dichtete Shakespeare, und wenn das Geſagte nachweiſt, wie kräftig und umgeſtaltend er den dramatiſchen Gebrechen ſeiner Zeitgenoſſen entgegentrat; und wie er mit rieſiger Gewalt der Bühne und dem Volks-Geſchmacke eine andere Richtung aufzwang, ſo wäre der Zweck des Geſagten erreicht — um nun ein anderes Ziel zu verfolgen.

* * *

Ehe Shakespeare die Literatur ſeines Vaterlandes durch den Glanz und Ruhm ſeiner Dichtungen verherrlichte, war er Schauſpieler, und der Dichter aß mehrere Jahre lang das beſcheidene Brod des Schauſpielers, bevor er einen eigenen Herd ſich bauen und an der eigenen Tafel ſitzen konnte. Wie er waren faſt alle Dramatiker, die ich aus der Reihe ſeiner unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenoſſen hervorgehoben, zugleich Dichter und Schauſpieler; denn von allen Genannten ſcheint John Lyly der Einzige zu ſeyn, den bloß die Feder mit der Bühne verband. Dies regt die Frage an, wie es um das eigentlich äußere Bühnenleben geſtanden und welche Wechſel das im Laufe der Zeit erfahren habe? und die Antwort knüpft ſich an den von mir bereits erwähnten Umſtand — Seite 75 und 79 des erſten Jahrganges, — daß Königin Eliſabeth wenige Jahre, nachdem ſie den Schauſpielern des Grafen Leiceſter den erſten königlichen Freibrief verliehen, aus den Geſellſchaften ihres Adels, welche vor ihr zu ſpielen pflegten, zwölf Künſtler ausgewählt, die nun bloß zu ihren Dienſten ſeyn und Schauſpieler der Königin heißen ſollten. Das geſchah im Jahre 1583. Drei Jahre ſpäter gab die Königin einen weitern, ich möchte ſagen, deſpotiſchen Beweis ihrer Vorliebe für die dramatiſche Kunſt, indem ſie einem gewiſſen Thomas Gyles Auftrag und volle Gewalt ertheilte, aus allen Kirchen und Schulen ihres Reichs diejenigen Kinder, an denen er für Muſik und Geſang das meiſte Talent entdeckte, nach London zu bringen, um ſie hier zu unterrichten, und für die theatraliſchen Vorſtellungen bei Hofe geſchickt zu machen. Für dieſe Pflanzſchule ſchrieb vorzüglich Lyly, — ein Grund, warum, wie ich oben bemerkt habe, es keinem ſeiner Stücke an müſſigen, ſchadenfrohen Buben fehlt, und ein Grund auch, warum der Dichter wahrſcheinlich nicht Schauſpieler war. Der engliſche Adel fand ſehr begreiflicher Weiſe in dem Geſchmacke der Königin Urſache zur Nachahmung, und unter den beſſeren Geſellſchaften, welche derſelbe hielt, werden im Jahre 1589 die des Lord Admirals und die des Lord Strange genannt. Weil jedoch dergleichen Geſellſchaften keineswegs ausſchließend vor ihren Gebietern, — dieſen vermuthlich ein zu theurer Spaß — ſondern auch öffentlich vor dem großen Publikum auftraten, ſo ſtanden die einzelnen Mitglieder unter einer doppelten oder vielmehr, wie ich ſogleich anführen werde, dreifachen Controle. Das war für die armen Mimen um ſo ſchlimmer, je weniger die Art ihrer Annahme und Entlaſſung von der gewöhnlicher Dienſtboten ſich unterſchied. Beleidigte einer ſeinen ſtrengen Gebieter, ſo ſchickte dieſer ihn fort. Fühlte ein im Publikum geltender Gentleman durch eine von der Bühne ausgemachte Anſpielung oder durch irgend einen unziemlich geäußerten Gedanken ſich verletzt, ſo endigte ſeine Beſchwerde in der Regel mit der Entlaſſung des Schauſpielers, und fand der mit der General-Aufſicht betraute königliche master of the revels an dem Einen oder dem Andern etwas zu tadeln, ſo war er der dritte, Gefahr drohende Controleur. Und daß Letzterer bisweilen ein ſcharfer Herr war, davon gab einer, Namens Tylney, im letztgenannten Jahre den Beweis. Der viel beſprochene Marprelate-Streit hatte damals ſeinen höchſten Gipfel erreicht und eine jener beiden Geſellſchaften, die Beide zufällig innerhalb der City ſpielten, es ſich einfallen laſſen, Martin Marprelate auf die Bühne zu bringen. Wie? Möge der des Engliſchen kundige Leſer — und der Unkundige möge das Vorenthalten der Ueberſetzung mir nicht verargen — aus einer betreffenden Stelle in Nash's returne of the renowned Cavaliers Pasquill of England vom Jahre 1589 erſehen. „Methought," heißt es dort, „vetus Comoedia" —

von Naſh offenbar ſo getauft, weil die Vorſtellung im Geiſte eines alten moraliſchen Stücks war — „began to pricke him at London in the right vaine, when shee brought forth Divinitie with a scratcht face, holding of her hart, as if shee were sicke, because Martin would have forced her; but myssing of his purpose, he left the print of his nayles upon her cheekes, and poysoned her with a vomit, which he ministred unto her, to make her cast uppe her dignities and promotions." * Das meinte der erhabene Tylney nicht ruhig hinnehmen zu können. Er machte demgemäß geeignete Mittheilung an Lord Burghley. Lord Burghley erſuchte den Lord Mayor, gegen die ſündhaften Schauſpieler zu verfahren, und der Lord Mayor, getreu den Maximen der City-Behörden, ließ dazu ſich nicht zweimal auffordern, ſondern citirte mit freudiger Haſt beide Geſellſchaften, und um den Schuldigen nicht zu verfehlen, nahm er ſämmtliche Mitglieder in Haft. Uebrigens verdient dieſer Vorfall noch um deßwillen Bemerkung, weil er wieder eins der erſten Anzeichen enthält, daß Staats- und Religion-Angelegenheiten nicht zu Gegenſtänden theatraliſcher Vorſtellungen gemacht werden ſollten, — eine Anſicht, welcher die Schauſpieler entgegen handelten und welche fünfzig Jahre ſpäter die Schließung aller Theater zur Folge hatte.

Streng wie die Controle in der Hauptſtadt, war ſie es auch in den Provinzen, und noch ſtrenger in den Univerſitäts-Städten Cambridge und Oxford. Als daher im Herbſte 1592 die Peſt in London ausbrach, deßhalb die Theater geſchloſſen wurden und die Schauſpieler-Geſellſchaften in die Provinzen zogen, hatte die des Lord North ſich kaum in der Nähe von Cambridge gezeigt, als der Vice-Kanzler dem Conſtable aufgab, alles Theaterſpielen in und bei Cambridge zu unterſagen und ſogar den Einwohnern die Beherbergung „dieſer leichten Perſonagen" zu verbieten. Der

---

* Die Ehre des Setzers zu retten, bemerke ich, daß die Stelle dem alt-engliſchen Originale entnommen iſt. S.

Conſtable, ob ſelbſt ein Verehrer der dramatiſchen Kunſt oder ob von den Studirenden beſtochen, nahm den Befehl nicht ſehr genau und drückte, während er das eine Auge für die Stadt Cambridge offen hielt, bei einer, wenige Tage darauf in dem benachbarten und unter Univerſitäts-Gerichtsbarkeit ſtehenden Dorfe Cheſterton ſtatt findenden Vorſtellung das andere Auge zu. Nicht ſo der Vice-Kanzler. Er klagte unverweilt den Conſtable beim geheimen Rathe des Ungehorſams an, und in theologiſchem Eifer wie in geiſtlicher Rechts-Unwiſſenheit forderte er, daß nicht bloß der Conſtable, ſondern auch die Schauſpieler und diejenigen in deren Hauſe ſie ihre Bühne aufgeſchlagen, „recht ordentlich“ beſtraft werden möchten. Nachdem der geheime Rath zehn lange Tage auf die Entſcheidung hatte warten laſſen, erneuerte der Vice-Kanzler ſeine Bitte. Wieder keine Antwort. Der Vice-Kanzler, ein Muſter geiſtlicher Geduld, beruhigte ſich bis zum 17. Juli 1593. Da erinnerte er den Lord Burghley an den frühern Vortrag, und bat dringend, die Univerſität „von dieſer ſchlechten Race von Menſchen“ — damit die Schauſpieler meinend — zu befreien. Jetzt fand ſein Geſuch Gehör. Zwölf Tage darauf ging der Befehl ein, daß weder in, noch fünf Meilen um Cambridge theatraliſche Vorſtellungen geduldet werden ſollten.

Bei dem Widerſpruche, in welchem Burghley's Benehmen hier gegen das in Tylney's Falle bewieſene ſteht, gewinnt die Vermuthung Raum, daß ſein anfängliches Schweigen durch Eliſabeth veranlaßt worden ſey — durch ſie, deren Liebe für das Theater ſie dem Wunſche des Vice-Kanzlers abgeneigt machen mußte und die ſelbſt einem Burghley gegenüber bisweilen Königin war. Die Vermuthung wird faſt zur Gewißheit, wenn man hört, daß die Univerſität im December 1592, alſo drei Monate nach des Vice-Kanzlers zweitem Geſuche, von London aus befehligt wurde, in Betracht die gewöhnlichen Weihnachts-Spiele wegen der fortdauernden Peſt unterbleiben müßten, zur Unterhaltung der Königin eine engliſche Comödie aufzuführen. Konnte die Motive dieſes Befehls wohl eine andere ſeyn als die

Unzufriedenheit der Königin, der Zweck wohl ein anderer als dem Vice-Kanzler einen ironiſchen Verweis zu ertheilen? Auch mag der gute Mann — Dr. Still iſt ſein Name — laut Inhalt ſeiner noch vorhandenen Antwort ſich in ſtiller Verzweiflung und ganz gewiß in keiner kleinen Verlegenheit befunden haben. Er ſucht ſeine Conſequenz durch die Verſicherung zu retten, — er, der viele Jahre vorher ſelbſt eine engliſche Komödie geſchrieben hatte, — daß in ganz Cambridge keine engliſche Komödie aufzutreiben ſey, und daß, wenn ſchlechterdings geſpielt werden ſolle, — „if wee must needes undertake the busines,“ ſind ſeine Worte, — wenigſtens eine längere Friſt und die Aufführung eines lateiniſchen Stücks geſtattet werden möchte. Die Königin war zwar gutmüthig genug, ihren Befehl zurückzunehmen, aber es ſieht jeden Falls wie Spott aus, daß die Univerſität ein Jahr nach Empfang des oben gedachten geheimen Raths-Schreibens vor der Königin „unterſchiedentliche Komödien und eine Tragödie“ aufführen mußte. Da um dieſelbe Zeit die Peſt in London aufgehört hatte, ſo kehrten auch die verſcheuchten Mimen wieder nach dort zurück; doch ſcheint es, daß ihre Gegner ſich daſelbſt inzwiſchen vermehrt hatten. Blackfriars Theater, in welchem die Truppe des Lord Chamberlain — des Oberkammerherrn — während des Winters Vorſtellungen gab — den Sommer über ſpielte ſie im Globe-Theater — erheiſchte im Jahre 1596, wo es zwanzig Jahre alt war, mehre gründliche Reparaturen, und dieſe Gelegenheit benutzte eine große Zahl dortiger Anwohner zu einer Bittſchrift an den geheimen Rath, den Fortgang des Baues zu hemmen. Das ſchnitt zu tief in das Intereſſe der Geſellſchaft, als daß ſie nicht ein Gegengeſuch hätte einreichen ſollen, und dieſes erſt unlängſt aufgefundene Dokument iſt beſonders um deßwillen denkwürdig, weil es ſieben Jahre früher als jede andere authentiſche Urkunde Shakeſpeare's Namen enthält. In der Reihe der acht Unterſchriften iſt ſein Name der fünfte und da man annehmen darf, daß die Herren ſich nach der Stufenleiter des Ranges gezeichnet haben, welchen ſie im geſellſchaftlichen Verbande bekleideten, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß Shakeſpeare's Anſehen im Jahre 1596 noch auf ziemlich tieſer Stufe ſtand. Sieben Jahre ſpäter erſcheint ſein Name in einer andern öffentlichen Urkunde der zweite. Dreie von denen, welche hier unter ihm ſtehen, ſtehen dort über ihm, — ein Beweis, daß nicht bloß in der Stellung der Namen eine Art Bürgſchaft für das Anſehen der Genannten liegt, ſondern daß auch Shakeſpeare ſein Steigen nicht ſeinem Schauſpieler-, ſondern ſeinem Dichtertalente zu danken hatte. Denn es iſt bekannt, daß er in erſter Beziehung nur als Geiſt in ſeinem Hamlet gefiel und deßhalb auch bald nach 1603 die Bühne gänzlich verließ. Wenn daher, was allerdings der Fall war, die bemerkte Bittſchrift ohne Wirkung blieb und die Urſache, was nicht nachzuweiſen iſt, in dem Gegengeſuche lag, ſo wird man wenigſtens nicht behaupten können, daß die Geſellſchaft ihrem Shakeſpeare dafür verpflichtet, er ſchon damals der, Achtung und Ehrfurcht gebietende Heros geweſen ſey. Inzwiſchen ſcheint ſoviel gewiß, daß die Begünſtigung des Theaterweſens unter Eliſabeths Regierung mehr von den Anſichten und dem Willen der Königin als von den guten Wünſchen ihrer Miniſter ausging. Die Puritaner, die bereits anfingen, ihr Haupt zu erheben, traten wiederholt als Feinde auf, und wie Eliſabeths Leben ſich dem Grabe näherte — nach damaliger Zeitrechnung ſtarb ſie am vorletzten Tage des Jahres 1602, nach jetziger am 24. März 1603 —, mehrten ſich die Beſchwerden derſelben gegen das theatraliſche Unweſen, wie ſie es nannten, und wäre die unverkennbare Geneigtheit der Miniſter, ihnen zu willfahren, überall zur That geworden, ſo hätte vielleicht ſelbſt Shakeſpeare dem allgemeinen Untergange nicht zu wehren vermocht. Es war daher ein Glück für die dramatiſche Kunſt, daß ſie auch in Eliſabeths Nachfolger, dem erſten Jakob, einen Freund und Beſchützer erhielt.

Schon ehe Jakob den engliſchen Thron beſtieg, hatte er in Edinburg einen ernſthaften Beweis ſeines Gefallens an den Freuden des Theaters gegeben. Und das konnte eigentlich nicht anders ſeyn. Jakob ſelbſt war ja Dichter; wenigſtens machte er auf den Namen eines Dichters Anſpruch, und was auch die Nachwelt von ſeinen Leiſtungen halten mag, ſeine Hofleute hüteten ſich wohl, ihn von der Nichtigkeit ſeines Anſpruchs zu überzeugen, in den Anſichten ſeines Dichterwerthes ihn zu enttäuſchen. Gegen das Ende des Jahres 1599 kam eine engliſche Schauſpielergeſellſchaft nach Edinburg; ob aus freier Bewegung oder in Folge einer Einladung des Königs, iſt ebenſo wenig zu ermitteln als die Wahrheit oder die Unwahrheit der intereſſanten Behauptung daß Shakespeare eins ihrer Mitglieder geweſen ſey. Für jene ſoll die Vermuthung ſprechen, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine Beſchreibung von Macbeths Schloſſe an Ort und Stelle aufgefaßt, für dieſe der Umſtand, daß in demſelben Jahre ſein Heinrich der Fünfte in London aufgeführt wurde. Jedenfalls hieß der König die Ankömmlinge freundlich willkommen und erlaubte ihnen, innerhalb der Burg zu ſpielen. Das war aber eine kühne Gunſt, denn nur kurz vorher hatte die Kirche oder vielmehr das Conſiſtorium das Geſetz geltend gemacht, daß ihre, nicht des Königs Erlaubniß die Bedingung theatraliſcher Schauſtellungen ſeyn ſolle. Auch zögerten die Diener der Kirche nicht, gegen den König aufzutreten. In ſtarken Worten predigten ſie über die Ausgelaſſenheit und Unſittlichkeit der Komödianten und in einer ihrer Sitzungen verboten ſie dem Volke, ihren Darſtellungen beizuwohnen — unter Androhung kirchlichen Verweiſes. Doch der König ließ diesmal ſich nicht ſchrecken; er forderte die Geiſtlichen vor ſein Tribunal und befahl ihnen, ihr Verbot aufzuheben. Und die Geiſtlichen gehorchten, „und wer da wollte, durfte nun ins Theater gehen, obgleich zum großen Aergerniß der Diener Gottes,“ ſagt naiv genug der Erzbiſchof Spottiswood in ſeiner Geſchichte der ſchottiſchen Kirche.

Anſtatt, was heut zu Tage vielleicht geſchehen ſeyn würde, den Regierungswechſel durch Feſtſpiele im Theater zu feiern, achtete man es damals bei der Ankunft König Jakobs in London — den 7. Mai 1603 — zweckmäßiger, die Theater zu ſchließen und ruhig zu erwarten, ob und wenn es ihm angenehm ſeyn werde, das Oeffnen derſelben anzuordnen. Jakob ſäumte nicht, das zu thun. Schon zwei Tage nach ſeiner Ankunft durften die Schauſpieler des Grafen Worceſter wieder in Thätigkeit treten, und noch gnädiger bewies er ſich gegen die Geſellſchaft des Lord Chamberlain, welcher er unter der Ueberſchrift: pro Laurentio Fletcher et Willielmo Shakespeare den 19. Mai ein Erlaubniß-Patent ausfertigen ließ, worin er die bisherigen Schauſpieler des Lord Chamberlain „our servants," unſere Diener, nannte und ſie ſo zu des Königs Schauſpielern erhob. Ich brauche kaum zu bemerken, daß dies dieſelbe Urkunde iſt, von welcher ich eben geſagt habe, daß Shakespear's Name darin zu zweit ſteht, und warum dies für ein ſicheres Zeichen ſeines ſteigenden Dichterruhmes und folglich ſeines Einfluſſes auf die engliſche Bühne genommen werden dürfe. Die Aufſchrift des Patents beweiſt, daß er zweiter Director der Geſellſchaft war, und wie er dieſen Rang nur durch ſeine Dichtungen erworben haben konnte, ſo lag es nun auch im Kreiſe ſeiner Macht und ſeines Wirkens, ſeine Dramen auf die Bühne zu bringen. Der neu erworbene Ehrentitel trug ohnedies das Seinige bei, den Werth des Dichters in den Augen des Volkes zu heben, und ich irre mich daher vielleicht nicht, wenn ich Shakespear's ſichtbare Gunſt beim theatergehenden Publikum und in ihr ſeinen Einfluß auf deſſen Geſchmack von jener Zeit datire. Der glückliche Gedanke des Königs brachte aber auch der Bühne noch einen andern Gewinn. Wie er die Truppen des Lord Chamberlain zu der ſeinigen gemacht, ſo machte die Königin die des Grafen Worceſter zu der ihrigen und Prinz Heinrich, dem gegebenen Beiſpiele folgend, nahm die Schauſpieler des Grafen Nottingham in ſeine Dienſte, — Neuerungen, die der dramatiſchen Kunſt im Allgemeinen und den ausübenden Künſtlern in's Beſondere nur vortheilhaft ſeyn konnten.

Es begreift ſich leicht, warum der Adel in dem Verfahren der „Allerhöchſten Herrſchaften" eine Aufmunterung fand, einzelnen Schauſpielergeſellſchaften die Ehre ſeines Namens und vermeinten Schutzes zu verleihen, und wirklich griff dieſer Gebrauch dergeſtalt um ſich, daß der König ſchon wenige Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung, ſey es, um die Bühne vor innerm Verfalle oder um den königlichen Mimen mehr Achtung und Gewinn zu ſichern, auf der einen Seite Eliſabeth's Geſetz erneuerte, (ſiehe Seite 74 des erſten Jahrganges), kraft deſſen, welcher Schauſpieler umherziehe, ohne die Erlaubniß von wenigſtens zwei Friedensrichtern zu haben, für einen Lotterbuben erachtet und als Vagabund beſtraft werden ſolle, auf der andern Seite Eliſabeths Geſetz aufhob, kraft deſſen der Adel jenes Vorrecht ausübte. „Und ſey es demnach erklärt und feſtgeſetzt,“ heißt es in der diesfälligen Verordnung, „daß keine von einem Baron dieſes Reichs oder von einer ehrbaren Perſon höhern Ranges Einem oder Einigen gegebene oder übertragene Autorität im Stande ſeyn ſoll, beſagte Perſon oder Perſonen von den im vorerwähnten Statute angeordneten Strafen und Züchtigungen zu befreien und loszuſprechen.“ Der König ging zu Frommen der Bühne noch einen Schritt weiter. Um einen Haupteinwand der Puritaner gegen die dramatiſchen Vorſtellungen zu entkräften, beſtätigte er eine Acte zum Behuf der Einſchränkung der von den Schauſpielern getriebenen Mißbräuche — an act to restrain the abuses of Players —, welche beſtimmte, daß, „wer den heiligen Namen Gottes oder Jeſu Chriſti oder des heiligen Geiſtes oder der Dreieinigkeit auf der Bühne im Scherz oder entweihend gebrauchen werde, eine Buße von zehn Pfund Sterling erlegen ſolle.“

Jakob begnügte ſich jedoch nicht, negativ für die Bühne zu wirken, — ſeine Unterſtützungen waren auch activer Art, und das läßt ſelbſt dann ſich nicht widerſtreiten, wenn die Auszeichnung, welche Shakeſpeare von ihm erfahren haben ſoll, und von welcher viele ſeiner Verehrer ein ſo ungeheures Aufſehen machen, als habe der Monarch ſie ihnen ſelbſt angedeihen laſſen, bei näherer Unterſuchung ſich vielleicht in einen liebenswürdigen Irrthum verwandelt. Im Juli 1606 kam der König von Dänemark nach England und unter den ihm bei Hofe bereiteten

Vergnügungen ſcheint auch eine Vorſtellung von Shakespeare's Macbeth geweſen zu ſeyn. Da erzählt man nun, König Jakob habe in deren Verfolg dem Dichter eigenhändig einen huldreichen Brief geſchrieben, nicht zum Dank für den Genuß, den ſein Drama ihm gewährt, ſondern zum Dank dafür, daß er ihm, der ſein Geſchlecht von Banquo ableitete, durch glorreiche Prophezeihungen ſeine Ehrfurcht bezeigt. Zugegeben, daß Macbeth wirklich zu jener Zeit bei Hofe geſpielt worden iſt, und zugegeben auch, daß ein ſolches Handſchreiben ein großer Beweis von Jakobs Herablaſſung, eine große Aufmunterung der dramatiſchen Kunſt und ſelbſt einem Shakespeare ſchmeichelhaft geweſen wäre, — worauf gründet ſich die Anekdote? Einzig und allein auf das Zeugniß Sheffields, Herzogs von Buckingham, der aber den Brief nicht ſelbſt geſehen, ſondern nur davon gehört hat. Der Brief, der jedenfalls verloren iſt, ſoll früher im Beſitz Sir William Davenants ſich befunden haben. Wäre das, ſo liegt die Zeit ſeiner Exiſtenz — ich werde ſpäter von Sir William ſprechen müſſen — nicht weit genug zurück, um füglich glauben zu können, daß ein mündliches Zeugniß die alleinige Bürgſchaft geblieben ſeyn ſollte. Es drängt daher die Vermuthung ſich auf, daß hier ein Irrthum obwaltet, und vielleicht ein Privatſiegel Jakobs, unter welchem er ſeinen Schauſpielern für die außerordentlichen Dienſte, welche ſie bei jener Gelegenheit zu leiſten hatten, eine außerordentliche Gratifikation anwies, für ein Privatſchreiben des Königs genommen worden iſt, gerichtet an die Perſon des Dichters, während es an Shakespeare, den Schauſpieldirektor, gerichtet worden war. Indeſſen auch ſo erklärt, beweiſt der Vorfall, daß Jakob ſeine Künſtler belohnte, und es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß er bei den dirigirten Schauſpielern durch eine Anweiſung auf den Schatz ſich beſſern Dank erworben als durch das verbindlichſte Handbillet an ihren Director. Daß übrigens Macbeth damals wirklich aufgeführt worden iſt, läßt ſich ſchon um deswillen glauben, weil verbürgte Nachrichten vorliegen, daß Jakob, wiewohl er Shakespeare nie den Auftrag gab, ein Stück zu ſchreiben, (vergl. Seite 87 des erſten Jahrgangs), doch keine geſchriebenen gern ſah. Viel Lärmen um nichts, das Wintermährchen und der Sturm, kamen alle drei am Hoflager des Königs zu Hampton Court im Jahre 1613 zur Vorſtellung.

Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, in welcher Gunſt im vorgenannten Jahre theatraliſche Unterhaltungen bei der Maſſe des Volkes ſtanden, ſo dürfte es vielleicht darin gefunden werden, daß ſich hier die erſte Spur einer Londoner Dilettanten-Geſellſchaft zeigt. Die Sache wäre ſchon an ſich ſelbſt beachtungswürdig, wird es aber noch mehr, weil die Mitglieder der Geſellſchaft — Lehrjungen waren, die bald darauf an den theatraliſchen Intereſſen eine recht handgreifliche Theilnahme zu Tage legten. Niemand wird in den Lehrjungen einen Geſchmack für Shakespeare erwarten und niemand es daher auffallen, daß ſie zu ihrem erſten Verſuche ein Stück wählten, deſſen Werth und Haltung ſich ſchon einigermaßen aus dem Titel errathen laſſen, — es heißt: Hog hath lost his pearl — Schwein hat ſeine Perle verloren. Den Erfolg des Verſuchs erzählt ein Sir Henry Wotton in einem gleichzeitig geſchriebenen Briefe, auf Deutſch ungefähr ſo: „Letzten Sonntag Abend — es iſt nicht länger — hatten ſechzehn Lehrlinge — von welcher Sorte, werden Sie ſogleich aus dem Verlaufe der Geſchichte ſehen — das Whitefriars Theater gemiethet, um ein neues Stück, betitelt: Schwein hat ſeine Perle verloren, das ſie heimlich auswendig gelernt, daſelbſt aufzuführen. Statt ihrer Meiſter hatten ſie ihre Meiſterinnen eingeladen, und um der gewöhnlichen Komödiantentruppe ſich auszugleichen, wurden dieſelben „per bollettini“ eingelaſſen. Aber gegen Ende des Stücks kamen die Sheriffs, die zufällig davon gehört hatten, und führten ſechs oder ſieben nach Bridewell, dort den letzten Akt zu ſpielen. Die Uebrigen waren entwiſcht. Es iſt nun zum Erſtaunen, wie witzig die City iſt. Sie behauptet, unter dem Schweine ſey der gegenwärtige Lord Mayor, Sir John Swinnerton, und unter der Perle der verſtorbene Lord Schatzmeiſter gemeint. Aber die Londoner Lehrjungen ließen ſo nicht mit ſich ſpielen. Ueberzeugt, daß die Schauſpieler der Königin, natürlich aus Neid und Eiferſucht, ihnen den ungewohnten Beſuch der Sheriffs zugezogen, brüteten ſie Rache und griffen am Faſtnachtsdienſtage 1616 — einem Tage, an welchem ſie ſeit undenklichen Zeiten übel berüchtigte Häuſer zu [illegible] demoliren pflegten, — das erſt kurz vorher aus einem Hahnenplatze — a cockpit — in ein Schauſpielhaus unter dem Namen Phönix-Theater in Drury-Lane umgeſchaffene und von den Schauſpielern der Königin bezogene Gebäude an, verſuchten, es niederzureißen, und zerſtörten, da jenes mißlang, wenigſtens einen Theil der Thüren und Fenſter, die Garderobe und Bibliothek. Die Namen zweier ihrer Anführer, Thomas Brent und John Cary hat eine Ballade auf die Nachwelt gebracht, die gar nicht ohne Geiſt gedichtet iſt, und für deren Mittheilung im Originale, da ſie einem Manuſcripte jener Zeit angehört, ich auf den Dank aller Freunde alter Balladen rechne:

„A Ballade in praise of London Prentices, and what they did at the Cockpitt Playhouse in Drury Lane.

The Prentices of London long
have famous beene in story,
but now they are exceeding all
their chronicles of glory:
Looke back, some say, to other day,
but I say looke before ye,
and see the deed they have now done,
Tom Brent and Johnny Cary.

Tom Brent said then to his merry men,
„now whoop, my men, and hallow,
and to the Cockpitt let us goe,
I'll leade you like brave Fellow."
Then Johnny Cary answered straight,
in words much like Apollo:

„Lead, Tommy B—, incontinent,
and we'll be sure to follow."

Three score of these brave Prentices,
all fit for workes of wonder,
rushd down the plaine of Drury Lane,
like lightning and like thunder;
and there each dore, with hundreds more,
and windows burst asunder;
and to the tire-house broke they in,
which some began to plunder.

„Now hold your handes, my merry men,
said Tom, „for I assure ye,
who so begin to steale shall win
see both the judge and jury;
and eke the executioner
within this lane of Drury:
but teare and rend, I 'll stand your frend,
and well upholde your fury."

King Priam's robes were seen in rags,
and broke his gilded scepter;
faire Cressid's hood, that was so good
when loving Troylus kept her.
Besse Brydges gowne, and Moll's crowne,
who would ful faine have kept her:
had Theseus seene them use his queene
so ill, he had bewept her.

Books olde and young on heap they flung,
and burnt them in the blazes,
Tom Dekker, Heywood, Middleton
and other wondring crazyes:

your Playe that dayes not swept away;
and what will more redoubt,
Immortal Crache who burnt all blacke,
which every bodie praised.

Now sing we laude with one accord
to these most digni lords,
who thus intend to bring to end
all that is vile and bawdie.
All players and whores, thrust out a-doors,
seductive, base and gawdie,
And praise we these bold Frenchmen
cum voce et cum corde."

Es gehört weiter nicht hieher, auf welche ungeſtüme Art dieſen vor das Tribunal des Lord Mayor gebrachten „digni lords" das ſolche Unternehmen „cum voce et cum corde" eingeſchritten wurde, welchen erneuerten Anlauf die durch ergrimmten Romanciers im folgenden Jahre entwarfen und welche Umſtände noch regeln die Ausführung verhinderten.

Jakob der Erſte ſtarb am 27. März 1625, und bei der Vorliebe, welche er für die Bühne gehegt, in deren Folge er ſogar auf einer Reiſe nach Schottland ſich von ſeinen Schauſpielern begleiten ließ, möchte es überraſchen, daß die Zahl der Theater wie die der Schauſpieler während ſeiner Regierung bedeutend abgenommen hatte, wenn nicht zum Theil die von ihm erwähnten Maßen ,‚reſſeren Beſchränkungen, zum Theil der immer mehr verbreitete Puritanismus, der Viele vom Beſuche des Theaters abhielt und dadurch die Theaterkaſſe ſchmälerte, das Auffallende recht natürlich erklärte. Noch ungleich ungünſtig für die dramatiſche Kunſt geſtaltete ſich die Regierung des erſten Carl; — das von ihm ſofort berufene Parlament befahl, daß Sonntags keinerlei Schauſpiele aufgeführt werden ſollten, ein Verbot, welches noch bis auf den heutigen Tag beſteht, zum Nachtheil der

Bühne und zum Nachtheil des Volks, das wahrſcheinlich des Sonntags die Branntweinpaläſte weniger bevölkern würde, wenn nicht eine mißverſtandene Religioſität ihm jede andere geiſtige Freude entzöge, ihm alle Tempel der Kunſt und Wiſſenſchaften verſchlöſſe. Es ſcheint aber, daß Carls perſönliche Anſichten an jenem Parlamentsbeſchluſſe unſchuldig waren, denn nicht allein beſtätigte er das, des Königs Schauſpielern von ſeinem Vater ertheilte Patent, ſondern ſchenkte ihnen auch ungefähr ſechs Monate ſpäter hundert Mark „for the better furnishing them with apparel,“ damit ſie ſich beſſer kleiden könnten, eine willkommene Hülfe, indem die von der Peſt aus London vertriebenen Künſtler „arm und abgeriſſen“ zurückkamen. Daß aber, ſobald die Londoner Theater wieder anfingen, der öffentliche Geſchmack ſich immer lauter für Shakſpeare erklärte, dürfte ſchon daraus hervorgehen, weil des Königs Geſellſchaft im April 1627 dem master of the revels fünf Pfund Sterling bezahlte, auf daß er einer andern, in einem großen, der rothe Ochſe — the red bull — genannten Theater ſpielenden Truppe die Aufführung Shakſpeare'ſcher Stücke unterſagen ſollte.

Das Jahr 1629 fordert mir eine Bemerkung ab, zu welcher ich hier die erſte Veranlaſſung habe, ich meine die, daß, während ſchon lange vor dieſer Zeit auf der franzöſiſchen und italieniſchen Bühne Schauſpielerinnen einheimiſch waren, die engliſche Bühne ſolche noch nicht beſaß. Alle Frauenrollen, mithin ſelbſt Shakſpeare's „aus den zarteſten Blüthen des Lenzes gewobene Jungfrauengeſtalten“ wurden von Männern oder Knaben gegeben. Auch war England im Jahre 1629 für eine ſo bedeutende Neuerung noch nicht reif. Das zeigte ſich bei dem Verſuche einer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft, ſie in London einzuführen. Allerdings ſtrömten die neugierigen Londoner der erſten, von den Franzoſen auf dem Blackfriars-Theater gegebenen Vorſtellung in Haufen zu. Allein fälſchlich hat man daraus eine günſtige Aufnahme gefolgert. Ein in der Bibliothek des Erzbiſchofs von Canterbury jüngſt aufgefundener Brief eines gewiſſen Thomas

Brande an Laud, Biſchof von London, ſtellt das feſt. Es heißt darin unter Anderm: „Und müſſen Sie ferner wiſſen, daß letzter Tage gewiſſe vagabundirende franzöſiſche Komödianten, die aus ihrem Vaterlande vertrieben worden ſind, und deren Frauen, als woran alle tugendhafte und gutgeſinnte Perſonen dieſer Stadt gerechtes Aergerniß nahmen, den Verſuch machten, eine gewiſſe laſcive und unkeuſche Komödie in franzöſiſcher Sprache auf Blackfriars zu ſpielen. Ich bin froh, ſagen zu können, ſie wurden ausgeziſcht, ausgepfiffen und mit Aepfeln von der Bühne gepelzt — pippin pelted from the stage —, ſo daß ich denke, ſie werden ſich ein Gleiches ſobald nicht wieder beigehen laſſen.“ Hierin irrte jedoch der Briefſteller; er kannte die Franzoſen nicht. Vierzehn Tage ſpäter verſuchten ſie ihr Glück ein zweites Mal, und um eine Chance mehr zu haben, auf einem andern Theater, dem rothen Ochſen. Sie fielen abermals durch. Nun probirten ſie es ein drittes Mal im Fortuna-Schauſpielhauſe; doch auch Fortuna ließ ſie im Stiche, und getäuſcht in ihren goldenen Hoffnungen und nicht wenig zürnend über John Bull's Dummheit und Mangel an Geſchmack kehrten ſie nach Frankreich zurück.

Im Zuſammenhange mit nurgenanntem Biſchof Laud und dem früher gedachten Sonntagsverbote ſteht ein Ereigniß aus dem Jahre 1631, welches in mehr als einer Hinſicht Erwähnung verdient. Es zeigt, wie jenes Verbot gehandhabt wurde, zeigt, daß, wenn ein Biſchof die Freuden des Theaters haßte, ein anderer ihnen Freund war, zeigt, daß Shakeſpeare's Dramen auch den Geiſtlichen behagten, und zeigt nebenbei, daß eine Krähe wohl im Stande iſt, einer andern die Augen auszuhacken, ein clericus auch einen clericum decimat. Die Belege ſind ebenfalls erſt kürzlich aufgefunden worden. John Williams alſo, Biſchof von Lincoln, ließ für ſich, ſeine Freunde und Freundinnen Sonntags, den 27. September, in ſeinem Hauſe zu London Shakeſpeare's Sommernachtstraum aufführen. Laud, des Theaters und Williams Feind, erhielt davon Nachricht und der von den Puritanern ſich ſelbſt eingeſetzte Gerichtshof ſprach zu Recht:

„John, der Biſchof, ſoll zu Verbüßung ſeines Frevels in Eaton oder Groß-Staughton eine Freiſchule errichten und ſelbige zu Beſoldung des Schullehrers mit jährlich zwanzig Pfund Sterling fundiren, — Sir Sidney Montagu ſoll zu Verbüßung ſeines Frevels den Armen in Huntingdon fünf Pfund Sterling und ſeine Gemahlin ſoll zu Verbüßung ihres Frevels nächſten Neujahrstag fünf armen Wittwen fünf ſchwarze Kleider geben, — gleichergeſtalt Sir Thomas Headſey und deſſen Gemahlin, — ferner ſollen die Herren Williams, Trye, Harding, Hayarde und Hulton, jeden nächſten Neujahrstag fünf Armen in Bugden einen ſchwarzen Rock und fünf Schillinge Geld geben; Herr Wilſon aber, weil er beſonders Heger und Leger des Ganzen geweſen und auf viehiſche Manier ſich mit einem Eſelskopfe dargeſtellt, nächſten Dienſtag von ſechs Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends in der Zelle des Thürſtehers in des Lord Biſchofs Hauſe ſitzen, die Füße in den Block geſpannt, angethan mit einem Eſelskopfe, ein Bündel Heu vor ihm und auf ſeiner Bruſt ein Zettel mit der Inſchrift:

Good people, I have played the beast,
and brought ill things to passe:
I was a man and thus have made
My selfe a silly Asse.“

Verdeutſcht vielleicht:

Lieb' Leut', ich hab' das Vieh geſpielt
und böſe Ding' hervorgebracht;
ich war ein Menſch und habe ſo
zum dummen Eſel mich gemacht.

Ohne zu unterſuchen, worauf auch in der That nichts ankommt, ob die Königin durch das jüngſte Beiſpiel der Franzöſinnen oder in Folge eines eigenen Einfalls ſich bewogen fand, in einem zu Weihnachten 1632 bei Hofe aufgeführten Schäferſpiele eine Rolle zu übernehmen, dürfen wir doch hieraus ihre Liebe zum Theater, ſo wie aus der Art und Weiſe, wie der König den Verfaſſer einer diesfalls veröffentlichten Rüge züchtigte, deſſen Genehmigung folgern. In einer unglücklichen Stunde führte der Advokat, William Prynne, den Gedanken aus, ein Buch zu ſchreiben unter dem Titel: Histriomastix, the Players' Scourge — die Schauſpielergeißel —, eins der gelehrteſten und beſprochenſten Werke, die je gegen das Theater erſchienen ſind. Und in dem unglücklichſten Augenblicke dieſer unglücklichen Stunde ließ er, mit Beziehung auf die Königin, ſeiner Feder die Worte entſchlüpfen: „women actors notorious whores — and dares then any christian woman be so more than whoreshly impudent, as to act, to speake publiquely on a stage (perchaunce in man's apparell and cut haire) in presence of sundrie men and women?“ — Die Antwort auf dieſe — unanſtändige — Frage gab ihm die Sternkammer, wie das damalige Criminalgericht hieß; — er wurde ſeines Advokatenſtandes entſetzt, des von der Univerſität Oxford ihm ertheilten Grades für verluſtig erklärt, zweimal an den Pranger geſtellt, an beiden Ohren verſchnitten, um fünftauſend Pfund Sterling geſtraft und zeitlebens eingeſperrt. Und den König, der dieſes Erkenntniß beſtätigte, kann nicht einmal die Aufwallung des Moments entſchuldigen, denn zwiſchen dem Urtheilsſpruche und deſſen Vollſtreckung verfloſſen mehrere Monate. Ein Fürſt aber, der gegen die Geißel der Schauſpieler ſo blutig ſtreng war, konnte gegen die Schauſpieler ſelbſt nicht anders als mild ſeyn und davon gab Carl einen Beweis bei Gelegenheit der vom Mayor des äußerſt puritaniſch geſinnten Fleckens Banbury erſtatteten Anzeige, daß er ſich gedrungen geſehen, „die wandernden Schurken einer ſich eingedrängten Bande“ zu verhaften und im Stadtgefängniſſe zu verwahren. Nach dem Willen des Königs ließ der geheime Rath, der das Verfahren des Mayors billigte, die ſechs Verhafteten nach London bringen, wo ſie ohne Weiteres in Freiheit geſetzt wurden. Es ſcheint überhaupt, als habe der König die Abſicht gehabt, den nachtheiligen Folgen, welche er von Histriomastix für das Theater befürchtete und mit um ſo größerem Rechte befürchten mußte, weil er das Buch hatte verbieten laſſen und es daher fleißiger geleſen wurde, durch die außerordentliche Aufmunterung entgegen zu wirken, welche er und ſein Hof gerade damals den theatraliſchen Vorſtellungen gaben. Schnell nach einander gingen, nur Shakeſpeare zu erwähnen, Richard der Dritte, die gezähmte böſe Sieben und das Wintermährchen über die Bretter der Hofbühne. Allein Stürme, ſtärker als menſchliche Kraft, und mächtiger als menſchlicher Witz, zogen jetzt an Englands Horizonte auf, und wenn ſie es waren, unter deren Gewalt die bretternen Gerüſte der dramatiſchen Kunſt einbrachen, um glänzendere ſich zu erbauen, ſo iſt das nur ein kleiner Theil des vielen Guten, was England jenen Stürmen dankt.

Im Frühling 1636 brach wieder einmal die Peſt in London aus, die Theater wurden geſchloſſen, die Geſellſchaften wanderten, wie gewöhnlich, in die Provinzen und London ſah ſeine Mimen erſt im October 1637 zurückkehren. Aber ſelbſt in dieſer traurigen Zwiſchenzeit der Todesherrſchaft ſtarb das Intereſſe am Theater nicht aus. Einige Drucker hatten ſich Abſchriften von Stücken zu verſchaffen gewußt, welche die Gunſt des Publikums beſaßen, und unbekümmert, daß ſolche das theuer bezahlte Eigenthum einzelner Geſellſchaften waren, brachten ſie dieſelben mit der in Deutſchland keineswegs unbekannten Gewiſſenloſigkeit eines Nachdruckers unter die Preſſe und in den Buchhandel. Die Bühnen-Directoren, ohnedies von der Noth der Zeit gedrückt, ſahen der Beeinträchtigung nicht ſchweigend zu, und es gereicht der betreffenden Behörde zur Ehre, daß auf den Grund der erhobenen Klagen die Stationers Company — ein Inſtitut, etwa wie die Leipziger Bücher-Commiſſion — unverzüglich den Befehl erhielt, ohne genehmigende Beſcheinigung der Bühnen-Vorſteher den Abdruck keines Stückes zu geſtatten. Verderblicher aber als die Peſt war der Bürgerkrieg, welchen Carl durch ſein unkluges Benehmen herbeiführte, und der England mit Blut überſchwemmte. Unterm 2. September 1642 erließen die Häuſer des Parlaments den Befehl, daß „für die Dauer dieſer trübſalvollen Zeit alles Bühnenſpiel im ganzen Königreiche aufhören ſolle,“ und wer die

Geſchichte jener trübſalvollen Zeit und die puritaniſchen Beſtandtheile des damaligen Parlaments nur einigermaßen kennt, wird unbedingt zugeben, daß jener Beſchluß wohl ebenſo ſehr aus dem Geiſte religiöſen Mißfallens an dramatiſchen Vorſtellungen, als aus der ſchlauen, ſtaatsklugen Abſicht entſprang, Schauſpielern und Schauſpiel-Dichtern die Gelegenheit zu benehmen, ihrer Gewalt über das Gemüth des Volks zu Einflößung von Begriffen und Meinungen ſich zu bedienen, welche den Begriffen und Meinungen eines puritaniſchen Parlaments entgegenſtanden und ſeine Autorität bedroheten. Das iſt aber unſtreitig eines der vollgültigſten Zeugniſſe für das Anſehn der damaligen Bühne und für den Einfluß, den ſie ſich beim Volke gewonnen. Es kann daher auch nicht überraſchen, theils, daß in ſchneller Folge mehre Stimmen gegen jene Maßregel laut wurden, theils, daß das Parlament nur auf dem Wege wiederholter Verordnungen und ſtrenger Handhabung derſelben ſeinen Zweck zu erreichen vermochte. Unter jenen Stimmen zeichneten ſich vorzüglich zwei Flugſchriften aus, von denen die eine: Certaine propositions offered to the consideration of the Honourable Houses of Parliament, das einſchlagende Verbot zur Unterlage einer beißenden Satire gegen die Parlamentariſchen zu Gunſten der Cavaliere nahm, die andere, überſchrieben: The Actor's remonstrance, or complaint, for the silencing of their profession, and banishment from their several Play-houses, ſich recht wichtig darüber mequirte, daß, während die geiſtloſen dramatiſchen Vorſtellungen unterſagt ſeyen, die geiſtreichen Bärenhetzen, Hahngefechte und Puppenſpiele geſtattet würden. Weder Verfaſſer, noch Drucker haben rathſam gefunden, ihren Namen zu nennen. Der Verordnung vom 2. September folgte eine ſtrengere vom 22. October 1647, welche alle Magiſtratsperſonen anwies, überall, wo Schauſpiele aufgeführt würden, ſich der Spielenden zu bemächtigen, ſie in das gemeine Hundeloch zu werfen und vor den nächſten Friedens-Aſſiſen als „Böſewichte" zur geſetzlichen Strafe zu bringen. Sey es, daß unter den Ortsbehörden zu viele nachſichtige Freunde der dramatiſchen Kunſt waren, oder daß das Verlangen nach den Freuden des Theaters mit den Schwierigkeiten wuchs, es zu befriedigen, — im folgenden Jahre erließ das Parlament eine geſchärfte Ordonanz „zur Unterdrückung alles Bühnenſpiels“ des weſentlichen Inhalts: 1. alle Schauſpieler ſind Böſewichte; 2. alle Bühnen, Galerieen, Sitze und Logen ſollen ſofort eingeriſſen und vernichtet werden; 3., alle Schauſpieler ſollen für das erſte Uebertreten des Geſetzes mit öffentlicher Peitſchung beſtraft und beim zweiten Male für unverbeſſerliche Böſewichte erklärt und demgemäß behandelt werden; 4. alles von den Zuſchauern eingeſammelte Geld ſoll den Armen des Kirchſpiels zufallen; endlich 5: ſoll jeder Zuſchauer eine Buße von fünf Schillingen erlegen. Streng wie dies war, blieb doch die Vollſtreckung hinter der Vorſchrift zurück und es wurde daher im nächſten Jahre für London a Provost-Marshal — ein Generalprofoß creirt, deſſen Obliegenheit ganz dahin ging, den Balladenſängern und Schauſpielern nachzuſpüren. Daß ſelbſt dieſer allerliebſte Beamte nicht im Stande war, heimliche Vorſtellungen zu verhindern, beweiſt die polizeiliche Nachricht, „wie am 20. December 1649 einige Reiter mehre Schauſpieler ertappt, ausgezogen und zur Haft gebracht.“ Im Ganzen aber gelang es dem Parlamente doch, die Theater zu ſchließen und bis zum Tage der ſogenannten restoration ſchlummerte in England die dramatiſche Kunſt.

* * *

Bis zum Tage der Wiederherſtellung des Königthums ſchlummerte in England die dramatiſche Kunſt, — eine blutig-ſchmerzliche Zwiſchenzeit, die jenem Tage vorausging. Geſchlagen in der Schlacht von Naſeby, getrennt von ſeinem letzten Freunde, dem aus England geflüchteten Montroſe, ausgeliefert ans Parlament von ſeinen treuloſen Schotten, aus Hampton-Court geflüchtet nach der Inſel Wight, dort eingeſperrt in Carisbroke-castle, war der unglückliche Carl nach London zurückgeführt worden, um des Todes ſchuldig gefunden durch den Ausſpruch eines eigenmächtigen Gerichts, ſein königliches Haupt auf den Block zu legen. Und das Parlament war aufgelöſt, Cromwell Protector geworden, Cromwell geſtorben, das Parlament wieder zuſammen und aus einander und wieder zuſammen getreten, ehe der Tag der Wiederherſtellung des Königthums anbrach, der 29. Mai 1660, dreißig Jahre früher der Tag, an welchem der zweite Carl das Licht der Welt erblickt hatte, jetzt der Tag, an welchem er, von einem bereuenden Volke zum Herrſcher ausgerufen, ſeinen feierlichen Einzug in London hielt. Freudige Aufregung pulſirte in allen Adern der engliſchen Nation, glänzende Erwartungen knüpften ſich an Carl's Erſcheinen, Feſte reihten ſich an Feſte, und aus dem Schlummer, in welchem das finſtere Weſen der Puritaner die heitere Luſt der dramatiſchen Kunſt geſenkt, verſtand der lebensfrohe Carl ſie zu friſcher Thätigkeit zu wecken. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung ertheilte er zum Behuf der Bildung von zwei für ſich beſtehenden Schauſpieler-Geſellſchaften zwei Freibriefe oder Patente, das eine einem Sir William Davenant, das andere einem Henry Killigrew, jedem für ſich, ſeine Erben und Nachbeſitzer. Die von Letzteren geſammelte Geſellſchaft ſpielte im königlichen Theater Drury-Lane und die Mitglieder empfingen den Ehrentitel: the King's servants, des Königs Diener, außerdem aber, jeder jährlich zehn Ellen ſcharlachrothes Tuch nebſt einer angemeſſenen Quantität Borden für des Königs Rechnung, weßhalb dieſe zehn zum königlichen Haushalte gezählt und in den vom Oberkammerherrn an ſie erlaſſenen Schreiben Herren der großen Kammer — gentleman of the great chamber — genannt wurden. Davenant's Geſellſchaft wählte Lincoln's-inn-fields zum Schauplatze, und wie ihr Theater das Herzogs-Theater hieß, ſo hieß ſie ſelbſt die Herzogs-Geſellſchaft. Drury-lane hat durch eine lange Reihe von Wechſeln und Umgeſtaltungen ſeinen Namen, ſeinen Freibrief und den Ruf einer National-Bühne bis auf die neueſte Zeit behauptet; Lincoln's-inn-Fields hat nur die Erinnerung ſeines Namens auf die Gegenwart vererbt, ſein Patent aber und ſeinen Ruf an Covent-Garden abgegeben. Doch ſind es erſt die letzten dreißig oder vierzig Jahre, welche jede intereſſante Spur ſeines Daſeyns vernichtet haben. Solange hatten in einem Zimmer des, gegenwärtig in der Portugall-Straße ſtehenden, zur Wohnung eines Kaufmanns umgeſchaffenen Theater-Gebäudes eine Anzahl Portraits der vorzüglichſten Mitglieder der Herzogs-Geſellſchaft ſich bald mehr, bald minder unverſehrt erhalten. Sie waren theils auf die nackte Wand, theils auf das Getäfel gemalt und ſollen, laut mündlich mir zugekommener Verſicherung, keineswegs ſchlecht geweſen ſeyn. Aber ſchärfer und ſchärfer benagte ſie der Zahn der Zeit und jetzt deckt eine koſtbare Tapete die ihres alterthümlichen Reichthums beraubte Wand. Sonderbar jedoch, daß ihre letzte Zerſtörung der Befehl eines Mannes iſt, deſſen Amts-Vorgänger den lebenden Mimen faſt ſtets feind waren, — des im November 1835 auf ein Jahr mit der Lord-Mayors-Würde bekleideten Kaufherrn Copeland, dermaligen Beſitzers des fraglichen Gebäudes. Was er indeſſen plötzlich zerſtören ließ, war ſchon früher zur Unkenntlichkeit entſtellt.

Obgleich die Herzogs-Geſellſchaft weder der Titular- noch der ſcharlachtuchenen Auszeichnung der Königs-Geſellſchaft ſich rühmen konnte, ſo ſtand ſie doch deßhalb weder in der Meinung des Volks, noch in der Beachtung des Hofs gegen dieſe zurück. Unpartheiiſch beſuchte der Hof die Vorſtellungen beider Häuſer und der König nahm an der Privat-Leitung ſo wie an den Klagen, Zänkereien und Anmaßungen der Einzelnen ein ſo lebhaftes Intereſſe, daß er mehre Male es nicht unter ſeiner Würde achtete, die eingetretenen Irrungen durch ein perſönlich dazwiſchen gelegtes Wort, vielleicht durch ein Machtgebot auszugleichen oder niederzuſchlagen. Die Gunſt des Volkes aber entſprang aus mehr als einer Quelle. Das Publikum dürſtete nach einem Genuſſe, der ihm ſo lang entzogen worden war, und wie wenig lecker auch im Allgemeinen der Geſchmack des Hungernden und Durſtenden ſeyn mag, doch braucht kein Wirth den Gaumen ſeiner Gäſte zu fürchten, wenn ein Shakespeare ſeine Tafel beſchickt hat. Und gerade daß die Gäſte mit friſchem Sinne und unverdorbenem Geſchmacke ſich an die Tafel ſetzten, machte die aufgetragenen Schüſſeln doppelt würzreich. Hiernächſt bewirkte Carl's leidenſchaftliche Hinneigung zum ſchönen Geſchlechte und ganz beſonders ſeine Vorliebe für „Roſen ohne Dornen" eine bedeutende theatraliſche Neuerung. Ich habe oben den verunglückten Verſuch einer franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft vom Jahre 1629 erwähnt, die Londoner mit Actricen zu befreunden. Seitdem waren über dreißig Jahre verfloſſen — eine neue Generation ſaß auf den Bänken der Theater — Carl's Leichtfertigkeiten fanden um ſo weniger Tadel, je bürgerlicher er mit dem Volke verkehrte und je liebenswürdiger er in dieſem Umgange war — die Moral des Hofes ging auf die Bewohner der Hauptſtadt über und was den Franzoſen mißlungen war, das gelang dem Könige Carl. Die weiblichen Rollen kamen mehr und mehr in die Hände derer, für welche die Natur ſie beſtimmt hatte, und wenn der Umſtand, daß Carl bei dieſem Wechſel weniger den Vortheil der dramatiſchen Kunſt als ſein perſönliches Vergnügen bezweckte, das der Zuſchauer nicht zu vermindern vermochte, ſo mußte außerdem das Lächerliche der frühern Sitte nun deſto greller hervortreten und dadurch der Neuerung den Eingang weſentlich erleichtern. Welcher Murrkopf hätte mürriſch bleiben können, als eines Tags der König ungewöhnlich früh ins Theater kam, der Anfang des Spiels ſich von Minute zu Minute verzögerte, Carl, ungeduldiger als ſeine Unterthanen, einen Kammerherrn auf die Bühne ſendete, zu fragen, was ſolche Rückſichtsloſigkeit bedeute? jetzt auch die Verſammlung eine ſtürmiſche Frage erhob und nun ſchüchtern und verlegen der Regiſſeur mit der Meldung erſchien, daß die ganze Schuld den — Barbier treffe, deſſen ungebührliches Außenbleiben die unraſirte Königin am Auftreten hindere! Der König lachte und die Verſammlung lachte, und nie vielleicht war das Widerſinnige, Frauen-Rollen von verkleideten Männern ſpielen zu laſſen, deutlicher begriffen worden als in jenem Augenblicke. Selbſt Shakespeares Dramen würden um manche Schönheit reicher ſeyn, wenn er nicht ſeine Frauen-Rollen für Männer oder Knaben hätte ſchreiben müſſen, denn, daß er das Beengende dieſes Gebrauchs recht gut gefühlt, ergiebt ſich aus den Beſchränkungen, denen er ſeine weiblichen Charaktere unterworfen hat. Die Einfachheit und Unſchuld einer Desdemona und die kurze Probe einer liebenden und tugendhaften Portia ſind ſichere Andeutungen, daß er ohne jene tyranniſche Sitte viel anderes herrliches eingelegt haben würde. Wie aber König Carl der Schöpfer dieſer dankenswerthen Neuerung war, ſo ließen auch die Bühnen-Vorſteher es ſich angelegen ſeyn, durch ihre Wahl dem Könige zu gefallen, und daß ein vielfach glücklicher Erfolg ihre Bemühungen krönte, davon weiß die Geſchichte der damaligen Zeit zu erzählen, wenn ſie von den Reizen ſpricht, deren Zauberkraft die Schwere der Regierungs-Sorgen von den Schultern des Königs nahm, und ihm die Falten von der Stirne ſtrich. Das aber iſt leicht zu begreifen, daß auch andere Männer mit den Augen des Königs ſahen, und in deſſen Folge das Auftreten ſchöner Frauen für beide Geſellſchaften ein Vortheil wurde, deſſen frühere Theater-Unternehmer entbehrt hatten. Wenn jedoch Davenant und Killigrew von den zwei eben beſprochenen ihnen den Beifall des Publikums gewinnenden Gründen den erſten dem anarchiſchen Zuſtande einer troſtloſen Zeit und den andern dem eigenthümlichen Begehren des Königs zu danken hatten, ſo gab es doch auch einen dritten, deſſen Verdienſt ihnen allein gebührt. Er beſtand in dem Uebereinkommen, daß ein in dem einen Hauſe gegebenes Stück nie auf die Bretter des andern gebracht werden ſolle. Demgemäß theilten ſie mit Bewilligung des Hofs und nach ihrer eigenen Wahl die beſſeren Stücke eines Shakespeare, eines Fletcher, eines Ben Jonſon, und die Bühne erlangte dadurch eine größere Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen als außerdem füglich hätten einſtudirt werden können. Das nützte den Schauſpielern, die nun ihre beſten Kräfte auf eine individuell kleinere, im Ganzen größere Zahl von Rollen verwendeten, Zeit und Kraft mithin nicht zu zerſplittern, nicht zu vergeuden brauchten. Hart konnte nicht eiferſüchtig ſeyn auf Betterton, weil dieſer ſich als Hamlet auszeichnete, denn Hart war berühmt als Othello, in welchem Charakter wieder Betterton nicht auftrat. Jeder ſuchte in ſeiner Sphäre zu glänzen; und iſt es etwa nicht der Verderb unſerer Mimen, daß ſelbſt die Beſſeren in jeder Sphäre groß zu ſeyn wünſchen? — Das Publikum verlor allerdings das Mittel der Vergleichung, wurde aber dafür durch das Vergnügen der Abwechſelung entſchädigt, und ſtanden auch die damaligen Theatergänger den jetzigen an Wechſelſucht nach, es erwies ſich bald, daß ſie keineswegs davon frei waren.

Der Mangel an guten neuen Stücken erzeugte Ueberſättigung an den alten und es war demnach ganz in der Ordnung, daß, wer die Vorſtellungen beider Häuſer zur Genüge geſehen und gleichwohl das Theater beſuchen wollte, unbedingt dem den Vorzug gab, in welchem er von dem größern Kunſtgeſchicke der Darſtellenden, wenn nicht die Gewißheit, doch die Möglichkeit eines friſchen Reizes hoffen durfte. Sobald die Meinung des Publikums in dieſer Beziehung für die Königs-Geſellſchaft ſich zu äußern anfing, fing auch Sir William Davenant an, die Folgen in ſeiner Tags-Einnahme zu fühlen, — eine triftige Aufforderung, nach Aushülfe umzuſchauen. Außer Stand jedoch, Dichter aus der Erde zu ſtampfen oder claſſiſche Stücke in ſeiner flachen Hand wachſen zu laſſen, erſann er ein Mittel, das zwar eine Zeitlang dem Zwecke entſprach und, wie das vielköpfige Ding, das Publikum heißt, nun einmal denkt, ihm auch entſprechen mußte, aber aus gleichem Grunde den Keim der Unwirkſamkeit in ſeinem Innern trug und ein Beleg für die Wahrheit meiner Andeutung iſt — Seite 33 des erſten Jahrganges, daß, wo die Kunſt verfiel, ſie durch die Dichter gefallen ſey. Sir William brachte Spektakelſtücke und in Muſik geſetzte Dichtungen, er brachte das auf die Bühne, was ſeitdem unter dem Namen dramatiſche Opern geht, ſtattete ſie aus mit den koſtbarſten Scenerien und den glänzendſten Anzügen, mit den ſangfertigſten Sängern und den gliedergewandteſten Tänzern, — und waren alſo nicht diejenigen, aus deren Federn ein Sturm, eine Pſyche, eine Circe und ähnliche Produkte floſſen, wären ſie nicht die Dichter, die, weil ſie Beſſeres nicht zu erſchaffen vermochten, den erſten Spaten zum Grabe der dramatiſchen Kunſt einſtachen? Die ſinnliche Luſt an Tönen und Gepränge übermeiſterte den geſunden Verſtand und das Gefühl für natürliche Einfachheit; Davenant's Verſuch glückte in demſelben Verhältniſſe, in welchem es mehr Menſchen giebt, die ſehen und hören als denken und urtheilen können, und der muthwillige Wechſel des öffentlichen Geſchmackes drückte jetzt ebenſo ſchwer auf die Königs-Geſellſchaft als früher ihr beſſeres Spiel auf die Mitglieder des Herzogs-Theaters gedrückt hatte, — doch nur eine Zeitlang; dann kam für Davenant die Strafe, — ohne Gewinn für Killigrew. Beide Theater verödeten, jenes, weil immer Neues zu geben die Kräfte des Unternehmers überſtieg, und dieſes, weil der Geſchmack ein krankhaft verdorbener war.

König Carl, der beide Geſellſchaften leichter mit gutem Rathe als mit Geld zu unterſtützen vermochte, und der deßhalb, wenn er es auch gewollt, doch nicht im Stande geweſen wäre, Davenant von dem beſchloſſenen Abwege zurückzuhalten, gab es jetzt als ſeine Meinung, daß das Klügſte, was beide Geſellſchaften in ihrer wechſelſeitig bedrängten Lage thun konnten, eine Verſchmelzung ihrer beiderſeitigen Intereſſen, ein Zuſammentreten zu Einem Ganzen ſeyn dürfte. Der Vorſchlag fand Eingang, — vielleicht war es die halsſtarre Nothwendigkeit, die ſeine Annahme am nachdrücklichſten empfahl, und im Jahre 1684, ungefähr zwölf Monate vor des Königs Tode, erfolgte die Vereinigung. Sie zeigte ſich für die zwei Patent-Inhaber wie für die wahren Freunde der dramatiſchen Kunſt gleich vortheilhaft. Das Monopol, welches jene beſaßen, ließ zwar den Theater-Beſuchern keine Wahl; ſie waren an ein Haus gebunden, doch entſchädigte ſie für dieſen Zwang der Zuſammenfluß aller Künſtler-Talente auf denſelben Brettern. Die einzigen Verlierenden waren die

Schauſpieler; ſie traf die ganze Schwere der gehäſſigen Folgen, welche mit ſeltenen Ausnahmen die Schleppe aller Monopole tragen. Sie hatten keine andere Wahl als die Bühne zu verlaſſen oder ſich den Bedingungen der Monopoliſten zu unterwerfen. Provinzial-Bühnen gab es nicht; ihrer Errichtung ſtand die bereits erwähnte Vagabunden-Acte entgegen, und wie demnach die Provinzial-Städte mit ihren theatraliſchen Genüſſen auf die Zeit beſchränkt waren, wenn die Londoner Geſellſchaft auszuwandern pflegte, ſo liegt hierin zugleich der Grund, warum eine Schilderung des damaligen Zuſtandes der engliſchen Bühne nichts weiter iſt und ſeyn kann als eine Zeichnung des Zuſtandes der *einzigen* Londoner Breterwelt. Selbſt als nach geraumer Zeit dieſes Verhältniß ſich änderte, blieb doch London ſtets und bis auf den heutigen Tag der Brennpunkt der theatraliſchen Kunſt; *die Geſchichte der Londoner Bühne begreift* mithin *die Geſchichte der engliſchen Bühne*; und wenn ich daher im Fortgange meiner Bemerkungen über das Theaterweſen in England, mit vielleicht nur einen oder zwei Abſtechern in die Provinz, meinen feſten Aufenthalt in der Hauptſtadt nehme, ſo glaube ich, was mich dazu veranlaßt oder vielmehr dazu nöthigt, in dem Geſagten erklärt zu haben.

Die Schauſpieler, äußerte ich eben, ſeyen unter der Herrſchaft des Monopols allein und zwar um deßwillen im Verluſte geweſen, weil das Monopol ſie von der Laune ſeiner Inhaber abhängig gemacht. Damit ſcheint, aus dem wichtigen Geſichtspunkte des Geldgewinnes betrachtet, der Umſtand in Widerſpruch zu ſtehen, daß unter Davenant's und Killigrew's Direction kein Schauſpieler auf einen beſtimmten Gehalt engagirt, ſondern der Ertrag der Vorſtellungen, nach Abzug der Koſten, in zwanzig Portionen getheilt wurde, von denen zehn den Directoren, die anderen zehn den Schauſpielern zukamen, — letzteren natürlich in Subdiviſionen nach Maßgabe ihrer reſpectiven Geltung. Denn war es hiermit nicht in die Macht der ausübenden Künſtler gegeben, durch die Trefflichkeit ihrer Leiſtungen das Haus und die Kaſſe zu füllen? Und war es auf der andern Seite nicht ihre Schuld, wenn ihre Nachläſſigkeit von Beiden das Gegentheil bewirkte? Allerdings würde das der Fall geweſen ſeyn, dafern keine dritten Intereſſenten dazwiſchen getreten wären; aber dieſes Dazwiſchentreten iſt es, was den anſcheinenden Widerſpruch entkräftet. Die Directoren nämlich, um entweder augenblickliche Geldbedürfniſſe, oder durch ein zinſentragendes Kapital ſich gegen die Wechſelfälle ihres Unternehmens zu decken, verkauften mehre ihre Antheile. Die Käufer, ſonderbar genug Adventurers genannt, — ſie würden in der modernen Sprache Actionairs ſtatt Wagehälſe heißen, — kauften auf Speculation, und da ſie nach Verhältniß ihrer Actien in Betreff der Bühnen-Leitung ſtimmberechtigt waren, jedoch nur zur kleinſten Zahl vom Theaterweſen etwas mehr als gar nichts verſtanden, ſo kam es ihnen nicht bloß keineswegs in den Sinn die ausübenden Künſtler durch beſondere Gratificationen, ſey es, für momentane Ausfälle in der Einnahme zu entſchädigen oder zu belohnen und anzueifern, ſondern ihr ganzes Sinnen und Trachten war nur immer auf Erſparniſſe gerichtet, die dann nicht ſelten zu wirklichen, für die Schauſpieler doppelt fühlbaren Verluſten wurden. Bei dieſer, die theatraliſche Kunſt niederdrückenden Sachlage grenzt es faſt an das Wunderbare, daß demungeachtet London um das Jahr 1690 eine Geſellſchaft beſaß, deren einzelne Haupt-Mitglieder Meiſter ihrer Fächer, nicht Nachtreter anderer, ſondern Original-Zeichner der Natur waren, und von deren Geſammtheit die Behauptung nicht zu ſtark iſt, daß keine europäiſche Bühne ſeiner Zeit mit dem damaligen Londoner Künſtler-Vereine ſich zu meſſen vermag. Sie waren würdig, Shakespeare's Dichtungen in's Leben einzuführen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der im Laufe eines ziemlich vollen Jahrhunderts kaum auf flüchtige Minuten aus dem Schlummer geweckte Dichter erſt von jenen Künſtlern zum Lieblinge des Volks berufen wurde. Schon aus dieſem Grunde würden ſie, die das goldene Zeitalter der engliſchen Bühne bildeten, ſammt ihren Leiſtungen Erwähnung verdienen, ſelbſt wenn es zu Verſtändigung ſpäterer Bühnen-Ereigniſſe nicht nothwendig wäre, einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen.

Die Namen der Schauſpieler ſind: Betterton, Montfort, Kynaſton, Sandford, Nokes, Underhil und Leigh. Unter den Schauſpielerinnen ragen hervor: die Damen Betterton, Barry, Leigh, Butler, Montfort und Bracegirdle.

Betterton war als Mime, — war, muß ich ſagen, denn die Kunſt des Mimen ſtirbt mit ſeinem Leben — was Shakespeare als Dichter iſt, vielleicht immer bleiben wird, erhaben über jeden Nebenbuhler, Beider Genius geſchaffen und gebildet, Hand in Hand die Bühne zu betreten. Wie Betterton den Othello, den Hamlet, den Hotſpur, den Macbeth, den Brutus ſprach, ſo hatte Shakespeare's Muſe ſich die Männer gedacht, und hieraus folgt von ſelbſt, daß Betterton die ſchwere Kunſt verſtand, die verſchiedenen Charaktere, die er darſtellte, im Geiſt und in der Wahrheit ſich anzueignen. Jenes wilde, ungeduldige Auffahren, jene blitzende Feuergluth, die ſeinem Tollkopfe angehörte, war dem ruhigen Gemüthe ſeines Brutus fremd, und wenn er in deſſen Streite mit Caſſius aufgeregt wurde, blitzte nur ſein Auge, und ſein feſter Blick vertrat die Stelle der donnernden Stimme, mit welcher andere Schauſpieler ihren Zuhörern ein gleichmäßig donnerndes Bravo abzuzwingen pflegten und — pflegen. Solche Gewalt-Manoeuvres verſchmähte Betterton. Sein wichtiges Unterſcheiden zwiſchen wahrem und falſchem Beifalle veranlaßte ihn, einem angehenden Schauſpieler einſt zu ſagen: „daß von allen Beifalls-Bezeigungen ein athemloſes Schweigen die höchſte ſey; daß es viele Mittel gebe, die Hände und Kehlen einer Verſammlung in Thätigkeit zu ſetzen, daß jedoch nur Wahrheit und wirkliches Verdienſt ſie ſtill und lautlos zu erhalten vermöge. Und das Zeugniß von Zeitgenoſſen nennt ihn hierin ſeinen Meiſter. In Folge dieſer Eigenthümlichkeit und ſeiner übrigen Vorzüge beſaß er die Achtung und Berückſichtigung des Publikums in ſo hohem Grade, daß, ſobald er in die Scene trat, jedes Auge ſich ihm zuwendete, jedes Ohr für ihn ſich öffnete. Selbſt der Leichtſinnige und Unaufmerkſame würde ſich geſchämt haben, dem entgegen zu handeln: denn Betterton nicht anzuſehen, oder zu ſprechen wenn er ſprach, galt für ein untrügliches Merkmal von Stumpfſinn oder Dummheit. Und in wichtigen Selbſtgeſprächen ſoll die Haltung ſeines Körpers, wie der Ausdruck ſeines Geſichts ſo ſchlagend und bedeutungsvoll geweſen ſeyn, daß ich verſichert finde, das Auge der Verſammlung habe das Wort geleſen, ehe es über ſeine Lippe getreten. Daß das Hervorbringen ſolcher Wirkung eben ſo wenig die Frucht bloßen Studiums als das Erbtheil des Genies ohne Studium iſt, bedarf keinen Beweis, und wie man daher annehmen muß, daß Betterton zum Schauſpieler geboren war, ſo kann es auch keine Frage ſeyn, daß er ſeinen Beruf begriffen und ſich für ihn gebildet. In erſter Beziehung noch ein Wort über ſeine Perſon und ſeine Stimme, zwei Eigenſchaften, welche der große Haufe oft dem eigentlichen Talente vorzieht oder ſie fälſchlich dafür nimmt. Betterton's Stimme eignete ſich mehr für das Tragiſche als für ſanfte Gefühle, ſie beſaß mehr Stärke als Wohlklang, und deßhalb ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm: „die Wuth und Eiferſucht eines Othello ſtehen ihm beſſer als die Seufzer und Zärtlichkeiten eines Caſtalio; doch wohl verſtanden, in Caſtalio übertrifft er Andere, in Othello ſich ſelbſt; was um ſo leichter zu begreifen iſt, je beſſer männiglich weiß, daß Othello trotz ſeiner Farbe mehr natürliche Schönheiten beſitzt, als der beſte Schauſpieler aus allen Lehrbüchern der Poeſie zuſammenzuſtoppeln vermag, um ſeine Kräfte daran zu üben und ſein Urtheil daran zu ergötzen.“ Betterton's Perſönlichkeit paßte vollkommen zu ſeiner Stimme. Sein Auge blickte ernſt und durchdringend; ſeine Figur war mehr männlich als fein, nicht über mittle Größe und nahe an Corpulenz; ſein Gliederbau ſtand eher in athletiſchen als in zarten Verhältniſſen, doch erzeugte die Harmonie des Ganzen eine Hoheit in Miene und Geberde, wie die ſchlankern Geſichter oder, mit Shakespeare zu reden, die krausköpfigen Lieblinge ſeiner Zeit ſolche trotz Mühens und Strebens ſich nicht anzueignen vermochten. Er ſtarb drei Tage nach ſeinem letzten Auftreten in dem Alter von vier und ſiebenzig Jahren.

Montfort, zwanzig Jahre jünger als Betterton, war auch übrigens weſentlich von ihm verſchieden. Von Perſon ſchlank und wohlgebildet, ſein Geſicht, wenn nicht ſchön, doch höchſt angenehm und ſeine Stimme rein, voll und melodiſch, zeichnete er ſich ſowohl im Luſt- als im Trauerſpiele aus. Im letztern ſoll er der rührendſte Liebhaber und ſchon der Ton ſeiner Stimme unwiderſtehlich geweſen ſeyn; von der Weichheit ſeiner Worte ſoll gegolten haben, was Dryden ſagt:

„— — Like flakes of feathered snow,
they melted as they fell.“
(— — Gleich Flocken gefiederten Schnee's
zerſchmelzen ſie, indem ſie fielen.)

Im Luſtſpiele war er vollendeter Repräſentant des feinſten savoir vivre und ſein Geiſt ſpielte hier um ſo glänzendere Farben, je reiner die Politur war, welche ein natürliches Gefühl für Schicklichkeit ihm gegeben. In heiteren und ſelbſt ausgelaſſenen Scenen verletzte er nie die, ihm gleich oder über ihm ſtehenden Charakteren ſchuldige Achtung, mochten auch die Darſteller ihm noch ſo tief untergeordnet ſeyn. Er machte ſich zum Herrn der Bühne, nicht dadurch, daß er ſich vor und Andere wegdrängte, ſondern daß er Andere in meiſterhaft der Natur abgelauſchten Zügen übertraf. Seine eigenen Späße belachte er nur, wenn gerade hierin die Pointe des Spaßes lag. Jedem bon mot, jeder Repartie wußte er mit ſeltener Geſchicklichkeit ein eigenthümliches Leben einzuhauchen. Man mußte glauben, der Witz des Dichters ſey ſein Einfall, und wer das Gegentheil kannte, mußte mindeſtens geſtehen, daß die glänzende Art des Vortrags den Witz noch witziger mache. Da er ſelbſt einen ſehr glücklichen und liebenswürdigen Humor beſaß, ſo ſpielte er mit dahin einſchlagenden Rollen faſt muthwillig, doch ſtets zur größten Ergötzlichkeit ſeiner Zuhörer. Dabei ſtand ihm eine ſolche Gelenkigkeit und Fügſamkeit zu Gebote, daß er im Augenblicke aus einem ruhigen, kalten, verſtändigen Menſchen ſich mit derſelben Wahrheit in einen vorlauten, eiteln, rohen, flatterhaften Gecken; in einen geiſtloſen Witzjäger oder in den Narren ſeiner eigenen Selbſtzufriedenheit verwandeln konnte. Das Ende dieſes vortrefflichen Künſtlers war ein ebenſo frühes als trauriges. Kaum drei und dreißig Jahre alt wurde er ermordet, — angeblich aus Eiferſucht von einem Lord Mohun, der deßhalb zwar vor dem Gerichtshofe der Pairs in Unterſuchung kam, jedoch durch Stimmenmehrheit freigeſprochen wurde.

Wer Kynaſton, den Mann, ſah, konnte nicht ahnen, daß Kynaſton, der Knabe und Jüngling, ein zartes Fräulein, d. h. einer von denen geweſen ſey, die, ſo lange die Bühne an geborenen Vertreterinnen des weichen Geſchlechts noch zu arm war, in Frauenkleider geſteckt zu werden pflegten. Seine Hauptbefähigung hierzu beſtand in ſeiner ungewöhnlichen Schönheit, — ſo ungewöhnlich, daß ſelbſt Frauen ſie anerkannten und die Vornehmſten ſich etwas darauf zu Gute thaten, ihn nach vollendetem Spiel ohne Toilettenveränderung zu einer Luſtfahrt in Hyde-park neben ſich in ihre Wagen zu ſetzen. Nach dem Theater? Im Dunkeln? — Nicht doch. Das Schauſpiel fing ja damals um vier Uhr Nachmittags an und dauerte nur einige Stunden. Dieſe weibliche Kultur, ich meine, die Ausbildung zu Frauenrollen; hatte zwar, vielleicht in Folge des abgemeſſenen Schrittes, welchen weiblicher Anſtand Kynaſton gelehrt, ſeinem Geſichte das Gepräge eines gewiſſen formellen Ernſtes gegeben; allein wie das in ſeinem männlichen Alter die einzige Andeutung ſeines frühern Fräuleinzuſtandes blieb, ſo vergaß ſich das wieder um der Grazie willen, die es einigen ſeiner beſten Vorſtellungen verlieh. Anſtatt dadurch ſeinen Leon in Fletcher's Rule a wife zu beeinträchtigen, gab er dieſen Charakter mit ſo entſchiedener Mannheit und mit ſo ehrlicher Autorität, daß der beſte Schauſpieler ihn zum Muſter nehmen konnte. Sein Auge beſaß eine durchdringende Kraft, und ſeine Stimme, wenn er Heldenrollen ſpielte, eine gebieteriſche Lebendigkeit, ſtark genug, Schrecken in die Adern der

Verſammlung zu gießen. Zwei ſeiner vorzüglichſten Leiſtungen waren in zwei Stücken Drydens, Morat in Aurengzebe und Muley Moloch in Don Sebaſtian. In beiden hatte ſeine Haltung wie ſeine Sprache ſo viel ſtolze, löwengleiche Majeſtät, daß, wer ihn ſah, erzittern und ihn doch bewundern mußte.

Sandford kann mit einigem Rechte der Spagnolet der damaligen Bühne heißen. Denn wie die vorzüglichſten Gemälde dieſes berühmten Künſtlers die menſchliche Natur darſtellen in Schmerz und Todesröcheln, ſo war Sandford auf der Bühne ſtets ſo böſe und laſterhaft, wie ein Creon, ein Maliani, ein Jago oder ein Machiavel möglicher Weiſe ſeyn können. Weiter geht indeſſen die Vergleichung nicht. Der feurige Geiſt des Malers fand die ruhigen Gegenſtände der Natur für ſeinen Pinſel zu zahm. Deßhalb tauchte er ihn in bewegtere Scenen voll Gewalt und Schauder. Das war ſeine Wahl. Nicht ſo der arme Sandford. Statt freier Wahl machte bittere Nothwendigkeit ihn zum Bühnenböſewichte. Klein und verwachſen, konnte er auf hohe und liebenswürdige Charaktere keinen Anſpruch haben, und ſo oft in einem neuen oder aufgefriſchten Stücke eine gehäſſige oder ſchadenfrohe Perſon vorkam, — er durfte gewiß ſeyn, daß die Rolle ihm zugetheilt, ihm von niemand ſtreitig gemacht wurde. Ja, es war ſo ungewöhnlich, in Sandford, dem Schauſpieler, einen unſchuldigen Menſchen zu erblicken, daß, wenn er einmal als ſolcher auftrat, kein Zuſchauer eine ſo grobe Unwahrſcheinlichkeit glauben mochte. Als er daher einſt in einem neuen Stücke die Rolle eines ehrlichen Miniſters übernommen hatte, ſaß das Parterre drei oder vier Acte hindurch in ſchweigender Erwartung, wie wohl Sandford's trefflich erheuchelte Ehrlichkeit — denn das mußte ſie natürlich ſeyn — ſich verrathen oder welch intereſſante Entwickelung ſie zuletzt herbeiführen würde. Kaum fanden ſie jedoch, daß die Kataſtrophe eine ganz andere Wendung nahm und Sandford wirklich bis zum Schluſſe der ehrliche Mann blieb, ſo pochten ſie das Stück in optima forma aus, gleich als ob nicht Sandford, ſondern der Dichter die Stirn gehabt habe, ihnen eine unglaubliche Abſurdität aufzubinden. Nach dem Geſagten iſt es unnöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß Sandford in den Rollen der Böſewichte ein vollendeter Meiſter war. Lächerlich hingegen iſt es, daß mancher Schauſpieler ſich nun einbildete, Sandfords Hauptverdienſt beruhe in ſeiner körperlichen Mißgeſtalt, und daß ziemlich jeder, der als Räuber oder Bandit zu agiren hatte, ſich nach Möglichkeit ſchrecklich ausſtaffirte und bisweilen allen menſchlichen Anſehens entäußerte. Das gab einmal in der königlichen Loge zu einem komiſchen Vorfalle Gelegenheit. Das geſpielte Stück war Macbeth und die drei Mörder erſchienen mit braunen Geſichtern, ſchwarzen Augenbraunen und zottigem ſchwarzen Haar, — wie denn überhaupt noch bis auf den heutigen Tag alle engliſche Bühnenböſewichte ſchwarzes Haar tragen, während, wenigſtens bis vor Kurzem, auf mehreren deutſchen Bühnen ein rother Haarſchmuck zu dem Zwecke gebraucht wurde. Der König, der ſelbſt etwas dunkle Geſichtsfarbe und ſchwarzes Haar hatte, lachte erſt, wurde aber plötzlich ernſt und wendete ſich dann zu ſeiner nächſten Umgebung mit dem Ausrufe: „pray, what is the meaning, that we never see a rogue in a play but, Godsfish, they always clap him on a black periwig, when it is well known one of the greatest rogues in England always wears a fair one!“ — möchte wohl wiſſen, was das eigentlich zu bedeuten hat, daß wir keinen Schurken auf der Bühne erblicken, dem ſie nicht vorher, Pottsfiſch! eine ſchwarze Perücke aufgeſtülpt haben, obgleich jedermann weiß, daß einer der größten Schurken in England eine blonde trägt. „Auf wen Seine Majeſtät hiermit zielte,“ ſagt mein engliſcher Gewährsmann, „überlaſſe ich denen zu errathen, die des Königs Umgebung kennen oder Zeuge ihrer wechſelnden Geſichtsfarbe geweſen ſind.“

Die drei letzten Schauſpieler, deren ich zu erwähnen habe, gehören ihren Fächern nach zur niedern Komik und unter ihnen zeichnete ſich Nokes durch ein Talent aus, deſſen innerſtes Weſen in einer unübertreffbaren Natürlichkeit beſtand, das ihm aber ſo durch und durch eigen war, daß er oft im gewöhnlichen Umgange ebenſo viel Lachen erregte als auf den Bretern. Man erzählt, daß, als er einſt einen andern Schauſpieler hinter den Couliſſen ein gehabtes Tiſchgeſpräch mittheilte, ein vornehmer Herr, der ihn zufällig hörte, ihn um den Titel des neuen Stücks gebeten habe, aus welchem er eben ſeine Rolle hergeſagt. Doch dürften die Manier und der Werth ſeines Spiels ſich noch beſſer aus dem Eindrucke erkennen laſſen, welchen es auf ſeine Zuhörer zu machen pflegte. Sobald er in die Scene trat, begrüßte ihn, ohne Ausnahme, ein unwillkührlicher Beifallsſturm; nicht etwa bloßes Händeklatſchen, nein, ein allgemeines Gelächter, von ſeinem erſten Anblicke erregt und für jede menſchliche Natur unwiderſtehlich. Je lauter aber die Verſammlung lachte, deſto ernſter wurde Nokes, und ein Zeitgenoſſe verſichert, der lächerliche Ernſt ſeines Geſichts würde dann eine ganze Bank voll Biſchöfe in Convulſionen verſetzt haben, wenn die Ehre ſo achtbarer Zuhörer ihm hätte zu Theil werden können. In jenen poſſierlichen Bedrängniſſen, welche nach dem Geſetze der Komödie häufig das Gefolge der Thorheit bilden, verſank er in ein ſolches Gemiſch jämmerlichen Kleinmuths und kläglich-untroſtbarer Beſtürzung, daß der Zuſchauer, nachdem er ſich müde gelacht, oft in Zweifel ſeyn mußte, ob er ihn nicht ebenſo herzlich bedauern ſollte. Wenn er etwas überlegte, ſchloß er den Mund mit einem recht einfältigen „Flunſch“ und rollte ſein volles Auge in ſo leerem Erſtaunen und in ſo handgreiflicher Gedankenloſigkeit, daß ſeine ſtumme, bisweilen einige Minuten dauernde Verlegenheit der Phantaſie reichern Stoff bot als das einfältigſte Zeug, das er inzwiſchen hätte reden können. Wenn er als Sir Martin-Marr all, der ſtets gegen ſeinen eigenen Vortheil verſtößt, ſich in eine bedenkliche Klemme dadurch gebracht hatte, daß er einmal ſeinem eigenen Kopfe gefolgt war und ſich nun ſcheut, ſeinem, ihn gouvernirenden Bedienten und Factotum ins Geſicht zu ſehen, — bevor er da den Muth gewann, ein Wort zu ſagen, hatten Blick und Geberde die vollſtändigſte Schilderung ſeines bedrängten

Zuſtandes gegeben und alle Anweſende in Lachkrämpf geworfen. Jedem lesbar ſtand da auf ſeinem Antlitze: Verdruß, weil die Maßregeln, auf welche er ſich etwas zu Gute gethan, ihn irre geführt, — Neid, weil ſeine Diener ihm an Verſtand überlegen, — Angſt, die verſcherzte Gelegenheit für immer verloren zu haben, — Schaam, ſeine Thorheit zu geſtehen, und bei alledem doch ein heimliches Verlangen, ſich mit ſeinem Bedienten zu verſöhnen und künftig deſſen klügern Rath zu beachten. Nokes war von mittler Größe, ſeine Stimme hell und deutlich und ſein gewöhnliches Aeußere ernſt und geſetzt. Doch alles das änderte ſich, ſobald er den Mund öffnete. Da ſaß ein trockener, drolliger Muthwille in jeder Miene. In einigen ſeiner niedrig komiſchen Rollen — doch nur, wo es ſich paßte — ſchleppte er die Beine hinter ſich her und ſah ſo ſelbſtzufrieden-dumm aus und bewegte ſich mit ſo abſurdem Ungeſchick, daß niemand ihm einen Gran geſunden Menſchenverſtand hätte zutrauen können. Ein auf ihn gemachtes Gedicht ſchließt mit einer Parodie deſſen, was Shakeſpeare's Markus Antonius von Brutus als Held ſagt, und gibt darin die Summe ſeines Künſtlercharakters:

„His life was laughter, and the ludicrous
so mixt in him, that Nature might stand up,
and say to all the world — This was an actor.“
— Gelächter war ſein Leben und das Drollige
ſo eng mit ihm vermiſcht, daß die Natur aufſteh'n
und ſagen konnte zu der Welt: das iſt ein Mime. —

Underhil war ein correcter Komödiant, der ſich vorzüglich in Darſtellungen auszeichnete, die man Still-Leben nennen kann, — ich meine, im Steifen, Schwerfälligen und Dummen. Charaktere dieſer Art malte er in den treueſten und ausdrucksvollſten Farben und in einigen ſoll er ausgeſehen haben, als ſey keine menſchliche Macht und keine menſchliche Leidenſchaft im Stande, auch nur einen Zug ſeines Geſichts zu verändern; — wo der Dummkopf ſeiner Rolle es verlangte, hätte kein hölzernes Schnitzbild regungsloſer ſeyn können. Sein Geſicht war voll und lang; vom Wirbel bis zur Naſenſpitze maß es die kleinere Hälfte, und das Unverhältnißmäßige der untern Partie, wenn überſchaut von einem ſtieren, ſtarren Auge, verwandelte ihn in den unbehilflichſten Träumer, der je einen Sterblichen lachen gemacht hat; — dabei war er andere Male in gleichem Grade lächerlich munter. In dem gemeinen, bäuriſchen Humor des Friedensrichters Clodpate in Epſon Walis war er „ein göttliches Vieh“ und in der ſtumpfen Lebhaftigkeit des Sir Sampſon in Love for Love zeichnete er die wahrſte Natur eines Menſchen von viel Witz und eben ſo viel Bosheit.

Leigh hatte Queckſilber in ſeinen Adern und obgleich deßhalb kein ſo treuer Beobachter und Nachtreter der Natur wie Nokes, doch ſtets genug Beſonnenheit, ſie nicht ganz aus den Augen zu verlieren. „Sein Humor lief gern Carriere, wußte aber auf der Stelle zu pariren, wenn im Begriff, in den Abgrund zu ſtürzen.“ So ſchützte ihn ſein richtiges Urtheil, ſelbſt in ſeinen ausgelaſſenſten Einfällen, vor der Gefahr des Verletzens, und wiewohl er nie um Beifall bat, ſondern ihn ſtürmiſch forderte und ſtets erhielt, was er verlangte, ſo überſchritt doch ſeine höchſte Zuverſicht nie die Linie jenes gerechten Vertrauens, ohne welches kein Schauſpieler, wie am Ende kein Menſch, über den Umkreis ſeiner Naſe hinaus gelangt. Montforts unglückliches Ende erſchütterte ihn ſo ſtark, daß er dem Freunde acht Tage ſpäter ins Grab folgte.

Die Damen, welche zuerſt den Muth bewieſen, das Eis der Bühne zu brechen, hatten darin allerdings gegen die Künſtlerinnen ſpäterer Tage den glücklichen Umſtand voraus, keiner Vergleichung unterworfen zu ſeyn. Das aber beſtimmte nicht ihren Werth, oder vielmehr, gerade darin zeigte ſich die Höhe ihres Werths, daß ſelbſt Vorgängerinnen und Nebenbuhlerinnen nicht im Stande geweſen ſeyn würden, ihn zu ſchmälern. Verdienſt und Ancienetät weiſen Miſtreß Betterton den oberſten Platz an. Was ihr Gemahl für Shakeſpeare's männliche Charaktere, das wirkte ſie für deſſen Frauenrollen und Lady Macbeth gehörte zu ihren ausgezeichnetſten Leiſtungen. Weil ihr Spiel die Natur zur Lehrmeiſterin hatte, ſo vermochte wohl die Zeit die Reize ihrer Perſon, nicht jedoch, ihr Kunſtgeſchick zu zerſtören, und ſo lange ſie bei der Bühne blieb, war ſie die Freude und Bewunderung Aller, welche Shakeſpeare zu lieben und Natürlichkeit zu ſchätzen verſtanden. Frei von dem erbärmlichen Egoismus, der jedes aufkeimende Talent unterdrückt, um nicht vielleicht einſt von ihm unterdrückt zu werden, bot ſie jedem liebreich die Hand und machte ſich zur Bildnerin ihrer jungen Kunſtgefährtinnen. Dabei erhielt ſie ihr Leben und ihren Ruf rein von Makel, und wie das die Prinzeß Anna bewog, ſich von ihr die Rolle der Semandra in Mithridates einſtudiren zu laſſen, — ein Stück, das unter König Carl bei Hofe aufgeführt wurde, ſo ehrte die Königin Anna ſie nach Bettertons Ableben durch Ertheilung eines Jahrgehalts.

Miſtreß Barry trat würdig in die Fußſtapfen ihrer Meiſterin und als ſie das Theater verließ, ſtand ihr Ruf in demſelben Grade hoch, in welchem die Erwartung von ihr bei ihrem erſten Erſcheinen niedrig geſtanden hatte. Sie gefiel in der That während des ganzen erſten Jahrs ſo wenig, daß ſie beim Schluſſe als unbrauchbar entlaſſen wurde. Anſtatt dadurch niedergeſchlagen zu ſeyn, fühlte ſie ſich zu größerer Anſtrengung aufgeregt, und kaum hatte ſie erkannt, daß ihr vorzüglichſter Fehler eine mangelhafte Ausſprache ſey, ſo bemühte ſie ſich, ihn zu bemeiſtern, und bewältigte ihn ſo vollſtändig, daß Dryden in ſeiner Vorrede zu Cleomenes ſpäter von ihr ſagte: „Miſtreß Barry, ſtets trefflich, hat in dieſer Tragödie ſich ſelbſt übertroffen und ihrem Namen einen Ruhm gewonnen, an welchen keine ihrer Zeitgenoſſinnen hinaufreicht.“ Das aber ſagte er vorzüglich in Anerkenntniß des bezaubernden Wohlklanges, mit welchem ſelbſt in den Momenten des Zorns, der Aufforderung und der Rache, — in den Scenen, wo ihre Gefühle ein Sturm und ihr Auge ein Wetterleuchten waren, die Worte von ihren Lippen ſtrömten. Es verſteht ſich übrigens, daß ſie in Cleomenes keine andere

Rolle ſpielte als die der Caſſandra. Kennerin ihrer ſelbſt, beſchränkte ſie ſich auf die Tragödie, deren edelſte Charaktere ſie mit hoher Würde darſtellte. Stolz und Grazie und Majeſtät in allen ihren Zügen und in jeder ihrer Bewegungen, und ihre Stimme ſo voll und rein und ſtark, daß keine Leidenſchaft ihr zu viel war, und doch wieder hinſterbend in weiche, rührende Melodie, ſobald es dem Ausdrucke des Schmerzes oder der Zärtlichkeit galt. Eine Denkwürdigkeit ihres theatraliſchen Lebens beſteht noch darin, daß ſie die erſte war und lange Zeit die einzige blieb, deren Verdienſte mit einem jährlichen Benefiz belohnt wurden.

Die Leigh war eine außerordentlich amüſante Actrice. Sie malte die Kehrſeite der Natur auf die anſchaulichſte Weiſe, d. h. ſie verſtand, die kleinen Schwächen veralteter Schönheiten nach dem Leben zu zeichnen. Den eigenen Humor, den ſie beſaß, trug ſie mit vielem Geſchick auf affektirte Mütter, auf gelbſüchtige Tanten, auf in Beſcheidenheit zu alten Jungfern gewordene Mädchen über, und Stücke, wie Chances, Sir Courtly Nice, und the way of the world, hatten alles Glück, das ſie machten, lediglich ihren Leiſtungen zu danken.

Miſtreß Butler, die Tochter eines verarmten Edelmanns, wurde von König Carl auf die Bühne gebracht und das Publikum fühlte ſich ihm verpflichtet, daß er, der ſo oft nahm, auch einmal gab. Die Butler ſpielte nicht allein recht gut, ſondern ſang und tanzte, was man damals zur Vollkommenheit nannte, und in den dramatiſchen Opern Diokletian und König Arthur wurde ſie Gegenſtand allgemeiner Bewunderung und individuellen Anbetens. Wo Liebenswürdigkeit das Charakteriſtiſche einer Rolle war, da genügte ſie ihr gewiß. Angeborne Lieblichkeit und eine ſilberreine Stimme unterſtützten ſie dabei weſentlich, doch wußte ſie auch in luſtigen Partien ihrem ſanften Weſen einen heitern, gefälligen Anklang zu geben.

Miſtreß Montfort — oder Verbruggen, wie ſie in Folge ihrer zweiten Verheirathung hieß — war ſo reich an Gemüth und dabei ſo lebhaft, daß ſie völlig verſchiedene Charaktere mit demſelben Stücke ſpielte. Voll natürlicher Anlage für Mimik, gelang es ihr, die Gabe auf der Bühne geltend zu machen; denn es iſt bekannt, daß ein ſolches, im gewöhnlichen Leben recht bedeutendes Talent auf den Bretern oft ganz verloren geht, — wie es dagegen ebenfalls keinem Zweifel unterliegt, daß der Künſtler, der das Geſchenk der Natur in ſeinem Berufe anzuwenden verſteht, im Beſitz einer dankbaren Ausſteuer iſt. Das Trockenſte und Flachſte, ſobald es nicht eine naturwidrige Mißgeburt war, hörte unter der Behandlung der Montfort auf, flach und trocken zu ſeyn; manchem kalt geſchriebenen Charakter hauchte ſie Wärme und Leben ein, und es trug ſich zu, daß mit ihrem Beiſtande der Verfaſſer eines Stücks das meiſte Lob da erntete, wo er das wenigſte, vielleicht gar keines verdiente. Humor war ſo ganz ihr Element, daß es ihr Freude machte, ſich darin zu bewegen, wie hoch oder niedrig auch der Strom rann; ja, um recht aus Herzensluſt darin plätſchern zu können, trug ſie ſelbſt kein Bedenken, ihre ſchöne Geſtalt auf das Gröbſte zu verhäßlichen; — ein Opfer, dem nicht alle Schauſpielerinnen gewachſen ſind. Während ſie daher in Lebenszeichnungen des höhern Flugs einen Kranz von Witz und Laune ſich ums Haupt flocht, war ſie in Fletchers veralteter Abigail um nichts weniger trefflich. In einem längſt vergeſſenen Stücke von D'Urfey, the western lass, wo die Montfort die Hauptrolle des Bauermädchens aus Weſten gab, verwandelte ſie ihr ganzes Ich, ihren Körper, ihren Wuchs, ihre Stimme, ihre Sprache, ihr Auge, jeden Zug ihres Geſichts in das Beſitzthum eines andern Geſchöpfs. Mit dem ſtarken Devonſhire-Accent, mit der breiten, flennenden Stimme, dem vorgeſtreckten Kopfe, dem dumm umhergaffenden Auge, den über die Bruſt vorragenden Schultern und ihrem, in allen Farben des Regenbogens prunkenden Sonntagsſtaate ſoll ſie das Muſter einer vierſchrötigen Johanna Wot und niemand, der ſie zum erſten Male in dieſer Rolle ſah, im Stande geweſen ſeyn, ſich die Möglichkeit zu denken, daß daſſelbe Weſen alle Reize des Witzes, der Lebhaftigkeit und weiblichen Verlangens in ſich vereinigen könnte. Und nicht einmal auf ihr eigenes Geſchlecht beſchränkte ſich ihr Talent. So oft ihre, bisweilen verſchobene Taille es erlaubte, war ſie der flinkeſte, netteſte Burſche, der je ein Paar Schuhe getragen; — ſie ſpielte da den Cavalier im dreieckigen Hute ſo leicht, ſo gewandt und ſo anſtändig, als habe ſie nie ein Nachthäubchen aufgehabt. Alle dieſe verſchiedenen Eigenthümlichkeiten zuſammen, ſoll ſie nach glaubwürdigem Zeugniſſe als Melantha in Mariage à la mode geltend gemacht haben. Beſagte Melantha iſt das impertinenteſte Ding, daß je die Schwelle eines Viſitenzimmers überſchritten, übertanzt, überſprungen hat, — ein complettes Syſtem weiblicher Narrheit, wie es nur immer in die verrenkte Form eines vornehmen Mädchens eingezwängt werden kann. Ihre Rede, ihr Anzug, ihre Handlung, ihre Gewohnheiten, ihr Leib und ihre Seele haben ſtets die größte Eile, etwas Anderes und, wo möglich, etwas mehr zu ſeyn, als was ſie nothwendiger oder ſchicklicher Weiſe ſeyn ſollte. Ein nie geſehener Galan bringt ihr einen Brief von ihrem Vater, in welchem dieſer ihn ſeiner Tochter als einen höchſt annehmbaren Freier zu beſter Aufnahme empfiehlt. Scheint es da nicht natürlich, daß Melantha, wenn auch noch ſo verſchleiert, doch eine Kleinigkeit von der, ihrem Geſchlechte geziemenden Zurückhaltung zeige? Manche Schauſpielerin würde das geglaubt und demgemäß gehandelt haben. Nicht ſo die Montfort. Sie wußte, das Modeſtie das Erbtheil eines armen Landfräuleins iſt und eine Hofdame ſich einer ſo gemeinen Anwandelung bei Verluſt ihres guten Rufs enthalten muß. Alſo las ſie den Brief, die Unterlippe nachläſſig niederhängend, das Köpfchen zurückgeworfen und die Brauen aufgezogen, — und ſie las den Brief mit einem flüchtigen Murmeln, gleich als glühe ſie vor Ungeduld, durch ſofortige Eroberung des Galan den Befehlen ihres Vaters zuvorzukommen. Und damit der Brief ihren Angriffsplan nicht etwa ſtören möchte, drückte ſie ihn praſſelnd in der Hand zuſammen und beſtürmte ohne Verzug den armen Unglücklichen mit dem vollen Geſchütz ihrer Manieren, ihrer Blicke, ihres Lächelns.

Ihre zarte, feine Geſtalt verſank in den Boden; das Gewicht der eigenen Reize war für ſie zu ſchwer. Dann, ſich vor- und rückwärts wiegend, wie der Schwan ſich auf der Welle ſchaukelt, goß ſie eine Fluth ſüßer Worte und Artigkeiten von ihren Lippen, und was ſie ſprach, gefiel ihr natürlich ſelbſt ſo ſehr, daß ſie ihrem Freier nicht einmal geſtattete, es zu loben. Schweigſam beiſtimmende Bücklinge und vergebliche Sprechbemühungen waren Alles, was ſie von ihm annahm, bis endlich die Verpflichtung, ein halbes Dutzend Freundinnen zu beſuchen, ſie von ihm wegtrieb, nicht ohne die unverlangte Zuſage, in Zeit eines Augenblickes zurück zu ſeyn.

Den Schluß meines Reigens, macht Dame Bracegirdle. Sie war von Kindheit an bei der Bühne und ihr Ruf wuchs ſo gleichmäßig mit ihrer Perſon, daß die gereifte Frau der entſchiedene Liebling des Publikums wurde. Viel trug hierzu die Strenge bei, mit welcher ſie ihre Weiblichkeit von jedem Flecken rein zu erhalten wußte, denn während wenigſtens die Hälfte ihrer männlichen Zuſchauer herzinniglich in ſie verliebt waren, konnte nicht ein einziger ſich einer beſondern Gunſt rühmen, und obgleich vielfach begehrt und oft höchlich verſucht, widerſtand ſie doch ſtets ſiegreich und mehrte gerade hierdurch die Zahl ihrer Bewunderer. Das kann ſonderbar erſcheinen, wenn man hört, daß ſie keineswegs ſchön war. Aber ſie war eine piquante Brünette, ſo friſch und blühend in Jugendfriſche und Geſundheit, daß die geheime Geſchichte ihres Bühnenlebens einige, darauf Bezug habende Anekdoten erzählt, für welche hier — weder Raum noch Ort iſt. Dazu kam, daß es unter den jungen Faſhionables ihrer Zeit zum guten Tone gehörte, ein tendre für Miſtreß Bracegirdle zu fühlen, und daß die Bühnendichter es gleichſam zur Pointe machten, in den Liebhabern, die ſie ihr gaben, ſich redend einzuführen und die Rollen zu Dolmetſchern ihrer Gefühle zu wählen. Alle Nachrichten über ſie vereinigen ſich daher in der Verſicherung, daß kein Kritiker verwegen genug geweſen ſey, ihr Spiel ſeinem Meſſer zu unterwerfen, indem, ſo oft er es zu der Abſicht entſprechen, er ſich Wunden in's Herz geſchnitten habe.

Daß ein ſolcher Künſtlerverein die aus dem Monopole ſeiner Vorſteher reſultirenden Nachtheile und Verluſte nicht ohne Murren ertrug, läßt ſich ebenſo leicht glauben, als daß die bedrängten Geſellſchaftsmitglieder feſt entſchloſſen waren, den erſten ihrer Befreiung günſtigen Augenblick zu nutzen. Der mehrjährige Verzug ſeines Erſcheinens, anſtatt die Monopoliſten vor der drohenden Gefahr zu warnen und zum Entgegenwirken zu veranlaſſen, erhöhte nur ihr Vertrauen auf ihr Monopol und damit ihre Blindheit. Die ſauern Geſichter der Schauſpieler und Schauſpielerinnen blieben unbeachtet; ja, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß die Directoren die leiſe Hoffnung hegten, im Fortgange der Zeit ſie ganz entbehren zu können. Ein Ausfall in der Einnahme, die natürliche Folge fehlerhafter Regie, würde der Lauigkeit des theatergehenden Publikums beigemeſſen, und um dieſem neue Spannkraft zu geben, verſuchte man wieder das Zugpflaſter dramatiſcher Opern. Faſt in Einem Athem wurden die Prophetin und König Arthur in Scene geſetzt. Die Speculation ſchien gut berechnet. Goldene Ströme floſſen in die Theaterkaſſe, aber nur kurze Zeit; dann verſiegten ſie, und als der Tag der Abrechnung kam, Ausgabe von Einnahme abgezogen wurde, fand ſich ein Deficit. Unangenehm wie das jeden Falls ſeyn mußte, war es doch das kleinere Uebel. Das größere beſtand in der inzwiſchen eingetretenen Vernachläſſigung aller anderen Zweige des Theaters. Ueber der glänzenden Ausrüſtung der Schiffe, welche die Schätze beider Indien in die Taſchen der Unternehmer ſchütten ſollten, war weder an das Einſtudiren eines neuen Schauſpiels, noch an das Anſchaffen neuer Garderobe gedacht worden, und während Sänger und Tänzer, die Beutel voll Geld, in Sammet und Seide einhergingen, blieben die rechtmäßigen Künſtler unbezahlt und ungekleidet. Murren auf der einen, erzeugte üble Laune auf der andern Seite. Das Deficit war kein Launenverbeſſerer, und ſobald die Verminderung der Ausgaben ſich nothwendig machte, fing man, gleich den neuern Staatsökonomen, die Einſchränkungen da an, wo es eigentlich nichts zu beſchränken gab, nahm Kleines weg und ließ Großes ſtehen, brach den Schauſpielern ab und ſetzte den Tänzern zu. Auf die lauten Klagen der Erſteren erwiderten die Directoren entweder gar nichts, oder rechtfertigten ihr Verfahren durch das ſich ſchnell folgende Abſterben Mountfort's, Noke's und Leigh's, deren Tod die ohnedies kleine Zahl der Theatergänger noch mehr verkleinern werde. Und gleich als ſey es zu Kränkung und Aufreizung eines Künſtlers nicht genug, ſein Einkommen zu ſchmälern, griffen die Monopoliſten zweien ihrer erſten Mimen, Betterton und der Barry, dadurch ans Herz, daß ſie, wahrſcheinlich wünſchend, beiden ihre Entbehrlichkeit zu zeigen, und ſomit allen Uebrigen ein warnendes Beiſpiel zu ſtellen, mehrere Rollen des Erſteren einem jungen Menſchen, Namens Powel, und mehrere Rollen der Letztern der noch nicht erblühten Bracegirdle übertrugen. Das war ein ſchwerer Fehler. Powel nahm die Rollen an und gab ſie ſchlecht, — was der Kaſſe Verluſt brachte. Die Bracegirdle lehnte aus richtiger Beſcheidenheit die Rollen ab und die Barry weigerte ſich, ſie zurückzunehmen, — was denſelben Erfolg hatte, und die beſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Betterton und die Barry an der Spitze, verbündeten ſich, auf dem hohlen Boden, der ſie trug, mit einander zu ſtehen oder zu fallen. Sobald die Directoren das erfuhren, ſtifteten ſie unter dem Reſte der Geſellſchaft ein Gegenbündniß, und wie, wenn einmal zwei Partheien ſich zum Kampfe rüſten, es ſelten oder nie an Gelegenheit fehlt, die Fehde zu beginnen, ſo geſchah es auch hier.

Das Publikum hatte ſeine früheren Lieblinge wohl eine Zeit lang vernachläſſigt, aber keineswegs vergeſſen. Die von den Monopoliſten ihnen zugefügten Unbilden wurden Tagsgeſpräch und beſchäftigten die öffentliche Aufmerkſamkeit. Mehre Große bei Hofe nahmen für ſie Partei und ſuchten König Wilhelm den Dritten und Königin Marie ihnen geneigt zu machen, — denn, als geſchichtlich bekannt, darf ich vorausſetzen, daß, nachdem der zweite Carl am 6. Februar 1685 geſtorben war, der zweite Jacob den Thron beſtiegen, jedoch nur bis 1688 über England geherrſcht, dann ſich nach Frankreich geflüchtet und ſeine Krone in Wilhelm dem Dritten einen Nachbeſitzer gefunden hatte. Unter allen Freunden und Gönnern, welche Betterton und deſſen Verbündete bei Hofe beſaßen, erwies Graf Dorſet, Oberkammerherr des Königs, ſich der thätigſte. Er hörte die ihm vorgetragenen Beſchwerden und befragte einige angeſehene Rechtsgelehrte, ob und in wiefern die zwei vom König Carl ertheilten Patente den König Wilhelm an Gewährung ähnlicher Erlaubniß verhinderten? Die Herren Juriſten, — ich weiß nicht aus welchen Gründen, vielleicht, weil ſie ein Rein für das Saatkorn einer reichern Ernte ahnten, thaten den Ausſpruch, daß der König freie Hand habe, und ohne den gerade jetzt eintretenden Tod der Königin Marie — im Jahre 1694 —, in deſſen Folge alle öffentliche Vergnügungen eingeſtellt wurden, hätten die Verbündeten wahrſcheinlich ſchon damals ihren Wunſch erreicht, zu Begründung eines neuen Theaters die königliche Genehmigung zu erhalten. König Wilhelm ertheilte ſie ihnen im folgenden Jahre und eine großmüthig unterſtützte Subſcription bot ihnen die Mittel, innerhalb der Mauern des Tenniſhofs in Lincolns-Inn-Fields ein neues Schauſpielhaus zu erbauen.

Jetzt erſt begriffen die Directoren von Drury-Lane die volle Größe ihrer Gefahr. Sie boten das Mögliche auf, die Zeit, die ſie vor ihren Gegnern voraus hatten, zu Ergänzung ihrer Truppe und zu Wirkung ſchwerer Fehde zu benutzen. Auch rückten ſie drei Wochen früher ins Feld. Alles vergebens. Ihre Geſellſchaft war eine zu ſchnell zuſammengetrommelte, um mit Veteranen ſich meſſen zu können, und ſchon die Wahl ihres erſten Stücks eine unglückliche. Sie gaben Abdelazar oder des Mohren Rache, ein trotz ſeines Schlagtitels erbärmliches Ding aus der Feder einer Madame Behn. Am erſten Abende war das Haus voll, am zweiten leer, und ſo blieb es, mit ſeltenen Ausnahmen, die ganze Saiſon hindurch. Und das konnte füglich nicht anders ſeyn. Es erregt Staunen und Wehmuth, wenn man beim Leſen der jene Zeit betreffenden Theaternotizen ſieht, wie roh und ungeſchickt alle dramatiſche Würdenträger zur Bank gehauen wurden, wie Alles der Dummheit und deren Bruder, dem einfältigen Dünkel, zum Opfer fiel. Jeder nur einigermaßen hervorragende Charakter Shakſpeare's wurde verrenkt und zerfleiſcht; die jungen Schauſpieler — je talentloſer, deſto halsſtarriger — beraubten in einer einzigen Stunde Othello und Hamlet ihres geſunden Verſtandes, ihrer bisherigen Geltung, ihres gerechten Ruhmes; Brutus und Caſſius verwandelten ſich in lärmende Polterer, die ihre Augen aufriſſen, nicht verſtanden was ſie ſagten, und ſchwülſtige Deklamation für die Blüthe der Beredſamkeit nahmen. War es da zu verwundern, daß die Stadt ſich in das neue Haus der Veteranen drängte und dieſe in demſelben Grade proſperirten, in welchem ihre früheren Tyrannen, von ſichtbar von dem begangenen Irrthume überzeugt und ihn zu ſpät bereuend, den Gürtel um die hohlen Hüften enger und enger zu ziehen wußten? Aber auch die Veteranen lagen an einem ſchweren Gebrechen krank, — an einem Krebsſchaden, der die edlern innern Theile aufzehrte, während die Wangen in hochrother Geſundheit glühten. Ihr Gebrechen war ein conſtitutionelles, — es beſtand in der republikaniſchen Form ihrer Verfaſſung, und hätten die Franzoſen des folgenden Jahrhunderts die Geſchichte der engliſchen Bühne gekannt, ſo würden ſie ſich gehütet haben, eine Republik zu proklamiren, denn ſie hätten dann gewußt, daß monarchiſche Inſtitutionen für niemand weniger paſſen, als für Schauſpieler. Schon nach kurzen zwei Jahren drängte ſich Betterton und Conſorten die Gewißheit auf, daß ſie nie unter einer ſchlechtern Direktion geſtanden, als ſeit ſie angefangen, ſich ſelbſt zu dirigiren. Jeder wollte befehlen, Keiner mochte gehorchen; das allgemeine Beſte hatte keinen Vertreter; jeder und jede ſetzten das eigene Intereſſe zum alleinigen Zielpunkte ihres Strebens, und ordnete ſich bisweilen Einer Bettertons Rathe und Vorſchlägen unter, bald forderte er von ihm gleiche Willfährigkeit, wollte auch einmal regieren und wurde schlechter Laune, wenn jener, vielleicht aus den wichtigsten Gründen von der Welt, sich das erwies, was der Andere unbedeutbar nannte. Der Held im Trauerspiele erhob sich über den lustigen Komödianten und forderte höheren Sold nach einem Maßstabe, den niemand weniger anerkennen wollte als der lustige Komödiant. Erhielt dieser eine neue, bunte Jacke, so reklamirte jener; und empfing jener einen neuen Harnisch oder Staatsrock, so erklärte dieser, daß die Ausgabe nicht auf Rechnung der Rolle, sondern auf Rechnung des Spielers geschrieben werden müsse. Die natürliche Folge eines solchen gesellschaftlichen Zustandes war allseitige Unzufriedenheit; daraus erwuchs Lauigkeit und Vernachlässigung; das Publikum kehrte dem neuen Hause den Rücken; der Ueberschuß wurde kleiner und kleiner, und was die Schuld Aller war, das dünkte jedem die Schuld des Andern.

Es ist leicht zu glauben, daß die gewesenen Monopolisten über die gefallenen Vortheile ihrer abtrünnigen Glieder sich recht herzlich freuten; doch war dies der einzige klanglose Gewinn, den sie daraus zogen, obgleich sie es nicht an Manoeuvern fehlen ließen, aus dem schlechtern Metalle ihrer Gegner gute Münze für sich zu prägen. Wie klein und erbärmlich ihre diesfälligen Mittel waren möge ein einziges Beispiel zeigen. Es war bis dahin Gesetz, daß kein Diener, der zum Abholen seiner Herrschaft kam, in das Haus eingelassen werden durfte. Das änderten jetzt die Besitzer von Drury-Lane. Nicht bloß den Dienern, deren Herren und Herrinnen im Theater waren, sondern allen Dienern des Adels öffneten sie den unentgeltlichen Eintritt in eine besondere Gallerie, dabei der stillen, dem Adel nicht sehr schmeichelhaften Hoffnung Raum gebend, daß die Dienerschaft ein gutes Wort für Drury-Lane sprechen, und jedenfalls den freien Einlaß durch Beifallrufen und Händeklatschen vergelten würde. Letzteres soll auch allerdings geschehen seyn und die betreffende Gallerie, zum Ersticken voll, oft unter einem Donner von Applaus gebebt haben, während die im Parterre und in den Logen dünn gesäeten

Zuſchauer lieber die Füße als die Hände rührten. Hätte alſo die republikaniſche Geſellſchaft von Lincoln's-Inn-Fields darin einen Troſt finden können, daß die Gilde, welche ihre königlichen Collegen ſpannen, eine gleich dürftige und ſchlechte war, — der Troſt hätte ihnen nicht gefehlt; das eigentliche Stück aber von Beider Rechnungen beſtand darin, daß eins dem Andern den letzten Biſſen Brod vom Munde nahm — daß ſie ſich unaufhörlich haßten und bekämpften — daß einem Siege von heute morgen eine Niederlage folgte und das einzige Reſultat beider Theile ihr gegenſeitiges Ungemach war.

Unter ſolchen Auſpicien konnte es um die dramatiſche Poeſie nicht anders als mißlich ſtehen. Schon wer mit der allgemeinen Literaturgeſchichte nur flüchtig vertraut iſt, muß von dem großen Irrthume derer ſich überzeugt haben, die Carl's des Zweiten Regierung das Auguſteiſche Zeitalter der engliſchen Literatur nennen. Es läßt ſich im Gegentheile nachweiſen, daß Carl, obgleich er den Witz liebte, ſelbſt witzig war und im geſellſchaftlichen Umgange einen richtigen und geſunden Geſchmack zeigte, doch mehr dazu beitrug, die Poeſie und Beredtſamkeit zu verderben als zu veredeln. Ja, die Sittenloſigkeit eines Hofs ſchlug den Künſten und Wiſſenſchaften ſchmerzlichere Wunden als der Unſinn und die einfältige Bethörung einer frühern Periode, und wenn auch Hume in ſeiner Geſchichte von England ſich etwas zu hart ausdrückt, indem er ſagt: „the productions represented at that time on the stage, were such monsters of extravagance and folly, so utterly destitute of all reason or even common sense, that they would be the disgrace of English literature, had not the nation made atonement for its former admiration of them, by the total oblivion to which they are now condemned,“ ſo iſt es doch ſehr wahr, daß ſeit Carl's Regierung die Immoralität Schritt für Schritt ſich der Bühne bemächtigte und am Schluße des ſiebzehnten Jahrhunderts ziemlich in ihrem vollſtändigen Beſitze war. Daran hat der geſchilderte Zuſtand der beiden Theater-Geſellſchaften weſentliche Schuld. Man ſuchte Engliſche und fand ſie in ſpäteren Darſtellungen. Die Damen gingen ſo weit, daß, wenn ein neues Stück zur Aufführung kommen ſollte, ehrbare Frauen, ehe ſie das Theater betraten, ſich ſorgfältig erkundigten, ob ſie es ohne Erröthen wagen dürften, und geriethe etwa die Neugier mit der Ehrbarkeit in Streit, der letzteren eine Maske vorbanden, weshalb es damals durchaus nicht ungewöhnlich, aber vielmehr für Frauen ganz in der Ordnung war, ſich im Theater hinter Larven zu verſtecken. Wer von der Sittenloſigkeit jener poetiſchen Erzeugniſſe ein kräftiges Beiſpiel haben will, der leſe die London cuckolds — die Londoner Hahnreie —, und wem dieſes, allerdings ſeltene Stück, nicht zugänglich ſein ſollte, der greife auf gutes Glück nach dem erſten beſten Bande von Dryden's dramatiſchen Werken, und ich denke, er wird ſeinen Zweck erreichen. Dryden wußte auch recht gut, daß ſeine Stücke keine Keuſchheit-Muſter waren. Er bekennt das offen im Prologe zu ſeinem Pilgrim und trägt ſogar kein Bedenken, es zu rechtfertigen. Der Anfang lautet — im Original ohne Ueberſetzung:

„Perhaps the parson stretch'd a point too far,
when with our theatres he waged a war.
He tells you that this very moral age
receiv'd the first infection from the stage:
but sure, a banish'd court, with lewdness fraught,
the seeds of open vice returning brought.
Thus lodg'd — as vice by great example thrives —
it first debauch'd the daughters and the wives.
London, a fruitful soil, yet never bore
so plentiful a crop of horns before.
The poets, who must live by courts or starve,
were proud so good a government to serve;
and mixing with buffoons and pimps profane,
tainted the stage for some small snip of gain.
For they, like harlots, under bawds profess'd,
took all th' ungodly pains, and got the least.

Thus did the clattering mobility prevail,
the cart the head, the horse but the tail. etc. etc.

Der Geiſt der Puritaner war nicht ſo gänzlich aus England gewichen, daß keine Feder gegen die Ungebührniſſe der Theater-Poeten ſich in Gift und Galle tauchen, kein geharniſchter Kämpe wider ihre Zuchtloſigkeit hätte aufſtehen ſollen. Beides geſchah in der Perſon eines orthodoxen Geiſtlichen, Jeremy Collier, der in einer ſchäumenden Schrift vom Jahre 1697 — View of the stage betitelt — das Kind mit dem Bade ausſchüttete, indem er die Bühne für unreformirbar erklärte und nichts Geringeres beantragte, als Alles, was darauf Beziehung habe, gleichviel, ob leblos oder lebend, rein von der Erde zu vertilgen. Dieſer unchriſtliche Feuereifer gab zu einem Witzworte Veranlaſſung, welches ſeitdem oft wiederholt worden iſt, ohne des rechtmäßigen Eigenthümers zu gedenken. Der war Johann Hayns, ein Schauſpieler, deſſen ſpitze Zunge ihn unſterblicher gemacht hat als ſeine Kunſt. Man tadelte in einer Geſellſchaft den eifernden Collier, weil er Alles verdammt habe, wo Einzelnes zu verwerfen ſey, während doch niemand leugnen könne, daß eine richtig geleitete Bühne eine vortreffliche Schule der Moral abgebe. „Daher eben rührt Collier's Haß gegen die Bühne," bemerkte Hayns, „auch er iſt ein Schullehrer der Moral und zwei deſſelben Handwerks können ſich nie gut leiden." König Wilhelm betrachtete indeſſen Collier's Verdienſt aus einem andern Geſichtspunkte, denn als dieſer bald nach dem Erſcheinen ſeiner Schrift zur Rechenſchaft gezogen wurde, weil er zwei Hochverräther kurz vor ihrer Hinrichtung abſolvirt, begnadigte der König „den Verfaſſer eines ſo löblichen Werks" mittelſt eines nolo prosequi. Dieſe königliche Willensmeinung blieb nicht unbeachtet. Die Theater-Poeten ließen ſie ſich eine Warnung ſeyn; ihre Unziemlichkeiten fingen an zu verſchwinden und nach und nach wagten ſich die Damen ſogar in eine erſte Vorſtellung ohne Maske und ohne Furcht — zu erröthen. Es iſt inzwiſchen nicht zu leugnen, daß auf dieſen heilſamen Wechſel Niemand unmittelbarer einwirkte als der, deſſen nahe Stellung zum Könige den etwaigen Ausbruch königlichen Unwillens für ihn am gefährlichſten machte, der master of the revels, dem jedes Stück zur Genehmigung vorgelegt werden mußte. Das war keine neue Einrichtung, wohl aber wurde der Cenſor plötzlich — ob aus eigenem Antriebe oder in Folge geheimer Inſtruktion, — in demſelben Grade ſtreng, in welchem er bis dahin nachſichtig geweſen war. Seine Scheere ſchnitt bisweilen ſo unbarmherzig, daß ſie in manchen Ländern noch jetzt zur Norm dienen könnte. Kam in einem Stücke ein laſterhafter Charakter vor, — alle Scenen, in denen er auftrat, ſchnitt der Cenſor weg, und wurde ihm vorgeſtellt, daß der Dichter das Laſter eingeführt habe, um den Sieg der Tugend zu verherrlichen, — ſelbſt das ſtimmte ihn nicht um. Shakespeare blieb nicht unverſchnitten. In Richard dem Dritten ſtrich der Cenſor den erſten Act von der erſten bis zur letzten Zeile, — warum? Weil die aufgetragene *Leiche* des ſechſten Heinrich gewiſſe Partei-Menſchen an den in Frankreich *lebenden* Jakob erinnern konnte, und es war unmöglich, ſo viel zu retten, um die übrigen Acte damit einzuleiten. Ja, beim Himmel! ein Dichter, deſſen Gedichte Niemand drucken will, iſt furchtbar; aber das Schrecklichſte der Schrecken iſt ein raſender Cenſor.

Inmitten ihrer Bedrängniße vegetirten die zwei Geſellſchaften von Drury-Lane und Lincoln's-inn-Fields ohne andern weſentlichen Wechſel, als daß die Mitglieder der letztern zwar älter, aber nicht klüger, und die der erſteren zwar auch älter, aber nicht beſſer wurden, bis zum Jahre 1706, wo die republikaniſchen Schauſpieler, ihrer Freiheit müde, ihre zeitherige Verfaſſung auflöſten und in eine monarchiſche umwandelten, — zwei Dichter, Vanbrugh und Congreve, waren die erſten Herrſcher. Um eine neue Aera zu begründen, erachtete Vanbrugh den Bau eines neuen Hauſes für unerläßlich, und obwohl es ihm ſelbſt dazu an Geld fehlte, — natürlich, er war ein Dichter — ſo gelang es ihm doch, dreißig Männer vom Stande gegen die Zuſicherung lebenslänglich freien Einlaſſes, jeden zu einer Beiſteuer von einhundert

Pfund Sterling zu bewegen, und davon errichtete er das Haymarket-Theater. Sobald ſolches im genannten Jahre fertig war, zogen die Veteranen mit der ſchönen Hoffnung ein, ihre verwelkten Lorbeeren neu ergrünen, die Wunden die ihre Uneinigkeit ihnen geſchlagen, ſich ſchließen, und die Stadt wieder für reine Kunſt empfänglich zu ſehen. Die Hoffnung war keine ſanguiniſche, das ſchöne Schloß kein in die Luft gebautes. Allerdings war die Zeit an den Mitgliedern des Vereins nicht ſpurlos vorübergegangen. Nächſt denen, die ich bereits als ausgeſchieden genannt habe, hatte der Tod auch Kynaſton, Sandford und Leigh abgerufen; Underhill und Miſtreß Betterton ſtanden auf Penſion, und wiewohl Betterton an Kraft und Rüſtigkeit keinen Nebenbuhler zu fürchten brauchte, doch verdienten die ſiebzig Jahre, die er zählte, einige Berückſichtigung. Demungeachtet hatte das Ganze ſeinen entſchiedenen Werth, wie die Geſellſchaft die beſte, die England beſaß, und der den Drury-Lane an Talent wie an Geſchick bei weitem überlegen. Gleich feſt und ſicher erſchienen die beiden andern Hoffnungs-Fundamente. Congreve und Vanbrugh waren die geachtetſten Theater-Dichter ihrer Zeit, und wie ihr eigenes Intereſſe ſie zu verdoppelten Anſtrengungen auffordern mußte, ſo lag darin, daß Drury-Lane vom Genuſſe derſelben ausgeſchloſſen war, ein dritter und vierter Gewinn. Von ihnen hing alſo die Richtung ab, die ſie dem Geſchmacke des Publikums geben wollten. Neue, intereſſante Stücke laſſen ſich freilich nicht im Momente ſchreiben und beide Dichter hatten keine vorräthig. Da half inzwiſchen die Neuheit des Gebäudes und der Glanz ſeiner innern Einrichtung aus. Ehe die Stadt ſich daran ſatt geſehen, könnten die friſchen Schüſſeln zum Auftragen bereit ſtehen.

Dies war die Berechnung, und erwies ſie ſich falſch, ſo mußte entweder ein ungünſtiges Geſchick über den Veteranen walten oder eine Urſache ſtatt finden, von welcher ihr Scharfſinn keine Ahndung gehabt. Vielleicht war beides der Fall. Es zeigte ſich bei Eröffnung des Hauſes, daß ihm eine der nothwendigſten

Eigenſchaften eines Theaters fehlte: — von zehn Worten war kaum eins zu verſtehen. Und dann zeigte es ſich auch, daß man ſeine Lage ſchlecht gewählt hatte. Damals ſtand Haymarket noch nicht, wie jetzt, im Kreiſe einer großen Stadt, die faſhionablen Squares von Hannover, Grosvenor und Cavendiſh mit den vielen, dahin ausmündenden Straßen dienten damals noch zu Weideplätzen; die City, die Gerichtshöfe und die bevölkertſten Theile Londons waren für einen mäßigen Fußgänger zu entlegen und Seſſellohn und Wagenmiethe gehörten zu den Extravaganzen. Von den Tauſenden alſo, die da kommen ſollten und wohl auch gekommen wären, das neue Haus zu ſchauen, die Säulenhalle anzuſtaunen und die vergoldeten Kranzleiſten zu bewundern, kamen nur Hunderte, und was konnte das Spiel der beſten Stücke helfen, ohne die Möglichkeit, ihren Inhalt zu hören?

Kurz bevor das Haymarket-Theater ſeine Pforten aufthat, hatte die italieniſche Oper angefangen, ſich in England einzuſchleichen, jedoch in einem ſo erbärmlichen Gewande, daß es Mühe koſtet in ihr die jetzt reich gekleidete zu erkennen. Das Italieniſche wurde in lahmes, hinkendes Engliſch überſetzt, keine Rückſicht auf die Länge oder Kürze der Sylben, keine auf das Versmaaß, keine auf Uebereinſtimmung des Textes mit der Muſik genommen, und der Geſang von ungelenken engliſchen Kehlen abgeleiert — ohne Grazie des Ausdrucks, ohne Handlung und ohne Beachtung der vorzuſtellenden Charaktere. Der erſte italieniſche Künſtler, der Aufſehen erregte, hieß Valentini und die Geſchichte der damaligen Zeit nennt ihn einen „wahrhaft verſtändigen und gefühlvollen“ Sänger, obgleich es zu Tage liegt, daß ſeine Stimme für die melodiſchen Triller, um deretwillen beſonders das ſchöne Geſchlecht ſeine Nachfolger vergötterte, viel zu ſchwach war. Er gefiel indeſſen dergeſtalt, daß die Verſammlung im Entzücken ſchwelgte, wenn er den Turnus in Camilla italieniſch ſang, während alle übrigen Parthien engliſch geſungen wurden. Die Einführung der italieniſchen Oper war eine Speculation der Unternehmer von Drury-Lane und es hieß daher die erwartete Geſchmacks-Reform ſchlecht einleiten, daß Vanbrugh und Congreve ihr Haus mit einer, unter dem lockenden Titel, Triumph der Liebe, ebenfalls dem Italieniſchen abgeborgte Oper eröffneten. Das akuſtiſche Gebrechen kam hinzu und es war ſehr natürlich, daß, ſobald das Publikum wußte, wie das neue Theater im Innern ausſah, es wieder nach dem ihm nähern und hörbareren Genuß bietenden Drury-Lane zurückkehrte. Dies ſchmälerte ſchon in den erſten Monaten den gehofften Gewinn ſo bedeutend, daß Congreve alle ferneren Anſprüche ſeinem Collegen Vanbrugh abtrat und dieſer ſomit alleiniger Director wurde. Jetzt wahrſcheinlich den begangenen Fehler einſehend und von dem Wunſche getrieben, durch Neues und immer Neues die verſcherzten Vortheile wieder zu gewinnen, gab er in ſchneller Folge mehrere neue Stücke, von denen einige, die er nach dem Franzöſiſchen des Moliere bearbeitete, wie Cuckold in Conceit nach Cocu imaginaire, Squire Trelooby nach Monsieur de Pourceaugnac und Mistake nach Dépit amoureux, bei der trefflichen Darſtellung, die ſie erfuhren, gewiß Glück gemacht und Zulauf bewirkt haben würden, wenn das hätte gefallen können, wovon man nur ein Zehntheil verſtand.

Wiewohl auf ſolche Art der eingetretene Theater-Wechſel den eigentlichen Zuſtand der Bühne im Weſentlichen unverändert ließ, ſo war doch dadurch, daß Drury-Lane und Haymarket ſich nun bloß im Beſitze Zweier befanden, der Möglichkeit, das ſchon einmal günſtig ausgeſchlagene Mittel der Vereinigung ein zweites Mal zu verſuchen, eine leichtere Chance gegeben, und wenn, die beiden Eigenthümer in Befolgung des dahin lautenden öffentlichen Raths ſich langſam erwieſen, ſo geſchah das keineswegs, weil ſie die daraus zu erwartenden Vortheile verkannten, ſondern um ganz eigenthümlicher Gründe willen. Der Beſitzer des Drury-Lane hatte eine Menge Gläubiger, die er in Betreff ſeiner finanziellen Lage ſo viel als möglich im Dunkeln zu erhalten wünſchte, — und eine Vereinigung der angegebenen Art konnte ohne einige finanzielle Aufklärung nicht Statt finden. Vanbrugh hingegen war klug genug einzuſehen, daß, je mehr er dem Andern in Anerbietungen entgegen komme, er deſto mehr von ſeiner Forderung fallen laſſen müſſe, und deßhalb ſpielte er, den Cunctator. Eine Zwiſchenperſon hob die beiderſeitigen Bedenken, und ohne daß es eine Vereinigung hieß, kam eine Vereinigung zu Stande. Ein gewiſſer Owen Swiney hatte durch mehrjährigen Umgang, durch eine ſtets heitere Laune und durch manchen Beweis anſcheinend unintereſſirter Freundſchaft ſich das volle Vertrauen des Beſitzers von Drury-Lane erworben und er war es nun, der die Rolle der Zwiſchenperſon übernahm. Auf der einen Seite trat er in Vanbrugh's ſämmtliche Verbindlichkeiten gegen deſſen Geſellſchafts-Mitglieder und verpflichtete er ſich, ihm ſelbſt für Ueberlaſſung des Hauſes, der Garderobe, der Dekorationen, des königlichen Patentes und alles Zubehörs für jeden Tag, an welchem geſpielt werden würde, fünf Pfund Sterling zu bezahlen, welche Summe jedoch im ganzen Jahre die von ſiebenhundert Pfund nicht überſteigen ſollte, — ein deutlicher Beweis, wie gering Vanbrugh's zeitheriger Gewinn geweſen war. Auf der andern Seite gelobte er ſeinem Freunde in Drury-Lane, nie wider deſſen Intereſſe zu handeln, wogegen dieſer einigen aus ſeiner Geſellſchaft erlaubte, die geſchwächte Haymarket-Truppe zu verſtärken.

Ich habe früher erwähnt, daß es Gebrauch geweſen ſey, die vorzüglichſten Schauſpieler nicht zu beſolden, ſondern ihnen, nach Verhältniß ihres Werths, gewiſſe Antheile der Netto-Einnahme zu überlaſſen, und muß nun auch erwähnen, daß Swiney hierin eine Abänderung traf, und jeder und jedem ſeiner Mimen einen beſtimmten Gehalt ausſetzte. Da es leicht einzuſehen iſt, daß er dies aus Motiven des Eigennutzes that, und die Lage der Schauſpieler ſich dadurch nicht verbeſſern konnte, indem, ſo lange die Einnahme die Ausgabe überſtieg, ſie zwar auf Bezahlung hoffen durften, dieſe Hoffnung jedoch verſchwand, ſobald die Einnahme die Ausgabe nicht deckte, und ihnen daher zwar eine Möglichkeit des Verluſtes, aber keine des Gewinnes bevorſtand, ſo kann die

Leichtigkeit, mit welcher die Schauſpieler ſich unterwarfen, nur aus ihrem wahrhaft hülfloſen Zuſtande erklärt werden. Und das war er. Obgleich Drury-Lane und Haymarket zwei verſchiedene Theater bildeten, ſo verknüpfte ſie doch ein Intereſſe, denn die Schauſpieler wußten recht gut, daß ein geheimer Artikel den Beſitzer des erſteren zu einem Gewinntheile bei letzterem berechtigte und warum er, der oft Bedrängte, dieſen Artikel geheim zu halten wünſchte. Ihre Unzufriedenheit mit dem einen Director war alſo Unzufriedenheit mit dem andern; brachen ſie mit dem einen ſo hatten ſie keine Ausſicht, bei dem anderen Unterkommen zu finden, und da der Hof — der Hof der Königin Anna, die Wilhelm dem Dritten im Jahre 1701 auf dem Thron gefolgt war — die Vereinigung beider Geſellſchaften begünſtigt hatte, ſo durften ſie auch bei etwaigen Beſchwerden von Seiten des Oberkammerherrn auf keine Unterſtützung rechnen. Und in welcher Beziehung ſtand denn der Oberkammerherr zum Theater und zu den Künſtlern? — Ich muß, auch um ſpäterer Ereigniſſe willen, dieſe Frage hier beantworten.

In keinem, zum Behuf der Aufführung von Schauſpielen ſeit Carl's des Erſten Regierung ausgefertigten Patente wird der Oberkammerherr erwähnt, oder eine Anerkennung ſeiner Autorität, eine Beugen unter ſeine Befehle zur Pflicht oder Bedingung gemacht. Gleichwohl war es ſtets für entſchieden angenommen worden, daß die bloße Auslaſſung ſeines Namens und ſolcher Verpflichtung ihn nicht einer Macht beraube, die er ſeit undenklichen Zeiten über das Theater und deſſen Zugehörige ausgeübt. Die gewöhnliche Meinung ging allerdings dahin, daß, wenn das Gewerbe eines Schauſpielers ein ungeſetzliches ſey, die Krone es nicht erlauben dürfe, ſey es hingegen ein geſetzlich erlaubtes, es ebenſo frei und unbeſchränkt ſeyn müſſe wie jedes andere Gewerbe, und daß mithin ein Patent zur Ausübung deſſelben weder mehr noch minder in ſich begreife, als eine Ehren-Empfehlung an das Publikum zu wohlgefälliger Aufnahme. Da indeſſen das Wahre oder Falſche dieſer Anſicht im Dunkeln lag, die alten vorhandenen Geſetze ſich nach Belieben deuten und drehen ließen, ſo hatten die Schauſpieler-Geſellſchaften es ſtets für das Rathſamſte erachtet, ſich unter den ſichtbaren Schutz des Lord Chamberlain zu ſtellen und — ob gezwungen oder nicht — ſeinen Befehlen und Anordnungen Folge zu leiſten. Ein Paar Beiſpiele mögen die Art und Weiſe erläutern, wie er die ihm eingeräumte Macht ausübte. Ein weſentlicher Theil derſelben beſtand in der Cenſur aller zur Aufführung beſtimmten Stücke, — in der Befugniß, die Aufführung zu erlauben oder zu verbieten, oder in den Stücken ſelbſt zu ſtreichen, was ihm anſtößig dünkte. Faſt ſtets hatte der Oberkammerherr dieſes Geſchäft einem ihm untergeordneten Beamten, dem master of the revels, übertragen und ich habe — nicht weit zurück — Gelegenheit gehabt, von dem Scharf- oder Stumpfſinne eines ſolchen Herrn eine Probe zu liefern. Was den Lord Chamberlain zu ſothaner Delegation veranlaßt haben mag, finde ich nirgends angegeben. Ich erlaube mir daher zu vermuthen, daß es der diplomatiſche Wunſch geweſen iſt, die Handlungen ſeines Untern eintretenden Falls desavouiren und damit etwaige Verlegenheiten bequem von ſich abſchütteln zu können. Was mich auf dieſe Vermuthung bringt, iſt der Umſtand, daß der Ausſpruch des master of the revels keineswegs ein unabänderlicher war, ſondern daß bisweilen Stücke zur Aufführung kamen die er verboten, und andere verboten wurden die er erlaubt hatte. Das früheſte Beiſpiel der letztern Art gehört in die Zeit des zweiten Carl, und betraf the Maid's tragedy von Beaumont und Fletcher. Nach einigen Vorſtellungen wurde das Stück unterſagt. Die politiſchen Spekulanten laſſen die Wahl zwiſchen zwei Urſachen. Die Einen behaupten, das Auftreten einer reuigen Geliebten, die in einem romantiſchen Anfalle den Verluſt ihrer Ehre zu rächen, einen König in dem Bette ermordet, in welchem er ihrer Umarmung harrt, ſey eine zu verführeriſche Lockung für andere Evadnes geweſen, die damals bei Hofe in gleichem Glanze königlicher Auszeichnung ſtrahlten und daher, wenn ihre Gewiſſen einmal toll geworden wären, häufig Gelegenheit gehabt hätten, ihre Schwäche auf ähnliche Art zu ſühnen. Das iſt jedoch eine Spekulation, die ich verwerfe. Die Geſchichte jener Tage lehrt, daß Carl's weibliche Günſtlinge von allen romantiſchen Begriffen von Ehre und Schande durchaus frei waren, und es ihnen gar nicht einfiel, ihre Stellung für eine tadelnswerthe und ihren Geliebten für einen Tyrannen zu achten; auch habe ich bereits bemerkt, daß Carl ein beſonderer Freund von Roſen ohne Dornen war. Mehr Glauben ſchenke ich der zweiten Spekulation. Sie behauptet, das Ermorden eines Königs auf der Bühne ſey in einer Zeit, wo das tragiſche Ende des erſten Carl noch friſch im Andenken lebte, ein für die öffentliche Schauluſt zu unpaſſender, zu ruchloſer Gegenſtand geweſen, und dieſe Behauptung ſcheint ſich daraus zu rechtfertigen, weil dem Stücke ſpäter eine andere Cataſtrophe gegeben, der König loyal gerettet und die gute Dame mit einer minder furchtbaren Genugthuung abgefunden wurde. Aehnliches widerfuhr Lee's Lucius Junius Brutus. Nachdem dieſes Stück drei volle Häuſer gemacht, wurde es verboten, — warum? Weil Plan und Sprache eine zu kühne Schutzrede republikaniſcher Grundſätze enthielten und alſo die Gemüther ſich leicht entzünden konnten. Ein entgegengeſetztes Beiſpiel entnehme ich aus der Regierung der Königin Anna. Der master of the revels erblickte in einem, Königin Maria von Schottland betitelten Trauerſpiele eine ganze Legion politiſcher Geſpenſter und gab es dem Dichter mit einem veto zurück. Der Dichter hatte aber einen Freund, der bei der Königin galt und ihr die Beſchwerde des Verfaſſers vortrug. Auf ſeine Verſicherung, daß das Stück das unſchuldigſte Ding von der Welt ſey — und der Erfolg zeigte daß es das auch war — erhielt der master of the revels durch den Lord Chamberlain eine Naſe und das Stück wurde geſpielt.

Unmittelbarer als die Cenſur der Theaterſtücke ſuchte der Oberkammerherr die Aufſicht über die Schauſpieler in ſeine Hände zu nehmen, und das mit einer Conſequenz oder vielmehr Inconſequenz, die recht deutlich zeigt, wie ſchlecht es um eine Macht ſteht, deren Baſis nicht das Geſetz, ſondern das Herkommen iſt, und deren Vollſtrecker, während er andere zügelt, nur zu oft verräth, daß er keine Verbindlichkeit fühlt ſich ſelbſt zu zügeln. Unter der Regierung König Wilhelms erließ der Lord Chamberlain einen Befehl, Kraft deſſen kein Mitglied der beiden damaligen Geſellſchaften ſich unterfangen ſollte, von einem Theater zum andern überzugehen ohne förmliche Entlaſſung Seiten des Directors und ausdrückliche Erlaubniß Seiten des Oberkammerherrn. Powel, ein unruhiger Geiſt, verſtieß gegen Beides. Er trat von Drury-Lane nach Lincoln's-inn-Fields über, ohne weder ſeinen Director, noch den Herrn Oberkammerherrn zu fragen. Jener beſchwerte ſich bei dieſem und dieſer, der die Geſellſchaft von Lincoln's-inn-Fields begünſtigte, ließ die Klage unbeachtet und die eigene Verletzung ungerügt. Bald darauf fiel es demſelben Powel ein, nach Drury-Lane zurückzukehren. Jetzt klagte Betterton im Namen der Geſellſchaft und jetzt ſollte der Befehl gelten. Powel wurde verhaftet und zwei Tage eingeſperrt, und er würde länger im „Hundeloche" geblieben ſeyn, wenn nicht die klagende Geſellſchaft ihrem Anſpruche auf ihn entſagt hätte. Ein anderes Mal verſetzte Powel einem Freunde des Oberkammerherrn auf Will's Kaffeehauſe eine Ohrfeige, und der Oberkammerherr war darüber ſo erzürnt, daß er den Director, zur Strafe weil er ihn an demſelben Tage hatte auftreten laſſen, obgleich er von Powel's Handgreiflichkeit keine Sylbe gewußt, mit einem dreitägigen Spiel-Interdicte belegte.

Wie demnach die Schauſpieler unter einer Herrſchaft von Willkühr und Inconſequenz gewiß am klügſten thaten, ſchweigend eine Aenderung ſich gefallen zu laſſen, für welche Swiney die Genehmigung jenes willkührlichen und inconſequenten Herrſchers beſaß, ſo erhielt auch Swiney nach Verlauf einiger Jahre eine treffliche Gelegenheit einen gleichen Beweis kluger Unterwerfung zu geben. Es geſchah nämlich, daß ein Sir Thomas Skipwith, der Eigenthümer mehrerer Actien bei Drury-Lane war, jedoch ſeit lange nicht die geringſte Dividende empfangen hatte, in einer heitern Stunde ſeine ſämmtlichen Antheile mit allem Nachforderung-Rechte einem Oberſten Brett zum Geſchenk machte, dieſer das Geſchenk annahm, ſich nach London begab, Kraft ſeines Actien-Eigenthums die Angelegenheiten von Drury-Lane revidirte, ſich überzeugte, daß durch eine veränderte Einrichtung das werthloſe Geſchenk in ein zinstragendes Capital umgeſchaffen werden könne, und zu dem Zwecke den Plan entwarf, die Opern vom Schauſpiele zu trennen, jene an Swiney zu überweiſen und dieſe ausſchließend für Drury-Lane zu behalten. Der Plan fand allgemeinen Beifall, d. h. das Publikum billigte ihn, die Schauſpieler billigten ihn, der Hof billigte ihn, und da der Hof ihn billigte, und Brett ein intimer Freund des Lord Chamberlain war, billigte ihn auch der Lord Chamberlain, ohne ſich im Entfernteſten darum zu kümmern, was Swiney dazu ſagen, ob dieſer gern oder ungern auf ein Recht verzichten werde, in welchem derſelbe Lord Chamberlain ihn nur vor wenigen Jahren beſtätigt hatte. Swiney wagte einige beſcheidene Gegenvorſtellungen, ließ ſie aber fallen, ſobald er ſah, daß die Sache gegen ihn entſchieden worden war ehe man ihn gehört hatte, und fügte ſich zuletzt um ſo williger, je wahrſcheinlicher es ihm dünkte, daß er durch Nachgiebigkeit mehr gewinnen werde als durch halsſtarres Widerſprechen, zumal der Geſchmack der vornehmen Welt ſich immer deutlicher den italieniſchen Opern zuwendete, die Stadt mit ſteigender Ungeduld der Ankunft des berühmten Signor Cavaliero Nicolini entgegenſah und die durch ihn zu erwartende goldene Ernte eine reiche Entſchädigung verhieß für den aus dem Verluſte des Rechts, Schauſpiele aufzuführen, ſich etwa ergebenden Ausfalle.

So kam in raſchem Wurfe eine, das Beſte der engliſchen Bühne, wenn auch urſprünglich bloß den Gewinn des Unternehmers bezweckende Trennung der Opern von den Schauſpielen zu Stande. Das Haymarket-Theater wurde zum Tempel des Geſangs und der Muſik, in Drury-Lane ſollte die Kunſt des Mimen herrſchen. Deßhalb wanderte von hier nach dort, wer Sänger oder Sängerin war; Schauſpieler aber und Schauſpielerinnen zogen von Haymarket nach Drury-Lane und bildeten daſelbſt Ihrer Majeſtät der Königin alleinige Komödiantengeſellſchaft „Her Majesty's only company of comedians.“

Es zeigte ſich bald, daß Swiney's Nachgiebigkeit eine recht vernünftige, ſeine geheime Berechnung eine ſehr richtige geweſen war. Die Herren Nicolini und Valentini und die Dame Tofts machten furore, und obgleich damals noch nicht, wie ſpäter und wie heute, auf die ganze Seaſon, ſondern blos auf die ſechs erſten Vorſtellungen einer Oper abonnirt wurde, der Reſt des Kunſtvereins auch aus höchſt mittelmäßigen Künſtlern beſtand, — es war Mode, wie es noch Mode iſt, in die italieniſche Oper zu gehen, man ging und Swiney realiſirte im erſten Winter ein namhaftes Kapital. Daß dieſe Blüthenzeit nicht von Dauer war, keine folgende Seaſon gleichen Ertrag gewährte und Swiney ſich endlich im Verluſte ſah, wird ſpäter zu erwähnen ſeyn. Jetzt muß ich die Leſer von dem Felde, welches die ausländiſche Pflanze trug, in den Garten zurückführen, wo einheimiſche Kunſt die vaterländiſchen Gewächſe pflegte und ſie beſſer hütete, als ſie ſeit Jahren gehütet und gepflegt worden waren. Wenn die Vereinigung beider Geſellſchaften, das Verſammeln aller ausübenden Künſtlertalente auf denſelben Bretern das Mittel bot, jedes Stück vollſtändiger und beſſer zu beſetzen als der getheilte Zuſtand ſolches bisher erlaubt hatte, ſo piquirten ſich nun auch ſämmtliche Künſtler, der höchſte wie der niedrigſte, ein Mond unter den Sternen zu ſcheinen und alle Fehler und alle Irrthümer zu vermeiden, die das vereinzelte Weſen bisher faſt unvermeidlich gemacht hatte. Das gab ein gutes, herrliches Ganze. Das Volk ſtrömte hinzu, weil es mit Recht beſſere Unterhaltung erwarten konnte, und die vornehme Welt ſuchte die alten Bekannten mit neuem Verlangen auf. So hätten alle Theile Urſache gehabt, mit der Veränderung zufrieden zu ſeyn; aber Einer war es nicht, — der Direktor, der bis dahin unumſchränkt geherrſcht. Er gehörte zu den Menſchen, für welche Alleingewalt den höchſten der Reize beſitzt, und daß ſein Einkommen durch die Bemühungen ſeines Tollegen Brett ſich bedeutend hob, galt ihm für nichts, dem Verluſte gegenüber, den ſeine Autorität durch ihn erlitt. Getrieben daher von dem Wunſche, ſich des Eingedrungenen zu entledigen und die verlorne Oberherrſchaft zurückzugewinnen, und in ſeiner Begierde blind gegen ſeinen und gegen den Vortheil der Bühne, gab er den übrigen Actionärs — den adventurers, die ebenſo wenig wie Sir Thomas ſeit lange eine Dividende erhalten, — unter der Hand zu verſtehen, daß, wenn ſie jetzt ihre Anſprüche geltend machen wollten, der finanzielle Zuſtand des Theaters ihnen einigermaßen gerecht werden könne. Obgleich hierbei ſeine Abſicht allerdings dahin ging, daß die Actionärs den freundlichen Wink benutzen und bei der wöchentlichen Berechnung des Ueberfluſſes zu Empfangnahme ihrer reſpektiven Antheile ſich einfinden ſollten, ſo war dies doch natürlich nur die Einleitung zu dem Hauptzwecke: den unangenehmen Brett zu entfernen, war das nothwendige Opfer zur Wiedererlangung des ungetheilten Scepters. Die Dankbarkeit der Actionärs mußte bei den Berathungen über die Angelegenheiten des Theaters dem alten Director die Stimmenmehrheit ſichern; ihre Antheile mußten Bretts zeitherigen Gewinn vermindern, beides zuſammen, erforderlichen Falls mit Beihilfe einiger Extra-Chikanen, ihm das ganze Theaterweſen verleiden und ſo das alleinige Regiment an den Urheber des Plans zurückbringen. Die Wirkung der in Bewegung geſetzten Hebel blieb nicht aus. Die Actionärs kamen und freuten ſich der wöchentlichen Dividende. Bei jeder Berathung ſtellte der alte Director einen Antrag auf Wegfall dieſer oder jener Ausgabe! — je weniger Ausgabe, deſto mehr Ueberſchuß; — alſo ſtimmten die Actionärs ſtets mit ihm gegen Brett, deſſen Behauptung, daß eine kleine Erſparniß von heute oft einen großen Verluſt morgen herbeiführe, meiſt tauben Ohren gepredigt wurde, und nur das letzte Reſultat, Brett zum Austreten zu vermögen, ließ unerwartet lange auf ſich warten. Sey es, daß dieſer den Plan ſeines Collegen durchſchaute und ihm eine ermüdende Langmuth entgegen ſetzen wollte, oder daß er für das Wohl des Theaters zu lebhaft fühlte, um ſeinen Eifer durch Tracaſſerien erkalten zu laſſen, oder daß der immer noch bedeutende Gewinn ſelbſt dem Beſitzer eines unabhängigen Vermögens — und der war Brett — recht annehmbar ſchien, — gewiß iſt, daß der alte Director im Begriff ſtand, an der Richtigkeit ſeines Rechnungexempels zu zweifeln, als eine Unwürdigkeit des Sir Thomas Skipwith den anſcheinenden Fehler verbeſſerte. Fama, die bekanntlich mit der Zunge des Vergrößerungglaſes ſpricht, erzählte von ungeheuern Summen, welche Drury-Lane jetzt eintrage; Sir Thomas, der in ſeinem Geſchenke nichts hatte verſchenken wollen, bereute die raſche That; ein wortklaubender Juriſt verſicherte, daß eine Stelle der Schenkurkunde eine günſtige Deutung erlaube, und an einem ſchönen Morgen wurde Brett durch eine Ladung vor das Chancerygericht und noch mehr durch die daſelbſt von ſeinem Freunde, Sir Thomas, wider ihn auf den Grund, daß er ſeine Intereſſen bei Drury-Lane ihm bloß zur Verwaltung anvertraut, zum Zwecke der Rechnungablegung angeſtellte Klage überraſcht. Brett widerſprach zwar dem Klaggrunde, erklärte ſich aber bereit, Klägers Forderung zu genügen, und obgleich Sir Thomas die Sache nun ruhen ließ, bis bald darauf der Tod ihn ins Grab bettete und ſein Sohn und Erbe, Sir George Skipwith, die Rechnung mit Brett ſchloß, ſo fand dieſer ſich doch bewogen, von aller fernern Theilnahme an Drury-Lane augenblicklich zurückzutreten.

Kaum ſah der alte Director ſich wieder an der Spitze und alleiniger Lenker des Theaters, ſo kehrte er zu ſeinem frühern, obſchon ſich unklug ausgewieſenen, Bedrückungsſyſteme gegen die Schauſpieler zurück, und das um ſo ſchneller, je heißer er ſich ſehnte, theils Rache zu nehmen an denen, die Brett mehr angehangen hatten als ihm, theils lindernden Balſam in die Wunden zu gießen, welche ſein Geldopfer ihm geſchlagen, und zu ſeinem Verfahren abermals durch den Glauben ermuthigt, daß die Künſtler die gebundenen Sklaven ſeines Willens ſeyen. Nicht begnügte er ſich alſo, den Einen ihre Gehalte zu kürzen und Anderen für das Ende ihrer Contractzeit ähnliches Vorhaben anzukündigen, — noch bedeutender ſchmälerte er ihr Einkommen durch eine neue, ihre Benefizvorſtellungen betreffende Maßregel.

Ich habe früher erwähnt, daß Miſtreß Barry die Erſte geweſen ſey, welcher der ungemeine Beifall ihrer Leiſtungen ein Benefiz eingetragen habe. Spätere Directoren benutzten es als Mittel, einzelne Individuen für gehabte Verluſte zu entſchädigen oder eigene Zahlungverbindlichkeiten damit zu löſen. Als aber die Vereinigung in Drury-Lane Statt fand, wurde faſt jedem Mitgliede eine Benefizvorſtellung zugeſagt, und je höher die Vortheile derſelben wuchſen, deſto unbilliger ſchien es dem neuen Herrſcher, daß er von allem Mitgenuſſe ausgeſchloſſen ſeyn ſolle. Er forderte alſo beſcheiden den dritten Theil der Einnahme und dießfallſige ſchriftliche Zuſicherung. Mehrere Schauſpieler weigerten ſich deſſen und erinnerten an das unbedingte mündliche Verſprechen. Darüber lachte der Herrſcher und ſtellte ihnen kurzweg die Wahl, ein Benefiz ohne den dritten Theil der Einnahme oder gar kein Benefiz zu haben, und die Folge war, daß Alle ſich dem ungerechten Anſinnen fügten. Sie fügten ſich indeſſen nur, weil der Augenblick ſie drängte, und ſobald der Letzte die zwei Drittel ſeines Benefizes in der Taſche hatte, traten ſie ſämmtlich zu einer Beſchwerde beim Lord Chamberlain zuſammen. Dieſer legte dem Director Nachweiſung des Grundes auf, aus welchem er wider den zeitherigen Gebrauch ſich ein Drittel der Einnahme angemaßt. Der Director berief ſich auf die ſchriftlichen Accorde. Sie beſtanden vor dem Auge des Rechts, wie ſehr auch die Billigkeit das Mittel ihrer Erlangung verwarf, und der Herr Oberkammerherr, wahrſcheinlich mehr für die Prinzipien des Vergeltungs- als für die des poſitiven Rechts eingenommen, deutete auf der einen Seite dem Director an, daß er gut thun werde, ähnlicher Beeinträchtigungen ſich künftig zu enthalten, und auf der andern den Schauſpielern, daß, da der Director ſich erlaubt, ſeine mündlichen Zuſagen zu verletzen, ſie gegen ihn ſich gleiche Freiheit nehmen könnten, und er kein Bedenken tragen werde, ihre Trennung von ihm und Conſtituirung unter einem andern Oberhaupte zu ſanctioniren. Freudig griffen die Schauſpieler den hingeworfenen Wink auf, knüpften mit Swiney Unterhandlungen an und hielten das Complott ſo geheim, daß, als der Abſchluß bereits zur Beſtätigung des Lord Chamberlain vorlag, der Director immer noch nicht die geringſte Ahndung davon hatte. Ja, er benutzte im Gegentheile ihre anſcheinend ſtumme Unterwerfung, die Gewalt des Tyrannen ihnen fühlbarer zu machen, und häufte, namentlich durch das Mittel der Rollenbeſetzung, Unbill über Unbill auf diejenigen, die er als Haupturheber der erhöhten Beſchwerde kannte. Sie trugen Alles um ſo ruhiger, je gewiſſer ſie des nahenden Augenblickes der Vergeltung waren, und es muß wirklich eine Komödie geweſen ſeyn, als eines Tages ein Schauſpieler, nachdem er die betreffende Ausfertigung an den Director auf dem Bureau des Oberkammerherrn geſehen und ſich darüber für die Probe etwas verſpätigt hatte, den dießfallſigen ſtrengen Verweis ſeines Gebieters erſt demüthig hinnahm, dann aber, ſich ſtolz emporrichtend und den Kopf zurückwerfend, mit theatraliſchem Anſtande die von einem Ohrenzeugen der Nachwelt überlieferten Worte ſprach: „Sie ſagen, mein Herr, ich ſolle mein Geſchäft nicht vernachläſſigen, und ich ſage Ihnen, daß Sie hier ebenſo wenig zu ſchaffen haben als ich, — daß, ehe eine halbe Stunde verrinnet, wie die Macht, ſo die Gelegenheit Ihnen fehlen wird, Schauſpieler zu commandiren.“ — „Keine Arbeit, keine Bezahlung,“ antwortete der Director, mühſam gefaßt, ob aus Entrüſtung oder wegen plötzlich aufſteigender Beſorgniß. — „Ein Bote des Lord Chamberlain,“ meldete jetzt ein Aufwärter. Und ſobald der Director den behändigten Befehl erbrochen, ſtellte der Schauſpieler ſich ihm gegenüber, wie Shakeſpeare ſeinen achten Heinrich dem Kardinal Wolſey gegenübergeſtellt, und rief: „das leſt, und nun — zum Frühſtück, meine Damen und Herren, mit beliebigem Appetit.“ Und Augenblicks verließen ſämmtliche

Verſchworene das Haus, um, unter dieſem Director, es nie wieder zu betreten.

Vorbeſchriebenes trug ſich gegen das Ende der Seaſon von 1709 zu. Wie wohlverdient indeſſen auch die Züchtigung des alten, böſen, unverbeſſerlichen Tyrannen erſcheint, — immer wird und muß der Freund des Rechts und der Gerechtigkeit mißbilligend den Kopf ſchütteln, wenn er hört, daß derſelbe, obgleich fortdauernd im Beſitze ſeines Patentes, und obgleich nicht von allen, wenn auch von den vorzüglichſten Schauſpielern verlaſſen, nächſt dem Befehle, ihrem Weggange kein Hinderniß entgegen zu ſtellen, zugleich den erhielt, ſein Theater zu ſchließen, — daß er ſich vergebens auf die Kraft ſeines Patents berief, an welchem das große Siegel in ungebleichter Friſche glänzte, und daß er bis zum Tode der Königin Anna, der am 1. Auguſt 1714 erfolgte, keine Zurücknahme des Verbots bewirken konnte. Der Schein des Rechts war allerdings auf Seiten der Regierung, denn das Patent ſtand auf beliebigen Widerruf; doch war die Sünde des Patentirten nicht groß genug, den Gebrauch der vorbehaltenen Willkühr zu rechtfertigen, und ſelbſt das Anführen, daß der Hof die Abſicht gehabt habe, ſich zum abſoluten Lenker der theatraliſchen Vergnügungen zu machen, kann um des bald nachher anderweit ertheilten Patents Willen nur in dem Lichte eines unhaltbaren Vorwandes, nur als Bemäntelung einer unziemlichen Parteilichkeit erſcheinen.

Die erſte Sorge der mit Swiney auf Verluſt und Gewinn conföderirten Mimen betraf die Abſtellung der innern räumlichen Gebrechen, an denen, wie ich früher bemerkt habe, das Haymarket-Theater litt und die bei Aufführung von Opern unangenehm, bei Aufführung von Schauſpielen unerträglich waren. Es geſchah, was in der Kürze der Zeit geſchehen konnte, und als beim Eintritt der Seaſon das Haus ſich öffnete, fehlten die Beſucher um ſo weniger, je unbedingter die Freunde der Oper ſowohl als der dramatiſchen Kunſt auf dieſes einzige Haus angewieſen waren, Dennoch ſollte die Ernte erſt ſpäter reifen. Gelockt von dem reichen Gewinne, welchen Swiney von den Opern gezogen, verführt von dem hohen Rufe, zu welchem dieſe, dem Anſcheine nach, ſich hoben, geblendet von der Kraft der Anziehung, welche ſie auf den Adel geäußert, und beſtochen von der Verſchwendung, mit welcher der Adel ſich Logen gekauft hatte, ſtimmten die Alliirten für Beibehaltung der italieniſchen Oper, ſtatteten ſie mit ſchweren Koſten aus und entdeckten — zu ſpät, daß ſie einer Täuſchung nachgehangen, der öffentliche Geſchmack ſich ſatt geſchwelgt in den Reizen der bräutlichen Italienerin, Mangel an Neuem zur Entſchuldigung des Mangels an Appetit gemacht wurde, man jetzt Gebrechen wahrnahm, wo man früher Schönheiten bewundert hatte, und das endliche Reſultat das war, daß die Oper verzehrte, was das Schauſpiel erwarb. Hierzu kamen zwei andere, dem Ganzen des Unternehmens ungünſtige Umſtände, die langwierige Unterſuchung wider Doctor Sacheverel und die Bildung einer neuen Theatergeſellſchaft.

Nie vielleicht hat das gerichtliche Verhör eines Privatmanns in England größeres Aufſehen erregt als das des Doctor Heinrich Sacheverel. „Die Augen des ganzen Königreichs," ſagt Smolett in ſeiner Geſchichte von England, „waren auf dieſe außerordentliche Unterſuchung gerichtet. Sie währte drei Wochen, und ſo lange ſie währte, ruhten alle Geſchäfte. Die Königin ſelbſt, obgleich nur als Privatzuſchauerin, war täglich zugegen." Ueber das Weſen der Unterſuchung genügt hier zu bemerken, daß Sacheverel, ein beſchränkter Kopf mit einer überreizten Phantaſie und Pfarrer zu St. Saviour in Southwark, in Folge zweier gehaltenen und durch den Druck verbreiteten Predigten von dem Hauſe der Gemeinen ver dem Hauſe der Lords des Hochverraths gegen die beſtehende Regierung angeklagt, durch eine Mehrheit von ſiebzehn Stimmen für ſchuldig befunden und auf drei Jahre ſeines Predigeramtes entſetzt, ſeine zwei Predigten aber von Henkershand den Flammen übergeben wurden. Der Einfluß hingegen, den dieſe Unterſuchung auf das Haymarket-Theater hatte, beſtand in einer drei Wochen langen Verödung; Alles ſtrömte nach der Weſtminſter-Halle; jeder und jede wollten den Doctor Sacheverel ſehen, — ſeine Anhänger, um ihm die Hände zu küſſen, ſeine Gegner um ihn mit Koth zu werfen, und die drei Wochen lange Ebbe während der fruchtbaren Seaſonzeit war für die Theaterkaſſe ein wahrhaft austrocknendes Ereigniß. Die faſt Verdurſtenden tröſteten ſich mit der Hoffnung auf eine deſto voller und reicher einſetzende Springfluth. Als ſie jedoch dem wirklich rückkehrenden Strome ihre Hallen öffneten, leitete wieder ein böſer Genius, in der Geſtalt eines neuen Schauſpielunternehmers, den Strom zum großen Theile ab. Dieſer Genius war William Collier, ein Juriſt ſeines Handwerks, nebenbei Parlamentsmitglied und ein Mann von unternehmendem Geiſte und heiterm Gemüthe. Er ſah Drury-Lane leer ſtehen und eine Anzahl Schauſpieler unbeſchäftigt. Seine Geltung bei Hofe ſicherte ihm die Spiellicenz, und daß der alte Director noch im Beſitze des Theaters und des Hauſes war, konnte einen praktiſchen Juriſten nicht geniren. Er erfuhr, daß jener den Eigenthümern des Hauſes bloß für die Tage, an welchen er ſpielte, zu Zahlung eines Zinſes verpflichtet ſey, folglich jetzt, wo er nicht ſpielen durfte, auch nichts bezahlte. Alſo bot er den Eigenthümern vier Pfund täglich ſtatt der drei, die ſie von jenen zu erhalten gehabt hätten, und da er es dabei übernahm, ihn aus dem Beſitze zu bringen, ſchlug man freudig ein. Den Contract in der Hand rückte er gegen den alten Director in's Feld und wußte im Wege des Rechtes oder Unrechtes ihn dergeſtalt in die Enge zu treiben, daß dieſer einpackte was ſich einpacken ließ, und dem Sieger das Haus räumte. Da die müßigen Schauſpieler gern in Colliers Dienſte traten und ein Haufe alte Dekorationen zurückgeblieben war, ſo fehlte zum ſofortigen Anfange weiter nichts als Garderobe. Dieſem Mangel half die nächſte Trödelbude ab. Ein neues Luſtſpiel, voll Witz und Laune, the fair quaker of Deal, — die ſchöne Quäkerin von Deal — wurde in Scene geſetzt und Fräulein Santlow, die früher als Tänzerin Bewunderung erregt hatte und jetzt zum erſten Male als Schauſpielerin auftrat, war mit dem weichen Wohlklange ihrer Stimme, mit der ruhigen Unſchuld ihres Auges, in ihrem beſcheidenen Kleidchen, in der Züchtigkeit ihrer Bewegungen und mit der einfach-natürlichen Rede, das ſchöne liebenswürdige Mädchen, das ſie vorſtellte. Ein Zeitgenoſſe ſagt von ihr: „das begeiſterte Mädchen von Orleans leiſtete den von den Engländern verfolgten Franzoſen nicht größern Nutzen als die ſchöne Quäkerin dem ſchwachen Reſte der Geſellſchaft.“

Alles iſt indeſſen dem Wechſel unterthan. Miß Santlow und immer nur Miß Santlow genügte dem theatergehenden Publikum bloß eine Zeit lang. Dann wendeten ſich die Geſättigten zu den neugewürzten Schüſſeln von Haymarket und am Ende der Seaſon fand Collier den Abſchluß ſeiner Rechnung ſo ungünſtig, daß er einen andern Plan entwarf, in deſſen Realiſirung ſeine Gunſt bei Hofe ihn abermals unterſtützte. Demgemäß und durch das warnende Beiſpiel des alten Directors von jedem Widerſtande zurückgeſchreckt, übergaben Swiney und Conſorten ihr Haymarket-Theater nebſt allen Sängern und allem Opernapparat an Collier und ſicherten ihm außerdem ein Jahrgeld von zweihundert Pfund Sterling zu. Dagegen übergab Collier ihnen Drury-Lane nebſt allen Schauſpielern und Requiſiten, und wie er ſich verpflichtete, gegen den jährlichen Empfang der zweihundert Pfund nie etwas Anderes als Opern aufzuführen, ſo ertheilte der Lord Chamberlain das mündliche Verſprechen, für die Dauer der richtigen Bezahlung jener zweihundert Pfund die Errichtung keiner dritten Geſellſchaft zu erlauben. Einen faſt noch ſtärkern Beweis von der Willkühr und der Eigenmacht, mit welcher der Hof über die Theater ſchaltete, brachte das nächſte Jahr. Swiney und deſſen Genoſſen machten in Drury-Lane ebenſo gute als Cellier in Haymarket ſchlechte Geſchäfte und mit einer kaum glaubbaren Unverſchämtheit bot nun Letzterer Erſterm einen Tauſch ihrer Stellungen an. Swiney lehnte das höflichſt ab. Da inſinuirte ihm der Hof, daß, wenn er auf Celliers Vorſchlag nicht eingehe, er von beiden Theatern entfernt werden würde, und Swiney, der hier eine herrliche Gelegenheit gehabt hätte, das Walten der Nemeſis zu erkennen, — wie überhaupt die Geſchichte der engliſchen Bühne ein kleines Weltgericht iſt — fügte ſich, übernahm wieder die Regie der Oper in Haymarket, verlor dabei im Winter 17¹¹/₁₂ den größern Theil ſeines Vermögens und wanderte mit dem Reſte ſeiner Habe nach Italien aus, wo er, fern von Freunden und Vaterland, zwanzig lange Jahre verlebte.

Sobald Swiney England verlaſſen hatte, ſtellte Collier, wie er an der Spitze von Drury-Lane ſtand, ſich auch an die Spitze des Haymarket-Theaters; doch nicht lange, ſo entdeckte er, daß es viel klüger wäre, ſein mannichfaches Treiben mit einem guten jährlichen Einkommen zu beſchließen, als den Wechſelfällen und Aergerniſſen zweier Theaterdirectionen ſich hinzugeben, und trug daher ſeine ſämmtlichen Anſprüche, das königliche Patent inbegriffen, auf drei Schauſpieler, Wilks, Dogget und Collier, gegen jährliche ſiebenhundert Pfund über. Hiermit endigte ſeine theatraliſche Laufbahn und ſcheinbar beſſer als ſeine Machinationen es verdienten. Aber auch ihn ereilte, eh er ſtarb, die zürnende Nemeſis, denn mit dem Tode der Königin Anna ſtarb ſeine Hofgunſt und mit ihr ging ihm ſein Jahrgehalt verloren. Zwiſchen der Zeit dieſes Ereigniſſes und der von Colliers' ſcheinbar vortheilhaftem Handel liegt nur eine einzige Begebenheit, bei welcher ich den Leſer einige Minuten verzögern muß; — es gilt einen Abſtecher nach Oxford, „den Abſtecher in die Provinz,“ zu welchem ich unter dieſer Bezeichnung bereits eingeladen habe. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß es keine Provinzialbühnen gab, ſondern die Bewohner anderer Städte als London mit ihren dramatiſchen Genüſſen auf die Ausflüge der daſigen Geſellſchaften beſchränkt waren. Das aber iſt das Bemerkenswerthe, daß der dramatiſche Geſchmack der Provinzialen von dem der Hauptſtädter ſich ebenſo weſentlich als zu Gunſten der Erſteren unterſchied. Ein Bericht über mehrere Vorſtellungen, zu welchen die Geſellſchaft von Drury-Lane nach der Seaſon von 1712 ſich in Oxford veranlaßt ſah, giebt davon deutliches Zeugniß. Es geht daraus hervor, daß ein großer Theil jenes falſchen, geiſtloſen Witzes und jener gezwungenen Laune, woran die Hauptſtadt ſich ergötzte, dort mit dem Maße ſeines Unwerths gemeſſen wurde, dort nur das wahre, echte Gute Beifall fand und höchſtens die Geſchicklichkeit eines Künſtlers eine momentane Täuſchung bewirken konnte. Shakespeare und Ben Jonſon waren dort die gefeierten claſſiſchen Autoritäten, und dachte man auch gerecht genug, die Verdienſte einiger neuen Komödien anzuerkennen, ſo wurden ſie doch um Vieles minder günſtig aufgenommen als in London, wo eine, der Mode und dem Vergnügen huldigende Welt darin mit Luſt einen Spiegel ihrer eignen Thorheiten, ihrer eingebildeten Vorzüge erblickte. In der Provinz kannte man ſie nicht, die eleganten Erbärmlichkeiten des höheren Flugs und deßhalb ſchätzte man dort den einfachen Schmuck der Natur höher als aufgeklebte Schminke.

Der Uebergang der engliſchen Krone auf das Haupt des erſten Georg — im Jahre 1714 — hatte auch beim Theater weſentliche Veränderungen zur Folge. Zuerſt mußten die genannten drei Schauſpieler um Erneuerung ihres Patents nachſuchen, und da mit Erlöſchung deſſelben zugleich Collier's Recht auf ſeine jährlichen ſiebenhundert Pfund erloſchen war, ſo ſtand es jetzt in ihrer Wahl, ob ſie ſeine Ohneſorgenſtelle — sinecure — ihm ferner überlaſſen oder einziehen, oder jemand anders verleihen wollten. Daß der Gedanke, die Stelle in Wegfall zu bringen und die bedeutende Ausgabe des damit verbundenen Gehalts zu erſparen, bei ihrer dießfallſigen Berathung gar nicht in Anregung kam, dürfte für den deutlichſten Beweis ſeiner Unausführbarkeit und für das ſicherſte Zeichen ihrer Abhängigkeit von der Gunſt des Hofes gelten. Denn ihre Intereſſen dort zu vertreten, war das alleinige Geſchäft des ſo theuer Bezahlten. Daß Collier, der Tory, unter einer Regierung, welche die Whigs begünſtigte, hiezu nicht der Mann war, lag auf der Hand, und ſo richteten die drei Schauſpiel-Dirigenten ihre Augen auf den in politiſcher wie in literariſcher Beziehung wohlbekannten Sir Richard Steele. Sir Richard hatte von jeher in ſeinen Schriften lebhafte Theilnahme für das Theater bewieſen und namentlich durch ſeine, dieſem Gegenſtande faſt ausſchließend gewidmeten Tatlers — die Plauderer — um Kunſt und Künſtler ſich verdient gemacht. Mehr jedoch als dies empfahl ihn den Schauſpiel-Directoren wahrſcheinlich ſeine politiſche Stellung. Ein entſchiedener Freund des Hauſes Hannover hatte er ein Jahr vor Georg's Thronbeſteigung zwei Flugſchriften herausgegeben, the Englishman und the Crisis; das Haus der Gemeinen hatte ihren, der beſtehenden Regierung ungünſtigen Inhalt für ſkandalöſes zum Aufruhr reizendes Pasquill erklärt, und durch Mehrheit der Stimmen war Sir Richard aus der Verſammlung gewieſen worden. Aber auf dem Felde der Politik ſteht neben dem Schaffotte der Triumphbogen, und was Sir Richard den Haß der Königin Anna zugezogen, das gewann ihm die Gunſt des erſten Georg. Das Angebot einer Pfründe von jährlich ſiebenhundert Pfund konnte füglich niemand und am wenigſten einem Manne mißfallen, der, wie Sir Richard, bei Balancirung ſeiner Einnahme und Ausgabe das ſchwerere Gewicht meiſt in der letztern Schale fand. Alſo nahm er den Antrag unverzüglich an und erlangte auch ohne Weiteres durch Vermittelung des Herzogs von Marlborough, „des Helden ſeines Herzens," das Verſprechen des Königs, daß das gewünſchte Patent ihm und den drei Schauſpiel-Directoren ertheilt werden ſolle. Bald bot ſich Letzteren ein zweiter Grund mit der Wahl ihres Vertreters zufrieden zu ſeyn.

Der alte Director, der immer noch lebte, hatte, nachdem Collier ihn aus Drury-Lane vertrieben, im Vertrauen auf das Erſcheinen eines Tages, der ihm wieder den Gebrauch ſeines Patentes erlauben werde, es inzwiſchen rathſam erachtet, ſich eventuell mit einem Hauſe zu verſorgen, und zu dem Zwecke das Theater in Lincoln's-inn-Fields, in welchem Betterton und Conſorten einſt geſpielt, an ſich gebracht und in Stand geſetzt. Er war eben damit fertig, als der Regierungswechſel den gehofften Tag herbeiführte. Der ſpätere Staatsſecretair Craggs nahm ſich des offenbar Verletzten an, legte dem Könige deſſen Bittſchrift vor, und bewirkte den Beſcheid, daß, „in Betracht Seine Majeſtät bei Dero Anweſenheit in England zu König Carl's Zeit zwei Theater in London gefunden und das angeregte Patent auf rechtmäßige Art erworben ſey, weder gegen das Beſtehen zweier Theater, noch gegen Erneuerung des Patents einiges Bedenken vorwalte.“ Einem Donnerſchlage gleich traf dieſe Entſcheidung die drei Schauſpiel-Dirigenten. Sie eilten zu Sir William Richard, ſtellten ihm vor, daß, die einzige Geſellſchaft zu ſeyn, eine der Bedingungen geweſen, unter welchen ſie Collier die mehrerwähnten ſiebenhundert Pfund bewilligt. bemerkten ihm, daß, da er an Collier's Stelle getreten, er auch derſelben Bedingungen gehalten ſey, führten an, daß das Erſtehen einer zweiten Geſellſchaft ihnen natürlich Eintrag thun müſſe, und machten daher die Erfüllung ihrer Verbindlichkeit gegen Sir Richard von Erfüllung der ſeinigen gegen ſie abhängig. Eine Aenderung im Beſchluſſe des Königs zu verſuchen, ließ der Hofmann ſich nicht einfallen. Wohl aber ſann er auf eine angemeſſene Entſchädigung ſeiner Conſtituenten und beſaß Einfluß genug, ſie dadurch zu erlangen, daß erſtens eine dem auf ſeinen Namen geſtellten und von ihm den drei Schauſpielern allenthalben übereigneten Patente einverleibte Clauſel dieſe zu unumſchränkten Richtern der aufzuführenden Stücke und ſomit von der Verpflichtung frei machte, ſolche der Cenſur des master of the revels zu unterwerfen und — ein Hauptpunkt — ihm für die jedesmalige Erlaubniß zwei Pfund zu bezahlen, und daß zweitens das Patent nicht bloß bis zu Sir Richard's Tode, ſondern noch drei Jahre darüber hinaus in Kraft und Geltung bleiben ſollte. Wenn dieſer Zuſatz den Directoren von Drury-Lane geſtattete, ihren theatraliſchen Angelegenheiten ſich mit beſſerer Zuverſicht zu widmen, und jene Clauſel ihnen größere Freiheit der Bewegung und ſelbſt einigen pecuniären Erſatz für den Verluſt gewährte, welchen das Spielen in Lincoln's-inn-Fields ihnen allerdings zuzog, ſie mithin auf der einen Seite gewannen, was ſie auf der andern Seite einbüßten, ſo war das mehr, als was von der Wirkung ſich ſagen läßt, welche die Erlaubniß zu Bildung einer zweiten Geſellſchaft auf das Beſte der Bühne hatte. Es iſt wahr, das Beſtehen zweier Theater veranlaßte einen Wettlauf um den Beifall des Publikums. Aber durch welches Mittel wurde ganz vorzüglich um den Sieg gerungen? — Durch das Mittel der Neuheit; und dieſe unglückliche Sucht gebar unter Anderm die verkrüppelte, kindiſche Mißgeſtalt der Pantomime, welche noch heutigen Tags von Weihnachten an mehrere Monate lang die engliſche Bühne entadelt, ſchändet, zum Kinderſpotte macht. Früher hatten Muſik, Geſang und Tanz die Kunſt des Mimen von den Brettern gedrängt. Muſik und Geſang waren zu der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, das alleinige Eigenthum der italieniſchen Oper. Alſo blieb als Zugmittel nur der Tanz übrig. Dieſem mehr Sinn und Bedeutung zu geben, nahm man ihm einen Theil der von der Muſik geregelten Grazie, verlieh ihm dafür die Geberde, fügte das Ganze in die zuſammenhängende Verſinnlichung irgend einer Fabel, — die Mythe von Mars und Venus machte den Anfang — und nannte es Pantomime oder pantomimiſche Darſtellung, ein recht eigentliches Rührei von Grimaſſe und Unſinn.

Was am 19. Januar 1718, dem Tage der Uebereignung von Sir Richard's Patente, für ein wohlerworbenes Vorrecht gelten konnte, das achtete fünfzehn Jahre ſpäter, — ein Zeitraum. welcher in der Geſchichte des engliſchen Theaterweſens keinen denkenswerthen Moment bietet, obgleich er, im Jahre 1727, die Vererbung der Krone vom erſten auf den zweiten Georg enthält, das achtete, ſage ich, fünfzehn Jahre ſpäter die öffentliche Meinung für ein allgemeines Recht, und ſchnell nach einander entſtanden zwei kleine Theater, eins in Goodman's-fields, das andere in Haymarket, in dem von der Drury-Lane Truppe früher innegehabten Gebäude, deren beiderſeitige Mitglieder weder zum Spielen überhaupt mittelſt Patents berechtigt waren, noch die aufzuführenden Stücke der Genehmigung des master of the revels unterwarfen. Nachdem Erſteres ein volles Jahr lang unbeläſtigt geblieben, fiel es dem Lord-Mayor ein, dieſem herkömmlichen Feinde der dramatiſchen Kunſt, auf Unterdrückung deſſelben anzutragen. Aus Gründen, die ich nicht kenne, ließ die Regierung den Antrag unbeachtet. Das konnte, aber bald darauf mußte ein gerichtlicher Ausſpruch die bemerkte Meinung des Publikums beſtätigen. Verletzt nämlich durch die Errichtung des Haymarket-Theater riefen die Directoren von Drury-Lane gegen die daſigen Künſtler, die früher ihrem Inſtitute angehört und ſolches in Folge eines Zwiſtes verlaſſen hatten, den Schutz des Geſetzes, die Beſtimmungen der ſogenannten Vagabunden Acte auf. Demgemäß wurde einer der Chefs, Namens Harper, gleichſam als Repräſentant Aller, von der Bühne weg verhaftet, in Bridewall eingeſperrt und vor Gericht geſtellt, aber am Ende der Unterſuchung freigeſprochen. Dieſe Entſcheidung bewirkte an der Stelle der zerſprengten Geſellſchaft das Zuſammentreten einer neuen, deren Leiter, ein ſchlauer Kopf, überzeugt, daß das ſicherſte Mittel Zuſchauer herbeizuziehen und durch ſie ſeine Kaſſe zu füllen, das Darſtellen boshaft-ſatiriſcher Anſpielungen auf den in der Achtung der Nation täglich tiefer ſinkenden erſten Miniſter, Sir Robert Walpole, ſeyn werde, nichts auf die Bühne brachte, als das Fehlerhafte ſeiner Maaßregeln, ſein geordnetes Beſtechung-Syſtem und alle Mängel und Gebrechen ſeiner Verwaltung bloßſtellte und dem Gelächter preis gab. Die Speculation gelang, das Haus war ſtets zum Erdrücken voll, und nachdem der Miniſter die Vertheidigung ſeiner Handlungen, ob unglücklicher oder ungeſchickter Weiſe, Federn anvertraut hatte, deren erbärmliches Gekritzel das Uebel verſchlimmerten, faßte er den Entſchluß, die erſte Gelegenheit zu Verſtopfung der Canäle zu ergreifen, durch welche der Strom des öffentlichen Tadels gegen ihn herbrauſte. Er glaubte dieſe Gelegenheit in einem auf dem Haymarket-Theater zur Vorſtellung gekommenen Stücke zu finden, welches unter dem Titel, The golden Rump, — der goldene Rumpf —

weder Religion, noch Geſetze, weder die Diener der Kirche, noch die der Gerechtigkeit verſchonte und wahrhaft hochverrätheriſche Schmähungen gegen die beſtehende Regierung enthielt. Eine Abſchrift dieſes Stücks in der Hand trat Sir Robert in das Haus der Gemeinen, ſprach von der Unverſchämtheit, von der Bosheit, von der Immoralität, von den zu Aufruhr und Empörung reizenden Verläumdungen, die neuerlich Zweck und Gegenſtand theatraliſcher Vorſtellungen geworden, belegte das Geſagte mit Stellen aus dem fraglichen Stücke und gründete hierauf den Geſetz-Vorſchlag, die Zahl der Schauſpielhäuſer zu beſchränken — alle Schauſpieler der Aufſicht und Gerichtsbarkeit des Lord Chamberlain zu unterwerfen, und alle Dramatiker zu zwingen, ohne deſſen Erlaubniß keins ihrer Producte auf die Bühne zu bringen.

Wie kräftig auch die von Sir Robert nachgewieſenen Thatſachen ſeinen Antrag unterſtützten, doch fehlte es nicht an gleichkräftigem Widerſpruche. Die Gegner des Miniſters ſahen in ſeiner Motion eine verdeckte Batterie, die Freiheit der Preſſe niederzuſchmettern, und unter denen, die zu ihrem Schutze ſich erhoben, ſtand Graf Cheſterfield voran. Seine Rede muß für alle Zeiten ihm die Liebe der Freunde des Talents und der Literatur und den Dank derer gewinnen, in deren Bruſt eine Ader ſchlägt für die Rechte der Nationen. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, durch das Ausheben einer Stelle den Leſern eine Freude zu machen. „Es iſt wahr,“ ſagte der edle Graf, „unſere Bühne muß ihre Schranken halten; doch das zu bewirken, genügen die gegenwärtigen Geſetze. So oft unſere Schauſpieler aus jenen Schranken treten, mögen ſie darüber zur Rechenſchaft gefordert, mögen ſie deßhalb beſtraft werden. Das iſt bereits geſchehen und wir haben Beiſpiele von Beſtrafungen für minder verbrecheriſche Dinge als einige der neuerlich zur Aufführung gekommenen Stücke. Ein neues Geſetz iſt alſo unnöthig. Aber es kann im vorliegenden Falle nicht unnöthig ſeyn, ohne gefährlich zu ſeyn. Jeder unnöthige Zwang iſt eine Feſſel an den Füßen, eine Schelle an den Händen der Freiheit. Eine unſerer größten Segnungen, eine der ſchönſten Wohlthaten die das Erbtheil eines Volkes ſeyn können, iſt Freiheit. Wie jedoch kein irdiſches Gut ohne Uebel, ſo iſt Ausſchweifung das Beigemiſch der Freiheit. Es iſt eine Aufwallung, ein Auswuchs; es iſt ein Flecken auf dem Auge des politiſchen Körpers, den ich nur mit ſanfter, leiſer Hand berühren darf, damit ich den Körper nicht zerſtöre, das Auge nicht verletze, auf welchem der Flecken ſich zeigt. Schweift die Bühne aus, ſtellt ein Stück ſich dar als Pasquill gegen die Regierung oder gegen irgend einen, — des Königs Gerichtshöfe ſtehen offen, das Geſetz genügt, den Frevler zu ſtrafen. Sollen Dichter und Schauſpieler eingehemmt werden, ſo geſchehe es, wie bei anderen Unterthanen, durch die Kraft der bekannten vaterländiſchen Geſetze; freveln ſie, ſo werden ſie gerichtet, wie jeder Dritte gerichtet werden muß, vor Gott und Vaterland und Volk. Nicht aber wollen wir ſie dem Willen und der Willkühr eines Einzelnen Preis geben. Die Macht in der Hand eines Einzelnen, zu richten und zu entſcheiden unbeſchränkt, unbeaufſichtigt, ohne Berufung, — das iſt eine Macht unſerer Geſetzgebung fremd, und unverträglich mit unſerer Verfaſſung. Es iſt eine höhere, eine abſolutere Macht als wir dem Könige vertrauen, und deßhalb, meine ich, dürfen wir mit ſolcher Macht nicht des Königs Kammerherrn bekleiden."

Die Stimmenmehrheit ging in beiden Häuſern mit dem Miniſter und ſein Geſetzvorſchlag unter dem Namen playhouse bill erhielt im Juni 1737 geſetzliche Kraft. Demgemäß wurden die beiden Theater in Goodman's-fields und Haymarket auf Befehl der Regierung geſchloſſen und zwei Stücke, von denen das eine Guſtavus Vaſa, von einem Irländer Henry Brooke, in Lincoln's-inn-Fields, das andere, Eleanora, von dem berühmten Thomſon, in Drury-Lane zur Aufführung kommen ſollte, vom Lord Chamberlain verboten. Das Publikum bezeigte an beiden Ereigniſſen lebhafte Theilnahme. Den Dichtern deckte es den Verluſt durch eine überreiche Subſcription und ſeine Unzufriedenheit mit dem Schließen der Theater erklärte es bei Gelegenheit einer, in Betracht des allgemeinen dießfallſigen Unwillens ſehr unkluger Weiſe einigen franzöſiſchen Schauſpielern ertheilte Erlaubniß, auf dem Haymarket Theater Vorſtellungen zu geben. Das der Ankündigung mit großen Buchſtaben vorgedruckte By Authority wirkte eher aufreizend als beſänftigend, und weil Partei und Gegenpartei einen Sturm vorausſahen, erſchienen beide gerüſtet. Kurz vor der zum Anfange des Spiels beſtimmten Stunde forderte Einer aus der Oppoſition das bekannte Loblied auf engliſches roast beef. Jemand in der Gallerie ſang es; faſt das ganze Haus fiel im Chore ein und begleitete den Schluß mit dreimaligem Huzza. Jetzt erhob ſich ein Friedensrichter, der Verſammlung bemerkend: er ſey als Magiſtratsperſon gekommen, des Königs Autorität aufrecht zu erhalten, — vor der Thüre ſtehe Oberſt Pulteney mit einer Compagnie Garde, ihm in der Vollſtreckung ſeiner Pflicht zu unterſtützen, — es ſey des Königs Befehl, daß geſpielt werden ſolle, — das verhindern, heiße des Königs Autorität ſich widerſetzen, — geſchähe dies, ſo müſſe er die Aufruhrs-Acte verleſen, und dann würden ſämmtliche Frevler von den bereit ſtehenden Gardiſten ergriffen und in Gewahrſam gebracht werden. Hierauf erwiederte Einer: die Verſammlung habe ein legales Recht, ihr Mißfallen gegen ein Schauſpiel oder einen Schauſpieler an den Tag zu legen, denn das Geſetz des Landes beruhe auf gemeinem Herkommen und auf Volks-Gebrauch und der Richterſtuhl des Parterre ſey ſeit undenklichen Zeiten als ſolcher anerkannt und geehrt worden; müßten daher gegenwärtige Schauſpieler ihr Schickſal vom Publikum entgegen erwarten, ſo ſtehe es dieſem frei, ſie nach Belieben zu empfangen. Sprach's, und aufrollte der Vorhang, und zwiſchen zwei Reihen Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonetten und geſpannten Hähnen ſtanden die franzöſiſchen Künſtler. In demſelben Nu erhob ſich das ganze Parterre und hunderte von Stimmen fragten gleichzeitig den Friedensrichter nach der Bedeutung ſolcher Willkür. Entweder wußte er von den aufgeſtellten Soldaten nichts oder achtete es für das Sicherſte, ſo zu ſagen. „Dann weg mit Soldaten von der Bühne!“ rief das Haus. Der Friedensrichter winkte und die Soldaten traten ab. Nun fing das Haus ſeine Serenade an. —

ein Gemiſch aller tragbaren Inſtrumente, mit denen irgend ein unangenehmer Lärm ſich hervorbringen läßt. Die Schauſpieler, überzeugt von der Lächerlichkeit des Verſuchs, Gehör zu gewinnen, entfernten ſich, und zwölf Tänzer und zwölf Tänzerinnen hüpften auf die Bühne. Ein Erbſen-Regen machte ihre Sprünge gefährlich, ſie traten ab, und wieder kamen die Schauſpieler. Hätten dieſe aber auch mit der Stimme des Donners geſprochen, — die verworrenen Laute von tauſend verſchiedenen muſikaliſchen und unmuſikaliſchen Ton-Werkzeugen würden den Donner übertäubt haben. Da ſtand der Friedensrichter auf und bewegte die Hand, und Alles verſtummte. Und er erklärte, daß, wenn das Haus in ſeiner Oppoſition beharre, er die Aufruhrs-Acte verleſen müſſe; wolle es ihm gegen den Fortgang des Spiels für den jetzigen Abend geſtatten, ſo verſpreche er bei ſeiner Ehre, den gegründeten Unwillen und die Unzufriedenheit mit den Schauſpielern zur Kenntniß des Königs zu bringen, wo er dann nicht zweifle, daß jedes fernere Auftreten ihnen unterſagt würde. „No treaties, no treaties!“ Kein Vertrag, nichts von Verträgen! lautete die einhellige Antwort. Da rief der Friedensrichter nach Licht, die Aufruhrs-Acte zu verleſen, und befahl der Garde, ſich fertig zu machen. Allein die Hand, die er nach dem Lichte ausſtreckte, ergriff ein Nebenſtehender und beſchwor ihn zu bedenken, was er im Begriffe ſey zu thun, — daß er den einmüthigen Beſchluß des Hauſes ſehe, — daß das Einſchreiten von Soldaten einen Tumult und dieſer den Verluſt manchen Menſchenlebens zur Folge haben werde. Die Schauſpieler benutzten die Pauſe zu einem zweiten Verſuche; aber auf's Neue unterbrach ſie der Sturm. Jetzt verließen der franzöſiſche und ſpaniſche Geſandte mit ihren Damen das Theater und ein Jubelgeſchrei folgte ihnen. „Den Vorhang nieder!“ hieß es nun, und nieder rollte der Vorhang, und „ich wage zu behaupten,“ äußert ein Berichterſtatter, „daß keine vom unſterblichen Marlborough den Franzoſen abgewonnene Schlacht lautern Freudenruf erregt hat.“ Und was die Verſammlung nicht am Wenigſten ergötzte, war, den Friedensrichter ſeinen Hut ſchwenken, in das allgemeine Huzza einſtimmen und ſein Geſicht ſtrahlen zu ſehen, gleich als ſey er Sieger, nicht der Beſiegte.

(Ende der zweiten Abtheilung.)

Das Theater in Frankreich

in den letzten 6 Monaten des Theater-Jahres.

Ein Sendſchreiben an den Herausgeber

von

Jules Janin.

Sie verlangen von mir, mein Herr, die Geſchichte unſeres Theaters ſeit den letzten ſechs Monaten, und Sie wollen, daß ich in wenigen Seiten dieſen Bericht unſerer dramatiſchen Siege und Niederlagen zuſammenziehe, den ich außerdem von Tag zu Tag niederſchreibe — eine Geſchichte, ganz der Meiſterſtücke würdig, die ihr zum Vorwurf dienen und die mit ihnen zu gleicher Zeit derſelben Vergeſſenheit zu Theil werden wird! Ihr Zutrauen ehrt mich, und Sie finden mich um ſo bereitwilliger, Ihren Wünſchen zu entſprechen, als ich mein ganzes Leben nach dem Titel eines deutſchen Schriftſtellers geizte. Ich glaube mit Recht, daß Deutſchland das wahre Vaterland der Kritik und der Analyſe iſt; Deutſchland glaubt an die Kritik, es horcht auf ihre Stimme, wie es einer ſchön geſchriebenen Partitur zuhorcht mit demſelben Intereſſe und faſt mit demſelben Vergnügen. So bin ich denn nun ein deutſcher Kritiker durch ihre Gnade, und um mich ſogleich zur Höhe dieſer neuen Würde aufzuſchwingen, will ich ohne weitere Vorrede an's Werk gehen. Ach! ſo ſehr ich mich auch beſtreben werde, kurz zu ſeyn, ſo habe ich Ihnen doch ſo viele Dinge zu erzählen, daß ich nothwendig länger werden muß, als ich wollte und als vielleicht ſelbſt in Ihren Wünſchen liegt.

Ab Jove principium: laſſen Sie uns mit dem Théâtre français anfangen. Das Théâtre français iſt trotz aller Rivalitäten von außen und vieler Nachläſſigkeit von innen unſer Nationalſtolz geblieben und wird es ſtets bleiben. Frankreich wird nie vergeſſen, daß Molière, der Schützling Ludwig XIV, den Grund zu dieſem großen Monumente gelegt hat, das auf Meiſterwerken erbaut iſt.

Molière und Ludwig XIV, welche große Begründer! Das Théâtre français, nachdem es lange Zeit das heilige Feuer des Drama bewahrt hatte, nachdem es der ausſchließliche Bundesgenoſſe des Muſterhaften geweſen, und der erklärte Feind Alles deſſen, was man die neue Schule nennt, iſt endlich auch in den allgemeinen Strudel hineingezogen worden. Nach und nach und mit Widerwillen hat es die neue Bahn betreten. Shakeſpeare und Schiller ſind nach und nach durch die Breſche eingezogen. Talma's Tod, dieſer unerſetzliche, noch unerſetzte Verluſt, hat den Ausdruck jenem Ding ohne Namen, ohne Styl und ohne Geſtalt gegeben, das Napoleon Bonaparte mit Emphaſe „Mein Trauerſpiel“ zu nennen pflegte, wie er die Grafen und Barone „Mein Adel“ nannte! Jener Talma war ein großes Genie; ich war noch ſehr jung, als er ſchon am Rande des Grabes ſtand, und noch immer höre ich in meinen Ohren jene Stimme ſo ſanft und ſo ſtolz, ſo liebevoll und ſo ſchrecklich. Ich ſehe noch immer jenen ſtolzen Blick, das zärtliche Lächeln, jene ſchöne Stirne, wo man in Feuerzügen alle intelligenten Leidenſchaften las. Dieſer Mann bemächtigte ſich des Parterre's mit der Stimme, mit der Bewegung, mit dem Stillſchweigen, mit dem Lächeln, mit der Ruhe, mit dem Unwillen, mit jeder Art des Zorns, mit jeder Art des Enthuſiasmus, mit jeder Art des Despotismus! Was man ihm auch zu ſpielen geben mochte, wie gering auch die Speiſe war, die man ſeinem Genie darbot, ſo beſaß er doch die große Kunſt, dieſen künſtlichen Leidenſchaften ein Leben einzuhauchen, ein Herz jenen ſtumpfſinnigen Helden, eine Leidenſchaft jenen entnervten Seelen, und ſo ſchuf er ein Meiſterwerk aus dem Sylla des Herrn von Jouy, ein Meiſterwerk aus jener Tragödie Carl VII, die ein letztes Meiſterwerk war. Da er nun todt iſt, ſind alle dieſe Trauerſpiele todt: die Meiſterwerke ruhen im Sarge, alle jene große Poeten ziehen ſich in ihre Zeit zurück, oder beſſer in ihre Academie. Beklagenswerther als Achilles, der nur ſeine Briſeis verloren hatte! Sie hatten mehr verloren als Briſeis. Ihnen mangelte das Intereſſe ihrer Tragödie, die Thränen für ihre Liebe, das Mitleid für ihre Helden; ſie hatten Alles eingebüßt, was die Kraft und den Werth ihrer Poeſie ausmachte; mit Talma's Tode war auch die franzöſiſche Tragödie im Sinne Voltaire's geſtorben; mit Talma's Tode war auch die Einheit zu Grabe getragen, der breite alexandriniſche Vers, die römiſchen, griechiſchen oder barbariſchen Helden, die leidenſchaftlichen Volksſtücke; mit ſeinem Tode war auch Herr Jouy todt, todt Herr Arnault, todt Herr Pichat, todt die ganze Bande der Dramaturgen. Friede ſey mit ihnen! Die Erde Talma's ſey ihnen leicht! Aber leider ſind dieſes nicht die großen poetiſchen Verluſte, die wir mit Talma erfahren. Er hat mehr mit ſich in's Grab genommen als die Venetianer, Sylla und Carl VII; er nahm auch den Cinna mit des alten Corneille, den Nero des großen Dichters Racine, ſein Grab verſchlang unſer ganzes altes Repertoire, den Stolz des erſten Theaters in der Welt; er riß mit ſich in's Grab die Geſchichte einer vergangenen Zeit, ſo reich an Majeſtät und Schwachheiten, alle jene glänzenden Leidenſchaften, ſo beredt und natürlich zugleich. Er hat das Théâtre français furchtbar verwaiſt hinterlaſſen und ſeit jener Zeit will die eigentlich franzöſiſche Tragödie nichts mehr vom Tod wiſſen, da Er nicht mehr iſt.

Dieſen ganzen Verfall, von dem ich hier mit kummervollem Geiſte ſpreche, habe ich mit angeſehen, mein Herr, ja, ich habe ihn mit meinen Händen berührt. Ich ſah noch den Parterre athemlos und entzückt ſich hineindrängen, wenn Talma im Britannicus ſpielte und kürzlich befand ich mich als zehnter Zuſchauer mitten in der ungeheuren Einſamkeit des Théâtre français bei einer Vorſtellung eben dieſes Britannicus. Am andern Tage waren wir unſerer vier, um den Cid des großen Corneille zu applaudiren, und nach Herzensluſt über jene männlichen und kräftigen poetiſchen Schönheiten außer uns zu gerathen, die für unſere Sprache eine ganze Revolution geworden ſind. Dahin iſt es mit der franzöſiſchen Tragödie gekommen, und gleich als ob dieſe traurige Wittwenſchaft nicht hart genug wäre, verlor ſie auch noch nacheinander alle ihre Stützen von minder großem Belang. Mlle. Georges, die einſt ſchön war wie die Venus des Alterthums, hat das Théâtre français verlaſſen, um das Melodrama auf dem Boulevard zu ſpielen. Mlle. Duchesnois, die ſo lange ihre Nebenbuhlerin war, iſt vor Schmerz geſtorben, nachdem ſie endlich begriffen, daß ihre Tragödie vollkommen unmöglich geworden war; arme Frau! Ich erinnere mich, ſie einſt in einem Trauerſpiele des Herrn Arnault geſehen zu haben; es war ſein letztes; ſie ſpielte die Mutter des Camille. Dieſes Trauerſpiel des Camille von Herrn Arnault war den andern gleichzeitigen Trauerſpielen des Reichs ganz ähnlich; der Vertraute trat in die Fußſtapfen ſeines Herrn; die Vertraute befand ſich an der Seite ihrer Gebieterin; die Erzählung, die Expoſition, die Schlußdeklamation, nichts fehlte; Herr Arnault hatte ſich eine Art von Gewalt angethan, ohne Zweifel um den Neuerungen ſich anzuſchließen und hatte deshalb zwei große Wagſchalen auf das Theater gebracht, wo das Gold und Silber der Gallier gewogen wurde. Man ſah, wie Brennus ſein Schwert in die Wage warf, jenes barbariſche Schwert von ſo furchtbarem Gewicht, und zugleich hörte man Brennus mit entſetzlicher Stimme das Vae victis deklamiren, welches das Capitol rettete. Und trotz aller dieſer Dinge, aller dieſer Opfer wurde dieſe letzte Tragödie des Herrn Arnault und der Mlle. Duchesnois kaum bis zu Ende angehört, und nach der Finalerzählung nahmen die wenigen Zuſchauer ihre Hüte und gingen nach Hauſe, ohne zu loben, ohne zu lächeln, ohne zu pfeifen, ohne Beifall zu klatſchen, ſo frei von jeder innern Bewegung, als würde es ſich um den Tod eines alten Pferdes gehandelt haben. Dies war der letzte Seufzer der franzöſiſchen Tragödie, wie man gewohnt war, ſie ſeit dem Tancred zu machen, obgleich ſie eigentlich ſeit dem Tancred gänzlich unmöglich geworden war.

Die andern Schauſpieler des Théâtre français wurden weniger ergriffen von dem Erlöſchen der alten Tragödie, als Mlle. Duchesnois. Schon ſeit fünf oder ſechs Jahren und ſchon vor der Julirevolution hatten die MM. Comédiens ordinaires du Roi bereits ihren Entſchluß gefaßt. Da es im Ganzen lauter ehrliche, mittelmäßige Schauſpieler waren, koſtete es ſie wenig Arbeit und Anſtrengung von der Tragödie zum Drama, von Racine zu Herrn Hugo, von Corneille zu Herrn Alexander Dumas, vom Jahrhundert des Auguſtus zum Mittelalter überzugehen. Es war weiter nichts als eine Tunika gegen ein Panzerhemd, ein Lictorenbeil gegen eine gute Klinge von Toledo zu vertauſchen; mehr ſahen die Herren Comédiens ordinaires nicht darin. Jetzt, mein Herr, wurde eine ſeltſame Neuerung bei dem Théâtre français eingeführt, eine Neuerung, die nach meiner Anſicht den Keim des dramatiſchen Verderbens in ſich trägt; ich will hier von Coſtüm und Decoration ſprechen. Sonſt, in den ſchönen Tagen Corneille's, Racine's und Voltaire's genügten eine gemalte Leinwand, die irgend einen Palaſt vorſtellte, vier Männer mit Rüſtungen von Pappendeckel, die man die Leibwache des Königs nannte, ein halbes Dutzend Togen und rother Mäntel zur Vervollſtändigung des complicirteſten Meiſterwerks. Alle Helden der antiken Tragödie begnügten ſich mit demſelben Palaſt, denſelben Wachen, denſelben Rüſtungen. Ein elegantes, unterrichtetes und paſſionirtes Publikum ging damals in das Theater, um den Dichter zu hören, nicht aber um den Maſchiniſten zu ſehen. Es begehrte nach neuen Leidenſchaften, nicht nach Decorationen; ein ſchöner Vers, der zum Herzen ging, gefiel ihm mehr, als ein Heer von Statiſten; es war ihm gleich, ob ein Schauſpieler ein Kleid an hatte, das von oben bis unten mit Gold geſtickt war, wenn er nur Verſtändniß, Seele, Gemüth zeigte! Das Grab des Ninus in der Semiramis von Voltaire und die drei blauen und rothen Flammen, die daraus hervorſtrahlten, dies war die größte Anſtrengung des Maſchiniſten und des Regiſſeurs. Man ſchrie Wunder, wenn man den Schatten des Ninus aus der Tiefe des Grabes hörte, oder man gab vielmehr auf dieſe ſo neue Phantasmagorie nicht Acht, um nur das Pathetiſche und Feierliche in dieſer ſo effectvollen Scene zu bewundern.

Und ſo hat denn das verlaſſene Théâtre français, das ſich nicht mehr durch jene große und unerſchütterliche Wahrheit, die Wahrheit der Poeſie, aufrecht erhalten kann, mit leichtem Muthe ſeinem alten ökonomiſchen Syſteme der Decorirung und Coſtümirung entſagt: es hat die Genien, die ihm fehlten, durch gemalte Leinwand erſetzt; ſtatt ſchöner Tragödien hat es uns prächtige Decorationen, ſtatt ſeiner großen Schauſpieler hat es uns Armeen von Figuranten und Figurantinnen gezeigt, die Wahrheit der Poeſie ward durch die Genauigkeit der Coſtüme erſetzt. Welch großer und beklagenswerther Fehler! Welch dramatiſcher Hochverrath! Die Unverſtändigen ſahen nicht ein, daß die Pracht einer gemalten Leinwand, der genaue Schnitt eines Kleides nur einen Tag dauern, während die Kunſt unſterblich iſt. Sie haben nicht begriffen, daß die erſte Ueberraſchung einer gut gemalten Decoration ſchnell vorüberfliegt, weil ſie höchſtens nur ein Vergnügen den Augen gewährt, während die Rührung und die Thränen, das Mitleid und das Entſetzen, dieſe großen Elemente der Tragödie; ſich aus ſich ſelbſt ſtets neu erzeugen und neue Kräfte ſchöpfen. Deßhalb haben dieſe reichen Decorationen, ſelbſt dieſe prächtigen und hiſtoriſch genauen Coſtüme, dieſer ungewohnte Pomp, die das Schauſpiel begleitet, anſtatt der dramatiſchen Kunſt zu nützen, ihr den Todesſtoß beigebracht. Dieſe Hülfsmittel waren nur precär und konnten nicht von langer Dauer ſeyn. Sobald das erſte Erſtaunen vorüber war, mußte die Kunſt in ihre Rechte treten und ihren ganzen Despotismus entfalten. Man ging wohl anfänglich in das Theater, um Decorationen und Comparſen zu ſehen, bald aber verlangte man wieder ein Werk und einen Dichter. Das Théâtre français hat ſich mithin einen Zwang mehr und vermehrte Ausgaben aufgeladen, ohne Großes dabei zu gewinnen. Ich halte übrigens dafür, daß es nicht zu verachten war, bei den Vergnügungen der Zuſchauer, die für ehrliche Leute erſonnen wurden, ſich des ſchlechten Privilegiums bedienen zu dürfen, als jenes elende Flick- und Beiwerk, das ehemals nur als erſter Köder für den gemeinen Haufen erfunden ward, bei Seite zu laſſen, das aber jetzt durch die Ungeſchicklichkeit des Théâtre français zum allgemeinen Bedürfniſſe geworden.

Es war in dem erſten Drama des Herrn Alexander Dumas, als dieſe Bühne zum erſten Mal und mit vollen Händen Gold, Sammt, alle möglichen Stickereien und Spitzen, koſtbare Möbel und unzählige Comparſen anwandte. Das Drama wurde bis zu den Wolken gehoben, Dank ſeiner Neuheit, Dank aber auch ſeinen Reichthümern! Was geſchah aber, als nach der erſten Ruhe das Théâtre français Heinrich III. wieder aufführen wollte? Es fand ſich, daß in der Zwiſchenzeit der Sammt dieſes Stückes abgenützt erſchien; die Seide war verſchoſſen, die Mäntel hatten ihre Stickereien und die Barette ihre weißen Federn verloren, ſo daß kein Menſch mehr dieſe ſo farbloſe und unſcheinbare Komödie wieder erkennen mochte. Die Decorationen, die das Drama gehoben hatten, riſſen es jetzt mit ſich hinab, und das Parterre, das, wie Jedermann weiß, nicht untrüglich iſt, glaubte, daß der Geiſt des Autors gleich dem Sammt verſchoſſen, und daß das Intereſſe dieſes Drama mit dem Glanz der Möbel und der Rüſtungen dahingeſchwunden ſey. Ja, ich wiederhole es, die Decorationen tödten und verderben das Drama, ſtatt ihm zu dienen. Sie verleiten die Dichter zu ſchlechten Gewohnheiten und erſetzen dem Parterre ſchöne Gedanken durch ſchöne Malereien. Wie ſoll man dieſes aber einem frivolen Publikum begreiflich machen, zu deſſen Augen man durchaus zuerſt ſprechen muß, und erſt dann zu ſeinem Herzen und zu ſeinem Verſtande.

Heinrich III. hatte die Breſche allen Neuerungen geöffnet und von nun an war das Théâtre français nur in der Wahl verlegen. Seine dramatiſche Ladung verlor nichts dabei, daß es mit den Lieferanten gewechſelt hatte. Die junge Schule war eben ſo fruchtbar als die alte. In Frankreich giebt es immer eine gewiſſe Anzahl von Leuten, deren Geiſt ganz fertig iſt, um Dialoge in Proſa und Tiraden in Verſen zu ſchreiben; und ich würde nicht im Stande ſeyn, Ihnen alle literariſche Arbeiter des Théâtre français herzuzählen. Es hat Alles verſucht, es hat Alles mißbraucht; es hat ſeine Zuflucht zu den obſkurſten Dramaturgen genommen, wie zu den größten Genien unſerer Zeit. Es hat ſich Shakeſpeare's Othello Vers für Vers überſetzen laſſen, und dieſe treue Ueberſetzung von einem Manne von Talent machte nicht das Glück, wie der Othello von Ducis, dieſe platte und elende Verfälſchung eines ungeheuern Werkes. In dieſer Wuth nach ſtets neuen Emotionen ſchreckte das Théâtre français vor keinem Opfer zurück. Es gab Dramen aus den franzöſiſchen Revolutionen auf denſelben Brettern, auf welchen ſo viele Helden geſchritten und die noch von ihren poetiſchen Reden wiederhallten. Wir haben Camille Desmoulins geſehen, gefolgt von der Horde der rothen Mützen und der Sansculottes. Später ſahen wir ein wirkliches Melodrama, Clotilde. Ein Mann mordete darin im erſten Acte, lebte dann drei Acte hindurch mit einer Mätreſſe, und vergiftete ſich in der letzten Scene im Gefängniſſe. Das Théâtre français war von dieſer klaſſiſchen Neuigkeit ſo durchdrungen, daß es ihr ohne Zaudern Mlle. Mars opferte, das letzte Wunder, und ein ſtets junges Wunder, eine Perle vom ſchönſten Waſſer, die man ohne Bedauern in den Becher der Cleopatra warf, um die Luſt dieſer literariſchen Orgie dadurch zu erhöhen! Noch ſpäter und als das Théâtre français ſich mit ſeinen alten Schauſpielern in dieſer Bahn recht bequem erging, erinnerte es ſich, daß es unlängſt ein Drama in Verſen von Victor Hugo, Hernani, geſpielt hatte. Dieſes Trauerſpiel, das eine erkältete Erinnerung dem Cid Corneille's nachbildete, kann gewiß dieſes Muſters nicht würdig gefunden werden. Die Intrigue iſt eben ſo einfältig, als ſchwer zu begreifen; die Helden erhitzen ſich ohne Leidenſchaft und ſind unklug ohne Muth. Die Schluß-Cataſtrophe, welche durch ein Jagdhorn vermittelt wird, iſt faſt lächerlich; doch bemerkte man ſchon in dieſem erſten dramatiſchen Verſuche eines Mannes von Genie eine unerſchöpfliche Kraft, eine Kühnheit, die Stich hält, und eine gränzenloſe Herrſchaft über den

Geiſt und die Leichtgläubigkeit des Zuſchauers. Unaufmerkſame Leute, welche die Werke der Zeitgenoſſen nur nach dem Scheine und dem Beifall der erſten Viertelſtunde beurtheilen, konnten nach dieſem Hernani wirklich glauben, daß Victor Hugo, der in der That ein großer lyriſcher Dichter iſt, auch ein dramatiſcher ſey. Herr Hugo ſelbſt wurde von dem großen Succes Hernani's getäuſcht und bildete ſich ein, daß er berufen ſey, die dramatiſche Kunſt aufzurütteln, wie es ihm mit der lyriſchen Poeſie gelungen war. Hienach dialogiſirte er alle Romane die ihm im Kopfe ſtaken, und theilte ſie in Acte. Um ungezwungener bei dieſer Arbeit zu ſeyn, die ihm ſtark zuſetzte, vertauſchte Victor Hugo das Théâtre français mit dem Theater des Boulevards, und hier in dieſem weiten Raume, den ſeine Proſelyten füllten, zwiſchen prächtigen Decorationen, im Geleite eines Heeres von Comparſen, unterſtützt von Schauſpielern, die ſich ſelbſt wunderten hier vereinigt zu ſeyn: Mlle. Georges und Madame Dorval, Frederic Lemaitre und Boccage, hatte ſich Hugo alle Freiheiten erlaubt, ſich allen Launen ſeines Geiſtes überlaſſen, dem vollen Sturme ſeiner Seele, den wilden Regungen ſeines Herzens. Hier warf er Alles nach Willkühr über den Haufen. Er in ſich allein war ſein Decorateur, ſein Architekt; er baute für ſein Drama den prächtigſten Palaſt mit tauſend verborgenen Windungen, mit tauſend geheimnißvollen Gewölben, mit tauſend geheimen Thüren. In dieſen ſorgfältig von ihm erbauten Paläſten zwiſchen ſtarken und dräuenden Mauern, voll von Spionen, Henkersknechten, Kerkermeiſtern und treuloſen Fallthüren, hatte Victor Hugo mehre unglaubliche Werke aufführen laſſen. Marion Delorme, die Rehabilitirung der Courtiſane durch die Liebe, Marion Delorme, das am Boden liegende weinende Weib, das ſeinen Geliebten wieder verlangt, und über die der entſetzliche Kardinal von Richelieu ſich in ſeinem großen rothen Stuhle vorübertragen läßt. Dieſes Trauerſpiel ſetzte weniger in Erſtaunen als das frühere Hugo's, dem es übrigens in Bezug auf Emphaſe, Declamation und eben ſo außergewöhnliche als kindiſche Hebel ähnlich ſah. Hugo, der nach dem König Louis Philipp den feſteſten Willen in Frankreich hat, und der wie er unerſchütterlich iſt, hatte kaum den geringeren Beifall Marion Delormes bemerkt, als er in Maria Tudor wieder zur Charge ſeine Zuflucht nahm. Maria Tudor iſt die Rehabilitirung der Liebe im Solde einer Frau. Dies war eine krankhafte und unglaubliche Tragödie, worin man eine Königin von England erblickte, eine Frau, von welcher die Geſchichte berichtet: „ſie ſey keuſch an Geiſt und Körper geweſen,“ mit Gold einen feilen italieniſchen Ruffian aufwägen, und als ſie erfährt, daß dieſer Italiener eine andere Frau liebt, ſpringt dieſe Königin von England von ihrem Thron, gleich einer wüthenden Löwin und ſchreit, daß man den Lakey beſtrafen müſſe, der Ihre Majeſtät betrogen, weil er ſich jener umſonſt hingegeben, während ihn dieſe doch ſo theuer bezahlte. So beträgt ſich Maria Tudor! Sie ſagt ihrem Geliebten vor dem verſammelten Hofe Schimpfreden, wie ſie ein Weib der Halle, wenn ein Mann ſie betrügt, nur vor der verſammelten Halle ſagen könnte. Endlich, wenn ſie nicht mehr kann, läßt Maria Tudor den Scharfrichter kommen. Dieſer Scharfrichter erſcheint in ſeinem rothen Kleide. Nun ruft die Königin: „Du ſiehſt dieſen lieblichen Kopf! Ich ſchenke ihn dir!“ — Wo bleibt hier die Geſchichte? Wo die Wahrheit? Ich bitte Sie, welche Wahrſcheinlichkeit zeigt wohl dieſe ungeheure Uebertreibung? Das Drama endet, wie es begonnen. Nachdem Maria Tudor dem Scharfrichter den Kopf ihres Italieners geſchenkt, empfindet ſie Reue über ihre Schwachheit. Sie verzeiht und ſucht ihren Geliebten in ſeinem Gefängniſſe auf; allein durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß und trotz des allmächtigen Willens der Königin wird der arme Italiener doch zum Richtplatz geführt. Man ſieht ihn vorüberziehen, den Kopf in einen ſchwarzen Schleier gehüllt, den nackten Arm eine gelbe Wachskerze tragend und einen Augenblick darnach vernimmt man das Niederfallen des Beiles. Maria Tudor war eine geſchichtliche Lüge und eine Beleidigung des geſunden Menſchenverſtandes. So urtheilten ſelbſt jene Männer, die für das Genie

Victor Hugo's die größte Achtung empfunden. Ich ſelbſt zähle mich zu ihnen. Victor Hugo iſt ein zu bedeutender Menſch, um ſich nicht ſelbſt Rechenſchaft über ſein Werk zu geben oder mindeſtens doch von dem Urtheil des Publikums darüber. Am Morgen nach der Aufführung von Maria Tudor ſetzte er ſich zu einem neuen Werke. Er wollte dieſes Mal das Drama bis zum letzten Ausdruck des Schreckens treiben. Man warf ihm vor, daß er nicht das Parterre zu intereſſiren wüßte, und er gab ſich das Wort, das Intereſſe auf das Aeußerſte zu treiben; Intereſſe und Schrecken, dies war ſeine Deviſe, Plan und Zweck des neuen Werkes. Und in der That Lucrece Borgia hob ſich aus dem Dunkel. Zittern Sie! Sie werden fürchterliche Dinge zu ſehen und zu hören bekommen. Die Scene beginnt Nachts. Lucrece, dieſe blutige Tochter der Borgia, kommt heimlich nach Venedig, um Nachrichten von einem vormaligen Soldaten, Gennaro, einzuziehen, den ſie liebt. Unglücklicher Weiſe wird ſie von einigen jungen Venetianern erkannt, die ſie mit Verachtung und Beleidigung überhäufen. In der That, hat ſie nicht den Vater des Einen vergiftet, den Vater des Andern erdolcht? Den Einen zu Grunde gerichtet, den Andern in's Gefängniß werfen laſſen? So beleidigt, ſelbſt in Gegenwart Gennaro's, unterdrückt die ſtolze Frau das Gefühl ihrer Schande und geht fort, jedoch nicht ohne die Namen dieſer Unbeſonnenen ſich gemerkt und ihre Züge ſich eingeprägt zu haben.

Bald gehen dieſe jungen Leute nach dem Willen der Republik Venedig nach Ferara. Unbeſonnene! die Luft iſt dort voll Gift, der Boden iſt mit Fallſtricken bedeckt. Man ſieht in den Straßen der Stadt Greiſe von zwanzig Jahren, welche die unbelebten Reſte ihrer vergifteten Jugend im Sonnenſtrahle erwärmen wollen! So iſt aber die Jugend. Sie vergaß ſchon längſt die Beleidigung, die ſie Lucrece zugefügt hatte. Lucrece aber, die ſich ihrer noch wohl erinnert, legt ihnen eine Falle durch eine Courtiſane, die ihre Freundin iſt. Dieſe Courtiſane, eine perfide Italienerin, lädt die jungen Leute zu einem Feſte ein; ſie ſind mit ihr allein bis zum hellen Tage und laſſen Wein und Liebe hochleben. Die Orgie beginnt. Die Gäſte werden mit Blumen bekränzt, während die Courtiſane Fluthen Cyperweins in die goldenen Becher ſtrömen läßt. Plötzlich erſchallt mitten in der ſtillen Stadt das ernſte de profundis. Die Stimmen nahen; der Palaſt öffnet ſeine Thore den ſchwarzen Mönchen und die langen Gänge werden von der Trauermuſik erfüllt. Mitten in ihrer Freude werden die Gäſte bleich; plötzlich iſt alle Trunkenheit verſchwunden; ſie ſpringen auf von dieſer trügeriſchen Tafel; ſie ſtoßen fort von ihren Lippen die goldenen Becher, und reißen die Blumenkronen aus ihren Haaren; einer, der kühnſte unter Allen, hebt die Kapuze eines Mönches empor und erblickt wirklich einen Greis mit weißem Barte — einen Diener des Todes! In demſelben Augenblick drängt ſich Lucrece Borgia durch die Menge und ruft: „Meine Herren, Sie haben mir einen Ball in Venedig gegeben; ich gebe Ihnen ein Abendeſſen in Ferrara. Feſt um Feſt." Zu gleicher Zeit zeigt ſie auf ſieben Särge von weißem Fichtenholz, die häßlich von der ſchwarzen Draperie ſich heben .... Hier konnte man mit Hamlet ausrufen — Schrecklich! ſchrecklich! ſchrecklich!

Bei der erſten Vorſtellung von Lucrece Borgia hatte ſich eine ſolche Erſtarrung Aller bemächtigt, daß kein menſchlicher Ausdruck zu deren Bezeichnung gefunden werden kann. Im ganzen Saal herrſchte eine Bewegung des Entſetzens ohne Beimiſchung von Unwillen oder Enthuſiasmus, von Bewunderung oder Abneigung. Man blickte ſich an, ohne es zu wagen, ſich ſeine Gefühle mitzutheilen; ſo peinlich war es für einen Jeden, ſich darüber Rechenſchaft zu geben. Es war damit nichts weiter als die Neugierde zu befriedigen; man wollte die ſieben Särge ſehen, die ſchwarzen Draperien, die Orgie, die Courtiſane, den jungen Menſchen, der Gift und Gegengift in demſelben Augenblick erhält. Allein da nichts ſobald erſchöpft iſt als der Reiz der Neugier, da die Ueberraſchung von allen angenehmen Empfindungen die am wenigſten angenehme iſt und auch am kürzeſten dauert, ſo kam es bald dahin, daß Lucrece Borgia eben ſo verlaſſen wurde, wie Maria Tudor. Noch mehr; man rechnete Herrn Hugo weder den Geiſt, noch die Kraft, noch den Styl an, die er in dieſem neuen Werke verſchwendet hatte. Noch einmal: die Decoration, das Coſtüme und die Beiwerke erſtickten, was wahrhaft poetiſch, wahrhaft literariſch an Lucrece Borgia war.

So geſtaltete ſich Victor Hugo's dramatiſches Leben außer dem Théâtre français. Indeſſen ſeufzte dieſes Theater nach ſeiner Rückkehr. Victor Hugo, der ſich nicht mit dem vollen Beifall beehrt ſah, wie er ihn für ſeine Dramen ſich geträumt hatte, gedachte wieder der ſchönen Tage Hernani's. So erſchien er denn wieder auf dem Théâtre français mit klingendem Spiele und brachte die Schauſpieler mit ſich, die ihm folgen wollten. „Wer mich liebt, folgt mir!“ wie das franzöſiſche Sprichwort heißt. Bald darauf kündigte das Théâtre français mit Stolz le Roi s'amuse an!

Schöne Sonne Hernani's, was iſt aus Dir geworden? Ach, mein Herr, dieſes war die traurigſte Production, die auf hochmüthige Weiſe aus dem Hirne eines talentvollen Menſchen entſpringen kann. Diesmal handelte es ſich darum, Triboulet, den Narren Franz I, gegen Franz I. ſelbſt zu rehabilitiren. Franz I. dieſer glänzende Edelmann, dieſer ritterliche König, den Bayard zum Ritter ſchlug, der Sieger von Marignan und der Beſiegte von Pavia! ach wüßten Sie, wie er muthwillig entſtellt wurde in le Roi s'amuse! Zuerſt entführte er die Tochter Triboulets, dann brachte er die Nacht an einem ſchlechten Orte der letzten Gattung zu mit einem Freudenmädchen, deren Bruder Mörder von Profeſſion iſt. Endlich läßt ſich die Tochter Triboulets, um Franz I. zu retten, den das Freudenmädchen in Schutz genommen hat, ermorden und ſtatt des Königs in einen Sack ſtecken. Wie nun Triboulet erſcheint, trägt er dieſen Trauerſack mit ſich fort, ſtößt Verwünſchungen gegen ihn aus, tritt ihn mit Füßen, öffnet ihn dann und ſieht, o Himmel! ſeine eigene Tochter an der Stelle des Königs! Bei dieſen ſeltſamen Scenen gerieth das franzöſiſche Publikum, welches immer eine Schwachheit für Franz I. hat, dieſen ſo verliebten König, dabei ſo erprobten Muthes und Vater der Wiſſenſchaften, in förmliche Wuth, und das Stück fällt derſelben zum Opfer, wie es auch dem kaltblütigſten Verſtande hätte zum Opfer fallen müſſen. So weit kann die Uebertreibung der edelſten Eigenſchaften ſelbſt einen Dichter von der Größe und dem Genie des Herrn Hugo verleiten. Welche Kluft zwiſchen le Roi s'amuse und dem großen Meiſterwerke Notre Dame de Paris!

In dieſem laufenden Jahre hat nun Herr Victor Hugo, unermüdlich wie immer, dem Théâtre français Angelo, Tyrann von Padua, gegeben. Das Stück wurde von Mlle. Mars und Mad. Dorval geſpielt, zwei Königinnen der dramatiſchen Kunſt in beiden Hemiſphären. Mlle. Mars, die elegante und correcte Leidenſchaft, die wohlerzogene Frau der guten Geſellſchaft, die ſtets zurückhaltend iſt, ſelbſt bei den heftigen Aufregungen ſo ſtill, ſo ruhig, ſo ſtolz, mit ihrer ſo geregelten und tönenden Stimme; das Meiſterwerk der Kunſt, des Studiums und des Geſchmacks. Mad. Dorval hingegen flüchtig, aufgelöſt, leidenſchaftlich bis zum Wahnſinn, liebend ohne Grenzen, hingeriſſen und glühend. Sie geht ſtets zu Fuß, ohne ihr Kleid aufzuheben, ſie ſchreit, ſie läßt ſich gehen, ſie weint, ſie wirft ihre Leidenſchaft, ihre Seele, ihren Zorn, ihre Liebe, ihre Tugend überall hin, wo es ſeyn kann. Was kümmert ſie das? Dieſe Frau gehorcht ſtets den Eingebungen der Gegenwart; nichts Geregeltes in ihrem Spiel, nichts Ueberdachtes, nichts Elegantes, keine Beſchränkung, kein Geiſt, aber ſo viel Feuer und Hingebung, als man nur will. Was ſie mit ihrem Geſichte, mit ihrer ganzen Perſon anfängt, iſt kaum glaublich. Mit einem alten, abgelebten und für immer paſſirten Geſicht kann ſie noch reizend ſeyn; ihre Stimme iſt rauh und angegriffen und doch geht ſie zum Herzen; wie iſt ſie gebaut? Warten Sie nur ein wenig; ſie wälzt ſich faſt nackt vor Ihnen hin, aber Alles das iſt Natur und nicht Kunſt. Alles dieſes macht ſich wie der Wind aus Nordoſt bläſt, wie das Waſſer aus der Quelle ſtrömt, wie der Donner aus den Wolken rollt; dieſen beiden Frauen, gewaltſam vereinigt und verbunden, hatte Victor Hugo zu mehrer Sicherheit die Scenen ſeines Dramas Angelo anvertraut. Dieſer Angelo, Tyrann von Padua, iſt der ungeſchickteſte und unverſtändigſte Tyrann von der Welt. Er iſt der Gemahl einer jungen ſchönen Frau, Catharina Pregadini, er iſt der Geliebte einer Schauſpielerin, der Thisbe, er iſt Herr von Padua, unter dem Schutze der ſehr erlauchten Republik Venedig, und dennoch iſt er nicht im Stande, weder ſeine Geliebte, noch ſeine Frau, noch ſein Haus zu bewahren. Ein Spion, Namens Omodei, führt den Geliebten der Frau bei dem Tyrannen ein. Während dieſer Geliebte bei der Frau iſt, bringt der Spion die Thisbe hinzu. Catharina iſt gezwungen zwiſchen Degen und Gift zu wählen; ſie wählt das Gift und die Thisbe verſchafft es ihr. Die arme Frau gab aber nur ein narkotiſches Mittel her; ſie hat von dem Apotheker aus Romeo und Giulietta jenen Trank entlehnt, der wie der Tod ausſieht aber nicht der Tod iſt. Hierauf wird ſie von ihrem Geliebten ermordet und giebt ihm ſeine Gattin wieder. So bleibt der Tyrann von Padua ohne Frau und ohne Geliebte, ohne Rache und ohne Liebe.

Dieſes Drama, wie alle Dramen Victor Hugo's, muß bis an's Ende durch eine Menge Thüren gehen, durch Gänge, Corridors, Gemächer, Nachſchlüſſel und unterirdiſche Gewölbe; Gift wird darin zwei oder dreimal gegeben; die Courtiſane ſpielt darin eine edle Rolle nach Recht und Billigkeit. Bemerken Sie einmal, mein Herr, welche erſtaunliche Menge von Courtiſanen in den Dramen des Herrn Hugo. Marien Delorme iſt eine Courtiſane; dann die Courtiſane in le Roi s'amuse von der allerletzten Gattung, die Courtiſane in Lucrece Borgia, ohne Lucrece Borgia ſelbſt zu zählen, die wohl für eine Courtiſane gelten könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, ihr zu ſchmeicheln; das iſt doch gewiß ein ſeltſamer Hang, eine Profeſſion, die nur einmal in den ſchönen Tagen der Republik Athen, als eine Courtiſane, Namens

Aſpaſia lebte, ein wenig geachtet wurde, heutzutage durch Liebe, Mutterliebe, Rache, Hingebung und andere edle Neigungen rehabilitiren zu wollen. Allein das wiſſen Sie ſchon: Victor Hugo liebt das Paradoxe; er gefällt ſich in der Rehabilitation aller Häßlichkeiten, der phyſiſchen wie der moraliſchen, Triboulet und Marion Delorme, Quaſimodo und die Thisbe; traurige Widerſinnigkeit, die man dem Scheine der Ueberzeugung, der ſchäumenden Poeſie des Dichters zu Gute halten muß.

Dies iſt die Geſchichte des neuen Théâtre français oder vielmehr der neuen Beſtrebungen des Théâtre français um ſich zur Höhe des modernen Drama aufzuſchwingen. Ich müßte in alle dieſe Details eingehen, um Ihnen begreiflich zu machen, wie das Théâtre français nach allen Bemühungen, die es ſich gab, endlich zu dieſer ſchauderhaften Erſchlaffung hinabſank, worin es jetzt zu liegen ſcheint. Seine letzte Anſtrengung, um neu zu ſeyn, war der Chatterton von Herrn Alfred de Vigny. Dieſer Chatterton iſt eine Art von talentvollem Narren, den die Eitelkeit ins Verderben ſtürzt. Anſtatt mit Bewußtſeyn und Muth wie ein Mann, der für ſich eine Zukunft ſieht, an's Werk zu gehen, beginnt Chatterton über Menſchen und Welt zu klagen. An einem ſchönen Tage tödtet er ſich, weil er nicht länger warten will. Allerdings iſt dies beklagenswerth, allein zugleich iſt es ein trauriges Beiſpiel, das nie den Stoff zu einer kläglichen Elegie hätte geben ſollen. Ueberhaupt ſagt man es nicht genug den jungen Leuten, daß die Geſellſchaft denen nichts ſchuldig iſt, die nichts für ſie gethan haben. Sie glauben ſogleich, wenn ſie einige Verſe oder Proſa im Kopfe ſpüren, daß die Welt ihnen mit offenen Armen und offenen Börſen entgegenkommen ſoll, während ſie der Welt entgegenkommen ſollten. Seiner Natur nach iſt das Genie geduldig; je unſterblicher es iſt, deſto beſſer verſteht es zu warten. Wo iſt das Genie auf der Welt, das nicht gewartet hätte ſtandhaft, gleich dem alten Horaz, bis die Reihe an ihn gekommen war? Treibt Ihr nicht dieſe jungen ungeduldigen Geiſter zur Empörung, die nicht einſehen, daß die Jugend ſelbſt ſchon ein ſehr groſes Gut iſt und undankbar gegen den Himmel ſind, ſich nicht glücklich zu fühlen, daß ſie jung ſind? Befördert nicht durch Eure ungeſtümen Klagen, durch Eure betrügliche Beſchwerden die Handlungen des Selbſtmords. Der Tod Guilberts, Malfilatres, Chattertons hat ſchon ſo viel Uebel angerichtet durch den entſetzlichen Hang zur Nachahmung, der bei dem Selbſtmord gewöhnlicher als bei jedem andern Verbrechen iſt, daß Ihr nicht durch Eure erheuchelten Schmerzen dieſe traurigen Fälle vermehren ſolltet. Unter dieſem Geſichtspunkt iſt der Chatterton Alfred de Vigny's eine beklagenswerthe und mörderiſche Compoſition. Stellen Sie ſich einen Dichter vor, der während ganzer fünf Akte umhergeht und gegen die Geſellſchaft declamirt, weil er kein Kleid und kein Brod hat. Aber Arbeit hat er; warum arbeitet er nicht? Welches Privilegium hat er, daß man zu ihm gehen ſollte, ehe man ihn an ſeinen Werken erkennt? Ein unerbittlicher Gläubiger will Chatterton in das Gefängniß werfen laſſen. Er gehe doch in das Gefängniß; dort wird er genährt und beherbergt und kann ganz nach Willkühr dichten; größere Dichter als Chatterton lebten in Feſſeln und weniger bequem. Sheridan ſelbſt, war er nicht ein Gefangener des Oe alienum und war er um deßhalb weniger Sheridan? der Lord-Mayor bietet Chatterton den Platz eines erſten Kammerdieners an, und Chatterdon verweigert es. J. J. Rouſſeau war weniger ſtolz; er hat die Livree getragen und war doch Jean Jacques, und wenn er ſich getödtet hat, ſo geſchah es heimlich, verborgen, nachdem er Heloiſe, Emile und den Contrat social geſchrieben hatte. Aber wenn die Lamentationen Chattertons elend und erbärmlich ſind, ſo iſt dafür die hübſche Kitty Bell mit ihren beiden Kindern allerliebſt und dramatiſch, zwar nur eine kleinliche und gezierte Schöpfung, deren Kleinlichkeit und Geziertheit aber in der tief gefühlten Leidenſchaft verſchwinden. Mad. Dorval war bewundernswerth in der Rolle der Kitty Bell. Die Comédie française war diesmal ihrer Sorgfalt für Coſtüme und Decorationen wieder treu geblieben; beſonders war im fünften Act eine gewiſſe

Treppe da, von deren Höhe Mad. Dorval mit der Achtloſigkeit einer fürchterlichen Agonie herabſtürzt. Hier, hör' ich Sie ſagen, war denn doch die Decoration zu etwas nütze und wenn der Maſchiniſt keine Treppe hingeſtellt hätte, ſo würde Mad. Dorval nicht haben herunterſtürzen können. Ich habe dieſem Einwand nichts zu entgegnen; aber wehe dem Schmerze, der nöthig hat, ſich auf ſo etwas einzurichten; wehe dem Drama, bei welchem der Machiniſt zu Hülfe kommen muß; ſonſt war es ein Gott, der aus der Maſchine kam: Deus ex machina! jetzt iſt es eine Maſchine, die aus dem Dichter kommt — Machina ex Deo! und doch iſt dieſes Einzige unſer unwiderlegbarſter dramatiſcher Fortſchritt.

Wie ich Ihnen ſagte, nach Chatterton und Mad. Dorval fühlte das Théâtre français die Nothwendigkeit, ſich von ſo vielen Neuerungen auszuruhen; und ſo iſt es denn ganz einfach zu ſeinem gewöhnlichen Poeten zurückgekehrt, [illegible] der Menge, den die Menge begreift und bewundert, dem ruhigen und ehrbaren Verſtande der ſich ſtets in den ſtrengen Grenzen des [illegible] Deus hält, dem arbeitſamen und gewiſſenhaften Geiſte, der nichts dem Zufall überläßt, dem liebenswürdigen Schriftſteller, der ein Ohr bewahrte für den harmoniſchen Rhythmus ſeines Meiſters Racine; der fruchtbaren und ſelbſt in ihren Ausbrüchen geregelten Einbildungskraft; ich meine hier mit Hrn. Caſimir Delavigne. Delavigne iſt in der That das geliebte und verzogene Kind der ſchönen und ehrbaren Menge, die in dem Théâtre français Gemüthsbewegungen ohne Gewiſſensbiſſe, und Thränen ohne Bitterkeit ſucht. Er hat ſehr jung angefangen und beſang ſogleich die alte Armee und jenen vom Blitz erſchlagenen Kaiſer. Er warf ſeinen poetiſchen Mantel auf unſere Niederlagen und Frankreich war dem jungen Dichter dankbar und nannte ſeinen Namen mit Stolz. Er aber gehorchte ſeinem dramatiſchen Inſtinkt. Die ſicilianiſche Veſper und der Paria verkündeten einen jungen Menſchen der ſchreiben konnte, was zu jener Zeit eine ſeltene Sache war, und der in Verſen ſchreiben konnte, was zu jeder Zeit ſehr ſelten iſt. Sein Vers war leicht, ſtrömend, groß, enthuſiaſtiſch, aber dabei ſo correct und ſo franzöſiſch, daß er bald zur Volkspoeſie wurde. Er indeß verſuchte ſich in zwei Genren, der Tragödie und Komödie, von der ſicilianiſchen Veſper zu den Schauſpielern, vom Paria zu der Schule der Alten. Er war zu gleicher Zeit ein ſtolzer und ſcharfer Geiſt voll tiefen tragiſchen Gefühls und übte die Herrſchaft über Thränen und Lachen aus. Zwar ein Lachen der zweiten Gattung, wenn man will und leichte Thränen in der That, aber dennoch ein echtes Lachen und wirkliche Thränen. Er war lange der Held der Kritik in Frankreich; allein ſeit zehn Jahren vernachläßigt und verachtet ihn dieſe Kritik, ohne daß es mir ſcheint, als habe er etwas an ſeiner Popularität verloren. Er war früher als alle Genies erſchienen, die jetzt ſeine Sonne verdunkelt haben; er aber ließ ſie Einen nach dem Andern vorübergehen und nachdem ſie all' ihren Lärm gemacht, all' ihren Staub erhoben hatten, da ſetzte er ſeinen Weg fort, mit demſelben leichten, gemüthlichen, ehrbaren und ſchlichten Schritt und bei dem Geräuſch der Fanfaren, die ſeine auf halbem Weg gebliebene Nebenbuhler ertönen ließen, gelangte er weit vor ihnen zu ſeinem Ziel. Caſimir Delavigne hat dieſes Jahr ein großes Drama oder beſſer eine lange Komödie, Don Juan von Oeſterreich aufführen laſſen. Dieſesmal iſt es eine Komödie in Proſa; denn er ſchreibt Proſa wie Verſe. Der Gegenſtand der Komödie iſt die Jugend Don Juans, des natürlichen Sohnes Carls V. Der fürchterliche Philipp II. ſitzt auf dem Throne Spaniens, auf dem Throne der Welt. Sein Vater nährt in der Zurückgezogenheit ſeines Kloſters einen alten Reſt Leidenſchaft und Ehrgeiz, der noch hinreichend wäre, die Welt umzuwälzen. Philipp II. will perſönlich den jungen Don Juan ſehen, der ihm ſo nahe angeht. Er war frühzeitig der Sorge des Herrn Querada übergeben, um aus Don Juan einen Mann von einfachen Sitten mit einem ſanften und verträglichen Gemüth einer andächtigen Seele und einem niedrigen und unterwürfigen Herzen zu bilden. Don Juan fühlte aber im Gegentheil das edle Blut Kaiſer Karls V. in ſeinen

Adern. Dieſes Blut kocht und glüht. Schon liebt er die Weiber und den Ruhm, und bis ein Heer ſeinen Befehlen unterworfen ſeyn wird, will er ein ſchönes Kind heirathen, deſſen Namen und Glauben er nicht kennt. Der unruhige Philipp II. bleibt erſtarrt in Gegenwart dieſes jungen Helden, der ſein Bruder iſt. Wie iſt es wohl möglich, dieſen jungen Soldaten von achtzehn Jahren, der nichts davon ahnet, zum Mönch umzuwandeln! Alsbald beginnt der Kampf zwiſchen den beiden Brüdern; ein fürchterlicher und ungleicher Kampf, denn Don Juan, das Kind, das ſich ſelbſt gefangen giebt, der Unbeſonnene ohne Rath und ohne Rückhalt, muß ſich gegen den liſtigſten, den unverſchämteſten und gewaltigſten Despoten vertheidigen. Ich weiß nicht, wie weit dieſes unvermeidliche Duell zwiſchen der Beklommenheit und der Freiheit, der Unwiſſenheit und der Gewandtheit gehen würde, wenn der Autor nicht den Kaiſer Karl V. ſelbſt erſcheinen ließe. Durch eine ſehr geſchickte und geiſtliche Wendung ſehen wir uns in dem Kloſter des entthronten Mönchs, deſſen Krone nicht einen Augenblick zum Gegenwicht der Welt in der Wage Europa's diente. Beim Anblick ſeines natürlichen Sohns, des Kindes ſeiner Liebe, dem er nie etwas gegeben, nicht einmal ein Königreich, fühlt Karl V. ſeine alten Eingeweide erbeben. Er muß dieſem großmüthigen, loyalen, abenteuerlichen, beſonders aber verliebten Sohne zu Hülfe kommen. Zuerſt giebt er ihm die Freiheit wieder und hierauf ſeine Geliebte zum großen Mißvergnügen Philipp II., der gezwungen ſeinen Bruder umarmen muß. Dieſes iſt die Komödie, wo die ſpaniſche Inquiſition neben dem tölpelhaften Querada ihre Rolle ſpielt. Es iſt ein Durcheinander von ſchrecklichen und burlesken Scenen, von Kaiſern und Rüpeln, von Juden und Katholiken. Hier findet man weder Geſchichte noch Wahrheit, aber viel Geiſt, jene Art von Geiſt, die dem Haufen gefällt und ein gewiſſes Intereſſe gegen das man ſich ſträubt, ohne es jedoch wegleugnen zu können. Dieſer Don Juan von Oeſterreich hat während ſechs Monaten das

Glück des Théâtre français gemacht und ſein Succes iſt noch nicht erſchöpft. Wer populär iſt, iſt Herr. Bei uns iſt die Popularität eines Dichters dauerhaft. Wenn ein Mann von Talent einmal dahin gelangt iſt, den ungeheuren und ſchwer zu durchdringenden Wall von zweiunddreißig Millionen Menſchen zu erſtürmen, wenn ein Name; der in den gähnenden Schlund der Publicität geworfen ſo glücklich war, ſich an einige kleine Zweige der öffentlichen Gunſt zu hängen, ſo ſeyn Sie überzeugt, daß es lange Zeit währen kann, dieſen Namen durch einen andern, dieſe Gunſt durch eine andere zu erſetzen. Während Don Juan von Oeſterreich jeden Abend ſeinen Siegesmarſch vollendete, ſchrieb Herr Caſimir Delavigne ein kleines bibliſches Drama in einem Akt und in Verſen betitelt „eine Familie zu Luthers Zeiten.“ Delavigne hatte ſchon in dem Genre der kurzen Tragödien „die Kinder Eduards“ geliefert, eine Nachahmung eines Meiſterwerks von Shakeſpeare in drei Akten. Kaum war „eine Familie zu Luthers Zeiten“ geſchrieben, ſo wurde ſie auch ſchon aufgeführt. Nichts Einfacheres läßt ſich denken, als die Handlung in dieſem Drama. Die Scene iſt in Deutſchland. Das geht alſo Sie an! — Luther, dieſer kühne Geiſt, ſtärker und ſtolzer in ſeiner Niedrigkeit als der Vicar von Rom von ſeinen Cardinälen umgeben, ſchleudert die Kraft ſeiner Rede in alle Seelen. Der Saame ſchießt ſchnell auf und trägt bald Früchte. Ganz Deutſchland liebt die Bibel in der Volksſprache; die Reformation verbreitet ſich in den Paläſten und überſchreitet die Schwelle der Hütten. Beſonders aber iſt eine Familie alter Chriſten eifrig der neuen Lehre ergeben. Das Haupt dieſer Familie iſt eine alte Frau, voll glühender Hartnäckigkeit, die nur bei Luther ſchwört und mit ihrer Ueberzeugung den ganzen Fanatismus einer neuen Meinung umfaßt. Schon hat ſie ihren älteſten Sohn bekehrt, der in dieſer Nacht in Luthers Händen abſchwören ſoll. Die Tochter und ein alter Diener ſind allein dem Glauben ihrer Väter treu geblieben. Das Mädchen ſchwankt, denn ſie ſieht ihren Vater und ihre Großmutter Luther angehören; aber ihr Vater iſt todt und im Himmel, deſſen Schlüſſel der heilige Petrus bewahrt. Der alte Diener ſchwankt nicht. Er liebt den alten römiſchen Cultus, das Summen der Glocken, den Klang der Orgel, die gemalten und gemeißelten Meiſterwerke, die Pracht der Kirche, die Seelen, die man durch's Gebet aus dem Fegfeuer erlöſen kann, die Feier des Sonntags und der Feſte; der gute Alte hält an dieſer Religion eben ſo durch ſeine Jahre, als durch ſein Herz. Der Friede oder vielmehr die Ruhe des Chriſten herrſcht äußerlich in dieſer Familie, als plötzlich der jüngſte Sohn von Rom zurückkehrt, von religiöſem Fanatismus getrieben. Paolo iſt der Sclave des Cardinals. Er hat gehört, daß der Irrthum ſich unter das Dach ſeines Vaters geſchlichen habe, daß Luther ſeine Doctrine geſäet habe auf der Schwelle der Abtrünnigen. Paolo erſcheint, um dem Skandal ein Ende zu machen, ſey es durch Ueberzeugung, ſey es durch Mord, und er findet — wie gräßlich! — ſeine Mutter, die deutſche Bibel leſend. Sein Bruder ſoll dieſe Nacht dem Glauben abſchwören, ſeine Nichte ſchwankt zwiſchen dem Papſt und Luther. Paolo wirft ſich ſeinem Bruder zu Füßen, er drängt ihn, treibt ihn an, fleht, die katholiſche Religion nicht zu verlaſſen. Alles umſonſt! Darauf zieht er einen Dolch aus ſeinem Buſen und ermordet ſeinen Bruder.

Er ſagt, daß er ihn ermorde, damit ſein Bruder nicht verdammt, nicht den ewigen Flammen überliefert werde. Welch' trauriger Glaube! Und weiß denn Paolo nicht, daß der Wille dem Verbrechen gleich kommt, daß ſein Bruder im Herzen ſchon abgeſchworen hat und daß der Moment der Abſchwörung nur eine eitle Ceremonie iſt, die ſeiner Sünde nichts mehr hinzufügen kann, daß er ihn nicht im Zuſtand der Gnade ermordet, ſondern der ewigen Verdammniß überliefert! Paolo iſt alſo nicht nur ein ſchlechter Bruder, ſondern auch ein ſchlechter Katholik. Sein Verbrechen, das durch nichts gerechtfertigt wird, iſt überdies ein unnützes, verabſcheuungswürdiges, abgeſchmacktes Verbrechen. Nachdem er ſeinen Bruder ermordet hat, verflucht ihn ſeine Mutter, und er entflieht wie Kain, indem er ausruft: „Du haſt keinen Sohn mehr!"

Dieſes Trauerſpiel, das kein Trauerſpiel iſt, dieſe lange Declamation in Verſen, worin der Autor weder die Parthei des Papſtes noch Luthers nimmt, dieſes halbproteſtantiſche, halbkatholiſche Juste milieu, dieſe Vereinigung von Fanatikern beider Bekenntniſſe, dieſes profane Durcheinander von Umarmungen und Dolchſtichen, von katholiſchen und lutheriſchen Kirchenliedern, wird bei der Vorſtellung, ſo wie bei der Vorleſung durch ſchöne Verſe unterſtützt, durch rührende Tiraden, durch jenes große Talent eines populären Styles, der immer bei uns ſo großen Anklang findet.

So viel von der Tragödie des Théâtre français. Alexander Dumas, den wir ſpäter wieder finden werden, hat dieſes Theater ganz verlaſſen, wo er ſeine erſten Schritte wagte. Die Komödie hat hingegen ihren Talma noch nicht verloren, d. h. ſie hat Mlle. Mars noch erhalten, und ſchwebt daher noch immer in ihren natürlichen Grenzen. Mlle. Mars rettet die Komödie, wie Talma die Tragödie gerettet haben würde. Nach Mlle. Mars aber wird die Komödie keine Schauſpielerin mehr haben und es wird um Moliere und Marivaux ſtehen, wie es jetzt um Corneille und Voltaire ſteht. Was die dramatiſchen Meiſterwerke am Leben erhält, das ſind die Schauſpieler, die ſie geben. Geben Sie mir Talma zurück, ſo ſollen Sie Britannicus haben. Mittelmäßige Werke hingegen leben nur einen Tag und ſterben mit der Laune des Schauſpielers, der ihnen Leben einhauchte. Mit Talma würden Racine und Corneille wieder auferſtehen; allein weder Talma noch irgend Jemand würde Sylla und Carl VII. wieder beleben können, die nichts weiter als eine tour de force von Talma waren.

Alſo auf Mlle. Mars und nur auf dieſer allein ruht die alte franzöſiſche Komödie, dieſer Ruhm ohne Furcht und ohne Tadel. Sie allein belebt heut zu Tage noch Marivaux, den liebenswürdigen, geiſtreichen Mann, der dieſer großen Stütze bedarf; ſie allein hat auf dem Theater die feinen Manieren des 17. Jahrhunderts bewahrt, dieſe ſchmuckloſe Grazie, dieſe Zurückhaltung, dieſen Anſtand, deren Geheimniß unſere Mütter mit ſich genommen haben. Nur Moliere allein, unſer große Moliere, kann ſehr gut der Unterſtützung der Mlle. Mars entbehren, wie jeder andern Unterſtützung auch. Er iſt glücklicher als der große Corneille, glücklicher als Racine und Voltaire, weil er allein auch größer iſt als ſie alle drei. In ihm iſt der ganze Geiſt Frankreichs gebannt; er iſt die Geſchichte unſerer Sitten, die Züchtigung unſerer Lächerlichkeiten; er iſt unſere populärſte Lehre, unſer geliebteſter Dichter, unſer unantaſtbarſter Stolz. Deßhalb auch kann er großer Schauſpieler entbehren, um verſtanden zu werden; er allein genießt dieſes großen Privilegiums. Ich ſah einſt Moliere in den elendeſten Dörfern ſpielen, in einer Scheune bei vier gemeinen Talglichtern, und von welchen Komödianten, gerechter Himmel! — Nun wohl! dieſe Komödie wurde dargeſtellt, angehört und applaudirt mit der größten Theilnahme. Molieres Stücke ſind in der That für die Dümmſten wie für die Weiſeſten geſchrieben, ſie gehören allen Zeiten, allen Arten, jedem Alter an, ſie ſind die Freude, das Glück und der Ruhm der armen herumziehenden Komödianten, die von den Broſamen, die Molieres Genie wegwirft, leben; deßhalb wird auch die Komödie Molieres ewig das unerſchöpfliche Kapital des Théâtre français bleiben, ein immerwährender und unverwüſtlicher Reichthum. Wenn das Théâtre français eine Zukunft hat, ſo iſt dieß bloß, weil es die Komödie Molieres beſitzt, die weder großer Schauſpieler, noch reicher Coſtüme und Decorationen nöthig hat!

Bei dieſer Gelegenheit — nicht bei Gelegenheit Molieres, dies wäre ein großer Frevel, — ſondern bei Gelegenheit der Komödie überhaupt — und auch dabei iſt es ſchon eine große Sünde — muß ich Ihnen doch auch ein Wort über unſern großen Komödienmacher, Herrn Scribe, ſagen, dieſen Scribe, die Freude der Spießbürgerwelt, den Vater ſo vieler alter und junger Obriſten und ſo vieler kleiner Mädchen, die zu dieſer Friſt ſchon wieder Töchter zu verheirathen haben müſſen. Ach, mein Herr, was ſoll ich Ihnen ſagen? Herr Scribe hat das Théâtre de

Madame, ſeine blumige Wiege, wo er in Roſen vergraben lag, verlaſſen, um ſich zur großen und komiſchen Oper zu wenden; hierauf verließ er die Oper, um ſich zur Akademie zu wenden, wo wir ihn eintreten ſahen und ſich ernſt auf einen Lehnſtuhl niederlaſſen, um eine lange Rede zu halten, welche die Prätenſion hatte literariſch zu ſeyn, aber nur paradox war. Der alte Scribe, der ganz Paris amüſirte, ſo wie die Provinz und fremde Länder, der Autor jener charmanten Laſter, welche junge Frauen und kleine Mädchen ſo glücklich machten, hat ſeine literariſche Pfeife weggeworfen. Er iſt nicht mehr der kleine Moliere der Salons, der eine Komödie aus all den kleinen Sitten und Manieren zuſammenzuſetzen verſtand, die er bei den Frauen der Wechſelagenten vorfand, die er für Damen des Faubourg St. Germain hielt. Herr Scribe zog ſich in ſeine dramatiſche Muſchel zurück, wie die Auſter, nachdem ſie ſich im Sonnenſchein geöffnet. Er iſt todt für das Gymnase, das ihn bedauert, ohne ihn zu beweinen; er iſt todt für das Théâtre français das ſich ſeines Bertrand et Raton mit großer Freude erinnert. Zu dieſer Friſt ſteht Herr Scribe im Solde von Meyerbeer. Er arbeitet für die Muſiker und überläßt ſeinen Collegen die Exploitation des Vaudeville; der Undankbare! Das Vaudeville aber, das bei uns unſterblich iſt, wie die Maikäfer, nämlich wie die Maikäfer der vier Jahreszeiten, verfolgt tagtäglich ſeine glänzende Carriere. Sie werden mir jedoch nicht zumuthen wollen, daß ich Ihnen die Geſchichte dieſer Art literariſcher Producte entwerfe, die gleich den Champignons hervorſproſſen und eben ſo ſchwer, ſelbſt manchmal gefährlich zu verdauen ſind. Ich denke mir, daß ſich dergleichen in jeder Literatur vorfindet, und daß auf allen Theatern der Welt eine gewiſſe einheimiſche Fabrikation ihr Weſen treibt zum Verbrauche eines jeden Tages, von der jedoch die Kritik es unter ihrer Würde hält zu ſprechen. Daher übergehe ich mit Stillſchweigen alle jene kleinen Akte, die man jeden Tag in den Wind wirft und die der Wind fortträgt wie eitel Staub.

Die Oper nimmt uns jetzt in Anſpruch. Dieſes iſt ein weites und edles Theater, welches unſerer ganzen Aufmerkſamkeit würdig iſt. Hier vereinigen ſich alle Intelligenzen und alle Ariſtokratien der Pariſer Welt. Wenn jedoch die Oper von Frankreich durch die Revolution von 1830 nicht zerſtört worden iſt, wenn ſie im Gegentheil als Siegerin hervorging aus einer Zeit, wo allem Schönen und Großen der Untergang drohte, ſo gebührt dieſe Ehre einem Deutſchen; ein Deutſcher war es, der unſere Oper rettete: Meyerbeer war es, Robert der Teufel war es; es war der Komponiſt der Hugenotten! Nach 200 Vorſtellungen zweihundert Mal 10,000 Fr. Einnahme; rechnen Sie die Summe zuſammen; Robert der Teufel iſt noch immer in der vollſten Lebendigkeit ſeines erſten Eindrucks. Die Menge drängt ſich noch hinzu, wie in den erſten Tagen, ein bis jetzt beiſpielloſer Erfolg, wenn auch nicht ein Erfolg ohne Gleichen; denn jetzt ſind die Hugenotten erſchienen.

Mein Herr, die Hugenotten von Meyerbeer ſind in der That die große lyriſche Angelegenheit dieſes Jahres, ſo wie der Don Juan von Alexander Dumas der größte dramatiſche Fehltritt dieſes Jahres zu nennen iſt. Daher will ich Ihnen von beiden Werken Lob und Tadel gleich umſtändlich hier mittheilen.

Der Dichter Heinrichs III. und des Thurms von Nesle hat nach meiner Meinung als Mann von Talent die größte Unklugheit begangen, indem er die unbegreifliche Komödie Don Juan de Marana in die Welt ſetzte und dies verdient ernſt genommen zu werden. Er hat mit ſich und den Andern geſpielt, während der ganzen Dauer des längſten Melodramas, das wohl jemals aus einem menſchlichen Hirn entſprang. Während ſieben Stunden hat er Neugierigen und Bewunderern, Enthuſiaſten und Zweiflern eine Naſe gedreht; er hat mit kaltem Blute Aller geſpottet; er verkündigte mit Trompetenſchall ein Rieſenwerk, und als man kam, es zu ſehen, gab er nur einen Traum. Man erwartete etwas Shakeſpeareſches und man bekam nur eine Poſſe ohne Maß. Noch in dieſem Augenblicke fragen ſich die erſten Zeugen dieſer dramatiſchen Tollheit: ob ſie wirklich gewacht haben, ob ſie wirklich ſelbſt die Zuſchauer des Theaterſtücks von

Herrn Dumas waren und ob denn endlich Herr Alexander Dumas wirklich Herr Alexander Dumas ſey?

Nach meiner Meinung beging er einen ungeheuren Fehler. Das größte Unglück, das einem Manne wie Dumas begegnen kann, iſt, in einem Tage, mit einem Male und vielleicht unwiederbringlich das Vertrauen und die Achtung ſeines Parterres einzubüßen. Noch geſtern warſt du für die Deinen ein literariſches Panier, du gabſt die Parole einem Heer von Schülern, die Kritik ſprach von dir mit allen Rückſichten, die ſie dem Talente ſchuldig iſt; die Menge ſtrömte vertrauensvoll dir zu; denn ſie wußte welchen Werth du auf ihre Anhänglichkeit legeſt; denn geſtern noch hatteſt du dich nicht von den erſten und heiligſten Pflichten des dramatiſchen Dichters losgeſagt, geſtern noch ließeſt du handeln und ſprechen die edelſten und ſchrecklichſten Leidenſchaften des Menſchenherzens; geſtern noch gabſt du dir Mühe, dein Drama mit bewundernswerther Geduld anzulegen und auszuführen; geſtern noch ſuchteſt du ſelbſt in deinen ſtärkſten Ausbrüchen nur Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit; geſtern noch warſt du der Vater von Antony, von Buridan und von Richard d'Arlington! Heute aber, welche Veränderung! dein glorwürdiger Name dient als Schild einer dramatiſchen Boutique, deine Leidenſchaftlichkeit iſt nur ein Vorwand um Decorationen verwandeln zu laſſen und dem Machiniſten Arbeit zu geben, heute kommſt du erſt, Alexander Dumas, nach einem Devoir, Porchet, Ciceri und andern Tapetenkleckern, denn heute haſt du auf den Bretern der Porte St. Martin deinen erſten und ich will hoffen auch deinen letzten dramatiſchen Scherz, Don Juan de Marana, aufführen laſſen.

Don Juan hat zum Vater den Vater aller dramatiſchen Helden: Moliere. Umſonſt wollen einige Genealogen, die gewiſſenhafter ſind, als man ſollte, behaupten, daß Moliere ſeinen Don Juan Spanien entlehnt habe; Moliere hat Spanien ſeinen Don Juan entlehnt, wie der große Corneille Spanien ſeinen Cid entlehnte; aus einem Embryo hat er einen großen Mann gemacht. Der Don Juan Molieres iſt der wahre Don Juan geblieben, der liederliche Cavalier, der keinen andern Glauben hat, als die Luſt; der ſtürmiſche Jüngling, den ſeine Sinne hinreißen und der ihnen als Sklave gehorcht; der elegante Libertin, der nie eine Widerſtrebende gefunden und dem alle Frauen gleich ſind, ſie ſeyen nur jung und hübſch; der kaltblütige Duellant, der die Geſetze verachtet und der aus Mangel an Gewiſſen nur ſeinen Degen als Richter erkennt. Molieres Don Juan iſt vielleicht ſeine größte Anticipation für kommende Jahrhunderte. Es iſt noch nicht geſagt worden, daß alle Typen eines jungen Menſchen ohne Glauben, alle Helden verderbter Geſellſchaften, alle Paradoxen des Geiſtes auf der höchſten Stufe der Unabhängigkeit, aller Glanz des Laſters, das ſich hinter Stikkereien und Wappen verbirgt, das ganze achtzehnte Jahrhundert, verdorben und verderbend, ſich vereinigt und zu gleicher Zeit in Molieres Don Juan wiederfindet. Don Juan iſt Molieres Prophezeihung; zum erſten Male gab es hier Moliere auf, der große Maler ſeines Jahrhunderts zu ſeyn, um der Geſchichtſchreiber zukünftiger Jahrhunderte zu werden. Unter Ludwig XIV. und Mad. de Lavalliere ahnete Moliere Ludwig XV. und Mad. de Pompadour; unter Boſſuet und Pascal ahnete Moliere Diderot und Voltaire. Iſt Don Juan denn etwas anders als der eleganteſte Roué unter der Regentſchaft? Iſt Don Juan etwas anders als die ungezügelte, geſetzloſe Liebe der Boudoirs einer Gräfin Dubarry? In Frankreich iſt Don Juan der Held der Liaisons dangereuses; in England iſt Don Juan der fürchterliche Lovelace, der nach allen Seiten ſeine ſchrecklichen Verwüſtungen ſchleudert; Don Juan iſt die Verderbtheit des Geiſtes wie des Herzens, aber es ſind geputzte, gefirnißte, übergoldete Verderbtheiten, voll Jugend und Kraft und Leben. Einen Don Juan inmitten des achtzehnten Jahrhunderts zu finden, das würde die Komödie des achtzehnten Jahrhunderts gefunden zu haben heißen. Moliere hat dieſe Komödie errathen; er fand ſie, wie alle ſeine übrigen Meiſterwerke. Er hat aus dieſem ſchrecklichen Don Juan, aus dieſem ſchrecklichen Steinbilde, aus dieſem ewigen

Kampfe der Sinne gegen die Geſetze, der Vernunft gegen das Herz, des Laſters gegen die Tugend, der Erde gegen den Himmel eine Komödie voll Heiterkeit gemacht, wo die Moral ſich unter das Lachen verbirgt, kurz er machte eine Molìereſche Komödie aus demſelben Don Juan, den man uns nun ſo trübſelig, ſo ſchwerfällig, ſo kränkelnd gezeigt hat.

Beim Himmel! man kann Moliere nur begreifen, wenn man ihn mit denen vergleicht, die nach ihm gekommen ſind und geglaubt haben, daß man ihm ſeine Helden nehmen könne, wenn er einmal zu den Helden geſagt hatte: Du gehörſt mir! Der erſte, der nach Moliere kam, um ihm ſeinen Don Juan zu nehmen; war Thomas Corneille. Dieſer gute Thomas (ſein Bruder möge ihn beſchützen!) hatte ſich eingebildet, er könne die Proſa Molieres in Verſe umgeſtalten. Molieres Proſa in Verſen! Er hatte Wort für Wort, Scene für Scene, Molieres Stück genommen und es mit jener bewundernswerthen und beklagenswerthen Leichtigkeit, die man an ihm kennt, in Reime gebracht. Aber was noch ſeltſamer iſt: nachdem Molieres Stück von Thomas Corneille gereimt worden war, befaßten ſich die Schauſpieler wie das Publikum viel lieber mit dem Don Juan von Thomas Corneille als mit dem Don Juan von Moliere. Die armen Leute müſſen jedoch entſchuldigt werden; denn Niemand hatte in jener Zeit Molieres Scharfblick. Sie lebten in einem correcten und rangirten Jahrhundert, das von allen Exceſſen der Gedanken, ſo wie der Künſte weit entfernt war. Zu jener Zeit endete jede profane Liebe im Kloſter, jede zügelloſe Freude erloſch unter Thränen. Mad. de Lavalliere und der Abbé de Rancé hatten der chriſtlichen Buße einen breiten Weg eröffnet. Die Statue des Commandanten, welche plötzlich Don Juan erſcheint war dem ſiebzehnten Jahrhundert eine vergnügliche Fabel. Moliere allein wußte, daß dieſes Geſchichte ſey. Daher hatte er dieſe Geſchichte in der ernſten Größe ſeines Styls geſchrieben, wie man Geſchichte ſchreiben muß. Thomas Corneille mit ſeinen Reimen machte aus Don Juan ein Altesweibermährchen, und darum lief man zu dem Don Juan von Thomas Corneille; darum aber auch machte das Mährchen der Geſchichte, der Witz der Proſa, der joviale Thomas Corneille Moliere, der ſingende Don Juan dem ſprechenden Platz, je mehr und mehr die Zeit heranrückte, die Ahnung Molieres in allen Theilen zu verwirklichen. Suchen Sie doch einmal einen anticipirten dramatiſchen Helden, wie Molieres Don Juan, der vor ſeinem Jahrhundert auf die Welt kam, mit ihm heranwuchs, mit ihm Hand in Hand ging, von demſelben Jahrhundert, deſſen Großvater er ſeyn konnte, endlich adoptirt und als ſein Kind anerkannt wurde! Dieſes iſt ein Phänomen, das ſich zu keiner Zeit, in keiner Literatur darſtellt. Wir ſahen, es iſt wahr, ewige Jugend: der Achilles des Homer iſt noch jung, wie am erſten Tage; wir haben auch ewiges Alter: die Hekuba des Sophokles iſt noch die alte Hekuba; aber ein um ein Jahrhundert zu alter Held, der mit den Jahren immer jünger wird, bis er zur Würde der Geſchichte heranreiſt, nachdem er lange Zeit nur ein Mährchen zum Vergnügen geweſen, dies iſt ein Held, den Moliere nur allein hat finden können, und dies iſt der wahre und einzige Don Juan.

Nachdem nun das achtzehnte Jahrhundert durch alle Exceſſe, Thorheiten, Laſter, Zweifel und Extreme hindurch war, und endlich die ganze Bedeutung von Molieres Don Juan verſtanden hatte, nachdem es eingeſehen, daß Molieres Don Juan eigentlich nur dem Herrn von Lauzun ähnlich ſah und nachdem der Parc aux cerfs ihm jene durch den Hauch dieſes Wollüſtlings verübte kalte Hinopferung ſo vieler jungen verlorenen und in gewiſſenloſer Luſt geſchändeten Weiber erklärt hatte, findet ſich von Neuem ein Mann, um noch einmal Don Juan Molieren zu rauben, wie es einſt Thomas Corneille gethan. Dieſer Mann war werth ſich mit Moliere zu meſſen, Genie gegen Genie: es war Mozart! Jetzt aber beobachten Sie, was in dieſer zweiten Umwandlung Mozarts geſchieht. Als Thomas Corneille ſich Don Juans bemächtigte, bemühte er ſich, ihn luſtiger, jovialer, lächelnder, jünger zu machen; er ſchaffte ein Mährchen aus der Geſchichte: ſo wollte es das ſiebzehnte Jahrhundert. Mozart aber findet Don Juan, um ein Jahrhundert zu alt; das Jahrhundert glaubt an Don Juan; daher erſcheint ihm dieſer nur wie eine trübe Malerei der Sitten und Zweifel jener Zeit. Nun thut Mozart im umgekehrten Sinne, was Thomas Corneille mit dem Don Juan vorgenommen. Er machte ihn älter mit ſeiner ganzen Kraft. Er verdunkelt ſein Geſicht, er entreißt ihm ſeine tollen Witze und ſeinen Sammetmantel; man hört in ſeinem Drama den tauſendfachen Ruf der Rache und des Schreckens. Er macht aus Molieres Geſchichte, woraus Thomas Corneille eine Fabel machte, ein Gedicht. Nun ſehen Sie, ſehen Sie, wie Don Juan groß wird! nun ſehen Sie, wie ſein Spott ſo grauſam wird, ſein Zweifel ſo feierlich, ſeine Liebeshändel ſo durchkreuzt werden! ſo daß die Zuſchauer endlich Zeit gehabt haben, dieſen tragiſchen und verhängnißvollen Don Juan auch ernſt zu nehmen Und in der That, das Drama wird rührend, die Leidenſchaft ſeufzt, die Stimmen ſchluchzen, Donna Anna erſcheint wie der Gewiſſensbiß, ſelbſt der Commandant erhebt ſeine Stimme aus dem Schooße der Erde, verſtärkt mit der ganzen Macht des Mozartſchen Orcheſters! Welche Umwandlung! welche Veränderungen! Aber welche Revolution fand auch in den Sitten und dem Glauben ſtatt, von Boſſuet bis Voltaire, von Moliere bis Mozart.

So gehen Sie nun neben einander, der Don Juan Molieres und der Don Juan Mozarts: der eine heiterer, der andere ernſter; dieſer der die göttliche Gerechtigkeit erwartet, ohne daran zu glauben, jener, der wider Willen, ohne es zu wiſſen daran glaubt; der eine durch die Heftigkeit ſeines Naturells zur Liebe getrieben, der andere durch die Stärke ſeines Unglücks; jeder von ihnen hat Sganarell und Leporello bei ſich, d. h. jeder von beiden iſt von einem Fragmente ſeines Gewiſſens ſtets gefolgt; aber Sganarell iſt luſtiger als Leporello, weil er ſich weniger nah der Kataſtrophe fühlt. So unerbittlich auch die beiden Statuen ſind, ſo muß man doch erkennen, daß der Commandant Molieres weniger entſetzlich als der Commandant Mozarts iſt. Aber dieſen ſahen wir auch von Don Juans Hand fallen, wir hörten die Verwünschungen seiner letzten Augenblicke, wir sahen vollständig das Ereigniß seines Todes abspielen, und die Hand erheben, um seinen Mörder zu bezeichnen.

Die Jahre gehen indeß vorüber; eine andere Revolution findet statt, mit einem andern Jahrhundert erwacht eine andere Kraft, ein anderes Wesen. Das vergangene Jahrhundert, das so stolz, so unruhig und so unglücklich war, nichts zu glauben, hatte sich vor Don Juan gefürchtet, gleichwie das siebzehnte Jahrhundert über ihn gelacht hatte. Was wird nun aber unser Jahrhundert aus diesem ewigen Typus machen? Wo sind in diesen Tagen die Atheisten aus Stolz? Wo ist der Mensch, der laut sagt: „Ich glaube nicht!" Aber man könnte auch fragen, wo verbergen sich in unsern Tagen die jungen Leute, die ihre Zukunft ihrer Liebe opfern? Leider floh die Leidenschaft aus unsern Herzen, wie der Unglaube aus unserem Kopfe. Was sollen wir denn heut zu Tage mit der Leidenschaft und dem Unglauben Don Juans anfangen? Wie sollen wir uns für den jungen Mann interessiren, der in einem fort Liebeserklärungen auf der Erde und Kriegserklärungen gegen den Himmel macht? Don Juan muß mithin noch einmal die Umwandlung des Jahrhunderts mitmachen. Er war im siebzehnten Jahrhundert Atheist gewesen, hierauf wurde er beauftragt, das folgende Jahrhundert zu entschuldigen; Molière hatte ihn dem Gelächter, Mozart dem Hasse überlassen. Welcher neue Poet wird sich jetzt Don Juans bemächtigen, nachdem Molière seine ganze Lustigkeit, Mozart allen seinen Schrecken entfaltet hatte? Wir wollen es Byron überlassen. Aus einem Atheisten wird Byron einen Zweifler machen und nichts als einen Zweifler. Ob es einen Gott gäbe, ob es keinen Gott gäbe, was liegt daran dem Don Juan Byrons? Er würde nicht Das darum geben, es zu wissen. Auch dieses Mal ist die Umgestaltung vollkommen. Seine Leidenschaft verwandelt sich, wie sein Geist. Der Don Juan Byrons wird sich wohl hüten, Alles seinen ungeheuren Wünschen zu opfern; er wird nicht mehr den

Commandanten in den Armen seiner Tochter tödten; er wird nicht die erſte beſte auf dem Balle heirathen, er wird nicht kleine unſchuldige Mädchen verführen. Der Don Juan Byrons kennt die Geſetze beſſer als irgend Einer: eben ſo wohl, daß die Geſetze Bigamie mit der Galeere beſtrafen, daß die Väter heut zu Tage ſich nicht gleich um's Leben bringen laſſen, und daß die kleinen Mädchen Brüder haben, welche geſchickt den Degen führen können, als auch daß die Geſellſchaft eine heimliche Verbindung nicht mehr laut tadelt, und daß, wenn man heut zu Tage eine Frau entführt, man ſie auch für ſein ganzes Leben behalten müſſe. Byrons Don Juan weiß dies Alles und handelt auch darnach; er iſt klug, zurückhaltend, beſcheiden, ſelbſt verliebt zu gewiſſen Stunden. Sucht er junge ſchöne Weiber auf, ſo geſchieht es nur, um das Vergnügen zu haben, mit ihnen zu plaudern, um ſich allerliebſten Klatſchereien und unſchuldigen Verläumdungen hinzugeben; Byrons Don Juan hat Voltaire geleſen und beſitzt kaum die Hälfte der Zweifel Voltaires, ſo ſehr fürchtete er ſich müde zu werden, ſie ganz zu tragen. Byron's Don Juan hat ebenfalls Molieres Don Juan geleſen und findet, daß Letzterer ſehr Unrecht hatte, ſich für Weiber zu ruiniren und zu ſeinem Vater zu ſagen: „Wollte Gott, Ihr wäret geſtorben!“ Auch Mozarts Don Juan würde der Don Juan Byrons zurechtweiſen; er findet, daß jener ſehr Unrecht hat, ſeinen Diener zu den Füßen ſeiner Geliebten zu laſſen; denn das heißt ſie in eine Unerbittliche verwandeln. In der Liebe iſt Byrons Don Juan geſchickter als die beiden Andern; denn er läßt ſich nur mit guten und ſanften Frauen ein, die wenig Spaniſches an ſich haben, wenig rachſüchtig, wenig gefährlich ſind, leicht zu lieben, aber auch leicht zu tröſten. Er hat Spanien mit dem Orient vertauſcht, die großen Damen mit den Houris, engliſche und policirte Städte mit dem Serail. Mit einem Wort, Byrons Don Juan iſt wie die ganze Jugend dieſes Jahrhunderts, ein Don Juan, welcher entrückt von allen Gefahren, von allen Religionen, von allen Nebenbuhlerſchaften, von allen Tugend- und Schwächen ſeiner Vorgänger.

Dieſe Frage hätte ſich Herr Alexander Dumas ſelbſt ſtellen, als er ſich hinſetzte, um ſein Melodrama zu ſchreiben. Wie ſteht es in dieſer Zeit mit Don Juan? Hierauf hätte Herr Dumas antworten können: „Der letzte Don Juan iſt nun von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, er iſt vierzig Jahre alt, hat ſeine ſchönen Haare verloren und einen Bauch gewonnen; er ſucht eine Frau mit einer guten Mitgift und ſpielt [illegible] an der Börſe. Don Juan trägt das Kreuz der Ehrenlegion, iſt Kapitain der Nationalgarde, dinirt im Café anglais und hat ſo eben auf die Ausgabe von Chateaubriand mit Prämien unterzeichnet, um nämlich die Prämie zu gewinnen.“ Und nun machen Sie mir einmal ein Drama mit einem ſolchen Don Juan!

Unglücklicher Weiſe hat ſich Herr Alexander Dumas, bevor er ſich an's Werk ſetzte, keine dieſer Fragen geſtellt, ohne die jedoch kein dauerhaftes Werk erſchaffen werden kann. Unter allen ſchönen und möglichen Don Juans hat Herr Dumas nicht gewählt, ſondern er hat vor ungefähr drei Monaten in irgend einer Revue eine Chronik von Herrn Merimée, über einen ſchrecklichen, phantaſtiſchen Don Juan, deſſen Geſchichte Herr Merimée in jenem ſtrengen Tone und mit jener verzweifelnden Ironie erzählte, die ihn ſo beliebt gemacht haben. Endlich nimmt Herr Alexander Dumas die Sache ernſt, verſammelt um ſich von allen Seiten in Bezug auf dieſe Chronik alle ſeine Erinnerungen, engliſche, deutſche, ruſſiſche, franzöſiſche Erinnerungen, an alte und neue Poeſie, an Corneille und Göthe, miſcht dieß Alles unter einander ohne Wahl und Geſchmack und in der gräßlichſten Verwirrung; er vermiſcht ohne Erbarmen das Heilige mit dem Profanen, den Vers mit der Proſa, das Lachen mit dem Weinen, den Teufel mit den Engeln, den Himmel mit der Hölle, das Groteske mit dem Erhabenen; dieß Alles wirft er hierauf in einen großen Mörſer mit Namen Shakeſpeare, und zerſtößt es dann mit einem Schlegel, Jodelle genannt, und nachdem Alles dieſes zum Feuer gebracht, gehörig gemiſcht, eingekocht und geſchmort iſt, wird es halb heiß halb kalt aufgetragen: „Nehmt und eſſet! Dies iſt der Körper Shakeſpeare's, Corneille's, Göthe, Houwald, Tieck, Werner, Hoffmann, Müllner, Grabbe und Walter Scott's, der Körper des Herrn Alexandre und Auguste.«

Aber nun, wer Ihr auch sein möget, nehmt allen Euren Muth zusammen, umgürtet Eure Hüften und kommt mit in dieses Pandämonium zu Hülfe. Zwei Geister streiten sich um den Besitz Don Juan's von Marana; der Engel und der Teufel dieser Familie sind nämlich auf der Lauer seit der Ermordung des Commandeurs; der Teufel liegt auf dem Rücken, der Engel steht. Der Teufel muß so lang liegen bleiben, bis Don Juan ein Verbrechen begangen hat. Der Teufel wird nicht lange warten dürfen. In der That fängt die Tollheit an, Don Juan zu Tod zu sehen. Er überläßt sich allen Ausschweifungen; er hat in dem Palaste seines sterbenden Vaters seine Freunde mit ihren Geliebtinnen eingeladen. Diese Herren, die nicht wissen wie sie sich unterhalten sollen, vertauschen ihre Weiber. Ich versichere Sie, daß man die Wahl unter diesen Weibern für eine Strafarbeit ansehen würde. Während der Orgie benachrichtigt ein Bedienter Don Juan, daß sein alter Vater sterbe. Die Orgie begiebt sich hinweg und macht dem Tode Platz. Zugleich erscheint ein guter Mönch, um dem Greise die Augen zu schließen und ihn die Akte unterzeichnen zu lassen, worin er seinen Bastard, Don José, anerkennt. Don Juan tödtet den Mönch und entreißt ihm die Akte, ehe der Greis sie unterzeichnet hat. In demselben Augenblick steht der Teufel auf, der bis dahin am Boden lag und ist nun frei. Jetzt beginnt der Kampf zwischen dem Engel und dem Teufel, dem guten und bösen Princip, und dieses scheint mir, so weit es in diesem Falle möglich ist, das eigentliche Sujet des Dramas Don Juan de Marana, zu sein.

Übrigens ist diese dramatische Entdeckung des Herrn Alexander Dumas schon sehr alt. Sie steigt hinauf bis zu den Zeiten der Mysterien, als der einfältigste Dichter dem Erbarmlichen, dem Guten Gott, der Heilige, dem Bösen Teufel ertheilte.

Zu jener Zeit war die Kunſt in der Kindheit, und der Dichter hatte noch nicht begriffen, wie die menſchliche Seele ſich im Drama enthüllt und welche große Rolle darin das Gewiſſen ſpielen ſoll. Das Gewiſſen, jene innere Stimme, die ſich trotz dem Verbrecher von ihrem Sitze erhebt, um ihn anzuklagen und zu verderben. Je größer das Verbrechen, je lauter ſpricht das Gewiſſen. Sie haben oftmals gehört, wie das Gewiſſen Macbeth's ſpricht: Macbeth hat den ſüßen Schlaf getödtet! Sie kennen das Gewiſſen Othello's und wiſſen, was es erzählt. Wollen Sie die innerlichen Kämpfe des Laſters und der Tugend ſehen, ſo liefern Ihnen die großen Dichter tauſend Beiſpiele dazu. Burrhus und Narciß im Britannicus ſind nichts anderes als das gute und böſe Princip des jungen Kaiſers, und der Monolog Auguſts in Cinna, was wäre er wohl anders als der doppelte Wettkampf der entgegengeſetzten Neigungen im Menſchen? Was ſollen wir nun mit dem Engel mit den weißen Flügeln und mit dem Teufel mit dem Pferdefuß machen? Und wie ſollten Sie, ein Dichter, ſich dieſer ſinnlichen Mittel bedienen, wenn Sie Menſchen von Fleiſch und Bein, mit Leidenſchaften, Tugenden, Laſtern und unſterblichen Seelen zu Ihrem Behufe haben? Laſſen Sie den Teufel wo er iſt, laſſen Sie die Engel in Ruhe, und Sie werden ein dramatiſcher Dichter ſein; bleiben Sie hübſch auf der Erde, der Himmel iſt zu hoch und die Hölle zu tief für Sie. Aber die tolle Idee, mit Hülfe von Engeln und Dämonen, die doch gar nicht kennt, dasjenige auszudrücken, was Menſchen, die man unter der Hand hat, ſehr gut zu Stande bringen können! Was würden Sie wohl dazu ſagen, wenn Molière, ſtatt den abſcheulichen Tartüffe zu den Füßen Elmirens führen zu laſſen, er ihr dafür ein vollſtändiges Teufelchen in den Schoos geworfen hätte?

Dieſer Teufel und dieſer Engel, dieſe beiden Hauptfiguren in deren Mitte Don Juan ſchwebt, haben noch den Nachtheil, daß ſie der dramatiſchen Perſon allen Werth und Intereſſe rauben. Wenn der Engel ſpricht, muß Don Juan ſchweigen, wenn der Teufel handelt, hält Don Juan inne. Dieſes Schweigen und dieſe

Schwierigkeiten sind beide [illegible] zu hören und zu sehen. So gerade in dem Momente, wo der Engel spricht und der Teufel handelt, Don Juan leichter und thätiger seyn sollte. Kann man sich wohl etwas Einfältigeres denken, als einen Mann, der plötzlich [illegible] den seiner [illegible] Heiligthümer erfüllt, um eine Leidenschaft [illegible] zu lassen, die sich außer seiner Leidenschaft [illegible] hat? Man glaubt manchmal die hölzernen Geberden eines Kinderspielzeugs zu sehen; die Geberde bewegen Arme und Köpfe von Holz, während eine menschliche Stimme für sie aus der Coulisse spricht; die Stimme ist auf der einen Seite, die Handlung auf der andern; hier ist die Bewegung, dort das Gespräch. Das Unglückliche theilt, was Gott, der große Schöpfer, vereinigt hat: Gedanken und Wort, Bewegung und Handlung, Seele und Stimme, Wille und Körper. Ihr trennt einen dramatischen Helden und macht die eine Hälfte zum Sehen und die andere zum Bewegen. Bizarre Idee! lächerliche Erfindung! einziger Versuch! und damit das Ding noch größer hervortrete, spricht das Gewissen Don Juans de Marana in Versen, während er selbst in Prosa spricht. Endlich noch ein Einwurf: wenn das Gewissen Don Juans, das gute oder das böse, zu seiner Seele spricht, so erspart Sie mir die Ehre zu sagen; wer eigentlich spricht, wenn Don Juan in Prosa spricht, nachdem seine Gewissen in Versen gesprochen? Dies ist eine Schwierigkeit, aus welcher ich mich nicht zu finden weiß.

Kehren wir zu unserm Manne zurück und lassen wir seine beiden Gewissen, welche hier den Lakaien des Bourgeois gentilhomme ähnlich sehen („Mais, mes deux laquais, suivez moi de près, afin qu'on voie que vous êtes à moi.") Kaum ist sein Vater todt, so begibt sich Don Juan auf die Reise und nimmt sein böses Gewissen hinter sich auf's Pferd. Er gelangt in den Palast der Marana's, den die Braut des Don José bewohnt, des natürlichen Bruders Don Juans; Don José nämlich, der sich von dem Vater zurückgesetzt wähnt, hat seine Braut Teresa hierher gebracht. Sie lieben sich beide und aus diesem Grunde wird

Don Juan nach Tereſa ſchicken. Er kommt an; weil da ſein Kammerdiener nicht vergeſſen hat, Geld in ſeine Taſchen zu ſtecken, ſo giebt er der Camerista Geld. „Hier iſt eine Börſe, hier eine Kette, hier Ringe, willſt Du? hier!“ Die Camerista geht und erreicht ihre Gebieterin. Don Juan bleibt ſich immer in Großmuth gleich und ſchickt Tereſa einen großen Koffer mit Ringen, Diamanten und Perlen:

de quoi rendre une infante jalouse!

Tereſa, gleich der Margarethe im Fauſt — (gleich der Margarethe im Fauſt! —) ſchmückt ſich mit dieſem Halsgeſchmeide, mit dieſen Perlen. Nun tritt Don Juan ein. Don Juan [illegible] der ſchnell verwandelte in der Liebe. Er umſchlingt Tereſa; er ſpricht mit ihr voll leidenſchaftlichen Feuers; ihr Verlobter kommt dazu. Don Joſé, beim Anblicke ſeines Bruders — denn er erkennt Don Juan ſo — verlangt mit ſtrenger Ruhe ſeine Braut. — „Du, mein Bruder!“ ſchreit Don Juan, „Du biſt ein Dieb, Du biſt ein Baſtard, Du biſt ein Falſchſpieler! Man gebe ihm die Peitſche!“ Hierauf ergreift man Don Joſé und ſchlägt ihn mit Ruthen, während Don Juan Tereſa entführt. (Dieſe Scene erinnert an ein deutſches Drama: die Leibeigenen, woraus Herr Scribe ein Vaudeville und die Herren vom Ambigu ein Melodrama gemacht haben). Was wird nun geſchehen? — Don Joſé. — Er hatte einen Bruder, dieſer Bruder nennt ihn Baſtard; er hatte einen Vater, dieſer Vater iſt geſtorben, ohne ihn anzuerkennen; er hatte Falſchſpieler, und dieſe gaben ihm die Peitſche; endlich beſaß er eine Geliebte, und dieſe entflieht mit ſeinem eigenen Bruder, ehe noch Don Joſé ſein Camiſol wieder anziehen konnte. — Hölle und Verdammniß! Don Joſé verzweifelt, ruft den Teufel zu Hülfe. Der Teufel kommt. Dieſer Teufel iſt derſelbe, der Don Juan begleitete. Nun fragt man ſich: was macht wohl Don Juan, wenn ſein Teufel bei Don Joſé iſt? Und im Gegentheil: was macht Don Joſé, wenn ſein Teufel bei Don Juan iſt? Die Frage iſt wieder eine von den ſchwer zu löſenden. Mir ſcheint es daß, nachdem Herr Dumas Alles gethan hat, in dieſem Stücke einen Teufel anzubringen, ſo hätte er auch wohl zwei beſondere machen können, einen für Don Joſé und einen für Don Juan; denn alle beide haben ihren [illegible] nöthig.

Nun bemerken Sie im Vorübergehen die Ueberlegenheit des Molièreſchen Don Juan gegen ſeinen weit entlegenen und ſehr entarteten Enkel, Don Juan de Marana. Der Don Juan von Molière hat alle Weiber für ſich, die dem Vergnügen machen, und dennoch hat er ſeinen Wohnſitz in der Kirche und iſt Gott und dem Teufel ſchuldig; aber er iſt ſo ſchön, hat ſo viel Gemüth und Geiſt! Don Juan de Marana ſchleppt ganz im Gegenſatz große Summen Geldes und Perlen und Diamanten mit ſich, kurz den ganzen Apparat der Gecken, die eine ſchon ganz fertige Liebe kaufen wollen. Pfui über dieſen Don Juan! welche ſchöne Phantaſie! man verſpricht mir einen Don Juan, und zeigt mir Herrn von Rothſchild!

Laſſen wir Don Juan, und Teufel laufen! der Himmel erwartet uns, wir wollen in den Himmel ſteigen. Dieſe junge Frau mit dem angeregten Embonpoint, mit Flügeln an den Schultern, iſt der Engel! Dieſe dicke, weiche und zitternde Stimme die man aus den Couliſſen vernimmt, ſoll die Stimme der Jungfrau vorſtellen! Hier hat Herr Alexander Dumas einem wenig gekannten Dichter Etwas entlehnt: dem ewigen Juden von Edgar Quinet. In dem Gedichte des Herrn Quinet erhält Rachel von Gott die Erlaubniß, eine ſterbliche Hülle anzunehmen, um zu der Erlöſung des ewigen Juden beizutragen; mit dem Engel des Herrn Dumas iſt es ungefähr daſſelbe. Er erhält von der Jungfrau die Erlaubniß in einen Körper zu fahren und auf der Erde an dem Heil dieſes verdammten Don Juan zu arbeiten. Man ſieht die Flügel des Engels verſchwinden, ehe der Vorhang fällt. Dieſer ganze Akt iſt in Doppelreimen geſchrieben, deren zu häufige Wiederkehr das Ohr ermüdet. Das iſt ganz und gar eine Sprache der Götter! —

Wir kehren auf die Erde zurück; wir verlaſſen die Engel um Don Juan, den Himmel um eine Schenke. Herr Alexander

Dumas hatte ſchon eine Scene, die erſte, Kotzebue entnommen, eine andere Goethen, eine dritte Raupach, eine vierte Quinault, und die Idee ſeines Dramas Herrn Merimée; jetzt nimmt er zu dieſem wieder ſeine Zuflucht. Herr Merimée erzählt nämlich, daß ſein Held mit dem Degen in der Hand die Bekanntſchaft Don Sandovals machte. Herr Dumas nimmt dies Wort für Wort und verſchönert es nur ein wenig. Bei ihm ſpielen Don Sandoval und Don Juan mit einander und ſchlagen ſich darauf. Don Juan gewinnt von Sandoval deſſen Börſe, deſſen goldene Schnalle, deſſen Schloß und deſſen Geliebte. Kaum iſt dieſe, Inés genannt, gewonnen, ſo tritt ſie in eine Schenke. Zuerſt ſagt ſie zu Don Juan: „Ich liebe Dich!“ dann verlangt ſie von ihm, daß er ihren früheren Geliebten Sandoval tödte. Wie geſagt, ſo gethan! Sandoval wird getödtet, Don Juan kehrt zurück und die Schöne bittet ihn, ein Glas Wein auf ihre Geſundheit zu trinken. Don Juan, der Kotzebue geleſen, antwortet der Dame: „Nach Ihnen, Madame!“ Die Dame trinkt, und reicht den Becher Don Juan hin; aber Don Juan iſt nicht ſolch ein Narr, nach der Dame zu trinken, und verlangt ein anderes Glas und andern Wein. Während die Dame nun ſtirbt, fragt er ſie: „Haben Sie etwas in dieſer Welt zu beſtellen, Madame?“ Sie, die ihn doch haſſen ſollte, ſchickt ihn in das Kloſter zu ihrer Schweſter und ſtirbt. „Gut,“ ſagt Don Juan, „das iſt ein guter Vorwand in das Kloſter zu kommen!“

So ſtirbt Donna Inés, ſo ſtirbt Don Sandoval; rechnet man dazu Don Juans Vater und den ermordeten Mönch, ſo ſind das ſchon vier Todte! Aber Sie fragen, was aus Thereſa, der Braut des Don Joſé geworden? Wahrhaftig, das weiß ich nicht; wir hörten nur, daß die arme Kleine ſich aus dem Fenſter in den Manzanares geſtürzt habe. Bei Gott! bei ſolchen kleinen Dingen hält man ſich nicht auf.

Aber warum dies Alles? Wozu alle dieſe Mordſcenen? Wohin wollen wir? Sagen Sie mir, was der Autor beweiſen will! Welches Ziel er ſich geſetzt? Jetzt ſind ſchon zwei Frauen geſtorben; weßhalb und wie? Dieſe wirft ſich in's Waſſer, jene vergiftet ſich. Warum ſtürzt ſich Thereſa in's Waſſer? Warum giebt es Don Juan zu, daß ſich Ines vergiftet? Was hat ihm die arme Ines gethan? Sie war nicht einmal ſeine Geliebte! Dieſer Don Juan iſt ein ſchändlicher Elender aus der Schule des Marquis von Sade; er tödtet, ſchändet, erwürgt, ohne Mitleid wie ohne Luſt. In den Thaten eines ſolchen Ungeheuers liegt nichts Dramatiſches; da iſt keine gute Bewegung, kein guter Gedanke, da iſt kein Menſch. Mindeſtens iſt der Don Juan von Moliere doch ſtets verliebt, wenn er liebt; er hat doch ſtets die Leidenſchaft zur Entſchuldigung, zwar nur die heftige Leidenſchaft des Moments, aber doch eine Leidenſchaft. Dieſer Marana liebt nichts. Er entführt Thereſa, weil ſie ſeinem Bruder angehört, und leidet, daß Ines ſich vor ſeinen Augen vergiftet, ohne zu bedenken, daß er nicht einmal in Ines Armen gelegen. Dies iſt ein Böſewicht ohne Herz, ohne Mitleid, ohne Luſt, ein kalter Böſewicht, der nicht einmal weiß, was er von einer Frau will. Sie können nicht glauben, wie traurig und elend dies Alles erſcheint, weil ein wenig Leidenſchaft, Sehnſucht und Liebe fehlt.

Iſt es Ihnen jetzt gefällig, daß wir wieder umkehren? Vom Himmel ſind wir in die Schenke gerathen, von der Schenke wollen wir jetzt in die Eingeweide der Erde hinabſteigen. Im zweiten Akt ſahen wir Don Joſes mit dem Teufel ſich in einen Schlund hinabſtürzen. Dieſer Schlund führt zu einer Silbermine, dieſe zu einer Goldmine, dieſe wieder zu einer Diamantenmine und dieſe endlich führt uns geradeswegs zum Grabe des alten Herzogs de Marana. „Wollt Ihr den kürzeſten Weg nehmen? fragte der Teufel Joſes. Don Joſes antwortete darauf mit Ja. Dies nennt alſo der Teufel den kürzeſten Weg. Endlich befindet ſich Don Joſes in dem Grabe ſeines Vaters. Joſes hält die Anerkennungsakte in der Hand, welche Don Juan in der erſten Scene dem Mönche entwendet hat. Anſtatt dieſes Papier zu vernichten, warf es Don Juan ſeinem Bruder in's Geſicht, und da nun nichts als die Unterſchrift des Verſtorbenen fehlt, ſo bittet Joſes den väterlichen Leichnam, ſich wieder zu beleben, die Feder zu nehmen und ſeinen Namen unten hinzuſetzen. Wie wunderbar! der Cadaver belebt ſich, nimmt die Feder, unterzeichnet die Akte, wie ein würdiger Schüler von Beard und Saint Omer. Hierauf kehrt er wieder in ſein Grab und zu ſeiner Ruhe zurück.

Don Joſes am Ziele ſeiner Wünſche, entflieht mit der unterſchriebenen Akte; er iſt ſo glücklich, daß er ſeinen Teufel darüber vergißt, der an dem Eingange der Gruft eingeſchlafen iſt. Aber der Teufel erwacht zur rechten Zeit, durchrennt mit einem Satze die drei Minen, der Diamanten, des Goldes und des Silbers und iſt bald wieder bei Don Joſes, um von ihm den Lohn für ſeine Commiſſion zu begehren.

Ich darf Ihnen wohl nicht bemerken, daß man aus dieſer Idee ſchon eine komiſche Oper gemacht hat, wo ein Todter nämlich vergeſſen hatte, ſeine Unterſchrift zu geben. Dies iſt dem Roman Redgauntlet von Walter Scott entnommen.

Allein was mehr verdient bemerkt zu werden, iſt die falſche Anſicht, die Herr Alexander Dumas von Göthe's Mephiſtopheles hat. Was die Kraft, den Reiz, die Intelligenz des finſteren Geſellen Fauſts bildet, iſt, daß Mephiſtopheles kein Teufel, ſondern ein Menſch iſt; er beſitzt Leidenſchaft, Ironie, Vorſicht, Geiſt, Sarkasmen, Kaltblütigkeit, Muth, alle guten und böſen Eigenſchaften, die den ausgezeichneten Menſchen machen. Je mehr er ſich der Menſchheit nähert, deſto dramatiſcher wird Mephiſtopheles. Glauben Sie denn nun, daß wenn der große Dichter ſich begnügt haben würde, ſeinem Teufel eine rothe Mähne, einen langen Schweif und zwei kleine Hörner zu geben, man ſich für dieſen zum Teufel gemachten Menſchen intereſſiren könnte? Kaum würde er einigen kleinen Kindern und einigen guten Frauen Furcht eingejagt haben, obſchon dieſe ſich bald an ihn gewöhnt hätten. Der Teufel aber, wie ihn Göthe genommen, der zum Menſchen gemachte Teufel, flößt uns Furcht ein; man fürchtet ihn wie ſeines Gleichen, man zittert vor ſeinen Sarkasmen, als wären ſie tödtlich. Tanzt er mit einem jungen Mädchen, ſo fühlt es ſich ſanft erglühen, weil es mit einem glühenden jungen Menſchen tanzt; duellirt er ſich, kreuzt ſein Stahl den eines Andern, ſo ſticht ſein Feind tapferer drauf los, weil er eigentlich nur einen gewandtern Raufdegen vor ſich hat. Alſo iſt Mephiſtopheles deſto ſchrecklicher, je beſſer ihn ſein Schöpfer mit fleiſchiger Hülle umgeben. Statt dieſes Mannes, der über Alles lacht, alle Welt verſpottet, mit flammenden Augen die Stadt durchzieht, ein Lächeln auf den Lippen, die Hand ſtets offen, den Flammberg gezogen, den Hut auf dem Ohre, zeigen ſie uns einen Teufel aus der Hölle, der nach Schwefel riecht, und ſie werden nur ein ſehr großer Melodramenfabricant genannt werden können. Der größte Dichter würde ſich in etwas Pixerecourt Aehnlichem verwandeln und ſeine lebendigſte Schöpfung, ſein größter Ruhmestitel, würde kaum ein elender Abklatſch ſeyn ohne Geiſt und Kraft und Farbe. Darum hätte man nicht an dem Mephiſtopheles von Göthe rühren ſollen, weil dies ein vollkommener Held war; aber wenn man es dennoch mit frevelnder Hand gewagt, ſo hätte man ihn genug ehren müſſen, um ihn nicht mit Hörnern und Flügeln von Pappendeckel zu vermummen und mit allen jenen grotesken Attributen des alten Teufels aus der Hölle, wie man ihn auf den colorirten Bilderrahmen der Jahrmärkte ſieht. Vor allen Dingen achte man die Meiſterwerke, entſtelle nicht die Typen, entwürdige nicht ſchöne Charaktere. Man nehme nicht Corneille den ſchönen fünften Akt der Rodogune, um eine Melodramenſcene daraus zu machen; man plündere nicht Göthe's Mephiſtopheles, um einen Komödienvertrauten daraus zuzuſtutzen. Achtung den großen Männern und den großen Dingen, wenn Ihr wollt, daß man Euch wieder ſchone!

Wir haben ſchon bemerkt, daß der größte Feind des Stückes von Alexander Dumas hauptſächlich in der rapiden und plumpen Erſcheinung der Helden beſteht, die einander unbekannt, und der Scenen, die unter ſich ſo verſchieden ſind. Bald mit den Engeln, bald mit den Dämonen; heute mit Tereſa, morgen mit

Ines; im Himmel und in der Hölle; in der Schenke und in der Kirche; auf dem Kirchhof und in der Goldmine; bald ganz in Proſa, bald ganz in Verſen; unter Läſterungen und Litaneien; was ſoll da ein armer Zuſchauer anfangen, ſo hin und her geworfen, bald oben bald unten, vom Laſter zur Tugend, von der Hoffnung zur Verzweiflung! Kaum beſinnt man ſich noch, wer der eigentliche Held dieſer neuen Komödie ſey. Bald erſcheinen Don Juan, Don Joſe, Don Sandoval, Tereſa, Ines, der Engel, der Teufel, ein jeder von ihnen zieht die Aufmerkſamkeit des Parterres ganz auf ſich; keiner davon beſcheidet ſich, den zweiten Platz einzunehmen; man könnte ſie mit Rennpferden vergleichen, die um die Wette laufen, ohne zu wiſſen wohin. Kaum daß Don Joſe ſeine Anerkennung von ſeinem verſtorbenen Vater unterſchreiben laſſen, als das Stück von Neuem beginnt. Dieſes Mal ſehen wir uns in einem Nonnenkloſter. Der liegende Engel, der im dritten Akte mit der heiligen Jungfrau geſprochen hatte, iſt jetzt eine ſanfte kleine Nonne, welche einſt die Schweſter der Donna Ines war. Wie iſt das zugegangen? Wie hat die Seele die Schweſter der Donna Ines verlaſſen, um der Seele des Engels Platz zu machen? Herr Dumas vergißt uns das zu ſagen. Bald ſehen wir Don Juan de Marana im Namen der Verſtorbenen im Kloſter erſcheinen. Erinnern Sie ſich, daß Don Juan dieſes Mal unter dem Schleier keiner Seele einer Sterblichen, ſondern einem Engel in Perſon in einer ſterblichen Hülle begegnen wird. Es iſt alſo wohl anzunehmen, daß er dieſes Mal etwas mehr Widerſtand finden dürfte, als bei Tereſa zum Beiſpiel und allen den Andern. Schon zur Ehre des Himmels ſollte dieſer Engel ſich beſſer gegen den Verführer vertheidigen als die irdiſchen Weiber. So wollte es die Wahrſcheinlichkeit; und nicht einmal die hiſtoriſche, ſondern die phantaſtiſche Wahrſcheinlichkeit, welche die gemeinſte von allen Wahrſcheinlichkeiten iſt; ſo wollte es ſelbſt das Intereſſe des Drama, welches Herr Dumas aus ſo vielen Rückerinnerungen aufbaute. In Gegenwart des Engels ſollte Don Juan ſchon bei dem erſten

Angriff mit Verluſt zurückgeſchlagen werden; aber nein, der angegriffene Engel vertheidigt ſich nicht beſſer, wie ein ſimpler Menſch. Don Juan redet den Engel in der Kirche an mit derſelben Sicherheit, demſelben Dünkel und derſelben inſolenten Keckheit, womit er Donna Tereſa anredete. Veni vidi vici! iſt die Deviſe Don Juans. Der Engel, welcher doch wiſſen muß, daß Don Juan nichts als ein Libertin iſt, weicht nach dem erſten Verſuche. Bei dem erſten Worte, welches Don Juan ſagt, antwortet der Engel: „Ich liebe dich!“ Don Juan ſchlägt ihm vor, ihn zu entführen und der Engel antwortet: „Entführe mich!“ Es iſt dieſelbe Geſchichte wie mit Tereſa. Don Juan entführt den Engel mit denſelben wohltönenden Worten und auf demſelben Pferd.

So ſtehen die Sachen, als plötzlich Herrn Alexander Dumas das Maskenterzett aus Mozarts Don Juan einfällt. Sie in Deutſchland kennen wohl gar gut dieſes majeſtätiſche Auftreten der Rache in drei Perſonen, welche das Feſt Don Juans zu ſtören kommen. Kaum daß die drei Masken einige Schritte in den Saal gethan haben, als man von einem unerklärlichen Schauer ergriffen wird. Der Ball beginnt. Man tanzt die Menuet bei den rauſchenden Tönen von drei Orcheſtern. Don Juan, ganz von ſeiner Leidenſchaft umſtrickt, zieht ſein Schlachtopfer in ſeine Gemächer, als mit einem Mal der Lärm losbricht, anſchwillt, ſeinen Gipfel erreicht; man kommt, man ſtößt die Thür ein, man zertrümmert ſie; Don Juan zittert hier zum erſten Mal.

Dieſe Scene iſt ein Meiſterſtück und Herr Alexander Dumas entlehnt ſie von Mozart! Seine Racheſcene wird von Todten geſpielt. In dem Augenblick, wo Don Juan de Marana im Kloſter auf den Engel wartet, um ihn auf ſeinem Pferde zu entführen, wird er von einer ſteinernen Bildſäule bei den Haaren ergriffen, die zu gleicher Zeit den Commandanten und die Braut Zampa's vorſtellt. In demſelben Augenblick kommen aus der Erde alle Schlachtopfer Don Juans hervor. Dieſe ſagt ihm: „Ich bin Tereſa!“ jene: „Ich bin Inès!“ dieſer hier: „ich Don

Scandal!“ und jener andere: „ich bin der Mönch, den du getödtet!“ Es iſt ungefähr die letzte Scene des erſten Aktes in Lucrece Borgia, eine Scene, die von Herrn Hugo für Lebende geſchrieben wurde und auf dem Theater des Herrn Dumas von Todten geſpielt wird. Welch ein Unglück für einen geiſtreichen Mann, in einem und demſelben Augenblick, vielleicht ſelbſt ohne es zu wiſſen und gewiß ohne es zu wollen, Merimée, Mozart, Victor Hugo nachzuahmen!

Bei dem Anblick dieſer Geſpenſter fühlt ſich Don Juan de Marana, der weniger kühn iſt als ſein Großvater gegen die ſteinerne Statue war, von Schrecken und Reue durchdrungen. Er wirft ſich auf die Knie und fleht um Gnade. Er ſchwört Buße zu thun. Eine Stimme, die Stimme nämlich der Jungfrau, bewilligt ihm eine Stunde. Hierauf kommt der Engel, um ſich von Don Juan entführen zu laſſen; aber dieſer antwortet als ächter Trappiſt: „Il faut mourir!“ Bei dieſen Worten geräth der Engel außer ſich und wird ohnmächtig aus Verzweiflung.

Wenn wir nicht befürchten müßten, dieſe ganze Phantasmagorie gar zu ernſt zu nehmen, ſo würden wir fragen, warum der Engel ſo außer ſich geräth bei dieſem plötzlichen Entſchluſſe Don Juans! Als Don Juan Luſt bekommt, die Liſte ſeiner Geliebten zu completiren und einen Engel ſogar entführen will, kann ſich dieſer vor Freude nicht laſſen, und ſagt zu ſeinem Verführer: „Ich bin's zufrieden!“ Wie Don Juan nun aber bereut und dieſe letzte Entführung aufgibt, die eine Entheiligung iſt, ſo verzweifelt und klagt der Engel, wie die Tochter Jephtas auf dem Berge ungefähr aus derſelben Urſache. Sie werden mir zugeſtehen, daß dieſes ein ſehr ſeltſamer Engel iſt! Er hat den Himmel verlaſſen, um Don Juan zu retten. Dieſes zu erfüllen, iſt er ein Weib geworden, von einem unſterblichen Weſen ein ſterbliches, das die Wonnen des Paradieſes mit dem Elend der Erde vertauſchte.“ Und dieſer nämliche Engel, ſtatt Don Juan zu retten, gibt ihm die ſchönſte Gelegenheit zu ſeinen vielen Verbrechen noch einen ſolchen Frevel hinzuzufügen. Der Engel ſollte ſich ja freuen, daß Don Juan durch ſeine Reue auf beſſern Weg geräth, ſtatt zu lamentiren wie eine junge Penſionairin, die ihren Couſin vergebens erwartet. — Mein Gott! wer wäre im Stande, ſolche Ideen zu erklären? Und eine Logik von Condillac ſetzt doch nur gewiß Ernſt! —

Letzter Akt. Endlich erblicken Sie ein Karthäuſerkloſter. Don Juan de Marana im härenen Gewand, bereut trotz ſeines guten Engels; er gräbt ſein Grab. Ein Geruch von Heiligkeit verbreitet ſich ringsum. Umſonſt erwachen alle alten Paſſionen Don Juans, eine nach der andern; er widerſteht ihnen, er bekämpft ſie. Umſonſt ſucht die vergebliche Schweſter Ines, der gefallene Engel, Don Juan im Kloſter auf; Don Juan widerſteht ſelbſt dem Engel. Und darf man es denn glauben? Der Engel, der expreß vom Himmel herniederſtieg, um Don Juan zu retten, ärgert ſich ſo darüber, ihn als Trappiſt zu finden, daß er wahnſinnig wird. Sein Wahnſinn iſt wie der, der Ophelia im Shakespeare. Hr. Dumas konnte keinen dramatiſcheren und poetiſcheren Wahnſinn auftreiben und hat ſich dieſen daher ohne Umſtände angeeignet. Indeſſen aber Shakespeare's Ophelia Sie zu Thränen rührt mit ihrem ſüßen Liede, daß ſie wegen Hamlet ſingt, dem erhabenen Narren, macht die Wahnſinnige Don Juans keine Wirkung auf Sie, indem ſie eine ziemlich ſchlechte Complainte ſingt, wie Bänkelſänger ſie von Mordthaten haben und die nach einer beſtimmten Melodie vorgetragen werden. Welche ungeſchickte und gefährliche Nachahmung! Don Juan bleibt unüberwindlich ſelbſt bei dem weinenden Engel, der ſich freuen ſollte. Nun kommt mit einmal Don Joſé, Don Juans Bruder, dazu, derſelbe Don Joſé, dem Don Juan ſeine Anerkennungsakte und ſeine Geliebte geraubt, den er mit Ruthen ſchlagen laſſen, der durch ſo viele Gold- und Diamanten-Minen ging, um ſich in einem Grabmal die Unterſchrift ſeines todten Vaters zu holen, der endlich den Teufel in ſeinem Gefolge hatte und von dem wir nun ſchon lange nichts vernommen haben. Nun gut! Da iſt er, die Unterſchrift ſeines Vaters in der Taſche, ſteht er vor Don Juan, dem Karthäuſer und fordert ihn zum Zweikampf. Zuerſt mäßigt ſich der Pönitent. Er bittet ſeinen Bruder um Verzeihung und tritt ihm Namen, Erbe, Schlöſſer ab. Was kümmert das aber Don Joſé? Don Joſé will ſich mit Don Juan ſchlagen und hat zu dieſem Behuf zwei Degen mitgebracht. — En garde, Don Juan! Don Juan bleibt ruhig. Nun reißt ihm Don Joſé die Kapuze vom Kopf und ſchlägt ihm in's Geſicht. So gibt er ihm Beleidigung für Beleidigung zurück, Ohrfeige um Ohrfeige! Don Juan hält ſich nun nicht mehr. Er wirft die Kutte ab, nimmt einen Degen, ſchlägt ſich mit ſeinem Bruder und tödtet ihn. Jetzt iſt er aus chriſtlicher Buße Brudermörder geworden. Somit fängt das Drama noch einmal von Neuem an. Dieſe bewunderungswerthe Scene hat Herr Alexander Dumas erfunden, ich ſage erfunden, denn er hat ſie ziemlich confus und ſchlecht verbaut in dem Roman des Herrn Merimée gefunden, der ihm aber die Ehre davon willig überlaſſen muß.

Die Scene verwandelt ſich und wir ſind in dem Spital des Kloſters; im Nonnengewand auf dem Bette liegt der Engel Don Juans ſterbend. Das arme Kind iſt nicht mehr wahnſinnig, aber noch immer verliebt. Sterben, ohne Don Juan geſehen zu haben! Vergebens öffnet ein Engel die Vorhänge und ſpricht vom Himmel; die Sterbende will nichts vom Himmel ſondern nur von Don Juan wiſſen. Da erſcheint der Teufel. Er war unter dem Bett verborgen an einer Stelle, wo man gewöhnlich etwas Anderes als Teufel zu verbergen pflegt. — „Wenn du Don Juan nach ſeinem Tode ſehen willſt,“ ſpricht dieſer Teufel zu dem ſterbenden Engel, „ſo gib mir tauſend Jahre deiner Ewigkeit.“ Der Engel, der um jeden Preis Don Juan ſehen will, gibt dem Teufel dieſe tauſend Jahr von ſeiner Ewigkeit. Der triumphirende Teufel zieht ein rothes Pergament und eine Feder aus ſeiner Taſche, ritzt den Engel am linken Arm und dieſer unterzeichnet mit ſeinem eigenen Blut ſeine, ſo zu ſagen, ewige Verdammniß. Alles kann ſchreiben in dieſem Stück, der Engel und die Teufel und die Todten im Grab; man müßte einen eigenen Notarius beſtellen, um alle dieſe gerichtlichen und außergerichtlichen Akte aufzubewahren. Sobald er gezeichnet, ſtirbt der Engel. Der Teufel, ſeiner Verpflichtung getreu, gibt ihm zuerſt auf eine Stunde ſeine Seele und dann ſeinen Geliebten zurück. Wirklich kommt Don Juan, ſeiner Reue entledigt, mit Hülfe ſeiner Trappiſtenkutte in das Kloſter. Was er eigentlich in dieſem Kloſter will, weiß er ſelbſt nicht. Unſer Held iſt in dieſem Augenblick übel dran; denn, wie er ſelbſt ſehr richtig bemerkt, hat er den Himmel durch ſeine Verbrechen und die Hölle durch ſeine Reue erzürnt. Er gehört weder Gott noch dem Teufel an. Erſt beim Anblick, der in ihrem Bett liegenden Nonne, die bleich wie der Tod iſt, ergreift Don Juan ſeine alte Flamme wieder. Er ruft den Leichnam, der ihm antwortet; er ſagt ihm, was er ihm ſchon früher ſagte: „Wir wollen fort,“ und der Leichnam antwortet ihm: „Wir wollen fort!“ Don Juan, der immer ein geſatteltes Pferd bei der Hand hat, ſteigt mit der Todten auf's Pferd. Jetzt kommt ein wenig von der berühmten Ballade von Bürger — „Die Todten reiten ſchnell!“ Nur daß in der Ballade der Todte die Lebende ergreift, während es hier der Lebendige iſt, der mit dem Todten davon reitet. Man muß von Zeit zu Zeit ſeine Anleihen ein wenig verſtecken.

So kommen ſie, ich weiß nicht, in welchem Palaſt an, der von Todten bewohnt wird; ein Kammerdiener erſcheint und bringt Don Juan ein goldenes Kleid. Dieſer Kammerdiener iſt der Domeſtik der Todten. Bald erhellen ſich die Gewölbe des Palaſtes, und nun fängt ein Ball an, nämlich ein Todtenball und alle dieſe Todten ſind maskirt. Don Juan miſcht ſich in eine hölliſche Quadrille und als er hierauf ſeine alten Liebesphraſen wiederholt, fallen die Masken und Don Juan erkennt noch einmal Thereſe, Ines, Karolina, Don Sandoval, Don Joſes und alle die Andern. Dieſe ſchöne Scene gehört Richard III. von Shakeſpeare, der Todtenball aber Hrn. Fontan im Mönch. Immer zwei Nachahmungen für eine! Nachdem nun jeder Todte ſeine Maske weggeworfen hat, ſieht ſich Don Juan der Nonne gegenüber, welche er entführte. Die Nonne, oder vielmehr der Engel, der bis zum Wahnſinn untröſtlich war, über die Buße Don Juans, ſpricht jetzt zu ihm, nachdem er die Kutte weggeworfen: „Thu' Buße! thu' Buße!“ (Man weiß niemals recht, was dieſe Nonne eigentlich will.) Don Juan aber, der im vierten Akt ſo geſchwind Buße that, will jetzt nichts mehr davon wiſſen. Wir müſſen geſtehen, daß er wohl der Frauen, der Zweikämpfe, der Orgien, der Läſterungen, der Tänze und der Thränen überdrüſſig ſeyn kann. Und er könnte ſich ein für allemal bekehren, wär' es auch nur um auszuruhen. Aber nein! Diesmal iſt Don Juan ſo eigenſinnig, wie ſein Großvater bei der Statue. Er ſagt: Nein! wie der Don Juan von Mozart. Als letzte Verſuchung ſchließt ſich die Nonne mit ihm in ein Marmorgrab ein, aber Don Juan widerſteht immer. Sein Bruder Don Joſes, der Todte, der ſich durchaus mit Don Juan duelliren will, kommt in das Grab mit einem flammenden Schwerte; Don Juan nimmt das Duell mit ſo ungleichen Waffen an und wird auf den Tod verwundet. Er ſtirbt, ohne Buße gethan zu haben, und der Dichter, um mit einem einzigen Theater-Coup den Schluß dieſes Drama's herbeizuführen, ſchreibt mit großen Buchſtaben auf ein Transparent: Erbarmen! und auf der andern Seite: Rache! Bei dieſen Worten ſchwebt ein Engel von Pappendeckel mit einem Schwert von Pappendeckel herbei, gleichſam um die Verwirrung durchzuhauen und ſchreibt: Gerechtigkeit! Der Vorhang fällt.

Hier ruht Don Juan de Marana, der letzte der Don Juans.

Verweilen wir hier. Dergleichen Erzählungen bedürfen keines Commentars; dergleichen Verſuche entſchlüpfen jeder Kritik. Die einzige Gerechtigkeit, die man dieſen namenloſen Werken angedeihen laſſen kann, iſt die Analyſe, die ſtrenge, unbeugſame Analyſe. Doch kann ich dieſen Artikel nicht beendigen, ohne laut zu klagen, wie ein edler Geiſt ſich zu ſolchen unnützen und elenden Uebertreibungen verleiten laſſen konnte, ein Geiſt, dem der Hochmuth verderblich ward, und der bei angeſtrengter Arbeit, bei ſtarkem

Studium und ein wenig Beſcheidenheit berufen zu ſeyn ſchien, einen ſchönen und ehrenvollen Platz unter den kühnſten, leidenſchaftlichſten und auf die natürlichſte Weiſe inſpirirteſten dramatiſchen Dichtern einzunehmen, die, wenn nicht der Stolz, doch mindeſtens der Schrecken und das Intereſſe unſeres Theaters waren, ſeit Beaumarchais, dieſen mitinbegriffen.

Und Herr Alexander Dumas hatte vor den Augen das edelſte Beiſpiel der Achtung, welche ein großer Künſtler immer dem Publikum, ſeinem höchſten Richter, ſchuldig iſt. Das Beiſpiel Herrn Meyerbeers, des großen Schöpfers der Hugenotten, der unter uns eine neue Popularität errang durch Mühe, Fleiß, Eifer, Bewußtſeyn, Genie; denn von dieſem Allem, mein Herr, finden Sie Beſtandtheile in der neuen Oper von Meyerbeer.

[*] Der Kritiker, der Rechenſchaft von einem Bilde des Muſeums geben will, der vor einem Rembrand oder Rubens ſtehen bleibt, iſt nicht verpflichtet, zu unterſuchen, um es Ihnen ſagen zu können, auf welches Stückchen Leinwand, Kupfer oder Holz dieſe großen Meiſter ihre Farben geworfen haben. Er darf Ihnen nur von dem Genie ſprechen, welches Leben, Bewegung, Gedanken, dem ſchlechten Stücke Leinwand gibt, das ſich abnützen kann, und das man morgen mit einem andern Stücke erſetzt hat. Wer war der Leineweber, der dieſe Leinwand dem großen Maler gewoben? wer war der Schmidt, der mit lauten Hammerſchlägen dieſes Stück Kupfer dehnte? wer der Tiſchler, der dieſes Eichenbrett hobelte? wen kümmert das? Bewundern Sie, ohne ſich ſtören zu laſſen, dieſen Rembrand oder dieſen Rubens.

Wir hingegen ſind nicht ſo glücklich, als jener Kritiker, wir ſollen Alles erſchauen in dem Werke eines Mannes von Genie, was oben und was unten, Farbe und Leinewand, Hammerſchlag und Pinſelſtrich, die Arbeit des Handwerkers und das Werk des Mannes von Talent; wir müſſen Ihnen mit einem Worte ſagen, was an dem Gedicht, was an der Muſik der neuen Oper ſey; ja noch mehr, wir müſſen mit Ihnen von Herrn Scribe ſprechen, bevor wir Herrn Meyerbeers erwähnen.

---

[*] Dieſer Bericht über die Hugenotten iſt von dem Verfaſſer dem Feuilleton des Journal des Debats zum Abdruck übergeben worden, weil nach ſeiner eigenen Ausſage: „es ihm nicht möglich war, einen Artikel, den er einmal gewiſſenhaft und mit Fleiß niedergeſchrieben über denſelben Gegenſtand noch einmal mit andern Worten zu geben.“

D. H.

Dies iſt unſer harter Vorwurf; je nun, fangen wir einmal an:

Im erſten Akt vereinigt der Graf von Nevers in ſeinem Schloſſe mehre junge Herren vom Hofe: Coſſé, Thoré, Tavannes, junge Katholiken. Dieſe Herren überlaſſen ſich ihren Spielen und ſingen Liebe und Thorheit. Der Herr des Schloſſes meldet ihnen einen neuen Kameraden, Raoul de Nangis. Dieſer iſt ein Hugenott, übrigens ein hübſcher junger Menſch. Er hat zum Freunde, Stallmeiſter, Vertrauten und ſpäter ſogar zum Beichtvater einen alten Diener, Namens Marcel. Dieſer Marcel iſt, wie Sie ſehen, ein Factotum. Sobald der Fremdling ſich zu Tiſche geſetzt hat, ſingen die Gäſte eines jener famöſen Lieder, von denen Herr Scribe neulich vor dem verſammelten Inſtitut geſagt hat: „Nehmen Sie an, daß die Komödie und die Geſchichte verloren gingen, ſo wird mein Lied alle dieſe Dinge erſetzen.“ Dieſes Lied iſt übrigens nicht ſo außerordentlich, und der letzte Gaſt des Caveaux, d. h. der nüchternſte, könnte ein eben ſo vortreffliches machen:

A table, amis, à table!
Bonheur delectable,
Bonheur véritable,
Plaisir seul durable
Qui ne trompe pas!

Nehmen wir an, daß alle Lieder von Deſaugiers verloren gingen, ſo würde dieſes ſie nicht erſetzen! Nachdem jeder Gaſt ſein Lied geſungen, beginnt der gute Raoul ſeine Romanze. Er erzählt, daß er in dem Lande von Tours ein junges Mädchen geſehen habe, deſſen Namen er nicht weiß; aber ſie war ſo ſchön!

Es liegt ſo viel Zärtlichkeit in der Stimme und dem Geſange Raouls, daß Marcel, ſein alter Diener, darüber unruhig wird. Jetzt fängt der ſtrenge Hugenott vorn auf der Scene einen lutheriſchen Choral zu ſingen an, der ſcharf die weltliche Luſt durchſchneidet; aber die jungen Katholiken achten nichts, weder die Liebe, noch den Diener, noch den jungen Raoul. Jetzt meldet ein Page des Herrn von Nevers, daß eine junge Schönheit ſeinen Herrn zu ſprechen wünſcht. Zuerſt zaudert Nevers; als aber der Page ihm ſagt, daß es weder Mad. de Raincy, noch die Marquiſe d'Entragues, noch die junge Gräfin ſey, ſo geht er zu der Dame, während ſeine Freunde ganz leiſe ſingen: L'avànture est singulière! Mir ſcheint aber, daß bis jetzt die Avanture nicht im Geringſten ſeltſam ſey; aber nur Geduld, die neugierigen Herrchen ſtecken die Naſe zum Fenſter hinaus und ſehen die Dame. Aber wer iſt ſie? Als die Reihe an Raoul kömmt, ſteckt auch dieſer die Naſe zum Fenſter hinaus und ſchreit: Ah grands Dieux! Es iſt die ſchöne Unbekannte von Raoul. Und nun ſingen gleich die jungen Herren: L'avanture est plus piquante. In demſelben Augenblick fragt ein anderer Page in glänzender königlicher Livree nach Raoul de Nangis. Man zeigt ihm denſelben, und der Page übergibt Raoul ein ſchönes Rendezvous anonymer Liebe. Nicht ſo anonym jedoch, daß nicht ein Jeder gleich das Siegel kennt, Wappen und Deviſe der Königin Marguerite. Raoul läßt Alles mit ſich machen; man verbindet ihm die Augen, und er geht fort, von dem ſchönen Pagen geführt, ohne auf die Ermahnungen ſeines Dieners Marcel zu hören.

Der zweite Akt begibt ſich in den Gärten von Chenonceaux, dem ſchönen Ort der Luſt und der Liebe, dem blühenden Seitenſtück des Schloſſes Anet und des Pavillons von Luciennes. Die Königin Marguerite von ihren Ehrendamen und Pagen umgeben, überläßt ſich allen Freuden ihrer zwanzig Jahre. Sie ſingt, ſie lacht, ſie intriguirt, ſie bereitet ſich vor ein Bad zu nehmen; ſie hat einen hübſchen Pagen, der ſie anzieht; endlich erwartet ſie auch den ſchönen Raoul, nicht für ihre Rechnung, ſie iſt noch nicht mit dem König von Navarra verheirathet, ſondern für Rechnung ihres Ehrenfräuleins, Valentine de St. Bris, Valentine, die Unbekannte Raouls. Als man Raoul ohne Binde vor die Königin führt und er die Königin ſieht, verliebt er ſich ſogleich in ſie. Die Königin ſagt zu ihm: „Nicht mich muß man lieben, ſondern die Mlle. de St. Bris.“ Raoul erwidert: „Ich werde gehorchen!“ Er liebt, was man will. Nun ſieht man über eine groſe Treppe alle Edelleute, die wir ſchon kennen gelernt haben, in den Garten herunterſteigen, Mr. de St. Bris an ihrer Spitze. Er empfängt Raoul freundſchaftlich und bewilligt ihm ſeine Tochter. Alles ſcheint damit zufrieden zu ſeyn, mit Ausnahme Marcels, des fanatiſchen Dieners. Als hierauf die Königin Margarethe Raoul ſeine Verlobte, Valentine, vorſtellt, dieſelbe Valentine, die er liebt, dieſelbe Valentine, die am vergangenen Morgen das heitere Trinkgelag des Grafen von Nevers ſtörte, da wird ſie von Raoul verſchmäht. Er will ſie nicht! Er ruft es vor aller Welt aus. Allgemeines Erſtaunen. Groſe Wuth des Herrn von St. Bris. Die arme Valentine fällt in Ohnmacht; Marcel, der Diener, triumphirt. Aber werden Sie nicht ſagen, warum iſt das Fräulein von St. Bris auch allein zum Herrn von Nevers gegangen, als noch dazu das Haus dieſes Herrn von Nevers voll von jungen indiscreten Männern war? Und was hatte ſie bei Herrn von Nevers zu thun? Mein Gott, nichts Natürlicheres auf der Welt: Fräulein von St. Bris, die Braut des Herrn von Nevers, ging zu ihrem zukünftigen Gemahl, um ihn zu bitten, ihrer Hand zu entſagen. Herr Scribe erzählt es uns ja ſelbſt:

A la fille d'honneur, la Reine Marguerite
A conseillé cette étrange visite.

Und da Herr Scribe in Perſon die Viſite für étrange erklärt, ſo haben wir nichts einzuwenden.

Im dritten Akte ſind wir in Paris, und zwar auf dem ſchlechteſten Platze daſelbſt, dem Pré aux clercs, angefüllt mit

Wirthshäuſern, Studenten, Griſetten, Soldaten, Zigeunern und Freudenmädchen. Dies Alles aber verhindert die vornehmſten Leute nicht, ſich während dieſes Aktes an dieſem Platze zu treffen. Hier trinkt Alles und liebelt, wie es Gebrauch und Sitte in ſeiner Verfaſſung mit ſich bringt. Den Katholiken finden wir hier galant und zärtlich, den Hugenotten ſpöttiſch und händelſüchtig. Hieher kommt Valentine von St. Bris, um ſich mit Herrn von Nevers zu verheirathen. Warum nimmt Herr von Nevers Valentine ſo ſchnell nach jener étrange visite? Der Dichter nimmt ſich nicht die Mühe, es uns zu ſagen. Nach der Vermählung verlangt Valentine, ſich im nahe gelegenen Kloſter zu ſammeln. Ihr Vater willigt ein. Kaum iſt dies geſchehen, ſo empfängt derſelbe ein Cartel von dem jungen Raoul. Mit welchem Rechte ſchickt dieſer dem Herrn von St. Bris ein Cartel, der nichts gethan hat, als ihm ſehr höflich ſeine Tochter anzubieten? Auch iſt der gute Mann ſehr unangenehm überraſcht. Sein honetter und loyaler Freund, Maurevert, gibt ihm zu verſtehen, daß er ſein Leben in einem Zweikampf nicht ausſetzen ſoll. „Es gibt andere Mittel, die der Himmel heiligt.“ Als ein Edelmann, der einem andern Edelmann Rathſchläge ertheilt, bedient ſich dieſer Maurevert einer ſeltſamen Sprache. Und warum dieſes unnütze Verbrechen? Werden die Katholiken nicht bald darauf in dem gehäſſigſten Lichte gezeigt? Was für Nothwendigkeit war, ſie noch mit dieſem Blutfleck zu bezeichnen? Und wozu dieſe kleine Infamie einer Meuchelei in dem Augenblicke, wo die große Schändlichkeit der Bartholomäusnacht ſich vorbereitet? Herr Scribe wollte einmal Katholiken verſpeiſen und erlabt ſich daran nach Herzensluſt; kurz es kommt der edle Graf von St. Bris mit dem edeln Grafen von Maurevert mit andern edeln Grafen, Vicomtes, Vicedoms, Marquis und Baronen überein, daß ſie ſich mit Raoul de Nangis nicht ſchlagen wollen, daß ſie ihn aber nebſt ſeinem Bedienten in einer Stunde zu morden gedenken.

Glücklicher Weiſe hört Valentine die Vorſchläge ihres Vaters. Hinter einem Pfeiler, wo ſie verborgen war, ſieht ſie Marcel, ruft ihm und erzählt ihm das Vorhaben, das ſeinen Herrn bedroht:

Fais en bien ton profit,
Adieu! cela suffit.

Der gerührte Marcel ergreift ohne Umſtände die Hand dieſer ſchönen Herzogin von Nevers und ſagt zu ihr: „Weine nicht, meine Tochter!“ Dieſer Marcel iſt ein dreiſter Hugenot. Im erſten Akte hat er mit Herrn von Nevers getrunken; im zweiten Akte kam er, ohne eingeladen zu ſeyn, zur Königin Marguerite; im dritten Akte duzt er und nennt ſeine Tochter die Frau Herzogin von Nevers! Kaum iſt Valentine wieder hinter ihrem Pfeiler verſteckt, ſo kehrt ihr Vater mit ſeinen vier Zeugen zurück. Man mißt die Schritte und die Waffen, und dies iſt der Augenblick, wo der Graf Maurevert mit ſeinen Meuchelmördern hinter einem Baume hervortritt. Die Mörder ſtürzen ſich auf Raoul und Marcel. Dieſer ruft zu Hülfe. Plötzlich ſtrömen aus den benachbarten Schenken Haufen hugenottiſcher Soldaten und Freudenmädchen herbei, und zu gleicher Zeit eilen von der Seite der Kirche katholiſche Soldaten mit ihren reſpectiven Geliebten herzu; ſtatt eines Kampfes von Männern mit blanken Waffen haben wir es mit einem Kampf von Griſetten beider Bekenntniſſe zu thun. Der Akt ſchließt mit der Dazwiſchenkunft des Herrn von St. Bris und der Königin Marguerite. Aber mein Gott! wie kommt denn zu dieſer Stunde die Königin Marguerite auf den Pré aux clercs?

Vierter Akt. Wie Sie bis jetzt geſehen haben, hat der *Herr Dichter* ſich wegen der Bartholomäusnacht nicht im Geringſten incommodirt. Es hat gar nicht den Anſchein, als wenn er daran dächte. Wir frühſtückten mit ihm bei Herrn von Nevers; dann hat er uns in den Gärten von Chenonceaux ſpazieren geführt und gab uns ein Souper in ſchlechter Geſellſchaft, in den großen Kneipen des Pré aux clercs. Aber das war Alles. Jetzt führt er uns auf eine Soirée bei dem Grafen von Nevers. Raoul wollte Valentine wiederſehen und tritt zu ihr durch die Thür ein. Die beiden Liebenden haben kaum Zeit, ſich ein paar Worte zu ſagen, als der Herr von St. Bris mit dem Herrn von Chavannes und andern Katholiken erſcheint. Raoul verbirgt ſich auch hier hinter einen Pfeiler, der ſich in dieſem großen Saale befindet. Der Graf von St. Bris erzählt ſeinem Schwiegerſohn und ſeiner Tochter, daß die Hugenotten noch dieſen Abend um Mitternacht getödtet werden ſollen. Bei dieſer Neuigkeit ſchreien alle Katholiken:

Pour cette cause sainte
J'obeirai sans crainte,
Lorsque de l'Auxerrois
La cloche aura sonné pour la seconde fois.

Allein unter allen dieſen Wüthenden zerbricht Herr von Nevers ſeinen Degen. Es iſt der einzige Katholik in dieſem Drama, der noch ein wenig honett iſt. Herr von St. Bris läßt ſeinen Schwiegerſohn durch ſeine Leute verhaften. Jetzt ziehen die Katholiken ihre Dolche; welche von drei Mönchen geweiht werden. Man zerſtreut ſich. Raoul kommt hinter ſeinem Pfeiler hervor; Liebesſcene zwiſchen Raoul und Valentine; Liebe und Pflicht zerren an dem jungen Menſchen nach einander. Die Pflicht ſiegt. Er ſpringt aus dem Fenſter bei dem Läuten der Sturmglocke, um ſeine Brüder aufzuſuchen und mit ihnen zu ſterben.

Nun aber beſonders im fünften Akt hat Herr Scribe mit vollen Händen die Macht ſeiner Imagination, den Reichthum ſeines Styls, die Stärke ſeiner Gedanken und beſonders die gewiſſenhafteſte hiſtoriſche Treue ausgeſchüttet, die aus ihm einen dramatiſchen Dichter ohne Gleichen machen. Zuerſt erblicken Sie im fünften Akte einen Ball. Es iſt die Königin Marguerite, die mit ihrem Gemahl, Heinrich von Navarra, tanzt. Raoul erſcheint plötzlich auf dem Feſte und der Chor ruft aus;

O forfait inoui!

Nach dem Ball ſieht man ein proteſtantiſches Kloſter. Hier kommen die Hugenotten, die das Blutbad noch verſchont hat, ganz außer ſich an. Dann kommt Marcel verwundet; dann Raoul; endlich Frau von Nevers. Sie iſt Wittwe, ihr Mann iſt ermordet worden; er war den Katholiken nicht katholiſch genug. Valentine will zuerſt Raoul retten, indem ſie ihm ihren Glauben und ihre Hand reicht. Raoul nimmt aber nur die Hand Valentinens an. Mithin muß Valentine den Glauben ihres neuen Gemahls annehmen. Sie bekehrt ſich zur Reformation und ſchwört den Katholizismus in die Hand des Bedienten ihres Mannes ab. Marcel vermählt hierauf die beiden Gatten. Nun kommen die Würger, Marcel wird auf dem Fleck getödtet, Raoul wird verwundet; Frau von Nangis zieht ihren Gatten fort. Jetzt ſieht man einen weiten Platz und auf dieſem Platz Raoul und Valentine. Eine Patrouille zieht vorüber. Qui vive! ruft der Hauptmann. Trotz Valentinen ſchreit Raoul: Hugenot! — Feuer! ſchreit Herr von St. Bris und ſo tödtet er ſeine Tochter und ſeinen zweiten Schwiegerſohn.

In demſelben Augenblick wird die Königin Marguerite in einer Sänfte vorüber getragen und dieſes Mal erſcheint ſie noch unpaſſender als auf dem Pré aux clercs.

Dies iſt das ſchlecht gewobene Linnen, welches Herr Scribe gewagt hat, einem Meyerbeer zu liefern, um das Drama hineinzuſticken, welches er im Kopf und Herzen trug. Aber beim Himmel! Sie werden bald ſehen, wie wenig ſich der große Künſtler aus der Leinwand machte und daß er ſeinem Handlanger zum Trotz ſie mit ſo vieler Grazie, Geiſt, Kühnheit, Feuer und Genie zuzubereiten wußte, daß der Zuſchauer ſehr bald den unförmlichen Canevas darüber vergaß, deſſen der Componiſt ſich zu bedienen gezwungen war. Wie gerne würde ich daher von der Leinwand zum Gemälde, vom Handlanger zum großen Meiſter, von dem Werke des Herrn Scribe zum Werke des Herrn Meyerbeer übergehen, wenn die Beurtheilung dieſes muſikaliſchen Meiſterwerkes als ſolches nicht zu ſehr außer dem

Bereiche läge, das ich mir bei dieſem Schreiben vorgeſetzt. Auch habe ich erfahren, daß die Schönheiten der Compoſition bereits in Deutſchland durch gründliche Kritiken gewürdigt und durch die neuerliche Herausgabe des Klavierauszugs bekannt geworden ſind.

Was hat hier der große Meiſter geleiſtet! Gleich die erſte Romanze Raouls, wie iſt ſie doch der ätheriſche Ausdruck einer jungfräulich verſchämten Liebe! Die rückſichtsvolle Begleitung der Viole vollendet den Contraſt dieſer keuſchen Melodie mit den ausgelaſſenen Geſängen der jungen Hofleute. Eine feſte Burg iſt unſer Gott! das ſtets mit neuem majeſtätiſchem und grandioſem Accompagnement von Marcel intonirt wird, iſt der Talisman, wodurch es Meyerbeer gelungen, aus dem ſchlichten Diener einen dramatiſchen Helden zu bilden, und welchen Helden aus dem hugenottiſchen Figaro, wie ihn Herr Scribe erfand.

Ebenſo mußte Meyerbeer die ſchlechten Verſe, die ihm geboten worden waren, in eine muſikaliſche Stellung bringen.

Im vierten Akte wird Alles aufgeboten, was Liebe, Mitleid, Schrecken und Rührung vermögen. Dieſer Akt beginnt mit einem jener gemeſſenen Dialoge, die Herr Scribe eine Scene benennt und der dazu dient, das Gemetzel der Bartholomäusnacht zu verabreden. Eine Menge ſchöner Sachen, die eben ſo ſchnell liegen bleiben, als ſie aufgehoben wurden, ſind in dieſem Dialog zerſtreut. Aber die wahre Muſik bemächtigt ſich erſt der Scene bei dem Eintritt der Mönche. Durch die einfachſten Mittel wird hier der größte Effekt hervorgebracht.

Robert war der Himmel und die Hölle; die Hugenotten bannen uns in einen kleinen blutigen Winkel der Erde mit einem ſehr niedrigen und eingeſchränkten Horizont. Und dennoch hat Meyerbeer in dieſem Horizont den gigantiſchen vierten Akt geſchrieben, dem nichts in ſeinen früheren Werken an die Seite geſtellt werden kann. So hat er ſeinem Mitarbeiter zum Trotze, der mehr noch ſchlief als gewöhnlich, ſich ſelbſt Helden und Gedicht erſchaffen. Herr Scribe hat ihm Leichname überliefert, die Meyerbeer mit ſeinem Hauche belebte. Herr Scribe übergab ihm einen jungen Abenteurer mit gelben Stiefeln, ein junges Fräulein Valentine im weißen Kleide, eine leichtfertige Prinzeſſin, Namens Marguerite, einen guten, ſeinem Herrn ſehr ergebenen Diener, Namens Marcel, dies Alles von dritter Qualität und gut genug, eine komiſche Oper daraus zu machen; aber was hat Meyerbeer Alles aus dieſen Todten gemacht! Welche Leidenſchaft flößte er dem jungen Menſchen ein! mit welchem Schmerz durchſtrömte er die Seele Valentinens! mit welcher pikanten Anmuth umgab er dieſe junge Königin, und welchen tiefen und originellen Sinn verlieh er dieſen ſchlecht gereimten Gemeinplätzen! Beſonders aber, wie ſchuf er Marcel um, dieſen Bedienten des Herrn Scribe mit der Treue eines Pudels und voll entlehntem Puritanismus. Der Muſiker gab Marcel die rohe Größe, die Unbeugſamkeit einer naiven Ueberzeugung und eines edlen Charakters, ein Vaterherz für den Sohn ſeines Herrn und die Erhabenheit der religiöſen Begeiſterung.

Die Ausführung dieſes ungeheuern Werks überſteigt manchmal das Kraftvollſte, das wir gehört haben, und Frankreich kann mit gutem Rechte ſtolz ſeyn auf die unwiderlegbare Superiorität ſeiner Künſtler. Das Orcheſter des Herrn Habeneck überwindet eine unglaubliche Menge unerhörter Schwierigkeiten und die Chöre machen Rouladen und foudroyante Läufe, wie ſie nur meiſterhaft geſpielte Inſtrumente hervorzubringen im Stande ſind. Ein ungeheurer Fortſchritt in dieſem Theile der Kunſt. Daſſelbe läßt ſich noch in höherem Grade auf die Soloſänger anwenden.

Wenn Sie mich aber jetzt nach dieſer höchſten Anſtrengung eines Mannes von Genie, der das letzte Wort in ſeiner Kunſt haben wollte, befragen: wie wird es mit der Muſik in der Zukunft werden? ſo muß ich Ihnen antworten, daß dieſes mir das Ende aller Muſik zu ſeyn ſcheint, und daß nach dieſer Anwendung aller Kräfte, aller Intelligenzen, aller Inſtrumente und aller Stimmen bei der Ausführung dieſes Werkes keine menſchliche Imagination im Stande iſt, vorauszuſehen, was jetzt noch kommen kann, wenn überhaupt noch etwas kommen ſoll.

Was aber liegt daran? Die Zukunft gehört Gott, der Meiſterwerke erſchafft. Wir wollen uns alſo mit vollkommener Ruhe dem Eindrucke der Gegenwart überlaſſen.

„Komm mit mir“, ſprach Cäſar zu ſeinem Freunde Quintus, „ich bereite dir dieſen Abend ein ſchönes Feſt auf dem aventiniſchen Berge. Komm, wir wollen die Verſe Homers ſingen bei dem Brande der Stadt des Romulus!“ —

Dies iſt, mein Herr, die lange unparteiiſche Geſchichte unſeres Theaters. Hätte ich mehr Zeit gehabt, ſo würde ſie nicht ſo lang geworden ſeyn; ein anderes Mal will ich meine beſten Kräfte daran ſetzen — Entſchuldigen Sie die Fehler des Autors.

Jules Janin.

Künſtler-Porträts,

ſkizzirt von

Auguſt Lewald.

Vorhalle.

Ich mache mich zum Cicerone einer Bilderreihe, die ich hiemit in dieſem Werke eröffne und fortzuſetzen gedenke. Alles was die freundlichen Beſchauer hier finden, iſt von mir genau gekannt und beobachtet worden; Alles was ich zur Erklärung des Bildes hinzufüge, iſt aus der Erinnerung flüchtig zuſammengetragen, und weder ſind hiebei die Originale, noch todte Quellen um Rath gefragt worden. Die Porträts ſind daher nur in leichter Weiſe ſkizzirt, und das Andre macht keinen Anſpruch auf biographiſche Treue und Ausführlichkeit. Ob ausgeführtere Gemälde und weitſchweifigere Nachrichten über Lebensverhältniſſe intereſſanter geweſen wären, wage ich hier nicht zu beſtimmen, zu meinem Zwecke hätte ich ſie nicht brauchen können.

Dieſe Skizzen ſollen dazu dienen, Das was in dieſer troſtlos dahinſchwindenden Kunſt für immer verloren iſt, mindeſtens in leichten, doch treuen Zügen feſtzuhalten, Fremdes dem Vaterlande näher zu bringen, und auf den Reichthum aufmerkſam zu machen, den unſre Bühne beſitzt, wenn ſie ſich gleich bei ihrer unſeligen Zerſplitterung deſſelben nicht erfreuen kann.

Jetzt, wo das Luſtſpiel und Trauerſpiel, die Poſſe und das Singſpiel an den meiſten Bühnen von denſelben Künſtlern geſpielt werden müſſen, werden ſelbſt eminente Talente dazu gezwungen, ihre ſchwachen Seiten zu zeigen; welch ein Theater hätten wir aber, wenn alle Trefflichen an demſelben Orte vereinigt wären, und jedem zur Entfaltung ſeiner ſchönſten Kraft der würdigſte und entſprechendſte Raum anheimgeſtellt würde.

Dann aber müßten jedoch auch unſere Theater eine andre Verfaſſung erhalten, damit ſich die großen Genien nicht aneinander die Spitzen der Schwingen abſtoßen, die Liebenswürdigen ſich nicht den brillanten Schmetterling-Staub derſelben abſtreifen; an die Fabel von den im engen Raum eingeſperrten Spinnen dürfte dann ohnedies nicht gedacht werden.

Vor dem Eintritte noch dieſe Entſchuldigung: der Mittelmäßigkeit ward dieſe Gallerie verſchloſſen, und anerkannte Künſtler, die ich nur nicht genugſam kannte, dürfen nicht zürnen, wenn ich es vorzog ihre Bilder wegzulaſſen, als eine Charge ſtatt eines Porträts von ihnen zu liefern. Ich gebe jedoch hiemit das Verſprechen, ſie eheſtens kennen zu lernen, um dieſer meiner Liebhaberei, die wie ich glaube mir keine Tadler zuziehen kann, eine größere und gedeihlichere Ausdehnung zu verleihen.

Caroline Lindner.

Eines der größten Talente, das jemals der Bühne angehörte. Ein Auge voll Seele, ein Organ ſo einſchmeichelnd und gewinnend, eine Haltung ſo anmuthig und frei, eine ſo raſch bewegliche Phantaſie endlich, Alles dies zuſammen, wie ſollte es nicht im Stande ſeyn, auf dem Theater zu glänzen? Dem. Lindner beſitzt aber bei dieſen Vorzügen noch die Gabe zu geſtalten, wie ſie bei Künſtlerinnen faſt nie, bei Künſtlern in ſolchem Grade nur höchſt ſelten angetroffen wird.

Lehrerin und Vorbild war ihr Mad. Renner, und ihr verdankt ſie zunächſt die Ausbildung ihrer ſchönen Fähigkeit, wodurch ſie im heitern Genre excellirt. Das kleine Stück: die

„Proberollen“ möge einen Beweis hiezu ablegen. Hier treibt ſie die Kunſt ſich zu metamorphoſiren ſo weit als es nur angeht, und ſie wird ſtets in der neuen Maske von einem unvorbereiteten Zuſchauer nur ſchwer wieder erkannt werden können. Hiezu ſind ihr aber nicht nur die äußern Toilettenkünſte behülflich, ſondern es zeigt ſich in der Auffaſſung und Ausmalung dieſer kleinen Scenen eine an's Wunderbare ſtreifende Beobachtung, die ſelbſt die kleinſten, verborgenſten Züge des Individuums abzulauſchen und auf künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung zu bringen verſteht.

Ihr Clärchen im Egmont, Käthchen von Heilbronn, Gretchen im Fauſt, ſind ihrem deutſchen Grundelemente nach ganz für die Kraft unſerer Künſtlerin geſchaffen. Margarethe in den Hageſtolzen und das ganze Heer kerniger Naivetäten, bis zu den widerlich ſentimentalen herab, gehören ihr von Talentes Gnaden. Ueberall wird ihre ſchöne Natürlichkeit, ihr ſanfter Ton, ihre Herzlichkeit, ſelbſt den verzerrteſten Gebilden dieſer Art den Hauch der Poeſie beigeſellen. So war das weinerliche Suschen von Mexico lange Zeit hindurch eine Lieblingsrolle der Künſtlerin.

Im feinern Converſationsſtücke, als Dame von Welt, iſt Caroline Lindner ebenfalls eine willkommene Erſcheinung. Die Koketterie, welche ſie dann entfaltet, borgt ſo viel von der natürlichen Grazie, die mit ihrem ganzen Weſen innig verſchmolzen iſt, daß man darüber den Lüſtre des Salons gern vergißt, der ihr vielleicht noch mangeln ſollte.

Dem. Lindner iſt ſeit ihrer früheſten Zeit bei dem Frankfurter Theater angeſtellt geweſen. Ihre erſten Engagements waren in Mainz und Würzburg. Dieſes lange Verweilen an einem und demſelben Orte hat denn auch die daraus gewöhnlich entſpringenden Vortheile und Nachtheile für die Künſtlerin gehabt. Sie haben es oft ſchon mit ihr in Frankfurt wie in Paris mit der Mamſell Mars gemacht. Es war die Rede davon, daß ſie ſich zurückziehen würde, aber immer iſt ſie wieder auf's Neue gewonnen worden. Dem. Lindner hätte ſchon längſt recht daran gethan, das Frankfurter Theater aufzugeben, und an den erſten

Bühnen Gaſtrollen zu geben, wo ſie überall mit Beifall begrüßt worden wäre. Sie hat ihre Erſparniſſe zu Rathe gehalten, und befindet ſich in dem für deutſche Künſtler ſo ſeltenen Falle, ein unabhängiges Leben ſchon jetzt führen zu können, wo ſie noch in ihrer ſchönſten Kraft ſich ihrem Berufe zu widmen vermag.

Charlotte von Hagn.

Nach zehnjähriger Abweſenheit war ich nach München gekommen und hatte am erſten Abend das dortige Theater beſucht. Wie das nun manchmal ſo geht! Mein Unſtern wollte daß ein alter Lückenbüßer mit alten Schauſpielern beſetzt, die ich alle aus früherer Zeit kannte, gerade gegeben wurde. Eine tödtliche Langeweile befiel mich! Die Leute waren alle in ihren Fächern ergraut, ſie hatten ſchlecht memorirt, ihre Stimmen, ihre körperlichen Vorzüge hatten abgenommen, ſie krächzten und ſchnarrten und ſpielten „unmöglich,“ um mich des glimpflichſten Ausdrucks zu bedienen. Schon wollte ich unmuthig das Haus verlaſſen, als ich auf einen Freund ſtieß, mit dem ich ein intereſſantes Geſpräch anknüpfte, welches einen ewig langen Zwiſchenakt würzte. Es war jetzt wieder aufgezogen worden, und mein Blick fiel unwillkührlich auf die Bühne. Ein junges Mädchen ſpielte ſo eben eine lange Eingangsſcene in ſo widerlicher, unnatürlicher Weiſe, ſo geziert, näſelnd, weinerlich, daß ich nach meinem Hute griff, meinem Freund die Hand drückte und forteilte. „Wo willſt du hin?“ raunte mir dieſer leiſe zu, „willſt du denn unſere Hagn nicht ſehn?“ —

— Ach, mit eurer Hagn! rief ich unwillig aus. Ich habe genug an all dem Zeuge. Iſt das ein Sprechen! Iſt das ein Agiren! —

— Dies iſt ja aber nicht die Hagn, dies iſt ja nur die Gruppe — ſo warte doch!

Und in demſelben Augenblick ward ich durch eine Erſcheinung auf der Bühne wie an meinem Platze gefeſſelt — ich dachte nicht mehr an's Fortgehen; denn herein ſchwebte ein ſchönes, grazienhaftes Mädchen, ſo ſchelmiſch, ſchalkhaft und liebenswürdig, wie ich mich nicht erinnern konnte, es je auf dem deutſchen Theater geſehen zu haben, und wie ich es am wenigſten hier erwartete.

In der That, es mußte dieſe Erſcheinung ein mächtiger Zauber umwehen, mich auf einmal aus der Stimmung, worin ich war, in dieſes wirkliche Entzücken zu verſetzen. Mit immer gleicher Aufmerkſamkeit verfolgte ich dieſes Spiel bis zum Schluſſe, und als der Vorhang gefallen war, hatte ich nur die Bemerkung zu machen, daß eine etwas übertriebene Huldigung von an ſich abſcheulichen Männerchen und Lobrednern mir einzig und allein den Genuß geſtört hatte.

Der nächſte Zettel, der mir wieder die Künſtlerin verhieß, führte mich auch wieder in's Theater. Sie war dieſelbe — nur liebenswürdiger noch. Es war ein Talent für das Heitere, Naive, Fröhliche, wie es mir noch nie vorgekommen war. Dabei eine Natur, von künſtleriſchem Studium wenig bemerkbar, doch eben ſo wenig von Verkünſtelung. Ein richtiger Takt leitete das junge Mädchen, ſie that nichts was zu gewagt, zu auffallend geweſen wäre, und doch war manches keck und genial. Das ächte Zeichen des angeborenen Talents.

Die Münchener freuten ſich dieſer ſeltenen Gunſt des Himmels nicht aus vollem Herzen. Charlotte von Hagn war, was dort ſehr in Anſchlag kommt, „im Thal geboren,“ nämlich in der Hauptſtadt Baierns ſelbſt, wo bekanntlich eine Straße ſo heißt, und doch ſahen Viele ſcheel auf ihre Triumphe, und wußten manches Nachtheilige über ſie zu verbreiten.

Dies ward der jungen Künſtlerin Glück; ſie überließ das heimiſche Feld ihrer erſten Verſuche ihren Neidern, und wagte einen weiteren Flug. Daß ſie es dabei mit [illegible], Dankbarkeit gegen König und Vaterland, und wie die ſchönen Dinge alle heißen mögen, nicht ganz genau nahm, kann ich ihr nicht ſehr zum Vorwurfe anrechnen. Sie ging bekanntlich nach Berlin, und wirkt jetzt in dem dortigen glänzenden Kunſtkreiſe, während ſie München einer neidiſchen Nebenbuhlerin überließ, die jedoch keine Früchte daraus zog, ſondern bald ſelbſt genöthigt war, ihr dortiges Engagement aufzugeben und bei kleinen Theatern ein herumirrendes Leben zu führen.

Charlotte von Hagen verbindet mit einer zarten Geſtalt ein ausdrucksvolles Geſicht und ein herrliches Organ. Ihr Mienenſpiel iſt bewunderungswerth. In früherer Zeit, als ich ſie ſah, war ihre Toilette hin und wieder etwas übertrieben, dieſer Uebelſtand wird jetzt wohl verſchwunden ſeyn. Nächſt Caroline Müller in Wien, die ich leider nie geſehen, mag ſie wohl das erſte Talent für muntere und launige Partien im Luſtſpiel ſeyn. Madame Haizinger, die beiden an Jugend und Friſche nachſteht, liebt es mehr ſich in einer bewußteren Grazie zu bewegen, und die unerreichbare Sicherheit ſteht ganz ſeitwärts von den Genannten, wenn gleich auf einer eben ſolchen Höhe.

◆

Thereſe Peche.

Man kennt A. W. von Schlegel's Brief, der die junge Thereſe in die eigentliche Kunſtwelt der Bühne einführte. Ob ſie ohne dieſe Protektion ihren jetzigen Standpunkt erreicht haben würde; ich wag' es nicht zu beſtimmen.

Man halte es nicht für übertrieben: wer aber das erſte Auftreten von Julia Capulet durch Thereſe Peche darſtellen ſah, verſpürte etwas von Verzauberung an ſich. Dieſer poetiſche Moment des großen Dramas kann nicht poetiſcher wiedergegeben werden. Zum Ruhme der jungen Künſtlerin ſey es geſagt, daß gerade dieſe zart poetiſchen Scenen ihr am beſten gelingen. Rollen im modernen Luſtſpiele, namentlich in franzöſiſchen, ſind ihr bei Weitem nicht ſo wohl anſtehend; aber eben ſo wenig ſolche von tiefer tragiſcher Wirkung und großem Ernſte, wo auch ihre phyſiſche Kraft nicht ausreicht.

Bei Thereſe Peche liegt die Poeſie auch in der äußerlichen Erſcheinung. Man ſehe darüber nicht geringſchätzend weg. Es iſt eine herrliche Gabe des Himmels, poetiſch-ſchön ausgeſtattet, und für eine Schauſpielerin iſt es überwiegend. Was ihr abgeht an geläutertem Urtheil, an ſicherem Blick, an ſcharfem Verſtand, das macht die Erſcheinung gut.

Wie ſchön war Thereſe Peche als Precioſa; wie gut ſtand ihr dieſes Waldmädchen! da war nichts gekünſteltes, nichts bühnenmäßiges, es war die himmliſche Zigeunerin ganz und gar, und die letzten, heitern Worte einer ſich für den Beifall bedankenden Schauſpielerin, das ſüße Couplet:

„Gedenkt ihr mein, bis ich am ſchönen Ziele“ —
wurden bei ihr zur rührenden Elegie! —

In Hamburg, wo man immer nur mäkelte, nachdem der erſte Rauſch verflogen war, wollte es der Strebenden nicht länger gefallen. Man muß geſtehen, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn eine junge Künſtlerin von andern Triumphen träumt, als von einer Einladung zum Balle bei irgend einem Senator oder von einem Lob in den Originalien oder im Freiſchützen. Dem. Thereſe Peche verließ Hamburg und ging nach Wien. Welcher Unpartheiiſche wollte ihr das verdenken? Die Hamburger allein konnten es nicht begreifen, da doch die Auſtern nirgend in Deutſchland ſo friſch ſind wie dort, die Hamburger Teller aus dem feinſten Silber beſtehen und Dem. Peche noch überdies die ausgezeichnete Ehre genoſſen hatte, mit einem der reichſten Kaufmannsſöhne auf dem Ball im Stadthauſe zu tanzen, anderer Vorzüge nicht zu gedenken.

Seit jener Zeit lebt Dem. Peche in Wien, in einem Kreise von so bedeutenden und glänzenden Talenten, daß ihr das Mitglänzen wohl sehr erschwert, wohl auch unmöglich gemacht ist. Sie nimmt indeß, so viel man dies aus der Ferne beurtheilen kann, noch immer einen der ehrenvollsten Plätze in der Reihe der heutigen Künstlerinnen ein.

◆

Amalie Stubenrauch.

Ich sah vor etwas mehr als zehn Jahren einige junge Mädchen, an einem schönen Sonntage, im schönen Hofgarten neben der Residenz in München, ihre sonntägliche Promenade machen. Für alle Drei — so viele glaube ich waren es — war geistiger Beistand von Verwandten und Freunden vorhanden, eine aber nur ist Künstlerin geworden. Die Namen der Andern sind verschollen.

Diese Kollegin, die damals als Amalie in „die Räuber von Schiller" so viel versprach, was sie redlich gehalten hat, ist Dem. Stubenrauch, die nunmehr bei dem Stuttgarter Theater das Fach der ersten tragischen und sentimentalen Rollen mit Ruhm bekleidet, und sich als eine höchst talentvolle und geistreiche Darstellerin ausgezeichnet.

Dem. Stubenrauch ist von schönem, hohem Wuchs, den sie durch die geschmackvollste, oft durch eine wahrhaft malerische Toilette zu heben weiß. Ihre Züge sind angenehm und ausdrucksvoll; ihr Organ ist wohlklingend, ihre Redeweise weich. Eigenschaften, die sie zu liebenden Mädchen wie zu jungen Heldinnen gleich sehr befähigen.

Was ich an den Darstellungen dieser Künstlerin besonders zu schätzen weiß, ist das schöne Maaß, das sie in allen richtig zu halten weiß. Dieſes iſt mehr als das, was man im gewöhnlichen Leben Takt zu nennen pflegt, und es geht von einem tiefen künſtleriſchen Bewußtſein aus. Die Harmonie, die dadurch in den einzelnen Theilen der Leiſtung herrſcht, macht den wohlthätigſten Eindruck und erweckt Befriedigung. Ein ſolches Maaß halten iſt jedoch von dem ſteten Beweiſen und Abſchätzungen ſehr verſchieden; dies wirkt erkältend, die Darſtellerin aber, die Maaß verwalten läßt, kann eine ſolche Wärme, ſo ſelbſt glühendes Gefühl zur Anſchauung bringen, wie dies eben bei Dem. Stubenrauch der Fall iſt.

Iphigenie, Portia, Julia, Raphaele, Lady Macbeth, Thekla, Maria Stuart, dies ſind die Rollen, worin mich auch in neueſter Zeit die Künſtlerin im hohen Grade befriedigte. Ich war bei Wiederholungen einiger dieſer Rollen zugegen, z. B. der Portia, und da ich ein aufmerkſamer Zuſchauer war, ſo konnte ich mit Vergnügen wahrnehmen, welch ein Streben nach Vollendung die Künſtlerin beſeelt, und daß ſie zu der ſeltenern Gabe der Selbſtkritik auch noch das Talent geſellt, auf wohlmeinende Stimmen Anderer zu hören, um unabläſſig an dem Gebilde zu feilen und zu beſſern. Ich nenne dies ein Talent, und es iſt eines wie jedes Andere, womit uns die gütige Natur beſchenkt. Dem. Stubenrauch wird zwar nie die Gewalt einer Schröder erreichen, womit dieſe die Gemüther an ſich zu reißen vermag, und ſie ſtrebt wohl auch nicht darnach, aber ſie wird uns ſanft bewegen und erheben, zur Rührung wie zur Freude ſtimmen können; ihren Sieg wird ihr Niemand ſtreitig machen.

Doris Devrient.

Vor zehn Jahren machte das damals neuerbaute Theater in Leipzig Epoche in der Kunstwelt. Ein Mann mit Geschmack und mit den erforderlichen Mitteln dazu versehen, hatte es mit großen Opfern und dem Glücke eröffnet. Unter den jungen Talenten, die er damals um ſich zu verſammeln wußte, befanden ſich zwei weibliche: die Schweſtern Böhler. Die jüngere, Doris, glänzte beſonders in Rollen der heitern Gattung und da ſie zugleich eine angenehme Stimme und ein feines Ohr beſaß, ſo war ſie auch in der Oper und dem Singſpiel mit Vortheil zu beſchäftigen und im Zauberglöckchen von Herold und ähnlichen Partien ſchwang ſie ſich bald zum Liebling der Leipziger empor.

Nachdem ſich das Theater in Leipzig unter der Direktion des Herrn Hofrath Küſtner aufgelöſt hatte, folgte Doris Böhler ihrem Gatten Emil Devrient nach Hamburg. Inzwiſchen hatten ſie einen vorübergehenden Aufenthalt an dem Magdeburger Theater genommen. Von Hamburg ging dieſes talentvolle Künſtlerpaar nach Dresden.

Madame Doris Devrient iſt von feinem Wuchſe; aus ihren Zügen blickt Schalkhaftigkeit und feiner Muthwille, eine Miſchung welche die Franzoſen ſehr eigentlich mit espièglerie benennen. Unſere Künſtlerin iſt im wahren Sinne des Wortes eine komiſche Schauſpielerin zu nennen, eine Gattung die in dieſer Reinheit ſehr ſelten in Deutſchland angetroffen iſt. In Paris findet ſie in der allerliebſten Dejazet wohl ein ebenbürtiges Seitenſtück; doch beſitzt unſere Deutſche, bei allem Muthwillen mehr Zartheit und Empfindung und den feinen Ausdruck der Sitte. Es iſt Schade, daß wir ſo wenig Stücke beſitzen, in welchen für dies eigenthümliche Talent ſich entſprechende Vorwürfe fänden. Möchte Mad. Devrient in einer bedeutenden Stadt leben, aber hätten wir überhaupt dramatiſche Schriftſteller, welche mit den Bühnen

Hand in Hand gehen, und jedes aufblühende Talent mit gleicher Liebe zu berückſichtigen ſuchen, ſo würde durch ſie ein wahrhaft bedeutender Gewinn dem Theater erwachſen. Ich bin überzeugt, daß dieſe begabte Frau, mit ihrem heiteren Gemüthe leicht anregte und förderte, und unter gewiſſen Umſtänden für die Belebung des Repertoires tüchtig mitwirkte.

Mademoiſelle Mars.

Die dramatiſche Kunſt hat wie die Politik ihre Revolutionen, Reactionen und Reformationen. Die Romantiker hatten die Claſſiker ſelbſt in ihrem eigenen Tempel, dem Théâtre français, zum Schweigen gebracht. Da geht nun mit einem Male der längſt verſtorbene Molière einen Kampf mit dem Romanticismus ein, und ſcheint mit Hülfe ſeiner herrlichen Bundesgenoſſin, der Mars, einen erneuten Sieg davon tragen zu wollen.

Mlle. Mars hat wie ein zweiter Coriolan in beiden Lagern gekämpft; für die Römer und für die Volsker; die Römer haben ſie endlich wieder gewonnen, und nun glänzt ſie mehr als je in der geſuchten Zierlichkeit einer Elmire, in der feinen Empfindſamkeit einer Araminte, in der ſchillernden Koketterie einer Célimène. Damit iſt jedoch nicht gemeint, als habe ſie jeder neuern Schöpfung entſagt; wie viele Rollen des jüngſten Repertoires zeugen nicht für die unverſiegbare Kraft dieſer Künſtlerin. Gleich jener Célimène, die wir eben anführten, die in ihrer unverwüſtlichen Koketterie neben Alceſte auch noch den Marquis, den Chevalier und andere als Anbeter ſich erhalten will, hat Mlle. Mars mit mehr Glück als Mühe die junge Literatur auf allen ihren Wegen verfolgt, endlich vermochte ſie bei der [illegible]

Kunſt Geheimniß und trat zuletzt wieder zu der glänzenden, hohen, wahren, ſchönen, und jede Beimiſchung verſchmähenden alten Familie der großen Schauſpieler über.

Wie jener Landmann, der alten Zeit der den Ariſtides proſcribirte, weil Überdruß ihn immer nur den Gerechten nennen zu hören, ſo treibt es auch mich manchmal, wenn ich über das Theater ſchreibe, mich gegen die ſchmeichelnden Titel der Mlle. Mars „der vollkommenen Schauſpielerin, des Juwels der Comédie françaiſe," aufzulehnen; aber was hilft es mir? ſah ich ſie wieder, ſo war es mir unmöglich, mein Syſtem durchzuführen. Welche Eleganz der Bewegung! welch' ſanftes Organ! welche reine Diction! Man zwingt mir, wie jedem Andern den Ausſpruch ab, daß die Künſtlerin ohne Gleichen ſey, und daß ſie auf dem Théâtre françaiſ ſowohl durch ihr Talent, als durch die eigenthümliche natürliche Grazie mit Recht herrſcht.

Sie iſt die Tochter des Schauſpielers und Theaterdichters Monvel und debütirte als Kind auf dem Theater des Palais royal in der Farce „Le déſeſpoir de Jocriſſe,"* worin Baptiſte der Jüngere den komiſchen Helden gab. Sie machte einen kleinen Bruder deſſelben. Einige Zeit darauf, im Jahre 1793, erſchien ſie auf dem Théâtre françaiſ. Sie war damals fünfzehn Jahre alt; man bemerkte bei ihrem erſten Auftreten, daß ſie ein ſchönes Geſicht und ein bezauberndes Organ beſitze, aber ihre außerordentliche Schüchternheit und ihre Kälte ſtellten ſie für lange Zeit in den Hintergrund; ſie mußte die ſogenannten Naiven ſpielen.

Mlle. Mars iſt nicht mehr Sociétaire des Theaters; ſie erhält 500 Fr. ſo oft ſie ſpielt. Dieſes iſt nicht viel. Die diſtinguirten Sitten und Manieren der Künſtlerin machten immer ihren Salon zu einem Stelldichein der Gelehrten und Künſtler. In der Geſellſchaft entzückt ſie mehr durch Grazie und Adel der Manieren, als durch ihren Geiſt. Ihr Abtreten von dem Theater kann, das ſieht man voraus, nicht lange mehr hinausgeſchoben werden; es wird ein Tag der Trauer für alle wahren Freunde der Kunſt ſeyn.

---

* In der deutſchen Bearbeitung „Des Haſenfußes."

Madame Allan - Dorval.

Die Anweſenheit dieſer Künſtlerin auf dem geweihten Boden des Théâtre français ſcheint gewiſſen ſtationären und retroſpectiven Geiſtern eine Unzuläſſigkeit zu ſeyn. Nach ihrer Meinung iſt die Kunſt, Theaterſtücke zu verfertigen, mit Corneille, Molière und Racine verloren gegangen, ſo wie die Clairon, Lekain, Molé, Fleury und Talma das Geheimniß, die Komödie oder Tragödie darzuſtellen, mit ſich in die Grube genommen haben. Allein dieſe Künſtler ſind eben ſo gut wie der Cid und die Frauenſchule von der Kritik getadelt worden. Jetzt werden jene Stücke und Schauſpieler mit einer erblichen Glorie von Bewunderung umgeben und den jetzt lebenden wie eine entmuthigende Vollendung entgegen gehalten, die Niemand mehr zu erreichen im Stande iſt. Will man aber das Schöne und Wahre auf anderem Weg zu erreichen ſuchen, ſo wird man gleich der Uebertreibung und Anmaßung beſchuldigt.

Man tadelt an Mad. Dorval, daß ſie eine ſchlechte Haltung beſitze, daß ſie ſchnarre und ihr Organ ohne Reiz ſey, aber dennoch haben die neueren Dichter in ihr die große Schauſpielerin der Epoche erkannt und für ſie die Elena in Marino Faliero, die Marion de Lorme und die Adele Hervey in Antony geſchrieben. Als Jeanne Vaubernier zeigte ſie auch, daß ſie die Komödie auf feine, geiſtreiche Weiſe darzuſtellen wiſſe.

Man möge der Claſſicität noch ſo zugethan ſeyn, ſo ſollte man doch eine Schauſpielerin in ihrer vollſten Kraft und Unabhängigkeit voll edler Inſpiration ihren Weg für ſich machen laſſen.

die auf dieſe Weiſe die Frau des Spielers, die Thekla in der „Familie zu den Zeiten Luthers“ und auf's Neue nach der Mars die Lady Grey in den Kindern Eduards und die Herzogin von Guiſe in Heinrich III. geſchaffen hat; ferner die liebliche ganz raphaeliſche Geſtalt der Ketty Bell in Vigny's Chatterton, ein Bild, wie man es zuvor nie auf dem franzöſiſchen Theater geſehen. Dieſe Ketty, die uns das Herz rührt durch ihre myſteriöſe Liebe und endlich aus Mitleid, Enthuſiasmus und Liebe ſtirbt, und alle dieſe Gefühle ſo fein nüancirt, wie es keiner Künſtlerin vor ihr gelungen.

Bewundernswerth iſt die Dorval noch in der Thiſbe im Trauerſpiel Angelo von Victor Hugo. Wie malt ſie uns dieſes Weib, welchem Alles fehlt zum Weibe; ein Weib voll Kraft, Spott, Herrſchaft, heftiger Geberde, ganz wie ein Mann und das dennoch liebt, unterwürfig, dankbar, demüthig, flehend wie ein Kind. Man frage einmal den Zuſchauer, der nicht das Unglück hat, an das Organ und die Ausſprache der Künſtlerin zu denken, wenn ſie ihn hinreißt und in Erſtaunen ſetzt durch Worte welche die Seele erſchüttern, und durch eine Pantomime die eben ſo beredt ſind als Worte. Wer liebte nicht mehr die ungezwungene Haltung eines durch leidenſchaftliche Stürme bewegten Körpers, als den ſteifen kalten Corſetzwang, das barbariſche Product unſerer Civiliſation.

Sollte einſt ein Kammerbeſchluß das Geſetz geben, daß nur die klaſſiſchen Meiſterwerke des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das Pariſer Publicum erfreuen ſollen, ſo mag Mad. Dorval ſich vom Theater zurückziehen. Allein wenn in den Verſuchen zur Bildung eines modernen romantiſchen Drama's in Frankreich fortgeſchritten wird, ſo würde auch dieſer Künſtlerin erſtattet werden müſſen ihre glänzende Bahn zu vollenden. Sie wird darin glänzen, ſo lange Seele, Leidenſchaft, wahre Begeiſterung und ein unverkünſtelter Vortrag für Etwas in der Kunſt des Schauſpielers gelten werden.

Mademoiſelle Pleſſy.

Wird die Kunſt des Schauſpielers angeboren oder erlernt? Dieſe Frage iſt ſchon längſt aufgeworfen worden, ohne gehörig erledigt zu werden. Sie wird jetzt wieder intereſſanter, da man von vielen Orten hört, daß unter der Leitung berühmter Künſtler ſogenannte Declamations- und Bildungsſchulen errichtet werden. Wenn man die Thatſachen befragt, ſo findet man, daß unſere erſten Schauſpieler ſich ſelbſt gebildet haben. Die Franzoſen nennen hier zuerſt ihre Mars, Bouffé, Vernet und Andere, wir unſern Devrient, Seydelmann, Anſchütz u. ſ. w. Wer hat ſie gelehrt, das zu ſeyn, was ſie wurden? — Auf der andern Seite aber haben wir nicht minder ſchätzenswerthe Talente aufzuweiſen, die durch Bildung erſt ihre Höhe errangen.

Vor Allen nenne ich hier die Lindner, eine Schülerin der Renner, und die zahlloſen mehr oder minder glücklichen Schüler Ifflands. So haben die Franzoſen auch der Lehre ihres Samſon die liebenswürdige Pleſſy zu verdanken.

Sylvanie Pleſſy wurde 1819 in Metz geboren. Ihr Vater ſpielte die ſogenannten Pères nobles und iſt jung geſtorben. Ihre Mutter reiſte mit ihr nach Paris, um ſie beim Conſervatorium unterzubringen; allein mit Cherubini, der niemals begreifen wollte, wie ſehr eine Declamirſchule bei ſeinem Inſtitute Noth thue und eine Geſangsſchule für vollkommen hinreichend hält, um Schauſpielerinnen zu bilden, war nicht zu unterhandeln. Das junge ſchöne Mädchen, vom innern Genius getrieben, bat daher ihre Mutter, ſie zu Samſon zu führen, und dieſer ſah ſogleich die glänzende Zukunft vor Augen, die der liebenswürdigen Sylvanie bevorſtehen würde, wenn er ſie zu ſeiner Schülerin machte. Er öffnete und erleichterte ihr die theatraliſche Laufbahn. In dem Augenblick, als ſie ein beſcheidenes Engagement am Théâtre français erhielt, wurden ihr von dem Director des Gymnaſe die glänzendſten Anerbietungen gemacht, die ſie jedoch feſt ausſchlug.

ihr Augenmerk nach der höchſten Stufe der Kunſt richtend. Man hat kein Beiſpiel in der Pariſer Theater-Geſchichte von einem rapideren Glück. Kaum erſt ſiebzehn Jahre alt, ſpielt Mademoiſelle Pleſſy in der Komödie und im Drama die vorzüglichſten Rollen und iſt membre-sociétaire des erſten Theaters der Nation.

Kann man es der jungen Künſtlerin verdenken, wenn ihr davon das Köpfchen ein wenig dreht und es oftmals Noth thut, ihr gleich Philipp von Macedonien zuzurufen, daß ſie ſterblich ſey? Die Pariſer Kritiker werfen ihr beſonders ihre ſchlechte Haltung vor und geben ihr den Rath, gymnaſtiſche Uebungen vorzunehmen und Unterricht im Tanzen und Fechten ſich geben zu laſſen. Ich für mein Theil muß bekennen, daß ich ihre Haltung im Vergleich mit mehren unſerer geprieſenſten Schauſpielerinnen trefflich fand. Der Hauptfehler der Pleſſy iſt in den Augen der Pariſer Kritiker, daß ſie nicht in Paris geboren iſt; „Sie riecht nach der Provinz,“ wie man dort zu ſagen pflegt. Sie werfen ihr ihre kurzen Taillen vor: iſt das nicht kleinlich? —

Trotz ihrer großen Jugend beſitzt die Pleſſy Geiſt und weiß aus ermunternden wie aus ſtrengen Stimmen, die ſich über ſie vernehmen laſſen, Nutzen zu ziehen. Sie beugt nicht mehr ſo oft den Kopf; ſie ſtreckt die Arme nicht mehr ſo ſteif aus; aber ſie ſingt immer noch ein wenig in pathetiſchen Stellen, und dies iſt ihr noch aus der Schule hängen geblieben.

Sie iſt ein liebenswürdiges naives Mädchen in der passion secrète; ſie iſt hinreißend, kokett in le mariage raisonnable und es bleibt ihr nun nichts übrig als nach dem Abgange der Mars die Celimene im Misanthrope zu geben.

Da die Dorval und Volnys das Fach der premières rôles oder der grandes coquettes nie ſpielen werden, ſo bleibt es der Pleſſy reſervirt, die noch ſo glücklich iſt, die große und einzige Repräſentantin dieſes Faches in ihren Leiſtungen zu ſtudiren.

Jenny Colon.

Das Theater Feydeau war die dramatiſche Wiege von Eleonore und Jenny Colon; die beiden Schweſtern traten dort in den kleinen Savoyarden auf. Eleonore war längere Zeit bei der komiſchen Oper und ſchuf dort einige Rollen. Sie beſitzt eine leichte und glänzende Stimme und iſt, wie wir glauben, in dieſem Augenblicke bei einem Provinztheater in Frankreich als erſte Sängerin angeſtellt. Ihre Schweſter verließ die komiſche Oper bald, um beim Vaudeville eine beliebte Primadonna zu werden. Wer erinnerte ſich nicht des lieblichen Milchmädchens von Montfermeil, welches das Publikum in Schaaren zu dem Vaudeville-Theater zog. Jenny Colon zählte man von dieſem Augenblicke an zu den beliebteſten Künſtlerinnen in Paris. Hierauf ging ſie bald nach London und erntete hier gleichen Beifall.

Stets blieb ſie den Huldigungen wie den Verführungen der engliſchen Ariſtokratie unzugänglich, und kehrte von dort unter dem ehrbaren Namen einer Madame Lafont zu ihren Landsleuten zurück. Als ſie aber ſah, daß eine verheirathete Schauſpielerin den Nimbus der Poeſie entbehre, ſo ließ ſie ihre Ehe auflöſen und wurde die reizende Jenny Colon, als wenn ſie nie etwas Anderes geweſen wäre.

Das Gymnase bewarb ſich um ſie, und ſie wurde ſein; allein bald löſte ſie auch dieſes Band und trat zu dem Variété-Theater über, dem ſie der Natur ihres Talentes nach urſprünglich angehörte. Hier hat ſie eine Menge von Rollen geſchaffen, worin ſie Naivetät, Leichtigkeit und vor Allem eine liebenswürdige Natürlichkeit entfaltete.

Stets war ſie dabei mit der Ausbildung ihres Geſanges beſchäftigt und ſie ſtattete ihre Rollen ſo lyriſch, als es nur möglich war, aus, und als es das antimuſikaliſche Publikum der Vaudeville-Theater geſtattete, das eine nicht zu erweichende Abneigung gegen jedes Muſikſtück hegt, welches mehr als zwanzig

Taille hat. Jenny träumte während ihrer glänzendſten Erfolge von der komiſchen Oper, und endlich wurden dieſe Träume erfüllt: ſie iſt jetzt ein Mitglied derſelben. Man ſprach lange in Paris davon, daß ſie Madame Pradher erſetzen ſolle: dies iſt aber nicht der Fall, denn Jenny wird ſtets das eigentliche Spielfach der komiſchen Oper ausfüllen.

Sie iſt graziös, naiv und heiter, hat den richtigen Ausdruck und drückt allen ihren Rollen das Siegel der Wahrheit auf; ſie iſt mehr durch ihre Anlagen als durch Studium Schauſpielerin geworden. Sie iſt keine plumpe Bäuerin, eben ſo wenig ein ſentimentales, nervenſchwaches Mädchen, ſondern ſtets ein heiteres, gutmüthiges, lachendes, ſingendes, lebensluſtiges Kind, das ſich ein wenig verliebt, aber über die Maßen lieben läßt, und dabei faſt gar nicht kokett. Ich ſpreche hier nämlich nur von dem Charakter, den dieſe Künſtlerin ihren Rollen verleiht.

In muſikaliſcher Hinſicht beſitzt ſie [illegible] ſchätzbare Vorzüge. Ihre Stimme iſt friſch, rein und gut geübt; ſie gehört zu den Mezzo-Sopranen. Der Umfang iſt freilich nicht groß, aber ihre Töne ſind klang- und ausdrucksvoll, dabei iſt ſie muſikaliſch und ſpielt gut das Piano.

Ihr Hang, den italieniſchen Geſang nachzuahmen, könnte ſie auf Abwege führen! Zum Scherz mag dieſes hingehen. Ich hörte ſie in dem Vaudeville „der Dey von Algier" die Malibran ganz allerliebſt copiren, aber immer auf [illegible] vocaliſiren wollen, und mit einer Sontag und Griſi wetteifern, möchte ihr nicht in den Sinn kommen. Franzöſiſche Kunſtrichter räumen ihr einſtimmig im Geſang den Platz neben einer Dureſt und Caſimir, im Spiel neben einer St. Aubin und Gavaudan ein, und wer das franzöſiſche Theater kennt, weiß, was das ſagen will.

Madame Allan-Despréaux.

Dieſe junge hübſche Schauſpielerin, die jetzt die beſte am Theater des Gymnaſe iſt, fing ihre dramatiſche Laufbahn unter den glücklichſten Auſpicien beim Théâtre français an. Der junge König Joas in Athalia war ihre erſte Rolle und Talma hatte ſie ihr einſtudirt. Die junge Künſtlerin hatte das zu dieſem edlen und rührenden Charakter paſſende Alter und Ausſehen. Mlle. Despréaux zog in dieſer Rolle einen Wechſel auf ihre Zukunft, den das Publikum des Gymnaſe ſpäter honorirt hat, da zu jener Zeit für die Debütanten des Théâtre français keine Ausſichten waren. Ungeachtet ihrer glänzenden Anlagen wurde ſie doch nur mit Nebenrollen betheiligt.

Firmin vollendete die dramatiſche Erziehung der Mlle. Despréaux, die Talma begonnen hatte. Nun übernahm ſie das Fach der amoureuses oder zweiten Liebhaberinnen, worin ſie ſich bald auszeichnete. Die kleine Rolle des Pagen in Heinrich III., in der unſerm Don Carlos nachgeahmten Scene gab ſie mit Glück. Sie verband eine elegante und reine Diction mit tiefem und wahrem Gefühl.

Deleſtre-Poirſon, der Director des Gymnaſe, machte ihr nun Anträge, die ſie annahm. Ihr Debüt im Gymnaſe war glänzend in der Rolle der Favorite, die ſie bald zu einer Favorite des Publikums machte. Die Rollen der Camilla, in Bruder und Schweſter, Hortenſe in dem Mißgeſchick eines glücklichen Liebhabers, beſonders aber die Vorleſerin, verſchafften ihr Gelegenheit, ſich als vortreffliche Künſtlerin zu zeigen. Ihre zu lebendige und wenn ich ſo ſagen darf, zu ausgibige Leidenſchaftlichkeit iſt Schuld, daß ihr manchmal der rechte Nachdruck gebricht, da ſie ihr Gefühl nicht zu beherrſchen verſteht. Es wäre ihr, ſo wie mancher deutſchen Künſtlerin anzurathen, „le Paradoxe du comédien“ von Diderot zu leſen. Daraus würde ſie erkennen, bis zu welchem Grade der dramatiſche Künſtler ſelbſt bewegt ſeyn darf, um ſeine Bewegung in die Seele des Zuſchauers übergehen zu laſſen. Die Gabe, ſchön zu weinen, iſt eine allerdings nicht zu tadelnde Eigenſchaft einer jungen Künſtlerin, allein ſie darf nie gemißbraucht werden. Die Stimme der Mad. Allan-Despréaux iſt ſchwach, aber rein, und da ſie muſikaliſch iſt, ſo weiß ſie ſie mit Kunſt und Geſchick zu gebrauchen; wenn gleich ihr Organ der Kraft und des Nachdrucks im Dialog entbehrt, ſo deckt die Magie des Vortrags dieſen Mangel zu.

Uebrigens treibt es dieſe Künſtlerin, wie es jetzt zu Tage in Paris Sitte iſt: ſie vergißt ihre Kaſſe nicht über die Kunſt; ſie kümmert ſich wenig um das Feuer, welches ihre ſchönen Augen überall entzünden, aber mehr um die Feuer die ſie und ihr Gatte jeden Abend erhalten; denn bekanntlich nennen franzöſiſche Schauſpieler „Feuer“ (feux), was unſere Deutſchen Spielhonorar oder Spielgeld nennen. Außerdem benützt ſie ihren doppelten Urlaub zu Gaſtſpielen, die ihr ebenfalls ſehr einträglich werden. Es iſt hiegegen im Ganzen nichts einzuwenden und im Gegentheil ſehe ich es lieber, wenn junge Künſtler ſich auf dieſe Weiſe bereichern, als wenn ſie gleich Andern an der Börſe mitſpielen, wie dies namentlich bei Mlle. Mars der Fall iſt.

Jacobi.

Wenn ich Jacobi den naivſten deutſchen Künſtler nenne, ſo hoffe ich bei allen denen die ihn kannten, auf keinen Widerſpruch zu ſtoßen. Was Jacobi auf der Bühne ſchuf, trug dieſen Charakter in den ſtärkſten Zügen an ſich. Deßhalb war er auch im höchſten Grade liebenswürdig.

Jacobi kam jung nach Hamburg. Ohne groß gewachſen zu ſeyn, war er doch kräftig und männlich ſchön; das blitzende Auge, die ſchwarzen Haare, eine ſtarke, ernſte Naſe, ein ſchön geformter Mund, und ein Organ, das wahrhaft bezaubernd genannt zu werden verdiente. Wie konnte ein Organ dieſe Macht ausüben; es erſchütterte bald, bald entlockte es Thränen. Die erſte Erſcheinung des jungen Menſchen auf der Hamburger Bühne erregte Aufſehen und ſchon im Jahre 1800 wurde von dem Jacobi in Hamburg, wie von etwas Bedeutendem geſprochen.

Zu den Vorzügen womit die Natur ihn ſo reichlich ausgeſtattet hatte, geſellte ſich das Glück, daß Schröder, der auf ſeinem Landſitze als Dalai Lama der dramatiſchen Kunſt noch lebte, ſich ſeiner mit Liebe annahm. Er gab ſich dazu her, dem jungen Jacobi einige Rollen, wie den Don Carlos z. B. einzuſtudiren. Daß dies einen Einfluß auf ihn ausübte, kann mit Beſtimmtheit angenommen werden, wenn gleich die Begriffe ſtets etwas verworren in dieſem Kopfe ruhten, und er zum klaren Bewußtſeyn über einen darzuſtellenden Charakter eigentlich nie gelangte. Dies geht aus der Unzahl von Anmerkungen her, womit er gewöhnlich ſeine darzuſtellenden Rollen zu illuſtriren pflegte, und die neben manchem Blitze des Genies, manche Trivialität enthalten, immer aber in die barockſte Form gekleidet ſind.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich Jacobi die Zierde des Hamburger Theaters durch eine lange Reihe von Jahren nenne; er wäre ſie eines jeden andern Theaters eben ſo geweſen. In ſeiner Jugend wurden ihm vielfältig Anträge gemacht, die er aus

Anhänglichkeit für ſeinen Wohnort ausſchlug. Später hatte er Gelegenheit dieſe Aufopferung zu bereuen; denn als ihm in Hamburg Schmälerungen am Gehalt und am Rollenfache gemacht wurden, verſuchte er es einen Ausflug zu machen, der ihm jedoch keine Lorbeeren brachte.

Die Zeit hatte manche Veränderung ſeitdem in der äußern Form der Darſtellung, dem Vortrage u. ſ. w. bedingt, und wenn die Wahrheit auch immer unverrückt bleiben ſollte und für den Kenner auch immer das erſte Augenmerk iſt, wohin er ſeine Blicke richtet, ſo wird es oft mittelmäßigen Subjecten doch gar zu leicht, eben durch die Außenſeite den blöden Haufen zu beſtechen, und über das Beſſere im unmodernen Kleide den Sieg davon zu tragen.

Jacobi kehrte, den Wurm im Herzen, nach Hamburg zurück; die einzige Hoffnung die er genährt hatte, anderwärts die Anerkennung wiederzufinden, wie ſie ihm bei früheren Reiſen zu Theil geworden, und wie ſie ihm die Heimath nun verſagte, war mit einem Male von ihm gewichen; die Berichte über ſein auswärtiges Mißlingen verbreiteten ſich in Hamburg und neue Einſchränkungen bedroheten ihn. Jacobi beſaß eine zahlreiche Familie, für die er noch nicht geſorgt hatte; ſein Zuſtand war mehr als gereizt, er nahm den Charakter der Exaltation an. Einſt faßte er den Entſchluß, alle ſeine Kinder an die Hand zu nehmen und mit ihnen vor den Vorhang zu treten, um ſich und ſein Heil dem Publicum zu übergeben. Er führte dies nicht aus.

Mehre auf einander folgende Blutſtürze hoben zwar dieſe geſpannte Aufregung, ſtürzten ihn aber in den entgegengeſetzten Zuſtand: eine, ſeine Tage ernſthaft bedrohende Schwäche. Eine langwierige Kränklichkeit folgte; das ſchöne Organ war bis zu ſeinem Schattenbilde geſchwunden. Noch einmal war es ihm erlaubt die Bühne zu betreten, und zwar in jener Rolle, die Raupach für den kranken Wolf in Berlin geſchaffen hatte, der auch ſeines Organs beraubt, zur Freude des Publicums nur noch in einer ſtummen Rolle ſich ſehen ließ. Es war der ſtumme Ritter.

So nahm Jacobi Abſchied; dann wurde er penſionirt. Er überlebte dieſen Wechſel nur wenige Monate und ſtarb 1833, ehe er das fünfzigſte Jahr erreicht hatte.

Jacobi war, wie man aus dem Vorhergehenden leicht einſehen wird, kein zuverläſſiger Schauſpieler, deſſen Leiſtung voraus zu beſtimmen wär, der einmal ſeine Sache ſo wie das Andere machte, auf den ſich ſeine Mitſpieler ſo wie das Publikum verlaſſen konnten. Man wurde heut von Jacobi hoch entzückt, und erkannte morgen in ihm nicht denſelben Schauſpieler wieder. Ich ſah einſt den erſten Akt in Kotzebue's Kind der Liebe, wo Fritz die am Wege ſitzende Mutter findet, ſo herrlich von ihm darſtellen, als nie im Leben, ſelbſt die trefflichſte Rolle im herrlichſten Poem, jemals dieſen Eindruck auf mich hervorbrachte. Die einfältigen Worte durchliefen den ganzen Reichthum ſeiner melodiſchen Stimme, es war ein Gefühl, eine Innigkeit, eine Seele darin, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Einen ſeiner letzten Triumphe feierte er in Hans Sachs von Deinhardſtein; die biedere Naivetät und herzliche Geſinnung in dieſer Rolle ſagten ihm beſonders zu. Es war bewundernswerth, wie der vierzigjährige Mann auf der Bühne ausſah: er beſchämte Jünglinge.

Im Leben benahm er ſich drollig, unbefangen und unbekümmert welchen Eindruck er hervorbringe. Es ſind eine Menge Anekdoten von ihm im Schwange.

Als nach dem Tode Schröder's deſſen Wittwe ihm darüber Vorwürfe machte, daß er ſich nicht bei ihr habe ſehen laſſen, entſchuldigte er ſich in derben Ausdrücken, und verſchwor ſich ſo ſehr, daß es ein Gräuel anzuhören war.

„Aber Jacobi,“ ſagte die Dame ſanft verweiſend, „iſt es denn artig, ſo zu ſprechen?“

„Iſt es nicht?“ fragte er verwundert, „ſo bitte ich um Verzeihung. Aber wie ſollte ich wohl wiſſen was Artigkeit und Lebensart fordern; ich beſuche ſo ſchlechte Geſellſchaften und beim Theater lernt man das auch nicht!“ —

Jacobi war von Allen die ihn kannten geliebt und ſein früher Tod wurde allgemein betrauert.

Wilhelm Urban.

Von einer kaufmänniſchen Schreibſtube in Frankfurt kam Urban, noch ſehr jung, nach München, und ſuchte eine Anſtellung bei dem dortigen Hoftheater zu erhalten. Nur nach langem Sollicitiren gelang es dem ſchönen, feingewachſenen Menſchen, und ich ſah noch die Stelle auf der Treppe des Iſarthortheaters, wo er Stunden lang in Verzweiflung auf den Intendanten wartete, um aus ſeinem Munde die Entſcheidung über Leben und Tod zu vernehmen.

Er blieb dem Theater in München bis zu ſeinem Tode treu, der ihn bekanntlich in ſeiner beſten Kraft ereilte.

Urban's Kopf war einer der ſchönſten und ausdrucksvollſten, die ſich ein Theaterliebhaber nur wünſchen mag; ſein Wuchs war klein und mädchenhaft; ſein Organ kräftig und angenehm. Er verband mit einer ungeſtümen Leidenſchaft einen ungemeſſenen Ehrgeiz, und dieſen beiden Eigenſchaften hatte er wohl zunächſt die eminente Stellung zu verdanken, die er bei dem Münchener Theater einnahm. Ein ernſtes Studium iſt ihm jedoch auch nicht abzuſprechen, und man muß es ihm nachſagen, daß er großen Aufgaben ſich mit wahrem Eifer und mit Aufbietung ſeiner beſten Kräfte überließ. Sein Vortrag war in Proſa natürlich, in Verſen litt er zuweilen an geſangartiger Declamation. Ausbrüche des Gefühls gelangen ihm vollkommen.

Sein Don Carlos, Ferdinand von Walter, Don Ceſar, waren ſchöne Leiſtungen; auch Beaumarchais, eine Rolle die ſeiner Perſönlichkeit auf den erſten Blick nicht zuzuſagen ſchien, wußte er auf eine Weiſe aufzufaſſen, die ſie ſehr intereſſant machte, und wodurch ſie unbedingt zu einer ſeiner beſten wurde. Im bürgerlichen Drama feierte er ſeine ſchönſten Triumphe, und ſein Eduard Ruhberg könnte jedem jungen Künſtler als Studium empfohlen werden, wenn es dieſer ſchönen Kunſt gegeben wäre, den Gebilden eine längere Dauer als ihren Schöpfern verleihen zu können.

In einigen Rollen des Luſtſpiels war Urban ebenfalls ausgezeichnet, ſo als Wieburg in „Stille Waſſer ſind tief“ und in ähnlichen. In lebhaftern verleitete ihn ſein Hang manchmal zu Uebertreibungen, die ihm ſein Publikum nicht übel zu nehmen pflegte, die aber fremden Zuſchauern unangenehm auffallen mußten.

Eine räthſelhafte Krankheit, die ſcheinbar gefahrlos begann, machte dem Leben dieſes ausgezeichneten Künſtlers ein plötzliches Ende. Er hat das vierzigſte Jahr nicht erreicht. Urban war einer von den Wenigen, die tief im Herzen einen nagenden Gram über den Verfall des deutſchen Schauſpieles nährten und dies verdiente ſchon allein ihm die Sympathie aller edeln Theaterfreunde unter uns zuzuwenden.

Emil Devrient.

Dieſer Künſtler iſt jetzt vielleicht Einer der Vorzüglichſten in dem Fache der erſten Liebhaber auf dem deutſchen Theater. Schon ſeine Erſcheinung iſt durch und durch poetiſch. Mir iſt im weiten Reiche der Scene, ſo weit ich es durchzog und kennen lernte, keine Aehnliche vorgekommen. Kräftiger, jugendlicher, männlich-ſchöner ſah ich Manche, aber keinen Einzigen, der den Spanier Poſa, den Italiener Taſſo ſo in's Deutſche zu überſetzen gewußt hätte als Emil, ich meine damit, der im Stande geweſen wäre, Poſa und Taſſo der deutſchen Dichter ſo zu repräſentiren, als es ihm möglich wurde.

Dieſe edle, lancirte Geſtalt, in der etwas gekrümmten, deutſch vernachläſſigten Haltung, dieſer anmuthige, tiefe Bruſtton, der ſeelenvolle Blick, nichts glänzt hier — Alles zieht an — es iſt kein mannhafter Held, aber ein poetiſcher Jüngling, ein Bild unſerer Phantaſie: ſo haben wir uns den Max gedacht und Egmont und Taſſo und alle Lieblingsgeſtalten unſerer Poeten; es wird uns ſchwer werden, hiezu eine Thekla, ein Clärchen zu finden.

Emil Devrient, das möchte ich geradezu behaupten, würde weder dem Franzoſen noch dem Engländer das gelten, was uns; er iſt ein Typus für unſere Scene.

Zuerſt machte er ſeine Verſuche in Bremen als Sarraſtro. Seine ſonore Baß-Stimme und der Ruhm ſeines großen Onkels erweckten in ihm die Luſt, ſich vom Handelsſtande, für den er beſtimmt war, auf das Theater zu ſchwingen. Bald zeigte es ſich jedoch, daß weder Stimme noch muſikaliſche Bildung hinreichend waren, um dem ſtrebenden Jüngling eine glänzende Laufbahn zu verſprechen, und er warf ſich daher der Schauſpielkunſt in die Arme, die ihn als ihren gewonnenen Liebling nun nicht mehr losließ.

Das bedeutende Darſtellungstalent Emil's gibt ſich daraus kund, mit welchem Glücke er jetzt ſchon ältere, ja Greiſenrollen darſtellt. Ich ſah ihn ſeine jugendlich-edle Geſtalt; ſein kräftiges Organ ſo herabſtimmen, daß er als Alpenkönig den Rappelkopf trefflich wiedergab, in einem Stücke: Avant, pendant et après, einen fünfzigjährigen franzöſiſchen General, und endlich ſogar den hundertjährigen Greis in dem Vaudeville gleichen Namens.

Emil's Vortrag iſt etwas ſchleppend, er menagirt die Momente, wo er feurig, hinreißend werden ſoll; dieß thut er weniger um nach Effekten zu jagen, als um ſeine Mittel zu ſchonen, da ſeine Bruſt zu heftiger, anhaltender Anſtrengung unterliegen würde. Dieſes Aufſparen der Effekte thut übrigens dem ſinnigen Zuhörer wohl, da es bei Emil nie auf Koſten der Wahrheit geſchieht, und nur ein ganz rohes Publikum wird bei ſeinen Darſtellungen Mangel an Kraft vermiſſen.

Heinrich Moritz.

Heinrich Moritz iſt ein Leipziger, und ging nach kurzen Studien zum Theater. Ein vortheilhaftes Aeußere ſchien ihn in der erſten Zeit vor allem Andern dazu zu befähigen.

Nachdem er ſeine erſte Waffenweihe unter Küſtners Leitung in ſeinem Geburtsorte erhalten hatte, wandte er ſich nach Oeſtreich und kam im Frühjahre des Jahres 1821 nach Brünn. Hier blieb er zwei Jahre, ging dann nach München, von hier nach Prag, wo er mehre Jahre hindurch der Liebling des Publikums war, und endlich nach Stuttgart, wo er nun ſchon ſeit drei Jahren angeſtellt iſt und erſt kürzlich in einem lebenslänglichen Engagement den ſchmeichelhafteſten Beweis erhielt, welchen Werth dieſe Bühne auf ſeinen Beſitz legt.

Moritz iſt von ſehr gefälligem Aeußern, und ſeine edle Geſichtsbildung hat ſich eine ſo ſeltene Friſche erhalten, daß er noch jetzt in den Dreißigen ganz jugendliche Rollen mit großem Glücke darſtellen kann. Liebenswürdige Jovialität, guter Ton, eine ſich hingebende Geſelligkeit, die dieſen Künſtler im Leben auszeichnen, begleiten auch ſeine Leiſtungen auf der Bühne und machen ihn beſonders für die Darſtellungen der feinern Komödie ſehr geeignet. In einer gewiſſen Sphäre derſelben hat Moritz, von allen mir bekannten Künſtlern, die höchſte Stufe errungen. Erſt neuerdings machte er dieſe Meiſterſchaft in zwei, dem Franzöſiſchen nachgebildeten Stücken „Sie iſt wahnſinnig“ und „Schüchtern und Dreiſt“ in hohem Grade geltend.

Im höhern Drama gelingen ihm beſonders jene Rollen, die warme Liebesglut, Zartheit der Empfindung und Schwärmerei als Hauptelemente enthalten; es mag jedoch als einen Beweis ſeines bedeutenden Talentes und ſeines ernſten Studiums hier noch angeführt werden, daß auch Rollen wie Percival in der Griſeldis ihm ſehr wohl gelingen, die eine ſo rauhe Kraft zu ihrer Darſtellung erfordern. Wenn er im Othello Vorzügliches leiſtete und groſe Anerkennung darin empfing und verdiente, ſo war es beſonders die naive Seite des „dummen Mohren,“ und das Phantaſtiſche, das er ihm beizugeſellen verſtand, was ihm jene verſchaffte.

In der Komödie kann man ſich keinen leichtern, natürlichern, fließendern Vortrag denken, als der den Moritz beſitzt; im Trauerſpiele in Verſen wirkt eine manchmal zu oft wiederkehrende fragende Betonung, eine im zärtlich Tändelnden angenehm wirkende Spielerei, wozu er wohl hauptſächlich durch ſein jugendlich hohes Organ verleitet wird, monoton. Es war genügend, ihn auf dieſe Angewöhnung aufmerkſam zu machen, und der raſtlos nach Vervollkommnung Strebende iſt eifrig bemüht, ſie los zu werden.

Unſere Liebhaber auf dem Theater ſind gewöhnlich zu ſtürmiſch oder zu kalt; ſie wiſſen ferner zu ſelten das, was feiner Ton in der Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, erfordert, mit dem Poetiſchen der Rolle eng zu verbinden; ſo daß dieſe disparaten, oft ſich widerſprechenden Parthien in eins verſchmelzen: dieſe Vorzüge ſind es, die Moritz auszeichnen; er zeigt esprit de salon, den er ſich im Leben anzueignen wußte, neben deutſcher Bonhomie, die ihm angeboren iſt.

Carl Lebrün.

Lebrün hat ſeine frühere Zeit bei den Theatern von Mainz und Würzburg verlebt und gedenkt immer noch der Rhein- und Maingegenden mit innigem Entzücken. Zuerſt gefiel er in den ſogenannten Bonvivants, den franzöſiſchen Kammerdienern u. ſ. w. Er zeigte eine erſtaunliche Beweglichkeit, eine bedeutende

Volubilität der Zunge, und eine deutliche Ausſprache, die von einem kräftigen und angenehmen Organ getragen wurde. Vorzüge, die ihn noch jetzt auszeichnen. Lebrün iſt von unterſetztem Wuchſe, trägt den Kopf etwas vor, und an ſeinem intereſſanten Geſichte iſt es nur zu bedauern, daß darin die Naſe einen etwas zu großen Platz einnimmt. Dieſer Umſtand und ein Bart, der ſeine bläuliche Fläche bis unter die Augen erſtreckt, laſſen ſein Geſicht vom Theater unſchön erſcheinen; in einigen Rollen, die in das Liebhaberfach eingreifen, thut ihm dies einigen Schaden.

Noch jung kam Lebrün nach Hamburg, wo ſich damals unter der Aegide des neuen Apollotheaters ein Verein jugendlicher Kräfte verſammelt hatte, die den alten Künſtlern des Stadttheaters den Sieg in der Meinung des Publikums ſtreitig machen wollten. Unſerm Künſtler gelang es bald, ſich in die vollkommenſte Gunſt bei demſelben zu ſetzen, und nachdem — wie die Sage geht — durch Beſtechung und Felonie, das Apollotheater zu Grunde gerichtet wurde, war Lebrün einer von Denen, die mit Vortheil zum Stadttheater gezogen werden konnten. Hier ſchwang ſich Lebrün, nachdem Herzfeld geſtorben war, bis zum Direktor, theils durch ſein Talent und ſeine Beliebtheit, theils durch reiche Verwandten dabei begünſtigt. Seit dieſer Zeit wurde er ſehr angefochten; man maß ihm den Verfall der Anſtalt zu, obgleich man ihm nur den Vorwurf machen konnte, daß er nicht thätig genug eingriff, um alte Uebelſtände abzuſchaffen, und Eigenſinn und Laune zu brechen. Allerdings darf ein Vorſtand eines ſolchen Theaters nicht mit Aengſtlichkeit jedem kleinen Strauße aus dem Wege gehen, und um des lieben Friedens wegen zu allem Ja ſagen. Um ſo mehr, wenn ſeine beſſere Einſicht ihn dabei nicht verläßt, und er es daher nicht unterlaſſen kann, gegen Vertraute ſeine Unluſt und ſeine Klagen — die zu Anklagen werden — laut zu äußern. Dies wirft einen Zwitterſchein auf den Charakter des Mannes, und der Verdruß, dem er früher mit zu großer Beſorgniß ausweichen wollte, bricht dann um deſto heller hervor.

Wenn Lebrün in dieſer Hinſicht nicht tadelfrei erſcheint, ſo kann man ſeinem Charakter von der andern Seite nur Lob und Ruhm nachſagen, und als ausübender Künſtler war er ſtets von einer Gewiſſenhaftigkeit beſeelt, die ſelten genannt werden kann, bis eine ungünſtige Stimmung, vielleicht durch die äußeren Umſtände, die wir oben berührten, herbeigeführt, manches ſtörte und hinderte. Wir wollen dieſen Punkt hier nur der Wahrheit gemäß berichten, ohne jedoch in nähere Details darüber einzugehen.

Lebrün's Bonhomie, die ſich auch im Leben in ſeiner ganzen Erſcheinung ausſpricht, ein leichter Anflug von burſchikoſem Weſen, eine Natürlichkeit, die ſich geben darf wie ſie iſt, weil ſie zu den Angenehmſten gehört, dies ſind die Vorzüge, die Lebrün's Theaterſpiel charakteriſiren. Selbſt ſeine Franzoſen, ſeine Gecken erhalten ſo viel davon, daß ſie nie widerlich werden, wie bei ſo vielen Andern, die uns Karrikaturen für treue Zeichnung geben. Dabei belebt ihn die glücklichſte Laune, und die momentanen Eingebungen derſelben feiern ſtets den completteſten Sieg. Nie wird Lebrün den guten Geſchmack beleidigen, der Mann von Bildung zeigt ſich ſtets; ſeine Komik iſt durchaus gutmüthiger Art und deßhalb wird ſie nie verletzen.

In Rollen wie den Linden in den Quälgeiſtern, den er ganz vortrefflich gibt, ſchadet ihm der oben gerügte Fehler ſeines Geſichts. Solche Perſonen bedingen eine gewiſſe Aeußerlichkeit, die ihm nun einmal dafür mangelt. Noch weniger ſagen ihm Rollen wie Poſa zu, den er lange darſtellte. Dieſe Art von poetiſcher Begeiſterung mangelt ihm. Als Perin in der Donna Diana iſt er hingegen an ſeinem Platze; den Mercutio gibt er ſehr gut, und den Zettel im Sommernachtstraum, den er einſt in einem von mir zum Faſching arrangirten Quodlibet gab, unübertrefflich. Sein Schniffelinski im Kammerdiener iſt ein köſtliches Bild, eben ſo der Kalinski in den humoriſtiſchen Studien; dieſe Rollen ſind es eben, die für den feinern Geſchmack manches Anſtößige zeigen, und unter den Händen ihrer gewöhnlichen

Darſteller leicht unleidlich werden, welche durch Lebrün's äußerliche Würde — ſo möchte ich es nennen — durch ſeine Bonhomie, durch ſeinen Geiſt und ſeine Bildung, einen eigenthümlichen Relief erhalten, der äußerſt wohlthätig wirkt. Hieher gehört auch der Habakuk in Raimund's Alpenkönig und Menſchenfeind, der Schneider Franziscus in den Mänteln u. ſ. w. Sein franzöſiſcher Kammerdiener iſt in der äußern Erſcheinung ganz Franzoſe, aber in der Ausführung gibt ihm Lebrün, faſt wider ſeinen Willen, eine ſolche Beimiſchung von deutſchen Tinten, daß er uns nur lieber dadurch wird. Als Till in den Raupach'ſchen Luſtſpielen mag er als Typus gelten. Dieſer kalte, vernünftelnde Witzling in der pedantiſchen Schaale darf unnachahmlich genannt werden.

Seine Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen ſind größtentheils Bearbeitungen, und zeichnen ſich gewiß vor vielen Andern aus. Auch läßt geübter Takt und Bühnenkenntniß ihn nur nach wirkſamen Stücken greifen, welche die Lampenprobe vollkommen zu beſtehen im Stande ſind.

Wie die Sage geht, wird ſich Lebrün vom Theater zurückziehen: es iſt Schade für die Kunſt; er iſt ein Mann im Anfange der Vierziger.

Julius Cornet.

Im Puſterthale, in dem rauhen Innichen geboren, trägt dieſer Künſtler auch den Stempel des Charakters ſeiner Landsleute an ſich. Sein Vater war Forſtbeamter, und Julius, der Jüngſte von vielen Geſchwiſtern, war des Vaters Liebling, an dem ihm die frühe Entwickelung eines ſcharfen Geiſtes beſonders erfreute. Julius Cornet wurde den Studien beſtimmt und ging nach dem Kloſter Wiltau bei Innsbruk und dem Stifte Admont, um denſelben obzuliegen, aber die Liebe zur Tonkunſt trug den Sieg davon, und nachdem er ſich ihr ganz gewidmet, brachte ihn ſeine ſchöne Tenorſtimme und die glänzende Ausſicht, die ſich dem Sänger öffnet, auf das Theater. Wien und Grätz beſaßen ihn zuerſt, dann ging er, noch jung, nach dem Norden von Deutſchland. Klingemann zog ihn nach Braunſchweig, von hier wurde er in Hamburg auf das Vortheilhafteſte engagirt, verließ jedoch dieſen Ort nach einigen Jahren und trat wieder in Braunſchweig in's Engagement, um die Regieführung der Herzoglichen Oper zu übernehmen. Hier wird er nun wohl ſeine theatraliſche Laufbahn beſchließen. Er gedenkt ſich in der Kraft der ſchönſten Mannesjahre zurückzuziehen, um in künſtleriſcher Ruhe auf ſeinem romantiſchen Schloſſe Fragsburg, im ſüdlichen Theile des Etſchthales gelegen, ſeiner Familie und ſeinen Freunden zu leben. Seine Landsleute ſind ſtolz auf ihn; ſo weit verbreitet auch das Geſangstalent der Tyroler iſt, nie noch hat Einer im kunſtmäßigen Geſange ſolchen Ruhm erworben. Die Konzerte, die er bei ſeiner Anweſenheit im Vaterlande zu geben pflegt, ſind eben ſo viele Triumphbögen auf ſeiner Künſtlerlaufbahn.

Was Cornet beſonders auszeichnet, iſt das Lebhafte und Charakteriſtiſche in Spiel und Vortrag, wie man es gewiß nur ſelten, und in dieſer Verbindung vielleicht nie auf der deutſchen Opernſcene antrifft. Die Aufgaben des franzöſiſchen Singſpiels ſind es daher zuvörderſt, deren Löſung ihm gelingt.

Sein George Brown in der weißen Frau, ſein Maurer, Fra Diavolo. Cantarelli im Zweikampf, Zampa, ſind die unwiderlegbarſten Beweiſe des hier Geſagten. Die Zeit iſt freilich vorüber, wo er als Sargines excellirte und im Belmonte zur Bewunderung hinriß, dafür aber übernimmt er, als ein Künſtler voll der ſeltenſten Selbſtkritik, in derſelben Oper, worin er früher die erſte Tenorparthie ſang, die zweite, und weiſ't ſich auf dieſe Art ſelbſt ſeinen ehrenvollſten Wirkungskreis an. Als Beweis führe ich ſeinen Pedrillo in Mozart's Entführung an: eine Parthie, die nicht lebendiger, wirkſamer und der Intention des Componiſten nach, richtiger darzuſtellen iſt. Ohne Neid hörte er die ſonſt von ihm geſungenen ſchmelzenden Arien beklatſchen, und tummelte ſich con amore mit ſeinen Liedchen zur großen Ergötzung des Publikums umher. Dies iſt's aber zunächſt, wodurch Cornet's Einſicht in das Weſen des theatraliſchen Geſangs dargethan werden ſoll.

Einen ſeiner größten Triumphe bereitete unſerm Künſtler der Maſaniello. Auf einer Reiſe nach Paris ſah er dieſe, damals noch neue, Oper zum erſten Male, und wurde ſo davon ergriffen, daß er ſich ſogleich die Partitur verſchaffte, um ſie zu überſetzen und auf die deutſche Scene zu bringen. Wir übernahmen die Arbeit gemeinſchaftlich; ich überſetzte und Cornet legte die Worte unter die Noten, wobei Alles genau nach den Forderungen des ſtrengen, bühnenkundigen Sängers von mir eingerichtet werden mußte. Dies brachte denn auch wirklich etwas recht Gutes zu Stande, und viele Sänger von Bedeutung gaben unſerem Texte vor Andern unbedingt den Vorzug.

Als Maſaniello darf man Cornet groß nennen, namentlich iſt ſein Wahnſinn im letzten Akte ſo ergreifend und großartig ausgeführt, daß der berühmte Ludwig Devrient, welcher dieſer Vorſtellung in Hamburg beiwohnte, nach derſelben Cornet aufſuchte und ihn mit Thränen in den Augen umarmte. Bis dahin hatte man von dieſem Spiele in der Oper keine Ahnung. Eine gleiche Virtuoſität entwickelte er als Othello. Einem zarten, jugendlichen Organe wäre dergleichen Anſtrengung keineswegs anzurathen, wo aber jener zarte Schmelz nicht mehr vorhanden iſt, und das geſtählte Organ des Mannes ſie vertragen kann, gewährt ſie im gehörigen Maaße und richtig angewandt, einen hohen Genuß. Cornet wird hiebei von dem richtigſten Gefühle und einem ſichern Takte geleitet; es wäre zu wünſchen, daß viele unſerer ſteifen Opernfiguren in ſeine Fußſtapfen tretend, ihn ſich zum Muſter wählten.

Was Cornet als Opernregiſſeur leiſtet, iſt vielfach anerkannt worden.

* * *

Bocage.

— Das moderne hiſtoriſche Drama der Franzoſen hat zwei Schauſpieler erſchaffen, die alle Proportionen überragen, gleich den Werken, die ſie darſtellen. Da ſie berufen ſind, alle Uebertreibungen in Sitten und Charakteren zu ſchildern, ſo übertreiben ſie auch die Größe ihres Talents, wie ihre ſociale Stellung.

Es iſt die Frage, ob eine ſtark ausgeſprochene naive Eigenliebe ein Zeichen des wirklichen Talents ſey. Wir wollen hier nicht Unterſuchungen hierüber anſtellen, aber wir bemerken blos, daß dieſe Schwachheit von der Profeſſion des Schauſpielers unzertrennlich iſt. Ihre Iſolirung in der Geſellſchaft, ſo wie der fanatiſche Beifall, den ſie von dem Volke erhalten, tragen ohne Zweifel dazu bei, ſie mit Illuſionen zu nähren.

Bocage ſteht in der erſten Reihe der Pariſer dramatiſchen Hierarchie. Er hat Bildung genoſſen und ſollte Advokat werden; allein er wurde Schauſpieler wie ſo viele Andere, aus Laune, Eitelkeit, überſpannter Einbildungskraft, Liebe zum Gelde, kurz was man gewöhnlich Beruf zu nennen pflegt. Nachdem er, ohne großes Aufſehen zu erregen, auf dem Odeontheater in den alten Repertoire-Stücken geſpielt hatte, trat er zu dem Theater der Porte St. Martin über, wo er ſich mit ſchwerem Herzen zu den modernen Stücken bequemte. Er präludirte in ſeiner neuen Sphäre mit dem homme du monde, und gab dann den

Shylok, worin er mit ziemlichem Glücke den berühmten Engländer Kean nachahmte, den die Pariſer 1827 zu bewundern Gelegenheit hatten. Als hierauf Alexander Dumas mit ſeinem Antony erſchien, ſo wußte er dieſe exaltirte Rolle mit ſolchem Feuer zu geben, daß der anhaltendſte Beifall ihm zum Lohne wurde.

Wenn das Organ Bocage's ein wenig naſentönend iſt, wenn es ſeiner Haltung auch dann und wann an Eleganz fehlt, ſo ſind dafür ſeine Bewegungen leicht, natürlich und feurig, und ſein Auge iſt ausdrucksvoll und leidenſchaftlich. Er entwirft ſeine Rolle in großen Zügen und er hat es bewieſen, daß ſeine ſchöpferiſchen Kräfte ſich nicht auf die Grenzen eines Faches beſchränken. Seinen größten Ruf erlangte er als Buridan in dem bekannten Schreckens-Stücke la tour de Nesle. Die Schauſpieler pflegen zu ſagen: Gute Rollen machen den guten Schauſpieler. Wir wollen dieſen Ausdruck hier nicht widerlegen. Wie jede überraſchende Erſcheinung der Scene, ſo hat auch Bocage ſeine ungemeſſenen Lobhudler. Dies brachte ihn auf das Théâtre français, allein er konnte auf dem großen Trottoir, wie man es in der franzöſiſchen Couliſſenwelt benamt, nicht reüſſiren. Die Rolle des Lovelace, die für ihn in Clariſſe Harlowe eigens geſchrieben worden war, konnte ihn bei der Comédie française nicht naturaliſiren, und er kehrte daher zum Theater der Porte St. Martin zurück, um hier als Don Juan de Marana mit allen ſeinen ſyſtematiſchen Fehlern und glänzenden Eigenſchaften, die ihn charakteriſiren, das Publikum hinzureißen. Wäre Bocage vollkommener, ſo wäre er vielleicht kein ſo großer Schauſpieler und entbehrte an Genie, was er an Studium gewänne.

Emil Taigny.

Man verſteht in Frankreich unter der Benennung jeunes premiers, amoureux, Colins, Ellevious und Gonthiérs das Rollenfach, das bei uns wenig bezeichnend „erſte Liebhaber“ genannt wird, das eigentliche Fach, dem es übertragen wird, die Damen zu entzücken. Ein guter Liebhaber iſt übrigens auch in Frankreich nicht leicht zu finden, und viele Theater ſind Jahre lang bemüht, einen aufzutreiben.

Die erſte Eigenſchaft eines Liebhabers iſt, ein angenehmes Aeußere zu haben, obgleich man ſehr verliebt ſeyn kann, ohne hübſch zu ſeyn. Was nicht minder erfordert wird, iſt ein reines tönendes Organ, Reizbarkeit, Gefühl, ausgezeichnete Manieren, eine hinreichende Kenntniß der Fecht- und Tanzkunſt, und eine Menge anderer Dinge, die man durch eine eben ſo ſonderbare als tröſtliche Ausgleichung in der Natur öfter bei Männern findet, die nicht eben ſchön genannt werden können, als bei eigentlich ſchönen.

Emil Taigny iſt als Liebhaber nicht übel, ſagen die Männer; ſehr einnehmend, fügen die Damen hinzu. Seine erſten dramatiſchen Waffen lernte er auf dem Kindertheater des Taſchenſpielers Comte führen. Es iſt der erſte ausgezeichnete Schauſpieler, der aus dem Kindertheater hervorging; indeß vollendete Taigny ſeine Studien in der Provinz. Lyon und Bordeaux zählten ihn unter ihren beliebteſten Künſtlern. Bei ſeiner Rückkunft nach Paris ſtellte er ſich ſogleich in die Reihe der beſten Schauſpieler des Vaudeville-Theaters. Er beſitzt Wärme und Grazie, dabei ein ausdrucksvolles Geſicht, aber ſeiner Auffaſſung fehlt es vielleicht an Tiefe, an Kenntniß, und ſeine Diction iſt oft übereilt. Dieſe Fehler verleihen ihm den Schein von Geſchwätzigkeit, die ſeiner natürlichen Anmuth ſehr ſchädlich wird. Hauptſächlich ſchadet es ihm bei dem Vortrage der Couplets, wo er Takt und

Intonation ganz unverzeihlich außer Acht läßt. Wir wiſſen wohl, daß franzöſiſche Liebhaber dieſes Genres es mit den Worten: dire oder parler le Vaudeville bezeichnen, und auch deutſche Nachahmer haben ſich gefunden, die ähnliche Verſuche machen. Allein wir müſſen geſtehen, daß jedes nur etwas delikat geformte muſikaliſch gebildete Ohr es auf die Länge nicht auszuhalten im Stande iſt.

Ein Neapolitaner, der zum erſten Mal in Paris der Aufführung eines Vaudevilles beiwohnte, rief verwundert über die Kürze dieſer Melodien einmal über das andere aus: che cos' è! Dann preßte ihm die Taktloſigkeit ein „Ohime!“ aus, wobei er eine fürchterliche Grimaſſe ſchnitt.

Unſer junge Künſtler hat indeß trotz dieſes Mangels bereits in vielen Rollen ſich einen Namen gemacht, wie z. B. Faublas, l'Escroq du grand monde, den Chevalier in den liaisons dangereuses, und erſt ganz kürzlich im vorigen Sommer den Prinzen im Démon de la nuit. Zu den Zeiten Ludwig XIV., der Regentſchaft, des Direktoriums und ſelbſt des Kaiſerreichs würde unſer Emil Taigny gleich Baron, Jeliotte, Ellevion, und Michu der Acteur à la mode und von den Frauen vergöttert geweſen ſeyn; aber er folgte der jetzt auch bei den franzöſiſchen Künſtlern eingeriſſenen Matrimoniomanie, die das dramatiſche Corps der Moral in die Arme treibt. Er hat ſich neulich mit einer Mamſell Herblizka-Tourterelle verehlicht. Dieſer Name ſcheint ein gutes Zeichen für die eheliche Treue zu ſeyn. Wir gratuliren den dramatiſchen Künſtlern zur Verbeſſerung ihres moraliſchen Zuſtandes von ganzem Herzen, und müſſen geſtehen, daß es wahrhaft ein Verdienſt ſey, ein guter, treuer Ehemann zu bleiben, wenn man nichts weiter nöthig hat, als jeden Abend gleich dem Marquis in Regnards Spieler ſeinen Mantel couleur de muraille umzunehmen, um auf verliebte Abenteuer auszugehen.

◆

Frederic le Maitre.

Dies iſt nach Ausſage der Pariſer Kunſtrichter der erſte Schauſpieler aller Zeiten, aller Länder, aller Nationen. Er ſoll in ſich Alles vereinigen, was von je groſe Mimen ausgezeichnet hat, die Talente von Garrick, Lekain, Preville, Taconnet, Talma, aber beſonders von Kean. Gleich dieſem engliſchen Schauſpieler iſt er ein groſer Künſtler und beherrſcht zugleich ſeine Direktoren und ſeine Cameraden, und dabei iſt er nach dem gemeinen Ausdrucke „ein guter Kerl.“ Er liebt das Geld über die Maßen und wirft es mit vollen Händen weg, obgleich er ſchon ein Original von Geburt iſt, ſo affektirt er noch Original zu ſeyn, aus Laune ſpielt er, aus Leidenſchaft trinkt er; bald iſt er ſo, bald ſo. Er ſcheint unbewußt gleichſam durch Inſ[illegible]ation Komödie zu ſpielen, und dabei analyſirt er nicht nur den Geiſt und den Charakter ſeiner eigenen Rolle auf das Vollſtändigſte, ſondern zugleich das ganze Werk, worin er dieſe Rolle hat.

Was ſoll man von Frederic's früherer Zeit mittheilen? Was liegt daran, wo und wann er geboren? ob er in Paris oder in Conſtantinopel vor ungefähr vierzig Jahren das Licht der Welt erblickte? daß er Seiltänzer und Figurant war? daß das Conſervatorium ihn heranbildete, um aus ihm einen ſteifen Vertrauten in der klaſſiſchen Tragödie des Odeons zu machen? Eine trockene Biographie würde den poetiſchen Nimbus von Frederic abſtreifen, und der gute Bürger von Paris wird ſich nie überreden können, daß Georges im Spieler, Cartouche, den er mit ſo poetiſcher Kühnheit gab, Richard d'Arlington, worin er den Ehrgeiz ſo ſchrecklich ſchilderte, gewöhnliche Menſchen ſeyn können, und darin täuſcht er ſich auch nicht. Frederic iſt ein Niederſchlag der Geſellſchaft, wie ſie iſt; Cynismus, Rouerie, jede Art des Charlatanismus neben vielen guten und ſchönen Dingen herrſchen in der Zeit, in der wir leben, und von allem dem finden wir etwas in Frederics Charakter. Nur die Liebe zu zeichnen iſt ihm nicht in gleichem Maße vergönnt. Seine letzte große Rolle war der Barbier des Königs von Aragonien. Hier war er ein ſchlauer Verſchwörer, tapfer, feige, höfiſch, gewandt, komiſch, gemein; dabei zeichnete er in dieſer Rolle die ſpaniſche Eiferſucht mit lebendiger Wahrheit und Kraft.

Hiſtoriſche Charakter hat er bis jetzt noch nicht gegeben; nächſtens wird er den Schauſpieler Kean auf die Scene bringen; auch ſpricht man von Friedrich dem Großen in einem neuen Drama.

Kann man auch nicht unbedingt unterſchreiben, daß Frederic der erſte franzöſiſche Schauſpieler der gegenwärtigen Epoche in Frankreich iſt — denn es gibt mindeſtens ein Dutzend, welche dieſe Ehre für ſich in Anſpruch nehmen — ſo muß man wenigſtens eingeſtehen, daß er von Allen der vielſeitigſte und originellſte genannt zu werden verdient.

Chollet.

Chollet wurde in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren. Sein Vater war Muſiker von Profeſſion, deßhalb lernte er ſchon als Kind ſingen, und in den glänzenden Tagen des Kaiſerreichs ſang er das Lob des Herrn als Chorknabe in der Kirche St. Euſtache. Bald darauf wurde er bei dem Chor der Oper angeſtellt, wo auch ſein Vater war. Nur mit Mühe wurde er im Conſervatorium angenommen. Man wollte weder Talent noch Stimme an ihm entdecken. So iſt es Manchem gegangen. Wurde ja auch die Cinti, jetzt Mad. Damorrau, zum Piano hingewieſen, da ſie für den Geſang nicht geeignet ſeyn ſollte. Der junge Chollet mühte ſich ab, Baß zu ſingen, wie es ſein Profeſſor Plantade durchaus von ihm verlangte, da eben damals

Baßſtimmen geſucht wurden. Allein umſonſt; es blieb bei ſeiner Tenorſtimme, die in der That köſtlich war, ohne daß Jemand auf den Gedanken kam, ſie beſſer zu erkennen.

Nur durch Zufall geſchah es, daß er eines Abends für einen kranken Collegen eine kleine Parthie in Sacchini's „Oedip“ übernehmen mußte, wo man an ihm zum erſten Mal eine reine und ausgezeichnete Stimme wahrnahm. Die Stelle:

Audacieux vieillard, quel funeste destin
A, sur ce mont sacré, porté vos pas impies?

die gewöhnlich das Lachen des Parterres erregte, wurde an dieſem Abend applaudirt, und Chollet der Vater zwang ſeinen Sohn hierauf, ein Engagement in der Provinz anzunehmen, um ihn in Uebung zu ſetzen und zugleich dem Pariſer Künſtlerleben zu entfernen, welches auf die Stimme ſo leicht nachtheilige Wirkungen äußert.

Nun war er einige Zeit in Genf und Brüſſel und kam dann zur komiſchen Oper, die ſich unter der Leitung des Herrn Guilbert de Pixérécourt befand. Hier trat er in des berühmten Martins Fußſtapfen und entzückte Alles durch den Reiz ſeiner Stimme und die Reinheit ſeiner Methode. In Herold's Marie errang er den höchſten Beifall, und nun ſtieg er von Succeß zu Succeß. Es wäre nicht möglich, hier alle Rollen anzuführen, die er geſchaffen. Fra Diavolo und Zampa mögen für das deutſche Publikum die bekannteſten ſeyn.

Nach der Auflöſung der komiſchen Oper vor einigen Jahren begab er ſich wieder in die Provinz. Bei ſeiner Rückkunft nach Paris wollte man an ihm einige Manieren bemerken, die dem guten Geſchmacke der Pariſer nicht zuſagten, und die man eben dem Einfluſſe ſeiner Abweſenheit zuſchreiben wollte. Chollet iſt zugleich ein gewandter Schauſpieler voll Feuer, Laune und Kraft, ſeine Geſangsweiſe iſt correct, elegant und ſein Vortrag geht zum Herzen. Im Dialog hat er den Fehler, ein wenig zu ſingen.

Friderike Bethmann.

Mit einigen ausgeführteren Zügen als gewöhnlich, will ich hier ein Portrait ſkizziren, das ewig in meiner Erinnerung fortlebt, und mir leicht Gelegenheit geben dürfte, eine Reihe von Betrachtungen daran zu knüpfen, die den Raum, der dieſer Bilderreihe hier zugemeſſen iſt, bei weitem überragte.

Friderike Bethmann, eine Tochter des bekannten Schauſpieldirektors und Theaterdichters Großmann, hatte wie alle Kinder dieſes in vieler Hinſicht ausgezeichneten Mannes, eine feine Erziehung erhalten. Ich lernte in ſpäterer Zeit den Profeſſor Buße in Berlin kennen, der als Hofmeiſter in Großmann's Hauſe in Hannover gelebt hatte und mir ſo manche Partikularitäten mitzutheilen wußte.

Friderike war ein geiſtreiches, gefühlvolles Kind und ſo iſt ſie es ihr ganzes Leben hindurch für ihre Kunſt geblieben. Im Leben war ſie frei; ſie wollte auf die Emancipation der Frauen nicht warten, ſondern emancipirte ſich ſelbſt. Ihre Zeit konnte noch junge, ſchöne Männer von hoher Bildung, reich und ihrer Stellung nach bedeutend, die für den vertrauten Umgang mit einer Bethmann Alles wagten und ſich ſogar Gefahren bloß gaben. Dieſe Zeit iſt nicht mehr. Kalte Sinnlichkeit von Prüderie umhüllt, von der einen Seite, nackte bäuerliche Rohheit und Gemeinheit, die ſich in den plumpen Mantel der Moral wickelt, von der andern Seite, ſind an die Stelle einer Galanterie getreten, die wahrlich nur von Dummen getadelt werden kann.

welche ſie nie begriffen haben und ſich in Kreiſen bewegen, denen nie das höhere Leben im freien Umgange mit geiſtreichen und hochgebildeten Frauen ſich entwickeln durfte.

Die Bethmann war klein und mag wohl nie ſchön geweſen ſeyn. Als ich ihre Bekanntſchaft machte, war ſie 48 Jahre alt, hatte eine gelbe Geſichtsfarbe, einen ziemlichen Kropf, den ſie hinter großen Perlenſchnüren zu verbergen ſuchte, und eine Stimme, die, wenn ſie ſich anſtrengte, jenes ſeltſame Röcheln vernehmen ließ, welches durch die ſeltſame Drüſenkrankheit im Kehlkopfe gewöhnlich erzeugt wird.

Und dennoch wußte ſie mit allen dieſen Mängeln begabt hinreißend zu entzücken; dennoch ſang ſie noch ſo himmliſch, ſo ſeelenvoll, daß es an das Wunderbare grenzte, welchen Eindruck ſie hervorzubringen wußte.

In der Maria Stuart verlieh ſie ihrer kleinen Geſtalt einen Ausdruck von Adel, von ächter Frauenwürde; den Hoheit der Dulderin, wie ich ſie ſeitdem in ſolchem Grade von keiner Darſtellerin der Rolle erblickte. Das röchelnde Nachhallen, deſſen ich eben erwähnte, drang nicht bis zu den Zuſchauern, und ihr Organ erſchien angenehm, und beſonders verſtand ſie es, damit auf eine wunderbare Weiſe zu ſchalten. Im Vortrage des Lyriſchen, wie z. B. in dem Monologe: „Eilende Wolken!“ erhob ſie ihre Stimme ſelbſt bis zum Melodiſchen. Die Rührung erreichte in der letzten Scene den höchſten Grad. Ihre Erſcheinung am Schluſſe im weißen Gewande der Königin, von Spitzen und Perlen, war gleichſam verklärt.

Als Nina war beſonders der Vortrag der Romanze „An der Durance Geſtade,“ meiſterhaft. Eine Innigkeit und ein Wohllaut lagen darin, die das Herz auf überwältigende Weiſe zu ergreifen wußten. Im zweiten Akte der Oper, wo Nina als Hirtin erſcheint, ward das erſte Rondo: „Junge Schöne, von weichem Herzen,“ höchſt anziehend vorgetragen. Beſondere Kunſt ward bei den Worten entfaltet: „Wag' es nicht, mit der Liebe zu ſcherzen, ihren Freuden folgen nur Schmerzen!“ Hier brachte die Dekimonen ein Allerbande an, der eine unbeschreiblich schöne Wirkung machte.

Während des Gesanges war ſie mit einem zierlichen Wildtanze vom Gebirge herabgeſtiegen, und auf die Vorderbühne gelangt. Ihr Anzug war, der damaligen Theatermode gemäß, ein wenig ſchäferhaft. Sie trug ſchief auf dem Kopfe einen Turban mit vielen Blumen, und ein Röckchen von grünem Flor über weißem Atlas, mit einer Roſe an der einen Seite in die Höhe geſteckt, und — wie ſie das in vielen Rollen liebte — einen ziemlich großen Blumenſtrauß vor der Bruſt. Dieſes ganze Accoutrement, obgleich etwas befremdend, würde ſelbſt jetzt noch auf dem Theater von angenehmem Eindruck ſeyn. Die Art und Weiſe, wie ſie ihre Couplets während des Tanzes ſang, erinnerte lebhaft an den Vortrag der beſten franzöſiſchen Vaudevilliſten. Hier zeigte ſich ihre richtige Einſicht in das Weſen der Compoſition. Die markirte Betonung gewiſſer Stellen iſt dem melodiſchen Abſchnitt dieſer Weiſen nicht nur unvermeidlich, ſondern die Pointen gewiſſer Worte und Reime verlangen auch dieſe Art des declamatoriſchen Vortrags. An dem Tanze nahm ſie keinen Theil. Sie wollte nicht, wie ſo manche Schauſpielerin unſerer Tage, an die Nachſicht der Zuſchauer appelliren. Wer nicht das, was er öffentlich zeigt, mit einer gewiſſen Virtuoſität zu zeigen verſteht, ſollte eigentlich keine Nachſicht erlangen.

Während die Hirten den Reihen um ſie ſchloſſen, begnügte ſich die Künſtlerin, taktmäßig in die Hände zu klatſchen. Nun kamen die Wirkungen von dem ausgebrochenen Tumulte im Palaſte. Die Bedeutſamkeit der Befehle, die ſie ihrem Vertrauten ertheilte, ward aus jeder Miene, jedem Blicke, jeder Bewegung erſichtlich. Jetzt wirkte auch der Schlaftrunk. St. Pier ſchlief ein. Nun entfalteten ſich die widerſprechendſten Gefühle ihrer Bruſt — Alles wurde den Zuſchauern klar — von Allem gab ſie uns Rechenſchaft — und doch wie harmoniſch ſchön war Alles; da war keine Zerſtückelung, ohne Mittelſtufen, hart und ſchroff nebeneinandergeſtellt.

Hört die ſtrengen Befehle der Königin, mit männlichem Geiſte begabt, dann der Schein einer erlogenen Heiterkeit, um den Augenblick des Ausbruchs zu verzögern, endlich die liebliche, faſt naive Sorgfalt für das heilige Haupt des Gebieters und zärtlich Geliebten. Noch im letzten Augenblicke, als ſie die Fackel ergreift, um an die Spitze der Krieger zu treten, wendet ſie die Blicke auf den entſchlummerten Liebling, den Sclaven auf einem Ruhebette forttragen, richtet ſeinen Kopf in eine bequemere Lage, küßt ihm die herabhängende Hand und legt ſie ſorglich zurecht.

Fanchon war damals neu, und dieſe glückliche Verpflanzung eines franzöſiſchen Liederſpieles durch Kotzebue und Himmel erregte überall die größte Theilnahme. Die Bethmann gab die Hauptrolle. Es iſt nicht möglich ein Bild von ihr zu entwerfen, wenn gleich — nach ſo vielen Jahren — es noch ſo friſch in mir lebt. Die Miſchung von naivem Weſen und feinſtem Weltton gelang ihr ſo vollkommen, wie nur einer echten Schauſpielerin, da gewöhnlich die Darſtellerinnen der naiven Rollen ſich nicht in den Formen der feinen Geſellſchaft zu bewegen wiſſen, die ſogenannten Salondamen aber nur ſelten den Ton der Natürlichkeit, der rührenden Einfalt und der ſchüchternen Grazie treffen können. Sie war den ſie umgebenden Weltleuten gegenüber, bei aller Freiheit, welche ſie ihnen geſtattete, doch ſtets von einem Schimmer der Sittlichkeit umgeben, der überaus anziehend war, und ſich in der Scene mit der Frau von Ruſchel ſo ſteigerte, daß dem Publikum Thränen entlockt wurden.

Niemand vermag wie ſie die lieblichen Melodien zu ſingen, die Himmel ſo lieblich erfunden. Von großem Effekte war es, wenn ſie — nachdem St. Val und Eduard zum Duell gegangen waren — Handſchuhe und Leier fordert, Florine bittet, und dann in den Geſang ausbricht: „Fort! daß die Leier klinge!“ Dieſes unbedeutende, kleine Liedchen von nur wenigen Worten erhielt einen Beifallsſturm, und da war nichts von Trillern, Paſſagen, Coloraturen und Cadenzen. Es war nur Gefühl — es lag der ganze Ausdruck des geängſtigten, liebenden Herzens in dieſen Thränen — es war eine glühende, ſchwere Nervenkrankheit — Qual und Luſt — Himmel und Hölle — es riß uns zur Bewunderung hin. Wir waren nicht im Theater, wir hörten keine Oper, ſahen keine Schauſpielerin — es war die arme, liebenswürdige, unglückliche Jungfrau in ihrem Zimmer, das drei Wände ſchließen, und deſſen vierte Wand eingeriſſen war, um uns den Genuß zu gönnen, dies himmliſche Weib in den leidenſchaftlichſten Verhältniſſen zu belauſchen.

Als Nina in „Wahnſinn aus Liebe," war ihr Jammer, tiefſtes Spiel unter dem Baume, wo ſie den Geliebten zu erblicken wähnt, überaus erſchütternd. Nie hat eine Künſtlerin wieder dieſe Wirkung auf mich in dieſer Partie hervorgebracht, ſelbſt als ich das herrliche Ballet ſpäter von großen mimiſchen Tanzkünſtlerinnen in hoher Vollendung ausführen ſah. Ein Meiſterſtück der Bethmann war ferner die Ophelia. In der Wahnſinnsſcene entfaltete ſich ihr eigenthümliches Genie. Das Singen der Volksweiſen, wozu ſie ſelbſt — im Augenblicke der Begeiſterung die Melodie erfunden haben ſoll, kann wohl ſchwerlich erreicht werden. Hiebei wirkte bei dieſer hochbegabten Künſtlerin ſo vieles zuſammen, da ſie zu den ausgezeichnetſten Bravourſängerinnen, was man damals darunter verſtand, gehörte, und in ihrer Jugend ſelbſt als Tänzerin in der Entführung excellirt haben ſoll.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch noch von der Orſina, Phädra, Athalia, Rodogune und den andern Rollen der Bethmann mit dieſer Ausführlichkeit ſprechen. In dieſen bedeutend tragiſchen Aufgaben ſtand ſie in der Großartigkeit der Auffaſſung und im rhythmiſchen Wohllaute der Sprache groß, wenn ſie gleich auch jenen den wichtigſten beigezählt werden darf, die unter uns auf dem Theater glänzten.

* * *

Pythia-Händel.

Es war zu Anfange dieſes Jahrhunderts, zu einer Zeit, da die Welt von den Kriegen Napoleons erſchüttert wurde, als im Norden von Deutſchland eine wilde Erſcheinung der Kunſt auftauchte und einen hohen Grad von Aufmerkſamkeit erregte.

Mad. Händel war es, die von der Politik und von den wichtigſten Intereſſen, welche damals die Europäiſche Geſellſchaft beſchäftigte, uns ab- und dem Theater zuwendete. Man ſollte es faſt nicht glauben, und doch war es ſo.

Eine gewöhnliche Schauſpielerin als Dem. Schüler in Berlin hatte ſie zuerſt den Tenoriſt Eunicke, dann den Arzt Meyer geheirathet und nachdem auch dieſe Ehe getrennt worden war, ſich mit dem Stabsarzt Händel in Stettin verbunden; nach deſſen Tode ward der Profeſſor Schütz ihr Gatte, und betrat an ihrer Seite das Theater. Sie hieß nunmehr Händel-Schütz und erlangte unter dieſem Namen ihre höchſte Berühmtheit; Pythia-Händel aber nannte ſie Zacharias Werner in ſeinen Gedichten an ſie, und dieſe Benennung wählte auch ich zur Ueberſchrift. —

Ein finſteres Schauſpielhaus; die lange Scene ſchwarz ausgeſchlagen; in der Mitte eine kleine Erhöhung auf Stufen; an der einen Seite, auf hohem Fuße, eine durchſichtige Glocke von Glas, worin ſich eine Menge Wachskerzen befinden, die ihr Licht ſchräg von oben auf die Scene fallen laſſen. Mad. Händel erſcheint in einer einfachen weißen Tunika, die bis auf die Ferſen geht. Eine volle, ſchöne Frauengeſtalt, das Geſicht mit großen, wohlausgeprägten Zügen, das dunkle Haar liegt in Flechten rund um den Kopf. Sie ergreift einen weißen Schleier, ſchlingt ihn mit großem Ernſt, mit Feierlichkeit um den Kopf; ſie tritt wieder, legt die ſchönen vollen Arme auf ein kleines Poſtament, die Hände platt ausgebreitet; die Züge nehmen eine ſtarre Unbeweglichkeit an; alles wird ſtille; es iſt die Sybille; eine egyptiſche [illegible], wie ſie ſteht und lebt? nur nicht ſo entfaltet, ſo verwundert, ſo [illegible], ſo erhaben. Es iſt ein ſchönes Weib, in den edelſten Verhältniſſen, die ſich vor und hinwärts um und in die [illegible] der Brust hervorheben; es iſt ſonderbar: das Merkwürdigſte dabei iſt, wie ſie nur auf den Gedanken dazu gekommen iſt. Die Verirrung geht noch weiter: ſie dreht ſich vor und hin; ſie beugt die Bruſt gewaltſam heraus; ſie erhebt die Arme über den Kopf, als ſollten ſie eine ſchwere Laſt tragen; das Geſicht zeigt deutlich die Anſtrengung; die Augen treten aus ihren Höhlen, Mund und Wange ziehen ſich herunter, ſie werden röther: eine Karyatide iſt's! Sie verändert die Stellung, jetzt ſo — jetzt ſo — immer andere Karyatiden! Man ſchüttelt den Kopf und wundert ſich. Aber Mad. Händel ſchwebt aus der angenommenen Stellung einige Schritte vorwärts, mit dem Miene eines Taſchenſpielers, welcher ausruft „Nur Geſchwindigkeit, keine Hexerei!" lächelt anmuthig und [illegible] und wendet ſich zu andern Themen, zu andern Stellungen. So wandeln wir nun von den Karyatiden zur italieniſchen, niederländiſchen und deutſchen Schule. Von den Formen weißer Steingebilde gelangen wir zu den bewegteren in Farben prangenden Schöpfungen der Maler. Durch Galathea, die nach und nach zum Leben erwacht, wie ſie den erſten Schritt vom Piedeſtal kaum wagt, und dann mit hinſinkendem Ausdrucke dem Künſtler an die Bruſt fällt; dann Magdalena, die weltliche, wie ſie ſich mit Koſtbarkeiten ſchmückt, reichliche Goldgeſchmeide um die ſchönen, üppigen Glieder legt, und ſolche ſie ſchnell wieder von ſich wirft, um noch prächtigere zu wählen; dann wie ſie büßt neben Todtenkopf und Buch; zuletzt die Herrſcherin des Himmels ſelbſt, wie ſie den alten frommen Meiſtern erſchienen, mit dem Kinde am Herzen, dann mit [illegible] zur Maria, und endlich umgeben von den himmliſchen Chören im vollſten Glanze.

Alles hier wurde mit einer religiöſen Andacht aufgenommen, und wenn gleich das Volk ſich nicht hinzudrängte, ſo trieb doch die Kunſtkennerei ein abgöttiſches Weſen damit; Gemälde erſchienen und [illegible] die um einen Platz zu machen, und eine ganze Schaar [illegible] und [illegible] drängte ſich um die Meiſterin und machte ihr auf die ſinnigſte Weiſe den Hof.

Daß die Erſcheinung der Künſtlerin im Drama zu den materiellen gezählt werden konnte, wird Jeder leicht vermuthen. Das Coſtüm ward immer ſtreng beobachtet. Als Aline hatte ſie nicht weniger als fünf der koſtbarſten Shawls um ſich geſchlungen, geknüpft und gewickelt, wie ſie eine golcondaiſche Fürſtin nur in der Wirklichkeit tragen konnte, und als provençale Bäuerin gingen die langen Zöpfe bis auf die Ferſen, während die kurzen Röcke kaum das Knie bedeckten. Als Maria Stuart, die man in der letzten Scene, ſonſt in einem idealen Geſchmacke, in Gewändern von feinen Spitzengeweben und Perlen zu erblicken gewohnt war, erſchien Mad. Händel-Schütz im Purpurſammet, nach altſchottiſchem Schnitt, mit der Krone auf dem Kopfe, wie man es auf alten Königsbildern ſehen kann. Dieſe Wahrheit ſtörte, dieſer ſteife Putz in grellen Farben that wehe, während die Königin, im weißen zarten Schmucke gleich einer Verklärten erſchienen war. Eben ſo zeigte uns die Künſtlerin als Bianca della Porta die italieniſche Matrone zum erſten Male im mittelalterlichen Hauskleide; dieſe Sucht ging ſo weit, daß ſie oft Rollen übernahm allein in der Abſicht, um ein Coſtüm vorzuführen, wie die Margaretha, Richard's königliche Freundin bewies, die ſie in der Oper Richard Löwenherz darſtellte, um auf ſtolzem Zelter im breiten Federhute und dem Reitkleide von Sammet vor unſeren überraſchten Blicken zu figuriren.

In allen Rollen jedoch war die großartige Auffaſſung zu bewundern und es fehlte in keiner an ergreifenden Momenten. Mit der Art des Vortrags jedoch mußte man ſich abgefunden haben, um einem ungeſtörten Genuſſe ſich hingeben zu können. Die Declamation war durchaus gemeſſen, oft ſcandirt, eine immer wiederkehrende Melodie, ſingend, fragend, fremdartig. Vieles davon iſt auf unſere jetzt noch übliche Art die Verſe zu ſprechen übergegangen.

Mad. Händel-Schütz wurde durch den Beifall, den ſie in Königsberg fand, bewogen, ſich des dortigen verwaiſten Kunſttempels anzunehmen und eröffnete ihre Entrepriſe mit der Jungfrau von Orleans, die ſie ſelbſt gab. Es war in früherer Zeit eine ihrer berühmteſten Rollen und deshalb war es mir intereſſant, ſie mehrmals von ihr darſtellen zu ſehen. Das Myſtiſche, Heroiſche, Begeiſterte hob ſie trefflich darin hervor und ich glaube nicht daß die Jungfrau wohl beſſer darzuſtellen wäre. Mit dem Zuge hatte ſie ſich übrigens alle nur erdenkliche Mühe gegeben, und er war in ſeiner ganzen Anordnung das Produkt ernſtlicher Studien, wobei ſie von mehren Gelehrten theilnehmend unterſtützt worden war.

Das ernſtliche Beſtreben, die Kunſt in ihrer Würde zu erhalten und den Geſchmack des Publikums zu verbeſſern und die gemeine Luſt an theatraliſchen Vorſtellungen in eine edlere zu verwandeln, mußte ihr unbedingt zuerkannt werden. Sie hatte ſich nur in Zeit und Ort verrechnet, um dieſen Plan durchzuſetzen. Königsberg im Jahre 1811, war voll Handel und Schacher, wie ihn der Krieg und die Continentalſperre ihm zugewieſen hatten, und man ließ es ſich nicht träumen, im Theater etwas Anderes als Ruhe von Geſchäften und eine raſche, heitere Unterhaltung zu finden. Man ging ſo weit, alle wohlgemeinte Verſuche der Directrice für Anmaßung zu erklären und ihr geradezu übel zu nehmen. Dies nicht berückſichtigend, ging ſie vielmehr immer weiter, und bereitete ſich ſo eine unvermeidliche Beſchimpfung vor, die ſie plötzlich die Direction niederzulegen zwang.

Noch einige Jahre nach dieſem Vorfalle reiſte Mad. Händel-Schütz in der Welt umher um ihre mimiſchen Darſtellungen zu geben, dann zog ſie ſich nach Halle zurück, wo ſie ſich der Geburtshülfe gewidmet haben ſoll und ein ſtilles, eingezogenes Leben im Hauſe ihres Schwiegervaters führte.

Sophie Schröder.

Eine merkwürdige Frau. Beim Theater geboren und erzogen, ſpielte ſie in ihrer Jugend das Donauweibchen, Fanchon, Aline, und andere Dragéwaare des leichtern Singeſpiels. Sie ſoll darin ſehr Anmuthiges geleiſtet haben, obgleich man wohl nicht aus dieſen Leiſtungen ihre ſpätere Größe ahnen konnte. Erſt als ſie in Breslau an die Stelle einer krank gewordenen Schauſpielerin trat, um eine Rolle im Trauerſpiele auszuführen, zeigte ſich ihr großes Talent auf entſchiedene Weiſe und Herr Kopf in Breslau legte damals in einem Gedichte die Prophezeiung nieder, daß ſie einſt die erſte Künſtlerin des Vaterlandes werden würde. In der That ein richtiges Vorherſagungsvermögen, wenn man nicht an eine Schmeichelei, der jungen hübſchen Frau dargebracht, dabei denken mag.

Die früheſte Laufbahn der Künſtlerin war zufällig; ſie reiſte viel bei den Theatern des Nordens umher und war bis nach Riga vorgedrungen. Sie war damals unter dem Namen Mad. Stolmers in der Theaterwelt bekannt. Sehr jung hatte ſie dieſe Verbindung geſchloſſen, und noch früher eine andere, aus der ſie einen Sohn gehabt, der nun als Geiſtlicher am Rheine lebt, den als Schriftſteller bekannten Herrn Wilhelm Smets. Später erſt heirathete ſie Schröder, einen jungen Mann, der den Don Juan und ähnliche Partien darſtellte, aber nicht bedeutend darin war.

In Hamburg, wo ſie mit ihrem Gatten lebte, entfaltete ſich zuerſt ihr Genius. Man bewunderte ſie allgemein und ſie wurde dem Vaterlande als eine Künſtlerin erſter Bedeutung genannt. Es iſt bekannt, wie ſie, während noch Davouſt ſein Schreckensſcepter über Hamburg ſchwang, mit der hanſeatiſchen Kokarde an der Bruſt auf dem Theater erſchien und welche Folgen dies für ſie hatte. Ich erwähne dieſes Zuges hier um die Skizze des muthvoll-kräftigen Charakters dieſer Frau zu vervollſtändigen.

Sie ging hierauf nach Prag, mit einem kränklichen Manne und fünf Kindern, deren Erziehung und Ernährung ihr allein oblagen. Ihr Augenmerk war auf Wien gerichtet, um ihren künſtleriſchen Wirkungskreis zu erweitern und ſich von drückenden Nahrungsſorgen zu befreien. Es gelang ihr, nach ihren mit Enthuſiasmus aufgenommenen Gaſtrollen dort eine feſte und glänzende Anſtellung zu erhalten. Jetzt hatte ſie die Stufe erreicht die ihr gebührte; ſie war die erſte tragiſche Künſtlerin des Vaterlandes, überall bewundert und angeſtaunt. Ihre vortheilhafte Stellung wendete ſie nun neben der freiern und ungetrübteren Ausübung ihrer Kunſt dazu an, ihre Kinder zu erziehen, und man muß ihr zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſtets die ſorgſamſte, zärtlichſte Mutter war.

Dieſe höchſt weibliche Eigenſchaft des Herzens war es beſonders, welche auch den ſtärkſten Kraftäußerungen der Künſtlerin immer etwas von Milde beigeſellte, und ſie nie abſchreckend und degoutant erſcheinen ließ. Wie denn überhaupt das weiche Gemüth der Künſtlerin, Schwärmerei in der Liebe, Kühnheit und Entſchloſſenheit ihr auch im Leben angehörten, und ſich auf ihre Kunſtgebilde auf die natürlichſte Weiſe übertrugen. So ſchuf ſie ihre Lady Macbeth, ihre Medea — wir ſprechen hier von Grillparzer's — die trotz ihrer ſchauervollen Großartigkeit nie das Weib verkennen ließen.

Nachdem ſie den Gipfel ihres Strebens wohl in der Sappho erreicht hatte, verließ ſie plötzlich, im Herunterſchreiten von der höchſten Höhe ihrer geiſtigen Kräfte ſchon begriffen, das Burgtheater und Wien und begann einen abenteuerlichen Zug nach dem Norden, in Begleitung ihres älteſten Sohnes, den ſie theatraliſche Verſuche machen ließ, der aber jetzt davon zurückgekommen, die militäriſche Laufbahn ergriffen hat. Mitten im unwirthlichen Winter des Nordens, krank mit dem kranken Kinde erreichte ſie Moſkau und St. Petersburg und kam endlich wieder in Hamburg an, wo ſie, gleichſam erfreut über eine faſt wunderbare Rettung, eine lange Reihe von Gaſtrollen gab.

Ein Ruf zum Münchener Hoftheater machte dieſem ein Ende. Sie lebte in München einige Jahre, bis ſich für ſie, noch unter der Regierung des vorigen Kaiſers, der ihr ihre Entfernung von Wien huldvoll verzieh, ein Gaſtſpiel am Burgtheater ermitteln ließ. Dieſes hatte ein neues Engagement zur Folge, das ſie nunmehr angetreten und das hoffentlich dem bewegten Leben dieſer Frau bis zu deſſen Ende bleiben wird.

Sophie Schröder iſt nur von mittelmäßigem, faſt kleinem Wuchſe, ihre Geſichtszüge — dies ſagt ſie ſelbſt — waren ſelbſt zur Zeit als ſie die größten Eroberungen machte, nie ſchön. Ihr Auge iſt ausdrucksvoll, wie wäre aber auch ohne das ein großer Schauſpieler zu denken möglich! Keine Schauſpielerin beſitzt die Gabe der maleriſchen Stellungen in ſo hohem Grade wie ſie; ihre erſten Scenen in der Braut von Meſſina ſind eine Reihe academiſcher Attituden, die ſich ungezwungen Eine aus der Anderen entwickeln und vor unſern Blicken vorüberſchweben. Was bei andern, gerühmten Künſtlerinnen wie kaltes berechnendes Studium erſcheint, das ſogenannte Mantelſpiel, erſcheint bei ihr naturgemäß und durchaus harmoniſch. Das Bewundernswertheſte war ſonſt ihr Organ. Wo ſie es mit allem ihm eigenthümlichen Zauber walten ließ, z. B. als Sappho, war es unwiderſtehlich. Kraft und Schmelz, vom Donner zum Girren, eine Herrlichkeit ohne Gleichen lag darin! Mit ihrer gewaltigen Phantaſie umfaßte ſie das Werk des Dichters, mit ihren gewaltigen Mitteln ſtellte ſie es in's Leben. Ihre Impetuoſität überwältigte Alles, riß aber alles hin. Sie gab nicht Rechenſchaft über ihre Leiſtungen mit kaltem, klügelndem Verſtande; es ward ſo, weil es ihr ſo vorgeſchwebt. Bekam ſie manchmal eine neue Rolle, ſo ſagte ſie: „das iſt Waſſer auf meine Mühle; aus der Rolle läßt ſich was Großes machen!“ — fragte man nach dem Warum und wie? ſo war die Antwort, „das weiß ich nicht auseinanderzuſetzen; aber inwendig ſteht Alles und ſo gebe ich es!“ — Dies iſt die hohe Schule von Gott, wie der mir ſehr werthe Künſtler Coſtenoble in Wien ſich ausdrückt und die geht über alle andern.

Sophie Schröder leiſtet mitunter noch Großes. Ihre Kraft iſt noch immer bewunderungswerth; in anderer Hinſicht aber muß ſie ihre Zuflucht zu Behelfen nehmen, die ihre früheren Vorzüge nur entfernt ahnen laſſen. So geht's und ſo ging es jedem großen Darſteller, deſſen Triumphe mit den bedeutendſten Naturgaben in zu naher Verbindung ſtehen, und mit dieſen daher nothwendig ſinken müſſen. Sollten die minder Begabten aber deßhalb wohl glücklicher genannt werden?

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Wilhelmine Devrient iſt die älteſte Tochter von Sophie Schröder und Gattin von Carl Devrient, einem Neffen des berühmten Künſtlers dieſes Namens. Ihre berühmte Mutter gab ihr die erſten Anleitungen zur Kunſt und ſie betrat an ihrer Hand die Bühne als Maria im Blaubart und als Emmeline in der Schweizerfamilie. Wien war electriſirt von der Erſcheinung. Das junge, ſchöne Mädchen, ſchlank und blond, das Bild einer edeln Jungfrau, mit der ſeelenvollen Glockenſtimme, mit der Glut der hinreißendſten Leidenſchaftlichkeit. Man muß geſtehen, daß dies ein Verein von Eigenſchaften war, um auch auf ein minder empfängliches Publikum, wie das Wiener, den zauberhafteſten Eindruck zu üben. Dieſer ſteigerte ſich zum Fanatiſmus wenn Blaubart die langen blonden Flechten um die Fauſt wickelte und das ſchöne Mädchen über die Scene zerrte, und wenn es ſich dann losriß und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Angſt und Schmerz bebend niederſank. Als Emmeline war der Erfolg eben ſo groß, wenn gleich der Eindruck ſanfterer Art war; auch hier wirkte die Perſönlichkeit der jungen Künſtlerin auf zauberiſche Weiſe mit. Die neue Oper von Weber mußte dazukommen, um ihr ein neues Feld zu eröffnen und ſie mit einem glücklichen Schwunge auf den Gipfel des theatraliſchen Ruhmes zu heben, den Andere, unter weniger begünſtigenden Verhältniſſen, erſt nach langen Jahren mühſam erringen. Weber kam ſelbſt nach Wien um das damals wichtige Wort auszuſprechen: Wilhelmine Schröder ſey die erſte Agathe der Welt und habe Alles übertroffen was er in dieſe Parthie hineingelegt zu haben glaubte.

Ich ſah ſie als ſechzehnjähriges Mädchen darin. Weber dirigirte an jenem Abende, das Haus war zum Erdrücken voll; alle Anweſenden waren voll Freude und Anerkennung und hatten für Alles Kränze des Beifalls in Bereitſchaft: für das Orcheſter, für die Kranzjungfern, für die Jäger, für die Wolfsſchlucht. Aennchen: Dem. Vio, Max: Rösner, Caspar: Forti, dieſe herrlichen Künſtler gingen nicht leer aus, wie ſich jeder leicht denken kann, aber Agathe, Dem. Schröder, erhielt nebſt dem Meiſter den ſchönſten, gefühlteſten, feurigſten Applaus. Es war ein Abend voll Enthuſiasmus, wie ich ihn in Deutſchland mich nicht erlebt zu haben entſinne.

Das bedeutende Talent das hier erwacht war, konnte nicht lange den Wienern allein gehören, auch andere Städte erfreuten ſich bald deſſelben und ſein Ruhm wurde allgemein. Eine frühe Ehe, die unmöglich glücklich ſeyn konnte, wurde bald gelöſt. Die freie Künſtlerin zog nach Paris und London, mehr um ihr Geſangstalent auszubilden, und den eigenen Werth neben den größten Muſtern dieſer Kunſt zu prüfen und zu bewahrheiten, als aus andern Rückſichten.

Als Fidelio war der Triumph vollkommen; ſie erwarb ſich durch dieſe Leiſtung einen europäiſchen Ruf. Im italieniſchen Geſange konnte ſie mit der Malibran und Paſta nicht glücklich wetteifern, wenn gleich ihre unbeſtreitbaren Vorzüge überall Anerkennung finden mußten.

Aber erſt nachdem ſie, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris und London, wieder in Deutſchland auftrat, begannen ihre größten Triumphe, und ſie verſchafften ihr ohne Widerſpruch den Titel unſerer erſten Sängerin, einer Prima-Donna Deutſchlands. Beſonders glänzte ſie in den Opern Bellini's, deſſen Imogene ich von ihr in Paris darſtellen ſah. Romeo und Norma werden jetzt allgemein für ihre vollendetſten Rollen anerkannt. Ich habe ſie nicht darin geſehen, zweifle aber nicht, daß ſie Studien darin zur Anſchauung bringt, die ſie während ihres Aufenthalts im Auslande zu machen Gelegenheit hatte.

Wilhelmine Schröder-Devrient iſt eine der ausgezeichnetſten Weiber die ich kennen gelernt habe. Sie iſt ganz Gefühl und Leidenſchaft und ſchön, wenn Eine den Namen verdiente. Ich ſpreche hier nicht von der Regelmäßigkeit der Züge, von dem Auge, der Naſe, und ſolchen Einzelnheiten, ich will damit die Vereinigung ſo vieler edeln Eigenſchaften des Körpers und der Seele bezeichnen, und hoffe auf keinen Widerſpruch zu ſtoßen.

Wenn dieſe Frau am Flügel ſaß und den Erlkönig oder Gretchen's Klage vor der mater dolorosa von Schubert ſang, dann mußte man die Pariſer lauſchen und endlich in Ekſtaſe gerathen ſehen. Sie war es die den Franzoſen eine Sehnſucht nach Deutſchland erweckte, mehr als St. Marc-Girardin, L'Herminier und die Vorleſungen des Herrn Savoye, und wer wird ſich denn wohl noch wundern, daß ihretwegen bei den leicht aufflammenden Franzoſen manchmal Kugeln gewechſelt wurden, und ihr Pariſer Lebenslauf eine Kette von Liebeshändeln war, woran die Gefeierte jedoch nur ſelten Theil nahm und oft vom Hader und Streit, vom ſtillen Glück und ſeliger Hoffnung nicht im Entfernteſten eine Kenntniß hatte.

Antoinette Campi.

Sie war in Warſchau geboren und vertauſchte ihren polniſchen Namen gegen den italieniſchen, indem ſie ſich mit dem Buffo der Guardaſoniſchen Truppe in Prag, Herrn Campi, verband. Sie hat den größten Theil ihres Lebens in Wien zugebracht und hier neben ihren Kunſtleiſtungen Geſangsunterricht ertheilt. Sie war muſterhaft in der alten italieniſchen Weiſe zu ſingen und war Das was man Bravourſängerin zu nennen pflegte; im eigentlichſten Sinne des Worts eine Profeſſorin der Geſangskunſt. Im Leben erſchien ſie anſpruchslos und als bei der Aufhebung der deutſchen Hofoper in Wien viele der bisherigen Mitglieder derſelben ein für allemal mit einer Abfindungsſumme entlaſſen wurden, reichte ſie eine rührende Bittſchrift ein, worin ſie unter Andern ungefähr Folgendes ſagte:

„Sie wiſſe wohl, daß ſie nicht mehr im Stande ſey mit den neuen Geſangesſternen um die Wette zu glänzen, ſie betrachte ſich aber wie eines jener alterthümlichen Geräthe, die man wohl bei Höfen aufzubewahren pflegt und ſie bäte um die Gnade, nur dann und wann noch bei Feſtlichkeiten ſingen zu dürfen, um der jüngeren Generation zu zeigen, wie man einſt geſungen, und was die Väter an dieſer Kunſt als ſchön bewundert haben.“

Mad. Campi ſang aber, als ſie dieſe Bitte ſtellte, noch immer ausgezeichnet und war damals keineswegs als invalid zu betrachten.

Nachdem ſie unweigerlich ihre Entlaſſung erhalten hatte, wandte ſie ſich nach München. Hier erkrankte ſie ſogleich nach ihrer Ankunft und ſtarb an einer Hirnentzündung binnen vier Tagen. Ich hatte acht Tage vorher an einem freundlichen Mahle bei ihr in Wien Theil genommen und ſtand jetzt in München wahrhaft betrübt an ihrem offenen Grabe.

Man ſagt, daß der kalte Empfang des damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, der — wie es ſchien — ein von der Sängerin Campi etwas gehört hatte, den ſchmerzlichſten Eindruck auf die ohnehin durch ihre Entlaſſung tief gekränkte Künſtlerin gemacht haben ſoll. Ich wiederhole hier nur ein Gerücht; gewiß aber iſt es, daß ſie den Intendanten verließ um ſich krank aufs Lager zu werfen, das ihr letztes wurde. Sie hatte die Fünfzig noch nicht erreicht und war Mutter von eilf Kindern.

Nannette Huber.

Einſt die Grazie der Kaiſerſtadt. Wie ſehr auch die nach ihr erſchienene Thereſe Krones glänzte, welch' großes Talent dieſe auch entwickelte, in der Grazie mußte ſie der Huber nachſtehen. Die Huber verletzte nie den Anſtand, ſie beſaß einen feinen natürlichen Takt und Alles was eine ächte Künſtlerin auch in einer andern Sphäre auszeichnet.

Die Huber war eine der ſchönſten Frauen, die jemals auf dem Theater erſchienen ſind. Ein außerordentlich weißer Teint, dunkelbraune Haare, ein Veilchen-Augenpaar, und die regelmäſſigſten, weißeſten Zahnreihen, die man ſich denken kann. Rechnet man hiezu einen üppigen Wuchs von mittler Größe, und den liebenswürdigſten Humor mit einem faſt komiſchen Anſtrich natürlicher Schwärmerei gepaart, ſo wird man ſich leicht denken können, daß dieſe Frau unwiderſtehlich war. Auch fehlte es ihr nicht an den glänzendſten Verbindungen und oft umgab ſie ein an's Fabelhafte gränzender Luxus, den ihre Anbeter um ſie verbreiteten.

Die Stücke, worin die Huber ihre Siege errang, ſind jetzt faſt alle von der Bühne verſchwunden; unſere Generation kennt ſie nicht mehr. Das Luſtſpiel „das abgebrannte Haus“ von Emanuel Schilaneder, gab ihr Gelegenheit, ihr eigenthümlichſtes Talent zu entfalten. Sie gab darin die junge kokette Frau eines Schuſters, eines alten, ſtets betrunkenen Kerls. Man erwartet den König in dem Städtchen und ſie will ihn um ein Sümmchen bitten, das vom Blitz eingeäſcherte Haus wieder aufbauen zu können.

Die groteske Naivetät als ſie ſich zu dieſem Schritte vorbereitet: wie ſie ſich heimlich mit rothen Rüben ſchminkt, wie ſie auf eine Anrede ſtudirt, Alles das machte die Huber unübertrefflich; dann wie der König ihr jeden Kuß mit einem Ducaten bezahlt, wie ſie die Vorzüge des jungen Fürſten gegen ihren Eheherrn abwägt, die Hand die jener ihr reichte, gegen die Hände des alten Schuhflickers, und wie ſie endlich in die Worte ausbricht:

„Und was mein Mann für einen Bart hat —“

das werden Alle, die es von dem Huber ſahen und hörten, dem Schönſten beizählen, was ſie im natürlichen Spiel auf der Bühne je geſehen und gehört.

Und dieſe Liebenswürdigkeit wußte ſie in alle dieſe Rollen zu tragen, die durch ſie zu etwas Bedeutendem wurden. Nie nahm ſie ihre Zuflucht zu Uebertreibungen und Verzerrungen, und wenn ſie ſich auch ganz dem Ausbruch ihrer Heiterkeit überließ, ſo war es doch nur ſtets die liebenswürdigſte Perſönlichkeit die ſie uns zur Anſchauung brachte.

Sie war in jeder Hinſicht eine ſeltene Künſtlerin, deren Beſitz — wenn ſie ſtatt die Wiener Mundart zu ſprechen, ſich des reinen Deutſch befleißigt haben würde, — jeder Bühne und ſelbſt dem herrlichen Burgtheater ihrer Vaterſtadt eine willkommene Bereicherung geweſen wäre.

Madame Pradher.

Heut zu Tage vergeſſen die Mitglieder der komiſchen Oper zu oft, daß dieſe eigentlich aus der italieniſchen Komödie entſtanden iſt, und daß ſie eben ſo gut ſprechen als ſingen ſollten. Daſſelbe müſſen wir freilich von unſern deutſchen Sängern auch klagen; allein unſere Oper iſt auch nicht aus der italieniſchen Komödie entſtanden. Die alten Liebhaber dieſes Genres erinnern ſich noch mit Vergnügen der Damen Favart, Dugazon und St. Aubin, der liebenswürdigen Künſtlerinnen, welche in der Oper ſo gut ſpielten, wie man es im Théâtre français zu ſehen gewohnt iſt. Und auch wir erinnern uns, die Bethmann und die Schröder in „Wahnſinn aus Liebe“ und in der „Aline“ geſehen zu haben. Nach den oben genannten franzöſiſchen Künſtlerinnen erſchienen die Scio, die Lemonnier und die Gavaudan, die ſich würdig ihren Vorgängerinnen anreiheten und die Kunſt der Komödie im Théâtre Feydeau nicht ſinken ließen. Ihnen ſchloß ſich Mlle. More, jetzige Mad. Pradher an, welche im Jahr 1818 die Bühne der komiſchen Oper betrat. Sie hat ſeit dieſer Zeit eine Menge von Rollen neu geſchaffen und ältere immerfort en vogue erhalten, wie z. B. Klara in den beiden Gefangenen und das kleine Rothkäppchen. Bertha im Schnee, Henriette in der Braut, die Wirthin im Ludovic, die Kaiſerin in Leſtocq, Peki im ehernen Pferd und Mad. Darbel in der neueſten Oper von Halevy „der Blitz“ waren die Rollen, worin ſie den meiſten Beifall erhielt. Sie entfaltete darin den guten Ton der höheren Komödie, die feinſten Manieren, wobei ihr ein bezauberndes Organ zu Hülfe kam. Wenn gleich Mad. Pradher eine tiefere Empfindung, mehr Kraft und Leidenſchaft in dramatiſchen Situationen zu wünſchen übrig läßt, ſo gewinnt ſie dafür an Grazie, Geſchmack und melodiſchem Ausdruck.

Scribe, der ſo gern wieder die Komödie neben der Oper Platz greifen ſähe, hat ſtets dieſe Künſtlerin in ſeinen Werken bedacht und nur zu ſeinem Vortheil. Sie wird nicht mit Unrecht die Mars der Oper genannt. Wie es heißt, wird ſich Mad. Pradher von der Bühne zurückziehen, welches ein großer Verluſt für dieſelbe wäre.

Mademoiſelle Falcon.

Sobald als Mad. Damoreau die Oper verlaſſen hatte, empfanden Mad. Doris-Gras und Mlle. Falcon, die früher nie daran gedacht hatten, jener Künſtlerin den Rang einer Prima-Donna ſtreitig zu machen, dennoch einige Luſt, ſich auf den erſten Platz zu ſtellen.

Mlle. Falcon, eine junge und intereſſante actrice-cantatrice, wie es in der Pariſer Kunſtwelt heißt, iſt kein Zögling des Conſervatoires, ſondern hat nur einigen Unterricht von Nourrit erhalten, und erſchien plötzlich auf dem großen Theater der Oper, wie Mlle. Pleſſis auf dem Théâtre français erſchien. So ſchimmern nun dieſe beiden ſchönen Geſtirne mit gleichem Glanze an dem dramatiſchen Horizont.

Obgleich ein wenig zu klein von Geſtalt für die große Opernbühne, erſcheint Mlle. Falcon doch voll Ausdruck. Ihr ſchönes Auge mit den ſtarken Brauen malt eben ſo den Zorn wie den Schmerz. Ihr Geſicht hat den Charakter der verführeriſchen Rebekka aus Ivanhoe. Man könnte ſich einbilden, daß Moſes und die Jüdin durch dieſe ſchöne und melancholiſche Iſraelitin ihren Componiſten inſpirirt worden ſeyen.

Ungeachtet Roſſini und Mad. Damoreau den wahren Geſang in die Académie de musique eingeführt haben, bemühen ſich dennoch franzöſiſche Feuilletoniſten, wie man die Kritiker nennt, ſich in der Erinnerung an die Damen St. Huberti, Maillard, Branchu, Graſſari und Dabadie zu begeiſtern und den verhaßten und verſpotteten urlo francese wieder einzuführen. Sie begreifen nicht, daß es unmöglich iſt, die Reinheit der Methode und Intonation, die Dehnbarkeit des Athems, die Zartheit der Vocaliſation mit den heftigen Erſchütterungen des Drama zu verbinden und daß alle zu große phyſiſchen Anſtrengungen dem muſikaliſchen Ausdrucke — auf einer lyriſchen Scene wohlverſtanden — nachſtehen ſollen. Mlle. Falcon, die ſich mehr der Tragödie zuwendet, wird von ungeſchickten Lobesſpendern dahin vermocht, mehr nach dem ſceniſchen Effekt, als nach einer guten muſikaliſchen Ausführung zu ſtreben. So z. B. läßt ſie in den friſchen und eleganten franco-auſoniſchen Melodien, welche die Dame im Grafen Ory zu ſingen hat, den feinſten muſikaliſchen Takt vermiſſen, ohne welchen die ſchöne Kunſt des Geſanges ihre Magie und ganze Macht einbüßt. Dieſes behaupten wir nicht als ob Mlle. Falcon nicht tief in ihrer Seele die Muſik empfände, die ſie zu ſingen hat, ſondern weil ihr das Inſtrument, das ihr dabei dient, nicht weich und geübt genug erſcheint, um ihrem feurigen Gefühle ſtets folgen zu können und immer eine gleich reine Intonation zu behaupten.

Die Dilettanti, welche ſtets tragiſche Emotionen in der Oper ſuchen, finden es zwar ſehr ſchön, daß Rachel in den Momenten der Leidenſchaft und Wuth ihre Hände parallel über dem Kopfe erhebt und ſo die Stellung einer Karyatide nachahmt, welche einen Balcon zu tragen hat. Auch applaudiren ſie enthuſiaſtiſch, wenn Valentine in den Hugenotten mit den Händen an den Schläfen ebenmäßig herunterfährt, als wollte ſie ihr Haar glätten, ſo wie man das von Mad. Dorval und andern Heldinnen des modernen Dramas oft genug ſehen kann. Allein die Sängerin beſitzt andere Kräfte, um den Zuſchauer, der hier mehr Zuhörer ſeyn ſoll, hinzureißen; und dies bleibt der Mlle. Falcon wohl zu bedenken.

Wenn die Regelmäßigkeit der Züge, der edle und ſanfte Ausdruck von Melancholie, ihr dramatiſches Bewußtſeyn, ihre ſtets wahre Pantomime, ihr leidenſchaftlicher, kühner und mächtiger Schritt, das Leben, daß ſie jeder ſceniſchen Situation zu geben weiß, eine Schauſpielerin erſten Ranges aus Mlle. Falcon machen, ſo zeigt der chromatiſche Lauf durch zwei Octaven, den ſie im fünften Akt der Hugenotten macht, bevor ſie den Segen des alten Marcels erhält, daß ſie auch wohl mit der Zeit eine vollendete Sängerin werden kann, wenn ſie ihre Stellung begriffen haben wird, die ihr vorſchreibt, Mozart, Roſſini und Meyerbeer den Herren Guilbert de Pixerecourt und Conſorten vorzuziehen.

Angelika Catalani.

In frühester Jugend hörte ich einmal die ſechzigjährige Glorie, aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, die große Mara, in einem Concerte ſingen. Sie reiſ'te nach Moskau und wollte noch einmal die Einwohner meiner Vaterſtadt für einen Ducaten Entree beglücken. Dieſe Ruinen machten mich ſtaunen, und ich trug die Erinnerung davon Jahre lang mit mir herum, bis ſie dann ſpäter durch eine glänzendere Erſcheinung bedeutend verwiſcht wurden.

Im Jahre 1815 ſaß ich mit vielen preußiſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen und engliſchen Offizieren und Angeſtellten aller Art vor dem Vorhange der Salle Favart in Paris. Madame Angelika Catalani war aus London herüber gekommen, um die Direktion dieſes Theaters zu übernehmen. Mit ihr war ein junger, hübſcher Tenoriſt, Mr. Tomte und ein kräftiger Baſſiſt, Mr. Levaſſeur gekommen, der noch jetzt die Pariſer entzückt, und erſt neuerlich noch den Marcel in den Hugenotten geſchaffen hat.

Die Catalani hatte zuerſt in Rom in Männerrollen großes Aufſehen gemacht. Ich beſitze ein italieniſches Theaterjournal, worin ihrer zuerſt, als eines jugendlichen, viel verſprechenden Talents erwähnt wird. Sie wird wie ein höchſt liebenswürdiger Jüngling dort geſchildert.

Im Jahre 1815 ſah ich ſie als ſchöne Frau. Ihre Erſcheinung war großartig, ſo wie ihre Manier zu ſingen. Sie hatte eine Manier für ſich, à elle, wie die Franzoſen ſich ausdrücken. Sie ſang, wie ich nie zuvor ſingen gehört habe, und wie ich nie wieder ſeitdem ſingen hörte. Manches daran war ſeltſam und nicht der Nachahmung zu empfehlen. Sie ſchleuderte, ſo zu ſagen, die Triller und Coloraturen von ſich, indem ſie den Unterkiefer mit undenkbarer Kraft und Schnelligkeit hin und her warf. Das würde nicht anzuſehen und zu ertragen geweſen ſeyn, wenn ihr Mund minder ſchön geweſen wäre. Der aber war nun eben auch damals undenkbar ſchön zu nennen.

Ihre Stimme war gewaltig. Der Ausdruck iſt hier natürlich. Sie ſang ſo ruhig, ohne alle ſichtbare Anſtrengung, und übertönte — nicht überſchrie — das ganze Orcheſter. So trug ſie God save the King vor und eine Hymne „E viva Luigi,“ auf Ludwig XVIII.

Aber auch das Tändeln ſtand ihr herrlich an. Wie ſang ſie la placida campagna, la biondina in gondoletta. Die Idee, Violinvariationen von Rhode zu ſingen, kam ihr auch zuerſt in den Sinn, und nie hörte ich dieſe Caprice wieder ſo ausführen, die von unſern gewöhnlichen Geſangsautomaten ganz unerträglich nachgepfiffen wird. Damals hörte ich auch das ſanfte Dictirduett aus Figaro und die ſchmelzende Arie des Sextus von dieſer Sängerin. Und wie ein trauerndes Gemüth, wenn es die Veilchen wieder blühen ſieht, wohl an die blauen Augen ſeiner verſtorbenen Geliebten wieder denkt, ſo mußte auch ich, wenn ich ſpäter ſo oft von deutſchen Provinzſängerinnen Mozart vortragen hörte, mit großer Wehmuth an die jugendliche Erſcheinung der großen Catalani zurückdenken.

Im Jahre 1820 hörte ich die Sängerin wieder. Sie erntete großen Beifall in Wien. Man verehrte ſie noch immer als Regina del Canto.

Sechs Jahre darauf gab ſie ein Concert in Bamberg. Hier war ihr Ruf ſchon ſo im Abnehmen, daß man ſich nicht mehr hinzudrängte, ſie zu hören, und daß ſie ohne die Unterſtützung des kunſtſinnigen Herzogs Wilhelm von Baiern, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ſchlechte Geſchäfte gemacht haben würde.

Als ich ihr zum letzten Male in Hamburg begegnete, ward es ihr ſogar nicht mehr möglich, ein Concert zu Stande zu bringen, ſo wenig Theilnahme zeigte ſich dafür.

Sie ſelbſt ſagte mir, daß der Verluſt eines großen Theiles ihres Vermögens, bei dem Bankerott eines Londoner Bankhauſes, ſie allein dazu vermögen könne, ihre Reiſen noch für einige Zeit fortzuſetzen, um ihren Kindern einen Theil des Verlorenen wieder zu erringen.

Und die Catalani war kaum vierzig Jahre alt, als ſie mir dies ſagte. Betrachtet man nun, wie ſchnell das Glück einer Sängerin verſchwinden kann, ſo möge man Dem. Sonntag nicht ſchelten, daß ſie ſo bald darnach ſtrebte, eine diplomatiſche Carriere zu ergreifen.

Jetzt lebt die Catalani als Mad. Valabregue auf ihrer Villa bei Florenz, in einem Kreiſe heißer Verehrer und kunſtſinniger Menſchen. Sonntags ſingt ſie in ihrer Dorfkirche; und Abends hört man in ihren Salons ächte Muſik machen. Der franzöſiſche Dichter Mery entwirft uns eine begeiſterte Schilderung von dieſem zauberiſchen Aufenthalte.

Maria Malibran.

Ich lief die Stufen vom italieniſchen Theater hinab; beim Eingange der erſten Loge ſtand eine junge ſchwarzgekleidete Dame im einfach geſcheitelten Haare, meine Begleiterin freundlich grüßend. „Es iſt die Malibran,“ flüſterte mir dieſe zu.

Ach! wie mich dieſe Erinnerung jetzt mit Wehmuth erfüllt; da wir noch ſo friſch den Verluſt dieſer herrlichen Frau beklagen. — —

Von dem Leben der Malibran iſt alles Bemerkenswerthe bekannt: die Zeitungen haben es bei ihrem jüngſt erfolgten Tode eine von der andern abgeſchrieben. Man weiß, daß ſie die Tochter des Sängers Garcia war, daß ihr zweiter Mann der Violinſpieler Beriot iſt, daß ſie jung, ſchön, über die Maßen leidenſchaftlich war, eben ſo gern ritt als ſang, Alles, was ſie ergriff, mit großer Genialität trieb, und daß eben dieſem unruhigen, lebhaften Geiſte ihre frühe Auflöſung zuzuſchreiben iſt.

Ihre Erſcheinung auf der Scene war eigenthümlich. Man muß bei dieſen italieniſchen Primadonnen ſtets zweierlei im Auge behalten, zuerſt die Primadonna ſelbſt, dann ihren darzuſtellenden Charakter.

Als Primadonna erſcheinen ſie jederzeit beim erſten Auftreten, in der Sortita, die der Componiſt immer ſchon ſo einrichten muß, das die Sängerin ſich als ſolche zeigen kann. Es iſt dies wie ein reflektirender Monolog einer Schauſpielerin. Man wird es keiner Primadonna zumuthen, daß ſie gleich in der erſten Scene mit einem gewaltigen Ausbruche der Leidenſchaft vor dem Publikum erſcheine. Die Sortita iſt wie der erſte Satz eines Concerts, in dem der Virtuoſe ſeine höchſte Kunſtfertigkeit entfaltet. Was auch noch ſpäter in dem Adagio passionato, in dem Scherzo, im Rondo für Herrlichkeiten von dem Componiſten hineingelegt wurden, der erſte Satz zeigt uns den Virtuoſen in ſeiner eigenthümlichſten Geſtalt.

So auch mit den Primadonnen. Wird im weitern Verfolg die Künſtlerin ganz Desdemona, ganz Roſine, Imogene, Semiramis, beim erſten Auftritt iſt ſie Mad. Malibran, die dem Publikum ihr Compliment macht und von ihm wieder begrüßt ſeyn will.

Jede Künſtlerin hat nun aber für dieſe Intrada eine ſtereotype Manier ſich angeeignet, die mehr oder weniger in allen folgenden Monologen, das heißt großen Arien, wiederkehrt. Bei Mad. Malibran war dies ſo der Fall:

Eine hübſche Frau, das Geſicht ein liebliches Oval, ein großes, ſehr ſprechendes Auge, etwas großer Mund, die Geſtalt zierlich, doch mager, erſcheint vor uns. Ihre Stimme iſt mit einer herrlichen Tiefe begabt und beſitzt darin eine bedeutende Kraft; die Höhe erſcheint dagegen etwas dünn. Die Ausführung iſt bei weitem nicht ſo vollkommen wie bei der Paſta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geſchmackvollſten und lieblichſten Verzierungen wimmelt. Beim Singen hält ſie den Kopf ſchief, blinzelt freundlich mit den Augen, zieht den Mund auseinander, daß man alle Zähne zu ſehen bekommt und bei den letzten Tönen einer Cadenz wirft ſie den Kopf herum, welches auch allemal das Ende eines ganzen Stücks begleitet und den Beifall herausfordert. Die Erſcheinung der Malibran war ſtets freundlich und ſelbſt dieſe gerügten Eigenheiten machen, zumal in komiſchen Partien, keinen unangenehmen Eindruck; doch eine kleine Linie weiter, und die vollkommenſte Carrikatur iſt da.

In leidenſchaftlichen Scenen war der Ausdruck der Malibran über die Maßen hinreißend, doch ſtreifte er mitunter an das Groteske. Ihre Kraftanſtrengungen waren ſelbſt ihre glühende Natur überbietend. Im Othello ließ ſie ſich dadurch zu einem beſtändigen Zähnefletſchen verleiten. Ich ſpreche hier von dem unglücklichen Verſuch den ſie in London machte, den eiferſüchtigen Mohren ſelbſt zu ſpielen; ein Verſuch, den ich ſie ein Mal ſpäter in Paris wiederholen ſah.

Wenn ſie Desdemona gab, war ſie jedoch bezaubernd. Bezaubernd ſowohl durch die Kunſt des Geſangs, als durch die Kunſt der Darſtellung.

Im Heitern ſuchte ſie ihresgleichen. Nie habe ich Zerlina ſo geſehen; ihre liebenswürdige Kokettie als Roſina war entzückend; ihre drollige Komik in der Prova d'un Opera Seria, dies Zuſammenſpiel, dies Sichverſtehen mit ihrem liebſten Freunde Lablache, der den Campanone gab, überſtrömte von den freundlichſten Eingaben der Laune.

Im Leben war die Madame Malibran eine freundliche, geiſtreiche Geſellſchafterin, die ſich im weiteſten Kreiſe Freunde zu ſchaffen wußte.

Judith Paſta.

Die Paſta iſt eine der mächtigſten Darſtellerinnen der italieniſchen Oper geweſen und ihr Auftreten in Wien, als ſie von dem Impreſſario Barbaja mit Lablache, David, Ambrogi zum erſten Male dahin gezogen wurde, erregte einen Fanatismo, wie er nur in San Carlo zu denken iſt.

Seitdem hatte ihre Stimme bedeutend abgenommen, und wie ich ſie in Paris im Jahre 1831 ſah und hörte, machte ſie ungefähr folgenden Eindruck auf mich:

Die Paſta, die große Judith Paſta, iſt eine Frau von mittler Größe, hoch in den Vierzigen, mit männlichen Geſichtszügen und einem Gange, den man in Deutſchland unbedingt watſchelnd nennen würde. Sie wirft die Perlen ihres Geſanges ſo recht eigentlich vor das Publikum, welches ſie dankbar auflieſt. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Miene beginnt ſie den Geſang, die Schwierigkeiten häufen ſich, ſie wird immer freundlicher, ſie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf leicht in den Nacken, dann neigt ſie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jetzt ein Ausſtrecken der rechten Hand, mit hinunter gebogenen Fingerſpitzen, nach dem Parterre hin — eine Art von Huldigung — zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augenbrauen und ihre Piece iſt geendet. Donnernder Applaus erfolgt, und die Paſta wackelt mit vieler Nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend iſt, oder ſie wieder zu ſingen anfangen muß. Dieſes iſt Manier, feſtſtehende Manier, wer ſich darüber nicht wegzuſetzen vermag, iſt zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man die Paſta nur mehre Male hören, ſo wird man die Manier gewohnt und denkt nicht mehr daran.

Die Stimme dieſer Sängerin iſt in der Mitte etwas umſchleiert, doch in der Höhe ſehr ſchön. Ihre Geläufigkeit, ſo wie der ihr eigenthümliche, geſchmackvolle Vortrag ſind hinreißend. In der Somnambula war ſie ſtets die große Sängerin im Bauerröckchen. Was ſie in dem herrlichen Finale dieſer Oper leiſtete, war jedoch im höchſten Grade ausgezeichnet; in dem Duett mit Rubini iſt ſie unnachahmlich. —

Seitdem hat ſich Signota Giuditta in ihrer herrlichen Villa am Comer-See zur Ruhe geſetzt und wenn man Abends, auf dem lieblichen See dahinſchiffend, holde Töne einer Frauenſtimme vernimmt, ſo ſchreibe man ſie nicht den Nixen der Gewäſſer zu, noch weniger den Engländerinnen, welche die Ufer bewohnen und mit ihrem liſpelnden Idiome die Stille beleben, ſondern der herrlichen Künſtlerin, die müde, die glänzenden Parterres zu entzücken, hier horchenden Nymphen und Dryaden ihre Zaubereien zum Beſten giebt.

◆

Mademoiſelle Taglioni.

Maria Taglioni iſt in Stockholm geboren. Ihr Großvater von mütterlicher Seite war Karſtein, Schwedens Talma und noch mehr, denn er war zugleich ein ausgezeichneter Sänger. Der königliche Dichter Guſtav III. liebte ihn ſehr und hatte ihn zu ſeinem Hofſekretär ernannt. Die Tochter dieſes hochgeſtellten Künſtlers hatte den Sicilianer Taglioni geheirathet, der damals erſter Tänzer des königlichen Theaters in Stockholm war, und aus dieſer Ehe wurde die Sylphide geboren, die — wenn wir uns des veralteten Styls bedienen wollen — Terpſichore ſelbſt auf den Knien ſchaukelte.

Mlle. Taglioni debütirte im Jahr 1822 in Wien in einem Ballet ihres Vaters. Ihr Ruf flog durch ganz Deutſchland. Sie erhielt Anträge von Stuttgart und München. Aus dieſer letztern Stadt, wo ſie den größten Enthuſiasmus erregte, reiſte ſie nach Frankreich. Hier debütirte ſie den 23. Juli 1827 auf dem Theater der Académie royale in dem Ballette der „Sicilianer.“ Nach ihrem abgelaufenen Urlaub von einem Monat mußte ſie wieder nach Deutſchland zurück und nahm im „Carneval von Venedig“ Abſchied von den Pariſern. Erſt im Jahr 1828 erſchien ſie wieder in Paris in den „Bajaderen.“

Mlle. Goſſelin „la désossée,“ wie ſie Geoffroy, der berühmte Kritiker nannte, die unnachahmliche Mad. Gardel und wie die großen Lichter des Ballets alle heißen, wurden von der Taglioni verdunkelt. Die Preſſe, dieſer wichtige Hebel in Frankreich, kam ihrem graziöſen und herrlichen Talente zu Hülfe und erhob ſie bis zu den Wolken. Gedichte und Blumen von allen Seiten; nie ſah man einen ähnlichen Enthuſiasmus.

Sie ſchuf „die ſchlafende Schöne im Walde,“ „Flora,“ „den zauberiſchen Pas zur Tyrolienne im „Wilhelm Tell,“ „die Sylphyde,“ „Nathalie,“ „den Aufruhr im Serail,“ „Brezilia,“ und erſt neulich „das Donauweibchen,“ und alle dieſe Parthien erhöhen die Bewunderung, den Fanatismus für die Künſtlerin. Gleich der Sonntag wird ſie Gräfin und verändert ihren Namen; aber für das Publikum bleibt ſie ſtets die graziöſe und decente Taglioni, ein Weſen, das mehr den Lüften als der Erde anzugehören ſcheint, voll Poeſie, ein Schatten, eine Blume die der Zephyr ſchaukelt, ein Ideal, ein nicht zu erklärendes Wunder.

Mlle. Taglioni verbannte die telegraphiſchen und geometriſchen Linien aus den Stellungen, die gezwungenen und manierirten Weiſen der alten Schule; ſie wußte das Theater und den Salon in ihrer Tanzkunſt zu vereinigen. Ein franzöſiſcher Kritiker ſagte ſehr richtig von ihr: ihr Tanz iſt kein Metier, nicht einmal eine Kunſt, ſondern eine Gabe der Natur die ihr eigenthümlich iſt. Die Taglioni zeigt nichts von den monchetirten Pirouetten, von den Verdrehungen der Hüften und Arme der andern Tänzerinnen, die man ſonſt Grazien benannte; ſie iſt reizend und dieſes Wort drückt Alles aus.

In der Stummen von Portici, nachdem Guarache und Bolero getanzt ſind, kommt ein alter Bauer und bittet um die Erlaubniß, ſeine Tochter auch tanzen zu laſſen. Die Taglioni erſcheint nun und tanzt hinreißend die Napolitaine. Wenn ſie geendet, tanzt ſie zu allen Umſtehenden hin und bettelt um eine kleine Gabe — das muß man geſehen haben, um das Entzücken zu begreifen, das ſich der Zuſchauer bemeiſtert.

* * *

Lang.

Als eine Erſcheinung aus einer frühern Theaterperiode iſt mir Lang am Wiener Burgtheater ſtets merkwürdig geweſen. Als ich ihn kennen lernte, hatte er bereits das ſiebzigſte Jahr erreicht; ſeine Blüthe fiel mit Brockmann's und Schröder's Meiſterſchaft, mit Iffland's und Beil's erſter Jugend zuſammen. Lang müßte, wenn er jetzt noch lebte, wohl ſchon das neunzigſte Jahr erreicht haben.

Er war ein künſtelnder Künſtler und ſeine Verehrer rechneten ihm beſonders ſein Organ als hohe Schönheit an, was aber eben am Meiſten an der Verkünſtelung litt. Wollte er das Unbedeutendſte, Gewöhnlichſte ſagen, ſo durchlief er nicht ſelten den ganzen Umfang ſeiner Tonleiter. Er fing im tiefen Baß an und endete im höchſten Discant, mit einer nadelfeinen Frageſpitze, die faſt unleidlich war. Eben ſo künſtelte und tüpfelte er ſeine Stellungen aus. Er war ein recht geſchickter Maler und daher wollte er vor allen Dingen das Maleriſche in ſeinen Leiſtungen zur Anſchauung bringen. Sein Mantelſpiel in den römiſchen und griechiſchen Tragödien der Franzoſen des großen Zeitalters, war für einen geſunden, natürlichen Zuſtand nicht zu ertragen, obgleich ſeine ganze Spielweiſe für jene Werke ſich noch am beſten ſchickte.

Neben dieſen Irrthümern, die bloß äußerlich waren, machten ſich jedoch alle jene innern Vorzüge des Geiſtes und Gemüths bemerkbar, die in ſo hohem Grade die ältere Schauſpielerſchule charakteriſirten und wohl zunächſt durch den ſpätern Weimar'ſchen Einfluß ausgelöſcht worden ſind.

Ich ſah Lang noch in hohem Alter Eſſer, Verrina, Theseus, den Patriarchen im Nathan, Peter in den Strelitzen ſpielen. Als Eſſer war er in ein glänzend kokettes Theaterkoſtüm gekleidet. Ein enges Wamms von dunkelblauem Sammt, mit anliegenden Aermeln von Scharlach, das Ganze mit einer Unzahl von kleinen Stahlknöpfen und Stahlperlen verbrämt. Er ſagte, dieß ſey treu nach einem Bilde jener Zeit. Es war Winter; er ſtand in einen Pelz gehüllt in der Couliſſe und wartete auf ſein Stichwort. In ſich zuſammengeſunken, blau vor Kälte, ganz hinfällig ſtand er da, der alte Mann. Die blonde Lockenperücke contraſtirte gewaltig mit den großen mächtigen Thränenſäcken unter den erloſchenen Augen und ließen das greiſe Geſicht noch mehr hervortreten. „Armer Eſſer!“ dachte ich beim Anblick dieſer Jammergeſtalt. Doch plötzlich hebt ſich der Greis, ſtreckt ſich und läßt den Pelz von den Schultern in die Hände ſeiner Tochter gleiten, die mit einem wärmenden Getränke dem Vater zur Seite ſteht. Die Königin hatte die Rede begonnen, die ſeinem Auftreten unmittelbar vorangeht. Die Zü[illegible] beleben ſich, das Auge gewinnt Feuer; er lächelt freundlich die Umſtehenden an.

Bewundernswerth war ſein Schritt und ſeine Haltung, wie er nun unmittelbar hierauf hinaus geht, vor der Königin niederkniet und ihr den Commandoſtab zu Füßen legt; wie er ſich dann erhebt und ſtolz in den Vordergrund tritt. Niemand hätte da in ihm den Siebzigjährigen vermuthet; nun bot ſich Alles der Täuſchung willig dar: Schminke, blonde Lockenperücke, koketter Anzug; Alles was früher den Contraſt ſo ſchmerzlich hervortreten ließ.

Lang hatte an jenem Abende, der Kälte zum Trotze, die ſeidenen Tricots auf's bloße Bein angezogen, ohne ſich des Behelfs zu bedienen, den jüngere Schauſpieler oft anzuwenden pflegen. Sein Bein war noch gut geformt, und er ſagte mir: das Publikum ſey bei ihm gewohnt die lebendige Muſkel, nicht todte Watte zu ſehen. Dies bilde einen bedeutenden Unterſchied.

„Der alte Brockmann,“ ſagte mir Lang, „pflegte nie auf das Theater zu gehen, ohne ein Stückchen Bindfaden, etwas

Zwirn, eine Nähnadel und dergleichen zu ſich zu ſtecken, um im Falle ein Band oder ein Knopf riß, in die erſte, beſte Couliſſe zu treten und dem Mangel abzuhelfen.“

Bei den Proben machte der alte Lang den Schauſpielern Bemerkungen, die für weiſe Lehren gelten konnten, und es verdienten für eine ſpätere Zeit aufbewahrt zu werden. Es war dieſen alten Herren viel mehr Ernſt um die Sache, auch waren ſie von einem edlern Stolze beſeelt als die jetzige Künſtlerwelt.

Damals lebten Männer wie Lang und Ziegler bei dem Burgtheater in Wien, die von dem fünfzigjährigen Klingmann, wie von einem naſeweiſen, neuerungsſüchtigen Burſchen ſprachen.

Goldene Zeit der Einfalt und wahren Kunſt! damals rächten ſich die Schauſpieler dafür, daß die Geſellſchaft ſie in den Bann gethan hatte, dadurch, daß ſie ſich der Geſellſchaft gegenüber mit einem unmäßigen Stolze wappneten.

Lang ſpielte in einer Provinzſtadt. Der Adel hatte dort ein prächtiges Carouſſel veranſtaltet. Lang macht eine elegante Toilette und begibt ſich ohne Billet, ohne Einladung auf den Weg, um der Feſtlichkeit beizuwohnen. Die natürliche Folge war, daß er an der Thür zurückgewieſen wurde. „Ich bin der Hofſchauſpieler Lang aus Wien!“ — Hilft nichts, nur das Billet verſchafft Einlaß, nicht der Name. „In Wien würde der alte Lang von keinem Hoffeſte zurückgewieſen,“ — brummte der erzürnte Künſtler. Ich ſehe die Verlegenheit, eile hinzu um ihn zu beruhigen und mache mich anheiſchig, einen der Kavaliere herbeizurufen, denen die Anordnung des Feſtes oblag. Der Kavalier kommt, aber Lang will nichts von ihm wiſſen, kehrt uns den Rücken und verläßt brummend das Haus. —

Ludwig Devrient.

Ich ſtand einſt einem unbekannten Manne gegenüber, der auf den erſten Blick den wunderbarſten Eindruck auf mich machte. Solche Augen habe ich nie wieder geſehen. Der Mann war Ludwig Devrient. In ſeinen Augen lag etwas Dämoniſches, das uns feſſelte, von dem wir uns nicht losmachen konnten. Jemand ging einmal ſeiner ſchönen Zähne wegen zum Theater, mit größerm Rechte konnte Meiſter Ludwig ſeiner Augen wegen dieſe Laufbahn erwählen.

Er war der Sohn eines begüterten Kaufmanns in Berlin und lief aus unüberwindlichem Hang der Bühne zu. Bei ſeinem erſten Debüt ſoll er aus Ungeſchicklichkeit auf dem Theater hingefallen ſeyn; der Director wollte verzweifeln und ſagte: „aus dem Menſchen wird ſein Lebtag nichts werden.“ Aber ſolche weiſe Thebaner irren zum Glück manchmal. Aus Devrient wurde viel, wie Jedermann weiß, nur zum Unglück kein alter Mann. Er ſtarb mit 49 Jahren, nachdem die letzten ſeines Lebens ihm von ſeinen geiſtigen wie körperlichen Kräften ſo viel geraubt hatten, daß nur der Schatten ſeiner frühern Größe geblieben war.

Devrient war wie jeder andre Menſch als Kind geboren; was aber nicht jedem Menſchen zu arriviren pflegt: er war ein Kind bis zu ſeinem Tode geblieben. Wie ſich ein großer Künſtler im Leben aufzuführen habe, was ein guter Hausvater thun müſſe, wie man das Seine zu Rathe halte, ſey es nun Kraft, Geſundheit, Geld, dies Alles hat er nie begriffen. Wie oft ſeine Schulden von der Großmuth ſeines Königs auch getilgt worden waren, immer von Neuem wuchſen ſie ihm wieder über den Kopf; wie drohend ihn auch ſchon plötzliche Erkrankungen betroffen hatten, immer von Neuem ſetzte er ſich ihren Anfällen durch ſein höchſt ungeregeltes Leben aus. Man ſagte: es iſt Schade um ihn! aber das war nicht das Rechte: wäre Devrient im Leben anders geweſen, ſo hätte er uns nie der Künſtler Devrient, wie er war, werden können.

In Breslau war vielleicht der Culminationspunkt ſeiner Kunſt, wenn er gleich erſt ſpäter, als er nach Iffland's Tode nach Berlin berufen wurde, die höchſte Stufe des Ruhmes beſchreiten durfte. In Breslau, wo er den Franz Moor und den Rochus Pumpernickel, den König Lear und den Schneider in den Schweſtern von Prag gab; dort wo das überſprudelnde Genie nach Allem griff, was ſich ihm darbot und es mit ſeiner urſprünglichen Kraft zum Außerordentlichen umſchuf.

Im Jahr 1808 ſchlug der Name Devrient zuerſt an mein Ohr; die Breslauer vergötterten ſchon damals einen jungen Künſtler, der ſo hieß, aber Niemand wollte daran glauben daß ſie wirklich ſolch ein Licht beſäßen; die Folge ſollte uns Alle eines Beſſern belehren. Wer Devrient kennen lernen wollte, mußte Schall über ihn ſprechen hören. Carl Schall, ſelbſt originell, der ſicher keinem Theaterfreund unbekannt geblieben ſeyn kann.

Alle Schwankungen des jugendlichen Herzens, alle Poeſie ſeiner erſten Liebe, ſeine an Wahnſinn gränzende Eiferſucht, ſeine Thränen, ſeinen Gram, ſeine wieder erwachende Liebe, ſein Glück! Armer Devrient! Und dabei ſtets eine Laune, eine Verve, eine tolle Komik, wie ſie kein Menſch bis dahin geſehen, noch jemals wieder ſehen wird.

Rochus Pumpernickel wurde gegeben. Devrient erſchien erſt ſpät auf dem Theater und zum Schrecken Aller im höchſten Grade betrunken. Die Scene war da, wo er den Klepper beſteigen und hinaus reiten ſollte. Man hob ihn hinauf, aber lallend und lachend fiel er ſtets wieder herab; rechts hob man ihn, links lag er wieder unten. Die Verzweiflung wuchs; die Gaſſenjungen ſammelten ſich bereits, und das Orcheſter ſtimmte das berühmteſte der Ritornelle an. Dieſe Töne ſchlugen zauberhaft an Devrients Ohr; man verſuchte es noch einmal ihn auf den Gaul zu heben; diesmal klammerte er ſich verzweiflungsvoll an; ein Schlag mit der Gerte und das Thier ſtand mitten auf der Scene. Der Jubel der Gaſſenjungen wuchs und Devrient begann ſeine

Rolle ſo zu ſpielen, daß Niemand eine Spur des Rauſches an ihm wahrgenommen hätte, der noch vor wenig Minuten ihn faſt des Verſtandes beraubte.

Sonnabends lag Devrient auf ſeinem Sopha; Fechner, der wackere Theaterdiener, bringt die Gage, die des Caſſirers Sorgfalt in blanke Thaler umgeſetzt hat. Es war eine ziemliche Menge von Thalern, die Devrient damals für ſich und ſeine Frau wöchentlich aus der Theaterkaſſe bezog. Fechner will zählen; Devrient ſpricht aber kurz: „Nur dort in den Ofen!“ und Jener öffnet die eiſerne Ofenthür und legt die Thaler ruhig hinein. Devrient denkt nicht weiter daran und ſchlummert ein wenig. Ein Geräuſch erweckt ihn. Es iſt einer von den alten Bettlern, die ihn gewöhnlich Sonnabends heimzuſuchen pflegen, um am Gagetage ein kleines Almoſen von ſeinem Ueberfluſſe zu erhalten. Devrient hat nichts bei ſich und iſt ungehalten den Mann fortſchicken zu müſſen; da fällt ihm die ſo eben erhaltene Gage ein: „Macht nur die Ofenthür dort auf,“ ruft er, „und nehmt Euch etwas von dem Gelde!“ Der Bettler thut wie ihm geboten wird; aber er zögert, da er die großen Stücke erblickt, zuzugreifen. „Nehmt nur, guter Alter!“ thut die zweite Aufforderung, und nun nimmt der beſcheidene Bettler einen Thaler und entfernt ſich. So geſchieht es mit den folgenden Bettlern und als die Frau nach Hauſe kommt, bemerkt ſie mit Schrecken das bedeutende Deficit und erſchrickt noch mehr als ſie die Urſache vernimmt, da ſie an ihres Mannes Verſtand zu zweifeln anfängt.

So war Devrient als Menſch.

Als Künſtler gränzten ſeine Leiſtungen oft an's Wunderbare. Man kann ſich keinen Begriff davon machen, wenn man ſie nicht ſelbſt von ihm geſehen, denn das was Andere für ſeine Nachahmung verkaufen, iſt Caricatur, nichts weiter. Wenn ſeine Nerven oft ſo ſtark excitirt, daß ſeine Handknöchel ſich krumm bogen, und ſeine Geſichtsmuskeln ſich dabei verzerrten, ſo machen ſie ihm dies wohl nach, aber der magnetiſche Rapport fehlt — und warum ſollte ich es nicht geradezu ſo nennen — womit der große Künſtler ſein Auditorium zu ſich zu heben vermag.

Daſſelbe iſt bei Paganini und ſeinen Nachahmern der Fall; dieſe wirken widerlich, während er Alles entzückt.

Kleine, vom Dichter wenig beachtete und ausgeführte Rollen, waren ſein höchſter Triumph; zu großen, breit angelegten Geſtalten war dieſe Zerſtücknatur nicht angemeſſen. In ſolchen erlangen eben auch nur Momente die im Halbſchatten lagen; Devrient war ein Rembrandt; durch den Lichtpunkt, den er grell aufſetzte, ließ er errathen was im tiefſten, unſichtbarſten Schatten verborgen lag, und dies war im Stande eine haarſträubende Wirkung zu machen. An dem eigentlich Fratzenhaften hat er ſich nie verſucht; allein oft wurde das, was er gab, fratzenhaft, ohne daß er es wollte. Die Phantaſien ſeines Duzfreundes Hoffmann ſpiegelten ſich in ſeinen Leiſtungen ab, und er müßte vor einem Pariſer Publicum den ungeheuerſten Triumph erlebt haben, die bei ihrer Unkenntniß geglaubt haben würden, durch ihn die Fratzengeſpinnſte Hoffmanns in jeder Rolle verwirklicht zu ſehen.

Einige Rollen mißlangen ihm gänzlich: ſo Don Carlos; Andere werden ihm von einer gewiſſen Seite zum Vorwurf gemacht: wie Falſtaff. Er gab ihn ſchmutzig, unflätig, gemein, heißt es: der Prinz würde ſich mit dieſem Burſchen nicht befaſſen. Aber man mußte herzlich über Devrient lachen, der ſich mit dem tollſten Humor wie ein volles Faß über die Scene kugelte.

Manchmal fiel er in anſtrengenden Rollen auf der Scene nieder und war nicht vermögend zu Ende zu ſpielen, dann aber erholte er ſich auch ſchnell wieder und erſchien im nächſten Akt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dieſe Anfälle waren nervös; er lag zuſammengeſunken, ſeine Bruſt athmete ſchwer und die Finger zuckten und kreiſten, wie beim Todeskampfe der Sterbenden. Dabei hatte ihn der Verſtand nicht verlaſſen, und er ſprach in abgeriſſenen Sätzen mit ſeiner Umgebung.

Ludwig Devrient war vielleicht die originellſte Erſcheinung welche nicht nur das deutſche Theater, ſondern das Theater aller Völker und Zeiten aufzuweiſen hatte.

Anton Schwarz.

Aus meiner Kindheit schwebt ein Bild in diese Reihe, das trotz jener entschwundenen Zeit von einer treuen Liebe umschlossen ist. Wir Königsberger, vor fünf und zwanzig Jahren, wußten nichts Größeres in Sachen der Schauspielkunst, als Anton Schwarz, wir schwuren bei ihm, wenn es galt über Künstler-Fähigkeiten zu urtheilen.

Anton Schwarz war ein Mann mittler Größe mit einem feinen Gesichte; sein Organ war dumpf und unbiegsam; er sprach stets wie mit aufeinander gepreßten Zähnen; sein Dialect war höchst seltsam, mit schwäbischem Anklang, aber durch die Bemühung, die er sich gab, diesen zu verwischen, ganz fremdartig für jedes Ohr. Trotz dieser Mängel war seine Darstellung so wahr und dadurch so groß, daß ihm alle Herzen gehörten, so oft er sie wollte. Sein Genius ließ sich [illegible] die Unvollkommenheiten seines Vortrags. Das war die Macht der Schauspielkunst von ehemals!

Schwarz war aber nicht nur ein großer Schauspieler, sondern er war auch noch dazu ein wahrhaft großer Theaterdirector, der in Schröders Schule diese Kunst studirt hatte. Der verstand es die Stücke in die Scene zu setzen; Alles was ich später in dieser Art gesehen, erreicht den Eindruck nie, den ich damals empfing. Ich spreche hier natürlich nicht von solchen ungeheuerlichen Spectakeln wie sie die Theater an der Wien und am Isarthor uns zu schauen Gelegenheit geben; davon war auf der Königsberger Bühne damals nichts zu finden. Aber Fanchon mußte man sehen, wie Schwarz diese Oper in die Scene gehen ließ! Wie ich junge Regisseure dabei im Geiste mitleidig lächeln sehe, die es nicht begreifen können, daß ein Stück wie Fanchon auf eine besondere Weise in die Scene gesetzt werden kann. Es ist mir leid, dieses Thema hier nicht ausgedehnter behandeln zu können und ich ſage nur dieſes, daß es mich noch in der Seele freut, wenn ich mich in jene Zeit zurückträume, wo wir die Blicke in das höchſt elegante Innere der Wohnung des berühmten Liebesmädchens warfen, und bei allem Glanz, bei aller Pracht, einen Abend fanden, einen eleganten Scherz, dem die vornehmen Perſonen ſich hier hingegeben erlaubten und über welche die liebenswürdige und verführende Landon großmüthig hinwegſah.

Im Tell und in Salomo's Urtheil zeigte jedoch Schwarz auch, daß er es verſtand, großartige Schauſpiele zu arrangiren.

Er ſelbſt wußte — das ächte Merkmal befähigter Directoren — bis dahin unbekannte Talente an's Licht zu ziehen und vortheilhaft zu beſchäftigen, und brachte Ihnen dann als Muſter im Machen und Richten vor.

Sein Vater im „Brief aus Cadix;" ſein Major Eſerbeck in den „beiden Füchſen" ſein Odoardo Galotti, Oberförſter, Muſikant Miller, Argante waren herrliche Leiſtungen.

Nachdem er zweimal in Königsberg geweſen und dem dortigen Theater jedesmal einen bedeutenden Aufſchwung gegeben hatte, verließ er dieſen Ort um nicht wieder hinzukommen. Er hatte ſich nach Hamburg gewendet, dem er ſchon früher angehörte, um dort den Reſt ſeiner Tage zuzubringen.

Viele Jahre waren ſeitdem vergangen, als ich eines Tages in Hamburg vor dem Landhauſe eines Freundes Hirſch, einen alten Mann, in gebückter Stellung, an der Straße beſchwerlich ſich hinſchleppen ſah. Er war überaus abgemagert und die Kleider hingen ihm auf dem Leibe. Dieſe Mitleidsgeſtalt hatte der Gram aus Schwarz gemacht, den ich zuletzt als rüſtigen Mann, mit dunkelm Haare geſehen. Er war ſehr harthörig geworden und ſiech, verbunden mit ſeiner geſchwächten Bruſt und der Lähmung des einen Fußes, hatte ſeine Penſionirung herbeigeführt. Man war ſo zart geweſen ihm dabei zu bemerken, daß die Größe des neuen Schauſpielhauſes, das ſo eben in Hamburg eröffnet worden war, ſeiner Verſtändlichkeit von der Bühne herab Eintrag thun würde, und gedachte dabei ſeiner anderen Mängel und Gebrechen mit ſeiner Caſſe. Die ihm zukommende Penſion von dreihundert Thalern erhöhten die Directoren des Hamburger Stadttheaters aus eigenen Mitteln auf ſechshundert und verſprachen ihm, dieſe drei Jahre hindurch auszuzahlen, dann aber behielten ſie ſich das Recht vor, es bei der normalmäßigen dreihundert bewenden zu laſſen. Dem armen Schwarz mußte es ſehr weh thun von ſeines Gleichen Almoſen anzunehmen. Auch drängte ihn das in ſich zurück und er haßte das Theater wie es jetzt war, und die Schauſpielkunſt wie ſie jetzt getrieben wurde. Nur ſehr ſelten, und dann nur um irgend einer alten Erinnerung nachzuhängen, beſuchte er das Theater.

Obgleich mir ſein menſchenfeindlicher Sinn geſchildert wurde, beſchloß ich es doch mich ihm zu nähern. Ich hoffte ihn lebhaft an Königsberg zu erinnern, und auf dieſe Weiſe ſein Gemüth aufzuheitern. Und in der That dies gelang mir. Ich ſprach ihm von jenen Tagen ſeiner Siege und er lächelte ſchmerzlich. „Das iſt nun vorbei!“ ſeufzte er. Ich aber hörte ſeine Stimme, ſeine Art zu ſprechen, und nun fand ich in den abgelebten Zügen den Mann wieder, den ich ſuchte, und den ich wahrlich eben ſo innig verehrte als bedauerte.

Zu jedem Frühjahre zog er auf das Land, in jedem Herbſte in die Stadt zurück und immer glaubte er, daß es das letzte Mal ſein würde; immer ſagte er: „Jetzt werden ſie mich wohl von da hinaustragen.“ Allein er täuſchte ſich und es war ihm vergönnt, noch einige Jahre dieſen Wechſel vorzunehmen, und unter Schmerzen ein Pflanzenleben zu führen. Der Dichter Maltitz, gleich mir ein Königsberger und ſein großer Verehrer, brachte viel Zeit bei ihm zu, um ihm ſeine letzten Augenblicke nach Kräften zu erheitern. Die älteren Hamburger Theaterfreunde ſprachen noch mit Entzücken von ſeinen Leiſtungen, aber das Publikum hatte ihn vergeſſen und wer den alten, kranken Greis noch kannte, näherte ſich ihm nicht, ſeinen ſtörriſchen Humor ſcheuend.

So war er denn endlich zum letzten Mal in die Stadt gezogen. Die drei Jahre der Penſionserhöhung waren auch um, und die schmale Zeit der dreihundert Thaler nahm ihren Anfang. Eines Morgens, nach einer schmerzvoll durchwachten Nacht, ließ er den zweiten Director des Stadttheaters, Herrn Lebrün, zu sich rufen: „Um nicht so allein zu sterben!“ — Als Lebrün gekommen war, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Seiner Leiche folgten alle Künstler und Angestellten des Theaters. Aber kein Lied, keine Rede erschallte an seinem offenen Grabe.

Mainz ließ einige gefühlvolle Verse in eine Zeitschrift einrücken.

Zur Unterscheidung von seinen Namensvettern beim Theater, wurde er aber wohl manchmal der große Schwarz genannt.

Er hatte einst eine schöne Frau, die ihn verließ; auch Erben hatte er, die fern von ihm lebten. Durch seine Sparsamkeit konnte er ihnen ein kleines Capital hinterlassen. Seine Frau beschloß ihre Tage im Elend und büßte schwer den Fehltritt ihrer Jugend, der zuerst das Lebensglück ihres Gatten gestört hatte.

Ferdinand Eßlair.

Eine Biographie dieses Künstlers führt Eßek in Slavonien als seinen Geburtsort an und nennt seinen wirklichen Familiennamen von Khevenhüller. Ich habe darüber keine nähere Erkundigung eingezogen.

Eßlairs Jugend fiel noch in eine Zeit, da die Theater ganz anders als heutzutage organisirt waren. Er mußte viel wandern und hat deshalb viel an seinen Augen vorüberschreiten sehen.

Nachdem er Nürnberg verlassen und in Stuttgart eine Anstellung gefunden hatte, fing sein Name an durch Deutschland zu tönen. Selbst am sandigen Gestade der Oder, weiter als die deutſche Zunge reicht, wo die ſchlichteſten Bauern und Hirten wohnen, ging die Sage von der ſchrecklichen, mit Nägeln beſchlagenen Art, worauf ſich der deutſche Karl Moor am Richtungsplatze ſtützte.

Eßlair iſt mit ſeltenen Gaben von der Natur ausgeſtattet. Eine hohe Heldengeſtalt, eine Glockenſtimme, das ſind keine zu verachtende Geſchenke, wenn man ſich dem Theater widmen will. Eßlair's Erſcheinung iſt edel, großartig, wohlwollend. Dies iſt ſie noch jetzt, wo bereits das Alter und ein mannichfach [illegible] Leben an jenen Vorzügen ſtark zu nagen und zu zehren begonnen haben.

Mehr als je ein anderer Schauſpieler von ſo großem Rufe war Eßlair darauf hingewieſen, ſeinem innern Inſtinkte allein zu folgen; aber eine unnatürliche Manie das zu beabſichtigen, was ihm ſeiner ganzen Natur nach unabänderlich fehlen mußte, führte ſein Talent auf Abwege, wodurch die bedauerlichſten Reſultate zu Tage gefördert und die ſchönſten Erfolge eines angeborenen Talents vereitelt wurden.

So begnügte ſich Ferdinand Eßlair nicht damit im [illegible] den [illegible] darzuſtellen, der er ja ſelbſt von Natur war, und der ihm darum ſo leicht werden mußte, ſondern er ſetzte ſich mit [illegible] Ausdauer darüber hin, um über den Charakter nachzudenken und darum trat er ſo unbegreiflich ſchläfrig im Anfange auf, und ſein [illegible] wurde ein Räthſel ſtatt einer Löſung.

Im Vortrage ließ Eßlair zwar eine Manier verſpüren, aber eine Manier die ihm wohl anſtand; eine Manier, die nach ſeinem Wuchſe zugeſchnitten war, d. h. edel und groß. Nichts war daran gut bürgerlich, oder ſentimental. So gab er ſeinen Beliſar, eine ſeiner trefflichſten Rollen. Wie er ſich den Kopf vor dem Senate verhüllt, als ſeine Gattin gegen ihn die Klage erhebt! Wie er als [illegible] Bettler daſteht, in die Welt hinaus geſtoßen, von ſeiner Tochter geführt! Wahrlich, wer den großen Künſtler ſo begriffen, um ihm dieſe Rolle zu ſchreiben, muß ein dramatiſcher Dichter par excellence ſeyn; und Schenk wird haben trotz aller Mängel welche die gewiſſenhafte Kritik daran entdeckte, doch immer eine bedeutende Erſcheinung in der dramatiſchen Welt der letzten Jahre bleiben.

Streiten wir gleich hier mit dem großen Künſtler nicht weiter, daß er ſo und nicht anders ſeine Kunſt geübt. Er tritt ab von der Bühne und uns bleibt das Bedauern, denn Keiner iſt da der Eßlair's hohe Naturgaben in dem Maße beſitzt, wie er, um Halbgötter und Helden und Tyrannen im lebendigen Bilde zu zeigen.

Heurteur.

Dieſer Künſtler war von der Natur mit den ſchönſten Mitteln ausgeſtattet worden, und es gab eine Zeit, wo er der Magnet der Wiener war.

Damals ſpielte das Theater an der Wien das große Drama, wie man es jetzt an der Porte St. Martin in Paris findet nur unter veränderten Modificationen, und ein Verein bedeutender Kräfte war dort vereinigt den beliebten Werken Leben zu ertheilen. Heurteur und Küſtner ſtanden obenan. Jener als Held, dieſer als Intrigant. Jener wurde ſeiner Vorzüge wegen bei dem Burgtheater angeſtellt, dieſer entzog ſich, weil er einen auf ihn ruhenden Verdacht nicht zu ertragen vermochte. Dies geſchah im Jahre 1821.

Heurteur war der erſte Jaromir, in des viel verſprechenden Grillparzers Ahnfrau. Ich erinnere mich nicht, jemals ſo wildes Feuer, ſo ſchöne Kraft bewundert zu haben. Seine Scenen im zweiten Akt, wo ihn die Furien im Hauſe ſeines Vaters, während der Nacht vom Lager jagen, erregten Staunen und ergriffen wunderbar. Sein Guido in Klinger's Zwillingen läßt ſich dieſer Leiſtung an die Seite ſetzen. Namentlich war die ſogenannte Spiegelſcene von höchſter Wirkung. Die Rolle des Carlo verlangt ſo große Kraftanſtrengung, daß in früheren Zeiten des deutſchen Theaters nur ſehr Wenige fähig waren, ſie gehörig durchzuführen. Der berühmte Czechtizki wurde mir ſtets als einer genannt, der darin excellirte. Aber Czechtizki ſoll eben auch ein auf merkwürdige Weiſe bevorzugter Menſch geweſen ſeyn.

Heurteur iſt von mäßiger Größe, breitſchulterig, ein ſchön gewachſener Mann. Der Kopf ſteht im angemeſſenſten Verhältniß zu ſeinem Körper, was z. B. bei Eßlair nicht der Fall war, deſſen Kopf für die mächtige Körperlänge zu klein erſchien. Das Geſicht Heurteur's war in ſeiner Jugend männlich ſchön und des belebteſten Ausdrucks fähig. Namentlich ſtand ihm der Zorn vorzüglich. Sein Organ war voll, ſtark und von großem Umfang. Er konnte den alten Lang treſflich copiren, und wie er dieſes ſpäter zum Scherze that, ſo verdankte er bei ſeinen erſten Debuts dieſer Gabe die Gunſt des Publikums, die ihren Liebling in verjüngter Geſtalt wieder vor ſich auferſtehen zu ſehen glaubte.

Im Leben war Heurteur ſtets ein ruhiger, friedlich-ſtiller Bürger, von den einfachſten Sitten, und man ſah ihm nie etwas von jener Genialität an, die er auf der Bühne entwickelte. Trotz der Anforderungen die in dem glänzenden Wien an den Künſtler en vogue auch im Aeußern gemacht werden, erſchien Heurteur ſtets in ſo einfachen Kleidern und ſo fern der Mode erhalten, daß man ſich darüber mit Recht verwunderte. Dann aber erſchien er nicht als Repräſentant des Künſtlers der den Jaromir, den Carlo, den Otto von Wittelsbach ſo treu und wahr darſtellte, ſondern als wohlhabender Bürger von Wien und Inhaber einer Badeanſtalt an der Donau, die abgeſehen von dem Gehalte des Hofſchauſpielers, wohl auch ihren Mann gut nährte.

Dieſe ſichere bürgerliche Stellung im Leben macht einen andern Eindruck als eine lebenslängliche Anſtellung, und zeigt ſich auch anders in ihren Aeußerungen. Heurteur erlangte dadurch ein Aplomb, ein Etwas, was ich nur in ſolchem Grade bei einigen franzöſiſchen Schauſpielern wiedergefunden habe.

In ſeinem jetzigen Wirkungskreiſe, den ihm das ſtolze Burgtheater eingeräumt hat, ſpielt Heurteur kräftige Greiſe; in großen, tragiſchen Rollen ſieht man ihn nur noch ſelten; er alternirte mit Anſchütz im Lear u. ſ. w. Der größte Reiz beſtand ſonſt in ſeiner Erſcheinung und in ſeinem Donner-Organ; es iſt ſchade, daß die Zeit ſo ſchnell ſolche Vorzüge aufreibt. Noch ſind es wohl nicht mehr als fünfzehn Jahre, daß ich ihn mit ganz Wien bewunderte! —

Friedrich Ludwig Schmidt.

Herr Schmidt hat als Director des Hamburger Theaters einen bedeutenden Namen gewonnen. Er wird auch als Darſteller geprieſen.

In ſeiner Jugend war Herr Schmidt ein hübſcher Mann mit einem feinen Geſichte, der das Glück hatte zeitig genug nach Hamburg zu kommen, dort noch Schröders nähere Bekanntſchaft zu machen, und von dieſem zur Mitdirection des Stadttheaters empfohlen zu werden. Herr Schmidt iſt ein geborener Hannoveraner, war zuerſt in Magdeburg angeſtellt, und hat außer dieſen Städten und Hamburg, wenig von der übrigen Welt geſehen. Kant ſagte: „Wer das Glück hat in einer großen Handelsſtadt zu leben, kann das Reiſen entbehren, weil alles Merkwürdige fremder Menſchen, Sitten und Gebräuche doch nach und nach an ſeinem Auge vorüberzieht.“ Herr Schmidt kann ſich damit tröſten, denn er verbrachte den größten und wichtigſten Theil ſeines Lebens in Hamburg und hat dort merkwürdige Epochen erlebt, und nächſt einem großen Stücke der neueſten Weltgeſchichte auch andere erhebliche und unerhebliche Dinge genug an ſich vorüberwandeln ſehen.

Herr Schmidt iſt ein unterſetzter, breitſchultriger Mann; ſein feines Geſicht iſt jetzt nicht wirkſam mehr auf der Bühne; früher als die Augen feuriger, die Wangen voller geweſen ſeyn mögen, mochte auch dieſer eng zuſammengekniffene Mund, dieſe zierliche Naſe eher am Platze geweſen ſeyn. Was er nun je zuweilen vornimmt, um durch ſchief aufgeklebte buſchige Brauen und aufgeſetzte Naſen von Baumwolle oder Pappendeckel ſeiner Phyſiognomie mehr Bedeutung zu verleihen, bezieht ſich auf ſeine eigene Theorie, kann aber von mir nicht als beſonders wirkſam anerkannt werden und nur höchſtens als Uebertreibung gelten. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber in ſeinen dramaturgiſchen Aphorismen weitläuftig das Wort.

Dieſen Uebelſtand abgerechnet, iſt es mir aber ſtets wunderbar vorgekommen, wie man mit ſolch' einem Organ, das ſo eigentlich kein Organ iſt, Schauſpieler ſeyn wollte. Herr Schmidt ſpricht nämlich leiſe, heiſer, ſchnarrend, krächzend und zu Zeiten durch die Naſe. Ich übertreibe hier nicht und bin eben ſo wenig Willens Herrn Schmidt, den ich in einem gewiſſen Fache für einen ganz ausgezeichneten Schauſpieler halte, etwas Böſes nachzuſagen. Ich führe dies hier nur als eine große Merkwürdigkeit an, und wenn ich auch nicht wünſche, daß Viele von der Natur ſo offenbar Vernachläſſigte ſich dadurch ermuntern ließen, zum Theater zu gehen, ſo würde es mich freuen, wenn mancher an ſeinem Fortkommen verzweifelnde junge Schauſpieler hiedurch erführe, daß es durch Beſtreben am rechten Flecke möglich iſt, es dennoch bis zu einer gewiſſen Höhe zu bringen.

Dieſe beſchränkte Perſönlichkeit weiſt, wie Jeder leicht ſieht, Herrn Schmidt genau den Rollenkreis an, worin er ſich mit Erfolg zu bewegen hoffen darf.

Ein Wirth in Minna von Barnhelm, ein Wirth in Meißen, ein Dorfrichter Adam, ein Schulze in den Jägern, u. dergl. ſind Menſchen, die ganz ſo angethan ſeyn können, wie Herr Schmidt. Schwerer wird es ſchon ihm Glauben zu ſchenken, wenn er uns Miniſter und andere Standesperſonen vorführt. Sein Anſtand nimmt dann eine Geſchwätzigkeit an, die ihn um ſo weniger kleidet, da ſie ihm im Leben nicht anklebt, und er ſich hier ſo ungenirt und derb zu geben gewohnt iſt, wie es ſeine Stellung als unumſchränkter Director einer Anſtalt, die ſich nur durch ſeine Induſtrie erhält, und Niemanden eine Rückſicht ſchuldig zu ſeyn glaubt, denn auch mit ſich bringt. Es iſt das Benehmen eines Kaufmanns der an die Börſe geht und Herr in ſeinem Comptoir iſt; Herr Schmidt hatte nie nöthig einem Großen zu ſchmeicheln und ſeinen Rücken übermäßig zu krümmen; Künſtler konnte er ſtets für Geld haben wie er ſie brauchte; ſeine Stellung iſt ſehr ſicher und ſelbſt den Ehrgeiz jedes Hamburger Bürgers ſah er zeitig genug befriedigt, ſeine nächſten Verwandten im Rathe ſitzen zu ſehen.

Ich hatte das Unglück Herrn Schmidt als Obriſt Wrangel zum erſten Male auf der Bühne zu erblicken. Sein ganzer Anzug, ſeine volle, ihn faſt erſtickende Halskrauſe, ſein breiter Hut, ſein großes Schwert, ſeine Sporen — das ſah ich auf den erſten Blick — genirten den Mann gar ſehr. Aber als er ſich nun ſetzte, als dieſe Sporen in eine unnöthige Berührung geriethen, als dieſes Schwert zwiſchen die Beine kam, da zeigte ſich mir eine Verlegenheit in dem ganzen Weſen des Darſtellers, die mir bei dieſem ganz unerklärlich ſchien. Wie? war in dem ganzen, langen Leben und auf dieſer Stelle nicht Zeit dafür da, ſich in dieſen Punkten zu vervollſtändigen?

In zärtlichen Vätern wirken dieſe Uebelſtände zwar auch mit, hier aber iſt es dem Darſteller gelungen, durch ein Uebermaß von Gefühl, durch einen faſt Erſchöpfung erzeugenden Nachdruck, den er in den Hauptſcenen ſolcher Rollen verſchwendet, eine Wirkung zu erzielen, die ihm bei einem Publikum, dem er nicht fremd iſt, auch oft zum volltönendſten Danke verhilft.

Die oben bezeichneten Rollen ſind es allein, und die mit ihnen verwandten, die Herrn Schmidt vollkommen und zwar in außerordentlichem Grade gelingen. Ein glücklicher Humor bemeiſtert ſich ſeiner, es fehlt nicht an Eingebungen des

Augenblicks, ſeine große Vertrautheit mit ſeiner Bühne und ſeinem Publikum leiſtet ihm dabei die trefflichſten Dienſte. Oft aber auch verleitet ihn dieſes ein wenig zu weit zu gehen.

Als Director ſtand er dem Inſtitute lange mit Glück und Ruhm vor; eine gewiſſe Einſeitigkeit in der Anordnung der zur Aufführung beſtimmten Stücke, blinde Vorliebe für alte Traditionen, Eigenmächtigkeit in der Veränderung von Dichterwerken ſind ihm jedoch nicht mit Unrecht vorzuwerfen.

Nachgerade iſt wohl die Zeit des Rückzuges für Herrn Schmidt gekommen; er ſteht den Siebzigen nahe; allein wie es den Anſchein hat, iſt er noch lange nicht gewillt, die Zügel der Herrſchaft aus den Händen zu geben.

Beauvallet.

Es gibt Schauſpieler, die, nur ſelten beſchäftigt, faſt vor den Augen der Zuſchauer verſchwinden und ſich dann wieder mächtig durch eine einzige Rolle, die ihren ſceniſchen Facultäten anpaßt, zur höchſten Gunſt hinaufſchwingen. In dieſe Kategorie kann Beauvallet gezählt werden.

Nicht eben läßt ſich auf Beauvallet's Aeußeres die erſte Sylbe ſeines Namens anwenden; ſeine finſtere und tragiſche Phyſiognomie wird nur wenig von der Leidenſchaft bewegt. Seine hohle und eintönige Stimme hat einige Aehnlichkeit mit Talma's Organ, zeigt aber noch weniger Ausdehnung und Umfang als die des großen Tragikers, der übrigens Beauvallet's Lehrer wurde. Cinna, Oreſte, Mahomet geben ihm zuweilen Gelegenheit, die vibrirende Kraft ſeiner Lunge vernehmen zu laſſen; er kann nur zwei Saiten anſchlagen, eine dumpfe Tiefe und eine ſpitze Höhe.

Als die Tragödie nach Talma's Tod auszuſterben drohte, da war es Beauvallet, mit Ligier und Joanny, die ſie dann und wann galvaniſirten. Allein ſeine ſchönſten Rollen waren nicht tief genug aufgefaßt, um ihnen eine neue und lange Exiſtenz verbürgen zu können. Da er zugleich Maler iſt, ſucht er ſo genau als möglich die Treue des Coſtüms beizubehalten und zeigt ſich hier mindeſtens als einen würdigen Schüler Talma's.

Beauvallet iſt kein gewöhnlicher Menſch; er iſt unterrichtet und kennt die Literatur. Das Théâtre français hat von ihm ein Drama in fünf Akten und in Verſen gegeben, das einige Vorſtellungen erlebte. Als Landſchaftsmaler kann er zu den ausgezeichnetſten Dilettanten gezählt werden; allein das Publikum hält, wie man weiß, dergleichen Nebentalente einem Schauſpieler nicht zu Gute. Es will, daß der Künſtler, der ſich unter ſeiner Autorität befindet, auf dem Theater, nicht im Leben vielſeitig erſcheine, und bemerkt ungern, daß Beauvallet eine enge und beſchränkte Sentimentalität verräth, die ſich nach Außen nicht Luft zu machen im Stande iſt. Wenn Schrecken und Mitleid die beſtändigen Wirkungen des Drama ſeyn ſollen, ſo iſt es auch nothwendig, daß wir dieſe beiden Elemente in der Stimme des wahren Tragöden wieder finden.

Man würde verſucht, den ehernen Larynx Beauvallet's, wenn er rauhe Worte ausſtößt, mit dem geflügelten Löwen auf dem Markusplatze zu vergleichen, wenn es dieſem einmal einfiele, ſeine Flügel von Erz zu entfalten um ſich von ſeiner Säule in die Lüfte zu erheben. Aber dennoch iſt Beauvallet ein Schauſpieler von höherem Einfluß.

Wenn er ſo finſter, rauh und ſchrecklich vor dem Publikum agirt, ſo iſt es nicht möglich ihn ſich als heitern, tollen Cameraden zu denken, der zwiſchen den Couliſſen und in dem Foyer tauſend loſe Streiche treibt. Eine kleine Anekdote möge hier ihren Platz finden.

In Charlotte Corday, einem Stücke, welches nach der Julirevolution auf dem Théâtre français gegeben wurde, ſpielte

Beauvallet die Rolle Marat's. Der Dichter hatte dem verwöhnten Publikum dieſer Bühne die Ermordung Marat's entziehen wollen; man dachte ihn ſich hinter der erſten Couliſſe im Bade, von wo der Zuſchauer ihn ſprechen hören konnte. Die Heldin befand ſich auf der Scene und redete den furchtbaren Demokraten von dort an, bevor ſie ihn niederſtieß. Will man aber wiſſen, womit ſich Beauvallet während dieſes dramatiſchen Dialogs beſchäftigte? Er kletterte die Couliſſenleiter hinauf und ſprach, unter den Soffitten ſchwebend, ſeine Reden herunter, ſo daß, als die Schauſpielerin abſtürzte, um den Mord zu vollbringen, ſie alle Mühe hatte, das Lachen zurückzuhalten, als ſie den Tribun auf jenem Platz ſah, zu welchem ſie ſich nicht hinaufſchwingen konnte, um ihre heroiſche That zu vollbringen.

Dieſe Ausbrüche einer heitern Laune verhindern den Künſtler jedoch nicht, die Rollen, die man ihm anvertraut, mit Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit auszuführen. Seitdem er aber im Théâtre français angeſtellt iſt, erhält er wenig Gelegenheit, ſeinen Eifer zu zeigen und ſeine ſchönen Eigenſchaften zu entfalten.

◆

Samſon.

Samſon iſt der vollkommenſte Schauſpieler aller in Paris lebenden. In ihm hat die Kunſt alle Gaben der Natur auf das Vollſtändigſte erſetzt. Er ſchien von Natur eben ſo wenig dazu berufen auf der Scene zu glänzen, wie Demoſthenes auf der Rednerbühne, und er hat wahrſcheinlich dieſelbe Rieſenarbeit unternehmen müſſen, wie jener große Redner, um zum Publikum vernehmlich ſprechen zu können. Obgleich nicht ohne Beweglichkeit, ſo fehlt doch dem Auge Samſon's Leben und Seele. Die Wangenmuskeln haben wenig Elaſticität und daher iſt das Geſicht ziemlich untheilnehmend. Seine Kopfſtimme, ſeine ſchnarrende Ausſprache, ſeine ſchwere Zunge und ſeine anſcheinende Kälte machten ihn gewiß wenig für das Theater geeignet, aber was überwände nicht ein eiſerner Wille und ein hartnäckiger Fleiß? Kein Schauſpieler verſteht es beſſer ſeinem Mitſpielenden zuzuhören, wie Samſon; ſeine Ruhe verbirgt nur das innere Feuer, das jedoch mehr werth iſt, als vulkaniſche Aeußerungen, die ſich durch Geſchrei und übertriebene Geſten bemerkbar machen. Sein kreiſchendes Organ, das er jedoch in ruhigen Rollen zu bemeiſtern weiß, verleiht ihm eine komiſche Kraft, die ihm trefflich in den Frontin's und Crispin's des alten Repertoirs zu ſtatten kommt.

Er geizt weniger darnach, der Menge zu gefallen, als den wahren Kennern. So zeigt er ſich als Dubois in den „falſchen Vertraulichkeiten“ nicht als einen unverſchämten Lakai, der, um Dorantes Angelegenheit zu befördern, ſich Excentrerien aller Art zu Schulden kommen läßt und deßhalb feineren Zuſchauern den Ausſpruch abnöthigt: ein ſolcher Diener verdiene zur Thüre hinaus geworfen zu werden. Samſon gibt ihn einſchmeichelnd, falſch, naiv, gewandt, fein; ganz nach der Idee des geiſtreichen Marivaux.

Samſon iſt ein Mann von Geſchmack und Kenntniſſen und hat ein ſehr hübſches Charakterſtück unter dem Titel: „die Schwiegermutter und ihr Schwiegerſohn“ geliefert, das noch immer auf dem Repertoir ſich erhält und mit Vergnügen geſehen wird. Er weiß als Dichter, wie nothwendig es iſt, daß alle Stellen gleich gut beſetzt werden und hat daher noch nie eine Rolle zu übernehmen verweigert. Er war einer der Haupthebel, daß Molière wieder auf die Scene gebracht wurde, obgleich er den Neuerungen keineswegs abhold iſt und ſich noch viel weniger ewige Declamationen dagegen erlaubt.

In neuen Stücken hat er durch die Uebernahme des Bertrand in Scribe's „Bertrand et Raton,“ des Manjan in „Chriſtine“ und des Lord Novart in dem in Deutſchland noch ungekannten Stücke gleichen Namens ſich einen ausgezeichneten Ruf erworben, ohne jedoch deßhalb den komiſchen Rollen Regnard's, Beaumarchais und Molières zu entſagen. In den Werken des letztgenannten großen Dramatikers dringt ihm der Geiſt der wahren Komödie aus allen Poren. Er beweiſt gleich Garrick, daß es für den Schauſpieler im eigentlichen Sinn des Worts kein eingeſchränktes Fach gebe.

In dem neueſten Werke Delavigne's: „Eine Familie zu Luther's Zeiten," war er als Marco vor allen übrigen im beſten Verſtändniß ſeiner Rolle.

Sein Coſtüm iſt immer wahr, denn er weiß ſich trefflich darin zu bewegen. Und wer behaupten wollte, daß die Kunſt, Komödie zu ſpielen, ſich nicht lehren laſſe und am wenigſten von Männern Damen, dem darf Samſon ſtolz ſeine Schülerin, Mademoiſelle Pleſſy, zeigen, die erſt ſeit Kurzem der Bühne gehört, und dieſes Beiſpiel wird allem Streit darüber ein Ende machen.

Samſon kann von allen franzöſiſchen Schauſpielern am erſten mit unſerem Seydelmann verglichen werden.

Cazot.

Cazot, der jetzt die Rollen des ſogenannten Père-dindon ſpielt, iſt 1777 in Paris geboren. In den Zeiten des Directoriums und des Conſulats war er einer der erſten Incroyables. Er unternahm Seereiſen nach den indiſchen Meeren, kämpfte mit arabiſchen und malaiiſchen Seeräubern und machte reiche Priſen, die er jedoch den Engländern überlaſſen mußte, als ſie ihn und ſein Schiff gefangen nahmen. Nachdem er in den Colonien Komödie geſpielt hatte, kam er nach langer Zwiſchenzeit wieder an. In Bordeaux bildete er ſich nach Martelli, Lecouvreur, Brochard und Mayeur, die damals mit jedem Künſtler der

Hauptſtadt in die Schranken treten konnten. Die Zweikämpfe Lenaro's, Chabrus-Duclos' und anderer Coryphäen der damaligen faſhionablen Welt in Bordeaux, die viel von ſich reden machten, trugen nicht wenig dazu bei, auch in Cazot's Kopfe dergleichen Ideen zu entwickeln. Man kann ſich nichts Komiſcheres denken, als von ihm ſelbſt einen dieſer Kämpfe beſchreiben zu hören, den er mit einem Muſiker beſtand. Das Duell war auf Piſtolen. Cazot hatte den erſten Schuß gehabt, aber ſeinen Gegner gefehlt, obgleich die Entfernung nur wenige Schritte war. Wie er nun ſah, daß der Andere ganz gegen den Comment ihm mehre Minuten lang auf's Korn nahm, ſo dachte er bei ſich ſelbſt aus einer ſehr natürlichen in ihm erwachenden Liebe zum Leben: „der Spitzbube will mich wahrhaftig todtſchießen und hat doch kein Recht dazu.“ In demſelben Augenblick wirft er ſich auf ſeinen Gegner, packt ihn um den Leib und wirft ihn zu Boden, und das Ganze endigt mit Fauſtſchlägen zur Beſänftigung der Anweſenden.

Der bekannte, bei andern Gelegenheiten oft bewieſene Muth Cazot's erlaubte ihm wohl, einen ernſten Handel auf dieſe groteske Weiſe auszumachen.

Nachdem er die Liebhaber im Gaîté-Theater geſpielt hatte trat er in demſelben Rollenfache zu den Variétés über. Auch zeigte er ſich in verſchiedenen komiſchen Rollen. Er war ſtets etwas ſteif und in ſeiner Haltung und Diction gezwängt; ſeine Bewegungen ſind nicht mannichfaltig genug; doch iſt er ein fleißiger Schauſpieler, der ſeine Rollen ſtets ſorglich überdenkt. Die Jahre haben ihn genöthigt, ein anderes Fach zu ergreifen. In den alten Junggeſellen excellirt er jetzt. In der école de danse und der hübſchen Komödie: la camerade de pension hatte er ganz kürzlich Gelegenheit, ſich in verjüngter Kraft zu bewähren. Seit dreißig Jahren gehört er nun ſchon dem Variétés-Theater an, und obgleich er vorzüglich alte Junggeſellen und liebenswürdige Hageſtolze ſpielt, hat er ſich doch erſt ganz kürzlich verheirathet.

Santini.

Der arme Santini iſt in dieſen Tagen noch jung bei ſeiner Familie in München geſtorben. Er war kaum in die Jünglingsjahre getreten, aus Italien nach Deutſchland gekommen, und obgleich er hier faſt fünfzehn Jahre gelebt, ſo blieb er doch ſeinen Sitten und ſeiner Sprache getreu, aß Polenta und Paſta, brachte ganze Tage im Münchener Hofgarten im dolce far niente zu und wußte nicht einmal einen zudringlichen Betteljungen auf Deutſch wegzujagen.

Er war hager über die Maßen, und obgleich den größten Theil des Jahres in Pelz gekleidet, den er auch auf dem bloßen Leibe zu tragen pflegte, ſah er doch ſpindeldürr aus. Sein Kopf nahm mehr als den gewöhnlichen Theil der Länge des ganzen Menſchen in Anſpruch und ſeine Geſichtszüge waren auffallend. In der Jugend waren ſie hübſch zu nennen, allein ſpäter, als das hervortretende Auge ſein Feuer verlor, als die Unterlippe ſchlaff herabhing und ſtets die großen Zähne ſehen ließ, und die Geſichtsfarbe in ein ſchmutziges Gelb übergegangen war, konnte nur noch die oben gewählte Bezeichnung mit Recht gebraucht werden. Die Haare hatte Santini frühe verloren und trug eine modiſche Perücke, „une chevelure touffue," die er im Scherze oftmals abzunehmen pflegte. Als er einſt den Fernando Villabella in der diebiſchen Elſter darſtellte, erſchien er in ſeinem haarloſen Haupte, deſſen ſich ein griechiſcher Weiſer nicht zu ſchämen gehabt haben würde, und die Pariſer verwunderten ſich über die herrliche Glatze, die noch nie dem geſchickteſten Friſeur ſo natürlich darzuſtellen gelungen war. Niemand traute nämlich dem erſt dreißigjährigen jungen Manne ein ſolches Greiſenhaupt zu.

Schwere Krankheiten hatten dieſe frühe Metamorphoſe in dem Aeußern des Künſtlers hervorgebracht, wobei es zu bewundern iſt, daß die Stimme bis zur letzten Zeit eine unverwüſtliche Kraft jenen Verheerungen entgegenſetzte.

Als kunſtgewandter Sänger konnte Santini nie mit Lablache oder Tamburini verglichen werden; er kam zu jung nach Deutſchland, wo das was er zu leiſten vermochte, ſchon Beifall die Fülle erhielt und hinlänglich belohnt wurde, um den, allen Vergnügungen einer heitern Stadt, wie München damals war, ſich übermäßig hingebenden jungen Menſchen von ſeinen Studien abzuhalten, dem überdieß auch noch die erforderlichen Muſter fehlten. Santini's Stimme behielt immer etwas hartes, rauhes, den Rouladen widerſtrebendes, aber ſie war deſſen ungeachtet ſchön und kräftig und ſein Vortrag charakteriſtiſch und dramatiſch im höchſten Grade.

Sein Darſtellungstalent hielt mit dem was er als Sänger leiſtete gleichen Schritt. Er beſaß eine bedeutende vis comica, die ihn jedoch manchmal zu Uebertreibungen verleitete, denen er ſich beſonders gern bei ſeinen Gaſtdarſtellungen in München überließ. Hier fühlte er ſich der Erſte und war alſo dreiſter; auch nahm es das gemiſchte Publikum des Münchener Hoftheaters niemals ſehr genau in dieſen Sachen. In Paris war er ſtets discreter.

Er führte ein Amphibienleben und gehörte theils Deutſchland, theils Frankreich an. Nachdem nämlich die italieniſche Hofoper in München aufgelöſ't worden war, wandte er ſich nach Paris, wo ſeine beſcheidenen Forderungen neben ſeinen unläugbaren trefflichen Eigenſchaften und ſein gefälliges, verträgliches Weſen, ihm alle Jahre bei jeder neuen Saison wieder eine Anſtellung finden ließen.

Als Leporello war er ausgezeichnet. Es war ſeine Meiſterrolle. Sowohl im Geſang wie im Spiel gab er hier ein ihm allein angehöriges Bild, von der glücklichſten Laune durchzogen. In München fand man, daß er einige Farben zu ſtark auftrage, allein dies war der deutſchen Umgebung zur Laſt zu legen, wie ich ſchon oben erwähnte. Ich ſah die Rolle auch in Paris von ihm, und muß geſtehen, daß ſie mir dort bei Weitem weniger grell erſchienen iſt.

Neben Leporello ſtelle ich ſeinen Dandini in der Cenerentola. Auch den Geronimo in der heimlichen Ehe gab er ſehr gut. Er iſt zur rechten Zeit geſtorben, denn er entging dadurch einer ſchneidenden Kränkung. Stets hatte er gewünſcht dieſes alte Meiſterwerk Cimaroſa's wieder auf das Theater Roſſini's zu bringen, um ſich den Pariſern als Geronimo darin zu zeigen. Er rechnete auf einen ſichern Triumph. Im vorigen Jahre erzählte er mir frohlockend, daß nun endlich ſeine Bemühungen bei der Adminiſtration Anklang gefunden hätten und daß im Laufe des nächſten Winters il matrimónio segreto aufgeführt werden würde. Aber die Austheilung war ſchon getroffen und in den Blättern lange vor dem Beginne der stagione bekannt gemacht, ehe man noch einmal wußte, daß der Tod Santini abhalten würde nach Paris zu kommen. Und Lablache hatte den Geronimo. — Die franzöſiſchen Blätter haben auch nicht einmal die Nachricht von ſeinem Tode gegeben, da Herr Severini, der Geldmenſch, es wahrſcheinlich nicht der Mühe werth hielt, die Redaktionen davon in Kenntniß zu ſetzen. Nur von ſeiner Krankheit iſt eine kurze Meldung geſchehen.

Lablache.

Er iſt der Sohn franzöſiſcher Eltern. Sein Vater war Kaufmann in Neapel. Zuerſt bekannt wurde uns dieſer treffliche Sänger im Jahre 1822, als ihn der Impreſſario Barbaja nach Wien kommen ließ.

Lablache iſt ſehr groß und dick, hat einen ausdrucksvollen Kopf, muskulöſe Wangen, einen großen Mund, ein ſprechendes Auge, ſtarkes Doppelkinn und einen buſchigen Wald von ſchwarzen ſtark mit weiß melirten Haaren auf dem Kopfe. Wenn man ihn im langen, weiten Carrik, die Hände in den Seitentaſchen und den breitrandigen Hut in die Augen gedrückt, auf dem Boulevard umherſchlendern ſah, ſo konnte man [illegible] dem Gedanken Raum geben, daß dieſe Figur uns am Abend als Don Juan oder Figaro entzücken würde. Viel eher aber dachte man ſich, wenn der große Mund eine weithin ſchallende Lache ausſtrömen ließ, daß man ſich dem König der Buffoſänger gegenüber befinde.

Schon bei ſeinem erſten Erſcheinen machte Lablache einen tiefen Eindruck. Heiterkeit wie Ernſt weiß er in ſeiner ganzen Haltung mit ſo beſtimmten und wahren Zügen auszuprägen, daß er ſich das Auditorium gewinnt, noch ehe er einen Ton geſungen hat. Wer aber vermöchte ihm zu widerſtehen, wenn er dieſe ſonore, markige, zum Herzen dringende Stimme vernahm! —

Meiſter im vollſten Umfange des Worts in der Kunſt des Geſangs, ſpielt er mit den Schwierigkeiten, und ſein coloſſales Organ, das ein fortissimo des Orcheſters übertönt, darf es wagen, ſich auf ſäuſelnde Coloraturen in Duetten mit einer Sängerin einzulaſſen. Er weiß in der Rührung einen ſolchen Zauber in ſeinen Ton zu legen, daß Alles dadurch tief erſchüttert wird. Wenn er aber als Figaro, vor ſeinem Auftreten, in der Couliſſe das Tralala vernehmen ließ, bemächtigte ſich eben ſo eine ungemeſſene Heiterkeit der ganzen Verſammlung und alles jauchzte ihm entgegen. Ich ſage mit Abſicht „jauchzte,“ denn die Vorempfindung eines ſchönen Genuſſes durchſtrömte hier das Publikum, und die Wirkung war von dem Klatſchen, womit man hie und da in Deutſchland irgend ein altbackenes Hoftheatermitglied aus angeſtammter Zuneigung empfängt, himmelweit verſchieden.

Eine Leiſtung die von unnachahmlicher Laune und unübertrefflicher Grazie durchzogen iſt und die ich gern als Studium unſern Komikern empfehlen möchte, iſt der Campanone in der Prova d'un opera seria. Wie leicht gleitet er hier an der äußerſten Linie des Anſtandes hin, ohne ſie im tollſten Sprudeln losgelaſſener Komik, beim Wirbel der luſtigſten Muſik, keinen

Augenb[illegible] zu verleihen. Stets ſeiner hohen Künſtlerſchaft bewußt, die ſich vor den Augen des feinſten und vornehmſten Publikums bewegt und [illegible], nehmen alle dieſe Scherze einen ſolchen Anſtrich von Takt und Anſtand an, daß es ganz die Wirkung macht, als ob irgend ein wahrhaft vornehmer Mann ſich zu ſolchen Scherzen herabläßt. Und wo iſt ein Gebildeter, der nicht dieſen Eindruck an ſich erprobt und zu würdigen gewußt hätte?

Dabei denke man jedoch nicht an Steifheit, Geſpreiztheit, Manier, an „nicht kalt noch warm.“ Alles kommt aus dem Innerſten; beſeelt, durchglüht von der heiligen Flamme; Laune überall, von der Zehſpitze zur Augenbraune; ein ſich Hingeben dem Momente; aber die angeborene Zurückhaltung des wahren Künſtlers iſt es, nichts darzuſtellen was den guten Geſchmack beleidigen könnte.

Als Campanone copirt Lablache die Sängerin, mit welcher er ein Duett zu ſingen hat, in Gang, Geſtalt, Manier, Stimme, Art zu ſingen; dann tanzt er auf groteske Weiſe mit dem Dichter, einer von ihm componirten Oper; zuletzt ſingt er eine große Arie, worin er ſeine Symphonie vom Orcheſter probiren läßt. Ein Spaß der ſchon oft [illegible] war, der aber von ihm auf ganz neue und originelle Weiſe vorgetragen wird. Dieſe Prova habe ich unzählige Male von Lablache geſehen, aber jedesmal zog mich's von Neuem in die Oper, wenn ſie gegeben wurde, und noch bei meiner letzten Anweſenheit in Paris, vor wenig Monaten, konnte ich es nicht über mich gewinnen, der willkommenen Anzeige zu widerſtehen und ergötzte mich ſo ſehr an dem unvergeßlichen Buffo als da er mir ſeine Späße zum erſten Male darin zeigte.

Boguslawski.

Nur mit einem Strich will ich es verſuchen, dieſen bedeutſamen Künſtler zu ſkizziren. Die Warſchauer, wahrſcheinlich durch die dortigen Preußen darauf gebracht, gefielen ſich darin, Boguslawski ihren Ifflnad zu nennen. Allein er war mehr. Darin kam er Iffland am nächſten, daß er wie dieſer ein vornehmer Mann war; aber er war noch vornehmer, reicher und angeſehener.

Boguslawski war ein hoher Mann, von ſchönem Aeußern; dabei gebildet und von der feinſten Lebensart. Wie ich ihn kennen lernte ſtand er in ſeinem ſiebzigſten Jahre, und doch ſah ich ihn in einer und derſelben Woche den Lear und den Axur darſtellen.

Er hatte ſich nach der älteren franzöſiſchen Darſtellungsweiſe gebildet, die mit Talma ihr Ende erreichte. Er declamirte ſingend, tremulirte ſtark und trug in Rede und Action übermäßig auf. Hatte er einen Greis darzuſtellen, ſo ging er ſehr gebückt, auf den Stab geſtützt und zitterte mit tiefſter Stimme. Im Lear ſah er zunächſt den Greis, und hieran hielt er ſich bei ſeiner Darſtellung. Dafür gab er uns aber im Axur den morgenländiſchen Despoten in allen Theilen eben ſo ſcharf und präcis gezeichnet.

Wenn dies nun im Allgemeinen nicht zu loben iſt, ſo darf doch auch die andere Seite nicht verſchwiegen werden, daß es zu wünſchen wäre, wenn die heutige Schauſpielkunſt ſolche Bezeichnungen nicht gar zu leicht in den Wind ſchlüge. Unſere Künſtler bewegen ſich in ihren weißen Perücken oft raſch, ſchreien wie ſtarke Männer und machen Schritte wie ſie kräftigſten Helden ziemten. Weil ihnen hierin überall Maaß und Einſicht gebrechen, ſo muß eben die weiße Perücke für Alles gelten, und ſie ſetzen ſie daher auf, ſobald ſie einen Alten zu ſpielen haben, er mag 50 oder 80 Jahre alt ſeyn.

Boguslawski hatte auf der polniſchen Bühne eine Schule gebildet, die poetiſche Werke mit großer Würde darzuſtellen wußte. Ihm zur Seite ſtand der gebildete Dmuſchewski, die tragiſche Ledochowska, die liebliche Dmuſchewska, der kräftige Sczurowski, endlich der luſtige Zulkowski, der aus altfürſtlichem Geblüte, ſeiner Lieblingsneigung fröhnend, die Kunſt ergriffen hatte.

Boguslawski iſt in ſehr hohem Alter vor einigen Jahren in Warſchau geſtorben. Die Schauſpielkunſt iſt indeß auch hier mit der Zeit fortgegangen und unterſcheidet ſich in dieſem Augenblicke nur wenig von der Darſtellungsweiſe der modernſten Franzoſen.

Raimund.

Noch iſt die Klage um dieſen Künſtler nicht verhallt, der vor Kurzem ſeinem Leben ein ſo gewaltſames Ende bereitete.

Raimund hat Schuſter entthront, aber zugleich auch den harmloſen Scherz, die tolle, ungebundene Luſtigkeit, den göttlichen Wahnſinn, der vor ihm das ausſchließliche Eigenthum der Wiener Volksbühne geweſen war. Er brachte dafür eine krankhafte Luſtigkeit, zu ſehr mit dem Ernſt des Lebens gemiſcht, ein Gebräu das mich niemals entzücken konnte. Man lobt an ihm, daß er die Menſchen weinen und lachen machte; aber welch ein Verdienſt iſt das? Geht man in's Theater um zu weinen? Will man einen Komiker bewundern, der auch die Gabe hat zu gleicher Zeit zu rühren, oder will man über einen Komiker ſich vor Lachen ausſchütten? Ich dächte das Letztere.

Und welche Mittel ergriff Raimund um Rührung zu erregen? Er zeigt uns eine herunter gekommene Köhlerfamilie, einen gemeinen, betrunkenen Kerl, eine alte huſtende Großmutter, unartige, ſchreiende Kinder, Jammer und Noth in allen Ecken und Enden und dies Alles ſtimmt einen rührenden Refrain an, worin noch das Bellen eines Pudels ſich miſcht, um die Wirkung zu ſteigern. Eine ganz niedrige, verzerrte Sentimentalität, deren Eindruck die darauf folgenden heiterſten Scenen nicht zu tilgen im Stande ſind. Eine andere Widerwärtigkeit bildet die Sucht, große gereimte Tiraden den allegoriſchen Perſonen in den Mund zu legen, worin matte Bilder und Gleichniſſe, Alltäglichkeiten auf Stelzen paradiren, ohne wahre Kraft und Originalität.

Durch dieſe zwei Hebel aber war es vorzüglich, wodurch Raimund ſich ſeines Publikums zu bemeiſtern ſtrebte: die Rührung und die ſchöne Sprache, Dinge denen allerdings ein deutſches Parterre nicht gut zu widerſtehen vermag. Mehr jedoch als hierin verdienten Raimunds Mährchen in der That durch ihren dramatiſchen Gang, durch klare Handlung und endlich durch das ausgezeichnete Darſtellungstalent ihres Verfaſſers, das ſich darin kund gab, Anerkennung.

Raimund ſpielte, als er ſich dem Theater widmete, die ſogenannten Intriguants, Franz Moor und dergleichen, dazu genügte ſein Talent jedoch nicht und er mußte, um fortzukommen, Rollen in Wiener Lokalpoſſen übernehmen. Seine Sucht, ſich in einer andern Sphäre als einen großen Künſtler zu zeigen, ließ ihn jedoch den Verſuch wagen, Charaktere in dieſe Poſſen zu bringen, welche ſich vielgeſtaltig dem Publikum vorführen ließen. Dergleichen waren nicht vorhanden und er wandte ſich daher an den bekannten Volksdichter Gleich, mit deſſen Tochter er ein ernſtliches Liebesverhältniß pflog, das ſpäter zu einer Ehe von ein paar Stunden ausgeſponnen wurde. Herr Gleich lieferte nun ſeinen „Eheteufel auf Reiſen,“ den „Idor, Wanderer aus dem Waſſerreiche,“ ein anderer geiſtesverwandter Dichter, Herr Meisl, den „roſenfarbenen Geiſt,“ und den „luſtigen Fritz,“ worin die Hauptfigur, irgend ein guter Wiener der gewöhnlichſten Art, um vom Schlemmerleben, Verſchwenden gebeſſert zu werden, mit Hülfe der Zauberei, die ſeine beſorgten „Godeln, Mahmen und Vettern“ herbei zu beſchwören wiſſen, in eine Menge von Verdrießlichkeiten, oft ſogar Gefährlichkeiten geworfen wurde, um hiedurch zur Erkenntniß zu gelangen und dann gebeſſert in das gewöhnliche Geleiſe des proſaiſchen Lebens zurückgeleitet zu werden. Zu dieſem Zwecke mußte die Seele des armen Teufels in die Leiber von Wucherern, Blutſaugern, elenden Bettlern, Reichen und Armen, Böſen und Guten fahren, damit er den Becher des Lebens bis auf die Hefe leere, und es ſonach in ſeinen Höhen und Tiefen, in ſeinen Freuden und Leiden hörig kennen zu lernen. Dieſe Idee zu Volksſtücken wäre ſo übel nicht, und manches iſt den Verfaſſern auch in der Ausführung gelungen, im Ganzen war dieſe aber ſtets zu einſeitig und litt gar zu ſehr an Trivialitäten. Raimund hatte ſich in dieſer Sphäre jedoch bald großen Ruf erworben. Die Kraft, die nicht ausreichte für ein wahres, ächtes Kunſtwerk von längerer Dauer, war gerade hinlänglich für eine Muſterkarte, wie ſie in ſolchen Stücken vorkam, wo jeder Charakter nur in einer Scene erſchien, und was ihn an feinern Beziehungen abging, durch Charge und Uebertreibung ſtraflos erſetzt werden durfte, da die Erſcheinung ſo ſchnell vorüber ging und an einen Totaleindruck dabei nicht zu denken war.

Der große Ruf, einmal errungen, beſtimmte Raimund mit Ernſt daran zu denken, die verſiegende Kraft der Herren Gleich und Meisl aus eigenen Mitteln zu erſetzen und ſo trat er denn ſchüchtern mit ſeiner erſten Dichtung „der Barometermacher auf der Zauberinſel“ hervor, worauf in kurzen Zwiſchenräumen die Andern folgten. Er ſelbſt ſagte, daß er Gozzi erſt ſpäter kennen gelernt habe, wenn gleich Wahl der Stoffe und Zuſchnitt auf eine Bekanntſchaft mit jenem großen Volksdichter ſchließen ließe. Andre wollten behaupten, Raimund habe viel aus den in einigen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie von den Landleuten aufgeführten Komödien geſchöpft; ich kenne deren zu wenig um mir hierüber ein Urtheil zu erlauben. Was ihn überhaupt dazu getrieben, Stücke zu ſchreiben, glaube ich oben richtig angegeben zu haben. Ihn trieb das natürlichſte Bedürfniß dazu, der Mangel an paſſenden Rollen für ſein eigenthümliches Darſtellungstalent.

Bei allem wechſelnden Reichthum der Details, die den Compoſitionen Raimunds nicht abzuſprechen iſt, wird jedoch eine wiederkehrende Monotonie in der Grundidee eben ſo wenig zu läugnen ſeyn. Stets iſt es ein übermüthiger Parvenu der von ſeinem durch Zufall erlangten Reichthum einen ſchlechten Gebrauch macht. Stets wird darin gezeigt, wie elend Zorn, Neid, Trunk, Verſchwendung, Spiel machen und welch ein Glück in der Mäßigkeit und Zufriedenheit liegt. Moralität iſt ſeinen Stücken nicht abzuſprechen und wenn dies die höchſte Bedingung eines dramatiſchen Kunſtwerks iſt, ſo verdienen Raimund's Stücke das übertriebene Lob, das ihnen hie und da von Kritikern geſpendet worden iſt.

Im Leben erſchien Raimund mit den Helden ſeiner Stücke nahe verwandt. Er war moros, mißtrauiſch, leicht gereizt, krankhaft, weich und trübſinnig. In ſeinem Zorn war er komiſch, ſein Trübſinn war anſteckend, luſtig aber war er eigentlich nie. Dabei war er mildthätig und gutmüthig und im Ganzen ein ſchätzenswerther Menſch.

Ignaz Schuſter.

Nach Weidmann, dem großen Wiener Komiker, der den Dorfbarbier geſchaffen, Baumann, dem unvergleichlichen Niais und Haſenhut dem Tadädl, war es Ignaz Schuſter, der den Beifall ſeiner Landsleute im höchſten Grade in Anſpruch nahm und auf die längſte Zeit zu feſſeln wußte.

Die Wiener Komik hat zu verſchiedener Zeit auch verſchiedenen Charakter angenommen. Man kann ſagen daß ſie der Mode unterworfen war.

Hafner war phantaſtiſch und burlesk, Weidmann ſtieg ſchon zur bürgerlichen Sphäre hinab, verpflanzte aber ein Uebergewicht von derbem Humor dahin, Baumann glänzte in der Charge und Haſenhut-Tadädl ſchweifte ſelbſt in das Gebiet der Poeſie hinüber. In Schuſter hatte der Wiener Spießbürger endlich die Freude. ſein idealiſirtes Ebenbild vor ſich erſcheinen zu ſehen.

Ignaz Schuſter hatte zwei Brüder, Joſeph und Anton, die ſich ebenfalls in bürgerlichen Charakteren oder Volkspoſſen einen Namen machten, ohne jedoch den Ruhm ihres Bruders zu erreichen. Dieſes komiſche Kleeblatt gab Veranlaſſung, daß man zum Neujahr 1822 ein Gelegenheitsſtück in der Leopoldſtadt zur Aufführung brachte, das den Titel führte: Die drei Schuſter und das folgende Beſetzung zeigte: Herr Anton Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Anton Schuſter; Herr Joſeph Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Joſeph Schuſter; Herr Ignaz Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Ignaz Schuſter. Das Stück begann mit folgenden unnachahmlichen Verſen, die ein Schuſterlehrling ſpricht:

„Das neue Jahr iſt angekommen,
Was wird es wohl für Eines ſeyn?
Mir iſt das Herz gar ſehr beklommen,
Vor lauter Gratulaterei'n!“ —

Das waren die ſchönen Tage des Leopoldſtädter Theaters! — Die Charakteriſirung der Stücke, worin ſie wirkten, liefern das beſte Bild dieſer Wiener Volkskomiker, denn jene wurden nach dem allerinnigſten Weſen derſelben gemodelt und fabrizirt.

Schuſters Zeit bezeichnen die Scenen der Bürgerlichkeit, wie die „Bürger in Wien,“ worin er das unvergleichliche Vorbild des Staberl treu und wahr geſchaffen, der nachmals zur Fratze und Uebertreibung wurde, wozu die übrigens in ihrer Art einzige Darſtellung dieſes Charakters durch Carl die Veranlaſſung war. Ferner fielen in dieſe Periode: der Leopoldstag oder kein Menſchenhaß und keine Reue, die Eipeldauer Geſchichten, der Freund in der Noth und Aehnliche. Bäuerle's Muſe regierte zunächſt in jener Zeit. Wenn ſich nun Schuſter's Komik hier in einer luſtigen Auffaſſung der Wirklichkeit zeigte und er daher von Vielen ein tüchtiger Charakteriſtiker genannt wurde, obgleich hier nicht ſowohl von Charakteren als von Individuen die Rede ſeyn konnte und er nur ſtrenge Portaits nach dem Leben gab; ſo zeigte er ſich nicht minder vollendet, ja noch bewundernswerther, im phantaſtiſchen Genre wie „im lebendig-todten Hausherrn,“ in „Fauſt's Zaubermantel,“ und wirklich unnachahmlich in den mythologiſchen Carrikaturen: die Prinzeſſin Europa, die Alceſte u. ſ. w. Wer Schuſter als Oberprieſter in der Alceſte einſt tanzen geſehen, wird geſtehen müſſen, daß ihm ſelten etwas Beluſtigerendes auf dem Theater geboten worden. Dieſer harmloſe Scherz, in der Luft ſchwebend, wie gaukelnde Elfen, iſt verſchwunden und mag man noch ſo viel von Ehrenrettung des guten Geſchmacks ſprechen, die reine ächte Luſtigkeit, ohne andere Abſicht als zu beluſtigen, iſt eben durch alle neuern Verſuche getödtet.

Schuſter war klein und hatte einen Höcker. Schon ſeine Geſtalt ſtößte Lachen ein. Sein Geſicht war ernſt, philiſtrös, ſeine Augen verriethen Geiſt und faßten ſcharf ihren Gegenſtand. Sein Mund war übermäßig groß und komiſch. Die Stimme war beim Sprechen etwas gepreßt, wie dies bei Verwachſenen gewöhnlich iſt: die Ausſprache konnte in den ernſteſten Scenen und ſelbſt wenn es ihr Inhaber wollte, den Wiener nicht verbergen. Solche Anſtrengungen wirkten dann mit doppelter Gewalt. Er war ein wohlunterrichteter Muſiker und führte den Titel eines Hof-Kapellſängers. Der Komiker der auf der Volksbühne ſeine Lazzi machte, ſang Sonntags bei dem feierlichen Hochamte. Eine ſeltene Vereinigung von Chargen! Seiner muſikaliſchen Fähigkeit verdanken wir manche gelungene Compoſition in den von ihm dargeſtellten Poſſen, ſo wie die gelungene Ausführung des Tancredi, des Kapellmeiſters u. A.

Im Leben erſchien Schuſter mit Anſtand; nichts verrieth an ihm den Spaßmacher; er war ſtets fein, oft ſogar elegant gekleidet. Es fehlte nicht an goldenen Ketten, Brillant-Ringen, und dergl. den äußern Eindruck zu heben und zu verſtärken. Er bezog bedeutende Einnahmen, hielt aber nichts zu Rathe. Seine Verbindung mit einer Gräfin D. koſtete ihn Summen. Während des Congreſſes in Troppau wurde er dahin berufen, und erhielt außer hohen Diäten auch noch werthvolle Geſchenke. Alles dieſes wandte er auf, um ſich in der Gunſt ſeiner Geliebten feſter zu ſetzen. Der König von Preußen ſchätzte Schuſter und ſah ihn gern auf der Bühne. Als er jedoch einer Einladung nach Berlin gefolgt war, konnte er ſeinen Darſtellungen dort keinen beſondern Antheil gewinnen. Die ſo ächte Wiener Komik erſchien damals noch den Norddeutſchen zu fremd, ſie kannten die Originale nicht auf welche ſie Schuſters Geſtalten anwenden konnten. Für ihre heimiſchen Verhältniſſe wollten dieſe nirgends recht paſſen. Durch Raimunds Reiſen und andere Beſtrebungen iſt man ſeitdem damit vertrauter geworden. Schuſter ſtarb einige Tage nachdem er ſich von der Bühne zurückgezogen hatte zum großen Leidweſen ſſeiner zahlreichen Freunde.

Carl.

Carl iſt der Sohn eines Wiener Banquiers, des Freiherrn von Bernbrunn, hat in früherer Jugend in Militärdienſten geſtanden, und iſt dann — ſeinen Familien-Namen ablegend — in München zum Theater gegangen. Seinen erſten Verſuchen im Fache der Liebhaber ſtellten ſich Hinderniſſe in den Weg; er ſtieß mit der Zunge an, ſein Organ war rauh, und ſeine Geſichtsbildung nichts weniger als einnehmend. Ein Zufall brachte ihn auf die rechte Bahn. Der damalige Intendant des Münchener Hof-Theaters, Herr Lamotte, hatte ein Luſtſpiel aus Wien eingeſchickt erhalten, welches den Titel führte: Der Fleiſchhauer aus Oedenburg. Er zögerte mit der Aufführung, weil dieſe Art von Luſtſpielen, in der ſogenannten Wiener Localſprache, der niedrig-komiſchen Gattung angehörig, damals noch etwas ganz Neues war, und ihm auch die Beſetzung der Hauptrolle ein Hinderniß ſchien. Carl's Anweſenheit brachte ihn nun auf die Idee, dieſem den Vorſchlag zu machen, den Pantoffelhelden, Herrn von Springerl zu übernehmen. Der junge Mann, der nur Max Piccolomini und Carlos geträumt hatte, war nicht wenig über dieſen Antrag überraſcht. Einen alten, lächerlichen Ehekrüppel zu ſpielen, welche Zumuthung! Doch wollte er es in Erwägung ziehen; er nahm das Buch mit nach Hauſe, las die Rolle, und alsbald geſtaltete ſich vor ſeiner Phantaſie ein ſo fertiges, ausgeführtes Bild, daß er dem Drange nicht widerſtehen konnte, und die Zuſage machte: ſich dem Publikum als Herr von Springerl zu zeigen.

Der Erfolg blieb am erſten Abende zweifelhaft; die Erſcheinung überraſchte zu ſehr, als daß ſich gleich ein durchweg günſtiges Reſultat daraus hätte abnehmen laſſen können. Dies ſchreckte jedoch nicht ab, und bei den Wiederholungen brachte ſich das neue Genre ſo zu Ehren, daß man ſich ſogleich nach Seitenſtücken umſah, und Carl die Seele dieſer Unternehmungen zu werden verſprach. Man täuſchte ſich darin nicht. Der Herr von Hirſchkopf, in den drei Theilen des „Eipeldauers in Wien,“ und vor allen Andern, der Charakter des Staberl, den Carl zu einer ſtehenden Maske des localen Luſtſpiels mit großem Glücke umzuſchaffen wußte, machten ſolche Ravagen in dem bis dahin in München herrſchenden Geſchmack, daß man nach und nach daran denken mußte eine eigene Bühne dieſen Spielen einzuräumen, deren Direktor Carl wurde. Er und ſeine Anſtalt hatten ſich der allgemeinſten Gunſt zu erfreuen, und wenn je eine Bühne das Prädicat „Volksbühne“ verdiente, ſo war es dieſe. Hier wurde nichts übel genommen, Geſchmackloſigkeiten, Unanſtändigkeiten, nicht ſelten Frechheiten, wurden huldvollſt verziehen, denn man mußte ja von Herzen dabei lachen, und ein Mund der lacht kann nicht zugleich zum Pfeifen geſpitzt werden.

Carl ſtand ſich bei dieſem Unternehmen ſehr gut; er kaufte ſich ein artiges Wohnhaus in der Stadt und ein kleines Landgut, hielt Pferd' und Wagen, Kutſcher und Bediente und führte ein über die Maßen luxuriöſes Leben. Nach Verlauf einiger Jahre wußte er es dahin zu bringen, daß ihm die Direction des zweiten Theaters mit einem Doppel-Zuſchuſſe vom Staate und aus der Schatulle des Königs für eigene Rechnung überlaſſen wurde. Hier ſtand er ſich nun noch beſſer. Er machte glückliche Speculationen, die beſonders aus Parodien der auf dem Hof-Theater gegebenen Stücke, aus ſinnreich und geſchmackvoll arrangirten Ballfeſten, prächtigen Decorirungen des Schauſpielhauſes, und dergleichen mehr beſtanden. Die Kunſt hatte keinen Gewinn davon, und ihn ſelbſt im Komiſchen, und ſeine Gattin im ſentimentalen und naiven Fache ausgenommen, zählte ſeine Bühne faſt keinen Schauſpieler von Namen und Bedeutung.

Mit dem Regierungswechſel in München erloſch momentan die Theilnahme, die bisher von Oben ſich auf dieſes Inſtitut geſenkt hatte, und Carl, der dieſes Zeichen der Ungunſt nicht zu tragen gewohnt war, erſann den abenteuerlichen Plan, ſich mit ſeiner ganzen Truppe auf einem Floße einzuſchiffen, und die Donau hinab nach Wien zu ſchwimmen, um dort in einem der Vorſtadt-Theater einige Wochen Gaſtrollen zu geben.

Es gewährte einen muntern Anblick, das Floß mit der „luſtigen Landsmannſchaft“ vom grünen Baum in München, auf der Iſar abfahren zu ſehen. Es war mit den bayeriſchen Farben pavoiſirt und mit Kränzen geſchmückt. Hier war einer Dame dieſes, dort einem Herrn jenes auf das Floß gefallen und den durchplätſchernden Waſſern der grünen Iſar zur Beute geworden; Schmerz und Freude, Abſchied und Ausſicht in die luſtige Ferne, Alles drückten die Reiſenden auf gewohnte, lebhaft-dramatiſche Weiſe aus, zum großen Ergötzen der zahlreich am Ufer verſammelten Zuſchauer.

Die Geſchäfte in Wien gingen trefflich. Schuſter und Raimund, die angebeteten Volks-Komiker lebten und wirkten noch, aber Carl gelang es auch das Publikum zu intereſſiren. Namentlich machte ſein „Staberl in Floribus“ unerhörtes Glück und trug ihm eine bedeutende Summe ein. Er kehrte nach dieſem Verſuche nur noch auf kurze Zeit nach München zurück, um ſeine dortigen Geſchäfte zum Abſchluß zu bringen und hierauf nach

Wien zurückzukehren, wo er die Direction des Theaters an der Wien übernahm und noch im gegenwärtigen Augenblicke führt. Sein Glück, auf die Beutel der Wiener zu ſpeculiren, verließ ihn nicht, und es iſt bis jetzt wohl noch keinem deutſchen Schauſpieler gelungen, — ſelbſt Schröder in Hamburg nicht ausgenommen — ſich ein ſo großes Vermögen zu erwerben. Er iſt faſt Eigenthümer des prächtigen Theatergebäudes an der Wien, und hat außerdem noch ſchöne Beſitzungen, ſo unter andern ließ er eine neue Straße in Hiezing bei Wien, die Carlsſtraße, aus eigenen Mitteln anlegen.

Von der Ausübung ſeiner Kunſt hat er ſich in neuerer Zeit zurückgezogen, und das Theater iſt unter ſeiner Leitung zu einem Grade der Erniedrigung hinabgeſunken, wie nie vorher. Deſſenungeachtet macht irgend ein neues Stück von Neſtroy, oder eine Rolle des beliebten Komikers Scholz unvermuthet Glück und das neugierige Publikum läßt ſich dadurch verlocken, ſich in Maſſe nach dem entwürdigten Tempel zu begeben, und vergißt, daß ihm einſt dort die ſchönſten Kunſtgenüſſe geboten wurden.

Carl iſt von kleinem Wuchſe, aber ſein Körper iſt muskulös und von einer überraſchenden Gewandtheit. Er beſitzt Geiſt und die Gabe ſich auf lächerliche Weiſe umgeſtalten zu können. Dies ſind ſeine bedeutendſten Vorzüge. Da er ſich nie Zwang auferlegte, und jeden Einfall auf dem Theater zum Beſten gab, ſo entſtand daraus allerdings ein überraſchendes Feuerwerk von Witzfunken, unter denen jedoch auch viel ſchlechter Witz mit in den Kauf genommen werden mußte. Carl ſcheute nichts, wenn es ihm darauf ankam einen Einfall auszuführen, einen Witz zu Markte zu bringen. Es fehlte ihm nicht an Muth, was auch ſeine Feinde gegen ihn darüber ausgeſagt haben mögen. Er war mehr als einmal in dem Fall ernſte Händel auszufechten.

Wenn es gleich nicht möglich iſt, einem ähnlichen Treiben im Bereiche der Kunſt unter allen Bedingungen das Wort zu ſprechen, ſo kann man ihm in einer Stadt wie Wien, ſo reich an ächten Kunſtſpenden der verſchiedenſten Art, wohl mit Ruhe zuſchauen. Die letztern werden dem erſtern immer die Wage halten, und die Parodie iſt ein heilſames Gegengift gegen manche Gebrechen der Zeit, wie Jedermann weiß.

In einem kleinen, verſumpften Städtchen, bei einem ſtabilen, unregſamen Publikum, daß mit Miſerabilitäten geſtopft wird und ſich dafür bedanken muß, könnte ſolch ein induſtrieller Mann, mit Carl's Talent, Geſchick und Einſicht begabt, wohl viel Unheil anſtiften — wenn dieſes überhaupt Unheil zu nennen, und ein ſolcher Fall überall zu denken wäre.

Schmelka.

Einer der luſtigſten Schauſpieler Deutſchlands, der ein improviſirendes Talent in ſeltenem Grade beſitzt. In ſeiner Jugend, als er nach Devrients Abgang die Breslauer zu tröſten berufen wurde, war er von einer überſprudelnden Laune beſeelt, die faſt keine Schranken kannte. Eine unwiderſtehliche Wirkung brachte er durch ſeinen komiſchen Ernſt hervor, wozu ſich ſeine ausdrucksvolle Phyſiognomie, mit den großen ſchwarzen Augen und den ſtark gezogenen Brauen willig hergab. In ſolchen Momenten ſoll er Fleck ähnlich geſehen haben wie mir von Leuten verſichert wurde, die ſich Fleck's Erſcheinung noch erinnerten.

Schmelka iſt in Riga geboren und ſeine Kenntniß des Wiener Dialects hat er vornehmlich ſeinem langen Aufenthalt in Prag und Wien zu verdanken. Haſenhut, der in den Rollen der Tadädl von den Wienern ſo hoch gehalten wurde, war ſein früheſtes Muſter. Als Haſenhut es ſich in ſeinen alten Tagen beikommen ließ, nach Norddeutſchland zu reiſen um Gaſtrollen zu geben, und in Berlin als Lorenz im Hausgeſinde ausgepfiffen wurde, befand ſich Schmelka im Parterre und weinte. — Dieſer Zug böte nach meiner Meinung Stoff zu einem ganz artigen Vaudeville in der Art der Franzoſen.

Schmelka war wohl nie ſtrenger Charakteriſtiker, ſondern er opferte Alles der augenblicklichen Eingebung ſeiner Laune; haben ihn deßhalb auch Einige einen Spaßmacher genannt, ſo mag er ſich damit tröſten, daß Shakeſpeare ſagt: „es ſei wahrlich nichts Leichtes und Verwerfliches, ernſte, ehrbare Leute zum Lachen zu bringen.“

Und dieſes verſtand er ſehr. —

Wer wohl konnte ernſthaft bleiben, wenn er in den Schweſtern von Prag, als Bedienter in der Staatslivree, ſeinen Tanz begann und dabei die Beine zu ſchlagen ſchien, oder wenn er mit einem Handtuche den Shawltanz ausführte, oder wenn er an einer der Proſceniumsſäulen hinaufkletterte und mit irgend einem Bekannten in den Logen converſirte. Glückliche Zeit, wo ſolcher Spaß noch nicht verpönt war und wo der Komiker ein Privilegium beſaß, das ihm ſtreitig zu machen Niemandem im Traume einfallen durfte, der nicht ſelbſt lächerlich zu erſcheinen Luſt hatte.

Schmelka hatte aber auch ſeine ernſte Seite. Er war phantaſtiſch ſeiner Natur nach und ſelbſt durch ſeinen Scherz leuchtete manchmal auf wahrhaft dämoniſche Weiſe ein ſpukhafter Wahnſinn, der jedoch von dem rohen Publikum, das ihm lachte wenn er nur ſeinen Liebling auftreten ſah, nie begriffen wurde.

Jetzt iſt Schmelka alt geworden und ſpielt am Königſtädtiſchen Theater in Berlin ſeit einer Reihe von Jahren, wo ihm dort gehuldigt wird. Es liegt eine lange Zeit zwiſchen jenen Tagen, nach denen ich dieſe Skizze entwarf und jetzt. Ich muß daher annehmen, daß manches ſich bei unſerm Künſtler anders geſtaltet haben mag; doch wie er in ſeiner ſchönſten Kraft war, ſollte er nicht verſchwinden.

◆

Vernet.

Man könnte ſagen, daß das Theater des Variétés für Vernet errichtet worden ſey, aber daß Vernet für das Theater des Variétés geſchaffen wurde. Dieſe Bühne iſt Vernets Geliebte und wenn es gleich, wie ſolches üblich, zwiſchen beiden Geliebten manchen kleinen Zwiſt gibt, ſo kommt doch ſtets eine Verſöhnung zu Stande, welcher das Publikum mit großem Vergnügen beiwohnt.

Vernet iſt ein Pariſer Kind, und ſo zu ſagen ein Zögling ſeines Theaters; er war nie in der Provinz. Im Theater des Capucines, das jetzt nicht mehr exiſtirt, begann er ſeine Laufbahn, dann kam er als Choriſt zu dem Variétés-Theater und verſuchte ſich hierauf in kleinen Rollen.

Brunet, Tiercelin und Potier ſtrahlten damals in ihrem vollen Glanz, und unter dem Einfluſſe dieſer drei Sonnen, der wahrſten und natürlichſten Komik, entfaltete ſich Vernets Talent. Er iſt der Erbe derſelben, verſchmelzt alle drei Manieren in eine einzige, die nun ſein Eigenthum iſt, und überragte ſo ſeine Nebenbuhler Odry, Brunel und Legrand.

Sein kleines und angenehmes Geſicht beſtimmte Vernet anfänglich, die Liebhaber zu ſpielen, allein ſeine mit Schlottern ſtampfende Ausſprache und eine ſtattliche Körperfülle veranlaßten ihn, ſich mit dem komiſchen Fache zu begnügen, worin ihm Wenige gleich kommen.

Man möchte manchmal Vernet den erſten Schauſpieler von Paris nennen, obgleich er den Zuſchauer nicht hinzureißen im Stande iſt, gleich Potier, Brunel und ſelbſt Odry. Vielleicht fehlt ihm Originalität, Bizarrerie, jene Barockheit, wodurch das Publikum frappirt wird. Obgleich man dieſe Eigenſchaft nicht zu beſtimmen im Stande iſt, ſo darf man aber doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſie vorhanden ſey.

Nie wurde ein Schauſpieler mehr von dem Publikum geliebt als Vernet, und nie war ein Schauſpieler auch ein gewiſſenhafterer Beobachter und dabei wärmer, wahrer und vielſeitiger als er. Wir wünſchen ihm nicht einmal jene allerdings überraſchende Eigenſchaft, von welcher wir eben ſprachen, wodurch der Schauſpieler den Beifall auf die Spitze treibt, indem er den guten Geſchmack oftmals auf Koſten der Wahrheit und der Natur beleidigt.

Einige Male errang Vernet auch dieſen Erfolg, wie z. B. in der Rolle des Triſtapatte in Bär und Baſſa. Dies geſchah jedoch gleichſam wider ſeinen Willen und ohne den Ausdruck einer liebenswürdigen Naivetät bei Seite zu laſſen, den er nie aufgiebt. Da war kein Bemühen ſichtbar, ſich mit dem Publikum in Rapport zu ſetzen. Es ſchien ſeine vollkommene Ueberzeugung, daß er eine wirkliche Perſon vorſtelle, und dieſe Ueberzeugung war er bemüht auch auf den Zuſchauer überzutragen.

Unter der Maſſe von Rollen, die er geſchaffen hat, kann man folgende als Typen anführen, um die Vielſeitigkeit ſeines Talents zu zeigen: [illegible] in den „Bonnes d'enfans," den jungen Handwerker in den „Schneidermamſells," den Krämer in dem „ſchönen Soldaten," einen alten Uhrmacher in „[illegible]," Madame Pochet in der Poſſe gleichen Namens und Prosper et Vincent.

Vernet kann über ſeine Kunſt keine Rechenſchaft geben; er weiß nicht zu ſagen, wie er eine Rolle ſpielt, er empfängt ſie, wiederholt ſie, und gibt ſie aus einem Guß.

Sein Leben wurde von ſtarken Leidenſchaften und Stürmen in der Liebe bewegt, wie es das Theaterleben eines talentvollen Schauſpielers ſtets mit ſich bringt. Er heirathete ſehr jung die Schweſter eines Figuranten der Variétés, welche, wie man ſagt, aus Eiferſucht toll wurde und dann ſtarb. Hierauf verheirathete er ſich zum zweiten Male mit einer ſchönen [illegible], die nun auch faſt närriſch — aus Liebe zu ihm — geworden iſt.

Bernet iſt jetzt ein vermögender Mann, der ſich ein hübſches Haus bei Charenton gebaut, aber unglücklicher Weiſe das Podagra hat. Dieſe Krankheit der reichen Leute und dieſes von dem Theater etwas zu weit entfernte Haus hatten zwiſchen Bernet und ſeiner Direction einige Spannung verurſacht. Hierzu kamen noch die Debuts von Frederic Lemaitre an ſeinem Theater; allein dieſe Wolken waren nur vorüberziehend und Bernet iſt wieder im vollen Beſitz der Gunſt eines Publikums, das ſo oft ſchon ſeinen Siegen beiwohnte.

B o u f f é.

Bouffé iſt das echte aber arme Kind eines Vergolders. Das Geſchäft ſeines Vaters, das er anfänglich ergriff, iſt vielleicht Schuld, daß ſeine Geſundheit jetzt fortwährend ſehr leidend iſt. Von früher Kindheit entwickelte ſich in ihm eine große Luſt am Komödienſpiel. Zuerſt zeichnete er ſich bei dem Theater des Panorama dramatique aus, welches damals von Herrn Taylor dirigirt wurde, der ſpäter Director des Théâtre français wurde.

Obgleich Bouffé noch ſehr jung war, ſo erſchien er doch ſchon in Greiſenrollen. Am Théâtre des nouveautés ſpielte er einſt die Rolle eines Zimmermanns auf ſo originelle Weiſe, daß er ſich dadurch einen bedeutenden Namen machte; dann nahm er ein Engagement bei dem Theater des Gymnaſe, wo er ſeinen Ruhm begründete, indem er die verſchiedenartigſten Rollen ſpielte. Für einen Theil des Publikums iſt Bouffé jetzt der erſte Schauſpieler der Epoche; Andere ſehen in ihm nur einen Nachahmer Potier's. Dieſer Vorwurf iſt jedoch nicht gegründet. Beide Künſtler haben dieſelbe ſchwache und kränkliche Organiſation; gleich wie Potier, verläßt auch Bouffé auf dem Gipfel der Kunſt plötzlich alle Kraft, und er wird ohnmächtig, wie Molière, mitten unter dem Lachen des Parterres.

Muß ein Schauſpieler durchaus heiterer Laune ſeyn, wenn er Heiterkeit von der Scene herab verbreiten ſoll? Muß er durchaus Geiſt haben und unterrichtet ſeyn, wenn auch ſein Spiel geiſtreich und unterhaltend ſeyn ſoll? Beobachtende und unterrichtete Schauſpieler haben ſich oft verneinend über dieſe beiden Fragen ausgeſprochen, und Bouffé ſelbſt ſcheint dieſe Meinung zu beſtätigen. Er zeichnet ſich weder durch ſein Wiſſen noch durch ſeine Luſtigkeit aus, und aus Erfahrung darf ich behaupten, daß unſere beſten Komiker melancholiſchen Temperaments ſind.

Bouffé iſt ein Künſtler der Freude verbreitet, ohne dieſes Gefühl zu theilen; der [illegible] die [illegible] Perſonen als [illegible] weinen oder lachen machen kann, ohne daß er es zu ahnen ſcheint. Wenn auch ſeinem Organ der Klang fehlt, wenn ſein Wuchs unbedeutend iſt, wenn er etwas zu viel herumtrippelt, wenn ſein ewiges Augenblinzeln ihm mehr launiſchen Ausdruck als komiſche Kraft in den Blick legt, ſo iſt er dennoch ein intelligenter, gebildeter, feiner, geiſtreicher und [illegible] Künſtler. Bouffé's Talent berührt beide Seiten der Kunſt: die Komödie und das Drama. Derſelbe Menſch, der eben zur tollſten Luſtigkeit aufſtachelte, wird uns gleich zum Weinen bringen. Um aber dieſe beiden entgegengeſetzten Gefühle in uns hervorzurufen, greift Bouffé nie zu Uebertreibungen, ſein Verſtand und ſeine [illegible] machen ihn zum Komiker, und eben ſo erzielt er ohne Anſtrengung und Uebertreibung durch die ſtrenge Wahrheit der Nuancirungen.

Wir ſprechen hier nur von Bouffé auf dem [illegible] Ge[illegible], obgleich in [illegible] Schauſpieler noch eine andere Seite hervorgehoben iſt, die eben ſo [illegible] erſcheint: derſelbe Künſtler, ſo [illegible], ſo gewandt, ſo wahr, ſo voll guten Geſchmacks, kann die Verkörperung des Lächerlichen bis zu den tollſten Formen der Charge und Caricatur treiben.

Wenn er ſich ganz ſeiner ausgelaſſenen Laune und ſeinen tollſten Eingebungen überläßt, wenn er ſich ſelbſt vergißt, [illegible]

Geſicht, ſeine Arme und Beine, ſein Kleid, kurz, ſeine ganze Perſon zu transformiren, ſo erblickten wir eine ganze Reihe von Originalen, wie ſie nur aus dem Hirne Dantan's, Grandville's und Charlet's entſprungen.

In der Tiefe und im Feuer erreicht er Grandmenil im Geizigen; in der [illegible] und Pedanterie Brunet in Michel Perrin, Potier in den vieux péchés, mit Vernet rivaliſirt er in dem Zimmermann und dem Gamin de Paris. Es iſt nicht zu läugnen, daß Bouffé in dieſem Augenblick der erſte Schauſpieler in der Hauptſtadt Frankreichs iſt, und daß ihm nur vielleicht einer den Rang ſtreitig macht. *

Odry.

Wahrſcheinlich geboren um 1779 der große Komiker Odry. Es war das Jahr in dem [illegible] geboren wurde, und in dem Lekain ſtarb und mit ihm Voltaire, Jean Jacques Rouſſeau und der Weltumſegler Cook. Die eifrigen Freunde der dramatiſchen Kunſt hätten bemerkt, wenn ſie Odry's Talent ſchon gekannt hätten, [illegible] Odry's Genius.

Odry, fils de Thalie,
Breveté par la folie . . . . . .

wie er 1820 in einem ſeiner Stücke recht poetiſch von ſich ſagt.

Odry trieb zuerſt die Profeſſion des ewigen Juden, denn er war Schuhmacher. Endlich aber ward er dieſes Handwerks

---

* Nach den neueſten Berichten aus Paris, [illegible] Weiſe auf, die er ſich ſelbſt geſchaffen hat.

malte und rief, wie jener große italienische Maler, doch mit einer kleinen Variante: „anch' io son comico!" Und damit wurde er Figurant bei dem Theater der Gaîté. Im Jahr [illegible] ging er zu dem Theater der Porte St. Martin über, um das Fach der sogenannten Utilités auszufüllen. Endlich gelang es ihm in den Variétés aufgenommen zu werden, wo damals eine große Anzahl der ersten komischen Talente vereinigt war. In einem kleinen Stücke von Désaugiers, betitelt „un quart d'heure de silence" machte er sich zuerst in einer unbedeutenden Rolle bemerklich; aber erst in dem allerliebsten Vaudeville „[illegible]" zeigte er sich als einen originellen und natürlichen Komiker in der Rolle eines dummen Bauern, der von seiner Frau beherrscht wird und die ihm nur zwei Worte zu sprechen erlaubt, ihm aber jegleich über das Maul fährt, wenn er mehr sprechen will. Er brachte in dieser fast stummen Rolle einen außerordentlichen Effekt hervor, der um so merkwürdiger war, als [illegible] und andere Komiker die Rolle zurückgegeben hatten, weil sie solche für zu schlecht hielten.

Von diesem Augenblicke an wurde Odry von dem Publikum begriffen und stieg von [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]. In gleicher Zeit wurde Odry der Liebling der [illegible] seines Theaters, und auch außer demselben in Kaffeehäusern und in Privatgesellschaften. Er war der originellste, [illegible] Calembourmacher, den man sich denken kann. Odry glänzt nicht durch den Calembourg, den er vorbringt, sondern durch gewisse und überraschende Züge und wahrhaft phantastische Ideen. Seine [illegible] von den drei Wörtern hat in dieser Hinsicht große Vorzüge und bedeutenden Beifall erhalten. Und auch ihn über Geschichte oder höhere Politik sprechen hören, um ihn ganz würdigen zu können.

„Bah, bah!" sagte er einst in einer Gesellschaft, „sprecht mir nicht von Ihrem Ludwig XIV., dem wir das Edikt von Nantes verdanken!" — Das heißt, sagte ein daneben Stehender, um ihm einen historischen Irrthum bemerklich zu machen, es war nicht Ludwig XIV., der das Edikt von Nantes gab, sondern er war er im [illegible]. [illegible] Odry [illegible]

Odry hat auch, wie unser Raimund, [illegible] und Lieder [illegible] Theater [illegible] Odry [illegible]

Nachdem Odry sich von den Variétés [illegible] Theater [illegible] Porte St. Martin, [illegible] Theater zu Theater [illegible]

Odry hat [illegible]

◆

Arnal.

Man geht zum Theater, wie man sich bei einem Regiment anwerben läßt, gewöhnlich, weil man nichts anders anzufangen weiß. Manchmal treibt uns die Leidenschaft, die Laune, die Eitelkeit, das Bedürfniß dazu; nur im seltensten Falle ist es ein unbezwinglicher Beruf. Es wäre wirklich interessant zu wissen, was unsere berühmtesten dramatischen Künstler trieben, bevor sie es wurden. Ohne uns hier in genealogische Untersuchungen einzulassen, wollen wir von Arnal berichten, was er war, bevor er es unternahm, einer unserer ersten Größen der Witzkunst zu werden.

Arnal wurde 1797 geboren und mit neun Jahren zu einem Gärtner in die Lehre gegeben. Später war er bei der königlichen Münze und namentlich in dem Bureau der Schatzkammerscheine angestellt. Der Krieg entriß ihn aber bald dem traurigen Vergnügen, Thaler zu zählen, von denen er keinen einzigen behalten durfte, und warf ihn zu den sogenannten Pupilles de la garde. Dies war im Jahre 1813. Da er sehr geschickt in der Handhabung der Waffen war, so machte er Fortschritte bis zum Sergeanten und befand sich 1814 bei der Schlacht vor Paris. Wer hätte ihm diese kriegerischen Eigenschaften zugetraut, wenn man ihn den Poltron in dem gleichnamigen Stücke mit so vieler Wahrheit spielen sieht!

Allein der militärische Ruhm war Arnal's Sache nicht. Er vertauschte die Epaulettes des Unteroffiziersstandes, um in Gemeinschaft mit dem Regimentsschneider die Kasernen zu liefern. Nachdem die Restauration ihm diesen Verdienst genommen hatte, wurde Arnal Arbeiter bei einem Fabrikanten von Metallknöpfen und gewann durch drei Jahre täglich fünf Franken. In dieser unbedeutenden Stellung ergriff ihn zuerst die Lust, Komödie zu spielen.

Nachdem er ſich eine kurze Zeit bei einem Theater ohne Namen herumgetrieben, wurde er Figurant bei dem Variétés-Theater und blieb daſelbſt zehn Jahre nur in den untergeordnetſten Parthien beſchäftigt. Hierauf ging er zum Vaudeville über, wo ſein Ruf zuſehends wuchs. Jetzt ſteht er in der Reihe der erſten Schauſpieler von Paris.

Wenn ſein Talent nicht ſo ächt iſt als Bouffés und Vernets, wenn er gleich nicht ſo gewiſſenhaft bei ſeinen Studien zu Werke geht, als dieſe Künſtler, ſo beſitzt er hingegen Potiers und Odry's Kühnheit, ihre glückliche Gabe, ſich mit dem Publikum zu verbrüdern, ohne jedoch ſeine Reizbarkeit zu beleidigen. Arnal weiß am beſten den Zuſchauer vergeſſen zu machen, daß er Komödie ſpielt. Oftmals ſcheint er ſich auf ſeine Antwort zu beſinnen, nicht aber, weil er ſeine Rolle nicht kann, ſondern um dem barocken und bizarren Dialoge, mit dem er ſein Gedächtniß ausfüllen mußte, einen Schein von Wahrheit zu ertheilen. Ein bekannter franzöſiſcher Kritiker nennt ihn unterhaltend, ohne Abſicht es ſeyn zu wollen, ſtets neu ohne Studium, geiſtreich ohne es zu wiſſen; er iſt Schauſpieler mit ganzer Seele, aufrichtig, nicht aus Eitelkeit; es iſt ihm Bedürfniß, daß man über ihn lache, und nie übertreibt er dabei.

Arnals Luſtigkeit iſt nicht lebendig, nicht ſprühend, nicht gemein, nicht volksthümlich, ſondern ſie iſt bürgerlich, Jedermann begreift ſie; es iſt die Luſtigkeit eines Menſchen, der weder gut noch ſchlecht erzogen worden, ſondern der ſich allein erzogen hat, der nicht boshaft lacht, ſondern nur aus innerer Luſtigkeit und weil er lachen muß, lacht. Deßhalb liebt und beklatſcht man ihn; immer will man Arnal wiederſehen, ſobald er eine neue Rolle gibt. Eine ſeiner neueſten, die er mit dem größten Beifall ausführt, und die bei Allen, die ihn darin ſehen, dieſen ihm ertheilten Lobſpruch gewiß nicht als übertrieben erſcheinen laſſen wird, iſt Renaudin de Caen.

Die Vormundſchaft.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Von

W. A. Gerle und Uffo Horn.

Jeder will den Preis erringen,
Einem nur iſt er beſchieden;
Doch ich wär' nicht zufrieden
Wenn's dem Beſſern nicht gelingen
Den Kranz weiter zu erſchwingen.

(Chamiſſo.)

Perſonen.

Frau von Adlerhorſt, Wittwe.
Julius, ihr Sohn.
Emilie Brand, ihre Nichte und Mündel.
Thomas Brand, Oekonom. } Emiliens Oheime und
Adam Brand, Profeſſor. } Vormünder.
Geheimer Legationsrath von Morgenſtern.
Georg, ſein Neffe.
Candidat Schmidt.
Marie, Kammermädchen der Frau von Adlerhorſt.
Candidat Holger.
Männer, Weiber und Kinder.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

[illegible] Zimmer mit einer Mittel- und einer Seitenthüre rechts, links ein Fenſter. In der Mitte ſteht ein Tiſch mit drei [illegible]. Herr von Adlerhorſt [illegible] in der Mitte, ihm zu beiden Seiten Thomas und [illegible].

Thomas. Nein!

von Adlerhorſt. Nein!

Adam. Nein!

Thomas. Endlich einmal alle Stimmen gleich. Das iſt mir noch nicht vorgekommen, ſeit wir Emilien gemeinſchaftlich bevormunden.

von Adlerhorſt. Ehe ich zugebe, daß meine Mündel einen Kaufmann heirathet, ſoll ſie lieber unvermählt ſterben.

Adam. Fiat Justitia!

Thomas. Et pereat mundus!

Adam ([illegible]). Warum nicht gar!

von Adlerhorſt. Das Leben eines Kaufmanns iſt ſo ein-förmig und langweilig wie ein Uhrwerk, das Gewicht iſt der Geldſack.

Thomas. Und die Frau iſt die Unruhe darin.

Adam. Wenn es noch ein Mann wäre, der in Verbindung mit Sumatra oder Braſilien ſteht, daß man durch ihn die entomologiſchen Sammlungen unſerer Stadt bereichern könnte; aber ſo ein Krämer, der Kaffee und Zucker aus der dritten Hand kauft.

Thomas. Ja, wenn es noch ein Kaufmann wäre, der die vaterländiſche Induſtrie durch große Woll- oder Flachsgeſchäfte zu heben vermöchte, der Runkelrüben-Zucker-Fabriken anlegte — aber ſo ein winziges Männlein, das Häringe und Baumöl feil hat. Pfui Teufel! der bekommt unſere Mündel nicht.

von Adlerhorſt. Ich wollte allenfalls ein Auge zudrücken, wegen der Geburt, wenn es ein Banquier wäre, der in der Reſidenz ein Haus macht, Emilie käme dann doch nicht ganz aus aller Liaiſon mit dem Adel — aber ein Krämer in einer Provinzſtadt! — nimmermehr!

Thomas. Ei was, Banquiers! man hat Beiſpiele, daß Häuſer fallirt haben, denen Kaiſer und Könige Zepter und Krone auf Credit gegeben hätten. Das iſt alles nichts, die Oekonomie iſt allein ſicher und unwandelbar. Grund und Boden kann mir nicht weggenommen werden.

von Adlerhorſt. Das Teſtament iſt albern. Wie ſollen drei Vormünder jemals einſtimmig werden, zumal eine Dame von Rang mit — (corrigirt ſich) Hätte ich allein über Emiliens Hand zu disponiren, wie es die Abſicht meiner ſeligen Frau Schweſter war, ſie wäre längſt glänzend vermählt.

Thomas (geringſchätzend). Kenne den Glanz! Sie meinen gewiß Ihren Habenichts von Sohn, der zwei Jahre auf Reiſen war, und in England weder den Dampfwagen noch die Dreſchmaſchine geſehen hat.

Adam. Der ſich in Paris drei Monate aufhielt und nicht einmal das naturhiſtoriſche Muſeum beſuchte.

Thomas. Das wäre mir ein Mann für Emilien. Ihre 100,000 Thaler und das ſchöne Haus — die könnte er wohl brauchen, um Pferde und Schmarotzer damit zu füttern, aber mein ſeliger Bruder hat nicht geſpart, damit Leute ſein Hab und Gut vergeuden ſollen, von denen der liebe Herrgott eigentlich ſelber nicht recht weiß, wozu er ſie geſchaffen hat.

von Adlerhorſt. Herr Schwager! Sie werden ſchon wieder grob. Ich glaube die Familie Brand könnte froh ſeyn zum zweiten Male mit einem Hauſe verwandt zu werden, das keinen andern Flecken hat, als die unglückſelige Meſalliance meiner Frau Schweſter.

Thomas. So? War die Frau Schweſter unglücklich? Nun, mein Bruder hat ſich auch nicht auf Roſen gebettet. Und warum hat ſie ihn denn genommen? Sie hatte ja die Wahl zwiſchen ihm und dem Kammerjunker von Stier, und die Stiere ſind ein ſo altes Geſchlecht im Turnierbuche wie in der Oekonomie! Warum hat ſie den Stier nicht genommen? Weil er zwar zwei und dreißig Ahnen, aber nur dreißig Thaler monatlicher Einkünfte hatte. Mein Bruder ließ ſich vom Satan blenden, nahm ſie, zahlte zwanzig Tauſend Thaler Schulden, um ihr Haus zu arrangiren, und das kleine Familiengut frei zu machen, das der Herr Sohn, Gottlob! ſchon wieder zur guten Hälfte verſchuldet hat.

Adam. Und wie lange würde es dauern, ſo hätte er Emiliens beträchtliches Vermögen auf gleiche Weiſe decimirt. Das ſchien Bruder Jacob auch zu ahnen, darum nahm er ſich die Freiheit, und ſetzte uns beide (zu Frau von [illegible]) zu ihren Mitvormündern ein.

Thomas. Das war aber, beim Lichte beſehen, auch eine Dummheit. Nimm mir's nicht übel, Bruder! Ich allein hätte Vormund werden ſollen, denn wie ſollen wir uns vereinigen, da die Oppoſition (auf Frau von [illegible]) in der Mitte ſitzt.

Adam. Wenn ich mir die Sache recht überlege, ſo ſcheint es mir freilich, wir Drei werden über dieſen Punkt eben ſo wenig zuſammen kommen, als Nachtfalter und Tagfalter.

Thomas. Ja, das kommt daher, weil ich ein Tagfalter bin, und ihr beide Nachtfalter, die nur im Dunkeln herumflattern und ſich am Lichte die Flügel verſengen.

Adam. Da könnte ſich alſo leicht der Fall ereignen, daß Emilie —

Thomas. Eine alte Jungfrau würde? — möglich aber doch immer noch beſſer ledig bleiben, als ſich ſchlecht verheirathen. Ueberdies wird ſie doch einmal 21 Jahre alt, dann hat ſie ihren

Verſtand, ſo viel ihr Gott von dieſer Gabe ſchenkt, und ihren freien Willen, und, daß ſie früher keine unvorſichtige Partie ſchließt, ſteht zu hoffen, denn ein Mann, der uns Beiden recht iſt, wird ihr gewiß nicht gefallen.

Adam. Das glaube ich beinahe auch.

von Adlerhorſt (ſteht auf). Alſo unſere Sitzung iſt geſchloſſen.

Thomas (ebenſo). Iſt geſchloſſen.

von Adlerhorſt. Und wir ſind einig.

Adam (ſteht auf). Senatus consultum!

von Adlerhorſt. Emilie bleibt unvermählt.

Adam. Für diesmal allerdings!

Thomas. Aber meine werthen Vormünder! Ich bitte euch noch einmal, überlegt die Sache reiflich. Warum ſoll die arme Emilie noch 6 Jahre ledig bleiben? Geht in euch, entſagt eurem Rechte, (Frau von Adlerhorſt und Adam ſchütteln den Kopf) überlaßt mir die Wahl — ich ſuche ihr einen tüchtigen Oekonomen aus, da wird ſie gewiß glücklich.

von Adlerhorſt (ſpöttiſch). Ein ſchönes Glück, Kartoffeln ſtampfen!

Thomas. Halten Sie mir die Kartoffeln in Ehren, Frau Schwägerin! ſie ſind ein probates Hülfsmittel für Hungerleider von Stand.

von Adlerhorſt (für ſich). Impertinent!

Adam. Ein Oekonom hätte freilich die ſchönſte Gelegenheit Entomologie zu ſtudiren; aber ſie thun's nicht.

Thomas. Weil ſie etwas Klügeres zu thun haben. Aber (auf die Uhr ſehend) es iſt neun Uhr, ich muß auf den Markt, und ſehen, wie die Getreidepreiſe ſtehen. Das fruchtbare Wetter hat ſie zum Verzweifeln herabgebracht, wenn das ſo fort geht, ſo möchte man am Ende lieber ein Profeſſor als ein Oekonom ſeyn. Adieu! (Nimmt Hut und Stock, und geht durch die Mittelthür ab.)

Adam. Verehrteſte Frau Schwägerin! mit Ihrem Sohne iſt es nichts. Wenn er noch ein Apollo wäre, oder ein Aff, aber ſo iſt er nichts als ein vespertilio [illegible] vulgaris, ja

Deutſch gemeiner [illegible]. Recommandire mich ſchönſtens. (Geht ſeinem Bruder nach.)

von Adlerhorſt (geht zornig auf und ab). O welche Unverſchämtheit, das einer Mutter ins Geſicht zu ſagen. Wahrlich, meine beiden Herren Mitvormünder wiſſen wohl, wie man eine Kuh melken oder einen Schmetterling aufſpießen muß, aber wie man mit einer Dame von Stande umzugehen hat, davon haben ſie keinen Begriff.

Zweiter Auftritt.

Frau von Adlerhorſt. Julius.

Julius (tritt ein im eleganten Anzuge mit Sporen. Er ſpricht ſchon in der Thür). *Good morning, my dear mother!*

von Adlerhorſt (zärtlich). Ah, gut daß du kommſt, mein Julius! ich will mich an deinem Anblick von der Brutalität meiner beiden Schwäger erholen. Wie haſt du geſchlafen, mein lieber Sohn?

Julius. Schlecht, mamma mia, ſehr ſchlecht! wir ließen geſtern im Caſino ein Bißchen viel Korkſtöpſel fliegen, da habe ich Kopfweh bekommen, und zehn Louisd'or im Rouge et noir verloren. Ich brauche Geld, Mama!

von Adlerhorſt. Schon wieder, Julius?

Julius (verdrießlich). Mais mon Dieu! — ſchon wieder? Sie haben mir vorige Woche 20 Louisd'or gegeben, wie lange ſoll ich wohl damit auskommen? Auch hat mir ein Schneider aus der Reſidenz einen neuen Frack geſchickt, den brauche ich, wie das liebe Brod! Er ſchreibt mir, es ſey der eleganteſte, den er ſeit Jahr und Tag gemacht, und *certainly, Milady!* ſeit ich London verlaſſen, habe ich nichts ſo Brillantes geſehen, als dieſen Frack.

von Adlerhorſt (zärtlich). Steht er dir wirklich ſo gut?

Julius. Very fashionable.

von Adlerhorſt. Nun, ſo will ich gleich das Geld hinunter ſchicken. Aber höre Julius, du mußt endlich mit Emilien Ernſt machen. Deine Reiſen haben viel gekoſtet, und wenn du in die Reſidenz gehſt, mußt du doch auch unſerm Hauſe Ehre machen —

Julius (ſie unterbrechend, etwas ungeduldig). Si Signora, ich will Emilien die Cour machen, weil Sie es durchaus wollen — meinetwegen heute noch. (Geht vor den Spiegel, und beſieht ſich.) Ich denke, es wird mir nicht ſchwer werden, ſie zu erobern. Hat mir doch kein Damenherz in Italien, Frankreich und England widerſtanden, ſo hoffe ich mit der kleinen Provinz-Couſine auch noch fertig zu werden. (Ordnet ſeine Cravatte, bindet die Schleifen auf und wieder zu.)

von Adlerhorſt. Ich habe ſo eben von der Hofdame Bergenſtein Antwort erhalten. Ich habe ihr geſchrieben, daß du in's diplomatiſche Corps eintreten willſt, ſie iſt damit nicht ganz einverſtanden.

Julius. Wherefore? Was ſoll denn ein Cavalier anders werden, als Diplomat oder Officier?

von Adlerhorſt. Indeß verſpricht ſie, ihr Möglichſtes zu thun, und gibt mir einige Winke. Der geheime Legationsrath Morgenſtern, der ſehr viel gilt, reiſt durch unſere Stadt, auch ſeine Schweſter, die Dame d'Honneur der Herzogin, iſt ſehr einflußreich.

Julius. Coſpetto di Bacco! Der ſoll ich am Ende auch noch die Cour machen?

von Adlerhorſt. Wenn du in die Reſidenz kommſt, natürlich. Ein Diplomat muß allen Damen von Einfluß die Cour machen. Das ſind die Myſterien der Diplomatie. Aber die gute Bergenſtein ſchreibt da noch etwas von einer ſonderbaren Liebhaberei des Legationsrathes (nimmt den Brief aus dem Arbeitskörbchen und lieſt) „Sie wird ſich dir gleich bei ſeinem erſten Blick auf die Fenſter eurer kleinen Stadt offenbaren, und ich zweifle nicht, daß du ſie zu benutzen wiſſen wirſt.“ Was das nun ſeyn mag, die Bergenſtein hätte ſich auch deutlicher ausdrücken können.

Julius (lachend). Mon dieu! Es werden doch nicht die vielen Käfige ſeyn, die jedem durchreiſenden Narren Stoff zu ſchlechten Bonmots über unſere Stadt geben.

Adlerhorſt. Ich will heute noch an ſie ſchreiben, um mir ein näheres Detail auszubitten.

Julius (am Fenſter). Eccola! — da kommt Emilie aus dem Garten.

von Adlerhorſt. Ich laſſe dich allein mit ihr. Bedenke, mein Julius! daß die Verbindung mit der kleinen Perſonage den Glanz unſeres Hauſes wieder herſtellt, und biſt du einmal ein Mitglied des diplomatiſchen Corps, ſo werden meine beiden Mitvermünder wenigſtens aus Reſpect wohl die Courage verlieren, ſich deiner Werbung zu widerſetzen. Bedenke, daß du Julius heißeſt, und daher ein Cäſar ſeyn mußt.

Julius. Yes, Mistress! ich heiße Julius, und bin ein Cäſar.

von Adlerhorſt (ergänzend). Der kommt, ſieht und ſiegt.

Julius. C'est ça, ich bin ſchon da, ich ſehe ſie an, ich ſiege.

(Frau von Adlerhorſt tritt ab.)

Julius (vor dem Spiegel). Properly iſt es eine ſonderbare Fantaisie von meiner Mutter, daß ich gerade Emilien heirathen ſoll. Ich glaube, ein junger Cavalier wie ich hätte die Wahl unter den erſten Schönheiten der Reſidenz und des Hofes.

Dritter Auftritt.

Julius, Emilie, zuletzt Frau von Adlerhorſt.

Emilie (kommt zur Mittelthüre herein). Guten Morgen, Couſin!

Julius. Buon giorno, mia bella cugina! Sie waren im Garten?

Emilie. Ja wohl.

Julius. Very well! Dahin gehören Sie, car vous êtes la reine des fleurs et des coeurs — eine wahre Centifolie, jedes einzelne Blatt birgt ſeine einzelne Liebenswürdigkeit.

Emilie (abwehrend). Ich bitte Sie, Couſin!

Julius. Ne m'interrompez pas, ich bin eben im Zuge eine Enfilade myſteriöſer Sentiments loszulaſſen.

Emilie (achſelzuckend). Nun, wenn es denn nicht anders ſeyn kann!

Julius. Yes, my beautiful Miss! es kann nicht anders ſeyn. Und was haben Sie im Garten gemacht? — haben Sie den Kranz Ihrer Reize um die Bäume geſchlungen, haben Sie mit dem Bouquet Ihrer Grace die Lüfte mit ſüßen Düften erfüllt?

Emilie (ganz ruhig). Ich habe meine Blumen begoſſen.

Julius. Seriously? Blumen begoſſen? mit der Gießkanne wahrſcheinlich? Très bon! Aber warum begießen Sie denn Ihre Blumen, Couſine

Emilie (lächelnd). Damit ſie nicht verwelken.

Julius (galant). Ah crudele! Sie wollen Ihre Blumen für die Gluth des Tages entſchädigen, und vergeſſen, daß Sie mit zwei Sonnen die Beete beſtrahlen, with two suns! (deutet auf ihre Augen) mit dieſen beiden Augen.

Emilie (wie oben). Wahrlich, Couſin! Sie ſind heute über die Maßen galant. Sie citiren ſogar den Petrarca.

Julius. Den Petrarca? iſt das der Petrarca, der den Taſſo geſchrieben hat? — Da heißt es wohl les beaux esprits se rencontrent! ich habe den Petrarca auf Ehre nicht geleſen. Der Gedanke kam mir ſo zufällig. Aber, apropos, ſagen Sie mir doch, warum waren Sie vorgeſtern nicht auf dem Balle?

Emilie. Weil ich mich auf den hieſigen Bällen gewöhnlich ennuyire.

Julius. Ennuyire? wie kann man ſich auf einem Balle ennuyiren? man ſieht, man wird geſehen, man glänzt, man ſchimmert, man macht neue Conquêten. Ich habe mich nie auf einem Balle ennuyirt, ein einziges Mal im Vauxhall zu London ausgenommen. Diesmal hätte ich den Cotillon mit Ihnen getanzt.

Emilie (ironiſch). Wenn ich mir ein ſolches Glück hätte träumen laſſen —

Julius. Ich habe zwei neue Touren erfunden.

Emilie (wie oben). Ihr Genie iſt bekannt, Couſin!

Julius (geſchmeichelt). Sie ſind ſehr gütig, my dear cousin! ſie ſind heute ſehr liebenswürdig, in verità, amabilissima.

Emilie (lächelnd). So?

Julius. Das heißt auf Deutſch: Sie ſind würdig, daß ich Sie liebe, und ich habe mich auch aus dem Stegreif a prima vista in Sie verliebt.

Emilie (mit einer leichten Verbeugung, ironiſch). Sehr verbunden!

Julius (dringend). Oh furbetta! Verbinden Sie mich.

Emilie (lachend). Sind Sie verwundet?

Julius (zärtlich). Yes my lovely coussin! und tödtlich, durch Sie.

Emilie. Durch mich?

Julius. Ich bin in die zarten Blüthengewinde unſchuldiger Koketterie gefallen. Sehen Sie nicht, daß ich Tag und Nacht roſenrothe und lilablaſſe Liebesthränen weine?

Emilie (etwas verlegen). Ich weiß wahrhaftig nicht —

Julius (galant). Es iſt ein unbewußter Sieg, ein Sieg, den Sie unwiſſend errungen haben.

Emilie (mit Beziehung). Selig ſind die Unwiſſenden, denn ihrer iſt das Himmelreich.

Julius. Tres bien ma chère cousine! wie aber, wenn ich dies Himmelreich wäre, das Sie unwiſſend erobert haben.

Emilie (ironiſch). Ich weiß ſehr wohl, daß ich das Himmelreich nicht verdiene, da muß ich erſt noch lange, lange mit Ihnen umgehen. (Julius lächelt behaglich.) Aber jetzt weiß ich auch, daß ich auf mein Zimmer gehen muß, mein engliſcher Sprachmeiſter kommt, und ich muß ja doch trachten, meinem gereiſ'ten Couſin Ehre zu machen. Leben Sie wohl. (Will gehen.)

Julius. Sie fliehen, mio dolce tresoro?

Emilie (wie oben). Nein, ich weiche nur Ihnen. (Geht.)

Julius. Sie weichen und erweichen mein Herz. (Für ſich) Das war doch ein brillanter Witz. (Laut) Auf Wiederſehen. (Zärtlich) Forget my not!

Emilie (wie oben). Wie wäre das möglich? (Ab durch die Mittelthür.)

Julius (geht zum Spiegel). Die gute kleine Roturiere iſt hin. (Ruft) Chère maman — aber das iſt kein Wunder! ging es denn den Schönen von Venedig, Rom und Neapel, den Pariſerinnen und den Brittinnen beſſer? (Geht zur Seitenthür. Ruft) Chère maman! (Geht wieder zum Spiegel) Ich könnte wahrlich bald einen Catalog führen, wie der Don Juan. Ob es denn wahr iſt, daß er es auf Tauſend und drei gebracht hat? Das ſcheint mir doch nur eine Fanfaronade von dem Don Juan. (Geht zur Seitenthür) Ma mère!

von Adlerhorſt (inwendig). Ja mein Sohn. (Kommt heraus) Nun, Julius! was ſagt Emilie?

Julius. A singular question! was ſoll ſie ſagen, ſie liebt mich bis zum Wahnſinn. Ich ſagte ihr, als ſie fortging ſo recht zärtlich, recht unwiderſtehlich: Forget my not, und ſie antwortete, ach Mama, ſie antwortete mit einem Ausdrucke, mit einem Blicke: (copirt Emilie) Wie wäre das möglich? — Sie lernt engliſch mit eiſernem Fleiß und Ausdauer, bloß um mir Ehre zu machen — Que voulez vous de plus?

von Adlerhorſt. Und ſo ſchnell ging das Alles?

Julius. Cäſar kommt, ſieht und ſiegt, und nun kommen Sie Mama, und ſehen Sie — meinen neuen Frack. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Ein unregelmäßiger Platz einer kleinen Stadt. Alle Fenſter ſind mit Blumen beſetzt, und Käfige mit Vögeln aller Gattungen hängen vor denſelben. Rechts ein vorſtehendes Haus mit einem hohen Erdgeſchoße, im Fenſter ſteht ein großer Roſenſtock, in mehreren Vogelhäuſern hängen Nachtigallen und Canarienvögel. Emilie, dann Georg, zuletzt Männer und Weiber aus der Nachbarſchaft.

Emilie (erſcheint am Fenſter, und ſieht neben dem Roſenſtocke heraus). Wahrlich, wer in einer kleinen Stadt geboren iſt, ſollte nie in eine größere kommen, da lernt er erſt vergleichen, und ſein Unglück erkennen. Man kann eine halbe Stunde am Fenſter ſtehen, ehe ein Menſch vorüber geht, und dann ſind es alle Tage dieſelben faden, langweiligen Geſichter. (Sieht in die Couliſſe links.) Halt, da iſt einmal etwas Fremdes — ein hübſcher Menſch, eine intereſſante Phyſiognomie, aber ein bischen abenteuerlich coſtumirt. — Mein Gott, dieſe Züge ſollt' ich kennen — er geht grade auf das Haus zu. (Zieht ſich hinter den Roſenſtock zurück.)

Georg (kommt in genialem, etwas buntem, doch nicht zerriſſenem Reiſeanzug, den Knotenſtock in der Hand, das Felleiſen auf dem Rücken, trällernd herein, beim Anblick der Häuſer bleibt er ſtehen und ſieht rings umher). Was Teufel! alle Fenſter mit Blumen decorirt, und dazwiſchen hängen Käfige? — geſchieht das etwa mir zu Ehren? (Wie er gegen die linke Seite ſieht, kommt Emilie wieder hinter dem Roſenſtock hervor.) Die Leute wollen durch die Blumen wahrſcheinlich im vollen Sinne des Wortes verblümt ſagen, daß entweder ſehr hübſche Mädchen in der Stadt wohnen, oder ſie wollen die Stadt in guten Geruch bringen. Die Roſen riechen allerliebſt. (Dreht ſich rechts und erblickt Emilie.) Was iſt das für ein hübſches Kind? Alſo meine erſte Anſicht iſt die richtige. Deſto beſſer! denn wenn die Mädchen hübſch ſind, nehme ich es mit dem Roſengeruch nicht ſo genau. (Er grüßt Emilien, ſie dankt freundlich, aber verlegen.) Sie erlauben doch, mein Fräulein, daß ich mir eine Roſe abbrechen darf? (Emilie nickt und verſchwindet.)

Georg. Fort iſt ſie — ſie hätte auch am Fenſter bleiben können. Das Mädchen iſt hübſch wie ein Engel, und ich weiß nicht, ſie kommt mir ſo bekannt vor, ich muß ſie ſchon einmal wo geſehen haben, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch in einem weiſſagenden Traume in der Sylveſternacht. — Ich kann mich nur nicht beſinnen — doch wie ſollte ich auch, ich habe der hübſchen Mädchen in meinem Leben ſo viele geſehen, wie ſoll man da eine einzelne herausfinden. Die muß ich näher kennen lernen. Eile habe ich nicht, und um eines ſchönen Kindes willen bin ich ſchon länger als ein paar Tage ſitzen geblieben. Die Stadt iſt übrigens recht hübſch, die Gegend freundlich, und die Lockvögel in den Fenſtern ſind eine gute Vorbedeutung. Jetzt will ich aber vorläufig von der Erlaubniß der Schönen Gebrauch machen, und mir eine Roſe abbrechen. (Er verſucht hinauf zu gelangen.) Das verdammte Fenſter iſt zu hoch. (Er klettert höher, und bricht eine Roſe ab.)

Ein alter Mann (kommt links heraus). Diebe! Diebe!

Ein altes Weib (kommt rechts heraus). Wo denn? (Erblickt Georg) Diebe! Diebe!

Einige alte Weiber und Kinder (kommen von beiden Seiten und ſchreien). Diebe! Diebe!

Georg (herunter ſpringend). Was ſoll denn das heilloſe Geſchrei? (Steht Poſto vor dem Hauſe.)

Das Weib. Haltet den Dieb!

Alle. Haltet den Dieb! (Sie nähern ſich Georg.)

Georg. Sie rücken in Maſſe gegen mich an. (Macht ſich ſchlagfertig). Guten Tag, mein Herr und Damen, was beliebt?

Der Mann. Sie müſſen auf die Polizei.

Das Weib. Ja, auf die Polizei!

Zweites Weib. Ja, Sie müſſen!

Georg (mit komiſchem Pathos).

Ich muß? — Sagt eurem Herrn,
Daß Carlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen
Wo er zu wollen hat.

Erſtes Weib. Sie ſind eingebrochen.

Zweites Weib. Packt ihn nur, und führt den Dieb fort.

Alle. Ja, führt ihn fort.

Georg (wie oben mit geſchwungenem Stock). Wer kein ungariſcher Ochſe iſt, komme mir nicht zu nahe. (Alle weichen zurück.) Seyn ſie ruhig, meine Herrſchaften! ich habe mir nur eine Roſe herab geholt. (Emilie erſcheint am Fenſter, und verbirgt ſich ängſtlich hinter dem Roſenſtock; wie Georg von der Roſe ſpricht, ſieht er hinauf und erblickt Emilien, für ſich) Da iſt ſie.

Erſtes Weib. Eine Roſe koſtet zwei Dreier.

Zweites Weib. Ja, ich handle mit Roſen.

Der Mann (tritt Georg zu Leibe, und will ihm den Stock entwinden). Und wer zwei Dreier ſtiehlt —

Georg (einfallend). Bekommt Schläge. (Prügelt ihn).

Der Mann (retirirt ſich). Auweh, auweh!

Erſtes Weib (wüthend). Was, ſchlagen auch noch? (Retirirt ſich.)

Alle (ſchreien durcheinander). Der Spitzbube! der Gauner! der Galgenvogel! (Dringen heran.)

Georg (ſie mit geſchwungenem Stocke vor ſich hertreibend). Wollt ihr vom Platz, verwünſchtes Volk der Weiber! (Jagt alle in die Couliſſe.)

Emilie (am Fenſter). Gott, ich ſterbe vor Angſt. (Verſchwindet.)

Georg (kommt mit geſchwungenem Stock zurück). Große Flucht, und ich bin Sieger! (Blickt zum Fenſter auf.) Die Kleine hat zum Fenſter herausgeſehen und meine Heldenthat bewundert. Aber die Polizei iſt vortrefflich in der Stadt. Wahrſcheinlich ſind die Bürger Nationalgarden, denn ſie haben ſich ſehr ſchleunig mobil gemacht. Ei, wer kommt denn da? das iſt ja ein bekanntes Geſicht.

Fünfter Auftritt.

Georg. Schmidt, zuletzt Julius.

Schmidt ſehr einfach und anſtändig, doch etwas kleinſtädtiſch gekleidet, kommt links heraus.

Georg (ihn erkennend). Schmidt, altes Haus! grüße dich der Himmel!

Schmidt (zurückprallend). Mein Gott, Morgenſtern?

Georg (ihn umarmend). Was erſchrickſt du denn? Mach doch keine ſo zaghaften Geſichter, du weißt aus alter Zeit, ich kann ſie nicht leiden.

Schmidt (ſieht ſich beſorgt um). Aber ich habe ja von einem Spektakel gehört, von einem Volksauflauf. Warſt du etwa —

Georg (lachend). Freilich war ich.

Schmidt (wie oben). Und ſie haben dich nicht eingeſperrt?

Georg. Noch nicht. Im Gegentheil habe ich eben eine ganze Armee von alten Weibern und Gaſſenjungen in die Flucht geſchlagen. Sie hielten mich für einen Dieb, weil ich mir (auf das Fenſter deutend) von dem Fenſter da eine Roſe herunter holte. Apropos! wem gehört das Haus?

Schmidt. Der Familie Brand.

Georg. Iſt das hübſche Kind von da drinnen auch ein Brander?

Schmidt. Du meinſt wahrſcheinlich Emilien?

Georg. Gibt es mehrere hübſche Mädchen in dem Hauſe?

Schmidt. Nein, nur die Einzige.

Georg. Dann meine ich wahrſcheinlich dieſe Einzige. Sage mir, kann ich das Mädchen heirathen?

Schmidt. Biſt du von Sinnen?

Georg. Hat ſie Geld?

Schmidt. Ja, viel Geld, und wird einmal noch mehr erben.

Georg. Gut! Hat ſie Eltern?

Schmidt. Nein.

Georg. Aber Verwandte?

Schmidt. Drei Vormünder: zwei Onkels und eine Tante, ohne deren einſtimmige Bewilligung ſie nicht heirathen darf.

Georg. Einſtimmig? o weh!

Schmidt. Von dem Vater hat ſie (auf das Haus deutend) dieſes Haus und 100,000 Thaler geerbt.

Georg. O du Goldväterchen!

Schmidt. Und der ältere Oheim hat ein großes Landgut, das ihr auch einſt zufällt.

Georg. Ein ſolcher Oheim iſt wahrlich eine ſchöne Erfindung.

Schmidt. Von der Tante wird ſie nichts erben, die hat nur Ahnen.

Georg (in Gedanken vor ſich hinſprechend). Drei? — Das iſt viel, aber ich habe als kleiner Junge einmal ein Stück geſehen, da wurde ein heirathsluſtiger Gentleman ſogar mit vier der heterogenſten Karrikaturen fertig. (Zu Schmidt) Was ſind die Vormünder für Leute?

Schmidt. Was kümmert das dich?

Georg (mit komiſchem Pathos). Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen. Nur geſchwinde, was haben ſie für Charaktere, oder beſſer, in welcher Gattung von Charakterloſigkeit excelliren ſie?

Schmidt. Ich bin nur mit dem Einen bekannt, mit dem Profeſſor Brand, der ein großer Entomologe iſt.

Georg. Du mußt mich bei ihm einführen.

Schmidt. Als was denn?

Georg. Als reiſenden Naturforſcher. Du ſiehſt mich an? Ich glaube ich ſehe abgetragen genug aus, um für einen Gelehrten paſſiren zu können. Hätte ich meine Equipage noch, ſo würde ich mich als Kunſtliebhaber präſentirt haben.

Schmidt. Aber wo iſt denn deine Equipage?

Georg. Die Pferde ſind den Weg alles Fleiſches gegangen; ſie waren krank, und ich habe ſie durch einen berühmten

Homöopathen behandeln laſſen, ſie ſind geſtorben, das iſt ein Beweis, daß die Homöopathen keine Roßkuren machen. Der Kutſcher nahm ſich die Geſchirre, denn ich war ihm einigen Dank für treue Dienſte ſchuldig, und den Wagen hat ein guter Freund, der Pfandverleiher Hagel, bei Nacht und Nebel aus der Remiſe entführt, weil er ihn bis in ſein Haus gezogen hat, um die Pferde zu dieſer Expedition zu erſparen.

Schmidt. Und dann biſt du zu Fuße gegangen?

Georg. Gott bewahre, noch nicht! ich hielt mir ein Reitpferd, und foppte meine Gläubiger auf der Promenade. Da hatte ich einmal das Unglück, einen ſoliden Mann, den Titularrath Wampe, über den Haufen zu reiten, und nahm mir das ſo zu Herzen, daß ich den Fuchs auf der Stelle verkaufte. Als ich kein Pferd mehr hatte, blieb mir nur mein treuer Pudel übrig, und ich war im vollſten Sinne des Wortes auf den Hund gekommen.

Schmidt. Wahrlich, ich beklage dich.

Georg. Endlich ſchrieb ich einen großen Concurs aus, und berief eine Verſammlung meiner Gläubiger. Ich ſage dir, ſie war bald ſo zahlreich, wie der polniſche Landtag und eben ſo ſtürmiſch. Ich appellirte an die Geduld meiner Freunde, da ſie aber unbeweglich blieben, verkaufte ich alles Bewegliche im Aufſtreich, gab meinen Hund bei der Baroneſſe Karg in Penſion, und machte mich auf den Weg.

Schmidt. Und wo willſt du hin?

Georg. Das weiß ich noch nicht — ſchlägt mir Alles fehl, ſo gebe ich einen Band Reiſebilder in Heine'ſcher Manier heraus; ſie werden irgendwo verboten, und erleben in Hamburg die zweite Auflage. Das trägt Louisdor's ein.

Schmidt. Wenn ſie aber nicht verboten werden?

Georg. So werde ich Redacteur einer Zeitung, ſtoße in die Trompete, und werde irgendwo als Hofrath angeſtellt. Man kann ſich wohl denken, daß ſolche Leute auch eine Carriere machen.

Schmidt. Wie ſtehſt du denn aber mit deinem reichen Onkel?

Georg. Schlecht, verflucht ſchlecht. Mein braves Brüderchen hat mich beim Onkel verſchwärzt wie ein Franz Moor — und leider ſo glücklich, daß mich der Alte enterbte. Ich bin daher genöthigt, mich auf Speculationen zu verlegen. Die einfachſte wäre wohl, eine reiche Parthie zu machen.

Schmidt. Du willſt alſo (auf das Haus deutend) heirathen?

Georg. Aus Deſperation will ich, und — eigentlich muß ich. Du weißt, daß meine Mutter noch ein hübſches Capital beſaß, das hat ſie mir vermacht, aber mit einer Clauſel. Die gute Frau glaubte, die Ehe ſey ein Specificum gegen alle Thorheiten —

Schmidt. So?

Georg. Es iſt ein Aberglaube, doch alle geiſtreichen Leute haben einen Aberglauben, meine Mutter war meine Mutter, ergo *mußte* ſie geiſtreich ſeyn, ergo mußte ſie einen Aberglauben haben, der ſie bewog, in ihrem Teſtamente feſtzuſetzen, ihr Vermögen dürfe mir nicht eher ausgezahlt werden, bis ich verheirathet ſey. Drum will ich je eher je lieber (auf das Haus deutend) der ſchönen Hausbeſitzerin meine Hand reichen.

Schmidt. Du kennſt aber das Mädchen gar nicht.

Georg. Sie kommt mir ſehr bekannt vor — und wenn auch, in unſern Jahren lernt man ſich bald kennen. Führe mich nur bei ihrem Onkel ein — das iſt der erſte Schritt in Hymens heiligen Hain — und zwar gleich jetzt.

Schmidt. In dieſem Anzuge?

Georg. Ich habe keinen andern, und wenn morgen Hochzeit iſt, ſo leihſt du mir deinen ehrbaren ſchwarzen Frack zur Trauung. Führe mich nur ſchnell in deine Wohnung, daß ich mein Felleiſen los werde, und dann zum Profeſſor.

Schmidt. Aber ich bitte dich —

Georg. Bitten kannſt du nachher ſo viel du willſt, jetzt aber vorwärts.

Schmidt. Du machſt wieder einen tollen Streich.

Georg. Bei der Unzahl von tollen Streichen, die ich ſchon gemacht habe, kommt einer gar nicht mehr in Betrachtung.

Schmidt. Aber, Georg! wann wirſt du denn einmal anfangen geſetzt zu werden?

Georg. Wenn ich mich nicht ſchnell aus der Hauptſtadt fortgemacht hätte, wäre es mir faſt geſchehen, denn ein impertinenter Gläubiger hatte gute Luſt, mich in den Schuldthurm ſetzen zu laſſen.

Julius (kommt aus dem Hauſe, mißt Georg ſpöttiſch, im Gehen). Ah, ein sentimental traveller.

Schmidt (grüßend) Gehorſamer Diener, Herr von Adlerhorſt. (Georg ſieht Julius feſt an, und ſein Stock fängt an ſich in der Hand zu bewegen.)

Julius (nachläſſig). Good morning Master! (Fixirt Georg und geht ab.)

Georg (wild). Wer iſt denn das Juste milieu zwiſchen zwei Hausthieren? wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo diente er uns im vorigen Carneval in der Reſidenz zum Stichblatt ſchlechter und guter Witze; er kam eben von Reiſen, und machte ſich überall unnütz.

Schmidt. Das kann wohl ſeyn.

Georg. Er ſprach in einer Minute Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch durcheinander, wie ein Staarmatz, und wenn man es in's Deutſche überſetzte, ſo war es immer eine Dummheit.

Schmidt. Das ſieht ihm ähnlich.

Georg. Es iſt ſo ein nachgemachter Achtgroſchen-Engländer, der einen Sinn mehr hat als andere Leute.

Schmidt. Und welchen denn?

Georg. Den Unſinn.

Schmidt. Hahaha! das paßt auch auf ihn.

Georg. Die Leute glauben echte Gentlemen zu ſeyn, wenn ſie deutſche Thorheiten auf engliſch begehen. Sie ſpucken engliſch, ſie gehen, reiten und fallen engliſch in den deutſchen Koth. Was macht der Burſche hier?

Schmidt. Er iſt Emiliens Couſin, und, wie die Stadt ſpricht, ihr Liebhaber.

Georg. Der da? höre Schmidt, wenn ich es noch nicht beſchloſſen gehabt hätte, jetzt ſtände es feſt. Ich heirathe ſie, und wäre es bloß um ein Werk der Liebe zu ſtiften, und ſie von dem Gecken zu retten. (Mit komiſchem Pathos) Jetzt Faſhionable rüſte dich zum Kampf. (Schwingt ſeinen Stock hoch.)

Nicht aus den Händen leg' ich dieſen Knüttel,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

(Zieht Schmidt fort).

Sechſter Auftritt.

Adam Brand's Studierſtube mit einer Mittel- und Seitenthüre.

Adam (einen Brief in der Hand tritt aus der Seitenthüre ein, ſetzt ſich an den Tiſch, und öffnet den Brief). Vom Profeſſor Broken aus der Reſidenz. Was ſchreibt denn der hochgelahrte Mann? (Lieſt und ſchüttelt den Kopf.) Per Jovem! (Lieſt weiter.) Was fällt denn dem Profeſſor ein, ſich in Eheſtandsſachen zu miſchen? (Lieſt) Für deine Mündel hätte ich einen Bräutigam, den berühmten Entomologen Magiſter — Hosper? — Husper? der Profeſſor hat eine ſo gelehrte Hand, daß man ſeine Briefe immer mehr errathen als leſen muß. Wie heißt denn der Mann eigentlich? Husper, Hosper oder Hasper? mit dem Circumflex über dem u iſt er ſtets ſehr ökonomiſch. Es iſt fatal, daß ich den Namen nicht heraus bringen kann, aber heirathen muß ihn Emilie, denn ein Mann, den Profeſſor Broken recommandirt, kann nicht abgewieſen werden, das werden hoffentlich auch meine Mitvormünder begreifen, ſo ungelehrig ſie auch ſonſt ſind. (Es wird geklopft) Herein! (legt den Brief auf den Tiſch.)

Siebenter Auftritt.

Schmidt und Georg treten zur Mittelthüre ein. Adam ſteht auf, und geht ihnen entgegen.

Schmidt. Vergeben Sie, Herr Profeſſor, daß wir ſtören. Ich habe hier die Ehre, ihnen den genialſten Naturforſcher aus der Reſidenz vorzuſtellen.

Adam (betrachtet Georg mit einigem Befremden, das er zu verbergen ſucht). Ergebenſter! bitte Platz zu nehmen (ſetzt Stühle).

Georg. Die ganze Gelehrten-Republik der Reſidenz hat es mir zur heiligen Pflicht gemacht, den berühmten Profeſſor Brand zu beſuchen, und alle ſeinem freundlichen Andenken zu empfehlen.

Adam (geſchmeichelt). O gar zu gütig. (Auf die Stühle deutend) bitte recht ſehr!

(Sie ſetzen ſich, Georg in die Mitte, Adam rechts, Schmidt links.)

Georg. Zugleich habe ich die Ehre, mich als den Recenſenten ihres neueſten Werkes in der Jenaer Literatur-Zeitung bekannt zu machen.

Adam (ſehr verwundert). Haud comprehendere possum — Meines neueſten Werkes?

Georg (für ſich). Am Ende hat er gar nichts geſchrieben.

Adam. Was meinen Sie denn, mein Verehrteſter?

Georg (zu Schmidt leiſe). Was hat er denn geſchrieben?

Schmidt (ebenſo). Ein Syſtem der Entomologie.

Georg (zu Adam). Ich habe Ihr Syſtem der Entomologie beurtheilt.

Adam (verwundert). Ja ſo! aber das iſt ja ſchon vor 19 Jahren erſchienen.

Georg. Das heißt, ich habe es bei Beurtheilung eines neuen Werkes über dieſen Gegenſtand als Muſter und Beleg citirt, aus Dankbarkeit, weil ich dieſem vortrefflichen Syſtem eigentlich Alles verdanke, was ich in der Entomologie geleiſtet habe.

Adam (geſchmeichelt). Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre gütige Nachſicht.

Georg (für ſich). Gottlob! (Laut.) Dann ſollte ich Sie auch zu einem großen entomologiſchen Verein in Frankfurt einladen, der aber der demagogiſchen Umtriebe wegen vertagt, oder vielmehr verjährt worden iſt.

Adam. So? ja die demagogiſchen Umtriebe! Als ich noch Profeſſor war, hat mich der revolutionäre Geiſt der Studenten ſehr verdroſſen. Beſonders litt aber darunter der arme Profeſſor Bandwurm, der trug die Lehre vom ewigen Frieden vor, und in ſeiner Claſſe prügelten ſich die jungen Leute am meiſten herum.

Georg. Das iſt natürlich!

Adam. Es iſt gar nicht anſtändig für junge Leute, revolutionär zu ſeyn.

Georg. Und doch ſind ſie ganz verſeſſen darauf. Ich rathe allen jungen Leuten, vor Allem Entomologie zu ſtudiren.

Adam. Das iſt gut gedacht von Ihnen. Ich laſſe mir noch einen Freiheitskampf für Gott und König gefallen, wie in den Jahren dreizehn und vierzehn, wo Alles unter Aufſicht vor ſich ging, aber ſo — — doch zu etwas Anderm, mein hochverehrter Herr Collega! Sie kennen doch den Profeſſor Broken?

Georg. Was werde ich den nicht kennen? Es iſt mein intimſter Freund. Ich ſoll ihnen viele Empfehlungen von ihm ausrichten, und er wollte mir auch einen Brief an Sie mitgeben.

Adam. So? und Ihr Name, wenn ich bitten darf?

Georg. Mein Name iſt Morgenſtern.

Adam. Morgenſtern? (ſteht auf und ſieht in den Brief.) Die fatale Schrift! (Als ob ihm plötzlich etwas einfiele) Ich hab's! (Lieſt) Heſper — Heſperus, richtig, die Venus heißt ja auch Morgenſtern, wenn ſie vor Sonnenaufgang ſichtbar iſt, der Profeſſor hat ihn alſo nur latiniſirt. Das iſt ſchon der Bräutigam! (Kehrt zu Georg und Schmidt zurück, die mittlerweile auch aufgeſtanden ſind.) Mein lieber Herr Magiſter Morgenſtern, Sie ſind mir nicht mehr fremd. Ich habe eben heute einen Brief vom Profeſſor Broken erhalten, der mir ſehr viel von Ihnen ſchreibt.

Georg (ſehr verwundert). Von mir? (Für ſich) Wiſſen denn ſchon ſogar die Gelehrten von mir?

Adam. Ich weiß, daß Sie ein großer Naturforſcher ſind, der ſich hauptſächlich auf die Schmetterlinge gelegt hat.

Georg (leiſe zu Schmidt). Du, mir ſcheint der ſtichelt.

Adam. Profeſſor Broken meint, Sie könnten mir einen Aufſchluß über die Frage geben, ob die Schmetterlinge in der Monogamie leben. Ich habe eine Abhandlung darüber geſchrieben — Gedulden Sie ſich nur einen Augenblick, ich hole ſie (ab in die Seitenthüre).

Georg (lacht). Hahahaha! ich ein Naturforſcher? — ich habe mich bisher beſcheiden damit begnügt, Alles, was die Natur hervorbringt, in zwei Claſſen abzutheilen, in das, was ſich genießen läßt, und das, was ſich nicht genießen läßt.

Schmidt. Es ſcheint hier ein Mißverſtändniß obzuwalten.

Georg. Das ich vor der Hand nicht heben will. Der Mann ſcheint mir wohl zu wollen, alſo ſchon ein Schritt zum Ziele.

Schmidt. Wenn aber die beiden Andern nur deſto hartnäckiger wären?

Georg. Wer nicht wagt, gewinnt nichts, und verliere ich das Spiel, ſo hülle ich mich in einen Trauermantel —

Adam (mit einem dicken Manuſcript zurückkommend). Ah! Sie ſprechen von dem berühmten Nymphalis antiopa? von dem habe ich ein paar herrliche Exemplare, die ich Ihnen nächſtens zeigen will. Da bringe ich indeß meine Abhandlung über die Schmetterlinge, wenn Sie erlauben, ſo leſe ich ſie Ihnen vor. (Legt das Manuſcript auf dem Tiſch auseinander.)

Georg (erſchrocken). Verzeihen Sie, ich habe die ſonderbare Eigenheit, ich kann nicht vorleſen hören, ich muß Alles ſelbſt leſen, ſonſt begreife ich nichts. Wenn Sie mir daher dies koſtbare Werk anvertrauen wollen —

Adam (legt das Manuſcript zuſammen und gibt es Georg). O mit Vergnügen, ich bitte nur recht bald um Ihr Urtheil. Bis dat, qui cito dat.

Georg (ſteckt es ein). Ich wage kaum — meine geringe Erfahrung gegen Ihre vieljährige —

Adam. Ingenium nascitur! Doch um auf unſere Schmetterlinge zurückzukommen — halten Sie dafür, daß ſie in der Monogamie leben?

Georg (zu Schmidt). Wer? ich oder die Schmetterlinge? (Laut) Ich? in der Polygamie!

Adam. Ei ſo?

Georg. Ja — ich glaube ſogar, daß die Schmetterlinge die wahren Repräſentanten der Polygamie ſind —

Adam. Linnée meint aber —

Georg (einfallend). Der alte Linnée hat auch in einem ſoliden Zeitalter gelebt — die neue Welt hat in dieſer Beziehung eine ganz andere Anſicht, in der Reſidenz iſt man allgemein für die Polygamie!

Adam. Profeſſor Breken auch?

Georg. Das weiß ich nicht beſtimmt, aber ich glaube auch.

Adam. Ei, Ei! Mirabile dictu!

Georg. Ich habe den Beweis praktiſch geführt! —

Adam. Sie? das iſt ſchön. Sie ſind noch ſo jung, und haben ſchon praktiſch bewieſen? das iſt ſehr ſchön, ich bin vollkommen überzeugt, daß ſie ein großes Talent dazu haben. Hören Sie, mein verehrteſter Herr Collega! Profeſſor Breken hat Sie mir zum Ehegatten für meine Mündel vorgeſchlagen.

Georg (ſehr verwundert). Mich? (Für ſich) Das iſt der delicateſte Brocken, den ich je geſchluckt habe.

Adam. Wollen Sie das Mädchen? Ich meine, Sie ſind der rechte Mann für mich und meine Nichte.

Georg. Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, mit einem ſo berühmten Geiſtesverwandten auch körperlich verwandt zu werden.

Adam. Ich werde Sie meiner Nichte und meinen Mitvormündern heute Nachmittag vorſtellen.

Georg (für ſich). Das wird eine gute Vorſtellung werden. (Laut) Mein Dank iſt ohne Grenzen.

Adam (zu Schmidt). Mir iſt nur etwas unbegreiflich — nämlich, daß ein ſo tüchtiger Gelehrter eine ſo ſonderbare Tracht hat — ſo — wie ſoll ich nur ſagen — ſo burſchikos iſt? —

Schmidt (etwas verlegen). Ja — ſo läuft ſie jetzt alle in der [illegible].

Adam (ſehr verwundert). Ei, ei, wenn mir das ein anderer als ein ſo ſolider junger Mann ſagte, ich hätte es kaum geglaubt.

Georg (der die vorigen Reden anhörte). Ja, Sie müſſen wiſſen, heut zu Tage iſt die äußere Geſtalt der Gelehrten und Philoſophen ganz verwandelt. Keine Perrücke mehr, ſondern ein [illegible], kein ehrbarer Rock aus dem achtzehnten Jahrhundert, ſondern eine Toilette nach der neueſten Pariſer Mode. Wir [illegible] [illegible] [illegible].

Adam (wie oben). [illegible]?

Georg. Wir beſuchen Geſellſchaften und Bälle und an-dern Tages die [illegible].

Adam (wie oben). Das war zu meiner Zeit nicht ſo.

Georg. Sie ſollten ſich auch ein wenig modernisiren. Ein Profeſſor iſt heut zu Tage eine brillante Partie. Ich wundere mich, Herr Profeſſor, daß Sie nicht in die [illegible] gehen und ſich eine Braut ſuchen.

Adam (in ſteigender Verwunderung). Ich?

Georg. Ja Sie. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie würden hundert Mädchen finden; zumal da Sie ein [illegible] ſind. Die Mädchen haben heut zu Tage eine wahre Leidenſchaft, Schmetterlinge zu fangen, und an der Nadel zappeln zu laſſen. Ich kenne mehrere, die auf unſere Paſſion wahre [illegible] geworden ſind.

Adam (den Kopf ſchüttelnd). Was man nicht Alles erlebt! Tempora mutantur.

Schmidt. Et nos mutamur in illis.

Adam (lächelnd). Das finde ich doch nicht. Ich bin mir in den letzten vierzig Jahren, glaube ich, ſo ziemlich gleich geblieben. ([illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible], er gibt Signale den Herren, ſo [illegible] auf.) Wollen die Herren ſchon gehen?

Georg. Ich habe noch einige wichtige Geſchäfte. —

Ebem. Alle Nachmittage, Herr Magiſter Morgenſtern, habe ich das Vergnügen, Sie bei meiner Nichte und der übrigen Geſellſchaft aufzuführen.

Georg. Haben Sie die Güte, Herr Profeſſor! denn ſelbſt habe ich mich bis jetzt noch immer ſchlecht aufgeführt. Ihr Diener Herr Profeſſor, legen Sie Ihrer ſchönen Nichte mein flammendes Herz zu Füßen, und ſagt Sie überzeugt, daß Ihre Bekanntſchaft der ſchönſte Schmetterling iſt, den ich jemals auf meinen entomologiſchen Wanderungen gefangen habe. (Zur Mittelthür ab.)

Ebem. Flammendes Herz? Und hat ſie noch gar nicht geſehen. Ei, ei, das iſt doch ein ſehr verliebter Naturforſcher. (Geht in die Seitenthür ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Geſellſchaftszimmer bei Frau von Adlerhorſt mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren und einem Fenſter. Frau von Adlerhorſt und Julius kommen von beiden Seiten einander entgegen.

von Adlerhorſt. Nun, mein Sohn! was haſt du gehört?

Julius. Un miracle, der Menſch, der den Skandal auf der Gaſſe veranlaßt hat, iſt der Herr von Morgenſtern.

von Adlerhorſt. Unmöglich!

Julius. S'il n'est pas possible, il est pourtant vrai! Denken Sie nur, er bittet Emilien um eine Roſe, ſteigt hinauf, ſich eine abzupflücken, und bringt die halbe Stadt in Alarm.

von Adlerhorſt. Ein Legationsrath und ein ſo toller Streich?

Julius. Yes, Mylady! Die Diplomaten haben auch ihre dummen Tage. Aber wenigſtens kennen wir nun die Perſon, von der die Hofdame ſchrieb.

von Adlerhorſt. Wie ſo?

Julius. Er iſt ein Blumenliebhaber, das beweiſt ſein Entêtement auf die Roſe.

von Adlerhorſt. Er kann eben ſo gut ein Mädchenliebhaber ſeyn, denn Emilie iſt roth wie eine Klatſchroſe. (Geht.)

Julius (nachrufend). Ich ſage Blumen.

von Adlerhorſt. Ich ſage Mädchen! Warum ſoll ein Diplomat nicht verliebt ſeyn.

Julius. Blumen, Mama, was denn Blumen. Denn die Baroneſſe weiß wohl, daß in unſerer Stadt [illegible] vor allen Fenſtern ſtehen, aber ſie konnte doch unmöglich wie eine Clairvoyante ahnen, daß Emilie gerade am Fenſter ſtehen würde, wenn der Regierungsrath [illegible] mit dem Schritte auf dem Rücken, wie ein ächter sentimental traveller ſeinen Einzug hält. O ma chère maman! ich habe einen penetranten Geiſt.

von Adlerhorſt [illegible]. Du könnteſt doch recht haben, mein Sohn.

Julius. Wann hätte ich nicht recht, Mama?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Marie.

Marie [illegible]. Der Herr Profeſſor laſſen bitten —

Julius [illegible]. Was läßt er bitten, my lovely girl?

Marie [illegible]. Ich bitte auch — [illegible] den Herrn von Mangrabern [illegible] zu [illegible].

von Adlerhorſt [illegible]. Mangrabern?

Julius. Du hörſt auch? Ei [illegible] doch, ein Regierungsrath läßt ſich durch ein hübſches Kammermädchen [illegible].

von Adlerhorſt. Laß ſie doch, Julius! (Zu Marien [illegible].) Sage dem Herrn Profeſſor, es werde mir eine große Ehre ſein.

Julius (zu Marien). Embraſſez moi, ma mignonne! (Marie [illegible] ſich los, und läuft hinaus.) Hexe!

von Adlerhorſt [illegible]. Ich begreife nicht, was dich an dem Mädchen intereſſirt.

(Julius lacht.)

von Adlerhorſt. Du biſt überhaupt in der [illegible] deiner Neigung manchmal nicht wählig genug. Du giebſt dich zu viel mit bürgerlichen Dirnen ab.

Julius. Soyez tranquille! [illegible] werde ich keine [illegible] – wenn Sie mich nicht selbst dazu [illegible] – und ein [illegible] [illegible] zu [illegible], ist [illegible] nicht [illegible] für einen Cavalier.

von Ahlerdorf. Julius, ich bitte dich, gehe geschwind in den Garten hinab. Der Gärtner soll die [illegible] abschneiden, um den Legationsrath würdig zu empfangen. [illegible] [illegible] [illegible], und ziehe deinen neuen Frack an.

Julius. Den Frack? Ich hatte meinen englischen Rock an, in dem ich [illegible] – und ich [illegible] –

von Ahlerdorf. Thu' was du willst, nur [illegible], daß du fort kommst! Ich höre den Legationsrath schon auf der Treppe.

Julius (im Abgehen). Vous avez raison! Die Schwiegertochter des Professors [illegible] zu [illegible]. (Geht zur [illegible] und [illegible].) Es gibt doch [illegible] [illegible] als in einem Gespräch von Professor. Addio, [illegible] [illegible] (durch die Seitenthür.)

Dritter Auftritt.

Frau von Ahlerdorf. Georg. Adam [illegible] durch die Mittelthür.

Adam (in der Thür mit vielen Complimenten). Bitte ergebenst!

Georg (lächelnd). Ohne Ceremonien, lieber Herr Professor!

Adam (zu Frau von Ahlerdorf). Ich habe die Ehre –

von Ahlerdorf (für sich). Ein [illegible] Legationsrath. (Verneigt sich tief.)

Adam (vorstellend). Meine werthe Frau Schwägerin, Frau von Ahlerdorf.

Georg (sich verbeugend). Georg von [illegible]. ([illegible].) Sie vergeben, gnädige Frau, daß ich gegen das Gesetz der Sitte mich Ihnen zu nähern wage. Denn wenn die Sonne aufgeht, verschwindet der arme [illegible].

Adam (für ſich). Hofmeiſter? es iſt richtig.

von Ablerhorſt (für ſich). Ein artiger Diplomat. (Laut) Ich ſchätze mich glücklich, den Herrn geheimen Legationsrath —

Georg (erſtaunt, [illegible] [illegible] [illegible] Legationsrath?) — ich bitte, was meinen Sie, gnädige Frau?

Adam. Sie vergeben, Herr Magiſter [illegible] ([illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]) daß ich mich entferne, um Ihre gelehrten Bemerkungen über meine kleine [illegible] zu leſen. Später werde ich —

Georg (verwundert). Ganz ohne Umſtände, Herr Profeſſor! ich bitte ſich durchaus nicht zu geniren.

Adam. Recommandire mich, Frau Schwägerin. ([illegible] [illegible] [illegible] [illegible])

von Ablerhorſt ([illegible]). Darf ich bitten Platz zu nehmen?

Georg. Ich [illegible] mehr hier, ich habe niemals viel [illegible] gehabt, und ſeit ich im Theater geſehen habe, wie lang[illegible] die Herren werden, wenn ſie lange Platz nehmen, ſo hat meine [illegible] gegen das Sitzen [illegible] zugenommen.

von Ablerhorſt. Wie Sie befehlen, Herr Legationsrath!

Georg (verwundert). Wie heißt meinen Sie? — Wer hat Ihnen denn geſagt, gnädige Frau, daß ich Legationsrath bin?

von Ablerhorſt ([illegible]). Sie vergeben — Sie wären [illegible] [illegible]?

Georg ([illegible] [illegible]). Ja, Legationsräthe meiner Art wären gewöhnlich [illegible].

von Ablerhorſt ([illegible] [illegible] [illegible] [illegible]). Ich bitte das [illegible] [illegible]. Ich bitte ſehr um Vergebung!

Georg (für ſich). Was ſoll denn das wieder ſein? Der Profeſſor hält mich für einen Gelehrten, und die gar für einen Diplomaten. (Laut) Aber, meine Gnädige! bin ich denn wirklich ſo [illegible], daß man mich für einen Legationsrath halten kann?

von Ablerhorſt (lächelnd). Das freilich nicht; aber bei ſo ungewöhnlichen Talenten und bei ſo großen Verbindungen von dem Staat —

Georg [illegible]

von [illegible]

Georg [illegible]

von [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible]

[illegible]

[illegible]

([illegible])

von [illegible]

Georg [illegible]

von [illegible]

Georg [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von [illegible] [illegible]

Georg. [illegible]

von Adlerdorf. Ich habe ihn für das diplomatische Corps bestimmt, da dies die einzige Branche ist, wo ein junger Adeliger seine Vorzüge geltend machen kann.

Georg (für sich). Wenn er nämlich welche besitzt.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Emilie, [illegible] Marie.

Emilie ([illegible] zur Mittelthüre herein, ohne Georg zu sehen). Hahaha! Hören Sie nur, Tante! der Cousin kündigt mir eben auf der Treppe an, hahaha! daß, hahaha! — daß er mich heirathen wird!

von Adlerdorf. Nun, und was nicht darin zu lachen? ([illegible] Georg.) Meine Nichte, Emilie Brand — Herr von Morgenstern.

Georg (für sich). Da ist sie [illegible] (Es freut mich, daß ich Ihnen heute so glücklich bin, Sie [illegible] zu sehen. Von der Gasse konnte ich Sie nur halb erblicken, aber trotz dieser Halbheit war ich doch ganz von Ihrer Schönheit überzeugt.

Emilie ([illegible]). Zu gütig, mein Herr! (Für sich.) Das ist ja der Wildfang von heute früh.

von Adlerdorf (für sich). Es bleibt hier kein Zweifel, Mädchen sind keine [illegible]. Wenn ich es Julius nur [illegible] könnte.

Marie (kommt). Gnädige Frau, die Putzmacherin ist da.

von Adlerdorf. Sie soll warten, oder später wiederkommen.

Georg. Die Putzmacherin! — Ich bitte, meine Gnädige! [illegible] nicht. Die Putzmacherinnen sind Personen von Wichtigkeit, sie bilden die Diplomatie des schönen Geschlechts. — Uebrigens genirt man sich vor Fremden nicht, und das Fräulein wird indeß hier mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen.

von Adlerhorſt. Wenn Sie alſo erlauben. Emilie, ich hoffe du wirſt den Herrn Legationsrath nicht langweilen. (Die Mutter ab.)

Georg (ihr nachſprechend). Nein, meine Gnädige! das befürchten Sie nicht. Wenn Sie nur eine recht lange Weile ausbleiben, ſo werden wir uns gewiß nicht langweilen. (Sich zu Emilien wendend) Sie ſcheinen etwas überraſcht, mein Fräulein?

Emilie. In der That, Herr Legationsrath. —

Georg. Laſſen Sie das, ich bin eben ſo wenig Legationsrath, als Kaiſer von China. Aber, jemehr ich Sie betrachte, deſto gewiſſer werde ich, daß wir eigentlich alte Bekannte ſind.

Emilie (befremdet). Alte Bekannte? (Schalkhaft lächelnd) Von der Reiſe her?

Georg. O nicht doch — ich traf Sie im vorigen Winter auf einem Thé dansant bei Waßner's.

Emilie (ſich beſinnend). Ja doch, ich erinnere mich.

Georg. Wir tanzten zuſammen einen Galopp, und warfen drei oder vier Paare um, die nicht ſchnell genug fortkamen.

Emilie. Und das nennen Sie eine Bekanntſchaft?

Georg. Allerdings, ich wenigſtens kenne Sie ſehr gut. Erſtens weiß ich daß Sie vortrefflich tanzen, zweitens weiß ich daß Sie ſehr hübſch ſind, und drittens, daß Sie geiſtreich ſind.

Emilie. Ei, woher wiſſen Sie denn das?

Georg. Mein Gott, wir ſprachen ja den ganzen ewig langen Cotillon mit einander, und mir ſchien er kaum zwei Minuten zu währen. Alſo Sie waren damals geiſtreich und liebenswürdig, und es ſteht zu erwarten, daß Sie ſeitdem an Geiſt eben ſo wie an Schönheit zugenommen haben.

Emilie (lächelnd). Welche kühne Schlüſſe ziehen Sie aus einer flüchtigen Ballbekanntſchaft.

Georg. Mein Gott, was braucht es denn mehr? Ich ſage, auf einem Balle lernt man ein Mädchen am Beſten kennen. Im Anfange zieht ſie auf die Parade, und läßt erſt ihre Reize, dann ihren Geiſt brilliren; ſpäter, wenn man ſich warm erwalzt und geſprochen hat, kann man auch Herz und Gemüth ein wenig ſondiren. Kurz, mein Fräulein! ich kenne Sie ſo gut, und beſſer, als wenn ich in dieſer kleinen Stadt zehn Jahre mit Ihnen gelebt hätte.

Emilie. Ich werde wahrſcheinlich bald auch ſo weit mit Ihnen ſeyn, denn Sie ſind ſehr aufrichtig.

Georg. Gefällt Ihnen meine Aufrichtigkeit? das freut mich. Ich ſage Ihnen alſo aufrichtig, daß Sie mich bezaubert haben, daß ich ſterblich in Sie verliebt bin, und daß ich Sie — wenn ſie nichts dagegen haben — heirathen will.

Emilie. Wenn ich aber recht viel dagegen hätte?

Georg. Gott bewahre, das thun Sie mir nicht zu Leide.

Emilie. Sie ſpielen recht hübſch Komödie, aber im gewöhnlichen Leben geht das nicht ſo ſchnell.

Georg. Fehlgeſchoſſen, das Komödienleben iſt heut zu Tage das gewöhnlichſte. Ungewöhnliches geſchieht nur im wirklichen Leben.

Emilie. Sie ſind ein drolliger Menſch, aber —

Georg. Aber ich weiß doch, daß Sie mich eher heirathen, als ihren Couſin.

Emilie (lächelnd). Und woher wiſſen Sie das?

Georg. Weil ſein Verſtand ihm ganz homöopathiſch zugetheilt worden iſt. Ein Gran Gehirn wurde in zwei Centner Strohwaſſer aufgelöſt, und mit dieſer Miſchung ſeine Hirnſchale angefüllt. Uebrigens glauben Sie, ich könne nicht eben ſo gut hölzerne und ſteifleinene Geſpräche führen, wie er? Nicht eben ſo kläglich vielmeinende und nichts ſagende Blicke lanciren, wie er? Warten Sie, ich will Ihnen auch einige Schönheiten ſagen. Befehlen ſie franzöſiſch, engliſch oder italieniſch?

Emilie. Bewahre! das iſt gar zu ennuyant.

Georg. Freilich! Aber ich denke, mein Fräulein! meine Offenherzigkeit verdiente doch, daß Sie mir auch offen ſagten, ob Sie mich heirathen wollen oder nicht?

Emilie. Sie ſind nicht klug!

Georg. Meinen Sie? — ich habe geiſtreiche Mädchen ſehr gerne, wenn ſie fragen, aber im Antworten ziehe ich die Naiven vor, alſo — ſeyn Sie naiv, mein Fräulein! und antworten Sie.

Emilie (für ſich). Er bringt mich ganz außer Faſſung. (Laut.) Aber wie kann man denn ſo ſchnell —

Georg. Oh, Sie wiſſen die Antwort ſchon recht gut auswendig, und wenn Sie glauben, es ſey etwas zu raſch gegangen, ſo denken Sie an Romeo und Julie, die lernten ſich auch auf einem Balle kennen.

Emilie. Wir wollen es bedenken.

Georg. Gott bewahre, die Bedenkzeit iſt total aus der Mode gekommen.

Emilie. Auch müſſen wir erſt ein kleines Examen vornehmen.

Georg. Nur zu, mein Herr Examinator! In dieſem Fache habe ich immer das beſte Lob erhalten.

Emilie. Können Sie lieben?

Georg. Ja.

Emilie. Können Sie treu ſeyn?

Georg. Bis jetzt war ich's noch nicht, aber (auf Sie deutend) das wird ſich finden.

Emilie. Sind Sie eiferſüchtig?

Georg. Nein.

Emilie. Dieſelben Eigenſchaften hat mein Couſin auch. Bis jetzt habe ich alſo noch keine Urſache Sie vorzuziehen.

Georg ([illegible]). Nicht? — das war naiv.

Emilie (mit einer feierlichen Verbeugung). Wie Sie befohlen haben. (Lacht.) hahaha!

Georg (für ſich). Warte Schelmin! (Laut.) Mein Fräulein! ich ſehe, daß Sie in Ihren Couſin verliebt ſind.

Emilie (lachend). Nein, aber in Sie auch nicht.

Georg (macht ſich bereit, zu gehen). Nun dann will ich Sie nicht länger beläſtigen, und Ihren Couſin aufſuchen, um ihm ſeinen Sieg zu verkündigen.

Emilie ([illegible]). Das werden Sie nicht, wenn ich Sie darum bitte.

Georg. Ich habe Sie auch gebeten, mich zu heirathen. Sie ſcheinen aber keine Luſt zu haben, wir ſind alſo quitt. Ich empfehle mich. ([illegible])

Emilie (verdrießlich). Sie ſind bald getröſtet!

Georg (kehrt um). Nur noch eine Bitte. Wenn Sie Hochzeit machen, ſo bitte ich, die erſte Galoppe mit mir zu tanzen.

Emilie (für ſich). Der Menſch macht mich ganz verwirrt.

Georg. Sie ſchweigen? auch dieſe beſcheidene Bitte ſchlagen Sie mir ab?

Emilie (verdrießlich). Ja!

Georg (lacht). Hahaha!

Emilie (wie oben). Ich werde böſe, das iſt unartig von Ihnen.

Georg. Leben Sie wohl, mein Fräulein! (Geht.)

Emilie (böſe). Ich empfehle mich.

Georg (an der Thüre). Da kommt Ihr Couſin — ich werde ihm gratuliren.

Emilie (raſch). Auf keinen Fall.

Sechster Auftritt.

Vorige. Julius.

Julius (kommt durch die Mittelthür, ſehr affektirt). Mein Herr Legationsrath! J'ai l'honneur —

Georg (etwas ſteif und gemeſſen). Seyn Sie mir willkommen — Herr von [illegible] wahrſcheinlich?

Julius (wie oben). A vos ordres!

Emilie (für ſich). Ich bin doch ſehr neugierig.

Georg (wie oben). Ihr Fräulein Couſine hat mir ſo eben geſagt, daß Sie ſich um ihre Hand bewerben.

Julius (verneigt ſich [illegible]).

Georg (wie oben). Ich bewundere Ihre Wahl.

Emilie (für ſich). Impertinenter Menſch.

Georg (wie oben). Wollten Sie nicht in meiner Gegenwart Ihre Bewerbung anbringen. Sie dürfen vor mir keine Scheu tragen, ich bin ein intimer Freund der Mama, und mich intereſſiren dergleichen Dinge ſehr, auch könnte ich Sie vielleicht durch meine Fürſprache unterſtützen. Allons, fangen Sie an.

Julius (ſehr verlegen). Mais Monsieur! — pardonnez!

Georg. Was? Sie geniren ſich? Ein junger Mann von Ihrer Erziehung, der ſolche Reiſen gemacht hat, iſt verlegen! Und Sie wollen Diplomat werden? das iſt eine Vorprüfung — ich will ſehen, wie Sie darin beſtehen werden.

Emilie (für ſich). Dieſe Art ſeinen Nebenbuhler zu perſifliren iſt originell.

Julius (für ſich mit einem Seufzer). Corragio dunque! (Er legt die Hand auf die Bruſt, und tritt vor Emilien hin.) Mademoiselle! ich kann die Sentiments meines Herzens nicht länger ſupprimiren, und wage es — (kniet) Sie zu bitten — mich mit Ihrer Hand zu beglücken.

Georg (mit komiſcher Gravität). Bravo!

Emilie (für ſich). Weiß Gott! er treibt die Sache auf's Aeußerſte — und wenn es Ernſt wird, ſo heirathe ich doch den jungen Windbeutel lieber als meinen Couſin.

Georg (zu Julius). Die Schöne ſchweigt. Sie müſſen dringender werden.

Julius (dringend). My lovely Cousin! darf ich hoffen?

Emilie (lachend). Nein!

Georg. Das war nicht gut gefragt. (Zu Emilien.) Darf ich hoffen?

Emilie. Ja!

Georg. Ihre Hand darauf!

Emilie (gibt ſie ihm). Da iſt ſie. (Julius ſteht verblüfft.)

Georg [illegible]. Sehen Sie, lieber Herr von Adlerhorſt, das war diplomatiſch. [illegible] Ihre Couſine und ich empfehlen uns als Verlobte Ihrem freundlichen Andenken.

[illegible]

Georg (zu Emilien). Wie gefällt Ihnen die Komödie?

Emilie. Nicht übel!

Georg [illegible]. Aber warum haben Sie mich ſo lange auf die Folter geſpannt?

Emilie. Oh, es hätte noch viel länger dauern ſollen.

Julius [illegible]. Herr Legationsrath — Je demande excuse!

Georg. Das iſt eben die Hauptſache der Diplomatie, für einen Andern zu wirken, und ſelbſt zu gewinnen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Frau von Adlerhorſt.

Georg [illegible]. Gnädige Frau! ich bin ſo frei, um die Hand Ihrer Nichte zu bitten.

von Adlerhorſt [illegible]. Herr Lega — [illegible] Herr von Morgenſtern! Sie ſcherzen wohl?

Julius [illegible]. Point du tout!

Georg. Sie ſtaunen? ich will Ihnen Alles erklären. Ich fühle mich unwiderſtehlich zu Fräulein Emilien hingezogen, und wenn Sie Ihre Einwilligung geben, ſo gründen Sie mein Glück und (mit Bedeutung) machen mich zu Ihrem ewigen Schuldner.

von Adlerhorſt. Ich hatte freilich Abſichten für meinen Sohn.

Georg. O ein junger Menſch, der ſich der Diplomatie widmen will, darf nicht an's Heirathen denken.

von Adlerhorſt. Aha, ich verſtehe, darum haben ſie auch nicht daran gedacht, bis Sie Ihr Ziel erreicht haben.

Georg. Mein Ziel? das wird nur von Ihnen abhängen; (Emiliens Hand ergreifend) hier iſt mein Ziel.

von Adlerhorſt. Dieſe Verbindung wäre allerdings eine große Ehre für unſer Haus, aber meine beiden Schwäger haben auch eine Stimme dabei.

Georg. Nun, ein Diplomat wird doch zwei Vormünder gewinnen können!

von Adlerhorſt. Da iſt erſtens der Profeſſor Brand.

Georg. Der iſt ſchon mein.

von Adlerhorſt. Mein zweiter Schwager will ſie nur einem Ökonomen geben.

Georg. O, ich bin ſeit einiger Zeit gewaltig ökonomiſch.

von Adlerhorſt. Vermuthlich ſeit Sie die Familiengüter übernommen haben.

Georg. Familiengüter? nein, die haben andere Leute übernommen.

von Adlerhorſt. Andere Leute? vielleicht zu Ihren Handen.

Georg. Vielmehr aus meinen Händen.

von Adlerhorſt. Ah, Sie haben ſie verpachtet.

Georg. Verpachtet? — ja verpachtet.

(Frau von Adlerhorſt geht zu Julius. Georg ſpricht leiſe mit Emilien.)

von Adlerhorſt (leiſe zu Julius). Was iſt da zu thun?

Julius (ebenſo). Ja — That is the question.

von Adlerhorſt. Wenn wir ihm eine abſchlägige Antwort geben, ſo haſt du ſtatt eines Schwagers einen Feind im diplomatiſchen Corps.

Julius. Vraisemblable!

von Adlerhorſt (wendet ſich raſch zu Georg). Herr von Morgenſtern, unter einer Bedingung gebe ich Ihnen meine Einwilligung.

Georg (entzückt). Göttliche Frau! Tauſend ſtatt einer — Befehlen Sie.

von Adlerhorſt. Daß Sie, die Entſcheidung meiner Mitvormünder mag ausfallen wie ſie will, meinem Julius Ihre Protection auf der diplomatiſchen Carriere nicht entziehen.

Georg ([illegible]). Die verbürge ich Ihnen mit Wort und Handſchlag ſo weit ſie nur reichen mag. ([illegible])

von Adlerhorſt ([illegible]). Sie machen mich glücklich. ([illegible] Julius. Georg [illegible] mit Emilien.)

von Adlerhorſt (zu Julius). Du mußt dich tröſten, mein Sohn.

Julius ([illegible]). A quoi tröſten? ich bin froh, daß ich die [illegible] los bin.

von Adlerhorſt. Nun wirſt du auf jeden Fall Diplomat, und kannſt eine adelige Partie machen.

Julius ([illegible]). Qualche Marchesina, qualche Contessa, qualche Principessa.

von Adlerhorſt. Wie lange dauert es, ſo wirſt du irgendwo Chargé d'affaires, und wenn unſer Fürſt einmal einen Botſchafter nach Conſtantinopel ſchickt, ſo wird es doch kein Anderer als du.

Emilie ([illegible]). Nach China.

Julius. Ich freue mich ſchon auf die Uniform — ſchwarz, ſeidenen Sammtkragen mit Gold geſtickt.

von Adlerhorſt. Du wirſt allerliebſt darin ausſehen. ([illegible]) Aber jetzt führe den Herrn Legationsrath ([illegible]) wenn es Ihm gefällig iſt, ein wenig in den Garten.

Julius ([illegible]). Est il permis?

Georg. Recht gerne. Ich will Ihnen ein wenig auf den Zahn fühlen. ([illegible]) Oder haben Sie vielleicht Geſchäfte?

Julius. Verily — ich hätte —

Georg. Dann geniren Sie ſich gar nicht. Meine liebenswürdige Braut wird mein Cicerone ſeyn. Nicht wahr Emilie, Sie verſprechen mir, daß Sie fortan geſcheidt fragen und naiv antworten, bei mir ſoll der Fall umgekehrt ſeyn, ich hoffe das wird Harmonie in unſere Ehe bringen. Herr von Adlerhorſt! werfen Sie ſich das Examen von vorhin, damit Sie nicht wieder durchſehen. Ihr Diener! (Georg und Emilie durch die Mitte. Thomas durch die Seite Thüre rechts ab.)

von Adlerhorſt [illegible]. Meine [illegible] müſſen bald da ſein, die muß ich mir recht diplomatiſch für den [illegible] zu gewinnen ſuchen. Ach Gott, und ſind das für ein paar eſſigſaure Aepfel, in die ich beißen muß. Aber es geht nicht anders, und ich gewinne doch dabei am meiſten.

Thomas (von der Seite). Schon recht!

von Adlerhorſt. Da kommt der Schwager.

Achter Auftritt.

Frau von Adlerhorſt. Thomas kommt zur Seitenthüre herein.

Thomas. So, ſind da, Frau Schwägerin? wünſche wohl geſpeiſt zu haben.

von Adlerhorſt ([illegible]). Danke ergebenſt, lieber Herr Schwager! Reden Sie ſich nicht lange, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.

Thomas ([illegible]). Gewiß wieder Heirathsgeſchichten —

von Adlerhorſt (wie oben). Sie haben es errathen.

Thomas (lachend). Ja, ſo etwas erräth ſich leicht.

von Adlerhorſt. Ein Bräutigam für Emilien hat ſich gefunden.

Thomas. Schon wieder einer? der wäre heute der dritte. (Für ſich.) Das iſt wahr, meine Nichte iſt ein Kernmädchen; ſie hat in einem Tage mehr Freiwerber als manches Mädchen in ihrem ganzen Leben Liebhaber. Nun, wer iſt's denn?

von Adlerhorſt. Der Herr von Morgenſtern.

Thomas ([illegible]). Morgenſtern?

von Adlerhorſt. Ja.

Thomas. Das iſt der Neffe des alten reichen Morgenſtern und ſein Univerſalerbe. Hören Sie, Frau Schwägerin! das wäre etwas. Der Menſch bekommt einmal drei Rittergüter, wovon eins zum andern 100,000 Thaler werth iſt, und alle im beſten Zuſtande, denn der alte Morgenſtern verſteht die Oekonomie aus dem Fundament. Sagen Sie mir, Frau Schwägerin! wie kommen Sie zu dem klugen Einfall?

von Adlerhorſt (pikirt). Es iſt nicht meine Schuld, daß meine guten Einfälle handgreiflich ſeyn müſſen, wenn ſie der Herr Schwager verſtehen ſoll. (Für ſich.) Ich darf ihm nicht ſagen, daß es der Legationsrath iſt, ſonſt gibt er ſeine Einwilligung nicht.

Neunter Auftritt.

Vorige. Adam.

Adam. Servus, Servus! meine hochverehrte Frau Schwägerin und du lieber Bruder. Es iſt ſehr gut, daß ich euch hier verſammelt finde; ich habe euch etwas Wichtiges mitzutheilen.

von Adlerhorſt (ſpöttiſch). Gewiß etwas von einem Käfer.

Adam (ohne auf ſie zu hören). Ich habe einen würdigen Bräutigam aus der Reſidenz bekommen.

von Adlerhorſt (wie oben). Ich ſagte es ja.

Thomas (ebenſo). Wer hat dir ihn denn herausgeſchickt?

von Adlerhorſt. Er war doch beſſer eingepackt, als die Schmetterlinge letzthin, über welche Sie ſich eine Woche lang in die beweglichſten Elegien ergoſſen?

Adam (verzückt). Ach die ſchönen Schmetterlinge! (Fortfahrend) Aber der Bräutigam —

Thomas. Wird wahrſcheinlich mit der Ordinären zurück geſchickt werden.

Adam (pikirt). Und warum?

Thomas. Weil ich und die Schwägerin einig ſind, und ſchon einen Bräutigam haben.

Adam (wie oben). Du haſt einen Bräutigam, oder die Frau Schwägerin? — ei, ei! wollen vielleicht die Frau Schwägerin —

Thomas. Du biſt zwar ein Gelehrter, aber du begreifſt ſehr ſchwer. Ich und die Schwägerin haben einen Bräutigam für Emilien aufgefunden.

Adam (lebhaft). Der ſie nicht bekommt, denn hier ſind nicht vota majora, ſondern vota unanimia nothwendig, und ich habe auch eine Stimme!

Thomas. Sey geſcheid, Bruder! das trifft ſich in dieſem Leben gewiß nicht mehr, daß ich und die Frau Schwägerin einig ſind, alſo mache du auch keinen Narren, und gib nach. Doch wer iſt denn dein Freier? gewiß wieder ſo ein Federfuchſer.

von Adlerhorſt. Ein Naturforſcher!

Adam (wichtig). Es iſt der gelehrte Magiſter —

Thomas (lachend einfallend). Magiſter, o weh! — ich wußte es ja voraus.

Adam (fortfahrend). Der berühmte Entomologe —

von Adlerhorſt (ſpöttiſch einfallend). Sehen Sie, Herr Schwager! ich habe es geſagt.

Adam (fortfahrend). Morgenſtern.

Thomas (mit dem höchſten Erſtaunen). Morgenſtern?

von Adlerhorſt (eben ſo). Morgenſtern?

Thomas. Höre einmal, Adam! Du und die Schwägerin werden nicht lange mehr leben.

Adam (befremdet). Warum?

Thomas. Man ſagt, vor dem Tode ändern ſich die Menſchen, und ihr beide ſeyd klug geworden.

von Adlerhorſt (für ſich). Der Grobian!

Thomas. Alſo her mit dem Bräutigam! ich will ihn ein wenig prüfen.

von Adlerhorſt (für ſich). Das iſt herrlich! ein Viehmäſter examinirt einen Diplomaten. Das wird ſehr beluſtigend werden.

Adam (ſieht durchs Fenſter). Da geht er eben im Garten.

Thomas. Ruf ihn herauf.

von Adlerhorſt. Warum nicht gar? (Zu Adam) Sie müßten ihn holen, Herr Schwager! (Adam ab.)

Thomas. Wozu denn holen?

von Adlerhorſt. Das verſtehen Sie nicht, Herr Schwager, das wäre ja gegen alle Lebensart ihn herauf zu *rufen*.

Thomas. Daß ich nicht wüßte. Der ſelige Herzog hat mich aus dem Fenſter gar oft gerufen, als ich noch in der Oekonomieſchule war.

von Adlerhorſt (lächelnd). Nun ja, aber der ſelige Herzog und der Herr Schwager ſind auch ein Unterſchied.

(Thomas geht in Gedanken auf und ab, und ſchnupft Tabak).

Zehnter Auftritt.

Vorige. Adam. Georg.

Georg (zu Thomas). Es freut mich unendlich, auch das dritte Glied der würdigen Familie kennen zu lernen, mit der ich mich ſo nahe verbinden will.

Thomas. Danke ergebenſt; bitte Platz zu nehmen. Sie ſind der Herr von Morgenſtern! alſo ein geborener Oekonom?

Adam. Halt Bruder! es heißt bloß poëta nascitur, von der Oekonomie ſteht nichts im Sprichwort.

Thomas. Das iſt gleichviel, eine braune Kuh wirft auch ein braunes Kalb; ſein Oheim iſt ein großer Oekonom, alſo iſt auch er von Haus aus einer!

Georg. Mein Onkel wollte meine Oekonomie nicht ſehr loben.

Thomas. Das glaub' ich, es braucht viel, um dem zu genügen. Sie werden ihm noch nicht praktiſch genug ſeyn, in der Jugend will man immer das Land nach Büchern bauen; da fällt mir aber eine Geſchichte ein, die ich zum Beſten geben muß.

Ich weiß nicht mehr wo, ſollte eine Profeſſur der Oekonomie eingerichtet werden, alle vier Fakultäten hielten Sitzung, und man brachte die grüne Saat herein. Keiner von den Candidaten wußte was es ſey, der eine ſagte Korn, der andere Weizen. Die Juriſten protegirten das Korn, die Mediziner den Weizen, bis die Theologen und Philoſophen erklärten, um dem Streit ein Ende zu machen, daß es Gerſte ſey. Ein herbeigerufener Bauer meinte endlich, es wäre — Haber!

(Georg und Adlerhorſt lachen.)

Thomas. Ja, die Praxis allein macht den Menſchen, haben Sie nur Geduld, noch ein paar verunglückte Experimente, und Sie ſind bald klug.

Georg. Mich haben eine Menge verunglückter Experimente noch immer nicht klug gemacht!

von Adlerhorſt (für ſich). Da ſieht man den Diplomaten, wie fein er dem praktiſchen Herrn Schwager ein X für ein U macht.

Thomas. Sehr beſcheiden, das gefällt mir an jungen Leuten ſchon der Seltenheit wegen! Sie kommen wahrſcheinlich von Ihren Gütern.

Georg. Nein, ich bin ſchon geraume Zeit von des Onkels Gütern fort. Geſchäfte —

Thomas. Aha, verſtehe! Sie haben Geſchäfte mit Produkten gemacht, und weil ich auch ein Oekonom bin, wollen Sie nicht aus der Schule ſchwatzen! Recht ſo, wann gehen Sie auf Ihre Güter zurück?

Georg. Auf des Onkels Güter?

Thomas. Das iſt ja einerlei!

Georg. O nein, das iſt ſehr zweierlei, wenn ſie mein wären, könnt' ich ſie verkaufen!

Thomas (erſchrocken). Verkaufen? Warum nicht gar, die beſten Güter im Lande, Dürenſtein, Morgenſtern, Reutersbach, verkaufen? Drei ſolche Capitalgüter mit lauter Weizenboden, die geſchonteſten Waldungen auf dreißig Meilen in der Runde, die ſeltenſten Wieſen, Weingärten mit Burgunderreben beſetzt, Schweizer Stiere, Ochſen und Kühe, Tauſende von Merino's — und dieſe Güter verkaufen? Das wäre ja ein Majeſtätsverbrechen?

Georg. Beruhigen Sie ſich, ich verſpreche Ihnen, kein einziges zu verkaufen.

Thomas. Dann ſind Sie mein Mann!

Georg. Verzeihen Sie, das iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich; aber der Mann Ihrer ſchönen Nichte wär ich doch noch lieber.

Thomas. Das iſt ja alles eins!

Adam. Haud credo, Herr Bruder! Du biſt meines Wiſſens generis masculini!

Thomas (nach einer kurzen Pauſe). Ja!

von Adlerhorſt. Nun, wollen wir nicht die Einwilligungsakte unterzeichnen?

Adam (wohlgefällig). Ich habe ſie bereits aufgeſetzt. (Zieht ein Papier aus der Taſche, und legt es auf den Tiſch.)

von Adlerhorſt (hat unterſchrieben). Ich gehe Emilien zu rufen, ihrer Einwilligung bin ich gewiß. (Zu Georg). Ich gratulire, Herr Legationsrath! Sie ſind ein ausgezeichneter Diplomat!

Georg (küßt ihr die Hand). Ich bleibe Ihnen verbunden, ſo lange ich lebe! (Adlerhorſt ab.)

Adam (ſchreibt und macht ein Monogramm). Bene!

Thomas (ſchreibt.) Verfluchte Feder, ſchreibt wie eine Stecknadel! (Er ſtumpft ſie ab.) So! jetzt wird ſie doch dicker ſchreiben. (Unterzeichnet.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Frau von Adlerhorſt. Emilie.

von Adlerhorſt. Emilie, dein Bräutigam!

Georg (ihre Hand ergreifend). Die Liebe hat geſiegt.

Emilie. Durch eine Spitzbüberei.

Georg. Das war ein echt Kotzebueſcher Dialog, hahaha!

Emilie. Nein, eher ein Bauernfeldſcher.

Georg. Je nu, er iſt ſo wenig ſolid, daß die beiden ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauchten.

Thomas. Na Kinder! jetzt unterſchreibt ihr!

Georg (Emilien zum Tiſche führend). Waren Sie im Barbier von Sevilla?

Emilie. Ja, die vorletzte Scene hat einige Aehnlichkeit mit der jetzigen. (Unterſchreibt.)

Georg (ſchreibend). Wenn mein Oheim als Bartolo käme. (Er ſteht auf und ſteckt die Urkunde zu ſich.) Meine Herren! ich danke Ihrer Güte das Glück meines Lebens!

Thomas (umarmt und küßt ihn). Wir wollen zuſammen die Oekonomie betreiben.

Adam (eben ſo). Wir ſchreiben zuſammen ein naturhiſtoriſches Werk.

Georg. En deux? Das wird kaum angehen. Wenn es noch ein Luſtſpiel wäre, da haben wir hunderttauſend Beiſpiele in Frankreich, und auch in Deutſchland ſchon hier und da Eines.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Julius. Marie.

Julius (tritt mit Marien ein). Ma chère mère! aus dem Hotel ſchickt der Legationsrath von Morgenſtern herüber, ob er die Ehre haben kann, er bringt uns einen Brief.

von Adlerhorſt (ſehr verwundert). Morgenſtern? Was iſt denn das?

Georg (zu Emilien). Da haben wir's! der Onkel! (Mit tiefſter Stimme etwas ſingend) Doctor Bartolo, lalala!

Thomas. Morgenſtern? Das iſt gewiß ein Irrthum.

Adam. Eine Prellerei!

Georg. Vergeben Sie, es iſt mein Onkel!

Thomas. Der Oekonom? Lauf Marie, es wird uns ſehr angenehm ſeyn. (Marie ab.)

von Adlerhorſt. Ihr Herr Onkel iſt auch Legationsrath?

Georg. Der iſt der eigentliche Legationsrath!

von Adlerhorſt. Und Sie?

Georg. Ich, ich bin der uneigentliche. Da Sie, gnädige Frau, darauf entêtirt waren, einen Legationsrath aus mir zu machen, ſo hielt ich es für unartig, einer Dame zu widerſprechen.

von Adlerhorſt. Sie ſind nicht Legationsrath?

Adam. Was Legationsrath! Magiſter iſt er, und ein Naturforſcher.

Georg. Sie verzeihen, ich habe allerdings natürliche Forſchungen angeſtellt, allein ich zweifle, etwas Neues entdeckt zu haben, wenn ich auch etwas weiter gekommen bin als Andere.

Adam. Sie ſind zu beſcheiden.

Georg. Das hat mir noch niemand geſagt; aber ich freue mich, daß ich diesmal meiner Beſcheidenheit wenigſtens einen Beſcheid zu danken habe.

Adam. Sie haben mein Werk nicht kritiſirt?

Georg. Nein!

Adam. Me Hercle!

Thomas (laut). Der iſt mein Mann, euch allen hat er eine Naſe gedreht, nur mir nicht; er wußte, mit wem er es zu thun hat! Jetzt werd' ich euch ſagen, er iſt der Neffe des Herrn von Morgenſtern auf Dürrenbach.

Georg. Der bin ich.

Thomas (lachend). Seht ihr's! und ſein Univerſalerbe.

Georg. Der bin ich nicht.

Thomas (prallt zurück). Nicht?

(Adlerhorſt und Adam lachen heimlich.)

Georg. Sein Neffe bin ich zwar, aber nicht ſein Erbe. Meine Familie hatte mich für das diplomatiſche Corps beſtimmt, aber (mit einem Seitenblick auf Thomas) dazu taugte ich nicht, und ein unglücklicher Zufall brachte mich in Ungnade. Mein zweiter Onkel, der Legationsrath, hat eine Menge abgerichteter Vögel, die ſeine Lieblingspaſſion ſind; nun beſaß er einen Gimpel, dem lehrte er mit unſäglicher Mühe das ſublime Lied: „In dieſen heiligen Hallen“ von den rothhändigen Virtuoſen einer Geſellſchaft zu produciren. Ich hatte indeß mit ihm einen Berliner Gaſſenhauer einſtudirt, den der dumme Vogel viel leichter begriff, und den er zum großen Entſetzen meines Onkels, der ihm die erhabene Melodie vorpfiff, mit Naturvariationen vortrug, als wollte er ihn parodiren! es kam heraus, daß ich dahinterſteckte, dazu verläumdete mich mein tugendhafter Herr Bruder, und ich wurde enterbt.

Thomas. Donnerwetter!

Georg. Mich genirte es für den Augenblick ſehr, da mein väterliches Vermögen eben auf die Neige ging, und mein mütterliches Erbtheil mir erſt dann ausgezahlt wird, wenn ich geheirathet habe; ich entſchloß mich daher kurz, Emilie gefiel mir, ich hielt um ihre Hand an, und bin glücklich.

Thomas. Und wir ſind geprellt!

Georg. Das ſind Sie nicht, ich beſitze noch 60,000 Thaler, genug um ein ſchönes Rittergut zu kaufen, das ich unter Ihrer Anweiſung bebauen werde.

Thomas. Na! wollen ſehen.

von Adlerhorſt (der mit Julius eifrig geſprochen). Aber ich bin nicht zufrieden, ich verlange die Urkunde zurück.

Georg. Und ich werde ſie nicht ausfolgen!

von Adlerhorſt. Sie müſſen.

Georg. Ich muß, wer ſpricht von Müſſen?
Wo lebt ein Menſch, der mich zum Müſſen zwingt?

von Adlerhorſt. Hier, mein Sohn, der wird Sie zwingen.

Georg. Der? Wohlan, ſo zwingen Sie.

Julius. Monsieur!

Georg (mit Ironie). Monsieur? — Ja ſo müſſen Sie mir nicht kommen. Die Neuheit, die Kühnheit dieſes Einganges iſt zu überraſchend, was ſoll ich darauf entgegnen? Aber geſtehen Sie nur, (auf ſeine Stirne deutend) das kommt nicht aus Ihrem Hirnkaſten, das hat Ihnen Jemand ſoufflirt.

Julius (trotzend). Monsieur!

Georg (wie oben). Noch einmal Monſieur? O, wie iſt es zu bedauern, daß ein ſolches Uebermaß von Geiſt und blendender Genialität an einen ſo unbedeutenden Gegenſtand, wie ich bin, verſchwendet werden ſoll! In der That, Sie verſprechen ein großer Diplomat zu werden.

Julius (wie oben). Monsieur!

Georg (wie oben). Zum dritten Male Monſieur? und Sie bleiben in dieſer kleinen Stadt? wahrlich, viel Beſcheidenheit bei ſo großem Verdienſt.

Julius (wie oben). Sie ſind –

Georg (ganz ruhig). Wer?

Julius (wie oben). Sie haben –

Georg (wie oben). Was?

Julius (wie oben). Ich verlange die Urkunde.

Georg (wie oben). Und ich gebe ſie nicht.

Julius (wie oben). Wenn Sie ſie nicht gutwillig heraus geben, ſo ſchlagen wir uns.

Georg (wendet ſich gegen die Thüre). Gut, kommen Sie, auf Säbel oder Piſtolen?

Julius (abwehrend). Jetzt noch nicht, ich will den Scandal vermeiden, aber wir ſprechen uns noch!

Marie (tritt ein). Der Herr Legationsrath iſt ſchon auf der Treppe.

Georg. Der Onkel! da ziehe ich mich zurück. (Geht in den [illegible].)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Morgenſtern.

Morgenſtern. Ich habe wahrſcheinlich die Ehre mit Frau von Adlerhorſt zu ſprechen? (Verbeugt ſich nach allen Seiten.) Dieſer Brief des Fräuleins von Bergenſtein mag meine Zudringlichkeit entſchuldigen. (Gibt Frau von Adlerhorſt einen Brief.)

von Adlerhorſt (ſehr artig). Ich bin meiner Freundin ſehr dankbar, daß ſie mir das Glück verſchafft, dem Herrn geheimen Legationsrath meine Verehrung zu bezeugen.

Morgenſtern. Vor allen Dingen, meine Gnädige! — wollen Sie mich glücklich machen?

von Adlerhorſt (befremdet aber ſehr zuvorkommend). Mit dem größten Vergnügen.

Morgenſtern. Sie haben vor Ihrem Fenſter einen Canarienvogel, der pfeift die Galoppe aus dem Maskenball.[*] So etwas fehlt in meiner Sammlung. Ich habe 27 Canarienvögel, 11 Nachtigallen, 7 Gimpel, 5 Wachteln und noch eine Legion von Singvögeln, aber keiner von allen kann die Galoppe aus dem Maskenball pfeifen.

von Adlerhorſt. Wenn der kleine Sänger ſo glücklich war, Ihren Beifall zu erringen, ſo iſt er Ihr Eigenthum.

Morgenſtern (entzückt). Tauſend Dank, meine Gnädige! ich bleibe Ihr lebenslänglicher Schuldner.

von Adlerhorſt. Darf ich dieſe Gelegenheit benutzen, (winkt Julius, zu ihr zu kommen, er naht ſich.) Ihnen meinen Sohn vorzuſtellen, (Julius verbeugt ſich tief) der in das diplomatiſche Corps einzutreten wünſcht? Er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn er unter Ihrer Leitung ſeine Laufbahn beginnen dürfte. —

Morgenſtern. Ich bin in Verzweiflung — den Vogel kann ich annehmen, aber den jungen Herrn nicht. Ich habe mich penſioniren laſſen, und reiſe auf die Güter meines Bruders, um dort in Ruhe zu ſterben.

von Adlerhorſt (unruhig). Doch könnten Sie ihn vielleicht dem Schutze Ihrer Frau Schweſter, der Dame d'honneur —

Morgenſtern (einfallend). Die? — Gott habe ſie ſelig, die iſt ja todt.

von Adlerhorſt (ſehr erſchrocken). Todt! (Für ſich) O weh!

---

[*] Dies muß nach dem jeweiligen Repertoire modificirt werden.

Georg (ſtürzt erſchrocken vor). Wie? die Tante iſt todt?

Morgenſtern. Ei, biſt du da? dir habe ich viel zu erzählen. Auf Dürrenſtein hat es große Stürme gegeben, dein Bruder Wilhelm –

Thomas. Sie haben einen Bruder?

Georg. Ja wohl, der Univerſalerbe meines Onkels.

Morgenſtern. Das iſt er geweſen, der Heuchler iſt entlarvt, der Bruder iſt hinter ſeine Schliche gekommen, er hat erfahren, wie ſchändlich er dich verläumdet, Wilhelm iſt enterbt, und du biſt ſein Erbe.

Thomas. Erbe der großen Morgenſtern'ſchen Güter?

Morgenſtern. Wirklicher Erb-, Gerichts- und Lehensherr auf Dürrenſtein, Morgenſtern und Reutersbach.

Georg (führt Emilien vor). Und hier, lieber Onkel! habe ich die Ehre Ihnen meine Braut zu präſentiren, die künftige Erb-, Lehn- und Gerichtsfrau.

Morgenſtern. Deine Braut? ei, haſt du dich zum Heirathen bequemt, wilder Burſche? hübſch, recht hübſch!

Georg. Hier habe ich die Ehre, den berühmten Oekonomen Brand, den Oheim meiner Braut vorzuſtellen.

Morgenſtern. Den Beſitzer von Eilbach? Ah, ergebenſter, freut mich! (Schüttelt ihm die Hand. Frau von Adlerhorſt ſpricht leiſe mit Julius.)

Thomas. Und das iſt mein Bruder, Profeſſor Brand.

Adam (mit einer Verbeugung). Servus humillimus!

Morgenſtern (mit einer leichten Verbeugung). Iſt mir ſehr angenehm.

Georg (zu Emilien). Alles gut, alles in Einigkeit, und ich bin ſelig.

von Adlerhorſt (zu Julius). Was iſt zu thun, mein Sohn?

Julius. J am very glad all' dieſe inſupportablen Leute los zu ſeyn. Ein junger Mann von meinen Meriten macht überall ſeine Carriere, ohne daß er nöthig hätte ſich deßhalb zu meſailliren.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Marie, dann Magiſter Hasper.

Marie (tritt ein). Ein Herr iſt eben angekommen, und fragt nach dem Herrn Profeſſor. (Hasper, ſteif und pedantiſch, wie ein Gelehrter früherer Zeit, tritt ein.) Da iſt er ſchon. (Deutet auf Adam.) Das iſt der Herr Profeſſor. (Ab.)

Hasper (mit ſteifen Complimenten). Ich bin der Magiſter Hasper aus der Reſidenz. (Ueberreicht dem Profeſſor einen großen Brief.)

Adam (erſchrocken). Hasper? (Reißt ſchnell den Brief auf, und läßt das Couvert fallen.) Vom Profeſſor Broken? (Lieſt.) Alſo Hasper und nicht Hesper! fataler Streich! (Zu Hasper.) Sie ſind Magiſter Hasper, der Entomologe?

Hasper. Ja, mein Herr Profeſſor! der Verfaſſer von dem scrutinium über die Monogamie der Schmetterlinge.

Adam (ſehr betrübt). Ach du mein Himmel, welch' ein Unglück!

Hasper (ſieht ihn albern an). Unglück?

Morgenſtern. Kinder! jetzt kommt zu mir, wir fahren alle nach Morgenſtern, und feiern dort die Verlobung!

von Adlerhorſt. Mein Sohn, wir reiſen in die Reſidenz, und ich werde dich beim Miniſter präſentiren.

Julius. J'en suis fort content.

von Adlerhorſt. Meine Herren! ich empfehle mich. (Mit Julius ab.)

Morgenſtern. Unterthäniger Diener! Nun, Kinder, rührt euch. (Zu Thomas.) Herr Vetter! Sie zeigen mir dann Eilbach?

Thomas. Verſteht ſich! Verſteht ſich!

Georg (umſchlingt Emilien). Nun kommen Sie mein Engel! wir werden uns jetzt etwas langweilen, dafür amüſiren wir uns morgen deſto beſſer!

(Alle bis auf Adam und Hasper ab.)

Hasper. Mein lieber Herr Profeſſor, Sie haben mir nebſt dem Vergnügen Sie kennen zu lernen, auch noch ein anderes

Vergnügen verſprochen — uxorem promisit — eine ehr- und tugendſame Jungfrau —

Adam (deutet ſchmerzhaft auf die Thüre, durch welche Emilie abgegangen). Da geht Sie hin!

Hasper (ſieht dumm auf die Thüre). Da?

Adam. Die iſt ſelber vergeben.

Hasper (ſehr ſtupid). Vergeben?

Adam (ärgerlich). Und niemand iſt daran Schuld, als die ſchlechte Schrift des Profeſſor Breken. Desperatus sum — aber, wiſſen Sie was, Domine! wir wollen Troſt in der Naturwiſſenſchaft ſuchen. Wir überſetzen miteinander den Plinius in's Griechiſche zu Nutz und Frommen aller derjenigen, die kein Latein verſtehen. (Hasper ſieht ihn verwundert an, Adam ſchlingt ſeinen Arm um ihn, und ſie gehen ſo umſchlungen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vergleichende Ueberſichten

von

Auguſt Lewald.

(Wien, Berlin, München, Stuttgart, Dresden,
Hamburg, Frankfurt.)

Ich habe im erſten Jahrgange dieſer Revue den Verſuch gewagt, die Kräfte und Leiſtungen der Hoftheater in Wien, Berlin, München und Stuttgart vergleichend einander gegenüber zu ſtellen, und fahre nunmehr darin fort, indem ich für dieſes Jahr noch einige andere Theater von Bedeutung herbeiziehen will.

Meine vorjährige Skizze hat das Intereſſe der Theaterfreunde angeregt und ich gebe die Hoffnung nicht auf, nebenbei auch wohl manches Gute damit zu erzielen.

Der Perſonalſtand des kaiſerlichen Hofburgtheaters in Wien iſt im Verlaufe des vergangenen Jahres faſt ganz derſelbe geblieben und nur durch die Wiedergewinnung der Madame Sophie Schröder und des Rettich'ſchen Ehepaares, ſo wie durch das Engagement der Madame Werde vermehrt worden.

Bei den königlichen Schauſpielen in Berlin iſt der Veteran Beſchort penſionirt worden. Die Feier ſeines Jubiläums war ebenſo ſinnreich als ergreifend. Außerdem hat das Drama keine Verluſte erlitten; die Oper verlor Herrn Hoffmann und Dem. Stephan. Der Erwerb des Drama's beſtand in drei jungen Talenten, den Demoiſelles Auguſte von Hagn, und Bertha und Clara Stich.

In München iſt nach den mir hierüber zugekommenen Nachrichten Alles beim Alten geblieben und weder Jemand entlaſſen noch angeſtellt worden.

In Stuttgart hat das Perſonal durch die Damen Lange und Wittmann einen ſehr erheblichen Zuwachs erhalten, da durch ſie die Fächer der Königinnen und tragiſchen Mütter, ſo wie der naiven und ſentimentalen Liebhaberinnen im Drama ergänzt wurden. Auch wurde Herr Dauers für zweite Liebhaber angeſtellt. Der Veteran Pauli wurde penſionirt und erhielt die goldene Verdienſtmedaille mit Oehr und Band.

Das königliche Hoftheater in Dresden, das außer dem Intendanten Herrn Geheimerath von Lüttichau, noch zwei Literatoren, nämlich einen Departemental-Secretär Herrn Hofrath Winkler, und einen Dramaturgen Herrn Hofrath Dr. Tieck beſitzt, ſollte ſchon deßhalb ein vornehmes genannt werden. Offenbar iſt dies ein Luxus, wie ihn keine andere Bühne aufzuweiſen hat.

Die Regiſſeure ſind Herr Dittmarſch für das Schauſpiel und Herr Fiſcher für die Oper, der auch zugleich Chordirector iſt.

Die erſte Schauſpielerin iſt Dem. Bauer, die in dieſem Jahr angeſtellt wurde. Ferner ſind als Künſtlerinnen von Ruf noch zu erwähnen: Mad. Doris Devrient, Mad. Bräuning und Mad. Werdy, auch Dem. Berg, die ein beachtenswerthes Talent für Liebhaberinnen beſitzt. Außerdem nennt uns das Verzeichniß noch die Damen Drewitz, Hartwig, Herold und Müller-Bachmann, im Allem alſo Acht.

Unter den Schauſpielern nenne ich vor Allen Herrn Emil Devrient, dann die Herren Pauli und Werdy, die Herren Porth, Wegmer, Stölzel, Bräuning, Burmeiſter, Fiſcher, Gelling, Hedſcher, Heine, Koch, Kriete, Keßler, Riſſe, Thiel und den Regiſſeur Herrn Dittmarſch. In Allem achtzehn Köpfe.

In Hamburg iſt, nach dortigen Berichten, Dem. Enghaus eine Künſtlerin von großer Bedeutung. Sie ſpielt die Heldinnen und die tragiſchen und muntern Liebhaberinnen. Mad. Lebrün iſt eine geiſtreiche Darſtellerin, die beſonders im Drama und in chargirten Rollen excellirt, Mad. Marſchall, eine treffliche komiſche Alte, wie ſie wohl nur ſelten gefunden wird, Mad. Mädel, Mad. Lenz ſind brauchbare Schauſpielerinnen, Dem. Sutorius ſpielt noch immer ſentimentale und muntere Liebhaberinnen, ferner finden wir dort Dem. Dirmar, Mad. Döring, Mad. Klengel, und vier junge Anfängerinnen; in Summa dreizehn.

Unter den Herren ſind die Directoren wohl die renommirteſten, nämlich die Herren Schmidt und Lebrün, welche ohne Kammern und Miniſter das Theaterſchiff als Selbſtherrſcher lenken. Dann iſt Herr Lenz als ein geübterer Schauſpieler zu nennen, die Herren Joſt und Döring, Fehringer und Baiſon, erſtere für die Fächer der Väter, Intriguants und komiſche Charaktere, letztere für die der Liebhaber und Helden. Herr Glay iſt ein brauchbarer Mann, die Herren Burmeiſter, Schäfer der Aeltere, Walter und Räder mögen den Beſchluß machen; zuſammen ſind es Elf. Zu Nebenrollen werden jetzt Choriſten verwendet.

Das Hoftheater in Braunſchweig hat einen [illegible] den Herrn Kammerherrn von Münchhauſen. Unter ihm ſtehen als Regiſſeurs, die Herren Marr, Kettel und Haßmann. Die erſtern Beiden nicht nur als Schauſpieler, ſondern auch als geſchickte Bearbeiter von Dramen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen bekannt. Nach dieſen drei Künſtlern, von denen ſich Herr Marr in Charakterrollen, Herr Kettel als erſter Liebhaber, und Herr Haßmann als père noble einen Namen gemacht, finde ich noch anzuführen: Herrn [illegible], Herrn Günther als Komiker, Herrn Schütz, erſte Helden, Herrn Graf als zweiten Vater, Herrn Müller für das Fach der niedern Komik und Herrn Kapus als zweiten Liebhaber. Neun Herren in Summa. Außerdem für Nebenrollen und Chor noch neun Individuen.

Mad. Gräßer, erſte tragiſche Liebhaberin, und Mad. Schütz, die jugendliche Rollen im Luſtſpiel, ſind die einzigen weiblichen Namen [illegible]. Außerdem finde ich noch Madame Kettel für komiſche Alte und zänkiſche Weiber. Mad. Lay alte Weiber und Hexen — welch' ein Fach! — Mad. Haßmann für alte Weiber und Mütter verpflichtet. Ein Uebergewicht von Alterthümern. Vier junge Mädchen, ohne Namen und ohne Fach, ſpielen die Aushilfsrollen. Ohne dieſe alſo nur fünf Damen.

In Frankfurt am Main führt die Bühne den Titel eines Nationaltheaters. Die Oberdirection hat Herr Leers, ein von den Actionärs erwählter Privatmann. Die Adminiſtration beſteht aus einem ſogenannten artiſtiſchen Director Herrn Malß und den andern Beamten, die mit der Kunſt nichts gemein haben und daher nicht hieher gehören.

Das Schauſpiel wird von Herrn Meck geleitet, einem im Fache der bürgerlichen Väter ausgezeichneten Schauſpieler. Neben ihm ſind noch die Herren Weidner, als Charakterſpieler, Bauer als Liebhaber, ferner [illegible] Hendrichs, Meidinger, Leißring, Laßberger, Hallenſtein und der Komiker Herr Haſſel zu nennen. Zuſammen neun Schauſpieler.

Die weiblichen Mitglieder ſind: Dem. Lindner, die berühmteſte, dann Mad. Meck, Mad. Ellmenreich und die Damen Leclerc, Weidner, Meſinger und Hoffmann; ſieben in Allem.

Stellen wir dieſe ausübenden Kräfte nun in gewohnter Weiſe vergleichend gegenüber, ſo ergiebt ſich folgendes:

	Damen.	Herren.
Dresden	8	19
Hamburg	13	21
Braunſchweig	9	18
Frankfurt	7	8

Wien hatte dagegen nach der vorjährigen Theater-Revue in Summa: 25 Herren, nun durch Herrn Rettich vermehrt, alſo 26, und 21 Damen, jetzt noch durch Mad. Schröder, Rettich und Werle vermehrt, alſo 24.

Berlin zählte 28 Herren, von denen Herr Beſchort ausſchied, alſo verblieben 27, und 14 Damen die noch durch drei jugendliche Talente vermehrt wurden, mithin 17.

Schon der Anzahl nach ragen dieſe beiden Bühnen unter den Andern hervor, nicht zu erwähnen, welche Namen ſich in dieſer Anzahl befinden.

In München hatten wir 17 Herren und 9 Damen, in Stuttgart 18 Herren und 7 Damen, die durch drei neue Engagements verſtärkt wurden, wonach ſich unſere Schauſpielkräfte auf 19 Herren und 9 Damen belaufen, mithin ziemlich gleichmäßig mit den obengenannten Theatern zu Dresden, Hamburg, Braunſchweig und Frankfurt.

Wollen wir aufrichtig ſeyn, ſo ſtehen auch alle dieſe Theater in dem was ſie, nach den jetzt beſtehenden Anforderungen, leiſten ſollen und leiſten können auf derſelben Stufe. Es iſt überdies üblich, daß ſich eine Bühne nach der andern richtet, daß ſie ängſtlich aufeinander blicken, und keine einen erſten Schritt zu thun wagt. Das einzig Ueberraſchende mag noch das genannt werden, was von den Vorſtadttheatern Wien's kommend, den übrigen deutſchen Repertorien einverleibt wird. Hier werden manchmal Sprünge gewagt, die beſſer unterbleiben dürften, wenn es nur nicht leider erwieſen wäre, daß außerhalb dieſer Sphäre nichts wahrhaft Luſtiges aufkommen will.

Es giebt für mich keinen ſehnlichern Wunſch als die Centraliſation in Theaterangelegenheiten. Da die kleinen, ſo reich dotirten Hoftheater nun einmal nicht ihre rechte Stellung zur Kunſt und Literatur begreifen wollen, ſo wäre es gut, wenn ſie die wenigen ausgezeichneten Talente verlören, die ein recht qualvolles, beengtes Kunſtleben in ihrem Dunſtkreiſe führen. Ob nun Wien oder Berlin ſie ſich aneignete, wäre gleich, aber jene großen Bühnen müßten nun einmal ihren Ehrgeiz darein ſetzen, kein großes Talent außerhalb ihres Bereiches verkümmern zu laſſen. Der ſtumpfſinnigſten Eitelkeit kann es zwar ſchmeicheln allein zu glänzen, aber dem wahrhaften Künſtler, mit dem Gott im Buſen, wird es nur wohl unter Ebenbürtigen.

Wenden wir uns nun zu dem, was die oben ſpecifizirten Kräfte im zurückgelegten Jahre zu den Lampen förderten.

Im Wiener Hoftheater gab man, vom 1. Auguſt 1835 bis letzten Juni 1836, alſo im vollen Theaterjahr, da der Juli Ferienmonat iſt: zehn kleinere Stücke nach dem Franzöſiſchen, größtentheils Luſtſpiele, von denen nur ſechs gefallen haben. Dieſe waren: Gleiche Wahl von Coſtenoble; das goldene Kreuz von Kurländer; eine Hütte und ſein Herz von demſelben; der achtzigſte Geburtstag von demſelben; das geraubte Kind von Koch; der Mann der Wittwe von Caſtelli. Die Tochter des Geizigen von Kurländer und der quälende Zweifel von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Neuigkeiten.

Originale ernster Gattung:

Wien.	Berlin.	München.	Dresden.	Hamburg.	Braunschweig.	Frankfurt.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Originale der heiteren Gattung:

Wien.	Berlin.	München.	Dresden.	Hamburg.	Braunschweig.	Frankfurt.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Größere Dramen aus fremden Sprachen:

Wien.	Berlin.	München.	Dresden.	Hamburg.	Braunschweig.	Frankfurt.
[illegible]	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—

Kleinere Dramen aus fremden Sprachen:

Wien.	Berlin.	München.	Dresden.	Hamburg.	Braunschweig.	Frankfurt.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Neuigkeiten in Summa:

Wien.	Berlin.	München.	Dresden.	Hamburg.	Braunschweig.	Frankfurt.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible] Originalstücke waren von folgenden Dichtern, [illegible]

	Wien	Berlin	München	Dresden	Hamburg	Braunschweig	Frankfurt
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	—	[illegible]	—	—	—	[illegible]
[illegible]	—	—	—	—	—	—	[illegible]
[illegible]	—	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—
[illegible]	—	[illegible]	—	—	—	—	—
[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—
[illegible]	—	—	—	—	[illegible]	—	—
[illegible]	—	[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	—
[illegible]	—	—	—	—	—	[illegible]	—
[illegible]	—	[illegible]	—	—	—	[illegible]	[illegible]
[illegible]	—	[illegible]	—	—	[illegible]	—	—
[illegible]	—	[illegible]	—	[illegible]	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	—	[illegible]	—
[illegible]	—	[illegible]	—	—	[illegible]	—	—
[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]
[illegible]	—	—	—	—	—	[illegible]	—
[illegible]	—	—	[illegible]	—	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	[illegible]	—	—
[illegible]	—	—	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	—	—	—	—	—	[illegible]	—
[illegible]	—	—	[illegible]	—	—	—	—
[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—
[illegible]	—	—	—	—	—	[illegible]	—
[illegible]	—	—	[illegible]	—	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	[illegible]
[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu machen; [illegible] Repertoir [illegible] zu bringen, und [illegible]

[illegible]

[illegible] Repertoir [illegible]

[illegible]

[illegible]

aber noch weniger nach ſolchen, die von andern empfohlen werden: ſondern man prüfe ſelbſt und entſcheide dann. Freilich muß man ſich aber hier eines freien und unbefangenen Kennerblicks bewußt ſeyn. Eine kleine Reiſe im Sommer würde in dieſer Hinſicht oft wunderbare Reſultate bereiten. Wie viele tüchtige junge Leute verkümmern hier oder dort bei kleinen Bühnen, Wandertruppen, in Bädern, in Scheunen und Wirthshäuſern, wo das Publicum auf Fäſſern liegt. Solche Leute ſpielen Helden, Tyrannen, Liebhaber, Intrigants, Gecken, und quälen ſich dabei daß es ein Gräuel iſt, aber auf einer andern Stelle, im beſcheideneren Rollenfache, würden ſie unter gehöriger Anleitung die völlige Befriedigung erwecken, und ſich glücklich ſchätzen, durch die Anſtellung bei einem ſolchen Theater ihrer Nahrungsſorgen quitt zu werden. Man ſuche nur einmal ernſtlich um zu finden, und überlaſſe nicht Alles bloß dem blinden Zufall, der in dieſem Augenblick bei dem deutſchen Theater im Allgemeinen das Scepter führt, und Repertoir, Perſonal, kurz die ganze Kunſt mit allen vier Winden zuſammenwirft. Alle wahrhaft großen Bühnendirectoren haben es verſtanden auf ſolche Weiſe ſich ein Perſonal, wie ſie es brauchten, ergänzend zu bilden.

Iſt endlich die Maſſe der guten Stücke nicht ſo groß, um allein aus ſolchen das Repertoir des ganzen Jahres zu bilden, ſo iſt es die nächſte Pflicht dafür zu ſorgen, daß die Maſſe groß genug werde. Es iſt geradezu unverantwortlich, die Theater-Abende lediglich zu einer Zeittödtung herabzuwürdigen, da ſie doch nach den weiteſten Begriffen den edelſten Zeitvertreib bilden ſollten. Weit entfernt hier die moraliſche, ſchon oft beſtrittene Seite der Schauſpielkunſt anzuregen, und ihr mithin ihre heiligſten Rechte erobern zu wollen, bemerke ich bloß daß ein, von ſchwer beſoldeten Künſtlern, in einem feſtlich beleuchteten Local und mit großem Apparate von Koſten und Mühen vorbereitetes und dargebotenes Schauſpiel nicht dazu beſtimmt werden darf, zwiſchen Punſch und kalter Küche, Geſchwätz und Zoten, als aufheiternde Nebenſache betrachtet zu werden. Und iſt dieſes nicht unter ſieben Theaterabenden wenigſtens viermal der Fall? Es heißt dann: „Ich gehe in's Theater, wie ich in's Kaffeehaus gehe.“ Und wer Bier, Tabak, Politik, oder literariſches Geſchwätz wirklich drei Stunden lang zu entbehren im Stande iſt, entſchließt ſich dann wohl zu einem Abonnement. —

Um nun dem gerügten Mangel abzuhelfen und dem ganzen Beſtande dadurch eine andere Geſtalt zu geben, ſey man auf das eifrigſte bemüht, Stücke herbeizuſchaffen, die mehr als ephemeren Werth haben und ſie in ſolcher Zahl in Bereitſchaft zu haben, daß man nicht nöthig hat alte Geſchichten, die zum Ueberdruß gegeben wurden, ſtets ſeinen Gäſten wieder aufzutiſchen, oder Neuigkeiten, die man nur als ſolche ein- oder zweimal vorführen kann, eine ſtete Wiederkehr auf der Wochenabtheilung zu geſtatten, oder gar Stücke zu halten, von deren Unwerth man überzeugt iſt, und die man bloß aus Noth und Drang wiederholt.

Alle großen Schauſpieldirectoren ſeit Shakeſpeare haben in dieſer Hinſicht ſtets am fruchtbarſten gewirkt. Er ſelbſt, Beaumont, und Fletcher, Schröder, Iffland, Kotzebue, Göthe und Schiller und wie viele andere noch haben eingeſehen, daß eine neue, gute Stücke dem Theater zu führen ſey. Iſt es jetzt der Fall, daß die Bühnenvorſtände nicht im Stande ſind ſich ſelbſt die Stücke zu ſchreiben, ſo ſehen ſie wenigſtens, ſich die Talente dazu anzuregen. Haben ſie auch keine ſelbſtſtändig ſchaffenden Talente in der Nähe ſo ſollten ſie doch wenigſtens in den Fundgruben älterer dramatiſcher Dichtkunſt nachforſchen laſſen um daraus das Beſte und Geeignetſte für ihre Zwecke wieder nutzbar zu machen. So wirkten Schreyvogel, Schmidt in Hamburg und Holbein.

Man muß jedoch vor allen Dingen und mit Beſtimmtheit annehmen können, daß der Bühnenvorſtand überhaupt Einſicht habe und nicht etwa mit einer Idioſyncraſie gegen Dichter und ihre Werke behaftet ſey. Aber auch dieſes iſt denkbar.

Die ſpaniſche, engliſche und franzöſiſche ältere Literatur bietet noch einen unerſchöpflichen Quell von Stoffen, die zeitgemäß zu bearbeiten wären, wie Schröder es mit Fletchers Rule a wife, Beck mit Shakeſpeare's Much ado about nothing, Schreyvogel mit Moreto's El desden con el desden, und eine Menge Anderer noch mit ähnlichen Stücken gemacht haben; Stille Waſſer ſind tief, die Quälgeiſter, Donna Diana, verdanken wir dieſen Beſtrebungen.

Nicht nur bietet der überreiche Lope de Vega, ſo wie Shakeſpeare und ſeine Zeitgenoſſen eine noch reichlich ſich lohnende Ausbeute, ſondern der alte Franzoſe Legrand, Gherardi in ſeinem Théâtre italien, die neueren Sedaine, Favart und Beaumarchais liefern theils ganz fertige Stücke, theils gute Ideen, die als Gerüſte trefflich zu Statten kämen, zeitgemäße Witze, Empfindungen und Gruppirungen um dieſelben zu placiren.

Eine Hauptſtörung des Repertoirs bewirkt übrigens das deutſche Gaſtſpiel. Ich nenne es ſo, weil dieſes Unding bei keiner Bühne des Auslandes angetroffen wird. Ein Gaſtſpiel iſt zuläſſig wenn man dadurch irgend eine künſtleriſche Eminenz einem Publikum bekannt machen will. So das Gaſtſpiel der Pariſer Matadore in den Provinzen Frankreichs, welches dadurch noch höhere Bedeutung gewinnt, daß die Pariſer Künſtler ſtets alle neuen Rollen ſchaffen, mithin die Provinz-Künſtler mit Zuſchauern, denn erſt das Vorbild zu ſehen bekommen, das bleibende Geſetz, wornach ſich Jeder zu richten hat. In Deutſchland mögen ſo Talente auf Gaſtrollen gehen, deren Ruhm allgemein verbreitet iſt, und die dem Publicum, vor dem ſie ſich zeigen, neben dem Genuſſe auch noch Belehrung in Sachen des Urtheils gewähren. Man wende mir nicht ein, daß man erſt durch die Gaſtrollen zu einem allgemein ausgebreiteten Ruhm gelangen könne; wie Viele gibt es denn die Gelegenheit an den erſten Bühnen zu gaſtiren wie ſeither, und die eben ſo unbeachtet als unbekannt zu ihrem heimiſchen Kunſtkreiſe wieder zurückkehrten.

Betrachten wir einmal was unſere hier in Erwägung gezogenen Bühnen in dieſem Jahre für Gäſte aufnahmen, und ſuchen wir auch hier ein Reſultat zu gewinnen.

Das Wiener Hoftheater befolgte hauptſächlich das Recrutirungsſyſtem bei den von ihm bewilligten Gaſtſpielen. Durch Herrn und Madame Rettich, die engagirt wurden, dann Mad. Peche aus demſelben Grunde; dieſe Gaſtrollen darf man richtiger mit Debüts bezeichnen. Zwei Berühmtheiten: Demoiſelle Charlotte Hagn aus Berlin und Herr Emil Devrient aus Dresden, mögen die Gattung des auch im Auslande ſanctionirten, aber eigentlichen Gaſtſpiels bezeichnen. Die Urſachen des Auftretens der Herren Ketten aus St. Petersburg, Müller und Remmark aus Grätz, Beitzmann aus Caſſel und Rott aus der Leopoldſtadt ſcheinen uns in dem Wunſche gelegen zu haben, für ein unvertretenes Fach, etwa das der komiſchen Bedienten, wie ſie Gade und Wothe ſpielte und ſpielt, einen Erſatzmann zu finden. Das Auftreten der Dem. Herbſt aus Prag weiß ich hier jedoch nicht zu erklären, da ähnliche Verſuche mit dieſer Schauſpielerin ſchon früher erfolglos geblieben waren.

In Berlin gaſtirten: Herr Müller aus Riga in Carlos und ähnlichen Rollen, Herr Heidenreich aus Leipzig als Hans Sachs, Herr Lucas aus Wien als Don Cäſar u. ſ. w. Wie es ſcheint war man bemüht, einen erſten Liebhaber zu gewinnen, und gab es auf als kein günſtiger Erfolg ſich zeigte und ſchöne Verbindungen für die Zukunft beſtehend bleiben. Seit Seydelmann gaſtirte in Berlin kein Künſtler erſter Größe im Schauſpiel.

In München ſpielten: Mad. Birch-Pfeiffer, ein heimiſcher Gaſt, die bei ſolcher Gelegenheit ein neues Stück von ſich in die Scene ſetzt, oder irgend eine Lücke zu füllen ſo gefällig iſt; die Herren Raimund, als Eminenz, und die Herren Kemmart und Werner als ſogenannte Local-Komiker, für die bei dem Münchner Publikum ſtets große Vorliebe herrſcht.

In Stuttgart ſahen wir: Mad. Schulze, als Anſtandsdame und tragiſche Mutter, ohne Erfolg. Mad. Lange in derſelben Sache, mit großem Beifall. Beide ſpielten, um einen Platz an unſerer Bühne einzunehmen, welcher der Mad. Lange zu Theil wurde. Dem. Feigel, Dem. Eß, Mad. Wittmann, Dem. Peiſtrina, ſpielten ſich um die Stellen der jugendlichen Liebhaberin zu erhalten, welche der Mad. Wittmann vertraut wurde. Herr Kemmart ſpielte zur Ergötzung des Publikums einige Wiener Poſſen, und Herr Marr, ein in ſeiner Art ſehr ſchätzbarer Künſtler, wurde zu einem Gaſtſpiele berufen, das zu den verſchiedenartigſten Gerüchten Veranlaſſung gab und deſſen Grund noch nicht enträthſelt iſt. Wollte man Seydelmann ſchaden, oder ſeinem Werthe eine Folie unterlegen? Wer weiß es?

In Dresden gaſtirten: Herr Gärner als Fauſt, Lorenz Kindlein, Franz Moor u. ſ. w.; Herr Gebhart, als Schwäger, der engagirt wurde; Herr Schütze als Wallenſtein; Herr Peters als Komiker; Herr Koch desgleichen, der engagirt wurde; Madame Fürau, in alten und komiſchen Rollen; Mad. Lange, welche in Stuttgart engagirt wurde; Herr Räder in alten Rollen. Herr Porſmar und Dem. Bauer betraten als engagirte Mitglieder in Debütrollen die Bühne, ohne ihr verſchiedenes Talent einer vorläufigen Prüfung zu unterwerfen. Nur Mad. Hartmann erfreute durch ein Gaſtſpiel im eigentlichen Sinne, wie wir es wünſchten, ihre zahlreichen Verehrer.

In Hamburg waren zum Gaſtſpiel zugelaſſen: Herr Marr in den bekannten Rollen Devrients u. ſ. w. Herr Meyer aus Carlsruhe im Liebhaberfache; Herr Döring in Rollen Devrients, der engagirt wurde. Mad. Räder in alten Rollen; Herr Dann, früheres Mitglied des Hamburger Theaters in erſten Liebhabern. Herr Grunberg aus Detmold; Dem. Schmidt aus Detmold; Dem. Wolf aus Bremen, und endlich Herr Raimund, ein Liebling des Publikums in ſeinen Stücken.

In Braunſchweig ſpielten: Herr Baßmann aus Leipzig; Dem. Kaſchini, eine Anfängerin, welche engagirt wurde; Herr Carl Devrient; Herr Grauberg, Komiker; Herr Joſt aus Hamburg in Rollen des alten Devrient, während Herr Marr in Stuttgart gaſtirte; Herr Heinrichs aus Frankfurt am Main.

In Frankfurt: Herr Roſenmayer aus Caſſel in Liebhaberrollen; Herr Hölken aus München, Helden; Herr Weidinger aus Cöln, Komiker; Herr Pollert, Dem. Ennewein.

Wir wollen jetzt noch zum Schluſſe die Leiſtungen der Oper überſchauen.

Das Wiener Burg-Theater, das ſich bekanntlich nur dem Schauſpiel widmet, bleibt hier ausgeſchieden.

In Berlin gab man:

Mozart, zwölfmal; viermal Don Juan, viermal die Zauberflöte, zweimal Cosi fan tutte, und zweimal Figaro.

Beethoven, viermal Fidelio.

Cherubini, zweimal Lodoiska.

Paer, zweimal Sargines.
Weigl, einmal die Schweizerfamilie.
Solié, zweimal das Geheimniß.
Himmel, zweimal Fanchon.
Mehul, sechsmal Joseph.
Paisiello, dreimal die Müllerin.
Boieldieu, elfmal: zweimal die weiße Dame, neunmal Johann von Paris.
Weber, elfmal: siebenmal den Freischütz, viermal Oberon.
Bellini, sechsmal: dreimal die Capuleti und Montecchi; dreimal die Puritaner.
Herold, zweimal Zampa.
Spohr, zweimal Jessonda.
Spontini, sechsmal: einmal die Vestalin, dreimal Cortez, zweimal Nurmahal.
Rossini, sechsmal: viermal den Barbier, zweimal Othello.
Meyerbeer, viermal Robert.
Auber, siebzehnmal: fünfmal Fra Diavolo, zweimal die Stumme, sechsmal das eherne Pferd, einmal Gott und Bajadere, der Maurer, und in französischer Sprache le Concert à la cour.
Lindpaintner, dreimal das Rosenmädchen.
Blum, zweimal der Kapellmeister und die Primadonna.
Pixis, zweimal die Sprache des Herzens.
Taubert, zweimal die Kirmeß.
Lebrun, zweimal [illegible].

In allem Werke von dreiundzwanzig Componisten.

Marschner, Reißiger, Wolfram, Hummel, Winter und Gluck, die im vorigen Jahrgange angeführt werden konnten, fehlen diesmal, dafür haben wir: Cherubini, Paer, Weigl, Solié. Das Repertoir der Oper ist wieder sehr reichhaltig und lobenswerth.

In München: Mozart: Figaro, Don Juan, Zauberflöte und Entführung. — Beethoven: Fidelio. — Mehul: Joseph. — Weigl: Schweizerfamilie. — Boieldieu: die weiße Dame. — Weber: der Freischütz. — Bellini: Norma, Seeräuber, Capuleti und Montecchi. — Herold: Zampa. — Spohr: Jessonda. — Spontini: Vestalin. — Rossini: Moses, Othello, Barbier, Tell. — Meyerbeer: Robert. — Auber: Maskenball, Stumme, Fra Diavolo. — Marschner: Templer und Jüdin. — Chelard: Hermannsschlacht.

In allem Werke von sechzehn Componisten. Sechs mehr als im vorigen Jahre.

In Dresden: Mozart, neunmal: Titus fünfmal, und Don Giovanni (in italienischer Sprache) dreimal, die Zauberflöte einmal, wobei zu bemerken, daß Titus zum erstenmal gegeben wurde.
Spohr, dreimal Jessonda.
Marschner, einmal Templer und Jüdin.
Kreutzer, einmal Nachtlager in Granada.
Mehul, einmal Joseph.
Solié, das Geheimniß einmal.
Weber, sechsmal Freischütz, einmal Oberon.
Boieldieu, viermal die weiße Dame.

Meyerbeer, zweimal Robert.

Herold, dreimal Zampa.

v. Miltitz, zweimal der [illegible].

Auber, dreizehnmal. Dreimal Fra Diavolo, viermal die Stumme, viermal das eherne Pferd, einmal der Schnee und einmal Leſtocq.

Raſtrelli, ſechsmal Bertha von Bretagne.

Roſſini, zwanzigmal. Sechsmal der Barbier, einmal Otello, dreimal Semiramide, einmal Tancredi, fünfmal Maometto II, viermal la Donna del Lago. (Letztere italieniſch.)

Bellini, dreizehnmal. Sechsmal la Sonnambula, viermal i Capuleti, dreimal Norma. (Sämmtlich italieniſch.)

Wenzel Müller, einmal die Schweſtern von Prag.

In Allem Werke von fünfzehn Componiſten.

In Hamburg: Mozart, zehnmal. Don Juan dreimal, Belmonte und Conſtanze viermal und Figaro dreimal.

Mehul, einmal: Je toller je beſſer.

Weber, achtmal. Freiſchütz dreimal, Oberon fünfmal.

Spohr, einmal Fauſt.

Boieldieu, viermal die weiße Dame, einmal Johann von Paris.

Gretry, dreimal Richard Löwenherz.

Hiller und Standfuß, der luſtige Schuſter.

Paer, Sargines.

Salieri, Axur dreimal.

Spontini, Cortez dreimal.

Roſſini, zwölfmal. Zweimal Armida, viermal Barbier, zweimal Othello, zweimal Tancred, Belagerung von Corinth und Tell, jede einmal.

Herold, Zweikampf drei- und Zampa einmal.

Bellini, dreißigmal. Die Nachtwandlerin elfmal, Norma achtmal, die Capuleti ſechsmal, die Seeräuber zweimal, Anna Bolena einmal, und eine Gedächtnißfeier aus einzelnen Akten ſeiner Opern zuſammengetragen.

Meyerbeer, fünfmal Robert.

Auber, fünfundzwanzigmal. Guſtav zehnmal, die Stumme viermal, Leſtocq viermal, der Maurer zweimal, das eherne Pferd fünfmal.

Gläſer, des Adlers Horſt viermal.

Blum, der Kapellmeiſter und die Sängerin.

Pixis, die Sprache des Herzens.

[illegible] von verſchiedenen Meiſtern.

In Allem Werke von achtzehn Componiſten.

In Braunſchweig: Mozart, dreimal Don Juan, die Entführung und die Zauberflöte jedes einmal, zuſammen fünfmal.

Beethoven, zweimal Fidelio.

Spohr, zweimal Jeſſonda.

Gretry, Richard Löwenherz.

Salieri, Axur (Tarar).

Meyerbeer, Kreuzritter in Egypten, Robert fünfmal.

Gläſer, des Adlers Horſt achtmal.

Auber, Fra Diavolo ſechsmal, die Falſchmünzer dreimal, Guſtav achtzehnmal, die Stumme zweimal, der Schnee zweimal, das eherne Pferd (Zauberpferd) viermal, Leſtocq dreimal, die Verlobte (Braut) dreimal, Maurer und Schloſſer. In Summa zweiundvierzigmal.

Weber, der Freiſchütz und Oberon.

Wenzel Müller, das neue Sonntagskind.

Herold, Marie dreimal, der Zweikampf achtmal, Zampa fünfmal, Ludovic. Siebzehnmal in Summa.

Roſſini, der Barbier einmal, Othello zweimal, Tell und Semiramis einmal. Fünfmal in Summa.

Bellini, Norma dreimal, Montecchi und Capuleti neunmal; zwölfmal in Summa.

Mehul, Joſeph.

Halevy, die Jüdin fünfmal.

Kreutzer, [illegible] zweimal.

[illegible], [illegible], der [illegible], fünfmal.

Cherubini, der Waſſerträger zweimal.

Von übrigen Componiſten wurden in Braunſchweig [illegible] Werke zur Darſtellung gebracht.

In Frankfurt: Mozart, [illegible]. Don Juan neunmal, Zauberflöte zweimal, die Entführung fünfmal und Titus einmal.

Weber, fünfmal den Freiſchütz und einmal Euryanthe.

Paer, dreimal [illegible] und dreimal Camilla.

Cherubini, fünfmal den Waſſerträger.

Mehul, zweimal Joſeph.

Spontini, fünfmal die Veſtalin.

Schenk, einmal den Dorfbarbier.

Fioravanti, dreimal die wandernden Comödianten.

Paiſiello, zweimal Ritter Tulipan.

Spohr, zweimal Fauſt.

Gläſer, fünfmal des Adlers Horſt.

Boieldieu, viermal Johann von Paris und einmal die weiße Dame.

Herold, viermal Zampa.

Auber, viermal den Maskenball, dreimal Leſtocq, einmal die Stumme und einmal Fra Diavolo.

Carafa, viermal den Kerker zu Edinburg.

Marſchner, zweimal Templer und Jüdin.

Halevy, fünfmal die Jüdin.

Kreutzer, zweimal das Nachtlager in Granada.

Roſſini, [illegible]. Viermal den Barbier, zweimal die Belagerung von Corinth, Othello, Tancred, Italienerin, Tell.

Bellini, [illegible]. Die Fremde dreimal. [illegible] zweimal. Montecchi [illegible]. Nachtwandlerin [illegible]. Norma viermal.

In Summa auf Frankfurts Bühne Werke von zwanzig Componiſten.

Als Gäſte traten auf:

In Berlin: die Damen Spitzeder, Schneider, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], und [illegible]. Die Herren: [illegible], [illegible], Schäfer, [illegible], [illegible], [illegible].

In München: Die Damen: [illegible], Schröder-Devrient, [illegible] und [illegible]. Die Herren: [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible].

In Dresden: Die Damen: [illegible], [illegible], Pixis, Heinefetter, [illegible], [illegible]; die Herren: [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible].

In Hamburg: die Damen: [illegible], Burghardt, Mad. [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Cornet, [illegible] und Herr Cornet.

In Braunschweig: Die Damen: Schröder-Devrient, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Schodel. Die Herren: Günther und Krause.

In Frankfurt: Die Damen: [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Schodel. Die Herren: [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible].

Folgendes ist das Opernpersonal der hier zum ersten Mal genannten Bühnen.

In Berlin: gingen Herr Hoffmann und Dlle. Stephan ab. Dafür wurden Herr Eichberger und Herr Hauser engagirt.

In München: wurde der Kapellmeister Lachner angestellt, sonst ist Alles beim Alten geblieben.

In Dresden: die Kapellmeister Herren Morlacchi und Reissiger. Herr Rastrelli, Musik-Director. Die Sänger: Babnigg, [illegible] Regisseur, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Zezi, [illegible]. Die Sängerinnen: Dem. [illegible], Mad. Schröder-Devrient, Dem. [illegible], Dem. [illegible], Mad. Wächter, Dem. Wüst.

In Hamburg: Der Kapellmeister Herr Krebs, der Regisseur, Herr [illegible] d. Ä. Die Sänger: Herren [illegible], [illegible], Hoffmann d. J., Krause, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible]. Die Damen: [illegible], [illegible], [illegible], Hoffmann, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible].

In Braunschweig: der Kapellmeister Herr Methfessel, die Sänger: Herren Cornet (Regisseur), [illegible], [illegible], Günther, [illegible], Krause, [illegible], [illegible] und [illegible]. Die Damen: Cornet, [illegible], [illegible], [illegible].

In Frankfurt: der Kapellmeister Herr Guhr, die Sänger: Herren [illegible], [illegible], [illegible] (Regisseur), [illegible], [illegible], [illegible]. Die Damen: [illegible], [illegible], Krause, [illegible], Hoffmann.

Folgendes ist nun die [illegible] Uebersicht der Oper:

	Berlin	München*	Dresden	Hamburg	Braunschweig	Frankfurt
Mozart	10	6	9	10	9	11
Beethoven	1	1	—	—	2	—
Salieri	—	—	—	3	1	—
Cherubini	2	—	—	—	2	1
Paer	2	—	—	1	—	3
Weigl	1	1	—	—	—	—
Catel	2	—	1	—	—	—
[illegible] und [illegible]	—	—	—	1	—	—
Himmel	2	—	—	—	—	—
Mehul	6	3	4	4	4	2
Paisiello	3	—	—	—	—	1
Rossini	5	8	8	6	—	9
Weber	11	8	6	9	2	5
Carafa	—	—	—	—	—	4
Bellini	6	3	10	10	11	13
Fioravanti	—	—	—	—	—	3

---

* Die Wiederholungen sind hier nicht angegeben und diese Zahl bezeichnet bei München bloß die gegebenen Opern von ernsten und heroischen Componisten.

	Wien	München	Dresden	Hamburg	Braunschweig	[illegible]
Herold	7	1	5	4	10	6
[illegible]	—	—	—	3	1	—
Spohr	2	3	5	3	2	3
[illegible]	—	—	—	—	2	—
Spontini	10	3	—	5	—	3
[illegible]	—	—	—	—	5	—
Bellini	6	6	20	17	3	10
Gluck	—	—	—	4	5	3
Meyerbeer	5	6	7	5	6	—
[illegible]	—	—	—	—	1	5
Weber	16	3	18	25	22	4
Wenzel Müller .	—	—	1	—	3	—
Lindpaintner . .	5	—	—	—	—	—
Blum	7	—	—	1	—	—
Kalliwoda.	—	—	6	—	—	—
[illegible]	2	—	—	1	—	—
v. Miltitz	—	—	2	—	—	—
Lachner	3	—	—	—	—	—
Kreutzer	—	—	1	—	—	3
[illegible]	2	—	—	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	—	1
Marschner . . .	—	3	1	—	—	2
Chelard	—	1	—	—	—	—

Aus dieſem Vergleich geht nun einleuchtend hervor, welche Componiſten die Helden des Tags ſind, und wie ſehr es auch in dieſem Augenblick an eigenthümlich deutſchen und ſehr anſprechenden Opern fehlt.

Theater-Curioſitäten.

Herr Scherzer.

Kürzlich wurde Robert der Teufel in Gruiſſan, einem kleinen Seehafen, drei Stunden von Narbonne, von herumziehenden Schauſpielern auf einer Barke aufgeführt. Das Orcheſter beſtand aus einer Trommel und einem Flageolet. Die Zuſchauer befanden ſich am Ufer ſowohl ſtehend als liegend und bildeten maleriſche Gruppen. Dies Factum iſt wahr und uns von einem Augenzeugen mitgetheilt worden. Dies erinnert uns an einen ähnlichen, doch viel ſpaßhafteren Fall, der ſich in einem kleinen Dorfe an der Donau in Ungarn zugetragen. Der Director einer wandernden Truppe, Herr Scherzer, ein Mann, von dem wohl hundert heitere Anekdoten in der Theaterwelt couriren, befand ſich dort, und hatte in Ermangelung eines andern paſſenden Locals ſein Theater auf einem Floß aufgeſchlagen. Er wollte es mit dem Ziegler'ſchen Schauſpiel: Barbarei und Größe, eröffnen. Das Perſonal war bereits auf dem Floß, das auf der Donau ſchwimmend mit einem Taue am Ufer befeſtigt war. Scherzer ſelbſt ſaß auf dem Lande, einen kleinen Tiſch vor ſich, um das Geld einzuziehen. Es hatte ſich bereits einiges Publikum verſammelt und er wollte ſich überzeugen, ob Alles zum Anfange bereit ſey. Der thätige Mann führte nämlich ein ſehr ordentliches Regiment. Er packte ſeine Kaſſe zuſammen und begab ſich auf das Floß, wo er hinter dem Vorhang verſchwand. Dieſen Augenblick benützte ein Spaßvogel, zerſchnitt die Taue und das ländliche Publikum ſah erſtaunt das ganze Theater ſtromabwärts ſchwimmen, keinen Augenblick zweifelnd, daß dieſes ſo ſeyn müſſe und von dem impoſanten Anblick höchlich ergötzt. Die Künſtler auf dem Floße merkten die ſanfte Bewegung nicht und waren mit ihrem Coſtüm und ihren Rollen beſchäftigt. Endlich iſt alles zum Anfange bereit, Scherzer ſelbſt gibt das Zeichen und der Vorhang geht auf. Wie überraſcht ſind nun aber alle, kein Publikum vor ſich zu haben und eine ganz unbekannte Gegend zu erblicken. Sie waren nämlich eine Viertelſtunde unterhalb des Dorfes auf den Sand gerathen. Nicht ohne große Mühe mußte das Theater von den Künſtlern ſelbſt ſtromaufwärts bugſirt werden, da das Publikum ſich nicht dazu verſtehen wollte, ſeinem Theater nachzulaufen.

Armenabgabe.

Die Abgabe der Pariſer Theater zum Beſten der Armen, die von jeder Einnahme ſogleich abgezogen wird, betrug im Jahr 1835. 667.208 Fr. 38 Cts., welche auf folgende Weiſe von den verſchiedenen Etabliſſements erhoben wurden:

Theater.

Academie royale de Musique	117.097	Fr.	33	Ct.
Théâtre français	41.998	„	90	„
Komiſche Oper	41.734	„	88	„
Italieniſche Oper	49.897	„	99	„
Odéon	10.150	„	93	„
Gymnase	47.023	„	99	„
Vaudeville	46.089	„	70	„
Variétés	37,806	„	63	„
Porte St. Martin	48.723	„	77	„
Cirque Olympique	19.712	„	03	„
Gaîté	37.712	„	44	„
Ambigu comique	38.407	„	67	„
Folies dramatiques	19.780	„	96	„
Palais royal	46.804	„	84	„
Ventadour	9.828	„	58	„
Molière	380	„	50	„
Comte (Kinder)	2.506	„	78	„
Luxembourg	3.490	„	40	„
Acrobates	6.471	„	22	„
Funambules	4.969	„	98	„
Lazary	3.898	„	15	„

Andere Etabliſſements.

Winterconcerte der Champs Elysées	13.857	„	78	„
Sommerconcerte der Champs Elysées	9.893	„	93	„
Verſchiedene Concerte	13.716	„	66	„
Verſchiedene Bälle	6.364	„	19	„
Gärten und Feſte	6.100	„	47	„
Panorama, Diorama u. ſ. w.	9,079	„	84	„
Kleine Spektakel	438	„	—	„
Unterhaltungen in Caffeehäuſern	190	„	—	„
Fechterſchauſpiele	218	„	87	„
Verſchiedene Sehenswürdigkeiten	971	„	47	„
Unterhaltungen in den Guinguettes	3.807	„	10	„
	667,308	Fr.	88	Ct.

Spaniſcher Comödienzettel.

(Wörtliche Ueberſetzung.)

Theater.

Große neue und außerordentliche Vorſtellung, den 27. April 1836 zur Feier der Geburt der Königin Regentin.

Die Unternehmung wünſcht dieſen glücklichen Tag auf die würdigſte Weiſe zu feiern und war daher nicht dabei ſtehen geblieben, eines der ſo trefflichen Dramen der neuen literariſchen Schule zu wählen, ſondern ſie [illegible] auch das Innere des Theaters auf eine überraſchende und [illegible] zu bezaubernden Feſte analoge Weiſe. Zu dieſem Zwecke hat man das Proſcenium, die Plateas, die Logen und die Cupola mit reichen Behängen, Guirlanden, Blumenzügen und allegoriſchen Figuren geſchmückt, und das Ganze von dem Profeſſor Don Juan [illegible] ausführen laſſen. Dieſe prachtvolle Decoration wird durch eine große Menge von Luſtren und Candelabern glänzend erleuchtet werden. Eine herrliche Symphonie wird von einem für dieſe Gelegenheit verſtärkten Orcheſter ausgeführt, dem großen neuen fünfaktigen Drama vorangehen, welches von Alexander Dumas verfaßt und von Don Ventura de la Vega überſetzt iſt. Es führt den Titel:

Teresa.

Obgleich die Namen des Dichters wie des Ueberſetzers dieſes herrliche Produkt genugſam empfehlen, welches ſowohl in Paris als in Madrid den größten Zulauf erhielt, ſo hält es die Unternehmung dennoch nicht für überflüſſig, dem damit unbekannten Publikum eine leichte Idee davon zu machen. Fünf grandioſe Charaktere ſind die Hauptperſonen dieſes Dramas: Tereſa, Amalie, Delaunay, Paolo und Arthur, gleich beſeelt von heftiger Leidenſchaft, obgleich unter einander verſchieden und von dem Autor in intereſſante Situationen geworfen. Arthur, ein junger unterrichteter Mann, hat Tereſa in dem Augenblick gerettet, da einer der ſchrecklichſten Ausbrüche des Veſuvs ſie mit andern Schlachtopfern zu verſchlingen drohte, und dieſes ſo überaus romantiſche Ereigniß erweckt in ihrem Herzen die ſtärkſte Liebe. Paolo ein armer Fiſcher, in deſſen Kahn ſie fuhren, wurde für Tereſa von einer fürchterlichen Leidenſchaft ergriffen, aber ſeine Stellung zwingt ihn, ſeine Liebe, die ihn verzehrt, im Herzen zu verbergen und dadurch zum unglücklichſten der Menſchen zu werden. Arthur hat Tereſa aus den Augen verloren und dieſe hat ſich inzwiſchen mit dem tugendhaften Delaunay vermählt.

Die keuſche Amalie, Tochter aus erſter Ehe, ſoll nun Arthurs Gattin werden; aber er liebt ſie nicht, ſein Herz kann Tereſa nicht vergeſſen, und in dem Augenblick der Trauung ſieht er ſie wieder, die nunmehr die Frau ſeines beſten Freundes iſt. Paolo, der Tereſa überall folgte, erkennt Arthur, bemerkt ſogleich, daß er geliebt wird, und koſtet im Voraus die Süßigkeit der Rache. Herr Maté, der mit der ſchwierigen Rolle des Delaunay beauftragt iſt, hat mit dem größten Fleiß dieſes Drama in die Scene geſetzt, und die Unternehmung ſchmeichelt ſich, daß das Publikum Vergnügen darin finden wird, zu ſehen, wie die Scenen in einander greifen und zugleich den Geiſt zu bewundern, der dieſes Dichterwerk ziert.

Schauſpieler.

Der Baron Delaunay	Hr. Maté.
Arthur	„ Argente.
Duleau	„ Paguez.
Paolo	„ Rolas.
Herr Gerben	„ Rodriguez
Der General Clement	„ Menendez.
Ein Diener	„ Dietio
Tereſa	Mad. Joſ. Eſpinoſa.
Amalia	„ Joſ. Valera.
Laura	„ Romero.

Nach dem Drama wird man ein Quintetto von fröhlichen Charakteren tanzen, welches dem Feſte analog ſeyn wird, und das Schauſpiel wird mit einem Stück in einem Akt beſchloſſen werden:

Der Plan eines Drama

oder

Die Verſchwörung,

worin man mehre Stellen in Verſen ſprechen wird, die man eigens zu dieſem Geburtstage verfaßt hat.

Eine Vorſtellung von Judith und Holofernes.

In Chalons ſur Saone, einer kleinen Stadt in Frankreich, die wegen ihrer Dampfſchiffe, ihrer Fabriken von mouſſirendem Wein, ihrer guten Bratwürſte und ihres literariſchen Geſchmacks ziemlich berühmt iſt, aber in Theaterſachen noch auf einer niedrigen Stufe ſteht, kam kürzlich der geſchickte Director einer ambulanten Geſellſchaft auf den Einfall, ſich mit einem einfachen Vaudeville des Palais-royal-Theaters ein übermäßig volles Haus zu ſchaffen: Zuerſt ſorgte er für einen ungeheuern Zettel, mit ganz unleſerlichen Buchſtaben in bunten Farben; denn je verſchnörkelter und unleſerlicher die Zettel ſind, deſto mehr ziehen ſie an. Die Bilderſchriftkundigen des Orts verſammelten ſich vor dieſem Zettel und brachten nach einiger Bemühung Folgendes heraus:

Außerordentliche und erſte Vorſtellung

von

Judith und Holofernes,

ein köſtliches Spektakel-Vaudeville, das mit ungeheurem Beifall auf dem berühmten Theater des Palais-royal gegeben wurde, worin Mademoiſelle Dejazet, eine der erſten Schauſpielerinnen von Europa und ſelbſt von Frankreich, die Hauptrolle ſpielt. Um den aufgeklärten Liebhabern dieſer Stadt zu beweiſen, wie gern er ſie zu befriedigen wünſche, hat der Director von den würdigen Autoren dieſes herrlichen Werks eine neue Entwickelung verfertigen laſſen, welche die während achtzig Vorſtellungen von dem Publikum der Hauptſtadt mit ſo großem Beifall aufgenommene weit hinter ſich läßt. Der Director gedenkt nicht, jene Genüſſe zu ſchmälern, die er ſeinen Zuſchauern zu ſchaffen ſich vorgenommen hat; daher begnügt er ſich damit, hier bloß zu verſichern, daß er mit einem ſeiner Figuranten ein beſonderes Arrangement getroffen habe, ſo daß die ſchöne Judith nunmehr im Stande ſeyn wird, den Kopf des niederträchtigen Holofernes wirklich abzuſchneiden, und daß dieſer

friſch abgeſchnittene Kopf

dem Publikum auf einem Barbierbecken öffentlich herumgezeigt werden ſoll.

Anmerkung. Es iſt leicht zu begreifen, wie koſtſpielig es iſt, ein Stück auf ſolche Weiſe in die Scene zu ſetzen. Man wird ſich daher nicht verwundern, daß die Plätze erhöht worden ſind. Die erſten koſten zwei Franken, die zweiten einen halben Frank, und die letzten zwanzig Centimen.

Die ganze Stadt ſtrömte in das Theater, und die Einnahme erhob ſich auf die bis dahin unerhörte Summe von 1207 Fr. und 5 Sous.

Aber die Ungeduld des Publikums war ſo groß, daß es vom Stücke gar nichts ſehen und hören wollte. Gleich nachdem der Vorhang aufgezogen worden war, erſchallte es von allen Seiten: „den Schluß! die Entwickelung! den Kopf!“

Als der Director das Geſchrei nach dem Kopfe vernahm, verlor er keineswegs darüber den ſeinigen. Der Vorhang fiel und wurde nach drei Minuten wieder aufgezogen. Holofernes ſchlummerte auf einem Lehnſtuhl; Judith nahte ſich mit dem ungeheuerſten der Säbel auf den Zehenſpitzen. Sie holte weit aus, führte ihren Hieb ſicher und der Kopf fiel in einen Sack, den der Komiker der Truppe bereit hielt, während das Blut in weitem Bogen ſpritzte. Es war ſehr gut gegangen, das Publikum ſchien von Erſtaunen ergriffen zu ſeyn; aber Alles war noch nicht vorbei, denn der Kopf lag noch nicht in der Bartſchüſſel. Der Komiker machte Anſtalten, ihn hineinzulegen; man ſah ihn einigemal um einen Tiſch gehen, der mit einem gelben Teppich behängt war; dann trat er einige Schritte zurück und man erblickte den Kopf wirklich in der verheißenen Schüſſel. Er hatte eine Leichenfarbe, und einen ſtarren Blick. Die ganze Verſammlung ſchauderte.

Plötzlich fingen die Muskeln des Geſichts an, ſich zuſammen zu ziehen, die Augen ſchloſſen ſich und der Kopf nieſ'te, ſo ſtark als man nur nieſen kann. Ein allgemeines Erſtaunen; der Kopf hört nicht auf zu nieſen; plötzlich verſchwindet er von der Schüſſel und man bemerkt nun, daß er mit einem Menſchen zuſammenhängt, der zögernd vortritt und alſo ſpricht:

„Verzeihung, meine Herren, wenn ich mich nicht zurückhalten konnte. Ein anderer Figurant, der mir darüber grollte, daß er nicht den Kopf zu ſpielen bekam, hat ſich den dummen Scherz erlaubt, mit feinem Taback auf die Bartſchüſſel zu ſtreuen. Da ich nun niemals ſchnupfe, ſo iſt er mir in die Naſe geſtiegen. Zweifeln Sie übrigens nicht, hochzuverehrende Anweſende, an meinem ergebenſten Dienſteifer.“

Ungeheures Lachen und unzählige Bravos folgten dem wackern Figuranten, nachdem er ſeine drei linkiſchen Verbeugungen gemacht hatte und den ausgeſtopften Holofernes und den Topf rothe Farbe mit ſich fortnahm.

So zugerichtet wurde dieſes Stück viermal nach einander aufgeführt, und ſelbſt das Nieſen ſtörte das Publikum nicht. Der Director iſt im Himmel und denkt daran, ſich in der Gegend anzukaufen.

Menſchenhaß und Reue.

Es war zur Zeit der Republik. Die Bürgerin Molé hatte ſo eben die ſchlechte Rhapſodie von Kotzebue, ſein Menſchenhaß und Reue überſetzt. Man rechnete auf einen Thränen-Succeß. Das deutſche Theater war kaum vom Publikum gekannt, und mußte daher die allgemeine Aufmerkſamkeit ſtacheln. Das Stück bildete einen ſeltſamen Contraſt zu den Sansculotterien jener Zeit, ebenfalls ein Grund, um auf einen ungewöhnlichen Triumph zu ſchließen. Allein deſſen ungeachtet ging das Stück faſt ſpurlos vorüber. Damals lebte als Regiſſeur bei der Comédie Française ein Mann, Namens Florence, der es ſich angelegen ſeyn ließ, das Stück zu heben. Er hatte Geiſt und Einbildungskraft und Folgendes that er:

Zuerſt ließ er bekannt machen, daß der ganze Saal auf zehn Vorſtellungen gemiethet war, und Jeder der ein Billet zu holen kam, wurde auf die elfte Vorſtellung vertröſtet. Unterdeſſen ergab man ſich darin, keine Einnahme zu haben, und füllte den Saal mit Freibillets.

Endlich kam die Reihe an das bezahlende Publikum. Die zehn erſten Vorſtellungen von Menſchenhaß und Reue, das wußte man in Paris, hatten einen coloſſalen Beifall davon getragen, obgleich man dem eigentlichen Theater-Publikum während dieſer zehn Tage den Eingang verweigert hatte. Inzwiſchen aber waren alle Billets auf fünfzig Vorſtellungen von der elften angefangen verkauft worden. Dies war ſchon ein ganz artiger Erfolg, wie man ſieht.

Doch begnügte man ſich damit nicht. Um den Effekt des Stückes zu erhöhen, placirte man Damen auf verſchiedene Plätze, die an den rührendſten Stellen ohnmächtig werden mußten, und ſie ſpielten ihre Rolle ſo gut, daß die ſchönen Damen der damaligen Geſellſchaft in der Empfindſamkeit nicht zurück bleiben wollten, und während des vierten und fünften Actes um die Wette in Ohnmacht fielen, ſo daß nach wenigen Tagen ſchon die Adminiſtration nur eine Perſon nöthig hatte, welche das Zeichen zu den Ohnmachten gab, und bald war auch dieſe überflüſſig. Es gehörte zum guten Ton und wurde Mode, daß einem im Théâtre de la Nation übel wurde, ſo oft man Menſchenhaß und Reue gab, und deshalb ſah ſich Herr Florence genöthigt, Folgendes auf den Zettel zu ſetzen: „Die ſtarken Erſchütterungen, welche das Stück auf das Nervenſyſtem hervorbringt, haben die Adminiſtration veranlaßt, eine Apotheke in dem Foyer zu errichten, wo die Damen Salze, Eſſig und alle nöthigen niederſchlagenden Mittel bereit finden werden.“

Das Stück erlebte hundert Vorſtellungen in einem Zuge.

Und jetzt ſage man noch, daß unſerem Jahrhundert der Preis des Charlatanismus gebühre! Nein, jedem das Seine. Wir wollen es gerne aufrichtig geſtehen, daß unſere Väter beſſer waren als wir, und uns an Tapferkeit, Geiſt, Kraft, Redlichkeit und ſelbſt an Charlatanismus übertroffen haben.

Woran hängt die Unſterblichkeit?

Man erinnert ſich wohl noch des Mimen Mazurier, der jung geſtorben iſt und den Pariſern zuerſt den Jocko zeigte, den Polichinell und vieles Andere dieſer Gattung. Er ſteigerte die Einnahme des Theaters der Porte St. Martin auf eine Million im Jahre, ein Phänomen, daß nur die weiße Dame in der komiſchen Oper zu bewerkſtelligen im Stande war.

Nachdem Mazurier ſeinem Jocko das Leben gegeben hatte, war Jemand auf den Einfall gekommen, die Hahnenkämpfe in einem Vaudeville auf's Theater zu bringen, und unſer Mime ſollte den Hahn vorſtellen. Mazurier ergriff den Vorſchlag mit Enthuſiasmus. Er ließ ſich von dem geſchickteſten Künſtler ein Hahnenkoſtüm verfertigen mit beweglichen Federn, blinzlichem Auge und eben ſolchen Sporen. Mazurier ſtand vor Tagesanbruch auf, und ſuchte ſein Original in den Hühnerhöfen der Umgegend; ſo wie er früher zum Affen geworden war, ſo verließen ihn jetzt wieder immer mehr und mehr ſeine menſchlichen Gewohnheiten, um ſich in das Federvieh zu ſchicken. Er hatte ſich einen Gegner abgerichtet und beſtand mit ihm den Hahnenkampf. Das Publikum freute ſich ſchon auf den hohen Genuß von ſeinem Liebling und erwartete mit Ungeduld die erſte Aufführung des neuen Vaudevilles, als die Gattin Mazuriers die ſchönen Hoffnungen zu Waſſer machte. Sie ſtand eines Tages früh auf und folgte ihrem Manne bis in das Heiligthum, wo er ſich in einen Hahn verwandelte. Hier gerieth ſie plötzlich in Zorn. „Ich habe einen Mann geheirathet," ſprach ſie; „Deine Papiere ſchienen es zu bezeugen. Ich habe mich über den Affen wegſetzen können; allein ich kann es nicht zugeben, daß Du zum Hahn wirſt; denn wer ſteht mir dafür, daß Du übermorgen nicht ein Puter und noch etwas Aergeres werden kannſt!" Zugleich erklärte ſie, daß ſie Mutter zu werden hoffe, und daß es ihr Gefahr bringen könne, mit einem Manne aus dem Hühnerhof zu leben. Nichts war im Stande, ſie zu widerlegen und Mazurier mußte weinend ſeinem ſchönſten Triumphe entſagen. Er zitterte bei dem Gedanken einen gefiederten Sprößling zu erhalten. Wer Mazurier ſeine Proben als Hahn ablegen ſah, erklärte, daß er hierin noch Größeres, wie als Jocko geleiſtet haben würde.

Woran hängt nun die Unſterblichkeit? Hätte Mad. Mazurier vor dem Jocko dieſen Abſcheu empfunden, ſo wäre ihr Mann gänzlich unbekannt geblieben.

Voltaire.

Der Dichter von Ferney hatte ſeine Zaire aufführen laſſen; ſechs Vorſtellungen hatten das Stück ſtets mehr in der Gunſt des Publikums gehoben; dennoch aber konnte es der Dichter nicht unterlaſſen, immerfort Veränderungen zu machen, wodurch das Gedächtniß der Schauſpieler ungemein gequält wurde. Sie konnten bald die Anſtrengung nicht mehr ertragen und erklärten, daß Zaire jetzt unverbeſſerlich ſey. Der Dichter mochte noch ſo ſehr bitten und verſichern, daß es die letzten Correcturen ſeyen, die Schauſpieler blieben unerbittlich; am hartnäckigſten widerſetzte ſich Dufresne, der den Orosmane ſpielte. Voltaires Verbeſſerungsſucht litt anfänglich im Stillen, dann aber fand er ein Auskunftsmittel.

Dufresne gab ein großes Mittagsmahl. Plötzlich erſcheint eine ungeheure Paſtete auf dem Tiſche. Der Gaſtgeber iſt überraſcht, als man ihm ſagt, daß Herr von Voltaire ſie ſchicke. Die Gäſte theilen die Ueberraſchung, und wünſchen nur, daß der Inhalt der Paſtete einen eben ſo guten Geſchmack verrathe, als die Werke des Autors. Dufresne bewaffnet ſich mit einem Meſſer, und hebt behend die Blätterkrone der Paſtete herunter, aber was erblickt er? Neun Rebhühner in Trüffeln, deren jedes im Schnabel ein kleines Papier hält, auf welchem der unermüdliche Corrector der Zaire ſeine neuen Inſpirationen geſchrieben hatte. Alles bricht in Lob aus. Dufresne und ſeine Cameraden konnten nun nicht mehr einer ſo graziöſen Supplik widerſtehen; ſie ſtipulirten aber, daß es zum letzten Male dem [illegible]; dann vergaß man ſchließlich die neun mit Tröſtlein geſpickten Muſen, durch deren [illegible] Jahre [illegible] von Vätern auf „die Nachwelt überging.

Lafond's zwei Schritte.

Als Lafond auf dem Théâtre François erſchien, erregten ſeine Debüts großes Aufſehen. Man hatte zwar Einiges an ihm zu tadeln, aber Adel, Gefühl und Feuer fanden ſich vor und dieſes ſind drei große und ſchöne Eigenſchaften. Er beſchäftigte ſich ernſtlich mit ſeiner Kunſt und widmete ſeine Zeit gewiſſenhaften Studien, wodurch er zu der Ehre gelangte, fünfundzwanzig Jahre hindurch der Zierde der Comédie française zu ſeyn. Talma und Lafond hegten wahre Achtung für einander. Sobald ſich aber die Gelegenheit dazu darbot, ſo verſäumten ſie es nie, ſich etwas Eſſich-Sauces zu ſagen, und was wäre daran überraſchend: Homo sum et nil humani a me alienum puto. Im Jahr 1806 oder 7 gab Lafond in einer Benefiz-Vorſtellung ſeine Lieblingsrolle Achilles, und ſpielte ſie ſo herrlich, daß Alles übermäßigen Beifall ſpendete.

Beim Abgange erwartete ihn Talma in den Couliſſen und ſagte, indem er ihn bei der Hand nahm: „Ich mache Dir mein Compliment, mein lieber Lafond. Du warſt vortrefflich und beſonders in Deiner Scene mit Agamemnon. Es iſt unmöglich, beſſer zu ſpielen; Du warſt vollendet. O du haſt dieſen Abend einen großen Schritt gemacht.“

Lafond dankte und damit war's gut.

Einige zwanzig Jahre waren verſtrichen; Talma und Lafond lebten als gute Cameraden, aber fehlte die Gelegenheit oder der gute Wille, Talma machte Lafond keine Complimente mehr.

Damals war die lächerliche Mode noch nicht ſo eingeriſſen, daß der unbeſchäftigte Schauſpieler in die Garderobe geht, um dem Spielenden mit einer Protectormiene ſein Lob zu ſpenden. Talma's Stillſchweigen war daher zu jener Zeit kein Verbrechen.

Nun wurde ein neues Trauerſpiel „Peter von Portugal“ gegeben. Lafond feierte einen Triumph und wurde herausgerufen. Talma ſtand in der Couliſſe, ging auf den glücklichen Sieger zu und ſagte: „Sehr gut, ſehr gut, Lafond; Du haſt dieſen Abend einen Schritt weiter gemacht.

Ich danke Dir, mein Freund, erwiderte Lafond bitter lächelnd; aber heute ſind es gerade zwanzig Jahre, daß du mich mit demſelben Compliment beglückteſt. Du ſagteſt mir damals ich hätte einen Schritt gemacht.

Nun gut, erwiderte Talma gutmüthig, eins und eins macht zwei!

Es waren Spötter zugegen, welche behaupteten, Talma habe Recht gehabt.

Komödienzettel.

Aus Schwaz im Unterinnthale habe ich mir folgenden Comödienzettel mitgebracht:

Theater

Heute haben wir die Ehre aufzuführen

Der Ritter ohne Furcht

oder

Die Schreckensnacht am Kirchhofe

Ein Ritter und Geiſtermährchen in 4 Acten nach einer ſpaniſchen
Sache Bearbeitet

Perſonen

Don Pietro, Stadthalter v. Barcelona	H. Meyer
Donna Anna, ſeine Tochter	Mad. Brandenberg.
Don Philippo	„ Meyer
Don Juan, Abendtheurer	H. Thonner
Kaſparello, ſein Diener	„ Brandenberg
Stadtwachtmeiſter	„ Dilletant
Eine Wirthin	„ Loise
Eine Kellnerin	„ Kl: Fany
Ein Eremit	„ N. N.
Der Geiſt des Don Pietro	H. Meyer

Wache, Geiſter

Mit dieſem vortreflichen Stücke hoffen wir Ihnen einen vergnügten Abend zu verſchaffen.

Man ſieht daß es ſich hier um nichts Geringeres als den Don Juan handelte!

— In Tölz an der Iſar, am Fuße des Bayeriſchen Gebirgs, ſah ich die Stumme von Portici als Schauſpiel. Auf dem Zettel war angeführt: „Maſaniello, Verſchworener des Herzogs.“

Eine ſeltſame Hof-Charge!

— In Olmütz wurde im Jahre 1819 die Sappho zum Erſtenmale aufgeführt. Dort hieß es auf dem Zettel: Sappho, die Göttin des Geſangs; Phaon, eine junge Muſe aus Griechenland. Das Stück hieß: Sappho's Heimkehr aus dem Olymp.

— Auf dem Zettel eines alten Geiſelbrecht'ſchen Puppenſpiels las ich einmal: Muſti, Oberbramin in Rom. Die tollſte Zuſammenſtellung die wohl jemals erſonnen wurde!

Schröder und ſeine Schauſpieler.

Folgende Originale ſind in meinen Händen:

Es iſt heute kein Schauſpiel; weil, anſtatt ſich an die Obrigkeit zu wenden, wenn ſie eine gerechte Beſchwerde gegen mich haben, Herr Krug, Jungfer Jaime, Herr und Frau Reinhard, Herr Werdy, Herr und Frau Braun ſich weigern, zu ſpielen, und das Vergnügen des Publikums ſtören. Kehren ſie nicht bis Montage zu ihrer Pflicht zurück, ſo ſoll dem Publikum die Urſache ihres Verfahrens dargelegt werden, welche kein Beweis ewiger Dankbarkeit iſt, deren mich die Mehreſten unter ihnen wiederholt verſichert haben.

Hamburg, den 20ſten October.

F. L. Schröder.

Herr Schröder hat ſich erlaubt gegen uns ſo eben eine Art Anklage vor das Publikum zu bringen; obgleich wir nun völlig von der billigen Denkungsart und der Gerechtigkeitsliebe des Hamburgiſchen Publikums überzeugt ſind, ſo daß es uns nicht auf der einſeitigen Anſchuldigung des Herrn Schröder als Pflichtvergeſſene anſehen wird, ſo halten wir es doch aus Achtung für dieſes Publikum nothwendig, hiermit im voraus anzuzeigen, daß des Herrn Schröders unregelmäßiges, unerlaubtes und ungerechtes Verfahren gegen uns, in den erſten Tagen, wohl dokumentirt, erſcheinen ſoll.

Hamburg, den 20. October 1797.

Karl Reinhard.
Ch. Henriette Reinhard.
Carl Braun.
Caroline Braun.
C. Jaime.
J. Krug.
Werdy.

O, die gute, alte Zeit! —

In J. G. Cotta'ſchem Verlage iſt erſchienen und durch alle Sortiments-Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen:

Gallerie
zu
Schiller's ſämmtlichen Werken.

Erſte Lieferung in 6 Blättern in Quart.

1. Portrait von Schiller, 2. Portrait der Frau von Schiller, 3. Scene aus den Räubern, 4. die Kraniche des Ibikus, 5. Scene aus Wallenſteins Lager und 6. Scene aus Wilhelm Tell.

Zweite Lieferung in 7 Blättern in Quart.

1. Fiesko, 2. Maria Stuart, 3. Graf von Habsburg, 4. Jungfrau von Orleans, 5. Don Carlos, 6. Turandot, 7. Guſtav Adolph.

Preis jeder Lfrg. auf chineſ. Papier fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 16 gr.
— — — — Velinpapier fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 12 gr.

☞ Obwohl wir ſtatt der verſprochenen 12 Stahlſtiche dreizehn liefern, ſo erhöhen wir doch deßhalb den Preis nicht.

Schiller in Einem Band,

Zweite Auflage.

Mit Schillers Portrait und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.

Auf feinſtem Velinpapier. Preis fl. 12 oder Rthlr. 7.

Schiller's
ſämmtliche Werke,
wohlfeilſte Ausgaben.

— Octav-Ausgabe. 12 Bände mit Stahlſtichen. Velinpapier. fl. 22 — oder Rthlr. 13. 12 gr.

— 18 Bände. Wiener Ausgabe mit Vignetten auf ſchönem Papier. fl. 12 oder Rthlr. 7.

— Taſchen-Ausgabe. 18 Bände. Weiß Druckpapier fl. 8. 24 kr. oder Rthlr. 5. — Velinpapier fl. 10. 48. oder Rthlr. 6. 8 gr.

Briefwechſel
zwiſchen Schiller und Goethe.
6 Bände fl. 8.

Je mehr ſich dieſes Werk, ſeiner inneren Bedeutſamkeit nach, an die ſämmtlichen Goethe- und Schiller'ſchen Werke anſchließt, um ſo häufiger dürfte der Wunſch entſtehen, daſſelbe der Sammlung letzterer anzuſchließen. Unſerer Seits dies möglichſt zu erleichtern, haben wir früher ſchon die Preiſe aller ſechs Bände

Velinpapier von fl. 23. 36 kr. auf fl. 11. 48 kr. oder Rthlr. 7.
Druckpapier von fl. 19. auf fl. 9. 30. oder Rthlr. 5. 16 gr.

herabgeſetzt, für welche fortwährend noch Exemplare durch ſämmtliche Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden können.

Schiller's Leben,

verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eigenen Brieſen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner.

Zwei Theile. 8. Preis fl. 3. 48 kr. oder Rthlr. 2. 8 gr.

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlſtichen und einem Facſimile der Handſchrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Erſte Lieferung.

Subſcriptionspreis für das Ganze fl. 24. oder Rthlr. 14.

Wird in 4 Lieferungen ausgegeben, welche je mit fl. 6 oder Rthlr. 3. 12 gr. bezahlt werden können.

Dieſe, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erſt jetzt (durch die Ordner ſeines Nachlaſſes) aufgefundener Gedichte und dramatiſcher Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht ſich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft ſie noch unſere neuern Ausgaben von Schiller, welche ſo allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **durch eine Reihe von Stahlſtichen nach den ausgezeichnetſten Künſtlern** geſchmückt werden. Gleichwohl iſt der Preis im Verhältniſſe nicht höher geſtellt als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande und anſehnlich niedriger als der Pariſer Nachdruck, der im Pränumerationspreis ſchon fl. 24 koſtet, dem nur das Bildniß Goethe's und deſſen Facſimile beigegeben iſt, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausſtattung weit hinter dieſer Ausgabe zurückbleibt.

Mit dem Erſcheinen dieſer erſten Lieferung hat der Pränumerationspreis unabänderlich aufgehört. Der Subſcriptionspreis dagegen, welcher bei Empfang jeder Lieferung mit fl. 6 oder Rthlr. 3. 12 gr. zu bezahlen iſt, beſteht bis zur Vollendung des ganzen Werks; das Aufhören deſſelben und das Eintreten des jedenfalls anſehnlich höheren Ladenpreiſes behalten wir uns vor, ſpäter bekannt zu machen.

Die zweite Lieferung, mit welcher der erſte Band ſich ſchließt, erſcheint zu Anfang künftigen Jahres; die dritte folgt zur Oſtermeſſe, und der Schluß, zumeiſt alles Biographiſche umfaſſend, zu Ende deſſelben Jahres.

Goethe's ſämmtliche Werke,

Ausgabe letzter Hand, nebſt Nachlaß, 55 Bände.

Octav-Ausgabe, Druckpapier fl. 60 oder Rthlr. 35. 8 gr.
Taſchen-Ausgabe, Druckpap. fl. 29. 12 kr. oder Rthlr. 16. 12 gr.

Der Preis des vollſtändigen alphabetiſchen Inhalts- und Namens-Verzeichniſſes über ſämmtliche Goethe'ſche Werke, nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlaſſe in 55 Bänden, iſt:

Octav-Ausgabe,	Druckpapier	fl. — 24 kr.	oder 6 gr.
	Schweizerp.	fl. 1. — kr.	oder 14 gr.
	Velinpapier	fl. 1. 12 kr.	oder 16 gr.
Taſchen-Ausgabe	Druckpapier	fl. — 36 kr.	oder 8 gr.
	Velinpapier	fl. — 40 kr.	oder 10 gr.

Herder's
ſämmtliche Werke,

60 Bändchen.

☞ Herabgeſetzter Preis des Ganzen fl. 24. oder Rthlr. 14. —

Die einzelnen Abtheilungen werden zu folgenden verhältnißmäßigen Preiſen erlaſſen:

I. Abtheilung. **Zur Religion und Theologie** in 18 Bändchen. fl. 7. 12 kr. oder Rthlr. 4. 6 gr.

Inhalt: Vom Geiſt der ebräiſchen Poeſie. Salomons Lieder. Aelteſte Urkunden des Menſchengeſchlechts. Chriſtliche Reden. Erläuterungen zum Neuen Teſtament. Johannes Offenbarung. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Chriſtliche Schriften.

II. Abtheilung. **Zur Literatur und Kunſt** in 20 Bändchen. fl. 8. oder Rthlr. 4. 18 gr.

Inhalt: Fragmente zur deutſchen Literatur. Gedichte. Der Cid. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenleſe. Zur griechiſchen Literatur. Terpſichore. Kritiſche Wälder. Urſachen des geſunkenen Geſchmacks. Abhandlungen und Briefe über Literatur und Kunſt. Früchte aus den ſogenannten goldenen Zeiten. Antiquariſche Aufſätze. Nachleſe.

III. Abtheilung. **Zur Philoſophie und Geſchichte** in 22 Bändchen. fl. 8. 48 kr. oder Rthlr. 5. 6 gr.

Inhalt: Die Vorwelt. Urſprung der Sprachen. Tithon und Aurora. Auch eine Philoſophie. Geſchichte der Menſchheit. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Poſtſcenen zur Geſchichte der Menſchheit. Seele und Gott. Sophron. Adraſtea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachleſe hiſtoriſcher Schriften. Verſtand u. Erfahrung. Kalligone. Herder's Leben.

Einzeln gedruckt ſind ferner noch zu haben:

Der Cid.

Nach ſpaniſchen Romanzen.

Neue Auflage in 16. Preis fl. 2. 45 kr. oder Rthlr. 1. 6 gr.

Herder's Gedichte.

Herausgegeben von

Johann Georg Müller.

8. Velinpapier. Preis fl. 4 oder Rthlr. 2. 8 gr.

Deutſches Nationalwerk für alle Stände.

Geſchichte der Deutſchen

von den

älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Wolfgang Menzel.

Dritte vermehrte Auflage in Einem Bande,
in zwei Abtheilungen.
Mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfaſſers in Stahl, und einem Regiſter.

Da der Name des Verfaſſers als Schriftſteller längſt, wie neuerdings als freiſinniger muthvoller Volksvertreter ruhmvollſt bekannt iſt, und auch ſchon die früheren Auflagen dieſes Werkes mit ſo großem Beifall aufgenommen worden, ſo glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derſelbe auf die dritte Auflage nochmals die ſorgfältigſte Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz beſonderer Liebe obgelegen, möglichſt zu vervollkommnen. Dieſes Geſchichtswerk enthält nicht nur die politiſche Geſchichte Deutſchlands, fortgeſetzt bis auf die jüngſten Tage, ſondern ſie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geſchichte der Deutſchen der Fall war, in die Specialgeſchichte der einzelnen Provinzen und in die Geſchichte der Sitten, der Kunſt und Wiſſenſchaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engſten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarſten Ueberſicht. Insbeſondere bei dieſer neuen Auflage iſt der Verfaſſer dem Wunſche vieler Leſer entgegengekommen, die ſchönſten und bedeutungsvollſten Einzelnheiten noch genauer auszumalen, und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede beſondere Zeit und Oertlichkeit aufs lebendigſte zu vergegenwärtigen. Durch dieſe zahlreichen Verbeſſerungen und Zuſätze erſcheint das Werk jetzt nahe zu um ein Viertel ſeines früheren Inhalts vermehrt.

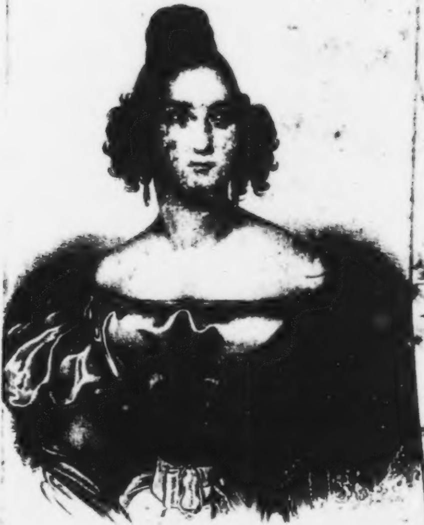
Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmſten Vaterlandsliebe dictirt, iſt dies ein recht eigentlich dem deutſchen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hauſe fehlen ſollte.

Um unſererſeits zu möglichſter Verbreitung dieſes Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir unerachtet ſeiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines ſeinen Werth gar ſehr erhöhenden Regiſters, wie des Porträts des Verfaſſers dennoch nur den frühern Subſcriptionspreis auch für dieſe Ausgabe feſtgeſtellt. Beide Abtheilungen zuſammen koſten alſo den Subſcribenten **nur fl. 6 oder Rthlr. 3. 18 gr.**

Von der Oſtermeſſe 1857 an, zu welchem Zeitpunkte das Werk vollendet ſeyn wird, tritt jedoch der Ladenpreis von fl. 8. 45 kr. oder Rthlr. 5. ein.

Stuttgart, im Dec. 1856.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.



AMALIE STUBENRAUCH.

Allgemeine

Theater-Revue.

Herausgegeben

von

Auguſt Lewald.

Dritter Jahrgang. Für 1838.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

1834 - 1912

Vorwort.

Mit frohem Gefühle begleite ich dieſen dritten Jahrgang der Theater-Revue in die Welt. Seit ihrem Entſtehen hat ſich in der That ein Streben gezeigt, das Theater von einem höheren Standpunkte zu würdigen und der Gemeinheit ihr angemaßtes Recht zu entwinden, als dürfe ſie mit Frechheit über dieſe Dinge abſprechen. Der Beobachter wird bemerkt haben, daß viele jener nichtswürdigen Stimmen theils gänzlich zum Schweigen gebracht, oder doch ſo ſehr in den Hintergrund gedrängt ſind, daß ſie, von allen Beſſern mißachtet, nur noch einen Scandal im Kleinen zu treiben vermögen. Dafür entſtanden neue Inſtitute, die im Sinne der Theater-Revue, wenn auch nach andern Richtungen hin, jenes Ziel verfolgen, das mir bei der Begründung derſelben vorſchwebte. Ich ſehe mich nach ſo kurzem Zeitraum ſchon von einer bedeutenden Anzahl hervorragender Talente umgeben, welche die geöffnete Bahn betreten haben und ſich muthig aneinander ſchließen, um unſere Nationalbühne wieder zu Ehren zu bringen. Wenn auf dieſem Wege fortgefahren wird, ſo muß ſich endlich eine allgemeinere

Theilnahme an dieſen Beſtrebungen offenbaren; denn kein echter Theaterfreund wird mehr ſchaale und oberflächliche Klatſchereien zur Hand nehmen, wenn es ihm eben ſo leicht iſt, ſich geiſtreiche, mit Wohlwollen verfaßte und belehrende Abhandlungen über dieſen Gegenſtand zu verſchaffen. Daß aber ein ſolches Ziel, bei der langen Einwurzelung des Uebels, nur mit mannichfachen Opfern und erſt nach einem gewiſſen Zeitraume zu erreichen iſt, wird wohl Jedem einleuchten, und ich rufe daher meinen Mitſtrebenden die Loſungsworte: Muth und Beharrlichkeit! zu. An Rivalität iſt hiebei nicht zu denken; wir wollen Alle ja nur Eines und Daſſelbe: Beſſerung der Theater-Inſtitute im Allgemeinen, Erweckung und Erhebung dramatiſcher Talente, die weiteſte Anerkennung des Schönen und Vollendeten, Berichtigung und Feſtſtellung einer öffentlichen Meinung in Theaterangelegenheiten.

Der Auszug aus den Denkwürdigkeiten Coſtenoble's, mit welchem dieſer Jahrgang beginnt, begreift nur die erſte Zeit ſeiner Laufbahn. Es war mir unmöglich, mehr aus dieſer intereſſanten Fundgrube mitzutheilen, wenn ich nicht den Raum andern, nicht minder werthen Beiträgen dadurch entziehen wollte. Dieſer ältere Zeitraum enthält übrigens die an ſich ſchon ſchätzbare Schilderung einer nur wenig gekannten Kunſtepoche, ſo wie die merkwürdige Entwicklung eines der bedeutendſten deutſchen Schauſpieler und die ehrlichſten Aufſchlüſſe über eine reine Künſtlerſeele.

Was wäre über Heine's Beitrag zu ſagen? Seine zahlreichen Verehrer werden ſich ebenſo damit freuen, als ſeine Verketzerer darüber in Wuth gerathen. Dieſe Briefe reihen ſich zum Theil dem Sendſchreiben an, das mir Janin über denſelben Gegenſtand im vorigen Jahre mittheilte.

Der Artikel über **Andreas Gryphius** ſoll einen alten, wenig mehr gekannten deutſchen Dichter der jetzigen Generation in Erinnerung bringen.

Ueber Mad. **Rettich**, deren Bild dem vorigen Jahrgange beigegeben war, folgen — wie es dort verheißen wurde — hier nachträglich einige Worte.

Zu dem diesjährigen Bilde der Dem. **Amalie Stubenrauch** finden hingegen die Leſer eine kurze Skizze im vorigen Jahrgange unter des Herausgebers »Künſtler-Portraits.« Seitdem hat Dem. Stubenrauch durch ihre mit ſo großem Beifall gekrönten Gaſtſpiele auf dem kaiſ. Hoftheater in Wien und in Prag ihren Namen den beſten und edelſten Darſtellerinnen Deutſchlands beigeſellt. Das Bild iſt ähnlich; nur hat ihm der Zeichner einen Ausdruck von Ernſt verliehen, der dem Originale im gewöhnlichen Leben fremd iſt, wohl aber in irgend einer Rolle von tragiſcher Bedeutung vorherrſchend ſeyn mag und ſich ihm deßhalb mittheilte.

Meine Bemerkungen über die **Mise en scène** haben eine rein praktiſche Tendenz. Ich weiß wohl, daß einiges darin Gerügte bei Bühnen erſten Ranges nicht mehr ſtattfindet, allein ich dachte mir weder dieſe noch jene Bühne, ſondern ich ſuchte alle mir hie und da aufgeſtoßene Mängel mit einem Blicke zuſammenzufaſſen.

Den Beſchluß machen wieder Miscellen, die ich theils durch die Güte einiger Freunde erhalten, theils aus alten, vergriffenen Büchelchen über Theater und Schauſpieler zuſammengeleſen habe.

Die trefflichen Artikel über das engliſche Theater ſind in dieſem Jahre unterbrochen worden, um, der Mannichfaltigkeit wegen, auch andere Mittheilungen zuzulaſſen; ſie ſollen jedoch im nächſten Jahrgange fortgeſetzt werden, wenn mich mein Londoner Freund hiezu in den Stand ſetzen will.

Möge nun das Publikum auch dieſes erneuerte Erſcheinen der Theater-Revue eben ſo günſtig aufnehmen, wie bisher; ich werde darin ſtets nur eine Aufforderung ſehen, in meinen Beſtrebungen mit allem Eifer zu beharren.

Stuttgart, im November 1837.

August Lewald.

Inhalt.

Seite
Aus dem Leben Carl Ludwig Costenoble's. (Nach den hinterlassenen Tagebüchern.) 1
Ueber die französische Bühne. Vertraute Briefe an August Lewald, von H. Heine. (Geschrieben auf einem Dorfe bei Paris.) 215
„In die Scene setzen" von August Lewald 290
Raimund's Grabmahl, von W. [illegible] 300
Julie Rettich, geb. Gley, k. k. Hofschauspielerin in Wien. (Zu dem im vorigen Jahrgang gelieferten Bildnisse.) 337
Theater-Curiositäten:
I. [illegible] und [illegible] 347
II. Deutsche Theaterdichter und Komponisten vor fünfzig Jahren 355
III. Alte Comödiengesetze 366
IV. Einige Notizen über das Leipziger Theater . . . 376
V. Tabelle der Hauptepochen der deutschen Bühnengeschichte bis 1781 378

Aus dem Leben

Carl Ludwig Coſtenoble's.

(Nach ſeinen hinterlaſſenen Tagebüchern.)

Mitgetheilt

von

Auguſt Lewald.

Vorwort des Herausgebers.

Eine Erwähnung Coſtenoble's im erſten Jahrgang der Theater-Revue war Urſache, daß er ſich in den freundſchaftlichſten Ausdrücken ſchriftlich an mich wandte und mich bat, ſeine voluminöſen Tagebücher zum Drucke zu befördern. Sowohl die äußerſt ſchmeichelhafte Art, wie er mir dieſen Antrag ſtellte, als auch das Intereſſe, das ich mir davon verſprach, ließen mich einen ſchnellen Entſchluß faſſen, und ich ſagte ihm mit größter Bereitwilligkeit die Erfüllung ſeines Wunſches zu. Von nun an erhielt ich eine Reihe von Briefen und endlich, kurze Zeit vor ſeinem Tode, in drei ſtarken Folianten den Anfang der Tagebücher; die zwei letzten, noch ſtärkeren Bände, ſein Künſtlerleben in Wien umfaſſend, wollte er noch zurückhalten, um abzuwarten, was ich ihm über die erſten etwa zu ſagen haben würde.

Ich theilte ihm mit, daß ich, bis das Ganze zum Drucke vorbereitet und ein tüchtiger Verleger dazu gefunden ſeyn würde, einſtweilen ein gehaltreiches Bruchſtück der Theater-Revue einverleiben wollte, und ich komme ſomit dieſem Verſprechen nach. Hier gebe ich im Anfange die Jugendgeſchichte des höchſt intereſſanten Mannes und laſſe dann einzelne Charakteriſtiken intereſſanter und bedeutender Künſtler folgen, die, ſo oberflächlich ſie auch ſeyn mögen, dennoch von großer Wichtigkeit ſind, da ſie ſelbſt aus der Feder eines Künſtlers gefloſſen, und man nicht emſig genug Alles ſammeln und aufbewahren kann, was über dieſe mit ihren Meiſtern zugleich dahin geſchwundenen Gebilde unſern Begriff zu vervollſtändigen im Stande iſt.

Coſtenoble wurde 68 Jahre alt. Er lebte in einem Wohlſtande, der jedem Künſtler zu wünſchen wäre, als Regiſſeur des Hof-Burgtheaters in Wien, ruhig und zufrieden. Die rege, friſche Luſt, die den Greis ſtets noch beſeelte, trieb ihn an, um ein Gaſtſpiel in Hamburg anzuhalten, wo er ſeine ſchönſte Jugendzeit verlebt hatte, und das ihm bewilligt wurde. Er machte ſich während des verfloſſenen heißen Sommers auf den Weg, ſpielte auf der Hinreiſe in Nürnberg und auf der Rückreiſe in Prag. Ueberall wurde ſeinem Talente, ſeiner feinen wahren künſtleriſchen Ausbildung lauter Beifall gezollt. Nachdem er dieſe höchſte Befriedigung genoſſen, wurde er in Prag von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Ein Hirnſchlag machte ſeinem Leben ein Ende. Wohl möglich, daß die weite Reiſe während der Hitze, ſo wie die Anſtrengung, die er an den fremden Orten ſeinem Gedächtniß zumuthete, ja die Freude über den Beifall ſelbſt, ſeinen Tod beſchleunigt haben, der bei ſeinen günſtigen Lebensverhältniſſen wohl noch lange ausgeblieben wäre.

Mehr als ich dieſes im Stande bin, werden die nachfolgenden, von ihm ſelbſt geſchriebenen Zeilen ſein Andenken beim Publikum, das ihn im Leben kannte, auf eine würdige Weiſe erhalten und ihm bei Unbekannten zahlreiche Freunde erwerben. Seinen Charakter wird man aus Dem, was er in einem Zeitraum von fünfzig Jahren für ſich niederſchrieb, ohne dabei an die Veröffentlichung zu denken, kennen und ehren lernen.

Ehe ich die Blätter des Tagebuchs meinen Leſern eröffne, will ich aber noch einige Stellen aus ſeinen letzten Briefen an mich voranſchicken.

Wien, am 1. November 1836.

Mein herzlich verehrter, ſehr lieber Herr!

. . . . Ich wünſchte nur, daß Sie ſich eine Vorſtellung von der innigen Bewunderung machen könnten, die Ihr wunderſchöner Roman in meinem alten Herzen hervorgebracht hat. Die Schauſpieler, die der Erde bald „Gute Nacht!“ ſagen müſſen, werden heutiges Tages von der emporſtrebenden Welt nur wenig beachtet, weil ſie vom bald Scheidenden nicht viel zu hoffen hat. Sie, lieber Herr! ehren den Veteran, indem Sie früherer Leiſtungen gedenken und auch den ſchönen Willen des Greiſes für That gelten laſſen. Könnte ich meine Dankbarkeit doch ſo ausſprechen, wie ich ſie fühle! — Ich kenne Sie perſönlich nicht; aber ich ſtelle Sie mir vor, wie meinen recht freundlichen Genius, in der Geſtalt eines liebenswürdigen, geiſtreichen Kunſtrichters, der meine Laufbahn am Ende heiteren wie durch Abendröthe eben und licht macht. Der Himmel wird Sie zur Förderung unſerer Kunſt noch lange erhalten, wenn er meine Wünſche erfüllt. —

Aus Ihren Werken, lieber Herr! leuchtete mir Ihr edleres Beſtreben, als die gewöhnlichen Zeitſchriften zur Schau tragen — Sie wollen das Gute ſtets ergehen, als lehren und gut lehren; Ihr Zweck liegt offenkundig am Tage: Sie lieben die Schauſpielkunſt und wollen dem Stande derſelben emporhelfen. Darum nur konnte ich bewogen werden, mich an Sie zu wenden, wo mir Geiſt und Herz ſo klar entgegen leuchteten. —

— — — Nun komme ich eigentlich zum Hauptzweck dieſes ungewöhnlich langen Briefes. Sie beſinnen ſich auf meine Tagebücher. Eben war ich im Begriff, drei Bände der Gerold'ſchen Buchhandlung zu übergeben, als Ihr Schreiben einlief. — Mein lieber, ſehr lieber Herr Lewald — ſo wie meine Tagblätter jetzt ſind, können ſie auf keinen Fall zum Druck befördert werden. Ich habe, wie geſagt, Kraut und Rüben — Gut und Schlechtes durch einander gemengt. Alles muß von einem ordnenden Kopfe, der das Fach verſteht, geſichtet, geordnet und gleichſam bearbeitet werden. Da habe ich denn gedacht, daß Sie ſich der Mühe unterziehen und auch die Vorrede davon geben ſollten. Viel, gar Viel muß aus den Büchern herausgeſtrichen werden. Der Ihnen bekannte ** wollte ſchon die Hand an's Werk legen; aber ſo ſcharfſinnig dieſer Mann in vielen Dingen ſein mag — was in die Memoiren eines Schauſpielers gehört und was nicht — das verſteht er nicht recht, weil er eben kein Mann vom Fache iſt. Laſſen Sie mich nur in einigen Zeilen wiſſen, ob Sie ſich mit der Sache befaſſen können und wollen. Legen Sie dieſen Antrag nicht unrecht aus. Ich meine, daß Ihre Zeit ſehr koſtbar ſein muß, und das Durchleſen meiner Bücher allein ſchon langweilig ſein dürfte. Vielleicht würden Sie auch das Durchleſen und Kürzen einem Andern übertragen, wobei meine Sache freilich leiden könnte. Melden Sie mir Ihren lieben Entſchluß, damit die Bücher endlich abreiſen können. So viel kann ich Ihnen ſagen, daß Auszüge aus meinem Tagebuche in einer hieſigen Zeitſchrift mit großem Intereſſe geleſen worden ſind, und die Kunſtkenner es höchſt bedauert haben, daß ſo früh meine Mittheilungen ſchloß.

Haben Sie nun wieder Ihre Engelsgeduld recht an mir geprüft? Nicht wahr denn? Ich ſchwatze ſo gern mit Ihnen, weil ich Sie recht lieb gewonnen habe und immer lieber gewinne, je mehr ich von Ihnen leſe. Nur um wenige Zeilen Antwort bittet Ihr alter, treuer und beſtändiger Diener und, wenn Sie erlauben — Freund

Coſtenoble.

Mein herzlich verehrter, ſehr lieber Herr!

Ich habe notgedrungen einige Wochen müſſen verſtreichen laſſen, ehe ich Ihren freundlichen Brief beantwortete, weil während des Monats September alle meine Zeit, als dirigirender Regiſſeur, in Anſpruch nahm, und dann hauptſächlich mein alter Kopf ganz [illegible] angegriffen war, als ich Ihre liebe Zeilen geleſen hatte. Am Abend des Lebens bringen mir jede Freude, auf die mir doch nicht mit voller Zuverſicht rechnen konnten, auf das Lebendigſte. Wie ein Kind habe ich mich gefreut über Ihre Schilderungen und die Art, mit welcher Sie ſie ausſchmückten. Hätte ich Ihnen auf der Straße gegenübergeſtanden — o, wie würden Sie haben lachen müſſen über den kindiſchen Greis! Auf meinem Wege vom Belvedere zum Burgtheater — ich wohne zunächſt der Bildergallerie — habe ich im Geiſte immer mit Ihnen geſprochen, Ihnen gedankt für die gute Stunde, die Sie mir gemacht haben; ein Bild mir entworfen von Ihrer Perſönlichkeit, und habe mein Gedankenbild recht kräftig ausgemalt. Kurz — ich war ein recht glücklicher, alter Menſch durch Sie, und bin es noch.

Erzeigen Sie mir die Ehre und Liebe — wenn Ihnen eine Viertelſtunde Muße dazu bleiben ſollte — und widerlegen meine Kritik über Seydelmanns Oſſip und Wellenberger. Sie können mein Leben mir verſchönern, wenn Sie mir beweiſen, daß ich geirrt habe. Je reiner Sie mir den Künſtler hinzuſtellen vermögen, je [illegible] werden Sie mich machen. Dieſes Kunſtlerland und das Reich von dieſer Welt — iſt mir: [illegible] [illegible] [illegible] das auf [illegible] ist. Schelten Sie nicht, [illegible] Mann! daß ich die alte [illegible] meines früheren Briefes [illegible], und [illegible] Sie Ihren alten Verehrer eines Bessern. [illegible] muß etwas auf mich halten, weil er, der in der Regel die Menschen eben nicht liebt, mich [illegible] und [illegible] [illegible] gezeigt hatte. Da war ich [illegible] [illegible] durch die [illegible], und konnte es nicht über's Herz bringen, dem [illegible] [illegible] Mann, der mir [illegible] [illegible] [illegible], mein ganz [illegible] Urtheil über sein [illegible] [illegible]. [illegible] Sie mich eines Bessern — ich wiederhole es von Herzen — und es soll meine liebste Pflicht seyn, den Künstler um Vergebung zu bitten.

Eigentlich bin ich vom Zweck dieses Schreibens ganz abgekommen. Ich wollte Ihnen nur [illegible], daß Sie [illegible] mit meinen Tagebüchern [illegible] [illegible], und Sie bitten, nicht zu erschrecken über das voluminöse Paket. Ich habe alle meine Gedanken aufgezeichnet und jede Kleinigkeit aus dem Familienleben; und Manches wird Ihnen fade und abgeschmackt vorkommen. Ich fürchte, Sie werden mitunter einige [illegible] aus der [illegible] oder [illegible] [illegible] haben müssen. Doch bin ich auch vielleicht zu ängstlich, weil ich Ihre [illegible] [illegible] fürchte.

Auf alle Fälle autorisire ich Sie hiermit, mit dem Dinge zu machen, was Ihnen gut dünkt. Nehmen Sie weg, was Sie wollen, und betrachten mit Ihrem [illegible] mein armes Kind, das, wie dürftig es auch zur Welt gekommen seyn mag, doch ein ehrlicher, [illegible] Schwächling ist.

Nehmen Sie diesen Brief, der mir nothwendig schien, abermals mit Güte und Liebe auf. [illegible] werden Sie drei Bände meines Tagebuchs [illegible] [illegible] empfangen. Gott sey mir gnädig!

Mit Mund und Herz

Ihr alter, treuer Verehrer

C.

Herzlich verehrter Herr und Freund!

Indem Sie diese Zeilen lesen, rücken meine Tagebücher Ihnen immer näher, und mir wird immer beklommener um's Herz. Ich bitte nochmals: lassen Sie sich von dem ungeheuren Wust nicht abschrecken, und hoffen Sie getrost, daß mit jedem Jahrgang die Bücher etwas gehaltvoller werden. Meine hauptsächliche Bitte aber ist eine wiederholte, verstärkte: Nämlich daß Sie alles [illegible], was meiner Feder entflossen, durchaus vertilgen. Besonders wünschte ich das von Stellen, die sich auf *** beziehen. Ich und dieser Mann waren in den letzten Tagen meines [illegible] ganz zerfallen — wie Sie auch aus meinen [illegible] künftig erfahren werden — und ich mußte [illegible] ** verlassen. Der Mensch denkt und ein Anderer lenkt! Ich hielt für Mißgeschick, was mein Glück wurde; denn offenbar lebe ich in [illegible] ruhiger und zufriedener, als ich dort jemals hätte hoffen dürfen. Das schon machte mich milder gestimmt, wenn ich an *** dachte; und als er im Jahr 1829 hier auf dem [illegible] passirte, warfen wir allen [illegible] [illegible] hinter uns, und umarmten einander von Herzen.

Seit dieser Zeit wurden wir in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Correspondenz. Jetzt sind wir gar verbrüdert für's ganze übrige Leben, und ein [illegible]: „Bruder!" hat meinem Lebensabend [illegible] [illegible].

— Wohin werden Sie, mein herzlich verehrter Herr! leicht begreifen, daß ich jede Bemerkung meines Tagebuches, die meinem *** übrigen Raume, [illegible] wissen möchte. Vielleicht lassen sich die [illegible] und [illegible] Handeln zu Irrthümern geboten. Ihrem herrlichen Willen, das Gute und Schöne zu befördern, vermag ich jedes meiner besseren Menschen- und Künstlergefühle. — Bin ich auch noch thätig, wie ein junger Mann, und vermag noch so [illegible] — bei Wien, und ich denke und ehre, [illegible] die Empfindung vor: Da ist ein Geist; möge die noch wenigen Momente so, daß kein Abschreiben ein [illegible] wird! — Nach diesen Gefühlen wünschte ich alle giltigen Aufsätze des Tagebuches milder gemacht.

Den zweiten Theil der Theater-Revue besitze ich bereits. Der Inhalt — da haben Sie wieder köstliche Sachen geliefert! — Das heiß' ich der Kunst mit liebevollem Willen zu Hilfe kommen! Wie treffend z. B. sind Ihre Künstler-Portraits, so weit ich die Originale kenne! Ueber das Concertiren von Fr. [illegible] Schmidt habe ich von Herzen lachen müssen — der Kerl spricht erbaulich! Aber ein hübsches Gesicht hat er in der Jugend nicht gehabt. — Hören Sie — ich muß schon mit Ihnen auch zu hadern haben — die Stellungen und Bewegungen der Sophie Schröder kann ich nicht immer edel und groß finden. Oft sind ihre Gesten gespreizt, eckig und nichts weniger als wohlanständig. Aber was die Gewalt der Rede betrifft — da haben Sie aus meiner Seele gesprochen. — Therese Peche kann sich bei Gott und Ihnen bedanken. — Rahel Varnhagen [illegible] — lang, und breit viel auch — [illegible] geschaut. Aber auch Ihre Bemerkungen sind nicht immer Lesbar; was ich jedoch für Wiener erklären muß, lese ich mit erhöhtestem Behagen. Was ich für verfehlt in Ihren Briefen halte, werde ich gelegentlich — nach meiner natürlichen Weise, verstehen Sie! — brandmarken und beleuchten. Das müssen Sie mir schon vergeben! Was mir Grün erschien, kann ich unmöglich Blau nennen. Taugt meine Erkenntniß nichts, so verantworte das der liebe Gott! — Ueber die Wolff — wie richtig urtheilt Nebel; aber — aber — meinen Iffland hat er schwerlich ganz klar durchschaut; unmöglich könnte er sonst etwas Oberflächliches, der immensen Kraft Ermangelndes an dem Gewaltigen finden können. — Schelten Sie mich immerhin einen leeren Naturalisten, der es wagt, Ueberlegtes anzugreifen; nennen Sie mich einen kleinen Köhler, der den Mond anbellt — ich muß es mir gefallen lassen; aber Grün bleibt mir Grün, so lange ich sehe wie bisher.

Wer weiß, was sich noch fügt. Zeit bringt ja nicht immer Dornen. Heuer gehe ich nach Hamburg, wie schon erwähnt. — *.. ist böse auf mich, weil ich ihm nicht huldige, wie viele Andere. Ich bin demüthig genug, wo es mir Ehre bringt, kann mich aber auch auf die [illegible] keine stellen, wenn ich einen Wolf zu [illegible] vergleichen soll. So nur heiße ich zu leben und zu streben, und mit solchen Gesinnungen nur wage ich es, mich [illegible] zu nennen

Ihren ergebensten Diener und Freund
C.

Wien, am 15. April 1837.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, mein hochverehrter, trefflicher Mann, so liegen die drei Theile meines Tagebuches Ihnen vor Augen, und nun sei mir der liebe Gott gnädig!

Haben Sie ſich durchgearbeitet, ſo beſtimmen Sie gefälligſt, ob ich einen vierten und fünften Theil, von [illegible] bis [illegible], wo ich Hamburg verließ und nach Wien ging, überſenden ſoll.

Ich glaube, die zu erwartenden Theile ſind intereſſanter, als die erſten drei. Aber was glaubt man nicht, wenn man Etwas wünſcht!

Sie werden wenigſtens Schröders [illegible] Unternehmung und meine Reiſe während der Belagerung Hamburgs intereſſant finden. Nach Devrient's [illegible] gegen Schröder, den der [illegible] [illegible] ſoll, ſo wie dieſe ganze [illegible] Epoche dürfte Sie anziehen.

Ich wollte nur einige Worte ſchreiben — die [illegible]'ſche Buchhandlung gebietet mit Eile — und nun habe ich da eine Menge geſchwatzt und vielleicht immer nicht das Rechte.

Ei nun, das Rechte iſt ja wohl immer das Wahre; und daß ich Ihnen wahrhaft ergeben bin, werden Sie mir ja wohl gern glauben. Ich ſchließe mit dem Rechten: daß ich nämlich recht von Herzen bin und bleibe

Ihr wahrer und treuer Freund
E.

Schon dieſe Stellen geben uns ein Bild des Mannes. Heiter wie ein Jüngling; durchdrungen von dem Werthe ſeiner Kunſt; fein und geſchmeidig, aber zugleich in ſeiner ſichern Unabhängigkeit ſich fühlend, dabei den tüchtigen Kern ehrenwerther Bürgerhaftigkeit, in welcher er erzogen, wie ein unveräußerliches Juwel bewahrend. Wenn es mir ſpäter vergönnt ſeyn ſollte, das Ganze dieſer Tagebücher dem Publikum zu übergeben, ſo wird ſich Alles Dies noch beſſer herausſtellen; hier konnte es nur in Andeutungen geſchehen.

Ich will aber jetzt meinen verewigten Freund ſelbſt ſprechen laſſen.

Vorwort des Tagebuchſchreibers.

Es pflegt nicht ohne Eigenſucht zu geſchehen, daß Jemand, wer es auch immer ſey, ſeine Selbſtbiographie der Welt vor Augen legt; und ſo muß auch ich es denn immerhin bekennen, daß Egoismus einen Theil der Schuld an der Veröffentlichung dieſer Memoiren trägt; geſchehe ſie nun bei meinem Leben, oder dann erſt, wenn all dies wunderliche Treiben, dieſer ewige Wechſel von Freude und Schmerz, von Furcht und Hoffnung zerronnen iſt, wie ein wechſelnd ängſtlicher und angenehmer Traum. — Aber bekennen darf ich auch eben ſo wahr, daß nicht Dünkel und Eitelkeit allein meine Feder führten, als ich dieſe Aufſätze nach und nach entwarf; ich glaubte, es könnte vielleicht Gutes bewirken, wenn feurige Jünglinge, vom Flitterglanz der Bühnendekoration geblendet, den gefährlichen Schritt zu derſelben thun wollen, und dann — dieſe Blätter leſen und, dadurch abgeſchreckt, das ſtille Bürgerleben zurücktreten; oder, wenn Nichts ihre Vorliebe und Leidenſchaft zügeln kann, ſie ihnen ein wohlmeinender Wegweiſer werden könnten. — Was ſie durch bittere Erfahrung ſich erſt erwerben und eigen machen müßten, könnten ſie, durch meine Erfahrung geleitet, größtentheils umgehen und ſich ihre dornenvolle Bahn ebener und freundlicher machen. Auch denke ich wohl, daß mancherlei Vorfälle ſich in meine Laufbahn verwebt haben, die, ſelbſt für den Geſchäftsmann, nach trockenem Tagewerke nicht ohne Intereſſe und Theilnahme geleſen werden dürften. — Wie dem aber auch immer ſey — mein Wille für die gute Sache iſt wohl nicht zu verkennen; und ſo wird das Publikum und die Kunſtgenoſſen gern entſchuldigen: daß die Menſchlichkeit auch ihren Theil bei Abfaſſung dieſer Blätter hatte.

I.

Erſte Jugendzeit.

Ich bin im Jahre 1769 am 28. Dezember zu Herford in Weſtphalen geboren. Mein Vater, Carl Coſtenoble, war deutſch-reformirter Prediger an der dortigen Kirche. Wir ſtammten wahrſcheinlich von einer altadeligen Familie ab; denn unſre Vorfahren nannten ſich de Costenoble und lebten, Dokumenten zu Folge, in der Hauptſtadt der Grafſchaft Lille. Nach Vertreibung der Hugenotten wanderten meine Voreltern nach den Niederlanden und nannten ſich dort van Costenoble, welches auch ein Familienpetſchaft, mit offenem Helm und Mantel, zur Genüge darthut, das noch in den Händen der ganzen Familie iſt und von jedem Gliede derſelben gebraucht wird. Durch den Herzog Alba wurden die friedlichen Niederländer abermals in Ausübung ihrer Religion geſtört und die Coſtenobles auch zur neuen Auswanderung in die Pfalz bewogen, wo ſie, vermuthlich durch Mißgeſchicke mancher Art, zu bürgerlichen Gewerben herabgeſtiegen waren, aber dennoch ihr Wörtlein „Von“ noch immer dem Familiennamen vorzuſetzen pflegten, ja es ſelbſt dann noch nicht ablegten, als eine dritte Vertreibung ſie nöthigte, ſich in den Staaten des Königs von Preußen niederzulaſſen.

Was für ein bürgerlich Gewerbe die Coſtenobles in den Niederlanden trieben, iſt mir nie bekannt geworden; wohl aber, daß ſie ſchon in der Pfalz die Bäckerprofeſſion ausübten. Von fünf Söhnen meines Großvaters ergriffen auch zwei abermals dieſes Metier. Mein Großvater hieß Johann Coſtenoble; der zweite und dritte Sohn waren ein Zwillingspaar; der erſtere, ebenfalls Bäcker, hieß Johann Jakob, und der andere, mein Vater, Carl Coſtenoble; der vierte Heinrich; der fünfte, deſſen Name mir entfallen, ſtarb frühzeitig. Mein Vater war ein ſanfter, gottergebener Theolog, der, erfüllt von ſeinem ſchweren Berufe, wie ich aus ſicherem Munde erfuhr, nachdem er ſeine Studien vollendet und am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium zu Berlin als Lehrer ſtand, keinen Schritt thun wollte, um zu einer Pfarrſtelle zu gelangen, indem er äußerte: es zieme einem Chriſten nicht, ſich in den Weinberg des Herrn drängen zu wollen, der Herr berufe, ohne ihr Zuthun, ſeine würdigen Knechte. — Und wahrlich, der fromme Mann hatte ſich nicht betrogen; denn er bekam, ohne alle Verwendung und Mühe, die Stelle zu Herford. Er verheirathete ſich nun mit der Tochter eines wohlhabenden Bürgers der Neuſtadt Magdeburg, Namens Anna Katharina Jarreau, Mitglied der Walloniſchen Gemeinde. Dieſe Frau, meine Mutter, war, wie damals alle Bürgerstöchter, ehrbar, ſittſam und häuslich erzogen. — Eben ſo fromm geſinnt als ihr Gatte, war ſie dennoch von ganz verſchiedenem Temperamente, welches ſich deutlich ausſprach, als nach der Ueberſiedelung von Magdeburg das neue Ehepaar von Räubern beträchtlich um ihre Habe beſtohlen wurde. Die umſichtige, im Vaterhauſe an's Zuſammenhalten und Sparen gewöhnte junge Pfarrfrau wurde nicht ſobald ihren Verluſt gewahr, als ſie mit heftigem Brummen und Schelten ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Der gleichmüthige Pfarrherr ſuchte ſeine Hälfte zu tröſten und ſagte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!" „Spitzbuben haben's genommen!" entgegnete die vehemente Frau, und ſagte erſt ſpäter darauf: „Der Name des Herrn ſey gelobt in alle Ewigkeit!"

Die erſte Frucht dieſer ehelichen Verbindung war mein Bruder, nach ſeinem Oheim Johann Jakob Coſtenoble genannt, zur Zeit K. Preuß. Geheimerath und Präſes des Stadt- und Landgerichts zu Magdeburg. Dieſem folgte ein Jahr nachher eine Tochter, Friederike Charlotte Leopoldine, nachmals verheirathet mit Heinrich Coſtenoble, einem Sohne unſeres Oheims, Heinrich. Zwei Jahre ſpäter, am 28. Dezember 1769 wurde ich meinen Aeltern geboren, und bekam nach meinem Oheim mütterlicher Seite die Namen Carl Ludwig. Nach Verlauf von ſieben Jahren erblickte mein jüngſter Bruder das Licht der Welt und bekam die Namen eines Amtmanns Schröder, Johann Conrad. Meine Aeltern lebten, ſo viel ich mich dunkel erinnere, mit einem mäßigen Einkommen von drei bis vierhundert Thalern recht gut und anſtändig. Ewiger Frieden herrſchte in unſerem Hauſe, wenn nicht dann und wann eine unnütze, widerſpenſtige Magd die ſonſt immer ſchlummernde Heftigkeit meiner Mutter rege gemacht hätte, oder durch meine angeborene Lebhaftigkeit der ſanfte Vater nicht gezwungen worden wäre, ſein ihm widerwärtiges Strafamt, mäßig genug, auszuüben. — Ich war ein äußerſt wilder Junge, der ſeinen Umgebungen und Schullehrern nicht wenig zu ſchaffen machte. Galt es, eine Mauer zu überſteigen oder einen Baum zu erklettern, um dem Obſte der Nachbarn zuzuſprechen, ſo war ich beſtändig der Anführer der wilden Schuljugend. Eines Tages hatten einige Kameraden die Idee, wie man es doch anfangen müßte, die gewöhnliche Thurmglocke zu läuten, deren Seile heruntergeleitet waren bis in die Vorhalle der Kirche, damit der Küſter, ohne auf den Thurm zu ſteigen, läuten könne. Da wir Knaben nun zu ſchwach waren, die Glocke in Bewegung zu ſetzen, ſo war ich ſo erfindungsreich, in das lange Seil ein Oehr zu ſchlingen; ich ließ mich ſodann von den Spießgeſellen in daſſelbe hineinlegen und fiel mit meinem Gewicht, das nicht gering war, ſo zu Boden, wodurch denn der Glocke ein dumpfer Ton entlockt wurde. Nach vollbrachter That und tüchtigem Schreck über das Gelingen derſelben liefen alle Buben davon; nur ich hatte den Muth, mich hinter die Kirchhofmauer zu poſtiren, von wo ich zu meiner Freude den beſtürzt herbeieilenden Küſter bemerkte, der zum Thurme hinaufſah und den plötzlichen und unvermutheten Glockenklang nicht begreifen konnte.

Sonderbar, daß ich eine beſondere Vorliebe zur Funktion eines Kirchendieners äußerte; weßhalb ich auch in der reformirten Kirche die kleine Glocke mit zu läuten nicht unterließ. Ich war ſo eifrig in dieſem Geſchäft, daß ich der fürſtlichen Aebtiſſin der Freiheit, eines Stiftes zu Herford, nie, wie der Kirchendiener pflegte, aus dem Wege trat, ſondern eifrig fortläutete, mich wenig kümmernd um die hohe Frau, welche natürlich fragte, wer der kecke Knabe ſey? worauf ſie zur Antwort erhielt: „das iſt Paſtors Carlchen, die wilde Range.“ Wenn man mich in dieſer Zeit fragte: „Carl, was willſt du werden?“ ſo war meine Antwort jederzeit: „Ein Küſter!“ Der Menſch denkt und Gott lenkt!

Um einige Gegenſtände aus meiner Kindheit zu berühren, die einen weſentlichen Einfluß auf meine ſpätere theatraliſche Laufbahn haben, muß ich erſtens ſagen, daß ich ſehr gern einen katholiſchen Pater predigen hörte, welcher, mich weidlich ergötzend, alſo ſprach: „Ueber ein Kleines werdet Ihr mich ſehen; aber über ein Kleines werdet Ihr mich nicht ſehen!“ — wobei er, ſich niederduckend, verſchwand — „denn ich gehe zum Vater!“ bei welchen Worten er ſich langſam wieder emporhob. Auch beluſtigte es mich, daß dieſer Mann Gottes, während der Predigt unruhige Jugend bemerkend, plötzlich ſich ſelbſt unterbrach, die Kanzeltreppe hinunterſprang und ſeine geiſtlichen Kinder weidlich abprügelte. — Ich erwähne dieſes Pfaffen nur deßhalb, weil, neunundzwanzig Jahre ſpäter, er mir als Urbild vorſchwebte, als ich den Kapuziner in Schiller's „Wallenſteins Lager“ ſtudiren ſollte. Ich faßte dieſes Bild auf, hielt es feſt und führte es mit vielem Glück ganz durch. Geringere Wirkung hatte eine Maskerade auf meine ſpätere Darſtellungsentwickelung. Adelige Herrſchaften gaben dieſe Unterhaltung, und den bürgerlichen Leuten wurde der Zutritt zum Zuſchauen gewährt. So ſehr mich das Bunte ergötzte, ſo empfand ich doch einen geheimen Widerwillen und zugleich eine Art Grauſen vor den Mönchen und Nonnen, die da gravitätiſch umher wandelten. Mehr ſagte mir eine dramatiſche Vorſtellung zu, die vom Adel auf einem Privat-Theater gegeben wurde. Das feurige oder emphatiſche Deklamiren ging mir ungemein zu Herzen; nur beleidigte es mein kindliches Gefühl, als ein Mann in Weiberkleidern — Repräſentant war ein mir bekannter, reſpektabler Major — raſirt werden ſollte, wobei er allerlei wunderliche Geberden machte, und worüber ſich das Auditorium vor Lachen ausſchütten wollte. — Ich aber, ſo viel ich mich erinnere, blieb ganz ernſthaft, weil es mir unanſtändig und unnatürlich vorkam, daß ein ſo geachteter Mann ſich zu ſolcher Poſſenreißerei gebrauchen ließ. — Ein Gefühl der Unbehaglichkeit, das mich nie verlaſſen hat, wenn mir in ſpäteren, und noch ſpäter, in reiferen Jahren eine Rolle wurde, die nicht auf Wahrheit und Natur baſirt war.

Als der Geburtstag unſeres Rektors heranrückte, verfaßte mein Vater eine kleine franzöſiſche Anrede für dieſe Feier, womit ich meinen Dank und meine Anhänglichkeit dem Lehrer ausdrücken ſollte. Mit Feuer ergriff ich die Idee meines guten Vaters, der ſo wenig als ich ſelbſt es ahnete, welchen ſchlummernden Funken er mit dieſer Idee in meinem Gemüth erweckt hatte. Mehre andere Schüler ſollten bei dieſer Gelegenheit ebenfalls ihre Liebesopfer dem Rektor darbringen, und mein Vater wollte, daß, ſobald der erſte Redner auftreten würde, ich ihm zuvorkommen und, mit der Rechten ihn bei Seite ſchiebend, ſagen ſollte: „Place, mon ami!“ dann meinen Glückwunſch beginnen und vollführen möchte. Bald aber verwarf er das Beiſeitedrängen des Knaben wieder, ſammt dem „Place, mon ami!“ und wählte eine weniger herriſche Anrede — eine beſcheidenere. Doch mir gefiel kein Eingang ſo ſehr, als: „Place, mon ami!“ und obgleich zu meinem Leidweſen die ganze Feierlichkeit unterblieb — warum, weiß ich nicht mehr, — ſo deklamirte ich heimlich und öffentlich noch immer meinen Sermon, und ſo oft ich in ſpäteren Tagen irgendwo einem Schauſpiel oder einem Schulactus beiwohnte, war: „Place, mon ami!“ mein erſter Gedanke; und nicht ſelten bringt ſich jezt noch, da ich ins Greiſenalter trete, wenn ich eine neue Rolle tragiſchen Inhalts bekomme mein früheres: „Place, mon ami!“ vor die Seele, und ſo berühren ſich die Ideen des Knaben und die des greiſenden Mannes in lieblicher Freundlichkeit.

Da der Oheim in Magdeburg, zu dem ich nach meines Vaters Tode gekommen war, mich zum ehrſamen Bäckermeiſter und ſeinen Nachfolger im Hausweſen beſtimmt hatte, weil ſeine Ehe kinderlos geblieben, ſo konnte ich ihm keine größere Freude machen, als wenn ich mir, gleich den übrigen Geſellen und Lehrbuben, nach vollbrachten Schulſtunden ein Schurzfell vorband und mir die Hemdärmel aufſtreifte. Erſchien ich ſo gekleidet vor der Hausthür, wo er auf der ſteinernen Ruhebank ſein Pfeifchen ſchmauchte, ſo war ſein Vergnügen ſo groß, daß er mir Knaben erlaubte, mich neben ihn zu ſetzen und auch einige Züge aus ſeiner Pfeife zu thun. Kaum hatte ich dieſe Schwäche des Oheims ausgewittert, ſo benutzte ich ſie jedesmal, wenn ich Etwas verbrochen hatte, und ich war ziemlich ſicher vor jeder Züchtigung; denn das Bäcker-Coſtume war die ſicherſte Aegide, hinter welche ich mich verbarg. In dieſen Kleidern wußte ich den guten Mann auch immer zu bereden, wenn es mir oder dem älteſten Bruder Jakob gelüſtete, einen Ritt zu machen. Alsbald wurden für den nächſten Sonntag zwei Philiſterroſſe gemiethet, von denen mein Bruder ſich eines erkieſen durfte, das Uebrigbleibende wurde mir zugetheilt. Der Oheim beſtieg ſein Wagenpferd, und ſomit ging es luſtig trabend nach dem herrenhuthiſchen Flecken Gnadau, wo wir zu Mittag für theures Geld gut aßen und uns in den dortigen Bruder- und Schweſterhäuſern umſchauten und allerlei Ankäufe machten. Nicht weit von Gnadau liegt der kleine Ort Salza, nach den Salzquellen und den Gradierwerken ſo genannt. Hier wohnte ein Materialiſt, Namens Peterſen, der eine ehemalige Ladenjungfer des Oheims zur Frau hatte. Bei dieſen Leuten lebten wir recht vergnügt, ſo oft wir kamen; und weil unſere Roſſe hier gut gefüttert wurden, ſo lief ich alle Augenblicke in den Stall, wähnend, meine magere Mähre habe von der reichlichen

Mahlzeit ſchon an Umfang zugenommen und ich würde nun nicht mehr, wie beim Herritt, der Spott des Oheims und des Bruders beim Heimritt ſeyn; aber mit Kummer gewahrte ich, daß die Hüftknochen des Roſinante noch ebenſo ſpitz hervorſtanden, wie früher, und ich ſuchte auf dem Rückwege den Uebelſtand zu verbergen, indem ich meine Rockflügel über die Extremitäten des geſpenſtigen Gaules zu decken mich bemühte.

Indem ich, zurückdenkend, mich ſelbſt prüfe, muß ich ehrlich bekennen, daß ſchon von Kindesbeinen an mein Thun und Treiben immer nur die Wirkung eines mir unerklärbaren Triebes, Aufſehen zu erregen, war, — ein entkeimender Ehrgeiz; ſo wie hingegen mein viel beſſerer Bruder Jakob gewiß immer nur das Gute und Nützliche wollte, weil es zum Guten und Nützlichen führte. Er fand die jedesmaligen Ausritte angenehm, weil ſie ihm Vergnügen gewährten; ich fand nur mein Vergnügen darin, daß die Leute mich einherſtolziren ſehen ſollten.

An den gewöhnlichen Sonn- und Feſttagen, wo die ſämmtliche Familie ſich nach Tiſche beim Oheim Becker in der Sudenburg zu verſammeln pflegte, um den Kaffee mit Kuchen zu ſich zu nehmen, bereitete ich dem verſammelten Perſonale noch eine eigene Unterhaltung. Es hatte ſich nämlich einige Zeit früher eine Puppenſpielerbande in der Sudenburg zuſammen gerottet, welche einige Vorſtellungen mit Figuren gab, die von unten regiert wurden, ungefähr ſo, wie die beliebten Policinells, die auf ihren ambulanten Leinwandbühnen ihr Weſen treiben. Der Direktor der Puppenſpieler, ſo viel ich mich erinnere, war ein gemeiner Soldat, der mit einer gewaltigen Volubilität der Zunge und mit echtem Humor zum Hanswurſt begabt war. Er ſtellte gewöhnlich die Geſchichte des Doktor Fauſt vor, oder die ſieben Hauptverfolgungen der erſten Chriſtenheit, welches leztere Stück er genialiſch alſo ankündigte: „Heute werden wir die Ehre haben aufzuführen: die ſieben Hauptverfolgungen der erſten Chriſtenheit, wobei Harlekin Sie ſammt und ſonders ganz außerordentlich erluſtiren wird. Ich bitte aber gehorſamſt, ganz ſtille zu ſeyn;

denn wenn Sie außen mehr Lärm machen, als ich innen, ſo hör' ich auf, ehe ich anfange; mach' mir nix draus, das Geld hab' ich weck.“ — Blickte ich mit gerührter Seele zu den verfolgten Chriſten hinauf, ſo war ich noch begeiſterter von den entſetzlichen Schickſalen des Doktor Fauſt, der von ſeinem Engel gewarnt und am Ende doch vom Teufel geholt wurde.

Alle dieſe Vorſtellungen, ſo unvollkommen und auf ſo niedriger Stufe ſie auch waren, reihten ſich in meiner Seele immer an die Privatkomödie der Adeligen und an die franzöſiſche Geburtstagsrede: „Place, mon ami!“ In meinem Innern wogte und ſiedete es — es mußte Etwas geſchehen, um allen dieſen Gährungen Luft zu machen! — Was that ich alſo in dieſem Sturm und Herzensdrange? Ich verfertigte mir von Papier allerlei kleine Figuren: einen Ahasverus, Mardochai, Haman, eine Eſther, einen Fauſt und ſeinen treuen Diener Wagner, einen Hanswurſt und verſchiedene Engel und Teufel; ſpannte auf einer Salztonne eine Serviette in einer Ecke des Wohnzimmers, ſezte mich in dieſes Heiligthum und wiederholte den Doktor Fauſt, die Geſchichte der Eſther und die Hauptverfolgungen der Chriſtenheit in allen Theilen, wie ich ſie empfangen hatte, zur Beluſtigung der ganzen Familie, welche wohl damals nicht ahnete, daß ſie durch ihre Freudenbezeugungen die unbezwinglichſte Leidenſchaft zur Komödie in meiner jugendlichen Bruſt für immer befeſtigte. Hatten mich dieſe Puppenſpiele ſchon in eine ideale Welt verſezt, ſo war ich dieſer Erde ganz entrückt, als ich von der aus Breslau kommenden, Wäſer'ſchen Geſellſchaft, die auf dem Gewandſchneider-Innungshauſe ihre dramatiſchen Vorſtellungen gab, den „flatterhaften Ehemann“ und das Trauerſpiel „Galora von Venedig“ mit anſchauen durfte. Garſias, der unglückliche Prinz, von einem gewiſſen Antonſch dargeſtellt, war mein Idol; und als ich vollends den „Hamlet“ von dieſem Schauſpieler geben ſah, war mit mir gar Nichts mehr zu reden. — „Seyn oder nicht ſeyn!“ Anderes ging nichts in meinem Kopfe herum. Auch mein Bruder fühlte ſich ergriffen von dieſer

Theaterwuth, und zwar ſo, daß er einige Bäckergeſellen abrichtete, um mit ihrer Hülfe den Prinzen von Dänemark in der Backſtube zu repräſentiren. Der Beleſenſte und Gebildetſte von dieſen Handwerkern war ein recht verſtändiger Mann, Namens Andreas Wolfram; obwohl dieſer Mann ſtark hinkte, ſo hielt ihn doch mein Bruder Hamlet am fähigſten, den Geiſt vorzuſtellen. Zwei andere Geſellen waren Guſtav und Bernfield. Mit Mühe gelang es, dem Einen die Rede: „Soll ich mit meiner Partiſane nach ihm ſchlagen?“ einzuſtudiren. Mein Bruder war mit einem, für ſeine Jahre ziemlich langen Schlafrock bekleidet, den er wie einen Hamletsmantel über die Achſeln hing und eine weiße Nachtmütze ſo locker auf's Haupt ſetzte, daß ſie bei Erſcheinung des Geiſtes ihm mit dem Ausruf: „O all ihr himmliſchen Mächte!“ ebenſo vom Kopfe fallen mußte, wie dem Hamlet-Antonſch der Hut entfiel. Nun bewegte ſich der Geiſt aus einem Winkel der Bäckerſtube hinkend hervor, den Deckel einer Waſſertonne als Schild und einen langen Lehrlingsprügel als Commandoſtab in den Händen tragend. Mein Bruder kreiſchte auf und geberdete ſich wie ein Unſinniger, worauf ſogleich der inſtruirte Bernfield ſeine Rede anhub, aber ſie völlig vergeſſen hatte, und aus eigener Compoſition die Worte ſagte: „Herr, ſoll ich ihn an die Wand ſchmeißen?“ — „Schmeiß' ihn, wenn er nicht ſtehen will!“ entgegnete mein Blutsfreund Hamlet, und ich ſtand von fern als Zuſchauer, die Hände andächtig faltend und mich an die Stelle meines glücklichen Brudes wünſchend. — Die Theaterſucht der Backſtuben-Geſellſchaft ging ſo weit, daß ganze Stücke von meinem Bruder vorgeleſen und abgeſchrieben wurden. Galora von Venedig erhielt die Ehre einer mehrfachen Copie. Auch erinnere ich mich, daß mein Bruder Molière's Geizigen oftmals verlas, den ich mit beſonderem Vergnügen hörte, und der auch auf meiner theatraliſchen Laufbahn eine meiner wichtigſten Paraderollen geworden iſt.

Von jener Wäſer'ſchen Geſellſchaft ſahen wir, außer den oben erwähnten drei Stücken, noch: „Sophie, oder der gerechte Fürſt," von Möller, „Henriette, oder der Huſarenraub," von Plümike, „Juliane von Lindorak," den „Ton der großen Welt," die „abgedankten Offiziere" und „Julius von Tarent." Daß das tragiſche Fieber nicht erſt in unſerer jetzigen Zeit graſſirt, ſchließe ich nun nach achtundfünfzig Jahren daraus, daß damals Antonſch für den erſten und entſchiedenſten tragiſchen Künſtler gehalten wurde. Mit inniger Verehrung drängte man ſich auf der Straße da, wo der Eingang ins Theater war, bloß, um den großen Mann auch einmal in der wirklichen Welt anſtaunen zu können. Ich ſelbſt war unter den ſtürmenden Verehrern einer der wüthendſten, und wohl natürlich; denn die Aelteſten und Verſtändigſten der Vaterſtadt huldigten ja dem brüllenden Hamlet und Garſias, — ſie mußten es doch wohl verſtehen; und dennoch fand ich ſpäter, im Jahr 1799, als ich mit eben dieſem Antonſch in Altona zuſammentraf, daß wir ſämmtlich, Alt und Jung, kultivirt und ungebildet, uns einen großen, flimmernden böhmiſchen Stein für einen echten Brillanten hatten verkaufen laſſen. Wenn ich mir die Darſtellungsarten jener Schauſpieler ins Gedächtniß zurückrufe, ſo kommt es mir vor, als ob ich nach meinen jetzigen Erfahrungen einen gewiſſen Eggebrecht in den Rollen ernſter und humoriſtiſcher Väter, und den Komiker Eule für die bedeutendſten und der Natur getreueſten Darſteller erklären dürfte. Madame Eule wurde auch ſehr hoch geprieſen, und ſogar von einigen Dichterlingen in der Zeitung als Ariadne beſungen; aber auch in der fand ich ſpäter Das nicht wieder, was meine Vaterſtädter aus ihr zu machen beliebten. Eine Madame Kroſeck gefiel auch ſehr; aber ich denke, es waren auch nur ihre großartigen Rollen und nicht Künſtlerkraft, was ihr Beifall erwarb. Polternde Alte und Tyrannen, glaube ich, ſtellte ein Herr Schulz dar, aber nicht mit großem Glück; denn ich erinnere mich, daß ein belletriſtiſcher Hauptmann ihn hart mitnahm in einer eigens der Bühne gewidmeten Brochüre, und ihn ſogar des zu vielen Trinkens bezüchtigte, worauf der gekränkte Mann ſich genöthigt ſah, in einer Antwort ſeine angegriffene bürgerliche Ehre zu retten. Ein Herr Stierle, der etwas verwachſen war, aber dies durch eine gepolſterte Schnürbruſt zu verbergen ſuchte, wurde von dem nämlichen militäriſchen Kritiker nicht minder verunglimpft, obſchon er ſich, den damaligen Anforderungen der Magdeburger genügend, als Tänzer auszeichnete. Ob Kroſeck der ältere, der kein ſchlechter Schauſpieler war, ſchonender behandelt wurde als ſein jüngerer Bruder, ein durchaus talentloſes Mitglied, erinnere ich mich nicht mehr. Eule war als komiſcher Schauſpieler und Baßſänger ein Liebling des Publikums, und mit vollem Rechte; denn er hat in der Folge als Mitglied der Schröder'ſchen Bühne zu Hamburg ſeinen guten Ruf vollkommen bewährt. Der Direktor Wäſer, ich glaube, ein Bruder des eigentlichen Unternehmers, war ein großer, ſteifer, kalter, unbeholfener Mann, wenn ich nicht irre, und iſt mir ſpäter unter dem Namen Rademacher Wäſer wieder zu Ohren gekommen. Noch erinnere ich mich eines vorzüglichen Darſtellers, welcher ſich Dörr nannte und von Jedermann geliebt und gern geſehen wurde; und bis dieſe Stunde ſteht mir ſein leidender Vater des ungerathenen Fähnderichs in „Juliane von Lindorak" lebhaft vor den Augen der Seele. Schulz, als Feldmarſchall Dommbrun und Cosmus in „Galora von Venedig," ſchien mir, trotz meiner Knabenhaftigkeit, doch zu roh und ungeſchlacht, welches auch mein verſtändiger Bruder oft äußerte. Doch gefiel er dem Publikum ſehr als General Kracht im „flatterhaften Ehemann," woran auch wohl die gar zu dankbare Rolle ihren Theil haben mochte. Ich glaube, dieſer Schulz war der Nämliche, den man ſpäterhin gemeiniglich den Perücken-Schulz zu nennen pflegte, weil er ſeinen Glatzkopf ſo ſchnell und verſchieden mit allerlei Hauptſchmuck für die Bühne zu bedecken wußte, daß Keiner jemals den Mangel eigenen Haares zu Geſicht bekam.

So lange dieſe Schauſpielergeſellſchaft in der Vaterſtadt ihre Vorſtellungen gab, war ich wie wirbelnd im Kopfe, hörte, ſah und lernte nichts reden, als Schau-, Luſt- und Trauerſpiel-Tiraden, die ich auf dem Boden, im Garten, in den Schulſtunden — und ſogar des Nachts unter der Zudecke meines Bettes, mit lauter Stimme und überladener Geberde deklamirte. Jeder Tag ſchien mir verloren, an dem ich nicht im Theater geweſen war, und nicht nur die Vorſtellung, ſondern auch das Einſtimmen des Orcheſters hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für mich. Da der Direktor Wäſer ein Abbonnement zur Subſiſtenz ſeiner Bühne eröffnet hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß unſer Oheim auch einige Dutzend dieſer wohlfeilen Billette erhandelte. Als nun eines Tages die Gattin des Oheims, nebſt ihrer Schweſter Suſanne und meinem älteren Bruder das Schauſpiel beſuchten, und ich von dieſem Vergnügen, eben weil ich ſo ſehr darauf erpicht war, ausgeſchloſſen wurde, ſo gerieth ich, als die Verwandten fort waren und ich mir ihr Entzücken über die Vorſtellung und mein Entbehren deſſelben lebhaft vorſtellte, in eine ſolche Art von Verzweiflung, daß ich zuerſt mich, laut heulend, auf die Erde warf, ſodann wüthend aufſprang und mit einem derben Fauſtſchlage eine Scheibe des Glasſchrankes zerſchmetterte, worin die Abonnementsbillette aufgehoben wurden. Nach vollbrachter That nahm ich einen ſolchen Paßport heraus und wandelte ſorglos und wohlgemuth dem Schauſpielhauſe zu, und fand meinen Himmel auf Erden. — Was ich bei der Nachhauſekunft dem Oheim und der Tante vorſpiegelte, um mich der Strafe zu entziehen, iſt mir entfallen; genug, ich entſinne mich, mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Nachdem die Vorſtellungen Wäſer's, wegen Mangel an Unterſtützung geſchloſſen werden mußten und das Völkchen Magdeburg verließ, fühlte ich eine ſchreckliche Leere in meinem Gemüthe, die nicht einmal durch Uebung auf der Flöte, welches Inſtrument zu lernen ich mich bemühte, ausgefüllt werden konnte. Der Werkmeiſter der Bäckerei des Oheims — der lahme Geiſt im Hamlet — hatte nämlich einigen Unterricht auf der Flöte von einem Regiments-Hautboiſten genoſſen, und die harmoniſchen Töne aus der Bäckerſtube begeiſterten mich zur

Nacheiferung. Ich lag dem Oheim an, mich Theil nehmen zu laſſen an dieſen Muſikſtunden, was er mir denn auch nach langem Bitten bewilligte. Ich ſezte nun meine Uebungen auf der Flöte mit Eifer fort und brachte es bald zur Fertigkeit.

Kaum war ich jedoch eingeweiht in die erſten Geheimniſſe Amphion's, ſo erſchienen Franzoſen in Magdeburg, welche die damals noch nie geſehenen chineſiſchen Schattenſpiele mit möglichſter Virtuoſität produzirten. — Hatte mich früher Anteuſch-Hamlet in einem Paradies von Wonne ſchwimmen laſſen, ſo bezauberte mich nun der Schatten des Holzhauers, der ſingend auf der Leiter den Baum beſtieg und mit ſeinem Beile die Zweige abhieb, an welche er ſeine Leiter gelehnt hatte, und endlich mit den fallenden Zweigen laut praſſelnd niederſtürzte und von ſeinem herzueilenden Weibe auf dem Rücken fortgetragen wurde. Oder mich entzückte der natürliche (bis auf's Täuſchendſte) dargeſtellte Meeresſturm, nebſt Schiffbruch, Donner, Bliz, und die aufgehende, majeſtätiſche Sonne; die verſchiedenen, ſo wahr der Natur nachgebildeten Thiere, und endlich die Künſte des Zauberers, der ein Mädchen mit einem Spiegel in der Hand erſcheinen ließ, worin der wackelnde Bart des Hexenmeiſters reflectirte. Lezteres war beſonders für das gemeine Volk höchſt beluſtigend; denn ſo oft der Schwarzkünſtler in fränkiſcher Mundart ſein Weſen citirt hatte und endlich ihnen ſein „disparais!“ zuherrſchte, ſo jubelte nachäffend der Plebs dieſes Wort, welches ihm klang wie der niederſächſiſche Ausdruck: „Wis mal her!“ hochdeutſch: „Zeig' einmal her!“ und auf welchen Volkswiz gemeiniglich ein tobendes Gelächter erfolgte, welches meine Wenigkeit aber auf's heftigſte indignirte, weil es mir der heiligen Kunſt, von der ich durchdrungen war, ganz unwürdig ſchien. — Mein guter Flötenmeiſter verſchaffte mir bald die Entreacts dieſer Schattenſpiele, welche er mich dann, als Duo's eingerichtet, mit ihm verſuchen ließ. Auch ein Rahmen aus Holz wurde von mir verfertigt, mit in Oel getränktem Papier beſpannt, kleine Figuren mit der Scheere geſchnizt und einige höchſt unvollkommene Schattenſpiele des Abends im Zimmer zum Beſten gegeben. Doch genügte meinem nach lebendigen Darſtellungen dürſtenden Geiſte dieſe flache Spielerei nicht lange; ich nahm meine Zuflucht abermals zu einem Marionettentheater, welches ich in der Stadt in irgend einer Bierkneipe entdeckt hatte. Der Eintritt in dieſes Heiligthum koſtete zwar nicht mehr als drei Pfennige preußiſche Münze, aber auch dieſer nicht mächtig, wußte ich mir nicht anders zu helfen, — ich mußte im Uebermaße meines Kunſtgefühls dem geldzählenden Oheim, als er ſich eben wuſch, einige ſeiner Dreier entwenden und ſie dem Puppenſpiel-Direktor zuwenden. — Von einer Vorſtellung dieſes vielſeitigen Künſtlers fühlte ich mich ſo angezogen, daß ich die gewöhnliche Stunde des Eſſens darüber verſäumte. Man gab: „Den betrübten Pilgrim.“ Die verlaſſene Gemahlin eines Ritters zog ihrem Geliebten in Wallfahrtstracht nach, und eroberte ſein verlorenes Herz auf dieſe Weiſe wieder; wobei der Hanswurſt abermals die munteren Tinten der Luſtigkeit und Zoten nicht ſparte.

Mein Oheim nahm mich jezt aus der Domſchule und that mich in die reformirte, ſogenannte Friedrichsſchule. Dort wurde ich einem alten Organiſten und unterſten Schullehrer, Namens Mörs, übergeben. Bei ihm ſollte ich mich in der Schreibekunſt vervollkommnen und des Mittags meines Bauches pflegen als halber Penſionär. Der Leztere war gut angewieſen, denn der alte Mörs führte einen zwar bürgerlichen, aber ſchmackhaft zubereiteten Tiſch. Mit dem Schreiben ging es auch ſo ziemlich. Ich trieb es gern, weil Mörs, ein freundlicher, aufgeweckter Greis, mich mehr wie einen Großſohn als einen Schüler behandelte. Auch ſeine Gattin, eine brave, lebensluſtige, obwohl vehemente Matrone, war mir ſehr zugethan, und ich erwiderte ihre Neigung zu mir um ſo lieber, als ſie, im Beſitz einiger Gedichte und Fabeln von Gellert und verſchiedener alter Comödien, meinem hungrigen Theatergeiſte Nahrung durch dieſe Lektüre verſchaffte, indem ich bald ſelbſt in der kleinen Bibliothek herumwühlen durfte, und wenn der Dame die Luſt anwandelte, aus dem Gellert zu deklamiren, ich ihren pathetiſchen Vortrag bewundern konnte. Beſonders gern recitirte ſie das Gellert'ſche „Inkle und Yariko," wobei ſie immer, ſtatt: „O Inkle, du Barbar!" mit kräftiger Stimme ſchrie: „O Inkle, du Brabar!"

Der patriarchaliſche Schulmeiſter hatte ſeine Freude daran, wenn ich, ſtatt mich im Schönſchreiben zu üben, die Luſtſpiele ſeines kleinen Büchervorraths durchſtudirte, wobei er mich ſelbſt auf eine Nachahmung des Holberg'ſchen „politiſchen Kannengießers," genannt: „Der witzige Lebküchner," das iſt Honigkuchenbäcker, aufmerkſam machte und mir ſelbſt die Scene vorlas, wo der Lebküchner, als er zum Bürgermeiſter ernannt worden, ein Urtheil ſprechen ſoll und, in der Verlegenheit um ſich ſchauend, ſeine hinter der Stuhllehne verborgene Frau um Rath fragt, welche ihm leiſe zuflüſtert: „Die Strafe macht drei Gulden." Dieſen Ausſpruch wiederholt dann der Herr Bürgermeiſter mit aller Grandezza. Ich fühlte damals ſchon ganz lebendig, daß dieſe Scene von ungemein komiſcher Wirkung ſeyn müſſe, wenn ſie dargeſtellt würde.

Die Revue, welche alljährlich unweit Magdeburg gehalten wurde und immer eine Anzahl Militär ſowohl, als auch fremder Zuſchauer in die Stadt führte, veranlaßte in dem Hauſe des Oheims eine Thätigkeit und ein Treiben, wie man ſonſt im Jahreslaufe es nicht gewohnt war. Die Geſellen, Buben, Knechte und Mägde waren Tag und Nacht beſchäftigt, die Menge der eſſenden Gäſte zu befriedigen, wobei mein Bruder und ich uns auch nicht müßig bewieſen. Wir verließen unſere Betten früher als gewöhnlich und legten, wie Lehrbuben, Hand an's Werk, worüber denn der Oheim, in Einem von uns ſeinen Nachfolger erblickend, große Freude hatte. Da aber mein Bruder für alle Schulwiſſenſchaften entſchiedenen Hang und Fleiß an den Tag legte, ich hingegen immer auf dem alten Fleck blieb, auch viel ſtämmigeren Körperbaues war als der Bruder, ſo wurde ich in des Oheims Herzen zum Nachfolger und Erben ſeiner Bäckerwirthſchaft ernannt, und deßhalb auch ſchon in meinem elften Jahre, ohne mein Wiſſen und Dazuthun, bei der Innung als Lehrburſch ein- und zugleich als Geſelle ausgeſchrieben. Ehe die Jahre mich aber zu der mir verliehenen Würde tüchtig machten, nahm der Oheim zwei Lehrbuben ins Haus. Der erſte war der Sohn eines Dorftagelöhners und hieß Chriſtian Jänicke; der zweite, ein Jahr ſpäter acquirirte Lehrling war von einer guten Familie unweit Gardelegen in der Altmark, und nannte ſich Carl Moritz Conradi. Dieſer Conradi zeigte nicht nur beſonders Fleiß und Geſchicklichkeit, ſondern beſaß zugleich eine trockene und komiſche Laune, die durch ſeinen altmärkiſchen Dialekt ganz geeignet war, unſer Zwerchfell zu erſchüttern. Es kann wohl ſeyn, daß die Beobachtung dieſes echtkomiſchen Originals viel Theil an meinen ſpätern komiſchen Theatergebilden hatte.

Bald erſchien nun die Zeit, wo ich der Mörs'ſchen Penſion völlig entlaſſen, konfirmirt und förmlich in der Bäckergeſellen-Zuſammenkunft vor der Innungslade in die Brüderſchaft aufgenommen werden ſollte. Der Abſchied von Mörs war ſo gut wie keiner, denn ich beſuchte jeden Sonntag dieſes mir liebgewordene Haus, wo man keiner meiner Launen einen Kappzaum anlegte. Mit der Konfirmation durch den Konſiſtorialrath Küſter ging es zu Ende, ohne daß ich Klarheit oder beſonderes Gefühl für die Wichtigkeit dieſer Weihe in mir ſpürte. Mechaniſch ſprach ich bei der öffentlichen Prüfung die eingeleierte Antwort her, als der Seelſorger mich fragte. Eben ſo wenig kann ich ſagen, daß ich vom erſten Genuß des heiligen Abendmahls ergriffen geweſen wäre. Lag es nun an meiner völlig vernachläßigten Entwickelung für das Allerheiligſte jedes Menſchen, oder waren die Vorträge des Lehrers nicht klar und andachterweckend genug? Ich kann durchaus keine Rechenſchaft von meinen damaligen Empfindungen geben. — Als ich ſpäter der Geſellen-Brüderſchaft vorgeſtellt wurde, empörte ſich mein ganzes Weſen, daß ich, der Sohn eines Pfarrherrn, der Bruder eines Juriſten — mein Bruder Jakob ſtudirte gerade in Halle und ſollte abſolvirt werden, — und einer ſehr fein erzogenen Schweſter, der

Verwandte ſo vieler Perſonen, die einen hohen Grad von Bildung ſich eigen gemacht und mir mindeſtens den Sinn dafür eingeflößt hatten, daß ich unter dieſen rohen Handwerksgenoſſen mich wie ihres Gleichen herumtreiben und wohl gar mit ihnen dutzen ſollte. Unter höchſtem Zwang verſtrich mir der Tag meiner Aufnahme, und in der Folge habe ich dieſe Verſammlungen nie wieder beſucht, außer das einzige Mal, wo aller Meiſter Frauen und Töchter zu einem jährlichen Feſte geladen waren und ich meine zierliche Tanzkunſt an den Tag legen und meiner Eitelkeit ein Opfer bringen konnte.

Bald nachher hatte mein ehemaliger Penſionsgenoſſe, der Cantorsſohn Wiele, Erlaubniß bekommen, nach Berlin zu reiſen, und ich bat meine Mutter ſo lange, bis ſie mir geſtattete, den Schulkameraden zu begleiten. Es wurde ſofort an einen Onkel von mir, den Juwelier Runnecken, der mit meiner Mutter Schweſter vermählt war, geſchrieben mit der Bitte, mich einige Tage in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Der Herr Onkel ſchrieb: „Fiat!“ und ich reiſte auf der ordinären Poſt mit Wiele ab. „Sey kein wildes Rennthier und mach' mir keine Schande!“ ſagte meine Mutter, als ich mich beurlaubte. — In Berlin wurde ich von dem Oheim Runnecken, ſeiner Gattin und ſeinen Kindern ſehr freundlich und liebevoll aufgenommen. Auch meine Schweſter und der Bruder Jakob befanden ſich zu gleicher Zeit in der Königsſtadt, welche von mir angeſtaunt wurde, wie eine ganz neue Welt. Die Prachtgebände der Reſidenz kamen mir vor, wie lauter Feenſchlöſſer, und ich wandelte mit Entzücken und Ehrfurcht in den breiten Straßen umher. Was mich aber ganz außer mir ſezte, war die erſte Vorſtellung der Plümike'ſchen „Lanaſſa“ auf dem Döbbelin'ſchen Theater in der Bärenſtraße. Fleck als Montalban erſchien mir überirdiſch, und er war auch gewiß ein Menſch, mit Göttlichem ausgeſteuert. Demoiſelle Döbbelin gab die Lanaſſa mit günſtigem Erfolg für's Geſammtpublikum; aber mir vierzehnjährigem Knaben ſchien ſie doch etwas unwahr, der pomphaft-theatraliſche Vortrag wollte mir nicht eingehen; ich konnte nicht ſagen, warum er mir nicht recht war, aber mein Gefühl ſträubte ſich inſtinktmäßig gegen dieſe Manier. Brückner als Oberbramin ſagte mir viel mehr zu; ſo wie ein Herr Diſtel den jungen Bramin recht kraftvoll und wahr darzuſtellen ſchien. Das Ganze hob mich auf Schwingen einer idealen Welt entgegen, und ich verließ das Schauſpielhaus taumelnd und trunken vom Kunſtgenuß. Später ſah ich noch: „Die unmögliche Sache,“ worin Reinwald als komiſche Perſon ſich ganz vorzüglich auszeichnete, ſo wie auch in der Rolle des Barbiers Schnaps. Ich hatte noch das Glück, Fleck als Vater Wallberg in Schröders „väterlicher Rache,“ als Flickwort im „ſchwarzen Mann,“ als „tauben-Liebhaber“ und als Oberkommiſſair Ahlden in „Verbrechen aus Ehrſucht“ anzuſtaunen. Demoiſelle Withöft war ein Liebling des Publikums in faſt eben ſo hohem Grade, wie es ſpäter die große Bethmann geworden iſt. Vom Fiesco des Fleck, ſo wie vom Otto von Wittelsbach des rühmlichſt bekannten Scholz, wurde viel Herrliches geſprochen; aber da meine Caſſe ſehr beſchränkt wurde, ſo mußte ich dieſe Kunſtparadieſe nur durch Ueberlieferungen kennen lernen. Welch ein Verluſt für mich und meine Laufbahn! — Da ich eigentlich während meines Aufenthalts in Berlin von Nichts mich heftig berührt fühlte, als von dieſen dramatiſchen Gebilden, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich in meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit dem guten Onkel Runnecken vielen Verdruß machte. Er w ein zierlich gemodelter, weltfeiner Mann, der, immer mit dem hohen Adel verkehrend, ſtets in den Grenzen des beſonnenen Anſtandes blieb und es gern hatte, wenn alle ſeine Hausgenoſſen im gleichen Schritt der Sitte blieben. Wie mußte ihm alſo mein zur Thür Hereinſtürmen und mein Heruntergepolter von den Treppen mißfallen; und ich bin überzeugt, er war ſehr leichten Herzens, als ich zur Heimfahrt wieder auf der Ordinären ſaß. Auch kann ich ſagen, daß mich ſein feierliches Weſen nicht anzog; ich ging ſcheu an ihm vorbei, ſo oft er mit einer Art von Hof-Etiquette mir in den Weg kam. Mehr neigte ſich mein Herz zum Bruder meiner Mutter, Peter Favreau, einem Seiden-Fabrikanten, und noch näher zu deſſen Gattin, die mit liebevollem Zuſpruche meine Wildheit auf Stunden zu feſſeln wußte. Sie nahm einen Jugendſtreich von mir ſehr huldreich auf, den wir hinter des Onkel Runnecken's Rücken ausübten. Ich ſah meiner Schweſter, die bei Runnecken's lebte, zum Verwechſeln ähnlich. So kam ich denn auf den Schwank, die Kleider meiner Schweſter anzuziehen und zur Abendzeit in den Familienzirkel der Tante Favreau einzutreten. „Bon soir, ma nièce!“ ſagte die Getäuſchte bei meinem Anblick: „wo kommen Sie denn ſo ſpät her, und ſo allein?“ Kaum hatte ich aber mein feines: „Bon soir, ma tante!“ herausfiſtulirt, ſo war ich auch ſchon entdeckt. Man belachte den drolligen Einfall, und ich mußte, als nièce paradirend, beim Souper zubringen.

Es ergab ſich indeſſen, daß die Kräfte der Wittwe meines Oheims, des Bäckers, der Führung der Wirthſchaft nicht gewachſen waren; man entſchloß ſich alſo, das ganze Weſen bis zu meiner Volljährigkeit zu verpachten. War ich aber vorher abgeneigt, mich des Gewerbes kundig zu machen, ſo wurde ich es noch viel mehr unter dieſer Regierung. Ein gewiſſer Gemeindevorſteher Oynhauſen war der Freund vom Hauſe; ein lebensluſtiger, froher Geſellſchafter, zog er mich mehr wie Alles an. Wir kümmerten uns wenig um die Zukunft. Dieſes Leben war mir um ſo behaglicher, da auch ſehr oft die Stieftochter des Hausfreundes, die Frau des Paſtors Mevius, die Zahl der Gäſte vermehrte; denn Madame Mevius war eine wunderſchöne Frau, deren Anblick mich oft in Entzücken verſezte, und um ſo mehr, da ich in ihren Augen ein beträchtliches Wohlwollen für mich ſechzehnjährigen Jüngling wahrzunehmen glaubte. Ja, ich wurde nach einiger Zeit ſo verliebt in dieſe Frau, daß ich, als ſie einſt einen Mantel bei uns vergeſſen hatte, voll erſter Liebesgluth dieſe Hülle der Geliebten um mich herumſchlug und ſo ſitzend die ganze Nacht zubrachte, zwiſchen Wachen, Schlaf und den ſüßeſten Träumen.

Mich hatte einſt das geheimnißvolle Treiben der Freimaurer, die auf dem Pfälzerkolonie-Schützenhauſe ihr alljähriges Johannisfeſt feierten, ſehr angezogen. Ich betrachtete die Ordensbrüder, deren einige nach aufgehobener Tafel auf den Balkon des Hauſes traten und ihre Maurerſchürzen und Ordenszeichen zur Schau trugen, mit ahnender und wißbegieriger Ehrfurcht, und es keimte der Wunſch in meiner Seele, auch im Concertſaale der Freimaurer mich auf der Flöte hören laſſen zu dürfen. Kaum hatte ich meinem Lehrer dieſen Gedanken mitgetheilt, ſo ſchritt er auch zur Ausführung und ſorgte für eines der neuſten Muſikſtücke, welches ich einüben mußte. Ich ſchmückte mich ſorgfältiger als jemals, bevor ich in meinen Tempel des Ruhmes hüpfte. Ich war ein Burſch in der Fülle der Geſundheit, und die Roſen wetteiferten auf meinen unentweihten Wangen mit den Lilien, daß man mich füglich für ein verkleidetes, fettes Frauenzimmer hätte halten können. Das Milch- und Blutgeſicht im Spiegel war mir ſehr zuwider; ich griff alſo zu einer ausgebrannten Holzkohle und beſtrich mir am Kinn und Mund die Stellen, wo der zu hoffende Bart hervorkeimen mußte. Dann verrieb ich die Malerei ſo viel als nöthig, um meinen Firniß nicht zu verrathen. Jezt kam mir mein Geſicht allerliebſt vor, und ich durfte hoffen, daß man mich nicht als einen blaſenden dummen Jungen, ſondern als angehenden Mann ſchätzen würde. Mit unglaublicher Keckheit trat ich an's Notenpult, und blies mein Conzert mit einer Sicherheit und mit ſo viel Geſchmack und Empfindung, daß mein Name in Lobeserhebungen ſich aus dem Maurerzirkel durch die ganze Stadt verbreitete. Nun erhielt mein Enthuſiasmus für die Tonkunſt neue Nahrung durch die Wundertöne des blinden, berühmten Dulon. Dieſer merkwürdige Jüngling ließ ſich zu Kloſter Bergen vor dem Abte des Stiftes, deſſen Convent und ſämmtlichen Gymnaſiaſten hören. Mein Lehrer, als Orcheſtermitglied, ſchwärzte mich in's Heiligthum ein. Aller Augen, Ohren und Herzen waren geöffnet, als der

Vater Dulon den blinden Virtuoſen aufführte und eine Verbeugung machen ließ. Der Vater trug ein braunes Kleid mit goldenen Treſſen, war ſtattlich friſirt und mit einem Haarbeutel geſchmückt. Der Blinde war grün mit Gold geſtickt und hatte die Augen mit einem grünen Schirm bedeckt. So lange das Ritornell des erſten Muſikſtückes dauerte, ſtand der junge, vierzehnjährige Dulon da mit geſenktem Haupte, faſt wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden ſoll. Als aber die Schlußaccorde des Tutti verrauſchten, erhob der demüthig ſtehende Jüngling das Inſtrument mit beiden, vom Leibe geſtreckten Händen, führte es mit einem Anſtande zum Munde, der einen Helden oder Fürſten geziert haben würde, und hob an. Ja, wer nur Worte — hätte? — nein, zu borgen wüßte, um den Eindruck dieſer Töne nur unvollkommen zu ſchildern! So Etwas hatte man damals auf dieſem beſchränkten Inſtrumente noch nie gehört, nie geahnt, daß ſo wunderlieblicher Geſang, wenn der Virtuos ganze und halbe Töne im Herunterlaſſen verſchmolz, oder dieſe wunderbaren und glockenreinen Sprünge von der Höhe in die Tiefe, hervorzubringen möglich ſey. Alle Muſiker, und beſonders die, welche Blasinſtrumente ſpielten, ſperrten die Mäuler auf über das Unerhörte, und ließen dann die Ohren gewaltig ſinken. Ihr Urtheil war, daß Dulon ein Zauberer ſey; aber wenn er nicht blind wäre, ſo Etwas ſchwerlich hervorzubringen im Stande ſeyn würde.

Daß ich nun Tag und Nacht Nichts verſuchte, als die ſchmelzenden Töne Dulons nachzuahmen, war ganz in der Ordnung; aber ſo viel ich mich auch abmühen mochte, dieſes zitternde Ineinanderfließen ſingender Töne vermochte ich nicht hervorzubringen, und ich habe dergleichen Seelenklänge auch nie wieder gehört, ſo viele Virtuoſen mir auch zu Ohr und Herzen blaſen mochten. Ob nun mein reines, empfängliches Jugendgemüth vielleicht dem Zauber Dulons himmliſchere Kräfte verliehen hat, oder ob ſpätere Meiſter wirklich hinter dem Blinden zurückgeblieben, vermag ich nicht zu erörtern. Genug, bravere und ſchwerere Läufe habe ich ſpäter wohl anerkannt, aber empfunden habe ich nie wieder ſo ſüß und ſchmerzlich, ſeit ich Dulon gehört.

Meines Bruders Studien auf der Univerſität zu Halle hatten ihr Ende erreicht, und meine Mutter beſchloß, mit meiner Schweſter und mir, den vollendeten Juriſten von der Akademie abzuholen und nebenbei die Leipziger Oſtermeſſe zu beſuchen. Schon in Berlin war mir der Gedanke entkeimt, in ſpäteren Jahren mich der Bühne zu widmen und erforderlich ohne adieu die Heimath zu verlaſſen, weil es mir doch nimmermehr geſtattet ſeyn würde, es mit Bewilligung zu thun; denn meine Mutter war Wittwe eines Geiſtlichen und Direktrice des reformirten Waiſenhauſes in Magdeburg. Jetzt, ein Jahr ſpäter oder zwei, glaubte ich meine Idee verwirklichen zu können. Ich dachte nämlich in meiner Unbefangenheit: Sobald du nach Leipzig kommſt, meldeſt du dich beim Theaterdirektor, und da kann es dir nicht fehlen; du haſt Luſt zum Theater, du wirſt ſicher angenommen.

Die gute Mutter rüſtete uns Alle aus zur bevorſtehenden Reiſe. Ich wurde von Kopf bis zu Fuß ſauber gekleidet, und wir ſetzten uns, nebſt einigen Freunden, in Bewegung. Auf dem ganzen Wege zogen mich keine Gegenſtände an; mein ganzes Dichten und Trachten war nur Leipzig und ſeine Bühne. In Halle intereſſirte mich gar Nichts, als mein Bruder, den ich immer ſehr geliebt habe, ob auch mein ganzes Weſen ergriffen war von Theaterſucht. Doch erinnere ich mich eines angenehmen Gefühls, das mich beſchlich, als wir einen ſehr weitläufigen Verwandten beſuchten, und ſeine ſehr liebliche Tochter uns im Garten herumführte. Starr ſah ich ihr in die ſchönen Augen, und ich hätte beinahe darüber vergeſſen, daß ich nach Leipzig wollte, um nur für die Schauſpielkunſt Sinn und Gefühl zu haben. Aber wir reiſten wieder ab, und Thalia und Melpomene verdrängten gar bald meine liebliche Hallenſerin aus Kopf und Herzen.

Endlich stand ich da, mitten in Leipzig, in der volkreichen, schönen Stadt — es war Messe — welche eines so vorzüglichen Schauspieler-Vereines sich rühmen konnte. Als wir im Gasthofe zur Stadt Berlin abgetreten waren, rannte ich wie wahnsinnig an die Straßenecken, um auf dem Comödienzettel zu lesen, was die berühmte Bondini'sche Truppe zum Besten gäbe. Ach! wie traurig stand ich da in meinen getäuschten Hoffnungen! Nicht die deutsche, sondern eine italienische Operngesellschaft gab unter Bondini ihre Vorstellungen, und „Il re Teodoro in Venezia" von Paesiello sollte dargestellt werden. Trübsinnig schlich ich zurück zu den Meinigen, hatte aber dennoch einige Freude, als ich vernahm, man wolle den [illegible] in Augenschein nehmen. Eingedenk meiner musikalischen Leistungen in der Müller'schen Oper, sah ich auch den Leistungen der Opernsänger mit Sehnsucht entgegen. Der Abend kam heran, wir wanderten zum Ranstädter Thore und suchten uns Plätze. Das Orchester stimmte — ein köstlicher Ohrenschmaus für mich — die Ouverture begann, der Vorhang rauschte in die Höhe, Bassi erschien als re Teodoro,, und wurde allgemein bewundert. Mir kam er etwas hölzern vor; sein Gesang klang mir angenehm. Madame Bondini und Demoiselle Therese Saporiti entzückten die Leipziger und mich ganz besonders; denn ihr Gesang war anmuthig, und Beide kamen mir höchst reizend vor. Dennoch hätte ich den ganzen König, sammt Wirthstochter und den Uebrigen gern hingegeben, wenn ich nur Signor Ponziani, der den Gastwirth Taddeo unübertrefflich darstellte, immer auf der Bühne hätte sehen können. Die Drolligkeit ein comico und dennoch die lauterste Natur! Was mir dieser Künstler genützt hat, werde ich später erzählen. Ein Herr Baglioni, glaube ich, war der Tenor und sang recht lieblich. Madame Baglioni-[illegible] war die Geliebte des Achmet, der durch Sign. Guardasoni ziemlich steif gegeben wurde. Später sahen wir auch Sarti's „Im Trüben ist gut fischen," oder, wie hier der deutsche Titel hieß: „Unter zweien Streitenden siegt der Dritte."

Von dieſer Vorſtellung kann ich mich nur wenig erinnern; ſie machte lange nicht ſo viel Eindruck auf mich als der König Theodor. Doch Penziani's Liebeserklärung, knieend an die Zofe gerichtet, war mir höchſt ergötzlich. In meiner Theaterluſt und Neugierde ſuchte ich mich eines Tages hinter die Couliſſen zu ſchmuggeln. Ich faßte mir ein Herz, redete vor der Vorſtellung einen Signor Cavaliere an und fragte ſehr ſubmiß, indem ich meinen Hut zog: ob ich ein wenig auf's Theater gehen könne. Entweder verſtand mich der Welſche nicht recht, oder wollte mich nicht verſtehen; denn er deutete auf die Caſſe und ſagte auf Deutſch, ich ſolle nur dorthin gehen. So klug war ich vorher auch, dachte ich, und wandelte kummervoll wieder zur Stadt Berlin. — Unſer ganzer Aufenthalt in Leipzig dauerte ungefähr acht bis zehn Tage. Als wir wieder nach Magdeburg zurückgekehrt waren, ſo griff ich, in Ermangelung dramatiſcher Ergötzlichkeiten, zu den Freuden der Tonkunſt eifriger als jemals. Ich lernte nun die Oboe, und kaum war mir das einigermaßen geglückt, ſo nahm ich Unterricht auf der Geige und dem Violoncell. Die Saiteninſtrumente ſagten mir weniger zu, aber auf der Oboe erlangte ich bald ſo viel Fertigkeit, daß ich in einem Concerte zu Kloſter Bergen, im erſten Theil auf der Flöte und im zweiten auf der Oboe, mich hören laſſen konnte. Es war mir ein eigenes Gefühl, hier zu ſpielen, wo man vor einigen Jahren den blinden Dulon bewundert hatte. O, ich dachte oft: könnteſt du doch ſo himmliſche Töne hervorbringen, wie jener unglückliche Glückliche!

Im Jahre 1786 erſchien eine Schauſpielergeſellſchaft zu Magdeburg, deren Führerin eine Madame Müller war. Die bedeutendſten Glieder waren: Krampe, Mad. Paula, Leisring, Dießing, Fiſcher und Frau, Zimber, Koßte, Werthe und Frau, Haffner u. A. m. Von den Operiſten weiß ich nur eine treffliche Sängerin, Madame Löhm, zu nennen, und einen Teneriſten, Herrn Zimmerl. „Die ſchöne Arſene,“ Benda's

„Walder“ und Monſigny's „Deſerteur“ waren damals an der Tagesordnung, und Mad. Böhm riß Alles ebenſo zur Bewunderung hin, als ſpäter die berühmte Catalani oder die gefeierte Sonntag. Koſſky war in der Oper bald der Tenor, bald der primo amoroso, wie es ihm eben gefiel; denn als [illegible] der Principalin, fehlte es ihm nicht an Einfluß bei der Direction. Damals leuchtete Iffland als eine aufgehende dramatiſche Sonne, und beſtrahlte und erwärmte Alles, was Gefühl in der Bruſt trug. Seine „Jäger“ wurden mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und ſeine „Mündel,“ etwas ſpäter, hatten gleich günſtiges Schickſal. Krampe wurde für einen trefflichen Oberförſter gehalten, ſo wie die Pauly für eine herrliche Oberförſterin. Ob das nun des erſten Eindrucks Allgewalt oder Genialität dieſer Darſteller war, wage ich nicht zu entſcheiden; Beide ſind mir im Laufe meines Theaterlebens nicht wieder vorgekommen. Nur Koſſky, der als Ehrn. Ludwig Brand in den „Mündeln,“ als Kohlenbrenner in „der ſchönen Arſene“ und auch als Monſigny'ſcher „Deſerteur“ eine Art Furore machte, ſtieß im Jahr 1799 in Deſſau mit mir zuſammen, und ich werde ſeine ſpäteren Leiſtungen gehörig berühren und würdigen. Werthe und Frau als Anton und Rickchen in den „Jägern,“ er als Philipp Brand, erregten allgemeine Theilnahme, und, wie es mir vorkam, mit vollem Rechte. Auch Haſſner zeichnete ſich ſehr vortheilhaft aus. Pinder, vermuthlich der Nämliche, welcher ſich viele Jahre ſpäter, ich glaube zu Schleswig, erſchoſſen haben ſoll, gefiel ganz beſonders als Weſtindier. Leidring war als Intriguant ſehr beliebt und gefiel auch in einigen Opernrollen, z. B. als Graf Walſtein in „Robert und Calliſte.“ So viel ich mich erinnere, war er ſehr [illegible] und im Beſitz einer kräftigen Stimme; aber den [illegible] glaubte ich zu vermiſſen. Sehr angenehm war mir die komiſche Oper: „Die eingebildeten Zauberer,“ worin Koſſky und Leidring die [illegible] der beiden Alten recht kräftig, komiſch und wahr einander entgegen ſpielten.

Einige junge Kaufleute, an deren Spitze ein thätiger Mann, Namens Krafft, ſtand, beſchloſſen, im [illegible] Schützenhauſe auf dem ſogenannten Marſch eine Bühne zu erbauen, und mit dem „ſchwarzen Mann“ von Gotter und einem Nachſpiele: „Das Geſpenſt auf dem Lande,“ zu eröffnen. Ich kannte dieſen Krafft von einem Balle her. Er begegnete mir auf dem Domplatze. Wir ſprachen von der neu zu errichtenden Privatbühne. Ich freute mich der Unternehmung. Da fragte mich Krafft: „Wie ſteht's? wollen Sie nicht mitſpielen?“ Ich war plötzlich wie elektriſirt; ein Blutſtrom ſchoß mir vom Herzen und von da ins Geſicht. Ein Vorgefühl unnennbarer Seligkeit ergriff mich. Ich ſtammelte: „Ja, wenn Sie mich brauchen können — ?“ — „Kommen Sie morgen hinunter auf den Marſch,“ ſagte Krafft ferner, „und ſehen Sie den ſchwarzen Mann probiren.“ Den Himmel im Buſen, verließ ich den Kunſtfreund, den Himmel im Buſen, rannte ich nach Hauſe. Krafft war von Geſicht und Körper eher mißgeſtaltet als ſchön zu nennen, aber mir iſt nie ein lebender Menſch reizender vorgekommen, als dieſer freundliche Werber. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſo waren meine Lebensgeiſter aufgeregt. Ich deklamirte laut unter der Zudecke meines Bettes. Die Stunden des andern Tages dehnten ſich zu Monaten aus, bis der Probeabend herangeſchlichen kam. Einige Stunden vor dem Anfange ſtand ich ſchon im Schießhauſe vor dem aufgezogenen Vorhange des kleinen Theaters. Endlich verſammelten ſich die Privatſchauſpieler. Memorirt war im Allgemeinen ganz gut; letzlich war das Enſemble für eine Geſellſchaft, die ſich zum erſtenmale verſuchte, gar nicht übel zu nennen. Im „Geſpenſt auf dem Lande“ bekam ich eine Nebenrolle, einen jungen Bauer, als Debut. „Der ſchwarze Mann“ ging bei der wirklichen Darſtellung ganz ehrenvoll über die Bühne. Im „Geſpenſt auf dem Lande“ hatte ich, [illegible] nach einigen Bauern, die Expoſition. Ich fühlte das Herz mir höher ſchlagen, als die Muſiker in die Höhe rückten; doch faßte ich mich bald, und ſtellte meiner kleinen Rolle einen der Charakterzeichnung zu geben durch künstlich schnarrenden Ton und steife Körperhaltung, wie ich's ungefähr in der Weinstube meines Oheims den trinkenden Junkern abgelauscht haben mochte. Die Mitspielenden sagten mir ein „Bravo," und ich war überglücklich.

Um nicht lange bei Aufzählungen zu verweilen, bemerke ich ganz kurz, daß, wenn ich mich nicht irre, im ersten Jahre noch „die Jäger" gegeben wurden, „Mariane" von Gotter, „der Bürgermeister" von Weiße und „das Räuschchen" von Bretzner; dann „die Badekur, der offene Briefwechsel" von Jünger. Auch an Dyk's „Grafen von Essex" wagten wir uns. — Später wurde „die bestrafte Neugierde, oder: der Namenstag" von Stephanie dem jüngern gegeben. In „den Jägern" wurde mir der Amtmann anvertraut, den ich Ton für Ton dem Schauspieler [illegible] nachschwatzte, wie ein Staarmatz.

Am meisten schien ich zu gefallen als Valerius in Bretzners „argwöhnischem Liebhaber." Das Volk jubelte mir entgegen; das war aber wohl mehr Wirkung der Rolle selbst als mein Verdienst; ich habe noch keinen Valerius [illegible] [illegible] sehen.

[illegible] im „Wechsler" gerieth mir nicht ganz übel; doch war ich mit mir sehr unzufrieden, weil ich fühlte, es ließe sich mehr aus der Rolle machen.

Mein Vetter Schmelka und ich waren bemüht, „[illegible] von Venedig" auf unsere Bühne zu bringen, weil jener auf den [illegible] versessen war und ich als Cardinal mit dem Sterne auf der Brust zu glänzen wünschte; wir glänzten aber Beide eben nicht zu unserem Vortheile.

Auch kamen wir auf die schlimme Idee, die Dell'sche „Schauspielerschule" aufzuführen. Vetter Schmelka war [illegible] — Marbod, glaub' ich, heißt der erste Liebhaber —; ich aber fühlte mich der Rolle des [illegible] [illegible] nicht gewachsen.

Im „[illegible], oder: die [illegible] [illegible]" glaubte ich als [illegible] nicht ohne gute Wirkung gewesen zu sein.

Wir vergriffen uns auch an Leſſings „Minna;“ aber mich dünkt, wir hätten das bleiben laſſen ſollen; wenigſtens fühlte ich mich äußerſt ſchwach als Juſt, und die Uebrigen, beſonders Tellheim und ſeine Minna, waren auch eben nicht kräftig.

Meine letzte Rolle war der alte preußiſche Oberſt [illegible] in Großmanns „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln.“ Eigentlich ſollte ich den Bedienten Philipp geben; aber wenn der Satan der Kabale in jede Schauſpielertruppe fährt, auch wenn alle ihre Mitglieder früher in einem ganz anderen Stande ruhige, friedliebende Menſchen waren — ſo war bald nach Eröffnung unſerer kleinen Privatbühne Zank und Rollenneid an der Tagesordnung. „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln“ ſollte durchaus hintertrieben werden; und den Abend vor der Vorſtellung ließ derjenige Schauſpieler, der den Oberſten hatte, ſich krank melden. Was war zu thun? Ich übernahm ſchnell den Oberſten und überredete einen andern jungen Mann, den Philipp zu memoriren. Letzterer that aber über Vermögen; er mußte, als er die Entführungsgeſchichte des Kammerherrn dem Hofrath erzählte, ſeine Partie in den offenen Hut legen und ſie ſo herunter leſen, zur Ergötzlichkeit der Spötter.

Ich war der Einzige von der ganzen Privatbühne, der zum öffentlichen Theater übergetreten iſt. Einer unſerer beſſeren Mitglieder, Raimund [illegible], erklärte ſich gewaltig gegen dieſen Schritt. Ob er nicht klüger gethan hätte, dem Vorurtheile die Stirne zu bieten, mag der Leſer entſcheiden, wenn er hört, daß dieſer begabte Mann in Armuth und überhaupt höchſt elend ſein Leben geendet hat.

Ob ich recht gehandelt, als ich dem Drange meines [illegible] folgte, wird der Schluß dieſer Blätter und meines Lebens herausſtellen.

Im erſten Jahre meiner Privattheater-Laufbahn [illegible] ich auch im [illegible]; aber weil es dort einen ſo [illegible] gab, der gar keine [illegible] des [illegible] für mich hatte, [illegible] es mir [illegible] zu [illegible] hätte, aber durch das Schauspielerleben ganz und gar zurückgedrängt wurde, so suchte meine Mutter, nach Berathung mit der Tante und dem Onkel Ludwig, den Beschluß, meine Neigungen einem andern Nadlermeister, einem Vetter, Namens Gehling, anzuvertrauen.

Gehling war der zweite Mann einer Verwandtin, welche früher auch mit einem Tuchmacher verheirathet gewesen.

Man nahm mich freundlich in dem Hause auf, welches mir um so mehr gefiel, als in dieser Familie sich zwei gute Söhne und drei Kinder erster Ehe befanden, alle Tuchmacherkind, von denen letzteren mich besonders eine sehr sanfte, liebe Seele, Namens Catharina, anzog.

Wenn ich mir sagte: Du wirst doch wohl einstmals als ehrenwerther Nadlermeister in der Vorstadt Gudenburg deine Tage verleben; so kam mir die Idee: Trinchen — der Diminutiv von Catharina — wäre wohl eine ganz passende Hausfrau für dich. Wahrlich! die ehrliche Seele war mir von Herzen zugethan, und hätte der Genius mich nicht in glücklichere? — Regionen berufen, ich wäre ein beneidenswerther Mensch geworden an der Seite dieses anspruchslosen Wesens, das leider! in den Armen eines rohen Wüstlings später unterging.

Das zweite Privattheater-Jahr fiel in die Zeit, wo mich das Gehling'sche Haus aufnahm. Gehling war ein ehrenfester, wackerer, sozialer Bürgersmann, der, obgleich er in der Kunst aufgewachsen, sich eine Art von höherer Bildung eigen gemacht hatte. Der freundliche Mann mochte wohl ahnen, daß in mir etwas Höheres sich regte, als der Beruf zu einem bürgerlichen Gewerbe, und darum ließ er mich denn schalten und walten in meiner Theaterwelt. Ich kümmerte mich so wenig als einer der übrigen Söhne um Vervollkommnung der Handgriffe meines Gewerbes, dachte daran Tag und Nacht, und suchte alle meine Brüder im Hause dafür zu enthusiasmiren.

Als wir die „Schauspielerschule" von Voß geben wollten, fragte ich den jüngsten Sohn des Hauses, Namens Peter: ob er mir nicht ſeine Stiefel leihen wollte, an denen die Stulpen ſo ſchlaff herunterhingen. — „Was willſt du denn damit?" entgegnete Vetter Peter. „Ich will" — war die Antwort — „einen liederlichen Komödianten — den Moſer — darin vorſtellen." Peter lieh mir die Stiefel.

Als Mutter und Tante ſahen, daß auch unter Vetter Sechtings Leitung ich dem beabſichtigten Ziele nicht näher kam, — der gute Mann leitete mich vielmehr ab von ſeinem Gewerbe, ſo, daß ſogar der Konſiſtorialrath Köſter, ein ſtrenger Orthodox, mich beim Leſen der „Mündel" von Iffland traf und mit mir von dem edeln Zweck dieſes Autors ſprach und ihn herzlich lobte, worein Vetter Sechting redlich einſtimmte, — ſo nahm man mich wieder aus dieſem Hauſe und übergab mich dem früher erwähnten Andreas Wolfram, der in meinen Kinderjahren Hamlets Geiſt vorgeſtellt hatte, als mein Bruder Jakob den Dänenprinzen herunter raſete.

Wolfram hatte ſich als Meiſter etablirt, und die Theaterſucht war bei ihm vorüber. Die Liebhaberbühne war in ſich ſelbſt zerfallen, und folglich war ich gezwungen, bei Hamlets Geiſt zum erſtenmale ernſtlich Hand an die Profeſſion zu legen, für welche ich beſtimmt war. Ja, Wolfram war ſogar von meiner Mutter verpflichtet, mir, wie jedem anderen Geſellen, einen Wochenlohn auszubezahlen. Ich mußte in dieſen ſauern Apfel beißen, vor Mitternacht aufzuſtehen, um bis gegen Mittag dem verlaſſenden Geſchäfte obzuliegen; dafür entſchädigte mich aber der Nachmittag, wo ich entweder, wohl friſirt und ſauber geputzt, in den umliegenden Gärten umherſpazierte oder mich im Flöten-, Oboe- und Violinſpiel übte, oder, was mir noch lieber war, mich an Schröders, Ifflands und Jüngers herausgegebenen dramatiſchen Werken ergötzte.

Bellomo war, irr' ich nicht, in dieſem Jahre, nämlich 1788, mit ſeiner Truppe aus Weimar nach Magdeburg gekommen. Seine vorzüglichſten Mitglieder waren: Neumann, der in Weimar geſtorben iſt, Koſelitz, Ackermann und Frau.

Meßner und Einer; letzterer gefiel beſonders, aber mir kam er vor wie ein hölzerner Schreier mit gutem Sprechorgan und vortheilhaftem Aeußeren. Hoch über ihm ſtand Neumann, der als Macbeth und Lear ſehr viel leiſtete. Ackermann war ein trefflicher Buffo, ohne eine beſondere Stimme zu haben. Nebſt dem machte er in Opern, wo er unbeſchäftigt war, den Muſik-Direktor. In den „eingebildeten Philoſophen,“ als Vater, ſchien er mir äußerſt natürlich und höchſt komiſch; auch glaube ich, er habe den Kalb in Schillers „Kabale und Liebe“ genügend dargeſtellt. Seine Gattin, eine hohe Geſtalt, von reizender Geſichtsbildung, war erſte Liebhaberin und Heldin. Sie gefiel ſehr. Die Chronique scandaleuse wollte wiſſen, ſie ſey die Geliebte des Direktors. Aber was wird nicht Alles geſchwazt in Abdera? und wo iſt nicht Abdera, wenn ein Publikum über den Wandel der Schauſpieler urtheilt?

Weil manche Darſtellung des Komikers Meßner mich ergriff, ſo ſuchte ich Bekanntſchaft mit ihm zu machen. Zuerſt wagte ich, mich ihm vor der Garderobezimmer-Thür zu nähern und machte ihm eine reſpektvolle Verbeugung. Der Mann war leutſelig genug, ſich mit mir in ein Geſpräch einzulaſſen. Als ich ihm meine Liebe zum Schauſpielerſtande geäußert hatte, zuckte er ſehr bedenklich die Achſeln. Er trug ein Käſtchen in der Hand. Auf meine Frage: was darin enthalten ſey? zeigte er mir trockene Farbenſtifte, die leicht auf der Haut ſchrieben, und womit er ſich Falten im Geſicht zu malen pflegte. Ferner zeigte er mir einige grobgeſtickte Ordensſterne von unächten Flittern. Das unſcheinbarſte dieſer Ehrenzeichen hob er beſonders heraus mit den Worten: „Dieſen trage ich gewöhnlich, wenn ich den König von Preußen ſpiele.“ Er ſtellte nämlich im Schauſpiele „Bruno“ Friedrich den Großen mit vieler Genauigkeit in Coſtume und Körperhaltung dar. Auch ſchnarrte oder ratſchte er eben ſo, wie man es vom Originale gehört haben wollte. Daß der Spaniol und der Weſtentaſche nicht fehlen durfte, läßt ſich denken. Aber ſonderbar ſchien es mir, daß das Offiziercorps, ſtatt von der ehrwürdigen Geſtalt ihres Souverains ernſt und feierlich geſtimmt zu werden, jedesmal in ein unziemliches Gelächter ausbrach. Das habe ich nie begreifen können.

Meßner hatte mir erlaubt, ihn zu beſuchen, und gar bald machte ich Gebrauch von dem Wohlwollen des lieben Mannes. Als ich in ſein dürftig möblirtes Zimmer trat, fand ich ihn gerade beim Kaffee, welcher zugleich das Mittagsmahl vorſtellte, indem der Familienvater, ſein ein- oder anderthalbjähriges Kind auf dem Schooße wiegend, Semmel in die gefüllte Schale tunkte, ſie zum Munde des Sprößlings führte und liebevoll ſprach: „Da, mai Choſephchen, — iß, mai Choſephchen!“ — Nachdem ich Herrn Meßner mein Compliment und der Madame einen Handkuß dargebracht hatte, fing ich vom Theater an und von meinem unwiderſtehlichen Triebe zu den Brettern. Meßner zuckte jezt nicht, wie ſonſt, die Achſeln, ſondern fragte ganz ſanftmüthig: „Was und wer ſind Sie?“ Ich nannte ihm Namen und Beſtimmung. Er rief heftig aus: „Nun, ſo ſchießen Sie ſich lieber eine Piſtole vor den Kopf, ehe Sie zum Theater gehen! Ich, wie Sie mich hier ſehen, war auch einſt ein Bäckergeſelle und hatte zu Eſſen und zu Trinken die Fülle. Jezt bin ich, ſo zu ſagen, ein Künſtler, werde gern geſehen auf der Bühne und beklatſcht, und muß mit den Meinigen Kaffee ſaufen, weil die Gage für ordentliches Mittageſſen nicht auslangt!“ — Es lief mir freilich kalt und warm über den Rücken, als ich die elende Koſt des beliebten Komikers ſah und ſeine Meinung hörte; aber erſchüttern konnte weder der Milchkaffee noch die Piſtole meinen Vorſatz, mich der Bühne zu weihen. Auch auf Brod und Waſſer verwieſen, ſchien mir das freie Schauſpielerleben ein Himmel auf Erden.

Madame Beſome war Sängerin. Ich fand ſie nicht ausgezeichnet; ihr Aeußeres war nicht vortheilhaft; Schauſpielerin war ſie gar nicht. — Tenor war ein korpulenter Herr Demmer.

Im Beſitz eines ſchönen Baritons, habe ich nie einen ungeſchickteren Mann auf der Bühne geſehen. Meßner gab einige Rollen, wo er karrikiren durfte, nicht ohne Erfolg; Genie war nicht zu ſpüren. Koſelitz war für Bellomo ein brauchbares Subjekt; in der Oper, wie im Schau- und Trauerſpiel, ſattelgerecht, nur im Rührenden zu weinerlich. Er ſpielte Bellomo den Streich und ging durch; das Nationaltheater zu Berlin nahm ihn auf. Schließlich berühre ich noch einen Herrn Hunnius, der ſpäter ſich als Buffo in Amſterdam bemerkbar gemacht hat.

Um die Bellomo'ſchen Vorſtellungen zu bewundern, ſuchte ich durch meinen Muſikmeiſter ins Orcheſter zu kommen als Gratisgeiger. Friſch nahm ich mein Violoncello unter den Arm und wandelte Thaliens Tempel zu, welcher ihr dermalen von der Magdeburger Themis großmüthig zur Miethe gegeben war.

Ich ſah „Lear, Makbeth, Bewußtſeyn" von Iffland, „Kabale und Liebe, Johann von Schwaben" von Meißner, „die Nebenbuhler, die Kandidaten, die Mündel," worin Neumann als Kanzler mein Vorbild war und immer geblieben iſt, dann „Inez de Caſtro;" und an Opern ſah ich: „Die eingebildeten Philoſophen, den Alchimiſten, die Pilgrime von Mekka" und mehrere Kleinigkeiten, die mir entfallen ſind. — Bellomo, ein umſichtiger, ökonomiſcher Vorſtand, war dahinter gekommen, daß ich als unbefugtes Orcheſtermitglied ſeine Caſſe beeinträchtigte, und er ließ mir alsbald an der Caſſe ſagen: ſolcher Muſiker bedürfe er nicht. Wie Unrecht hatte der Mann! Ich ſtrich wahrlich ſo ehrlich meine Baßgeige, als ſey ich dreifach und zwiefach dafür honorirt worden.

Eine Zeit lang blieb ich aus, konnt' es aber nicht lange aushalten. Vier Wochen ſpäter ſchlich ich mich wieder ein mit meinem Inſtrumente, und man ließ mich paſſiren. Jetzt that ich mehr als meine Pflicht zwiſchen den Akten und ſog Himmelswonne ein, wenn der Vorhang ſich hob. Das war der ſchönſte Ehrenſold.

Bellomo zog ab, und im Sommer 1799 erſchien Döbbelin im Verein mit Liſko. Carl Döbbelin war unſtreitig der Talentvollſte, aber ich kann wohl ſagen, hinſichtlich des Schulwiſſens und der Erziehung, der Allerungebildetſte ſeines Häufchens. Liſko war Tänzer, und ſeine allzukorpulente Gattin gab junge Mütter, Liebhaberinnen, Zofen — kurz, Alles, was gut und theuer war, und was ihr als Direktors-Hälfte eben beliebte. — Frenzen* war ein guter komiſcher Alter, das bewies er als Amtsrath Poll im „Blatt hat ſich gewendet;" aber er verſtieg ſich auch zum Oberförſter in Ifflands „Jägern" und Vater Ruhberg in deſſen „Verbrechen aus Ehrſucht," wo ſein dünner Jammerton unausſtehlich war. Noch unzuläſſiger zeigte er ſich als Fürſt Conſtantin in Leiſewitz's „Julius von Tarent;" dagegen war er ein köſtlicher Bonifacius Rührkopf in der „Heirath durch ein Wochenblatt," und ein ergötzlicher Invalid Grundmann in Ifflands „Magnetismus." — Pauly** war ein guter Heldenſpieler, mußte ſich aber den Magdeburgern zuerſt als Oberkommiſſär Ahlden in „Verbrechen aus Ehrſucht" vorführen laſſen, eine Rolle, wozu ihm Alles ermangelte und er des höchſt unpaſſenden Coſtums wegen noch widerlicher wurde. Der alte Oberkommiſſär trug einen ſcharlachrothen Rock von ziemlich modernem Schnitt, und eine Allongenperücke ſchmückte ſein Haupt. — Döbbelin hielt eine Antrittsrede mit einem kraftloſen Sprechorgan, worin er von ſeinem Vater Theophilus ſprach: „Geh hin nach Magdeburg, mein Sohn! — ſo ſagte mir mein Vater — dort hat noch Magdeburg, das kunſtgebildete, die Künſtler unterſtützt. Mein Sohn, ich rede aus Erfahrung." Nämlich Döbbelin der Vater war, vor einem Decennium etwa, mit ſeiner Truppe in dieſen reichen Stapelplatz gezogen und hatte gute Nahrung gefunden, darum nannte ſein Sohn die

---

* Jetzt Hofſchauſpieler in München.

** Penſionirter Hofſchauſpieler in Stuttgart.

Magdeburger feingeſinnt. Du liebe Zeit! wie alle Unternehmer und Rezenſenten, die Geld machen wollen! Nicht als ob ich mich entblöden könnte, meiner geliebten Vaterſtadt den Kunſtſinn abſprechen zu wollen; ich berühre das nur, um in der Folge zu zeigen, wie dieſe Flatterien zu allen Zeiten und überall auf gleiche Weiſe mit günſtigem Erfolge angewendet worden ſind.

Carl Döbbelin gab nach ſeiner Antrittsrede den Eduard Rudberg höchſt mangelhaft. Natürlich! Er war ein geborener Komiker; und obwohl er von ſchöner Geſtalt begünſtigt war, ſo fehlte ihm doch aller feine, geſellſchaftliche Ton und die Cultur des Lebens in höheren Ständen. Zudem war er unterſetzt, ſein Organ ſpitz, dünn und im Ernſthaften krankhaft klingend.

Ein ganz anderer Geiſt ſchien dieſen von allen Schulkenntniſſen entblößten Mann zu beſeelen, wenn er als Peter Rothkopf in „Röschen und Colas," als Himmelſturm im „Deſerteur," als Baldrian Klex im „argwöhniſchen Liebhaber" oder als Sichel im „Doktor und Apotheker" und Jude im „rothen Käppchen," als Tobias Filz im „Hieronymus Knicker" erſchien. Eine Vis comica war dieſem Naturaliſten als Mitgabe vom Himmel zu Theil geworden, wie ich früher und ſpäter an keinem Schauſpieler in ſo hohem Grade ſie bemerkt habe. Freilich waren ſeine Darſtellungen zuweilen etwas derb und überladen, aber man verzieh das dem begabten Liebling nur gar zu gern. Habe ich in niedrig komiſchen Fächern auf meiner Laufbahn Etwas geleiſtet, ſo gebührt Carl Döbbelin die Ehre, daß ich mir in meinen erſteren Jahren, als ich noch kein Selbſtdenker war, Vieles von ihm zu eigen gemacht habe. Daß er ſich zuweilen zu Partien außer ſeiner Sphäre verſtieg — zum Carl Moor und dergleichen, — waren Directors-Unarten, die ich noch an allen ſeinen Collegen wahrgenommen habe. Wer im Rohre ſitzt, ſchneidet Pfeifen, gleichviel, ob er darauf mit Glück ein Lied blaſen kann oder nicht. Und welches Publikum hat es noch einem Liebling übel genommen, wenn er ſich in der Rollenwahl vergriff?

Ferner war Döbbelin ein ſehr guter Balletſpringer; er gab vornehmlich den Pierrot in der Pantomime in ſeltener Vollendung.

Ein vorzüglich geachtetes Mitglied dieſes Schauſpieler-Vereins war Butenop, der vornehme Rollen mit großer Auszeichnung gab, z. B. ſein Walter in „Stille Waſſer ſind tief" und ſein Graf Klingsberg ſind Leiſtungen geweſen, die fortleben werden in allen Zeitgenoſſen dieſes Künſtlers. — Auch in der Oper war dieſer Mann nicht ohne Verdienſt und nebenbei mit einer ſchönen Außenſeite begünſtigt. Er mußte freilich auch den Marquis Poſa geben, wozu ihm wohl einige wohlklingende Töne des Organs ermangelten, aber wo Fernen Philipp ſeyn mußte, konnte Butenop mit Glorie als Maltheſer erſcheinen.

Tilly war ein ſehr umſichtiger Director und ſehr guter Harlekin in der Pantomime.

Keilholz war ein ſchöner Mann, angenehmer Schauſpieler und ſehr guter Tenoriſt. Seine Gattin, nachmalige Zeibig, die Mutter der hochverdienten Sophie Schröder, konnte man höchſt reizend nennen. Ihre Darſtellungen waren nicht ohne Verdienſt; ihr Geſang, wenn auch nicht ſehr kunſtvoll, doch lieblich und hinreißend — wohl der eigentliche Zweck des Geſanges. Sophie Schröder war als kleines Kind damals bei ihren Aeltern. Im „Doctor und Apotheker" war Keilholz ein trefflicher Gotthold, ſo wie ſeine Frau eine lebendige Roſalie.

Eine Madame Gentil war Prima donna, hatte eine ſchöne Stimme von großem Umfang und auch Methode genug, aber über die Gebühr unglücklich als Schauſpielerin und gar nicht hübſch. Ihr Gatte gab untergeordnete Rollen ſehr untergeordnet.

Henry gab Deutſchfranzoſen gut und Pedanten ganz vortrefflich. Er war ſehr klein von Perſon, konnte das R nicht klar ausſprechen und hatte eine Negerphyſiognomie. Er ſprach bisweilen ſo nachläſſig leiſe, daß ihm, als er den Louis Helm im „Ring" gab, ein preußiſcher Offizier voll Unmuth zurief: „Lauter geſprochen!"

Madame Fermen gab zänkiſche Weiber nicht ohne Wahrheit, aber zu natürlich. Mad. Koch, Frau des Theatermeiſters, der auch in Nebenrollen mit auftreten mußte, war eine ſehr ſchöne Geſtalt, auch recht angenehm von Geſicht, — aber eine kalte Schauſpielerin; ſie erregte nur Theilnahme durch ihre Figur.

Döbler, ein recht wackerer Baſſiſt, ſang den Apotheker Stößel mit großem Beifall; ging aber den Direktoren durch, als ſie gerade in höchſter Noth waren.

Trotz aller Anſtrengungen und mancherlei guten Produktionen, konnten ſich Döbbelin und Tilly in Magdeburg während der Sommerzeit nicht behaupten, und Döbbelin mußte in einer analogen Poſſe: „Der Direktor in tauſend Aengſten," ſich mit einem mündlichen Bettelbrief um ein verlängertes Abonnement an das Publikum wenden.

Man gab nun mit Erfolg das Ballet: „Horis und Glodis," worin die Unternehmer Beide als Hauptcharaktere glänzten. Beſonders zeigte Döbbelin eine herkuliſche Stärke, indem er ganze Mannſchaften hintereinander tanzend über ſeinen Kopf warf.

Richter ſprach einen fürchterlich breiten ſächſiſchen Dialekt, ſo daß er oft lautes Gelächter in Tragödien erregte, z. B. wenn er die Worte: „er iſt von ſich," ausſprach: „er iſt van ſich." Auch als Bellmuter im „Bürgermeiſter" wurde er ausgelacht, ſo oft er ſprach: „Der Herr Pergemeiſter," ſtatt „Bürgermeiſter." Uebrigens war dieſer Mann ein ſehr geſchickter Oboebläſer und ſehr brauchbar und achtungswerth, wenn er ſich im Orcheſter hören ließ.

Mir gewöhnlich Alles vergötternd, was nur je die Bretter betrat, näherte ich mich — ich weiß nicht mehr, wie? — dem

Richter'ſchen Ehepaar, welches mit den Smitt'ſchen Eheleuten in Harmonie zu ſtehen ſchien. Ich beſuchte Richters, — ſie war früher die Frau des Schauſpielers Schlager geweſen — und entdeckte meine grenzenloſe Neigung zur Bühnenwelt. Die Leute waren leichtſinnig genug, meinen Hang zu billigen, ohne vorhergegangene Prüfung, ob ich auch berufen ſey. Natürlich; ſie waren Beide ſelbſt unberufen. Das hätte noch hingehen mögen; aber daß ſie von mir, der gewöhnlich in Betreff des Geldes ſehr kurz gehalten wurde, zehn Thaler erpreßten, um Leinwand zur Dekoration zu kaufen, womit man vereint — ich weiß nicht mehr, wo? — ein Theater errichten und mich als neues Mitglied aufnehmen wolle, das war eben kein feines Stückchen. Ich brachte richtig die zehn Thaler zuſammen und überlieferte ſie an Smitt, der mir allerlei Luſtſchlöſſer hinſtellte, worin ich auch in Gedanken fröhlich Einzug hielt.

So oft ich zu Richters kam, wurde von unſerem Verein geſprochen und mir allerlei Rollen, erſte Liebhaber, zugeſagt. Madame Richter meinte auch, ich müßte mir einen anderen Namen geben, der Familie wegen, und fand für gut, meinen Namen Coſtenoble, weil er faſt klänge wie Guſtenoble, in Guſtav umzutauſchen. Wir laſen eine Tragödie — ich glaube, ſie hieß Canut — worin mir die Dame abermals den Primo amoroso zutheilte, und wobei ſie mich mit verdrehten Augen anblinzte. Ich, in meiner Unſchuld, verſtand dieſes Mienenſpiel, das auffordernde, nicht; zudem kam es mir gar nicht in den Sinn, daß eine welkende Schöne ſich mein Herz zum Zeitvertreib ihrer Liebesſpiele machen könnte.

Als ich nach Vierteljahres Verlauf inne wurde, daß weder Leinwand zu Dekorationen, noch Bibliothek oder Garderobe herbeigeſchafft wurde, und ich mir faſt wie ein Geprellter vorkam, ſo blieb ich von meinen Protektoren weg und ſandte nur eine Dienſtmagd mit einem Empfehl von mir zum Herrn Richter, er möchte mir gefälligſt meine Dresdner Inventions-

Flöte überſenden, die ich bei ihm liegen gelaſſen. Die Botin kam zurück, aber ohne Flöte. Ich beſchickte die Leute noch zweimal vergebens und wandte mich ſodann an die Pfälzergerichte, welche mir einen Gerichtsdiener mitgaben, der an meiner Seite ins Zimmer der Dame Richter trat und das Inſtrument zurückforderte. Unter heftigen Schmähungen gab Madame die Flöte heraus und ſandte mir noch einige loſe Reden nach. Ich verhielt mich leidend und dankte im Stillen meinem Sterne, der mich aus dieſen Klauen gnädig erlöſt hatte.

Ehrlicher handelten der Theatermeiſter Koch und ſeine Gattin mit mir. Sie nahmen mich unerfahrenen Jüngling freundlich auf, ohne irgend eine Prätenſion zu machen; luden mich zu ihrem frugalen Abendbrod ein und zu Spaziergängen mit ihnen auf dem Fürſtenwalle. Natürlicherweiſe mußte ich der Dame Koch meinen Arm bieten, und es machte nicht wenig Aufſehen, als man mich an der Seite einer Theaterprinzeſſin auf öffentlicher Promenade luſtwandeln ſah. Meine Mutter erfuhr den galanten Kreuz- und Querzug und machte mir ernſtliche Vorwürfe darüber, daß ich mich ſo habe vergeſſen können. Ich ſchwieg, weil alle Vertheidigung mir bei dem herrſchenden Vorurtheile nichts gefruchtet haben würde; aber der Fürſtenwall wurde nicht wieder betreten. Wir wählten zum Luſtwandeln nun den entfernteren Buſch zu Rothenſee, wo auch der Direktor Döbbelin ſich oft zum Kegelſchub einfand und mich einſt in große Verlegenheit ſetzte. — Ich war nämlich ſehr eitel, nicht auf meine Geſtalt, denn die war, wenn auch derb und muskulös, doch von unbedeutender Höhe und geringem Ebenmaß; aber Mutter Natur hatte mir ein ſehr blühendes, wirklich ſehr hübſches Geſicht und einen ſanften Ausdruck des Auges gegeben. Tages vorher hatte ich aus Tändelei einen ſogenannten baumwollenen Schminktupfen oder Büſchel ſchäkernderweiſe von der Toilette der Mad. Koch zu mir geſteckt. Als ich am anderen Morgen nach ſchlecht verſchlafener Nacht mich ankleiden wollte, ſagte mir mein Spiegel, daß meine Geſichtsfarbe heute ganz vorzüglich gelitten habe. Mein Blick fiel auf den, im Fenſter liegenden Schminktupfer, und ich konnte nicht unterlaſſen, mich zum Scherz ein wenig zu rougiren. Das leichte Inkarnatroſa, gleichſam nur darauf gehaucht, nahm ſich ſo ſchön auf meinem ſchneeweißen Teint aus, daß ich es nicht über meine Eitelkeit gewinnen konnte, die Roſen der Kunſt wieder zu vertilgen, ſo oft mir mein beſſeres Gefühl auch zuflüſterte: welch ein ekelhafter Gegenſtand ein geſchminktes Mannsbild für Jedermann ſey. Aber Döbbelin war dazu beſtimmt, mich für meine Malerei abzuſtrafen. Mad. Koch, als Kennerin, mochte wohl die fremden Tinten auf meinen Wangen gewahrt haben; war aber zu zartfühlend, um meine Lächerlichkeit mir vorzurücken; deſto derber trat Carl Döbbelin vor mich hin und ſagte mit ironiſchem Gelächter: „Sie ſind ja heute ſo hübſch, als wenn Sie geſchminkt wären.“ — Schamroth ſchlug ich meine Augen nieder und eine Gluth überflog mich ſo ſehr, daß mir der Schweiß aus allen Poren brach. Der Dame Koch jammerte meine Armenſünder-Geſtalt; ſie wollte mich aus der Klemme reißen und ſagte: „Ei, warum nicht gar geſchminkt! Herr Coſteneble war vorhin noch ganz blaß.“ Döbbelin wandte ſich lachend und ſchob alle Neune. Ich machte mich bald möglichſt aus dem Staube und dachte: Einmal ſich rougirt wie ein Geck, und in Ewigkeit nicht wieder!

Hierauf wurde ich mit dem Muſikdirektor der Döbbelin'ſchen Oper, der ſich Lucas nannte, bekannt; er war ein trefflicher Oboebläſer. Ich lernte von ihm, daß mein Ton auf dieſem ſchwierigen Inſtrumente viel zu dünn und eigentlich gar kein Ton ſey. Er lehrte mich breitere Röhre ſelbſt verfertigen, und ich beſchäftigte mich einige Wochen recht angenehm mit dieſer neuen Ausbeute.

Indeſſen zog mich doch bald die Bretterwelt nach einer Pauſe wieder deſto mächtiger an. Ich war zu weniger Baarſchaft Herr, um oft in's Schauſpiel gehen zu können; alſo nahm ich meine Zuflucht zur Rathhaus-Hinterthür, wo man zur Garderobe und auf die Bühne gelangen konnte. Nachdem ich einigemale zwiſchen den Couliſſen war tolerirt worden, trat eines Abends Döbbelin — es war im „Argwöhniſchen Liebhaber“ — als Baldrian gekleidet, raſch auf mich zu und ſagte: „Sie ſind jetzt oft hier!“ — „Ja, verzeihen Sie,“ gab ich erſchrocken zur Antwort. — „Aber dadurch gewinnt meine Caſſe nicht,“ ſagte Döbbelin ſehr ungroßmüthig. Ich mußte verſtummen. Döbbelin weidete ſich an meinem Zuſtande und mit ihm Freuen, der mich lächelnd betrachtete. „Geben Sie mir nur einen halben Gulden Entrée und ſie können bleiben, ſagte er. Ich ſchwieg. „Nur vier Groſchen geben Sie!“ fuhr er fort. Stotternd hub ich nun an: „Sie ſehen mich in Verlegenheit —“ — „Das ſeh' ich!“ fiel ſehr witzig Freuen ein, dem die Replik des Oberſten Maybaum aus „Victorine“ ſchnell beifiel, und Beide fuhren fort, mich mit Blicken bis in's Innerſte zu verwunden, mich, der ich Freuen während ſo mancher Darſtellung im Herzen ſo hoch hielt, Döbbelin, den ich wie einen Gott verehrte! Es iſt Unrecht, wenn Schauſpieler ſich der Theaterwuth junger Leute nicht entgegen ſtämmen mit triſtigen Gründen und humaner Freundlichkeit; aber heillos iſt es, eines armen Jünglings zu ſpotten, ihn zu verhöhnen, dem es weder an Kopf noch Herzen fehlt, wenn von Kunſtberuf die Rede iſt, der nur arm an Gelde iſt, um ſolche rohe Geſellen auf ewig, das heißt: ſo lange der Goldquell nicht verſiegt, ſich eigen zu machen.

Die Schauſpieler Pauly und Henry eröffneten mir, daß ſie Willens wären, Döbbelin zu verlaſſen und ſich in Amſterdam zu engagiren. Da loderte meine Theaterflamme hell auf, und ich bat dieſe Männer herzlich, mich mitzunehmen, um unter ihrem Schutze meine Laufbahn zu beginnen, die ich doch über kurz oder lang einmal antreten würde, und wenn Himmel und Hölle ſich mir entgegen ſetzten. Pauly und Henry nahmen mein Geſuch in Erwägung, da ſie meinen Ernſt, meine Glut und meinen unabänderlichen Entſchluß vernahmen. Es wurden allerlei Pläne entworfen. Es entſtand nur die Frage: wie ich das Geld zu meinem Reiſebedarf aufzubringen im Stande ſey? — Mir fiel mein Privattheater-College, der junge Kaufmann Schmidt, mein Bruder Garſias in „Galora von Venedig“ ein. An ihn wollte ich mich wenden, ihm meine Lage und meine Vorſätze theilweiſe enthüllen. Pauly und Henry kündigten ihre Dienſte dem Döbbelin auf, welcher Beide ungern miſſen mochte. Spione mochten es ihm hinterbracht haben, daß ich bei Beiden aus- und einginge. Er ließ mich eines Tages durch ſeinen Bedienten — einen gewiſſen Knoop, einen arroganten Berliner, der einſt an der Caſſe, wo er die Billete einnahm, ſehr cavalierement äußerte: daß es nur verdienſtlich ſey, in der Oper mitwirken zu können; „im Schauſpiel mit zu ſpielen“ — waren des Menſchen eigene Worte, — „iſt ja jar keene Kunſt“ — Alſo durch dieſen Knoop wurde ich zum Direktor vorgeladen. So unerfahren ich auch war, ſo ſchoß mir doch das Blatt: hier müſſe etwas nicht ganz richtig ſeyn. Ich eilte alſo vorher zu meinen Protektoren Pauly und Henry und erzählte ihnen meine Beſchickung. Sie gaben mir den Rath, was mir auch Döbbelin abfragen werde, nur immer friſch zu ſagen: daß er lere, und mir von allem, was er vermuthete, durchaus gar nichts bewußt ſey. — Wie gedacht, ſo geſchehen. Döbbelin, der mich einige Zeit vorher nur mit Mogolsblicken betrachtet hatte, war die Holdſeligkeit ſelber; hieß mich niederſitzen, bot mir Wein und kam allmählig auf meine Neigung zur Bühne zu ſprechen; endlich ſagte er: „Wenn Sie mir eine Frage aufrichtig beantworten, ſo will ich Sie, wenn es Ihrer Familie recht iſt, ſofort bei meinem Theater engagiren.“ — Bei Döbbelin, meinem Idol, unter ſeinen Augen, unter ſeiner Führung ein ſeliges Leben beginnen — welch eine reizende, verführeriſche Vorſtellung! Aber Pauly's und Henry's gedenkend, beſiegte ich jede unerlaubte Aufwallung und ſprach ziemlich feſt: „was ſoll ich Ihnen antworten, Herr

Döbbelin?“ — „Sie wollen mit Pauly und Henry fort und zu irgend einem andern Theater geh'n!“ Dabei fixirte er mich ſtreng. — „Sie irren, Herr Döbbelin,“ erwiederte ich, — „weder mir, noch jenen Herren iſt jemals ſolch ein Gedanke gekommen.“ — Döbbelin inquirirte noch eine Weile fort, als er aber meine Feſtigkeit gewahrte, entließ er mich ohne Wein und ungefähr wie damals, als er mich wegen vier Groſchen in Requiſition ſetzen wollte.

Drei Wochen waren verſtrichen ſeit Pauly's und Henry's Kündigung, als Döbbelin mit ſeiner Truppe nach Halberſtadt ging. Meine Schutzherren ſagten mir alſo: da ſie noch mit nach Halberſtadt müßten, ſo wollten wir brieflich das Weitere beſprechen. Döbbelin reiste ab mit ſeinem Völkchen und ich ſah dem erſten Schreiben von meinen Freunden entgegen mit unausſprechlicher Sehnſucht. Nach Verlauf von acht bis zehn Tagen langte wirklich ein Brief von Henry an — ich weiß nicht, an wen die Adreſſe geſtellt war, zur Bewahrung des Geheimniſſes — worin er mir ſeine Wohnung in Halberſtadt meldete und wie beide Freunde ſicher auf meine Ankunft rechneten. Mit hochklopfendem Herzen antwortete ich, daß ich unfehlbar eintreffen und zur Beſtreitung meiner Reiſekoſten fünfzig Thaler mitbringen würde.

Vierzehn Tage waren nur noch mein für die Vaterſtadt. Ich mußte nun eilen, dem Bruder Garſlas meine Bitte an's Herz zu legen. So oft ich aber einen Anlauf nahm, ſeine Großmuth für mich zu gewinnen, ſo oft ſtockte mir das Wort im Munde. Ich war noch zu unverderbt, um überhaupt ſo eine freche Lüge dem Freunde für Freundſchaft hingeben zu können. Deſſen ungeachtet brannte mir das Feuer auf den Nägeln, und ich ſann Tag und Nacht auf eine ſchickliche Art, wie ich meinen Garſlas zur Hülfe geneigt machen könnte. So träumend und planmachend lag ich eines Morgens noch in meinem Bette, als mein älteſter Bruder Jakob — er war damals Referendarius bei der Königl. Regierung, — zu mir in's

Schlafkämmerlein trat und mit den Worten: „Kennſt Du das?“ mir ein Papier vor die Augen hielt. Wäre ich nicht gerade im Bett gelegen, der Schreck hätte mich zur Erde gedonnert: denn ich gewahrte deutlich meine eigenen Schriftzüge an Henry in Halberſtadt in der Hand des Bruders. Zu läugnen war hier nichts; denn Döbbelin war unedel genug geweſen, meinen Brief an Henry zu erbrechen; hatte ihn geleſen und an meinen Bruder geſendet mit folgendem Schreiben, welches von der Hand Buteney's war, der eine Art Sekretär bei dem verwahrloſten Döbbelin zu machen pflegte. Döbbelin's Brief lautete alſo:

Halberſtadt, den 18. Auguſt 1788.

Hochzuehrender Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen hierin einen Brief Ihres Herrn Bruders zu übermachen, der durch einen ſonderbaren Zufall mir heute zu Handen kommt; laut der Adreſſe iſt dieſer Brief an den Schauſpieler Henry gerichtet, womit Ihr Herr Bruder fortzugehen geſonnen iſt; ich habe dieſen Menſchen auf der Stelle heute ſeines Engagements entlaſſen, ob zwar er eigentlich bis Ausgang dieſer Woche noch zu bleiben hatte; allem Vermuthen nach wird derſelbe noch heute ſeinen Weg nach Magdeburg nehmen, um dieſes, für ihn unſtreitig unangenehmen Zufalls wegen, (worüber ich ihn zur Verantwortung gezogen), mit Ihrem Bruder einige Vorkehrungen zu treffen.

Sie werden nun am beſten wiſſen, welche Maßregeln hierauf zu nehmen nöthig ſind. Leider hat man es vielfältig, daß ein junger Mann, wenn er einiges Vermögen auf eine unregelmäßige Art und mit verächtlichen Leuten durchbringt, ſpäte und bittere Reue fühlt; ſuchen Sie dieſerwegen den Vorſatz ihres Bruders zu hintertreiben, damit zugleich der Plan des Schauſpielers Henry dadurch vereitelt werde.

Ich bin mit wahrer Achtung

Dero ergebener Diener
Carl Döbbelin.

Ich ergab mich alſo in mein Schickſal und erwartete in Geduld, was die Familie über mich verfügen würde. Vor der Hand that man nichts, als alle meine Kleider mir zu nehmen und nur das Nothdürftigſte für's Haus zu laſſen. Klüger hätte man gethan, wenn man das Leſen aller Schauſpiele mir unmöglich gemacht und ſo meiner Schauſpielwuth alle Nahrung abgeſchnitten hätte. Aber man ließ mich nicht nur im Beſitz der vorräthigen eigenen dramatiſchen Werke von Schröder, Iffland und Jünger; mir ſtand noch obendrein frei, aus der Leſebibliothek nach Willkühr holen zu laſſen, was mir die Langeweile vertreiben könnte. Nie im Leben hatte ich kürzere Weile! Ewig kann dieſe Art von Arreſt nicht dauern, dachte ich, und während deiner Gefangenſchaft ſtudirſt du dir brav Rollen ein, damit du gerüſtet biſt zum Wirken, wenn die Stunde der Erlöſung und Seligkeit ſchlägt. — Inzwiſchen wurde mein Kerker mir früher aufgethan als ich es ſelbſt vermuthete. Das war wohl meines Bruders Werk, der toleranter dachte als die übrige Familie, und mich vielleicht ſelbſt zur Bühne geſchickt haben würde, wenn er würdigen Händen den Bruder hätte übergeben können.

Güte, zu rechter Zeit angewendet, iſt oft von guter Wirkung bei unverderbten Gemüthern. Meine Befreiung rührte mich ſo ſehr, daß ich meine Theaterneigung zu unterdrücken ſuchte, bei Hamlets Geiſt mich um das Gewerbe mit Ernſt und einiger Vorliebe zu bekümmern anfing und in den müßigen Stunden mit Eifer und Fleiß das Violinſpiel betrieb, wobei denn auch Flöte und Oboe keineswegs hintan geſetzt wurden.

Da nun in Jahr und Tag kein Schauſpiel in Magdeburg gehört und geſehen wurde, ſo lebte ich ſtill und friedlich bei Meiſter Wolfram, und hatte mir nichts vorzuwerfen, als einige Neckereien, die ich an einem ziemlich einfältigen Geſellen des Hauſes ausübte. Ich malte ihm z. B. einen Schnauzbart von Schuhwichſe, wenn er ſchlief, und der halb Schlaftrunkene erſchien dann vor dem Meiſter wie ein Held des Mittelalters. Oder ich ſchnallte ihm mit einem Riemen beide Beine zuſammen, ſo oft ihn Morpheus überwältigt hatte, ſo, daß der arme Teufel, wenn er raſch geweckt wurde, wie gewöhnlich mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett ſpringen wollte, der Länge nach zu Boden ſtürzte und fluchend den Urheber dieſer Streiche verwünſchte.

So hatte ich hingelebt, meinen Schlafkumpan neckend, aber übrigens friedlich und ſtill, bis ungefähr zum Dezember 1788. Während dieſer Zeit hatte ich mich einigemal auf der Flöte in einem Concerte hören laſſen und mich auch in einem Doppel-Solo von Oboe und Violine, von Grenſen, verſucht. Letzteres gereichte meinem Begleiter, ſonſt einem wackern Geiger, vom Hautboiſten-Corps, eben nicht zur Ehre; denn der Mann blieb mitten in ſeinem krauſen Paſſagen ſtecken und wir waren gezwungen zum beſchämenden da Capo.

Am 25. Dezember war ich recht vergnügt bei meiner guten Mutter, die mir alles verziehen hatte; und dem heiligen Weihnachtsfeſt wurde mein achtzehnter Geburtstag recht wohlwollend einverleibt, indem wir bei Punſch und Marzipan und Torten recht hoch lebten. Gewöhnlich waren unſere Feſtivitäten, wenn ſie lange währten, ſchon Punkt neun Uhr geſchloſſen; heute glaubte aber die liebe Mutter meines Geburtstages wegen noch ein Stündchen über die Familiengebühr erlauben zu dürfen, folglich konnt' ich erſt um halb eilf Uhr im Hauſe meines Mentors anlangen, da der Mutter Wohnung eine Viertelſtunde Weges entfernt lag. Ganz froh und unbefangen klopfe ich an und trete in's Wolfram'ſche Haus. Wie ein Tiger tritt mir Hamlets Geiſt entgegen und fragt wüthend: wo ich ſo lange geweſen ſey? „Bei der Mama,“ erwiderte ich mit ſchuldloſem Bewußtſeyn und wollte ruhig über die Treppe meinem Schlafgemache zuſteigen. Ein tüchtiger Menſchenkenner hätte das gute Gewiſſen ſchon aus der Sicherheit meines Tones ſchließen müſſen; aber mein Geiſt, im Gefühl der übernommenen Vormundspflicht, rannte mir tobend und ſcheltend nach und belegte mich mit ärgerlichen Ehrentiteln, die ich ihm voll Muth auf der Stelle zwiefach zurückgab; worauf der, außer Faſſung, gebrachte Mann auf mich losſtürzte und ſich an mir vergreifen wollte. Ich, ein kräftiger Burſch, mit beſſerem Pedal verſehen als der Wüthende auf anderthalb Gebeine, faßte meinen Gegner herzhaft um den magern Leib, und ſo ringend, ſtürzten wir Beide an das offene Geſtell eines Tiſches, dem die Platte abgenommen war. Durch dieſen Sturz wurde die Hausfrau herbeigerufen, welche den Gatten beſänftigte und auch mir gute Zuſprache angedeihen ließ. So piquirt, wie noch nie im Leben, ſchritt ich zu meinem Notenkaſten, holte Inſtrumente und Muſikalien hervor, drückte meinen Hut tief in die Augen und rannte zum Hauſe hinaus, gerade zum Bäckermeiſter Krüger, der zum Glück noch außer Bette war.

Krüger, ein Mann von herrlichem Gemüth, hatte mir früher oft ſcherzweiſe geſagt: „Wenn's Ihnen bei Wolfram nicht mehr gefällt, Monſieur Carl, ſo kommen Sie nur zu mir.“

„Hier bin ich!“ war meine Anrede, als ich zu Krüger in's Haus trat.“ I! wo kommen Sie denn noch ſo ſpät her? fragte die Frau des Meiſters. — „Ich will bei Ihnen bleiben,“ erwiderte ich; „ich habe mich mit Wolfram geprügelt und bin weggelaufen; und nun müſſen Sie Ihr Wort halten und mich bei ſich aufnehmen.“ Die guten Leute waren ſehr in Verlegenheit. So gern ſie mich zur Hausgenoſſenſchaft gezählt hätten, ſo wußten ſie doch nicht, ob meiner Mutter ihre Protection willkommen ſeyn dürfte, um ſo weniger, da Wolfram wegen bekannter Rechtlichkeit ein Liebling der Familie war. Indeſſen, weil ich doch einmal da war, ſo wies man mir eine Schlafſtelle an und ſtellte das Uebrige Gott und dem kommenden Tage anheim.

Trauernd erſchien freilich am andern Morgen meine Mutter, als ihr der Vorfall durch den Geiſt gemeldet war; inzwiſchen, da ich doch dieſesmal offenbar das Recht auf meiner Seite hatte und der Schritt gewaltſamer Ueberſiedelung geſchehen war, Krügers auch nicht minder rechtſchaffene Leute waren als die Wolfram'ſchen, ſo wurde denn in Gottes Namen der Mutter Fiat gegeben zum eigenmächtig gewählten Aufenthalte.

Eine der herrlichſten Gaben Gottes iſt das menſchliche Erinnerungs-Vermögen! So leicht der Sterbliche trübe Stunden vergißt bei wiederkehrendem Sonnenſchein, eben ſo ſchwer iſt es ihm, ja faſt unmöglich, erlebte Freuden aus ſeinem Gedächtniß zu vertilgen. Wie kann ich die fünf köſtlichen Vierteljahre beſchreiben, die ich im Krüger'ſchen Hauſe verlebt habe! Beide ſeyd Ihr hinüber gegangen in die beſſere Welt, wofür Ihr eigentlich ſchon hiernieden mit Eigenſchaften vom gütigen Schöpfer ausgeſtattet waret. Wie gering waren Eure menſchlichen Schwächen gegen Eure, Segen und Frohſinn verbreitenden Tugenden! — Krüger war ein ruhiger, thätiger, freundlicher Bürgersmann mit recht lichtem Menſchenverſtande begabt, und höchſt empfänglich für die Freuden der Geſelligkeit. Aeußerſt ſanft von Temperament und alle Fehler ſeiner Nebenmenſchen mit dem Mantel chriſtlicher Liebe ſtets zuzudecken ſich beſtrebend, ließ er ſich ſelber ſelten oder nie einen Fehler zu Schulden kommen.

Krüger war gegen meine Theaterſchwachheit, oder Stärke vielmehr, nicht nur die Duldung ſelbſt, ſondern er forderte mich wohl zu Zeiten ſogar auf, ihm eine Komödie vorzuleſen; da war ich nun auf meinem Roſſe, welches ich weidlich herumtummeln konnte. Das erſte Stück, das ich ihm zum Beſten gab, war Brühls „Bürgermeiſter,“ welches ich mit allen ſeinen verſchiedenen Charakteren ſo lebendig vorzuführen ſtrebte, daß mein Zuhörer nicht von der Stelle wich, bis der letzte Akt beendet war. Obwohl ich dieſes Schauſpiel nur auf unſerer Privatbühne hatte darſtellen ſehen, wo doch Vieles mangelhaft ausfallen mußte, ſo hatte Mutter Natur mir doch ſo reichliche Gaben geſchenkt, daß ich aus eigenen Mitteln meiner Phantaſie Manches ergänzen konnte, ohne daß ich ſelbſt recht wußte, wie ich es vermochte. Beſonders aber waren meinem Auditor die komiſchen Partien, der Stadtſchreiber, der humoriſtiſche Soldat und der Bediente Caſpar ergötzlich. Und als ich den Vorhang fallen ließ, ſagte Krüger: „Det is 'n herrlich Stück! aber der Caſpar is mick doch der Levſte; denn ick lache gar ſo gerne. Un“ — fuhr er fort: — „Sie leſen det ſo natürlich her, Muſje

Carl, dât ick mine Nâſe verwekken will: Sie fangen ok Mal an to kaſpern, un hängen die Bäckenproſeſſion an den Nagel.“

Ich erwiderte nichts auf dieſe Prophezeihung; aber ſie that mir im Innern wohl, weil der gute Mann nur vorausſagte, was, wie ich jetzt mächtiger als je fühlte, doch einmal geſchehen werde und müſſe.

Neben den dramatiſchen Vorleſungen waren wir, ich und der Meiſter, auch dem edeln Schachſpiele mit Leib und Seele ergeben, deſſen Elemente uns ein alter Obereinnehmer von der franzöſiſchen Colonie, Namens Menadier kennen gelehrt hatte. So oft die nützliche Bäckerei dem Meiſter nur einen müſſigen Augenblick gewährte, rief er mir zu: „Na, Geſelle! wie iſt? ſpülen wie nich wedder ene Partie?“ — Einſt kam uns aber unſere noble Paſſion theuer zu ſtehen. Der Meiſter hatte den ganzen Ofen voll Brod geſchoſſen, und während es fertig gebacken wurde — ungefähr eine und eine halbe Stunde, — verkürzten wir uns die Zeit mit dem Schach, vertieften uns aber ſo ſehr, daß wir Ofen und Brod, und alles um uns her vergaßen, bis die Hausfrau herbeieilte und keifend ſprach: „Da ſitten ſe all wedder bi den verfluchten Schachſpâl, un de Liede verlangen Brod un ick hâbbe nix hertogeben!“ — „Himmelſekkerment!“ rief Krüger: — „dât Brod hâb' ick, det Deuvel hohl, eine vergetten!“ und ſtürzte hinaus. Was er ahnete, war geſchehen — der ſämmtliche Brodſchuß, ein Werth von circa acht bis zehn Thalern, war total verbrannt. Jetzt war die vehemente Hausfrau außer aller Faſſung. „Ne, det is to dull!“ ſchrie ſie: — „ſo en Schoden mut man erleben! Seit det infame Kumedienleſen un Schachſpâl int Haus ekommen is, geiht allens drunder und dröber. Aber alle de verflichten Böker un det langwielige Narrenſpâl ſchmiet ick noch hüte int Füer un dann könn'n beede hinderher ſpringen.“ — Der Strafſermon war mit dieſen Worten noch lange nicht beendigt; Dame Krüger fulminirte noch den halben Tag herum und trieb aus einem Winkel in den andern den verzweifelnden Gatten, der in der

Deſperation und im Gefühl ſeines Unrechts, ſchweigend hin und her rannte und dem Haushund dabei auf den Schwanz trat, der heulend zu Winkel kroch. — „Petit, — verfluchtes Luder!“ donnerte der Meiſter: — „geh mick ut'n Wege, oder ick tret' dick de Kaldunen aut'n Lieve!“ — Während dieſer Eheſtandsſcene, die mir höchſt amüſant vorkam, ſetzte ich mich ſtill nieder, ergriff Papier, Feder und Tinte, und ſchrieb ſie Wort für Wort nach. Als die Zorneswogen der Meiſterin ſich geebnet hatten — ich kannte die gute Frau beſſer als ſie ſich ſelbſt, — hob ich mit lauter Stimme an, den ganzen Auftritt vorzuleſen, und ſiehe da! wie mit dem Accord einer Davidsharfe war der böſe Muth gewichen von allen Mitgliedern des Hauſes, und dieſer Vorfall wurde nur noch erwähnt, um ſich weidlich daran zu ergötzen.

Mein zwanzigſtes Lebensjahr rückte immer näher heran. Nun keinen Augenblick mehr verſäumt, — dacht' ich bei mir ſelbſt, — nun geſchehe der Schritt zur Bühne in flügelſchneller Eile. Aber, wo die Gelegenheit — wo die Selbhülfe dazu erſchwingen? — Bruder Garſias! war mein erſter Gedanke. Und die Gelegenheit, es ihm zu eröffnen, gaben mir die eigenen Verwandten. Man ſah wohl ein, daß ich auch im Krüger'ſchen Hauſe dem Ziele meiner bürgerlichen Beſtimmung nichts weniger als näher kam; alſo beſchloß man, mich zu einem vierten Meiſter zu geben, der in einer andern Stadt ſein Gewerbe trieb, und zwar in — Spandau. Spandau! Gräßlicher Laut! Es kam mir vor, als ob ich, ein Gefangener, abgeführt werden ſollte. — Schnell zu Garſias eilen und ihm die gräßliche Neuigkeit von meiner Ueberſiedelung in eine Feſtung mittheilen, war das Werk einiger Minuten. Er fühlte das Widerwärtige der Idee und fragte: was zu machen ſei, um das zu ändern? — Ich will nach Hamburg entweichen, ſagte ich keck, und mich dort um einen Platz in einer Bäckerwirthſchaft bewerben; aber mir fehlt es an Geld. „Das will ich Dir vorſtrecken,“ ſagte mein Freund, „Du biſt mir ja, als wohlhabender Erbe einſt ſicher genug.“ Auf einmal prangte mein Hoffnungsbaum in der herrlichſten Blüthe. Der Januar 1790 war erſchienen. Alſo wurde beſchloſſen, den ganzen Reiſeplan ſo lange zu verſchieben, bis Garſias zur Leipziger Oſtermeſſe abgegangen ſeyn würde; denn er hatte doch nicht Luſt gegenwärtig zu ſeyn, wenn ſein Buſenfreund und Schwager ſeines Handels-Aſſocie's vermißt werden ſollte. Döbbelin war unterdeſſen wieder in Magdeburg eingetroffen; aber ich verbarg meine Freude darüber, ſo viel ich immer vermochte. Heimlich machte ich aber die Bekanntſchaft des Schauſpielers und Tänzers Ehrling, den ich bei Garſias einführte. Leicht war es mir, den jungen, eitlen Freund zu überreden, daß wir Beide von Ehrling Unterricht im Tanz nehmen müßten, um uns deſto freier und angenehmer zu bewegen in eleganten Zirkeln. Garſias wollte unter den Schönen des Landes glänzen und ich einſt auf der Bühne; folglich begannen unſere Tanzübungen mit vielem Eifer. Garſias-Schmidt hatte gar keine Anlage; ich brachte es mit unſäglicher Mühe dahin, daß ich alle Schritte Ehrlings, die das Matelot verlangt, mit ziemlicher Fertigkeit produciren konnte. Ferner erneuerte ich auch das alte Verhältniß zu Henry, dem ich mein Vorhaben eröffnete. Er ſchlug mir vor, nach Wismar zu gehen, wo ein gewiſſer Klos im Verein mit Butenop eine Schauſpieler-Geſellſchaft etabliren würden. Ich ergriff dieſen Vorſchlag mit gierigen Händen; aber dem Ehrling verſchwieg ich Alles, was ich im Sinne trug. Der März lief zu Ende und gegen Sommers Anfang ſollte ich nach Spandau verſetzt werden. Garſias, bevor er nach Leipzig abging, gab mir einen Creditbrief von 200 Thalern an das Handelshaus Peitzner und Klaucke in Hamburg mit auf die Ausflucht. Nebſtdem händigte er mir zehn Stück Louisd'or zu meiner Reiſe ein und überließ mich der Obhut des Himmels. Einige gute Kleider, meine Oboe und Flöte nebſt großen ſilbernen Schnallen und etwas Noten ſteckte ich mir am Leibe herum und trug Alles zu Henry, der die Effecten einpackte und auf die Poſt nach Hamburg ſandte; mir ſelbſt gab er einen Empfehlungsbrief an ſeinen Jugendfreund, den Schauſpieler Klingmann.

„Wohin?“ fragte Frau Krüger, als ich fortging. „Nach Hohenziatz reite ich, zum Vetter Rickert,“ war meine Antwort. Sie ſah es, wie ich ſo mit Kleidern bepackt und bepanzert mich durch eine ſchmale Thür ihres Hauſes zwängte, und dachte bei ſich — wie ſie ſpäter erzählte: — „Ei, der Musje Coſtenoble iſt ja heute ſo dick, wie ein Bacchus!“

Am 14. April 1790 ging ich früh auf die Poſt und erkundigte mich, wenn der Poſtwagen heute nach Hamburg abfahre? „Punkt zwei Uhr,“ war die Antwort. Als Paſſagier mich einſchreiben zu laſſen, verbot die Vorſicht; wie leicht hätte man auf dem Poſtamte nachfragen können, im Fall ich ſogleich vermißt worden wäre. Mithin wanderte ich nach ein Uhr wohlgemuth, ohne daß es mir einige Ueberwindung gekoſtet, oder daß mir der Kummer meiner Mutter eingefallen wäre, zum ſogenannten Krökenthore hinaus. Auf dem Wege dahin begegnete mir noch mein jüngerer Bruder Conrad, damals ein hoffnungsvoller Knabe von dreizehn Jahren.

So eigenwillig auch dieſer Bruder von jeher geweſen und ſo gering die Theilnahme auch ſeyn mochte, die er mir als Schooßkind der Mutter gezeigt hatte, ſo konnte ich mich jetzt einer Art von Rührung nicht erwehren, daß gerade er, gleichſam als Repräſentant der Familie, mir begegnete, um von ihm Abſchied zu nehmen. Ich ſagte ihm herzlich Lebewohl und ſchenkte ihm von meiner großen Baarſchaft ſechs Groſchen Courant, worüber der Knabe eine innige Freude hatte.

Vor dem Krökenthore ſtand ich ſtill und ſchauete mich um; es war höchſtens halb zwei Uhr. Wo ſollte ich dieſe Zeit hinbringen, die mir eine Ewigkeit dünchte? Ich erblickte auf der Landſtraße nichts als ein einzelnes Haus, den damals ſogenannten Galgenkrug, weil in deſſen Nähe das Hochgericht ſich befand. Ich pilgerte alſo hinein in dieſe Armenſünderſchenke und ließ mir ein Glas Kirſchbranntwein verabreichen, um mir Muth zu trinken, weil mein Herz vor Furcht einer möglichen Entdeckung meiner Flucht, mir hoch bis zur Kehle ſchlug. Die nächſte Thurmglocke brummte endlich die zweite Stunde des Nachmittages; aber kein Poſtwagen erſchien. Ich harrte bis drei und vier, und noch immer vernahm mein haſenſpitzes Ohr kein Rollen eines Wagens. Eine Höllenangſt überfiel mich, und ich ließ mir noch einige Gläſer Spiritus zur Aufrechthaltung kredenzen. Bis halb ſieben Uhr mußte ich wie ein Stillverzweifelnder in meinem Galgenkruge mich abquälen, als endlich das harmoniſche Knarren des ordinären, unbedeckten Poſtwagens mich meines Jammers entriß. Ich ſtürzte zum Aſyle hinaus und rief dem Schwager ein lautes: „Halt!“ zu. „Was gibt's?“ fragte dieſer ganz phlegmatiſch. — „Kann der Herr mich nicht mitnehmen bis zur nächſten Station?“ — „Nicht möglich,“ war die Antwort: — „der Wagen iſt ja ganz beſetzt, wie Sie ſehen.“ — Meine Angſt ſtieg bis zur Höllenpein. „Ich geb' Ihm einen Gulden — einen Thaler geb' ich Ihm, laſſ' er mich nur auf irgend einem Poſtkaſten ſitzen, ſey es auch noch ſo unbequem, wenn ich nur mitkomme.“ — Der Thaler that ſeine Wirkung, und mir ward ein Sitz auf einer ſchiefliegenden Kiſte angewieſen, wo ich die Beine nicht einmal herunterhängen konnte, ſondern gerade mit den Schenkeln gleich ausſtrecken mußte; wo ich weder Rück- noch Seitenlehne hatte und mich mit beiden Händen an den Poſtſtücken feſtzuhalten genöthigt war, wenn ich nicht bei jedem Stoße — und die damaligen preußiſchen Poſtwagen ſtießen nicht ſchlecht, — zwiſchen die Räder fallen wollte. Dabei hub der liebe Himmel an zu tröpfeln, als ob die lieben Englein ein himmliſches Bad auszuſchöpfen befehligt wären. Dennoch ſaß ich auf meiner Poſtfolter, im dünnen Oberröckchen, mit offenem Hals ohne Tuch und einem Spazierſtöckchen in der Hand vergnügter als ein junger Fähnrich, der zum erſtenmale die Wache als Commandirender bezieht.

II.

Eintritt in die Kunſtwelt.

Kaum angelangt in der alten freien Stadt, fragte mich ein Arbeitsmann, wo ich logiren wolle? „Das weiß ich ſelbſt noch nicht,“ gab ich zur Antwort. — „So goh' de Herr man mit mi, ick föhr em in 'n neit Weerthshuus.“ — Ich folgte meinem Führer, der mich in eine enge Straße geleitete und in einem kleinen Gaſthofe, genannt „zur gelben Henne,“ am Dovenfleth, abſetzte.

Der Wirth, Namens Weisbach — ein drolliger Kerl, mit grünem Frack, rother Weſte und ſchwarzen Mancheſterhoſen, in die Stirn gekämmten und ſcharf über den Augenbrauen abgeſchnittenen Haaren, kam mir freundlich entgegen und logirte mich in ein artiges kleines Zimmerchen ſeines Hotels, worin gute Möbel und ein äußerſt reinliches Bett ſich befanden. Man gab hier zum erſtenmale Kotzebue's „Sonnenjungfrauen.“ Schröder ſtellte den Oberprieſter dar, und ich kann nicht ſagen, daß der große Mann gerade in dieſer Partie mich Neuling zu einer Art von Bewunderung hingeriſſen hätte, obgleich mir alles ſehr würdig und erhaben ſchien, was er verbrachte. Klingmann als Alonzo wurde mir lieb wegen ſeines hellen, wohltönenden Sprachorganes. Mad. Eule, als Cora, ließ mich ganz kalt, weil ſie vermuthlich ganz kalt ſpielte. Erfreulich war mir die Darſtellung der Langerhans als Amazili; eben ſo vergnügte mich ein Herr Diehel, der den Diego als erſtes Debüt äußerſt komiſch gab. Ach! dacht' ich bei mir, könnteſt du doch einmal auf dieſer Bühne dieſe Rolle verführen!

Hagemann gab zum erſten Debüt den Velasquez nicht ohne Verdienſt, aber ohne Theilnahme des Publikums. Ich hörte im Parterre ſagen: Klingmann habe Schrödern den Stuhl vor die Thür geſetzt und werde in Jahr und Tag die Bühne verlaſſen, in Folge deſſen ſey Hagemann als Erſatz engagirt; aber die Hamburger konnten Hagemann keinen Geſchmack abgewinnen, ſo ſchön er auch von Perſon war und ſo beſcheiden er auch neben Klingmann auftrat. Zukkarini war Rolla und unſtreitig der Juwel heutiger Vorſtellung, — ein Held im beſſeren Sinne des Wortes. Großartige Geberden, ohne Theatergeſpreiztheit, und Redekraft ohne Couliſſenreißerei. Madame Genſike war mir als Oberprieſterin gleichgültig, doch eben nicht ſtörend. Löhrs als Ataliba trat nicht ohne Würde einher, aber ſein Vortrag war ſehr predigend bei aller richtigen Betonung; es war keine Wärme darin und konnte alſo nicht beleben. Die ganze Vorſtellung erſchien durch fleißiges Zuſammenſpiel und tüchtiges Memoriren ſo abgerundet, wie mir zuvor nie etwas zu Ohr und Auge gekommen war. Dekoration und Garderobe waren ſo prächtig, als ich ſie in meinem Leben nie geſehen hatte, folglich genügten ſie mir ſchon.

Nach einigen Tagen erſchienen neue Kleider, die ich mir hatte machen laſſen, und ich ſchmückte mich mit ſo vielem Behagen, als ich noch nie empfunden hatte. Mein Körper, wenn auch keine Adonisgeſtalt, doch nicht widerwärtig, war mit einem blühenden Jünglingskopfe begabt und dieſer Kopf elegant friſirt mit ſechs Boukeln auf jeder Seite. So im Spiegel des Gaſthofs zur gelben Henne mich beſchauend — ſo mich auf die Bühne in Gedanken hinzaubernd — was konnte zu meinem Glücke fehlen? —

Ich trabte fort zum Opernhofe, wo, wie ich hörte, der Schauſpieler Klingmann wohnte. Als ich in das unſcheinbare Haus und in ein ziemlich artiges Zimmer trat, kam mir eine nicht hübſche, aber auch nicht unangenehme Frau entgegen und fragte: was mir zu Dienſten ſey? — Ich wollte Herrn Klingmann ſprechen. — „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe,“ entgegnete die artige Dame und nöthigte mich in ein eleganteres Zimmer. Sie fragte nach meinem Namen. „Müller heiß' ich,“ war meine Antwort; „ich habe einen Brief an Ihren Herrn Gemahl von ſeinem Jugendfreunde Henry.“ Wir ſchwazten Manches, wobei ich ſehr verlegen wurde, weil die Dame mir ſehr geiſtreich ſchien und ich fürchtete, nicht mit ihr Schritt halten zu können. Sie hatte einen ſehr ſchönen Knaben neben ſich ſtehen. Plötzlich brach ich das Geſpräch ab und fragte: „Iſt der ſchöne Knabe Ihr Sohn?“ — „Ja und nein,“ antwortete ſie; „er iſt ein Kind der Liebe. Da er aber meines Mannes Sohn iſt, ſo bin ich nach allen Rechten ſeine Mutter.“ Ueber dieſes Geſpräch, das die Dame mit vieler Feinheit, jedoch lächelnd führte, wurde ich noch verlegener als zuvor, weil ich eigentlich nicht wußte, was ich darauf antworten ſollte, obwohl mir mein Gefühl Manches ſagte, was eine gute Replik geworden wäre; hätte ich meinen guten Gedanken nur Worte zu verſchaffen gewußt. Das Beſte ſchien mir, mich gehorſamſt zu empfehlen, mit dem Verſprechen, ein andermal wieder zu kommen.

Nach dem Eſſen kam Klingmann, mich abzuholen. Er war äußerſt freundlich, was ihn ſehr gut kleidete, da er ein außerordentlich ſchöner Mann war. Wir gingen mit einander ins Hôtel de Saxe, ein nicht großes, aber doch äußerſt gutes Geſellſchafts-Wirthshaus, wo wir Caffee tranken und ich dem Wirth, einem ſehr gewandten und lebensklugen Mann, Namens Hamann, vorgeſtellt wurde. Klingmann wollte mich bereden, meine Henne zu verlaſſen und Hamanns Auberge dagegen zu wählen, was ich aber ablehnte, weil die Hennenleute mir ein gutes Bett, gutes Zimmer und ſehr gutes Eſſen gegeben hatten. Doch verſprach ich, dann und wann im Hôtel de Saxe zu eſſen. Abends war wieder „die Sonnenjungfrau“ im Theater, deren Liebeleien ich abermals mit anhörte.

Das Perſonal der Schröder'ſchen Bühne bildete freilich ein ſeltenes Zuſammenſpiel; aber wenn man ins Einzelne ging, ſo blieb Einem doch Manches zu wünſchen übrig. Eminente Talente, außer Schröder ſelbſt, konnte man ſchwerlich herausfinden; denn was das ſachkundige Publikum in Hamburg bemerkt, und auch gewiß in früherer Zeit und eben ſo ſpäter, als ich ein Glied ſeiner Bühne war, als [illegible] und applaudirt hat, möchte immer nur Mittelgut zu nennen ſein; aber gewiſſenhafte Arbeit, wie z. B. [illegible], die durch Schröders Kunſt oder einige Naturmittel ſich einen Namen gemacht hatten. Darunter gehörte unſtreitig der vergötterte Klingmann ſelbſt. Körperſchöne, Wohllaut des Sprechorgans, Jugendfeuer und tiefes Gefühl waren dieſem Manne durchaus nicht abzuſprechen; was mußte alſo unter der Hand eines Seelenbildners, wie Schröder, für eine Göttergeſtalt hervorgehen aus dieſem edlen Marmor? Was für einen Hamlet, einen Carlos, einen Eduard Ruhberg gab Schröder zum Beſten durch Klingmann? — Was mußte aber dieſer gefeierte Klingmann werden, ſobald die genialen Einimpfungen des Bildungsmeiſters aufhören würden? Das wird ſich in der Folge zeigen. — Neben Schröder dachte ſich alſo unſtreitig damals nur Zuccarini ſtehen, und die Dame [illegible]. [illegible] war ein Schauſpieler, der gewöhnlich ſeine Pflicht erfüllte und den Ruhm einer ſeltenen Rechtſchaffenheit damit verband; aber von dem, was man Meiſterkunſt nennt, hatte der würdige Mann durchaus keine Ahnung. Welche Anlage zum Künſtler hatte die Natur dem Langerhans gegeben; denn obſchon er in ernſthaften Rollen eine unausſtehliche, ſingende Manier ſich zu eigen gemacht hatte, ſo war er doch im Luſtſpiele, zumal in zweiten Militärrollen oder betrunkenen Bauern, eben ſo mehr als erfreulich. Daſſelbe konnte man von deſſen Gattin ſagen, die in naiven Partien die Liebenswürdigkeit und Natur ſelbſt war, aber als ernſthafte Liebhaberin durchaus manierirt, kalt und gekünſtelt ihren Charakter vortrug. — [illegible] war, wie früher, ein luſtiger Burſche, mit einem derben Baſſe verſehen.

Er übertrieb nie im Vortrag oder Geberde, wohl aber zur Ergänzung der höhern Register erlaubte er ſich allerlei Einſchiebſel, die wohl nicht überall die Cenſur paſſirt haben möchten. Im Ganzen fehlte es ſeinem Geſange, wie ſeiner Rede, an jener Geſchmeidigkeit, welche ſo ſehr an Italienern entzückt, und jener Freiheit des Ausdrucks auch in der Poſſe, welche auch dem Gebildeten ein unwillkührliches Lächeln entlockt und ſogar auch von den Keuſcheſten des weiblichen Geſchlechts tolerirt und als gut anerkannt wird. Seine Dame war noch immer recht hübſch, und ward damit für eine ganz gute Liebhaberin angegeben und genommen. Die Gemahlin des großen Schröder wurde auch als eine der trefflichen Darſtellerinnen geprieſen, und als ſolche preiſt ſie auch in Schröders Leben der Profeſſor Meyer; aber es thut mir leid, nicht in die Lobeserhebungen des Schröder'ſchen Biographen einſtimmen zu können. Madame Schröder war eine hohe, ſchöne, imponirende Geſtalt; aber der Ausdruck ihrer Rede ſchien mir ſo kalt, ſo abgemeſſen — der Ton ihrer Stimme ſo wenig melodiſch, daß ſie mich nie hat erwärmen können, obwohl der höchſt verwendete Fleiß nicht zu verkennen war in ihren Leiſtungen. Ich glaube, es ging mit ihr ſo, wie mit allen Directionsfrauen: die Gewalt des Gatten hatte ſie zu Dem gemacht, was ſie nun einmal galt, und die freie Auswahl glänzender Partien. — Die [illegible] war eine Frau für untergeordnete Mütterrollen, worin ſie nicht übel erſchien; aber eine Gräfin Amaldi hätte Schröder ihr nicht anvertrauen ſollen. — Schmidt ſtellte Chevaliers und Deutſch-Franzoſen auf eine dem Kenner genügende Weiſe dar. Er zeigte ſich gewandt und leicht in ſeinen Geberden. Auch wußte er Pedanten, man kann ſagen mit Virtuoſität zu geben. Beſonders aber wurde ſein Spiel auf der Geige gerühmt in der Oper: „Die Liebe im Narrenhauſe.“ Da aber die Oper von Schröder entlaſſen worden, ſo hörte ich weder Schmidts Violine und Dittersdorf's „Narrenhaus,“ und referire nur nach Relation.

Merkwürdig war dieſer Schauſpieler Schmidt* ſchon deshalb geworden, weil man von ihm erzählte, er ſey nicht nach einem Kumpane mit einer gekrönten Dame [illegible] geweſen und deswegen aus der Feſtung entflohen. Die Flucht ſey um ſo [illegible] geweſen, da der Mitgenoſſe ſeines Freunds ergriffen und Zeitlebens in die tiefſten Werke einer Feſtung bei [illegible] geſperrt worden.

Diebel war ſehr wirkſam in dem komiſchen Polterern und Pedanten; er fiel aber dem Schröder'ſchen Theater bald heraus. Warum? weiß ich nicht. — Ungemann verließ die Hamburger Bühne wieder, weil das Publikum ihn nicht leiden konnte. — Der junge Reinecke, von ſeinem Vater Schrödern zur Ausbildung übergeben, konnte nicht gedeihen auf einem Platze, wo er nur zweite zärtliche Liebhaber zu verarbeiten hatte. Dieſer junge Mann war durchaus nur zum Komiker geſchaffen, was ſich auch in der Folge bei anderen Bühnen vollkommen beſtätigt hat. Während war ein Komiker für den Platz; auswärts hätte er ſich nicht wagen dürfen. Jakel war ſehr unbedeutend und hatte obendrein einen Sprachfehler im Ziſchlaute „ſch." — Diebel hatte zwar auch ein lispelndes R, das wie ein halbes G klang, aber für ſein Rollenfach nicht unangenehm wirkte.

Außer „der Sonnenjungfrau" hatte ich noch Gelegenheit, Schröders Shylock zu bewundern. Er gab ihn durchaus ohne Anklang eines gewiſſen jüdiſchen Dialekts, trat ſtolz und ſich ſeines Reichthums bewußt auf, ſo, daß ſich in der Folge ſeine ganze Darſtellung großartig geſtaltete. Nur begriff ich erſtens nicht, daß er in der Tracht eines polniſchen Juden, mit einem an beiden Seiten aufgekrämpten Hute erſchien, und ſo bis zu Ende ſpielte; zweitens war es mir ein Gräuel, daß man, vermuthlich, um die gräßliche Scene zwiſchen Tubal und Shylock zu mildern, Erſterem allerlei Späße in den Mund gelegt hatte.

---

* Nicht mit dem jetzigen Director des Hamburger Theaters zu verwechſeln.

z. B.: „Ach Gott! wie bin ich doch ſo geſchlagen von der Welt! O Gott gerechter! Mein Dukat — mein Dukat thut ſo weh!“ Das Grandioſe der Scene mußte offenbar verlieren bei dieſen gemein jüdiſchen Äußerungen, und ich kann mir nur vorſtellen, daß ein ſo klarer Geiſt, wie Schröder, ſie nur deshalb eingemengt hat, um zu ſeiner Zeit überhaupt den Shakeſpeare'ſchen Werken Eingang zu verſchaffen bei einem Volke, das ohne dieſen erbärmlichen Zuſatz den ganzen „Kaufmann von Venedig“ nicht auf der Bühne geduldet haben würde.

Ebenſo war ein trockener Antonio, ſo wie mir Madame Schröder als Portia ſehr froſtig erſchien. Daß der Doge mit dem verſammelten Senate im Fond des Theaters auf einer mit Schranken umgebenen Erhöhung ſich befand, gab kein gutes Bild, weil die Darſteller ſich immer zu ihm in den Grund wenden mußten, wodurch die größere Hälfte ihres Hinterkörpers dem Publikum zugekehrt wurde. Daß die Käſtchenwahl der drei Freier hinter einander folgte, war ſehr zweckmäßig, was auch die blinden und durchaus blind ſein wollenden Shakeſpearianer dagegen einwenden mögen. Daß der vorhin getadelte Sitz des Senates ſo unpaſſend erſchien, war wohl nur einer weiſen Ökonomie zuzuſchreiben.

Als Goldoni's gutherziger Polterer war Schröder unerreichbar groß, und ich habe ſpäter vom Hörenſagen, daß Iffland der Einzige nach ihm geweſen ſei, der in dieſem ſchwierigen Charakter ſo außerordentlich gewirkt haben ſoll.

In Schröders „vernünftigem Narren, oder Keiner verſteht den Andern“ war der Verfaſſer als lebensüberdrüſſiger Engländer über alle Maßen ergötzlich durch ſeine wahre, trockene Einfachheit und Kürze; faſt ohne alle Geberde gab der große Mann dieſe Rolle, und doch war Alles lauter Seele und Leben.

Ich ſchrieb dem Bruder Gerhard einen ſehr heitern Brief, als ich einige Wochen in Hamburg verweilt haben mochte. Ich dankte ihm für ſeine Geldhülfe und verſicherte recht frech: daß ich nächſtens trachten würde, in einer Condition bei irgend einem Meister meines Gewerbes zu treten. Die Schwester des Markus grüßte ich sehr gerührt und war sogar [illegible] genug, einen Gruß an mein Mütterchen zu bestellen. Der Brief war [illegible] [illegible], voll orthographischer Fehler und ohne allen Zusammenhang.

Drei Wochen mochte ich ungefähr in Hamburg recht lustig und guter Dinge verlebt haben, da fiel mir denn ein, warum ich eigentlich in die weite Welt gegangen sei. Ich nahm mit Herrn Klingemann Abrede, daß ich von Ostern nach Weimar zur neuen Truppe der Herren Kind und Petersen abreisen wolle. Auch bei Philippi und Klose berührte ich die nahe Abreise. Als Philippi mich fragte: „Wohin gedenken Sie?" erwiderte ich schnell: „nach Stralsund." — „Was wollen Sie denn in dem Neste?" fragte Philippi weiter. — „Das weiß ich selber nicht," gab ich zur Antwort, „ich habe die Grille mir nun einmal so in den Kopf gesetzt." — Sonderbar war es, daß ich die Keckheit hatte, in Hamburg unter geänderten Namen aufzutreten, und mich doch durch Zufall in peinliche Verlegenheit hätte setzen können; z. B. wenn Klingemann, bei dem ich Müller hieß, mit Philippi zusammen getroffen — und sich leicht hätte fügen können, — wie beschämt würde ich da gestanden sein, wenn Philippi mich bei meinem wahren Namen genannt hätte! Mein guter Stern ersparte mir die Beschämung, vor dem edlen, gütigen Philippi als ein Lügner zu erscheinen. Ehe ich mich von diesem Manne beurlaubte und mir noch eine gute Portion [illegible] einhändigen ließ, sprachen wir noch Viel über Schröders Theater. Besonders enthusiasmirt war der [illegible] vom Spiele des Schauspielers Opitz in Leipzig, und da ich ihm vorgeplaudert hatte, ich würde späterhin auch nach Leipzig mich wenden, so trug er mir einen herzlichen Gruß an Opitz auf, mit der Bemerkung: der treffliche Künstler solle die Hamburger doch recht bald mit seinem Gastspielen beehren. Man kann denken, was für eine Vorstellung ich mir von den Talenten dieses Künstlers machen mußte, da mein Freund Gerhard Schmidt eben so glücklich von [illegible] Verfolgungen zu schwärmen pflegte.

Ich habe keine deutliche Erinnerung mehr von der ganzen Fahrt von Hamburg nach Wismar. Wenn ich jetzt so über mich nachdenke, da ich doch damals bereits zwanzig Jahre zählte, so muß ich bekennen, daß ich ein seltsames mixtum compositum von Naivetät und Leichtsinn war. Wie leicht hätte ein anderer junger Mensch mit gefüllter Tasche im verführerischen Hamburg sich in einen Strudel von Ausschweifungen stürzen können! Ich aber — hat mich vielleicht mein guter Engel bewahrt? — ging ganz so aus Hamburg heraus, wie ich diese Stadt betreten hatte.

In Wismar angelangt, logirte mich der Zufall im Gasthofe eines Herrn Horst. Ein Schauspieler Berg bemächtigte sich gleich meiner Person, meines Mantels und nach einigen Tagen auch meiner guten Wäsche und Garderobe. Man quartirte uns in Ein Zimmer, und da er ein verunglückter Student war, so hatte ich genügend Gelegenheit, durch seinen Umgang einen Begriff von einigen Regeln der deutschen Sprache zu empfangen. Er wußte dem Gespräch eine eigene Art von Wendung zu geben, wodurch ich mindestens den richtigen Gebrauch des Mir und Mich vollkommen einsehen lernte. Eben so verfuhr er mit dem Sie und Ihnen. Später kam er auf das Du und Dein. Er lehrte z. B. so: „Wenn ich Eines von Deinen schönen Oberhemden gern haben möchte — wir wären bereits auf Du und Du, — so sagte ich: Schenke mir eins, Herr Bruder! — Wären wir nun nicht Duzbrüder, so antwortetest Du: „Ich schenke es Ihnen, Herr Berg!" — „Jetzt aber sprichst du natürlicher: „Ich schenke es Dir." — Ich begriff den Schwindel und auch die Absicht. Ich ging zum Koffer, holte Wäsche heraus und sagte: „Ich schenke Dir zwei, lieber Bruder!" Er küßte mich und dankte weiter. Und so lernte ich denn nach und nach das ganz richtig Deutsch sprechen und schreiben, ohne grammatikalische Regeln zu kennen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

geborener Franzoſe, der eigentlich Gourmanger hieß und mit der Fiſcher in einer wilden Ehe lebte, hatte den Fremden darzuſtellen. Eine ſeltene Erſcheinung, daß man den Franzoſen nur wenig oder gar nicht heraushörte. Er ſprach mit Empfindung und Wahrheit. Ebeling als Franz war nicht übel, nur ſein Geſicht zu bewegen mit der ehrlichen Rolle; gegen uns der Bühne herunter hatte ſeine Phyſiognomie einen Bedientenausdruck, was außer dem Theater ganz und gar wegfiel. Minna Klos hatte als Lotte nur einen Fehler; ſie war zu jugendlich — übrigens eine recht nette, natürliche, doch nicht erhebliche Leiſtung. — Ein Herr Meyer, den ich früher ſchon bei Bethmann in Magdeburg in untergeordneten Rollen hatte auftreten ſehen, und der ſeiner lobenswerthen Eleganz wegen nur als Iffland'ſcher Graf Wallenheim in „Bewußtſein“ gefiel, — gab hier den Major von der Horſt nicht ohne Verſtand, aber eben ſo kalt und ſteif, wie ſonſt den Herrn Wallenheim. Klos ſelbſt ſtand in der Rolle des Bittermann ganz an ſeiner Stelle, nämlich ſo, wie man ſich gewöhnlich dieſen Philiſter auf den Brettern denkt und wünſcht: gutmüthig-ſerviliſt; — an eine Fülle von Humor, wie uns Iffland ſpäter ſchauen ließ; an eine humoriſtiſche Wichtigkeit — an eine behagliche Wohlgefälligkeit mit ſich ſelbſt, die den ganzen Charakter in ein neues, ein gehobenes Licht ſtellte, — war bei Klos natürlich nicht zu denken. Aber, wie geſagt, Klos, und begreiflich jeder andere, wie man ſich wohl ausdrückt, brave Schauſpieler und dieſer Rolle zu machen pflegte, that Klos redlich und erreichte ſeinen Zweck: — er befriedigte. Bei der Probe, wo er zum Grafen ſagte: „Ich werde die Ehre haben, Euer Excellenz zu begleiten“ und ich als Peter meine mit dumm-freundlichem Lächeln begleitete: „Ich werde auch die Ehre haben!“ hinzufügen wollte, — meinte Klos, das ſey nicht deutlich genug; ich müſſe den Kopf mehr vorſtrecken, ſtärker grinſen und die albernartige Dienſtfertigkeit in allen Theilen weit ſtärker ausdrücken. Auf der Probe machte ich meinem Herrn Bittermann, wie Klos, auch dieſes mir Vorgetragene treulich nach; aber bei der Vorſtellung kam mir der Gedanke: wie würde wohl Carl Döbbelin dieſe ganze Rolle geben und alſo auch die angezogene Rede ſagen? Das ganze Bild Peters ſtand natürlich und klar vor meinem inneren Auge; ich folgte alſo dem Genius des hoch-komiſchen Meiſters, und hatte die Satisfaktion, recht ſehr anzuſprechen mit meiner Einfachheit, fern von aller Ueberladung.

Außer den genannten Mitgliedern zählte das Perſonal noch einen Herrn Steinsberg — eigentlich: Carl Guolfinger, Ritter von Steinsberg; dieſer und ſein Jugend- und Univerſitätsfreund, Franz Xaver Wolf, wurden nur untergeordnet verwendet; letzterer gar mußte ſich zum Orakelſitz bequemen. Thörichte Direktionen! die Nichts ſehen und glauben, was ihnen nicht mit Händen gereicht wird. Steinsberg war bei anderen Bühnen ein recht wackerer Komiker und hat in früherer Zeit ſogar ſich als Liebhaber und Held nicht ohne Glück verſucht. Wolf aber wäre eine Zierde der erſten Bühnen Deutſchlands geworden, wie er ein unſchätzbares Juwel für die Mederiſche und Faller'ſche Unternehmung wurde und blieb, bis ans Ende ſeines gequälten Lebens. Schließlich war noch ein junger Berliner, Namens Rumpf, bei Klos und Butenop. Er wurde ſo zu allerlei ſchlechten erſten und, wenn ſie nicht gar zu bedeutend waren, zu zweiten trockenen Liebhabern verbraucht. Es war, ſchien mir, ein ganz gutmüthiger Menſch, aber ziemlich ſade und bornirt, weßhalb die Theaterwitzlinge ihn gewöhnlich nur Rumpf ohne Kopf zu nennen pflegten.

Außer „Menſchenhaß und Reue“ ſind mir noch an Vorſtellungen dieſer jungen Bühne im Gedächtniß geblieben: „Der Strich durch die Rechnung; der argwöhniſche Ehemann; die Erbſchleicher“ und „die Eiferſüchtigen“ von Schröder. Auch „Glück beſſert Thorheit,“ wo Ehrling, als geborener Hamburger, den Peter gut gab, ſo wie die Dame Butenop, als geborene Mecklenburgerin, die Jliche gar nicht verfehlte. Butenop ſchritt als Direktor aus ſeiner Bahn und führte den

Gouverneur vor, ſo gut es ſeine Eigenthümlichkeit zuließ. Die Partie iſt ſo brillant, daß auch der Mittelmäßige mit ihr etwas leiſten wird; was Wunder, daß Butenop ſehr gefiel? — Berg bekam in Gotters „argwöhniſchem Ehemann" die Hauptrolle, worüber er ſo ſtutzig wurde und die ihm ſo ſchwierig ſchien, daß er in der Angſt ſeines Herzens mich bat, dieſe Rieſenarbeit für ihn in drei Tagen zu übernehmen. Bühnengewandter als er, vom Privattheater her, ergriff ich keck den Bruno, meinend, das ſey nur Spielwerk. Aber wie hatte ich mich getäuſcht! Nur höchſtens memorirt war mein Bruno — von einer Art Auseinanderſetzung oder Farbengebung des ſchwierigen Charakters hatte ich gar keine Ahnung, und da mir das erſte Element: ganz ſicheres Innehaben der Partie, mangelte und ich auf meinen — ich möchte ſagen Inſtinkt — mich nicht verlaſſen konnte, ſo entſtand bei der Vorſtellung ein ängſtliches Schwanken und Abhaspeln der Reden, ſo, daß ich am Ende ſelbſt nicht mehr wußte, was ich wollte oder that, und der Schluß nur ganz übel und böſe herbeigeführt wurde. Dies war ein tüchtiges Lehrgeld für meine Eitelkeit! —

Einige Wochen mochten wir ſo unſer Unweſen getrieben haben, als vom Schweriner Hoftheater verſchriebene Gäſte eintrafen, vermuthlich, um die bereits ſchlecht ſchwimmende Unternehmung über'm Waſſer zu halten. Es erſchienen Herr und Madame Friebach, Bröckelmann, Mad. Clabius, Balletmeiſter Lehmeyer und der Tenoriſt Hiller. Alle logirten bei Evers. Bröckelmann, ein Bonmotjäger erſten Ranges, erheiterte an der Table d'hôte die ganze Geſellſchaft. Viel Behagen fand an ſeinen Schwänken beſonders ein fröhlicher Iſraelit, Namens Rothſchild — ich glaube, der Stammhalter aller jetzigen weltbekannten Rothſchilde.

Die größte Einnahme wurde Klos und Butenop zu Theil durch die Vorſtellung des Ballets: „Horis und Glocke." Friebach gab den Horis und Lehmeyer den Glocke. Beide waren recht tüchtige Springer, aber weiter auch nichts, wenn ich meinen jetzigen Geſchmack, den ich durch Wiener Ballette erworben, zum Maßſtab nehme. Madame Friebach war eine recht flinke, rüſtige Tänzerin, hatte nur ein wenig zu viel Embonpoint. Sie war früher mit dem Schauſpieler Koffka verheirathet geweſen. — Nach der Vorſtellung von „Horia und Kloſka“ — wo, wie bekannt, ein ungariſcher Gutsbeſitzer von den Rebellen aus dem Fenſter ſeines Schloſſes und auf die vorgehaltenen Bajonette der Räuberrotte, die unten nach Blute lechzt, geſpießt wird, — was freilich nur durch eine dem Ungarn ähnliche, ausgeſtopfte Geſtalt bewirkt werden kann — fragte mich an der Wirthstafel ein ſonſt recht gebildeter Beamter: „wie das Herr Brökelmann — er ſtellte den Geſtürzten dar — aushalten könne, ohne ſich wehe zu thun? Er müßte wohl mit einem Panzer verſehen geweſen ſeyn?“

Weil nach Abzug der Schweriner mit ihren Tänzen auch die Lockvögel ſchwanden, welche die Theaterkaſſe mit guten Dritteln füllten, ſo wurde beſchloſſen, mit der Truppe in Altona ein ferneres Heil zu verſuchen. — Als ich das erfuhr, wurde mir wunderlich um's Herz, Peißners wegen, der nichts von meinem Schritt zum Theater wußte noch ahnete, und wenn er mich in Altona auftreten ſähe, er mich doch wieder erkennen müßte. Indeß — ich ſchlug mir die Zukunft aus dem Sinn, und ließ es gehen, wie es konnte. Auf alle Fälle beſchloß ich, dem guten Peißner bei meiner Ankunft zu Altona Alles zu entdecken und meinen wahren Namen wieder anzunehmen.

Vor unſerer Abreiſe machte ich und Berg und noch einige Kunſtfreunde Bekanntſchaft mit einem Seekapitän, der nächſter Tage in See zu gehen gedachte. Wir ſangen Abends vor ſeiner Abfahrt recht fröhliche Lieder, bei welcher Gelegenheit ich mich mit Eberling ganz verſtändigte. Berg, der eine gute Stimme hatte, gab das für Viele, und beſonders für mich, ganz neue Lied der Rekruten zum Beſten, die nach Amerika abgeführt werden ſollten. Nämlich: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd ſtark! ꝛc.“ Dieſe Dichtung mit Melodie, bald mit Begeiſterung, bald mit weicher Stimme vorgetragen, machte einen unverwischbaren Eindruck auf mich, den ich nie verlieren werde, so lange ich eines Gedankens fähig bin. Besonders ergriff mich die Stelle:

„Denn Gott iſt hier, und Gott iſt dort,
Und er verläßt uns nie!“

ſo mächtig, daß heiße Thränen mir zahllos und ſtill über die Wangen floſſen, worüber mich Berg ſogleich herzlich küßte.

Unſere Direktion machte nun Anſtalt zur Ueberſiedelung nach dem Tochterland der Dänen. An den gewöhnlichen Tagen, wo die Gagen gezahlt wurden, machte ich mir nun öfters zu ſchaffen im Hauſe des erſten Unternehmers. Mad. Klos, eine Frau von ſchönem Takte, mochte meine Abſicht wohl ſchärfer durchſchauen, als ihr ſorgloſer Herr Gemahl. In ihrer Menſchenkenntniß beſchloß ſie, mich ein- für allemal einzuſchüchtern, daß mir die Anſpielung auf eine Beſoldung im Entſtehen auf der Zunge erſterben mußte. „Es iſt nicht gut in Wismar gegangen, mein lieber Herr Müller! In Altona, hoff' ich, ſoll es beſſer werden, wo wir auch Ihrer Gefälligkeiten gedenken wollen, wie ſich's gehört. Ueberdies“ — fuhr ſie, anmuthig lächelnd, fort — „wird bei Ihnen ja wohl der Vorrath noch nicht ausgegangen ſeyn?“ — Ich verbeugte mich und ſchwieg, dachte aber: wenn du immer ſo fortdienen ſollteſt, ſo möchte wohl bald der Vorrath ausgehen. —

Wir legten den Weg nach Altona ſehr vergnügt zurück. Ebeling, Berg, ich, Steinsberg, Wolf und Rumpf waren auf einen Wagen gepackt. Alle waren wie ein Herz und eine Seele, und fröhlich rollten wir unter Scherz und Lachen, [illegible], Travestiren, unter Singen und Trinken unſerm Ziele entgegen.

Vor Eröffnung der Bühne meldete ich Freiherrn meine Ankunft unter den obwaltenden Verhältniſſen und fragte an: ob er mir auch jetzt noch geſtattete, ihn zu beſuchen, oder ob das leidige Vorurtheil eine Scheidewand zwiſchen uns für immer gezogen habe? — Leißner, ſo aufgeklärt als wohlwollend, antwortete mir, meinem Wunſche gemäß, und machte es mir zur Pflicht, ihn ſofort zu beſuchen. Er empfing mich ſo liebreich als ehedem; nur gab er mir zu bemerken, daß er zweifle, ich werde in der neu gewählten Laufbahn jemals ſo viel inneren Frieden erwerben, als in der verlaſſenen. Ich ſagte ihm, ſo gut ich es vermochte, meine ſchon von Kindheit an gehegte und gepflegte, unbezwingliche Neigung zur Bühne auseinander und ſchloß mit den albernen Worten: „Beim Theater kann es mir doch auch nicht an Gelegenheit fehlen, Menſchenkenntniß zu erwerben.“ — „Wenn Sie,“ entgegnete Leißner ſehr vernünftig, „Schauſpieler kennen lernen und deren gewöhnliches Thun und Treiben, ſo mag das für Ihren Wirkungskreis ſein Schlimmes und ſein Gutes haben; aber Menſchenkenntniß, wie man deren bedarf zur Ausübung der ſchweren Kunſt der Menſchendarſtellung — werden Sie ſich nimmermehr erfreuen unter dem Troß gewöhnlicher Komödianten. Indeß — Jeder iſt ſeines Glückes Schmied, und ich wünſche Ihnen von Herzen alles Gute.“ — Als er mich entließ, gab er mir noch eine kleine Summe, die ich von ihm verlangte, mit dem Zuſatze: er müſſe doch nun meine ganze Situation an Schmidt nach Magdeburg berichten, um ſich in Kenntniß zu ſetzen, ob er gehalten ſey, unter gegenwärtigen Umſtänden mir ferner noch Zahlungen zu leiſten. Ich fand das ſehr begreiflich und beurlaubte mich.

Der Direktion meldete ich nun ohne Zeitverluſt meinen wahren Namen und daß ich geſonnen ſey, den erborgten für immer abzulegen.

Im Luſtſpiele: „Henriette, oder: ſie iſt ſchon verheirathet“ wurde mir der deutſche Bediente Johann zugetheilt. Leißner beſuchte die Vorſtellung und hatte an mir zu kritiſiren, daß ich die ganze Rolle geſpielt habe, ohne die Hände aus den Rocktaſchen zu bringen. Ich meinte, dieſe Oekonomie der Bewegungen habe Lob verdient.

Zu unſerer Geſellſchaft trat jetzt noch die ſämmtliche Löwe'ſche Familie. Der alte Löwe trat auf als Hieronymus Bilderbeck in „Geſchwind, eh' es Jemand erfährt." Er war zu alt und ſtumpf, um dieſer Partie Genüge zu leiſten. — Louiſe Löwe, die älteſte Tochter, debütirte als Louiſe in „Kabale und Liebe," und war nicht unangenehm, ſo viel ich mich entſinne; aber ihr Major war deſto unausſtehlicher, was mir noch klar vor der Seele ſteht. Wie konnte der ſteife, unempfindliche Menſch ſo einen liebeglühenden Jüngling auch nur im mindeſten Grade begreifen oder ahnen? — Ich war der Hofmarſchall und hatte das Glück, ſtarken Applaus davon zu tragen. Ob ich gleichwohl die Mittelmäßigkeit erreichte oder etwas darüber hinaus ging, das wage ich jetzt nicht zu entſcheiden; damals glaubte ich ein Meiſterſtück zu liefern, eben weil man — klatſchte. Sind die Beklatſchten aber in der Regel Meiſter?

So oft ich Herr einiger Minuten war, beſuchte ich das Hamburger Theater. Dort ſah ich den mir unvergeßlichen „König Lear" Schröders. Rechenſchaft kann ich mir freilich nicht mehr geben von Allem, was ich ſah, hörte und empfand, — ich war zu jung und ungebildet, um mehr als fühlen zu können; Reflexion kam nicht in meine Seele — aber ſeit Schröders Lear hat mir keiner mehr ganz gefallen können. Iffland kam ihm am nächſten in ſeiner Wirkung auf mich, und die von Eßlair dargeſtellte Scene des Wahnſinns erinnerte mich plötzlich an den Unerreichbaren. — Andere Lear's, wie auch das Publikum ſtürmen und vergöttern mochte, ließen mich ganz kalt, und ich konnte höchſtens nur die Ausdauer ihrer phyſiſchen Kraft bewundern, oder in der Scene, wo der greiſe König Cordelien erkennt, zum Mitgefühle hingeriſſen werden. Höchſt zuwider war und blieb mir immer das geſpreizte Hintreten und mit dem Baum-Aſte Aufſtampfen bei den Worten: „Jeder Zoll ein König!" — Die königliche Würde Schröders zeigte ſich hier nur im Tone, den ich mit Worten nicht wiedergeben kann, und in einem erhabenen Blick der Augen. —

Daß Schröder übrigens ſeinen Narren wie einen Handwerk oder Arlechine kleidete, und daß Herr Michaud ihn wie einen gemeinen Spaßmacher gab, konnte ich mit der Kunſtgröße des genialen Mannes nicht zuſammenreimen. — Mad. Schröder war eine kalte, gemeſſene, ſteife Cordelia; ich konnte ihr weder in dieſer noch in ſonſt einer Rolle Geſchmack abgewinnen.

Iffland's „Herbſttag“ wurde zum erſtenmale vorgeführt. Daß Schröder ein ausgezeichneter Licentiat Mommer ſeyn mußte, war vorauszuſehen und wurde vorhergeſagt von Schröder's Jüngern. Eben ſo herrlich ſtand die Starkin da als Frau Seeler. Man kann ſich kein vollendeteres Bild großmütterlicher Würde mit feinſter Komik verbunden denken, als es dieſe Frau aufführte! Dagegen that mir der ſchnarrende Kanzleiton des Schauſpielers Löhr in der gemüthlichen Rolle des Selbert ſehr wehe. Ich begriff nicht, wie man neben Schröder nur ſo ſprechen könne. Zuccarini's Freiherr von Lohner war eine edle Geſtalt von außen — hatte alles Anmuthige eines gebildeten Weltmannes, während Ausdruck der Rede und Miene den kalten Sophiſten nicht verkennen ließ, der mit den heiligſten Gefühlen unwürdiges Spiel zu treiben gewohnt war. — Ein junger Mann, Namens Stentich, deſſen Bildung Schrödern von ſeinen Eltern anvertraut war, trat zum erſtenmale auf als Peter Selbert. Daß der Noviz gefiel, konnte nicht wundern; unter Schröder's Leitung und Beyhilfe konnte er mit Vorführung einer ſolchen Paraderolle leicht gefallen. Seine Anlagen ließen ſich daraus keineswegs bemeſſen.

Ferner ſah ich noch von Schröder den Goldoni'ſchen Poſidom Brantpott, den gutherzigen Polterer mit ungemeinem Aufwande von Kunſt geben; oder vielmehr, man bemerkte gar keinen Aufwand. — Alles ging ſo rund und leicht vor ſich, als ob es eine Geſchichte ſey, die ſich eben begebe, und doch mußte man wieder erſtaunen über den Reichthum der verſchiedenſten Schattirungen und Lichter von Zorn und Gutmüthigkeit. Er war eine höchſt wundervolle Geſtaltung!

„Den vernünftigen Narren," von Schröder gedichtet und vorgeſtellt, hatte ich das Glück zu ſehen. Mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit rollte das kleine Luſtſpiel von allen Zungen, ohne an Deutlichkeit einzubüßen. Auch ſah ich Gemmingen's „Hausvater" von Schröder mit ſchöner Wirkung, aber, wie es mir vorkam, im Aeußeren zu bürgerlich, vorführen. Zuccarini, als Graf Monheim, ſtand weit repräſentabler da, — das war ein Cavalier, wie man ſich ihn denkt. Die Kritik Zuccarini's ſoll ſich auch oft an Schröder's Wodmar gewagt haben; denn ſo oft der Direktor im Galakleide erſchien, ſagte Zuccarini ſehr ſpitzig: „Der Schneidermeiſter geht heute wieder nach Hofe." — Auch lag Zuccarini mit Schröder in ewigem Streite, und Erſterer ſchrie nach ſolchen Auftritten gewöhnlich: „Gott verdamme mich, wenn ich länger bei dem Sackermenter bleibe!" — Ich hörte auch erzählen, daß Schröder die Rollen des ſchwer memorirenden Zuccarini gewöhnlich mit ſehr kleiner Schrift ſchreiben ließ, um dieſen fulminirenden Schauſpieler zur baldigen Lieferung zu bewegen. Zuccarini ließ ſich oft anführen, wenn er die geringe Bogenzahl unterſuchte; ſobald er aber die Partie durchlas, die kein Ende nehmen wollte, rief er aus: „Gott verdamme mich! da hat mir der Sackermenter fünfzehn Bogen voll auf vier Bogen ſchmieren laſſen!" — Aber ſeines gegebenen Wortes eingedenk, quälte ſich der Cholerikus unter Fluchen und Schimpfen ſo lange, bis er die Partie inne hatte.

Klos und Butenop, nichts weniger als Seide ſpinnend, erklärten ſich, ich glaube am Ende Auguſt, inſolvent, und trennten ſich darauf. Klos wollte mit den Trümmern der Truppe ſein Heil in Lüneburg verſuchen, und Butenop ging, wie er ſagte, in's Preußiſche. Zu eben dieſer Zeit ließ mich Leißner rufen und zeigte mir einen offenen Brief vom Bruder Gerhard, in welchem mich dieſer, wegen meines Ueberganges zur Bühne, einen Abſchaum der Menſchheit nannte, und mir anzeigte, daß Leißner beauftragt ſey, mir ferner keinen Schilling mehr auszuzahlen, ich ſei denn ernſtlich entſchloſſen, mich alſofort wieder nach Magdeburg zu verfügen. Ich ſagte Peitzner, ich wolle mir die Sache in Ueberlegung nehmen. Als ich meinen Freunden die Neuigkeit mittheilte, rieth mir Steinsberg, mich ſo anzuſtellen, als ob ich nach Hauſe wolle, das Reiſegeld in Empfang zu nehmen, und wären wir insgeſammt einmal fort, ſo könnten wir uns ja ſchleichen, wo und wie es uns beliebte. Ich konnte keinen rechten Entſchluß faſſen und ſagte nur zu Peitzner, daß ich über Braunſchweig nach Magdeburg zurückkehren wolle, was den guten Mann ſehr zu erfreuen ſchien. Claude wollte mich bereden, wenn ich doch durchaus keinen Hang zu dem Gewerbe in mir ſpürte, zu dem ich beſtimmt war, ſo ſollte ich in Hamburg bleiben und die Navigationskunde ſtudiren, um einmal zur See mein Glück zu verſuchen; welchen Vorſchlag aber Peitzner als durchaus unſtatthaft verwarf.

Er meldete mir, daß er mich zur nächſten Poſtabfahrt nach Braunſchweig habe einſchreiben laſſen. Ich ging zu ihm und erhob eine Summe, die mehr als hinreichend war, eine dreifache Reiſe in die Heimath zu decken, und nahm von ihm herzlichen Abſchied. Schnell machte ſich nun Steinsberg mit einem Theil meiner empfangenen Baarſchaft auf die Poſt und ließ ſich nebſt Wolf gleichfalls nach Braunſchweig einſchreiben, und zwar für den nämlichen Tag, der zu meiner Abfahrt beſtimmt war.

Wir wandelten hierauf dem Lüneburg'ſchen Poſthauſe zu. Schon aus der Ferne erblickte ich Peitzner, der vermuthlich ein Augenzeuge meiner wirklichen Abreiſe ſeyn wollte. Kaum hatte ich Steinsberg von der drohenden Gefahr in Kenntniß geſetzt, ſo ziſchelte derſelbe mit unglaublicher Geiſtesgegenwart mir zu: „Geh' weg von uns; ſtelle Dich fremd und nenne uns, wenn wir ankommen: „Sie!“ — So geſchah es denn recht theatraliſch. Wir ſpielten eine Scene neuer Bekanntſchaft, und beſonders Steinsberg, ſo unbefangen und natürlich, daß der ehrliche Peitzner ſich freute, mich in ſo guter

Geſellſchaft zu wiſſen und uns noch herzlich die Hand reichte, als ich mit den beiden Schauſpielern fürbaß rollte. Bis wir in Braunſchweig anlangten, begegnete uns nichts Erhebliches, weil mein Gedächtniß nichts davon aufbewahrt hat.

Wir lebten ſechs oder acht Wochen lang, — in Braunſchweig ſehr froh und zufrieden von der damals ſehr beliebten Silhouettirkunſt, die meine Gefährten treiben konnten. Steinsberg und Wolf ließen gleich nach unſerer Ankunft in das Intelligenzblatt einrücken, wie ſie gekommen wären, das Braunſchweiger Publikum für weniges Silber in Gold zu konterfeien. Die Beſtellungen nahmen bald ihren Anfang und wurden mit jeder Woche häufiger. Steinsberg wandelte zur Abendzeit mit ſeiner Maſchine, womit er die abzureißenden Köpfe an den Seſſel zu ſchrauben pflegte, fleißig umher, und der geſchickte, anſpruchloſe Wolf ſaß zu Hauſe, wie feſt gebannt, und zeichnete die freundlichſten Dekorationen um und neben die ſchwarzen Bilder. Ganze Familien wurden ſo, geſchmackvoll gruppirt mit den künſtlichſten Enviren's, auf's Glas hingezeichnet, was wir uns dann auch theuer bezahlen ließen. Ich ſage mit Fleiß: „Wir," weil ich, nach und nach in das Geheimniß gezogen, ein Lehrling meiner Freunde wurde. Auch dieſer Broderwerb gab den Freuden unſeres Ritters Guelfinger reichliche Nahrung. Es läßt ſich wahrlich nicht mit Worten wiedergeben, wie außerordentlich komiſch kräftig der luſtige Kumpan uns eine Scene gab, wie er ſie, der Natur getreu, einer Judenfamilie, die er konterfeien mußte, abgelauſcht hatte. „Kaum" — ſagte Steinsberg: „hatte ich einen Judenkopf zu Papier gebracht, ſo ſchrie die ganze übrige Sippſchaft im ſingenden Dialekt: „„Schaut's do! 's doch der Schmuel, wie wenn er könnt' reden — und dos is doch, bei Gott, der Nathan mit ſeiner ganzen Fiſonomie, — und das do — ſchaut's hin! — das is doch der Moſſel mit ſeiner Naſ', ſo naſeweis, daß mer ihm möcht' geben ein Naſenſtüber."" — Jedoch erlebten wir in unſerem Kunſtjubel auch einſt einen Fall, der uns Alle recht niederſchlug. Sämmtliche Glieder des herzoglichen Hauſes waren auf einem Spiegelglaſe auf Obeliſken, die in einem Park anmuthig vertheilt waren, durch Wolf's Meiſterhand trefflich hingezeichnet, — es war ein außerordentlich gelungenes Werk! Steinsberg, der an einem der durchlauchtigſten Köpfe noch etwas verbeſſern will mit der Zeichennadel, lehnt ſich zu ſtark auf die Spiegelplatte und — knacks! bricht das vollendete Kunſtwerk mitten von einander. Wolf hatte beinahe zwölf Tage ununterbrochen daran gearbeitet. Wir waren einen ganzen Tag verſtimmt, und der melancholiſche Wolf weinte ſogar über den Verluſt. Der luſtige Ritter raffte ſeinen Muth aber bald wieder in die Höhe; brachte Tages darauf eine neue Spiegeltafel und das zertrümmerte Bild wurde noch vollſtändiger kopirt.

Schon in der fünften Woche hatten wir baare hundert Thaler erübrigt und gut gelebt. Unſere Baarſchaft beſtand in Braunſchweiger Zwei- und Viergroſchenſtücken, die Steinsberg eines Tages auf den Boden des Zimmers ausſtreute und, ſich niederlegend, die Propoſition machte, uns mit einander im Gelde zu wälzen, was wir denn auch ſogleich jubelnd in's Werk richteten. Uebrigens war es wohl merkwürdig, daß Keiner von uns Dreien irgend einen Hang zur Verſchwendung blicken ließ; wir lebten ſtill und eingezogen; hatten den Mittagstiſch bei einem kunſtſinnigen Friſeur, und lebten Tag aus Tag ein des Morgens und Abends von Brod, welches eben nicht reich mit Butter beſtrichen wurde. So oft Markttag einfiel, war abwechſelnd Jeder von uns verpflichtet, ein Stück friſche Butter zu kaufen und eigenhändig nach Hauſe zu tragen, welche Pflicht denn Steinsberg ſo fröhlich erfüllte, daß er auf einem grünen Kohlblatte ſeine Butter ſtets auf offener Hand zu uns, die wir im Fenſter lagen, hinauflachend, über den Markt, in's Haus trug.

Eines Morgens wurde Steinsberg in einen Gaſthof gerufen. Wir glaubten, irgend ein Reiſender, der im Intelligenz-

Blatte unſere Firma geleſen, wolle ſich ſilhouettiren laſſen. Als Steinsberg wiederkehrte, ſchrie er uns mit haſtigem Tone und einer Gluth von Freude im Geſicht entgegen: „Was meint's wohl — wer glaubt's wohl, daß mich in den Gaſthof beſtellt hat?“ — „Ein vornehmer Herr vermuthlich,“ war meine Gegenrede. — „Nix da!“ ſchrie Steinsberg: — „Ein Fürſt?“ fragte Wolf. „Nix da!“ rief Steinsberg lachend. „Gar ein König?“ fragte ich mitlachend. — „Einer, der ein König iſt und ein Prinz, ein Graf und ein Freiherr, ein Bürger und ein Bauer, ein Edelmann und ein Bettelmann — mit einem Worte: Einer, der Alles ſeyn kann und doch nichts iſt.“ — „Biſt Du verrückt?“ fragten wir Beide. „Vor Freude!“ entgegnete der Ritter. „Denkt's nur, Jungens! Der Butenop iſt angekommen, hat unſere Namen im Blattel geleſen und will uns alle Drei engagiren für ſein Theater, was er in einigen Wochen etabliren wird.“ — Nun fielen wir einander in die Arme, herzten und küßten uns und ſpielten, aufgeregt wie wir waren, ſogleich einige Scenen aus Schauſpielen, die unſeren Wünſchen am nächſten lagen. — Kann ich ſie je vergeſſen dieſe ſelige Zeit? — Haben alle erfüllten Wünſche ſpäterer Jahre mir nur den entfernteſten Anklang jener Glückſeligkeit gegeben, womit dieſe ſüßen Hoffnungen und Phantaſien uns himmelan trugen auf lauter Roſenwolken?

Butenop wollte uns Geld ſenden zur Reiſe nach Gardelegen, wo er ſeine Bühne eröffnen wollte; aber wir ſchlugen den Vorſchuß aus, großmüthig dem Director den Beſtand unſerer Finanzen eröffnend. Bald darauf fuhren wir mit Extrapoſt der Altmark zu und langten glücklich in Gardelegen an. — Wir bekamen eine recht artige Wohnung bei einem außerordentlich liebreichen Bürger, dem Nadler Röhl, der auch unſere Magen zu befriedigen verſprach, nämlich für billiges Geld und gute Worte. Außer uns Dreien beſtand die Geſellſchaft aus Butenop und Frau, Pettang und Frau, Roſenau und Frau und Selle. Das war ein Perſonale von zehn Mitgliedern, womit wir doch ziemlich große Schauſpiele vorzuführen den Muth hatten. Die Bühne war auf dem ſehr luſtigen Saale des Rathhauſes und wurde eröffnet mit Iffland's „Jägern,“ worin ich den Amtmann geben mußte.

Außer den „Jägern“ brachten wir den Gardelegern noch dar: Leſſing's „Minna von Barnhelm“, „Jeanette,“ von Gotter, Engel's „dankbaren Sohn,“ Jünger's „Wechſel,“ und den „Barbier von Sevilla“ als Luſtſpiel, wo hinein nur einige Geſänge gelegt wurden, welche Butenop einem geſchickten Gardeleger Dilettanten vorſang und wozu Letzterer dann die Partitur ſetzte.

In der Minna war ich der Wachtmeiſter und ſoll mich als Anfänger ziemlich brav gehalten haben; aber mir war auch in Mad. Roſenau, einer gebornen Magdeburgerin, eine recht tüchtige Franziska zu Theil geworden, die mich zu beſeelen vermochte. Butenop's Tellheim war ſehr verdienſtlich; aber ſeine Gattin Minna ſo mangelhaft, daß er ſie nach der Vorſtellung ſelbſt damit aufzog. Steinsberg zeigte ſich als Juſt recht wacker, ſo wie Pettang als Wirth.

Als alter Meidling im „Wechſel“ gefiel ich mir ſelbſt gar nicht; ich glaube, weil mir die Rolle nicht gefiel. Wolf zeigte aber ſein entſchiedenes Talent im Bedienten, den er mit einer Sicherheit und — ich möchte ſagen — Vollendung gab, daß wir Alle über ihn erſtaunten. Steinsberg beluſtigte recht ſehr als Herr von Ahlbach.

Der Barbier von Sevilla gefiel recht ſehr, obwohl der Roſenau nicht die Roſine zugetheilt wurde, ſondern gegen Recht und Pflicht des Direktors Gattin ſie erhielt. Butenop war ein ganz vortrefflicher Almaviva. Pettang ſprach den Figaro mit Geiſt und Leben, wenn auch ſein Körperliches hinter der Rede zurückblieb. Ich hatte mehr Glück im Bartolo, als ich wohl eigentlich verdient haben mochte; doch ſchrieb ich mir damals alle Ehre zu. Wer verargt das dem zwanzigjährigen Neulinge?

Wir lebten eben ſo einträchtig und froh bei unſerem Nadlermeiſter wie in Braunſchweig. Zu unſerer Luſt außer der Bühne trug ein preußiſcher Feldwebel bei, der bei Röhl im Quartier lag. Der gute Kriegsmann war durch und durch aufſchneidender Berliner. Alle Theaterſtücke und alle Schauſpieler der Reſidenz waren ihm bekannt und mit den Beſten rühmte er ſich ſogar befreundet zu ſeyn. Er erzählte uns ganz umſtändlich die Vorſtellungen, die er erlebt und denen er beigewohnt haben wollte. Wir horchten auf ſeine Worte, als ob es Orakelſprüche geweſen wären, ſo lange, bis ihn zufällig Steinsberg, als von Theaterſtücken die Rede war, fragte: „Kennen Sie auch Iffland und Fleck?“ und der Schwadronirende ganz beſtimmt antwortete: „Nein, das Stück kenne ich nicht.“ Nun waren wir mit unſerem Mann auf einmal im Klaren, und hatten wir ihn früher zum Erzählen aufgefordert, aus Liebe zur Schauſpielerkunſt. ſo ſtachelten wir ihn nun um ſo mehr dazu, weil wir uns an ſeinen Lügen ergötzten, und er ſich immer tiefer in ſein Lügenlabyrinth hinein raiſonnirte.

Sechs Wochen dauerte die Gardeleg'ner Herrlichkeit, als uns Butenop auf einen Wagen voll Dekoration packte und nach dem volkreichen Salzwedel fahren ließ. Eine Nacht waren wir auf der Reiſe und brachten dieſelbe in einer Dorfſchenke auf einem allgemeinen Strohlager recht heiter zu im Austauſch gegenſeitiger Scherze, welche ſtets in den Gränzen der Anſtändigkeit blieben.

Salzwedel nahm das Trüppchen ſo freundlich auf, wie die guten Gardeleger. Hier vereinigte ſich das vierte Blatt zum bisher dreifachen Freundſchaftsklee durch Sello.

In Salzwedel gaben wir, außer den bereits in Gardelegen aufgezählten Vorſtellungen, noch „Menſchenhaß und Reue,“ worin Mad. Butenop die Eulalia, Mad. Roſenau die Lotte und Mad. Pettang die Gräfin gaben. Die Roſenau überſtrahlte als Zoſe die Eulalia. Das war arg! aber es war einmal ſo. Pettang war der General, Steinsberg — Peter, Roſenau — Franz, und ich, wie geſagt, Bittermann und der Greis, und Sello der Major. — Wir verſtiegen uns auch zu den „Räubern," worin natürlich viele Perſonen geſtrichen werden mußten. Der Acciſebeamte Beauvais war ein ſo leidenſchaftlicher Liebhaber der Bühne, daß er den Ratzmann übernahm und ſich recht gut aus der Affaire zog. Butenop war der Räuberhauptmann, Pettang der alte Moor, Sello Koſinsky, Roſenau der Peter und Daniel, und ich gab den Schweizer. Wir waren Alle höchſt fleißig, und das Ganze griff recht brav ineinander; denn obgleich unſere Talente nicht weit ausreichten, ſo ging doch die Vorſtellung ſo rund und raſch, wie man nur wünſchen konnte. Die Krone unſeres Trüppchens aber war der geliebte, ſanfte Wolf als Franz Moor. Hier ſprang das überwiegende Talent dieſes Kunſtjüngers zum erſtenmale klar und entſchieden in's Auge des Direktors und aller Mitſchauſpieler. Wir erſtaunten ſammt und ſonders über die tragiſche Kraft des bisher ſo unbeachtet gebliebenen Jünglings, der bei ſo weniger Uebung ſo Unerhörtes leiſtete. Ich wüßte mich keines Franz Moor zu erinnern, der, außer Iffland und Devrient, mich ſo ergriffen hätte im fünften Akt in der Traumerzählung und nachfolgender Verzweiflung, wie unſer Franz Wolf. Der gute Junge war aber auch wie todt, wenn wir Räuber ihn fortſchleppten zum Gericht, und er brauchte wohl fünf Minuten, ehe er ſich erholte und beſann, daß Alles nur Darſtellung geweſen ſey, ſo hatte er ſich ſelbſt in Täuſchung geſetzt, bei vollkommener Beherrſchung ſeines darzuſtellenden Charakters. — Indem ich mich Deiner herzlich erinnere, guter Bruder Wolf! ruf' ich Dir in die Ewigkeit nach: daß ich mich damals klein neben Dir gefühlt und Dich beneidet haben würde, wenn Du nicht ein gar zu guter Menſch geweſen wäreſt! Ach! wenn man auch noch ſo engherzig und eigenſüchtig geweſen wäre, man konnte zu keinem ordentlichen Nebenrollenneid gedeihen, wenn man in das ehrliche, ſchwarze Auge des lieben Jungen blickte, und gern gönnte auch der

Selbſtſüchtigſte ihm ſeine verdienten Triumphe. — Ruhe ſanft, Du Geliebter! oder beſſer: lebe ſanft in jener Region, die uns der ſchöne Chriſtusglaube ahnen läßt, und wo wir uns einſt ſeliger wiederfinden, als wir hienieden uns trennten! — —

Der Beſtand unſerer Bühne wurde in Salzwedel vermehrt um eine Perſon, einen Herrn Deutſch aus Berlin, der ſich Böhm nannte. Der junge Menſch war nicht unbrauchbar; aber ein unerträglicher Narr, voll Anmaßung; und dabei war er überaus unordentlich in ſeinen Obliegenheiten, war gewöhnlich der Späteſte auf den Proben und erſchien zu den Vorſtellungen immer nur einige Minuten vor Anfang des Stückes. So ſehe ich ihn im Geiſte noch heute wie toll umherſchießen, als er zur Repräſentation des Abtes Dunſtan im Trauerſpiel „Elfride" erſt anlangte, als das dürftige Orcheſter bereits anzuſtimmen begann. Nachdem er ſeine geiſtlichen Gewänder übergeſtürzt hatte, ſchrie er wie beſeſſen: „Ein Kartenblatt! — ein Kartenblatt! — um Gotteswillen! iſt denn Keiner da, der mir ein Kartenblatt geben kann?" — Während dieſer Ausrufungen rannte er im engen Garderobezimmer auf und nieder. Er wollte nämlich aus dem Kartenblatte ſich eine Tonſur ſchneiden, um ſie am Hinterhaupte anzunadeln. Ich gab in „Elfriede" den nobeln Pater, und war mit einem altmodiſchen Kleide von hellblauem Damis mit breiten ſilbernen Treſſen beſetzt angethan, — wir gaben nämlich das Stück in franzöſiſchem Coſtüme, — dazu hatte ich ein weißes Ziegenhaar auf mein jugendliches Haupt geſtülpt; das Antlitz malte ich mir voll der dickſten Falten, und ſo mag ich denn ausgeſehen haben, wie ein junger, ungewaſchener Rauchfangkehrer, der ſich zur Maskerade herausgeputzt hat. Ob mein Spiel mit meinem Aeußeren übereinſtimmend war, weiß ich mich wahrlich nicht mehr zu erinnern; die lieben Salzwedler waren mit dem Herrn Müller — ich hatte meinen Familiennamen wegen Magdeburgs Nähe wieder abgelegt, — zufrieden, und ſo war ich es denn mit mir ſelber noch viel mehr.

Bis zum Januar 1791 hatte Salzwedel uns gute Beute gewährt, und wir ſagten den lieben Einwohnern recht mit Wehmuth Lebewohl.

Neuhaldensleben lag nur vier Meilen von meiner Vaterſtadt entfernt, und ich hatte doch einige Furcht, daß mich am Ende ein reiſender Vaterſtädter auf der Bühne erkennen und meiner Familie denunciren würde. Uebrigens gab dieſe Stadt noch beſſere Ausbeute als Salzwedel. Das wirklich recht anſehnliche Rathhaus gab einen geräumigen Saal für Bühne und Zuſchauerplatz her. Nur an einem Ankleidezimmer mangelte es uns gänzlich; weßhalb das Perſonale ſich hinter den Couliſſen maskiren mußte. Ich galt bei der Direction etwas mehr als mancher Andere, und mir wurde mein Garderobeplätzchen recht extra angewieſen — in einem großen Kamine.

Die Pantomime: „Harlekin als Bettler,“ von Roſenau ſchon zu Gardelegen in die Scene geſetzt, worin Wolf nun den Harlekin übernahm und recht brav ausführte, ſo wie ich mich immer mehr in den Pierot hinein arbeitete, gefiel den Neuhaldenslebern über die Maßen und mußte oft wiederholt werden. Ja, man war ſo verſeſſen auf's Schauſpiel, daß die Direktion an einem Markttage es wagen konnte, zwei Vorſtellungen an einem und demſelben Tage zu geben. Um zwei Uhr Nachmittags wurde die Bühne eröffnet mit „Harlekin als Bettler“ und dem „dankbaren Sohn,“ und um ſechs Uhr wurde die zweite Vorſtellung gegeben mit dem „Juriſt und Bauer“ und Schröder's „vernünftigen Narren.“ Beidemale war der Saal überfüllt. In Neuhaldensleben traten zu unſerer Geſellſchaft Quandt und Frau. Er debütirte als Curt von Spartau im Schauſpiele gleiches Namens. Das Debüt ſeiner Frau iſt mir entfallen. Ich glaube aber, daß Mad. Quandt die Bühne bei Butenop gar nicht betrat. Quandt zeigte recht artige Anlagen, aber verſprach nichts Ausgezeichnetes. Einige Wochen lang trieben wir hier unſer Weſen und Unweſen, da erſchien der Schauſpieler Frenen, welcher ehemals bei Carl Döbbelin ſtand und nun in Magdeburg den Gaſthof zum blauen Hecht gepachtet hatte, mit einigen Lebemännern aus meiner Vaterſtadt. Er gab zu ſeinem Vergnügen den Oberförſter in den „Jägern.“ und verwunderte ſich ſehr, mich unter dem Namen Müller hier wieder zu finden. Das vierfache Kleeblatt hauſete in Neuhaldensleben abermals und zum letztenmale in Einer Wohnung, und zwar bei einem Pächter, der Liedemann hieß.

Quandt, ein geborner Leipziger, ſeines Standes ein abſolvirter Theolog; frei denkend und eben ſo frei predigend als Candidat, vertauſchte gar bald die Kanzel mit der Bühne, nachdem ihm ein nicht unbeträchtliches väterliches Erbe zu Theil geworden; verheirathete ſich mit einer ſehr ſchönen Leipziger Bürgerstochter und begab ſich unter Großmanns Direktorial-Fittig als Anfänger, ohne Beſoldung dienend. Als er aber dort nicht vermochte, ſich emporzuſchwingen zum Ideal ſeiner Kunſtwelt, die er ſich früher geträumt hatte, ſo verließ er die Großmann'ſche Geſellſchaft und verſuchte es bei Butenop mit den nämlichen Bedingungen. Quandt war ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, voll herrlichen Willens für ſeine neue Laufbahn; aber da er immer in höheren Regionen ſchwebte, ſo verſtieß er alle Augenblicke gegen die proſaiſche Wirklichkeit. Unſer Treiben bei Butenop ſchien ihm unter aller Würde eines Künſtlers und er blieb in Wolmirſtädt zurück, als wir nach Anhalt-Zerbſt abzogen. Unſer Trüpplein wurde hier vergrößert durch die Familie Porth, durch einen Herrn Jäcker und einen Herrn Oske. Jäcker war ein zu Grunde gegangener Direktor und nicht ohne Routine für komiſche Alte, wenn gleich ohne allen Geſchmack und Bildung. Seine Geſtalt war ſehr vortheilhaft für Väter. Oske war ein junger, rothbackiger, ſchlanker Leipziger, mit fürchterlich breitem ſächſiſchen Dialekt. Er war, glaub' ich, ſeines Zeichens ein Kirſchnergeſelle, der ſeine Marder- und Zobelfelle an den Nagel gehängt hatte, um das goldene Vließ Melpomenens zu erobern. Sein väterlicher Name war eigentlich Ochſe; aber da man, wie er ſagte, auf dem Theater an den Ochſen ſich ſtoßen könnte, ſo ſetzte er ſein S hinter das O und verwandelte ſein ch in ein k, und ſo hätte er immer als verkappter Ochſe mit durchkriechen können, wenn ſeine Leiſtungen nicht gar zu ſchlecht geweſen wären. — Um dieſe Zeit erſchien „das Kind der Liebe“ und „die Indianer in England“ im Druck, und wir producirten ſofort beide Werke der beliebten Kotzebue'ſchen Muſe. Im „Kind der Liebe“ übernahm ich den Oberſten von Wildenhain, der mir gar nicht übel gerathen ſeyn ſoll, wie Butenop verſicherte; wenigſtens erinnere ich mich, an keine meiner früher gegebenen Rollen mit ſo vieler Liebe gegangen zu ſeyn als an dieſe. Die trockenen humoriſtiſchen Stellen geriethen mir am beſten; wo die Partie rührend wird, war ich mit meinem noch ungebildeten Sprachorgan etwas ſtark im Streite. — Da ich jetzt als eine Art ſtillſchweigend anerkannter Mitdirektor mir die Rollen wählen durfte, ſo fiel bei den „Indianern“ meine Spielſucht auf den Samuel, welchen Charakter ich aber damals nicht recht begriff und ihn mit einer Trockenheit vorführte, die zwar nicht ohne komiſchen Effect blieb, aber nach des Dichters Meinung durchaus verfehlt war. — In Zerbſt erlebte ich einen ſeltſamen Fall, der, wenn mein guter Genius nicht gewaltet hätte, mir tödtlich geworden wäre. Wir gaben nämlich Zieglers Fortſetzung von Menſchenhaß und Reue: „Die Folgen der Wiedervereinigung.“ Mir war Eulaliens Verführer, der General Rollfeld, zugefallen, der am Ende des Stückes von Meinau im Duell erſchoſſen wird. — Wie gewöhnlich bei reiſenden Truppen, wurden auch bei uns die Piſtolen zum Duell ausgeborgt. Als ich die Mordinſtrumente vor Anfang des Stückes liegen ſah, fiel mir unwillkürlich ein: ob ſie auch wohl nicht zu ſtark geladen ſeyn möchten und mir das Geſicht mit dem Pulver verletzt werden könnte. So denkend nahm ich einen Ausräumer, um den Schuß herauszuziehen, und fand — man denke ſich meinen Todesſchreck! — beide Piſtolen mit Kugeln ſcharf geladen. Noch jetzt, nach Verlauf von ſechs und vierzig Jahren, rieſelt mir ein Schauer durch alle Gebeine, wenn ich mir jenen Auftritt recht lebendig vergegenwärtige. Ich ſelbſt lud nun die Piſtolen blind, und dennoch bemächtigte ſich meiner eine Art Todesangſt, als Meinau das Mordwerkzeug auf mich anſchlug. —

So angenehm uns Zerbſt auch als Ort war, wo gute Leute wohnen, eben ſo widerwärtig war er für den Unternehmer, deſſen Kaſſe fortwährend an Hektik laborirte; folglich war das Ende vom kurzen Theaterliebe, daß wir nach ſechswöchentlichem Aufenthalte uns wieder in das Preußiſche, und zwar nach dem Städtchen Schönebeck begaben, alſo wieder nur eine Station von Magdeburg entfernt waren.

Hatten wir aber in Zerbſt ſchlechte Geſchäfte gemacht, ſo ging es in Schönebeck noch viel erbärmlicher.

Von keinem Orte unſerer Pilgerfahrt bin ich aber mit froherem Muthe geſchieden als von Blankenburg, wohin wir uns jetzt begeben hatten, und wo es weder Geld noch Ehre zu erbeuten gab, und zog heiteren Sinnes wieder den geliebten Bewohnern Salzwedels entgegen. Von der ganzen Fahrt dahin iſt mir nichts im Gedächtniß geblieben, als daß ich die letzte Station — ich weiß nicht, ob aus Mangel an benöthigter Baarſchaft oder aus Paſſion — zu Fuße bei dem ſchlechteſten Novemberwetter zurücklegte. Höchſt ermüdet, und bis auf die Haut durchnäßt, wanderte ich zum Thore hinein. — Ich mußte nun bald zum Aufbau unſerer Bühne ſchreiten, da ich mittlerweile von Butenop förmlich zum Mitdirektor ernannt worden war, wobei ſich mir jedoch ein großes Hinderniß zeigte. Der Stadtdirektor, vorausſetzend, Butenop ſey noch im Beſitz des Döbbelin'ſchen Afterprivilegiums, verſagte uns zwar die Vorſtellungen nicht; aber wohl den Saal des Rathhauſes, weil, wie er ſagte, im vorigen Jahre lauter Unordnungen und Störungen unter den klagbaren Parteien durch die Theaterproben ſich ergeben hätten, was er in Zukunft nicht ſtatuiren könne. Alle meine beſcheidenen Vorſtellungen, daß es hier in Salzwedel durchaus an einem paſſenden Lokale fehle, und alle meine Bitten prallten ab von dem eiſernen Herzen des Gewalthabers. Was war nun zu machen? Ich ſuchte in der ganzen Stadt umher, und fand endlich bei einer Tuchmachers-Wittwe eine ziemlich baufällige Scheune, die ich nach langem Hin- und Herüberlegen friſch zu einem Tempel Thaliens umſchaffen ließ. Da das Heiligthum aber nur einen Eingang hatte, ſo blieb mir nichts übrig, als das ehrſame Publikum ſo wie die Künſtler durch eine und dieſelbe Pforte in das Allerheiligſte ſchlüpfen zu laſſen. Zum Ankleidezimmer wurde uns die Wohnſtube der Tuchmacherin angewieſen, wo neben dem Repetiren der Rollen auch zu gleicher Zeit einige rüſtige Mägde ſich mit Wollkratzen beſchäftigten. — Der Bühnenbau ſtieg recht luſtig in die Höhe, nachdem ich ihn für zehn Thaler accordirt hatte; nämlich ſo, daß nach Schluß unſerer Vorſtellungen alles gelieferte Holz dem Zimmermeiſter als Eigenthum zurückfiel. — Ueber dieſem Geſchäft war das Jahr 1792 herangerückt, mithin kann ich annehmen, daß wir im vorigen Jahre nebſt Gardelegen und Salzwedel noch ſieben andere Städtlein in Contribution geſetzt hatten; nämlich: Wolmirſtädt, Neuhaldensleben, Zerbſt, Schönebeck, Bernburg, Quedlinburg und Blankenburg. — Wo mir recht iſt, langte Butenop den erſten Jänner 1792 mit ſeinem Völkchen in Salzwedel an; aber — o Himmel! wie erſchrak ich, als derſelbe, ſtatt ein vollſtändiges Perſonale herbei zu führen, nur mit Ullmann, einem Herrn Thiele, einem Herrn Schmidt und einer Demoiſelle Vetter anlangte. Mieder nebſt einer Dlle. Klett, ſelbſt eine Geſellſchaft in Gera errichtend, hatte die Familie Porth und meinen Freund Wolf bewogen, zu ihm zu treten und uns plötzlich zu verlaſſen.

In dieſem Jammer blieb uns nichts übrig als auf Werbung zu gehen. Butenop begab ſich ſtracks nach Gardelegen und holte eine Mamſell Dietrichs herüber, welche ihm im vorigen Jahre ihre Neigung zur Bühne deutlich an den Tag gelegt hatte. Es war eine zwanzigjährige, ſchöne, geſunde, ramaſſirte, knochen- und fleiſchfeſte Perſon, der nichts fehlte als — Anlage; aber was auf der Bühne oft die Uebung und glänzende Rollen thun können, zeigte ſich ſpäter bei dieſer unbegabten Donna. — Da wir aus Mangel an Perſonale unſere Vorſtellungen nicht ſogleich beginnen konnten, ſo beſchäftigte Butenop ſich damit, der Dem. Dietrichs einige Inſtruction zu geben.

Nach vierzehntägiger Feier erſchien endlich der bekannte Martin Jakob Thimm nebſt Frau, ein junger, gebildeter Holſteiner, welcher ſich Reinhard nannte, deſſen Familienname aber anders war. Von uns allen war Reinhard vielleicht der vielſeitigſt Gebildete, auch konnte man ihm eine Art von Darſtellungsgabe nicht geradezu abſprechen; aber Alles, was er producirte, war gewiſſermaßen mit einem Firniß von Caricatur überzogen, ſo, daß ſelbſt ſeine edelſten Liebhaber einen Anſtrich von Lächerlichkeit aus ſeinem Munde erhielten. — Nicht lange nachher traf auch der junge Mann ein, welcher bei Klos in Altona als Ratzmann debütirt hatte und nachher wie verſchwunden war. Jetzt nannte er ſich Gley, und hatte Butenop vor ſeinem Eintreffen in einem Briefe ſeine ganze hohe Geſtalt, ſein metallreiches Organ und alle übrigen Eigenſchaften zum Prieſter Melpomenens beſtmöglichſt geſchildert. Und wahrlich, der Mann vereinigte alle äußere Vorzüge, die zu einem erſten Liebhaber und Helden erforderlich ſind, und mit ſeinen übrigen Kenntniſſen und Einſichten wäre er in der Folge gewiß mehr als bedeutend geworden, wenn er ſich einer gewiſſen Geiſtesträgheit hätte entäußern können. Martin Jakob Thimm, der mir aus früheren Zeiten bei Döbbelin als Obriſt in Großmanns „Henriette, oder ſie iſt ſchon verheirathet,“

rühmlichſt bekannt geworden war, gab die genannte Rolle auch den Salzwedlern zum großen Vergnügen; aber in allen übrigen Partien, die ihm anvertraut wurden, konnte er durchaus nichts mehr leiſten als erbärmliche Bruchſtücke, weil der arme Mann ſich in ſolchem Grade dem Trunke ergeben hatte, daß er eines Tages auf der Bühne hinter den Couliſſen im Rauſche ſich einbildete, er ſey auf der freien Straße, und ſich der drückenden Getränke ganz ruhig entledigte.

Als unſere Geſellſchaft vollzählig geworden, wagten wir uns an größere Stücke; ſtudirten den „Hamlet“ ein und „Die Sonnenjungfrau.“ Zum Shakſpear'ſchen Trauerſpiel ließen wir eine Art altdeutſcher Kleider machen, die in Dänemark, England, Frankreich, Italien, Spanien und Deutſchland gebraucht werden konnten. Unſere Garderobe beſtand aus Damis von verſchiedenen Couleuren und war für die Salzwedler ein neuer, ergötzlicher Anblick. Butenop war Hamlet, ich gab den König ſo ſchlecht, daß ich ganz traurig nach der Vorſtellung wurde. Dieſe Trauer machte mir wenigſtens keine Schande, da es alte, gediegene Schauſpieler gibt, die den Zuſammengeflickten nicht beſſer ſpielen und recht wohlgemuth glauben, es könne nicht beſſer ſeyn. Ueberhaupt muß ich es zu meinem Glück mit rechnen, daß mir Natur, wo ſie mir den Takt verſagte, dies oder jenes darzuſtellen, mir doch Selbſterkenntniß genug gab, einzuſehen, wo es mir fehle. Hatte ich aber als König der Dänen nicht Genüge geleiſtet, ſo gefiel ich deſtomehr als Ataliba in der „Sonnenjungfrau.“ Ich trug dieſen wilden Monarchen mit all' dem Pathos vor, wie ich ihn einſt in Hamburg von Löhrs abgelauſcht hatte, und die Wirkung war, wie in Hamburg — gut; und doch war die Art des Vortrages fehlerhaft, — nämlich: unnatürlich, gepredigt. Es gibt auf bedeutenden Bühnen noch jetzt ſolche Prediger, die den Muſikanten Miller in „Kabale und Liebe,“ die den Iffland'ſchen „Wardamm“ und ſogar Stellen aus dem „Eſſighändler“ mit ſtelzenhafter Deklamation vorführen und, leider! — ſehr gefallen.

— So glänzend nun auch unſere Vorſtellungen im Vergleich mit den vorjährigen waren, ſo wurde — wie man ſprichwörtlich ſagt, — die Elle doch viel länger als unſer Kram. Butenop und Compagnie konnten bald weder die Schauſpieler noch die Zimmermiethe und Koſt bezahlen und wurden vor die hohe Obrigkeit citirt. Es hatten nämlich der hinterliſtige kleine Ullmann und noch einige der Truppe, die ſchwache Seite des ſonſt guten Wirthes aufgefunden und ihn angereizt, ſeine Forderungen an Butenop gerichtlich zu ſuchen; da aber Zahlungsunvermögen am Tage lag, ſo wurde uns proponirt, das ganze Theaterweſen dem Wirthe abzutreten, der es dem Ullmann zur fernern Adminiſtration übergeben wolle. Als Butenop im Drange der Umſtände ſich willig erklärte, ſo bekamen wir — ich weiß nicht mehr was für eine Summe, — herausbezahlt und man ſtellte uns frei, ferner als Mitglieder der neuen Entrepriſe unſere Dienſte zu leiſten. Wir willigten ein und einige Tage nachher mußten die ehemaligen Direktoren in Butenops ehemaligem Zimmer zur Leſeprobe bei Ullmann erſcheinen. Dieſer kleine Unverſchämte wollte ſich aufblaſen wie ein Froſch, gerieth aber doch in einige ſichtbare Verlegenheit, als wir Beide unbefangen im Bewußtſeyn unſerer Rechtlichkeit vor ihm ſtanden. Aber lange konnten wir mit dem beſten Willen die Wirthſchaft des Ullmann nicht ertragen; denn unter ſeiner Führung, die eigentlich gar keine war, gerieth alles in die höchſte Verwirrung. Ullmann ſelbſt war auf den Brettern ein ſo frecher Uebertreiber, daß er eines Tages mit einem Orcheſtergliede wettete: er wolle ihn zu lachen machen von der Bühne aus, was der Muſikus für unmöglich hielt. Was that alſo Ullmann der Direktor, ſeine Wette zu gewinnen? Er trat dicht vor die Talglampen, deutete mit dem Zeigefinger ganz öffentlich auf den Geiger und ſagte ganz laut: „Sieht der Herr? — Er lacht ja; — Er lacht ja. — Ich habe die Wette gewonnen.“ Und der Violiniſt brach wirklich in unmäßiges Gelächter aus.

Butenop ſchlug mir, da wir Beide verſtimmt waren, vor, Perleberg zu reiſen: dort könnten wir vielleicht durch terſtützung des Publikums ſo viel zuſammenbringen, woraus ſich eine neue Truppe organiſiren ließe.

Wir fuhren alſo — ich glaube im Monat April, — der Prignitz zu und quartirten uns in Perleberg in einem Wirthshauſe ein. Aber ſchon in den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes gewahrten wir, daß hier der Baum der Kunſt uns keine ergiebigen Früchte tragen werde, und Butenop entſchloß ſich kurz zu einer Reiſe in ſeine Vaterſtadt Hamburg, um dort irgend eine Hülfsquelle für unſere verſiegten Finanzen aufzufinden. Ich glaube, er hatte zu dieſem Zwecke hauptſächlich die Maurerlogen im Geſichte, deren Mitglied er war. Ich blieb einige Wochen mit ſeiner Familie in Perleberg, und als der pilgernde Kunſtgenoß bald darauf wiederkehrte, halb unverrichteter Sache, ſo wurde der Beſchluß gefaßt: wir beiden Unglückskameraden wollten per pedes in Preußens glänzender Hauptſtadt einziehen, wo es uns, wie Butenop meinte, an Engagement, oder doch an einigen Gaſtrollen nicht fehlen würde. Wir traten unſern beſchwerlichen Marſch an mit geringer Baarſchaft in der Taſche und muthvollen Herzen.

Hinter Havelberg, wo mir recht iſt, wanderten wir, mit ſchlechtem Wetter kämpfend, in einem Walde, hungernd und durſtend, und konnten keine Herberge finden. Endlich entdeckten wir an der Landſtraße im Gebüſch eine Hütte, die eine Art Wirthshauszeichen zur Schau trug. Wir gingen hinein und forderten Labung, konnten aber mit nichts bedient werden als mit einem Stück fetten Schweinefleiſche, einigen Schnitten hartes Brod und einigen Gläſern Kornbranntwein, der einen großen Zuſatz von Waſſer mit ſich führte. Ehedem war es mir ein Graus geweſen, wenn ich mir nur die fette, verpönte Speiſe der Kinder Iſrael in der Einbildung vorſtellte, und jetzt verſchlang ich meinen Feind, als ob es ein ſardanapaliſches Gericht geweſen wäre und ſchlürfte meinen getauften Fuſel mit einer Wonne, wie die Götter Griechenlands ihren Nektar mögen in ſich hinein gegoſſen haben. — Nach eingenommenem Fürſtenmahle zogen wir fürbaß und langten, ich weiß nicht, ob am nämlichen Tage oder Tages darauf, vor Berlin an, als die Nacht ihren ſchwarzen Flor bereits über die Reſidenz zu ziehen begann. Wir hörten aus der Ferne den Zapfenſtreich ſchlagen und ſahen die Lichter ſchimmern, und doch waren wir kaum im Stande, die erſehnte Hauptſtadt zu erreichen. Die Pfeifen muſicirten recht luſtig, was mir die tragikomiſche Bemerkung ablockte, daß mir ſchwer zu pfeifen ſeyn möchte, weil ich ungern tanzen würde, worüber Butenop aus vollem Halſe lachte, weil ich es ganz trübſelig vorbrachte. Endlich hatten wir das Thor im Rücken und wanderten mit erneuerter Kraft dem goldnen Adler zu in der Poſtſtraße, der uns gaſtlich aufnahm, obwohl wir ohne Sack und Pack einher zogen. Das war ein Nachtmahl und ein Schlaf, wie ich mir dergleichen Zeitlebens, weder vorher noch nachher, wieder habe erinnern können. Wohl geſtärkt und mit friſcher Wäſche bekleidet, verfügten wir uns am folgenden Tage zum Regiſſeur, dem berühmten Fleck.

III.

Berlin und Weiteres.

Wie war mir, als der große Meiſter wohlwollend mir ſeine Hand reichte und mich niederſetzen hieß! Er ließ ſich gerade friſiren, — man trug damals noch viel große Buckeln und eine Vergette. Der Mann kam mir, ſo geſchmückt, außerordentlich ſchön vor, wenn er mich anblickte mit ſeinem durchdringenden, vielſagenden Auge. Herzen zu erobern, weibliche und männliche, mit dieſen äußeren und inneren Gaben, ſchien mir ganz natürlich. — Butenop brachte ſein Geſuch vor und Fleck erwiderte, daß das nicht von ihm, ſondern einzig und allein vom Profeſſor Engel abhinge, der unumſchränkter Direktor ſey. Was er, Fleck, indeſſen thun könne, unſeren Wünſchen zu begegnen, das ſolle gewiß geſchehen. Das Repertoir für kommende Woche ſey noch nicht entworfen, und bei der Gelegenheit würde ſich das Uebrige ſchon finden. Nun war alſo nichts Eiligeres zu thun, als dem Profeſſor ſelbſt unſere Aufwartung zu machen. Butenop machte den Vorläufer und wurde, ſchien es, mit ſeinem Geſuch nicht gerade abgewieſen, doch auch kein ſicheres Verſprechen ihm gegeben. Auf jeden Fall, hieß es, wolle der Profeſſor mich ſelbſt ſehen. Mit klopfendem Herzen, von Natur ſehr blöde und ſchüchtern, ſetzte ich mich nun in Bewegung, vor den berühmten Mann hinzutreten. Ich wurde angemeldet und mußte durch verſchiedene Zimmer wandeln, ehe ich in ein halb dunkles Gemach gelangte, wo der, von aller Welt hochgeehrte, und von mir jetzt gefürchtete Hoftheaterfürſt auf einem ſchwellenden Kanapee ausgeſtreckt lag und mir freundlich entgegen rief: „Na! kommen Sie nur näher. Nehmen Sie ſich einen Stuhl, — ich bin ganz ſchwach, — kann mich heute gar nicht rühren.“ — Ich ſetzte mich, gehorſamſt und einige unverſtändliche Höflichkeiten murmelnd, neben den ſehr wohlbeleibten, freundlichen Mann. — „Sie wollen engagirt ſeyn, ſagt mir [illegible], — das geht nicht, mein Lieber!“ fuhr Engel fort: — „Das Perſonale iſt vollſtändig und — ach Gott! wenn ich nur heute nicht ſo ſchwach wäre, — aber mit einer Gaſtrolle würde es ſich ſchon laſſen von Ihrer Seite.“ — Ich verbeugte mich devot. — „Aber zuvor möchte ich denn doch wiſſen, ob Sie“ — er erhob ſich etwas vom Sofa — „ob Ihre Capacität — O, langen Sie mir doch einmal jenes Buch dort vom Pult!“ — Ich gehorchte ſtillſchweigend. — „Sieh da!“ fuhr der Gelehrte fort: — „Das paßt! es iſt Menſchenhaß und Reue. Haben Sie den Peter ſchon gemacht?“ Ich bejahete. „Nun, ſo leſen Sie mir einmal den erſten Monolog vor.“ — Alles Blut ſchoß mir vor Angſt zum Herzen! Zehn Peters hätte ich ihm Abends bei der Vorſtellung, ohne Anſtand und mit beſcheidener Furcht gern zum Beſten geben wollen; aber hier im Zimmer — ſo nahe dem Krankenlager und Ohr des großen Kritikers — wie ſollte ich da mit Ehre beſtehen? — „Nun friſch!“ fing Engel auf's Neue an: — „Sie werden ja roth bis an den Zopf, fürchten Sie mich nicht, — ich werde Sie nicht ſo ſtrenge beurtheilen, als wenn Koſtüm, Dekoration und magiſche Beleuchtung Ihnen zu Hülfe kämen.“ Dieſe Verſicherung hob meinen Muth und ich las — oder vielmehr — recitirte ohne Buch, — denn die Lettern ſah ich nicht, ſie flimmerten durcheinander, — den Monolog ſo ziemlich. „Nun das war recht gut,“ ſagte Engel freundlich. „Was möchten Sie denn für eine Rolle geben?“ — „„Wenn der Herr Profeſſor —““ ſtammelte ich, — „„gütigſt erlauben, ſo wollte ich gehorſamſt den Peter““ — Verlegen ſchien der Hoftheater-Direktor ſich hin und her zu bewegen: — „den Peter? — Ja, das wird schwerlich angehen — ach Gott! wenn ich nur nicht so schwach wäre! — Das Stück war erst vollendet und der Röthling gibt den Peter so brav — indeß, wer weiß! er findet sich ja wohl noch eine Rolle.“ — Indem trat ein ältlicher Mann mit vielen Verbeugungen vor den halbtodten Thron. — „Lupus in fabula“ rief Engel dem Kommenden entgegen: — da ist ja der Röthling. Nicht wahr, Röthling — in Menschenhaß und Reue kann dieser junge Mann als Peter wohl nicht auftreten, weil —“ — „„Es macht uns ein leeres Haus, Herr Professor!““ entgegnete Röthling. — „Ja,“ sagte der schwache Gewalthaber: — „was für eine Rolle geben wir ihm? Haben Sie mir noch keine vorgeschlagen? Geben Sie einmal den Entwurf des Repertoirs her, Röthling!“ Engel las das Verzeichniß und nannte den „Strich durch die Rechnung.“ „Darin habe ich den Aufwärter Konrad gespielt“ — bemerkte ich einfallend. — „So? den Konrad? Auch eine Partie von Röthling. — ich bin heute gar so schwach! — Was meinen Sie, Röthling? — den Konrad dächte ich —“ Wehmüthig bittend richtete sich mein Blick auf den Befragten, der in meiner Seele lesen mochte. „Ei ja, Herr Professor, — mit dem Konrad wird es keinen Anstand haben; auch hat das Stück lange schon geruht.“ — „„Nun,““ sagte Engel, immer freundlicher werdend: — „„so wären wir ja aus aller Noth. Sie spielen also den Konrad — wann, Röthling?““ — „Ich denke übermorgen, Herr Professor!“ — „„Recht, übermorgen.““ Ich verbeugte mich tief zur Erde, verneigte mich respectvoll auch gegen den starken Beiregisseur, und zog von dannen, einige Worte von Dankbarkeit und Ehrerbietigkeit murmelnd. Mein Reisekumpan freute sich des glücklichen Erfolgs und wir gingen zum Mittagessen bei Brode, wo wir nebst mehreren Schauspielern auch Grimwald bei Tische fanden, der nach der Suppe dem Aufwärter zurief: „Franzel! meinen Wein.“ — Franzel brachte eine halbgeleerte, mit einem Zettel bezeichnete Flasche Rothwein, aus welcher Grimwald sich ein

Einkaufes voll einschränkte und den Rest dem Aufwärter wieder in Verwahrung gab. Von diesem Schauspieler konnte man gewiß nicht sagen, daß er zu üppig lebe, und sein und anderer Leute Gut verschwende. Nach dem Spielen stellte Patrone mich Reinwald vor. Der Veteran maß mich von oben bis unten. „Komische Rollen spielen Sie?“ — „Aufzuwarten!“ — — „Warum nicht Liebhaber? Sie sind ja jung — haben eine Liebhaberfigur.“ — Das war das erstemal in meinem Leben, daß meine Figur gelobt wurde. Ich wußte selbst recht gut, daß zum Theaterliebhaber mir wohl der Kopf zu Theil geworden, aber nimmermehr, dachte ich, könne man mit ziemlich breiten Schultern und nur fünf Fuß und höchstens zwei Zoll gerechtes Maaß sich beikommen lassen, Liebhaber zu spielen; doch kitzelte es meine Eitelkeit nicht wenig, daß man meine Gestalt für geeigneter hielt, als ich bisher selbst geglaubt. Ich armer Thor wähnte nicht, daß der komische Schauspieler, obgleich verdient und in Berlin beliebt, dennoch alles abwehren wollte, was ihm vielleicht ein Adjunct und mit der Zeit gar ein Nebenbuhler und Verdränger aus der Gunst des Publikums werden könnte. Ich wußte damals nicht, daß selbst bedeutende und sogar große Schauspieler, wenn sie zu unvorsichtig und sorglos ihren Weg fortgehen, von oft geringern Talenten eingeholt und überflügelt werden können. Meine eigene Geschichte und die Geschichte Anderer wird in der Folge beweisen, was ich hier behaupte.

Reinwald versprach mir übrigens, mich mit brauchbarer Garderobe zu unterstützen, falls es mir daran gebrechen sollte, und wir empfahlen uns. Patrone besuchte mehre Mitglieder des Hoftheaters und ich wanderte in banger Erwartung dem Molkenmarkte zu, wo ich vor acht Jahren als lustiger Knabe so oft in das Haus meines Oheims geschlüpft war. In diesem Hause hoffte ich liebevoll aufgenommen zu werden. Ich trat ziemlich herzklopfend in die wohlbekannten Gemächer und ließ mich bei der Hausfrau melden, die, wie es hieß, mit der jüngſten Mamſell ganz allein im Wohnzimmer ſich befinde. — Ich trat ein, näherte mich ſehr beklommen der ſtets gütigen Tante und ſagte demüthig: „Liebe Tante, — ich nehme mir die Freiheit —" wollte ich ihr die Hand küſſen, die ſie mir aber ſchnell entzog und mit den Worten: „Ei, ei! Wie kommen Sie denn hierher?" auf einen nahe ſtehenden Stuhl deutete. Couſine Louiſe, die in jüngeren Jahren mir überaus wohl gewollt hatte, blickte, ſchüchtern grüßend, von ihrer Näherei zu mir auf und ſagte keine Sylbe. — Mich verlegen räuſpernd, rutſchte ich auf dem Stuhl hin und her, nach einem Geſpräche ringend. Endlich hob ich an: „Die Tante werden wohl ſchon wiſſen, was für eine Laufbahn ich" — hier ſtockte mir das Wort im Munde. „O ja," — erwiderte kalt die Tante: — „leider! haben wir es gehört, daß Sie ſich ſo vergeſſen konnten." — „„Iſt es denn ſo etwas Strafwürdiges?"" — erwiderte ich: — „„daß man einen Stand verläßt, der dem Gefühle und der Neigung entgegenſtrebt?"" — „In der Wahl des neuen Standes liegt das Sträfliche" — warf die Tante ein: — „Sie konnten werden was Sie wollten; aber — mein Gott! — Schauſpieler —!" Ein Zug von Verachtung und Mitleid umzuckte bei dieſen Worten ihren Mund. — „„Es gibt doch auch viel rechtſchaffene Leute in dieſem Stande"" — warf ich ein: — „„um der ſchlechten Exemplare wegen ſollte man doch die Zahl der Guten nicht verdammen."" — „Wer unter den Wölfen lebt, der muß auch ihre Melodie heulen," — entgegnete die Tante. — „Sie konnten alles Andere werden; aber Schauſpieler —! o mein Gott!" — In dieſem Tone ging es noch eine Weile fort, und ich fühlte mich bald ſo bedrückt, daß ich aufſtand und mich beurlaubte; jedoch hoffend, man werde mich zum Abendbrod oder künftigem Mittageſſen einladen. Aber die [illegible] mit dem [illegible] täuſchte mich ſehr; denn die Tante, als ich meine Abſchiedsverbeugung machte, entließ mich eben ſo förmlich und kalt, als ſie mich empfangen hatte. Ich eilte in's Freie. „Einmal zur [illegible] gegangen und in Ewigkeit nicht wieder!“ ſagte ich tief Athem holend. — Patrony erwartete mich ſchon im geſtirnten Abend. Wir ſpazirten noch ein wenig auf dem breiten Plaße der ſchönen Reſidenz umher und begaben uns ſodann in's Theater. Seit Friedrich Wilhelm der Zweite das deutſche Schauſpiel zur Hofbühne erhoben hatte, wurden die Vorſtellungen im ehemaligen franzöſiſchen Theater gegeben. Profeſſor Engel ſtand unter dem Portal des Tempels, als wir anlangten. „Heute werden Sie Platz genug haben“ — ſagte er lachend: — „Der „[illegible]“ zieht nicht, ſo gut Fleck ihn auch darſtellt und ſo herrlich die Engſt ihn auch accompagnirt.“ — Und in der That, wir mußten die Größe Fleck's bewundernd anerkennen in der Hauptrolle. Welch' eine Wahrheit, und wieder, welch' eine Kunſt, die zur Natur wurde! Die Engſt war bezaubernd als naives Fräulein. Ich habe in ſieben Jahren nie wieder etwas ähnliches Zartes und Anmuthiges geſehen. — Wir hatten ſpäter Gelegenheit, in Jünger's „Entführung“ ihre Kunſt als Wilhelmine Seeborn zu bewundern. Dieſe dankbare Partie habe ich ſeither von mittelmäßigen, guten und vorzüglichen Schauſpielerinnen geben ſehen, — alle gefielen in der dankbaren Rolle; aber keine der Beiden gab ſo rein weiblich und lieblich dieſen Charakter, und ließ ſogar nicht die Eitelkeit vermiſſen, wie die Engſt. Alle waren recht artige, naive Dirnen oder ſchäkernd ländliche, naivwitzige Bürgerstöchter. Und wie wenig anſtößig war das lebhafte Weſen dieſer Künſtlerin; man konnte dieſe Beweglichkeit nicht verdammen wegen des himmliſchen Schimmers, der über die Geſtalt wie gehaucht ward von Jugendkraft. Nur eine Engſt oder Bethmann konnten ſolch ein Gebilde produciren.

Der Tag rückte heran, wo ich mich als Konrad „im Strich durch die Rechnung“ zum erſtenmale auf einer bedeutenden Bühne unter gewichtigen Künſtlern verſuchen ſollte. Mit Höllenangſt im Buſen erſchien ich auf der Probe. Fleck war Oberſt Stahl, Mattauſch ſein Sohn. Die Engſt gab das muntere Fräulein und die ſchöne Baranius das Kammermädchen. Reinwald war der Bediente Johann. Kailich gab den Wachtmeiſter Werner. Die Repräſentanten des Wirthes Brand und ſeiner Liebchens ſind mir, ihrer Geringfügigkeit wegen, entfallen. Ich glaubte mich in's Allerheiligſte verſetzt hinter den kläglichen Couliſſen — ich wagte nicht zu athmen, horchte immer wacker, und ſprach nichts als die Worte meiner Rolle, und dieſe ohne alle Begeiſterung, weil mir der Zweifel ſchwer auf's Herz fiel, ob ich denn auch wirklich Darſtellungsgabe genug beſäße, im Kreiſe ſolcher Virtuoſen mich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. — Je näher der Abend kam, je mehr häuften ſich meine Zweifel und benahmen mir faſt den Athem. Ich kleidete mich neben Kriswald an. Er lieh mir, vorſorgenderweiſe ein Paar Schuhe mit Schnallen und ein Paar graue baumwollene Strümpfe; das Übrige gab die Garderobe her. Die verhängnißvolle Theaterglocke erſchallte und ich wankte, mehr todt als lebendig, auf die Bühne. Aber als mein Stichwort ertönte, verwandelte ſich plötzlich meine Angſt in eine Art Desperation, die alles hinter ſich warf. Ich trat auf, ſprach die Rolle ſo kräftig-komiſch als nur einmal, und wurde beim Abgehen einſtimmig beklatſcht. Ich ſchwebte auf roſigen Wolken — ich war der ſeligſte Menſch der ganzen Hauptſtadt! [illegible] empfing mich an den Pforten des heiligen Tempels, und von Engagement ſchwärmend, wanderten wir unſerem geliebten Bier zu, und gütlich thaten wir im Vorgenuß der ſchönen Hoffnungen, die wir billig vom Preußiſchen Engel erwarten konnten. Des andern Tages verfügte ich mich ſofort zu dem ſchwachen Mächtigen, der den Ausſpruch über unſere Zukunft thun ſollte. Ich erwartete viel Anerkennung über meine Darſtellung und ſeiner Miene; aber meine Zuverſicht erhielt einen gewaltigen Stoß, als er mir nur ſehr bedingt einigen Beifall zugeſtand. Ich berief mich auf die Stimme des Publikums, die der herrſchende Mann durchaus als unzuläſſig verwarf. Aber ich ſollte in derſelben Stunde erfahren, daß derſelbe Mann, der die Autorität einer gebildeten Volksmaſſe nicht anerkennen

Haltung und Miene es begleiten, einiges Leben erhalten; aber hier — hier sollte ich vor einer [illegible] Ohren eine Arie singen, die ich mir gar nicht eigen gemacht hatte, — nur vom Zuhören halb und halb mir im Gedächtniß geblieben war! Indeß, was half alle Ueberlegung? Ich raffte mein Erinnerungsvermögen zusammen und hob nach vorgespieltem Ritornell an: „Der Wein [illegible]!" Den Takt gab ich mit natürlicher Stimme zum Besten, ohne Tadel; aber als nach dem zweiten, [illegible] und [illegible] das: „Und wird er und auch manchmal um ꝛc." mit den Tönen e, fis und g [illegible] werden sollte, da [illegible] auf einmal mein Gesang; denn mir war es ungewohnte Arbeit, da, wo die Bruststimme mit dem Falset zusammentrifft, beide mit einander geschickt zu verschmelzen, und ich wurde vom Schwanken wie vom [illegible] [illegible] zu leicht [illegible] auf der [illegible] und abgewiesen. Daß der Schwäche meiner Stimme nicht zu [illegible] [illegible], da ich [illegible] nicht wußte, und damit zu machen [illegible], finde ich jetzt sehr natürlich; aber daß der [illegible] Weise nicht erkannte, wie aus einem [illegible] und [illegible] Falset sich der hohe Ton [illegible] habe, wundert mich ungemein.

Nach einige Minuten bei Engel verweilend, hörte ich ihn erzählen, daß Iffland ihm geschrieben und gefragt habe für den Plan des Schauspiels „Elise Valberg," und daß er sich mehrer [illegible] Stücke entschieden. „Ja," sagte Engel, „wenn man die Bühne so aus dem [illegible] schütteln könnte!" — Ferner bemerkte Engel, wie er die Trefflichkeit der Döbbelin und Fleck in Ifflands „Hagestolzen" am meisten in den drei ersten Akten ergötzte, die zwei letzten zögen sich doch etwas in die Länge. „Aber," sagte er weiter, „ein tüchtiger Sternberg, — nämlich ein recht tüchtiger, und eine Mamsell Sternberg — das lobt meine Seele! Aber wo findet man solche? Ja, wenn Fleck den Sternberg und Iffland zugleich geben und die [illegible] sich zur Sternberg [illegible] wollte! — [illegible]," sagte er ferner, „ist ein sehr guter Valentin und [illegible] ein passabler

Liebe. Nur dem Herrn fehlt der Humor des Dichters. Ju- zwischen, die Davenport ist ein schönes Weib und gefällt allgemein; sie legt dem Ganzen, das ein recht gutes Ensemble bei uns macht, die Krone auf. Sie werden es doch heute mit ansehen?" fragte er, sich zu mir wendend. Ich bejahte und beurlaubte mich. — Davenport saß deshalb im [illegible], als ich eintrat und seine [illegible] im Hotel [illegible] machte. Und es war wohl ein Glück, daß der geriebene Theaterchef mich abwies; denn was hätten wir, wenn Davenport seine Familie nach Berlin kommen ließ, mit einer Bestellung von sechs Thalern wöchentlich beginnen sollen? Es war zum Verhungern zu viel, und zu wenig, um das Leben zu fristen von sieben Personen.

Wir sahen am Abend des verhängnißvollen Tages die berühmten „Hagestolzen." Wie viel ergötzlicher fühlte ich mich im Innersten durch Liebe Reinwald. Hätte doch mancher jetzt glänzende Heldenspieler, der solche [illegible] Erzeugnisse im falschen Wahne oder verirrten Gefühle [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], diese Fülle von Wahrheit, Kraft und Natur, diesen Reichthum von Schattirungen und [illegible] Farben hören und sehen können — er würde [illegible] seine Irrthümer eingesehen und sich immer abgeschworen haben. Die [illegible] [illegible] ist [illegible] zur Seite, als [illegible] [illegible], daß ich sagen kann, wir hat seit dieser Darstellung auch die [illegible] Schauspielerin nicht mehr [illegible] [illegible] in der alten [illegible]. Reinwald entsprach den Erwartungen ganz, die wir nach [illegible] Ausspruch nähren durften — er war ein höchst ergötzlicher [illegible] und eben so mehr, ohne allen Aufwand, durch die einfachsten Mittel. Den Schauspieler [illegible] machte die Rolle des [illegible], aber er [illegible] sie. [illegible], als [illegible], sprach wohl richtig, aber hatte nicht inneres Leben genug; er sprach das [illegible] zu hohl und [illegible]. Die Davenport machte als Margarethe und mit [illegible] [illegible]; die Rolle ist zu glänzend und die Darstellerin war gar zu wunderlieblich und hold dabei.

In Jünger's „Er mengt ſich in Alles" ließ uns Reinwald einen alten Herrmann ſchauen, den ich nie wieder in ſolcher Vollendung ſah; denn dieſe Partie ſagte der Individualität des Darſtellers ganz vorzüglich zu, und ſo oft ich in fernen Zeiten dieſe Rolle ſah, ſtand unwillkührlich die Reinwald'ſche Leiſtung vor den Augen meiner Seele. Seine Darſtellung war eine unbeſchreiblich wahre Zeichnung des Geizes und der Geckenhaftigkeit eines abgelebten Sünders. Nicht minder der Natur getreu und eben ſo beluſtigend war Unzelmann's Plumper, obſchon vorgerückte Jahre und Embonpoint ihm für dieſe Rolle nicht zuſagten; weßhalb Baron Wilburg auch bei ſeinem Anblick extemporirend ausrief: „Der alte, dicke Kerl ſteht noch unter Vormundſchaft?" — „Weil er ſo dumm iſt," antwortete Karl Hermann, „hat ihn ſein Vater bis zum fünf und dreißigſten Jahre unter Botmäßigkeit geſetzt." — Czechtitzky war in jovialen Partien, die zugleich Adel und Anſtand erforderten, wie der Baron Wilburg und der Baron Roſenthal in Jüngers „Entführung," ein außerordentlich guter Repräſentant, wiewohl auch ihm eine beginnende Corpulenz in dieſen Fächern entgegen ſtrebte. Mozarts „Belmonte und Conſtanze," deſſen „Don Juan," Salieri's „Axur" und Wranitzky's „Oberon" waren die Opern, welche wir zu ſehen und hören bekamen. Lippert war als Belmonte, Juan und Tarar ſehr zu loben, ſowohl wegen Richtigkeit ſeines Geſanges als in Hinſicht ſeines lebendigen Spieles. Unzelmann war als Leporello komiſch genug, wenn er ſprach; aber deſto trauriger waren die Töne, welche er für die ſchwierige Partie zu ſpendiren hatte, und ſeine Unſicherheit und das Schwanken in Ton und Takt that dem gebildeten Ohr ſehr wehe.

Direktionen ſind freilich mit Beſetzung dieſer Rolle faſt immer übel daran; denn Schauſpieler, die der Darſtellung erwachſen ſind, haben gemeiniglich nicht Stimme genug, und ertheilen ſie dieſe Partie an einen ſogenannten Sänger, ſo wird der Charakter zu einer ungenießbaren Waſſerſuppe, ohne

Saft und Kraft. Als Sängerin mochte der Unzelmann'ſche Geſang leichter genügen; denn außer dem Finale: „Fort, fort, fort, fort! ꝛc." beſteht die ganze Rolle nur aus Arietten, die durch Unzelmanns Vortrag unbeſchreiblich viel Leben erhielten und die Verſammlung zur Luſtigkeit hinriſſen. Einen lieblicheren Oberon als die Unzelmann mag es wohl nie auf irgend einer Bühne gegeben haben; mehr Grazie im Ausdruck des Geſanges und ſüßere Töne können nicht gehört werden. — Mad. Müller, geborene Hellmuth, ſang die Conſtanze mit vieler Fertigkeit und Ausdruck; ebenſo war die Baranius ein höchſt anmuthiges Blondchen. Ambroſch ſang den Pedrillo ſehr brav; ebenſo kunſtgerecht den Hüon und Octavio im „Don Juan;" aber ſein Vortrag der Rede war ohne Bezeichnung und träge, und ſeine Perſönlichkeit mußte mit dem trefflichen Geſang entſchuldigt werden.

Nachdem wir unſere Seelen gelabt hatten an allen dieſen Kunſtleiſtungen, mußten wir darauf bedacht ſeyn, unſeren Reiſeſtab weiter fort oder vielmehr zurück zu ſetzen; denn das mir ausgeworfene Honorar für den geſpielten Konrad, aus zwanzig Thalern beſtehend, mochte ſo eben hinreichen, unſere Zeche im Gaſthofe zu bezahlen und die Koſten der Heimkehr zu beſtreiten.

Butenop machte noch einen Verſuch, die Döbbelin zu einer freiwilligen Anleihe für unſere zerrütteten Finanzen ſchriftlich zu bewegen; aber die vorſichtige Künſtlerin erwiderte höflich: daß der Ankauf eines kleinen Häuschens ihr es zur Zeit unmöglich mache, den Wünſchen des Freundes (nämlich Butenops) zu genügen.

Meine Verwandten betreffend, ſo hörte ich ſeit meinem Abzuge von der Tante keine Sylbe wieder von Allen. Die früher erwähnte Tante in Magdeburg, meiner Mutter Schweſter und Gattin des verſtorbenen Bäckeronkels, von welcher wir ſämmtlich Erben waren, als ſie erfuhr, wie kalt und ſpröde man mich aufgenommen, war ſehr erzürnt über das Betragen der Berliner, die mir nicht einmal einen Löffel Suppe auf meiner Pilgrimſchaft hatten zuſtecken laſſen. Die kalten Berliner, der Tante Meinung des Erbes wegen berückſichtigend, entſchuldigten ſich damit, daß ich nicht wieder gekommen — mich bei keinem der Verwandten mehr habe ſehen laſſen, und daß man mit aller Mühe mich nicht habe auffinden können! Dieſe ſeichten Entſchuldigungen waren leicht zu entkräften; denn um die Wohnung eines Schauſpielers auszukundſchaften, der auf der Hofbühne gaſtirt, bedarf es doch wohl weiter nichts, als einen Boten ins Theatergebäude zu ſenden. Aber nur die Argloſigkeit und Herzensgüte einer Frau, wie die zu beerbende Tante, konnten es überſehen, daß ſämmtliche Berliner Verwandtſchaft, gleichſam noch in der Kapuze des Vorurtheils ſteckend, ſich des Vetter Schauſpielers ſchämten und gewiß froh waren, daß er in der Stille abzog, ſeiner beſſeren Gefühle wenig achtend.

Da die Reiſekoſten unſeres Rückzugs durch meine Darſtellung erſchwungen waren, ſo beſchloß Butenop in ſeiner Gutmüthigkeit, daß ich die Heimreiſe nach Perleberg im ordinären Poſtwagen vollbringen ſollte, er ſelbſt aber zu Fuße ſie zurücklegen wolle. Meine Proteſtationen dagegen halfen nichts; ich wurde auf die Diligence geſetzt und ließ mich langſam dahin rollen, wo wir hergekommen waren.

Merkwürdiges auf dieſer Tour muß mir nicht begegnet ſeyn; wenigſtens iſt in meinem Gedächtniß nichts haften geblieben. Als wir Alle wieder in Perleberg verſammelt waren, wurde abermals Familienrath gehalten, was ferner zu thun ſey? und der Schluß fiel dahin aus, daß wir in's Himmels Namen nach Salzwedel zurückkehren und uns wieder bei der Ullmann'ſchen Unternehmung anſtellen laſſen wollten, bis eine lachendere Zukunft ſich uns eröffne. Womit wir die Rückreiſe nach Salzwedel beſtritten haben, weiß ich nicht mehr. Genug, wir langten an im verlorenen Paradies der Altmärker Hauptſtadt, und wurden von der Direktion mit Freuden aufgenommen.

Jedoch ließ Butenop vorläufig nur ſeine Gattin engagiren; er ſelbſt behielt ſich eine weitere Reiſe vor, nach deren Vollendung auch er einzutreten ſich verpflichtete. Eigentlich aber war es ihm nur darum zu thun, Weib und drei Kinder nicht ganz ohne Einnahme zu wiſſen, bis er einen beſſeren Unterhalt erjagt und errungen haben würde.

Nachdem Butenop abgereiſt war — Gott weiß, wohin überall! ich glaube auch nach Odenſee, auf der Fühneninſel — gaben wir wohl einige Vorſtellungen mit ziemlich glücklichem Erfolge. Der Neuſtädter Keller ſtand uns immer noch offen für Hunger und Durſt, und manchen frohen Abend durchlebten wir da, Gley, Reinhard und ich. Beſonders lächerlich war uns unſer allgemeiner Geldmangel, wenn Einer von uns einen Brief bekam und das Porto nicht aufbringen konnte. Ein Original von Briefträger — ſein Name war Kals — war uns Allen ſo mit Wohlwollen zugethan, daß er aus ſeinem eigenen Beutel oft und lange vorſtreckte. Wenn er eintrat in die Gaſtſtube und dem Collegen Gley eine Epiſtel einhändigte — Gley hatte die ſtärkſte Correſpondenz von uns Allen, — ſo rief Kals freundlich ſchielend ihm entgegen: „Na, Muſje Gley! ik werde wol wedder auslegen müſſen. Averſt merke Er ſich, Muſje Gley — et machen nu zuſammen ſchonſt een und zwanzig Greſchen, und det is keene Kleinigkeit.“*

Mich ſtets in kleinen Neſtern herum zu treiben, war mir die Luſt vergangen; ich erklärte alſo, daß Mad. Butenop ſo wenig als ich länger bleiben wollten. Da Erſparniſſe aller Art zum Erwerb gehörten, ſo wurde ich nach einigem Widerſpruch entlaſſen, und Ullmann mit ſeinem Häuflein ging nach Uelzen, wo er wenige Wochen nachher ſeinen Direktorsgeiſt aufgab. — Damit aber in Abweſenheit Butenops ſeine Familie über den drückendſten Mangel hinweggeführt werde, griff ich entſchloſſen zur Reißfeder und zum Storchſchnabel, und fing an, für Geld zu ſilhouettiren, wie ich es von Steinsberg und Wolf gelernt hatte. Meine erſten Verſuche gelangen ſo gut, daß Beſtellungen über Beſtellungen gemacht wurden, weil die Manier auf Glas in echtem Golde zur Zeit in Salzwedel noch etwas bewunderungswürdig Neues war. Putney kam nach vier oder ſechs Wochen, glaub' ich, zurück, und fand uns reichlich verſorgt mit Speiſe und Trank und ganz wohlgemuth. Er hatte während ſeiner Abweſenheit mit dem Schauſpieler Friebach, der ſeither in Schwerin geſtanden, ein Engagement für Obenier, auf der Inſel Föhrn, für ſich und mich abgeſchloſſen, welches aber erſt in zweimonatlicher Friſt angetreten werden konnte, weshalb er mir den Rath gab, ich möchte einſtweilen mein Heil mit dem Storchſchnabel in Gardelegen verſuchen, weil die Quelle zu Salzwedel allgemach zu verſiegen begann.

---

* Gley ſtarb in Wien an der Cholera als bemittelter Mann. Die berühmte Mad. Rettich iſt ſeine Tochter. D. H.

Ich entſchloß mich kurz und reiſte in die kleine Provinzialſtadt Gardelegen. Trübſinnig und voll Wehmuth ſtand ich dort allein in den Straßen, wo ich mich im vorigen Jahre mit Steinsberg und Wolf des Lebens ſo ſehr gefreut hatte. Ich ſandte nun gedruckte Anzeigen in der Stadt umher; aber es meldete ſich nur ein Einziger, zu konterfeien — ein preußiſcher Lieutenant, der noch obendrein den halben Thaler dafür ſchuldig blieb. Es war übrigens ein recht lieber, gebildeter Menſch, der den beſten Willen, aber wenig Geld für mich noch für ſich ſelbſt hatte. Um mir jedoch eine Art von Entſchädigung zu geben, lud er mich, als er die Wache beziehen mußte, auf einen ſelbſt geborgten Schöpſenbraten und Gurkenſalat freundſchaftlichſt ein. Da meiner Silhouettirkunſt in Gardelegen nur Diſteln und Dornen zu blühen ſchienen, ſo eilte ich zu meinem Unglückskameraden Putney zurück, der nun für gut befand, mich zu einer ähnlichen Spekulation nach dem Hannöver'ſchen wohlhabenden Ort Lüchow zu ſchicken. In Gardelegen war mir doch wenigſtens für einen konterfeiten Lieutenant ein ſchmackhaftes Mittagsmahl zu Theil geworden; aber die betriebſamen

Lüchower laſen ſtumpfſinnig meine Poeſien und warfen ſie unbeachtet in einen Winkel. Schwermuthsvoll ſaß ich im Garten meines Gaſthofes und hörte den Wirth einigen Gäſten vom Nationalkonvente zu Paris und dem Wirbeln der Franzoſen vorleſen, und wie ſo manche Mutter unter dem Beile fallen mußte, deren Sohn ihr nachweinte, und wie ſo mancher Sohn ausgewandert war, dem die heißen Thränen der Mutter folgten. Das ergriff mich tief im Innerſten meines Herzens, und ich gedachte zum erſtenmale mit Sehnſucht und Liebe meiner vortrefflichen Mutter, und faßte den Entſchluß, mich alſofort in ihre Arme zu werfen und meine künftige Beſtimmung ihrem Ausſpruch und Willen unterzuordnen. Ich wanderte raſch nach Salzwedel zurück und entdeckte Butenop mein Vorhaben, doch nur theilweiſe. Ich ſagte ihm, ich wollte in die Vaterſtadt, um, wo möglich, noch einige Baarſchaft zu erheben und ſodann zur beſtimmten Zeit der Butenop'ſchen Familie nachfolgen, ſobald ſie in Obenier angelangt ſeyn würde. Man konnte meinem Willen nichts entgegenſetzen; folglich nahm man gegenſeitig liebreichen Abſchied, und ich reiſte auf dem offenen Poſtwagen, in der Geſellſchaft des freundlich-ſchielenden Briefträgers Kals, — er wurde vom Poſtamt auf die nächſte Station geſchickt — meiner Vaterſtadt zu.

In Magdeburg angelangt, hatte ich nicht den Muth, vor meiner gekränkten Mutter zu erſcheinen, ohne daß ſie vorbereitet geweſen wäre. Ich ſtieg alſo im weißen Schwan beim Gaſtwirth Schnabel ab und ſandte einen Aufwärter zu meinem brüderlichen Freund Garſtas, dem ich meine Ankunft meldete. Bruder Garſtas kam ſogleich zu mir und ſchien ſich herzlich meiner Wiederkehr und meines Entſchluſſes zu freuen. Er ging ſofort zu meiner Schweſter und gab ihr Kunde von der Neuigkeit, und dieſe verfügte ſich zur Mutter und meldete, daß der verlorene Sohn wiedergekehrt ſey. Weil der Bruder meiner Mutter, Ludwig Favreau, der mit ihr und der ſogenannten reichen Bäckertante in Einem Hauſe wohnte, und

Erſterer mir nie hold geweſen und jetzt recht abhold geworden; ſo begab ſich meine ehrwürdige Mutter in die Wohnung meiner Schweſter und erwartete mich da. Eintreten und meiner geliebten Mutter in die Arme ſtürzen, war das Werk einer Sekunde. Ach! ſo hatte ich noch nie an ihrem Herzen gelegen, ſeit ich der Knabenruthe entwachſen war; ſo heiß war ſie noch nie von dem Liebſten ihrer Kinder umfaßt worden, ſo lange ſie Mutter war! Sie weinte heiße Thränen des Kummers und der Freude über mich, und ich gelobte in meinem Herzen, meine gute Mutter nie — nie mehr zu betrüben, ihr nie wieder eine Thräne zu entlocken, die nicht, ein Kind der Freude, aus ihrem Auge gequollen wäre. Ich habe Wort gehalten. Mein Gott! es war ja kein Verdienſt, Wort zu halten; denn ſeit ich zum erſtenmale mit einer Bruſt voll Kindesliebe am Herzen der Mutter lag, wurde es mir zum erſtenmale klar, was die Mutter einem Kinde iſt, das ſie geboren, und das Kind ihr ſeyn ſoll. Ich habe meine Mutter ſeit dieſem Tage geliebt und verehrt, wie eine Heilige; und ſie, die Hochverehrte, hat es wohl gefühlt, daß in meinem Geiſtigen eine Wiedergeburt ſtattgefunden; denn nur mit unbeſchreiblichem Ausdruck von Mutterliebe, ohne Worte, hing ſeit dieſer Zeit ihr Auge an mir. Des Oheims Vorurtheil gegen mich war unvertilgbar; er hatte immer geſagt und prophezeit, daß ſie mich einmal auf einem Karren mit zerſchlagenen Gliedern nach Hauſe bringen würden; er machte ſich eine Vorſtellung vom Schauſpielerweſen, wie vom Seiltänzerſtand, — alſo ſeinetwegen that ich die Bitte an das verſöhnte Mutterherz, mich vorläufig in ein Privatlogis zu rechtlichen Leuten ziehen zu laſſen, bis der Onkel, von meinen beſſeren Geſinnungen überzeugt, mich gern um ſich dulden könne. Ich durchrannte alsbald die Stadt, mir ein kleines Logis ſuchend, und fand es endlich in der ſogenannten Junkerſtraße bei einem Compagnie-Chirurgus, der Faucher hieß; ein vierzigjähriger Junggeſelle, der mit ſeiner unverheiratheten

Schweſter und ſeiner alten Mutter ein ſtilles und rechtliches Leben führte.

Eingezogen bei Zander, begab ich mich in die mütterliche Wohnung und ſetzte mich den Blicken des übelwollenden Oheims aus, die jedoch, im Bewußtſeyn meiner beſſeren Gefühle, jetzt wenig Gewalt über mich ausübten. Ich erklärte meiner Mutter, daß, falls ich ihre Zuſtimmung hätte, geſonnen ſey, mich von nun an gänzlich der Muſik zu widmen, zu deren gründlichen Studien ich ohne Aufſchub mit Ernſt ſchreiten wolle. Weniger ſchauderhaft erſchien der Pfarrerswittwe und Direktrice des Waiſenhauſes das Prädikat: Muſikant, als Komödiant; und ſie billigte mein Vorhaben mit aller Herzlichkeit. Die Bäckertante ſagte ſehr prophetiſch: „Na, wenn man jut jeiht!" — und der widerwärtige Oheim ſchwieg kopfſchüttelnd.

Meines Erinnerns mochte es im Monat Juli 1792 ſeyn, als ich mich beim Muſikdirektor Zachariä meldete, um ſeinen Unterricht im Klavierſpiel und Generalbaß zu genießen. Zachariä war ein tüchtiger Theoretiker, auch Enthuſiaſt, wenn er ſich für eine Sache erwärmte; aber leider war er für politiſche Angelegenheiten, beſonders für die damals in der Blüthe ſtehende Franzoſenfreiheit, leichter in Flammen zu ſetzen, als für ſeine liebliche Muſe. Er gab mir eine halbe Stunde Unterricht, und die zweite Hälfte verplauderte er über die unveräußerlichen Rechte der Menſchheit. Kam er auf dieſes Kapitel mit ähnlich denkenden Genoſſen auf dem Rathskeller zu kannegießern, ſo vergaß er über die Rechte der Menſchheit alle Pflichten eines Hausvaters und leerte auf das Wohl des bald befreiten Europa einen Becher nach dem andern, während ſeine Familie vom Deſpotismus des Mangels gequält wurde. —

Ifflands „Figaro in Deutſchland" war damals erſchienen, und weil Zachariä ein entſchiedener Fürſtenfeind war, ſo ſah ich voraus, daß ihn die Scene in beſagtem Luſtſpiele ſehr anziehen müſſe, wo die drei regierenden Grafen gerade und ſtarr vor ſich hinausſehen und der dienſtthuende Lakei einem Eintretenden mit gedämpfter Stimme zurief: er ſolle zurückbleiben, und der Kommende verwundert fragt: „Warum denn? Sie thun ja Nichts!“ und der Dienende entgegnet: „Sie regieren.“ Ich hatte meinen Mann ganz richtig beurtheilt. So wenig Geſchmack er am ganzen, überfeinen Iffland'ſchen Geiſteswerke finden konnte, ſo überaus herrlich und treffend fand er die angezogene Scene. Da ich aber auf der neuerkorenen Bahn vorwärts zu kommen dachte, ſo konnte auf die Dauer der politiſche Raptus des Lehrers mir nicht mehr genügen, und ich blieb aus den Lektionen ganz weg. Mir wurde der Präfekt des Schülerchors der Altſtadt als ein begabter Muſiklehrer gerühmt, und ich machte ſogleich deſſen Bekanntſchaft. Kallenbach war noch ein junger Mann und ſo zu ſagen ein luſtiger Student, aber ein unbeſchreiblich herrliches Gemüth. Wir wurden die herzlichſten Freunde in wenig Stunden und ſind es geblieben bis jetzt, wo wir ins Greiſenalter zu treten beginnen. Kallenbachs Unterricht nützte mir mehr als die Zachariä'ſche Anweiſung; aber ſeine Empfänglichkeit für alles Komiſche und Burleske auf und außer der Bühne, gab mir Gelegenheit, meine Vis comica vor ihm leuchten zu laſſen, und der unterdrückte Hang zur Repräſentation brach mächtig hervor, als ich ſo einen geneigten und leicht bewegten und begeiſterten Zuſchauer und Hörer fand. Einſt lag er mit einem mir ganz fremden Mann in dem Fenſter ſeiner Wohnung, die Straße hinab ſchauend. Kaum gewahrte ich meinen lehnenden Freund, ſo kam mir der übermüthige Gedanke, mich total betrunken zu ſtellen. Mäßig taumelnd näherte ich mich dem Hauſe, wo die Erſtaunten auf mich niederblickten; ſtieg torkelnd die ſchmale Treppe hinauf und trat mit verquollenem Auge und lallendem Gruße in's Zimmer. Wenig achtend des Fremden, forderte ich Wein und Branntwein, weil ich noch ſo nüchtern ſey, wie ein neugeborener Fiſch. Kurz um, ich gab die Rolle des Berauſchten ſo wahr und ſo — wie Kallenbach verſicherte — ſo liebenswürdig nach der Natur, daß mir ſpäter auf der öffentlichen Bühne nie wieder die Darſtellung eines Rauſches in ſolcher Vollendung gelungen ſeyn mag. Kallenbach ſelbſt, der doch dergleichen Schwänke von mir gewohnt war, hielt mich anfänglich für total illuminirt und rief der Hauswirthin zu: ſie ſolle geſchwind Thee für mich zubereiten; und dann ſuchte er mich, als ich ſchimpfend Wein und Branntwein begehrte, zu beſänftigen, mir auf ſeinem Bette einen Schlummerplatz anweiſend. Ich legte mich lallend und ſchmähend nieder und raiſonnirte, in meiner Rolle bleibend, ſo lange fort, bis Kallenbach mit der Theeſchale ſich mir nahte und mir die Nüchternheit einflößen wollte. Plötzlich ſprang ich auf vom Lager, hell auflachend und mein Publikum verhöhnend, daß der Freund mit gefalteten Händen zurücktrat und erſtaunt ausrief: „Ei, du verdammter Spitzbube!“ mir aber, zum Zeichen ſeines Beifalls, jubelnd um den Hals fiel.

Außer dem wenigen Unterricht, den mir Kallenbach im Generalbaß und Clavierſpiel ertheilte, ſuchte ich mein Violinſpiel zu vervollkommnen unter der Leitung eines wackeren Stadtmuſikers Namens Niro; und um die Natur mehrerer Inſtrumente kennen zu lernen, ließ ich mir Anweiſung auf dem Waldhorn und der Klarinette geben. Was und wie fleißig ich aber auch Mancherlei treiben mochte, ſo blieb mein Lieblings-Inſtrument doch nur die Oboe, auf der ich es zu einer großen Fertigkeit gebracht haben würde, wenn das Geſchick mich nicht in meinen ehemaligen Wirkungskreis zurückgeführt hätte.

Carl Döbbelin erſchien abermals in Magdeburg mit einem Volke Auserwählter Thaliens und Melpomenens. Der Beſtand ſeiner Geſellſchaft war, wo ich nicht irre: Döbbelin, Quandt und Frau, Kroſeck und Frau, Heſtovsky und Frau, Pauly, Miedke, Feige und Tochter, Reinecke, Pleß, Held und Frau, und mehre Untergeordnete. Auch Engſt und Frau, geborene Rieſen. Man gab Vorſtellungen auf dem Gewandſchneider-Innungshauſe. — Auf dem beſchränkten Saale dieſes Gewandhauſes nun wurden Vorſtellungen unbeſchränkten

Raumes und Inhaltes mit großem Beifalle gegeben. Lieblings-Schauſpiele meiner Vaterſtädter waren damals: „Eliſe Valberg, die Hageſtolzen, der Graf von Sancta Vecchia“ und mehrere Singſpiele von Dittersdorf; unter anderen „Das rothe Käppchen, Hieronymus Knicker, Hokuspokus“ und ſchließlich die Alles bezaubernde „Zauberflöte“ Mozarts. Feige war ein Baßſänger von wenig Bildung, aber taktfeſt. Als Schauſpieler war er niedrig, ohne eigentliche Vis comica; aber ſeine Rollen waren glänzend, und die Magdeburger hatten nichts Beſſeres geſehen; fanden ihn alſo vortrefflich. Wirklich ausgezeichnet war aber ſeine Tochter, nachmalige Döbbelin. Ohne eben hübſch zu ſeyn, konnte man ſie auf der Bühne höchſt reizend nennen; was aber wohl eine Wirkung ihrer liebenswürdigen Art war, die Rollen wahr und der Natur treu, mit ſanftem Tone vorzutragen. — Döbbelin ſelbſt, dem Publikum immer als König des Tages erſcheinend, übernahm doch zuweilen Rollen, denen er aus Mangel an Bildung nicht gewachſen war, und deren Vorführung den ſonſt ſtets kecken Liebling wunderſam peinigten. Unter dieſen Qualrollen ſtand der Lizentiat Wanner im „Herbſttag“ oben an. Bei allem Streben, dem Charakter Genüge zu leiſten, las der Kundige auf Döbbelins Geſichte das gefolterte Innere, den Mangel an Freiheit, ſeinen Vorwurf beherrſchend durchzuführen.

In dieſen Zeiten duldete mich Döbbelin gern in ſeinem Orcheſter; denn ich blies gratis Oboe, und war ihm auch von Quedlinburg her als Schauſpieler nicht unvortheilhaft bekannt. Ja, ſeine gute Meinung von meinen Talenten erſtreckte ſich ſo weit, daß er mich eines Tages zu ſich entbieten ließ und mir förmlich ein Engagement bei ſeiner Geſellſchaft anbot. Gern hätte ich ohne Aufſchub eingewilligt — aber durfte ich die Zuſtimmung meiner Mutter erwarten, die feſt darauf baute, daß ich mich gänzlich der Tonkunſt widmen würde? Um ein für allemal den Zweifeln über meine Zukunft ein Ende zu machen, ließ ich durch meinen älteſten Bruder nach Berlin an den

Onkel Favreau ſchreiben. Der Onkel mußte ſich erkundigen, wie es zu machen wäre, einen jungen, angehenden Oboiſten in die königliche Kapelle zu bringen. Die Antwort war: Wenn der junge Muſiker eine Prüfung beſtanden; dann aber noch ein rundes Jahr beim großen Oboiſten Ebeling Unterricht genommen habe, ſo werde er, nach abermals glücklich überſtandener Prüfung, mit zweihundert Thalern angeſtellt. — Welch' eine Ausſicht! — Zweihundert Thaler im glücklichſten Falle! — und dann vielleicht den Schulmeiſter machen müſſen mein Leben lang! Ich ſtellte das meinem vernünftigen Bruder vor, ihm zu Gemüthe führend, daß der untergeordnetſte Schauſpieler eines beſſeren Gehaltes ſich erfreuen dürfe. Es kam nur darauf an, wie und auf welche Art wir der Mutter den neuen Lebensplan am ſchonendſten beibringen wollten. So viel war gewiß, daß ſie mir nie geſtatten konnte, mit Döbbelin in die Welt zu gehen, deſſen Ruf jeder zärtlichen Mutter ein Gräuel geweſen ſeyn würde. Mithin mußte eine anderweitige Gelegenheit abgewartet werden, mich wieder mit möglichſter Ehre unter Thaliens Prieſterhaube zu bringen, und dieſe ereignete ſich ſehr bald.

Als ich eines Tages Quandt erzählte, daß Döbbelin mir Engagement angeboten habe, antwortete Erſterer: „Gott wird Sie vor dem Vagabundenleben bewahren!“ — Ich machte große Augen, weil Quandt aus eigener Wahl doch ſelber ein Mitglied dieſer verachteten, ambulanten Truppe war. — „Engagiren Sie ſich lieber bei mir,“ fuhr er freundlich und bedeutend fort. — „Bei Ihnen?“ erwiderte ich mit noch größerem Staunen. — „Ich werde eine eigene Geſellſchaft übernehmen,“ ſagte Quandt. „Gott ſoll Sie bewahren!“ fuhr ich heraus, im natürlichen Vorgefühl, daß ein Theaterregent ein geplagtes Weſen und Quandt vermuthlich ein Direktor meines Schlages werden dürfte. — „Mein Plan iſt auf feſten Grund gebaut,“ war Quandt's Wort: „ich — aber das bleibt noch unter uns — übernehme das Theater eines gewiſſen Herrn von Weber in Bayreuth; die Sache iſt ſchon bis zum Abſchluß gediehen.

In einigen Monaten reiſe ich an den Ort meiner Beſtimmung und beende den Kauf.“

Weil ich ſah, daß Quandt nicht ſcherzte, und weil er mir ſeine Zukunft mit ſo dichteriſch ſchönen Kunſtfarben vormalte, ſo wurde auch ich für ſein Unternehmen begeiſtert und ſagte ihm meine Perſon zu mit der Bedingung, daß er meine Mutter dafür gewinnen könnte. Um Leztere unſerer Idee geneigt zu machen, ſollte vorgegeben werden, daß ich eigentlich nicht als Schauſpieler, ſondern als Muſiker, als eine Art Untermuſikdirektor oder Correpetitor bei Quandt angeſtellt werden ſollte. Ach! es war die lezte Lüge, die ich mir, und nur aus Noth, gegen meine geliebte Mutter zu Schulden kommen ließ. Mein Bruder merkte freilich ſehr bald, daß der Muſiker nur eine Mummerei ſeyn dürfte, um den verpönten Schauſpieler zu verhüllen; aber er war zu vorurtheilsfrei, um ſeine Gedanken nicht zu verbergen. Quandt ſelbſt beſuchte meine Mutter und verſicherte ihr, daß er für mein Wohl ſorgen würde, als ob ich ſein Bruder wäre; und die bekümmerte Frau willigte nun gern ein, da mein zukünftiger Direktor im Aeußeren und in Worten ſo bürgerlich-ſolid war, als es ſich eine ehrbare Pfarrerswittwe nur wünſchen konnte.

◆

IV.

Eheſtand.

Ich befand mich mit meinem Direktor Quandt ſchon einige Tage in Bayreuth und ging einſt früh von der Probe nach Hauſe, als mir zwiſchen der Stadt und den Moritzhöfen ein junges Frauenzimmer begegnete, deſſen Geſtalt und Geſicht mich ganz beſonders anzog. Ich ſtarrte ſie an, ohne zu grüßen, und ging meiner Wege. Als ich am folgenden Tage mich zu Quandt verfügte, um mit ihm zu frühſtücken, ſah ich das nämliche junge, ſehr ſchöne Frauenbild neben der Dame Quandt ſitzend und mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Gern hätte ich die Frau Direktorin gefragt, wer die unbekannte Huldin ſey? aber Blödigkeit und Beſcheidenheit verſiegelten mir den Mund. Nach vollendeter Näherei ergriff die junge Schöne ihren Hut und empfahl ſich; und — ſonderbar! ich hatte immer noch nicht den Muth, nach der Verſchwundenen zu fragen. So viel erlauſchte ich aus dem Geſpräch der Quandt'ſchen Eheleute, daß ſie die Tochter armer Eltern ſey, die unſerer Direktorin mit Scheere und Nähnadel zur Hand ging, um freien Theatereintritt ſich zu erwerben. Der Gedanke, daß ich und Pauly in Magdeburg uns ſcherzweiſe vorgenommen hatten, im Frankenlande Gemahlinnen uns zu erkieſen, zog mir wieder durch den Kopf, aber nur flüchtig. Des anderen Tages, als die Oper: „Der Baum der Diana,“ wiederholt wurde und ich mit den Gliedern des Orcheſters, größtentheils zur Herzoglichen Capelle gehörend, mich in Bekanntſchaft ſetzte, lernte ich bei der Flöte einen alten Kammermuſikus kennen, der, als wir ein Langes und Breites von Roſetti's, Vanhalls, Müllers und Hofmeiſters Werken geſprochen hatten, mich freundlich einlud, ihn in ſeiner Behauſung zu beſuchen. Ich dankte verbindlich und folgte einige Tage nachher ſchon der Einladung. Eintreten und Erſtaunen war Eins, als ich die Schwelle des alten Muſikus überſchritt; denn die Schöne, welche auf den Moritzhöfen und im Quandt'ſchen Logis mein Herz in Bewegung geſezt, war die Tochter des Flötiſten. Erröthend und verwirrt ſtammelte ich einige Höflichkeiten — im Stammeln war ich überhaupt ſehr groß, — ſprach von der Ehre, mir ſchon bekannt zu ſeyn, und wandte mich ſodann zur Mutter und Schweſter meiner Huldin, die mich unbefangener empfingen, als die im Herzen Gefeierte. Der Vater war ein Mann ganz nach der alten Welt: biederherzig, fromm, ehrenfeſt und von eiſernem Willen für Recht und das Gute; dabei aber äußerſt ſtreng gegen Weib und Kinder. Nachdem ich mit Mutter und Töchtern Einiges über das Theater, ſeine Mitglieder und unſere Vorſtellungen geſchwazt und mit dem alten Meiſter einige Duette geblaſen hatte, empfahl ich mich perſönlich; aber meine Gedanken blieben zurück bei der ſchönen Muſikmeiſters-Tochter.

Durch die Caſſiererin Kirchberger, eine aller Welt dienende Frau, wurde ich im Hauſe einer Poſtſtallmeiſters-Wittwe, Namens Schmidt, aufgeführt, wo auch die Familie meines alten Kammermuſikus aus und ein ging. Madame Schmidt war eine recht hübſche Frau, noch in den beſten Jahren; nur hatte ſie das Unglück, ein wenig taub zu ſeyn, was ihr, als Schauſpielliebhaberin, ſehr beſchwerlich fiel. Zwei Söhne, eine Tochter und die Großmutter machten den Beſtand der Familie. Der älteſte Sohn Chriſtoph war zum künftigen Poſtſtallmeiſter beſtimmt; der zweite, Fritz, bereitete ſich vor zum Prieſter der Themis; die Tochter, Caroline, war noch ein Kind von acht Jahren. Bei all dieſen Perſonen hatte ich beſondere Gnade gefunden; theils durch mein beſcheidenes, ſtilles Weſen im

Aeußeren, theils durch das Geſellige, Welche meiner geregelten vaterländiſchen Ausſprache, die man immer beſonders wohlklingend fand. Der ganze Freundeszirkel gewahrte bald, daß mein Streben dahin ging, mich bei Demoiſelle Jeanette Steinhäuſer — Steinhäuſer war der Name meines Kammermuſikus — in Gunſt zu ſetzen, und Jedermann war mir, ſo ſchien es, behülflich zu dieſem Zwecke. Die Geliebte wurde von der Poſtſtallmeiſterin aufgefordert, ihre ſchöne Stimme am Clavier hören zu laſſen, und nach einigem jungfräulichen Zögern ſang Johanna mit ſo angenehmen als kraftvollen Tönen: „Röslein auf der Haide ꝛc.“ — Was noch von meinem Herzen übrig war, ſang die blühende Zauberin hinweg, und die Idee fing an in mir zu reifen, mich förmlich um den Beſitz des Mädchens zu bewerben.

Im Quandt'ſchen Zirkel, am folgenden Mittage, ließ ich einige Worte von der Dlle. Steinhäuſer fallen und ſprach von ihrer Anmuth, ihrem ſchönen Geſange. „Der Tauſend!“ hub dann Quandt an: „Sie ſind wohl gar verſchamerirt in das Mädchen?“ — „Das bin ich,“ war meine Gegenrede, „und habe große Luſt, meine Gemahlin aus ihr zu machen, wenn ſie nämlich mich will und wollen darf.“ — „Iſt das Ernſt oder Scherz?“ fragte Quandt nun mit aller Hoheit eines Theatermonarchen. — „Kein bitterer, aber der ſüßeſte Ernſt,“ war meine Antwort: „ich habe das Mädchen liebgewonnen.“ — „Das iſt Nichts für Sie,“ ſprach Quandt, „laſſen Sie das junge Ding in ihrer Sphäre.“ — „Warum denn?“ fragte ich, „ein jedes ledige Frauenzimmer muß ja doch einmal aus ihrer Sphäre. Wenn Sie ſo gedacht hätten bei Ihrer Heirath, ſo ſäße Mad. Quandt jezt noch immer in der Leipziger Sphäre.“ — „Genug,“ fiel Quandt erhizt ein, „ich leid' es nicht! Ihre Mutter hat Sie mir anvertraut, und Sie ſollen ſich nicht mit dem Mädchen einlaſſen.“ — Jezt ſtieg mir die Galle. Ich ſtellte mich kühn vor den Oberen hin und ſagte: „Sehen Sie, Herr Quandt! hätten Sie mir vernünftige Gründe angegeben, mich vom Heirathen abzuhalten, wer weiß! — ich hätte mich, trotz meiner Neigung, doch wohl noch bedacht; aber nun gehe ich auf der Stelle hin und halte um das Mädchen an. Ich will Ihnen zeigen, daß Sie mir Nichts verbieten können!“ Damit eilte ich zum Zimmer hinaus und in meine Wohnung, wo ich ſofort in einem wohl ſtyliſirten, zärtlichen Schreiben der Dlle. Johanna Steinhäuſer Herz und Hand als geringes Opfer meiner Liebe anzubieten wagte. Kaum war die Epiſtel vollendet, ſo begab ich mich zur Poſtſtallmeiſterin, in deren Geſellſchaft ich die Erkorene zu finden hoffte. Vorläufig traf ich aber nur die alte, dienſtfertige Kirchberger, mit der ich nun des Breiteren von der holden Johanna ſprach. Die Kirchberger zählte alle Vorzüge des Mädchens auf und ſtellte ſie ins glänzendſte Licht; worauf ich denn unumwunden erklärte, daß ich ernſthafte und ehrliche Abſichten habe hinſichtlich der Dlle. Steinhäuſer. Indem wir noch ſo ſprachen, trat die Kammermuſikusin herein mit ihren Töchtern. Ohne mich nur zur Rede kommen zu laſſen, nahm die Kirchberger mich bei der Hand, führte mich zur Mutter und ſagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier Ihren Herrn Schwiegerſohn vorzuſtellen — er will die Jeannette heirathen, wenn ſie ihn will und man ſie ihm gibt.“ — Eis und Feuergluth flog mir im Wechſel über den ganzen Körper bei dieſem unerwarteten, unzarten Sturz ins Haus. Inzwiſchen die Mutter, mir ſtets wohlwollend, nahm die raſche Erklärung gar nicht übel auf und ſagte nur: „Wenn mein Mann es zufrieden iſt, — ich habe nichts dagegen; wenn nämlich meine Jeannette nicht anders denkt.“ — „Wie denken Sie, liebe Mamſell?“ fragte ich die Hocherröthende. — „Mein Gott“ — ſtammelte die Schöne erſchrocken — „wie kann ich ſagen —“ „Wollen Sie es mit mir wagen?“ fragte ich lebhaft, „wollen Sie Bedenkzeit?“ — „Ach! was hilft alles Bedenken!“ ſchrie die Kirchberger, „ſchnell gefreit, hat Niemand gereut. Da gehen Sie mit der Mamſell hinein —“ hier öffnete ſie ein Nebenzimmer, uns Beide durch die Thüre ſchiebend, — „Sie werden ſchon einig wieder herauskommen." Und die Dienſtfertige hatte nicht ſchlecht geweisſagt. Nach Verlauf von einigen Minuten trat ich an der Hand meiner geliebten Johanna ins Familienzimmer zurück, ihr den erſten öffentlichen Bräutigamskuß auf die blühenden Incarnatlippen drückend. Unter vier Augen war mir dieſe Gunſt bereits auf's Innigſte zu Theil geworden. Die Mutter, die älteſte Tochter — Johanna war die jüngere — und das Brautpaar in ops wanderten nun ohne Zeitverluſt in die älterliche Wohnung, wo ich dem Vater Steinhäuſer als Eidam vorgeſtellt wurde, falls er nichts einzuwenden hätte. Der Alte wiegte das graue Haupt bedenklich und ſprach: „Sie ſcheinen mir ein ganz ordentlicher junger Mann zu ſeyn; aber das muß ich von Jedem glauben, den ich nicht näher kenne." — Ich erwiderte, daß ich und meine Familie dem hier in Garniſon liegenden Hauptmann v. Treskow gar wohl bekannt ſey; er, der Vater, dürfe nur bei dieſem Erkundigung einziehen. — „Das iſt Alles ganz gut," fuhr der Muſiker fort, „und wenn ich auch die beſten Zeugniſſe über Sie und Ihre Herkunft erlange, ſo muß ich Ihnen doch zugleich bekennen, daß ich ſelbſt ein armer, ſchwacher Mann bin. Ich kann meiner Tochter Nichts mitgeben, als einen ehrlichen Namen und ein wenig Chriſtenthum; denn die paar tauſend Gulden, die ich und meine Frau ſauer erworben haben, können wir nicht entbehren; alſo — ". Hier fiel ich dem Vater ins Wort: daß ich nur ſeine Tochter verlange, daß ich der Hand ſie zu ernähren mich ſchon getraue und in der Folge mir ein recht artiges Vermögen nicht entgehen könne, worüber auch der Herr v. Treskow Zeugniß ausſtellen werde. Nach ſo ehrlichen und offenen Aeußerungen konnte alſo der greiſe Kammergeiger nichts mehr aufbringen, und gab aus vollem Herzen ſeine Einwilligung.

War aber der Kunſtverwandte gegen den Schauſpieler vorurtheilsfrei, ſo war der Bruder meiner künftigen Schwiegermama, ein Kanzeliſt, der ſich Steinhardt nannte, deſto intoleranter, als ihm Frau Fama die Verlobung ſeiner Nichte zu Ohren trug. Dickblütig von Natur, mochte er wohl in früheren Zeiten von herumfahrenden Schauſpielertruppen nicht die beſte Meinung bekommen haben, — und wer konnte es ihm verargen, bei der bekannten Zügelloſigkeit ſo mancher Bretterleute? — er polterte alſo gegen ſeine Schweſter eine Menge harter Worte heraus: ſprach von Komödianten- und Zigeunerleben, und daß man das gute Kind, die Jeannette, recht abſichtlich in ein hölliſches Verderben ſtürzen werde. Trübſinnig vernahmen wir Verlobte des Herrn Onkels Widerwärtigkeit. Aber auf mein gutes Glück bauend, das mich nie verlaſſen hatte, wo ich beſcheiden und unterwürfig älteren Perſonen mich nahen mußte, ſchlug ich vor, dem widerſpenſtigen Oheim ſogleich einen Beſuch zu machen. Mein Rath wurde von den Aeltern angenommen und auf der Stelle ausgeführt. Es kam auch, wie ich es vorausgeſehen hatte. Der Oheim, einen frivolen Freigeiſt und Luftſpringer erwartend, erblickte einen devoten, ſtillen Jüngling, der anſpruchslos um die Liebe und den Segen des verehrten Blutsverwandten supplicirte. Der Mann wurde freundlich und geſprächig und ſagte offenherzig: „Herr Vetter! Ich habe mir Sie ganz anders vorgeſtellt; ich bin ein alter Mann, und das Theaterweſen war zu meiner Zeit nicht das löblichſte; wenigſtens wenn die Herren da oben herunter geſtiegen waren, wo ſie glänzen, wurden ſie verhenkert dunkel im bürgerlichen Leben. Aber Sie, Herr Vetter! ſcheinen mir ein anderer Schlag von Menſchen zu ſeyn. Na, Gottlob! Halten Sie das Kätterle nur gut“ — meine Johanna wurde zuweilen auch im Diminutiv von Katharina genannt — „und der liebe Gott wird ſchon ſeinen Segen geben ſo gut als ich.“ — Steine fielen uns Brautleuten von den verliebten Herzen, und wir dankten, die Hände des gewonnenen Oheims küſſend, für ſeine Liebe. — Je länger ich im Hauſe meines künftigen Schwiegervaters verkehrte, je mehr wurde ich inne, daß die geiſtige Bildung meiner Johanna mit ihren körperlichen Vorzügen in gar keinem Verhältniß ſtand. Außer einem angeſtammten ehrbaren Lebenswandel, einigen Regeln des Chriſtenthums, welches aber mehr in Lippenwerk als in der Ausübung beſtand, einem Maaße voll Franzöſiſch, von der Mutter Française mit Gewalt eingeimpft, und, was das Beſte war, einem kräftigen, geſunden Menſchenverſtand und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, vom Vater angeerbt, hatte Johanna an Cultur Nichts aufzuweiſen; man müßte denn einen guten Geſchmack ſich zu kleiden oder im Tanze ſich angenehm und zierlich zu drehen, für Geiſtesvorzüge haben gelten laſſen. Aber ich ſah damals nur, was da war, nicht, was fehlte, und warb, ohne eben nachzudenken, auf Eingebung meines Herzens.

Quandt, als er die Verbindung vernahm, ſagte lachend: „Na! wenn's nicht anders ſeyn kann — in Gottes Namen!“ Aber Dame Quandt rümpfte ihre ſchöne Stumpfnaſe, vermuthlich bei ſich denkend: Der hätte auch eine Andere zu meiner Collegin machen können, als meine Nähjungfer. Das gute Friſeurskind hatte längſt vergeſſen, aus was für Holz ſie geſchnitzt und wohin der wohlhabende Quandt ſie geſtellt hatte.

Bei dem wackeren Hauptmann v. Treſkow und ſeiner edlen Gemahlin waren wir Brautleute herzlich willkommen, und um ſo herzlicher, als die alte Mutter des Capitäns, bevor er zur Compagnie gelangt, im Zirkel meiner Familie viel Beweiſe des innigſten Wohlwollens in Rath und That empfangen hatte. Der Sohn des Hauptmanns, ein junger Mann von ſiebzehn Jahren, der bereits das Porte-épée hatte, war, trotz der Wildheit des damaligen Militärs, an Sitte und Einfachheit mir ganz ähnlich, mithin fühlten wir uns auch gegenſeitig angezogen, und der liebe Jüngling freute ſich immer recht merklich, ſo oft ſeine Mutter mich und meine Braut einlud.

Quandt hatte mich vor meiner Verlobung zu einem gewiſſen Handelsjuden, Namens Israel, geführt — die Leute nannten ihn nur den Schmuel, — um einige Ankäufe mit leerer Börſe zu machen. Dazu war Israel Schmuel nun der rechte Mann; er gab auf Kredit mit niedlichen Prozenten. Als ich ſein Waarenlager überblickte, behagte mir vor allen Dingen eine recht artige goldene Uhr mit goldener Kette und Petſchaft, wie es ſchien, und wofür der Hebräer es ausgab. Quandt ſprach für mich, als einen jungen Mann, der Vermögen zu erwarten hatte, und ſomit wurde das Herz des Merkur-Dieners mildgeſinnt, und überließ mir Uhr und Kette für eine nicht zu große Summe. Als ich nun in den Bräutigamsſtand getreten war, wollte ich mich doch meiner Erkieſten von der galanten Seite zeigen, und nahm aus der Niederlage des Erwähnten einige Kleider, nebſt anderen Putz für meine Johanna. Es fehlte mir nicht an Kredit, da Quandt für mich gut geſagt hatte; mithin durfte ich nur die Hälfte der Kaufſumme entrichten und für den Reſt einen Schuldſchein ausſtellen. Noch vor meiner Verlobung hatte ich gegen den Schauſpieler Eckardt — er war eigentlich ein Edler v. Häuſer — einige Worte fallen laſſen von meiner Neigung zur Muſikmeiſterstochter. Eckardt verzog den Mund und meinte, ich ſolle das Mädchen nicht nehmen, — ſie habe ſo ihre Eigenheiten; als ich ihn aber fragte, worin dieſe Eigenheiten beſtünden? — wußte er ſie nicht zu bezeichnen. Auch der College Löſer wollte meine Wahl nicht loben und ſagte: „Die Viſage des Mädchens gefällt mir nicht.“ Sonderbar! und gerade die Viſage hatte mich bezaubert; auch nahm Löſer ſpäter ſein Urtheil zurück, als er meinetwegen das Geſicht Johanna's einer ſtrengen, bedächtigen Kritik unterworfen. Er ſagte mir bald nachher: „Sapperment! ich habe mich geirrt, — es iſt in der That ein ſchönes Mädchen!“

Ich verkehrte nun, außer meinem Theaterweſen, ſtets bei den Schwiegerältern oder bei der Poſtſtallmeiſterin, und verlebte ſo die ſeligſten Tage im Bräutigamsſtande. In dieſer glückſeligen Zeit wurde von der Quandt'ſchen Geſellſchaft auf dem großen Operntheater die „Sonnenjungfrau“ gegeben, worin mir der Ataliba zu Theil geworden. Ich gefiel mir ſelbſt ſo ſehr in meinem wilden, königlichen Schmuck, daß ich nach der Vorſtellung mich nicht umkleidete, ſondern nur einen Mantel über den Indianer hing und ſo vor meiner Braut erſchien. Ich muß ihrem richtigen Gefühle zur Ehre nachſagen, daß ihr dieſe Mummerei außer der Bühne nicht nur kein Vergnügen machte, ſondern ſogar zuwider zu ſeyn ſchien. Ich that ſo Thörichtes niemals wieder.

Gleich nach der Zuſtimmung des Oheims in unſere Heirath meldete ich mein chriſtliches Vorhaben meiner geliebten Mutter, ein Porträt meiner Johanna, vom Schauſpieler Colla ziemlich ſteif, aber ähnlich gemalt, dem Briefe beiſchließend. Aber ehe noch die Einwilligung von Magdeburg anlangen konnte, wurde Quandt wegen ſchlechter Einnahmen genöthigt, von Bayreuth nach Hildburghauſen zu wandern. Was war nun mit mir und Johanna zu thun? Die Zeit drängte; alſo mußte der wackere Hauptmann v. Treskow ſich verwenden, daß wir, indem er ſich für mich als rechtſchaffenen Mann ledigen Standes verbürgte, Diſpens vom Aufgebote erhielten.

In Folge dieſes Freundſchaftsdienſtes wurde unſere Verbindung zum 12. Mai feſtgeſezt. Der wichtigſte Tag unſeres Lebens war endlich angebrochen, und wir wurden des Morgens früh um ſieben Uhr in der Sakriſtei der Stadtkirche vom Pfarrer Löwe auf ewig verbunden. Ich ſprach mein „Ja!“ recht herzhaft und voll der glücklichſten Ahnungen; meine Johanna aber weinte ſtill während der Trauungsformel. Nach vollbrachter Einſegnung verfügten wir uns Alle zur Poſtſtallmeiſterin, in deren Wohnung das Hochzeitmahl zubereitet war, dem auch Quandt und ſeine Gattin beiwohnten. Am folgenden Tage empfahlen wir uns als junge Eheleute verſchiedenen angeſehenen Perſonen der Stadt und aßen zu Mittag bei dem guten Herrn v. Treskow, der meine Frau ein wenig neckend zu Tiſche führte.

Wenzel Müllers „Zauberzither“ war die lezte Gabe Quandts für die Bayreuther. Der muſikaliſche Geſchmack dieſes Direktors war ſo wenig ausgebildet, daß er Müllers leichtes Machwerk der „Zauberflöte“ Mozarts an die Seite zu ſetzen wagte und ſich ähnlichen Effekt davon verſprach. Edmund Weber, der die Oper dem Perſonal einſtudirte und für ſeine Perſon den Vita übernahm, ſchüttelte oftmals den Kopf zu den Quandt'ſchen Verſicherungen und Hoffnungen von dieſer Oper, und Edmund hatte richtig geſchüttelt. So gut die Oper auch im Ganzen geſungen und geſpielt wurde, — Quandt, ein Naturaliſt in der Tonkunſt, ſang den Bosphoro mit unglaublich ſchöner Stimme und Geläufigkeit der Paſſagen — ſo ließ die nüchterne Muſik das Publikum ganz nüchtern. Am 15. Mai, alſo drei Tage nach unſerer Verbindung, wurde das ſämmtliche Perſonal auf verſchiedene Wagen gepackt und der Reſidenzſtadt Hildburghauſen zugerollt. Unſer Abſchied von Aeltern, Schweſter und Freunden war nicht eben ſchmerzlich, da wir mit Beſtimmtheit — inſofern nämlich ein Sterblicher Etwas voraus beſtimmen kann — wußten, daß die Trennung nur einige Monate dauern könne. Ich und meine Frau wurden mit Löſers zuſammen gepaart, was uns allen Vieren ſehr angenehm war. Quandt nebſt Gattin und ihren Auserwählten — von deren Liſte ich geſtrichen war ſeit meiner Verheirathung — ſaßen ſammt und ſonders in dem großen Komödiantenwagen, und lebten luſtig und guter Dinge, obſchon der Direktorialbeutel an bedeutender Hektik laboriren mochte, weil Quandt bereits auf der Hälfte Weges, vor dem erſten Nachtlager, zu uns kam und, mich bei Seite führend, fragte: ob ich ihm nicht zehn Gulden vorſtrecken könne bis Hildburghauſen? Was war zu thun? Ich war ſelbſt nur bei geringer Caſſe, — dennoch aber zog ich mein Säckchen preußiſcher Zweigroſchenſtücke oder Kaſſenmännchen hervor und legte es in die Hand des Prinzipals, verhoffend, deß mir dieſe winzige Anleihe doch einige Zeichen des Wohlwollens tragen würden. Von der ganzen Reiſe iſt mir übrigens nichts mehr im Gedächtniſſe, als daß ich immer die wunderkleine Hand meiner Johanna drückte und liebevolle Blicke mit ihr wechſelte. Man verdenke mir nicht, daß ich Dieſes niederſchrieb; ich verſetzte mich in jene Roſenzeit, wo ſie ſechzehn und ich dreiundzwanzig Sommer zählte, und dann — ſie war gar zu reizend. Hoch und ſchlank war ſie gebaut — alle Glieder hatten das ſchönſte Ebenmaaß, die friſcheſten Wangen glüheten unter den — wenn auch nicht ſchönfarbigen, doch ſchön geſchnittenen Augen; die gewölbte Lippe ließ die Koralle an Röthe weit hinter ſich. Zwei Reihen der köſtlichſten Perlen wurden ſichtbar, ſo oft ſich der Mund zum Lächeln verzog. Das ganze wurde gekrönt durch eine Fülle des Halſes, welche einer mediceiſchen Venus zur Zierde gedient haben würde. Iſt es mir zu verargen, wenn ich meine damaligen Gefühle recapitulire, daß ich noch jetzt im Geiſte mit Entzücken der elyſiſchen Gefilde meiner Jugend gedenke? Indem ich Dieſes niederſchreibe, ſind mir beinahe vierunddreißig Jahre an der Seite meiner Johanna unter Freude und Schmerz, Kreuz und Luſt verſchwunden; in dieſem Augenblicke liegt ſie an einer ſchweren Krankheit darnieder, und zwar ſchon im zwölften Monat, und dennoch — wer ſollte es glauben? — hat der Zahn der Zeit ſo wenig als die Furie eines wüthenden Siechthums ihre Reize ganz vertilgen können; faſt zum Gerippe abgemagert und mit eingeſunkenem Antlitz, ſtrahlt ihr Auge noch im Glanze früherer Zeiten, iſt der Karmin ihrer Wange nicht ganz verwiſcht, und die aufgeſchwellte Lippe prangt noch in derſelben Kirſchenröthe, wie vor vierunddreißig Jahren! Fühlende Herzen werden mir dieſe Abſchweifung gern verzeihen; die darüber höhniſch lächeln, haben das Glück wahrer Liebe nie empfunden.*

Nach langem Hin- und Herziehen langten wir jezt in der alten, berühmten freien Stadt Nürnberg bei dem elendeſten Wetter überaus glücklich an. Noch in den Reiſekleidern begab ich mich zum Direktor Mihule, der dem Gaſthofe, wo wir abgetreten, gegenüber wohnte. Es war gerade des Morgens um neun Uhr. Ich wurde gemeldet und ſogleich vorgelaſſen.

---

* Seine Gattin iſt ihm vorangegangen, und Coſtenoble hat ſich zum zweitenmale verheirathet.

Als ich eintrat, ſaß Mihule — ein unterſetzter, wohlausſehender Mann von einigen dreißig Jahren — im Puderhemde, ohne Beinkleider und mit einer Art Pelzſtiefeln angethan, hinter einem großen Tiſch voll Papieren, ſchreibend. Ich ſtellte mich ihm vor, und er muſterte mich, immer ſitzend, vom Kopf bis zu den Füßen. Dann erhob er ſich faul und ungeſchlacht, wobei das Puderhemd ſich öffnete und eine ſtark behaarte Bruſt dem Blicke preisgab. Der Theatergewaltige ſtellte ſich neben mich und ſagte ziemlich huldvoll: „Es iſt mir lieb, daß Sie da ſind. Sie ſind größer, als ich Sie mir dachte; man hat Sie mir ſehr klein geſchildert.“ — Er fragte ferner: „Iſt Ihre Frau kleiner?“ — „„Sehr wenig; ſie ſcheint viel größer als ich.““ „Gut gewachſen?“ — „„Ein Weib kann es nicht beſſer ſeyn.““ — „Wie iſt ihre Farbe?“ — „„Sehr blühend.““ — „Alſo reizend?“ — „„Erlauben Sie —““ erwiderte ich etwas verlegen, — „„dieſe Frage““ — „Iſt natürlich,“ antwortete er lachend, „gute Aktricen ziehen, ſchöne aber noch weit mehr. Ich zahle die Gage, muß alſo auf Alles Rückſicht nehmen, was Geld bringt.“ — Darauf wußte ich nichts zu erwidern. — Er fragte weiter: „Worin wollen Sie debütiren?“ Ich nannte ihm verſchiedene Opern- und Schauſpielrollen, und wir wurden einig, daß ich als Kanzler Fleſſel in den „Mündeln“ und meine Frau als Roſine in „Hieronymus Knicker“ auftreten ſollten. Als ich mich empfehlen wollte, murmelte mir der wunderliche Direktor, wie einen gleichgültigen Einfall, nach: „Sind heute Mittag mein Gaſt, — Sie mit Ihrer Frau. Um ein Uhr kommen Sie ins rothe Roß. Adieu!“ — Ich bückte mich und ging.

Raſch warfen wir uns Beide in unſere beſten Prunkgewänder und hatten das Glück, noch vor der Mittagsmahlzeit ein recht artiges Logis, nicht weit vom Schauſpielhauſe, bei einem Schloſſer, der ſich Fiſcher nannte, zu bekommen. Dann begaben wir uns ins rothe Roß, deſſen Eigenthümer der Gaſtwirth Roth war. Im Speiſezimmer empfing uns Mihule zwar freundlich, aber mit gehöriger Direktorsgrandezza. Wir ſaßen an der Taſel ihm gegenüber, und ich gewahrte, daß er während des Schlürfens ſeiner Suppe die Reize meiner jugendlichen Gattin mit prüfendem Kennerblick recht behaglich muſterte. Nach vollbrachter Mahlzeit zogen wir ſogleich in unſer kleines Quartier. Kaum hatten wir uns in unſerem Stübchen recht behaglich zur Ruhe geſezt, ſo erſchien Glev, Mitglied der Mihule'ſchen Geſellſchaft, uns zu bewillkommen. Als ein geübter Liebhaber weiblicher äußerer Vorzüge, faßte er, nachdem wir uns umarmt hatten, meine Johanna ins Auge, und ſagte ſehr verbindlich: „Nun, Freund Coſtenoble, ich gratulire! Das iſt ja eine recht ſchöne Veränderung!“ Wir ſchwazten nun lang und breit über Mihule's Charakter und die Verhältniſſe ſeiner Bühne, die uns Licht gaben, um nicht anzuſtoßen in der neuen Laufbahn. Mitglieder der Geſellſchaft waren: Mihule, Glev, Vinzens, Wäſer, Illein, Trittwe, Mad. Storrbeck, die bald nachher mit Illein ſich verheirathete, Kniep und Frau, Wetzel, Frau und zwei Töchter, Miedke, Schönhut und Frau, Müller und Frau, welche aber bald nach unſerer Ankunft abgingen; — Dlle Thau,* Rieſam, Pfeil; ſpäter kamen der Tenoriſt Chriſtian Demmer, dann die Baſſiſten Juſtel und Hartmann; Souffleur Schwarz und Friſeur Dittolf. — Unſere Debüts gingen vorüber, ohne eben viel Aufſehen zu machen. Ich ſoll als Kanzler Fleſſel gefallen haben, wie man mir ſagte, aber laut wurde der Beifall nicht. Meiner Frau, als Roſine im „Knicker,“ ging es beſſer als mir; ſie durfte ſich wenigſtens einiges Ohrenſchmauſes rühmen. Ueberhaupt habe ich bei Mihule wie bei Werber immer Verzicht leiſten müſſen auf die Wonne des Händeklatſchens, obwohl man mich ſtets gern auf der Bühne ſah. Der Grund davon ſcheint nur in meinem damaligen ſogenannten undankbaren Rollenfache zu liegen. Kanzler Fleſſel, Amtmann Beck, Hofrath Reiſing, Sekretär Falbring, Rath Wallmann, ſind eben ſo gewiß ſehr ſchwer auszuführende Charaktere, als der geringſte Theil jedes Publikums die gelungenen Leiſtungen derſelben zu würdigen verſteht. Und ſollte man den guten Reichsſtädtern darüber grollen, daß ſie damals ſo waren, wie jetzt noch die Maſſen in dem Parterre der erſten Hofbühne, die nur edelmüthige Charaktere oder raſende Rolande, oder gerettete Leidende — oft ſeltſam vergriffen dargebracht, — für Kunſtgaben halten, denen ſie Kränze zu flechten berechtigt zu ſeyn glauben? — An Opern erinnere ich mich erlebt zu haben: „Die Zauberflöte. Oberon. Orlando furioso. Die Wilden. Hieronymus Knicker. Das Sonntagskind. Die Schweſtern von Prag. Das Urtheil des Midas,“ und andere mehr. Schauſpiele wurden gegeben: „Die Mündel. Verbrechen aus Ehrſucht. Die Reiſe nach der Stadt. Dienſtpflicht. Die Ausſteuer. Rolla's Tod. Fiesko. Julius von Saſſen,“ und mehre noch. „Romeo und Julietta,“ von Soden nach Shakeſpeare.“ Hanns Jack, der Unſichtbare.“ In den „Schweſtern von Prag“ war ich bei Mihule Johann Schneck und im „Urtheile des Midas“ der beſtrafte Kritiker, in den „Wilden“ — Edwin; getraute mich aber nicht, die erſte Arie zu ſingen, weil mein Bariton zu wenig Bildung für dieſe Tenorpartie hatte. Der Muſikdirektor Brand gab ſich viele Mühe, mir die nöthigſten Regeln der Singkunſt einzuimpfen; aber es wurde mir ſchwer, und nur erſt in ſpäteren Jahren gelang es mir, mich frei auf der Bühne zu bewegen, wenn ich ſingen mußte. Wunderbar genug! Mit fünfzig Jahren ſchwindet gewöhnlich das Metall und portamento di voce, und ich fühle jetzt, als hoher Fünfziger, dieſe Mittel und Kräfte im erhöhten Grade, da ich ſie als Hofburg-Schauſpieler gar nicht mehr nöthig habe. — Gley hatte einen großen Namen in Nürnberg, aber meines Erachtens ſich eben nicht ſehr vervollkommnet ſeit unſerer Trennung. Schlechtes Memoriren war immerfort ſein Hauptgebrechen, und eine weinerliche Gedehntheit des Vortrages in den kräftigſten Stellen ſeiner Heldenrollen ließen

---

* Später als Mad. Müller in Stuttgart. Jetzt penſionirt.
D. H.

Mundart nicht erklingen, war er gut. Wagner, der auch jugendliche Liebhaber und Helden vorführte, war mehr zu komischen Rollen geeignet, in welchem Fache er auch rühmlichst bekannt geworden iſt von Stuttgart aus. Kainz gab zärtliche Alte ohne erforderliche Geſtalt und Würde; ſeine Frau wußte zu brilliren in Tirolern, die einen Geſang vermuthen ließen, und gefiel, wie natürlich, ſehr. Müller war ein guter Schauſpieler, überall anſtellig, aber nirgends eminent. Wenzel malte die Dekorationen und gab Nebenpartien, ſeine Frau war eine gute komiſche Alte. Die ältere Tochter, ein hübſches Mädchen, war in allen Partien zu weinerlich. Schönhuth, ein leidlicher Chevalier, ſpielte mit ſchwäbiſchem Dialekt; deſſen Frau gab Liebhaberinnen in derſelben Mundart. Weil war ein ſehr unglücklicher erſter Tenoriſt. Die Krone der Truppe war auf jeden Fall der Baſſiſt Klein. Urkomiſcheres, Naiveres und Eigenthümlicheres iſt mir, ehe ich Raimund kennen gelernt, nie wieder vorgekommen. Als Kammerdiener im „Sonntagskind," als Schneider in den „Prager Schweſtern," als Knappe im „Roland," als [illegible] im „Oberon," als [illegible] in den „Wilden" war er unübertrefflich. Dieſe Trockenheit und richtig bezeichnete Taubheit, ohne die mindeſte Ueberladung in Geberde oder Ausdruck der Rede, und bei all' dieſem ſcheinbar geringen Aufwand von Mitteln, die nur den inneren Reichthum dieſes herrlichen bewieſen durch ihre [illegible] komiſche Kraft, bewunderten den von der Natur begabten, ſeltenen Darſteller. Er war in ſo hohem Grade Selbſtſchöpfer auf der Bühne, wo der Dichter nichts, oder wenig für ihn gethan, daß er z. B. wie in der Oper: „Zwei und zwanzig tauſend Gulden, oder: Im Dunkeln iſt gut munkeln," von Walter, — als Bedienter, wo er weitläufig den Erfolg einer Sendung melden und dabei erzählen ſoll, wie ihn ein Hund angebellt habe und er zum Hunde geſagt: „Pudel! kennſt Du mich denn nicht? Ich bin ja der Bediente der Frau von Belmont!" die Zuſchauer durch ſein witziges und treffendes Improviſiren für die Trockenheit und Langeweile einer ganzen Vorſtellung zu entſchädigen wußte. Hatte er ſich, gleichſam, oft in ſeinen [illegible] [illegible], ſo konnten die Mitſpielenden ihn zuweilen gar nicht von der Scene bringen. Er war unerſchöpflich in Einfällen, wenn der Nebenmann ihn durch die einfältigſten Fragen unterſtützte. Leider! liebte er den Bacchus eben ſo ſehr als die komiſche Muſe ihn begünſtigt hatte! Er heirathete bald nach unſerer Ankunft die Wittwe Stierbeck, die auch durch ihn nicht glücklicher wurde. Man ſagte, er habe ſchon bei ihres Mannes Lebzeiten ſich allerlei Liebeleien zu Schulden kommen laſſen, wodurch der alternde, kränkliche, ja, ſchon im Sterben liegende, Mann bei einer Fahrt von Nürnberg nach Ulm, gleichſam delirirend und ſchmerzvoll, bald gebetet, bald geſungen haben ſoll: „Verwahrt Euch vor Weiberſtücke" rc. — Jhrig war ein ſehr kleiner Mann, aber ſeine Geſtalt hatte Ebenmaaß. Er war ſo gerade und einfach von Sitten, daß er am liebſten mit geringen Bürgersleuten verkehrte. Sein Haar trug er ungepudert und rund geſchnitten, was im Jahre 1791, wo Locken, Zopf und Puder noch herrſchten, ganz unerhört war. Zufällig hatte ich ſeit einiger Zeit, aus Bequemlichkeit und Oekonomie, Zöpfe und Puder verbannt; alſo fühlte er ſich ſchon deshalb zu mir hingezogen und ſagte ganz treuherzig bei unſerer erſten Begrüßung: „Keinen Puder? Schön, das g'fallt mir! Wir zwei ſind ſchon Kameraden, die zuſammen paſſen."

Im Frühjahre 1792 verbrachten wir in [illegible]'s und [illegible]'s Geſellſchaft unſere freien Tage durch Fußwanderungen zum ſogenannten [illegible], unweit Nürnberg, wo wir außer dem angenehmen Aufenthalt unſere Genüſſe auf einen [illegible] Trunk und einige Butterſchnitten beſchränkten; denn wir ſowohl als unſer Kumpan [illegible], waren gar ſehr der Sparſamkeit ergeben. Von unſeren achtzig Gulden wöchentlichen Gehaltes durften nicht mehr als einer für Wohnung, Bett und etwaiger Kleidung verwendet werden, für die übrigen elf Gulden wurden entweder ein blanker Carolin oder ein Laubthaler eingewechselt und in die Sparbüchſe gelegt. Aber wie groß war auch das Vergnügen meiner jungen Hausfrau, wenn ſie, in Geſellſchaft Olga's, den Rand des Schildes mit franzöſiſchen Königsthalern belegen konnte. Ich freute mich mehr über die Freude meiner Johanna als über den klingenden Mammon; denn das Geld hatte damals, wo ich noch nicht aus meiner höheren Region der Kunſt in die gemeine Wirklichkeit geſchleudert war, wenig Werth für mich. Ein beluſtigendes Feſt war es für uns vier Verbündete, daß wir zu der bevorſtehenden Vorſtellung von Schillers „Fiesko" und den Schmuck der Gewänder ſelbſt mit wohlfeilen Nürnberger Flittern ſtickten. Meine Frau, Olga, Thiele und ich ſaßen unermüdlich am Tiſche, rothe und blaue Seide ſchneidend, oder Gold- und Silberflitterlein aufheftend. Und — welch eine Wonne am Tage der Aufführung. Olga war Fiesko, meine Frau deſſen Leonore und ich Verrina. Das Publikum zwar nahm wenig oder gar keinen Theil an unſerem Treiben, — wir vermochten alle Drei nicht, dieſen Partien zu genügen — aber wir glänzten doch und glaubten damals, die Nürnberger begriffen das Hohe nicht. Das iſt kein Wunder! Gibt es doch erſte Hofbühnen mit erſten Hofſchauſpielern, die auch in dieſem Stücke kein Intereſſe zu erregen wiſſen und von ihrem Publikum vermuthlich daſſelbe glauben, was wir damals in unſerem Dünkel von den Nürnbergern. Nur der Mohr — Thiele — wußte Antheil zu erregen; wie denn das auch faſt bei allen Bühnen zu geſchehen pflegt und weßhalb der einflußreichſte und klügſte Schauſpieler immer nach dem Mohren haſcht, wohlwiſſend, daß mit dem Fiesko ſchwerlich ein Kranz zu erringen ſein möchte. Es gab nur einen deutſchen Schauſpieler, der als Fiesko in allen Theilen ſeines chamäleonartigen Charakters die Krone davon trug —

Lieſ! Geſtalt, Leben, Schönheit, Stärke, Liebenswürdigkeit, Selbſtgefühl — Alles war in höchſter Vollkommenheit vereint in dieſem Liebling der Natur und der Muſen. Dieſer Schauſpieler war ſonach einen Dichter ganz geben und [illegible] noch einem [illegible], welche Rolle auch nur aber, noch ſo vergötterten, [illegible] kaum gehört wird in ihrer [illegible].

V.

Leipzig. Berlin. Hamburg.

Von Nürnberg zogen wir weiter nach kleinen Städtchen, und langten endlich im beſten Wohlſein zu Leipzig an. Unſer Quartier nahmen wir in einem Gaſthofe vor der Stadt, deſſen Zeichen mir entfallen iſt. Die ſogenannte Dresdner Hofſchauſpielergeſellſchaft, unter Leitung des Franz Seconda, führte gerade Kotzebue's „Benjowsky" vor. Opitz, von Jedermann und überall gerühmt, ſagte mir in der Titelrolle gar nicht zu; ich fand ihn outrirt und höchſt manierirt, obſchon ſeine Ueberlegenheit nicht zu verkennen war. Mir kam er vor wie Einer, der Comödie ſpielt. Von ihm hätte der jüdiſche Recenſent Iffland's gewiß nicht geſagt: „Mai! der Spieler gefällt mir doch gar nicht! ſpielt er doch ſo, als ob er zu Haus' wär'!" — Madame Hartwig, nicht minder beliebt als Opitz, gab die Athanaſia mit eben ſo viel Geſpreiztheit als Ziererei. [illegible] als Gouverneur blieb in den Schranken der Wahrheit und war ſehr lobenswerth. Am gelungenſten ſchien mir Thering als Hetmann, — ſehr komiſch ohne die mindeſte Uebertreibung. Aber wie ich höre, ſoll er ohne alle Mannigfaltigkeit ſein; folglich findet man in jeder ſeiner Rollen den Hetmann wieder. Chriſt, Cruſtiew, war eben nicht bedeutend; übrigens bemerkte ich, daß er ſehr von Manier war, und das iſt immer viel. Das Ganze ging aber leidlich rund zuſammen. Man ſah, die Leute verloren ſich untereinander. — Von Leipzig gelangten wir in einer Tagereiſe nach Magdeburg.

Was mein Familienleben — einige kleine Erkrankungen abgerechnet, — ein immerwährender [illegible] [illegible] Tag, ſo wurde mir in dem Theaterkreiſe mancher [illegible] [illegible], den ich zuweilen aber [illegible] [illegible] mußte. Der Schauſpieler Friedrich Ludwig Schmidt war bei Döbbelin engagirt geweſen; früher bei [illegible] in Braunſchweig, wo ihm nichts gelungen. In Hannover [illegible], ein [illegible] vielleicht noch ärmer als ich ſelbſt, war er auf ein Privattheater gerathen, wo er unter ſeines Gleichen als Darſteller bemerkt und zum Uebertritt zur öffentlichen Bühne begeiſtert wurde. So viel Anderes auch bei ſeinem Auftritt [illegible], ſo glücklich [illegible] ihm der Verſuch mit Schiller's „Räuber“ [illegible]. Döbbelin, einer [illegible], vertraute Schmidt dieſe Rolle an, die er auch zur Zufriedenheit des Publikums durchführte und von ſeinem künftigen Ruf begründet hatte. Sonderbar, daß eine Rolle einen Künſtler auf die Beine helfen kann, während ganz vorzügliche Vorſtellungen nichts vermögen. Neben der Leiſtung des Räubers hatte Schmidt ſich auch bereits eine Art Ruf erworben durch einige [illegible] und mißlungene theatraliſche Schriften. Genug, die Direktion nahm den Räuber Schmidt's und ſeine jungen Schriftſtellereien für [illegible] dieſes Mannes, dem Leben einer Regiſſeurs [illegible] zu [illegible]. Wenn die [illegible] Herren [illegible] nicht einen Schuß in's Blaue thaten, ſo konnte man täglich ſagen, daß blinde Hühner ein gutes Korn gefunden hatten; denn weder die Darſtellung des Räubers noch die [illegible] Theaterſtücke Schmidt's ließen einen tüchtigen Verſtand mit Sicherheit erwarten, und was dieſer Künſtler in der Folge durch Fleiß, Nachdenken und [illegible] geworden iſt, konnte ſchwerlich der [illegible] Blick eines jungen, [illegible] Direktors, die damals keinen Begriff vom Schauſpielweſen in praktiſcher Hinſicht hatten, voraus [illegible].

Genug, der Wurf gelang. Schmidt war ein guter und wurde in Zukunft ein trefflicher Bühnenvorsteher. — War der eine Wurf den Unternehmern gelungen, so fehlte der andere aber gänzlich. Man hatte nebſt Schmidt auch den Schauſpieler Hellwerth zum Regiſſeur ernannt: einen Mann ohne alle Gaben für dieſes ſchwierige Amt, einen lächerlichen [illegible], ohne die mindeſte Selbſtändigkeit im Urtheil, der den Mantel in tauſend Winden auf tauſend Schultern trug. Dieſer Mann war durch ſeine Doppelzüngigkeit ſo ſehr zum Gelächter geworden, daß einige luſtige Offiziere der Magdeburger Garniſon ihn öfters auf's Glatteis führten, wo denn der Geprellte einen tüchtigen Purzelbaum machte. Z. B. bei Gelegenheit des Gaſtſpieles einer fremden Sängerin kam einer der Offiziere auf das Theater und ſagte zu Hellwerth: „[illegible], Hellwerth! was iſt das ein herrliches Geſchöpf, das Ihr uns heute zum Beſten gebt!“ — Freundlich antwortete Hellwerth: „Nicht wahr? — iſt prächtige Sängerin, — ſpielt wie Engel!“ — Er ſprach mit Vorliebe den böhmiſchen Dialekt. Bald darauf kam der andere Schalk der Garniſon und hub an: „Aber um Gotteswillen, Hellwerth! — was für ein infames Weibsſtück habt Ihr da aufgetrieben? Es iſt ja ein Skandal von Schlechtheit!“ — „Nicht wahr?“ entgegnete der Verblendete grimmig: — „hab' ich auch ſchon geſagt! Pfui!“ — Und ſo mußte dieſer Mann mit der Zeit, von jedem jungen Schauſpieler ſich durchſchauen, die Zielſcheibe ihrer Launen und Witzeleien, und das um ſo mehr, je öfter er ſich allerlei Lächerlichkeiten als Darſteller zu Schulden kommen ließ, oder vielmehr, da alle ſeine Darſtellungen für den [illegible] eigentlich nichts als Lächerlichkeiten waren, wie wir in der Folge ſehen werden. Ueber dieſe beiden Vorſtände ragte der Muſikdirektor [illegible] an Einſicht, Bildung und Charakter gar ſehr hervor, und es war nur zu beklagen, daß dieſer kenntnißreiche Mann ſchon im ſchönſten Mannesalter die Schwindſucht im Buſen mit ſich herumtrug. Durch Schmidt's Vermittelung war auch sein Jugendfreund, der Komiker Schwadke von der Döbbelin'schen Truppe beibehalten. Auf meiner Reise hatten wieder die Geschäfte gezählt und deren Gegenstand; folglich kam ich diesen Leuten sehr ungelegen. Dennoch belehrte mich der erste Moment wo ich Schmidt kennen lernte. Mein Bruder, mit mir auf dem breiten Wege spazierend, sah Schmidt vor der Thür seiner Wohnung stehen und stellte mich ihm vor. Der ferne Engländer empfing mich sehr kühl und gewissermaßen hoch. Er hatte in seiner Physiognomie etwas Ähnliches von einem jungen Pfarrersohn, den ich früher kennen gelernt und der mir gerade bei dem Vergleichen nicht beifiel; ich bildete mir also ein, ich müßte ihn, nämlich Schmidt, schon irgendwo gesehen haben, weil ich ihm auch so freundlich und verbindlich als möglich sagte. Schmidt erwiderte sehr kurz: „Ich wüßte nicht, daß ich jemals Gelegenheit gehabt hätte, Sie zu sehen.“ — Ein solches Benehmen gegen den Bruder seines Vorgesetzten schien mir damals so unklug als hochtrabend. Ein so einfacher, ehrlicher Mann, wie mein Bruder, hatte freilich kein Arg aus diesem Empfang; aber mir stieg es gewaltig vor den Kopf und ich dachte bei mir selbst: Ei, ei! der wird ja bald noch höher als Director Michaelis. Neben genannten Personen waren für das Stadttheater noch gewonnen: Reinhard und Frau, — aus Salzwedel und schon bekannt; — Madame Willmann, geborene Lehmann, eine treffliche Darstellerin für naive und muntere Mädchen; Krosch und Frau, Fabrizius und Frau, Nehring nebst drei Kindern, Greiling und Frau, Friedmann und Frau, Becker, Zimmermann, Herrmann und Schumann, der Souffleur war. Später kam Mlle. Reichel;* der Zuwachs Brammer wurde erwartet, blieb aber aus. — Fabrizius war ein fleißiger, routinirter Komödienspieler; aber auch nicht ein Strich mehr. Eine schöne Gestalt begünstigte ihn sehr für manche Rollen. Seine Frau war eine Person ohne alle Bildung und Darstellungsgabe, aber mit einer recht artigen Singſtimme begabt. Deichmann,[*] der zweiten Tenor engagirt, mußte ohne Beruf auf den erſten Platz treten, weil Demmer abging. Schauſpieler war er gar nicht. Gelling, ein trefflicher Baſſiſt, mit viel deutſcher Kraft, aber ein höchſt unruhiger Kopf und Wollenmeer. Schrader[**] gab tenorartige Baßpartie gut und war überall anſtellig, wo ſeine trockene Individualität ausreichen durfte. Er war muſikaliſch und im Beſitz einer ſehr guten Stimme, ohne alle Methode. Zimmermann war ein talentvoller Anfänger, der jedoch ſchon früh alle Spuren eines zerrütteten Kopfes zeigte, welcher ſpäter ſich zum Wahnſinn hinneigte. Er ſah alle Mängel der Direktion und Regie und aller Schauſpieler mit ſcharfem Blicke, und lamentirte ſtets darüber. Bader war gar nichts als ein Schützling Schmidt's, deſſen Affe, der alle Bewegungen ſeines Inſtruktors nachahmte, aber übertrieb und karikirte, nur das Gute des Vorbildes traf er nicht. Reinhard war der Alte geblieben und ſeine Frau hatte ſich zu einer tüchtigen Couliſſenreißerin ausgebildet. Bateaux, der von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten ein Privilegium erhalten hatte, in den preußiſchen Landen Kindervorſtellungen zu geben, war aus Sorge angeſtellt, daß er die Unternehmung beeinträchtigen könne mit ſeinem Kinderſpiel. Lächerliche Beſorgniß! Als ob nicht jedes Publikum nach derartigen Kindergetreibe nur eine kurze Zeit lang liefe und das Bemerkenswerthe, daß es erſt vergöttert, gar bald ſatt und ekelhaft finde! Bateaux für ſeine Perſon war viel matter geworden; er hatte ſein Gedächtniß ganz vernachläſſigt. — Mlle. Caſimir war Anfängerin, aber hätte ſchon damals viel genützt, wenn man ihr wichtigere Partien anvertrauen mögen oder wollen; aber zu Gunſten der Pitterlin wurde ſie ſtets zurückgeſetzt. Sie war ein blühendes, rundliches, liebliches Weſen von ſechzehn Jahren. Der Direktor, Kaufmann Keßler, der in den Conferenzen ſtets ſeine Vorſchläge mit den Worten ſchloß: „Hübſche Mädchen müſſen wir haben! Laßt uns hübſche Dirnen engagiren und die Sache geht von ſelber" — dieſer Mann war eben auf der Bühne vor einer Probe, als die Caſſini aufgeführt wurde und ſagte ſchmunzelnd zu mir: „Na, Coſtenoble, was ſagt Ihr? Wie findet Ihr die Caſſini? Iſt's nicht eine nette Dirne? So müſſen ſie ſeyn, wenn's Ding gut gehen ſoll!" — Heilige Muſe der Darſtellung! So äußerte ſich ein Bühnenvorſtand über den Werth einer Actrice, von deren Fähigkeiten er noch keine Probe geſehen hatte.

---

* Später als Mad. Köhler in Hamburg gestorben.

---

[*] Starb in Königsberg. K. H.

[**] Starb in Hamburg als Penſionär. K. H.

Endlich wurde am 19. September, im Jahr 1796 die Bühne eröffnet mit dem Iffland'ſchen Schauſpiele: „Das Vermächtniß." — — —

Am 16. Juli des folgenden Jahres 1797 erhielt ich Urlaub, den großen Iffland zu ſehen. Am 21. wanderte ich in Geſellſchaft meines jüngeren Bruders per pedes nach der Königſtadt. Wir gingen über Möckern und Tucheim nach Zieſar, wo ich mich meiner Knabenzeit lebhaft erinnerte, als wir das Wohnhaus des reformirten Predigers in Augenſchein nahmen. Wir ſetzten unſern Stab weiter über Golz und Werder nach Potsdam. Hier betrachteten wir das neue Palais Sans souci, und ſuchten uns ſodann Nachtquartier im weißen Roß vor dem Thore. Am 21. Nachmittags um halb vier Uhr langten wir in der Reſidenz an. Wir gingen ſofort in's Theater, wo „die Zauberflöte" gegeben wurde. Ich fand Madame Schick als Pamina ganz vorzüglich brav, und wünſchte, daß meine Frau auch einmal nach Berlin reiſen dürfte, um ſich nach dieſer großen Künſtlerin auszubilden. Unzelmann ſpielte den Papageno außerordentlich komiſch, konnte ihn aber nicht ſingen. Engel ſoll einſt geäußert haben: „Unzelmann ſpielt den Papageno gut, Lippert ſingt ihn gut, und Döbbelin tanzt ihn gut." Ein ſehr treffendes Urtheil! Nach der Vorſtellung ſuchten wir Logis, und fanden es im goldenen Adler in der Spandauer Straße. Des anderen Tages ging ich früh zu Kaſelitz und Berger, fand aber keinen von Beiden zu Hauſe. Abends im Theater. Es wurde zum erſtenmale Iffland's „Leichter Sinn" gegeben. Da erſchien er mir denn endlich, der, durch ſeine theatraliſchen Werke mir als Menſchendarſteller ſo berühmte Mann! Wie klopfte mir das Herz, als ich ihn nun wirklich ſah, als er in ſeinem, nur ihm eigenthümlichen, Wirkungskreiſe vor mir ſtand unter trefflichen Brillanten der Schauſpielkunſt, gleichſam, der große Regent!!! Worte vermögen es nicht zu bezeichnen, wie er den ſelbſtgeſchaffenen Charakter des Sekretär Siward mit einem, ich möchte ſagen, melancholiſchen Humor, mit einer Weichheit, die doch auch wieder Feſtigkeit durchblicken ließ, durchführte. Mir ging ein ganz neues theatraliſches Leben auf, als ich dieſen Künſtler ſah. Es war eine Feinheit, eine Geſchliffenheit, wie ich ſie ſelbſt am großen Schröder nicht wahrgenommen. Ich habe nie, früher oder ſpäter, einen Schauſpieler geſehen, der ſo überall auf der Bühne war und doch nie ſeinen Raum überſchritt, — es war ſo ein Zuhauſeſein, ſo etwas Vollendetes in einer ganz eigenthümlichen Art, daß ich mich wie von einem mächtigen Zauber feſt umfangen fühlte. Und obwohl das ungünſtige und beſchränkte Sprachorgan keine ausgedehnte Modulation verſtattete, ſo wurde man doch wie im Sturme mit fortgeriſſen durch den künſtleriſchen Erſatz der gedrängten Rede in heftigen oder begeiſterten Momenten dieſes Siward's. Ich habe nachher gute, ſogar einen trefflichen Darſteller als Siward mit Aufmerkſamkeit geſehen und gehört, und die Gewalt des erſten Eindruckes wohl mit in Rechnung gebracht; aber bei keinem Siward fand ich auch nur die leiſeſte Spur von jener edlen, weichen, ernſt-jovialen Auffaſſung und Durcharbeitung, womit Iffland den verſtändigen Beſchauer wie den jubelnden Volkshaufen aufzuregen wußte. Man hat oft über Böttigers Entwickelung der Iffland'ſchen Gaſtrollen zu Weimar gewitzelt, indem der große Archäolog dem verdienſtvollen Gaſt Feinheiten und Nüancen beigelegt, woran der Darſteller ſelber nie gedacht habe. Mag ſeyn, daß der leicht aufzuregende Böttiger hier und da zu viel in's Kleinliche gegangen ſeyn und, wie man ſagt: das Tüpfelchen auf dem I bewundert haben mag; ſo viel iſt gewiß, der Iffland'ſche Eduard bot eine Fülle, einen Reichthum von Schattirungen und Lichtern dar, daß mir zu Muthe war, wie Einem, der, mit Sinn für die Kunſt begabt, in Flügeleile durch eine Galerie köſtlicher Gemälde, von einem haſtigen Cicerone getrieben und mit Schönheiten und Größen ſo überfüttert wird, daß er endlich froh iſt, wenn die übermäßige Schwelgerei des Geiſtes begrenzt wird. — Und — was für eine Julie war die Bethmann neben dieſem Eduard! Was für eine Räthin Bellmann die Döbbelin! Beſchort — welch ein Miniſter! Und Greinwald — wie ergötzlich und wahr als Kommerzienrath! Es war ein ſo vollendetes Gemälde, wie ich es ſo leicht nie und nirgends wieder gefunden habe.

Den 28. deſſelben Monats war ich wieder in Magdeburg. Heckerode hatte hier den Ubaldo zu ſpielen und, wie faſt gewöhnlich, nicht feſt memorirt. Als er im Kerker an einen Block gefeſſelt lag und den bekannten Monolog mit der Spinne anheben ſollte, traf es ſich, daß Ubaldo etwas tief in dem Hintergrunde feſtgeblockt wurde. „Kleines Würmchen," — hub der Gefangene an — „du daß alten Mann in Gefangenſchaft — daß alten Mann in Gefangenſchaft" — hier verließ den Ubaldo das Gedächtniß und der Souffleur war zu unvernehmlich; alſo ſchrie der Geängſtete: „Jeſus, Marie und Joſeph! — ich verſteh' Souffleur nicht!" — Dann hob er abermals an: „Kleines Würmchen, daß alten Mann in Gefangenſchaft —" Nun im ängſtlicheren Tone: „Verfluchter Kerl! — Schumann, lauter ſoufflиren!" — Dann zum drittenmale: „Kleines Würmchen, daß alten Mann in Gefangenſchaft —" Als aber weder Memoire noch Orakel dem Verlaſſenen zuſagen wollten, rief er halblaut und ergrimmt: „Ei was! Hohl' der

Teufel Ketten; ich geh' zum Soufflör!" Und ſomit ſtreifte der Gefangene ganz unbefangen ſeine Ketten von den Händen und trat vor den Einhelfer, ſeinen Monolog: „Kleines Würmchen" u. ſ. w. nachſprechend.

„Am 17. September wurde „das Sonntagskind" gegeben. Ich legte einige neue Liedertexte unter, die ich ſelbſt verfaßt. Unter anderen ſang ich auf die Melodie: „Wer niemals einen Rauſch gehabt" ꝛc. ein Lied, worin über die Theurung des Tabaks lamentirt wurde. Die Regierung hatte nämlich die, ſeit vielen Jahren abgeſchaffte Tabakregie wieder einzuführen beſchloſſen. Mein Klaggeſang, der freilich gewagt und vorlaut genannt werden konnte, gefiel ſo raſend, daß das Orcheſter einigemale förmlich aufhören mußte zu ſpielen. Einigen im Publikum muß meine Keckheit verdroſſen haben, beſonders meinen Freund, den Aſſeſſor von Rohr; denn er fand für beliebig, in dem ſonſt allgemein gefallenden Duett zwiſchen dem Hausmeiſter und der Liſette, ſeinen Beifall mit dem Rohre auszudrücken. So geht's, wenn zwei Röhre zuſammen ſich verdrücken!!!

Einige Tage nach dieſem ſtürmiſchen Abend wurde mir von der Direktion ein noch ärgerer Sturm bereitet. Sie fand nämlich für gut, um ſich den Rücken bei der Regierung zu decken, mir einen Verweis meines Extemporirens wegen zu geben und mich in acht Groſchen Strafe zu nehmen. Dieſe Beſtrafung beſtrafte ich, auf Anrathen meines älteſten Bruders, der längſt der ewigen Neckereien und Zurückſetzungen ſo müde war als ich ſelbſt, ſofort mit Aufkündigung des Engagements. Es war den Theaterbehörden vielleicht willkommener, daß ich ſelber die Verhältniſſe brach. Schmidt ſo wenig als Pitterlin handelten ſehr brillant an mir. — Ich ließ ſogleich Briefe hinſichtlich eines Engagements an Kreick nach Altona, und an Zimmermann, der früher ſchon zu Koch nach Bremen gegangen war, ablaufen. Auch an Iffland ſchrieb ich und bat ihn um Bewilligung von Gaſtrollen in Berlin.

Ich erhielt am 15. Oktober zwei Engagementsanträge, einen vom Direktor Koch aus Hannover und den anderen von der Theater-Unternehmung zu Warſchau. In Polen — was iſt da für die Kunſt zu holen? — Bald darauf ſchrieb mir Kreick im Namen des Doktor Albrecht zu Altona und machte mir gute Offerten.

Weil Doktor Albrecht in Altona uns ein Engagement mit ſechzehn Thalern wöchentlicher Gage zugeſchrieben hatte und nach Kreick's Aeußerungen auch der ſiebzehnte Thaler bewilligt werden würde, ſo begab ich mich am 27. Oktober früh Morgens zum Hofrath und bat ihn, uns einige Monate von unſerem Kontrakte zu erlaſſen. Der alte Mann wurde von dieſer Bitte zur Heftigkeit gereizt, die auch mich aus dem Tempo brachte. Wir ſchieden mit gegenſeitigen Anzüglichkeiten. Freilich wäre es von mir edler und beruhigender für mich geweſen, wenn ich die Worte des Greiſes: „O, Herr! ziehn Se in Jottes Namen man fort; Schauſpielers kann ik vor Jeld genug kriegen und mit Kußhand!" — mit Stillſchweigen und Achtung für ein graues Haupt übergangen hätte. Aber glauben junge brauſende Bühnenkünſtler nicht gewöhnlich, an ihrem Beſitze hänge das Wohl und Wehe der Kunſt? Glauben es nicht ſogar auch alte, tüchtige Schauſpieler? Und irren ſich nicht Alte und Junge? Und werden ſie klüger?

Am 6. November wagte man ſich an Leſſing's „Emilie Galotti." Schmidt nahm ſich als Prinz wacker zuſammen; war aber unvortheilhaft gekleidet. Ein nicht ſchön geſtalteter Schauſpieler muß alle nur mögliche Sorgfalt auf ſeine Toilette verwenden. Wie viel Kleider thun, hat uns Iffland gelehrt und gezeigt. — Reinhard ſprach den Marinelli ſo unnatürlich und fiſtulös, daß die Gallerie ſich wiehernd hören ließ.

Am 8. Dezember erhielt ich Schreiben vom Doktor Albrecht und Kreick aus Altona. Albrecht geſtand mir die begehrten achtzehn Thaler wöchentlicher Beſoldung zu, und

Kreiſek machte mir einige unverdiente Vorwürfe, weil ich Mißtrauen gegen die Albrecht'ſche Entrepriſe geäußert hatte.

Nachdem ich noch einigemale vergebens verſucht hatte, die Direktion zu unſerer früheren Entlaſſung zu bewegen, ſchickte ich den unterſchriebenen Jahrescontract nach Altona ab, jedoch fragte ich zugleich an: ob er für Albrecht auch noch Gültigkeit habe, falls ich erſt zu Oſtern 1798 eintreffen könne?

Am 10. Januar ſchrieb ich, weil Albrecht immer noch ſchwieg, dem Direktor Koch in Hannover, daß ich zu Oſtern bei ihm eintreten wolle. Am 12. meldete mir aber Kreiſek, daß ich dem Doktor auch zu Oſtern noch willkommen ſey. Nun war ich in höchſter Verlegenheit.

Albrecht und Kreiſek ſicherten mir nochmals das Engagement in Altona zu und ich werde um ſo freudiger mich dahin wenden, als mir Koch wie ein aufgeblaſener Mann geſchildert wurde, der eine Art von Großherrn gegen ſeine Schauſpieler ſeyn ſoll. Ob es Verläumdung iſt oder doch etwas Wahres daran, weiß ich nicht; aber ich ſcheue ſeit Mihule's Zeiten ſolche Theaterſultane. Ich ſchrieb dem Direktor Koch das Engagement ganz ab, was ich auch in Zukunft deßwegen nicht bereuen durfte, weil dieſer Künſtler mit ſeiner trefflichen Betty* einen Ruf zum Wiener Hoftheater erhielt.

Am 6. April 1798 traten wir Beide zum allerletztenmale im „Sonntagskind," als Hausmeiſter ich, und Johanna als Henriette, auf. Wir traten ohne Gemüthsbewegung ab von einer Bühne, deren Führer theils ſo einſichtslos, theils ſo parteiiſch verfuhren, und es ſich wenig kümmern ließen, ob unſere Verwandte uns gern oder ungern ziehen ſahen, und ob würdige Talente mit uns für die vaterſtädtiſche Bühne verloren gingen.

Am 9. April nahmen wir Abſchied von allen unſeren Lieben. Da floſſen denn endlich die heißen Scheidethränen in

---

* Nachmalige Mad. Rooſe in Wien. D. H.

Strömen. Keiner wußte, wer den andern am längſten und innigſten umarmen ſollte. Meine Schwiegermutter jammerte laut auf, als ihr einziges Kind weit weg von ihr in die Welt gehen ſollte; denn ſie ſtellte ſich in ihrer Unkunde Hamburg am äußerſten Nordpol gelegen vor. Meine Mutter weinte ſtill vor ſich hin, wie auch unſere wohlthätige Tante. Ohne viele Worte war die Trennung von Bruder und Schweſter; aber die Umarmungen waren vollherzig und Liebe verſichernd. Selbſt der, ſonſt ziemlich kalte, Oheim Ludwig umfaßte mich ernſt, und ſagte: „Es iſt das leztemal, Carl, — mich ſiehſt Du ſchwerlich wieder auf dieſer Welt!“ — Dieſe Worte ergriffen mich faſt noch heftiger als der Abſchied von allen Uebrigen; eben weil dieſes Oheims Liebe ich mir eigentlich nie hatte erwerben können, und ihm das, ſtets für mich verſchloſſene, Herz nun auf einmal aufging im Vorgefühl des nahen Todes!

Aus dem Kreiſe der Geliebten wanderten wir nun in's Theater, wo „Die verwandelten Weiber, oder: Der Teufel iſt los,“ gegeben wurden. Hier, wo der Teufel ſein Weſen trieb und uns ſelten ein guter Engel der Kunſt erſchienen war, nahmen wir ein ſehr förmliches Adieu von der Mehrzahl. Nur Fabrizius ſchien ſehr bewegt, als ich ihm die Hand zum Lebewohl reichte. Er hat mir in der Folge bewieſen, daß ſeine Wallung kein Rollenſpiel war, und ich rufe noch jezt dem Unglücklichen das Wort: „Ruhe ſanfter als Du lebteſt!“ in ſeine Grube nach.

Am 15. April zogen wir des Abends in Hamburg ein. — Mir war die rechte Straße, die nach Altona führte, nicht mehr im Gedächtniß; ich ließ alſo unſeren Fuhrmann halten und fragte einen Arbeitsmann, wohin man fahren müſſe, um nach Altona zu kommen? Der Hamburger erwiderte: „Ja, wat betalt de Herr, wenn ik et em ſegge?“ — „Wie viel verlangt der Herr?“ fragte ich. — „Zwölf Schilling.“ — Als ich das zu theuer fand, ging der Hamburger ſeines Weges, indem er ſagte: „Ne, ſo fahr he man de Näſe nah.“ —

Nun, ſo fahr' er nur der Naſe nach. — Das that ich denn auch buchſtäblich, und ſiehe da! Die Naſe führte uns eben ſo richtig und wohlfeiler als der inhumane Reichsſtädter. Punkt neun Uhr des Abends erreichten wir die gute Stadt des Königs der Dänen und quartirten uns in einem Gaſthofe auf der alten Freiheit ein, wo wir ſchlechte Betten und noch ſchlechteres Eſſen für gutes Geld empfingen. — Ueble Vorbedeutungen für Hamburg wie für Altona! Wir müſſen nun ruhig erwarten, ob die Zukunft ſanfte Weſtwinde oder grauſe Gewitterſtürme für uns in ihrem dunklen Schooße verhüllt. —

Ueber die franzöſiſche Bühne.

Vertraute Briefe an Auguſt Lewald

von

H. Heine.

(Geſchrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſeyn. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schaar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder fröhlich kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere Hetzjagd. Der Alte iſt endlich ganz in die Flucht geſchlagen und die Nachtigallen ſingen ein Triumphlied. Sie ſingen ſo ſchön und ſo friſch! Endlich können wir die große Oper mitſammt Meyerbeer und Düprés entbehren. Nourrit entbehren wir ſchon längſt. Jeder in dieſer Welt iſt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und Ich. Denn ohne dieſe beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Griſetten, und keine deutſche Literatur!.. Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Carl Streckfuß!

Ja, es iſt Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben ſogar ihre Röckchen ausgezogen und ſpringen in Hembdärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche ſteht und als Glockenthurm dient. Jetzt iſt der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und ſieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der, ruhig und lächelnd, in der Mitte der blonden Enkel ſteht, die luſtig um ihn herumtanzen. Manchmal überſchüttet er ſie neckend mit ſeinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um ſo brauſender. Streng iſt es unterſagt, bei Prügelſtrafe unterſagt, an dem Glockenſtrang zu ziehen. Doch der große Junge, der den übrigen ein gutes Beiſpiel geben ſollte, kann dem Gelüſte nicht widerſtehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas geheimnißvolles, es ſind wunderbar gedämpfte Laute, und ſobald ſie erklingen, verſtummen plötzlich die geſchwätzigen Vögel, die ſich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erſchrocken davon.

Im Herbſte iſt der Ton der Glocke noch viel ernſter, noch viel ſchauerlicher, und man glaubt eine Geiſterſtimme zu vernehmen. Beſonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unausſprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenſchlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieſer tönende Blätterfall, dieſes klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einſt mit ſo übermächtiger Trauer, daß ich wie ein Kind weinte. Das geſchah vorig Jahr als die Marget ihren Mann begrub. Er war in der Seine verunglückt als dieſe ungewöhnlich ſtark ausgetreten. Drei Tage und drei Nächte ſchwamm die arme Frau in ihrem Fiſcherboote an den Ufern des Fluſſes herum, ehe ſie ihren Mann wieder auffiſchen und chriſtlich begraben konnte. Sie wuſch ihn und kleidete ihn, und legte ihn ſelbſt in den Sarg, und auf dem Kirchhofe öffnete ſie den Deckel, um den Todten noch einmal zu betrachten. Sie ſprach kein Wort und weinte keine einzige Thräne; aber ihre Augen waren blutig, und nimmermehr vergeſſe ich dieſes weiße Steingeſicht mit den blutrünſtigen Augen.

Aber jetzt iſt ein ſchönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, ſogar lauter als eben nöthig wäre, und hier, in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich ſchon vorig Jahr die ſchönſten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das franzöſiſche Theater eine Reihe Briefe ſchreiben, und dabei, Ihrem Wunſche gemäß, auch die Bezüge auf die heimiſche Bühne nicht außer Augen laſſen. Letzteres hat keine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutſchen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtniſſe erbleichen. Von Theaterſtücken, die in der lezten Zeit geſchrieben worden, iſt mir nichts zu Geſicht gekommen, als zwei Tragödien von Immerman, Merlin und Peter der Große, welche gewiß beide, der Merlin wegen der Poeſie, der Peter wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten . . . Und denken Sie ſich meine Miene: in dem Paquete, welches dieſe Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige Bände beigepackt, welche „dramatiſche Werke von Ernſt Raupach" betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie etwas von dieſem Schooßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Ich kannte einige ſeiner Stücke nur durch die Bühne, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder dieſer von jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daß ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den lezten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingeben laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: ſolche Witze kann ich auch machen! und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Styl. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß ich bei der Lektüre der Raupachſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Uebelbefinden verſpürte. Dieſer Styl hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt beklemmt. Die Converſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchredneriſch vielſtimmiger Monolog, ein ödes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Kaffe kochen, ſich ſelbſt raſiren, allein ſpazieren gehn vor's Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflücken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läßt, tragen die Redensarten unter der weißen Mouſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Tabak und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſeren ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der Beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel Luſtſpiele aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Comödianten ſind, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Masken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Contracten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italieniſchen Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur ein einziges, aber unendlich variirtes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Combinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzelſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren combinirt. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine conſtruirten Holzfiguren; zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Masken; aber da geriethen ſie in Colliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Masken dreſſirt, um ihre Ungelehrigkeit oder Lernfaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalirten, daß ſie nicht aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zum Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich einſt zittern gemacht und, wie Sie wiſſen, das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daß meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daß mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt . . . Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig fleht: ich bitte, erzählen Sie . . .

Doch das iſt eine lange Geſchichte, und dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeel allein, in dem verſchollenen Sans-ſouci, unter den Orangenbäumen der großen Rampe . . . Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhauſiſchen Converſationsblatte, und dieſe numerirte Natur hat etwas ſo blödpfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als ſchnupften ſie Tabak, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daß ich den Ruhm Friedrichs des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daß der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen Zahn, ſo wähle ich erſteres. Ach, es iſt nichts gräßlicheres als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloß nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo etwas vom Geköpftwerden. Man muß ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen, und ganz ſtill halten, und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung, in ihrer Weisheit, hat alles zu unſerem Beſten eingerichtet und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig berechnende Vorſehung hat unſeren Zahnſchmerzen eben dieſen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen laſſen. Wahrlich, niemand würde ſich zu dieſer Operation, oder vielmehr Exekution entſchließen, wenn der Zahnſchmerz nur im mindeſten erträglich wäre!

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreiſtündigen Fahrt im Poſtwagen ſaß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in ſolchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Poſtillion zwölf gute Groſchen Trinkgeld. Der Kerl ſah mich mit ſonderbar unſchlüſſigem Geſichte an; denn nach dem neuen Naglerſchen Poſtreglement war es den Poſtillionen ſtreng unterſagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroſchenſtück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einſteckte, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Poſtillion und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpoſtdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Paſſagieren anzunehmen; aber das iſt ein unmenſchliches Geſetz, kein Menſch kann ein Trinkgeld abweiſen, das iſt gegen die Natur!“ Seufzend gelangte ich endlich in den Gaſthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, ſprach der Wirth mit großer Freude: „das iſt ja ganz vortrefflich, ſo eben iſt ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table-d'hôte ſpeiſen, werden Sie ihn ſehen. Ja, dachte ich, ich will erſt meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armeſünder-

Stühlchen ſetze. Aber bei Tiſche fehlte mir doch alle Luſt zum Eſſen. Ich hatte Hunger, aber keinen Appetit. Trotz meines Leichtſinns konnte ich mir doch die Schreckniſſe, die in der nächſten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne ſchlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen, widerſtand mir. Unwillkürlich ſuchten meine Augen den ſchrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Inſtinkte der Angſt hatte ich ihn bald unter den übrigen Gäſten herausgefunden. Er ſaß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Geſicht, ein Geſicht wie eine Zange womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kautz, in einem aſchgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum ihm ins Geſicht zu ſehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erſchrak ich, als nahe er ſchon meinen Kinnbacken mit dem Brecheiſen. Mit zitternder Angſt wandte ich mich weg von ſeinem Anblick, und hätte mir auch gern die Ohren verſtopft, um nur nicht den Ton ſeiner Stimme zu vernehmen. An dieſem Tone merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig, im Leibe, grau angeſtrichen ſind und hölzerne Gedärme haben. Er ſprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt als die volllauteſte Aufſchneiderei. Jedesmal wenn er ſprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Geſpräch mit meinem Tiſchnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängſtlich den Rücken zukehrte, ſprach ich auch ſo laut, daß ich die Stimme deſſelben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von dem vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, und ſeine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Beſcheidenheit ſelbſt. Die Rede floß milde von ſeinen ſanftgewölbten Lippen, ſeine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahne litt, erröthete er und bot mir ſeine Dienſte an. Um Gotteswillen, rief ich, wer ſind Sie denn? Ich bin der Zahnarzt Meyer aus St. Petersburg, antwortete er. Ich rückte faſt unartig ſchnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und ſtotterte in großer Verlegenheit: wer iſt denn dort oben an der Tafel der Mann im aſchgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? Ich weiß nicht, erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet anſah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüſterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: es iſt der Herr Theaterdichter Raupach.

* * *

Zweiter Brief.

. . . . Oder iſt es wahr, daß wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel produciren können, und auf ewig verdammt ſind dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daß Ihr Euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis Ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat Euch ſo lange ohne Bier und Taback eingeſperrt gehalten, bis Ihr Euer dramaturgiſches Verdict ausgeſprochen. Wenigſtens habt Ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B. die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeyen, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deßhalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daß Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete: ſie ſeyen viel zu ernſthaft. Und damals, als York ſeine ſentimentale Reiſe nach Frankreich ſchrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümirte Fadaiſe des alten Regimes, und die Franzoſen hatten noch nicht durch die Guillotine und Napoleon im Nachdenken die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, ſeit der Juliusrevolution, wie haben ſie in der Ernſthaftigkeit, oder wenigſtens in der Spaßloſigkeit die langweiligſten Fortſchritte gemacht! Ihre Geſichter ſind länger geworden, ihre Mundwinkel ſind tiefſinniger herabgezogen; ſie lernten von uns Philoſophie und Tabakrauchen. Eine große Umwandlung hat ſich ſeitdem mit den Franzoſen begeben, ſie ſehen ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Nichts iſt kläglicher als das Geſchwätze unſerer Teutomanen, die, wenn ſie gegen die Franzoſen losziehen, doch noch immer die Franzoſen des Empires, die ſie in Deutſchland geſehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran, daß dieſes veränderungsluſtige Volk, ob deſſen Unbeſtändigkeit ſie ſelber immer eifern, ſeit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweiſe ſtabil bleiben konnte!

Nein, ſie ſind nicht heiterer als wir, wir Deutſche haben für das Komiſche vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutſchland für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Perſiflage der Geſellſchaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Originalnarr ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutſcher behaupten, daß nur auf deutſchem Boden die Narren zu jener koloſſalen Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, frühunterdrückter franzöſiſcher Narr keine Ahnung hat. Nur Deutſchland erzeugt jene Titanen der Narrheit, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laßt uns nicht die Verdienſte der Landsleute verkennen und ausländiſcher Narrheit huldigen; laßt uns nicht ungerecht ſeyn gegen das eigne Vaterland!

Es iſt ebenfalls ein Irrthum wenn man die Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Mangel an freier Luſt, oder, erlauben Sie mir das leichtſinnige Wort, dem Mangel an politiſcher Freiheit zuſchreibt. Das, was man politiſche Freiheit zu nennen pflegt, iſt für das Gedeihen des Luſtſpiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Erſäufungsanſtalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meiſterwerke ſchufen, an Spanien, wo trotz dem abſoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köſtlichen Mantel- und Degenſtücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV ſchrieb; ſogar China beſitzt vortreffliche Luſtſpiele . . . Nein, nicht der politiſche Zuſtand bedingt die Entwicklung des Luſtſpiels bei einem Volke, und ich würde dieſes ausführlich beweiſen, geriethe ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch . . .

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hin ſpricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein bischen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwinde: „O Hund, Du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr daß ich Hengſtenberg und Conſorten zum Lebensgenuß bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Mißverſtändniß. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daß ich drum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daß ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . nichts will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſcurantismus und Servilismus beſchuldigen wollten; das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verläumden mich mit der größten Zuvorkommenheit.

. . . Ich bemerkte zuletzt, daß die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrem politiſchen Zuſtand dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt etwas ausführlicher anzudeuten, daß es vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Dichter in Frankreich ihre Suprematie verdanken.

Sie wiſſen, was ich unter „ſocialen Zuſtand“ verſtehe. Es ſind die Sitten und Gebräuche, das Thun und Laſſen, das ganze öffentliche wie häusliche Treiben des Volks, inſofern ſich die herrſchende Lebensanſicht darin ausſpricht. Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter jenes öffentliche Treiben als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne Momente deſſelben zu benutzen; auf dieſem Boden pflückt er nur hie und da einige närriſche Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus deſſen ironiſch geſchliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzoſen entgegenlacht. Zwar ſind es Zerrbilder, die uns dieſer Spiegel zeigt, aber wie alles bei den Franzoſen aufs heftigſte übertrieben und Caricatur wird, ſo geben uns dieſe Zerrbilder dennoch die unbarmherzige Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit von heute, doch gewiß die Wahrheit von morgen. Eine große Ausbeute findet der Luſtſpieldichter in den Contraſten, die manche alte Inſtitution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweiſe des Volkes bildet, und endlich gar beſonders ergiebig ſind für ihn die Contraſte, die ſo ergötzlich zum Vorſchein kommen, wenn der edle Enthuſiasmus, der bei den Franzoſen ſo leicht auflodert und ebenfalls leicht erliſcht, mit den poſitiven, induſtriellen Tendenzen des Tages in Colliſion geräth. Wir ſtehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revolution, ſeit fünfzig Jahren ihre Willkürherrſchaft ausgeübt, hier niederreißend, dort ſchonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des geſellſchaftlichen Lebens: und dieſe Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben ſondern nur die Erhabenheiten abflachen könnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen; der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die lezten Trümmer derſelben, und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herren und Heiland täglich dafür danken, daß wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daß bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt, und Grimaſſen ſchneidet, und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, oder im ehemaligen Boudoir der königlichen Mätreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, und die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daß das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Zerſtörungsmacht jenes Criticiſmus, der aus der materialiſtiſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebärdet ſich noch weit greller in dem Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Ueberſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polibius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg freilich führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib, in allen Landen, aber dem ſchönen Geſchlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muß verſteckter geführt werden, er kann nicht äußerlich, dramatiſch, zur Erſcheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchſtens zu einer Inſurrektion. Hier aber ſtehen ſich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entſetzlichſten Hausſchlachten. Bei der Einförmigkeit des deutſchen Lebens amüſirt Ihr Euch ſehr im deutſchen Schauſpielhaus, beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geſchlechter, wo eins das andere durch ſtrategiſche Künſte, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Ueberfall, zweideutigen Waffenſtillſtand oder gar durch ewige Friedensſchlüſſe zu überliſten ſucht. Iſt man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen ſelbſt, wo dergleichen nicht bloß zum Scheine, ſondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutſches Gemüth in der Bruſt, ſo ſchmilzt einem das Vergnügen bei dem beſten franzöſiſchen Luſtſpiel. Und ach! ſeit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichſten Niäſerie den Hahnrei ſpielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiſelle Dejazet, die wie Sie wiſſen, die Rolle einer Griſette ſo vortrefflich, mit einer klaſſiſchen Frechheit, mit einer göttlichen Liederlichkeit zu ſpielen weiß. Wie viel Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieſes Weib zu ſolchen Triumphen in der Kunſt gelangen konnte! Sie iſt vielleicht die beſte Schauſpielerin Frankreichs. Wie meiſterhaft ſpielt ſie Fretillon, oder eine arme Modiſtin, die, durch die Liberalität eines reichen Liebhabers, ſich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben ſieht, oder eine kleine Wäſcherin, die zum erſtenmale die Zärtlichkeiten eines Carabins (auf deutſch: Studiosus Medicinae) anhört und ſich von ihm nach dem bal champêtre der Grande Chaumière geleiten läßt . . . Ach! das iſt Alles ſehr hübſch und ſpaßhaft und die

Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Goſſen der Proſtitution, in den Hoſpitälern von St. Lazarr, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Carabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht . . . Dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchtete ich nicht vor dem gebildetſten Publikum der Welt als Narr zu erſcheinen, ſo würde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daß wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſolirt ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daß wir beſtändig verlezt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes . . . Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche; ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revolutionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimathgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiß bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf, und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er ſpricht zu ſich ſelber: „ich bin mehr als meine Landsleute die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl' ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkührlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn iſt mir ſchwer und wüſt. Ich habe dieſe Nacht faſt gar nicht ſchlafen können. Beſtändig rollte ich mich im Bett umher, und beſtändig rollte mir ſelber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Witehall Carl I. köpfte? Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und da träumte mir: es ſey Nacht, und ich ſtände einſam auf dem Pont neuf zu Paris, und ſchaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber, zwiſchen den Pfeilern der Brücke, kamen nackte Menſchen zum Vorſchein, die bis an die Hüften aus dem Waſſer hervortauchten, in den Händen brennende Lampen hielten und Etwas zu ſuchen ſchienen. Sie ſchauten mit bedeutſamen Blicken zu mir hinauf, und ich ſelber nickte ihnen hinab, wie im geheimnißvollſten Einverſtändniß .... Endlich ſchlug die ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wußt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſitzt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen, und ſteht jetzt vor meinem Fenſter, ein Stück Zucker in den Händchen, und will damit die Hühner füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen, und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder ins Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Style niederzuſchreiben. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildniß Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Beziehungen kennt und den Comödianten in die Nieren ſieht, wie uns Menſchen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einſt gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt ſelbſt der liebe Gott: Ihnen werde ich wohl weder über deutſches noch franzöſiſches Theater viel Neues ſagen können! Nur flüchtige Bemerkungen mag ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erſchmeicheln ſollen.

So hoffe ich, findet Ihre Beiſtimmung, was ich im vorigen Briefe über das franzöſiſche Luſtſpiel angedeutet habe. Das ſittliche Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Luſtſpiels ſo fruchtbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch, iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber einer melancholiſchen Dunkelheit, wo nicht gar einem böſen Pfuhl, entſteigen. Die alte Religion, das katholiſche Chriſtenthum, welche die Ehe ſanktionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt hier mit ſammt dieſer Hölle erloſchen. Die Moral, die nichts anders iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und welkt jetzt mißmuthig weil an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelige nothdürftige, nur auf Vernunft geſtützte Moral wird hier gehörig reſpektirt, und die Geſellſchaft huldigt nur der Convenienz, welche nichts Anderes iſt als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer ſorgfältigen Vermeidung alles Deſſen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich ſage, einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal; denn alles Skandalöſe, was nicht zur Erſcheinung kommt, exiſtirt nicht für die Geſellſchaft; ſie beſtraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen derſelben allgemein verbreiten. Und ſelbſt dann gibt es gnädige Milderungen. Die Schuldige wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehemann ſelbſt ein Schuldig ausſpricht. Der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthüren des franzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite einhertrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig großmüthig, wirklich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt auf immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber dieſes geſchieht ſelten, erſtens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil ſie im Gegentheile ſich ſo bald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theilhaft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt iſt.

Das iſt es. Bei uns in Deutſchland, wie auch in England und andern germaniſchen Ländern, geſtattet man den Mädchen die größtmöglichſte Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die ſtrengſte Abhängigkeit und unter die ängſtliche Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich iſt, wie geſagt, das Gegentheil der Fall. Junge Mädchen verharren hier ſo lange in klöſterlicher Eingezogenheit, bis ſie entweder heirathen oder unter ſtrenger Aufſicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im franzöſiſchen Salon, ſitzen ſie immer ſchweigend und wenig beachtet; denn es iſt hier weder guter Ton noch Sitte, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das iſt es. Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen mit unſerer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur dieſe beſingen unſere Poeten; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete Frau der Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.

Ich habe hier eben auf eine Thatſache hingewieſen, welche einer weſentlichen Verſchiedenheit der deutſchen Tragödie und der franzöſiſchen zum Grunde liegt. Die Heldinnen der deutſchen Tragödien ſind faſt immer Jungfrauen, in der franzöſiſchen Tragödie ſind es verheirathete Weiber, und die complizirteren Verhältniſſe, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Paſſion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die franzöſiſche Tragödie auf Koſten der deutſchen, oder umgekehrt, zu preiſen. Die Literatur und die Kunſt jedes Landes ſind bedingt von lokalen Bedürfniſſen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberückſichtigt laſſen darf. Der Werth deutſcher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleiſt, Immermann, Grabbe, Oehlenſchläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern beſteht mehr in der Poeſie als in der Handlung und Paſſion. Aber wie köſtlich auch die Poeſie iſt, ſo wirkt ſie doch mehr auf den einſamen Leſer als auf eine große Verſammlung. Was im Theater auf die Maſſe des Publikums am hinreißendſten wirkt, iſt eben Handlung und Paſſion, und in dieſen beiden excelliren die franzöſiſchen Trauerſpieldichter. Die Franzoſen ſind ſchon von Natur aktiver und paſſionirter als wir, und es iſt ſchwer zu beſtimmen: ob es die angeborene Activität iſt, wodurch die Paſſion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erſcheinung kommt, oder ob die angeborene Paſſion ihren Handlungen einen leidenſchaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatiſcher geſtaltet als das unſrige, deſſen [illegible] im [illegible] der [illegible] ruhig [illegible] und mehr Liebe als Pulsschlag verrathen. Genug, das Leben ist hier in Frankreich dramatischer, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im höchsten Grade Handlung und Passion.

Die Passion, wie sie sich in der französischen Tragödie gebärdet, jener wahnsinnige Sturm der Gefühle, jenes beständige Donnern und Blitzen, jene ewige Gemüthsbewegung, ist dem Bedürfnisse des französischen Publikums eben so sehr angemessen, wie es dem Bedürfnisse eines deutschen Publikums angemessen ist, daß der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenschaft erst langsam motivirt, daß er nachher stille Pausen eintreten läßt, damit sich das deutsche Gemüth wieder sanft erhole, daß er unserer Besinnung und der Übung seiner Urtheilskraft gewährt, daß wir bequem und ohne Aufregung gerührt werden. Im deutschen Parterre sitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen sitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, schöne blonde Seelen, die ihren Strickstrumpf oder sonst eine Handarbeit ins Theater mitgebracht haben und gelinde schwärmen wollen, ohne daß ihnen eine Masche fällt. Und alle Zuschauer besitzen jene deutsche Tugend, die nur angeboren oder allmählich anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauspiel, um das Spiel der Comödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leistungen der Künstler zu beurtheilen, und letztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unseren Salons und Journalen. Ein Franzose hingegen geht ins Theater, um das Stück zu sehen, um Emotionen zu empfangen; über das Dargestellte werden die Darsteller ganz vergessen, und wenig ist überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzosen ins Theater, und hier sucht er am allerwenigsten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, [illegible] zu rufen, was auf deutsch gähnen heißt. Die Hauptaufgabe für den französischen Bühnendichter ist also, daß sein Publikum gar nicht zu sich selber, gar nicht zur Beſinnung kommen, daß Schlag auf Schlag die Empfindungen herbeigejagt werden, daß Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenſchaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzoſen ſich ſchon unbändig genug gebärden, auf dem Theater in noch wilderen Raſereien ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem franzöſiſchen Stück die Uebertreibung der Leidenſchaft zu groß iſt, ob hier nicht alle Grenzen überſchritten ſind, dazu gehört die genaueſte Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Leben ſelbſt, das dem Dichter als Vorbild dient. Um franzöſiſche Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muß man ſie mit franzöſiſchem, nicht mit deutſchem Maßſtabe meſſen. Die Leidenſchaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des gemüthlichen Deutſchlands ein franzöſiſches Stück leſen oder ſehen, ganz übertrieben erſcheinen, ſind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgeſprochen, und was uns im theatraliſchen Gemälde ſo grauenhaft unnatürlich vorkommt, ereignet ſich täglich und ſtündlich zu Paris in der bürgerlichen Wirklichkeit. Nein, in Deutſchland iſt es unmöglich, ſich von dieſer franzöſiſchen Leidenſchaft eine Vorſtellung zu machen. Wir ſehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber dieſe Handlungen und Worte ſehen und hören in Verminderung, erregen ſie uns vielleicht eine leiſe Ahnung, aber nimmermehr geben ſie uns eine beſtimmte Kenntniß der Gefühle, denen ſie entſproſſen. Wer wiſſen will, was Brennen iſt, muß die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gemäldes iſt nicht hinreichend, und am ungenügendſten iſt es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Abhandlungen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Geſellſchaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Klima der franzöſiſchen Geſellſchaft die Herzen ſich entzünden oder gar, während der Julitagen, die Köpfe von den heißen Sonnenſtrahlen erhitzt ſind.

hören wir, wie ſie dort ſchreien, und ſehen wir, wie ſie Geſichter ſchneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz verſengen, ſo ſind wir Deutſchen ſchier verwundert, und ſchütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnſinn.

Wie wir Deutſche in den Werken franzöſiſcher Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Paſſion nicht begreifen können, ſo unbegreiflich iſt den Franzoſen die ſtille Heimlichkeit, das ahnungs- und erinnerungsſüchtige Traumleben, das ſelbſt in den leidenſchaftlich bewegteſten Dichtungen der Deutſchen beſtändig hervortritt. Menſchen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchſte Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der rückſichtsloſeſten Sicherheit handhaben, dieſe begreifen nicht die Gefühlsweiſe eines Volkes, das nur ein Geſtern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das ſich der Vergangenheit beſtändig erinnert und die Zukunft beſtändig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu faſſen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten ſie uns Deutſche, die wir oft ſieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anſehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit ſammt allen Commentarien gründlich durchſtudiren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte . . . . .

◆

Vierter Brief.

... Der Herr wird Alles zum Beſten lenken. Er, ohne deſſen ewigen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der Regierungsrath Carl Streckfuß keinen Vers macht, Er wird das Geſchick ganzer Völker nicht der Willkür der kläglichſten Kurzſichtigkeit überlaſſen. Ich weiß es ganz gewiß, Er, der einſt die Kinder Iſrael mit ſo großer Wundermacht aus Egypten führte, aus dem Lande der Kälber und der vergötterten Ochſen, er wird auch den heutigen Pharaonen ſeine Kunſtſtücke zeigen. Die übermüthigen Philiſter wird er von Zeit zu Zeit in ihr Gebiet zurückſchlagen, wie einſt unter den Richtern. Und gar die neue babyloniſche Hure, wie wird er ſie mit Fußtritten regaliren! Siehſt du ihn ſchon, den Willen Gottes? Er zieht durch die Luft, wie das ſummende Geheimniß eines Telegraphen, der, hoch über unſern Häuptern, ſeine Verſtändigungen den Wiſſenden mittheilt, während die [illegible] unten im lauten Marktgetümmel leben und Nichts davon merken, daß ihre wichtigſten Intereſſen, Krieg und Frieden, unhörbar über ſie hin, in den Lüften verhandelt werden. Steigt Einer von uns in die Höhe, und iſt er ein Zeichenkundiger, der die Zeichen auf den Thürmen verſteht, und warnt er die Leute vor nahendem Unheil, ſo nennen ſie ihn einen Träumer und lachen ihn aus. Manchmal mißhandelt man auch Gottesmänner, und die Gemeinden greifen ihn ob der böſen Kunde und ſteinigen ihn. Manchmal auch wird der Prophet auf die Feſtung gebracht, bis die Prophezeiung eintrifft, und da kann er lange ſitzen. Denn der liebe Gott thut zwar immer, was er als das Beſte erkannt und beſchloſſen, aber er übereilt ſich nicht.

O Herr! ich weiß, du biſt die Weisheit und die Gerechtigkeit ſelbſt, und was du thuſt, wird immer gerecht und weiſe ſein. Aber ich bitte dich, was du thun willſt, thu' es ein [illegible] geschmückt. Du bist reich und hast Zeit genug und kannst warten. Ich aber bin herbstlich und ich sterbe.

Ich bin diesen Morgen, lieber Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling wirkt auf mich sehr sonderbar. Den Tag über bin ich betäubt und es schlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlafe, und dann umschlingen mich die qualvoll entzückendsten Träume. O übermenschliches Glück, wie [illegible] drücktest du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Freundschaft mich aber dennoch heimlich beglückt. Es war in ihrem Landhause, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die weißen [illegible] das [illegible] [illegible]. Das Fenster war offen, und der helle Mond schien zu uns ins Zimmer herein und warf lange silberne Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich so liebevoll umschlungen hielten. Wir schwiegen und dachten nur an unser süßes Glück. In den Büschen bewegten sich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer süßer dufteten. Draußen im Garten, [illegible] [illegible], dann wieder nahe, erklang eine Geige, lange, langsame [illegible] Töne, bald traurig, dann wieder [illegible] heiter, manchmal wie [illegible] Schluchzen, [illegible] und [illegible], aber immer lieblich, süß und [illegible] .... „Wer ist das?“ flüsterte ich leise. Und sie antwortete: „Es ist mein Bruder, welcher die Geige spielt.“ Aber bald schwieg draußen die Geige, und statt ihrer vernahmen wir einer Flöte schwellend verhallende Töne, und die Klänge so [illegible], so [illegible], so [illegible], und es waren so geheimnisvolle Klagelaute, daß sie einem die Seele mit unbeschreiblichem Grauen erfüllten, daß man an die übersinnlichen Dinge denken mußte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Wiederbelebung, an Thränen, die man nicht weinen kann .... „Wer ist das?“ flüsterte ich leise. Und sie antwortete: „Es ist mein Mann, welcher die Flöte bläst.“

Unſeres Herzens, ſchlimmer noch als das Bekenntniß des Traumes.

Wie glücklich ſind doch die Franzoſen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieſer Umſtand erklärt auch, warum ſie mit ſo vieler Sicherheit ihre Tagesgeſchäfte verrichten und ſich nicht auf vage, dämmernde Gedanken und Gefühle einlaſſen, in der Kunſt wie im Leben. In den Tragödien unſerer großen deutſchen Dichter ſpielt der Traum eine große Rolle, wovon franzöſiſche Trauerſpieldichter nicht die geringſte Ahnung haben. Ahnungen haben ſie überhaupt nicht. Was der Art in neueren franzöſiſchen Dichtungen zum Vorſchein kommt, iſt weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemeſſen, iſt nur den Deutſchen nachempfunden, ja am Ende vielleicht nur armſelig abgeborgt. Denn die Franzoſen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, ſie entwenden uns nicht bloß poetiſche Figuren und Bilder, Ideen und Anſichten, ſondern ſie borgen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzuſtände, ſie begehen Gefühlsplagiate. Dieſes gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die [illegible] der katholiſch-romantiſchen Schule und der Schlegelzeit jetzt nachahmten.

Mit wenigen Ausnahmen, können die Franzoſen ſie ihre Erziehung nicht verläugnen; ſie ſind mehr oder weniger Materialiſten, je nachdem ſie mehr oder weniger jene franzöſiſche Erziehung genoſſen, die ein Produkt der materialiſtiſchen Philoſophie iſt. Daher iſt ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntniß durch Anſchauungen und das Verſenken in geiſtige Gegenſtände verſagt. Sie haben nur Esprit, Paſſion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Bemerkung ausſprechen, die zur Beurtheilung mancher deutſchen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität iſt ein Produkt des Materialismus. Der Materialiſt trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewußtſein, daß dennoch in der Welt nicht Alles

Materie iſt; wenn ihm ſein kurzer Verſtand die Materialität aller Dinge noch ſo bündig demonſtrirt, ſo ſträubt ſich doch dagegen ſein Gefühl; es beſchleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfniß, in den Dingen auch etwas Urgeiſtiges anzuerkennen; und dieſes vage Sehnen und Bedürfen erzeugt jene vage Empfindſamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität iſt die Verzweiflung der Materie, die ſich ſelber nicht genügt und nach etwas Beſſerm, ins unbeſtimmte Gefühl hinausſchwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daß es eben die ſentimentalen Autoren waren, die zu Hauſe, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöſet hatte, in den derbſten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der ſentimentale Ton, beſonders wenn er mit patriotiſchen, ſittlich religiöſen Bettelgedanken verbrämt iſt, gilt aber bei dem großen Publikum als ein Zeichen reiner und edler Natur!

Frankreich iſt das Land des Materialismus; er bekundet ſich in allen Erſcheinungen des hieſigen Lebens. Manche begabte Geiſter verſuchen zwar ſeine Wurzeln auszugraben, aber dieſe Verſuche bringen noch größere Mißlichkeiten hervor. In den aufgelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren giftige Früchte den ſocialen Zuſtand Frankreichs auf's Unheilſamſte verſchlimmern.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im Mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeins froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Banquette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die beſten Gerichte, ſtürzen den ſüßen Trank haſtig in den Schlund und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Kupferſtich in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Iſrael vor dem Auszug aus Egypten das Paſchafeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren

Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der letztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie, wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs ſtutzte ich ein Bischen über dieſes Bild, denn Nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffee trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches ſich ſanft hindurchziehen läßt, wie das Leben des Gerechten! Aber das iſt eine Idioſynkraſie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftſteller darf ſich nicht ſeiner Subjectivität ganz überlaſſen, er muß Alles ſchreiben können, und ſollte es ihm noch ſo übel dabei werden.

Das Leben eines Deutſchen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man ſagte: Das deutſche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zuſammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe ſeelenruhig herum ſchwimmt. Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das franzöſiſche Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tauſend und abertauſend Fliegen hineingeſtürzt ſind, die einen ſich auf den Rücken der anderen emporzuſchwingen ſuchen, am Ende aber doch alle zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewußt, und dort, im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den ſocialen Zuſtand der Franzoſen, aus beſonderen Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie ſich aber die Verwickelung löſen wird, das vermag kein Menſch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer ſchrecklichen Cataſtrophe. Diejenigen, welche eine Revolution anfangen, ſind gewöhnlich ihre Opfer, und ſolches Schickſal trifft vielleicht Völker eben ſo gut, wie Individuen. Das franzöſiſche Volk, welches die große Revolution Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte ſeines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das franzöſiſche Volk iſt die Katze, welche, ſie falle auch von der gefährlichſten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, ſondern unten gleich wieder auf den Beinen ſteht.

Eigentlich, liebſter Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhiſtoriſch richtig iſt, daß die Katzen immer auf die vier Pfoten fallen und ſich daher nie beſchädigen, wie ich als kleiner Junge einſt gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anſtellen, ſtieg mit unſerer Katze auf's Dach und warf ſie von dieſer Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Koſak an unſerem Hauſe vorbei, die arme Katze fiel juſt auf die Spitze ſeiner Lanze, und er ritt luſtig mit dem geſpießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr iſt, daß Katzen immer unbeſchädigt auf die Beine fallen, ſo müſſen ſie ſich doch in ſolchem Falle vor den Lanzen der Koſaken in Acht nehmen . . .

Ich habe in meinem vorigen Briefe ausgeſprochen, daß es nicht der politiſche Zuſtand iſt, wodurch das Luſtſpiel in Frankreich mehr als in Deutſchland gefördert wird. Daſſelbe iſt auch der Fall in Betreff der Tragödie. Ja, ich wage zu behaupten, daß der politiſche Zuſtand Frankreichs dem Gedeihen der franzöſiſchen Tragödie ſogar nachtheilig iſt. Der Tragödiendichter bedarf eines Glaubens an Heldenthum, der ganz unmöglich iſt in einem Lande, wo Preßfreiheit, repräſentative Verfaſſung und die Bourgeoiſie herrſchen. Denn die Preßfreiheit, indem ſie täglich mit ihren frechſten Lichtern die Menſchlichkeiten eines

Helden betrachtet, raubt ſeinem Haupte jenen wohlthätigen Nimbus, der ihm die blinde Verehrung des Volkes und des Poeten ſichert. Ich will gar nicht einmal erwähnen, daß der Republikanismus in Frankreich die Preßfreiheit benutzt, um alle hervorragende Größe durch Spötterei oder Verleumdung niederzudrücken und alle Begeiſterung für Perſönlichkeiten von Grund aus zu vernichten. Dieſe Verläſterungsluſt wird nun außerordentlich unterſtützt durch das ſogenannte repräſentative Verfaſſungsweſen, durch jenes Syſtem von Fictionen, welches die Sache der Freiheit mehr vertagt als befördert, und keine große Perſönlichkeiten aufkommen läßt, weder im Volke noch auf dem Throne. Denn dieſes Syſtem, dieſe Verhöhnung wahrer Vertretung der Nationalintereſſen, dieſes Gewühle von kleinen Wahlumtrieben, Mißtrauen, Keifſucht, öffentlicher Inſolenz, geheimer Feilheit und officieller Lüge, demoraliſirt die Könige eben ſo ſehr, wie die Völker. Hier müſſen die Könige Comödie ſpielen, ein nichtsſagendes Geſchwätz mit noch weniger ſagenden Gemeinplätzen beantworten, ihren Feinden huldreich lächeln, ihre Freunde aufopfern, immer indirekt handeln, und durch ewige Selbſtverläugnung alle freien, großmüthigen und thatluſtigen Regungen eines königlichen Heldenſinnes in ihrer Bruſt ertödten. Eine ſolche Verkleinlichung aller Größe und radikale Vernichtung des Heroismus verdankt man aber ganz beſonders jener Bourgeoiſie, jenem Bürgerſtand, der durch den Sturz der Geburtsariſtokratie hier in Frankreich zur Herrſchaft gelangte und ſeinen engen, nüchternen Krämergeſinnungen in jeder Sphäre des Lebens den Sieg verſchafft. Es wird nicht lange dauern, und alle heroiſchen Gedanken und Gefühle müſſen hier zu Lande, wo nicht ganz erlöſchen, doch wenigſtens lächerlich werden. Ich will bei Leibe nicht das alte Regiment adeliger Bevorrechtung zurückwünſchen; denn es war nichts als überfirnißte Fäulniß, eine geſchminkte und parfümirte Leiche, die man ruhig ins Grab ſenken oder gewaltſam in die Gruft hinein treten mußte, im Fall ſie ihr troſtloſes Scheinleben fortziehen und ſich allzu ſträubſam gegen die Beſtattung wehren wollte. Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, iſt noch viel fataler; und noch weit unleidlicher anwidern muß uns dieſe ungeſchminkte Rohheit, dieſes Leben ohne Wohlduft, dieſe betriebſame Geldbeutelei, dieſe Nationalgarde, dieſe bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederſtößt, wenn du etwa behaupteſt, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlenſinn, nicht dem hochbeſteuerten Rechentalente gebührt, ſondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft.

Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution ſo unermüdlich vorbereitet, ſie würden erröthen, wenn ſie ſähen, für welche Leute ſie gearbeitet haben, wenn ſie ſähen, wie der Eigennutz ſeine kläglichen Hütten baut an die Stelle der niedergebrochenen Paläſte, und wie aus dieſen Hütten eine neue Ariſtokratie hervorwuchert, die, noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend, ſich zu rechtfertigen ſucht, ſondern nur in Erwerbniſſen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den ſchmutzigſten Laſtern verdankt, im Geldbeſitz, ihre letzten Gründe findet.

Wenn man dieſe neue Ariſtokratie genau betrachtet, gewahrt man dennoch Analogien zwiſchen ihr und der früheren Ariſtokratie, wie ſie nämlich kurz vor ihrem Abſterben ſich zeigte. Der Geburtsvorzug ſtützte ſich damals auf Papier, womit man die Zahl der Ahnen, nicht ihre Vortrefflichkeit, bewies. Es war eine Art Geburtspapiergeld und gab den Adeligen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren ſanctionirten Werth, und klaſſificirte ſie nach verſchiedenen Graden des Anſehens, in derſelben Weiſe, wie das heutige Handelspapiergeld den Induſtriellen unter Ludwig Philipp ihre Geltung gibt und ihren Rang beſtimmt. Die Beurtheilung der Würde und die Abmeſſung des Grades, wozu die papiernen Urkunden berechtigen, übernimmt hier die Handelsbörſe, und zeigt dabei dieſelbe

Gewiſſenhaftigkeit, womit einſt der geſchworene Heraldiker im vorigen Jahrhundert die Diplome unterſuchte, womit der Adlige ſeine Vorzüglichkeit dokumentirte. Dieſe Geldariſtokraten, obgleich ſie, wie die ehemaligen Geburtsariſtokraten, eine Hierarchie bilden, wo immer Einer ſich beſſer dünkt als der Andere, haben dennoch ſchon einen gewiſſen Esprit de corps, ſie halten in bedrängten Zeiten ſolidariſch zuſammen, bringen Opfer, wenn die Corporationsehre auf dem Spiele ſteht, und, wie ich höre, errichten ſie ſogar Unterſtützungsſtifte für heruntergekommene Standesgenoſſen.

Ich bin heute bitter, theurer Freund, und verkenne ſelbſt jenen Geiſt der Wohlthätigkeit, den der neue Adel, mehr als der alte, an den Tag gibt. Ich ſage, an den Tag gibt, denn dieſe Wohlthätigkeit iſt nicht lichtſcheu und zeigt ſich am liebſten im hellſten Sonnenſchein. Dieſe Wohlthätigkeit iſt bei dem heutigen Geldadel, was bei dem ehemaligen Geburtsadel die Herablaſſung war, eine löbliche Tugend, deren Ausübung dennoch unſere Gefühle verletzte und uns manchmal wie eine raffinirte Inſolenz vorkam. O, ich haſſe die Millionäre der Wohlthätigkeit noch weit mehr, als den reichen Geizhals, der ſeine Schätze mit ängſtlicher Sorge unter Schloß und Riegel verborgen hält. Er beleidigt uns weniger als der Wohlthätige, welcher ſeinen Reichthum, den er durch Ausbeutung unſerer Bedürfniſſe und Nöthen uns abgewonnen hat, öffentlich zur Schau ſtellt und uns davon einige Heller als Almoſen zurückwirft.

* * *

Fünfter Brief.

Mein Nachbar, der alte Grenadier, ſitzt heute nachſinnend vor ſeiner Hausthür; manchmal beginnt er eins ſeiner alten bonapartiſtiſchen Lieder, doch die Stimme verſagt ihm vor innerer

Bewegung; ſeine Augen ſind roth, und allem Anſchein nach hat der alte Mann geweint.

Aber er war geſtern Abend bei Franconi und hat dort die Schlacht bei Auſterlitz geſehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beſchäftigten ſeine Seele ſo übermächtig, daß er wie ſomnambul die ganze Nacht durchwanderte und zu ſeiner eigenen Verwunderung dieſen Morgen im Parke anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinander geſetzt, denn er war ſelber bei Auſterlitz, wo das Wetter ſo kalt geweſen, daß ihm die Flinte an den Fingern klebte; bei Franconi hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er ſehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptete er, daß die Cavallerie bei Auſterlitz keine ſo gut dreſſirte Schimmel beſeſſen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargeſtellt worden, wußte er nicht genau zu beurtheilen; denn bei Auſterlitz, wie bei jeder Schlacht, ſei der Pulverdampf ſo ſtark geweſen, daß man kaum ſah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Franconi war aber, wie der Alte ſagte, ganz vortrefflich, und ſchlug ihm ſo angenehm auf die Bruſt, daß er dadurch von ſeinem Huſten geheilt ward. „Und der Kaiſer?“ fragte ich ihn. „Der Kaiſer,“ antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibte und lebte, in ſeinem grünen Kapote mit dem berühmten Hütchen, und das Herz zitterte mir in der Bruſt. Ach, der Kaiſer,“ ſetzte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in dieſem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und ſogar nach dem Tode muß ich für ihn ins Feuer gehen!“

Den letzten Satz ſprach Nicou, ſo heißt der Alte, mit einem geheimnißvoll düſteren Tone, und ſchon mehrmals hatte ich von ihm die Aeußerung vernommen, daß er einſt für den Kaiſer in die Hölle käme. Als ich heute ernſthaft in ihn drang, mir dieſe räthſelhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entſetzliche Geſchichte:

Als Napoleon den Pabſt Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergſchloſſe von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Pabſte manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden ſeine Gemächer verlaſſen und ſich nach der Schloßkapelle begeben, wo er täglich ſelber Meſſe las. Wenn er dann durch den großen Saal ſchritt, wo die kaiſerlichen Grenadiere Wache hielten, ſtreckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere beſtimmten Befehl, den Ausgang der päbſtlichen Gemächer ſtrenger als vorher zu bewachen und dem Pabſt den Durchgang im großen Saale zu verſagen. Unglücklicherweiſe traf juſt Ricou das Loos, dieſen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, alſo erzkatholiſch war und in dem gefangenen Pabſte den Statthalter Chriſti verehrte. Der arme Ricou ſtand Schildwache vor den Gemächern des Pabſtes, als dieſer, wie gewöhnlich, um in der Schloßkapelle Meſſe zu leſen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Conſigne erhalten, den heiligen Vater nicht durch zu laſſen. Vergebens ſuchten einige Prieſter, die ſich im Gefolge des Pabſtes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf ſich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Meſſe zu leſen . . . Aber Ricou blieb unerſchütterlich, er berief ſich immer auf die Unmöglichkeit, ſeine Conſigne zu brechen, und als der Pabſt dennoch weiter ſchreiten wollte, rief er entſchloſſen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der ſtrenge Befehl wieder aufgehoben, und der Pabſt durfte, wie früherhin, um Meſſe zu leſen, den großen Saal durchwandern. Allen Anweſenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er ſeitdem immer mit ſtrengem Strafblicke anſah und dem er den Rücken kehrte, wenn er die feuernde Hand ausſtreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln" — ſetzte der alte Invalide hinzu, als er mir dieſe entſetzliche Geſchichte erzählte — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Ordre, ich mußte dem Kaiſer gehorchen; und auf ſeinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott ſelber das Bajonett durch den Leib gerannt."

Ich habe dem armen Schelm verſichert, daß der Kaiſer für alle Sünden der großen Armee verantwortlich ſey, was ihm aber wenig ſchaden könne, da kein Teufel in der Hölle ſich unterſtehen würde, den Napoleon anzutaſten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geſchwätziger Begeiſterung von der Herrlichkeit des Kaiſerreichs, der imperialen Zeit, wo Alles ſo goldſchimmernd und blühend, ſtatt daß heut zu Tage die ganze Welt ſo welk und abgefärbt ausſieht.

War wirklich die Zeit des Kaiſerreichs in Frankreich ſo ſchön und beglückend, wie dieſe Bonapartiſten, klein und groß, vom Invaliden Simon bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Aecker lagen brach und die Menſchen wurden zur Schlachtbank geführt. Ueberall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht dieſen Bonapartiſten wie dem verſtorbenen Bettler, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, ſo lange er nüchtern blieb, ſeine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, ſein Weib in Lumpen gehüllt und ſein Kind krank und hungrig war, daß aber, ſobald er einige Gläſer Branntwein getrunken, dieſes ganze Elend ſich plötzlich änderte, ſeine Hütte ſich in einen Palaſt verwandelte, ſein Weib wie eine geputzte Prinzeſſin ausſah, und ſein Kind wie die wohlgenährteſte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob ſeiner ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes

Anſehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo ſehr berauſchte, daß ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge während der Kaiſerzeit nicht ſahen; und jezt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: [illegible] würde ſich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer, in vollen Zügen.

Wie dem aber auch ſey, nicht bloß die alten Bonapartiſten, ſondern auch die große Maſſe des Volks wiegt ſich gern in dieſen Illuſionen, und die Tage des Kaiſerreichs ſind die Poeſie dieſer Leute, eine Poeſie, die noch dazu Oppoſition bildet gegen die Geiſtesnüchternheit des ſiegenden Bürgerſtandes. Der Heroismus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſeyn, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudiren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da gibt es Couplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon … oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt, am Ende des Stücks, als

Deus ex machina. Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich habe ſogar den alten Fritz, Frédéric le Grand, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daß man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stücken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graziöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nämlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder gewöhnlich abſingt. Dieſe Letzteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vögel ſingen ſie in den Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort, auf dem dunklen Gemäuer, ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napoleon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg ... Wenn ſie nach St. Helena kamen, grüßten ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunklen Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſeyn wird, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jezt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Couſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen Dichter ſind jedoch ganz beſonders an dieſen Helden gewieſen, da das franzöſiſche Volk mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudaliſtiſchen und courtiſanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häßliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrſchergeſtalt, der einzige königliche Held iſt, woran das neue Frankreich ſein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich von einer anderen Seite angedeutet, daß der politiſche Zuſtand der Franzoſen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günſtig ſeyn kann. Wenn ſie geſchichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der lezten Bourbonen behandeln, ſo können ſie ſich des Einfluſſes eines gewiſſen Parteigeiſtes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann ſchon von vorn herein, ohne es zu wiſſen, eine modern-liberale Oppoſition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entſtehen Mißlaute, die einem Deutſchen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatſächlich gebrochen hat, und gar einem deutſchen Dichter, der in der Unparteilichkeit Goethe'ſcher Künſtlerweiſe auferzogen worden, auf's unangenehmſte ins Gemüth ſtechen. Die lezten Töne der Marſeillaiſe müſſen verhallen, ehe Autor und Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Conflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragiren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutiren, wenn man den Söhnen auf dem Place de Grève das Haupt abgeſchlagen hat. So etwas trübt den reinen Theatergenuß. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daß man ihn antirevolutionärer Geſinnungen beſchuldigt. — „Was ſoll dieſes Ritterthum, dieſer phantaſtiſche Plunder?“ ruft dann der entrüſtete Republikaner, und er ſchreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit, zur Verführung des Volkes, zur Erweckung ariſtokratiſcher Sympathien, mit ſeinen Verſen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt ſich eine wahlverwandtſchaftliche Aehnlichkeit zwiſchen den franzöſiſchen Republikanern und den engliſchen Puritanern. Es knurret faſt derſelbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daß dieſen der religiöſe jenen der politiſche Fanatismus die abſurdeſten Argumente leiht. Unter den Aktenſtücken aus der Cromwell'ſchen Periode gibt es eine Streitſchrift des berühmten Puritaners Prynne, betitelt: Histrio mastix (gedr. 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

There is scarce one devil in hell, hardly a notorios sin or sinner upon earth, either of modern or antient times, but hath some part or other in our stage plays.

O, that our players, our play-hounters would now seriously consider, that the persons whose parts, whose sins they act and see, are even then gelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, whiles they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! Oh, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish, weeping and gnashing of teeth, the crys and shrieks that these wickednesses causes in hell, whiles they are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!

Sechster Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir iſt, als trüge ich dieſen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einſchläfert. Unwirſch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken ſie wieder ein und ſchnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwiſchen den ſchlummernden Gedanken umherſpringen, zeigen ſich ebenfalls nicht beſonders munter, und ſind vielmehr ſentimental und träge. Iſt es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubung verurſacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends ſchon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu ſeyn, genieße dann keinen geſunden Schlaf, der alle Glieder bindet, ſondern wälze mich die ganze Nacht in einem traumſüchtigen Halbſchlummer. In Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr von Tiſche, und dann rollten wir gewöhnlich ins Theater. Ich ſage Wir, und Sie verſtehen mich. Der Dritte in unſerem Bunde war der Dr. Dettmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte. Wir haben viel zuſammen gelacht und getrunken und mediſirt. Seyen Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntniß gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daß ich ſo oft in's Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Caprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avant-ſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avant-ſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Couliſſen vorgeht, hinter jenen Couliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetiſche Tragödie zu ſchauen iſt, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Comödiantentreiben hinter den Couliſſen hie und da ein Stück zum Vorſchein kömmt, ſo mahnt dergleichen an antike Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italieniſcher Palazzos, wo in den Ausſchnittecken der großen hiſtoriſchen Gemälde lauter poſſirliche Arabesken, lachende Götterſpäße, Bacchanalien und Satyridyllen angebracht ſind.

Das Theater Français beſuchte ich ſehr wenig; dieſes Haus hat für mich etwas Oedes, Unerfreuliches. Hier ſpuken noch die Geſpenſter der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier ſtäubt noch der Puder der klaſſiſchen Perücken. Daß man auf dieſem klaſſiſchen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daß man den Anforderungen des älteren und des jüngeren Publikums, durch eine Miſchung des Klaſſiſchen und Romantiſchen entgegen kommt, daß man gleichſam ein tragiſches Juſte-milieu gebildet hat, das iſt am unerträglichſten. Dieſe franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnons und Talmas.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und ich liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die ſich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigſtens dieſen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo ſie vor der Loge des großen Kaiſers und vor einem Parterre von Königen ſpielten. Dieſe Zeiten ſind vorbei, die alte Ariſtokratie iſt todt, und Napoleon iſt todt, und der Thron iſt nichts als ein gewöhnlicher Holzſtuhl, überzogen mit rothem Sammet, und heute herrſcht die Bourgeoiſie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe.

Ein Zwitterſtyl und eine Geſchmacksanarchie, wie ſie jezt im Theater Français verwalten, iſt gräulich. Die meiſten Novatoren neigen ſich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie eben ſo verwerflich iſt wie die hohle Nachahmung des klaſſiſchen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitsſyſtem, den Ifflandianismus, der einſt in Deutſchland graſſirte, und von Weimar aus, beſonders durch den Einfluß von Schiller und Göthe, beſiegt wurde. Ein ſolches Natürlichkeitsſyſtem will ſich auch hier ausbreiten, und ſeine Anhänger eifern gegen metriſche Form und gemeſſenen Vortrag. Wenn erſtere nur in dem Alexandriner und lezterer nur in dem Zittergegröhle der älteren Periode beſtehen ſoll, ſo hätten dieſe Leute Recht, und die ſchlichte Proſa und der nüchternſte Geſellſchaftston wären erſprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muß alsdann untergehen. Dieſe fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Geſellſchaftston verſchiedene Deklamation. Ich möchte dergleichen faſt für alle dramatiſche Erzeugniſſe in Anſpruch nehmen. Wenigſtens ſey die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und ſie zeige daſſelbe in einer gewiſſen vornehmen Veredlung, die ſich, wenn auch nicht im Wortmaaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausſpricht. Denn das Theater iſt eine andere Welt, die von der unſrigen geſchieden iſt, wie die Scene vom Parterre. Zwiſchen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orcheſter, die Muſik, und zieht ſich der Feuerſtreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem ſie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überſchritten, ſteht auf dem Theater als Poeſie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wohllaut der Muſik, und ſie iſt mährchenhaft angeſtrahlt von den geheimnißvollen Lampen. Das iſt ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem proſaiſchen Publikum ſehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher iſt als die gewöhnliche Natur; es iſt nämlich durch die Kunſt erhöhete, bis zur blühendſten Göttlichkeit geſteigerte Natur.

Die beſten Tragödiendichter der Franzoſen ſind noch immer Alexander Dumas und Victor Hugo. Dieſen nenne ich zuletzt, weil ſeine Wirkſamkeit für das Theater nicht ſo groß und erfolgreich iſt, obgleich er alle ſeine Zeitgenoſſen dieſſeits des Rheines an poetiſcher Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatiſche abſprechen, wie von Vielen geſchieht, die aus perfider Abſicht beſtändig ſeine lyriſche Größe preiſen. Er iſt ein Dichter und kommandirt die Poeſie in jeder Form. Seine Dramen ſind eben ſo lobenswerth wie ſeine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetoriſche als das Poetiſche, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Maſſe des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefſinnige Geſtaltungen, und pſychologiſche Feinheiten minder empfänglich iſt, als für pompöſe Phraſe, plumpes Gewieher der Leidenſchaft und Couliſſenreißerei. Lezteres heißt im franzöſiſchen Schauſpielerargot: brûler les planches.

Victor Hugo iſt überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach ſeinem vollen Werthe gefeiert. Deutſche Kritik und deutſche Unparteilichkeit weiß ſeine Verdienſte mit beſſerem Maaße zu meſſen, und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier ſteht ſeiner Anerkenntniß nicht bloß eine klägliche Kritikaſterei, ſondern auch die politiſche Parteiſucht im Wege. Die Carliſten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der ſeine Leyer, als ſie noch von den lezten Accorden des Salbungsliedes Carls X vibrirte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzuſtimmen gewußt. Die Republikaner mißtrauen ſeinem Eifer für die Volksſache, und wittern in jeder Phraſe die verſteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unſichtbare Kirche der St. Simoniſten, die überall und nirgends, wie die chriſtliche Kirche vor Conſtantin, auch dieſe verwirft ihn; denn dieſe betrachtet die Kunſt als ein Prieſterthum und verlangt, daß jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Muſikers Zeugniß gebe von ſeiner höheren Weihe, daß es ſeine heilige Sendung beurkunde, daß es die Beglückung und Verſchönerung des Menſchengeſchlechts bezwecke: die Meiſterwerke Victor Hugos vertragen aber keinen ſolchen moraliſchen Maaßſtab, ja ſie ſündigen gegen alle jene großmüthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne ſie irrig, denn, wie Sie wiſſen, ich bin für die Autonomie der Kunſt; nicht der Religion, noch der Politik ſoll ſie als Magd dienen, ſie iſt ſich ſelber lezter Zweck, wie die Welt ſelbſt. Hier begegnen wir denſelben einſeitigen Vorwürfen, die ſchon Goethe von unſeren Frommen zu ertragen hatte, und wie dieſer muß auch Victor Hugo die unpaſſende Anklage hören, daß er keine Begeiſterung empfände für das Ideale, daß er ohne moraliſchen Halt, daß er ein kaltherziger Egoiſt ſey u. ſ. w. Dazu kommt eine falſche Kritik, welche das Beſte, was wir an ihm loben müſſen, ſein Talent der ſinnlichen Geſtaltung, für einen Fehler erklärt, und ſie ſagen: es mangle ſeinen Schöpfungen die innerliche Poeſie: la poésie intime, Umriß und Farbe ſeyen ihm die Hauptſache, er gebe äußerlich faßbare Poeſie, er ſey materiell, kurz ſie tadeln an ihm eben die löblichſte Eigenſchaft, ſeinen Sinn für das Plaſtiſche.

Und dergleichen Unrecht geſchieht ihm nicht von den alten Claſſikern, die ihn nur mit ariſtoteliſchen Waffen befehdet und längſt beſiegt ſind, ſondern von ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, einer Fraction der romantiſchen Schule, die ſich mit ihrem literariſchen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Faſt alle ſeine früheren Freunde ſind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu geſtehen, abgefallen durch ſeine eigene Schuld, verlezt durch jenen Egoismus, der bei der Schöpfung von Meiſterwerken ſehr vortheilhaft, im geſellſchaftlichen Umgange aber ſehr nachtheilig wirkt. Sogar St. Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; ſogar St. Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einſt der getreueſte Schildknappe ſeines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Dafur öffentlich ausreitet, ein Panegyriſt vor ihm herläuft, welcher mit lauteſter Stimme beſtändig ſchreit: „ſeht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle andre ſind Ochſen, und nur dieſer iſt der rechte Büffel!“ ſo lief einſt St. Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn dieſer mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und ſtieß in die Poſaune und lobhudelte den Büffel der Poeſie. Dieſe Zeit iſt vorbei, St. Beuve feiert jezt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der franzöſiſchen Literatur, die befreundeten Stimmen ſchweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in ſeiner Heimath nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen geſunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie und er iſt voller geſchmackloſer Auswüchſe wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maaßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schriftſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände.

Alexander Dümas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſizt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr als dieſer ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſirt mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, comödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gaskogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird verſtanden und applaudirt. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dümas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakespear und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Critik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber nichts iſt thörigter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakeſpear. Nichts iſt thörigter als das Begehrniß, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen; das ſey Originalität. Ich erinnere mich, unter meinen verlorenen Papieren befand ſich eine Fabel, wo ich die Spinne mit der Biene ſprechen laſſe; die Spinne wirft ihr nämlich vor, daß ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite: ich aber, ſezte ſie triumphirend hinzu, ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dümas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nämlich abgefaßt von einem jener junger Seiden, die blindlings den Inſpirationen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen Direktoren mit demſelben aufs Innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuläugnen, und er glaubte ſeinem alten Freunde Dümas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſezt zu haben. In der That, über Dümas Renommee hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar nichts mehr dahinter erblicken. Aber ſeit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean" iſt Dümas Renommee aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue ſein großes dramatiſches Talent.

Dieſes Stück, welches ſich gewiß auch die deutſche Bühne zugeeignet hat, iſt mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und ausgeführt, wie ich noch nie geſehen; da iſt ein Guß, eine Neuheit in den Mitteln, die ſich wie von ſelbſt darbieten, eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entſpringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen ſpricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dümas auch in Aeußerlichkeiten des Coſtümes und des Lokales ſich kleine Fehler zu Schulden kommen laſſen; in dem ganzen Gemälde herrſcht nichts deſto weniger eine erſchütternde Wahrheit: er verſetzte mich im Geiſte wieder ganz zurück nach Alt-England, und den ſeligen Kean ſelber, den ich dort ſo oft ſah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu ſehen. Zu ſolcher Täuſchung hat freilich auch der Schauſpieler beigetragen, der die Rolle eines Kean ſpielte, obgleich ſein Aeußeres, die impoſante Geſtalt von Frederic Lemaitre, ſo ſehr verſchieden iſt von der kleinen unterſetzten Figur des ſeligen Kean. Dieſer aber hatte dennoch etwas in ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wieder finde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exceptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall und dieſer iſt ebenfalls einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſation trotzt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir andere beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich, alles vorhandene überragend, erfüllt von einer unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teufliſch göttlichen Gewalt, welche wir das dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit und obgleich zehn Jahr' ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylok, als Othello, Richard, Makbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakeſpearſchen Stücke erſchloß mir ſein Spiel das volle Verſtändniß. Da gabs Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Commentar von Franz Horn.

◆

Siebenter Brief.

Wie Sie wiſſen, lieber Lewald, es iſt nicht meine Gewohnheit das Spiel der Comödianten, oder, wie man vornehm ſagt, die Leiſtungen der Künſtler mit behaglicher Wortfülle zu beſprechen. Aber Edmund Kean, deſſen ich im vorigen Briefe erwähnte und auf den ich noch einmal zurückkomme, war kein gewöhnlicher Bretterheld, und ich geſtehe Ihnen, in meinem engliſchen Tagebuch verſchmähte ich es nicht, neben einer Kritik der weltwichtigſten Parlamentsredner des Tages, auch über das jedesmalige Spiel von Kean meine flüchtigen Wahrnehmungen aufzuzeichnen. Leider iſt, mit ſo vielen meiner beſten Papiere, auch dieſes Buch verloren gegangen. Doch will es mich bedünken als hätte ich Ihnen einmal in Wandsbek etwas über die Darſtellung des Shylok von Kean daraus vorgeleſen. Der Jude von Venedig war die erſte Heldenrolle die ich ihn ſpielen ſah. Ich ſage Heldenrolle, denn er ſpielte ihn nicht als einen gebrochenen alten Mann, als eine Art Schewa des Haſſes, wie unſer Devrient that, ſondern als einen Helden. So ſteht er noch immer in meinem Gedächtniſſe, angethan mit ſeinem ſchwarzſeidenen Roquelaure, der ohne Aermel iſt und nur bis ans Knie reicht, ſo daß das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, deſto greller hervortritt. Ein ſchwarzer, breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrämpter Filzhut, der hohe Kegel mit einem blutrothen Bande umwunden, bedeckt das Haupt, deſſen Haare, ſo wie auch die des Bartes, lang und pechſchwarz herabhängen, und gleichſam einen wüſten Rahmen bilden zu dem geſundrothen Geſichte, worin zwei weiße, lechzende Augäpfel ſchauerlich beängſtigend hervorlauern. In der rechten Hand hält er einen Stock, weniger als Stütze, denn als Waffe. Nur den Ellbogen ſeines linken Arms ſtüzt er darauf, und in der linken Hand ruht verrätheriſch nachdenklich das ſchwarze Haupt mit den noch ſchwärzeren Gedanken, während er dem Baſſanio erklärt, was unter dem bis auf heutigen Tag gültigen Ausdruck „ein guter Mann“ zu verſtehen iſt. Wenn er die Parabel vom Erzvater Jakob und Labans Schafen erzählt, fühlt er ſich wie verſponnen in ſeinen eignen Worten, und bricht plötzlich ab „ay, he was the thirst“ während einer langen Pauſe ſcheint er dann nachzudenken über das, was er ſagen will, man ſieht, wie ſich die Geſchichte in ſeinem Kopfe allmälig rundet, und wenn er dann plötzlich, als habe er den Leitfaden ſeiner Erzählung wieder aufgefunden, fortfährt „not take interest . . . .“ ſo glaubt man nicht eine auswendig gelernte Rolle, ſondern eine mühſam ſelbſterdachte Rede zu hören. Am Ende der Erzählung lächelt er auch, wie ein Autor, der mit ſeiner Erfindung ſelbſt zufrieden iſt. Langſam beginnt er: „Signor Antonio, manny a time and oft“ bis er zu dem Wort dog kommt, welches ſchon heftiger hervorgeſtoßen wird. Der Aerger ſchwillt bei „and spit upon my jewish gabardine . . . . . . own.“ —

Dann tritt er näher heran, aufrecht und ſtolz, und mit höhniſcher Bitterkeit ſpricht er: Well, then . . . . ducats —“ Aber plötzlich beugt ſich ſein Nacken, er zieht den Hut ab, und mit unterwürfigen Gebärden ſpricht er: „Or, shall J bent low . . . . monies.“ Ja, auch ſeine Stimme iſt alsdann unterwürfig, nur leiſe hört man darin den verbiſſenen Groll, um die freundlichen Lippen ringeln kleine muntere Schlangen, nur die Augen können ſich nicht verſtellen, ſie ſchießen unaufhörlich ihre Giftpfeile, und dieſer Zwieſpalt von äußerer Demuth und innerem Grimm endigt beim lezten Wort (monies) mit einem ſchaurig gezogenen Lachen, welches plötzlich ſchroff abbricht, während das zur Unterwürfigkeit krampfhaft verzerrte Geſicht einige Zeit larvenartig unbeweglich bleibt, und nur das Auge, das böſe Auge, drohend und tödtlich, daraus hervorglozt.

Aber das iſt Alles vergebens. Die beſte Beſchreibung kann Ihnen Edmund Keans Weſen nicht deutlich machen. Seine Deklamation, die Abgebrochenheiten ſeines Vortrags, haben ihm Viele mit Glück abgelauſcht; denn der Papagei kann die Stimme des Adlers, des Königs der Lüfte, ganz täuſchend nachahmen. Aber den Adlerblick, das kühne Feuer, das in die verwandte Sonne hinein ſchauen kann, Keans Auge, dieſen magiſchen Blitz, dieſe Zauberflamme, das hat kein gewöhnlicher Theatervogel ſich aneignen können. Nur im Auge Frederic Lemaitres, und zwar während er den Kean ſpielte, entdeckte ich etwas, was mit dem Blick des wirklichen Kean die größte Aehnlichkeit hatte.

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach ſo rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitres, den andern großen Schauſpieler, deſſen ſich Paris zu erfreuen hat, mit Stillſchweigen überginge. Boccage genießt hier eines eben ſo glänzenden Ruhmes, und ſeine Perſönlichkeit iſt wo nicht eben ſo merkwürdig, doch gewiß eben ſo intereſſant, wie die ſeines Collegen. Boccage iſt ein ſchöner, vornehmer Menſch, der ſich in den edelſten Formen bewegt. Er beſitzt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegſame Stimme, die eben ſo gut des furchtbarſten Donners von Zorn und Grimm, als der hinſchmelzendſten Zärtlichkeit des Liebeflüſterns fähig iſt. In den wildeſten Ausbrüchen der Leidenſchaft bewahrt er ein Grazie, bewahrt er die Würde der Kunſt, und verſchmäht es, in rohe Natur überzuſchnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu dieſem Preiſe größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetiſche Schönheit entzücken. Dieſer iſt eine exceptionelle Natur, der von ſeiner dämoniſchen Gewalt mehr beſeſſen wird als daß er ſie ſelber beſitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; jener, Bocage, iſt nicht von anderen Menſchen organiſch verſchieden, ſondern unterſcheidet ſich von ihnen durch eine ausgebildetere Organiſation, er iſt nicht ein Zwittergeſchöpf von Ariel und Kaliban, ſondern er iſt ein harmoniſcher Menſch, eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge iſt nicht ſo bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, beſonders wenn er manchmal weltverhöhnend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironiſche Seufzer, die einen wie eine ſtählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daß man glauben ſollte er verblute nach innen. Wenn er ſich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, ſo wird einem zu Muthe, als ſpräche der Tod: es werde Finſterniß! Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all ſeinem ſüßen Zauber lächelt, dann iſt es, als ob in ſeinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, ſo erlaube ich mir, Ihnen über die Verſchiedenheit der Deklamation in den drei Königreichen der civiliſirten Welt, in England, Frankreich und Deutſchland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorſtellung engliſcher Tragödien zuerſt beiwohnte, iſt mir beſonders eine Geſtikulation aufgefallen, die mit der Geſtikulation der Pantomimenſpiele die größte Aehnlichkeit zeigte. Dieſes erſchien mir aber nicht als Unnatur, ſondern vielmehr als Uebertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen, und trotz des carikirten Vortrags die Schönheit einer ſhakespearſchen Tragödie auf engliſchem Boden genießen konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort ſowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragiren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Iſt in England, wo die Schauſpielhäuſer ſo groß ſind, dieſes Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Iſt die oberwähnte karikirte Geſtikulation ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, weil der größte Theil der Zuſchauer in ſo großer Entfernung von der Bühne ſich befindet? Ich weiß nicht. Es herrſcht vielleicht auf dem engliſchen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darſtellung, und dieſem iſt die Uebertreibung beizumeſſen, die mir beſonders auffiel bei Schauſpielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen ſchreitend, nicht ſelten in die widerwärtigſten Mißlaute herabſtürzen, bei jungfräulichen Leidenſchaften, die ſich wie Trampelthiere gebärden. Der Umſtand, daß früherhin die Frauenzimmerrollen auf der engliſchen Bühne von Männern geſpielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamation der heutigen Schauſpielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Ueberlieferungen, nach Theatertraditionen, herſchreien.

Indeſſen, wie groß auch die Gebrechen ſind, womit die engliſche Deklamation behaftet iſt, ſo leiſtet ſie doch einen bedeutenden Erſatz durch die Innigkeit und Naivetät, die ſie zuweilen hervortreten läßt. Dieſe Eigenſchaften verdankt ſie der Landesſprache, die eigentlich ein Dialekt iſt, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart beſitzt. Die franzöſiſche Sprache iſt vielmehr ein Produkt der Geſellſchaft und ſie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volks entſprungene und mit dem Herzblut deſſelben geſchwängerte

Wortquelle gewähren kann. Dafür aber beſitzt die franzöſiſche Deklamation eine Grazie und Flüſſigkeit, die der engliſchen ganz fremd, ja unmöglich iſt. Die Rede iſt hier in Frankreich, durch das ſchwatzende Geſellſchaftsleben, während drei Jahrhunderten ſo rein filtrirt werden, daß ſie alle unedle Ausdrücke und unklare Wendungen, alles Trübe und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieſeln, unwiederbringlich verloren hat. Die franzöſiſche Sprache, und alſo auch die franzöſiſche Deklamation, iſt, wie das Volk ſelber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewieſen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung iſt ihr verſchloſſen: ſie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieſer kommt ihre ſchöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich iſt ihr die Nacht mit dem blaſſen Mondſchein, den myſtiſchen Sternen, den ſüßen Träumen und ſchauerlichen Geſpenſtern.

Was aber das eigentliche Spiel der franzöſiſchen Schauſpieler betrifft, ſo überragen ſie ihre Collegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzoſen geborene Comödianten ſind. Das weiß ſich in alle Lebenskreiſe ſo leicht hineinzuſtudiren und immer ſo vortheilhaft zu drapiren, daß es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Comödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daß man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuiren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daß wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte Zettel, und dieſe Inſinuation nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilirende Staatsdiener, alte Dalners, rechtſchaffene Oberjägermeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne. Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen; man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübek, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daß ſie das Königthum, wo nicht verhaßt, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirect den Sinn für Republikanismus, und das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen ſind, ſo müßte die Republik Hamburg für ihre Schauſpieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufſchrift: den ſchlechten Comödianten das dankbare Vaterland!

Erinnern Sie ſich noch, lieber Lewald, des ſeligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im Don Carlos ſpielte, und immer ſeine Worte ganz langſam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel ſchnellte, dergeſtalt, daß ſie uns nur eine Sekunde lang zu Geſicht kamen?

Aber um nicht ungerecht zu ſeyn, müſſen wir eingeſtehen, daß es vornämlich an der deutſchen Sprache liegt, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Erſteren iſt ein Dialekt, die Sprache der Letzteren iſt ein Erzeugniß der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das eine noch das andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Büchersprache, ein bedeutendes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Uebertreibung der Natur, Uebernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affectirter Tiradenton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden; beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein gefühlvolles Geſinge zerſchmelzen, wovon Gubitz ſagt: ſie p—ſſ—n mit dem Herzen. Doch wir wollen von deutſchen Schauſpielerinnen nichts Böſes ſagen, ſie ſind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänſe das Capitol gerettet, und dann giebt es auch ſo viel ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich . . . ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenſter, auf dem Kirchhofe, los iſt.

. . . Bei den Knaben, die eben noch ſo friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte ſich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und ſie begannen ſich unter einander zu balgen. Ich mußte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, ſie mit Worten zu beſchwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz beſonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losſchlug. Als ich ihn frug: was hat dir das arme Kind gethan? ſah er mich großäugig an und ſtotterte: es iſt ja mein Bruder.

Auch in meinem Hauſe blüht heute nichts weniger als der ewige Frieden. Auf dem Corridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopſtockſche Ode die Treppe hinunter. Wirth und Wirthin zanken ſich, und letztere macht ihrem armen

Mann den Vorwurf, er ſey ein Verſchwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und ſie ſtürbe vor Kummer. Krank iſt ſie freilich, aber vor Geiz. Jeder Biſſen, den ihr Mann in den Mund ſteckt, bekömmt ihr ſchlecht. Und dann auch wenn ihr Mann ſeine Medizin einnimmt und etwas in den Flaſchen übrig läßt, pflegt ſie ſelber dieſe Reſte zu verſchlucken, damit kein Tropfen von der theuern Medizin verloren gehe, und davon wird ſie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und ſeines Handwerks ein Deutſcher, hat ſich aufs Land zurückgezogen um ſeine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Dieſe Ruhe findet er aber gewiß nur auf dem Grabe ſeiner Gattin. Deßhalb vielleicht hat er ſich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und ſchaut er ſo ſehnſuchtsvoll nach den Ruheſtätten der Abgeſchiedenen. Sein einziges Vergnügen beſteht in Tabak und Roſen, und von letzteren weiß er die ſchönſten Gattungen zu ziehen. Er hat dieſen Morgen einige Töpfe mit Roſenſtöcken in das Parterre vor meinem Fenſter eingepflanzt. Sie blühen wunderſchön. Aber, liebſter Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum dieſe Roſen nicht duften? Entweder haben dieſe Roſen den Schnupfen oder ich.

◆

Achter Brief.

Ich habe im vorletzten Briefe die beiden Chorführer des franzöſiſchen Dramas beſprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexander Dumas, welche dieſen Winter auf den Theatern des Boulevards am meiſten florirten. Hier gabs drei Namen, die beſtändig im Munde des Volkes widerklangen, obgleich ſie bis jetzt in der Literatur unbekannt ſind. Es waren: Mallefille, Rougemont und Bouchardy. Von Erſterem hoffe ich das Beſte, er beſitzt, ſo viel ich merke, große poetiſche Anlagen. Sie erinnern ſich vielleicht ſeiner „Sieben

Infanten von Lara“ jenes Greuelſtück, das wir einſt an der Porte-Saint-Martin mit einander ſahen. Aus dieſem wüſten Miſchmaſch von Blut und Wuth traten manchmal wunderſchöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von romantiſcher Phantaſie und dramatiſchem Talente zeugten. Eine andere Tragödie von Mallefille, Glenarvon, iſt von noch größerer Bedeutung, da ſie weniger verworren und unklar, und eine Situation enthält, die erſchütternd ſchön und grandios. In beiden Stücken ſind die Rollen der ehebrecheriſchen Mutter vortrefflich beſetzt durch Mademoiſelle Georges, der ungeheuren, ſtrahlenden Fleiſchſonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Mallefille ein neues Stück, betitelt: der Alpenhirt, le paysan des alpes. Hier hat er ſich einer größeren Einfachheit befliſſen, aber auf Koſten des poetiſchen Gehalts. Das Stück iſt ſchwächer als ſeine früheren Tragödien. Wie in dieſen werden auch hier die ehelichen Schranken poetiſch niedergeriſſen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete ſeine Renommée durch drei Schauſpiele, die in der kurzen Friſt von etwa ſechs Monaten hinter einander zum Vorſchein kamen und des größten Beifalls genoſſen. Das erſte hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière,“ ein ſchwaches Machwerk, worin viel Handlung iſt, die aber nicht überraſchend ſchön oder natürlich ſich entfaltet, ſondern immer mühſam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, ſo wie auch die Leidenſchaft darin ihre Glut nur erheuchelt und innerlich träge und warmkalt iſt. Das zweite Stück, betitelt „Leon“ iſt ſchon beſſer, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Verfänglichkeit leidet, ſo enthält es doch einige großartig erſchütternde Scenen. Vorige Woche ſah ich das dritte Stück, Eulalie Granger, ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfaſſer darin der Natur ſeines Talentes gehorcht, und die traurigen Wirrniſſe heutiger Geſellſchaft mit Verſtandesklarheit in einem ſchön eingerahmten Gemälde darſtellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, iſt bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beiſpielloſem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaspardo“ iſt binnen fünf Monaten alle Tage geſpielt worden, und geht es in dieſem Zuge fort, ſo erlebt es einige hundert Vorſtellungen. Ehrlich geſagt, der Verſtand ſteht mir ſtill, wenn ich den letzten Gründen dieſes koloſſalen Beifalls nachſpüre. Das Stück iſt mittelmäßig, wo nicht gar ganz ſchlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen ſtolpert, ſo daß ein Effekt dem anderen den Hals bricht. Der Gedanke, worin ſich der ganze Spectakel bewegt, iſt eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann ſich natürlich entwickeln und entfalten. Dieſes Aufeinanderthürmen von Stoff iſt zwar ſchon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfaſſer des Gaspardo hat ſie beide noch überboten. Indeſſen, das iſt Syſtem, das iſt Prinzip, wie mir einige junge Dramaturgen verſichern, durch dieſes Zuſammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen, unterſcheidet ſich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klaſſikern, die in den geſchloſſenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung ſo ſtrenge hielten.

Haben dieſe Neuerer wirklich die Grenzen des franzöſiſchen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber dieſe franzöſiſchen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeiſter, welcher über die Enge des Gefängniſſes ſich beklagte, und um den Raum deſſelben zu erweitern kein beſſeres Mittel wußte, als daß er immer mehr und mehr Gefangene hineinſperrte, die aber, ſtatt die Kerkerwände auszudehnen, ſich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, daß auch in Gaspardo und Eulalie Granger, wie in allen diesjährigen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geſchlachtet wird.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn ſie auch dann und wann ein verdienſtliches Stück liefern, ſo zeigt ſich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzoſen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffaſſung. Auch habe ich nur die Stücke geſehen und gleich vergeſſen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Erſatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasverus in Suſa als Kämmerer dienten; ſie hießen: Mehuman, Biſtha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben ſprach, und die ich in dieſen Briefen beſtändig im Sinne hatte, ſind die eigentlichen Volkstheater, welche an der Porte-Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang, in immer abſteigendem Werthe ſich aufgeſtellt haben. Ja, dieſe letzte Rangordnung iſt ganz richtig. Erſt kommt das Schauſpielhaus, welches den Namen der Porte-Saint-Martin führt, und für das Drama gewiß das beſte Theater von Paris iſt, die Werke von Hugo und Dumas am vortrefflichſten gibt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiſelle George und Bocage, beſitzt. Hierauf folgt das Ambigu-Comique, wo es ſchon mit Vorſtellung und Darſtellern ſchlechter beſtellt iſt, aber noch immer das romantiſche Drama tragirt wird. Von da gelangen wir zu Franconi, welche Bühne jedoch in dieſer Reihe nicht mitzurechnen iſt, da man dort mehr Pferde- als Menſchenſtücke aufführt. Dann kommt la Gaité, ein Theater, das unlängſt abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut iſt, und von außen wie von innen ſeinem heiteren Namen entſpricht. Das romantiſche Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in dieſem freundlichen Hauſe fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarſten Emotionen; aber hier wird doch ſchon mehr geſungen und gelacht, und das Vaudeville kommt ſchon mit ſeinem leichten Geträller zum Vorſchein.

Daſſelbe iſt der Fall in dem daneben ſtehenden Theater des folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles gibt; aber ſchlecht iſt dieſes Theater nicht zu nennen, und ich habe dort manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen ſehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Saqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerſt mittelmäßige und die miſerabelſten Singſpiele gibt, die endlich in den benachbarten Fünambülen zu den derbſten Poſſenreißereien ausarten. Hinter den Fünambülen, wo einer der vortrefflichſten Pierrots, der berühmte Deburau, ſeine weißen Geſichter ſchneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazarry heißt, wo man ganz ſchlecht ſpielt, wo das Schlechte endlich keine Grenzen gefunden, wo die Kunſt mit Brettern zugenagelt iſt.

Während Ihrer Abweſenheit iſt zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende der Boulevards, bei der Baſtille, und heißt: Théâtre de la porte Saint-Antoine. Es iſt in jeder Hinſicht hors de ligne, und man kann es weder ſeiner artiſtiſchen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangiren. Auch iſt es zu neu, als daß man über ſeinen Werth ſchon etwas Beſtimmtes ausſprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, ſind übrigens nicht ſchlecht. Unlängſt habe ich dort, in der Nachbarſchaft der Baſtille, ein Drama aufführen ſehen, welches den Namen dieſes Gefängniſſes trägt, und ſehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt die Gemahlin des Gouverneurs der Baſtille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Luſtſpiel ſah ich dort aufführen, welches den Titel führt: mariez vous donc! und die Schickſale eines Ehemanns veranſchaulichte, der keine vornehme Convenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausoppoſition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muß der Aermſte endlich an der Barriere eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läßt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahûts zu variiren. Da findet ihn ein Freund, und während der Unglückliche, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angibt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es gibt nichts Schmerzlicheres, als der Contraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muß, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne, ſchneiden einem hier ironiſch gräßlich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuſchauer einſtimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all ſein Hab und Gut verſchluckt und endlich betteln gehen muß. Aber er bettelt höchſt humoriſtiſch. Er iſt ein dicker Fraßwanſt mit einem rothverſoffenen Geſichte, und an einem Seile führt er einen räudigen, blinden Hund, welchen er ſeinen Beliſar nennt. Der Menſch, behauptet er, ſey undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menſchen ſo oft als getreue Führer dienten; er aber wolle dieſen Beſtien ihre Menſchenliebe vergelten, und er diene jetzt als Führer ſeinem armen Beliſar, ſeinem blinden Hund.

Ich habe ſo herzlich gelacht, daß die Umſtehenden mich gewiß für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wiſſen Sie, was ein Chatouilleur iſt? Ich ſelber kenne die Bedeutung dieſes Wortes erſt ſeit Kurzem, und verdanke dieſe Belehrung meinem Barbier, deſſen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angeſtellt iſt. Er wird nämlich dafür bezahlt, daß er bei der Vorſtellung von Luſtſpielen, jedesmal wenn ein guter Witz geriſſen wird, laut lacht und die Lachluſt des Publikums aufreizt. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Amt, und der Succes von vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutſche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Verlachers. Vergähner beſitzen Sie dort gewiß genug. Aber es iſt nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und wie mir mein Barbier verſichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt ſchon ſeit fünfzehn Jahren, und brachte es darin zu einer ſolchen Virtuoſität, daß er nur einen einzigen ſeiner feineren, halbgedämpften, halbentſchlüpften Fiſtellaute anzuſchlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu laſſen. Er iſt ein Mann von Talent, ſetzte mein Barbier hinzu, und er verdient mehr Geld als ich; denn außerdem iſt er noch als Leidtragender bei den Pompesfunèbres angeſtellt, und er hat des Morgens oft fünf bis ſechs Leichenzüge, wo er, in ſeiner rabenſchwarzen Trauerkleidung mit weißem Taſchentuch und betrübtem Geſichte, ſo weinerlich ausſehen kann, daß man ſchwören ſollte, er folge dem Sarge ſeines eignen Vaters.

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Reſpekt vor dieſer Vielſeitigkeit, doch wäre ich auch derſelben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Aemter dieſes Mannes übernehmen. Denken Sie ſich, wie ſchrecklich es iſt, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben ſeinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne einem froh ins Herz lacht, ſchon gleich eine Leichenbittermine vorzunehmen, und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeſchiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und deſſen Tod einem nur erfreulich ſeyn kann, weil er dem Leidtragenden ſieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man ſechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todmüde und ſterbensverdrießlich und ernſthaft iſt, ſoll man noch den ganzen Abend lachen über alle ſchlechten Witze, die man ſchon ſo oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Geſichte, mit jeder Muſkel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blaſirtes Parterre zum Mitgelächter zu ſtimuliren... Das iſt entſetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich ſeyn.

Neunter Brief.

Aber was iſt die Muſik? Dieſe Frage hat mich geſtern Abend vor dem Einſchlafen Stunden lang beſchäftigt. Es hat mit der Muſik eine wunderliche Bewandtniß; ich möchte ſagen, ſie iſt ein Wunder. Sie ſteht zwiſchen Gedanken und Erſcheinung; als dämmernde Vermittlerin ſteht ſie zwiſchen Geiſt und Materie; ſie iſt Beiden verwandt und doch von Beiden verſchieden: ſie iſt Geiſt, aber Geiſt, welcher eines Zeitmaßes bedarf; ſie iſt Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wiſſen nicht, was Muſik iſt. Aber was gute Muſik iſt, das wiſſen wir, und noch beſſer wiſſen wir, was ſchlechte Muſik iſt; denn von Letzterer iſt uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die muſikaliſche Kritik kann ſich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe ſtützen; ſie ſollte die muſikaliſchen Werke nur nach ihren Aehnlichkeiten klaſſificiren und den Eindruck, den ſie auf die Geſammtheit hervorgebracht, als Maaßſtab annehmen.

Nichts iſt unzulänglicher als das Theoretiſiren in der Muſik; hier gibt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze, aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palett und Pinſel nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung, es läßt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monsieur Fetis, oder von ſeinem Sohne, Monsieur Foetus, wo a priori, aus lezten Gründen, einem muſikaliſchen Werke ſein Werth ab- oder zuraiſonnirt wird. Dergleichen Kritiken, abgefaßt in einem gewiſſen Argot und geſpickt mit techniſchen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, ſondern nur den executirenden Künſtlern bekannt ſind, geben jenem leeren Gewäſche ein gewiſſes Anſehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Dettmold, in Beziehung auf die Malerei, ein Handbuch geſchrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunſtkennerſchaft gelangt, ſo ſollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Muſik ſchreiben, und, durch ein ironiſches Vokabular der muſikaliſchen Kritikphraſen und des Orcheſterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Foetus ein Ende machen. Die beſte Muſikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweiſt, hörte ich voriges Jahr in Marſeille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Roſſini oder Meyerbeer der größere Meiſter ſey, disputirten. Sobald der Eine dem Italiener die höchſte Vortrefflichkeit zuſprach, opponirte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, ſondern er trillerte einige beſonders ſchöne Melodien aus Robert le Diable. Hierauf wußte der Erſtere nicht ſchlagender zu repartiren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere de Siviglia entgegenſang, und ſo trieben ſie es Beide während der ganzen Tiſchzeit; ſtatt eines lärmenden Austauſches von nichtsſagenden Redensarten gaben ſie uns die köſtlichſte Tafelmuſik, und am Ende mußte ich geſtehen, daß man über Muſik entweder gar nicht oder nur auf dieſe realiſtiſche Weiſe disputiren ſollte.

Sie merken, theurer Freund, daß ich Sie mit keinen herkömmlichen Phraſen in Betreff der Oper beläſtigen werde. Doch bei Beſprechung der franzöſiſchen Bühne kann ich Letztere nicht ganz unerwähnt laſſen. Auch keine vergleichende Diskuſſion über Roſſini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weiſe, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beſchränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkoſten des Anderen. Wenn ich mit Erſterem vielleicht mehr noch als mit Letzterem ſympathiſire, ſo iſt das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntniß größeren Werthes; vielleicht ſind es eben Untugenden, welche manchen entſprechenden Untugenden in mir ſelber ſo wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumige Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde; ich mußte gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten, — aber ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewiſſe Abgeſchiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen, und wenn ich mein Schlachtroß auch noch ſo rüſtig tummelte und mit dem Schwert auch noch ſo gnadenlos auf die Feinde einhieb, ſo erfaßte mich doch nie das Fieber oder die Luſt, oder die Angſt der Schlacht, ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne; ich merkte, daß die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichteſten Gedränge des Parteikriegs mich herumſchlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem ſolchen Menſchen muß Roſſini beſſer zuſagen als Meyerbeer, und doch zu gewiſſen Zeiten wird er der Muſik des Lezteren, wo nicht ſich ganz hingeben, doch gewiß enthuſiaſtiſch huldigen. Denn auf den Wogen Roſſiniſcher Muſik ſchaukeln ſich am behaglichſten die individuellen Freuden und Leiden des Menſchen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnſucht, Eiferſucht und Schmollen, Alles iſt hier das iſolirte Gefühl eines Einzelnen; charakteriſtiſch iſt daher in der Muſik Roſſini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines iſolirten Empfindens iſt. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrſchaft der Harmonie; in dem Strome der harmoniſchen Maſſen verklingen, ja verſäufen die Melodien, wie die beſonderen Empfindungen des einzelnen Menſchen untergehen in dem Geſammtgefühl eines ganzen Volkes, und in dieſe harmoniſchen Ströme ſtürzt ſich gern eine Seele, die von den Leiden und Freuden des ganzen Menſchengeſchlechts erfaßt iſt und Partei ergriffen hat für die großen Fragen der Geſellſchaft. Meyerbeers Muſik iſt mehr ſocial als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwieſpalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in ſeiner Muſik wieder findet, feiert ihre eigene Leidenſchaft und Begeiſterung, während ſie dem großen Maeſtro applaudirt. Roſſini's Muſik war angemeſſener für die Zeit der Reſtauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuſchungen, bei dem blaſirten Menſchen der Sinn für ihre großen Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen mußte, und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Roſſini während der Revolution und dem Empire ſeine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotiſcher, moderantiſtiſcher Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiß nicht als Capellmeiſter angeſtellt bei der großen Armee, wo er einer Geſammtbegeiſterung bedurfte.... Armer Schwan von Peſaro!

der galliſche Hahn und der kaiſerliche Adler hätten dich vielleicht zerriſſen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein ſtiller See, an deſſen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konnteſt, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Reſtauration war Roſſini's Triumphzeit, und ſogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und ſich nicht mehr um das Schickſal der Völker bekümmerten, lauſchten ihm mit Entzücken. Die Juliusrevolution hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert le Diable oder gar der Hugenotten harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen, und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

Dieſes iſt vielleicht der letzte Grund jenes unerhörten, koloſſalen Beifalls, deſſen ſich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er iſt der Mann ſeiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuariſch auf's Schild gehoben und proklamirt ſeine Herrſchaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es iſt eben keine behagliche Poſition, ſolcher Weiſe im Triumph getragen zu werden: durch Ungeſchick oder Ungeſchicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar ſtark beſchädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar beſudeln, wenn ſie aus ſchmutzigen Händen kommen; und die Ueberlaſt der Lorbeeren kann Einem gewiß viel Angſtſchweiß auspreſſen . . . Roſſini, wenn er ſolchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironiſch mit ſeinen feinen, italieniſchen Lippen, und er klagt dann über ſeinen ſchlechten Magen, der ſich täglich verſchlimmere, ſo daß er gar Nichts mehr eſſen könne. Das iſt hart, denn Roſſini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer iſt juſt das Gegentheil; wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo iſt er auch in ſeinen Genüſſen die Beſcheidenheit ſelbſt. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tiſch. Als ich einſt à la fortune du pot bei ihm ſpeiſen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gerichte Stockfiſche, welches ſein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, ſchon geſpeiſt zu haben.

Manche haben behauptet, er ſey geizig. Dieſes iſt nicht der Fall. Er iſt nur geizig in Ausgaben, die ſeine Perſon betreffen. Für Andere iſt er die Freigebigkeit ſelbſt, und beſonders unglückliche Landsleute haben ſich derſelben bis zum Mißbrauch erfreut. Wohlthätigkeit iſt eine Haustugend der Meyerbeer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, welcher ich alle Hülfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Dieſe Frau iſt aber auch die glücklichſte Mutter, die es auf dieſer Welt gibt. Ueberall umklingt ſie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo ſie geht und ſteht, flattern ihr einige Fetzen ſeiner Muſik um die Ohren, überall glänzt ihr ſein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum ſeine Begeiſterung für Giacomo in dem brauſendſten Beifall ausſpricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte nur Eine Mutter, die ihr zu vergleichen wäre, das iſt die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten ihren Sohn kanoniſirt ſah, und in der Kirche, nebſt Tauſenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer ſchreibt jetzt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegen ſehe. Die Entfaltung dieſes Genius iſt für mich ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel. Mit Intereſſe folge ich den Phaſen ſeines muſikaliſchen, wie ſeines perſönlichen

Lebens, und beobachte die Wechſelwirkungen, die zwiſchen ihm und ſeinem europäiſchen Publikum ſtattfinden. Es ſind jezt zehn Jahre, daß ich ihm zuerſt in Berlin begegnete, zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die, während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozarts betrachtete, beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte. Der Enthuſiasmus für Sebaſtian Bach ſollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, ſondern auch die Reputation von Roſſini vernichten, den die Regence am meiſten fürchtete und alſo auch meiſten haßte. Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Roſſini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewiſſen Herablaſſung, mit einer leutſeligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jezt herzlich lachen muß. Der Roſſinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeers; er war noch weit entfernt von der Ehre, um ſeiner ſelbſt willen angefeindet zu werden. Er enthielt ſich auch wohlweislich aller Anſprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthuſiasmus ich jüngſt in Italien ſeinen Crociato aufführen ſehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und ſagte: „Sie compromittiren ſich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach!"

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachbeter der Italiener geworden. Der Mißmuth gegen den feuchtkalten, verſtandeswitzigen, farbloſen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entſprang nach Italien, genoß fröhlich ſeines Lebens, ergab ſich dort ganz ſeinen Privatgefühlen, und componirte dort jene köſtlichen Opern, worin der Roſſinismus noch mit der ſüßeſten Ueberkunſt raffinirt iſt; hier iſt das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch ſtärkeren Wohldüften parfümirt. Das war die glücklichſte Zeit Meyerbeers; er ſchrieb im üppigſten Rauſche der italieniſchen Sinnenluſt, und im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlands ward in ihm wach: während er unter welſchen Myrthen lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds; es ging ihm vielleicht gar, wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann..... Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt; Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloß ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat und, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto feuriger in ihrem Herzen die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem Werke, das während den Wehen jener Revolution ſeinem Geiſte entſproſſen, mit Robert le Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beſtändig mit ſich ſelber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moraliſchen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die ſich zwiſchen Tugend und Laſter ſo qualvoll unruhig bewegte, in Beſtrebungen und Hinderniſſen ſich aufrieb und nicht immer genug Kraft beſaß, den Anfechtungen Satans zu widerſtehen! Ich liebe keineswegs dieſe Oper, dieſes Meiſterwerk der Zagheit, ich ſage der Zagheit, nicht bloß in Betreff des Stoffes, ſondern auch der Exekution, indem der Componiſt ſeinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, ſich dem ganzen Willen deſſelben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, ſtatt ihr unerſchrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängſtliches Genie genannt; es mangelte ihm der ſiegreiche Glaube an ſich ſelbſt, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinſte Tadel erſchreckte ihn, er ſchmeichelte allen Launen des Publikums und gab links und rechts die eifrigſten Poignées de main, als habe er auch in der Muſik die Volksſouverainität anerkannt und begründe ſein Regiment auf Stimmenmehrheit, im Gegenſatze zu Roſſini, der als König von Gottes Gnade im Reiche der Tonkunſt abſolut herrſchte. Dieſe Aengſtlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlaſſen; er iſt noch immer beſorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert le Diable bewirkte glücklicherweiſe, daß er von jener Sorge nicht beläſtigt wird, während er arbeitet, daß er mit weit mehr Sicherheit componirt, daß er den großen Willen ſeiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten läßt. Und mit dieſer erweiterten Geiſtesfreiheit ſchrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verſchwunden, der innere Selbſtkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, deſſen koloſſale Geſtaltung uns in Erſtaunen ſetzt. Erſt durch dieſes Werk gewann Meyerbeer ſein unſterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geiſterſtadt, im himmliſchen Jeruſalem der Kunſt. In den Hugenotten offenbart ſich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerſchrockenen Linien zeichnete er hier ſeinen ganzen Gedanken, und Alles, was ſeine Bruſt bewegte, wagte er auszuſprechen in ungezügelten Tönen. Was dieſes Werk ganz beſonders auszeichnet, iſt das Gleichmaaß, das zwiſchen dem Enthuſiasmus und der artiſtiſchen Vollendung ſtattfindet, oder, um mich beſſer auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſeyn ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſacen und Arabesken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugniß geben. Rieſe in der Conception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Compoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale von Amiens ſtand und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete und mich endlich frug: wie es komme, daß wir heut zu Tage keine ſolchen Bauwerke mehr zu Stande bringen? antwortete ich ihm: „Theurer Alphonſe, die Menſchen in jener alten Zeit hatten Ueberzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um ſo einen gothiſchen Dom aufzurichten.“

Das iſt es. Meyerbeer iſt ein Mann der Ueberzeugung. Dieſes bezieht ſich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Geſellſchaft, obgleich auch in dieſem Betracht bei Meyerbeer die Geſinnungen feſter begründet ſtehen als bei anderen Künſtlern. Meyerbeer, den die Fürſten dieſer Erde mit allen möglichen Auszeichnungen cajoliren, und der auch für dieſe Auszeichnungen ſo viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Bruſt, welches für die heiligſten Intereſſen der Menſchheit glüht, und unumwunden geſteht er ſeinen Cultus für die Helden der Revolution. Es iſt ein Glück für ihn, daß manche nordiſchen Behörden keine Muſik verſtehen, ſie würden ſonſt in den Hugenotten nicht bloß einen Parteikampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch ſind ſeine Ueberzeugungen nicht eigentlich politiſcher und noch weniger religiöſer Art; nein, auch nicht religiöſer Art, ſeine Religion iſt nur negativ, ſie beſteht nur darin, daß er, ungleich anderen Künſtlern, vielleicht aus Stolz, ſeine Lippen mit keiner Lüge beflecken will, daß er gewiſſe zudringliche Segnungen ablehnt, deren Annahme immer als eine zweideutige, nie als eine edle Handlung betrachtet werden kann. Die eigentliche Religion Meyerbeers iſt die Religion Mozarts, Glucks, Bethhofens, es iſt die Muſik; nur an dieſe glaubt er, nur in dieſem Glauben findet er ſeine Seligkeit und lebt er mit einer Ueberzeugung, die den Ueberzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich iſt an Tiefe, Leidenſchaft und Ausdauer. Ja, ich möchte ſagen, er iſt Apoſtel dieſer Religion. Wie mit apoſtoliſchem Eifer und Drang behandelt er Alles, was ſeine Muſik betrifft; während andere Künſtler zufrieden ſind, wenn ſie etwas Schönes geſchaffen haben, ja nicht ſelten alles Intereſſe für ihr Werk verlieren, ſobald es fertig iſt: ſo beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erſt nach der Entbindung, er gibt ſich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung ſeines Geiſtes ſich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von ſeiner Muſik erbaut wird, bis ſeine Oper in alle Herzen die Gefühle gegoſſen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menſchheit kommunizirt hat. Wie der Apoſtel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen achtet, ſo wird auch Meyerbeer, erfährt er, daß irgend Jemand ſeine Muſik verläugnet, ihm unermüdlich nachſtellen, bis er ihn zu ſich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und ſey es auch die unbedeutendſte Feuilletoniſtenſeele, iſt ihm dann lieber als die ganze Heerde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Muſik iſt die Ueberzeugung von Meyerbeer, und das iſt vielleicht der Grund aller jener Aengſtlichkeiten und Bekümmerniſſe, die der große Meiſter ſo oft an den Tag legt, und die uns nicht ſelten ein Lächeln entlocken. Man muß ihn ſehen, wenn er eine neue Oper einſtudirt; er iſt dann der Plagegeiſt aller Muſiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er ſich ganz zufrieden geben, ein einziger falſcher Ton im Orcheſter iſt ihm ein Dolchſtich, woran er zu ſterben glaubt. Dieſe Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrauſch empfangen worden. Er ängſtigt ſich dann noch immer, und ich glaube, er gibt ſich nicht eher zufrieden, als bis einige tauſend Menſchen, die ſeine Oper gehört und bewundert haben, geſtorben und begraben ſind; bei dieſen wenigſtens hat er keinen Abſatz zu befürchten, dieſe Seelen ſind ihm ſicher. An den Tagen, wo ſeine Oper gegeben wird, kann es ihm der liebe Gott nie recht machen; regnet es und iſt es kalt, ſo fürchtet er, daß Mademoiſelle Falcon den Schnupfen bekomme, iſt hingegen der Abend hell und warm, ſo fürchtet er, daß das ſchöne~~n~~ Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer ſtehen möchte. Nichts iſt der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn ſeine Muſik endlich gedruckt wird, die Correktur beſorgt; dieſe unermüdliche Verbeſſerungsſucht während der Correktur iſt bei den Pariſer~~n~~ Künſtlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daß ihm die Muſik über Alles theuer iſt, theurer gewiß als ſein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beſchwor ich Meyerbeer, ſo ſchleunig als möglich abzureiſen; aber er hatte noch für einige Tage Geſchäfte, die er nicht hintenan ſetzen konnte, er hatte mit einem Italiener das italieniſche Libretto für Robert le Diable zu arrangiren.

Weit mehr als Robert le Diable ſind die Hugenotten ein Werk der Ueberzeugung, ſowohl in Hinſicht des Inhalts als der Form. Wie ich ſchon bemerkt habe, während die große Menge vom Inhalt hingeriſſen wird, bewundert der ſtillere Betrachter die ungeheuren Fortſchritte der Kunſt, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausſpruch der competenteſten Richter müſſen jetzt alle Muſiker, die für die Oper ſchreiben wollen, vorher die Hugenotten ſtudiren. In der Inſtrumentation hat es Meyerbeer am weiteſten gebracht. Unerhört iſt die Behandlung der Chöre, die ſich hier wie Individuen ausſprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan gibt es gewiß keine größere Erſcheinung im Reiche der Tonkunſt, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erſchütternde Scene der Schwerterweihe, der eingeſegneten Mordluſt, noch ein Duo geſetzt iſt, das jenen erſten Effekt noch überbietet; ein koloſſales Wagniß, das man dem ängſtlichen Genie kaum zutrauen ſollte, deſſen Gelingen aber eben ſo ſehr unſer Entzücken wie unſere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß Meyerbeer dieſe Aufgabe nicht durch Kunſtmittel gelöst hat, ſondern durch Naturmittel, indem jenes famoſe Duo eine Reihe von Gefühlen ausſpricht, die vielleicht nie, oder wenigſtens nie mit ſolcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildeſten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß nie bei einer Muſik mein Herz ſo ſtürmiſch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, daß ich aber dieſem Akte und ſeinen Aufregungen gern aus dem Wege gehe und mit weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieſer iſt ein gehaltvolleres Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantiſchen Luſtſpielen von Shakespeare, vielleicht aber noch mehr dem Amynta von Taſſo ähnlich iſt. In der That, unter den Roſen der Freude lauſcht darin eine ſanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es iſt mehr die Sehnſucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit ſelbſt, es iſt kein herzliches Lachen, ſondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank iſt und von Geſundheit nur träumen kann. Wie kommt es, daß ein Künſtler, dem von der Wiege an alle blutſaugenden Lebensſorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schooße des

Reichthums, gehätſchelt von der ganzen Familie, die allen ſeinen Neigungen bereitwillig, ja enthuſiaſtiſch fröhnte, weit mehr als irgend ein ſterblicher Künſtler zum Glücke berechtigt war; wie kommt es, daß Dieſer dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus ſeiner Muſik entgegen ſeufzen und ſchluchzen? Denn was er nicht ſelber empfindet, kann der Muſiker nicht ſo gewaltig, nicht ſo erſchütternd ausſprechen. Es iſt ſonderbar, daß der Künſtler, deſſen materielle Bedürfniſſe befriedigt ſind, deſto unleidlicher von moraliſchen Drangſalen heimgeſucht wird! Aber das iſt ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künſtlers ſeine idealſten Freuden verdankt. Der Künſtler iſt jenes Kind, wovon das Volksmährchen erzählt, daß ſeine Thränen lauter Perlen ſind. Ach! die böſe Stiefmutter, die Welt, ſchlägt das arme Kind um ſo unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert le Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieſer Vorwurf beruht auf einem Irrthum. „Vor lauter Wald ſieht man die Bäume nicht.“ Die Melodie iſt hier der Harmonie untergeordnet, und bereits, bei einer Vergleichung mit der rein menſchlichen, individuellen Muſik Roſſini's, worin das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, habe ich angedeutet, daß es dieſe Vorherrſchaft der Harmonie iſt, welche die Muſik von Meyerbeer als eine menſchheitlich bewegte, geſellſchaftlich moderne Muſik charakteriſirt. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen dieſe Melodien nicht ſtörſam ſchroff, ich möchte ſagen egoiſtiſch, hervortreten, ſie dürfen nur dem Ganzen dienen, ſie ſind diſciplinirt, ſtatt daß bei den Italienern die Melodien iſolirt, ich möchte faſt ſagen außergeſetzlich, ſich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat ſchlägt ſich in einer großen Schlacht eben ſo gut, wie der Calabreſe, der einſame Raubheld, deſſen perſönliche Tapferkeit uns weniger überraſchen würde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih und Glied, ſich ſchläge. Ich will einer Vorherrſchaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienſt nicht abſprechen, aber bemerken muß ich, als eine Folge derſelben ſehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Enſemble der Oper, gegen die Oper als geſchloſſenes Kunſtwerk, die ſich ſo naiv äußert, daß man in den Logen, während ſeine Bravourpartien geſungen werden, Geſellſchaft empfängt, ungenirt plaudert, wo nicht gar Karten ſpielt.

Die Vorherrſchaft der Harmonie in den Meyerbeerſchen Schöpfungen iſt vielleicht eine nothwendige Folge ſeiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erſcheinungen umfaſſenden Bildung. Zu ſeiner Erziehung wurden Schätze verwendet und ſein Geiſt war empfänglich; er ward früh eingeweiht in allen Wiſſenſchaften und unterſcheidet ſich auch hierdurch von den meiſten Muſikern, deren glänzende Ignoranz um ſo verzeihlicher, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, ſich außerhalb ihres Faches große Kenntniſſe zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur und die Schule der Welt gab ihm die höchſte Entwicklung; er gehört zu jener geringen Zahl Deutſcher, die ſelbſt Frankreich als Muſter der Urbanität anerkennen mußte. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zuſammenfinden und ſicheren Sinnes geſtalten wollte. Aber ob nicht was an Weite der Auffaſſung und Klarheit des Ueberblicks gewonnen ward, an anderen Eigenſchaften verloren ging, das iſt eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künſtler jene ſcharfe Accentuation, jene ſchroffe Färbung, jene Urſprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen ſo ſehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft und die kleine Blanka hat Recht. Dieſes etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die ſie auf der Straße ſpielen ſieht, und äußerte ſich jüngſt folgendermaßen: „Welch ein Unglück, daß ich gebildete Eltern habe! Ich muß von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und ſtill ſitzen und artig ſeyn, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und ſich amüſiren können!“

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer beſitzt die Academie royale de musique keinen einzigen Tondichter, von welchem es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet ſich die franzöſiſche Oper in der reichſten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, ſie erfreut ſich täglich einer guten Recette. Dieſer Zuſtand des Gedeihens begann vor ſechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, deſſen Prinzipien ſeitdem von dem neuen Direktor, Herrn Düponchel, mit demſelben Erfolg angewendet werden. Ich ſage Prinzipien, denn in der That, Herr Veron hatte Prinzipien, Reſultate ſeines Nachdenkens in der Kunſt und Wiſſenſchaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Mixtur für den Huſten erfunden hat, ſo erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Muſik. Er hatte nämlich an ſich ſelber bemerkt, daß ein Schauſpiel von Frankoni ihm mehr Vergnügen machte als die beſte Oper; er überzeugte ſich, daß der größte Theil des Publikums von denſelben Empfindungen beſeelt ſey, daß die meiſten Leute aus Convenienz in die große Oper gehen, und nur dann ſich dort ergötzen, wenn ſchöne Dekorationen, Koſtüme und Tänze ſo ſehr ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, daß ſie die fatale Muſik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schauluſt der Leute in ſo hohem Grade zu befriedigen, daß die Muſik ſie gar nicht mehr geniren kann, daß ſie in der großen Oper daſſelbe Vergnügen finden wie bei Franconi. Der große Veron und das große Publikum verſtanden ſich: Jener wußte die Muſik unſchädlich zu machen und gab unter dem Titel „Oper" nichts als Pracht- und Spektakelſtücke; dieſes, das Publikum, konnte mit ſeinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor langer Weile zu ſterben. Amerika war entdeckt, das Ei ſtand auf der Spitze, das Opernhaus überfüllte ſich täglich, Franconi ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron iſt ſeitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Muſik; er hat den Tempel der Göttin verſchönert, aber ſie ſelbſt zur Thür hinausgeſchmiſſen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und dieſe iſt jezt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundſätzen ſeines Vorgängers, obgleich er zu der Perſönlichkeit deſſelben den ergötzlich ſchroffſten Contraſt bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals geſehen? Im Caffe de Paris oder auf dem Boulevard Coblence iſt ſie Ihnen gewiß manchmal aufgefallen, dieſe feiſte carikirte Figur, mit dem ſchief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Cravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, um ein überreiches Flechtengeſchwür zu bedecken, ganz vergraben iſt, ſo daß das rothe, lebensluſtige Geſicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorſchein kommt. In dem Bewußtſeyn ſeiner Menſchenkenntniß und ſeines Gelingens, wälzt er ſich ſo behaglich, ſo inſolent behaglich einher, umgeben von einem Hofſtaate junger, mitunter auch ältlicher Dandys der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder ſchönen Figurantinnen regalirt. Es iſt der Gott des Materialismus, und ſein geiſtverhöhnender Blick ſchnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete; manchmal dünkte mir, als kröchen aus ſeinen Augen eine Menge kleiner Würmer, klebricht und glänzend.

Herr Düponchel iſt ein hagerer, gelbblaſſer Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm ausſieht, immer triſt, eine Leichenbittermine, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpetuel. Nach ſeiner äußeren Erſcheinung würde man ihn eher für den Aufſeher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Hofnarren Ludwigs XIII. Dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt iſt jezt Maitre de plaisir der Pariſer, und ich möchte ihn manchmal belauſchen, wenn er, einſam in ſeiner Behauſung, auf neue Späße ſinnt, womit er ſeinen Souverän, das franzöſiſche Publikum, ergötzen ſoll, wenn er wehmüthig-närriſch das trübe Haupt ſchüttelt, daß die Schellen an ſeiner ſchwarzen Kappe wie ſeufzend klingeln, wenn er für die Falkon die Zeichnung eines neuen Coſtümes colorirt, wenn er das rothe Buch ergreift, um nachzuſehen, ob die Taglioni ihren . . .

Sie ſehen mich verwundert an? Ja, das iſt ein kurioſes Buch, deſſen Bedeutung ſehr ſchwer mit anſtändigen Worten zu erklären ſeyn möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verſtändlich machen. Wiſſen Sie, was der Schnupfen der Sängerinnen iſt? Ich höre Sie ſeufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die lezte Probe iſt überſtanden, die Oper iſt ſchon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima Donna und erklärt, daß ſie nicht ſingen könne, denn ſie habe den Schnupfen. Da iſt nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer theatraliſcher Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daß die Vorſtellung der Veſtalin, wegen Unpäßlichkeit der Mademoiſelle Schnaps, nicht ſtattfinden kann und ſtatt deſſen Rochus Pumpernickel aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es nichts, wenn ſie den Schnupfen anſagten, er hinderte ſie ja nicht am Tanzen, und ſie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatiſchen Erfindung, womit dieſe ſich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor, einen Leidenstag verſchaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott daſſelbe Qualrecht, und dieſer, ein Freund des Ballets, wie alle Staatsmänner, begabte ſie mit einer Unpäßlichkeit, die, an ſich ſelber harmlos, ſie dennoch verhindert öffentlich zu pirouettiren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat ſie eben ſo gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beſte Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünſchte ſich oft zu allen Teufeln, wenn die Sylphide gegeben werden ſollte, und die Taglioni ihm meldete, ſie könne heute keine Flügel und keine Trikothoſen anziehen und nicht auftreten, denn ſie habe den tanzenden Schnupfen . . . Der große Veron, in ſeiner tiefſinnigen Weiſe, entdeckte, daß dieſer tanzende Schnupfen ſich von dem ſingenden Schnupfen der Sängerinnen nicht bloß durch die Farbe, ſondern auch durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit unterſcheide, und ſeine jedesmalige Erſcheinung lange voraus berechnet werden kann: denn der liebe Gott, ordnungsliebend wie er iſt, gab den Tänzerinnen eine Unpäßlichkeit, die im Zuſammenhang mit den Geſetzen der Aſtronomie, der Phyſik, der Hydraulik, kurz des ganzen Univerſums ſteht und folglich kalkulable iſt; der Schnupfen der Sängerin hingegen iſt eine Privaterfindung, eine Erfindung der Weiberlaune, und folglich inkalkulable. In dieſem Umſtand der Berechenbarkeit der periodiſchen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens ſuchte der große Veron eine Abhülfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derſelben den ihrigen, nämlich den tanzenden Schnupfen, bekam, ward das Datum dieſes Ereigniſſes in ein beſonderes Buch genau aufgezeichnet, und das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Düponchel in Händen hielt, und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſirt, iſt gewiß von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und wie in die Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Academie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müßiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italieniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall rauſchen . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, ein Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Concerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außerordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires, einige Privatſoireen auf der Rue de Bondy, und beſonders die Concerte von Berlioz und Lißt. Die beiden lezteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem Leben Benvenutos Cellini, der Guß des Perſeus. Man erwartet Außerordentliches, da dieſer Componiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Aehnlichkeit mit Calot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daß er ſeine ungeheure, antedeluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felswand, ſich erheben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſtenmale vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conſervatoire de Muſique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin- und herflattert, oder von einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodirt wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen und ſich vor Wolluſt in die Schwänze beißen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Componiſten, welcher ſich, am äußerſten Ende des Saals, in einem Winkel des Orcheſters befand, und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avant-ſcene," ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miß Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbens verliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören." In der That, in der Avant-ſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Covent-garden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedesmal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miß Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchläger im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der Avant-ſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Liſzt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß deſſen Muſik am beſten zu exekutiren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher.

Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haß als zur Liebe. Was am beſten für Lißt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne Falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulation, und mehr noch als die Intereſſen ſeiner Kunſt intereſſiren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Solution der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne St. Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen, oder vielmehr vaporiſtiſchen Gedanken von Ballanche, jezt ſchwärmt er für die republikaniſch-katholiſchen Lehren eines La Mennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat . . . Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daß ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfniß fühlt, ſich um alle Bedürfniſſe der Menſchheit zu bekümmern, und gern die Naſe in alle Töpfe ſteckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daß Franz Lißt kein ſtiller Klavierſpieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen ſeyn kann, das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn er am Fortepiano ſizt und ſich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgeſtrichen hat, und zu improviſiren beginnt, dann ſtürmt er nicht ſelten allzutoll über die elfenbeinernen Taſten, und es erklingt eine Wildniß von himmelhohen Gedanken, wozwiſchen hie und da die ſüßeſten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängſtigt und beſeligt wird, aber doch noch mehr beängſtigt. Ich geſtehe es Ihnen, wie ſehr ich auch Lißt liebe, ſo wirkt doch ſeine Muſik nicht angenehm auf mein Gemüth, um ſo mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Geſpenſter auch ſehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wiſſen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anſchlägt, auch die entſprechende Klangfigur in meinem Geiſte aufſteigt, kurz, da die Muſik meinem inneren Auge ſichtbar wird. Noch zittert mir der Verſtand im Kopfe, bei der Erinnerung des Concertes, worin ich Lißt zuletzt ſpielen hörte. Es war im Concerte für die unglücklichen Italiener, im Hotel jener ſchönen, edlen und leidenden Fürſtin, welche ihr leibliches und ihr geiſtiges Vaterland, Italien und den Himmel, ſo ſchön repräſentirt... (Sie haben ſie gewiß in Paris geſehen, die ideale Geſtalt, welche dennoch nur das Gefängniß iſt, worin die heiligſte Engelſeele eingekerkert worden ... Aber dieſer Kerker iſt ſo ſchön, daß jeder wie verzaubert davor ſtehen bleibt und ihn anſtaunt) ... Es war im Concerte zum Beſten der unglücklichen Italiener, wo ich Lißt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf ſchwören, er variirte einige Themata aus der Apokalypſe. Anfangs konnte ich ſie nicht ganz deutlich ſehen, die vier myſtiſchen Thiere, ich hörte nur ihre Stimme, beſonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochſen mit dem Buch in der Hand ſah ich ganz genau. Am beſten ſpielte er das Thal Joſaphat. Es waren Schranken wie bei einem Turnier, und als Zuſchauer um den ungeheuern Raum drängten ſich die auferſtandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerſt galoppirte Satan in die Schranken, ſchwarzgeharniſcht, auf einem milchweißen Schimmel. Langſam ritt hinter ihm her der Tod, auf ſeinem fahlen Pferd. Endlich erſchien Chriſtus, in goldener Rüſtung, auf einem ſchwarzen Roß, und mit ſeiner heiligen Lanze ſtach er erſt Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuſchauer jauchzten ... Stürmiſchen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Lißt, welcher ermüdet das

Clavier verließ, ſich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönſten zog jenes melancholiſch-ſüße Lächeln, welches an Italien erinnert und den Himmel ahnen läßt.

Das eben erwähnte Concert hatte für das Publikum noch ein beſonderes Intereſſe. Aus Journalen wiſſen Sie zur Genüge, welches trübſelige Mißverhältniß zwiſchen Lißt und dem Wiener Pianiſten Thalberg herrſcht, welchen Rumor ein Artikel von Lißt gegen Thalberg in der muſikaliſchen Welt erregt hat, und welche Rollen die lauernde Feindſchaft und Klatſchſucht ſowohl zum Nachtheil des Critikers als des Critiſirten dabei ſpielten. In der Blüthenzeit dieſer ſcandalöſen Reibungen entſchloſſen ſich nun beide Helden des Tages in demſelben Concerte, einer nach dem anderen, zu ſpielen. Sie ſezten beide die verlezten Privatgefühle bei Seite, um einen wohlthätigen Zweck zu fördern, und das Publikum, welchem ſie Gelegenheit boten, ihre eigenthümlichen Verſchiedenheiten durch augenblickliche Vergleichung zu erkennen und zu würdigen, zollte ihnen reichlich den verdienten Beifall.

Ja, man brauchte den muſikaliſchen Charakter beider nur einmal zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß es von eben ſo großer Heimtücke wie Beſchränktheit zeugt, wenn man den Einen auf Koſten des Anderen lobte. Ihre techniſche Ausbildung wird ſich wohl die Wage halten, und was ihren geiſtigen Charakter betrifft, ſo läßt ſich wohl kein ſchrofferer Contraſt erdenken, als der edle, ſeelenvolle, verſtändige, gemüthliche, ſtille, deutſche, ja öſterreichiſche Thalberg, gegenüber dem wilden, wetterleuchtenden, vulkaniſchen, himmelſtürmenden Lißt!

Die Vergleichung zwiſchen Virtuoſen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einſt auch in der Poetik florirte, nämlich in dem ſogenannten Prinzip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber ſeitdem eingeſehen hat, daß die metriſche Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünſtlichkeit des Dichters Zeugniß zu geben, und daß wir einen ſchönen Vers nicht deßhalb bewundern, weil ſeine

Anfertigung viele Mühe gekoſtet hat: ſo wird man bald einſehen, daß es hinlänglich iſt, wenn ein Muſiker alles was er fühlt und denkt, oder was andere gefühlt und gedacht, durch ſein Inſtrument mittheilen kann, und daß alle virtuoſiſche Tours-de-force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und ins Gebiet der Taſchenſpielereien, des Volteſchlagens, der verſchluckten Schwerter, der Balancierkünſte und der Eiertänze zu verweiſen ſind. Es iſt hinreichend, daß der Muſiker ſein Inſtrument ganz in der Gewalt habe, daß man des materiellen Vermittelns ganz vergeſſe und nur der Geiſt vernehmbar werde. Ueberhaupt, ſeit Kalkbrenner die Kunſt des Spiels zur höchſten Vollendung gebracht, ſollten ſich die Pianiſten nicht viel auf ihre techniſche Fertigkeit einbilden. Nur Aberwitz und Böswilligkeit durften, in pedantiſchen Ausdrücken, von einer Revolution ſprechen, welche Thalberg auf ſeinem Inſtrumente hervorgebracht habe. Man hat dieſem großen, vortrefflichen Künſtler einen ſchlechten Dienſt erwieſen, als man, ſtatt die jugendliche Schönheit, Zarte und Lieblichkeit ſeines Spiels zu rühmen, ihn als einen Columbus darſtellte, der auf dem Pianoforte Amerika entdeckt habe, während die anderen ſich bisher nur mühſam um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumſpielen mußten, wenn ſie das Publikum mit muſikaliſchen Spezereien erquicken wollten. Wie mußte Kalkbrenner lächeln, als er von der neuen Entdeckung hörte!

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit nicht eines Pianiſten erwähnen wollte, der neben Liſt am meiſten gefeiert wird. Es iſt Choppin, und dieſer kann zugleich als Beiſpiel dienen, wie es einem außerordentlichen Menſchen nicht genügt, in der techniſchen Vollendung mit den Beſten ſeines Faches rivaliſiren zu können. Choppin iſt nicht damit zufrieden, daß ſeine Hände, ob ihrer Fertigkeit, von anderen Händen beifällig beklatſcht werden; er ſtrebt nach einem beſſeren Lorbeer, ſeine Finger ſind nur die Diener ſeiner Seele und dieſe wird applaudirt von Leuten, die nicht bloß mit den Ohren hören, ſondern auch mit der Seele. Er iſt daher der Liebling jener Elite, die in der Muſik die höchſten Geiſtesgenüſſe ſucht, ſein Ruhm iſt ariſtokratiſcher Art, ſein Ruhm iſt parfümirt von den Lobſprüchen der guten Geſellſchaft, er iſt vornehm wie ſeine Perſon.

Choppin iſt von franzöſiſchen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil ſeiner Erziehung in Deutſchland genoſſen. Dieſe Einflüſſe dreier Nationalitäten machen ſeine Perſönlichkeit zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung; er hat ſich nämlich das Beſte angeeignet, wodurch ſich die drei Völker auszeichnen, Polen gab ihm ſeinen chevalereſken Sinn und ſeinen geſchichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm ſeine leichte Anmuth, ſeine Grazie, Deutſchland gab ihm den romantiſchen Tiefſinn . . . Die Natur aber gab ihm eine zierliche, ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt, das edelſte Herz und das Genie. Ja, dem Choppin muß man Genie zuſprechen, in der vollen Bedeutung des Worts; er iſt nicht bloß Virtuoſe, er iſt auch Poet, er kann uns die Poeſie, die in ſeiner Seele lebt, zur Anſchauung bringen, er iſt Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verſchafft, wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt. Er iſt alsdann weder Pole, noch Franzoſe, noch Deutſcher, er verräth dann einen weit höheren Urſprung, man merkt alsdann, er ſtammt aus dem Lande Mozarts, Raffaels, Goethes, ſein wahres Vaterland iſt das Traumreich der Poeſie. Wenn er am Clavier ſizt und improviſirt, iſt es mir, als beſuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die kurioſeſten Dinge, die, während meiner Abweſenheit dort paſſirt ſind . . . Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie gehts der ſchönen Nixe, die ihren ſilbernen Schleier ſo kokett um die grünen Locken zu binden wußte? Verfolgt ſie noch immer der weißbärtige Meergott mit ſeiner närriſch abgeſtandenen Liebe? Sind bei uns die Roſen noch immer ſo flammenſtolz? Singen die Bäume noch immer ſo ſchön im Mondſchein? . . .

Ach! es iſt ſchon lange her, daß ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor wie der fliegende Holländer und ſeine Schiffsgenoſſen, die auf den kalten Wellen ewig geſchaukelt werden, und vergebens zurückverlangen nach den ſtillen Kaien, Tulpen, Myfrauen, Thonpfeifen und Porzellantaſſen von Holland . . . Amſterdam! Amſterdam! wann kommen wir wieder nach Amſterdam! ſeufzen ſie im Sturm, während die Heulwinde ſie beſtändig hin und her ſchleudern auf den verdammten Wogen ihrer Waſſerhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Capitain des verwünſchten Schiffes einſt ſagte: komme ich jemals zurück nach Amſterdam, ſo will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daß ich jemals die Stadt wieder verließe! Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, liebſter Freund, daß dieſe Briefe ſie froh und heiter antreffen, im roſigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimath längſt verſtorben ſind. Ach, wie viele meiner Lieben ſind dahingeſchieden, während mein Lebensſchiff in der Fremde von den fatalſten Stürmen hin und her getrieben wird! Ich fange an ſchwindlicht zu werden, und ich glaube auch die Sterne am Himmel ſtehen nicht mehr feſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen Kreiſen. Ich ſchließe die Augen und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und ſchauerliche Beängſtigungen . . . Sie haben keinen Begriff davon, theurer Freund, wie ſeltſam, wie abenteuerlich wunderbar die Landſchaften ſind, die ich im Traume ſehe, und welche grauenhaften Schmerzen mich ſogar im Schlafe quälen . . .

Verfloſſene Nacht befand ich mich in einem ungeheuren Dom. Es herrſchte darin dämmerndes Zwielicht . . . Nur in den oberſten Räumen, durch die Gallerien, die über dem erſten Pfeilerbau ſich erheben, zogen die flackernden Lichter einer Prozeſſion: rothbäckige Chorknaben, ungeheure Wachskerzen und Kreuzfahnen vorantragend, braune Mönche und Prieſter in buntfarbigen Meßgewanden hintendrein folgend ... Und der Zug bewegte ſich mährchenhaft-ſchauerlich in den Höhen, der Kuppel entlang, aber allmählig herabſteigend; — während ich unten, das unglückſelige Weib am Arm, im Schiffe der Kirche, immer hin und her floh. — Ich weiß nicht mehr, ob welcher Befürchtung, wir flohen mit herzpochender Angſt, ſuchten uns manchmal hinter einem von den Rieſenpfeilern zu verſtecken, jedoch vergebens, und wir flohen immer ängſtlicher, da die Prozeſſion auf Wendeltreppen herabſteigend, uns endlich nahete ... Es war ein unbegreiflich wehmüthiger Geſang, und was noch unbegreiflicher, voran ſchritt eine lange, blaſſe, ſchon ältliche Frau, die noch Spuren großer Schönheit im Geſichte trug, und ſich mit gemeſſenen Pas, faſt wie eine Operntänzerin, zu uns hin bewegte. In den Händen trug ſie einen Strauß von ſchwarzen Blumen, den ſie uns mit theatraliſcher Geberde darreichte, während ein wahrer, ungeheurer Schmerz in ihren großen, glänzenden Augen zu weinen ſchien ... Nun aber änderte ſich plötzlich die Scene, und ſtatt in einem dunklen Dome, befanden wir uns in einer Landſchaft, wo die Berge ſich bewegten und allerlei Stellungen annahmen, wie Menſchen, und wo die Bäume, mit rothen Flammenblättern, zu brennen ſchienen, und wirklich brannten ... Denn als die Berge, nach den tollſten Bewegungen, ſich gänzlich verflachten, verloderten auch die Bäume in ſich ſelber, fielen wie Aſche zuſammen ... Und endlich befand ich mich ganz allein auf einer weiten, wüſten Ebene, unter meinen Füßen nichts als gelber Sand, über mir nichts als troſtlos fahler Himmel. Ich war allein. Die Gefährtin war von meiner Seite verſchwunden, und indem ich ſie angſtvoll ſuchte, fand ich im Sande eine weibliche Bildſäule, wunderſchön, aber die Arme abgebrochen, wie bei der Venus von Milo, und der Marmor an manchen Stellen kummervoll verwittert. Ich ſtand eine Weile davor in wehmüthiger Betrachtung, bis endlich ein Reiter angeritten kam. Das war ein großer Vogel, ein Strauß, und er ritt auf einem Kameele, drollig anzuſehen. Er machte ebenfalls Halt vor der gebrochenen Statue und wir unterhielten uns lange über die Kunſt. Was iſt die Kunſt? frug ich ihn. Und er antwortete: Fragen Sie das der großen, ſteinernen Sphinx, welche im Vorhof des Muſeums zu Paris kauert.

Theurer Freund, lachen Sie nicht über meine Nachtgeſichte. Oder haben auch Sie ein werkeltägiges Vorurtheil gegen Träume? — Morgen reiſe ich nach Paris. Leben Sie wohl!

„In die Scene ſetzen"

von

Auguſt Lewald.

In neueſter Zeit iſt der Ausdruck: „In die Scene ſetzen," bei allen deutſchen Theatern eingeführt worden; ich hörte ihn zum erſten Male im Herbſte des Jahres 18 in Wien, und wußte damals nicht recht, was ich mir dabei denken ſollte. Herr Carl Blum, dem ich auf der Straße begegnete, ſagte mir: er wolle noch ſo lange in Wien verweilen, bis er ſein neueſtes Ballet „Aline" in die Scene geſetzt haben würde. Es klingt allerdings vornehmer als: geben laſſen, aufführen laſſen, und wir haben es uns offenbar von den Franzoſen angeeignet. Dieſe ſagen aber auch: „la mise en scène," die „Setzung in die Scene," was bei uns bis jetzt noch nicht gebräuchlich iſt.

Das Publikum hört nun ſchon ſeit geraumer Zeit dieſe Redensart und es lieſt ſie ſogar in einigen Städten gedruckt auf dem Zettel (wie z. B. in Stuttgart: „Der Vetter aus Bremen, neu in die Scene geſetzt vom Regiſſeur * *" oder: „Der Jude, neu in die Scene geſetzt vom Regiſſeur * *"), und muß dabei wohl auf den Gedanken gerathen, daß die Kunſt, „in die Scene zu ſetzen" älter ſey als der Ausdruck ſelbſt, da das Beiwörtchen „neu" darauf hindeutet, daß dieſe Stücke ſchon vordem in die Scene geſetzt worden waren, ohne daß frühere Zettel davon ſprachen, noch die Regiſſeure daran dachten, ſich auf ſolche Weiſe verewigen zu laſſen. Ich will hier verſuchen, über dieſen Gegenſtand einige Aufklärung zu geben, und ſchicke nur voran, daß in den uns zunächſt liegenden Fällen, wie die Sache einmal beſchaffen iſt, die Nennung des in die Scene Setzenden weniger aus Ruhmſucht geſchieht, als aus einer Regung der Gewiſſenhaftigkeit, damit dem Einen nicht Fehler und Lächerlichkeiten des Andern zu Schulden kommen möchten, die er oft durchſchlüpfen zu laſſen oder gar zu begehen gezwungen iſt. Das Nähere hierüber wird ſich im Verfolge kund geben; jene Mängel ſind jedoch mit den Geſammtmängeln unſeres deutſchen Schauſpielweſens zu eng verzweigt, als daß an eine Abhülfe ſo bald zu denken ſeyn ſollte; Etwas könnte jedoch geſchehen, wenn das Publikum von dieſen Dingen mehr Kenntniß nehmen würde, um auch darüber ſtreng und kompetent urtheilen zu können. Deßhalb ergeht meine Einladung an die Leſer der Theater-Revue, dieſen Artikel nicht zu überſchlagen.

„In die Scene ſetzen" heißt, ein dramatiſches Werk vollſtändig zur Anſchauung bringen, um durch äußere Mittel die Intention des Dichters zu ergänzen und die Wirkung des Drama zu verſtärken, doch immer, wohl verſtanden, nur im Sinne der Dichtung dabei zu verfahren. Das Geſchäft der Mise en scène — man geſtatte mir den franzöſiſchen Ausdruck für das weitläufigere „In die Scene ſetzen" — bedingt alſo nicht nur die vor Allem erforderliche Einſicht in das Weſen eines dichteriſchen Werkes und die vollkommenſte Kenntniß der Kunſt des Schauſpielers, ſondern auch die Kunſt des Maſchiniſten will begriffen ſeyn, um nicht das Unmögliche und Ueberſpannte von ihm zu fordern, und hierdurch gezwungen zu ſeyn, ſeiner vermeinten beſſern Einſicht, zum Nachtheil des Ganzen, ſich unterordnen zu müſſen; ferner ſoll man dabei für das Maleriſche ein fein gebildetes Auge vorausſetzen können, um in der Zuſammenſetzung der Dekorationen nicht, wie es ſo oft geſchieht, die Linien ſich durchkreuzen und brechen zu laſſen, Schatten und Licht ſo zu vermiſchen, daß jede Täuſchung aufgehoben wird, und Felſen und Bäume auf die Köpfe zu ſetzen oder ohne Sinn und Verſtand auf einander zu bauen. Eben dieſes ausgebildete Gefühl für das Maleriſche darf aber auch bei der Anordnung der Coſtüme nicht fehlen. Die Wiſſenſchaft von den Coſtümen überhaupt, ſo wie der verſchiedenen

Bauſtyle, muß ebenfalls vorhanden ſeyn, um Anachronismen zu vermeiden, welche — wenn ſie auch von der Maſſe nicht ſogleich heraus gefühlt werden ſollten — doch bei dem edleren Theile des Publikums Mißbehagen erregen und ein Vorurtheil gegen ſämmtliche Bemühungen hervorrufen, indem ſich aus ſolchen Mängeln auf einen totalen Mangel an Bildung bei dem Leitenden und Lenkenden der Schluß ſo leicht finden läßt.

Dieſes complicirte Geſchäft, deſſen hohe Bedeutung für jede Bühne einleuchtet, wird einem Manne übertragen, der den Titel „Regiſſeur“ führt und der bis in das minutiöſeſte Detail für jede Vorſtellung verantwortlich gemacht werden ſoll; denn wenn gleich mehre Regiſſeure ſich im Amte theilen, ſo kann doch nur jedesmal Einer allein funktioniren, und ſein Collega in der Regie muß ſich dann, eben ſo wie jeder andere angeſtellte Künſtler, ſeinen Anordnungen unterwerfen.

Das Geſchäft des Regiſſeurs: die Mise en scène, beginnt mit dem Vertheilen der Rollen eines neuen Stückes und endet mit dem Aufziehen des Vorhangs vor dem verſammelten Publikum. Den Gang einer von ihm gewiſſenhaft eingeleiteten und vorbereiteten Darſtellung hat er, bei wohl eingerichteten Bühnen, dann nicht mehr zu überwachen. Dies kann den Inſpizienten, Nachleſern, Requiſiteuren und den übrigen Unterbeamten getroſt überlaſſen bleiben. Ich ſage hier abſichtlich „wohleingerichtete Bühnen,“ da es die meiſten in Deutſchland nicht ſind und ſich hier die Regiſſeure noch während der Darſtellung mit allerlei geringfügigen Anordnungen im eigentlichen Sinne des Wortes abhetzen und abplagen müſſen, zum größten Nachtheil des Ganzen, der um ſo erſichtlicher werden muß, wenn der Regiſſeur zugleich Schauſpieler iſt und eine bedeutende Rolle ſelbſt darzuſtellen hat.

Ich habe eben bemerkt, daß das Gros des Publikums von dieſem Geſchäfte keine Einſicht hat; allein ich behaupte ſogar, daß faſt alle Diejenigen, die über das Theater zu ſchreiben und zu urtheilen ſich erlauben, ſo viel wie Nichts davon verſtehen.

und hierdurch ſowohl parteiiſch als auch oft ungerecht und befangen in ihrem Urtheil erſcheinen und ſelbſt in den Augen der wenigen darſtellenden Künſtler, denen eine gerechte und gründliche Kritik erwünſcht wäre, alles Anſehen verlieren. Wie oft wird einem Schauſpieler zur Laſt gelegt, was einzig und allein der mangelhaften Scenerie zuzuſchreiben iſt. Das Oben oder Unten, Hinten oder Vorn auf der Bühne, Bäume, Felſen, Raſenbänke, als Stütze, Ruhepunkt, Lager, gangbare Steige und Wege zu Gebirgen und Brücken, Möbel, Requiſiten, weite oder enge Kleidung: alles Dies kann das Spiel des Künſtlers hemmen und fördern, und alles Dies beſſer anzuordnen, ſteht oft nicht in ſeiner Macht und Willkühr. Er iſt hierin ganz dem Eigenſinn des Regiſſeurs unterworfen. Nun denke man noch, wie es einen Künſtler herabſtimmen muß, ſtatt einer glänzenden oder poetiſchen Dekoration, wie er ſie ſich bei ſeinem Rollenſtudium träumte, eine ganz heterogene, ihm durchaus nicht zuſagende bei der Generalprobe zu finden, oder welche Abſpannung ihn ergreift, wenn er ſich jeden Schritt Terrains, den er zur Entfaltung eines großartigen Spieles braucht, jedes Requiſit, das ihm als nothwendig für ſeinen Zweck erſcheint, durch Hader und Trotz, ja oft durch offene Widerſetzlichkeit ſich zu erobern ſuchen muß.

Aber ſo und nicht anders ſind die Verhältniſſe. Daher ſollte ein Schauſpieler, von deſſen Fähigkeit und Talent man einmal die Ueberzeugung gewonnen, auf unſern Theatern, wie ſie ſind, für das Mißlingen einer neuen Rolle, die übrigens ſeinem Fache angehört, nur ſelten verantwortlich gemacht werden, die Verantwortlichkeit treffe hingegen ſtets nur den Regiſſeur. Daſſelbe ſey aber auch bei untergeordneten Subjekten der Fall, die entweder gar Nichts zu leiſten im Stande ſind oder mit Rollen betheilt werden, denen ſie nicht gewachſen. Jene müſſen gänzlich entfernt werden, und zwar ſo ſchnell als möglich, um ſpäter nicht durch Hinhalten und Zuſehen an Rückſichten gebunden zu ſeyn, die mit der Kunſt eigentlich nichts mehr zu ſchaffen haben; die Andern aber dürfen die enge Sphäre nicht überſchreiten, die ihr beſchränktes Darſtellungsvermögen ihnen angewieſen hat. Iſt man nicht im Beſitze einer gehörigen Anzahl fähiger und geübter Schauſpieler, ſo laſſe man große hiſtoriſche Stücke, zu denen eine Maſſe bedeutender Kräfte, ſchon um des bloßen Repräſentirens geſchichtlicher Namen willen, erfordert wird, bei Seite liegen. Publikum, Kunſt und Künſtler verlieren dabei Nichts. Sie ſo geben, wie wir es gemeinhin zu ſehen bekommen, zeugt entweder für den unbeſiegbaren Egoismus des Regiſſeurs, der um jeden Preis in einer Staatsrolle glänzen will, oder von Mangel an einſichtsvollem Urtheil. Man glaubt nicht, wie ſehr ſich dieſes, im Joche des Theaterdienſtes, im Schlendrian des alltäglichen Kunſtlebens, ſelbſt bei bedeutender Organiſation, abſtumpft.

Ich habe wohl manchmal in früheren Tagen mir gedacht, wenn ich ein neues, großes Werk in die Hände bekam, um es in die Scene zu ſetzen: Hätte ich doch jetzt nur die Tonangeber aus dem Publikum zur Stelle, jene Männer, die ſo viel von der Sache zu verſtehen vermeinen und ſogar Alles beſſer machen zu können glauben, um ihnen hier Gelegenheit zu geben, ihre Trefflichkeit zu bewähren. Welch ein Weg von dem Regiebüreau bis zur Scene, und hier von der erſten Setzprobe bis zur Vorſtellung! Wer Dies nicht mitgemacht, kann wahrlich keinen Begriff davon haben. Ja, ich wollte einen ſolchen Kritiker einmal ſehen, wie er ſich wohl benehmen würde, wenn er, ſelbſt nachdem Alles ſchon in unzähligen, gewiſſenhaft abgehaltenen Proben geordnet und vorbereitet wäre, nur die Generalprobe leiten ſollte, wo das Stück eigentlich in allen ſeinen Details ſchon fertig daſteht. Hier hängen und ſtehen die Dekorationen mit ihren Auf- und Abgängen, dort ſind die deſignirten Statiſten mit ihren Anführern, hier haſt du Möbel und Requiſiten; Alles iſt beſprochen und verabredet; die Wahl iſt beſorgt und kann dich nicht mehr irren: jetzt zeige, daß du ſpringen kannſt! Mein Gott, wie troſtlos würde der arme

Mann daſtehen! Oft umſchwirrt von einer Menge von zwei bis drei hundert Menſchen, beſtürmt von Fragen und Forderungen, ſoll er nun ſeine Eintheilung machen, Jedem Platz und Stelle anweiſen, Jedem zutheilen, was nach ſeiner Meinung nothwendig iſt, und dabei doch auch den fremden Willen ehren, wo es angeht. Man glaube mir auf's Wort: auch der Geübteſte in dieſem Geſchäfte möchte oft verzweifeln, und es iſt ſehr erklärlich, daß auch dem Geduldigſten endlich der Faden reißt. Und doch wird ſtets von dem Regiſſeur gefordert, daß er nicht nur nicht den Anſtand verletze, ſondern auch das Inſtitut, deſſen erſter Beamter er iſt, ehre und den Künſtlern die Achtung angedeihen laſſe, welche ſie, wenn auch nicht immer perſönlich, doch als Mitglieder einer vom Staate hochbeſoldeten Anſtalt, in Anſpruch nehmen dürfen.

Proben bedeutender Werke, wenn ſie von allen Seiten mit Ernſt gehalten werden, bringen ſtets eine gereizte Stimmung bei den Theilnehmenden hervor, die nicht ſelten zur Exaltation wird. Die beſten Freunde ſtehen ſich oft als Widerſacher gegenüber; jede Ausſtellung des einen Theils wird mit Bitterkeit von dem andern hingenommen; Alles ſteht ſo zu ſagen auf Kohlen; der Eifer des Spiels erhöht dieſe Stimmung bedeutend; und ich kann hier aus Erfahrung ſprechen, daß eine erſte Probe mich gewöhnlich ganz verzweifelnd nach Hauſe gehen ließ und den Entſchluß bei mir befeſtigte, dieſem Berufe gänzlich zu entſagen. Die lezte oder Generalprobe brachte dafür nur eine Ermattung zu Wege, welche immer die Anordnungen des techniſchen und materiellen Theils der Darſtellung in hohem Grade herbeiführt, bis endlich nach der erſten Vorſtellung eine völlige Erſchöpfung eintrat, die mir Hunger und Schlaf raubte. Ich ſpreche hier natürlich nur von großen Dramen und Opern; Stücke, wie die früher bemerkten, etwa: der Vetter aus Bremen, der Jude oder dgl. bringen allerdings bei den mit ihrer Mise en scène beauftragten Regiſſeuren dieſe Wirkung nicht hervor. Auch iſt noch zu bemerken, daß es dem Regiſſeur ſo wie den Künſtlern Ernſt mit der Sache ſeyn muß, und daß das Theater überhaupt die gehörigen Mittel bietet, auch ein großes Stück, wie es ſeyn ſoll, in die Scene zu ſetzen. Es gibt in Deutſchland genug Bühnen, wo weder das Eine noch das Andere ſtattfindet. Hie und da iſt der Regiſſeur wohl nur dazu da, die Fehler anzuſchreiben für zu ſpät Kommen oder andere kleine Theaterpolizei-Vergehen; zu klingeln, wenn Probe oder Vorſtellung angehen ſoll, und den Choriſten oder Statiſten, wenn's dienlich, einen Verweis zu geben. Iſt die Sache ſo beſtellt, dann machen die Künſtler, welche die erſten Rollen geben, Alles unter ſich aus; ſie beſprechen ſich auf der erſten Probe und ſagen, wie ſie es haben wollen; der Regiſſeur darf ſich nicht unterſtehen, ein Wort einzuwenden, und die Vorſtellungen gehen darum nicht ſchlechter. Ja, oft ſogar beſſer, wenn die erſten Rollen mit tüchtigen Leuten beſezt ſind, die nur Das fordern und anordnen, was ſie für nöthig zum Effekt erachten. Freilich iſt dies Alles nur oberflächlich, wenn es ſich auf das Ganze beziehen ſoll, um das ſich der einzelne Darſteller nie kümmern zu brauchen glaubt; doch iſt es oft wirkſamer und richtiger, als wenn die Mise en scène mit uneingeſchränkter Machtvollkommenheit untergeordneten, bornirten Menſchen überantwortet wurde, denen man nun unverbrüchlichen Gehorſam zu erhalten ſucht, weil es der Direktion einmal gefallen, aus dieſem oder jenem Grunde den Unfähigen mit dem Regiſſeurstitel zu bekleiden. Dies iſt das traurigſte Verhältniß; denn ein ſolcher Eigenſinn lähmt die Schwingen der beſten Darſteller und verhunzt oft Vorſtellungen, die trefflich werden könnten.

Ich will jezt die Geſchäfte des Regiſſeurs oder die der Mise en scène, im weiteſten Sinne, wie ſie ihm obliegen, hier näher erörtern.

* * *

I.

Die Rollenvertheilung.

Im Durchſchnitte werden im Jahre einige hundert dramatiſche Neuigkeiten, geſchriebene und gedruckte, in Deutſchland zu Tage gefördert. Alle dieſe wandern, wie ſich von ſelbſt verſteht, in die Canzleien derjenigen Theater, die überhaupt davon Notiz nehmen, ſie aufführen und dafür Honorare zahlen. Dies thun wohl am meiſten die Bühnen zu Berlin und Wien, Hamburg, Frankfurt, Leipzig und Breslau, dann Dresden, Braunſchweig und München, Letzteres ſeitdem Herr von Küſtner die Anſtalt leitet. Bei einigen der gar nicht Genannten iſt es weniger der Fall, bei noch Andern gar nicht; dieſe verſchanzen ſich hinter die Ausflucht: es ſey kein Geld vorhanden, neue Sachen zu kaufen, die Theater koſteten ohnehin ſchon zu viel. Wie lächerlich! Als wenn es nicht von den Vorſtehern abhinge, die zu großen Koſten bei Unbedeutenheiten, Albernheiten und Ueberflüſſigem einzuſchränken, und im Geben von guten Neuigkeiten mit den erſten Bühnen nicht nur zu wetteifern, ſondern die Beſte noch ſogar darin zu überflügeln zu trachten; als wenn ein Theater, das auf den Namen eines guten Anſpruch machen will, ohne Neues beſtehen könnte; als wenn dies nicht das einzige Lebenselement wäre, Das allein, was die regſte Wechſelwirkung zwiſchen Publikum und Künſtler zu erhalten im Stande iſt!

Es iſt anzunehmen, daß nur in den wenigſten Fällen die eingeſandten Stücke alle geleſen und einer gehörigen Prüfung unterworfen werden. Ich verſtehe darunter, nicht nur ihre Zuläſſigkeit zur Darſtellung überhaupt zu prüfen, ſondern genau zu erwägen, wie ſie durch etwaige Veränderungen einer ſceniſchen Belebung angepaßt werden könnten, mit kritiſchem Blicke das Ungehörige auszuſcheiden und, wenn man hierüber zur vollkommenen Ueberzeugung gelangt iſt, ſich mit dem Dichter in Vernehmen zu ſetzen, um ihm Vorſchläge zu machen, und die Verbeſſerungen entweder von ſeiner Hand zu erwarten oder nach ſeiner Vollmacht ſelbſt vorzunehmen. Bei welchem Theater wird jezt wohl noch ſo verfahren? Ich weiß, daß es früher der Fall war.

Schröder und Iffland handelten ſo, Schreivogel in Wien deßgleichen, auch Deinhardſtein jezt, doch wohl bloß in einzelnen Fällen und gewöhnlich nur dann, wenn der Dichter in Wien ſelbſt lebt und ihm perſönlich bekannt iſt; Kotzebue war in dieſen Punkten gleichfalls ſehr aufmerkſam. Ich erfuhr Aehnliches noch bei dem Profeſſor Rhode in Breslau, als er die dortige Bühne leitete. Iſt es nicht auffallend, daß alle dieſe Männer keine Hofchargen bekleideten? Und ſie förderten dramatiſche Kunſt am meiſten. Ein Jeder möge hieraus nun ſelbſt den Schluß ziehen.

Wodurch eigentlich jezt ein gewöhnlicher Bühnenvorſtand beſtimmt wird, ein neues Stück zu geben, bin ich im Stande mit kurzen Worten anzugeben. Entweder iſt eine große Bühne, worunter nur immer Wien und Berlin zu verſtehen, mit dem guten Beiſpiel vorangegangen. Dies iſt mit den Sachen von Raupach geſchehen, ferner mit denen von Halm, Zedlitz, Bauernfeld, Töpfer, Blum und den andern Wenigen, deren Stücke unſere Theaterlangeweile in dieſem Augenblicke befruchten. Oder es iſt Protektion dabei im Spiele; irgend ein Mann oder eine Frau, ein Jüngling oder Mägdlein, das ſich bei dem Intendanten oder deſſen Gattin, bei dem Regiſſeur oder deſſen Gattin, oder bei ſonſt einem vielvermögenden Schauſpieler einzuſchmeicheln wußte. Solche arme Schützlinge haben jedoch viel Herbes zu koſten; hundertmal glauben ſie ſchon nahe am Ziele der Aufführung zu ſtehen, aber eben ſo oft werden ſie weit davon weggeſchleudert; und kommt endlich die Stunde, wo das Werk über die Bretter ſchreiten ſoll, welchen Demüthigungen, harten Urtheilen und anderen Unbilden ſind ſie da noch ausgeſezt! —

Das Uebrige von den eingeſandten Stücken, was nicht zu den obigen Kategorien gehört, wird unbeachtet liegen gelaſſen. Iſt das Manuſcript ſchön und ſauber geſchrieben, wohl gar noch dazu elegant eingebunden, ſo heißt es in der Schlendrianſprache der Machthaber: „Das nehme ich nicht in die Hand; das iſt gewiß von einem Anfänger, der in ſeine Arbeit verliebt iſt; wer wird das noch erſt leſen, es iſt Nichts, das weiß ich vorweg!“ Oder ſieht das Manuſcript unanſehnlich aus, genial wie ein Wiſch, ſo ſpricht ſolch ein Theatermenſch: „Ich habe meine Zeit zu lieb, als ſie mit dem Entziffern dieſer Hieroglyphen hinzubringen!“ und dann geht er fort und würfelt um ſeinen Kaffee oder ſpielt Whiſt, Kegel oder dergl., um ſeine Zeit beſſer zu nützen.

Nachdem ich Dies vorauszuſchicken für dienlich hielt, wollen wir uns einmal ein Stück denken, deſſen guter Stern ihm die Annahme verſchaffte, das der Intendant oder Direktor dem Regiſſeur zum Leſen übergab, dieſer nun jenem zurückhändigt und ſeine eigenmächtigen Handlungen, die er ſich damit erlaubte, auf das Devoteſte vorträgt. Zuerſt ſind es die unerläßlichen Streichungen ganzer Scenen und Reden, zu denen jeder Regiſſeur die Befugniß von Gottes Gnaden erhalten zu haben glaubt; dann ſind ein Paar kleine Rollen, die überflüſſig ſchienen, ausgeſchnitten, zuſammengezogen, andern im Stück auftretenden Perſonen zugetheilt worden: Alles ohne Anfrage bei dem Autor, und doch glaubt dieſer ſelbſt, das Publikum der Stadt, ja ganz Deutſchland, daß ſein eigentliches Stück wirklich gegeben worden ſey.

Hier kann ich mich nicht enthalten, eines Hauptübelſtands zu erwähnen, der, mehr als die ſo oft angeregten pekuniären Verhältniſſe der Dichter, eine Aenderung und Annäherung an die franzöſiſchen Geſetze in dieſer Hinſicht wünſchenswerth macht. Dies iſt: daß die deutſchen Theater unter ſich die eben ſo einſeitige als ungerechte Uebung feſtgeſtellt haben: bereits gedruckte Schauſpiele den Verfaſſern nicht mehr zu honoriren. Hierdurch ſind dieſe nun genöthigt, um nicht allen baaren Lohn zu verlieren, das Werk in Abſchrift zu verbreiten, und dies macht nun eben jene geheimen Confiſcationen an geiſtigem Gut, jene Meuchelmorde von dramatiſchen Perſonen möglich, die nicht ſo frech ſtattfinden könnten, wenn das Werk früher gedruckt und dem Publikum mithin ſchon bekannt wäre. Es ſollte zunächſt darauf hingearbeitet werden, dieſen Mangel abzuſtellen.

Die erſte Frage bei einem angenommenen Stücke iſt: wie die Rollen zu beſetzen ſeyen? Wenn der Dichter im Orte anweſend iſt, ſo ſollte dies nie ohne ſeine Zuziehung geſchehen, und dieſer mit Freimüthigkeit und unumwunden ſeine Meinung ſagen. Allein wie wäre das in dem günſtigen Falle, daß er darum gefragt würde, wohl denkbar? Die ſeltene Auszeichnung, daß ein Stück von ihm gegeben werden ſoll, die ekelhafte Vornehmheit unſerer Theaterkönige und die abſcheuliche Demuth der Meiſten, die jezt für das Theater arbeiten, machen dies ganz unmöglich. Entweder wird nur beſcheidentlich zum geneigten Begutachten ein Vorſchlägchen der Rollenbeſetzung gewagt, oder noch beſcheidener Alles dem weiſeſten Ermeſſen hochlöblicher, Hoftheaterlicher Infaillibilität anheimgeſtellt.

Da nun die natürlichſte Rollenvertheilung durch den Dichter nicht ſtattfindet, ſo ſollte ſie doch wenigſtens von einem Comité, aus den erſten Künſtlern beſtehend, vorgenommen werden. Um ein Uebriges zu thun, könnte man dem Regiſſeur, der ja immer im Sinne der Intendanz handeln muß, zwei Stimmen geben. Allein wo wäre dies wohl üblich?

Jezt lieſt der Regiſſeur allein das Stück und macht den Vorſchlag zur Rollenvertheilung: nicht wie er es ſeinem Gewiſſen nach ſollte, nicht wie er es ſeiner Einſicht nach vermöchte, ſondern wie er im Voraus weiß, von dem Intendanten oder Direktor ein beifälliges Lächeln ſich zu gewinnen. Der Zettel, worauf der Regiſſeur ſeine Rollenvertheilung geſchrieben, wird vernichtet, und der Vorſtand ſchreibt die Namen eigenhändig auf die Rollenhefte; und nun iſt das Stück beſezt. Iſt der Regiſſeur ein Mann, der neben ſeinen Kunſtzwecken auch noch egoiſtiſche zu erreichen ſtrebt, und beſizt er Schlauheit und die Kenntniß, „ſeine Sache geſcheid zu machen“ (das savoir faire), ſo kann bei ſolcher Beſezung gar Vieles mitunterlaufen. Will er, daß ein Künſtler, der nicht eben ein großer Geiſt iſt, aber Stolz im Uebermaaße beſizt, eine unbedeutende Partie ohne Weigerung übernehme, ſo ſchreibt er ſie obenan auf den Zettel und auf die Rolle gleich das Coſtüm, das in dieſem Falle ſtets prächtig ſeyn muß. Oft wird für eine ſolche Rolle ſogar ein eigener pomphafter Titel erfunden. Steht z. B. im Perſonal unten ein unbedeutender Herzog von Oſſuna, ſo wird — wenn der erwähnte Fall eintritt — etwa obenan geſchrieben: Don Pedro Gonzalez, Herzog von Oſſuna, Generaliſſimus der königlichen Truppen und Beiſitzer im Geheimen Rath; vieler Orden Ritter; und auf die Rolle ſchreibt man: „Ziehe dich ſchön an, lieber Bruder! etwa kirſchrothen Sammt mit Gold und Hermelin, und laſſe es an großen Orden nicht fehlen; die Rolle will repräſentirt ſeyn, und wer könnte das beſſer als du? auch ſteht dein Name oben an auf dem Zettel.“

Die armen Frauenzimmer kirrt man auf andere Art.

Will man dieſen oder jenen Schauſpieler aus Privat-Abſichten in einem neuen Stücke gar nicht beſchäftigen, ſo darf man ja nur mit der Rollenvertheilung ſo lange warten, bis der Gemeinte recht ſehr in Anſpruch genommen iſt und ſich vielleicht mit unnützem und unfruchtbarem Zeuge den Kopf zerbricht und abplagt; dann heißt es: „N. hat gerade ſo viel zu thun und wird jezt keine neue Rolle lernen (oder in der Kunſtſprache: leiſten) können.

Die Folge ſolchen eigenmächtigen Handelns iſt, daß nach der Vertheilung eines neuen Stückes ſich im größten Theile des Perſonals eine gereizte, feindſelige Stimmung gegen den

Vorſtand, den Regiſſeur und die begünſtigten Collegen vorbereitet, die ſogar manchmal in kleinen Emeuten einen Ausweg ſucht. Oft muß der Regiſſeur, wie der Vorſtand, nach einem ſolchen Akte die Begegnung mit den Theatermitgliedern vermeiden, und ſie erbleichen kann wohl, wenn ein Heldenſpieler, ein Intrigant oder eine Primadonna ſie nur etwas raſch antritt. Frucht des böſen Gewiſſens. —

Es gehört ein hoher Grad von Selbſtverläugnung und gutem Willen dazu, eine Rolle, für die man nicht paßt, oder die einem durchaus nicht zuſagt, dennoch zu memoriren und mit dem ganzen Aufwande ſeines Kunſtvermögens darzuſtellen; ich möchte behaupten, daß dieſes vielleicht der ſchwerſte Theil der Kunſt des Schauſpielers iſt. Allerdings ſind es oft Ehrgeiz, Dünkel, Eitelkeit, die den Künſtler beſeſſen halten und ihn ſeine Kräfte überſchätzen laſſen; es gibt jedoch auch Fälle, wo er ſich mit dem beſcheideneren Theil an einer Vorſtellung begnügen würde, weil er die Ueberzeugung hat, mehr darin zu leiſten, als ein Anderer, ja vielleicht das Beſte ſeiner Kunſt. Dies iſt dann wohl auch Eitelkeit, aber wahrlich eine verzeihliche.

Jedenfalls müßte man bei der Rollenvertheilung auf die ſchonendſte Weiſe zu Werke gehen. Man müßte dahin ſtreben, die ohnedies leicht reizbaren Künſtlergemüther nicht unmuthig zu machen; man müßte beſänftigen, vorſtellen, ausgleichen. Es iſt nicht zu befürchten, durch ſolche Milde Mangel an Energie zu verrathen und Uebel zu vergrößern. Wo dies Verfahren von den Uebrigen verkannt würde, bliebe dann Nichts übrig, als den gehörigſten Nachdruck ſeinen Handlungen zu verleihen; Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft allen Ernſtes walten zu laſſen und, wenn es nicht anders ginge, bis auf's Aeußerſte das wohl Ueberlegte, als Rechterkannte, und vor die Oeffentlichkeit nöthigenfalls zu Bringende, zu vertreten, aber dann dies Verfahren ſeinen unausbleiblichen Folgen ruhig zu überlaſſen.

Hierdurch würden die Handlungen einer Theater-Direktion einen Charakter erhalten, deſſen ſie jezt faſt gänzlich entbehren; ſelbſt der Getroffene wäre nicht im Stande, über Unrecht zu klagen, und wenn vollends die Rollenvertheilung durch Stimmenmehrheit der beſten und erſten Mitglieder der Kunſtanſtalt geſchähe, wenn Alles dabei ſo öffentlich als möglich vor ſich ginge, dann würden auch die Fälle der Unzufriedenheit ohnedies immer ſeltener werden. Jezt aber, wo Alles mit einer plumpen Heimlichkeit gehandhabt wird, mit einer Diplomatie de bas-étage, wo die Stücke, die gegeben, und die Rollen, die vertheilt werden, oft wie Blitze aus heiterer Luft den Künſtler treffen, und Alles, was geſchieht, ſo ausſieht, als wenn es auf Inſinuationen und Machinationen eines Einzigen geſchähe — jezt ſieht das Innere einer Theater-Verwaltung einem gährenden Vulkane gleich, deſſen Verwüſtungen freilich nicht nach Außen wirken können, da hiezu die Kraft mangelt, deſſen verderbliche Stoffe ſich aber nur deſto mehr nach Innen werfen, dort die edelſten Kräfte aufzehren und dem Publikum den ihm gebührenden Genuß rauben. Das Publikum erfährt nur ſtets die Wirkung, ohne jemals die Urſache zu kennen; aber unſere Klagen über ſchlechtes Repertoir, ewiges Krankſeyn und Reiſen der beſten Mitglieder, ſo wie über Nachläſſigkeiten bei den Aufführungen, rühren eben von den Kabalen, Reibungen, Intriguen und Mißhelligkeiten ohne Ende her, welche den Schooß einer Theaterverwaltung verwüſten; und alles Dies kommt wieder von der Unzufriedenheit her, welche die ganz unkluge und unpaſſende Verfaſſung dieſer Kunſtanſtalten über die meiſten dabei Angeſtellten verhängt. —

Jezt wollen wir annehmen, das neue Stück ſey glücklich ausgetheilt, die Rollen eigenhändig vom Intendanten mit dem Namen der Betheiligten überſchrieben und dem Theaterdiener eingehändigt, um ſie auszutragen und Tag und Stunde der Leſeprobe anzuſagen.

Dieſe Theaterdiener ſind gewöhnlich originelle Leute; ſie kennen Direktion und Schauſpieler von ihren ſchwächſten Seiten, und dürften ſich daher manches herausnehmen, wenn ihre Klugheit ſie nicht davon zurück hielte. Dies ſind die eigentlichen Diplomaten einer Theateranſtalt und oft koſtbare Vermittler. Wird ihnen eine harte Botſchaft, irgend ein Ausbruch des Zorns zu Theil, den ſie überbringen ſollen, ſo verſtehen ſie ihn nach Umſtänden zu verſtärken oder zu mildern. Sie ſtehen im Vorzimmer wenn der Regiſſeur beim Intendanten iſt und wiſſen deßhalb die Geheimniſſe des Repertoirs früher als jeder Andre; ſie tragen die Briefe auf die Poſt und kennen die, mit denen unterhandelt wird, ſowohl die neuen Engagements, als auch die Gaſtſpiele. Aus dieſem läßt ſich dann wieder leicht ſchließen, wer ganz entfernt werden ſoll, wen man ſtürzen, demüthigen will, wer auf Urlaub zu gehen die Erlaubniß erhält u. ſ. w. Je nachdem nun die Leute ſind, die man auf Gaſtrollen oder auf Engagement zu ſpielen kommen läßt. Die Theaterdiener ſind kluge Leute und plaudern zwar nie leichtſinnig, aber ſie plaudern doch. Sie wiſſen ſchon am rechten Ort mit ſchlauer Miene, oder mit ehrlichem Geſichte, gewiſſenhaft und ergeben, dies und das mitzutheilen, und oft nur um ſich mehr in Anſehen zu ſetzen, wichtig zu machen, oder auch manchmal um baaren Lohn. Auf jeden Fall ſind die Theaterdiener Leute, die man nicht überſehen darf und deren Ergebenheit von Werth iſt; ſie wiſſen oft mehr als der Intendant, weil ſie ihn, den Regiſſeur und alle übrigen Mitglieder mit einem Blicke umfaſſen und eine Art von geheimem Rath bei Allen machen. So gefährlich dies auch werden kann, ſo ſind ſie doch, wie die Lage der Theater jezt beſchaffen iſt, ein nothwendiges Uebel, das durch nichts Anders zu erſetzen wäre.

Wenn der Schauſpieler ſeine Rolle erhalten hat, ſo wäre es ſeine Pflicht, ſie mit Ernſt durchzuleſen und zu überdenken, um bei der Leſeprobe dem vorſitzenden Regiſſeur einen Abklatſch von dem Bilde zu geben, das die ſceniſche Darſtellung ſpäter ausführen ſoll. Zu dieſem Behufe iſt es auch nothwendig, daß die Inhaber der größeren Rollen ſich alsbald das Stück holen laſſen, um den ganzen Zuſammenhang deſſelben kennen zu lernen. Alles dies geſchieht jedoch nur in einzelnen Fällen, von denen, die nun eben die eigentliche Haupt- oder Titelrolle haben, die viel für den Applaus verſpricht, ſchon nach oberflächlicher Anſicht. Die Andern, beſonders die kleineren Geiſter, denen Fleiß und Aufmerkſamkeit am Meiſten zu empfehlen wäre, denken daran am Wenigſten, und ich habe Künſtler (ſo nennen ſich Alle!) auf Leſeproben kommen ſehen, die ihre Rollen noch nicht einmal leſen konnten.

Einſt hörte ich Jemand mit ernſtem Ausdrucke leſen: „Sein Weib die Canaille!“ wo ſich's bald herausſtellte, daß es heißen müſſe: „Sein Weib, die Camilla.“

Ein andermal las der Wahnſinnige im Lear, das bekannte froſtige Zuſammenſchauern, nach Schröders allerdings ſonderbarer Orthographie, deutlich wie folgt: „O da, di do, di do!“

Doch genug hievon! die Rollen ſind vertheilt; die Leſeprobe iſt angeſagt; wir wollen ſie abhalten.

II.

Die Leſeprobe.

Die Leſeprobe iſt das wichtigſte Geſchäft bei der Mise en scène; der geheimnißvolle Moment der Kriſis, wo das poetiſche Kind eigentlich geboren wird. Jeder Einſichtige iſt von dieſer Wichtigkeit überzeugt; die weiſeſten Geſetzgeber des Theaters haben es ausgeſprochen und ſchwere Strafen für die Uebertreter der ſtreng anbefohlenen Ordnung dieſer Proben verhängt, aber dennoch herrſcht nirgend die laxe Obſervanz im höhern Grade als eben hier. Der geringſte Anlaß wird zum trivialen

Scherze ausgeſponnen und der ernſte Regiſſeur ſelbſt legt ſeine Würde ab und reißt Zoten. —

Um eine Leſeprobe wie es ſich gebührt zu halten, iſt es erforderlich, daß außer den betheiligten Schauſpielern auch mehre Beamte des Theaters gegenwärtig ſind, um bei allen ſceniſchen Anordnungen, die hier vorläufig beſprochen und feſtgeſetzt werden, ihre Stimme zu vernehmen. Wo dies unterlaſſen wird, geſchieht es daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht wird, und man bei den ſpätern Scenenproben auf Hinderniſſe ſtößt, die eine ganze vorläufige Mise en scène umſtoßen können.

Der Theatermeiſter, Requiſiteur und Souffleur ſollen daher immer bei der Leſeprobe anweſend ſeyn, eben ſo der Muſikdirektor, um über alles Muſikaliſche was zwiſchen der Handlung ſich etwa bemerkbar macht, ſeine Erklärung abzugeben und das Erforderliche zu berathen. Dies beruht wieder auf dem von mir als einzig gedeihlichen Verfahren der Oeffentlichkeit, allein dafür wird nun wieder gewöhnlich beliebt, an den Leſeproben keinen einzigen der Genannten Theil nehmen zu laſſen; ihnen das Stück in's Haus zu ſenden, wo ſie es ungehörig leſen und eine unverdaute Anſicht davon empfangen, die ſich nach und nach zu einem Eigenſinne geſtaltet, von dem dieſe — doch größtentheils nicht ſonderlich gebildeten Leute — ſpäter ſchwerlich loszulaſſen geſonnen ſind. Eben ſo heimlich conferiren dieſe dann wieder mit dem Regiſſeur und das Ganze wird erſt dann öffentlich, wenn der mißlungenen, verfehlten Darſtellung durch nichts mehr aufgeholfen werden kann. Daher kommt denn das ſo oft gehörte, ächt handwerksmäßige: „Eine erſte Vorſtellung iſt nur ſtatt der Generalprobe!“ das wäre aber nicht, wenn man ordentlich verführe. Man wird ſich doch wohl leicht davon überzeugen, daß das laute, belebte Vorleſen eines Stücks durch Künſtler, wovon ein Jeder in ſeinem Charakter zu leſen verpflichtet iſt, für dieſe Theatermeiſter und Conſorten klarer werden muß, als wenn man ihnen ein ſolches Buch ruhig überläßt und ſie es dann nach genoſſenem Mahle zu ſich nehmen und bei den erſten Scenen vielleicht ſchon darüber einſchlafen.

An einer langen Tafel ſehen wir nun die Hauptperſonen des Drama ſitzen, die kleinen Partien im Kreiſe rings umher; der Regiſſeur präſidirt, ihm gegenüber ſitzt der Souffleur, welcher in dem für ihn zum ſoufliren beſtimmten Buch nachlieſt, alle Anmerkungen und ſceniſchen Vorſchriften des Autors laut verkündet, ehe ein Akt oder eine Scene beginnt, damit ſie dann Gegenſtand der Berathſchlagung werden; und ſich Alles merkt, was auszuſchreiben iſt, wie Briefe, die auf dem Theater geleſen werden ſollen u. ſ. w. Dieſe Sorgfalt erleichtert ſpäter die erſte Theaterprobe um Vieles und Alles geſtaltet ſich hierdurch ſchon runder darin, als es ſonſt möglich wäre.

Die Vorſchläge über das Coſtüm hat der Regiſſeur zu machen. Er ſagt was neu verfertigt werden ſoll und was aus dem alten Vorrath zu nehmen iſt und hört auf die Wünſche und Angaben der Betheiligten. Unſtatthaft iſt es, den Schauſpieler zwingen wollen, in welchem Coſtüm er eine Rolle ſpielen ſoll, aber eben ſo wenig darf hierin ſeiner Laune oder gar ſeinem Eigenſinne gefröhnt werden. Hat er triftige Gründe vorzubringen, weiß er ſeinen Wunſch durch Belege, Gebräuchliches bei andern vorzüglichen Bühnen, Wiſſenſchaftliches oder ſonſt Bedeutendes zu unterſtützen, ſo muß ihm, wenn es nur immer möglich iſt, willfahrt werden, um ihm die nöthige Laune zur beſten Ausführung ſeiner Aufgabe nicht gleich von vorn herein durch Peinlichkeit und Zwang zu verderben.

Der bei der Probe gegenwärtige Coſtümier hat dieſe Reſultate in ſeiner Liſte zu vermerken, um hernach mit dem Regiſſeur über die Ausführung ſich zu berathen und deſſen Anordnungen im Detail entgegen zu nehmen.

Die Dekorationen und Alles was zur Scenerie gehört, hat der Theatermeiſter zu notiren, um dann auch dem Regiſſeur ſeine Anträge machen zu können und deſſen Beſtimmungen zu erfahren. Wenn neue Dekorationen nöthig waren, die große Zeit erfordern, ſo hat der Maler, der bereits ſeine Arbeiten begonnen haben muß, die Skizzen ſeiner Gemälde in die Leſeprobe zu ſenden, damit bei Allem, was hierauf bezüglich anzuordnen iſt, gehörige Rückſicht genommen werden kann.

Der Requiſiteur merkt auf alle jene kleinen Gegenſtände, welche theils zum Schmuck der Scene gebraucht werden, theils für das Spiel der Künſtler erforderlich ſind. Hiezu gehören alle Arten von Möbel, Gefäße, Teppiche, Schreibmaterial, Kerzen, Fackeln, Dolche, Giftflaſchen, Kronen, Scepter, Fahnen, Blumen, Waffen u. ſ. w. Er zeigt dem Regiſſeur an, was vorhanden und was neu angeſchafft werden muß und hat dann dafür zu ſorgen, daß bei den Proben Alles im beſten Zuſtande vorhanden ſey, um den Schauſpieler in die gehörige Illuſion zu verſetzen und ſeinem Spiel zu Hülfe zu kommen.

Fehlerhaft iſt es, Jenen, in einem Stücke Beſchäftigten, die nur in einem Akte, oder in einer Scene erſcheinen, zu geſtatten daß ſie ſpäter kommen, oder früher dieſe Probe verlaſſen dürfen. Dies geſchieht oft wenn Sänger oder die armen Choriſten, (die freilich genug geplagt werden) in einem Schauſpiel zu thun haben und ſich von der Singprobe ſtets zur Leſeprobe, die ſie mit einem ſehr übel angebrachten Stolze als etwas Geringfügiges betrachten, rufen laſſen. Um dies zu vermeiden, muß man in ſolchen Fällen eine Singprobe mit einer Leſeprobe nie zuſammen halten, damit Beiden ihr gehöriges Recht widerfahren könne.

Auch der Lezte, der nur wenige Worte zu ſprechen hat, muß ſich von dem Gang des Stückes unterrichtet haben, und eine Aufklärung über das, was er iſt, ſich zu verſchaffen ſuchen, um ſpäter kein Gelächter bei ſeinem Erſcheinen vor dem Publikum zu erregen. Solche junge Leute haben oft Dünkel und Leichtſinn genug, die Wichtigkeit dieſer Anordnung, die als unverbrüchliches Geſetz betrachtet werden muß, nicht einzuſehen, allein die Folge iſt daß ſie dann durch ihre Jämmerlichkeit die

Wirkung ganzer Scenen, ja ganzer Stücke zu nichte machen. Unbegreiflich iſt es mir ſtets geweſen, daß Regiſſeure, die zugleich bedeutende Schauſpieler waren, in ihren wichtigſten Scenen durch einen ſolchen „haarbuſchigen Geſellen,“ der ſtecken blieb oder eine andere Dummheit beging, die lautes Lachen erregte, geſtört, ſich darüber zufrieden geben konnten, als ſey nichts geſchehen, und den Menſchen nicht entfernten, wenigſtens aus einer Sphäre, wo er den Ruf der ganzen Anſtalt gefährden konnte. Das aber iſt der leidigſte Egoismus, welcher glaubt: „Wenn ich nur glänze, ſo iſt Alles gut, und das Publikum hat ſich höflichſt bei mir zu bedanken.“

Wie anders dachten hierin die groſſen Meiſter der Kunſt. Iſſland erzählt in ſeinem Theater-Almanach die Anekdote von Schröder bei der Probe des alten Stückes von Soden: Inez de Caſtro. Zwei junge Leute, welche die ſtummen Rollen ſpaniſcher Granden zu geben hatten, waren nicht bei der Probe erſchienen. Ein Spaziergang hatte ſie verſpätet und ſie kamen wie Alles ſchon vorbei war. Ihre Entſchuldigung war die gewöhnliche: „Wir haben ja nichts zu ſprechen.“ „Gut,“ erwiderte Schröder, „Sie haben aber durch den Audienzſaal zu gehen, wo der König auf dem Throne ſitzt, und ſollen ſich im Vorübergehen vor demſelben verbeugen. Machen Sie das einmal.“ Die jungen Leute lächeln über des alten Pedanten Peinlichkeit und ſchicken ſich an, ihren Auftritt nachläſſig zu verſuchen.

„Halt!“ ruft ihnen der Meiſter zu, „machen Sie es ganz ſo als wenn das Publikum zugegen wäre. Im Hintergrunde iſt der Thron mit dem Könige; ſie gehen quer über die Bühne und verbeugen ſich; aber bemerken Sie wohl, daß von der Verbeugung eines ſpaniſchen Granden vor dem Monarchen hier die Rede iſt.“

Die jungen Leute wurden nun zwar etwas ernſter, führten aber deſſenungeachtet das Vorübergehen und das Compliment ſo erbärmlich aus, daß Schröder ſich genöthigt ſah, es den jungen Unbeſonnenen vorzumachen, denen es erſt nach mehrmaligem Probiren gelang, das Rechte zu treffen. Solch Mißlingen begegnet uns aber bei den meiſten unſerer Vorſtellungen und immer liegt die Schuld davon am Regiſſeur, der entweder die Sache nicht verſteht, oder zu nachſichtig iſt, gehörig probiren zu laſſen, und die Automaten, deren jedes Theater hat und haben muß, gehörig abzurichten.

Wenn dies nun aber ſchon bei bloß conventionellen Aeußerlichkeiten in ſo hohem Grade nöthig iſt, um wie viel mehr iſt es bei Sprech-Rollen erforderlich; wie ſehr ſoll da der Leiter der Proben bemüht ſeyn, jene ungelenken Körper, deren Geiſt gemeinhin noch ungelenker iſt, gehörig über ihre Function aufzuklären. Das ernſte, ja ich möchte ſagen feierliche Zugegenſeyn bei der Leſeprobe iſt ganz dazu geeignet, ſolchen Leuten noch nebenbei einen Begriff von der Würde der Kunſt einzuprägen, beſonders wenn die Leſeprobe ſo gehalten wird wie es ſeyn ſoll, und der Einwand, daß die Rolle ja nur unbedeutend ſey, darf auf keinen Fall von dieſer Aufmerkſamkeit auf das Ganze freiſprechen.

Die Leſeprobe gibt für den Beobachter ein intereſſantes Bild; der Regiſſeur, der den Vorſitz führt, wacht gewöhnlich über die richtige Ausſprache fremder Namen und Worte, und ſucht dahinter eine lächerliche Autorität zu behaupten, während er über die hervorſtechendſten Mängel und Unordnungen, wie ſchon geſagt, hinwegſieht. Die Aengſtlichkeit, womit man ſich beſtrebt den franzöſiſchen, engliſchen, ja ſelbſt ſpaniſchen Namen auf der deutſchen Bühne ihr Recht widerfahren zu laſſen, wird doppelt lächerlich, wenn man das Reſultat dieſer Anſtrengung in Betracht nimmt. Was liegt denn überhaupt an ſo etwas? und in welcher Beziehung ſteht es mit der von Iffland ſo genannten Menſchendarſtellung auf der Bühne? Manchmal wird ſolch ein Name, ſelbſt wenn er ganz richtig prononcirt wurde, der Menge, die ihn oft geleſen aber nie ausſprechen gehört, erſt recht unverſtändlich. Und iſt dies denn ein ſo ſchönes Ziel, eine ſo unerläßliche Nothwendigkeit, daß man ſich deßhalb bemühe? Kann man ſich nicht leicht darüber tröſten, ob Kenilwors, oder worth, Paalet oder Paulet, Nottingham oder hem und nun gar Canterbérry, Schrinsberry u. ſ. w. geſprochen werde; ferner Eſtella, Eſtelja, Valjadolid oder Valladolid; wird doch ſtets Don Juan franzöſiſch und nicht ſpaniſch ausgeſprochen, und wir ſind niemals dadurch verhindert worden, von Mozarts Großheit nicht dennoch durchdrungen zu ſeyn. Und nun gar, wenn dieſe Beſtrebungen eine wirkliche babyloniſche Sprachverwirrung erſt herbeiführen! Denn einem gut organiſirten Ohre ſind nun einmal die verſchiedenen Prononciationen eines Oeſterreichers, Preußen, Schwaben, Sachſen, Baiern, Rheinländers, Hamburgers nicht verſchleiert, und dieſe Anklänge werden faſt bei allen unſern Bühnen durchgehört. Dies trägt ſich aber auch in die fremden Sprachen über, und der Sachſe ſpricht ſein Franzöſiſch und Engliſch mit dem von Adelung ſo hoch geprieſenen Meißniſchen Accente, eben ſo gut wie der Baier mit dem breiten Accente der fetten Pfalz, der Schwabe mit dem gedehnten der Neckargeſtade und die Anderen Alle auch nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden. Es iſt keine Uebertreibung von den Franzoſen, wenn ſie ihre Elſäſſer ſprechen laſſen: „Bour l'amour té Tié, tonnez moua té l'archent ou la Pourse ou la Fie!“ Die Pariſer hören es wirklich ſo, auch wenn der Elſäſſer ſehr richtig auszuſprechen glaubt, und eben ſo hört der Preuße die Fehler des Sachſen, dieſer die des Baiern u. ſ. w., nur aber ſeine eigenen nicht, und doch iſt es nicht zu läugnen: daß der Preuße die Worte: Jagd, Glas, Bad: Jacht, Glaß, Batt ausſpricht; das R ſchnarrt; das Au faſt wie ein Franzoſe betont u. ſ. w.; daß der Sachſe jedes e wie ä nimmt, a einem vagen o gleichen läßt, b und p, d und t gewöhnlich verkehrt ſpricht u. ſ. w.; daß endlich der Baier b und w faſt immer verwechſelt und Liewe und Lewen ſtatt Liebe und Leben ſagt; ei wie ai betont und beinahe jede lange Sylbe kurz, jede kurze lang nimmt; ferner daß der Schwabe geradezu u wie o ſpricht: ons, Kommer, Konſt, mit dem u und ei bekanntermaßen brouillit iſt u. ſ. w. Alle dieſe Sonderbarkeiten aber in die Ausſprache fremder Idiome hinübergetragen und nun ſage man, ob das dem Kenner angenehm ſeyn kann, und dieſem allein ſoll doch nur das Beſtreben gelten, die fremden Worte richtig ausſprechen zu laſſen.

Daß der Regiſſeur ſelbſt im ſeltenſten Falle der Mundarten mächtig iſt, deren Ausſprache er bei den Leſeproben lehren will, verſteht ſich von ſelbſt; und er hat dieſe Gelehrſamkeit entweder nur durch Tradition, wobei er nicht ſelten ſelbſt auf Abwegen ſchweift, oder durch Nachſchlagen von Handbüchern, kurz vor der Probe ſelbſt, zu erlangen geſucht. Iſt nun manchmal irgend ein boshafter Künſtler da und verlangt die Erklärung eines Ausdrucks, der außer dieſem eingelernten Bereiche liegt, ſo wird der arme fleißige Regiſſeur dennoch in große Verlegenheit geſezt. Meinem Dafürhalten nach ſehe er deßhalb nur darauf, daß die fremden Namen von Allen gleichmäßig ausgeſprochen werden, und dies hat den erſichtlichen Vortheil, daß es erſtlich nicht nur angenehm dem Ohre wirkt, ſondern auch den Zuhörer nicht aus der Aufmerkſamkeit durch ein früher nie gehörtes Wort aufſtört; zweitens daß die Sache oder Perſon die man meint, ſogleich Allen verſtändlich iſt. Dies kann jedoch in Abrede geſtellt werden, wenn man Rengs und Reims, Eiwenn und Ivanhoe, Plantagenet und Plentedſchenet u. ſ. w. zu hören bekommt; wo noch überdies Reims deutſchen Urſprungs iſt und auch von den Franzoſen nicht Rengs ausgeſprochen wird; der ſchottiſche Name Ivanhoe ſelbſt Engländer über ſeine Ausſprache in Zweifel läßt, und die engliſche fehlerhafte Ausſprache des Planta geneta wahrlich keinen vernünftigen Menſchen zur Nachahmung verleiten wird. Mehrere Beiſpiele würden uns hier zu weit führen und bleiben einem andern Orte aufbehalten.

Conſequenz iſt das Vorzüglichſte, was ich in dieſem Falle empfehle, und dieſe beſteht nach meiner Meinung dem Genius der Sprache und dem Gebrauche folgend: Bordeaux wie gewöhnlich Bordo zu ſprechen; aber nicht mit eben ſolchem Rechte Pari für Paris ſagen zu wollen oder umgekehrt; nicht Eduar, Victoreng, Miſchel, ſtatt Eduard, Victorin, Michel zu ſagen, weil vielleicht ein Franzoſe dieſe auch bei uns wohlbekannten Namen zufällig in einem Drama trägt. Daſſelbe muß nun auch von engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Namen gelten. Wo eine Lächerlichkeit entſtehen würde, wie z. B. wenn man in Bordeaux, Marſeille nach deutſcher Weiſe alle Buchſtaben hören laſſen wollte, da unterbleibe es, ſonſt aber ſpreche man Greenwich, Canterbury u. ſ. w. aus, dieſe Buchſtabenzuſammenſtellung läßt ſich auf deutſche Weiſe ohne Zwang prononciren und ſie ſind darum ſo gut wie deutſche Benennungen zu betrachten, gleich Liſſabon und Neapel, die wir ja auch nicht Lisboa und Napoli tituliren. Ueberall, in den feinſten Cirkeln wird ſo geſprochen und die Leute verſtehen einander, man erwartet daher am wenigſten in dieſen Sachen Belehrung durch die Theaterinſtitute, und was dieſe hierin zu leiſten ſtreben, iſt nicht ſowohl Anmaßung als eine lächerliche Koketterie mit einer Wiſſenſchaft, die den guten Leuten doch gewöhnlich ſehr fern liegt.

Statt dieſer falſchen Beſtrebung ſey man dafür ſorglich bemüht, darüber zu wachen, daß Alle ihre Rollen ſo leſen, wie man es von durchaus gebildeten, von ihrem Gegenſtande ſattſam erfüllten Vorleſern erwarten kann. Wenn auch der Vortrag nicht ſchon in allen ſeinen Theilen jene dramatiſche Ausführung zeigt, die das vollendete Gemälde haben wird, ſo müſſen ſich doch alle Licht- und Schatteneffecte deſſelben ſchon herausfühlen laſſen und über die richtige Auffaſſung ein genügendes Urtheil zu fällen ſeyn. Es mache den Effect einer ausgeführten Skizze, wie ſie der Maler ſich zum eigenen Verſtändniß entwirft, des Modells, wie es der Bildhauer vor ſich hinſtellt, um darnach zu arbeiten. Die Schauſpieler würden ſtets den größten Vortheil empfinden, wenn ſie ihre Studien nach dieſen verwandten Künſten anſtellen und ſelbſt das techniſche derſelben auf ihre Zuſtände anwenden wollten. Es iſt nicht nöthig zu erwähnen, wie glücklich dies auf untergeordnete oder junge Talente einwirken würde, deren Treiben gewöhnlich ein vages iſt und die — nach dem gemeinen Ausdrucke — das Ding nicht beim rechten Ende anzufaſſen wiſſen. Aber auch die bedeutendſten und höchſten Talente werden ſich dadurch nicht erniedrigt ſehen können, wenn ſie dazu angehalten werden, in dieſer Weiſe ihre Rollen zu leſen. Nicht der Einwurf: „dies werden wir wohl auch ohne das treffen können“ kann hier ſtatthaft befunden werden, denn wenn man es ihnen auch gern einräumen wollte, ſo bliebe die Uebung zur nothwendigen Belehrung der Andern doch durchaus unerläßlich.

Die vorläufige Anordnung und Feſtſetzung aller zur Scene erforderlichen Decorations- und anderer Requiſiten ſind deßhalb nöthig, damit die Schauſpieler beim Studiren ihrer Rollen darauf Rückſicht nehmen, um hienach die ſceniſche Situation bemeſſen zu können, und daß ſie dann, wenn es einmal auf das Theater geht, nicht gezwungen ſind, das was ſie ſich für jene erſonnen haben zu opfern und ſich in andere Verhältniſſe zu fügen. Eben ſo wird der Regiſſeur in den Stand geſetzt, bei größerm Zuſammenſpiel und bei ſceniſchen Tableaux, Aktſchlüſſen und dergleichen, nicht Dinge anzuordnen, die mit dem ausgedachten Spiel des Einzelnen geradezu im Widerſpruche ſind.

Iſt die Leſeprobe auf dieſe Weiſe eingeleitet und gehalten worden, ſo nimmt jeder Betheiligte gewiß das Gefühl großer Beruhigung mit nach Hauſe und geht mit verdoppelter Luſt an das Studium der Rolle; während er im anderen Falle ſich unbehaglich fühlt und mit vagen Gefühlen und Begriffen zur erſten Theaterprobe kommt, um hier, wenn es das Glück will, erſt über Dunkelheiten und Zweifel Licht zu erhalten. Ich füge abſichtlich „wenn es das Glück will“ hinzu, denn oft dauert der Zuſtand des Halbbewußtſeyns fort und fort, den ſelbſt der ſo häufige zweifelhafte Erfolg einer erſten Vorſtellung noch nicht zu heben im Stande iſt.

III.

Die Setz- oder erſte Theaterprobe.

Das Theater iſt finſter und weit; der tiefſte Vorhang iſt gewöhnlich herunter gelaſſen und es herrſcht Stille und Reinlichkeit auf der Scene; alle Arbeiter haben ſich entfernt, um den Künſtlern das Reich zu überlaſſen. Hin und wieder ſteht ein Baum, eine Bank, ein Fenſter, oder ein Haus, die irgend etwas vorſtellen – in der Kunſtſprache: markiren — was in den folgenden Proben durch das Eigentliche erſezt wird, das bei der Vorſtellung figuriren ſoll. Ich liebe dieſe Stille ſehr und bin ſtreng dafür, daß die Arbeiter, ſo wie jeder Ueberflüſſige von dieſen Proben entfernt gehalten werde. Der Regiſſeur ſey mit den darſtellenden Künſtlern im vertraulichſten tête-à-tête, und nur der Souffleur dränge ſich hinein, der bei dieſer Probe die Hauptrolle ſpielt, da es noch nicht verlangt werden kann, daß Alle ihre Rollen gehörig memorirt haben. Das nicht vollſtändige Auswendigkönnen der Rollen wird Niemanden vom Fach jezt ſchon in Erſtaunen oder gar in Verzweiflung ſetzen, da die folgenden Proben Wunder wirken und dem ſchwächſten Gedächtniſſe zu Hülfe kommen. Es wird von großem Nutzen ſeyn die Setzprobe der Leſeprobe ſo nahe als möglich folgen zu laſſen, dann aber einige Tage zu warten, um dem Künſtler Zeit zum Nachſtudiren zu gönnen. Nach dem jezt eingeführten Schlendrian verſtreicht von der Leſeprobe bis zur Setzprobe die ganze Zeit, die zum Einſtudiren eines neuen Stücks anberaumt wird, dann aber werden Setzprobe, zweite, dritte, Haupt- oder Generalprobe in ununterbrochener Reihefolge angeſezt, wobei ſich die Schauſpieler faſt zu Tode abmühen und völlig abgeſpannt und verdroſſen zur Vorſtellung gelangen, die im günſtigſten Falle durch einen Raum von vier und zwanzig Stunden, in den meiſten Fällen aber noch ſchneller auf die Hauptprobe folgt.

Die routinirten Künſtler ſprechen ihre Rollen auf der erſten Theaterprobe gewöhnlich mit halber Stimme; erſtens um ſich nicht ohne Noth anzuſtrengen, zweitens um den Souffleur zu vernehmen. Dies kann nur gut geheißen werden. Daß ſie aber auch oft die nachläſſigſte Haltung beobachten, die Hände in den Taſchen haben wo ſie dies oder das damit machen ſollen, den Hut auf dem Kopf behalten, wo ſie ihn abzunehmen genöthigt ſind u. ſ. w.; dies iſt jedenfalls zu rügen, da es der Zweck der erſten Zuſammenkunſt auf dem Theater iſt, über alles dieſes ſich zu verſtehen und daher anzudeuten, was zur Verſinnlichung der eigenen Intention wie zur Verſtändigung der Mitwirkenden erforderlich iſt.

An dem Regiſſeur iſt es, durch Worte das Mangelnde zu ergänzen; anzugeben wie die Decoration beſchaffen ſeyn wird, wo die Auf- und Abgänge ſtattfinden können, nach Anordnung der Mittel- und Seitenthüren, der Brücken und Stege bei Gebirgen u. ſ. w. Er muß ferner die Statiſten repräſentiren, wenn ſolche auf der Scene bedingt ſind, die Requiſiten, die durch öftern Gebrauch ſich abnützen oder unſcheinbar werden könnten, durch ähnliche, gleich große Gegenſtände den Schauſpielern liefern laſſen, andere aber wie Flinten, Stöcke, Brieftaſchen, Dolche u. ſ. w. in Natura herbeiſchaffen. Die Handhabung dieſer Erforderniſſe muß bei jeder Probe und oft mehrmals eingeübt werden, weil nur ſo Rundung und Sicherheit bei den Vorſtellungen zu erzielen iſt und hierin nichts dem Zufall überlaſſen bleiben darf.

Der Regiſſeur hat ſein Setz-Scenarium in der Hand und zeigt jedem Darſteller ſeine Stelle an; dieſe hat er — das

Ganze im Auge — Alles genau bei ſich erwägend und überlegend, feſtgeſetzt. Wohl kann hier der Einzelne einen Vorſchlag zur Aenderung machen, die ihm als wünſchenswerth erſcheint, und wenn das Ganze nicht darunter leidet, ſo muß ihm, wie billig, nachgegeben werden, doch dürfen im Allgemeinen ſolche Einwände nicht zu ſehr berückſichtigt werden, da ſie oft einſeitig ſind und nur dazu dienen ſollen, den Einzelnen auf Koſten aller Uebrigen glänzen zu laſſen. Manchmal gehen ſie jedoch wirklich aus einer beſſern Einſicht des Darſtellers hervor und daher mag der Regiſſeur wohl auf ſeiner Hut ſeyn, damit er die von ihm getroffene Anordnung mit ſolchen Gründen unterſtützen kann, daß ſie in den Augen der Uebrigen Recht behält, oder daß er mit Bereitwilligkeit das annimmt was ihm früher entgangen war, nun aber als dem Ganzen zuträglicher erſcheint. Seine Autorität mit Eigenſinn verfechten wollen, iſt überall nicht zuläſſig, hier aber am Wenigſten, wo ſich der Nachtheil ſo bald ſchon herausſtellen muß. Wenn die Regiſſeurs für ſolche Fälle überhaupt ernſtlich verantwortlich gemacht würden, ſo legte gewiß mancher ſeine Stelle nieder oder unterwürfe ſich beſſerer Einſicht. Ein Regiſſeur, der mit ſich ſelbſt nicht im Klaren auf der Setzprobe erſchiene und ſogar mit großer Bereitwilligkeit den Anordnungen der Künſtler Folge leiſtete, ohne im Stande zu ſeyn ihnen etwas aus eigenen Mitteln entgegenſetzen zu können, ſey es nun aus Mangel an Kunſtvermögen oder aus Nachläſſigkeit, müßte augenblicklich gezwungen werden, ſeine Stellung aufzugeben, da er in dieſer nur mehr verwirren als ordnen kann. Aus dieſem geht nun aber deutlich hervor, daß irgend ein unterrichteter und mit dem Theater vertrauter Mann wohl Regiſſeur ſeyn kann, auch wenn er nicht Schauſpieler iſt, nie aber ein ſchlechter Schauſpieler, der täglich dem Publikum Beweiſe ſeiner Unzulänglichkeit gibt. Zu dem Erſtern liefern Beiſpiele die Herren C. Blum, Treitſchke und noch einige Andre; zu dem Letztern wird man mir die Beiſpiele gern erlaſſen.

Wenn man eine gehörige Anzahl von Proben zur Vorbereitung eines neuen Stückes anberaumt hat, und einer jeden ihr vollkommenes Recht widerfahren zu laſſen geſonnen iſt, ſo iſt es nicht nöthig, durch Wiederholen ganzer Scenen die ohnedies ungebührliche Länge der Setzprobe noch auszudehnen. Sie werde nur gehalten um ſich mit den erſten ſceniſchen Erforderniſſen der Darſtellung bekannt zu machen und dieſe gut in das Gedächtniß zu prägen; das Wiedergeben der Rolle ſelbſt iſt hierbei noch bloße Nebenſache.

Nachdem dieſe Probe im rechten Sinne gehalten wurde, kann der Schauſpieler erſt an das eigentliche Studium ſeiner Aufgabe gehen. Nun iſt ihm Alles klar geworden, und was die Leſeprobe ihm über die Dichtung und den Charakter, den er darſtellen ſoll, enthüllte, ſieht er nun durch das Verſtändniß der Scene ergänzt. Mit Strenge muß jedoch darauf gehalten werden, dasjenige unverändert beſtehen zu laſſen, was auf ſolche Weiſe einmal feſtgeſetzt wurde. Es gibt Schauſpieler, welche nie mit ſich fertig werden, und gern immerfort Veränderungen anbringen möchten. Wenn man dieſe gewähren laſſen wollte, ſo müßte nothwendig eine Unſicherheit entſtehen, da Niemand eine beſtimmte Anweiſung für ſein eigenes Spiel mehr hätte. Ich war daher immer der Meinung, nichts an der einmal getroffenen ſceniſchen Einrichtung zu ändern, wenn ſie durch das Feuer dieſer zwei erſten Proben geläutert, von Regiſſeur und Schauſpielern angenommen worden. Großes und Erhebliches kann nach gehöriger Ueberlegung und Prüfung und den damit verknüpften Debatten an dem einmal Adoptirten nicht mehr auszuſetzen gefunden werden, und Kleines, ſelbſt wenn der Effect der Scene dadurch um etwas geſteigert werden könnte, ließ ich lieber unbeachtet, ehe ich dadurch der Verwirrung und Unſicherheit gleich von vorn herein Bahn bräche. Wie es denn auch überhaupt die Wirkſamkeit eines Regiſſeurs in das ſchlechteſte Licht ſetzt, wenn Jeder nachträglich ſeinen Einfall zu Markte bringen und auf Genehmigung rechnen darf. Leider iſt dies nur zu oft der Fall. Da hört man: „Das macht ſich beſſer,“ oder: „beim Studiren iſt mir noch das eingefallen!“ Aber die Mise en scène ſoll nicht aus Einfällen beſtehen und nicht von Einfällen abhängen, eben ſo wenig aus bunten Fetzen von verſchiedenen Erfindungen, Launen und Theatereffecten zuſammengeſezt ſeyn. Dies macht viele von unſern Darſtellungen ſo charakterlos und unausſtehlich; daher hört man ſo oft das Urtheil unſerer Theaterbeſucher: „Das Ganze war nichts, aber Der oder Die hat gut geſpielt.“ Das iſt ein Unding. Iſt das Theater wie es ſeyn ſoll, ſo muß das Ganze immer Etwas ſeyn, und wenn Der oder Die gut geſpielt hat, nur noch mehr. Man ſollte ja doch annehmen dürfen, daß ein Stück, welches zur Aufführung zugelaſſen wird, immer eine gewiſſe Befriedigung hoffen läßt, wie würde man es ſonſt wohl wählen? Fällt es nun durch, ſo muß nothwendig ſtets die Mise en scène daran Schuld ſeyn, die ſich, wie ich bis hieher zu zeigen geſucht habe, von der Rollenvertheilung bis auf das Spiel der Darſteller erſtrecken muß.

* * *

IV.

Die Theaterproben.

Dieſe Proben ſetze man länger oder kürzer nach der Leſeprobe an, je nachdem man den Schauſpielern Zeit zum Studium ihrer Rollen laſſen will. Bei dieſen Proben fordere man aber ſtreng, daß ſie mit ihrer Aufgabe fertig ſeyen. Wer hier noch Gedächtnißfehler zeigte, würde ſich der Stelle, die er im Perſonal einnimmt, durchaus unwürdig machen.

Das ſceniſche Bild, welches in den Vorbereitungsproben gleichſam untermalt erſchien, erhalte nun durch geſchickte

Ausführung Licht und Schatten, volles Leben. Man darf ſich jedoch nicht vorſtellen, daß jezt ſchon Alles rund und vollkommen ſich geſtaltet, vielmehr wird das Theater mit ſeinen Erforderniſſen dem ſich entwickelnden Spiele des mit ſeiner Rolle nun vertrauten Künſtlers tauſend Hinderniſſe in den Weg legen, man wird ſogar auf Schwierigkeiten ſtoßen, die zu beſeitigen nicht nur große geiſtige, ſondern ſelbſt körperliche Gewandheit erfordern. Wir ſehen hier nun vor uns, was wir früher nur in Gedanken geträumt haben; hier ſtehen die Felſen, die Häuſer, die Leitern, die Gerüſte, hier finden wir unſere Freunde und Feinde, Vertraute und Gegner in Perſon; hier ſind die Stäbe, Waffen, Flaſchen, Dolche; hier gilt's handeln, Leben zeigen; wir gerathen in's Feuer und werden immer wieder von dem kalten Regiſſeur an dies und das erinnert; hier gibt's zu ſchonen, dort zu ſtürmen, hier zu zögern, dort zu eilen; dies erſcheint eckig, jenes undeutlich; ein ewiges Ermahnen und Ermahnen; eins und daſſelbe muß unendliche Male wiederholt werden.

Dieſe Proben, wenn ſie ſo abgehalten werden, wie dies gemeinhin auf unſern Theatern geſchieht, ermüden ungemein; auch ſelbſt wenn der Schauſpieler nur markirt, wie dies leider zum Nachtheil der nachherigen Vorſtellung zu oft geſchieht. Ein Uebelſtand iſt es, daß das ganze Stück immer auf einmal und nicht Akt- oder Scenenweiſe probirt wird, wie dies die Franzoſen machen; bei uns entſteht hierdurch eine bedeutende Verwirrung, nicht ſelten verwechſelt man die Anordnungen, und wenn nicht ernſtlich dafür geſorgt wird, ſo wächſt die Unſicherheit, ſtatt ſich zu verringern.

Man probire Heute, Morgen, Uebermorgen wenn's Noth thut, den erſten Akt, und erſt wenn man mit dieſem ganz fertig iſt, gehe man zum zweiten und dann zu den folgenden über. Hier laſſe man jedoch keine Zwiſchenräume eintreten, ſondern probire unaufhaltſam, in einem fort; Alles bleibe nur mit dieſem einen Stücke beſchäftigt; die Proben, die ſich nun immer mehr und mehr entwickeln, die Freude am Geſtalten, das Ganze, welches immer mehr Weſen gewinnt, Alles dies unterhält, ſtatt abzuſpannen; wenn man die Sache recht weiſe zu progreſſiren weiß, ſo wird der Genuß bei den Proben wachſen und ein ſchönes Feuer die Künſtler beſeelen: le feu sacré, wie ſich franzöſiſche Dramatiker ausdrücken, dies muß man auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen, und das kann man nur allein durch fortgeſetzte, dem Ziele immer näher bringende Proben ohne irgend eine Unterbrechung oder Abziehung auf einen andern Gegenſtand. Geſchieht dies nur einmal, ſo iſt gewöhnlich die ganze aufgebotene Mühe verſchwendet geweſen. Man ſehe daher darauf, den mit ſolchem ernſten Studium einer neuen Leiſtung beauftragten Schauſpielern keine ſtarke Wiederholung zuzumuthen, oder wie unverſtändige Direktoren oftmals dem Künſtler neben einer bedeutenden neuen Rolle noch eine kleine im Luſtſpiele etwa aufzubürden. Hier würde das Eine dem Andern unausbleiblich Schaden bringen, da irgend ein Vortheil davon bei einer ordentlichen Bühnenleitung durchaus nicht abzuſehen iſt. Geht Alles wie es ſeyn ſoll, ſo muß von jedem neuen Stücke, das man mit Sorgfalt auswählt und mit Fleiß in die Scene ſetzt, ein ſicherer Erfolg zu erwarten ſeyn. Dieſen nach allen Kräften zu erhöhen, und für die Anſtalt in jeder Hinſicht ſo ergiebig als möglich zu machen, iſt Sache der Bühnenleitung. Es wird daher gleichgültig, wenn nicht ſogar vortheilbringend ſeyn, die Zeit der Vorbereitung eines neuen Werkes von einiger Bedeutung, nicht mit großen Bühneneffecten zu füllen, um dann des neuen mächtigen Eindrucks gewiſſer zu ſeyn. Man werfe mir nicht ein, daß neue Stücke gewöhnlich nichts machen; die Urſache iſt bekannt genug, und es trägt die Mittelmäßigkeit oder gar die ausgeſprochene Verfehltheit, die man zu ſehen und zu hören bekommt, allein die Schuld. Wer könnte ſich dafür wohl intereſſiren? Haben wir es nicht erlebt, daß hier ſelbſt eine Oper eines Lieblingscomponiſten mißfallen kann, die an einem andern Orte den allgemeinſten Beifall erlangte? Haben wir nicht an uns ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß uns dort etwas entzückte, was uns hier Gähnen entlockte? Hat nicht hier, an einem und demſelben Orte ſogar, heute eine Oper complett Fiasco gemacht, woran man ſich Morgen, nur mit veränderter Beſetzung einer einzigen weiblichen Rolle, nicht ſatt hören und ſehen konnte? Nur ein paar Thatſachen, damit man meine Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ſchelte: Zampa und der Zweikampf waren unter Cornet's Regie und er in der Titelrolle, die Zierden des Braunſchweiger Repertoir's, während man in München und Stuttgart dieſe Opern nicht goutirte; mich ſelbſt entzückte der Bellini'ſche Seeräuber in Paris, während ich die Stuttgarter Theaterfreunde ſehr wohl begriff, als ſie ſich von dieſer Darſtellung unbefriedigt wegwandten; die Norma wurde in Stuttgart allgemein langweilig befunden, und erregte ſpäter Fanatismus, als Dem. Schebeſt darin auftrat; daſſelbe war vor einigen Jahren mit der Anna Bolena, der Dem. Carl, der Fall, u. ſ. w. Auch im Schauſpiel bemerkten wir oft ſchon daſſelbe: der Dachdecker, ein lebensfriſches, heiteres Bild, gefällt in Berlin über die Maßen, und in Stuttgart fällt es beim erſtenmale durch; der Bauer als Millionär, faſt in ganz Deutſchland beliebt, theilt hier mit dem Dachdecker daſſelbe Schickſal; andere Stücke hingegen, die anderswo ſpurlos vorübergehen, erhalten ſich hier auf dem Repertoire, wenn der Zufall den guten Kräften des Theaters ihre rechte Stelle anweiſt und ein günſtiger Stern der Darſtellung leuchtet.

Man glaube doch ja nicht, daß in Braunſchweig, Berlin, Wien, Hamburg, die Leute anders ſehen und hören, verſtehen und fühlen, wie in Magdeburg, Breslau, Stuttgart, Frankfurt; auch iſt der Geſchmack in Theaterſachen keineswegs ſo verſchieden, wie man uns ſo gern glauben machen möchte. Jemand der weit herumgekommen, darf ſich darin, ohne anmaßend zu erſcheinen, ein Urtheil zutrauen. Ich habe Frankfurter in Breslau über Schmelka lachen ſehen, und Breslauer, die den trefflichen Haſſelt in Frankfurt goutiren; ſelbſt die in Norddeutſchland ſo fremdartige Wiener-Comik brach ſich durch Raimund's Interpretation Bahn, und andere bedeutende Künſtler haben es auf ihren Reiſen bewieſen, daß das Wahre und Schöne überall begriffen und geliebt, das Sublime überall angeſtaunt wird, und daß eine echte, aus dem Innern ſtrömende Comik ſich überall Freunde erwirbt. Und hierin liegt das ganze Geheimniß. Bringt überall das Rechte auf echt künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung und Eure Neuigkeiten müſſen Anklang finden. Ce n'est que le ton qui fait la musique, iſt ein nicht zu verſchmähender Gemeinplatz der Franzoſen.

Um nun aber dies zu bewerkſtelligen und mit der Hoffnung auf ſichern Erfolg die erſte Vorſtellung eines Stücks in die Scene gehen zu laſſen, gönnt Euern Künſtlern die nöthige Seelenruhe bei den vorbereitenden Proben, und verlangt nicht, daß ſie, wenn ſie mit Geiſt und Körper dem Romeo oder Hamlet hingegeben ſind, ſich zu einer andern Höhe umſtimmen und hinauf- oder hinabſchrauben; denn der wahre Künſtler muß in jeder Leiſtung auf ſeiner Höhe ſeyn.

Den Theaterproben muß die Generalprobe auf dem Fuße folgen. Alle Akte ſind jetzt auf das Genaueſte einſtudirt, aber die Generalprobe iſt nun erſt dazu beſtimmt, das Ganze im raſchen Ueberblicke, faſt ohne Unterbrechung, wie bei der Vorſtellung, zur Anſchauung zu bringen. Zwiſchen der Generalprobe und der Vorſtellung müſſen dann vier und zwanzig Stunden dem Künſtler gelaſſen werden, damit die durch frühere Anſtrengungen in ihm verurſachte Aufregung des Gemüths ſich lege, ſeine phyſiſchen Kräfte ſich erholen, und er die gehörige Ruhe erlange, mit neuem Muthe an die Löſung ſeiner Aufgabe bei der Vorſtellung zu gehen. Die Hauptproben am Tage der Vorſtellung ſelbſt ſind durchaus verwerflich. Ich habe es erlebt, daß arme, geplagte Künſtler erſt wenige Stunden vor dem Beginne des Stückes aus der Probe kamen, und nun noch für Garderobe oder Sonſtiges zu ſorgen hatten, und unruhig, ängſtlich, ungewiß, wie im Taumel ſich dann wieder, nach ſchnell eingenommener Mahlzeit, in das Theater begeben, um ſich unter Schelten und Toben anzukleiden und dann vor dem Publikum zu erſcheinen. Was kann man wohl unter ſolchen Umſtänden erwarten? Und die Fälle ſind in Deutſchland wahrhaftig nicht ſelten, wo es ſo und nicht Anders iſt. Zwar gibt es alte Routiniers, die ungefähr mit demſelben Rechte, wie man von den geſellſchaftlichen Unterhaltungen zu ſagen pflegt, daß die improviſirten anſprechender ſeyen, als die lang vorbereiteten, ſagen zu können glauben: dieſes unwirrſche Gefühl, dieſe peinvolle Unordnung ſetze ſie eben ſo recht in den Stand, ihre Rolle gut zu geben. Dies bilden ſich aber dieſe Irrwiſch-Naturen nur ein; ſtänden ſie vor der Bühne und ſähen ſich ſelbſt, ſie müßten anders urtheilen. Man hört ſo viel von künſtleriſcher Ruhe ſchwatzen. Ich habe ſchon Schauſpieler geſehen, die entſetzlich langſam ſprachen, eben ſo bedächtig ſchritten und ſich faſt gar nicht bewegten. Waren ſolche in einem Stücke viel beſchäftigt, ſo dauerte die Vorſtellung um eine Stunde länger. Dies nannten ſie ihre Ruhe, und glaubten dadurch dem Begriffe von einem echten Künſtler zu entſprechen. Aber die künſtleriſche Ruhe iſt in ganz anderm Sinne zu verſtehen; ſie läßt ſich neben der größten äußerlichen Beweglichkeit ſehr wohl denken; es iſt nicht ſowohl die Ruhe die der Künſtler darſtellt, als die, welche ſich des Gemüths des Zuſchauers bemächtigt, und aus deſſen innerſter Zufriedenheit erwächſt; es iſt die Harmonie die im Ganzen waltet, die Uebereinſtimmung in der Färbung der Leidenſchaft, die Sicherheit in Allem was das Auge und Ohr des Zuſchauers berührt; es iſt die Beſonnenheit, die ſelbſt die leidenſchaftlichſten Bewegungen leitet und den Geſetzen der Aeſthetik unterordnet; dieſe künſtleriſche Ruhe läßt ſich aber nur dann erringen, wenn man die Aufgabe durchdrungen, ihre Höhe erreicht hat, und nun mit der Gewalt des Meiſters über dem Gebilde ſchwebt, ſich aber nicht ſelbſt von ihm mit fortreißen läßt. Wie dies

Alles aber bei einem ſo complicirten Kunſtwerke, wie die Vorſtellung eines Drama, ohne die ſorgfältigſten Einübungen oder Proben möglich wäre, wird wohl Niemanden begreiflich ſcheinen.

Ein Unglück iſt es, wenn noch der Generalprobe irgend ein Mitglied erkrankt und die Vorſtellung dadurch aufgeſchoben werden muß. Man glaubt nicht, wie ein ſolcher Unfall auf die Uebrigen wirkt. Es iſt ein kalter Waſſerſturz auf große Hitze. Die Ungeduld des Jägers auf der Jagd, endlich losdrücken zu können, ſcheint mir ein nicht genügender Vergleich mit der Luſt des Schauſpielers, der ſeine Rolle geben will; man verzeihe es mir, allein ich kann ſie mit nichts Anderm als mit der Wuth der Rennpferde vergleichen, die von ihren Reitern noch zurückgehalten werden, um im nächſten Augenblicke die Bahn zu durchfliegen. Den bis zum Uebermaaß geſpannten Nerven ſind auf Augenblicke nur noch Gardinen aufgedrückt, die innere Bewegung wird gewaltſam zurückgedrängt, das ehrliche Künſtlergefühl glimmt unter einer dünnen Schichte um bald in lauten Flammen loszubrechen, die Muskeln ſind zum Zerberſten geſchwellt. Ich ſpreche hier nur von echten Künſtlern, und ich habe ſolche gekannt, die Nachts vor einer erſten Vorſtellung kein Auge ſchließen konnten, am Tage ſelbſt keinen Biſſen aßen und nach geſchaffenem Werke die vollkommenſte Erſchöpfung ſpürten; bei zarten Frauen traten wohl ſelbſt noch bedenklichere Zuſtände ein. Auf ſolche erhöhete Stimmung darf aber nur die Vorſtellung folgen, um ſie wohlthätig zu entladen; folgt darauf getäuſchte Erwartung, muß die Vorſtellung aufgeſchoben werden, ſo tritt eine Mißſtimmung ein, deren Qualen nicht beſchreiben, deren Folgen nicht geahnt werden können. Das Feuer iſt hin und ein Ueberdruß bleibt zurück; die frühere Flamme ruft nichts mehr in's Leben zurück, und ich habe mit allem Rechte gehoffte Erfolge lediglich an ſolchem Aufſchub ſcheitern ſehen.

Wenn es daher möglich iſt, ſo beſetze man eine Rolle lieber doppelt, um nur die angeſetzte erſte Vorſtellung ſogleich geben zu können und ſie nicht einmal um vier und zwanzig Stunden aufſchieben zu dürfen.

Die erſte Vorſtellung iſt aus dieſem Grunde aber auch immer das herrlichſte, was ein Theater zu leiſten vermag; und deshalb drängen ſich bei großen, trefflichen Bühnen die Kunſtfreunde auch ſtets mit ſolchem Eifer zu denſelben. Nicht als Hauptproben wollen ſie dort angeſehen ſeyn, wie es die Halb- und Viertelsbühnen Deutſchlands im Handwerks-Schlendrian gern möchten, ſondern dieſe erſte Vorſtellung ſoll das Geiſtigſte, Friſcheſte und Gelungenſte geben, deſſen die Künſtler nur immer fähig ſind.

V.

Die Haupt- oder Generalprobe.

Hier hätten wir uns denn nun endlich mit dem zu beſchäftigen, was man dem beſchränkteſten Sinne nach das Sceniſche zu benennen pflegt: nämlich dasjenige, was von Außen her einem Drama hinzugefügt wird, nicht nur um die Täuſchung, die durch das Spiel der Darſteller hervorgebracht wird zu vervollſtändigen, ſondern ſogar die Wirkung deſſelben zu erhöhen. Beides iſt ein Ziel, wonach die Bühne mit allen ihren Kräften zu ſtreben hat. Manchmal jedoch gehen Regiſſeure und Direktoren ſo weit, eine ſolche Menge von Aeußerlichkeiten einer ſceniſchen Darſtellung hinzuzudichten und anzuhängen, um nach ihrer Meinung etwas recht Gutes zu bewirken, allein ſie drängen dadurch nur den Schauſpieler wie den Dichter in den Hintergrund, um den Decorateur und Maſchiniſten glänzen zu laſſen. Wie es ſich denn auch oft ſchon in Deutſchland ereignet hat, daß Maler und Maſchiniſt mit Applaus und Hervorruf belohnt werden, während man von den Sängern und Schauſpielern, und noch weniger von dem Dichter und Componiſten durchaus keine Notiz nahm.

Ich will hier nicht behaupten, daß den Malern oder Maſchiniſten nicht auch Beifall gebühre; auch ſie ſind Künſtler in ihrer Sphäre, und leiſten zuweilen was in der That der höchſten Anerkennung würdig iſt. Allein in dem Bereich der Scene müſſen ſie ſtets nur als dienende Glieder betrachtet werden, und es iſt ein übles Zeichen, wenn man die Leiſtung des Sängers oder Schauſpielers über eine Decoration oder Flugmaſchine gänzlich vergeſſen kann. Daher ſoll ein Theater, das nicht auch vortreffliche ausübende Künſtler beſitzt, nie darnach ſtreben, eine große ſceniſche Pracht zur Schau zu bringen. Dies heißt dann mit Recht den Geſchmack verderben, und wird daher von allen wahren Kunſtfreunden mit ſchweren Rügen verfolgt. Bei gänzlichem Mangel an guten ſingenden und recitirenden Kräften, bei ſchlechtem Orcheſter und ungenügendem Chorperſonal aber, treffliche Opern bloß als Schauſtücke geben wollen, und durch Aufzüge, Coſtüme, Decorationen und dergleichen der Menge einen Genuß zu bereiten, iſt höchſt verwerflich, und als der größte Mißbrauch der ſceniſchen Kräfte zu betrachten.

Große, gutdotirte Anſtalten mögen ſo viel Glanz als ihnen beliebt in den Nebendingen zeigen, es wird Niemanden einfallen, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Ja, man legt es ihnen ſogar zur Pflicht auf, den Solitär in einer ihm gebührenden Faſſung ſtrahlen zu laſſen. Allein dieſer Vergleich muß auch überall feſtgehalten werden. Der Künſtler ſey der hellſtrahlende Solitär, aber die ſceniſchen Acceſſorien, ſeyen ſie auch noch ſo prächtig, müſſen nur die ihn umgebenden Steine ſeyn. Nach dem Werthe jenes Steins ſind auch dieſe immer zu wählen. Wenn eine Malibran ſingt, eine Elsler tanzt, ein Devrient ſpielt, wer denkt da wohl noch über die gemalte Leinwand nach, die den Hintergrund bildet und wenn ſie anfänglich noch ſo ſehr das Auge erfreute?

Mehr aber iſt dies Alles noch bei dem ſogenannten Statiſtenweſen, bei den Tänzen u. ſ. w. der Fall, wodurch bei uns manchmal recht gute Vorſtellungen verunſtaltet und die ſchlechten ganz unerträglich gemacht werden.

Gewöhnlich überſteigt Das, was wir auf deutſchen Theatern (ich ſpreche hier natürlich nicht von Wien und Berlin) von Tänzen ſehen, ſelten die Mittelmäßigkeit; öfter jedoch bleibt es noch unter derſelben. Unverantwortlich iſt es, auf dieſen Zweig bedeutende Ausgaben zu verſchwenden, da man doch damit nichts Weſentliches erzielen wird. Entweder ſind die pecuniären und ſonſtigen Kräfte einer Anſtalt ſo groß, daß man dem Ballet ein Augenmerk widmen kann, wodurch es auch zu einer Hauptſache wird, eine ganz für ſich beſtehende Kunſtabgrenzung mit allen ihren Attributen, oder man begnüge ſich damit, ein Tänzercorps für die Oper zu engagiren und gut unterrichten zu laſſen, nicht ſowohl um großen Kunſtanſprüchen zu genügen, als vielmehr um die Balletmuſik, die in einigen Opern Meiſterſtücke enthält, nicht auch den Partituren wegſtreichen zu dürfen. Wo dieſes aber [illegible] zum großen Verdruß der Muſikfreunde geſchieht, und die ſchlechten Balletttänzer dafür wöchentlich einmal ihre Sprünge und Lazzi in alten, abgedroſchenen Pantomimen zeigen, die gar Nichts enthalten, was irgend einen Geſchmack in der Welt zu befriedigen im Stande wäre, da iſt man auf Abwegen, und es thäte Noth, hier an die Verantwortlichkeit zu mahnen, der man als Verwalter anvertrauter Capitalien doch ſtets unterworfen bleibt, die zum Frommen der Kunſt, zum Vergnügen des Publikums und zum Glanze einer fürſtlichen Hofhaltung lediglich beſtimmt wurden.

Eben ſo arg iſt es mit dem [illegible] beſchaffen. Statiſten, wenn ſie wohl eingeübt ſind, können bei gewiſſen Vorſtellungen den Eindruck mächtig verſtärken, und dürfen daher nicht ganz beſeitigt werden. Wie aber Alles, durch Mißbrauch von ſeiner Stelle gerückt, ſeinen eigentlichen Werth verliert, ſo iſt es auch hiermit der Fall. Wie es bei uns gewöhnlich mit den Statiſten gehalten wird, verdient, ſtatt Beifall, Rüge, da ſtatt der beabſichtigten Wirkung: Erhöhung eines mächtigen Eindrucks, gewöhnlich das Gegentheil erlangt, nämlich irgend ein großartiger Moment eines Drama in das Gebiet der Poſſe, des Lächerlichen hinabgeſtoßen wird.

Wenn man ein großes Stück in die Scene zu ſetzen hat, ſo erwäge man ſorgfältig, ob der Dichter ſelbſt auf einen pomphaften Zug, ein Bankett, eine Schlacht, einen Volksauflauf und dergleichen Vorſtellungen, die nothwendig eine große Menſchenmenge bedingen, einen beſonderen Werth legt, oder ob ſie ſogar den Schlußpunkt des Ganzen bilden und ſonach mit beſonderem Fleiße hervorgehoben werden müſſen. Iſt dies Letztere der Fall, ſo nehme man die Sache nicht leicht, ſondern bemühe ſich mit großem Fleiße, die Mittel alle, welche die Bühne zur Verſinnlichung der Aufgabe bietet, anzuwenden, um einen wahrhaft großen Erfolg mit Sicherheit zu erzielen. Hierin auch ſelbſt läßt ſich immerhin Einſicht in das Weſen der Kunſt zeigen und zugleich poetiſchen Anſprüchen genügen. Iſt jedoch die Erwähnung einer ſolchen großartigen Scene nur vorübergehend, ſo begnüge man ſich auch ſtreng damit, ſie nur anzudeuten und Alles zu entfernen, was darauf eine ungebührliche Aufmerkſamkeit der Zuſchauer hinlenken könnte, und wie Anmaßung ausſehen würde. In beiden Fällen jedoch widme man dieſen Anordnungen fleißige Proben und richte es ſo ein, daß ſie vollkommen einſtudirt ſeyen, wenn die Hauptprobe angeſetzt wird, damit wenigſtens einmal die Statiſten mit den Schauſpielern zuſammen probiren können. In einigen Fällen wird es ſogar nöthig ſeyn, daß dies öfter geſchieht.

Eine wohl organiſirte Bühne muß eine Anzahl von feſtengagirten Statiſten beſitzen, die mit der Scene vertraut ſind und Neulinge nöthigenfalls ſelbſt abzurichten im Stande wären. Da Das, was ihnen zu thun aufgetragen wird, faſt immer Daſſelbe iſt und nur in der Zuſammenſetzung einige Verſchiedenheiten und Abwechslungen erleidet, ſo erlangen ſolche oft gebrauchte Statiſten endlich Schule und Routine, die ihnen für die Bühne, der ſie angehören, wirklich einen Grad von Wichtigkeit verleiht.

Um mich verſtändlicher über dieſen Punkt zu machen, will ich hier einige nähere Erklärungen geben.

Die Vorſchriften in einem Stücke, wie z. B. Fiesko von Schiller, ſind durchaus nicht bis ins Umſtändliche auszuführen. Der Ball, womit das Stück beginnt, kann durch die Ausſicht in einen hell erleuchteten Saal, aus dem Muſik ſchallt, bezeichnet werden. Tänzer würden die Aufmerkſamkeit von der Expoſition abziehen und kleinlich wirken. Sie würden zerſtreuen oder ſelbſt lächerlich werden. Eben Daſſelbe iſt mit dem Aufruhr am Schluſſe des Stückes der Fall. Glockengeläute, Trommeln und Schießen, in gehöriger Entfernung hinter der Scene, bald lauter, bald ſchwächer, je nachdem die Sprechenden auf dem Theater dies bedingen, wären hinlänglich. Gedränge und Katzbalgerei, ein Aneinanderſtoßen hölzerner Spieße, Flinten oder Commißſäbel erregt immer Gelächter: warum ſchafft man nun den Schlendrian nicht ab? Das Gruppiren der Leibwache um den Dogen, der charakteriſtiſchen „deutſchen Hiebe" wegen, darf natürlich nicht wegbleiben, iſt aber von einem halbwegs geſchickten Regiſſeur, der einmal darauf eingehen will, die ſogenannten „Gefechte" zu ſtreichen, leicht und wirkſam zu bewerkſtelligen. Die erlangte Freiheit Genua's durch rieſenlange Kerle darzuſtellen, die in Reih und Glied auf ein Paar perſpektiviſch gemalte Schiffe geſtellt waren, auf welche nach den Regeln der Perſpektive Püppchen von einigen Zoll Höhe hingehört haben würden: dies war einem bekannten Regiſſeur eingefallen, als der Fiesko am Gedächtnißtage Schiller's gegeben wurde. Ich würde dieſen Unſinn nicht anführen, wenn es nicht ſo oft vorfiele, auf gemalte Seeſchiffe, die ganz für die Ferne berechnet ſind und im verkleinerten Maaßſtabe erſcheinen, große Menſchen hinzupflanzen und ſo die Wirkung einer Dekoration gänzlich zu zerſtören. Dies ſah ich neulich wieder im

Othello, wo noch überdies zwei Tritonen in Wappenröcken neben dem Schiffe hertrabten, um es im Meere zu bugſiren. Wozu man nun ſolche Lächerlichkeiten treibt, ließe ſich nicht leicht begreifen, wenn man ſie nicht der Nachläſſigkeit zuſchreiben wußte. Ich ſah einſt von Othello's Flotte hinter einem hohen Bollwerke nur Maſten und Wimpel erſcheinen, und er und ſein Gefolge ſtiegen aus der Verſenkung herauf, als kämen ſie aus den Schiffen, die auf dem tiefer liegenden Meere einherſchwimmend angenommen wurden, das in weiteſter Ferne ſeinen Spiegel zeigte und ihn mit den Wolken am Horizont vermiſchte.

Ich kann dieſe Dinge hier nur oberflächlich berühren; um ſie erſchöpfend beſprechen zu können, gehörte ein eigenes Werk dazu.

Zu den Dramen, wo nicht angedeutet, ſondern auf großartige Weiſe ſolche Angaben des Dichters ausgeführt werden müſſen, zähle ich: Zriny mit ſeiner Schlacht am Schluſſe, ebenſo die in Lodoiska, der ſchönen Oper von Cherubini, den Zug in Schiller's Jungfrau, die Volksſcenen in Egmont, den Schloßbrand im Käthchen von Heilbronn u. ſ. w. Hier müſſen ſich die Statiſten in großartigen Tableaux entwickeln; Coſtüme, Schminke, Perücken, Bärte: Alles ſey mit Fleiß bedacht und ſo eingerichtet, daß es mit Leichtigkeit angezogen werden kann und keiner großen Toilettenkünſte bedarf, wenn ſich der Mann darin gut ausnehmen ſoll. Alle Stücke des Anzugs müſſen zuſammen hängen, Röcke, Beinkleider, Gürtel; man muß nur hineinfahren können, und einige Knöpfe dann das Ganze halten. Der Stoff muß dauerhaft und ſtark ſeyn, und nur auf die Farben iſt hierbei die meiſte Rückſicht zu nehmen.

Eine detaillirte Anweiſung, wie Schlachten, Volksaufſtände und dergl. anzuordnen ſind, kann hier nicht erwartet werden. Es iſt indeß wahrlich nicht leicht, wie man ſich täglich auf unſern Bühnen überzeugen kann, wo dieſe Beſtrebungen gewöhnlich nur Gelächter erregen; allein daß es möglich iſt, hiemit auch eine entſprechende Wirkung zu erzielen, wird man zugeſtehen, wenn man ſo Etwas von Carl, Holbein, Frankoni angeordnet, oder auf dem Theater der Porte St. Martin und andern Aehnlichen, jemals hat darſtellen ſehen.

Was ich beſonders abzuſtellen empfehle, iſt das Aufmarſchiren langer Züge von Trabanten und Rittern, oder Bauern und Bäuerinnen, worin ſich unſere Regiſſeure gern hervorthun, um ihre Armuth an Ideen ſo recht an den Tag zu legen. Was iſt wohl erbärmlicher anzuſehen, als dieſe gemeinen Geſichter, unordentlich gekleidet, in ſchlotteriger Haltung, vorn bei den Lampen des Proſceniums ganz ungebührlich lang vorbei marſchiren zu ſehen und, dem Publikum zum Hohne, die Handlung durch einen bis zum Ueberdruß repetirten Marſch zu unterbrechen? Wo ſelbſt der Dichter einen ſolchen Zug vorſchriebe, wäre es rathſam, ihn wegzuſtreichen; ihn aber, wie Einige thun, an einem, wie ſie glauben, ſchicklichen Ort einzuſchalten, iſt wahrlich unſinnig. Selbſt in den Opern, wo eine Muſik oft die Veranlaſſung zu ſeyn ſcheint, einen Marſch aufziehen zu laſſen, gebe man der Verſuchung nicht nach; denn ein Jeder fühlt wohl, daß man damit Niemand mehr Vergnügen zu machen im Stande iſt. Wie geſchmacklos iſt es nicht, im Fidelio einen langen Zug von Soldaten hereinkommen und einen Contremarſch ausführen zu ſehen! Man laſſe das ſchöne *Tempo* **di Marcia**, das Beethoven beim Auftreten Pizarro's zu ſehen für gut hielt, nur getroſt einige Takte fortſpielen, ohne daß Etwas auf der Bühne geſchieht; dann komme Jacquino und öffne das Thor, und nun wird noch gerade ſo viel Muſik übrig bleiben, daß die zur folgenden Scene nöthigen Choriſten ſich aufſtellen und Pizarro auftreten kann.

Einen ähnlichen Statiſtenunfug ſah ich auch einſt im Waſſerträger, wo der bekannte militäriſche Zwiſchenakt mit dem Trommelwirbel hinter der Gardine ſceniſch verſinnlicht wird, durch Zapfenſtreich und dergl., was man alle Tage in weit größerer Vollendung auf den Gaſſen ſehen kann.

Ebenſo ſtößt auch die Stumme von Portici mit dem hölzernen Aufmarſchiren von Statiſten hier und dort an, ſtatt daß einige Abtheilungen Soldaten nur raſch auftreten und ihren Poſten einnehmen ſollen. In den meiſten Fällen dürfen die Statiſten nur zum Garniren und Füllen der Scene dienen und ſich im beſcheidenſten Hintergrunde halten. Es wird dem Bühnengemälde nur mehr zur Folie dienen, wenn man ſie ſich im Halbdunkel halten läßt; wo ſie jedoch ganz wegbleiben können, wird man, wie ſchon geſagt, beſſer thun, ſelbſt dies zu berückſichtigen.

Unſer Dekorationenweſen iſt eben ſo mangelhaft, wie das Uebrige. Ein théâtre le mieux machiné in Frankreich, und wäre es ſelbſt die große Oper von Paris, iſt nicht einmal im Stande, unſern Wilhelm Tell von Schiller oder ein anderes Stück nach ſolchem Zuſchnitte zu geben. Man berief einſt einen der erſten Theatermeiſter von Paris zu einer deutſchen Bühne; allein der Mann ſchlug verzweiflungsvoll die Hände über dem Kopf zuſammen, als man von ihm verlangte, eines unſerer großen romantiſchen Stücke einzurichten, und bat, man möchte ihn ſeines Kontraktes entlaſſen. Dieſe unzählichen Changemens à vue, wie ſie es nennen, können die Franzoſen nicht begreifen. Daß ſie nun aber auch nicht die Illuſion befördern, wird wohl ein Jeder zugeſtehen; denn mit einem Sprunge aus dem Walde in das Zimmer, aus der Kirche in den Garten u. ſ. w. ſich verſezt zu ſehen, das verträgt nicht jede Phantaſie. Wenn eine ſolche Verwandlung auf dem franzöſiſchen Theater vorgeht, ſo fällt immer eine Gardine auf wenige Augenblicke, die die Bühne den Blicken entzieht, und dieſen Vorhang nennt man Rideau de manoeuvre. Er bildet die Unterabtheilung der Akte, welche die Franzoſen Tableaux nennen. Daher ein Drama in 3 Akten und 9 oder 12 Tableaux, die nicht mehr noch minder als Verwandlungen bedeuten. Unſre Ueberſetzer behalten oft dieſe Bezeichnung bei, ohne daß unſere Regiſſeure darauf Rückſicht nehmen und unſer Publikum ſich Etwas dabei denken kann.

Wenn nun gleich der Rideau de manoeuvre nur auf eine oder zwei Minuten ein Tableau von dem andern trennt, ſo weiß der franzöſiſche Theatermeiſter dieſe wenige Zeit mit ſeinen wohlabgerichteten Leuten ſo gut zu nützen, daß er Das, was nach ſeinen und ſeines Publikums Begriffen zur vollſtändigen Scene gehört, mit Genauigkeit herſtellen kann. Das iſt aber in allen Fällen mehr, als man bei uns zu ſehen bekommt und ſelbſt erwartet.

Da die Couliſſen bei Zimmerdekorationen allgemein verbannt ſind, ſo werden mit ganzen Wänden die artigſten Gemächer zuſammen geſezt; runde, ſechseckige, mit Alkoven oder ſelbſt mit mehren Cabinetten, in die man hineinblickt, Salons mit der Ausſicht auf eine Enfilade von Zimmern, und Alles ſo reich und geſchmackvoll und den Anſprüchen angemeſſen, dabei ſo leicht aufzuſtellen, daß man ſich darüber doppelt verwundern muß, wenn man die Schwerfälligkeit unſerer Theatereinrichtung kennt. Daſſelbe iſt mit Gärten, Wald u. ſ. w. der Fall; da ſchlagen ſich Klappen im Boden auf, und ganze Boskets und Mauerwerk, Statuen oder dergl. ſteigen aus den Verſenkungen herauf. Ein ſolcher Garten auf dem franzöſiſchen Theater zeigt ſtets ſeine durchbrochenen Laubgänge, einzeln ſtehende Bäume und Hecken, kurz, Alles iſt weit natürlicher als bei uns, wo in der Mitte der große, leere, gedielte Raum und die gebrochenen Linien der Seitencouliſſen jede Täuſchung ja zerſtören müſſen.

Ich wünſchte, daß unſere Regiſſeurs nach Paris oder London reiſten und ſich dort in den Zwiſchenakten auf dem Theater als Beobachter aufhielten; ſie würden ihre Einſicht in der Mise en scène bedeutend vermehren.

Da ich hier einmal bei dem ſogenannten „Techniſchen" bin, ſo will ich auch noch der unvollkommenen Weiſe erwähnen, wie auf vielen deutſchen Bühnen Tag und Nacht verſinnlicht werden.

Es iſt oft ein ſinnloſes Wechſelſpiel mit Licht und Schatten, das den Augen wehe thut und nur ſtörend wirkt. Neulich ſah ich im Don Juan Folgendes:

Nacht bedeckte das Theater; der Gouverneur tritt auf, ein winziges Licht in der Hand; Don Juan ſchlägt es ihm aus der Hand und, o Wunder! es wird plötzlich hell. Doch welch ein neues Wunder! vier Bediente mit Fackeln treten auf, und nun wird es eben ſo ſchnell wieder ſtockfinſter. Was hatte wohl dieſes Lichtmanöver zu bedeuten? Wer das Theaterweſen genau kennt, wird ſich's leicht zu erklären wiſſen.

Man pflegt, ſobald Lichter in die dunkle Scene gebracht werden, anzunehmen, daß dieſe ganz erhellt werde; gleichviel, ob dieſes Licht in einem dunklen Walde, Kerker, Saale, Keller oder Zimmer erſcheint. Nun wird man mir aber zugeben, daß eine Kerze, welche eine kleine Stube ganz erhellt, nicht auch im Stande ſeyn wird, große Räume mit dunklen Vertiefungen, wie Keller und Wälder, eben ſo nach allen Richtungen mit Licht zu erfüllen. Es iſt auch gewiß hinlänglich, wenn ſolch ein Licht ſich nur ſpärlich verbreitet und vielleicht nur eine Perſon oder Gruppe etwas ſtärker beleuchtet, während alles Uebrige ſich in unbeſtimmten Umriſſen im Schatten zeigt. Dieſe Wahrheit berückſichtigt man jedoch nie, und ſo oft ein Licht, gleichviel wohin, auf die Scene gebracht wird, ſo wird auch immer in das Scenarium „Tag" geſchrieben, und darauf hin dreht man die Couliſſenlampen um. Im obigen Falle nun war der Gouverneur kaum mit dem Lichte aufgetreten, ſo ſchlug es ihm auch der allzuraſche Don Juan ſchon aus der Hand, und die tagſpendenden Diener des Theatermeiſters hatten ihr Geſchäft erſt begonnen, als nach der Vorſchrift ſchon wieder ſtockfinſtere Nacht nach dem Lichte hätte eintreten ſollen. Als ſie nun aber endlich mit dem Umdrehen der Lampen fertig geworden waren, um die Nacht auf der Scene eintreten zu laſſen, war die Handlung ſo weit vorgeſchritten, daß die Diener mit den Fackeln eintraten und der Bemühung der Tag- und Nacht-Fabrikanten abermals ſpotteten. Wie ſoll man nun aber ſolche Anordnungen und Beſtrebungen nennen? und dergleichen ſieht man faſt täglich, ohne zu wiſſen, was das bedeuten ſoll, und die Herren Regiſſeure nennen das: „In die Scene ſetzen.“ Obigen Fall jedoch ausgenommen, wüßte ich Nichts anzuführen, was ſich in der Mise en scène des Don Juan auf jenem Theater bemerkbar gemacht hätte; und welch ein Stoff wäre gerade in dieſer, in ſolcher Hinſicht ſchwer vernachläſſigten Oper für einen Regiſſeur, der ſein Fach verſtünde!

Am allerbeſten bleibe das „Tag- und Nachtmachen,“ wie es in der Couliſſenſprache heißt, dem Souffleur überlaſſen. Alle Lampen, der Couliſſen ſowohl als der Rampe, müſſen ſeiner Direktion überantwortet ſeyn; er weiß, da er das ganze Stück durch die Proben am genaueſten kennt und das Buch vor ſich hat, am beſten, wenn die Lichtveränderung plötzlich oder nach und nach einzutreten hat, und kann, wenn es ihm der Theatermeiſter geſchickt einrichtet, durch das Drehen eines einzigen Rades alle Lampen in Bewegung ſetzen. Schirme von farbigem Tafft, roth, gelb, blau und grün, in gehörigen Schattirungen, werden dann die Uebergänge, eine lezte Kapſel von Blech vollkommene Nacht bewerkſtelligen, und er ſelbſt, durch ein, zwei oder mehrmaliges Umdrehen des Rades, dieſes Alles zu Wege bringen.

Einen ſchönen Mondſcheineffekt ſah ich einmal in der berühmten Kirchhofsſcene im Don Juan, die ich hier ſchildern will.

Das ganze Theater war finſter; die Lampen ruhten alle in ihren Hülſen von Blech; die Dekoration war eigens zu dieſem Lichterſpiele gemalt worden; ganz dunkel mit grellen Mondſcheinreflexen. In der Mitte ſtand der Commandant zu Pferde aus Stein, und unweit davon, etwas ſeitwärts, ein breiter Baum mit voller Blätterkrone, hinter welcher ſich ein großer Kaſten verbarg, der mit einer ungeheuren Menge von Lampen mit bläulichen Gläſern angefüllt war. Dieſer Kaſten war mit einem dichten Vorhange verſehen, der nach Gefallen ganz oder zum Theil geſchloſſen werden konnte.

Vor der Hintergardine, die den Nachthimmel vorſtellte, war ein anderer Vorhang von Flor, bald dichter, bald feiner; von der größten Dünne bis zur Undurchſichtigkeit mit Wolken bemalt. Zwiſchen beiden Vorhängen ſchwebte ein täuſchend ausgeführter, transparenter Mond, der von dem Theatermeiſter quer über die Hinterwand von Unten nach Oben langſam gezogen wurde. So wie nun der Mond jedesmal ſichtbar wurde, öffnete einer der Maſchiniſten hinter dem Baume den Kaſten, und das bläuliche Licht verbreitete ſich über die Dekoration, die nun ganz täuſchend, wie vom Mond erhellt wurde. Trat aber der Mond hinter die Wolken, ſo war die Bühne in eben dem Grade bald matter, bald ſtärker erhellt, bis zum Schluß ein dichtes Gewölk den Mond aufnahm und Alles dadurch wieder mit Finſterniß umhüllte.

Obgleich dieſe Maſchinerie eine ſehr ſchöne Wirkung hervorbrachte, ſo will ich ihr doch in dieſer Scene von ſo impetuoſer Wirkung keineswegs das Wort reden. Dergleichen zieht die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, oder hier vielmehr der Hörer, ungebührlich von der Hauptſache ab und gehörte eigentlich in ein Diorama. Anwendbar wäre ſo Etwas, wenn der Mondaufgang etwa in einer Oper eine Zwiſchenſcene bildete und von Muſik begleitet würde. Für den Don Juan genügt eine paſſende dunkle Dekoration und der weiße Reiter in der Mitte. Aber das Pferd muß gut gemalt ſeyn und der Reiter ſich darauf ſo majeſtätiſch als nur immer möglich ausnehmen.

Das zu Viel und zu Wenig gehörig zu erwägen, iſt das Schwierigſte im Geſchäfte eines Regiſſeurs, und Dies bedingt eine Einſicht, die man von einem alltäglichen, alten Routinier nie erwarten darf. Die Tafelſcene im Macbeth, der Ball in Romeo und Julie, die Geiſter im Fauſt, der Geiſt im Hamlet würden einem Solchen mißlingen, und wenn er im Pfefferröſel das glänzendſte Bankett, im Maskenball von Auber den ſchönſten Galopp, und in Roſſini's Semiramis den Geiſt des Ninus mit dem prächtigſten bengaliſchen Feuer erſcheinen ließe.

Im Fauſt alltäglichen Opernpomp verſchwenden, hieße die größte Verſündigung begehen. Wie aber ſoll man es machen, da doch ſo viel Zauber- und anderer Spektakel darin vorkommt?

Vor allen Dingen werde hier, wie überall, das Charakteriſtiſche des Gedichts ins Auge gefaßt und nur die Aufgabe gelöst, der Phantaſie des Zuſchauers auf erlaubten Wegen dabei zu Hülfe zu kommen. Nicht lege man ſich als Pflicht auf, bei der Hexenküche und den andern wunderbaren Erſcheinungen übertriebene Tours de force der Maſchinerie zu zeigen, ſondern das ſtille, gothiſche Studierzimmer des Doktors, mittelalterlich und vor Allem deutſch, in welchem die erſten, gewichtigen Scenen des großen Gedichtes ſpielen, nehme die beſonderſte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt in Anſpruch. Hierzu taugt nicht der gothiſche Saal aus der Dame von Avenel, oder irgend ein anderer, und wäre er noch ſo ſchön gemalt. Hoch und eng iſt das Zimmer nach des Dichters Vorſchrift; der breite Kachelofen, der die Erſcheinung des Hundes vorbereiten hilft, die Schränke und Geſimſe, wo die geheimnißvolle Phiole und das ſeltſame Kryſtallglas ſtehen, die Gerippe, unzertrennlich von der Wohnung eines vorzeitigen Gelehrten, die Folianten, kurz Alles ſey ſchön und maleriſch zugleich geordnet.

Die Glasmalereien des Fenſters, wodurch der Mond fällt und einen Theil der Wand beleuchtet, dann wieder verſchwindet und jene Wand finſter erſcheinen läßt; vor Allem aber die Erſcheinung der Traumgeiſter, wobei ſich der Hintergrund des Zimmers zauberhaft erhellt (durch transparente Flöre zu bewerkſtelligen), um den Worten des Dichters:

„Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben!“

ihr unantaſtbares Recht angedeihen zu laſſen: dies Alles iſt großartig aufzufaſſen und pünktlich wiederzugeben. Ebenſo iſt die Erſcheinung des Erdgeiſtes hier zu weſentlich, als daß mich nicht die verfehlte Art und Weiſe, ihn aus einer gewöhnlichen Verſenkung kommen zu laſſen, angewidert haben ſollte.

Die Größe des Herrn Hinz oder Peter, der gewöhnlich dieſe Nebenrolle, wie die Herren in ihrer Weisheit vermeinen, zu ſpielen erhält, reicht nicht hin zu einer ſolchen Erſcheinung, und wären jene Leute Flügelmänner; das Oeffnen der Verſenkung, das Sehen des Apparats ſtört auch dabei. Man laſſe daher die Verſenkung durch irgend einen alterthümlichen Hausrath maskirt ſeyn und den Geiſt auf einem Piedeſtal ſtehen; dann gebe man ihm eine Maske, und dieſe, ſowie die Umhüllung der Geſtalt — am beſten mit dunkelgrauen, vielfarbigen Flören zu bewerkſtelligen — ſtehen in Einklang mit der nun künſtlich erlangten Größe; damit das Ganze ſich koloſſal zeige. Eine Erzſtufe zur Seite diene als Stütze.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier Angaben ertheilen, wie man das Requiem, die Ermordung Valentins, die Kellerſcene, die Spaziergänge u. ſ. w. wirkſam und richtig anzuordnen habe. Selten fand ich dies Alles auch nur mit einem Anflug von Verſtändniß arrangirt. Sollte man es glauben, daß bei einem Theater, wo faſt Nichts für die Scenerie geſchah und das Meiſte gar nicht einmal entſprechend angeordnet war, der Regiſſeur einen Luxus mit — Obſtweibern trieb, die er bei der Spaziergängerſcene hinſitzen, und dann in dem Geſpräche Wagners und Fauſts, im Momente, wo der Pudel bemerkt wird, von einigen Laternbuben abholen und nach Hauſe leuchten ließ? Mir iſt noch nie auf dem Theater Widerſinnigeres oder vielmehr Unerklärlicheres begegnet, da jener Regiſſeur den Fauſt ſelbſt für die Bühne eingerichtet hat, und der Mephiſtopheles zu ſeinen bedeutendſten Leiſtungen gehört.

Leicht vermag eine Kleinigkeit die Poeſie einer Scene und die Stimmung der Zuſchauer zu erhöhen. So z. B. macht es gewiß dieſe Wirkung, wenn man aus dem hohen, ungeſchmückten Zimmer, in welchem Enzio und Lucia in ihr Grab ſteigen, einen Blick durch ein hohes Bogenfenſter in eine mailiche, italieniſche Landſchaft hat. Dieſer Contraſt gibt einem Gefühle Nahrung, das in manchem Zuſchauer noch lange, wenn der Vorhang gefallen iſt, nachwirken dürfte.

Ich könnte hier noch Vieles anführen, und ich darf wohl ſagen, daß es mich drängt es zu thun; allein der Raum gebietet, mich kurz zu faſſen. —

Es ſind ſchon mancherlei Verſuche gemacht worden, dem läſtigen Auf- und Abräumen der Möbel bei den Verwandlungen abzuhelfen. Man hat Dies und Das vorgeſchlagen. Hie und da ließ man ſie aus den Verſenkungen oder ſogenannten Freifahrten kommen, welches Letztere die ganze Bühne durchſchneidende Oeffnungen mit Klappen ſind, auf welchen man große Dekorationen bis mitten auf die Bühne frei laufen laſſen kann, wo ſie ohne weitere Stütze auf derſelben feſt ſtehen bleiben, da ſie unter dem Boden befeſtigt werden können. Allein die zu einer Scene nöthigen Möbel ſo erſcheinen zu laſſen, hatte etwas Ungewohntes und mahnte zu ſehr an Zauberei, wenigſtens raubte dies den Zauberſtücken offenbar allen Kredit. Denn wie konnten die täglich zur Erſcheinung eines Stuhles oder Tiſches in einem nüchternen Converſationsſtücke profanirten Maſchinerien wohl noch Glauben bei übernatürlichen Veranſtaltungen verlangen?

Eine andere Art iſt, alle Möbel, die erſcheinen ſollten, mit guten engliſchen Rollen zu verſehen, und ſie dann aus den Couliſſen durch geübte Hände bis zu einem bezeichneten Fleck ſchieben zu laſſen. Ebenſo wurden ſie von denſelben Händen durch lange Haken in die Couliſſen gezogen, wenn verwandelt werden ſollte.

Das Ueblichſte iſt, ſie von Bedienten in einer Kleidung, die der Scene entſpricht, auf- und abräumen zu laſſen. Ich kann mich nur unter gewiſſen Bedingungen für das Eine oder Andere erklären, und wünſche daher, daß die beiden Arten bei einem gut eingerichteten Theater ſtattfänden. Wo nämlich die Verwandlungen ſich häufen und eine Scene der andern ſchnell folgen ſoll, iſt es gut, auf die erſt angeführte Weiſe zu verfahren; wo jedoch eine Pauſe und die damit eintretende Abſpannung wohlthätig wirken könnte, laſſe man nur die Bedienten ihr Weſen treiben. Immer ſeyen dies jedoch gut abgerichtete, wohl gekleidete und ſattſam bekannte Leute, an deren Anblick das Publikum ſchon gewöhnt iſt; denn Nichts erregt leichter Tumult und Störung, als ein fremdes Geſicht in ſolchen Fällen. Vor allen Dingen aber vereinfache man die Erſcheinung der Möbel auf der Scene bis zum Nothwendigſten; nur in den modernen Salonſtücken ohne andere Verwandlung, als in den Zwiſchenakten, darf man ſich den Anforderungen hingeben, welche die Mode und Eleganz in dieſer Hinſicht machen; höheren poetiſchen Zwecken muß aber, wie natürlich, alles Uebrige nachſtehen. Ich kenne Bühnen, wo bei jeder Verwandlung, und ſeyen ihrer in einem Akte auch noch ſo viele, ſtets anders bedeckte Tiſche und anders bezogene Stühle von Bedienten in verſchiedenen Livreen aufgetragen werden, und dieſe Kleinlichkeit liefert nicht ſelten ein komiſches Intermezzo, das den Effekt einer Scene geradezu verwiſcht, und dehnt noch nebenbei eine Vorſtellung um Viertelſtunden aus.

Was ich nun noch über das Coſtüm zu ſagen habe, wird mit wenigen Worten abzumachen ſeyn.

Auch hierin muß, wie überall bei ſceniſchen Anordnungen, das Poetiſche und Maleriſche die Richtung geben. Nichts iſt aber oft Dieſem widerſprechender, als wenn man mit hiſtoriſcher Genauigkeit verfahren will. Auch ſollte es den meiſten unſerer Bühnen ſchwer werden, bei dieſer Uebung conſequent zu bleiben. Am weiteſten ging hierin bekanntlich der nunmehr verſtorbene Graf Brühl, als er Intendant des Kön. Theaters in Berlin war; allein es gelang ihm ungefähr wie den Alterthümlern im Peregrine Pikle mit ihrem römiſchen Gaſtmahle. Wie ſie, mußte auch er zu Surrogaten greifen, die er ſich ziemlich eigenmächtig zuſammenſezte, und wie ſie, erlangte er oftmals Nichts als Spott und Gelächter zum Lohn für ſeine Bemühungen.

Dabei gab es ſtets Kämpfe mit den Künſtlern; der wollte nicht ohne Handſchuhe, jener nicht ohne Bart ſpielen. Die Schauſpielerinnen hatten es am ſchlimmſten; denn wollten ſie dem Grafen nicht gutwillig nachgeben, ſo ſahen ſie ſelbſt ihre Anſtellung bedroht. Man kennt dies genugſam aus den colorirten Figurinen, die Graf Brühl unter ſeiner Patronanz erſcheinen ließ, und nicht nur mit erklärenden Einleitungen, ſondern ſelbſt mit polemiſchen Ergüſſen gegen die widerſtrebenden Künſtler begleitete. Das zu Viel abgerechnet, enthalten jene Blätter jedoch manche ſchätzbare Belehrung.

In dieſem Falle leuchtete doch ein ernſtes, auf Wiſſenſchaft gegründetes Beſtreben vor, das immer ſelbſt dem Gegner einen Grad von Achtung abnöthigt. Ich kenne aber Bühnen, wo keine Spur davon zu finden, und wo doch mit großer Anmaßlichkeit von dieſen Dingen die Rede iſt; wo man ohne Sinn und Verſtand den Künſtlern Geſetze geben will, nach welchen ſie ſich auf der Bühne koſtümiren ſollen, bloß weil der Regiſſeur ſich das Recht anmaßt, zu befehlen.

Nirgends hört man ſo viel Unverdautes, als gerade in dieſem Bereiche des Sceniſchen. Es genügte aber in den meiſten Fällen, guten Geſchmack in der Wahl der Farben und dem Schnitte und, ſo gut es gehen wollte, Einklang mit Allem darin zu zeigen; damit ließen ſich füglich alle archäologiſchen und hiſtoriſchen Studien entbehrlich machen und die Zuſchauer vollſtändig befriedigen.

Zu Dem, was die Theaterconvenienz erfordert, und was von den alten Regiſſeuren als unverbrüchlich gehalten wird, gehört auch, daß der Schauſpieler nie dem Publikum den Rücken zukehre, ſondern höchſtens nur Dreiviertel der ganzen Geſtalt von ihm abwendet; ferner daß die auf der Bühne Anweſenden immer vorn am Souffleurkaſten einen Halbkreis formiren. Nach und nach, und mit Recht, haben ſich die Schauſpieler ſelbſt von dieſer ſteifen Förmlichkeit emancipirt. Ich erinnere mich, vor Jahren eine nur mittelmäßige Schauſpielerin, Mad.

Brand, als Königin Eliſabeth geſehen zu haben, die dadurch Aufſehen machte, daß ſie — ſtatt wie es üblich — vorn auf der Bühne hin und her zu gehen, in einer Scene von vorn nach hinten auf und ab ging, und ſo dem Publikum zum Oefterſten ihren Rücken zeigte. Man fand dieſe Neuerung ſehr kühn. Eßlair und andere Künſtler, die mit einem ſtarken Organ begabt waren, hielten ganze Anreden, das Geſicht gegen die Hintergardine gewendet.

Der Halbkreis im Vordergrunde war eine eben ſo nichtsſagende Regel. Die unbedeutende Figur ſoll die bedeutendere nie verdecken, ſich nicht vordrängen und dadurch läſtig werden, dies iſt allein zu berückſichtigen; übrigens ſoll dahin geſtrebt werden, daß die Stellung der Einzelnen ſtets ſchöne Gruppen bilde, die einen maleriſchen Effekt hervorbringen. Daß man hiebei auch auf die Farbe der Kleider ſehe, iſt keine Ueberflüſſigkeit. Ueberhaupt ſollte hierauf, namentlich in ſogenannten Converſationsſtücken, wo die Wahl von den Schauſpielern ſtets ſelbſt abhängt, mit Fleiß geachtet werden, und die Mitſpielenden nie unterlaſſen, ſich darüber zu verſtändigen. Oft laſſen ſie jedoch abſichtlich Nichts davon laut werden, um Abends bei der Vorſtellung mit der Wahl ihres Anzugs zu imponiren oder irgend eine andere überraſchende Wirkung hervorzubringen. Und ſo kommt es denn wohl, daß Damen in den heterogenſten Farben, oder Alles ganz übereinſtimmend in einer Farbe, roſa, blau oder ſchwarz erſcheint, welches aber nur einen ſchlechten Eindruck macht.

Wenn es gleich geſtattet ſeyn ſoll, in einzelnen Momenten ſich ganz von dem Publikum abzuwenden und die Rede nach dem Hintergrunde der Bühne zu richten, ſo iſt damit doch nicht geſagt, daß dies zu oft und am unrechten Ort angebracht werden darf. Manchen Schauſpieler von ſchwacher Stimme würde dies ſogar in große Verlegenheit bringen können. Daher iſt bei den ſceniſchen Anordnungen darauf gebührend Rückſicht zu nehmen. Es iſt bei einigen Theatern eingeführt, daß untergeordnete Rollen in einem Stücke, Diener, meldende Officiere u. dgl. hinten am Eingange ſtehen bleiben und den Schauſpieler im Vordergrunde zwingen, bei ſeiner Replik ſich nach ihnen zu kehren und ſo die oben angeführte Stellung gegen das Publikum anzunehmen. Dies iſt zu vermeiden. Der Unterſchied des Standes, der Grad der Hochachtung und der Ergebenheit werde zwar durch die Entfernung der Sprechenden von einander ausgedrückt, doch können dieſelben ſo viel als möglich dabei auf gleicher Linie ſtehen und nicht Einer hinter dem Andern. Einen weiteren Fehler berühre ich hier: daß meldende Diener ihrer Herrſchaft ſtets ein Compliment beim Eintreten in den Salon machen zu müſſen glauben. Dies aber findet nirgends in guten Häuſern ſtatt.

Die Stellung der Spielenden auf der Bühne iſt Dasjenige, was das Hauptaugenmerk des Regiſſeurs erfordert. Hierdurch wird eine Scene oft erſt dem Zuſchauer deutlich, ja überhaupt möglich; aber ebenſo kann ſie auch widerſinnig dadurch erſcheinen. Die Worte, die vor ſich hin oder Andern heimlich geſagt werden ſollen, gewinnen nicht nur an höherer Bedeutung, ſondern werden erſt dann gehörig verſtändlich, wenn auf die Stellung die echte Rückſicht genommen worden iſt.

Die Veränderung der Stellung, das Hin- und Hergehen, um zu einander zu kommen, iſt oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, wenn man dies natürlich aus der früher behaupteten Situation ſich entwickeln laſſen will. Hier kann der Regiſſeur Scharfſinn und Bühnenkenntniß zeigen und in ſolchen Anordnungen ſich wahrhaft die Achtung der Künſtler erwerben. Dem Publikum imponirt er zwar mit dieſen Vorzügen nicht, allein es wird ſich des runden Zuſammenſpielens erfreuen, ohne zu wiſſen, worin der Zauber liegt und wodurch er herbeigeführt wurde.

In dieſen Dingen ſieht man oft die unverantwortlichſten Fehler begehen, die einem Stück den Fall bereiten können, und deßhalb nehmen franzöſiſche Schriftſteller es ſtets ſehr genau damit, indem ſie am Eingange der Scenen die Stellung den Schauſpielern vorſchreiben und auch jede Veränderung in derſelben anzeigen. Deutſche Dichter unterlaſſen dies gewöhnlich; theils weil ſie nicht mit einer ſo genauen Kenntniß der Bühne, wie die Franzoſen, arbeiten und daher die beſte Stellung ſelbſt nicht anzugeben wiſſen, oder weil ſie ſich's bequem machen, oder endlich weil ſie zu ſubmiß ſind, um einem hochlöblichen Hoftheater-Regiſſeur Etwas vorſchreiben zu wollen, und auch überzeugt ſind, daß er ſich nicht nach den ihm gemachten Angaben richten werde.

Wenn ich nun nach dieſen ſkizzenhaft gegebenen Andeutungen ein Reſumé zuſammenfaſſen will, ſo bedingt das Amt eines Regiſſeurs allerdings Kenntniſſe und Fähigkeiten von Belang; dabei Unparteilichkeit und das Herz auf dem rechten Flecke, um mit Ernſt jeder Anmaßung entgegen zu treten; ferner unermüdlichen Eifer, dabei aber auch die Gewandtheit und Milde des Vermittlers und die Leichtigkeit, ſich beſſeren Anſichten zu fügen. Wie oft mag aber wohl dieſe ſeltene Vereinigung in einem Manne angetroffen werden? Und von einem ſolchen iſt die poetiſche, wirkſame, allen Anforderungen entſprechende Mise en scène doch nur allein zu erwarten.

Ich kann dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne den dramatiſchen Dichtern zuzurufen, daß ſie ſich beſtreben mögen, vor Allem die Scene kennen zu lernen; alle Hülfsmittel, welche ſie reichlich bietet, mit Ernſt zu ſtudiren und ſogar darauf bedacht zu ſeyn, ſie durch neue zu bereichern.

Ich glaube in dem Früheren dargethan zu haben, daß ich hierunter nicht leeres Schaugepränge und die Kunſt des Maſchiniſten allein verſtehe. Der Dichter, der jene Bühnenkenntniß vernachläßigt, wird vielleicht ein Werk ſchaffen, das der Poeſie, der Literatur von Werth ſeyn kann, aber ein Schauſpiel wird es nie werden, das — wie ſein Name ja beſagt — geſchaut werden ſoll. Und wünſcht nicht jeder Dichter wohl, daß ſein

Werk auch gegeben werde? Und iſt es nicht, um ſeine Kränkung über dieſe getäuſchte Erwartung zu verbergen, wenn er ſich ſtolz, wie Immermann, hinter die Aeußerung verſchanzt: „Es ſey ihm gleichgültig, ob er geſpielt werde oder nicht; er füge ſich nicht den Anforderungen ſolcher depravirten Anſtalten, wie unſere Theater?“

Ein Theater, das gänzlich der Literatur angehört, iſt jezt nicht mehr denkbar. Eben jene effektvollen Hülfsmittel der Scene werden von allen Arten des Drama ſo ſehr in Anſpruch genommen und mit ſo großem Glücke ausgebeutet, daß man nicht umhin kann, nach ihnen zu greifen, oder das Feld zu räumen. Daß ich nicht die ſogenannten großen Spektakel meine, ſchalte ich hier abermals ein. Auch das Melodrama, das einfache Familienbegebenheiten ergreifend ſchildert, das leichte Vaudeville, ein Canevas aus alltäglichen Ereigniſſen, gefallen, ergötzen, reißen hin. Was mit der Kenntniß des Theaters allein ſchon bewirkt werden kann, lehren uns Scribe und Raupach, die beide keine Dichter ſind; was von wirklichen Dichtern aber hierdurch erreicht werden könnte, iſt leicht zu errathen. Und hat denn Shakeſpeare das Sceniſche verſchmäht? Hat er nicht dadurch die ungeheuerſte Wirkung erreicht? Selbſt den großen Spektakel hat er zu Hülfe genommen, und wenn ſeine Bühne noch zu unvollkommen war, ihn darzuſtellen, ſo werden die geſchickten Regiſſeurs der damaligen Zeit ſchon gewußt haben, ihn ihren Zuſchauern zu verſinnlichen. Begnügte ſich das damalige Publikum mit vagen Andeutungen; gut! unſer Parterre iſt zu verwöhnt und abgeſtumpft, und wir müſſen nothwendig weiter gehen. Die Mittel dazu ſind durchaus nicht verwerflich, nur die Art, ſie anzuwenden, kann es werden.

Ein Jüngling, der aus ſeiner einſamen Studirſtube heraus die Bühne mit einem neuen Werke beglücken will, wird wohl immer einen Fehlſchuß thun, ſelbſt wenn es im günſtigſten Falle aufgeführt würde und die Freunde ihm lauten Beifall klatſchten. Er ſtudire aber die Scene, und ſein Talent wird neue Bahnen finden, um ſich der Menge, der Nation zu bemeiſtern. Im Theater lernt er die Welt kennen, und hier rechtfertigt ſich vollkommener, als irgendwo, das Wort von den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Der Dichter, der das Theater beherrſchen will, gebe dem Schauſpieler, dem Maſchiniſten, kurz allen Mitwirkenden Gelegenheit, ihre Poeſie zu entfalten; er nehme die Domäne der Poeſie nicht bloß für ſich allein in Anſpruch; er bedenke, daß, wenn man die Geliebte ſeines Herzens ganz ſein eigen nennen will, man ihr auch, allen Stolz verläugnend, recht von Herzensgrunde dienen muß.

Andreas Gryphius

von

M. Honeck.

Zwei merkwürdige Momente charakteriſiren die deutſche Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts, daß Schleſien, ein Grenzland, kaum zum deutſchen Reiche gerechnet, in dem ſeit wenig Jahrhunderten erſt germaniſche Sitte, germaniſche Entwickelung über die ſlaviſche geſiegt hatte, faſt ausſchließlich der Heerd der deutſchen Poeſie wurde, ſo daß beinahe alle glänzenden Namen jener Epoche ihm angehören und ferner, daß, nachdem ein Jahrhundert lang alle geiſtigen Beſtrebungen der deutſchen Nation beinahe ganz allein auf theologiſche Forſchungen, auf Polemik und Satire gerichtet waren, gerade inmitten eines Krieges, welcher unſer Vaterland zerfleiſchte und in ſeiner Entwickelung hemmte, die Poeſie einen neuen, kräftigen Aufſchwung erhielt.

Die deutſchen Literaturhiſtoriker haben manche ſehr ſcharfſinnige Hypotheſe aufgeſtellt, um zu erklären, was dem Aufblühen der Poſie in Schleſien beſonders förderlich geweſen ſeyn möge; man hat dafür angeführt, daß freie Entwickelung der öffentlichen Verhältniſſe, daß die Blüthe, worin ſo viele ſchleſiſche Städte ſtanden, daß ein vor dem unglücklichen Kriege allgemein verbreiteter Wohlſtand, daß treffliche Schulen in weiten Kreiſen eine heitere Bildung, eine rege Theilnahme an poetiſchen Schöpfungen verbreitet haben, ja daß ſelbſt die kirchlichen Spaltungen, denn ein Theil Schleſiens hatte ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannt, während der andere katholiſch blieb, in ſofern günſtig für höhere Bildung gewirkt hätten, als jede Religionspartei ſich tüchtige geiſtige Streiter habe erziehen müſſen, um ihre Dogmen zu vertheidigen.

leichter zu erklären iſt, weßhalb gerade während des dreißigjährigen Krieges und in der troſtloſen Zeit, die ihm folgte, bedeutende Dichter auftraten, was ſich auch in einer neuern, faſt eben ſo unſeligen Periode unſerer Geſchichte wiederholte. Die Poeſie iſt es ja allein, die in ſolchen Kriſen dem Begabten für Alles, was er dulden und entbehren muß, Erſatz bieten kann; ſie iſt es ja allein, durch die er in ſo trüben Zeiten zu ſeinem Volke reden kann, wenn jede andre öffentliche Wirkſamkeit durch die Parteien oder Gewalthaber verkümmert iſt. Und gerade in ſolchen Zeiten der Noth horcht das Volk aufmerkſamer als je der Stimme ſeiner Dichter, von ihnen allein gewinnt es ſich, da jede andere Quelle verſiegt iſt, Troſt, Muth, Hoffnung, ja ſelbſt das Vertrauen einer Nation kann nicht untergehen, die noch edler Sänger und einer kräftigen Sprache ſich rühmen darf.

Ganz beſonders in dieſer Beziehung haben die erſten ſchleſiſchen Dichter[*] unendlich viel gewirkt, manche ihrer Beſtrebungen erſcheinen uns heute matt und friſchen Lebens entbehrend, doch betrachten wir ihre ganze Wirkſamkeit im Vergleich zu der Höhe der Bildung, auf welcher ihre Zeitgenoſſen ſtanden, bedenken wir, wie ſie der deutſchen Poeſie recht eigentlich erſt wieder Boden erkämpfen mußten im eigenen Vaterlande, der italieniſchen, griechiſchen und vor allen der lateiniſchen gegenüber; wie ſie während der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges die Beſſern im Volke geiſtig ſtärkten und erhoben, wie ſie ſich ſtets fern hielten von allem Parteienkampfe, immer nur an des deutſchen Reiches Ehre und Würde mahnten, dann erſt werden wir den vollen Umfang ihrer Verdienſte ermeſſen können. Die Namen der bedeutendſten dieſer Dichter ſind Opitz, Fleming, Simon Dach[*] und Andreas Gryphius.

---

[*] Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die ganze Tendenz dieſer Dichter durchaus verſchieden von der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule iſt, deren Stifter Lohenſtein und Hoffmannswaldau waren.

In dieſen Blättern ſoll eine Schilderung des Andreas Gryphius, namentlich ſeiner dramatiſchen Leiſtungen verſucht werden, manches wird darin ausgeführt, manches lückenhaft bleiben müſſen, denn leider ſind einige ſeiner Werke ganz verloren gegangen, andre ſo ſelten, daß es aller angewandten Mühe ungeachtet nicht möglich war, ſie aufzufinden, eben ſo können die Nachrichten über das Leben des Dichters nur ſehr fragmentariſch ſeyn, da auch hier vieles verloren iſt, was zur genauen Kunde ſeines vielbewegten Lebens hätte führen können, ſo namentlich ein Tagebuch, welches er von früher Jugend an geführt hatte. Zwei biographiſche Schriften über den Dichter: Sigismund von Stoſch hiſtoriſcher Lebenslauf Andreae Gryphii und Leubscher schediasma de clario Gryphio (beide ſehr ſelten), konnten auch nicht benuzt werden und der Abriß des Lebens des A. Gryphius, der in dieſem Aufſatze gegeben wird, mußte theils einer Arbeit G. G. Bredows (A. Gryphius in Bredows hinterlaſſenen Schriften, Breslau 1816), die, was die biographiſchen Notizen betrifft, ſehr gelungen iſt, aber über Gryphius dichteriſche Leiſtungen höchſt oberflächlich hinweggeht, ſo wie andern neuern Quellen[**] entlehnt werden, und ſehr ſorgfältig wurden die ſehr ſparſamen Andeutungen, welche Gryphius ſelbſt in ſeinen Gedichten gibt, benuzt.

Andreas Gryphius wurde am 11. Oktober 1616 zu Groß-Glogau um die Mitternachtſtunde geboren; die Stunde ſeiner Geburt ſchien ihm ſtets ſehr wichtig und er ſpielt oft in ſeinen Gedichten darauf als auf etwas ſehr Bedeutſames an. So ſagt er unter anderen darüber:

---

[*] Simon Dach war freilich kein geborner Schleſier, doch folgte er ſtreng der Bahn, die Opitz geöffnet hatte.

[**] Beſonders gibt Kahlert in ſeiner ſehr tüchtigen Arbeit: „Schleſiens Antheil an der deutſchen Poeſie“ einige intereſſante Notizen.

Die Erden lag verhüllt mit Finſterniß und Nacht,
Als mich die Welt empfing, der hellen Lichter Pracht,
Der Sterne güldne Zier umgab des Himmels Auen,
Warum? um daß ich nur ſoll nach dem Himmel ſchauen.

Seinen Vater, Paul Gryphius, Archidiakonus in ſeinem Geburtsorte, verlor er ſchon, als er noch kaum fünf Jahre alt war. Eine Stelle in einem ſeiner Gedichte deutet an, der Vater ſey an Gift geſtorben, welches ihm ein falſcher Freund gegeben habe *, nähere Nachrichten darüber aber fehlen. Dem Vater folgte nach zwei Jahren (1628) die Mutter des Dichters; er hatte an ihr mit warmer Liebe gehangen, und einige ſeiner ſchönſten Sonette feiern ihr Gedächtniß, und eine Stelle die aus ſeinem verlornen Tagebuche übrig geblieben iſt, ſpricht in wenig Worten aus, was ſeine Mutter ihm geweſen: „Dieſer Todesfall iſt wohl das höchſte was ich erlitten, ſintemal durch ihren Hintritt alles, was noch von Mitteln, Troſt, Rath und Beiſtand übrig, verloren."

Des Andreas älterer Bruder, Paul, der gleich ſeinem Vater Geiſtlicher war, ſcheint ſich nach dem Tode der Eltern brüderlich ſeiner angenommen zu haben. Von ihm unterſtützt, beſuchte der Jüngling die Schulen zu Görlitz, Glogau und Frauſtadt, wo er ſich mit raſtloſem Eifer wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung hingab, das Studium der älteren Sprachen, das er von Kindheit an getrieben hatte, fortſezte, und damit noch die Erlernung neuerer Sprachen und vielfacher Beſchäftigungen mit Geſchichte, Naturwiſſenſchaften, Poeſie, verband. Schon ſehr frühe ſcheint er ſich im Dichten verſucht zu haben; ſeine erſte größere Arbeit „der Kindermörder Herodes," eine Tragödie, ſoll ſchon 1631 entſtanden und 1654 zu Glogau gedruckt ſeyn. Leider iſt jedoch dieſe Arbeit verloren gegangen, ſelbſt Bredow, dem die beſten Quellen zu Gebote ſtanden, konnte ſie nicht auffinden; doch läßt ſchon die Wahl des Stoffes ahnen, wie ſehr

---

* Dieſe Stelle ſteht in dem ſpäter erwähnten Gedichte „in tödtlicher Krankheit."

Gryphius erſte poetiſche Beſtrebungen ſich im bibliſch-religiöſen Kreiſe bewegten. In demſelben Jahre, wo der junge Dichter zuerſt öffentlich auftrat, verließ er aus unbekannten Gründen ſeine Heimath und ging nach Danzig, wo er ſich durch Unterricht ernährte, dort übergab er auch die erſte Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte, unter dem Titel: „erneuerter Parnaß“ dem Drucke; auch dieſe Sammlung iſt verloren gegangen. Nach einer Abweſenheit von zwei Jahren kehrte er nach Schleſien zurück und übernahm die Hauslehrerſtelle bei Georg von Schönborn, kaiſerlichem Pfalzgrafen, bei dem er einige Zeit lebte, der Achtung und Liebe ſeiner Umgebung ſich erfreuend und eifrigem Studium ergeben, wozu ihm die reiche Bibliothek Georg von Schönborns mannigfache Gelegenheit bot. Gryphius Gedichte müſſen ſchon damals geſchätzt und in weiten Kreiſen bekannt geweſen ſeyn, denn ſein Gönner krönte ihn, kraft ſeiner Würde als Pfalzgraf, 1637 in einer zahlreichen Verſammlung zum kaiſerlichen Poeten und ertheilte ihm den Adel für ſich und ſeine Nachkommen. Doch war Andreas Gryphius zu ernſt und ſtrebte zu emſig nach dem Dichterlorbeer, den kein Pfalzgraf verleihen kann, als daß er Gefallen an dergleichen Poſſen hätte finden können; in ſeinen Gedichten findet ſich kein Wort über dieſe Ceremonie, und nie hat er den ihm geſchenkten Adel führen mögen.

Kurze Zeit nach der Krönung ſtarb Georg von Schönborn, und durch ſeinen Tod verlor der Dichter einen mächtigen Beſchützer, der ihn vor der Rache manches Feindes bewahrt hatte. Seine Lage wurde ſehr bedrängt, denn mächtige Männer waren ihm feindlich geſinnt. In ſeinen Gedichten klagt er freimüthig über die Bedrücker des Vaterlandes, die, nicht zufrieden die zeitliche Habe der unglücklichen Einwohner zu vernichten, ihnen auch noch das höchſte Gut, den Glauben nehmen wollen. Unerſchütterlich feſt blieb er dem Proteſtantismus getreu und vertheidigte die ſchwerbedrohte Gewiſſensfreiheit ſeiner Glaubensgenoſſen. Wegen dieſes Freimuths in Verruf, verfolgten ihn die Machthaber und ihr Haß zwang ihn endlich, ſein Vaterland zu verlaſſen. Er wandte ſich nach den Niederlanden, die ihm ein gaſtliches Aſyl boten, und ließ ſich auf der Univerſität Leyden unter die Zahl der Studirenden aufnehmen. Doch beſchränkte er ſeine Studien nicht auf einen beſtimmten Kreis, ſondern beſchäftigte ſich mit Medicin, mit Geſchichte und Philoſophie, mit Aſtronomie und aſtrologiſchen Forſchungen, die man noch damals gern mit der Kenntniß der Geſtirne verband. Indeß entzogen ihn dieſe wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Dichtkunſt nicht, viele ſeiner Sonette entſtanden während ſeines Aufenthaltes zu Leyden, und 1638 erſchien die erſte Sammlung ſeiner Epigramme und Sonette bei Elzevir, dem berühmteſten Druckherrn ſeines Jahrhunderts.

Auch als Lehrer trat der noch ſo junge Mann auf und hielt Vorleſungen über faſt alle Zweige des Wiſſens, die vielen Beifall fanden und ihm einen bedeutenden Namen erwarben, denn ſpäter (1618) wurde ihm unter ſehr günſtigen Bedingungen die Profeſſur der Mathematik an einer neu errichteten Akademie zu Frankfurt an der Oder angetragen, und ein Jahr darauf erhielt er einen ſehr ehrenvollen Ruf nach Upſala, lehnte jedoch beide Anerbietungen ab.

Trauernachrichten aus dem Vaterlande, das fort und fort von den Greueln eines unmenſchlich geführten Krieges heimgeſucht wurde, verbitterten ihm oft den Genuß, den er in eifriger wiſſenſchaftlicher und dichteriſcher Beſchäftigung fand, und vor allem erſchütterte ihn auch die Kunde vom Tode ſeines geliebten Bruders Paul, der 1610 ſtarb. Auch ihn hatte die Ungunſt der Zeiten ſchwer getroffen; als proteſtantiſcher Geiſtlicher war er der Verfolgung der kaiſerlichen Partei in Schleſien ganz beſonders ausgeſezt, doch ertrug er ſie gleich dem Andreas feſt und muthig. Dieſer liebte ihn innig, und rührend ſind ſeine Klagen um den Verlorenen, während er ihn doch glücklich preiſen muß, daß er nicht mehr alles Unheil dieſes endloſen Krieges anſehen dürfe. In demſelben Jahre, als er die Todesnachricht ſeines Bruders erhielt, verfiel Andreas Gryphius ſelbſt in ſchwere Krankheit und war dem Tode nahe; in dem Gedichte „in tödtlicher Krankheit,“ welches zu dieſer Zeit entſtand, herrſcht ein tiefer Mißmuth, faſt Verzweiflung; er ſtaunt, daß noch irgend Jemand mit ihm, den das Unglück immerdar verfolge, Mitleid tragen möge, als Kind ſchon ſey ihm der Vater entriſſen, böſe Krankheiten hätten ihn heimgeſucht, ſeine irdiſchen Güter ſeyen ihm entwandt, Kränkungen wären ihm in höchſtem Maaße bereitet worden, Aſterie und Hyppolite, * die er ſo innig liebte, hatte er ſterben ſehen, weder ſeines Bruders hat der Tod geſchont, noch ſeines theuern Freundes, er wolle jezt, der einzige Wunſch bleibe ihm, einſam ſeyn in ſeinem Elende, möge nur Livia, die ſo herzlichen Antheil an ſeinem traurigen Schickſal nehme, glücklich werden, möge nur ſie ſo viel Luſt und Wonne als er bittres Leid erfahren.

Doch geſtalteten ſich, trotz dieſer Verzweiflung, Gryphius Verhältniſſe von dieſer Zeit an günſtiger, und bald wich auch wieder jener Lebensüberdruß, von dem das angeführte Gedicht zeugt, einer muthigen Ergebung und Hoffnung auf beſſere Tage. Als Begleiter eines reichen Pommern, Wilhelm Schlegel, durchreiſte er die Niederlande, Frankreich, Italien. Ueberall ſuchte und fand er die Bekanntſchaft der namhafteſten Gelehrten, und wurde wohlwollend aufgenommen, da er ſich ſchon in der literariſchen Welt einen geachteten Namen erworben hatte, was unter Anderm daraus hervorgeht, daß die Republik Venedig die Widmung ſeines poetiſchen Werkes „Olivetum“ (gedr. Florenz 1646) annahm, eine Sammlung von Gedichten, worin er die Leiden Jeſu auf dem Oelberge ſchilderte; auch dieſes Gedicht iſt, gleich einem andern „Golgatha“ verloren. Auf

---

* Ueber dieſe beiden Geliebten des Gryphius, ſo wie über Eugenie, die er oft in ſeinen Gedichten feiert, fehlen alle weitern Nachrichten.

dieſen Reiſen, die ihm Quellen der mannigfachſten Anſchauungen waren, erwarb ſich der Dichter auch wohl vorzüglich jene ſcharfe und klare Auffaſſung der Verhältniſſe, jene Menſchenkenntniß, von der ſeine dramatiſchen Arbeiten ſo oft Zeugniß geben. Gryphius erſte Tragödien, wozu er die Entwürfe und Bearbeiten wohl ſchon größtentheils auf ſeinen Reiſen gemacht hatte, erſchienen kurz nach ſeiner 1647 erfolgten Rückkehr nach Schleſien; ſie fanden allgemeinen Beifall, und ſein Name, ſchon durch lyriſche Arbeiten rühmlichſt bekannt, erfreute ſich bald durch ganz Deutſchland der höchſten Achtung und Theilnahme.

Nach einer bewegten Jugend, nach ſo vielem Unglücke und Kummer die er ertragen mußte, war Gryphius endlich ein ruhig, zufriedenes und an Ehren reiches Mannesalter beſchieden, eine glückliche Liebe tröſtete ihn für frühere, herbe Verluſte, er verheirathete ſich 1649 mit der Tochter eines angeſehenen Bürgers von Fraustadt und lebte mit ihr in ſehr glücklicher Ehe. Bald darauf übertrugen ihm die Landſtände des Fürſtenthums Glogau das Amt ihres Syndikus, und endlich wurde auch der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen und ſo Gryphius heißeſter Wunſch erfüllt, wiederum Sicherheit und geſetzliche Ordnung in Deutſchland zurückkehren zu ſehen. Mit gewiſſenhafter Treue die Pflichten ſeines ſchweren Amtes übend, ward ihm die Poeſie, die ihm in unglücklichen Tagen Troſt und Stütze geweſen war, jetzt feſtliche Erholung; in ſeinen Mußeſtunden beſchäftigten ihn ſtets dramatiſche Arbeiten und noch kurz vor ſeinem Tode arbeitete er an der Ueberſetzung einer geiſtlichen Schrift. Glücklich in ſeinem Familienleben, geehrt und geachtet von ſeinen Mitbürgern, im ganzen weiten Vaterlande als erſter deutſcher Dramatiker geprieſen, verlebte er noch vierzehn Jahre in Glogau und ſtarb im rüſtigſten Mannesalter ſtehend, am 16. Juli 1664 plötzlich, während er einer Sitzung der Landſtände beiwohnte. Noch kurze Zeit vor ſeinem Tode war Gryphius in die ſogenannte fruchtbringende Geſellſchaft, unter dem Namen des Unſterblichen, aufgenommen werden. Dieſe Sprachgeſellſchaften, eine traurige Spielerei des ſiebzehnten Jahrhunderts, haben Manchem Anwartſchaft auf ewigen Ruhm verliehen, deſſen Name jetzt verſchollen iſt; aber Andreas Gryphius wird ſtets ehrenvoll genannt werden in unſerer Literaturgeſchichte, als ein Mann der kühn und großartig geſtrebt hat und dem Vieles gelungen iſt.

Auf ſein Grabmal wurde (urſprünglich lateiniſch) die einfache Inſchrift gelegt: „Stehe Leſer und traure mit Schleſien um des großen Mannes frühen Tod. Stets ſterben zu bald, die Unſterbliches erſannen.“ Er ſelbſt hat ſich einſt folgende Grabſchrift gedichtet:

Ich bin nicht mehr denn Du, ich bin was Du geweſen,
Bald wirſt Du ſeyn was ich. Mein Wiſſen, Thun und Leſen,
Mein Name, meine Zeit, mein Leben, Ruhm und Stand
Verſchwunden als ein Rauch. Die leichte Hand voll Sand
Verdeckt denſelben Leib, der vorhin viel gelehret,
Den nächſt der Fieber Gluth in Fäul und Stank zerſtöret.
Beweine, wer Du biſt, nicht mich, nur Deine Noth,
Du gehſt, indem Du gehſt und ſtehſt und ruhſt zu Tod.

Aus den Umriſſen der Lebensgeſchichte des Andreas Gryphius iſt der Gang ſeiner dichteriſchen Bildung leicht erklärlich; in traurig verlebter Jugend war es ihm Bedürfniß, ſeine Klagen, Befürchtungen und Hoffnungen auszuſprechen, daher ſind ſeine erſten Arbeiten faſt nur lyriſch, und wenn er den Kreis perſönlicher Erlebniſſe verläßt, vertieft er ſich in religiöſe Erinnerungen und verſucht die geheiligten Geſchichten poetiſch zu geſtalten. Erſt in ſpäterer Zeit, wo er als Mann Ruhe, Troſt und jenen edlen Gleichmuth, der ſich über jedes Schickſal zu erheben vermag, gefunden hatte, wo auch endlich freundlichere Tage ihm wurden, wagte er ſich an die Tragödie, und entwarf ſeine heitern Luſtſpiele. Opitz war das Muſter, das dem Jüngling vorleuchtete, gleich ihm verwandte er ungemein vielen Fleiß auf Sprache und Form, namentlich ſind ſeine Sonette ſehr gut gebaut. In den Gedichten herrſcht faſt nur ein Gefühl, Trauer um das Unglück des Vaterlandes, nur zuweilen übermannt ihn finſterer Mißmuth, der aber bald wieder ſeinem unerſchütterlichen Vertrauen auf Gott weicht. Er ſelbſt ſagt, gleichſam den ernſten Ton in den meiſten ſeiner Gedichte entſchuldigend, ſie ſeyen während des öffentlichen Elends, während des Sterbens theurer Freunde und unter dem Spotte hohnlachender Feinde geſchrieben, und fügt er beſcheiden hinzu: ſeine Kindheit ſey frommer als gelehrt geweſen. Als Tragödiendichter bildete ſich Gryphius wohl vorzüglich nach Seneca, weniger nach griechiſchen Tragikern; bedeutend hat auch ſein Zeitgenoſſe, der berühmte holländiſche Dichter von Vondel, auf ihn eingewirkt. Die Beſtrebungen früherer deutſcher Theaterdichter, namentlich des Hans Sachs und Jakob Ayrer, ſcheinen ihm durchaus unbekannt geweſen zu ſeyn, wie denn überhaupt die erſten ſchleſiſchen Dichter wohl den Fehler begingen, daß ſie, den Einfluß der fremden Poeſie in Deutſchland bekämpfend, doch wieder ausländiſchen Muſtern viel zu ſehr nachahmten, ſtatt ihre Beſtrebungen den alten, eigenthümlichen Schöpfungen der deutſchen Poeſie, die ſie nicht gründlich zu erforſchen bemüht waren, anzureihen; durch dieſe Nachahmung fremder Muſter kam namentlich ein rhetoriſches Element in ihre Dichtungen, das dem eigentlichen innerſten Charakter der deutſchen Poeſie fremd iſt.

Andreas Gryphius wählte ſtets mit ſicherm Takte die Stoffe zu ſeinen Tragödien, die mit Ausnahme von Cardenio und Celinde alle der Geſchichte entnommen ſind; die Handlung iſt ſtets ſchön und deutlich entwickelt, die Charaktere richtig und oft mit überraſchender Wahrheit gezeichnet, die Sprache iſt in ihnen immer edel und gemeſſen, freilich ſind alle ſeine Arbeiten in den ſpäter ſo ſehr verſpotteten Alexandrinern geſchrieben, doch weiß er dieſe Versart meiſterhaft zu behandeln und ſie bringen eine dem Ernſt der Tragödie durchaus angemeſſene Wirkung hervor. Nur von der fremdartigen Rhetorik wußte ſich auch Gryphius oft nicht fern zu halten und das überlange

Ausſpinnen von Reden ſchwächt das Intereſſe des Leſers an den Perſonen der Tragödie und ſtellt hin und wieder die Geduld auf eine harte Probe. Gryphius theilte den Glauben ſeiner meiſten Zeitgenoſſen an ein ſichtbares Hereinragen der Geiſterwelt in die natürliche, an Ahnungen und Träume, und erzählt oft, wie ſein Bruder Paul ihm kurz vor ſeinem Tode im Traume erſchienen ſey, auch hatte er in einer eigenen, noch verlorenen, Schrift: de spectris, ausführlich ſeine Gründe für dieſen Geiſterglauben dargelegt, und dieſe Vorliebe für das Wunderbare verleitete ihn, in ſeinen Tragödien ſtets Geiſtererſcheinungen, Traumbilder und Vorherſagungen ſo zu häufen, daß ſie den Charakter des Außergewöhnlichen und Wunderbaren ganz verlieren, nur auf die ruhige Entwicklung der Fabel ſtörend einwirken, und ſo die Spannung und jede überraſchende dramatiſche Wirkung ſchwächen. Das erſte Trauerſpiel des Dichters iſt Leo von Armenien. Michael Balbus, des griechiſchen Kaiſers Leo ſiegreicher Feldherr, iſt überwieſen, dem Herrſcher nach dem Leben getrachtet zu haben und deshalb zur Strafe des Hochverraths verurtheilt. Nur eine Stunde Friſt war ihm gegeben, ſich zum Tode vorzubereiten, aber Theodoſia, Leos Gemahlin, bewirkt vom Kaiſer, daß Michael erſt nach dem Chriſtfeſte, das am andern Tage gefeiert wird, ſterben ſolle; nur ungern gibt Leo den Bitten ſeiner Gemahlin nach. Als er ſich zum Schlafe niederlegte, ſtören Geiſter ſeine Ruhe; Tharaſius, der verſtorbene Patriarch von Conſtantinopel, erſcheint, um ihn zu warnen, er ſieht den Michael mit gezücktem Schwert auf ſich eindringen — die Geiſter haben nicht gelogen, es iſt Michael gelungen, die unreinen und verzagten Genoſſen ſeiner Pläne wieder zu kühner That aufzuſtacheln, ſie drängen ſich als Prieſter verkleidet beim nächtlichen Gottesdienſt, zu Ehren des Chriſtfeſtes, mit in die Schloßkirche und ermorden dort den Kaiſer, während noch heilige Geſänge ertönen. Theodoſia ſchläft indeſſen in den Frauengemächern der Burg, auch ihr erſcheinen warnend und klagend Geſtalten aus einer höhern Welt und bringen ihr die unſelige Kunde von Leos Tode. Kaum iſt ſie erwacht, ſo erfährt ſie die Beſtätigung ihrer traurigen Träume; ihr Schmerz iſt grenzenlos, und Wahnſinn ergreift das unglückliche Weib, die der vorige Tag noch als Kaiſerin begrüßte. Der Charakter Theodoſias iſt nur in wenigen Zügen, doch mit ergreifender Wahrheit gezeichnet, ſie liebt von ganzer Seele ihren Gemahl und alle ihre Kraft bricht zuſammen, als er, ihr Stolz und ihre Stütze, gefallen iſt; ſehr gelungen ſind auch die Schilderungen der beiden Hauptperſonen, des Kaiſers und ſeines Feldherrn; der Kaiſer iſt ein unentſchloſſener, ſchwacher Mann, weder fähig entſchieden gut oder ſchlecht zu handeln, nicht wiſſend wo Milde und wo Strenge Noth thut; Michael Balbus dagegen tritt als ein feſter, ehrgeiziger Mann auf, wenig darum bekümmert, welche Mittel ihn zum einmal vorgeſteckten Ziele führen.

Seinem Inhalte nach ſchließt ſich an: „Leo von Armenien,“ „Ermordete Majeſtät, oder Carolus Stuardus, König von Großbritannien“, doch hat dieſe Arbeit, welche wohl nur wenige Jahre nach der Hinrichtung Karl I. und offenbar unter dem Einfluſſe der unangenehmen Eindrücke, welche jenes Ereigniß auf den biedern Gryphius machen mußte, entſtand, ungleich weniger poetiſchen Werth, man möchte ſie richtiger eine raſch hingeworfene Skizze, oder vielmehr eine poetiſche Parteiſchrift als eine Tragödie nennen. Der Dichter ſteht darin durchaus nicht über ſeiner Schöpfung, er nimmt leidenſchaftlich Partei für den König, der ihm wie ein heiliger und ſchuldloſer Märtyrer erſcheint; ihn umgibt er mit allem Glanze ſeiner Poeſie, während er in Cromwell nur den Königsmörder zu ſehen vermag. Wie ſehr auch der Lyriker ſich von perſönlichen und Parteianſichten hinreißen laſſen darf, der dramatiſche Dichter wie der Geſchichtſchreiber müſſen erhaben ſein über Vorliebe oder Haß, und der Carolus Stuardus iſt gewiß Gryphius ſchwächſtes Werk, weil er es nicht unbefangen geſchildert; viele Schönheiten darin ſind jedoch unverkennbar, ſo zeigt ſich namentlich ſein herrliches Talent, mit wenig Zügen ein anſchauliches Charakterbild hinzuſtellen. In einer nur einige Male auftretenden Perſon, dem einen der Independentenhäupter Hugo Peter, der als Repräſentant der ſüßlich-frommen Grauſamkeit auftritt; ein Monolog beſonders, welchen er ſpricht, als die Stunde des Königsmordes heranrückt, gehört zu dem Beſten, was Gryphius jemals geſchrieben hat.

Früher als Carolus Stuardus, wahrſcheinlich im Jahr 1657, dichtete Gryphius: „Katharina von Georgien, oder bewährte Beſtändigkeit,“ doch ſcheint er erſt nach ſehr langem Zögern dieſe Tragödie herausgegeben zu haben. Katharina, Königin von Georgien, hat lange Jahre in Gefangenſchaft am Hofe des Schach Abbas, Herrſchers von Perſien, geſchmachtet, der Schach iſt in ungeſtümer Liebe zu ihr entbrannt und hat ihr oft angetragen, den Thron mit ihm zu theilen, doch ſie widerſtand, ihrem Glauben unerſchütterlich getreu, ſtets ſeinen Bewerbungen. Endlich naht der Tag ihrer Befreiung; der Czar der Ruſſen ſchließt Frieden mit dem Schach Abbas und macht in dem Friedensſchluß die Freilaſſung der Königin Katharina mit zur Bedingung, die jener auch zuſagt. Katharina, die ſeit zwei Jahren ohne alle Kunde von der Heimath war, erfährt von zwei Georgiern, welche ſich im Gefolge der ruſſiſchen Geſandten befinden, daß das Vaterland endlich vom perſiſchen Joche frei ſey, daß ihr geliebter Sohn, Tamaras, Georgien als König beherrſche. Da erſcheint Schach Abbas, die Freude der Langgeprüften wiederum zu ſtören; noch einmal erklärt er ihr ſeine Liebe, noch einmal bietet er ihr den Thron und das höchſte irdiſche Glück, doch wieder umſonſt; ergrimmt eilt er, ſich zu rächen. Uneingedenk ſeines gegebenen Wortes, die Königin frei zu laſſen, müſſen ſeine Henker ſie bis zum Tode foltern und dann dem Scheiterhaufen übergeben. Katharina aber erträgt im unerſchütterlichen Vertrauen auf Gott ſtandhaft alle Qualen. Kaum aber hat ſie ausgelitten, ſo trifft auch ſchon ihren Peiniger die Strafe, er hat die getödtet, die er doch heiß liebte; ſein Gewiſſen erwacht, der Geiſt der Pulcheria erſcheint ihm, und verzweifelnd muß er hören, daß ſeiner noch das bitterſte Unglück harre, daß der Tod ſeine Kinder hinwegraffen werde, daß Bürgerkrieg und Seuchen ſein Land bedrohen. Katharina iſt die Hauptperſon der Tragödie, ihren Charakter allein hat der Dichter entwickelt, und zwar mit vieler Kunſt; unerſchütterlich, demüthig und gottergeben erſcheint die Königin, der Gott zur irdiſchen noch die Märterer-Krone verleihen will. Unvergleichlich ſchön ſind beſonders die Stellen, wo ſie durch eine blühende Roſe an menſchliche Vergänglichkeit erinnert wird und ihrer treuen Gefährtin Salome einen Traum erzählt, der ihr die Leiden zeigte, welche ihrer noch warten; ferner ein Geſpräch mit dem ruſſiſchen Geſandten, dem ſie ihr an Kummer ſo reiches Leben ſchildert; dann ihr Gebet, ehe ſie die Folter beſteigt. Schach Abbas wird am meiſten durch die Erzählungen Katharinens von den Grauſamkeiten, welche er gegen Georgien verübt hat, charakteriſirt. In den Scenen, wo er auftritt, handelt er dieſen Schilderungen gemäß als Tyrann, der kein Geſetz kennt außer ſeinem Willen, und der, wohl wiſſend, daß er keine Liebe zu erregen vermag, ſtets nur ſeine Gewalt zeigt, und erſt zu ſpät einſehen lernt, daß eine edle Seele dieſer Gewalt zu trotzen weiß.

Gryphius erzählt in der Vorrede zu „Cardenio und Celinde“ ausführlich, wie dieſe Tragödie entſtanden ſey. Zu Amſterdam nämlich ſey er einſt, als er nur noch auf günſtigen Wind gewartet habe, um in das Vaterland zurückzukehren, von werthen Freunden zu einem Bankette geladen worden, wo das Geſpräch auf verſchiedene merkwürdige Vorfälle gekommen ſey; ſpät in der Nacht erſt habe er Abſchied genommen aus dem traulichen Kreiſe, und die Freunde hätten ihm noch bis zu ſeiner entlegenen Wohnung das Geleit gegeben; unterwegs ſey das vorige Geſpräch fortgeſetzt worden, und begierig hätten Alle einer Erzählung zugehört, die man ihm in Italien als Thatſache mitgetheilt habe, die Erzählung von Cardenio und Celinde;

Hingegen ſey er darauf von den Freunden gebeten worden, ſie aufzuſchreiben, er aber habe vorgezogen, ein Trauerſpiel daraus zu bilden, ohne jedoch irgendwie eigene Erfindungen beyzufügen.

Cardenio, Student zu Bologna, aus einem edlen Geſchlechte entſproſſen, gleich geübt in Waffen und Wiſſenſchaften, hat nur zu oft ſeine Fechtkunſt mißbraucht und muß den Namen eines Raufers und Händelſuchers tragen; Liebe bändigt endlich ſeinen wilden Sinn; er liebt Olympia, die Tochter verarmter Aeltern, die ſeine Liebe erwiedert. Schwierigkeiten, die ſich gegen eine Verbindung der Liebenden erheben, überwindet Cardenio vorzüglich durch den Beiſtand des edlen Viren, des Bruders ſeiner Geliebten. Cardenio hat einen Nebenbuhler, den Lyſander, der ihn durch Liſt überwältigt. Einſt nämlich iſt er mit Hülfe des beſtochenen Kammermädchens der Olympia in deren Schlafgemach gedrungen, Cardenio's Braut ruft laut um Hülfe, und man ſtürzt herbei; dem Lyſander gelingt es, unerkannt zu entfliehen, und die erſchrockne Olympia klagt nun, der Mann, der in ihr Schlafgemach eingedrungen, ſey Cardenio; dieſer aber beweiſt, man habe ihn zu jener Zeit an einem andern Orte geſehen. Er glaubt ſeine Geliebte treulos und ſeiner Liebe unwürdig, und verſchmäht ihre Hand, um die ſich nun Lyſander mit Erfolg bewirbt. Doch bald erfährt Cardenio Lyſanders Liſt und erneuert ſein Verhältniß mit Olympia, die er nun ſchuldlos weiß; kaum jedoch hat er ſich ihr wieder genähert, ſo ruft ihn ein Brief ſeines ſchwer erkrankten Vaters in die Heimath; Geſchäfte und eine langwierige Krankheit verzögern ſeine Rückkehr nach Bologna. Briefe, die er der Geliebten geſchrieben, hat ſie nicht erhalten; Olympia wähnt ſich zum zweiten Male von Cardenio verlaſſen, ſie nimmt nun günſtiger die wieder erneuten Bewerbungen Lyſanders an, ſeine beharrliche Liebe erweckt endlich ihre Gegenliebe, und ſie wird ſeine Gattin. Umſonſt ſucht ſie ſpäter Cardenio vom Plane der Pflicht und Ehre abzuwenden, ſie liebt Lyſander und bleibt ihm treu.

Dem ſchönen Cardenio hat ſchon lange die Buhlerin Celinde nachgeſtellt, und er, der die keuſche Olympia geliebt, fällt nun in ihre Schlingen. Marcellus, ein geiſtlicher Ritter, bis jetzt Celindens begünſtigter Liebhaber, hat längſt ihr Verhältniß mit Cardenio bemerkt; endlich trifft er ihn in ihrem Gemach und mißhandelt ſie in ſeiner Eiferſucht; Cardenio wird darüber wüthend, er zieht ſein Schwert, und nach kurzem Zweikampf fällt der Ritter, tödtlich verwundet. — Doch Cardenio's ſinnliche Neigung zur ſchönen Buhlerin iſt ebenſo ſchnell erloſchen als ſie entſtand, während er ſich noch immer um Olympia's Verluſt härmt; ſein heißeſter Wunſch iſt, ſich an dem glücklichen Lyſander, der ſie ihm entriſſen hat, blutig zu rächen, dann will er Bologna fliehen, das ihm verhaßt iſt. Er verbrennt Alles, was ihm Olympia einſt in glücklichen Tagen gab, Briefe, Locken und ihr Bild, und eilt dann in die Nacht hinaus, um an Lyſander, der, wie er weiß, bald von einer Reiſe zurückkehren wird, den Mord zu begehen. Als er ſo vor dem Hauſe des Verhaßten wartet, tritt eine verſchleierte Dame heraus, die ſich ihm als Olympia zu erkennen gibt und ſich über den Leichtſinn beſchwert, mit dem er das Band, das ſie einſt an ihn knüpfte, zerriſſen und ſich der Buhlerin Celinde ergeben habe; ſo wie heute, ſpricht ſie, eile ſie oft zu ſpäter Stunde in einen dunklen Garten, um, fern von allen Menſchen, heimlich um den verlorenen Geliebten klagen zu können. Cardenio beſchwört ſie, ihr folgen zu dürfen, Celinde haſſe, nur ſie allein liebe er, und ihre Verzeihung müſſe er um jeden Preis erlangen. Olympia antwortet nicht auf ſeine Betheuerungen, ſchweigend geht ſie neben ihm her; ſie kommen an den Garten, Cardenio fleht, endlich möge doch die Geliebte das peinliche Schweigen brechen, ſeine Hand will den Schleier heben, der ihm ihre Züge verhüllt — da wandelt ſich die Geſtalt Olympia's in ein drohendes Todtengerippe, der Garten in den

Kirchhof, und entſezt flieht Cardenio hinweg. Doch neue Schrecken warten ſeiner noch. Zerknirſcht und Gott dankend für die wunderbare Mahnung, durch die ſeine mächtige Hand ihn vor dem Morde an Lyſander bewahrt hat, kommt er an die Kirche; ſie iſt offen, Licht ſchimmert durch ihre Fenſter, Diebe ſcheinen darin zu hauſen, und er eilt hinein, das Heiligthum gegen ihre Frevel zu ſchüzen. Eine blutige Leiche lehnt an der Mauer, es iſt der erſchlagene Marcellus; Celinde liegt ohnmächtig in der Gruft und ſtreckt ihm hülferufend die Arme entgegen. Celindens Liebe zu Cardenio war ſo leidenſchaftlich, daß ſie, untröſtlich über ſeinen Kaltſinn, Alles daran wagen wollte, ihn wieder an ſich zu feſſeln; die Tyche, ein Zauberweib, verſpricht, ihr die Liebe des Cardenio wieder zuzuwenden, wenn ſie ihr das Herz eines Mannes verſchaffen wolle, der ſie innig geliebt hat; das will ſie unter Zauberſprüchen verbrennen, und hat Cardenio Etwas davon genoſſen, ſo wird er in heißerer Liebe zu Celinde entbrennen, als zuvor. Marcellus hat Celinde geliebt und ihr jedes Opfer gebracht, das ſie nur von ihm verlangte, ſein Herz muß die Tyche haben. Nur nach langem Zögern entſchließt ſich Celinde, in die Gruft des Marcellus hinabzuſteigen und aus ſeiner Leiche das Herz zu ſchneiden; aber als ſie ſich dazu anſchickt, richtet ſich der Todte auf und redet ſtrafende Worte zur Sünderin, durch die er getödtet iſt, und die ihm nun ſogar die Ruhe des Grabes mißgönnt. Cardenio wie Celinde ſind durch das Wunderbare, was ihnen begegnet, durch die Schrecken der Geiſterwelt, tief erſchüttert und auf den Pfad der Reue gelenkt; Celinde entſagt ihrem unſeligen Wandel und will die Tage, die ihr noch übrig ſind, in Reue und Buße verleben. Cardenio bittet dem Lyſander und der Olympia alles Unrecht und all das Böſe ab, was er ihnen gethan und was er über ſie hat bringen wollen; auch er entſagt den Freuden der Welt und ſchließt, er wolle, jede Stunde an's Sterben denkend, die Krone des Lebens erwerben.

„Mein Vorſatz," ſagt Gryphius in der angeführten Vorrede, „iſt, zweierlei Liebe, eine keuſche und noch inbrünſtige in Olympia, und eine raſende und verzweifelnde in Celinde, abzubilden." Und das iſt ihm trefflich gelungen, namentlich iſt Olympia ein ſchönes Bild ſanfter Weiblichkeit, und einige Scenen, worin ſie ſich über ihr Verhältniß zu Cardenio ausſpricht und ihre Liebe zu Lyſander ſchildert, der durch ſein edles Weſen ihr Herz gewonnen hat, ſind unübertrefflich ſchön; und ihr gegenüber iſt mit ſcharfen Zügen die kecke, ſittenloſe und doch dem Edlen nicht ganz abgeſtorbene Celinde geſchildert. Ebenſo iſt der Charakter des jugendlich übermüthigen, ſtets nur nach der Eingebung des Augenblicks handelnden Cardenio, ſowie der des ruhigen, edelmüthigen Viren, ſchön entwickelt. Nur Lyſander iſt nicht beſtimmt gezeichnet, doch hat vielleicht der Dichter ihn, der als ein mittelmäßiger Menſch erſcheint, über den man kein feſtes Urtheil gewinnen kann, abſichtlich dem kräftigen Cardenio entgegen geſtellt.

Cardenio und Celinde wird oft als die beſte Tragödie des Gryphius genannt. wozu wohl namentlich die Kunſtrichter veranlaßte, daß die Geiſtererſcheinungen, welche in ſeinen geſchichtlichen Tragödien oft den Gang der Handlung hemmen und nur ſtörend einwirken, in Cardenio und Celinde von ergreifender Wirkung ſind und tiefen Eindruck auf das Gemüth des Leſers hervorbringen. Auch Ludwig Tieck ſcheint unter des Dichters Tragödien dieſer den Preis zuerkannt zu haben; ſie ſteht im zweiten Theile ſeines altdeutſchen Theaters, einer Sammlung der gelungenſten Beſtrebungen älterer Dichter. Außer Gryphius haben Achim von Arnim und Carl Immermann denſelben Stoff behandelt; Achim von Arnim verlegt in ſeinem Halle und Jeruſalem Ort und Zeit, und ſchaltet ſo wunderlich mit der Sage, der er das Fremdartige beimiſcht, daß ſie kaum mehr zu erkennen iſt; Carl Immermann hingegen iſt in ſeinem Cardenio und Celinde der Sage treu geblieben und hat eine Dichtung geſchaffen, die der des Andreas Gryphius würdig an die Seite geſezt zu werden verdient. Beſonders gut iſt ihm die Schilderung der plötzlich entſtehenden, raſch wieder verſchwindenden Liebe Cardenio's zu Celinde gelungen, und der Schluß ſeiner Dichtung mit dem Tode Beider erſcheint von größerer dramatiſcher Wirkung; Gryphius Dichtung aber endet wohl mehr im Charakter der Zeit, der die Handlung angehört, in welcher die Nachklänge katholiſcher Entſagung noch nicht verhallt ſind.

Die lezte Tragödie des Gryphius iſt „der ſterbende Papinianus;" ſie behandelt die Geſchichte des muthigen Rechtsgelehrten, der, vom Kaiſer Caracalla aufgefordert, in einer Vertheidigungsſchrift den Mord ſeines Bruders und Mitkaiſers Antonius Geta zu beſchönigen, ſich deſſen entſchieden weigert, und ebenſowenig durch Ueberredung und Drohungen des Caracalla, als durch glänzende Anerbietungen einiger Hauptleute, er ſolle ſich gegen den tyranniſchen Kaiſer empören, vom Pfade des ſtrengſten Rechts abzubringen iſt. Papinian iſt ein meiſterhaft gezeichneter, altrömiſcher Charakter; er iſt in der verderbten Kaiſerzeit der echten Männerwürde eingedenk geblieben, das Höchſte iſt ihm die Pflicht; nicht der Jammer der Gattin, nicht die Ueberredungen der Aeltern, noch die Drohung des Kaiſers, ſeinen Sohn ermorden zu laſſen, vermögen ihn, ſie zu verletzen. Der Kaiſer hält Wort und läßt den Jüngling tödten, der des Vaters würdig ſtirbt; bald muß Papinian ihm folgen. Sein leztes Gebet iſt an die Themis gerichtet: ſie, der er ſein Leben gewidmet hat, möge dem Reiche gewogen ſeyn, und Roma möge blühen bis in die fernſten Zeiten. Neben Papinian iſt ſeine Gattin Plautia ein ſehr gelungener Charakter; ſie hat in ihrem Leben viel Unglück erlitten und hängt nun mit ängſtlicher Liebe an ihrem Gatten und ihrem Sohne, deren Verluſt ſie nicht zu überleben vermag.

Nebſt den erwähnten fünf Original-Tragödien hatte Gryphius noch eine andere: „Henricum den Frommen, oder Schlacht der Chriſten und Tartaren bei Liegnitz," faſt ganz vollendet, und verſprach in den Anmerkungen zum Papinian, ſie ſeinen

Leſern nächſtens zu übergeben. Bei ſeinem Tode war ſie bis auf Chöre und Anmerkungen faſt ganz vollendet, und ſein Sohn Chriſtian, der Herausgeber ſeiner geſammelten Werke und ſelbſt als Dichter bekannt, mehr bekannt und gerühmt als er es verdiente, verſprach, ſie zu veröffentlichen, hat aber dieſes Verſprechen nicht gehalten. Ferner fand ſich unter den hinterlaſſenen Manuſcripten ein Fragment „Ibrahim“ und vier vollendete Akte eines Trauerſpiels: „die Gibeoniter.“ Der holländiſche Dichter van Vondel, der überhaupt auf Gryphius dramatiſche Arbeiten viel eingewirkt hat, behandelte denſelben Stoff in einer Tragödie, und eine Ueberſetzung davon, die Chriſtian Gryphius unter den hinterlaſſenen Manuſcripten ſeines Vaters fand, ließ er ſtatt der unvollkommenen Originalarbeit abdrucken. Dieſe Tragödie behandelt ein bekanntes Ereigniß aus der Geſchichte Davids; ſie iſt reich an manchen ſchönen Stellen, doch treten die einzelnen Charaktere nicht bedeutend genug hervor, und wahrſcheinlich iſt unſere Literatur durch dieſe Ueberſetzung des Gryphius nicht für ſeine verlorene eigene Bearbeitung dieſes ſchönen Stoffes entſchädigt. Auch nach dem Lateiniſchen überſezte Gryphius eine gute Tragödie von N. Cauſſinus: „Felicitas, oder die beſtändige Mutter;“ ſie hat den Heldenmuth einer Märtyrerin, die mit ihren Söhnen muthig für ihre Ueberzeugung ſtirbt, zum Vorwurf.

Wie Gryphius als lyriſcher Dichter bedeutend war, wie er als Tragiker mit ſicherer Hand groſe Charaktere, den Kampf gewaltiger Leidenſchaften zu ſchildern verſtand, ſo erfaßte er mit ſcharfem Blicke die Lächerlichkeiten der Menſchen und wußte ſie launig darzuſtellen. Seine Sinngedichte ſind voll bittern, treffenden Spottes, ſelten fehlt ihnen die ſcharfe Spitze, und ſie ſtehen an Witz und prägnanter Kürze weit über denen ſeines bekannteren Zeitgenoſſen, Logau's. Seine Luſtſpiele, faſt alle die Frucht reiferer Mannesjahre, ſind, wie es ſcheint, faſt mehr zum Zeitvertreib hingeworfen, als überdacht ausgeführt, die Schilderungen der Lächerlichkeiten oft übertrieben; aber es waltet in ihnen eine unerſchütterliche Ernſthaftigkeit, ein trockener Spaß, der unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Drei ſeiner Luſtſpiele ſind in Proſa, die er ſo gewandt als kräftig zu behandeln verſtand, zwei andre in Alexandrinern.

Die gelungenſte Comödie, oder vielmehr Poſſe des Dichters iſt unſtreitig das Schimpfſpiel „Peter Squenz.“ Peter Squenz beräth ſich mit Pickelhäring, des Königs luſtigem Rathe, und fünf ehrſamen Handwerksmeiſtern, wie ſie nicht nur um Ehre und Ruhm einzulegen, ſondern auch ein anſehnliches Geſchenk zu erhalten, vor dem König ſpielen wollen. Mit herrlicher Laune wird die Vertheilung der Rollen, die Herbeiſchaffung des Coſtümes und der Decorationen geſchildert; Peter Squenz hat „nach dem alten Kirchenlehrer Ovid“ die Geſchichte der unglücklichen Liebe von Pyramus und Thisbe bearbeitet, welche geſpielt werden ſoll, und führt ſie dann beim Könige als Handlanger des Worts Gottes, als Schreiber und Schulmeiſter zu Rumpelskirchen ein, und bittet ihn, aus einem langen Verzeichniß von Stücken zu wählen, die er mit ſeiner Geſellſchaft aufzuführen ſich erbietet; eins nach dem andern wird ausgeſucht, bei jedem erhebt der Dichter von Pyramus und Thisbe Bedenken, ſo daß der König endlich, er mag wollen oder nicht, die Schickſale jenes liebenden Paares ſehen muß, und dieſe Tragödie wird denn auch, einige bedeutende Störungen abgerechnet, welche durch Unleſerlichkeit der Zettel, die man ablieſt, und durch Uneinigkeiten zwiſchen den Schauſpielern entſtanden ſind, ſo vollendet, daß wenigſtens der eine Zweck der Darſteller, ein bedeutendes Geſchenk zu erhalten, vollkommen erreicht wird. Es herrſcht in dem ganzen Schwank ein ſo komiſcher Ernſt, die Leute geben ſich ſolche Mühe mit ihren Poſſen, daß, hätte Gryphius nur dieſe eine Comödie geſchrieben, er doch für einen ausgezeichneten komiſchen Dichter gelten müßte. Die Idee dazu gehört ihm jedoch nicht an, ſondern es ſcheinen ſchon mehre Bearbeitungen dieſer Poſſe in Deutſchland bekannt geweſen zu ſeyn. Seinem Peter Squenz lag, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, eine Arbeit Daniel Schwanters, eines bekannten Mathematikers, zu Grunde. Es iſt vielfach namentlich vorher zuerſt durch Gottſched behauptet worden, G. habe in Peter Squenz mehre Scenen aus Shakeſpears Sommernachtstraum nachzuahmen verſucht, doch beſtreitet Bredow in ſeiner angeführten Abhandlung, wie es ſcheint mit vielem Recht, dieſe Behauptung, da erſteres ſchon aus der Vorrede hervorgeht, daß Gryphius die Arbeit Schwanters benuzt habe, und da es dem ganzen Charkter des G. nicht angemeſſen war, irgend eine Quelle, aus der er geſchöpft hat, zu verſchweigen. Doch läßt ſich gewiß auch, abgeſehen von dem Streite, ob der Peter Squenz eine Nachahmung des Shakespears ſey oder nicht, auch aus G. Tragödien, in welchen er vorzugsweiſe holländiſchen und römiſchen Muſtern nachahmt, ſeine Unbekanntſchaft mit dem brittiſchen Dichter nachweiſen. Denn würde er, der ſo ſehr fremde Eigenthümlichkeit, fremde Größe zu würdigen verſtand, nicht dem Beiſpiele des größten dramatiſchen Dichters folgend, Werke hinterlaſſen haben, die unverkennbar zeigen würden, wie auch Shakeſpeares Beiſpiel auf ihn gewirkt habe? Wie wenig Shakespeare übrigens im 17. Jahrh. bei uns bekannt geweſen ſey, geht wohl auch daraus hervor, daß ſelbſt der gelehrte Morhoff in ſeinem „Unterricht in der deutſchen Sprache und Poeterei," wo er einen kurzen Abriß der literariſchen Geſchichte der gebildetſten Völker heraus gibt, bei der Geſchichte der engliſchen Poeſie ſeiner gar nicht erwähnt.

An Peter Squenz reiht ſich eine zweite Poſſe „Horribilicribrifax." Es treten darin viele lächerliche Figuren auf, zwei abgedankte (weiland reformirte nennt ſie Gryphius) Offiziere Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides, die ſich in den tollſten Prahlereien überbieten, ein Schulmeiſter voll abgeſchmackter Gelehrſamkeit, der im gewöhnlichſten Geſpräch ſtets Stellen aus alten Schriftſtellern citirt, eine arme adlige Jungfrau, die hochmüthig die Hand ehrenwerther Männer ausſchlägt, um ſich mit dem Helden Daradiridatumtarides zu verbinden, welchen ſie für ſehr reich hält und der auch von ihr die eben ſo wohl begründete Meinung hegt, ſie beſitze Schätze. Doch ſind hie und da die Farben wohl etwas zu ſtark aufgetragen; namentlich wird die Sucht der damaligen Modeherren, Wörter aus allen möglichen Sprachen in ihr Geſpräch einzumiſchen, zu grell dargeſtellt, obgleich dieſe Sprachmengerei damals arg genug war. Neben den vielen lächerlichen Charakteren der Poſſe tritt ein ernſt und edel gehaltener ſehr ſchön hervor, es iſt der einer tugendhaften Jungfrau, die unter den Bedrängniſſen der bitterſten Armuth allen Verführungen widerſteht, bis ſie endlich für ihre Standhaftigkeit belohnt und zu Glanz und Ehren erhoben wird.

Eine dritte Originalarbeit iſt „das verliebte Geſpenſt und die geliebte Dornroſe," ſie fehlt jedoch in der von Chriſtian beſorgten Geſammtausgabe und ſoll 1661 erſchienen ſeyn. Es war mir, trotz aller angewandten Mühe, nicht möglich, ſie zu erhalten, und ſie muß ſehr ſelten ſeyn, da faſt alle Literatur-Hiſtoriker ſie nur dem Namen nach zu kennen ſcheinen. Das Ausführlichſte, was ich darüber auffinden konnte, findet ſich in Wachlers Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur (Bd. II. S. 59.), dort heißt es: dieſe Comödie ſey ein Doppelſtück von wunderſamer Miſchung dichteriſchen Ernſtes und ländlicher Drolligkeit; in der Dornroſe ſeyen viele Stellen im ſchleſiſchen Volksdialekte geſchrieben; auf ähnliche Weiſe ſkizzirte es auch Jakob Grimm in ſeinen herrlichen Vorträgen über deutſche Literaturgeſchichte.

„Majuma," ein Freudenſpiel, eine Art Oper im heutigen Sinne, iſt nur Gelegenheitsgedicht, und eine fließende Sprache abgerechnet, ohne Werth, es wurde im Mai 1653 bei der Krönung Ferdinand IV. zum römiſchen König dargeſtellt, ebenſo wurde das verliebte Geſpenſt und die Dornroſe bei einer feſtlichen Gelegenheit gegeben. Ueber das deutſche Theaterweſen im 17. Jahrhundert ſind im Allgemeinen nicht ſehr reichhaltige Notizen vorhanden, und ſo fehlen auch Nachrichten, ob auch andere dramatiſche Arbeiten des A. Gryphius noch bei ſeinem Leben dargeſtellt wurden, doch ſcheint es aus der Vorrede zum Papinian hervorzugehen; ſpäter wurden ſie, wie Kahlert anführt, von einer damals ſehr beliebten Truppe oft gegeben.

Corneilles ſchwärmender Schäfer, eine Satire auf die ſo überſchwenglichen Schäfergedichte, worin ein junger Mann, welcher durch eifriges Leſen von Romanen und durch die Darſtellung eines Schäferſpiels eine ſolche Leidenſchaft für das Schäferleben faßte, daß er nun ſelbſt Schafe hütete, durch allerlei Poſſen von ſeiner Thorheit geheilt wird, überſezte Gryphius auf den Wunſch eines hohen Gönners. „Die Säugamme," nach dem Italieniſchen des Hieronymus Razzi, iſt eine Jugendarbeit, die der Dichter, angezogen von der Schönheit des Originals unternahm, um herber Trauer über den Verluſt eines geliebten Freundes zu entfliehen; ſie würde nie gedruckt ſeyn, hätte nicht die Verderbtheit des Geſindes ihn in ſpäterer Zeit veranlaßt, dieſe Säugamme Familienvätern zur Warnung vorzuhalten. Das Luſtſpiel hat eine ſehr künſtlich verſchlungene Intrigue und die Charakteriſtik der auftretenden Perſonen iſt ſehr gelungen, doch behandelt es einen zu furchtbaren Stoff, um von echt komiſcher Wirkung ſeyn zu können; ein ähnliches Schickſal, nämlich des Oedipus und der Jocaſte, nur daß es durch eine Endungsſcene, wie ſie in ältern italieniſchen Schauſpielen und Novellen ſo häufig vorkommen, einen heitern Ausgang nimmt.

Unvollendet hinterließ Gryphius ein Luſt- und Geſangſpiel „Piaſtus," von dem ein Theil, vielleicht nur der Entwurf, gedruckt wurde, und ein Manuſcript „die Fiſcher," welches verloren gegangen iſt.

Außer der von ſeinem Sohne veranſtalteten und durchaus unvollſtändigen Ausgabe der Werke des Gryphius (lezte Auflage von 1698) wurden, jedoch gleichfalls mangelhaft, unter dem Titel: „Freuden- und Trauerſpiele, auch Oden und Sonette" ſeine Arbeiten geſammelt. Sehr ſelten ſind die einzelnen gedruckten Stücke und die Sammlungen der lyriſchen Gedichte.

In unſerer Zeit, wo man anfängt zu lernen gerecht gegen die Verdienſte der Altvordern zu ſeyn, ſammelt man ſorgfältig, was helleres Licht über verſchwundene Tage verbreiten kann, man iſt emſig beſchäftigt, Bildhauerwerke, Gemälde, hiſtoriſche Dokumente aller Art einer unverdienten Vergeſſenheit zu entreißen. Gewiß wird man auch bald die Schriften ſo manches ausgezeichneten Dichters, die jezt faſt ganz unbeachtet im Dunkel der Bibliotheken ſtehen, dem Volke wieder zuführen, daß es lerne, wie reich unſre Literatur ſey, und dann wird auch wieder Andreas Gryphius, einer unſrer begabteſten Dichter, die allgemeinſte Anerkennung finden, die ihm jezt nur die Wenigen zollen, welche ſich mit ſeinen, einer faſt verſchollenen Periode angehörigen, Werken bekannt gemacht haben.

Julie Rettich,

geb. Gley,

k. k. Hofſchauſpielerin in Wien.

(Zu dem im vorigen Jahrgang gelieferten Bildniſſe.)

Julie Gley betrat im Jahre 1825 zum erſten Male in Dresden als Margaretha in Iffland's Hageſtolzen die Bühne. Dieſer erſte Verſuch rechtfertigte vollkommen die großen Erwartungen, die man von dem Talente des noch ſehr jungen Mädchens hegte. Sie ſpielte Anfangs nur naive Partien, und Ludwig Tieck, der ſich in der Vorausſicht ihres ſpäteren Künſtlerruhmes ſehr für ſie intereſſirte, ſtellte ihr ein glänzendes Prognoſtiken für dieſe Richtung. Nach einiger Zeit wandte ſie ſich der Tragödie zu, und ein außerordentlicher Erfolg ermunterte ſie, ſich ihr vorzugsweiſe zu weihen. Obwohl ſie jezt beinahe ausſchließlich in der Tragödie beſchäftigt wird und hauptſächlich durch dieſe die hohe Stellung errang, die ſie in der Kunſtwelt einnimmt, ſo iſt es doch ſehr ſchade, daß der ihr eigenthümliche draſtiſche und doch feinſte Humor und die lebendige Darſtellung gewiſſer Luſtſpiel-Charaktere dem Publikum, dem ſie für immer angehört, entzogen wird. Während ihres Engagements in Dresden ſpielte ſie in Berlin und Wien mit dem glänzendſten Erfolge Gaſtrollen, worauf von beiden Hofbühnen Anträge einer feſten, höchſt vortheilhaften Anſtellung erfolgten. Sie entſchied ſich für Wien und verheirathete ſich dort. Familienverhältniſſe bewegen nun Julie Rettich, wieder ein Engagement in Dresden, wo ihre Mutter lebte, anzunehmen, das ſie jedoch nach zwei Jahren wieder aufgab und eine Kunſtreiſe in Begleitung ihres Gatten unternahm. Sie gab in Caſſel, Prag, Peſth, Grätz, Brünn Gaſtrollen, und überall erhielt ſie großen Beifall. Ein faſt beiſpiellos glänzendes Gaſtſpiel an der Wiener Hofbühne verſchaffte ihr und ihrem Gatten ein lebenslängliches Engagement unter äußerſt vortheilhaften Bedingungen.

Julie Rettich's Geſtalt erhebt ſich nicht über die Mittelgröße. Das mehr geiſt- und ausdrucksvolle als regelmäßige Geſicht wird durch ein feuriges, ſchönes Auge ſehr gehoben; Adel und Kraft der Bewegung, ſo wie eine große Volubilität der Geſichtszüge zeichnen ſie vor Vielen auf das Vortheilhafteſte aus. Zu ihren größten Vorzügen aber gehört ein herrliches Organ von ſeltenem Umfange, das in allen Chorden der bedeutendſten Höhe und Tiefe jenen ſiegenden Zauber übt, wodurch ſie ſo oft die wundervolle Gewalt und Harmonie der menſchlichen Stimme bewährt und die ſie durchdringenden Affekte: Wonne, Wehmuth, Schmerz, Schreck und Grauen, wie durch elektriſche Fortwirkung, urplötzlich aus der eigenen Seele in die des Beſchauers überträgt. Der Ausdruck großartiger, gewaltiger Leidenſchaften gelingt ihr eben ſo vollkommen, wie der rührende Schmelz der Gefühle. — Was Julie Rettich in der Darſtellung hiſtoriſcher Charaktere außerordentlich zu ſtatten kommt, iſt eine oft divinatoriſche, kühne Auffaſſung und viel wiſſenſchaftliche Bildung. Die meiſten Schauſpielerinnen ſcheitern daran, wenn ſie einen vom Dichter willkührlich hingeſtellten Charakter mit der Geſchichte zu verſöhnen haben, die in jedem gebildeten Publikum repräſentirt iſt; ſie haben von den Verhältniſſen und Begebenheiten ſo wenig eine Idee, als ſie ſich um das Coſtüm der ganzen Handlung bekümmern; dann muß die Darſtellung hiſtoriſcher Charaktere natürlich hohl und bedeutungslos werden.

Zu den vorzüglichſten Rollen der Madame Rettich gehört Maria Stuart. Ich halte dieſen Charakter für einen der ſchwierigſten, welche die Kunſt darzuſtellen hat, ſchwieriger, als die ſchwere, vielbedingende Eliſabeth. Julie Rettich iſt Proteſtantin, aber ich muß geſtehen, ſie verſteht es beſſer als alle katholiſchen Schauſpielerinnen, die ich in dieſer Rolle ſah, die „katholiſche" Maria hinzuſtellen. Sie faßt den Charakter ſo auf, daß der eingefleiſchte Katholicismus zwar ihr innerſtes Weſen ausmacht, aber er iſt dem Zeitalter angemeſſen, wo man für Gift und Dolchſtiche Ablaß erhielt, ſie ſchiebt ihn bei Seite, ſo oft eine andere Leidenſchaft vorwaltet, kehrt aber immer wieder zu ihm zurück. Ihre Maria iſt keineswegs eine Heilige — ihr Tod verſöhnt, aber er kanoniſirt ſie nicht — die alte, trotzige Wildheit, die Unbändigkeit ihrer Leidenſchaften exiſtirt, trotz der langen, gewaltſamen Unterdrückung, noch immer, nur iſt ihre Aeußerung ſchwächer, weil die Kräfte abgenommen und eine oftmalige herbe Reizung ſie vorſichtiger gemacht hat. Sie duldet, ſie iſt fromm, ſo lange ſie nichts Beſſeres zu thun hat, als Reue und Leid zu erwecken — aber wie ihr in Mortimer ein Strahl der Rettung aufgeht, ſtürmen alle Hoffnungen aus dem Kerker des Herzens wieder empor, und ſie ſelber ſtürzt ſich mit den Worten: Eilende Wolken u. ſ. w. in ihren tollen Reigen. In der Scene mit Eliſabeth hütet ſich Julie Rettich wohl, Maria mit ihrer Tugend, gegenüber der Feindin, prahlen zu laſſen — es iſt verlezter königlicher Stolz, der ſie aufſtachelt — die vorige Scene hat ihr Muth und Kraft wiedergegeben — ſie war ſchon vor dem Erſcheinen der Eliſabeth wieder die alte Maria. Die Liebe zu Leiceſter hebt Mad. Rettich, ſo viel es angeht, überall hervor, weil ſie darin den Beweis für ihre Auffaſſungsweiſe findet — Maria liebt den ſchönen, mächtigen Leiceſter — ſie iſt eiferſüchtig und eitel, denn er iſt der Geliebte ihrer Feindin. — Mortimer, der ihr mit ſeiner Kühnheit ungelegen kommt, wird trotz dem, daß er allein Etwas zu ihrer Rettung thut, von ihr desavouirt — ſie wird gereizt, als er ſie an Rizio und Bothwell erinnert, während die Hindeutung auf Tichburne's und Babington's Häupter, ſowie der Schreck vor der Mordnacht zu Fotheringhay, gewiſſermaßen nur um Gottes willen geſchieht. Julie Rettich läßt ihre Maria muthig ſterben — ſie flicht ihr, ſtatt des Heiligenſcheines, eine Krone in das Haar — die ritterliche Königin ſchreitet wie ein Held — nur in den Mantel des Katholicismus, der hier, wie natürlich, ſtärker hervortritt, gehüllt — zum Grabe. Die Darſtellung der Maria Stuart durch Julie Rettich iſt eine durch und durch wahre, conſequente, in Anlage und Ausführung geniale, vollendete Kunſtleiſtung.

Als wirkſamen Gegenſatz möchte ich die Franciska in Minna von Barnhelm anführen. Hier waltet jener wunderliche, drollige, kecke Humor, jenes geiſtreiche Tändeln, das zwiſchen Koketterie und Spielerei die Mitte hält; es iſt eine ſo runde und doch an allen Gliedern ſo gelenke Rolle. Wie hübſch tournirt ſie das Verhältniß mit Paul Werner — wie weiß ſie Das ſo geſchickt zu vermeiden, was uns gegen Franciska einnimmt, wenn ſie ſich dem ehrlichen, braven Wachtmeiſter an den Hals wirft.

Mirandolina, Goldſchmiedstöchterlein, Mariane in „die Geſchwiſter," ſind Rollen, welche Julie Rettich alle ganz eigenthümlich ſpielt. In ihrer Darſtellung dieſer Charaktere liegt ein ganz eigener geiſtiger Witz! Julie Rettich wäre gewiß eben ſo groß im Luſtſpiele geworden, als ſie es jezt in der Tragödie iſt. Ich erwähne noch als ausgezeichnete Leiſtungen: die Desdemona in ~~Romeo und Julie~~ Othello, Lucia in Enzio, Leonore in Goethe's und in Raupachs Taſſo, Iphigenie, Ophelia, und komme nun zur Griſeldis, einer Rolle, die nicht allein der Triumph der Darſtellerin, ſondern in gewiſſer Art auch der Triumph der Darſtellkunſt genannt werden dürfte. Julie Rettich hat in dieſer Rolle ihr Gretchen im Fauſt, vielleicht ihre genialſte Schöpfung, erreicht; wer dieſes Leztere von ihr geſehen hat, wird wiſſen, was damit geſagt iſt.

Corona von Saluzzo, eine Rolle, ganz für die Mittel der Mad. Rettich geeignet, war in lezterer Zeit eine eminente Darſtellung derſelben.

Das Gretchen im Fauſt, das ich wiederholt als ihre herrlichſte Schöpfung bezeichnet habe, wird durch mehre Umſtände beſonders intereſſant. Erſtens ſpielte ſie das Gretchen zuerſt in Dresden an Goethe's achtzigſtem Geburtstage, zweitens war es dieſe Rolle, in welcher ihr entſchiedener Beruf für das Trauerſpiel zuerſt ganz und einſtimmig anerkannt und gewürdigt wurde. Sie erregte ſeither an allen Orten, wo ſie dieſe Darſtellung gab, großen Enthuſiasmus. Das Gretchen hat Julie Rettich ihrer Individualität abgerungen — das herzige Kind läuft die ganze Leiter nie gekannter Freuden durch, bis es mit entſetzlichem Angſtſchrei von den ſchwindelerregenden Himmelshöhen in den Abgrund ſtürzt. Trotz der zerriſſenen, fragmentariſchen Geſtalt, in der das Meiſterwerk Goethe's auf dem k. k. Hofburgtheater erſcheint, wußte ſie eine ſolche Totalität der Leiſtung herzuſtellen, daß man an die Lücken nur durch unſer Gedächtniß erinnert wird. Sie nüancirt alle Wirkungen und Eindrücke ſo genau, daß ſie, jeden pſychologiſch unrichtigen Sprung vermeidend, die ſchwere Aufgabe vollendet löst. Eine ſo vollendete, wahrhaft nachgedichtete Kunſtſchöpfung, wie dieſes Gretchen, mahnt ſchmerzlich an die Natur der dramatiſchen Kunſt, die zwar die ſtärkſte, allgemeinſte, aber leider auch die flüchtigſte Herrſchaft über das menſchliche Gemüth ausübt und gewiß keinen geringeren Rang als irgend eine bildende Kunſt einnimmt, da ſie, wie jede andere, eine Fülle von pſychiſchen Kräften und außerdem einen ſeltenen Zuſammenfluß körperlicher Gaben bedingt. Wer möchte daher des großen Mimen ſchönes, aber kurzes Glück beneiden, wenn er zwar mehr der Meiſter des Moments, aber auch ſein Sklave iſt? Der Ruhm des größten Tragöden iſt vom engen Rahmen eines Menſchenlebens begrenzt, während jeder andere Künſtler ſich Monumente für Jahrhunderte — Jahrtauſende bauen kann.

In ihrem Privatleben entwickelt Julie Rettich, nach dem Urtheile der Unbefangenſten, zwar ſtillere, doch nicht minder ſeltene Vorzüge, denn als Künſtlerin. Die öffentliche Meinung bezeichnet Julie Mettich in allen Beziehungen des innern und äußeren Lebens als ein ganz ungewöhnliches, glückliches und beglückendes Naturell.

Wien.

•••.

Theater-Curioſitäten.

I.

Anekdoten und Characteriſtiken.

Der Baſſiſt Rau.

Solche Originale, wie das hier unten geſchilderte, werden immer ſeltener in der Theaterwelt. Alles nivellirt ſich auch hier. Röpke, Apel, Paulmann, Leo! Alle ſeyd ihr hingeſchwunden. —

Rau * war ein Mann von recht artigen Kenntniſſen und gutem, geſundem Verſtande. Seine Kunſturtheile waren, wie er ſelber, grob, derb, aber faſt immer richtig. Aufs Haar fand er die Fehler ſeiner Mitſchauſpieler aus, ohne den geringſten an ſich ſelber zu entdecken; und doch konnte man ſich nicht leicht etwas Ungeſchickteres auf der Bühne denken als eben ihn. Er, der in Geſellſchaft die Seele der Fröhlichkeit war, zeigte auf der Bühne keine Spur von Humor, und was das Schlimmſte war — ſo oft er eine ernſthafte Rolle zu geben hatte, reizte ſein Weſen zum Lachen, und wenn er eine komiſche Partie liefern ſollte, wurde er langweilig. Sein wunderſchöner Geſang allein mußte für alle übrigen Gebrechen entſchädigen.

Ein ſeltenerer Stimmenumfang, als Rau von der Natur bekommen hatte, war ſchwerlich einem anderen Erdenſohn je zugetheilt. Er war früher, unter Schröders Leitung, erſter

---

* Starb in Hamburg.

Tenoriſt geweſen, doch weil ſein rieſenhafter Körperbau und ſein flaches Mulattengeſicht gar zu unpaſſend zu Liebhaberrollen war, ſo trat er gar bald in die Baßpartien über; und ſo ſang er an einem Abend den Belmonte in „Mozarts Entführung," und am andern den Saraſtro, und beide mit gleicher Virtuoſität.

Folgende komiſche Scene ereignete ſich unter Schröders Direktion zwiſchen Rau und Eule auf der Bühne in Hamburg. — „Der Spiegelritter" von Kotzebue wurde aufgeführt. Rau gab damals noch die Titelrolle und Eule den Rieſen Kroxbox. Damit nun Eule größer erſchiene, ließ ihm Schröder eine Art hoher und breiter Schuhe machen; der kluge Direktor hatte aber nicht berechnet, daß Kroxbox, vom Spiegelritter erſtochen, fallen muß, — wenigſtens war der Fall mit den Cothurnen nicht probirt. Bei der Vorſtellung nun erſtach Rau den Rieſen Eule ritterlich; aber — o Wunder! — der Durchbohrte fiel nicht um. Rau ſtach noch einigemale — Kroxbox ſtand. Der Spiegelritter kam in Wuth, ſtachelte heftiger auf den Rieſen ein und ſchrie halb laut: „So fall' Er doch, in's Teufels Namen!" — Kroxbox erwiderte leiſe und kläglich: „Ich kann ja nicht umfallen — meine Schuhe ſind zu groß!" — Was blieb dem Helden alſo übrig? Unter unaufhörlichem Schimpfen und Fluchen ſtieß und ſtachelte er den Kroxbox, der nur langſam fortſcharren konnte, in die Couliſſe hinein.

Rau hatte, außer manchem originellen Charakterzug, die Gewohnheit, ſtets in holperichten Verſen zu reden. Wenn er im Humor zu reimen anfing, ſo mußte der Reim herbei und wenn ihn auch alle Welt für unmöglich hielt. Daß er ſich mehrentheils einer ungebührlichen poetiſchen Lizenz bediente, war natürlich und machte ſeine Verſe nur noch komiſcher. So hatte er, zum Beiſpiel, im König Lear einen Statiſten zu machen, der im letzten Akte erſcheint, — alle Operiſten mußten unter Schröder im Schauſpiele kleine Rollen oder Statiſten übernehmen, und ſo umgekehrt die Schauſpieler in der Oper. —

Um nun den großen Künſtler als Britenkönig vom Anfang und ohne Störung bewundern zu können, ließ Rau ſich vor Beginn der Tragödie vollſtändig kleiden und rief dem Garderobe-Schneider folgende Reime zu:

„Komm, Schneidersmann — komm, zieh' mich an,
„Daß Schröders Lear ich ſehen kann;
„Hernach mach' ich Statiſtenleut',
„Wie mir's der Direkteur gebent."

Eine andere Gelegenheit zu noch ſchlechterem Reime gab ihm die Pamina der Madame Eule und Herzfelds Saraſtro. Rau wollte dem ſeelenvollen Geſange der Herzfeld ſeinen Zoll bringen, und ſagte der Pamina ſehr freundlich:

„Der Zauberflöte Hochgeſang
„Kommt her von unſ'rer Minepam."
(Pamina verſezte er zu ſeinem Zweck.)

An Eule mißfiel ihm der große ungeſchickte Hauptſchmuck, der wie ein Hut aus Zuckerpapier gemacht ſchien. Mit ſatyriſchem Lächeln trat er daher zu Saraſtro hin und ſprach:

„Der Oberprieſter mit dem Hut
„Sieht aus als wie ein Hahnetrut."
(Hier war Truthahn verſezt.)

Es läßt ſich nicht mit Worten wiedergeben — wenigſtens auf dem Papier nicht, welch eine unglaublich komiſche Wirkung dieſe Reimereien aus Rau's Munde auf das Zwerchfell des Zuhörers machten. — Beſonders drollig waren die Reime, wenn ſie durch Umkehren der Worte gewaltſam hervorgebracht wurden, wie wir an den lezteren eine Probe ſehen.

Einmal wurde Rau aufgefordert, auf das Wort „Menſch" zu reimen. Er beſann ſich nicht lange und improviſirte folgendermaßen:

„Im Sommer geht der Menſch
„Ins grüne Gartenhaus,
„Und fährt in einem Rennſch-
„litten im Winter aus." —

Rau hatte verſchiedene Paſſionen zu verſchiedenen Zeiten. Bald waren ihm brütende Canarienvögel der liebſte Zeitvertreib, bald fand er mehr Geſchmack daran, Hunde abzurichten. Unter Schröders Regierung hielt er ſich einen Pudel, den er Muley nannte. Mit dieſem Muley wurden allerlei Exercitien vorgenommen. Rau belegte z. B. einen Teller mit Braten oder Schinken, und der hungrige Pudel mußte ſeine Schnauze zwiſchen die Leckerbiſſen legen und durfte bei ſchwerer Leibesſtrafe keinen Biſſen berühren. Ein andermal wurde Muley dreſſirt, den Kopf unten, den Schweif oben haltend, mit den Hinterbeinen vorwärts, die Treppe hinauf zu ſteigen. — Als dieſer Muley verſchieden war, legte unſer Sänger ſich ein kleines Schooßhündlein zu, welches er Pamina, oder im Diminutiv: Pämmerl nannte. Mit dieſem Pämmerl lebte Rau auf einem gar zärtlichen Fuß. Das zarte Thierlein fraß nur wenig und bekam daher die leckerſten Speiſen zur Nahrung. Am Weihnachtabend, wo Eltern ihren Kindern Näſchereien und Spielwerk beſcheeren laſſen, und einen Baum mit Wachslichtern, — da kaufte auch Rau für ſein Pämmerl einen Baum mit Kerzen und behing die Zweige mit gebratenen und vergoldeten Karbonaden. Aber auch das zarte Pämmerl ſtarb einige Jahre früher als ſein Pflegvater. Rau war ganz troſtlos; aber aus der Troſtloſigkeit entwickelte ſich ein friſcher Humor. „Meinem Pämmerl“ — ſagte der Betrübte, „muß ich die lezte Ehre recht ordentlich erzeigen, ich laſſe ihn mit reitenden Dienern begraben.“ — In Hamburg gibt es nämlich eine Art Rathsdiener, welche in ſpaniſcher Tracht als begleitende Zierde mit jeder Leiche reicher und vornehmer Herrſchaften einhergehen.

Rau war der Freund eines ſolchen reitenden Dieners, und lud ihn zum Kaffee und einer Pfeife Taback ein. Der reitende Diener erſchien pünktlich und nach verzehrter Ladung hub Rau an: „Hört, Freund, — Ihr müßt mir einen Gefallen thun.“ — „„Wenn ich es kann““ — war die Gegenrede,

— „„recht gerne.““ — „Mein Pämmerl iſt mir krepirt“ — fuhr Rau fort: — „ſeht, ich habe das arme Beeſt da in eine Schachtel geſargt. Ihr müßt mir helfen ihn begraben.“ — Der liebliche Sänger trug ſeine Hundeleiche und der reitende Diener folgte lachend. Rau ſteckte, bevor ſie den Garten am Opernhofe erreichten, dem ihm Folgenden eine Zitrone in die Hand und nun gings der Grabſtätte zu. Rau ſchaufelte ein Loch, legte ſeinen Liebling hinein und ſagte mit komiſcher Rührung: „Nun hab' ich meinen Pämmerl mit einem reitenden Diener begraben laſſen!“

Als Rau's Neigung auf die Canarienvögel fiel, ließ er ſich im Zimmer einen großen Käfig bauen. Als nun die Brut ſich beträchtlich vermehrt hatte, fand er für rathſam, einige ſeiner Zöglinge zu verſchenken; weil es aber ſehr ſchwer war, im großen Gebauer die Männchen von den Weibchen zu ſondern, ſo ſtellte Rau im Käfig ſelbſt eine Falle auf, und fing Vögel im Vogelhauſe. Um das mit Bequemlichkeit zu thun, befeſtigte er ein langes Band an die Fallthür, legte ſich auf ſein Bett, und lauerte ſo unverwandten Blicks, ob ſich nicht ein Männchen — dieſe fing er nur — ins Fallgitter begeben würde. Als er eines Tags ſo lauernd auf dem Bette lag, trat der Muſikdirektor Hönicke herein und fragte ſtutzig: „Rau! was den Teufel macht Er da?“ — „„Sey Er ſtill, dummer Kerl!““ — erwiderte der moderne Papageno: — „„Ich fange ja Vögel!““ — Hönicke ſah dem Nichtsthun eine kleine Weile zu; endlich rief der Muſikus: „Zieh Er die Falle doch zu, es hat ſich ja einer gefangen!“ — „„Ach, was weiß denn Er!““ brummte Rau: — „„Ich fange ja nur Kerls. Sieht Er denn nicht, daß das eine Betze iſt, die in der Falle ſitzt?““

Eins von Raus Canarienweibchen war ſo ausgeartet, daß es nicht nur oft ſeine eigenen Eyer zerpickte, ſondern auch die bereits ausgebrüteten jungen Vögel zu Tode hackte. Der Sänger, ergrimmt über ſolche Unthat, nahm die unnatürliche Mutter, hing ſie förmlich am Käfig auf und befeſtigte einen

Zettel an ihre Gebeine, worauf die Worte: „Kindesmörderin“ — geſchrieben ſtanden.

Es iſt wirklich zu bedauern, daß Niemand ſich die Mühe gegeben hat, alle Schnurren und Einfälle dieſes Humoriſten niederzuſchreiben; ſie würden denen, die in ſeine Fußſtapfen treten wollen, manche lehrreiche Beluſtigung gewähren.

Er freute ſich jeder gelungenen Darſtellung, und wenn er ſeine Freude zu erkennen gab, ſo geſchah es fluchend oder ſchimpfend. Als z. B. Iffland den Schewa in Hamburg gab, nahte er ſich dem jungen Schauſpieler, der damals den Meſchores gab (Coſtenoble) und ſagte, ihm auf die Achſel klopfend: „Auch Er hat mir vielen Spaß gemacht, verfluchter Jude!“ — „Es iſt ein ſackermentiſches Weib,“ — ſagte er einſt von Sophie Schröder: — „wenn die alle Regiſter ihrer Seelenorgel anzieht, ſo ſind die anderen Schauſpielerinnen Alle Nichts! —

Johann Friedrich Schönemann,

geb. zu Croſſen, deb. 1724, ſtarb 1782, als Herzoglicher Rüſtmeiſter zu Schwerin, nachdem er ſchon 1757 ſeine Geſellſchaft abgedankt und dem Theater ganz entſagt hatte. Sein Name darf nie in den Annalen der deutſchen Bühne verlöſchen. Er lebe darin mit dem Namen der vortrefflichen Schauſpieler, die er zog, und die ſich einſt unter ſeiner Anführung ſammelten. Er glänzte vorzüglich im Fache der Deſtoucheſchen Bedienten. Auch ſeine Frau, eine geborne Weizlerin, mit welcher er ſich 1730 verheirathete, iſt eine Schauſpielerin von Ruf geweſen. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß Schönemann unter andern Schriften auch ein Communionbuch herausgegeben hat.

Johann Friedrich Reinecke,

Regiſſeur der Bondiniſchen Geſellſchaft und einer von Deutſchlands verdienteſten und erſten Schauſpielern, geb. 1747, ſtarb zu Dresden 1787. Nachrichten von ſeinem Spiele in verſchiedenen Rollen, findet man in der Literatur- und Theater-Zeitung, wie auch im 4ten Hefte der Annalen des Theaters. Er iſt zweimal in Kupfer geſtochen worden, einmal von Seyfert nach Graf, das anderemal von Liebe nach Seydelmann.

Man nannte ihn nur ſtets den groſen Reinecke.

Suſanna Mecour,

geb. Preißler zu Frankfurt am Mayn, ſtarb zu Berlin im 46ſten Jahre ihres Alters 1784. Sie debütirte 1754 in Potsdam bei Schuch, und ihre Talente ſowohl als ihre Reize erregten gar bald Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Man nannte ſie wegen ihrer Soubretten die deutſche Dangeville, und ſie verdiente dieſen Namen mit Recht. In den lezteren Jahren ihres Lebens ſpielte ſie komiſche Mütter, affectirte Damen und andere dahin einſchlagende Caricaturen mit dem ausgezeichnetſten Beifall. Auch legte ſie als Daja im Nathan dem Weiſen noch eine vortreffliche Probe von ihrer Kunſt, Verſe zu rezitiren, ab. Nachrichten aus ihrem Leben findet man in Nro. IX. der Literatur- und Theater-Zeitung von 1781, ſo wie ihr Porträt von Berger nach Roſenberg vor dem 3ten Th. dieſer Zeitung von 1782. Im Theater-Kalender von 1779 ſtehet ebenfalls eins von Roſenberg gezeichnet und geſtochen.

Joſeph von Kurz,

der bekannte ehemalige Schauſpieldirektor, der das Burleske-Theater mit dem Charakter des Bernardon vermehrte, und ſelbſt vieles in dieſem Geſchmacke geſchrieben hat, überhaupt aber eine merkwürdige Rolle in der Geſchichte des deutſchen Theaters ſpielte, ſtarb zu Wien 1784. Er iſt von Landerer ſehr ähnlich in Kupfer geſtochen. Eine Lebensbeſchreibung unſeres Bernardons wurde zwar lange erwartet, iſt aber bis jezt noch nicht erſchienen, ob ſie gleich zu wünſchen wäre, da ſie manche Aufſchlüſſe in der Geſchichte des deutſchen Theaters geben würde. Indeß hat Herr Profeſſor Meißner im Monat März der zu Berlin herauskommenden deutſchen Monatsſchrift von 1792 eine wahre Anekdote unter der Aufſchrift: Wer hätte wohl ſich hier zu finden vermuthet? aus Kurzen's Leben geliefert. Er ſagt bei dieſer Gelegenheit von unſerm Helden unter andern Folgendes: „Er war zwar nur in der Poſſe, und im Schauſpiel aus dem Stegreiſe berühmt; viele ſeiner Scherze paſſen auch nur für die Zeit und Orte, wo er auftrat; würden in Leipzig, Berlin oder Hamburg ſchon vor vierzig Jahren nicht mehr gefallen haben, und in Wien noch jezt nur neben dem Kasperle geſiegt werden; aber indem er dem Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen und ſeiner Landsmannſchaft nachgab, wußte er wenigſtens deren Beifall ſich ganz zu erwerben, ſah oft nicht nur ein gemiſchtes Parterre, ſondern auch alle Logen (und in dieſen Logen ſelbſt Monarchen *) ihm zulächeln und zulachen; hatte Dreiſtigkeit genug, unterm Schutz ſeiner Rolle ſelbſt den erſten Perſonen im Staat, von offner Bühne herab, manche bittre Wahrheit zu ſagen, und blieb demnach beklatſcht, geſchäzt und geliebt; ja, ward für eben dieſen ſeinen meiſtens derben Scherz reichlicher belohnt, als mancher Eckhof, als mancher Reinecke für die Feinheit und die Würde ihres Spiels. Wenn er auf die Bühne trat, ſtrömte die Menge gleichſam ins Schauſpielhaus; wenn er herabſtieg, zankten ſich ſelbſt von den ſtolzeſten Großen

---

* So ſah z. B. Maria Thereſia ſein Spiel ungemein gern, bis er endlich durch eine allerdings unverſchämte und faſt unanſtändige Antwort ihre Gunſt dergeſtalt verſcherzte, daß ſie einen Schwur that, er ſolle nie wieder vor ihr Angeſicht kommen, und manche dringende, ſelbſt Familienvorbitte abwies.

viele um ſeinen Umgang; denn auch in jene ſogenannten Zirkel wußte er diejenige heitere Freude, diejenige wahre Munterkeit zu bringen, welche ſonſt vor ſo hoher Geſellſchaft eben ſo wie die Fruchtbarkeit vor dem Gipfel hoher Berge flieht. Dennoch ſpielte er nirgends, wo er merkte daß man es fordere, den Luſtigmacher; war Niemanden für ein Gaſtgebot verbunden und machte ſelbſt zu Wien ein Haus wie wenig Kavaliere. Gegen das Ende ſeines Lebens nannten alle Schauſpieler in öſterreichiſchen Landen ihn: Vater! und er nahm dieſen Titel an, als ob er ihm gebühre. Aber nicht als Schauſpieler blos, auch im eigentlichen bürgerlichen Leben trafen ihn manche abenteuerliche Schickſale. Verſchiedene derſelben zog er ſich durch ſeine [illegible] zu; in andere verwickelte ihn jenes unbegreifliche Ohngefähr, das mit dem Harlekin ſo gut wie mit dem Monarchen ſpielt.

Catharina Jaquet,

geb. zu Grätz 1760, ſpielte auf der Wiener Bühne von ihren Kinderjahren an, wurde 1773 ordentlich engagirt, gründete ihren Ruhm 1779, als Elwina im Trauerſpiel Percy, und ſtarb 1786, allgemein bedauert. Charaktere der höhern Tragödie waren die eigentliche Sphäre ihres großen Talents. Im Luſtſpiel gelang ihr vorzüglich die Dame ſehr wohl, und eine gewiſſe Gattung Marivauxiſcher Liebhaberinnen ſpielte ſie meiſterlich. Dieſe unvergeßliche Künſtlerin iſt als Ariadne auf Naxos von Joſeph Hickel gemalt, und in der Gallerie der K. K. National-Hofſchauſpieler in Wien aufgeſtellt. Als Eliſabeth im Richard III. iſt ſie von Mansfeld vor Schink's allgemeinem Theateralmanach vom Jahre 1782 in Kupfer geſtochen. Desgleichen hat Herr Schink ihr Andenken in ſeiner Piece: Catharina Jaquet, eine dramaturgiſche Skizze, Wien 1786, zu erhalten geſucht; vor ſelbiger befindet ſich auch ein Denkmal dieſer Aktrice, von Maisieux gezeichnet und ſauber geſtochen.

Conrad Eckhof,[*]

Director des Hoftheaters zu Gotha, geb. zu Hamburg den 12. Auguſt 1720, geſt. zu Gotha den 16. Juni 1778. Er war der Roſcius der deutſchen Bühne. Sittlichkeit, Richtigkeit, Bildung, Wohlſtand, das ſind ſeine Verdienſte um das Theater, und wer darf ſie ihm ſtreitig machen? Leſſing ſagt in ſeiner Dramaturgie S. 13 von ihm: „Dieſer Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Akteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art, in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.“ Biographien dieſes Mannes findet man im 7ten St. des Theater-Journals, in Nro. 26 der Litteratur- und Theater-Zeitung von 1778 und im Theater-Kalender auf 1779. Sein Porträt von Geyſer nach Graf geſtochen, ſteht vor dem erſten Jahrgang des Theater-Kalenders von Reichard. Das Gemälde hat der Herzog von Gotha in ſein Kabinet aufgenommen. Früher iſt er von Schleuen nach Heinſius zur allgemeinen deutſchen Bibliothek geſtochen worden.

Emanuel Schikaneder.

Dieſer höchſt ſonderbare Mann, von dem in der Theaterwelt viele Schnurren bekannt ſind, hat auch eine Menge Stücke geſchrieben, die zu ihrer Zeit großes Glück machten, jetzt aber zu den Merkwürdigkeiten der Theater-Archive zu zählen ſind. Hier Einiges daraus, um einen Begriff von der Sprache zu geben, die damals auf dem Theater gern gehört wurde.

---

[*] Dieſe und die vorhergehenden biographiſchen Umriſſe aus dem alten Reichardſchen Theaterkalender.

Im Hans Dollinger ſagt der biedere Ritter ſelbſt: „Seht, an Euch iſt alles faul. Will Euch doch einen Rath geben: Verkriecht Euch in einen Miſthaufen und guckt mit den Ohren heraus wie der Eſel im Schatten beim Haberſack.“ Und Kaiſer Heinrich ſpricht zu dem entlarvten Verräther: „Mir nicht in der Nähe, Du von der Fußſohle bald verfaultes Thier. Wenn ich von der Spitze des Eismeers bis in die Abgründe Veſuvius ſuchte, ſo würde ich an Grauſamkeit kein häßlicheres Unthier finden als Dich. Dich nur anſehen, heißt einen verdorbenen Schlamm rütteln.“

In dem „Bucentaurus oder die Vermählung mit dem Meere in Venedig“ ſagt einer der Verſchwornen: „Bauen Sie mir Venedig auf feſten Boden der Mutter Erde, und ich wette, die Trümmer von Venedig ſollen in alle vier Theile der Welt bis an den Mond ſich vertheilen. Ich wollte ein Feuerwerk abbrennen, daß die Teufel in der Hölle noch bei mir in die Schule gehen ſollen.“

In der Philippine Welſerin entſpinnt ſich folgende Scene zwiſchen einem Hofherrn und dem Herzog von Tirol:

Hofherr. Daß ich geradezu in Euer Schloß kam, mag mich der Auftrag Eures Vaters entſchuldigen.

Herzog. Die Worte von Beſchönung und Ausreden von meinem Vater, deren Euch Hofleuten nur zu oft einen ſiebenfachen Flor, Euer Larven zu bedecken. Euch aber kenn' ich, wenn Ihr Euch auch verhüllt, vom Kopf bis zum Fuß bepanzern wollt.

Hofherr. Gnädiger Herr! Meine Stamm-Eltern und ich führen den eiſernen Helm in unſerm Wappen, und eben ſo aufgedeckt iſt unſer Herz.

Herzog. Euer Herz? — Hofherr, Euer Herz war ſchon damals, als ich mit Euch noch an meines Vaters Hof lebte, mit einer neunfachen Schweinshaut überwachſen; jetzt ſind es fünfzehn Jahre, daß wir uns nicht mehr ſehen, ſeit dieſem muß Euer Herz zum Pfundleder geworden ſeyn.

Hierauf hat der Hofherr folgenden Monolog: „Noch nie war ich ſo außer Faſſung wie heute. Des Herzogs Zorn, ſeines Weibes Schönheit, haben mein Herz und meinen Verſtand gleich einer freſſenden Flamme ergriffen; und beſäß ich nicht ſo viel Portion von Unverſchämtheit, ich glaube, alle dieſe Dinge hätten meinen Witz in Aſche verwandelt. — Jetzt fort nach Innsbruck, dort will ich die Keule ſchmieden und, gleich einem Donnergotte, dieſe ſeſſelhangenden Seelen zertrümmern!“

Schilderung der —ſchen umherziehenden Schauſpieler-Horde.

(Aus einem Theaterkalender vor 40 Jahren.)

Es iſt zum Erbarmen, ein Enſemble, wie das der —ſchen Geſellſchaft zu ſehen. Soll man lachen, ſoll man weinen bei ihren Vorſtellungen, das weiß man nicht. Iſt die ehrliche Dramatiſche Thalia nebſt ihrer [illegible] Schweſter Melpomene jemals an den Pranger geſtellt worden, ſo hat ſich die —ſche Geſellſchaft dieſes Verdienſt erworben. Die [illegible], der [illegible], dem [illegible], der [illegible] entlaſſen, und die Actricen, ehemalige Wäſcherinnen und Hausmägde, ſtehen unter der ſogenannten Direktion eines eben ſo erbärmlichen Subjekts, als ſeine Untergebenen ſind, der wenigſtens ſchon zehnmal Direktion aufgegeben und wieder angefangen hat, der ſo glücklich iſt, immer wieder Komödianten aufzutreiben, die er zur Ehre der dramatiſchen Muſen — mit Kartoffeln mäſtet.

Die Umſtände ſeiner Garderobe laſſen ſich denken. In [illegible] borgte er für die Premiere von einem Trödler alte Stiefeln und bezahlte, nebſt einem Freibillet, für jedes Paar zwei Pfennige. In [illegible] und [illegible] hatten die Statiſten

(Gaſſenjammern) weder Schuhe noch Strümpfe; gleich half ſich der Directeur durch einen coup de Genie, und — hängte den ehrwürdigen Gerichtsdienern lange blaue Mäntel um, welche die Füße verdeckten. Die Lady Milfort ſah aus wie eine Schenkamme, und die Luiſe ſpielte erbärmlich ſchön, in einem Kleidchen, welches ſo zerlöchert war wie eine Feldſtandarte. — Als das merkwürdige Kaſſenſtück: Eulalia Meinau gegeben wurde, fehlte es an männlichen Subjecten es zu beſetzen, und ſiehe da, abermals ein grand effort de Genie! — ein hochſchwangeres weibliches Mitglied der Bühne mußte den General, den Verführer der Eulalia ſpielen. — Ueber die Verwandlungen ſetzt ſich der Directeur hinaus. Wie das Theater Anfangs iſt, ſo bleibt es, denn mehrentheils hat er nur eine Decoration, und ſo ſpielte einſt die Michelſche Familie in der Jagd, von Hiller, im Walde.

Keinen Ort verläßt der ſpaßhafte Impreſſar ohne Schulden, und die Brannteweinbrenner ſind immer ſeine Herzensfreunde.

An Moralität läßt ſich bei ſolchen Leuten gar nicht denken, ſie leben zuſammen, untereinander und durcheinander, wie es ihnen beliebt, und man glaubt in ihrer Geſellſchaft unter Präadamiten zu ſeyn.

Und ſolche Leute dürfen cum privilegio den Geſchmack der kleinen Städte — verfeinern!!

Das Nordlicht.

In Danzig baten im Jahre 1791 die anſehnlichſten Kaufleute der Stadt die ganze Schauſpielergeſellſchaft, im Namen der Kaufmannſchaft, den Abend vor der letzten Comödie zum Abendeſſen. Auch einige Gelehrte und andere Perſonen von Stande, waren dazu eingeladen. Die Zahl der Anweſenden beſtand aus einigen dreißig Perſonen. Sie erklärten ſich gegen die Directrice Mad. Schuch, daß dieſe Einladung keine andere Abſicht hätte, als zu zeigen, daß man weder den Stand der

Schauſpieler keine Vorurtheile hege. Die Abendmahlzeit war feſtlicher und glänzend. Alle Schauſpieler wurden im Wagen abgeholt. Ein ſo ſeltener Vorfall verſammelte eine Menge Leute vor dem Hauſe, denn natürlich mußte dieſe Bewegung an einem Orte auffallend ſeyn, wo noch kurz vorher ein Schuhmacher einem ſterbenden Schauſpieler das Abendmahl verſagte.

Fauſt 1793!

Eine gute Schauſpielertruppe in einer Stadt am Rhein, die ſich vergebens bemüht hatte, ihre Kaſſe durch die ſchönſten Vorſtellungen der beſten Meiſterſtücke zu füllen, kam, für Verzweiflung auf den Einfall, den berüchtigten Doktor Fauſt, mit allen ſeinen höllischen Zurüſtungen zu geben, und ſiehe! … das Theater war noch für die Zuſchauer zu klein!

Wie man ſonſt Comödie ſpielte.

Schink erzählt uns viele Züge davon im erſten Bande ſeiner Hamburger Theater-Zeitung. Hier Einige.

Ein Schauſpieler, der in der Rolle des Hamlet auftrat, nahm bei der Stelle, nach der Erſcheinung des Geiſtes: „Meine Schreibtafel! ich will es niederſchreiben, daß man lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke ſeyn kann;" um bei dieſer Arbeit beſſer ſehen zu können, eine Lampe aus den Couliſſen, ſtellte ſie neben ſich hin, und trug dann die obige Bemerkung in ſein Taſchenbuch ein.

Eben derſelbe wiſchte in der Scene mit Ophelia, wo er ſie ins Kloſter gehen heißt, bei den Worten: „Gott hat Euch ein Geſicht gegeben und Ihr verhunzt es," mit ſeinem Schnupftuch der neben ihm ſtehenden Schauſpielerin die Schminke ab, zeigte dann das roth gewordene Tuch den Zuſchauern und — ward applaudirt.

Ein anderer Hamlet blieb in der Scene mit Güldenſtern, wo er ihn bittet, die Flöte zu ſpielen und dieſer den Auftrag ablehnt, zur großen Ergötzung der Zuſchauer ein langes Andantino; theils ſeine muſikaliſchen Talente zu produciren, theils dem unwiſſenden Hofmanne recht einleuchtend darzuthun, daß nichts in der Welt leichter ſey, als aus dieſem unbedeutenden Stücke Holz die herrliche Muſik hervor zu locken.

Ein Othello brachte, kurz vor der Ermordung der Desdemona, bei der Stelle: „Laß Dich noch einmal am Stocke riechen, o balſamiſcher Athem!" folgendes Spiel an. Er neigte ſeine Naſe auf das Geſicht der Schläferin und blieb mit der ziemlich lauten Bewegung eines wirklich Geruch Einziehenden einige Minuten in dieſer Stellung. Der Mann war berühmt, und die Zuſchauer fanden dies ſehr ſchön.

Ein anderer berühmter Schauſpieler hatte als Richard III., um die Gewiſſensbiſſe, von denen dieſer Tyrann gemartert wird, in ſeinen Geſichtszügen recht zu verſinnlichen, Erbſen in ſeine Stiefel gethan, die ihm, wenn er mit dem kunſtlichern Tritt des Helden auftrat, Schmerzen verurſachten, bei denen er die Lippen zuſammenbeißen und Augen und Wangen krampfhaft zuſammenziehen mußte. Bei der Nachricht von Richmond's Sieg riß er ſich das falſche Haar aus, das er ſich hatte aufkleben laſſen und ſtreute es um ſich her.

Klopſtocks „Tod Adams" wurde in folgendem Coſtüm gegeben: Adam trug einen Schlafrock; Eva eine Dormeuſe und einen Schleier; Seth eine Perücke; und Kain einen großen ſchwarzen Schafpelz, einen herunter gekrempten Hut und einen mächtigen Prügel in der Hand.

In dem Nachſpiel „Philemon und Baucis" figurirte eine niedrige Bauerhütte und an der Thür, durch welche Jupiter und Merkur eintreten, hatte der Maler ein Edict angebracht, das mit den Worten anfing: „Wir Friedrich II. von Gottes Gnaden" u. ſ. w.

Als man einſt in Breslau, dies iſt noch gar nicht lange her, an Schillers Todestag „Kabale und Liebe" aufführte, hatte der Decorateur über dem Sopha der Lady Milford das Bildniß des Dichters aufgehängt.

In Brünn wurden ſchon damals nicht etwa einzelne Arien, ſondern ganze Akte wiederholt. In einem Schauſpiele „Simſon" mußte nach einer derben Prügel-Scene mit den Philiſtern der ganze erſte Akt noch einmal gegeben werden.

Auf dem Wiedner Theater zu Wien ſah man in dem Schauſpiele „Philippine Welſerin" von Emanuel Schikaneder, die ſchöne Herzogin von Tyrol in der Badewanne ſitzen, wo ihr die Adern geöffnet werden und ſie elendiglich umkommen muß.

In Wien auf dem Neuſtifte, im weißen Faſan, führte der Schauſpiel-Director [illegible] 1780 eine Menſchenhetze auf. Er verkleidete dazu ſeine Schauſpieler in Hunde, Pferde, Bären u. ſ. w., und ſo mußten ſie ſich herum beißen. Er ſelbſt machte den Hetzmeiſter.

Der Perpendickel im Hamlet (1784).

Bei der erſten Vorſtellung des Hamlet zu [illegible] beſchloß der Theatermeiſter, ſich heimlich durch eine fein ausgedachte Verſchönerung berühmt zu machen. In der Scene, wo der Geiſt dem Hamlet zuerſt erſcheint, war unter der Decoration des Platzes, im Grunde, ein alter Thurm befindlich. Nun glaubte der Theatermeiſter, daß ein Thurm nicht ohne Uhr, und eine Uhr nicht ohne Perpendickel ſeyn könne. Er nahm ſich alſo vor, das Ticktack des Perpendickels recht natürlich nachzuahmen, ergriff einen Hammer und ſchlug damit hinter der Bühne, fein abgemeſſen, auf einen Ambos, juſt, als das intereſſanteſte Geſpräch des Geiſtes mit Hamlet anhub. Die Zuſchauer wußten gar nicht, was ſie aus dieſen Schlägen machen ſollten; einige glaubten es ſchlüge zwölf, da ſie aber bis dreißig gezählt hatten, ſo gaben ſie ihre erſte Muthmaßung auf. Auf den Perpendickel fiel Niemand. Unterdeſſen unterbrach dieſes Getöſe die Aufmerkſamkeit und Stille völlig. Man ſtelle ſich vollends die Gemüthsverfaſſung des Geiſts und Hamlets (Eckhof und Böck) bei dieſem witzigen Einfall des Theatermeiſters vor, und in welches Lob ſie über ihn ausbrachen, als ſie wieder in den Couliſſen waren!

Dergleichen erleben wir auch noch im Jahre 1837!

Leſſing über Muſik.

Leſſing pflegte ſeinen beſten Freunden zu wiederholtenmalen zu verſichern, daß ihm, bei Anhörung der ſchönſten Muſik, nicht viel beſſer zu Muthe ſey, als wenn ihm der Barbier den Bart einſeife.

Das Theaterwunder.

(Vom Jahre 1783.)

Ein Prinzipal einer kleinen Geſellſchaft ſpielte in dem bibliſchen Drama „Samſon“ von Weiſlern die Hauptrolle. — Aus dem Rachen des Löwen quillt Waſſer hervor, mit welchem Samſon ſeinen Durſt ſtillt. Der Theatermeiſter ſollte dies Wunder dirigiren, und ſtand unter dem Theater bei der Verſenkung mit einer Waſſerſpritze. Samſon legte ſich auf den Löwen, aber — das Waſſer blieb aus. Samſon gab das verabredete Zeichen, Samſon rief laut hinunter, Samſon fluchte — das Waſſer blieb aus. Der Theatermeiſter ſtand kaltblütig mit der Spritze in der Hand, und ſchwur, keinen Tropfen von ſich zu geben, bis er ſeine rückſtändige Gage erhalten habe. Der geängſtete Prinzipal Samſon ſah ſich genöthigt, dem hartherzigen Wundermann laut zu verſichern, daß er ſeine Bezahlung von der Einnahme des Tags gleich nach der Vorſtellung haben ſollte. Der vorſichtige Theatermeiſter hatte zwei Zeugen mitgenommen; Samſon mußte auch dieſen die Verſicherung wiederholen, und ſogleich floß aus dem Rachen des Löwen Waſſer die Fülle. —

II.

Deutſche Theaterdichter und Componiſten vor ſechzig Jahren.

Wir finden unter unſern Theaterdichtern vor ſechzig Jahren folgende Namen, die uns bemerkenswerth ſcheinen.

Zuerſt fürſtliche Perſonen, die ſich nannten:

Louiſe Friederike, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin. Der Liebhaber ſeiner Frau, a. d. F. des Boiſſy.

Ulrike Sophie, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, Aebtiſſin zu Rünen. Der Undankbare, L. in 5 A. von Destouches a. d. F.

Goethe wird aufgeführt, als:

Goethe, Johann Wolfgang von, Geheimerrath zu Weimar. Doktor Fauſt; Julius Cäſar (?); die Vogelwieſe; Lilla; die Mitſchuldigen; die Empfindſamen; Jerley und Väterley *; die Geſchwiſter; Iphigenia, ein Tr. in 5 A. Taſſo; Graf Egmont; die Vögel; die Fiſcherin ꝛc. Die mehreſten ſind aufgeführt auf der Weimariſchen Privatbühne.

Leiſewitz . . . Landſchaftsſekretär zu Braunſchweig. Die Pfandungen; das Geſpenſt um Mitternacht. (Alſo war nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Julius von Tarent ſein einziges Drama.)

---

* Jery und Bätely.

Moſer, Juſtus, Oſnabrückiſcher Rath zu Oſnabrück. Die Tugend auf der Schaubühne. Luſtſpiel. (Wo iſt dies Werk des berühmten Mannes geblieben?)

Reichsſiegel, Florian, des Benediktiner-Ordens zu Regensburg. (Ein Mönch der für's Theater ſchrieb.)

Schiller . . . Regimentsfeldſcherer zu Stuttgart. (Ohne Angabe der Stücke.)

Eſſer, Ritter. Die drei Pächter. (Ein berühmter Name gewiß, wenn auch nicht als Dichter.)

Bernſtorf, Johann Joachim Carl von, privatiſirt zu Frankfurt am Main. Arbeitet an einem Nachſpiel: Der Wind. (Anticipirte Unſterblichkeit! — Der Mann wußte Wind zu machen.)

Eckhardt . . . . Bombardier unter der Artillerie zu Berlin. Die Ehebrecher, ein L. in 1 A. (Das heißt das Kind beim rechten Namen nennen!)

Außerdem finden wir noch:

Weſſely . . . . Jude in Hamburg.

Ephraim Benjamin Veitel, jüngſter Sohn des verſtorbenen Münzjuden Ephraim zu Berlin.

Gomperz Lion, ein getaufter Jude, und Kanzeliſt bei der Regierung in Marienwerder. — (Auch Juden unterſtanden ſich ſchon damals für das Theater zu ſchreiben. Man glaubt irgend ein modernes Literaturblatt oder ein Votum über das junge Deutſchland zu leſen! Aber die Juden ſind in der Literatur älter als dieſe Herren glauben.)

Deutſche Componiſten.

Der erſte Componiſt für die Bühne war:

Anton Schweitzer, Capellmeiſter zu Gotha. Folgende Stücke ſind von ihm geſezt worden: Der luſtige Schuſter, zweiter Theil, eine Operette. Apollo unter den Hirten, ein

Vorſpiel. Elyſium, ein Vorſpiel mit Arien. Aurora, ein Singſpiel von Wieland. Die Wahl des Herkules. Alceſte eine ernſthafte Oper. Die Stufen des menſchlichen Alters, ein Vorſpiel. Walmir und Gertraud, ein Singſpiel. Die Dorfgala, eine Operette. Erwin und Elmire, ein Singſpiel. Das Feſt der Thalie, ein Vorſpiel. Polyxena, ein muſikal. Drama. Eine Simphonie zu Weißens Trauerſpiel, Richard der Dritte. Ein Monodrama, Pygmalion. Die Muſik zu verſchiedenen Comödien, als: der bürgerliche Edelmann; Philemon und Baucis; der Edelmann, ein Wucherer. Zwei große Ballets: Die Waffen des Achilles; die Amazonen. Zwei Arien zum redenden Gemälde. Muſik zum öffentlichen Geheimniß. Todtenmarſch zu Clavigo. Die Wielandſche große Oper, Roſemund.

Wer kennt ihn jetzt? — —

Müller, Wenzel, Capellmeiſter der Marinelliſchen Geſellſchaft zu Wien. Hat verſchiedenes für dieſe Geſellſchaft componirt.

Mozard . . . Capellmeiſter zu Salzburg. Semiramis, muſikal. Drama des Freih. von Gemmingen. Die verſtellte Gärtnerin, Operette. (Der Name nicht einmal richtig geſchrieben und wen kümmerte gar der Taufname des Jünglings?)

* * *

III.

Alte Comödienzettel.

Es werden heute Donnerſtags den 13. April 1758 die Königl. Pohln. Churfürſtl. Sächſ. Hof-Comödianten Eines der allerluſtigſten und ſcherzhafteſten Schauſpiele vorſtellen:

deſſen Titul:

Harlekin, ein luſtiger Dragoner Hauptmann

Oder:

Der, durch liſtige Betrügereien hinter das Licht geführte, und von ſeinen eigenen Sohn um die verſprochne Braut gebrachte Vater.

Sonſt:

Die verſchmitzten Kuppeleyen des Scapins.

Imgleichen:

Ganz unfehlbares Mittel das Podagra zu curiren.

Perſonen:

Anſelm, ein reicher Kaufmann, und geglaubter Edelmann.
Diana, deſſen Tochter.
Dorimene, deſſen Baſe, verliebt in Valerio.
Colombine, das Mägdgen.
Herr Pancratio, verliebt in Dorimene.
Valerio, des Pancratio Sohn.
Leander, des Kaufmanns Sohn.
Scapin, des Leanders Diener.
Harlekin, des Valerio Bedienter.
Soldaten.

Verkleidungen des Harlekins.

1, Als Dragoner Hauptmann. 2, Als ein Corporal. 3, Als ein Doct: Med: der das Podagra courirt. 4, Als ein Savojard, mit einem Varietätenkaſten.

Wofern ein Schauſpiel iſt, das werth iſt und verdient,
Daß es der Spielende zu rühmen ſich erkühnt,
So iſts das heutige, das alſo eingerichtet
Daß es die Schauenden zum Beifall recht verpflichtet; —

Es hat ihm auch hieran gewiß noch nie gefehlt
Wir haben es daher mit Vorbedacht gewählt,
Und ſelbiges, weils eins der luſtigſten geweſen,
Die unſer Vorrath hat, gefliſſen ausgeleſen.

Es kommt darinnen nichts, als was ergötzt vor,
Und es vergnügt zugleich ſowohl das Aug als Ohr,
Und unſer Harlekin ſpielt heut verſchiedene Rollen,
Die, wir verſichern es, recht ſpaßhaft laſſen ſollen.

Die Kurzweil dieſes Stücks iſt auſſerordentlich
Denn jeder Auftritt hat was lächerlich's in ſich
Mit Lachen fängt ſichs an, mit Lachen wirds beſchloſſen
Und unſer kleiner Kirſch, macht heut die tollſten Poſſen.

Den Beſchluß macht ein luſtiges Nachſpiel
genannt:
Johann Henne und Schnapphahn.

Der Schauplatz iſt in dem neuen Comoedienhauſe auf dem Zwinger; Die Perſohn zahlet auf die Loge des erſten Ranges 6 gr: In dem erſten Platz auf par Terre 4 gr: auf dem zweiten

2 gr: auf der Gallerie aber 1 gr: Billets ſind im Comödienhauſe Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu haben.

Puncto halb 6 Uhr wird angefangen
und ladet gehorſamſt und ergebenſt ein
Johann Chriſtoph Kirſch,
der kleine und luſtige Harlekin.

Auf einem Zettel des Hamlet.

Wahrlich! kein größeres Schauſpiel hat Landshut noch nicht geſehen . . . . Was für Gedanken! groß, erſchütternd und unnachahmlich. Nur ein Shakeſpeare war auf der Welt, der ſo meiſterhaft geſchrieben und ſich bei der Nachwelt unvergeßlich gemacht hat. Nur ein Hamlet kann die Zuſeher erſtarrend machen, ſein Herz in die Preſſe nehmen und alle ſeine Sinne mit der Ewigkeit bekannt machen. Dieſes Trauerſpiel iſt eine wahre, ſchreckliche Geſchichte Dännemarks, und enthält ſchaudernd das Wiedervergeltungsrecht: Der Geiſt eines ermordeten Königs kömmt aus ſeinem unterirdiſchen Behältniß, erſcheint um Mitternacht der Wache, dann ſeinem Sohn, und begehrt blutige Rache von ihm, ob dem verabſcheuungswürdigen Bubenſtück ſeines Oheims, entdeckt ihm die frevelhafte Ermordung. Hamlet, von Wuth, Rache und Weh durchdrungen, ſtürzt wüthend auf ſeinen meuchelmörderiſchen Oheim, durchbohrt ihn, rächet den Tod ſeines Vaters, und beſteigt ſeinen rechtmäßigen Thron. Wo hatte es noch einen Menſchen gegeben, der nicht gerne Hamlet geſehen, bewundert, ihm ſeinen Beſuch und Beifall geſchenkt hatte.

Die verliebten Zänker von Goldoni.

Dieſes Luſtſpiel iſt ſehr reizend, und hatte das Glück gehabt, aller Orten zu gefallen. Es iſt mit ausnehmend luſtigen Charaktern gezeichnet; Kunſtverſtändigen iſt wohl bekannt, daß dieſes Luſtſpiel unter die beſten, die Herr Goldoni herausgegeben, zu rechnen ſei. Es hat im Uebermaaß witzige Einfälle, nachdrückliche Gedanken und wahre Schilderungen verſchiedener Menſchen. Dieſe Comödie ſtellt eine Liebe von der heftigſten Art vor. Zwo Perſonen, die ſich treu und vollkommen lieben, ſollten von rechtswegen glücklich ſeyn, um ſo viel mehr, da man keine Hinderniſſe findet, die ihrem Verlangen im Wege ſtünden. Doch die beißende Qual der Eiferſucht, die hauptſächlich die Geißel verliebter Herzen iſt, umwölket den heitern Himmel und erregt mitten im ſchönſten Wetter ein Ungewitter. Arme, unbedachtſame Jugend! ſoll die Liebe dir zur Pein werden, wiſſt du, daß der heilſamſte Balſam ſich in Gift verwandle? Thorheit über Thorheit, ſpiegle dich, o Jugend, an dieſen verliebten Zänkern. Lache über ſie, und handle niemals ſo, daß man Urſache habe, über dich zu lachen.

Der Charakter des Fabricius iſt aus Hunderten ein Sonderling, ſo gutherzig als großprahleriſch, ſo ſparſam als verſchwenderiſch, — der nichts hat, und ſich einbildet alles zu haben: der aus einer Mücke einen Elephanten macht, — der alles Kleine vergrößert, und das Große verkleinert, — der überhaupt alles übertreibt. Mit einem Wort — ein ganzer Narr.

Der Freund der ganzen Welt.

Ein neues ſeltſames Luſtſpiel zur angenehmen Abwechslung, wo es Luſtbarkeit genug — aber genug zu lachen gibt — aber zum Teufel, wer ſollte heute auch nicht lachen, wenn er ſieben Liebhaber — lauter Narren, jeden von einer andern Narrheit angebrennt vor ſeinen Augen hat, welche alle um ein junges, ſchönes, reiches Fräulein buhlen, und gleichſam das ganze trommwaldiſche Haus beſtürmen, und die Mutter eine ſo vernünftige Frau — Eine Frau von vielem Geſchmack mit ihren Unſinn und Dummheiten belagern. Nun hören Sie hochachtungswürdige Freunde . . . Die Mama mag keinen von allen dieſen Narren. — Der Papa möchte jeden gern von allen dieſen Narren zum Schwiegerſohn haben. — Recht geſagt — gut betitelt die Komödie — der Freund der ganzen Welt, endlich der beſoffene Kutſcher — der pleſſirte Bediente — lauter Gemählde vorzüglicher Charakters. Genug hievon — nicht weiter geſagt: die Vorſtellung ſoll Ihr Vergnügen überraſchen, erneuern und befriedigen.

Der Schneider und ſein Sohn.

O welch ein unverbeſſerliches Luſtſpiel. — In der That luſtig und lehrreich — ſittlich und ergözend. — Ein gar treffliches Beiſpiel für jene Mütter, welche ihre Kinder in der Jugend verzärteln, mit ihnen hoch hinan wollen, und zulezt froh ſeyn müſſen, wenn der Sohn ein Schneider, und die Tochter, anſtatt eine gnädige Frau zu werden, eine Schneiderin wird. Es iſt auch weit beſſer, eine rechtſchaffene Handwerksfrau zu werden, und zu ſeyn, als mit eingebildeten Stolz eine Dame zu machen, und doch von der Geburt aus keine zu ſeyn. Unſer heutige Schneidermeiſter iſt ein ſo ehrlicher Mann und rechtſchaffener Bürger, der auf ſeine Handwerksgebräuche ſtolz iſt, und da hat er auch recht. Niemand ſoll heute nicht vergnügt unſern Schauplaz verlaſſen. Dieß haben wir die Ehre Sie nach allen unſern Kräften zu verſichern.

Wilhelmine.

Wir hatten ſchon durch eine dreimalige Vorſtellung die Großmuth eines der vorzüglichſten unter den Monarchen darzuthun die Ehre gehabt: Da dieſe aber ſich meiſtens auf das Militäriſche einſchränkte, ſo glaubten wir, den gnädig gütigen Publikum nicht zu mißfallen, wenn wir die Erhabenheit des Königs auch in Beziehung des Bürgerſtandes vorſtellen. Sein Augenmerk erſtreckt ſich auch auf die geringſten Stände ſeiner Unterthanen, die ihm nicht minder lieb als die erſten ſind. Ihren Mängeln zuvorkommen, oder zum wenigſten ſie zu mildern, darin ſucht er ſeine Größe feſtzuſetzen; ob der Verfaſſer dieſes Stücks auch eben ſo getreu ſeinen erhabenen Charakter gezeichnet, dieß überlaſſen wir der zahlreichen Menge unſerer gnädigen Gönner zu beurtheilen. Wir hoffen er ſollte hier nicht weniger gefallen, da er ſich durch verſchiedene Verſuche in der Welt berühmt gemacht. Die Geſchichte gründet ſich nicht auf die erfindliche Einbildung des Dichters, ſondern auf die Wahrheit die ſich im ſiebenjährigen Kriege zutrug.

Der beſte Mann.

Dieſes vorzüglich gute Stück, voll Unterhaltung, Witz und Laune, kann unſern gnädigen hochſchäzbarſten Gönnern nicht genug angeprieſen werden. Das Lob wird der Ausgang rechtfertigen, und manchen armen Mann wird es reuen, wenn er die gute Dreßirſchule verſäumen und nur mit einer unzuſammenhängenden Erzählung zufrieden ſeyn muß. Ich bin verawißt, ſolche Maximen, ſolche Grundſäze finden ſich nicht überall, beſonders wenn man die Anwendung, ſo wie man ſich umkehrt, machen kann. Eine wahrhafte Schule der Philoſophie in dem menſchlichen Leben. Unterdeſſen wollen wir es bei dem ſchönen Geſchlechte auch nicht verderben, und ihm ſeine Rechte nicht um ein Haar ſchmälern, beugen, oder unter was immer für einen Titel verdrehen laſſen, wie die Juriſten ſagen, ſondern ein ebenmäßiges Verhältniß ſoll beyder Handlungen beſtimmen. Bei entgegengeſezten Umſtänden ſollten die Rechte des Mannes verſchwinden, und die Frau Mann ſeyn: dieß erlauben wir, und würden es ohne dieß nicht verhindern können, wenn es ſich anders verhalten ſollte. Fürchten ſie ſich nicht meine Schönen! es iſt ja der beſte Mann.

IV.

Einige Notizen über das Leipziger Theater.

Vor mehr als 60 Jahren, nämlich im Jahr 1770, war Koch, der Leipzig regelmäßig zu beſuchen pflegte und das Privilegium dazu hatte, nicht gleich dahin gekommen, weil er in Weimar ſeine Rechnung beſſer und auch überdies manche Urſache fand, über die Kälte des Leipziger Publikums zu klagen. Statt ſeiner hatte ſich in der Neujahrmeſſe die herumziehende Wäſerſche Geſellſchaft eingefunden, und das Leipziger Publikum theilte ſich nun in zwei Parteien. Die eine ſah in derſelben das non plus ultra von Geſchmackloſigkeit, Rohheit u. ſ. f., die andere fand an ihr wo nicht alles vortrefflich, doch recht gut und ſehenswerth. Die Sache ging ſo weit, daß ſich ſogar die Profeſſoren hineinmiſchten. Der alte Erneſti warnte mehr als einmal, und namentlich als er 1770 in der Oſtermeſſe Rector wurde, ſeine Zuhörer „gegen die Wäſerſche Bude.“ Selbſt der alte catoniſche Sammet that dies in den heftigſten Ausdrücken. Auch geſchrieben wurde mancherlei darüber, freilich nicht in öffentlichen Blättern, denn belletriſtiſche, mit Kritiken über die Bühne gefüllt, gab es damals noch nicht, wohl aber in kleinen Broſchüren. Eine ſolche: „Ueber die Leipziger Bühne an Herrn J. F. Löwen zu Roſtock, Dresden, 1770, S. 143,“ * beſitzen wir, und wenn uns auch die Invectiven

---

* Der Verfaſſer ſoll C. H. Schmid geweſen ſeyn, der ſich aber von Schweigershauſen nannte. Seine Schrift wurde, denn in dergleichen war man damals ſo klug wie jetzt, confiſcirt. Dieſe Art zu widerlegen iſt die leichteſte, aber nicht die bündigſte.

des Verfaſſers gegen die Wäſerſche Geſellſchaft ſehr gleichgültig ſind, da alle ihre Mitglieder, gleich der von Kochs Geſellſchaft, längſt zu Staub wurden, ſo haben doch ſeine Notizen einigen hiſtoriſch-artiſtiſchen Werth für uns, weil ſie über den damaligen Geſchmack der Leipziger einiges Licht verbreiten. So wurde z. B. am 13. Januar die Betſchweſter von Gellert aufgeführt. Gellert war kurz vorher, 1769 im December, geſtorben, das Stück lange nicht in Leipzig geſehen worden; Wäſer konnte es am beſten beſetzen, und hoffte wohl, daß das noch friſche Andenken an den Verluſt dieſes vortrefflichen Mannes eine Menge Zuſchauer herbeiziehen würde. Allein — er irrte ſich. Man ſieht, daß Gellert ſich ſchon beim Leben als Theaterdichter überlebt hatte. Späterhin verſuchte Wäſer es auch mit dem Schäferſpiel von ihm: das Band; es hatte aber eben ſo wenig Glück.

Lokalpoſſen waren damals auf der Bühne noch viel unbekannter, als jezt, wo durch die franzöſiſchen Vaudevilles manches erzeugt worden iſt. Indeſſen eine ſolche, der dumme Mann und die kluge Frau, ward damals doch gegeben, und in ihr kam eine ſo gemeine Schilderung von dem darin an den Pranger geſtellten Leipzig vor, daß man ſich wundern muß, wie es vom damaligen Theatercenſor geſtattet werden konnte. Oder gab es zu jener Zeit keinen ſolchen? Zum Belege ſeines ungünſtigen und harten Urtheils führt unſer Verfaſſer eine Reihe Verſe auf, und man kann ſie jezt kaum ohne Erröthen abſchreiben, ſieht aber doch daraus, daß die Leipziger ſich viel ſagen ließen, ohne böſe zu werden, denn das Stück ward nicht ausgepocht, und dann muß damals, wenn nur der zehnte Theil, was in den mitgetheilten Verſen vorkommt, wahr iſt, die Tugend bei unſern Großältern ſo wenig zu Hauſe geweſen ſeyn, wie jezt. Man höre nur z. B.:

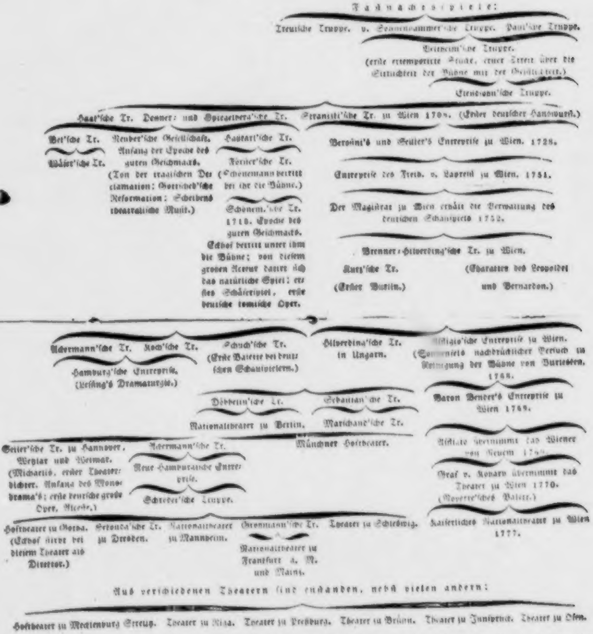
Du haſt eine ſchöne Frau, die nahmſt Du aus der Stadt,
Da iſt kein Mädchen nicht, das nicht zwölf Buhler hat.
Ich weiß es noch daher, als ich darin ſtudirte,
Da ſah ich keinen nicht, der nicht zwei Mädchen führte,

Die in dem größten Staat, juſt, wie die Deine ſeyn;
Mit Spitzen um den Hals, Manſchetten nett und fein,
Im großen Reifrock, der mit Taffet überzogen.

Beſonders ſcheinen damals in Leipzig die Pantomimen gefallen zu haben. Arlekin der Unglückliche ohne Unglück wurde z. B. binnen ſechs Wochen dreimal gegeben. Zwei Sträuche verwandelten ſich in Monſtra; Arlekin ſprang als Apotheker durch einen Spiegel; ein Tiſch verwandelte ſich in einen Galgen, woran ein Notarius hing; eine Commode in einen Bratſpieß, ein Canapee in einen Hühnerkorb. Haben ſie nie böhmiſche oder baieriſche Anſchlagszettel geleſen? fragt unſer entrüſteter Correſpondent. Aber die Leipziger ſahen derlei Dinge auch gern. Selbſt Dr. Fauſt erſchien auf ſolche Art mit unglaublichem Beifall dreimal im Februar. Der damalige Krieg der Ruſſen und Türken gab zu einer Pantomime Gelegenheit, welche den bizarren Titel: Die glückliche Gefangenſchaft der Ruſſen auf der türkiſchen Inſel Teberta, hatte. Klingt dies nicht, wie der Zettel einer Marionettenbude? — Wenn jezt ſo viel über ſeichte und zu viele Theaterkritiken geklagt wird, ſo wird kein Menſch etwas dagegen haben, der die vielen Unterhaltungsblätter zur Hand nimmt, in denen allen die ſogenannte Theaterkritik eine Hauptrubrik ausmacht. Allein ſchon damals auch klagte unſer Correſpondent über den Schaden, welchen die vielen kritiſchen Pfuſcher thun, und verlangte daher von jedem Kritiker, daß er ſich erſt durch praktiſche Uebungen vorbereiten und die Schauſpielkunſt, ſo viel es zu dem Endzwecke nöthig iſt, ausüben ſolle. Er ſelbſt hatte dies gethan. In welchem Anſehn Chr. Felix Weiſſe damals ſtand, kann man einigermaßen daraus abnehmen, daß er in dem bei der Rückkehr der Kochſchen Geſellſchaft gehaltenen Prologe „unſer Shakſpear“ genannt wurde. Der Zwiſt zwiſchen den Freunden der Kochſchen und der Wäſerſchen Geſellſchaft brach nun offenbar aus und ging ſo weit, daß man Wäſern erlaubte, vor dem Grimmaſchen Thore eine große Bude zu erbauen, in welcher er von Oſtern bis Michaelis ſpielte, während Koch in der Ringmauer das Theater ſelbſt hatte. Außerhalb der Ringmauer galt ſein Privilegium in der Meſſe nicht, und ſeine Freunde, Kreuchauf, Weiſſe, Hiller, Oeſer, Müller (der nachherige Bürgermeiſter), konnten nicht gleich durchdringen. Erſt im November wurde Wäſern von Dresden aus das Handwerk gelegt. Die Kochſche Geſellſchaft gehörte damals zu den beſten, welche Deutſchland hatte. Kaum konnten ſich zwei oder drei mit ihr meſſen, aber doch vermochte ſie nicht ſolcher Verfolgung in Leipzig zu entgehen, denn dafür mußte es genommen werden, wenn man ihr 1769 nur zweimal in der Woche zu ſpielen erlaubte, diesmal aber 1770 einer mittelmäßigen Nebenbuhlerin vor dem Thor einer Stadt aufzutreten geſtattete, welche leztere damals nicht ein Theater immer erhalten konnte. Beſonders lag dies Leztere in der damaligen Sitte, die für eine gar fromme galt, die Faſten und den Advent zu feiern. Am 5. März, höchſtens am 6., wenn dieſer ein Sonntag war, mußte die Bühne geſchloſſen werden, und der 5. März war nur als Terminus angenommen, weil er Friedrichstag war, der Churfürſt aber Friedrich Auguſt hieß. Es waren wunderliche Leute, unſere Vorfahren! Wundern muß man ſich, wie unter ſolchen Umſtänden ein Mann, gleich Koch, eine Geſellſchaft von mehr als zwanzig der erſten Künſtler und Künſtlerinnen ſeiner Zeit zuſammenbringen und erhalten konnte, wozu noch eine Geſellſchaft von ſechszehn Tänzern und Tänzerinnen kam. Indeſſen die Gagen waren allerdings gering und Dekorationsprunk kam ſehr ſelten vor. Die Henke z. B., welche bei Koch 1770 demals erſte Tänzerin war, aber auch kleine Kammermädchenrollen ſpielte, hatte geraume Zeit vorher als Mädchen nur 2 Thaler wöchentlich gehabt.

V.

Tabelle der Haupt-Epochen der deutſchen Bühnengeſchichte bis 1792.



Faſtnachtsſpiele:

Treu'ſche Truppe. v. Sonnenhammer'ſche Truppe. Paul'ſche Truppe.

Veltheim'ſche Truppe.
(erſte extemporirte Stücke, erſter Streit über die Sittlichkeit der Bühne mit der Geiſtlichkeit.)

Elenſon'ſche Truppe.

Haak'ſche Tr. Denner- und Spiegelberg'ſche Tr. Stranitzki'ſche Tr. zu Wien 1708. (Erſter deutſcher Hanswurſt.)

Beck'ſche Tr.

Wäſer'ſche Tr.

Neuber'ſche Geſellſchaft. Anfang der Epoche des guten Geſchmacks. (Ton der tragiſchen Declamation: Gottſched'ſche Reformation: Scheibens theatraliſche Muſik.)

Hauvart'ſche Tr.

Förſter'ſche Tr. (Schönemann betritt bei ihr die Bühne.)

Schönem.'ſche Tr. 1740. Epoche des guten Geſchmacks. Eckhof betritt unter ihm die Bühne; von dieſem großen Acteur datirt ſich das natürliche Spiel: erſtes Schäferſpiel, erſte deutſche komiſche Oper.

Boroſini's und Selier's Entrepriſe zu Wien. 1728.

Entrepriſe des Freih. v. Lopreſti zu Wien. 1751.

Der Magiſtrat zu Wien erhält die Verwaltung des deutſchen Schauſpiels 1752.

Prenner-Hilverding'ſche Tr. zu Wien.

Kurz'ſche Tr. (Erſter Burlin.)

(Charaktere des Leopoldel und Bernardon.)

Ackermann'ſche Tr. Koch'ſche Tr.

Hamburg'ſche Entrepriſe. (Leſſing's Dramaturgie.)

Schuch'ſche Tr. (Erſte Ballette bei deutſchen Schauſpielern.)

Hilverding'ſche Tr. in Ungarn.

Affligio'ſche Entrepriſe zu Wien. (Sonnenfels nachdrücklicher Verſuch zu Reinigung der Bühne von Burlesken. 1768.)

Baron Bender's Entrepriſe zu Wien 1769.

Affligio übernimmt das Wiener von Neuem 1769.

Graf v. Kohary übernimmt das Theater zu Wien 1770. (Noverre'ſches Ballet.)

Kaiſerliches Nationaltheater zu Wien 1777.

Döbbelin'ſche Tr. Sebaſtiani'ſche Tr.

Nationaltheater zu Berlin. Marchand'ſche Tr.

Münchner Hoftheater.

Seyler'ſche Tr. zu Hannover, Wetzlar und Weimar. (Michaelis, erſter Theaterdichter. Anfang des Monodrama's; erſte deutſche große Oper, Alceſte.)

Ackermann'ſche Tr.

Neue Hamburgiſche Entrepriſe.

Schröder'ſche Truppe.

Hoftheater zu Gotha. (Eckhof ſtirbt bei dieſem Theater als Director.) Seconda'ſche Tr. zu Dresden. Nationaltheater zu Mannheim. Großmann'ſche Tr. Theater zu Schleswig.

Nationaltheater zu Frankfurt a. M. und Mainz.

Aus verſchiedenen Theatern ſind entſtanden, nebſt vielen andern:

Hoftheater zu Mecklenburg Strelitz. Theater zu Riga. Theater zu Preßburg. Theater zu Brünn. Theater zu Innsbruck. Theater zu Ofen.

Anmerkung. In den Jahren 1751 und 1762 wurden zuerſt zu Paris, durch Herrn Friedels Bemühungen, deutſche Originale auf den Nationaltheatern überſetzt aufgeführt. — Schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts war zu Berlin eine Hofſchauſpieler-Geſellſchaft, ehe man ſonſt Etwas von einem deutſchen Hoftheater findet. — Das erſte Beiſpiel eines Schauſpielers, der als Emeritus Penſion erhält, iſt Heydrich. — Die Decorationen der deutſchen Bühnen waren zuweilen prächtig, z. B. die Hamburgiſchen. — Auf den Anſchlagzetteln der Nationalbühne zu Wien wurden blos die Titel des Stücks abgedruckt, und die Namen der Perſonen und Spielenden weggelaſſen. Auch in Hamburg wurde dies von Schröder eingeführt.

Schattirungen

von

Auguſt Lewald.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1836.

Inhalt.

I. Der Sohn des Verbannten. Novelle.
II. Carlino. Römiſches Faſchingsbild.
II. Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt. Novelle.
IV. Die Kunſtreiterin. Eine Jugenderinnerung.
V. Skizzen nach dem Leben.
Ein geſpenſtiſches Hoftheater.
Paganini.

Der L

Lewald,

I.

ohn des Verbannten.

Novelle.

P

Wann wird der Haß entſchwinden aus der Welt,
Und ſich die Liebe herrlicher entfalten!
Soll nie ſie werden unſer Eigenthum?....
Tritt ein zum Ruſſen, in die reine Hütte,
Sieh' ihn umſitzen mit den treuen Seinen,
In frommer Sitte ſeinen heil'gen Heerd —
Und haß' ihn, wenn Du kannſt.... Und wer am Ende
Verdiente Haß auf Erden! — Mitleid nur,
Und ſtille Thränen ſchenk' der Verblendung,
Die jetzt ſich aus dem wirren Thatenkreiſe,
Mit Nebelſchwingen, die nur Selbſtſucht regt,
Verderbend auch auf klare Augen legt. —

Die Ankunft vieler Polen in Frankreichs Hauptſtadt hatte dazu beigetragen, den heiligen Opferrauch zu zerſtreuen, der ſich in anbetender Weihe um den Namen dieſes, durch ſo rührende Beweiſe heldenmüthiger Vaterlandsliebe, berühmten und unglücklichen Volkes zog.

Das Mißgeſchick eines Lelewel, Hube und Anderer, die eine ehrenvolle Armuth in fremdem

Lande nicht zur Schau trugen, ſondern ſich kümmerlich in ihren traurigen Wohnungen behalfen, ſich wenig im Volke zeigten, und nun die einzelnen Züge des erhabenen Trauerſpiels in ein großes Gemälde zu vereinigen bemüht waren — kontraſtirte unangenehm mit jenem öffentlichen Elende mancher jungen Leute, aller Nationen, die für Polens Sache gefochten hatten, und nun — wie Bettler, Wunden und Schaden mit lautem Geheul zeigen — ſo die Spuren tyranniſcher Verfolgung gegen ſie, die Flüchtlinge, Heimathloſen, überall den Augen der Leute bloßſtellten. Zu ihnen geſellte ſich gern ein Schwarm jüngerer Köpfe, voll exaltirter, älterer, voll abenteuerlicher Ideen, die über drei durchlebte Tage, Jahrtauſende der Weltgeſchichte vergaßen, alle Lehren und alles Wiſſen verſchmäheten und von ſich ſtießen, und ſich damit begnügten, die Klopffechter der Gegenwart zu machen, und ihr allein alles Heil anheimzuſtellen, während doch nie die eherne Stimme der Vergangenheit überhört werden darf, wenn man ſich über die Zukunft belehren will. Wem wohl hätte ſich dieſe Wahrheit tiefer einprägen ſollen, als den Franzoſen? —

Mehr noch, als dieſes letztere Treiben, das gemäßigte Leute, und namentlich ruhig dahinlebende Fremde, welche wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Zwecke in Paris verfolgten, von jenen Orten entfernt hielt, wo die Verfechter polniſcher Freiheit hinkamen, war es die anmaßende Art, womit ſie ihren Anſichten Eingang zu verſchaffen ſuchten, die Heftigkeit, womit ſie Theilnahme forderten, und die Ueberſchwenglichkeit ihrer Erwartungen, die ſelten eine gutgemeinte Theilnahme zu erfüllen im Stande war. Oft erfolgte ſtatt des Dankes eine Herausforderung, und Letzteres war ſo an der Tagesordnung, daß Jeder, der ſich nicht ganz rückſichtslos der Vergötterung der polniſchen Sache hingab, mit allem Antheile, den er ihr widmete, die Zuſammenkünfte jener jungen Leute zu vermeiden gezwungen war.

Es war die Ankunft Romarino's, welche wieder einige Spannung in den Gemüthern der Pariſer hervorzubringen im Stande war. Die perſönlichen Schickſale des Helden, ſo wie ſeine Nationalität, nahmen neben dem polniſchen, noch ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Man iſt hinlänglich von den Begrüßungsaufzügen unterrichtet, womit die Studenten von Paris ihn zu beehren im Sinne hatten, und wie das zu einigen unangenehmen Auftritten, die man mit dem Namen „Emeute“ belegte, die Veranlaſſung gab. Die Stadtſergeanten, die gehaßteſten Schergen der ausübenden Polizei, die nach der allgemeinen Meinung aus entlaſſenen Galeerenſclaven und ähnlichem Gelichter geworben werden ſollen, obgleich der Präfect laut und öffentlich dieſer Meinung widerſprach, zeichneten ſich durch Rohheit und Liſt, wie immer, ſo auch bei dieſen

Vorgängen aus; indem ſie den Durchgang „passage bergère," wo der General wohnte, ſchnell ſchloſſen, und ſo die Jugendblüthe vieler der erſten Familien dem Niedermetzeln heranſprengender Kavallerie preisgaben, während hier nur von der Behörde ein Auseinanderſprengen beabſichtigt worden war.

Dieſe Oppoſition fruchtete jedoch zu nichts, und der ungeſtüme Drang, den geliebten Gaſt zu verehren, und vor ihm, dem einſt ſo laut beklagten Untergange Polens, ein glänzendes Sühnopfer zu feiern, gab ſich durch verſchiedenartige Feſtlichkeiten kund, woran ſich zahlreiche Theilnehmer, von Namen und politiſcher Bedeutung, anſchloſſen.

Eine davon ward mit einem Mahle auf dem Chateletplatze gefeiert, wovon ſogar auswärtige Zeitungen geſprochen haben. Es war anzunehmen, daß an jenem Tage kein Pole, von guter

Herkunft, in Paris lebte, der nicht bei dem Feſte gegenwärtig geweſen wäre. —

Mein gewöhnlicher Abendſpaziergang hatte mich nach dem Boulevard des Temples geführt, wo das Volk für die Mühen des Tages ſich ſeine Luſtbarkeiten holt.

Das Pariſer Volk iſt hierin ein recht glückliches zu nennen. Solch' allerliebſte, zum Theil glänzende, zum Theil ſinnreiche Erholungen, hat kein Andres der Erde; und weil ſie es dort einſehen, und eher mühevoll und ärmlich den Tag über leben wollen, um nur Abends ſchlaraffen zu können, ſo halten ſie ſich recht con amore ſchadlos, und dehnen die Erntezeit ihrer Genüſſe bis zur Mitternacht hinaus, ſchwärmen vom Schauſpiel zum Wein, vom Wein zur Liebe, was man auf dem Tempelboulevard nämlich ſo nennt, und hetzen ſich dabei in lauter Luſt und Fröhlichkeit mit Lärmen und Geſchrei, die höchſt ſelten nur Streit und Raufen unterbrechen, müd und man, bis ſie dem Schlaf eine Beute werden.

Dieſes Volksleben zog mich an, mehr als glänzende Salons mit Klängen und Geſchwätz, voll Dilettantism und Politik. Ward mir, als ruhigem Zuſchauer und ſtill theilnehmendem Nachtwandler, der Lärm zu bunt und betäubend, ſo hatte ich unfern von da, die ſchönſten, hochſchattigen, ſtillen Alleen, wie ſie der ganze Boulevard nicht noch einmal aufweiſen konnte, die nach der St. Antoinevorſtadt hinführen, wo ich mich mit meinen Gedanken ganz einſam befand, und nur beim Umbiegen den fernen Lärm und die Lichter wahrnahm, die mir dann wie ein grelles Mährchen vorkamen, das mir wohl zu Zeiten einfällt, und gar kecklich eine ernſttrübe Stimmung zu durchkreuzen ſich unterfängt.

Ein bekanntes Kaffeehaus nahm mich müden Wanderer an dieſem Abende auf. Es war ganz leer, ein Kellner ſchlief im Winkel, und die

Wirthin hatte ſich von ihrem gewöhnlichen Platze hinter den Taſſen und Zuckerſchalen entfernt. Dies ſchien darauf hinzudeuten, daß man ſich keines Beſuches mehr verſah — denn wirklich beſtand dieſes Kaffeehaus nicht durch ſeine Abendgäſte, ſondern durch jene Leute, welche vom père la chaise rückkehrend, ein Frühſtück nehmen wollten, oder ſolche, die am Kanal oder in den Holzgärten der Umgegend ihre Frühſtunden zubrachten, und dem erſten Kaffé des Boulevard, das ſich ihnen zeigte, denen der ſchmutzigen Vorſtadt den Vorzug zu geben verſtanden. Meine Bavaroiſe au chocolat hatte ich zur Hälfte ausgetrunken, als ein junger Menſch eintrat, der an einem Tiſchchen mir gegenüber ſo Platz nahm, daß ich — obgleich er mir den Rücken zukehrte — in einem Spiegel unbemerkt ſein Geſicht und ſein Benehmen, das mir merkwürdig erſchien, genau beobachten konnte. Er war nur eben in die Jünglingsjahre getreten, dies zeigten bei allem

Grame, der aus ihnen ſprach, ſeine weichen Züge, das ſchüchterne Feuer ſeiner Augen, der ſchwellende Mund und der keimende Flaum, der das Kinn umgab, und eine leichte Schattierung auf der Oberlippe bildete. Seine Geſtalt war hochaufgeſchoſſen, mädchenhaft ſchlank, und in der ſchmalen Bruſt und den ſchmächtigen Schultern zeigte ſich noch keine ausgeſprochene Männlichkeit. Seine Kleidung beſtand in einer anliegenden, polniſchen Kurtka, und die vollen, dunkeln Locken waren von der blutrothen Konfederatka bedeckt, die er jedoch, beim Niederſitzen, abgenommen hatte, um mit der weißen, zartgeformten Hand in den Haaren zu wühlen — nicht wie es der Modeton mit ſich bringt — ſondern gleichſam um finſtre Gedanken, die ſich gleich dräuenden Gewitterwolken, unter der Hirnſchaale zuſammenballten, zu zertheilen, und von einem peinlichen Schmerze ſich Linderung zu verſchaffen.

Da ihn nichts ſtörte — der Kellner, welcher wieder eingeſchlafen war, hatte ſein Hereinkommen nicht bemerkt, und ich verhielt mich ruhig — ſo überließ er ſich ſeiner finſtern Laune ganz und gar, die ſich endlich in abgeriſſenen Worten entlud — welche ein dumpfes Lachen von Zeit zu Zeit begleitete.

Was ſchon ſeine Kleidung als Vermuthung in mir erweckte, denn wer wollte bei unſerer Jugend Stand oder Nationalität mit Sicherheit aus dem Aeußern abzunehmen hoffen dürfen, ward mir durch dieſe einzelnen Ausrufe klar, die, wie fliegende Streiflichter, einen finſtern Abgrund, ſein vom tiefſten Schmerze zerfleiſchtes Herz, erleuchteten.

Er war ein Pole — ein armer, verwaiſ'ter, verbannter Pole, der mit dem Vaterlande, einen Vater, eine Geliebte, alles Glück der Erde verloren hatte, und der nun — ſo jung noch — in ein Leben trat, das ihm nur Freuden bringen ſollte, keine Schmerzen, da er den vollſten Kelch davon, gleich beim Beginne des Bankets, bis auf den Boden geleert hatte. So viel verriethen mir die wenigen Worte, die er in ſeiner Mutterſprache vor ſich ausſtieß, um ſeine beladene Bruſt zu erleichtern, und froh, daß ſie kein Späher hier zu verſtehen und zu deuten im Stande ſey. — Ich erkannte nicht ſobald ſeine Meinung hierüber, als ich mir ein Gewiſſen aus meiner ehrlich erlangten und bis jetzt ſehr ehrlich angewandten Kenntniß der polniſchen Sprache machte, und es für meine Pflicht hielt, dem jungen Fremden zu ſagen, daß hier allerdings ein unſchuldiger Lauſcher ſich gegenwärtig befinde, der jedoch — weit entfernt, ſich in fremde Geheimniſſe drängen zu wollen — ihnen eine rege Theilnahme zuwende, wenn ſie, wie es hier der Fall zu ſeyn ſchien, ſich ſchon in ihrer Aeußerlichkeit, ſo rührend anziehend, und des innigſten Mitgefühls werth verkündigten.

Ich hatte dieſe Worte von meinem etwas entfernten Platze ausgeſprochen, und war nun aufgeſtanden, um einen leeren Sitz an ſeinem Tiſche einzunehmen. Jetzt — ſo nahe — machte das ſchöne Geſicht des jungen Polen, der kaum ſiebzehn Jahre zählen konnte — einen noch tiefern Eindruck, als früher, auf mich. Es iſt wunderbar — und wer fühlte es nicht ſchon mit mir — wie ſtark und erſchütternd die Vereinigung von Jugend, Schönheit und Trauer auf uns einwirkt, und ich muß geſtehen, daß mich ein ſeltſames Zagen ergriff, wie ſich nun das große Auge, voll Seele, zu mir aufſchlug, und jene, von monotonen Klagen überfließenden Lippen mir einen leiſen Gruß boten; denn mir war, als erbräche meine frevelnde Hand ein verſiegeltes Geheimniß, und es ergöſſe ſich nun in unaufhaltſamem Schwalle, um mir alle ſeine blutigen Gräuel, ſchwarzen Nächte voll Wehklage und Flammenſchein, alle ſeine nie zu hemmenden Qualen, verzuführen, wie der dahinflutende Eisbruch die Trümmer ſtillen Menſchenglückes dem Zuſchauer auf dem, jedem Andrang trotzenden, für eine Ewigkeit ſicher gewölbten Brückenbogen.

„Ein Pole — und nicht beim Nationalfeſte?" begann ich die nähere Unterhaltung.

„National?" fragte er — „wo iſt die Nation? Doch nicht etwa bei Auſtern und Champagner auf dem Chateletplatze? Die polniſche Nation ſuchen Sie in den Sümpfen von Oſtrolenka, unter den Wällen von Praga, oder" — hier ſchoß Wuth aus ſeinem Auge, und die Zähne knirſchten — „weit hinten in Aſien, wo ſie Zobel fangen muß, um ruſſiſche Ueberröcke auszuſchlagen."

Jugendliche Unbeſonnenheit war es nicht, die ihn gegen einen gänzlich Fremden dieſe Worte ausſprechen ließ, es war vielmehr — ſo erſchien es deutlich — der Lebensüberdruß des reifen Mannes, der nicht achtend, was ihn bedrohen könnte, ſeine Sache rettungslos verloren gebend, ſich auslädt wie ein Orkan, und ſtürmend verhallt.

Ich ſtand ihm bewundernd gegenüber. Der ſchmerzvolle Jüngling, voll bittern, vernichtenden Hohnes in den warmen Geſichtszügen, die dazu geſchaffen ſchienen, die Augen der Schönſten zu entzücken; der da ſaß fern vom theuern Vaterlande, nicht Hoffnung, nicht Liebe mehr im Herzen, und ſich nicht gleich andern großen Geiſtern erfreuen konnte, an der Verklärung, die Polen noch ſelbſt im Untergange umglänzte.

„Ihre bitt're Klage tönt aus einem ſchwerverwundeten Herzen,“ fing ich nach einer Pauſe an; „allein die kleine Zahl edler und großer Männer, die der entehrenden Strafe entflohen ſind, womit ſie der Sieger bedrohte, verdient, meiner Anſicht nach, keinen Vorwurf. Nicht einem jeden war es vergönnt, in der Schlacht bei Oſtrolenka, oder beim Sturm von Warſchau zu bleiben. Männer des Rathes waren genöthigt, Ordnung zu erhalten, und Verwirrungen zu ſchlichten, als ſchon die, welche blos Krieger waren, dem Waffenglücke längſt zu entſagen gezwungen wurden. So kam es, daß viele Patrioten, Revolution und Vaterland überlebten, und für den Augenblick nichts Beſſeres ergreifen konnten, als ſich in befreundete Länder zu begeben, wo ihr Unglück Achtung, ihre Lage Mitleid, ihre Größe Bewunderung erregt, und iſt es nicht gerecht, ihnen das Alles in vollem Maaße angedeihen zu laſſen?“

„O, über die Eitelkeit!“ rief der junge Pole, und ſein Mund verzog ſich zu grimmem Spott; „aber eitel ſind ſie ſtets geweſen. Alles, was wie Tugend an ihnen ausſieht, entſpringt aus ihrer Eitelkeit — ſelbſt ihre Vaterlandsliebe. Nur Eine beſitzt der Sarmate, rein und lauter, er iſt Held — doch auch das borgt ſchon wieder vom eiteln Schimmer — drum ſag' ich lieber, er iſt Krieger. Das klingt anſpruchloſer! —

Solche Lehre habe ich aus dieſer Revolution mir gezogen, die unter meinen Augen vorging. Ach! wie ſehnte ich mich — wenn ich die blutigen Blätter unſerer Geſchichte nachſchlug — ähnliche Tage zu erleben. Ich dachte mir Alles ſo groß — und daß es jetzt noch größer würde ſeyn — müßte ſeyn; denn länger bereits währte die Schule des Unglücks, tiefer hatte noch nie die Zuchtruthe in unſere Rücken eingehauen, und die Nation war geſtählt und erhoben durch die Tage unter Napoleons Fahnen, und wir zählten ſeine Generale unter uns, die hundert Mal geſiegt hatten, während unſere Feinde nur einen höchſt beklagenswerthen Sieg aufzuzählen wußten, den ihnen Abfall und Treuloſigkeit erwarb. Wie täuſchte ich mich! Armes Land, das deine eigenen Kinder aufgaben! Was edel und gerecht war, ruht in deinem Schooße. Leicht verſcharrt bleichen die Heldengebeine in deinem gelben Uferſande, mächtige Weichſel! Und wenn der rauhe

Wind durch Preußens Wildniſſe vom Meere herſtreicht, in herbſtlichen Nächten, dann führt er davon die dünnen Schichten, die Euch bedecken, und die Geiſter der Helden beleben die morſchen Knochen, und ſie erheben ſich, nicht berührend den entweihten Boden, und ſchweben in der freien Luft, in Polens Luft, die der Ruſſe jetzt ungeſtraft athmet, und jubeln geiſterhaft um eine zerriſſene Fahne. Am Irtiſch, oder wo der Brodem den Gifthütten entſteigt, ſieht es der Verbannte im Traum, und ſingt im Schlaf: Polen iſt noch nicht verloren. Er darf es — denn eher bricht er die Kette, und ſtrömt einſt hervor mit den Mongolen der Wüſte, den ruſſiſchen Zwingherrn aus unſerm Lager zu vertreiben, als jene Schlemmer, die weichlich geretteten, die jetzt zehren vom Ruhm, und Champagner trinken auf Polens Wohl! — Polens Untergang! — Blasphemie! — o ihr ohnmächtigen Helden! — o welch' feiſte Ruhmſeligkeit! — Ja — mein Herr, glauben

Sie mir's, ſehr edle Männer athmen jetzt in Nertſchinks Arſenikhütten — aus" ſetzte er dann, mit von Schmerz unterdrückter Stimme hinzu, die gegen ſeinen frühern, begeiſterten Ton abſtach.

„Jedoch, wenn Sie," nahm ich wieder das Wort, „Ihren Landsleuten es zum Vorwurf machen, daß ſie nicht als abgeſchiedene Geiſter um Polens zerriſſene Fahne jubeln, oder Erze in den Giftſang ſteigen laſſen, warum Sie ſelbſt" —

„Ich verſtehe Sie, mein Herr!" unterbrach er mich. „Dieſer Zweifel könnte mich nur dann beleidigen, wenn ich die Eitelkeit meiner Landsleute theilte. Die Vorſehung ließ mich aus den Kämpfen allen, die ich mitmachte, unverſehrt entkommen, obgleich ich mich nicht der Gefahr entzog. Ich hatte Augenblicke, wo ich wähnte, ſie ſpare mich zu großen Zwecken auf, zum Frommen des Vaterlandes. Als es gefallen war, da fluchte ich meiner Kugelfeſtigkeit, trotzte der Vorſehung, und verabſcheute mein Daſeyn. — O mein Herr! welchem Elende war ich aufgeſpart— wie verſchwand da alles Andere vor meinen Blicken! wie wenn edles Metall im Fluß iſt, und ſie neue, große Stücke edeln Metalls hinzuwerfen, ſo verſchlang die glühende Flut meines Innern mit Gier den hohen Schmerz, der ſich nun hineintauchte — Alles war Ein Feuermeer der Leiden, und ich war das eherne, unvertilgbare Gefäß, das es umſchloß — auf deſſen Höhe ſich nun mit königlichem Blick, gleich geſchmolzenem Golde, die Rache zeigte, das göttliche Gefühl, woran ich nun ſchwelge, das mich nährt, das mich erhält. Ja, die Rache iſt hochheilig! Eine Rache, wie ich ſie empfinde, kann Zweck, Bedingung des Daſeyns werden. Meinen ſie etwa nicht, mein Herr?"

Ich blickte ihn unverwandt an, und wagte nicht, ihm etwas einzuwenden.

„Ich kann die Leute nicht begreifen" — fuhr er ſogleich fort — „die ihren Schmerz, ihre

Rache, und ſo viel heilig erworbenes Eigenthum, ſich abkaufen laſſen, wie eine Waare, und ſich dann zufrieden geben, und obgleich ſie wiſſen, daß es aufhört, das zu ſeyn, was es bei dem urſprünglichen Eigenthümer war, dennoch thun. Denn erkaufter Schmerz, abgekaufte Rache, ſie werden in den Händen des Käufers nichts als gute Eiſenwaaren, Schloß und Riegel, wohinter er ſicher und ohne Furcht ſchlafen oder ſchwelgen kann. Viel lieber wollt' ich meinen Schatten verkaufen, als ſo etwas. Wenn ich mir jenen Prinzen denke, Himmel und Herrgott! Wie kann er umhergehen auf den weichen Teppichen ſeiner Säle, und nicht bei jedem Schritte der blutigen Lorbeeren ſeines Vaters gedenken, die er mit Füßen tritt? wie kann er die unzähligen Wiederholungen von Größe und Ruhm Frankreichs vernehmen, und nicht über ſeine eigene Schmach erröthen? wie kann er die Worte: Vaterland und Nation ausſprechen, ohne daß es ihm einfällt, wie Beide hohe Dienſte lohnen? Er giebt die glänzendſten Jagdpartbieen — Er! wie kann er eine Büchſe knallen hören — ohne an ſeines Vaters Mord zu denken? — Oder hat er nicht das rührende Bild des engliſchen Malers in allen ſeinen Prunkgemächern? Weh' ihm! kein Anderes ſollte darin hängen! Wie er daliegt — eine halbe Stunde nach dem Erſchießen — mit offener Bruſt — durchlöchert von ihren tückiſchen Kugeln — von den Kugeln ſeiner eigenen Getreuen, denen er Ruhm in vollem Maaße ſchenkte — die breite Heldenbruſt, die des Feindes Kugeln verſchonten. Ein einziger Franzoſe lebte an jenem Tage, der Veteran, der ſein Gewehr in die Luft abſchoß. Und der junge Prinz, der Enkel des Elſäſſiſchen Müllers, hat nichts von ſeinem Heldenvater ererbt, als Schlöſſer, Pferde und Hunde, giebt Feſte ſeinen Mördern, zählt ſeine beſten Freunde unter ihren Kindern — und als ihm einſt der geharniſchte Geiſt in dunkler Nacht erſcheint, und ſeine Donnerworte ihn erſchüttern, ſammelt er ſich zu Reflexionen über „Seyn und Nichtſeyn,“ und läßt die Prozeßakten unterſuchen. — Ich bin ein Neuling in dieſer Welt! — Die Polen machen es noch beſſer — ſie laſſen ſich von ihren Mördern freihalten — und ſtoßen mit ihnen an auf Frankreichs Größe — die ſie einſt ſchufen — wenn je eine exiſtirt hat!“ —

Er drückte ſeine Konfederatka auf den Kopf, und ſtand auf. Ein leichtes Roth hatte ſeine Wangen gefärbt, und ſein Auge umſchattete ſich ſchnell.

„Warum ich mit dieſen Geſinnungen am Leben bleiben mußte, werden Sie nun wiſſen, mein Herr! warum ich mit ſolchen Geſinnungen hieher kam?“ Hier machte er eine Pauſe, und ſah mich an, dann fuhr er fort: „Warum ſollt' ich denn wohl — als ſie mir die Hände feſſelten — auch die Füße geduldig hinhalten und bitten, feſſelt mir die auch! da ich doch noch damit zer=

treten kann. Warum — als ſie mir dort den Mund verſchloſſen, meine guten Zähne preisgeben — die im Nothfalle auch noch Waffen ſind — warum endlich — als ſie mir dort die Waffen entwanden, nicht hieher eilen, wo mir jeder Schmied neue giebt? Warum das Treibhaus zertrümmern laſſen, wo ſie emporblüht in üppiger Fülle, die bittre, heilſame, heilige Aloe, mit den Stachelblättern und der duftenden Seltenheit im Schooße. — Meine Erklärung, warum ich an dem Diner auf dem Chateletplatze nicht Theil genommen, iſt etwas lang ausgefallen — es giebt aber gewiſſe Dinge, wo es Verbrechen wäre, mit leichten Worten darüber hinzugehen, und die zugleich einen Stummen zum Sprechen bewegen; denn Redſeligkeit iſt ſonſt mein Fehler nicht, außer — wie man mir oft ſagte — wenn ich allein bin. Ihre Unterbrechung von vorhin kam mir erwünſcht, denn Ihre Aufrichtigkeit freute mich, und Ihre Ausſprache des Polniſchen verrieth mir den Ausländer. Ich hätte mit einem Polen keine Sylbe gewechſelt. Leben Sie wohl, mein Herr, ſollten Sie die unbedeutenden Schickſale des heutigen Polens noch einiger Aufmerkſamkeit werth halten — denn wer kümmerte ſich wohl noch um eine aufgegebene Sache — ſo könnte es der Fall ſeyn, daß Sie auch noch von mir hören.“ —

„Von Ihnen?“ rief ich ſchnell, und ergriff ſeine Hand, um ihn zurückzuhalten. „Wie wäre das möglich — weiß ich doch nicht Ihren Namen.“

„O mein Gott!“ ſagte er ſchmerzhaft, „Staupenſchlag hat ihn weggewiſcht von der Tafel der Geſchlechter. Ich wußte ihn ſelbſt nicht — und als ich ihn zum Erſtenmale hörte, da war es ein blutiger Herold, der ihn verkündete. Der Henker rief ihn laut, und ich erblickte einen hohen Mann — nie! nie! werde ich ſein Bild aus dem Gedächtniſſe verlieren. In tiefen Höhlen blitzte es in himmliſchem Zorn — das waren ſeine Augen — graue Wolken umſtarrten ſein majeſtätiſches Haupt, das emporragte, wie Fels im Sturm — das waren ſeine Haare — ein Blutſtrom trat breit und rauchend aus der Mitte des göttlichen Antlitzes, und verdeckte überſtrömend Bart und Bruſt — der floß aus den Wunden, womit mörderiſche Zangen ſeine edle Naſe zerfleiſcht hatten, auf der noch vor einer Secunde die ſtolzeſte Verachtung ihren Sitz hatte. Dann wurde der nervige Rücken entblößt, ein Torſo der Mannes-Schönheit, ein Bild der Kraft — den die Knute der Gewalt zerhieb — daß das edle Blut herabrieſelte in den gelben Sand, den wir Vaterland nennen. Mit ſtarren Blicken war ich an der Scene gebannt, da traf ein leiſer Ton mein Ohr — der, wie die Donner des Gerichts, in mir niederhallte — ich verlor die Beſinnung — ich war todt — obgleich ich, wie ein Lebender, ſtehen blieb — und als ich wieder erwachte, wußte ich, daß ich meinen Vater geſehen hatte.

Aber ich war weit weg vom Richtplatze, an der Seite meines Pflegers, eines alten, lithauiſchen Staroſten, der mich bis zur Gränze geleitete, und dann zurückkehrte — um mir mein Eigenthum zu retten. Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſehr reich bin, und in Frascati alle Tage meine Karte biegen, und auch mein Couvert beim Diner bezahlen könnte. Ich habe aber weder Luſt noch Appetit dazu."

Mein Herz war voll Beſorgniß um den Jüngling, deſſen Hand ich noch immer in der meinigen hielt. Sein Geſchick war mir klar — ſo dacht' ich — obgleich ich noch gar nichts wußte — im Vergleich mit dem, was ich ſpäter davon erfahren ſollte. Ich wollte nicht zudringlich nach ſeinem Namen forſchen, um nicht durch Neugier ſein Vertrauen gänzlich zu verſcheuchen, das bei ſeiner Jugend und ſeiner Exaltation, ich durch warme, ruhigſtille Theilnahme mir zu erwecken hoffen durfte.

„Und werd' ich Sie wiederſehen?" fragte ich, da er mir die Hand drückte, und mir dann die Seinige entzog.

„Ich werde morgen Abend hier ſeyn," ſprach er — und wir trennten uns.

In ſeiner Geſellſchaft vergingen mehrere Abende, und als er wußte, welch ſtarke Bande mich an Polen knüpften, ward er offen und hingebend.

„Ich liebe Sie, weil Sie kein Pole ſind, und dennoch mein Land zu lieben vorgeben;" ſagte er, „wären Sie ein Pole, ich glaubte Ihnen nicht. Wären Sie ein Pole, ſo liebten Sie das Land, wie ein Bruder ſeine Schweſter, oder wie ein Sohn die Mutter; das iſt nicht die rechte Liebe. Mütter lieben Söhne — aber Söhne, Mütter — hm! — ich weiß nicht. Nun aber lieben Sie Polen, wie einer ſein Liebchen liebt —

und wahrlich, Ihr Liebchen iſt nicht ſchön — Sie kennen es, und ich brauch' es Ihnen daher nicht zu ſchildern — wer aber ein häßliches Liebchen liebt — der liebt warm und treu."

— — — Er war in Lithauen, auf dem Schloſſe eines alten Staroſten, erzogen worden, und dort, im Kreiſe ſchöner Frauen, aufgewachſen. Weder Vater, noch Mutter, hatte er gekannt. Beide ſeyen todt, wurde ihm geſagt, oder verſchollen, oder in die weite Welt gelaufen, kurz, er ſey von unbekannter Herkunft. Auf der Jagd habe ihn der Staroſt ſelbſt gefunden in einer Höhle auf weichem Mooſe und trockenen Blättern gebettet, irgend ein Wild müſſe ihn bei dem Nahen des Menſchen ſcheu verlaſſen haben, das ihn bis dahin getreulich genährt hatte. Er war noch ſehr jung, als er den Thieren des Waldes geraubt wurde; wann er dieſen zu Theil geworden war, ließ ſich nicht beſtimmen, daher war ſein Alter nicht genau zu ermitteln. Nachdem er aber bereits drei Jahre im Schloſſe war, ſo fielen ihm die Milchzähne aus, und da dieß im ſechsten oder ſiebenten Jahre zu geſchehen pflegte, ſo war er zur Zeit ſeines Auffindens wohl ungefähr drei Jahre alt geweſen. Im Schloſſe empfing er ſogleich die Taufe, und der Staroſt nannte ihn: Witold, nach dem alten Großfürſten von Lithauen; weil er ſagte, der Knabe ſey zu großen Schickſalen beſtimmt, und das ſoll der Name ſchon andeuten.

Dies erzählte er mir, und es ſchien eine ſüße Ruhe ſich in ſeinem ſtürmiſchen Innern zu verbreiten, wenn er von jenen Tagen einer nicht lange erſt dahingeſchwundenen Kindheit erzählen konnte.

„Von allen hohen, ſchönen und milden Frauen, die um mich waren,“ ſagte er mir einſt, „war es beſonders Eine, die ſich meiner liebevoll annahm. Von ihrer ſanften Schönheit ein Bild mit Worten zu entwerfen, iſt unmöglich, und leider beſitze ich's nicht von Künſtlerhand. Ich müßte meine Zuflucht zu andern Bildern nehmen, die Ihnen bekannt ſind, um Ihnen einen Begriff zu machen; doch auch das würde am Ende wohl phantaſtiſch und überſpannt laſſen. Was iſt der milde Glanz der Perlen, das friſche Zartroth der Roſe, der duftige Glanz in einem Lilienkelche, der himmelklare Aether, der allmächtige Sonnenglanz, gegen die Reize jener Frau, die das Alles in ſich vereinigte, und es bei Weitem übertraf; denn ſie war milder und ſeltener, wie Perlen; friſcher und erquickender, wie Roſen; reiner und heiliger, wie Lilienkelche; belebender, wie der Aether, und mächtiger und entzückender, wie die Sonne! Wo ſie ging, war Alles Leben, höheres, reineres; und wer nie ſolch' einem Weſen nahe athmen durfte, weiß nicht, was das Weib iſt, und was die begeiſterten Dichter in allen Sprachen und in unendlichen Weiſen von ihnen geſungen, von dem großen Petrarcha, bis zum hehren Schiller — es erſchöpft den Gegenſtand nicht. Ich ſah Sie — und mir wurde klar, wie unendlich wenig in jenen Dichtungen enthalten iſt, und ich fühlte den erſten Schmerz, daß meine Lippe nicht entſiegelt wurde, und die innere, glühende Begeiſterung ihre Schwelle nicht überſtrömen durfte. Und dieſe Hohe, Edle war — o laſſen Sie mich es ausſprechen — jetzt — gleich — denn ich beabſichtige ja nicht Sie, wie ein ſchlechter Romanſchreiber, durch Erwartung zu foltern, und durch eine Ueberraſchung zu erſchüttern. Sie war meine Mutter! und nun nennen Sie meinen Verluſt — nicht groß — nicht unerſetzlich — denn ich habe ſie nicht mehr! Schon eine Mutter zu verlieren, wie troſtlos! und erſt — eine ſolche! — Aber ich wuchs auf, ohne zu wiſſen, daß die Anbetungswürdige mir von ihrem Leben mitgegeben hatte, genug zur weiten Pilgerfahrt bis an's Grab — und dieſe Mitgabe, dieſes heilige Erbtheil iſt es, was mich abhielt, Hand zu legen an meine Tage, und ſie mir werth machte. Lieben mußt' ich ſie dennoch mit heiliger Liebe, unbewußt als Sohn.“

„Sahen Sie jemals ſolch ein Leben auf dem alten, ehrwürdigen Stammſitze einer erlauchten Familie? Eine ſolche Verſammlung herrlicher, edler Menſchen, erhoben über die Bedrängniſſe des Lebens, ausgeſtattet mit Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſich Alle nahe verwandt, und nur athmend in lauter Liebe zu und für einander! O, es iſt herrlich! Und ſo herrlich lebte ich meine Jugend hin — jene Tage — die ſonſt ſchon unter ſchlimmen Verhältniſſen unſere glücklichſten ſind — urtheilen Sie jetzt, ob das Glück mich verzog?“

„Aus der nahen Gouvernementſtadt erhielten wir oft Beſuch. — Erſchienen die Gäſte in unſerm engern Kreiſe, ſo waren ſie ihm ebenbürtig an Rang, Geiſt und Gemüth. Menſchen geringern Schlages, die blos Neugier zu befriedigen, oder Geſchäfte abzumachen, kamen, wurden zwar, unſern Sitten gemäß, gaſtfrei behandelt, doch dem Familienheiligthume fern gehalten. Ein alter, ſtrenger Mann, in des ruſſiſchen Kaiſers Dienſten ergraut, und mit Orden geſchmückt, einen hohen Poſten in der Provinz bekleidend, und als Held aus frühern Kriegen bekannt, erſchien oft mit ſeiner Tochter. Er war unſerm engern Kreiſe nicht fremd, denn Er war edel in jedem Betracht, und die ihn begleitete, war nur der Sonne unſers Syſtems vergleichbar, doch jünger und voll Holdſeligkeit ſtatt der Majeſtät. War jene Maria auf der Wolke — ſo war ſie der ſchönſte, ſchlankeſte Engel, der die Wolke emportrug nach der Idee des begeiſterten Malers. Ich — der ich von Jugend auf nur in Liebe gewiegt, Liebe athmend, von Liebe zehrte, der von Schönheit umgeben, ihr ſein reinſtes Gefühl weihte — wie wäre es möglich geweſen — daß ich nicht die hohen Vorzüge der Fremden mit inniger Bewunderung betrachtet hätte? So oft ſie erſchien, war ich ſelig, und je öfter ſich ihr Erſcheinen wiederholte, deſto größer ward meine Seligkeit. Eine andre Liebe hatte ſich meines Weſens bemächtigt — war es früher gleich der Andacht geweſen, was mild beglückend mein Inneres durchzog, ſo war es jetzt eine verzehrende Flamme, die mein Herz ergriff, mein Blut brauſ'te, ich fühlte meine Kraft entweichen, und dieſe Ohnmacht that wohl, und wenn ſie mir faſt Auflöſung drohte, nur wohler."

„Der Engel hieß Sophia. Er mochte ungefähr das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben. Ich war wohl ein Jahr älter — rein und keuſch, wie ſie — mein Herz ein Heiligthum wie das Ihre — und wir Beide liebten — liebten einander — es war ein Gefühl, zu hehr und göttlich beſeligend für dieſe Welt! Es hatte ſich dahin verirrt — der Himmel ſelbſt wußte nicht wie — wir zitterten in unſerm Glück — denn, obgleich wir die Erde nicht kannten, ſo hatten wir nicht das Beßte von ihr gehört."

„Da wurden die Beſuche unſers ruſſiſchen Gaſtes ſeltener, und ich mußte Sophia entbehren — und als ich lange genug meinen Schmerz ſtill mit mir umhergetragen hatte — fragte ich nach der Urſache, weil mir beſorgte, unruhige Mienen wie ich ſie nie zuvor erblickte, nichts Gutes weisſagten. Es war an einem ſpäten Abend im Herbſte, als ich darum fragte: „Er iſt unſer Feind — der Ruſſe!“ war die Antwort meines Pflegevaters, und kaum von meinem Erſtaunen erholt, und kaum die Lippen zu erneueter Frage geöffnet, kamen die Frauen herein, mit herrlich leuchtenden Augen und ſtolzen Gebehrden, und nahmen mich in ihre Mitte, und führten mich hinab in die Schloßkapelle, wo ſie ſich weihen ließen zum Untergange im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, wo ſie Vergebung vom Himmel erfleheten, und Rache an dem Unterdrücker zu üben gelobten, wo ſie ſich dem Tode weiheten, gleich Spartanerinnen, und alle Glückſeligkeit des

Weibes und der Mutter, die ihrer ja ſobald ſchon wartete, hinausſchoben bis zum Tage der Freiheit. Und hier war es, an der heiligen Stelle, wo Troſt und Troſtloſigkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Gram, mich ſo unerwartet und ſtürmiſch wiegten, daß ſie — die Hohe — mich im heftigen Kuſſe an ſich riß, und mir die Worte: „mein Sohn!“ zwiſchen die geöffneten Lippen in das Herz hineinſtrömen ließ. „In dieſer großen Zeit ſchwinden kleinliche Rückſichten. Ja — mein Sohn biſt Du — wenn gleich kein Prieſter den Bund geſegnet.“

„Und wo iſt der Vater?“ fragte ich noch während des beſeligenden Kuſſes, meine ſchöne Mutter.

„Draußen,“ ſagte ſie, ſich aus meinen Armen emporrichtend. „Er ſtreitet bereits! Die langen Jahre ſtrich er umher, fern von Weib und Kind — denn er ſuchte die Freiheit. Wie ein Ritter der Mährchen auszieht, um die Quelle der Jugend, den ſingenden Baum, oder ein anderes Wunder, von Drachen gehütet, zu bekämpfen, und heimzubringen. Nun hat's begonnen. Ritter und Drachen ſind aneinander, und wir wollen unſern Rittern zu Hilfe eilen. Mögen andere Damen goldene Preiſe ſpenden nach geendetem Kampfe — wir Polinnen kämpfen mit, und ſind dann ſelbſt Preiſe — der hohen Kämpfer werth. Komm' mein Sohn!" —

„Die Andern hatten die Kapelle ſchon verlaſſen, und die Mutter nahm mich mit in ihre Gemächer, die ich in jener Weihenacht zum erſten Male betreten durfte. Ein edles Bild ſprang mir von der Wand entgegen, es war meines Vaters Bild."

„Unterhalte Dich mit ihm, mein Sohn! ſeine edeln, göttergleichen Züge mögen Dir ſagen, wer er iſt — der Dir das Leben gab!" ſprach ſie, und verließ mich.

In Einem fort ſchwebte mir die Frage auf den Lippen nach Sophia; jetzt aber wußte ich nichts Anderes, als laut mit dem Bilde zu ſprechen, wie es die Mutter mir befohlen hatte, und ſo traf ſie mich noch, als ſie wieder eintrat in männlich kriegeriſcher Landestracht. Sie gab auch mir ein Schwert, das ich mit Inbrunſt küßte, und wir gingen raſch in den fackelumgebenen Schloßplatz hinab.“

„Nun wogte der Kampf, und gierig tranken unſere Steppen das Blut von Freund und Feind. Die Damen, die mit den Kriegern fortgezogen waren, verbanden, heilten, pflegten, fochten ſelbſt. Das ganze Volk war in Aufruhr! Gold, Juwelen, Steine, Eiſen, Alles wurde zur Vertheidigung des Landes angewendet, die Arbeiter zu belohnen, und unglaubliche Anſtrengungen hervorzurufen, den Feind durch offene Waffenmacht zu vernichten, oder den Verräther zu erkaufen. Und ſo, wie jedes Mittel gut war, um den einzigen Zweck zu erreichen, ſo mußte auch ein jeder Theil nebmen an der allgemeinen, großen Sache. Vornehm und Gering, Jung und Alt, Edelmann und Leibeigener! Aus den Wäldern sprengten die Bären- und Wölfebekämpfenden Slachtſchitzen auf ſchnaubenden Roſſen heran, und in der fruchtbeladenen Ebene erſtanden die muthigen Ackerleute, und erhoben die Alles vernichtenden, furchtbaren Senſen. — Soll ich Ihnen eine Schilderung von dem entwerfen, was ganz Europa bereits in Erſtaunen ſetzte? O, daß es ein ſo ſchmähliches Ende nehmen mußte."

„Man hatte ſich in die Nähe der Stadt gezogen, wo jener Ruſſe mit ſeiner Tochter, dem Engel, lebte, und dort das Commando führte. Es war ein entſcheidener Schlag vorbereitet worden. Ich wußte darum, und der feindliche Befehlshaber ſollte der gerechten Rache fallen, denn man hatte an ihm Bedrückungen und Willkührlichkeiten zu rächen. Und was wird aus ſeiner Tochter werden — aus Sophia? fragte ich mich heimlich, leiſe, vor dem bloßen Gedanken erbebend. Ich war Zeuge geweſen, wenn die Koſſinier hereinbrachen in der Feinde warme Neſter. Blut wurde damals weniger geachtet, als Branntwein, denn dieſen tranken ſie nur, unähnlich den Franzoſen von 93. Und die Mädchen? und eine Sophia? Sie hätten in ihr nicht den Engel erblickt — nur das ſchöne Weib! — Ich konnte dies Beginnen nicht ruhig vollführen laſſen. — Nachts ſchlich ich mich in die Stadt — durch tauſend Mühſeligkeiten gelang es mir glücklich — denn der Himmel wollte, daß ſie gerettet würde. Ich ſprach ſie — ſie erfuhr die Gefahr, die ihrem Vater drohte, und er nahm ſolche Maaßregeln, daß diesmal die Polen nichts ausrichten konnten. Ich dachte, er werde fliehen — ſie in Sicherheit bringen — ich war noch ſo jung und unerfahren, und kannte nichts als meine Liebe — und fragte nichts um Rath, als ſie. Er aber blieb, denn er hatte Muth und Kraft, das Vorhaben ſeiner Feinde zu vereiteln. Und wie ich das Blut der Polen fließen ſah — da klagte ich mich an — aber ſie war gerettet — und wie ich das Geheul meiner Brüder hörte — da zerriß es mich — aber ſie ſaß in dem wohlbeſchützten Schloſſe — und als die Augen der Sterbenden ſich auf der Wahlſtatt zum ewigen Schlafe ſenkten, da leuchteten die Ihrigen, und hafteten auf dem geretteten Helden, der ihr Vater war. Aber ich war ein Volksverräther worden!“

Hier ſprang er auf, der Jüngling, und ging einige Male auf und ab. Ich war ſelbſt ergriffen, und wagte es nicht, ſeine ſtürmiſche Gemüthsbewegung durch einige Worte beſänftigen zu wollen. Endlich ſetzte er ſich wieder zu mir hin, und fuhr fort:

„Jene Nacht, da ich in Bauerntracht vor ihr ſtand, und ihr den Verrath enthüllte, zu ihrer Rettung, es war die letzte, wo ich ſie ſah. Ich hatte bis dahin den Gedanken nicht faſſen können, daß ihr Vater mein Feind — unſer Feind ſey — daß ſie die Tochter des Feindes — — o, welch ein Beiſammenſeyn von wenigen Minuten war das! „Ich fühle das Opfer, das Du mir bringſt — Du machſt Dich elend — um mir den Vater zu erhalten — denn was wär' ich — wie käme ich in Betracht? O, möge die Liebe zu mir Dir deine nagenden Vorwürfe zerſchmelzen — und Dich lohnen — denn ich liebe Dich!“ — So ſprach ſie in jener Nacht — genug, um einen Tiefgefallenen zum Range eines Seligen zu erheben — und dieſe Worte — ſie tröſteten mich — als meine Augen am folgenden Tage blutige Thränen weinten.“

„Ich focht im Sande und in Sümpfen — in Wäldern und auf Haiden — ich ſchonte mein Blut nicht — und war friſchroth, wie Polens Farbe — ich, ein ächter Sohn des Landes! Doch alles Blut, das wir ſo verſchwenderiſch vergoſſen, war nicht genug, um den dürren, gierigen Sandboden Polens ſatt zu tränken — die verſchränkten Gebeine unſerer gefallenen Brüder ſtauten Flüſſe und dämmten Sümpfe — aber das Land wollte nicht tragen die Früchte der Freiheit — obgleich es ſo viel Saaten freien Heldenmuthes in ſeinen Schooß empfing.... In Warſchau ſaßen ſie bei innerm Hader, Mißgunſt und Partheyung. Drei Wälle umgaben die Stadt, aber den erſten durchbrach Geld — den zweiten Stolz — den dritten Eiferſucht — und auf der Brücke von Erſchlagenen, die unordentlich durch einander lagen, zog ein Heer in Reihen mit Trommeln und Spiel in die ausgeſtorbenen Gaſſen der alten Warſzawa. Nun ſollte man doch glauben, es wäre genug geweſen. Die Furie des Krieges ſchwieg freilich — aber die Furie der ſogenannten Gerechtigkeit fing ihr Wüthen an. Prozeſſe begannen, und aus Schlöſſern und aus Hütten, von den Schreibtiſchen, den Lehrſtühlen, von ihren Fahnen, und ihren Heerden wurden edle Männer zur ſtrengen, peinlichen Verantwortung gezogen, die gethan hatten, was ſie mußten. Ich irrte mit meinem alten Pflegevater an der Gränze herum, die wir im glücklichen Augenblicke zu überſchreiten gedachten, ſo glaubte ich — er hatte aber Anderes im Sinne. Meine Mutter war geſtorben, und Sophia — je nun — die war bei ihrem Vater, der Präſident eines Gerichts worden war, das Rebellen verdammte.“

„Ich folgte meinem alten Führer, wie im wachen Traume. Ich wußte nicht, wohin ich ſollte. Was ſollte ich in der Welt — da Polen nicht mehr war, meine Mutter todt — und ſie für mich verloren! Aber ich hatte noch einen Vater, und den ſollte ich finden.“ —

„So kamen wir in ein Städtchen eines Abends an — unfern der ſchleſiſchen Gränze. Wir waren in Bauernkleidung, und hatten Päſſe oder Vorweis — wie man es nennt. Stumm gingen wir durch die ſchmutzigen Gaſſen, und erreichten den Marktplatz. Ein Gerüſt in der Mitte. Ruthenhaufen — ein Pfahl. Ich ſah meinen Führer an — ſein ſtummer, bedeutungsvoller Blick ermahnte mich zu ſchweigen. So thaten auch alle andern Leute, deren eine große Zahl ſchüchtern herumſchlich, traurig dareinſah und ſtumm. In der Herberge erſt fragte ich leiſe. — Mein Führer ſeufzte tief — ächzend — durchdringend — dann ſchwieg er — ſah auf mich — und eine Thräne perlte in ſeinem Auge. Ich konnte mir dieſen Blick nicht deuten. Wie die wirklichen Bauern noch am Tiſche ſaßen, um im Branntwein Troſt zu holen — krochen wir Beide ſchon in den Winkel, bis an die Streu, und legten uns zur Ruhe — ſo ſchien es den Andern. Und da preßten mich des Alten Arme, wie ineinander geſchmiedete, glühende Ketten, an die Bruſt, die hoch ſchlug, und die Worte hauchte er mir zu, wie Gluthluft eines Schmelzofens:

„Wiſſe, Du biſt mein Enkel — Deine Mutter meine Tochter — das Andere Morgen."

Er ließ mich los — drückte mir mächtig die Hand, und ſagte:

„Jetzt nichts mehr!" —

„Nun lagen wir ſtumm da — ob er ſchlief? ich bezweifle es; ich lag wachend noch am Morgen. Als aber die Bauern kamen, um ſich zu mir zu legen — ſchloß ich die Augen, um mich zu verſtellen."

„Andern Tages erhoben wir uns Alle — und in trauriger Prozeſſion zogen wir zum Markte, um Gericht halten zu ſehen. Die Ruthenhaufen lagen nicht mehr in ſo ſchöner Ordnung da — ſie waren zerrauft und zerknickt am Boden — wer hieß uns auch ſo ſpät kommen, und doch hatten wir nicht verſchlafen! Die leichten Strafen, die hundert und aberhundert Ruthenſtreiche waren ſchon ausgegeben — aber nun kamen die großen Straſen, und dazu erſchienen wir zu Recht.“

„Sie traten hervor auf dem Gerüſte, vor aller Welt — und grüßten den Henker, und der durfte die Hand legen an Alles, was ſonſt bei Menſchen von Ehre, Niemand frevelnd berühren darf. Sie waren aber keine Menſchen mehr — und daher über Vorurtheile erhaben — alſo auch über das, was wir Andern Ehre nennen. Und der Henker ſtreckte die Hand aus nach der Uniform, und riß Klappen und Epauletts, und alle Zeichen herab, die ſie zur Uniform machten, und geſtaltete ſie zu einem formloſen Fetzen, der flatternd um Etwas hing — das kein Mitleid — kein Bedauern — nein — Entſetzen einflößte. Nun zog der Henker den Degen. — Er wird ihn — aus Erbarmen für uns Zuſchauer — dem Weſen vor ihm in die Bruſt ſtoßen, dachte ich. Aber Henker und Erbarmen! Er zerbrach den Degen, und warf ihn vor die

Füße — und nun wurde der letzte Fetzen herabgeriſſen, und dies Alles mit einer Art — o wer das nicht geſehen hat — weiß nicht, was Henkersverfahren iſt! Und nun traten Andre hinzu, und es fielen Streiche auf die Rücken — und ich ſah Blut rieſeln — ich war kein Weichling — ich hatte oft Blut — mein eigenes, gleichmüthig fließen ſehen — aber ich wandte mich ab, und wollte gehen. Ja — gehen — denn ich ſah Sophias Vater, hoch zu Roß — im Glanz, und mit Orden geſchmückt — von Adjudanten umgeben — der Exekution zuſehen — die er angeordnet hatte, denn er war Präſident des Kriegstribunals. — Ja — nun war er mein Feind — der Ruſſe — dieſer hier, deſſen kaltes Wort der Knute Einhalt thun konnte, und deſſen ſtummer Blick die Schwingungen der furchtbaren Schlange belebte, die vielköpfig ſich in die bloßen Rücken edler Polen einbiß, und wenn ſie in die Lüfte flog, Blut und Fleiſch als Trophäe zeigte. Ja —

er war mein Feind — mein Herz in Wuth und Groll empört, gelobte Rache an ihm zu nehmen — wo ich ihn treffe — ach! und er war Sophias Vater!.... Ich wendete mich, und machte einige Schritte...."

„Nur noch Einen" — ſagte leiſe mein Großvater. Und der Eine erſchien, und ich ſah ihn verſtümmeln — züchtigen — hinabſchleppen — in den Schlitten werfen — und abfahren — und noch athmete ich nicht — als mein Führer mir leiſ und erſtickt zurief — „der — Dein Vater!" und mit mir dem Gedränge entfloh." —

„Er?.... ſchrie ich entſetzt — und ein Krampf erſtickte mir die Stimme. Aber denken konnte ich noch — wild — verworren — aber immer daſſelbe. Und ihn hatte ich gerettet — der meinen Vater ſo züchtigen ließ.... ich ſah auf meinen Führer — ob er vielleicht wahnſinnig geworden — der aber ſchritt ſtumm und trüb an meiner Seite. — Es war alſo wahr! Mein — Ihr Vater! o Sophia! Sophia!...."

Hier hatte die Wildheit ſeines Tones eine wehmüthige Stimmung angenommen — dann ſchwieg er.

Nach einer kurzen Pauſe ſagte er ganz verändert: „mein Gott — wie ſpät — ſchon Mitternacht" — und ſeine Mütze nehmend, und mir die Hand drückend, ſtürzte er hinaus. Wir hatten keine Verabredung des Wiederſehens genommen, und Wochen vergingen, ehe ich ihm wieder begegnete.

Vergebens ſuchte ich meinen jungen Unglücklichen an den gewohnten Orten. Er war wie verſchwunden von der Erde, und ſchon glaubte ich, er ſey erkrankt, oder ſein Lebensüberdruß ſey zu Ende und — ihm wohl. — Es waren mehrere Wochen verſtrichen, und ich gab die Hoffnung auf, ihn wiederzuſehen, als ich an einem dunkeln Abende durch die Richelieu-Straße ſchlendernd — eine Geſtalt an dem Portale des großen Spielhauſes lehnen ſehe, die mir mit der Seinigen Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Ich trete auf ſie zu, und ſein bleiches Geſicht ſtarrt mich an. Er erkennt mich nicht ſogleich. „Sie hier?“ fragte ich — und ich weiß nicht, welch' ein Ton des Vorwurfs ſich meiner Frage beigemiſcht haben mochte, denn er bezog ſie auf das Spielhaus hinter uns, und indem er den Blick verächtlich dahin wandte, erwiederte er: „Ich? dort? nein — aber —“ er ſtreckte ohne ein Wort hinzuzufügen, ſeine Hand nach dem gegenüber liegenden Prinzenhotel. Ich folgte der Hand mit den Augen, und bemerkte nichts, als die Reihe erleuchteter Fenſter. Mit Bedauern blickte ich meinen armen Witold an, und zweifelte faſt nicht mehr an ſeinem Wahnſinn, doch mit einem Male durchzuckte es mich: „Sophia?“ rief ich. Und nun, als wenn alle Wehmuth des würde in ſeinem ſchmerzvoll zerriſſenen Innern, warf er ſich an meinen Hals, und ſeine Augen ergoſſen einen Strom von Thränen, die meine Kleidung bis auf die Haut durchdrangen. Um Aufſehen zu vermeiden, zog ich ihn unter das Portal des Spielhauſes.

Nach einer Weile erhob er den Kopf: „Sie iſt hier“ — ſagte er — „ich ſah ſie geſtern — heute — ich werde ſie morgen ſehen — ſie ſprechen — und dann“ — er ſchwieg mit einem tiefen Seufzer.

Ich wollte ihm Tröſtliches ſagen — und brachte nur Lächerliches und Gemeines vor — ſo daß ich mich ſelbſt ſchämen mußte, doch hörte er zum Glück nicht darauf.

„Er iſt hier — der Alte — den ich rettete, und der mir den Vater ſchändete,“ ſprach er dumpf — „er iſt hier, an dem ich Rache zu nehmen gelobt habe — und ſie kam mit ihm hieher, um Augenzeuge zu ſeyn von ſeinem Ende.

O, daß ſie hieher kommen mußte! Wäre ſie dort geblieben in der Heimath, und die Kunde von ſeinem Tode hätte ſie getroffen, ſie würde nie erfahren haben, daß ich ihn tödtete, und das würde ihren Schmerz gelindert haben.“

Der feſte Ton, den er angenommen hatte, die Beſtimmtheit, mit der er von ſeiner Rache, wie von einem Geſchäfte, ſprach, das abzumachen war, erſtarrte mich ganz. Ich blickte auf den ſchönen, zerriſſenen Jüngling, und ſprach: „Ein Mörder alſo“ —

Er riß ſich von mir los. Er war nicht vermögend, viel zu ſprechen, nur zwei Worte ſtieß er aus: „ein Rächer!“ —

Er wollte forteilen — ich hing mich an ſeinen Arm. Stumm und unwillig ließ er ſich von mir leiten, bald in dieſe, bald in jene Straße. Endlich hielt ich vor einem Hauſe, in der Rue de Lille, und klopfte.

„Wo führen Sie mich hin?“ fragte er, wie erwachend.

„Hier wohne ich“ — war meine Antwort.

Er ging mit mir hinauf — ich erſchrack, als ich Licht gemacht hatte, und ihn anſah. Eine furchtbare Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wie eine Landſchaft, voll ſtill melancholiſchen Ausdrucks, die ein Orcan nun verwüſtet hat — ſo waren ſeine frühern Züge gegen ſeine jetzigen.

Er fing endlich an: „Was wollen Sie von mir? warum führen Sie mich hieher? Wollen Sie etwa mein Vertrauen mißbrauchen, um mich an meiner Rache zu hindern? das gelingt Ihnen ſicher nicht.“

Ich war bemüht, ſeinen Argwohn zu zerſtreuen, und jenes Zutrauen in ihm wieder zu erwecken, das er gleich bei unſerer erſten Bekanntſchaft für mich zu faſſen geſchienen hatte. Ich fing an von Glück zu ſprechen — von Glück an ihrer Seite —

Er lachte fürchterlich.

Ich fühlte wohl, daß er auf Glück nicht hoffen durfte, und ich ſchlug eine andre Saite an.

„Verlaſſen Sie Paris ſo ſchnell als möglich — Sie werden das Mädchen vergeſſen — nie das Vaterland. Gehen Sie nach Avignon — der himmliſche Aufenthalt, der claſſiſche Boden entſagender Liebe wird Ihre Schwermuth mit unnennbaren Reizen umgeben, während die Trümmer von Polens Helden ein edleres Rachegefühl dort in Ihnen hervorrufen werden. Sie finden dort Waffengefährten — die —“

Die Worte, die jetzt ſich aus ſeiner Bruſt loswanden, zeigten, daß ſeine Gedanken in den Steppen eines fürchterlichen Wahnſinns umherirrten, und er mir kein Gehör ſchenkte.

„Ob ich ſie erſchöſſe? Sie — in ſeiner Gegenwart?“ fragte er ſich — als hörte ihm Niemand zu — „dann enden ihre Leiden mit Einem Male und er weint über ihre Leiche — und dann mich! Nein — ich will leben, um zu genießen — und hin zu meinem Vater, es ihm erzählen, wie ich ihn gerächt —"

„Das könnten Sie?" fragte ich bebend.

„Und das konnte Er — und ich hatte ihm doch das Leben gerettet?" ſchrie er. „Mit dem Leben von tauſend Polen ihm das Seine gerettet — um ihretwillen! Mich zum Verräther geſtempelt — um den Fluch durch mein ganzes Leben, wie der Gefangene des Bagno die Kugel, nachzuſchleppen, und ich bin hier — und meinen edlen Vater ließ er mißhandeln, und in die Bergwerke ſenden! — Jetzt durchzieht er die Welt, wie ein Held, mit ſeiner ſchönen Tochter, und erndtet doppelte Bewunderung. Die fernſten Heilbäder müſſen ſeine Tage friſten, und ich ſoll das zugeben, da er meinen Vater verurtheilt hat? Mein ſind ſeine Tage, denn mir dankt er ſie — nun ſo will ich denn jetzt mein Geſchenk zurücknehmen.

Auch die Wenigen ſind des Dankes werth, die ich ihm gönnte, im Uebermuthe hinzuleben — er mag jetzt auch einmal Thränen und Schmerz kennen lernen.“ —

Der Reſt des Abends verfloß ſtumm. Mein Gaſt ſchien ermattet, er ſank auf den Divan zurück, und entſchlief.

Es blieb mir kein Zweifel, daß ſein Geiſt verwirrt ſey. Ich nahte mich ihm leiſe — ſein Schlaf ſchien ſehr feſt — faſt dem Scheintode gleich, ſo ſtark hatte ſich Abſpannung ſeiner bemächtigt. Ich wagte es nunmehr, ſeine Taſchen zu durchſuchen — nach Waffen — aber er trug keine bei ſich. Dies beruhigte mich zum Theil. Ich löſchte das Licht, und ſuchte mein Bett, obgleich ich während der ganzen Nacht kein Auge ſchloß.

Der Morgen kam — mein Gaſt regte ſich nicht — beſorgt ſtand ich auf, um nach ihm zu ſehen — er ſchlief noch ruhig fort, in derſelben unveränderten Lage. Eine Angſt befiel mich — ich hielt ihm einen Spiegel vor — ſein Hauch trübte die glatte Fläche. Ich wollte ſeine tiefe Ruhe nicht ſtören, weil ich eine günſtige Kriſe darin ſah, die ſeinem Gemüthe Stille, ſeinem Verſtande Klarheit, die Dinge zu überdenken, wiedergeben würde.

Er erwachte durch ein Geräuſch, das zufällig auf der Straße entſtand. Erſchreckt ſprang er in die Höhe und ſah ſich befremdet um. Wie er mich erblickte, ſchien er ſich vergebens auf ſein Hieherkommen zu beſinnen. Ich half ihm darauf. —

„Nun? iſt es Ihnen heute beſſer?“ fragte ich ihn.

Er lächelte ſtumm — ich nahm das für ein gutes Zeichen. Noch mehr erfreute es mich — als er mit mir in ein Café trat, und ein Frühſtück forderte, die Zeitungen las, und über ein Paar Witze im Corſaire laut lachte. Wir trennten uns als Freunde; und ich entließ ihn völlig beruhigt aus meiner Geſellſchaft, ohne auch nur mit einer Sylbe ein Wort über unſer geſtriges Zuſammentreffen verloren zu haben. Ich fürchtete einen Rückfall.

Er hatte mir verſprochen, mich um Sechs in meiner Wohnung zu treffen, und dann mit mir eine Mahlzeit zu nehmen.

Vergebens erwartete ich ihn zwei volle Stunden. Meine Unruhe wuchs von Minute zu Minute, und ſchon wollte ich nach dem Prinzenhotel in der Richelieuſtraße gehen, das Schrecklichſte befürchtend. Da ſtürmt es die Treppen herauf. Meine Thür wird aufgeriſſen. Es iſt Witold.

Mit Schauder wendet' ich mich von ihm weg — ich glaubte einen Mörder in ihm zu ſehen.

„Wie ein Sterbender kämpfte ich einen ſchweren, tagelangen, letzten Kampf“ — rief er aus. „O wie ſchwer iſt es vom Leben zu ſcheiden, und doch iſt es nicht möglich — daß die Sonne um Mitternacht ſcheine!“ Dies ſchrie er furchtbar, und ergriff meine Hand. „Ich habe ſie geſehen — ſie geſprochen — ich wollte mich auf ſie werfen — ſie tödten — mich — ihn — die Mordgedanken zogen wie bleiche Geſpenſter durch mein Inneres — aber ſie ſchwanden dahin, als ſie das erſte Wort geſprochen hatte. Sie iſt mir nachgereiſ't — mir nachgereiſ't — haben Sie Sinn für das? Sie wußte mich hier — ihr Vater will mir wohl — er weiß Alles von ihr — durch ſie. Sie iſt das Glück ſeiner Tage — er hat mir Verzeihung vom Monarchen erwirkt, will mir ſeine Tochter geben, ich würde auch im Heere eine Anſtellung mit der Zeit finden — kurz — ganz glücklich ſeyn! — Ja, wenn nur mein Vater nicht da hinten in Nertſchinsk Arſenik machte, meine Mutter nicht todt wäre, und Polen frei! Drei Kleinigkeiten — Bah! darüber kann man ſich ſchon wegſetzen — wenn man Sophia hat — Nicht wahr?“

„Ich hoffte Sie ruhiger zu ſehen — ſie waren es heute Morgen“ — ſprach ich ſanft ihm zu.

„Ich ſchien es — weil ich mit mir im Reinen war, und Sie ganz entſchloſſen verließ,“ ſagte er. „Aber nun ich ſie geſehen — den weißen Buſen, worin ein Herz ſchlägt, für mich — das himmliſche Auge — kurz, ſie ganz mein! .... Ich riß mich von ihr los, denn es ſchien mir Verbrechen, in dem Anblick dieſer Reize zu ſchwelgen — die nie mein werden ſollen — nie — nie!“

„Und ſind ſie es nicht ſchon? Wollen Sie dieſe aufopfernde Liebe, die Ihnen nachreiſ't, von ſich ſtoßen, wollen Sie — ſo jung noch — dem Glücke entſagen, das ſich Ihnen aufdringt. Was gab Ihnen Polen — daß Sie ihm mehr noch opfern wollen? Was ſind Ihnen Ihre Landsleute, die Sie ſelbſt nicht ſchätzen können, von denen Sie ſich zurückziehen?“ —

„Sie haben Recht" — ſagte er mit Hohn — „wir ſollen an uns zuerſt denken, und das wollt' ich auch in der That; darum vertraute ich Sophia Alles — wie ich dafür belohnt wurde, daß ich Verräther ward, um Ihren Vater zu retten. Wie ich ihn, dafür ſah — den Meinigen — — Doch er war nur ein gerechter Richter — ein treuer Diener — ein wack'rer Mann! wer kann dafür? — Das iſt der Lauf der Welt — und wir Thoren beſſern nichts daran, denn ſie iſt die Beſte. — Und Sophia hörte mich an und ſprach — den Tod will ich — wenn ich nicht Dein werden kann — hören Sie? den Tod!" —

Er ſtarrte mit großem Schweigen vor ſich nieder. —

„Fliehen Sie mit mir auf's Land — nur wenige Tage. Kommen Sie zur See" — ſagte ich — „es wird Sie zerſtreuen! Die Seeluſt erſtärkt wunderbar Herz und Sinn" —

„So?“ ſagte er gedehnt, und ſah mich an — „haben Sie Trelawney geleſen?“

Ich kannte ihn nicht. —

„Ich aber kenne ihn. Sie gebiert Thaten — die See — ſie entwickelt Gedanken — dieſe Luſt — große — entſetzliche! Auf dem Lande ſchaudern Sie davor. — Doch — ja — ich will zur See! Nach Amerika, und von dort“ — — —

Er verlor ſich in die Ferne — ſein Geiſt ſchweifte weit ab — doch war es mir angenehm, daß er ſich daran freute. Eine Thätigkeit, gleichviel welche, würde ihn heilen, und nun gar eine weite Seereiſe — dachte ich mir.

„Dieſer Trelawney! was iſt er, ein Halbgott, oder ein Teufel? wie nennen Sie ihn? Doch — Sie kennen ihn nicht! Wie er im funfzehnten Jahre Alles verloren hatte — Alles — Alles — Vaterland uud Eltern — Glück — Hoffnung — da bot ihm der Ocean mit ſeinen

Stürmen und Schreckniſſen — das weite Reich der Wunder — Erſatz für Alles — Freunde — Ehre — Liebe! Und ich habe noch einen Vater — den beſuch' ich, wenn ich an Aſiens Oſtküſte lande; es kann nicht weit ſeyn!"

Ich fragte ihn — wann er abreiſen wolle — ich würde ihn begleiten.

„Bald — in Kurzem — ſehr bald!" rief er. „Nur erſt ein Geſchäft noch. Sie haben's gehört — Sie will ſterben, wenn ſie nicht die Meine werden kann. Das wird ſie nie!" —

Sein Ton erfüllte mich mit neuer Beſorgniß.

„Daß ich einem ſchmachtenden Liebhaber gleich, mich hinterher — Sie verſtehen mich" — ſagte er mit fürchterlicher Ruhe — „das wäre doch ſo gar nichts. Nein, mit dem Fluche auf dem Haupte, und der Folter im Herzen, auf dem Meere hinausgepeitſcht von allen Furien — in ruhigen Nächten ihr bleiches Bild aus den Wellen tauchen ſehen — im Sturm ihren letzten

Schrei — ihr Röcheln zu vernehmen — das iſt mehr als Sterben! — Und ſo will ich leiden — dulden — und — nicht erliegen, bis ich zu meinem verſtümmelten Vater komme, und ihn als Sohn begrüße. Der wird mich nicht eintreten laſſen in ſeine Hütte, denn Gifthauch erfüllt ſie, und trocknete die Säfte des unglücklichen Bewohners, bleichte ſein Haar, höhlte ihm Wangen und Auge — ich aber werde mich drängen an ſeinen Heerd — einathmen die Luft, die verderbliche, in vollen Zügen, ſie noch giftiger ſchwängern mit der Erzählung — wie ich ihn gerächt — und dann umarmt wollen wir eintreten in die Giftküche, mit offenen, freien, unmaskirten Geſichtern — und hinſinken vor dem Arſenikheerde, wie vor dem Altare der wahren Freiheit!“ — — —

Der Portier unterbrach uns, und brachte mir ein verſiegeltes Handbillet des Polizeipräfecten, das mich zu ihm forderte. Witold machte große Augen. Es mochte in ihm ſich ein Verdacht regen. Er empfahl ſich ſchnell, und war fort — noch eh' ich ſelbſt mich von meiner Ueberraſchung erholt hatte.

Andern Tages, zur beſtimmten Stunde, fand ich mich zur Audienz des Präfecten ein.

„Mein Herr,“ ſagte er, „man weiß, daß Sie mit einem jungen Polen öfters zuſammen ſind, deſſen Aufenthalt ſo unbekannt iſt, daß man ſeiner habhaft zu werden ſich ſchon einige Tage fruchtlos bemüht. Ich erſuche Sie daher, uns auf die Spur helfen zu wollen.“

Ich zögerte noch mit der Antwort, als der Präfect, der in meinem Geſichte Unwillen leſen mochte, ſchnell hinzufügte:

„Glauben Sie nicht, daß man dem jungen Menſchen Uebels will, die Nachforſchung bei einem ſeiner Freunde würde ſonſt auf anderm Wege erfolgt ſeyn — es iſt im Gegentheile eine erfreuliche Nachricht, die ſeiner erwartet. Eine Ueberraſchung.“ —

Ich konnte den Ausbruch meiner Neugierde nicht zurückhalten.

„Nun wohlan, damit Sie um ſo eher bewogen werden, uns Ihren jungen Freund zuzuführen,“ ſprach der Präfect — „Er iſt der Sohn eines armen polniſchen Edelmanns, der durch ſeine körperlichen und geiſtigen Vorzüge, die Sprödigkeit einer reichen und vornehmen jungen Dame beſiegte. Dieſer heimlichen Verbindung verdankt Ihr Freund, Witold von G . . . . ., wie er mir genannt wird, ſein Entſtehen. Der alte Vater wüthete darüber, und nur die Geſinnung des Verführers, die ſich in einem glühenden Haſſe gegen die Uſurpatoren von Litthauen ausſprach, beſänftigte einigermaßen die ſpartaniſche Geſinnung des Edelmanns. Er zog es vor — ein Mährchen zu erſinnen — freilich nicht mit ſolchem Aufwande von Phantaſie, wie unſere Janin und Balzac — aber für einen litthauiſchen Landbewohner ſinnreich genug. Er wollte nämlich das Kind auf der Jagd gefunden haben, und in dieſem Wahne ließ er Alle im Schloſſe; ſeine Tochter galt ſtets für unverheirathet, und durch eine beſondere Idioſyncraſie bekannte ſie ſich der Ehe abhold. Der Vater durfte ſich dem Schloſſe nicht nähern, und führte ein umherſchweifendes Leben — bis daß die geheimen Unternehmungen gegen Rußland ihren Anfang nahmen. Dies gab dem alten Edelmann, der in ſeinen Rachegedanken ſchwelgte, eine wilde Beſchäftigung. Alles bot er auf, die Zahl der Feinde ſeines Monarchen zu vergrößern, und kein Opfer zu ſcheuen. Auch den Vater ſeines Enkels ſuchte er auf, und da er ihn als einen unternehmenden Mann voll Kraft und feſten Sinnes erkannte, ſtattete er ihn reichlich aus, um Partheigänger zu werden, und knüpfte an die glückliche Beendigung des Kampfes die Ausſicht auf eine Verbindung mit ſeiner Tochter und Einſetzung als Erben ſeines Vermögens. Wir alle wiſſen, wie Polens Angelegenheiten endeten. Der alte litthauiſche Edelmann, der Großvater Ihres Freundes, konnte nicht lange den Gram über den Fall des Vaterlandes ertragen, er ſtarb. Doch bevor er ſtarb, legte er ſein Teſtament in die Hand des ruſſiſchen Kommandanten, um ſein Vorwögen Ihrem Freunde zu ſichern. Dieſer, von ſeinem Monarchen ehrenvoll entlaſſen, um von ſeinen Wunden in einem heilſamen Clima zu geneſen, iſt jetzt hier, verſehen mit Allem, um Ihren jungen Freund glücklich zu machen, denn auch ſeine ſchöne Tochter iſt mit ihm hier, die ſeine Gattin werden ſoll. Der alte wackere General ſagt, er habe ſein Leben Ihrem Freunde zu danken, und dies wolle er lohnen, ſo ſehr er es im Stande wäre. Sie werden nach dieſem Berichte hoffentlich nicht anſtehen, den jungen Menſchen, den das Unglück vielleicht von Klippen zu Klippen, ja in Abgründe führen könnte, auf das Schnellſte zu ſeinem Heile in die Arme der ihn erwartenden Geliebten zu führen."

„Er hat ſie ſchon geſehen und geſprochen“ — ſagte ich trüb.

„Wann?“ fragte überraſcht der Präfect — „ſo eben noch war der ruſſiſche General hier — um mich um Beſchleunigung zu erſuchen, und ich griff daher zu dem kürzeſten Mittel — Sie herzubemühen“ —

„Mein Herr Präfect,“ ſprach ich ſeufzend, „ich fürchte, der junge Menſch, den wir ſuchen — denn auch ich ſehe ihn nur zufällig, und oft Wochen lang nicht — iſt nicht mehr im Stande, irgend ein Glück auf dieſer Welt zu empfangen — ſeine Sinne — — —“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief der kalte Mann aus, der bis dahin eine trockne Geſchäftsmiene während der ganzen Verhandlung beobachtet hatte. „Doch — da Sie ſich für ſein Schickſal intereſſiren, ſo eilen Sie, laſſen Sie ihn nicht aus den Augen — bis er bei ihr iſt, deren Gegenwart ihm Leben, Luſt zum Leben, Verſtand — kurz Alles wiedergeben wird, was er verlor. Säumen Sie nicht!“

Ich ſtürzte fort — und eilte in die Richelieuſtraße. Er war nicht zu finden. Aber in den Fenſtern des erſten Stockes des Prinzenhotels ſah ich einen Graukopf mit einem ſchönen alten Heldengeſichte, und daneben ein liebliches Oval. Es war kein Zweifel für mich, wen ich ſah. Zum erſten und zum letzten Male.

Sophia war ſehr ſchön. —

Umſonſt ſuchte ich ihn an allen Orten, wo ich ihn manchmal zu treffen pflegte. So verfloſſen Stunden, denn Paris iſt groß. Mit ſchwer bekümmertem Herzen betrat ich meine Schwelle. Die Uhr zeigte die Stunde, wo er mich manchmal zum Eſſen abholte. Ach, wenn er nur heute käme — dachte ich. Und es war ſein Schritt auf der Treppe — mit hochklopfender Bruſt — eine entſetzliche, bange Erwartung darin — horchte ich ihm entgegen — er öffnete die Thür. Aber welch ein Anblick! War das Witold? der ſchöne, im tiefen Schmerze noch ſo anziehende Jüngling, wie er mir das Erſtemal erſchienen war! —

„Was iſt?“ — ſtammelte ich —

„Nichts — Nichts — jetzt kann ich zu

Schüſſe geben! — ich habe Nichts mehr in Europa, das mich hält." —

„Sie haben das Schreckliche verübt?" —

„Was nennen Sie ſo? Iſt der Tod ſchrecklich? Das Leben iſt's! — Ihr iſt wohl — ich habe Ihr viel Kummer erſpart — o wär' ich bei Ihr! — Aber zuerſt zu meinem Vater —"

„O wüßten Sie — wer —" ſchrie ich außer mir — aber ich ſchwieg ſogleich, um ihn nicht noch elender zu machen. —

„Ich gehe nach Amerika — von dort aus nach Aſiens Oſtküſte. Mein Grab iſt in Nertſchinsk — dort, wo Giftqualm aufſteigt — dort geht die Sonne auf — und von dorther wird ſich einſt das Verderben entladen, über das altgewordene Scheuſal Europa! Heil Euch Allen!" —

Mit wildem Hohne ſtürzte er fort — ich werde ihn nie wiederſehen. —

— Andern Tages hatte die „Gazette des Tribunaux" eine traurige Geſchichte mehr für ihre Leſer.

II.

Carlino.

Römiſches Faſchingsbild.

„Welche Luſtigkeit in dem Weltweſen ſchöner
Menſchen!“

C. Brentano, Ponce de Leon.

1.

Ein leichtes Gewölk entlud ſich in feinem Regen über den hohen Häuſern des Corſo und nöthigte die wenigen Masken, welche bei noch früher Tageszeit ſich daſelbſt herumtrieben, Schutz unter den Hallen und Arcaden der Palläſte zu ſuchen. Eine Geſellſchaft junger Leute, als buntſcheckige Arlechinos und graue Pulcinells gekleidet, liefen einige Schritte weiter als ſie nöthig hatten, um mit lautem Kichern und Schnattern das Portal eines nicht ſehr anſehnlichen Hauſes zu füllen, deſſen Fenſter, ganz der Sitte entgegen, dicht verſchloſſen waren. Sie fingen nicht nur an, die Läden mit den üblichen Gipskügelchen zu beſchießen, die ein luſtiges Getrommel, gleich Hagelſchloßen, darauf ertönen ließen, ſondern die Arlechines hieben mit ihren Pritſchen, die Pulcinells klingelten mit ihrer Glocke ſo anhaltend und laut, daß bald die ganze Nachbarſchaft auf dieſes Gelärme aufmerkſam wurde; nur in dem Hauſe ſelbſt rührte und regte ſich nichts.

„Wenn ſie das nicht hört," ſagte endlich einer der Ausgelaſſenſten, „ſo müſſen ihre Ohren eben nicht die feinſte Beſchaffenheit haben —"

„Oder ſie hat ſie verſtopft, um nicht taub zu werden," fiel ihm ein Anderer in die Rede.

„Iſt ſie's denn aber werth, daß wir edeln Jünglinge uns dieſe Mühe um ſie geben?" fügte ein Dritter hinzu.

„Das müßt Ihr unſern Freund Vincenzo fragen," rief laut lachend der Erſte, „ich ſeh' es ihm an, daß er uns Alle verwünſcht, und lieber ſeine Guitarre hier ganz einſam ſtimmen möchte, um den Engelskopf an's grüne Gitter zu locken."

„Und könnte ſie's denn, ſelbſt wenn ſie mich hier unten vermuthete?" ſprach mit einem tiefen Seufzer eine anmuthige Stimme unter der ſchwarzen Larve hervor. „Nicht um Tereſa an's Gitter zu locken bin ich mit Euch gegangen, ſondern um dem alten Hanswurſten den Tod an den Hals zu ärgern, und darum laßt uns nicht aufhören, ihn zu beunruhigen!"

„Ei, ſeht doch, das Bürſchchen, den holden Sänger!" rief der Erſte.

„Unſere ſüßtönende Nachtigall vom Theater Valle!" erwiederte der Zweite.

„Und wißt Ihr nicht, daß die Galle der Nachtigall ein ſtarkes Gift enthält?" ſagte der Dritte.

Und wieder ging das Lärmen los. Die Confetti flogen, die Peitſchen klapperten, die Glocken klingelten, und dazwiſchen tönten die Worte: „Alter Arlechino! Höllenbraten! Finde Dich mit dem Teufel ab! Dieſe Nacht wirſt Du ermordet! Gieb Deine Schätze her! Deine Tereſa vor Allen! Erſticke am erſten Biſſen! Pickelhäring! Beſtie!“ und immer luſtiges Gejohle hinterdrein, und Springen und Pfeifen.

Schon zeigten ſich Sbirren in einiger Entfernung, um das muthwillige Treiben dieſer Maſken zu beobachten.

Mittlerweile war die Wolke vorübergezogen, der Corſo war wieder belebt, das Gedränge riß auch die Lärmenden mit fort, die ſich einen König erwählten und mit frohem Jubel vom Hauſe des gehaßten Alten Abſchied nahmen.

2.

Tief im Innern des Hauſes, entfernt von dem lauten Markte der Thorheit, ſaß im halbverdunkelten Zimmer ein kleines Männchen, mit ſeltſam geformten, doch nicht unangenehmen Zügen, einen Roſenkranz in den Händen, und während er die Kügelchen durch die Finger rollen ließ, mit kleinen, halbgeöffneten, liſtigen Augen das Zimmer überſchauend.

Ein braunes Gewand, halb Schlafrock, halb Kutte, hüllte die Geſtalt ein, und den weißen Kopf bedeckte eine enganſchließende Kappe von ſchwarzem Sammt, die auf der Stirne eine Schnibbe bildete und dann dicht an den Augenbraunen fortſtreifend bis tief in den Nacken hinabreichte.

Um den Mund hatten ſich tiefe Furchen des Grames gelagert, die bleichen, ſchmalen Lippen waren von Kummer, einem nach unten gekehrten Hufeiſen zu vergleichen, und die ganze Erſcheinung brachte den gemiſchten Eindruck von Rührung und Heiterkeit hervor.

Die Umgebung des Männchens zeigte, welchen ernſten Betrachtungen er ſich hingab. Einige Gemälde von Werth, die Qualen der Märtyrer, ein jüngſtes Gericht und einen Sturz der Verdammten darſtellend, bedeckten die Wände, dazwiſchen Gebet- und Erbauungsbücher, einige Blumen vor der Madonna und dem Crucifixe und das vollſtändige Habit eines Bruders vom Orden des heiligen Franziskus, des Erſten und Erhabenſten aller Heiligen, welches anſtatt eines Spiegels am Pfeiler hing.

Trotz der Entfernung von der Straße tönte je zuweilen Einiges von dem Lärm herauf, welchen die Maſken vor der Thür verübten, und dann zuckten die Glieder des Männleins gar ſonderbar zuſammen, ſeine Lippen bewegten ſich ſchneller und er ließ den Roſenkranz eifriger durch die Finger laufen.

Da trat plötzlich eine kleine, runde Frauensgeſtalt ein, die den ſchreiendſten Kontraſt zu ihm bildete.

Sie war in buntem Cattune gekleidet, kurz und drall. Die dicken, kleinen Füße trippelten unſicher einher, denn die Laſt des Bäuchleins war ihnen offenbar zu gewichtig. Rothe Hängebacken, große, fettige Augen, ein ſtarkes Doppelkinn, um das ſich, ſelbſt im Zorne, wie aus Gewohnheit ein ſtetes Lächeln gelagert hatte, und ein dickes Stumpfnäschen gaben den alternden Zügen der Fünfzigerin eine nicht zu beſchreibende Liebenswürdigkeit.

„Ach, Carlino, ſüßer Carlino!“ fing ſie gleich beim Eintreten an, „öffne die Fenſter und ſchau hinab auf die luſtigen Jungen, die allerliebſte Poſſen treiben vor unſerer Thür, und laut ſchreien, daß ſie Dich ermorden wollen. Wahrhaftig, ſie thun Dir eine Ehre an, die Du nicht mehr verdienſt, weil Du ein alter Sauertopf geworden biſt. Heut Abend zünde Dein Lichtchen an, und trete auf den Balkon hinaus, und Du ſelbſt ſehen, ſie huldigen Dir Alle als dem Könige des Faſchings.“

„Schweig ſtille Marianne!“ erwiderte der Alte mit grämlicher Miene. „Ein Fieber ergreift mich, wenn ich dieſe Thorheit nur aus der Ferne wittere. Hüte Tereſa wohl, daß ſie nichts bemerke von dem Höllentrödel.“

„Ach, was würde das Kind jammern,“ ſprach Marianne, „ſähe ſie die Herrlichkeit von Weitem, und dürfte ſich nicht drein miſchen. Ach, Carline, warum biſt Du auf Deine alten Tage ſelbſt ein Eſel geworden? Welch ein glückliches Alter könnten wir verleben! Wer mir jemals in meinem zwanzigſten Jahre in Paris geſagt hätte, Du ſollſt zum Faſching in Rom ſeyn, und nichts davon zu ſehen und zu hören kriegen, dem hätte ich recht derb in's Geſicht gelacht — ihn einen Verrückten geſcholten — oder ich möchte geglaubt haben, auf meine alten Tage könnte ſich mein heller Verſtand ſo verwirren — daß ich — nein! ich kann's noch gar nicht glauben —“

Hier unterbrach ein lautes Schluchzen ihre Rede, ſie führte die ſchwarzſeidene Schürze vor die Augen, und trippelte mit Ach! und O! auf und ab, gleich wie es die Columbinen des damaligen Theaters zu machen pflegten.

Der Alte ward ungeduldig und erhob ſich endlich, da die Scene, welche ihm Marianne vorſpielte, nicht aufhören wollte, von ſeinem Seſſel, lief mit kleinen Schritten zu ihr hin und rief, indem er den Kopf mit größter Schnelligkeit auf den Halswirbeln hin- und herkugeln ließ, und dabei die Arme vor den Bauch ſtemmte, im weinerlich gerührten Tone:

„Aber kann ich denn etwas dafür, Marianne? Sind wir nicht Beide die unglücklichſten Geſchöpfe auf der Erde? Ach! und welche Qualen erwarten uns jenſeits — wie freuen ſich die Teufel darauf! brr! ich fühle ſchon die hölliſchen Flammen! Geh', Marianne! verlaſſe mich — ſtöre mich nicht länger in meinen Betrachtungen — denke nicht mehr daran, daß Faſching iſt — bald haben wir Faſten — dann laſſ' uns des Lebens froh werden in Bußübungen aller Art — ja, Marianne, bald iſt die Teufelswirthſchaft zu Ende!"

Indem er noch ſo ſprach hörte man auf dem Gange vor dem Zimmer ein lautes Gelächter. Der Alte erbebte bis in die Zehenſpitzen, ſo verwundeten ihn dieſe Töne in ſolcher Nähe; aber Marianne war zur Thür gelaufen, guckte hinaus und kehrte dann ſogleich wieder zurück.

„Nein!" ſchrie ſie, indem ſie die Hände in einem fort in die Höhe hob und wieder auf den Bauch fallen ließ, „Carolino! das mußt Du ſehen. Ich hatte heute Morgen meinen alten Smeraldinarock herausgeſucht und ergötzte mich daran, wie ich die bunten Bänder ſah und die lieblichſten Erinnerungen wieder in meinem Herzen wach wurden. Dabei überraſchte mich Teresa.“

„Teresa?“ rief erſchreckt der Alte.

„Nun ja,“ fuhr Marianne fort. „Sie wollte wiſſen, ob man in Paris ſich ſo niedlich kleide, und ob ich ſonſt mich ſo getragen hätte. Ich ſagte ihr natürlich nichts von Allem, weil Du es nicht haben willſt, und ſollſt Du's wohl denken, jetzt hat ſich das Engelskind ganz als Smeraldina coſtümirt, und ſpringt draußen herum mit dem ächten Anſtand, der naiven Grazie, dem vorgebogenen Kopfe, den Armen in der Seite, den trippelnden Füßchen, als hätt's ihr der erſte Meiſter gezeigt — o Carlino! welch ein Genie! komm' und überzeuge Dich ſelbſt!“

Sie machte die Thür weit auf und herein hüpfte eine Sylphengeſtalt in dem barocken Coſtüme einer Schauſpielerin der damaligen Zeit, das im Widerſpruche mit den zierlichen Wendungen und Drehungen, einen unausſprechlich reizenden Eindruck hervorbrachte.

Der Alte vergaß auf einen Augenblick Alles um ſich her und überließ ſich der uneingeſchränkteſten Bewunderung.

„Und wer hat Dir das gezeigt, Tereſa?“ rief er endlich mit dem Ausdrucke der höchſten Begeiſterung, indem er unbewußt alle Lazzi, die das Mädchen ihm vormachte, nachzuahmen ſuchte.

„Ei, Niemand! Du kannſt's nicht ſo!“ ſchrie das Mädchen trotzig und lief zur Stube hinaus.

„Ach,“ jammerte Marianne, „dieſer Schmerz iſt nicht zu ertragen! Würde das Kind Dich nicht eben ſo lieben wie mich, wenn Du weniger grämlich wäreſt, ſie nicht einſperrteſt, und ſie's wiſſen dürfte, daß Du ihr Vater biſt?“

„Schwatze nicht davon!“ rief der Alte, „erforſche lieber, wer ihr die Rolle der Smeraldina einſtudirt hat; denn daß man eine ſolche ſchwierige Parthie aus Inſtinkt ſo geben könne, das glaubt kein Kunſtverſtändiger. Da ſteckt mein Neffe Vincenzo dahinter, der tolle Burſche! Doch, wie es ihm möglich wurde, das kann ich nicht begreifen. Halt! da zieht Eins die Glocke — Ein — Zweimal — das iſt der Abbé Mouton — öffne, und laſſe mich mit ihm allein, vor Allem aber ſorge dafür, daß ſich Tereſa nicht in der Teufelstracht vor ihm zeige und ſie ſogleich ablege."

3.

Der alte Mann, den wir in ſeinem ſeltſamen Haushalte ſo eben kennen lernten, hieß Carlo Antonio Bertinazzi, und war Niemand anders, als jener bewundernswerthe Schauſpieler, der nahe an ein halbes Jahrhundert das Pariſer Publikum in der Rolle des Arlechino auf dem italiäniſchen Theater daſelbſt entzückt hatte, der einen Enthuſiasmus erregte, wie es vor ihm keinem Künſtler gelungen war, und der ſo ſehr der Liebling der Damen wurde, daß die Vornehmſten einer Art von kleinen Bologneſerhündchen den Namen Carline gaben und dieſe in ihrem Pompadeur oder wohl gar im Buſen mit ſich herum trugen. Mit dem hohen Alter verbreitete ſich eine Melancholie in dem Gemüthe Bertinazzi's, Gewiſſensbiſſe, eine damals noch im Rufe der Gottloſigkeit ſtehende Kunſt ein langes Leben hindurch getrieben zu haben, folterten ihn, er ging nach Rom und unterzog ſich dort, am Quell der Gnaden, den ſtrengſten Kaſteiungen. Marianne, ſeine ehemalige Smeraldine, einſt das munterſte Mädchen in Paris, und die Mutter ſeiner Tochter Tereſa, lebte bei ihm. Obgleich ihre Geſinnung noch ſehr am Weltlichen hing, ſo konnte ſein gutes Herz ſich nie entſchließen, die einſt von ihm geliebte Perſon zu verſtoßen.

Der Abbé Mouton trat jetzt eilfertig in das Zimmer, indem er ſich den Gypsſtaub vom Hut und Rock wegzublaſen bemühte, womit die Confetti der Masken des Corſo ihn freigebig überſchüttet und ihm ein getiegertes Anſehen dadurch verliehen hatten.

Bertinazzi eilte ihm in banger Erwartung entgegen.

„Habt Ihr Nachricht von ihm, Monſu Abbate,“ rief er, in ſeiner gewöhnlichen Weiſe das Franzöſiſche ausſprechend, „war es mein alter Jugendfreund, den ich heute früh, aus der Meſſe kommend, unweit Sta. Maria Maggiore erblickte?“

Der Abbé, ziemlich wohlgenährt, ſetzte ſich ſchnaufend hin, indem er ſich mit dem Hute Luft zufächelte.

„Es iſt heiß bei Euch im Zimmer,“ näſelte er, „ja Bertinazzi — die Masken hatten eine ordentliche Hetze mit mir vor — das wußte ich wohl, daß es meines Gleichen an dieſem tollen Tage nicht anders zu ergehen pflegt, jedoch wollt' ich Euch nicht auf die angenehme Nachricht warten laſſen, die ich Euch zu überbringen habe."

„So ſprecht doch nur — er war's alſo?" rief lebhaft der Alte.

„Bruder Antonio von den Franziskanern," ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ehrfurchtsvoller Miene der Abbé.

„Antonio, ja, ſo hieß er — ich entſinne mich! Giovanni Vincenzo Antonio! mein innigſter Jugendfreund, mein Spielkamerad! Wo ſind die Zeiten hingeſchwunden? Wie wir damals ſo glücklich waren! Ach, mich hat das Verderben hinabgeriſſen in den Schlund der Hölle, und er iſt ein frommer Mann geworden!"

„Ja wohl," fügte der Abbé hinzu. „Ein ſehr frommer Mann —"

„Wenn ich nur an ihn zu kommen wüßte — aber er wird nichts von mir wiſſen wollen —" jammerte der Alte.

„Nicht doch," ſprach der Abbé.

„Und warum wandte er ſich denn von mir ab, und beſchleunigte ſeine Schritte, als ich auf ihn zutrat?“ fragte Bertinazzi weiter.

„Das mag wohl ſeine abſonderlichen Gründe haben,“ ſprach fein lächelnd der Franzoſe. „Genug, ich kann Euch die Verſicherung ertheilen, daß er ſich Eurer noch ſehr wohl erinnert.“

„Ach, das freut mich!“ rief entzückt der Alte. „Ihr werdet ihm doch nichts geſagt haben von meinem unglückſeligen Wandel, das würde den heiligen Mann mir gewiß ſogleich entfremdet haben.“

„Im Gegentheile,“ erwiederte der Abbé, „ich habe ihm Alles geſagt, von Eueren Gewiſſensbiſſen und von Euerer Buße, und er ſchien innig gerührt davon —“

„O, ich Glücklicher — er wird für mich armen Sünder beten!“ ſprach Bertinazzi.

„Noch mehr,“ ſprach der Abbé, „er wird Euch beſuchen, um Euch ſeine Tröſtungen angedeihen zu laſſen.“

„Das will er?“ ſchrie der Alte außer ſich.

„Das wird er, dieſen Abend,“ berichtete der Abbé. „Sein Kloſter iſt unfern von hier. Während ſich Alles auf dem Corſo zuſammendrängt, um das Lichterſpiel zu treiben, will der fromme Mann, durch ein Hintergäßchen, in einen dunkeln, unſcheinbaren Tabarro gehüllt, Euch einen Beſuch abſtatten. Empfangt ihn mit Ehrfurcht, denn er ſteht hier in großem Anſehen wegen ſeiner Frömmigkeit, doch mögt Ihr keineswegs die Zutraulichkeit verbannen, die Euer früheres Verhältniß erheiſcht. Er wird das auf jeden Fall gern ſehen. Doch jetzt, Ser Carlo, laßt die Maccaroni auftragen, denn ich muß Euch geſtehen, daß meine Zeit zum Eſſen da iſt, und ich um Alles in der Welt jetzt nicht den weiten Weg bis zum Venetianiſchen Pallaſte, wo meine Tratterie iſt, durch das tolle Gewühl zurücklegen möchte."

Ohne Bertinazzi's Einwilligung abzuwarten, ſtand der mit dem Hausbrauch ziemlich vertraut ſcheinende Abbé auf, und zog an die ſeitwärts hängende Klingelſchnur

Marianne trat herein.

„Das Eſſen!" ſagte Bertinazzi freundlich.

Während ſie nun aus einem Schranke das Gedeck hervorholte und Schinken, Käſe und Salami vorläufig darauf ſetzte, bemerkte der Abbé, daß ſie von Zeit zu Zeit die Schürze vor die verweinten Augen führte.

„Was hat Madame?" fragte der galante Pariſer mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Soll man nicht weinen?" ſprach mit zitternder Stimme die alte Smeraldina. „Nichts ſieht man von der Herrlichkeit, Moccoli werden angezündet, und das arme Engelskind, die Tereſa, wird nicht ahnen, welche Welt der Luſtigkeit um ſie gaukelt!“

Sie ging hinaus, um die warmen Speiſen aufzutragen.

„Laſſet die Weiber auf den Altan treten mit ihren Lichtern,“ ſprach bedächtig der Abbé, „während Ihr den Beſuch Eures Jugendfreundes empfanget. Ihr werdet ungeſtörter ſein können.“

Marianne erſchien, und mit ihr Tereſa, welche noch ſchmollte. Aber wie erheiterten ſich Beide, als Bertinazzi ihnen die Zuſicherung ertheilte, ſie dürften Abends vom Altane aus mit ihren Lichtern die Beluſtigung auf der Straße in Augenſchein nehmen.

4.

Wer die Liebe kennt, weiß wie erfinderiſch ſie macht. Kein noch ſo mächtiger Damm vermag den glühenden Strom der Leidenſchaft aufzuhalten und was vermöchte wohl die kleinliche

Vorſicht eines thörichten Alten. Wir wiſſen aus guten Büchern zur Genüge, wie leicht Vormünder und andere ähnliche Iſegrimme von pfiffigen Liebesleuten überliſtet wurden und der Verſpottung anheim fielen.

Dem alten Selbſtpeiniger Bertinazzi erging es nicht beſſer.

Sein Neffe Vincenzo, der nach Rom gekommen war, um auf dem Theater dieſelbe Kunſt auszuüben, die ſeinen Onkel ſo berühmt gemacht hatte, durfte, wie natürlich, deſſen Schwelle nicht betreten. Von ſeinem Vermögen, das nicht unbedeutend war, konnte er ohnedieß keinen Heller erwarten, weil es der Alte frommen Stiftungen vermacht hatte. Vincenzo ſollte nach ſeines Oheims Willen ſich dem Dienſte der Kirche widmen. Statt dieſer Geſinnung zu entſprechen, band er aber jeden Abend die Maske von gebranntem Leder vor, ſchlüpfte in die Hülle von hundert bunten Fetzen, und führte die artigſten Schelmereien aus vor den Augen der ſtolzen Bevölkerung der Hauptſtadt der Welt.

Einem ſolchen Menſchen von Vincenzo's Schlage tritt bei einem abenteuerlichen Streiche nicht eben viel Ueberlegung in den Weg.

Einem verliebten Arlechino wird leicht das ganze Jahr zum Faſching. Und verliebt war er, das mußte Jeder, der ihn näher kannte, eingeſtehen.

Mit demüthiger Bitte hatte er ſich oft bei ſeinem Oheime gemeldet, doch immer war er zurückgewieſen worden. Aber Tereſa, die er bei dieſen Beſuchen zu ſehen bekam, war zu ſchön, als daß ſie auf ſein empfängliches Herz keinen Eindruck hätte machen ſollen.

Bald war ein Plänchen ausgeheckt, um ſie täglich ſehen zu können.

Die ehrlichen Brüder Franziskaner ſandten jeden Morgen durch einen Gärtnerburſchen dem frommen Carlo Bertinazzi aus ihrem Garten, den ſie ſelbſt beſtellten, ein Körbchen herrlichen Broccolis, ſaftiger Melonen, würzreicher Artiſchoken, oder anderer edler Gemüſearten, die von ihren Händen gehegt und gepflegt, in beſonderer Güte reiſten.

Dieß hatte Vincenzo kaum erfahren, als er dem Burſchen aufpaßte und ihn durch ein Geldſtück dahin brachte, ihm die Gabe der guten Brüder zu überlaſſen, um ſie dem alten Herrn einzuhändigen.

Die tägliche Wiederholung der ſilbernen Ueberredungskunſt verfehlte ihre Wirkung nicht, und der Gärtnerburſche ging bald nicht weiter als bis an das Eckhaus der Straße, wo Vincenzo wohnte, übergab ihm den Korb und ließ ihn für das Weitere ſorgen.

Der junge Schauſpieler hatte ſich ein Coſtüm zu dieſer Rolle verfertigen laſſen, das zierlichſte von Allen, die an beiden Ufern der Tiber getragen werden, und beſtellte ſeine Commiſſion ganz dem übernommenen Charakter gemäß.

Wie konnte es fehlen, daß die liebliche Tereſa bei aller Unbefangenheit auf den täglich wiederkehrenden, zierlichen Burſchen aufmerkſam wurde.

Er zauderte oftmals, ehe er den Korb ihr überreichte, um erſt irgend ein freundliches Wort ihr zu ſagen, und nach einiger Zeit ſtand ſie ſchon im Vorhauſe, um die Thür zu öffnen, wenn er läutete, und der alten Donna Marianna die Mühe zu erſparen, ſelbſt Korb und Artigkeit aufmerkſam von dem jungen Gärtner in Empfang zu nehmen.

Nach einem Monate war jeden Tag die Hausuhr, von dem Anläuten des Gärtnerburſchen bis zu ſeinem Fortgehen, regelmäßig um eine Stunde weiter gerückt. Tereſa wußte bereits, daß in der Verkleidung ein Liebhaber ſtecke, und ſah gar nicht ein, warum ſie ſich um den artigen

Spaß bringen ſollte, den ihr dieſe Morgenbeſuche gewährten. Darum ſchwieg ſie davon.

Aber das Gelingen ihrer Liſt machte die jungen Leute zu unbedachtſam. Auch eine Stunde des glücklichſten Beiſammenſeyns genügte ihnen nicht mehr, und ſie überhörten das Schlagen der Uhr und den kreiſchenden Ruf Mariannens, der durch's ganze Haus erſchallte.

Wie ein Blitz fuhr ſie zwiſchen Beide, die in einer gar ſonderbaren Stellung in dem Zimmerchen des Erdgeſchoſſes einander gegenüber ſtanden.

Alles hatte Vincenzo der Geliebten bereits entdeckt und die Flucht zu einer gelegenen Zeit verabredet. Sie ſollte mit ihm, unter anderm Namen, zum Theater gehen, und weil ſein Kenneraugе viel Talent in ihr entdeckt zu haben glaubte, ſo bemühete er ſich bereits ſeit einigen Tagen ihr die Schritte und das Benehmen der Smeraldine zu zeigen, und da ſie eine ungeheure

Faſſungskraft beſaß, ſo war er jetzt daran, mit ihr jene niedliche Scene einzuſtudiren, in welcher Arlechino ſeine Geliebte zum Erſtenmale erblickt, und ihr mit neckiſcher Naivität ſeine Liebeserklärung macht.

Dem Geſchmacke der damaligen Zeit konnte nichts Anziehenderes geboten werden, und Kenner verſichern, nicht im Stande zu ſeyn, das Anmuthige einer ſolchen Scene zu beſchreiben, die freilich von der Art und Weiſe unſerer heutigen Arlechines der Pantomime gänzlich abwich.

Man kann ſich denken, welchen Eindruck das, was ſie ſah, auf das weiche Künſtlerherz der alten Smeraldine hervorbrachte. Sie wollte anfänglich zürnen, aber ſie vermochte es nicht. Nicht lange, ſo miſchte ſie ſich förmlich in den Unterricht, und ward ſo hingeriſſen, den beiden jungen Leuten zum innigſten Ergötzen eine Scene ſelbſt vorzuſpielen.

Dieſe Gutmüthigkeit bewog die Kinder leicht Alles zu geſtehen. Sie fielen, im Charakter, der Mutter zu Füßen und fleheten um ihren Segen, und man kann denken mit welcher Würde ſich die alte Smeraldina dabei benahm. Nie hat das Theater eine Scene von dieſer Wahrheit geſehen.

Aber damit war noch nichts gewonnen. Marianne, welche ihr Verhältniß zu Bertinazzi, und daß Tereſa auch ſeine Tochter ſey, dieſer ſtets verheimlicht hatte, durfte auch jetzt nicht ſprechen.

Alles, was ſie thun konnte, beſtand darin, daß ſie den Liebeshandel unter ihren Auſpicien fortbeſtehen ließ, und das Verſprechen gab, des Alten Geſinnung günſtig zu wenden.

Doch nichts wollte glücken. Alle Anfälle ſchlug er barſch zurück.

Wir haben geſehen, wie die liebliche Tereſa, als Smeraldine verkleidet, eine Liſt, welche die

Mutter ausgeheckt hatte und worauf ſie viel gab, von dem grämlichen Greiſe aufgenommen wurde. So ſcheiterten alle Verſuche bisher.

5.

Ein heiterer Abend begünſtigte das Feſt. Auf Balconen und Altanen weheten die Flämmchen der angezündeten Lichter, und die tauſende auf der Straße beleuchteten die bunten Anſichten der Häuſerreihe, die mit Blumen und Teppichen geſchmückt waren. Wie Irrwiſche verlöſchten und entzündeten ſich die hüpfenden Feuer, und der übliche Fluch: „daß ihr ermordet wäret!“ erſchallte überall, von Gelächter begleitet.

Es war ein Feſt der ausgelaſſenſten Thorheit. Wer wollte die Narrenſtreiche zählen, die an dieſem Abende verübt werden, wer wollte ſie zu beſchreiben wagen? Ein Nichts, ein fades Spiel, würd' es einem jeden Leſer erſcheinen, todt und geiſtlos, wär' es nicht im Stande uns ein Lächeln abzugewinnen, denn die Buchdruckerſchwärze iſt keine Farbe, und die feurigſte Schilderung gäbe kein Bild dieſes Lebens.

Aber mitten in dem Strudel erhält Alles Bedeutung. Wie ſie nur da ſind um zu genießen, wie ſie gierig einſaugen die Luft, von hunderttauſend Narrenlungen ein- und ausgeathmet und von holdem Unſinn ganz geſchwängert. Welche Laune das Alles gebiert!

Der traurigſte Lump, bringt er nur einen Schatz von Wahnſinn mit; ſo iſt er der König des Feſtes. Alles macht ſich den Spaß, ihm zu huldigen, man trägt ihn im Triumphe und er genießt die Freude, die manchem ernſthaften Regenten verſagt iſt, ſein Volk glücklich zu ſehen.

Die Bewohner der Gräber, welche ſonſt nur Angſt und Entſetzen verbreiten, wenn ſie — wie die Sage erzählt — zum Beſuche der Menſchen, ihrem gräßlichen Aufenthalte entſteigen, geben dieſer toſenden Volksmenge ſelbſt noch Veranlaſſung zu erhöheter Luſtigkeit. Weiße, ganz verhüllte Weſen, die ſich bald kleiner, bald größer zu geſtalten vermögen, **ſchweben zwiſchen** den Gruppen umher, und wo ſie erſcheinen, verbreiten ſie ein komiſches Erſchrecken und ein unvertilgbares Gelächter.

Der ſcheußliche Wahnſinn muß ſein Aeußeres vernünftigen Leuten borgen, die ſelbſt in dieſer Hülle noch Scherz zu verbreiten wiſſen.

Vor Allen aber **ſind es jene lieblichen Erſcheinungen in unſcheinbares Grau gekleidet, ein blutrothes Herz auf der Bruſt** und die große Glocke am Gürtel hängend. Die ſchwarze Naſe keck hervorreckend, ſpringen ſie zu Hunderten im Gewühle umher, und ſind die allgewöhnlichſten, allbeliebteſten Gäſte. Pulcinell und Pulcinella ſind die eigentlichen Einwohner, die Eingeborenen dieſes Schlaraffenlandes, die längſt das Bürgerrecht in dieſer ewigen Republik der Thorheit erlangt haben. Sie bewegen ſich aber auch mit einer

Sicherheit, ſie herrſchen mit einem Uebergewichte, ſie wiſſen, daß es ihnen zukomme, und das Niemand ihnen das angeſtammte Recht ſtreitig machen wird, da es einem Jeden freiſteht, ſich aus eigener Narrenmacht zu ihres Gleichen zu erheben.

Ueber dieſem Gewühle war Roms milder Frühlingshimmel ausgeſpannt, und die Millionen Sterne leuchteten aus der Unermeßlichkeit auf die Lichterchen herab, welche die Menſchen in den Händen trugen, die jener großen Weltenlichter gar nicht achteten. Aber tief unter den Sternen, und dennoch hoch über den Köpfen der ſich herumtummelnden Menge, ſtrahlten andere Sterne, mild und feurig, aus den ſtrengſchönen Geſichtern der Römerinnen, die von ihren Häuſern, von Fenſtern, Dächern und Balconen herniederſahen, und denen — ſo ſchien es — all dieß bunte Getümmel ſo eigentlich galt, weil es ihnen große Freude zu erregen ſchien.

Am meiſten machten ſich die luſtigen Gärtnermaskken, in ihren weißen, mit Blumen beſetzten Coſtümen, den Schönen bemerkbar. Sie trugen eine Art von Scheeren, die durch einen geſchickten Handgriff plötzlich bis zur Höhe der Balcone und Fenſter ſich ausſtreckten, und an deren Ende ein ſinnig zuſammengebundener Strauß, auch wohl gar ein duftendes Billetchen ſich befand, welche Gabe von den Damen freundlich in Empfang genommen wurde, und oftmals eine Quelle von ſtillern Freuden, bis weit in die trübe Faſtenzeit hinein, dem Geber, ſo wie der Empfängerin eröffnete.

Auch vom Balcone des finſtern Carlo Bertinazzi wehete ein alter Teppich herab, deſſen Farben wohl einſt glänzend geweſen ſeyn mochten, der aber dem ſchwarzen Eiſengeländer nicht eben zur beſondern Zierde gereichen konnte; mehr war dieß der Fall mit dem holden Mädchen, das gar phantaſtiſch und ſtattlich von Marianne ausgeputzt, ohne Larve, das Geſicht, nach Pariſer Sitte, mit einem Paar kleiner Schminkpfläſterchen und einer Brille von ſchwarzem Drath geziert, die das Blendende der Haut erhoben, mit jugendlicher Unbefangenheit und hochklopfendem Herzen die Herrlichkeit einer Traumwelt darin aufnahm.

Um ſo mehr war Tereſa's Erſcheinung überraſchend, da man einen ſolchen Engel, in des alten Bertinazzi's Umgebung, nicht vermuthete, von dem die unſinnigſten Gerüchte, durch ſeine Sonderbarkeit veranlaßt, im Munde des Volkes waren.

Gar herrlich wußte Marianne in den Scherz der Masken einzugehen, wie ſie es durch ihre frühere Uebung erlernt hatte, zur großen Freude ihrer Tochter, die des lauten Lachens kein Ziel wußte.

Da tauchte mit einem Male, gerade unter ihrem Balcone, eine befreundete Geſtalt aus den Volksfluthen auf.

Das Theater war geendet, und in dem Gärtnercoſtüme, das er täglich, wenn er mit den

Gemüſen der Franziskaner kam, zu tragen pflegte, nur zierlich an dieſem Abende mit purpurglühenden Liebesblumen geſchmückt, ſtand Vincenzo da, die ſtarrblickende Maske zu den Frauen hinaufgerichtet, welche ſeine in Liebesfeuer und Sehnſucht ſchwimmenden ſchönen Augen ihren Blicken entzog.

Mit leiſem Ah! erblickte ihn Tereſa, und ſogleich ſchob ihr die mit geſchicktem Schwunge emporgeworfene Scheere ein Billetchen in die Hand, das ſie haſtig erbrach, und mit Hülfe ihres Kerzchens ſogleich folgende Worte las:

„Licht meines Lebens! Das Theater hat bis jetzt gedauert. Aber nun iſt es ſchon bald Mitternacht und dann ſinkt all dieſe Seligkeit in das Grab von zwölf traurigen Monaten. Alle Masken zerſtieben, als wären ſie aus Nichts gewoben, und auch ich werde dieß Schickſal theilen müſſen — wenn nicht Deine Huld — Tereſa! es mir vergönnt, in Deiner Nähe, an Deiner Seite, dieß beglückende Daſeyn länger fortzuſpinnen."

Marianne hatte ſich nach einer andern Seite gekehrt, um mit einem närriſchen Quacquero ein tolles Geſchwätz zu unterhalten. Tereſa ſah ängſtlich nach ihr, dann wieder in das Zettelchen, und wußte nicht, was ſie eigentlich zu thun hatte. Der kühne Gärtner aber wußte es weit beſſer. Denn im Nu war er an Säulen und Laubwerk, von dem architectoniſchen Schmucke, womit die Häuſer in Rom mehr als anderswo geziert erſcheinen, begünſtigt, zu dem nicht ſehr hohen Balcone hinangeklettert und hatte dem Mädchen das Lichtchen ausgeblaſen, indem er dem Feſte ſein Recht widerfahren ließ, und ſo lieblich, wie Gruß, ihr die unerläßlichen Worte dabei zuflüſterte: „Daß Du ermordet würdeſt, mein ſüßes Leben!"

Grell ſchreiend, warf Marianne ihren Kopf herum, und eilte herbei, ihrer Tochter Licht wieder anzuzünden, deren Wangen dieß leicht bewerkſtelligt hätten, ſo loderten ſie auf in Gluth des Entzückens.

Was war zu machen! Denſelben Weg den verliebten Waghals zurückzuſenden, dazu war Mariannens Herz nicht grauſam genug, ihn durch's Haus zu führen, in dieſem Augenblicke, war nicht räthlich, da Bertinazzi noch wachte und den Beſuch ſeines Jugendfreundes, den der Abbé am Morgen ihm gemeldet hatte, bei ſich ſah. Daß der Alte nicht auf den Balcon kommen würde, das konnte mit Beſtimmtheit angenommen werden.

„Wird ja bald die ernſte Stunde ſchlagen, wo die ganze Welt ſich in Sack und Aſche hüllt,“ dachte Marianne, „und dann hat ohnedieß Alles wieder ein Ende. D'rum laßt uns die karg zugemeſſenen Secunden ganz genießen!“

Und ſie ergötzte ſich aus der Ferne daran, wie Vincenzo ſo ehrbar und ſchön mit Tereſa

BIBL. UNIVERS. LIPS.

that und hing mit liebenden Mutteraugen an der Gruppe.

6.

In des alten Carlo Zimmer ſaßen indeß bei glimmendem Kamine und hellbrennender Lampe die beiden Freunde, die ſich ſeit früheſter Jugend nicht mehr geſehen hatten, in traulichem Geſpräche.

Bruder Antonio war ein hochgewachſener Mann, mit ſtrengen, doch angenehmen Geſichtszügen, an Jahren ſeinem Freunde Bertinazzi beinahe gleich. In ſeinen Worten ſpiegelte ſich der herzlichſte Antheil an Carlo's Schickſal, mit Vergnügen ließ er ſich von ihm ſeine bunten Lebensfahrten mittheilen und ſuchte mit Kraft und Milde ſeine Beſorgniſſe für die jenſeitige Zukunft zu heben.

„Wer hätte das denken ſollen," rief Carlo aus, „wie wir uns als Jünglinge kannten, daß unſere Bahnen, ganz unſern Charakteren entgegen, ſo von einander abweichen würden! Ich, der Ernſte, Stillbrütende, nur nach Innen Gerichtete, zur Selbſtbeſchauung Aufgelegte, mußte nun mein ganzes Leben hindurch das leichtſertigſte Volk der Welt mit Poſſen und Zoten unterhalten, und es mir zur Ehre ſchätzen, daß loſe Weiber meinen Namen ihren Hunden gaben! Ich, zu Höherem und Beſſerem geboren, ſollte verdammt ſeyn, den Launen des Pöbels zu fröhnen, um in frechen Spielen, welche die Kirche verflucht und der Ernſt der Weiſen verachtet, die entartete Menge zu ergötzen! und Du — der Du in heitern Scherzen und loſen Streichen die Jugend verlebteſt, Dich leitet der gütige Himmel zum Quell der Gnaden, Du erhältſt die Weihen, Du erſcheinſt mir jetzt ein Heiliger auf dem Pfade des Sünders! Sprich, nicht mein Freund, nicht mein Antonio, nein! mein Vater! wird ſich der Himmel meiner erbarmen? wird er meine aufrichtige Buße annehmen und mich eingehen laſſen in das Reich des Herrn?"

Sein Blick hing an dem Munde Antonio's, deſſen Lippen ſich mit ſanftem Lächeln öffneten.

„Ich betrachte es als eine beſondere Gnade der ewigen Vorſehung, daß mir vergönnt iſt, Deine drückenden Zweifel zu heben," begann er endlich. „Möge Dich der Wahn für immer verlaſſen, als verfluche die Kirche das Gewerbe, das Du triebſt, und das darin beſtand, den Menſchen den Druck der Tageslaſten durch angenehme Scherze zu erheitern. Dein reiner Sinn, den ich an Dir kannte, Deine Reue, die Du jetzt über Dein zurückgelegtes Leben empfindeſt, ſind mir Bürgen, daß Du die Achtung der Beſſern verdienteſt, und der Ruhm, den Du Dir errangſt, und der bis zu mir drang, daß Du ein tüchtiger Künſtler warſt."

„Bis zu Dir, Antonio?" rief erſtaunt Bercinozzi. „Iſt es möglich, daß in Deine ſtille Zelle ein Ruf wie der meine dringen konnte!“

„O, wüßteſt Du, Carlo, wie viel Wünſche, Hoffnungen und Begierden unſere Zellen begraben!“ erwiderte der Andere. „Wie lebensluſtig unſer Blick hinausſchweift in die heitere Welt mit ihren bunten Erſcheinungen, bis ihn die Zeit erſtickt oder abſtumpft, und er ſich daran gewöhnt, nur die ehrfurchtgebietenden Dinge ſeiner Umgebung zu betrachten. Schätze Dich glücklich, Carlo, daß Dir der Himmel nicht dieſe Laſt der Heiligkeit hienieden auferlegte, daß er Dich ein Menſch ſeyn ließ, froh mit andern Menſchen. Eine Zeit wird kommen, und ſie iſt nicht mehr fern, wo der Schimmer der Heiligkeit verſchwinden wird vor dem wahren Glanze der Menſchenwürde. Kein Menſch ſtrebe danach, ein Heiliger werden zu wollen, wir ſind aus zu grobem Stoffe gemacht. Der Menſch begnüge ſich damit, es ganz, im wahren Sinne zu ſeyn!“

„Armer Bruder!“ ſprach Carlo zögernd, „mit dieſen Geſinnungen kannſt Du in Deiner Zelle nicht glücklich ſeyn!“

„Ich bin es, ja!“ ſagte ernſt Antonio, indem er ihm die Hand drückte. „Ich bin es in dieſem Augenblicke in einem höhern Grade als je; ich fühle Kraft in mir die Menſchheit zu beglücken, ich vermag viel zu wirken, ich kann Dir, meinem innigſten Freunde, Troſt und Ruhe in's Herz gießen! Wie ich Dich am Morgen erblickte, wie ich meinen Augen kaum trauen wußte — ach! wie gern hätt' ich Dich da ſchon an's Herz gedrückt! aber ich bin zu ſehr gekannt in Rom, ich war in weltlicher Tracht, wie Du ſahſt, wollte kein Aufſehen erregen, und entfernte mich ſchnell, um jetzt ganz ungeſtört die Freude des Wiederſehens zu genießen. Ach! wie alle Jugenderinnerungen wach in mir werden! Carlo es waren ſchöne Tage! Ohne Ehrgeiz, ohne Plane, ohne ernſte Wünſche, unbekannt mit der

Welt, lebten wir nur dem Vergnügen! Es war der Lenz — Alles in Blüthe — ewiger Sonnenſchein — himmliſche Muſik der Sphären! o Jugendzeit! zauberiſche Erinnerung! ſeliges Thal, wo ein ſorgloſer Schlummer uns umfing, den ſelige Träume belebten. Nun haben Nebel Dich den Blicken entzogen — und nur Dein Wiederfinden zerſtreut ſie und ich ſehe es wieder in ſeiner ewigen Anmuth!"

„Auch Dein Stand macht nicht glücklich," ſagte ernſt Bertinazzi; „auch Du beklagſt eine verlorene Glückſeligkeit!"

„Ich bin glücklich, ſag' ich Dir! glücklich vor allen meinen Brüdern!" ſprach wiederum der Freund.

„Du wirſt wohl hoch geachtet in Deinem Kloſter?" fragte Bertinazzi.

„Ich kann darüber nicht klagen," entgegnete Antonio, deſſen Züge nun die gewohnte Heiterkeit wieder zeigten.

„Deine Obern lieben Dich!“ fuhr der Andere fort.

„Die Obern? zum Theil!“ verſetzte Jener.

„Sie neiden Dir wohl Deine Einſicht, ſie fürchten wohl, Du könnteſt Dich über ſie erheben?“ fügte Bertinazzi hinzu.

„Sie fürchten mich,“ ſagte mit großem Ernſt Antonio; „denn mein Augenmerk geht dahin, das Volk der Chriſten, die große Gemeinde, auf den Weg der Erkenntniß zum Heile zu führen.“

„Solch weitausſehende Plane haſt Du?“ rief überraſcht Bertinazzi. „Ei, die mag wohl noch kein Bruder Deines Ordens gehabt haben; Dich plagt ein ſtarker Ehrgeiz, wie ich ſpüre.“

„Wahr ſprichſt Du, Carlo,“ ſagte der Freund, „kein Anderer meines Ordens, oder meines Standes, hat wohl je meine Plane gehegt. Doch nicht Ehrgeiz beſeelt mich mehr, das magſt Du mir glauben! Unſer trauliches Geſpräch iſt nun aber zu ernſt für das Wiederſehen zweier Freunde geworden — ich kam in der heiterſten Stimmung von der Welt her und möchte nicht gern das Herz voll trüber Gefühle, mit Gedanken an meine Feinde und meine Plane, von hinnen weggehen. Es iſt ein Feſt der Erinnerung! Der Himmel hat uns erlaubt, einen langen Weg zurück zu gehen, und wenn auch nur für einen Augenblick, ſo wollen wir dieſe Gnade mit freudigem Danke genießen. Viel hörte ich von Deiner Kunſtfertigkeit, Carlo, nie ſah ich dergleichen. Ich hege die Meinung, wenn ich Dich in Deiner Vollendung geſehen, alle andern Genüſſe dieſer Art leicht entbehren zu können. Mein Stand ſchließt mich aus von jenen Verſammlungen, wo die Kunſt ihre heitern Reize entfaltet; was ich davon in meiner Jugend auf offenem Markte ſah, kann wohl mit dem, was Künſtler Deiner Art leiſten, nicht im Entfernteſten verglichen werden. Darum gieb mir ein Schauſpiel dieſer Gattung, laſſe es Dir gefallen, Deinem alten Freunde ein ſeltenes Feſt zu bereiten!"

„Du wollteſt es mit anſehen," rief Carlo, „wie ich — nein — es iſt nicht möglich! In dieſem Schlafrocke ging es nicht an, und ich ſollte die Teufelslivree wieder anziehen?"

„Ziehe Deine Livree getroſt an," ſprach lächelnd der Freund, „ſie iſt nicht des Böſen! Laß mich die angenehme Erinnerung dieſes Augenblicks mit mir fortnehmen, damit das heitere Bild des Freundes mich ſtets begleite —"

„Wir werden uns ja wohl noch öfter wiederſehen!" ſprach Carlo.

„Du wirſt mich oft ſehen," verſetzte Antonie, „doch ſo vertraulich einander gegenüber ſchwerlich mehr. Auf, Carlo, beginne Dein Spiel, die Zeit verrinnt, und ich bin wahrlich begierig es zu bewundern."

Carlo war ſtillſchweigend in ein Nebenzimmer gegangen, und trat nun mit dem Harlekinshabite, der Pritſche und Maske daraus hervor.

„Wenn Du es denn ſo haben willſt?“ ſprach er ernſt, „ſo mag es d'rum ſeyn! ich werde mich aber nur ſchwer in die rechte Laune finden. Und wenn ich's thue, ſo geſchieht es nur, um Dich zu befriedigen, und Dich zu vermögen, Deine frommen Gebete, um Verzeihung meiner Sünden, zum Himmel zu ſchicken.“

Der alte Mann war nun darüber her ſich in's Zeug zu werfen, und Bruder Antonio mußte ſchon mit Hand anlegen, um die Häkchen zu befeſtigen, den Gürtel zuzuſchnallen und was dergleichen Hülfsleiſtungen mehr waren. Nun ſtand er da, ganz in der Tracht der italieniſchen Scene; ſein Freund ſaß ihm gegenüber, neugierig auf ihn die Blicke gerichtet.

„Siehſt Du,“ fing er nun an, „ſo trat ich gewöhnlich auf, und dieſe kleinen Galloppaden, dieſe Wendungen des Kopfes, dieſer

Schwung der Pritſche waren genug, um die gu-en Pariſer in lauten Jubel ausbrechen zu laſſen.“

Der Freund nickte beifällig mit dem Kopfe.

„So machte ich meine Lazzi, wenn ich Sme-aldine einher kommen ſah,“ fuhr er fort; „dieß ar mein Kompliment für ſie, ſo nahm ich ihre Hand —“

„Wenn Du Deine Erklärungen laſſen woll-eſt,“ ſprach Antonio, „das ſtört den Effekt. Spiele mir lieber, ich bitte Dich, eine Scene —“

„Ich wollte wohl,“ ſagte Bertinazzi, der un ſchon in Feuer gerathen war, „wenn Du ie Güte haben wollteſt die Parthie der Smeral-ine zu machen.“

„Ich?“ rief erſchreckt Antonio aus; „das är' ich nicht im Stande!“

„Doch, doch!“ fiel ihm Carlo in's Wort, r nun ganz Eifer, ein dünnes Büchlein aus r Kammer herbei geholt hatte und es dem reunde in die Hand gab. „Dieß iſt die Cemödie „von der Entſtehung des Arlechine“, der Part der Smeraldine iſt darin ganz ausgeführt durch den berühmten Gherardi, und Du darfſt nur mit zarter Stimme ihre Worte ableſen, ich werde Dir dann immer extempore antworten.“

Mit ſanft ablehnender Miene ſchob Antonio das ihm dargebotene Heft zurück.

„Ich würde nur Alles verderben,“ ſagte er, „denn meine Stimme taugt wohl wenig dazu Dir die nöthige Illuſion zu bereiten. Auch käm' ich um allen Genuß dabei. Verſuch' es nur, mir Deine Reden ohne Einſchaltungen und Unterbrechungen vorzutragen, das iſt Alles, was ich wünſche.“

Ohne darauf zu antworten, lief Carlo, als hätte er einen plötzlichen Einfall, zur Thür.

„Wo willſt Du hin?“ fragte überraſcht Antonio.

„Ich habe ein junges Ding im Hauſe, das ſo ganz von Ungefähr mir heute ein Pröbchen von Talent gab, und ich will ſogleich —“

„Halt!“ rief nicht ohne Heftigkeit der Freund, „ſo wie noch ein Anderer zugegen wäre, müßte ich dieſem Genuſſe entſagen, weil er bei meinen ſtrengen Obern mir zum Nachtheile gereichen könnte.“

„Wohlan denn!“ ſprach Bertinazzi, „ſo will ich Dir einen großen Monolog vorſpielen. Verhalte Dich ruhig und ſchenke mir einige Aufmerkſamkeit!“

Die Scene, die nun folgte, hätte ganz vortrefflich ihr Ende erreicht, wenn nicht plötzlich bei dem guten Antonio ein ſchon ſeit lange nur mühſam unterdrücktes Lachen ſich einen gewaltſamen Ausbruch gebahnt hätte. Es war gar erfreulich anzuſehen, wie ſehr ſich der heilige Mann ergötzte.

„Ich habe meine Luſt geſtillt,“ ſprach er in der Pauſe, die ihm das Lachen vergönnte,

„und danke Dir! Ich kann mir wohl denken, welche Luſt das heitere Volk der Pariſer an Deinem Spiele haben mochte, da es auf meinen Ernſt dieſe Wirkung hervorbrachte. Nein, Carlo! gebe Deine trüben Grillen auf, dieſe harmloſe, freundliche Kunſt, die der Menſchen Bruſt erweitert, indem ſie ihr Herz mit Freude erfüllt, führt keine ewigen Strafen in ihrem Gefolge. Es war ein ſchöner Beruf, den Du ausfüllteſt hienieden, genieße in Ruhe Deiner noch übrigen Tage, und denke mit innerer Zufriedenheit an die zurückgelegte Laufbahn!“

Hiebei hatte er ſeines Freundes Hand ergriffen, der ſie plötzlich zum Munde führte und mit heißen Thränen benetzte.

„Was iſt Dir?“ fragte Antonio, indem er nur mit Mühe ſeine Hand dem weinenden Arlechino entzog.

„Deine Worte, Antonio, träufeln wie Balſam in mein verwundetes Gemüth!“ ſprach Carlo;

„wie hätte ich denken können, daß mir der heutige Abend, bei deſſen tollem Lärmen mir alle meine Sünden einfielen, ſolches Heil beſcheeren würde?"

„Der tolle Abend wollte ſein Recht," ſprach der Andere, „wir haben es ihm Beide gezollt. Doch nun erlaube, daß ich mich entferne. Eine ernſte Zeit nahet und verlanget, daß ich mich ſammle."

Bei dieſen Worten nahm er ſeinen dunkeln Mantel und warf ihn um die Schultern.

„Und werde ich Dich wiederſehen?" ſprach Carlo.

„Du wirſt —" antwortete Antonio, ihm freundlich mit der Rechten die Schulter berührend — „morgen ſchon ſollſt Du mich ſehen — zur Meſſe in der ſixtiniſchen Kapelle. —"

„Ich werde mich dort einfinden," ſagte Bertinazzi, und ergriff das Licht, um ſeinen Freund bis zur Hausthür zu begleiten, der ihn darum gebeten hatte, um von keinem Andern der Mitbewohner bemerkt zu werden.

Ermüdet, doch leichten Herzens, ſtieg Carlo Bertinazzi wieder die Treppe hinauf, um ſich in ſein Zimmer zu begeben; aber Marianne und Tereſa, die eben vom Balcone traten, wo ſie der ſchöne Vincenzo verlaſſen hatte, erblickten den Alten in ſeiner Theatermaſke. Voll Verwunderung beſchloſſen Beide ihn am andern Tage deßhalb zu befragen, und Marianne vermuthete nichts anderes, als daß eine Sinnesänderung bei ihrem Carlo ſich zugetragen habe und fußte darauf mit ſchönen Hoffnungen.

Wie toll jubelte zwar noch Alles auf dem Corſo, denn den Maſken galt es ja der letzten Augenblicke theilhaft zu werden, da die Mitternacht nicht mehr fern war; aber die Leutchen auf dem Balcone Bertinazzi's hatte das Knarren der Hausthür, und die daraus ſchlüpfende dunkle Geſtalt, die ſich recht geheimnißvoll in einen unfern haltenden Wagen warf, an den Abſchied von dieſer Herrlichkeit und raſchen Aufbruch gemahnt. Die Trennung Vincenze's und Tereſa's war kurz, denn ſie ſollte ja ihren Gärtner andern Tages wieder ſehen.

7.

Bei frühem Morgen ſah es in dem großen Corſo wie in einem Saale aus, wo vorigen Tages ein Ball gehalten worden war. In jedem Winkel erblickte man Spuren der geweſenen Luſtbarkeit. Buntes Papier, die niedlichen Hüllen lieblicher Süßigkeiten, Stückchen Band, Nadeln, weggeworfene Larven, die ungeheuere Menge von Stühlen, in Haufen geſtellt, um weggefahren zu werden, und Alles eingehüllt in feinen Gypsſtaub, der durch das Zuſammenkehren der Confetti hervorgebracht wurde, und die Gegenſtände wie durch Nebel ſehen ließ.

So Mancher, der in voriger Nacht des

Lärmens kein Ende finden konnte, entriß ſich mit Mühe dem erquicklichen Schlummer, und ſchickte ſich an zur ernſten Bußübung, welche ihm von der tiefen Betrachtung auferlegt wurde:

„Was da lebt und webt auf Erden,
„Muß zu Staub und Aſche werden! —“

Aber auch mancher dehnte ſich noch im beglückenden Traume, und vernahm darin das feierliche Glockengetön, das durch die Lüfte ſich über Rom erſchütternd vernehmen ließ, und horchte noch immer dem ſchrillenden Geſchnatter der Masken, das der Traum ihm vorſpiegelte.

In Bertinazzi's Hauſe fand Beides Statt.

Während Carlo mit inniger Erhebung eine feſtliche Toilette machte, um ſich in die ſixtiniſche Kapelle zu begeben, färbte noch ein lieblicher Schlummer Tereſa's blühende Wangen mit höherer Röthe.

Im dunkeln Sammtkleide, umſäumt mit ſchmalen Blumenzweigen aus buntfarbiger Seide geſtickt, die übrigen Kleidungsſtücke von ſchwarzem, ſchweren Seidenſtoff, und der kleinen weißgepuderten Perücke, Degen und Hut an der Seite, ſo ſtand Bertinazzi da, in dem anſtändigen Koſtüme eines feinen Weltmannes der damaligen Zeit, um ſich zu Fuße, wie es die Demuth gebot, nach der ſixtiniſchen Kapelle zu begeben.

In großer, innerer Bewegung ſchritt der alte Mann aus ſeinem Hauſe über die Straße, und immer beklemmener, immer ahnungsvoller erfüllt ward ſeine Bruſt, je näher er dem Heiligthume kam.

Nun trat er ein in den wunderbaren Bau und ſah ſich von Michel Angelo's Wunderwelt umfangen, kein Glanz umgab die heilige Handlung, nur Hoheit und Andacht athmete die Feier. Selbſt die Fürſten der Kirche, im Chore verſammelt, hatten den Purpur abgelegt und erſchienen an dieſem Tage in ein dunkles Violett gekleidet, ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem Höchſten, jeden Eintretenden ſtrenge mahnend ſich aller Gedanken, die Hochmuth und Dünkel eingeben konnten, zu entſchlagen.

Carlo's Augen waren nun tief geſenkt, um das ſtille Gebet, das ſich aus ſeiner Bruſt drängte, durch keinen äußern Eindruck zu ſtören; jetzt hatte er geendet, und erhob den Blick, um ihn auf den Hochaltar zu heften.

Aber wer könnte das betäubende Erſchrecken ſchildern, welches ſich des armen, alten Mannes bemächtigte. Von Schwindel ergriffen, mußte er ſich an einen Pfeiler feſthalten, um nicht hinzuſinken. Die Figuren des jüngſten Gerichtes, die ihn umgaben, kreiſ'ten rieſengroß dicht vor ſeinen Augen. Die gefallenen Engel umſchwirrten ihn mit dem mächtigen Flügelſchlage, die Sibyllen wandten auf ihn durchbohrend die ſtrengen Blicke, und die verſchränkten Glieder der im jähen Sturze begriffenen Verdammten umkrallten ihn und zogen ihn zu ſich und hinab in den Pfuhl ewiger Qualen. Er war vernichtet, anheimgefallen den Rieſenphantomen, womit des Meiſters mächtige Schöpfungskraft dieſen Zauberraum erfüllte.

Endlich ließ der Wirbel nach, der ihn ergriffen hatte, mildklagende Stimmen ſchallten wie himmliſche Muſik durch das Gewölbe, ſeine Beſinnung kehrte wieder.

Ein furchtbarer Traum, ſo dachte er, hatte ihn geängſtigt. Er ſchloß die Augen, und ließ das, was ihn ſo eben ſtark ergriffen hatte, noch einmal vor dem innern Sinn vorüber ziehen.

Am Hochaltare hatte er ſeinen Jugendfreund geſehen, nicht unter den Kardinälen, ſondern allein knieend, als Haupt der geſammten Chriſtenheit, für ſie Vergebung erflehend von dem ewigen Throne der Erbarmung. Sein Antonio, ſein Spielkamerad, mit dem er noch geſtern — es war nicht zu denken! — irgend ein neckender

Teufel übte dieſe Macht über ihn aus, er ſah in ſich den Verworfenſten der Menſchen, da an heiliger Stätte der Hölle ſolches Recht über ihn eingeräumt war.

Mit Mühe nur entſchlug er ſich der furchtbaren Gedanken, mit dem feſten Willen, durch aufrichtiges Gebet des Satans Macht zu brechen. Langſam näherte er ſich dem Altare und richtete feſt die Augen dahin. Doch nicht wich die Täuſchung.

Der heilige Vater, der dort kniete, deſſen Gebet für Alle zum Himmel ſtieg, es war Antonio, ſein Freund. Jetzt erhob er ſich, er wandte ſich zum Segen, Alles ſtürzte nieder, Carlo hob den fragenden Blick hinauf zum Himmel, und das Auge des Papſtes, des ſegnenden Vaters, begegnete ihm, und es war Antonio's milder Blick — Antonio's Züge — denn Antonio war — Clemens der Vierzehnte! —

Nun war es kein Traum der verſtörten Einbildungskraft. Hin ſenkte ſich die Stirne des greiſen Arlechino auf den kalten Marmorboden der Kapelle, und Thränen benetzten ihn, und ſein Herz floß über in Dank und Erhebung, und alle trüben Gedanken ſchwanden, denn welch ein Glück konnte das ſeinige aufwiegen, der höchſte Troſt war ihm geworden aus dem Munde des Statthalters Gottes auf Erden.

Das Amt war zu Ende, der Papſt entfernte ſich, von ſeinem Gefolge begleitet, und noch immer ſtand Carlo da, mit bebenden Lippen, leiſe Gebete murmelnd, und wankte, als die glänzende Erſcheinung ganz aus ſeinem Sehkreiſe entſchwunden war, hinaus, ſeinem ſtillen Hauſe zu, deſſen Schwelle er mit ſeltenen Gefühlen, mit einem Herzen, der roſigen Freude zugewendet, wieder betrat.

8.

Beim Eintritte in ſein Haus mußte Carlo Bertinazzi ſich ſogleich in das Zimmer des Erdgeſchoſſes begeben, weil er ſo ſtark ergriffen war, daß er nicht die Treppe hinanzuſteigen vermochte.

Hier überraſchte er das Pärchen, das ungeſtört zu ſeyn glaubte, und ſich ganz rückſichtslos der ſüßeſten Unterhaltung hingab.

Marianne hatte ſo eben Vincenzo die Mittheilung gemacht, wie ſie geſtern den Alten im Arlechinekoſtüme von der Hausthür herauf habe gehen ſehen, und ſie waren eben darüber her, ihre Folgerungen zu machen, als Carlo ins Zimmer trat.

Sie erſchraken dergeſtalt über des guten Alten verſtörtes Ausſehen, daß Niemand an die eigene Verwirrung dachte, worin ihn die überraſchende Erſcheinung verſetzte.

Aber Carlo ſchien mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als daß er ſeiner Umgebung große Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte.

Er ſetzte ſich und athmete in kurz auf einander folgenden Zügen, fuhr ſich einmal über das Andere mit der flachen Hand über Stirn und Augen, und grüßte ſeinen Neffen Vincenzo, als ſey er gewohnt ihn täglich in ſeinem Hauſe zu ſehen, und bemerkte nicht einmal das Gärtnerkoſtüm, worin er gekleidet war.

Tereſa's Winke entfernten den jungen Menſchen bald, der, von der Güte des alten, ſonſt ſo grämlichen Oheims überraſcht, gar nicht Luſt hatte, ſich von dieſem lieben Orte, wo er ſich nun ſo heimiſch fühlte, zu trennen.

Mit der Zentnerlaſt, die von Carlo's Gewiſſen abgewälzt war, fingen menſchliche Regungen, wie verſcheuchte Sommervögel, die unter dem friedlichen Dache des Landmannes niſten, wieder an in ſein Herz einzuziehen. Er ſprach dabei wenig und lächelte freundlich in ſich hinein.

So nahete die Stunde des erſten Faſtendiners, wo es der herrlichen Seefiſche und anderer ausgeſuchter Leckerbiſſen auf den Tiſchen aller Römer gab, und es war daher keine ſehr überraſchende Erſcheinung den Abbé Mouton bei ſeinem Freunde Bertinazzi einkehren zu ſehen. Mehr war es jedoch ſeine Miene, und die heimliche Eile, womit er den alten Carlo drängte, ihm eine Audienz in ſeinem obern Zimmer zu gewähren.

Dort angekommen, rief der Alte ſogleich aus: „Aber iſt es denn möglich, Monſu Abbate?"

Dieſer ſtatt aller Antwort, überreichte dem Fragenden, mit feinem Lächeln, ein kleines Schreiben, mit grünem Wachſe geſiegelt, worauf ein Familienwappen abgedruckt zu ſehen war.

Bertinazzi riß es haſtig auf, und las dieſe Worte:

„Theurer Jugendfreund!“

„Du weißt nun wer ich bin, und wirſt mir ein Recht einräumen Dein geängſtigtes Herz von ſeiner Laſt zu befreien. Mit Liebe bin ich Dir ſtets zugethan, und es wird mich freuen zu hören, daß Du Dich einem heitern Lebensgenuſſe, der Deinem Stande angemeſſen iſt, wieder hingabſt. Sind meine heiligen Funktionen in Rom geendet, ſo lockt mich der milde Frühling nach Caſtell Gandolfo. Dort, fern vom Gepränge der Welt und der Kirche, gehöre ich mir an, und die Augenblicke, wo ich der Sorgen mich zu entſchlagen hoffe, würden durch Deine Gegenwart einen beglückenden Reiz empfangen. Ich werde dorthin meinen lieben Freund berufen laſſen. Dein alter

„Antonio Ganganelli.“

Nun war Bertinazzi's Glück auf der höchſten Stufe. Eine ſolche Heiterkeit hatte ſein ganzes Weſen erfüllt, daß — hätten ſich noch finſtere Grillen ſeiner bemächtigen können — dieſe ihm wie Sünde vorgekommen ſeyn würden, obgleich die ernſte Faſtenzeit ſo eben begonnen war.

Ein üppiges Mal vereinigte die frohen Leute, auch Vincenzo wurde herbeigeholt; das volle Glas mit feurigem Montepulciano wurde oft geleert und ſchnell wieder gefüllt, und am Schluſſe der Tafel eröffnete Carlo Bertinazzi ſeinen Genoſſen, die ſich, bis auf den Abbé, ſeine Sinnesänderung nicht erklären konnten, mit kurzen, herzlichen Worten: „daß Marianne ſeine liebe Ehehälfte, Teresa ſein holdes Töchterlein ſey, und Vincenzo ſie zum Altare führen ſollte, welchem Stande er auch gehören möchte, wenn er nur dem ächten Glauben und der Tugend ſtets angehören wolle.“

Alle Aufklärungen verſprach er nach und nach zu geben, weil die Ereigniſſe den alten Mann für den Augenblick zu ſehr ermattet hatten.

Die Verliebten verlangten nicht ſo ſehr danach und waren zufrieden mit ihrem Glücke. Bertinazzi genoß nun aber eines ruhigen Alters und bis an ſein ſeliges Ende der Freundſchaft des hocherleuchteten Ganganelli.

III.

Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt.

Novelle.

Academie - royale - de - muſique.

Am 14 November 1767.

Erſte Vorſtellung der Fragmens-nouveaux nebſt einem Prolog: les amours des dieux von Fuzelier. Hierauf das Ballet: Théonis, von Pouſſinet, mit Muſik von Berton, Trial und Garnier.

(Aus der Chronik der großen Oper.)

So lautete der Zettel, der in dem alten Maſchinenſaal des Tuilerienſchloſſes, der von Vigarani erbaut und von Servandoni für ſeine neuen ſceniſchen Erfindungen beſonders eingerichtet worden war, die glänzendſte Verſammlung vereinigt hatte. Man war gekommen, um der neuen Vorſtellung beizuwohnen, von welcher die damaligen Kritiker uns wenig Gutes meldeten. Man fand das Schauſpiel froſtig und unbedeutend, wenn gleich die Muſik Talent zeigte und einige Tänze gut angelegt waren. —

In einer der erſten Logen befand ſich eine hübſche, junge Frau, in geſchmackvollem Anzuge, einſam und wie es ſchien, nicht eben von dem weiblichen Theile der Verſammlung in beſondere Affection genommen, von den Männern hingegen, jungen wie alten, ſo ſcharf beobachtet, als wären Alle ihre Liebhaber, die, zwiſchen Liebe und Eiferſucht ſchwebend, voll der ſüßeſten und wildeſten Gefühle, ihre Gedanken nach ganz andern Befriedigungen lenkten, als auf den tadelloſen Ausgang der theatraliſchen Vorſtellung. Und wahrlich: ſo zahlreich die Huldigungen, eben ſo zahlreich fielen die Opfer, die ihrer Schönheit gebracht wurden. So waren ſchon im letzten Jahre, das am 14. November, dem Abende der Vorſtellung, von welcher wir ſprechen, noch nicht einmal ſein Ende erreicht hatte, drei im Duelle getödtet worden, zwei hatten ſich entleibt, und einer war im Wahnſinn geſtorben — und daran war Niemand anders Schuld geweſen, als die junge, hübſche Frau.

Man kann indeß nicht leugnen, daß ſie hübſch war. Der Chroniſt, der uns dieſe Begebenheit aufbehalten hat, ſchildert nicht nur ihre Perſönlichkeit mit vieler Umſtändlichkeit, ſondern es iſt dem Herausgeber ſelbſt gelungen, bei Mr. Texier, einem alten verdienten Offizier, den er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris kennen lernte, ein wohlerhaltenes Miniaturbild jener Dame zu ſehen, da Mr. Texier eine große Vorliebe für das Theater und ſeine habitués, Künſtler wie Zuſchauer beſitzt, und dieſer Manie große Summen geopfert hat, um ſeine Sammlungen zu vervollſtändigen. Er wohnt übrigens rue richelieu No. 17 und iſt ein ſehr artiger gaſtfreier Mann, den ein Jeder leicht beſuchen kann.

Madame Bontemps, ſo hieß die junge Frau, war eher klein als groß, und Alles an ihr war gar zierlich gerundet, bis auf ihren Ellenbogen, der ſich mit unbeſchreiblicher Zartheit zuſpitzte, und dadurch dem vollen Arme einen übergroßen Reiz verlieh. Die Taille war von zwei Händen ſehr bequem zu umſpannen, aber man mußte ſie gerade in der Mitte greifen, denn ein wenig auf oder abwärts herrſchte eine ſolche reiche Ueppigkeit, daß es ſelbſt den größten Männerfäuſten rein unmöglich geweſen wäre. Der Fuß, den ich im Bilde nicht geſehen habe, ſoll, nach der Beſchreibung und was ſich jeder Kenner von einer ſchönen Pariſerin im Voraus vorſtellen kann, ſo niedlich geweſen ſeyn, daß er mehr Dichter begeiſtert hatte, als alle übrigen Füße der Schöpfung wohl je zu begeiſtern im Stande geweſen ſeyn mögen. Der Hals war ein Stückchen einer halbdurchſichtigen Alabaſterſäule, durch das ſich ein feines bläuliches Geäder ſchlängelt. Das

Geſicht endlich — das hab' ich ſelbſt geſehen, in dem Bilde des Mr. Texier nemlich — und ich muß mich wahrhaftig mit aller Gewalt zurückhalten, um nicht dichteriſch auszuarten; denn ſo wenig auch vom Dichter in mir iſt, dies könnte mich dazu begeiſtern. Ich will daher, um meine Leſer nicht zu ermüden, in aller Kürze meinen alten Gewährsmann, den Chroniſten, ſprechen laſſen.

..... Sie war nicht regelmäßig ſchön, dieſe Mad. Bontemps, aber ſehr anziehend. Ihr Auge war gut geſchlitzt, von dunkelblauer Farbe; Wimpern und Brauen tiefes Braun, erſtere lang wie herabhängende Franzen, letztere ſchön gezogen, wie der Halbmond der Diana; die Naſe gerade, kurz, die Spitze faſt rechtwinkelig; der Mund in gehöriger Entfernung von ihr, nicht zu klein, ſtets lachend, um zwei Reihen Perlen ſehen zu laſſen. Die Toilette war mit vielem Geſchmacke beſorgt, ſelbſt reich zu nennen.

So ſah Mad. Bontemps aus. Sie war die Wittwe des erſten königlichen Kammerdieners, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, worüber aber noch ein ſchwerer Proceß ſchwebte, den ein ganz abſcheulicher Menſch, der Gardekapitain Balthaſar von Candal, ein naher Vetter ihres verſtorbenen Mannes, mit der jungen, ſchönen Wittwe führte.

Man drängte ſich von allen Seiten hinzu, ihr in dieſem Prozeſſe beizuſtehen. Die Einen wollten eine Verſöhnung bewirken, die Andern boten große Summen, um den Verluſt der Wittwe zu entſchädigen. Aber dieſe ſah zu gut die eigennützigen Abſichten jener Herren ein und — ſollte man's glauben — ſie, die in den Magazinen des berüchtigten Parc-aux-cerfs ihre erſte Laufbahn begonnen hatte und zwar an der Seite eines alternden Mannes, welcher dieſem Syſteme ſein ganzes Glück verdankte und der ſich wie ein Aal krümmte, und vor Freude roth ward, wenn ſein Gebieter ſeiner Frau und ihm begegnete und der Erſtern gnädig die Wange kneipte — ſie verſchmähte jedes Verhältniß, das von der Sinnlichkeit Reize borgte, und da ſich ihr kein anderes noch dargeboten hatte, ſo ließ ſie ſich alle ſtummen Verehrungen zwar gerne gefallen und verfehlte nicht, ſie mit der angebornen Grazie der Kokketterie anzunehmen, lebte aber im Uebrigen faſt wie eine Kloſternonne allein und trübe in ihrem reichen und weitläuftigen Hotel, welches ſie in der Vorſtadt St. Honoré beſaß.

Das Schauſpiel war beendigt, woran ſie wenig Theil genommen hatte. Eine düſtre Sorge hatte ſich auf ihrer Stirne gelagert. Der unvetterliche Gardekapitain war nahe daran, ſeinen Prozeß zu gewinnen, wie ihr der Anwalt gemeldet hatte, und dann war ſie ganz ſeiner Diſcretion überlaſſen. Er hatte ſich ihr jedoch zum Gatten angetragen, und es ward ihr klar, daß eigentlich eine brennende Leidenſchaft den Gehaften für ſie erfüllte. — Alles hatte die Logen bereits geräumt und ſie befand ſich mitten in einem beängſtigenden Gedränge, das ihren Lakai von ihr trennte. Furchtſam blickt ſie ſich nach ihm um, als ihre Augen auf einen Gegenſtand ſich heften, der mit einem Male all ihr Blut zu Eis gerinnen läßt. Unweit von ihr ſteht nemlich unbeweglich ein Menſch — es iſt unmöglich, ihn ſo zu nennen — nein! — ein geheimnißvolles Weſen, das mit geſpenſtiſchen Blicken ſie zu durchbohren ſcheint. Das Geſicht iſt fahl und abgemagert, faſt einem Todtenkopfe ähnlich, ein Mund ohne Lippen und Zähne gähnt weit unter dem Platze, den einſt die Naſe eingenommen hatte, die Augen ſind in zwei zirkelrunde Höhlen wie eingetrocknet, und doch ſchießen ſie gräßliche Blitze, und auf der hohen, von wenigen Haaren nur umſäumten Stirne zieht ſich die violette Narbe einer entſetzlichen Hiebwunde. Der Anzug des Furchtbaren war übrigens reich zu nennen. Er trug einen dunkelbraunen Frak mit großen Brillantknöpfen.

Madame Bentemps ſucht erbebend ihren Lakai, und das Gedränge, wie durch einen Zauber gebannt, hält für einen Augenblick inne, ſo daß jener zu ſeiner Dame mit leichter Mühe gelangen kann, und dieſe glücklich mit ihm den Ausgang erreicht, wo ſie ſich in den Wagen wirft, heftig erſchüttert und ängſtlich, daß der Fremde ihr vielleicht folgen könne.

Die Nacht brachte ſie ſchlaflos hin. In größter Unruhe fand ſie die aufgehende Sonne und nach einem kurzem Schlummer ſtand ſie auf und begehrte zur ungewöhnlichen Stunde das Frühſtück. Mit demſelben kam eine überraſchende Meldung. Ein Läufer in ſchwarzer Livree hatte für Madame Bentemps folgendes Billet überbracht:

„Ich habe Sie ſchon oft aus der Ferne beobachtet und die heftigſte Neigung für Sie gefaßt. Leider iſt mein Ausſehen nicht von der Art, daß ich darauf rechnen dürfte, Gegenliebe zu finden. Geſtern ſahen Sie mich zum erſten Male und ich wage es nun, mich Ihnen ſchriftlich zu nähern. Haben Sie Mitleid mit mir und erlauben Sie mir, Sie ferner anzubeten — ich werde Sie nie durch meine Gegenwart beläſtigen, aber dennoch überall Sie umgeben. Nur Eine Bitte gewähren Sie mir. Verſäumen Sie keinen Abend das Theater und blicken Sie vor dem Anfange der Ouverture lang und verweilend in's Orcheſter. Dies Zeichen, daß Sie ihre Abneigung zum Theil überwunden haben, wird mir genügen. Da ich Sie ſehr gern im Glanze einer reichen Toilette zu ſehen wünſche, ſo erlauben Sie, daß ich zu dieſem Zwecke beifolgende Obligation auf das Stadthaus von 2000 Thalern, Ihnen überreiche, womit ich jeden Monat fortfahren werde. Ihr Sie anbetender

Chevalier von Vertumne."

Empört über dieſen Antrag, ließ Madame Bontemps das Billet ihrer Hand entfallen. Im erſten Augenblicke gedachte ſie ihres böſen Vetters, des Gardekapitains, aber die zweitauſend Thaler belehrten ſie bald vom Gegentheile; denn Spiel und Ausſchweifungen hatten ſeine Finanzen vor der Gewinnung des Prozeſſes zu ſolchen Opfern unfähig gemacht. Jedoch konnte ſie ſich dabei nicht beruhigen. Sie glaubte ihren Vetter auf irgend eine Weiſe bei dieſem ſchmählichen Handel im Spiele und fuhr auf der Stelle zu Herrn v. Sartines, der damals Polizei-Lieutenant von Paris war. Dieſer jedoch, anderer Meinung, beruhigte die ſchöne Frau ſo gut er es vermochte, und bat ſie, dem Willen des Unbekannten vorläufig nachzukommen, indem er nicht ſehr ſich bemühte, die Vermuthung zu verbergen, als ſtecke irgend eine mächtige Perſon bei Hofe hinter dieſer ſeltſamen Geſchichte.

Madame Bontemps leiſtete ſeinem guten

Starke Folge, doch war das Ganze bald noch wunderbarer, als es an ſich ſelbſt war, unter die Leute gekommen und wie beim nächſten Monatswechſel der Läufer die 3000 Thaler überbrachte, beklagte ſich der Unbekannte in dem ſie begleitenden Billete bitter bei ſeiner Schönen, daß ihre Unbeſonnenheit ſein zartes Verhältniß zu ihr zum Gegenſtande eines Stadtgeſpräches gemacht hatte.

Ein Monat war wieder verſtrichen, und an Mad. Bontemps bemerkte man keine andere Veränderung, als daß ſie noch glänzender und ſchöner wie gewöhnlich in ihrer Loge erſchien und kein Schauſpiel verſäumte. Im Uebrigen dauerte ihr einförmiger Lebenswandel fort, doch ward ihr Ruf immer ſchwankender, man trug ſich mit Geſchichten und ihre Tugend ſtand nicht in ſonderlichem Anſehen.

Der ſchwarzgekleidete Läufer verfehlte nicht, ſich zur beſtimmten Zeit einzuſtellen. Das Billet war zärtlicher noch als die frühern. Der Unbekannte dankte gerührt für die Erfüllung ſeiner Bitte, und wagte nunmehr in höflich-ſchüchternen Ausdrücken, ſeiner Schönen dieſen neuen Wunſch vorzutragen: „Sie möge jeden Abend vor dem Schlafengehen an Jemand denken.“ Zehntauſend Thaler in gültigen Papieren unterſtützten dies rührende Geſuch eines in Liebe vergehenden Herzens. Mad. Bontemps überlegte — zerriß dann den Brief — aber die Papiere legte ſie in ihr Portefeuille.

Getreu der ſtillſchweigend eingegangenen Verbindlichkeit, war ſie eines Abends wieder im Theater geweſen, und ihr Blick ruhte wie gewöhnlich auf dem Orcheſter. Sie hatte ihren unbekannten Wohlthäter nicht wiedergeſehen, und eine ſonderbare Laune ließ in ihr den Wunſch aufkeimen, einmal ihm gegenüber zu ſtehen, um über ſeine räthſelhafte Neigung durch ihn ſelbſt Aufklärung zu erhalten. Sein Incognito fing an ihr intereſſant zu werden, und ſie konnte ſich manchmal vorſtellen, irgend ein ſchöner Jüngling ſtecke hinter der Vermummung. Unter dieſen Betrachtungen war das Ende der Vorſtellung herbeigekommen, und ſie ſaß immer mit denſelben Gedanken beſchäftigt in ihrem Wagen, und bemerkte gar nicht, daß der trunkene Kutſcher ſie fern von ihrer Wohnung in die finſtern, winterhaften Alleen der Champs-élysées herumfuhr, und auf das Zurufen des Bedienten nicht hören wollte.

Plötzlich tönt ein Angſtgeſchrei in die Kutſche — die Pferde werden angehalten — man reißt den Schlag auf, und bei dem Schein einer vorgehaltenen Laterne erblickt ſie ein häßliches Geſicht, das ihre Diamanten fordert. Sie iſt überfallen, das bleibt der Unglücklichen keinen Augenblick zweifelhaft. Aber eben ſo ſchnell wie der Strahl vom Himmel fährt, ſinkt der Räuber getroffen zu Boden, ein Schuß fällt vorn bei den Pferden, die raſend davon rennen. Sie wirft ihr Auge noch durch das Fenſter und ſieht zwei

Menſchen ſich in ihrem Blute wälzen, und in der Ferne — ja in der Ferne — einen davonlaufenden Mann — wahrſcheinlich ihren Retter — in welchem ſie ihren unbekannten Anbeter zu erkennen glaubt.

Als ſie ſich ganz erſchöpft an dieſem Abende zur Ruhe legt, unterläßt ſie es nicht, an ihn zu denken, und ſonderbar genug, unter Träumen von ihm, einzuſchlummern.

Von nun an überſchritt ſie die Bedingungen ihres ſeltſamen Verhältniſſes, denn ſelbſt am Tage, zu jeder Stunde, gedachte ſie des Unbekannten, dem ſie ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig war, und konnte ſich ſelbſt nicht enthalten, ihm ein inniges Bedauern zu ſchenken.

Das nächſte Schreiben, welches ihr der ſchwarze Läufer überbrachte, wurde nicht mehr zerriſſen, ſondern mit den Obligationen ſorgfältig eingeſchloſſen, dann und wann wieder hervorgenommen und mit ſeltſamer Bewegung durchleſen.

Immer mehr und mehr beſchäftigte ſie die Löſung des Räthſels. Warum das Geheimnißvolle? fragte ſie ſich mit Unruhe. Seinen Stand, ſeine Herkunft hielt ſie für die Urſache, vielleicht iſt er ein Menſch, der ſich nicht in der Geſellſchaft zeigen kann. Sie dachte oft, er ſey ein Räuber, ein Scharfrichter, kurz Alles in der Welt, nur das Eine mochte ſie nicht mehr denken, daß er wirklich ſo häßlich ſey, wie er ſich einmal ihr dargeſtellt habe. Wie gern wollte ſie ihn nur einmal wieder ſehen! Aber ſo feſt ſich ihr Blick auch auf das Orcheſter richtete, aus dem ſeine Augen ſich gewiß zu ihr erheben, nie war es ihr möglich, eine Spur von ihm zu entdecken. Sorglicher noch brach ſie jetzt ihren ſpärlichen Umgang ab, und ihr Vetter, deſſen Bewerbungen in letzter Zeit in Frechheit auszuarten drohten, ward für immer aus ihrem Hauſe verbannt.

Um dieſe Zeit war es, als eines Morgens eine Gerichtsperſon und zwei Notarien ſich bei ihr melden ließen, um ihr die Trauerbotſchaft von dem Verluſte ihres Prozeſſes zu überbringen.

Sie mußte Alles herausgeben, ihr ſchönes Schloß Maubois, die herrlichen Güter in der Normandie, ihr Hotel in Paris, ihre Möbel, ihre Diamanten — funfzigtauſend Franken Renten — Alles war verloren. Ihr Vetter war reich — ſie arm geworden — nach dem Ausſpruche des erſten Gerichtshofes, von dem keine Berufung an einen höhern mehr Statt fand.

Sie war einer Ohnmacht nahe, und konnte nur noch ſchwach die Frage hervorſtammeln: „wie lange man ihr Zeit laſſe, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken“ — da trat der Läufer in ſchwarzer Livree unangemeldet und außer Athem raſch in den Saal, ſetzte, von Schweiß triefend, eine ſchwere Chatulle auf den Tiſch, überreichte ein Schreiben und entfernte ſich.

Nach einigem Zögern der Ueberraſchung erbrach ſie das Schreiben und las Folgendes:

„Ich erfahre Ihren Unſtern, Madame, und ich halte es für Pflicht, ſogleich Abhilfe zu leiſten. Ich hätte dieſen Augenblick benützen können, vor Ihnen zu erſcheinen, ich kämpfte mit mir ſelbſt — aber, ach! mein Anblick iſt nicht dazu gemacht, Vertrauen einzuflößen, Sie hätten mit Schauder und Abſcheu jede Hilfe zurückgeſtoßen, die ich Ihnen perſönlich gebracht haben würde. Nehmen Sie daher, was ich Ihnen hier ſende und zählen Sie ſtets auf Ihren Schutzgeiſt, der Sie auch ungeſehen umſchweben wird. Ihr

Chevalier de Vertumne.

Sie erholte ſich langſam von dem freudigen Schreck, und mit mühſamer Faſſung ſchloß ſie die Chatulle auf, worin ſich in Geld und Papieren 400,000 Thaler befanden.

„Ich werde wenigſtens nicht nöthig haben, meine Möbel und Diamanten herauszugeben," ſagte ſie lächelnd zu den Gerichtsperſonen, die ſich höflich zurückzogen.

Wie ſie allein war, überdachte ſie Alles — und ſie gefiel ſich in dem Gedanken, daß ſie dies Geſchenk als einen Theil des Brautſchatzes annehmen dürfe, den ihr eine bevorſtehende Verbindung mit dem Unbekannten unzweifelhaft zubringen würde.

Nichts gleicht dem Aufſehen, das der Handel der Madame Bontemps in Paris erregte. In einer frühern Zeit hätte man die allerliebſte Frau einer Verbindung mit dem Böſen angeklagt, und ſie vielleicht zum Scheiterhaufen verdammt. In den Tagen Ludwigs XV. hatte ſie jedoch von ſolchem Wahne nichts zu befahren. Der Teufel ging in ſo ſichtbarer Geſtalt auf Erden umher, und war ſo mächtig, reich und verführeriſch, daß alle Welt ihn recht gut kannte, und ſich gar nicht ſcheute, mit ihm einen Vertrag zu ſchließen. Am allerwenigſten dachten fanatiſche Richter daran, durch irdiſche Flammen der Hölle vorzugreifen.

Madame Bontemps war einſt nach einem, in ſehnſüchtigſchwermüthigen Gedanken hingebrachten Abend aus der Oper nach Hauſe zurückgekehrt, wenige Tage nach dem letzten großmüthigen Geſchenke ihres unbekannten Beſchützers. Die Kammerfrau hatte ſie ſo eben ihres Schmuckes, ihrer Federn und der ungeheuern Fiſchbeinkörbe, die ſie auf den Hüften trug, entkleidet und ſich damit entfernt. Sie ſaß da vor ihrem Spiegel, und verſuchte, ihren Gefühlen, die ihr den Buſen zu zerſprengen drohten, Worte zu geben. Sie kritzelte gar holde Zärtlichkeiten an ihren Geliebten, den ſie ſich dabei vorſtellte, wie ihre Dankbarkeit ſich ihn, ſeinen edeln Handlungen und ſeiner Liebe nach, auszumalen beliebte. Sie gab ihm die rührendſten Benennungen, ſie ergoß ſich in Ausdrücken, wie ſie die feurigſte Liebe nur einzugeben vermag, und ſie durfte darin um ſo eher dem Zuge ihres Herzens folgen, da der Brief nie in die Hände desjenigen kommen ſollte, für den er beſtimmt war. — Plötzlich erſchreckt ſie ein freches Auflachen, dicht hinter ihrem Seſſel. Sie ſpringt auf und erblickt ihren Vetter, den Gardecapitain Balthaſar von Candal, der in großer Uniform, wie zur Parade, in ſeidenen Strümpfen, mit gepuderten Haaren, pommadirt, den Degen an der Seite, vor ihr ſteht, jedoch in einer Haltung, die zu bald nur den Zuſtand verräth, worin der Genuß des Weines ihn verſetzt hatte. Der Entſchluß der Dame iſt ſchnell gefaßt, und mit feſtem Schritte will ſie hin zum Glockenzuge eilen, um Diener herbeizurufen.

Der Capitain vertritt ihr raſch den Weg.

„Sie ſind gefangen,“ ſpricht er mit ſchwerer Zunge, „Ihre Bemühungen, mir zu entkommen, ſind vergebens,“ und ſie unſanft beim Arme nehmend, führt er ſie zum Seſſel an ihrem Spiegeltiſche zurück, worauf noch ihre zärtlichen Federübungen liegen. Sie fällt wie gelähmt darauf nieder und iſt keines Wortes mächtig, endlich ſtößt ſie kurz die Frage hervor: „Was wollen Sie von mir?“ „Sie mir gewinnen,“ erwiedert ſchnell der Freche, „und da ſie mir das Haus verboten haben, um meinen ehrlichen Bewerbungen ſich zu entziehen, und dafür andern, höchſt ſeltſamen, ein willig Ohr leihen, ſo mag es mir nicht übel genommen werden, wenn ich die Liſt beſchwor, mich in dies Heiligthum des Geheimniſſes zu leiten, das ich jedoch nun nicht zu verlaſſen gedenke, bis ich die glänzendſte Genugthuung erhalten haben werde.“

Mad. Bentemps ſtarrte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, ſie überdachte ihre Lage und ſah ihre ganze Schrecklichkeit ſogleich ein. Es war ſpät in der Nacht, und ihr Schlafzimmer, im erſten Stocke, lag weit entfernt von den Gemächern der Dienerſchaft; den Weg zur Glocke, die dieſe allein herbeirufen konnte, hatte der Furchtbare ihr verſperrt.

„Verlaſſen Sie mich," rief ſie mit aller Anſtrengung, „morgen ſollen Sie eine genügende Erklärung von mir erhalten."

„Morgen? Wer wird ſich mit dem kalten: Morgen, begnügen — dieſer Augenblick entſcheide über unſer Glück!" ſtammelte der Capitain mit feurigen Blicken und näherte ſich ihr taumelnd. „Noch heute, jetzt, hier gleich, will ich Dein Wort, ſchön Mühmchen, daß Du die Meine wirſt, und keinem Andern angehören willſt, als mir."

Er ſtreckte die Hand aus, um ſie an ſich zu zerren, ſie wich aber behende aus und ſagte, indem ſie ihre Kräfte zu ſammeln ſuchte: „Beleidigen Sie mich nicht, mein Herr, ich bin nicht ſo ſchutzlos, wie ſie glauben. Jede Kränkung die Sie mir zufügen, findet ihren Rächer, der uns Beide unſichtbar umgibt."

Ein unmäßiges Gelächter war Caudal's Antwort.

„Alſo wirklich ein Geliebter, und ein furchtbarer obenein für jeden Nebenbuhler! Er komme!“ ſchrie er wild, „ich will ſeine Bekanntſchaft machen.“

Und das Liedchen zwiſchen den Zähnen brummend: „brave en amour! brave à la guerre!“ war er jetzt raſch zu der Armen hingetreten und hatte ſie, trotz ihres Sträubens, mitten um den Leib gefaßt.

„Wie ich ſchon erklärte,“ fuhr er dann lachend fort, „trotzt der räthſelhafte Liebhaber Dich mir nicht in dieſem Augenblicke ab, ſo biſt Du mein — mein auf ewig!“ —

„Was ſoll ich thun?“ fragte ſie in Todesangſt.

„Mir Dein Wort verpfänden, daß Du mein ſeyn willſt. Ich bin jetzt reich, bin Dein naher Verwandter, Du kannſt keine beſſere Parthie machen, als wenn Du mein Weib wirſt!“

Er hatte ſie zur großen Flügelthür geſchleppt, die zum Balcon führte, und riß ſie auf. Mad. Bontemps ſträubte ſich, wiewohl vergeblich, denn ſie glaubte, der Trunkene wolle ſie auf das Straßenpflaſter hinabſtürzen. Obgleich ihre Sinne jedoch ſchon halb von Ohnmacht befangen waren, ſo rüttelte ſie doch das wilde Getöſe von Säbeln, die aneinander geſchlagen wurden, und rohe Stimmen daraus empor.

Alle Offiziere von Caudal's Regiment ſtanden unten im großen Halbkreiſe, die entblößten Waffen im ſchönſten Mondſcheine leuchtend, und riefen ihrem Kameraden jubelnd entgegen, der mit ſeiner halbtodten Beute auf dem Balcon erſchienen war.

„Jetzt erkläre, ſchön Mühmchen," ſchrie er, „vor allen dieſen wackern Leuten, laut und vernehmlich, daß ich ‚Dein Gatte werden ſoll nach Form und Recht!"

„Schändlicher!“ ſagte ſie leiſe, „nie — nie! — “

„Und wozu wäre es denn noch nöthig?“ fragte er höhniſch. „Sieht nicht das ganze Regiment, daß ich dieſe Nacht bei Dir zugebracht habe? Läugne es morgen, wenn Du kannſt. Das Ganze war eine Wette. Ihr ſeht nun,“ wandte er ſich mit lauter Stimme zu der Verſammlung auf der Straße, „daß ich die Wette gewonnen habe. Geht zu Ramponneau und erwartet mich dort, ich folge Euch, ſobald mich mein Weibchen entläßt, dort wollen wir, das Glas in der Hand, meine Anwerbung in die Compagnie der Ehemänner feiern. Auf, ſtimmt an mein Leiblied „brave en amour! brave à la guerre!“

Und mit militäriſchem Gruße ſteckten alle die Säbel ein, und klirrend und toſend unter dem Rufe: „zu Ramponneau,“ und dem wilden Refrain jenes Liedes, verließen ſie den Platz, und marſchirten im lichten Mondſcheine dem unfernen Weinhauſe zu. Caudal war mit ſeiner Muhme von dem Balcon in das Zimmer zurückgekehrt.

Sie lag regungslos auf dem Sopha, und er ſtand mit lüſternen Blicken vor ihr und fragte ſie, ob ſie ſeines Beiſtandes noch bedürfe, oder ob er ſich für jetzt entfernen könne, um morgen bei guter Zeit mit dem Notar und den Zeugen wieder zu kommen.

Sie antwortete durch nichts als einen Blick, worin ſich die tiefſte Verachtung malte.

„Ich verlaſſe Dich alſo, ſchön Mühmchen,“ ſagte er, „und Du wirſt mich deshalb entſchuldigen, da Du weißt, daß meine Kameraden mich erwarten, die auf mein Wohl die Gläſer leeren wollen.“

„Auf Dein Verderben,“ ſchallte es vom Balcon herein, und eine blanke Klinge von einer bebenden Hand geführt, ſtieß klirrend die Scheiben ein und flammte vor den Augen des Böſewichts. „Du ſollſt nicht ungeſtraft dieſen Frevel verübt haben,“ rief eine Stimme, vor kochender Wuth zitternd, „folge mir ſogleich, oder ich entehre Dich vor den Augen aller Edelleute des Hofes, und werde Dich dann, wo ich Dich treffe!“

Dieſe fürchterliche Drohung ſchien plötzlich die Weinlaune des Capitains mit einem Male zu verſcheuchen. „Ha! der Geliebte!“ ſchrie er auf. „Unerwartet — doch erwünſcht! Morgen ſteh' ich einer jeden Aufforderung —“

„Was morgen!“ tönte die Stimme des Unſichtbaren, indem die Bewegungen der Klinge immer heftiger wurden, „heute — jetzt — zur Stelle! Folge mir oder ich erfülle meine Drohung!“

„Nun wohlan“ — ſagte jetzt mit großem Ernſte Caudal, „es iſt in der Ordnung, ich zittere nicht vor einem Duell!“ — Und ſomit wollte er zum Balcon hineilen, aber Madame Bontemps hielt ihn auf.

„Was wollen Sie thun? ihn ermorden?“ ſchrie ſie mit dem innigſten Ausdrucke.

„Wenn ich glücklicher bin, als er!“ erwiederte er wüthend, ſchleuderte ſie zurück und ſprang zur Thür hinaus.

Wie ſie ſich mühſam und ganz erſchöpft zum Balcon hinſchleppen konnte, waren beide Männer ſchon unten, und ſie ſah ſie in heftigem Wortwechſel raſch nebeneinander die Straße hinabeilen.

Jetzt ward ſie ohnmächtig und ihr ſchöner Kopf fiel heftig gegen das Eiſengeländer beſinnungslos nieder ..... Ein heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür erweckte ſie. Es war früher Morgen, ſie erhob ſich, und konnte ſich nur mit Mühe auf die entſetzlichen Vorgänge der eben entſchwundenen Nacht beſinnen, die ihr wie ein Traum erſchienen. Sie öffnete, und ihre Kammerfrau, dieſelbe, welche, von Caudal beſtochen, dieſen eingelaſſen hatte, überreichte verſtört ein Schreiben, welches der wohlbekannte ſchwarze Läufer ſo eben in ihre Hände gelegt hatte. Mad. Bontemps erbrach es, und als ſie die Züge der geliebten Hand erblickte, erfüllte milder Troſt ihr Herz, denn er hatte geſiegt über den Furchtbaren, von deſſen Daſeyn das ihrige ſich ſo ſchrecklich bedroht ſah. Sie las gefaßt:

„Das höchſte Ziel meines Lebens iſt errungen. Ich habe Sie gerächt, befreit. Sein Blut iſt mit ſeinem Leben dahin gefloſſen, und Sie haben nichts mehr von ihm zu befürchten. Nun aber vernehmen Sie meine Bitte — erfüllen Sie ſie, es iſt die Bitte eines Sterbenden. Mein Wagen wartet vor Ihrem Hotel und wird Sie zu mir bringen. Ich will Sie ſprechen, bevor ich ſterbe, und Ihnen meine letzten Wünſche vortragen. Im Leben und im Tode

Ihr Anbeter."

Mit hochklopfender Bruſt, Thränen in den Augen, ohne einen Augenblick der Ueberlegung, forderte Madame Bontemps ihren Mantel, und warf ſich — ganz aufgelöst vor Schmerz und in der ängſtlichſten Erwartung — in einen ſchwarzen Wagen, deſſen Schlag ihr ein Diener in ſchwarzer Livree öffnete.

Die Pferde flogen davon und ſie wußte nicht, durch welche Straßen der Weg genommen wurde.

Endlich wird vor einem anſehnlichen Hotel gehalten. Man führt ſie eine Stiege hinauf und ſie tritt in Gemächer, die mit fürſtlichem Luxus möblirt ſind. Ueberall herrſcht tiefe Stille und in dem letzten Zimmer, das die ganze Reihe ſchließt und worin ein dicht zugezogenes Bett ſich befindet, ſind zwei ſchwarzgekleidete Männer, der Eine mit Schreiben beſchäftigt, der Andere Leinwandſtreifen und Charpie zuſammenzulegen. Es waren der Notar und der Chirurg.

„Iſt ſie's?" fragte eine ſchwache, nicht unangenehme Stimme hinter den Bettvorhängen.

Der Mad. Bontemps einführende Kammerdiener trat hinzu, um die Frage ſeines Gebieters zu beantworten.

„O Dank — tauſendfältigen Dank! daß Sie meine Bitte erhört haben!" ſprach die Stimme mit einiger Anſtrengung; „nun ſterbe ich ruhig." — „Nein, nein!" fiel Mad. Bontemps heftig bewegt ein; — „Sie werden — Sie können nicht ſterben — die Kunſt wird helfen." — „Die Wunde iſt tödtlich," antwortete er ſanft; „aber mein Gegner, der Ihre Ehre zu kränken wagte und Ihr Leben bedrohte, wird Ihnen nicht mehr ſchaden, er fiel von meiner Hand." „Iſt's möglich? Tödtlich verwundet?" rief Mad. Bontemps troſtlos aus. Mit Achſelzucken bejahte der Chirurg dieſe Frage und entfernte ſich. Hierauf trat der Notar hinzu, legte ein Dokument in ihre Hand, und folgte dem Chirurgen. Mad. Bontemps ſah ſich mit dem Verwundeten ganz allein. „Sind die Beiden fortgegangen?“ fragte dieſer — und dann ſetzte er hinzu: „Das Dokument, das Sie erhielten, iſt mein letzter Wille. Sie ſind darin zur einzigen Erbin aller meiner Güter, ſowohl in Frankreich als in Deutſchland eingeſetzt. Genießen Sie derſelben im Glücke und weihen Sie mir ein ſtilles Andenken.“ —

„Mein Wohlthäter — mein Schutzgeiſt — o mein Einziggeliebter!“ rief Mad. Bontemps und dieſe Worte wurden von lautem Schluchzen unterbrochen. „O Sie ſterben gewiß nicht — ich will Sie pflegen — ich will Sie nicht verlaſſen — mein Auge ſoll auf dem Ihrigen ruhen und jeden Ihrer Wünſche erlauſchen — o glauben Sie mir, in dem Blicke der Liebe ruht ein Balſam, der dem Halbtodten das Leben wieder giebt!“

Sie hatte ſich genähert, aber die Hand des Verwundeten hielt krampfhaft die Vorhänge zu.

„Nein, nein! meinen Anblick würden Sie nicht ertragen!“ ſchrie er ängſtlich ſchwach. — „Ihre Hand geben Sie mir, aber verſprechen Sie mir, keinen Blick hinter dieſen Vorhang zu werfen, ſo lange ich lebe.“

Und ſie ſtreckte die weiße, zitternde Hand dem Sterbenden entgegen, der ſie mit ſeiner kalten ergriff, und zum Munde führte. Sie weinte heftig — auch hinter den Vorhängen hörte ſie's leiſe weinen. Es folgte eine lange Pauſe. Gleichſam unwillkührlich ließ der Unſichtbare die Hand ſeiner Geliebten fahren. „Ich fühle, daß ich ſterbe“ — hauchte er.

Heftig zog ſie die von ſeinen Thränen benetzte Hand zurück.

„Es iſt nicht möglich — zu Hilfe!“ — ſchrie ſie und wollte die Vorhänge auseinanderreißen, welche der krampfhafte Griff des Verwundeten wieder feſtgeſchloſſen hielt.

„Nur Einmal noch Sie ſehen!“ ſchrie ſie, vom tiefſten Schmerz erſchüttert. Und die Hände, welche die Vorhänge hielten, gaben nach — und „Bald — bald!“ ächzte es — ein langer Seufzer folgte — und wie ſie die Vorhänge auseinanderzog, wurde kein Widerſtand mehr geleiſtet.

Ihr ſchönes Antlitz in Thränen gebadet, warf einen ſcheuen Blick in das Bett. Das Ungeheuer lag darin, das ſie an jenem Abende in der Oper erblickt hatte, und die Hand des Todes hatte dieſe furchtbaren Züge ſo eben berührt.

Von Schauer ergriffen, konnte Mad. Bontemps keinen zweiten Blick auf den entſeelten Gegenſtand ihrer glühenden Neigung heften. —

Sie verließ Paris, um den märchenhaften Gerüchten zu entgehen, welche über dieſe Begebenheit bald in Umlauf kamen.

Einige Zeit darauf, ſo berichtet die Chronik, gab ein deutſches Blatt den erſten Aufſchluß über den Fremden. Es wurde nemlich in der Frankfurter Zeitung aus Paris gemeldet: „daß der Prinz von Wyſſemburg im Zweikampf geblieben ſey, der wegen ſeiner unglücklichen Geſichtsbildung, ſich ſelbſt zu einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Geſellſchaft verurtheilen mußte.“

IV.

Die Kunſtreiterin.

Eine Jugenderinnerung.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Paris ſaß ich eines Abends in dem weiten Franconi'ſchen Circus, um der Vorſtellung der „Polen" beizuwohnen. Es war ein etwas langer Zwiſchenact und die gewaltig aufgeregten Sinne konnten ſich wieder ſammeln, um dem weitern Verlauf dieſes einzigen Spektakels folgen zu können. Franconi's Circus war damals das beſuchteſte Theater der Stadt; die ununterbrochene Folge der zweihundert Vorſtellungen des „Kaiſers" war ſo eben beendigt, die Leinwand mit Napoleons Apotheoſe war abgenommen worden, und die Verklärung polniſcher Helden trat an deren Stelle. — Mein

Auge ſchweifte umher, ich ſah dieſe ſchaulüſterne Menge, Kopf an Kopf gereiht, dicht geſchaart da ſitzen, theils Zufriedenheit, theils Erwartung in den Mienen, eine ſtille Betrachtung über die Art und Weiſe dieſes ganzen großartigen Schauſpiels drängte ſich mir auf, und ein verblichenes, faſt farbloſes Bild tauchte in meinem Gedächtniß auf. Ob denn dieſer äußere Glanz, dieſe impoſante Würde, welche den Reitercircus Franconi's umgiebt, ſich auch bis in ſein Inneres erſtreckt? Einſt kannte ich das Innere einer ſolchen Künſtlergeſellſchaft wohl — einſt — noch ergreift mich ein Schauder, wenn ich daran denke; aber freilich — das war nur eine herumziehende Reitergeſellſchaft, kein Cirque olympique! Meine Gedanken verweilten hier — das Bild der Erinnerung, welches aufzudämmern begonnen hatte, nahm beſtimmtere Umriſſe an, eine Geſtalt trat daraus hervor — ich erkannte ſie — es war die kleine, traurige Margarita! —

Der Act begann, und die ungeheuere Weichſelbrücke, die ganze Länge der Bühne einnehmend, die reichen Bilder, die vorüberzogen, der Lärm, der mich umgab, verſcheuchten für den Augenblick das trübe, liebliche Mädchen, das wie aus einer andern Welt mir einen flüchtigen Beſuch zu machen kam. Ach, ſie iſt wohl ſchon längſt todt! dachte ich, und wie ich auch nach allen ſchönen, kühnen Reiterinnen der Gräfin Plater blickte, wie ſie ſo bügelſicher, und ſattelfeſt an mir vorüberſprengten, eine Margarita war nicht darunter, weder an Schönheit noch an Geſchicklichkeit. Und ihr Schauplatz war kein Circus, ihr Ankleidezimmer der Stall, und Künſtler und Pferd hatten dort nicht einmal gleichen Rang. Das Letztere ging vor. Es iſt — wenn gleich die Schauſpielkunſt im Verfall iſt — ein Fortſchritt zu nennen, daß es jetzt einen Franconi'ſchen Circus giebt; ſonſt — wo die Schauſpielkunſt florirte — weinte und hungerte eine

Künſtlerin wie Margarita, und ein häßlicher Neger durfte ihr Leben bedrohen! —

Sie war meine erſte Jugendliebe. — Ich geſteh's und werde nicht roth dabei! —

Margarita war eine Spanierin, die Frucht der Liebe eines Grand von Spanien zu der Directrice der Reitergeſellſchaft. Valladolid war ihr Geburtsort — 1793 ihr Geburtsjahr. Dies verbreitete ſich gleich nach dem Erſcheinen der Künſtler, und es erregte in dem nördlichen Winkel der Erde, wo ich meine Jugend verlebte, kein geringes Intereſſe, die Tochter eines ſpaniſchen Grand zwiſchen Himmel und Erde an einem dahin raſenden Pferde kleben zu ſehen. Den vornehmen Vater ganz bei Seite geſetzt, ſo war es jedoch nicht zu läugnen, daß Margarita den ſpaniſchen Ausdruck in ihrem ganzen Weſen an ſich trug.

Sie war ſehr hübſch, ſehr artig, ſehr geſchickt — und dennoch haßten Vater und Mutter ſie. Wie iſt es möglich? hör' ich fragen. Bei dem Vater ließe ſich das allenfalls erklären, denn ich meine hier nicht den Grand von Spanien, ſondern den Director der Reitergeſellſchaft — aber die Mutter! — Und auch dieſe verfolgte ſie mit ihrem Haſſe, denn ihre zweite, eheleibliche Tochter Olympia, hatte keinen der Vorzüge der Spanierin, deshalb ihr Neid, ihre Verläumdungen, und Haß und Verfolgung für die Arme, welche doch nur allein das Glück der Familie machte.

Wie ich das erſte Mal, im Frühlinge 1809, die Erlaubniß erhielt, zu den Reitern zu gehen, ich war erſt funfzehn Jahr alt, ward ich über und über roth und das Herz ſchlug mir gewaltig. Ich konnte mir damals dieſe innere Bewegung nicht erklären; erſt ſpäter ward ſie mir klar. Alle die geliebt haben, und die ſtets, ehe ſie ſich verliebten, gleichſam eine innere Stimme vernahmen, werden wiſſen was ich meine.

Ich ſetzte mich in der Mitte der Arena, die mit einem niedern, ſchlecht zuſammengefügten, von Straßenjungen garnirten Bretterzaun eingefaßt, und mit weißem Sande beſtreut war. Zuerſt erſchienen kleine Kinder, die unglücklichen Zöglinge der Truppe, die ängſtlich ihre halsbrecheriſchen Künſte ziemlich ungeſchickt machten. Der Director, der mir in dem rothen, goldbeblechten Rocke und dem großen Federhute, wie ein General vorkam, und mir ziemlich gefallen hatte, ward mir jetzt unausſtehlich und verhaßt, wie er ſo in der Mitte des Kreiſes ſtets die lange Peitſche ſchwirren ließ, um die Pferde anzutreiben, aber dabei nicht ſelten mit der ſchneidenden Spitze die dünnen Beinchen der Kinder hieb, ja ſelbſt ihren Gürtel damit erreichte. Er erſchien mir, wie ein Ungeheuer. Die Marter der armen Kleinen war zu Ende und nun erſchien ein häßlicher Neger als Pierrot gekleidet, welcher Gracioſe, auch der kleine Teufel genannt wurde, und ſtets die Künſtler und Künſtlerinnen, die nun erſchienen, bei ihrem Auftreten laut dem Publicum unter Zoten verkündete. Dieſe Zoten, ſo wie ſeine Kühnheit hatten ihm die obigen Beinamen verſchafft. Alles was ich bis jetzt geſehen, hatte mich ſehr kalt gelaſſen und meine Miene mochte wohl ziemlich ſtark den Ausdruck getäuſchter Erwartung an ſich tragen, als ein Mann, dicht neben mir, den ich für einen Stallknecht der Geſellſchaft hielt, mir leiſe zuflüſterte: „Gedulden ſie ſich nur noch einen Augenblick. Mit dem Schlechteſten wird immer der Anfang gemacht. Aber wenn die Olympia, das boshafte, ungeſchickte Ding hier fertig iſt, dann kommt Margarita und da werden Sie Reſpect haben müſſen.“ — Ich blickte dankbar und vertrauend nach dem freundlichen Stallknecht. Meine innere Bewegung nahm wieder zu, und ich ſaß voll Begierde der Dinge harrend, die da kommen ſollten.

Endlich rief der kleine Teufel: „Die ſchön', die unvergleichlik kleine Spaniel, die haabt at die Onör zu arbeit vor S. M. dem Kaiſer und König der Franzoſen, Napoleon dem Groß!" —

Er zog ſeinen weißen Spitzhut, erlaubte ſich keine Zeit, und blieb in der Mitte der Bahn ſtehen, das Auge feſt auf Margarita gerichtet, indem er allen ihren Bewegungen nicht ohne Unruhe zu folgen ſchien.

Das Publicum klatſchte — ich blieb nicht zurück.

Gracioſe's Beſcheidenheit that mir wohl; ſeine ernſte Aufmerkſamkeit für das Mädchen berührte mich jedoch unangenehm; obgleich ich mir das ſelbſt nicht zu erklären vermochte. Jetzt weiß ich's. Ich war eiferſüchtig — eiferſüchtig wegen der Reiterin, mit dem abſcheulichen Neger, in dem Alter von 15 Jahren! Man vergebe mir dieſe offenen Geſtändniſſe, um ihrer Aufrichtigkeit willen. —

Margarita würde mich ſicher dem Neger vorziehen, dachte ich in meinem kindiſchen Sinn — wie aber ſollte ich mich ihr bemerkbar machen?

Sie war als Wilde gekleidet. An jeder Seite des Kopfes flatterten lange, dicke Flechten des herrlichſten kohlenſchwarzen Haares, wenn das gelehrige Pferd in gleichmäßiger Bewegung unter ihren tanzenden Füßen fort galoppirte. Gracioſo belehrte uns, daß Senhora Margarita einen ſo feſten Haarwuchs habe, daß ſie an einer jeden dieſer Flechten ein beträchtliches Gewicht zu tragen im Stande ſey. Er ſagte ſie wolle um die Bahn reiten, und mit Hilfe dieſer Haare, an jeder Schläfe ein Kind hängen laſſen.

„Iſt ein Kind in der Geſellſchaft?“ ſetzte Gracioſo hinzu, „welches dies Exercitium mitzu[illegible]chen wünſcht?“

Kaum hatte er geendet, ſo ſprang ich mit gleichen Füßen in den Kreis, wo Margarita hielt.

Man denke ſich meinen Sprung und das ſchallende Gelächter von allen Seiten, welches ihn begleitete. Man hatte ein Kind verlangt und ein Menſch von 5 Fuß 4 Zoll fiel wie vom Himmel der Reiterin zu Füßen. — Man pfiff, man ſchrie, man tobte — ich hatte für nichts Ohren — ich ſah nur nach dem Mädchen.

Endlich lenkte ſie ihr Pferd nach mir hin und ſagte lächelnd, in gebrochenem Franzöſiſch:

„Monsieur, vous êtes un peu trop grand.“

„Mademoiselle,“ erwiederte ich zitternd, „je n'ai que quatorze ans et je pèse très-peu.“

Aber der kleine Teufel machte dieſer Unterredung auf eine grobe Weiſe ein Ende, indem er mich nach meinem Platze zurückwies und Margarita reichte mir die Hand und ſagte: „Je suis fâchée, Monsieur, d'être la cause involontaire de ce qui vous arrive.“

Ich erröthete bis in das Weiße der Augen, biß die Lippen und nahm meinen Platz, unter

Geſchrei des Pöbels, wieder ein. Dies Alles erregte jedoch kein Schamgefühl in mir, meine Verlegenheit erwuchs nur aus dem Bewußtſeyn, ihr gegenüber zu ſtehen; ich war ja ſo glücklich geweſen, mehr zu erlangen, als ich gehofft. Ich hatte mich ihr genähert, hatte ihre bezaubernde Stimme gehört, den Druck ihrer Hand gefühlt — ſie kannte mich jetzt. War dies nicht genug? War es zu theuer erkauft, wenn meine guten Mitbürger mich dafür ein wenig grotesk ausziſchen und auslachten? —

Dieſe Nacht ſchlief ich nicht; ich brannte, ich dürſtete, ich hatte ein furchtbares Fieber und der Morgen wollte gar nicht erſcheinen, ſo kam es mir vor. Stets ſchwebte die Wilde an mir vorüber, und oft zeigte mir mein wahnſinniger Traum mich ſelbſt, wie ich an einer ihrer Flechten hing und hin und her um ihr Köpfchen geſchleudert, mit ihr die Bahn durchſauſte.

Erſt am Morgen ward ich ruhiger. Ich

dachte über das Vorgefallene nach. Woher kam dieſes Fieber? dieſer wache Traum? dieſer Wahnſinn? Schon hundert Mädchen hatte ich geſehen — geſprochen — nie dieſe Erſcheinungen erlebt! Ich bebte wenn ich daran dachte, daß dieſes wohl die Liebe ſeyn könne, die ich hauptſächlich nur erſt aus der Mythologie kannte. Corydon, Apollo, Endymion, Bacchus, das ganze heroiſche Zeitalter ſchwebte mir vor, alle Klaſſiker erſchöpfte mein Gedächtniß, und ich citirte mir ihre Verſe, die jene Abenteuer ſchilderten — ja — es war keinem Zweifel mehr unterworfen — der Schüler, der fleißige, tugendhafte, muſterhafte Schüler war verliebt. Ich ſchauderte davor zurück — aber die Leidenſchaft war zu mächtig, ich konnte ſie nicht überwinden.

So mancher Schüler von jetzt, wenn er dieſes Blatt vielleicht lieſt, wird darüber freilich ſpotten, daß ich die Liebe nicht anders als aus den Fabeln des klaſſiſchen Alterthums kannte, und ſo naiv war, mich ihr gleich mit Leib und Seele hinzugeben. Ich hatte aber damals nur Bücher in Pergament gebunden zur Lectüre erhalten, die ich alle Tage, in einen Riemen geſchnallt, wie ein Laſtthier mit in die Klaſſen ſchleppen mußte, wir Schüler laſen damals keine Taſchenbücher und Romane, Mimili war noch gar nicht geſchrieben, Lafontaine war uns verboten und die Folge dieſer engherzigen Erziehung war — daß ich mich in die erſte hergelaufene Kunſtreiterin verliebte! — Ach — aber es war Margarita! — ich wollte wetten, daß die weltklugen und erfahrenen Herren Schüler, die in dieſem nach chriſtlicher Zeitrechnung 1833ſten Jahre, ihr 15tes Lebensjahr erreicht haben, ſelbſt vielleicht dieſer Verſuchung nicht entgehen würden. —

Am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht legte ich mich in ein Fenſter des väterlichen Hauſes, woraus ich die Reiterbude ſehen konnte. Ich hoffte Margarita zu erblicken. — Es war ein kühler Morgen — ich erblickte ſie nicht — und hatte einen Schnupfen davon. — „Deſto beſſer,“ dachte ich, „wenn ſie mir heute begegnet, ſo kann ich ihr ſagen, daß ich mich um ihrentwillen erkältet habe, und das wird ſie rühren.“

Hierüber kam mir ein Gedanke. Ich wollte mich in die Reitbahn der Künſtler, bei ihren Probe-Exercitien einführen. Diomedes, Ulyſſes, und andere Griechen kamen ja nach Ilion, warum ſollte mir nicht auch ein guter Einfall zu Gebote ſtehen, mein Ziel zu erreichen? Das hölzerne Pferd war zwar nicht practikabel, aber ein lebendiges konnte dazu verhelfen und ich dankte Homer in Gedanken, daß er mir die Liſt der Griechen überliefert hatte. Ich zählte einen Freund bei der Reitergeſellſchaft. Jenen Stallknecht, der am vorigen Abende mir die lieblichen Worte von Margarita's Erſcheinen zugeflüſtert hatte. Ihn mußte ich gewinnen, es ſchien mir nicht ſehr ſchwer. Er ſtand unten vor der Thür eines

Wirthshauſes. Ich geſellte mich zu ihm. Ich fragte ihn, wann die Geſellſchaft wieder ſpielen würde, was wir noch für Vorſtellungen zu hoffen hätten, und wie lange ſie noch bei uns zu verbleiben gedenke? Endlich ſagte ich, daß auch ich Stallmeiſter werden wolle, und daß es mich glücklich machen würde, ihren Stall beſuchen zu dürfen. Georg, mein Stallknecht, glaubte ſogleich dieſen Wink zu verſtehen. Er dachte, daß ich die Leidenſchaft aller Straßenjungen theilte, und wahrſcheinlich ein Pferd beſteigen möchte, wenn er zur Schwemme ritt. Er war ſo gefällig mir eins anzubieten. Mein Herz ſprang vor Freude und ich ließ in ſeine Hand einen Theil meines Taſchengeldes gleiten.

Die Stunde kam und ich kletterte auf ein Pferd, an deſſen Mähne ich mich klammerte. Ich war ziemlich unerfahren in der edeln Reitkunſt und war im Anfange ängſtlich. Endlich aber wie ich ruhiger geworden war, erkannte ich an dem Pferde, das ich ritt, den Schimmel, der geſtern unter Margarita galoppirt hatte. Dies erhöhte mein Glück. Wie wir mit den vierfüßigen Künſtlern aus der Schwemme kamen und ich mich nun im Heiligthum befand, ertönte der Befehl des Directors, daß die Probe der nächſten Vorſtellung beginnen ſollte. Mein Freund Georg ſagte, daß ich dabei bleiben dürfte und ich blieb. Alles begünſtigte mich.

Während der Probe waren alle gegenwärtig. Auch Margarita. Aber mein Himmel! in welchem Coſtüm! Da war nichts von dem verführeriſchen Reize des Geſtrigen zu ſehen. Grobe Schuhe, ein Tuch um den Kopf, ein dunkles Kleid von Kattun, das jedoch ſo kurz war, der Reiterin nicht in ihren Uebungen hinderlich zu ſeyn. Sie ſah recht traurig aus. Alles lachte um ſie her, nur ſie nicht. Sie kam mir ſo rührend wie das Aſchenbrödel, nicht der Oper, ſondern des alten Mährchens vor. Und ſelbſt in dieſem Coſtüm war ſie noch ſo ſchön! Weiß, ſogar ſehr bleich, regelmäßig, ernſt war ihr Geſicht. Die Naſe wenig gebogen, verlieh ihm viel Ausgezeichnetes, die Augen groß, und feurig, gemildert durch ſehr lange Wimpern, die Braunen breit und ſchön gezogen. Obgleich beide Augen gleichmäßig feurig waren, ſo waren ſie doch von verſchiedener Farbe; das Eine blau, das Andere ſchwarz. Mich nahm das damals wenig Wunder, denn ganz friſch von meinen Klaſſikern erſt aufgeſtanden, wußte ich, daß Alexander der Große dieſelbe Sonderbarkeit mit auf die Welt gebracht hatte.

Margarita war noch nicht an die Reihe gekommen; ich näherte mich ihr, ich erbebte auf eine mir ganz unerklärliche Weiſe. Sie erblickte mich kaum, als ſie mir entgegen kam; ich grüßte ſie mit großem Ernſte, und dabei ſo linkiſch, daß ſie darüber lächeln mußte.

„Wie leid thut es mir,“ fing ſie auf franzöſiſch an, „daß Sie geſtern auf ſolche Weiſe dem abſcheulichen Volke preisgegeben wurden, es iſt roher Pöbel . . .“

„Der vollkommen Recht hatte,“ erwiederte ich, „denn ich hatte eine Dummheit begangen, wenigſtens mußte es ſo ausſehen. Allein eine andere Triebfeder leitete mich,“ — und hier ſenkte ich die Augen und ſchwieg.

„Eine Triebfeder?“ wiederholte ſie verwundert. „Doch wohl keine andere als die, an meinen Haaren hängend, die Bahn zu durchfliegen?“

„O nein,“ ſprach ich, „ich wußte wohl, daß ich zu ſchwer ſey, und ſelbſt wenn Sie es verlangt hätten, ſo würde ich mich nicht dazu haben entſchließen können.“

„Und warum eilten Sie denn aber herbei?“ fragte ſie.

„Weil es mir ſchien, als hätten Sie mich gerufen,“ antwortete ich.

„Ich — Sie?“ rief ſie verwundert aus, „ich hatte Sie noch nie geſehen, und weiß nicht einmal ihren Namen.“

„Ich heiße Auguſt, Mademoiſelle,“ fiel ich ihr raſch in die Rede.

„Ich werde den Namen behalten,“ ſagte ſie hierauf ſehr artig und ich war geneigt, noch mehr darin zu finden.

„Oh, ich will ſchon dafür ſorgen, daß Sie ihn nicht vergeſſen,“ war ich ſchnell wieder zur Hand, „und wäre ich ſo glücklich Ihnen in irgend einer Hinſicht nützlich oder angenehm ſeyn zu können, ſo erinnern Sie ſich daran, daß ich Ihnen mit ganzer Seele ergeben bin.“

„Sie ſind zu artig, Monſieur, jedoch ſehe ich nicht ein —“ ſprach ſie etwas verlegen.

„Auch ich ſeh' es nicht ein — aber der Zufall könnte doch —“ erwiederte ich. „Wenn Sie vielleicht eine Kommiſſion in der Stadt hätten, die Sie mir zu übertragen ſo geneigt ſeyn wollten. Oder — Sie haben keinen Garten in der Nähe, und hinter dem Hauſe meiner Aeltern iſt ein ſehr ſchöner. Sie ſtehen vielleicht früh auf. Wollten Sie nun in der Morgenſtunde dort ſpazieren gehen, ſo würde ich Ihnen mit Vergnügen ſelbſt die Thür öffnen. Früchte gibt es dort im Ueberfluß — beſonders einen Baum — den ich Ihnen mit dem größten Vergnügen anbiete, denn er iſt mein. Es iſt zwar Alles, was ich bis dieſen Augenblick auf der Welt beſitze; aber der Baum iſt ergiebig — ſeine Zweige biegen ſich unter den Früchten. Lieben Sie vielleicht die Eierpflaumen?“

„Eierpflaumen? die kenne ich nicht,“ — ſprach ſie, — „ſie ſind wohl in Spanien nicht zu haben?“

„O wie glücklich bin ich dann, Ihnen die Erſten darbieten zu können,“ rief ich entzückt aus. „Die Eierpflaumen ſind ſüß und ſaftig. Ich ſah ſie dieſes Jahr mit beſonderm Wohlgefallen an meinem Baume reifen, gleich als hätte ich ahnen können, daß ſie für Sie beſtimmt ſeyn würden. Ich will ſogleich eine kleine Bank unter den Baum ſetzen.“ —

„Aber,“ — ſagte ſie zögernd.

„Nichts aber,“ — fiel ich raſch ein. „Der Baum gehört mir und das Stück Erde, das er mit ſeinen Zweigen bedeckt, auch. Niemand darf alſo gegen meine Einladung einen Einſpruch wagen. Und fragt man mich, wer das ſchöne Mädchen ſey, die täglich die Eierpflaumen mir vom Baume iſt; ſo werde ich antworten: es iſt Mamſell Margarita, die ich verehre — ja die ich lie—“ Mein Blick ſenkte ſich, ich wagte das Wort nicht auszuſprechen. Endlich wie ich ſie wieder anſah, ſchien es mir, als wenn ihre bleichen Wangen ſich ein wenig gefärbt hätten.

Sie ſagte: „Wenn das Innere einer Kunſtreiterbude Sie unterhält, ſo kommen Sie Morgens und Abends, ſo oft Sie wollen. Georg wird Sie einlaſſen. Ich werde dafür des Morgens Ihren Pflaumenbaum beſuchen. Wenn wir uns dann näher kennen werden, ſo mögen Sie entſcheiden, ob Sie einige Freundſchaft für mich hegen können. Was die Verehrung anlangt, von der Sie vorhin ſprachen, ſo gehöre ich leider einem Stande an, der darauf keine Anſprüche machen darf."

Unſere Unterredung wurde plötzlich durch den Ruf unterbrochen: „Allons, Margot! zu Pferd!" — Es war der Director der Geſellſchaft, der meine Margarita mit dem vertraulichen Namen Margot rief. Sie ſollte ein neues ſehr gefährliches Exercitium probiren, wie ſie mir ſagte. „Ob es mir gelingen wird?" fügte ſie hinzu; „es iſt halsbrechend — je nun, ſterbe ich, ſo wird Niemand um mich weinen, ſie beneiden mich Alle hier. Nur Einer zeigt mir Theilnahme — und dieſer Eine — er hat —"

Sie endete nicht, und machte mir eine äuſserſt melancholiſche Verbeugung. Zwei Minuten ſpäter flog ſie, auf zwei zügelloſen Pferden ſtehend, an mir vorüber. Mir vergingen die Sinne, aber Alles ging anfänglich gut, und ich rief, ſo oft ſie vorbeikam: „Bravo, Bravo, Margarita!"

Aber die Pferde kamen einen Augenblick aus dem gleichen Schritte. Margarita ſchwankte und fiel. Jedoch war ſie eben ſo ſchnell, als ſie gefallen war, wieder oben. Das eine Pferd zeigte neuen Eigenſinn, es bog aus, und Margarita ſtürzte zum Zweitenmale nieder, und wurde von dem achtfüßigen Ungeheuer im Kreiſe fortgeſchleppt. „Allons! Auf! Margot!" ſchrien viele Stimmen mit wildem Lachen.

„Ich will dich aufpaſſen lehren!" rief der Director, indem er dieſe Worte mit einem Peitſchenhiebe begleitete.

„Ach ſehen Sie nur, Margot blutet — ſie

hat ſich wehe gethan!“ ſagte ein kleines Mädchen zur Mutter.

In der That der Sand der Arena war rothgefärbt. Das Blut entſtrömte aus Mund und Naſe. Gracioſo hob ſie auf und führte ſie in jenen Theil der Reitbahn, wo ich mich — mehr todt als lebendig befand.

„Sie leiden viel,“ — flüſterte ich ihr zu. Sie ſah mich weinend an und ſagte nichts. Ihr Geſichtchen war blutrünſtig. Ich bot ihr ein Tuch an — Gracioſo entfernte ſich — und ich wiederholte die obigen Worte.

„Ich leide ſehr, mein Herr!“ ſagte ſie nun, „und wenn ich Ihnen vorhin nicht geantwortet habe, ſo geſchah es, weil Gracioſo dabeiſtand.“

„Mein Gott!“ rief ich außer mir, — „ein Schlag mit der Peitſche!“

„Es war nicht der Erſte,“ — ſeufzte ſie. „So bin ich für meine Kunſt erzogen worden. Wenn das Publikum mich applaudirt, ach! dann weiß es nicht, wie theuer ich dieſen Beifall erkaufen muß. — Ich bin ſehr unglücklich!“ — Sie weinte, und meinem Troſte gelang es nicht, dieſe Thränen zu trocknen. — „Dulden und unter der Peitſche ſterben,“ wimmerte ſie. „Ich hoffe, daß es nicht lange mehr dauern wird. Doch — jetzt muß ich Sie verlaſſen; denn wenn Jemand, den ich mehr noch fürchte, wie Vater und Mutter, Ihre Theilnahme für mich entdeckte, ſo würde er mich tödten. Morgen — im Garten! wenn nemlich die Pferde oder die Menſchen mir nicht dieſen Abend das Leben rauben.“ —

Sie gab mir das Tuch zurück, welches ganz geröthet war von ihrem Blute und ging. Ich litt unausſprechliche Qualen. Liebe und Mitleid erfüllten mich und ich war nicht im Stande, das ſchreckliche Loos der Armen zu lindern....

Am andern Morgen, Punct 7 Uhr, erwartete ich ſie an der kleinen Gartenpforte, und Margarita erſchien. Mit einem leichten Sprunge war ſie bei mir und ich ſchloß die Thür ſogleich. Wir ſetzten uns unter meinen ſchönen Baum. Ich pflückte von ſeinen Früchten und bot ſie ihr an. Sie nahm Einige, mit der Aeußerung: „um nicht zu verſchmähen.“ Die Gier, womit ſie ſpäter zulangte, erregte jedoch meine Aufmerkſamkeit.

„Sie ſcheinen Ihnen zu ſchmecken, Margarita!“ fragte ich.

„Ach ja, — **denn ich bin hungrig,**“ ſprach ſie, indem ſie ihre Augen mit der umgewandten Hand abtrocknete. „Ich habe geſtern als Strafe für den Unfall auf der Probe, nichts zu eſſen bekommen. Und ich bin es, Monſieur Auguſt, die Allen das Brod verdienen muß, — was wären ſie ohne mich!“ —

„Oh noch dieſe Pflaume — dieſes Stückchen Milchbrod!“ ſagte ich, und ſteckte ihr Beides in den Mund. „Wie abſcheulich iſt es, ein Kind von 15 Jahren hungern zu laſſen, das ſein Brod nicht zu verdienen weiß.“ — Doch plötzlich beſann ich mich. — „Aber,“ — ſetzte ich ſchnell hinzu, — „wäre es nicht möglich, daß Sie ſich bei einer andern Geſellſchaft engagiren ließen?“

„Und ſollte ich meine Aeltern und meine Schweſter verlaſſen und zu Grunde richten?“ fragte ſie.

Ich ſtaunte dieſe Herzensgüte an und wußte nichts zu entgegnen. Zufällig zog ich das blutige Tuch aus dem Buſen und betrachtete es mit einer Art von Andacht.

„Was iſt das? Sind Sie verwundet?“ fragte Margarita entſetzt.

„Nein — es iſt Ihr Blut,“ — ſprach ich leiſe.

„Kind, — gutes Kind!“ lächelte ſie. Und ſie ward roth, ergriff meinen Kopf mit beiden Händen, küßte mich auf die Stirne und eilte davon. Ich ihr nach, aber Alles, was ſie noch ſagte, waren die Worte: „Dieſen Abend in der Manege — Auguſt!“ —

Nicht Monſieur Auguſt — und der Kuß auf der Stirne! — Der Tag war lang, aber glücklich. Ich erhielt nach einigen Bitten die Erlaubniß, den Circus zu beſuchen, weil ich ſagte, daß ein Stallknecht, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht hatte, mich umſonſt einlaſſen dürfte.

Sie ſtralte von Schönheit, Reiz, Anmuth, Geſchicklichkeit und Melancholie. Sie war als Spanierin gekleidet, doch trug ſie eine Art von türkiſchem Bund auf dem Kopfe, der aus weiß und blutroth gewickelt war. Das Rothe war darin ſo vertheilt, daß es wie Flecken ausſah.

Ich verſtand dieſe Andeutung ſogleich. Um ihr dies Verſtändniß zu zeigen, zog ich das blutige Tuch aus der Taſche, wie ihr Auge ſich eben nach mir richtete. Ein unmerkliches Kopfnicken zeigte mir ihre Zufriedenheit. Deutlicher konnte von beiden Theilen der Liebestelegraph nicht arbeiten; ich bezwang meine Geſichtszüge vollkommen, ſo vortrefflich hatte meine erſt zwei Tage alte Leidenſchaft den funfzehnjährigen Scholaren abgerichtet. —

Der Director verkündete nunmehr der Verſammlung, daß Margarita die heutigen Exercitien mit dem Flugk auf zwei ungeſattelten Pferden beendigen werde. Er ſchien dabei von Liebe für ſeine Tochter, von Verehrung für die Künſtlerin durchdrungen. Ich ſchauderte zuſammen, wie ich den ſchändlichen Heuchler ſah und hörte, und dabei an das Wagſtück dachte, welches geſtern meiner armen Geliebten ſo viel Thränen und Blut gekoſtet hatte. Ich wollte während der ganzen Zeit inbrünſtig beten, wie ich aber das andere Pferd hereinführen und nun alle Anſtalten gemacht ſah, da ergriff mich ein Schwindel, und ich ſtand auf, um hinauszugehen. Margarita hielt nicht weit von mir und gleich als errieth ſie meine Gefühle, lenkte ſie ihr Pferd im Schritt wie abſichtslos, nach mir hin, und bat mich, ihr etwas am Zügel zu ordnen. Ich that als wollte ich ihr dieſen Dienſt leiſten, ſie aber neigte ſich auf den Hals des Thieres und flüſterte:

„Bleiben Sie und fürchten Sie nichts. Es wird gelingen, wenn Sie auf mich ſchauen. Denn wegen all dieſer Leute möchte ich mein Leben nicht auf's Spiel ſetzen. Ich kenne ſie ja nicht.“ —

Dieſe Worte geſprochen und fort ſprengte ſie im Galopp. Ich mußte bleiben und in Todesangſt einem Kunſtſtücke Bewunderung zollen, welches die Hölle ſelbſt erfunden hatte. Es war vorüber und der Circus wiederhallte von Bravos. In dieſem Augenblicke, ich will es nur geſtehen, regte ſich etwas Stolz in mir; Margarita erſchien dem kleinen Schüler doppelt groß, erhaben, einer Cleopatra, Semiramis, Sappho vergleichbar; ich hätte in jenem Augenblicke lateiniſche Hexameter und Pentameter zu ihren Füßen gelegt, wenn ich Dichter geweſen wäre.

Von ihren gewöhnlichen drei Abſchiedsreverenzen konnte ich mir eine ganz zueignen, denn ſie war mit einem heitern, und unbeſchreiblich lieblichen Lächeln an mich gerichtet.

Das Publikum entfernte ſich; ich wartete. Endlich war ſie entkleidet und erſchien an dem Vorhange, welcher den Stall, ihr Garderobezimmer, von dem Amphitheater trennte.

„Waren Sie mit mir zufrieden?“ fragte ſie.

„Entzückt, begeiſtert, Engel Margarita,“ war meine Antwort.

„Ach, ich wollte nur um Ihretwillen, daß es mir gelänge!“ ſprach ſie leiſe, „Sie mußten mich geſtern für ein ungeſchicktes Kind halten und ich wollte Sie vom Gegentheile überführen“ — ſetzte ſie dann ſchnell hinzu.

Ich verſtand noch nicht, welche Verlegenheit ſie mit dieſem Zuſatze verhüllen wollte: es that mir weh — die Worte: „ich wollte nur um

Ihretwillen, daß es mir gelänge," hatten mich allein ſo glücklich gemacht.

Ich konnte ihr jedoch nicht mehr ſagen, was ich dabei fühlte, denn der kleine Teufel erſchien am Vorhange und rief ihr zu:

„Allons, Margarita, die Mutter ſchreit drin nach Dir — es wäre beſſer, wenn Du darauf hören wollteſt, als hier mit Fremden zu ſchwatzen."

Sie hatte noch Zeit, mir: „Morgen — im Garten" — zuzurufen und eilte fort.

So ſchieden wir jeden Abend, ſo ſahen wir uns jeden Morgen. Dies Glück dauerte eine ganze Woche. Am erſten Tage der neuen Woche wartete ich eine halbe Stunde auf Margarita — vergebens. Noch eine halbe Stunde — ſie kam nicht. Mich ergriff Verzweiflung. —

Ich blieb lange an der Gartenthür ſtehen, als erwartete ich ſie noch immer wie bisher, obgleich mir ſchon alle Hoffnung entſchwunden war, daß ſie kommen würde. Ich blickte auf die Bank, wo ſie geſtern noch neben mir geſeſſen hatte, wo ſie täglich an meiner Seite zu ſitzen mir verſprochen — ach! ſie hatte dies Alles vergeſſen! — Ich weinte. Georg der Stallknecht ſtörte mich endlich.

„Ein Auftrag von Mamſell Marget,“ fing er an, „ein Brief, den ſie mir geſtern Abend noch für Sie einhändigte.“

„Geſtern Abend? Margarita? und wo iſt ſie heute?“ fragte ich erhitzt.

„Sie iſt wahrſcheinlich ein wenig ſpazieren geritten, mit noch Jemand,“ erwiederte er, „denn es fehlen mir zwei Pferde im Stall, der Zephyr und der Bucephalus.“

Ich riß das Billet auf, es lautete:

„Sie werden mich nicht wiederſehen, Auguſt. Ein Menſch, den ich verabſcheue, zwingt mich, ihm zu folgen. Unſer Gracioſo liebt mich. Heute machte er mir dies Geſtändniß — mich ergriff Angſt dabei. Mit Recht nennt man ihn „den

Teufel," er iſt es in der That. Umſonſt flehete ich, er drohete mich zu ermorden, wenn ich nicht mit ihm ginge. Ich hatte nicht den Muth zu ſterben — Gott hat mich verlaſſen — ich habe ihm verſprochen zu entfliehen. Sie lieben mich — aber Sie ſind ſo jung — ich konnte von Ihnen keinen Schutz erwarten. Auch von meinen Eltern durft' ich keinen hoffen, die mich hundertmal ſchon fortjagen wollten. Morgen muß ich alſo fort, oder der gnädige Himmel läßt mich in dieſer Nacht aus Kummer ſterben. Ich entfliehe mit Gracioſo, den ich haſſe — indeß ich Sie, Auguſt, liebe! Dies habe ich Ihnen nie geſagt, weil Sie erſt 14 Jahre alt ſind, und noch etwas in der Welt werden ſollen; ich aber — ich bin ein armes Mädchen, in einem Stalle geboren, eine Luftſpringerin, eine Landſtreicherin — wie gute Bürger wohl zu ſagen pflegen, ſelbſt wenn ſie uns Beifall klatſchen. Leben Sie wohl! Ihre Liebe war eine Jugendthorheit — ich behandelte Sie darum als Bruder und nicht als Liebhaber. Wären wir Beide frei und gleich geweſen, ſo hätte Ihre Liebe mein höchſtes Glück gemacht. Sie werden ſich bald tröſten — ich will Sie mein ganzes Leben lieben — und bin ſehr zu beklagen.

Margarita."

Meine Thränen floſſen immer von Neuem, ſo oft ich dieſe Zeilen durchlas, die ſchlecht und unrichtig geſchrieben waren. Ich war ſo zerknirſcht, daß ich das nicht einmal bemerkte, ſo ſehr hatte das Gefühl des Liebhabers über den Primaner den Sieg davon getragen. Erſt lange nachher tröſtete ich mich. Immer jedoch ſchwebte mir Margaritas liebliches Bild vor, ich verglich alle ſchönen Mädchen, die mir begegneten, mit ihm, ich ſchätzte die Ueberlegenheit ihres Verſtandes, ihre tugendhafte Zurückhaltung, und noch jetzt, wo mich bei ihrem Gedanken Wehmuth ergreift, fühle ich — daß ich ſie mit funfzehn Jahren geliebt habe....

* *
*

Im Jahre 1819, zehn Jahre nach dieſem Vorfalle, war ich Schauſpieler in Brünn. Wie ich dazu kam, Schauſpieler zu werden, das will ich meinen Leſern ein Andermal erzählen — wie ich dazu kam, es in Brünn zu werden, lag in der Art und Weiſe des dortigen Theaterdirectors **Heinrich Schmidt**, eines Mannes von ſeltener Bildung und Einſicht, der Fähigkeiten beſitzt, der erſten Bühne Deutſchlands vorzuſtehen, aber ſtets in ſeinem engen Wirkungskreiſe gebannt blieb, hier jedoch — mit ſeinem Maaßſtabe gemeſſen — ein eben ſo tüchtiger Bühnenlenker genannt werden darf, als Véron bei der großen Oper in Paris.

Es wahr Jahrmarkt. Vor dem Judenthore waren Sehenswürdigkeiten aller Art angehäuft. Auch Seiltänzer, Kunſtreiter, und wilde Thiere fehlten nicht. Ich ſtreifte an einem Abende, wo ich unbeſchäftigt war, durch die bunten Menſchengruppen. Da ſtreift ein Weib mit einem Säugling auf dem Arm dicht an mir vorüber. Ein großer Hut von weißem Battiſt, der jedoch ziemlich ſchmutzig war, entzog mir ſein Geſicht; ſeine ſchöne Haltung jedoch und ein zierlicher, ſchlanker Wuchs erregten meine Aufmerkſamkeit. Die Frau ging langſam, ich bemerkte nun, daß ſie dem Kinde die Bruſt gab, das in den Armen der Mutter gewiegt, wahrſcheinlich einzuſchlafen begann. Dies Bild ergriff mich — ich holte ſie wieder ein — ſie blickt nach mir auf, ſtößt einen Schrei aus und geht augenblicklich ſchneller, um mir zu entkommen. Ich eilte ihr nach — und je mehr ich die vor mir Dahineilende aufmerkſam betrachtete, deſto deutlicher ward es mir, daß ich dieſen leichten Gang, dieſe graciöſe Haltung, dieſe feinen Füßchen, ſchon einmal in meinem Leben bewundert hatte. Nun war ich bei ihr und wendete mich nach ihrem Geſichte, das ſie mir noch immer zu entziehen ſuchte.

„Margarita? Sie?“ rief ich leiſe, indem ich ſie zitternd beim Ellbogen ergriff.

Ihr Geſicht hatte ich nicht ſehen können, weil ſie ihren Kopf weggewandt hielt, aber das Geſicht des Kindes verrieth mir Alles, denn es war ein kleiner Mulatte.

„Sie hier — Margarita? Welch ein Zufall?“ ſetzte ich ſchnell hinzu.

„Ein Zufall, Monſieur Auguſt — aber ein ſehr unglücklicher“ — ſagte ſie ſchüchtern.

„Nicht unglücklich für mich,“ rief ich, „denn ich freue mich ſehr, Sie wiedergefunden zu haben.“

„Und ich ſchäme mich deſſen“ — ſagte ſie. „Ich hoffte Sie nie wiederzuſehen. Nicht etwa daß ich Sie jemals vergeſſen hätte —“

„Gute Margarita, auch ich dachte oft an Sie!“ fiel ich ein — „an unſere Zuſammenkünſte unter dem Pflaumenbaum, an Ihre Flucht“ —

„Nicht wahr? Dieſe Flucht hat mich wohl in Ihren Augen ſehr erniedrigt?“ fragte ſie.

„Erniedrigt?“ fragte ich ſtark, „nein, denn ich glaubte Ihren Zeilen. Aber Gracioſo haßte ich — und wäre mir das Ungeheuer damals begegnet, ich würde ihn um's Leben gebracht haben, ſo wüthend war ich auf ihn.“

„Jetzt iſt er mein Gatte,“ ſagte ſie leiſe. Es lag Entſagung und etwas Verweiſendes zugleich in dem Tone.

„Gracioſo, der Neger, der Bajazzo, Ihr Gatte?“ rief ich aus.

„Hier iſt eines unſerer Kinder,“ ſprach ſie, indem ſie die häßliche Fratze des ſchreienden Mulatten nach mir kehrte. Ich trat voll Abſcheu zurück. Sie ſeufzte und ſchwere Thränen fielen auf das Geſicht ihres Sohnes. Nach einer langen Pauſe ſagte ſie:

„Er iſt noch härter gegen mich, wie mein Vater es war. Ich bin ein armes Schlachtopfer und hier nun ſehen Sie in mir ſeine Frau und ſeine Wittwe. Denn oft ſchon hat er mich verlaſſen, um mit andern Weibern zu leben — ach! mir ſteht das Recht nicht zu, andere zu verachten — aber dieſe Weiber — o Himmel!“

Thränen erſtickten ihre Stimme. Ich hatte — um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſie aus dem Gewühle geführt.

„Und Sie nehmen ihn wieder auf, wenn er wiederkehrt?“ fragte ich ſie.

„Was kann ich thun?“ ſprach ſie, „mißhandelt er mich nicht, jagt er mir nicht Angſt und Schrecken ein? Er iſt ein böſer Geiſt, der mich verfolgt, und mich hat der gerechte Gott, ohne Kraft, ohne Waffen ſeinen Händen übergeben, und ich muß ſeine Sclavin ſeyn. Was habe ich verbrochen, um ſo unglücklich zu ſeyn? — Jetzt muß ich fort. Es iſt ſchon ſpät. Er wollte dieſen Abend kommen, um noch in der Nacht fortzureiſen. Jene Bude bewahrt unſere Schätze: einen Wolf und einen Bären, mit denen ich kämpfen muß. Welch ein Loos! Zwei Tage ſind es, daß er mich ohne Geld, ohne Brod verlaſſen hat, mit drei kleinen Kindern. Heute erhalte ich ein Schreiben, daß er mich dieſen Abend holen werde und daß er mich bei einer Truppe engagirt habe, die nach Polen geht. Die Hauptſache iſt, daß er ſchnell aus dieſem Lande komme, denn ich fürchte, daß ſeine Verbindungen“ —

„Auch das?“ rief ich entſetzt, „o Margarita, ſagen Sie ſich los von ihm, folgen Sie mir“ —

„Stille!“ ſagte ſie, indem ſie den Blick ängſtlich umherſchweifen ließ. „Ich muß wahrhaftig fort, wenn er Sie bei mir erwiſchte! Er ſagt noch oft, daß Sie mich behext haben, und daß er Sie tödten wolle, wo er Sie trifft. Adieu, Auguſt — Adieu für immer!“ Sie reichte mir die Hand.

„Ich war anfänglich erſchreckt Sie wiederzuſehen, und jetzt macht es mich glücklich“ — fügte ſie hinzu.

Ich küßte ihre ſchöne Hand. Sie riß ſich los — Ich ſah ſie im Abendnebel mit ihrem Kinde raſch davoneilen — und habe nie wieder etwas von dem unglücklichen Geſchöpfe vernommen. — — Am andern Morgen waren Wolf und Bär und ihre Eigenthümer nicht mehr im Orte und die Bude ſtand leer. —

Arme Margarita! „wenn wir frei und gleich geweſen wären“ — ſo lauteten die Worte in Deinem Abſchiedsbriefe, den ich ſtets bewahre. Und als wir uns wiederſahen, war ich Schauſpieler, mein Name klebte an allen Straßenecken unter Deinem Bären und Wolfe, der letzte Straßenjunge erkaufte mit wenigen Kreuzern das Recht, mich zu beſchimpfen und meine Kunſt war wahrhaftig nicht der Deinigen zu vergleichen, die Du einſt ſo glänzend ausübteſt, und für die Franconi's Circus ein würdiger Schauplatz geweſen wäre.

V.

Skizzen nach dem Leben.

Ein geſpenſtiſches Hoftheater.

> There are more things in heav'n and earth, Horatio,
> Than are dream't of in your philosophy.
>
> *Hamlet.*

Nicht von unſern gewöhnlichen Hoftheatern will ich hier ſprechen, die gewiß nichts geſpenſtiſches, ſchauerliches an ſich tragen, und deren gräßlichſter Spuk, wenn ſie ihn einmal verſuchen, aus Latten und bemalter Leinwand beſteht. Mein Hoftheater beſtand aus Luft, „Blaſen der Erde, wie ſie das Waſſer erzeugt, wo ſind ſie hin?" wie es in Macbeth heißt.

Man verſpotte immerhin übernatürliche Erſcheinungen. Es gibt deren, die ſo gewiſſenhaft und in beſter Form bezeugt worden ſind, daß man daran glauben muß, wenn man nicht alle hiſtoriſchen Belege über den Haufen werfen will. Ein von vier glaubwürdigen Zeugen unterſchriebenes Protokoll verbürgt die Authenticität meines Factums; und die darin enthaltene Weißagung war lange vor den Ereigniſſen bekannt, die zum Theil in jüngſter Zeit ſie erſt enthüllten.

Karl XI., Vater Karl's XII., war ein despotiſcher Monarch, aber zugleich einer der Weiſeſten, die jemals Schweden beherrſcht haben. Dabei war er aufgeklärt, tapfer, ein großer Anhänger des Lutherthums, unbeugſamen Characters, kalt, entſchloſſen und nach dieſem Allem war wohl anzunehmen, daß ihm Phantaſie und Einbildungskraft gänzlich fehlten. — Er hatte eine Gemahlin Ulrike Eleonore durch den Tod verloren. Seine Härte, ſo ſagt man, ſoll ihre Auflöſung beſchleunigt haben; dennoch trauerte er um ſie, und tiefer, als man es ſeinem harim Herzen zugetraut hätte. Seit dieſem Verluſte wurde er noch ernſter und ſchweigſamer als bisher und überließ ſich den Staatsgeſchäften mit einer übergroßen Anſtrengung, gleich als wollte er dadurch ſich peinlichen Gedanken entſchlagen. — Es war an einem Abende ſpät im Herbſte. Die Stadt war ſtill und wie ausgeſtorben. Italieniſche Sänger hatten der Hoftrauer wegen ihre Vorſtellungen eingeſtellt. Der König ſaß im Nachtgewande und in Pantoffeln an einem großen Feuer, im Schloſſe zu Stockholm. Sein Kammerherr, Graf Brahe, war bei ihm und ſein Leibarzt Baumgarten, der zu den Freigeiſtern gehörte, und von allen Menſchen verlangte, daß ſie nur an die Heilkunſt glauben ſollten. Der König liebte die Geſellſchaft dieſes Mannes nicht ſehr; dieſen Abend hatte er ihn rufen laſſen, um ihn wegen eines Uebelbefindens um Rath zu fragen. — Es war ſchon ſpät; ganz gegen die Gewohnheit entließ der König ſeine Umgelung nicht. Mit geſenktem Kopf, die Augen auf den Teppich des Bodens gerichtet, ſaß er da. Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte, es ſchien, als fürchte ſich der König allein zu bleiben. Denn als ſich Graf Brahe erhob und bemerkte, es ſey Zeit, daß Se. Maj. ſich zur Ruhe begebe; da deutete ihm eine Bewegung des Königs an, daß er bleiben ſolle. Den Arzt, welcher von der Schädlichkeit des Nachtwachens ſprechen wollte, unterbrach Karl mit den Worten: „Bleibt, ich will noch nicht ſchlafen!“ —

Nun wurden mehrere Verſuche gemacht, den König zu zerſtreuen, aber eben ſo fruchtlos. Jede Unterhaltung ſtockte. Endlich hatte Brahe den Einfall, daß die Traurigkeit um den Verluſt der Königin wohl ſeinen Herrn ſo ſehr übermanne, er blieb daher vor ihrem Bilde ſtehen, welches im Kabinete hing, und ſagte dann, mit einem tiefen Seufzer: „Wie ähnlich! So ſanft und ſo majeſtätiſch zugleich wie unſere Königin war!“ —

„Zu geſchmeichelt,“ murmelte Karl zwiſchen den Zähnen, „die Königin war häßlich.“ — Hierauf erhob er ſich noch mißgelaunter und ſchritt durch das Zimmer. Er blieb an dem Fenſter ſtehen, welches auf den innern Schloßhof ging. Die Nacht war finſter, der Mond ſtand im erſten Viertel.

Das jetzige Reſidenzſchloß der Könige von Schweden war zu jener Zeit noch nicht beendigt, und Karl XI., der deſſen Bau begonnen hatte, reſidirte noch in dem alten Schloſſe, an dem einen Ende des Ritterholms gelegen, mit der Ausſicht auf den Mälarſee. Dies iſt ein großes Gebäude in Hufeiſenform. Das Kabinet des Königs lag auf dem äußerſten Flügel, und faſt gegenüber befanden ſich die langen Fenſter des großen Saales, wo ſich die Stände zu verſammeln pflegten, wenn ſie von der Krone zuſammenberufen wurden. — Dieſe Fenſter ſchienen nun mit einem Male ſich zu beleuchten, zur großen Verwunderung des Königs. Anfänglich glaubte er, daß irgend ein Diener dort beſchäftigt ſey, aber die Helle war zu ſtark, als daß man glauben konnte, ſie rühre von einem, oder ſelbſt von mehrern Lichtern her. Eine Feuersbrunſt war es eben ſo wenig, denn nirgends zeigte ſich Rauch, die Scheiben blieben ganz, kein Geräuſch ward vernehmbar. Alles deutete vielmehr auf eine feſtliche Erleuchtung. — Karl blickte eine Zeitlang hinüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Brahe, der gleichfalls Alles bemerkte, wollte einem Pagen läuten, um die Urſache erfragen zu laſſen, aber der König hielt ihm, mit einer plötzlichen Wendung, den Arm und ſprach: „Ich will ſelbſt in jenen Saal gehen.“ Er erbleichte und ſeine Miene drückte Entſetzen aus. — Dennoch aber verließ er mit feſtem Schritte das Zimmer; Kammerherr und Leibarzt folgten; ein Jeder von ihnen trug eine brennende Kerze.

Der Kaſtellan ſchlief bereits. Baumgarten mußte ihn wecken, und ihm im Namen des Königs befehlen, ſogleich den Ständeſaal zu öffnen. Der arme Mann war ſehr überraſcht, erſchien aber bald halbangekleidet, mit ſeinem Schlüſſelbunde vor dem Könige. Zuerſt öffnete er die Thüren der Gallerie, die in den Saal führte. Der König trat ein, doch mit Schauder bemerkte er, daß Alles, von unten bis oben, ſchwarz tapezirt war. „Wer hat dies befohlen?“ fragte er zornig „Niemand, nach meinem Wiſſen,“ erwiederte der Kaſtellan in höchſter Verwirrung. „Das Letztemal noch, wie ich die Gallerie kehren ließ, war ſie mit Eichenholz getäfelt, wie ſie es immer geweſen. Wahrhaftig dieſe Draperien ſind nicht aus der Möbelkammer, Ew. Majeſtät.“ — Der König ſchritt ſchnell vorwärts und hatte das zweite Drittel der Gallerie erreicht. Der Graf und der Kaſtellan waren dicht hinter ihm; nur Baumgarten war ein wenig zurückgeblieben, getheilt zwiſchen Furcht allein zu bleiben, oder ſich in Geſellſchaft einem Abenteuer auszuſetzen, das ſich auf ſo ſeltſame Weiſe ankündigte.

„Gehen Ew. Majeſtät nicht weiter,“ rief mit einem Male der Kaſtellan, „bei meiner Seele! hier iſt's nicht geheuer. Um dieſe Stunde.... und ſeit dem Verſcheiden unſerer gnädigſten Königin... ſpricht man — daß ſie in dieſer Gallerie umgehe.... Gott ſey bei uns!“... — „Halt, Sire!“ ſagte ernſt der Graf, „hören Sie nicht das dumpfe Getöſe aus dem Saale ſchallen? Wer weiß, welcher Gefahr Ew. Majeſtät ſich ausſetzen?“ — „Sire,“ ſchrie ängſtlich Baumgarten, deſſen Licht ſo eben durch einen Luftzug verlöſcht worden war, „erlauben Sie mindeſtens, daß ich einige Dutzend von den Leibtrabanten hole.“ — „Oeffne, Kaſtellan,“ ſprach feſt der König, welcher bereits vor der Thür des großen Saales ſtand. Er ſtieß ungeduldig mit dem Fuße dagegen, und ein dumpfer Ton, wie von fernem Geſchütz, brach ſich an dem Gewölbe der Gallerie.

Der arme Kaſtellan zitterte ſo, daß er den Schlüſſel nicht anzuſtecken vermochte. Der König ſtampfte abermals ungeduldig und befahl dem Grafen zu öffnen. — „Sire," ſagte dieſer zurückweichend, „wenn Ew. Maj. befehlen, gegen eine deutſche oder däniſche Batterie zu ſtürmen, ich werde nicht davor zittern, aber die Hölle herauszufordern, daß ...." Der König riß dem Kaſtellan die Schlüſſel aus der Hand. „Ich ſehe wohl," ſagte er mit Verachtung, „daß dies nur allein mich angeht." Und ehe die Andern es verhindern konnten, hatte er die Thür von dickem Eichenholze geöffnet, und war in den Saal getreten, mit den Worten: „Mit Gottes Hilfe!" — Seine Begleiter, von Neugierde und der Verantwortlichkeit, wenn ſie ihren König verlaſſen hätten, getrieben, drängten ſich ihm nach. —

Der große Saal war mit einer Menge von Kerzen erleuchtet, und eine ſchwarze Umhängung verbarg überall das Getäfel und die Tapeten der Wände. Längs derſelben ſah man, wie gewöhnlich, deutſche, däniſche und moſcowitiſche Fahnen, die in den Feldzügen Guſtav Adolphs erbeutet worden waren. Mitten im Saale aber waren ſchwediſche Fahnen aufgerichtet, welche Trauerflöre umweheten. — Eine ungeheure Verſammlung ſaß auf den Bänken ringsumher. Die vier Stände des Reichs, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bürger und die Bauern hatten ihre Plätze inne. Alle waren ſie ſchwarz gekleidet, nur die Geſichter ſchienen vom dunkeln Grunde herauszuleuchten und blendeten dergeſtalt das Auge, daß keiner von den vier Zeugen dieſer außerordentlichen Scene, den Anblick lange zu ertragen vermochte, und daher auch keiner dieſe Geſichter erkannte. — Auf dem Throne, den der König gewöhnlich einzunehmen pflegte, aber lag ein blutender Leichnam, mit allen Zeichen königlicher Würde angethan. Zu ſeiner Rechten ſtand ein Kind mit Krone und Scepter; zur Linken ein alter Mann, oder vielmehr ein anderes Geſpenſt, das ſich auf die Lehne des Thronſeſſels ſtützte. Er trug das Kleid der alten Reichsverweſer vor der Zeit Guſtav Waſas. An einem Tiſche, dem Throne gegenüber, ſaßen Männer, von ſtrengem, ernſtem Anſehen, gleich Richtern mit Folianten und Pergamenten vor ſich. — Zwiſchen dem Throne und der Verſammlung ſtand ein ſchwarzbehängter Block; ein blankes Beil lehnte daneben. —

Niemand, ſo ſchien es, bemerkte in dieſer übermenſchlichen Verſammlung, die ſo eben Eingetretenen. Dieſe hörten anfänglich nur ein dumpfes Geräuſch, ohne ein Wort verſtehen zu können. Aber bald erhob ſich der Aelteſte der Richter und ſchlug dreimal mit der flachen Hand auf einen Folianten. Eine tiefe Stille erfolgte. Einige junge, hübſche Leute, die Hände auf den Rücken gebunden, traten durch eine Seitenthür ein. Sie gingen mit erhobenem Kopfe und feſtem Blicke einher. Hinter ihnen erſchien ein ſtarker Mann, in einem Koller von braunem Leder, der das Ende des Stricks hielt, womit ſie gebunden waren. Der, welcher der vornehmſte von ihnen zu ſeyn ſchien, blieb vor dem Blocke ſtehen, und ſah mit ſtolzer Verachtung darauf hin. In demſelben Augenblick ſchien der Leichnam auf dem Throne convulſiviſch zu erzittern und friſches, rothes Blut rieſelte aus ſeiner Wunde. Der junge Menſch kniete nieder und reckte den Kopf hin; das Beil blitzte in der Luft und fiel dumpfſchallend auf den Block. Ein Blutſtrom färbte den Boden und vermiſchte ſich mit dem Blut des Leichnams auf dem Throne. Ein abgehauener Kopf prallte ein paar Mal von der Erde ab, rollte dann zu Karls Füßen und färbte ſie roth.

Das Erſtarren hatte ihm die Sprache genommen, nun aber löste ſich ſeine Zunge. Er machte einige Schritte gegen den Thron hin, und richtete die bekannte Formel der Geiſterbeſchwörer an die Geſtalt, im Kleide des alten Reichsverweſers: „Biſt du von Gott, ſo rede; gehörſt du andern Mächten an, ſo weiche von hinnen!" Und das Geſpenſt erwiederte langſam und feierlich: „Karl, König! Dies Blut fließt nicht unter deiner Regierung," und hier wurde die Stimme unverſtändlicher: „Wehe, wehe, wehe dem Blute Waſas!" —

Nach dieſen Worten fingen die Geſtalten an undeutlicher zu werden, und erſchienen nur noch wie gefärbte Schatten. Bald waren ſie gänzlich verſchwunden, die geſpenſtiſchen Lichter erloſchen, und die Kerzen, die Karl und Brahe trugen, beleuchteten matt die alten Tapeten, welche ein leichter Zugwind bewegte. Man vernahm noch eine Weile ein leiſes Rauſchen, wie von Blättern, oder wenn der Wind durch die Saiten der Harfe fährt. Ueber die Dauer der Erſcheinung waren ſie Alle übereinſtimmend, ſie glaubten, daß ſie ungefähr zehn Minuten gewährt haben mochte.

Alles war verſchwunden, bis auf den Blutfleck an dem Pantoffel des Königs. Sogleich zog ſich der König in ſein Kabinet zurück, ließ Alles genau niederſchreiben und unterzeichnete es ſelbſt, dann ſeine Gefährten. Noch während der Regierung des Königs, wurde dieſer Verfall bekannt, welche Mühe man ſich auch gab, ihn zu verheimlichen. Das unterzeichnete Document wird noch bewahrt, und Niemand wagt es, einen Zweifel gegen deſſen Aechtheit aufzubringen. Der Schluß dieſes Documents iſt merkwürdig, er lautet: „Und wenn, was ich hier berichte,“ ſo ſpricht dann der König, „nicht die ſtrengſte Wahrheit iſt, ſo verzichte ich auf die Hoffnung des ewigen Lebens, das ich wegen einiger guten Handlungen wohl verdient haben könnte, beſonders durch meinen Eifer, das Glück meines Volkes zu begründen, und die Religion meiner Vorfahren zu erhalten.“ — Den König verließ der Eindruck dieſer Erſcheinung nicht mehr. Man ließ die Italiener wieder ſingen, und ſuchte den Hof durch Feſtlichkeiten zu beleben, um jenes nächtliche Drama und die entſetzlichen Künſtler, die es darſtellten, aus dem Gedächtniſſe des Monarchen zu verwiſchen. Umſonſt. —

Wenn man jetzt an den Tod Guſtavs III. denkt, ſo wird einem die ſchreckliche Prophezeiung nicht räthſelhaft mehr ſeyn. Der junge Menſch, der geköpft wird, wird Ankerſtröm, der gekrönte Leichnam Guſtav III. ſeyn; das Kind iſt ſein Sohn und Nachfolger Guſtav IV. Adolph; der Greis aber, der Herzog von Südermanland, erſt Regent, dann König, als ſein Neffe die Krone verloren hatte.

Paganini.

Paganini hat ſeit Kurzem in Paris alle gefühlvollen Herzen gegen ſich aufgebracht. Man findet ihn häßlich, abſcheulich! Wie wäre es wohl möglich, daß eine ſchöne Seele in ſolchem Körper wohne? hört man jetzt allgemein. Dieſes fahle, gerunzelte Antlitz, dieſe verwirrten Haare, dieſer ſeltſame Bart — der ſeltſamſte, den man ſah, ſeitdem Männer ihn als Zierde tragen — dieſes düſter blickende Auge, dieſer ſchlotternde, dürre Körper, in den weiten Hüllen der Röcke — die ganze Lebensweiſe endlich — ſeine Art zu eſſen, mit Andern umzugehen — der Hohn, der Zorn, die Geldgier, Alles dies — es iſt keinem

Zweifel unterworfen — er iſt ein Dämon, ein heimtückiſcher Dämon, ohne Herz, ohne Mitgefühl, der für das leidige Violinſpiel allem Beſſern im Menſchen abgeſchworen hat! — Und warum dieſe Veränderung? hört man mit Erſtaunen fragen. Fand man nicht ſonſt ſein Ausſehen geiſtreich, phantaſtiſch, harmoniſch? Ergötzte man ſich nicht daran, ihn ſo cyniſch ſeine Nahrung nehmen zu ſehen? War nicht Alles an ihm pikant, außerordentlich, originell? — Wie war es möglich, ſo ſchell in der allgemeinen Meinung zu ſinken? — Die Smithſon, die arme, unglückliche Smithſon, um die ſich das weite, reiche, kunſtſinnige, romantiſche, neugierige Paris, einen langen, furchtbaren Winter hindurch nicht kümmerte, hatte an Paganini geſchrieben, er möge in ihrer Benefizvorſtellung ſpielen, und er hatte es ihr rund abgeſchlagen. Die ſchöne Fremde hatte von ihrem Schmerzenlager, mit Mangel kämpfend ihre weißen Hände bittend, beſchwörend aufgehoben .... und er konnte es abſchlagen! Und die franzöſiſchen Künſtler waren ja nun ſelbſt zuſammengetreten, um jenen Abend zu verherrlichen, und die Einnahme ergiebiger zu machen, ſelbſt Arnal war mit dem Vaudeville herbeigeſprungen, und Paganini wollte ſeinen Bogen nicht rühren! Das reizte die Pariſer ſo furchtbar gegen ihn auf. Gegen die bleiche, kranke, bittende Smithſon kein Mitgefühl haben, das iſt unmenſchlich! Man hatte ſie vergeſſen, da ſie ihre glänzende Kunſt allein übte — aber krank und bittend und von Arnal und dem Vaudeville unterſtützt, kehrte ſie plötzlich in aller Pariſer Gedächtniß zurück.

Und vor wenigen Tagen nun kündigte Paganini ſein Concert an. Er ſtieg herab von ſeinem ſechſten Stockwerke, das er den ganzen Winter über bewohnt hatte, er mied wieder jene kleinen Traiteurs, wo er gegeſſen hatte, und man ſah den reichen Sonderling, dem London noch beim letzten Beſuche 700,000 Franken gezollt, aus dem Dunkel der ärmſten und erbärmlichſten Umgebung hervorkriechen, um ſich wieder auf dem Boulevard zu zeigen und im Hôtel d' Italie zu 5 Franken zu diniren. Er fuhr im Cabriolet umher, er ſtattete Beſuch ab — er wollte für ſich wieder einmal ſeinen Violinkaſten öffnen, für ſich dieſe Zauberſaiten erzittern laſſen, denn nur für ſich darf er ihn ſchwingen dieſen mächtigen Bogen, der, wie ein ſichertreffendes Geſchoß, das Innerſte der Menſchenbruſt erreicht. Nur ihm zu dienen, iſt jene geheimnißvolle Macht verbunden, nie noch ſpielte er für einen Andern, es liegt etwas Entſetzliches in dem Gedanken, es könnte einen Hoffmann zu einer phantaſtiſchen Erfindung begeiſtern. Nur ihm bringen dieſe Töne, ſo grell, ſo zerreißend, doch immer bezaubernd — Ehre und Reichthümer er darf es nicht wagen, Andern damit zu helfen; ohne ſeinen perſönlichen Vortheil darf er dieſe Töne nicht den Saiten entlocken, es iſt ein Aberglauben dabei, der ihn beherrſcht — er würde Alles verlieren — ſein Inſtrument würde mit furchtbarem Krachen zerberſten — eine Geſtalt erſchiene auf der Scene, vor den Augen der Verſammlung, und würde ihre Rechte geltend machen, wegen der Verletzung des Pactes....

Das Concert, welches er für ſich veranſtaltet hatte, war — trotz der feindſeligen Stimmung gegen ihn — ſtark beſucht. Nur mit dem Beifalle war man ſpärlicher als ſonſt. Aber er ſtand da, wie ein Zauberer, und ſein Inſtrument ächzte ſchmerzvoll, ſeufzte ſchmachtend, liſpelte keuſch, tollte, zürnte, ſchwatzte, neckte, und jubelte unter ſeinen mächtigen Händen.

Und wie das Concert beendigt war — legte er ſtill im einſamen Zimmer, bei der düſterbrennenden Lampe — denn ſein kleiner Achilles ſchlief ſchon in des Vaters Bette — die ſchweren Geldrollen zu den früher erworbenen Schätzen. Dann ſchlich er leiſe hinzu, blickte auf den lieblichen, ſchlafenden Knaben, und das bizarre Geſicht verzog ſich zu einer rein menſchlichen Freundlichkeit.

Für Achilles, ſein Söhnchen, ſein Leben, ſcharrt, ſpart und geizt er — und am Ende iſt der phantaſtiſche, unheimliche Italiäner nichts mehr als ein guter, ſorgender Vater.

Schattirungen

P von P

von

August Lewald.

99, 15126

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1836.

Inhalt.

V. Skizzen nach dem Leben. (Fortſetzung.)
  Signora Chelli aus Rom.
  Eine Reliquie.
  Ali-Baba.
  Miß Smithſon in Paris.
VI. Eine Kloſterzelle. Novelle.
VII. Hans Holbein. Novelle.

V.

Skizzen nach dem Leben.

(Fortſetzung.)

Signora Chelli aus Rom.

P

Es war im Herbſte 1815, in jener trunkenen Zeit, von Vaterlandsliebe, Franzoſenhaß und Napoleonsverachtung, als ich aus Paris in Frankfurt eintraf. Vor wenig Monaten hatte ich noch Jahn an der Stelle geſehen, welche das venetianiſche Viergeſpann eingenommen hatte, nemlich oben auf dem Triumphbogen des Carouſſelplatzes, und jetzt turnte der Mann ſchon lange auf der Haſenhaide, im lieben Vaterlande, die Pferde waren auch ſchon wieder auf dem Markusplatze, wo ſie gleichfalls nicht hingehörten, und ich trieb mich mit deutſchen Doctoren am Rheine.

herum, von denen der Eine mich beauftragte, Jahn eine Herausforderung nach Berlin zu überbringen. — Dieſe Geſchichte gehört eigentlich nicht hieher und ich erwähne dies Alles blos, um unſere damalige Stimmung in Deutſchland zu bezeichnen, die uns zugleich kein Tuch um den Hals, nur Turnhoſen von ungebleichter Leinwand, einen halb polniſchen und halb franzöſiſchen Rock, und ein flaches Barett zu tragen erlaubte. Körner's Kriegslieder waren ſchon vergeſſen, da man nun Frieden hatte; dafür aber war durch Oeſtreicher und Ruſſen viel Antheil für Jocunde und Johann von Paris verbreitet worden, indeß ſich die in Preußen und am Rheine ſtark mit den Nibelungen beſchäftigten, den Kaiſer Octavian wieder goutirten und beſonders große Luſt an einer Judenpoſſe „Unſer Verkehr" empfanden, was damals dem Herrn von Rothſchild in Frankfurt, neben ſeinem ausgebreiteten Banquiergeſchäfte noch viel zu ſchaffen gab, und ihn ſelbſt einmal eine

Reiſe zu einem mächtigen Handelsfreunde nach Kaſſel machen ließ, um die Aufführung jener Poſſe zu hintertreiben, die in dem churfürſtlich-heſſiſchen Flecken Bockenheim aufgeführt werden ſollte.

Im Theater in Frankfurt debutirte damals der berühmte Mimili-Clauren mit einem Luſtſpiele: „der Brauttanz,“ ein Stück, das ſich ganz für eine kriegeriſche Nation ſchickte, die das Schwert zur Pflugſchaar macht und den Helm unter's Dach hängt, damit Tauben darin niſten. Es wimmelt in dem Stücke von reichgewordenen Lieferanten und von Freiwilligen, man vernahm darin ein fernes Echo der Kanonen von Belle-Alliance, man hörte vom „eiſernen Kreuze“ ſprechen, von „der Hyder, welcher man den Kopf zertreten“ und vom „friſchen, freien, fröhlich-frommen Glaubensmuthe.“ Der beſte Spaß in dem Stücke war jedoch der, wo ein Kommerzienrath, oder ſo etwas, ſich die Hand verbrennt, und nun auf Anrathen eines feinen liſtig-verſchmitzten Witzboldes ſie in Dinte ſtecken muß. Dieſe Rolle gab Weidner, und die ganze, große, bedeutungsvolle Zeit war vergeſſen, man ſah nur ſeine ſchwarze Fauſt und ſeine klägliche Miene, die er dabei zog, und lachte — und klatſchte — und lachte wieder — als ob man ſinnig die Dintenverſchlüſſe der Folgezeit darin bemerkt hätte, und freute ſich, daß man einen Dichter wie Clauren beſitze, denn die Friedenszeit will auch wieder Künſte des Friedens ſehen. Und Clauren verſprach ihr viel, obgleich damals Deutſchland nicht einmal wußte, was es jetzt wieder vergeſſen hat, daß er eigentlich Carl Heun heiße, und daß er die Buchſtaben ſeines Namens in ein Kaleidoſkop gelegt, dann ſie tüchtig gerüttelt, durchgeſehen, und nun H. Clauren erblickt habe. So gebärt der Zufall oft berühmte Namen! Hätte das Kaleidoſkop es gewollt, ſo könnte auch irgend ein unausſprechlicher Dichter, etwa: C. Arlauh, ſtatt H. Clauren aus Carl Heun, geworden ſeyn. —

Um dieſe Zeit war es, als in dem ſtattlichen Gaſthofe: „Zum Weidenbuſche,“ der damals ſeines Gleichen ſuchte, eine junge ſehr hübſche Frau erſchien, die ſich im Fremdenbuche: „Signora Chelli, Künſtlerin aus Rom,“ nannte. Man zerbrach ſich mehrere Tage den Kopf, in welcher Kunſt wohl die Dame excelliren möchte, bis daß eine Aufforderung in den öffentlichen Blättern erſchien, folgenden Inhalts:

„Signora Chelli fordere einen Jeden auf, der in der Fechtkunſt auf den Stoß geübt ſey, einen Gang mit ihr zu machen, in der großen Akademie, die ſie auf dem Theater zu geben die Ehre haben werde.“

Man lachte über dieſe Aufforderung und Niemand meldete ſich, um den Gang zu wagen. Man ſehnte ſich, wie ſchon geſagt, nach Künſten des Friedens, man wollte lachen über ſchwarze

Hände, die aus Dintenfäſſern gezogen werden, wem ſollte es einfallen, ſich in der freien Handelsſtadt, die jetzt wieder zu blühen begann, ſich um die Fechtkunſt viel zu kümmern. „Sie mag wieder dahin zurückreiſen, wo ſie hergekommen iſt!“ ſagten die Meiſten und verlangten ſie gar nicht zu ſehen.

Schon dachte man nicht mehr an die Zigonera, als eines Morgens große Anſchlagzettel, die Akademie und assaut d'Armes, für den Abend im Nationaltheater ankündigten. Es hatte ſich ein Gegner gefunden, der alle Gänge mit der Fechterin machen wollte. — Das gab ein Laufen, ein Schwatzen, ein Hin- und Herrennen. Keiner wollte der Gegner ſeyn, keiner ihn nur einmal kennen. Endlich, um Mittag durchrauſchte ein Gerücht die Stadt, das Alles mit Erbitterung erfüllte. — Ein franzöſiſcher Fechtmeiſter, der früher in Frankfurt gewohnt hatte, und dem man des Einverſtändniſſes mit den franzöſiſchen

Machthabern beſchuldigte, hatte — bei der nun herrſchenden Stimmung gegen Frankenthum und Napoleon — ſeinen Wohnſitz ſchnell verlaſſen müſſen, und ſich unter den Schutz des Großherzogs von Heſſen, nach Darmſtadt begeben. Dieſen Mann, ſo hieß es, habe die Fremde, um ihre Vorſtellung in Frankfurt geben zu können, nunmehr kommen laſſen, und er, und kein Anderer, ſey derjenige, der ſich ihr gegenüber ſtellen werde. — Es würde ſchwer ſeyn, wollte ich den Ingrimm ſchildern, der bei dieſer Nachricht ſich aller Gemüther bemächtigte. War man ſchon früher gegen die Fechterin und ihre Kunſt eingenommen, ſo war das Herbeirufen eines, der ganzen Bevölkerung ſo ſehr verhaßten Menſchen genug, auch die allgemeinſte Erbitterung gegen die Fremde hervorzurufen.

Alles, Jung und Alt ſprach von dieſem Gegenſtande, als ſey es das Wichtigſte, was ſich unter der Sonne zutragen konnte. Man ſuchte ſich in Kaffeehäuſern, man beſprach ſich über die Maaßregeln, die man zu nehmen hatte, man durchzog die Straßen, man eilte nach Sachſenhauſen, um die leicht erregbaren Bewohner zur Theilnahme aufzufordern, und ſchon lange vor Eröffnung des Theaters umſtanden dichte, lärmende Haufen daſſelbe, während die Gemäßigtern in belebten Gruppen die Allee und den Pferdemarkt füllten. Man hatte ſich vorgenommen, das rückſichtsloſeſte Verfahren walten zu laſſen, und bei dem Erſcheinen des Fremden nicht nur in den läſtigenden Hohn auszubrechen, ſondern ſogar ihren Gegner mit thätlichen Beſchimpfungen zu empfangen, und ihn zu zwingen, ſogleich das Theater und die Stadt zu verlaſſen.

Man kann denken, daß den beiden kühnen, kunſtgeübten Gegnern, das Herz ſtark ſchlagen mußte, da ſie von dem allgemeinen Unwillen des Volks Kenntniß hatten, und um dem Aufpaſſen des Pöbels zu entgehen, ganz unbemerkt, in denſchloſſener Kutſche, vor einem Hinterpförtchen des Gebäudes angefahren worden, und ſo auf die Bühne gelangt waren. — Die Muſik war nun geendet und Alles ſpitzte den Mund zu Pfeifen. Da trat zuerſt von der linken Seite der Bühne die Signora auf, ging feſten Schrittes zu den Lampen und grüßte nach Fechterſitte die Verſammlung. Es war ein ſehr ſchönes Weib, nicht eben groß zu nennen, doch ſchlank, und der Kopf, das Ideal einer Römerin. In dem Helmſchmucke und den wallenden Federn, dem leichten Bruſtharniſche und der maleriſchen, wohlgeſchürzten Stellung, konnte ſie mit einem guten Bilde der Minerva ſchon verglichen werden, und ihr Erſcheinen war ſo ſtrengſchön und gebieteriſch zugleich, daß es für den Augenblick die Menge entwaffnete und Alles ſtill nach ihr ſchaute. Doch nicht lange währte es, ſo fiel wie eine Schnuppe in Pulver, eine andere Erſcheinung den Leuten in die Augen, die jene friedliche Stimmung alsbald in eine brauſende und kriegeriſche umgewandelt haben würde, wenn man deutlicher dahinter gekommen wäre. Es trat nehmlich der ſchönen Signora gegenüber ein Mann auf, im gelben Waffenrocke und ſchwarzer Rüſtung, den Helm mit dunkeln Federn geziert, aber ein dichtes Drahtſieb vor dem Geſichte. Niemand erkannte den Verhaßten, Niemand wollte annehmen, daß er hinter dem Viſire ſtecke, noch weniger aber eine Enthüllung verlangen und ſo — überraſcht und unmuthig, ſtolz und ſtrenge — ſchien das Publikum jede Perſönlichkeit bei Seite laſſen zu wollen und mit einem Male ſich ganz und gar dem Eindrucke hinzugeben, den die Kunſtfertigkeit der Beiden in ihm hervorzurufen im Stande ſeyn würde.

Nun weiß man aber, daß das Stoßfechten, aus der Ferne geſehen, für die Nichtkenner nicht eben ein beſonders anziehendes Schauſpiel gewährt. Und daß in einer Handelsſtadt nur wenige Kenner der Fechtkunſt und noch weniger leidenſchaftliche Liebhaber derſelben angetroffen werden, darf man wohl nicht erſt verſichern. Der erſte Gang war beendigt, und das ganze Schauſpiel war allen ſo bedeutungslos erſchienen, daß nun jener Zorn, der dem Manne hinter dem Siebe eigentlich gelten ſollte, in vollen Spenden ſeiner Kunſt dargebracht wurde und ein lauter, wilder Lärm ſo überhand nahm, daß an eine Fortſetzung des Schauſpiels nicht gedacht werden konnte.

Die ſchöne Römerin, die meine ganze Theilnahme in Anſpruch genommen hatte, ſtand regungslos, wie ein herrliches Steinbild, und ließ die ſchwarzen Augen feurig und unverwandt auf der Menge ruhen, in der Meinung, dies Toben werde ſich legen. Sie hatte vielleicht von den ruhigen, tiefen, beſonnenen, ſtillen und frommen Deutſchen daheim in ihrem Vaterlande gehört, und ſie — die leidenſchaftliche, heiße Römerin — die oft genug Meſſergefechte an der Tiber mitangeſehen hatte, glaubte aus Erfahrung zu wiſſen, daß ſolch ein Sturm nicht lange anhalte. Aber von Minute zu Minute wuchs das Toben und Geſchrei, Niemand wußte, was man eigentlich wolle, es war eine Wuth ohne beſtimmten Gegenſtand, eine Luſt am Lärmen, man ſchrie den Namen des Fechtmeiſters, man ſchimpfte auf das Rapierfechten, man ballte Fäuſte und rief: „ſo verſtehen wir's beſſer!“ man fluchte Napoleon, man ließ Blücher leben, dabei ſchrie man ſelbſt ein wenig: Hurrah!

Neben den ſchönen Fechtern ſtand die unwillkommene, finſtere Geſtalt des Menſchen da, gleich der Erſcheinung des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans. Endlich wollte er wieder anfallen, dieſer Einfall aber erregte ein ſo gellendes Pfeifen von allen Plätzen, und ein ſolcher Hagel von harten und weichen, kleinen, runden Gegenſtänden erfolgte, daß beide Kämpfer den Kampfplatz eiligſt verließen und der Vorhang niederrauſchte.

Das Schauſpielhaus entleerte ſich; obgleich Niemand an's Nachhauſegehen dachte. Man hielt die eine Seitenthür belagert, die auf die Bühne führte, um hier jeden Herausgehenden zu beobachten, und den ſchwarzen Ritter, falls er kommen ſollte, mit den ihm zugedachten Ehren in ſein Quartier zu begleiten. Andere waren nach dem Gaſthofe „zum Weidenbuſche“ gelaufen, um hier die Signora, beim Nachhauſekommen in Empfang nehmen. — Dieſen gelang ihr Vorhaben beſſer als den Andern. Die nicht ohne Grund beſorgte Theaterverwaltung hatte von einer wenig beachteten Noththür Gebrauch gemacht, und die Fechter ganz unbemerkt hinausſchlüpfen laſſen, ſo daß ſie unangefeindet aus dem Gedränge kamen. Die Signora jedoch wurde bei ihrem Eintritte in den Gaſthof erkannt, und erreichte, hin- und hergeſtoßen, unter gemeinem Schimpfen, die Treppe, wo ſie ohnmächtig zuſammenſank und in ihre Zimmer hinaufgetragen werden mußte.

Nachdem dies Alles ſich ſo zugetragen hatte, und nach Verlauf von einigen Stunden ſich die Sachſenhäuſer und die ihnen Verwandten entfernten, gingen die Höhergeſtellten in die nahen Wein- und Gaſtſtuben, um hier einen lebhaften Diſcurs über dieſen Gegenſtand von ſo großem Belang bis in die ſpäte Nacht zu unterhalten.

Ich hatte mich in den Schwan verfügt und mir bereits ein Glas Rüdesheimer Eilfer, voll Feuer und Blumenduft zu Gemüthe gezogen, als ſich rings um mich her die Tiſche mit Leuten füllten, die ſtill tranken und aßen und mit böſem Ausdrucke zu belauſchen ſchienen, was ein kleines Häufchen junger Doctoren, die eben erſt von Marburg, Gießen oder Heidelberg gekommen waren, um eine Anſtellung zu ſuchen, mit großem Eifer verhandelte. — Sie waren empört über die Behandlung der Fremden, ſie prieſen ihre Kunſt, in der ſie ſelbſt Meiſter zu ſeyn vorgaben, ſie ſchimpften über die, ſo nichts davon verſtanden, und boten einem Jeden die Klinge an, der ihnen ſtehen wollte, kurz ſie führten eine Sprache, die allen Andern, die im Zimmer ihren Wein tranken, nicht gefallen konnte. Ich hatte nicht ſobald ein paar Bekannte unter den Doctoren entdeckt, als ich freundlich zu ihnen rückte, ihrer Meinung mich anſchloß und mit Freuden mich dazu bereit erklärte, der Signora Chelli ein Vivat zu bringen. — Es wurden mehr Flaſchen gebracht, und unſer Enthuſiasmus war im ſchönſten Steigen. Wir waren ungefähr zwanzig, außer uns wohl noch hundert in dem Saale, aber Niemand ſprach jetzt mehr außer uns. Endlich mahnte die Mitternacht, wir brachen auf, verließen ſtill das Zimmer und ſtellten uns dicht geſchaart unter die Fenſter des gegenüberliegenden Gaſthofes „zum Weidenbuſch.“ Die ganze übrige Bevölkerung des Schwanen war uns auf dem Fuße gefolgt.

In dem Zimmer der Signora flimmerte ein matter Schein, wie aus einer Krankenſtube. Dies machte zwar einen recht wehmüthigen Eindruck, aber die Beſorgniß, den Schlaf der Kranken zu ſtören, konnte nicht aufkommen, wir waren im Innern überzeugt, daß unſer Vivat ſie angenehm erwecken würde. Und ſomit ſchrieen wir denn aus vollen jugendlichen Kehlen, auf ein Zeichen, mit einem einzigen, majeſtätiſchen Schalle, ein dreimaliges Vivat hoch der Signora Chelli! — Sie mochte wohl ſehr darüber erſchrocken ſeyn und ſich denken, man komme, das Haus zu ſtürmen, denn erſt nach einer guten Weile ſahen wir den Vorhang am Fenſter ſich heben, und als nun unſer Vivat ſich wiederholte, das Fenſter ſelbſt öffnen, und einen Mann, den Begleiter der Dame, in gutem Italiäniſch, uns ihren Dank und ihre Gefühle hinabrufen. — Einer von uns, der italiäniſch ſprach, ich glaube, ich war es ſelbſt, rief ihm nun zu, wie wir dies für unſere Schuldigkeit gehalten hätten, und wie wir bäten, uns noch einmal das Vergnügen ihrer Fechtübungen gönnen zu wollen, wo wir für jede Störung aufzukommen versprächen und sie des ungemessensten Beifalls versicherten. — Er aber erwiederte hierauf, daß die Signora bereits Morgen abzureiſen gedenke, und es daher bedauern müſſe, unserm Wunsche nicht nachkommen zu können. Wir baten nun einstimmig, ein Ehrengeleite von uns anzunehmen und uns zu erlauben, auf eine eclatante Weiſe die ihr angethane Beleidigung gut zu machen. Hier verschwand der Italiäner vom Fenster, kehrte jedoch bald wieder zurück: Die Signora ſey ſo angegriffen, rief er herab, daß ſie nicht ſelbſt erſcheinen könne, für unsere Güte zu danken, ſie fühle ſich aber demungeachtet ſehr gerührt davon, ihre Abreiſe ſey, um keiner neuen Erniedrigung ſich auszuſetzen, auf den nächſten Morgen bei früher Zeit angeſetzt, wo die Straßen noch leer wären. — Hiemit waren wir jedoch nicht zufriedem. Der Ruf: Signora Chelli! erſcholl nun ſo donnernd und ſo oft wiederholt, daß ſie endlich nachgeben mußte und von dem Begleiter und ihrem Mädchen unterſtützt, am Fenſter ſich zeigte. Wir eröffneten ihr die Bitte, ihre Abreiſe bis zum Mittage zu verſchieben und unſere Begleitung anzunehmen, und erſt, als ſie hierin gewilligt, zogen wir ruhig von dannen, und ließen die ſtarren Haufen der Gegenparthei, die ſich nichts zu unternehmen getraut hatte, gleichſam ganz unbeachtet und unbemerkt im Rücken.

Am Morgen des andern Tages boten wir alle Bekannten auf, einige Künſtler und junge Angeſtellte im öffentlichen Dienſte ſchloſſen ſich an, und was in Frankfurt an Philiſtern und Miethwagen aufzutreiben war, wurde aufgetrieben. Endlich um die Mittagsſtunde ſah man die zurückgeſchlagene Chaiſe der Signora Chelli, von muthigen, trotzigen und herausfordernden Reitern und einem langen Zuge von Wagen gefolgt und umgeben, durch die Zeil der Sachſenhäuſer Brücke zufliegen.

Die Sache hatte weiter keine Folgen; aber dieſe, wie ſo viele andere Geſchichten, die ich ſelbſt erlebt habe, lieferten mir den Beweis, daß ſtets die rechte Geſinnung im Publikum herrſchend bleiben muß, wenn ſie nur Einige mit Kraft vertreten, obgleich es intriguanten Partheien für einige Zeit wohl gelingen kann, eine Oberhand zu erlangen und die öffentliche Stimme an ſich zu reißen. Die Partheiungen zerſtören ſich ſelbſt; alle Beſſern ſchämen ſich bald, daß ſie ſich mißbrauchen ließen, und wer nicht Geduld und Ruhe dabei verliert, erfreut ſich immer des Sieges der Gerechtigkeit.

Eine Reliquie.

In der Hamburgiſchen Theatergarderobe, wo die Kleider der Comparſen, die Bären, Affen und anderes Gethier aufbewahrt werden, hängt ein altes Wamms, von ſahlgrauem Mancheſter mit kleinen, ſchwarzen Pünktchen, ärmlichen Puffen von ſchwarzem Seidenzeuge und dünnen, ganz unſcheinbaren Silberſchnürchen kärglich verziert, die an der Schulter Schleifen bilden, wie es die ſpaniſche Mode erfordert. Der originelle Aufſeher dieſes Theils der Garderobe, ein ehemaliger Ziethen'ſcher Huſar, der einſt bei Schröder ſich als Sänger anwerben laſſen wollte, aber als ſein

Leibſchneider bei ihm blieb, der ſehr Vielen in und außer Hamburg wohlbekannte Gebhardt, deſſen Leben zu ſchreiben ich mir vorgeſetzt habe, zeigte mir einſt dies Wamms, mit der ihm eigenthümlichen, komiſchen Ciceronenweiſe. Er meinte: „es hätte längſt verdient, einmal in einem eigenen Glasſchranke aufbewahrt zu werden, und ein Pergament daneben, um die Bedeutung dieſes Wammſes einer ſpäteren Zeit aufzubewahren. Aber die Herren laſſen es ſo verkommen,“ ſetzte er hinzu, „und bekümmern ſich nicht darum.“ Ich ſah ihn lächelnd an, denn der alte, ſchwatzhafte Mann erlaubte ſich allerlei gutmüthige Scherze mit mir, den er ſeinen Schulkameraden nannte, weil er ſo wie ich, das altſtädtiſche Gymnaſium in Königsberg beſucht hatte, mit dem einzigen Unterſchiede, daß beinahe funfzig Jahre dazwiſchen lagen. „Und was iſt's denn damit?“ fragte ich, als er ſich über mein Zweifeln zu ereifern ſchien. „Dies Wamms,“ erklärte er mit großem Ernſte, „hat unſer ſeliger Herr Schröder zu London in der Verſteigerung erſtehen laſſen, die nach dem Tode des berühmten engliſchen Schauſpielers mit ſeinen Effekten vorgenommen wurde." —

„Was wäre das?" rief ich, indem ich das Wamms aufmerkſamer betrachtete. „Dies ein Stück aus Garrick's Garderobe?"

„Ja, Garrick, ganz richtig!" fiel mir der alte Gelhardt in's Wort. „Der ſelige Herr Schröder hat bis an ſein Ende den Doctor Bartolo im Barbier von Sevilla in keinem andern Kleide geſpielt, als in dieſem. Es war auch ein ſchwarzer Mantel dabei, der iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden, weil er ganz zerfetzt wurde."

Er meinte den Bartolo, im Luſtſpiele von Beaumarchais.

Ich ſah das Wamms gerührt an. Es hing von langen grauen Geweben umſponnen, zwiſchen dem weißen und ſchwarzen Bärenkopf, die zu

„Bär und Baſſa“ gebraucht wurden. Unter ihm baumelten die blauen Röcke der Waiſenkinder, aus der Oper „das Waiſenhaus,“ und darüber ſchwebte ein ächter, chineſiſcher Schlafrock, den Schröder als Lear zu tragen pflegte.

Vor dieſen todten Zeugen einer hingeſchwundenen Zeit zog die ganze Kunſtgeſchichte des deutſchen Theaters, wie ein lebendiges Panorama an mir vorüber. Ich ſtand auf ſeinen Höhen, ich träumte Garrick und Schröder zu erblicken, und ſchweifte bis hinab zu Bär und Baſſa. Mein Arm ſtreckte ſich unwillkührlich aus, meine Hand ergriff mechaniſch Garrick's Wamms, ich glaube, ich wollte es anziehen, da krochen alte Spinnen daraus hervor, eine Menge von Inſekten ſchwirrten aus den Aermeln und Näthen und flatterten ſchwerfällig um meinen Kopf. Ich gedachte der Inſekten in Fauſt's Talare, als Mephiſtopheles ihn im 2. Theile anlegt; aber dieſe in Garrick's Wamms ſangen nicht wie Jene —

nur der alte Gelhardt nieſte wiederholt, weil ihn der Staub kitzelte.

„Iſt dies Alles,“ dachte ich, „was von Euch und Eurer Kunſt auf die Nachwelt kommt, große Männer, und wird ſelbſt dieſe Hülle ſo wenig von Euern kleinern Nachfolgern beachtet? Nichts iſt im Stande, uns zu zeigen, wie Ihr waret, aber dieſes graue, einfache Wamms, worin einſt die edelſten Mimen wirkten und ſchafften, ſollte mir dennoch dazu dienen, eine erbaulichere Stimmung in ſo manchem modernen Kunſtjünger hervorzurufen. Den erſten Liebhaber wollte ich hieher führen, wenn ihm das Kleid nicht reich genug ſcheint, der Anzug nicht balletmäßig genug ſeyn kann, und ihm die Worte: Einfachheit, Garrick und Schröder! zurufen. Wenn er ſich brüſtet mit ſeiner Kunſthöhe und die Stelzen überſieht, worauf er ſchreitet, dann ſollte der alte Gelhardt ihm das Wamms vorhalten und ihm ſagen, daß einſt Größeres da war und ſpurlos hinſchwand. Und wenn er es unter ſeiner Würde hält, dieſe oder jene Rolle zu übernehmen, dann zeige man ihm die Gewande der hohen Prieſter, das Kleid Garrick's, und den Mantel Lear's, den Schröder trug, wie ſie hängen bei den Waiſenkindern, die längſt geſtorben ſind wie ſie, und bei den Bären, die nur allein noch leben, und den ekeln Inſekten, die das Leben des Grabes bezeichnen. Wenn Euch dann Euere geträumte Größe nicht mit Schauer erfüllt, Ihr Heroen der modernen Bühne, ſo ſeyd Ihr nur eitle Hiſtrionen und unwürdig, den Theater-Hort in der Hamburger Comparſengarderobe jemals zu erblicken.“

Meine Gedanken waren laut geworden, und der alte Gelhardt hatte ſich verwundert von mir entfernt.

Ich ſtieg hinab und ſprach von meinem Fund. Für jetzt wußten noch einige darum. Das Wamms hängt aber wohl noch am alten Platze, und auch der alte Gelhardt iſt ſeitdem geſtorben. —

Ali-Baba.

1.

Es war das Concert des Herrn von Beriot. Er, der ſo glücklich iſt, wie Paganini zu ſpielen, und die ſchöne, liebliche Malibran zur Frau zu haben. Ich trat in die Loge einer berühmten Künſtlerin. Der Glanz überraſchte mich. Alles ringsumher in blendender Toilette und im reichſten Schmucke. Die Loge ſelbſt mit blauer Seide tapeziert, Atlasſeſſel von gleicher Farbe, Fußſchemel, Teppich, Spiegel. „Es iſt Rothſchild's Loge," ſagte man mir, „ſie haben ſie zum heutigen Concerte nicht behalten." Grade wie bei uns, dachte ich in meinem Sinn, das müſſen ſie noch von Frankfurt her gewohnt ſeyn. Wie könnt' ich eine ſo koſtbar eingerichtete Loge auch nur für einen Abend einem Andern überlaſſen!

Beriot ſpielte, und Alles horchte und war entzückt; nun ſang Signora Tadolini, eine Frau, der man wahrhaftig bei mancher deutſchen Hofbühne freudig zuhören würde, aber da plauderte Alles. Die Künſtlerin, die an dieſem Abende den Fauteuil der Frau von Rothſchild uſurpirt hatte, zog mehr an, wie die gute Signora, trotz aller Mühe, die ſie ſich gab, und trotz aller Unabſichtlichkeit Jener. Es kam ein dicker Redacteur des Courrier-français, Offizier der Ehrenlegion, ein Gönner der Kunſt in einer gewiſſen Sphäre, zu ihm geſellte ſich ein talentvoller Maler, der das ächt geſellige Talent eines jungen Pariſers in ſich vervollkommnet hatte, mit jungen Leuten über die Schnur zu hauen, in höherer Geſellſchaft aber den Mann von Erziehung zu zeigen, was bei uns zu den größten Seltenheiten gezählt werden darf; dann traten ein Banquier, ein Militair, lauter ſchöne ſtattliche Leute, in ſehr feinem, geſchmackvollem Anzuge zu uns ein. Meine ſchöne Künſtlerin war nicht ſehr geſprächig. Man ſpendete ihr die ſchönſten Blumen der vorübergehenden Bouquetière, man erwähnte des glänzenden Balles beim Baron Vigier, der nach dem Concerte Statt haben ſollte, man ſprach Politik, Literatur, Kunſt, „on parla raison enfin,“ was in der Regel viel ſagen will. Meine ſchöne Künſtlerin trommelte mit den Fingern auf das Atlaspolſter der Logenbrüſtung, ein ſicheres Zeichen, daß die Herren ſie Alle ennuyirten. Mit einem Male belebt ſich ihr Blick. Sie richtet ſich aus ihrer nachläſſig zurückgelehnten Stellung in die Höhe; ſie ſcheint einen erſehnten Gegenſtand zu erwarten. Ich folge ihren Augen und erblicke unweit von uns, mühſam auf dem etwas abſchüſſigen Balcon, der vor den Logen hinläuft, einen kleinen, alten Mann ſich fortbewegen, durch die Sitze ſich drängen, und mit einiger Haſt zu uns hinſtrebend. Die Künſtlerin ſteht auf, beugt ſich zu ihm hinüber, ergreift ſeine Hand, und neigt den ſchönen Kopf ſo nahe darauf hin, daß es den Anſchein hat, als wolle ſie ſie küſſen. Meine Verwunderung wächſt, ich betrachte den Fremden mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, der freundliche Worte, voll einfach treuherzigen Wohlwollens, an die Künſtlerin richtet. Das iſt kein Franzoſe, denk' ich mir — ich hör's am Accente; aber auch kein Deutſcher — mir zeigt's ſein Ausſehen. Und doch hat der Ausdruck ſeines Weſens ſo viel vom Deutſchen, daß ich ihn gern dafür halten möchte. Er war klein, etwas gebeugt, der Kopf groß im Verhältniß zu ſeinem Körper, die Geſichtszüge ernſt, tief, die Naſe ſtark; die Augen klein, gutmüthig; die grauen Haare, kurzgeſchnitten, doch voll und etwas emporſtehend. Er trug einen alten, dunkelgrünen Frack und das rothe Band im Knopfloche.

2.

„Er wird alt,“ ſagte der Redacteur Mr. L. B....., nachdem ſich der Fremde entfernt hatte.

„Ach es wirkt ſo wohlthätig auf mich, wenn ich ihn ſehe und ſpreche,“ rief die Künſtlerin aus. „Wie ſehr verehre ich ihn — ſeit Mozart und Beethoven todt ſind, lebt nur der Einzige noch.“ —

„Wer war der Mann?“ fragte ich ſchnell, denn meine Neugier ließ ſich nicht länger zurückhalten.

„Cherubini,“ war die Antwort.

„Ja, Cherubini,“ fiel unſer dicker Redacteur ein, indem mein Auge auf den Platz des Balcons mit Aufmerkſamkeit ſich heftete, den der Meiſter jetzt wieder eingenommen hatte. „Kerubini, nicht Scherubini, wie ihn Napoleon ſtets in einer Anwandlung böſer Laune zu nennen pflegte. Napoleon war dem alten, grämlichen Maeſtro niemals hold, je nun, dafür wird er jetzt von ſchönen Damen fromm verehrt.“

„Sie ſagen, daß Napoleon ihn haßte?“ fragte ich neugierig.

„Haß — das iſt zu viel geſagt — nicht leiden mocht' er ihn.“ erwiederte mein dicker Freund. „Man erzählt vielerlei Geſchichten davon. Es war im Jahre 1800, als Cherubini ſeinen Waſſerträger aufführen ließ. Damals hatte er wohl den Gipfel ſeiner Celebrität erlangt, und damals war es, daß er zum erſten Male dem General Bonaparte bekannt wurde. — Das Conſervatorium war organiſirt worden, und man benachrichtigte den Director, daß Bonaparte einen Marſch von Paeſiello aus Italien mitgebracht habe, den er zu hören wünſche. Der Director wollte aber dieſe Gelegenheit benutzen, dem General ſeine Muſiker in einem bedeutendern Tonſtücke zu zeigen. Er wählte hiezu eine Trauermuſik, die Cherubini auf den Tod des Generals Hoche geſetzt hatte. — Bonaparte ſtutzte, daß man ihm mehr gab, als er verlangte. Er glaubte, man wolle ihm eine gute Lehre geben, in Zukunft keine fremde Muſik nach Frankreich zu bringen. Vielleicht auch ward er empfindlich, als man ihm Hoche's Lob vorſang; kurz er war auffallend verſtimmt und ungehalten und nach Beendigung des Stücks ging er auf Cherubini zu und erſchöpfte ſich in Lob über Paeſiello und ſeine Werke. „Das iſt der erſte Componiſt," ſagte er, und um Cherubini ſelbſt die Hoffnung zu rauben, noch als zweiter glänzen zu können, beeilte er ſich, nach Paeſiello gleich Zingarelli zu nennen. So oft ſeit jenem Augenblicke Napoleon mit Cherubini ſprach, fing er immer mit dem Lobe Paeſiello's und Zingarelli's an. — Einſt wurde Cherubini zum erſten Conſul zur Tafel geladen. Man ſpeiſte im Erdgeſchoſſe, in den Zimmern von Madame Bonaparte. Dieſe Mahlzeit war ſo kurz, daß der arme Cherubini, der mäßigſte Muſiker der Welt, kaum Zeit hatte, eine Cotelette zu verſpeiſen. Man ſteht auf, man verfügt ſich in den Salon, zum großen Erſtaunen des Componiſten kommt der erſte Conſul gerade auf ihn zu. Er hatte die Eigenheit angenommen, den Namen Cherubini immer franzöſiſch auszuſprechen. „Alſo Mr. Scherubini,“ fing er an, „die Franzoſen ſind in Italien!“ Gottlob, daß es die franzöſiſche Muſik nicht iſt, wollte ihm wahrſcheinlich der ſchroffe Italiener erwidern, er ward aber, ſo ſauer es ihm ankam, zum Hofmann, und erwiderte: „Wohin ſollten ſie nicht unter einem ſolchen Führer noch gelangen?“ Freunde von mir, die ihn bei dieſer Gelegenheit beobachteten, konnten die Miene nicht komiſch genug ſchildern, die er annahm, um dieſe Schmeichelei vorzubringen. Nun kam Bonaparte gleich auf franzöſiſche und italieniſche Muſik, und das Lob Paeſiello's und Zingarelli's war da. Bald wurde das Geſpräch italieniſch, bald franzöſiſch geführt, Wenn Cherubini im Zuge war, italieniſch zu ſprechen, unterbrach ihn Bonaparte franzöſiſch, und ſo wie in dieſen Sprüngen mußte er ihm auch in den Evolutionen folgen, die es ihm mitten im Saale, die Kreuz und Quere zu machen beliebte. — „Ich liebe ſehr Paeſiello's Muſik, ſie wiegt mich ſo ſanft. Sie haben Talent, aber Ihre Begleitung iſt zu ſtark." — „Bürger-Conſul, ich habe mich nach dem Geſchmacke der Franzoſen gebildet. Paese che vai, usanza che trovi." — „Sie haben eine Lodoiska gemacht, die ſehr gefallen hat." Von dem Waſſerträger, der eben im Zuge war, erwähnte er nichts, endlich ſagte er kurz: „Mit einem Worte, ich liebe die monotone Muſik." — „Aber Bürger-Conſul, die Monotonie ſcheint mir in jeder Kunſt verwerflich." — Nun erklärte Bonaparte, was er unter monotoner Muſik verſtehe, nemlich eine ſolche, die ihn „ſanft wiegte.“ „Aha, ich verſtehe,“ ſagte Cherubini, „Sie lieben eine Muſik, die Sie nicht hindert, an Staatsangelegenheiten zu denken.“ Der erſte Conſul wandte ſich ab; die Unterredung war beendigt. — Während ſpäter in Wien Cherubini Faniska ganz friedlich componirte, war es Napoleon eingefallen, die Schlacht bei Auſterlitz zu gewinnen. Er erfuhr von Maret, daß der Componiſt in Wien ſich befinde. Er ließ ihn kommen. „Wie, Sie ſind hier?“ — „Man hat mich kommen laſſen, zwei Opern zu componiren.“ — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgeſetzten?“ — „Der Miniſter hat mir den Abſchied ertheilt.“ — „Je nun, da Sie einmal hier ſind, ſo wollen wir Muſik machen. Sie ſollen meine Concerte dirigiren.“ — Und ſo war abermals der Bewunderer Paeſiello's von Cherubini überrumpelt worden. Doch verläugnete ſich der Liebhaber der ſanften Muſik keinen Augenblick. Während des erſten Concerts zeigte er ſich überaus ungeduldig. „Mr. Scherubini, das Orcheſter iſt zu hoch.“ „Sire, ich muß mir erlauben, zu widerſprechen.“ — „Wenn ich ſage, es ſpielt zu hoch, ſo meine ich, es iſt zu ſtark, es macht zu viel Lärm.“ — Cherubini ließ pianiſſimo ſpielen, und der Kaiſer wurde ſogleich wieder heiterer. So ſehr war er zur Milde geſtimmt! — Einſt in Schönbrunn war eine kleine muſikaliſche Unterhaltung. Cherubini ſtand am Flügel, Creſcentini ſang. Dazwiſchen ſprach immer der Kaiſer, und zwar ſeinem Syſteme getreu von Paeſiello mit Cherubini, von Marcheſi mit Creſcentini. „Das nächſte Mal, Creſcentini,“ ſagte er zu dem Sänger, „werden Sie mir die Arie des Vaters aus Paeſiello's Nina vorſingen.“ — „Aber Sire,“ ſprach ganz entſetzt der Soprano, „das iſt eine Baßarie.“ — „Was liegt daran?“ und hiebei wandte ſich der Kaiſer zu Cherubini, „kann er ſie nicht ſingen?“ — „Sire,“ entgegnete dieſer, „er kann ſie ſingen er eine Octave höher." — „Je nun, ſo ſoll er's machen, wie er's kann, ich beſtehe nicht auf eine Octave." — Er liebte in der That die Muſik nicht. Man behauptet, daß der Donner der Kanonen ihm das Trommelfell verdorben hatte. — Dabei blieb es nun. Creſcentini hatte nicht nöthig, eine Octave höher zu ſingen. Der Friede ward unterzeichnet, Napoleon verließ Schönbrunn, Cherubini aber blieb in Wien und ließ 1806 ſeine Faniska aufführen, die alle Kenner entzückte. —

Hier klatſchte man. Das Concert war geendet; ich hatte nichts davon gehört, wohl aber war ich voll innerer Muſik und zwar der tiefen und erhabenen des von mir ſo hoch verehrten Meiſters, Cherubini.

3.

Andern Tages beſuchte ich einen bekannten Muſikfreund. Ich nannte ihm nur Cherubini's

Namen, um ihn ſogleich zu elektriſiren. „Iſt es nicht entſetzlich," ſagte ich, „daß der Mann noch bei ſeinem Leben von ſeinen Zeitgenoſſen faſt vergeſſen iſt?" „Vergeſſen?" rief lachend mein Freund. „Wer könnte ihn vergeſſen? dafür ſorgt er ſchon ſelbſt. Mehr als ein halbes Jahrhundert voll Arbeit, Glück und Ruhm ruht zwar auf dem Scheitel des ehrwürdigen Greiſes, aber noch ſteht er rüſtig da. In Ihrem Vaterlande iſt die Muſik eine Religion, man feiert Muſikfeſte, aber auch uns bereitet ſich ein ſolches Feſt vor, ein ſo großes, ſchönes und erhabenes, das keinem ähnlichen weichen wird. Es wird von allen Verehrern der hohen Tonkunſt feierlich begangen werden, wenn der glorreiche Componiſt der Lodoiska, Medea und des Waſſerträgers, der dreiſtimmigen Meſſe und noch ſo vieler göttlichen Werke, uns das Reſultat ſeines Lebens, ſeine letzten Studien, das gewiſſenhafteſte Bekenntniß ſeiner Künſtlerbruſt darbringen wird. Es wird ein Meiſterwerk ſeyn, denn Cherubini iſt einer jener großen Genien, welche die Zeit achtend verſchont. Für dieſe Begünſtigten des Himmels bringen die Jahre nicht das Alter, ſondern die Erfahrung und die Kraft.“

Er ſchien begeiſtert. Das Werk, wovon er ſprach, iſt Ali-Baba. — Der Lebenslauf des Künſtlers Cherubini, der ſo große Meiſterwerke hervorbrachte, iſt noch nicht beendigt, Ali-Baba wird erſt den Schlußſtein bilden. — Ich verließ meinen Kenner und Freund und bin begierig, wie Paris, wie die Welt, das letzte Werk des greiſen Meiſters aufnehmen wird! —

Cherubini iſt ein Florentiner, geboren 1760. Seit dem 9ten Jahre componirt er. Seine erſten Meiſter waren Bartolomeo und Aleſſandro Felici. Im 18. Jahre ſtudirte er unter Sarti in Bologna, auf Koſten Leopolds II., Großherzogs von Toscana. 1784 hatte er bereits einen ſolchen Namen, daß er nach London berufen wurde, wo er la finta principessa und Giulio Sabino ſchrieb. Auf ſeiner Reiſe wurde er in Paris mit Viotti bekannt. Sie blieben Freunde. Seit 1786 gehörte er und ſein Ruhm Frankreich. 1788 erſchien Ifigenia in Aulide und der herrliche Demophon, wozu ihm Marmontel das höchſt unpoetiſche Buch lieferte. Für die Italiener in Paris ſchrieb er: I Viaggiatori felici, und das berühmte Quartett: Cara, da voi dipende. 1791 wurde im Theater Feydeau Lodoiska gegeben. Hier begann eine neue Aera für dieſe Bühne. Berton gab Montano und le delire; Mehul, Euphroſine; Leſueur, la caverne. Dann folgten Medea, Eliſa und l'hôtellerie - portugaise; 1800 erſchien der Waſſerträger. Faniska 1806, in Wien; 1815 ging er nach England, um die philharmoniſchen Concerte zu dirigiren. 1809 ſchrieb er Pimmalione für den Hof. 1810 Crescendo für die komiſche Oper. 1816 die Abencerragen für die große Oper.

In den letzten Jahren ſchrieb er ſeine herrlichen Meſſen, Pſalmen und ſein Requiem. Carl X. ernannte ihn zum Offizier der Ehrenlegion, und 1822 ward er Director des Conſervatoriums, das ihn noch mit Stolz an ſeiner Spitze ſieht.

Miſs. Smithſon in Paris.

Wandelbar iſt Alles in der Welt; mehr als Alles jedoch die Gunſt des Publikums. Wer hätte nicht ſchon in ſeinem Leben, an ſich oder Andern, dieſe Erfahrung beſtätigt gefunden? Am meiſten aber ſind die Schauſpieler dieſem Wechſel unterworfen. Zeigte dies uns nicht das Beiſpiel einer Haizinger, deren erſtes Erſcheinen auf einigen Bühnen alle Köpfe in Exaltation verſetzte, und die dann kaum mehr im Stande war, ein Händepaar zum Klatſchen und ein anderes zum Niederſchreiben eines dürftigen Sonnets zu bewegen? — Ein ähnliches, wenn gleich tiefer ergreifendes Schauſpiel liefert in unſern Tagen, die berühmte engliſche Schauſpielerin Miß Smithſon.

Es ſind nun ſechs Jahre, als ſie zum Erſtenmale in Paris erſchien, umgeben von der Elite des engliſchen Theaters, um den nach neuen Genüſſen ſtets lüſternen Pariſern die engliſche Tragödie und Komödie vorzuführen.

Bis dahin war Shakespear mit dem bekannten Bann der Klaſſiker in Frankreich belegt und „ce sauvage ivre,“ wie ihn Meiſter Arouet benannte, galt bei den habitués für ein mit Blut und Unzucht beſudeltes Ungeheuer, deſſen Stücke in der wohlerzogenen, parfümirten Geſellſchaft der erſten Hauptſtadt des civiliſirten Europa nicht einmal genannt werden durften. Ueberdieß waren die Engländer ein Gegenſtand der allgemeinſten Verſpottung und wenn man gleich bei den Aermſten unter ihnen wohlgeſpickte Börſen mit Wohlgefallen wahrnahm, ſich gegen ihre Guineen ſehr gaſtfrei bezeigte, und ihrem comfort ſich ſehr gern bequemte, ſo fehlte es doch nicht daran, daß man ihre Figuren, ihre Ausſprache, ihr Benehmen, auf's Theater brachte und dort lächerlich machte. Man war ſo abergläubiſch, anzunehmen, es gebe keinen brünetten Engländer und alle Caricaturen jener Zeit ſtellen uns John Bull und Jack Pudding dar, als dicke, rothe, blonde, unbehülfliche Jungen in langen, weiten Röcken und kleinen Spitzhüten. Und dieſe Leute wollten in demſelben Paris, das ſo voller Vorurtheile gegen ſie war, ein Theater errichten. Sie wollten verſuchen, durch Verſe in ihrer verhöhnten Sprache, auf eine Verſammlung zu wirken, die ihren Gedankenreichthum nicht verſtand, und nur jene quäkenden, näſelnden und lispelnden Laute vernahm? Ein thörichtes Beginnen! hörte man überall rufen, ſie werden unſer Mitleiden erregen, und unſere gaſtfreundſchaftliche Höflichkeit wird ihnen ihre Kühnheit nicht in dem Maaße entgelzu laſſen, als ſie es wohl verdiente, und ſie werden ſo eilig als möglich mit dem Palladium ihrer Scene, dem wilden Shakeſpear, den Kanal zurückmeſſen, um nicht dort Huldigungen für ihn zu begehren, wo Corneille's Heldengeiſter ſchalten und Racine's harmoniſches Liebesgeflüſter ertönt!.... Und ſie trafen ein, die engliſchen Mimen, Engländer durch und durch, wenn gleich nicht Alle rothblond, doch ziemlich der vorgefaßten Meinung entſprechend. In langen Röcken, die Hände in die weiten Seitentaſchen geſteckt, den Hut mehr oder weniger in den Nacken gerückt, auf dem Boulevard hin- und herſchlendernd.

Sie gaben Hamlet — Othello — Romeo und Julie! Und die Pariſer ſahen eine Ophelia, Desdemona, Julia — wie ſie nie zuvor geſehen. Es war nicht die von Leidenſchaften durchwühlte Bruſt der mächtigen Georges, die in ihrer ungezähmten Kraft Vers über die richtige Cäſur im heroiſchen Alexandriner zu machen weiß; es war nicht die wächſerne Mars, die nach den Regeln der feinſten Lebensart Salonmenſchen erſchüttern kann, mit maleriſcher Grazie in Ohnmacht fällt und ſo delicat franzöſiſch ſpricht; es war endlich keine von den Halbgöttinnen der Melodramentheater, die tragiſch zu ſchäumen und knirſchen verſtehen und den Menſchen zermalmen, ohne ihn zu erheben .... es war ein ſchönes, bleiches Mädchen, dieſe Smithſon, immer bleich, immer ſchön, die geiſtige Erſcheinung einer nordiſchen Nebelnacht, aber ſie ſprach — nicht engliſch — ſondern Wohllaut — ſie weinte wie ein armes Kind — ſie ſchluchzte wirklich — die Franzoſen hörten dies zum Erſtenmale auf ihrem Theater — und dann trocknete ſie die Thränen mit ihren langen, wunderſchönen, herabhängenden Haaren. —

Dies begründete den großen Antheil am engliſchen Theater. Ein ſolcher Genius in ſeinem Gelenke forderte zur bewunderndſten Aufmerkſamkeit auf. Nun verſtanden ſie den großen Britten, nun ſchauderten ſie, wenn ſeine Geiſter über dieſelben Bretter ſchritten, die früher nur den Geiſt des Ninus geſehen hatten, den belachenswertheſten Geiſtergang, worauf Voltaire ſich ſonſt ſo viel einbildete und ob ſeiner allzu großen Kühnheit faſt erſchrocken wäre.

Dem Romanticismus, der damals eben den Kampf gegen das Jahrhundert von Ludwig XIV. begann, kam dieſe Erſcheinung ſehr erwünſcht. Er ſtürzte ſich mit Ungeſtüm in die geheimnißvollen Schächte der ſhakeſpear'ſchen Poeſie und ſuchte ſie auf gut Glück auszubeuten. Man ſchwelgte in dieſen großartigen Labyrinthen menſchlicher Leidenſchaften, in dieſem künſtlichſten Spiegel der Weltgeſchichte, in dieſem zauberiſchen Garten der ächteſten Poeſie, die ſelbſt nur erſt halb verſtanden und nicht erfaßt in ihren tiefſten Tiefen, ſchon Alle über jedes Vorurtheil erheben; und dem rauhen Accent des alten celtiſch-normanniſchen Idioms, herber und unbeugſamer als die gefügige germaniſche Schweſter, prieſen die Jünger des Romanticismus begeiſtert und beredt, und ſtellten ihn ſelbſt im Wohlklange dem Italieniſchen zur Seite. Aber ſie dachten hauptſächlich, dieſe jungen, galanten Pariſer, wenn ſie von Shakeſpear ſprachen, an die Darſtellungen der Smithſon, wenn ſie über den Laut des Engliſchen urtheilten, an die Ausſprache der Smithſon, und wenn ſie von der Wirkung auf das Gemüth, von ihrer Bekehrung, von allen Wundern der Erſcheinung Erwähnung thaten, ſo war es immer nur die Smithſon, das ſchöne, blaſſe, zitternde, magiſche Mädchen, welches vor dem Publikum ſo rührend ſchluchzte und mit langen, weichen Haaren ihre milden, großen Augen trocknete.

Die Mimen zogen heim und des großen Meiſter Williams Geiſter mit ihnen über den Pas de Calais, und als ſie in Dover an's Land ſtiegen, verſchwammen die Genien wieder in dem wohlbekannten, feuchten Elemente der Heimath, und dehnten ſich auf ihren Nebelgewölken, indeß die in Frankreich, wie die Meerkatzen im Fauſt, mit Kronen, Szeptern, Dolchen, Särgen und Todtenſchädeln klapperten und wirthſchafteten, und den tollſten Spuck verübten, ohne eigentlich zu wiſſen, wo es damit hinaus ſollte.

Aber Miß Smithſon trug in ihrer weichen Seele eine ſüße Erinnerung von dem Pariſer Glanze und der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit mit ſich. Alles hatte ſich beſtrebt, ihr gefällig zu ſeyn, ihr Huldigungen darzubringen, und ſogar die innerſt-eigenſte Nationalität hatte ſich ſo weit verleugnet, daß ein Vaudeville ihr zu Ehren gedichtet wurde, worin ſie eine Engländerin darzuſtellen hatte, die mitten in die Couplets hinein, immer ihr Engliſch ſprach, und zwar nicht — um wie bisher — verlacht zu werden, ſondern ſich würdig durch den eclatanteſten Beifall belohnt zu ſehen. Sechs Jahre zehrte die ſchöne Miß an dieſer Erinnerung, endlich wurden die Bilder matter und die Sehnſucht ſtärker, und ſie nahm ſich vor, noch einmal auf dem Schauplatze früherer Siege zu erſcheinen. — Wenn früher Befangenheit ihre Bruſt beengte, ſo hob ſie jetzt Muth und Sicherheit des Erfolgs.

Aber das Meerkatzenſpiel hatte während der ſechs Jahre immer fortgedauert. War es früher die neue ſhakeſpear'ſche Welt, die ſo hoch alles zu entzücken ſchien, war es die natürliche Thräne, welche rührte, der Mord auf der Scene, welcher erſchütterte, ein Sarg, ein Geiſt, ein Todtenſchädel, lauter unerhörte Dinge, die mit einem Male ſo plötzlich auf das Gemüth wirkten, und alles dies noch angethan mit dem feenhafteſten Reize .... was konnten die armen Inſulaner wohl jetzt den reichen Pariſern noch bringen, von niegeſehenen, niegeahnten Künſten? Sie hatten aus den finſterſten Schachten Dinge hervorgeholt, und mit zum Theil großartigen, zum Theil poetiſchen, ſtets aber überraſchenden Farben, hinzuſtellen gewußt, die beſſer vor den Augen der Zuſchauer in ewige Nacht begraben geblieben wären. Gift ſchäumte, Blut floß in Strömen, die ſcheußlichſten Laſter gohren in allen neuen Dramen, und Hamlets Geiſt — Julia's Sarg — Othello's That, — ja ſelbſt Macbeth mit den grauen Hexen, dem Königsmorde, der nachtwandelnden Lady, und allen Schauern der nordiſchen Zauberwelt angethan — wie verſchwand dies Alles vor den Gräßlichkeiten der neuern Tragiker der Franzoſen — vor der Giftmahlzeit und den fünf Särgen der Lukrezia Borgia, und den Feſten im Neslethurm.

Und Miß Smithſon war ſechs Jahre älter geworden — und ſie kam wieder, mit denſelben Thränen, denſelben Klagen, denſelben weißen Gewanden, und einfachen Schleiern, und immer war es wieder Shakespear — der alte — derſelbe Shakespear aus den Zeiten der Queen

Elizabeth. Kein engliſcher Hugo, Dúmas, Gaillardet hatte daran gedacht, ihn überbieten zu wollen, und die ſtumpfen Briten in ihrer ſchwerflüſſigen Porterlaune ſind immer noch mit dem Alten ſo zufrieden, wie vor zwei hundert Jahren. Bei den Franzoſen ſind ſechs Jahre ſchon eine enorme Zeit. —

Miß Smithſon betrat mit ihrer Geſellſchaft engliſcher Mimen nur einige Mal das dem vornehmſten Publikum geweihte théâtre-royal-italien. Da aber die Theilnahme nur gering war, und man um ihrentwillen dort nicht die Griſi und Boccabadati, Rubini und Tamburini entbehren wollte, ſo wurde ſie mit den Ihrigen aus jenem Raume verwieſen und die ſtolze Britin, kaum erwacht aus ihrem beſeligenden Traume von früherer Herrlichkeit, mußte nach dem kleinſten, ſchmutzigſten Theater der Welthauptſtadt, der Salle-Chanteraine, wandern, um dort noch gleichſam ſchlaftrunken die Vorwürfe ihrer Künſtler, und den Hohn ihrer Gegner zu vernehmen und einen langen, traurigen Winter hindurch, mit Mangel kämpfend, vor einigen patriotiſchen Landsleuten ihre herrlichſte Kunſt zu entfalten, die aus der nahen Roaſtbeef-Küche kamen, um hier eine leichtere Verdauung zu erreichen, indem ſie bei den gewohnten Tönen einſchlummerten. —

Endlich am Schluſſe des Winters und der Vorſtellungen, bricht Miß Smithſon ein Bein, indem ſie in den Wagen ſteigen will, und ſieht ſich noch ſechs ſchmerzensvolle Wochen in dem Paris zurückgehalten, das ihr eine ſo alte Lehre auf eine furchtbare Weiſe neu einſchärfte.

Endlich iſt auch dieſe Zeit überſtanden und Miß Smithſon ſieht ſich genöthigt, um einigermaßen ihren großen erlittenen Schaden zu decken, vielleicht um rohe Gläubiger zu befriedigen, eine Einnahme für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Die Pächter des théâtre-royal-italien laſſen ſich erweichen, der Fremden ihre Hallen wieder zu öffnen. Die Saiſon geht ohnedies zu Ende, und dann iſt das Haus für 500 Franken für Jedermann alle Abende zu benutzen.

Miß Smithſen wird erſcheinen, umgeben von allem Reize ihrer Kunſt, ihres Unglücks, wird ſie die Gaſtfreundſchaft der Pariſer, das Mitgefühl der Tauſende ihrer reichen Landsleute in Anſpruch nehmen und wie Arion, wird ſie „reichbeladen den heimiſchen Geſtaden“ entgegenziehen.

Aber ſie muß Auxiliartruppen werben, um ſich zu ſichern, und während das mächtige Vaudeville, das blühendſte aller Schauſpiele in Paris, die Koſten des Abends beſtreiten wird, ſoll es ihr vergönnt ſeyn, einige abgeriſſene Acte und Scenen Shakespeare's darzuſtellen.

Und der täppiſche, närriſche Arnal, der Grazioſo des Vaudeville's, wird auf dieſen Rieſentrümmern britiſcher Poeſie ein obſcönes Liedchen krähen!...

Und engliſche Matadore, die immer in Paris gegenwärtig ſind, geben zu, daß in den Blättern um Theilnahme für die in Paris in's Unglück gerathene erſte Mimin ihres Vaterlandes gebettelt wird! — Wie iſt das mit dem Nationalſtolze zu vereinbaren? — Oder wird das Theater in andern Ländern noch weniger beachtet, wie in Deutſchland? Wie dem auch ſey; dieſer Fall mußte zu regerer Theilnahme auffordern, und Engländer ſollten, da es ſich hier blos um's Geben handelt, nicht von Arnal und Compagnie für ihre Smithſon ein Reiſegeld herbeiſchaffen laſſen. Der geiſtreiche Jules Janin ſagt: „geht ein franzöſiſcher Künſtler nach England, ſo genügt ein Schreiben an irgend einen vornehmen, mächtigen Mann, den Herzog von Devonſhire etwa, um ſein Glück zu begründen. Bei uns braucht ein fremder Künſtler die Protection des Vaudeville's, das iſt die größte Autorität des Jahrhunderts, und wird alle Gattungen der dramatiſchen Poeſie überleben!“

VI.

Eine Klosterzelle.

Novelle.

„Wie ein Geläute zur Nachtzeit, möge dieſe Geſchichte in Eurem Gemüthe verhallen.“

1.

Zwei bedeutende Meerbuſen ſchneiden in die Provinz Oſtpreußen ein, und das Land begnügt ſich damit, zwei öde, unfruchtbare Zungen, von hohen Sandhügeln durchſchnitten, in die Oſtſee hineinzuſtrecken, um dieſe abzuhalten, nicht mehr noch der feſten Küſte zu rauben.

Dieſe Meerbuſen ſind das kuriſche und das friſche Haff. Das letztere an ſeinem ſüdlichen Geſtade von ſchönen Waldhöhen eingeſchloſſen, beſpült ſo manche ſtattliche Kirche, womit das fruchtreiche Ermeland oder Warmien prangt, das in alten Zeiten unter dem Hirtenſtabe ſeines Fürſtbiſchofs blühte und gedieh, als dieſer herrliche Landſtrich noch der Krone Polen zinsbar war. Jetzt reſidirt der Fürſtbiſchof von Ermeland, der ein Prinz von Hohenzollern iſt, in dem prächtigen Kloſter Oliva bei Danzig, und läßt ſeine eigentliche Reſidenz Heilsberg im ſogenannten Oberlande verfallen, wie das arme Städtchen ſelbſt, welchem ſie vormals Zier und Glanz verſchaffte. Außerdem waren noch drei Klöſter zu Anfange des Jahrhunderts in dieſem Diſtricte. Die Mönche, von der ſtrengen Regel des heil. Bernhard, alte, arme Leute, ſollten ausſterben, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, der in dieſer Provinz geboren ward, hatte durch Lehre und Beiſpiel auf viele junge Leute dort gewirkt, und während er ihnen von ſeinen Reiſen die artigſten Berichte über ganz weltliche Gegenſtände ſchickte, die ſie recht ſehr ergötzten, ermangelte er nie, auch Seelenſpeiſe beizufügen, die noch weit ergötzlicher für ſie war. So empfingen ſie von ihm aus Italien neue Barcarolen und geweihte Heiligenbildchen, Schilderungen von Volks-, ſo wie von Kirchenfeſten, was in jenem Lande freilich ziemlich gleichbedeutend iſt. Die jungen Altpreußen ſchielten mit ſehr begehrlichen Blicken nach dem berühmten Landsmann, und zur poetiſchen Extaſe geneigt, wie ſie von Natur ſind, wurden viele zu Schwärmern. Werner's Lehre war ihnen bald nicht mehr genug; ſie laſen Jacob Böhme, Thomas a Kempis, ſie hatten bald Heiligenbilder und kleine Weihkeſſel in den Zimmern, und mehre wurden katholiſch. Einer meiner beſten Freunde war von dieſer Zahl und entſchloß ſich ſogar, die Weihe zu nehmen. Er hatte bereits ſein Noviziat in dem uralten Bernhardinerkloſter zu Kadgiehn angetreten, einem von den dreien, deren ich oben erwähnte. Mit kummervollem Herzen vernahmen ſeine zahlreichen Freunde dieſen Entſchluß, denn ein zärtliches Band ſollte dadurch getrennt werden. Ein früheres Verhältniß hatte meinen Freund an ein herrliches Mädchen geknüpft.

2.

In einem offenen, ſehr gebrechlichen Haffkahne befand ich mich mit einem alten Schiffer und ſeinem Jungen. Die Möwen ſtrichen ſchrillend über dem Waſſerſpiegel, der einen ſonderbaren Anblick gewährte. Es waren nicht rollende Wogen, ſondern die Fläche hob ſich in breiten Parthieen und ſenkte ſich wieder, während in der Ferne, vom Meere her, ein ſtarkes Brauſen ſich vernehmbar machte und ein weißer Schaum die ſtarke Wellenbewegung verrieth. Bald umzog ein Nebelflor die falben Höhen der Landzunge, „die Nehrung" genannt, und mein Schiffer machte ein bedenkliches Geſicht.

Ich mag in Lagen augenſcheinlicher Gefahr niemals wiſſen, wie nahe ſie ſei. Ich ergab mich daher, ohne eine Frage an den Schiffer zu richten, in mein Schickſal, das mir mitten zwiſchen den empörten Elementen ja doch unvermeidlich ſchien. Das Einzige, was ich verſuchte, war, mich mit Hülfe der Phantaſie, über die Gegenwart zu erheben, und in eine freundlichere Zukunft zu träumen.

Ich ſah in Gedanken Schloß Quanditten vor mir. Zwei liebenswürdige Mädchen erwarteten mich, unter dem Laubdach an der breiten Steintreppe. Beide etwas bleich und mit dem Ausdrucke des Leidens in den ſchönen Zügen. Emilie, die Aeltere, war geſprächig. Bald blüheten wieder Roſen auf ihren Wangen, welche die Beſorgniß um mich, den ſie während des Sturmes auf dem Haffe wußte, davon verſcheucht hatte. Henriette, die Jüngere, blieb bleich und ſtumm. Sie war die verlaſſene Freundin meines Freundes. Er hatte ihr einen Blick in ſein tiefes Gemüth gegönnt, um es ihr ſogleich wieder zu entziehen.

Kaum in das Jünglingsalter getreten, fühlte ſich Raphael von einer unendlichen Liebe erfüllt. Henriette war das Mädchen, das er ſeiner Liebe vollkommen würdig achtete, als plötzlich ſein Geiſt einen höhern Schwung, eine ernſtere Richtung nahm.

Er glaubte, daß die Liebe zu einem irdiſchen Gegenſtande ihn nie ganz ausfüllen werde, er warf ſich mit heißer Leidenſchaft, die an Sinnlichkeit gränzte, der Religion in die Arme. So, durchbebt von heiliger Wolluſt, geſtachelt von Entbehrungen, lebte er nun, fern von Henrietten, in der Oede eines Kloſters. Er hatte ſie verwiſcht aus ſeinem Gedächtniſſe, meinte die Arme, und grämte ſich drob ſtill und trüb.

Henriettens Gram riß mich hier aus meinen Träumereien, auch die roſige Emilie entſchwand mir — ich fühlte das unangenehme Schaukeln des Fahrzeugs. —

Ein helles Glöckchen ertönte aus der Höhe, indeß der Sturm immer brauſender ſich erhob, und wir auf den Wellen fortgetrieben wurden. Unſer Segel tränkte ſich mit Haffwaſſer.

„Der Himmel ſei uns gnädig," rief der alte Schiffer ſich kreuzigend, „wir können gegen den Sturm nicht an. Das Einzige iſt, die Bucht von Kadgiehn zu erreichen, wenn wir nicht untergehen wollen."

„Kadgiehn?" rief ich erſtaunt.

„Von dorther kommt das Läuten," ſagte der Schiffer, indem er einen langen Zug aus der Flaſche that, und ſie ſeinem Jungen reichte, der gleich ihm tüchtig Hand anlegte.

Wir trieben eben um eine Ecke und ſahen nun eine herrliche, weite, waldgekrönte Bucht, die uns einen würzigen Reichthum von Fichten- und Wachholderdüften zuſandte. Unſer Kahn warf ſich wie ein ungezogener Junge von einer Seite auf die andere, Thaue, Segel, Maſt und Stangen knirſchten und knarrten eben ſo, hinter uns war tiefe Nacht hereingebrochen, Waſſer und Wolken

Eins, nur vor uns der Gegenſatz zu jener verderbenſchweren Troſtloſigkeit. Eine lieblichere Nacht ſchwebte um die alten, vom niederrieſelnden Regen träufelnden Baumhäupter, drüber hinaus ragten die Mauern des Kloſters, die, wenn gleichfalls ſchwarz und nächtlich, wie alles Uebrige, dennoch traulich winkten, und die helle Gebetglocke tröſtlich hinausſchallen ließen. Aus einem geöffneten Fenſter gukte oben ein Mönch herab, der, aus dem Kahne geſehen, einem Säuglinge glich, dem noch keine Haare gewachſen waren.

Mein Steuermann machte ſeine Sachen ſo gut, und der Himmel half ihm ſo treulich dabei, daß nach kurzer Zeit wir in triefenden Kleidern den ſchmalen Kloſterpfad hinanſtiegen.

3.

Des Glöckchens Ton ward immer ſtärker, der Würzhauch des Waldes immer kräftiger, je näher wir dem Kloſter kamen, das ſich jetzt braun, eng und hoch aus Geſtein, Nadeln und Laub emporhob. Ein eisgrauer Pförtner ließ uns ein. Kaum hatte ich einige Worte in dem Kreuzgange geſprochen, als mein Freund Raphael aus ſeiner Zelle trat, und mich mit offenen Armen willkommen hieß.

Der Schiffer ging noch einmal hinunter in die Bucht, um ſeinen Kahn feſtzubinden und vollends gegen die Wuth des Elements zu ſichern, wobei ihm einer der Brüder ſehr bereitwillig Hülfe leiſtete.

Mich zog Raphael in ſein einſames Gemach. Ich betrachtete ihn aufmerkſam. Seine hohe, hagere Geſtalt erſchien mir in dem langen ſchwarzen, enganliegenden Chorrock noch höher und hagerer geworden. Die dunkelblonden Haare, welche ſonſt unordentlich emporgeſträubt waren, lagen glatt und geordnet auf Stirn und Ohren und ſchienen nach dem Lineale geſchnitten; darunter ſahen mich die treuen, dunkelblauen Augen an, treu und mild zwar wie ſonſt, nur etwas matter, die Kreiſe größer und dabei tiefer gehölt, die Wangen nur wenig gefärbt, und die Heiterkeit, die um den Mund ſpielte, ſchien wie ein ſelten einkehrender Gaſt, der ſich nicht recht getraute, in der fremden Umgebung lange zu verweilen.

„Mein Raphael,“ fing ich an, nachdem ich ihn lange betrachtet hatte, „wie zufällig iſt unſer Zuſammentreffen und wie beſeligend zugleich. Nach der überſtandenen Gefahr, die ich nie im Leben ſo nahe erblickte, nach dem Toſen der Brandung, das ich noch zu hören vermeine, nach dem gräßlichen Wirbel und Sturz von Schiff und Wellen, die mich noch ſchwindelig machen, glaube ich, daß Dich zu ſehen, mir nur ein Traum vorſpiegelt. Wenn es ein Wiederſehen jenſeits giebt, ſo iſt es wohl dies!“

Raphael blickte mich lächelnd an.

„Nicht ſo, Freund! doch wenn es eine Seligkeit ſchon hienieden giebt, ſo iſt es dieſe!“ ſprach er. „Aus meiner Zelle, über den Blüthenbaum, der mir durch's Fenſter guckt, hinweg, kann mein Auge auf's Haff ſtreifen. Sieh nur, dort der ſchwarze Horizont, die dunkeln Gewäſſer und die Schlangenlinien weißen Schaumes dazwiſchen, die wie Ungethüme mit offenen Rachen ſchnappen, ſo daß man nicht weiß, ob ſie das Feuer des Himmels verſchlingen wollen, oder ob die brennenden Pfeile aus ihrem Innern hervorſchießen, — das iſt das Bild der Welt. Iſt es nicht ſchrecklich? Und dort erblickte ich aus dieſer friedlichen Zelle das Schiffchen, klein, wie eine Wallnußſchale und herumgeſchleudert, wie eine Schneeflocke — ich hatte nur Mitleid mit fremden Leuten, die ich für arme Fiſcher hielt, welche uns die Dorſche für den morgigen Faſttag zu fangen, hinausgefahren waren. Ich betete inbrünſtig zu Sanct Peter für ihre Rettung. Doch wenn ich erſt Dich in dem Kahne gewußt hätte? Wie nahe iſt uns oft Freude und Entſetzen, und wir tändeln oder weinen, und wiſſen nicht, wie bald Thränen fließen oder getrocknet ſein können. Und wohin ſteuerteſt Du, mein raſtloſer Pilot? was trieb Dich hinaus vom ſichern Hafen in die tückiſche Waſſerwelt?“

„Und darf ich es Dir bekennen? hier!“ fragte ich, und nicht ein leiſer Schimmer von Frivolität blickte durch den Ernſt, den ich bei der Frage annahm.

Raphael ſah ſtarr auf mich. Er ſchwieg, und ſeine Gedanken ſchienen wider Willen ſich auf die Vergangenheit zu richten. Nach einer Pauſe ſeufzte er.

„Nun?“ fragte er dann, und ich weiß nicht, was den Novizen dazu antrieb, eine Erinnerung in ſich hervorzurufen, wenn es nicht der Verſuch geweſen wäre, die Feſtigkeit ſeiner Entſchlüſſe auf die Probe zu ſtellen.

„Ich wollte das holde Schweſternpaar auf Schloß Quanditten beſuchen,“ ſprach ich ihn ſehr feſt in's Auge nehmend, „Emilie und Henriette von B., und da die Liebe weder Abgründe ſieht, noch Stürme ſcheut, ſo ließ ich mich über das Haff fahren troß bedrohlicher Wolken und der Warnung des alten, erfahrenen Schiffers, der nur ſchwer zu bewegen war. Nun werden ſie meiner harren und gewiß in Sorgen ſein, denn ich verſprach heute beſtimmt zu kommen."

Raphael ergriff meine Hand.

„Sieh Dich in meiner Zelle um," ſagte er nach einer Pauſe mit ruhiger Heiterkeit. „Iſt ſie nicht lieb? Wie hochgewölbt, welche ſchönen Bogen und die zarten Pfeilerchen, mit dem durchbrochenen Laubwerke oben. Dann das Fenſter, mit dem Rahmen von Schnitzwerk eingefaßt, iſt es nicht, wenn es ſo offen ſteht, als ob ein köſtliches Gemälde, prächtig eingerahmt, an der Wand hinge? Und was das Artigſte iſt, ein Gemälde immer von anderer Meiſterhand gemalt. Morgens und Abends ein Claude-Lorrain, oft wenn das Haff von Schiffen wie beſäet iſt, und freundliche

Winde Wellen kräuſeln und Segel ſchwellen, hab' ich die erſten Seemaler der Welt, und jetzt in dieſem Augenblicke — iſt es nicht Salvator Roſa, der aus dieſen ſchweren Gewölken, aus dieſen ſturmgepeitſchten Wipfeln, aus jener wilden Staffage Dich anſpricht? Sieh nur unten in der Bucht den alten Schiffer, deſſen weiße Haare lang im Winde flattern, den braunen, halbnackten Jungen im Waſſer und daneben den hülfreichen Kloſterbruder in der aufgeſchürzten Kutte? — Dort erblickſt Du Blumen, die ich ſelbſt in den wenigen Monaten gezogen habe, die ich hier verlebte. Hier ſind meine Erbauungsbücher — und in jener Vertiefung mein gar holdes Lager, wo eine ſüße Ruhe den müden Leib umfängt und die ſchuldloſe Seele erquickt."

„Und dies?" rief ich mit heftiger Bewegung, indem ich auf eine Stelle, neben dem Kruciſixe, hinwies.

„Dies iſt eine Geißel," erwiederte er ruhig.

Ich hatte ſie ergriffen und betrachtete ſie genauer. Er ſuchte mit einiger Verlegenheit ſie mir zu entwinden.

„Das iſt Blut — friſches Blut!“ ſchrie ich faſt auf von Entſetzen ergriffen.

„Laß das,“ ſagte er mild.

„Wer wurde hier bis auf's Blut gegeißelt?“ fuhr ich fort noch dringender zu fragen.

„Die andern Brüder,“ ſprach er feſter, „geißeln ſich mit dem Knotenſtricke, der ihre Kutten umgürtet. Ich aber und noch Einer, Frater Quirinus, wir haben uns vom Prior die Geißeln erbeten, weil es uns Ernſt mit unſerer Buße iſt.“

„Und büßeſt Du denn nicht genug ſchon?“ ſprach ich mit Heftigkeit. „Jugend, Anſprüche, Welt, Leben, Freunde, Glück, Zufriedenheit, Alles opfern und in einer Zelle ſich vergraben!“ —

„Du wirſt unſer Leben kennen lernen, uns kennen lernen,“ ſagte Raphael mit gewohntem, ruhigem Ernſte, und anders von den Opfern denken, anders von dem Glücke, das mich umgiebt.“ —

4.

Die Bernhardiner zu Kadgiehn waren von der laxen Obſervanz. Ich durfte Theil an ihrer Mahlzeit nehmen, die ſie um ſechs Uhr Nachmittags, ein Mal täglich, zu halten pflegen.

Das Refectorium war geräumig, lange Fenſter gingen auf die Teraſſe, die den verwilderten Kloſtergarten begränzte. Die Mauern waren ſchmucklos, weißgetüncht; in der Mitte der langen Wand, der Eingangsthür gegenüber, ein faſt coloſſales Krucifix. Auf der langen, ſchmalen Tafel, in der obern Ecke des Saals, lag ein ziemlich reines Tiſchtuch, das nur zu Pfingſten und Weihnachten gewechſelt wurde. Meſſer und Gabel lagen auf den Plätzen. Teller waren nicht vorhanden.

Als die Eßglocke geläutet wurde, hörten wir das ſeltſame Klappern der Holzſchuhe der Mönche in den langen Gängen, und auch wir begaben uns in das Refectorium, wo uns der Schiffer mit ſeinem Jungen ſchon erwarteten.

„Wir müſſen hier übernachten bei den Mönchen,“ ſagte er, „mein Kahn hat ein Leck, und das Haff geht noch immer hoch. Der Sturm hat ſich für jetzt zwar gelegt, aber er kommt vor Mitternacht wieder. Es glüht auf beiden Seiten, in Oſt und Weſt.“

Man ſetzte ſich, nach dem Gebete, zu Tiſche. Der Prior aß mit uns, weil es kein Faſttag war. Denn nach den Faſtenmahlzeiten wurden die Fenſterladen ſtets geſchloſſen, und die Brüder knieten im Speiſeſaal auf dem Steinboden nieder, bis zum Gürtel entblößt, und geißelten ſich. Dieſe Uebung aber pflegte der Prior, wie es hieß, auf ſeinem Zimmer vorzunehmen. — Wir waren in Allem Zehn bei Tiſche. Sechs alte Mönche, den Prior mitbegriffen, Raphael und ich, der Schiffer und ſein Junge.

Ein Laienbruder brachte nun das einfache Mahl. Es war in gleichen Theilen, in kleinen Schüſſelchen von Zinn, die er alle auf einem langen Brette hereintrug, und dabei, geſchickt genug, dem Kruzifixe ſeine tiefſte Reverenz zollte.

Das Mahl war frugal und bald beendigt. Die Brüder ſprachen faſt gar nicht. Dieſe Mönche waren keine Schlemmer. Sie führten ein Leben der rührendſten Entſagung. Faſt alle waren Silbergreiſe. Ein einziger nur war etwas jünger, ſein Blick brannte, wenn gleich ſeine Wange kränklich ausſah. Wie ein inneres Fieber ſchien es ihn zu bewegen. Wir traten, Raphael und ich, nach der Mahlzeit hinaus in den Garten. Das Dach einer Ulme breitete ſich über uns, ein Schlangenpfad vor uns führte zu einem Bache hinab, deſſen Ufer heimlich flüſternde Erlen ſäumten, bis er matter, über die glatten Kieſel am

Strande, zum Hauſe lief. Das wilde Gewäſſer grollte noch immer heimlich und ſtill fort, wie ein Menſch, der ſich von ſeinem Zorne nicht ſo ſchnell zu erholen vermag, die Bäume brauſ'ten heftig bewegt, Alles in der Natur zeigte Unruhe und Aufruhr, der Wolkenzug am Himmel ſtrich pfeilſchnell vorüber, nur ein Paar Sterne blickten herab, als wollten ſie andeuten, daß das Weltall noch auf ſeiner alten Ordnung beruhe, und ein ſchreiender Holzhäher im Forſte der erſte vertrauende Bote der rückgekehrten Sicherheit.

Wir ſaßen lange ſchweigend nebeneinander und ſogen die uns umgebende Natur in langen Athemzügen ein. Ich dachte an Emilie, die mich erwartete, ich dachte an Henriette, die Trauernde, die meinen Freund nicht mehr erwarten durfte, an die blutige Geißel oben in der ſtillen Zelle, die ſo ruhig, ſo freundlich, ſo beglückend ſein ſollte, wie mir Raphael geſagt hatte. Ich blickte gerührt auf ihn.

„Das Jahr meines Noviziats iſt in wenigen Monaten zu Ende,“ fing er an, als ob ihn mein Blick zum Sprechen aufgefordert hätte, „ich werde nur ungern das Kloſter und meine Zelle verlaſſen. Ach, wie iſt ſie mir ſo lieb und traut geworden! Dann gehe ich nach Frauenburg, in die ſtolze Reſidenz irgend eines Domherrn, dem ich als Vicar zugetheilt werde. Ich muß geſtehen, daß der Stand der ſogenannten Weltgeiſtlichen mich nicht ganz ſo beglücken wird, wie es die Abgeſchiedenheit dieſer Mönche im Stande war. Warum kann ich nicht im Kloſter hier bleiben? Die Mönche ſollen ausſterben — gut! — auch ich wollte mein Leben hier beſchließen. Ich wollte ſie alle begraben, wenn ich ſie überlebte, und dann allein das öde Kloſter bewohnen. Iſt es nicht Schade, daß es in zehn Jahren vielleicht Niemand mehr bewohnen wird? Daß dieſer ſchöne, ſtattliche Bau verfallen muß, um einſt als Ruine die maleriſche Waldhöhe zu krönen, für einen ſtumpfſinnigen

Caſſuben, der drunten auf den Verſchlang verbeiſchifft?"

„Laß es zuſammenſtürzen das Gebäude! mag Sturm und Regen das Dach verwittern, damit Lebensluft in die verpeſteten Zellen dringe," ſprach leiſe ein Menſch hinter uns in heftig unterdrückter Bewegung.

Wie wir Beide uns erſchreckt umblickten, gewahrten wir den jüngſten der Brüder, mit dem krankhaften Geſichte, der ſchon während des Eſſens meine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Er ſetzte ſich zu uns und ſeufzte tief.

„Er iſt ein Heiliger, der Bruder Quirinus!" ſprach ſchwärmeriſch Raphael zu mir.

Ich ſah meines Freundes Geißelungsgefährten vor mir. —

„Ein großer, ſtarker, zürnender Heiliger!" ſetzte er etwas ſpäter hinzu.

Der Mönch lächelte ſeltſam und ſchaute nach mir.

„Ein Heiliger!“ ſprach er dann, „und was kann ich dafür? Man täuſcht ſich oft über ſeinen Beruf. Wir haben Brüder hier aus allen Ständen und Lebensverhältniſſen. Unſer hochwürdigſter Prior war ſchwarzer Huſar, von denen mit den Todtenköpfen, die der Graf Eulenburg commandirt hat. Die Brüder haben ihr Leben genoſſen, in Saus und Braus geſchwelgt, und da ſie alt und kraftlos wurden und ohnehin nicht mehr ſo konnten, wie ſonſt, wandten ſie ſich zur Andacht, zur Entſagung, zur Kaſteiung. Es ſind fromme, heilige Brüder. Ich bin der einzige unter ihnen, gottlos und unheilig — ich war ein Heuchler mein ganzes Leben lang!“

„Glaub’ ihm nicht, Freund!“ rief Rachel, „er iſt ein [illegible] —“

„Wie Du!“ fiel ihm der Mönch mit dem ſeltſamen Lächeln, das faſt wie Hohn ausſah, ſchnell in’s Wort. „Wie Du! ich ward zum geiſtlichen Stande beſtimmt, da ich noch nicht erwacht war zum Leben, als ich noch in Stumpfſinn brütete. Glücklicher Du, daß es keine Zellen mehr giebt, daß die Klöſter veröden und einſtürzen, daß die Mönche ausſterben — doch nein! Unglücklicher Du, daß Du mit reiferem Bewußtſein, als ich es jemals hatte, eintrittſt in die üppige Wohnung des Weltgeiſtlichen. Du wirſt werden wie ſie, oder Du wirſt unnennbar unglücklich!"

Ich horchte auf. Raphael ſah ruhig und unbeweglich vor ſich hin.

„Dieſe Klöſter konnten wenigſtens beſchwichtigen. Ihre Grabesruhe frommte den Gepeinigten, und nur ſelten ward der ſtillere Jammer zur ſchreienden Pein, die auch außer dieſen Mauern gehört wurde. Dann freilich — ja dann" — er ſtockte und ſein Blick rollte — „wenn der heulende Mönch hinausgetrieben wurde, mit der blutgerötheten Glatze, ein Entſetzen den Kindern des Dorfs — doch das erfolgte ſelten — nur einmal wohnte ich dieſer furchtbaren Feierlichkeit bei. Höre wohl zu, Raphael! Sie nahmen einem Bruder die Weihen, weil er einen Augenblick in ſeinem Leben ein Menſch geweſen war. Wie unglücklich machten ſie ihn. Die Stellen, wo das heilige Oel ihn geſalbt hatte, wurden mit einem rauhen Ziegelſteine ſo lange gerieben, bis das Blut des Prieſters zu rieſeln begann, und als nun die ſtolze Tonſur, die ihn erhob über die gewöhnlichen Menſchen, auch von hervorperlendem Blute geröthet ward, wie er dabei immer bleicher wurde, elend und halbtodt den Bannfluch nicht mehr zu vernehmen im Stande war, den die Allerbarmende Mutter Kirche über ihn ausrief, wie er nun unter Zetergeſchrei hinausgeſtoßen ward aus der Zahl der Chriſten — o meine jungen Freunde! bedenkt, was es heißt: das weltliche Gericht nimmt Euch das Leben, aber das geiſtliche nimmt Euch den Tod, den Born des Lebens, da nur im Tode das Leben geboren wird.

Beichte und Abſolution werden verſagt, keine Kirche nimmt den armen Reuevollen mehr auf, keiner ihrer Segnungen wird er mehr theilhaft, ohne die letzten Tröſtungen muß er einſt verſcheiden. Lieben Freunde, es iſt wahrlich ſehr ſchwer und ſehr leicht ein Heiliger zu werden!"

Der Mönch ſchwieg. Wir ſchwiegen ebenfalls. Ich war heftig bewegt, auch Raphael ſchien es zu ſeyn. Das Lebloſe um uns hatte aber Ruhe in dem Grade gewonnen, als ſie uns zu verlaſſen anfing. Die Nacht begann herauf zu wandeln, und Wald, Geſtade, Waſſer und Himmel ſchienen ſchlummern zu wollen, nur die Sterne wallten in den Sphären, aber unmerklich und leiſe für unſer Auge und Ohr.

„Folgt mir in die Zelle, meine verſchwiegene Vertraute," ſagte der Mönch, „ihren Wänden hab' ich oft meine Stimmung mitgetheilt. Ihr ſollt eine Kloſterzelle, die Zelle eines Mönchs, kennen lernen, bis jetzt kanntet Ihr nur die Zelle eines Königs — welch ein Unterſchied!“

Er erhob ſich und ging in den Kreuzgang, bei vielen offenen Thüren und leeren Zellen vorüber, die einſt alle bewohnt geweſen ſeyn mochten. Wir folgten ihm. Eine Lampe vor der Mutter Gottes am andern Ende des öden Ganges erleuchtete ihn matt.

„Ich habe mir dieſe ganz einſam gelegene Zelle vom Prior abſichtlich erbeten,“ ſagte er, indem er den Schlüſſel einſteckte und öffnete. Wir traten in das halbdunkle Gemach und ſetzten uns neben den Mönch auf das harte Lager. Er begann eine Erzählung.

Ich fühlte mich von Schauer ergriffen.

5.

„Ich bin weit von hier, in Polen zu Hauſe. Mein Vater war Aufſeher eines Staatsgefängniſſes. — Wie ſo mancher Menſch nur zum

Genuſſe und zur Freude auf die Welt gerufen ſcheint, ſo war ich dazu verdammt, mein enges, trauriges Gehäuſe, gleich Schnecke und Schildkröte [illegible]lt mir herumzuſchleppen. Ich wurde in einem [illegible]fängniß geboren, um in einem Kloſter zu ſterben. Trauriges Loos! —“

„Meine arme Mutter, die ich nie kannte, mochte wohl auch wenig Freuden gehabt haben, und da der Seelenzuſtand während der Schwangerſchaft auf das Gemüth des Neugebornen großen Einfluß haben ſoll, ſo kam es, daß ich trüb und ſtumpfſinnig meine erſte Jugend verlebte, dabei tückiſch und ſtörrig war, und allen Leuten großen Verdruß machte.“

„Ein alter Geiſtlicher, der mit meinem Vater viel verkehrte, belehrte dieſen über meine Anlagen, und meinte, ich ſchicke mich vortrefflich zum geiſtlichen Stande. Meinen Trübſinn legte er für Ernſt aus, meine Störrigkeit war ihm Beſtändigkeit, meine Stumpfheit Leidenſchaftloſigkeit, meine Tücke erſchien ihm wie ſtrenge Verſchloſſenheit. Mein Vater, ein rauher, finſterer Mann, der ſich nicht viel um mich bekümmerte, pflichtete ſeinem Hausfreunde bei, und ſo ward ich für die Kirche erzogen. Da ich eine klare Stimme hatte, ſo mußte ich vorläufig ſingen lernen."

„Eines Abends, als ich unter den Bäumen ſaß, die einen alten Thurm des Gefängniſſes umgaben, nahm ich mein Liederbuch vor, worin einige neue weltliche Lieder verzeichnet waren, und fing an mit meiner hellen Knabenſtimme zu ſingen. Es war eine ſchmelzende Melodie, die jedoch eben ſo wenig, als die zärtlichen Worte, einen Eindruck auf mich machte. Ich ſang nur der Uebung wegen. Jedoch konnte ich unbewußt, und nur der Anweiſung meines wackern Lehrers folgend, ſo viel Ausdruck im Vortrage kund geben, daß man darauf geſchworen hätte, mein Herz ſtröme über von den ſanfteſten Gefühlen. Mein Lied war beendet, und ich rollte meine Noten zuſammen. Da hör' ich plötzlich eine Zither leiſe durch die vergitterte Fenſteröffnung des Thurms ertönen. Ich bleibe horchend ſtehen. Nach einem kurzen Vorſpiele vernehm' ich von ſanfter Stimme eine Klage ſingen, über Einſamkeit und Gefangenſchaft, und die Bitte hinzufügen, ich möge öfter kommen, durch mein Lied ihr Leid zu mildern. Kein Zweifel blieb mir, daß ein Gefangener, durch meinen Discant getäuſcht, mich für ein Mädchen hielt.“

„Dies ſchien mir ſogleich einen Scherz zu verſprechen, den ich weiter ausſpinnen wollte. Und richtig kam ich alle Tage an die bewußte Stelle, um meine Stimme zum Troſte des Gefangenen ertönen zu laſſen, der es denn auch nicht unterließ, in den zärtlichſten Worten und Accorden ſeinen Dank auszudrücken.“

„Ich merkte daraus, daß in dem Herzen des Unglücklichen ſich für eine Unſichtbare, die — nach ſeiner Meinung — täglich ihn zu tröſten kam, eine heiße Liebe zu entzünden begann. Denn immer zärtlicher wurden die Ausdrücke, immer heftiger wurde ſeine Sehnſucht mich zu erblicken, immer troſtloſer ſeine Lage. Mich erfüllte dieſe boshafte Täuſchung mit immer größerer Freude, zum erſten Male in meinem Leben empfand ich den Reiz, der Gegenſtand einer ſo verderblichen Neigung zu ſeyn, die mich ganz unberührt ließ, und mich dafür mit einem unbeſtimmten dumpfen Gefühle erfüllte, das der mir angebornen Tücke eine willkommne Nahrung gab. Ich verſuchte ſogar, als mein ewiges Einerlei an Liedern mich ſelbſt zu ermüden anfing, von meinen erheuchelten Gefühlen zu ſingen, ſo gut ich es vermochte, und wenn gleich ein Jeder dieſe ſtümperhaften Verſuche abſcheulich gefunden hätte, ſo machten ſie doch auf meinen gefangenen Liebhaber fortwährend den angenehmſten Eindruck."

„Auf dieſe Weiſe hatte ich mich ihm als die Tochter des Ober-Aufſehers dieſer Gefängniſſe, eines alten, würdigen Offiziers zu erkennen gegeben, und mir den Namen „Amalie“ beigelegt. Er richtete nun alle ſeine Geſtändniſſe an Amalie. Er ſagte mir, daß er einer Verbindung mit den Inſurgenten angeklagt, noch ſehr jung, zum ſchweren Kerker verdammt ſey. Daß er nichts als die Liebe im Leben kennen gelernt habe, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zu edeln und ſchönen Frauen. Er habe Hoffnung, fügte er hinzu, ſeine Freiheit wieder zu erlangen, mit Ungeduld erwarte er dieſen Augenblick, um mich zu ſehen, und mir zu ſagen, wie ſehr er mich liebe.“

„Ich hatte nicht Urſache, jenen Augenblick ſo brünſtig herbeizuwünſchen. Aber ſchon ſollte er nahe ſeyn, wie mir der Gefangene ſagte, und ich fing an, ernſtlicher daran zu denken, welche Verlegenheit mir daraus erwachſen konnte, wenn mein plumper Scherz entdeckt ſeyn würde. Meine Beſorgniß ſollte jedoch bald gehoben werden.

Eines Morgens übergab ich meinem Vater ein Paket, das ein Bote gebracht hatte. Er öffnete es in meiner Gegenwart, und ein noch tieferer Ernſt lagerte ſich auf ſeine ſchon ernſten Züge. Er langte ſchwere Schlüſſel von dem Wandhaken, nahm einen alten roſtigen daraus hervor, und betrachtete ihn mit ſichtbarer Bewegung. Mein Geſchäft, ſagte er, iſt mir ein Geſchäft wie ein anderes. Wenn nur nicht das Einzige dabei wäre. — Ich war neugierig, dies Einzige kennen zu lernen. — Je nun, erwiderte er mit einer ſeltenen Bereitwilligkeit, da Du heute fortkommſt, ſo magſt Du's erfahren. — Ich ſoll fortkommen! fragte ich erſtaunt. — In's Kloſter der Piariſten, antwortete er mir, und in der Folge kann ſich's wohl einmal finden, daß Du berufen wirſt, dorthin Troſt zu bringen, wo ich jetzt einen armen Gefangenen für ſeine Lebenszeit verſchließen ſoll. Sieh, das iſt das Einzige, was mir manchmal mein Geſchäft verleidet. Dieſer Schlüſſel öffnet die tiefſten Kerker, die „Kluſen“ genannt. Wer die bewohnt, kommt nicht mehr an's Tageslicht, er ſey denn eine Leiche. Heut muß ich einen jungen Menſchen hinabbegleiten, einen Polen, der bis jetzt im achteckigen Thurm des Gartens ſaß. Du wirſt ihn dort wohl manchmal ſingen gehört haben.“ —

„Ich that ganz gleichgültig, obſchon mich die Nachricht ſeltſam bewegte, denn keinem Zweifel unterlag es, daß mein armer Getäuſchter zum ewigen Kerker verurtheilt war. Schnell lief ich in den Garten und nach dem zwiſchen uns verabredeten Zeichen deuteten mir die Zitherklänge, die aus dem Innern des Thurmes erſchallten, an, daß der junge Gefangene aufmerke. Ich käme, ſo ſagte ich, um Abſchied von ihm zu nehmen, weil mein Vater mich heute noch in's Kloſter bringe. — Nonne! rief er, und ſein Ausdruck verrieth mir die innere Bewegung. Alſo für ewig verloren? — Nicht Nonne, rief ich zurück, indem ich ein böſes Lachen unterdrückte, und dennoch für ewig verloren! So ſcherzte ich noch immer auf boshafte Weiſe über ſeine traurige Täuſchung. — Wenn kein Gelübde, Amalie, Dich bindet, ſprach er hingegen mit Feierlichkeit, ſo wirſt Du einſt die Meine werden. — Nie, erwiderte ich ihm, denn Deine Wohnung iſt der Kerker, nie wirſt Du das Tageslicht mehr ſchauen. So eben langte der Befehl an, Dich in die Waſſerkluſen für Deine Lebensdauer zu verſchließen. — Ein dumpfer Schrei ſchlug an mein Ohr; dann folgte eine lange Stille. — Nun lebe wohl, begann ich wieder, träume von mir in Deiner Nacht! Ich werde nach kurzem Aufenthalte im Kloſter in's Leben treten, das ich gar nicht kenne. Dann — wenn Liebe einſt mein Herz rühren ſollte, will ich Dein gedenken und mich Deiner Schmerzen erinnern. Lebe wohl! das Andenken meiner Stimme, das Einzige, was Du von mir kannteſt, möge Dich in Deiner tiefen Einſamkeit tröſten. Wir ſehen uns nie wieder! — Doch! doch! hallte es dumpf aus dem Thurme, wie die Stimme eines Gottes. Ich hörte ſonſt nichts mehr, denn ich lief mit Windesſchnelle davon. An demſelben Tage noch ward ich in das nahegelegene Piariſtenkloſter gebracht.“

„Hier hatte ich nun andere Beſchäftigungen, wobei ſich meine Geiſteskräfte nach und nach zu entwickeln anfingen. In der neuen Umgebung gedachte ich ſelten meiner frühern Verhältniſſe, nur die Troſtloſigkeit, die ich über ein liebendes Herz verhängt hatte, erfüllte mich, wenn ich einſam ſaß, mit einem Gefühle unbeſchreiblicher Freude. Ich konnte der Liebe, als einer verächtlichen Schwäche ſpotten, ich fühlte mich ſtark und gedachte dabei meiner eigenen Abſchiedsworte an den Unglücklichen: einſt, wenn Liebe mein Herz rühren ſollte, will ich mich deiner Schmerzen erinnern — und dann lachte ich und wußte nicht, was dieſe Worte wohl bedeuten könnten.“

„Wie meine Gedanken durch Unterricht klarer wurden, und ich aus meinem Stumpfſinn nach und nach zum Bewußtſeyn erwachte, da fragte ich mich um Rechenſchaft, was jenes vermiſchte Gefühl von Spott und Freude wohl eigentlich in mir hervorzurufen im Stande wäre. Bald war es mir kein Räthſel mehr, und ich erſchrack vor mir ſelbſt, als ich die Entdeckung machte. Ich durfte nie lieben, deſſen war ich mir bewußt, und es genügte meinem böſen Sinne, Jemand, der gleichfalls nicht lieben dürfe und dennoch liebte, ſo unendlich elend zu wiſſen. Dabei pries ich noch immer mein Geſchick, das mir ein feſtes, eiskaltes Herz hatte zu Theil werden laſſen, und mich vor jeder Verſuchung ſicher ſtellte.“

„Ich war noch ſehr jung, als ich ſolche Gedanken hegte. Mit den Jahren wuchſen jedoch Begierden in mir auf, die das einſamſte Pflichtgefühl nicht niederzukämpfen vermochte.

Meine Gedanken ſündigten — meine Handlungen nie. Vor den Augen der Welt hatte ich nicht gefehlt, wohl aber vor meinem Gewiſſen. Ich war ein reiner Prieſter, kein reiner Menſch. Mit dieſem Bewußtſein belaſtet, ſuchte ich die Einſamkeit, mein ſchreckliches Loos peinigte mich ſo ſehr, daß ich alle Menſchen floh, daß ich kein Antlitz ſehen konnte, ohne daß mich nicht ſengende Glut oder Scham verzehrte. Da gedachte ich nun, von Folterqualen zerriſſen, meiner Jugend, des liebenden Gefangenen im ewigen Kerker. Gott im Himmel! war denn nicht mein Loos nunmehr dem ſeinigen gleich? Ich erkannte die Strafe des Himmels für meinen leichtſinnigen Frevel."

„Es ſchwanden indeſſen Jahre. Ich ſtand bereits auf dem Gipfel des Mannesalters. Mein Körper ſtrotzte von Kräftigkeit, mein Blut brauſ'te durch meine Adern, Feuer ſtrahlte aus meinen Augen. Mein ſchwarzes Kraushaar ſchien elektriſch und ſträubte ſich empor, und wäre mein ſtrenger Wandel nicht bekannt geweſen, ſo würde mein Erſcheinen Vielen unheimlich geworden ſeyn. So verlebte ich meine Tage. Ich trank Waſſer und aß nur wenig Brod, um meine Sinne zu ertödten. Abends warf ich meinen müden Leib auf die harte Erde. Aber kein Schlaf erquickte mich. Ich wälzte mich, von böſer Glut gefoltert, umher, ich raufte mein Haar, dann rang ich meine Hände, dann weinte ich — aber der Himmel hatte keinen Troſt für mich!" —

Hier ſchwieg er. Raphael ſah zur Erde. Ich blickte auf den Mönch. Dieſer heftete ſeine glühenden Augen auf das Nichts der uns umgebenden Dunkelheit, die noch ſtets in der Entfernung lag, wie ein lauernder Feind, und uns nur die nächſten Gegenſtände zu bemerken vergönnte.

„Wenn ich in jenen Tagen manchmal mein Leben überdachte," fuhr er fort, „ſo tauchten die Augenblicke, da ich mit dem Unglücklichen im

Thurm die Lieder tauſchte, wie blühende Inſeln aus einem wüſten Meere auf. Ich verweilte gern bei jener Täuſchung, die mir hold erſchien. Ich hätte mich in ſeinem Kerker bei ihm glücklich gefühlt, ich würde berauſcht in ſeine Arme geſunken ſeyn, konnt' ich auf Augenblicke denken, dann fiel mir's aber mit Centnerlaſt auf's Herz, daß alles nur ſchändliche Täuſchung geweſen war — daß er mich fortſchleudern würde von ſeinem Buſen, daß er den unheiligen Mönch verabſcheuen müßte — daß jede Natur ſich empörte bei dem Gedanken — und daß ſelbſt jene melodiſche Stimme, das Einzige, was ihn einſt zu täuſchen vermocht und ihn länger zu täuſchen im Stande wäre, verſchwunden war für immer, daß zwiſchen meinen brennenden Lippen ſich nur rauhe, kurzathmige, gepreßte Töne, wie Seufzer aus gequälter Bruſt erhoben."

„Mein Vater war geſtorben, und da nunmehr ein Fremder die Aufſicht über die Gefängniſſe hatte, ſo vermied ich es, jene Gegend zu beſuchen, um die Bilder, welche mich peinigten, endlich aus meinem Gedächtniſſe zu verwiſchen. Und ſo — was gelänge der Zeit nicht? — wie mein Haar ſich zu bleichen begann, wurde mein Gemüth ruhiger, nur Schwermuth über mein verlorenes Leben beſchlich mich zuweilen und trieb mich an, meine Blicke eifriger nach dem Jenſeits zu lenken.“

„Der harte Kampf, den ich durchgekämpft, ließ aber Spuren in meinem Geſichte zurück, die jahrelanger Friede nicht zu verwiſchen im Stande war, und ich glaube, daß ſelbſt der Tod nicht dieſen Ausdruck der Verwüſtung daraus entfernen wird.“

„Es war eine lange Zeit wieder verſtrichen, als ich an einem ſtürmiſchen Winterabende ſpät zum Prior gerufen werde, und den Auftrag erhalte, zu einem Sterbenden zu gehen, um ſeine letzte Beichte zu vernehmen. — Ich höre, daß es ein Staatsgefangener ſey, und mache mich in Begleitung eines Bruders auf den langevermiedenen, wenn gleich wohlbekannten Weg zur väterlichen Wohnung.“

„Man führt uns zu den Waſſerkluſen und mit Beben ſteigen wir die tiefen Treppen hinab. Aber mit jeder Stufe wirbeln tolle Träume vor mir auf, die mich ganz verwirren. Wohl waren es nur Träume! Denn wie man oft in ſolchen ſich in Ländern ſieht, die man nicht kennt, ſo geſchah es auch mir. — Ich träumte von Liebe, und was wußte ich davon? — Liebe! — Ich Unglücklicher und Liebe! — Ich mußte lachen! — Wohl waren es tolle Träume! .... und ich lachte wieder, aber ich entſetzte mich vor mir ſelbſt, denn welche Stimmung war es, die dies Lachen in mir erweckte? — Ich begab mich mit dem hochwürdigſten Gute zu einem Sterbenden, ich brachte Linderung der Erdenpein, Troſt in einen Kerker, und ich ſcheute mich hineinzugehen mit der himmliſchen Stärkung; ein Grauen beſchlich mich, da ich dem eingekerkerten Sünder Vergebung verkünden ſollte — und ich konnte dazu lachen! Ich fühlte, daß ich dem Wahnſinne nahe war, und ich wünſchte ihn herbei — herbei für ewig! — Nur der einzige Gedanke, daß jener Unglückliche nicht 25 Jahre ſein Elend ertragen haben würde, konnte meine Angſt vor dieſer entſetzlichen Zuſammenkunft verſcheuchen. Endlich ſtehen wir an der niedern Eiſenthür."

„Verzeiht, fromme Väter, ſpricht hier unſer Führer, daß ich Euch in den Schooß der Erde führen mußte. Gern hätte ich den Sterbenden in ein andres, geeigneteres Gemach gebracht, er iſt aber ſo ſchwach, daß wir fürchten mußten, ihn unter unſern Händen den Geiſt aufgeben zu ſehen. Hier nehmt die Lampe, fügte er dann hinzu, und begebt Euch mit der ewigen Tröſtung zu ihm hinein. Seyd Ihr mit Eueren heiligen Amte zu Ende, ſo läutet an dem Glockenzuge, den Ihr neben der Thür bemerken werdet, und alſogleich wird Euch die Pforte zum Ausgang ſich öffnen.“

„Mit der Lampe in der Hand ſchritten wir noch einige Stufen hinab, bis wir ebenen Boden unter uns fühlten, und uns in einem hohen, doch nur ſchmalen Gewölbe ſahen, worin eine reine, kühle Zugluft wehte. Ich leuchtete umher und erblickte bald den Kranken auf ſeinem Strohlager ausgeſtreckt.“

„Er öffnete die Augen und ſah mich groß an.“

„Ich winkte meinem Begleiter, der ſich zurückzog, damit der Gefangene ſeine Beichte beginnen könne, und dies geſchah nunmehr mit einer Haſt, als fürchte er, ſein herannahendes Ende könne ſie unterbrechen. Wie dem Durſtigen das Labſal der Quelle, ſo ſchienen ihn die Worte zu erfriſchen, die er zu mir ſprach. Immer mehr und mehr ſpannten die Geſtändniſſe des Unbekannten meine Aufmerkſamkeit, und meine letzten Zweiſel ſchwanden. Ich werde Euch von ſeiner Beichte nichts verrathen, aber eines Umſtandes muß ich erwähnen, der ſich auf das bezog, was Ihr ſchon wißt. In der Blüthe des Lebens war er hinabgeſtiegen aus der Kriſtallwelt des Lichts in die undurchdringliche Nacht der Kerker. Nur in den erſten Jahren hatte ſich ihm noch der Tag nähern dürfen, wie ein grauer Pilger, mit wehmüthigem, mitleidigem Gruße. Und mit dem Tage waren wunderbar beſchwingte Gäſte zu ihm eingedrungen. Er hatte ſie nicht gerufen, und kannte ſie doch längſt. Ihrer liebenswürdigen Zudringlichkeit vermochte er ſich nicht zu erwehren."

„Wie Troſt kam es über ihn, als der Kranke dieſe Worte ſprach, ſein Athem wurde ruhiger, und der Fluß ſeiner Rede geebneter. Aber mir brannte mein härenes Gewand auf dem Leibe, und die kaum verſcheuchten Qualen näherten ſich wie ſcheue Verbrecher und alte, gute, Bekannte, und verſuchten es, mir glühende Nägel an mein weiches Fleiſch zu ſetzen.“

„Liebe und Hoffnung hatten ſich in ſein Felſengrab zu ihm hinabgelaſſen auf den beſchwingten Tönen einer zarten Mädchenſtimme. — Er hatte geliebt und gehaßt, in der Tiefe eines Brunnens, während ich, im Garten meines Vaters ſpielend, nichts von dieſer Seligkeit empfand. Er hatte Liebe und Hoffnung der Menſchen empfunden in ſeinem Kerker; und ich mußte Nachts weinen und mir die Hände wund ringen! — Zwar habe auch ich Liebe und Hoffnung kennen gelernt, aber ſie vermochten den Menſchen nicht glücklich zu machen; der kein Heiliger — nein — nur ein Märtyrer werden kann!“ —

„Noch hatte er mir nicht Alles geſagt. Ich lauſchte mit ſeltſamer Begierde, wenn er zu dem Augenblicke kommen würde, da mein böſes Gemüth ihm ewigen Kerker und ewige Trennung verkündete. Ich hielt den Athem an, um keine

Sylbe zu verlieren. Und er ſchilderte mir ſeine troſtloſe Verzweiflung, wie er ſich hinabgeſtoßen ſah in das Grab des Lebens; die ängſtliche Erwartung, ſeine vergebliche Anſtrengung, den Ton der Stimme wieder einmal zu erlauſchen, den Schein des Tages wieder zu erſpähen. Vergebens! Alles blieb ſtumm, alles nächtlich — die Hoffnung war verſchwunden. Aber die Liebe war ihm geblieben. Bald öffneten ſich ſeine innern Augen er malte ſich den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit, er ſah ihn im Winkel ſeines Kerkers, er ſtreckte die Hand aus, er fühlte eine leiſe Berührung, er öffnete die Arme, er herzte, er drückte ein leeres Nichts, er küßte den dicken Brodem, der dem Boden entſtieg, und war glücklich; denn er durfte dies Alles — ihm ward es nicht zur Sünde. Und ſo hatte die Erſcheinung ihn ſein langes Kerkerleben hindurch beglückt, das ihm wie ein Traum entſchwunden war.“ —

„Hier konnte ich mich nicht länger zurückhalten. Was er empfunden, war reines Glück, mich nur hatte die quälende Täuſchung geäfft, ich hatte mein Spiel verloren, nicht er! Als ein Mann des Troſtes und der Erbarmung hatte ich mich ſeinem Lager genaht, als ein Teufel der Vernichtung wollte ich's verlaſſen. Ich ſtand auf, ich verſuchte raſch im Kerker auf- und abzugehen, aber ich ſtolperte auf dem unebenen Boden, ich ſtieß mir den Kopf an die Felſenwände. Es trieb mich ihm zu entdecken, daß es kein Mädchen geweſen war, daß Alles nur Täuſchung der ſchnödeſten Art; ich wollte, daß wenigſtens einen Augenblick vor dem Tode ihn der beglückende Wahn verlaſſe — er wäre dann noch elender wie ich, meinte ich damals! Ich Thor! — Schon ſchwebte mir das Wort auf der Lippe, da flackerte die ſchon faſt verlöſchte Lampe, die ich mitgebracht, wunderbar auf und beleuchtete die Züge des Sterbenden, der zu röcheln begann. Ich mußte mich wegwenden und weinte ſtill und heiß in mich hinein." —

„Endlich ermannte ich mich zu meiner Pflicht. — Hierauf wollte ich mit bebender Stimme meinen Begleiter herbeirufen, aber keinen Ton brachte ich hervor, und wie mein Auge auf den Gefangenen fiel, ſah ich, daß er bereits todt war.“ —

Hier ſtand der Mönch auf und entfernte ſich von uns. —

Die tiefer hereingebrochene Dunkelheit ließ ihn uns nicht ſogleich wahrnehmen. Endlich bemerkte ich ihn knieend vor dem Bilde des Gekreuzigten. Wir ſaßen ſtill nebeneinander. Keiner wagte ſeine Andacht zu ſtören; Jeder ehrte die Stimmung im Andern. Mitternacht mußte längſt vorüber ſein, überall herrſchte Ruhe. Nur draußen auf dem Haffe heulte der Sturm und wühlte in den grauen Wellen, wie der Weſtwind in den Mädchenlocken.

Der Mönch war der Erſte, der wieder zu ſprechen begann.

„Nachdem ich lange bei der Leiche geſeſſen hatte, trat mein Begleiter ein, um zu hören, ob die Beichte beendigt ſei. Er fand mich bewußtlos; die Kerkerluft hatte mir eine Ohnmacht zugezogen, meinte er. Nach langem Suchen fand er das heilige Geräth unter dem Schlamme des Lagers. Ich eilte fort, ihn weit hinter mir laſſend. Es trieb mich die ganze Nacht umher; ich hatte die gräßlichſten Phantaſien. Mit beiden Händen ergriff ich meinen Kopf und wollte ihn mir von den Schultern reißen. Ein ganzes Heer nackter Dirnen verfolgten mich; oft ſtellten ſie ſich an beiden Seiten eines engen Pfades auf, wo ich durch mußte; ich ſcheute davor, ich zögerte, aber eine Meute war mir auf den Ferſen, ich mußte an den Dirnen vorbei, oder ich würde zerfleiſcht worden ſein. Mit auf der Bruſt geſenktem Haupte wie ein zum Angriff gereizter Stier, die Kutte, die mich am Laufen hinderte, hochemporgehoben, ſtürzte ich mich unter die Phantome, — aber es war mehr! Ich hörte ihr Lachen, ſie zerkratzten mich mit ſpitzigen Nadeln, mein Blut floß. Jede Muskel hüpfte, jeder Nerv bebte, meine Augen, die nur wie durch einen Blutflor ſahen, wollten aus ihren Höhlen quellen. — Dort ſpringt der tolle Mönch! hörte ich hinter mir, dort querfeldein! er richtet noch ein Unheil an — in jenem Hohlweg müſſen wir ihn fangen! — Es waren jetzt Bauern, die auf mich Jagd machten — die Sonne ſchien — und ich ſtürzte zwiſchen mannshohen, dichten, weißblühenden Dornenhecken, wodurch ich mich die ganze Nacht wie raſend gedrängt hatte, beſinnungslos nieder.“

„Man brachte mich in's Kloſter; ich ward ſchwer krank, aber ich genas dennoch. — Ich genas zu neuem, zu immerwährendem Elende. — Doch genug. — So weit nur konnte die Mittheilung meiner Schickſale Euch von Nutzen ſein.“ —

„Ich verließ ſpäter meine Heimath und wählte dieſes Kloſter, in der Hoffnung, daß die Entfernung ſich mir wohlthätig erweiſen würde. — Man kannte mich hier nicht, und die Strenge, die ich mir auferlegte, und die noch bedeutend unſere Regel erſchwerte, ließ mich in einem glänzenden Lichte der Heiligkeit erſcheinen. Da kam Raphael zu uns, und es ward mir, wie eine Weiſung von oben, daß ich hier einen Menſchen erretten könnte. Dies beſeligte mich, ſtärkte mich und erfüllte mich mit tröſtlicher Hoffnung. Raphael ward durch meine Strenge angezogen, und wollte es mir in Entbehrungen aller Art gleich thun. Mit Theilnahme bemerkte ich dies, ſeine Frömmigkeit ſchien mir warm und ungeheuchelt, und doch wurde eine Beimiſchung darin bemerkbar, die mir nicht gefallen konnte.“ —

„Ich wollte mich ihm ſchon lange auf vertrautere Weiſe nähern, aber er ſah in ſeinem frommen Wahne nur den Heiligen im Bruder Quirinus, nicht den väterlichen Freund. So blieben wir entfernt. Heute ließ ein Zufall mich Euer

Geſpräch belauſchen. Ich hörte zwei Mädchennamen; ich vernahm Worte, die ich mir leicht zu deuten wußte, ich ſah Röthe in Deinem Geſicht, Raphael, und ich nahm mir vor, Dir die Geſchichte eines ſeltſamen Glücks mitzutheilen. Sieh mich jetzt an, ſieh dieſe Züge, nun wirſt Du Dir die Miſchung erklären, die aus ihnen ſpricht. Es iſt ein im wilden Sturme plötzlich erſtarrtes Meer — ein verglommener Aſchenhaufen — eine ausgebrannte Schlacke — das Feuer, der Sturm, ſie ſind vorüber, aber die Verwüſtung iſt kenntlich. O, ſie iſt fürchterlich! fliehe ſie — fliehe!" —

Er ſtand vor uns. Seine Rechte ruhete auf Raphaels Schulter.

„Sie hörten ihn nicht, den weiſen Heiligen, der das ewige Geſetz der Natur gegen das Begehren der Kirchenzucht vertheidigte. Im grauen Alterthume, da durften die frommen Biſchöfe, Prieſter und Diaconen an ihren geheiligten Herden leben, an der Seite keuſcher Weiber, im Kreiſe der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Ihrigen. Die verſammelten Väter zu Nicäa verlangten die Trennung. Nur Paphnuz, Biſchof der obern Thebais, widerſetzte ſich der grauſamen Forderung. Er widerſetzte ſich — hört Ihr? — und war doch ein Heiliger! Aber er ward überſtimmt — und wißt Ihr, was Jene antrieb? wie irdiſch die Beweggründe waren zu einer Satzung, die wir als eine himmliſche verehren? — Bleibe Menſch, Raphael, und leiſte keinen Meineid!" —

Eine abermalige Pauſe folgte. —

„Seht Ihr" — ſetzte er dann in tieferm Tone hinzu — „das, was ich Euch hier enthüllte, iſt der Friede einer Kloſterzelle." —

Er ſchwieg. Wir harrten, aber er ſprach nicht mehr. In den fernen Gängen klapperten wieder die Holzſchuhe der Mönche. Die Kloſterglocke lud zum Frühamte; am Horizonte hellte ſich ein ſchmaler, falber Streif; die Fichten und Tannen dampften auf. — Raphael ſchritt ſtillſchweigend zur Zelle hinaus. Der Mönch folgte.

Beide gingen in die Kirche. Ich aber ſuchte das Freie und athmete die reine Himmelsluft, und mein Herz erwachte mit den Vögeln des Waldes und brachte dem Schöpfer ein freies Morgenopfer.

Unten am Strande lugte mein Schiffer nach Wolkenzug und Wind. — Nach der Frühmeſſe nahm ich von Raphael einen wehmüthigen Abſchied. Unſer Mönch ließ ſich nicht blicken. Wir ſprachen nicht von ihm, doch Raphaels Schweigen ſchien mir tröſtlich beredt.

„Und Henriette?“ — fragte ich ſehr leiſe, als ich am Abhange ſtand, um zum Kahne zu gehen.

Er aber winkte wie abwehrend mit der Hand und verließ mich ſchnell.

Bald wiegten mich die Gewäſſer des Haffes, ruhiger und linder zwar wie geſtern, aber erſt als ich die blinkenden Fenſter in dem gaſtfreundlichen Schloſſe des holden Schweſterpaares ſah, verließen mich die Schauer der Kloſterzelle.

Nach längerer Zeit wagte ich es, in meinen Briefen an Raphael den Namen Henriette wieder zu nennen. Er antwortete mild und ließ es geſchehen, daß ich ihm öfter von ihr ſchrieb. Nun wurden meine Worte eindringlicher, ſie faßten Boden in ſeinem warmen Herzen, wie ein Opferrauch ſtieg ſein frommer Wahn zum Himmel empor, und rein und klar, wie die ſonnige Landſchaft nach Gewitternebeln, lag nun ſein Gemüth wieder frei und liebend vor uns. Nur eine erhöh'tere Hinneigung zur Andacht bewahrte es als Eigenthum für's ganze Leben.

Kurz vor ſeinem beendigten Prüfungsjahre verließ er das Kloſter, aber ſtatt der Weihe, nahm er ein Weib. Emilie und Henriette ſind nun die Mütter unſerer Kinder. —

Manchmal ſegeln wir von Quanditen nach Kadgiehn's verfallendem Gemäuer, aber Glocke und Gebet ſind dort längſt verſtummt.

Ein Lilienzweig, von Henriettens Hand gepflanzt, ſteigt lieblich empor zwiſchen den wilden Roſen, die auf Pater Laurins Grabhügel wuchern.

Er ruhe im Frieden! —

VII.

Hans Holbein.

Novelle.

An einem nebligen Herbſtmorgen ſaß ein junger Mann auf dem Eckſteine am großen Markte in Baſel. Vor ihm der zierliche Brunnen mit ſeinen rieſelnden, kryſtallhellen Waſſerſtrahlen konnte unmöglich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, eben ſo wenig die ſchwatzenden Dienerinnen und Mägde, die dort wuſchen und andere Arbeiten verrichteten. Dieſes lebensfriſche, heitere Bild wäre nicht im Stande geweſen, auf die nicht unſchönen Züge des Mannes einen ſo trüben Eindruck zu machen, der dem Nebel und dem Spätherbſte abgeborgt ſchien. Sein Geſicht war bleich, der Mund zur Trauer verzogen, die Wangen weiß und die Haltung kummervoll. Nur im Blicke leuchtete noch ein reiches Leben, und dieſer richtete ſich eben nach einem Gegenſtande, der ihm zwar die ſichtbare Spannung verlieh, aber eben auch den großen, vernichtenden Schmerz, der ſich auf das Uebrige warf.

War es irgend eine Jungfrau, die ſich an den Fenſtern der gegenüberliegenden Häuſer der Patrizier zeigte? War es eine Spitze, Stelle, die nur für das Auge des jungen Mannes erreichbar war? Wir folgen ſeinen Blicken, und finden Nichts von den ſpitzen, ausgezackten Giebeln, bis zum Kellergeſchoß, Nichts in den Thürmchen und Erkern, womit die ſtattlichen Häuſer geſchmückt ſind, was einer Vermuthung dieſer Art Raum geben könnte. Sein Geſicht iſt unverwandt nach einem Gebäude gerichtet, deſſen zahlreiche Fenſter, von innen verhängt, faſt keinen Bewohner verrathen, an deſſen Vorderſeite aber, der ganzen Breite nach eine große Schilderei prangt, in prächtigen friſchen

Farben, gleich als hätte ſie der Maler geſtern erſt vollendet. Das ſchöne Bild, das nun dem böſen Wetter, der rauhen Jahrszeit ausgeſetzt iſt, das iſt's wohl, was den armen, ſtummen, traurigen Mann ſo feſtbannt und die Blicke unverwandt dahin richten läßt. Welch ein barbariſcher Luxus! mag er denken; Meiſterwerke an den Fronten gemeiner Wohnhäuſer dem Regen und der Witterung preisgegeben, und es in unſerm Klima dem glücklichen Italien nachmachen zu wollen! Einer Fürſtenwohnung würde dies Bild Glanz verleihen, das hier am Markte zu Baſel in freier Luft verwittern ſoll. Dies müſſen ungefähr ſeine Gedanken ſeyn; es iſt ein ſchwermüthiger Künſtler, der dort ſitzt; wir wollen ſehen.

Ein Mann von reiferem Ausſehen und unterſetztem Wuchſe, in einen Mantel gehüllt, tritt zu ihm leiſe hin. Er hätte es unbeſorgter thun dürfen, er würde den Träumer doch nicht aufgeſtört haben. Er bleibt eine Weile neben ihm ſtehen und betrachtet ihn theilnehmend, dann legt er, fein lächelnd, die Hand auf des Andern Schulter. Jener ſchnellt empor und blickt ihn an. Die Schnelligkeit, womit er ſeinen Sitz verläßt, und die Achtung, welche ſich in ſeiner Haltung ausdrückt, zeigen es deutlich, daß der Störer einem vornehmen Stande angehöre, ſo einfach und unſcheinbar auch ſein Aeuſſeres ſeyn mag.

„Je nun, Meiſter Hans,“ ſpricht er, „was iſt's, das Eure Gedanken an dieſem Platze ſo ſehr beſchäftigt, daß Ihr Euern guten Freund nicht bemerktet, der ſchon lange neben Euch ſtand? Nicht ſo? es iſt die Bewunderung des Geſchaffenen, und das angenehme Gefühl, das Ihr habt, durch dieſes Bild, das jeder Vorübergehende betrachten und empfinden kann, allen Euern Mitbürgern gezeigt zu haben, daß Ihr berechtigt ſeyd, Euch den erſten Malern beyzuzählen.“ — „Fern ſey von mir ſolcher Hochmuth, mein würdiger Gönner,“ verſetzte hierauf Meiſter Hans mit ſanftem Tone;

„was bin ich gegen Meiſter Albert aus Nürnberg und die vielen Andern noch, die in Farben ſchaffen? Wie dürfte ich es wagen, mich einen Maler neben den Italienern zu nennen?“ — „Laßt die Italiener,“ erwiederte hierauf der Mann im Mantel; „das ſind die Glückskinder der Erde; ſie haben von dem gütigen Himmel eine Luft und ein Licht erhalten, die ihre Farben durchdringen und ſie zu Malern machen, oft wider ihren Willen; und dann ihre Lebensweiſe, ihre Kleidung, kurz Alles. Dort geht die Schönheit nackt, bei uns verhüllt; welche Formen werden dort unter Lumpen ſichtbar! ihre Landleute, ihre Bettler — das ſolltet Ihr einmal ſehen! und hier bei uns! — Doch immerhin, laſſen wir ihnen dieſe Vorzüge. Eure verhüllten Nonnengeſtalten haben ebenfalls großes Verdienſt, und was Eure mächtige Phantaſie auf der Brücke ſchuf, jener ſchauerliche Reigen, den der Tod anführt, iſt ein Werk ächt deutſchen Sinnes, voll tiefen Gemüthsunheimlich, ſchauervoll, grell poſſenhaft, ſelbſt heiter in ſeinen Theilen. Sollte man glauben, daß es möglich ſey, dieſe Widerſprüche zu vereinen? und doch iſt es Euch gelungen."

Der junge, bleiche Mann, den wir Meiſter Hans anreden hörten, und den wir nun auch ſo nennen wollen, ſtand erfreut und beſchämt vor dem Sprechenden da. „Ihr ſeyd zu gütig gegen mich," ſprach er, „und doch bin ich ſo gewöhnt, dem, was Ihr ſagt, Glauben zu ſchenken, daß ich mich nunmehr wohl überreden kann, das, was ich gemacht, ſey meinem Wollen nach ausgefallen; denn Schlechtes zu malen, war gewiß meine Abſicht nicht." — „Nun aber hat Baſel genug von Euern Werken," fuhr der Fremde fort. „Die Stadt beſitzt Schätze durch Euch, weßhalb ſie die mächtigſten Fürſten einſt beneiden werden. Stellt Euer Licht nicht fürder unter den Scheffel, tretet in die Welt und genießt die Früchte Eures ſeltenen Talentes und Eures Fleißes. Ihr bedürft weder der Lehrer, noch der Unterſtützung, weder der Gönner, die Euch Beſchäftigung geben, noch irgend einer andern Begünſtigung, die man Schickſalslaune nennt. Tretet hinaus in das Leben, und Reichthum und Ehren werden Euch entgegenſtrömen. Ihr müßt Baſel verlaſſen!“ Ein tiefer Seufzer war die Antwort, die Meiſter Hans mit zur Erde geſchlagenen Augen ausſtieß. „Beim Himmel!“ rief der Andere, „hier iſt mehr im Spiele. Ich bin zu fremd noch in dieſer Stadt um die Bewohner all der Häuſer am Markte zu kennen, noch weniger,“ ſetzte er heiter lachend hinzu, „ihre Töchter. Was gilt's? — Ihr ſeyd verliebt, mein kunſtvoller Meiſter!“ — „Ich? o daß ich's noch wäre!“ ſagte Meiſter Hans zagend und leiſe. „Nun, dann liebet Ihr eine Ungetreue, eine Unwürdige,“ ſprach der Fremde ſchnell; „ſo vergeßt ſie nur und laßt Euch das keinen Augenblick Eures Lebens trüben. Beherrſcht Euer Gemüth, und wie ich Euch ſchon ſagte, verlaßt Baſel ſo raſch als möglich." — „Ich — ſie verlaſſen?" ſprach der Maler, und der ältere Freund, der dadurch noch mehr beſtärkt wurde, daß Liebe hier im Spiele ſey, und daß der, wahrſcheinlich unwürdige Gegenſtand, welcher der jungen Künſtlerbruſt ſolchen Gram bereiten konnte, in dem ſchön gemalten Hauſe wohnte, ergriff den Traurigen am Arm und ſagte: „Freund, kommt weg von dieſem Platze, wo Euer Schmerz ſtets neue Nahrung aufnimmt. Seht, der trübe Morgen iſt verſchwunden; die herbſtliche Sonne hatte noch Kraft genug, die Nebel zu bekämpfen. Folgt mir in's Freie und ſagt mir, was Euch drückt. Ihr ſollt einen theilnehmenden Freund an mir finden. Vielleicht kann ich Euch guten Rath ertheilen, ich bin wohl nicht ganz ungeſchickt dazu."

Während dieſer Worte hatte der Mann den Maler ſanft fortgezogen, und nun ſchritten ſie Beide der Rheinbrücke zu. Hinter dem Pfeiler eines Eckhauſes trat jetzt eine ſchöne, ſchlanke Frauengeſtalt in reicher Bürgertracht hervor. Sie hatte dort ſo lange verſteckt geſtanden, als das Geſpräch der beiden Männer am Brunnen gedauert. Sie geht nun nach dem großen Hauſe, an deſſen Fronte das Gemälde prangt, und tritt auf die breite Steintreppe deſſelben; aber ihr Kopf wendet ſich den Fortgehenden nach, ſie ſeufzt tief, ihre Augen ſind roth und verweint, ſie bedeckt ſie mit ihren beiden Händen, klein und weiß; dann tritt ſie in die Thüre des Hauſes.

Jenſeits der Brücke lag eine junge Anpflanzung, und da man in dieſer Jahreszeit des Schattens wohl entbehren konnte, wählte der Fremde ſie, um mit ſeinem jungen Freunde den Morgenſpaziergang dort zu machen und ſeine Herzensergießungen zu hören. Sie waren allein in dem traulichen Gehege, das noch im vollen Schmucke herbſtlichen Laubes prangte; kein Basler beſuchte den Ort an Wochentagen.

„Nun, jetzt beichtet mir, Meiſter Hans,“ fing der Fremde an. „Schildert mir den Schiffbruch Eurer Gefühle und laßt uns Anſtalten treffen, dieſe koſtbaren Güter des Lebens in ſichern Hafen zu bergen. Was iſt's mit dem bemalten Hauſe? und welch' ein verderbender Kobold treibt dort ſein Weſen?“ — „So wißt denn, mein lieber Gönner,“ ſprach der Maler, „daß der Eigenthümer jenes Hauſes der Vater meines Weibes iſt.“ — „Das ſcheint mir eben kein Gegenſtand der Trauer, lieber Freund,“ fiel ihm lachend der Andere in's Wort. „Der Mann iſt reich und angeſehen.“ — „Daran dachte ich nicht, als ich Maria freite,“ fuhr der Maler fort. „Nur ihre Schönheit bezauberte mich. Die Form, die äußere Form iſt unſer Abgott, ihr huldigen wir unſer ganzes Leben, in ihr finden wir Alles, was den Menſchen macht. Was nach unſern Begriffen ſchön iſt, iſt vollendet. In der Schönheit liegt Hoheit, Anmuth, Stärke, Ruhe, Weisheit, Milde, Liebe, Alles, was das Höchſte und Edelſte der Menſchennatur iſt. Wir armen Maler wiſſen ja nichts Anderes darzuſtellen als Schönheit. Glücklich genug, wenn wir es können, und darum ſind unſere Köpfe und Herzen voll davon, und wir beten an, wo wir ſie antreffen. Ich ſah Maria — und ihre Schönheit überwältigte mich. Ich malte ſie unzählige Male, und ſie erſchien mir immer ſchöner. Je mehr ich mich in dieſe Herrlichkeit verſenkte, deſto klarer wurde ſie mir, deſto beredter dieſe Züge, deſto verſtändlicher die Harmonie der Glieder, ich ſah Maria für den Inbegriff alles Schönſten der Erde an, und ich träumte mir ihren Beſitz als das würdigſte, höchſte Ziel, was ein Menſch zu erſtreben verlangen könnte." — „Ihr ſeyd ein großer Maler und waret ſehr verliebt," ſagte heiter der Andere; „aber Ihr ſeyd es noch, verlaßt Euch darauf." — „Wohl bin ich's noch, ich fühle es," ſagte betrübt Meiſter Hans.

„Könnt Ihr jedoch die Qual ermeſſen, die mich erfüllt, mein theilnehmender Freund, wenn ich Euch ſchildere, wie meine Liebe vergolten wurde? Der Vater der Jungfrau, einer der angeſehenſten und reichſten Bürger der Stadt, ehrt den Stand der Künſtler und liebt die Kunſt. Dieſes iſt bei vornehmen Leuten nicht immer vereinigt. Zu meinem Glücke, ſo dachte ich, findet es ſich hier. Nachdem ich mehrere Male für ihn beſchäftigt worden war, ihn ſelbſt in ſeiner Amtstracht als Beiſitzer des Gerichts, ſeine Frau im Sonntagsputze, und eine Menge von häßlichen Verwandten abkonterfeit hatte, ward mir endlich auch das Glück zu Theil, Maria zu malen. Ich bebte vor innerem Entzücken, ich miſchte meine Farben mit einem Fleiße, ich ließ es an nichts fehlen, doch — was ſoll ich Euch ſagen? — das Bild mißrieth. Ich ſchämte mich; ſie ſaß noch einmal, ich malte noch emſiger — es mißrieth wieder; ich wollte es nicht für meine Arbeit anerkennen und vernichtete es. Beſchämt zog ich mich zurück. Man wußte ſich dieſe Stümperei nicht zu erklären. Erſt zu Hauſe in der Einſamkeit fühlte ich, wie voll meine Einbildungskraft von Maria's Reizen war; hier war kein hüpfender Pulsſchlag, kein Beben in den Fingerſpitzen, kein Schwimmen vor den Augen, kein klopfendes Herz, keine Zerſtreuung, kein Zuſammenſuchen von Worten, die auf der Zunge ſchwebten, und doch nie geſprochen wurden; hier ſah ich ſie vor mir, wenn ſie gleich nicht gegenwärtig war, hier gelang es mir endlich, ſie zu malen, weil ihre Nähe nicht im Stande war, mir die Sinne zu verwirren. Ich vollendete das Bild, nie noch war mir eines ſo gelungen, und trug es in das Haus der Eltern, die hocherfreut darüber waren, daß ich ſo genügend meine Künſtlerehre gerettet hatte. Mir ward der Auftrag, das Haus von außen zu malen. Mit Freuden ſagte ich zu, mit Begeiſterung beſtieg ich das Gerüſt. Ich wollte ihrer Wohnung mit aller Macht, die mir der Himmel verliehen, die Verklärung der ſchönſten Kunſt zu Theil werden laſſen. Wie oft mußte ich jedoch die Köpſe, die ich gemalt, wieder aushauen und friſchen Anwurf machen; immer malte ich nur Marienköpſe, und noch jetzt werdet Ihr ſie wenigſtens dreimal auf dem Bilde antreffen, und alle Engel haben eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr. Darüber verfloſſen mehrere Monate. Beſonders lang währte es, bis ich mit den Verzierungen um ihr Fenſter fertig wurde. Mit dem früheſten Morgen beſtieg ich damals mein Gerüſt, und malte weniger, als daß ich nach den grünen Behängen ſchaute, welche ihr Schlafzimmer vor meinen Blicken verdeckten. Es war eine recht wonnige Sommerszeit. Sie ſtand frühe auf, und pflegte dann das Fenſter zu öffnen. „Guten Morgen, Meiſter!“ rief ſie mir zu. Ach, Herr, ich hatte Mühe, mich feſtzuhalten; ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme erregten einen Schwindel in mir, daß ich beinahe vom Gerüſt gefallen wäre. Und auf dieſe Weiſe entſpann ſich unſere nähere Bekanntſchaft. — Eines Morgens ſagte ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen hatte, und wie ich nur aus Liebe zu ihr das Haus bemalte, und wenn ſie nicht wäre, nie auf dem Gerüſte hier ſäße. Sie nahm das ſehr wohlgefällig auf und lächelte. Herr, und wie ſie lächelte, da war es um mich geſchehen; ich ſchwang mich mit einer Behendigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte, auf ihr Fenſterbrett, von dem ſie kreiſchend zurückgelaufen war, und im Nu lag ich vor ihr auf den Knieen in ihrem Schlafzimmer. Ich wagte viel; war ich aber wohl im Stande, in jenem Augenblicke daran zu denken?"

Meiſter Hans machte hier eine Pauſe und ſah in Gedanken vor ſich hin. Seine trübe Miene hatte eine hellere Färbung angenommen, es war, als hätte er ſich in ſelige Erinnerungen verloren. Der Fremde unterbrach ihn. „Nun, und was ſprach die Jungfrau? Wie nahm ſie Euern Ungeſtüm auf?" — „O laßt mich davon ſchweigen!" ſagte der Maler. „Lieber Herr, ich wäre ja doch nun und nimmermehr im Stande, Euch Alles das zu ſchildern, und obgleich ich mit Farben beſſer als mit Worten umgehen kann, wüßte ich zu dieſer Schilderung auch nicht einmal die rechten zu miſchen. Glaubt mir, wenn ich Euch ſage, daß damals ſicherlich kein Menſch auf der Erde ſo glücklich war, wie ich. Alles, was ich ihr zu geſtehen hatte, wiederholte ſie mir Wort für Wort, und ſie verſprach mir, ihren Vater von Allem zu unterrichten, und glaubte überzeugt zu ſeyn, daß er ihre Hand dem berühmteſten Meiſter in einer Kunſt, die er ſo hoch verehre — verzeiht mir, daß ich alſo ſpreche, ich ſage Euch nur, was Maria äußerte — gewiß nicht abſchlagen würde. Sie hielt Wort, und wie ich am Abend vom Gerüſte ſteige und in's Haus trete, um meinen Arbeitsrock mit meinen guten und ehrbaren Kleidern zu vertauſchen, ruft mich der Rathsbeiſitzer in ſeine Schreibſtube, um ein ernſtes Wort mit mir zu ſprechen. Ich verließ noch an dieſem Abende das Haus als ſein zukünftiger Schwiegerſohn, und Maria's erſter Kuß glühte auf meinen Lippen. Nach kurzem Brautſtande wurden wir eingeſegnet, Mann und Frau.“

Sie hatten ſich, vom Gehen ermüdet, auf eine Steinbank geſetzt, unter einer mächtigen Ulme, die ſie mit ihren todten Blättern ganz überſchüttete. Die Sonne hatte ſich wieder verborgen und der Herbſtwind pfiff durch die Zweige des Baumes. Der Maler ſchwieg lange und blickte zu Boden, endlich fuhr er fort. „Was ich nunmehr leide, ſeitdem dieſer Engel der Schönheit unter das Dach meiner beſcheidenen Wohnung getreten, das kann ich eben ſo wenig in Worten faſſen, als meine frühere Seligkeit. Und könnt' ich's, ſo wäret Ihr zu menſchlich, um mich durch die Erzählung meiner Kränkungen und Qualen auf's Neue zu martern. Nur ſo viel ſollt Ihr wiſſen, edler Freund, daß Maria zänkiſch, herrſchſüchtig, argwöhniſch iſt; daß ſie bald wiſſen will, warum ich ernſt bin, bald warum ich heiter, bald warum ich weder Eines noch das Andere bin; guter Gott! ich ſoll ihr ſagen, wovon ich mir oft ſelbſt keinen Grund angeben kann. Was ich ihr aber darüber vertraue, wird von ihr nicht angenommen; ſtets glaubt ſie, daß ich ihr den wahren Grund verheimliche. Dann ſchmollt ſie, wird böſe, weint und quält mich, daß es ein Jammer iſt. Ich muß meine Arbeit verlaſſen und aus meinem Hauſe entfliehen. Jedes weibliche Bild, das ich male, ſoll ihre Nebenbuhlerin ſeyn, oft hat ſie mir die Leinwand zerſchnitten und faſt ſchon beendigte Bilder in blinder Wuth verdorben. Ich verzehre mich in Kummer, und kann dabei nicht aufhören, ihre Schönheit zu bewundern, wenn ich auch ſchon lang aufhörte, ſie zu lieben. Das iſt der Grund, warum Ihr mich dieſen Morgen das Bild anſtarrend da ſitzen ſaht. Ich überdachte mein Elend, das aus jenem Hauſe hervorging, ich ſah auf die fleißigen Verſchlingungen, die ſo kunſtvoll das Fenſter umgeben, und ich entdeckte noch den Fleck recht gut, wo ich den Pinſel wegwarf und mich in ihr Zimmer ſchwang. Ich betrachtete ihre Köpfe auf dem Bilde und ſuchte daraus zu entziffern, was denn ſo mächtig auf mich eingewirkt habe und noch einwirke. Ach, wir armen Maler ſind Sklaven der Schönheit! welche Mühe ich mir auch gab, ſie jetzt aus dieſen gemalten Köpfen wegzuleugnen, ſie trat mir daraus ſtets ſiegreich entgegen und ſchmetterte mich zu Boden.“ Der arme junge Mann ſeufzte tief, aber der Fremde ergriff ſeine Hand und ſagte mit ernſter Miene: „Ihr rennt Eurem Untergange zu, wofern Ihr Euch nicht ſelber rettet, Hans! Dieſes Weib, das Eure Geſundheit untergräbt, trübt Eure Laune und tödtet Euren Geiſt früher noch als Euren Körper. Habt Ihr von dem großen Meiſter Albrecht von Nürnberg vernommen?" — „Albrecht Dürer — o! wie liebe ich ihn!" erwiederte der Maler. — „Und wißt Ihr, daß er in ſeinen letzten Stunden von dem böſen Teufel von Weibe, das ihn ſein ganzes Leben hindurch gefoltert, noch Schläge erhielt?" ſprach ernſt der Fremde. Der Maler ſchauderte zuſammen und verbarg ſein Geſicht. Der Fremde ſtand raſch auf. „Ihr müßt fort von hier um jeden Preis!" rief er. „Ich dachte ſchon ſelbſt daran," ſprach der Andere. „In Augsburg, meiner Vaterſtadt, lebt mir noch ein Oheim und zwei Brüder, zu ihnen will ich meine Zuflucht nehmen." — „Was da — nach Augsburg!" entgegnete unwillig der Fremde. „Damit ſie Euch nachreiſe, vorjammere, Alles aufbiete, um Euch zur Rückkehr zu bewegen! Nein Ihr müßt fort — weit fort — über's Meer." Der Maler wurde bleich. „Nun?" ſagte der Fremde, „wird Euch bang? fürchtet Ihr Euch vor dem Waſſer? Seht die tobende See in ihrem furchtbarſten Aufruhr, und es wird nichts ſeyn, gegen Euer böſes Weib. Hier müßtet Ihr zu Grunde gehen, Ihr ſollt aber leben und malen. Könntet Ihr das, wenn Ihr Euren Plagegeiſt ſtets um Euch hättet? — Wie ſollſt Du, armer Künſtler, zu heitern Farben, zu Gold und Purpur, zu Pracht und Freudigkeit kommen, wenn Dich Schmutz und Trübſal, Lärm, Unfriede und Zerwürfniſſe aller Art umgeben?“

„Nun, Meiſter Hans,“ fuhr er nach einer Pauſe mit raſcher Bewegung fort, „was gedenkt Ihr zu thun?“ — „Weiß ich's?“ fragte der Maler kleinmüthig. — „So vertraut getroſt mir, und ich will's Euch ſagen. Ihr ſollt von Euch ſprechen laſſen an dem Hofe des mächtigſten Monarchen. Ich will Euch dazu verhelfen. Sucht mich Abends Neun in meiner Herberge auf, und ich will Euch das Uebrige vertrauen.“

Der Maler wußte nicht, was er zu dem Vorſchlage ſagen ſollte, ſo ſehr war er überraſcht davon. „Glaubet Eurem welterfahrenen Freunde,“ ſagte der Andere noch; „es iſt beſſer, ein ſolches Band mit dem Schwerte zu durchhauen, ehe eine unauflösbare Schlinge daraus wird, die Euch die Kehle zuſchnürt. Dies war Euer erſtes Leben, verlaßt es und beginnt Euer zweites. Sterbt hier, um dort zu erwachen. Beſtellt Euer Haus und verſäumt nicht, den Abend bei mir zu ſeyn, Ihr müßt bald reiſen.“

Er ſchüttelte freundlich dem Maler die Hand und verließ ihn ſchnell. Dieſer aber ſchritt noch einmal in großer Bewegung auf und ab und eilte dann einem nahe gelegenen Dorfe zu, um ſich einen Trunk Wein geben zu laſſen. Es war ihm nicht möglich, jetzt vor ſeiner Frau zu erſcheinen, und er nahm ſich vor, erſt im Zwielichte nach Hauſe zu gehen, gleich als ob er ein böſes Gewiſſen hätte. Und ſetzt es dann auch einen Sturm, dachte er, je nun, dann ſoll es gewiß einer der letzten ſeyn. Er ſann hin und her, nach welchen

Lande ihn ſein Freund ſchicken wolle, von deſſen großen Verbindungen er ſchon gehört hatte; aber die Löſung dem Abende anheimſtellend, ging er ziemlich ermuthigt mit einbrechender Dämmerung auf ſeine Wohnung zu. — Wie er eintrat fand er Maria in Thränen.

Maria war bei ihrem Vater geweſen und hatte ihm ihr Leid geklagt, und nur mit Mühe konnte dieſer ſie vermögen, nach Hauſe zurückzukehren. „Sie könne mit einem Manne nicht glücklich ſeyn, der den ganzen Tag damit beſchäftigt ſey, ſchöne Geſichter aufzuſuchen und ſich in das Gedächtniß zu prägen, um ſie dann zu malen. Ein Künſtler könne kein guter Gatte ſeyn; er vernachläſſige ſeine Frau, er ſey immer abweſend, träumend, ſie wiſſe nicht, woran er denke. Seinetwegen putze ſie ſich, und er bemerke es nicht. Sey er freundlich mit ihr, ſo geſchehe es, um ihren Arm, ihre Hand, ihren Nacken zu malen. Sie ſehe ſich zum Modell herabgewürdigt, ſie ſey nichts weiter. Er verachte ſie und den Stand der ehrſamen Bürger, dem ſie entſproſſen; er verachte Baſel und ſeine einfachen Sitten. Plötzlich einmal werde er Alles zuſammenpacken und ihr befehlen, ihm in die weite Welt zu folgen; ſie ſehe das kommen. Dies werde ſie aber nie thun. Es wäre ihr nicht ſchwer, ſich von dieſem Manne zu trennen, und ſollte ſie auch ihr ganzes Leben einſam und traurig hinbringen müſſen." Dies Alles klagte ſie ihrem Vater und mehr noch, dann ſetzte ſie hinzu: „Ihm kann ich nichts ſagen, ihm kann ich mein Herz nicht aufſchließen. Er ſieht meine Thränen, die er nicht verſteht. Nehmt Eure Tochter wieder auf, Vater! ehe der Schmerz ſie ganz verzehrt!" Den Tag hatte ſie, ohne Speiſe zu ſich zu nehmen, weinend und allein hingebracht. Ihr Gatte erblickte ſie ſo und richtete ſchüchtern eine Frage an ſie, die ſie jedoch nicht beantwortete, ſondern mit zorniger Gebehrde das Zimmer verließ, als er ſich theilnehmend zu ihr bückte. Sein Ausbleiben einen ganzen Tag lang war natürlich nicht im Stande geweſen, ihren Kummer zu zerſtreuen und der Heftigkeit ihres Gemüthes Schranken zu ſetzen. Der Maler blieb allein in ſeiner Werkſtatt und zündete ſeufzend ſeine Lampe an. Er ſetzte ſich im tiefen Sinnen vor ſeine Staffelei nieder und überlief ſeine durchlebten Tage und die Kette von Ungemach, die er, gleich einem Baugefangenen, ſeit ſeiner Ehe von nur achtzehn Monaten mit ſich ſchleppte.

Mit vierzehn Jahren hatte er ſeine Vaterſtadt, das heitere, reiche Augsburg verlaſſen, wo er, inmitten einer trefflichen, hochbegabten Künſtlerfamilie geboren, die anmuthigſte Jugend verlebt hatte, um in der Fremde ſeine Kunſt zu üben und ſich Kenntniſſe zu erwerben. Sein Vater und ſeine Brüder waren Maler, ſein Oheim der kunſtfertigſte Goldſchmied und Holzſchneider, er ſelbſt hatte als Kind ſchon die herrlichſten Anla gen verrathen und Arbeiten geliefert, die für Meiſterwerke ſeines Oheims gehalten wurden. Der Name dieſer Familie, Holbein, wetteiferte in Augsburg mit den Namen der vornehmſten Patrizier, und unſer Maler, der jüngſte von drei Brüdern, Hans genannt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in jeder Hinſicht zum berühmteſten zu machen. Jung und unerfahren kam er nach Baſel, aber reich an Kunſt und Talent, ward er dort bald geſucht, und feurig und verliebt, bekam er eine Frau. Jetzt ſtand er im Begriffe, ſich von ihr zu trennen. Er mußte es thun, wenn er ſein edleres Selbſt retten wollte. Bei ihr war Untergang, fern von ihr blühendes Leben; das fühlte er. So wie er heute keinen Strich an dem angefangenen Bilde, das vor ihm ſtand, gemacht hatte, ſo war es ſchon öfter geſchehen. Die Ideen in ſeinem Kopfe vertrockneten wie die Gefühle in ſeinem Herzen, wie die Farben auf ſeiner Palette. Und ſo ſchnell kommt ja ohnehin das Alter, wo dem Künſtler die Schöpferkraft gebricht. Ach! mit den vielen Bildern, die ihm vorſchweben, mit dem ſchönen Farbenreichthum in ſeinem Innern alt zu werden, ohne ſie Alle geſchaffen zu haben — welch' eine troſtloſe Ausſicht! Er raffte ſich auf, um es ihr zu ſagen. Er wollte ihr die Nothwendigkeit der Trennung vor die Augen führen, ihr verſprechen, wiederzukehren — oder ſie nie mehr wiederzuſehen. Aber er glaubte ſie durch ſeine Erklärung zu vernichten, und wußte nicht, daß er damit ihrem ſehnlichſten Wunſche entgegengekommen wäre. Er blickte zum Fenſter hinaus, es war tief dunkel geworden. Das enge Gäßchen, worin er wohnte, die zugeſpitzten Dächer der Häuſer, der graue Himmel, die Regſamkeit eines Schmiedes, ein altes Weib, das Spähne machte und dabei laut zankte, dieſe ganze Umgebung ſchien ihm unerträglich. Und wenn er ſich nun vollends das Innere ſeiner Wohnung dachte, ſein eigenes Inneres: es war die Hölle. „Fort! fort!“ rief er laut, und eilte der Herberge ſeines Freundes zu.

Er fand ihn am flackernden Kamine, im bequemen Hauskleide einen Brief ſchreibend. Bei Hans Holbein's Eintritt legte er die Feder aus der Hand und blickte ihm freundlich entgegen. Seine Miene zeigte ein Gemiſch von Laune und Schlauheit. „Ah, ſeyd Ihr's, Meiſter Hans!“ rief er ihm zu; „nun, wie iſt's? habt Ihr Euern Abſchied genommen? ſeyd Ihr reiſefertig? Ich habe mich mit Euch beſchäftigt und Euch da einen Brief geſchrieben, der gewiß gute Dienſte thun ſoll.“ Die Anrede hatte anfänglich auf den Maler einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, weil ſie ihn an den Abſchied erinnerte und er wohl fühlte, daß er ihn nie würde nehmen können. Aber der Schluß hatte das wieder verwiſcht, und mit dem Briefe, von dem ſein Freund ſprach, ward der Wunſch in ihm lebendig, den Ort zu kennen, wohin er ihn zu ſenden im Sinne hatte. „Je nun," ſprach der Fremde, „ich muß es Euch denn wohl ſagen, daß ich Euch nach London empfohlen habe, und zwar keinem Geringern, als dem Kanzler von England ſelbſt, dem hochgelehrten Thomas Morus, meinem vielwerthen Freunde." Der Sprechende richtete einen ſcharfen Blick auf ſeinen jungen Schützling, rückte ſich dabei im Seſſel zurecht und zog ſeinen feinen Fiſchotterpelz höher zum Halſe hinauf, indem ein Lächeln um ſeinen Mund ſichtbar ward, das die Mitte zwiſchen Gutmüthigkeit und Schalkheit hielt und der feinen Phyſiognomie ganz angemeſſen zu ſeyn ſchien. „Nun, Meiſter," ſagte er dann nach einer Weile, während ſein Schützling voll Verlegenheit vor ihm ſtand, „gefällt es Euch nicht? nach der Stadt des Glanzes und Reichthums, an den Hof eines Königs, der gelehrt und kunſtgeſinnt iſt, wie kein anderer in der großen Chriſtenheit, in das Haus eines Mannes, der der Erſte iſt in jenem Lande, und der Weiſeſten Einer, die jemals auf dieſer Erde wandelten? Daß ich Euch ſo empfehle, mag Euch beweiſen, wie hoch ich Euch ſchätze und welchen Begriff ich von Eurer Kunſtvollendung hege; ich bin überzeugt, daß die Welt dereinſt von Eurem Ruhme erfüllt ſeyn wird, und es ſoll mir dann keine geringe Befriedigung gewähren, daß ich es war, der Euch den Weg dazu bahnte: ein geringes Verdienſt an und für ſich betrachtet, ein großes um die Welt und um Euch; denn Ruhm iſt die Speiſe, davon große Künſtler ſich nähren ſollen.“

Holbein hatte ſich geſammelt; die Worte des Fremden machten einen erhebenden Eindruck auf ihn, wie es denn überhaupt erſichtlich war, daß dieſer einen mächtigen Einfluß zu üben verſtand. „Hoher Herr,“ begann der Maler, „Ihr beſitzet die Kraft eines übernatürlichen Weſens, denn Ihr vermöget den ganz Daniedergebeugten nicht nur wieder aufzurichten, wie es die Hoffnung kann, ſondern Ihr reicht ihm Hülfe und Stütze zugleich, damit er nicht wieder zuſammenſinke. Iſt es denn wirklich? ſoll ich eines Lebens theilhaftig werden, wie ich es mir immer dachte in meinen ſchönſten Stunden? Ich ſoll im ſteten Verkehr mit großen, edeln und ſchönen Menſchen ſtehen, die jene Kunſt verehren, deren Prieſter ich mich nennen darf? Wie iſt es möglich, daß Ihr, herbeigereiſet aus weiter Ferne, und ſo vornehmen Standes, Euch des unbekannten, unbedeutenden Menſchen ſo warm und hülfreich annehmt? Wohl weiß ich, daß Ihr ein edler Kenner und Freund der Künſte ſeyd, daß Ihr mich aufſuchtet, mich durch Euer Urtheil erhobet und erfreutet — aber verzeiht! ſonſt weiß ich nichts von Euch. Nicht einmal nach Eurem Namen hab' ich mich erkundigt; ſicher iſt er bedeutend und gekannt und verehrt. Vielleicht, o daß meine Vermuthung Wahrheit wäre! ſeh' ich einen großen Meiſter der Kunſt ſelbſt vor mir, der mich ſeiner Freundſchaft würdigt. Nennt mir, ich bitt' Euch, Euren wahren Namen.“

Das halb ſchlaue Lächeln nahm jetzt mehr von dieſem Charakter an, als der Fremde dem Maler entgegnete: „Meinen wahren Namen, ſagt Ihr? und glaubt Ihr denn wohl, daß ich Urſache hätte, ihn zu verſchweigen? Ich bin ein ehrlicher Mann, Meiſter Hans, nichts für ungut! Und obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Meiſter Eurer Kunſt zu ſeyn, noch ſonſt ein vornehmer oder berühmter Mann, ſo kann ich dennoch meinen Namen ungeſcheut nennen. Ich heiße ſchlechtweg Erasmus.“ — „Erasmus?“ rief erſtaunt der Maler. „Erasmus von Rotterdam?“ — „Nun ja, von meiner Geburtsſtadt, wie man Euch in England Meiſter Hans von Augsburg nennen wird,“ ſprach der Andere gleichgültig. „Ich bin weit herumgekommen und habe mit mancherlei Menſchen verkehrt in der Welt, darum iſt mein Name wohl öfter als ein anderer genannt worden. Ich kenne Italien und auch das Land, wohin ich Euch ſenden möchte. Ich ſah Venedigs Reichthum, Bolognas Würde, Roms Pracht. Ich ſpreche hier von den Malerſchulen; aber nirgend würde ich meinen lieben deutſchen Künſtler gern hinverſetzen. Ich will Euch der Ruhe und dem Glücke zuführen, vom Neide und der Bosheit entfernen, und dort wäret Ihr allen Dolchen der Rache und der Hinterliſt preisgegeben. Iſt der Himmel auch in England minder heiter, ſo wird es Euer Gemüth dort in höherm Grade ſeyn. Des Himmels in ſich kann der Künſtler ſchwerer entbehren, als des Himmels über ſich, ſollt' ich meinen. Ich lebte lange in England; ich war Profeſſor in Oxford, ich kenne den König; es iſt ein ritterlicher, ſinnlich froher Herr, muthig und der Freundſchaft offen, dabei den Künſten ſehr zugethan. Seine ſtark bewegte Jugend bedarf der Erheiterung. Ihr ſeyd im Stande, ſie ihm zu gewähren, und durch Morus dem Könige vorgeſtellt, kann es Euch nicht fehlen, Euer Glück zu machen.“

Der Maler ſtarrte mit weit geöffneten Augen den Fremden an, der nun nicht mehr fremd für ihn war, deſſen Namen er oft gehört und ſelbſt mit Verehrung ausgeſprochen hatte, weil ihn der berühmteſte Mann ſeines Zeitalters trug, der Freund der Könige, Philoſoph, Künſtler und Staatsmann zugleich war. Erasmus ſelbſt nahm ſich ſeiner an und öffnete ihm die reizendſte Ausſicht; vor ihm lag der Brief an den Kanzler von England. Es war der Weg zum höchſten Glücke für Holbein gebahnt. — Aber ein Blick rückwärts, und er ſieht ſein klagendes Weib, das ihn überall aufſuchen wird, er ſieht ſich fern von ſeinem Vaterlande, flüchtig und in ſteter Angſt, entdeckt zu werden. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Beſorgniſſe und Zweifel vor ſeinem Gönner auszuſchütten, und dieſer wandte ſeine ganze Logik, ja alle ihm zu Gebote ſtehenden Sophismen an, um den jungen Maler der Kunſt zu retten und dem Leben, der Welt, dem Ruhme zu ſchenken. Was auch Holbein einwenden mochte, Erasmus war ein Geiſt, der ſich durch ſolche Widerſprüche nicht zurückſcheuchen ließ. Er unterſtützte ſeine Gründe mit aller Macht, und entwarf dem armen Künſtler ein ſo ſchreckvolles Bild ſeiner baldigen Vernichtung, die unausbleiblich erfolgen müßte, wenn er in ſeiner Sklaverei beharrte, daß dieſer endlich einwilligte und ſich dem allmächtigen Geiſte unterwarf, dem, wie es ſchien, Alles gehorchen mußte. Meiſter Hans Holbein empfing alſo das Schreiben an Morus aus der Hand ſeines Gönners, und bat ihn um die Erlaubniß, ſein Bildniß malen zu dürfen, weil er ja ohnedieß noch nicht abreiſen könne, bis er einige Angelegenheiten geordnet haben würde. Erasmus bewilligte ihm mit Vergnügen die nöthigen Sitzungen.

Aber das Bild war längſt beendigt und auch ſchon eine Kopie davon für den Maler genommen, und Holbein dachte noch immer nicht an die Abreiſe. — Das Zuſammenleben mit Erasmus hatte ſeinen Sinn erheitert; einige Werke von dieſem, die er mit Zeichnungen und Holzſchnitten verzierte, waren ihm zur angenehmſten Beſchäftigung gediehen. Er ergriff jede Gelegenheit, ſich ſeinem Gönner dienſtwillig zu zeigen, deſſen bekanntes Werk, „das Lob der Narrheit,“ nun von ihm auch gar trefflich illuſtrirt worden war. Erasmus nahm es wohlgefällig hin, als er es ihm überbrachte, und ſprach: „Je nun, mein lieber Meiſter, Ihr ſeyd noch immer hier und arbeitet für mich, der ich Euch keine würdige Beſchäftigung bieten, noch Euch genügenden Lohn zu geben vermag; darüber werdet Ihr alt, doch Euer Ruhm bleibt jung. Es iſt endlich einmal Zeit, daß ihr an England denkt, um die junge Pflanze zu begießen und recht eifrig zu pflegen.“ — „Mir ſcheint,“ erwiederte Holbein, „es bedürfe deſſen nicht, und ich genöſſe genug des Ruhmes, wenn ich in Eurer Nähe ſeyn kann.“ — „Das iſt nicht jener Ruhm, zu dem Ihr mir berufen ſcheint,“ ſprach der kluge Weltmann; „es giebt ſehr verſchiedene Arten deſſelben. Der bürgerliche Ruhm, den ich geſucht, mit dem ſich's leicht umgehen und leben läßt, das iſt nicht Eure Sache. Ihr ſollt den höhern erſtreben, den des Feldherrn, des Staatsmannes, des Künſtlers. Entzieht Euch demſelben nicht; Ihr würdet es bereuen. Habt Ihr dieſes Ziel erreicht, ſo ſeyd gewiß, daß alle Fragen Eures Innern beantwortet, alle Räthſel Eurer Zukunft gelöſt ſeyn werden. Eilt nach London und ſchafft Bilder, die der Welt Bewunderung auf ſich ziehen.“

Dieſen Ueberredungen und dem fortwährenden häuslichen Kummer wich endlich Holbeins Geſinnung, und er beſchloß, die Flucht zu ergreifen. — In den letzten Tagen, die er in Baſel zubrachte, vermied er es ganz, mit ſeiner Frau zu ſprechen, und auch ſie ſuchte ihn nicht auf. Es ward ihm klar, daß auch ſie die Löſung dieſen Feſſel wünſche, und dies erleichterte ihm die Ausführung ſeines Vorhabens. Er hatte nunmehr ſeine Angelegenheiten geordnet, ſich mit ſeinen Zweifeln abgefunden, und bat ſeinen Gönner um den Segen zur Reiſe. Mit Freude ward er ihm gewährt. Dieſelbe Nacht hatte der Maler zur Abreiſe beſtimmt.

Der Abend war hereingebrochen; Maria war ihrer jüngſten Gewohnheit nach, in ihrem Frauengemach eingeſchloſſen, und Holbein ſah' ſich allein, wofür er dem Himmel dankte. Seine innere Bewegung war ſo ſtark, daß ein freundlicher Blick von ihr vielleicht im Stande geweſen wäre, ſeine wohlüberlegte Flucht zu vereiteln. Er betrachtete mit ſteigender Wehmuth Alles, was ihn umgab; er konnte es nicht unterlaſſen, ſich noch einmal ſeines Jugendtraumes von Liebe zu erinnern, und fühlte wohl, daß dieſer wie ein nagender Schmerz ſtets in ſeinem Herzen wurzeln werde; dann ſteckte er Geld zur Reiſe zu ſich, verſiegelte einen Brief an ſeine Frau, worin er von ihr Abſchied nahm, ohne ihr jedoch ſeinen künftigen Aufenthalt zu nennen, und ſchickte ſich hierauf an, ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kunſtwerkſtätte, Alles, was ihm bis jetzt ſeine Welt geweſen war, für immer zu verlaſſen. Den Brief an Thomas Morus wickelte er ſorgfältig ein, die Rolle, Eraſmus Bild enthaltend, band er ſeinem unbedeutenden Gepäcke auf, dann ergriff er den Stock, löſchte die Lampe und ging. Auf der Schwelle ſtand er noch einmal ſtill. Er glaubte ſeinen Namen zu hören, Maria — ſo däuchte es ihm — rief ihn beim Namen; er wollte zurückkehren, dableiben — er öffnete leiſe ſein Zimmer und trat wieder ein. Alles war ruhig, ſtill, ausgeſtorben, Niemand hatte ſeinen Namen hier genannt. Das Zimmer, ſonſt ſo traulich, war ihm fremd; es ſchien ihm, als bewohnte es ein Anderer; es war ein Anderer, ſchon jetzt ein Fremder in dieſem Raume, er ſchauderte. Mit wankenden Schritten nahete er ſich der Thür, die zu ſeinem Werke führte, ſchon berührte ſeine Hand die Klinke. „Um Gott! was thuſt Du!“ rief er laut ſich ſelbſt zu und floh nun ſchnell aus dem Hauſe. Er rannte durch die Gaſſe wie ein fliehender Verbrecher, und erſt als er beim Hauſe auf dem Marktplatze vorüberkam, hielt er einen Augenblick inne und blickte nach den ſchönen Marienköpfen dort oben und nach den Verzierungen um das Fenſter und dem Flecke, wo der Pinſel ſeiner Hand entfallen war, und ſein Schmerz löſte ſich los von dem ſchwerbelaſteten Herzen, und Thränen ſtürzten über ſeine Wangen. Er konnte nicht weiter gehen und ſank auf den Stein unweit des Brunnens nieder, wo er an jenem Morgen geſeſſen hatte. Er fühlte ſich in dieſem Augenblick überwältigt, vernichtet, er fühlte aber auch, daß er vergehen müßte in Unthätigkeit und Schmerz, wenn er länger hier verweilte; die Stimmung, die ihn jetzt ergriffen hatte beim Anblicke dieſer Gegenſtände, verſchaffte ihm das Bewußtſeyn, wie gefährlich ihre ſtete Nähe für ihn ſey. „Der Ruhm iſt die Nahrung der ächten Künſtler!“ rief er, ſich ermannend, und ein Griff an ſeine Bruſt gab ihm die Verſicherung, daß er den Brief an den Großkanzler Morus wirklich beſitze und berufen ſey, an dem Mahle des Ruhms Theil zu nehmen. Er erhob ſich ſchnell, wandte keinen Blick mehr rückwärts, ſchritt über die Brücke und verließ Baſel.

Holbein hat Baſel ſeitdem nicht wieder geſehen. Der Brief, den ihm Erasmus mitgegeben, iſt ſpäterhin bekannt worden. Er iſt in dem zierlichſten Latein geſchrieben. Der berühmte Mann nennt darin den jungen Maler ſeinen lieben Freund, der die wunderbarſten und ſeltenſten Bilder bereits geſchaffen habe. Namentlich führt er den Todtentanz an, und kann gar nicht begreifen, wo der Jüngling dieſe Ideen geſchöpft. Er glaubt daß er würdig ſey, ſeinem gelehrten und erhabenen Gönner, und durch dieſen dem mächtigen

Fürſten empfohlen zu werden, der keiner der letzten Könige der Chriſtenheit genannt werden dürfe. Schließlich preiſt er Hans Holbein als einen gefälligen, mäßigen und ſehr arbeitſamen Mann, der noch eines ganz beſondern Schutzes nöthig habe, da er der Gatte einer böſen Sieben ſey, die ſeine ganze chriſtliche Demuth und Ergebung erſchöpft, und ihn darum zwinge, die Flucht zu ergreifen. — Auf dieſen Hort vertrauend, denn ſo konnte man den Brief wohl nicht mit Unrecht nennen, hatte Holbein ſeine Wanderung angetreten und näherte ſich in rüſtigen Tagemärſchen dem Meere, das ihn noch von dem Lande ſeiner Hoffnungen und Verheißungen auf kurze Zeit trennte.

Londons Herrlichkeit war in Wolken von Steinkohlendampf und Nebel gehüllt, als ſich unſer Wanderer ihr näherte. Hier und dort ragte eine Kuppel oder eine Thurmſpitze, ohne Zuſammenhang mit dem Uebrigen, wie aus dem Meere empor, und die Menſchen, die ſich im Vordergrunde des Gemäldes umhertrieben, ſahen grau und feucht aus, wie Geſpenſter, und die unverſtändliche Sprache, die ſie redeten, gab ihrer Erſcheinung ein noch unheimlicheres Anſehen. Eine fremde Küſte, wenn man ſie gleich beim hellſten Sonnenſcheine betritt, erdrückt die Bruſt mit Bangen. Alles, was wir dort erblicken, füllt ſeinen Platz aus, Jeder geht der gewohnten Beſchäftigung nach, wir ſuchen Beides; wir miſchen unſern unſichern Schritt unter die Menſchenhaufen, die da rennen und laufen; wir ſuchen mit unſern Blicken einen Punkt, wo ſie haften möchten, während uns überall nur ſicherblickende Augen begegnen; für die Bewohner liegt Alles offen, klar, für uns Alles verhüllt da. Wir ſehen ein Räthſel vor uns und müſſen beſorgt ſeyn, ob wir die Löſung finden.

Als Holbein an einem kalten, unfreundlichen Morgen an den erſten Häuſern Londons auf der Themſe vorbeiſchiffte, da ſank ſein Muth, und er gedachte ſeiner traurigen Tage und wagte es nicht, auf beſſere zu hoffen. Sein Aufzug war maleriſcher als anſtändig, nach den Begriffen, welche man damals in London hegte. Die einfache Tracht die er in Baſel zu tragen gewohnt war, hatte während der Reiſe nicht eben an Zier und Anſehen gewonnen; ſein Gepäcke, daß er ſelbſt trug, ein dicker Wanderſtab, ein flaches Barett ohne allen Schmuck, breite, plumpe Schuhe, dies Alles gab ſeinem Aeußern einen Anſtrich von Dürftigkeit und Abenteuerlichkeit. Wohin er ſich wandte, um Auskunft zu erhalten, da drehte man ſich weg von ihm, und Niemand wollte ſich die Mühe geben, ſeine deutſche Anrede anzuhören, um ihre Deutung zu verſuchen. So war er den getroſt weiter gegangen, wohl den halben Tag, und befand ſich nun in einem Gewirre von Volksleben und in einem Labyrinthe von Häuſern, wie er es nie zuvor geſehen hatte. Die eigenthümliche Großartigkeit des Ganzen ergriff ihn, und die erſte Niedergeſchlagenheit wich einem erhebenden Gefühle, im

Mittelpunkt dieſes Lebens auch zu leben, hier zu wirken, zu malen, bekannt, bewundert zu werden. Es däuchte ihm allerdings angenehmer und wünſchenswerther zu ſeyn, als in Baſel darnach zu ſtreben. Der Gedanke an Ruhm beſeelte ihn durch und durch, und er gedachte der Worte ſeines Freundes Erasmus: „Der Ruhm iſt die eigentliche Nahrung großer Künſtler!“ Er vertiefte ſich hierin und ſchlenderte noch Stundenlang durch die Straßen, ohne den eigentlichen Weg zum Ruhme eingeſchlagen, nämlich den Brief an den Großkanzler abgegeben zu haben, bis daß ſein Magen ihm ſehr verſtändlich machte, daß ſelbſt der größte Künſtler noch anderer Nahrung bedürfe.

Er trat in ein ſchön erleuchtetes Speiſehaus, um dieſer Mahnung zu genügen. Seine unanſehnliche Kleidung und die unverſtändliche Sprache, die er redete, ließen ihn auch hier lange vergebens harren, bis er ſo glücklich war, einen Landsmann zu finden. Von Geburt ein Elſäſſer, war dieſer frühzeitig in franzöſiſche Dienſte getreten und hatte ſich bis zum Lanzenreiter des Königs Franz des Erſten hinaufgeſchwungen. Eines Duells wegen aber mußte er fliehen, und da ging er zu den Engländern über, die damals einen Einfall in Frankreich gemacht hatten. Der Krone England diente er noch, und nachdem er Alles dies ſeinem eben angekommenen Landsmanne ohne Rückhalt, mit ächt ſoldatiſcher Offenheit, mitgetheilt hatte, leerte er einen Becher Wein auf die neue Bekanntſchaft und ließ König Heinrich den Achten hoch leben. Mit Begierde horchte Holbein auf Alles, was ihm der Landsmann erzählte. Zum erſten Male hob ſich der Vorhang vor ſeinem Blicke, der bis jetzt noch über dem Lande der Verheißung feſt und undurchdringlich geruht hatte. Er erfuhr nun, daß deſſen König ein mächtiger und zugleich furchtbarer Herr ſey; daß er, wie der Elſäſſer ſich ausdrückte, mit dem heldenmüthigen Narren Franz von Frankreich, mit dem ſpaniſchen pfiffigen Karl, dem römiſchen Kaiſer, und mit den gottloſen deutſchen Ketzern wohl umzuſpringen gewußt habe; daß er deßhalb ſelbſt mit allen Univerſitäten der Chriſtenheit große Kämpfe beſtanden, und darin gezeigt, daß ſeine Hand mit der Feder, wie mit dem Schwerte umzugehen wiſſe. Der Pabſt habe eine große Freude darob empfunden und ihm den Titel: Vertheidiger des Glaubens, beigelegt, den der König nunmehr zu allen ſeinen übrigen Titeln führe und ſehr ſtolz darauf ſey, weil die Gelehrſamkeit, die ihm dazu verholfen, zu den ſeltenſten Eigenſchaften der Könige zu zählen. Im Uebrigen aber ſey Heinrich gar nicht ſtolz; er gehe in die Schenke und trinke mit dem Volke und gebe Geld in Menge weg. Noch kürzlich habe er einer armen Frau, die ihn mit einem herrlichen Pudding bewirthet, ein kleines Schloß geſchenkt, das früher einem Edelmanne gehört, deſſen Güter konfiszirt worden waren. Nach des Elſäſſers Schilderung war Heinrich ein Muſter eines Regenten, und dies war die allgemein von ihm in England verbreitete Meinung. Er war vom Volke ſehr geliebt, wenn gleich rauhe Gewaltthätigkeiten ſeine Regierung ſchon im Anfang bezeichneten; denn er war dabei freigebig bis zur Verſchwendung, zugänglich für einen Jeden, ſein Hof war glänzend, und alle ſeine Unternehmungen ſah man von den günſtigſten Erfolgen gekrönt.

Um den Schein zu großer Parteilichkeit zu vermeiden, ließ nun der Elſäſſer auch etwas Schatten in ſeine lichtvolle, beredte Schilderung fließen. „Ihr ſeht, daß ich meinen Herrn und Gebieter liebe, wie es Pflicht iſt,“ ſprach er, „aber mein Ehrgeiz geht nicht ſo weit, ihm einen Pudding, wie jene Frau, vorzuſetzen, wollte er mich auch gleich zum Hauptmann dafür machen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben, denn er hat ſo ſeine Grillen. Er geht Euch im grobtuchenen Rocke einher, mit dem breiten Hute auf dem Kopfe und dem eiſenbeſchlagenen Knüppel in der Hand, und wenn ihm etwas nicht an Euch gefällt, ſo ſchlägt er gewaltig zu, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Und das iſt noch gnädig; denn — unter uns geſagt — gefällt ihm ein Kopf nicht mehr, ſo muß er herunter. Doch — verſteht mich wohl — wir und unſers Gleichen haben dabei nichts zu befahren. Ich brauche Euch nichts weiter zu ſagen, als daß ich froh bin, kein Lord zu ſeyn.“ Unſer Maler machte große Augen. Er war noch nie einem Könige ſo nahe geweſen, und der erſte, dem er es ſeyn ſollte, war mit Eigenſchaften begabt, die ihn dem Krieger wohl kraftvoll und herrlich erſcheinen ließen, aber auf das ſchüchterne Gemüth des Künſtlers einen ganz entgegengeſetzten Eindruck machten.

„Nun aber will ich Euch auch noch meinen Namen ſagen; ich heiße Konrad Hechner,“ ſagte der wackere Elſäſſer, „und jetzt wünſche ich zu wiſſen, wie Ihr heißt und was Euer Zweck hier in London iſt, um Euch nach Kräften zu dienen, wie es Landsleute thun ſollen, wenn ſie ſich in der Fremde treffen.“ Holbein glaubte die Offenherzigkeit ſeines Tiſchgeſellen wenigſtens in Etwas zurückgeben zu müſſen, und ſprach davon, daß er bereits den ganzen Tag damit zubringe, das Haus des Großkanzlers von England zu ſuchen, daß aber, bei der Unmöglichkeit, ihn zu verſtehen, und der plumpen Ungefälligkeit der Leute, ihm ſolches zu finden noch nicht gelungen ſey. „Ho, ho!“ rief verwundert Konrad Hechner, „zum Großkanzler wollt Ihr? Und was habt Ihr denn in deſſen Pallaſte zu ſuchen? Iſt es etwa ein Koch oder ein anderer vom Dienſte, der Euch verwandt iſt und von dem Ihr Unterſtützung erwartet?“ — „Mit nichten!“ erwiderte unſer Maler, nicht ohne Abſicht, dem Landsmanne einige Ehrerbietung einzuflößen; „zu ihm ſelbſt, dem weiſen Thomas Morus, will ich, und die Unterſtützung, die ich begehre, ſoll mir dieſer ſelbſt angedeihen laſſen.“ — „Ei, Ihr prächtiger Burſche!“ ſchrie laut lachend der Soldat, „Ihr wollt den weiſen Thomas Morus, oder More, wie Ihr ihn hier nennen müßt, ſelbſt ſprechen? nichts weiter? Nun ja, weiſe ſoll er ſeyn, das ſagt alle Welt von ihm, und ein rechter Stockgelehrter, ein Poet und ein Philoſoph iſt er auch. Aber deßwegen müßt Ihr Euch nicht denken, er ſey, was man dergleichen in Deutſchland ſo zu nennen pflegt. Dieſer Thomas More iſt ein großer Herr dabei, und kurz und gut, er iſt der Erſte nach dem König, er regiert das Land; was er will, geſchieht, und ſelbſt ein Kerl wie ich hätte Mühe, vor ihn zu kommen; und Leute von Eurem Ausſehen —“ — „So? meint Ihr?“ unterbrach ihn Holbein. „Je nun, ich will's drauf wagen. Hunger und Durſt ſind geſtillt, und obgleich hier, in dieſem dunkeln Raume, ſchon lange Kerzen und Lampen brennen, iſt es doch noch früh am Tage. Wolltet Ihr ſo gut ſeyn, mich zu dem Pallaſte des Großkanzlers hinzuführen?“ — „Was ſprecht Ihr?“ entgegnete der Andere mit wachſendem Erſtaunen, „noch heute und zu dieſer Tageszeit wollt Ihr den tollkühnen Verſuch wagen? Wißt nur, daß mein gnädigſter Herr, der König, oftmals ſeinen Kanzler beſucht, und daß es wohl ſeyn könnte, Ihr träfet mit dieſem in der Halle zuſammen.“ — „Wenn das iſt,“ ſagte lächelnd der Maler, den dieſer Scherz zu vergnügen ſchien, „ſo will ich Heinrich dem Achten den Vortritt laſſen, und mich zurückziehen für heute, aus Achtung vor ſeinem eiſenbeſchlagenen Knüppel. Doch jetzt laßt uns ohne Weilen aufbrechen.“

Sie traten aus der Schenke und gingen raſch durch das Gewinde der Straßen, wie ſie ſich im Mittelpunkte von London kreuzen und durchſchlingen, bis der Elſäſſer plötzlich an einer hohen, langen Mauer Halt machte und nicht ohne Ernſt ſagte: „Hier, mein junger, neuer

Freund, iſt der Pallaſt des Thomas More. Dieſe ganze Reihe von Fenſtern, die Ihr jetzt unerleuchtet ſeht, iſt ſeine Gemäldegallerie.“ — „Was ſagt Ihr?“ rief der Maler, „dieſe ganze Reihe?“ — „Und dort am Ende,“ ſetzte der Andere, unwillig über die Unterbrechung, hinzu, „wo Ihr die vielen Lichter ſeht, iſt die Halle, woſelbſt Ihr Euern Eintritt zu begehren habt.“ — „Dank, tauſend Dank!“ rief Holbein und flog davon. Er hatte bereits die Stufen der Halle betreten, als der Elſäſſer ihn keuchend erreichte. „Nun, nun, Freund! ſeyd nur nicht zu hitzig,“ ſagte er zu ihm; „ich wollte nur noch Euern Namen wiſſen, um einmal von Euch Erkundigung einzuziehen, falls wir uns aus dem Geſichte verlieren ſollten.“ — „Ich heiße Hans Holbein, und bin Euch ewig dankbar,“ ſprach der Maler, „ſeyd überzeugt, ich ſuche Euch auf.“ Damit war er die Stufen hinangeſtiegen, und trat in die Halle. „Mich aufſuchen?“ brummte der Elſäſſer. „Wird nicht Noth thun; ich will ein Wenig hier draußen warten, bis ſie Euch da drinnen expedirt haben. Grüßt mir indeß Euern Freund Thomas More, wenn Ihr ihn ſeht, Herr Hans Holbein!“ Dieſes ſpöttiſche Wort hatte er in die Luft gerufen und ſich dabei auf eine Bank unfern der Halle geſetzt, um die Rückkunft ſeiner neuen Bekanntſchaft zu erwarten, die nach ſeiner Meinung ſehr bald erfolgen mußte. Aber er ſaß eine Stunde, ſprang dann ärgerlich auf, lief noch eine Stunde vor dem Pallaſte hin und her und trat hierauf höchlich verwundert ſeinen Heimweg an, ſich mit Vermuthungen plagend, wer denn wohl ſein junger Landsmann eigentlich geweſen ſeyn könne, der ſich Hans Holbein nannte, wie ein fahrender Schüler ausſah, und doch vom Großkanzler von England nicht mehr fortgelaſſen wurde.

Gleich am Eingange der Halle fuhr der Thürſteher in glänzender Tracht auf unſern Maler los, der bemüht war, die Rolle von ſeinem Gepäcke loszuſchnallen und den Brief aus der ſchützenden Hülle zu wickeln. Dieſe Gegenſtände wurden ihm abgenommen und in ein Zimmer getragen, und da man den Ueberbringer für einen Boten hielt, der von ſeinem Marſche ermüdet war, ſo geſtattete man ihm, ſich auf die große Steinbank niederzuſetzen, um auszuruhen. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn, er aber betrachtete aufmerkſam, was ſich um ihn zutrug, und ſah bald, wie Rolle und Schreiben von einem Herrn in die obern Gemächer getragen wurden, zu denen eine breite Marmortreppe führte. Kurz darauf erſchien derſelbe wieder in der Halle, und nachdem er ſich mit einer lauten, herriſchen Frage an den Thürhüter gewendet hatte, deutete dieſer auf unſern Maler, der ſich erwartungsvoll von der Bank erhob und nun mit natürlichem Anſtande dem Fragenden entgegentrat. Obgleich er die Worte nicht verſtand, die dieſer an ihn richtete, ſo folgte er ihm dennoch, als er die Treppe langſam hinanſtieg und ihn in eine Gallerie führte, wo er ihn verließ, um in ein Zimmer zu treten. Holbein warf einen Blick umher und ſah, daß die ganze Gallerie gemalt war, und trotz des Dämmerlichts, konnte er wahrnehmen, daß es große geſchichtliche Gegenſtände waren, die ſie anfüllten; das Herz ſchlug ihm vor Freude, und ſo, lebhaft aufgeregt, ging er zu der Thüre ein, die ihm der Führer öffnete, und ſtand einen Augenblick ſpäter in dem Kabinete des Großkanzlers, dieſem ſelbſt gegenüber.

In demſelben Momente fiel ihm der Muth gewaltig, da er ſich beſann, wie er ja keines Wortes Engliſch mächtig ſey und nun nicht wußte, wie er ſich dem Großkanzler verſtändlich machen ſollte. Der große Mann aber, nachdem er unſern Künſtler eine kurze Zeit ſchweigend betrachtet hatte, war ſeinerſeits gar nicht verlegen darüber; denn im Nothfalle konnte er ſich des

Deutſchen bedienen, vorläufig jedoch wählte er das Lateiniſche zur Begrüßung.

Thomas Morus, der an der Spitze einer despotiſchen Regierung ſtand, beſchäftigte ſich ſtets mit dem Ideale einer glücklichen Republik; er ſelbſt ſo mächtig, war Allen dienſtbar und willfährig, er, der Schätze ſammeln konnte, blieb arm, und inmitten der ausſchweifendſten Sinnlichkeit einfach und empfänglich für die Freuden des Familienlebens. Er war feſt, von den ſtrengſten Sitten, ſehr gewiſſenhaft und zur Bigotterie geneigt. Seine äußere Erſcheinung entſprach nicht der Hoheit ſeiner Würde und dem Glanze ſeiner Umgebung. Er ſtand, wie Holbein zu ihm eintrat, mitten in ſeinem Kabinete, von hohen Bücherſchränken gefüllt, in einem langen, dunkelvioletten Tuchkleide, welches am Halſe ein ſchmaler Hemdkragen ſäumte. Das Geſicht war mild, die Stirne verrieth den Denker und das Auge den Menſchenfreund. Er las den Brief noch einmal, denn Morus liebte es, den Erasmus zu leſen; dann fing er an: „Mein Freund Erasmus denkt meiner ſtets in Liebe, und ſendet mir Dich, von dem er des Lobes viel hinzufügt. Sey mir willkommen in meinem Hauſe, das Du als Gaſt bewohnen ſollſt, um Deine Kunſt ungeſtört zu üben. Was Du darin vermagſt, beweiſt mir das Bildniß meines Freundes Erasmus, welches mich entzückt hat. Schon dieſe Gabe, die Du mir beim Beginne unſerer Bekanntſchaft überreichſt, verpflichtet mich zum regſten Danke. Zähle ſtets auf mich, ich werde Dir ein treuer, theilnehmender Freund ſeyn.“ Dieſe liebevolle Anrede rührte Holbein faſt bis zu Thränen; er ergriff des Kanzlers Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Du haſt ein weiches Künſtlergemüth, und wie mir Erasmus ſchreibt, iſt der bittere Kelch des Lebens an Dir nicht vorübergegangen,“ ſagte der Kanzler; „hier ſoll er Dir nicht mehr nahen. Du ſollſt in der Welt Deiner Ideale leben, und nichts trübe Dir den innern Himmel. Und ſollte dereinſt Dein Weib — o ſchaudre nicht davor zuſammen! — Dich hier aufſuchen: je nun," fügte er lachend hinzu, „ſo ſagen wir, Du ſeyſt nicht hier." — Mit Wohlgefallen hörte der Kanzler die Worte des Dankes und die Verſicherungen der Ergebenheit, womit unſer Maler dieſe freundliche Anrede erwiderte, dann ſchellte er und der Diener trat ein. „Folge ihm, mein Sohn," ſagte Morus, „er wird Dir die Zimmer anweiſen, die Du bewohnen wirſt; es iſt Raum genug in meinem Hauſe. Ich freue mich, daß Du hier biſt, ich werde fortan ein Kind mehr haben." Dabei legte er die Hand auf Holbein's Haupt, und nachdem er dem Diener einige Befehle ertheilt hatte, entließ er den jungen Künſtler, mit einer Empfindung im Herzen, die ſeit vielen Tagen nicht mehr darin eingekehrt war.

Holbein befand ſich allein in einem großen Zimmer, woran noch eine Schlafkammer ſtieß und eine kleine Gallerie, mit langen, bis zum Boden reichenden Glasfenſtern, die ihm ganz dazu geeignet ſchien, als Werkſtätte zu dienen. Eine gediegene Pracht umgab ihn; wohin ſeine Blicke fielen, glänzten Vergoldungen, die Kamine zeigten Säulen und Figuren von Marmor, und in den Wänden waren venetianiſche Spiegel angebracht, die Alles widerſtrahlend vervielfältigten. Er war vom Wandern ermüdet, und das letzte Ereigniß, die glückliche Wendung ſeines Looſes, hatte ihn vollends erſchöpft. Er ſank auf das köſtliche Lager, und Seide umrauſchte ihn zum erſten Male in ſeinem Leben. Er fühlte ſich glücklich, er ſchien das Vorgefühl einer ganzen ruhmvollen Laufbahn zu genießen. Er wähnte ſich ſo ſicher in dem Schutze des mächtigen Mannes; ſo trügeriſch ſind unſere Ahnungen, und Niemand in dem prächtigen Pallaſte argwohnte, an wie ſchwachem Haar das Beil hing, das dem ſchönſten, würdigſten Menſchenleben ein Ende

machen ſollte. Unſer Holbein dachte am wenig-
ſten daran. Er ſchlief die ganze Nacht ohne
Traum, und nur im Augenblick des Erwachens
glaubte er in ſeinem engen Stübchen zu Baſel
u ſeyn, und war nicht wenig überraſcht, von
er hellen Sonne die ihn umgebende Pracht be-
chienen zu ſehen, und unweit von ſich einen ar-
gen Mohrenknaben zu erblicken, der mit einem
ilbernen Räuchergefäß das Gemach durchduftete
nd den lächelnden Maler an das Gefolge der
eiligen drei Könige erinnerte, wie er es ſelbſt
vohl zu malen pflegte.

Die einfache, gottesfürchtige Sitte, welche
n Pallaſte des Großkanzlers herrſchte, ließ den
eutſchen Maler ſich bald heimiſch fühlen. Er
vard als ein Glied der Familie betrachtet und
ebte im Ueberfluſſe, fern von Sorgen und Ver-
ruß, nur ſeiner Kunſt. Viele herrliche Bilder
chuf er in jener Zeit, die noch jetzt mit Bewun-
erung erfüllen, und die damals die weiten Gale-

rien und die prächtigen Gemächer des erſten Staatsmannes in England ſchmückten. So wie der deutſche Maler ein Gegenſtand der Verehrung war, ſo war er auch ein Gegenſtand der Neugierde. Von ſeiner Herkunft, von ſeinen Schickſalen wußte man nichts; ſein bleiches Ausſehen, ſeine Zurückgezogenheit ſchienen auf frühes Unglück zu deuten. Der junge, herrliche, kranke, fremde Mann flößte ſeiner nächſten Umgebung eine große Theilnahme ein, von welcher er ſelbſt keine Ahnung hatte. Alles was um ihn vorging, ward nicht von ihm bemerkt; er lebte in der idealen Welt ſeiner Schöpfungen. Aber die Veränderung ſeiner Lage mußte nach und nach auch eine Veränderung in ſeinem Gemüthe hervorbringen. Sein Leben zu Baſel ſchwand faſt gänzlich aus ſeiner Erinnerung; ſeine Frau konnte er ſich jetzt in freundlichen Verhältniſſen denken, er war zufrieden, ſie verlaſſen zu haben, und die Sorge, daß ſie ihn aufſuchen würde, war vor dem Gefühl der vollkommenſten Sicherheit gewichen. Nur ſelten wandelten ihn einzelne trübe Augenblicke jetzt noch an, wenn er in ſeinem Muſeum die Augen auf den herrlichen Geſtalten ſeiner Schöpfungskraft ruhen ließ. „Alles dies iſt mein Werk,“ ſprach er zu ſich; „die Natur gab mir die Kraft und den Stoff, dazu einen Inſtinkt, und nun male ich, wie die Spinne ſpinnt, wie der Seidenwurm webt, wie der Biber baut. Ich male, weil ich muß! Aber welche Befriedigung gewährt mir dieſe Beſchäftigung? Wo iſt das Ziel meiner Raſtloſigkeit? Werden dieſe Bilder nie die Welt erfreuen, erwärmen, entzücken? wird London nie erfahren ſollen, daß ich hier lebe und ſchaffe? Soll ich mich nie ſättigen dürfen an der Speiſe, wonach ich einſt ſo ſehr Gelüſten trug? Wo iſt der Ruhm, den mir Erasmus verhieß? Ich werde nie die Frucht der goldnen Palme koſten! Es war eine Vorſpiegelung, um mich deſto leichter zur Flucht zu bewegen. Es hätte deſſen nicht bedurft

— ich war ja ſo unglücklich! und jetzt bin ich glücklich, überglücklich!“

Dieſe Monologe kehrten nicht oft wieder, und ſie endeten damit, daß er Pinſel und Palette ergriff und ein Stilleben entwarf, eine jener zarten, ſinnigen Gruppen lebloſer Gegenſtände, die doch ſo warm und hold das Gefühl des Beſchauers in Anſpruch nehmen, und die man darum in der Kunſtſprache mit jenem Namen benannt hat. Künſtliche Anordnung, Lieblichkeit der Formen, Harmonie der Farbengebung, Zauber der Beleuchtung verleihen dieſen Schilderungen hohen Werth und Bedeutung und gewähren vollkommene Befriedigung. Hätte unſer Maler nicht trübere Tage durchlebt, ſein jetziges Schickſal würde mit dem edelſten Stilleben zu vergleichen geweſen ſeyn. Aber ſo groß der Zauber der Kunſt, ſo mächtig die Ruhe der Gegenwart auch wirkten, ſie waren nicht im Stande, das Gemüth des Künſtlers gänzlich einzuwiegen, die Wunden ſeines Herzens zu vernarben und ſeine Forderungen an die Welt zu beſchwichtigen, zu denen er ſich berechtigt glaubte.

Der edle Gönner, den er gefunden hatte, beobachtete ihn mit Aufmerkſamkeit. Er folgte ſeinen Schöpfungen mit prüfenden Blicken, und ſah darin mit inniger Freude eine Stufenleiter wachſender Vollkommenheit. Bei ſeinen wichtigen Beſchäftigungen als Staatsmann und Rechtsgelehrter, bei mannichfachen Sorgen, die ihm des Königs Leidenſchaften auflegten, blieb ſein Gemüth ſtets heiter und den Künſten zugethan. Holbeins Stimmung war dem großen Menſchenkenner aus der Reihe ſeiner Bilder klar geworden. Er erkannte darin ſeine Ruhe und ſein Glück, ſein Streben wie ſeine unbefriedigte Sehnſucht.

Drei Jahre waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen. Holbein ſtand auf der Höhe des Lebens und der Kunſt, und Morus war zu edel, um dieſen Schatz als einen Raub ſich anzueignen und ihn vor den Augen der Welt zu verbergen. Auch fühlte der große Mann ſchon, daß die Sonne ſeines Glücks ſich zu umwölken begann, und wenn ſein klarer Geiſt ſich auch noch nicht die ſchreckliche Kataſtrophe vorſtellen konnte, die ihm ſo nahe bevorſtand, ſo dachte er doch ſchon daran, daß aller Reichthum, aller Glanz, die ihn umgaben, in Trümmer fallen könnten, und war bemüht, das ihm Theuerſte, Werthvollſte, das Schickſal ſeiner Angehörigen und der ihm enge Verbundenen von ſeinem Schickſale zu trennen und für die Dauer feſt und ſelbſtſtändig zu begründen. Niemand konnte dieſe geheime Triebfeder ahnen, denn noch war kein Stein an dem Bau ſeiner Größe und Herrlichkeit verrückt, noch erfreute er ſich des größten Anſehens und der höchſten Gunſt.

Mit gewohnter Herzlichkeit redete er eines Morgens Holbein an, als er dieſen in ſeiner Werkſtatt überraſchte. „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Ich habe Dich geprüft und gefunden, daß Du jetzt mit allen Anſprüchen, die ein großer Künſtler zu hegen berechtigt iſt, in die Welt treten darfſt; Deine Bilder ſind werth des Namens, den ich Dir beilege: Du biſt der König der Maler. Nicht länger mehr ſollſt Du in der Verborgenheit meines Hauſes Deine Werke ſchaffen, von heute an gehörſt Du der Welt. Die Bewunderung, die Du verdienſt, ſoll Dir zu Theil werden; der Ruhm ſoll Deine Scheitel umkränzen. Ich will Dein Schuldner nicht länger bleiben. Du wirſt Mittel erhalten, auch fern von mir als unabhängiger Mann ein angenehmes Leben zu führen. Du ſollſt frei und glücklich ſeyn."

Wie plötzlich und unvorbereitet alle Veränderungen in Holbeins Leben hereingebrochen waren, ſo auch dieſe. Er war der Sprache nicht mächtig und wußte nicht, ob er ſeinem Beſchützer danken, oder das ihm zugedachte Glück ablehnen ſollte. Morus ſah ſeine Verwirrung und wußte ſie zu deuten. „Du liebſt mich wie einen Vater," ſagte er;

„der Sohn kann aber nicht immer um den Vater bleiben, und auch Du mußt mich verlaſſen.“ Er betonte das Wort mußt mit größtem Nachdrucke, und ſeine Stirne, die ſonſt immer ruhige Heiterkeit zeigte, trübte ſich. „Ich erwarte einen Gaſt heute,“ fügte er dann hinzu, „der ein Freund von Gemälden iſt und der von Deiner Kunſtfertigkeit gehört hat. Er ſoll Dich ſehen und ſprechen, ich hoffe für Dich die günſtigſte Wendung davon. Entferne Dich daher dieſen Abend nicht aus meinem Hauſe und harre unſer in der Gemäldegalerie.“ Holbein konnte den ganzen Tag über nicht malen. Sein Herz ſchlug ungeſtüm kommenden Ereigniſſen entgegen.

Im Pallaſte des Kanzlers herrſchte große Lebendigkeit. Die Silberkammer wurde geöffnet und die Prachtgefäße hervorgeholt, um mit Blumen, Speiſen und Getränken gefüllt zu werden. Der Haushofmeiſter und alle Bedienten zogen ihre Gallaröcke an und eilten hin und her, um zu befehlen, zu ordnen, zu bereiten und den Reſt der Gewohnheit und des täglichen Lebens zu entfernen, oder, wo das nicht angehen wollte, mindeſtens mit feſtlichem Glanze zu verdecken. Unter dieſen Vorbereitungen war der Abend herangekommen, und ein Strom von Licht ergoß ſich durch den Pallaſt. Das Portal ſchimmerte in buntem Feuer; es war ein königlicher Glanz. Morus zeigte an jenem Abende, welchen Rang er in der Geſellſchaft einnahm. Die Thore und Gitter ſtanden weit geöffnet, und ein neugieriger Pöbel hatte alle Zugänge des Pallaſtes beſetzt. Schon begannen ſich die Säle mit Gäſten zu füllen, und Morus ſelbſt, im weitfaltigen Sammtrocke, die breite Goldkette mit Edelſteinen, als Zeichen ſeiner Würde, um den Hals, empfing die Verſammlung in der Gemäldegallerie. Plötzlich hört man ferne Trompeten; es entſteht eine Unruhe in den Sälen, Diener rennen hin und her, der Haushofmeiſter nähert ſich Morus und bringt ihm eine

Meldung. Dieſer ſteigt die Treppe hinab, an deren Marmor ſich heute ein perſiſcher Teppicht ſchmiegt, und begiebt ſich unter das Thor in ruhiger Erwartung. Die Trompeten erſchallen näher, es ſprengen Reiter vor und treiben das gaffende Volk auseinander, endlich erſcheint ein großer Mann, von einem ſtarken Gefolge begleitet, der dem Kanzler die Hand reicht und von ihm mit Ehrfurcht empfangen wird. Arm in Arm ſchreiten ſie dann die Treppe hinan.

Der vornehme Gaſt war erſtaunt über den Luxus, der ihn umgab. Es ſchien, als ſey er gewohnt, die Wohnung des weiſen Morus anders zu ſehen. Was ihn jedoch am meiſten überraſchte, war der Schatz, der in der Gemäldegalerie ſeine Pracht entfaltete, und hier beſonders die Wand, welche eine Reihe ganz friſcher Bilder zeigte, von neuer Auffaſſung und Behandlung, in jugendlichem Farbenglanze, mit den durchſichtigen Schattenparthien und den klaren Lichtern. Es war die Frucht von Holbeins dreijährigem Fleiße. Die Gäſte ſtanden in ſtiller Bewunderung davor, aber der Vornehmſte unter ihnen lief mit Haſtigkeit von einem Bilde zum andern und erſchöpfte ſich in Ausrufungen. Die lieblichen, ausdrucksvollen Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, von wehenden Federn und Blumen beſchattet, aus der Hülle verrätheriſchen Flors emportauchend, wie aus Wellen von Schaum, der köſtlichſte Atlas und Sammt, die in prächtigen, ſchweren Falten die Glieder umgaben, und die Wahrheit des Fleiſches, die Farbe der Haut erhoben; dieſe ſchmachtenden, ſehnenden, feurigen Blicke, dieſe ſchwellenden Lippen, dieſes üppige, wollüſtige, athmende Leben — Alles entzückte, Alles verdiente vergöttert zu werden. Man ſtreckte unwillkührlich dieſen herrlichen Geſtalten die Hand entgegen, als ſollten ſie ihren Rahmen entſteigen, um unſere Welt zu verſchönen und neben uns darin zu wandeln. Der große Eindruck, den dieſe Werke auf den vornehmſten der

Gäſte hervorbrachten, theilte ſie nun Allen mit, und ſelbſt die früher theilnahmlos waren, ließen jetzt ihrer Bewunderung freien Lauf.

Holbein war gegenwärtig. Unbeachtet von der Menge hatte er ſich zu dem Dienertroß geſellt, der in einer Säulenniſche mit den Vorbereitungen zur Kollation beſchäftigt war. Er war ganz Ohr, ganz Auge, nichts entging ihm; alles Blut ſeines Herzens war ihm in den Kopf geſtiegen, es ſauſte ihm in den Ohren, es flimmerte vor ſeinen Blicken, ein Fieber hatte ihn ergriffen. Eine Pauſe war eingetreten. Der vornehmſte der Gäſte war ſtumm betrachtend vor einem der Gemälde ſtehen geblieben. Holbein hatte Faſſung genug, ihn genau zu betrachten. Der große, ſtarke Bau, der ernſte, bärtige Kopf, den man nicht ohne Scheu anblicken konnte, die Art, wie ſich der Mann auf einen dicken Stab ſtützte, den er in die eine Seite geſtemmt hatte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit Herkules. Holbeins Gedächtniß durchfuhr bei dieſem Anblicke wie ein Blitz die Bekanntſchaft mit dem Elſäſſer am Tage ſeiner Ankunft und deſſen Erzählung. Er hatte nicht Zeit, lange darüber ſeine Betrachtungen anzuſtellen, denn der Fremde warf mit Ungeſtüm beide Arme in die Höhe und rief: „Wo iſt der Künſtler, der dies Alles gemalt hat?“ Dann ließ er ſeine Blicke ringsumher im Kreiſe ſchweifen; Thomas Morus folgte ihnen mit den ſeinigen, aus denen Freude leuchtete. Holbein fühlte ſich erſtarrt, ſeine Füße wankten, er mußte ſich an einer Säule halten. Der Fremde bemerkte ihn ſogleich in der ſonderbaren Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und ohne eine Antwort auf ſeine frühere Frage abzuwarten, ſchritt er raſch auf den Künſtler zu, und dicht vor ihn hintretend, ſagte er in rauher, herriſcher Art zu ihm: „Wer hat Euch gelehrt, ſolche Schönheiten zu erſchaffen, ſie mit ſolchem Glanze zu umgeben und ihnen einen Zauber zu verleihen, der ſich aller Gemüther bemächtigt? Ihr beſchämt nicht nur alle Künſtler an meinem Hofe, ſondern dieſen ſelbſt, indem Ihr die gerühmteſten Herrlichkeiten deſſelben in den Schatten ſtellt. Bei meinem Haupte, dies Beginnen verdient exemplariſche Beſtrafung!" Holbein wagte nicht die Blicke vom Boden zu erheben; er fühlte es, daß er, von einer ungeheuern Macht getrieben, ſeiner Beſtimmung näher rücke. „Ihr ſollt nicht mehr Eurer ſtillen Beſchäftigung leben," ſetzte hierauf mit milderm Ausdrucke der König hinzu, „Ihr ſollt mir folgen und mein Maler fortan ſeyn;" dann zu Morus gewendet: „Wie nennt man dieſe koſtbare Pflanze, die mein weiſer Kanzler, fern von der Welt, im Innern ſeines Pallaſtes, ſo ſchön zur Reife brachte?" — „Hans Holbein, mein König," erwiederte Morus; „er iſt mir von Erasmus von Rotterdam empfohlen worden, und ich nahm ihn bei mir auf, als er fremd aus Deutſchland hier ankam. Seine Beſcheidenheit erlaubt ihm keine Antwort; wenn ich aber meinen wackern Künſtler recht kenne, ſo dankt er mit gerührtem Herzen Ew. Hoheit für ſo viele Huld, und wenn es Euch gefällt, ſo gehören dieſe Gemälde, die ſo glücklich waren, Beifall vor Euren Augen zu finden, gleich wie der Maler, der ſie ſchuf, meinem gnädigſten Könige an." — „Wie ſollte ich Euch aller Eurer Schätze berauben, mein würdiger Morus!" verſetzte hierauf der König. „Dieſe Bilder behaltet und erfreuet Euch daran; aber der Maler ſey mein, ihn nehme ich mit mir. Hans Holbein ſoll der Großmeiſter des Geſchmacks an meinem Hofe werden. Er ſoll entſcheiden unter allen Damen und Kavalieren in Sachen der Schönheit, er ſoll unſere Feſte anordnen, und von ſeinen Ausſprüchen keine Berufung auf einen Höhern ſtattfinden."

Holbein hatte ſeine Säulenniſche verlaſſen und war vor dem Könige auf ein Knie niedergeſunken, und Heinrich reichte hier einem armen Künſtler freundlich dieſelbe Hand, die ſpäter ſo viele Bluturtheile vollziehen ließ, die aber dem Künſtler immer gnädig geblieben iſt. Der König hatte ein Herz, das ſich der Schönheit zuwendete, und wollte ſein Haupt mit den Segnungen der Künſte umgeben, ſeine Bruſt mit ihrem Frieden erfüllen, um den innern Sturm, die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften zu beſchwichtigen, zu mildern und zu brechen, und auf ſolche Weiſe das Schreckliche ſeiner Erſcheinung den armen Sterblichen, denen ſie nahte, nicht ſo fühlbar werden zu laſſen.

Der folgende Tag ſah Holbein ſeinem heitern Aſyle entriſſen und die Mittagsſonne beſchien ſeine erſten Schritte an dem Hofe Heinrichs des Achten. Er ward bald zum engliſchen Nationalmaler erhoben, und nun im Glücke endlich beugte er ſich vor der Klugheit des Erasmus und der Wahrheit ſeiner Vorherbeſtimmungen.

Viele Jahre waren ſeitdem entſchwunden und Holbein war, nach der Meinung Vieler, das höchſte, glänzendſte Loos zugefallen. Er ſtand da, beneidet, gefürchtet, anerkannt, geſucht, vergöttert, von Ruhm geſättigt und in Glanz gebadet, der Freund eines Königs und ſelbſt ein König unter den Künſtlern. Die ärmliche Wohnung in Baſel, die böſe Gattin, die kleinen Sorgen, der häusliche Kummer, dies Alles war längſt verſchwunden; ſie hatten einem fürſtlichen Pallaſte, der zuvorkommenden Gunſt vornehmer Schönen, dem üppigſten Lebensgenuſſe, einem Heere der glänzendſten Feſte Platz gemacht. Dennoch war keine Ruhe in Holbein's Bruſt eingekehrt. Die leidenſchaftlichen Wirbel, welche am Hofe Heinrichs des Achten herrſchten und denen kein Stamm zu alt und feſt war, begannen immer heftiger zu wüthen und erfüllten Alles mit Beſorgniß. Die Fehde mit dem Papſte war losgebrochen und der König ſtand auf dem Punkte, wegen der Leidenſchaft zu einem ſchönen Weibe die tauſendjährigen Bande, die ſeine Krone an den römiſchen Stuhl knüpften, gewaltſam zu trennen und ſich in ein Heer trauriger Verwickelungen zu ſtürzen. Die Königin Catharina von Arragonien, die er als ſeines Bruders Wittwe geheirathet hatte, wollte er von ſeiner Seite verſtoßen, um die Nichte des Herzogs von Norfolk, eines ehrſüchtigen Mannes, zur Königin zu machen. Die Religion ſollte den Vorwand dazu leihen, und Alles, was widerſtand, mußte weichen oder zertrümmert werden. Der Papſt wurde nicht mehr als Oberhaupt der Kirche in England anerkannt, Morus von ſeinem Poſten entfernt und auf's Land verwieſen, das gefällige Parlament, ein Spiel in Heinrichs Händen, erklärte die Ehe mit der Wittwe des Bruders für unerlaubt, Catharina verließ weinend die Hallen der Reſidenz, und die arme, leichtſinnige, ſchöne Anna Boleyn ſchritt die Stufen des Thrones hinan, um ſo kläglich davon wieder herabzuſteigen.

Um die Zeit dieſer Vorfälle ſaßen in einer räucherigen Aleſchenke Londons eines Abends mehrere junge Leute, die beim ſchäumenden Zinnkruge manch lautes Wort hin- und herſprachen. Obgleich die damalige Zeit Vorſicht in den Aeußerungen gebot, ſo kramten unſere Gäſte der Schenke ihre Weisheit dennoch ganz unbefangen aus, weil ſie wußten, daß ſie ſich in einer in London unverſtändlichen Sprache unterhielten. Es waren Deutſche.

„Ich glaube nicht,“ fing der Eine an, „daß es uns ein Leichtes ſeyn wird, unſern berühmten Landsmann zu ſprechen. Er ſoll entſetzlich vornehm ſeyn. Nur den Reichſten und Edelſten wird erlaubt, in ſeine Malerſtube zu treten, das iſt ein Heiligthum, und man erzählt gar ſeltſame Geſchichten von ſeinem Hochmuth.“ — „Er iſt aber auch ein Maler!“ rief ein Andrer; „wer den königlichen Pallaſt nicht geſehen hat, von ihm geſchmückt, hat nichts geſehen. Er hat dies London erſt zu Etwas gemacht. Dieſe Amphibien, die faſt ihre Lebenszeit im Waſſer patſchen müſſen und im Nebel erſticken, hatten die wohl einen

Begriff von Farbe und Sonnenlicht, von Leben und Wärme? daß ihnen nun der Staar geſtochen wurde, haben ſie ihm zu danken. Aber es iſt auch darob eine Freude bei ihnen! Sie klatſchen in die Hände und jauchzen wie Kinder bei der Beſcheerung." — „Und darum," rief ein Dritter, „ſollte ich meinen, werden ſie vor den Deutſchen nunmehr in dieſem London gewaltigen Reſpekt zeigen. Ein deutſcher Maler!" — „Was meinſt Du!" entgegnete der Erſte. „Denkſt Du, der Holbein gelte hier für einen Deutſchen? Ich wäre ſchon zufrieden, wenn er ſich herablaſſen wollte, es in traulicher Unterredung unter vier Augen zu geſtehen. Ein Engländer iſt er, wie ſie ſagen, und daran glauben ſie ſo feſt, daß es ihnen kein Menſch ausreden wird, ſelbſt wenn der alte Holbein aus Augsburg plötzlich in London erſchiene, um ſeine Vaterrechte anzuſprechen." — „Wie!" meinte der Zweite; „was wäre das für ein Taugenichts, der ſich im Glücke ſeines

Vaterlandes ſchämen wollte! wie könnte man den achten?" — „Achten!" nahm wieder der Erſte das Wort, „einen Mann, der ſeinem Weibe durchgeht und ſie im Elend verkümmern läßt? Ich bin durch Baſel gekommen und habe dort die Geſchichte in Erfahrung gebracht. Ein Maler iſt er — allen Reſpekt! aber mein Gewiſſen möchte ich nicht gegen das ſeinige tauſchen." — „Ja, ja, da haſt Du recht, Bruder," ſagte nun ein Anderer; „ich bin länger hier als Ihr und weiß, was er für ein Maler iſt und was er in der Kunſt zu bedeuten hat, aber ſonſt iſt er wahrhaftig nicht zu beneiden. Ich ſah ihn oftmals aus der Ferne mit ſeinem bleichen, abgehärmten Geſichte, und in ſeinem Sammtrocke ſcheint er nur ſo zu baumeln. Ich wollte wetten, daß ihm das Gewiſſen keine Ruhe läßt." — „Und das nicht allein," ſchrie der Erſte; „glaubt Ihr, ich möchte der Intimus von ſolch einem Könige ſeyn? Der läßt Euch Menſchenköpfe ſtiegen, als wenn's Kohlköpfe wären. Deſſen Freund ſollt' ich ſeyn? Ich gönne Holbein ſeinen Pallaſt und ſeine Reichthümer, ſeine Luſtbarkeiten und ſeine Ehren; um den Preis, den er dafür zahlte, möchte ich nicht Käufer ſeyn."

„Mit Verlaub!" ſagte hier ein Mann in vorgerückten Jahren, in der Tracht eines Lanzenreiters des Königs, indem er ſich dem Tiſche näherte, woran unſere deutſchen Jünglinge konverſirten, die nicht wenig überraſcht und verlegen waren, ſich hier belauſcht zu ſehen. „Mit Verlaub! Ihr ſprecht ein Bischen ſtark in's Gelag hinein und thut Eurem berühmten Landsmanne großes Unrecht; was aber gar Seine Majeſtät, unſern erhabenen König angeht, ſo iſt es Euer Glück, daß Niemand hier, außer mir, Eure ſchnöden Reden verſtanden hat, ſonſt — bei Montjoye und Saint-Denis! würdet ihr jetzt ſchon draußen mit zerbrochenen Rippen liegen." Die jungen deutſchen Maler ſahen ſich verblüfft an und rückten dann vertraulich auf ihren Bänken zuſammen, um dem hinzugekommenen Landsmanne Platz zu machen. Sie reichten ihm nach ihrer Sitte die Zinnkrüge hin, um daraus Beſcheid zu thun, und baten ihn, er wolle, falls er andere und beſſere Nachrichten ihnen zu geben wiſſe, damit nicht zurückhalten, weil ſie Alle von dem großen Rufe ihres Landsmannes herbeigezogen worden ſeyen und ſich nun von tauſend Rückſichten abgehalten fühlen, ſich ihm zu nähern. „Mein Seel!“ ſagte der Kriegsmann, „da wüßte ich Euch auch keinen Rath zu geben, denn ſehr vornehm und eigenſinnig iſt er ſchon geworden, mein kleiner Hans Holbein, ſeit ich ihn aus meinen Händen ließ. Damals freilich, da wir zuſammen an dieſem Tiſche ſaßen —“ — „Wie? — Ihr kennt ihn genau? — An dieſem Tiſch? — O erzählt!“ ſo riefen Alle durcheinander. „So wahr ich Konrad Hechner getauft bin und Straßburg meine Vaterſtadt iſt,“ fing jetzt der uns ſchon bekannte

Lanzenreiter des Königs wieder an, „hier, an dieſem Tiſche hatte ich ihn, wie ich Euch hier habe, und kein Anderer als ich war es, der ihm die Bahn des Glücks und der Ehren zeigte, nämlich den Pallaſt des Großkanzlers More, der ſein Pfleger und Beſchützer durch lange Jahre wurde.“ — „Der Thomas Morus, der jetzt im Tower ſitzt, auf den Tod angeklagt?“ fragte einer der Maler. „Der morgen hingerichtet werden ſoll?“ fiel ein Anderer ein; „den der König hinrichten läßt?“ ein Dritter. „Der König — und immer der König!“ rief Hechner unwillig. „Das Parlament thut es, und weil es das Parlament thut und mein gnädigſter Herr, den der Himmel beſchützen möge, es gut heißt, ſo muß es der Thomas Morus, wie Ihr ihn nennt, wohl verdient haben. Was kümmert uns das? Ich werde morgen dem ehemaligen Kanzler vom Tower zum Blocke das Geleite geben. Es ſoll Alles in Ordnung vollzogen werden. Verſteht Ihr mich? darauf hält der König viel. Der Holbein aber, den der alte Kanzler in Tagen des Glücks ſelbſt dem König empfohlen hat, theilt deſſen Mißgeſchick keineswegs, ſondern er ſteht mehr in der Gunſt als jemals. Wer unſerm Herrn und Gebieter treu dient und ſich ſeinem Willen niemals widerſetzt, hat nichts von ihm zu befahren. Und wie er ſelbſt dazu beigetragen hat, daß man unſern Landsmann für einen Eingebornen hält, das will ich Euch ſogleich, während Ihr Euern Alekrug leert, hier erzählen."

Hechner räuſperte ſich, that einen langen Zug, ſtellte ſein breites Schlachtſchwert zwiſchen die Beine, und ſich darauf ſtützend, begann er, während die Andern aufmerkſam zuhorchten, ſeine Erzählung. Es war ein Vorfall, der zur Zeit, da er ſich ereignete, ganz London in Bewegung geſetzt hatte. „Wie es bei vornehmen Herrſchaften gebräuchlich iſt, ſo hat auch unſer Maler gewiſſe Stunden des Tags, wo er ſich von Niemanden ſtören laſſen will, den König ausgenommen. Seine Diener haben den ſtrengſten Befehl, keinen Menſchen vorzulaſſen. Wer wird es ihm verdenken? Ich nicht, und Ihr gewiß auch nicht. So ein Mächtiger vom Hofe war freilich oftmals ein wenig ungehalten darüber, wenn er abgewieſen wurde, aber dennoch drängte ſich Alles hinzu, von ihm gemalt zu werden. Man will hier nicht eher daran glauben, daß man groß, vornehm, reich, mächtig und berühmt iſt, bevor des Königs Hofmaler es nicht mit ſeiner Kunſt beſiegelt hat. Es ſind nun einmal närriſche Menſchen hier zu Lande! Doch weiter! Kürzlich, es iſt noch nicht gar lange her, ſitzt unſer Landsmann vor ſeiner Staffelei und malt irgend eines ſeiner Bilder, als ihn ein lauter Lärm in ſeinem Vorzimmer aufſtört. Er vernimmt die Stimme ſeines Haushofmeiſters, der ſich vergebens bei einem Fremden mit dem Verbote entſchuldigt, Niemand vorlaſſen zu dürfen. Der Andere pocht auf ſein Anſehen und bricht endlich in Drohungen aus, er wolle ſich ſchon den Eingang ertrotzen, wenn man ihm ihn länger verweigere. Und wirklich hört Holbein bald darauf den Schmerzensruf ſeines Dieners, den er verwundet glauben muß, und heftige Fußtritte gegen die Thür ſeines Zimmers. Da übermannt ihn der Zorn. Palette und Pinſel wirft er weg und ſtürzt hinaus. Er ſieht einen jungen Lord vor ſich, ein Parlamentsglied, deſſen großer Einfluß bekannt iſt. Was kümmert das aber unſern lieben Landsmann, der ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören, ſeinen treuen Diener nicht mißhandeln laſſen will, und daher ſein volles Hausrecht übt. Um die Mitte des Leibes packt er den ſchmächtigen Lord, hebt ihn hoch auf und wirft ihn — ſo wahr ein Gott lebt! — die breite Treppe hinunter, ſeiner Dienerſchaft vor die Füße, die in der Halle ihren Gebieter erwartet. Meinem jähzornigen Meiſter aber kehrt augenblicks darauf die Vernunft wieder, und er denkt ſich wohl, daß er nun ſchnell Reißaus nehmen müſſe. Sein Entſchluß iſt ſchnell gefaßt, er läuft die Treppe ſeines Hauſes mit Blitzesſchnelle hinan bis auf's Dach, und hier, von einem Dache zum andern, bis auf den flachen Giebel von Whitehall, des Königs Pallaſt, der nicht fern von ſeiner Wohnung liegt; durch ein Fenſter klettert er hinein und findet den König in ſeinem Kabinete. Er ſtürzt ſich, bleich und verſtört, wie er war, vor ihm nieder und fleht um Schutz. Sein Freund, mein gnädigſter Herr, läßt ſich Alles haarklein berichten, zieht dann aber eine krauſe Stirne. Der Fall konnte ihm nicht gleichgültig ſeyn. Der mißhandelte Lord ſaß im Parlamente, oder vielmehr, nun konnte er mit ſeinen zerbrochenen Rippen nicht mehr im Parlamente ſitzen. Und das Parlament — das müßt Ihr wiſſen, das kann ein König von England nicht vor den Kopf ſtoßen laſſen, geſchweige die Treppe hinunterwerfen. Und von wem die Treppe hinunterwerfen? Von einem bloßen Maler, und nicht einmal von einem Engländer, ſondern von einem Fremden, einem armen Hund von Deutſchen. — Was that nun aber der König? Antwortet mir nicht auf meine Frage, denn Ihr wißt es nicht. Paßt auf und hört, was der König that. Er geht im Zimmer auf und ab und läßt Holbein auf den Knien liegen, endlich winkt er ihm, aufzuſtehen, deutet auf eine Tapetenthür und ſpricht: „Dort hinein! Du verläßt aber den Ort nicht eher, bis daß ich Dir Erlaubniß dazu gebe.“ Der Maler begriff, wie gut es der König mit ihm meinte, und fügte ſich geduldig in ſein Schickſal. In ſeinem Hauſe wäre er ſeines Lebens nicht ſicher geweſen. — Am andern Tag erſchien nun der junge Graf als Kläger vor Heinrich. Zwei Diener mußten ihn unterſtützen, ſein Kopf war verbunden, er hinkte, und den einen Arm trug er in der Schlinge. Mein gnädigſter Herr that, als wiſſe er von dem ganzen Vorfalle kein Wort, und ließ ſich Alles von dem Patienten noch einmal hererzählen, der mit Uebertreibungen und Entſtellungen nicht eben ſparſam geweſen ſeyn mag. Der König hörte gleichgültig zu und antwortete eine Weile nichts, dann fragte er kalt: „Nun, und was weiter? was wollt Ihr nun beginnen?“ — Hierüber aufgebracht, vergaß der junge Fant die angenommene Rolle eines Klagenden und Zerſchlagenen gänzlich und rief: „Ich ſehe, daß ein Pair des Reichs vergebens auf Gerechtigkeit gegen die Beleidigungen eines Abentheurers von ſeinem Könige wartet. Nun wohl, ſo werde ich mir ſelbſt Recht zu verſchaffen wiſſen. Ich gehe ſtehenden Fußes —“ — „Halt, halt!“ donnerte ihn der König an, der gar nicht gewohnt war, in ſolchem Tone mit ſich reden zu laſſen; „Ihr vergeßt, daß Ihr Euch zuerſt Gewaltthätigkeiten erlaubt habt, daß Ihr in den friedlichen Wohnſitz der Kunſt frevelhaft gedrungen ſeyd. Jetzt aber handelt es ſich nicht mehr um einen Streit des Edelmanns mit dem Künſtler, ſondern um die Drohung des Vaſallen gegen ſeinen Gebieter. Das verändert die Lage der Sache; ich glaube, daß es an Euch iſt, Gnade, ſtatt Rache zu rufen.“ — Ihr könnt denken, wie blaß der arme Lord jetzt wurde. Der König ſchritt aber recht majeſtätiſch, wie er das denn ſchon in ſeiner Gewalt hat, auf die Nebenthüre zu, worin ſein Maler ſteckte. „Komm heraus, Holbein!“ rief er, und dieſer kam. — „Wiſſet, Graf,“ ſprach er dann weiter, „daß dieſer Mann der edelſte Stein meiner Krone iſt, daß ſein Ruf über das Meer reicht und Könige neidiſch machen könnte. Dieſen Mann kränken, heißt mich ſelbſt kränken. Verlier' ich ihn, ſo reichen meine Schätze nicht hin, mir den Verluſt zu erſetzen, und wenn ich alle Länder der Erde durchforſchen ließe. Aus ſieben Bauernburſchen kann ich, wenn ich will, ſieben Grafen machen zu jeder Zeit, aber aus ſieben Grafen nicht Einen Maler.“

Hier hielt der Erzähler inne und blickte lang und ſcharf ſeine aufmerkſamen Zuhörer an, um den Eindruck der Geſchichte auf ihren Geſichtern zu leſen. Alle waren zufrieden und äußerten ſich kräftig zu Gunſten des Königs und voll Begeiſterung für ihren Landsmann. Doch Hechner fuhr fort: „Dieſe Geſchichte verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle, und Holbein hatte fürder Ruhe vor jeglicher Zudringlichkeit. Zugleich ging aber auch das Gerücht, er ſey ein geborner Engländer, und alle Leute waren mit einem Male davon überzeugt, weil ſich Keiner einbilden mochte, daß einem Fremden das Ding ſo leicht durchgegangen ſeyn könnte. Wahrſcheinlich hat der zerſchlagene Lord es ſelbſt verbreitet, denn dieſe Engländer ſind ſo ſtolz, daß ſie lieber von Ihresgleichen Schläge, als von einem Andern Liebkoſungen erhalten mögen. — Was ſagt Ihr aber jetzt dazu? Wollt Ihr noch über König Heinrich, den der Himmel ſegne! voreilig urtheilen? Seyd Ihr nunmehr nicht ſchon günſtiger geſtimmt für den Richter des More, für den Freund Holbeins? Möchtet Ihr nun nicht Alle ſeine Hofmaler und Freunde ſeyn?“

Dies bejahten ſie zwar einſtimmig, obſchon ſie nicht geneigt ſchienen, die Freundſchaft des Königs für ihre Perſonen gleich auf der Stelle nachzuſuchen. Man dankte dem gefälligen Kriegsmann für ſeine Mittheilung und kam überein, noch einen Trunk auf gute Kameradſchaft zu thun. Kein Aufwärter war bei der Hand, und daher wandte ſich einer der Jünglinge an ein Mädchen, das ganz nahe zur Geſellſchaft gerückt war und nun, in Gedanken vertieft, daſaß. Erſchrocken ſprang das Mädchen auf, indem eine feurige Röthe ſein unſchönes Geſicht überzog, fürchterlich von den Blattern entſtellt, welche damals noch eine ſeltene, aber deſto zerſtörendere Krankheit waren. Sie zupfte verlegen an Rock und Halstuch und geſtand, daß ſie eine Deutſche ſey, die nach London gekommen, um einen Dienſt zu ſuchen, und, von ihrer Mutterſprache angezogen, ſich unterſtanden habe, der Erzählung zuzuhören. Der alte Reiter fragte ſie über ihre Heimath aus.

„Ich bin von Baſel,“ ſagte das Mädchen, „und obgleich ich den Todtentanz und das Haus am Markte gar wohl kenne, die beide Herr Holbein gemalt hat, ſo dachte ich nie daran, hier in London von ihm zu hören. Da ich aber nun zufällig vernehme, daß er ſich hier befindet und ſo reich und vornehm iſt, ſo will ich mir ein Herz faſſen und zuſehen, ob es mir gelingen könnte, einen kleinen Dienſt in ſeinem Hauſe zu erlangen.“ — „Nun beim Großtürken!“ rief lachend der alte Reiter, indem er ſich dem Bart ſtrich, „das nenn' ich ein Ungefähr! Da ſind wackere Leute aus allen Theilen Deutſchlands, die ihren berühmten Landsmann aufſuchen wollen. Der wird erfreut ſeyn!“ — Die jungen Maler wurden durch dieſe Worte nicht erfreut, wie es ſchien, und zürnten dem alten, plumpen Kriegsknecht, der früher ſo ſchön ihren Dank zu verdienen gewußt hatte. Dieſer aber fragte nicht viel darnach, ſondern plauderte mit der Dirne aus Baſel, grüßte dann höflich und ſprach: „Was gilt's! Ihr Alle macht Euer Glück in London; der Landsmann nimmt ſich Eurer auf's Beſte an. Lebt wohl! Es ſoll mich freuen, Euch wieder anzutreffen und aus Eurem Munde zu hören, daß ich Euch Wahrheit prophezeiht habe.“

Wir ſehen Holbein, ſchwarz gekleidet, in Trauer aufgelöſt, in ſeiner Werkſtätte ſitzen. Seine Züge ſind verfallen, ſeine Haare verworren, und die Hände ruhen gerungen auf ſeinen Knieen. Pinſel und Palette liegen da, die Farben ſind eingetrocknet und mit Staub umzogen, und Alles deutet an, daß der Meiſter lange nicht vor der Staffelei geſeſſen.

Morus hatte ihn in den Tower rufen laſſen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er war Zeuge geweſen von den zerreißendſten Auftritten, von dem

Jammer der Familie, von den Ohnmachten, der Verzweiflung der ſchönen Frauen, von der fühlloſen Niedergeſchlagenheit der jungen Männer, die nun alle ohne Ausſicht, arm und verlaſſen, von Feinden umgeben, der Wuth des Königs ausgeſetzt, ihren Vater unter dem Beile verbluten ſehen ſollten. Holbein ſah die rührende Heiterkeit, die den Weiſen bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, der auf dem Blutgerüſte noch ſeinen ſchönen langen Bart bei Seite ſchob und ihn der Sorgfalt der Henker empfahl. Die beruhigendſten Tröſtungen ſtrömten von Morus Lippen, die weiſeſten Lehren, die frommſten Ermahnungen, das Glück nicht in den Gütern des Lebens zu ſuchen. Holbein ward tief davon erſchüttert. In ſeine Klagen miſchten ſich Beſchuldigungen gegen den König; Morus verwies ſie ihm. „Heinrich iſt gerecht, doch heftig,“ ſprach er; „wer dem Jupiter nahe iſt, fürchte den Blitz. Am Hofe wohnt die größte Macht ſtets nahe dem Schaffot. Ich gehe den Weg, den Viele vor mir gewandelt, der kluge Wolſey, der ehrwürdige Fiſher. Heilige auch ſtarben den Tod, den ich ſterbe. Ich erdulde ihn, um der Pflicht zu genügen."

Morus ſtarb, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. — Wie viele edle, gute, ſchöne Menſchen hatte Holbein ſchon zu beklagen. Eine Krankheit hatte ſie Alle dahingerafft — der Zorn des Königs; denn was auch der alte Lanzenreiter ſagen mochte, was auch im Volke von dieſem achten Heinrich geſagt wurde, er war dennoch ein furchtbarer Menſch; wer ihn berührte, ſchauderte zurück, Blutgeruch umgab ihn, er war durch und durch Grauſamkeit. Holbein allein durfte ihn ungeſcheut, ohne Zittern anblicken; für Holbein fühlte dieſes Herz Freundſchaft, für ſeine Kunſt Bewunderung, und dieſer ſcheue, friedliche, weiche deutſche Maler wandelte neben dem größten Tyrannen der neuern Zeit. Eine ſeltſame Schickſalslaune! — Holbein erbebte vor dieſem launiſchen Glücke; er nur verſchont von dem Blitze, der rings umher alles Ausgezeichnete zerſchmetternd traf. Wünſchte er nicht manchmal auch getroffen zu werden?

Still und einſam lebte er ſo Monden und Jahre; nichts zog ihn mehr an von den Freuden, die noch immer den königlichen Hofhalt umſchwirrten, wo junge Königinnen ſich ablöſeten, um mit Haſt den Kelch des Genuſſes zu leeren. Die Befehle zu den Verhaftungen, die Nachrichten von den vollzogenen Bluturtheilungen klangen wie ernſt mahnende Glockenſchläge in den lärmenden Taumel der Feſte, und ſelbſt die religiöſen Streitigkeiten, worin der König verwickelt war, wurden mit Gepränge umgeben und nahmen den Charakter erhabener Schauſpiele an, wie die bekannte Disputation Heinrichs mit dem unglücklichen Lambert.

Holbein beſaß eine Bilderreihe in ſeinem Gemache, worauf er oft ſchmerzvolle Blicke ruhen ließ. Es waren einſt Glückliche, Beneidete, auch herrliche Weiber waren darunter. Wer kennt ſie nicht, jene ſchönen, lebensfriſchen, armen Geſchöpfe, die ſich ſo groß dünkten und ſo leichtſinnig dieſem Heinrich in die Arme flatterten, wie die Mücke in das Licht? Sie hatten nicht Kraft genug gehabt, das Ungethüm von Argwohn, Eiferſucht, Sinnlichkeit und Wuth in ihren Umarmungen zu erdrücken, während der Tyrann ſchlummernd, wie ein girrender Schäfer an ihrem Buſen ruhte. Sie ließen ihn erwachen, und waren dann eben ſo überraſcht von ſeinem Zorne, als früher von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Leidenſchaft. Kaum noch waren ſie ihres Glücks bewußt, und noch warm von Liebe, fühlten ſie das kalte Beil im Nacken. Ein grauſer Todtentanz! Nie hat die Phantaſie eines Künſtlers einen ähnlichen erfunden. Blonde lange Flechten in Blut getaucht, ein wallender Buſen gegen den Block gepreßt, und daran die letzten Zuckungen, die letzten Schläge des Herzens erſterbend! Und ſie alle hatte Holbeins Pinſel verewigt, ſie alle ſchwebten vor ſeinen Blicken, nicht als träumeriſche Erſcheinungen ſeiner Einbildungskraft, ſondern wirklich, wie ſie einſt gelebt, wie ſie ihm geſeſſen, wie er ſie gemalt. Ihre Schönheit wurde vom Könige erſt durch ihn bemerkt; Holbein machte die Schöne erſt zur Schönſten, er ertheilte den goldenen Apfel, deſſen Genuß ſo herbe Schmerzen bereitete. Der Künſtler ſchauderte, wenn er dieſes dachte; oftmals kam ein grauenhafter Aberglaube über ihn, es ſchien ihm, als wenn er dazu berufen wäre, die Todesweihe zu ertheilen; er hatte eine Ahnung beim Malen empfunden, die er anfänglich überhörte, die ihm aber jetzt deutlich geworden und ihm wie eine Rieſenſtimme in's Ohr tönte; er ſah ſich der Verzweiflung hingegeben. Dort hing jene Catharina von Arragonien, das blendendſte Weib unter der Sonne; wie ſtolz, wie majeſtätiſch! eine Königin! Holbein hatte ſie gemalt, in der ganzen

Fülle ihrer Jugend und Herrlichkeit, er hatte ſie als ſeine Königin verehrt, den Saum ihrer Schleppe geküßt und dann hatte er ſie in die Verbannung wandern ſehen, bleich und zitternd für ihr Leben, die Nichte eines Kaiſers. Es war unglaublich; ſie mußte gereinigt zurückberufen werden und wieder Beſitz von ihrem Throne und von Heinrichs Herzen nehmen. Aber Holbein erhielt kurz darauf den Befehl, Anna Boleyn zu malen, die junge königliche Braut. Auch Anna erblickte er im Frühlinge des Lebens, ſo ſtolz, ſo zuverſichtlich, ſo heiter, ſo glücklich, und noch ſchöner als Catharina. Sein ſonſt ſo empfänglicher Schönheitsſinn empfand nichts beim Anblick dieſer Reize, als ein peinigendes Angſtgefühl. Er zitterte vor dem Bilde, das er malte, er ſeufzte, blickte traurig. Die junge Schönheit war unzufrieden mit dem Maler, den man ihr geſandt und von deſſen Kunſtfertigkeit ſie ſo viel gehört hatte. Der verliebte Monarch war bei den Sitzungen zugegen, er wollte das Kunſtwerk unter den Händen des Schöpfers wachſen ſehen. Er ſah ihm zu und lernte ſo erſt alle Reize des Originals kennen, wie ſie nachgebildet auf der Tafel entſtanden. Holbein fühlte ſich zum erſten Male bei ſeiner Arbeit beengt; es gelang ihm nichts in der gewohnten Art, am Halſe ſogar miſchte ſich ein ſchillernder Streif in ſeine Tinten, den kein Uebermalen, keine Laſur wegzubringen im Stande war. Der König bemerkte es unwillig und ſagte: „Du haſt da einen garſtigen Schatten auf den zarten, durchſichtigen Hals Deiner Königin gemalt.“ Da entfiel Holbeins Hand der Pinſel. Die ſchöne Anna wollte ihm nicht länger ſitzen; der fremde, melancholiſche Maler war nicht nach dem Sinne der jungen, heitern Frau. Wie ſie ſpäter aber 'in den Tower geſtoßen wurde, des Ehebruchs und der Ketzerei angeklagt, um dies jugendlich glühende Leben unter dem Beile auszuhauchen, da gedachte Holbein wieder jenes Streifes, und ſeine trübe

Ahnung wuchs zum Aberglauben. Er glaubte nun feſt, es liege die Todesweihe in ſeiner Kunſt. Der ſchöne, bleiche Kopf, der neben Anna hing, gehörte einſt der zarten Johanna Seymour. Alle ſeine Frauen verſtieß Heinrich durch Schwert oder Scheidung aus ſeinem Ehebette, ſie war die Einzige, die ein mitleidiger Genius früher in die Arme nahm. Sie ſtarb eines natürlichen Todes, nachdem ſie Eduard VI. geboren hatte. Der ſtattliche Kopf mit den ſtarken, männlichen Zügen, der nun folgte, gehörte der armen Anna von Cleve, die, von Heinrich höhnend verſtoßen, nur „die flandriſche Stute“ von ihm genannt wurde. Ihrer ſtillen Entſagung und Ihrer Mäßigung dankte ſie es, daß ſie am Leben blieb und die Erlaubniß bekam, es mit einem unbedeutenden Jahrgehalte traurig zu friſten. Sie war die Letzte in Holbeins Gallerie. An dieſem Bilde hatte ſich Heinrichs Leidenſchaft für Anna von Cleve entzündet; der Maler wußte die hervorſtechenden Züge ihres Kopfes, ihre hohe, kräftige Geſtalt ſo darzuſtellen, daß der König, der dieſe Vorzüge ſehr ſchätzte, mehr als je hingeriſſen wurde. Und neben dieſen Köpfen hingen andere, voll weiſen Ernſtes, mit klaren, verſtändigen Augen, mit breiten Ketten um den Hals, treue Räthe, fromme Prieſter, ergebene Diener. Sie waren alle hingerichtet worden. „Wie ſie ihn Alle geliebt haben!“ rief er aus; „und auch er — hat er nicht Morus geliebt und mich? Aber auch ich werde folgen, auch ich bin, wie Alles in ſeiner Nähe, dem ſichern Verderben geweiht!“

Es gab Augenblicke, wo er es heiß wünſchte, daß es ſo kommen möchte; dieſer war ein ſolcher. Die Luft im Gemache ſchien ihm erſtickend, er trat hinaus auf einen kleinen Altan, mit Blumen beſetzt, der die Ausſicht in den innern Hof ſeines Hauſes gewährte. In der Stimmung, wo er ſich befand, war er nicht aufmerkſam auf das, was ſich unten zutrug, bis plötzlich ſein Blick ſich belebte und mit Intereſſe ſich auf eine Perſon richtete, die mit einer weiblichen Arbeit am Brunnen beſchäftigt war. Es konnte nur das Aeußere der Erſcheinung ſeyn, das ihn ſo erregt und eine Erinnerung in ſeinem Herzen belebt hatte. Es war die Tracht eines Bürgermädchens in Baſel, er täuſchte ſich nicht, es mußte ſo ſeyn. Er kannte die verſchiedenen Trachten im Lande, und keine hatte ihm dieſe Aehnlichkeit mit der ſchweizeriſchen jener Gegend gezeigt. Wie kam das Mädchen her? war ſie in ſeinen Dienſten? Er ließ ſogleich ſeinen Haushofmeiſter kommen. Dieſer meldete ihm, daß er das Kind aufgenommen, weil es ihm von einem wackern Bekannten gut empfohlen worden ſey. Es kommen alljährlich aus Heſſen, Schwaben und der Schweiz viele ſolcher armen Leute nach London, die man ihrer Treue und ihres Fleißes wegen gern annehme, und dieß Mädchen, obgleich ihr Aeußeres keineswegs empfehlend geweſen ſei, beſtätige dennoch jede Erwartung in ſolcher Hinſicht.

„Das Mädchen iſt aus Baſel," ſprach Holbein, „ſicherlich! — Wißt Ihr's nicht?" Der Haushofmeiſter wußte hierauf keine Auskunft zu geben und erhielt den Befehl, ſie in das Gemach ſeines Herrn zu ſchicken. „Zum Modell wird er ſie nicht tauglich finden," dachte er bei ſich, indem er fortging, ſie zu holen. Das Mädchen fand er noch am Brunnen. Ihr häßliches Geſicht wurde bleich, als ſie den Befehl vernahm; der Haushofmeiſter klopfte ihr freundlich auf die Achſel und ſuchte ſie aufzumuntern, indem er ihr von der Güte des Gebieters ſprach, dabei aber ſeine tiefe Schwermuth nicht verſchwieg. Das Mädchen ſeufzte und wiederholte: „Er iſt wohl unglücklich!" Und der Haushofmeiſter lachte und ſprach: „Geh' nur hinauf, vielleicht biſt Du dazu beſtimmt, ihn glücklich zu machen." — „Ach, wenn das möglich wäre!" ſprach das Mädchen leiſe und erſtickt, und der Haushofmeiſter lachte lauter, indem er ſich die Worte zu deuten vermeinte. — Der Maler ſtand mit untergeſchlagenen Armen, ſie erwartend, da, fuhr jetzt aber, durch ihren widerlichen Anblick unangenehm überraſcht, einen Schritt zurück, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne und drehte ſich weg, um ſich zu ſammeln. Nur das Schöne, wo er es bis jetzt im Leben gefunden, vermochte ihn anzuziehen, beim Weibe Anmuth und Reiz, beim Manne Würde und Kraft. Konnte man auch bei längerem Anſchauen in dieſes Mädchens Geſicht Züge voll Gutmüthigkeit finden, die ſelbſt beim Sprechen nicht aller Anmuth entbehrten, glänzte zuweilen aus dieſen Augen ein tiefes, ſchwärmeriſches Gefühl, ſo hatten doch die Blattern alle Konturen ſo in einandergezogen und die Haut ſo ſehr durchfurcht, daß man im erſten Augenblicke keine der gerühmten Eigenſchaften bemerkte, ſondern ein Bild der Häßlichkeit ſah, wie es ſelten nur in dieſer Vollkommenheit angetroffen wird. Sie ſtand hocherröthet auf der Stelle, die ſie bei ihrem Eintritte eingenommen, ihr Buſen hob ſich ängſtlich, ſie ſchien zu fühlen, welchen Eindruck ihr Unglück auf den Maler mache. Sie hoffte jedoch, ihn nicht ganz mitleidlos zu finden. Holbein kehrte ſich endlich nach ihr hin und fragte: „Du biſt aus Baſel — nicht ſo?“ — „Ja, Herr!“ erwiderte ſie, und es lag in ihrem Tone, als ob ſie noch etwas hinzuzufügen wünſchte. Er bemerkte es und wartete, als ſie aber die Augen niederſchlug und nichts ſagte, fragte er weiter: „Wie kommſt Du hieher?“ — „Die Noth, Herr, trieb mich her, nichts anderes. Ich bin eine arme Waiſe und hätte verhungern müſſen, da ſchloß ich mich den Auswanderern an, und der allgütige Gott hat mir Gnade angedeihen laſſen. Ich fand hier einen freundlichen Landsmann, Herr Hechner geheißen, der mich in dieſes Haus brachte —“ — „Hechner!“ rief Holbein verwundert aus. „Iſt der dazu beſtimmt, allen auswandernden Deutſchen hier den Weg zu zeigen! Seltſam! Und wie heißeſt Du, mein Kind?" — „Ich heiße Maria," ſprach das Mädchen. Holbein ſeufzte tief und blickte in die Höhe. „Ach, Maria!" rief er aus, von einer bleichen, auftauchenden Erinnerung ergriffen. Das Mädchen fragte erſchreckt, ob dem Herrn etwas zugeſtoßen ſey. „Nichts, nichts!" verſicherte der Maler. „Du mußt wiſſen, Maria," ſprach er bewegt, „daß auch ich einſt in Baſel war. —" Sie trat einen Schritt näher, es ſchien eine theilnehmende Frage auf ihren Lippen zu ſchweben, die ſie jedoch nicht auszuſprechen wagte. „Haſt Du vielleicht je meinen Namen dort nennen hören?" fragte er dann. „Ihr ſeyd ja der große Maler, Herr Holbein," antwortete ſie, „den die Leute bei uns den Jüngern nennen, weil noch zwei ältere Brüder von ihm am Leben ſind —" — „Ei, Du biſt gut unterrichtet," ſagte der Maler freundlich. „Das weiß bei uns jedes Kind," verſetzte das Mädchen. „Die ganze Stadt iſt ſtolz darauf, von Euch ſo ſchöne Bilder zu beſitzen, und erfreut ſich Eures hohen Anſehens beim Könige von England. Sie nennen Euch einen großen, herrlichen Mann.“ — „Und haſt Du ſonſt nichts von mir ſprechen hören?“ fragte der Maler zagend. „Fürchte nichts, ich will Alles von Dir erfahren, die mir zu dieſer trüben Stunde vom Himmel geſendet iſt — haſt Du nie meinen Namen, von einem Fluche begleitet, in dem Munde der Bürger in Baſel vernommen? Nie — ſprich! — nie?“ — „Das hab' ich niemals gehört,“ erwiderte Maria. „Wer ſollte dazu ein Recht haben?“ — „Und haſt Du nie von einer Frau gehört, die meinen Namen —“ Holbein ſchlug die Augen nieder und konnte nicht weiter ſprechen. „Eure geſchiedene Frau iſt vor einem halben Jahre geſtorben,“ ſagte leiſe und abgebrochen Maria, und Thränen erſtickten ihre Stimme. „Du weinſt?“ fragte Holbein theilnehmend und ergriff des Mädchens Hand, und alle Häßlichkeit ſchien jetzt von ihr gewichen zu ſeyn, und er konnte ſeine ſchönen Augen auf dieſen Zügen lange und gerührt ruhen laſſen. „Verzeiht, Herr," ſprach ſie, „die Erinnerung an meine Heimath, an meine Eltern!" — „Ich will ſie herkommen laſſen," ſagte Holbein. „Sagte ich Euch nicht, daß ich ſie verloren habe?" rief Maria und ſtürzte, in Thränen ausbrechend, die ſich durch keine Gewalt mehr zurückhalten ließen, vor Holbein nieder, ſeine Knie umfaſſend. Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und ſie warf ihre Arme in die Höhe und ſchlang beide gefalteten Hände feſtgeklammert um die ſeinigen. In dieſer Gruppe verharrten ſie einen Augenblick, bis der eintretende Haushofmeiſter das Mädchen aufſcheuchte, das über und über roth an ihm vorbei hinauseilen wollte. Holbein rief ſie zurück. „Ihr werdet," ſagte er zum Haushofmeiſter, „dieſes Mädchen mit allen harten Arbeiten verſchonen, und ſie nur zu dem anhalten, wozu ſie ſelbſt Luſt bezeigt und dem ſie ſich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?" — „Sie ſpricht Engliſch," ſagte jener. „Du ſprichſt Engliſch?" rief überraſcht Holbein. — „Ich bin ſchon einige Zeit im Lande, dies iſt nicht mein erſter Dienſt, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache," antwortete das Mädchen. „Du biſt ein braves, geſcheites Kind, Maria," ſagte Holbein ſanft, „Du ſollſt es gut bei mir haben. Ihr ſorgt mir für ſie, das trage ich Euch auf." Er verabſchiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; ſie küßte ihm dankbar die Hand.

Der Maler hatte die Schwermuth abgeſtreift und eine linde Wehmuth war ihm in's Herz gezogen. Seine Frau war todt — ſie, die ſeinem Schickſale dieſe gewaltſame Wendung gegeben hatte. — War ſie geſtorben mit einem Fluche für ihn, der ſie verlaſſen konnte? — war ihr Gemüth beſtändig ſo liebeleer und tückiſch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm dieſe Fragen zu beantworten, und der tröſtliche Gedanke an eine einſtige Ausſöhnung war nun für immer verſchwunden; der Traum, den er ſich manchmal vorgeſpiegelt hatte, es könne wieder ſo werden, wie einſt, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, ſo war ihm jetzt die Macht benommen, es gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefſten Herzen um ſie.

In dieſer Stimmung erſchreckte ihn die Meldung des Haushofmeiſters, der König habe einen Diener geſandt und ſeinen Hofmaler vor ſich rufen laſſen. Armer Maler! wie ſchwand da ſo plötzlich ſeine ſtille Rührung! Die ſchreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Baſel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erſcheinung des Mädchens um ihn her neu entſtanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er ſah die Ströme Blutes, der Duft deſſelben umgab ihn, ſchaudernd wickelte er ſich in ſeinen Mantel, und ohne an ſeinem Traueranzuge das Geringſte zu ändern, warf er ſich in ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Pallaſte von Whitehall tragen. Er fand ſeinen königlichen Freund ſehr gnädig; dieſer erkundigte ſich nach dem Befinden des Malers, deſſen Ausſehen ihm Beſorgniß einflößte; als er aber ſeine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, ſondern ſeufzte tief, als wenn er ihre Veranlaſſung ſich gut zu deuten verſtände. Er befahl dem Maler, andern Tages ſich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr Bild anzufertigen. Stumm und in ſich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit ſchwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Geſellſchaft einiger

Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem ſeiner ſtattlichen Schlöſſer, unter der Aufſicht von alten Muhmen und in Geſellſchaft einiger Geſpielinnen aufgewachſen. Jetzt, da der König wieder Wittwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeſchreckt durch den Tod ſeiner Nichte Anna, auch Catharina in London erſcheinen, und wollte den ſtolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich ſah Catharina, und die natürlichen Zauber, die ſie umgaben, vereint mit einer faſt idealen Schönheit, rührten ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, ſeine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünſtelter Herzlichkeit empfangen. Man freute ſich, den hochberühmhalten, wozu ſie ſelbſt Luſt bezeigt und dem ſie ſich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?" — „Sie ſpricht Engliſch," ſagte jener. „Du ſprichſt Engliſch?" rief überraſcht Holbein. — „Ich bin ſchon einige Zeit im Lande, dies iſt nicht mein erſter Dienſt, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache," antwortete das Mädchen. „Du biſt ein braves, geſ[illegible]tes Kind, Maria," ſagte Holbein ſanft, „Du ſollſt es gut bei mir haben. Ihr ſorgt mir für ſie, das trage ich Euch auf." Er verabſchiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; ſie küßte ihm dankbar die Hand.

Der Maler hatte die Schwermuth abgeſtreift und eine linde Wehmuth war ihm in's Herz gezogen. Seine Frau war todt — ſie, die ſeinem Schickſale dieſe gewaltſame Wendung gegeben hatte. — War ſie geſtorben mit einem Fluche für ihn, der ſie verlaſſen konnte? — war ihr Gemüth beſtändig ſo liebeleer und tückiſch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm dieſe Fragen zu beantworten, und der tröſtliche Gedanke an eine einſtige Ausſöhnung war nun für immer verſchwunden; der Traum, den er ſich manchmal vorgeſpiegelt hatte, es könne wieder ſo werden, wie einſt, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, ſo war ihm jetzt die Macht benommen, es gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefſten Herzen um ſie.

In dieſer Stimmung erſchreckte ihn die Meldung des Haushofmeiſters, der König habe einen Diener geſandt und ſeinen Hofmaler vor ſich rufen laſſen. Armer Maler! wie ſchwand da ſo plötzlich ſeine ſtille Rührung! Die ſchreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Baſel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erſcheinung des Mädchens um ihn her neu entſtanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er ſah die Ströme Blutes, der Duft deſſelben umgab ihn, ſchaudernd wickelte er ſich in ſeinen Mantel, und ohne an ſeinem Traueranzuge das Geringſte zu ändern, warf er ſich in ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Pallaſte von Whitehall tragen. Er fand ſeinen königlichen Freund ſehr gnädig; dieſer erkundigte ſich nach dem Befinden des Malers, deſſen Ausſehen ihm Beſorgniß einflößte; als er aber ſeine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, ſondern ſeufzte tief, als wenn er ihre Veranlaſſung ſich gut zu deuten verſtände. Er befahl dem Maler, andern Tages ſich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr Bild anzufertigen. Stumm und in ſich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit ſchwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Geſellſchaft einiger

Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem ſeiner ſtattlichen Schlöſſer, unter der Aufſicht von alten Muhmen und in Geſellſchaft einiger Geſpielinnen aufgewachſen. Jetzt, da der König wieder Wittwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeſchreckt durch den Tod ſeiner Nichte Anna, auch Catharina in London erſcheinen, und wollte den ſtolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich ſah Catharina, und die natürlichen Zauber, die ſie umgaben, vereint mit einer faſt idealen Schönheit, rührten ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, ſeine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünſtelter Herzlichkeit empfangen. Man freute ſich, den hochberühmten Meiſter kennen zu lernen, man ſtellte ſo naive Fragen über das Treffen, man erkundigte ſich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müſſe, nach dem Ausdruck, den man ſich zu geben habe, um doch mindeſtens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Geſpräch wurde ſo mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein ſeinen Trübſinn zu vergeſſen anfing und die liebliche Erſcheinung ihre magiſche Wirkung auf ihn ohne Widerſtreben vollbringen ließ. Er ſah ſein Herz nach langer Zeit zum erſten Male wieder Gefühlen geöffnet, die er für immer darin erſtickt geglaubt. Er vergaß, daß er ſich ſeiner künftigen Königin gegenüber befand; er wollte, er konnte nicht daran denken. Er überredete ſich, irgend ein Engel werde ſie ſchützen, Heinrich werde abſtehen von ſeinem Verlangen nach ihrer Hand, denn daß dieſe ihr den Tod brächte, davon war er vollkommen überzeugt. Er ſchickte ſich zur Arheit an; Catharina Howard bildete mit ihren Freundinnen die reizendſte Gruppe vor ihm; ein tändelndes Geſpräch, holde Neckereien und naive Scherze belebten ihre Züge und Augen, und der Maler, verſenkt in den Anblick dieſer Reize, ſich überlaſſend dem Zuge ſeiner Einbildungskraft, ſchwelgte in Glück und konnte ſich überreden, dies Alles ſey ſein und er male ſeine Geliebte für ſich; und die Liebe miſchte die Farben, die Liebe führte ſeine Hand, und nach einigen Stunden erhob ſich ein Bild von der Leinwand, das wie vom Hauche Amor's darauf entſtanden zu ſeyn ſchien. Den König hatte er in dieſer erſten Sitzung nicht geſehen, und er verließ deſſen Geliebte mit einer gefährlichen Leidenſchaft für ſie im Herzen, die ſelbſt ſeinen tiefen Kummer, ſeine Beſorgniß, ſeine Ehrfurcht verbannte. Er ſpann ſich einen Roman aus: der König, der reiche Herzog, Macht und Ehrgeiz, Alles verſchwand, eine Flucht nach Italien mit der ſchönen Brittin, mußte möglich gemacht werden, dort wollte er ſich dem Feinde Heinrich's, dem Pabſte, zu Füßen werfen und in ſeinem Schutze glücklich ſeyn. — Es war ein beglückender Traum, ein wacher Schlaf, eine künſtleriſche Erhitzung, nichts weiter. Seine Einbildungskraft gefiel ſich zuweilen darin, glückliche Länder, vollkommnere Menſchen, reizende Verhältniſſe zu träumen; er ſtörte ſie dann nicht in ihrer Arbeit, und dies war auch jetzt der Fall. Aber einen kühnen Plan auszuführen, dazu fehlte ihm alle Kraft, und des Königs Vertrauen zu mißbrauchen, wäre er vollends nicht im Stande gewesen. Nach und nach kam die Beſinnung wieder, mit ihr ſchwand die Leidenſchaft, und ein froſtiges Mitleid mit dem armen Opfer, eine tödtende Angſt nahm in ſeiner Bruſt Platz, und er begann Zweifel zu hegen, ob es von ihm Recht ſey, ſie zu malen; denn der finſtere Glaube regte ſich wieder in ihm, daß er damit dem Gegenſtande ſeiner Kunſt die Todesweihe ertheile.

Eines Morgens geſchah es, daß Holbein bei der Arbeit, von Schwermuth ergriffen, den Pinſel weglegte und, Catharina ſtumm betrachtend, daſaß. Sie in ihrer gewohnten Heiterkeit bemerkte ſcherzend, ſie werde bald einſchlafen, wenn das ſo fortgehe, und da in dieſem Augenblicke der Herzog, ihr Oheim, in's Zimmer trat, ſprang ſie auf ihn zu und deutete ſchäkernd auf den noch immer in ſeinen Gedanken verlornen Maler. Norfolk, obgleich von Achtung für den Liebling des Königs mehr erfüllt, als von der Werthſchätzung des Künſtlers durchdrungen, konnte eine leiſe Anwandlung von Unzufriedenheit nicht bemeiſtern, und nicht ohne Härte ſagte er: „Nun, Herr, wie es ſcheint, denkt Ihr an andere Dinge, als diejenigen, weßhalb Euch Euer König und Herr zu ſeiner Braut, meiner erlauchten Nichte, geſandt hat.“ Dieſe wenigen Worte rüttelten Holbein aus ſeiner Niedergeſchlagenheit auf, er erhob ſich mit Heftigkeit, und vor Catharina auf das Knie ſtürzend, rief er: „Um des Himmels willen, Mylady, laßt mich das Bild vernichten, das ich zu malen begonnen! verlangt nicht, daß ich es vollende! flieht, flieht! — “ Catharina, die nicht wußte, was dieſe Reden bedeuteten, die ſelbſt von dem traurigen Schickſale ihrer Vorgängerinnen nie eine Kunde vernommen hatte, wendete ſich nicht wenig überraſcht zu ihrem Oheime, der, von Zorn glühend, dem Maler aufzuſtehen befahl und ihn an ſeine Pflicht erinnerte. „Nein!“ rief Holbein, „ich erhebe mich nicht von dieſem Platze, bis Ihr mir verſprecht, die Stadt, den Hof zu verlaſſen und Euerem ſichern Verderben zu entrinnen. Ich aber will nie wieder den Pinſel berühren, nie den Kopf eines lebenden Geſchöpfes malen, damit es nicht den ſchrecklichſten Ton finde vor der Zeit. Glaubt mir, Mylady, Ihr werdet ſicher noch lange, lange leben!“ Der Herzog ſprach drohend davon, mit ſeiner Nichte das Gemach zu verlaſſen und Alles dem Könige zu melden, aber der Maler, der nicht mehr der Vernunft Gehör geben konnte, warf ſich den Fortgehenden verzweiflungsvoll in den Weg und rief: „Wohlan, ſo vernichte ich ſelbſt das Werk des Teufels, um Euch zu retten, und keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, Euern Kopf zu malen.“ — Der Herzog, der allen Bewegungen des Malers mit den Blicken folgte, hatte nicht ſobald bemerkt, daß dieſer ſich auf das Bildniß ſtürzen wollte, um es zu vernichten, als er, größer und ſtärker, hinzuſprang und ihn wegſchleuderte, indem er es hoch emporhob. Catharina, die nichts von Allem begriff, hielt den Maler für wahnſinnig und floh beſtürzt in eine Ecke des Gemachs; Holbein war wie leblos in einen Seſſel geſunken, der Herzog hatte das Bild wieder auf die Staffelei geſtellt, und der Bewunderung mußte der Zorn weichen. Stille und Ruhe war auf dieſe lärmende Scene eingetreten; Norfolk unterbrach ſie. Er trat zu dem Maler, und ſeine Hand auf deſſen Schulter legend, ſagte er: „Wir ſind die alten Freunde wieder; der König beſitzt einen Schatz in Euch. Welche Grille kam Euch an? Seht nur, Ihr habt meine ſchöne Nichte ganz in Schrecken geſetzt. Doch dieſe Röthe, dieſer Ausdruck ihrer Augen ſcheint mir nicht übel; wollt Ihr Euch nicht wieder zur Arbeit anſchicken? Ich erwarte den König ſelbſt." — Holbein ſah ſtarr vor ſich hin und blieb unbeweglich ſitzen.

Ein Geräuſch in den Vorzimmern wurde jetzt vernehmlich, die Thüren des Gemachs wurden aufgeriſſen, ein Diener eilte herein und meldete die Ankunft des Königs, der bald darauf in Perſon erſchien. Er hatte ſich geſchmückt, und war dem Bilde in dem Prachtanzuge ähnlich, das man noch heutzutage im Tower zu London ſehen kann. Catharina's Verwirrung bemerkte der König ſogleich, aber Norfolk, der ſchlaue Höfling, kam ſeiner Frage mit der Nachricht zuvor, daß den Maler ein plötzliches Uebelbefinden angewandelt habe, von dem er ſich noch nicht erholen könne. Heinrich trat zum Bilde, und wie er bald die Augen zu ſeiner Geliebten erhob, bald ſie auf Holbeins Werk heftete, konnte man die vollkommenſte Befriedigung in ſeinen Zügen leſen. „Nun, Holbein“ ſprach er zum Maler, „wie ſteht's um Euch? Leid ſollte es mir ſeyn, wenn Eure Schwäche Euch verhinderte, heute in meiner Gegenwart dem Bilde die Vollendung zu geben. Erhebt Euch, verſucht es einmal; ich wollte wetten, ein Blick auf Eure Königin wird im Stande ſeyn, Euern Nerven die verlorne Kraft auf das Schnellſte wiederzugeben.“

Bei dem erſten Worte, das der König geſprochen, war Holbein aus ſeiner Abſpannung erwacht, und obgleich nicht vermögend aufzuſtehen, ſprach er doch leiſe dieſe Worte: „Mein König und mein Herr! verlangt nicht, daß ich an's Werk gehe, es ſchwimmt vor meinem Blicke, ich ſehe einen trüben, ſchillernden Schein, wie Blut, dort am Halſe.“ — „Ihr ſeht —“ rief der König entſetzt, und der kalte Norfolk ſelbſt erbebte. Nur Catharina hörte aufmerkſam, doch nicht ergriffen von der Bedeutung dieſer prophetiſchen Worte, dem Geſpräche zu. „Meine Hand zittert,“ fuhr Holbein fort, „ich würde weder die Farben auf der Palette miſchen können, noch hätte mein Pinſel die Kraft, ſie gehörig zu vertreiben, und“ — ſetzte er dumpf, mit faſt tonloſer Stimme hinzu — „ich gedenke mit Schrecken an den dunkeln, ſchillernden Streif —“ —„Halt!“ unterbrach ihn der König, ſein Auge rollte, und Norfolk meinte ſchon, die Blitze, die darin zuckten, werden ſich zerſchmetternd auf das Haupt des Künſtlers entladen; aber trüber wurde der Blick und Thränen füllten Heinrichs großes Auge, ſeine Lippen ſtammelten ſüße Worte, er beugte ſich über die hocherſtaunte Catharina Howard, und bedeckte ihre Hände mit Küſſen und die herrlichſten Flechten des ſchönſten Haares, das in üppiger Fülle bis auf den Buſen herab fiel. Holbein ſah dies Alles, und es überzeugte ihn, daß der König ihn verſtanden habe; darum rannen auch ſeine Thränen über die tiefen Furchen, die der Gram auf ſeine Wangen eingegraben hatte. Dann ſtand er leiſe auf, nahm ſeine Geräthſchaften zur Hand, und unter heißen Thränen vollendete er das Bild, welches er ſo glänzend und ſelig begonnen, und das nun auch die Weihe des Verhängniſſes empfangen hatte.

Nach kurzer Luſt ließ Heinrich auch dieſes Weib aus ſeinen Umarmungen in die kalte Nacht des Kerkers hinabgleiten, und der erſte Sonnenſtrahl, welcher der unglücklichen Königin wieder in das Auge leuchtete, zündete keinen Troſt, keine Hoffnung darin an, und ſpiegelte ſich faſt in demſelben Momente in dem rothen Strome, der in kräftiger Fülle ſich aus den jugendlichen Adern des ſchönen Torſo ergoß.

Holbein beweinte dieſes Schickſal mehr noch als die andern; denn Catharina Howard hatte er ſelbſt geliebt. Sie war die Schönſte, und der gefährliche Leichtſinn, der ſie umflatterte, verlieh ihr noch größern Reiz.

Dieſer Fall zog eine lange Reihe von Unglücklichen auf das Blutgerüſt. Jeder, der ſich einer kleinen Gunſt von ihr erfreut hatte, wem nur ihr holdes Auge gelächelt, mußte dafür mit ſeinem Blute der Rache des Königs genugthun. Der Mitwiſſenſchaft ihrer Untreue beſchuldigt, wurde die alte Herzogin von Norfolk, Catharinas Großmutter, in dieſe Gräuel verwickelt, ſo wie ihr Oheim, Lord Howard, die Gräfin Bridgewater und Andere; ihre Freundin, Lady Rochefort, wurde enthauptet, desgleichen Derham und Colepeper, die ſich des Königs Rechte bei ſeiner Gemahlin angemaßt haben ſollten. An Holbein zog die Gefahr, wie immer, ſchonend vorüber. Heinrich glaubte eines Künſtlers noch zu bedürfen. Als er jedoch zur ſechſten Ehe ſchritt mit der Wittwe Lord Latimers, da ließ er die ſchon alternde Dame nicht mehr malen, die ſpäter durch ihre Klugheit dem Blutgerüſte entging. Holbein malte nur noch Ein Bild, das jener Eliſabeth, die mit ſo mancher Neigung ihres Vaters auch die ererbt hatte, die Majeſtät der Krone durch Schaffot und Henkerbeil befeſtigen zu wollen.

Heinrich des Achten Grauſamkeit wuchs mit den Jahren, und die Schlachtopfer drängten ſich an dem Fuße des Schaffots. Holbein hatte nicht mehr Thränen für dieſe, als für ſeinen königlichen Beſchützer, deſſen Wildheit er aufrichtig beklagte, deſſen Verirrungen er beweinte, und zu dem er ſich dennoch hingezogen fühlte, weil ſein ſanftes Gemüth ſich mächtig zur Dankbarkeit neigte. — So wurden beide alt; und das Lebensende konnte nicht mehr fern ſeyn.

Eines Abends, es war im Winter und die kalte Sonne nahm einen recht freundlichen Abſchied, ging der König mit ſeinem Maler durch den entlaubten Park. Ihre Unterhaltung war einſolbig. Es war kalt, und beide, im werdenden Greiſenalter, hüllten ſich in ihre Pelze. Kein Diener war in der Nähe, ſie ſchlugen abgelegene Pfade ein und verloren ſich in ein Gehege, das im Sommer reizend war, mit Boskets, Waſſerkünſten, üppigen Lauben und geheimnißvollen Schattengängen rings erfüllt, ganz gemacht zu ſtillen Freuden. Den kranken König wandelten alte Erinnerungen an und Schmerzen zogen ihm durch die Bruſt. Jetzt war Alles entlaubt, keine Blüthe prangte am Strauche, die Waſſer hatte der Winter in den Röhren gefeſſelt, nichts lebte, und auch der kranke Greis konnte nun mit aller Macht dem Schickſal eben ſo wenig entrinnen, das er ſelbſt über ſo Viele verhängt hatte, als er dieſem Garten Leben und Maienwonne zu geben im Stande war. Heinrich dachte der Vergangenheit; plötzlich blieb er ſtehen. „Schön war ſie, dieſe Catharina!“ ſagte er dumpf vor ſich hin. Sein Begleiter fuhr zuſammen; dann aber ſprach er mit Wehmuth: „Ein Engel war ſie, und die Andern nicht minder.“ Eine lange Pauſe entſtand. Heinrich blickte in ein trockenes Marmorbaſſin, der Maler auf ihn, dann ſagte er wieder: „Und ſchön waren ſie Alle — Alle!“ Der König bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und wandte ſich ab. „Und welche bedauerſt Du am meiſten?“ Holbein ſeufzte tief und antwortete nicht.

Acht Tage darauf ſtarb der König. Sein Tod ſchenkte dem Herzoge vom Norfolk das Leben, der an jenem Tage hätte hingerichtet werden ſollen und nun von der neuen Regierung begnadigt wurde. Ganz London trauerte um Heinrich den Achten; die aufrichtigſten Thränen zollte ihm Holbein, der nun allein ſtand und im hohen Alter ſeine einzige Stütze verloren hatte.

Gebeugt von Jahren und mehr noch von Kummer, zog er ſich immer finſterer von aller Welt zurück und lebte in troſtloſer Abgeſchiedenheit. Er überdachte ſein ganzes Leben, das ihm wie ein Traum vorübergeſchwunden war, und ſein Sterben trat ihm nun vor die Augen. Allein zu ſterben, keinen Freund, keinen Verwandten um ſich zu ſehen, ein verzweiflungsvoller Gedanke! Er forſchte emſig nach, was ihm denn dafür die Tage ſeines Glücks gebracht hatten, für die er dieſes elende Alter eingetauſcht, und er ſchauderte. Er wog ſeine heitern Tage, die Tage voll Kummer, Sorge und Qual, und er fand, daß er Erasmus keinen Dank ſchuldig ſey für den Dienſt, den er ihm in ſeiner Jugend erzeigt. Ruhm und Reichthum hätte er überall finden müſſen, und darum war er nun unter dieſen trüben Himmel geflohen, hatte ſich den Launen des Ungefährs preisgegeben und war ſeit ſo vielen Jahren dazu verdammt geweſen, an der Seite eines Tyrannen zu wandeln, ſeine herrlichen Gaben in ſeinem Dienſte zu verſchwenden, für ihn ſchöne Weiber zu malen, Köpfe, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, um ſie nachher dem ſchimpflichſten und ſchrecklichſten Tode preisgegeben zu ſehen; mit zerriſſenem Herzen langſam verblutend, hatte er ſo ſein Leben hingebracht. Iſt das ein Loos, wie es der Künſtler ſich wünſcht und ausmalt in der Jugend? Ein heiterer Himmel, Freude, Luſt, Zufriedenheit, das ſoll ihn umgeben auf ſeiner Bahn, nicht Nebel und Dampf einer großen Stadt, nicht der blendende Glanz des Thrones, nicht Blutſtröme und religiöſe Kämpfe. Da kam es wie Heimweh; er dachte an die Schweiz an ihre blauen Berge, an den grünen Rhein, an die alterthümliche, heitere, friedliche Stadt, an ſeine Schildereien auf der Außenſeite der Häuſer, an ſeine eigene Wohnung, an ſeine Frau. Wie friedlich und ruhig erſchien ihm ſeine Jugend gegen ſeine ſpätern Jahre. Wäre er bei ſeiner Frau geblieben, ſo würde ſie ihm Kinder geboren haben, und nun mußte er allein und in der Fremde ſterben, und Niemand war bei ihm, um ſeine gebrochenen Augen zuzudrücken. Ach, ſein kleines Haus in Baſel erſchien ihm jetzt ſo ruhig und heiter!

Noch viele Winter verlebte er in ſolchen Kümmerniſſen und Zweifeln; ſein Haar war ganz gebleicht und ſeiner Augen Licht ſchwach geworden. Er ſah nicht mehr, was er einſt geſchaffen hatte, und ſeine Tröſterin und Pflegerin war nun allein die treue, deutſche Magd, die mit ihm das weite Haus bewohnte. Seine Dienerſchaft hatte er nach und nach verabſchiedet.

Mit ſorgfältiger Pflege bedachte den alten Mann Maria, die arme Waiſe, die er in Tagen des Glücks aufgenommen hatte. „Sieh,“ ſagte er einſt zu ihr, „ich beſitze ein großes Vermögen einen Schatz an Bildern, und bin ein reicher Mann; wenn ich einſt todt ſeyn werde, wer ſoll das erben? Ich habe Niemand — Niemand auf der weiten Welt, als Dich. — Mein Tod iſt nahe, das fühl' ich.“ — „Sprecht nicht ſo, mein werther Herr,“ erwiderte darauf das Mädchen. „Was ſollte ich mit dem Reichthum wohl anfangen? Ich hab' ihn mein ganzes Leben entbehrt. Und in Wahrheit, Ihr ſeyd noch rüſtig und nicht ſo alt, um an's Sterben zu denken. Ich will Euch ſchon pflegen, daß Ihr mir nicht ſo bald ſterben ſollt." — „Gutes Kind," ſprach der Maler, „wenn ich nun aber einſt todt ſeyn werde, dann kehrſt Du heim zu Deinen Landsleuten und bringſt engliſches Gold mit und kannſt in Baſel den reichſten und ſchönſten Mann freien." — „Ach!" ſeufzte Maria, „die Meinen ſind ſeither alle geſtorben, ich bin ganz fremd dort geworden, ich werde nie mehr in meine Heimath zurückkehren." — „Und was wirſt Du denn beginnen?" fragte Holbein. — „Hier in England bleiben, Euch bis in's ſpäteſte Alter pflegen und dann —" hier brach ſie plötzlich ab. „Und dann?" wiederholte er fragend. „Wenn ich Euch überlebe, auf Eurem Grabe beten," ſetzte ſie mit thränenerſtickter Stimme hinzu. „Fromme Seele!" ſprach er und ergriff ihre Hand. „Warum verließ ich die Heimath! Solche Rede, ſo wohlthuend und lind wie Balſam, entbehrte ich mein ganzes Leben. Und noch anders würde ſie wirken, käme ſie aus dem Munde des Kindes —"

— „Betrachtet mich wie Euer Kind!" rief Maria; „aber nicht, indem Ihr mir Euer Hab' und Gut verſchreibt, ſondern weil Ihr mir all' Eure Liebe ſchenket! O mein Vater! ich will Euch ja lieben, wie das Kind, das Euch —"

Sie unterbrach ſich plötzlich. „Du ſprichſt nicht aus?" fragte er ſanft, „das Euch Euer Weib gebar — wollteſt Du ſagen. Sie hat mir keines geboren, zum Glücke! denn nie wäre es ſanft und fromm geworden, wie Du. Geerbt hätte es von der Mutter jene Eigenſchaften des Herzens, die mich peinigten und mich ſo elend gemacht haben. Komm, Maria, ſey Du meine Stütze, mein Troſt, meine Pflegerin! Ich würde jetzt die Arme nicht ſo zuverſichtlich der Tochter entgegenſtrecken, der Fremden, Kalten, die von der Mutter erzogen, mit all ihren Fehlern ausgeſtattet, zu mir käme. Nein! Du biſt mir lieber, willkommener! Drum ſey nur getroſt, meine Liebe ſoll Dir nichts rauben; mein Weib iſt geſtorben, und kein Kind blüht mir auf der Erde." — „Ich bleibe Eure getreue Magd," ſagte gerührt das Mädchen und küßte ihm die Hand. Aehnliche Geſpräche hatten ſie oft.

Mehr und mehr gewöhnte ſich Holbein daran, in Maria ſeine Tochter zu ſehen, und pries ſich glücklich, daß der Himmel am Ziel ſeiner Tage ihm noch dieſes Zeichen ſeiner Gnade geſandt hatte. Maria war die Liebe, Frömmigkeit und Geduld ſelbſt. Alles, was ſie für den alten, traurigen Mann thun konnte, brachte ihr ſichtbare Freude und ſchwächte den tiefen Schatten ihrer Stirne, den ein geheimer Gram darauf geworfen, wenn es ihn auch gleich nicht ganz verſcheuchen konnte.

So war das erſchütternd bewegte Drama, zu dem ſich Holbein's Leben geſtaltet hatte, zum ſtillen Familiengemälde geworden, und von allen großen und glänzenden Erſcheinungen darin waren nur zwei nicht ganz beglückte Perſonen auf der Scene geblieben.

Ein grauſenerregendes Gerücht verbreitete ſich eines Morgens durch die Stadt. Die Peſt war ausgebrochen. Man wollte es nicht glauben, man lief zuſammen, man forſchte; aber die Ueberzeugung blieb nicht lange aus. Auf allen Straßen fielen Menſchen nieder; hier wurden Häuſer vernagelt, deren Bewohner von der Peſt ſämmtlich befallen worden waren, dort zogen, jeder Vorſicht zum Trotze, Banden umher, welche den Nachlaß der Geſtorbenen plünderten, und ſo den Keim des ſchrecklichen Todes nicht nur auf ſich, ſondern auf alle Uebrigen fortpflanzten. Alles floh, was fliehen konnte, um den ungeſunden Dunſtkreis der Hauptſtadt mit einer zuträglichern Luft zu vertauſchen. London zeigte das Bild der Zerſtörung und Verwüſtung: ein Luſtlager des Todes, ein großes Leichenfeld, das von Minute zu Minute an gräßlicher Bevölkerung zunahm. Helbein, ſchwach und hinfällig, verließ an Maria's Hand ſein großes Haus, um in einer fernen Vorſtadt, die auf einer kleinen Anhöhe lag, und deshalb für geſünder gehalten wurde, ſein Leben zu ſichern. Das Mädchen, das für alle Bedürfniſſe ſorgte und daher mit andern Leuten in beſtändiger Berührung blieb, erkrankte plötzlich. Kein Zweifel blieb, daß die Peſt ſie ergriffen hatte. Sie bat, Helbein möchte ſich von ihr entfernt halten, wie es die Vorſicht wollte; allein er gab nur ſeiner Liebe für die Leidende Gehör und linderte ihre Schmerzen durch kühlende Getränke und wachte an ihrem Lager.

„Und muß ich Dich verlieren, mein geliebtes Kind,“ rief er jammernd aus, „was ſoll ich dann noch auf der Welt?“ — „Liebt Ihr mich wie Euer Kind, Eure Tochter?“ hauchte ſie ſchwach. „Nicht anders,“ ſagte er. „Und würdet Ihr mich ſo lieben, wenn ich Eure Tochter wirklich wäre, die Euch Maria, Eure Gattin geboren?" — „Ich liebe Dich mehr, denn nie würde Deine Engelsgüte Maria's Kind in ſeinem Buſen bergen," ſprach der unglückliche Greis. „Nun denn, Vater — ſo vernehmt — ich bin Eure Tochter wirklich, die Eure Gattin Maria, meine Mutter, nach Eurer Entfernung zur Welt brachte. Hier, ſeht den Kirchenſchein, der vor vierzig Jahren bei meiner Geburt ausgeſtellt wurde; ſo lang iſt es her, daß Ihr aus Baſel floht." Bei dieſen Worten übergab ſie ihrem Vater ein vergelbtes Papier. „Und warum ſagſt Du mir erſt jetzt dies Alles?" fragte er. „Wie hätte ich mir das Herz faſſen können und ſprechen: ich bin Eure Tochter!" erwiderte ſie, „da mir in ſpäterer Zeit Alles geſagt worden war, was ſich auf Eure Entfernung bezog, warum Ihr Euer Haus verlaſſen hattet. Ich wollte meinen Vater ſehen, um ihn ſeyn, und das iſt mir zu

Theil werden. Jetzt gehe ich voran, zur Mutter, um ihr zu ſagen, daß Ihr ihrer nicht mehr in Haß gedenkt." — „Ach, meine Tochter! ich beklage meine Verblendung, die mich um das Glück meines Lebens brachte und mich in eitlem Hochmuthe einem Phantome nachjagen ließ. Nun iſt Alles zu Ende! gehe voran, Maria, ich folge Dir bald!" — „Bald —" flüſterte es, wie ein geiſterhaftes Echo aus ihrer Bruſt, und ſie lag, eine ſtarre Leiche vor ihm.

Da ſaß nun der größte Maler ſeiner Zeit, der mächtige Günſtling eines Königs, der geſuchteſte Mann in der Hauptſtadt der Welt, trauernd bei den Trümmern ſeines Glücks, in einer kleinen Hütte der Vorſtadt; er, deſſen Auge ſich erging, die herrlichſten Formen, die blühendſte Schönheit in ſich zu ſaugen, heftete nun die brennenden Blicke auf einen häßlichen, verunſtalteten Leichnam, der ſein Alles war, ſein Glück, ſein Reichthum!

Und bang und immer bänger ward es ihm; der glühende Hauch der Peſt wehte ihn an, er konnte Maria nicht lange überleben. Wie er geſtorben? wer weiß es? Holbein, der größte Maler ſeiner Zeit, ſtarb in London, verlaſſen, und kein theilnehmendes Weſen weinte um ihn. Auch Titian ſtarb an der Peſt; aber das ſtolze Venedig hüllte ſich um ihn in eine prachtvolle Trauer.

Nachts traten beim Scheine einer düſtern Laterne zwei Menſchen in die Hütte, ſahen ſich rings um, luden die beiden Leichen auf und warfen ſie in die große Grube des Peſtleichenackers, zu den übrigen Tauſenden. Niemand weiß, wo die Gebeine Holbein's ruhen; ſpätere eifrige Verehrer ſeiner Kunſt konnten kein Mauſoleum darüber errichten; die Muſeen aller Länder ſchmücken ſeine Werke.

Aquarelle

von

A. Lewald.

Erſter Theil.

Aquarelle

aus dem Leben.

Von

August Lewald.

Seboldt

[illegible]

[illegible]

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Inhalt

Seite

Vorwort.

I. Der alte Staberl 1
II. Bayreuth 35
III. Die Emeute in Breſlau 90
IV. Ludlamshöhle (Erinnerungen aus Wien) 103
V. Der Gaſt auf Ottocar's Burg . . . 140
VI. Natalina (Warſchau 1814) 157
VII. Der Kaplan Mayr 163
VIII. Der Holzknecht 186
IX. Die Bleikammern 204
X. Das Ghetto 209
XI. Rheinreiſe 216

* * *

Vorwort.

Jedes Menſchenleben hat ſeine pittoreske Seite, es kommt nur darauf an, ſie im rechten Sinne aufzufaſſen und darzuſtellen. Nicht Alles eignet ſich darin zur großen hiſtoriſchen Behandlung; denn bei kleinern Gegenſtänden geht die Begeiſte-

rung verloren, ehe die weitläufigen Vorb
reitungen getroffen ſind. Hiezu iſt m
die, von den Engländern beſonders g
pflegte Aquarellmanier ſehr geeignet.
wie der Gedanke kommt, wird er in flü
tigen aber feſten Umriſſen ſchnell au
Papier geworfen, dann werden eben
ſchnell mit Saftfarben die Lokaltinten
gedeutet. Alles iſt flüchtig, durchſich

und klar, giebt einen vollkommenen Begriff von dem darzuſtellenden Gegenſtande, und iſt dabei gefällig anzuſehen. Der Geiſt muß in der Auffaſſung liegen, und da man nicht Tagelang auf das Trocknen zu warten hat, da man auch die Lichter nicht auszuſparen braucht, ſo folgt die Ausführung dem Gedanken und athmet daher Leben und Wahrheit.

In dieſer Manier glaubte ich eine Reihe kleiner Genrebilder und Zeichnungen nach der Natur ausführen zu müſſen. Dies zur Erklärung des gewählten Titels.

A. L.

Aquarelle

aus dem Leben.

I.

Der alte Staberl.

Das Unbedeutendſte, Geringfügigſte in den Augen vieler Leute ſpielt in dem Leben Anderer oft eine große Rolle, dient ihrem Schickſale zum Wendepunkte, oder durchkreuzt ihren Lebenspfad auf eine merkwürdige Weiſe. Das Letztere war bei mir mit der bekannten ſüddeutſchen Luſtſpielfigur, Staberl genannt, der Fall. Sie erſcheint mir jetzt noch als die perſonificirte Luſtigkeit der Jugend; liebliche Gegenden, ein lebendiger Strom, eine heitere, reiche Stadt, redliche und geſellige Freunde, mein eigenes, offenes, hingebendes Gemüth, Alles, was mich damals umgab, wird wieder lebendig um mich. Ein verlor'nes Paradies!

Es war in Frankfurt, wo ich, ſehr jung noch, Staberl begegnete. Er machte dort große Senſation. Die Frankfurter wurden nicht ſatt, ihren poſſierlichen Gaſt zu bewundern. Die Leute drängten ſich ſo ſehr herbei, daß ein dicker Bürger aus Sachſenhauſen an der Theaterkaſſe todtgedrückt wurde. Wir bekamen gerade in jener Zeit nichts als eine hausbackene Komödie an den Schauſpielern in Frankfurt zu bewundern. Weidner leiſtete in Stücken, wie ſie Kotzebue ihm lieferte, Angenehmes; Leißring war komiſch lang, ſchon ſein Ausſehen machte die beſte Wirkung; der phantaſtiſche Lux, der vom Mönch Schauſpieler geworden war, tummelte ſich noch am Freieſten in dem Gebiete der Poſſe herum, und was er gab, ſtreifte oftmals an das Ideale. Die Leute meinten aber, er übertreibe. — Da ſprang mit einem Male, geharniſcht, gleich der Minerva aus dem Götterkopfe, ein ganz fertiger Narr, ein buntſcheckiger, harmloſer, ächt deutſcher Narr in nie geahnter Liebenswürdigkeit in das Alltagsleben der bretternen Welt hinein. Er kümmerte ſich nicht um Anſtand und Uebereinkommen, wie wir ſie kannten, denn er brachte Beides auf ſeine Weiſe mit und man war bereit, es dafür gelten zu laſſen. Selbſt alte, grämliche Leute, welche dies und das dagegen vorbringen wollten und ſehr ernſthafte Geſichter ſchnitten, konnten die Worte dazu nicht ausſprechen, weil das tollſte Lachen ihnen den Mund weit auseinander riß. Er beluſtigte uns einige Wochen lang auf das Herrlichſte, dann zog er fort, und wie auch ich ſpäter Frankfurt verließ, entſchwand das bunte Bild meines lieben Clown immer mehr und mehr aus meinem Gedächtniſſe, und zuletzt erinnerte ich mich ſeiner nur noch bei Gelegenheit ſeiner jungen Frau, die er bei ſich hatte, die aber nicht zu ihm paßte, weil ſie mir weder närriſch, noch luſtig erſchienen war, ſondern recht angenehm ſentimental, mit tiefſchwarzen Augen voll Liebesfeuer, einem Geſicht, weiß und roth, und einem Näschen ſtatt der ſtolzen Naſe, welches alle jene aufgezählten Eigenthümlichkeiten einer Italienerin für die Deutſche, zwiſchen Rhein und Donau geboren, mit vollſtem Rechte in Anſpruch nahm.

Einige Jahre darauf — in Breslau — gab es eine ganz artige Theatromanie unter uns jungen Leuten. Und das hatte ſeinen guten Grund. Ein Verein von Talenten war dort beiſammen, von denen man ſich nicht zu viel verſprach. Ich nenne davon nur Seydelmann, Anſchütz und den Komiker Schmelka. Wir wurden mit ganz guter Theaterkoſt genährt, und bei unſerm Appetite wählten wir nicht ſo ſtreng die Schüſſeln aus. Man tafelte uns einige ſpaniſche und engliſche Gerichte auf, Kotzebue brachte gut geſalzene Ragouts, Müllner heizte ſeinen neuen Zugofen mit Macht, und ſein ſpaniſcher Wind und andere Soufflés wurden freundlich hingenommen. Da mit einem Male erklingt es erſt fern, dann näher, erſt leiſe, dann ſtärker, der Parapluiemacher Staberl werde ſeine Aufwartung machen.

Ein ſeltſames Gefühl wie Heimweh kam über mich. Ich konnte nicht Ruhe gewinnen, bis ich die Bekanntſchaft meines Narren erneut hatte. In der ſtolzen Hauptſtadt Schleſiens, die von dem Landbewohner nur „Groß-Braſſel“ genannt wird, ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen. „Wie? ein Narr von der Donau, ein dummer Kasperl will es wagen, vor uns zu erſcheinen?“ Die Aeſthetiſchen fügten hinzu: „Wir, genährt mit Calderon's myſtiſcher Milch und Shakespeare's hiſtoriſchem Marke, ſollen nun mit Poſſen aus der Leopoldſtadt regalirt werden?“ Viele Patriotiſche bemerkten: „Wir ſind Preußen's und nicht mehr Oeſterreich's!“ Sonſt ſprachen ſie nichts aus, aber Jeder konnte leicht denken, daß ſie ſo toll waren, ſich nunmehr für klüger zu halten. Kurz, wo man hinhorchte, ſchienen die Gemüther meinem ehrlichen Narren eher ab- als zugewendet. Die Zettel, die ſeine Erſcheinung meldeten, wurden indeß an die Straßenecken geklebt, und ich konnte die Stunde kaum erwarten.

Da pocht's an meine Thür, und herein tritt ein mir wohlbekannter dicker, großer Mann, der Niemand anders war, als der Regiſſeur des Theaters und erſte Heldenſpieler. Ich mochte ihn nicht leiden, ſeitdem ich ihn einmal als Wallenſtein vom Publikum bewundert ſah. Die Urſache ſeines Beſuchs war Staberl. Mein Herz ſchlug. Sein Anliegen beſtand darin, einen Vers zu haben, der am Schluſſe des Stücks transparent erſcheinen könnte, um das Ganze ſinnig zu krönen. Eine großartige Idee, die in ſeinem eigenen Hirne entſprungen war. Ich war entzückt; ich dankte ihm für das Vertrauen, das er mir ſchenkte, mit ſehr gerührten Worten, und nannte ihn in der wonnigen Zerſtreuung, welche ſich meiner bemächtigt hatte: Herr Wallenſtein. Er aber war herablaſſend genug zu erwiedern, er heiße nur Nagel. Der Vers ſollte indeß gefunden werden, und die Augen feſt auf einen Punkt der Decke gerichtet, die Lippen bewegend und die Finger in leiſem Zucken begriffen, etwa wie Pipe in Peregrine Pickle, wenn er ſeinen Sang anſtimmen ſoll, war ich darüber her, eine zweite Zeile mit korreſpondürendem Reime zu ſuchen, denn die erſte war mir wie ein Blitz durch's Gedächtniß gefahren. Herr Nagel durfte nicht lange warten. Der Vers war da, er lautete:

„Fortan umfang' uns Harmonie
„Uns Alle deck' Ein Paraplui!“

Er war zufrieden, ſehr zufrieden, ſprach von Honorar, von bedeutendem Talente, meinte, ich ſollte es einmal mit etwas Größerem verſuchen, da ich doch nunmehr in die Reihe deutſcher Theaterdichter rühmlichſt eingetreten ſey, und lief mit ähnlichen Verſicherungen im Munde und meinem Vers im Kopfe fort, um ihn nicht drucken, ſondern, wie die Egypter ihre Geſetzesreime in Felſen, meine Verſe in ſtarker Pappe aushauen zu laſſen. Dies Intermezzo hatte mich glücklicherweiſe um etwas Zeit gebracht, die mir bis zum Anfange des Schauſpiels ſehr lang wurde. Ich war Einer der Frühe- ſten im Theater. Es war leer, aber Männer ſaßen darin, die für Viele gelten konnten. Die ganze Gelahrtheit, ernſte Weiſe, Naturphiloſophen und Geſchichtſchreiber hatten ſich eingefunden, bis herunter zu dem loſen Völkchen der Belletriſten. Sie ſaßen auf den Bänken da herum wie bei Shakespeare und Calderon, und meinten; nun werde alle Herrlichkeit der luſtigen, näſchigen und hochgeprieſenen Kaiſerſtadt an der Donau über ſie kommen, die göttliche Thorheit, der bunte Wahnſinn, eine geniale Luſtigkeit, ein Lachkrampf ohne Ende. Sie freuten ſich im Voraus, einmal aus der hohen Region des Denkens und Forſchens in die höhere zu gelangen, wo man weder denkt noch forſcht, und ſich bloß ſelig fühlt.

Staberl erſchien. Es war ſein rother Rock, ſein grauer Hut, die blaue Weſte, die Schnürſtiefeln à la Tyrolienne, der krumme, dünne Zopf. Mein Auge erkannte ihn ſogleich, aber mein Herz ſprang ihm nicht entgegen. Meine Blicke ſtreiften zu der Gelehrtenariſtokratie, die ſich einmal in ihrer Weisheit einen guten Abend machen wollte. Aber die Verklärung des Lachens hatte ſich noch nicht über ihre Züge verbreitet, und ſie ſaſſen da, ſo ernſt, als brüteten ſie über irgend einem ihrer großen Werke, dazu hatte ſich der Ausdruck getäuſchter Erwartung geſellt, und dieſe Miſchung gab ihren ſonſt nicht bedeutenden Phyſiognomien einen Anſtrich erhabener Dummheit.

Ich war aber ſehr unglücklich, wie ich das Alles bemerkte. „Wer ſchafft mir den Rhein her und den Main mit ihren heitern Ufernbewohnern!

dachte ich in Einem fort. „Die Luſtigkeit hat viel Anſteckendes, und darum ergriff ſie dort auch mich. Dieſe Schleſier, nicht Slaven, nicht Deutſche, nicht norddeutſch, nicht ſüddeutſch, Juſte-milieu-Menſchen, ſie können nicht lachen, nicht weinen. Iſt dieſer Staberl etwa nicht gut?“ ſo ſagte ich in Einem fort.

Aber er war in der That nicht gut, dieſer Staberl, ich ärgerte mich über ihn, und ſchwärmte dann zum Rhein; meine frühern Jünglingsjahre fielen mir ein, ich ſeufzte einmal über's andre, dazwiſchen ſchwebte das Bild der holden Frau mit den nächtlichen, sternflammenden Augen, mit der ſchwimmenden Sentimentalität im Blicke vor mir vorüber; wo war ſie? mußte ſie nicht Staberl's Erſcheinung nothwendig ergänzen? Alles, Alles wünſchte ich mir wieder zurück; ſelbſt den todtgedrückten, dicken Bürger aus Sachſenhauſen mit dem blauen Geſichte — nein! der da vor mir war der rechte Narr nicht, oder — ich ſelbſt war es nicht mehr. — Am Schluſſe ſangen ſie ein Lied. Ich ſchreckte in die Höhe, wie ich die Muſik vernahm. Die Profeſſoren und Gelehrten hatten ſich erhoben, um ſtehend, wie auf dem Sprung, noch eine Strophe des Liedes mitzunehmen, und mit einigem Stolz fiel mir nun meine Theaterdichterweihe von dieſem Morgen ein; ich blickte nach der Bühne, die mir ſeit einer Stunde ganz entſchwunden war. Das Transparent war da, aber irgend ein Sachverſtändiger, vielleicht der gelehrte Dramaturg des Breslauer Theaters, der den Oſſian überſetzte und Sanscrit verſtand, hatte einen Apoſtroph ſtatt eines Buchſtaben von mir angebracht, um den Reim richtiger zu machen. Ich las:

„Fortan umfang uns Harmonie,
Uns Alle deck' ein Parapl'ie!“ –

Die Verbeſſerung war ſo, daß ſie Staberl ſelbſt gemacht haben konnte. Es war mein erſtes Lachen an jenem Abende.

Kurz darauf ſah ich Wien. Meine Freude war natürlich. Wien erſchien dem Norddeutſchen vormals wie Eldorado. Wir verſtehen heutzutage unter „vormals“ zehn Jahre. Ich wußte alle Herrlichkeiten Wiens an den Fingern herzuzählen, aber ſonderbar genug, neben der Ambraſer Sammlung und der Gemäldegallerie, dem Stephansthurm und dem Prater dem Kinderballet, der Brühl und dem Aufreiten der ungariſchen Nobelgarde am Neujahrstage, ſprang mir immer der Gedanke jubelnd im Kopfe herum, daß ich meinen Staberl wieder ſehen würde, meinen fou chéri, meinen fou par excellence, mit ihm meine Jugend, meinen Frohſinn, kurz, den ſingenden Baum mit goldenen Blättern des Mährchens. Ich durfte nicht lange warten. Mein Glück tauchte bereits am Ende der Jägerzeile auf; es galt nur, es zu haſchen. Anſchlagzettel, klein, grau, ſchlecht gedruckt, klebten neben einander an einem Eckhauſe. Alle waren ſie gleich elend ausgeſtattet, und doch waren ſie ihrem Weſen nach ſo verſchieden. Sie hatten etwas von der unſcheinbaren Tracht der hohen römiſchen Cleriſey am Aſchermittwoch. Da ſtanden die Namen aller deren, die dem Publikum am Abende ihre Späße vormachen ſollten; ernſte und heitere, geſungene, geſprochene und getanzte. Ob auf dem Zettel ſtand; von den k. k. Hofſchauſpielern oder

Hofoperiſten, ob er die mit Gold aufgewogenen Füße Roziers und der Millière für den Abend verhieß, oder ob er die belachten und verachteten Gottheiten der Volksbühne in der Leopoldſtadt nannte, die bezaubernden Genien des Wiedener Kunſttempels, die am Tage baarfuß und bettelnd davor herumliefen, oder die Tableaufiguren Seligmanns, der großartigen Caryatide in den winzigen Hallen der Joſephſtadt: das Papier aller Zettel war gleich ſchlecht, der Druck gleich elend, die Namen klebten Alle auf gleiche Weiſe an der Straßenecke, über Schmutz und Unrath aller Art, und nur das Einzige mochte als Vorzug gelten, je öfter die beiden Buchſtaben k. k. auf dem Zettel zu leſen waren. Bei dem Burgtheaterzettel beliefen ſie ſich, wie ich glaube, auf 125.

Ich las dieſe Zettel jeden Morgen mit einer inſtinktmäßigen Neugier. Einſt — es war am 30ſten October des Jahres 1818 — ſtehe ich an einem ſchönen Herbſttage wieder vor meinen Zetteln und leſe: Taſſo, von Göthe; Aline, Ballet; der Berggeiſt; großes Kinderballet; der luſtige Fritz, von Meisl; der Elephantenrüſſel, Pantomime. — Ach! es war keine Nahrung für meine ſeltſame Stimmung, ſo ſcharf ich auch hinblicken mochte, die Titel der Vorſtellung blieben dieſelben. Es ging mir wie einem Lottoſpieler, der ſtets mit Sicherheit glaubt die erhoffte Terne anf dem Aushängeſchild des Collecteurs zu ſehen, und ſich nicht überzeugen will, ſchon wieder den Satz verloren zu haben.

Noch ſah ich die Zettel an und dachte an andere Dinge dabei, als ſich plötzlich ein roher, dicker Arm mir vor die Augen ſenkt, wie eine Wolke vor meinen ſonnigen Träumereien. Denn ich will nur geſtehen, daß ich an den Rhein, an meine Jugend, an meinen Narren und ſeine Frau gedacht, und an der Ecke der Jägerzeile ſtehend, mich ganz in eine ideale Welt erhoben hatte. Der Arm war aber kein Traum, ſondern Wirklichkeit. Er war mit einem etwas zerriſſenen Aermel von grobem, ſchäbigem, dunkelblauem Tuche bekleidet und trug an ſeinem Ende eine ſtark geröthete Hand mit dicken, behaarten Fingern, welche darüber her waren, den Zettel vom luſtigen Fritz vor meinen ſehenden Augen herabzureißen. Nun erhielt ich einen ziemlich ſtarken Stoß, der mich bei Seite ſchob, und eine zweite Hand erſchien, welche die Mauer mit einer glänzenden Feuchtigkeit bepinſelte, worauf dann beide einen andern Zettel klebten, den ſie ſtreichend glätteten und befeſtigten. Dann verſchwand die Erſcheinung eben ſo ſchnell, als ſie gekommen war, und ich konnte mich wieder näher drängen. Wie ward mir aber, als ich Folgendes las: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Raimund wird heute aufgeführt: Staberl oder die Bürger in Wien.“ Taſſo, Aline, Berggeiſt und Elephantenrüſſel, die Meiſterwerke der dramatiſchen wie der choregraphiſchen Scene verſchwanden, ich bedauerte jetzt, nur die Arme und Hände und nicht den ganzen Körper jenes Engels betrachtet zu haben, durch den dieſe Zettelmetamorphoſe bewerkſtelligt worden war. Ich war geneigt, ihn für einen Boten meines Schutzgeiſtes, wenn nicht für dieſen ſelbſt zu halten. Mein trüber Sinn war fort, alles längſt Hingeſchwundene lebte wieder auf, nur Geträumtes umgab mich wirklich, ich überzeugte mich davon, daß das Leben ein Traum ſey, da Traum und Wirklichkeit ganz eins und daſſelbe ſind, und die Träume die größere und ſchönere Hälfte unſers eigentlichſten Lebens ausmachen. „Hab' ich dich endlich wieder, meine Jugend!“ rief ich entzückt aus und dachte mir dabei den Inbegriff alles Glücks: meinen Narren! die hübſche Frau! den grünen Rhein! den gelben Main! mich ſelbſt, den ich auch verloren hatte! — Ich aß dieſen Mittag vortrefflich und mit beſtem Appetite im gold'nen Pfau in der Leopoldſtadt. Ich hätte mich nicht entſchließen können, dieſe Vorſtadt an jenem Tage zu verlaſſen, gleichſam als ob dort ein himmliſcher Zauber um mich waltete, deſſen Kraft erlöſchen könnte, wenn ich die Schlagbrücke paſſirt haben würde.

Der Abend ſah mich in dem dunkeln Parterre der Leopoldſtadt. Die erſten Scenen des jungen Berliner Dichters mit der Tochter des Herrn Redlich, ſo klar und künſtleriſch ſie die Expoſition des Stücks bilden, erſchienen mir nichtig. Ich hatte keinen Sinn für Bäuerle's Größe; nur Staberl wollte ich haben, meinen Narren aus Prädilection! Und ein Männchen trat ein, mit preciöſen Kappenſtiefeln, ganz ernſtem Frack und anſtändigem Hute in der Hand. Seine Miene war trocken, ſeine Haltung Achtung erregend, ſein Mund weit und ſein Dialekt breit. Es war ein Bewohner Wiens, wie man ihn täglich auf dem Tandelmarkte, in der Kirche, Sonntags im Würſtelprater erblicken kann, ich ſelbſt durfte nur den Arm ausſtrecken, um einem ſolchen die Hand zu drücken, der doch noch viel ächter war, als der Mann auf dem Theater, den nichts als das geſchminkte Geſicht und ein kleiner Höcker auszeichnete. Das war Staberl nicht, nicht mein rheiniſcher Staberl! Unglaublich! Und hier in ſeiner Vaterſtadt ſo entartet. Ich warf meinen Haß auf das Leopoldſtädter Theater, weil es meinen letzten Traum zerſtört hatte. Ich wußte nun, daß mir meine Jugend unwiderbringlich verloren war. —

Meine Jugend ſollte mir dennoch zurückkehren! — Durch einen ſeltſamen Zufall, den ich bei anderer Gelegenheit erzählen will, kam ich nach München. Ich hatte wenig von dieſer Stadt gehört, weil man damals noch wenig im übrigen Deutſchland von ihr zu ſprechen pflegte. Am Abende vor meiner Abreiſe von Wien ſagten mir meine Freunde, es gebe keine Kaffeehäuſer dort, und bedauerten mich, weil ſie wußten, daß ich das ſüdliche Kaffeehausleben ſehr goutire. Was mir nun hiedurch an Lebensannehmlichkeit entging, ſollte mir auf andere Weiſe reichlich erſetzt werden. Man denke: ich ſollte meinen Staberl dort finden, den ächten, nicht zu verkennenden, nicht zu verläugnenden Narren, in ſeinem barocken Anzuge, mit der unvergleichlichen Miene, worin Dummheit und Liſt, Gutmüthigkeit und Bosheit zu ganz gleichen Theilen den ſeltſamſten Contraſt bildeten, mit der grotesken, hölzernen Beweglichkeit eines ächten Policinell und den luſtigen Scherzen, die von ſeiner anſtoßenden Zunge gleich einer Caſcade ſprudelten.

Das war er, wie er leibte und lebte. Ich erkannte ihn auf den erſten Blick wieder, und die ganze abweichende Art und Weiſe, wie das bei andern Erſcheinungen derbe und dabei etwas phlegmatiſche Publikum ihn aufnahm, wie es ihm entgegenlachte, wenn er kam, nachjauchzte, wenn er ging, bewies mir deutlich, daß er es war. Er war jung und derſelbe geblieben, und neben ihm ſaß und ging die hübſch Frau, und ihr Auge war eben ſo getaucht in Schwärmerei, ihre Farbe war roth und weiß, nur ihr Umfang hatte unbedeutend zugenommen. Aber ich war ernſter und älter geworden, das fühlte ich nun, wenn ich gleich — den Jahren nach — von allen Leuten jung genannt wurde. Doch machte es mich ſelig genug, daß ich meinen Staberl wieder hatte, und dieſe Seligkeit kämpfte auf ſonderbare Weiſe mit meinem Aerger, daß ich älter geworden war, und nunmehr über Staberls Späße hinweg in die ſchönſten Augen blicken konnte, und zwar nicht nur in die Augen der hübſchen Frau, ſondern in die eines jungen Mädchens. Ja, mein Weſen war ernſter geworden, ich hatte meine Blicke auf's Solide gerichtet, ich ließ mich von Staberl's Tollheiten umſchwirren, und konnte mich dabei verlieben, und wie ſich, meiner damaligen Richtung nach, von ſelbſt verſteht, ſehr ernſt. So von Liebe und Heiterkeit umgeben, nahm mein früher trüber, dann ernſter Sinn eine immer lebhaftere Färbung an; das Glück kehrte wieder und es fehlte zur Jugend nichts mehr als die Jahre.

Dieſe wuchſen indeß mit Rieſenſchritten, und des Lebens Mitte war längſt vorüber, als ich mich zum zweiten Male in München befand. Es hatte ein impoſantes Kleid von Stein in der Zwiſchenzeit um ſich geſchlagen, mir war es aber doch noch kenntlich. Nur einige Leute wollten von großen Veränderungen ſprechen. Mein idealer Narr war zwar längſt fortgezogen, um ſeiner Heimath zu zeigen, wie gröblich ſie durch den falſchen, plumpen, ſpießbürgerlich-materiellen Narren gefoppt worden war. Mir lag nicht viel daran. Das unbeſtimmte Sehnen, das ſich unmittelbar an die fortziehende Jugend ſchließt, verſchwindet nach und nach, oder wird vielmehr von reellen Intereſſen verdrängt. Nur ſeltſame, auffallende Ereigniſſe können es wieder in uns hervorrufen. So ging es auch mir. —

Von München aus iſt es ſo lockend, Italien zu beſuchen. Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen. Die erſte Muße und etwas überflüſſiges Geld, und ich ſaß im Wagen. Mein erſtes Ziel war Venedig. Bereits hatte ich einen genußreichen Tag dort verlebt; San Marco, der Palazzo ducale und eine lange Gondelfahrt nach dem Lido mit ſeinen Volksſpielen hatten ihn ausgefüllt. Der zweite Morgen trieb mich an, den Thurm des Marcusplatzes zu beſteigen. Eine deutſche Inſchrift unter einem Regenſchirm fällt mir an einem jener kleinen Laden auf, welche den Schaft des Thurmes umgeben. Ich trete näher und leſe zu meiner Verwunderung die Worte: „Mierl Staberl, bürgerlicher Parapluiemacher und Stadtführer.“ Daß ich meinen Augen kaum traute, wird man ſich denken können. Alſo keine Erdichtung, kein ſchönes Bild der Schöpferkraft eines Künſtlers! Hier hatte Bäuerle ſeine Begeiſterung! Was aber iſt Bäuerle's Staberl? Jener Staberl iſt's, der mich entglückte, der Narr meines Lebens, meiner Seele, mein ſchöner Jugendtraum, der kaum im Leben nur einmal wieder gefunden werden!

Ich trat in den Laden; ein junger Menſch fragte, ob ich Regenſchirme kaufen, oder die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein nehmen wollte. Ich bat mir aber vor allen Dingen Entzifferung der Inſchrift aus. „Den Namen, den Sie auf dem Schilde leſen, mein Herr,“ fing er in gutem Italieniſch an, „trug mein armer Vater. Er iſt ein Wiener von Geburt und trieb neben ſeinem Geſchäfte noch das Amt eines Cicerone mit großer Virtuoſität. Allerdings hatte er gewiſſe Eigenheiten, die ihn bei allen Fremden, vorzüglich bei ſeinen Landsleuten, ſehr beliebt machten.“ — „Und iſt er geſtorben?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiederte der Inhaber des Ladens mit einem tiefen Seufzer. — „Gottlob!“ rief ich freudig aus, „ſo kann ich ihn ſehen und ſprechen! wo iſt er? wo?“ „In San Rocco,“ ſagte der Andere betrübt. — Ich aber lachte: „dort mußte ich ihn ja wiederfinden! Wir Menſchen ſind Thoren, daß wir der Chimäre

Glück raſtlos nachrennen; es iſt ſo nahe das Glück. Einſt habe ich es beſeſſen in Frankfurt in meiner Jugend, und wie ich auch ſeitdem die Schauſpielhäuſer durchſucht, der Kunſt nachgeſpürt, wo ich ſie witterte — nichts fand ich, was mich getröſtet hätte. Mein Glück ſchien verloren; aber Gottlob! es ſchien mir ſo; ich habe es wieder im Narrenhauſe von Venedig!" — Der junge Staberl ward verlegen. Er glaubte, einen Geiſtesverwandten ſeines Vaters vor ſich zu ſehen. Der Höflichkeit wegen mochte er mir wohl noch einige Worte ſagen wollen. „Wahrſcheinlich hat mein Vater Sie einmal ſchon in Venedig herumgeführt?" — „Keineswegs!" rief ich ſchnell, „und dennoch kenne ich ihn und will ſogleich zu ihm, um ihn einmal wieder zu ſehen, den erſehnten Freund!" — „Ich werde Sie begleiten," ſprach der junge Menſch, und während er Ueberrock und Hut nahm, fragte er noch: „Ihren Namen, mein Herr?" — „Ich bin der Prinz Zerbino, der dem guten Geſchmacke nachreiſt," rief ich in einem Anfalle von Luſtigkeit. Und der junge Menſch verſtummte von nun an ehrerbietig, da er den Stand und Namen ſeines Gaſtes erfahren hatte. Wir beſtiegen eine Gondel; keine Unterhaltung wurde gepflogen; wie wir aber den großen Kanal hinauffuhren, nannte mein Stoberl, der Cicerone, gleichſam wie aus Gewohnheit, einige Paläſte und ihre Erbauer, ich aber dachte an mein Feſt im Narrenhauſe, und hörte die Namen: Palazzo Peſaro, Palladio, Sanſovino, Tiziano, wie im Traum.

Wir hatten unſren Narren bald erreicht. Seine Umgebung jedoch hauchte den reinen Spiegel meiner Freudigkeit ſehr bald an, und trübte das Glas. Um uns ſpreizte ſich ekelhafter Wahnſinn. Gelbe, vertrocknete Weibergeſichter mit ſchwarzrothen Augen, gleich glimmenden Kohlen, ſteife Haare, wie eines Pferdes, um den Kopf, in barock-phantaſtiſchen Lumpenkram gehüllt, ſtiegen ſtolz wie Pfauen auf und ab, dazwiſchen kreiſchen und ſprangen wild ausſehende Männer, reich mit Haaren bewachſen, halb nackt hin und her, und ſchrien uns an mit gellender Kehle, wie Affen und Aras in einer Menagerie. Das war nicht die Narrheit, die ich lachte. Ich griff an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, woher sein Drehen käme, und war froh, als ich ihn noch ganz feſt auf meinen Schultern ſah. Es war übrigens das erſte italieniſche Tollhaus, worin ich mich befand. Nur einmal hatte ich eine wahnſinnige Italienerin geſehen. Es war die hübſche, junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers in meiner Vaterſtadt. Ich ſah ſie jeden Morgen, wenn ich in die Schule ging, auf der Brücke ſtehen, in einem feuchten Kleide, das beim ſtärkſten Winde ſie ſtarr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie ſah beſtändig den Weg zum Thore hinaus. Dort ging's nach dem Rhein und ſo weiter nach Frankreich. Ein fremder Soldat hatte ihr verſprochen, ſie gewiß heimzuholen, und nun ſtand ſie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, daß ſie beim Abſchiede getragen, legte ſie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde ſie in einem ungewohnten nicht ſo leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, und ſie immer reinlich und geſchmückt daſtehen wollte, wuſch ſie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an, und es hatte die Farbe verloren und war hie und da zerriſſen und ganz ſo unkenntlich geworden wie ſie ſelber. Man erzählte, daß ſie auf die Frage, wer ſie ſey, nichts erwiederte, als: „Ich bin Braut!“ Ich hatte es nie gehört, denn mir fehlte das Herz, ſie durch eine vorwitzige Rede zu ſtören. Dafür aber bemerkte ich ſeit einiger Zeit, weil ich ſie deſſenungeachtet ſehr aufmerkſam beobachtete, daß ſie nicht mehr die Straße zum Thore hinan ſah, ſondern über das Brückengeländer in den Strom. Dies jagte mir Angſt ein, ich dachte an ein Unglück, aber Niemand wollte daſſelbe glauben. Eines Morgens ſtand ſie nicht mehr da, und wie ich Mittags aus der Schule kam, ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen. Dies war die einzige Italienerin, die ich toll geſehen. Sie ließ ein wehmüthiges Gefühl in mir zurück, welches jetzt in Italien wieder lebendiger in mir erwacht war; aber im venetianiſchen Tollhaus war nichts, das mir ihr Bild vergegenwärtigen konnte. Jenes hübſche, gefühlvolle, liebende Weſen möchte wohl überhaupt auch unter den vernünftigen Italienern ſchwer anzutreffen ſeyn. Es war eben eine Jugenderinnerung. —

Der alte Staberl ſaß aber wirklich vor uns. Er erſchien mir eine wichtige Perſon im Staate, die auf Penſion geſetzt worden war, und ſie nun gemächlich verzehrte. „Sie ſind ein großer Diplomat, ein Sterngucker,“ hatte ihm einſt ein reiſender Lord, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe im erſten Akte der „Bürger in Wien“ zugerufen, und nie ward ich mehr davon durchdrungen, wie jetzt. Wie bei Polonius, ſchimmerte bei aller Narrheit der feinſte Hof- und Weltton hindurch, bei allem Stolze die ſcheinbar größte Herablaſſung, Nachgiebigkeit, ſogar Unterwürfigkeit. Man bemerkte es ſogleich, daß dieſer Narr im Umgange mit Vornehmen alle Feinheit, Gewandtheit und Lebensweisheit errungen hatte, und oft mochte ich mich überreden, die Narrheit ſey nur verſtellt, um die Vernunft zu täuſchen. Seine Phantaſien beſchränkten ſich übrigens auf Verhandlungen mit fremden

Prinzen und großen Herren, die ſich ihm naheten, um durch ihn mit Venedigs glänzender Vorzeit und ihren Denkmälern bekannt zu werden. Es war die Verklärung ſeines früheren Geſchäfts als Cicerone, er hatte ſich in die reinſte Region des Seyns erhoben, und genoß das Glück eines wahrhaft Seligen.

Wie ſein Sohn mich als den Prinzen Zerbino vorſtellte, erhob er ſich ein wenig von dem Säulenſtumpfe, worauf er ſaß, verbeugte ſich und ſprach mit Würde: „Ich bitt', Ew. Gnaden, nur einen Augenblick. Es iſt mir eine große Ehr', wer aber früher kommt, der mahlt zuerſt. Ich muß nur gleich mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord von Harriſon, fertig werden, mit dem ich einſt ſo glücklich war, mich auf Reiſen zu befinden.“ Nun führte er ein weitläuftiges Geſpräch mit der blauen Luft; denn Niemand, außer uns, befand ſich in der Nähe. Er ſtieg in Gedanken die Rieſentreppe hinan, zeigte den Fleck, wo Marino Falieri enthauptet wurde, den Saal der Bibliothek, die kleine Treppe, die zu den Bleikammern führt, endlich dieſe ſelbſt. Und ſo eilte er von einem intereſſanten Punkt zum andern. Hunderte von Namen und Jahrzahlen aufrechnend, mit bewundernswerther Kraft des Gedächtniſſes. Ich ſtand vor ihm, ganz im Anſchauen verloren. Es war derſelbe Staberl, den ich einſt in Frankfurt gekannt, nur gealtert, ehrwürdiger, verklärter. Und den Mann haben ſie in's Tollhaus geſperrt! dachte ich bei mir ſelbſt, und wagte dieſem Gedanken keine Worte zu geben. Kann die Welt glücklich ſeyn, wenn man ſolche Narrheit daraus verbannt? Ich mochte eine ſeltſame Miene machen, der junge Menſch, der mich hierher geführt, näherte ſich beſorgt: „Mein Vater, erhitzt von dem vielen Sprechen, wird jetzt bald in wildere Tollheit übergehen, dann ſchlägt er um ſich, und könnte leicht auch Ew. Durchlaucht beleidigen.“ Er zog mich beim Arme fort, indem er noch ſagte: „Ach, der alte Mann war ein prächtiger Menſch voll Scherz und Laune, er erheiterte alle Welt und that Niemand etwas zu Leide. Da haben ſie ihn auf's Theater gebracht, und das hat er ſich zu Herzen genommen und darüber den Verſtand verloren.“

Nun erſt wurde mir's klar, daß auch ich den Verſtand verloren hatte; daß Wirklichkeit und Täuſchung ſich meiner Sinne bemächtigt hatten und ſie wild durch einander rüttelten. Mir war es lieb, wie ich das Freie erreicht hatte, und das angenehme Schaukeln der Gondel fühlte; aber klar ward es mir nicht, wer der eigentliche Staberl geweſen: der ideale des Theaters, meine frühere Jugenderinnerung, oder der wirkliche im Tollhauſe zu Venedig. Die Bewegung der Gondel und das Hinſtrecken auf ihr weiches Lederpolſter ſchläferte mich ein, und mein letzter Gedanke vor dem Einſchlafen war: „Jenes war der Jugendtraum von Glück, wie ihn jeder höher begabte Menſch einmal in ſeinem Leben hat; dieſes iſt das Glück der reifern Jahre.“ Erſt da ich wieder erwachte, fiel es mir ein, daß ich ja zu fragen vergeſſen hatte, wo denn die hübſche, ſchwärmeriſche Frau hingekommen ſey. Ich wollte auch dieſes noch erſchöpfen, um mich ganz zu überzeugen. So ruhig, als es mir nur immer möglich war, trat ich wieder in den Laden Riedl Staberls, des Parapluiemachers, am Campanile des Markusplatzes. „Meine Mutter iſt längſt geſtorben,“ antwortete der junge Menſch mit einer gewöhnlichen Trockenheit, „jedoch war ſie weder hübſch noch ſchwärmeriſch. Da ſind Ew. Durchlaucht ſchlecht berichtet worden. Sie war eine gute Frau, die Tochter eines Krämers in Chioggia, ſehr religiös und fleißig. Und auch mein Vater war damals ein ordentlicher Mann. Sie müſſen ſich ihn nicht ſo denken, wie Sie ihn geſtern geſehen haben. Er trug ſonſt nicht die närriſche Kleidung, ſondern ging, wie ſtille, arbeitſame Bürger ſich zu kleiden pflegen.“ Und nun zeigte er mir die Garderobe des Alten, und ich ſah zu meinem Erſtaunen den Wiener Staberl der Leopoldſtadt, wie ich ihn vor Jahren geſehen, Bäuerle's Staberl, wie er ihn dem Leben geraubt und auf die Bretter verpflanzt; aber der himmliſche, ideale Narr war es nicht, wie ihn mir die Kunſt und das Tollhaus gezeigt, beide entflammte ein göttlicher Wahnſinn, beide thronen auf den Höhen des Lebens. „O mein Glück! mein Glück!“ ſeufzte ich in mich hinein, als mich die Gondel nach Meſtre zurücktrug, und Venedig mit allen ſeinen Herrlichkeiten verſank hinter mir in den Lagunen des adriatiſchen Meeres. Ich konnte keinen Blick mehr dahin zurückſenden.

Bald lebte ich wieder einſam in München. Der Faſching rollte dort die alten Leierwalzen von Tanz, Maskerade und fader Thorheit ab, unbekümmert darum, welchen Anklang ſie fänden. Der Faſching iſt bereits ſeit einer großen Reihe von Jahren in den meiſten Städten gleich langweilig, nur die Tanzluſt findet ihre Rechnung dabei. Ich glaube kaum, daß unſere Urgroßväter, lebten ſie noch, ſich erinnern könnten, wann Masken ſinnreich, ihr Geſpräch witzig, die Unterhaltung auf Bällen geiſtreich und der Faſching überhaupt erheblich genannt werden durfte. Für unſere Zeit ſcheint er die Bedeutung verloren zu haben.

Es war am Faſchingdienſtage, als ich, um einen Freund zu beſuchen, über den Platz ging, wo das Theater ſteht. Die Thüren waren weit geöffnet; die Caſſiere ſaßen da, die Wache wurde ſichtbar, die Billetteurs, die Zettelverkäufer; kein Zweiſel blieb, es wurde Comödie geſpielt. Mein Gott! am hellen, lichten Mittage! Bei dem Scheine dieſer freundlichen Winterſonne! Arme Schauſpieler! Wenn die ganze Welt ſich vernünftig ſonnt, müßt ihr in den öden Katakomben eurer Kunſt das abgedroſchene Spiel treiben. Niemand wird euch ſehen wollen, Niemand eurer Rede horchen, traurige Spaßmacher! Mit dieſen Gedanken war ich in die Halle getreten, und inſtinktmäßig weiter in den engen Raum des Hauſes.

Wie ſehr aber hatte ich mich geirrt! Alle Thüren ſtanden weit auf und ſelbſt in den Gängen hielt ſich regungslos eine neugierige Menge. Ich gewann nur mit einiger Mühe einen Standpunkt, von dem mein Auge die Bühne erreichen konnte. Zuerſt erblickte ich zwei Frauen, unbedeutende Worte, die ich nur halb verſtand, hin und herwerfend. Plötzlich ſtimmen die mir zunächſt Stehenden ein enormes Gelächter an, das ſich wie ein Lauffeuer verbreitet und wie der Donner einer ſtürzenden Lawine anwächſt. Bis in die fernſten und höchſten Winkel des Saales erſchallt es, und nun tritt —

ich ſehe es mit freudigem Erſtaunen — Staberl durch die offne Thür, ſo jung noch, wie ehemals, in ſchönen neuen Kleidern, mit ganz hübſcher Miene und hell klingender Stimme. Darum hatten ſich die vielen Leute verſammelt; ſie waren da, um den lieben Kerl, den einzigen Spaßmacher zu bewundern, den wieder ewige, göttergleiche Jugend zierte. Ich wollte mich mit ganzer Seele dem Schauſpiele leihen, mich iſoliren in der Menge und erproben, welchen Eindruck jetzt die Erſcheinung auf mich machen würde. Das Lachen, das unaufhörlich um mich erſchallte, hätte mich nicht geſtört, wohl aber der ewige Refrain: „Wie fade! wie abgeſchmackt! es iſt nicht auszuhalten!“ Es waren junge Leute, die ſich ſo vernehmen ließen, in demſelben Alter, worin ich damals war, als ich Staberls Bekanntſchaft zum erſten Male in Frankfurt gemacht hatte. Aber ſie hatten nicht Unrecht; denn auch ich nahm die Farce bald für das, was ſie war: eine Maskerade, für den Faſching erſonnen. Den Staberlrock hatte der Maskenverleiher hergegeben, Alles war dem ächten Staberl abgelauſcht worden aber Er war es nicht. Dies war ein nüchterner Spaß, jene Thorheit hatte ihre tiefernſte Seite. Nein, ich widerſpreche nicht, ſie hatten Alle Recht, die während des Lachens behaupteten: „Es iſt fade! nicht zum Aushalten! Abgeſchmackt!“ —

Und traurig ſchlich ich heim. Ich fühlte nun wieder tief, daß ich mein Narrenideal nie mehr im Leben wieder finden würde. Er iſt nirgends mehr vorhanden, der gute phantaſtiſche Schalk, er iſt alt geworden und penſionirt. Wollt ihr ihn finden, ſo ſucht ihn in S. Rocco zu Venedig.

Ganz einſam ſaß ich Abends bei meiner Lampe und ſchrieb dieſe Erinnerung nieder. Draußen war Faſching; die Wagen rollten durch's offene Thor meines Wohnhauſes, vor meiner Zimmerthür rauſchten die ſchönſten Masken vorbei, und über mir wurde getanzt; denn im Hauſe wurde Ball gehalten. Da ſchlug es zwölf — die Muſik verſtummte. Der Aſchermittwoch brach an und mich ergriff eine bangere Wehmuth. „Und warum dieſe Wehmuth mich ergriff?“ — „Weil ich meinen Narren für ewig verloren habe!“ antwortete ich laut der Stimme, die jene Frage tiefinnerſt leiſe an mich richtete. Und nun blickte ich auf und ſah in dem Spiegel neben mir meine alternden Geſichtszüge und mein ergrauendes Haar, und Thränen drangen aus dem Auge, wie ich zu ſehen glaubte — ich mußte den Kopf wegwenden.

* * *

II.

Bayreuth.

Es gibt Punkte in meinem lieben Vaterlande, die ich mir ſtets nur im hellſten Sonnenſcheine denken kann; ich darf — wenn mich Regen außen, und körperliche Schmerzen trübe geſtimmt haben, meine Gedanken nur auf jene Punkte hinlenken, und ſogleich fühl' ich mich wehmüthig erheitert. Dieſe Wirkung bringt Bayreuth auf mich hervor. Ich ſehe es noch immer vor mir liegen, wie an jenem Tage, wo die Strahlen der untergehenden Sonne den ſchönen Thurm von St. Georg ſo herrlich beleuchteten, und die geraden Linien der regelmäßigen Stadt ſich von den grünen Höhen losriſſen und ſich am klaren Horizonte zeichneten; das ſchwarze Wettergewölk umhüllte die Bindlocher Höhe um ſich in den Schluchten und Klüften der Fichtelberge zu entladen und den Staub des Weges für ſpäter kommende Reiſende zu löſchen.

Es war am ſpäten Nachmittage eines ſchönen Maitages als eine polniſche Britſchka mit vier litthauiſchen Falben beſpannt, deren weiße Mähnen den Bogen fegten, den Weg von Berneck in die Bayreuther Ebene hinabrollte. Francuſzek, der Kutſcher hatte zu halten, denn erſt auf dem Berge vor Zittau, am vorigen Tage, waren die Reiſenden nahe daran geweſen, das Leben zu verlieren. Das Geſpann war litthauiſch vorgelegt, was man in jener Gegend, eine Tſchetworka benennt, ähnlich der Quadriga der Alten. Zwei Pferde in der Mitte und zwei in der Wildbahn an jeder Seite, mit krummgebogenem Halſe, galloppirend. Es iſt eine herrliche Luſt, dieſes Gallopins ſo mächtig ausgreifen zu ſehen, und dabei den Thieren in das kluge Feuerauge blicken zu können, das ſie auf die im Wagen Sitzenden richten. Das iſt ein Genuß, den wir bei der deutſchen und engliſchen Beſpannungsart entbehren müſſen.

Vor Zittau, auf dem Berge, ging eine vor uns herfahrende Troika, (drei Pferde in der Breite) durch, und nicht lange, ſo wurde unſer frommes und ſonſt ſo geſcheutes Viergeſ[illegible] dem böſen Beiſpiel angeſteckt, und [illegible] Der Kutſcher verlor die Zügel und die Beſinnung und wir ſahen den Tod vor Augen. Eines der Seitenpferde hatte ſich bereits aus den Strängen gearbeitet und ſprang ganz verwildert neben dem Wagen, und ſo wollte es der Zufall, daß es mit den Vorderfüßen in den Zügel ſprang und einen ſo kräftigen Ruck gab, ſo übermenſchlich ſtark, daß das Geſpann plötzlich wie durch einen Zauber ſtand. Wir benutzten den glücklichen Moment und entrannen ſo der Gefahr.

Obgleich der Bindlocher Weg ſteil genug hinabſtürzt, ſo überließen die im Wagen Sitzenden ſich dennoch ſorglos den ſtarken Fäuſten Francuſzek's, und dachten nicht daran nach Weg und Pferden zu ſehen. Ein eifriges Geſpräch ſchien ſie zu ſehr in Anſpruch genommen zu haben.

Es war ein junger Mann, im grünen Militärüberrocke, eine kleine Mütze auf die ſchwarzen Locken gedrückt, das ſcharf markirte Geſicht blühend gefärbt, und auf der Oberlippe den leichten Anflug eines Bartes. [illegible] zur Seite ſaß ein etwas Aelterer, gleich gekleidet, das Geſicht intereſſant, bleich, die Augen tiefliegend, und einen Trichter zum rechten Ohr haltend. Er war harthörig auf dieſem Ohr und auf dem linken taub. Der Jüngere hatte eben das zwanzigſte Jahr erreicht, der Aeltere das dreißigſte noch nicht überſchritten. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war Jean Paul. Nicht befremdend in der That, da ſie ſich ſeinem Wohnorte näherten, und Beide gleich warm den Dichter verehrten.

„Ich bedauere allgemein,“ ſagte der Jüngere, „um den Genuß zu kommen. Biſt Du denn aber auch gewiß, lieber S*., daß es Jean Paul war?‘

„Ich habe ihn ſelbſt geſprochen und Du haſt es ja dann auch ſpäter vom Wirthe ſelbſt gehört.“

„Ja — der wußte mir aber doch nur zu ſagen, daß es ein berühmter Dichter geweſen ſey, der mit der Dame durchreiſte. Den Namen hatte er vergeſſen, und ſagte auf meine Frage, ob es Jean Paul geweſen, mit einer ſo unſchuldigen Miene ſein Ja, daß ich daraus wohl abnehmen konnte, er habe von dieſem Heros unſerer Literatur nie ſprechen hören.“

„Daß Du auch gerade ausgegangen ſeyn mußteſt,“ nahm der Andre wieder das Wort, „und daß ihre Pferde nicht noch eine Viertelſtunde länger ausblieben. Wie ſehr bedauerte ich es, daß Du dieſe höchſt intereſſante Bekanntſchaft verſäumteſt, die mich der Zufall machen ließ. Du kannſt dir denken wie ich die Augen aufriß und wie ich den Moment benützte recht viel mit dem Verehrten zu ſprechen.“

„Und nach Schleſien reiſte er?“ fragte der Jüngere.

„Zur Herzogin von Kurland. Er begleitete die Frau von der Recke,“ entgegnete Jener.

„Wie verwünſche ich meinen Unſtern,“ rief der

Jüngere aus. „Ich freuete mich nur auf zwei Dinge, da ich die Marſchroute in Warſchau erhielt. Erſtens auf die Bekanntſchaft Jean Paul's, während des Raſttags in Bayreuth und zweitens auf den großen Raſttag in Nürnberg, der alten deutſchen Stadt, der Stadt meiner Prädilection! Nun iſt Jean Paul fort und ſtatt auf Nürnberg, werden wir auf Bamberg dirigirt.“

Unter ſolchen Geſprächen hatten die Reiſenden die Stadt erreicht, wo ihr Wagen ſich einer langen Reihe Anderer anſchließen mußte, um die Vertheilung der Quartierbillette abzuwarten, die vom Rathhauſe geholt wurden. Der Jüngere der Beiden, der Niemand anders, als ich ſelbſt war, ſaß traurig und nachdenkend in der Britſchka zurückgelehnt, während der Andere, Hauptmann S*., fortgelaufen war, um ſelbſt ſein Billett einzutreiben. Mir war es nun ganz gleich, wo ich hingelegt wurde; da mein ſchöner Plan mir vereitelt war, bei Jean Paul ſelbſt einquartirt zu werden. Es war ſpät am Abend, als ich mein Billet bekam, das mich in ein entlegenes Gäßchen zu einer alten

Judenfamilie brachte, deren ängſtlich freundlichen Empfang, ich in meinem wachſenden Unmuthe ziemlich barſch vergalt. Ich lag auf dem Sopha, als die Thür aufgeriſſen wurde und S*. mit wildem Geſchrei hereinſprang.

„Endlich habe ich Dich gefunden! Wo Teufel haben ſie dich hingelegt. Hier kannſt du nicht bleiben; das ganze Haus ſtinkt daß man umkommen möchte. Hier iſt's ja ärger als in der ſchmutzigſten polniſchen Stanzie. Sind wir darum nach Deutſchland gezogen, um den theuern Dreck des Vaterlandes auch hier zu finden? Nein! da hab' ich's beſſer getroffen! Komm' zu mir, das iſt ein Zimmer! und welche charmante Leute! Weißt Du bei wen ich die Ehre habe einquartirt zu ſeyn?"

„Mir gleich," brummte ich, „Du wirſt doch nicht glauben, daß ich alle Philiſter in Bayreuth kennen lernen will."

„Was Philiſter!" ſchrie S*. „Bei dem Herrn Legationsrath Richter lautete mein Billet, und wenn ich auch noch nicht ſo glücklich war, meinen Herrn Wirth zu ſehen, ſo hoff' ich doch dieſen

Abend an ſeinem Tiſche, im Kreiſe ſeiner Familie, ſeine köſtliche Bekanntſchaft zu machen.“

Ich war mit einem Male vor Zorn glühend; bald aber glaubte ich die Neckerei meines Freundes zu begreifen und ſagte: „Immerhin! ergötze Dich bei der Frau Legationsräthin. So lange bleiben wir nicht hier bis Er aus Schleſien zurückgekehrt ſeyn wird.“

„O, über den Leichtgläubigen!“ lachte S*. „Jean Paul denkt nicht daran nach Schleſien zu reiſen. Er iſt hier und das Ganze war eine Erfindung von mir, um Dich von Deinem Gedanken abzubringen, Dich dort einquartieren zu laſſen. Der mit der Frau von der Recke durch Zittau reiſte, war der ſentimentale Tiedge, nach deſſen näherer Bekanntſchaft wir Beide nicht eben geitzen.“

Der Verfaſſer der Urania, der in dem erſten Jahrzehend des Jahrhunderts von der Jugend angebetet wurde, hatte in dem zweiten nur noch einen geringen und ſehr gemäßigten Anhang. — Ich vermochte S*. nichts zu erwidern, ſo böſe hatte mich ſeine Felonie gemacht.

Doch was war zu thun; er war anſcheinend der Glückliche, und ich mußte mich in Geduld faſſen. Aber von dieſem Augenblicke war mir meine ſchmutzige Poſada ganz unerträglich. Ich befahl meinem Bedienten die Effecten zuſammenzupacken und in das beſte Hotel zu gehen. Er führte mich in das Brandenburger Haus, das damals noch eines alten, anſtändigen Rufes genoß, den eine hübſche Wirthin friſch zu erhalten wußte. Mit S*. ſprach ich nichts mehr; er lachte und ging fort.

Den Abend ſtrich ich allein in den Straßen umher, die durch die angekommenen Truppen ein ſeltenes Leben zeigten. Kleine Jungen drängten ſich an mich und boten ſich zu Führern zu hübſchen Mädchen an. Eine empörende Unſitte, die man leider in vielen deutſchen Städten findet. In den ſchönen Häuſern brannten Lichter, die Thüren ſtanden offen, und die Nachbaren plauderten vertraulich miteinander. Ich hatte ſpäter Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß die Einwohner von Bayreuth, trotz aller Fehler deutſcher

Kleinſtädter, die auch ihnen ankleben, dennoch Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft in ungewöhnlichem Grade beſitzen.

Ohne daß ſich mir ein Abentheuer aufgedrängt hätte — ich ſuchte Keines — erreichte ich meinen Gaſthof, um nach dem ſtürmiſchen Tage die Ruhe zu finden. —

Am andern Morgen — ich ſitze gerade beim Frühſtücke — tritt S*. wieder zur Thür herein. Der Menſch war mir ſo widerwärtig geworden, daß ich mich zuſammennehmen mußte, ihm nicht unhöflich zu begegnen. Ich erwartete wieder Ausbrüche der Luſtigkeit zu vernehmen, oder etwa eine Ausmalung des geſtrigen Soupers bei Jean Paul mit geſättigtem Pinſel. Wie ſehr überraſchte es mich aber, als er ganz kleinlaut anfing eine Jeremiade anzuſtimmen. Er war keineswegs der willkommene Gaſt im Hauſe des Dichters, wie er ſich geſchmeichelt hatte; und jeder Andre von feinerm Zartgefühl, würde ohne Weiteres auf und davon gezogen ſeyn. Dann hätte er aber nichts von Jean Paul's Häuslichkeit berichten können, und S*. war keineswegs der Mann, der eine für gut erklärte Priſe ſo leicht aufgab.

Jean Paul hatte ſtarke Einwendungen gegen die Aufnahme der Einquartirung gemacht. Er habe nicht nöthig Offiziere zu bewirthen, hatte er geſagt, und für die Gemeinen war ein Uebereinkommen mit einem Bierwirthe in der Nachbarſchaft getroffen. Er lief ſelbſt zur Municipalität um ſich den unwillkommenen Gaſt vom Halſe zu ſchaffen, und kam mißmuthig nach Hauſe, als es ihm nicht geglückt war. Man kann ſich denken, daß S*. nicht zu Tiſche gezogen wurde, ſondern auf ſeinem Zimmer eſſen mußte, eben ſo, daß er ſeinen berühmten Wirth weder zu ſehen noch zu ſprechen bekam.

„Das ſchreckt mich jedoch gar nicht ab," rief S*., „ich werde dennoch den ungeſchlachten Menſchen zahm machen! Und auch Du ſollſt ihn kennen lernen. Ich habe mir vorgenommen ihn dieſen Nachmittag zu einer Fahrt nach der Eremitage einzuladen; das ſchlägt er nicht aus und du begleiteſt uns."

Obgleich ich nicht ſo feſt daran glaubte daß Jean Paul die Einladung annehmen würde, ſo begab ich mich doch zur beſtimmten Stunde in ſein Haus in der Friedrichsſtraße. Indem ich in das Zimmer trat, welches mein Freund bewohnte, fiel mir ein groſies Bild auf, das einen ſtarken Mann mit gefärbtem Geſichte und dunkeln Haaren darſtellte. Es war des Dichters wohlgetroffenes Porträt, das mir um ſo mehr auffiel, als ich, nach dem ſchlechten Kupferſtiche vor ſeinem Hesperus, mir ihn ganz anders gedacht hatte.

S*. lief fort um Jean Paul zu holen, der noch immer nicht ſeine Einwilligung gegeben hatte; bald aber kam er mit einem traurigen Geſichte zurück. Ein ruſſiſcher Fürſt hatte ſich bei ihm melden laſſen, und es war ihm daher unmöglich — wie er vorgab — mit uns zu fahren.

Ich ſetzte mich übelgelaunt in den bereitſtehenden Wagen und ließ es nicht fehlen, meinen Nebenmann über ſeine Hinterliſt, die ihm ſo ſchlechte Früchte getragen, weidlich zu necken.

Die Tugend ſollte indeß bald ihren Lohn finden. Mich erwartete in der Eremitage ein Glück, von dem ich jetzt noch keine Ahnung hatte.

Dieſe Eremitage iſt ein Luſtſchloß der vormaligen Markgrafen und im damaligen Geſchmacke mit vieler Pracht ausgeführt. Die Gegend iſt entzückend, ſchöne alte Bäume, Waſſerkünſte, ein guter Gaſthof; die Einwohner ſtrömten in Schaaren aus der Stadt, um ſich hier ihres Lebens recht zu freuen.

Wir ſetzten uns unfern einer großen Damengeſellſchaft, und obgleich die Hitze drückend war, ließen wir uns, nach nordiſcher Sitte, heißen Punſch bringen, und blickten und horchten nach den Damen hinüber, unter denen Einige uns bedeutend anzogen.

Während jedoch dieſe Anziehenden ruhig und ſtill da ſaßen und Kaffe ſchlürften oder die Nadeln und den Faden bewegten, mühete ſich eine großgewachſene Frau ab, die Geſellſchaft auf das Lauteſte zu unterhalten.

Sie war in ein langes wollenes Gewand von himmelblauer Farbe gekleidet, das mit gelben Zacken von Atlas beſetzt war, und trug auf dem Kopfe einen großen Scheibenhut, gleichfalls blau und gelb, ähnlich dem der Johanna von Arragonien in dem bekannten Gemälde von Raphael, jedoch mit dem Unterſchiede, daß lange, weiße Straußenfedern davon herniederweheten. An der Bruſt ſteckte ein weiß emaillirtes ziemlich großes Schild, an gelber Schleife, wie ein Ordenszeichen. So trugen ſich damals deutſche Frauen; man nannte es „mittelalterlich.“

Dieſe mittelalterliche Geſtalt war aber die Wittwe des alten Amtmanns in Altengleichen, Johann Gottfried Bürgers, Frau Eliſa; ſehr verrufen in deutſchen Gauen, ob ſchnöder Schmach und Untreue, die ſie ihrem Eheherrn zugefügt, und eines vagabundirenden Lebenswandels wegen, ſo ſie führte, als öffentliche Schönrednerin und Schauſtellerin, wie auch Komödiantin, wo eine Bühne und die Anweſenheit einer Truppe ihr die Ausübung dieſer Kunſt geſtatteten.

Jetzt wo ich dieſe Schilderung entwerfe, und das traurige Schickſal dieſer Frau mir wieder auftaucht in meinem Gedächtniſſe, kann ich mich nicht enthalten, einige Worte einzuſchalten, die darauf Bezug haben. —

Nie hat ein gemeines, kleinliches Geklatſche einen Menſchen ſo unglücklich gemacht, als gerade das, was von dem alten Bürger ausging über ſeine ehelichen Verhältniſſe, und von ſeinen Freunden in alle Winde vertragen wurde. Wie viele Untreue wird bei Tage und Nacht verübt, ohne daß man durch ihre Enthüllung es für gut findet, ſich ſelbſt an den Pranger zu ſtellen. Der alte Bürger fand dies für gut und es gab ſogar Leute die den grämlichen Greis deshalb bedauerten. Aus Eitelkeit freit er ein munteres, friſches Mädchen, das er nie geſehen, blos weil es vorgibt, ſich in ſeine Dichtungen verliebt zu haben, und reißt ſeine „Einzige," der er das hohe Lied geſungen, aus ſeinem Herzen und eine Andere noch, deren Namen mir entfallen. Ich glaube ſie hieß Molly. Das friſche Mädchen kommt aus dem heitern, freundlichen Schwaben nach dem ſteifen, kalten Göttingen, der langweiligſten Stadt Deutſchlands für alle Leute, welche die Bibliothek nicht benützen können oder wollen. Die junge, hübſche Frau Profeſſorin, mit den Feueraugen, dem junoniſchen Körperbau, und der ſüddeutſchen Anmuth der Rede, macht Aufſehen und die jungen Leute drängen ſich hinzu ihr den Hof zu machen. Der Herr Profeſſor iſt damit einverſtanden bis zu einem gewiſſen Punkt, und es iſt ihm lieb, durch ſolche Aufmerkſamkeiten der Pflicht überhoben zu ſeyn, die junge Frau am Arm zu führen und zu unterhalten, und der Pfeiſe und andern gewohnten Ergötzlichkeiten dafür treu bleiben zu können. Indeß muß er doch zu Zeiten ſich aus der Ruhe reißen, um ihr ein Vergnügen zu machen. Er muß im Winter ein Paar Bälle beſuchen; und während er im Rauchzimmer beim Gläschen ſchmauchend ſitzt, wird der Frau erlaubt ein Tänzchen mit den Herren Studirenden zu verſuchen. Die arme Frau, ſie tanzt noch ſo gern, und an Aufforderungen fehlt es nicht, allein der grämliche Herr hatte nur einen Tanz zugeſtanden und ſie fürchtet ſeine üble Laune. Submiß drängt ſie ſich daher zu ſeinem Sitze, von einem ganzen Schwarme eifriger Anbeter gefolgt. Dieſe beſtürmen den alten Profeſſor und er willigt endlich ein, ſeine Frau noch ein Tänzchen mitmachen zu laſſen. Schon ertönen Geigen und Pfeifen und die Paare hüpfen in den Saal; mit mißgönnendem Blicke ſieht der alte Hypochonder den Glücklichen nach; die Pfeife ſchmeckt ihm plötzlich nicht mehr, er ſteht unruhig auf und ſchleicht fort um den Tanz zu belauſchen. Da ſieht er ſie hinſchweben; ihre Blicke ruhen glühend auf einander; ihre Arme umſchlingen ſich feſt; Bruſt iſt an Bruſt geſchmiegt; ihr Athem begegnet ſich, vermiſcht ſich — auch das ſind Küſſe — Küſſe vor Aller Welt Augen gegeben — ſeine Ehre iſt gekränkt — das hat er nicht erlaubt; er ſchnaubt Rache und verflucht ſeine Ohnmacht; Gott weiß was ihm Alles durch den Sinn fährt; aber rächen kann er ſich doch, er kann zanken, kann ſeiner armen Frau das Leben ſauer machen und das will er. Er ſchleicht nach Hauſe, während der toſende, wilde, luſtige Tanz fortdauert. Der alte, mürriſche Mann liegt ſchon lange, die Schlafmütze über die Naſe gezogen, im Bette, als die Tänzerpaare ſich löſen und der Student die Profeſſorin zum Sitze führt. Aber ſo ermüdet ſie iſt, ſo läßt es ihr keine Ruhe, ſie eilt in's Rauchzimmer, wo ſie ihren Alten zu finden wähnt um an ſeiner kalten Hand in das kältere Ehebette zu wandeln. Aber o Himmel! welch ein Schrecken bemeiſtert ſich ihrer! ſie findet ihn nirgend. Er ſey ſchon lange nach Hauſe gegangen, der Herr Profeſſor Bürger, antworten ihr mit höhniſchem Lächeln die herumſitzenden Philiſter. In Schweiß gebadet, eilt ſie ihm nach; ſie ſchellt ein-, zweimal mit klappernden Zähnen; ſie ſchellt lange; ſchon klirrt hie und da ein Fenſter der Nachbarſchaft, das neugierig geöffnet wird; nur in ihrem Hauſe ſcheint Alles vom Todesſchlaf beſeelt. Endlich vernimmt ſie das Klaffen des Mopſes, andere Hunde werden wach, es entſteht ein furchtbarer Lärm. Nun erſt wird das Fenſter über ihrem Kopf geöffnet und das zürnende Antlitz des Herrn Profeſſors in der Nachtmütze wird oben ſichtbar. Schnarrend und brummig fragt er: „was es unten gebe?“ Und erſt nachdem ſie ſich genannt und demüthig um Verzeihung gebeten, wird geöffnet und ſie mit einem derben Verweiſe eingelaſſen.

Am andern Tage war das Geſchichtchen für die Stadt fertig.

Dieſe Begegnung kehrte öfter wieder und das bitter getäuſchte Weib, das in dem Sänger feuriger Lieder, auch einen feurigen Mann vermuthet hatte, denkt plötzlich an Rettung aus dieſen Sclavenfeſſeln und den Thränen, Tag und Nacht vergeſſen, folgen ruhigere Betrachtungen über ihre Lage und beſonnene Blicke auf ihre Umgebung. Hier war von keiner Verführung, von keinem Ausbruche roher Sinnlichkeit die Rede; der zärtliche, zuvorkommende, aufmerkſame Jüngling, der ſich der armen, gekränkten, gemißhandelten Frau annahm, wurde erhört und eine Ehe gebrochen, die nie hätte zuſammengefügt werden ſollen. — Und welch ein gemeines Geſchrei nun darüber erhoben wurde, und wie alte und junge Philiſter nun zuſammenſtanden, den belachenswerthen Alten zu beklagen und eine junge, ſchöne, unglückliche Frau mit Schmach und Schande zu verfolgen, die ſie ihr ganzes Leben hindurch verfolgten, und von Klippe zu Klippe ſchleuderten, bis ſie im hohen Alter, erblindet, an allem Mangel leidend, von ſpärlichen Almoſen ihre Tage friſtend, in Frankfurt ſtarb. Die Geſchichte dieſer Frau iſt ein Denkmal der Rohheit in Deutſchland, das mehr als alles Andere die Erörterung der großen Frage: „über die Emancipation der Frauen“ zu beſchleunigen heißt.

Wie viele der Schönſten ſeufzen in geheimen Ketten gewiſſenloſer Tyrannen, die um einige Tropfen Milch mehr oder weniger in ihrer Taſſe Kaffee, um ein weiches oder hartes Rindfleiſch tagelang ſchmollen; die nie fragen: was gefällt Dir? was beliebt Dir? ſondern als unverbrüchliches Geſetz ihren Willen dictiren; wie Viele dieſer armen Geſchöpfe dulden im Stillen, und zeigen der Geſellſchaft ihre holdlächelnden Züge, und kämpfen und ringen mit der Tugend, und bleiben treu ihren Peinigern. Wahrlich dieſe Beklagenswerthen verdienen ein beſſeres Loos; man reiße ſie endlich aus dem barbariſchen Zwang, der ſie umgürtet und gebe dieſen edlen Geſchöpfen ihre natürlichen Rechte wieder. — Von aller Heuchelei, von aller Lüge, von allem Hohn, womit unſere heutige Geſellſchaft ſo überſchwänglich reich geſegnet iſt, ſind mir keine widerlicher als die Ausdrücke von ſogenannter Minne und Galanterie, womit man ſich in gewiſſen Theilen Deutſchlands ſo viel weiß. Kaltes, herzloſes Zeremoniell, ſteife Convenienz, um die Zuchtruthe und Kette zu verdecken, bis die Begierden geſtillt ſind. Was wiſſen die meiſten Männer von Heute von der Achtung, die ſie ihren Frauen ſchuldig ſind; und ſie ſollten von Minne und Galanterie einen Begriff haben? Das iſt eine Dummheit wie ſo viele Andre; ein Wortprunk, nichts weiter, wobei ſich jeder denken kann was er will, wobei ſich aber die Meiſten nichts denken.

Arme Eliſa Bürger! Du haſt mir nicht das geringſte Mitleid entlockt, als ich Dich kennen lernte im altdeutſchen Kleide und Körner'ſche Verſe recitiren und eigene ſchlechtere machen ſah; Du haſt mich gelangweilt und wurdeſt mir zuwider als ich Dich mit ſchlechtem Komödiantengeſindel umherziehen und plaſtiſch-mimiſche Darſtellungen geben ſah; Glaube, Liebe, Hoffnung, von Dir dargeſtellt, ſahen alle drei wie Furien aus; aber ich hätte Thränen für Dich gehabt in Deiner armen Jugend, und konnte um Dich klagen, da ich Dein elendes Alter erfuhr, daß dieſe Jugend Dir bereitet hatte! —

Man kann aber dem alten Bürger Unrecht geben und dennoch ſeine Lenore hoch halten; dies iſt mein Fall. —

— Wir ſitzen wieder unter den grünen, hohen Bäumen der Eremitage, beim Punſch, und hören wie die Bürger mit Pathos declamirt. Ich muß jedoch ſagen, daß ich mehr Auge als Ohr war, denn in dem Damenkreiſe zeigten ſich Einige, die die Aufmerkſamkeit eines zwanzigjährigen jungen Menſchen in hohem Grade verdienten. Unſere grünen Röcke und das ungewöhnliche Erfriſchungsmittel, das wir hier unter Bier und Kaffee einnahmen, erregte auch Jenſeits Aufmerkſamkeit, und man ſandte uns einladende Blicke herüber, die wir bald verſtanden. Ich ſaß, ehe ich ſelbſt recht wußte, wie ich ſo ſchnell hingekommen war, bei einer jungen, ſchönen Frau, die wohl einige Jahre älter als ich ſeyn mochte. Sie war erfreut, mich nicht ganz ſo wild zu finden, wie ſie ſich die Kinder des Nordens gedacht hatte, und daß ich deutſch ſprach, erhöhete ihre Freude um ein Bedeutendes. Sie befragte mich über meine Reiſe, und als ich ihr von einer Freundin zu erzählen wußte, bei welcher ich in Dresden einquartirt geweſen, ſo war ſie untröſtlich darüber, daß dieſe mich nicht an ſie empfohlen. Ich erinnerte ſie daran, daß der Zufall nun ja doch dieſen Fehler gut gemacht habe, und ſie gab ſich endlich zufrieden pries den Zufall und fing von der italieniſchen Schule in der Dresdener Gallerie an. Sie wollte Urtheile über die Carracci's von mir hören, ſie ſprach von Raphael, Mengs Amor und von den Paſtellen der Roſalba Carriera; ich ſah ihr gern zu, wenn ſie ſprach und überhörte dabei, was ſie ſagte, wodurch ich manchmal in größte Verlegenheit gerieth. Dies ſchob ſie zwar auf meine Unkenntniß des Deutſchen, aber ſie konnte ſich dennoch nicht enthalten, mir über mein

Deutſch einige Artigkeiten zu ſagen, daß ich für einen Ausländer zum Verwundern gut ſprechen ſollte. Es beſchämte mich einigermaßen ihr geſtehen zu müſſen, daß ich von Geburt ein Preuße ſey, und daß die Eigenſchaften, die mich ihr als Ausländer erſcheinen ließen, lediglich meinem Vaterlande zu Gute kämen, dem ich in der That, außer einigen angeborenen Sprachfehlern, nichts auf der Welt zu verdanken habe.

Wir waren ſo vertieft, daß wir weder auf die Declamation der Bürger, noch auf die Converſation der Andern hörten; aber es fing an dunkel zu werden, und das merkte ich, denn ich konnte nicht ſo deutlich mehr die lieblichen Züge meiner neuen Bekanntſchaft erkennen. Ich bedauerte daß wir uns ſo bald ſchon trennen ſollten. Sie neigte ſich zu mir und ſagte: „Wenn Sie bei mir ſoupiren wollen, ſo wird es mir angenehm ſeyn; die Bürger und ihre Begleiterin ſind von der Partie.“ Ich darf nicht erſt verſichern, daß ich die Einladung annahm, und mit welch triumphirender Mine ich S*. ſagte, daß ich nicht mit ihm heimfahren könne, weil ich eingeladen ſey! Meine liebliche Freundin gab den Befehl anzuſpannen, ich ſetzte mich zu den drei Damen, und wir fuhren in langer Reihe nach der Stadt zurück; S*. allein in ſeinem Wagen machte eine trübſelige Figur. „Er möge ſich bei Jean Paul ſchadlos halten!“ ſagte ich zu mir ſelbſt.

Vor einem ſchönen Hauſe wurde gehalten; wir traten in reich möblirte Zimmer; die Fenſter ſtanden geöffnet; Blumenduft überall verbreitet. Die geſchmackvolle Eleganz, die mir hier entgegentrat, ließ mir keinen Zweifel über den Rang, den meine neue Bekanntſchaft in der Geſellſchaft einnahm, deren Namen ich jedoch noch nicht wußte.

Nicht ohne einige Aengſtlichkeit hatte ich vernommen, daß die Bürger zugegen ſeyn würde, weil ich vermuthete, hier ihren Declamationen nicht entgehen zu können; aber ein beſſerer Stern waltete über mir; der Flügel war geöffnet und unſere graziöſe Wirthin ſetzte ſich daran und begleitete ſich zu Göthe'ſchen Liedern, die ſie meiſterhaft vortrug. Der gefühlvolle Ausdruck dieſer herrlichen Stimme iſt mir ſtets gegenwärtig geblieben. Sie ſang eben Clärchens Lied von Beethoven, als die Thür aufgeriſſen wurde und zwei ruſſiſche Offiziere hereinſtürzten und ſich vor der Sängerin auf die Knie warfen. Ich wunderte mich anfänglich über dieſe Bekanntſchaft, allein der ängſtliche Schrei der Dame, ihr Aufſpringen und die Entſchuldigungen, welche nun die Exaltirten auf Franzöſiſch hervorſtotterten, zeigten mir bald, daß ſie dieſem Hauſe ganz fremd, im Vorübergehen von dem Geſange angezogen, auf ſolche Weiſe ihrer Bewunderung Luft hätten machen wollen.

Es war eine tolle Zeit, von der man in dieſer ruhigen, ſchläfrigen, ernſten ſich gar keinen Begriff machen kann. Die beiden Ruſſen ſtanden bei dem Jägerpiquet, welches im Gefolge des Hauptquartiers war, rohe Naturſöhne vom Dnieper, und huldigten hier am Fuße des Fichtelberges einer ſchönen Sängerin. Da war nichts übel zu nehmen; man bat ſie zu bleiben; man ſpielte ihnen vor nach Herzensluſt; ein ruſſiſches Rondo von Himmel, das ſie entzückte; dann gingen ſie mit vielen Höflichkeiten, beſcheidener als ſie eingedrungen waren. Man lud ſie aber auch dafür auf den andern Tag ein. —

So waren die Freuden von 1815. — Ich durfte länger bleiben. — Sie befragte mich über meinen Aufenthalt in Bayreuth und was ich ſchon für Bekanntſchaften gemacht. Da fiel mir Jean Paul ein, zum erſten Mal an dieſem Abende, vermuthlich weil ich weniger humoriſtiſch als lyriſch geſtimmt war. Sie ſagte mir, daß ſie Jean Paul oftmals bei ſich ſehe, und daß ſie die Einzige ſey, die ſich über ſeine Eigenheiten, welche den Convenienzen der Bayreuther Geſellſchaft entgegenliefen, hinwegſetzte. Sie wollte ihn für den nächſten Abend zum Thee laden; „Oder noch beſſer," ſetzte ſie hinzu, „wir machen Morgen Nachmittag eine Fahrt nach Fantaiſie, dort iſt er gern, und ſchlägt uns die Einladung ſicher nicht ab."

Ich wurde entlaſſen, mit der Bitte, mich andern Tages um zwei Uhr einzuſtellen. Die Bürger und ihre Begleiterin fielen mir noch als Laſt zu; ich hatte ſie in den Anker zu führen, wo ſie wohnten. Beim Abſchiede wurde ich auch hier eingeladen mich am Vormittage einzuſtellen. Ich nahm dankbar dieſe Einladungen an und verſprach zu kommen.

Ganz berauſcht ging ich nach Hauſe! Bekanntſchaften die Hülle und Fülle, und welche ſchöne Perſpective! „Ach, mein guter S*.!“ rief ich aus, „das hätteſt Du nicht gedacht. Nun bin ich der Hahn im Korbe. Der arme Schächer wird wohl wieder auf ſeinem Zimmer haben ſpeiſen müſſen, und hat wahrſcheinlich Jean Paul noch nicht einmal geſehen!“

Am andern Morgen konnte ich im Vorbeigehen es nicht unterlaſſen, S*. von meinem Glücke in Kenntniß zu ſetzen; er war noch immer in ſeiner Bekanntſchaft nicht weiter gekommen, ehe ich ihn aber verließ, kam das Mädchen und verkündete mit feierlichem Tone: „der Herr Legationsrath und die Frau Legationsräthin ließen ſich zu heute Mittag die Ehre ausbitten.“ — Alſo doch eine Spur von Gaſtfreundſchaft. Dies war mir um Jean Paul's willen lieb.

Ich fehlte nicht zur beſtimmten Stunde in dem eleganten Hauſe meiner neuen Freundin. Zwei Wagen ſtanden vor der Thür und mehr Damen, als darin füglich Platz hatten, ſaßen im Zimmer, bereit fortzufahren. Jean Paul hatte ſich entſchuldigen laſſen, ſtatt deſſen aber für den Abend beſtimmt zugeſagt. An ſeiner Statt war ſeine liebenswürdige Gattin erſchienen, und mir war in jenem Augenblicke ſo lebhaft die Stelle aus den Flegeljahren im Sinne, wo er von dem Intereſſe ſpricht, daß wir an den Geliebtinnen und Frauen großer und berühmter Männer nehmen, daß ich doppelt das Glück empfand, die Seinige kennen zu lernen.

Fantaiſie iſt eine etwas verwilderte Schönheit des vorigen Jahrhunderts; nichts deſto weniger aber ein reizender Aufenthalt. Bedeckte Laubengänge, Teraſſen, Treibhäuſer, geſchorene Hecken, Pavillons — lauter bekannte Dinge! Aber ein Thal liegt daneben, oder vielmehr ein Grund, voll ſeltſam geformter Steine, und das giebt der Gegend etwas Eigenthümliches. Ein grotesker Stein in der Mitte, der früher der Katzenſtein hieß, wurde jetzt von den Damen „Jean Paul Stein“ benannt und ſie ſagten mir, daß er hier vor einiger Zeit Morgens zu liegen pflegte um zu dichten. Sie pflückten einige Epheublättchen und ſteckten ſie in die Sträuße, die Aller Hände zierten und die ſie für ihn, den großen Blumenfreund, beſtimmt hatten. So hübſch es in Fantaiſie war und ſo liebenswürdig die Unterhaltung der Damen, ſo ſehr ſehnte ich mich doch noch Hauſe zu fahren. Die Andern waren nicht meiner Meinung; der Abend war zu ſchön und recht zur Schwärmerei gemacht; man blieb bis die Sonne untergegangen war.

Wie wir in die Geſellſchaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der ſchon auf uns gewartet zu haben ſchien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präſentirten ihm ihre mächtigen Blumenſträuße, die er ſich lächelnd an die Bruſt mit vielen Nadeln befeſtigen ließ.

Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in ſeinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinſtädtiſchen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine weißgeſtrickte Weſte, die natürlich ganz formlos war, an derem Rande ſich eine Guirlande aus grünen Korallen hinſchlängelte. Der Hals war offen; der Rock abgetragen und ſehr kurz, welches jetzt nicht auffallen würde, damals aber gegen die herrſchende Mode ſehr kontraſtirte. Ich trug einen ſehr eng anliegenden Ueberrock, auf den ich treten konnte, und oftmals, im ſchnellen Gehen begriffen, darüber ſtolperte.

Man ſetzte ſich zum Thee; man muſizirte; die Bürger declamirte. Jean Paul, mit dem ich eben im Geſpräch begriffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute nicht in ihrer Andacht zu ſtören, wie er ſagte, in der That aber, weil er kein Freund von dergleichen Declamatorien war. Hier hingen ſchöne italieniſche Landſchaften an den Wänden, nach der Natur gezeichnet. Die borromäiſchen Inſeln, die Ufer des **Lago maggiore**, die in ſeinem Titan eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. „Sind meine Schilderungen nicht treu?“ fragte er mich, „trag' ich meine Leſer nicht gleichſam auf den Armen umher, und zeig' ihnen Alles deutlich?“

„Nicht allen Leſern gleich,“ bemerkte ich. „Nun ja,“ erwiederte er, „ich geſteh' es, ſo wie die Leſer ſich ihren Autor wählen, ſo halte ich es auch für billig, daß die Autoren ſich ihre Leſer wählen dürfen.“

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Geſellſchaft entzog; die Wirthin ſelbſt kam zu uns, um uns in den Salon zu führen. In demſelben Augenblick war einer von den Zuhörern bei Anhörung eines Gedichts der Bürger, in ſüßem Selbſtvergeſſen auf dem parkettirten Boden ausgerutſcht und der Länge nach hingefallen. Jean Paul war ziemlich einſylbig geworden; man bat ihn ſich zum Flügel zu ſetzen. „Er phantaſirt himmliſch,“ ſagte mir die Dame des Hauſes, „nur wird es leider oft zu lang. Er kann nicht aufhören, wenn er in's Feuer kommt.“

Er ſetzte ſich nach einigen Umſtänden und präludirte.

„Lieben Sie das Lied: Name nenne dich nicht — das in ganz Deutſchland als Ihr Lieblingslied bekannt iſt?“ fragte ihn Jemand.

„Lieblingslied?“ ſagte er, „wer hat ein Lieblingslied? Das kann nur der Schweizer von ſeinem Kuhreihen ſagen. Ich habe indeß das Lied gern, das iſt wahr, ich weiß aber nicht wie es zu jenem Namen gekommen iſt.“

Er fing zu ſpielen an; kühne Griffe, mächtige Accorde! Man ſtand lauſchend umher; nicht Einer war in der Geſellſchaft, der nicht die innigſte Verehrung, die reinſte Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefſten Eindruck.

Man hat ſchon oftmals auf die Aehnlichkeit Beethovens und Jean Pauls hingewieſen; ich habe ſie Beide gekannt und gefunden, daß ſie ſelbſt bis auf ihr Aeußeres ſich erſtreckte. Beethoven war etwas kleiner, aber auf den erſten Anblick dieſelbe kräftige Natur, dieſelbe Nachläßigkeit in der äußern Erſcheinung, dieſelbe Gutmüthigkeit, daſſelbe einfache, herzliche Weſen. Nehmen wir ihre Werke, ſo finden wir in Beiden dieſelbe Tiefe, dieſelbe ſcharfe Charakteriſtik, dieſelbe ausführliche Malerei, die Schilderung ruhiger Gemüthszuſtände, und das plötzliche Aufſtürmen zur höchſten Leidenſchaft; manchmal Gedanken, die der platteſten Wirklichkeit entnommen zu ſeyn ſcheinen, neben dem höchſten Schwunge zur Erhabenheit. Ich getraue mir in Beethovens Symphonien den Sonntag des ſchwediſchen Landpfarrers, den Traum eines Unglücklichen, den Brief der Natalia Aquiliana und die herrlichſten Stellen im Titan nachzuweiſen.

In Jean Paul's muſikaliſchen Phantaſien wurde ſeine Verwandtſchaft mit Beethoven aber erſt recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er Thee; aber der Thee war längſt fortgetragen und die Bedienten brachten ihm andere Erfriſchungen. Er beſtand aber auf Thee und begehrte ihn ſo laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hauſes ängſtlich aufſprang um nach der Urſache des Lärms ſich zu erkundigen, und wie natürlich ſogleich Thee zu bringen befahl.

Leider iſt es nur zu wahr, daß er im Eifer des Geſprächs dann dieſen Thee ſo ſtark mit Rum zu verſetzen pflegte, daß er am Ende reinen Rum trank und ſo für die Geſellſchaft faſt untauglich wurde. Dies war die Urſache, daß er von vielen Bayreuther Geſellſchaften, welche die Gegenwart des herrlichen Mannes, mit dieſer Unannehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeſchloſſen blieb.

Man trennte ſich. Ich begleitete Jean Paul bis zu ſeiner Wohnung. Meine Seligkeit läßt ſich nicht beſchreiben. Noch vor wenigen Monaten betete ich ihn aus weiter Ferne an, und nun durfte ich an ſeiner Seite ſchreiten. Es kam mir wie ein Traum vor. Der Himmel war geſtirnt; er ſprach Einiges über Aſtronomie; es war ſeine Lieblingswiſſenſchaft. An der Thür lud er mich ein, ihn zu beſuchen. Ich blieb ſo lange bei ihm ſtehen, bis von innen geöffnet ward und ſein alter Spitz, der wohlbekannte „Spizius Hofmann“ an ihm wedelnd aufſprang. —

Der Marſch nach Frankreich verhinderte mich von Jean Pauls Einladung Gebrauch zu machen. Am andern Morgen waren wir ſchon auf dem Wege nach Bamberg. Zu meinem Glücke wurde hier ein längerer Raſttag gemacht.

Sogleich ſetzte ich mich mit meinen Bayreuther Freunden in Rapport, und eine Parthie nach den Muggendorfer Tropfſteinhöhlen wurde beſchloſſen, an welcher Jean Paul auch Antheil zu nehmen verſprach.

Dies war die anmuthigſte Reiſe, die ich in meinem Leben gemacht habe. Es fehlte weder an Scherzen noch an Intriguen und andern geſelligen Würzen. Schöne Damen von fern und nah hatten ſich angeſchloſſen, aber keine Einzige war von ihrem Manne beglückt, dafür aber fehlte es nicht an heimlichen und öffentlichen Courmachern und ein ganzer Troß fremden Militärs umſchwärmte die bunte Karavane.

Ich hatte aus Frankreich mit meiner Freundin in Bayreuth einige Briefe gewechſelt. Mit Sehnſucht erwartete ich den Augenblick ſie wieder zu ſehen. Sie hatte mir ein Rendez-vous auf dem Rheine gegeben. Allein den Frühling fand ich an dem Rheine, nicht ſie. Ihr nächſter Brief meldete mir, daß ſie durch Krankheit abgehalten worden wäre.

Ich und mein Reiſegefährte, der Baron P. v. R. langten endlich an einem freundlichen Sonntage in dem goldenen Anker in Bayreuth an. Ich ſchickte ſogleich den Lohnbedienten mit einem Billete zur Freundin, um ſie von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

„Kommen Sie heut Abend," lautete die Antwort, „und iſt Ihr Begleiter von den geſitteten Ruſſen Einer, der Vergnügen in unſrer Geſellſchaft findet, ſo bringen Sie Ihn mit."

Ich fand einen ausgewählten Kreis bei ihr; einige ſchöne Frauen, den Grafen Drouet-d'Erlon, der damals in ſeiner Verbannung, unter dem Namen „Baron Schmidt" in Bayreuth lebte, den Herrn von Osmund, einen Freund Jean Pauls, der unter dem Namen „Emanuel" in ſeinen Schriften vorkommt, u. ſ. w. Nachdem die Geſellſchaft ſich entfernt hatte, mußte ich noch zurückbleiben, um meine Krieges- und Reiſeabenteuer zu berichten. Nachdem Alles mit großem Intereſſe angehört worden war, und ich mich entfernen wollte, wurde geſchellt, und ein Bedienter erſchien mit Kerzen, um mich nach meinem Zimmer zu geleiten. Meine Sachen waren bereits aus dem Gaſthofe hieher gebracht worden, und die liebenswürdige Frau erklärte, daß ich nun ihr Gaſt wäre, und es mir recht lange in ihrem Hauſe gefallen laſſen möchte.

Am andern Morgen hatte ſie einen Damenkreis im Hofgarten verſammelt, dem ich einige Scenen eines Trauerſpiels vorlas, das ich dichtete. Es war noch ſehr früh, und der Morgen köſtlich. In der Ferne ſahen wir Jean Paul, eine Taſche von Leder auf dem Rücken, einen Knotenſtock in der Hand und ſeinen Hund neben ſich, ſeinen gewöhnlichen Morgenſpaziergang machen. Er pflegte dies jeden Tag zu thun, ſelbſt im Winter, wo er ſich Bretter auf den Schnee legen ließ; weil er am beſten im Freien arbeitete. Ich würde aufgeſprungen und ihm nachgelaufen ſeyn, aber man ſagte mir, daß er ſich nicht gern in ſeinen Betrachtungen ſtören ließ.

Nachmittags beſuchte ich ihn. Er hatte einen ſonderbar hüpfenden Gang, und der dicke, große Mann, in einem ziemlich ſaloppen Negligé, machte eine originelle Figur, in dem kleinen, niedrigen Schreibzimmer. Vor dem Sopha ſtand der Schreibtiſch, und queer daneben ein Schrank mit Abtheilungen, die mit Buchſtaben bezeichnet waren, worin er ſeine Excerpte hatte. Ich hätte gewünſcht in dieſem Reichthume ſtöbern zu dürfen. Neben ihm auf dem Sopha lag der Spitz, der an einigen fetten Theilen des Schlafrocks leckte. Auf dem Tiſche, bei aufgeſchlagenen Büchern und Papier lagen Pfropfen, an denen noch Harz und Pech klebte und die leicht errathen ließen, welche Gattung von Flüſſigkeit ſie einſt verſchloſſen hatten.

„Sie finden mich nicht in der beſten Laune,“ fing er an, „denn ich habe in jeder Woche meine drei Paſſionstage. Der Eine, wo meine Zimmer geſcheuert werden, der Zweite wo ſie meine Kleider ausklopfen und der Dritte wo mein Barbier kommt. Heut iſt nun Alles zugleich über mich hereingebrochen und Sie können wohl denken, wie mich das in Unruhe verſetzt.“

Trotz dieſer häuslichen Leiden fand ich ihn jedoch geſprächig und heiter. Er war ſo freundlich, mich um mein Trauerſpiel zu bitten, und verſprach mir darüber ſeine Meinung zu ſagen.

Es war ein ſeltſames Mißverhältniß zwiſchen Jean Paul und ſeinen Mitbürgern, die zum größten Theile keine Ahnung von ſeiner Bedeutung hatten. „Alles Todte lebt hier,“ ſagte er zu mir in Bezug auf Bayreuths herrliche Natur, „aber Alles Lebende iſt hier todt,“ ſetzte er dann ſeufzend hinzu.

Er durchſtrich gewöhnlich einſam die Gegend, ſtieg aber nur ſelten auf die Berge. „Die Menſchen ſteigen hinauf, um das zu ſuchen, was ſie eben verlaſſen: die Ebene!“ pflegte er zu ſagen, „und ſo wünſchen ſie gar oft wieder ihre Wünſche zurück.“

Seine liebenswürdige, geiſtreiche Frau ſchätzte er ſehr. „Sie hat mehr Verſtand als ich,“ ſagte er mir einmal. Seine älteſte Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre leſend.

Man ſprach damals in Bayreuth davon, daß Jean Paul einen deutſchen Don Quixotte ſo eben ſchriebe; ich weiß nicht, was man damit eigentlich ſagen wollte, und glaube auch nicht, daß er ſich mit dieſer Idee beſchäftigte; nach ſeinem Tode iſt darüber nichts laut geworden.

Niemand iſt wohl ſo unglücklich wie Jean Paul mit ſeinen Nachahmern geweſen. Sie haben ihm hin und wieder ſeinen formloſen Styl nachgebetet, ſie haben wohl auch Anſpielungen aus allen Wiſſenſchaften bei den Haaren herbeigezogen, und ſich darin gefallen, von der Erde ſich aufzuſchwingen und durch die Lüfte nach andern Planeten zu ſegeln, auf die Erde hinabzublicken, und die Thränen, die darauf geweint, die Blutstropfen, die darauf vergoſſen werden, aus der Ferne zu betrachten, und dabei von Liebe und Sternen und Blumen gar ſchöne Träume zu haben und in lyriſch-überſchwänglicher Proſa ſich darüber vernehmen zu laſſen; das war leicht! Aber ſeine ſcharfe, wahre Charakteriſtik, ſeine Laune, ſeine Komik, worin kein anderer deutſcher Schriftſteller ihn erreichte, ſein tiefes Gefühl, wo es ſich ohne Viſionen und Träume und Tiraden, ſo anſpruchlos und rührend, in kleinen, der Natur abgelauſchten Zügen, kund giebt; dieſe ſeltenen Gaben ſeines Genies ſtehen unerreicht unter uns da und wir rufen Jedem, der ſich mit einiger Anmaßung ſeinen Nachahmer nennen will, Jean Paul's eigene Worte zu: „Wer Luſt hat, ſich als deutſcher Romancier zu verſuchen, der ſetze ſich hin und beendige die Flegeljahre!“ —

* * *

Viele Jahre nach dieſen Vorfällen waren verſtrichen, als der Direktor einer Schauſpielergeſellſchaft in Bayreuth ſeine Ankündigungen erließ, und das Publikum zum Beſuch des Theaters einlud. Es war ein Mann in den beſten Jahren, der ſich eifrig nach dieſem und jenem im Orte erkundigte. Wenn man ihn fragte ob er ſchon hier geweſen, da er ſo bekannt ſcheine, ſo lächelte er ſeltſam und ſeufzte tief. Er ſchien nicht glücklich zu ſeyn.

Am ſpäten Abend, nachdem die erſte Theaterprobe beendigt war, die der Eröffnung der Vorſtellungen voranging, lief er allein durch die öden, regelmäßigen Straßen des Städtchens. In der Friedrichsſtraße blickte er lange nach einem Fenſter im zweiten Stocke eines ſchönen Eckhauſes, dann ſetzte er ſich auf die Schwelle dieſes Hauſes und ſchien in trüben Gedanken verſunken. Erſt tief in der Nacht raffte er ſich auf und ſchwankte heim. —

Welch ein Abſtand von Sonſt und Jetzt! Jener trübſinnige Schauſpieldirektor war wiederum ich, der an den Ort zurückkehrte, wo er einige Momente ſeiner heitern glanzerfüllten Jugend verlebt hatte. Wie ich dahin gelangte, iſt mir hier zu erzählen nicht möglich. — Jenes Fenſter war ſonſt mit gelber Seide verhängt, dort ſtand das Kanapee mit den ſchwellenden gelb ſeidenen Kiſſen, wo ich in ſüßer, vornehmer Ruhe, die Stunden der Tageshitze verträumte, bis die Kühle des Abends zu den anmuthigſten, geiſtreichſten Genüſſen lud! — Drüben wohnte Jean Paul! das war ſein Fenſter, aus dem mir ſonſt die ſpäte Studierlampe leuchtete; jetzt war Alles finſter, wie ausgeſtorben. Ach! und er war ja geſtorben! er ſchlief draußen unter dem Hügel und ſie hatten ihm liebend ſeine Lieblingsblumen auf's erloſchene Herz gelegt. — Er hatte die Blumen ſo lieb, der weiche, fromme Mann!

Wie ich nach Hauſe ging, begegneten mir ein Paar Mitglieder meiner Schauſpielergeſellſchaft, die eben aus einem Weinhauſe kamen. Sie begrüßten mich mit „Herr Direktor“; ich lief unwirrſch vorbei.

Am andern Morgen bei früher Stunde beſuchte ich Jean Paul's Grab und weinte dort; als ich in mein Bureau trat, warteten bereits viele Leute, die ſich abonniren wollten, und auch die Frau Legationsräthin Richter hatte geſchickt. „Wenn der Herr Director derſelbe iſt, der einmal vor Jahren im Hauſe des Herrn Legationsraths gern geſehen wurde, ſo wünſchte ſeine Wittwe recht angelegentlich ihn wiederzuſehen;“ ſo ſagte das Mädchen, welches die Abonnementsbillete holte.

„Er iſt derſelbe und auch nicht,“ antwortete ich beengt, und als das Mädchen um Deutlichkeit bat, da es nicht wußte, was es der Herrſchaft ausrichten ſollte, fügte ich hinzu:

Ich laſſe die gnädige Frau für Ihre gefällige Theilnahme danken und werde der Erinnerung Ehre zu machen ſuchen.“

Das Mädchen ging dankend davon und verſicherte daß es ihrer Herrſchaft ſehr angenehm ſeyn würde, da ſie meinen Beſuch als gewiß annahm. Ich gieng aber nicht hin in das Haus Jean Paul's, auf die Gefahr hin, gegen die Höflichkeit zu fehlen. In der That aber glaubte ich ſo die Erinnerung zu ehren.

Ich lehrte an dem Tage die „Sieben Mädchen in Uniform" das Exercitium. —

Der Vorſtellung wohnte ich nicht bei. Es war herbſtliches Wetter; das Theater war überfüllt und mein Kaſſier ſagte mir mit freundlicher Miene daß die Gagen gedeckt ſeyen. Das hieß freilich mir eine bedeutende Sorge vom Halſe nehmen; ich blieb aber ziemlich unempfindlich dabei.

In den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, ging ich die Allee hinauf, die nach Eremitage führt. Die Spitze des Fichtelberges war in dunkle Wolken gehüllt und die hohen Pappeln der Straße ragten aus dem Nebel. Die herbſtliche Landſchaft vermehrte das Wehmüthige meiner Stimmung. Ich ſtrich durch die Boskets, an den Baſſins, an dem Sonnentempel vorüber:

„Den Plätzen Allen meiner ſtillen Freuden!“ — —

Ich fand den Tiſch, wo ich und S*. Punſch getrunken; dort ſtand die Bürger und declamirte; des Regens wegen waren Tiſche und Bänke umgelegt, ich richtete ſie zurecht und ſetzte mich ungeachtet der Näſſe. Mir ward es ſo leichter; es ſchien mir als ob Alles rings um mich weinte. „Jetzt werden ſie wohl ſchon ihr Exercitium machen und die Leute werden klatſchen und die Gage iſt gedeckt!“ ſagte ich zu mir ſelbſt und mußte bitter lächen.

Ich brach erſt ſpät auf. Das Theater mußte längſt aus ſeyn. Ich war bis auf die Knochen durchnäßt. Da ſtand ein kleines Häuschen auf dem Wege, ich klopfe an, um mich durch ein Getränk zu erwärmen. Ein runzeliges Mütterchen machte vertrauenvoll auf. „Machen Sie mir ein Glas Punſch, wie Sie es ſonſt für Jean Paul machten,“ rief ich der Alten zu.

Wie elekteriſch durchfuhr es ſie; ſie lief hin und her, ſie machte Feuer, ſie ſchleppte dies und das aus dem Schranke herbei, und im Nu dampfte ein großes Glas Punſch vor mir, übermäßig heiß, übermäßig ſtark, übermäßig ſauer. So pflegte ſie es ihm zu machen.

„Ich bin durchnäßt," ſagte ich, „und will dieſe Nacht hier ſchlafen. Geben Sie mir das Bett, das Sie ſonſt für Ihn bereit hielten."

Geſchäftig führte mich das Mütterchen in's obere Stockwerk, in das grüne Stübchen, wo ein reinliches Bett ſtand.

„Ach!" ſeufzte ſie, „wenn's jetzt hell wäre, wie würden Sie ſich freuen über die Ausſicht. Darum liebte es auch der ſelige Jean Paul ſo."

„Ich kenne die Ausſicht wohl," ſagte ich, indem ich mich raſch entkleidete, denn ein Fieber ſchlug meine Zähne aneinander und verlangte daß ich mich in's Bett legte. Und die Alte ſtand immer vor mir und erzählte mir viel von Jean Paul, ihrem beßten Freunde. Ich ließ mir die wohlbekannten Geſchichten erzählen, als wenn ſie mir etwas Neues wären.

„Am Morgen kam er, ſehr früh, und dann hieß es: Alte, mein Frühſtück! aber weiter wurde nichts geſprochen, und fleißig drauf los geſchrieben. Wenn ich dann bei mir dachte, Mittag iſt's längſt und der arme Jean Paul bekommt zu Hauſe nichts mehr zu eſſen, dann ging ich zu ihm, zupfte ihn am Aermel, und fragte: Nun, wie wird's denn heute werden? Und dann lachte er und ſagte: „Iſt's denn ſchon ſo ſpät, koch' mir, was ich gern eſſe!" Und dann backte ich ihm einen fetten Karpfen, und dazu eine große Schüſſel Salat, denn das wußte ich ſchon, aber er aß nur ſehr wenig. Und die letzten Jahre faſt gar nichts mehr, da war der gute Jean Paul ganz abgefallen; ſeine alten Röcke waren ihm ſo weit geworden, die ſchlotterten nur ſo um ihn, das war ein Jammer zu ſehen. Den Tod ſeines Sohnes konnte er nicht verſchmerzen. „Der holt mich bald nach!" pflegte er wohl oft zu ſagen. Aber vorgeleſen hat er mir von ſeinen Schriften der gute Mann, bis zu Letzt, als er gar nicht mehr ſchnaufen konnte. Er ſagte immer: Du verſtehſt ſchon was ich ſagen will, Du verſtehſt mich am Beßten! und ich ſagte ihm dann wohl manchmal, was mir nicht gefallen wollte, und er verſprach es dann zu ändern. Ja, nun er todt iſt, ſehe ich erſt ein, was ich an ihm verloren. Er war mein Alles, und mein größtes Glück. Er hat mich zur berühmten Frau gemacht, die von Fremden aus allen Welttheilen beſucht wird, aber ich wollte er lebte noch und ſie kämen blos um ſeinetwillen und bemerkten mich gar nicht. Die Engländer ſind gekommen und haben mir das Zimmerchen hier für theuere Miethe erſtehen wollen; ich geb's aber nicht her; denn wenn ich nicht Morgens hier andächtig ſeyn könnte, ſo müßte ich ſchier vergehen. Nun, ſo auf eine Nacht, gebe ich's denn ſchon einmal her, wenn Einer kommt, der ihn gut gekannt hat, und bei ſolchem Wetter, wo man dem heulenden Hund die Thür öffnet!"

— — Gute, geſchwätzige Rollwenzel! Du warſt Jean Paul's Freundin! Deine rührende Geſtalt iſt durchaus erforderlich, das Bild unſeres großen Humoriſten zu ergänzen. Er erfreuete ſich wohl perſönlicher Gunſt höhergeſtellter Frauen; die Krüdener ſchloß ſich einſt Stunden lang mit ihm ein, als er, ein junger burſchikoſer Geſelle, in Berlin war, um ihm die Haare zu ſchneiden und zu ordnen, die Staël hat ihn beſucht, aber die Rollwenzel iſt ihm treu geblieben; ſie hat ihm bis an ſein Lebensende das kleine, grüne Stübchen aufgeſchloſſen, ihm ſein Leibgericht gebacken, und ihm treuherzig ihre Meinung über ſeine Schriften geſagt. Das war ſein Salon! Die Rollwenzel war das für ihn, was die Recamier für Chateaubriand war; und wahrlich nicht minder!

Dem ſtillen, innerlich heitern Dichtergemüth genügte ſie ſo, wie die ewige Ausſicht auf den Ochſenkopf, der die waldigen Gipfel ringsum überragte, die Pappeln der Eremitage und die Steine von Fantaſie. Wie reich, wie vornehm iſt ſolch ein deutſcher Dichter und wie weiſe! Den einzigen Mangel, den Jean Paul von dieſem Umgang, von dieſer Umgebung verſpürte, war, daß er nicht glücklich im Schildern ſeiner Salons und moderner

Abgeſchliffenheit war. Wie anziehend macht ihn das!

Ich habe nach dieſer Nacht die alte Rollwenzel noch einige Male beſucht. Sie ſchien ſehr an Kräften abzunehmen; ich dachte mir wohl, daß ſie es nicht lange mehr ohne ihren Freund aushalten werde. Und richtig iſt ſie kurze Zeit darnach geſtorben.

Wie eine Saite, die einmal einen ſtarken Ton gab, noch lange nachklingt, ſo tönte mein erſter Aufenthalt in Bayreuth durch mein ganzes Leben, bald erfreulich, bald zur Wehmuth auffordernd, einſt ſogar geheimnißvoll und ſchaurig.

— Ich ſaß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauſes auf dem Schrannenplatze in München. Es war wieder im Spätherbſte, aber viele Jahre waren ſeit meiner Theaterdirection, und jenem Beſuche bei der Frau Rollwenzel vergangen. Es dunkelte bereits tief, wie ich es liebe, wenn ich meinen Gedanken nachhänge; Alles war ſtill um uns her; man vernahm das Picken der Taſchenuhr.

Plötzlich ſagt meine Frau, mit dem Ausdruck der Bangigkeit: „Haſt Du nichts gehört?“

„Es wird die Mutter ſeyn,“ ſpreche ich, „ich höre draußen im Gange, vor unſerer Thür etwas raſcheln. Oeffne!“

Meine Frau geſtand, daß ſie ſich fürchtete. Lachend erhob ich mich; vor der Thüre fand ſich aber Niemand; dafür raſchelte es jetzt am Ofen, längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln, in einem engen Raume, um ſich ſchlägt.

„Es iſt jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich, und ſchnell wurde Licht gemacht — aber nichts wurde gefunden. Das Geräuſch hatte aufgehört und Alles war wieder ſtill ringsum und die Taſchenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir ſaßen uns ſtumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit.

Ich konnte nicht einſchlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen;

bekämpfte ſie bald als Aberglauben, bald mühete ich mich ab, zu ergründen, auf wen ſich dies Geräuſch bezogen haben könne: „Wen es wohl abfordere,“ wie die Leute ſagen.

Und nach ein Paar Tagen finde ich in der Münchener Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hauſe ich einſt in Bayreuth ſo liebreich aufgenommen worden war. Sie war nach München gereiſt, um von den dortigen Aerzten ſich kuriren zu laſſen, und an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — geſtorben, als wir das Geräuſch vor der Thür und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; ſie aber hat, wenn ſie des Bewußtſeyns fähig geweſen, meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht! —

Ich werde ſie nicht wieder ſehen; aber ihre Briefe bewahre ich als ein koſtbares Gut, es giebt ſich darin ein Geiſt kund, der mit dem Geiſte Rahel's eine innige Verwandtſchaft zeigt.

III.

Die Emeute in Breslau.

Es war im Jahre 1817. Ich ſaß in der Ohlauer Vorſtadt und dichtete ein Luſtſpiel „der Großpapa," für das Theater in Breslau. Plötzlich werde ich durch ein Rennen und Lärmen auf der Straße an's Fenſter gelockt. Viele Menſchen laufen tumultuariſch vorüber: ganze Reihen von Fabrikarbeitern, an ihrem Koſtüm kenntlich, ziehen in lautem Geſpräche vorbei. Was muß es geben? Was ſtört die Ruhe friedlicher Menſchen? Schon ſeh' ich die Geſellen des Nachbar Schreiners die blauen Schürzen losbinden, und ſich dem Troſſe der Vorüberlaufenden anſchließen; die Maurer drüben verlaſſen die Gerüſte, und die Färber bleiben nicht zurück und erheben drohend die blauen Fäuſte in die Luft.

Das iſt ein Aufruhr, denk' ich ſogleich, obgleich ich bis dahin noch keinen geſehen hatte.

Breslau hat von jeher Anlagen zu ſolchen Scenen gezeigt. Einmal hat es einen Bürgermeiſter, den es nicht leiden konnte, todtgeſchlagen, und man hatte mir oft von einem unglückſeligen Kartätſchenſchuſſe erzählt, der damals die Schmiedebrücke hinab, auf das Gewühl des Volkaufſtandes losgebrannt wurde, und ſiebzig Menſchen tödtete, die dann Alle an einem Tage begraben wurden. Das war eine andre Feier, als die vierzehn Särge des Fieſchi-Attentats, und das hat ſich in Breslau in Schleſien zugetragen.

Die Breslauer verſtehen keinen Spaß in gewiſſen Dingen. —

Ich lief ſogleich hinunter auf die Straße und opferte willig mein Luſtſpiel für ein Trauerſpiel, das ich erleben ſollte. Man gab die Urſache des Aufruhrs verſchieden an.

Am Tage vorher hatten Bürger den Eid als

Nationalgardiſten verweigert, und die Gewehre weggeworfen. Sie hätten den Feldzug mitgemacht, meinten ſie, und dürften jetzt unbeläſtigt ihrem friedlichen Gewerbe obliegen. Dies brauche Hände, und ſie hätten keine Zeit zum Exerzieren übrig, wenn ihre Familie nicht hungern ſollte.

Nachts hatte man nun dieſe Widerſpenſtigen mit Militärgewalt aus den Betten holen laſſen. Man erzählte, daß eine Frau mit fliegenden Haaren, ihre Kinder an der Hand, ſich aus Verzweiflung in die Oder geſtürzt habe. „Man hat Euch den Ernährer geraubt," ſoll ſie geſchrieen haben, „was wollt Ihr nun noch auf der Welt!" Und damit ſprang ſie in's Waſſer, ihre Kinder mit ſich reißend. Ich kann weder die Wahrheit dieſes Faktums verbürgen, noch weiß ich, ob man die Unglücklichen gerettet habe. Dies ſahen und hörten viele zur Stadt gehende Menſchen; es war Markttag; und ſogleich ſtieg die Erbitterung gegen die Gewalt, zur offenen Rebellion. Man zog zum Rathhauſe und im Nu waren die alten Fenſter des herrlichen gothiſchen Gebäudes zertrümmert. Die

Kartoffeln und Krautköpfe der Marktweiber waren das Geſchütz, deſſen man ſich bediente; dann zog man zum Regierungsgebäude, drang ein, und zerſtörte, was ſich nur zerſtören ließ. Die Regiſtraturen wurden erbrochen, und die Acten zum Fenſter hinausgeworfen, ebenſo die eleganten Möbel des Präſidenten. Bei dem Polizeigebäude fand derſelbe Unfug ſtatt. Die beiden Präſidenten der Regierung und der Polizei waren durch Hinterpforten auf's Land geflohen. Ein General, der unter die Menge geſprengt war, und ſie vom Pferde herab zur Ordnung ermahnte, wurde inſultirt und mußte ſich zurückziehen. Dieſes Vorſpiel ernſterer Scenen war bereits vorüber, als ich mich aus der Ohlauer Vorſtadt auf den Weg machte, um mir den Lärm in der Nähe zu beſehen.

Die Schauſpieler, die zur Probe gekommen waren, ſtanden vor dem Theater. Wer konnte jetzt an die Probe denken? Für den Abend war das Schauſpiel abgeſagt worden. Der Regiſſeur, Herr Nagel, geſellte ſich zu mir, und wir gingen dem Ringe zu. Zuerſt begegneten wir dem Regierungsſecretär Kapf, den Leſern der Abendzeitung hinlänglich bekannt; ein Lyriker aus Schwaben gebürtig und damals Vater dreier hoffnungsvollen Töchter, welche bis zu einem gewiſſen Alter, die Genien und Straßenbuben, die Heldenkinder der Schuld und der Johanna von Montfaucon und Anderes ſpielten. Wie ſah der arme Mann aus? Zwei Männer führten ihn; den Kopf trug er geſenkt und ein weißes Schnupftuch war um die Schläfen geſchlungen, woran große Tropfen ſeines preußiſch-ſchwäbiſchen Blutes klebten. Er wollte ſein kleines Bureau im Regierungshotel vertheidigen, das die Aufwiegler ſchon ganz in ihrer Macht hatten; Kapf ſtand kühn unter der Thüre ſeines Stübchens, und rief ihnen zu: „Nur über meine Leiche geht der Weg!“ und baff! ſchlägt ihn Einer nieder, der ihn beim Wort nimmt, und der Haufe dringt ein.

Kapf verlangte Lob über ſein heldenmüthiges Benehmen, und wir ſpendeten es ihm reichlich und baten ihn ſich keiner neuen Gefahr auszuſetzen. Und er ſchüttelte die blutigen Locken und ließ ſich von dannen führen. Dies war das erſte und einzige Opfer zu weit getriebenen Pflichtgefühls, unter meinen Bekannten, das ich zu beklagen hatte.

Nun ſahen wir den Zug der Meuterer. Zuerſt ein altes Weib; dann folgte ein Schuſterjunge mit einem geſchulterten Beſen, hierauf erſchien ein kleiner Handelsjude aus einer benachbarten Stadt, der ſich gerade zufällig in Breslau aufhielt, und von dem Vorfall nicht übel Vortheil zog. Er war einer der Erſten überall. Im Regierungshotel ſprang er zuerſt auf Tiſche und Stühle, um die Wachskerzen aus den Kronleuchtern zu nehmen, und ſeine Taſchen damit zu füllen. Er ſtrotzte von guten Dingen, und ſeine dicken Taſchenſäcke ſchlotterten ihm um die Beine, wie die vollen Euter einer Ziege. Der Haufe wollte ſich nach den Gefängniſſen werfen, um den Verbrechern die Freiheit zu geben. Dieſer Schritt, der die Macht des Pöbels bedeutend verſtärkt hätte, war zu wichtig, als daß er nicht mit aller Kraft hätte hintertrieben werden ſollen. Auf dem Wege dahin, wurde ein in zweideutigem Rufe ſtehendes Haus, von den Aufrühtern vernagelt. Eine Maßregel, die ſonderbar genug, in ſolchen Fällen, von dem Pöbel ſtets beobachtet wird.

Das Militär rückte dem Haufen entgegen, und einige der Kühnſten, die ſich unter die Säbel der Küraſſire gewagt hatten, wurden zuſammengehauen. Im Augenblick waren Tragbahren zur Hand, und die Todten wurden mit offener Bruſt, und blutenden klaffenden Wunden, hoch auf den Schultern, zur Schau getragen. Die Erbitterung war auf's Höchſte geſtiegen. Auch die Zuſehenden, die in großer Menge auf dem Platze ſtanden, ohne thätigen Antheil zu nehmen, knirſchten vor Wuth mit den Zähnen. Das Herumtragen der Leichen war ſehr gut berechnet, um der Meuterei größern Anhang zu verſchaffen.

In dieſer Kriſis gewahrte ich, daß einige verdächtig ausſehende Kerle meinen Begleiter ſehr feſt in's Auge faßten. „Er iſt's! — Iſt es nicht!" hör' ich dazu unverholen äußern. Ich werde aufmerkſam. Mehrere rotten ſich zuſammen und meſſen uns. Da fällt mir erſt die Aehnlichkeit Nagels mit dem damaligen Polizeipräſidenten ein, und kaum habe ich ihm meine Beobachtung mitgetheilt, als er auch ſo ſchnell als es ſein dicker Bauch zuließ, ſich aus dem Staube machte. Die Ehre, für einen der erſten Beamten der Stadt gehalten zu werden, konnte ihm in jenem Augenblicke theuer zu ſtehen kommen.

Der Mittag war herangerückt, und mit ihm ritten Küraſſiere, aus den benachbarten Orten, in die Thore von Breslau ein, die ſchnell dahin beordert worden waren.

Die Stadt erhielt nun ein ganz kriegeriſches Ausſehen. Auf dem großen Ringe und in den Hauptſtraßen bivouakirten die angekommenen Truppen. Die Mannſchaft lag auf Stroh, die geſattelten Pferde wurden an die Häuſer feſtgebunden; im Augenblick konnte man aufſitzen und einhauen. Der Pöbel ſah dieſe Anſtalten und bedachte ſich.

An den Ecken der Hauptſtraßen wurden jetzt Kanonen aufgefahren, und die Artilleriſten mit brennenden Lunten hielten ſich daneben, man ſah wohl ein, daß hier Ernſt gemacht werden ſollte.

Nachmittag erſchienen die gewöhnlichen Verordnungen. Jeder ruhige Mann ſollte in ſeinem Hauſe bleiben; nicht drei durften auf der Straße bei einander ſtehen, um zu ſprechen; wer nothgedrungen Abends ſein Haus verließ, mußte eine Laterne mit ſich führen. Sogleich wurde mit größter Strenge zur Einhaltung dieſer Befehle geſchritten. Die, des Markttages wegen in Menge zur Stadt gekommenen Bauern, mußten ſogleich zum Thore hinaus; alle Wirthshäuſer wurden geleert, und den Wirthen anbefohlen ihre Thüren zu ſchließen. Bei der Gewaltſamkeit, womit dies Alles bewerkſtelligt wurde, konnten Unglücksfälle nicht verhindert werden.

Ein alter Bauer, der vielleicht etwas zu viel getrunken hatte, wird aus einem Wirthshauſe vertrieben, man ſtößt ihn zur Thür hinaus, und er taumelt auf einen jungen Küraſſier, der vor derſelben Wache hält. „Was?“ ſchreit dieſer, „der Kerl will ſich an uns vergreifen!“ und ſogleich fliegt der

Säbel um des Bauern Kopf, und im Blut gebadet ſtürzt er zu Boden. — Ein armer Schneider, der ſich mit einigen Kerzen für den Abend noch ſchnell verſehen will, und queer über die Albrechtsgaſſe huſcht, wird von einem jungen Lieutenant durch und durch gerannt. — Ich ſah eine Frau, mit ihrem Kinde auf dem Arme, die etwas von dem Gewürzkrämer geholt hatte, und demſelben Lieutenant in den Weg lief, mit dem Degengefäß auf die Bruſt ſtoßen, daß ſie rücklings zu Boden fiel. — Das Heldenthum war damals bei dieſen Leuten noch zu friſch; die mörderiſchen Kriege waren ſo eben erſt beendigt, und ein nur etwas zur Rohheit neigendes Gemüth ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein wenig Blut zu vergießen. „Der Blutdurſt iſt die größte Wolluſt;" wie oft hatten wir nicht ſchon Gelegenheit uns von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen.

Der junge Lieutenant, der aber offenbar zu weit in der Befriedigung ſeiner Wolluſt ging, lud ſo ſehr den Haß der Bürgerſchaft auf ſich, daß er nach dieſem Vorfalle nach einer entfernten Garniſon verſetzt werden mußte. Man rechnete ihm nach, daß er in ſeinem Dienſteifer an fünf Perſonen getödtet oder verwundet hatte.

Bald waren die Straßen wie ausgekehrt; nur hin und wieder ſchlich ein Menſch mit bedächtigem Schritte, der noch vor Abend ſich irgend ein nothwendiges Bedürfniß in's Haus ſchaffen mußte. Um den traurigen Abend nicht allein zuzubringen, begab ich mich zu Schall, bei dem ich ſchon oftmals ein gaſtfreies Nachtquartier erhalten hatte. Ich fand ihn in größter Verlegenheit. Er hatte weder Licht, noch Kaffee im Hauſe; und ſeine Iris, ſo nannte er ſeine alte Aufwärterin, die ſeinen junggeſelligen Wirthſchaftsſchwächen abhalf, konnte zu dieſer unruhvollen Friſt nicht mehr zu ihm kommen. Was war zu thun? Im Finſtern und kaffeelos dieſe Nacht hinbringen, war ein Gedanke, der uns zur Verzweiflung bringen konnte. Der Theatermaler Arrigoni, den ich bei ihm fand, war aber eben ſo wenig geneigt, den gefährlichen Gang zum Gewürzkrämer zu wagen, als wir; denn es dunkelte ſchon und die Patrouillen, die gar keinen Spaß verſtanden, ſtreiften nach allen Richtungen.

Wir lagen ſorgenvoll im Fenſter; da ſehen wir unten ein bekanntes Geſicht, das uns ganz jugendlich unbefangen anlächelt. Es iſt Seydelmann. Schall ruft ihm zu, und klagt ihm unſere Noth, und Seydelmann läuft muthig fort, um mit Kerzen, Kaffee, Bierflaſchen, Brod und Käſe beladen, ſeine furchtſamen Freunde zu ätzen. Wir blieben die Nacht über zuſammen, die für uns, wie für alle übrigen Einwohner Breslau's ruhig verſtrich.

Am andern Morgen ſieht die Stadt wie ein Kriegslager aus. Die Aſchenhaufen und klimmenden Kohlen des Bivouaks qualmen uns überall entgegen und Soldaten liegen umher und ſehen uns mit barſchen Blicken an.

Glaſer und Tiſchler ſind beſchäftigt, den Schaden an den Außenſeiten der Häuſer zu erſetzen; und die Bürger wagen ſich hinaus, um den unerfreulichen Anblick ihrer Stadt zu haben. Wenn aber zufällig Einer den Nachbar erblickt, und ihm nun eine unſchuldige Mittheilung machen will, gleich ſprengen die Küraſſiere dazwiſchen, und ſo werden noch manchmal Leute überritten und beſchädigt.

Die Gemüther waren längſt beruhigt, die Ordnung wieder hergeſtellt, und die Behörden hatten ſich in ihren ziemlich devaſtirten Geſchäftslocalen wieder zurechtgeſetzt, als der Befehl an die Theaterdirection gelangte, den Abend eine Vorſtellung zu geben, und zwar ein harmlos luſtiges Stück, das auch nicht entfernt Gelegenheit zu Anſpielungen geben konnte. Man wählte, nach langem Berathen: den Rochus Pumpernickel.

Das Publikum ſtellte ſich ſehr zahlreich ein, war aber durchweg mit Laternen verſehen, da der état de siège noch nicht aufgehoben war. Und auch ich und mehre luſtige Freunde machten noch nach dem Theater eine ſolche Laternpromenade durch die Straßen Breslau's, welches einen gar ergötzlichen Eindruck gewährte.

IV.

Ludlamshöhle.

Erinnerungen aus Wien.

Ich hatte ſeit früheſter Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles was man von dort hörte, klang ſo zauberiſch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen ſah, und wovon das Eine, eine prächtige Schlittenfahrt vorſtellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das Andre aber Wien im Sonnenglanze und Sommerſchmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatten meine jugendliche Phantaſie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer, und die großen, alten Häuſer des

Mehlmarktes, der Schnee auf den weiten Brunnenbaſſin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerſchaft, und die vornehmen Herrſchaften ſelbſt in dem abenteuerlichſten Wintercoſtüm aus der Zeit Maria Thereſia's, an denen der Maler keine grelle Farbe geſpart hatte; auf dem andern Bilde das regelmäßige Palais, mit den geradlinichten Alleen und den Parterres im Geſchmacke Ludwigs XV., und der Ausſicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu dieſen Vorſtellungen kam noch die Bekanntſchaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schickſale in meine ferne Vaterſtadt verſchlagen wurde, der „ſpat" für „ſpät" ſagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an ſeinem Platze ſteht; nichts verdirbt oder verunſtaltet, ohne doch zur Verſtändniß etwas beizutragen. Dieſer Mann war ein Myſtiker und mit Joſeph II. nicht eben ſehr zufrieden; er trieb einen Federhandel und ſprach jeden Abend von Faſanen mit Kraut, wie von einem verlorenen Glück, von einer ſchönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, deſſen Verwirklichung er nie mehr erleben ſollte. Mehr als dieſer alte, ſchwärmende Faſanenliebende Lederhändler, mit dem bleichen, hagern Geſichte, den buſchigen Augenbraunen, und den langen knöchernen Fingern, wußte mir aber eine gar holde Schönheit von Wien zu erzählen. Sie war als Mädchen hingereiſt um einen alten Baron zu heirathen, der am Morgen nach der Brautnacht, aus famöſen Gründen ſich von ſeinem eben angetrauten Weibchen gerichtlich ſcheiden ließ. Die liebenswürdige Frau erſchien daher bald wieder auf dem Schauplatze ihres frühern Glücks, wie ihrer frühern Triumphe. Sie glaubte, die tauſendzüngige Fama würde ihr ſo weit nicht folgen; ſie verbreitete, ihr alter Mann wäre plötzlich an ihrer Seite vom Schlage gerührt worden; aber dennoch wußte nur zu bald die ganze Stadt, daß der alte Baron in Wien noch bei gutem Befinden exiſtire, und einer Caprice wegen, ſich ſelbſt um das Vergnügen beraubte, der Mann eines ſchönen, gefälligen Weibes zu ſeyn.

Ich bemerkte die Baronin zuerſt im Theater; ſie ſaß auf einer Eſtrade, worauf die Sperrſitze ſich befanden und ihre netten Füßchen waren in gleicher Höhe mit meinem Kopfe. Einſt legte ich meine Hand auf die vorſpringende Brüſtung der Eſtrade und ward heftiger erregt, als wenn man plötzlich den warmen, würzigen Athem eines ſchönen Kindes in ſeiner Nähe verſpürt, denn ich fühlte einen warmen Fuß, und ein leiſes, wie abſichtloſes Huſchen überzeugte mich, daß es ein Füßchen war, wie es in Wien häufig, in meiner Vaterſtadt aber ſehr ſelten angetroffen wird. Die zarte, ſchwellende Muskel drängte ſich aus dem ſeidenen Schuh — ich belachte den Thoren, der ſich freiwillig von dieſem Füßchen hatte losſagen können, denn ein ſcheuer Blick nach oben, ſo ſcheu und ſchnell wie die Betaſtung des Pedals zeigte mir die erröthende Baronin — aber zu gleicher Zeit ſpürte ich einen leiſen Druck; ich blickte noch einmal auf und die Baronin ſchlug die Augen nieder, und die Spitze des Füßchens drückte ſtärker auf den fremden Gegenſtand nieder, der ſich ihm genähert hatte. Ich ſchwamm in Seligkeit! In meinem Leben bin ich nicht entzückender getreten worden! Zur Ehre meiner Schönen muß ich jedoch noch hinzufügen, daß dieſer beglückenden Fußſprache, eine wochenlange Augenſprache voranging, und, daß meiner Kühnheit füglich keine andre Erwiderung an dieſem Orte zu Theil werden konnte.

Wir hatten uns bald verſtanden und dieſer Bekanntſchaft verdankte ich die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über den Charakter und das Treiben der Wiener, über ihre luxuriöſe Lebensweiſe und das Haſchen nach geräuſchvollen Genüſſen, welches dort noch jetzt die Stelle der höhern Ausbildung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe vertritt, und zugleich für den Mangel des politiſchen Elementes in der Geſellſchaft entſchädigen muß. Ein junges, geiſtreiches Weib iſt der feinſte Beobachter, und meine Baronin, mit dem weißen Nacken und den dicken, rabenſchwarzen Locken, die ſich darauf ergoſſen, war mir ein „öſterreichiſcher Beobachter,“ den der des Herrn von Pilat, nie zu erreichen im Stande ſeyn wird.

Nicht lange durfte ich jedoch in dieſen Armidiſchen Netzen weilen, das Lied

„die Trommel ruft, die Fahne weht“

riß auch mich aus meiner ſüßen Ruhe, aus den Armen meiner Geliebten. Ich verließ ſie ſo traurig, wie man mit achtzehn Jahren ſeyn kann, und eben ſo treu; ich bekam den zärtlichſten Abſchied in den Kauf, und habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehen. Später erfuhr ich ihren Tod. —

Einige Jahre waren verſtrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgeſehen, und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine ſtarke Sehnſucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit als ein ernſter Schauſpieler aus der Provinz, ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantaſtiſche, überſprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenſpieler der weitentfernten ungariſchen Comitate, auf das Leopoldſtädter Theater ſprang, um den traveſtirten Tamino zu geben, und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuſter, mit der ſpießbürgerlichen Philiſterei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieſer ergötzlichen Erſcheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horſchelt. Man kann ſich kaum vorſtellen welche Zauberwirkung ſolche Dinge auf die Volksmenge einer großen Stadt hervorzubringen im Stande ſind; auch war mein referirender Freund ganz ſelig vor Entzücken, wenn er ſich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das luſtige Beiſammenleben aller verwandten Geiſter, der Schriftſteller, Schauſpieler, Muſiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erſt mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieſes herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir „die Ludlamshöhle.“

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im erſten Augenblicke? Klingt es doch ſo ſchauerlich, nordiſch; und die Wahrheit zu geſtehen, obgleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte, und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, ſo hatte er leider verſäumt dem Hiſtoriſchen nachzuforſchen, und konnte mir über den Urſprung des Namens nicht das Geringſte offenbaren.

Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich beſſer unterrichten; ich reiſte nach Wien. —

Mein Herz hüpfte auf vor Freude wie ich den Stephansthurm aus der Ferne ſah; es war mir wie bei dem Anblicke eines alten Freundes. In demſelben Augenblicke wurden die Geſtalten des alten Wieners und der jungen, ſchönen Baronin wieder wach, und Alles was ſie mir von der Wunderſtadt erzählt hatten, hing ſich wie Sagen um den alten Stephansthurm, und flatterte weit ab in den rothen Abendhimmel. Meine ſchönen Rückerinnerungen nahmen Geſtalt an, und ſpannen ſich immer weiter aus; ſie wurden zu lieblichen

Träumereien, und während wir in der That weiter rollten, und uns immer mehr der Stadt näherten, deren Hauptthurm jetzt ſchon aus dem Grau der Luftbrücken herrlich hervortrat, um ſeine durchbrochenen Arabesken, von der Abendſonne begoſſen und durchzogen, blicken zu laſſen — rollten meine Gedanken der Zeit um ein gutes Stück voraus, und erdichteten ſich ein Bild meines bevorſtehenden Lebenslaufes, und aller Abentheuer, welche auf mich hier warten ſollten. Von der Mauth zum „weißen Ochſen" ſind nur ein Paar Schritte, weiter iſt es ſchon zum Kärntherthor; ich ließ mich aber nicht dadurch abſchrecken, noch weniger durch die einbrechende Dunkelheit in den engen, wimmelnden Straßen; ich eilte nach den mir vor Jahren ertheilten Zurechtweiſungen fort, und hatte — wie durch ein Wunder — die Kärntherſtraße erreicht, die ich dann ſo lange verfolgte, bis ich in dem unanſehnlichen Vorplatze des Hof-Operntheaters ſtand. Man fragte mich: „in welchem Stock ich zuſehen wollte, da das Parket zu voll ſey," und ich gelangte auf einer engen Wendeltreppe nach einem Platz, wo mir — für theures Geld — das Stehen ſauer und das Sehen unmöglich wurde. Man gab Nina, oder Wahnſinn aus Liebe, von der reizenden Aumer getanzt, und ich gelangte ſpäter erſt zu der Einſicht, wie viel ich an jenem Abende verloren hatte.

Andern Tages nahm mich die Polizei ſehr freundlich auf; ich wurde zu einem eleganten, blonden Mann geführt, der ein Ritter war, und mir ſehr höfliche Redensarten machte. Nachdem ich ihm geſagt, daß ich im Sinne habe, für das Theater Stücke zu ſchreiben, that er ganz ſo, als wenn die Wiener ohne meine Stücke Noth leiden würden, und bat mich inſtändigſt doch ja auf meinem Vorſatz zu beſtehen, und ſeinen Landsleuten Gelegenheit zu geben, meine Geiſteskinder zu bewundern; wie ich aber überraſcht von dieſer polizeilichen Zuvorkommenheit meinen Aufenthaltsſchein aus ſeiner weißen, beringten Hand zu nehmen mich erkühnen will, zieht er ſie mit Anſtand zurück und bittet mich erſt noch um eine Kleinigkeit: nämlich eine Beſcheinigung beizubringen, daß ich von ir-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gend einem Großhandlungshauſe hinlänglich bekannt ſey. Es geſchehe dies bloß um über die Hinlänglichkeit meiner Mittel, in Wien leben zu können, verſtändigt zu werden. Mit derſelben Höflichkeit entlaſſen, wie ich empfangen worden war, eilte ich von dannen, um die Ludlamshöhle zu erreichen, denn ſelbſt der Ritter von der Polizei hatte mir geſagt, daß ich dort mehre meiner Freunde ſo wie alle Schöngeiſter Wien's beim frohen Male vereinigt finden würde.

Am Ende des Grabens, der **Rue de la Paix** der alten Kaiſerſtadt, liegt ein Gäßchen, das Schloſſergaſſel geheißen, und in dieſem iſt ein Bierhaus, das Pfundner'ſche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthſchaftet wurde. Hier hatte ſich eine kleine Anzahl ſinniger Freunde zuſammengefunden, die ſich früher in dem „Blumenſtöckel" im Ballgäſſel zu treffen pflegten, um Caſtelli, den liebenswürdigſten, heiterſten Geſellſchafter, der dort wohnte, noch zu ſehen, wenn er Abends aus ſeiner Cotterie heimkehrte, und ein Glas Regensburger Bier zu trinken pflegte, ehe er in ſeine Wohnung hinaufſtieg. Dies iſt in Kürze das Geſchichtliche von dem Entſtehen dieſes merkwürdigen Vereins: „im Anfange ſaßen Männer im Blumenſtöckel,“ ſo begann die Legende im Gedenkbuche der Geſellſchaft. Wirthſchaftsverhältniſſe hatten dieſe Stifter zur Auswanderung aus dem poetiſchen Revier des Blumenſtöckels in das anfänglich proſaiſchere des Pfundner'ſchen Bierhauſes bewogen; der Zufall war aber ſchon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen ſollte.

Oehlenſchläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals ſo phantaſtiſchen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Märchen Leben und Geſtalt erhielt, ſein nordiſches Nebelmärchen aufführen zu laſſen. Dies war die nachmals im Druck erſchienene: „Ludlamshöhle.“ Wir wollen es den guten Wienern nicht eben hoch anrechnen, daß ſie an dieſem phantaſieloſen Gewebe kein Erbauen finden konnten, und den Dichter zum Pathen ſeiner Schande machten. Selbſt die zahlreichen Freunde Oehlenſchlägers vermochten es nicht, das Stück vom Falle zu retten und konnten nichts Anders thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schloſſergaſſel, den auch der ſcandinaviſche Dichter beſuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle“ zu heißen, und ſo dieſen Namen in der Literärgeſchichte Wien's, eine zwar kurze, jedoch intereſſante Rolle ſpielen zu laſſen. —

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Faſſe ritt; hier trat man in eine niedre Thür und ſchwang ſich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um ſich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu ſehen; nun ſtand man in den Propyläen. Man durchſchritt ſie und die Menge profaner Gäſte, die ſich hier ihren Magen mit trockener und flüſſiger Koſt auf ganz gewöhnliche Weiſe füllten, und befand ſich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüſten ſäugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein ſeltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgeſellſchaft, mit allem Ernſte in einem Jahre zu Markte bringt. Das Lokal hatte nur ein Fenſter, dabei war es lang, hoch, räucherig; ein langer Tiſch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein Paar Wandſchränke und Haken um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer ſucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum erſten Male am Tiſche der Ludlamshöhle als beſcheidener Gaſt Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreiſe der Anweſenden umherſchweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Der alte, gefällige Hofſchauſpieler Schwarz hatte mich eingeführt, und mich auf meine Bitte mit Niemanden bekannt gemacht; es machte mir ſtets Vergnügen nur nach und nach, wie ſich mir die Leute zeigten, mich auch ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfſinn zu üben. Viele kannte ich ſchon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Caſtelli, Deinhardſtein, Grillparzer, und Andre noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wohl Caſtelli ſeyn, der lebensfrohe, heitre Dichter? und nachdem ich mir die Geſellſchaft gemuſtert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Geſichte, hoher Stirne, ſchwarzen Haaren, der gar geſprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches ſcherzhafte Wort zum Beßten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden, und ich ſah in dem Manne ſo feſt Caſtelli, daß ich eben aufſtand, um mich ihm ſelbſt vorzuſtellen, als zufällig Einer, nach der Uhr ſehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heut der Caſtelli!“ Ich ſetzte mich ſogleich wieder gelaſſen hin, und ſchluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Caſtelli gehalten, war der Hoboebläſer Söllner, Profeſſor am Prager Conſervatorium.

Neben mir ſaß ein Paar, das wohl auch im Stande war, meine Aufmerkſamkeit anzuziehen. Ein junger, ſchmächtiger Menſch, mit einem geiſtreichen Geſichte, hoher Stirne, und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Ausſprache tönte, die den Franzoſen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Geſtalt, ſorgfältig gekleidet, in ſchwarzen Escarpins und feiner Wäſche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemeſſene Bewegung, und der Nachdruck mit dem das Geſprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten vom Fache ſchließen. Eine gutmüthige Derbheit gab ſich im ganzen Weſen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geſchnitten, ſondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebiſſen; jeder Eintretende mit den Worten „ich grüße Sie!“ bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei ſcherzhafter wie ernſthafter Gelegenheit ſo gemüthlich in der Unterhaltung dieſes Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es Julius Schneller war, der an meiner Seite ſaß, und von deſſen Anweſenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, ſpäter vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in ſeiner von E. Münch veranſtalteten Briefſammlung, jene vom October 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll ſchwankender Hoffnung und getäuſchter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unſerer heiterſten Abende war!

Der jüngere Mann an ſeiner Seite war mir — ſelbſt als ich ſchon ſeinen Namen erfahren hatte — völlig unbekannt. Es war ein reicher Gutsbeſitzer aus Steyermark, dabei Dilettant, von dem bereits in Grätz Opern gegeben worden waren, und der ſich durch die Ueberſendung einiger fetten ſteyer'ſchen Kapaune, unter dem Namen „Bocker" bekannt, der Geſellſchaft von der beſten Seite zu empfehlen gewußt hatte. Er hieß Lannoy, aus der Familie der alten niederländiſchen Barone dieſes Namens. Schneller zeigte eine faſt väterlich-zärtliche Neigung für ihn, und wie ich ſpäterhin näher mit ihm bekannt wurde, fand ich ſie ganz natürlich gerechtfertigt. Nie iſt mir ein liebenswürdigerer Charakter im Leben aufgeſtoßen; milde Sitten, ein Gemüth von den Zaubern der Muſik durchglüht und erfüllt, Gefühl für edle Freundſchaft, ein ſanfter, wohlwollender Menſch durch und durch, dabei ein gefällig jugendliches Aeußere, ſo war Lannoy, wie ich ihn kennen lernte. Seine Beſcheidenheit möge mir verzeihen, daß ich dieſe treue Schilderung hier niederſchreibe.

Unter großem Geräuſche waren jetzt mehre neue Gäſte hereingekommen um ſich ziemlich ungeſtüm der noch leeren Plätze am Tiſche zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Caſtelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein ſo jovialer Sänger, der die ernſteſten Dinge ſelbſt nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oeſterreich anders ausſehen müſſen. Das „air enjoué“ der Franzoſen fehlte; und an einen Berliner Béranger durfte man gar nicht denken.

Caſtelli erſchien ganz anſpruchlos. Sein Geſicht zeigte keinen ſcharfen Geiſt; die Augen waren hinter der Brille verſchanzt, das Haar war dünn und glatt, die Naſe kurz und dick, den Mund zierte der Ausdruck der Gutmüthigkeit. Caſtelli war unerſchöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichſten Ernſte vortrug; Niemand verſtand es ſo gut wie er, Anekdoten zu improviſiren; Niemand war ſinnreicher im Erfinden abenteuerlicher Schwänke, die er ſogleich, ohne ſich lange zu beſinnen, in die Scene ſetzte. Man wird es ſchwer glauben, in dieſer Zeit des Ernſtes und der Trübſal, wo jede Freude, die in's Oeffentliche greift, ſo hoch verpönt iſt, welche Luſtigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellſten Poſſen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gaſthäuſern aufgeführt. Caſtelli war ihr Dichter und Regiſſeur, und ſein erſter Held Deinhardſtein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der jetzt aber ſchon lange dieſe luſtige Mine abgelegt hat, und von der Heldenrolle in jenen improviſirten Stücken, ſich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardſtein zeigte in ſeinem Aeußern mehr von dem Geiſte, der ihm inwohnte, als Caſtelli.

Seinem Geſichte fehlte der Ausdruck der ſüddeutſchen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringſten hübſch zu ſeyn, und oft zu ſatyriſchem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Caſtelli auszeichnete; ſie waren nachläßig, cyniſch; ein in Wien ſeltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardſtein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Carl Blum, der zu jener Zeit in Wien lebte, und zu einigen Balleten die Muſik componirte, war ein eifriger Beſucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur ſpielte und von den Wienern, ſeines unübertrefflichen Phlegma's wegen, auf ächt wieneriſch, das heißt: auf die gutmüthigſte Weiſe, verſpottet wurde.

Ein beſtändiger Gaſt war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen, und ſlaviſchem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, deſſen Augenarzt und Agnes Sorel damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtniſſe waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen dieſen Sachen geſchrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer ſo liebenswürdigen Bonhommie, wie ſie wohl ſelten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greiſen Vater des Tarare, zu einer Hofmann'ſchen Figur ſtempeln wollte, und ihm Mozart's Vergiftung und Gewiſſensbiſſe und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebſtes italieniſches Sonnet für das Gedenkbuch der Ludlamiten, wie ſich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. — Moſcheles, jung und voll Eifer für ſeine Kunſt, fehlte zu jener Zeit nie bei den Verſammlungen, und recht herzlich erfreuete es mich, als wir uns einſt nach Jahren wiederſahen, und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn beſondere Namen erhielten wir Alle, wie ich ſpäter berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten, noch die Elite der Wiener muſikaliſchen Welt, Künſtler erſter Größe, Maiſeder, Merk, u. ſ. w. als Mitglieder der Geſellſchaft bezeichne, und ſogar hinzufüge, daß Beethoven ſelbſt manchmal zugegen war, und Theil nahm an der heitern, geiſtreichen Unterhaltung, ſo wird man mir wohl einräumen, daß die muſikaliſche Parthie, die bei Weitem Intereſſantere war. — Und es entſpannen ſich oftmals Debatten zwiſchen den Muſikern und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren beſſern Lungen, den Sieg, den ſie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach ſeiner Sappho, der Abgott der Wiener und der Berühmteſte unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erſchien nur ſelten. Ich erinnere mich nicht ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Caſtelli, als Bruder Fatalis den Schickſalsſtrumpf ſtrickte, und manch artiges lyriſches Gedicht machte; ſein Vetter Ignaz Jeitteles, der ſich mehr im Felde der Kritik bewegte, und erſt in dieſen Tagen ein tüchtiges Werk: das äſthetiſche Lexiten bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftſteller und ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters und beliebte Luſtſpieldichter; mehre andere Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenſchen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anſpruchloſer und doch ſo tiefer Schimmer, du Frühgeſchiedener, dem ich nach ſo langer Zeit dieſen wehmüthigen Nachruf weihe! —

Schimmer war ein Wiener im rechten Sinne des Worts. Voll tiefen Gefühls für jede Kunſt, beſonders aber für Muſik, über die er ein geſundes Urtheil hatte, das ſelbſt von Männern des Faches, wie ſie hier zugegen waren, anerkannt wurde. Ausſehen, Haltung, Art und Weiſe des herzigen Menſchen war komiſch; er gab ſich willig zum Beſten und ſah es gerne wenn man über ihn lachte. Wenn die ſo oft in Norddeutſchland gemißbrauchten Worte: harmlos und gemüthlich, je ihre richtige Anwendung finden ſollten, ſo war es hier.

Nur fremde, rohe Anmaßung konnte dieſe gutmüthige Natur zum Zorn aufregen, doch bald war Alles wieder vorbei, und ein Gelächter verwiſchte die Aufwallung bis auf die leiſeſten Spuren. Schimmer iſt jung geſtorben. —"

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ ſich ſogleich einführen; und ſie war in Oſt und Weſt, in Süd und Nord des Vaterlandes ſo berühmt worden, daß man eifrig nach dieſer Ehre geizte. Es war die leichteſte Art mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künſtlern und Schriftſtellern en vogue zu jener Zeit beſaß; und obgleich die Sitzungen nach den beſtehenden Polizeigeſetzen nicht bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden durften, ſondern an allen Debatten, wenn auch ſtillſchweigend, doch die ganze anweſende Geſellſchaft des Haidvogl'ſchen Bierhauſes, die ſich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, theil nehmen konnte; ſo war die Polizei dennoch leutſelig genug die Ludlamshöhle in beſondere Attention zu nehmen, und wenn man ſich nach der Wohnung von Dieſem oder Jenem auf dem Fremdenbüreau erkundigte, ſo pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „den werden Sie am ſicherſten in der Ludlamshöhle finden!"

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo ſelbſt dieſer unſchuldige Scherz den Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernſt ſich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geiſtreicher Narrheit mit ſchweren Amtsſiegeln belegte und vor Gericht ſchleppte, und die luſtigen Vorſtände der weitberühmten Innung in's Verhör nahm, als handle es ſich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerſtören beabſichtigten.

Der Zuwachs, den die Geſellſchaft täglich erhielt, ſchien es nöthig zu machen, ihr eine feſtere Geſtaltung zu geben, und nun ſann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geſchloſſener Geſellſchaften, auf eine ergötzliche Weiſe zu parodiren. Man ſchritt zur Wahl eines Vorſtandes, der in der Perſon des Hofſchauſpielers Schwarz einen würdigen Repräſentanten fand, und mit dem Ehrentitel eines Chaliſen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten beſondere Höhlennamen, und Geſetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo dieſe Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weiſe zu conſtituiren.

Welche Eingebungen ſchufen die Namen: Elf Charon der Höhlenzote, Hoggi Wis'n von Aubitshé, Giazzo Borbirimi di Lanzetta, Taſſo der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salado, Wind von Sinn, Roſſini von Nowgorod, Nils das Narbenkind, Haſer von Haſerſtein und ſo viele Andre noch! Die ſehr ſinnvolle Erklärung dieſer Namen würde zu weitläufig ſeyn und wird mir daher erlaſſen werden. Nur des Chaliſen Namen Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigeunerzelts.“ Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu ſehen mit der unveränderlichen Miene, in den Beſchauung verſunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Naſe ſchwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten

Duft des Morgens ſtrahlte; wer die ſtieren Augen je beobachtet hat, die nur auf dieſe Roſenſpitze und dieſen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, dieſen Mund der zwiſchen feſtverſchloſſenen Lippen die glimmende Cigarre hielt, und ſie nicht los ließ, wie der Geliebte der ſich an der Lippe ſeines Mädchens feſtgeſogen, der wird es begreifen können, warum dieſer Mann „Rauchmar der Zigaringer" heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältniſſe nicht ſo augenſcheinlich verſchieden geweſen, man hätte das bekannte Shakespear'ſche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!"; ſo klingt aber der Vergleich beſſer: „der Mann und ſeine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widerſpänſtigkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es ſo," war genug auch den Eigenſinnigſten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf unſre Koſten wurden ſtets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende ſchweigen, denn die Naſe wurde nicht weiß, und ihr Witz ſchliff ſich ab an dieſem Felſen von rothem Urgranit. Ein Naſenweiß als Chalif würde uns auch nicht im Geringſten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz beſonderer Vorſicht eine Naſe gewählt, deren ächter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politiſchen, telluriſchen und ſideriſchen Conſtellationen ſich als ächt bewährt und Farbe gehalten hatte. Caſtelli's Epigramme auf dieſen geliebten Gegenſtand, erſchienen damals als paſſende und geſchmackvolle Gelegenheitsgedichte; und ſelbſt Legenden vom „rothen Mohren,“ die aus alten Archiven aufgeſtöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einſt an einem ſchönen Abende verließen wir, nach vollſtändiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unſer Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeſchlafen; denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußeren Zimmer des Wirthshauſes, war es ganz leer geworden, und dieſe Gelegenheit zu einladend. Wir ſtülpten lachend und ſcherzend die Lichter, ſtellten Tiſche und Stühle vor die Thür und liefen davon, um unten auf der Straße das ſchöne Erwachen unſers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unſer Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und ſchreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß wenn er Einen von uns im Schloſſergäßchen gefunden hätte, das erſte Blut den Frieden ſeines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finſtern Gäßchen nicht fangen, ſondern eilten lichtern Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchſten nicht mit ſeinem ganzen Gewicht treffen konnte, und wo ſich Alles nur auf einige laut herausgeſtoßene Schimpfworte beſchränken mußte, da unſer würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanſtändigkeit verletzte.

Ein brillant erleuchtetes Kaffeehaus an der Auguſtinerbaſtei lockte uns an, und wir beſchloſſen nach unſerer Weiſe dort unſeren Eingang zu halten. Es war ſchon ſpät und bis auf einige wenige Gäſte, die theils Billard ſpielten, theils die Zeitung laſen) waren die Säle leer. Wir zwanzig an der Zahl traten nun Einer nach dem Andern ein, beſtellten ein Glas Punſch und wunderten uns die Andern bereits anzutreffen. Dieſer Spaß ſetzte die ruhigen Gäſte in nicht geringe Verlegenheit; ſo wie der achte, neunte, zehnte erſchien, wurden Billard und Zeitung verlaſſen, das Eintreten des Zwanzigſten nicht abgewartet, und uns [illegible] willig das Feld geräumt. Wer dürfte ſich heute wohl ſolche Scherze in irgend einer deutſchen Stadt unterfangen? und damals trieben wir es ſo und noch ärger in dem prächtigen, eleganten Wien, ſo verrufen wegen ſeiner Polizei, als lebten wir in dem obſcurſten deutſchen Univerſitätsſtädtchen, das ganz von der Willkühr der Herren Studenten abhängt, weil es durch ſie allein exiſtirt. Die luſtige Laune, die uns Alle an jenem Abend erfüllte, war indeß nicht ſobald erſchöpft und ſollte noch [illegible] gebähren. Wir entwarfen den Plan zu einem großen Drama, deſſen Held der [illegible] ſelbſt ſeyn ſollte, und das den Titel erhielt: „[illegible] und Stockfiſchfang.“ Fünf Acte wurden verabredet, die von fünf verſchiedenen Autoren bearbeitet werden ſollten; doch Keiner durfte von dem Werke des Andern Kenntniß erhalten. Caſtelli, Deinhardſtein, Kuffner, Jeitteles und ich waren die Dichter des Stückes. Aber auch zur Wahl der Kritiker wurde geſchritten, die ihr Urtheil, ohne das Werk zu kennen, niederſchreiben mußten, und unter dieſen befand ſich Schneller. Moſcheles, Blum, Gyrowetz componirten die Lieder und Chöre und ein Abend wurde beſtimmt; wo das Werk in's Leben treten, d. h. vorgeleſen und vorgeſungen werden ſollte. Ganz beſonders zeichnete ſich der Eingangschor der Stockfiſche, zum Preiſe des rothen Mohren, von Caſtelli und Moſcheles aus.

Auch ein Gedenkbuch wurde geſtiftet, worin die kunſtverſtändigen Mitglieder Ludlam's ihre Zeichnungen, Dichtungen und Kompoſitionen niederlegten, und wo nun ſo manche theuere Reliquie enthalten iſt. Jeder der Einmal in der Höhle war, mußte ſich in das Gedenkbuch ſchreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Paſſendes zu bringen. Beſonders war dies bei den Muſikern der Fall, die ſich in der Abſicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn ſie ſich in Wien hören zu laſſen beabſichtigten, die aber ſelbſt nur ſehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Dieſe wandten ſich dann ängſtlich an dieſen oder jenen der anweſenden Schriftſteller um ſich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal ſich dieſer Laſt zu entledigen, wurde ein bombaſtiſcher, hohl klingender Satz erfunden, und fürder Jedem zugeflüſtert, der des Gedenkbuches wegen, in Verlegenheit gerieth. Es war höchſt luſtig beim Durchblättern recht oft auf dieſen Satz zu ſtoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu leſen, der ſich unter die Vormundſchaft eines loſen Spaßvogels hatte begeben müſſen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitſchrift auf, worin die intereſſanteſten Artikel ſtanden, leichte Scherze, himmliſche Dummheiten, unbegreiflicher

Wahnſinn. Unter Andern iſt mir folgender Scherz Caſtelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X. als
er nieſte.

Proſit! —

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei. —

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien, reiſte ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abſchied zu nehmen, ſandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Verſammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jeruſalem.

p. p. c.

Erſt lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung dieſe Karte an jenem Abend erregte: man deutete mein Verſchwinden auf romantiſche Weiſe, und traute mir den tragiſchen Humor zu, mit dieſem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu ſeyn.

Zu den Späßen, die in der Ludlamshöhle geſchmiedet wurden, gehörten auch die, ſchwülſtige

Sonnete, oder alterthümliche Balladen zu erſinnen und ſie dann irgend einer Redaction zu ſenden, mit dem Geſuche ſie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einſt ſandte man ihm ein Sonnet, voll der ſchönſten Floskeln, richtig gemeſſen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile ſagte eben nichts Anders, als daß die Sonne aufgegangen ſey. Das Sonnet war von Verſchiedenen zeilenweiſe verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk in dem nächſten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu ſehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu leſen: „daß er ſich durch dergleichen Einſendungen hochgeehrt und geſchmeichelt fühle und recht ſehr den Dichter erſuche damit vorzufahren."

Nachdem dies luſtige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit beſtanden hatte und ſelbſt bedeutende Staatsbeamte, (in Oeſterreich ein inhaltſchweres Wort) in ihrem Heiligthume ſah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden, und ihren Ruf in allen Landen verbreiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erſchienen an einem ſchönen Tage die Männer der Gewalt, die ſich der Korreſpondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer ſchloſſen. „Die luſtige Landmannſchaft“ hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und ſchreckliche Unterſuchungen ihr finſtres Weſen trieben, vertändelten wir in Oeſterreich unſere Zeit mit artigen Scherzen, wie ſie Boccaccio erſann, um zur Zeit der Peſt ſeine edle florentiniſche Geſellſchaft damit zu erheitern.

So war Wien wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab, und verſäumte die angenehmſten Häuſer, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel ſich nirgends wohl als da. Und beſuchte man andre Geſellſchaften, ſo ſprach man doch ſicher im Nachhauſegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch ſo ſpät, ſeine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle curſirten damals in den erſten Zirkeln Wien's, und die feinſten Damen ließen ſich Bülletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verſchiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang ſeine verſiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsſcherze im Fluß erhalten, und dadurch Aufſehen erregt.

Nach langer Zeit, als ſich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zuſammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hanſeſtadt verſucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; ſtatt des Chalifen wurde ein Inca erwählt und „Dumien" zählte ſeine Künſtler, Schriftſteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die urſprüngliche Idee doch ſo bald aus! Statt der Scherze, ernſte Debatten, Geſetzesentwürfe, Reden; ein glänzendes Local, ſplendide Soupers, endlich ſogar Kartenſpiel — mit dieſem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutſchlands Norden iſt nicht für den harmloſen Scherz; es ſteht den Söhnen Holſteins nicht gut an, wenn ſie mit Art wahnſinnig ſeyn wollen. Das hat der Süden voraus; er iſt phantaſtiſcher.

Hamburg iſt gaſtfrei und reich, aber Wien iſt dabei ſorglos und luſtig. Hamburg und Wien ſind die einzigen Großſtädte die Deutſchland aufweiſen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt, und nicht zufällig ein geborener Berliner iſt. —

V.

Der Gaſt auf Ottocar's Burg.

Die Rüſtungen gegen Rußland hatten begonnen, und wir ſahen die Franzoſen zum zweiten Male Preußen überſchwemmen. Ich wohnte bei einem Freunde auf dem Lande, deſſen Gut ſeitwärts von der großen Heerſtraße lag, um dem wilden Treiben der Fremden zu entgehen, und ſo waren wir bereits mehre Wochen dahingefloſſen, als lebten uns mitten im Frieden.

Eines Tages trat mein gaſtfreundlicher Wirth ungewöhnlich früh und völlig angekleidet in mein Zimmer. „Ich muß wegen eines wichtigen Geſchäfts nach Königsberg,“ ſagte er, „begleite mich, es iſt mir angenehm.“ Ich nahm ſeine Einladung an.

Nach einigen Stunden hatten uns die tüchtigen Pferde zur Stadt gebracht. Mein Freund ging ſeinen Geſchäften nach, ich ſchlenderte durch die Straßen, mich mannichfaltigen Gedanken überlaſſend. Auf dem Platze vor dem Schloſſe war ein ſeltſames Gedränge. Die Menſchen ſtanden lautlos da und reckten die Hälſe empor. Meine Blicke folgten und richteten ſich unwillkührlich auf die Spitze des ehrwürdigen Schloßthurms. Ein großer Stoßvogel ſaß auf einem vorſpringenden Mauerſteine und rupfte ſich zum Frühſtücke eine Taube. Der Erſtere kam, von unten geſehen, an Größe kaum einer Taube gleich, die letztere ſah einem Sperlinge ähnlich. Auf dem Mauerſteine war er jedem rächenden Geſchoſſe unerreichbar, und was half's auch, ihn zu tödten, das Täubchen war zerriſſen! —

Ein Geräuſch an meiner Seite zog meine Blicke aus den Luftregionen zur Erde. Es war ein bekannter Taubenliebhaber, der in der Zerriſſenen den ſchönſten Mohrenkopf ſeines Schlages erkannt zu haben glaubte und wie wenn der Kopf ihn brannte, lautfluchend nach Hauſe lief.

Es entſtand ein Gemurmel darüber und ein Drängen, und franzöſiſche Garden näherten ſich, um die Urſache zu erforſchen. Nun erſt fielen meine Blicke auf dieſe und auf die furchtbare Ehrenwacht die unter dem Gewehr ſtand. Dies deutete auf einen ſehr vornehmen Gaſt, der in Ottocar's Burg zur Zeit hauſte. Neugierig fragte ich meinen Nachbar, was das zu bedeuten habe?

„Je nun, Sie ſtehen hier und wiſſen es nicht?" erwiderte er befremdet. — „Ich ſah nach dem Stößer dort oben!" ſagte ich. — „Ei was, Stößer!" brummte er, indem er mich ſeitwärts anſchielte, und von mir wegging. In demſelben Augenblicke bildeten Soldaten Spalier; ein Laufen und Rennen begann auf allen Punkten. Offiziere ſprengten fort. Reichgekleidete Bediente führten Pferde vor und wieder weg. Ich hatte mich ſo ziemlich vorgedrängt, um Alles in Augenſchein zu nehmen, aber fragen wollte ich nicht, ſeitdem der ehrliche Königsberger mich ſo mißtrauiſch angeſchielt hatte. Plötzlich brach der Ruf: Vive l'Empereur! wie ein fernhinhallendes Ungewitter los. Ich ſah mich um, an meiner Seite wühlten ein Paar bleiche Geſichter ihre Blicke in den Boden, alle Andern ſtarrten hinan, ich folgte und erblickte nun Napoleon ſelbſt, am Fenſter ſtehend. Kein Dank, keine Bewegung wurde an ihm ſichtbar. Die tiefſte Stille folgte auch ſogleich dem Ausbruch des lauteſten Jubels. Ich ſah Napoleon ſtarr und unverwandt an, bis er uns ſchnell den Rücken kehrte, und vom Fenſter verſchwand. Das Fallſtaff'ſche „Futter für Pulver“ konnte ich nicht aus den Gedanken bringen. Mir war's, als müſſe er das in dem Augenblicke gedacht haben.

Nun ſah Alles nach dem Portale, wo mehre Reitpferde gehalten wurden und wo man in Gedanken den Kaiſer jeden Augenblick herunter kommen ſah, um den guten Königsbergern das Schauſpiel des Aufſteigens und Wegreitens zu geben. Aber wir warteten und warteten vergebens, bis die Trommeln wirbelten, die ſpalierbildenden

Truppen abzogen, die Ehrenwache mit den Gewehren, in die für ſie eingerichteten Zimmer des Erdgeſchoſſes ſich zurückzog und die Menge unter lautem Gemurmel durcheinander zu wogen begann. Napoleon war in dem innern Schloßhofe aufgeſtiegen und durch eine andre Straße fortgeritten. Es kam mir ſo vor, als liebte der Mann das Aufſehen nicht. —

Das Bild Napoleons beſchäftigte mich, und ich ging zwecklos durch einige Straßen, ohne bemerkt zu haben, daß bereits mehre Stunden vergangen waren. Plötzlich ſtrömt mir eine Menſchenmaſſe entgegen. Reiter mit gezogenem Säbel, Mameluken mit geſpanntem Schießgewehr, ſprengen vorüber. Man glaubt, es nahe ein Deſpot des Orients. Dieſe Täuſchung erreicht ihre Vollendung, als man in den Strahlen einer höchſt glänzenden Umgebung einen ſtattlich ſchönen Reiter, in bizarrem Coſtüm, mit Turban und Reiherfeder hoch zu Roß, einherſprengen ſieht. Dies war der ſpäterhin ſo unglückliche Joachim Mürat. Mit einem Schlage donnert's wieder: Vive l'Empereur!

zwei, drei Mal. Napoleon kehrt von ſeinem Spazierritt heim. Dieſelbe Ruhe in ſeinen Mienen. So wie er vorüber iſt, ſchweigt der Ruf. Ein Haufe Mameluken reitet auf wilden Thieren hinter ihm. Auf keuchendem Roß ſprang nun, von Schweiß triefend, ein ſchwarzgekleideter Reiter einher. Er ſieht mich, nickt freundlich und ruft mir zu: „Komm' heut Abend zu G., ich habe dir Dinge zu erzählen!“ und ſomit ſprengt er dem Zuge nach und ſchließt ſich — ich ſehe es deutlich — dem Mamelukenführer an. Ein neues Räthſel! Was hat mein ehrlicher Schulkamerad mit dieſem Zuge zu ſchaffen? Ich erwartete den Abend mit Sehnſucht und gehe in's G.'ſche Kaffeehaus, wo ich mich in's zweite Zimmer, in die gewohnte Ecke ſetze, um meinen Freund zu erwarten.

Mit dem Rufe: „Abgelöſt!“ ſprang er bald darauf lachend herein.

„Wer bin ich?“ fragte er mich, indem er die Arme in die Seite ſtemmte. „Siehſt du mir's wohl an, daß ich erſter Guide de l'Empereur ſeit ungefähr acht Tagen bin? Ich habe dir zugerufen, daß ich dir Dinge zu erzählen habe, und nun will ich loslegen, und ſollt' es die ganze Nacht dauern. Zuhören ſollſt du mir ſchon, denn es wird dich intereſſiren, daß dein Freund nun auch eine Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt und vielleicht einmal ſeine Denkwürdigkeiten herausgeben kann. Alſo vernimm, wie ich zu meiner Celebrität gelangt bin. Ich muß wohl vom Ei anfangen, da du alle großen Begebenheiten dieſer Zeit in deinem Malepartus gänzlich verſchlafen haſt."

„Mit der officiellen Nachricht von der Ankunft des Kaiſers kam zugleich die Weiſung, mehre junge Leute von guter Familie, die fertig franzöſiſch parlirten, brav reiten konnten, und in Stadt und Gegend gut Beſcheid wußten, zu erwählen, um Napoleon während ſeiner Anweſenheit zu begleiten, und ihm, mit einem Worte, die beſte Richtung bei ſeinen Ausflügen zu geben; du ſiehſt eine Art reitenden Hofmeiſters für den großen Mann. Da ich alle jene Eigenſchaften im vollkommenſten Maße beſaß, ſo war ich unter der Zahl der Erwählten. Noch war aber Napoleon nicht da, als die Guide's ſchon auf's Schloß citirt wurden. Wir fanden etliche Herren des Magiſtrats, nicht ohne einige Verlegenheit. Eine hohe Perſon aus des Kaiſers nächſter Umgebung war angekommen und hatte den Befehl überbracht, Napoleon wolle in dem Hauſe reſidiren, das die Königin Luiſe einſt bei ihrem Aufenthalte in Königsberg bewohnt hatte. Allen fiel ſogleich das ſchöne Landhaus des Humoriſten Hippel, mit ſeinem ſo ſinnig angelegten Park ein, welches nunmehr einer andern Familie zugehörte. Die Einrichtung dieſes Hauſes konnte wohl der gemüthvollen, allen Glanz verſchmähenden, durch Unglück niedergebeugten deutſchen Fürſtin genügen, aber dem Mächtigen im Uebermaße des Glücks, den Anforderungen der ihn begleitenden Fürſten und Krieger, den Anmaßungen ſeines Hofſtaates ſchien dies Haus keine Befriedigung gewähren zu können.

Das Zuſammenſtecken der Köpfe, das Hin- und Herreden half jedoch nichts; der Befehl war da und es mußten zu ſeiner Vollziehung alle Anſtalten getroffen werden. Die beſten Zimmer wurden in Eile mit Sammt und Seidenſtoffen köſtlich tapezirt; Meubel und Ausſchmückungen aller Art herbeigeſchafft und ſo ward das eigentliche Wohnhaus zur Aufnahme des hohen Gaſtes nach Kräften würdig hergeſtellt.

Nun erhielt man die Liſte des Gefolges, und mit ihr die Liſte neuer Verlegenheiten. Die nächſten Umgebungen des Wohnhauſes waren armſelige Hütten, von Landleuten bewohnt, die nur die gewöhnlichſten Bedürfniſſe kannten und dieſe ſollten franzöſiſche Großwürdenträger aufnehmen. Man verzweifelte an der Ausführung, weil aber der Befehl da war, ſo mußte dazu geſchritten werden. Die Belegung der Häuschen wurde vorgenommen. Auf eines kamen oft zwei Marſchälle und ein König. Berthier ſollte in einem Dachſtübchen, Caulaincourt auf dem Boden, Mürat neben einem Backofen wohnen. Die Herren, die dies Alles ſo veranſtaltet hatten, wiſchten ſich den Schweiß von der Stirn und ſahen, was ſie gemacht hatten und ſich deſſen freuend, kehrten ſie zur Stadt zurück.

Da war aber mittlerweile ein hoher Gaſt, als Vorläufer des Höhern eingetroffen. Der Oberceremonienmeiſter Graf Ségur empfing die Herren im großen Saale des Schloſſes. Er, der mit Ceremonien ungemein gut umzuſpringen wiſſen mußte, machte hier deren wenig. Er fragte kurz, ob dem Befehle Sr. Kaiſerlichen Majeſtät nachgekommen worden wäre und das Hotel, welches die verſtorbene Königin bewohnt, zu deſſen Aufnahme bereit ſey. Auf die Bejahung dieſer Frage warf ſich Se. Excellenz in den Wagen, einige Herren der Behörde und meine Wenigkeit als Guide ſtiegen hinein und nun ging's den langen Steindamm hinunter, dem alten Thore zu. Nicht zweifelhaft konnte man über das Mißfallen bleiben, welches ſich Sr. Excellenz bei dieſer Gelegenheit bemächtigte. Er fragte zu mehren Malen, ob denn die Königin auf dem Lande gewohnt habe? welches jederzeit mit dem höflichſten Ja beantwortet wurde. Man kam an, ſtieg aus, und Graf Ségur's Unwillen wuchs zuſehends. Ein Mißverſtändniß mußte hier zum Grunde liegen, und nicht lange — ſo war's entdeckt. Die Königin hatte wohl einſt mit dem Könige dieſen Garten bewohnt; doch auch allein wohnte ſie, bei einem frühern Beſuche in dem geräumigen Palais des Landhofmeiſters des Königreichs in einer der ſchönſten Straßen der Stadt. Dieſe Reſidenz war es die Napoleon gemeint hatte. Daran hatte Niemand gedacht, weil Alle Napoleon ſich eine kurze Zeit als Geßner'ſchen Idyllenſchäfer gern mochten geträumt haben, der Vergnügen daran findet, in den kleinen Labyrinthen des Hippel'ſchen Gartens auf gelbem Kies einherzuſchlendern, um die zahllos angebrachten Reimſprüche und Inſchriften ſich von Einem aus ſeinem Gefolge ableſen und überſetzen zu laſſen. Dies war jedoch eine kurze Täuſchung, welcher eine furchtbare Verlegenheit folgte.

Der Kaiſer war vor den Thoren und ſeine Wohnung noch nicht im Stande. Denn der ſüße Traum, Berthier, Caulaincourt und Mürat im kleinen Häuschen, in friedlicher Eintracht, um den Tiſch der ehrlichen Bauernfamilie ſitzen zu ſehen, war ſchnell zerſtört worden. In größter Eile wurden Meubel u. ſ. w. nach der Stadt und in das Schloß gebracht, welches zur Aufnahme eines Monarchen doch an und für ſich ſchon geeigneter war, weil das Palais des Landhofmeiſters in ſo kurzer Zeit einzurichten unmöglich ſchien.

Napoleons Equipage war bereits angekommen. Man ſchritt dazu, die verſchiedenen Gegenſtände ſeiner Hofhaltung, wie ſeiner Toilette unter Dach zu bringen. Sein Reiſe-Neceſſaire von Gold, mehre Gegenſtände, die wir von Zinn und Porzellan zu ſehen gewohnt, und die zu niedrigem Dienſt beſtimmt ſind, von demſelben Metalle, einige abgetragene grüne Uniformen und verſchiedene Exemplare des welthiſtoriſchen Hütchens.

Nicht ohne Stolz, der lächerlich wie jeder Andre war, bewegte ich mich in den hohen Gemächern unter dieſen Gegenſtänden. Ich fragte mich, ob ich denn noch derſelbe war. Mich dünkte, ich ſey durch die hohe Fluth der Zeitereigniſſe ſelbſt zu einer bedeutenden Höhe getragen, ich wähnte, am Hofe zu Paris eine Charge zu bekleiden und wenn auch keiner der grand-dignitaires, doch mindeſtens einer der angeſehenſten grand-vautriens des kaiſerlichen Hauſes zu ſeyn.

Ich ſtellte mich eben vor einen der langen Spiegel, um mein ganzes Ich mit einem Male zu überblicken, ob ich denn gar nichts von Auszeichnung in irgend einem Knopf- oder andern Loche bemerkte, als ich wie vom Schlage gerührt, erſtarrt, den Mund wie zum Schreien geöffnet, ſtehen blieb. Ich erblickte nämlich einen jener Napoleonshütchen auf meinem Kopfe, gerade ſo aufgeſetzt, wie Er ſie aufzuſetzen pflegte. Ein lautes Gelächter weckte mich aus der Betäubung, worein mich der erſte Anblick verſetzt hatte, und da ich den Kopf wendete, gewahrte ich einen freundlichen alten Herrn der Stadtbehörde, der ſich — unbelauſcht wie wir waren — den Spaß gemacht hatte, mir den Hut des Weltbezwingers aufzuſetzen. Ich muß geſtehen, ich ſah ihm in dem Hute ähnlich, konnte mich aber nicht lange dieſer Aehnlichkeit erfreuen, denn ein lautes Geräuſch in den Vorzimmern erregte unſre Aufmerkſamkeit und ich legte den Hut an ſeinen Platz. Die Flügelthüren wurden aufgeriſſen und die Eintretenden meldeten die Ankunft des Kaiſers. In Eile drängten wir uns hinter die geöffnete Thür. Eine Menge Diener eilte voraus. Adjutanten, Fürſten in glänzenden Uniformen, ſtellten ſich ehrerbietig auf. Endlich erſchien Er, unſcheinbar wie immer gekleidet, feſten Schrittes, unter dem der Boden zu dröhnen ſchien.

Napoleon hatte ſich in die innern Gemächer begeben und nun war unſers Bleibens in den Vorzimmern nicht mehr. Ich durchſtrich gedankenvoll die Gänge und gerieth in die Küche, wo eben das kaiſerliche Dejeuner zubereitet wurde.

Ich näherte mich einer langen, weißbedeckten Tafel, von den Aromen mehrer dampfenden Schüſſeln angelockt, als ein „Zurück da!“ zweier bärtigen Grenadiere mich davon zurückſchreckte. „Dies iſt das Dejeuner des Kaiſers,“ fliſterte mir ein freundlicher Pariſer Küchenjunge zu, „und die Grenadiere halten Wache, damit kein unbeliebtes Gewürz aus Verſehen in die Speiſen geſtreut werden möge.“ —

Ich zog mich zurück und wandte meine Aufmerkſamkeit auf Andere nicht minder bemerkenswerthe Gegenſtände hin. Da ſprangen Lakaien in die Küche und donnerten „Qu'on serve!“ und ſogleich ſetzten ſich die ſämmtlichen Gänge des erlauchten Frühſtücks von Lakaien in ſchwerer Livree getragen und von Grenadieren escortirt, nach den kaiſerlichen Gemächern in Bewegung. Der Zug war mir ſo impoſant, daß ich — als er bei mir vorüber kam — vor den Braten, Gélés, hors d'oeuvres, und entremets, einen tiefen Bückling machte. Sie ſollten ja von den mächtigen Kinnladen zermalmt werden, wie ſo manches Andre im geliebten Vaterlande, und das mochte wohl jenes ſeltſame Gefühl in mir erregt haben.

Wie ich denn nun von Natur ein Träumer bin, ſo ſtand ich wieder träumend da, dem Zuge die Treppe hinan nachſehend, wie oben die dienſtthuenden Pagen und Kämmerlinge die Schüſſeln von den Lakaien in Empfang nahmen, um ſie den Großwürdenträgern zu überantworten, und ſo die an den ſchmutzigen Schlacken des Herdes bereiteten

Speiſen in immer reinere Hände, bis zu der Region des Lichtes gelangen zu laſſen.

Da zupfte mich Jemand am Rockſchooße und wie ich mich umdrehe, iſt es ein Page, der mich einladet, an dem Frühſtücke der Hausoffiziere des Kaiſers Theil zu nehmen. In meiner Eigenſchaft als Guide, wohlverſtanden!

Das war ein Frühſtück! Beſſer zubereitet ſind mir noch nie preußiſche Landesproducte vorgeſetzt worden. Dieſe Kartoffeln hätteſt du ſehen ſollen und ſelbſt unſere grauen Erbſen hatten eine franzöſiſche Tournüre angenommen, daß ſie faſt nicht zu erkennen waren. Das Geſpräch war laut und allgemein. Man lachte über den mißverſtandenen Befehl, und daß man ſich eingebildet habe, Lakaien Sr. Majeſtät in preußiſche Bauernhäuſer einquartieren zu können. Von dem Uebelſtande mit den Prinzen und Generalen war hier natürlich nicht die Rede.

Da trat plötzlich ein dienſtthuender Schranze mit dem Befehle ein, der Kaiſer werde am Nachmittage den Hafen von Pillau beſuchen, und Mundköche und Guide's müßten ihm dahin folgen. Fluchend über die bevorſtehende Reiſe in dem unwirthbaren Lande — ſo nannten die Gäſte mein liebes Oſtpreußen — ward das Frühſtück beendet und alsbald wurden die Anſtalten zur Abfahrt getroffen.

Hier brach mein Freund plötzlich ab. „Die Stunde ruft, ich muß auf's Schloß," ſagte er mit wichtiger Miene. „Mehres noch ſteht zu Dienſten, wenn die Zeit der Ruhe wiedergekehrt ſeyn wird; ich ſehe ſie ſchon im Geiſte, die ganze Kette der unbedeutendſten Begebenheiten, kaum des Behaltens werth, aufgezeichnet und der Preſſe übergeben. Wenn nur Napoleon dabei genannt werden kann, ſo gibt's doch ein Memoirchen!" — und ſomit ſeyen dann im Voraus meine „Mémoires d'un ancien guide de l'Empéreur, ou les événemens des trois jours, hiemit feierlichſt angekündigt. Adieu!

Er eilte davon und ich ſah am folgenden Tage den Kaiſer in einer offenen Halbchaiſe fortreiſen, die Garden von der Wache ziehen, und ging in mein ſtilles Aſyl bei Bartenſtein zurück.

VI.

Natalina.

(Warſchau. 1814.)

Der glücklichen Morgen, die ich in deinen verödeten Hallen verlebte, prächtiges Willanow! Ich verſetzte mich in jene Zeit, da eine königliche Hofhaltung dich belebte; ich ſaß ſtundenlang in den luftigen Bogengängen, wo die Thaten der polniſchen Helden von geſchickten Malern verewigt werden ſollten, und nun von den nördlichen Wintern, von Sturm und Schneegeſtöber, nach ſo kurzer Dauer ſchon faſt zerſtört waren; ich ſtrich durch deine weiten Säle, einſt üppige Prachtgemächer, wo mich nun aus jedem Winkel Zerſtörung anblickte. Mein Herz war trüb geſtimmt — ich warf mich ermüdet auf ein altes Ruhebett. Staub und Käfer, wie aus Wagner's altem Schlafrock aufgeſtöbert, umſauſten mich; ſie ſangen nicht ſo vernehmliche Worte, wie der Dichter ſie ihnen verlieh, aber ich verſtand ſie dennoch. Ich ſchloß die Augen und träumte ein Stück Geſchichte, da kam Natalia . . . . . .

„Was machſt du hier, in dem alten verzauberten Schloſſe?“ ſagte ſie mit ihrer lieblichen Stimme, mit dem weichen ſarmatiſchen Accente. Und ſie zog mich fort durch den Garten, nach dem Abhange, wo wir auf weichen Wieſenpfaden, unter hohen Ulmen und Buchen, längs dem murmelnden Bache dahingingen.

Ein anmuthiges Gebäude liegt vor uns; eine italieniſche Villa, nur mäßig groß aber geſchmackvoll und in ſchönen Verhältniſſen. Es iſt Natalina, der holden Gattin des reichen Grafen Potocki zu Ehren ſo genannt. Auch ſie hieß Natalia.

„Du wirſt mir kein ſolches Schloß jemals bauen,“ ſprach Natalia.

„Um ſo zärtlich zu ſeyn, muß man Millionen beſitzen.“ —

Der Graf und die Gräfin hatten Europa durchzogen. Jeder Ort, der in der jungen Gattin ſchönem Gemüthe eine ſchöne Empfindung hervorgerufen, wurde hier nachgezaubert. Die polniſche Sandſteppe lieh ſich willig zu Allem und das Paradies erſtand. Wir glaubten uns an die Ufer der Brenta verſetzt, und ſelbſt die Schweiz hatten wir vor Augen. Dort jenes reinliche, krausgeſchnitzte und buntangeſtrichene Haus von Holz, wo das Waſſer über Steinblöcke brauſt, und die fetten Kühe im mannshohen Graſe waten.

Treten wir in das Schloß! —

Wir ſtehen in einem ſechseckigen Zimmer; an jeder Wand iſt ein liebliches Gemälde aufgehängt; ſechs Idyllen in reichgoldenen Rahmen, unter hellem Glaſe. Welcher Meiſter hat ſie gemalt? Die Täuſchung iſt zauberiſch! Dieſe durchſichtigen Schatten, dieſes Sonnenlicht, und die wunderbaren Tinten, die dazwiſchen ruhen, und den Bildern den namenloſen Reiz verleihen. Mitten im

Gemache ſteht der Divan; wie man ſich dreht und wendet, immer fällt der Blick auf einen ſchönen Gegenſtand. Aber was iſt das? Die Bilder bewegen ſich — die Schatten fliegen vorüber — die Sonne erhellt dieſen Punkt, nun jenen — das iſt eine neue Art von Tableaux vivants! — Natalia lächelte und erklärte mir die Zauberei. —

Das Zimmer lag in einem freiſtehenden Thurm, nach welchem ſechs verſchiedene Alleen, nach den Richtungen der Fenſter liefen. Dieſe Fenſter waren rund, beſtanden nur aus einer einzigen Scheibe, und waren von einem breiten Goldrahmen, wie ein Bild umgeben. Aus einem Jeden blickte man nach einer andern Allee, an deren Ende ſich nun ſtets irgend eine maleriſche Ausſicht zeigte. Bald ein Schweizerhaus, ein Weiher mit Schwänen, von Hügeln eingefaßt, eine Schaafheerde am Abhange weidend u. ſ. w. Man kann ſich kaum vorſtellen wie artig dieſe Erfindung war.

Wenn ich nun in jüngſter Zeit ſo viel von den ſchweren Schickſalen las, die über Polens edelſte

Geſchlechter verhängt wurden, ſo dachte ich oft an Nataline, das Denkmal der zärtlichſten Gattenliebe. Ob es denn nun auch verwaiſt ſteht und verwildert, wie damals Willanow? — Auf dem Rheine nannte man mir den Namen Potocki unter den Geächteten. Es muß doppelt ſchrecklich ſeyn, wenn man mit feiner Bildung und Geſchmack ausgeſtattet, in ſeiner Jugend Alles beſaß, was Menſchen Glück nennen, und im Alter vielleicht mit groben Verbrechern an derſelben Kette ziehen muß! —

Oginsky iſt Buchbinder in Brüſſel; edle, polniſche Frauen verkaufen in Paris Handarbeiten für ihre unglücklichen Landsleute; aber Sibirien iſt härter! Sibirien! — wenn man einſt Natalina beſeſſen, und die Frau geliebt, die ihm den Namen gab. —

— Ich bin nie ſchwermüthiger erregt worden, als in den polniſchen Schlöſſern um Warſchau. Das impoſante Krulikarnie, das fürſtliche Wilanow, und Lazienka, der lieblichſte Aufenthalt der Feen!

Und woran lag dieſe Stimmung?

Alle ſtanden ſie trauernd und verödet, eine maleriſche Verwilderung umſpann Steine und Gewächſe, und belebte täuſchend die todte Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Anlagen; und ein Hauch wehte mich an in dieſen Königsſitzen, der Hauch der Macht und Kräftigkeit, die eine gewaltſame Hand zu plötzlich erſtickte. Hier war ein Mord geſchehen, das mußte man empfinden; ſeine Schauer umwehten uns noch.

Das Frühſtück, das wir in Willanow nahmen, war unſer Letztes, Natalia! — Meine Grüße fliegen zu dir nach Litthauen, zu dem kleinen Gränzſtädtchen, wo du wohneſt — oder ausruheſt! —

VII.

Der Kaplan Mayr.

Eine Klaſſe von Menſchen iſt in dem größten Theile unſerer Welt ganz ausgeſtorben. Es iſt damit wie mit gewiſſen Thiergeſchlechtern gegangen. Steinböcke z. B. wie Schwärmer ſind ſelten geworden. Mit den Letztern verſchwanden aber auch die Wunderbaren, die Räthſelhaften, die den Schwärmern Nahrung gaben, ſie erzogen und bildeten. In meiner Jugend gab es noch ſolche Leute und ich will hier erzählen, wie mich ein Zufall ſie finden ließ.

Ich lernte einen jungen Mann kennen, der viel des Anziehenden für mich beſaß, und den ich hier nicht nenne, um ihn nicht aus ſeiner freiwilligen Zurückgezogenheit zu reißen und der tauſendzüngigen Oeffentlichkeit preiszugeben. Obgleich ſchon viele Jahre von ihm getrennt, bewahrt mein Herz eine noch ſtets gleiche Freundſchaft für ihn. Eine glühende Phantaſie und eine an's Ueberſchwengliche gränzende Kunſtliebe waren die Hauptzüge meines Freundes, hiezu geſellte ſich ein religiöſes Gemüth und ein Hang zur Myſtik, die ein vertrauter Umgang mit Zacharias Werner bedeutend nährte. Maurerei und zwar die der höhern Grade, der Roſenkreuzer, war das heilige Band, das ſie umſchloß, und waltend und liebend blickte auf ſie der Kaplan Mayr, ein Mann, der ſo ſchlicht und gewöhnlich er in ſeinem Aeußern erſchien, doch mit vollem Rechte, von Allen, die ihn näher kannten, den Namen „des Wunderbaren" verdiente.

Er wohnte in dem Gebäude des Geiſtlichen an der Sackheim'ſchen Kirche in Königsberg, und theilte das ziemlich geräumige Haus mit ſeinem Sohne, einem damals vielbekannten „forſchen Burſchen", der ſich darin gefiel, noch im Jahre 1812 die barocke Studententracht des vorigen Jahrhunderts angezogen, und wie ein altes Renommiſtengeſpenſt nach Zachariä in unſere Bonapartiſche Zeit hinein zu ſpuken.

Durch meinen Freund wurde auch ich in das Nebelgebirge myſtiſcher Forſchungen gezogen. Mit Werner war er katholiſch geworden, ging aber bald wieder zu der Kirche über, die er verlaſſen hatte. Vom Ordensgeiſtlichen, der er war, wurde er Gatte und Vater und lebte in einer trüben Zurückgezogenheit, die ihm die Armuth auferlegte. Oft ſagte er zu mir: Bei den ſchönſten Hoffnungen auf die Ewigkeit möchte man manchmal hienieden verzweifeln; denn das Trübſal iſt zu groß. Die beſcheidenſten Wünſche nicht erfüllen, die nothwendigſten Bedürfniſſe nicht herbeiſchaffen zu können, iſt hart und erbitternd. Und wenn man allein zu dulden hätte! Aber Frau und Kind leiden zu ſehen, iſt empfindlicher als eigener Schmerz. Ich kann mich nicht dazu verſtehen, Geld — das einzige Mittel, allem Uebel abzuhelfen — auf die Weiſe zu verdienen, wie es die Weltmenſchen verlangen. Von der Lotterie wird mir auch kein Heil erwachſen, das weiß ich beſtimmt; denn ſie iſt verderblich für Leib und Seele. D'rum kann ich nur auf Eines meine Hoffnung ſetzen — Eines, das mein Meiſter mich lehren wird, und das nie fehlſchlägt."

Ich drang in ihn mir dieſes Eine zu ſagen.

Nach einigem Zögern willigte er darein. Er bat mich mit ihm einen Spaziergang zu machen. Er ſchlug den einſamſten ein, und ich folgte ihm in geſpannter Erwartung.

„Du weißt wie eifrig hier die Maurerei getrieben wird, fing er an, aber Du haſt keinen Begriff von den wahrhaft großen Geheimniſſen und der wunderbaren Macht, die ihre höchſten Grade den Eingeweihten enthüllen. Hier iſt allein Wahrheit und Weisheit, und Du wirſt mir einräumen, daß wer im Beſitze Beider iſt, über die Leiden dieſer Welt nicht mehr zu klagen hat."

„Er ſah mich an — ich ſchwieg. Der Eingang ſtimmte mich zum Ernſt, was damals ſelten war, da ich heiteren Geiſtes, ſehr den Freuden der

Welt, wie ſie ſich der Jugend von ſelbſt bieten, gethan war.

Dieſe höchſten Grade der Maurerei, fuhr mein Freund fort, beſitzen die Roſenkreuzer, eine bei uns nicht mehr geſtattete Geſellſchaft, die aber deſſenungeachtet fort beſteht, und ſchon bis jetzt jeder ihr feindlichen Macht geſpottet hat. Daß die Roſenkreuzer die materia prima längſt gefunden haben, und alſo auch eine Arbeit wie das Goldmachen, nicht eben als etwas Großes anſehen, iſt erwieſen, mithin iſt aber auch erwieſen, daß ich, der ich bald in die Geheimniſſe des Ordens eingeweiht ſeyn werde, mich über das Elend dieſer Welt wegſchwingen kann, da Geld nun einmal der einzige Schlüſſel iſt, hienieden Ruhe und Glück zu erringen und ich nichts Geſcheutes beſſer thun will um es mir zu verſchaffen, als nun eben es zuſammen zu kneten und zu backen, wie man das Brod zuſammenknetet und backt um ſeinen Hunger zu ſtillen.“

Ich hatte meine Augen groß aufgeriſſen und blickte meinen Freund an. Wir ſaßen auf einer

Steinbank, und ich ſehe ihn noch mit den eingefallenen Wangen, den tiefen brennenden Augen, den glatten, ſchwarzen Haaren, dem weiten hervorſtehenden Munde, aus dem die hohle Stimme dumpf tönte, wie er mir die Wege zu ſeiner Glückſeligkeit ſo ſicher bezeichnete.

„Du willſt Roſenkreuzer werden? und wie das?“ fragte ich ihn.

„Ich kenne einen Mann,“ ſprach er feierlich, „den auch Du kennen lernen ſollſt. Es iſt mir noch nicht geglückt von ſeinen Schickſalen ganz unterrichtet zu werden; was ich aber davon weiß kann ich außerordentlich nennen. Seit frühester Jugend dem Wunderbaren mit Leidenſchaft ergeben, hat er viele Jahre auf Reiſen in ſeinen Geſchäften zugebracht. Dadurch iſt er mit den größten und wichtigſten Menſchen in Berührung gekommen. Namentlich ſtand er in ſteter Verbindung mit den Logen im Orient, wozu ihm ſein langer Aufenthalt in Rußland verhalf. Ob er ſelbſt in Jeruſalem, der Wiege alles Großen und Heiligen, geweſen iſt, kann ich leider noch nicht mit Gewißheit ſagen;

daß er aber mit jener heiligen Stadt in directem Briefwechſel ſteht, weiß ich. Ich kann Dir nicht ſagen welch ein Troſt mich aus den Unterredungen mit dieſem Manne anweht, wie geſtärkt ich mich fühle, wenn er auf mich blickt, es iſt nicht Anders als wenn er magnetiſche Kraft beſäße, und er muß ſie wohl beſitzen. Durch ihn nun werde ich in die höhern Grade der Roſenkreuzer aufgenommen werden, da ich die niedern bereits auf ordentlichem Wege in der Loge erhielt. Und ſollteſt Du nun nach dieſem Allen noch nicht wiſſen, wen ich meine, ſo will ich Dir den Mann hier nennen: es iſt der Kaplan Mayr!"

„Der Kaplan Mayr?" rief ich verwundert aus, „der an der Sackheim'ſchen Kirche wohnt — der kleine —"

„Nun ja, ich ſehe, daß Du ihn kennſt, unterbrach mich mein Freund mit unwilliger Mine — wozu ihn noch näher bezeichnen wollen? Mayr iſt ein ſo großer und ausgezeichneter Menſch, daß man ihn nur zu nennen braucht, um jeder weitern Bezeichnung überhoben zu ſeyn. Selbſt fremde

Nationen haben ſich ſeinem übermächtigen Einfluſſe gebeugt. Du hörteſt ja von dem mörderiſchen Exceſſe, den einige einquartierte Franzoſen in Mayr's Nähe verübten, wobei bereits Blut gefloſſen war, und deſſen traurige Folgen nicht abzuſehen waren. Du wirſt wiſſen, daß Mayr's bloßes Erſcheinen die wilden Fremdlinge zur Ruhe brachte und ſie mit einer Verehrung vor ihm ſtanden, die nur dem Heiligſten gebührt. Man fabelte vielerlei davon; ſelbſt der Aberglaube hatte ein weites Feld gefunden, ſeine Vermuthungen ſpielen zu laſſen; aber ich will Dir die Sache erklären, wenn gleich ſie nicht natürlicher dadurch wird. Mayr hatte ſeinen großen Ornat angelegt, den in Gold und Purpur geſtickten Pelican, wie er ſeine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, auf die Bruſt gehängt, und ſo erſchien er unter den Wüthenden, ſeinen weiten Prieſterrock übergeworfen. Wie er nun aber dieſen öffnete und die Franzoſen, das ihnen entweder wohl bekannte, oder doch gewaltig imponirende prächtige Symbol erblickten, war Hader und Zwiſt vergeſſen und ſie kehrten zur Ordnung und zum Frieden zurück."

„Und durch Mayr kann man Roſenkreuzer werden?" ſprach ich nachdenkend.

„Er kann die Grade ertheilen, nachdem man den Meiſtergrad in einer gewöhnlichen Loge erlangt hat."

„Die habe ich noch nicht, mein Alter verhinderte bis jetzt die Aufnahme. —"

„Wollteſt du denn auch?" fragte mein Freund, mit vor Freude leuchtenden Blicken.

„Die Sache hat ihr Anziehendes," [illegible] ich ihm. „Ich liebe die Geheimniſſe — ich liebe die Pracht der Decorationen — ich ſehe mich ſchon mit dem Pelican auf der Bruſt — und Gold können die Roſenkreuzer machen, ſagteſt Du?"

„O ſchnödes Weltkind! doch liegt ein tiefer Fond in Dir, trotz Deines heitern Geſchwätzes," ſprach mein Freund, indem er mich beim Kopfe nahm und mir einen Kuß auf die Stirn drückte. „Gold können ſie machen, die Weiſen, und der Sorgen und Laſten dieſer Erde werden wir jedenfalls überhoden, um uns dem lautern Dienſte der Wahrheit ungehindert widmen zu können. Die Roſenobel, die altfranzöſiſche Münze, die nur ſelten noch im Handel und Wandel vorkommt, iſt aus Roſenkreuzer-Golde geſchlagen, aus künſtlichem, und doch ächtem Golde. Doch genug für jetzt! Sey verſichert, daß ich mit Maur auch Deinetwegen ſprechen werde, und Dir ſobald ich es im Stande bin, das Reſultat anzeigen will.“

Wir beendigten unſere Tour und trennten uns. Schon am andern Tage beſuchte mich mein eifriger Freund, mit Grüßen von Mayr für mich beauftragt. Er wolle meinen Wünſchen Gehör geben, und mir die Roſenkreuzeriſchen Grade ertheilen. Das Alter ſey kein Hinderniß, da, wie ihm mein Freund berichtet, meine Einſicht den Jahren vorangeeilt und mein Eiſer groß ſey. Die Aufnahme in einer wirklichen Loge ſey aber durch den Unterricht theoretiſch zu erſetzen. Er habe in dieſer Hinſicht an ſeine Obern geſchrieben und zweifle nicht an dem beſten Erfolge. Ich möchte mich nur ſo lange gedulden bis die Antwort aus Jeruſalem in Königsberg eingetroffen ſeyn würde.

„Aus Jeruſalem?“ rief ich außer mir, „welche wunderbare Korreſpondenz! Da werde ich wohl lange warten müſſen!“

„O nicht doch,“ ſagte mein Freund, „der Orden hat ſeine eigenen Kanäle; das geht Alles über Rußland.“

Und nun legte er mir eine Poſtroute nach dem gelobten Lande ſo deutlich und zweckmäßig an, daß ſich nicht das Geringſte dagegen einwenden ließ; nur ſchade daß ſie in der Wirklichkeit noch nicht beſtand. Was half's, ich mußte mich gedulden. Inzwiſchen wurde ich zu einem Spaziergange mit Mayr eingeladen, jedoch ſchärfte man mir ein, über meine Wünſche in Betreff der Aufnahme nichts zu ſagen, ſondern mich ganz gleichgültig in ſeiner Nähe zu benehmen, er wollte mich dann um ſo unbefangener kennen lernen.

Es war an einem heitern Juniusmorgen als mein Freund mich abzuholen kam. Er war allein; es hatte eben fünf geſchlagen. Auf meine Frage wo Mayr ſey, hieß es, daß wir ihn treffen würden. Wir gingen dem Pregel zu. Auf der ſogenannten Laſtadie, trat er uns, aus einem Seitengäßchen kommend, mit freundlichem Gruße entgegen.

Er ſtand im Anfange des Greiſenalters, war von mittlerer Größe, und ſein großer Kopf, mit wenigen weißen Haaren ſteckte zwiſchen den breiten Schultern; der Rücken war ſtark gekrümmt; die Augenbraunen zogen ſich etwas ſchief auf der weißen Stirne in die Höhe, und die Augen darunter glänzten geiſtreich, freundlich, zuweilen lüſtern. Die Naſe war ſchön geformt, und den weiten Mund zierten die herrlichſten Zähne, die bei dem alten Manne ganz beſonders auffallen mußten. Dies und die blühende Röthe auf ſeinen Wangen, gaben ihm einen Anſtrich von Jugendlichkeit und raubten ſeiner Erſcheinung das Ehrwürdige, das ſie ſonſt eingeflößt haben würde.

Nach den erſten Begrüßungen fing ſeine Unterhaltung an ganz vertraulich zu werden, von meinem Plane jedoch wurde kein Wort geſprochen.

Er kam auf ſeine Reiſen zu ſprechen und wußte viel von den Sitten der Schweden und Ruſſen mitzutheilen. Ehe wir es uns verſahen, hob er ſeinen langen geiſtlichen Rock in die Höhe, und zeigte uns einen ſchwediſchen Schiffertanz, oder einen Ruſſiſchen, und pfiff dazu die Melodie. Man kann ſich meine Verwunderung vorſtellen, als ich den Heiligen ſich ſo gebehrden ſah; aber mein Freund blickte nach ihm mit unendlicher Liebe, wenn auch ſein Mund dabei herzlich lachen mußte. Einige engliſche Matroſen und ruſſiſche Schiffer, die wir bei ihren Fahrzeugen, am Ufer beſchäftigt fanden, redete er in ihren Sprachen mit großer Geläufigkeit an.

Unter ſolchen ergötzlichen Unterhaltungen hatten wir die Loge der Freimaurer erreicht. „Hier wollen wir unſer Frühſtück nehmen,“ ſagte Mayr. Wir ſetzten uns in eine ſchöne Laube des Gartens und tranken Kaffee, und als durch Zufall unſere Taſſen ein Dreieck bildeten, lächelte Mayr, ſah meinen Freund bedeutend an und ſagte: „Ça lui portera bonheur!“ und mein Freund drückte mir mit einem ausdrucksvollen Geſichte die Hand.

Wir gingen hierauf in ganz weltlichen, oft ſehr unbedeutenden Geſpräche vertieft nach Hauſe, wo ich mich von Mayr auf die ehrerbietigſte Weiſe verabſchiedete. Einige Stunden ſpäter ſah ich meinen Freund bei mir, der mir den angenehmen Eindruck, den ich auf den luſtigen Weiſen gemacht hatte, nicht mit Worten zu ſchildern vermochte. Er umarmte mich zu mehren Malen und verſicherte daß nunmehr meinem Wunſche nichts mehr im Wege ſtehen würde.

Ich ſah jedoch Mayr vor der Hand nicht wieder, lebte zurückgezogen in meinem Atelier mit dem Kopiren der Madonna im Garten, von Raphael, beſchäftigt, und ging erſt am ſpäten Abend mit meinem Freunde auf einſamen Wegen.

So vergingen mehre Wochen, als dieſer mir plötzlich die Nachricht brachte, daß die Einwilligung der Obern, von denen ſich einige in Rußland befinden, eingetroffen ſey und zugleich übergab er mir eine Bittſchrift, in Jeruſalem contraſignirt und auf gelbem Pergament geſchrieben, die ich unterzeichnen ſollte. Dann wollte er mich zu Mayr führen, und mein theoretiſcher Unterricht in den erſten Graden der Maurerei, der, wie er ſagte, durch ihn ſchon, ohne daß ich's wußte, begonnen worden war, würde in kurzer Zeit beendigt ſeyn. Meiner förmlichen Einweihung in die Roſenkreuzeriſchen Grade ſtände aber nichts mehr im Wege, und ich könnte wie er und jeder andere Wiſſende dann zu dem höchſten Glücke hienieden gelangen.

Mit bebender Hand ſchrieb ich meinen Namen; mein Freund küßte mich mit Thränen in den Augen und verſprach mich andern Tages zu Mayr zu führen. Man kann ſich denken mit welcher Ungeduld ich dieſe Stunde erwartete.

Wir traten in das kleine Haus neben der Sackheim'ſchen Kirche, vor deſſen Thür, und auf deſſen Schwelle Kräuter und Gräſer üppig hervorwuchſen. Die untern Räume waren leer und weit; der Sohn des Alten war nicht zu Hauſe. Wir ſtiegen langſam und feierlich die Treppe hinauf und klopften an. Mein Herz ſchlug hörbar. Ich hatte mir auf dem ganzen Wege Mayr vorgeſtellt. Bald dachte ich ihn mir im glänzenden Koſtüm des oberſten Meiſters, den Pelican auf der Bruſt, dann wieder im ſchwarzen, langen Chorrock, den er gewöhnlich trug, und darunter die Decoration, um ſie im großen Momente der Weihe zu enthüllen. — Eine Stimme rief „Herein" und mein Freund führte mich an der Hand in das Zimmer. Es war ſechseckig; an den weißen Wänden hingen kleine Tafeln, worauf die Worte „Wachet", „Betet", „Arbeitet," mit gothiſcher Fractur geſchrieben waren und der übrige Raum war mit Piſtolen, Säbeln und Doppelläufen gleichſam tapeziert, beſonders fiel mir der Winkel auf, worin das Bett ſtand, weil er einem förmlichen Arſenale der verſchiedenſten Mordinſtrumente glich. Mayr ſelbſt war nicht zugegen, aber aus der Tiefe einer dunkeln Alkove krächzte eine Stimme: „Ich komme gleich!"

Wenn mich nun dieſer Empfang nicht eben ſehr erbaute, und nicht im Entfernteſten den Erwartungen entſprach, die ich gehegt hatte, ſo konnte ich doch die Pauſe bis zu Mayr's Erſcheinen mit der Muſterung der Gegenſtände die mich umgaben, ausfüllen. Das, was mir am Meiſten auffiel, waren mehre Schmelztiegel und Retorten, Windöfen und Blasbälge, die ich durch eine geöffnete Glasthür im Nebenzimmer erblickte.

Endlich erſchien er, im grauen Frack, ſo weltlich als möglich herausgeputzt, mit Händereiben und andern höflichen Manieren. Ich ward wie mit kaltem Waſſer begoſſen. Unſere Unterredung war nur kurz. Er bedauerte einen wichtigen Geſchäftsgang machen zu müſſen; mein Freund flüſterte mir zu, daß er ſich in die Loge zu verfügen habe. Auch ſagte er, daß wir jetzt öfter mit einander ſpazieren gehen wollten, dann holte er einige Bücher herbei, die er mir mitgab und zu leſen empfahl, weil ſie zu unſerm vorhabenden Zwecke von großem Nutzen ſeyn würden. Und ſo verließen wir ihn bald, nachdem er uns mit cerimoniöſer Höflichkeit bis vor die Thüre begleitet hatte. So verlegen ich auch war, ſo bemerkte ich doch daß die Nachbarn an die Fenſter liefen und mich mit neugieriger Verwunderung betrachteten. Jedenfalls mußte es Aufſehen erregen, einen ſo blutjungen, als ziemlichen Libertin in der Stadt bekannten, von dem „Alten vom Berge" mit ſo vielen Rückſichten empfangen und auszeichnen zu ſehen.

Ich fiel mit Heißhunger über die Bücher her. Es waren maureriſche Schriften; hauptſächlich ſolche, die von den Statuten der Roſenkreuzer handelten. Einige davon in franzöſiſcher Sprache und ein Paar Deutſche, worin ganz offen dargethan wurde, wie die Roſenkreuzer das Geheimniß beſeſſen haben, Gold zu machen, in dem der Autor ſogar mehre Recepte dazu mittheilt. Zugleich wurden aber auch nicht die Gefahren verſchwiegen, die bei dieſem Unternehmen ſich ereignen können. So zum Beiſpiel in der dritten Nacht beim Erſcheinen des rothen Löwen, wo es dem, den Tigel in Acht nehmenden Adepten leicht das Leben koſten könnte.

„Was ſollen mir dieſe Bücher?" fragte ich am andern Morgen meinen Freund. „Iſt denn das Goldmachen das Ziel meines Strebens? Iſt das die Weisheit die ich ſuche? Mußte deshalb nach Jeruſalem geſchrieben werden, und glaubt Mayr, ich werde mich dazu gebrauchen laſſen, für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, das heißt in der dritten Nacht, die Erſcheinung des rothen Löwen abzuwarten, und vom Schlage niedergeſchmettert zu werden?"

Meinen Freund frappirten dieſe Worte ſehr. Die Ergebung, die ich bis dahin gezeigt, der Eifer, den ich an den Tag gelegt, hatten ihn eine ſo ſchnelle Umwandlung nicht ahnen laſſen. Er nahm meine Aeußerungen übel und ſagte: „Wenn das geringſte Mistrauen in meinem Gemüthe Wurzel faſſen könnte, ſo müßte er auf der Stelle jede Gemeinſchaft zwiſchen mir und Mayr aufheben, und es thäte ihm leid, die Veranlaſſung zu unſerer Bekanntſchaft geweſen zu ſeyn."

Dies brachte mich zurück. So ſchnell etwas aufzugeben, das mich ſo lang beſchäftigt hatte; auf der Schwelle des Geheimniſſes umzukehren, von dem ich nur den reizenden Schleier berührt hatte, den ich nun bald lüften ſollte; dies ſchien mir ein leichtſinniger Thorenſtreich. Ich nahm was ich geſagt hatte zurück und bat Mayr nichts davon mitzutheilen. Mein Freund verſprach es mir.

Obgleich wir uns noch immer ſahen und wohl auch von unſerer Angelegenheit ſprachen, ſo war doch eine Spannung eingetreten, die ſich Keiner von uns wegläugnen konnte. Ich zog den Schritt, den ich thun wollte, in genaueſte Ueberlegung und konnte mir nicht verhehlen, daß er in mehr als einer Hinſicht ein gewagter für mich geweſen wäre, da jede geheime Verbindung ſtreng verboten war und die Roſenkreuzer in ganz beſonderm Verrufe in Preußen ſtanden. Ich hatte kein Verlangen vorläufig wieder zu Mayr hin zu gehen und nahm mir vor es dem Zufall zu überlaſſen, der mich zu ihm führen ſollte.

Dieſer erſchien bald. Ich ward in einen mißlichen Handel verwickelt, der ſehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können. Ich ward trübſinnig und meine Umgebung ſah deutlich wie ſehr ich litt. Da ſagte mir eines Tages mein Freund, mit dem ich von meiner Angelegenheit ſprach: „Zwar hat Mayr nicht Urſache ſich für Dich noch zu intereſſiren, jedoch iſt er der Einzige, der Dir helfen kann, und ich bin auch überzeugt, daß er Dir helfen wird, wenn er Deine Lage erfährt. Soll ich ihm eine Mittheilung machen?"

Ich zauderte mit meiner Antwort. Eine ängſtliche Scheu bemeiſterte ſich meiner, wenn ich daran dachte, das Verhältniß mit dieſem räthſelhaften Menſchen auf's Neue anzuknüpfen, ja — ihm ſogar Verbindlichkeiten ſchuldig zu werden; auf der andern Seite aber drängte mich meine Verlegenheit die mir dargebotene Hilfe anzunehmen, auch die Neugierde kam dabei in's Spiel, mich von Mayr's Macht zu überzeugen. Nach einigen Weigerungen willigte ich endlich ein, und mein Freund lief fort, um Alles einzuleiten.

Er ließ mich nicht lange auf die Antwort warten. Mayr hatte verſprochen noch an demſelben Abende in meiner Angelegenheit die nöthigen Schritte zu thun. Am andern Morgen erhielt ich ſchon die Gewißheit, daß Alles auf's Beſte beigelegt worden war. Ich eilte zu Mayr hin, um mich bei ihm zu bedanken, und fand ihn höflich, freundlich, und dabei wie einen ganz gewöhnlichen Menſchen.

Dieſe ruhige, alltägliche Außenſeite aber machte eben auf den, der den ſeltſamen Menſchen näher kannte, den an's Wunderbare gränzenden Eindruck.

Nach einiger Zeit hatte mich die Kunſt und ihr Studium ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich an das Forſchen nach geheimen Wiſſenſchaften nicht mehr dachte. Die von Mayr entlehnten Bücher waren demſelben zurückgeſtellt worden und obgleich ich ihm für den mir — wie ich ſpäter erfuhr — auf reinmaureriſchem Wege erzeigten Dienſt ſehr dankbar blieb, ſo ſuchte ich doch nicht mehr die Gelegenheit mich ihm zu nähern.

Mein Freund war mit mir bis zu meiner Abreiſe von Königsberg eng verbunden und noch ſpäter blieben wir es durch Briefwechſel. Sein Leben iſt der ſtrengſten Richtung treu geblieben, die er gleich anfänglich ſich dafür erwählt hatte; ich ſchweifte auf andern Bahnen. Er konnte nicht begreifen, welche Befriedigung ich darin fände. —

Mayr iſt nunmehr todt, und die Erinnerung an ihn, die neulich in einer Berliner Zeitſchrift angeregt wurde, veranlaßte mich auch Einiges, was ich von dem merkwürdigen Manne wußte, hier mitzutheilen. Wenn es gleich nicht im Stande iſt ein genügendes Licht über ſeinen Character zu werfen, ſo kann es doch wenigſtens als eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit und als ein Beitrag zu ſeinem Wirken gelten, wie es ſich außer dem Kreiſe ſeiner geiſtlichen Amtspflicht geſtaltete.

VIII.

Der Holzknecht.

Mit dem erſten Frühlingsmorgen hinaus in die Berge, mit dem letzten Blatt herein — das war ſeit Jahren mein Wahlſpruch. Den ganzen Winter über muſterte ich ſie aus der Ferne mit lachendem Auge, die blaue Reihe meiner zackigen Lieblinge. Jeden tiefen Schatten, jeden Punkt wußte ich zu deuten und bei ſeinem Namen zu nennen. Mit dem Bauer des flachen Landes läßt ſich höchſtens beim Heimkehren vom Abendſpaziergange ein kurzes Wort ſprechen, wenn er vor ſeiner Hütte ſteht, den Hut in der einen Hand und den runden Hornkamm mit der andern durch die langen Haare ſtreichend. Er iſt ſcheu, plump, nicht geſellig, er verbirgt ſeine Freude vor dem Städter, oder ſie kehrt nur dann bei ihm ein, wenn der ſeltene Feſtbraten auf ſeinem Tiſche dampft. Die ermüdende Tagesarbeit macht ihn unfähig, Abends ſich dem Tanze und anderer Luſt hinzugeben, ſein Schritt iſt träge und ſchwer, gleich dem des Ochſen, dem er am Pfluge nachtritt, ſein Lohn iſt karg und reicht dürſtig nur ;um Unterhalte hin. Der Gebirgsbewohner athmet ein himmliſcheres Element. Die Luft in den Thälern iſt ſo fein und elaſtiſch, daß ſie dem Städter anfänglich die Bruſt beklemmt. Mit jedem Tage jedoch dehnt ſich die Lunge weiter und weiter aus, man ſteigt immer anhaltender in den Felſen herum, man ſchreitet immer kühner, und ein Gefühl von Behaglichkeit und Wohlſeyn beherrſcht uns, wie wir es nie zuvor empfunden. Mitgenommene Bücher werden bei Seite geworfen; wer gewönne Zeit, ſeine Augen von dem Grün der Matten und den klaren Seen wegzuwenden auf das Weiß und Schwarz des Papiers? Ja, man vergäße ſo leicht, daß es Papier in der Welt gebe, wenn die maleriſch gelegene, lieblich klappernde Papiermühle dort unten am Waſſerfalle uns nicht daran erinnerte. Die Gebirgsbewohner ſind heiter und ſinnlich. Sie haben keine Erde zu durchfurchen, keine langweilig ermüdende Beſchäftigung. Ihre Mühſeligkeit iſt Luſt. Sie klettern in die Felſen dem Gemsbock nach, ſie ſteigen zur Alm, um die Milch von der Sennerin zu holen, ſie treiben Obſtbau und fiſchen. Von Spitze zu Spitze tönt fröhlicher Geſang, alle athmen Luſt und Liebe, Muthwille und Scherz, Kraftgefühl und Glück. Jeder Fremde iſt zu ihren Feſten geladen, die alle Abende wiederkehren, und ihre einfache Nahrung, aus Milch, Butter und Mehl, die ihnen überreich fließt, theilen ſie gaſtfrei unentgeldlich mit Allen.

Wir ſaßen im Spätherbſt in der Schenkſtube, der Mond ſchien durch die Fenſter. An allen Tiſchen war es laut. Hier wurde gewürfelt; dort hatte ein durchreiſender Krämer ſeinen Pack geöffnet und die Dirnen umſtanden ihn, begafften die bunten ſeidenen Tücher und feilſchten auch wohl darum, in einem Winkel ſaß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die grade herrſchende Cholera; etwas abgeſondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenſeits des Sees ſeinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windſtille und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und dieſe darunter kreuzweis platt auf den Tiſch gebreitet; ſo war er eingeſchlafen. Mitten in der Stube wurde ein weniges getanzt, wozu der Wirth ſelbſt die Zither ſpielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannigfaltigkeit, und jedem Einzelnen ſah man die Vorfreude an auf den morgenden Tag, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübſche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle ſcherzten mit ihr, denn Allen gefiel ſie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all' ſeinen Scharfſinn aufbieten können, ohne deßhalb im Geringſten zu ergründen, wer ſo eigentlich der Bevorzugte ſey. Ich kannte ſie bereits ſeit länger, und daher war mir's nicht entgangen, wie ſie öfters an den Tiſch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, ſaß, dem Würfelſpiel zuſchaute, und, ohne zu ſetzen — denn er war arm — emſig die Augen der Würfel zuſammenzählte; er ſchien ein eigenes Orakelſpiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen ſpielt: „er liebt mich, liebt mich nicht." Aber mit recht inniger Luſt wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nanni's ſchönen Augen, wenn ſie zum Tiſche trat, und ließ Paſch und die Höchſten werfen, um ſich an dieſer holden Zwei zu erfreuen. Sie ſtand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über ſeinen Kopf auf die andere Seite des Tiſches. Er blickte luſtig in die Höhe und ſang keck, indem er ſeinen Arm um die Mitte ihres Leibes ſchlang:

„A Dirnein im Haus is mä lieba als draus,
Da derf i net naus, wenn da Wind ſo ſtark ſauſt!"

Sie aber machte ſich raſch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was gibt's denn?" fragte Sepperl, „ſchau, ſind's etwa die ſchönen

Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die dir in die Augen ſtechen?“ — „Hab' ſchöne genug,“ erwiderte Nanni; „aber den Buſchen hätt'ſt du ſehen ſollen, Sepperl, den die Lis'l von ihrem Bu' kriegt hat. Es gibt halt keinen ſchönern morgen bei'm Tanz, das iſt gewiß.“ — „Und darum biſt du traurig?“ fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' dir morgen früh ein Buſchen, der eben ſo ſchön und noch ſchöner ſeyn ſoll.“ — „Ach, dein Buſchen!“ — meinte Nanni, „das iſt was Rechtes! Sie hat die ſchönſten und rarſten Alpenblümeln drinn; ſolche find'ſt du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell', die hab' ich heut geſehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgeſtiegen bin. Links am Felſen hinunter, da iſt ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen, und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Bei'm Krottenkopf haben's ſchon Ave Maria geläutet, ſonſt hätt' ich mir ſelbſt die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich ſorgt.“ — „Keinen Bu'?“ rief Sepperl trotzig; „und du hätt'ſt keinen? und wer wär' denn ich? Wo ſagſt du, daß die Blümeln ſtehen? Links am Felſen ober dem Krottenkopf, wenn du nach der Spitingalm hinaufſteigſt?“ — „Und was fragſt denn du darnach?“ erwiderte ſie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um ſechs geh' ich in die Kirchen, und die Blümeln kann mir keiner mehr herabſchaffen, und einen Buſchen, wie der Lieſi ihren, wird Keine haben.“ — „Und du meinſt wirklich, Nanni,“ ſagte Sepperl ernſt, „daß ich dir keinen bringen könnt'?“ — Die blauen Blümeln, die ſchönſten, kannſt mir nit bringen, und für die andern dank' ich,“ ſchmollte die hübſche Dirne. Ohne ein Wort zu ſagen, drückte Sepperl ſeinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufſtand. „Wo willſt du hin?“ fragte Nanni beſorgt. „Dir den Strauß holen,“ antwortete er. — „Jetzt?“ — Damit du ihn morgen zur rechten Zeit anſtecken kannſt. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den graden Weg mache.“ — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannſt ein Unglück haben.“ — „Sorg dich nit um mich; der Mond ſcheint, und ich bin's Kraxeln bei Nacht ſchon gewöhnt.“ — „Ich will die Blümeln nit, Sepperl, ich mag ſie nit, bleib nur da!“ So rief ſie ihm nach; er war aber ſchon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buſchen wieder da bin, dann ſchlafſt du ſchon. Laß aber fein dein Fenſter auf, daß ich ihn dir hinein werfen kann.“ — „Ich kann nit ſchlafen, bis du wieder da biſt!“ rief ihm das Mädchen nach.

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alm zu und ſang laut, daß es wiederhallte, im frohen Gefühle ſeiner glücklichen Rückkehr:

„An Sprung üba Gaſſ'n,
An Juchaza d'rauf!
An Klopfa an's Fenſta,
Schön's Dinal mach auf!“

Ein heller Jodler folgte dieſen Worten, der noch weit aus der Ferne erſchallte, als der nächtliche Sänger ſchon längſt den Augen des Mädchens entſchwunden war. Die Töne hörte man jetzt ſehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felſens umgab und den man nicht durchſchritt, wenn man zur weidenreichen Alm hinaufſtieg, die ſich ſeitwärts ausbreitete. Sepperl hatte den ſteilern Richtweg eingeſchlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegſamſten Gebirgsſchluchten, waren ihm alle Stege wohlbekannt, er ſelbſt, als geübter Kletterer, hatte nichts zu befahren. Das wußte das Mädchen, und ohnedieß nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ ſie ſich nun ganz dem Gefühle, daß ſie morgen den ſchönſten Strauß haben werde, aus den ſeltſamſten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es ſey, der in ſpäter Nachtzeit am jähen Felſenabhange ihn für ſie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte ſie, daß es Zeit ſey, nach den Gäſten zu ſchauen. Der Pfarrer wollte ſeine Zeche machen und weckte ſeinen Fährmann. Es war ſpät und er mußte fort, wollte er bei ſeiner halbſtündigen Waſſerfahrt noch des Mondſcheins theilhaftig werden.

In der Wirthsſtube wurde es nun nach und nach ſtiller. Zitherſpiel und Tanz hatten aufgehört. Der Krämer hatte ſeine Herrlichkeiten eingepackt und ſchlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen, und nur die Würfler ſaßen noch um den Tiſch und klapperten und ſchrieen dabei. — Plötzlich tritt der erſt vor Kurzem hinausgegangene Pfarrer wieder in's Zimmer. Man ſieht ihm ſogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt ihr das Nothgeſchrei nicht gehört, Leute?“ fragte er ſchnell. „Es muß Einer verunglückt ſeyn!“ Die tiefſte Ruhe herrſchte augenblicklich. Alle recken die Hälſe und horchen mit offenem Munde; und fern, ganz fern ſchallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das iſt auf dem See,“ meint der Eine, „auf dem Berg,“ der Andere. Alles ſprang auf und lief zum Hauſe hinaus. Eine tiefe Finſterniß hatte ſich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein friſcher Wind trieb ſchwarze Wolken über den Krottenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturms ließ ſich vernehmen und dazwiſchen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See nunmehr brauſte, ſondern aus der Höhe, die ſich mit drohenden Wolken umzog.

„Das iſt ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze feſtſitzt,“ meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angſt ſich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Geberde und unter den bitterſten Thränen erzählte ſie, daß ſie die Urſache ſey, weßhalb der wackere Holzknecht ſich in dieſer Lebensgefahr befinde. Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man ſie zurück. „Da iſt für jetzt keine Rettung möglich,“ ſagten Alle. „Er wird ſich ſchon feſthalten müſſen, bis es Tag wird,“ ſprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum iſt er ſo verwegen und dumm zugleich? Denn er hätte wiſſen ſollen, daß der Mond jetzt zeitig untergeht.“ Alle machten ſich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforſchen, woher der Schall komme, und wie ſie ungefähr den Platz auf dem Felſen erforſcht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche ſein furchtbares Nachtquartier halten mußte, da ließen ſie ein einſtimmiges Geſchrei ertönen, um ihm anzudeuten, daß man von ſeiner hülfloſen Lage unterrichtet ſey, daß er den Muth nicht verlieren ſolle und bis zum Sonnenaufgange ruhig ausharren möge.

Die Meiſten gingen in dieſer Nacht gar nicht nach Hauſe; ſie blieben auf dem Platze. Einige der kühnſten Burſche ſtiegen bis zu einer ſehr beträchtlichen Höhe hinan und verſicherten dann, beim Scheine der Blitze den Sepperl über einen ſchwindelnden Abgrund hängen geſehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Nanni's Augen vergoſſen Thränen in Strömen. Ihre naſſen Haare flatterten im Winde, und ſie rang troſtlos jammernd die Hände.

Endlich lichtete ſich die Nacht. Der Sturm trieb die letzten träufelnden Nachzügler in ein benachbartes Thal und es wurden Sterne ſichtbar. Nur um die höchſten Berghäupter lagerten noch dichte Wolken, die einzelnen Nadeln der Felſen ſchnitten ſich ſcharf am blauen Himmel ab. Aus dem See hoben ſich weiße Nebel und die nähern Gegenſtände ſchimmerten in leuchtendem Grau. Dies waren die Vorboten des Sonnenaufgangs.

Bald erblickte man auch den Verunglückten. Es war ein haarſträubender Anblick. Er ſchwebte über einer furchtbaren Tiefe; nur das rechte Knie hatte auf der Felſenſpitze ein karges Plätzchen gefunden, um ſich daran feſt zu halten, und die rechte Hand griff klammernd in ein Strauchwerk, der ganze übrige Körper ſchwebte frei in der Luft. Auch er ſah jetzt unter ſich, und ſeine Klagen wurden ſtärker, und durch die reine, ſtille Morgenluft vernahm man die Worte: „Helft mir ſchnell, ſonſt bin ich verloren!“

Während dieſe Worte zu uns hernieder drangen, hatten Viele ſchon den Fels erklommen, um den Armen aus ſeiner gräßlichen Lage zu befreien. Man hatte ſich dem Platze genähert, ſo weit es möglich war, aber was die Erfahrenſten unten ſchon bemerkt hatten, fand ſich nun beſtätigt. Es war nicht möglich, der Klippe beizukommen, und Niemand konnte ſich erklären, wie er ſich dahin verirrt haben mochte. Indem man berathſchlagte, was zu thun ſey, wurden die Klagen immer dringender, der Ton der Stimme immer ſchwächer.

Man konnte vorausſehen, daß eine gänzliche Erſtarrung oder das Ausreißen des Geſträuchs den Leiden des Armen ein baldiges Ende machen würde. Denn der Sturz in dieſen Abgrund mußte augenblicklichen Tod bringen.

Da kam der beſonnene und ſehr erfahrene Alpenſteiger, der alte Wirth und Richter, mit ſeinen Leuten den Fels herauf. Sie trugen Stangen und einen tüchtigen Vorrath von ſtarken Tauen. „Wir müſſen auf die Spitze über ihm klettern," ſagte er im Schreiten, ohne ſich aufzuhalten, „und ihm dann ein Seil zuwerfen." Voll freudiger Hoffnung folgte ihm Alles, und auch Nanni trocknete ihre Thränen und athmete hoch auf. Seppel ſandte bald ſeinen Blick nach oben, wie ſich die graue Kuppe über ihm mit einem Male belebte, und auch er begann an Rettung zu glauben.

Von den Stangen wurde mit Umſicht eine Art von Gerüſte gebaut, das über den Abgrund hinausreichte, und daran das ſtarke Seil befeſtigt und an der ſchroffen Felswand hinabgelaſſen, bis ſein Ende den Schwebenden berührte. „Jetzt ſchling es Dir um den Leib und wir ziehen Dich ſicher herauf!" rief der Richter ihm zu. — „Das Knie haftet kaum mehr, der Stein, worauf es ruht, iſt im Gleiten, und ich darf die Latſche nicht loslaſſen, die ich mit der Rechten halte. Wie ſoll ich aber mit der Linken, erſtarrt wie ich bin, mir das Seil um den Leib feſt binden?" ſo klang es troſtlos zurück, und dann wieder in einem fort: „Ach, helft mir! helft mir! Ihr guten Leute!" Da warf der Richter ſeine Jacke ab und ſchlang das Seil in mehreren kunſtvollen Knoten um ſeine Weſte. Dann betete er ein Vaterunſer und ſchrie: „Nun laßt mich hinab in Gottes Namen und haltet feſt und zieht ſtark und ſicher; ich bring' ihn dann ſchon herauf." Alles packte nun das Seil mit Macht, wie der Alte von der Klippe ſprang und in freier Luft hing. Mit kräftigen Fußtritten ſtieß er ſich ſtets von dem Felſen ab, wenn er deſſen vorſpringenden Zacken zu nahen kam, die ihn leicht verwunden konnten.

Glücklich war er endlich in der Region angelangt, wo Seppel in Todesangſt hing. Mit

Macht ſchwang er ſich der Zacke zu und ſtützte mit der Fußſpitze an dem Felſen, unweit des Holzknechts, dem er jetzt ein mitgebrachtes Seil um den Leib band, und nachdem dies geſchehen war, den Obenſtehenden zurief, man ſolle ihn wieder hinaufziehen. Dies geſchah alsbald, und der wackere, unerſchrockene Mann brachte das Ende des Seils, das um Sepperl feſtgebunden war, glücklich zu den Andern. Nun war kein Zweifel mehr an ſeiner Rettung. Man rief ihm zu, loszulaſſen und ſich getroſt der Stärke des Seils anzuvertrauen. Hand und Knie entſagten nun der Stütze und dem Anhaltspunkt, und donnernd polterten beide ſogleich in jähem Sturze abwärts, während Sepperl, im Freien ſchwebend, hinaufgezogen wurde. Wenige Augenblicke ſpäter, und der herabrollende Fels, der vom Regen losgeweicht und von Sepperl's Schwere aus ſeiner Fuge gedrängt worden war, hätte auch ihn, der nahenden Rettung zum Trotze, in die Tiefe mit hinabgeriſſen.

Auf der Felſenplatte drängte ſich nun Alles um den Geretteten, der bleich und erſchöpft da ſtand und um ein Glas Kirſchenwaſſer bat, das ſchnell herbeigeholt wurde. Nachdem er getrunken, zog ein ſchmerzhaftes Lächeln durch ſeine verſtörten Züge. „Dös war a ſchreckliche Nacht," ſprach er mit bebender Stimme und führte das Tuch zur Stirne, um ſich die großen Schweißtropfen abzutrocknen. Beim Abnehmen des Hutes fielen ſeine Blicke auf einen mächtigen Alpenblumenſtrauß daran. „Schau, Nanni, du ſollſt ſie haben," ſagte er, indem er ſie dem Mädchen reichte, das ſich dicht zu ihm hingedrängt hatte. „Wenn ich hinabgefallen wär', hätt'ſt keine bekommen." Und das war Alles; kurz, wie Ritter Delorges, doch glaube ich nicht, daß er, wie dieſer, den Dank ſeiner Dame verſchmäht haben wird.

— — Des Wirths Nanni iſt noch nicht verheirathet. Seppel, der zärtliche Ehr', wird ſie indeſſen nie heimführen. Das pflegt im Gebirge ſo zu gehen. Aber die Nacht in Todesangſt zugebracht, hat unauslöſchliche Spuren in ſeinem Geſichte zurückgelaſſen; er kann nicht mehr zu Berg und Felde, im Hofe herumſchleichend, nur zu häuslichen Dienſten tauglich, ſein trauriges, ſieches Leben.

IX.

Die Bleikammern.

Auf die Seufzerbrücke wurde mir nur ein Blick vergönnt. Der Cicerone verſicherte daß ſie keinem Fremden mehr aufgeſchloſſen würde. Einen Grund wußte er mir nicht anzugeben. Iſt ſie vielleicht baufällig? Von außen ſieht man es ihr nicht an. Ich wohnte in dem Hotel de la grande Bretagne, hinter San Marco und meine Blicke hatten dieſen berühmten Bogen Palladios daher immer vor Augen. Das Ganze kam mir wie ein Sarg vor, und machte einen trüben Eindruck. Der Name trug das Seinige wohl dazu bei.

Unzufrieden damit, nicht auf der Seufzerbrücke geſtanden zu haben, verlangte ich die Bleikammern zu ſehen und der Cicerone holte gleich einen Mann herbei, der uns die langen, ſchmalen Treppen hinanführte. Sie wurden zuletzt ſteil, finſter und beſchwerlich; man ließ ſeitwärts das Zimmer liegen, wo die Richter ſaßen, vor welche die unglücklichen Bewohner der Bleikammern gebracht wurden. Nun befanden wir uns auf dem Boden des alten Dogenpallaſtes, dicht unter den Bleidächern; eine entzückende Ausſicht breitete ſich vor uns aus, als wir durch die Fenſter ſahen.

„Nicht wahr?“ fing der Mann an, den der Cicerone herbeigeholt hatte, „das iſt hier gar nicht ſo übel. Man hat nur ſtets geſucht ſo viel Böſes, als nur immer möglich der guten alten Republik nachzuſagen, und ſo war man auch bemüht dieſe Bleikammern zu verſchreien und ſie ſo ſchrecklich zu ſchildern wie die Hölle. Nun überzeugen Sie ſich aber ſelbſt, wie vor Ihnen ſchon viele hundert Reiſende gethan. Dieſe Wohnung iſt für ſchwere Verbrecher nicht ſo gar entſetzlich; und iſt es nicht viel angenehmer auf dem Boden, als in dem Keller zu wohnen, wo doch die meiſten Gefängniſſe liegen? Ich unterbrach den Mann mit der Bitte mir einen Begriff von der Beſchaffenheit dieſer Kerker, hier an Ort und Stelle zu geben, da ſie augenſcheinlich demolirt waren, und nur der Boden noch exiſtirte, wo ſie einmal ſich befunden hatten.

„Sie ſehen wohl, mein Herr,“ fing der Erklärer mit Salbung an, „daß dieſer Raum zu einem Gefängniſſe viel zu hoch und weit iſt; und daß der Eſtrich zu den Füßen, ſo wie die Fugen des Daches über dem Kopfe des Verbrechers, ihm gar zu leicht Gelegenheit zum Entkommen gewährt haben würden. Man hatte daher ſehr ſtarke Eichenbohlen auf dieſen Eſtrich gelegt, und hierauf von eben ſolchen Bohlen Wände aufgeführt, die ein ſpitzwinkeliges Dreieck bildeten, auf dieſen ruhete nun eine Decke von demſelben Holze und von beträchtlicher Stärke. Eine feſte, mit Eiſen beſchlagene enge Thür führte in dieſe Zelle, und nach der Seite dieſer Fenſter hin war auch ein kleines Fenſterchen angebracht, damit der Gefangene auch ſein Theil Sonne täglich erhielte. So ſaß er denn da, und Sie ſehen daß es ein Mährchen war, wenn man behauptete, das Bleidach des Dogenpallaſtes liege ihm dicht über dem Kopfe, und er müſſe wahnſinnig werden, wenn die Sonne im Sommer das Blei glühend mache.“

Ich muß bekennen, daß ich mir von den Bleikammern eine fürchterlichere Vorſtellung gemacht hatte. Ich dachte ſie mir einigermaßen wie die Verdecke eines Sclavenſchiffes, wo kein Menſch ſich aufrecht halten kann, und nun das glühende Bleidach darüber. So unangenehm dieſe Zellen auch geweſen ſeyn mögen, ſo habe ich doch bei der Beſichtigung moderner Gefängniſſe, die von außen in vollem architectoniſchem Schmucke prangten, wahre Cachots gefunden, in deren Conſtruction die ſcharfſinnigen Baumeiſter, neben der nothwendigen Sicherheit auch ſo viel wohlberechnete Grauſamkeit anzubringen wußten, damit dem armen Eingekerkerten der Aufenthalt darin nicht gar zu angenehm werden möchte.

Ich ſah hier noch die Spuren der dreieckigen Kerker im Boden und an der Decke, und von dem

Einem waren auch noch zwei Wände da. Einige Namen waren mit etwas Scharfem eingekratzt; es war kein bekannter darunter. — Als ich die Treppe hinunterſtieg dachte ich mich in die Lage eines Gefangenen, der vor ſeine Richter geführt wird; ich warf einen ſcheuen Blick durch die geöffnete Thür in das Zimmer, wo ſie einſt ſaßen, um zu verhören, und Folter oder Tod zu dictiren. Es überrieſelte mich kalt. Ich athmete erſt wieder frei, als ich mich in dem Gewühl der Piazetta befand. Eine Gondel erwartete mich und fuhr mich nach dem Lido hinüber.

X.

Das Ghetto.

Der Ponte Rialto hatte ſeinen Eindruck nicht verfehlt. Ich war, ohne ihn zu ſuchen, in den erſten Augenblicken nach meiner Ankunft in Venedig dahingerathen, indem ich durch das Thor der großen Uhr auf dem Markusplatze, nach jenem belebten Bazar gelangte, der faſt ununterbrochen zur Prachtbrücke führt. Da lag ſie vor mir, ganz aus weißem Marmor, mit ihrer Doppelreihe von Kaufmannsläden, wie zu Shylock's Zeiten, und den Knoblauchhaufen in der Mitte, die hier in ſo reichem Maße feilgeboten werden, als gelte es der ganzen Küſte einen antipeſtilenzialiſchen Geſtank zu verleihen.

Shylock's Zeiten! mir trat der alte venetianiſche Jude hier lebhaft vor Augen; der alte, wilde Gernutus, wie ihn die Sage nennt.

Auf dieſem Rialto hatte der ſtolze, herrſchende Kaufmann den Hebräer angeſpuckt, und nachher doch ſein Geld geborgt. Dort ſtand Graziano und beſprach mit ſeinen Freunden den Schmaus zu Nacht, wobei Jeſſica entführt werden ſollte. Die ganze heitre, übermüthige Welt des Luſtſpiels trat mir vor die Seele, in die nur Shylock's Rieſengeſtalt einen breiten Schatten wirft. Aus dem obern Stockwerke eines nahe liegenden Hauſes erſchallte lärmende Muſik und wildes Geſchrei.

„Verſtopfe die Ohren des Hauſes", dacht' ich mir, „das iſt der Lärm der quergehalſten Flöte," — und ich nahm mir vor den Umgang mit Chriſten an dem Tage zu fliehen, und Shylock's Haus im Ghetto aufzuſuchen.

Ein Gondolier war zur Stelle, ich nannte ihm meinen Wunſch und er griff rüſtig zum Ruder. Es war eine weite Fahrt, die uns ganz an's andre Ende der Stadtſeite führte, welche ſich dem Ufer von Meſtre zuwendet. Endlich hält er rechts ſtill.

„Sind wir im Ghetto?“

Ein Quai, von armen Leuten bewohnt, zeigte ſich.

„Nein. Aber hier muß gehalten werden. Nach dem Ghetto führt kein Kanal.“

Dieſe Wohlthat, das Einzige, was dem todten Venedig Leben zu verleihen vermag, war alſo den armen Bewohnern des Ghetto verſagt.

Einige Männer, die ſich mir näherten, zeigten mir auf den erſten Blick, daß ſie ſich der Thiere mit ungeſpaltenen Hufen und der nicht wiederkäuenden zur Nahrung enthielten. Sie ſahen ſchwarz aus wie die Italiener, hatten feurige Augen, Adlernaſen und krauſes Haar; aber noch ein gewiſſes Etwas miſchte ſich dieſen Zügen bei, ſo etwas lauernd Erwartendes, ſo etwas Betrübtes, welches der getäuſchten Erwartung folgt, daß man ſogleich merken konnte, an welchem Uebel dieſe Leute zu leiden hatten. Sie warteten auf den Meſſias, der ihnen zu lange ausblieb.

Sie redeten mich deutſch an. Es iſt ſeltſam, aber erwieſen, daß die Juden aller Länder deutſch ſprechen. Ich habe einen Jeruſalemitiſchen Juden geſprochen, der es verſtand, und ich habe von einem gelehrten Reiſenden vernommen, daß der Judenkönig der Falaſſah in Habeſch deutſch als Hofſprache eingeführt habe, wie bei unſern Höfen franzöſiſch.

Auf die erſte Begrüßung folgte die Frage, „ob ich etwas zu handeln habe.“ Ich verneinte und ſagte daß ich blos komme, um das Quartier der Hebräer zu ſehen. Ein armer Mann bot ſich zum Führer an. Das Ghetto iſt keine Straße, ſondern mehr einem Hofe zu vergleichen, den hohe Gebäude umgeben. Es zeigte ſich wenig Leben, von Schacher keine Spur; nur wenig Männer waren ſichtbar, hin und wieder ſaßen müßige Frauen, mit tiefen Hauben und die Hände unter der Schürze; einige Kinder mit langen, ſchwarzen Haaren ſpielten auf den Miſthaufen. Das Ganze hatte wenig Aehnlichkeit mit andern Judenquartieren, die ich geſehen; nur der Geruch war derſelbe; ein Gemiſch von Knoblauch und gebratenem Gänſefett. Auch ſtanden hie und da große Gefäße mit fetter Gänſehaut, die in kleinen Stücken geſchnitten und geröſtet war. Dieſe Lieblingsſpeiſe habe ich auch in der Frankfurter Judengaſſe gefunden.

Das Ghetto wird von vielen vorſpringenden Häuſern unterbrochen, ſo daß es winkelig iſt, keinesweges aber ſo unfreundlich, ſchmutzig und finſter, als die Straßen am Fiſchmarkte und am Arſenale, welche blos von Chriſten bewohnt werden.

Es ſind drei Synagogen hier; ich ließ mir die größte zeigen. Eine doppelte Marmortreppe führte in einen viereckigen Saal, von Marmorſäulen umgeben. Die Bundeslade und andere Ornamente waren reichvergoldet, die Fenſter mit ſchweren, rothſeidenen Vorhängen dicht verhängt. Lampen und Kronleuchter von maſſivem Silber. Nächſt der Amſterdamer und Livorneſer Synagoge — ſo ſagte mir der Führer — ſoll dieſes die prächtigſte ſeyn.

Von Shylock's Haus wußte man mir nichts zu berichten; man ſchien hier nicht einmal die Sage zu kennen, oder man ſtellte ſich nur ſo. Auch wär kein einziges von den Häuſern, ſeinem Ausſehen nach, ſo alt, um die Phantaſie zu verleiten, Shylock's Wohnung dahin zu verlegen.

Seit dem die Flaggen von Candia, Corfu und Morea nicht mehr vor San Marco wehen, und der Bucentaur nicht mehr in See ſticht, giebt es weder Königliche Kaufleute noch großartige Juden mehr in Venedig. Der Porto-Franco wird das nicht wieder herſtellen können. Nichts iſt geblieben als die lieblichen, wiegenden, wollüſtigen Gondeln, wo man mit einer glühenden Venetianerin gleichſam eingeſargt, bei dicht zugezogenen Vorhängen die Lagunen durchſchifft.

Der Mond ſcheint; der Südwind treibt das adriatiſche Meer gegen die Murazzi; Zimbeln und Tambourine ſchallen vom Lido: aber wir landen nicht — immer fort — immer fort! man glaubt daß man nach Griechenland ſchiffen müßte. Es iſt ſo nah und dieſe ſüdlichen Küſten hauchen ſich ſo warm entgegen.

Der Gondolier legt an; das nahe Schifferhaus nimmt uns auf; es ſoll uns dieſe Nacht beherbergen. Auch Chioggia iſt ſchön; von hier wollen wir die Morgenſonne begrüßen.

XI.

Rheinreiſe.

Die Prinzeſſin Marianne ſchnarchte und röchelte wie ein gefeſſeltes Ungethüm am Ufer; hin und her liefen die Menſchen durcheinander; Koffer und Ballen wurden hinabgetragen; Pferde mit verbundenen Augen in niedrige Karren gebracht, um an Bord geſchafft zu werden; es war ein Bild des haſtigſten Treibens — da erſchallte die Glocke zum letzten Male — wir nahmen Abſchied und eilten, uns ein ſchattiges Plätzchen unter dem Zelte zu ſuchen, die Freunde grüßten zum Abſchiede von der Brücke, Hüte und Tücher ſchwenkend; das Schnarchen und Röcheln im Innern der Maſchine hörte plötzlich auf, und das Rauſchen der ſchaufelnden Räder begann. Ehe wir es uns verſahen, waren wir mitten im Strom, das Schiff machte ſeine Wendung und wir ſchwammen prächtig hinab, den weithin wehenden Dampf in der Luft, den glänzenden Streif im Waſſer zurücklaſſend, womit die ſtolze Prinzeſſin Marianne ihre Bahn bezeichnete.

Wohl Jeder unter uns ſieht ſich in eine eigenthümliche Stimmung verſetzt, wenn er den Rhein wieder erblickt. Wenn auch jener Enthuſiasmus nachgelaſſen hat, der unſere Bruſt für ihn durchglühete, als noch ſein linkes Ufer franzöſiſch war, und wir mit ſehnſüchtigen Blicken nach dem „Vater Rhein“ ſchauten wie nach dem Palladium des Vaterlandes, ſo müſſen wir es uns doch geſtehen, daß er ſeine Wogen durch die geſegnetſten Gauen Deutſchlands rollt, daß der heiterſte, aufgeweckteſte Volksſtamm an ſeinen Ufern horſtet, daß uns die älteſten und erhabenſten geſchichtlichen Erinnerungen dort auf allen unſern Schritten begleiten.

Ich gedachte einer frühern Zeit. Zwanzig Jahre waren ſeitdem vorüber. Wie ich ſo an den alten wohlbekannten Ufern vorbeiflog, träumte ich mich noch ein Mal jung. Ich vergegenwärtigte mir meine damalige Umgebung, die Geſellſchaft in der ich mich bewegte, die Freunde, die Brüder auf Tod und Leben; nun ſah ich mich allein an der alten Stelle. Nicht Einer der Alten begegnete mir, nicht Einer reichte mir traulich die Hand, es hatte ſich Alles verändert. Dieſe waren zu hohen Ehren gelangt, Jene keuchten ſich müde in dem Tretrade des bürgerlichen Erwerbs; Dieſe waren den Verhältniſſen des Lebens, Jene einer Krankheit unterlegen. Der blonde, bleiche, kleine Offizier, mit den klugen Augen und der hohen Stirne, geehrt und geſchätzt von ſeinem Corps, ein Liebling ſeines Chefs, er iſt jetzt einer der Erſten im Heere und hat längſt die Hoffnungen erfüllt, die man von ſeinen großen Talenten hegte. Ein Anderer, der damals in der Blüthe der Mannesjahre ſtand, an deſſen Seite ich bald zu Fuß, bald im Nachen dieſe intereſſanteſten Uferpunkte beſuchte, er beherrſcht jetzt einen weiten Landſtrich in Aſien, und nur ſelten, in langen Zwiſchenpauſen, erfreut mich die

Kunde von ſeinem Daſeyn. Mein geliebter S. der treue Gefährte auf langen und beſchwerlichen Irrfahrten, mein Bruder auf Du und Du, wirkt an einer weitentfernten Univerſität, mit Aemtern und Ehren belaſtet. Die Meiſten aber ſind verſchollen, Niemand kann mir ſagen ob ſie noch leben. Wie fremd ſind nun aber alle dieſe Männer den Intereſſen geworden, für welche ſie damals glüheten; wie weit hat die breite Woge des Lebens ſie von dem Ziele hinweggeſpült, das ſie damals erſehnten; iſt nicht das Leben eines ſolchen Menſchen, wie ein verſandeter Hafen, in dem die buntbewimpelten Schiffe nicht mehr einlaufen können?

Da liegt ſie nun die Stadt in ihrer öden Pracht, die erfriſchende, ſegenbringende Welle fehlt, die den Handel belebt, den Austauſch der Ideen, den Verkehr, und die unermeßlichen Schätze einſt herbeiführte, die jetzt nur im kleinſten Bezirke conſumirt werden.

Ich pries mich glücklich den Klippen des Ehr- und jedes andern Geizes glücklich entronnen zu ſeyn. „Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt!"

war mein Wahlſpruch ſo lang ich jung war. Und deshalb iſt auch das Glück nie bei mir eingekehrt, um mich mit ſeinen glänzendſten Gaben zu beſchenken, aber die Jugend iſt mir dafür geblieben und ſie verläßt mich nur zögernd, und mit Bedauern, weil ich mich ihr ſtets mit leichtem Sinne geweiht hatte.

So kam es denn auch, daß ich bei dieſer meiner jüngſten Rheinreiſe mich mit einer Geſellſchaft umgeben hatte, der ich als Vater und Patriarch vorſtehen konnte, obgleich ich an Jahren eigentlich noch nicht ſo vorgerückt bin, um in angemeſſenerer Umgebung auf ſolche Ehre Anſpruch zu machen.

Es waren lauter junge Leute; die ihre erſten Verſuche [illegible], um dem Leben die rechte Seite abzugewinnen; Schriftſteller zum Theil, die ſich mit offener Bruſt in den Wellenſtrudel ſtürzen, und ein angehender Buchhändler, der ihnen nachtaucht, in der beßten Hoffnung, daß das ſchäumende Bad eine gute Wirkung hervorbringen ſoll. Bei einem Zeitabſchnitte, wie der gegenwärtige, wo ſich neue Wehen in der Literatur kund geben, und große Geburten verheißen, ſind dieſe Perſonen jedenfalls die beachtenswertheſten und intereſſanteſten der Geſellſchaft.

Wir hatten uns auf der Heidelberger Ruine getroffen, und den ſchönen Abend mit einer Menge lieblicher Frauen und Mädchen dort gelustwandelt, die längſt Heidelberg berühmter zu machen verdient hätten, als ſeine Univerſität, ſein Schloß und ſein Faß. Der himmliſche Park, der die Ruine umgiebt, wimmelte von den artigſten Kindern, die nach der bunten, diesjährigen Mode gekleidet, das tiefe Grün der breiten Ebenflächen und der ſchattigſten Buchengänge, wie mit Schmetterlingenpracht und tropiſchem Blumenluxus verſchönten, und die Blicke auf die anmuthigſte Weiſe von den maleriſchen Reſten einer ſtarren Vergangenheit, zu den maleriſchern eines üppigen Lebens hinübergezogen. Von dem vielbekannten, mitten entzweigeſpaltenen Thurme, deſſen eine Hälfte über dem Abgrund ſchwebt, während die Andere wunderbar erhalten die feſten Gewölbe im Durchſchnitte zeigt, erklangen ernſte Töne: Mehüls Symphonie zu ſeinem Joſeph in Aegypten. Der Morgengeſang der Iſraeliten in der Wüſte, machte an dieſem beſuchten Orte, zum chriſtlichen Pfingſtfeſte bei untergehender Sonne eine nicht minder erhebende Wirkung. Wie wir der Muſik mit ganzer Seele folgten, lehnten wir uns über das Steingeländer und ſchaueten hinab auf die Stadt, worin heute gewiß nur die Kranken zurückgeblieben waren, auf den Spiegel des Neckar und das ferne Haardtgebirge, das im blauen Dufte uns die Richtung des Rheins bezeichnete. Unten ſahen wir das Haus wo vor ungefähr dreißig Jahren Görres, Arnim und Brentano beiſammen wohnten, woraus des Knaben Wunderhorn ertönte und Tröſt-Einſamkeit an's Licht trat; ein Haus, das damals viel Poeſie beherbergte. Drüben war die enge Gaſſe ſichtbar, wo die Ehrenſachen der Studirenden ausgemacht werden, und über uns ragte der bewaldete Kaiſerſtuhl in den geſtirnten Abendhimmel empor. Man konnte an dieſem Platze mit großem Behagen vom Kaiſerſtuhle über die Ruine hinweg, zum Hauſe und dann bis zu jener Gaſſe, ein gutes Stück deutſche

Geſchichte in Gedanken durchmachen. Nur das Berühren der Gegenwart ſtörte aus dieſem Behagen auf; es liegt zuviel Drückendes darin, wenn wir deutſche Univerſitäten von jetzt mit ihrem frühern Zuſtande vergleichen. Beim Nachhauſekommen empfing uns Muſik, und in dem offenen Speiſeſaal ſahen wir alle Tiſche gedrängt beſetzt. Man ergötzte ſich bei lautem Geſpräche, während die Teller klapperten, die Gläſer klirrten und die Harfeniſtin ihre gellende Stimme ertönen ließ. Wenn man aus dem frugalen, ſtillern Schwaben kommt, ſo wird man durch dieſe plötzliche Umwandlung der Sitten und Lebensweiſe angenehm überraſcht. Der nächſte Tag ſollte uns indeß ein noch überraſchenderes Bild liefern.

Am zweiten Pfingſtfeiertag ſtrömt Alles aus der Umgegend nach Schwetzingen zuſammen; ſo iſt es ſeit vielen Jahren herkömmlich, und auch wir machten uns auf, um dem Feſte ſeinen Tribut zu bringen. Der Wörlitzer Park und der Garten von Schwetzingen haben einen längſt wohlbegründeten, von unſern Eltern und Voreltern ſchon anerkannten Ruf. Es thut mir leid hier, was den Letztern betrifft, dieſen Ruf etwas in Zweifel zu ziehen. Wirklich verdient der Schwetzinger Garten nicht, daß man — nach dem gewöhnlichen Ausdrucke zu reden — „den Lärm von ihm mache.“ Mit dem Verſailler, ſeinem großartigen Vorbilde, iſt er nicht zu vergleichen. Dieſe Schnörkei und Zierereien, Moſcheen, Ruinen und Tempel en miniature, wie Tafelaufſätze, dieſe Waſſerkünſte und Grotten, können wohl Niemand mehr in Extaſe verſetzen, der von Dampfſchiffen und Eilwagen den gehörigen Gebrauch gemacht hat. Alles das iſt in den Gärten regierender Fürſten nach einem weit glänzendern Maßſtabe vorhanden, und trägt dort überdieß noch nicht die unverkennbaren Spuren eines längſt dahingeſchwundenen Geſchmacks und einer nur dürftigen Unterhaltung, wie dies in Schwetzingen der Fall iſt. Es wäre angemeſſener den Garten ganz verwildern, und alle Herrlichkeiten deſſelben zertrümmern zu laſſen, um dann die langen Alleen, die holländiſchen Hecken und andern Partien erſt recht zu goutiren. Eine ſolche Gartenruine müßte einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorbringen, davon bin ich überzeugt. Trotz dieſer Bemerkung will ich nicht in Abrede ſtellen, daß die hohen Buchengänge, die ſchattigen Kaſtanien, die Lauben und Boskets, das wechſelnde Grün, die bunten Parterres, höchſt anziehende Punkte bieten.[1] Gruppen von Bäumen ſind ſtets ſchön, wie nun erſt hier wo ſie mit Sorgfalt gewählt, gepflanzt und nach der Regel gezogen ſind; denn ich bin nicht ſo vandaliſch geſinnt, die Kunſt ganz aus unſern Gärten verbannt ſehen zu wollen. Am Ende iſt denn doch Le Notre's kunſtathmender Zwang mehr werth, als die regelloſe Phantaſie, die ſich durch kleinliche Nachahmungen großartiger Natur in den ſogenannten Parks kundgiebt, wo man ſich in engen, monotonen Irrgängen, wie auf dem eigenen Abſatze herumdreht, und endlich das große Vergnügen hat, durch eine grüne Wieſe überraſcht zu werden. Ich ſpreche hier nur von gewiſſen, d. h. ſogenannten Parks in Deutſchland. —

Das unbedeutende Städtchen, das ſich nach dem Garten nennt, und ſein Daſeyn nur dem Eigenſinne eines kleinen Machthabers des vorigen Jahrhunderts verdankt, welcher dieſer ſtörriſchen Natur ein Paradies abzutrotzen gedachte, hatte ſich ein Jahrmarktmäßiges Ausſehen verſchafft. Wagen verſperrten die Straßen, geputzte Leute zogen ſchaarenweiſe hin und her, aus allen Fenſtern gafften Neugierige, in einigen hölzernen Buden wurden bei dem Schalle ſchlechter Inſtrumente Alltäglichkeiten gezeigt, eine Puppenkomödie, ein Polichinell, u. ſ. w. Die geprieſenen Schwetzinger Rahmtörtchen, die erſten Kirſchen und duftigen Blumenſträuße, wurden überall feilgeboten. Wir ſetzten uns in Bewegung nach dem unanſehnlichen Schloſſe, an deſſen Pforte Stöcke und Waffen abgegeben werden mußten.

Leute, die das ganze Jahr hindurch dazu verdammt ſind, einen Tag wie den Andern zu leben, haſchen mit einer unglaublichen Wolluſt darnach, ein Mal über die Schnur hauen zu können. So fanden wir denn auch hier, dem Anſcheine nach ſehr wohlhabende und geregelte Familien, im Putze nach der neueſten Mode, auf einer niedrigen Mauereinfaſſung ſitzend, und aus der Hand Braten und Wurſt eſſend, die der Bediente aus der Hülle von fettigem Papier hervorlangte. Flaſchen wurden entſiegelt, und ihr Inhalt in Reiſebecher von gebranntem Leder geſchüttet, woraus der ſchöne Mund wie der häßliche, nacheinander nippen mußte, kurz — alle Unbequemlichkeiten einer weiten Reiſe in unwirthbaren Gegenden wurden auf das Beßte nachgeahmt, wie Kriegsgefahr bei einem Manöver, und dies geſchah hier blos — um den Genuß des Tages zu erhöhen. Ganze Reihen ſolcher vergnügten Nomaden ſahen wir, vor geöffneten Koffern ſitzen, die mit Speiſen und Getränken überfüllt waren, wie ſie ſich dem ſeltenen Vergnügen, das vielleicht alle Jahre nur ein Mal bei ihnen wiederkehrt, mit vollem Herzen hingaben — ein Mal im Freien zu eſſen. Glückliche Menſchen, denen es im Freien beſſer ſchmeckt und die auf Reiſen — wie ſie es nennen — noch doppelten Appetit haben! —

Wir begaben uns in den erſten Gaſthof, wo wir ſchon am Morgen unſere Plätze beſtellt hatten.

Großes Gedränge im ſchmalen, niedrigen Raum, viel Geſchrei und Zugwind. Eine Menge Gerichte wurde aufgetragen, oder vielmehr auf die Tafel geworfen, aber das Meiſte war unſchmackhaft bereitet. Bei ſolchen Gelegenheiten befindet ſich die Kaſſe des Wirthes beſſer, als die Magen der Gäſte. Wer jemals Invaliden oder ſonſtige Arme bei feſtlichen Gelegenheiten hat ſpeiſen ſehen, der hat einen Maaßſtab für dieſe Küche und Bedienung. Es iſt Alles da, damit die Zeitungen davon ſprechen können, aber wie? das ſteht auf der andern Seite. Das beßte Gericht war ein ältlicher Mann, mit einem breiten, ſeltſam lächelnden Geſichte, im abgetragenen Ueberrocke, einen Degen in der Hand, wie einen Stock tragend. Es war der Herr von Drais, der auf ſeiner verbeſſerten Draiſine zum Feſte herbeigefahren war. Er iſt die Seele aller dieſer öffentlichen Zirkel und man hat ihn zur Belebung der Unterhaltung ſehr gern. Jemand fragte ihn im Scherz: ob er ſich etwa nach der Draiſine genannt habe. Was er ſehr übel genommen haben ſoll. Ich freute mich dieſen unter uns viel berühmten Mann nun endlich auch kennen gelernt zu haben. Sänger und Spielleute zogen an und ab, im ununterbrochenen Wechſel, unſern Ohren zur Pein. Ein junger Burſche, der zugleich den Grimacier machte, beluſtigte allein. Er ſtellte ſich auf einen Stuhl und ſang ein Klagelied in jüdiſchem Jargon, wobei er ſtets vom Weinen in's Lachen überging. Dies Lied hatte überdieß noch ein hiſtoriſches Intereſſe, da es zu der Zeit entſtanden iſt, als die Juden Mannheim während der Belagerung verlaſſen mußten. — Man ſagte mir allgemein, daß der Beſuch Schwetzingens nicht mehr ſo ſtark ſey, als in frühern Jahren. Man verſprach ſich noch Gäſte für den Abend und meinte man müßten ſie von Mannheim in Schaaren herbeiziehen; wir aber fuhren, als der Tag ſich bereits neigte, dahin, ohne auf Wagenzüge und ſonſtige Karawanen zu ſtoßen.

In Mannheim war es anders. Wir fuhren vom Pfälzer Hof bis zum letzten Gaſthofe, ohne ein Unterkommen finden zu können, und wir würden ſicherlich unter freien Himmel haben campiren müſſen, wenn nicht ein Freund uns gaſtlich ſeine Wohnung geöffnet hätte. Zum Theil war Mozart daran ſchuld, daß Mannheim an jenem Abende ſo übervölkert war. Man gab Don Juan im Theater, und die Liebhaberei für das Theater iſt in der ganzen eben ſo geld- als menſchenreichen Umgegend ſeit langen Jahren erblich. Mit vieler Mühe bekam ich ein Plätzchen in einem Winkel der finſtern Fremdenloge, wo ich nichts ſah und hörte und an furchtbaren Beängſtigungen litt. Ich wäre vergeblich im Theater geweſen, wenn mich nicht der gaſtfreie Freund, dem ich ſchon ein Obdach verdankte, nun auch in eine bequeme Loge gebracht hätte. Hier konnte ich Alles recht ſchön überſehen. Das Haus iſt altfränkiſch, und die Logen neigen ſich von der Mitte gleichſam terraſſenartig der Bühne zu, eine Einrichtung, die ich noch nirgends angetroffen habe. Die Beleuchtung iſt vorzüglicher wie in vielen deutſchen Theatern, z. B. in Stuttgart. Die Vorſtellung intereſſirte mich, als Fremden, nicht ſehr. Um ſo Etwas mit Leib und Seele zu goutiren, wird Gewohnheit erfordert.

Madame Pirſcher war jedenfalls als Donna Anna die hervorleuchtendſte Künſtlerin. Eine ſchöne Frau, mit guter Stimme, die mit Affect und Effect eine ſolche Partie zu ſingen weiß. Im Recitativ ließ ſie ſich manchen Verſtoß gegen den guten Geſchmack, und folglich auch gegen die richtige Declamation, zu Schulden kommen, obgleich deutſche Sängerinnen, bei der Unzulänglichkeit ihrer künſtleriſchen Ausbildung, doch ſtets hierauf ſtark Anſpruch machen. Um nur Eines anzuführen, ſo hielt ſie bei den Worten, die der großen Arie:

„Du kennſt den Verräther“

vorangehen:

„und ſtößt ihn nieder!“

das „Und“ minutenlang, anſchwellend aus, zum großen Ergötzen der Mannheimer, welche ganz raſend applaudirten. Eine größere Widerſinnigkeit iſt mir aber nie begegnet. Eine Dem. Löwe gab die Zerline, und ſah ſehr hübſch aus. Befremdend war es mir den Redetext, der überall vernünftigerweiſe gekürzt wird, hier ſehr ausgeſponnen zu ſehen und noch mit mannichfachen Zuſätzen überhäuft. So erſchöpfte ſich z. B. Don Juan, ehe er das Duett

„Gieb mir die Hand, mein Leben,"

beginnt, die Reize Zerlinens zergliedernd herzuzählen, was wirklich etwas abgeſchmackt erſchien, und nur dem Mädchen Gelegenheit geben konnte, einige kokette Ziererei mehr zu etabliren. Wozu das in einer Rolle, die ohnedies genug Gelegenheit dazu bietet? Ein ungeduldigeres Publikum als das Mannheimer würde ſich ſo etwas gewiß nicht gefallen laſſen, und das fade Geſpräch mit dem Rufe:

„die Muſik! die Muſik!"

unterbrechen, die ganz unerlaubt dadurch von ihrer Stelle verdrängt wurde.

Als ich nach dem erſten Acte aus dem Theater gieng, zeigte man mir Kotzebue's Haus, und den Platz davor, wo Sand knieend, ſich den Dolch, womit er ihn ermordet, in die Bruſt ſtieß. Auch die Wieſe, wo der Unglückliche hingerichtet wurde, zeigte man mir beim Hereinfahren in die Stadt. Das Andenken an Sand, ſo friſch angeregt an dieſer Stelle, ließ mich ſchnell Don Juan und das Schwetzinger Feſt vergeſſen, und ich gieng nicht ohne tiefe innere Bewegung dem Schloßgarten zu, unter deſſen ſchattigen, von einem betäubenden Jaſmindufte durchwürzten Gängen, ich jetzt am liebſten allein geweſen wäre.

Ich dachte des Frühlings von 1819 wo dieſe That wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft uns erſchütterte und an die Folge ſchrecklicher Begebenheiten, die ſich ſeitdem daran knüpfte.

Ich lebte damals in Oeſterreich und wurde aufgefordert eine Trauerfeier Kotzebue's für das Theater zu dichten. Ich kam dem Wunſche des Impreſſars nach, wir hatten jedoch den Aerger, daß die Cenſur meine Arbeit nicht paſſiren laſſen wollte.

In Heidelberg lebt der Scharfrichter, der Sand hinrichtete, und der ſich mit vielem Gelde, aber vergebens, davon loszukaufen geſucht hat. Er hat nun aus den Brettern des Schaffots, wie man mir ſagte, eine Hütte gebaut, und ſie mit Reliquien des Hingerichteten ausgeſchmückt. Die blonden Haare Sand's waren eine Zeitlang kein ungeſuchter Handelsartikel. Es ſoll „der Sandhäſer“ auch jetzt noch an Beſuchern nicht fehlen, deren Zahl ich jedoch nicht vermehrte.

Das weitläuſtige Schloßgebäude, von dem ein beträchtlicher Theil noch in Ruinen liegt, zeigt nach dem Garten hin, eine recht anſehnliche Façade. In dem einen Flügel wohnt die verwittwete Großherzogin Stephanie, deren Zirkel ſehr beliebt ſeyn ſollen; ſie unterhält hauptſächlich den Fremdenverkehr in Mannheim. In jüngſter Zeit iſt die Lebensweiſe dieſer Fürſtin jedoch abgeſchloſſener geworden.

Unter den hier ſtets lebenden intereſſanten Fremden nenne ich den Grafen Leon, einen Sohn Napoleons, deſſen Mutter an einen deutſchen Edelmann verheirathet iſt. Auch Sternberg, der Novelliſt, war noch vor Kurzem in Mannheim.

Für mich war aber der intereſſanteſte von allen Bewohnern Mannheims, Karl Gutzkow, den ich nach längerer Trennung hier wieder fand. Ich muß meine ſchönen, frommen Leſerinnen bitten, nicht ſogleich mein Buch wegzuwerfen, wenn ich dem ſo arg verſchrieenen und verketzerten Dichter hier in meiner Aquarellmanier zu ſkizziren gedenke. Gutzkow iſt nicht das, was ſeine Feinde aus ihm machen wollen, und ich kann es Allen, die ſich in der Ferne für ihn intereſſiren, zurufen: daß die ſchöne Welt Frankfurts ihm gern zulächelt, wenn er ſeine fein zugeſpitzten und für den Zweck berechneten Vorleſungen im dortigen Muſeum hält. Der junge Verbrecher iſt wahrlich ſo übel nicht! Ein edles Profil, ein offenes, helles Auge, blondes Haar, eine Toilette nach der Mode, die nur ſo viel Nachläſſigkeit zeigt, um den genialen Schriftſteller von dem Commis-voyageur zu unterſcheiden. Die Haltung könnte freilich anders ſeyn; es wäre zu wünſchen, daß eine liebenswürdige Lehrmeiſterin hier meinen geliebten Autor ein wenig verbeſſerte. Die Rede iſt weich, wie man ſie nur eben am Ufer der Spree erlernt; in dieſem Punkt iſt Gutzkow ſtets ein guter Preuße geblieben.

Sein Umgang iſt im höchſten Grade anziehend. Wir hören nichts von jenen beißenden und vernichtenden Sätzen, die in ſeinen Schriften ſo ſchlagend wirken; nichts von jenen Sarkaſmen, die zarte, fromme Kinder ſo zurückſcheuchen; er iſt heiter und komiſch, wie in manchen Schilderungen des Mahaguru und der Novellen, ſentimental wie in den Narrenbriefen, feurig und hinreißend wie im Literaturblatt; klug und präcis wie in den öffentlichen Charakteren. Sein glänzender Geiſt, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſein Ideenſchwung, das Feuer der Jugend, werden aber noch von ſeiner Anſpruchsloſigkeit im Umgange übertroffen, von ſeiner Zuvorkommenheit und von einem ſo hohen Grade jugendlich unbefangenen Weſens, daß man ihn zuweilen für eine Erſcheinung des Mährchens halten möchte.

Wenn man ihn eben verlaſſen und dann gleich darauf von ihm hört, ſo iſt es ſchwer dieſe Gegenſätze zu vereinbaren. Mir ging es ſo, nachdem ich wieder zu Hauſe war, und ihn mir dachte, wie er ſo milde auf dem Dampfſchiffe geſeſſen, und mit meinem Löffel ſein gezuckertes Selterwaſſer umgerührt, und nun hörte, wie die Leute über ihn losfuhren und ihn als ein wahres Ungethüm darſtellten. Am meiſten verſündigen ſich aber ſeine Berliner Schulkameraden an ihm, die ihn weder von Perſon noch aus ſeinen Werken gehörig kennen und lügenhaftes, entſtellendes Zeug über ihn bekannt machen. Der ärgſte Vorwurf, der ihn trifft, iſt, daß er über den Schlagbaum ſetzt, der ihm die Straße verſperren will, und dem gemächlichen Chauſſeewärter dabei mit dem Abſatz vor den Kopf ſtößt. Mit etwas mehr Weile, die er ſich nähme, käme er ungefährdeter zu ſeinem Ziele. Aber — „wär' er beſonnen, hieß er nicht der Tell!" —

Ich glaube nicht daß es leicht dahin kommen wird, Gutzkow's Schriften von jenen Damen geleſen zu ſehen, die jetzt ſo häufig im engeren Comité, Sonntags Vorleſungen aus Andachtsbüchern halten; dabei verliert er aber nichts; ſein Publikum hat er, das ſich an ſeinen kühnen Ideen erfreut und ſeinen Muth bewundert, ein Publikum, das ihn für die hervorragendſte Erſcheinung der jüngſten Literatur anerkennt, gleich wie die bedeutendſten Buchhändler, die ihn bereits zum Mittelpunkt ihrer Speculationen machen möchten. Dies Alles hat ihn nun im Leben ſo glücklich geſtellt und ihm eine ſo vollkommene Unabhängigkeit verſchafft, wie ſie allen jugendlichen Geiſtern ſeines Schlages im vollſten Maaße zu wünſchen wäre. Er führt ein Leben, wie es vor zehn Jahren für einen jungen, deutſchen Schriftſteller noch nicht zu denken war. Am ſchönen Rheine hauſt er, kann man mit vollem Rechte von ihm ſagen; zu gleicher Zeit hatte er elegante Wohnungen in Frankfurt, Mannheim und Heidelberg, aber er zieht es vor auf dem Dampfſchiffe den breiten Rücken des Stromes bis an Holland's Grenze hinunter zu ſchwimmen. So arbeitet er, ſo dichtet er; wie verſchieden von dem Bilde, das man ſich ſonſt von armen deutſchen Dichtern im Dachſtübchen entwarf! —

Ich hoffe daß Gutzkow's nächſtes Werk, der Roman „Seraphine", der bei Cotta erſcheint, ihm auch zärtliche Gemüther zuwenden wird, wie ihm jetzt edle und ſtarke anhängen. Es iſt die rührendſte Liebesgeſchichte, die jemals erfunden wurde. —

Vom Rhein aus erblickten wir den Thurm von Frankenthal, das in neueſter Zeit der rheinbaieriſchen Aſſiſen wegen, eine traurige Berühmtheit erhalten hat. Die Ufer zeigen nichts als Schilf und Röhricht, in einiger Entfernung die Fruchtfelder und Obſtbäume der Pfalz, darüber hinaus rechts den Melibocus, links dämmernder das Haardtgebirge. Bei Worms legten wir an; die Koffer wurden geöffnet. Wir befanden uns nun im Großherzogthum Heſſen. Ein Ruſſe, der daran gewöhnt war, viele Wochen und Nächte zu durchreiſen, ohne das Land Eines Herrn zu verlaſſen, konnte hier ſeine Sarkaſmen nicht zurückhalten, und wollte von den Czarthümern Heſſen, Uſingen, Iſenburg, Rüdesheim u. ſ. w. ſprechen. Ein ſtärkerer Wind erhob ſich nun und bewegte die Wellen, als wir über den Nibelungen-Hort dahinſchifften, der bei Worms in der Tiefe ruht. Ich hätte gern einigen Engländern dieſe Beobachtungen zugerufen, die mit großer Aufmerkſamkeit in ihre Bücher, Karten und Panoramen blickten, ohne darin über den berühmten Hort das Geringſte zu finden. Vielleicht würden ſie den Rhein bei Worms, wie früher die Vigo-Bai, zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen machen, um den fabelhaften Schatz an das Tageslicht zu ziehen.

Die Gegend bei Oppenheim erkannte ich ſogleich wieder, obgleich ich ſie vor zwanzig Jahren nur auf wenige Augenblicke an einem trüben, regneriſchen Morgen zu Geſicht bekommen hatte. Hier paſſirte ich im Jahre 1815 den Rhein, auf derſelben Stelle, wo Guſtav Adolph auf einem Scheunenthore hinüberſetzte. Die Anhöhe, von der Kirche und einer Ruine gekrönt, nahm ſich aber an jenem Morgen noch herrlicher aus, als jetzt in der freundlichen Abendbeleuchtung.

Wie wir uns Mainz näherten, umzog bereits der Abendnebel die freundlichen Höhen des Rheingaus, und verbarg uns gänzlich den Taunus. Der röthliche Dom zeichnete ſich aber ſcharf auf dem lichten Abendhimmel, und die unzähligen Lichter aus den vielen Fenſtern neuer und großer Hotels, ſtrahlten freundlich zu uns herüber. Ein alter, grober Polizeidiener verſperrte uns den Weg, indem er nach unſern Päſſen fragte, und ſehr bedächtig von ihnen Einſicht nahm. Ich hielt dies für eine überflüſſige Neugier und bemerkte, er ſolle die Päſſe nur der Reihe nach abnehmen, die Polizei würde dann ſchon ſelbſt ſehen, was an ihren Inhabern ſey. Da richtete ſich der alte Blaurock recht furchtbar in die Höhe, und rief höhniſch: „Die Polizei? ſo? und wer bin denn ich?“ — Und in der That war ſeine Beſichtigung hinreichend und wir erhielten unſere Urkunden aus ſeiner Hand geheiligt zurück und durften, für dieſe Nacht wenigſtens, als ehrliche Menſchen paſſiren. Doch dauerte das nicht volle zwölf Stunden, und wir waren wieder verdächtig, beſonders ich, auf den es ein Preußiſcher Polizeibeamter ſo recht eigentlich abgeſehen hatte.

In Bingen, wie ich glaube, kommt ein ſolcher an Bord des Dampfſchiffes, und wir erhielten die Weiſung ihm unſere Päſſe einzuhändigen. Es half nichts daß der alte, grobe Heſſe, auf dem Mainzer Bollwerk, uns canoniſirt hatte; hier in Preußen waren wir Alle wieder durch die Bank Schelme, mindeſtens Barone von Minnigerode oder Aufwiegler des Volks, und mußten uns von Neuem weißbrennen. Während die Verification der Päſſe vorgenommen wurde, hatten wir einen ſchönen Theil des Rheinthales paſſirt und ein ſehr gutes Beefſteak verzehrt. Endlich erhielten wir die Weiſung in die Kajüte hinabzugehen, um unſere Papiere wieder in Empfang zu nehmen. Obgleich dieſe Forderung, einem Reiſenden auf dem Dampfſchiffe, der ſeinen Platz im Pavillon theuer genug bezahlt hat, als eine etwas zu ſtarke Zumuthung erſcheinen muß, ſo drängte ich mich doch hinzu, um mich wieder in den Beſitz des theuern Papiers zu ſehen, das zu meiner perſönlichen Sicherheit ſo unumgänglich nöthig war, und das ich nur ungern auf ſo lange Zeit, mit ſo vielen Andern pêle-mêle in fremden Händen ſah. Wie leicht konnten Unvorſichtigkeit oder wohl gar Bosheit mir einen fatalen Streich ſpielen, und ich von meiner Vergnügungsreiſe am Rhein mich plötzlich vor ein finſtres Tribunal geſchleppt ſehen, das in irgend einer unintereſſanten Stadt, die ich gar nicht kennen zu lernen wünſche, ſeinen Sitz hat. In jetziger Zeit ſind ſolche unfreiwillige Reiſen nichts Seltenes, und Umſtände, die ſie herbeiführen könnten, ſehr zu fürchten.

Endlich hatte ich glücklicherweiſe meinen Paß wieder, ſchloß ihn in meine Brieftaſche, placirte dieſe auf mein Herz, und ſtieg wieder zur Sonne empor, wo ich mich auf die grüne Bank ſtreckte, und zufrieden wie ein Gott, im Gefühle eines, für den Augenblick, anerkannt unverdächtigen Mannes den Rhein, die Hügel und die Paſſagiere, der Reihe nach muſterte. Es dauerte aber nicht lange da tritt der Polizeibeamte auf mich zu, und fragte freundlich, jedoch ohne die übliche Höflichkeit, die man einem unbekannten, feingebildeten, ruhig daſitzenden Menſchen ſchuldig zu ſeyn pflegt: „Haben Sie mir Ihren Paß ſchon gegeben?“ „Ja wohl,“ erwiederte ich, und will ihn abermals aus der Brieftaſche nehmen, um ihm denſelben zu zeigen. Der Polizeibeamte weiſt ihn aber zurück und meint, das wäre gar nicht nöthig, er wolle nur noch einmal wiſſen wie ich heiße, und woher ich käme. Ich glaubte nicht daß dies nöthig wäre, da der Paß dies Alles ſchon enthielt, und hatte die thörigte Hoffnung gehegt, daß dieſer mich einer ſolch gezwungenen Unterhaltung mit einem Polizeiofficianten hinglänglich überheben könnte. Wie ſehr war ich aber im Irrthum. Der Mann ſagte mir ganz offen und mit einem gewiſſen Grade von Artigkeit, der zu ſeinem Amte paßte, daß oftmals die Päſſe große Lügner wären, und daß es daher ſeine Pflicht ſey, auch die Reiſenden ſelbſt ſprechen zu laſſen; daß im Paſſe ein ächtdeutſcher Name und ein deutſches Vaterland vermerkt ſtehen, während der Inhaber deſſelben oft kein Wort Deutſch ſprechen könne; daß er ein alphabetiſches Regiſter bei ſich führe, wo mancher Buchſtabe mehr als hundert verpehmte Namen enthalte, die er nicht paſſiren laſſen dürfe, und daß bei dieſen Umſtänden ſein Amt für ihn ſelbſt gefahrdrohend ſey und daher ſeine größere Sorgfalt und ſelbſt Strenge wohl entſchuldige. Er erzählte mir, daß erſt kürzlich zwei Individuen ihm auf dem Dampfſchiffe ihre guten Päſſe übergeben, und von ihm bereits zurückerhalten hatten, als Einer zum Andern leiſe auf Polniſch ſagte: „Hier ſind wir gut durchgekommen,“ oder ſo etwas Aehnliches. Er verſteht zum Unglück Polniſch, da er ein geborener Poſener iſt, redet nun die Fremden in dieſer Sprache an, und es ergiebt ſich, daß der Eine ein Graf Potocki iſt, deſſen Namen ſich auf der verhängnißvollen Liſte befindet, und der nun ſogleich auf dem Dampfſchiffe ſelbſt verhaftet wird. Aus dieſem erſah ich nun daß der wackere Mann auch in mir einen ſolchen Fang zu machen witterte, und daß mein finſteres Geſicht und meine ächtſarmatiſchen Wonzen ihn auf die falſche Fährte gelockt hatten. Meine kurzgegebenen Notizen über Namen, Stand und Familie ſchienen den Mann indeß vollkommen zufriedenzuſtellen, er kannte nicht nur mehre meines Namens in Preußen, ſondern erkannte auch ſogleich meinen altpreußiſchen Dialect für ächt, und verließ mich mit mehr Höflichkeit als da er mich accoſtirt hatte.

Dieſes kleine polizeiliche Intermezzo erregte mich aber unmuthig bis zur Suppe in Coblenz.—

Wir durchſtrichen die Straßen von Mainz und ſahen das neue Theater von Außen, mit der halbrunden Façade. Kleine Jungen drängen ſich hier an die Fremden und tragen ſich zu Führern in gewiſſe Gehege an, was nicht eben von dem allgemeinen Zuſtande der Sitten den beſten Begriff giebt. Die Polizei ſollte wenigſtens auf dieſe Jungen ein eben ſo wachſames Auge als auf die Päſſe haben, dächt' ich. Das Hôtel de Hollande und das Hôtel de Bellevue zeigen fenſterreiche Façaden, hellerleuchtete Speiſeſäle mit prächtigen Drapperien, und weite offene Hallen und Gänge. Dieſes iſt allerdings ſehr anlockend für Reiſende, die müde und hungerig ſind. Wir wählten das Hôtel de Bellevue und fanden hier, daß ſich ein altes Haus mit engen Corridors, kleinen, niedrigen Zimmern, finſtern Winkeln und ſchlechten Treppen hinter einer pompöſen Façade verborgen hatte. Wie man ſonſt graulöſchpapierne Bücher mit einem in Kupfer geſtochenen Titel verſah.

Die Abfahrt des Dampfſchiffes, das am Abend Cöln erreichen muß, war die etwas unbequeme vierte Morgenſtunde. Die nächſte Nähe hüllte noch Nebel ein, und erſt beim Johannisberg fing es an etwas lichter zu werden. Als ich vor zwanzig Jahren den Johannisberg ſah, war ſein ſchönes Schloß noch nicht erbaut, und nur das Kirchlein krönte die teraſſenförmige Höhe. Auch mußte man damals in einem höchſt unbequemen Fahrzeuge den Rhein hinabſchiffen, das „Waſſerdiligence“ genannt wurde, aber eher „Paresseuse“ zu heißen verdient hätte, denn es gieng damit entſetzlich langſam. Erſt Mittag hatten wir Bingen erreicht, und Abends Coblenz, während wir jetzt in dem Hôtel de Bellevue in Coblenz ſchon zu Mittag ganz gemächlich unſere Füße unter den Tiſch ſteckten.

Dies Hotel iſt das eleganteſte, das ich am Rhein gefunden. Daneben liegen die beſcheidenen

„Drei Schweizer,“ die mir vor zwanzig Jahren treuen Schirm und Obdach gewährten, und es ſich noch nicht, wie ihre Kollegen in Mainz hatten einfallen laſſen, ihrem alten Kaſtell eine neumodiſche Façade zu geben, um mit dem Bellevue-Hotel zu concurriren. Die Zimmer in dem Letztern ſind groß und weit und mit einem Luxus meublirt, der wirklich Erſtaunen erregt. Wir bekamen einen Salon mit prächtigen Geräthſchaften, Möbel mit rothem Sammt, Teppiche, Spiegel, Uhren, zwei Lüſtres, kurz es fehlte nichts, um die beſte Geſellſchaft auf das Anſtändigſte darin aufzunehmen. Selbſt die Geräthe zum Waſchen waren höchſt elegant, die Kryſtallflaſchen, die Becken vom neueſten Wadgwood und in zierlichſter Form, wie wir ſie noch nirgend gefunden hatten. Soll ich meine aufrichtige Meinung ſagen, ſo fand ich dieſen Luxus übertrieben. Was ſollen dem Reiſenden, der nichts als Bequemlichkeit und Reinlichkeit ſucht, dieſe herrlichen Gegenſtände, da er ſich nach wenigen Stunden wieder davon trennen muß, und den Wunſch nur mühſam unterdrückt: „Ach, könnt ich doch dies Alles mitnehmen.“ Und wie theuer muß er dieſes Bedauern nicht bezahlen? Muß er dem Wirthe nicht die Zinſen ſeines ungeheuern Kapitals entrichten, das er, ohne ihn zu fragen, in die Möblirung des Hotels geſteckt hat. Muß er, mit einem Worte, nicht bei jedem Glaſe Wein, bei jeder Portion Zucker, die er ſich geben läßt, das theuere Mobiliar bezahlen helfen? Meiner Meinung nach ſind das die beſten Gaſthöfe, wo weite, einem friſchen Luftzuge ausgeſetzte, reinliche Gemächer gefunden werden; wo weder alte Tapeten, noch alte Polſter den Begriff der Reinlichkeit entfernen; wo neue, zierliche, aber einfache Möbel ſich befinden, und jede Bequemlichkeit ſich von ſelbſt darbietet. Dieſe ſind dem luxuriöſen und übertrieben theuern bei Weitem vorzuziehen, und es wäre zu wünſchen, daß Gaſtwirthe dies beherzigen wollten und ſich von den Uebertreibungen in dieſer Hinſicht, beſonders in ſtarkbeſuchten Gegenden, zurückhalten laſſen wollten.

Die Geſellſchaft auf dem Dampfſchiffe beſtand aus einem alten, dicken Engländer mit ſeiner alten, dicken Frau, zwei wohlerhaltenen, ſtattlichen Exemplaren reicher Viehmäſter aus Yorkſhire; einem jungen, ſchlanken Gentleman, dem ich es ſogleich an der Naſe anſah, daß er zu dem glücklichen Stande geiſtlicher Pfründner gehörte, die ſich auf dem Kontinente nach Kräften amüſiren, während ihre hungernden Vicare daheim der Gemeine ſchlechte Predigten halten müſſen; ſeiner Frau, einer großen, magern Geſtalt, die auf der Bank ausgeſtreckt lag, die Füße in dem langen Gewande ſorglich verhüllt, die feine, ſpitze Naſe ſtets in die Luft geſtreckt, den ſchönen Mund ſtets halb geöffnet, und die großen, ſchwärmeriſchen Augen auf die Gegenſtände gerichtet, an denen wir vorüberfuhren. Außerdem waren noch einige ſeltſame Engländerfiguren an Bord; eine feine Frau, die an den Augen litt, und einen grünen Schirm aufgeſetzt hatte, der ihr Geſicht tief beſchattete; ein Ehepaar, das mit ſtarken Schritten auf dem Deck auf und ab ging, und ſich ſeinen kleinen Säugling, erſt einige Wochen alt, nachtragen ließ, zwei Gentlemen, die in ihrem Wagen ſitzen geblieben waren, um ihre Plätze nicht bezahlen zu dürfen u. ſ. w. Von Deutſchen waren außer uns, ein Preußiſcher Regierungsbeamter, der nach der Rheinprovinz verſetzt worden war, nebſt ſeiner Gattin vorhanden, und ein Mann, der ſich, wie es ſchien, große Mühe gab, einen günſtigen Eindruck auf dieſes Ehepaar zu machen, um bei ſpäterer Gelegenheit, ſeine genaue Bekanntſchaft ſchon von dieſer Reiſe herleiten zu können. Die unterwürfige Mine dieſes künftigen Sollicitanten, Lieferanten oder was er ſeyn mochte, ſein breites Maul, das ſich viele Mühe gab, alle Merkwürdigkeiten zu erklären, ſeine Geſchäftigkeit, womit er das Frühſtück für den Regierungsrath beſtellte, Stühle herbeiholte, der gnädigen Frau den Shawl bald umgab, bald abnahm, die gnädige Protectionsmine dieſer und die Gleichgültigkeit, womit ſie auf alle Andere herabſah, die ihr gleiche Huldigung nicht angedeihen ließen, dies machte den widerwärtigſten Eindruck auf mich, weil es mir ein Bild jener aufgeblaſenen Beamten vor die Augen führte, die gegen Jedermann grob oder unerlaubt gleichgültig ſind, wenn er nicht eine Stelle, höher als ſie, im Bureau bekleidet. Eine Judenfamilie war auch von der Partie; höfliche Leute; die Frau mit einem etwas trotzig herabhängenden Lippenpaar, länglicher Naſe und kleinen, blanken Augen: der Mann mit wenigen langen Haaren im Nacken, die er ſonſt ſorglich über die Glatze zu kämmen pflegte, die aber heute, da er der Hitze wegen den Hut abgenommen hatte, im Winde flatterten, was ihm ein überaus komiſches Anſehen gab. Der Mann war zuvorkommend und geſprächig; jedoch von jener wegwerfenden Marotte beſeelt, die man häufig, bei ſeinen Glaubensgenoſſen, findet. Auf Alles, was man ihm ſagte, war ſein ſteter Refrain, den er mit ganz eigenthümlicher Betonung hervorzubringen wußte: „Nu — was iſt? — Was Wunder? — Nun ja — es iſt hübſch, aber was iſt weiter? — u. ſ. w.

Die ſüffiſante Mine, die er dabei annahm, machte ihn vollends unerträglich. Wenn ich auch nicht dem ſtarken Ausſpruch jenes engliſchen Philoſophen unbedingt beipflichten möchte, welcher behauptet: es gäbe Geſichter in der Welt, die beim erſten Anblick unwillkührlich zu Ohrfeigen herausforderten, ſo muß ich doch geſtehen daß ich vielen ſchon begegnet bin, deren Ausdruck mir ſogleich eine complette Abneigung einzuflößen im Stande war.

„Nun ja — der Rhein iſt ſchön! Warum ſoll der Rhein nicht ſchön ſeyn? Der Rhein iſt ein ſchöner Fluß; es giebt aber mehre ſchöne Flüſſe in der Welt!“ ſo ging es in einem fort, und ich war froh, als das Dampfſchiff landete, und ich in Bonn dieſer Unterhaltung, die ſich mir wider Willen aufdrängte, glücklich entkommen war. —

Auch „der Stern“ in Bonn iſt ein ſehr eleganter Gaſthof. Er war uns empfohlen worden und wir nahmen dort unſere Wohnung. Das Erſte war, daß wir uns in das Univerſitätsgebäude verfügten, um die dortigen Fresken zu beſehen. Eine zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Damen war zugegen, die mit großer Andacht der erklärenden Frau zuhorchte, die wie ein plappernder Staar, das auswendig gelernte Penſum herbetete, und dabei die köſtlichſten Schnitzer machte, Alles durcheinanderwarf und beſonders die Namen mit vorzüglicher Treue wieder zu geben wußte. Ein jedes der großen Bilder iſt von Arabesken umgeben, welche den Gegenſtand erklären helfen ſollen. Die Philoſophie iſt von einer Reihe kleiner Karrikaturen eingefaßt, die ſich hier höchſt ſeltſam ausnehmen, und mir nicht an ihrem Platze zu ſeyn ſcheinen. Die Kompoſitionen der großen Bilder ſind überreich an Figuren, die vortrefflich gruppirt ſind, die Farbengebung iſt brillant, der Ausdruck der meiſten Köpfe impoſant und wahr, dieſer Vorzüge ungeachtet, läßt das Ganze jedoch kalt, was wohl hauptſächlich an den Allegorien ſelbſt liegt. Die Idee kann den Beſchauer nicht begeiſtern, eben ſo wenig wie ſie den Maler zu begeiſtern im Stande geweſen. Wie anders ſind die verſchiedenen Triumphzüge Titians gedacht; dort iſt Leben, Drama; hier eine kalte, ſteife Präſentation, eine Hofhaltung der Philoſophie, Theologie u. ſ. w. die auf ihren Thronen figuriren und gnädige Audienz ertheilen. Die alten Meiſter ſitzen oder ſtehen alle ziemlich beſcheiden da, mehr oder minder in Sinnen verſunken, und nur Göthe ſitzt, ſelbſt ein Fürſt im Reiche des Denkens, edel und ſtolz in Formen und Haltung, und doch ächt Deutſch dabei nachläſſig hingelehnt. Man ſieht es ihm an, daß er die Elegien und den Götz, die Iphigenia und die Brockennacht gedichtet hat. Die Figur iſt ein Meiſterſtück; Kant dagegen im grünen Schlafrock, ein Gegenſtück dazu. Ich hatte weder Luſt Schlegel, noch Arndt, noch ſonſt Einen der Bonner Gelahrtheit aufzuſuchen, und ſtrich durch die engen Gäßchen, mit den kleinen ſpitzigen Häuſerchen, beſah den Münſter und dergleichen mehr. Studenten wurden nicht geſehen, nichts verrieth die Univerſität; nur als ich nach Hauſe gekommen war, tönte von der Ecke ein heller Chorus, der einen Commers zu verrathen ſchien. Unweit der Stadt liegt ein altes Luſtſchloß Poppelsdorf, worin jetzt die Sammlungen ſind, zu dem ſchöne Alleen führen, und hinter welchem ſich der Kreuzberg erhebt, von dem man, wie von jeder Höhe am Rhein, einer reizenden Ausſicht genießt.

Bonn machte einen langweiligen, trübſeligen Eindruck auf mich, es ſah, trotz des freundlichſten Wetters, Alles ſchmutzig, ärmlich und kümmerlich aus; wie ich vor zwanzig Jahren mich dort aufhielt, herrſchte ein ganz anderer Geiſt daſelbſt; die Leute waren damals aufgeweckt und munter; die Napoleoniſche Zeit war vorüber, ſie brüſteten ſich noch mit der Glorie zum großen Reiche gehört zu haben und erwarteten die ſeligen Zeiten von Poppelsdorf wieder kehren zu ſehen, mit Grotten, Nymphen, Attrappen, Waſſerkünſten, Perücken, mit Günſtlingen und Maitreſſen. Statt deſſen erhielten ſie die Univerſität. —

Mit Bonn hören bekanntlich die Ufer des Rheins auf, maleriſch zu ſeyn. Von Köln nimmt der Strom den Character eines breiten holländiſchen Kanals an, an deſſen Seiten hohe Schilfpartien wuchern, würdige Vorwürfe für Chriſtian Morgenſtern's Pinſel. Das romantiſche Siebengebirge im Auge, wendeten wir uns daher, und fuhren zu Lande, nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Godesberg, einem Dörfchen, in deſſen

Nähe die eiſenhaltige Quelle entſpringt, welche unter dem Namen „Draiſchbrunnen“ bekannt iſt. Seitwärts von der Straße, und am Fuße des Hügels, der die Ruine trägt, erblickt man eine Reihe ſchöner Gaſthäuſer. Dasjenige, das uns aufnahm, war, wie man uns ſagte, ganz von Engländern beſetzt. Die Tafel war brillant gedeckt, Silber und Kriſtall glänzten überall, beſonders auffallend war das reiche Deſſert, das in den zierlichſten Gefäßen prangte. Nie noch hatte ich in einem Wirthshauſe dieſe Menge ausgeſuchter Süßigkeiten auftragen ſehen. Mein Befremden wurde bald durch die Tiſchgeſellſchaft erklärt, die auſſer uns, aus ungefähr dreißig Damen beſtand, zu welchen ſich ein einziger alter, ſehr dicker Herr wie zufällig gefunden zu haben ſchien. Die Damen waren Engländerinnen, bis auf Eine, unſre Landsmännin, welche auf dem Präſidentenſtuhl, den ſie wahrſcheinlich als älteſter Gaſt einnahm, eine ſtumme und ſehr traurige Rolle ſpielte. Die engliſchen Damen ſprachen viel, gegen die ſonſtige Gewohnheit dieſer Nation. Beſonders intereſſant waren mir ſieben Schweſtern, die in Begleitung ihrer alten Großtante dieſe Penſion beſuchten. Alle ſieben hatten ſich das Wort gegeben, nie zu heirathen, und die ältern hatten bereits glücklicherweiſe den Zeitpunkt erreicht, wo es ihnen nicht mehr ſchwer werden konnte, ihr Gelübde zu halten; aber ein junges Mädchen war dabei; ein lieblich rundes Geſichtchen mit ſchwarzen Augen und einem rothen Mündchen, das gar hold lächelte — für dieſe ward mir ein Wenig bange. Doch ſahen mir die alten Schweſtern ganz ſo aus, als wenn ſie ſtrenge Wächter abzugeben geſonnen wären, und ich gab mich zufrieden, was den Wortbruch des hübſchen Kindes betraf, nicht aber über ſtille Qualen, die es zu erdulden haben, und über geheime Thränen, die es weinen würde. Ich konnte die alten Schweſtern nur mit Ingrimm anſehen, die grauſamen, ſchändlichen Freuden- und Friedenzerſtörer! Sie hatten wahrſcheinlich durch eigene Schuld, Kokelterie, Prüderie, oder andere Untugenden, den rechten Zeitpunkt verpaßt, und nun fordern ſie ſolch ein unſchuldiges, unwiſſendes Kind auf; ihre erzwungene Pein, freiwillig zu theilen! Sie werden es an grellen Schilderungen nicht haben fehlen laſſen, denen die Kleine Glauben ſchenkte. Sie werden uns als rechte Drachen geſchildert haben. Ich wünſchte, daß der Retter und Rächer, in der Perſon eines jungen, liebenswürdigen Lords erſchiene, und ſie dann in dem Glücke der Schweſter ihre eigene Qual noch vermehrt empfänden. Der gebrochene Eid, glaube ich, könnte der jungen Frau, dann keine großen Gewiſſensbiſſe machen.

Der alte, dicke Herr in ihrer Mitte, war ein ſeltſames Original, wie man mir ſagte. Bei Tiſche trank er wenig und ſprach noch weniger. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, verſchwand er; Niemand wußte wohin. Bemerkte er, daß man ihm nachſpähete, ſo wußte er durch Hin- und Hergehen die Spione zu ermüden und geſchickt von ſeiner Fährte abzubringen. Abends, eilf Uhr, klopfte er jedesmal, unter dem Bellen aller Hunde, an ein verſchloſſenes Seitenpförtchen, und vermied die ſtets noch geöffnete Hausthür. Sein Zuſtand ließ dann keinen Zweifel, wo er geweſen war; denn der ſtarke Weindunſt, den ſein dicker Körper verbreitete, ſo wie ſein ſchwankender Gang, belegten es ſattſam, daß er eine bedeutende Anzahl von Schoppen zu ſich genommen hatte.

Zu dieſem engliſchen Originalbilde lieferte eine Geſellſchaft holländiſcher Seeoffiziere, welche mit einigen grell aufgeputzten Damen, an dieſem Tage plötzlich hereinbrachen, den merkwürdigſten Kontraſt. Ich ſage abſichtlich „hereinbrachen,“ denn ſo und nicht anders war ihr erſtes Erſcheinen zu bezeichnen. Nachdem ſie mit vielem Geräuſche am untern Ende der Tafel Platz genommen hatten, gieng es an ein Fluchen, Singen und Taxagiren; eine Unzahl von Flaſchen wurde entſiegelt; die mitgebrachten Damen zerrten die Herren auf den Schooß, und das Ganze nahm den Character eines wilden Bacchanals an. Die Engländerinnen entwichen ſcheu und die holländiſche Marine behauptete bald allein das Feld. —

Etwas unterhalb der Ruine, die den Drachenfels krönt, hat man jetzt eine Reſtauration erbaut, wo während der ſchönen Jahreszeit täglich eine gute Wirthstäfel den Reiſenden erwartet. Man vermißt dort nichts von dem eleganten Comfort, der die Gaſthäuſer am Rhein auszeichnet. In anderthalb Stunden hat man auf Eſeln die Spitze erreicht, die Ueberfahrt mit inbegriffen. Beim Hinabſteigen beſucht man Königswinter am Fuße des Felſens, wo man auch übernachten kann.

Die Sage erzählt, daß hier ein furchtbarer Drache gehauſt habe, der die ganze Gegend mit Schrecken erfüllte Man befragte die heidniſchen Orakel, und alle ſtimmten darin überein, daß eine Jungfrau, die ſich dem Drachen als Beute freiwillig überlieferte, ihn allein zum Abzuge zwingen würde. Man machte den Orakelſpruch bekannt und alsbald ſtellte ſich ein hohes Mädchen dar, die ihr Leben dem Wohl des Landes zum Opfer bringen wollte. Man führte ſie in feierlichem Zuge den Weg hinan, wo in finſterer Höhle, das grüngeſchuppte Ungeheuer lagerte, und Feuer und Rauch in die Lüfte hinausſandte. In weiter Entfernung von dieſem Schreckensorte ließen die Führer die Jungfrau allein und weiheten ſie dem Tode. Abe ſie war voll Hoffnung und des feſten Glaubens, daß ſie das Ungethüm nicht verderben könne. Heimlich war ſie, die unter Heiden Geborene, durch die Lehre eines frommen Wald-Bruders bekehrt, Chriſtin geworden, und nun ein kleines Crucifix, das ſie beſaß, aus dem keuſchen Buſen ziehend, ſchritt ſie der Höhle zu. Mit gräulichem Ziſchen ſchoß der Drache auf ſie los, und wollte ſie packen, aber das Crucifix hielt das Mädchen vor ihm, und alsbald wälzte er ſich von ihr ab, und ſtürzte dem Abgrunde zu, wo er nie mehr von einem Menſchenauge entdeckt werden konnte. Die Menge aber, welche aus der Ferne dieſes Wunder erblickte, ſank laut jauchzend auf die Knie und wollte die Jungfrau wie ein göttliches Weſen verehren. Sie aber belehrte ſie eines Beſſern, und Alle ergriffen von Stund an das Chriſtenthum.

Eine ſeltſame Miſchung der Gefühle erregen ſolche alte Sagen und Legenden in unſerer aufgeklärten und verfeinerten Zeit, zumal wenn man ſich an Ort und Stelle befindet, wo die wunderbaren Begebenheiten ſich zugetragen haben ſollen. Ich konnte mich eines leiſen, mittelalterlichen Schauers nicht erwehren, als ich dieſe Geſchichte nach abgehaltener Tafel auf der Höhe des Drachenſteins der Geſellſchaft zum Beßten gab, die zähneſtochernd und ſich mit den Stühlen hin und herwiegend, zuhörte, und in deren Mine deutlich zu leſen war: „Welch ein Mährchen! So etwas kann ſich niemals zugetragen haben!“ — Arme Menſchheit, die den Glauben für ſo ernſte Dinge verloren hat, die Jahrhunderte uns aufbewahrten, und doch ſo willfährig dem Ungereimteſten Glauben ſchenkt, das die Gegenwart gebiert, und das ſchon im Entſtehen den Stempel der Unglaubwürdigkeit an der Stirne trägt. Ich kann dieſe Bereitwilligkeit und jenes Zurückweichen nicht eben zu den Fortſchritten zählen. —

Bei Coblenz, auf der Rückfahrt, verließen wir das Rheinufer und wandten uns dem Ehrenbreitſtein vorbei, der Straße zu, die nach den Taunusbädern führt. Die Badegeſellſchaft war noch überall im Entſtehen. Von jeder Gattung war zwar ein Exemplar vorhanden, das aber noch ziemlich vereinzelt, durch großen Zwiſchenraum von dem

Andern getrennt, daſtand, und von der Zeit erwartete, dieſen Zwiſchenraum durch Seinesgleichen ausgefüllt zu ſehen, wodurch dann erſt die belebte Kette entſteht, welche man eigentlich „Badegeſellſchaft" nennen kann. Die einzelnen Glieder boten in ihrem jetzigen Zuſtande, kein intereſſantes Bild.

In Wiesbaden fand ich ein hübſches Theater, im eleganten Geſchmacke decorirt, und nach der neuen Einrichtung erbaut, wie man ſie in den Theatern zu Hamburg, Aachen, Mainz u. ſ. w. findet. Man gab Auber's Braut, und die Sänger und Sängerinnen, größtentheils junge Leute, gaben ſich Mühe, wie es ſchien. Herr Meyer, der den Saaldorf gab, war mir von Hamburg wohlbekannt, wo er als Advokat lebte, und dann und wann in Privatgeſellſchaften ſeine ſchöne Baßſtimme vernehmen ließ. Der Beifall, den er dort erhielt, und eine angeborene Neigung, trieben den Hamburger Advokaten zu den gewiß ſeltenen Schritt, die Diele, wie dort das Gerichtszimmer genannt wird, mit den Brettern zu vertauſchen. Ein Wagniß, das leicht übel hätte ablaufen können, nun aber bereits glücklich überwunden ſcheint. Herr Meyer iſt für Rollen wie die des Saaldorf nicht ganz paſſend, doch ſoll er in ernſten Baßpartien ſehr beliebt ſeyn. Ich möchte ihm aber auch unbedingt die komiſchen als eigenthümliche Sphäre zuweiſen, wenn ſie dem Spiele und dem Geſange nach, mehr Körper haben, als dieſer lüſterne, leidenſchaftloſe Saaldorf.

Ganz wunderbar ergriff es mich, als ich zur Bockenheimer Pforte in das alte Frankfurt hineinfuhr.

Das alte Frankfurt iſt und bleibt es denn vor allen Städten, die ich nach zwanzig Jahren wiederſah, welches ſich am wenigſten in ſeinem Aeußern verändert hat. Man müßte denn einige neue Häuſer an „der ſchönen Ausſicht“ ſehr hoch in Rechnung bringen wollen. Ich lief noch denſelben Abend, obgleich ich erſt ſpät ankam, in den Straßen umher; ich blieb vor bekannten Häuſern ſtehen; ich gieng zur Eſchenheimer Gaſſe und ſah nach den Fenſtern, von wo einſt Marianne nach mir herabſchaute; ich beſuchte die Plätze Alle wo wir unſere Lieder erklingen ließen, wenn wir mit frohen Ständchen die kurze Sommernacht durchzogen; ich träumte mich wieder jung und meinte, ich müßte ſie Alle von damals an den gewohnten Plätzen treffen, den ſarcaſtiſchen M., den genialen B., H. den biederben, und den noch ſo ſchüchternen Döring; und alle Lieblingsſchauſpieler der Frankfurter, die ſich unſerm heitern Jugendleben angeſchloſſen hatten; ſie waren aber Alle nicht mehr — ein trauriges, herzzerſchneidendes Wort — Alle waren ſie dahin, und nur ich allein wandelte wieder, wie ein dem Grabe entſtiegenes Geſpenſt, auf dem Kirchhofe um Mitternacht. Da fühlte ich meinen Leichtmuth, der ſich beim Hereinfahren ſo ſtark wieder geregt hatte, mächtig zuſammenſinken, denn Frankfurt hatte ſich in der That ſehr verändert; ich blickte um mich und war fremd in der ſonſt mir ſo wohlbekannten, traulichen Stadt.

Es war ein Sonntag. Die heimkehrenden Spaziergänger hatten alle ihre Wohnungen ſchon erreicht; die Straßen wurden leer; mich fröſtelte; ich war, ohne es zu wiſſen, die Zeil hinabgegangen: „Es iſt ſpät,“ ſagte ich zu mir, und zog meine Uhr hervor. Es war eilf, ich kehrte raſch um, und eilte in den Schwan, um mein Bett zu ſuchen. Später, als ich über dies Beginnen nachdachte, erſchrack ich faſt ein wenig über meine Unbeſonnenheit. Ich hatte meine Uhr, dicht neben der Schildwache herausgezogen, die vor der Konſtablerwache auf und abgeht, wo die politiſchen Gefangenen ſitzen. Wäre nun in jener Nacht irgend etwas Beunruhigendes in der Gegend des Gefängniſſes vorgefallen, ſo würde die Schildwache ausgeſagt haben: „Gegen eilf Uhr erſchien ein wildausſehender, haſtiger Menſch, mit einem großen ſchwarzen Schnurrbarte, (alſo wahrſcheinlich ein Pole) der nach den Gefängniſſen emporblickte, (wahrſcheinlich um den darin Sitzenden Zeichen zu ertheilen), dann auf ſeine Uhr ſah, ſchnell umkehrte und den Weg zur Hauptwache einſchlug.“ Hätte die Schildwache noch etwas Uebriges thun wollen, ſo durfte ſie nur etwas aus eigenen Mitteln hinzugeſetzt haben: „mir ſchien es, daß der wildausſehende, haſtige Unbekannte, in fremder Ausſprache die Worte in den Bart gebrummt haben: „Jetzt iſt's bald Zeit!“ oder ſo dergleichen. Es hätte nicht fehlen können daß mein Aufenthalt in Frankfurt, durch dieſen Zufall, an Annehmlichkeit beträchtlich geſchmälert worden wäre. — Aber, Gott ſey Dank! es iſt in jener Nacht Alles ruhig geblieben und die gute Schildwache durfte mithin nichts ausſagen, und wurde ganz gewöhnlich abgelöſt.

Frankfurt hatte von jeher das Unglück, keine eigentlich große Stadt zu ſeyn, ohne jedoch zu den kleinen gezählt werden zu können. So iſt es auch jetzt geblieben. Es iſt viel Prätenſion da, ohne den gehörigen Aufwand, dieſe zu rechtfertigen. Die Eleganz treibt ſich keineswegs auf der Straße herum, aber doch iſt ſie vorhanden; von eigenthümlichen Sitten, die den deutſchen Städten ſo wohl anſtehen, iſt wenig mehr übrig; der Römer iſt mit Kalk übertüncht, alle Häuſer auf dem Liebfrauenberg ſind moderniſirt, das Mittelalter iſt raſirt, bis auf den alten Dom und die Judengaſſe; das ſind Frankfurts wichtigſte Monumente.

Die glänzendſte Partie des dortigen Lebens ſind die Gaſthöfe. Für den Fremden hat das ſehr viel Beſtechendes. Wer daher für einige Zeit in Frankfurt lebt und ſeine Wohnung im Gaſthof nimmt, wird ſich wohl befinden. Wer aber länger dort verweilt und ſich in ſeinen vier Pfählen einpfercht, ſieht ſich bald von allem Glanze verlaſſen und muß traurig und einſam fortleben, er ſey denn ſo hohen oder reichen Standes, daß er in die Zirkel der Diplomaten oder Banquiers Zutritt fände. Wer nicht „hochwohlgeboren" iſt oder „goldſchwer," wird hier nie eine Rolle in der Geſellſchaft ſpielen können. So war es und ſo iſt es geblieben! Talente allein geben hier keine Anwartſchaft auf allgemeine Achtung. Ich habe einige der in Frankfurt lebenden Literaten kennen gelernt. Eduard Duller, einen jungen Dichter voll Feuer und von einer edeln, kräftigen Geſinnung, der von unſerm unbegreiflichen, ſchwer begreifenden Publikum faſt keine Anerkennung erfährt. Ein Liedchen von Hölty entzückte einſt die ganze Nation, und noch zu einer ſpätern Zeit war es, wo

Ein Liedchen
Von Tiedgen,
Mit Getümmel
Von Himmel,

von der Nordſee bis zu den Alpen geſungen wurde. Wer ſingt Duller's Lieder? Wer Bechſteins? Wer ſelbſt Heine's? — Man ſpricht immer davon, die Wiſſenſchaften, die Literatur, ſeyen Gemeingut geworden, Dank ſey es den wohlfeilen Ausgaben und andern zeitgemäßen Beſtrebungen. Nichts iſt wahr davon; die Literatur iſt mehr als je, Eigenthum einer gewiſſen Klaſſe der Geſellſchaft, und die Uebrigen nehmen gar keine Notiz von ihr. Die Unzahl der Literaturzeitungen und Kritiken ſchreien ſich heiſer in Lob oder Tadel, wen kümmert das? Wer kauft, wer lieſt deshalb mehr; wer läßt ſich dadurch zur Auswahl beſtimmen? Die Literaturzeitungen machen guten oder ſchlechten Namen, bringen Ehre und Schmach, aber Alles wieder für jene Klaſſe — und woraus beſteht ſie? aus Literaten. — Für uns wird das Alles geſchrieben; wir ſelbſt ſchreiben unſere Bücher und deren Kritiken, auch wieder für uns. Wir ſind berühmt in unſerer Schriftſtellerzunft, und verlaſſen wir den Kreis unſerer Freunde, ſo kennt uns kein Menſch; ja wer ein ſehr gutes Buch geſchrieben hat, aber nicht alljährlich mit fünf neuen im Meßkatalog erſcheint, kann ſich darauf gefaßt machen, wenn er zu irgend einem reichen, dicken Sortimentshändler in den Laden tritt und ſeinen Namen nennt, ganz verblüfft die Worte zu vernehmen: „Habe nicht die Ehre!“ Glück genug wenn der, durch ihn reichgewordene, Kleinhändler dabei die Mütze ein wenig rückt.

Eduard Duller iſt ein junges, poetiſches Blut; ſein bleiches Geſicht zeigt Schmerz, ſein Auge hat viel Einnehmendes; er ſpricht nicht mehr öſtreichiſch und doch hört' ich ihm ſogleich an dem N den Oeſtreicher an, den er im Innern auch nie verläugnet. Er hat eine Frau genommen und lebt mit ihr und ſeiner Muſe, in den kleinen zierlich aufgeſchmückten Zimmern, in dem kleinen, traulichen Garten, mit Emſigkeit ſchaffend, ein Leben, zwiſchen Hoffnung und Zufriedenheit. Die Redaktion des Phönix paßt nicht ganz für ihn; ſie raubt ihm Zeit und macht ihm Verdrießlichkeiten.

Beurmann, der Verfaſſer der Frankfurter Bilder, Wagner, der die ſchönſten Lieder der neuern Franzoſen mit Geſchmack überſetzte, der wack're Leipziger Herloßſohn, den mir ein Zufall hier freundlich entgegenführte, und Gutzkow, ſchufen mir einige angenehme Abende durch ihre Geſellſchaft.

Auch das Theater habe ich beſucht. Vor zwanzig Jahren kannte ich es genau. Heigel und die Ißermann ſpielten das Liebhaberfach, die Frau von Buſch, die jungen Frauen, Otto, die Väter, Hiß ſang den Don Juan, Illenberger den Tamino, Leißring und Lux waren die Komiker, die Wagner und Amberg die jungen Sängerinnen, Madam Graff war die Prima Donna, Demoiſelle Schmi[illegible] die erſte Liebhaberin der Oper, Madame Urſpruch, die Königin und edle Mutter — dies war die künſtliche Welt, welche uns die natürliche [illegible] ver-

[illegible] Wo iſt ſie hin! Wer nennt noch von den Theaterbeſuchern in Frankfurt dieſe Namen! Hin! Hin! ein Pompeji, eine untergegangene, verſchüttete Welt, wie ſie jedes Theater nach zwanzig Jahren haben muß. Das iſt ein recht wehmüthiges Bild! Nur einer blieb aus jener Zeit, damals ein kräftiger Mann, in der Tracht der Freiwilligen gekleidet, patriotiſche Gedichte declamirend, ein Abgott des Tages — jetzt eine Ruine, der Niemanden mehr gefällt, den man beſpöttelt, bekrittelt, der wenig mehr leiſtet — der alte Weidner! —

Man gab „König und Schauſpieler," das fadeſte aller franzöſiſchen Stücke, worin eben der alte Weidner den alten Fritz ganz verhunzte, und Becker als Schauſpieler, ſein Pareli darauf bog. Das Stück war nicht gut einſtudirt, die Rede ſtockte, und die Coſtüme waren ärmlich. Darauf folgten Bauernfelds Bekenntniſſe, worin die Lindner mich einmal wieder erfriſchte. Sie iſt die natürlichſte Schauſpielerin im Luſtſpiele, die man in deutſchen

Bauern ſehen kann. Schade, daß Weidner ihr zur Seite ſtand; ſchon ſein Aeußeres war nicht nur unpaſſend, ſondern ſogar unſauber. Weidner gab den feinen Weltmann nicht in dem Sinne, wie ihn der Wiener Autor ſich dachte und wie man ihn — wenn man gerade aus der Fremde hergereiſt — ſich wohl denken mag; was er gab blieb jedoch nicht ohne Wirkung. Statt Leben, gab er Phlegma, ſtatt elegantes Benehmen, eine drollige Bonhommie; ſo waren Bewegungen und Sprache; es war nicht der Wiener Baron, ſondern vielmehr ein Frankfurter Commis-voyageur, und das nahm ſich drollig genug aus, wenn es auch nicht richtig war.

Dem Senkenbergiſchen Muſeum ſtattete ich auch einen Beſuch ab. Hier hat ſich der Name „Rüppel" verewigt; die ſchönſten Exemplare und eine Anzahl von ſeltenen Gegenſtänden aus allen Reichen der Natur, hat dieſer unermüdete, gelehrte Forſcher, von ſeinen Reiſen in die Heimath gebracht, und dieſer Anſtalt geſchenkt.

Hiemit will ich denn auch meinen Reiſebericht ſchließen; nur gering iſt, was ich heimbrachte, und nichts davon iſt werth eine Stelle in irgend einem Muſeum zu finden; eben ſo unerheblich iſt, was ich darüber der Leſewelt mittheilen kann. Einige praktiſche Bemerkungen aus der Zeit für die Zeit gegriffen, das iſt Alles.

Mein Hauderer, den ich in Frankfurt nahm, ſpielte mir noch den Streich, mich bei der Abreiſe anderthalb Stunden warten zu laſſen, und mich ſtatt geradenwegs nach Heidelberg, erſt noch bis unter die Thore von Mannheim, zweier Paſſagiere wegen, zu führen; wodurch ich genöthigt wurde einen ganzen Tag in Heidelberg zu bleiben, da es an dieſem Abende zu ſpät war, einen für mich wichtigen Beſuch noch abzuſtatten. Und dabei war der Kerl ſo verſchmitzt wie Keiner, weinte bald und jammerte, und ward dann wieder grob, hielt es bald mit Dieſem, bald mit Jenem, und lachte — nachdem er bezahlt worden war — uns obendrein aus. Mir war noch nie auf meinen Reiſen ein Exemplar von einem ſolchen unverbeſſerlichen Schufte vorgekommen und ich rathe in Zukunft ſchriftliche Verträge abzuſchließen, wie man es in Italien hält, und wie einige Reiſende, nach ihrer Verſicherung durch unangenehme Erfahrungen veranlaßt, auch ſchon am Rhein und in der Schweiz einzuführen angefangen haben. —

Ende des erſten Theils.

Aquarelle

von

A. Lewald.

Zweiter Theil.

Aquarelle

aus dem Leben.

Von

August Lewald.

OS, 3247

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Aquarelle

aus dem Leben.

Inhalt.

Seite

I. Reiſende Engländer 1

II. Schaggraben 23

III. Gelhart 50

IV. Der Graf von Cleve 74

V. Heine 89

VI. Das Glück in Baden 140

VII. Häusliche Bilder 150

VIII. Danzig 166

IX. Venedig's Gärten 185

X. Maler Lepaulle 197

XI. Excurſionen in Oſtpreußen 205

XII. Ina 241

I.

Reiſende Engländer.

Die Engländer haben uns andern armen Erdenſöhnen das Reiſen verdorben. Ich ſpreche nicht von jenen Lords, die mit ihrer perſönlichen und angebornen Herrlichkeit zugleich ihren ambulanten Palaſt im erſten beſten Hafen des Continents ausſchiffen laſſen. Das ſind keine gewöhnlichen Erdenſöhne mehr, ſondern mindeſtens Halbgötter. Nein, jene Engländer meine ich, Schneider und Apotheker, die zu einem gewiſſen Grade von Wohlhabenheit in ihrem Vaterlande gelangt ſind, Oberoffiziere auf halbem Sold, Verliebte, die gegen den Willen ihrer Aeltern ſich verbunden haben, kurz den ganzen Troß eleganter Nomaden, wie man ſie überall antreffen kann, die Alles kennen lernen wollen, alle Moden mitmachen, in Frankreich Fricaſſées und in Italien Maccaroni eſſen, ſich aber immer dabei nach Englands Fleiſchtöpfen ſehnen, und in Anzug, Gang, Haltung, Manier, Geſinnung ſtets ihre Originalität behaupten. **Dieſe Leute würden in England** ihren geſalzenen Häring eſſen und ihre Pinte Porter trinken in einer ſchlechten Winkelſchenke, und bei uns ſitzen ſie auf den erſten Plätzen, heißen „von,“ als wären ſie Alle geborene Wiener, werden in der Fremdenliſte als „Edelleute“ aufgeführt, bei Hofe vorgeſtellt u. ſ. w. Eine weiſe Sparſamkeit iſt ſtets der erſte Hebel, der dieſe antreibt, Albions Küſte zu verlaſſen. Ein Paar Jahre in Deutſchland oder Italien zugebracht, und ein ganzes Schuldenweſen iſt zur Zufriedenheit der Gläubiger geordnet, oder es ſind Erſparniſſe gemacht, um irgend ein Landgut kaufen, irgend ein neues Geſchäft aus eigenen Mitteln begründen zu können.

Ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, reiſende Engländer zu ſtudieren. Sie ſind mir von allen Ständen vorgekommen. Der Soldat, der Oſtindien und China geſehen, der Maler, der hundert Guineen für ein Porträt ſich zahlen läßt, der Muſiker, der in eigener Equipage zu ſeinen Schülern in London herumfuhr, ein kleiner Apotheker aus Waterford in Irland, Mr. Blunt, Schneider aus Birmingham, Joſua Israels Esquire, der Banquier, letztere zwei mit ihren Damen; und Alle waren, bei aller Verſchiedenheit, darin ſich gleich, daß ſie großen Hang zu Naturſchönheiten hatten, bei allen Gelegenheiten ſich knauſerig zeigten und dennoch mehr als ein Anderer bezahlten, und eine verſtohlene Neigung zu blutigſaftigem Rindfleiſch niemals zu unterdrücken im Stande waren.

Die oben genannten ſechs Herren und zwei Damen bildeten eine Geſellſchaft, die ich vor einem Jahre in der Grafſchaft Tyrol antraf, welche mit vollem Rechte verdiente, wenigſtens gefürſtet zu werden, da ſie ſo königlich ſchön iſt. Um mit den Damen anzufangen, ſo waren ſie in grau leinene, kurze Blouſen und eben ſolche Pantalons gekleidet, und trugen dazu Strohhüte mit breitem Rande, grünen Schleiern und verſchoſſenen Bandſchleifen. Die Herrn hatten alle ohne Ausnahme ihren altengliſchen Nationalſtolz abgelegt, und dafür alte engliſche Röcke angezogen, die am Ellenbogen oder unter der Achſelhöhle bedeutend zerriſſen waren; dabei führten in den Wirthshäuſern immer nur zwei das Wort, die ſich unſerer Sprache mit Geläufigkeit zu bedienen wußten, und die Andern ſchwiegen ganz, was einem ächten Engländer nicht ſchwer wird, oder ſie ſprachen nur unverſtändlich und murmelnd, was ihnen auch keinen Zwang auferlegt. Und ſollte man es wohl denken? trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln, die ſie nur vor dem Uebervortheilen der Wirthe ſchützen ſollten, wurden ſie gleich für das, was ſie waren, genommen, und ich ſelbſt, der zufällig mit ihnen reiſte, mußte meinen wackern deutſchen Landsleuten eine engliſche Zeche bezahlen. Deſſen ungeachtet wurden die Leute mit den zerriſſenen Röcken immer vorgezogen; ſie erhielten die beſten Zimmer und Betten, und einmal ſogar, es war in Val di Ledro, wo wir getrennt in zwei Zimmern aßen, ſah ich ganz deutlich, wie man den Nachkommen der Angelſachſen einen großen fetten Truthahn ſervirte, während ein ächter Germane ſich mit einer jämmerlichen Taube begnügen mußte. Beim Bezahlen räumte uns dennoch der Wirth gleiche Rechte ein, und nannte uns Alle durch die Bank: „Meine Herrn Fremden!“ welches immer ſo viel als Engländer bedeutet. Dies iſt ſchon ein Grund, der uns das Reiſen verleidet, nicht zu gedenken des andern, den Lord Byron anführt: daß man gezwungen iſt, auf jedem ſchönen Punkte, in jeder herrlichen Landſchaft, bei jedem Kunſtwerke einen Haufen Engländer als Staffage mit hinzunehmen und ſich von geliſpelten, gezwitſcherten und geſtotterten Ausrufungen umſchwirrt zu hören.

Meine Geſellſchaft kam vom Comerſee durch das Valtelin und hatte in rauher Jahreszeit den Monte Stelvio paſſirt, dieſe wunderbarſte aller

Straßen, die ſelbſt Engländer in Erſtaunen ſetzen kann. Einem von ihnen waren beide Schenkel von einer herabſtürzenden Lawine zerſchmettert worden, und das war ein ſehr unerfreuliches Abenteuer. Man hatte es ihnen vorausgeſagt in Bormio, daß es nicht rathſam ſey, über das Stilfſer Joch zu gehen, aber ſie wollten es dennoch wagen, und die ungalante Ortelerſpitze ſandte dem faſhionablen Gentleman dieſen plumpen tyroliſchen Gruß hernieder. Der arme Landsmann lag nun in Glurns beim Pfarrherrn und ließ ſich kuriren und pflegen.

Obgleich dieſe Leute ſchon viele Monate zuſammen reiſten und das Chamounithal, Savoyen, und Oberitalien durchſtrichen hatten, ſo warfen ſie ſich doch bei jeder Mahlzeit Fragen hin, als ob ſie erſt jetzt das Vergnügen einer flüchtigen, zufälligen Zuſammenkunft genößen. Beſonders war der Soldat, ein Mann in den Fünfzigen, unerſchöpflich in Fragen, zum größten Verdruſſe des Apothekers, der noch jung, ganz Aufmerkſamkeit und Etikette für ſeine zart gebaute

Ehehälfte war, und ſich ungern darin ſtören ließ. Der Soldat war aber Naturforſcher und hatte bei ſeinem langen Aufenthalte in fremden Welttheilen eine bedeutende Sammlung von Merkwürdigkeiten aus den drei Reichen, nicht von Britanien, ſondern der Natur angelegt, die er noch immer zu vergrößern bemüht war. Sechs oder acht Taſchen befanden ſich in ſeinem Rocke, und dieſe ſtrotzten alle, wenn er im Nachtquartier angekommen war. Dann wurden manchmal die Herrlichkeiten hervorgezogen und gezeigt: Feldmäuſe, Murmelthiere, Schlangen, Käfer, Pflanzen, Steine — Alles bunt durch einander. Das Ausbalgen, Skeletiren und Ausſtopfen füllte ſeine früheſten Morgenſtunden aus, und ein ſehr bequem eingerichtetes Neceſſaire, das ſeine Inſtrumente enthielt, beherbergte auch in ſeinen Fächern die wachſende Sammlung und wurde von einem Menſchen, den er in jedem Ort dazu miethete, dem Beſitzer nachgetragen. Oft verließ er die Geſellſchaft halbe Tage lang, um ſeiner naturhiſtoriſchen Jagd nachzugehen, und dann war es manchmal Joſua Iſraels Esq., der Bankier, der ſich ihm anſchloß. Dieſer hatte beſondere Neigung zur Metallurgie, und wünſchte ſich nebenbei von den Erd- und Steinlagern zu unterrichten, weil er ſelbſt bei großen Bergwerken in Amerika für bedeutende Summen intereſſirt war. Durch dieſes öftere Beiſammenſeyn hatte ſich nun ein Staat im Staate gebildet; nämlich eine gewiſſe Convention zwiſchen dem Soldaten und dem Banquier, die unter ſich andere Geſetze erkannten und andere Zeichen zu ihrer Verſtändigung erfunden hatten, als die, welche der Geſellſchaft im weitern Sinne bekannt waren. Der Banquier war ein ſehr gefälliger Mann. Oft zog er Abends irgend ein Ding hervor, das er am Wege gefunden oder gepflückt, oder für Geld erſtanden hatte, und präſentirte es mit inniger Freude ſeinem gelehrten und erfahrenen Landsmanne. Dabei war er offenbar der Reichſte unter uns, theilte von ſeinen feinen Cigarren einem Jeden gern mit, fand in allen größern Städten bei einem Banquierhauſe einen Pack engliſcher Zeitungen, die ihn erwarteten, und die auch wir zu leſen bekamen, trug aber dabei einen zerriſſenen Rock wie die Uebrigen; indeſſen konnte er es nicht unterlaſſen, mit der Koketterie eines engliſchen Gentleman die fein gefältelten Battiſtmanſchetten über die ſchwarz ſeidenen Handſchuhe zu ziehen und nebenbei den Mangel guten ſaftigen Fleiſches zu regrettiren, weil er am ſchwachen Magen litt. Nach dem Eſſen mußte er jederzeit Soda-Waſſer trinken, und ſeine naturhiſtoriſchen Streifereien hatten darin wohl auch ihren Grund. Das, was ihm manchmal den Genuß der Naturſchönheiten verkümmerte, war, neben dieſem Mangel guter Verdauungswerkzeuge und der daraus entſpringenden Hypochondrie, ein ſchlechter Cours, der ihm in den Städten von ſeinen Handelsfreunden gemeldet wurde, wo er dann für Alles ihn Umgebende mit einem Male unempfindlich wurde und ſtundenlang daſitzen konnte, die Brille von der Naſe auf die Stirn geſchoben und mit ſeinen geſpenſtigen Augen gerade vor ſich hinſtarrend, ohne etwas außer ſich zu bemerken.

Wir waren in Verona angekommen, um einen Abſtecher nach dem Gardaſee zu machen. Unſer Banquier war den ganzen Tag herumgelaufen und ſtellte ſich erſt ſpät zum Diner in der Torre di Londra ein. Wir erwarteten ihn ſchon lange. Sein Ausſehen zeigte deutlich, daß der Cours ſeinen Speculationen nicht günſtig ſtand, und wie richteten in ſolchen Fällen keine Frage an ihn und überließen ihn ſeiner übeln Laune. Obgleich die Speiſen ſehr gut zubereitet waren, aß unſer Banquier nicht einen Biſſen, ſah bleich aus, und gab vor, krank zu ſeyn. Der Apotheker und ſeine Frau, die ihm zunächſt ſaßen, warfen ſich während der Mahlzeit ſehr bedeutende Winke zu, rückten mit den Stühlen und ſchienen freier aufzuathmen, wie das Eſſen vorüber war. Wir gingen im Saale auf und ab, nur der Banquier blieb allein ſitzen. Da flüſterte der Apotheker dem Schneider, dieſer dem Soldaten, dieſer dem Maler etwas zu, das mit ſonderbaren Mienen aufgenommen wurde. Endlich zog man auch mich in's Geheimniß, und ich erfuhr nun, daß der Banquier einen höchſt unangenehmen, ſeltſamen Geruch um ſich verbreite, und man in Verlegenheit ſey, wie man ihn, ohne den Anſtand zu verletzen, davon benachrichtigen ſolle. Die Frau des Apothekers wurde endlich von ihrem Manne in unſerem Namen beauftragt, es der Frau des Banquiers mit aller Schonung vorzubringen. Dies geſchah.

Miſtreß Israels erblaßte ſichtlich. Sie näherte ſich ihrem Manne ſogleich, der, in Gedanken vertieft, noch immer auf dem alten Flecke ſaß und vor ſich hinſtarrte, und mit einer Miene, die uns ſogleich bemerkbar machte, daß das Gerücht von der ſonderbaren Eigenſchaft ihres Gatten nur zu wohl begründet ſey, trat ſie ſogleich einige Schritte zurück und ſprach mit der ihrer Nation eigenthümlichen Betonung, die im engliſchen Idiom noch ſchärfer hervortritt: „Israels, was haſt Du angeſtellt? Du verbreiteſt ja einen Leichengeruch.“ Der Banquier blickte mit mattem Auge ſeine Frau an und erwiderte entſetzt: „Alſo iſt es wahr!

Und bin ich es denn wirklich? Schon längſt merke ich auch ſo etwas. Ich fühle mich ſehr unwohl und will mich zu Bett legen. Dieſer Leichengeruch iſt das Vorzeichen meines Todes. Laßt ſogleich den erſten Arzt in Verona herbeirufen.“ — Die Geſellſchaft war durch dieſen Vorfall ſichtlich verſtimmt. Man verließ mit Scheu und Beſorgniß den Patienten, der ſich zu Bette bringen ließ, und zerſtreute ſich in der Stadt, die nun ſo lange uns beherbergen ſollte, bis wir über unſers armen Reiſegefährten Zuſtand vollkommen Gewißheit haben würden.

Nach einem Spaziergange zum **Castello vecchio** kehrte ich heim, um mich nach dem Befinden des Banquiers zu erkundigen. Ich fand ihn im Bette liegend und Thee trinkend. Sein Geſicht zeigte Heiterkeit und ſeine Gattin verſicherte ſogleich, ich dürfe ganz nahe zu ihm hingehen, das unglückliche Symptom ſey gänzlich verſchwunden und Mr. Joſua Israels vollkommen geſund. Der Arzt habe ihn fieberfrei gefunden und den erzählten ſeltſamen Umſtand mit dem

Leichengeruche ſtark in Zweifel gezogen. Ich und die Andern, die nun auch hinzugekommen, beruhigten uns gern dabei, und waren geneigt, das Ganze auf eine Weiſe zu erklären, die bei italieniſcher Reinlichkeit, wie ſie auch in unſerem Gaſthofe herrſchte, nicht weit hergeholt erſchien. Mr. Israels ließ von ſeinem Bedienten ſich den Schlafrock reichen, es wurden mehr Lichter angezündet, Thee und Karten gegeben und bald ſaßen wir Alle mit recht geſundem Humor beim Kartenſpiele. Vor dem Schlafengehen ward beſchloſſen, noch zwei Tage in Verona zu bleiben.

Am andern Morgen, nachdem der Banquier ſeine Toilette beendet hatte, verließ er uns, um ſeinen Freund zu beſuchen, unter deſſen Adreſſe Briefe für ihn einliefen, und wir verſprachen, ihn in einer Stunde beim Grabmale der Skaliger zu treffen. Er ſchien ſehr eilig und hielt ſich mit einem hohen Grade ängſtlicher Aufmerkſamkeit von uns entfernt. Wir bemerkten es ſogleich und theilten ihm unſer Befremden mit. Er aber erwiderte mit tiefem Seufzer: „Ich glaube ſchon wieder etwas von dem fatalen Geruch an mir zu ſpüren und ſuche meine erwachende Aengſtlichkeit damit zu beſchwichtigen, daß Alles nur Einbildung ſey. Bleibt mir Alle vom Leibe, denn Eure Beſtätigung des Schrecklichen könnte mich zum Wahnſinn bringen. Mein Loos iſt fürchterlich! Ich kann mich weder bei Loyds noch an der Börſe mehr blicken laſſen.'' Mit dieſen Worten rannte er fort. Seine Landsleute erſchöpften ſich in Vermuthungen. Ich aber ſtellte im Stillen Betrachtungen über die engliſche National-Krankheit, Spleen genannt, an, und war nicht böſe auf den Zufall, der mir Gelegenheit gab, ſie zum erſten Male in einer ſo intereſſanten Geſtalt kennen zu lernen. Eine Stunde war vergangen, und wir machten uns nach dem Grabmale der Skaliger auf. Unſer Banquier erwartete uns bereits mit ſeinem italieniſchen Freunde hinter dem Gitter, das die Mauſoleen umſchließt. Wir betrachteten ſie mit Aufmerkſamkeit und ließen uns die Namen der Fürſten nennen, die dieſe koſtbaren Denkmäler über ihren Leichnamen erbauen ließen. Der Italiener war eben im beſten Erklären begriffen, als er mit einem Male ausrief: „Was das ſeltſam iſt! Iſt es nicht, als wenn dieſe ſeit Jahrhunderten Geſtorbenen noch im Verweſungs-Proceß begriffen wären. Treten Sie näher, meine Herren, zu dieſem Conſignorius, dem Prächtigen; ſpüren Sie nicht einen durchdringenden Leichengeruch?“ Wir Andern ſahen uns dabei befremdet an und traten einen Schritt zurück. Israels aber, der Unglückliche, ſchrie mit heiſerem Tone: „Nichts Conſignorius — nichts der Prächtige! ich verbreite den Leichengeruch — ich — ich —“ Und ſomit verließ er uns und eilte, was er konnte, um den Gaſthof zu erreichen, wo wir ihn bereits wieder im Bette antrafen und ſeine geängſtigte Frau um ihn beſchäftigt.

Erwärmt durch Thee, befand er ſich leichter, der herbei gerufene Arzt fand nichts als die Aufregung, jedoch keine Spur von Fieber, und wäre gern bereit geweſen, den ſeltſamen Fall auf eine ſtark erregte Einbildungskraft zu ſchieben, hätte nicht unſer Zeugniß dieſe Annahme über den Haufen geworfen. Seine Landsleute hielten ſich an dieſem Abende auf's Strengſte von ihm abgeſondert, entwarfen völlige Quarantaine-Geſetze; der Apotheker bereitete ſogleich wirkſame Mittel gegen die Anſteckung, und man beſchloß, ohne Mr. Joſua Israels die Reiſe weiter fortzuſetzen. Nur ich blieb dem Armen treu und hatte die Freude, ihn mit Appetit ſeinen Abendthee trinken zu ſehen und eine Parthie Ecarté mit ihm zu ſpielen, da er ſich wieder ganz geruchlos fühlte. Wie ich mich jedoch in mein Schlafzimmer begeben wollte, da bemerkte der Aufwärter, der Naturhiſtoriker und Soldat, mit dem ich es bis jetzt getheilt hatte, ſey ausgezogen und habe es mir allein überlaſſen; auch händigte er mir ein Päckchen ein. Es war vom Apotheker und enthielt ein Fläſchchen zum Riechen, ein Säckchen, um auf der Magengrube getragen zu werden, eine Chlorauflöſung zum Waſchen und folgende Worte in engliſcher Sprache: „Die Geſellſchaft engliſcher Fußreiſender, welcher ich mich angeſchloſſen habe, und die meine fernere Begleitung nicht ungern ſähe, wegen meiner Kenntniß des Landes Tyrol und ſeiner Sprache, das ſie nunmehr bald zu betreten im Sinne habe, könne nicht umhin, mich zu benachrichtigen, daß ich, wenn ich dieſe Geſinnungen theile, auch jenem von ihnen gefaßten Beſchluſſe beitreten möchte, wonach der ſehr achtbare Banquier Joſua Israels Esq. als von einer „infectious nervous disorder“ befallen erklärt worden, und mithin aller und jeder Umgang mit ihm zu vermeiden ſey.“ — Dieſe Acte hatten Alle unterzeichnet.

Ich erſchien am andern Morgen nicht mehr beim gemeinſchaftlichen Frühſtück, und ließ der Geſellſchaft engliſcher Fußreiſender melden, daß ich es vorziehe, bei ihrem, wahrſcheinlich am Spleen erkrankten Landsmanne zu bleiben, dem ich allen Beiſtand zu leiſten gedächte. Wirklich reisten dieſe egoiſtiſchen Inſulaner gegen Mittag weiter, und ich ſah ihnen gleichgültig nach. Intereſſanter war es mir jetzt, meinen Spleenkranken zu ſtudieren. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu einem Spaziergange aufzufordern, um zu ſehen, welchen Eindruck die herrliche Landſchaft, die ſich um Verona ausbreitet, auf ſein Gemüth machen würde. Leichte Nahrungsmittel, ſtarke Bewegung, aufheiternde Gegenſtände, das waren meine Arzneimittel, die ich für den armen Mr. Johns in Bereitſchaft halten wollte.

Ich fand ihn noch unangekleidet und bei ziemlich guter Laune. Das Geſpenſt mit dem Leichengeruche war ſeit geſtern nicht wieder gekommen. Er aß ſeinen Toaſt mit Eiern und trank Thee dazu, mit dem beſten Appetite; er war hocherfreut, daß ich ihm treu geblieben und nicht den Andern gefolgt war, die mit großer Förmlichkeit ſich ſchriftlich von ihm beurlaubt und den Wunſch ausgeſprochen, ihn dereinſt im Vaterlande geſund wieder zu ſehen. „Die Ruhe, denk' ich," ſprach er, „iſt mir dienlich. Sobald ich mich viel bewege, namentlich in freier Luft, ſo werden jene Stoffe in mir, welche die leichenähnliche Ausdünſtung verbreiten, wieder aufgeregt." — „O nicht doch," fiel ich ihm in's Wort. „Laſſen Sie uns gleich die Probe machen. Die Sonne ſcheint herrlich, wir kennen noch zu wenig von den hieſigen Naturſchönheiten; kleiden Sie ſich an und gehen Sie mit mir ſpazieren. Laſſen ſie uns nicht mehr an den lächerlichen Wahn denken, der Sie ſeit einigen Tagen in Angſt und Schrecken ſetzte. Sie ſind geſund, glauben Sie mir's nur auf's Wort.“— „Aber der Geruch war doch einmal da und läßt ſich nicht wegläugnen. Oder glauben Sie wirklich, der alte, dreihundert Jahre alte Leichnam des [illegible] Roma noch jetzt ſo penetrant durch den Marmor hindurch duften?“ So fragte er, noch immer nicht frei von der Beſorgniß, der fatale Zuſtand könnte ſich wieder einſtellen, ich aber ließ immer nicht nach, das Ganze für Einbildung zu erklären, die durch äußere Umſtände Nahrung erhalten habe, und von den ängſtlichen Leuten, die ſich nun erſt als ſolche deutlich gezeigt, beſtätigt und genährt worden ſey. „Machen Sie die Probe!“ rief ich endlich im feſten Vertrauen, daß ich ihn von ſeiner fixen Idee befreien würde, „und Sie werden ſehen, daß keine Spur eines

Leichengeruch an einen faſhionablen Gentleman zu heften im Stande iſt.“

Miſtreß Israels vereinigte ihr Zureden mit dem meinigen, und ſo ſchritt denn der Banquier zur Toilette, die er mit einer Sorgfalt machte, und eine ſolche Menge des feinſten Parfüms dabei verſchwendete, als rüſtete er ſich, in der erſten Geſellſchaft Londons zu erſcheinen. Man kann jedoch leicht den Grund errathen, weßhalb es geſchah. Nun klingelte er dem Bedienten und befahl dieſem, ihm den Rock zu bringen. Der Bediente blieb jedoch verlegen ſtehen und ſprach zögernd: „Ich weiß nicht, was es iſt; aber die Sache wird ſo unausſtehlich, daß ich am Ende gezwungen bin, jede Rückſicht bei Seite zu ſetzen und zu melden, daß Ihr Rock, Sir, einen ſolchen Geſtank verbreitet, daß ich kaum mehr daneben ausdauern kann.“ — „Mein Rock?“ unterbrach ihn der Banquier. „Alſo doch?“ — „Der ſtrenge Befehl, nie die Taſche zu berühren, worin Ihr Taſchenbuch ſteckt, und Briefe und andere Dinge von Wichtigkeit ſich befinden, hat mich abgehalten, dem Geſtanke näher auf die Spur zu kommen.“ — „Hat man jemals ſolche Tollheit geſehen!“ ſchrie hier Sir John; „mein Taſchentuch, Briefe, Dinge von Wichtigkeit — was könnte darunter ein ſolches Phänomen bewirken? — Ach nein — viel eher glaube ich — weil ich den Unglücksrock auf dem Leibe hatte, wie ich von der Krankheit befallen wurde.“ — „O fallen Sie nur nicht wieder in Ihre aberwitzige Angſt, oder meinetwegen immerhin, wir haben jetzt das Mittel, ſie für immer zu vertreiben. Schnell den Rock herein!“ rief ich dem Bedienten zu, der fortſprang. „Wir wollen ſehen,“ ſagte Iſraels, der wieder etwas bleich geworden war. „Du wirſt ſehen,“ meinte er, zu ſeiner Frau gewendet, „Niemand anders, als ich, habe dem Rock dieſe ärgerliche Eigenſchaft angehängt.“

Der Bediente trat nun mit dem Rocke in's Zimmer, den er — gleichſam wie aus Ekel — nur mit zwei Fingern hielt, und wirklich verbreitete das Kleidungsſtück einen ſolch peſtilenzialiſchen Duft, daß die Miſtreß alsogleich die Fenſter öffnete und Ohrwurm ausgoß. Ich überwand meinen Ekel und wollte einen beherzten Griff in die Taſche thun, der Banquier bat jedoch um die Erlaubniß, vorerſt ſein Taſchenbuch und einige Briefe herausnehmen zu dürfen. Kaum aber war ſeine Hand in der Taſche, und er blieb in ſeiner Stellung, als ſey er verſteinert. Der Ausdruck, den ſein Geſicht zeigte, iſt unbeſchreiblich. Die Augenbraunen zogen ſich bis in die Mitte der Stirn, die Augen glänzten mit einem Male, der Mund öffnete ſich wie zum Sprechen, ohne jedoch einen artikulirten Laut hervorzubringen, und die weitgeöffneten Nüſtern ſchienen mit Wolluſt den ekelhaften Duft zu ſchlürfen, der ſeiner Gattin beinahe eine Ohnmacht zuzog. „Verfluchter Naturforſcher!" waren ſeine erſten Worte. „O ich gefälliger Eſel — abſcheuliche Sammlerwuth — beſtialiſches Exemplar von einem Murmelthier!" So ſchrie er dann noch eine Weile fort, bis er endlich ein Etwas aus der Taſche zog und auf die Erde warf, woran man kaum noch eine Geſtalt entdecken konnte. Aber unzweifelhaft war es das

Thier, von dem der Verweſungsduft ausging. Das Räthſel war gelöſt und auf meinen Wink mußte ſich der Bediente mit Rock und Klumpen ſogleich entfernen. Ein Johann erzählte nun, wie er vor einigen Tagen ein todtes Murmelthier am Wege gefunden, und weil er dem Naturforſcher eine Freude damit zu machen geglaubt, ſo habe er es zu ſich geſteckt, um es in den Abendſtunden heimlich, gleich ſeinem Freunde, dem er oft zugeſehen, zu präpariren und ihm dann ein Geſchenk damit zu machen. Die Nachricht von dem Fallen des Curſes habe aber hierauf ſeine Gedanken von dieſer naturhiſtoriſchen Beſchäftigung gänzlich abgelenkt, und ſo ſey das Exemplar in Fäulniß übergegangen. Der Bediente aber dürfe mir in die Taſche greifen, es mögen noch ſo dringende Umſtände es erheiſchen, das war ſtreng befohlen; der Kerl hätte nur nicht ſo lange ſchweigen ſollen, das war das Ganze.

„Nur fort in's Freie!“ rief ich ſelbſt jetzt mit gepreßter Bruſt. Aber der Banquier hatte ſeinen Rock, und während er zum Schneider ſchickte, um einen neuen, ſeligen zu kaufen, machte ich den Weg allein nach Caſſel voraus, wo mich eine Stunde ſpäter der ganz ehrenwerthe, parfümirte John Ilvrack Esq., am Arme ſeine Gattin führend, heiter und lachend traf. Ich zeigte ihm die herrlichen, himmelhohen Cypreſſen. „Laſſen Sie die Cypreſſen," ſprach er, „die erinnern mich an's Sterben; ich bin aber froh, daß nur das Murmelthier todt iſt und nicht ich."

II.

Schatzgraben.

Soiſſons hatte ſich im Jahre 1815 dem Eingange der Alliirten widerſetzt; eine offene Stadt; es hat ſie Blut und Thränen genug gekoſtet. Als wir endlich eingingen, waren viele Perſonen ſchwarz gekleidet, und Alle machten uns mürriſche Geſichter. Es hatten mehre Familienväter den tollkühnen Verſuch mit dem Leben gebüßt.

Die Stadt iſt eine der unbedeutendſten, die wir auf unſerem Marſche nach Paris gefunden; ſie ſchien uns aber dennoch für einen Aufenthalt von vier Wochen — ſo lange ſollte das ruſſiſche Hauptquartier hier zubringen — nicht einladend genug zu ſeyn. Chalons liegt an der Gränze, wo der fruchtbare Boden ſich in die traurige Kreide verliert, welche dieſer Gegend den Namen der Läuſe-Champagne verſchafft hat. Es regnete bei unſerer Ankunft, die Pferde blieben bei jedem Schritte in der Kreide ſtecken, die zum Kitte geworden war; unmuthig fragte ich mich zur Mairie hin, denn mir war das unangenehme Geſchäft zu Theil geworden, für mehrere vornehme Herren Quartier zu machen. Dies Geſchäft war in der That in mehr als einer Hinſicht unangenehm. Nicht nur hatte man eine große Mühe dabei; ſondern noch ſeltener Dank. Und waren auch die Herren mit den Quartieren bei der Ankunft zufrieden; hatten ſie ſich erſt zu beſuchen angefangen, dann ging gewiß die Unzufriedenheit an; denn da wohnte der und Jener weiter, bequemer, anſtändiger; da hatte der Quartiermacher den Major aus alter Freundſchaft beſſer bedacht, als den General; da fehlte es nicht an Sticheleien und Vorwürfen. Und überdieß wußte der Quartiermacher immer das Schlechteſte für ſich wählen, wollte er nicht die größten Unannehmlichkeiten haben; eine Selbſtverläugnung die nicht zu den gewöhnlichen Tugenden bei ſolchen Gelegenheiten zu zählen iſt, wo Jeder für ſich gern das Beſte in Anſpruch nimmt und nach Strapazen und Mühſeligkeiten aller Art, auch wohl zu nehmen berechtigt iſt. Waren die Quartiere beſorgt, ſo begab man ſich vor das Thor, um den Chef in das Seinige einzuführen.

Mein Loos hatte mich zu einem armen Teufel von Friſeur geworfen, **Monsieur L'Hôte-Wallon** mit Namen, der ſich gleich durch einige Stücke transparenter Seife, einige Flaſchen kölniſchen Waſſers, Bürſten, Kämme und andere, nach beſchwerlichem Marſche, ſehr erwünſchte Sachen, für die kleine Mühe genugſam entſchädigte, mich für vier und zwanzig Stunden im Quartier gehabt zu haben. Denn länger hielt ich es bei dieſem karrikirten Friſeur einer Provinzialſtadt nicht aus. Das ganze Haus roch nach Seiſen und Eſſenzen, und als ich Abends mein ſchmales Eſſen verzehren wollte, glaubte ich die Sauce ſey mit dem Mark der Pomadenbüchſen verſetzt, und der Auflauf ſtatt à la fleur d'Orange, mit Eau de Levante gewürzt, der Salat mit huile à la maréchale angemacht. Es waren die widerſtrebenſten Schüſſeln, welche mir jemals wohl vorgeſetzt wurden, und ich war genöthigt mich beim nächſten Reſtaurant ſchadlos zu halten.

Für die Kommandantſchaft des Hauptquartiers war es ſchwer geweſen ein paſſendes Local zu ermitteln. Nach langem Forſchen fiel mir endlich ein weitläufiges Gebäude von gutem Anſehen auf, das in der einſamen Straße grande Etappe gelegen war, und unbewohnt ſchien. Ich fragte ſogleich die Behörde, ob dies nicht hergegeben werden könne, allein ſie machte ziemlich viel Umſtände. Ich beſichtigte das Haus. Es mußte von einer vornehmen Familie bewohnt worden ſeyn. Seidene Tapeten, vergoldete Lambrien, Superborten; große Gemächer, breite Treppen. Man ſagte, daß die Familie ausgeſtorben ſey, und daß das Haus nun der Stadt gehöre. Die Poſtbureaux ſollten dahin verlegt, und unmittelbar mit der nöthigen Einrichtung begonnen werden. Dies Alles war nicht von Gewicht; in jenem Augenblicke gebührte der ruſſiſchen Kommandantſchaft der Vorzug, und es wurde feſtgeſetzt, ſie dort zu inſtalliren. In dem untern Stockwerke mußte die Wohnung des Kommandanten eingerichtet werden; das obere Stockwerk räumte man einem Franzoſen ein, der dort eine Reſtauration errichtete, zur Erholung und Unterhaltung der fremden Gäſte, und nach dem einen Seitenflügel kam die Kanzlei. Hier war eine Reihe wohnlicher Zimmer, die ſich bis in den Garten erſtreckte; von dem Letzten derſelben nahm ich Beſitz. Eine Thür führte in ein duftiges Jasmingebüſch, das ſeine Zweige in die Fenſter ſtreckte. Es war eine liebliche Wohnung; der Reſtaurant lieferte mir gegen gute Bezahlung gute Speiſen, und ich hatte meinen unbequemen **L'Hôte-Wallon** bald vergeſſen und befand mich ziemlich wohl in meiner jetzigen Einrichtung. Am Tage wurden Päſſe viſirt und Protokolle aufgenommen; um ſechs Uhr nahm man ſein gutes Diner bei dem Reſtaurant; dann machte man einen Gang zur herrlichen Promenade, die Chalons auszeichnet, und beſuchte zum Schluſſe das Theater. Es war die Schauſpieler-Geſellſchaft von Rheims herübergekommen, die nicht übel zu nennen war und eine Madame Tirpenne unter ihren Mitgliedern zählte, die im **Diner de Madelon** ſogar entzückend ſpielte. Ich hatte die Cenſur der Stücke und jener Couplets, die damals oft zu Ehren der Verbündeten eingelegt wurden; dies brachte mich in eine nähere Berührung mit den franzöſiſchen Künſtlern, und da ich keine Gelegenheit bekam, grämlicher und überſtrenger Cenſor zu ſeyn, ſo waren wir recht gute Freunde.

Eines Abends, als ich aus dem Theater heimkehre, und mir eben ganz wohlgemuth die Melodie des Schlußcouplets vorträllre, das Madame Tirpenne wunderhübſch vorgetragen hatte, bemerke ich eine dunkle Geſtalt, die mich in dem Jasminboskett vor meiner Thür zu erwarten ſcheint. Ich blieb einen Augenblick ſtehen, weil mir ein Angriff nicht gleichgültig ſeyn konnte, da ich keine Waffen bei mir hatte. Allein bald erkannte ich den Harrenden. Es war Hauptmann E., ein wüſter Geſelle, ein Schlemmer und Lügner, deſſen rothe Naſe wie die Bardolphs, im Dunkeln leuchtete. Ich war überraſcht, ihn hier zu finden, da wir eben nicht im engſten Einverſtändniſſe lebten, und ich nicht ſogleich begriff, was ihn zu mir geführt haben mochte. Er war verlegen, wie er mich bemerkte. Er ſchien auf die Ankunft eines Andern zu warten.

Ich hatte kaum eine Begrüßungsformel mit ihm gewechſelt, als eine Laterne auf uns loskam. Es war der Haushofmeiſter des Kommandanten und ein polniſcher Faktor, der ihm zur Beſorgung kleiner Dienſtbarkeiten nach Frankreich gefolgt war. Sie traten leiſe auf, ſahen ſich vorſichtig um, und waren bewaffnet. Das Ganze ſchien mir ein abenteuerliches, verdächtiges Anſehen zu haben.

Den Hauptmann E. um ſeine nächtliche Wanderung zu befragen, ſtand mir nicht zu; allein beim Anblick dieſer Perſonen ſchien ich ein Recht wohl zu haben.

„Was haben Sie vor?“ fragte ich den Hauptmann, „und was wollen dieſe bewaffneten Leute unternehmen?“

Er lächelte verlegen. —

„Muß der Teufel den a herführen!“ brummte der Haushofmeiſter, der ein geborener Wiener war.

Ich wiederholte meine Frage mit Ernſt und Gewicht, und drohete ſogleich eine Anzeige zu machen, wenn meinem Verlangen nicht Genüge geleiſtet würde.

Das ſaubere Kleeblatt ſah ſich eine Weile bedenklich an, dann ſchritt E. auf mich zu, nahm mich bei der Hand und begann feierlich:

„Verſprechen Sie mir zuerſt nichts von dem zu verrathen, was wir hier vornehmen wollen, bis wir es ganz vollzogen haben werden. Dann iſt es kein Geheimniß mehr, und wir werden ſelbſt davon ſprechen. Oder beſſer, bleiben Sie bei uns, während wir arbeiten, um uns ganz ſicher zu machen, und es ſoll in keinem Falle Ihnen zum Schaden gereichen.“

„So ſagen Sie mir nur,“ rief ich ungeduldig, „was hier vorgehen ſoll — von welcher Arbeit ſprechen Sie?“

„Verſprechen Sie erſt“ —

„Was ſoll ich verſprechen?“ —

„Geduldig mit uns zu gehen und uns gewähren zu laſſen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts Geſetzwidriges verüben wollen.“

„Nun wohl, ſo bleibe ich bei Ihnen.“ — Hauptmann E. empfieng meinen Handſchlag. Wir ſtrichen ſchweigend durch die Gänge, bis wir das Ende des Gartens erreicht hatten. Eine alte Mauer ſchloß ihn ein und hohe Bäume ſtanden rings umher.

„Wir ſind zur Stelle!“ ſprach nun der Haushofmeiſter, ein wohlbeleibter Mann, ſchnaufend und ſich die Stirn trocknend.

„Wenn die verfluchten Bäume nur nicht wären,“ fügte E. leiſe hinzu, „die bilden ein Verſteck für Jene, welche den Schatz bewachen.“

„Den Schatz?“ fragte ich überraſcht.

„St!“ rief E. mir zu.

„Der Kleine ſoll auf die Mauer klettern, und ſehen, ob ſich Jemand rührt in unſerer Nähe,“ ſagte der Haushofmeiſter.

Der kleine polniſche Faktor ließ es ſich nicht zweimal ſagen, und huſch! huſch! wie eine Katze ſchwang er ſich hinauf und blickte mit ſeinen Falkenaugen bald rechts, bald links in das Dunkel.

„Siehſt du was?“ fragte E.

„Nicht das Geringſte,“ rief der Kleine herab.

„Nun denn, flink an's Werk!“ ſprach der Haushofmeiſter und zog ſeinen Rock aus.

Sie ſcharrten vorerſt den Sand weg, und ich bemerkte jetzt ein Loch, das mit einigen Brettern leicht zugedeckt war.

„Was meinen Sie dazu?“ fragte mich E. mit leuchtenden Augen, die ſeine Naſe ſelbſt verdunkelten. „Iſt es nicht ausgemacht, daß hier ein Schatz vergraben liegt?“

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken?“

„Wie? — Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß dies ſchöne Haus der Stadt angehört? daß man ſo viel Schwierigkeiten machte, uns hier aufzunehmen? Und glauben Sie, daß dies nicht ſeine guten Urſachen hatte! Die Stadt hat uns Widerſtand geleiſtet — die Einwohner machten ſich von den Ruſſen den fürchterlichſten Begriff — ſie brachten ihr Eigenthum in Sicherheit — hier iſt es vergraben — der ganze Reichthum von Chalons liegt hier — und wir ziehen ihn hervor an das Tageslicht — uns gehören zwei Drittel davon, und das Uebrige der Krone! Wir ſind in Feindesland und machen unſere Rechte geltend ſo gut wir können.“

„Wie kommen ſie nun aber auf den Gedanken, daß gerade hier“ —

„Geſtern Abend“ fiel er mir in's Wort, „als ich mit meinem dicken Freund hier auf und ab ſpaziere, bemerke ich plötzlich, daß der Sand zu meinen Füßen in ein Loch hinabrollt. Ich werde aufmerkſam und denke ſogleich: hier muß nachgegraben werden. Nun ſind wir hier und das Reſultat ſollen Sie ſehen.“ Der dicke Haushofmeiſter, dem die Laſt der Arbeit, während der Hauptmann erzählte, allein obgelegen, war mit dem Wegräumen dicker Bohlen und Bretter nun vollkommen zu Stande, und wir ſahen in ein großes, weites Loch, das einem ausgetrockneten Brunnen nicht unähnlich ſah.

„Seht Ihr nichts?“ fragte E.

Der Haushofmeiſter hatte ſich auf den Bauch gelegt und ſchauete hinab: „Nicht das Geringſte!“ ſprach er krächzend.

„Nun — wißt Ihr?“ fuhr E. fort, „nun iſt nichts Andres zu thun, als ſich hinabzulaſſen.“

„Bedanke mich ſchön!“ brummte der Dicke, „das kann eine ſchöne Tiefe haben. Ihr ſeyd leichter als ich, Hauptmann, verſucht Ihr's nur einmal.“

„Wozu das lange Deliberiren?“ rief Dieſer jetzt,“ wozu haben wir denn den Kleinen mitgenommen? He, Kleiner, komm' herab! ich werde mich indeß auf die Mauer und Lauer verfügen.“

Der Faktor tauſchte nunmehr ſeinen Platz mit dem Herrn Hauptmann. Er blickte in das Loch und fragte keck: „Da ſoll ich hinab?“ und ohne ſich lange zu beſinnen, ſchwang er ſich hinein, indem er ſich mit beiden Händen an dem Rand der Oeffnung feſtklammerte.

„Ich kann der Boden nicht erreichen," rief er, „da muß ein Längerer herbei."

„So wirf Dich getroſt hinab," rief der Hauptmann auf der Mauer.

Der Haushofmeiſter nahm ihn beim Kragen und wollte ihn unterducken, aber der Kleine ſtämmte ſich und hielt ſich feſt.

„So wetten wir nicht," rief er dazwiſchen, „und habt Ihr's ſo mit mir im Sinne, ſo ſucht Euch einen Andern, der Euch den Narren macht. Wenn Ihr mich nicht in Ruh läßt, ſo ſchrei' ich Alles wach."

„Daß er beim Teufel wär'!" rief E., „laßt ihn los da unten. Und nun ſprich ordentlich, Kleiner, was ſiehſt Du?"

Der Faktor bückte ſich und ſteckte den Kopf zwiſchen ſeine eigenen Beine, um in den Raum unter ſich zu ſchauen, während der Haushofmeiſter das Licht aus der Laterne nahm, um hinabzuleuchten.

„Ich ſehe eine große Kiſte,“ ſchallte es dumpf aus dem Loche herauf.

„Siehſt Du Silber? Geldſäcke?“ ſcholl die Frage von der Mauer.

„Nichts als eine große Kiſte“ — ward abermals geantwortet.

Da verlöſchte plötzlich das Licht und alle drei begegneten ſich in einem und demſelben ruſſiſchen Fluch.

Der Hauptmann ſprang von der Mauer. Was war nun zu thun? Niemand hatte ſich mit einem Feuerzeuge verſehen, und die Unternehmung mußte für dieſe Nacht aufgegeben werden.

„Jetzt ſind wir darum!“ brummte E.

Als wir den Rückweg antraten, nachdem Bretter und Sand wieder die Oeffnung den Blicken Uneingeweihter verbargen, hörten wir ein Raſcheln in den uns umgebenden Gebüſchen.

„Wer da!“ rief mit unterdrückter Stimme der Hauptmann, indem er ſein Piſtol knacken ließ.

Alles war ſtill und wir gingen weiter. Als wir das Jasmingebüſche erreicht hatten, ſagte ich meinen Begleitern gute Nacht, und begab mich in mein Zimmer. Ich vermochte nicht einzuſchlaſen. Es war mir im innerſten Herzen leid, daß die Spitzbuben, die alle drei zum Galgen reif waren, ſich in den Beſitz von Schätzen auf ſo unrechtmäßige Weiſe ſetzen ſollten. Ich wußte nicht was ich thun ſollte, da mein Wort mich band. Meine Hoffnung ſetzte ich darin, daß irgend ein Zufall, wie der heutige, der das Licht ausblies, auch fernerhin das Unternehmen des Kleeblatts vereiteln würde. Ich konnte mir nicht denken, daß die Bewohner von Chalons, wenn ſie wirklich hier ihre koſtbarſten Habſeligkeiten aufbewahrt haben ſollten, nicht auch ein Obſervationskorps daneben aufſtellen würden. Und wirklich glaubte ich in dem Gebüſche, wo wir das Geräuſch vernommen hatten, ein Paar Augen nach uns gerichtet, geſehen zu haben.

Es war ſpät, oder vielmehr ſchon früh, als ich mich auf's Lager warf und ich ſchlief daher ein gutes Stück in den Tag hinein. Es war ſchönes Wetter und ich ging in den Garten. Mein nächtliches Abenteuer war mir wie ein Traum; ich ging nach dem Platze an der Mauer. Das Loch war offen und ich konnte deutlich eine leere Kiſte unten ſtehen ſehen. Der Hauptmann ſaß unfern davon auf einer Steinbank, Verzweiflung in den Zügen.

„Sehen Sie? Alles iſt fort! Die verdammten Koſaken!“ ſchrie er, mit den Zähnen knirſchend.

„Welche Koſaken?“ fragte ich überraſcht.

„Unſre Halunken!“ fuhr er fort. „Iwan und Fedor! die ſchlichen uns nach und was unſer kleiner Hund ſich nicht getrauete, das war für jene Hunde ein Leichtes. Sie ſtiegen in's Loch und holten ſich den Fang und wir haben nun das leere Nachſehen. Ich will aber meine Spürnaſe anſtrengen, und haben ſie wirklich den Schatz gehoben, wie ich faſt nicht zweifle, und wollen ſie nichts angeben, um der Krone ihren Antheil zu rauben, ſo ſollen ſie ſich nur in Acht nehmen. Sie werden Alles herausgeben müſſen und nach Sibirien marſchieren.“

Ich ließ ihn mit ſeinen Klagen allein. Aufrichtig geſagt war es mir lieber die Koſaken hatten den Raub, als jene liederlichen Burſche, ein Troß wie Fallſtaff's Geſindel. Iwan, der große ſchöne Sohn des Don, war das Muſter eines Koſaken. Er ſtipitzte in Feindesland, aber wer ihm das verübelt hätte, der hätte dem Löwen daraus einen Vorwurf machen müſſen, daß er Fleiſch freſſe. Im Uebrigen aber war Iwan ein treuer und ergebener Sclave, der ſeinen Herrn, mit Hintanſetzung ſeines eigenen Lebens aus jeder Gefahr geriſſen hätte. Einſt ſetzten wir bei ſtarkem Eisgang und heftigem Sturmwind über einen breiten Strom. Die Schollen hoben die Fähre in die Höhe und die Schiffer vermochten ſie nicht mehr zu lenken, und ſie trieb mit Blitzesſchnelle ſtromabwärts. Die Gefahr war augenſcheinlich.

„Ich bin ein ſchlechter Schwimmer," ſagte ich, „wenn die Fähre umſchlägt, ſo bin ich verloren."

„Wenn du bei mir ſtehſt nicht," ſprach Iwan gelaſſen, „denn ich rette Dich mit mir, und hier durchzuſchwimmen iſt mir nur Scherz."

Auf ſolche Weiſe erprobte ich ihn mehrmals und es iſt kein Wunder, daß ich ihn lieb gewann.

Dabei war Iwan von einem gewaltigen Triebe beſeelt, ſich zu unterrichten. Kamen wir in einer Stadt an, ſo lief er gleich allen Sehenswürdigkeiten nach, wie ein moderner Engländer. Abends pflegte er dann eifrig in ſein Taſchenbuch zu ſchreiben. Auf meine Frage ſagte er mir: „daß er in ſeiner Heimath den Seinen daraus vorleſen wolle, um ſie zu unterrichten, damit auch ſie von ſeinen Kriegszügen Nutzen hätten.“ Sollte dieſer Iwan, Einem oder dem Andern, eine beſtimmte Zahl Kandſchuh-Hiebe aufzählen, wozu er oft gebraucht wurde, ſo benahm er ſich ſo menſchlich als möglich dabei, und traf das Loos einen alten Mann, ſo konnte man gewiß ſeyn, daß er auf das Leder ſeiner eigenen Reithoſe hieb, damit es recht ſchallte, daß er aber dem Alten gewiß nicht wehe that. Fedor, Iwan's Kamerad, war hinſichtlich des Charakters ungefähr von demſelben Schlage, nur nicht ganz ſo verſtändig und bei Weitem nicht ſo ſchön.

Dies waren nun die Leute, die ſich nach des Hauptmanns Meinung den Schatz angeeignet haben ſollten. Ich hörte nichts weiter von der Sache, und Niemand gab die Koſaken an. Es ſchien mir wahrſcheinlich, daß E. ihnen einen Theil abjagte und ſchwieg, ſtatt hier den Angeber zu machen.

Später wollte man wirklich mehr Geld als gewöhnlich bei dieſen Leuten bemerkt haben.

Für mich hatte der Aufenthalt in Chalons nichts Bemerkenswerthes mehr. Nach vierwöchentlicher Dauer zog man in das, zur damaligen Zeit vielverſprochene **Camp de Vertu**, wo man die Alliirten im höchſten Glanze zu ſehen bekommen konnte, und wohin ſich die Neugierde eben ſo drängte, wie im Jahre 1835 nach Kaliſch und Töplitz.

Mich wurmte es, ſo nahe an Paris zu ſeyn, und es nicht einmal zu ſehen. Denn die Sage gieng, daß man das Hauptquartier nach Melun verlegen, und dann in Kurzem in die Heimath aufbrechen würde. Die Sehnſucht nach Paris wuchs mit jeder Minute. Ich entſagte den Herrlichkeiten des Lagers, und erbat mir einen Urlaub nach Paris. Nur drei Tage wurden mir vergönnt, allein ich flog ganz glücklich dahin.

Am Abend vor meiner Abreiſe ſaß ich im Gaſthoſe „zur Galeere,“ da ſprang geſchäftig der Hauptmann E. herein. Er hatte alle Hände voll zu thun, wie er ſagte. Ein ruſſiſcher Kommiſſär war eingebracht worden, der beim Aufladen der Fourage, mit einem Andern Händel bekommen und ihn erſtochen hatte. Am andern Morgen ſollte er auf Befehl des Marſchalls, der Standrecht über ihn halten laſſen, erſchoſſen werden. E. war nun die Kommiſſion zugefallen, Alles zur Exekution anzuordnen, und er entledigte ſich dieſes Amtes mit großem Eifer und wahrem Vergnügen, und machte ſich, aus übertriebener Dienſtpflicht, noch mehr dabei zu ſchaffen, als ihm oblag. So kam er jetzt eben, wie er mir unaufgefordert ſagte, von dem armen Teufel, dem er das Maaß zum Sarge genommen. Dann rieb er ſich die Hände und ſagte: „Endlich einmal etwas Ordentliches zu thun!“

Man ſollte nicht glauben, daß es ſolche Menſchen gäbe; und doch iſt es ſo. E. war aber nicht etwa ein Barbar aus dem Norden, ein halbwilder Ruſſe, ſondern ein Deutſcher und Berlin war ſeine Vaterſtadt. —

Da ich mich nicht gern in ſeiner Geſellſchaft befand, ſo ſtand ich auf um fortzugehen, er aber, ſprang mir nach und bat mich inſtändigſt, ihm doch nur hundert Auſtern mitzubringen, er lechze darnach und könnte ſie in den Neſtern, wo wir liegen, nicht erhalten. Dann ſprach er ſogleich wieder mit einigen Anweſenden über die Anordnungen zum morgigen „Feſte,“ wie er es nannte.

Faſt zwanzig Jahre nach dieſen Vorfällen war ich wieder eines Morgens in der Galeere zu Chalons, beim Frühſtücke. Die Diligence hatte mich aus Paris dahin gebracht. An meiner Seite ſaß mein junges Weib, und ich erzählte ihr den Vorfall.

Uns gegenüber lag das große Hotel, das ich früher für die ruſſiſche Kommandantſchaft requirirt hatte; jetzt waren die Bureaux der Meſſagerien dahin verlegt worden. Wir benützten den Aufenthalt um in den Garten zu gehen. Wie war hier Alles verändert! Gänge und Lauben waren ſchöner, aus den Sträuchern Bäume geworden. Das Jasminboskett, welches den Eingang in meine einſtmalige Wohnung verbarg, war wild in die Höhe geſchoſſen und erreichte faſt mit den äußerſten Spitzen ſeiner Zweige das Fenſter des erſten Stockes. Die Thüre war vermauert worden. Dies that mir leid; ich hätte gern einen Blick in jenes Zimmer geworfen.

Am äußerſten Ende des Gartens, in dem Mauerwinkel, ſtanden noch dieſelben alten Bäume, aber von der Oeffnung in der Erde ſah man keine Spur. Sie war verſchüttet und geebnet.

Ich blieb eine Weile ſinnend an dem Orte. Die Scene jener Nacht ſtrich mir durch den Sinn; eine unbedeutende Begebenheit an und für ſich, und ohne Folge für mein übriges Leben, und doch erregte ſie mich wunderbar an dieſem Platze.

„Wo mögen nun die Koſaken ſeyn, Iwan und Fedor?“ fragte ich mich. „Sie ſind wohl ſchon längſt in den Perſerkriegen gefallen. Der gute Iwan, der ſo emſig ſeine Notizen in unſern kleinen Märkten und Flecken zuſammentrug, zur Belehrung der Seinigen, die im majeſtätiſchen Don baden, und am Kaukaſus in leichten Hürden ſchlafen, oder auf Aſiens Hochebene ihre Pferde tummeln und in den Wundern der Natur ſchwelgen können, ſtreifend zu des Perſers Pracht und des Tſcherkeſſen herrlicher Schönheit, um die wir ihn beneiden, wir armen, civiliſirten Menſchen! Wir haben ſchwer zu ſchleppen an unſerer langweiligen Civiliſation! —

Der Haushofmeiſter, der in jener Nacht die Expedition mitmachte, begegnete mir viele Jahre ſpäter in der Rauenſteingaſſe in Wien. Es war mir ſehr auffallend an einem ſchönen Morgen dort von einem dicken Mann beim Kopf gepackt und abgeherzt zu werden. Ich kannte ihn im erſten

Augenblick nicht wieder. Er war nach dem Frieden in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, und hatte bei einem ungariſchen Kavalier eine Anſtellung erhalten. —

Von E. habe ich nie etwas erfahren können. — Der kleine polniſche Faktor aber, ſoll ſeine Tage in einem Winkel Sibiriens hinſchleppen. Seine Spitzbübereien hatten ihn endlich dahin gebracht. Das gewöhnliche Ziel von Leuten ſeines Gelichters. —

Die Pferde waren angeſpannt; der Conducteur rief die Namen und wir nahmen unſere Plätze ein. Unter lautem Klatſchen fuhren wir über den Marktplatz, an der prächtigen Mairie vorüber. Dort unten an der Marne, lag das Schauſpielhaus, wo Madame Tirpenne die Madelon geſungen; Madame Tirpenne, damals ſo hübſch und potelé, jetzt — wenn ſie noch lebt — eine alternde — — ha! dort am Kaffeehauſe, die dicke, kleine, runde Frau — die hängenden, rothen Backen, die blitzenden Augen, das Stumpfnäschen — ſie iſt es! Wie ſie mich anſieht, ſie ahnet nicht, daß ich einſt ihr Verehrer war. Ich leſe die Worte auf dem Schilde: **tenu par Madame Tirpenne!** — Ein Leiermann ſpielt an der Ecke, das alte hübſche Lied, das ich vor zwanzig Jahren hier gehört, und noch immer mit Vorliebe pfeife. Mir iſt's in dem Augenblicke, als wäre Alles nur ein Traum, oder als wär' ich zwanzig Jahre jünger. Da drückt mir Etwas die Hand — meine Frau lächelt mich an — die Diligence jagt — und ſchon liegt Chalons hinter uns.

Dieſe Erinnerung ſchrieb ich andern Tages in Nancy auf, wo wir raſteten.

◆

III.

Gelhart.

Alter, guter Gelhart! ich habe Dir Dein Denkmal verſprochen, empfang' es hier in der leichten, friſchen Aquarellmanier. —

Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein junger Ziethen'ſcher Huſar ſich bei dem berühmten Director des Hamburger Theaters, Herrn Schröder, meldete, um ein Mitglied deſſelben zu werden. Dies war unſer Gelhart. — Er wollte Tenor ſingen. —

Ich vermag nicht zu ſagen, wie er damals ausgeſehen haben mag; wie ich ihn kennen lernte, mußte er ſich wohl ſehr verändert haben. Dieſe

Naſe, dieſe Augen, dieſen Höcker bringt man nicht mit auf die Welt; ſo etwas erwirbt ſich erſt nach und nach, wenn die Glätte, die Friſche, das Neue und Blanke ſich abgenützt haben. Jene Naturen ſind die Bevorzugten, die ſich ſolchen Erſatzes erfreuen; ſie beſitzen eine edle Reproductionskraft; ſtatt daß bei den Andern Alles einſchrumpft und vertrocknet, dehnt ſich hier etwas Neues aus, wächſt, gedeiht, nimmt Geſtalt und Farbe an.

Aber Schröder wollte von der Tenoreigenſchaft des jungen Huſaren nichts wiſſen — vielleicht nichts einmal hören.

„Was hat man ſonſt gelernt?“ fragte er; der junge Menſch mußte ihm denn doch wohl gefallen.

„Das Schneidermetier,“ erwiderte Gelhart, der Huſar.

Schröder lächelte. Die Schneider waren damals noch nicht ſo nöthig bei den Bühnen wie jetzt. Es gab nicht ſo viel für ſie zu thun. Faſt Alles ſpielte man in den weitläufigen, aufgeſchmückten Kleidern, die man auch auf der Straße und in Geſellſchaft trug, und war es einmal ein großer Shakespeare's-Character, ſo ließ man Hiſtorie, Hiſtorie ſeyn, und hielt es mit der Phantaſie. Schröder kümmerte ſich zum Beiſpiel nicht darum, wie ſich die alten Brittanier zur Zeit ihres fabelhaften Königs Lear wohl gekleidet haben mochten, und ſtellte deshalb auch keine Forſchungen, und eben ſo wenig Schneider an. Aber im eigenen Frack mochte er ihn auch nicht geben; und in einem ſpaniſchen Mantelkleide bei der Theilung ſeines Reiches zu erſcheinen, ſchien ihm gleichfalls nicht paſſend. Das war ihm ſo phantaſielos, ſo kokett, ſo prächtig. Da kam ein Chinafahrer unſerm großen Schröder zu Hilfe; der brachte einen Schlafrock nach Hamburg, den irgend ein Mandarin einmal getragen haben mochte; ſchwarz mit großen ineinander verwickelten Drachen geziert, und in dieſen hüllte der unvergeßliche Darſteller des Lear, der König des deutſchen Theaters, die langen Glieder, das war ſein Learkoſtüm Ich kann mir ihn denken, wie er ihn in die Höhe hob, wie er darin einherſchritt. Ich habe den alten chineſiſchen Schlafrock oft in meinen Händen gehabt. Jetzt dient er dazu, einen Theil von Schahabaham's Hofſtaat in Bär und Baſſa zu zieren; einen Lear ſah ich aber dort, der ſeinen dicken Bauch in ein enges Wämschen und Höschen geſteckt hatte, wie es ihm die Leipziger Theatermode gewährte, und ſeinen Wahnſinn darin heruntertanzend mit lächerlicher Grimmaſſe.

Der gute Gelhart mußte ſogleich den Damen helfen, welche da ſaßen und die großen Reifröcke ſtickten. Madame Schröder und die Ackermann, die Boudet und die Jaime, ſie tranken Kaffee, die Nadel in der Hand, und ſtickten ganze Klumpen von Flittern aufeinander. Eine Pracht für eine Ewigkeit. Und der gute Gelhart, wie er bereits alt geworden war, ſo ein fünfzig Jährchen ſpäter, hatte er Mühe dieſe Stickereien auseinander zu zupfen, und die Flittern nach ihrer Größe und Art zu ſortiren, um damit bei der Hand zu ſeyn, wenn zu neuen Stickereien welche gebraucht wurden. Der alte Mann war von einer wunderbaren Rührigkeit. Von Morgens früh, bis zum ſpäten Abend war er mit der Garderobe beſchäftigt, und dazwiſchen plauderte er gern von vergangenen Zeiten. Er wußte von den alten Hamburger Theater-Directoren viel zu erzählen. Er hatte Andenken von ihnen aufzuweiſen; ſie hatten ihn Alle liebgehabt. Aber wie hielt er auch ſeine Garderobe in Ordnung; ſeine Garderobe beſtand nämlich aus alten ausrangirten Stücken und den Kleidern für die Statiſten. Alles hatte ſeinen Platz bei ihm; Alles ſeinen Zettel, wie in einem Muſeum; die alten ſtaubigen, von Motten zerfreſſenen Habite, worin ſich eine längſt verblichene Herrlichkeit einſt kund gab; ihm war dieſe noch gegenwärtig, ihm lebte ſie! —

Hier ſahen wir einen weißen, daneben einen ſchwarzen Bärenkopf; Beide zierlich aufgehängt, und darüber in großen Buchſtaben: „Dat is der weiße Bärenkopp;“ und „dat is der ſchwarze Bärenkopp!“ Nicht weit davon hingen einige graue Jäckchen, über denen eine

Tafel mit den Worten hing: „Dat ſind die dreizehn Röckchen aus dem Waiſenhaus, es ſind aber nur ſiebene.“ Es waren nämlich einige davon zu andern Zwecken verbraucht worden. Eben ſo fanden wir Etwas, das die Aufſchrift führte: „Macbeth's Helm,“ dann „Saraſtro's Mantel,“ „Tarkiceon's Schlangenſchürze,“ u. ſ. w., aber Alles lebhaft erinnernd an Lichtenbergs' Kurioſitäten-Sammlung, worin ſich „ein Meſſer ohne Klinge“ befand, „woran das Heft fehlte.“

Gelhart war ein Königsberger, wie man gleich am Dialecte hörte. Er hatte in ſeiner Jugend als Schüler das Collegium Fridericianum beſucht, und nannte mich ſeinen Schulkameraden, wenn gleich fünfzig Jahre zwiſchen unſerm Schulbeſuch ruhten. Deshalb hatte er aber auch ein ſo unbegrenztes Zutrauen zu mir, wie man es nur zu einem Jugendfreunde hegen kann.

Sein Liebling war aber eine Katze. „De Katte“ gieng ihm über Alles. Wenn er Morgens auf ſeinem Stühlchen ſaß, um ſeine Garderobe auszubeſſern, und nun bald ein Schlückchen, bald ein Schnittchen Butterbrod dazwiſchen genommen wurde, ſo ſaßen ihm der alte Zander, ſein Factotum, und die gelbe „Katte,“ ſein Liebling, gegenüber.

„Sieh, Zander, das Vieh hat Menſchenverſtand!“ ſprach er dann wohl.

Und „Ja, Gelhart, Du haſt Recht!“ erwiderte der Andre.

Was er von ſeinem Frühſtücksbrode übrig ließ, hieng er aber wohlweislich, in einer Schachtel verſchloſſen, auf, die wie eine Laterne, mitten im Zimmer, frei von der Decke herabhieng. Denn hätte er es liegen laſſen, ſo würde das Vieh mit Menſchenverſtand ſich wohl, nach Art ſolchen Viehes, undankbarerweiſe darüber hergemacht haben.

War das Theater beendigt, ſo wurde der Katze Gelhart's die Thür geöffnet, und ſie durfte im ganzen Schauſpielhauſe ihre Funktion als Kammerjäger üben, d. h. auf die Mäuſejagd ausgehen. Sie hatte darin einen feinen Tact und lag Stunden lang auf der Lauer, bis der Vorhang zum letzten Male gefallen war, um dann ihre nächtliche Runde anzutreten.

Einſt wurde Maria Stuart gegeben. Das Stück dauerte lange und Gelhart's Katze hatte lange Weile. Sie lag harrend, mit den Augen blinzelnd auf dem Treppenpfoſten, und wünſchte, wie man es ihr anſehen konnte, ſehnlichſt das Ende herbei. Die Ohren richtete ſie bald vor- bald rückwärts um zu erhorchen, ob denn noch nicht Alles ſtill und ruhig werden wollte. Da kommt der erſehnte Augenblick, ſie erhebt ſich und macht einen Buckel; rings ruht Stille; das Ende iſt da, ſie wagt einige leichte Schritte auf Sammtpfötchen. Sie ſchleicht unbemerkt vor, immer weiter — jetzt tritt ſie aus den Couliſſen, um im raſchern Tempo — huſch — huſch über die Bühne zu ſetzen. Aber welch ein Entſetzen ergreift ſie — ein lautes Bravo und Applaudiren empfängt die arme Katze. Niemand weiß auf der Bühne was der Lärm bedeuten ſoll.

Es war die letzte Scene der Maria Stuart.

Leiceſter lag auf den Boden gebückt, und horchte, wie unter ihm der Schemel gerückt wurde. Dies war die Grabesſtille; die lange, zum Unglück zu lange Pauſe. Man kann ſich denken was erfolgte. Der Director war wüthend; der Vorhang fiel und Leiceſter wollte die Katze und Gelhart dazu zerreiſſen. Endlich wurde dahin entſchieden, daß die Verbrecherin getödtet werden müſſe. Alle Vorſtellungen von Seite Gelhart's halfen nichts; ſelbſt die Hindeutung auf Hatto's grauenvolles Schickſal, da die Mäuſe ſich auf eine furchtbare Weiſe vermehrten, fruchtete nichts; das Leben der Katze war verwirkt.

„Wir wollen die Katze denn erſäufen," ſprach Gelhart zum alten Zander, als er tiefbetrübt in ſein Zimmer hinaufſtieg. „Fang' ſie, edler Zander!" ſetzte er dann faſt weinend hinzu.

Und Zander fieng ſie und that ſie in einen alten Sack und quetſchte dieſen unter den Arm.

„Das arme Beeſt!" ſagten ſie Beide, als ſie aus dem Theater gingen.

„Und mußt Du ſie denn tödten?" fragte der weichere Zander, indem er die rothe Naſe wiſchte.

„Und wenn ich ſie nach Hauſe nehme, ſo läuft ſie mir ja wieder in's Theater, und ich komm' um's Brod," ſprach Gelbart mit einem Seufzer.

Sie hatten nun das Alſterbaſſin erreicht, das den Jungfernſtieg beſpült. Seufzend traten ſie auf ein Brett, das am Tage Wäſcherinnen dient, und weit in das Baſſin hineinführt, dann ſagte Gelbart: „Laß' ſie heraus!" — Und Zander öffnete den Sack, und ſtill und traurig ſetzten ſie ihren Weg fort. „Die Katze" lag tief unten in der Alſter. —

Am andern Morgen, zu früher Stunde, ſehen wir den alten Gelbart mit ſeinem getreuen Zander über den Jungfernſtieg in's Theater wandern. Wie ſie an die Stelle kommen, wo die Katze ihr Ende gefunden, ſeufzen ſie Beide laut auf. —

Betrübt ſteigen ſie die Treppen hinan; Gelbart ſteckte den Schlüſſel an, dreht um und tritt in's Zimmer.

Aber welch ein Schrecken bemeiſtert ſich ſeiner! Die gelbe Katze ſitzt als ob ſie leibte und lebte, auf ihrem alten Platze am Fenſter.

„Zander! iſt's kein Traum!“ ruft er und Zander ſieht daſſelbe. Sie nahen ſich furchtſam ſtarrend dem Katzengeſpenſte, denn für die wirkliche Katze will es Keiner halten. Jetzt ſtrecken ſie die Hand aus, und ergreifen das Fell; nein — es iſt keine Täuſchung — ſie ſtreicheln ſie — ſie ſpinnt! —

„Alter Zander!“ ruft Gelhart, „was habt Ihr denn für einen Sack gehabt? Seht doch einmal nach!“

Und Zander holt den Sack herbei, aber dieſer hatte ein Loch, ſo groß, daß die Katze dadurch entkommen konnte. Und ſie war wirklich ſo geſcheut geweſen, ſich dieſes Loches zu bedienen, um ihr Leben zu retten.

„Aber jetzt,“ rief Gelhart freudig aus, „ſoll mir ſie auch Keiner mehr in's Waſſer tragen. Wer es auch ſey! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr meines Lebens gehabt. Wir behalten ſie hier oben, und wollen ſchon Acht geben, daß ſie nicht mehr im letzten Act der Maria Stuart mitſpielt.“ —

Einſt wurde die Zauberflöte neu in die Scene geſetzt, wozu prächtige Garderobe gemacht werden ſollte. Die Arbeiter waren übermäßig angeſtrengt und ſchneiderten vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Ich war daher nicht wenig überraſcht, als ich mitten unter dieſen fleißigen Leuten großen Lärm und Tumult vernehme, von einem unbändigen Lachen begleitet. Mein Befremden war jedoch bald erklärt. Der alte Gebhart hatte ſich in den älteſten Papageno-Anzug geworfen, der ganz aus Federn beſtand, und für den Erſten, der dieſe Rolle in Hamburg geſungen, angefertigt worden war. So gab er ſeinen Kollegen eine Maſke-Darſtellung der luſtigſten Art. Auf meine Zurechtweiſung, daß ſich ein ſolches Beginnen für den alten Mann nicht ſchicke, und daß er damit die Andern von der Arbeit abhalte, war er mit tauſend Späßen bereit, auch mich in den Kreis der Lacher zu ziehen und wußte ſogleich mir die Geſchichte des alten Papageno-Coſtüms, mit einer Menge launiger Details, und von komiſchen Anekdoten begleitet mitzutheilen; wie er wohl wußte, daß ich es gern hörte.

Seine geſchichtlichen Notizen über die Hamburger Garderobe waren überhaupt intereſſant; manchmal ſelbſt in kunſt-hiſtoriſcher Hinſicht. Das Hamburger Theater hat nämlich bis jetzt des ſeltenen Glückes genoſſen, ſeit ſeiner Begründung vom Feuer verſchont worden zu ſeyn. Daher enthält es denn ſo manche Reliquien.

Von dem merkwürdigen Kleide das Schröder auf Garrik's Auction in London erſtehen ließ, und worin er dann ſelbſt den Bartolo in Beaumarchais Luſtſpiel „der Barbier von Sevilla" ſpielte, habe ich ſchon an einem andern Orte geſprochen. Eben ſo intereſſant iſt wohl auch der chineſiſche Schlafrock des Lear, deſſen ich ſchon oben erwähnte, und ein anderer Schlafrock Macbeth's; ferner die Coſtüme zu den Schäferſpielen und zu einigen alten Opern. Auch findet ſich noch viel von Schröder's Garderobe zu bürgerlichen Rollen vor, ſein

Eſſighändler-Rock, Weſte und Beinkleid von rothem Tuche, und der ſchwarze Frack, den er ſchnell anzog, wenn er das Publikum anzureden hatte. Alle dieſe Kleider ſind leicht kenntlich an ihrer Dimenſion, und würden unverändert von keinem der jetzigen Mitglieder des Hamburger Theaters gebraucht werden können.

Nachdem Schröder von der Direction abgetreten war, und dieſe in die Hände Mehrer überging, griff das gewöhnliche Unweſen auch in dieſem Verwaltungszweige um ſich, und die erſten Spuren von Geſchmack und Ordnung finden ſich erſt zu jenem Zeitpuncte wieder, als Schröder zum Zweitenmale, zu Ende des erſten Decenniums dieſes Jahrhunderts die Direction übernahm. Er ſetzte nämlich damals ſein Drama „Adelheid von Salisbury“ in die Scene und ließ dazu eine Anzahl mittelalterlicher Hofkleider verfertigen, die noch heute häufig erſcheinen, und beim Perſonal unter dem Namen der „Adelheids-Kleider“ bekannt ſind. Dieſes Drama war eines von denen, die er für ſeine neue Entrepriſe vorbereitet hatte, und die er dann ſpäter in Bauſch und Bogen um 500 Thaler den andern Bühnen anbot. Nur Iſſland hat ſie angekauft und ihm die verlangte Summe dafür bezahlt. Wahrſcheinlich aus rückſichtsvoller Höflichkeit; denn die Stücke hatten nur wenig Werth, waren veraltet und konnten kein Glück bei der Darſtellung mehr machen. Die Verſuche die man in Berlin, namentlich mit dem Ruhmredigen, einer Bearbeitung des Glorieux von Néricault-Destouches machte, und die welche Schröder ſelbſt, während ſeiner einjährigen Directionsführung unternahm, mögen als Beweiſe dienen. So konnte ſich der erfahrene Mann täuſchen, und ſo täuſcht ſich Jeder, der nicht mit der Zeit fortſchreitet. Ehe Schröder ſeine zweite Direction eröffnete, antwortete er auf die Fragen, die man ihm wegen der Hoffnungen ſtellte, die er von ſeinem neuen Unternehmen hatte, nur durch ſtumme Hindeutung auf ſein Schreibpult wo die Manuſcripte jener Stücke lagen, die ſonderbar genug Niemanden mehr, auſſer ihm, gefallen wollten.

Ich kehre aber zu Gelbart zurück.

Er ſang für ſein Leben gern die alten ſchönen Lieder aus dem ſiebenjährigen Kriege, die er noch in ſeiner glücklichen Jugend vernommen. Das Lied vom „glückſeligen Schwerin“ und das feierlich zärtliche:

„Bouketten wollen wir —
Mein Schatz wie gefällt es Dir?“ —

klingen mir noch immer in die Ohren, wie er ſie ſo ſchön mit ſeiner leiſen, zitternden Baßſtimme vorzutragen wußte. Seine Stimme hatte etwas Geheimnißvolles, gleich dem Geſange gewiſſer wunderbar beſchwingter Inſecten, welche die Töne mit ihren Flügeldecken hervorzuzaubern verſtehen. Es wäre offenbar Verläumdung, wenn man dem alten, guten Manne nachſagen wollte, er habe zu viel Branntwein zu ſich genommen; wenn ich aber behaupte, daß er dem Genuſſe des Branntweins dieſe ſeltſame Stimme, dieſe ſanfte Kraft, dieſes harmoniſche Zittern, dieſen leiſen und doch ſo kernigen Hauch verdankte, ſo gründet ſich das auf Beobachtung, die ich ſchon oft an Leuten gemacht, die ſich dem Branntweintrinken hingeben.

Ich könnte hier z. B. den bekannten Muſik-Direktor Hiller anführen. Da fällt mir ein, daß unſere leichtfertige Salonwelt, die es mir vielleicht ſchon ſtark verübelt, daß ich hier von Branntweintrinkern ſpreche, nur an den kleinen Klavierſpieler Hiller in Paris denken wird, indem ſie wahrſcheinlich ganz vergeſſen hat, daß es einſt einen Hiller in Leipzig gegeben, dem unſere Väter ihren höchſten theatraliſchen Genuß verdankten, da er die allerliebſten Opern: die Jagd, der luſtige Schuſter, Lottchen am Hofe, und viele Andre noch geſchaffen. Der Hiller von dem ich ſpreche, war nun aber ein Sohn des Leipziger, und jener, den ich ungern mit dieſem verwechſelt ſähe, iſt der Sohn eines Frankfurter Banquiers, und zur Zeit ein Bijou de Salon der vornehmen, und muſikliebenden Welt in Paris.

Hiller, hieß wie ſein Vater, Adam, und war einer der gründlichſten Muſiker und dabei ein ſehr genialer Komponiſt. Man hat einige Opern und eine Menge ſehr hübſcher Lieder von ihm. Noch ſeh' ich ihn wenn er Morgens, in ſeinem kurzen, gelben Flausmantel, woran die Zeit kein gutes Haar mehr gelaſſen hatte, händereibend in das Kaffeehaus der Wittwe Grau zu Königsberg hereinſprang und ſeine kleinen Gläschen ſchnell hintereinander leerte. Er war Muſikdirector bei dem dortigen Theater. Was für glückliche, ſorgloſe Armuth da unter den Leuten herrſchte! Wie froh, wie beneidenswerth ſie Alle waren! Und wie grämlich, begehrlich, neidiſch jetzt Alles in dieſer Künſtlerwelt erſcheint. Wie man ſo viel gelten will und ſo große Anſprüche macht. Und Hiller war wahrhaftig ein tüchtiger Muſiker und noch mehr als das. Er hielt Vorleſungen über den Generalbaß, wie ſie nicht Jeder halten kann, der nichts weiter iſt als ein tüchtiger Muſiker. Und mit Hiller kamen Andre zu Grau, nicht minder werth als er, doch mit eben ſo wenig Geld in der Taſche.

Hiller's Stimme zeigte aber dieſelbe Eigenthümlichkeit, wie die meines guten, alten Gelhart. —

Mit dieſer Stimme wußte dieſer nun auch ganz beſondere Effecte hervorzubringen, namentlich in der Declamation. So ſprach er z. B. eine poetiſche Erzählung von einem Eremiten und dem Tod, die ihre Wirkung nie verfehlte. Gewöhnlich regalirte er fremde Schauſpielerinnen damit, die dann von Jemand, der den Spaß ſchon kannte, in Kenntniß geſetzt wurden, um bei der Stelle, die er mit dem ganzen Aufwande ſeiner Kunſt rezitirte und mit Geſten begleitete, auf recht pittoreske Weiſe erſchrecken zu können. Dann freuete er ſich kindiſch. Die liebenswürdige Devrient-Böhler that ihm ſogar den Gefallen, in ihrer graciös-neckiſchen Art in Ohnmacht zu fallen, weßhalb der arme Alte wirklich in Todesangſt gerieth.

Den alten Gelhart hatten Alle lieb, die ihn kannten; ſelbſt Damen mochten ihn leiden, obgleich ſein Aeußeres keineswegs liebenswürdig war.

Morgens ging er in einen ganz ſtattlichen Mantel gehüllt, ſein Pfeifchen ſchmauchend, auf dem Hamburger Berge ſpazieren. Beides — Mantel und Pfeife — waren Andenken von dem verſtorbenen Theater-Director Herzfeld, der ein berühmter Schauſpieler, und auch unſers Gelbart's Freund geweſen war. Den Tag über bis zum ſpäten Abend war er im Theatergebäude zu treffen. Man ſah ihn dann in den langen, dunkeln Gängen auf leiſen Filzſocken, wie ein wohlbekanntes, freundliches Hausgeſpenſt dahinſchweben. Gieng es an Menſchen vorüber, die es kannte, ſo nickte es freundlich und ſprach ſie an, und Niemand fürchtete ſich vor ihm. Dieſe Erſcheinung war Allen ſo vertraulich und gewohnt, daß man ſie noch immer zu haben glaubte, als Gelbart ſchon längſt todt war.

Es war im Faſching als er ſtarb, am Morgen nach einem Maskenballe im Theater.

Ich war früh hingegangen und fand ein wildes Durcheinanderrennen der Arbeitsleute. Ich fragte was es gäbe. „Der alte Gelbart ſey total betrunken,“ wurde mir lachend zur Antwort gegeben.

Ich trat in eines der Garderobezimmer, wo ſie ihn auf ein Sopha gelegt hatten; er war ſprachlos. „Das iſt der Schlag,“ ſagte ich ſogleich. „Iſt nach dem Arzt geſchickt?“

Es war kein Arzt aufzutreiben; ſie trugen den Alten in einer Sänfte fort. Im Wegtragen öffnete er die Augen, und ſeine Blicke ſielen auf mich. Er ſah mich unverwandt an, bis daß er in der Sänfte ſaß, und ſeine ſteifgewordenen Arme verſuchten es mir, wie zum Abſchiede, Küſſe zuzuwerfen. Man lache mich immerhin über meine Sentimentalität aus — ich mußte weinen.

Gelhart war ein alter, häßlicher Mann, an jenem Morgen inſonders, wo die Spuren des Schlaganfalls ſich noch überdieß ſeinen grotesken Zügen aufgedrückt hatten; wer ihn kannte lacht gewiß, wenn er ihn ſich denkt, mit Zärtlichkeit Kußhände werfen. Lache wer will! ich weinte. — Ich gieng vor's Thor, um mich zu zerſtreuen — dann kam ich in's Theater zurück, aber mein alter Freund wollte mir nicht aus dem Sinn. Am Morgen darauf war er eine Leiche. —

Am Tage ſeines Begräbniſſes ſagte der alte, einfältige Zander zu mir: „Was wird die Frau

Gelhart heute wohl dazu ſagen, wenn der Alte dieſe Nacht zum erſten Mal in ſeinem Leben nicht nach Hauſe kommt. Er war ſonſt ſo ordentlich, jetzt wird er liederlich.“ —

So ſpottete ein ſelbſt am Rande des Grabes ſtehender Greis; und Gelhart war ſein Freund und ſein Wohlthäter, dem allein er ſeinen Platz beim Theater verdankte. Dieſe Rohheit empörte mich ſo, daß ich von Stunde an den alten Zander nicht ausſtehen konnte. —

Gelhart's Frau, ſeine treue, greiſe Lebensgefährtin mußte, da man ſie ganz vergeſſen hatte, bittend bei der Direction um eine Unterſtützung einkommen. Man ſchenkte ihr ein für allemal eine kleine Summe. Zum Glücke konnten ſich die Söhne, die der Alte zu wackern Leuten erzogen hat, der Mutter annehmen. Sie überlebte jedoch ihren Mann nicht lange. Auch ſie heiterte er auf, auch ihr war er ein angenehmer Geſellſchafter geweſen; ſie ſehnte ſich nach ihm, und „er holte ſie bald nach,“ wie die Leute zu ſagen pflegen.

Obgleich die wohlfeile Lithographie es jetzt einem Jeden ſo leicht macht, ſeine Züge auf die Nachkommen zu bringen, ſo war doch kein Hamburgiſcher Künſtler darauf bedacht geweſen, dieſe merkwürdige Phyſiognomie feſtzuhalten. Nur Ein ausgezeichneter Mann der Kunſt, Herr Cocchi aus Bologna, der als Theatermaler in Hamburg angeſtellt iſt, entwarf einen flüchtigen Umriß der ganzen Geſtalt. Wem nun darum zu thun iſt, der wende ſich an Denſelben, um ein deutliches Bild unſers Gelhart zu erhalten. Zu meiner Zeit hieng die Zeichnung in dem Malerſaale des Theaters. Für die Aehnlichkeit bürge ich, der ich Gelhart's Perſönlichkeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie man ſieht, ſehr genau ſtudirt habe. —

Im Faſching iſt er geſtorben, und mit Lachen haben ſie ihn nach dem Maskenballe in die Sänfte getragen, weil ſie ihn für betrunken hielten. Nach ſeinem Tode machte ſein beßter Freund einen Witz auf ihn, und ich errichte ihm ein Denkmal, wobei man eher lachen als Thränen vergießen wird.

So lebte, ſo ſtarb der alte Ziethen'ſche Huſar, der den Säbel mit der Nadel vermählte, der Tenor ſingen wollte und Schneider ward. Mancher Menſch ſcheint für den Kontraſt geboren worden zu ſeyn. In Gelbart zeigte ſich der groteske Spaß perſonifizirt; es lag etwas Shakespeare'ſches darin. Nun iſt das Hamburger Theater ein ernſtes Ding geworden; die alten Säulen ſeines trefflichen Luſtſpiels ſchwanken und ſinken zuſammen; und die Neuen, die dazukommen, wiſſen nichts mehr von den Alten. Ich wünſchte, daß der Geiſt des alten Gelbart's ihnen erſchiene und ihnen erzählen wollte, von den frühern Tagen, wie er mir es gethan. Wenn er ihnen nur die alten Röcke zeigte und erklärte, es webt etwas um dieſe alten Stücke das Achtung abnöthigt. Und wäre es auch nur ihre hohe Einfachheit und die ſtolzen Namen die ſich in der Erinnerung daran knüpfen.

* * *

IV.

Der Graf von Cleve. *)

Beim Ausbruche der Revolution mußte mein Vater, ein Edelmann von altem Schrot und Korn, Frankreich verlaſſen, und ſich glücklich preiſen, als er auf deutſchem Grund und Boden angelangt war, nach den Worten des Dichters, die Häupter ſeiner Lieben zählen zu können, und zu ſehen, daß ihm kein theures Haupt fehle. Dürftig flohen wir nach Preußen, und langten im Oktober 17.. in Königsberg an, wo wir endlich von den großen Beſchwerlichkeiten mit Sicherheit ausruhen

---

*) Ein Jugendfreund erzählt.

zu können glaubten. Viele geflüchtete Franzoſen, größtentheils Bekannte meines Vaters, ſo wie die Menge der franzöſiſchen Coloniſten in jener Stadt, die uns die freundlichſte Aufnahme zu Theil werden ließen, machten, daß wir das Vaterland weniger vermißten. Ich wurde in ein franzöſiſches Inſtitut gethan, welches dort auf die ehrenvollſte Weiſe mit den deutſchen Lehranſtalten wetteiferte. Hier, von Franzoſen in allen Lehrgegenſtänden unterrichtet, erhielt ich eine, meinem Stande und unſern Sitten gemäße Bildung. So waren meine Jugendjahre verſtrichen, als der Tod meines Vaters, dem Gram über die Vorfälle im Vaterlande und Kummer über den Verluſt ſeines Vermögens die frühe Grube bereiteten, meiner ferneren Laufbahn eine überraſchende Richtung gab. Ich verließ das Inſtitut, und die größere Freiheit, deren ich genoß, ließ mich öffentliche Orte beſuchen, und unter dieſen vornämlich ſolche, wo ich Gelegenheit hatte, meine unglücklichen Landsleute anzutreffen. Einer dieſer Verſammlungsorte war das Kaffeehaus von Zornig in der Junkerſtraße, wo vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ein Gedränge von Franzoſen war, die bald neu angekommene Nachrichten zu erhalten wünſchten, bald erhaltene Briefe zur Kenntniß brachten. Das allgemeine Unglück hatte auch eine Allgemeinheit der Verhältniſſe herbeigeführt. Nichts wurde verheimlicht, was auf die politiſchen Ereigniſſe Bezug hatte. Alle ſtanden brüderlich zuſammen, der Eine half dem Andern mit Geld und Rath, und man ſah nicht ſelten einen dürftigen Franzoſen mit den letzten Goldſtücken, die ihm von ſeinem frühern Reichthum übrig geblieben, einige noch dürftigere Brüder ſpeiſen, die im Vaterland keineswegs ſeine Freunde geweſen waren. Unter dieſen theilnehmenden, freundlichen Genoſſen fiel mir ein Mann von geſetzten Jahren und finſterem, verſchloſſenem Ausſehen auf, der ſeit einigen Tagen ſich auf dem Kaffeehauſe zu einer gewiſſen Stunde ſehen ließ, wenn der Zuſammenfluß am ſtärkſten war, und auch mehre Einwohner der Stadt es beſuchten. Er ſaß an einem beſtimmten Platze, neben dem Ofen an einem kleinen Tiſchchen, und ließ ſeine

Blicke auf den Vorübergehenden ruhen, ohne den Mund zum Sprechen zu öffnen. Ich fragte meine Freunde, niemand aber konnte mir den Fremden nennen, oder etwas Näheres über ihn mittheilen. Da man in jener Zeit nicht ohne Grund ängſtlich war, ſo verſtummten nach und nach die lauten Geſpräche; die Franzoſen mieden dieſen beliebten Vereinigungsplatz, und mit Bedauern ſah der Eigenthümer des Kaffeehauſes das Leben aus ſeinen Sälen, dieſes einzigen räthſelhaften Gaſtes wegen, verſchwinden. —

Es war an einem kalten November-Abende, der Schnee kniſterte unter den Füßen und das Raſſeln und Klingeln der vielen Schlitten verbreitete in der Nähe des Schloſſes ein eigenes Leben. Bei Zornig's war es bereits ganz leer geworden, die Lichter an den Billardtafeln wurden ausgelöſcht, und im matten Schimmer, den nur eine Kerze auf dem Schenktiſche noch verbreitete, ſaß ich in einer Ecke, die Augen geſchloſſen und vom Geklingel der Schlitten in halben Schlummer gewiegt, während in der andern Ecke der Fremde ſtumm und ſtarr vor ſich hinblickend da ſaß.

Plötzlich hielt ein Schlitten vor dem Hauſe und herein traten, laut ſprechend und den Schnee von den Füßen ſtampfend, die beiden jungen Grafen Th....t, die erſt ſeit Kurzem aus dem ſüdlichen Frankreich hieher geflüchtet waren. Sie forderten Punſch und ſetzten ſich zu mir. Nicht lange währte es, ſo erhob ſich der Unbekannte aus ſeinem Winkel, und indem er uns auf die feinſte Art grüßte, redete er die Grafen zu gleicher Zeit in gutem Franzöſiſch an, das dem geübten Ohre jedoch alsbald den Deutſchen verrieth. Er habe, ſo ſagte er, einen Brief aus Berlin erhalten, der für die Familie der Grafen Th....t von Intereſſe wäre, und ſey ſo frei geweſen, dieſen Brief wohl verſiegelt, in der Behauſung der Söhne dieſes erlauchten Hauſes abzugeben. Was der Brief enthielt, wolle er hier nicht ſagen, ſie würden den Inhalt beim Nachhauſekommen erfahren. Auf dieſe Weiſe hatte ſich der Räthſelhafte bei uns aufgeführt; wir hatten die Ehre, die Erſten zu ſeyn, die von ihm angeredet wurden.

Unter unbedeutenden Geſprächen war noch eine kleine Viertelſtunde verfloſſen, dann empfahl ſich der Unbekannte mit der Verſicherung, des andern Tages zu einer beſtimmten Stunde den Brief von den Grafen wieder abzuholen; und auch dieſe folgten bald, indem ſie vorſchützten, ſchläfrig zu ſeyn. Mit mir allein, gab mir dieſer Vorfall reiflichen Stoff zum Nachdenken. Die Art und Weiſe, wie ſich der bisher ſo Verſchloſſene, Allen Unzugängliche, den beiden jungen Grafen genähert, die er bereits beſucht hatte und morgen wieder beſuchen wollte, deutete beſtimmt auf eine längere Bekanntſchaft, auf ein innigeres Verhältniß. Es war unbezweifelt, daß gerade dieſe jungen Edelleute die bedeutendſten Verbindungen in Frankreich unterhielten, und einer mächtigen Partei angehörten, die eine Contre-Revolution beabſichtigte und ihre Agenten in allen Ländern unterhielt. Ihre tiefen politiſchen Abſichten ſuchten die Grafen unter froher Lebensluſt und ſinnlichen Genüſſen aller Art zu verbergen, und nicht ſelten machte ich ſelbſt die Erfahrung, daß eine Geſellſchaft freigebig von ihnen bewirthet wurde, um Meinungen, Anſichten und Plane jedes Einzelnen auf das Genaueſte zu erforſchen. Schon längſt war es mein Wunſch, mich einer ſolchen Partei anzuſchließen. Wo ich dergleichen ahnen konnte, da ſuchte ich Eintritt. War es jedoch meine noch zu große Jugend, oder daß man mir nicht die dazu erforderlichen Geiſteskräfte zutraute; immer zog man ſich von mir zurück, und es wollte mir nie glücken, in die politiſchen Geheimniſſe ſolcher Innungen eingeweiht zu werden. Doch der Zeitpunkt war gekommen, wo meine Wünſche auf eine Art erfüllt werden ſollten, die ſelbſt meine kühnſten Erwartungen übertraf. Eine Karte der Grafen Th....t lud mich zum Abendeſſen. Mit Ungeduld erwartete ich die Stunde und eilte hin. Sie bewohnten ein ſchönes Hotel der preußiſchen Grafen von D., in der franzöſiſchen Straſſe unweit des Schloſſes. In's Geſellſchaftszimmer eingetreten, wo außer den beiden Grafen und dem Fremden, niemand zugegen war, zogen vier grüne Pyramiden von Wachs, wie man ſie in verſchiedenen Gegenden den Kindern zur Weihnacht zu ſchenken pflegt, auf einem weiß gedeckten Tiſche in der Mitte des Zimmers ſtattlich prangend, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. An einer jeden hing ein Dolch, ein weißes Atlasband und eine ſilberne Lilie.

Die Grafen traten mir heiter entgegen, mit der meinen Landsleuten eigenen, leichten und doch höflich feinen Gewandtheit, mich bewillkommend. „Es iſt heut' der Abend vor dem Weihnachtsfeſte und wir ſind den guten alten Sitten zu ſehr ergeben, um nicht unſere Freunde, die ächten Kinder Frankreichs, auf herkömmliche Weiſe zu beſchenken. Dieſe Pyramiden machte Madame Godron, die Frau eines kürzlich in Paris enthaupteten, armen unſchuldigen Parfümeurs, der unbeſonnen genug war, alte wohlriechende Eſſenzen feil zu halten, deren Gläſer noch mit der früheren Etikette: **Lait virginal à la reine**, verſehen war. Sie iſt hierher geflohen und lebt von der Unterſtützung ihrer Landsleute. Ihrer Dankbarkeit verdanken wir dieſe Pyramiden. Die Geſchenke haben wir daran aufgehängt, indem wir glaubten, ſie würden unſern Freunden angenehm ſeyn, die ihre Deutung verſtehen.“ Im Augenblicke durchzuckte mich der Gedanke, daß ſich mir nun die längſt erſehnte Gelegenheit zur politiſchen Thätigkeit eröffnen würde. Mit Thränen in den Augen warf ich mich dem ältern der beiden Brüder um den Hals, und wurde hierauf von allen Dreien herzlich umarmt. Ich küßte die Lilie, ſchwang den Dolch, kurz ich gebehrdete mich wie ein Menſch, dem die plötzliche Freude den Verſtand ein wenig verrückt hatte. „Dieſer Enthuſiasmus iſt lobenswerth, und berechtigt zu ſchönen Hoffnungen,“ rief der Fremde mit vor Freude glänzenden Augen aus, „allein Beſonnenheit muß das Feuer zügeln. Die heiligen Zeichen, das weiße Band der Bourbons, die königliche Lilie von Frankreich, ſollten ſtets zur gerechten Rache auffordern, und dieſer zweiſchneidige Dolch ſoll ſie in's Werk ſetzen. Muth und Beſonnenheit ſey unſer Wahlſpruch. Ihre Geſinnungen, junger Mann,“

fuhr er, zu mir gewendet, fort, „haben ſich beim Anblick dieſer Gegenſtände auf das Schönſte kund gegeben. Ich bedarf keiner weitern Beweiſe. Sie müſſen ſo ſchnell als möglich nach England, dort harret ihrer eine große Beſtimmung; doch vorerſt ſollen Sie der Ehre theilhaftig werden, einem hohen Reiſenden, dem Grafen von Cleve, der ſich in dieſer Stadt gegenwärtig befindet, vorgeſtellt zu werden. Er will und muß Sie kennen lernen. Um Mitternacht führe ich Sie ſelbſt hin.“

Wir ſetzten uns zu Tiſche, ein ausgeſuchtes Mahl wurde uns von den Dienern in glänzenden Livreen ſervirt. Einige Landsleute hatten ſich dazu eingeſtellt. Man ſcherzte und plauderte, aß und trank, meine Wirthe und der Fremde, der ſich Herr von Boc.... nannte, ſuchten Alles zu entfernen, was den ernſten Plan verrathen konnte, mit dem ihr Geiſt ſich beſchäftigte. Mir war dieſe Gabe noch nicht zu Theil worden. Mit rothglühenden Wangen und hochklopfendem Herzen ſaß ich an der Tafel, drückte von Zeit zu Zeit meine Taſche, worin ich die theuren Bundeszeichen verwahrt hatte, mit Inbrunſt, und konnte die Zeit nicht erwarten, da ich mit meinem neuen hochverehrten Freunde die Geſellſchaft verlaſſen würde. Die Glocke von der nahen reformirten Kirche ſchlug drei Viertel nach Eilf. Herr von Boc.... winkte mir faſt unmerklich und ich verließ das Zimmer. Eine volle Viertelſtunde mußte ich ihn im Corridor erwarten, und beim Summen des zwölften Glockenſchlages ſtiegen wir die hohe Rampe vor der Hausthür hinunter. Wir durchſchnitten die franzöſiſche Straße, gingen über den Schloßplatz, durch die Junkerſtraſſe, bei Zornig's vorüber, wo ſchon Alles finſter war, und bogen nun in die Kehrwiederſtraſſe, wo das ſtattliche, glänzende deutſche Haus, der erſte Gaſthof der Stadt, mit erleuchteten Fenſtern, ſich vor uns ausbreitete. Viele ſchöne hochbepackte Reiſewagen ſtanden vor dem Hauſe. Eine Menge Dienerſchaft, die franzöſiſch und deutſch durcheinander wälſchte, drängte ſich auf der Treppe und in den Gängen. Dieſer Lärm verſtummte jedoch und machte einer Todtenſtille Platz, da wir in den Vorſaal traten.

Die Kronenleuchter waren angezündet. Zwei Herren in einfachen ſeidenen Röcken und mit gepuderten Köpfen fragten nach unſeren Namen, um uns zu melden. Alles ſchien die Nähe einer Perſon anzukündigen, welche die Vorſehung auf eine der erhabenſten Stufen geſtellt hatte. Ich wagte kaum zu athmen, kaum mir ſelbſt zu geſtehen, was meine Seele längſt geahnet hatte. Der Eindruck dieſes Augenblicks war zu mächtig, nie werd' ich ihn vergeſſen. Der Eine von den beiden Herren kam jetzt zurück, machte eine Verbeugung und ſagte halbleiſe: „**Monsieur vous attend!**...“ Mein Freund nahm mich bei der Hand, die ich ihm zitternd überließ. Wir gingen durch zwei wenig beleuchtete Zimmer. Im dritten, wo ein großes Himmelbette mit rothdamaſtenen Vorhängen ſich befand, ſaß ein Mann im Lehnſtuhle, deſſen Ausſehen mir Liebe einzuflößen und doch wieder Ehrfurcht zu gebieten ſchien. Er war in den beſten Mannesjahren, unter ſeinem ſorgfältig friſirten Hauptaare wölbte ſich eine hohe glänzende Stirn, zwei milde Augen, von ziemlich ſtarken Braunen beſchattet, verweilten ſorgfältig auf mir. Eine Adlernaſe zierte das volle breite Geſicht, ein Lächeln herablaſſender Hoheit umſchwebte den wohlgeformten Mund und ein ziemlich ſtarkes Unterkinn gab dem ganzen Antlitz eine gewiſſe nicht zu beſchreibende Würde.

Der Graf von Cleve trug einen Rock von grünem Sammet mit rothem Kragen ohne Stickerei und ein großes achteckiges Kreuz, worin die Taube, unterwärts gekehrt, ſchwebte. Ein blaues breites Ordensband ſchmückte die Bruſt und die Füße waren mit weiten ſchwarzen Sammetſtiefeln bekleidet, die aber nicht ſo hoch reichten, die weiß ſeidenen Strümpfe am Knie nicht ſehen zu laſſen. Eine kleine gedeckte Tafel trug die Ueberbleibſel des Mahles, deſſen Hauptbeſtandtheil gekochte Eier, auf die Art, die man in Frankreich à la coque nennt, geweſen ſeyn mochte. In einer gemeſſenen Entfernung vom Grafen ſtanden zwei bejahrte Herren in grünen Uniformen, mit der Decoration des Ludwigs-Kreuzes geziert, die man zur damaligen Zeit häufig in Königsberg ſehen konnte. Mein Führer ſprach mit dem Grafen Engliſch, das ich nicht verſtand, und dieſer drehete ſich mit einer ungezwungenen Wendung nach mir, indem er mir die Hand zum Kuſſe hinſtreckte Ich näherte mich ſchüchtern und die ehrfurchtgebietende Nähe des Grafen machte, daß ich faſt knieend ſeine Hand küßte, was ich gewiß keinem Fremden ſonſt gethan haben würde. Bei dieſer Bewegung klirrte etwas zu Boden. Es war der Dolch, der meiner Taſche entfallen war. Erſchrocken hob ich ihn auf, um ihn zu verbergen, allein der Graf ſprang mit dem Ausdrucke des größten Entſetzens vom Seſſel. Mein Führer beruhigte ihn in franzöſiſcher Sprache. „Es ſey dies ein Zeichen, woran ſich die für die gute Sache Verbündeten erkennen,“ ſagte er. „Ein ſchlimmes Zeichen,“ erwiderte der Graf, „ein Zeichen, das wir der Gegenpartei, den Räubern und Mördern unſers Gutes und Blutes überlaſſen ſollten.“ — Mit Feuer zog ich hierauf das weiße Band und die Lilie hervor und zeigte ſie ihm, indem ich ſagte: „Die Waffe ſoll dazu dienen, dieſe Heiligthümer zu beſchützen!“ Eine Thräne glänzte in dem Auge des Grafen, er ſah mich huldvoll an und ſagte bewegt: „Ich finde hier mehr Franzoſen, als ich in Frankreich zu finden mir je einbilden darf. Gehen Sie, mein Sohn! Gott ſegne Ihr Beginnen!“ — Er drehte ſich von uns weg und trat zum Fenſter. — Wir verließen das Gemach. — Stumm ſchritt ich neben meinem Begleiter durch die finſtern Gaſſen. Obgleich ich die Züge des edlen Fremden im Bilde ſchon oft geſehen zu haben mich erinnerte, und das Räthſel, wer der hohe Unbekannte ſey, ſich von ſelbſt löste, ſo wagte ich dennoch kein Wort dieſerhalb an meinen Freund zu richten, und dieſer beobachtete daſſelbe Stillſchweigen. Am andern Tage erhielt ich mehre verſiegelte Schreiben, die ich in meine Weſte einnähete, und der nächſte günſtige Wind führte mich nach England.

V.

Heine.

Im Jahre 1827 ſprach man in Süd-Deutſchland noch gar nicht von **Heinrich Heine**, obgleich ſeine Reiſebilder doch ſchon erſchienen waren. Und in jenem Jahre war es als ich nach Hamburg reiſte. Ich erinnerte mich im „Geſellſchafter“ die Bruchſtücke aus dem erſten Bande der „Reiſebilder“ geleſen zu haben. Die ungemeine Friſche, der glänzende Witz hatten meine Aufmerkſamkeit auf einen Namen hingelenkt, der mir damals noch gänzlich neu war.

Im Hotel de Saxe, auf dem Kamp in Hamburg, hörte ich dieſen Namen wieder nennen. Es war eine gemiſchte Geſellſchaft, die dort ihren Hunger zu ſtillen kam. Schauſpieler, Maler, Dramaturgen, durchreiſende Virtuoſen, Alles ſchrie durcheinander und wollte ſeine Meinung hören laſſen. Tabaksblätter, Kaffee, Metalliques, die Mamſell Bache, der große Schröder, und die Hamburger Staatsverfaſſung, mußten nicht nur der Reihe nach herbei, ſondern wurden ſogar ſo durcheinander geworfen, daß dieſes Salmigondi für den ruhigen Zuhörer unerträglich werden mußte. Ich gehörte zu dieſen. — Unter ſolchen Geſprächen fiſchte ſich dann aber auch manchmal ein guter, zuſammenhängender Brocken heraus, den ein Reinhold, Meyer oder Lenz in den Schwall der Unterhaltung hatte fallen laſſen. So tauchte denn auch einmal der Name Heine vor meinem Ohre auf, und der Titel ſeines neueſten Buches, und ich erinnerte mich wieder der anmuthigen Schilderungen im Berliner Geſellſchafter.

Es war nicht eben Lob was dem jungen Dichter geſpendet wurde. Ein ältlicher Herr, der in der Geſellſchaft für einen Kenner galt, meinte:

„Heine werde nie ein Buch ſchreiben; es ſeyen zwar neue und gute Gedanken, die er zu Markte bringe, aber Alles ohne Anfang und ohne Ende; man könne das eben kein Buch benennen.“

Ich will dieſe vortreffliche Behauptung hier nicht widerlegen, weil es ganz unnütz wäre, ſondern vielmehr geſtehen, daß das was ich ſonſt noch von dem Buche und ſeinem Verfaſſer hörte, meine Neugier mächtig erregte, Beide kennen zu lernen.

Einige Zeit nach dieſem Geſpräche zeigte mir ein guter Freund einen jungen Menſchen, der eben zum Dammthor hereinkam. Er hatte den Hut bedeutend nach vorn gerückt, ſo, daß ſein Rand die Naſe beſchattete, der Rock war offen, und beide Hände ſteckten in den Taſchen der Beinkleider. Sein Gang war nachläſſig, ſtolpernd, und er gaffte links und rechts die Häuſer an. Dies war Heine. Es lag in der Erſcheinung eine vornehme Gleichgiltigkeit, die es verſchmähte bei dieſen Hamburgern ein anſtändiges Aufſehen zu erregen. Das Geſicht war fein geröthet und auf den erſten Blick verrieth es durchaus nichts Auffallendes, es war ein unbefangenes, jugendliches, neugierig in die Welt ſchauendes Geſicht.

Ich begegnete nun Heinen öfter, und faſt immer auf dieſelbe Weiſe; allein, ſchlendernd und gaffend; es ſchien ſich in ſeinem Weſen eine unendliche Langeweile auszuſprechen.

Der Zufall brachte uns nie zuſammen. Ich hörte, daß er faſt täglich, gleich mir, den Schweizer-Pavillon beſuche, aber nie traf ich ihn dort. Die Bekanntſchaft, die ich inzwiſchen mit ſeinen Büchern gemacht hatte, „welche keine Bücher waren,“ flößten mir eine innige Zuneigung zu Heine ein. Mein Wunſch wuchs, ihm bekannt zu werden. Wie nah ich der Erfüllung deſſelben war, und auf welche höchſt angenehme Weiſe dies geſchehen ſollte, ahnte ich jedoch noch nicht.

Eines Morgens hatte ich mich im Schweizer-Pavillon in irgend eine Zeitung ſo hineingeleſen, daß ich nichts von dem bemerkte, was um mich vorging, und ſchreckte daher nicht wenig auf, als ein Freund mich beim Namen rief und mir ſagte: „er wünſche mir Herrn Doctor Heine vorzuſtellen.“

Ueberraſcht ſprang ich in die Höhe um meine Freude darüber auszudrücken.

Er ſtand wirklich vor mir, der kleine Unbefangene. Sein im ruhigen Zuſtande ſo gleichgiltiges Geſicht hatte ſich aber jetzt mit einem Lächeln geſchmückt, das tauſend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechſelnd Hohn und Muthwillen darüber ergoſſen. Dies Lächeln, das mir nachher ganz gewöhnlich wurde, ſchien mir in dieſem erſten Augenblicke ſeine Züge nicht zu verſchönern.

Er kam mir mit einer feinen Artigkeit entgegen.

„Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits ihre Bekanntſchaft gemacht,“ ſagte er. „Ihre Novelle, der Familienſchmuck, hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich als ich hörte Sie in Hamburg zu finden. Sie glauben nicht wie troſtlos es auf Norderney iſt, wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt, und wie froh man iſt“ —

„Dieſem Umſtande“ fiel ich ihm in's Wort, „habe ich es denn auch zu danken, daß ſie meinen Familienſchmuck laſen und goutirten.“

Er lächelte wiederholt. Ich erzählte ihm, daß ich bereits in Hoopte Jemanden getroffen hatte, der wahrſcheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als ſich für ihn auszugeben, daß ich aber damals in meiner ſüddeutſchen Unbeleſenheit nicht gewußt, welche Berühmtheit ſich an ſeinen Namen knüpfe. Er wünſchte das Nähere zu wiſſen, weil er einen Vetter habe, der ihm manchmal den Streich ſpiele, den Namen Heinrich Heine anzunehmen, und weil er hoffe, ihn hier wieder einmal zu ertappen.

Der Fall war ganz einfach. In Hoopte, wo die Fähre über die Elbe, aus dem Königreiche Hannover in's hanſeſtädtiſche Gebiet Billwärder, die Reiſenden bringt, kam ich Abends ſpät an. Ein einſamer Reiter war mit mir zugleich angelangt, den Weg von Lüneburg her, der auch nach Hamburg wollte. Wir ſoupirten zuſammen und der Reiter, der ein junger Menſch war, an dem ich nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Naſe bemerkte, war ſehr geſprächig.

„Ach, mein Bruder!“ unterbrach mich Heine; der wird mich noch in's Unglück bringen.“

Ich fuhr fort ihm zu erzählen, daß der junge Menſch uns eine Menge Geſchichtchen zum Beſten gab; Aventüren mit Schauſpielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und was dergleichen mehr war. Am andern Morgen ließen wir uns bei ſtarkem Regen nach dem Zollenſpeicher überſetzen, und der Reiter hielt an dem Schlage unſers Wagens, um uns durch ſein fortwährendes Geſpräch die Langſamkeit der Ueberfahrt vergeſſen zu machen, und als er endlich drüben von uns Abſchied nahm, und in ſeinen Mantel gehüllt, auf dem Damme davonſprengte, überreichte er mir noch eine Karte mit dem Namen „Heine,“ und fügte hinzu, ich möchte ihn doch in ſeiner Wohnung in Hamburg auf dem „großen Burſtah“ beſuchen.

Auch von ſeinen Dichtungen hatte er erzählt und mir blieb kein Zweifel, daß ich einen jener jungen Schriftſteller vor mir hatte, wie ſie in Norddeutſchland ſo häufig ſind, der ſo eben in den romantiſchen Gehegen der Lüneburger Haide, bei dieſer herbſtlichen Witterung, Stoff zu einem neuen Werke ſich gebe.

Wären mir damals ſchon die Reiſebilder bekannt geweſen, ſo hätte dieſe Begegnung mir ein bedeutendes Intereſſe eingeflößt. Der Reiter mochte jedoch in ſeinem Innern mich für einen recht unwiſſenden Menſchen halten, da ich den Namen Heine hören konnte, ohne ſogleich auszurufen: „Sind Sie etwa — jener berühmte;“ — ich glaube kaum, daß er mich lange im Zweifel gelaſſen haben würde.

Ich hatte nach dieſer erſten Entrevue Heine lange nicht geſehen, als er mich einſt aus meinem Nachmittagsſchlummer aufweckte. Ich war überraſcht. Er kam, wie er mir ſagte, meine Wohnung kennen zu lernen, um ſie zu miethen, wenn ſie ihm convenirte, da er gehört hatte, daß ich ſie verlaſſen wollte. Sie war ihm aber zu geräuſchvoll, wie er ſich bald überzeugte. Er litt ſehr an den Kopfnerven, ſagte er, und deſhalb müſſe es ſtets ganz ſtill um ihn ſeyn.

Dieſes Kopfnervenleiden iſt von Vielen in Zweifel gezogen worden; man ſagt er kokettire damit, und ſein: „Ach! ich bin ſehr krank!“ womit er jedes Geſpräch anfängt, habe eigentlich nichts zu bedeuten. Damen wollen ſogar behaupten, es geſchähe blos um dabei mit der Hand an die Stirne zu fahren, und ſo dieſe feine, weiße Hand bemerken zu laſſen, worauf ſich der Dichter nicht wenig einbilde. Ich will der letztern Behauptung nicht geradezu widerſprechen, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre, daß ein deutſcher Dichter auch mit einer ſchönen Hand die Leier ſchlage und ſich auf die Hand faſt mehr als auf die Leier einbilde. Es liegt etwas Ausländiſches darin. Von Byron erzählt man Aehnliches, und Roſſini, bei deſſen Lever mehre Schmeichler verſammelt waren, die ſeine Partituren lobten, rief aus, indem er ſein ſchöngeformtes Bein aus dem Bette ſtreckte: „Solche Partituren und Beſſere können viele Menſchen machen, ſolch ein Bein hab' aber nur Ich!“ —

Ich glaube an Heine's Kopfleiden. Seine Konſtitution iſt ſchwächlich; er wird oft plötzlich glühend roth, ohne äußere Veranlaſſung; er iſt faſt immer in einem gereizten Zuſtande; ſeine Art zu leben kann eben nicht für Leute, die ihre Geſundheit ſehr in Acht zu nehmen haben, zur Nachahmung empfohlen werden. Heine ſchlief mehrmals bei mir, und nicht nur die Uhr in ſeinem Schlafzimmer mußte dann entfernt, ſondern ſelbſt die im Nebenzimmer gänzlich zum Schweigen gebracht werden. Das Ticktack und Schlagen hätte ihn ſo ſtark angegriffen, wie er verſicherte, daß er am andern Morgen das ſtärkſte Kopfweh gehabt haben würde. Seine Liebe für Ruhe und Stille in ſeiner Umgebung hat mich aber oft ſeinetwegen in Sorgen geſetzt. In Paris wählt er lange bis er eine Wohnung findet, die ihn in der bezeichneten Hinſicht zufriedenſtellt. Die einſamſten, entlegenſten Straßen ſind ihm die liebſten; und nun wählt er wieder einen einſamen, ſtillen Hof, oft den zweiten, dritten, wenn es ſeyn kann, weit weg vom Geräuſche und Treiben des Lebens; kein

Stall, kein Waſchhaus, kein Handwerker darf in der Nähe ſeyn. Dann erſt fühlt er ſich wohl. Nun weiß man aber, daß ſolche Quartiere eben nicht in Paris zu den ſicherſten gehören, bei der Unzahl von Verbrechen die man dort täglich verübt.

Kurz vorher ehe ich Paris verließ, bezog Heine eine neue Wohnung in der rue de l'Echiquier, au second, die er von einer alten Dame gemiethet hatte; ſie lag im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, in welchem Gras wuchs, und eine Todtenſtille lagerte. Hier inſtallirte ſich Heine und machte ſich's im eigentlichen Sinne des Worts bequem; ein häßlicher Mohr brachte ihm das Theewaſſer und machte ſein petit ménage, wie es die Pariſer nennen. Er überließ ſich vertrauenvoll dieſem Bedienten, deſſen Vorſätze leicht noch ſchwärzer ſeyn konnten, als ſein Geſicht. Hier ſchrieb er die „franzöſiſchen Zuſtände" für die allgemeine Zeitung; hier glaubte er ſich von Spionen aller Nationen umgeben, denn auch wegen ſeiner kühnen Aeußerungen über Louis Philipp hielt er ſich nicht für ſicher. Es war merkwürdig ihn zu beobachten mit welcher Verachtung der Gefahr, er ſeine Meinung lancirte.

Heine's erſter Beſuch war nur kurz, aber dennoch erfreute er mich. Es lag viel Schmeichelhaftes für mich darin, wie dieſer ausgezeichnete Menſch, mich aufgeſucht hatte; es war mir augenſcheinlich, daß er mit mir in nähere Berührung zu kommen wünſchte.

Ich ſah ihn von nun an öfter in Hamburg; er gefiel ſich ſo gut in meinem Hauſe, daß er mir bald täglich ſeinen Beſuch machte.

Er forderte mich auf mehre Novellen, die ich in früherer Zeit verfaßt hatte, und die in der Abendzeitung, im Morgenblatte und an andern Orten abgedruckt waren, zu ſammeln und herauszugeben. Er intereſſirte ſich auf das Freundſchaftlichſte dafür und ſprach mit ſeinem Verleger Julius Campe, der ſie annahm.

Ich habe es ihm oft lachend geſagt: „er lade den Fluch der Leſewelt auf ſich, wenn ich nun nach und nach, gleich andern Novelliſten, ſo ein fünfzig Bändchen zu Tage fördern ſollte.“ Dem erſten

Bande Novellen, der die ältern enthielt, folgte bald der Zweite. Die fünf, die ihn füllten, wurden ſchnell hintereinander geſchrieben, und Heine nahm ſich die Mühe, ſie im Manuſcripte, mit dem Bleiſtifte in der Hand, zu leſen, und mir ſeine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Begebenheiten in Polen forderten mich auf, mehre Erlebniſſe aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und unter dem Titel „Warſchau" herauszugeben. Auch dieſes Manuſcript ſah Heine durch. „Das iſt keine Novelle," ſagte er, „Sie müſſen es Anders nennen." Und er erfand den Namen „Zeitbild" dafür, wie er früher „Reiſebilder" erfunden hatte, und wie er ſpäter „Zuſtände" erfand. Dieſe Benennungen haben ſeitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Als die Sonntag nach Hamburg kam, ſchrieb ich eine kleine Broſchüre „die Prima Donna in Hamburg." Die Art und Weiſe ihres Auftretens, zwei Ehrenkavaliere von der Berliner Garde, die ſie begleiteten, und ſich wie närriſch gebehrdeten, ein Hamburger Enthuſiaſt, der ſich vor ſeinen

Mitbürgern lächerlich machte, Alles dies zuſammen gab Stoff zur Satyre.

Sollte man es wohl glauben, daß die Berliner die um ſie waren, mit dem Shawl in der Couliſſe ſtanden, ihr den Fußſack brachten, worin ſie bei den Proben die Füße ſteckte, kurz wie die Kammerdiener ſich benahmen und auch allgemein dafür gehalten wurden. Wie erſtaunte man aber nun am Abende des Konzerts, dieſe Herren feingekleidet und mit Orden behängt zu ſehen und zu erfahren, daß der Eine Graf, der Andre Baron ſey.

Sie umſchwebten ſtets die Sängerin und notirten in ihre Schreibtafel jede Note, die ſie auf andere Weiſe als gewöhnlich ſang. „Hörten Sie wohl, Graf?“ „Das B — das hat ſie hier nie genommen, das war heute zum erſten Mal.“ — „Und jetzt, Baron, o göttlich! dieſen chromatiſchen Lauf — den gibt ſie den Hamburgern zum Beſten — ach! wenn das die Berliner hörten! — Der böſe Engel! das hat nie die Spree vernommen — ſo etwas hier für die Elbe.“ —

Es war zum Tollwerden! — Ich ſetzte mich nieder und ſchrieb einige ſcherzhafte Sonnette und Romanzen, und Campe ließ ſie drucken.

Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, Heine hätte eine Broſchüre gegen die Sonntag herausgegeben. Obgleich ich nicht daran gedacht hatte, das Publikum auf dieſe Vermuthung hinzulenken, ſo wollten Einige doch eine Aehnlichkeit mit der Heine'ſchen Manier gefunden haben, und es iſt ſehr möglich, daß die Buchhandlung ſelbſt dieſe Meinung bereitwillig unterhielt. Heine war es nicht angenehm, wie man ſich leicht denken kann, er that aber nichts, den Wahn zu zerſtören.

Spazierengehend, zog er einmal die Broſchüre aus der Taſche und rezitirte eine Romanze daraus, die mit den Worten anfängt:

Amphion erbaute Theben,
Dem Arion dient' ein Fiſch —

„Dieſe Romanze iſt mein Unglück,“ ſagte er in ſeiner Weiſe bitter lachend. —

Ich hatte Campe das Verſprechen abgenomman, mich nicht eher zu nennen, als bis die Sonntag weggereiſt ſeyn würde. Daß er es dann thun würde, war vorauszuſehen. Nun wußte es auch Heine bald, und es beluſtigte ihn ſehr. Doch konnte er ſich eine kleine Rache nicht verſagen.

Eines Abends war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tiſche gehen, als er ſeinen Hut ergriff und verſicherte, nicht da bleiben zu können. So auf dem Sprunge brachte er noch die Broſchüre auf's Tapet. Er warf die Frage auf: ob man ihn noch für ihren Verfaſſer halte? — Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoß ſich in ſeinem Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daß Heine deſſen Verfaſſer ſeyn könnte. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre es wahrlich nie eingefallen. Einige Andre noch ſtimmten Maltitz bei, und läſterten und ſchimpften gewaltig auf den armen Satyriker, ohne zu wiſſen, daß ſie mit ihren Pfeilen ihren armen Wirth ſelbſt trafen. Heine aber empfahl ſich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfaſſer der Broſchüre iſt Herr

Lewald, und es wird ihm eben ſo leid thun als mir, ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!“ — Er ergötzte ſich noch eine Weile an der verlegenen Miene meiner Gäſte, dann drückte er mir lachend die Hand und lief hinaus. —

Heine ſchrieb zu jener Zeit den dritten Band der Reiſebilder. Die harten Ausfälle, die er ſich darin gegen Platen erlaubte, wollte er nie zurücknehmen, auch ſind ſie in der zweiten Auflage geblieben, und er erklärte, daß er darin nichts zu ändern wüßte. Auf des Verlegers Wunſch ſchrieb er die Vorrede zu Kahlsdorfs Antwort an den Grafen Moltke. Nachdem er die Nachträge zu den Reiſebildern geſchrieben hatte, beſchloß er endlich Deutſchland zu verlaſſen, obgleich in Hamburg ſeine perſönliche Sicherheit nie gefährdet war.

Heine's Oheim, Salomon Heine, genießt die allgemeinſte Achtung. Seine Wohlthaten haben ihm die ärmern Claſſen in Liebe zugewendet. Als der Pöbel im Herbſte des Jahres 1830 Exceſſe gegen reiche Juden verübte, erhoben Einige ſchon die Steine, um ſie gegen das ſtattliche Haus am Jungfernſtieg zu ſchleudern, welches Heine bewohnt, aber ſogleich brachten ihm Tauſende ein Hurrah! und riefen zur Ordnung, um den Ehrenmann nicht zu beleidigen. Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit ſah ich das Baſſin der Alſter mit Holzkähnen bedeckt, und auf meine Frage erfuhr ich: daß es Holz für die Armen ſey, das Heine vertheilen laſſe. Heinrich Heine ſteht im beſten Vernehmen mit ſeinem Oheim; er hat ihm ſeine Zuneigung offen ausgeſprochen durch die Widmung des einen Theiles der Reiſebilder. Sie trug ihm eine Banknote von hundert Pfund ein, die er zu der Reiſe nach England verwendete. Herr Salomon Heine war für die Anerkennung, die ſein Neffe ſchon damals in der gelehrten Welt genoß, nicht unempfindlich.

Bekanntlich war man der Meinung, daß Heinrich Heine mit ſeinem Gumpelino einen bekannten Hamburger Banquier gemeint habe. In der That hatte er aber nur den Namen Gumpel von ihm entlehnt, im Uebrigen iſt auch nicht das

Geringſte in Heines Schilderung, das zu jener Meinung Veranlaſſung gegeben haben könnte. Die Sache machte indeß großes Aufſehen, denn Herr Gumpel iſt ein ſchwerer Mann an Hamburg's Börſe. Er ſelbſt, obgleich er wohl wußte, wie wenig er dem Heine'ſchen Ideale glich, ſchien die Sache übel zu nehmen; ſo zog er ſich zum Beiſpiel auch von mir zurück, ſeitdem er von meinem nähern Verhältniſſe mit Heine Kunde bekam. Nun traf es ſich aber oft, daß Salomon Heine in Gegenwart Gumpel's gewiſſe Stellen aus den Reiſebildern anzog, und ſich an der Verlegenheit ſeines Neffen weidete, die dieſer nicht verbergen konnte. —

Heine's Mutter lebt zurückgezogen; ihr Sohn verehrt ſie innig. Er erfuhr in Italien den Tod ſeines Vaters, der plözlich erfolgte, und ſogleich reiſte er nach Hauſe, Alles im Stiche laſſend, weil er nun glaubte, „daß ſeine Mutter auch ſterben müſſe," wie er mir ſagte. Sein Vater war ein unglücklicher Mann, erzählte er mir einſt, dem es ſein ganzes Leben mit Nichts recht glücken wollte. Er iſt jung geſtorben. Seine Schweſter eine feine, hübſche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, die einer Engländerin ähnlicher als einer Deutſchen ſieht, wird ſehr von ihm geliebt. Sie hat viel von ſeinem Geiſte. Mit dem einen Bruder, deſſen Bekanntſchaft ich auf der Elbe machte, war er nicht im freundſchaftlichſten Benehmen. Dieſer iſt jetzt in öſterreichiſchen Militärdienſten; der andre Bruder Max, der in ruſſiſchen Dienſten ſteht, war damals zu weit von ihm entfernt, als daß er ſich viel um ihn bekümmern ſollte. Außer den Kindern ſeines Oheims hat er keine Verwandten in Hamburg, obgleich es noch eine Menge ſeines Namens dort giebt. Die Inhaber der großen Hamburger Lotterie, die Gebrüder Heine, ſind mit dem Dichter der Reiſebilder in keiner Beziehung verwandt.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verſchlungen, aber um ihn kümmerte man ſich nicht. Deſto ungenirter konnte er leben. Er hatte wenig Umgang. Nächſt ſeiner Schweſter beſuchte er wohl mich am häufigſten. Nachmittags ſah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte, und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Joſt, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Luſtſpieldichter Töpfer und ich waren dabei. Es wurde gewöhnlich bis zum Anfang des Theaters geſpielt. Heine ſah zu; er ſpielte niemals mit. Später beſuchte er gern den Salon von Peter Ahrends, wie man jene berüchtigten Bälle in Hamburg zu nennen pflegt, die jeden Abend ſtattfinden. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen,“ ſagte er lachend, „ohne jedoch zu wiſſen wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrends Salon vereinigt die anſtändigſte Geſellſchaft. Ich finde da ſtets den feinſten, ungenirteſten Ton in Hamburg, und ſehr gute Geſchöpfe.“ —

Vormittags ſah man ihn bei ſeinem Verleger Campe; beſonders wenn der Ballen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchflog. Er hatte Campe ſehr gern. „So lange er noch ſo bleibt,“ pflegte er zu ſagen, „bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht,“ fügte er dann lachend hinzu, „wie ſehr er ſich verändert hat. Ehe er nach Italien reiſte, war er ein vortrefflicher Menſch.“

Campe war daran gewöhnt über ſich ſcherzen zu laſſen und nahm es Heine vollends nicht übel.

„Der Börne koſtet ihm zu viel,“ ſagte dieſer, „und will noch immer nicht recht ziehen.“

„Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längſt vergeſſen ſeyn werden,“ gab dann Campe zurück.

„Das iſt ein Unglück für ihn und für Sie,“ erwiderte Heine, „daß ſo lange darauf gewartet werden muß.“

Als Paganini in Hamburg war, intereſſirte es ihn ſehr, ihn zu hören, jedoch nicht ohne Eiferſucht ſchien er bei dem ungeheuern Aufſehen, das er machte. Wir aſſen einige Male mit dem berühmten Virtuoſen, und Heine beobachtete ihn genau; er ſchien damals mit dem Gedanken umzugehen, ihn zum Gegenſtande einer Schilderung zu wählen. Später forderte er mich dazu auf und ich ſagte es ihm zu. Als ich dann aber nicht meinem Verſprechen nachkam, machte er mir Vorwürfe darüber, und ſagte, er hätte ihn mir freundſchaftlich überlaſſen wollen, und es wäre unrecht, daß ich ihn nun liegen ließe. Beſonders verliebt ſchien er in den Begleiter Paganini's, einen bekannten Schriftſteller aus Hannover, den er ſich gar ergötzlich zu ſchildern vorgenommen hatte.

Solcher Scherze war er ſtets voll; ſehr ſchnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie.

Einſt gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin ſtehen zwei Windmühlen „Sehen Sie," ſagte Heine zu mir, „dieſe armen Geſchöpfe, wie ſie ſich ſehnen und doch nie zuſammen kommen können. Dieſes hier iſt der Mühlerich, das Andre dort iſt die Mühle. Ich werde einen Romanzencyclus dieſer Unglücklichen bekannt machen." —

Den Sommer über wohnte er in dem ſtillen Dörfchen Wandsbeck; melancholiſcher, friedlicher gibt es wohl keines auf der Welt. Hier lebte er ſeinen Studien, und kam nur ſelten zur Stadt. Ich beſuchte ihn einige Male mit meiner Frau, und dann warf er die Bücher bei Seite, und gehörte uns.

In's Theater ging er nur ſelten. Er ſprach mit mir davon, daß es ihn verdrieße, von den Directoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den ſie einem Jeden bewilligten, der in dem unbedeutendſten Blatte eine Korreſpondenz einzuſchmuggeln wußte. Er legte wahrlich keinen Werth darauf, aber es ſchien ihm erbärmlich von den Leuten. Er rächte ſich jedoch nicht dafür; ſondern that des Hamburger Theaters niemals Erwähnung. —

Im Frühjahr 1831 beſchloß er endlich nach Paris zu gehen. Auf den erſten Mai wurde die Abreiſe beſtimmt. Tages vorher brachte ich noch viele Stunden in ſeiner Geſellſchaft zu. Er theilte mir ſeine Vorſätze und Plane mit und wir beriethen uns als treue Freunde. Eine hübſche Zeichnung von Lyſer aus der Harzreiſe ſchenkte er meiner Frau. Er ſelbſt ſaß darin, in luſtiger Wan-

BIBL. UNIVERS.

bertracht, nachläßig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit ſeinem ſpinnenden Weibe, halb abgewendet am Fenſter hockte, und Zither ſpielte. Der Mond ſchien herein. Vor ihm lag das junge Mädchen, auf dem Fußſchemel knieend und ſprach die Worte, die er ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben hatte:

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer;
Dieſes Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.“

Mir gab er die Abbildung einer Kirche in Lucca, beim Abſchiede. Er hatte darunter geſchrieben:

„Die Kirche ſiehſt Du auf dieſem Bilde,
Worin zu heiliger Stimmung belehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde,
Mit Doctor Heine die Meſſe gehört.“

Das Liebſte aber, was ich von ihm erhielt, waren ſeine neueſten Lieder im Manuſcript, auf einzelnen Blättchen, wie er ſie niedergeſchrieben hatte, mit allen Veränderungen. Er ließ ſie ſpäter unter dem Titel „neuer Frühling" im Morgenblatt abdrucken. Zuerſt ſollten ſie um Neujahr mit Kompoſitionen von Methfeſſel erſcheinen. Dieſer etwas ſchläfrige Menſch wußte aber die Auszeichnung, die ihm durch den Antrag eines ſolchen Dichters zu Theil wurde, nicht gehörig zu würdigen, und zögerte mit ſeinen Noten ſo lange, bis Heine andre Gedanken bekam. —

Dieſe Lieder in der Handſchrift zeigen deutlich wie emſig Heine an Gedanken und Form feilt. Wie gern überredete man ſich nicht, daß der Dichſie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſcripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläßigkeit, es iſt Alles die Frucht des ſorglichſten Nachdenkens; die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung. Heine'ſche Lieder! und gibt es etwas naiv-graciöſeres als Viele von ihnen in dem weiten Bereiche unſerer Literatur? Staunte man ihn nicht an, als er mit den neubeſchwingten Weiſen auftrat und das Frühere — und ſelbſt das Leichteſte darunter — ſchwerfällig erſchien?

Man hat in neueſter Zeit ſo viel von den Nachahmern Heine's gehört, und ſie ſelbſt haben wohl am meiſten von ſich geſprochen. Einer der Glücklichſten iſt unſtreitig Gaudy, und wie ich glaube, auch der Erſte. Er ſandte ſeine Gedichte in Heine'ſchem Geſchmacke, dieſem ſelbſt, als er noch in Hamburg war, und Heine freute ſich darüber und nannte ſie gelungen. Unter der großen Zahl der Uebrigen, die größtentheils in Pommern und der Mark niſten, und die Gutzkow mit dem Namen der „pommer'ſchen Dichterſchule“ bezeichnet, iſt mir kein Einziger vorgekommen, der ſeinem Vorbilde auch nur im Entfernteſten gleich käme.

Keiner von ihnen hat bis jetzt Seitenſtücke zu den Nordſee-Liedern geliefert; worin ſie die Nachahmung hauptſächlich kund thun, iſt die Form, deren Schönheit bei Heine ſie aber nicht verſtanden haben, und nur glauben je nachläßiger, deſto trefflicher! Ich kann es nicht begreifen wie man bei nur einigem muſikaliſchen Gehör, den Wohlklang Heine'ſcher Verſe nicht herausfindet.

Um zu zeigen welche Mühe er ſich gibt ſeinen Liedern das Gepräge der Vollendung aufzudrücken, möchte ich hier ein Paar nach ſeinen Manuſcripten abdrucken laſſen können, mit allen Verbeſſerungen die er darin anbrachte. Es wäre kein Verrath an der Freundſchaft, wenn ich meine Leſer in die Werkſtätte des Dichters einführte, und ihnen denſelben zeigte, am runden Tiſche, mit offenem Halſe, die zart weiße Hand in den braunen, weichen Haaren wühlend, und mit flüchtigen Characteren die Worte des Liedes auf kleine Zettelchen und Papierſchnitzel ſchreibend.

Aus Frankfurt erhielt ich ein Schreiben. Heine war überraſcht von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ. Er ging am frühen Morgen aus und als er Mittags nach

Hauſe kam, war ſein Tiſch mit Viſitenkarten belegt. Man beſtrebte ſich ihm alle möglichen Auszeichnungen zu gewähren. —

Seit Heine's Abgang von Hamburg war mir der Aufenthalt dort unerträglich geworden. Auch mein Landsmann Maltitz, der drei Jahre lang jeden Abend bei mir zubrachte, reiſte fort, und ich war mit einem Male wie verwaist. Dies und die herannahende Cholera brachte mich zu dem Entſchluſſe Hamburg zu verlaſſen und meinen lieben Freunden in Paris nachzueilen. —

Heideloff und Campe, die ich ſogleich aufſuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen, ſagten ſie.

An dieſem Abende kam er jedoch nicht zur gewohnten Stunde. Schon wollte ich mißmuthig nach Hauſe gehen, als aus dem Gewühle des Trottoirs ſich eine Geſtalt im weißen Hute abſondert und mit dem Ausrufe: „Er iſt's!“ in den Laden ſpringt. — Er war es! —

Es fing ihm nachgrade an in Paris zu gefallen; er hatte einige Bekanntſchaften gemacht, die ihn intereſſirten. Ein junger Menſch von bedeutendem Talente hatte ſich darüber gemacht, unter ſeinen Augen, die Reiſebilder zu überſetzen. Heine freuete ſich darauf den Franzoſen nun bald bekannt zu werden. Leider war aber der Ueberſetzer zugleich Nachtwandler, ſtieg einige Wochen ſpäter auf's Dach und ſtürzte ſich zu Tode, ehe er ſeine Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück!" ſagte Heine bei dieſer Gelegenheit. —

In Rothſchild's Zirkeln hatte er Gelegenheit ſich den ausgezeichnetſten Männern des Tages zu nähern; auch die Soireen bei Lafayette pflegte er zu beſuchen. Die St. Simoniſten bemüheten ſich ihn für ihre Intereſſe zu gewinnen Man ſah ihn in ihren Soireen, die ſie in der **Rue Taitbout** gaben, wo er ſich ſehr amüſirte und er hörte gern die Reden, die bei ihrem ſogenannten Gottesdienſte gehalten wurden. **Olinde Rodrigues** und den **Père Enfantin** die er perſönlich kannte, ſchätzte er, ohne ſich jedoch ihren Wünſchen hinzugeben.

Was auch Gegner von Heine's Meinungen

und Sinnesänderungen geſprochen und geſchrieben haben, ſo muß jeder Unbefangene die Reinheit ſeines Characters, und ein durchaus nobles Benehmen an ihm ſchätzen und erkennen. Er hat ſich fern von den Cliquen gehalten, die ſich in Deutſchland bildeten, und zog ſeine Straße ruhig fort, ohne ſich irre machen zu laſſen. Er floh jede Berührung mit der Gemeinheit; und ſo wie er im Leben die Ellenbogen an ſich zieht, um nirgend anzuſtoßen, ſo ſtreckte er ſeine geiſtigen Fühlhörner aus, um ſtets das Terrain zu recognosciren, das er betreten wollte.

In London half ihm ein bedeutendes Banquierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daß Heine im Sinne habe ein Buch herauszugeben, daß von den Brüdern Rothſchild handeln ſollte. Als Heine erfuhr, daß dieſes Banquierhaus zu den entſchiedenſten Gegnern der Rothſchild gehöre, und ſehr wünſche, daß die ihm erwieſene Gefälligkeit, auf jenes Werk von Einfluß ſeyn möchte, übermachte er demſelben ſogleich die vorgeſchoſſene ſtarke Summe, obgleich ihm dieſes zu jener Zeit bedeutende Opfer koſtete, um ſeine vollkommenſte Unabhängigkeit ſich zu bewahren, und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinn haben konnte.

Eben ſo war ich Zeuge, daß er die Anträge von Buchhändlern zurückwies, deren Geſinnung ihm nicht anſtändig war. Zu der Zeit als er die franzöſiſchen Zuſtände ſchrieb, wurde ihm von einem Pariſer Buchhändler eine bedeutende Summe dafür geboten. Man machte ihm in meiner Gegenwart Vorwürfe darüber, daß er das Geld nicht abholen laſſe, welches für ihn bereit liege; er ſchlug aber ſtandhaft alle Anträge dieſer Art aus. „Man muß ſich vor ſolchen Berührungen hüten,“ ſagte er zu mir, „das bringt keine Ehre.“

Wie gern er Freunden dient, hat er oft bewieſen.

Für Theodor von Kobbe ſchrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andre Intereſſen ſehr in Anſpruch genommen hatten, eine kleine allerliebſte Skizze: „die Theegeſellſchaft in den Appeninen,“

die wenig bekannt worden iſt, um ſein ihm gegebenes Wort zu löſen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verſchiedener norddeutſcher Autoren ſein Scherflein beizutragen.

Wie er mir zu Anfang meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn beiſtand, mich ermunterte und unterſtützte, habe ich ſchon erwähnt. Aber ich verdanke ihm mehr! —

Wenn hie und da ein wohlwollender Recenſent mir einen nicht ganz ſchlechten Styl nachrühmte, ſo geſtehe ich gern, daß Heine es zuerſt war, der mich darauf hin lenkte. Le Style c'est l'homme, heißt das bekannte Wort Büffon's. Es iſt mir nie eingefallen wie Heine ſchreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, ſeine cryſtall-flüßige Form wiederzugeben, die den feinſten, durchdringendſten Geiſt aushaucht; allein die gewiſſenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Styls, bald mit mehr, bald mit minderm Glück verwende, den Rhythmus der Proſa, die Vermeidung veralteter Wendungen und mißklingender Worte, dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes. —

Heine iſt einer ächten Aufopferung für ſeine Freunde fähig. Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris, als die Cholera an allen Enden wüthete, ging er — der mehr als Andre reizbar und empfänglich war — in die engſten, ſchmutzigſten Straßen, um ein Geſchäft für mich in Ordnung zu bringen, woran mir viel gelegen war. Selbſt leidend, kam er mehrmals des Tages zu mir, und warf ſich ermattet auf einen Seſſel, um mir Nachricht zu bringen. Mit gleicher Aufopferung pflegte er einen kranken Vetter zu jener Zeit, und blieb deshalb in Paris zurück, während alle ſeine Freunde daraus flohen, und ihn aufforderten ihnen zu folgen. Er ſagte mir, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, ſeinem Oheim dieſen Sohn zu erhalten, da er ſchon mehre Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde geſtorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus. —

Ich würde dieſe Züge hier nicht anführen, wenn ſie nicht dazu dienen könnten, von dem berühmten Dichter der Reiſebilder ein Porträt zu ergänzen, das von denen, die bis jetzt im Publikum curſirten, ſehr verſchieden iſt. Daß es treu ſey, darf ich verbürgen. — –

In Paris iſt es ſehr ſchwer ſeine Freunde aufzuſinden, wenn man ſich kein Rendezvous gegeben hat. Heine fand ich jederzeit, ſo oft ich wollte. Sein Lieblingsſpaziergang war die Paſſage der Panorama's, wo man Abends gern vermeidet hindurchzugehen, wenn man eine Dame am Arme führt. Am Tage iſt es anders. Die Magazine von Suſſe, ein reicher Bijouterieladen, und der Patiſſier Felix locken wohl ſchöne Welt genug dahin. Heine ſchlenderte hier auf und ab, die Hände in den Taſchen, den Kopf in den Nacken geworfen, mit aufgeſetzter Brille. Hier beobachtete er das Pariſer Treiben, und nebenher zogen ihn auch wohl die „Zoen, Aglaën, Deſiréen, Clariſſen, Amélien, u. ſ. w.“ an, die hier beſtändig luſtwandeln, und denen er die hübſchen Lieder gewidmet hat, die er in ſeinem erſten Theile des Salons abdrucken ließ.

Anfänglich waren ihm die Franzöſinnen zu klein. „Wenn man die langen, deutſchen Glieder gewöhnt iſt,“ ſagte er „ſo iſt es ſchwer ſich hier einzurichten.“

Eine lange Schöne die ihn in Hamburg zu feſſeln wußte, konnte er nicht vergeſſen. „Ueberall ſehe ich ſie, überall finde ich ſie wieder,“ ſagte er ſcherzend zu mir in der Gallerie des Louvre, indem wir vor der coloſſalen Melpomene ſtanden; und in der That ich fand einige Aehnlichkeit mit der Hamburgerin.

Dieſe Neigungen gehen jedoch nicht ſehr tief bei Heine, obgleich ſie im Ganzen doch einen großen Theil ſeines Weſens ausmachen.

Sein letzter Brief, der mich vor wenigen Wochen erfreute, ſpricht von einer ernſten Neigung, die alle Andern in den Hintergrund dränge, und ihn ſogar ſeinen Freunden, ſeinen Beſchäftigungen abwendig mache.

Ich wußte daß Heine mit großer Vorliebe des deutſchen Theaters gedenkt. Er hat eine Menge Stoffe und Scenen da liegen, die nur der Zuſammenfügung und Belebung zu einem dramatiſchen Ganzen harren. Schon längſt hatte er im Sinne der Bühne ein Geſchenk damit zu machen.

Dies beſtimmte mich ihn gelegenheitlich der Herausgabe der Allgemeinen Theater-Revue aufzufordern, mir irgend ein Bruchſtück einer ſolchen dramatiſchen Dichtung zu überſenden. Er ſagte zu für die Folge, und ſchloß ſeinen Brief mit den Worten:

„Seit October hat nichts für mich die geringſte „Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläßige „ich ſeitdem, Niemand ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde „denke . . . . und ſo hab' ich oft darüber geſeufzt, „daß ſie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften, „aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch „nicht gelangen. Und das iſt Alles was ich Ihnen „heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen um-

„berauſcht mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn „iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich „vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie „das hohe Lied des König Salomo geleſen? Nun, „ſo leſen Sie es nochmals und Sie finden darin „Alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte. — „Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor und dann will ich auch, „wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht „meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. — Leſen Sie das hohe Lied von König „Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen „Mann.“ — —

Sein offenes Zerwürfniß mit Börne ſah ich lange voraus; Jeder, der Heine näher kannte, mußte dies.

Partheilichkeit, Haß und blinde Wuth hatten es ſich in Deutſchland ordentlich zum Geſetz gemacht, Heine und Börne immer zuſammen zu nennen, als ob ſie zuſammen gehörten. Der Jan Hagel betete dies nach. Aber nie ſind mir zwei entſchiedenere Gegner vorgekommen; ſchon auf den erſten Blick mußte man das erkennen.

Heine, der Poet durch und durch, und Börne, der nichts vom Dichter in ſich verſpürt; Heine, der ſinnliche, lebensfrohe, der ſich allen Genüſſen willig hingibt, welche die Welthauptſtadt ſo willfährig ihm bietet; Börne, der ängſtlich zugeknöpft, an den Häuſern hinſchleicht, und oft wochenlang ſein Appartement nicht verläßt und nur wenig unter Leute geht; Heine, der außer ſeiner Migraine, die ſelbſt noch in Zweifel gezogen werden kann, friſch und geſund iſt, gut ißt und trinkt, und halbe Nächte in Soireen zubringt; Börne, der einſam iſt, mitten in Paris, und höchſtens den Thee der Madame Valentin beſucht; Heine, der ſtill und traurig wohnt, im Hofe, in den obern Regionen, wie ein deutſcher Junggeſelle; Börne, der ſich mit [illegible] und Comfort umgibt, und darin weniger deutſch iſt.

Und nun erſt, welche Thätigkeit erfüllt Börne, welche Heine? Börne ging im Jahre 1832 auf den Mont-Martre, um zu deutſchen Schmieden und Schuhmachern zu ſprechen, und hielt Reden in der passage du Saumon, während Heine im Stillen darüber lächelte und ſich überall entfernt hielt, wo es Lärm geben konnte. Börne iſt mehr der Mann der That, als Heine. Heine ſchlendert tagelang im dolce far niente umher und ſinnet auf ſchöne Lieder.

Er verfolgte Börne's Treiben gern mit Spöttereien, wenn er gleich ſeinem Charakter Achtung nie verſagte.

„Mir iſt es leicht erklärlich, warum Börne ſich der Gefahr ausſetzen würde, wenn ſie ſich ihm zeigte," pflegte er zu ſagen. „Börne hat einen ſchlechten Magen und das Podagra, und dabei hat er nicht viel zu verlieren. Bei mir iſt das ein Anderes." —

Wenn Abends das Feuer im Kamine brannte, und in der Marmite das Waſſer zum Thee, ſeine Aeolsharfenmuſik begann, dann verſammelten ſich die Freunde, um im heitern Geſpräche eine Stunde bis zum Theater, oder länger bis zur Soirée bei mir zuzubringen. Dann fehlte auch Heine nie. Er warf den Mantel ab und ſtreckte ſich in den Lehnſtuhl, ſtrich mit der Hand über die Stirne, bat um Thee und klagte über Kopfſchmerzen.

Dies war ſtereotyp.

Wo er auch ſeinen eigentlichen Pariſer Abend, und der währt bekanntlich lang, zubringen wollte, immer ſtellte er ſich ein, um ein Stündchen bei mir zu verplaudern.

Als die Cholera in Paris ihre Verwüſtungen begann, hatte er im Sinne nach Verſailles zu ziehen. Er unterließ es jedoch, als die luftigen, breiten Straßen dieſer menſchenleeren Stadt dennoch nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Verſailles war ihm zu allen Zeiten intereſſant; „ſeine Langeweil voll Majeſtät nährt große Gedanken," ſagte er. Ich führte ihn zum erſten Male dahin und machte ihn auf die Merkwürdigkeiten aufmerkſam, die ich ſchon aus meinem frühern Aufenthalte in Paris geſehen hatte.

Er ſtrich mit mir zwiſchen den großen Häuſern umher, deren Aufſchriften noch die glänzende Hofhaltung des Königs verrathen, die aus Verſailles einſt den Gipfel der europäiſchen Herrſchaft machte. Die erſten Kapitel von Janin's Romane müſſen hier geleſen werden, um ſie ihrer ganzen Bedeutung nach zu verſtehen. —

Wir hatten uns zu lange im Park aufgehalten, der herbſtliche Abend fröſtelte uns an, und die unzähligen Marmorbilder ſahen aus den ſchwarzen Taxusbüſchen wie Geſpenſter aus.

„Nun ſo ſchnell als möglich nach Paris!" ſagte Heine.

Wir hatten beſchloſſen unſer Diner in St. Cloud zu nehmen, das wir aber jetzt ein andres Mal beſuchen wollten.

So eben war die Diligence nach Paris abgefahren. In Verſailles die Abfahrt einer neuen abzuwarten, erſchien uns langweilig. Wir wollten auf der Straße fortgehen, bis ſie uns einholen würde; denn in jeder Viertelſtunde geht eine neue ab. Am Morgen waren ſo viele Plätze leer, es ſchien keinem Zweifel unterworfen, daß wir nur einzuſteigen brauchten. Wir machten uns daher einſtweilen zu Fuß auf den Weg.

Das Knallen der Peitſche erſcholl; die Diligence rollte daher; und wahrlich es war hohe Zeit, denn ein ſanfter Regen begann niederzuträufeln und ſchwarzes, bedrohliches Gewölk verhieß uns ein ergiebiges Bad. Wir erwarteten den Wagen unter einer breiten Linde, die noch Laub genug hatte, um uns vor Näſſe zu ſchützen. Schon von Weitem machten wir dem Poſtillon Zeichen, allein ſein immer deutlicher werdendes Kopfſchütteln nahm uns bald die Hoffnung; die Diligence raſſelte an uns vorüber. Ruhige Geſichter, auf denen hie und da ein Blick von Schadenfreude zu glänzen ſchien, ſahen nach uns. Der Wagen war voll! —

Wir blickten uns zähneknirſchend an; Heines Mund umzog jener bittere Heine'ſche Zug.

der ihn ſo intereſſant macht. Es war kein andres Mittel als im Regen weiterzuwandern, um nach Paris zu kommen. Wir zogen es jedoch vor in ein nahegelegenes Haus zu treten, und die nächſte Diligence wiederum abzuwarten. Eine häßliche Bäuerin öffnete die Thür. Ich hätte nie geglaubt, daß in der Nähe von Paris und auf dem Wege nach Verſailles ein ſolches Exemplar angetroffen werden könnte. Elend und Schmutz wohnten hier und machten ſich den Raum ſtreitig. Wir baten ſie uns verweilen zu laſſen; es wurde uns bereitwillig gewährt. Die Bäuerin brachte ſauern Landwein und einen ungeheuren Käſefladen. Es war fromage de Brie, den ich mir ſchmecken ließ. Indeß dunkelte es draußen und man konnte die Diligence in dem Nebel faſt nicht mehr erkennen, der mit ihr auf der Straße daher kam. Wir eilten vor die Thür und erwarteten ſie mit Sehnſucht. Wir ließen weiße Tücher wehen, der Wagen hielt.

Ein Platz war nur noch leer. Ein edler Wetteifer der Freundſchaft entſpann ſich nun; Jeder wollte dem Andern den Platz überlaſſen; Jeder wollte zurückbleiben. Wir kämpften dieſen ſchönen Wettkampf auf deutſch und da Keiner von uns Miene machte einzuſteigen, ſo fluchte der Conducteur und befahl fortzufahren, welches der Poſtillon denn auch ſchimpfend that.

Käſe und Wein wurden abermals unter Tiſch. Das ſchöne geträumte Diner in St. Cloud bei unſerer Abfahrt am Morgen! Was ſind Vorſätze, was ſind Entwürfe! —

Da die Nacht immer ſchwärzer ward und der Regen in Strömen niederging, wurden unſere Gedanken auch immer ernſter. Dies war die letzte Diligence geweſen; für heute kam keine mehr vorbei. Und hier in der Hütte zu übernachten, war ein fürchterlicher Gedanke. — So zu übernachten zwiſchen Paris und Verſailles! Entſetzlich! — Im Elend zwiſchen Glanz und Herrlichkeit! — Wir ſprachen nicht mehr. Auch Wein und Käſe waren verzehrt. Ich pfiff „lieber Auguſtin“ und dachte an das Vaterland. Da rollt etwas durch die Nacht! Die Bäuerin läuft vor die Thür.

„Un Coucou!“ ruft ſie, und es hält wirklich ein geſchirrtes Pferd, und ein Gemiſch von Männer- und Frauenſtimmen wird vernehmbar. Wir ſtehen im herabſtrömenden Regen vor der Thür. Der Kutſcher des Coucou will uns aufſteigen laſſen, die ganze Geſellſchaft wird rebelliſch. „Alles iſt voll! Man erſtickt!“ ſo ſchreien ſie wie toll durcheinander.

Der Kutſcher erklärt, er wolle ſeinen eigenen Platz dem Herrn einräumen und ſich ſeitwärts auf dem einen Schenkel der Gabeldeichſel placiren; die Herren und Damen ſollten durchaus nicht incommodirt werden. Man beruhigt ſich im Innern des Coucous bei dieſer Erklärung. Der Spitzbube von Kutſcher aber wußte wohl, daß es ſich um mehr als eine Perſon handle. Wir waren unſer Drei; denn meine Frau war mit von der Partie.

Einer nach dem Andern ſteigt nun beſchwerlich hinauf und nimmt auf einem ſchmalen Brettchen Platz, das den Sitz des Kutſchers ausmachte. Der Zorn, der im Coucou Sitzenden weicht nun mehr der Heiterkeit, und bei jedem neuen Aufſteigenden erſchallt ein wieherndes Gelächter. Wie wir uns rücken und ſtrecken, ſchwankt und kracht das zerbrechliche Fuhrwerk hin und her, und verſchiedenes Geſchrei im Diſcant, aus dem Departement des Innern wird ſtets dabei vernommen. Endlich gibt es einen tüchtigen Ruck, der Alles in's Gleichgewicht bringt; der Kutſcher hat Poſto gefaßt und das in der Gabel geſpannte Pferd beginnt ſeinen ſchwerfälligen Trott und hebt bei jedem Schritte die ganze, vollgepfropfte Maſchine balancirend in die Höhe. —

Das war eine Fahrt, an die ich zeitlebens denke! —

Die Nacht war rabenſchwarz und das Verdeck zu kurz um unſern Sitz zu beſchirmen. Es endete dergeſtalt über unſerm Haupte, daß große Tropfen und oft wenn es einen Stoß gab, eine ganze Fluth angeſammelten Waſſers ſich über unſre Naſenſpitze in unſern Schooß ergoß. Wir klapperten mit den Zähnen und thaten kläglich genug. Der mitleidige Vetturin hüllte ſeine übelriechende, alte Pferdedecke um unſere erſtarrten Glieder. —

Erleuchtete Häuſer! Ein langer Pallaſt! Wir ſind in Sevres; das iſt die Porzellanfabrik. Heine will ausſteigen und hier übernachten. Ich ſtelle ihm vor, daß es ihm an allen Bequemlichkeiten fehlen würde, daß er weder Kleider noch Wäſche wechſeln könne, und daß ja nun bald das Ziel unſerer Leiden erreicht ſey. — Er bequemte ſich zu bleiben. —

Wir nähern uns jetzt Paris. Schon tauchen die Tauſende von Lichtern an den langen Quais, wie ein Sternenmeer aus dem Nebel. Wir erreichen die Barriere. Jetzt erſt fällt es uns mit Centnerlaſt auf's Herz, daß der Coucou nicht weiter als bis zu den elyſäiſchen Feldern fährt, und daß wir nun noch zu Fuße in dieſem Wetter eine halbe Stunde zurückzulegen haben. Dies iſt der Fluch einer großen Weltſtadt! Was war zu thun? Der Coucou darf nicht weiter fahren; er iſt gebannt an die Stelle; die Worte: Tête de la place des Coucous! bezeichnet ihm die Grenze.

die er nicht überſchreitet. An einem kleinen, erleuchteten Häuschen wird gehalten; dieß iſt das Bureau der Coucous; man drängt ſich um ſeine Zahlung zu leiſten und ſo ſchnell als möglich die Arcaden der Rue de Rivoli zu erreichen, die uns ein gutes Trottoir und Schutz vor dem Regen gewähren. Wir ſegnen ihres großen Erbauers Gedächtniß, der uns in dieſem Momente recht augenſcheinlich als Wohlthäter der Menſchheit erſcheint.

Wir athmen froh und frei, da wir in die Hallen des Palais Royal treten. Wie iſt es hier ſo warm, ſo durchduftet, ſo häuslich; welch einen Segen verbreitet die Civiliſation! Der Glanz, die Pracht umfängt uns ſo vertraut; wir ſind zu Hauſe in Paris! welch ſchönes Gefühl! — Nur dann genießt man ganz vollkommen das hohe Glück in Paris zu leben, wenn man ſich erſt heimiſch dort fühlt. —

Unſer gewöhnliche Reſtaurant damaliger Zeit, Peſſel, hatte ſchon zugemacht. Dieſe Leute geben nur bis acht Uhr zu eſſen, weil man ſpäter ſelten dinirt. Wir gingen daher **au Périgord**, einem der eleganteſten **Café-Restaurants.** Und wir ſäumten nicht uns bei leckern Speiſen und trefflichen Weinen von den Mühſeligkeiten des Abends zu erholen.

Was ich hier über Heine niedergeſchrieben, enthält genau betrachtet nichts als Aeußerlichkeiten; aber dieſe geben immer ein Bild, und ich wünſchte ihm Züge beigemiſcht zu haben, die das verleihen könnten, was man Leben bei Porträten nennt, was im Stande wäre den Geiſt ſeiner Phyſiognomie wiederzugeben, worin ſich ſein Dichtercharacter ſo ſchön abſpiegelt. Eine Reihe von Erlebniſſen und Anekdoten vermag dies wohl zum Theil zu erreichen.

Man hat ſo viel über ſeine Werke verkündet; leidenſchaftliche Verehrung und leidenſchaftlicher Haß ſind darüber laut geworden; ſie ſelbſt liegen endlich vor den Augen des Publikums da, in vielen tauſend Exemplaren verbreitet.

Was wäre hier noch zu ſagen, als Dem oder Jenem beizuſtimmen? Er ſelbſt iſt noch nicht treu nach dem Leben gezeichnet worden. Ich verſuchte es in dieſen Zeilen.

In der Zeit als er mir geſeſſen, ſchrieb er die Nachträge zu den Reiſebildern, die Vorrede zu Kahldorf's Adel und die franzöſiſchen Zuſtände. Es war die Zeit wo er an ſeinem Ruhme emſig arbeitete.

VI.

Das Glück in Baden.

Unſer ſchönes Vaterland, das keine Hauptſtadt hat wie Paris, hat doch ſeine allerliebſten, glänzenden Montmorency's; ich meine ſeine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivität uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberiſches Gemiſch, eine Scenerie zu einem Shakeſpear'ſchen Luſtſpiele. Hätten wir jetzt noch Theaterdichter, ſie würden längſt dieſe Poeſie unſers modernen Lebensdrama's gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieſer Poeſie wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer Reſidenz glücklich durchgelangweilt, war der froſtige deutſche Lenz mit ſeinen Katharrhen und Rheumatiſmen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genuſſes, die Poeſie des Lebens, die Saiſon. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, dieſem träumeriſchen Feenländchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie Ihr ihn in Altengland vergebens ſuchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Geſundheit wie Waare ein. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, nach Baden zu reiſen. — Hat man nun dort Alles geſehen, die ſtillen Plätze, die alten Bäume, die friſchen Waſſer, wo ſich ſo himmliſch träumen läßt; hat man ſich in das Gewühl geſtürzt und die ſchönſten Weiber bewundert, die ſich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, ſo geht man gewöhnlich in den Spielſaal, wo die heiſern Croupiers ihren Ausruf ertönen laſſen und das

Klappern des Geldes und das Scharren der Krücken ihn begleiten; wo aller Glanz verſchwindet vor dem Golde, dem die närriſchen Menſchen dieſer Zeit, die doch ſo klug ſeyn wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne ſteigt und die Leidenſchaft herrſcht. Aber es iſt auch ſchön, ihre Herrſchaft zu bewundern. Während der Banquier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenſter in den Ballſaal. Man ſieht die hübſchen Damen ſpringen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt, und ſetzt eine handvoll Dukaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche Schwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weſte, mit den dicken, groben Schuhen, woran die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den ſie am Morgen bebaut hatten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke ſie der Kugel folgten! Endlich blieben ſie ſtumm ſtehen und ſahen nur noch mit großen, ſtieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, ſchönen Frauen, nach dieſer ganz entzückten Badewelt, die ſie umgab. So ſtanden ſie, bis es ganz finſter geworden war. Was ſie verloren hatten, war ſo viel für ſie, und der unempfindliche Banquier hatte es ſo gleichgültig eingeſtrichen, wie die Banknote des Lords, dem ſie nichts geweſen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit ſey, heimzugehen. Sie verlaſſen den erleuchteten Saal, und ehe ſie die Heimath erreichen, umfängt ſie ſchon die finſtere Nacht. Sie ſteigen in ihren Wald hinauf, geblendet von dem, was ſie ſahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Heerde mit der kräftigen Nahrung, das Kind ſtreckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie ſehen und fühlen es nicht. — —

Nach den Bauern hatte ich zu ſpielen angefangen, und zwar mit demſelben Glücke. Wie die Stunde verfloſſen war, beſaß ich nichts mehr, als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tages mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war ſchön; alle Büſche öde, eine drückende Hitze lagerte rings umher, der Horizont ſtand im Feuer, es zog eine ſüdliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an dieſem Abende wünſchen, daß ſie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblicks. O, daß ſie daher käme, durch jene ſchattigen Kaſtanien! daß dieſe duftigen Linden ſie mir nur verbärgen! irgend eine flamändiſche Schönheit, wie Teniers ſie ſchuf, irgend ein ſehnſüchtiger Engel aus Norddeutſchland, mit der reinen, hohen Geſtalt und dem kalten, aber ſchwärmeriſchen Himmelsauge! Wenn ſie daher käme, mich erſtaunt hier erblickte, und dann, ohne zu zürnen, wie ein ſchüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber feſt gebannt bliebe an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überſchwenglichen Himmel im Herzen, wie dann dem ſtummen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchſe, wie ſie eine Blume zwiſchen ihren zarten Fingern quälte — ach! ich wollte ja nur auf meine beiden Kniee vor ihr niederfallen und nichts ſprechen, als die Bitte: ſie ſolle ſich von mir mit unſterblicher Liebe lieben laſſen! —

— Dieſe Stimmung, woran ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräuſch weckte mich auf; „Sie iſt es!“ rief ich aus. Es war ein hübſches Kind mit ſeiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in ſeinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind ſehen, ohne daß es mir das Herz zerſchneidet; in ſolchem Augenblick fühle ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub ſeine Freude geraubt?“ fragte ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es ſey ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm.“ Mein kleiner Engel ſchlug die ſchönſten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den

Armen zu geben,“ ſagte die Bonne, „es hat Alles ſchon verſchenkt, und darum weint es.“ Schnell fahre ich in die Taſche und gebe dem lieblichen Engel meinen letzten Thaler, unbeſorgt, ob ich morgen zu eſſen haben würde oder nicht. Das Kind ſprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Credit war wirklich erſchöpft und ich war zu ſtolz, um eine Erweiterung deſſelben bei meinem Wirthe zu fordern. Ein Paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechſel ein, und ich beſchämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlaſſen; den Abend beſuche ich noch den Ball zum Abſchiede. Eine liebenswürdige Engländerin iſt meine Nachbarin, ein Geſpräch knüpft ſich an; es iſt die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu ſeinen Wohlthaten behülflich geweſen war. Die Mutter war ſelbſt noch ein ſchönes Kind, ſo lieblich und feinblickend, wie ſie nur die Inſel erzieht. Der Mund einer ſolchen Brittin duftet eine Anmuth ohne gleichen. Ich ſchwelge in ihrer Nähe, wir ſprechen von Italien, das ſie kennt; ſie kehrte ſo eben daraus heim in ihr kaltes Nebelland, und brachte einen ſchönen Sonnenſtrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauſchten wir, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, ſie ſchwebte an meiner Seite mit ſylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze ſie nach ihrem Sitze zu führen, ſpricht ſie lächelnd: „Sie reiſen morgen, und das koſtet viel Geld. Da muß man ſein Glück verſuchen. Kommen Sie zum Spiel.“ Ich weiß nicht, welche Laune ſie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!“ ſpricht ſie immer lächelnd, und zeigt mit Finger und Auge, wo ich ſetzen ſoll. Ich laſſe mich von der lieblichſten Engländerin leiten, und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob roth oder ſchwarz, die zehn oder die zwanzig Favorit waren.

Wir nehmen Abſchied für immer. Sie reiſte morgen nach England, ich nach Hauſe. Wie im Taumel ſchlafe ich ein, und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tiſch zeigt mir den Haufen Gold, und mir fällt jetzt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geſchenkt, wie ich im Elend war, und weder zu eſſen noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von geſtern. „Es iſt ein Lohn des ewig gerechten Himmels!“ rufe ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was Du mir geſpendet, ſoll zu Dir zurückkehren! Ich kleide mich an, ſtecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein ſchönes Mädchen, das für einen alten, blinden Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerſt; ich ſchenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es faſt ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelſtunde ſpäter, und Baden und mein Glück lagen hinter mir.

Wohl kenne ich ſo manches Glück, das länger gewährt hat, aber ſicher keines, das ich mit dem meinigen vertauſcht hätte, und das in meinen Augen größer erſchienen wäre.

VII.

Häusliche Bilder.

I.

Ich liebe Euch nicht, engbegrenzte häusliche Idyllen, mit kranken Kindern, keifenden Mägden, geſchäftigen Frauen und kummer- und ſorgenbelaſteten Männern. Ihr Stillleben! wie Euch ein unerlaubter Sprachgebrauch ſo gern betitelt.

Ein Stillleben iſt in der Malerei eine naturgetreue Darſtellung lebloſer Gegenſtände, deren Anordnung künſtleriſche Abſicht verräth; wo iſt nun die Aehnlichkeit zwiſchen Dieſem und Jenem aufzufinden, was gewöhnlich „bürgerliche Häuslichkeit" benannt wird? Wo wäre hier von künſtleriſcher Abſicht — wo von lebloſen Gegenſtänden die Rede? Leben herrſcht hier überall — und welch ein Leben? —

Daß die Menſchen ſelbſt ſich doch ſo gern ihr Leben vergällen und verſalzen! Alles ſucht den Schein zu erhaſchen und verliert den Kern darüber. Der Beamte ohne Vermögen heirathet und richtet ſich ſeine Wohnung ein, die aller nöthigen Bequemlichkeit entbehrt, aber das Putzzimmer hat, den ſpießbürgerlichen Salon, um die Klatſchſchweſtern der Frau bei Kaffee und Kuchen zu verſammeln. Er darbt und müht ſich ab, um den Putz zu erſchwingen, den ſie anlegen, wenn ſie Sonntags ſich in Tabaksqualm niederlaſſen um eine Flaſche Bier zu leeren. Welche Verkehrtheit! Doch „das muß ſo ſeyn,“ hört man ſagen.

Die Kinder mehren ſich; Unterricht, Krankheiten, Winterkleider, Schulbücher — ſo viel Bedürfniſſe, ſo viel Sorgen. Der Mann wird verdrießlicher ſtets; die von ihm geplagte Frau läßt ihre üble Laune bei den Kindern und Domeſtiken aus; die Kinder, von dem Beiſpiele der Eltern angeſteckt, werden auch zänkiſch und grämlich; die Dienſtboten ſind geſchunden und geſchoren; am Ende mag kein Kind guter Eltern mehr in dem Hauſe dienen; nur das Schlechteſte zieht zu und wird bald wieder fortgejagt. Verwirrung, Gezänk, Elend aller Art nimmt zu; das Alter kommt, und die guten Leute ſtehen am Rande ihres Lebens, ihren Kindern das Beiſpiel hinterlaſſend, aber keine Lehre es beſſer anzuſtellen um es glücklicher zu verbringen.

Wie viel Elend iſt in der Welt, lediglich aus Mangel an Erkenntniß deſſen was Noth thut. Wie ſelten hat der Menſch die Eigenſchaften, die ſo hoch für die Proſa des Lebens anzuſchlagen ſind, und die ihn zum „fertigen," zum „practiſchen Menſchen" machen.

Wahrhaft poetiſche Naturen, die aber jetzt faſt gänzlich ausgeſtorben ſind, brauchen nichts davon. Der Poetiſche denkt nicht daran, ſich ein Putzzimmer einzurichten, oft ſogar verſchmäht er alle Einrichtung überhaupt. Er lebt im Himmel und wandelt nicht auf Blumen, ſondern auf Wolken.

Wo zwei Liebende ſind, iſt der Himmel — und er und ſein Weibchen lieben ſich über die Maßen. Iſt die Suppe verbrannt — was kümmert das ihn! er ſelbſt verbrennt an den Augenſtrahlen ſeiner Frau; kommt nach der Suppe nichts mehr — je nun, ſo tröſtet er ſich damit, daß er nicht in den Fall geräth, ſich den Magen zu überladen. Sind die Kinder krank, ſo ſtimmt ihn dies zum ſtillen Danke gegen die Vorſehung, die ihn durch Dulden prüfen will; er ſieht den Kummer ſeiner Frau, und das facht ſeine Liebe ſtärker an, und erhebt ihn nur; denkt er ſich vollends den Moment der Geneſung, ſo will er vor Wonne und Entzücken aus der Haut fahren, und nur das Leiden, das ihn wirklich umgibt, leitet die brauſende Luſt in das ſtille Bett der Ergebung. Der wahrhaft Poetiſche lebt in einer andern, in einer höhern Welt; er braucht nichts von den Eigenſchaften, welche die Andern nöthig haben, um ſich das Leben erträglicher zu machen.

2.

Am Beklagenswertheſten ſind mir immer in unſerm häuslichen Stillleben die Gruppen der Dienenden erſchienen. Arme Geſchöpfe! Wer nimmt ſich die Mühe Euch zu verſtehen!

Der von der Obrigkeit anberaumte Tag erſcheint und ſolch ein Mädchen fällt, wie vom Himmel geſchneit, plötzlich mitten in eine Familie. Alles iſt ihr fremd; ſie weiß nichts von den Angewöhnungen, von den Eigenthümlichkeiten, von den guten oder böſen Sitten im Hauſe. Schüchtern, ängſtlich tritt ſie auf; ſie wünſcht ſich Allen gefällig zu zeigen; ſicherlich betritt Keine die Schwelle einer neuen Herrſchaft mit dem Vorſatze Verdruß zu erregen und ſich und Andern das Leben zu verbittern. Und doch — wie oft wird dies vorausgeſetzt! —

Nähert ſich Jemand dem armen Geſchöpfe freundlich? Nimmt ſich Jemand die Mühe ihm ein Bild von der Familie zu entwerfen, was doch ſo nöthig wäre? Würde das Mädchen im Hauſe Nachrichten einzuſammeln ſuchen, und erführe es die Herrſchaft, wäre man nicht ſogleich bereit ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Die Frau vom Hauſe tritt ihr herriſch entgegen; ſie muß von den fremden Leuten rauhe Befehle hinnehmen; ſie muß ſie ſchnell und zitternd ausführen, weil ſie nicht weiß, ob es ihr gelingen wird ſie recht auszuführen Das Glück, der Zufall wird entſcheiden, über die precäre Exiſtenz von wenigen Monaten.

Ich wohnte in Hamburg eine Zeit lang in einem Kaffeehauſe. Die Wirthin war eine dicke, luſtige Frau; dieſe Art pflegt auch gewöhnlich gutmüthig zu ſeyn; meine Wirthin war es in der That.

Das Dienſtmädchen, das auch mich zu bedienen hatte, war ſtill und ſchweigſam. Sie war nicht ſchön, aber in ihren edeln Zügen lag etwas von Schwermuth und Trauer, das ſie ſehr anziehend machte. Ihr Geſicht war breit, die Wangen gut gefärbt, die dunkeln Augen hob ſie ſelten empor und ſtarke Braune, die über der Naſe zuſammen wuchſen, gaben ihrem Blick, wenn ſie ihn nach einem Gegenſtande richtete, einen finſtern Charakter. Ihr Wuchs war üppig, voll; ſie trug ſich gebückt. Die beſcheidene Frage, die ſie dann und wann an mich richtete, kam aus einem hübſchgeformten Munde. Sie beſorgte ihr Geſchäft pünktlich; nie war eine Nachläßigkeit, ein Fehler zu rügen; es war ein kalter Winter und der Dienſt ſchwer. Man ſagte im ganzen Hauſe nur Rühmliches dem Mädchen nach. „Sie iſt zu langſam,“ meinte die Wirthin dann und wann, aber die gute heitere Frau hatte Nachſicht und nie hörte man ſie ſchmählen.

Am auffallendſten war mir Mariannen's Langſamkeit, wenn ſie in meinem Schlafzimmer aufbettete. Man hörte dann unaufhörlich im Hauſe ihren Namen rufen, weil ſie überall fehlte; dann eilte ſie dahin, dorthin, beſorgte die Geſchäfte, die man von ihr verlangte, und kehrte immer wieder zurück, um in meinem Schlafzimmer zu hantieren, wo ſie niemals fertig werden konnte.

Von ihrer Ehrlichkeit überzeugt, ließ ich ſie gewähren; aber die Wirthin bat mich Marianne zu belauſchen.

Ich überließ es ihr. —

Bald hatte ſie es heraus. Das Mädchen zogen meine Bücher an. Sie las aufmerkſam darin und vergaß darüber ihre Geſchäfte im Hauſe. Ich mochte ſie weder darin ſtören, noch es ihr verbieten. So verging der Winter. Freunde, die mich beſuchten, ſahen Marianne auch mit Wohlgefallen, Allen fiel ihr ſtilles Weſen auf.

An einem der erſten Frühlingsmorgen trat ein fremdes Geſicht mit dem Kaffee zu mir in's Zimmer. „Wo iſt Marianne?" fragte ich ſchnell. „Sie hat Geſtern den Dienſt verlaſſen;" war die Antwort. Später verwunderte ſich die Wirthin, daß ſie ſich nicht bei mir empfohlen hatte, und ſagte: „es iſt doch ein recht ſonderbares Geſchöpf." Sie ſey zu träg geweſen, ſetzte ſie dann hinzu, und wenn ſie auch mit ihr Geduld gehabt hätte, ſo wären doch die Gäſte bald und oft ungeduldig worden. Eine ſolche Schnecke tauge nicht in einem Hauſe wie das Ihrige; ſie hätte ſich nun, wie ſie wiſſe, in das Haus eines bemittelten Handwerkers begeben, der keine Kinder habe, da paſſe ſie eher hin.

Mir that das Mädchen leid. Hier war ſie nun ſchon ſo vertraut geweſen, man nahm Theil an ihr, Niemand ſagte ihr ein böſes Wort; und dort neue Ordnung, neue Gewohnheiten, bis ſie ſich darin gefunden haben wird! und wenn die Frau noch dazu recht böſe wäre! — Arme Marianne! —

Nach einigen Tagen ſeh' ich meine Wirthin in großer Beſtürzung zu mir kommen „Wiſſen Sie ſchon?“ ruft ſie, „man hat ein Mädchen an der Lombardsbrücke aus der Alſter gezogen, und nach der Beſchreibung zu urtheilen, iſt es keine Andre als Marianne! Wer hätte das glauben ſollen? Aber das Leſen — das Leſen!“ —

Und Marianne war es wirklich. Die Unglückliche war zu einem jener zankſüchtigen Teufel gerathen, welche die Dienſtboten methodiſch zu Tode martern. Sie war zum Dienen beſtimmt und ſah ihres Elends kein Ende; der frühe Tod in der

Alſter war ihr daher ein willkommener Freund. Sie hatte ſich ſchön geſchmückt; ihre ſchönſten Kleider, eine ſeidene Schürze, und goldene Ohrringe hatte ſie angelegt.

Wir trauerten Alle im Hauſe; die gute Wirthin machte ſich nun ein Gewiſſen daraus, ſie weggethan zu haben. Hätte ſie ſie behalten, glaubte ſie, ſo würde ſie ſich nicht in's Waſſer geſtürzt haben.

Wahrſcheinlich iſt es, daß ſie es noch nicht jetzt gethan haben würde, und was ſpäter ſich mit ihr ereignet hätte, konnte es nicht ihren Sinn erheitern und ihr das Leben von der freundlichern Seite zeigen? Ich wage hierüber nichts zu beſtimmen. —

3.

Ein anderer Fall trug ſich in dem Hauſe eines Freundes zu. Es waren ihm Zwillinge geboren worden, die von einer jungen Amme geſäugt wurden, da die Frau an der Bruſt litt, und die Kinder nicht ſelbſt ſtillen durfte.

Die Amme war groß gewachſen und ſchön, die Tochter eines evangeliſchen Landpfarrers in der Nähe von Danzig, die das Unglück gehabt hatte den Verführungen des General Rapp, der damals in jener Stadt Befehlshaber war, zu erliegen. Cöleſtine hatte ein feines Benehmen und da ſie die beßten Zeugniſſe und Empfehlungen für ſich mitbrachte, ſo wurde ſie im Hauſe meines Freundes wie eine Unglückliche aufgenommen, welche die allgemeine Theilnahme verdiente. Ich unterhielt mich, wie JederAndre, gern mit dem Mädchen, deſſen trübe Scheu, welche ihr ihre Lage anfänglich auferlegte, nach und nach vor der guten Behandlung zu verſchwinden begann. Ihre Anmuth und Schönheit machte ſich nun erſt geltend und bezauberte Alles, was ſich ihr nahete.

Nicht ohne Beſorgniß bemerkten die Eltern bald rothe Flecken an den Kindern; man machte den Arzt darauf aufmerkſam, der aber erklärte ſie, nach einer oberflächlichen Beſichtigung, für die Folgen der eben herrſchenden Hitze.

Die Kinder wurden indeß immer unruhiger und die Flecken vermehrten ſich; die Amme wurde bleicher, und wie ſie geſtand, konnte ſie ſeit mehren Wochen keine Nacht mehr ſchlafen, weil ihre Säuglinge ſie mit ihrem Geſchrei aufweckten.

Im Hauſe diente mit ihr eine jener alten Heren, Kinderfrauen genannt, denen viele Eltern noch jetzt auf eine gewiſſenloſe Weiſe die erſte Erziehung ihrer Kinder überlaſſen: Es war eine alte Polin, Frau Glonick, ein verrunzeltes Zigeunergeſicht, das unerſchöpflich an Kindermährchen war, und auf dieſe Weiſe ſich die jungen Herzchen wieder geneigt zu machen wußte, welche eine tyranniſche Zuchtruthe in der Kinderſtube ihr ſonſt längſt für immer abwendig gemacht haben würde.

Dieſe Frau Glonick beklagte Cöleſtine ſehr: „Wo wird das mit ihr noch hin kommen,“ ſagte ſie, „ſie härmt ſich ja zu viel ab mit den Bälgen; keine Nacht ſchlafen, wer könnte das wohl aushalten? Ich will ihr ein Mittelchen geben, eine unſchuldige Salbe, die ſtreicht ſie beiden Kindern auf die Fußſohlen und ich verwette ihr meinen Kopf, ſie laſſen ſie bis an den Morgen ruhig ſchlafen. Ich weiß ſchon wo es den Kindern fehlt!" —

Die Amme fragte ob es denn auch wirklich eine unſchuldige Salbe ſey, und die Gloniek verſchwor ſich hoch und theuer, indem ſie ihr ein Büchschen von Blech in die Hand drückte, worin ſich eine ſchwarze Salbe befand.

Celeſtine machte noch denſelben Abend Gebrauch davon und ſiehe da! die Zwillinge rührten ſich nicht und ließen ſie richtig bis zum Morgen ſchlafen. So ging es drei Nächte hintereinander, und was noch mehr war, die rothen Flecken verſchwanden zuſehends. Ruhig waren die Kinder geworden, und immer ruhiger, als plötzlich Krämpfe ſich einſtellten, und ein kurzer Todeskampf ſie bald ganz zur Ruhe brachte.

Cöleſtine zerfloß in Thränen und geſtand die Hilfe, welche ihr Frau Gloniek hatte angedeihen laſſen. Sie war unbewußt die Mörderin dieſer

Kinder geworden. Die Salbe beſtand aus Mercur. —

Die verzweifelnden Eltern überſchütteten das unglückliche Mädchen mit Vorwürfen, welches nun vom Arzt noch einmal unterſucht wurde. Es fand ſich, daß eine entſetzliche Krankheit in ihrem Innern wüthete, von der ſie ſelbſt nichts gewußt hatte, da ſie erſt jetzt ſich zu äußern anfing, und die ſie ihrem Verführer verdankte. Man beſchloß ſie in's Krankenhaus zu ſenden. Das alte Weib wurde mit Flüchen und Schmähungen aus dem Hauſe gejagt.

Ich kam an jenem Abende zufällig zu dieſer Scene. Die Leichen der Kinder, die gränzenloſe Wuth des Vaters, die ſich gegen die alte polniſche Hexe ergoß, die ſtill in ſich hineinjammernde Mutter, welche Linnen, Thee und andere Gegenſtände zuſammenſuchte, um ſie der unglücklichen Cöleſtine mitzugeben. Dieſe endlich ſelbſt, wie ein Geſpenſt, im ſtummen Schmerze aufgelöſt, ſich als Mörderin anklagend und des Bewußtſeyns voll, daß auch ſie einem elenden Tode entgegengebe, die häßliche Gloniek, auf den Knieen liegend und mit dem den Polen eigenen unterwürfigen Ton um Vergebung flehend. Es war ein Auftritt, den ich nie vergeſſen werde.

Als ich nach einigen Wochen wieder jenes Haus betrat, ſagte mir die Dame deſſelben: „Wiſſen Sie es ſchon, daß die arme Cöleſtine todt iſt? Sie hat mich um meine lieben Kinder gebracht — aber ich kann der Unglücklichen nicht zürnen — ſie hat ihren Fehltritt mit dem Leben gebüßt.“ —

VIII.

Danzig.

General Rapp lag in Danzig und der Herzog Alexander von Würtemberg davor; die Stadt ward von Beiden gleichbedrängt. Die ſchöne, alterthümliche Stadt, mit den breiten Straßen und den gothiſchen Gebäuden; reich und belebt durch Handel und Wandel, reich an Kunſtwerken und Reichthümern. De Non holte von hier eines der herrlichſten Bilder altdeutſcher Schule für das Muſeum ſeines Kaiſers nach Paris, das jüngſte Gericht von Michael Wohlgemuth, auf dem der Erzengel Michael in einer blanken Goldrüſtung dargeſtellt iſt, worin ſich alle Gegenſtände ringsumder abſpiegeln. Jetzt hängt dieſes prächtige Blatt wieder an ſeinem Platze in der Pfarrkirche. Und neben der Pfarrkirche, welch wunderbarer Bau! Der Nachtvogel Hoffmann hat davon ein ſeltſames Lied geſungen; es heißt der Artushof, wie das Gebäude ſelbſt. Das läßt ſich nicht beſchreiben, man muß es ſehen um es zu begreifen; ein griechiſcher Tempel, die Glyptothek in München, die Peterskirche in Rom, die laſſen ſich beſchreiben; den Straßburger Münſter, den Köllner Dom, den Danziger Artushof, dieſe ſchönen, freundlich erhabenen, ſteinernen Gedanken, die muß man ſelbſt kennen lernen; der beſte Dollmetſch würde dabei nicht auslangen

Und unweit der guten, alten Stadt, hart am Meere, zwiſchen umbuſchten Höhen und herrlichen Gehölzen liegt Oliva, ein zweites Valombroſa, ein Stück Italien wie verloren am Geſtade der Oſtſee, und ſelbſt der rauhe nördliche Himmel ſieht es gnädig an, er ſchont es mit ſeinen ſcharfen Winden, und braut gütig aus den Nebeln des Meeres und den Dünſten der Wälder eine ſo lieblich, elaſtiſche Luftregion darum her, daß die Bäume hier länger grün ſind, die Blumen ſüßer duften, und Schnee und Eis länger fern bleiben. Man glaubt ſich hier überreden zu können, daß es mit dem alten ewig grünenden Götterreiche zu Romowe Wahrheit geweſen iſt.

Rapp wüthete in Danzig wie ein Wahnſinniger. Die armen Einwohner hatten Elend, Todesangſt, Seuchen und Hunger und dieſen Rapp noch dazu, der die Hauptgeißel war, welche der Himmel über die Stadt verhängt hatte. Spätere Geſchichtſchreiber können ſolch ein Bild nicht richtig entwerfen; ſind ſie zu gewiſſenhaft, ſo werden ſie trocken und unzulänglich ſchildern, ſind ſie von ihrem Gegenſtande ergriffen, ſo können ſie leicht ihrer Phantaſie zu vielen Raum gönnen und übertreiben. Nur wer das Elend ſah oder wer aus dem Munde der Einwohner ſelbſt gehört, was ſich geſtern noch zugetragen, iſt im Stande ein Bild aus wahren Zügen und richtigen Verhältniſſen zuſammenzuſetzen. Auch hier hauſte die ſchrecklichſte Hungersnoth; obſchon keine Frau ihr eigenes Kind zum Mahle bereitete, wie Voltaire es in ſeiner Henriade beſchreibt:

„Et d'un bras que poussait la faim impitoyable,
„Prépare avidement ce repas effroyable.“

Aber die Menſchen ſtarben vor Hunger auf der Straße; und ſelbſt die Reichſten konnten mit all ihrem Gelde nicht helfen, denn die Lebensmittel fehlten. —

Dann und wann machten die Franzoſen Ausfälle und trieben wohl einiges Vieh in die Veſtung. So auch einſt von der friſchen Nahrung her. Es waren ſtattliche Ochſen, die für ruſſiſche und preußiſche Commißwagen beſtimmt geweſen waren. Die Metzger ſuchten ſich eine Kuh oder ſo etwas für ſchweres Geld zu erhaſchen. Gelang es mehreren von ihnen, die zuſammenſtanden, ſo erhielten ſie eine sauve-garde, um ihr Geſchäft in Ruhe beſorgen zu können, ohne von dem hungrigen Pöbel darin geſtört zu werden.

Die Kuh ward geſchlachtet und zerlegt. Unten vor dem Hauſe drängte ſich eine Menge anſtändig gekleideter Leute, mit Geld in der Taſche um Fleiſch zu kaufen. Verſchmachtetes Geſindel drängte ſich hinzu um etwas ungenießbar Weggeworfenes ſich balgend zu erringen. Und was ward damals wohl für ungenießbar erklärt?

Der Metzger erſchien oben am Fenſter während ſeine Thür mit Wache beſetzt war, und bot die einzelnen Stücke aus, wie auf einer Verſteigerung. Alles ging zu hohen Preiſen fort. Ein bemittelter Kaufmann erzählte mir, daß er eine Zunge mit 60 Danziger Gulden bezahlte, die er dann mit drei andern Familienvätern theilte. Jeder lief mit dem theuer Erkauften ſo ſchnell als möglich nach Hauſe, es wurde Suppe davon gekocht, und die ausgehungerte Familie bildete ſich dann ein, ſich durch Fleiſch geſtärkt zu haben.

Aber ein empfindlicher Mangel war eingeriſſen. Man hatte ſchon ſeit einiger Zeit kein Salz mehr, und die Nerven- und Faulfieber ſchienen nun nur noch ſtärker zu wüthen. Zum Glücke kam Jemand auf den Einfall, ein leeres hölzernes Salzmagazin, das noch aus den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges herrührte, abreißen zu laſſen, das Holz zu verbrennen und mit der Aſche, die einige Salztheile enthielt, die Speiſen zu würzen.

Ein Familienvater, der ſich vor Hunger und Krankheit gut ſchützen wollte, brauchte wöchentlich dreihundert Thaler für ſein Haus; und von mehren Armen, die er mit fünf Thalern wöchentlich unterſtützte, ſind Einige im eigentlichen Sinne Hungers geſtorben.

Ein reicher Gaſtwirth hatte während dieſer Schreckenszeit Allem aufgeboten, um den alten Ruf ſeines Hauſes zu erhalten. In ſeinem Local in der Langgaſſe verſammelten ſich daher die Offiziere der Garniſon, um ſich — wenn gleich theuer — ihrer Gewohnheit nach bewirthen zu laſſen. Ein junger Menſch, der bedeutend viel Schulden machte, bekam mit dem Bürger Gaſtwirth Wortwechſel, der eine ärgerliche Wendung nahm. Der junge Offizier ſoll immer frecher geworden ſeyn, und wollte am Ende in Thätlichkeiten ausbrechen, worauf denn der Bürger von ſeinem Hausrechte Gebrauch machte.

Die Klage kam vor Rapp und dieſer dictirte folgende Strafe:

Am nächſten Sonntage während die Wache am langen Markte aufzog, und in Parade aufgeſtellt war, mußte der Gaſtwirth mit einem Kalbsviertel auf der Bruſt, und einem Schweinsviertel auf dem Rücken, an der Front langſam hinuntergehen. Auf den Kopf wurde ihm ein Kaſſerol geſetzt, aus deſſen Stiele ein Ochſenſchweif über den Rücken hinabhing. Vor ihm marſchirten zwei Mann, welche die Bajonette nach ihm kehrten, um ihn zu verhindern ſeine Schritte zu beſchleunigen.

Nach überſtandener Strafe wurde der arme Bürger, von Schaam und Wuth erdrückt, nach Hauſe gebracht, und eine Stunde darauf hatte ihn ein Schlaganfall getödtet.

Um Geld zu erpreſſen wurden die reichſten Einwohner plötzlich aus ihren Häuſern geriſſen und als Geißeln eingeſperrt, wo ſie in ſteter Angſt vor dem angedrohten Erſchießen bleiben mußten, bis die verlangte Summe aufgebracht worden w

Rapp haßte die Danziger Kaufmannſchaft, die nicht Alles thun wollte, oder konnte, was er von ihr verlangte, über die Maßen. Um ſie recht auffallend zu kränken, legte er in ihr Verſammlungs- und Börſenhaus, den bereits erwähnten Artushof ein Piket, und ließ dann an der äußern Façade des herrlichen Gebäudes einen bedeckten Gang von Holz anbauen, der zu einem Häuschen mitten auf dem Langen-Markte führte, worin die Mannſchaft ſich ihrer Naturbedürfniſſe entledigte. Die Kaufleute mußten nun, auf dem Markte ſelbſt, unter freiem Himmel, mitten im Winter zuſammenkommen, und Rapp ritt zur Verſammlungsſtunde um die Börſenzeit, von ſeinen Adjudanten begleitet, vorüber, um ſich an dem Anblicke der Gekränkten zu weiden. —

Noch waren die Danziger reich und durften hoffen ruhigere Zeiten zu erleben, wo ſie ſich ihres alten Glückes wieder freuen würden. Sie hatten ihre koſtbarſten Habſeligkeiten nach der ſogenannten Speicherinſel gebracht, die außer der Kanonenſchußweite lag, und daher das ihr anvertraute Gut ſicher beherbergte.

Aber die Congreve'ſchen Raketen, die von der Seeſeite zu ſpielen anfingen, gaben der Sache bald eine andere Wendung.

Eine furchtbare Helle verbreitete ſich plötzlich am Horizont; „die Speicherinſel brennt!" tönte es durch die Gaſſen. In einem Augenblick waren reiche Häuſer vernichtet. Eine einzige Holzhandlung verbrannte, die auf eine halbe Million angeſchlagen wurde.

Das Elend ſteigerte ſich noch zu ſeiner gräßlichſten Höhe; dann wurde capitulirt. —

Es war ein rauher Wintermorgen. Auf dem breiten Glacis waren die Belagerungstruppen aufgeſtellt. Zunächſt des Thores Ruſſen, ſeitwärts in einiger Entfernung, und ſo daß ſie an dem militäriſchen Schauſpiel nur wenig Theil nehmen konnte, die preußiſche Landwehr.

Die Franzoſen zogen mit klingendem Spiele aus der Stadt und ſtreckten die Waffen. Rapp ritt in einem grünen Sammetpelze vorüber, das

Geſicht in das Taſchentuch gedrückt, als ob er weinte.

Dann hielten die Belagerer ihren Einzug. —

Ein ſonderbarer Vorfall ereignete ſich noch während der Belagerung, den ich erzählen will. Unweit von Danzig lag ein Wirthshaus, noch innerhalb der Feſtung, wohin man ohne alle Gefahr ſpatzieren gehen durfte. Anſchütz, der berühmte Schauſpieler, der in dieſem Augenblicke eine Zierde des Wiener Hoftheaters iſt, war damals in Danzig engagirt. Er machte von der Erlaubniß häufig Gebrauch, und pflegte in dem bezeichneten Wirthshauſe Nachmittags ſeinen Kaffee zu nehmen.

Einſt, wie er ſich eben in Geſellſchaft eines Freundes dort befindet, kommt es ihm in den Sinn, die vorgeſchriebene Gränze zu überſchreiten, und jenſeits des Wirthshauſes einen kleinen Spatziergang nach den ruſſiſchen Vorpoſten hin zu unternehmen.

Die Gefahr war groß, das wußte Jeder; was aber kümmern Kriegsgeſetze, einen jungen Künſtler, der noch überdieß mit einer guten Portion teutſchen Phlegmas begabt iſt. Anſchütz und ſein

Freund waren kaum einige hundert Schritte gegangen, als ſie auf dem weißen Schneefelde, in weiter Entfernung ſchwarze Reiter einherſprengen ſahen.

„Das ſind Koſaken!“ rief der Freund, nicht ohne einige Beſtürzung.

„Ei ſich, Koſaken!“ rief Anſchütz naiv luſtig und ging ihnen keck entgegen, um ſie ſich recht zu betrachten.

Aber die Koſaken waren raſcher bei ihm, als er es vermuthet hatte und donnerten ihm ihr Stoi! entgegen. Er ſprach zwar viel durcheinander, ſie aber hörten nicht darauf, ſondern nahmen ihn und ſeinen Freund zwiſchen die Pferde und ließen ſie mittraben.

Der Freund machte ein trauriges, bedenkliches Geſicht, aber Anſchütz meinte: Je nun, wir müſſen doch am Ende wo hingebracht werden, und da wird ſich's wohl aufklären, wer wir ſind, und daß wir nicht ſpioniren wollten.“

Und ſie kamen irgendwo hin; das iſt wahr! aber zu einem Stockruſſen, der ſie anfuhr, und da er ſie nicht verhören konnte, zu einem höhern

Befehlshaber ſandte. Dieſer verſtand etwas mehr Deutſch und Sitte, bedauerte aber, nicht über ihr Schickſal entſcheiden zu können, und ſandte ſie zu einem Höhern. So gelangten ſie endlich müde und mit geſchundenen Füßen, zu dem General, viele Meilen weit von Danzig, der ihnen ſogleich jede Hoffnung benahm dorthin zurückzukehren. Nach Königsberg ſtand ihnen die Straße offen, nach Danzig nicht mehr.

Und ſo entſchloß ſich Anſchütz denn kurz und gut, die Königsberger Theaterfreunde durch ein Gaſtſpiel zu erfreuen, während ſeine Familie in Danzig in Angſt um ihn verging. Erſt ſpät kam die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung durch die Ruſſen in die belagerte Stadt. —

Nach dem Einzuge der Alliirten bot Danzig einen traurigen Anblick dar. Die meiſten Häuſer waren durch das Bombardement unbewohnbar geworden; und das Hotel de Berlin, der erſte Gaſthof in jener Zeit, war ſo baufällig, daß Alles zitternd zuſammenklirrte, wenn Jemand mit ſtarkem Schritt darin umherging. In den erſten Tagen waren friſche Lebensmittel noch nicht vorhanden, denn die Zufuhren kamen nicht ſo ſchnell. Bald aber waren alle Plätze damit überhäuft. An der Table d'hôte des Hotel de Berlin aß man noch geſalzenes Fleiſch von ſeltſamem Ausſehen, das viele Gäſte, trotz der Betheuerungen des Wirthes, für Pferdefleiſch hielten.

Es war ein häßliches Thauwetter eingetreten, und die Fieber mähten alles Leben hinweg. Die Todtenglocken hallten und ein impoſantes Schießen verkündete daß der erſt ſeit kurzem ernannte Kommandant der eroberten Feſtung, an der Seuche erlegen, zu Grabe beſtattet wurde.

Abends konnte man verhungerten Geſtalten begegnen, die nicht bettelten und auch nicht viel Worte machten, ſondern ſtillſchweigend hart an die Vorübergehenden traten und die Hand öffneten. Dabei ſchoßen ſie Blicke, daß das Innerſte davor erbebte. Oder ſie ſagten nichts als die Worte: „Ich muß verhungern, und hefteten ſich dabei an unſere Schritte.

Mit den Lebensmitteln kam auch wieder friſches Fieber unter das Volk und dieſe bedrohlichen verzweifelnden Geſtalten wichen den gewöhnlichen Bettlern, wie man ſie auf allen ſonnigen Spaziergängen zu erblicken pflegt, ohne ſich darum ſeine Freude verbittern zu laſſen.

Der Hang nach lang entbehrten Vergnügungen erwachte, das Theater füllte ſich, und die Köpfe hoben ſich wieder empor, wenn gleich der Nacken noch von getragenem Joche ſchmerzte.

An dem Tage als die Uebergabe an Preuſſen erfolgte, war die Stadt beleuchtet und im Theater eine Feſtvorſtellung angeordnet.

Ein ehemaliger Schauſpieler der ungekannter Verdienſte wegen, zum Hofrath ernannt worden war, und nun A... hieß, betrat die Bühne um allerlei Bezügliches zu ſprechen. Seine Finger zierten ungeheure ruſſiſche Brillantringe, die er für ſeinen Eifer erhalten hatte.

Ich erinnerte mich dieſes Mannes noch aus meiner früheſten Jugend; er hat damals ſchlecht Tenor geſungen. Später hatte er ein Abenteuer, das ihn zu dem neuen genre de vie verhalf. Er war hübſch und wußte ſich die Gunſt einer jungen Prinzeſſin zuzuwenden, die mit ihren Aeltern in der ſtillen Zurückgezogenheit eines Schloſſes lebte, nachdem der Vater die Herrſchaft eines ſchönen Landes niedergelegt hatte.

Mit Hülfe des verſchmitzten Leibfriſeurs wurde die Intrigue eingeleitet und endlich ſo weit getrieben, daß die glühende unerfahrene Fürſtin in eine Entführung willigte. An einem rauhen Winterabende, da Alles frühzeitig ſtill im Schloſſe wurde — der alte Fürſt unwohl — ſchlich das liebende Mädchen zur Pforte hinab, wo A. ihrer mit dem Wagen harrte. Der Friſeur half ihr hinein, und ſprang auf den Bock. Der Wagen rollte fort von Stadt zu Stadt; die Flüchtigen kamen glücklich bis Frankfurt, wo ſie aber arretirt wurden.

A. mußte zwar ſeine holde Beute fahren laſſen, wurde jedoch dafür reichlich entſchädigt und die Prinzeſſin kehrte reuig in den Schooß ihrer Familie zurück. Später heirathete ſie einen auswärtigen Fürſten, und der alte Leibfriſeur, den ich auf meinen Reiſen kennen lernte, ſchreibt noch häufig an ſie und erfreut ſich ihrer gnädigen Unterſtützung. —

Der Herzog Alexander, ein Oheim des ruſſiſchen Kaiſers verbreitete einen Aufwand der ganz zweckmäßig war, um der armen Stadt aufzuhelfen, aber deſſen ungeachtet einen ſchneidenden Kontraſt zu ihrem Elend machte.

Die armen, ausgehungerten Leute, die erſt ſeit einigen Tagen wieder ſatt zu eſſen hatten, ſprangen nicht gern, und nur ſehr gedrängt bei Seite, wenn ein ruſſiſches Viergeſpann, mit gellendem Pfiff und „Paddih! Paddih!" daherbrauſte.

Junge hübſche Dirnen, prächtig gekleidet und mit Kleinodien aller Art behängt, belebten die öffentliche Plätze und Promenaden. Es waren die Schönen der vertriebenen franzöſiſchen Machthaber, die jetzt ihre Angel nach den Ruſſen auswarfen, denn bei der preußiſchen Landwehr war wenig zu holen. Es iſt unglaublich in welchem Ueberfluſſe dieſe Hetären lebten. Die Franzoſen, die in fremdem Lande Reichthümer erwarben, ſorgten redlich dafür, ſie wieder an den Mann zu bringen. Die großen Dignitärs ausgenommen, deren Raub in die Millionen ging, iſt nicht anzunehmen, daß Viele von dem Erbeuteten etwas in die Heimath brachten. Sie gaben Feſte, ſpielten uud verjubelten Alles.

Eines jener verlaſſenen Mädchen eröffnete nun ein Etabliſſement an ihrem Geburtstage, wo der reichſte Luxus herrſchte. Alles ging ehrbar und anſtändig zu, und Niemand würde, beim Anblicke dieſer Geſellſchaft, die Elemente vermuthet haben, woraus ſie beſtand. Silber, Vermeil, Kriſtall und Porzellan ſtrahlten überall. Die Preiſe waren aber auch angemeſſen. Ein Glas Punſch wurde mit fünfzig Danziger Gulden bezahlt. Das war die Taxe. —

Und ſo machte ſich der Friede denn anch gar bald überall bemerkbar. Wuchernd ſchoß das Wachsthum hervor, und bedeckte das Elend, das ſich tief eingeniſtet hatte, und deſſen Wunden noch nicht vernarbt ſeyn konnten.

Wie ein verpeſtender Krebsſchaden wühlte es fort und fort. Daher kam es, daß der Wohlſtand jener Stadt nie mehr ſich zur früheren Höhe erheden konnte. „Die Solidität ſey gewichen," hieß es, und Glanz von Außen vermochte ſie nicht zu erſetzen. —

Bälle, Konzerte und Theater, luſtige Gelage bei loſen Dirnen, feſtliche Schmäuſe, begannen den Reihen um unſer neues Daſeyn zu ſchlingen. Alle Mühſeligkeiten waren bald vergeſſen. Die armen Offiziere, die ſonſt froh waren, wenn ſie ſich die erfrorenen Glieder am ſchmutzigen Heerde einer armen Caſſubin wärmen konnten, und einen Löffel ihrer elenden Suppe ſchlürfen durften, klirrten jetzt mit Säbel und Sporen durch die Logengänge des Theaters und ſchlürften Punſch und Gefrorenes. Der Danziger ſelbſt hatte Hungersnoth und Pferdefleiſch, Salzmangel, Kontribution, Geißeln, und alles Elend der Rapp'ſchen Regierung vergeſſen, und ſah mit Luſt und Liebe den alten ſchwarzen Adler, der den Oelzweig in den Fängen hatte, und die grauen, flachen Wittinnen, die mit Landeserzeugniſſen und halbwilden, geigenden Szimken, bis zum Unterſinken beladen, die breite, gelbe Weichſel herabſchwammen, und Handel, Leben und Reichthum der wieder aufathmenden Stadt verhießen.

Es war ein angenehmes Gefühl dieſen Werth der Dinge zu betrachten. Ich erſtieg die furchtbaren Werke des Hagel- oder Biſchofsberges, welche die Franzoſen angelegt hatten, und ſtrich dann hinaus in die flache Gegend der Weichſelmündungen. Jene führten mir die erſt eben überſtandenen Schreckniſſe des Krieges wieder vor Augen; hier erblickte ich die Segnungen des Friedens, in dem ſich neuregenden Handel. —

Auf dem Lande, einige Stunden von der Stadt in dem ſchönen Schloſſe zu B.* gaben die dort einquartirten Landwehroffiziere einen Ball. Von fern und nah ſtrömte Alles herbei; die ſchönſten Damen waren zugegen; die ganze Nacht wurde getanzt und getrunken und erſt am andern Morgen fuhr man nach Danzig zurück. Wer jenes Feſt mitmachte konnte ohnmöglich daran zweifeln, daß die Geſellſchaft wieder in ihre lang entbehrten Rechte vollſtändig eingeſetzt worden ſey. Und ſie war es in der That; und dieſe Rechte genießt ſie nun ſchon über zwanzig Jahre in einem großen Theile von

Europa; es iſt wahrlich nicht zum Verwundern, daß ſie im Ganzen derſelben etwas überdrüßig wurde, wieder allenfalls um einige Kriegsnoth zum Himmel fleht. —

IX.

Venedig's Gärten.

Wie wenig wiſſen wir unſere Freuden zu ſchätzen; wir wenig unſere Freude recht zu würdigen! Verkennen wir nicht ganz und gar jene alten, tüchtigen Geſellen in rauher Rinde, welche duftige Kronen über uns verbreiten und ihre milden Blüten auf uns herabſchütten? Die zwar nicht von der Stelle kommen, aber doch mit uns leben, zu uns ſprechen? Erzählen uns ſolche alte Bäume nicht auf die beredtſte Weiſe ein Stück Geſchichte? Pflanzten ſie nicht unſere Väter, ſpielen unſere Enkel nicht wieder in demſelben Schatten, wo wir unſere Spiele hielten? Es iſt manchmal nicht zu begreifen daß wir uns auf dieſer Erde unglücklich fühlen können, wenn wir noch Bäume haben und Blumen und Quellen und ſoviel Anderes noch — wie iſt da nicht der arme Venetianer zu beklagen, der dies Alles entbehren muß.

Der Reiche weiß ſich ſchadlos zu halten; wer kennt nicht die alten, zum Theil verwitterten Villen an der Brenta, oft im eigenſinnigſten, ſelten in einem guten Geſchmacke erbaut, die berühmter ſind als ſie es verdienen. Daß ſie den Venetianern gefallen, finde ich natürlich.

Der grüne Saum, der die trüben Gewäſſer der Brenta einhegt, iſt ihnen lieber als alles Gold ihrer Zechinen, als die Pracht von San Marco, als die blauen Wellen des Golfs. Alles immer nur Grau in Grau zu ſehen, iſt ein trauriges Loos! Graue Palläſte! Grauer Himmel! Graue Lagunen!

Wie erfreut da die geblümte Wieſe, der knorrige Baum, die grünende Hecke, und ein Himmel, den der Landwind aus dem Gebirge ſtreifend, von Nebeldünſte ſäubert!

Arme Venetianer, die ſonſt nicht wußten wie der Baum ſeine Aeſte zum Himmel ſtreckt, wie der Sommer ſie mit Blättern kleidet und der Lenz mit Blüten; die nicht wußten wie hold und erquickend der Schatten iſt, den der Baum ſpendet, und nur den kühlen, froſtigen kannten, wie ihn altes Gemäuer verſchafft; arme Venetianer, die darnach geizten einmal nach Meſtre oder Fuſina überzuſetzen um die Herrlichkeiten des Continents zu genießen, und es dann wie einen Traum mit ſich hinüberzunehmen in die wundervolle Lagunenſtadt, und dort zu erzählen, von den Wundern des Landes, von den langen, durchſichtigen Schatten von himmelhohen Bäumen, Blumen aller Orten, die aus dem Boden ſprießen, und den lieben muthigen Ungeheuern darunter, die wiehern und ſtampfen, und ſich ungebehrdig ſtellen und dennoch Laſten ziehen und der Peitſche gehorchen. Von dem wundervollen Eindrucke beherrſcht erzählte der venetianiſche Junge dies Alles ſeinen Kameraden auf der Piazetta, im Angeſichte von San Marco, und wir hörten zu und lächelten mitleidig und ſahen hinan zu dem Walde der ſchlanken Säulen jener uralten Kirche und zu den ſtarren Kunſtpfaden aus corinthiſchem Erz, und den Blumenknäufen an den Rieſenpilaſtern des Dogenpallaſtes.

Wir hatten Natur vollauf gehabt, und wollten Kunſt — und der arme venetianiſche Junge unter Kunſt und Pracht großgeſäugt kannte nichts herrlicheres als eine meckernde Ziege, die am Ginſter knaupelte und ein ſpringendes Füllen auf bunter Wieſe! —

Seitdem Napoleon über Venedig geherrſcht, hat Venedig auch ſeine Gärten bekommen, allein es ſcheint ſich nicht viel daraus zu machen, es ſcheint ſie nicht für ächte, wirkliche Gärten nehmen zu wollen.

Der Eine davon liegt hinter dem Pallaſte des Vicekönigs nnd iſt mit einem vergoldeten Gitter umgeben. Ich wollte Venedig nicht verlaſſen ohne alle ſeine Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen zu haben, und begab mich daher zu zwei verſchiedenenmalen, nach dem goldenen Gitter, aber jedesmal wurde ich von der deutſchen Schildwache, die dort ſtand, ſo bärbeißig zurückgewieſen, als es ihr wohl nur immer möglich geweſen ſeyn mochte. Ohne zu wiſſen welcher Nation ich angehöre und ob ich deutſch verſtehe, ſchrie ſie mir mit gefälliger Grobheit folgende Worte zu: „Geben's ſich keine Müh, 's iſt verbotten durchzuſehen! Marſch eng da! I darf Keinen nit herlaſſen!“ — Und ſomit nahete ſich der unliebenswürdige Schnautzbart und machte mit ſeinem langen Gewehre, die Bewegung eines Menſchen der mit einem Beſen die Straße zu kehren im Sinne hat. Dieſe Zeichen waren zu verſtändlich und ich mußte meinen Vorſatz aufgeben.

Eine Gondel trug mich zu dem andern, dem *öffentlichen* Garten; der Weg dahin iſt weit; er liegt am Ende der Riva der Sclavonier. Man hatte mir erzählt, daß ich viel Volk dort finden würde, Muſik, ein Tagestheater, Kaffeehäuſer; ich der ich ſo ſehr das Volksleben zu belauſchen liebe, freuete mich darauf; ich will hier erzählen was ich fand.

Ein Stück Erdreich, zum Theil auf Pfählen, und durch ſtarke Bollwerke den Lagunen abgetrotzt, mit hübſchen Bäumen bepflanzt, eine ganz artige Promenade gewährend. Die Ausſicht iſt entzückend. Nach einer Seite Venedig, nach der andern der Lido, vor uns die Lagunen mit den Inſeln.

Von Venetianern war nichts zu ſehen als einige Kinderwärterinnen, die ihre Kleinen auf dem Raſen ſpielen ließen.

Es war ein heißer Tag und die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, was war natürlicher, als daß ich das Kaffeehaus ſuchte, um mich zu erfriſchen.

Es iſt ein artiger Pavillon, der an der höchſten Stelle und zugleich am äußerſten Ende der Promenade gelegen iſt; allein außer der Ausſicht und Roſoglio war hier nichts zu haben. Weder Kaffee noch Sorbett, noch ſonſt etwas wonach ich verlangte.

Die Alleen wurden nun unzählige Male auf und abgewandelt um den Anfang des Tagestheaters zu erwarten.

Ich war von Allem übrigen hier ſo enttäuſcht worden, daß ich auch davon nicht viel erwartete. Das Publikum das ich bis jetzt zu ſehen bekommen hatte, waren unverändert jene Bonnen geblieben, doch nun wurde es mit einem Male bunter. Die Stunde des Anfangs nahete, und herein, vom Landwege her, durch die hohe Gitterpforte kamen Soldaten mit ihren Mädchen, einige Bürgersleute nnd etwas zerlumptes Geſindel gezogen und zerſtreuten ſich auf den ſchattigen Kieswegen, plauderten und lachten und ließen ſich auch wohl am Kaffeehauſe, das ſeinen Namen ſo ſchnöde uſurpirt hatte, einige Gläschen ſüßen Roſoglio's einſchenken.

Seitwärts lag ein unförmliches Gebäu, theils aus Holz, theils aus Steinen. Dies war das Tagestheater. Die Wellen beſpülten ſeinen Fuß und das hohe Himmelszelt ſpannte ſeine Decke darüber. Dies war aber das Großartigſte daran; im Innern ſah es erbärmlich aus. Schmutzige hölzerne Bänke und Logen, die noch weniger einladend waren, um den Muth zu gewinnen ſich hineinzuſehen. Das Publikum war nicht zahlreich und mit einiger Beklemmung würde ich wahrgenommen haben, daß kein einziger Zuſchauer in meiner Weiſe, das heißt anſtändig gekleidet war, wenn nicht einige öſtereichiſche Soldaten und ein Paar Gensdarmen mir volle Beruhigung in dieſer Hinſicht eingeflößt hätten. Die Schauſpieler übertrieben, nach unſern Begriffen; im Ganzen aber gebehrdeten ſie ſich wie Italiener, d. h. ſie ſprachen nicht blos mit Worten, ſondern auch mit Mienen und Händen, und verſtärkten ſo den Ausdruck, ihrer ſchon ohnedieß ſehr ausdrucksvollen Sprache noch bedeutend. Man gab die Ueberſezzung eines franzöſiſchen Vaudevilles, deſſen Titel mir entfallen iſt und das artige Stück: „die Katze in eine Frau verwandelt,“ das ſelbſt in Deutſchland, von Franzoſen dargeſtellt, ungemein gefällt, aber von unſern Schauſpielern ſchwerfällig gegeben, ganz misverſtanden worden iſt. Die ſchwarze Venetianerin, welche hier die Minetta gab, war nun freilich kein ſolches Kätzchen, wie ich es einſt in Paris geſehen, allein ſie genügte ihrem Publikum willkommen, daß es ihr gewiß nicht übel genommen haben würde, wenn ſie ſogar Mäuſe gefangen hätte. Es war übrigens eine hübſche langgeſtreckte Katze, deren Feueraugen im Dunkel leuchteten und die in einem tiefen Alt zu miauen verſtand. Unangenehm machte ſich die dunkelrothe Schminke, womit die Künſtler ihre Geſichter beſtrichen hatten; ein Behelf der für ihre Kameraden durch die künſtliche Beleuchtung nothwendig wird, deren ſie aber wahrlich nicht bedurften. Vielleicht wollten ſie uns dadurch eine ideale Welt zu erkennen geben; dieſe beſtrichenen Züge entrückten uns in der That der Wirklichkeit, die uns doch hier gar zu ſehr in der Nähe umgab und auf keine Weiſe wegzuläugnen war.

Das Schauſpiel währte lang und einen komiſchen Effect machte es, als auf dem Theater, in dem Stücke, welches man gab, Finſterniß eintreten ſollte und es wirklich in der Natur ſo finſter geworden war, daß man keine Hand vor Augen zu ſehen vermochte und die Schauſpieler, die ſich im Stücke nicht erkennen ſollten, ſich wirklich nicht mehr ſehen, und auf der Scene herumtappten und über Tiſche und Stühle fielen. Dieſes Hierinſpielen der Wirklichkeit in das Gehege der Kunſt war überraſchend, und kann von keinem Wechſel der Beleuchtung, ſelbſt auf den größten Bühnen übertroffen werden.

Ich wartete das Ende des Schauſpiels nicht ab, das ſich wahrſcheinlich bis weit in die Nacht erſtreckt haben mag und ſtrich durch die wenig belebten Laubgänge des Gartens, dem Gitter zu. Ich hatte ſchon viele Gondelfahrten in mondhellen Nächten gemacht und wollte daher diesmal den Rückweg zu Lande durch Venedig's Straßen machen. Zuerſt trat ich auf einen Platz, den einzigen, den Venedig außer dem von San Marco beſitzt, aber ganz anderer Art. Nichts von Pracht und Eleganz iſt hier zu erblicken, aber recht viel luſtiges Volksleben, das ſich um Polentaverkäufern, Kaſtanienbratern, und große Stücke geröſteter Waſſermelonen herumtreibt und ſpringt und ſchreit. Von hier wandte ich mich links der prächtigen Riva zu, wo jetzt der ebenaufgegangene Mond ſeine

Strahlen in's Waſſer warf und eine Reihe erhellter Boutiquen und Fenſter, den Tag nicht vermiſſen ließ. Welch ein buntes Getreibe, welch ein Wogen! Ich ſchlenderte in der Seele vergnügt am Geſtade hin, und bemerkte nicht, daß ich fortwährend die Treppen auf- und abſteigen mußte, welche die Ausmündungen der innern Kanäle überwölben, und die bei Landpromenaden in Venedig eben ſo ermüdend ſind, als ſie verdrießlich machen. Auf dem Waſſer ſtanden die Gondeln ſtill und Guitarren und Tambourine klangen daraus hervor, und mannichfaltige Barcarolen ſchwammen in der Luft; und drüben, am monderhellten Horizonte erſchienen die Rieſenkuppeln Venedig's, der Dom von San Marco und der Campanile; eine ehrfurchtgebietende Vergangenheit, welche mir die frohe, heitre, ſüdliche Gegenwart nicht ſtörte, ſondern ihr als Folie diente.

Man lebt hier in der Geſchichte, träumt ſich ein venetianiſcher Nobile und denkt ſich alle glühenden Liebſchaften, alle Gräuel, alle Wonnen, die daraus entſprangen, von der früheſten Zeit bis zu denen Lord Byron's und noch ſpäter! Unter ſolchen ſchwärmenden Gedanken erreichte ich mein gewöhnliches Standquartier, das Café Quadri, wo Beppo mir ungefordert meine Taſſe duftenden Mocca's reichte.

X.

Maler Lepaulle.

Ein in der Pariſer Geſellſchaft wohlbekannter Character iſt der Maler Lepaulle; ein Ueberall und Nirgends; ein Spaßmacher; dabei ein talentvoller Künſtler und ein Pariſer durch und durch. Er umſchwärmt alle ſchönen Theaterprinzeſſinnen und beſonders weiht er neuaufgehenden Geſtirnen ſeine Verehrung. Er iſt von einer oft inſolenten Naivität, die unſere Prüderie nicht vertragen würde, allein Pariſer Schauſpielerinnen wiſſen nichts davon. Der bekannte Chargenverfertiger Dantan hat Lepaulle als ein Hündchen dargeſtellt, das des Malers Geſichtszüge treffend zeigt. Er ſieht wirklich im Leben einem kläffenden Möpſchen nicht unähnlich, und iſt ſehr klein, ohne beſonders zierlich zu ſeyn.

Man zieht ihn in die beſte Geſellſchaft, wie ſie nun eben jetzt in Paris beſteht. Wer weiß nicht, wie das von ehemals himmelweit verſchieden iſt? Er beſucht die Bälle des Baron Vigier und die Soireen von Rothſchild, er wohnt den Künſtlerſoireen bei Madame Merlin bei, und dinirt bei Mamſell Mars. Sehr verſchiedene Kreiſe, ſehr verſchiedene Abſtufungen! Lepaulle verliert ſich hier mit ſo vielen Andern; allein er ſchwebt im ſchwarzen Kleide und in gelben Glacéhandſchuhen bei den Italienern von einer Loge zur andern, und kann, auf die Frage: wo er ſeinen Abend zubringe? ſtets den Sammelplatz der feinſten Welt nennen, der gerade in dem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden am meiſten von ſich ſprechen macht, und den Neid derjenigen erregt, die nicht ſo glücklich wie Lepaulle ſind.

Im vertrauten Kreiſe, en petit comité, iſt Lepaulle ſtets die Seele der Unterhaltung. Er iſt groß im Nachäffen aller Gattungen von Thieren. Freſſende Enten ſind ſein Triumph; dieſes Schnatteln — nicht Schnattern — iſt für jeden Andern unausführbar. Seine grunzenden Schweine ſind fürchterlich ſchöne Kunſtwerke, und der ſcharrende Hahn, der ſeine Hennen zuſammenruft, dieſe gackernd herbeilaufend und die pipenden Küchlein ſind unübertrefflich. Am glänzendſten aber zeigt er ſich, wenn er eine durch einen langen Corridor trottirende Bulldogge verſinnlicht, die von einer Schaar in Zimmern eingeſchloſſener Kläffer der verſchiedenartigſten Gattung angebellt wird, bis ſie ſelbſt knurrend, wie ein fern heraufziehendes Gewitter, beginnt und dann ihren tiefen Baß herrlich zur vollſten Kraftentwicklung ſteigert.

Bei allen dieſen mannichfaltigen Uebungen, die ein ergötzendes Lachen hervorrufen, beobachtet der Künſtler ſtets den ſtricteſten Anſtand, und um nicht durch das Verzerren der Geſichtsmuskeln Abneigung gegen ſein Talent zu erwecken, wie auch aus einer ſehr richtig berechnenden Eitelkeit, trägt er jederzeit Sorge bei Darſtellung der Enten und Schweine, ſich in einen Winkel zu ſtellen und ſein Geſicht den Zuhörern zu entziehen. Ich erlebte es oft, daß ähnliche Spaßmacher in Deutſchland, die aber — beiläufig geſagt — ihre Sache nicht halb ſo gut wie dieſer Lepaulle verſtanden, dadurch, daß ſie ſein Verfahren nicht berückſichtigten, den widerwärtigſten Eindruck hervorbrachten, während er nur Lachen und Beifall erhielt.

Seine Kunſt im Malen ſteht übrigens nicht in ganz gleicher Höhe mit dieſen gerühmten Eigenſchaften. Obgleich er gern porträtirt, und namentlich vorzugsweiſe weibliche Köpfe zu ſeinen Vorwürfen wählt, ſo iſt ſein Pinſel nicht dazu geeignet. Die feinſten Züge giebt er wie im Vergrößerungsſpiegel wieder; Alles wird leicht grotesk unter ſeiner Hand; die ſanfte Melancholie, die zauberiſch um Mund und Auge ſchwebt, wird bei ihm zur ſchwärzeſten Schwermuth, die auf Vernichtung zu denken ſcheint; Offenheit wird zur Frechheit; Heiterkeit zur Fratze. Die Farben ſind grell, weiche Tinten fehlen. Glücklicher iſt er im Darſtellen der Thiere; hierin machen ihm wenige

Pariſer Maler das Terrain ſtreitig. Deshalb wird er auch ſtets von den vornehmen und reichen Beſitzern ſchöner Meuten und trefflicher Pferde ſtark in Anſpruch genommen. Schickler, Hope, der Prinz von der Moskowa beſchäftigen ihn fortwährend. Hier halten Jäger am Rande des Waldes, und die prächtigen Vorſtehhunde harren des Zeichens; dort verfolgen Saloſänger ein Wild; hier endet der Hirſch und das Halali ertönt; dort zeigen ſich Vollblutpferde im Rennen begriffen. Der Prinz von der Moskowa hat keinen Hund, kein Pferd, keine Equipage, die er nicht von Lepaulle porträtiren ließ. Vier bis ſechstauſend Franken ſind der gewöhnliche Preis für ein ſolches Bild, und dabei lebt drei Viertel des Jahres der Künſtler auf einem der Schlöſſer des Beſtellers, um ſeinen Gegenſtand mit Muße nach der Natur zu ſtudieren.

Lepaulle arbeitet ſtets nach ſeiner Neigung und denkt nicht daran, ſich übermäßig anzuſtrengen, um viel Geld zu verdienen. Hat er ein Bild abgeliefert und den Preis dafür empfangen, ſo vortraktirt er hübſche Mädchenköpfe, um ſeine Sammlung zu bereichern, oder ſich in ihre Gunſt zu ſetzen, ohne eine andere Bezahlung, und vollendet nichts von den angefangenen Arbeiten, worüber die Beſteller verzweifeln möchten. Iſt er mit dem Gelde fertig, das er verdient hatte — wozu gewöhnlich ein Winter, oft nur ein Karneval hinreichen — ſo geht er erſt wieder ernſtlich an's Werk, malt Hunde und Pferde, und denkt daran, ſeine hohen und reichen Gönner zu befriedigen.

Eine junge, hübſche Künſtlerin hatte Lepaulle's Bekanntſchaft gemacht, und er ſich ihr angetragen, ſie in einer Rolle zu malen. Sie war bereits ein Mal in ſeinem Atelier geweſen, das damals ſehr einſam, in einem Hofe in der Rue des petites écuries gelegen war, aber ſie fürchtete ſich, wie ſie mir ſagte, ohne Begleitung wieder hin zu gehen. Der wunderliche Menſch erſchien in dieſem Locale wirklich verdächtig; dabei die Stille der ganzen Umgebung; die Seltſamkeit der Gegenſtände, welche das Atelier füllten; die Toilettenveränderung, die dort auf den Wunſch des Malers vorgenommen werden mußte, und die ſonderbaren Poſitionen, die er vorſchrieb; Alles dies ſchilderte mir die junge Künſtlerin ſo beredt, daß ich mich entſchloß, ihr für die Folge meine Begleitung anzutragen.

Wir gingen durch zwei Höfe eines großen Hotels in der Straße des petites écuries, wo faſt nichts als Stallungen und Remiſen zu ſehen waren. In einem Winkel jenes zweiten Hofes ſtiegen wir eine enge Wendeltreppe hinan und gelangten an eine Thür, die uns, auf das erſte leiſe Klopfen, geöffnet wurde. Es war Lepaulle ſelbſt, der uns horchend erwartet zu haben ſchien und uns ein „Soyez la bienvenue“ entgegenrief, weil er wähnte, daß die Dame allein gekommen ſey. Als wir aus dem ſtockfinſtern Vorgemache in das Nebenzimmer getreten waren, erkannte er erſt mich und bewillkommte mich mit ſauerer Miene.

Er bewohnte vier Zimmer, von denen drei ſein Atelier ausmachten, und dieſe waren mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden überfüllt. Zwiſchen eleganten Meubeln, rothſammtnen Tabourets, großen Spiegeln in reichen Rahmen, Etageren und Kaminen mit den niedlichſten Chinoiſerien, Uhren, Lampen und Leuchtern beſetzt, ſtanden, lagen und hingen Gemälde von allen Dimenſionen an der Wand, in den Ecken und auf Staffeleien, die wie der Maſtenwald eines Hafens über einander hervorragten. Dann gab es noch die widerwärtigen Zugaben eines Malerateliers: eine Suite von Todtenköpfen, Todtenmaſken, ferner Puppen und Acte, Theatercoſtüme, Waffen, Harniſche, Blumen aller Art und dergleichen Gegenſtände mehr, die nach der Natur gemalt werden wollen. An der Decke hingen ausgeſtopfte Vögel an ſeidenen Fäden und anderes Gethier. Kurz kein Platz war leer gelaſſen, und was man hier ſah, verwirrte und beängſtigte den Sinn.

Nur das Schlafzimmer des Künſtlers machte eine anſtändige Ausnahme. Dies war hübſch und elegant möblirt, ohne Ueberladung, und zeigte außer einigen guten Bildern nichts, was nicht in dem Zimmer jedes andern vernünftigen Mannes diſte angetroffen werden können. Hier machte meine Schutzbefohlene eine maleriſche Toilette, während ich Lepaulle in ein Geſpräch zu verwickeln ſuchte, aus dem er jedoch mehrmals aufſprang, um durch die Thür zu blicken und allerlei Scherze der Künſtlerin zuzurufen. Jetzt trat ſie zu uns in dem reizendſten Koſtüme, das man ſich denken kann. Der ſchwarze Sammt war von den blendend weiſſen Schultern herabgeglitten und die dicken, blonden Flechten wallten über Buſen und Rücken in reicher Fülle herab. Der ſchöne Arm aufgeſtützt, der ſeelenvolle Blick erhoben, ſo ließ ſich jetzt das ſchöne Weib in einen rothſammtnen Armſeſſel nieder, und der Maler fing nun an, alle dieſe Reize mit lüſtern prüfendem Blicke zu durchforſchen, und der Pinſel bewegte ſich auf der Leinwand.

Die mechaniſche Arbeit langweilte mich höchlich, und da in der Decoration nicht die geringſte Veränderung eintrat, ſo bemächtigte ſich meiner der Schlummer. Vor mir ſtand das gut ausgeführte Bild der Amigo, jener ſtrengen ſpaniſchen

Schönheit der italieniſchen Oper, mit dem anmuthigen Organ und mit dieſem liebenswürdigen Gegenſtand beſchäftigt, ſchlief ich ein. Ich muß zu Lepaulle's Ehre geſtehen, daß ich während der ganzen Sitzung ſchlief, ohne auch nur ein einziges Mal durch ängſtliches Rufen meiner Schutzbefohlenen geweckt zu werden. Allein ich hatte mein Wächteramt doch ſo ſchlecht verſehen, daß ich die folgenden Male nicht mehr in die Rue des petites écuries mitgenommen wurde. Die Furcht vor dem wunderlichen Maler und dem abgelegenen Atelier war auch wohl verſchwunden; ſo etwas verliert ſich leicht bei näherer Bekanntſchaft.

XI.

Excurſionen in Oſtpreußen.

Oſtpreußen mag jetzt auch ſeine Geſtalt verändert haben, ich kenne es nur, wie es vor zwanzig Jahren war.

Wenn man aus den Haiden und kahlen Buchweizenfeldern Weſtpreußens ſich der Weichſel näherte, ſo erſtaunte man über den fetten, ſchwarzen Boden, der ſich plötzlich vor den Blicken ausdehnte, worin die Räder ſtecken blieben und die Pferde bis an den Bauch verſanken. Hier war die Weichſelniederung, der „Werder“ genannt, wo die reichen Bauern wohnten, deren Röcke mit Reihen großer Silberknöpfe prangten, deren Zimmer holländiſche Reinlichkeit und Eleganz zeigten, und die aus ihren hellen Spiegelfenſtern auf den troſtloſen Jammer der Straße blickten, und in ihrem Phlegma das Leiden der Reiſenden als Unterhaltung hinnahmen. Dies war die fruchtbarſte Gegend des Königreichs Preußen, ein Werderſcher Bauer war ſeines Reichthums wegen zum Sprichwort geworden, und als würdiger Gegenſtand im Volksliede beſungen, wie z. B.:

„Es was 'n mal 'n riker Buhr,
'n ganzer Schelm von Natur,
Mit Namen het he Harder,
Und wohnt im Danz'ger Warder,“ u. ſ. w.

Die Gegend hatte jedoch, den ſchlechten Weg abgerechnet, für die Reiſenden nichts Intereſſantes. Die Häuſer, von niedrigen grünen Hecken umgeben, von ungeheuern Düngerhaufen umlagert, waren mit bunten Farben angeſtrichen, und die Pfoſten und Zäune mit jenem feinen Schnitzwerk verziert, wie es gewöhnlich Schiffszimmerleute auszuführen verſtehen. Man ſah hier allerlei groteske Geſichter und Fratzen, und dabei war

Alles Holzwerk, mit zweifarbigen Streifen bemalt, welches der geſchmackloſen Monotonie des Ganzen keinen unbeträchtlichen Theil hinzufügte. Wer gerade im Frühjahre, zur Zeit der Baumblüthe hier vorüberreiſ'te, konnte allerdings ſeine Freude an dem reichen Segen dieſer Unzahl von Obſtbäumen haben, dann aber war die Straße gewöhnlich am ſchlechteſten, was man „grundlos" benannte, obgleich es keinesweges ohne Grund war, und dies verleidete jeden Genuß, den der Frühling wohlwollend zu bereiten ſo artig war.

Bald jedoch verließ der Reiſende dieſes preußiſche Paradies wieder und näherte ſich den Geſtaden der Oſtſee, um nach der alten Hauptſtadt Königsberg zu kommen. Neuer Jammer! Neues Elend! Was dort der fette Boden verſchuldete, verſchuldete hier das Waſſer. Durch große Binnenſeen rollte der Wagen, links brachen ſich oft die Wellen des Meeres an der Achſe, und weit und breit öde Sandſteppe, von der nur hier und da ein ärmliches Fiſcherdorf ſeine Thurmſpitze emporſtreckte.

So war man denn recht froh, wenn ſich endlich Königsberg, im weiten Halbkreiſe, am Ufer des Pregels entfaltete, und dem Reiſenden ſeine zu jener Zeit ſehr gaſtlichen Thore, aber nur ſehr mittelmäßigen Gaſthöfe öffnete. Dieſe Beſchwerden des Weges nicht achtend, forderten die intereſſanteſten Parthien jener Gegend mich in meiner Jugend zu zahlreichen Ausflügen auf. Bald war es das nahe Frauenburg, mit ſeinem alterthümlichen Dome, und den Erinnerungen an Copernicus; bald das maleriſche Seeufer bei Pobethen, bald Pillau mit dem regen Hafenleben und die maleriſchen Ufer des friſchen Haffs. Aber auch weitere Touren wurden unternommen, nach Danzig, der altehrwürdigen Stadt, mit der reizenden Umgebung, nach Memel, das einer engliſchen Niederlaſſung vollkommen gleich ſah, wo die Argelander, Ozilvie, Simpſon, Maclean, Motherby mit ächtem, elegantem Comfort hauſten; nach den Ufern des Niemen und den lieblichen Gegenden des preußiſchen Litthauens und nach den hügeligen Fruchtfeldern des ſogenannten Oberlandes, wo die Krucifixe am Wege, die Klöſter und ſtattlichen Kirchen uns plötzlich, wie mit einem Zauberſchlage, aus den Regionen des klaren Proteſtantismus in das heilige Dunkel eines vom Hirtenſtabe beherrſchten Landſtrichs hinzaubern. — Die Reiſe nach Memel war zu jener Zeit nie ohne merkwürdige Abenteuer und gräßliche Beſchwerden, obgleich die Entfernung von Königsberg nicht mehr als vier und zwanzig deutſche Meilen betrug. Es gab drei Arten, nach Memel zu kommen. Die eine zu Waſſer, in einem offenen Kahne über das tückiſche kuriſche Haff; die zweite über die Nehrung, der ſandigen Landzunge, die ſich zwiſchen dem Haffe und der See erſtreckt; die dritte über Tilſit, wo man zwölf Meilen umfuhr und einen Weg wie durch die Weichſelniederung hatte, d. h. zum Verſinken. Jetzt ſoll, wie ich höre, ſtets der letztere Weg eingeſchlagen werden, da nunmehr für eine gute Chauſſee geſorgt worden iſt; in früherer Zeit wählte man gewöhnlich die Straße auf der Nehrung, um nach Memel zu reiſen.

Hier konnte man am leichteſten mit Extrapoſt wegkommen, doch gingen oftmals Reiſende auch mit dem ſogenannten Rigaer Fuhrmann, deſſen ſchwerbeladener Frachtwagen tief in den Sand einſchnitt, und jeden Tag nicht mehr als vier Meilen, im beſten Falle, zurücklegte. Trotz ſeiner Langſamkeit bedienten ſich ſehr faſſionable Leute dieſes Fuhrwerks, und ich machte einmal die Reiſe in Geſellſchaft eines Grafen v. M., aus einer vornehmen kurländiſchen Familie und Rittmeiſter bei den ſächſiſchen Gardehuſaren, und eines reichen ruſſiſchen Kaufmanns.

Die Erinnerung dieſer Nehrung wird mir ſtets gegenwärtig bleiben. Etwas Aehnliches ſchildert Steffens in einer ſeiner Novellen, indem er von der Nordoſtküſte Jütland's ſpricht; doch hat die Nehrung das Eigenthümliche, daß ſie an manchen Stellen nur anderthalb Meilen breit iſt. Ein hoher Sandberg durchſchneidet die Zunge der ganzen Länge nach; die Abhänge deſſelben, zum Theil aus Flugſand beſtehend, bilden nun eben die Düne, „Nehrung“ genannt. Man fuhr an dem

Seeſtrande hin, oder vielmehr in der See ſelbſt, wo die von den Wellen glattgeſchliffenen Kieſel den Pferden das Ziehen erleichterten, indem ſie eine Art natürlicher Chauſſee bildeten; freilich war dem Furchtſamen der Wellenſchlag um den Wagen eine nicht erfreuliche Erſcheinung, in der That aber war auf der Tour nichts Gefährliches, wenn man nicht das Unglück hatte, auf Triebſand zu ſtoßen! Manchmal nämlich hatte ein ſtarker Wind von den Bergen eine große Maſſe Sandes herabgetrieben, die ſich weit in die See hinein erſtreckte, mit dem feſten Boden ein Niveau hatte und die vollkommenſte Aehnlichkeit mit demſelben zeigte. War man jedoch auf eine ſolche Stelle gerathen, ſo ſank der Wagen ſogleich hinab, und bei der Einſamkeit und der weit entfernten Menſchenhilfe ging gewöhnlich Mann und Maus verloren.

Außer einigen Hütten, den Cantonieren und Zufluchtshäuſern auf hohen Alpenpäſſen zu vergleichen, obgleich ſie nicht ſo gut eingerichtet waren, wie dieſe, gab es an dem Seeſtrande der

Nehrung nichts, was Obdach gewährte. Die Hütten dienten dazu, bei ſchlechtem Wetter eine kurze Raſt zu halten und den Pferden ein Unterkommen zu geben, wenn ſie Mittags gefüttert wurden. Menſchen waren nicht darin anzutreffen; folglich war auch nichts dort zu haben, wie man denn überhaupt Mundvorrath aller Art und Futter für die Thiere mit ſich führen mußte. Abends, wenn ſich die Sonne ihrem Untergange näherte, und die müden Pferde und ermatteten Menſchen ihren Tagemarſch von vier Meilen zurückgelegt hatten, lenkte der Fuhrmann vom Seeſtrande weg landeinwärts, und man begann die oft ſteilen Abhänge der Sandgebirge, denen jeder heftige Windſtoß eine andere Geſtalt verleihen konnte, zu erklimmen. Nach unſäglichen Anſtrengungen erreichte man endlich den Gipfel, und nun zeigte ſich ein Anblick ſo überraſchender Art, daß man ſich auf irgend ein Eiland der Südſee verſetzt glaubte.

Ein neues Meer erblickte man, dunkler als die Oſtſee, die Wellen heftiger bewegt, von einer Küſte in

Nebel gehüllt begränzt. Dies war das kuriſche Haff. Am Ufer, Sand wie alles Uebrige, lagen Hütten zerſtreut, ein armes Fiſcherdorf. Eine kleine verfallene Kirche, halb im Sande vergraben, die Kreuze und Steine der Gräber, eben ſo halb verſchüttet, oder umgeworfen; denn nichts ſcheint feſten Halt zu haben in dieſem trügeriſchen Boden und Alles nur ein Spiel der Winde zu ſeyn. Einige Bäume, fünf oder ſechs, ſtehen unweit der Hütten und machen einen freundlich rührenden Eindruck.

Unweit davon, nicht unter dem Schatten der Bäume, ſondern in der Kühle des Wellengeplätſchers, wo der friſche Wind, die Düne durchfährt, ſitzen die Weiber des Orts und ſpinnen Netze zum Fiſchfang und ſingen Lieder, die uns Rehſa ſo fleißig geſammelt hat, wofür wir ihm noch nicht einmal recht gedankt haben, wie er es doch verdiente, Dainos, Liebeslieder, einfältig, doch wohlklingend und voll Poeſie.

Die Männer ſind indeß draußen und fangen Lachſe und mächtige Aale, die tägliche Nahrung, oder ſie ſind mit einer Arbeit im Hausweſen beſchäftigt.

Dies iſt der Strand des Bernſteins, in ſeiner uralten Sitte bis auf unſre Zeiten erhalten, wie ihn uns Werner in ſeinem Meiſterwerke, „dem Kreuz an der Oſtſee,“ ſo herrlich geſchildert. Man glaubt jeden Augenblick den Szupan kommen zu ſehen und die haſtigen Worte des erſchreckten Chors zu vernehmen:

„Nahend der Szupan —
Welch ſchreckliche Botſchaft! —
Wen wird er ſtrafen?
Sein iſt die Kraft! —

So ſah ich hier Kunzen, wo die verſandete Kirche war, und Nedden, Roſſitten, Negeln und Schwarzort, von wo man ſich über die Meerenge ſetzen läßt, welche das Haff mit der See verbindet, um in Memel zu landen.

Außer Fiſchen und Kartoffeln und einem Schluck ſcharfen Kornbranntweins war bei dieſen Leuten nichts zu haben, die jedoch artig und gaſtfrei uns mit ihrem „mile kunx“ *) bewillkommten. Die Nacht brachte man im Kruge, in einem hochaufgethürmten Himmelbette zu, und mit frühem Morgen überſtieg man wieder die Sandberge, um am öden Meeresſtrande, hier ſchlechtweg „der Strand“ genannt, die Reiſe fortzuſetzen.

War nun eine ſolche Reiſe beſchwerlich, ſo war es doch die zu Waſſer noch weit mehr. Man fuhr von Königsberg nach dem Fiſcherdorfe Schaken, am ſüdlichen Ende des kuriſchen Haffs, und ſchiffte ſich hier auf einem ſogenannten Schakener ein: ein offener, großer Segelkahn, wo der Paſſagier jedem Einfluß des Wetters blosgeſtellt

---

*) Mile Kunx, lieber Herr! Das Kuriſche, das man hier ſpricht, iſt vielleicht das Altpreußiſche, und iſt von dem Lettiſchen, das in Kur- und Liefland, dem Eſthniſchen, das in Eſthland geſprochen wird, ſo wie von dem Litthauiſchen ſehr verſchieden. Dieſe Dialecte klingen alle ſehr melodiſch, und daß die Sprache der alten Preußen ihnen darin nicht nachſtand, dafür zeugen die Götternamen: Potrimpos, Pikullos und Perkuñas, der Criwekriwaito, der Waidelotte u. ſ. w.

war. Der Gefahr wegen durfte kein Feuer gemacht werden, und ſo mußte man in jeder Jahreszeit, bei kalter Küche, oft viele Tage lang auf dem wilden Gewäſſer ſich umherwerfen laſſen. Ein Wagſtück, das nur ſelten ein reputirlicher Menſch unternommen haben würde, und das nur der Wohlfeilheit wegen von armen Teufeln benutzt worden wäre, wenn man nicht, in der Hoffnung guten Wind zu haben, dazu gegriffen hätte, um ſchneller vom Wege zu kommen.

Die dritte Tour über Tilſit konnte auch nicht mit Gemächlichkeit zurückgelegt werden. Es war alſo, wie man ſieht, in keinem Falle leicht nach Memel zu kommen, und die Reiſe am Strande war am Ende immer noch die beſte Parthie, die man ergreifen konnte. —

Das Intereſſanteſte, was die Königsberger damals in ihrer Nähe hatten, war das Erzbisthum Ermeland. Eine Wallfahrt nach der heiligen Linde zog Katholiken und Lutheraner gleich ſtark an. Das Bivouakiren in dem ſchönen Walde war romantiſch, die freundliche Jahreszeit, die luſtigen Menſchen, dabei die impoſante kirchliche Zierlichkeit, die Prozeſſion, Alles dies war im Stande uns zu feſſeln.

Ich pflegte in meiner frühern Jugend jeden Sommer eine Reiſe in jene Gegend zu machen. Eine Geſellſchaft lieber Freunde ſchloß ſich mir an. Raphael, Ferdinand und Guſtav waren das letzte Mal dabei! Guſtav iſt ſeitdem geſtorben, die andern Beiden mögen in trauter Rückerinnerung jener Tage freundlich wehmüthig lächeln, wie ich es thue, und meiner gedenken, wenn ſie dieſe Zeilen leſen. Unſer Leben ward ernſt und geprüft; wir hatten damals keine Ahnung davon!

Es war ein ſchöner Morgen im Juni, als wir auf leichtem Gefährte zum Friedländerthor hinausfuhren. Vor uns lag die grüne Ebene, von der hin und wieder ein Thürmchen aufragte, links ſtrömte der Pregel, von den Höhen begränzt, auf welchen das maleriſche Arnau und das Schloß Jeruſalem liegen, rechts endete das waldige Gehege von Aweyden die Ausſicht. Wir waren alle innerlich froh und ſahen die ſehr bekannten Gegenſtände mit heitern Augen an, und obgleich wir wohl wußten, daß dieſe Reiſe uns keine wirklichen Abenteuer bringen würde, ſo hatte uns doch unſere Stimmung geneigt gemacht, das Unbedeutendſte, das uns begegnen könnte, dafür zu nehmen und es als höchſt intereſſant in unſern Tagebüchern zu bezeichnen.

Ihr jungen Leute, die Ihr der Segnungen des Jahres 1836 theilhaft werdet, denen die Eilwagen nicht mehr genügen, und die nun bald durch Dampf und Eiſenbahnen jede Entfernung verſchwinden ſehen werden, Ihr vermöget mich nicht zu begreifen, wenn ich Euch verſichere, daß eine Fahrt von 12 Meilen uns für eine Reiſe galt, uns Jünglingen von 1813 und 1814, Ihr, die Ihr jetzt den Rhein alljährlich befahrt, die Ihr Paris kennt und London, und die Ihr Euch ſchämtet, nicht den Rigi beſtiegen zu haben, Ihr wißt nicht, wie ſehnſüchtig uns armen Königsbergern das Herz ſchwoll, wenn wir von Reiſen hörten, und wie wir uns ſchon freueten, uns nur ein Wenig auf den holprigen Wegen des alten

Königreichs herumſtoßen zu laſſen! Welcher Vorbereitungen bedurfte es noch damals! Was wurde mitgenommen; und wie viel wurde dabei vergeſſen, was ſpäter im Verlauf der großen Fahrt ſchmerzlich vermißt wurde! Wahrlich! ich gedenke in dieſem Frühjahre leichter nach Livorno zu kommen, um mit dem Dampfſchiffe die Spazierfahrt nach der Levante zu machen, als damals nach Heilsberg, wohin ich meinen Ausflug von der heiligen Linde anzuſtellen pflegte. Und Jeder wird ermeſſen können, wie viel weiter die Fahrt von Livorno nach der Levante, wie viel gewichtiger die Namen Malta, Konſtantinopel, Smyrna, Alexandria, Rhodus, Jaffa ſind, als alle Namen, die ich von jener Tour anführen könnte, welche ich im Sommer 1814 mit meinen Freunden in Oſtpreußen machte, ſelbſt Eylau nicht ausgenommen, das wir berührten, und das doch wohl am berühmteſten klingen mag.

Die Wirthshäuſer waren erbärmlich, das Bier nicht zu trinken, und auf jede Bequemlichkeit mußte verzichtet werden. Gewöhnlich ſchliefen wir auf Streu.

Unweit Königsberg liegt ein Dorf, Wittenberg, zu Ehren des Reformators ſo genannt, wo ſeine Tochter lebte, die an einen Edeln von Kalchſtein verheirathet war. Hier ſtanden wir vor den Bildern Luthers und Katharina's, die von Holbein gemalt ſeyn ſollten. Es war der erſte ſogenannte Kunſtgenuß, um ſo willkommener, und um ſo heißer empfangen, als er uns in dieſer Gegend nur ſehr ſelten geboten werden ſollte.

Wir erreichten Bartenſtein, ein ſchmutziges, kleines Städtchen; hier aber beſichtigten wir einen alten Stein vor dem Rathhauſe, der eine Art von menſchlichem Antlitz aufzuweiſen hatte, und einſt von unſern heidniſchen Vorfahren angebetet wurde. So ging nämlich eine Sage im Volke, die jedoch von gelehrten Alterthumsforſchern längſt widerlegt worden war. Obgleich wir nun darüber hinlänglich unterrichtet waren, ſo ſchloſſen wir uns dem dummen Pöbel an und begafften den alten Stein eine Weile, während die Pferde gefüttert wurden, und ſuchten uns zu überreden, den leibhaften Perkunas, den altpreußiſchen Donnergott, vor uns zu ſehen. So waren die imaginären Reize dieſer Reiſe beſchaffen!

Luſtig ging's nun auf Markeim los, wo uns der wackre Amtmann mit herzlicher Freude empfing. Wir machten hier eine kleine etymologiſche Jagd und hatten noch vor dem Abſchiede herausgebracht, daß das Schloß eigentlich „Mag es keimen" heiße, und Markeim daraus verſtümmelt worden ſey.

Von Markeim nach der heiligen Linde iſt nur eine kleine Strecke; wir wurden aber noch tüchtig zuſammengerüttelt, ehe wir dahin kamen.

Der Waldesgrund, worin das Kloſter liegt, nach dem alle Wipfel der ſchönen Bäume wie zum ehrfurchtsvollen Gruße ſich neigen, gewährt einen erfreulich überraſchenden Anblick. Das weiße Gebäude, in ſeinen guten architectoniſchen Verhältniſſen, machte überdieß einen wunderbaren Eindruck, da wir dergleichen in unſerm Vaterlande zu ſehen nicht gewohnt waren. Die Kreuzgänge mit ihren Kapellen ſind, ſo wie die helle, freundliche Kirche ſelbſt, al Fresco gemalt. Ich hatte noch nie dieſe Art von Malerei bewundert, als ich zum erſten Male die heilige Linde beſuchte. Der Maler war ein Schweizer, Namens Felix Meyer, wenn mich mein ſonſt treues Gedächtniß nach ſo vielen Jahren nicht trügt. Ich ſtand überraſcht, mit emporgerecktem Kopfe und ſah — und ſah — und wenn mir gleich die überladene Architectur in den Bildern und der ſeltſam und zu künſtlich verſchlungene Reihen aller dieſer heiligen Allegorien nicht behagte, ſo konnte ich doch eine Bewunderung nicht zurückhalten, als ſtände ich vor Raphael's Logen. Später bin ich an beſſern Werken achtlos vorübergegangen. Aber das iſt der Zauber des erſten Eindrucks auf ein jugendliches Gemüth! —

Das Wirthshaus, auf einem Hügel vor der Kirche — es hat wahrlich eine ſchöne Lage — war gut, und wir fanden hier eine anſtändige Aufnahme. Ich blieb vor der Thür, um beim

Mondſchein die Anſicht des Kloſters mit der ganzen Umgebung zu zeichnen, und war ſelig genug dabei; ich hatte nie etwas ſo Schönes noch geſehen.

An Genüſſen, wie wir ſie damals nur wünſchen konnten, fehlte es uns nicht, wie man ſieht; aber die Abenteuer wollten nicht kommen. Wir verzweifelten ſchier, daß ſich kein oſtpreußiſches Abenteuer auffinden laſſen wollte, denn auf Abenteuer aus den Abbruzzen oder der Sierra Morena durften wir hier ohnedieß keine Rechnung machen.

An Räuber war nicht zu denken; nicht einmal Verdächtiges, wie z. B. geheimnißvolle Köhler, Stelzfüße, herumziehende Muſikanten, ſtießen uns auf. Solch ein Frühlingstag in dem ebenen Lande beſchien jeden Winkel, jedes Erlengebüſch ſo hell und klar, daß ſelbſt die reizbarſte Phantaſie nichts Unheimliches dahinter zu entdecken im Stande war. Aber der Himmel verließ uns nicht, und wenn uns auch nichts Großes beſchieden ſeyn ſollte, ſo war es doch ein ganz natürlicher preußiſcher Landrath, mit einem grauen Rocke und einer eben ſolchen Mütze, der die Gefälligkeit hatte, die Rolle eines Abenteuers gütigſt übernehmen zu wollen, und ſich willfährigſt ſelbſt zu myſtificiren, um unſerer Reiſe einen neuen, bisher noch ungekannten Reiz zu verleihen, nämlich den der vermeintlichen Gefahr.

Hier iſt die Geſchichte! — Vor uns lag das Städtchen Heilsberg, von grünenden Hügeln eingeſchloſſen, die ein anmuthiges Bette dem Flüßchen bilden, das vorbeifließt. Ich glaube, daß es die Alle heißt, und bitte die Manen des Profeſſors von Baczko um Verzeihung, von dem ich die Geographie Preußen's lernte, wenn ich mich irren ſollte.

Wie wir dieſes ſchöne Thal erſchauten, nahmen wir uns vor, unſern Kutſcher zurückzuſchicken, und den Weg zu Fuße zu machen. „In Gebirgsgegenden muß man marſchiren!“ ſagte einer von uns. Wir freueten uns innig, nun auch den Genuß einer Schweizerreiſe mit dieſer Tour verbinden zu können. Geſagt, gethan! Der Kutſcher blieb in einem Kruge, einen Büchſenſchuß vor der Stadt, und wir — die Guitarren und Ränzel umgehängt — hielten als Fußwanderer unſern Einzug in Heilsberg. Als wir durch ein Defilé mußten, durch das ſich die Straße zog, das aber eigentlich der Weg zum Rabenſteine war, der damals noch das Weichbild einer jeden unſerer Städte zierte, entſetzten wir uns ein wenig, die halbverweſ'ten Ueberreſte einer Kindesmörderin auf dem Rade zu erblicken; ein ſchauervolles Geflechte in der That! Wir gingen ſo hart darunter hin, daß die zu Lumpen verwitterten Kleider, womit der Wind ſpielte, und die zum Theil herabhängenden Gebeine auf uns fallen konnten. Das Rieſeln, das wir in unſern eigenen Gebeinen dabei empfanden, war uns jedoch angenehm und erhöhete unſere empfängliche Stimmung. Als wir nun gar einen ſchwarzen Hund am gegenüberliegenden Ufer des Flüßchens, auf einem ziemlich beträchtlichen Sandhaufen ſphynxartig gelagert erblickten, der ſich weder durch Schreien noch Steinwürfe verſcheuchen ließ — da jauchzten wir hoch auf, etwas ſo Seltſames auf unſerm Wege anzutreffen, und Einer behauptete keck, nur zu Fuße müſſe man reiſen, um zu genießen! und ein Anderer fügte gleich hinzu: Ja — aber in ſchönen Gegenden! — Und ich blickte um mich und fand, daß Alles ſehr ſchön ſey und fing nun an mit Sicherheit an bevorſtehende Abenteuer zu glauben, ohne zu wiſſen, wie nahe ſie ſeyen. Was ſind Ahnungen?! —

Das Städtchen Heilsberg fanden wir in einer befremdlichen Art gebaut; an den Häuſern laufen nämlich Lauben oder Bogengänge hin, wie das in Süddeutſchland häufig der Fall iſt; auch ein altes Schloß iſt dort zu ſehen, worin ſonſt der Fürſtbiſchof von Ermeland reſidirte. Im Uebrigen iſt es unerheblich, ſchmutzig, und, wie üblich, ſchlecht gepflaſtert. Wir traten ſehr ermüdet in den Gaſthof, wo man uns in das Billardzimmer wieß. Zwei Honoratioren vergnügten ſich mit dieſem königlichen Spiele, und traten in den Pauſen, wenn der Stoß nicht eben an ihnen war, zu einem Seitentiſche, um ein Schlückchen aus dem Branntweinglaſe zu nehmen und ein Stück Wurſt zwiſchen die Kiefer zu ſchieben. Dies war aber nicht ihre ganze Unterhaltung! Der Eine von ihnen, ein wohlbeleibtes Männchen, im grauen Rocke und eine eben ſolche Mütze auf dem Kopfe, die er bei unſerm Eintritt nicht rückte, obgleich er uns ſehr ſcharf in's Auge faßte, verſtand ſich darauf, ganz prächtige Witze für ſeine Mitbürger zu reißen, die an den Tiſchen umherſaßen und verſchiedene andere Nahrungsmittel mit dieſer geiſtigen Speiſe vermiſchten. Unſre Ankunft ſchien für einen Augenblick die Unterhaltung in's Stocken zu bringen.

Ich habe oft ſchon die Eindrücke beobachtet, die bei verſchiedenen Nationen das plötzliche Hereintreten gänzlich fremder Individuen auf die Unterhaltung hervorbringt, und daraus folgendes Reſultat gewonnen. Die Engländer fahren im Geſpräche fort und würdigen oft den Eintretenden keines Blicks; geſchieht dies indeſſen doch, ſo malt ſich gewiß eine ſtolze Gleichgiltigkeit darin. Man thut übrigens unrecht, Engländer beim Eintreten zu grüßen, da ſie nur ſelten den Gruß erwidern; dies thun ſelbſt ſolche, die bei näherer Bekanntſchaft recht zuvorkommend und höflich gefunden werden. Der Gedanke, gegen Wildfremde nichtsſagende, beſchwerliche Höflichkeitsformen zu beobachten, leuchtet ihnen nicht ein, und ich finde das in der That ſehr natürlich. Wie oft ſieht man nicht bei uns bäueriſche Grobheit und Pöbelhaftigkeit ſich dieſer äußern Convenienz fügen. Die Franzoſen erwidern jedem Gruß eines Fremden mit einem ſehr ernſthaften Geſicht, und hierin werden ſie von unſerer vornehmen Welt nachgeahmt. Wer jeden Gruß mit freundlichem Grinzen oder gar mit einem Schwall nichtsſagender Worte erwidern zu müſſen glaubt, iſt ſicher ein Philiſter aus irgend einer kleinen deutſchen Stadt, oder ein Menſch ohne Ton und Erziehung. In neuerer Zeit halten die Franzoſen mit der Unterhaltung auf einen Augenblick inne, wenn ſich ein Fremder an einem öffentlichen Orte zu ihnen geſellt, und ſenden wohl auch ein Paar flüchtige Blicke nach ihm hin, worin ſtets einige Raillerie bemerkbar iſt.

Die Deutſchen nur allein fixiren den Fremden, der zu ihnen tritt, lange und ſcharf und ſehen dabei ſehr verdrießlich aus. Es iſt auffallend, wie böſe, ſonſt gutmüthige Deutſche einen Fremden in's Auge faſſen, man ſollte denken, daß ſie ihn freſſen wollten, obgleich ſie nicht daran denken. Dieſer allgemeinen Bemerkung füge ich folgende Schattirung bei: Wiener und Rheinländer nähern ſich den Franzoſen, Hamburger den Engländern, der Münchener, Stuttgarter, Dresdener und die Anderen aber gehören größtentheils zu denen, die ein fremdes Geſicht anzuſchmollen pflegen, wenn ſie es zum erſten Male erblicken. Später erweichen ſich dann erſt die verhärteten Sympathien. Die Bewohner ganz kleiner Städte ſind gewöhnlich freundlicher geſinnt, als die der größern; ſie ſind neugieriger und darum geſprächiger; die Honoratioren, die den erſten Gaſthof im Städtchen täglich zu beſuchen pflegen, verlieren hierdurch die Fremdenſcheu und werden heimlicher und zahmer. Am auffallendſten und unbequemſten iſt es aber, wenn ein Fremder ſich beigehen läßt, ſich in eine ſogenannte geſchloſſene Geſellſchaft einführen zu laſſen. Dies kann eine ſolche zum hartnäckigſten

Schweigen bringen. Ich habe es erlebt, daß mein ſonſt ſehr geſprächiger Tiſchnachbar in einer gewiſſen Harmonie nicht ein Wort vorbringen konnte, wenn er ein ihm fremdes Geſicht am untern Ende des Tiſches erblickte.

Der Mann im grauen Rocke hatte mehr Welt; nach dem kurzen, aber unausbleiblichen Verblüfftwerden faßte er ſich ſogleich wieder und riß ſeine Witze nach Noten, und auch das Lachen der Uebrigen ſtellte ſich wieder ein und Alles war im gehörigen Zuge. Uns nur kam das Ganze ſo überaus fade vor, daß wir uns ſchläfrig anſahen und nicht zu lachen vermochten. Das konnte aber der Witzbold nicht verſchnupfen; denn ein Jeder, der Witze reißt, kann eine Beleidigung eher vertragen als ein ernſthaftes Geſicht, oder er nimmt dieſes vielmehr für die härteſte. Nachdem die Billardpartie zu Ende war, verließ der Graurock das Zimmer und bald darauf erſchien ein Amtsdiener und lud uns barſch in das Gemach des Herrn Landraths.

Wir erſtaunten nicht wenig, uns nun mit

einem Male dem Witzbold gegenüberzuſehen, der aber jetzt eine verzweifelt ſtrenge Miene annahm. Er war der Landrath ſelbſt, und nahm uns förmlich in's Verhör. Er geſtand uns unumwunden, daß ihm unſre übertriebene Ernſthaftigkeit aufgefallen war, als Alles ringsumher lachte; wir hätten Beſorgniß verrathen; es hätte ihm geſchienen, als brüteten wir über einen geheimnißvollen Plan und er wollte daher unſere Päſſe viſitiren.

Ich nahm das Wort für meine Freunde, und erklärte, daß wir uns ſelbſt die Erlaubniß genommen hätten, die paradieſiſche Gegend des Oberlandes — hier ſchmunzelte unſer Richter — zu Fuße zu durchwandern und es nicht für nöthig erachteten, hiezu von der Polizei autoriſirt zu ſeyn. Was unſere Ernſthaftigkeit betreffe, ſo ſeyen wir gewöhnt, nur bei geiſtreichen Scherzen zu lachen, deren Beziehungen wir verſtehen, daß wir aber nicht im Stande geweſen wären, Anſpielungen zu ergründen, die wahrſcheinlich nur für den kleinen Kreis Eingeweihter verſtändlich geweſen, und daß wir es nicht der Mühe werth gefunden hätten, irgend einem Menſchen hier im Orte zu gefallen, unſerm Zügen Zwang aufzulegen.

Dieſe ernſte Zurechtweiſung erhitzte den Landrath dergeſtalt, daß er uns erklärte: ernſte Leute in einer heitern Geſellſchaft ſeyen ihm ſtets verdächtig erſchienen, und es zeige gewiß von keinem guten Herzen, an einer allgemein verbreiteten Luſtigkeit nicht Theil zu nehmen.

Dieſe Behauptung forderte jetzt mächtig unſer Lachen heraus, und als wir auf nochmalige Mahnung die Verſicherung gaben, keinen Paß zu haben, wurde uns von dem mächtigen Manne, der über uns zu Gericht ſaß, erklärt, daß wir ſeine Gefangenen ſeyen, zugleich ſchellte er, und ein ſtämmiger Amtsdiener, Frohnvoigt oder Kerkermeiſter trat in's Zimmer.

Wir ſahen uns fragend an: ob dies ein Abenteuer ſey? und unſere trüben Blicke bekräftigten, daß es keines der angenehmſten Art ſey. Konnten wir doch nicht wiſſen, wie weit der kleine Beamte ſeine Willkühr treiben würde! und im Stillen hatte ſich wohl ſchon Jeder von uns auf eine einſtweilige Einkerkerung und mehre Verhöre gefaßt gemacht, bis daß die nöthige Erkundigung in Königsberg eingezogen ſeyn könnte. Das waren aber ſchöne Ausſichten!

Nach einem umſtändlichen Verhöre, das formell zu Protokoll genommen wurde, ſollten wir in das Stadtgefängniß abgeführt werden. Unſere Einwendungen halfen nichts, doch blinzelte unſer Kerkermeiſter ſo ſchlau und geheimnißvoll uns zu, daß wir ſogleich an Flucht aus dem Kerker, mit ſeiner Hülfe, dachten und uns im Herzen ſelig prieſen, das Abenteuer dadurch pikanter machen zu können.

Wir empfahlen uns unſerm Richter ſpöttiſch, der uns triumphirend maß und dem „Schließer“ noch einige Verhaltungsregeln nachrief; dann wurden wir über den Markt geführt, einem engen Gäßchen zu; wo uns eine Art von Kaſernenſtube in einem hohen ſchwarzen Hauſe aufnahm.

Unſer guter Schließer erklärte uns nun, daß er gänzlich zu unſern Dienſten ſey und daß er nichts ſehnlicher wünſche, als uns Bier und Tabak herbeiholen zu dürfen. Seine alte Frau machte ein großes Feuer auf dem Heerde und fragte, was wir zu eſſen befehlen; kurz wir ſahen bald ein, daß dieſes keine ſtrenge Haft war, und daß wir ein Götterleben dem Landrathe zum Trotz hier führen könnten. Aber den göttlichen Abend nicht im Freien zubringen zu können, das wurmte uns! Wir ſtellten unſerm freundlichen Wirthe die Sache vor und er war es zufrieden, uns mit ſeinem Packan auf unſerm Spaziergange zu begleiten. So zogen wir denn zu ſechs, wir vier Freunde, der Schließer und ſein Packan, zum Thore des Städtchens hinaus und ſchlenderten uns müde und matt auf den Hügeln, bis zu dem Gipfel des höchſten, der mit dem ſtolzen Namen „Kreuzberg“ prangt. Als wir Abends ſpät nach Hauſe kamen, hatte die gute Frau Kerkermeiſterin bereits unſern Tiſch gedeckt, um unſern vom Spaziergange heimgebrachten Appetit auf die anſtändigſte Weiſe und mit dem beſten Willen zu ſtillen. Auch der wackere Schließer ließ ſich's ſchmecken, und Packan, die liebe Beſtie, zermalmte die Knochen zur Geſellſchaft, daß es eine rechte Freude war. Als wir zum Schluſſe eine Flaſche Punſchextract aus dem Ränzel nahmen und heißes Waſſer begehrten, machten der Schließer und ſeine Baucis gar ſchlaue Geſichter, als wir aber ſpäter dem Landrathe ein wohlverdientes Pereat brachten, lächelte er ſchelmiſch und ſprach: „das darf ich nicht hören!“

Nie hat ein Kerkergewölbe glücklichere und zufriedenere Menſchen umfangen! Wir liebten und ſchätzten uns wechſelſeitig und ſangen dabei ſo laut, daß die Heilsberger durch die Straße promenirten, um das freche Geſchrei der inhaftirten Verbrecher zu erhorchen, die bereits zu franzöſiſchen Spionen durch des Landraths geheimnißvolles Gerichtsverfahren promovirt worden waren.

Ein ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf unſere unſchuldigen, punſcherfüllten Häupter, und wir erwachten erſt, als die goldene Mittagsſonne unſern freundlichen Kerker beſchien.

„Aber was, beim Teufel! macht Ihr denn hier!“ ſchrie lachend eine wohlbekannte Baßſtimme, als wir uns ſo eben den Kaffee gut ſchmecken ließen, den die Frau Kerkermeiſterin vor uns hingeſtellt hatte, und hereintrat der wackere Amtmann von Markeim, der eines Geſchäfts wegen nach Heilsberg gekommen war, und kaum von der wunderbaren Geſchichte gehört hatte, als wir ihm auch ſogleich dabei einfielen. Wir erzählten ihm hierauf, wie Alles gekommen war, und er eilte fort, um unſere Befreiung zu bewirken. Seine Bürgſchaft wurde angenommen und der Kerker zum großen Verdruſſe des Schließerpaares noch vor dem Mittageſſen geöffnet. Wir unterließen jedoch nicht, ihm die Auslage für die angeſchafften Nahrungsmittel zu erſtatten, und er verſicherte uns beim Abſchiede, nie ſo liebenswürdige Vagabunden in ſeinen Mauern beherbergt zu haben, ſo viele ihm auch ſchon im Leben vorgekommen wären.

Unſer Amtmann aber hatte Couverts für uns im erſten Gaſthauſe markiren laſſen, und wir traten ſtolz in die Billardſtube, wo Landrath und Honoratioren wieder verſammelt waren. Kein

Witz ſtrömte jedoch über ſeine Lippen, ernſt und ſtill ging für die Heilsberger das Mahl vorüber und nur wir ſcherzten und lachten unter uns und fuhren gleich nach dem Eſſen auf unſers wackern Amtmanns Wagen nach Rößel, einer kleinen freundlichen Stadt mit einem Nonnenkloſter, wo wir den frommen Schweſtern feine Zwirnſpitzen und ein bekanntes Backwerk abkauften, das ſie ſelbſt vortrefflich zu bereiten verſtehen, um bei unſerer Ankunft in Königsberg durch dieſe ſehr beliebten Gegenſtände Freude zu verbreiten. —

Angenehm war es jedoch, im Winter in meinem Vaterlande zu reiſen, wenn die Schneedecke ſich ringsum erſtreckte, und man mit luſtigem Schellengetön über die Haide jagte. Dann war jeder Weg der rechte, es ging über Weiher, die feſtgefroren waren, über Sträucher, Hecken und Zäune, die tief unter dem Schnee ſteckten.

Eine Lieblingsfahrt wurde durch die Haide von Caporn, nach dem alten Fiſcherflecken Fiſchhauſen unternommen, wo die erſte Kirche in Preußen geſtanden und der Bekehrer Adalbert von den Heiden erſchlagen wurde. Hier war im weitläuftigen Amthauſe Abends die lange Fenſterreihe erleuchtet und Jeder, der vorbeifuhr, durfte einkehren und ward bewirthet. War die Tafel gedeckt, ſo erſchienen die Gäſte nach und nach, die der gaſtfreundliche Wirth nicht einmal dem Namen nach kannte, aber dennoch Alle herzlich willkommen hieß. Dieſe edle, großartige Gaſtfreundſchaft habe ich ſeitdem in keinem Lande wieder angetroffen.

XII.

Ina.

Komm' Ina, ſetze Dich zu mir in dies freundliche Kabinet. Denke Dir, es ſey der Hafen unſers vielbewegten Lebens; und wenn wir unſerm Gemüthe und unſerm Körper auch noch Bewegung gönnen werden, immer kehren wir hieher zurück — und dort .... Die ſchönen Linden hinter dem Garten des Freundes werden einſt unſere Gräber umſchatten. Sie ſtehen auf dem Friedhofe der Stadt. — Blicke um Dich! Sieh die bunten Bilder, die hier hängen, es ſind Bilder aus meinem Leben; ein Theil jener Gallerie freudiger und trauriger Ereigniſſe werther und denkwürdiger Perſonen, die mir begegnet ſind auf meinem Wege, treu ſkizzirt in der klaren Aquarellmanier.

Du kennſt das blaue Heft in meinem Pulte, „ein Menſchenleben“ überſchrieben; dieſe Bilder ſind ihm entnommen; das Andre iſt Dein Vermächtniß; es iſt viel Erfahrung darin, auch wohl einige Menſchenkenntniß, die einzige Wiſſenſchaft, die ich hienieden erlangte.

Laſſe Deine Blicke wohlgefällig auf der Sammlung ruhen; dem Autor genügt es, Leſer zu finden, unbekümmert, ob er Aller Sympathien erwecke; von Dir allein will er geliebt ſeyn. Darum beurtheile mich nicht falſch nach dieſen Bildern, wenn in der Ausführung ſo mancher Ton nicht gut vertrieben ſeyn möchte; hier ein zu heftiger Schatten, dort ein zu flimmerndes Licht. Was Deiner lieblichen Beſcheidenheit am meiſten zuſagen wird, iſt wohl die Rückſicht, die der Maler walten ließ, ſeine nothwendig obligate Figur ſtets in angemeſſener Ferne und in unſcheinbaren Tinten zu halten; ſie will ſich nie hervordrängen, und zwang ſie die Kompoſition, ſich zu zeigen, ſo tritt ſie doch ſogleich wieder in den Hintergrund, um bedeutendern Gegenſtänden Platz zu machen. Wären Dieſe nicht dabei, ſo dürfte wohl mit Strenge gefragt werden, was überhaupt die ganze kleine Ausſtellung ſolle, da in dieſen Tagen an den reichſten eben kein Mangel iſt.

Aber jener Beſcheidenheit, die Dich ziert, zu Liebe, muß ich hier einige Irrthümer erwähnen, die ſich in meine Aquarell-Sammlung, ohne meine Schuld, eingeſchlichen haben. Wär's ein ſtolzes Buch, von dem es ſich hier handelt, und keine ſo unſcheinbare Skizzenſammlung, ſo würde ich von Druckfehlern ſprechen, und ſie ſorgfältig aufſuchen, anzeigen und zu verbeſſern bitten; dieſe leichten Bilder aber machen ſolch groſſe Anſprüche nicht und ein gedrucktes Sündenregiſter des Setzers und Correctors wäre ein Bleigewicht, das ſie nicht ertrügen.

Du haſt es gewiß nie von mir gedacht, daß ich mich ſelbſt einen „feingebildeten Menſchen" nennen würde, und doch hat mir der Setzer, auf der 243. Seite des erſten Bändchens, dieſe ganz unverhoffte Ehre erwieſen. Ich hatte aber blos im Sinne, meinem Schneider ein Kompliment zu machen, der mir einen ganz artigen Penſéefarbenen Reiſerock geliefert hatte, und meinte daher, mich mit einigem Fuge einen „feingekleideten Menſchen" nennen zu dürfen. Stichelte vielleicht der gute Setzer darauf: daß Kleider Leute machen? —

Das ſogenannte Lieblingslied Jean Paul's, die anbetungsvolle Hymne:

„Namen nennen Dich nicht!"

verwandelte der Setzer in das grelle Verbot:

„Name, nenne Dich nicht!" —

An welchen fluchwürdigen Namen mochte er da wohl gedacht haben? Pfui, Setzer! warum ſo ungemeſſen in Ausbrüchen des Haſſes und der Liebe — und warum meine unſchuldige Aquarellſammlung Dir dazu erwählen? —

Ein Setzer muß leidenſchaftslos ſeyn! — Wo ich „glimmen“ ließ, begann er zu „klimmen“; eine „Lufttinte“ machte er zur ſchwindelnden „Luftbrücke“, wo ich nur an „etaliren“ dachte, rief er: „hier laßt uns Hütten bau'n“, und etablirte ſich.

Daß er Damen, die ich von ihren Männern nicht begleiten ließ, zu „von ihren Männern nicht beglückten Damen“ umſchuf; daß er von Mengs den Taufnamen durch ein Komma trennte; Prieſen für Priſen, daß für das und umgekehrt ſetzte, mag noch hingehen; ich verzeihe es ihm und bitte die Leſer, es mir nicht entgelten zu laſſen. Obgleich ich meine Handſchrift bis jetzt für eine leſerliche hielt, ſo will ich mich doch befleißigen, ihr jetzt noch einen größern Grad von Deutlichkeit zu verleihen.

Am meiſten iſt es mir jedoch leid, im zweiten Bändchen auf der 110 Seite leſen zu müſſen, daß „Campe daran gewöhnt ſey, über ſich ſcherzen zu laſſen." Nein — mein wackerer und ſehr verehrter Freund, der Buchhändler Campe in Hamburg iſt an ſo etwas nicht gewöhnt; und ich kenne wahrlich Niemand, dem es einfallen könnte, über den ehrenwerthen Mann zu ſcherzen. Das ſollte heißen: „mit ſich ſcherzen zu laſſen", denn ſo war es von mir gemeint.

Kleine Verunſtaltungen würden den Augen der Beobachter entſchlüpfen, wo es ſich um das Betrachten großer Kompoſitionen handelt, wo aber ſo wenig geboten wird, wie hier, ſoll man mit Ernſt darüber wachen, daß nichts eine Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande abwende, welche dieſer nur in ſo ſehr geringem Grade anzuziehen vermag.

Und ſo nimm denn, Geliebte! dieſe kleine Sammlung unbedeutender Schilderungen hin. Sie ſeyen Dir gewidmet, Ina! die Farben ſind wohl das Beſte daran; — die Laſuren ſind die Gefühle, die aus den Bilderchen ſprechen. Sie ſind nicht ganz leer an Gefühl, und darum werden ſie Deinem kindlichen Gemüthe nicht fremd bleiben. Du kannteſt einen Theil der Originale, die mir geſeſſen — ein zweiter Grund, daß ſie einigen Werth für Dich haben werden! —

Die Wallfahrt iſt noch nicht vollendet; wer weiß, wie lange ſie noch währt? — Ein Läſterer ſagte voll Hohn:

„Das größte Unglück ſey, geboren zu werden.“

Ich unterſchreibe dieſe Worte nicht. Nicht geboren werden, heißt: ein Feſt verſchlafen, das bei einigem Lärm dennoch ſchöne Genüſſe bietet.

Glänzendes Glück hat mich nie aufgeſucht — das heißt: Reichthümer und Ehren ſind mir fern geblieben — aber ich bin nie unglücklich geweſen, und mir ward als höchſtes Glück zu Theil, Dich zu beſitzen! —

Die Dich kennen, wiſſen, daß ich die Wahrheit ſchreibe. —

Ruhig bewegt war mein Wahlſpruch. Ich ſtrebte nach Vielem; ich erreichte wenig davon; aber ich ſtürzte nie über. Wie ſo anders ſtrebten Viele nach demſelben Ziele, die dort Verzweiflung fanden, wo mir Ruhe, oft Befriedigung ward. —

Und ſo wollen wir's noch eine Weile treiben Ina, wenn's der Himmel vergönnt!

Siehſt Du dort die blauen, eisgekrönten Berge? — Du lächelſt. Du ſcheinſt ſie zu kennen! — Es iſt nicht Tyrol — die Schweizerberge ſind's. — Der nächſte Sommer ſoll uns auf ihren Höhen begrüßen, ihre Alpen werden den köſtlichſten Flor vor uns ausſchütten, und unſre heitre Bruſt mit ihrer reinen Luft ſchwellen! —

L.

Aquarelle

aus dem Leben.

Von

August Lewald.

Leihbibliothek — [illegible]
[illegible] in [illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Theil.

Pilott

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1837.

Druck von Hoff & Heuſer in Mannheim.

Es i

die Kl

lich h

hatte,

Ich n

Der

freund

Schei

zu ſchü

ſehenes

wir ni

die wi

Blatte

Vorwort.

ſt nun etwas mehr als ein Jahr, daß ich
einen Blätter ſammelte, die ich in freund=
ellen Tagen in leichter Manier gezeichnet
um ſie dem großen Publicum vorzulegen.
ar weder zaghaft noch ängſtlich dabei.
Name, den ich dafür von einer mir be=
eten Kunſt entlehnte, ſchien mich vor dem
e der Anmaßung ſo wie vor Mißdeutung
tzen. Leichte Zeichnungen, Studien, Ge=
s und Erlebtes; wie viele Hefte erhalten
cht auf ſolche Weiſe von den Künſtlern,
durchfliegen und bei dieſem und jenem
dann wohl auch mit einiger Theil=

nahme verweilen? Mehr wollte ich nicht, und ich habe faſt mehr errungen.

Mein Verleger fordert mich auf, zwei andre Bändchen den erſten folgen zu laſſen. Jetzt ergreift mich einige Bangigkeit. Nicht als ob ich nicht noch einen Vorrath ſolcher Blätter beſäße, nicht als ob ich dieſen Vorrath nicht alle Tage durch neue Ausführungen zu vermehren im Stande wäre; aber ich kenne das gewöhnliche Loos der Fortſetzungen, weiß, daß die Anſprüche an den Autor geſteigert werden, daß man mit meinen anſpruchloſen Bilderchen nicht mehr zufrieden ſein wird, und daß ich doch nicht im Stande bin, in dieſem Falle Anderes zu leiſten, wenn ich mir nicht ſelbſt Vorwürfe machen will. Ich bitte nochmals zu erwägen: nicht der Gegenſtand, der nie groß noch beſonders reichhaltig ſein darf, gibt den Aquarellen Reiz, ſondern nur die Behandlung, und dieſe wieder iſt ſo wenig künſtleriſch in tieferer Bedeutung, ſie iſt ſo leicht, ſo natürlich, und nur

lar, reinlich, flink, und eben nur allein darum
aßlich und anſprechend.

Ich glaube in dieſer Waſſerfarbenmanier
ine Rückſchritte gethan zu haben, und hoffe
eßhalb auf dieſelbe günſtige Verſtändigung
it meinen Leſern.

Die zuſammenhängendſte Reihe in dieſen
lättern bilden die „Geſchichtlichen Erinnerun-
en", die zwar den Papieren eines Freundes
tlehnt ſind, aber die Tage meiner eigenen
ugend nahe berühren. Ich mußte meinen
inſel dabei mit feſter Hand führen, und
ißes Waſſer miſchte ſich manchmal in die
arben, denn meine Augen liefen zuweilen über.
er verdächte mir das? Von allen Todten
die entſchwundene Jugend der beweinens-
rtheſte, und meine bildet mir den Anblick
es Leichenfeldes, wenn ich die Augen darauf
rücklenke. Ich könnte — wenn ich einmal
eder meine Vaterſtadt beſuchte — einen lan-
n Tag, vom frühen Morgen bis zum ſpäten

Abend, meine ehemaligen Freunden beſuchen, die Alle ſchon lange in Gräbern ruhen. Und ich wäre eigentlich noch nicht alt genug dazu, um dieſe traurige Erfahrung an mir zu machen.

In dieſer Bilderreihe iſt zwar durchaus nichts Unnatürliches, noch weniger eine grelle Lüge anzutreffen, nur die anmuthige Weiſe, in welcher der große Meiſter uns ſelbſt ſein Leben hinterließ: „Wahrheit und Dichtung“, hat mir bei der Ausführung derſelben vorgeſchwebt. Es iſt nichts darin entſtellt, wohl aber manches verſetzt worden. Hier ſchien mir in der Anordnung der Gruppen am meiſten etwas von Kunſt nöthig, während andre Darſtellungen nur ſehr wenig davon erhielten.

Man hatte in einem frühern Abdruck meine Abſicht, dem großen Muſter nachzuſtreben, gemerkt und ſie wohlwollend verrathen. Dies that mir unendlich wohl. Allein man hat von anderer Seite Beziehungen finden wollen, an die ich nicht dachte, und ging ſo weit, die Per-

n zu bezeichnen, deren Verhältniſſe ich ver-
ltet haben ſollte. Der Schauplatz dieſer
ebenheiten liegt mir jedoch in jeder Hinſicht
rn, daß ich von allen dieſerhalb gemachten
rebungen, mich zu verunglimpfen oder in
tz zu nehmen, keine nähere Kenntniß er-
, und Alles, was ich darüber weiß,
den mündlichen Mittheilungen eines alten
ndes verdanke, der im vorigen Herbſte
meinen Wohnort reiste.

Damit der jetzige Wiederabdruck nicht altes
erniß erneuere, habe ich mich veranlaßt ge-
, einer Hauptfigur jener Bilder ein blaues
ſtatt eines weißen anzuziehen, oder, um
den Leſern deutlicher zu machen, ihren
en zu verändern.

Ich will die Ruhe der Todten nicht ſtören.

Den Eingang in meine Sammlung ſchmücken
nenweiden; dieſer herrliche, ſaftige Baum

wird beſonders von engliſchen Aquarellzeichnern gern gewählt; er ſchrecke meine Beſchauer nicht ab, auch heitere Scenen werden ihnen nicht vorenthalten ſein.

A. L.

Inhalt

Seite
I. Geſchichtliche Erinnerungen 1
II. Kotzebue 134
III. Eddyſtone 174
IV. Verona 201
V. Magnetismus 216
VI. Die jungen Mütter 239
VII. Die Debüts 251
VIII. Zwei Theaterdichter 307

Z

gr

D

ſu

zu

de

di

ſu

da

I.

Geſchichtliche Erinnerungen.

1806—1813.

Aus den Papieren eines Freundes.

ch gebe hier eine Reihe kleiner Ereigniſſe und
oßer Begebenheiten in anſpruchloſen Bildern.
ie Weltgeſchichte neben einer Familienchronik.

Der Leſer wird hier nicht das Spannende
den, das ihn an eine moderne Novelle wohl
feſſeln im Stande iſt; es ſind nicht die Thaten
s Helden, die ſcharf ausgeprägten Charaktere,
e künſtliche Verwickelung, die befriedigende Lö-
ng, die ihn überraſchen werden. Ich bitte
ber von allen dieſen, in anderer Beziehung

ſehr gerechten Erwartungen hier nichts mitzubringen. Es ſind Eindrücke, die der Augenblick erſchuf, treu wiedergegeben; es iſt eine natürliche Stimme, die aus einer längſt verſchwundenen verhängnißvollen Zeit zu uns friſch herübertönt; es ſind Menſchen, die wirklich gelebt haben, von denen Einige rühmlich genannt werden, Andere ganz unbekannt geblieben ſind.

Es mag nicht ohne Intereſſe ſein, zu ſehen, wie das Leben ſtiller Menſchen oft erfaßt wird von dem Schwunge eines großen Geſchickes, um hohem Glücke oder tiefem Verderben zugeſchleudert zu werden.

Ida, Luiſe und Emilie, ihr anſpruchloſen kleinen Mädchen, zu gleichen Genüſſen berufen, mit gleichen Reizen ausgeſtattet, wie verſchieden geſtalteten ſich eure Loſe!

Der Siegeswagen des Helden hat, aus der Ferne der Zeiten geſehen, eine wunderbare Herrlichkeit; wunderbarer noch erſchien ſie uns, die wir ſie in der Nähe erſchauten. Wir ſahen in unſerer Jugend Länder verlieren, Kronen fallen, fliehende Könige, verfolgende Feinde, gedemüthigte Heere, freche Sieger, die Schrecken der Schlachten und den begeiſterten Taumel der Erlöſung von langer Schmach — und dazwiſchen beſorgten wir unſere Geſchäfte, lebten der Proſa des Tages. —

Mein gutes Gedächtniß zeigt mir, als wär' es heute, die kleinen Prinzen, nicht größer als ich damals ſelbſt war, in knappen blauen Uniformen mit dem ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt und großmächtigen dreieckigen Hüten auf dem Kopf, in der Schloßmanege zu Königsberg Reitſtunde nehmen, während ich mit meinen Schulbüchern unter dem Arme zuſehend daſtand. Indeſſen ich aber Schulwiſſenſchaften trieb und die Prinzen reiten lernten, war Napoleon über die Weichſel gegangen und Preußen verloren. —

1.

Im Spätſommer 1806 war ich mit meiner Mutter nach Kurland gereiſt, um einen Oheim zu beſuchen. Ich hatte lange Zeit an einem Fieber gelitten, und der Arzt ſagte meinem Vater, die Reiſe würde meiner Geſundheit förderlich ſeyn; deßhalb ward es mir vergönnt, den ſonſt ſtreng geregelten Unterricht auf ein paar Wochen zu unterbrechen.

In Kurland hatte ich jedoch das Unglück, durch einen Sturz von einer ſtürmiſch dahin fliegenden ruſſiſchen Droſchke den rechten Arm zu brechen. Schmerzvolle Tage, ſchlafloſe Nächte folgten. Emilie, ein liebliches blondes Mädchen pflegte und wartete mich mit Engelsgeduld. Es war eine Waiſe, die Tochter eines armen Verwandten. Bei der Abreiſe ſagte ihr meine Mutter, ſie wolle ſie mitnehmen und für ſie ſorgen. Emilie willigte ein und ſo brachten wir ſie nach Königsberg.

Das Reiſen in jenen Gegenden im Herbſte war damals ſehr beſchwerlich. Chauſſeen und Eilwagen gab es nicht. Der Kutſcher und die Pferde meines Onkels ſollten uns bis Memel ringen. Ein Abſchiedsdiner, das uns einige Freunde in Libau gaben, verzögerte ſich ſo ſehr, daß wir mit anbrechendem Abend erſt abreiſen konnten. Noch in ſpäter Nacht fuhren wir in er Irre im Walde umher, ohne unſer Nachtquartier erreichen zu können. Der Kutſcher ſang uſſiſche Lieder, um uns zu überzeugen, daß er icht ſchlafe, und wir ſprachen von Räubergechichten, um uns wach zu erhalten. Ein fürcherlicher Stoß ſchreckte uns plötzlich auf. Unſer Wagen hatte die Vorderachſe gebrochen und wir ßen mitten im Walde feſt. Ein Diener ſpannte in Pferd aus und ritt auf gut Glück um ein Dorf zu ſuchen. Wir froren indeß und warteten ängſtlich ſeiner Zurückkunft. Die Ruſſen unter Burhövden, der Generalgouverneur von Kurland war, zogen in Eilmärſchen der Gränze zu; wir waren ſchon am Tage nicht ohne Scheu ſolchen Truppen vorbeigefahren und fürchteten uns doppelt, ihnen in der Nacht zu begegnen.

Endlich kamen Leute mit einem Bauerwagen, die uns und unſere zerbrochene Equipage fortbrachten. In dem Kruge oder Wirthshauſe war Alles voll Ruſſen. Sie lagen auf der Erde, auf den Tiſchen und Bänken ausgeſtreckt und ſchnarchten. Wie wir durch die engen Gaſſen, welche die Schläfer bildeten, hindurch gingen, griffen Einige nach uns, ob im Traume oder um uns zu necken, wüßte ich nicht zu ſagen. Einer haſchte Emiliens Kleid und ſie warf ſich erſchreckt mir in den Arm. Ich ward ihr Held und befreite ſie aus der zuſammengekniffenen Fauſt des Soldaten, der ſich fluchend auf die andere Seite warf. Ein Blick aus ihren blauen ſanften Augen dankte mir.

Der Offizier ſagte uns, wir möchten den Wagen abpacken laſſen und die Effekten in's Zimmer nehmen, er könne für ſeine Leute nicht gut ſtehen. Deßhalb ſchliefen wir den Reſt der Nacht in großer Bangigkeit unter unſern Bundesgenoſſen, denn dieſe Ruſſen eilten den Preußen zu Hülfe.

II.

Die Gallerie unſerer mißlichen Abenteuer war mit dieſen jedoch keineswegs geſchloſſen. Wir wurden noch einigemale umgeworfen, und mußten einſt in einer ſtürmiſchen Nacht, bei einem Wege, von dem ſich jetzt die Reiſenden keine Vorſtellung machen können, den ſogenannten Baumwald bei Tilſit zu Fuße durchwandern.

Der Baumwald hieß ſo, eines Schlagbaums wegen, der am Eingange war; ich glaube, man machte die Satyre, hier einen Wegzoll einzufordern.

Dieſer Baumwald, die Straße von Königsberg nach Wehlau und die von Dirſchau nach Mòwe, waren damals in jenen Gegenden berüchtigt. Wehlau iſt nur zehn Meilen von Königsberg entfernt, und doch hieß es allgemein: „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau!“ Und um die vier Meilen zwiſchen Dirſchau und Mòwe zurückzulegen, brauchte ſonſt der Poſtwagen einen ganzen Wintertag. Die jungen Eilwagenreiſenden von heute können nicht ermeſſen, welche Eigenſchaften einem Reiſenden jener Zeit beigegeben ſein mußten. —

Von den Strapatzen der Reiſe und der von Fieber und Armbruch zurückgebliebenen Schwäche, kam ich halbkrank in Königsberg an. Kälte ſchüttelte mich, ich ward zu Bette gebracht. Mein ganzer Körper war voll rother Flecken; der herbeigerufene Arzt erklärte, daß es die Maſern ſeien.

Emilie, die ich aus der Fauſt des Ruſſen befreit hatte, die ſich auf mich ſtützte, als wir in ſtürmiſcher Nacht, aus Furcht vor dem Umwerfen, zu Fuße den Baumwald paſſirten, war jetzt meine dankbare ſorgſame Pflegerin. Meine kältere Schweſter, die ſich vor der Anſteckung ſcheute, überließ ihr gern das Amt, und mir waren Emiliens Hülfeleiſtungen angenehmer. Es entſtand eine Sympathie zwiſchen unſern Seelen, wie ſie bei jungen Leuten unſeres Alters ſehr ſelten iſt.

Während dieſer Krankheit kam eines Abends mein Vater in großer Bewegung nach Hauſe. Er brachte die neueſte Zeitung mit und las ſie laut vor. Wir alle horchten hoch auf, denn wir waren gute Preußen bis auf Emilie, die kleine Ruſſin. Doch wenn ich ſie gefragt hätte: was biſt Du, Emilie? ich wollte wetten, ſie würde geantwortet haben: was Du biſt! —

Es war von der Eröffnung des Feldzugs gegen die Franzoſen die Rede und von der Abreiſe des Königs zur Armee. Mir gefiel vor allem Andern die genaue Beſchreibung der königlichen

Equipagen, die als etwas Weſentliches ſehr umſtändlich gegeben war. Beſonders beſchäftigten mich zweihundert Mauleſel mit prächtigen Decken, das königliche Wappen darauf, welche ſtolz die Lindenſtraße hinab durch das Brandenburger-Thor geführt wurden. Die Siegesgöttin darauf mußte ihnen traurig nachgeſchaut haben. —

III.

Nach ungefähr vierzehn Tagen, — ich lag noch immer im Bette, — trat der Vater eines Abends wieder mit der Zeitung in's Zimmer, forderte ſehr verſtimmt und ernſt Licht, und las ſtill für ſich. Dann warf er das Blatt hin, ſprang auf und ging hinaus. Ich bat Emilie, die wie gewöhnlich bei mir ſaß, ſie möchte mir die Zeitung geben, aber kaum hatte ich ſie zur Hand genommen, als auch der Vater wieder zurückkam und ſie mir wegriß. Ich könnte mir die Augen verderben, die durch den Ausſchlag ſehr gelitten hatten, meinte er.

Es erfuhr Niemand etwas an dieſem Abende von den großen Ereigniſſen, die ſich am vierzehnten Oktober zwiſchen Jena und Auerſtädt zugetragen hatten. Bald ſollten ſie uns durch ihre Folgen bekannt werden.

Nur über den Tod des Prinzen Louis bei Saalfeld ſprach der Vater. Er war mit allen Umſtänden in der Zeitung gegeben worden und erregte die größte Theilnahme auch dadurch, daß man dem Prinzen den Edelmuth zutraute, als habe er den Fall ſeines Landes nicht überleben wollen.

In der kurzen Spanne, da ich die Maſern erhalten, bis zu ihrer nicht völligen Abtrocknung, war die glänzende Equipage des Königs aus Berlin gezogen, und nebſt Heer, Land und Krone, lediglich durch den Unverſtand einiger leitenden Köpfe, verloren gegangen.

IV.

In unſerem Hauſe brachten dieſe Ereigniſſe verſchiedene Wirkungen hervor. Vater und Mutter ſchienen von Kummer niedergebeugt, weil ſie die unabſehbare Kette von Elend vorherfühlten, die ſich über unſer Land erſtrecken würde; meine ältere Schweſter Ida erhob ſich heldenmüthig bei dem Gedanken, Gott würde uns nicht verlaſſen und die Feinde in ihre Schranken zurückweiſen. Sie beklagte oft kein Knabe zu ſein, um ſich in das Schlachtgewühl ſtürzen zu können, und ſchmähte uns alle, daß wir daheim ſitzen blieben und nicht zum Schwerte griffen. Emilie ſchalt ſie wegen dieſer blutdürſtigen Geſinnungen, wie ſie es nannte, und pries mich, weil ich ſo friedliebend war. Und ich, der wirklich ſchon daran dachte, Emilien zu gefallen, bemühte mich, jeden Ungeſtüm tief zu verbergen, um ihr ein immer gleiches, heiteres und frommes Gemüth zu zeigen. Ein junger Freund, Alexander Wronikowsky, mit dem ich früher in der Penſion geweſen war, beſuchte mich oft. Er war von einem ſanften ſchönen Aeußern, faſt weibiſch eitel und verläugnete ſeine ſarmatiſche Abkunft nicht. Dabei war er von einem unendlichen Hange zur Sentimentalität beſeelt. In der Penſion las er immer die empfindſamſten Romane und ſtand Abends ſtundenlang auf der Terraſſe des Hauſes, unter einigen alten Kaſtanienbäumen, um in den Mond zu ſchauen. „Sieh," — ſagte er einſt zu mir, indem er den Arm um mich ſchlang, und ſich über die weiße Mauer der Terraſſe weit hinauslehnte, — „wie lieblich dies Plätzchen iſt, ganz zum Schwärmen geeignet. Dieſe ehrwürdigen Bäume, der Himmel, der Mond, dort die finſtern Häuſer der Tuchmachergaſſe, die ſich wie eine Schlucht in der Tiefe öffnet, und darüber die ſchönen Bäume des Löbenicht'ſchen Kirchhofes, der dort hinten auf dem Hügel liegt. Siehſt Du, jene Wipfel geben dem ganzen Gemälde einen ſolchen unnennbaren Reiz, der eben die unerklärliche Gewalt auf mich ausübt. Das iſt die ächte Romantik! Welche ſelige Gefilde kann ich mir dort denken, und welchen Troſt wehen ſie mir zu über die Häuſer der Tuchmachergaſſe!"

Er ſah mich an und eine Thräne glänzte in ſeinem großen ſchönen Auge.

Jetzt wurde Alexander Soldat, er war um mehrere Jahre älter als ich. Der weiche, ſchöne Jüngling, der ſich ſo gern putzte, zog mit gutem Muthe aus. Ida's Herz fühlte ſich zu ihm hingeriſſen, ſie ſagte aber nichts davon, nur ihre Augen leuchteten höher, wenn er kam, und Thränen überſtrömten ſie, als er Abſchied nahm.

Luiſe, die Tochter eines Schauſpielers, der in unſerem Hauſe wohnte, gehörte auch zu unſerem kleinen Kreiſe. Sie war niedlicher als Ida und Emilie, und ihr bleiches Geſicht wurde durch geiſtreiche Augen und einen lieblichen Mund gehoben. Die Zierde der Haare entbehrten leider alle dieſe Mädchen, denn die herrſchende Mode waren die Titusköpfe, von der Revolution erzeugt, als die Guillotine das Abſchneiden der langen Flechten nothwendig machte. Ida war ein brauner, Emilie ein blonder, Luiſe ein aſchfarbener Tituskopf, die hübſche Farbe, welche die Franzoſen nicht ſehr beſtimmt cendré genannt haben. Am meiſten verlor Emilie bei dieſer widerwärtigen Mode. Wie ſchön würde ſie in ihren blonden Flechten ausgeſehen haben!

V.

Wenn ich bei'm Anfange des Winters das Gymnaſium beſuchte, begegnete ich im Nebel des kalten Morgens einem hohen Manne, im einfachen grauen Rocke, eine kleine Mütze auf dem Kopfe. Er ging etwas gebeugt, gemeſſenen Schrittes an mir vorüber. Ich ſah dem Manne gern in die ſchönen Augen, obgleich ſie nie freundlich nach mir blickten, und ſich ein etwas finſterer Stolz in den Zügen ausprägte. Es war aber die ſchönſte Männlichkeit über die Erſcheinung ausgegoſſen, die mir ſtark imponirte, und ich mußte ihm lange nachſehen und dabei denken, daß ich einen ſchönern Mann nie geſehen. Oft traf ich ihn in der franzöſiſchen Straße, oft auf dem ſchiefen Berge, immer in derſelben Richtung vom Schloſſe nach der neuen Sorge, der Straße, wo wir wohnten.

Wer mag er ſein, und wo geht er hin? das beſchäftigte mich, bis ich ihn eines Morgens die breite Kammertreppe des Schloſſes herabkommen und die Wache, trotz ſeines Winkens, die Honneurs machen ſah.

Das iſt der König, ſagte ich da zu mir ſelbſt, und er gefiel mir nun doppelt, wie dem Knaben, in ſeinem tiefen Unglücke. Ich ſah ihn nun in ſeinem grauen ſchlichten Rocke, mit dem Käppchen auf dem Kopfe, und dachte an ſeine zweihundert Maulthiere, die nicht nach Königsberg mitgekommen waren.

Wer der Fremde war wußte ich nun, ich wollte aber auch wiſſen, wo er alle Tage hinging.

Mittags ſprach ich davon bei Tiſche. Die Mutter ſagte mir, er gehe zu ſeinem Bruder, dem

Prinzen Heinrich, alle Morgen, allein, um die drückenden Sorgen der langen Nacht in das treue Bruderherz auszuſchütten.

Es war ein großes königliches Unglück. Man wußte zwar nicht, was die Herzen der Fürſten damals empfanden, aber verſtändige Leute konnten es ſich gut denken. Wer hätte ſich ſolches Mißgeſchick nur entfernt träumen laſſen können, wenn er den alten guten Gouverneur von Brünneck, in der ganzen Glorie des ſiebenjährigen Krieges, noch ganz kurz vor jener vernichtenden Schlacht, durch Königsbergs Straßen vorüberreiten geſehen?

VI.

Der Kriegslärm zog immer näher und in den Herzen der Königsberger wurzelte tiefer Groll über den verlorenen Ruhm der Preußen und die Ungeſchicklichkeit ihrer Heerführer.

In den Häuſern war es ſtille. Ein kleines Liebhabertheater wurde uns jungen Leuten geſtattet, um die Einförmigkeit zu tödten. Dieſes und die Einquartierung waren die einzigen Unterhaltungen dieſes Winters. Wir hatten einen Wachtmeiſter der damaligen Garde du Corps im Quartier, einen ſteifen militairiſchen Haarzopf, von weicher, märkiſcher Rede, Gourmand von Geburt, wie alle Berliner, dabei groß und ſtattlich und nicht minder verträglich. Er unterhielt ſeinem angeborenen Triebe zufolge eine Verbindung in der Hofküche nicht ohne Vortheil, denn wenn ich manchmal auf ſeine Stube kam, hatte er immer einige angenehme Näschereien, von denen er mir mit dem Beiſatze mittheilte: daß Seine Majeſtät der König heute auch davon äße.

Meinen Eltern war dieſer leutſelige Krieger ein ganz angenehmer Gaſt; er ſtörte nicht, wenn er in ſeiner engen weißen Jacke, die bis an den Hals zugehäkelt war, an unſerem Tiſche ſaß, denn er ſprach nur, wenn er gefragt wurde, und aß blos unaufgefordert. Die Mädchen nahmen wenig Notiz von ihm. Emilie fand ihn unerträglich ſteif, und deutete dabei auf den feinen Schliff ihrer Landsleute hin, die wir bald kennen lernen ſollten; Luiſe konnte ſich ihm nie nähern, ohne das Tuch vor das Näschen zu bringen, ſo widerlich war ihr des Wachtmeiſters Stallgeruch; Ida endlich bemerkte ihn kaum, ſo ſehr lebte ſie in andern Sphären, ſeitdem Alexander Abſchied genommen hatte.

Von Emiliens Landsleuten ſahen wir jetzt die erſten Exemplare, die uns ſehr wohl gefielen. Es waren Huſaren, bildhübſche Leute, in ſeegrünen Dolmanns, reich mit Gold verbrämt, überaus ſchlank zuſammengeſchnürt, mit angegoſſenen Beinkleidern, und kleinen, wunderhübſchen Füßchen. Unſer guter Preuße von des Königs Leibwehr lieferte das Gegenſtück davon, und mußte natürlich den Kürzern ziehen.

Man konnte wahrlich keine zierlichere Truppe ſehen, als jene ruſſiſche Huſaren waren, und keine ungeſchicktere und unvortheilhafter uniformirte, als die damaligen preußiſchen Garde du Corps.

VII.

Wie bald lernten wir aber die ruſſiſchen Gäſte näher und von einer andern Seite kennen! Die Truppenzüge begannen immer häufiger zu werden und die Einquartierung wurde immer drückender. Manchmal erhielt unſer Haus fünfzig Mann. Wottka und Kapusta waren dann die Loſungsworte, d. h. man mußte für eine tüchtige Quantität Kornbranntwein und für Sauerkraut ſorgen, um ſie zufrieden zu ſtellen.

Wo aber das Gefäß hernehmen um dieſes Lieblingsgericht den fünfzig Mann in gehörigem Maße zu bereiten? Man überlegte anfänglich lange und ernſtlich und wußte ſich nicht zu helfen; da ſprang Luiſe endlich vor Freude in die Höhe, und rief, ſie habe es gefunden. Sogleich ſchleppte ſie mit den andern Mädchen den größten kupfernen Waſchkeſſel herbei, und die bärtigen Ruſſen riefen ihr Beifall zu. Kraut und Schweinefleiſch wurden hineingeworfen und zum Feuer geſtellt.

Man denke ſich den Herd einer ſtillen Hausfrau, die kleine Küche, die alte Magd, das blanke Meſſing- und Zinngeſchirr, dies ganze Stillleben, dies Aſyl der Ruhe, Ordnung, Reinlichkeit, und des häuslichen Waltens; und nun jene ſchmutzigen, ſtinkenden, ſchreienden Fremden, die darin wie in ihrem Eigenthum ſchalteten. Das ruhige, freundliche Haus meines Vaters, in das ſonſt mit dem einbrechenden Abende nur der gewohnte Hausfreund trat, oder die bewährte, freundliche Nachbarin, wo mit dem Glockenſchlage Zehn die Lichter gelöſcht wurden, die Magd die Thür ſchloß und dem Vater den Schlüſſel übergab, der ihn die Nacht über unter dem Kopfkiſſen haben mußte, wenn er ruhig ſchlafen ſollte; wo Alles ſich vor dem Schlafengehen einen andächtigen Gruß zurief, bis auf die Dienſtboten, welche die Spinnrocken bei Seite ſetzten, und mit den ehrbaren Worten: „Gute Nacht hochgeehrter Herr und hochgeehrte Frouw!“ das Zimmer verließen; — und jetzt der tobende Lärm auf Boden und Stiegen, die Fremden mit der Tabakspfeife und dem Lichte über uns, auf dem zugwindigen Boden, im Stroh, beim Brennholze u. ſ. w., die Hausthüre die ganze Nacht offen — und endlich die Wirkung des Grünſpans, den das Sauerkraut im kupfernen Waſchkeſſel erzeugt hatte, die ſich durch eine fortwährende Völkerwanderung kund gab.

Wer von den Hausbewohnern vermochte da wohl zu ſchlafen? Der arme Vater warf ſich voll Sorgen und trüber Gedanken im knarrenden Bette hin und her; die Mutter ſeufzte und huſtete, um dem Vater tröſtlich zu zeigen, daß auch ſie nicht ſchlafen könne; Ida und Emilie im Nebenzimmer hörte man aufſtehen und an's Fenſter trippeln um in den hellen Hof hinabzuſchauen; ich aber, den die Eltern in ihrem Schlafzimmer gebettet hatten, weil mein Bodenſtübchen auch der Einquartierung überlaſſen werden mußte — ich hörte dies alles nur ein Stündchen noch, halb im Schlafe, dann aber ſchlief ich feſt ein, wie man in meinem damaligen Alter, bei gutem Gewiſſen und geſundem Leibe, zu ſchlafen pflegt.

Am andern Morgen, als unſere Blicke auf unſer verwüſtetes Haus fielen, fragten wir uns: Sind das Menſchen? — Ida verharrte äußerlich in ihrer Theilnahmloſigkeit, aber von Luiſe mußte Emilie viele Neckereien hinnehmen über die edle Landsmannſchaft, von der ſie früher des Lobes ſo voll geweſen war. Emilie betheuerte kindiſch gutmüthig, daß ſie dieſe ſelbſt noch nicht gekannt hätte; Rußland ſei eben ungeheuer groß, und dieſe unedlen Nachtgeiſter, die uns eben verlaſſen, müßten zu den Wotjäken oder Karakalpacken gehört haben.

VIII.

In der Stadt wurde das Wehklagen immer lauter, je größer die Gewißheit wurde von den ungeheuern Verluſten der preußiſchen Armee. Man hatte in jeder Familie theure Mitglieder, Freunde, Bekannte zu betrauern. Man ſprach von Leuten, die wie Helden gefallen ſein ſollten, und nannte Namen dabei, die ſich der Primaner, voll von antikem Heroismus, damit nicht zuſammen reimen konnte. Jene kleinen, ſteifen, rothwangigen Junker, die den ganzen Tag Kuchen naſchten und ungemein zierlich durch die Straßen getänzelt waren, die hatte eine blinde Kanonenkugel jetzt zu Helden umgeſchaffen! Das Wahre an der Sache konnte indeß Niemand beſtreiten: ſie waren todt! —

Woher kommen die ſchwarzen Wolken wieder, die über die Klapperwieſe heranziehen? fragte man ſich eines Morgens. — Es muß da drüben eine große Schlacht geliefert werden, war die Antwort. — Später hörte man äußerſt geſpannt eine ſtarke Kanonade in weiter Entfernung. Am andern Tage ſchon kamen die erſten Verwundeten von Eylau an. La bataille d'Héllau, wie die Franzoſen ſich ausdrückten, war geliefert.

Man hatte die ſchöne Tragheim'ſche Kirche zum Lazarethe eingerichtet, und die Verwundeten wurden auf Schlitten und Wagen dahin gefahren.

Das Gymnaſium war geſchloſſen; die Lehrer wollten lieber Neuigkeiten hören als lehren, und wir liefen daher den Schlitten nach und ſtellten uns an der Kirchthüre auf, um die traurige Gemeinde ihren Einzug halten zu ſehen. Eine Kirche als Lazareth, Kriegsgefangene, Verwundete! genug um die Neugier junger Leute zu ſpannen.

Ida, die ſeit dieſen Vorgängen ihre innere Unruhe nicht mehr verbergen konnte, nahm mich bei Seite und indem ſie mir einige Goldſtücke in die Hand legte, ſagte ſie: „Hier nimm Alles, was ich jetzt habe, es iſt der Inhalt meines Sparhafens. Sieh zu, daß man Dich zu den Verwundeten einläßt, und hilf damit ihrem Elende ab. Kaufe ſogleich was Dir zu ihrer Pflege nothwendig ſcheint. Ach, daß ich nicht ſelbſt hineilen darf! Und — erkundige Dich auch nach Deinem Freunde, der uns erſt vor Kurzem verlaſſen hat. Vielleicht iſt er unter den Uebrigen!"

Ihre Stimme wurde weich; ſie küßte mich und ſchob mich fort. Ich wußte, wen ſie meinte. —

In der Kirche fand ich ein ſtarkes Gedränge. Handelsleute aller Art ſtrömten herbei, um ihren Gewinn dort zu ſuchen. Sie vermutheten nicht mit Unrecht, daß Stabsoffiziere darunter ſein könnten, Leute von mannigfachen Bedürfniſſen; man unternahm Operationen, Amputationen aller Art, da brauchte man Köllniſch-Waſſer, Weingeiſt, feine Seife, Schlafmützen, Scheeren, und was weiß ich alles noch.

Ein Galanteriekrämer, den ich kannte, trat höflich zu mir und fragte mich: ob ich ihm wohl mit meiner Kenntniß des Franzöſiſchen aushelfen wollte, dem einzigen Mittel, ſich den Franzoſen und Ruſſen in der Kirche verſtändlich zu machen. Ich war froh auf dieſe Weiſe hineinzukommen, und folgte ihm ſogleich. Was ich nun ſah machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Die Betten im Gotteshauſe, die Leiden, der Wirrwarr, das Geſchrei, das Wimmern, Ruſſiſch, Franzöſiſch und Deutſch durcheinander!

Ein junger, blaſſer Franzoſe, dem der Tod auf den Lippen ſaß, wollte einen Hoſenträger und ein paar Handſchuhe von meinem Handelsmann erſtehen. Sie waren noch nicht einig, als der Wundarzt zu ihm trat, um ſich nach ſeiner Wunde zu erkundigen. Man hob ihn auf einen Stuhl, und er bat uns zu verweilen, bis der Verband beendigt wäre, weil er die Gegenſtände um die er handelte, nöthig brauche. Er hatte ſeinen Mantel abgeworfen und ſaß nun in einem blutigen Hemde da, aus dem ſein bleiches Geſicht noch greller abſtach.

Er hatte einen Bajonetſtich in der Seite, und ein langes Stück irgend eines Eingeweides hing daraus hervor. Der Wundarzt nahm ein plattes ſilbernes Inſtrument, und fing an, das Heraushängende mit großer Ruhe wieder hineinzuſtopfen. Der junge Franzoſe biß die Zähne über einander, fragte inzwiſchen aber immer bald nach dieſem, bald nach jenem Artikel meines Handelsmannes. Er ſchien endlich ganz fühllos; aber dieſe Ruhe war erſt den fürchterlichſten Schmerzen gefolgt. Der Wundarzt ſagte uns auf Deutſch, daß er unrettbar ſeie.

Bald darauf verließ ich dieſen Ort der Leiden, ohne Ida's Sparpfennig angebracht zu haben. Die Leute hatten Alles, was ſie brauchten, die ſorglichſte Pflege war um ſie her verbreitet, und ihre Schmerzen vermochte Gold nicht zu lindern. Niemand verlangte etwas, und ich hätte es nicht anzufangen gewußt, hier Almoſen auszutheilen. Wie ich nach Hauſe kam, ſchalten mich die Mädchen unempfindlich und gefühllos. Ida grämte ſich, daß ich ihr keine Nachricht brachte, und nannte mich einen kalten Spötter, wie ich ihr bemerkte, es wäre ja doch beſſer, Alexander wäre noch draußen bei der Armee, als unter den Verwundeten in der Tragheim'ſchen Kirche. So iſt nun manches Mädchenherz! Die Pflege am Krankenbette wäre ihr tröſtlicher geweſen, als die Ungewißheit über ſein Schickſal.

Mittags konnte ich keinen Biſſen eſſen. Mein Vater gab mir einen derben Verweis, daß ich mich dazu hatte gebrauchen laſſen. —

IX.

Dies war das Vorſpiel ſchrecklicherer Scenen. Die Zufuhr der Verwundeten wuchs täglich; alle Räume, die man zu Lazarethen eingerichtet hatte genügten nicht, alle Hülfe die man ſpendete genügte nicht, es waren nicht Aerzte genug da, nicht Pfleger, nicht Apotheker um die Arzneien zu bereiten. Die Schlitten in langen Zügen, die Verwundeten und Sterbenden darauf, fuhren die Kreuz und Quer, ſtopften die Straßen, bedeckten die Plätze und konnten kein Unterkommen finden. Die armen Bauern, die ſelbſt nichts zu eſſen hatten und einen langen Tag und eine längere Nacht in freier Luft zubringen mußten, warfen ihre Ladung auf etwas Stroh, in einem Winkel der Straße, deckten ſie mitleidig mit einem alten Kleidungsſtück oder einer Roßdecke zu, und kehrten zu den Ihrigen zurück, die ſie auch im Freien, an Allem Noth leidend, neben den Trümmern des niedergebrannten Hauſes verlaſſen hatten.

So gaben ſie dem Gefühle der Menſchlichkeit Gehör, indem ſie den Sterbenden nicht erfrieren ließen, und zugleich an ihre armen Verlaſſenen dachten. Wer wollte ſie deshalb unmenſchlich ſchelten? —

Die Bürger mußten nun ſelbſt Verwundete aufnehmen. Man riß die Thüren auf, und trug den fremden Sterbenden in's Zimmer, und bald ſah man den Wundarzt erſcheinen und das Haus wurde mit Schrecken und Wehklagen erfüllt. Oefter aber verſchied der Patient, ehe der Arzt erſchien, und der geängſtigte Bürger wußte ſich keinen Rath, um die Leiche los zu werden.

Endlich — es war Sonnabend — wuchs die Noth bis zu ihrem höchſten Gipfel. Der ganze Schloßplatz war ſchon bedeckt mit Schlitten, und immer mehrere kamen nach. In allen anſtoßenden

Straßen lagen Haufen Verwundeter, auf Stroh, auf dem Schnee des Pflaſters, und Niemand konnte ſie mehr aufnehmen. Der Abend fing an zu dunkeln und das Stöhnen und Aechzen und wilde Schreien wurde nach und nach ſtiller, denn Viele waren ſchon geſtorben.

Aus den geöffneten Thüren der Bürgerhäuſer ſchritten wackere Frauen, die ſich große Töpfe mit kräftigen Suppen nachtragen ließen, wovon ſie unter den Verlechzenden austheilten, die noch im Stande waren, ſolcher Wohlthat theilhaft zu werden. Ida, meine edle Schweſter, leuchtete hier Allen voran; unermüdlich war ſie, ein heilbringendes Weſen; fremde Menſchen, aus den uraliſchen Steppen und von den Küſten der mittelländiſchen See, küßten ihre Hände und huldigten ihr. Aber ihr umherſchweifender Blick durchforſchte die Reihen nach einem andern Gegenſtande. Sie war bei aller Theilnahme für dieſes große Elend doch nur immer von ihrer Sorge erfüllt; ſie hatte keinen andern Gedanken, als an ihn, den ſie liebte. Es war ein großes liebendes Herz, das ſich verzehren mußte.

Aber zwiſchen dieſen Reihen und unter dieſen Gruppen gingen und ſtanden wir Andern, Gymnaſiaſten und ſonſtige junge Welt, nicht von Mitleid oder von Grauen, nur von Neugier angeregt, und begafften die Fremden, ſahen nach den Kennzeichen ihrer Uniformen, nach ihren Wunden, wetteten ob der noch lebe, ob jener ſchon todt ſei, und waren gar nicht unzufrieden damit, den Krieg einmal in der Nähe zu ſehen, von dem wir, ſeit wir denken konnten, ſo viel ſchon gehört hatten; denn wir waren ja Alle Kinder einer ſtürmiſchen Zeit.

Mein Geburtstag fiel mit jenem Tag zuſammen, wo das Beil der Guillotine den ſchönen Hals Ludwigs des XVI. durchſchlug, und die Hoffnung meiner Mutter durchſchauerten die Gräuel der September-Tage.

X.

Ich ſah einen jungen Mann auf dem Platze ſterben, deſſen Leiden durchaus keine Linderung anzunehmen geſtattete. Er hatte eine Kugel im Kehlkopfe ſtecken. Es waren die fürchterlichſten Qualen, die man ſich vorſtellen kann. Ein Anderer lag neben ihm, dem das Bein weggeſchoſſen war, unverbunden und ohne alle ärztliche Hülfe.

Sollte man glauben, daß es hier ſogar an rohen Späſſen nicht fehlte? Daß einige Leute umher rannten, um Witze zu reißen, und daß es Andere gab, die darüber lachten? Dieſe Erſcheinung iſt jedoch mitten in großer Gefahr nicht ſelten. Es war in den Zeiten der Cholera nicht anders, wie die Menge der luſtigen Cholera-Anekdoten beweiſen mag. Aber was war die Cholera und ihre Angſt gegen jene Tage? Wann hat man wohl während ihrer wüthendſten Herrſchaft in ſo naher Berührung mit dem furchtbarſten Tode geſtanden? Und hing nicht auch damals über all dieſen Scenen des Grauſens und der Schrecken, wie ein geheimnißvoller Vorhang, den keine Geſchicklichkeit, keine Wiſſenſchaft der Aerzte zu lüften vermochte, die ſchrecklichſte Seuche, der furchtbare Typhus, der in drei Tagen das geſundeſte Mark vertrocknete, das kräftigſte Hirn in Aberwitz verkehrte und in flammender Gluth aufrieb? —

Einige Bürger von Königsberg, geachtete und angeſehene Männer, fuhren nach Eylau hinüber, um ſich das Schlachtfeld und das verwüſtete Städtchen anzuſehen. Die Häuſer, welche das Feuer verſchont hatte, ſteckten noch nach Jahren voll Kugeln, und die Einwohner kehrten ſie, nach der Schlacht, auf der Straße in großen Haufen zuſammen.

Die armen Neugierigen kamen aber nach ein paar Tagen von Eylau zurück, wurden krank und erlagen dem Typhus. Faſt alle büßten ihr Gelüſten auf dieſe Weiſe.

Das friſche noch dampfende Schlachtfeld möge man beſuchen; das Schlachtfeld von mehrern Tagen muß man fliehen. Die Großartigkeit des Schrecklichen iſt dann verſchwunden, man erblickt nur noch die flachen Hügel der Begrabenen, nur dünne Erdſchichten, über welchen die giftigen Seuchen ſchweben.

Mir erzählte ein Freund, der von einer Reiſe zurückkehrte, er wäre die ganze Nacht hindurch gefahren, als er gegen Morgen durch das Werfen des Schlittens aus ſeinem Schlummer geweckt wurde. Er zog die Mütze von den Augen, um ſich nach der Urſache des ſchlechten Weges umzuſehen, und erblickte, im Grauen des Tages, Haufen von todten Menſchen und Pferden, über die er fuhr.

Es war ein Theil des Schlachtfeldes von Eylau, über den ihn ſein Weg führte.

XI.

Unſere Stadt war jetzt unter der Herrſchaft der Ruſſen und des Hoſpital-Fiebers getheilt. Man fühlte ſich von einem unangenehmen Dunſtkreiſe umfangen, und ſtieß darin auf die abſchrekkendſten Scenen.

Früh Morgens um ſieben raſſelte ein ſchwerer Wagen durch die Straßen, der einen ganz eigenthümlich dumpfen Schall erregte. Er glich einem ungeheuern Munitions-Wagen, und man holte darin die Leichen der letzten Nacht zuſammen, um ſie auf die Lazareth-Begräbniß-Plätze zu fahren. Aus den Fugen quoll Waſſer hervor: eine Folge der oft gefrorenen, dicht auf einander gepreßten Leichname.

Auf meinem Wege zur Klaſſe begegnete ich dieſem Wagen gewöhnlich, ohne daß dies einen beſondern Eindruck auf mich hervor gebracht hätte. Ich aß im Gehen den Reſt meiner Morgenſemmel aus der Taſche und ließ mich darin nicht ſtören.

Aber ein anderer Anblick ergriff mich ſtärker. Ich mußte bei einem niedrigen Häuschen vorüber, in deſſen Fenſter man bequem hineinſehen konnte. An einem dieſer Fenſter nun ſtand das Bett eines Fieberkranken, der — wie es damals nur zu oft der Fall war — ſich ohne alle Aufſicht befand. Er ſprang hin und her, und raste fürchterlich. Nie werde ich ſeine bleichen Züge, ſein wildes ſchwarzes Haar, die ſtieren Augen und die Töne vergeſſen, die er ausſtieß. Doch währte dies nur ein paar Tage; dann ſtanden die Fenſter offen, und das Bett war leer. —

Hinter der Mauer, die den Hof der Schloßſtallungen einſchließt, höre ich eines Morgens gar luſtig die Trompete ſchmettern; Militairſpektakel hatten damals für mich einen großen Reiz; ich trete in den Hof. Zwei Reihen ruſſiſcher Soldaten mit Weidenſtäben in der Hand, und ein nackter Menſch mit glänzend weißem Rücken, der zwiſchen ihnen hinabgeht, wie er ſich aber wendet, iſt ſchon alles voll rother Striemen und Blut. Es hatten ſich einige Kameraden zu mir geſellt, es war noch früh, und wir blieben ſtehen, um länger zuzuſehen.

Und was geſchah mit dem Armen, ſo gräßlich Mißhandelten? Man warf ihm einen groben Tuchmantel um und führte ihn nach der Hauptwache; dort wuſch ihm der ruſſiſche Kompagnie-Feldſcheer den Rücken mit Branntwein, dies bewirkte bis zum andern Tag ſchon eine Kruſte, die dann wieder aufgehauen wurde, und ſo weiter. O die Barbaren!

Ein weniger blutiges Schauſpiel konnte man alle Tage vor der Hauptwache ſehen. Ein armer Teufel von denen, die zu Pferde dienen, wurde von zwei Andern, mit den Pallaſchen jämmerlich gehauen. Dieſe militairiſchen Büttel zeigten dabei einen eigenen Takt. Pſuit! pfiff des Einen Säbel rechts; Pſuit! des Andern Säbel links, und dazwiſchen der arme Teufel, ſpringend und heulend: „Oi, Oi Batuschka!“ Während er ſprang hielten die Büttel inne, und hieben wieder zu, wenn er ſtill ſtand. Ich konnte eigentlich nicht recht begreifen, warum er zu ſpringen aufhörte.

Für das Fußvolk war eine angemeſſenere Züchtigung erfunden. Der Delinquent wurde auf eine Bank geſtreckt, zwei Trommler ſetzten ſich reitend

[illegible] fehlt nicht mehr.
[illegible] und die Kommunikation

auf ihn und bearbeiteten Rücken und Waden mit ihren Trommelſtöcken, beſtändige Wirbel ſchlagend.

Und das hatten wir Primaner von 1806 alle Morgen; die von 1830 laſen Heine, und die Spaziergänge eines Wiener-Poeten. Welche Verſchiedenheit in der Spanne Zeit! ... Unſere Mädchen hatten ſich aus dieſen Wirren jetzt ganz in ſich zurückgezogen. Selbſt Emilie gelüſtete nicht mehr, ſo ſehr ſie ſich früher darauf gefreut hatte, nach ihren barbariſchen Landsleuten.

XII.

Zu dieſem Elende geſellte ſich noch die furchtbarſte Theurung und der gänzliche Mangel an guten Lebensmitteln. Statt des Waizens und Roggens wurde in vielen Haushaltungen die Gerſte eingeführt, die graue, trockne Klöſe gab, welche ſehr unſchmackhaft waren. Auf dem Lande, nach Litthauen hin, wurde Brod aus einer Miſchung von Kartoffeln und Erbſen gebacken, und dieſe ungewohnte Nahrungsmittel trugen nicht wenig dazu bei, dem Tode noch reichlichere Opfer zu liefern.

Aus dieſer Quelle entſprang eine neue Art von Induſtrie, wovor in ruhigen Zeiten einem Jeden die Haut ſchaudern würde, die aber damals ganz natürlich gefunden wurde. Es waren die Sargmagazine. Ein großer, weiter Laden, ganz voll von Särgen jeder Größe, einfach, verziert, prächtig, nach Jedes Bedürfniß, und über der Thüre ein Schild mit der Inſchrift: „Alle Zeit fertige Särge,“ — und in den öffentlichen Blättern die langen empfehlenden Anzeigen.

In Paris waren die „**Magazins de deuil**“ eine ähnliche Erſcheinung; ſie vermehrten ſich während der Cholera auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe. Die eleganteſten Laden nahmen Ballkleider, Shawls und Blonden von ihren Fenſtern und hingen dafür ſchwarze Flöre und Trauerzeuge daran auf.

Der Krieg härtet aber jedes Gemüth ab. Wir lebten in unſerer gewohnten Art fort, und Niemand von uns dachte daran, daß er in dieſen Amalgama von Peſt und Kriegsnoth untergehen könnte.

VIII.

Und unter dieſen Gräueln ſchoſſen poetiſche Naturen auf, wie voreilige Blumen, die das Erwachen des Frühlings nicht abwarten wollen. Eine Zeitſchrift wurde begründet, und Max von Schenkendorf ſtellte ſich an ihre Spitze. Raphael Bock, der damals Domvikar in Frauenburg war, ein Schüler und Freund Werner's, ſang Lieder ſeines Meiſters würdig. Viel Schönes ſah man hier entſtehen, das jedoch, nur von Wenigen beachtet, bald wieder verſchwand. Daß ſolche Beſtrebungen in jener Zeit nicht ſtärker zu wirken vermochten, iſt leicht einzuſehen. Die Herausgeber der „Veſta" dachten gar nicht daran, den Zeitgenoſſen ihre Poeſie als Gemüthsſtärkung zu bieten. Es war kein Decameron, der in Zeiten der Noth erſchaffen wurde, um die troſtloſe Welt zu erheitern; dieſe Poeſie ſtand außer allen Beziehungen unſeres Lebens. Das Königsberger Theater zählte damals durch einen ſonderbaren Zufall Mitglieder von höherer wiſſenſchaftlicher Bildung, wie ſie nur ſelten angetroffen werden. Fleiſcher, der die Väter ſpielte, war ein gelehrter Grieche, Weiß, der erſte Tenor, gab Proben einer neuen Ueberſetzung des Don Quixote heraus, Büttner, der erſte Held, unterrichtete im Engliſchen, und Karl Blum, der noch jetzt mit Einſicht und Geſchmack für die Bühne arbeitet, war damals ein jugendlich aufſtrebendes Talent, das ſich in allen Fächern verſuchte. Er dichtete eine Oper, componirte ſie, ſetzte ſie in die Scene, malte die Dekoration dazu und ſang die Hauptrolle darin. Dieſe Oper hieß Karl II. — Die Anweſenheit des Hofes hatte überdies noch manchen Künſtler aus Berlin hierhergezogen; die dortige Anweſenheit des Feindes manchen reichen Privatmann.

Dem dicken Kapellmeiſter Himmel, im grünen Sammtpelze, konnte man oft auf den Straßen begegnen. Seine nunmehr vergeſſene Fanchon hatte ihn damals ſo berühmt gemacht, daß man ſtillſtand, um ihm nachzuſehen. Er war ein Original von einem Schlemmer, wie er in unſerer jetzigen Welt ſchwerlich mehr anzutreffen ſein möchte. Obgleich ihn keine große Virtuoſität als Klavierſpieler auszeichnete, ſo ergötzte doch allgemein ſein angenehmer Vortrag. Beſonders beliebt waren ſeine freien Phantaſien, die er mit angenehmen Motiven aus Fanchon durchwebte. Einſt währte eine ſolche bis gegen eilf Uhr, und die entzückten Zuhörer wollten ſich nicht entfernen, und baten ihn fortzufahren.

Sein Gegenſtück, der lange hagere Maurermeiſter Zelter, war auch unſer Gaſt geworden. Er brüſtete ſich gern mit ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Schiller und Goethe, und wußte viele Anekdoten von ihnen zu erzählen. So fiel es mir einſt an einem öffentlichen Orte auf, wo er ein Glas Rheinwein trank und dabei bemerkte: „Mein ſeliger Freund Schiller pflegte dieſen Wein beſonders zu ſchätzen, er durfte, ſo viel ihm davon beliebte, aus dem herzoglichen Keller täglich holen laſſen.“ Ich erkundigte mich ſogleich nach dem Namen des Sprechenden; denn ein Freund Schiller's war mir jeden Falls auch eine wichtige Bekanntſchaft. Die Anweſenheit ſolcher Männer brachte allerdings einiges Leben in die faſt aufgelöſte Geſellſchaft. Die muſikaliſchen Genüſſe, welche durch ſie herbeigeführt wurden, waren die Lichtpunkte unſeres trüben Lebens. Unſere armen Mädchen thauten auf an dieſen Klängen.

XIV.

Der Hof war nach Memel gegangen, und man ſprach davon, daß die Franzoſen bald in Königsberg einrücken würden. Wir ſahen es nun kommen, uns als franzöſiſche Provinz etwa als Département de la mer Baltique oder des bouches du Niemen dem großen Reiche einverleibt zu ſehen. Man glaube aber nicht, daß uns dies gleichgültig war; es herrſchte durchweg mehr Franzoſenhaß als Franzoſenangſt unter uns; aber an Franzoſenfreude, wie ſie in andern Theilen Deutſchlands ſich zeigte, war in dieſem nordöſtlichen Winkel des Vaterlandes gar nicht zu denken. —

Einſt an einem ſchönen Sonntagsmorgen, ſagte ein ſchmucker Feldjäger, der ſchon viele Wochen unſere Einquartierung war: „Jetzt muß ich fort nach dem Norden, und in einer Stunde werden Sie eine Kanonade hören, wie ſie Ihnen ſicher noch nicht vorgekommen ſein wird.“ Mein Vater war frühe ausgegangen und wir hatten von den jüngſten Vorfällen durchaus keine Nachricht; man kann ſich daher leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſe lakoniſche Anzeige von der Beſchießung der Stadt auf uns machte.

Ich lief ſogleich auf den Schloßplatz, wo ich viele Bekannte traf, die Alle in Gruppen umherſtanden und ſich die Neuigkeit mittheilten. Die

Stunde war noch nicht verfloſſen, als der erſte Schuß gelöſet ward, und nun ſahen wir die Kugeln am fernen Horizont in Bogen ſteigen. Die Bürger eilten auf die Wälle, um den Spektakel in der Nähe zu haben; aber bald kamen ſie wieder zurück, weil Einige beinahe von den Kugeln erreicht worden waren. Niemand wußte ſich zu erklären, was dieſe Vertheidigung einer offenen Stadt bezwecken ſollte, wenn es nicht darum geſchah, noch mehr Unglück über ſie zu verhängen. Gegen Abend wurde das Schießen ſtärker, den Himmel färbte eine Feuersbrunſt. Die Vorſtädte: „der naſſe Garten" und „der Haberberg" waren von der Freunde Hand angezündet worden.

Jetzt hatte ſich ein bitteres Gefühl des Unmuths und des Haſſes der ganzen Jugend bemächtigt. Wir haßten eben ſo den Feind, wie unſere eigenen Truppen und Bundesgenoſſen, die durch Ungeſchicklichkeit und Unvertrag dies Verderben über uns herbeigezogen hatten. Wir fühlten, das darf ich behaupten, eben ſo tief und ſtark wie die Jugend von heute, wenn gleich unſere Erziehung eine völlig andere geweſen war.

Einem Lehrer der franzöſiſchen Sprache, von dem die Rede ging, daß er zu Gunſten ſeiner Landsleute Spionage getrieben habe, kündigten wir nach feſtem, einmüthigem Beſchluſſe den Gehorſam auf. Wir beſchloſſen kein Wort franzöſiſch mehr zu ſprechen. Obgleich es Sonntag war, erſchienen wir Alle in unſern Werktagskleidern, und als ſich ein hübſcher, etwas eitler Junge, der Sohn eines höhern Staatsbeamten, den wir ſonſt wohl leiden mochten, in einem ſehr geputzten Anzuge unter uns blicken ließ, empfingen wir ihn mit Hohn, und zwangen ihn, uns Augenblicks wieder zu verlaſſen.

Wer durfte ſich putzen an dem Tage, wo dem Vaterland die Schmach bevorſtand, den Feind in die Thore der alten Hauptſtadt einrücken zu ſehen? Denn Berlin war in unſern Augen nur die Hauptſtadt der Mark, einer bloßen Provinz; Königsberg war mehr, das Herz des Preußenlandes, Krolowiec! die alte trotzende Hochmeiſterburg gegen Polen- und Litthauer-Schwärme an der mächtigen Pregolla!

Und nur ſechs Jahre ſpäter waren dieſe Knaben Jünglinge, welche die herrlichen Reihen des bei Jauer und an der Katzbach gefallenen oſtpreußiſchen Cavallerie-Regiments bildeten.

XV.

Auch damals ſchon hatten ſich unter uns Freicorps gebildet, um das faſt gänzlich aufgeriebene regelmäßige Heer zu erſetzen. Ihre Erſcheinung erhöhete die bunte Verwirrung, die damals in der Stadt herrſchte, um ein Bedeutendes.

Das eine davon, von dem Freiherrn von der Marwitz organiſirt, zeichnete ſich durch eine elegante Uniformirung aus, mit gelben Huſarenſchnüren überladen und an allen möglichen Attributen jugendlicher Heldenſchaft ausgerüſtet — eine nicht zu verwerfende Maßregel, junge Leute zu ködern, die ſich ſtets in glänzendſter Geſtalt dem Ruhme entgegenſchreiten ſehen wollten.

Das andere Freicorps, nach ſeinem Begründer das Krokow'ſche genannt, hatte das abenteuerlichſte Ausſehen, das man ſich denken kann. Die Leute trugen dunkelgrüne, kurze Kittel, in der Art der ſpätern altdeutſchen Studentenröcke, und dazu Waffen und Helme der mittelalterlichen Ritter und ihrer Knappen, wie ſie irgend ein altes Zeughaus, ich glaube das zu Danzig, hergeliefert hatte. Die ſchweren, weiten, eiſernen Pickelhauben fielen den armen, braven Burſchen bis auf die Naſen, und die gewichtigen Schwerter hiengen ſchwer an ihren ſchmächtigen Lenden. Ich glaube, ſie hatten auch etwas von einem Fetzen Tigerfell an ſich. So barock ſie aber auch ausſehen mochten, es waren tüchtige Leute, und das Krokow'ſche Freicorps wußte ſich Namen und Anſehen zu verſchaffen.

Wer aber ſpricht heute wohl davon, wie etwa von den Lützow'ſchen Jägern oder von den Todten-

Helden des ſiebenjährigen Krieges? — In dem größten Unglücke jener unheilvollen Zeit gehörte auch das, daß wahre Größe, die ſich momentan auszeichnete, in den Strudel der Ereigniſſe mit hinabgeriſſen, unterging, und keine fromme Hand es unternahm, ihr ein unvergängliches Denkmal zu ſtiften.

XVI.

In dem Wirrwarr, der auf den Straßen herrſchte, tauchte mit einem Male eine geliebte, längſt vermißte Geſtalt vor meinen Blicken auf, die mir freundlich die Hand vom Pferde reichte. Es war Alexander. Wir konnten uns nur wenige herzliche Worte zurufen — er verſprach, auch den Abend zu kommen.

Dieſe Nachricht verbreitete Freude im Hauſe; Ida, die ſchon ſeit längerer Zeit über Bruſtleiden klagte und bleich ſah, wurde wieder roth, wie in ſchöneren Tagen.

Dieſes ſeltſame Weſen lebte wie ein unverſtandenes Räthſel in ſeiner Umgebung. Wir wußten nicht, wie es kam, daß die blühende Jungfrau mit einem Male ſo kränkelnd wurde. War es der Schmerz um das Vaterland? Ihr tiefes Gemüth war deſſen wohl fähig in dem Grade. War es die Liebe? Wir Andern dachten hierüber noch ſo unbefangen, daß wir eine ſolche Urſache nicht vorausſetzten und die guten Eltern befragten Aerzte und ſetzten ein rein phyſiſches Leiden voraus.

Der Abend kam und mit ihm trat ein wehender Federbuſch in unſere Thüre. Es war der Erwartete, der uns eine Stunde ſchenken wollte. Er war noch ſchöner geworden, ſein milchweißes Geſicht hatte der Krieg gebräunt, und ein männlicher Ton der Rede ſchallte unter dem leichten Anflug von Bart hervor. Er war damals ein blühend ſchöner Jüngling. Wie er ſpäter berühmt wurde, und ſein Name von den Lippen der ſchönſten Damen tönte, ſoll er in Dürftigkeit traurig gelebt haben, und die, welche ihn kannten, wollten keine Spuren von Schönheit mehr an ihm entdecken.

Er entwarf uns mit dem ihm eigenen Feuer Schilderungen der Affairen, die er mitgemacht hatte, und nachdem uns der Abend nur zu ſchnell verſtrichen war, ſchied er von uns unter Thränen, um neuen Abenteuern entgegenzuziehen.

Auf Ida hatte dieſer Beſuch vernichtend gewirkt. Nun erſt ſahen wir ein, wie weit ihre Schwäche gediehen war. Sie klagte nicht, aber ihr verändertes Ausſehen deutete uns an, daß die Herbeirufung der geſchickteſten Aerzte nicht verſäumt werden dürfe.

Aber auch dieſe kannten die geheime Urſache ihrer Krankheit nicht. Man verſchwieg ihnen keineswegs die auffallende Veränderung des Mädchens, die während Alexanders kurzem Verweilen eingetreten und Niemanden entgangen war. „Sie ſei bruſtkrank,“ — erwiederten die weiſen Heil-

Künſtler, — und müſſe vor allen heftigen Affekten ſorgfältig gehütet werden.

XVII.

Der Morgen des Montags brachte die Kapitulation. Eine noch größere Volksmenge erfüllte den Platz, wie am Tage vorher. Retirirende Truppen zogen auf der Straße nach Tilſit und Memel zur Stadt hinaus. Den Bürgern blieb nun nichts mehr übrig, als den Feind zu erwarten. Der Magiſtrat ließ Proklamationen an die Straßenecken heften, welche mit den Worten anfingen:

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!"

Ach! Niemand dachte daran, unruhig zu ſein, Alle waren wohl ziemlich mürbe gemacht. —

Noch hatten Preußen die Hauptwache beſetzt. Am Mittage, als die Wache abgelöſt wurde, zog dieſe ſogleich zum Thore hinaus. Dies machte einen ſehr trüben Eindruck. Wir hegten eben keine Neigung für das preußiſche Militair, aber der Fall ergriff uns dennoch.

Nachmittags, als die letzten Nachzügler ſchon ihren Rückzug durch die Stadt genommen hatten und Platz und Straße leer geworden waren, trat die Schloßwache zum letztenmal unter's Gewehr. Ein junger Lieutenant commandirt Marſch, und den wirbelnden Trommelſchläger an der Spitze zieht die Mannſchaft ab, in ſolcher Eile, als ob der Feind ihr ſchon im Nacken ſäße, obgleich er der Capitulation zufolge erſt am andern Morgen einrücken durfte. Dieſe ängſtliche Haſt wurde zum Abſchied mit einem Gelächter belohnt.

Eine Stunde nachher ſahen wir eine Bürgerwache aufziehen. Ein überaus komiſcher Anblick, ein noch nie geſehenes Schauſpiel! Damals gab es noch keine organiſirten Nationalgarden, keine Landwehr, Landſtürmer und dergleichen. Arme, verhungerte Bürger, in abgebleichtem Sonntagsſtaate, mit verroſteten Spießen und Degen erſchienen vor uns, die — weit entfernt, der bewaffneten Macht Achtung zu verſchaffen, — vielmehr mit großem Gelächter auf ihrem Ehrenpoſten bewillkommt wurden.

XVIII.

Unter dem Schutze dieſer ehrenwerthen Leute hatten wir die kurze Frühlingsnacht ohne Störung verſchlafen. Ich erwachte um fünf Uhr. Ich hatte wieder mein Studierſtübchen unter dem Dache bezogen, von wo ich einer weiten Ausſicht genoß. Die Neugier, Franzoſen zu erblicken, trieb mich an's Fenſter. Ich ſah in der Ferne einige dunkle Reiter mit Bärenmützen. Es waren Jäger zu Pferde, wie ich ſpäter erfuhr.

Eine Trommel, die nach einem ungewöhnlichen Takte geſchlagen wurde, zeigte uns an, daß die feindlichen Truppenzüge begannen. Mein Vater gab ſtrenge Verhaltungsregeln und verließ mit mir das Haus. Auf dem Schloßplatze war Alles lebendig. Die Franzoſen zogen in ununterbrochener Reihe an uns vorüber.

Dieſe Helden, von denen wir nun ſchon lange wunderbare Dinge hörten, ſahen aber bedeutend kläglich aus. Alles an ihnen war zerriſſen und ſchmutzig und von Uniformirung keine Spur zu finden. Vor jeder Abtheilung marſchirte, ſich mit lächerlicher Gravität hin- und herwiegend, ein Rieſe, bunt und phantaſtiſch herausgeputzt, doch nicht minder ſchmutzig als die Uebrigen. In der Hand trug er einen großen Stock, den er bald ſchwang, bald drehte oder in die Luft warf. Dies ſchien uns für Helden eine ſehr unſchickliche Mode zu ſein. — Hinter dieſem Rieſen kam die Muſik, die einen luſtigen, beſchwingten Marſch ſpielte, dann die Sappeurs mit langen Bärten, die Beile auf der Schulter, gleich den Liktoren der Römer. Dieſe waren das Einzige, was meinen Beifall hatte. Hinter der Truppe zogen einige ganz zerlumpte Kerle, die Niemand für Soldaten gehalten hätte, würden ſie nicht bewaffnet geweſen ſein. „Das ſind die Marodeurs, die überall ſo großes Unheil ſtiften,“ ſagte leiſe mein Vater zu mir. Die Truppen trugen leichte Gewehre, kleiner als unſere preußiſchen, doch waren die Bajonette viel länger. Sie marſchierten nicht im Takte, ſondern gingen ganz ungezwungen neben- und durcheinander; man ſah es ihnen an, daß ſie nicht darnach ſtrebten, unſere gute Meinung zu gewinnen; ſie zogen durch unſere Straßen, mit Staub bedeckt, von der Hitze verbrannt, mit glühend rothen Geſichtern, einem fliehenden Feinde nach. Für ſie war mit der Einnahme von Königsberg noch nichts Entſcheidendes geſchehen; ſie hatten noch ein anderes Tagewerk zu vollbringen.

Zugleich mit dieſen Vorbeiziehenden ſahen wir aber auch einzelne Soldaten, das Quartierbillet in der Hand, nach Straße und Hausnummer fragen. Dies waren ſolche, die zum Beſatze der Stadt bei uns bleiben ſollten. Wie ſich nun ihre Zahl um uns her mehrte, ſo fand es mein Vater gerathen, ſchnell nach Hauſe zu gehen, um nach zuſehen, was ihm der Zufall davon beſcheeren würde.

XIX.

Die meiſten Einwohner hielten Thüren und Fenſter wohl verſchloſſen, weil Exceſſe zu beſorgen ſtanden. Die Soldaten, die alſo Einlaß begehrten, ſtießen mit den Kolben auf den Boden und fluchten laut, was einen wilden Tumult erregte.

In dieſer Verwirrung hatten wir unſer Haus erreicht; mein Vater ſchloß die Thüre des erſten Stockwerks, das er bewohnte, hinter ſich zu und verbot uns die Fenſter zu öffnen. Wir ſtanden da und lauſchten, und ſahen mit Bangigkeit die ſich immer mehrenden Soldaten, die Quartier in unſerer Straße ſuchten, und hörten ihr wildes Geſchrei und Geſtampfe.

Der alte Schauſpieler, der unter uns wohnte, ein täppiſcher, charakterloſer Menſch, trat mit einer Weinflaſche in der Hand vor die Thüre, und rief den vorbeiſtreifenden Franzoſen mit freundlicher Miene in geradbrechtem Franzöſiſch zu: „Messieurs, venez ici, boire du vin, bon manger, Alles à votre service.“

Weßhalb er das that, war uns unerklärlich. Der Vater meinte, weil er eben ein Narr ſey. — Die Franzoſen guckten ihn an, und gingen vorüber, endlich folgten einige verdächtige Kerle ſeiner Einladung. Es waren ihrer fünfe von den Zerlumpteſten, die er auf ſolche Weiſe in's Haus zog. Es hatte jedoch nicht lange gewährt, da trat der zur Unzeit gaſtfreie Narr wieder auf die Straße und rief ängſtlich einem Offizier zu, der gerade des Weges kam, und zwar auf deutſch, ohne alle Beimiſchung von Franzöſiſchem:

„Mein Herr, ich werde hier geplündert! Man erbricht meine Kaſten und Schränke!“

Der Offizier, der — wenn er auch die Worte nicht verſtehen konnte, — doch die Miene des Mannes begriff, ging ſogleich hinein, und bald darauf ſahen wir die fünf liebenswürdigen Gäſte in Haſt davoneilen. Der Offizier blieb als Sauvegarde noch einige Zeit im Hauſe.

Endlich erſchien ein Mann mit goldenen Epauletten und geſticktem Kragen, von einer einnehmenden Geſichtsbildung, der ſich als den uns vom Schickſal beſtimmten Hausgenoſſen kund gab. Er wurde mit Höflichkeit aufgenommen, und ihm ein in Bereitſchaft gehaltenes gutes Frühſtück vorgeſetzt. Er war Chef d'Escadron und ein Mann von Artigkeit und Weltkenntniß, welches er gleich im erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft merken ließ.

XX.

Die ganze Nachbarſchaft hatte nun ihre Einquartierung, und man beſchwerte ſich gar nicht darüber. In unſerer Nähe lag eine Reihe kleiner Häuſer, von unbemittelten Leuten bewohnt, wo Marins de la Garde hingelegt wurden. Es waren dies ſehr gutmüthige Leute, die reichliche

Bons auf Fleiſch und Gemüſe empfingen, womit ſie ihre Wirthe ſelbſt willfährig regalirten. Abends ſaßen ſie auf der Schwelle, ſpielten mit den Kindern und ſangen ihnen artige franzöſiſche Lieder vor. Ich ſah dieſe romantiſchen Geſtalten mit beſonderer Vorliebe, denn ich dachte dabei an Korſaren und Galeeren, an Kreutzen und Entern, und Alles, was ich von dieſen ſo anziehenden und ſchauerlichen Dingen geleſen hatte, trat mir vor die Seele.

Unſer Escadronschef hatte mich in ganz beſondere Affektion genommen. Er hieß Foreſtier und war Beſitzer einer bedeutenden Seidenfabrik in Montpellier. Mein Vater, wie er die Artigkeit der Franzoſen in der Nähe ſah, und unſer Leben nun durch ſie einen friedlichern Anſtrich zu gewinnen ſchien, fügte ſich in das Unvermeidliche, und ließ es geſchehen, daß ich zu unſerm höflichen Gaſte, der mich zu jeder Tageszeit haben wollte, nach den beendigten Unterrichtsſtunden gehen durfte. Er nahm mich mit, wenn er zu ſeinen Freunden ging oder in's Theater und ließ mich ſelbſt Theil an ihren kameradlichen Mahlen nehmen. Und wie er nun ein feiner wohlgeſitteter Mann war, ſo waren es auch nur Leute ihm gleich an Bildung, die ich durch ihn kennen lernte.

Ein junger, leicht verwundeter Franzoſe, ſehr bleich und ſchön, beſuchte ihn oft. Es fanden ſich bald allerlei liebenswürdige Beziehungen zu unſern Mädchen, die nicht ohne Aufmerkſamkeit für die Gäſte blieben. Unſere Mutter theilte ſie. Gewöhnlich ſtanden die ſchönſten Blumen auf dem Tiſche des Escadronschefs, und oft wenn er an ſeinen kaum zugeheilten Wunden litt, und zu Hauſe bleiben mußte, wurden unſere Damen gemeldet, und erkundigten ſich, wenn ſie erſchienen, mit großer Theilnahme nach ſeinem Zuſtand.

Sie laſen ihm vor, und beſtrebten ſich auf alle mögliche Weiſe, ihm gefällig zu ſein. Er war Maler, und hatte verſprochen, ſie zu portraitiren.

Die Bildung der Franzoſen, ihr anſtändig geſelliger Ton, den ſie ſelbſt durch jahrelange Feldzüge zu erhalten gewußt, nahm für ſie ein. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und unſern ahnenſtolzen, ſteifen Junkern, ohne Talent und Wiſſenſchaft, ohne Gemüth und Erfahrung, ſprang grell in die Augen. Bei den freundſchaftlichen Mahlen, denen ich beiwohnte, herrſchte dieſelbe liebenswürdige Ungezwungenheit; keine Rohheit, keine Unſitte wurde bemerkbar, obgleich Freude und Wein im reichſten Uebermaße floſſen.

„Le plus jeune militaire sert à boire!“ war der ſcherzhafte Wahlſpruch, und ich mußte dann weidlich einſchenken.

Im Theater, das ich bis dahin nur noch wenig beſucht hatte, gefiel es mir beſonders an der Seite meiner neuen Freunde. Ich bedauerte nur, daß wir immer zu ſpät kamen; denn da wir erſt nach franzöſiſcher Sitte ſehr ſpät zu Mittag eſſen, und die Theaterdirektion ſich hiernach nicht richten wollte, ſo war bei unſerem Erſcheinen immer die Hälfte des Stückes ſchon vorbei.

Luiſe hatte vor nicht gar langer Zeit ihre erſten theatraliſchen Verſuche gemacht und bewegte ſich in kleinen Geſangparthien mit großem Glücke. Florine in „Fanchon," Zelide in „Aline" und Melitta in „Axur" waren ihr ſehr zuſagend. Einſt nach der Vorſtellung der Aline äußerte Foreſtier zu einem ſeiner Freunde, indem er von Luiſe ſprach: „La petite est délicieuse!"

Ich konnte nicht begreifen, wie man eine Schauſpielerin délicieuse nennen mochte. Dieſer neue Sprachgebrauch verurſachte mir einiges Kopfzerbrechen.

XXI.

Wie in dieſen Berichten, ſo war ich damals im Leben von der ſanften, blonden Emilie abgekommen. Meine gute freundliche Pflegerin war mir in dieſem Jahre bedeutend über den Kopf gewachſen. Ein Mädchen von ſiebzehn Jahren und ein junger Menſch von ſechzehn, welch ein Unterſchied! Hätten mich die Franzoſen nicht emancipirt, ich wäre nichts weiter als ein Schulknabe geweſen, der in jeder Geſellſchaft unbeachtet daſteht und darauf wartet, daß er ein Stück Kuchen bekommt, um dafür die Hand zu küſſen. Und Emilie, die ſchon die Seele jeder Geſellſchaft war, die Sonne, um die ſich Alles drehte!

Mich intereſſirte Luiſe vielmehr, beſonders ſeitdem ſie Schauſpielerin geworden war. Ich übte mein kritiſches Talent an ihr, und ſetzte ihr ſtark zu mit meinen oft nicht ſehr höflichen Bemerkungen. Eigenſinnig, wie ſie von Natur war, fruchteten dieſe nicht, ja ſie fiel gewöhnlich nur noch deſto ärger in die von mir gerügten Fehler, blos um mir einen Poſſen zu ſpielen. Nie hat wohl noch ein kindiſcheres Verhältniß zwiſchen Künſtler und Kritiker beſtanden, als das unſrige! — Je ſchlechter ſie nach meiner Meinung ihre Sache machte, deſto eifriger wurde ich in meinen Ausſtellungen, und ſie — die ſich ſo leicht meinen Zurechtweiſungen hätte entziehen können — hörte mich an, um mit mir zu ſtreiten, und mir ſchließlich die Verſicherung zu ertheilen, daß ſie es doch nicht anders machen werde.

Einſt war ich zu weit gegangen; ich hatte nicht nur ihr Spiel, ich hatte ihre Toilette, ihr Ausſehen getadelt, ich hatte ſie eine Katze genannt. Ich bat ſie, ſie möge ſich vor den Mäuſen hüten, die vernehmlich pfeifen würden, und diesmal der kleinen Katze ſpotteten. Dies war Luiſen zu ſtark. Sie ſchwur, unter keiner Bedingung zu ſpielen. Sie hatte mich im Verdacht, ein Komplott gegen ſie geſchmiedet zu haben, ſie behauptete, ich wiſſe bereits, daß man ſie auspfeifen wolle. Ich ergötzte mich an ihrem Zorn, und fand ſie entzückend ſchön, und noch heute ſehe ich ſie vor mir mit den Thränen in den Augen und dem emporgeworfenen ſchmollenden Mündchen. Die Stunde des Theaters rückte heran, und ich entfernte mich, um, wie ich ſagte, ihr Zeit zu gönnen, ſich zu ſammeln, und über meine Bemerkungen zu ihrem Nutzen nachzudenken.

Ihr dummer Vater, der uns behorcht hatte, und wirklich den Wahn hegte, ſeiner Tochter könne eine Schmach an dieſem Abende bevorſtehen, beruhigte ſie ſo gut er es vermochte und lief zur Polizei, um im Voraus Aufmerkſamkeit gegen die etwa vorhandenen Unruheſtifter zu erregen. Die Polizei in Königsberg, die ſich bis dahin nur mit Straßenunfug zu beſchäftigen gehabt hatte, ſah ſich durch die letzten Ereigniſſe mit Blitzesſchnelle in höhere Regionen erhoben; ſie träumte von Spionage, Aufwieglern, Meuchelmördern und Verſchwornen der ärgſten Art. Die Anzeige des alten Komödianten öffnete ihr eine ſchöne Perſpektive der trefflichſten Verhöre, und gab ihr an die Hand, ſogleich die wirkſamſten Maßregeln zu ergreifen. Sie ließ die Wachen verdoppeln, ſie ſtellte Späher auf, ſie ging darauf aus, mich, den ſorgloſen Spaßvogel, um eines kindiſchen Scherzes wegen einfangen zu laſſen.

Mit dieſer Gewißheit eilte der Alte beruhigend zu ſeiner Tochter, um ſie in's Theater zu geleiten. Sie ſpielte an dieſem Abende noch ſchlechter, als gewöhnlich, aber ſie hatte ſich krank melden laſſen, und jede Kritik dadurch entwaffnet.

Mein Verhältniß zu ihr wurde nach dieſem Vorfalle nur noch pikanter, indem meine Neckereien und ihr Trotz wuchſen. Ich muß jetzt nach dreißig Jahren bekennen, daß ich wirklich glaubte, in Luiſe zum Sterben verliebt ſein zu können.

XXII.

Neben der ſinnlichen Emilie, und der pikanten Luiſe, ſtand einſam, tief fühlend und ſtill, Ida, mit den bleichen, krankhaften Wangen, den großen Augen, dem tief dunkeln Haare, und dem hohen mädchenhaften Wuchſe. Die Franzoſen nannten ſie: **la petite Romaine**, und fanden ſie ſehr intereſſant, obgleich ſie ihnen eine wahrhaft unnahbare Schönheit war. Sie war ihnen fremd geblieben, und mußte es auch, da ſie ihr Weſen nicht zu begreifen vermochten. Eine ſolche verſchloſſene Jungfräulichkeit, ein ſo tiefes und dabei zartes Herz, von Einem Gefühle nur erfüllt und langſam zerſtört, wird nicht in den Salons zu Paris gefunden, noch weniger auf den ſtürmiſchen Bahnen des Sieges und militairiſcher Ehren.

Sie war krank, das wußten wir Alle, wenn gleich nicht in welchem Maaße; ſie war leicht zu reizen und deßhalb vermied ich ſie. Ich mache es mir jetzt zum Vorwurf, daß ich ihr geheimnißvolles Weſen nicht zu ergründen geſtrebt, denn mir wäre es möglich geweſen, da ſie mich wahrhaft liebte. Der Wechſel ihrer innern Bewegung war oft ſo überraſchend, daß er ihr den Vorwurf der Launenhaftigkeit zuzog. Sie tanzte heftig, und wenn man ſie darauf aufmerkſam machte, daß ihr das ſchaden könne, ſo ſetzte ſie ſich an's Klavier und ſang:

„Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide!"

Sie hatte einige Lieder von Goethe herrlich komponirt. Dieſes zur Schau tragen ihres Gefühls, dieſes Dolmetſchen deſſelben, erſchien jedoch nicht um damit zu prunken, wie es bei ſo vielen ſentimentalen Närrinnen der Fall iſt, wo es abſtoßend wirkt. Zu ihr fühlte man ſich in ſolchen Augenblicken nur um ſo mehr hingezogen. Ihr Tod ſollte uns bald zeigen, was wir an ihr verloren hatten.

XXIII.

Dreihundert Mann von der Grenadiergarde, mit den ungeheuern Bärenmützen und den vergoldeten Adlern darauf, ſtanden auf der Schloßwache, als Napoleon in Königsberg einzog. Das militairiſche Schauſpiel das uns die Fremden gaben, war nun impoſanter geworden und ſteigerte ſich bis zu einem überraſchenden Glanze. Die Feinde, anfänglich ſo ſchmutzig und zerlumpt, waren nun in ernſte und geſchmackvolle Uniformen gekleidet, die freilich auf Requiſition vom Lande herbeigeſchafft worden waren. In dem großen Marſtall, dem Schloſſe gegenüber lagen die Mameluken, in ihrer fremdartigen alle Blicke auf ſich ziehenden Tracht. Die Gendarmes de l'Imperatrice zogen die Aufmerkſamkeit nicht minder an. Es waren junge Leute, Söhne der reichſten Bürger, in zierlichknapper Uniform, grünen Röcken und rothen ſilbergeſtickten Weſten, einen kleinen Czacko auf dem Kopf, mit dem ſilbernen Adler und der Chiffre der Kaiſerin daran. An den Hauptthoren des Schloſſes hielten die Chaſſeurs zu Pferde, Napoleons Lieblings-Truppe, deren Kleider er ſelbſt trug und neben ihnen die gefürchteten Gendarmes d'Elite, in prächtiger Equipage und impoſanter Haltung mit dem gezogenen Säbel in der Hand.

Niemand durfte, ſo lange Napoleon das Schloß bewohnte, den innern Hof betreten, und Tauſende von Zuſchauern ſtanden den ganzen Morgen auf dem Platze, um den Mann des Jahrhunderts an dem Fenſter zu entdecken.

Foreſtier hatte mir das Verſprechen gegeben, ihn mir ganz in der Nähe zu zeigen und ich drängte mich daher nicht unter die Menge, als ſich am Nachmittag das Gerücht verbreitete, daß der Kaiſer ausreiten werde, ſondern ich ſuchte meinen Freund auf.

An ſeiner Hand durfte ich an den furchtbaren Wachen vorüber, den innern Hofraum des Schloſſes betreten. Grenadiere der Garde bildeten hier Spalier und außer einigen Offizieren, welche Damen hierher geführt hatten, war kein Zuſchauer gegenwärtig.

Wir ſtanden Stunden lang plaudernd da, bis eine Bewegung unter den Wachen und einige herzu eilende Offiziere uns von dem Nahen des Kaiſers in Kenntniß ſetzten, der vom Spazierritt zurückkehrte.

Meine Erwartung war aufs Höchſte geſpannt, als ſich das glänzende Schauſpiel vor mir zu entfalten begann. Könige, Prinzen und Marſchälle, Alle von Gold ſtrahlend, ſprengten auf prächtigen Pferden einher. Man kannte damals noch nicht die Abbildungen in dem kleinen Hute, die ſpäterhin ſo ſehr vervielfältigt wurden, und ich hielt daher den Kopf hoch empor gehoben und ſpähte ſorgfältig bei der ſauſenden Eile, mit der Alles an mir vorüberflog, aus Angſt, den rechten Mann mit den Blicken zu verfehlen.

Damals hatte man ihn nur im Bilde geſehen nach dem Geſchmacke der Revolutionszeit gekleidet, und daher ſtarrte ich immer nur nach den geſtickten Röcken und den wehenden Federn, aber mein Führer raunte mir immer zu: „**Non, non, ce n'est pas lui!**“ Das waren die Brüder des Kaiſers, und Eugène und Murat, ſeine nächſten Verwandten und ſeine Vettern Berthier, Ney, Soult, Bernadotte und die Hoffnung vieler deutſchen Throne, junge Prinzen alter Häuſer, welche den Zug des Siegers verherrlichten. Endlich hieß es: „**C'est lui!**“ und der kleine, jetzt ſo wohl bekannte junge Mann, ſprengte auf weißem Pferde an mir vorüber.

Er war weder groß, noch beſonders ernſt. Keines der früher geſehenen Bilder war ihm ähnlich. Er hatte hübſche Züge, eine zierliche Naſe, ſchöne Augen, einen feinen Mund. Wäre das hervorſtrebende Kinn nicht geweſen, man hätte ſein Geſicht ganz allerliebſt finden können, aber in dieſem Kinne war freilich Männlichkeit, Hartnäckigkeit und Muth in ſehr hohem Grade ausgedrückt. Dieſes Kinn war das Außerordentlichſte in ſeinem Geſichte. Die Stirn, als der Sitz des Geiſtes, war vom Hute halb bedeckt und konnte daher in jenem Augenblicke den Eindruck ſeiner Erſcheinung nicht um Vieles erhöhen. Seine Farbe ſchien mir ſo wie die der meiſten Italiener, und das Citronengelb an ſeinen Bildern ward ihm angedichtet in Tagen, wo ſich der Haß gegen ihn in gränzenloſeſter Ungebundenheit regte, und ſich Abbildungen von ihm in großer Anzahl vermehrten.

Zwei Lakaien in goldſchweren Livreen fielen ihm in die Zügel und hielten ſein Pferd auf, als er angeſprengt kam, er ſchwang ſich mit Leichtigkeit herunter und eilte in das Portal des Schloſſes. Einen Augenblick ſpäter erſchien er auf dem Altan, von dem der Huldigungseid bei der Thronbeſteigung eines neuen Königs von Preußen verleſen wird. Ich hatte jetzt Muße ihn länger zu betrachten. Alles was auf dem Platze ſtand, brach in: Vive l'Empereur! aus.

Ich ſuchte nun mir das Geſchaute in Gedanken in ein Bild zu faſſen, um es für die Dauer feſtzuhalten, als mein Führer mich erinnerte, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zu gehen.

Wir waren noch die Einzigen auf dem Platze.

XXIV.

Auf dieſem Spazierritte des Mächtigen war das Loos eines armen Mädchens entſchieden worden. Es war eine Geſchichte, die ſich eigentlich noch nicht für meinen Ideenkreis ſchickte, ſie machte aber in der ganzen Stadt ſo großes Aufſehen, daß man ſie das öffentliche Geheimniß nennen konnte, um das ſelbſt ſchon die Kinder wußten.

Indem nämlich Napoleon durch eine der Hauptſtraßen ritt, ſoll er plötzlich durch den Anblick eines überaus ſchlanken, hochgewachſenen Mädchens überraſcht worden ſein, die aus dem Gedränge in eine Seitengaſſe fliehend, ſich mit ſcheuem Blicke nach ihm umgeſehen hatte. Man will bemerkt haben, daß der Kaiſer hierauf ſein Pferd angehalten und zu einem herbeigerufenen Adjutanten ein Paar Worte geſprochen habe. Dies iſt Alles, was man weiß; was man ſich ſpäter erzählte, gründete ſich blos auf Vermuthungen. Man bezeichnete als dieſe jüngſte Eroberung des Kaiſers die Tochter eines angeſehenen Beamten, die für eines der ſchönſten Mädchen in der Stadt gelten konnte und einen ziemlich freien Wandel geführt haben ſoll. Wirklich wurde ſie kurz darauf einem kaiſerlichen Hofbedienten angetraut, der ſie nach Paris entführte.

Auf welche Weiſe dies Gerücht entſtanden war, und wie es Glauben bei dem Volke finden konnte, da es doch von der Wahrheit ſehr weit ablag, vermag wohl Niemand zu ergründen. Die Quellen der Gerüchte ſind oft umſchleierter, als die des Nil, und ſpotten dann des kühnſten Entdeckers.

Jenes Mädchen aber, das Napoleon auf ſeinem Spazierritte erblickte, war aus unſerem Hauſe, Ida ſelbſt, die es der Mutter mit einem ängſtlichen Beben, das dieſe ihrem ſtets gereizten Zuſtande zuſchrieb, bei der Nachhauſekunft erzählte.

Dieſem anſcheinend unbedeutenden Zufalle folgten Tage voll Trauer in unſerem Hauſe, deren eigentliche Urſache jedoch ſtets mit dem tiefſten Schleier verhüllt wurde. Nie hörte ich darüber ein Wort ſprechen und was ich jetzt aus dem Gedächtniſſe hier mittheilen will, iſt zum Theil das, was ich geſehen, zum Theil Vermuthung, wie ſie ſich mir ſpäter aufdrängte. —

Abends erſchien ein Mann, von ſchwarzem, finſterem Ausſehen, bürgerlich gekleidet, und ver-

langte meine Mutter zu ſprechen. Man rief
herbei, und da ſeine Frage: ob ſie franzöſ
ſpreche, bejaht wurde, ſo wurde die Unterred
in dieſer Sprache gehalten. Er komme im Nam
des Kaiſers, ſagte er, und müſſe ſeinen Auft
ohne Zeugen ausrichten.

Ich mußte das Zimmer verlaſſen. Die V
handlung dauerte lange, auch der Vater trat hin
die Stimmen wurden lauter, ich hörte die Mu
weinen, den Vater mit erhobener Stimme V
wünſchungen ausſprechen. Der Fremde ſprach
mäßigt und entfernte ſich nicht. Endlich verna
ich ſogar Idas Stimme mit vieler Feſtigkeit ſprech
Hierauf wurde plötzlich Alles ſtille. Eine Pa
folgte, dann öffnete ſich die Thüre. Der Frem
meine Mutter und Ida, tief verſchleiert, tra
heraus. Die Mutter mußte von dem Frem
unterſtützt werden; Ida ſchritt feſt neben ih
hin. Der Vater folgte bis zur Thüre; er
bleich wie ein Geſpenſt, und wie ſie das H
verließen, ſagte er leiſe: „Gottes Segen ü

Dich mein Kind! Er wird Dich ſchützen!“ Dann bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen und ſchwankte in das Zimmer zurück. Mich hatte Niemand bemerkt.

Angſtvoll blicke ich den Fortgehenden nach, und ſehe, daß ſie nach dem Schloße gehen. Ich konnte mir dies nicht zuſammenreimen. — Später erſt ward mir Alles klar, und ich fühlte die tiefe Erniedrigung, die Schmach, in der wir lebten. O mein armes Vaterland! Deine Söhne fielen in den Schlachten des Eroberers, Deine Töchter beſchimpfte er; Deine edelſten Schätze fielen ihm als Beute!

Ich konnte Palm's Sohn nicht begreifen, daß er nicht Rache nahm an dem Mörder ſeines Vaters, und ich — war ich nicht jetzt in gleichem Falle? —

Die armen Eltern konnten keinen Widerſtand leiſten, nur der hohen Sittenreinheit des Mädchens durfte man eine unwiderſtehliche Gewalt zutrauen. Niemand weiß, was zwiſchen dem mächtigſten

Herrſcher der Welt und dem edelſten Geſchöpfe in ihr ſich zugetragen; aber ſicher iſt es, daß Ida's Perſönlichkeit einen Doppelzauber auf ihn ausgeübt, und daß Napoleon ſo viel Großheit beſaß, um von ihr ſelbſt gerührt zu werden. —

Sie kam erſchöpft nach Hauſe und warf ſich dem Vater lautſchluchzend um den Hals, die Mutter aber war nunmehr geſtärkt und ihr Auge leuchtete. Alles zeigte an, daß der Sieg vollkommen errungen war. Aber der Sturm jenes Augenblicks hatte ſtärker noch als die Krankheit Ida's Hülle gerüttelt, und vermehrte daher bedeutend unſere Sorge um die Arme. — —

XXV.

Die Schlacht bei Friedland ward geſchlagen und die Zuſammenkunft in Tilſit ſollte dieſem Kriege das gewünſchte Ende bereiten. Es war ein überheißer Sommer, als in den auf dem Niemen erbauten ſchattigkühlen Pavillons von Napoleon die Friedensbedingungen diktirt wurden. Aus dem großen Königreiche war nun ein kleines Ländchen geworden. Oſt- und Weſtpreußen, ein Theil der Mark, Pommern und Schleſien — dies war Alles, was dem Könige blieb, und dabei hatten die Franzoſen noch Schwediſch-Pommern und Danzig behalten und führten die Oberaufſicht über den Seehandel an der ganzen Küſte. Die Altmark, die Beſitzungen in Weſtphalen, Franken, Niederſachſen, einen Theil von Weſtpreußen, ganz Süd- und Neuoſtpreußen hatte der König aber verloren.

Das franzöſiſche Heer fing nun an, ſeinen Marſch über die Weichſel zurück anzutreten. Auch wir ſollten unſere Einquartierung verlieren. Foreſtier war uns Allen ſehr werth geworden. Seine Theilnahme für uns, ſein Edelmuth, ſeine hohe Bildung, hatten ſich uns in unzähligen Zügen kundgegeben.

Bevor er abreiſte, überraſchte er uns mit dem Geſtändniſſe, daß er Emilie liebe und ſie zur

Frau wünſche. Zugleich lieferte er dem Vater die Beweiſe, daß er einer der wohlhabendſten Fabrikbeſitzer im ſüdlichen Frankreich ſey. Als Emilie befragt wurde, geſtand auch ſie, daß ſie dem Franzoſen in die Heimath folgen wolle. Da ſie eine elternloſe Waiſe war, genügte ihre Einwilligung vollkommen, und die Hochzeit wurde eilig und ſtille vollzogen. Foreſtier's junge Frau eilte nun in Geſellſchaft eines Kammermädchens ihrem Gatten bis Paris voran, er aber begab ſich zu ſeinem Regimente.

Es war ein ſchwerer Abſchied, und nachdem ſie beide fort waren, wurde es bedeutend ſtiller bei uns. Es war Zeit dazu, denn die Unruhe der letzten Woche hatte den Vater mehr als alles früher erlebte Ungemach niedergebeugt. Nach Emiliens Abreiſe zog ſich die Mutter mit Ida gänzlich zurück, und ich nur war's noch von Allen, der mit der Außenwelt zuſammenhing und mit ihr verkehrte. Meine Verbindung mit Luiſe war von meiner Seite jetzt bedeutend ſentimental geworden, und ſie wußte mich durch eine wohlangebrachte unſchuldige Koketterie faſt ernſthaft zu feſſeln.

XXVI.

Die Franzoſen hatten nur einen Kommandanten zurückgelaſſen, für Reconvaleſcenten und Kriegsgefangene, die in die Heimath zogen, und einen Generalkonſul, um die Einfuhr verbotener Waaren zu hindern, bis zum Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Frankreich und England, der aber noch ſehr weit im Felde war.

Wir bekamen unſere alte Garniſon wieder, die nach einem beſſern Schnitte uniformirt worden war, und auch der Hof kehrte zu uns zurück.

Die Königin von Preußen, dieſe ſchöne, ſtille, beſcheidene Frau, die bisher nur in ihrem Familienleben geglänzt, hatte jetzt eine Bedeutung in der Weltgeſchichte erhalten. Ihre hohe Perſönlichkeit und königliche Würde ſoll den Sieger zu mancher günſtigen Einräumung bei den Friedensunterhandlungen geſtimmt haben. Es fehlte nicht an Epiſteln und Oden, welche dieſen Sieg weiblicher Schönheit über den Helden des Tages feierten.

Einer dieſer Dichter bedauerte, daß die Königin den Thron Gotherens verlaſſen hatte, und dem galanten Franzoſenvolke den Krieg ankündigen konnte. Er fragt ſie:

Hélas, ignorez-vous, qu'un seul coup de tambour,
Battu dans son domaine, effarouche l'amour?

Ein Anderer rief aus:

Quelle est cette jeune mortelle,
Son air est noble et sans fierté,
Ses traits sont l'image fidèle
De la douceur, de la bonté!
Si la beauté aimait les armes,
Grands dieux au milieu des alarmes,
Quels mains sécheront nos pleurs?

Dies war die franzöſiſche Galanterie von 1807. So beſangen ſie eine überwundene Königin; man hätte dieſe Anbetung ihrer Schönheit für Hohn nehmen können, wenn es nicht als ein Ueberbleibſel einer erſt jüngſt hingeſchwundenen Zeit zu betrachten geweſen wäre, das ſich mitten in der Revolution und während langer auswärtiger Kriege erhalten hatte, und erſt jetzt nach dreißig Jahren, und nach größern Umwälzungen mancherlei Art, einem fremden Einfluſſe gänzlich gewichen iſt. In der Stadt regte ſich jetzt wieder ein heiteres Leben. Bälle, die der Hof beſuchte, der Bau eines neuen Schauſpielhauſes, der mächtig voran ſchritt, und einige von Berlin verſprengte Ballettänzer, die ſich eingefunden hatten, die Theaterabende pikanter zu machen, waren dahin zu zählen.

Auf dem romantiſchen Schloßteiche ſah man Abends den König und die Königin in einer hübſchen Gondel ganz wie die andern Leute ſpazieren fahren, und wie ich einſt über die Schloßbrücke gehe, und hinunter ſehe in das Gewühl der Schiffchen, die ſich dort kreuzen, werde ich durch eine zierliche, fremdartige Melodie überraſcht, von einer ſchönen Stimme geſungen.

Der Kaiſer Alexander hatte dieſes Lied der Königin geſendet, und ſie ſelbſt war es, die es in der Gondel zur Guitarre ſang. Es war das Abſchiedslied des Koſaken, das ſpäter ſo bekannt geworden iſt.

XXVII.

Unſer kleiner Kreis hatte ſich wie gewöhnlich Mittags um den Tiſch geſammelt, als plötzlich die Thüre aufgeriſſen wurde, und Alexander im wehenden Federbuſche hereintrat. Ein unwillkürlicher Blick auf Ida zeigte uns, welche Veränderung ſein Erſcheinen auf ſie hervorbrachte. Ihre Lippen bebten, und die Bläſſe ihrer Wangen machte dem glühendſten Purpur Platz. Es war nie von einem zärtlichen Einverſtändniſſe zwiſchen Beiden von uns die Rede geweſen, aber der Moment verkündigte ſich uns, durch eine geheimnißvolle, unerklärliche Ahnung, als ein höchſt bedeutungsvoller, und wie auf Verabredung entfernte ſich Einer nach dem Andern, um ſie allein zu laſſen.

Ihre Unterredung währte lange, endlich ſtürmte Alexander, in den Mantel gehüllt, den Hut in den Augen an mir vorüber. Ich konnte ihn ſo nicht fortlaſſen und eilte ihm nach. Er wendete ſich um, und indem er mich an ſich drückte, rief er: „Sie trägt den Tod im Herzen, iſt für mich und Euch verloren!“ — Dann ſchwang er ſich auf das Pferd und jagte davon. Ich ſah ihn hier zum letztenmale.

Wie ich in das Zimmer trat, lag Ida ohnmächtig in den Armen der Mutter. Der Vater war nicht mehr zugegen.

Sie erholte ſich bald und ſchien ruhig. Sie verſicherte uns, daß die Ueberraſchung ihr zwar die Ohnmacht zugezogen habe, daß ſie jedoch eine große Befriedigung empfinde, Alexander geſehen und geſprochen zu haben. Nun ſey Alles gut, und ſie werde gewiß weder Sorge noch Kummer im Hauſe durch eine längere Kränklichkeit unterhalten. Sie lächelte ſo heiter, wie ich nie zuvor mich erinnere ſie geſehen zu haben. So vergingen einige Tage, und Ida's Weſen erfüllte uns Alle mit Freude, ſelbſt der alte Hausarzt erklärte ihren Zuſtand für beruhigend. Man ſprach davon, auf einige Wochen die ländliche Beſitzung zu beziehen, die mein Vater in der Nähe von Königsberg, am Fuße des lieblichen Galtgarbs, dem Rieſen unter den Hügeln unſers flachen Seelandes, hatte. Ida traf voll Heiterkeit ihre kleinen Vorbereitungen zur nahen Abreiſe.

XXVIII.

Doch nur kurz ſollte unſere Freude währen. Ida's heitere Ruhe war die Vorempfindung einer höhern Seligkeit geweſen; wir mußten ohne ſie zur Stadt zurückkehren, ihr blumiger Hügel erhebt ſich auf dem kleinen ſtillen Friedhofe des Dorfes Wargen. —

Ihr Tod war von Umſtänden begleitet, der ihn doppelt erſchütternd für uns machte.

Sie litt, wie ſie ſagte, an heftigen Zahnſchmerzen, und wußte ſich aus einer ländlichen Hausapotheke ein Opiumfläſchchen zu verſchaffen um ſich Linderung zu bereiten. Gegen Abend klagte ſie über Schwere in den Gliedern, und ließ ſich zu Bette bringen. Die Nacht verging ruhig; als die Mutter aber am Morgen zu ihr hintrat, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, lag ſie in einem ſeltſamen Zuſtande da. Die Augen waren groß geöffnet, die Wangen mäßig geröthet; ſie ſchien aber unempfindlich für Alles, denn auf keine an ſie gerichtete Frage gab ſie Antwort, oder auch nur das kleinſte Zeichen des Verſtändniſſes. Wir waren geneigt, dieſes Stillſchweigen anfänglich für einen durch Krankheit erzeugten Unmuth oder für Eigenſinn zu halten. Als ſie darin verharrte, wollte man ihr nicht läſtig werden, und da ſie weder Spuren von Fieber hatte, noch irgend ein Zeichen körperlichen

Schmerzes kund gab, ſo überließ man ſie ſich ſelbſt, die Ankunft des herbeigerufenen Arztes erwartend.

Die von dieſem angeordneten Mittel erregten jedoch eine ſchnelle Verwandlung in dem Zuſtande der Patientin. Sie wurde unruhig, warf ſich heftig hin und her, und mit Anbruch der Nacht erlangte ſie wohl die Sprache wieder, aber ihr Verſtand war verwirrt. Sie hatte Viſionen, die ſie mit lauter Stimme uns verkündete. Wir wachten an ihrem Lager und hofften, daß dieſe Kriſe eine Beſſerung herbeiführen würde.

Um Mitternacht erhob ſie ſich plötzlich im Bette, ſie wähnte, die Thür öffne ſich und ſie ſehe einen Mann im Federbuſch hereintreten. Sie bat, wir ſollten nicht zugeben, daß er ſich ihr nähere. In die Idee der Kranken eingehend, verſprachen wir es ihr, und pflogen mit der Luft, bekümmerten Herzens, ein Geſpräch, als ob ein Mann im Federbuſche vor uns ſtände, dem wir die Annäherung verweigerten.

Ida beruhigte ſich aber nicht damit; ſie ſträubte und wehrte ſich, um dem Manne zu entfliehen; ſie ſagte, er hebe ſie empor, ſie ſchalt uns, daß wir das litten, in dem Zuſtand, worin ſie ſich befände. All' unſer Zureden fruchtete nichts, ihr Kampf gegen den Unſichtbaren erreichte den höchſten Grad, dann trat eine Erſchlaffung ein, die nach kurzer Dauer mit dem gänzlichen Stillſtand ihrer Pulſe endete.

Es war der erſte Todesfall in unſerm Familienkreiſe; ein großer Moment, worin ein jugendliches Leben dahin ſtarb, ein gebrochenes Herz ſtill ſtand.

So lange ein geliebter Sterbender leidet, erzeugt der tiefe Schmerz, ſo wie die erregteſte Hoffnung, in denen, die ſein Lager umſtehen, eine Art von ſympathetiſchem Fieber, das ſich nach dem eingetretenen Tode auf eine gleich ſympathetiſche Weiſe der Ruhe des Grabes nähert. Die übermäßigen Anſtrengungen aller Seelen- und Körperkräfte während der letzten Stunden ſtimmen uns ſelbſt für den unerwünſchten und gefürchteten Ausgang zufriedener, und der Schmerz ſchweigt noch im Innern der Seele und wühlt ſich erſt dann daraus hervor, wenn der Körper wieder die gehörige Kraft erlangt hat, dieſer Hader Nahrung zu ſpenden. So waren auch wir nach Ida's Hinſcheiden dieſer ſtumpfen Ruhe theilhaft und tröſteten uns mit der in dieſen Fällen üblichen Phraſe: Ihr iſt jetzt wohl!

Wir durchſuchten ihre Sachen, um ſie zu ordnen. Wir wollten uns dadurch eine Zerſtreuung verſchaffen, die uns jedoch nicht zu weit von dem verlorenen Liebling entfernen ſollte. Eine andere würde uns jetzt Verbrechen geſchienen haben, und auch gänzlich unmöglich geweſen ſein.

Das leere Fläſchchen, worin die Opiumtinktur geweſen, war das Erſte, was wir fanden. Wir hielten die traurige Gewißheit in Händen, daß Ida ihren kummervollen Leiden freiwillig ein Ende gemacht habe. Getrocknete Blumen mit Inſchriften und einige Verſe an A. enthüllten uns die tiefe

Leidenſchaft, die ihr Herz erfüllt hatte. Ihr Gram wie ihr Glück blieb darin verſchloſſen, bis es brach; ſie verſchmähte es, unſere Liebe mit Vertrauen zu belohnen. Es hätte ſie glücklicher machen können.

XXIX.

Ein trauriger Winter folgte. Ida war todt, Emilie entfernt, und die Eltern lebten in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt. Die allgemeine Lage des Landes bedrohte überdies noch die Vermögensumſtände meines Vaters, der als Grundeigenthümer von dem Einfluſſe des unglücklichen Krieges am meiſten zu leiden hatte. Ich lebte meinen Studien eifrig und beſuchte weder das Theater, noch meine Freunde, und ſah ſelbſt Luiſe nicht mehr, die nun mit ihrem Vater eine andere Wohnung bezogen hatte.

Die erſten Tage eines ungewöhnlich freundlichen Frühlings brachten erſt eine hellere Stimmung in dies trübe Winterleben. Ich warf die Blicke wieder auf die Gegenſtände außer mir, und fand, daß ſich in Königsberg Vieles zu ſeinem Vortheile umgeſtaltet hatte.

Der Handel hatte ſich bedeutend zu heben begonnen. Alle Häfen von Amſterdam bis Riga waren in den Händen der Franzoſen und ſeufzten unter dem Drucke der Continentalſperre; nur Königsberg erfreute ſich der laxen Aufſicht eines General-Konſuls. Gab dieſer der Waare ſein **Certificat d'Origine**, ſo war es erwieſen, daß ſie nie England oder eine engliſche Kolonie geſehen und ſie durfte ungehindert verführt werden, wohin man wollte. Ganz Deutſchland erhielt auf ſolche Weiſe Zucker und Kaffee, trotz Eicheln und Runkelrüben, die Königsberger hatten alle Hände voll zu thun und wurden reich, und Herr Clairembault, der franzöſiſche Generalkonſul, ſtellte Certifikate aus und ſtrich Dukaten ein.

Kaufleute aus allen Weltgegenden ſah man nun in Königsberg verſammelt. Engländer und

Amerikaner brachten ihre Waaren hin, und die Bewohner des Binnenlandes erſchienen, um ſie zu kaufen. Die amerikaniſche Yacht erregte eben ſo viel Aufſehen, als der franzöſiſche Kaper; es war eine ſeltſame Miſchung von Erlaubtem und Verbotenem, von Scheu und Oeffentlichkeit. Der Verderber war ſo nahe, und der Reichthum mußte ſich unter ſeinen Augen mehren. —

Alle Tage entſtanden neue Handlungshäuſer, welche die Börſe mit ganz unbekannten Geſichtern bevölkerten. Man huldigte damals dem unbegreiflichſten Leichtſinne. Alles vertraute dem allgemeinen Glücke und Wenige nur wurden von dieſem poetiſchen Vertrauen getäuſcht. Auch Korſaren ſah man, die ihre gemachte Beute veräußern wollten. Einer davon machte ſeiner Schönheit wegen Aufſehen. Sein regelmäßiges männliches Geſicht zeigte ein blühendes, überraſchendes Farbenſpiel. Man ſagte, er ſchminke ſeine Wangen roth und ſeinen Bart blau; für einen Korſaren eine ſeltene Eitelkeit.

So erblickte die arme Stadt nach den vielfältigſten Leiden jetzt ſchöne Tage. Ueberall entwickelte ſich neuer Glanz, neuer Luxus, neue Thätigkeit. Man war ſehr zur Verſchwendung geneigt. Der leichte unverhoffte Gewinn forderte dazu auf; aber weil jede ſolidere Grundlage gebrach, mußte auch das Luftgebäude nach dem Erlöſchen der Conjunktur eben ſo ſchnell einſtürzen, als es entſtanden war, und Königsbergs magere Jahre konnten ſich daher ſpäter um ſo fühlbarer entwickeln, und deſto länger darauf laſten.

XXX.

Der dritte Auguſt wurde zum erſten Male wieder mit einem Jubel begangen, wie nie zuvor, und ſelbſt der greiſe König wird gewiß noch jetzt mit Freude an jenen Tag zurückdenken.

Unſer Komerz- und Admiralitäts-Kollegium, ein unbedeutendes Ding, mit einem pomphaften Namen, hatte ein großes Boot aus dem Hafen nach dem Schloßteiche bringen laſſen, wo es prächtig geſchmückt und zum Empfang des Königs und der Königin bereitet wurde.

Gleich gekleidete Matroſen bugſirten es, Muſik folgte. Zahlloſe Gondeln bedeckten den Teich, daß man hin und her wie über eine Brücke gehen konnte. Fröhliche Geſellſchaften überall mit Geſang und Muſik. Wo das Königliche Boot erſchien, erfüllte Jubel die Luft. In den Gärten, welche den Teich umgaben, fanden Erleuchtungen und Feuerwerke ſtatt, und eine heitere Menge drängte ſich darin umher.

Man glaubte irgend einem italieniſchen Feſte, einer venetianiſchen Regatta beizuwohnen.

Eine Geſellſchaft junger lebensluſtiger Leute hatte die größte Gondel in eine blühende Laube umgeſchaffen, oben brannten Opferflammen. Die beſten Mitglieder des Theaters, Sänger und Sängerinnen, ließen ſich dort hören, und die feinſten Weine und üppigſten Leckerbiſſen wurden dabei kredenzt.

Zum Schluſſe öffnete man die Fäſſer und ließ edeln Wein ſich mit dem Waſſer des Teiches miſchen, ſeinen freundlichen Najaden ein ſtärkendes Bad. So ausgelaſſen war die Freude, ſo ungemeſſen die Luſt, ſich zu erheben.

Auch Luiſe wußte ich in dieſer Geſellſchaft.

Sie nahm jetzt ihren Platz unter den beliebteſten Künſtlerinnen ein. Ihre ſchöne Altſtimme hatte ſich ausgebildet, ihre natürliche Grazie hatte mehr Schwung genommen; ſie war in hohem Grade liebenswürdig. Unſer trauliches Verhältniß von Jugend auf berechtigte mich zu einem freieren Umgange mit ihr, als es mir ſonſt wohl geſtattet geweſen wäre; denn ſie ward von den höchſten Perſonen geſucht, und prunkte dabei mit einem unbeſcholtenen Namen. — Selbſt der König war ihr gnädig geweſen, er lobte ſie einſt in einem Conzerte und ſchenkte ihr einen koſtbaren Flügel zu ihrer ferneren Ausbildung. Zum Danke hatte ſie jetzt, hier, an ſeinem Geburtsfeſte eine Hymne auf dem Teiche geſungen, mit einer ſo ſchönen

Stimme und einem ſo myſteriöſen Reize angethan, wie das Nixenweib der Fabelwelt.

Ich wollte ſie ſprechen, ihr danken. Ich fühlte mich erhoben, daß ſo ohne Umſtände zu können, wie nicht Jeder.

Es war bereits gegen Morgen, das Gewirre hatte aufgehört, und ich trieb, in den Mantel gehüllt, in einem unſcheinbar kleinen Nachen auf dem Waſſer umher. Sie bemerkte mich, ich enterte, und ſie ſchwang ſich leicht zu mir hinab.

Sie war müde von dem Lärm und dem Glanz des Feſtes. Will eine im Leben hochgeſtellte Perſon ſich der Vertraulichkeit hingeben, ſo wird ſie immer bezaubernd. Ein König, der eine freundliche Audienz ertheilt, iſt ein Gott, und man verläßt ihn wie im Rauſche der Freude und des Dankgefühls, ſelbſt wenn man noch kurz zuvor über eine Ungerechtigkeit zu klagen hatte. Mit Fürſtinnen geht es jungen unbefangenen Gemüthern es [illegible] dem [illegible] ſtreben vergebens, ihrem Zaubernetze zu entrinnen.

Luiſe, die Geſpielin meiner Kinderjahre, übte jetzt dieſe Macht über mich aus. Mit den Jahren fing unſer Verhältniß an, ſich anders zu geſtalten.

Meinen Arm um ſie geſchlungen, erneuerten wir alte Verſprechungen und ſie ſang mir das italieniſche Liedchen von den ſchwarzen und weißen Federn, das uns ein Freund aus Rom geſchickt hatte und das ich von ihr immer ſo gern hörte. —

Am fünfzehnten deſſelben Monats ſah Königsberg die Feier eines andern Geburtstages mit kalter Theilnahme begehen. Die Geladenen ſtellten ſich zum Diner bei dem franzöſiſchen Konſul ein, und Abends fanden ſich einige Gaffer, um die Dekoration vor ſeinem Hauſe zu betrachten, deren Lampen während eines ſtarken Sturmwindes nicht gehörig brennen wollten.

XXXI.

Dieſe Zeit der Ruhe und des Gedeihens war jedoch nur von kurzer Dauer, und wie konnte es wohl anders ſein, unter dem Einfluß jenes Mannes, der dazu geſendet war, alle Stoffe in Gährung zu ſetzen und darin zu erhalten?

Königsberg ward von einem großen Brande heimgeſucht, der freilich einer zufälligen Urſache zugeſchrieben wurde, in der That aber die Gemüther erwecken und zur Aufnahme des Schrecklichen fähig machen ſollte.

Um Mittag, als die Kaufleute an der Börſe verſammelt waren, wälzten ſich dicke Rauchwolken aus den langen Gebäuden empor, die an den hölzernen Einfaſſungen des Pregels liegen, um die Güter aus den Schiffen in Empfang zu nehmen und jene zu bergen, die nach fernen Gegenden verladen werden ſollen. Hier lagerten zu jener Zeit ungeheure Schätze und die Beſtürzung war daher allgemein, als man die rothe Flamme daraus emporſchlagen ſah.

Hinter dieſen Gebäuden und zum Theil von ihnen umgeben, liegt das große Speicherviertel, worin die Vorräthe von Getraide aller Art und Flachs und Oel aufbewahrt werden, welche den Ausfuhrhandel nach England bilden. Ein ſtarker Wind trieb die Flammen hier hin, und das ganze Viertel ward ihnen in kurzem zur Beute. Die ſchwarzen Dampfwolken, welche den Mittag verfinſterten, und die brennenden Gegenſtände, die vom Winde erhoben darin herumflogen, boten das Schauſpiel eines flammenſpeienden Vulkans dar. Die ungeheure Gluth hatte alle nahen Gegenſtände ſo empfänglich gemacht, daß der kleinſte Funken zünden und in Aſche legen konnte, und ſo geſchah es, daß nach Verlauf von wenigen Stunden der ganze Theil der Stadt, der jenſeits des Pregels lag, faſt ein Raub des verheerenden Elements geworden war. Um ihm die Nahrung zu rauben, hatte man eine Anzahl von Oelfäſſern aufgeſchlagen und ihren Inhalt in den Strom fließen laſſen, als aber jetzt die Aus- und Einladebrücken, jene hölzernen Einfaſſungen des Pregels, ſelbſt in Brand geriethen, ſo entzündeten ſie das auf dem Strome ſchwimmende Oel, und die in dieſem Feuermeer ruhenden Schiffe wurden ebenfalls ſogleich von den Flammen ergriffen. Jetzt war der Augenblick der allgemeinſten Verwirrung gekommen, alle Schiffe ſuchten ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche der Flammen in's Freie zu gelangen, das Brennende wurde verloren gegeben, und man fuhr die Rettungsmaſchinen nach jener Seite auf, die bis jetzt noch nicht ergriffen werden, aber von der ungeheuern Gluth faſt bis zum Brennpunkte erhitzt war. Dieſe Feuersbrunſt währte bis zum andern Tage, die verwüſtete Stätte war entſetzlich anzuſehen, der Verluſt wurde nach Millionen gezählt. Ganze Familien, Kinder in der Wiege, Kindbetterinnen, Kranke kampirten auf den die Vorſtadt umgebenden Wieſen, oder hatten ſich auf Fahrzeuge gerettet, mit denen ſie Strom aufwärts gefahren waren, weil hinab der Brand wüthete. Noch acht Tage ſpäter rauchten und dampften die Ruinen und oft, wenn morſches Mauerwerk einſtürzte, erhielt das verſteckte Feuer plötzlich Luft und zuckte lodernd empor. Das Theater war geſchloſſen, die Geſchäfte ſtockten und die Beſtürzung war allgemein, ſelbſt dann noch, als die Gefahr längſt vorüber war.

Von dem Schutte ward ein hoher Damm aufgeführt, und wie bei Gelegenheit eines früheren Brandes ein ſolcher den Namen „Millionendamm“ erhielt, ſo ſollte dieſer „Thränendamm“ genannt werden. —

Ein Zeichen der Zeit, die arm, aber ſentimental erſcheinen wollte. Als das Theater wieder eröffnet wurde, deklamirte Madame Hendel-Schütz, welche ſich damals in Königsberg aufhielt, die Worte:

> Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
> Das iſt Sturm! u. ſ. w.

XXXII.

Damals ſtand der ſchöne Komet am Himmel, der überall den guten Wein wachſen ließ. Die Leute, die von dem Weine noch nichts wußten, hielten ihn aber für einen Unglücks-Propheten und ſchrieben ihm die Feuersbrunſt zu. „Es iſt damit noch nicht aus," — ſetzten ſie hinzu, — „der Krieg geht gewiß wieder los, irgend ein fürchterlicher in unſerer Nähe, und wir werden all das Elend, das wir ſchon einmal koſten mußten, wieder über uns hereinbrechen ſehen." —

Und wie die Leute vorherſagten, ſo kam es auch; denn ein halbes Jahr war kaum verſtrichen, ſo zogen die Franzoſen wie Heuſchreckenſchwärme wieder herbei, und ein Jahr nach dem Brande ſahen wir Napoleon zum zweitenmale in unſern Mauern. —

Mir war aber der Komet als kein ſo fürchterliches Himmelszeichen erſchienen; denn er ſtand in jenen kühlen freundlichen Herbſtabenden gerade über dem Dache meines Mädchens, wenn ich mit pochendem Herzen zu ihr ging. Mir war er der Stern der Liebe, zu ihm blickte ich wie der Schiffer zum Polarſterne; in welcher Gegend ich mich auch befinden mochte, der Komet zeigte mir genau, wo Luiſe ſchlief. Ihre Reize hatten ſich nunmehr ganz entfaltet, ſie glänzte auf der Bühne wie im Leben und mir war ſie lieb und hold. Viele würden mich um ihren Beſitz beneidet haben. In vollſter Kraft der Jugend, körperlich und geiſtig geſund, mit einem gefühlvollen Herzen und einem hellen Kopfe, eine Reihe der ſchönſten Hoffnungen im Blicke, kann ich jene Zeit als die ſchönſte meines Lebens bezeichnen.

Mit dem franzöſiſchen Heer war auch Foreſtier wieder nach Königsberg gekommen. Er hatte zwar einige Wunden in Spanien erhalten, aber zugleich das Offizierkreuz der Ehrenlegion und war bis zum General vorgerückt. Emilie war ihm gefolgt, hatte jedoch zu unſerem großen Erſtaunen nicht ihre Wohnung in dem Hauſe meiner

Eltern, ſondern in dem erſten Gaſthofe der Stadt genommen. Emilie empfing meine Mutter kalt, als dieſe ihr einen Beſuch abſtattete, und Luiſe, die ſich auch darauf gefreut hatte, die Jugendfreundin wieder zu ſehen, ließ ſie gar nicht vor. Sie war eine Pariſer Dame mit allen Anſprüchen der damaligen Zeit geworden, und wollte ſich an frühere Tage nicht erinnern laſſen. Eine ihrer nahen Verwandten, die ihr ehemals viel Gutes erzeigte, nun ganz verarmt war, und auf ihre Unterſtützung zu rechnen hatte, behandelte ſie ſo ſchnöde, daß jene ſie weinend verlaſſen mußte. Sie hatte vergeſſen, wie ſie ſelbſt einſt hülfsbedürftig, als arme Waiſe von Verwandten aufgenommen und gepflegt worden war.

Foreſtier war auch nicht mehr der Alte, jedoch auf andere Weiſe als bei Emilien war ſeine Umwandlung vergegangen. Die wenigen Jahre hatten ihn um ein halbes Jahrhundert ernſter gemacht.

Ce n'étaient plus ces jeux, ces festins et ces fêtes!

Er hatte geglaubt, in ſeiner Gattin einen Engel zu bekommen, und war bitter getäuſcht worden. Sie war herrſchſüchtig, übermäßig ſtolz, verſchwenderiſch, eiferſüchtig. Dies letztere war der Grund, daß ſie ihm überall folgte, denn bei ihren Geſinnungen konnte es nicht die Luſt ſein, einmal an Orte zurückzukehren, wo ſie die Tage ihrer erſten Jugend verlebt hatte. Sie zog mit ihrer Equipage in der Entfernung einer Tagreiſe der Heeresabtheilung nach, wobei ihr Gatte war, und holte ihn dann jederzeit im Standquartier ein. So war ſie über den Niemen mitgezogen als das erſte Bulletin aus Wilkowisky das Haus Romanow des Thrones verluſtig erklärte.

XXXIII.

Während Herbſt und Wintersanfang gelangten Armeenachrichten zu uns, die von den glücklichen

Fortſchritten der franzöſiſchen Armee Kunde brachten, welche bereits Smolensk erreicht hatte und in Eilmärſchen ſich Moskau näherte. Die Preußen waren nur mit Widerwillen mit in dieſen Krieg gezogen, weil ihnen der Franzoſendruck läſtig war, und weil ſie ſich zu dem alten Nachbar, wenn gleich roh und unleidlich, dennoch mehr hingezogen fühlten. „Der Ruſſe iſt des Preußen natürlicher Bundesgenoſſe,“ ſagten die alten Patrioten wohl damals ſchon leiſe und dann ſetzten ſie hinzu: „Gebt Acht, der Ruſſe lockt ſie tief in's Land, dann bricht der Winter herein, und ſie mögen ſehen, wie ſie wieder herauskommen.“

Ich muß, die Wahrheit zu ſagen, geſtehen, daß ich in jenem Augenblick mich wenig um Krieg und Frieden, um Ruſſen und Franzoſen kümmerte. Ich lebte in dem ſeligen Rauſche, den die erſte Liebe dem Herzen gewährt. Luiſe erfüllte am Tage meine Gedanken, wie ſie am Abende mein ganzes Sein bildete. Alle jene Erfindungen, woran erſte Jugendliebe ſo reich iſt, ſtanden meinem Geiſte willig zu Gebote. Bald harrte ich ihrer im Domino an der Straßenecke, wenn ſie früher als gewöhnlich eine Geſellſchaft verließ. Ich hatte auch einen Domino für ſie bei mir, und die artigſte Toilette von der Welt wurde im Wagen gemacht. Der Kutſcher fuhr davon, die Fenſter wurden in die Höhe gezogen und Lampen und Spiegel waren im Wagen vorhanden, damit die Verkleidung gelänge und dem zierlichen Mädchen gut anſtehe. So führte ich ſie zur Redoute, wo mein treuer Knüppel, ein ungeziemender Name für eine treue Seele, mein Bedienter aus dem väterlichen Hauſe, das feine Souper in einer grillirten Loge ſchon vorbereitet hatte. Dann führte ich Luiſe in den Saal hinab, die vom Champagner erhöht und von ihrem Schauſpieltalente unterſtützt, irgend eine geprieſene Schönheit der Stadt in Gang und Manieren treffend nachzuahmen wußte, und ich hatte meine Freude daran, gute Bekannte auf Irrwege zu locken und ihren Scharfſinn zu verwirren. In der Maske begleitete mich dann auch wohl Luiſe in die Spielhäuſer, welche damals an mehreren Orten, nach franzöſiſcher Sitte, errichtet waren. Immer nur erſchien Luiſe öffentlich maskirt an meiner Seite, und es konnte nicht fehlen, daß bald das abenteuerlichſte Gerede über mein Liebchen im Schwunge war. Mir machte es Spaß, eine allgemeine Neugier zu erregen, und ich drang daher nicht in meine Geliebte, das zu laſſen, was nach meiner Anſicht nichts als eine neckiſche Laune war, die ich längſt ſchon an ihr zu bemerken mich gewöhnt hatte.

XXXIV.

So war der frühe und ſtrenge Winter von 1812 hereingebrochen, und ſelbſt in unſere liebliche Zurückgezogenheit drang die Kunde von dem gänzlichen Ausbleiben aller Nachrichten von der großen Armee. Hatten ſich die Meereswogen über

Pharao und ſeine Schaaren vernichtend ergoſſen? Es war ſchauervoll, von einer Million, die herangezogen war, den Morgen Europas zu erobern, und bis nach Indien vorzubringen, plötzlich nichts mehr zu vernehmen. Welche entſetzensvolle Pauſe!

Da kamen zuerſt an einem rauhen November-Abend einzelne Reiſende in Königsberg an, die ſtets, wie Raben die Schlachtfelder, ſo die großen Herresmaſſen umkreiſen; es waren Lieferanten, und andere Leute, die mit ihrem Gelde den Verkehr belebten. Sie hatten mit großen Aufopferungen die Gränze erreicht, und ſchöpften erſt jetzt Athem, da ſie das Land des Entſetzens und Verderbens hinter ſich hatten. Sie verkündeten die Retirade, die ihnen auf dem Fuße nachfolgte, und der, nach ihrer Ausſage, ſo lange Krieg geführt wurde, keine andere an die Seite zu ſetzen ſeie; — Moskau brenne, die beſten Truppen lägen unterm Eiſe der Bereſina und auf den Schneefeldern von Smolensk, Plock und Wilna; Alles ſey für Napoleon verloren.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Sie eilten weiter, und die Erfüllung ihrer Vorherſagung traf ſogleich ein. Die Retirade begann und hielt volle 14 Tage durch Königsberg an. Von Heer und Mannszucht war gar keine Spur vorhanden; Alle kamen ſie einzeln, die Welterſtürmer. Welch ein trauriges Bild ſie machten! Bärtige Krieger in Saloppen und Weiberpelzen; ich ſelbſt ſah einen dekorirten General in einem Damenmantel von Atlas, einen Shawl um den Kopf gebungen; die Furcht vor dem Lächerlichen, die den Franzoſen ſonſt ſo vollkommen beherrſcht, war jetzt ganz verſchwunden, und Jeder pries ſich in dem lächerlichſten Aufzug noch glücklich, wenn er nur nicht gezwungen war, ſeine erfrorenen Glieder der Kälte preiszugeben, und ſie warm umhüllen konnte. Alle aber brachten reiche Beute mit. Die großen ſilbernen Altarbilder aus Moskau's alten Kirchen, die Schätze der Schlöſſer und Burgen, der Schmuck der ſchönen Slavinnen, Alles hatten ſie mit ſchon erſtarrten Händen eingeſackt und ſchleppten daran ſich zu Tode, als ſie die unendlichen Wüſteneien durch Eis und Schnee im Elend durchpilgerten. Ohne Nahrung, ohne Obdach, keuchten ſie einher unter der ſchweren Laſt der ſilbernen Gefäſſe, des Tempelraubs, und dachten, wenn ſie nur ihn bärgen, den köſtlichen Hort, ſo ſeien ſie doch einſt daheim geborgen. Aber wie ſie nach Königsberg gekommen waren, mußten ſie den Hort dennoch weggeben um Zehrpfennige zu erhalten, womit ſie ihren Hunger zu ſtillen vermochten. An allen Straßenecken ſtanden die Geldwechsler und Schacherer, und Rußlands Stolz und die Heiligthümer vieler Jahrhunderte wanderten in die Schmelztiegel der Königsberger Goldſchmiede.

XXXV.

Dieſe barbariſche Völkerwanderung war vorüber und die Ueberbleibſel der Armada fingen an in geordneteren Maſſen ſich darzuſtellen. Das Corps des General Bertrand machte den Beſchluß.

Wir hatten oft ſchon an Foreſtier gedacht, an Emilien; jetzt ſollten wir über ihr Schickſal Gewißheit erhalten — Foreſtier ſtand bei dieſem Corps.

Er hatte aber ſein Leben aus Rußland allein gerettet. Seiner Equipage längſt ſchon beraubt, mußte Emilie bald zu Fuße, bald auf einem elenden Schlitten an allem Mangel leidend, und der Gefangennahme durch ſtreifende Koſacken ausgeſetzt, den Rückzug mit Allen antreten. Ein kleines Dörfchen, dieſſeits Smolensk, war das letzte Nachtquartier, das ſie mit ihm theilte; hier hatten ſich die Gefahren ſo gemehrt, daß es faſt unmöglich ſchien, ſie weiter mitzunehmen. Sie bat ihn auf ihren Knien, er möge ſie erſchießen aus Mitleid, wie der Krieger es mit dem treuen Pferde fühlt, das ſich langſam an ſeinen Wunden zu Tode blutet. Der Gedanke, in die Hände der Koſacken zu fallen, oder von ihm getrennt auf ödem Eisgefilde den Geiſt aushauchen zu müſſen, war ihr zu ſchrecklich. Er konnte, durfte ja aber die Unmenſchlichkeit nicht begehen, und doch ſah er wohl ein, daß ein ſchrecklicherer Tod dem armen Weibe bevorſtand. In dieſem furchtbaren Augenblicke ſchien plötzlich der Himmel Erbarmen zu haben, und den Retter zu ſenden.

Ein kleiner Jude ſtellte ſich dar, der die Dame bis zur Gränze zu bringen verſprach. Die Summe, die er forderte, war ſehr groß, und nahm zwar alle Mittel in Anſpruch, welche dem armen Ehepaar noch geblieben waren; was würde aber nicht gern in ſolchem Falle dem Retter bewilligt worden ſein? Er brachte Kleider, den ſeinen ähnlich und Emilie mußte ſich als Judenjunge maskiren. Da ſie deutſch und ruſſiſch ſprach, ſo konnte ſie, wenn ſie etwa den Koſaken in die Hände fallen ſollte, leicht eine Täuſchung hervorbringen. Ihr ſchönes blondes Haar wurde unbarmherzig abgeſchnitten, und unter eine weite Pelzkappe verſteckt, welche die Stirne bedeckte, ihre Augenbraunen wurden ſchwarz gefärbt und die ſchönen Glieder umhüllten der weite Kaftan und die ſchlotzerigen Beinkleider des Juden. In dieſem Aufzuge hatte ſie der unglückliche Foreſtier zum letzten Male geſehen und den zärtlichſten Abſchied von ihr genommen. Er ſah, wie ſie ſich auf einen kleinen Schlitten ſetzte und unter der Obhut ihres Führers querfeldein fuhr. Es war ein trauriger Wintermorgen, es ſchneite, und der Brand vieler Dörfer röthete allein den weiten Horizont, an dem die bleiche aufgehende Sonne nicht bemerkbar werden konnte. Er marſchirte voll freudiger Hoffnung durch Elend und Mangel weiter, und dachte, er werde Emilie an der Gränze finden; aber er erreichte dieſe, ohne eine Spur von ihr zu entdecken.

Foreſtier konnte in Königsberg nicht zurückbleiben und trug uns auf, Alles anzuwenden, um ſeine Gattin wieder zu finden; bei der bevorſtehenden Aenderung der Dinge mußte uns das leichter werden. Er ſchied von uns mit gebeugtem Muthe, der Verzweiflung nahe.

XXXVI.

Die letzten Truppen des Bertrand'ſchen Corps zogen während der Nacht durch die Stadt, und gegen Morgen ſchon ſahen wir die erſten Koſaken kommen. Sie folgten jenen auf dem Fuße.

Dieſer letzte Theil der Retirade hatte etwas Ungewöhnliches, Aengſtliches. Es war befohlen worden, daß die Bewohner der Hauptſtraßen Lichter vor die Fenſter ſtellen ſollen, und dieſer äußere Anſchein einer Feſtlichkeit contraſtirte auf geſpenſtiſche Weiſe mit dem, was ſich in den Straßen zutrug.

Soldaten marſchirten in größter Haſt hindurch, und Kanonen, Munition und Kranke wurden in eben ſolcher Haſt nachgefahren. Der tiefe Schnee und das aufgefahrene Eis hatten indeß die Straßen faſt unfahrbar gemacht, der Transport war überall gehemmt, an allen Ecken und Enden entſtanden Verwirrungen, Geſchrei, Tumult. Dabei die Todesangſt in allen [illegible] bei dem Scheine der vielen hundert Lichter, wie Alles ſich beſtrebte, ſo ſchnell als möglich vom Platze zu kommen, wohl wiſſend, daß im nächſten Augenblicke ſchon das Verderben hereinbreche, die gefürchtete ruſſiſche Kriegsgefangenſchaft, Sibirien, ewiger Winter und die Knute! Schrecklicher als der Tod! — Ich ſtrich durch die Straßen, ich hörte das verzweifelnde Fluchen, ſah wie ſie den Säbel zogen und auf die armen ſamländiſchen Bauern einhieben um ſie zum ſchnellern Fahren zu zwingen, wie ſie Pferde erſtachen, die ihnen nicht rüſtig genug ſchienen, und andere herbeiholten, kurz wie ſie alles thaten, was nur eine ſinnloſe Wuth dem Verzweifelnden eingeben kann. Von dieſen Scenen ermüdet, wandte ich mich der Seite zu, von wo die Ruſſen herkommen mußten. Dort lag Luiſen's Wohnung, die ich heute noch nicht geſehen hatte. Ich hielt es überdies für Pflicht, ſie in dieſer Unruhe zu tröſten und ihr Muth einzuflößen.

Die letzten Nachzügler der Franzoſen waren ſchon vorüber, und es war ruhig geworden in dieſem Theil der Stadt, während am untern Ende derſelben, am Pregel, noch derſelbe Tumult ſich fortbewegte. Ich ging zu dem Thore, das nach Litthauen führt, und fand einige Bürger dort, die mit gefüllten Schnappsflaſchen und patriotiſchen Herzen die „Befreier“ erwarten wollten.

Nicht lange, ſo hörten wir Pferdegetrappel durch die Nacht. Es waren wirklich Koſaken, fünf an der Zahl, die mit ihrer gewöhnlichen Keckheit das Terrain rekognosciren wollten. Sie ſchmollirten mit den Bürgern auf „Brüderchen“ und „Väterchen“, nach gut ruſſiſcher Weiſe und ließen ſich den Korngeiſt gut ſchmecken, dann fragten ſie nach den Franzoſen und flogen wie Pfeile wieder zurück. Kurze Zeit darauf erſchien ein kleiner Trupp, ungefähr dreißig oder fünfzig an der Zahl, und trottirte, ohne ſich bei uns aufzuhalten, in die Stadt, gerade auf das Schloß zu. — Ich aber ging um Luiſe zu ſehen und ihr Emiliens Verluſt und die Ankunft der Koſaken mitzutheilen. Erſteres betrübte ſie nur etwas mehr, als Letzteres ſie erfreute. Am meiſten intereſſirte ſie, daß ich gekommen war.

XXXVII.

Luiſen's Mutter hatte Punſch gemacht und ſich mit großer Theilnahme Emilien's Schickſal von mir erzählen laſſen. Wir erſchöpften uns in Vermuthungen, die ſich durchkreuzten ohne uns an ein Ziel zu bringen. Wer wollte auch wohl in dieſem Labyrinthe den Faden der Ariadne auffinden? Emilien's Tod war der einzige Ruhepunkt, den unſere vagen Hirngeſpinſte gewannen.

Es war bereits früh am Tage, als ich nach Hauſe ging. Die Straßen waren leer. Die Bürger ſchliefen feſt nach der unruhvollen Nacht. Mein Weg führte mich in die engen Gaſſen der Altſtadt; hie und da hatte man ſchon ein Haus geöffnet. Da ſah ich auf einmal zwei junge Franzoſen von den neuen Conſcribirten, in voller Armatur unter einer Treppe hervorkriechen, wo ſie ermüdet vom Marſche, oder vielleicht auch betrunken, einer kurzen Ruhe gepflogen hatten, und nun gemächlich ihr Regiment einzuholen gedachten.

„Wie kommt denn ihr noch hierher?“ rief ich ihnen zu, „ihr ſeit ja Kriegsgefangene der Ruſſen, werft eure Waffen fort, ſonſt ſeit ihr des Todes!“ Sie ſahen ſich nach mir um, und in demſelben Augenblicke erſchienen Koſaken an der fernen Straßenecke. Mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit warfen jetzt die gedemüthigten Helden ſogleich nicht nur Waffen und Torniſter in einen Winkel, ſondern ſie riſſen auch das Feldzeichen von ihren Czako's und gingen mit kläglicher Miene und „Pardon! Pardon!“ blöckend, den lachenden Ruſſen entgegen, die ſie ohne Weiteres in ihre Mitte nahmen und mit ihnen forttrabten.

XXXVIII.

Meine Liebe zu Luiſe wuchs mit jedem Tage; ich konnte den Gedanken nicht faſſen, mich einſt von ihr zu trennen, und doch mußte ich mir geſtehen, daß es nicht immer ſo bleiben könne. Sie durfte ernſtere Anforderungen an mich ſtellen, und ich war nicht im Stande, ſie zu erfüllen. Nur ein Mittel gab es, ſie mir ganz zu gewinnen, das hieß: ihren Stand ergreifen und zum Theater gehen. Aber dies wäre, bei meines Vaters Geſinnungen, ein Schritt der Verzweiflung geweſen, und ich fühlte nicht den Muth in mir, ihn zu wagen. So viel Angenehmes mir der Umgang mit dem lieben Kinde gewährte, ſo trübe machte mich das Nachdenken über unſere Lage und welches Ende ſie nehmen würde.

Oft gab ich mir das Verſprechen, ſie zu meiden, um meines und ihres Glücks willen. Ich glaubte mich ſtark genug, es mir an ihrer Seite geben zu können; meine Miene mochte ihr verrathen, was in mir vorging. Dann erkundigte ſie ſich ſo liebevoll nach der Urſache meines Kummers, ſie war ſo unerſchöpflich in der Bemühung, ihn zu verſcheuchen. O über die Vorſätze, die ein Jüngling von achtzehn Jahren an der Seite der Geliebten faßt! Ein ſanfter Blick aus ihren Augen ſtößt ſie um.

Während ich nun ſo in meiner Liebe befangen hinlebte, und Luiſe meine Neigung zu theilen ſchien, dachte ſie doch heimlich dieſelben Gedanken, die mich beunruhigten. Sie wußte, daß ſie nie meine Frau werden konnte, und wollte ſich doch verſorgt ſehen. Sie war eine Künſtlerin von den beſten bürgerlichen Anſichten. Sie hatte früher vornehme Anbeter angehört, und nicht nur ihren guten Ruf bewahrt, ſondern ſogar damit kokettirt; ſie konnte eine Jugendliebe kultiviren, ja warm dabei empfinden, und doch an ihre bürgerliche Verſorgung denken. Wer wagt das zu tadeln? Es ſind die ehrlicheren Geſchöpfe in der Kunſtwelt, die ſolche Geſinnungen hegen. —

Sie war immerfort emſig bemüht, Alles zu entfernen, was auf unſer anmuthiges Verhältniß ſtörend hätte einwirken können. Sie konnte es nicht über's Herz bringen, mich durch eine Entdeckung zu kränken, und doch wußte ich bereits, daß ein junger kräftiger Schauſpieler, ein wackerer Burſche, und dabei ein guter Geſellſchafter ſie fleißiger beſuche als ich, der verſprochen habe, ſie zu ſeiner Frau zu machen, deſſen ungeachtet aber die beſcheidene Zurückhaltung zeige, jedesmal heimlich durch die Hinterthüre zu ſchleichen, wenn ich offen vor der Welt zu Luiſen kam.

Die geſchäftige Klatſchſucht der Leute hinterbrachte mir dies, und ich war bornirt genug, all dieſen Zartſinn von beiden Seiten nicht einzuſehen, ſondern mit dem Mädchen wirklich heimlich zu grollen, und ernſtlich daran zu denken, dem wackern Burſchen ein Leid zuzufügen.

Ein Duell mit einem Schauſpieler lief wider den Studentencomment, ich mußte daher auf ein anderes Mittel bedacht ſein. Meine Beſuche ſetzte ich indeß fort, und bemühte mich mit großer Kälte, Luiſen eine Falle zu ſtellen, welcher ſie jedoch immer mit Schlauheit zu entgehen wußte. —

In dieſen Liebesſorgen vergingen mir die Tage, bis der Aufſchwung, der ſich jetzt Aller bemeiſterte, auch mich mächtig ergriffen hatte. —

In Königsberg in der Landhofmeiſterſtraße, in dem Saale der Oſtpreußiſchen Landſchaft ſagte ſich York los von den Bundesgenoſſen ſeines Königs, und trat mit dem ihm anvertrauten Heere auf die Seite der Feinde, die er zu bekriegen hatte. Es war eine ſo großartige Felonie, wie ſie die neuere Kriegsgeſchichte nicht noch einmal aufweiſen kann. Es war ein Heldenſtreich eines Heerführers des barbariſchen Alterthums, der nichts achtet, was ihn treffen könnte, ſein Leben willig hingibt, einem ſchmachvollen Tode trotzt, ja ſelbſt gleichgültig dabei iſt, wie ſein Name auf die Nachwelt kommen könnte, nur um ſein Land zu retten, und den Eroberer deſſelben zu vernichten. Der König, noch in den Händen der Franzoſen, mußte den muthvollen Mann, der dies alles für ihn wagte, in die Acht erklären, aber die treuen Oſtpreußen wurden dadurch nicht irre, ſondern ſammelten ſich um die junge Fahne mit dem alten, wohlbekannten Adler und das Nationalkavallerie-Regiment wurde errichtet. Der Organiſation der Landwehr folgte der Landſturm; und Jung und Alt drängte ſich hinzu: „mit Gott für König und Vaterland!“ Es war eine hohe Begeiſterung.

Was nicht mit einſtimmen wollte, erregte ſogleich den lauteſten Verdacht, und wirklich Uebelgeſinnte, mitunter auch nur Kalte, wurden der Spionage angeklagt, und mußten ſich reinigen, wenn ſie nicht in den Kerker wandern wollten.

Eines Tages ſah ich einen Wagen voll ſolcher vermeintlichen Spione einbringen.

Sie ſaßen auf ſchmalen Brettern, die über einen Leiterwagen gelegt waren, und durften die Hände nicht an die Leitern bringen, weil die daneben reitenden Gendarmen den Befehl hatten, ſogleich ſcharf zuzuhauen. Man hätte dies ſchon für einen Verſuch zur Befreiung gehalten und das Leben dieſer armen Teufel, die vielleicht gar nichts verbrochen hatten, war der Willkür plumper Schergen überantwortet. Wohlgekleideter und zerlumpter Straßenpöbel umgab den Wagen mit lautem Geſchrei und warf ungeſtraft ſo viele ſchmuzige und verwundende Gegenſtände nach den Schlachtopfern, daß ſelbſt ihre Geſichter nur mit Mühe unterſchieden werden konnten, ſo bedeckt war Alles an ihnen mit Schmutz und Blut.

Eines zufälligen Umſtands wegen mußte der Wagen in meiner Nähe halten. Ich bemerkte ein feines Geſicht unter dem überhängenden Schirme einer zottigen Pudelmütze, die Augen zu Boden gerichtet, die Hände ängſtlich in den Schooß gelegt. Neben dieſem Köpfchen erblickte ich ein gelbes bärtiges Judengeſicht, das ſeine Augen frech auf die höhnende Menge ſchweifen läßt. Ich blicke ſchärfer hin, eine Aehnlichkeit fällt mir auf, ich gedenke an Foreſtier's Erzählung, und mit dem Ausrufe Emilie! dränge ich mich näher zum Wagen.

Sie fährt zuſammen, erhebt ſcheu nach mir das ſchöne Auge, und ſchreit laut meinen Namen.

Das Volk ſammelt ſich mit dumpfem Getöſe um uns und die Gendarmen ſelbſt zeigten Theilnahme.

XXXIX.

Die Eindrücke und Anſtrengungen dieſes Tages hatten mich erſchöpft, und ich fühlte ein Unwohlſein, deſſen ich ſeit einiger Zeit nur mit Mühe noch Meiſter wurde, jetzt immer mächtiger mich beherrſchen und zu fieberhafter Gluth anſchwellen.

Wie ich Abends zur gewohnten Stunde in Luiſens kleine freundliche Wohnung trat, war Emilie noch nicht freigegeben. Alles was ich erhalten konnte, war, daß ſie von den Andern getrennt wurde, und ein gutes Zimmer erhielt. Das Uebrige ging nicht ſo geſchwind, die Sache wollte unterſucht ſein.

Ich befand mich in der ſeltſamſten Stimmung von der Welt; das Herz erfüllt von Ahnungen, den Sinn getrübt, und dabei doch nicht jene Unruhe, ſolchem Zuſtande zu entfliehen, die wir in geſunden Tagen oft an uns verſpüren, ſondern ein krankhaftes Gefühl der Gleichgültigkeit gegen alles, was kommen könnte und die Sehnſucht nach einem Ausruhen, und wäre es auch im Schooße der Erde.

Luiſe wurde durch dieſen Zuſtand ſichtbar verſtimmt. Sie hatte von Emiliens Wiederfinden gehört und mochte wohl gedacht haben, ich würde den Abend nicht bei ihr zubringen. Sie beſchäftigte ſich ſehr unruhig um mich, und fragte endlich, ob ſie den Wagen holen laſſen ſolle, damit ich nach Hauſe führe. „Luiſe“ ſagte ich hierauf in meinem gereizten Unmuthe, „ich weiß, du betrügſt mich; du willſt mich entfernen, weil ich dir im Wege bin, weil du einen Andern erwarteſt — weil —“

Sie entfärbte ſich und wollte mir in die Rede fallen; ich aber ſtand auf, ergriff ein Licht und ſchritt auf die Nebenthüre zu, die in ihr Schlafzimmer führte; ſie vermochte nichts zu ſagen, ich aber fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Du haſt ihn verborgen — dort — gleichviel! ich will ihn ſehen, er ſoll mir Rede —“ hier war ich ungefähr in die Mitte des Zimmers geſchwankt, ein Schwindel übermannte mich, ich ſank beſinnungslos zu Boden. —

Augenblicks ſah ich mich in furchtbare Kämpfe verwickelt; Blut floß und wildes Geſchrei umtobte mich; es waren die Phantaſien eines hitzigen Fiebers. Wie ich daraus erwachte, ſpielte der junge Tag durch grüne, leicht bewegte Wipfel, balſamiſche Lüfte ſtrömten durch ein geöffnetes Fenſter nach meinem Lager hin, eine weibliche Geſtalt ſtand, den Rücken nach mir gekehrt, und brach eine Roſe vom Stocke.

Eine Seligkeit durchzog mich, ich fühlte es, ich war dem ſchönſten Leben wieder gegeben. Die Geſtalt war mir bekannt, und doch wie längſt entſchwunden. Während ich noch darüber nachſinne, wendet ſie ſich zu mir um.

Es war Ida, meine todtgeglaubte Schweſter, die mit einem jungen Mairöschen zu meinem Lager trat.

in geſunden Tagen oft an uns verſpüren, ſondern ein krankhaftes Gefühl der Gleichgültigkeit gegen alles, was kommen könnte und die Sehnſucht nach einem Ausruhen, und wäre es auch im Schooße der Erde.

Luiſe wurde durch dieſen Zuſtand ſichtbar verſtimmt. Sie hatte von Emiliens Wiederfinden gehört und mochte wohl gedacht haben, ich würde den Abend nicht bei ihr zubringen. Sie beſchäftigte ſich ſehr unruhig um mich, und fragte endlich, ob ſie den Wagen holen laſſen ſolle, damit ich nach Hauſe führe. „Luiſe“ ſagte ich hierauf in meinem gereizten Unmuthe, „ich weiß, du betrügſt mich; du willſt mich entfernen, weil ich dir im Wege bin, weil du einen Andern erwarteſt — weil —“

Sie entfärbte ſich und wollte mir in die Rede fallen; ich aber ſtand auf, ergriff ein Licht und ſchritt auf die Nebenthüre zu, die in ihr Schlafzimmer führte; ſie vermochte nichts zu ſagen, ich aber fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Du haſt ihn verborgen — dort — gleichviel! ich will ihn ſehen, er ſoll mir Rede —“ hier war ich ungefähr in die Mitte des Zimmers geſchwankt, ein Schwindel übermannte mich, ich ſank beſinnungslos zu Boden. —

Augenblicks ſah ich mich in furchtbare Kämpfe verwickelt; Blut floß und wildes Geſchrei umtobte mich; es waren die Phantaſien eines hitzigen Fiebers. Wie ich [illegible] der junge Tag durch grüne, leichtbewegte Wipfel, balſamiſche Lüfte ſtrömten durch ein geöffnetes Fenſter nach meinem Lager hin, eine weibliche Geſtalt ſtand, den Rücken nach mir gekehrt, und brach eine Roſe vom Stocke.

Eine Seligkeit durchzog mich, ich fühlte es, ich war dem ſchönſten Leben wieder gefunden. Die Geſtalt war [illegible] bekannt, und doch wie längſt entſchwunden, während ich noch darüber nachſinne, wendet ſie ſich zu mir um.

Es war Ida, meine todtgeglaubte Schweſter, die mit einem jungen Mairöschen zu meinem Lager trat.

Das Gefühl überwältigte mich, und Thränen entſtürzten meinen Augen. —

Ich ſchreibe hier meine „geſchichtlichen Erinnerungen nieder, und keinen Roman; es kann daher nicht meine Abſicht ſein, etwa eine Myſtifikation bereiten zu wollen.

Ida war wirklich todt; aber ihr Bild, das in den letzten Fieberträumen lebte, ſtand mir beim Erwachen aus denſelben noch vor Augen. Wer hat nicht oft daſſelbe erfahren, wenn er aus kürzern und minder lebhaften Träumen in geſunden Tagen erwachte? Iſt dies Täuſchung oder keine? Wie herrlich ſind die tiefen Betrachtungen, die Schubert darüber aufſtellt! —

Auch Cäcilie war es nicht — auch nicht Luiſe. Jene war längſt ihrem Gatten nach Frankreich gefolgt, dieſe — ja dieſe —

Das einzige Wahre blieb das Mairöschen und die Thränen, die ich bei ſeinem Anblick vergeß; aber die ehrwürdige Geſtalt meiner Mutter reichte mir die Blume. Sie war die Wächterin meines langen Schlummers geweſen. Meine Herſtellung ging nun raſch vorwärts; ich durfte bald ausfahren, ich durfte meine Freunde wieder ſehen.

Da fragte ich auch einmal nach Luiſe. — Sie war nicht die Frau des ehrlichen Schauſpielers geworden. —

Meine gute Mutter bat mich unter Thränen, alle Gedanken an das Mädchen aufzugeben, denn ſie ſei meiner Liebe gänzlich unwerth. — Ich gelobte es ihr. — Später erſt traf ich ſie und Emilie wieder. — Ich werde ihre Geſchichte einſt dem Publicum übergeben.

II.

Kotzebue.

Man hat wohl kein Beiſpiel, daß ein Mann von einem ſo großen Talente, der ſeine Nation mit ſo vielen ergötzlichen Werken beſchenkt hatte und unbeſtrittene Verdienſte beſaß, zugleich auf einer hohen Stufe im Staatsdienſte ſtand und deſſen Bruſt einige Ordenszeichen ſchmückten, in einer ſo tiefen Mißachtung bei ſeinen Zeitgenoſſen geſtanden hat, wie Kotzebue.

Von der Aufregung jener Zeit kann man ſich heute keinen Begriff mehr machen. Guter Gott! wie zahm iſt Alles unter uns geworden.

Kotzebue hatte ſchon dadurch, daß er gegen die Schlegel und die romantiſche Schule ſchlechte Waffen gebraucht, die ganze Jugend wider ſich aufgebracht. Es ſchützte ihn nicht, daß er Franzoſenhaß predigte und Napoleon verſpottete, das fand keinen Anklang, obgleich die Nation wirklich in dem Fall war, weder die Franzoſen noch den Napoleon zu lieben, und dies einige Jahre ſpäter auch thatſächlich erhärtete.

Man erlebte es, als er einſt auf der Durchreiſe in Königsberg das Theater beſuchte, wo man ſeinen Carolus Magnus gab, daß die Studenten mit Knütteln an ſeine Loge ſchlugen und ihn ſo zwangen, das Haus zu verlaſſen; dabei pfiffen ſie das Stück aus.

Fichte ſoll hauptſächlich dazu Veranlaſſung gegeben haben, daß Herr von Kotzebue ſolche Behandlung erfuhr; das etwas freie und doch dabei ſo luſtige Stück trug nicht allein die Schuld. Fichte galt damals viel — ſehr viel bei der akademiſchen Jugend Königsbergs. Mir iſt die Geſchichte von einem Freunde erzählt worden, und da ſie wenig bekannt geworden iſt, ſo will ich ſie hier wieder erzählen, verwahre mich jedoch gegen kleine Unrichtigkeiten in den Angaben, da ich keinerlei Notate darüber gemacht und verbürge nur in der Hauptſache das, was mir mein glaubwürdiger Freund darüber mitgetheilt.

Es war, als Fichte jene Vorleſungen in Berlin zu halten begann, welchen die erſten Matadore der Gelahrtheit zuhörten. Die Humboldt, die Schlegel, aber auch Kotzebue fehlte nicht. Er gab mit Merkel den Freimüthigen heraus, der eben von ihnen gegründet worden war, und damals eine etwas größere Bedeutung als jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, hatte.

Fichte, ſeine Zuhörerſchaft mit prüfendem Blicke überſchauend, fand es gerathen, ſeiner erſten Vorleſung einige Worte als beſondere Einleitung vorauszuſchicken. Er machte es nämlich ſeinen Zuhörern zur Bedingung, vor der Beendigung ſeiner Vorträge nichts darüber zu veröffentlichen und forderte ſie auf, wenn ſie dieſes nicht einzugehen Willens wären, ſofort den Hörſaal zu verlaſſen. Da Alles ruhig auf dem Platze blieb, ſo war die Forderung genehmigt und der Profeſſor hub an. Allein das nächſte Blatt des Freimüthigen brachte in gewohnter Manier einen Bericht über Fichte's erſte Vorleſung, und Niemand glaubte zweifeln zu dürfen, wer der Verfaſſer des Artikels ſei.

Mit ernſter Miene betrat Fichte in der folgenden Vorleſung das Katheder, das Blatt in der Hand, und ſprach unverholen in ſeiner derben Manier ſein Urtheil über dies Verfahren, indem er zugleich den anweſenden Kotzebue dieſer Folonie beſchuldigte.

Da ſoll nun dieſer aufgeſtanden ſein und ſich mit den wärmſten Ausdrücken dagegen ausgeſprochen und ſeine Unſchuld betheuert haben; worauf der hochernſte Fichte ſich zufrieden gegeben, ſeine Forderung, um Verſchweigung eines Urtheils über dieſe Vorleſungen, bis nach ihrer Beendigung, aber erneuert und endlich denjenigen mit einem nicht ehrenden Prädicate belegte, der ungeachtet er durch ſein Verbleiben im Hörſaale die geſtellte Bedingung gutheiße und annehme, dennoch ſein öffentliches Urtheil nicht zurückzuhalten gedenke.

Hierauf ſchwieg Jedermann und der Vortrag wurde abermals begonnen.

Allein mit dem nächſten Blatte des Freimüthigen war auch wieder der fortgeſetzte Bericht über Fichte's Vorleſungen da. Die Sache machte wie natürlich in der gelehrten Welt das größte Aufſehen, und in geſpannter Erwartung verſammelte man ſich zur nächſten Vorleſung.

Fichte betrat entrüſtet das Katheder, und ohne Umſchweife forderte er Kotzebue auf, ſich von dem ſchmählichen Verdachte rein zu brennen, wenn er es im Stande wäre. Dieſer erhob ſich wieder, brachte leere Entſchuldigungen vor und bemühte ſich, Alles ſeinem abweſenden Compagnon Merkel in die Schuhe zu gießen.

Da zog Fichte ein Billet Merkel's aus der Taſche und las es der Verſammlung vor. Merkel erklärte darin, von Kotzebue noch am Abend nach jedesmaliger Vorleſung den darauf bezüglichen Artikel zum ſchnellſten Abdrucke erhalten zu haben.

Dagegen ließ ſich nun nichts mehr vorbringen und Kotzebue mußte augenblicklich den Hörſaal verlaſſen. Wie er ſich ſpäter an Merkel rächte, iſt bekannt genug. Die Folgen dieſes Vorfalls aber laſteten auf ihm ſein ganzes Leben hindurch.

Nach mehreren Jahren befand ich mich in einer Geſellſchaft neben Kotzebue, und mußte von einem der Anweſenden mir vorwerfen hören, daß es unrecht wäre, ſeinen Gruß zu erwiedern, da ich ja wohl von der Berliner Geſchichte wiſſe. Einmal gab ein hochgeſtellter Beamter in Königsberg ein Feſt und lud dazu einen meiner Bekannten perſönlich ein. Ich war zugegen. Um den Freund zur Annahme der Einladung leichter zu bewegen, nannte er ihm einige der bereits Geladenen, die Alle zur Elite der damaligen Königsberger Geſellſchaft zu zählen waren; endlich wurde auch des Herrn von Kotzebue erwähnt. „Ei, mein ſehr verehrter Herr,“ ſagte der Eingeladene, „Sie nannten mir vorhin die herrlichſte und trefflichſte Geſellſchaft, wie können Sie aber nur den Mann darunter zählen? Und er ſchlug die Einladung aus.

So wucherte Fichte's Bannſtrahl fort und fort und in jener Gegend, wo die Sache bekannt war, genoß Kotzebue nie des Anſehens, auf das er in anderer Hinſicht rechtmäßigen Anſpruch zu machen hatte. —

Im Jahre 1813 erregte es einen ſonderbaren Eindruck, in der Königsberger Zeitung Anzeigen über Handel und Schiffahrt, kurz, ganz ernſt zu nehmende Dinge, mit einem Namen der Komödienzettel unterzeichnet zu ſehen, wodurch für Theaterfreunde jene Anzeigen complett ſpaßhaft wurden. Kotzebue, der Verfaſſer der Pagenſtreiche, des Pachter Feldkümmels, oder wie er urſprünglich hieß: Fettkümmels, der deutſchen

Kleinſtädter, u. ſ. w., war nämlich als kaiſerlich ruſſiſcher Generalconſul nach Königsberg geſchickt worden. Es war Winter als er ankam, und man konnte ihn, in einen tüchtigen, ruſſiſchen Pelz gehüllt, auf den Straßen und Promenaden und im Theater erblicken. Er begnügte ſich aber nicht damit, in ſeiner Loge zu bleiben, ſondern er ſtieg bald auf's Theater, das heißt hinter die Couliſſen, und ſah ſich die Kunſtwirthſchaft an und mäkelte und tadelte offen daran herum.

Ein junges, liebenswürdiges Stumpfnäschen vom Chor, das damals außer dem Theater die erſten Liebhaberinnen bei mir ſpielte, vertraute mir, daß dieſer Pelz, oder vielmehr der ſtechende Blick, der aus ihm herausfuhr, ganz unerträglich ſei. Kürzlich in der Entführung ſei der Pelz in das Theater gekommen und habe das Serail des Baſſa Selim gemuſtert, als wenn die jungen Mädchen wirklich Sclavinnen und er ein wirklicher Osmin geweſen wären. Bis an die Augen hatte er den Pelz hinaufgezogen und den breitrandigen Hut bis auf die Augen gedrückt, ſo daß eben nichts, als nur die Augen zu ſchauen blieben und nun hätten dieſe Augen ſo ſcharf geſchaut, von oben bis unten, daß die jungen Chormädchen gezittert vor Angſt und vor Froſt nebenbei, denn es war im Winter, und der iſt in Königsberg, wie ich verſichern kann, ſehr kalt, aber das Theater in Königsberg iſt nicht zu heizen.

Dann hat der Herr von Kotzebue ſich zu dem Direktor Beinhöfer gewendet, der ihm, wie der dienſtthuende Adjudant dem inſpicirenden Generale, Schritt vor Schritt folgte, und zu ihm geſagt: „Schließen Sie zu, Herr Beinhöfer, Ihr Blondchen iſt kein Blondchen, Ihre Conſtanze iſt keine Conſtanze, und Ihr Belmont iſt kein Belmont.“

Hierauf kehrte er ſich zu einem der Actionäre des Theaters, der unweit davon ſtand und ſagte laut und vernehmlich: „Dem Dinge muß abgeholfen werden, denn es iſt mir Bedürfniß, in der Stadt, die ich bewohne, ein gutes Theater zu haben.

Dem armen Beinhöfer, einem alten emeritirten Schauſpieler, den die Königsberger ſo gern hatten, daß ſie ihm ſogar ſein Singen verziehen, das er ſich oftmals beikommen ließ, fuhr's bei dieſer Aeußerung durch alle Glieder. Aber er dachte an ſeinen Kontrakt, den er erſt ganz kürzlich abgeſchloſſen hatte, und fühlte ſich auf ſeinem Directionsſitze gänzlich ſicher und unantaſtbar. Um indeß den höflichen Mann herauszukehren und Kotzebue einen Beweis ſeiner Lebensart und anerkennenden Werthſchätzung des großen dramaturgiſchen Verdienſtes deſſelben zu geben, ſagte er in ſeiner rauhen holperigen Sprache, die wie eine ruſſiſche Telege über den Knüppeldamm raſſelte: „er bäte um einige Winke, denen er nachkommen wolle, und werde ſich beſtreben, ſelbſt ſtrengen Kunſtanforderungen ein Genüge zu leiſten."

„Das werde ſich Alles ſchon finden," war die Antwort des Herrn Generalconſuls, die den Mann ganz und gar zerknirſchte.

Bald ſollte Beinhöfer wiſſen, woran er war. Er verlor ſeine Direction und mußte in Reih und Glied Dienſte nehmen. Das ſchöne Vorrecht, ohne das Prädicat „Herr“ auf dem Zettel genannt zu ſtehen, büßte er mit dem minder ſchönen ein, für die geſammte hungrige Heerde ſeiner Schauſpieler die Gage zuſammenſparen zu müſſen.

Von nun an las man wieder „Herr Beinhöfer“ auf dem Zettel, und zwar neben beſcheidenern Rollen, dafür aber war das Regiment der Bühne als dreigeſpaltene Macht organiſirt worden. Das Kunſtfach leitete der kaiſerlich ruſſiſche Staatsrath und Generalconſul Herr Auguſt von Kotzebue, das Decorationsweſen der Herr Oberbaurath Müller, derſelbe, der den damals neuen Kunſttempel in Form eines großen Heu- und Fouragemagazins gebaut hatte, und die Führung der Kaſſengeſchäfte übernahm der Herr Kommerzienrath Schwink, ein Mann, der offenbar am meiſten ſeinem Amte gewachſen war.

Denn man glaube nicht, daß Kotzebue, der ſo hübſche Komödien machte, es verſtanden habe, eine Bühne zu leiten. Er hatte in Wien und Reval die Beweiſe ſeiner Unfähigkeit hierzu an den Tag gelegt.

Das erſte, was er that, war, daß er Engagementsbriefe in die Welt ſandte und unter dem Titel „Kunſtblatt“ eine eigene Theaterkritik begründete.

In den erſten Tagen des Frühlings, der auf ſeiner Reiſe um die Welt in Königsberg erſt ſehr ſpät einzutreffen pflegt, konnte man um die Stunde des Theateranfangs einen Mann mittler Größe auf dem Königsgarten auf- und abgehen ſehen, deſſen Aeußeres von den alltäglichen Philiſtern, die man dort zu ſehen bekam, einigermaßen abſtach. Er trug eine ſchwarzſeidene Weſte und kurze Beinkleider, ſchwarzſeidene Strümpfe, Schuhe; Alles dies nicht wie ein Landgeiſtlicher der damaligen Zeit, ſondern nach eleganterer Façon, darüber einen Rock von blauem wollenem

Sommerzeug, den er nach hinten zu, gerade über dem Theile, den man in guter Geſellſchaft das Ende des Rückgraths zu benennen pflegt, ungefähr auf ſolche Weiſe mit der einen Hand zuſammenhielt, wie man ſolches von dem Pantalon der Pantomime zu ſehen gewohnt iſt. Die andre Hand hielt den Hut, der ſelten aufgeſetzt wurde. Das Geſicht des Mannes war länglich, die Züge ausdrucksvoll, die Augen lebendig, die Naſe ſtark und die grau ſchillernden Haare wohlgeordnet und friſirt, beſonders was den ſehr beliebten Hahnenkamm betrifft, den man damals noch ſteifgebrannt und mit dem Stolze eines wirklichen Hahnes auf dem Kopfe trug, während die jetzige Generation von Hahnenkämmen nichts mehr weiß, als daß ſie in Ragoutform ein feines Gericht abgeben. So ändern ſich die Zeiten! Heute würde ein Schriftſteller wie Kotzebue ſchwerlich ſo auf dem Königsgarten in den erſten Frühlingstagen ſpazieren gehen; allein das, was ich hier erzähle, iſt ſchon lange her; zwanzig Jahre! welch eine

Zeit, in einer Zeit, wo Geſtern ſchon veraltet iſt und wo ſo viel ſich ereignet und ſo wenig davon nachhaltig iſt, daß die Sucht nach ſtets Neuem nicht nur ſehr verzeihlich, ſondern ſogar in den Erſcheinungen des Lebens auch ſehr wohl begründet iſt.

Neben Kotzebue, doch zwar immer einen Schritt zurück, ſchwebte eine kleine Geſtalt, nicht etwa eine wirkliche

„Maus,
Die in monſtröſer Geſtalt thut auf dem Boden ſchweben“ —

ſondern nur ein kleines Männlein von zierlich kobeldartigem Wuchſe, mit Komplimenten und artigen Burzelbäumen um den berühmten Dramaturgen bemüht. Dieſes Männlein war damals bereits in Jahren vorgerückt und Vater mehrerer vollkommen ausgebildeter Kinder, ſah aber dabei ſelbſt noch wie ein unausgebildetes aus. Es hieß Angely, der nach Kotzebue's Tode ſelbſt als fruchtbarer Luſtſpieldichter auftrat und das deutſche

Theater für ein Vermächtniß ſeines großen Lehrers anſah, für das er Sorge zu tragen hatte. Dieſem Angely geſchah es damals in Königsberg, daß er zur Probe gehend ſeine Rolle aus der Rocktaſche verloren hatte, und ein gutmüthiges, altes Weib ihn mit den Worten darauf aufmerkſam machte: „He! kleiner Junge! er hat ſein Schulbuch verloren!“

Angely ſah damals ſo täuſchend einem kleinen Gaſſenjungen gleich, daß ihm dieſe Charaktere auch am beſten auf der Bühne gelangen und er in den Pagenſtreichen als Berliner Gaſſenjunge, im Dorf im Gebirge als dummer Schulbube, der nicht weiß, wie hoch der Berg Sinai iſt, und in ähnlichen heitern Partien excellirte und der Liebling des Publikums wurde. Die jugendlichen Helden wollten ihm hingegen nie recht gelingen.

Kotzebue, der das Kleine liebte und auch wohl in Angely den fruchtbaren dramatiſchen Eierſtock herauswitterte, machte ſeinen Leib- und Flügeladjudanten aus ihm. Der kleine Mann war geheimer Regiſſeur, geheimer Theaterſecretair, geheimer An- und Rathgeber. Ich habe den Brief geleſen, den der kleine Angely an ein damals ſehr beliebtes Mitglied des Königsberger Theaters ſchrieb und der mit den Worten ſchloß:

„Fügen Sie ſich dem Willen des Herrn Staatsraths von Kotzebue nicht, ſo ſeien Sie überzeugt, daß er der Mann iſt, der Ihnen ſchaden kann, und auch gewiß will.“

So fürchterlich begannen ſich die Verhältniſſe zu geſtalten.

Kotzebue ſelbſt war ſehr leidenſchaftlich und erlaubte ſich oft gewaltſame Handlungen, die er ſpäter bereuen und zurücknehmen mußte. Er entließ einſt die erſte Sängerin ihrer Verbindlichkeiten auf der Probe; ein andermal gab er eine kleine Rolle, in einem ſeiner älteſten Stücke, dem erſten Baſſiſten, und als dieſer ſich weigerte, ſie zu ſpielen, behauptete Kotzebue, er habe darin eine Baßarie zu ſingen, worauf ihm bewieſen wurde, daß er ſich im Irrthum befinde. Gewiß iſt es, daß er ſeine eigenen Stücke nicht kannte, ſtets die Titel verwechſelte und ſich nicht auf die Details darin zu beſinnen vermochte.

Obgleich er ſich bemühte, einige gute Mitglieder aus der Ferne herbeizuziehen und auch für die äußere Ausſtattung der Stücke manche Anſtrengung machte, ſo gingen die Vorſtellungen doch nicht ſo, daß eine allgemeine Befriedigung daraus erwuchs. Dabei wurden die Ausgaben und Anſprüche ſo geſteigert, daß das Theater ſich nach kurzer Zeit auflöſen mußte und ſeither noch immer nicht auf eine Stufe ſich erheben konnte, die es einſt unter günſtigern Verhältniſſen einzunehmen im Stande geweſen.

Die erſten Mitglieder waren ſo mißlaunig und übelwollend, daß ſie jede ſich darbietende Gelegenheit benutzten, um die Mängel der Anſtalt recht eclatant hinzuſtellen. Ich ſah einſt bei der erſten Vorſtellung des langweiligen Kotzebue'ſchen Dramas „Rudolph von Habsburg“ und „Ottocar von Böhmen“ den Schauſpieler, der den Rudolph gab, auf- und abgehen, vor dem Publikum mit dem Reichsapfel Fangball ſpielend, bis daß ſein Mitſpieler auftrat, der das Stichwort überhört und ſich deßhalb ungebührlich lang verſpätet hatte. Dieſer Schauſpieler iſt ſeitdem zu großem Ruhme gelangt und ziert eine unſerer vornehmſten Kunſtanſtalten.

Was die Schauſpieler am meiſten, neben der ungerechten Heftigkeit ihres Chefs, erbitterte, war deſſen eben ſo ſcharfe als malitiöſe Kritik ihrer Leiſtungen in dem von ihm herausgegebenen Kunſtblatt. Iſt dieſe Gattung von Künſtlern ſtets übermäßig empfindlich gegen Ausſtellungen an ihrem Gewerbe, und den Fähigkeiten es zu üben, ſo mußten ſie es noch mehr ſein, wenn dies von einem Manne ausging, der zu wohlmeinenden Beurtheilungen unter vier Augen berechtigt war und ſeine Befugniß verkannte, indem er ſie zur öffentlichen machte und ihr eine gehäſſige Beimiſchung gab.

Kotzebue's Thätigkeit in jener Zeit gränzte an's Wunderbare; er ſchrieb Komödien und Opern, machte nach ſeiner Weiſe geſchichtliche Studien, redigirte periodiſche Schriften, gab Kunſturtheile von ſich, wohnte gelehrten Sitzungen bei, wandte ſich der geſelligen Seite des damaligen Königsberger Lebens mit Vorliebe zu, und beſorgte nebenbei ſeine amtlichen Geſchäfte, die bei dem lebhaften Handelsverkehr mit Rußland keineswegs unbedeutend ſein mochten.

Wie ich ſchon erwähnte, war es auffallend, die dramaturgiſche Firma in den öffentlichen Blättern unter amtlichen Anzeigen mit Würde prangen zu ſehen; nicht minder aber war es ſeltſam und nahm ſelbſt einen heitern Anſtrich an, wenn Kotzebue in einem gelehrten Körper erſchien, und dort einen ſeinem Rufe in der Welt entſprechenden Rang einnehmen wollte. So kam er einmal bei dem Feſte Friedrichs des Erſten, zum Gedächtniß an die Erlangung der Preußiſchen Königswürde, auf den barocken Einfall, in der Sitzung der gelehrten

„deutſchen Geſellſchaft", ſeine neue Oper „Herrmann und Thusnelde", der Verſammlung vorzuleſen. Man denke ſich welchen Eindruck dieß hervorbrachte. Eine Oper vorgeleſen, zwiſchen ernſten Abhandlungen, vor Profeſſoren und andern Gelehrten, und noch dazu Kotzebue'ſche Theatergedanken in Kotzebue'ſche Verſe gekleidet! —

Die Leichtigkeit mit der er arbeitete, war außerordentlich.

Morgens vier Uhr ſtand er auf, heitzte im Winter ſelbſt ſein Zimmer, und kochte ſeinen Kaffee. Hierauf ſetzte er ſich zum Schreiben. Das Papier war in längliche Streifen geſchnitten, vier aus einem Bogen und wurde mit flüchtiger, doch leſerlicher Schrift beſchrieben. Ich habe von ihm Manuſcripte ganzer Stücke in Verſen geſehen, worin faſt nichts ausgeſtrichen war. Beim Arbeiten hatte er ſtets eine Thonpfeife im Munde, die zwar geſtopft war, aber nie brannte. Die ſonderbare Manier wird „Kaltrauchen" benannt und findet ſich wohl hie und da vor.

Bei dem Rückzuge Napoleons aus Rußland war er beſonders thätig und brachte, wie es die Gelegenheit erheiſchte, bald dies bald das als ſatyriſche Anſpielung auf die Scene. So entſtand das bekannte „der Flußgott Niemen und noch Jemand", nebſt ſeinen Fortſetzungen, welches bei der damaligen Stimmung in jener Provinz nicht anders als große Theilnahme finden konnte. So wie die Zeitungen die Nachricht von einem neuen Siege über Napoleon brachten, gleich war er mit einem Gelegenheitsſtücke, oder wenigſtens mit einem Prologe da; oft lief er vor der Probe nach Hauſe, warf ſchnell einige Knittelverſe auf's Papier, und ein unglücklicher Schauſpieler mußte ſie ſich dann ſchnell in's Gedächtniß ſchreiben, um ſie Abends unter lautem Bravo herzuſagen. —

Sein Familienleben war einfach und er lebte mit den Seinigen in gutem Einverſtändniſſe. Er hatte nach dem Theater gewöhnlich drei Freunde zu ſich eingeladen. Nach dem Souper begab ſich dann dieſe partie quarrée in ein Kabinet, wo vier geſtopfte Pfeifen und vier große dampfende Punſchgläſer bereit ſtanden. Es wurde jedem überlaſſen, ob er kalt oder warm rauchen wolle; Kotzebue wählte ſtets das Erſtere.

So lange er das Theaterſzepter führte, konnte es nicht fehlen, daß er irgend eine Favorite hatte, für die er ſich beſonders gütig zeigte. Er ſuchte dieſe jedoch nie unter den eminenten Künſtlerinnen, die wohl in jeder Hinſicht große Anſprüche machten, ſondern wählte ſie aus jener Klaſſe gefälliger Geſchöpfe, die aus unglücklich bedrängten Verhältniſſen, wo ſie dem nackten Elend der Verderbniß in's große Auge blickten, ſich plötzlich zu einer vermeintlichen Kunſtſtufe erhoben fühlen, und mit wahrer dankbarer Rührung einen Opern-Chor an irgend eine heidniſche Gottheit abſingen, als ob ſie in der Kirche wären, um Gott für die Erlöſung aus unwürdiger Schmach und Elend, [illegible] zu etwas glänzenderer zu danken.

Der Herr von Kotzebue hatte ſich aus dieſen Auserwählten ein blondes, ſchlankes Mädchen auserwindt, deſſen Name ſchon die Biegſamkeit ſeines Gemüthes andeutete. Notabene wenn es warm wurde.

Der Vater dieſes Mädchens hielt eine der originellſten Kneipen, in der Nähe des Theaters, eine Gattung von Kneipen wie ich ſie ſeitdem nie wieder angetroffen. Nicht ſowohl wegen der Vortrefflichkeit des Gänſebratens, womit er uns jeden Abend regalirte und der mir damals beſſer behagte, als er mir jetzt behagen würde, ſage ich das, ſondern wegen der Gäſte, die ſich dort einfanden und an denen Hoffmann ſeine Vorſtudien gewiß machte, wenn er in ſeiner Jugend — er war bekanntlich ein geborener Königsberger — dieſe Leute beobachtete. Welche phantaſtiſche Figuren erinnere ich mich in dem kleinen Zimmer der Pulvergaſſe geſehen zu haben; wie konnte ich damals im Umgange mit ihnen ſchwelgen; wie nüchtern und ſchaal iſt Alles was ich ſeitdem von dieſer Gattung erblickte und näher kennen lernte!

Jener alte Hauptmann, mit dem ſchwarzverbundenen Auge, wer konnte ſo groß ſprechen —

nein! ich will ſagen: wer war ſo groß im Sprechen! nur einmal traf ich etwas Aehnliches, jenen liebenswürdigen Kavalier in Breslau, der einem aus der Menagerie entkommenen Löwen, vor dem das Volk entſetzt floh, ein Wort in's Ohr raunte, und ihn dann docil und ruhig in ſeinen Käfig zurückführte. Er wollte dies Myſterium in Konſtantinopel von einem Armenier gelernt haben. Mein alter, einäugiger Hauptmann würde über die Kleinigkeit gelacht haben und uns nicht ſchuldig geblieben ſein, daß er einmal zwei im Kampf begriffene wüthende Löwen durch dieſes Wort zur Vernunft gebracht hätte. Auch beſaß er gewiß das Geheimniß, trächtige Elephantenweiber zu accouchiren, Tigreſſen die Nägel zu beſchneiden und Hyänen die Zähne zu putzen. So war der Mann!

Und der geheimnißvolle, kleine Menſch, ſtets halbbetrunken, alſo ganz klug, der Alles wußte, ſich jedoch über nichts recht ausließ, und deſto mehr zu errathen gab; der ſich ſelbſt gern das Anſehen eines höchſt gefährlichen Menſchen gab, vor dem man ſich zu fürchten habe, und den Jedermann auslachte!

Von ſolchen Originalen war das kleine Zimmer voll; und Alle liebten das Bier ſo ſehr, daß ſie dazwiſchen immer Schnaps tranken, um jene Liebe einigermaßen zu dämpfen, weshalb ein Gläschen Branntwein dort auch „Dämpfer“ genannt wurde.

Uebrigens waren die Leute nicht eigentliche Trunkenbolde, ſondern mehr überſpannte Narren. Ihre Zeche bezahlten ſie nie an demſelben Abende, ſondern die Tochter des Wirths kam gewöhnlich, nachdem die Rechnung angeſchwollen war, des Morgens um die Bezahlung einzutreiben, und man war mit dieſer freundlichen Execution nicht eben unzufrieden.

Das gute Mädchen war nun aber in der vollen Blüte ihrer jungfräulichen Reize zum Theater gegangen, welches bei der Nähe der Akademie ihres Vaters und des Kunſttempels wohl Niemand befremdlich erſcheinen wird.

Der Herr Etatsrath von Kotzebue hatte, da seine Zeit von den vielerlei Geſchäften gänzlich in Anſpruch genommen war, die Stunden der Sieſte dazu eingeräumt, um junge, hübſche Talente weiblichen Geſchlechts, die ſich dem Theater widmen wollten, in Perſon zu prüfen. Er ließ dieſerhalb Ankündigungen in die öffentlichen Blätter rücken: daß ſich ſolche Jüngerinnen bei ihm ſelbſt in den Nachmittagsſtunden einzufinden hätten. Die Kunſt hatte manchen Gewinn davon, wie ich glaube; das junge Wirthstöchterchen war von der Zahl.

Bald gelang es dem hübſchen Kinde ſich ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß es Rollen und was noch mehr war, eine Benefizvorſtellung erhielt. Um dieſe ergiebig zu machen, leiſtete der großmüthige Gönner auch willfährig ſeine Hülfe. Man kann denken, daß es kein geringer Vorzug des damaligen Königsberger Theaters war, die neuen Stücke Kotzebue's, nach welchen alle Bühnendirektionen geizten, zuerſt zu haben. Ein Vorzug, der als ſolcher zwar anerkannt, dennoch nicht in gehörigem Maße gewürdigt wurde. Was gäben jetzt wohl die Leute darum, wenn ein Kotzebue ſeine leichten, witzigen, heitern Stücke den ausgehungerten Theaterfreunden darbrächte!

Für das junge Mädchen gab der gefällige Dichter einmal die fünf kleinen Stücke ſeines Taſchenbuchs als Manuſcript her, die ſämmtlich an einem Abende als Benefiz aufgeführt wurden. Wenn nun auch nicht Alle gefielen, eines davon: „Wer weiß wozu es gut iſt“, ſogar ausgepfiffen wurde, ſo kann man doch denken wie voll das Haus wurde.

Dieſes und einige andere Beiſpiele regten nun die Schauſpieler, welche Benefize hatten, an, ſich ein neues Stück von Kotzebue zu verſchaffen; aber nur den Wenigſten konnte dies gelingen.

Einer meiner Freunde beim Theater, Familienvater, und durch Kränklichkeit und ſchlechte Beſoldung ziemlich heruntergekommen, ſollte auch eine Benefizvorſtellung erhalten, da er aber keine rechte Wahl zu treffen wußte und als Künſtler nicht beſonders beliebt war, ſo durfte er ſich nicht viel davon verſprechen. Er fragte mich um Rath und ich war troſtlos dem Manne nichts angeben zu können.

Um jene Zeit wohnten viele Engländer in Königsberg, die nach ihrer gewohnten Weiſe lebten, einen Clubb errichtet hatten, und uns nun auch das neue Schauſpiel eines Pferderennens zu geben beabſichtigten. Das war damals etwas Unerhörtes, man hatte eine Tribune für die Damen errichtet, welche die Preiſe vertheilten und wenn gleich ſich unſer Volk bei dieſem Schauſpiele nicht unterhielt, ſo hatte es ſich doch in Maſſe dabei eingefunden.

Auch ich war auf den Beinen um die Sache mitanzuſehen und mein armer Freund, von dem ich eben ſprach, geſellte ſich zu mir. Das flüchtige Schauſpiel war vorüber, als wir, auf dem Heimwege begriffen, dem Herrn von Kotzebue begegneten, der wie es ſchien, in Nachdenken vertieft, allein nach Hauſe ging. Mein Freund grüßte ihn ehrerbietig und ſagte dann traurig, zu mir gewendet:

„Der könnte mir helfen, wenn er wollte! Was gilt's, er geht nur nach Hauſe und überdenkt in ſeinem Kopfe einen Plan um aus dieſem Volksſpektakel eine Poſſe zu machen. So etwas brächte mir ein volles Haus und machte mich zum glücklichen Manne.“

Das fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf. Eine Poſſe, die zum Gegenſtand das Wettrennen hätte, müßte auf jeden Fall die Kaſſe füllen, dachte ich.

„Und wenn Kotzebue auch nicht der Verfaſſer wäre,“ ſprach ich zu meinem Freunde, „ſo würdeſt du doch wohl deine Rechnung bei einem ſolchen Gelegenheitsſtücke finden, nicht wahr?“

„Jedenfalls,“ rief er traurig aus. „Wer aber wäre wohl im Stande ein ſolches zu ſchreiben, wenn es nicht eben der iſt, der darin eine ſo große Gewandtheit beſitzt. Du weißt wie nahe mein Benefize bevorſteht und darum iſt an ſo etwas nicht zu denken.“

„Wer weiß?“ erwiderte ich ihm, „und wenn du Morgen das Stück erhältſt, würdeſt du alles Nöthige zur Aufführung noch veranſtalten können?“

„Wenn ich es Morgen hätte, wohl,“ ſagte Jener, „doch ich verſtehe dich nicht —“

„Gut; du ſollſt mich gleich verſtehen;“ war meine Antwort. „Ich gehe nach Hauſe, mache mir Punſch und ſetze mich zur Arbeit. Morgen früh hoffe ich fertig zu ſein. Doch darf mein Namen unter keiner Bedingung genannt werden.“

Mein Freund wußte nicht was er ſagen ſollte, da er das Ganze für Spaß hielt; ich aber eilte wirklich nach Hauſe und ſuchte vorläufig dadurch mein Wort löſen, daß ich mir einen tüchtigen Punſch machte und ihn auch zu trinken begann. Mir war ein vages Bild wohl durch den Kopf gezogen, das ich mit leichter Mühe als Theaterſtück geſtalten zu können hoffte; wie ich nun aber da ſaß, das weiße Papier vor mir und die

Feder in der Hand, da wollten die Gedanken nicht kommen. Wer kennt wohl nicht dieſen Zuſtand von ſeinen erſten Verſuchen her?

Die Nothwendigkeit mein Wort zu halten und meinem Freunde zu helfen, beflügelte endlich meine trägen Gedanken, es drängten ſich Geſtalten vor meine Einbildungskraft, die zu ſprechen begannen, und im halben Rauſche, der zum vierten Theile von der Begeiſterung herrührte, ergoſſen ſich Phraſen auf das Papier, Scenen reiheten ſich an Scenen, ſelbſt Witze waren mitunter gelaufen und als die Sonne mir durch's Fenſter ſchien, lagen etwa zwölf engbeſchriebene Bogen vor mir und ich hatte das erſte Stück in meinem Leben zur Welt gebracht.

Ich lehnte mich in meinem Seſſel zurück und erſchöpft wie ich war, umfing mich bald der Schlaf. Ich ſah mich im Traume als triumphirenden Dichter.

Noch denſelben Vormittag trug ich das neugeſchaffene Werk zu meinem Freunde. Daß er ſeinen Augen nicht trauete, als er es in den Händen hielt, darf ich wohl nicht behaupten. Er rief ſeine ganze Familie herbei, um ſogleich die Rollen auszuſchreiben; denn da ihm die Wahl ſeiner Benefizeſtücke allein zuſtand, ſo war das Machwerk angenommen, es mochte Werth haben oder nicht. Zufrieden und glücklich, von den Segenswünſchen der Familie begleitet, welcher jedoch in Hinſicht auf den Verfaſſer das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt wurde, verließ ich das Haus und meinen Freund, in deſſen Kopf ſich alsbald ein großer Plan ausgeſponnen hatte. Er glaubte das Publikum noch nicht mit dem ſchlechten Stücke genug zu myſtificiren; er nahm ſich vor dies zu ſeinem Vortheil noch auf andre Weiſe zu thun.

Er ſprengte nämlich aus, der Herr Etatsrath von Kotzebue habe ſeinen kleinen Sohn, einen allerliebſten Jungen, auf der Straße ſpielend getroffen, ihn aufgehoben, geherzt, und ihm ein Manuſcript in die Hand gedrückt, mit den Werten: „Da, gieb das deinem Vater, es wird ihm Nutzen bringen.“

So ſehr dieſer Zug nun auch dem guten Herzen des Etatsraths Ehre gemacht hätte, ſo konnte er doch als Schriftſteller nicht gleichgültig dabei bleiben, und erließ daher eine öffentliche Anzeige, worin er die ſchöne That, ſo wie die Autorſchaft von ſich ablehnte, dem Stücke aber ein nicht ungünſtiges Prognoſtikon ſtellte, wahrſcheinlich um dem armen Benefizianten den Handel nicht zu verderben.

So war denn nun der Tag der Aufführung herangekommen. Die Theilnehmer des Wettrennens und was mit ihnen zuſammenhing, alſo der reichſte und angeſehenſte Theil der Einwohner, glaubte in der Poſſe eine Satyre auf ſich zu ſehen, und von allen Seiten hörte ich, wie man eifrigſt bemüht ſei, dem Verfaſſer auf die Spur zu kommen, um fühlbare Rache an ihm zu nehmen. Ich war wie natürlich auf's Thätigſte bemüht den Schleier, der mich umgab, nur feſter zu ziehen und war ziemlich beruhigt, da ich vor der Aufführung keine Entdeckung beſorgen durfte, da mein Incognito mit dem Vortheil des Schauſpielers zu eng zuſammenhing. Dafür aber mußte ich nach der Aufführung deſto mehr Befürchtungen hegen.

Das Benefize war überfüllt. Mein Freund hatte eine Einnahme, wie er ſie ſich nicht träumen ließ; es war die Beſte, die jemals erzielt wurde. Meine Abſicht war erreicht, als ich die Schaaren zum Schauſpielhauſe hinziehen ſah. Daß die Poſſe nicht gefallen könnte, dachte ich wohl, denn ſo eitel war ich nicht zu glauben, ſie ſei gut, auch daß ſie mit Scandal ausgepfiffen werden würde, wußte ich gewiß, da die Partei, die ſich darin angegriffen wähnte, ganz offen davon ſprach.

Schon während der Ouverture begann der Lärm und nur mit Mühe machten ſich die zuerſt Auftretenden verſtändlich. Endlich gelang es einem Theile des Publikums, dem vernünftigen, der ſich ſelbſt bei den tollſten Tumulten die Oberhand verſchafft, Ruhe herzuſtellen und das Stück ging ohne Störung zu Ende. Hier und da wurden einige grelle Scenen laut belacht, im Ganzen wurde aber wohl nur mitleidig gelächelt, denn bei der dunklen Erinnerung die mir jetzt davon vorſchwebt, glaube ich mir ſelbſt nicht zu nahe zu treten, wenn ich mein erſtes dramatiſches Werk eine Erbärmlichkeit nenne. Auch geſtehe ich eben ſo offen, daß der Leichtſinn womit ich dabei zu Werke gegangen war, eine derbe Witzigung verdient hatte.

Einige Anzüglichkeiten hatten dennoch nicht verfehlt zu reizen und man gab daher weder den Vorſatz auf ſich zu rächen, noch den Autor zu entlarven. So erfuhr ich denn, daß die Engländer für den andern Tag ein ſolennes Frühſtück veranſtaltet hatten, wozu ſie meinen Freund, den Benefizianten, einluden, der wohl ſchwerlich zu dieſer Ehre gelangt wäre, wenn ſie nicht auf die Wirkung gewiſſer Weingattungen mit Sicherheit rechneten, um ihm dann mit leichter Mühe ſein Geheimniß zu entreißen.

Ich kannte zu wohl die Schwäche meines Freundes, um hierbei nicht auf's Neue in Unruhe zu gerathen. Allein er war ſo dankbar gegen mich, den Engländern abzuſagen und ſich auf eigene Koſten einen Haarbeutel im Kreiſe der Seinigen anzutrinken. So ſchwand auch dieſe Gefahr vorüber, und ich hatte von dieſer leichtſinnigen Thorheit, einer der vielen, die meine Jugend in Königsberg ſignaliſirten, weiter keine Unannehmlichkeit zu beſtehen.

Das Stück forderte ich zurück und warf es in's Feuer, um jede Spur davon zu vertilgen, und da die Rollen auch zurückgefordert und auf mein Verlangen vernichtet wurden, ſo glaube ich mit Gewißheit, daß mir dieſes vollkommen gelungen iſt.

Kotzebue führte noch ein Jahr die Theaterdirektion in Königsberg. Obgleich er das Repertoir mit vielen ſeiner beſten Stücke bereicherte, ſo hatte er doch nur Kummer und Verdruß davon. Während dieſer Zeit ſchrieb er den Rehbock, den er eigentlich dem Engliſchen nachbildete, die ergötzliche Poſſe: Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen, den Rothmantel, den Pachter Feldkümmel und die Belagerung von Saragoſſa als Fortſetzung dazu, die eiferſüchtige Frau, die argwöhniſchen Eheleute, die Giſela, die von wahrhaft poetiſcher Kraft Zeugniß ablegt, aber auch den abgeſchmackten Schutzgeiſt. Außer dieſen lieferte er noch eine Menge kleiner Sachen und Gelegenheitsgedichte.

Während er ſo thätig war, hagelte es Satiren und Perſiflagen gegen ihn und er wurde mit den Waffen der Lächerlichkeit und des Ernſtes fortwährend bekämpft. Einige meiner Freunde verbanden ſich, um einen Angriff auf ſeine Perſönlichkeit auszuführen. Das Pasquill wurde an der Börſe ausgeboten und in die Häuſer zum Verkauf getragen und hat den Verfaſſern eine tüchtige Strafe zugezogen.

Ich hatte damals meine Vaterſtadt ſchon verlaſſen und hielt mich in Warſchau auf. Kurze Zeit darauf war Kotzebue's Herrſchaft zu Ende und das Theaterſchiff trieb nach allen Winden.

Herr und Madame Moſewius, Madame Krickeberg, Herr und Madame Karſchin, Herr Julius Miller und viele Andre, die bedeutenden Ruf in der Theaterwelt beſaßen, entſagten dieſen Verhältniſſen und gingen nach andern Städten.

Auch Kotzebue ging von Königsberg fort und nahm auf die bekannte auffallende Weiſe an den politiſchen Tagesintereſſen Theil. Nach wenigen Jahren ereilte ihn ſein gewaltſames, tragiſches Ende.

Wie überraſchend dieſer Fall auch zu jener Zeit erſchienen iſt, ſo kann aus den oberflächlichen Andeutungen, die ich hier über den öffentlichen Charakter des Mannes und die gegen ihn ſich offenbarende Stimmung zu geben verſuchte, die Abneigung der deutſchen Jugend gegen ihn abgeleitet werden. Wie groß auch von dem Schlagen mit Knüppeln an ſeine Loge, bei der Aufführung des Carolus Magnus, bis zu dem Dolche, der ihm den Todesſtoß gab, der Abſtand iſt, ſo iſt doch eine Verwandtſchaft in einem gewiſſen Grade dazwiſchen nicht wegzuläugnen, und die entehrende

Erklärung Fichte's, die ſo herausfordernde Handlung, die von Kotzebue, in einer für Deutſchthum exaltirten Zeit, verſuchte Ueberſetzung der Memoiren des Chevalier de Faublas, ſo wie das Verbrennen derſelben bei dem Wartburgsfeſte, ſind als die Mittelglieder jener Kette zu betrachten.

Jetzt hat man angefangen dem unglücklichen Manne als Schriftſteller Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Bei ſeinem Leben dachte Niemand daran. Obgleich er durch ſeinen unerſchöpflichen Witz, ſo wie durch die reiche Leichtigkeit ſeiner Empfindungen Alles erheiterte und unterhielt, wußte man es ihm keinen Dank und ſchämte ſich ſogar es zu geſtehen. Ich kannte einen jungen Mann, der ſich als einen aufrichtigen Verehrer Kotzebue's erklärte, der wurde aber verlacht und wie ein Narr verſchrieen. Eine Erſcheinung unſerer Tage kann, bei einiger Aehnlichkeit, doch nicht wohl mit ihm verglichen werden. Raupach genießt von verſchiedenen Seiten einer vollkommenen Werthſchätzung, obgleich er uns weder ſo unterhält noch erheitert wie Kotzebue.

Auch iſt jener Dichter bei aller Fruchtbarkeit weder ſo unabläſſig bemüht für das Publikum zu ſorgen, wie Kotzebue, noch thut er es mit ſo großer Uneigennützigkeit.

Kotzebue ſetzte, in der Zeit ſeiner größten Thätigkeit, den Preis eines den ganzen Abend füllenden Stückes für eine gewöhnliche Bühne auf nur acht Ducaten feſt. Ich las einen Brief von ihm an Schall, worin er dieſem ſchrieb:

„Ihre „unterbrochene Whiſtpartbie“ werde ich für das Theater in Königsberg gern anſchaffen. Haben Sie die Güte ſich mein gewöhnliches Honorar von acht Ducaten von der dortigen Theaterdirektion für meinen „Rehbock“ den ſie angenommen hat, dafür auszahlen zu laſſen.“

* * *

III.

Eddyſtone.

Mein Reiſegefährte, der Quäker, bereitete mir Morgens und Abends eine ſehr unangenehme Affection meiner Geruchsnerven; dafür aber erzählte er mir manche lehrreiche und angenehme Geſchichte. Er war ein Chemiker und hatte ſein Leben in tiefem Erforſchen ſeiner Wiſſenſchaft hingebracht; ich muß geſtehen, daß ich ſelten eine aufrichtigere und wärmere Ergebenheit bei einem Menſchen gefunden, als bei dieſem Manne.

Er lebte ſtill und ernſt in einem kleinen Hauſe zu Plymouth, das er für ſiebenzig Pfund jährlich gemiethet hatte. Mit ihm wohnte ſeine achtzigjährige Mutter und drei Schweſtern, alle drei älter als er und nur die jüngſte munter und einer guten Geſundheit genießend. Er ſelbſt hatte die fünfzig paſſirt.

Seine Schriften waren im höchſten Grade religiös und befolgten gleich ihm alle Vorſchriften ihrer Secte. Im Auslande unterließ er dieſes jedoch, wie z. B. duzte er mich nicht.

Nachdem er lange Jahre ſeinen Forſchungen obgelegen, ſtellten ſich bei ihm Kränklichkeiten ein und ſeine Familie drang in ihn, eine Reiſe zu unternehmen. Nur ungern entſchloß er ſich dazu. Das ſtille, innere Leben des Hauſes, ſeine gewohnten Arbeiten, die Vorleſeſtunden des Abends, die Papageye und die alten Schweſtern, den heiſern Mops und die alte Mutter — wie ſollte er das Alles auf viele Monate verlaſſen können? Aber ſie drangen fort und fort; der Arzt verlangte es und er mußte endlich einwilligen. Ein halbes Jahr brauchte er dazu, um ſeine Vorkehrungen zu treffen. Mehr als gewöhnlich einer ſeiner Landsleute anzuwenden pflegt, wenn er den Continent beſuchen will.

Aber was mußte auch Mr. P. Alles mitnehmen?

Zuerſt ließ er ſich eine transportable Küche machen, mit kleinen Gefäßen von Glas und Blech, um zu deſtilliren, calciniren, aufzulöſen und einzukochen, zu ſchmelzen und zu verdampfen. Dann wurden Büchſen und Schatullen mit kleinen Werkzeugen aller Art gefüllt, um alle möglichen Experimente vornehmen zu können, ſogar die feinen, künſtlichen engliſchen Nadeln fehlten nicht, deren ſich die Wundärzte bedienen um ihre Fleiſchnähte zu machen, und von denen meine Frau der Seltenheit wegen ein Paar von meinem Freunde verehrt erhielt.

So ausgeſtattet verließ Mr. P. ſeine Stadt, ging nach Rotterdam, ließ ſich den Rhein aufwärts ſchiffen, und war bereits ſchon lange auf ſeiner Schweizertour begriffen, als ich mit ihm im Gaſthofe zu Thun zuſammentraf, um mit ihm in Interlaken zu wohnen, und in ſeiner Geſellſchaft Lauterbrunnen, Grindelwald und Faulhorn zu beſuchen. Dann trennten wir uns. Er zog nach Bündten, um nach meiner Weiſung in's Tirol einzudringen, allein — wie er mir von Mainz ſchrieb — hielt ihn die Cholera hiervon ab und er wendete ſich weſtwärts nach Chamouny, ging von hier nach Baſel und den Rhein abwärts nach der Nordſee. Jetzt iſt er wieder bei ſeiner alten Familie, um die allwöchentlich abgeſandten ſchriftlichen Berichte mündlich zu ergänzen, und erwartet mich zum nächſten Frühjahre in ſeinem Lande, um mir die Herrlichkeiten von Cornwallis zu zeigen.

Wie wir am erſten Morgen unſerer Bekanntſchaft in Thun zuſammen unſer Frühſtück nehmen wollten, und ich mich bereits an Kaffee und Butterbrot erlabte, machte mein wackerer Quäker tauſend Umſtände und bat förmlich um Erlaubniß, ſeinen Morgenimbiß in unſerer Gegenwart verzehren zu dürfen. Ein durchdringender, widerwärtiger Geruch zeigte uns bald, was es damit für ein Bewandtniß habe. Der Wirth brachte ihm ein großes Stück geröſteten Speck, das unſer kränklicher Freund mit gutem Appetite verzehrte. Als wir uns hierüber verwunderten, verkündete er uns, daß „gebratener Speck“ das beſte Frühſtück für Hypochoder ſei. Dabei aß er ein langes Brod, welches einige Tage alt war, auch ſeines Zuſtandes wegen, wie er uns ſagte.

Nach dem Frühſtück zog Mr. P. ſein Nähzeug hervor und heftete einen langen ſchottiſchen Mantel ſo in die Höhe, daß er ihn bei der Fußpartie nicht im Gehen hinderte. Daß der Mantel dadurch ganz unförmlich wurde, kümmerte ihn wenig. Bei dieſer Gelegenheit ſah meine Frau zum erſten Male die überaus feinen, geſchliffenen Chirurgennadeln.

„Glauben Sie wohl“, erzählte unſer Freund, „daß meine Landsleute dieſe Nadeln bis in's Unendliche verfeinern? Hören Sie folgende Geſchichte. Zwei Fabrikſtädte, Birmingham und Sheffield, waren in Streit um ihre wechſelſeitigen Vorzüge gerathen. Es ſtand die Ehre auf dem Spiel und man kam überein, daß eine jede ein ihr eigenthümliches Fabrikat verfertige, über deſſen Vortrefflichkeit eine Jury entſcheiden ſollte.

Der Tag kam heran und die Abgeordneten von Sheffield brachten ein bewundernswerthes Kunſtwerk zum Vorſchein. Es war dies eine Spinne von Stahl, die mit ihren langen dünnen Füßen, wie Haare, auf dem Tiſche umherkroch, als wäre ſie lebendig. Welche Federn mußten in dieſem kleinen, nußförmigen Leibe enthalten ſein, um der wunderbaren Maſchine dieſe natürliche Bewegung zu verleihen! Exclamationen erfüllten den Saal, und man war im Voraus überzeugt, daß dies Kunſtwerk nicht übertroffen werden könnte.

Hierauf legten die Abgeordneten von Birmingham eine Nähnadel auf den Tiſch. Man beſah ſie genau und fand ſie ohne Tadel, dann aber blickte man ſich an und ein mitleidig Lächeln ſchwebte auf den Lippen der Richter. Allein einer der Abgeordneten ſchraubte die Nadel auf und zog eine feinere daraus hervor, die ebenfalls betrachtet und eben ſo trefflich gearbeitet befunden wurde. Hierauf ſchraubte er dieſe auf und zog eine neue und ſo fort vier Nadeln, eine aus der andern hervor, ſo daß die erſte, ſchon überaus fein und dünn, nur das Futteral der übrigen geweſen war. Es wurde hierauf einſtimmig Birmingham der Vorzug zuerkannt, den es auch bis auf dieſe Stunde ſich bewahrt hat."

Abends ſaßen wir in Interlaken vor dem Hauſe des Herrn Sterchi, die Jungfrau vor uns, deren höchſte Spitze der eben aufgehende Mond verklärte, während alles Uebrige in Schatten und Nacht begraben lag. Wie nun die Menſchen einmal die Kontraſte lieben, ſo ſprachen wir hier im Angeſichte der erhabenſten Alpen vom erhabenen Meer.

Mr. P. war unerſchöpflich im Erzählen von Abenteuern, von den Sitten der Küſtenbewohner, von den Seeleuten.

„Das wunderbarſte Werk der Waſſerbaukunſt beſitzen wir gewiß in Plymouth“, ſprach er mit einem Male wie begeiſtert, „haben Sie nie von Eddyſtone gehört?“

Ich ſann hin und her — der Name kam mir ſehr bekannt vor. Endlich brachte mich meine Frau darauf, daß wir vor einiger Zeit eine ſeltſam ergreifende Novelle von Döring, „der Leuchtthurm von Eddyſtone,“ geleſen hätten.

„Ja wohl,“ rief ich ſchnell, „es iſt ein Leuchtthurm.“

„Eine Klippe iſt es,“ ſprach Mr. P. ernſt. Hierauf wollte er, daß ich ihm mittheile, was ich davon wiſſe. Ich that es, denn ich erinnerte mich nun ganz deutlich, was Döring mir erzählt hatte. Mein Quäker lächelte ein Mal über das andere während meiner Mittheilung, endlich rief er etwas unwillig aus, ſo unwillig als ein Quäker nur zu werden vermag:

„Das ſind Veränderungen, aber nicht einmal Verſchönerungen. O, wie ſo viel einfacher und ergreifender iſt dieſe Geſchichte; warum ſich doch die Dichter bemühen, um an die Wahrheit dieſe entſtellenden Lügen zu hängen. Ein wahrer Bettelprunk! Am Ende ſollte das für Schönheit gelten, wenn ſie ſtatt zu ſagen: die Sonne ging eben auf, ſich ſo ausdrücken: die rothen Tinten im öſtlichen Gewölke verkündeten das Heraufglimmern des jungen Tages. Findet man das bei Ihnen noch ſchön?“

Ich verneinte auf gutes Glück, um meine Landsleute in den Augen meines neues Freundes nicht herabzuſetzen, in der That aber wußte ich nichts Gewiſſes über den Geſchmack des Publikums in dieſer Hinſicht.

„Hören Sie nun,“ ſagte er hierauf, „die wahre Geſchichte der Klippe von Eddyſtone und des Leuchtthurms darauf, die ich Ihnen mittheilen will, ſie iſt gewiß nicht ſo romantiſch als die ihres deutſchen Dichters, aber merkwürdiger.

„In Plymouth lebte ein reicher Mann Namens Winſtanley, der zu den größten Sonderlingen gehört, die unſer daran ſo reiches England wohl jemals hervorgebracht. Seine Zeit und ſein Geld wendete er auf allerlei mechaniſche Seltſamkeiten, und was er nicht im Stande war allein auszuführen, das ließ er nach ſeiner Angabe genau von den in ihren Fächern geſchickteſten Meiſtern verfertigen. Er ſelbſt beſaß nicht geringe Kenntniſſe von verſchiedenen Künſten und mechaniſchen Fertigkeiten. In ſeinem weitläuftigen, vor der Stadt gelegenen Wohnhauſe vereinigte er eine Maſſe der heterogenſten Kunſtſachen, aus Attrappen, Verwandlungen und dergleichen beſtehend. Er war ein ſehr gaſtfreier Mann und nahm jeden Beſuch auf das freundlichſte auf, immer aber mußte der Gaſt dieſe Aufnahme mit einiger Angſt bezahlen. Bald kam er mit größerem, bald mit geringerem, oft auch nur mit einem kleinen

Verdruß davon. Auch ſelbſt die nähern Freunde des Sonderlings, die ihn öfter zu beſuchen pflegten, waren hiervon nicht ausgenommen.

Hatte ein Gaſt nach dem tüchtigen Mahle, woran es Herr Winſtanley nie fehlen ließ, ſich auf ſein Zimmer begeben, wo er mit ſehnſüchtigen Blicken einen herrlichen Voltaireſeſſel erſchaute, deſſen treffliche Polſter ihm einen ſüßen Verdauungsſchlummer verhießen, ſo war es die tollſte Neckerei, die ihn äffte. Kaum ſtreckte er ſich in dem Seſſel, ſo ließ ſich das abſcheulichſte Katzengeſchrei hören, unaufhörlich, ohr- und herzzerreißend. Wie toll ſprang er auf, um die wüthenden Thiere zu verjagen, aber der Lärm verſtummte, ſobald er aufgeſprungen war, und bald überzeugte er ſich, daß die gräulichen Töne aus Blaſebälgen kamen, die im Innern des Seſſels verborgen waren, und denen er, durch ſeine eigene Schwere, bei jeder Bewegung das Geſchrei ausquetſchte.

Am Ufer des Meeres erblickte man einen ſchönen Garten; die lieblichſten Blumenſtöcke, ein elegantes Luſthaus, man wurde gezwungen, dieſe Herrlichkeiten in der Nähe zu beſchauen. Kaum aber hat man das Zaubergebiet betreten, ſo fühlt man den Boden unter ſeinen Füßen wanken; iſt es Schwindel, von dem Spiel der Wellen erzeugt? Der Garten ſcheint zu ſchwimmen, und in der That, ſchon iſt er rings von Wogen umſpühlt — kein Zweifel! man ſchwimmt auf offenem Meere! Das Vergnügen, das man anfänglich in dieſem reizenden Garten empfand, verwandelt ſich jetzt plötzlich in Angſt und Schrecken, man ſchreit und ruft, da man ſich immer weiter treiben ſieht, bis endlich einige von der Dienerſchaft in Böten herbeieilen und das durch Erdreich, Blumen und Landhaus in einen Garten verwandelte Rieſenfloß zum Ufer zurückbugſiren und hier befeſtigen.

Den muthwilligſten Spuck trieb aber dieſer originelle Mann Nachts mit ſeinen Gäſten. Iſt ja doch ſchon die Nacht zu Täuſchungen dieſer Art günſtiger als der Tag. Die Betten in den

Gaſtzimmern waren ſo eingerichtet, daß ſie unmerklich und ſanft durch eine verborgene Winde bis unter die Decke emporgehoben wurden. Kaum hatte ſich der Fremde einem erquicklichen Schlafe in die Arme geworfen, als das Emporſchweben begann. Hatte dieſes die größte Höhe erreicht, ſo entſtand plötzlich in den Gängen und Nebenzimmern und auf dem Hofe unter den Fenſtern ein ungeheurer Lärm; der Fremde erwacht, horcht. „Es brennt!“ ſchreit Alles, Feuerlärm, Schnarren, Glocken! Entſetzt will er aus dem Bette ſpringen und fällt von einer beträchtlichen Höhe zu Boden. Das Schreien iſt nun an ihm; er weiß nicht was ihm geſchehen, bis Leute mit Licht erſcheinen und den armen Menſchen vom Boden aufheben. Unterdeſſen war aber wieder das Bett heruntergelaſſen und ringsum Alles ſtill geworden. Es bleibt nichts übrig, als das Ganze einem böſen Traume zuzuſchreiben, den der Fremde gehabt, und nur das Eine ſcheint unerklärlich, wie er ſich bei dem Falle aus dem Bette ſo hart zerſchlagen konnte, und wie es ihm doch ſo lebhaft geſchienen, er falle aus ſehr bedeutender Höhe herab.

So war Herr Winſtanley. Allein nicht blos auf Späſſe war ſein Streben gerichtet. Auch ernſte Dinge nahmen ihn in Anſpruch; jedoch nur dann, wenn ſie ein außerordentliches Reſultat verſprachen. Am Eingange des Hafens von Plymouth befinden ſich nun eben dieſe Felſen, die Eddyſtone genannt werden und die das Einlaufen der Schiffe nicht nur beſchwerlich, ſondern bei ſtürmiſchem Wetter ſogar unmöglich machten. Die Brandung iſt hier ſo fürchterlich, daß ſie mit keiner andern an den europäiſchen Küſten wohl verglichen werden kann. Hier einen Leuchtthurm zu errichten, war ſchon oft Gegenſtand ſehr ernſter Berathungen geweſen, immer aber ſcheiterten alle Entwürfe und Vorſchläge an der Unbezähmbarkeit des Elements. Selbſt wenn man bei ruhigem Wetter nach den Felſen ſchiffte, die ungefähr ſechs Meilen vom Lande entfernt ſind, ſo mußte man ſich überzeugen, daß weder Stein noch Ciment im Stande wären, dieſer Gewalt zu trotzen.

„Winſtanley's Gedanken waren fortwährend auf dieſen Punkt gerichtet. Schweifte ſein Blick über den Hafen und gewahrte Eddyſtone's maleriſche Formen bald höher, bald niedriger aus dem Waſſer hervorragen, ſo zogen Wolken über ſeine Stirne und er ſprach laut mit ſich ſelbſt, knirſchte mit den Zähnen und murmelte: „Dich ſollte ich nicht überwinden können?“ —

„Endlich rückte er mit dem Antrage hervor, er wolle es unternehmen, auf eigene Koſten einen Leuchtthurm auf Eddyſtone zu bauen. Man war freudig überraſcht, allein man verwunderte ſich nicht darüber, da der Antrag von dem merkwürdigen Manne kam, der nicht nur mit großem Reichthume, ſondern faſt mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet ſchien. Winſtanley machte ſich bald an's Werk. Arbeiter kamen von allen Seiten herbei; die geſchickteſten Ingenieure führten den von ihm entworfenen Plan aus, und da nur der ruhigem Wetter gearbeitet werden konnte, ſo iſt leicht abzunehmen, wie langwierig die Vollendung des Unternehmens war. Allein der ſchönſte Erfolg ſchien dieſe lobenswerthe Anſtrengung zu krönen, und mit inniger Theilnahme ſahen die Einwohner von Plymouth, wenn die See nicht hoch ging, die weißen Mauern des Wunderbaues auf dem ſchwarzgrauen Felſen ſich aus den Wellen erheben; eine Zierde der Gegend, ein Troſt der Handelnden und Schiffenden. Bald wollte man das Feſt der Einweihung feiern, an welchem von der Kuppel die Flammenkrone über das wilde Gewäſſer erſtrahlen ſollte.

Der Bau war auf eigene Art beſchafft worden. Man hatte das härteſte Material dazu verwendet. Der ganze Grund, in ſehr beträchtlicher Höhe, war durchaus maſſiv, und weder Gemach noch Treppe darin. Es war ein Bau, der die Pyramiden zurück ließ und in Feſtigkeit wohl noch nie überboten worden war. Auf dieſem Grunde erhoben ſich nun weit auseinanderſtehende feſte Pfeiler, welche den Thurm trugen, worin das Gemach für den Wächter und die Glashaube für die Lampen waren. Man hatte die Pfeiler deßhalb gewählt, um dem brauſenden Meere, wenn es bei großem Sturme dieſe Höhe erreichen ſollte, keinen trotzenden Widerſtand entgegenzuſtellen, ſondern den Wellen freien Durchzug zu geſtatten. So glaubte man dem obern Theile des Thurmes am beſten die nöthige Sicherheit zu gewähren.

Winſtanley ſah ſein Werk und war damit zufrieden, und Alle, die es ſahen, glaubten, die Aufgabe ſei auf das Zweckmäßigſte gelöſt worden. Ein Wächter war beſtimmt, den Thurm zu beziehen, und die Zeit war nicht mehr fern, dieſen Pharus ſegenbringend für Plymouths Schiffahrt durch die Nacht ſtrahlen zu ſehen.

Winſtanley, der Sonderling, ging, wie es hieß, mit dem Gedanken um, in dem Meeresbau zu wohnen. Er ſelbſt hatte zwar nichts Beſtimmtes darüber geäußert, allein der Seltſamkeit wegen konnte man ihm dieſes Gelüſten wohl zuſchreiben.

Nur das ſagte er laut, daß er es für die höchſte Luſt anſähe, auf Eddyſtone einem Orkane zuzuſchauen. Die Jahreszeit war indeſſen ſo mild und beſtändig, daß er lange vergebens auf die Erfüllung dieſes Lieblingswunſches harren mußte.

Der Sommer neigte ſich dem Herbſte zu und die gewaltigen Stürme der Tag- und Nachtgleiche begannen ihre Vorboten zu ſenden. Winſtanley's Augen belebten ſich von einem innern Feuer. Höher rollten die Wogen, gräßlich pfiff der Sturm, man hörte hie und da von Unglücksfällen an der Küſte; Winſtanley ſchien dies Alles nur Kleinigkeit; er erwartete einen furchtbareren Kampf, und war gewiß, daß er nicht ausbleiben konnte. Endlich erſchien der erſehnte Augenblick. Nachmittags ſchon lagerte ſich tiefe Nacht ringsumher; der Wind heulte ſo ſeltſame Melodien und tief mitten im Meere vernahm man ein Brüllen wie von losgebrannten Batterien. Die See ging hoch und der weiße Schaum, der an den Strand trieb, zeigte an, welche furchtbaren Wogenberge hochoben im Meere in jeder Sekunde zerſchellten.

Flammenden Blickes ſtand Winſtanley am Ufer. Der weiße Thurm ragte aus der Brandung hervor, die zwiſchen den Pfeileröffnungen hindurchſtrömte, von dem hohen Fundamente war nichts mehr zu ſehen. „Heute ſoll ſich ſeine Feſtigkeit und Nützlichkeit zum erſtenmal bewähren,“ rief der Erbauer, „ich ſelbſt will hinüber, um die Lampen in der Kuppel anzuzünden.“ Man bemerkte ihm: es ſcheine, als ob der Thurm hin und herſchwanke, wie der Maſt eines Fiſcherkahns. „Narrheit,“ rief er, „das macht der Wellentanz!“ Plötzlich ſchrie man, der Thurm ſei verſchlungen, denn die Wellen hatten ihn ganz bedeckt. Da erbleichte Winſtanley, aber gleich lächelte er wieder, denn wie ein badender Rieſe ſtieg der Bau aus dem Giſcht empor, die Wellen hatten ihn wohl auf einen Augenblick überragen können, aber ſeine Feſtigkeit trotzte. „Sie haben ihm die Kuppel abgeſpült, damit die Lampen beſſer glänzen," rief Winſtanley und ſtieg in ein Lotſenboot.

Mit Gelächter ſetzte er zum Thurme über und die verſammelte Menge blickte ihm nach und ſtand ſo lange, bis die Lotſen heil und glücklich zurückgekehrt waren, dann ſah man bald darauf die Lampen im Thurme leuchten, die der muthvolle Sonderling mit eigener Hand nach und nach anzündete. Trotz des wüthenden Oceans blieben noch viele Stunden die Leute auf dem Platze, um nach Eddyſtone zu ſchauen, und ſie zerſtreuten ſich in der angenehmen Hoffnung, am andern Tage eine recht lebhafte Schilderung aus dem Munde des kühnen Waghalſes zu vernehmen. Bis dahin hatte noch Niemand auch nur dem Gedanken Raum gegeben, auf jenem Felſen eine Nacht zu verweilen, ſo fürchterlich war ſelbſt bei ruhigem Wetter die Gewalt der Brandung.

Gegen Morgen, als die Wuth des Sturmes noch immer zunahm, ſahen die Wächter plötzlich die Lichtlein auf Eddyſtone verſchwinden, und als es ganz Tag wurde und die See wieder ruhiger geworden war, ſah man zwar die Klippe wieder deutlich, wie ſonſt, von einer Anzahl Möven umſchwirrt, aber von dem ſtolzen Gebäude, woran ſeit ſo vielen Monaten gebaut worden war, erblickte man keine Spur. Man fragte ſich bald überraſcht, bald zweifelnd entſetzt: ob das Ganze nur ein Traum geweſen. Es war aber die erſchütterndſte Wahrheit: Winſtanley und ſein Leuchtthurm lagen im Grunde des Meeres begraben.“ —

Mein lieber Quäker machte hier eine Pauſe; wir ſahen uns ſtillſchweigend an; dieſe einfache Erzählung hatte eine ſtarke Wirkung auf uns wie auf den Erzähler hervorgebracht. —

„Für immer ſchien nun das Project eines ſolchen Leuchtthurmes auf Eddyſtone aufgegeben,“ nahm Mr. P. wieder das Wort, „als ein reicher Seidenhändler von London mit Sachverſtändigen nach Plymouth kam, um ſich von der Localität zu unterrichten und den Bau, wenn es anginge, zu wagen. Der Mann hieß Rudyerd. Man überzeugte ſich, daß das Unglück Winſtanley's hauptſächlich durch die Form, die man dem Bau gegeben hatte, und durch die Sprödigkeit des Materials herbeigeführt worden ſei. Die vier Ecken boten den Wellen eben ſo viele günſtige Angriffspunkte, daher kam man überein, den neuen Bau rund aufzuführen. Die Eiche iſt rund und trotzt dem Sturme, und deßhalb ſollte der neue Bau ſeine Geſtalt von der Eiche entlehnen. Um die Sprödigkeit des Steins zu mildern, wurde derſelbe mit ſtarken Bohlen bekleidet, deren Elaſticität den Wellen nachgab und den Grundbau ſchützte. Man ging nach dieſer Anſicht rüſtig an's Werk und hatte die Freude, den Leuchtthurm ohne ſonderliches Hinderniß aufzuführen. Kaum aber war er vollendet als der Blitz einſchlug und die Flammen ihn verzehrten.

Dieſer neue Unglücksfall war überraſchend zu nennen. Ein Gebäude, das dem Untergange durch Waſſer aufgezehrt war, durch das Feuer untergehen zu ſehen! Es ſchien, als hätten ſich die Elemente verſchworen, keinen Leuchtthurm auf Eddyſtone beſtehen zu laſſen. Ein muthiger Mann, der Oberſt Smitten, ließ ſich jedoch hierdurch nicht abſchrecken. Durch die bereits gewonnenen Erfahrungen, ſowie durch eigenes Nachdenken geleitet, wurde nun der Bau auf eine ganz originelle Weiſe ausgeführt, wie vielleicht kein ähnlicher auf der Erde exiſtirt. Ich will ihn hier in Kürze zu beſchreiben ſuchen.

Man behielt die runde Form bei und baute zwei hohe Stockwerke durchaus maſſiv. Weder die kleinſte Treppe noch ſonſt ein leerer Raum iſt in dieſem Theile des Baues vorhanden. Es iſt eine compacte Maſſe aus Steinen, Holz und Eiſen, auf das Innigſte verbunden.

Starke Marmorquadern hängen durch gewaltige Eiſenpflöcke aneinander, die bedeutend tief in die Quadern hineingehen, dazwiſchen iſt Alles mit Cement ausgefüllt. Um das Ganze liegt eine Rieſenkette von Eiſen, die rothglühend in die Rinne des Steins eingelaſſen, dann mit Blei ausgefüllt wurde, und die im Erkalten ſich zuſammenzog und ſo den ganzen Bau mit ungeheurer Kraft zuſammenſchnürte. Erſt auf dieſem Grunde erhebt ſich die Wohnung der Wächter, aus welcher eine Treppe in die Laterne führt. Drei Männer wohnen beſtändig hier oben. Der Thurm hat eine Höhe von 93 Fuß.

Sei es, daß die Feſtigkeit jetzt wirklich ſo wohl berechnet als ausgeführt ſein mag, oder daß Sturm und Wellen noch nicht Ernſt machten; der Leuchtthurm auf Eddyſtone ſteht noch bis auf dieſe Stunde, obgleich die Wellen ihn manchmal um zweihundert Fuß überragen. Ich ſelbſt beſuchte manchmal die Wächter und fand ſie wohlgemuth und auf ihren guten Stern vertrauend. Wahr iſt es, daß der Bau im Sturme zittert und ſchwankt; dies aber verbürgt vielleicht ſeine

Dauer, denn auch die Bäume bleiben ja bekanntlich ſtehen, die ſich vom Sturme beugen laſſen.

An einem Morgen nach einer wilden Nacht ließ ich mich einmal nach Eddyſtone ſchiffen, um nach den Wächtern zu ſehen. Ich fand ſie beim Frühſtück und ganz beruhigt.

„Die Wellen kamen wohl bis zu Eurem Fenſter und Ihr werdet Schaum im Zimmer gehabt haben," bemerkte ich.

„Mein Herr, 's grüne, helle Waſſer," gab mir der eine kalt zur Antwort, indem er ein Glas Wachholder hinunterſtürzte. —

Ich hege den Vorſatz, bei meiner Rückkunft nun auch einmal das Wagniß zu beſtehen und eine Sturmnacht auf Eddyſtone zuzubringen, um Beobachtungen zu machen, obgleich es eigentlich nichts mehr dabei zu wagen giebt, da die Solidität des Bau's nun erprobt iſt. Für jeden Reiſenden, der in unſere Gegend kommt, bleibt aber dieſer Bau eine Sehenswürdigkeit ohne Gleichen, und er allein ſchon wäre werth, daß Sie uns einmal in Plymouth beſuchten.“

So ſchloß Mr. P. ſeine gefällige Mittheilung. Ich habe nie einen ſinnigern und freundlichern Reiſegefährten gehabt, als ihn. Am andern Tage, wo wir in Grindelwald zu Mittag aßen, traf ich meine Familie, die ſich verwunderte, wie ich es mit dieſem Quäker auszuhalten vermochte, der ſich ihnen einmal auch angeſchloſſen hatte und den ſie unleidlich im höchſten Grade fanden. Aber mein Mr. P. ſagte mir, er ſei mit den Leuten zurückſtoßend und grob umgegangen, weil ihr frivoler Sinn ihm nicht zugeſagt und weil es ihn in tiefſter Seele verwundet habe, bei den erhabenſten und feierlichſten Gelegenheiten ihren ſcherzenden Spott vernehmen zu müſſen.

Die Wahrheit zu geſtehen: wir blieben bis zu unſerer Trennung gute Freunde, und aus

Cöln, bevor er das Dampfſchiff beſtieg, das ihn nach der Heimath bringen ſollte, erhielt ich noch einen Brief von dem guten Mr. P. voll warmer Theilnahme, freundlichſter Einladung und zärtlichſten Abſchieds.

IV.

Verona.

1. Das Haus der Capeletti.

Ich war in Verona. Unweit der Brücke **di Pietra** ſteht ein altes Haus, worin jetzt ein ſchlechter Gaſthof iſt, den ſelten ein Reiſender aus Deutſchland bezieht, er müßte denn ein ſentimentaler Narr meinesgleichen ſein. Mir hatte man ihn auch nicht genannt, wenn ich mich nach Gaſthöfen erkundigte, ſondern immer nur von den zwei Thürmen, dem Tower von London und Groß-Paris geſprochen. Das Aushängeſchild des alten Wirthshauſes am **Ponte di Pietra** beſtimmte mich aber, auf Gefahr einiger Unbequemlichkeit dieſem vor allen übrigen den Vorzug zu geben. Es war nämlich darauf zu leſen: **Albergo Capeletti.** Seltſam bewegt trat ich ein, und auf meine Frage erwiederte mir ein bleiches Mädchen, ſchwarz gekleidet, einen Meſſaro über die braunen Locken geworfen, daß dies das Haus der unglücklichen Giulietta ſei, und daß die Halle im erſten Stock, worin wir uns eben befanden, jener Ballſaal wäre, wo der junge Romeo zuerſt ihre Bekanntſchaft machte. Es ſchien jetzt, nach Jahrhunderten, noch eine Wehmuth das junge Mädchen zu ergreifen, bei der bloßen Erwähnung dieſer tragiſchen Liebesgeſchichte, und mit großer Theilnahme ſah ich ihr zu, wie ſie mir — ſelbſt eine Merkwürdigkeit — andere Merkwürdigkeiten ihrer Stadt zur Collation auftrug, herrliche Feigen, ſtark duftende Salami und fette Aale aus dem nahen **Lago di Garda.**

Ich aß, weil ich hungrig war, doch ohne die Vortrefflichkeit aller dieſer Gegenſtände zu genießen, und hatte nur Augen für das Mädchen, nur Gedanken für Giulietta Capeletta. Ich dachte mir dieſes Mädchen auch verliebt — verliebt in den Sohn des Feindes ihrer Familie und in erhöhterer Stimmung vernahm ich den Zank des Wirthes mit einem eintretenden jungen Burſchen. Zwiſt mußte in dieſem Hauſe herrſchen fort und fort, worin er einſt ſo Gräßliches heraufbeſchworen hatte; ich verſank immer tiefer in die Vorzeit, oder ich ſtieg vielmehr immer höher in ihr hinauf — meine Täuſchung wuchs, je länger ich das junge Mädchen betrachtete. Aus ihrem bleichen Geſichte leuchteten zwei Augen, ſo matt und ſchwimmend, daß man leicht ihnen anſehen konnte, ſie ſeien im Weinen geübt. Sie hatten ihren Romeo ſchon erblickt; meine Scene ſpielte nach der Nacht auf dem Balken. Der Mund war leicht geſchloſſen, von ſchmalen, wenig gefärbten Lippen, und eine längliche, doch feine Naſe, gab dem Geſichte Charakter und edeln Ausdruck. Der Meſſaro, der nur beim Ausgange umgeſchlagen wird, war abgelegt worden und das Haar in Zöpfen geflochten, mit großen platten Silbernadeln am Hinterkopfe aufgeſteckt. Sie mußte auch Julia heißen — ſie mußte — ich wagte aber nicht darnach zu fragen, aus Furcht, daß mein ſchöner Traum geſtört werden könnte. Stundenlang ſaß ich da, ganz vertieft in Gedanken, Leute kamen und gingen, Niemand kümmerte ſich um den Fremden — auch das Mädchen — Giulietta, wie ich ſie nannte, kam und ging und hatte viel zu ſchaffen. Endlich, nachdem es ruhiger geworden war, ſtemmte ſie eine zierliche Spindel auf die noch zierlichere Hüfte, führte den Faden zu den bleichen Lippen, gleich als ob ſie ihn küßte, und blickte dabei in den Himmel. Mein Auge verweilte wohlgefällig auf ihr. Plötzlich ſcholl ein lauter Ruf: „Marietta" durch's Haus. Das Mädchen rührte ſich nicht. Nun wurde noch ſtärker zu wiederholtenmalen gerufen — und ſchnell warf ſie Spindel und Knäuel weg und eilte hinaus. — Ach, ſie hieß nicht Julia! —

Ich ſprang auf und öffnete mein Taſchenbuch. „In der Franziskanerkirche, unweit der Arena, ſei noch der Sarg zu ſehen, worin Julia ſcheintodt gelegen habe," ſo hatte mir irgend ein Reiſehandbuch es nachgewieſen, und ich wollte dahin gehen. Dieſe Stunden ſollten nun einmal gänzlich der alten rührenden Geſchichte geweiht ſein.

Bis zur Arena war es von meinem Gaſthauſe ein tüchtiger Weg. Ich kam ſchwitzend an und fragte nach der Franziskanerkirche. Aber Niemand wollte davon etwas wiſſen. Endlich fragte ein alter Schuhflicker, welcher in einer Halle der Arena unter einem wildwuchernden Feigenbaume ſeine kleine Werkſtatt aufgeſchlagen hat, ob ich vielleicht zum Sarge der Giulietta hinwollte, und als ich dies bejahte, war gleich ein kleiner Junge zur Hand, der ſich zum Wegweiſer anbot, und ſehr genau von den Schickſalen der Kinder der Capeletti und Montecchi unterrichtet war, wie er mir auf dem Wege offenbarte. Wir durchſchnitten den Platz Bra und bogen in die breite Via

Pallone, von wo wir durch einen langen Bogen in den Vicolo Franceſchine traten.

Ein altes kloſterähnliches Gebäude ſah uns betrübt an. Es regnete, und ſein ganz verblichenes Grau nahm hie und da eine etwas ſchwärzere Färbung an. Wir traten durch eine kleine Pforte in die ärmliche Wohnung einer alten Frau, die ſogleich mein Begehren errieth, noch ehe mein Führer es ihr mitgetheilt hatte. Wir mußten wieder über die Straße zu einem Thore, das einſt der Kirche angehört haben mag. Gleich links daneben ſteht ein großer, offener, ſteinerner Sarg auf einer Stufe, in welchem Julie wirklich gelegen haben ſoll. In dem Augenblicke, da ich vor ihm ſtand, ließ der Himmel ſeine Thränen hineinfallen. Ringsum lagen Heu, Geräthſchaften, Kinder und Schmutz. Das Ganze war ein von ſehr dürftigen Leuten bewohnter Raum, die ſich des Sarges manchmal als Waſchtrog bedienen ſollen.

Von den Behörden kann man eine beſondere Auszeichnung für dieſes Denkmal nicht erwarten, aber irgend eine reiche Veroneſerin, die glücklich liebt, ſollte der Reliquie ihrer unglücklichen Landsmännin mehr Aufmerkſamkeit ſchenken und ſie vor Profanation ſchützen. Wirklich ſollen einige ſchon einmal eine ähnliche Anwandlung verſpürt haben, und man ſieht Säulenfragmente und Steine daliegen, die dazu beſtimmt waren, ein kleines Gebäude zum Schutze des Sarges aufzuführen. Das heilige Feuer währte jedoch nicht lange und Alles blieb beim Alten. Ich unterſuchte den Ort nach allen Seiten. Daß hier eine kleine Kirche war, ſieht ein Jeder, ſelbſt wenn es ihm die Leute nicht ſagten. Aber hinter der Kirche, zur Seite des Nebengebäudes, iſt ein kleines, von hohen Mauern umgränztes Gärtchen, wo Pater Lorenzo, oder wie er geheißen haben mag, die unheilbringenden Kräuter zu dem verhängnißvollen Schlaftrunke pflückte.

Wäre dies in Paris geſchehen, ſelbſt in Berlin — man hätte gewiß andere Vorſorge für dieſes rührende Ueberbleibſel getroffen, und in allen Gaſthöfen würde eine Karte in allen Sprachen die Reiſenden davon unterrichten. In Italien, wo die Vorwelt ſo große Spuren hinterließ, verſchwindet der Sarg des armen, verliebten Mädchens neben den Mauſoleen der Scaliger, neben den Rieſentrümmern der Arena.

Verdrießlich und ſchwermüthig kam ich in meinen Gaſthof zurück. Ich ſchrieb einige Briefe und legte mich dann in's offene Fenſter. Es war Abend geworden; der Mond ſchien, unter mir ein Garten, das Fenſter hatte — freilich wie alle übrigen — einen Balkon. Schauer überlief mich — dies mußte ihr Zimmer geweſen ſein! — Alle ſüßen Geſpräche, die Shakſpeare den beiden Verliebten in den Mund legt, und die ſie gewiß nicht anders getauſcht haben können, wurden in mir wach. Ich ſah Romeo unten — ich ſelbſt war Julie — ich ward zum Narren.

Bei brennendem Lichte und offenem Fenſter ſchlief ich von Träumen geſchaukelt ein. Dieſe Träume aber entrückten mich der Gegenwart, wie der fernen Vergangenheit, und dennoch blieb ich in meinem Zimmer.

Ich ſah dieſelben Wände, dieſelben Möbel. Um den langen, alterthümlichen Tiſch in der Mitte, mit abgerundeten Ecken und gedrehten Füßen, ſetzten ſich nun mehrere Frauenzimmer, zum Theil von widerwärtigem, uneinnehmenden Aeußern. Mein bleiches, italieniſches Wirthshaustöchterchen hieß Marietta, und dieſe wollten nun alle Julie heißen, ſo wenig auch der Name für ſie paßte und ſo ſehr es mich verdroß.

Da war eine übermäßig Dicke, die mit ſchmelzendem Flötentone eine widrige Sentimentalität zum Beſten geben wollte und wie Zettel im Sommernachtstraum einmal über's andere rief: „Pyramus ſein! Mein Liebſter ſein! Deine Thisne ſein!" — Dann eine Große von überlegenem Alter und Verſtande, die mir die Liebe der ſiebzehnjährigen Veroneſerin ſo klar verſinnlichte, daß ich beim Anfange ſchon an dem tragiſchen Ausgange nicht zweifeln durfte. — Auch ein hübſches, feuriges Mädchen war zugegen, die — was die Sinnlichkeit betraf — wohl für eine verliebte Italienerin gelten konnte. — Neben ihr ſaß, mit Ernſt in den Blicken, eine junge Frau, faſt mit männlichen Zügen, und bildete ſich ſteif und feſt ein, ſie ſei die wirkliche Julia Capelett, denn es habe ihr dies ein Hofrath in Dresden auf Ehre und Gewiſſen verſichert. — Was noch da war, zierte und ſpreizte ſich ſo frech, kokett, dumm und gänzlich unbekannt mit den heiligen Regungen einer liebenden Jungfrau, daß mir träumte, ich ſchlöſſe erſt im wachen Schlafe die bereits geſchloſſenen Augen und wendete mich voll Ekel von den Gäſten an dem alten Tiſche in meinem Zimmer hinweg. —

Da ſchwebte leiſe und von den Weibern unbemerkt ein Schatten zur offenen Thüre herein, den Meſſaro um die Locken und die Hände auf der Bruſt gefaltet. Es war Julia — Shakſpeares Julia — Romeo's Giulietta — wie ſie einſt lebte. — Sie ſah wehmüthig lächelnd auf die Gruppe, und näherte ſich mir, indem ſie ſich leiſe über mich beugte. —

Ich erwachte — Alles war verſchwunden und die holde Mariette ſtand vor mir mit dem herabgebrannten Lichte. Sie hatte mir das Frühſtück gebracht.

2. Die Arena.

Um die Ecke der mit eleganten Laden beſetzten **Strada nuova** biegend, die auf den Platz **Bra** ausläuft, erblickt man die ungeheure Arena, weitbäuchig und hohläugig, mit einer Rinde aus Alter umzogen, die dem Stein, woraus ſie erbaut iſt, das Anſehen eines Krokodilpanzers verleiht. Die großen Eingangsthore mit ihren Nebenwegen gleichen Höhlen, wie ſie die Natur ſchafft; das Ganze ſcheint hie und da aus einer Maſſe zu beſtehen, man entdeckt weder Zuſammenfügungen noch Mörtel, und langweilig ſickert das Waſſer in dicken, ſchweren Tropfen aus dem Geſtein.

Das Gebäude iſt, was die Conſtruktion betrifft, durch unzählige Abbildungen bekannt genug; von dem Eindrucke, den es ſelbſt macht, gibt indeß keine dieſer Abbildungen einen Begriff.

Es iſt mächtig wie ſeine Erbauer waren; feſt, um noch Jahrhunderten zu trotzen, und dennoch verwittert, wie das Alter.

Die Rieſenthore ringsum ſind durch kleinliche, leicht zerbrechliche Holzgitter geſchloſſen und hinter vielen derſelben treiben Veroneſer friedliche Handtierungen. Schuhmacher, Schloſſer, Schmiede, Schneider, Krämer aller Art. Ueber dieſen Thoren laufen die offenen Hallen, worauf die Steinſitze ruhen, die ſich von der höchſten Zinne des Gebäudes in das Innere hinabſenken. Durch dieſe Senkung werden nun jene Hallen geſchloſſen und gewähren von Außen geſehen den Anblick von eben ſo vielen Schluchten. An der einen Seite ſtehet noch, Alles überragend, das große Portal, frei und dem winzigen Nachbarhäuschen der Arena drohend gegenüber. Es zeigt weder Säulen, noch andern architektoniſchen Schmuck; aber einen andern, den das heutige Italien, der feineren Geſittung huldigend, dieſem Portale, das einſt zu Thierkämpfen führte, anheftete. Dies war an dieſem Tage ein großer Zettel, worauf ein Kerl in grünem Rocke und rother Weſte abgebildet war, und mit lächelnder Miene auf die Worte unter ſich hinzeigte, welche für den heutigen Abend in dem ſogenannten Tagtheater der Arena, man denke! Unſern „Dorfbarbier“ und „die Erbſchaft“ von Kotzebue verkündete.

Ein plötzlich eingetretener Regen verdarb mir die Freude, denn das Schauſpiel wurde eingeſtellt.

Ich ging in den Laden einer guten alten Frau, welche die Kaſtellanin des Gebäudes zu ſein ſcheint und mir den Eintritt geſtattete.

Im Innern ſieht es gut erhalten aus; die Steinſitze, die an 30,000 Perſonen faſſen, ſind neu und erheben ſich bis zum Rande der äußern Mauer. Hin und wieder unterbrechen kleine Oeffnungen, durch welche die Zuſchauer ein- und ausgingen, und einige Inſchriften die Einförmigkeit des Ganzen. Man zeigt die Behälter der wilden Thiere, Gruben u. ſ. w. — Auf der einen Seite iſt das obenerwähnte Tagtheater von Holz erbaut. Es hat 16 Bogen, die ſich an's Proſcenium ſchließen, und ein gedieltes Parterre, die übrigen Zuſchauer, wenn ſo viele ſich einfinden, nehmen auf den Steinſitzen des Amphitheaters ihren Platz, von denen ein Theil zu dieſem Zwecke durch einen Bretterzaun abgeſondert iſt. —

Das Brettergerüſte ſtört den impoſanten Eindruck des Innern ſehr und hemmt den Ueberblick. Von der Höhe aus geſehen verſchwindet es freilich im weiten Raume, und ſieht einem Haufen alten Gerülls ähnlich. Aber immer noch wirkt es ſtörend. Trümmer von ſaftigem Grün umwuchert, gehören hieher, nicht ſolcher Bettelkram; Stille und Ruhe entſprechen dem Charakter dieſes

Hauſes, nicht Kotzebue's Späſſe in's Italieniſche überſetzt, und ſtatt des Publikums aus Gevatter Schneider und Handſchuhmacher des heutigen Verona, die brüllend in die Fäuſte ſchlagen — erfreue mich — da denn doch brüllende Löwen und Tiger unſerm Geſchmacke nicht mehr zuſagen — die ſtumme, eilig hinhuſchende Eidechſe, die ſcheue Bewohnerin des alten Geſteins.

V.

Magnetismus.

An einem ſchönen Morgen des vorigen Sommers forderte mich ein Freund während meines Aufenthalts in Baden auf, die alte Burg zu beſuchen. Die Geſellſchaft beſtand aus mehreren Damen und Herren, die in einigen Wagen den bequemern Weg zum Schloſſe hinanfuhren, während wir vom Hirſch aus den ſteilern empor ſtiegen.

Auf der Höhe angekommen, fanden wir bereits die bunte, luſtige Menge neben den Wagen uns erwartend; freundliches Grüßen empfing uns und Vorſtellen und Komplimentiren verzögerte die Abfahrt.

„Haſt du die Somnambüle geſehen?“ fragte mich leiſe mein Freund.

Ich ſah zuerſt ihn an, dann durchflogen meine Blicke den Damenkreis, der ſich in dem Augenblicke löſte und die Plätze in den Wagen einnahm.

Welche? fragte ich ihn ſchnell. Aber die er mir zeigte, hatte ſich eben in den Fond eines Wagens geſetzt und ich konnte nur noch den ſchlanken Wuchs einer hohen Mädchengeſtalt erblicken. „Siehſt du, der Doktor ſetzt ſich zu ihr, ſprach mein Freund weiter, denn da es ſie immer zu ihm hinzieht, ſo würde ſie — ſäße er in einem andern Wagen — aus dem ihrigen ſteigen müſſen und wie leicht könnte da nicht ein Unglück geſchehen.“

Er ſprach noch Vieles, das wie Scherz klang und, wie ich glaube, es auch war; aber ich hörte nur mit halbem Ohre auf ihn und dachte an die Somnambüle, die mich ganz beſchäftigte.

Von frühſter Jugend horchte ich auf die Wunder des Magnetismus, wie ſie damals Kluge und

Andere verkündeten, und auch noch jetzt ziehen mich dieſe Nachtſeiten der Naturwiſſenſchaft, dieſe clair-obſcüren Clairvoyancen, dieſe Weinsberger Zauberlaternen mächtiger an, als manchen anderen, der weder Geiſter-Beſchwörer noch Satans-Kind iſt. Ich bin kein Zweifler, und noch weniger ein frevelnder Spötter, und wenn ich auch nicht ohne innigen Abſchen mir die alten Bauernweiber denken kann, die vom Teufel beſeſſen zu ſein vorgeben, ſo hat es mich doch ſtets wunderbar ergriffen, wenn ich mich in magnetiſcher Atmosphäre befand. So ſtand ich an dem Bette jener Maria in Caldern, die dreiviertel Jahre lang ſchlief und nur für einen Augenblick zur Verzückung erwachte, wenn der Moment kam, daß der Prieſter in der Kirche die Conſecration vornahm. Dieſes Mädchen verbreitete einen Nimbus der Heiligkeit um ſich, und ich konnte es den guten Bauersleuten nicht verdenken, daß ſie bei ihrem Anblicke betend niederknieten.

Ein anderes Mal machte eine andere Somnambüle einen eben ſo tiefen Eindruck auf mich; es war eine junge ſchöne Schauſpielerin, keine Heilige, nach der gewöhnlichen Meinung der Leute. Sie ſaß da in ihrer vollen Lieblichkeit, ſcherzend und lachend und alles um ſie her durch eine ſehr weltliche Anmuth bezaubernd. Da plötzlich umflort ſich ihr Blick, ein ſeltſamer Spiegel wie von Thränen deckt die Pupille und der Mund verzieht ſich zum ſchmerzlichen Lächeln, der Moment war da, gleich darauf ſchloſſen ſich die ſchönen Augen ganz und ein lallendes Flüſtern wie eines Kindes floß von den Lippen. Wie der Ton, ſo der Sinn. Was die kleine Schauſpielerin lallte, waren keinesweges Worte tiefer Weisheit, nicht Orakel-Sprüche, nicht Vorherſagungen, nicht Enthüllungen des Unerforſchlichen. Ihre leicht geflügelte Pſyche wagte ſich nicht in dem Augenblicke, wo ſie ihr niedliches Gehäuſe verließ, in die Bahn der Geiſter, ſie hielt nicht Geſpräche mit Abgeſchiedenen, um dem neugierigen Forſcher Stoff zu Büchern zu geben. An das Letztere dachte auch Niemand von uns, die wir die Kleine mit größerer Neugierde als Theilnahme umſtanden.

Und was verkündete ſie? ſie wußte auf ein Haar, daß ſie eine Rolle in einem neuen Stück bekommen würde, daß wegen ihrer Krankheit ein Stück anders beſetzt werden müßte u. ſ. w. Welch natürliches Wunder! hör' ich hier lächelnd manchen Leſer ausrufen, aber welche wunderbare Natürlichkeit! kann ich mich nicht enthalten ſehr ernſt darauf zu erwiedern.

Wer das Mädchen kannte, durfte es ſich nicht einfallen laſſen, hier an Betrug zu glauben, wer aber die Menſchen kennt, weiß auch, daß es ohne das nicht abgehen konnte.

Einer der hartnäckigſten Zweifler brachte einſt, ohne daß es jemand bemerkt hatte — die Somnambüle konnte dies am Wenigſten — ein Meſſer ganz in ihre Nähe. Sogleich fiel ſie in Convulſionen, welche nachließen, ſobald der Mann das Eiſen, welches nun Jederman ſah, beſeitigt hatte.

Der Keim zu dieſem Somnambülismus ſoll in dem Mädchen durch einen jungen Menſchen erregt worden ſein, der aus Liebe zur Wiſſenſchaft mit ihr experimentirt hatte. In dieſem einzigen Punkte bin ich Zweifler geblieben. —

Wir ſind nun wieder auf dem Wege zur alten Burg bei Baden, deren maleriſches Geſtein über uns aus den Wipfeln ſchaut, von der goldenſten Sonne beſchienen. Das Leben um mich zog mich indeſſen mehr an, als die herrlichſten Ruinen in der Ferne. Meine Gedanken waren bei der Somnambüle in dem vorderen Wagen, die ſich einige Male erhoben hatte, gleich als wollte ſie auf den Schlag des Wagens ſteigen, dann aber gleich wieder durch eine Berührung des Arztes in ihre frühere Ruhe zurückkehrte.

Wie war dieſes Mädchen in dieſe ungewöhnliche Lage gerathen? War es die Liebe, war es auch ein unberufener Experimentirer, oder was war es ſonſt?

Meinem geſprächigen Freunde konnte nichts erwünſchter ſein, als meine Neugierde in dieſer Hinſicht zu befriedigen.

Als elternloſe Waiſe war das Mädchen in ein Erziehungshaus gegeben worden. — Die Stadt in der ſie lebte, zeichnete ſich durch eine Sonderbarkeit aus; zu dem tief eingewurzelten Glauben an Geſpenſter geſellte ſich die frevle Luſt, darüber zu ſpotten. Dieſes gab eine unverdauliche Miſchung, der nicht eines jeden Menſchen Hirn gewachſen war. Die Nerven dieſes armen Geſchöpfes wurden wenigſtens bis zum Zerreißen dadurch geſpannt.

Man hatte in jenem Hauſe die Winterabende durch ſchauerliche Geſpenſter-Geſchichten verkürzen wollen. Der Kreis der Mädchen ſaß ängſtlich geſpannt da und horchte zu. Man war in dieſem Winkel von Süddeutſchland ſo vertraut mit den unheimlichſten Dingen. Köchinnen begegneten den Hexen auf dem Markte am hellen lichten Tag, und man brauchte ſich nicht auf den Blocksberg zu bemühen, um einem hölliſchen thé dansant beizuwohnen. Waren auch eben die Bewohner nicht ſehr geiſtreich, ſo waren es doch die Häuſer. Jeder finſtere Winkel, jede abgelegene Stiege, jeder unbedeutende Keller hatte ſeine Legende und es ſprach eben nicht zum Vortheil der Lebenden, daß ihre Abgeſchiedenen nichts Beſſeres in jener Welt gelernt hatten, als den plumpen Spektakel, den ſie ſonſt wohl gemacht, bei ihrer Wiederkehr fortzuſetzen und ihn nur mit etwas Geſtank zu würzen, wenn ich es gleich unentſchieden laſſen muß, ob ſie nicht auch dieſe Eigenſchaft ſchon früher beſaßen.

Die ſchauerlichen Geſchichten im Erziehungshauſe verfehlten nicht ihren Eindruck zu machen, den tiefſten aber auf das Gemüth unſeres Mädchens, das am reizbarſten war. Dies merkten die andern. Die allgemeine Aufmerkſamkeit fing an ſich von der erzählenden Perſon weg auf dieſe einzige Zuhörerin hinzulenken. Ein Etwas, das man im gewöhnlichen Leben einen dummen Spaß benennt, wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Die äußerſte Gränze eines ſpäten Abends war unter dem Vortrage der ſchauerlichſten Geſpenſter-Geſchichte erreicht. Bleich, doch aufathmend, tief ergriffen erhob ſich das Mädchen um das Licht anzuzünden, bei deſſen Scheine ſie die Thür ihrer einſamen Schlafzelle finden ſollte. Der Kreis der Zuhörerinnen hatte ſich gelichtet, ſie merkte nichts davon. Ganz erfüllt von dem was ſie gehört, die Hand ſchon vor dem Lichte haltend, betrat ſie einen langen Gang. In der Mitte deſſelben glaubt ſie ein ſeltſames Geräuſch zu vernehmen. Ihre gereizte Stimmung macht plötzlich einem drückenden Angſtgefühle Platz. Sie ſchwankt, ob ſie die Schritte zurücklenken ſoll, allein ſie ſieht ſich ſo nahe ſchon dem Ziel, daß ſie einen kleinen Vorrath von Muth vorübergehend erwachen fühlt.

Sie wagt ſich vorwärts. Nun aber zeigen ſich nebelhafte Geſtalten ihren Blicken, ſie nähern ſich, umkreiſen ſie, ſtrecken geſpenſtige Arme nach ihr aus — jetzt kann ſie nicht mehr — der geängſtigten Bruſt entfuhr ein Schrei — die Sinne vergehen ihr und ſie ſinkt leblos nieder.

Die Gruppe an dem Bette der Ohnmächtigen beſtand aus den muthigen Geſpenſtern, die nun ſelbſt mit verſtörten Geſichtern auf ihre arme Mitſchweſter blickten. Es waren Mädchen aus dem Hauſe, die ſich den dummen Spaß erlaubt hatten.

Dieſe Erzählung meines Freundes, ſo einfach ſie war, verfehlte nicht ihren Eindruck auf mich zu machen und ich erwartete mit Ungeduld die Zeit der Ankunft auf der Höhe.

Es ging ſteil bergauf und ich konnte den Augenblick kaum erwarten, bis die Geſellſchaft aufgeſtiegen ſein würde. Jetzt waren wir angelangt. Mein Auge überflog ſchnell die Damen, um die herauszufinden, die in dieſem Augenblicke das höchſte Intereſſe für mich haben mußte; es war ein noch junges Mädchen. Der Kopf zeigte ein edles Profil, das Geſicht war bleich und eine cernirte Röthe malte ſich auf den Wangen, der

Mund war wie zu einem ſchmerzlichen Lächeln verzogen und der runde Augapfel, braun und klar, ſchwamm in dem bläulich weißen Schmelze und hatte den Ausdruck der Scheu, wenn er vorübergehend auf einen Gegenſtand fiel. Die braunen Haare waren geſcheitelt, die Stirne gewölbt, der Hals etwas vorgebogen, der Körper [illegible] gebaut; auf den erſten Blick ſah man etwas Ungewöhnliches an dem Mädchen, und es würde auch, ohne daß man von ſeinem Somnambulismus wußte, die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben.

Für ſie ſchien jedoch nur ein Weſen in der Verſammlung zu ſein, nach dem ſich alle ihre Seelenkräfte richteten: der Arzt. Eine muntere Geſpielin nahm ſie beim Arm und eilte mit ihr fort, durch die grünen Gebüſche, über die lebendigen Felſen, über die Trümmerhaufen hinweg, um ſie aufmerkſam zu machen auf die ſchönen Punkte, die ſie ſchon kannte, und deren es ſo viele an jenem lieblichen Orte giebt. Allein gleichkam nur ungern ließ ſie ſich führen und bald kehrte ſie mit etwas unmuthigem Geſichte zur Geſellſchaft zurück, die ſich indeß in dem luſtigen Burgzwinger hingelagert hatte und ſich das herbeigeſchaffte ländliche Frühſtück ſchmecken ließ.

Ich geſteh' es, daß ich das Mädchen mit meinen Blicken verfolgte; ich wollte Intereſſantes an ihr wahrnehmen und hatte bis jetzt doch noch ſogar nichts gefunden, was darauf hätte Anſpruch machen können. Wie vollends floh alle Illuſion, als ſich die Somnambüle jetzt zu Tiſche ſetzte, ein großes Stück ſchwarz Brod in die Milch brockte und heißhungrig zu löffeln begann. Meine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt nach dem Zweitintereſſanten in der Geſellſchaft: dem Arzte.

Es war ein noch junger Mann; ausdrucksvolle Züge, voll Männlichkeit, eine hohe Stirne, die ein milder Ernſt beſchattete, blondes, lockiges, ſpärliches Haupthaar, der Wuchs unterſetzt, ohne hervortretend Kraft anzudeuten, nicht ſtark pronuancirte Muſkulatur, Ebenmaaß in den Theilen. Ich zog mich mit dieſem Freunde ſeitwärts in ein halbverfallenes Erker, das über dem Abgrund hing, und er wiederholte mir, was mir mein Freund im Fahren geſagt hatte, und fügte hinzu, wie dieſe Kur ſich ſo ſeltſam geſtaltet. Als er zum erſten Mal zu dem Mädchen gerufen wurde, ſchilderte man ſie ihm als eine Patientin, die an heftigen Krämpfen litt, wie dieſes nicht ſelten bei Jungfrauen in ſolchem Alter ſich zutrifft. Nach einiger Beobachtung und bei Forſchung nach dem Entſtehen dieſes Zuſtandes ſah er deutlich ein, daß hier ein Fall vorliege, der ſich zur magnetiſchen Kur eigne. Die Convulſionen trugen alle Symptome jener wunderbarlichen Krankheit an ſich, die einſt im Mittelalter epidemiſch war, und noch jetzt in einzelnen ſeltenen Fällen auftritt, und die man St. Veits-Tanz nennt.

Er begann nunmehr ſeine einfachen Striche, und bald wirkten dieſe ſo, daß die Patientin in

Schlaf verfiel. Alle andern Ergebniſſe lagen bis jetzt außer ſeiner Berechnung, bis zur Clairvoyance wollte er es nicht bringen; Beſſerung jedoch war ſeit lange ſchon erſichtlich. Bis hieher hatte der ärztliche Freund ſeine Mittheilung gemacht, als eine Bewegung unter denen am Tiſche Sitzenden entſtand, die unſere ohnedies getheilte Aufmerkſamkeit vom Geſpräche ab und dorthin lenkte. Ich hatte jetzt ein Schauſpiel, das ich nie in meinem Leben vergeſſen werde.

Die Somnambule hatte ſich erhoben und ſtand mit geſchloſſenen Augen eine Weile regungslos da. Plötzlich, wie die Sonnenblume ihren Stern nach der Sonne, drehte ſie ihr Geſicht nach dem Arzte hin, der ſich ſogleich mit einem Blicke, worin ſich die innigſte Theilnahme malte, von ſeinem entfernten Standpunkte zu ihr hinneigte. Jetzt veränderte er ſeine Stellung, und das Mädchen, welches die Augen ſtets feſt geſchloſſen hatte, kehrte ſogleich den Kopf nach derſelben Richtung.

Die Oberlippe zog ſich ein wenig in die Höhe, gleich als ob ſie ſprechen wollte; der Ausdruck des Geſichts wurde flehend, die Wangen gefärbter. Der Doctor näherte ſich ihr langſam, allein ſie war mit dieſer Zögerung nicht zufrieden, ſondern ſie ging ihm entgegen und er mußte ſie in ſeinen Armen auffangen, um ſie vor einem Fall zu ſchützen, der unvermeidlich geweſen wäre. Jetzt hauchte er ſie ein paar Mal an; und dies genügte, um ſie zu erwecken; ſie öffnete die Augen, ſtrich mit der Hand über die Stirne und blickte um ſich wie Jemand, der aus einem ſanften Schlafe erwacht.

Ich war mit dieſen erſten kurioſen Pröbchen bereits zufrieden, allein es ſollten ſich mir noch geſteigertere zeigen. Der Doctor entfernte ſich abſichtlich, wie er mir ſagte, aus der Nähe des Mädchens, um die Spannung nicht ſo rege zu erhalten. Sie ſelbſt nahm auch wieder an dem allgemeinen Geſpräche Theil. Sie hatte ihr Frühſtück vom Poſtament und hüpfte unbefangen an den Rand der Felſen, um Blumen zu pflücken. Doch nicht lange währte dieſer heitere, klare Zuſtand. Mitten im Blumenpflücken erhob ſie ſich, die Augen ſchloſſen ſich und ihr Geſicht nahm wieder die vorige ſchmerzhaft ſtehende Miene an. Der Ort war nicht für ſolche Kranke geeignet; der Abgrund in der Nähe flößte uns allen heftige Beſorgniſſe ein, allein der Arzt beruhigte uns. Seine Nähe allein konnte hier Unheil abwenden. Wäre er unten in der Tiefe geſtanden, keine Macht der Erde hätte die Arme vom Sturze errettet, da er jedoch auf dem breiten ſicheren Plateau ſtand, ſo war es ganz natürlich, daß ſie in Sicherheit war.

Ihre junge Freundin hatte in der erſten Beſorgniß, daß ein Unglück geſchehen könne, ohne die Kranke ſelbſt zu berühren, nur einen der weiten Aermel ihres Kleides gefaßt, allein dieſes hätte faſt das Unglück gerade herbeigeführt. Die

Somnambüle bekam ſogleich heftige Zuckungen, die der herbei ſpringende Arzt jedoch durch eine einzige Berührung wieder hemmte.

Dies war der letzte Anfall für jetzt, den das Mädchen hatte; unſer Frühſtück war beendet, die ſchönen Punkte alle beſucht und wir machten uns auf den Heimweg. Immer ſchwebte mir die Frage auf den Lippen, ob denn der Arzt ſie nicht mehr ſchlafen machen laſſen? Aber wie natürlich fühlte ich die Zartheit derſelben zu tief, als daß ich ſie hätte auszuſprechen wagen ſollen. Doch war das, was ich ſah, ganz geeignet, den Wunſch in mir zu erregen, mehr zu ſehen.

Nachdem wir uns getrennt, beſchloß ich, noch denſelben Nachmittag die Familie der Somnambüle zu beſuchen. Sie wohnte in einem ſchön gelegenen Hauſe in der Nähe des Schloſſes, und wir machten einen Spaziergang in den Garten deſſelben. Kaum hatten wir uns hier in einem anmuthigen Boſket niedergelaſſen, als das Mädchen wieder von dem wunderbaren Schlaf befallen wurde, während deſſen ſich dieſesmal jedoch ihr Zuſtand bedeutend ſteigerte.

Sie erhob ſich leuchtend, darf ich ſagen, ohne mir Uebertreibung vorzuwerfen. Es war ganz das Bild einer Verklärten. Die höhere Röthe ihrer Wangen ging in glühenden Purpur über und der Mund zeigte ein himmliſches Lächeln; man ſah die obern Zähne, es ſchien, als ob Worte ſich aus dem Innerſten der Seele über die Lippen drängen wollten.

„Zu dir! zu dir!“ liſpelte ſie, und — „Nun ſpricht ſie mit ihrer verſtorbenen Mutter“ — bemerkte mir leiſe die Dame, deren Pflege die Patientin anvertraut iſt und die aus früheren Zuſtänden und den Geſprächen während derſelben jene Worte wohl zu deuten wußte.

Das Mädchen fing jetzt an die Bewegung des Steigens nachzuahmen, als wäre ſie bemüht eine bedeutende Höhe zu erreichen, und plötzlich hob ſie ſich wirklich, ehe wir es vermuthen konnten, auf die Gartenbank, und ſchwebte hier, mit emporgeſtreckten Armen, auf dem äußerſten Rande, mit einer equilibriſtiſchen Geſchicklichkeit, die ſchwerlich irgend einer aus der Geſellſchaft würde nachgeahmt haben können. Dies war aber noch nicht genug: ſie ging noch weiter, ſtieg endlich auf die Seitenlehne der Bank, und hielt ſich hier mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, ſtets in der Stellung einer Emporſchwebenden, auf den Zehenſpitzen, unverſtändliche Worte hauchend und mit einem Ausdruck in den Zügen, dem man es anſah, daß ſie in jenem Augenblicke die höchſte Seligkeit empfand und einer innern Anſchauung genoß, der nichts, was wir gewöhnlich ſehen — und wäre es ſelbſt das Schönſte — zu vergleichen ſein mußte.

In dieſem Moment ging die Großherzogin Stephanie mit ihrer Geſellſchaft durch den Garten, und man fand es geeignet, ſie zu benachrichtigen was hier vorginge, um ihr den Anblick zu entziehen, der vielleicht ihre Nerven zu ſtark afficiren könnte. Allein die Fürſtin wünſchte vielmehr den Eindruck in ſich aufzunehmen, als ihm auszuweichen, und näherte ſich mit aller erforderlichen Vorſicht der Kranken, die noch eine Weile in ihrer Extaſe verblieb.

Dieſer Anfall hatte das Mädchen ſehr angegriffen und der Arzt fand es für nöthig, ſie daraus zu befreien. Man ſagte mir, daß keine menſchliche Kraft im Stande ſei, dieſe ſtarren Glieder aus ihrer ſteifen, überſpannten Lage in eine ſitzende oder ruhende Stellung zu bringen und daß Alles, was man bewirken könnte, darin beſtehen würde, daß ſich dieſe Starrheit in convulſiviſche Bewegungen auflöſte. Nur dem Arzte war es möglich, hier Ruhe, wohlthuende Ruhe, über Körper und Seele zugleich zu verbreiten, und dies nur durch ein einfaches Anrühren des Kopfes. Kaum war dies geſchehen, ſo ſenkte ſie ihn, dann bogen ſich die Kniegelenke und bald kam ſie in eine ſitzende Stellung, hierauf ſtreckte ſie ſich aus, der Kopf neigte ſich auf die Seite und ſie lag da in ruhiger Stellung, wie eine vom ſanfteſten Schlaf Befangene.

Beim Erwachen zeigte ſich dieſelbe Unbefangenheit wie am Morgen; mit befremdlichem Lächeln blickte ſie erſt im Kreiſe ſich um, dann als ſie die Wohlbekannten erblickte, nickte ſie hier und dorthin wie zum Gruße und brachte leiſe die Entſchuldigung vor, daß ſie durch ihren dummen Anfall, wie ſie es nannte, die Geſellſchaft wohl recht erſchreckt habe.

Ich habe das Mädchen ſeit jenem Tage nicht wieder geſehen. Gebeſſert ſoll ſich ihr Zuſtand nicht haben, wie ich hörte, aber auch nicht ſchlimmer ſoll er geworden ſein. Der Arzt iſt jedoch der Meinung, daß er das Uebel radical heben werde. —

Kurze Zeit darauf wohnte ich einer Vorſtellung von Bellini's Nachtwandlerin bei. Ich hatte früher das Ballet geſehen, auch von der Paſta einſt dieſe Partie ſingen hören. Ich muß bekennen, daß dies Alles keinen Reiz für mich hatte und keinen bedeutenden Eindruck hervorbrachte. Jetzt aber vollends! wie kam mir dies ſo plump und fad und nichtsſagend vor, und in der That, es ſind doch nur ganz gemeine Sinnenkitzel, dachte ich dabei, die uns dieſe Kunſt gewöhnlich bereitet, aber wenn ſie ſich an das Uebernatürliche, über das Gewöhnliche hinausſtrebend, wagen will, da wird ſie offenbar zur Uebertreibung oder zur Fadheit. —

Wenn du einmal erſchieneſt, liebliches Mädchen, vor der Menge und dich erhöheſt, glühend und himmliſch lächelnd, und emporſchwebteſt — wie ſie da ſtaunen würde, wie ſie da ſich zauberiſch ergriffen fühlte — wie ſie da ſchwänden alle Zweifel, welche die Frivolität unſerer Tage ſo häufig noch nährt.

Armes Kind! ich liebe dich jedoch zu ſehr, um zu wünſchen, daß deine körperlichen Leiden und magnetiſchen Freuden der Menge als Schauſpiel dienten. Schlumm're ſtets ein im blühenden Garten der großen, weiten, gütigen Natur, wo der hilfreiche Magnetiſeur dir zur Seite ſteht und theilnehmende Freunde dich umgeben; dort wirſt du nur himmliſche Geſichte haben, und wenn du ſelbſt ſo dein Leben verſchließeſt, du hätteſt nur Gewinn davon. Wer, der es kennt, dürfte dich wohl beklagen? —

VI.

Die jungen Mütter.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen war ich ſo glücklich, folgendes Geſpräch zu belauſchen. Ich ſaß verſteckt im dunkeln Gebüſche und las, aber das Buch entfiel meiner Hand und ich ward ganz anderer Aufmerkſamkeit voll, nachdem ich die erſten Worte vernommen hatte.

Es naheten ſich mit leichtem Schritte dem ſchattigen Orte zwei Frauen in langen weißen Morgenkleidern. Sie mochten nicht mehr als zwanzig Jahre alt ſein. Das Glück ſtrahlte von ihrer Stirne, jenes ruhige Glück des heitern Beſitzes.

Die Eine ſetzte ſich ſogleich an die am Brunnen befindliche Bank und blickte voll Liebe auf den Säugling, der in ihrem Schooße ruhte; die Andere blieb vor ihr ſtehen, die ſchwimmenden Augen auf denſelben Gegenſtand gerichtet, ein hinſterbendes Lächeln umzog ihren Mund, ihren bleichen Zügen war der Stempel der Fruchtbarkeit aufgedrückt, jener ehrwürdige Stempel, der aus dem Weibe ein Weſen macht, ſo ſchön wie die Hoffnung, ſo heilig wie Gott! . . .

Und Folgendes ſprachen ſie an dieſem ſchönen Orte. Die Erſte will ich zur Unterſcheidung Clara, die Andere Eliſabeth nennen. Eliſabeth's Stimme klingt leiſer, hauchender, unbeſtimmter, Clara's Stimme feſter und ſtolzer, aber doch auch leiſe, um den holden Säugling nicht zu wecken.

Eliſabeth

(indem ſie einen Kuß auf die Stirne des Kindes haucht).

Du lieblicher Kleiner! Wie ſeine Aermchen marmorirt ſind! Und welche Aermchen! welch ein dralles Leibchen! Die ſchönen Goldlöckchen!

Und die Augen — wenn er ſie öffnet, ſo iſt das Weiße darin ſo blau — wie der Himmel! — Jetzt hat er ſie geſchloſſen — er ſchläft ſo ſanft. Es giebt keinen ſchönern Anblick, kein Engel von achtzehn Jahren, in ſeiner vollſten Liebenswürdigkeit, iſt ſo ſchön wie ein ſchlafendes Kind an der Mutterbruſt. —

Clara.

Und wenn man bedenkt, welche Unſchuld in ſolch einem Herzchen ruht, welche Liebe, welch eine Frömmigkeit! Jedes Kind in dieſem Alter iſt ein Jeſuskindlein.

Eliſabeth.

Du haſt Recht, Clara. Ihre Herzchen, die von der Welt und von dem Leben noch gar nichts begriffen haben, ſind ganz ſo wie ihre roſenfarbenen Füßchen, die noch nicht zum Gehen gebraucht wurden, und lieber blühend wie Blumen anzuſehen ſind. Nur Eines verſteht je ein Kind: die Mutter zu lieben. Nicht wahr? dein Kind liebt dich wohl recht?

Clara.

Ach ja, gewiß! Wenn ich es ſo betrachte, und im ſüßen Schauergefühl eine Thräne mir über die Wange rollt, dann will es mir gleich die Thräne wegküſſen .... Solch ein Engel glaubt, daß der liebe Gott die Lippen der Kinder erſchaffen hat, um die Thränen der Mütter alle wegzuküſſen. O wären ſie's doch immer im Stande!

Eliſabeth.

Wann lachte dein Kind zum erſten Male?

Clara.

O, ich erinnere mich jenes Augenblicks ſehr wohl. Es war an dem Abende gerade fünf Monate alt geworden. Ich nahm ein Licht und nahete mich ſeiner Wiege um vor dem Schlafengehen noch einmal ſeine Aeuglein zu küſſen. Allein ich blieb lange ſtehen, die Hand vor dem Lichte haltend, damit der Schein es nicht aufwecke. Plötzlich — ohne daß es ſich rührte, ohne daß irgend etwas ſein Erwachen anzeigte, bewegt ſich das holde Mündchen — es zieht ſich in die Breite — da lächelte es! Die Wärterin, die dabei ſtand, gelobte ſogleich eine Kerze der heiligen Jungfrau und ſagte, ſolch ein erſtes Lächeln im Schlaf heiße bei den Leuten ein Engelkuß.

Eliſabeth.

O wie himmliſch! Doch ſieh nur — wie es wieder lächelt — man ſollte darauf ſchwören, daß der Schelm ſich nur ſchlafend ſtellt und Alles hört und verſteht. Doch ſage mir, Clara, ehe du den Engel hatteſt, dachteſt du ihn dir ſo — ganz ſo wie er nun iſt?

Clara.

Nicht ſo ſchön. —

Eliſabeth.

Wenn ich daran denke, daß auch ich nun bald Mutter ſein werde! Ich will von nun an dein Kind täglich eine Stunde anſehen. Wenn ich fremden ſchönen Kindern begegne, ſo bleibe ich ſtehen, nehme ſie auch wohl beim Kopf und herze ſie recht ab. Ich ſpiele mit ihren langen

Clara.

Ach ja, gewiß! Wenn ich es ſo betrachte, und im ſüßen Schauergefühl eine Thräne mir über die Wange rollt, dann will es mir gleich die Thräne wegküſſen .... Solch ein Engel glaubt, daß der liebe Gott die Lippen der Kinder erſchaffen hat, um die Thränen der Mütter alle wegzuküſſen. O wären ſie's doch immer im Stande!

Eliſabeth.

Wann lachte dein Kind zum erſten Male?

Clara.

O, ich erinnere mich jenes Augenblicks ſehr wohl. Es war an dem Abende gerade fünf Monate alt geworden. Ich nahm ein Licht und nahete mich ſeiner Wiege um vor dem Schlafengehen noch einmal ſeine Aeuglein zu küſſen. Allein ich blieb lange ſtehen, die Hand vor dem Lichte haltend, damit der Schein es nicht aufwecke. Plötzlich — ohne daß es ſich rührte, ohne daß irgend etwas ſein Erwachen anzeigte, bewegt ſich das holde Mündchen — es zieht ſich in die Breite — da lächelte es! Die Wärterin, die dabei ſtand, gelobte ſogleich eine Kerze der heiligen Jungfrau und ſagte, ſolch ein erſtes Lächeln im Schlaf heiße bei den Leuten ein Engelkuß.

Eliſabeth.

O wie himmliſch! Doch ſieh nur — wie es wieder lächelt — man ſollte darauf ſchwören, daß der Schelm ſich nur ſchlafend ſtellt und Alles hört und verſteht. Doch ſage mir, Clara, ehe du den Engel hatteſt, dachteſt du ihn dir ſo — ganz ſo wie er nun iſt?

Clara.

Nicht ſo ſchön. —

Eliſabeth.

Wenn ich daran denke, daß auch ich nun bald Mutter ſein werde! Ich will von nun an dein Kind täglich eine Stunde anſehen. Wenn ich fremden ſchönen Kindern begegne, ſo bleibe ich ſtehen, nehme ſie auch wohl beim Kopf und herze ſie recht ab. Ich ſpiele mit ihren langen ſeidenen Haaren, ich erfülle mich ganz mit Allem was ſchön an ihnen iſt; gleichſam als könnte ich ihnen die Schönheit ſtehlen und ſie in meinen Schooß verpflanzen, damit mein Kind ſie ſich zu eigen mache. Nicht wahr, ich bin recht närriſch! Machteſt du es nicht auch ſo?

Clara.

Ganz ſo wie du. Und Abends, Betty, wenn du einſam und unbelauſcht daſitzeſt, legſt du da nicht auch deine Hände auf die Stelle, wo dein Kind lebt, um den Zeichen ſeines Lebens mit ſüßer Wolluſt nachzuſpüren?

Eliſabeth.

Und wenn dann plötzlich dieſe Zeichen verſtummen, erſchrackeſt du da nicht auch und wurdeſt von dem ſchrecklichen Gedanken erfaßt, daß es vielleicht ſterbe? —

Clara.

O ſchweige davon! Noch jetzt kann ich meinen Sohn keinen Augenblick verlaſſen, ohne zu denken, daß ich ihn verlieren könnte. Wie gräßlich! Laſſ' uns von etwas Anderm ſprechen und auf Gott vertrauen.

Eliſabeth

(nach einigem Zögern).

Haſt du recht viel gelitten?

Clara.

Und fürchteſt du Dich?

Eliſabeth.

Ein wenig.

Clara.

So höre mich denn, Betty. Wenn du ſeit früheſter Jugend eine theure Perſon nicht geſehen hätteſt — denke dir einen Vater, einen Bruder — und nun hörteſt du mit einem Male, er ſei von der langen, gefahrvollen Reiſe zurückgekehrt und ſo eben unten im Garten angelangt. Nun liefeſt du ihm entgegen, vor Freude glühend, würdeſt du da wohl des Zweiges achten, der dir etwa das Auge oder die Wange, in deinem Vorbeilaufen, leicht verletzte? Fühlteſt du den kleinen Schmerz?

Eliſabeth.

Sicher nicht.

Clara.

So leidet man denn auch nicht.

Eliſabeth.

Ich bitte dich — laſſ' mich noch mehr fragen —

Clara.

Aber leiſer, liebe Freundin, weil mein Adolph ſchläft.

Eliſabeth.

So ſage mir denn dies: als du ganz erſchöpft, in halber Ohnmacht, das erſte Lebenszeichen, den erſten Schrei vernommen hatteſt, den man gleich erkennt, obgleich man ihn noch nie gehört, was thateſt du da?

Clara.

Erſt ſchrie auch ich — dann ſtreckte ich die Arme nach ihm aus —

Eliſabeth.

Und am andern Morgen, als es dir beim Erwachen in den Sinn kam: „Ich bin Mutter“ —

Clara.

Daran dachte ich nicht ſogleich. O, ich war nicht froh und frei genug, um daran denken zu können. Mein Körper that mir ſehr weh; mein Kopf war wüſt; ich war zu ſchwach zum freien Denken. Allein tief im Herzen regte ſich's doch, ſo rührend und geheimnißvoll, ſo warm, möchte ich ſagen, und flüſterte mir zu, daß ich glücklich ſei, überglücklich, trotz meiner Schmerzen. — Da wird die Thür des Nebenzimmers geöffnet — und Gott! — es war mein Kind — mein Sohn, den man mir brachte — das reizende, liebliche, ſchwache Geſchöpf. Betty, liebe Betty, ich ſchwöre dir hier vor Gott, als es mir auf die Arme gelegt wurde, die ich ihm ſehnſüchtig, brünſtig entgegenſtreckte, als ich es berührte, mein Kind berührte, als ich mich darüber beugte und ſeinen Athem fühlte, als ich es dann neben mich legte

— als ich die Wärme des lieben, kleinen Körpers verſpürte — da glaubte ich, daß die Freude mir das Herz zerſprengen würde, daß der Schooß ſich nun wieder öffnen müßte, um den Schatz wieder in ſich aufzunehmen. Ich küßte es auf alle Theile ſeines Körpers und hauchte leiſe Worte: das iſt mein Kind — mein. — mein liebes Kind!

— Dann mußte ich weinen. Dann fühlte ich das Bedürfniß zu beten; niederknien wollte ich auf den kalten Steinboden der Kirche und ausrufen: mein Gott! mein Gott! wie gütig biſt du gegen mich! Und dabei fühlte ich mich doch betrübt, mein Kind in die Welt geſetzt zu haben. Ja, lächle nicht über die Thörin, ſondern erkläre mir lieber dies Problem des Mutterherzens: mein Kind war mehr mein Kind, ſo dacht' ich, als ich es noch bei mir trug! —

Eliſabeth.

Deine Worte, Clara, haben mir wohlgethan. Indem du mir dein Glück ſchildberteſt, wurde mir das meinige erſt recht klar und — ich wurde Mutter in Gedanken, indem ich dir zuhörte.

Da ſchrie der Kleine. Er war erwacht. Die beiden Frauen neigten ihre ſchönen Häupter, ſo rein wie ihre Seelen, auf den erwachenden Engel, der ſie roſig anblickte; denn ſie werden im Schlummer ja ſtets wie Roſen, die holden Kleinen. Die Eine küßte in dem Kinde ihr ganzes Glück, die Andere ihre ganze Hoffnung. Dann nach langem Kuſſe erhoben ſie die Stirnen, und ihre Augen begegneten ſich, in Freudenthränen gebadet, hervorleuchtend unter den langen, ſeidenen Wimpern. Sie ſagten ſich nichts mehr, aber unwillkührlich legten ſie ſich den Arm um den Hals und preßten die Lippen in glühendem Kuſſe vor Gott an einander. Ihre Herzen waren Eins geworden, die beſeligende Mutterliebe hatte ſie zu einem heiligen Schweſterpaar umgeſchaffen.

Hierauf entfernten ſie ſich langſam und ſchweigend. — — —

Und auch ich erhob mich mit voller Bruſt; muß ich wohl noch hinzufügen, wie mich Beider Glück ſo ſchmerzlich und wehmüthig erfüllte? — Ich bin kinderlos. — —

VII.

Die Debüts.

Es war im kalten November des Jahres 1818. Ich ſaß im Gaſthofe des ſchwarzen Adlers zu Brünn in tiefen Gedanken. Das weite Zimmer war nur von einem Lichte ſpärlich erhellt, welches in einer Ecke auf dem gedeckten Tiſche brannte, an welchem mehre junge, heitere Leute bei dampfenden Speiſen und Weinflaſchen laut ruſſiſch ſprachen. Es war die Dienerſchaft des Grafen ***, der ſich auf den Geſandtenpoſten nach Florenz begab. Der Winkel, in dem ich mich befand, war faſt finſter; meine Stimmung war es mehr. Ich grollte mit dem Schickſal, und doch ſtand ich auf dem Punkte einen Schritt zu thun, der mir ſeit der früheſten Jugend als ſehr wünſchenswerth erſchienen war; ich war im Begriff eine lang genährte Hoffnung ſich verwirklichen zu ſehen und doch war ich der Verzweiflung nahe.

„Die Glücklichen!“ dachte ich bei mir, „wie ſie ſorglos daſitzen und lachen und ſcherzen, ein Anderer ſorgt für ſie; ſie eilen dem ſchönen, ſüdlichen Himmel zu, dem Vaterlande der Kunſt, und überall werden ſie es ſo gut finden wie hier, ja noch beſſer, und immer wird ihr Muthwille wachſen und eine Roſenkette wird ihre Tage umſchlingen ..... Aber Du!“ ..... Und dann flogen wieder die Worte durch mein Gehirn: „Les amis de mes amis sont aussi les miens, il faut s'entr' aider en ce monde, et quand il s'agit des pertes, que ce soit le Roi qui en fasse et non pas un honnête homme de nous autres!“ .....

Ich muß vor Allem meine gütigen Leſer über dieſe Stimmung mit wenig Worten au fait ſetzen.

Ich war von Wien nach Brünn gekommen, um auf dem dortigen Theater zu debütiren. Wie das Schickſal den Menſchen doch ſo ſeltſam führt!

In meiner Jugend gab es kein Liebhabertheater, an dem ich nicht mit großem Vergnügen Antheil genommen hätte. Mein Talent galt für ein ſehr ausgezeichnetes, vorzüglich für das Komiſche. Peter Lorch im Hahnenſchlag, Bürgermeiſter Klippfiſch in der Brandſchatzung, Langſalm im Wirrwarr, Fliederbuſch in der Tochter Pharaonis, das waren einige von meinen Rollen, worin ich ſehr gefiel. Schon im zwölften Jahre ſpielte ich Komödie und hatte da ſchon nicht weniger als ſieben Jahre in dem Vorgefühl der Seligkeit geſchwelgt, einſt auf dieſe Weiſe zu excelliren; denn ſchon im fünften wäre ich ſo glücklich geweſen, mein erſtes Debüt zu machen, ohne die Dazwiſchenkunft eines ſtrengen Schulinſpektors, der die Sache zu ernſt nahm. Es wurden nämlich die Huſitten vor Naumburg gegeben und durch den Sohn des Theatercaſſiers, der dieſelbe Schule mit mir beſuchte, unter den Kindern für dieſe Vorſtellung rührende Schlachtopfer geworben. Alles ging trefflich; auch mein Vater, der anfänglich nicht wollte, gab mir ſeine Erlaubniß, da ſo viele Söhne ehrenwerther Eltern mitſpielen durften, allein plötzlich erſchien eine fulminirende Erklärung des Herrn Predigers S., der Schulinſpektor war, die bei den Eltern circulirte, worauf die Mehrzahl derſelben ihre Einwilligung wieder zurücknahm. — Man hielt es für unmoraliſch die Bühne zu betreten, wenn gleich in einem ſo rührenden und moraliſchen Stücke wie jene Huſſiten ſind. Von dieſem Augenblicke jedoch konnte ich den Gedanken an das Theater nicht mehr los werden; ich ſah mich ſtets auf den Brettern und ein reicher Onkel, der ſich eine Zeit lang in meinem Geburtsorte aufhielt und eine eigene Loge hatte, die ich — ſo oft ich wollte — beſuchen durfte, trug nicht wenig dazu bei, meine Luſt zu nähren.

Wie glückſelig fühlte ich mich daher, als ein lieber Kamerad mich aufforderte, eine Rolle in einem Stück zu übernehmen, welches zum Geburtstage ſeiner Mutter, die Gouvernante in einem vornehmen Hauſe war, aufgeführt werden ſollte. Es war der Hahnenſchlag. Wir probirten mit Seele und Feuer und am Geburtstage der wackern Dame machten wir unſere Sachen ſo gut, daß die Anweſenden einſtimmig verlangten, unſere Vorſtellung noch einmal unter glänzendern Auſpicien wiederholen zu ſehen.

Nun nahmen ſich unſerer wichtige Lehrer an; wir wurden mit einem Male von unſerm Thespiskarren auf eine höhere Scene gehoben. Unſer Schauplatz wurde aus dem beſcheidnen Salon der Gouvernante in einen großen Saal verlegt; ſtatt der Bettſchirme erhielten wir ein Podium, gemalte Decorationen, Coſtüme. Wir hatten einen wichtigen Mann der Stadt als Regiſſeur, einer der erſten Aerzte übernahm das Amt uns zu ſouffliren. Glückliche Tage! Glücklichere Abende, die lieblichen kleinen Mädchen, die den Fritz und das Hannchen ſpielten, wo mögen ſie hingekommen ſein? Einige Jahre noch ſah ich ſie; ſie waren ſehr ſchön geworden; dann entſchwanden ſie mir gänzlich. Es iſt ſchon ſehr lange her, daß ich meine Vaterſtadt verlaſſen habe. Der Weihnachtsabend iſt mir immer ein ſehr freundlicher geweſen; er brachte mir nur Erfreuliches, ſelbſt einmal Geneſung von einer Todeskrankheit; einer der ſchönſten Weihnachtsabende aber bleibt mir in der Erinnerung, der des Jahrs 1804. —

Ich ſpielte nach dieſem Verſuche noch öfter auf verſchiedenen Liebhabertheatern. Hierauf ſetzte ich einige Male zu dem ernſten Schritte an, die Bahn des öffentlichen Schauſpielers zu betreten. Einmal, bald nach dem Tode meines Vaters, dann aus Liebe zu einem hübſchen Mädchen, mit dem ich den abenteuerlichen Plan zu einer Entführung verabredet hatte, um unter verändertem Namen Komödie zu ſpielen, ſpäter hatte mir Frau Eliſa Bürger ein Engagement bei dem Stuttgarter

Theater ausgewirkt, welches ich jedoch nicht antrat. Immer war es etwas, das mich wie bei den Haaren von einem Abgrunde zurückriß; ohne beſtimmten Grund unterließ ich jedesmal die Ausführung; zwiſchen Luſt und Abneigung ein beſtändiger Kampf, worin die letzte den momentanen Sieg davon trug, ohne die erſte gänzlich erſticken zu können.

Von Jugend auf las ich nicht nur Stücke, ſondern Alles, was ſich auf die Bühne bezog mit großer Vorliebe. Das abenteuerliche Leben eines Brandes und Andrer regte mich an, auch ich war ja zu einem recht abenteuerlichen Leben verurtheilt worden. —

In Wien erlangte endlich mein Entſchluß die vollſte Reife. Ich kam vom Theater an der Wien, wo mir ſo eben eine Bearbeitung des ſpaniſchen Stückes „El venganza en el despeno“ mit dem Bemerken zurückgegeben wurde, daß es zur Aufführung nicht tauge, nachdem mehrere ſachverſtändige Freunde und der Regiſſeur Küſtner, ein eben ſo geiſtreicher Mann als trefflicher Schauſpieler, ſie unbedingt geliebt hatten.

„So geht es nicht,“ dachte ich ergrimmt bei mir, „wenn du nicht ſelbſt bei dem Theater die Hand im Spiele haben kannſt, ſo wirſt du nie mit einem Stücke, und ſei es noch ſo gut, durchdringen. Immer werden ſie dir etwas daran auszuſetzen haben. Dem wird das, Jenem etwas Anderes mißbehagen, ſie werden dich bevormunden und dich verhindern, dem Publikum zu geben, was du auf eine oder die andere Weiſe für daſſelbe erſprießlich machteſt. Alſo, der Würfel liegt, Schauſpieler geworden! Als Regiſſeur kannſt du geben laſſen, was du willſt.“

Somit packte ich mein Manuſcript mit beiden Händen, rollte es zuſammen, ging in die Modehandlung zu den drei Grazien, um von dem wackern Herrn Schickh, dem Eigenthümer der Modezeitung, einiges Honorar zu erheben und eilte dann über das Glacis der Donau zu, um mich nach einer wohlfeilen Gelegenheit nach Preßburg umzuſehen, da ich mich meiner vielen Bekannten wegen, denen ich von meinem wohlüberlegten Vorſatze nichts geſagt hatte, ſcheute, auf irgend einem Theater Wien's meinen Probeſchuß abzudrücken. Auch hierin wich ich von ſo manchem Andern ab, der eben von ſeinen Bekannten eine günſtige Wendung für ſeinen erſten Erfolg erwartet.

Auf dem Wege zum Fluſſe begegnet mir ein Commis eines Handelshauſes, dem ich empfohlen war. Es liege ein Brief für mich da, ſagte er mir. Ich eile hin und finde ein Schreiben des Theaterdirektors in Brünn, den ich von meinem Wunſche unterrichtet hatte und der mir bereitwillig ſeine Bühne anbietet, um meine Verſuche zu machen. Dies verändert meinen Plan. Statt nach der Donau gehe ich nach der heiligen Dreifaltigkeit auf dem hohen Markte; und ſtatt nach Presburg zu ſchiffen, kutſchire ich am andern Morgen bei guter Tageszeit nach Brünn.

Der Director war mit ſeinem erſten Intriganten zerfallen und hatte nichts Geringeres im Sinne, als mir ſeine Stelle zu übertragen. Er ſprach mir davon, den zweiten Tag nach meiner Ankunft den Octavio in Wallenſteins Tod zu ſpielen. Das ſchien mir unmöglich troz meines vortrefflichen Gedächtniſſes. Anſchütz erzählte mir einſt, daß als er ſich in Nürnberg für das Fach der jugendlichen Helden engagiren laſſen, der Director von ihm gefordert habe, am Abend nach ſeiner Ankunft den Max zu ſpielen, und daß er, um ſich kein Dementi zu geben, die Rolle in einer Nacht habe lernen müſſen. So etwas iſt zum wahnſinnig werden. Ich hatte mich nicht für einen fertigen Intrigantenſpieler ausgegeben und war alſo in dem glücklichen Falle, jenes Anſinnen ablehnen zu dürfen. Den Riccaut de la Marlinière in Leſſing's Minna nahm ich jedoch an; die Rolle war mir nicht fremd, und es waren noch einige Tage bis zur Aufführung.

Je näher die Stunde derſelben kam, deſto muthloſer wurde ich jedoch. Ich war kein jugendlich, feuriger Geiſt mehr, der ſich dieſes Feldes bemächtigen will, troz Ehre oder Schande, die ihm darauf erblühen möchte. Ich kannte das Theater bereits mehr als zur Genüge, ich hatte endlich einen wohl ausgebildeten Begriff von der Schande, der ein verfehlter Verſuch ausſezt; ich kannte ſo ziemlich die Welt, und meine früheren Verhältniſſe, beſonders in der lezten Zeit, hatten mich ſehr empfindlich gemacht gegen Aeußerungen, welche die Perſönlichkeit betreffen und denen ſich der Schauſpieler ſo ſchonungslos hingegeben ſieht. Mein Ziel war ein anderes, als das eines gewöhnlichen Rollendarſtellers, mein Zweck war, meine dramatiſchen Arbeiten auf dieſem Wege leichter zur Aufführung zu bringen, weil mir dieſes auf andre Weiſe als unmöglich erſchienen war. Solche Zweifel beunruhigten mich ſehr und als ich daher in dem untern Saale des Adlers in Brünn, in dem faſt finſtern Winkel ſo daſaß, meine Rolle des Riccaut im Kopfe hin und her überdenkend, und mir die luſtigen Worte dabei immer durch den Sinn fuhren, die ich morgen vor dem verſammelten Publikum auskramen ſollte, da beneidete ich die Kammerdiener, Köche, Livreebediente und Kutſcher des ruſſiſchen Geſandten, auf der Reiſe nach Florenz, und war nahe daran Alles aufzugeben, und Einer zu werden wie ſie. Ja — ich ging ganz ernſt damit um, zu hören, ob ich nicht als irgend ein Domeſtik dem Gefolge des Herrn Geſandten angereiht werden konnte.

Auch ſolch ein Plan hatte mich ſchon manchmal beſchäftigt und ſeine Ausführung ſchien mir in gewiſſen Stimmungen höchſt intereſſant zu ſein. So als Stiefelputzer engagirt zu werden, und dann eine Hülle nach der Andern fallen zu laſſen, zum freudigen Erſtaunen der vornehmen Herrſchaft, worunter ich mir aber dann immer ſchöne Damen dachte. So ein Stiefelputzer der mit einem Male fein franzöſiſch ſpricht, dann eine ſpaniſche Romanze ſingt, endlich zeichnet, malt, gar von

Dichtern mitſprechen kann und ſelbſt dichtet. Welch ein reizendes Incognito! und welch ein Glück kann man ſich auf dieſe Weiſe wohl bereiten; wenn Anerkennung verborgener Tugenden — im Sinne von Virtuoſitäten — anders Glück zu nennen iſt. —

Am andern Morgen bei früher Tageszeit rollten die ſchwerbepackten Wagen von dem Thore des Adlers dem Stadtthore zu und dem Nicolsburger Berge entgegen; ich aber ſaß mit meinem Beſorgniſſe allein im Gaſthofe und dachte an mein erſtes Auftreten. Ein Italiener trat auf mich zu und tadelte das Coſtüm des Meſſer grande in der Oper König Theodor in Venedig, welche Abends vorher gegeben worden war, und äußerte ſich ſo erbarmungslos über die Gebrechen des Brünner Theaters zu jener Zeit, daß ich einmal über das andere zuſammenſchauderte, da ich in mir ein neues Gebrechen deſſelben im Voraus zu erkennen glaubte.

Der Tag der Aufführung war nun gekommen und mit ihm Schuſter und Schneider, die mir

Schuhe und Beinkleider zur Vorſtellung angeboten. Ich hatte ſie mir für eigene Rechnung machen laſſen, aber dennoch war ich nicht beſſer damit berathen; ſie paßten nicht und verunſtalteten mein gut geformtes Bein. Ich ſah auch darin eine Vorbedeutung, daß mir Alles beim Theater mißlingen würde. Ich wurde immer muthloſer und ging zur anberaumten Zeit auf die Probe. Die Rolle wußte ich, allein die Angſt ſtecken zu bleiben, machte, daß ich die Worte beſtändig im Gedächtniſſe wiederholte und mich ſo, ohne es zu wollen, ermüdete und verwirrte. Die langen drei Acte, die meiner Scene vorangingen, brachten mich zur Verzweiflung. Welche Folter, ſo lange warten zu müſſen! Es war mir wie einem zum Tode Verurtheilten, der erſt ſeine Mitdelinquenten ſterben ſehen muß. Nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Alle ſchon auf den Brettern heimiſch waren, die nur für mich ein Schaffot zu ſein ſchienen. Wie beneidete ich den Feldjäger und die Dame in Trauer, die ihre Scene gleich anfanſich zu ſpielen hatten und dann lachend und trällernd von der Bühne liefen, gleich als hätten ſie nichts zu beſtehen. Wie bewunderte ich da die Ruhe und Sicherheit, womit die Darſteller der Minna, des Tellheim, des Werner zu Werke gingen; wie groß erſchienen ſie mir in jenem Augenblicke, die ich noch vor wenigen Tagen als ganz unbedeutende Schauſpieler bekrittelte! O Ihr, die Ihr dieſe Kunſt ſo geringſchätzend behandelt, macht doch nur einmal den Verſuch ſelbſt vor die Lampen zu treten; begreift doch nur einmal wie viel dazu gehört, einem Publikum nur zu gefallen durch das Tragen des Körpers, durch die Ausſprache, durch den Ton der Stimme; der hohen geiſtigen Vorzüge nicht einmal zu gedenken, die erforderlich ſind, den Charakter einer Rolle gehörig zu erfaſſen und demgemäß zur gelungenen Darſtellung zu bringen. Ich kann nicht beſchreiben, wie mich das Alles in jenem Moment ergriff; ich glaube nun zu wiſſen, was es heißt zum Richtplatz aufgeführt zu werden. Aber andre, Härtere Qualen ſollte ich erſt noch am Abende empfinden.

Nun kam meine Scene. Der Nachleſer avertirte mich davon.

„Est — il permis, **Monsieur le Major?**“ rief ich hinter der Scene, gellend und zitternd und ſogleich herrſchte große Stille, Alles ſchien geſpannt, die Schauſpieler rangirten ſich zu beiden Seiten, als ſollte ich durch ihre Reihen Spießruthen laufen, ich glaubte in einigen Logen des finſtern Theaters weiße, neugierige, mir wohlbekannte Geſichter zu entdecken, ein dickes, ein ſchwarzes, ein grinzendes, ein hämiſches — mich ergriff ein Schwindel, der Athem ſtockte, ich ſah einen ungeheuern, gähnenden, ſchwarzen Schlund vor mir, und nun glaubte ich die Ueberzeugung zu haben, daß ich für die Darſtellung auf der Bühne untauglich ſei. Ich hätte Alles darum gegeben, fortlaufen zu können, allein die Stimme des Regiſſeurs brachte mich wieder zu mir ſelbſt, mit den Worten: „Ei, Sie bleiben ja ſtecken. Noch einmal von Anſang, wenn ich bitten darf. Nur Courage! ſehen Sie ſo! —“

Und nun ging er hinaus mit „**Est — il permis, Mr. le Major,**“ hüpfte dann auf die Scene, nahm die Poſitur eines alten Chevaliers an und ſprach die erſten Reden des Riccaut, aber durchaus falſch und nicht ſo wie ich mir vorgenommen hatte die Rolle zu geben. In meinem Gefühle gänzlicher Vernichtung belebte mich dieſe plötzliche Anwandelung eines kritiſchen Laun — ich faßte Muth — mein Gedächtniß kehrte wieder, und wie ein Strom, unaufhaltbar floſſen meine Reden mir von den Lippen. Niemand unterbrach mich durch eine Bemerkung, und ſo unglaublich, ſo wahr iſt es doch, daß ein junger Mann, der das Theater kannte und darüber vielfältig ſchon ein recht geſcheutes Urtheil ausgeſprochen hatte, ganz unvernünftig und ſchülermäßig ſeine Rolle wie ein auswendig gelerntes Penſum herſagte.

Die Scene wurde dreimal wiederholt; Minna und Franziska, zwei junge, ſchöne Schauſpielerinnen die mir wohl wollten, unterzogen ſich aus Mitleid für mich dieſem ermüdenden Geſchäfte. Nach Beendigung der Probe hatten ſie ſogar die Güte noch einmal mit mir allein die Scene vorzunehmen, und entließen mich hierauf mit der tröſtlichen Verſicherung, daß mein Debût nicht unglücklich ausfallen werde. Im Herzen aber hegten ſie Sorgen, wie ſie mir ſpäter geſtanden.

Abends war meine Stimmung durch dieſe Vorgänge um nichts ruhiger geworden. Die gewöhnten Schauſpieler erſchienen pfeifend und ſcherzend und machten ihre Toilette, während ich unter den Händen des Theaterfriſeurs Jacques Clement, der eine Karrikatur zum Lachen war, ſchwer aufſeufzte und mich gebehrdete, als gälte es die verhängnißvolle letzte Toilette eines zur Hinrichtung Verurtheilten. Dieſelbe Qual wie am Morgen, nur im erhöhten Grade, während der drei ewig langen erſten Acte. Und doch hätte ich gewünſcht, ſie dauerten ewig. Als der Augenblick meines Auftretens näher rückte, da ſchwanden die Scenen ſo ſchnell vorüber; mein Gott! ſchon iſt der dritte Act aus; der Vierte geht an — ich ſteh' auf meinem Poſten — mein Stichwort kommt — und

„Est — il permis, Monsieur le Major!"

kommt ohne Anſtoß aus meiner Kehle und das Publikum verhält ſich ruhig. Mechaniſch trete ich heraus, ich ſpreche, ich fühle daß es gut geht, bei meinem

„donnez-toujours, donnez!"

greife ich kühn nach den dargebotenen Geldſtücken — man lacht — o Glück! Ich werde dreuſter:

„Corriger la fortune, être sûr de son fait, l'enchainer sousses doigts — das nennen die Deutſche betrügen? Welch eine plumpe Sprak!"

Abermaliges Gelächter! Seliger Leſſing, das dankte ich Dir! mein Muth wächſt — ich ſpreche die letzten Worte mit Sicherheit, ich eile ab — man applaudirt!

Was ich da fühlte, kann ich nicht beſchreiben. Der ernſte Direktor, der den Abend über vermieden hatte, mich anzureden, und dem ich die Beſorgniſſe wohl auf der Stirne las, kam mir gerade in den Wurf, als ich durch die Flatterthür abtrat; ich fiel über ihn her und umarmte ihn ſtürmiſch. Er lächelte verlegen und ſagte: „Nun, es iſt ja doch recht gut gegangen!

Er ſchien es anders erwartet zu haben. Ich lief zum Regiſſeur, der auf einer Raſenbank ſaß, im Coſtüm des Paul Werner, und ein Glas Punſch trank. Er reichte mir's hin und wünſchte mir Glück. Gleich darauf kam der Theaterdiener und beſchied mich auf den nächſten Vormittag zum Direktor. Der Regiſſeur ſagte: „er wird Euch Engagementsanträge machen; ſeid vorſichtig und macht Euch gute Bedingungen aus."

Alles drängte ſich zu mir hin und beglückwünſchte mich, nur der Intrigant machte eine Ausnahme. Er winkte mir zwar lächelnd zu, aber er zog mich in einen abgelegenen Winkel der Bühne, und dort zwiſchen Häuſerhohen Couliſſen eröffnete er mir: „Ich ſpräche ein ganz verteuſeltes preußiſches Deutſch, das dem hieſigen Publikum unverſtändlich ſei, mein Organ wäre unleidlich hoch und es ſei ihm unbegreiflich, wie ich als vernünftiger Menſch dieſe Rolle ſo hätte verfehlen können. Er müſſe mir geſtehen, daß ich nicht das geringſte Talent für die Darſtellung verriethe.“

Ich war zu glücklich in dem Augenblicke um mich darüber zu ärgern. Ich ſetzte mich wieder auf die Raſenbank, ließ mir Punſch herauf holen, plauderte mit Dieſem und Jenem und mochte mein Coſtüm gar nicht ausziehen. Ich blieb den ganzen übrigen Abend darin.

Der Intrigant aber war der Einzige der mir die Wahrheit rein und unverfälſcht eingeſchenkt hatte; die Andern Alle dachten anders wie ſie ſprachen, und der Director hoffte darauf, daß Einſicht und Bildung denn doch vielleicht den Sieg über meine Ungeſchicklichkeit davon tragen würden, und daß ich durch anhaltenden Fleiß ihm — bei geringen Anſprüchen — denn doch ein theuereres Mitglied mit der Zeit entbehrlich machen könnte.

Ich wurde andern Tages engagirt und hatte nun mit dem erſten Schritt auch gleich den zweiten gethan. Obgleich die Verhältniſſe, unter welchen ich engagirt wurde, jedem Andern drückend erſchienen wären, ſo ſah ich darüber weg, denn die Liebe winkte mir.

Die Sorgen, die mich während der ſchrecklichen Woche, die meinem Debüt voranging, erfüllten, hatten es doch nicht verhindern können, daß ich ein junges, reizendes Weib mit beſonderem Intereſſe bemerkte, die eigentlich die Seele des ganzen Theaters war. Schlank, dunkelblond, mit großen Augen voll Feuer und Seele, ein herrlicher Mund, ein grazienhafter Wuchs, eine Weiße der Haut die ich bei keiner Schönen noch je übertroffen ſah. Sie ſpielte, ſang und tanzte, man nannte ſie ein Genie, und ich glaube ſie verdiente dieſe Benennung im vollſten Maaße. Ich begreife es noch heute nicht, wie die Aufmerkſamkeit ihr auffallen konnte, die ich ihr zollte, da Alles ihr Aufmerkſamkeit zollte und Huldigungen darbrachte. Damals aber begriff ich es noch weniger und überredete mich gern, daß wir uns gefunden hätten und daß unſere Seelen ſich ſympathetiſch anzogen. Wie gerne glaubt man das mit zwei und zwanzig Jahren?

Ich dachte mir's als das höchſte Glück, dieſe Frau mein zu nennen, und ich machte im Stillen den Plan ſie ihrem Manne zu entführen, mit dem ſie — wie ich hörte — ſehr unglücklich lebte. Meine Bewerbung fiel auf. Der Erſte, der mir darüber eine Mittheilung machte, war der Intrigant. „Laßt das gut ſein, guter Freund,“ ſagte er zu mir, „wenn ſie auch ſchlecht miteinander leben, ſo liebt ſie doch ihren Mann über die Maaßen, und den auszuſtechen ſeid Ihr nicht hübſch genug. Auch ſind ſchon Andre vor Euch, die mehr in die Wagſchale legen konnten, mit langer Naſe abgezogen.“

Dies aber hielt mich nicht ab, meine Bewerbungen fortzuſetzen.

Es war damals noch ein ziemlich freies Leben bei den Schauſpielern in Oeſtreich. Ich weiß nicht wie es ſich ſeitdem verändert hat.

Die Schauſpielerinnen wurden in der Regel nicht glänzend bezahlt und mußten ſich dafür ihre Garderobe ſelbſt ſtellen. Da nun hierin Eine der Andern nicht nachſtehen wollte, ſo waren ſie gezwungen, einen bedeutenden Aufwand zu machen und mußten ſich, um dieſen zu beſtreiten, nach ergiebigen Quellen umſehen. So kam es, daß eine Jede eine femme entretenue war, das wußte man und davon ſprach man ohne Arg öffentlich. Einige waren ihren ſpendenden Anbetern treu, Andre wechſelten oft und liebten die Abenteuer und das Romantiſche. Manche war verheirathet dabei und lebte in fortwährendem Trübſal, das die Eiferſucht des Gatten herbeiführte, manche Andre zog es vor, als freies Weib in einer ſogenannten „wilden Ehe“ zu leben und anticipirte den St. Simonismus um volle zwanzig Jahre.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge konnte es nicht fehlen, daß auch die Männer ſich in Abenteuern verſtrickt ſahen, und daß ein eigentlicher homme à bonnes fortunes, bei einigen Anſprüchen, nicht zu den Seltenheiten gehörte. Die in der Geſellſchaft hochgeſtellten Damen wollten auch an den Licenzen Theil nehmen, und Intriguen, Abenteuer und Zärtlichkeiten wechſelten auf die prächtigſte Weiſe.

Einen Fall für Viele will ich hier erzählen, der einen Begriff geben kann, wie dieſe Angelegenheiten damals tractirt wurden.

Eine junge ſchöne Schauſpielerin wurde von einigen unbarmherzigen Gläubigern gedrängt und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Sie hatte keinen Credit mehr und ihre ganze Garderobe war verſetzt. Sie fühlte, daß ſie einen Coup ausführen müſſe, wenn ſie ſich zu ihrem frühern Glanze emporraffen wollte. Ihr bisheriger Liebhaber war kalt geworden, trug ſeine Huldigungen auf einen andern Gegenſtand über, und ſie ſah kein anderes Mittel als ſich an einen alten Herrn zu wenden, der ihr ſchon längſt nachgeſtellt hatte. Sie that es nur mit Widerwillen; allein ſie that es doch. Ihre ſchöne Hand kritzelte einige Zeilen auf Velinpapier, die ſie dem alten Herrn hinſandte. Sie ſchilderte ihm ihre Verlegenheit und bat ihn, ihr dreihundert Gulden vorzuſtrecken. Die Antwort kam: er wolle am Abend ſelbſt erſcheinen und das Geld mitbringen. Die junge, ſchöne Frau erwartete ihn beim dampfenden Thee. Mit freundlichem Grinzen trat er ein, trank eine Taſſe und zog dann ſein Portefeuille aus dem Buſen. „Hier iſt das Doppelte,“ ſprach er, „allein meine Gabe iſt an gewiſſe Bedingungen geknüpft.“ Die Schöne wurde ſchöner in dieſem Augenblicke, denn ein herrlicher Zorn bemächtigte ſich ihrer.

„Ich gebe mich nur dem hin, den ich lieben kann,“ rief ſie, „Sie aber verabſcheue ich.“

Hierauf öffnete ſie die Thüre eines Nebenzimmers, das ein junger Schauſpieler bewohnte.

„Sehen Sie, Herr K.*,“ rief ſie, „wie ich dem Herrn von * * ſein Geld zu Füßen werfe. Und nun fort mein Herr!“

Der alte Wollüſtling zog ſich mit verbiſſenem Ingrimm zurück, nachdem er die Bankozettel aufgehoben hatte; die Schöne aber reiſte am andern Morgen nach Wien und kam in acht Tagen zurück, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Man zerbrach ſich nicht ſehr den Kopf darüber, wie ſie dies ſo ſchnell hatte bewerkſtelligen können.

Meine Liebe wuchs im Stillen; ich war ſelig. Bei der mähriſchen Bäckerwittwe, wo ich wohnte, aß ich mit einigen kleinen Beamten zu Mittage. Die Unterhaltung wurde in mähriſcher Sprache geführt, das Eſſen war ſchlecht, Jeder langte mit ſeinem eigenen Löffel in die Schüſſel, um ſich **Polifka** und **Womarschka** (Suppe und Sauce) zu holen — allein das that Alles nichts

— ich ſchwelgte bei dieſem unappetitlichen Mahle dennoch in holden Träumereien. Sie ſchwebte mir immer vor und ich hätte meine geſammte widerwärtige Tiſchgeſellſchaft in gewiſſen Augenblicken an's Herz drücken können. —

Der Macbeth wurde gegeben; ich hatte einen ſchottiſchen Großen, den Thau von Angus oder von Lenox zuertheilt erhalten. Der Mann meiner Geliebten ſpielte den Macduff und verfolgte mich mit eiferſüchtigen Blicken wo ich ſtand und ging.

Mein Freund, der Regiſſeur, hatte die Rolle des Duncan und war bereits ermordet. Er ſtand nun, ſeinen blauen Flausmantel umgehängt, und donnerte während der Nachtſcene. Ich ging ärgerlich auf und ab, denn ein Stück, in dem meine Göttin nicht beſchäftigt war, ärgerte mich immer. Da kommt das Mädchen des Regiſſeurs aus der Garderobe, wo ſie das Coſtüm ihres Herrn, ſeinen abgelegten königlichen Ornat geholt hat, und blinzelt mir zu. Wie ich mich ihr nähere, drückt ſie mir einen Zettel in die Hand, worauf die

Worte mit Bleiſtift ſtehen: „Ich warte auf Sie und muß Sie heute noch ſehen!“

Dieſe Worte durchzucken mich electriſch; jetzt oder nie! denke ich. Das ſchöne Weib einen Augenblick unnöthig warten laſſen, ſcheint mir Verbrechen. Wie aber in dem Coſtüm eines Bergſchotten und unter der Verſtellung zu ihr gelangen? Ich bedachte das nicht, ſondern benützte, was mir einfiel.

Der Pförtner ſang ſein Morgenlied, Macduff mußte bald auftreten; von dieſer Seite war ich ſicher. Ich gehe zum Regiſſeur, der noch mit dem Donnerſchlägel in der Hand daſteht und mit Macduff-Othello ſpricht, und bitte ihn um ſeinen Mantel, weil ich im Tricot friere, er aber einen tüchtigen Tuchrock anhabe. Mein gefälliger Freund hängt mir lächelnd ſeinen Mantel um die Schultern und ich laufe wie vom Sturmwind getrieben vom Theater in die Nacht. Es war ſpät im November und regnete; ich aber lief in Schnürſtiefeln und Tricots weder Schmutz noch Wetter achtend, über den finſtern Theaterhof, auf den Markt hinaus, um die Ecke, nach dem Kapuziner-Platze. Wer hatte mir dieſen Weg bezeichnet? Ich weiß es nicht zu ſagen — der Inſtinct oder etwas Höheres leitete mich. Dort fand ich ſie — ſie ſtand unter einem Thore — ihre kleine Hand zog mich zu ſich — wir befanden uns in einem tief dunkeln Raum. Hier fühlte ich zum erſtenmale ihren warmen Athem mich berühren, hier begegneten ſich unſere Lippen zum erſtenmale in glühendem Kuſſe. Das Theater verſchwand — die Stadt — die Welt. Sie erinnerte mich endlich, daß es Zeit zur Trennung ſei. Ich kam zur rechten Zeit wieder auf die Bühne, meine Scene war nahe, aber das ganze Stück, ſo ergreifend tragiſch es iſt, wurde zur erheiterndſten Poſſe für mich.

Einen Spaß unter mehreren will ich erzählen.

Dem Komiker war die Rolle des Banquo zugetheilt worden, die er mit weißer Perücke und eben ſolchem Barte gab. Bei ſeiner Erſcheinung an der Tafel, als Macbeth ihm die Worte entgegenruft:

„Komm' in der Geſtalt des grimmen
Eisbären“ —

fängt unſer Banquo an, den Kopf rechts und links zu ſchütteln und zu neigen, gerade wie es ein eben zur Schau anweſender Eisbär machte. Man kann leicht denken, welches Gelächter dies erregte.

In jeder andern Stimmung hätte mich dieſer Vorfall mit Indignation erfüllt, in dieſem Augenblicke aber war ich ſo wenig bei Shakespeare und ſeinen Trauerſpielen und ſo voll innern Jubels, daß ich den Komiker gegen den verzweifelnden Heldenſpieler glühend vertheidigte und mich für ihn geſchlagen haben würde.

Mein Leben voll Hunger und Kummer wurde ſo mit Roſen der Liebe gekrönt. Wir wechſelten Briefchen und Küſſe, auf heimlich verſtohlene Weiſe; wer wüßte nicht, wie erfinderiſch man in ſolcher Lage wird? Wir hatten einige Freunde und Freundinnen gewonnen, die ſich uns zu Vertrauten anboten und Allesthaten, um unſere Zuſammenkünfte zu vermitteln.

Um dieſe Zeit war eine arme Schauſpielerin nach Brünn gekommen, die nicht zum Spiele gelangen konnte. Der Regiſſeur, ein Mann von weichem, verliebtem Herzen, einſt enfant chéri des Dames, nun aber über die Jahre hinaus, wo man dergleichen Anſprüche machen darf und von einem unerträglich ſüßlichen Weſen, nahm ſich der armen Perſon an. Er hatte eine Wohnung inne, die aus zwei geſonderten Apartements beſtand, und bot das eine davon der Verlaſſenen an, die dort einzog und ſich einſtweilen mit Sticken beſchäftigte. Der wackre Mann beſuchte ſie mit Anſtand, verſprach ihr bei Gelegenheit an ihr Auftreten zu denken, und machte ihr den Vorſchlag, ob ſie ihm nicht einſtweilen erlauben wollte, ſein Mittagsmahl in ihrer Geſellſchaft zu verzehren. Hieraus entſpann ſich ein Verhältniß, dem von Seiten des Regiſſeurs Innigkeit und Zärtlichkeit verliehen wurde, welche Gefühle jedoch die Schauſpielerin nur mit Dankbarkeit entgalt.

Das Weib meiner Neigung hatte mit dieſer Fremden Freundſchaft geſchloſſen. Die Hülfloſigkeit der Einen und die hoffnungsloſe Liebe der Andern waren zum ſympathetiſchen Bande geworden.

Obgleich ich die ſtrengſte Discretion beobachtete, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß die Kunde meines Verhältniſſes dem Manne zu Ohren kam, einem wüſten Geſellen, der nichts weniger verdiente, als ein ſchönes, gefühlvolles Weib. Die ausdrucksvollen Augen meiner Geliebten ſagten mir bei den Proben, daß ſie eine harte Behandlung zu Hauſe erfuhr und daß ihr Gemüth von Kummer, ja von Beſorgniß um mich ergriffen werde.

Ich hatte nicht lange mit dem Deuten dieſer beredten Zeichenſprache mich beſchäftigt, als mir von der Seite des Mannes eine ernſte Erklärung zu Theil wurde, die ich auf die gebührende Weiſe aufnahm. Ich verſprach ihm jede Genugthuung zu geben, er ſchlug ſie aus, und begnügte ſich, mich an ſeine Rechte zu erinnern und mir die Verworfenheit meines Beginnes vorzuhalten. Aber ich dachte in jenem Augenblick nicht daran, daß die ganze Welt ſeiner Meinung ſein müſſe, ſondern erblickte in ihm nur den Tyrannen, der ein himmliſches Geſchöpf auf eine gräßliche Weiſe quälte; ich fühlte mich von Liebe durchdrungen, durch Sympathie gebunden, von der Gequälten ſelbſt zum Anwald und Rächer beſtellt. Zwanzig Jahre früher, ehe einige junge Leute es unternahmen, das freie Weib als eine neue Erfindung zu proclamiren, war ich ſchon in einem ſolchen Fall, und wer wäre es nicht früher ſchon vor mir geweſen? Guter Gott, dieſe Erfindung iſt ſo alt wie die Welt!

Mit dem Duell war es nichts und das freut mich noch heute. Es wäre mir eben ſo ungelegen geweſen, wenn der erzürnte Ehemann mir mein junges Lebenslicht ausgeblaſen hätte, als wenn ich ihm das Seinige ausgeblaſen haben würde. Wie thöricht hätte der Mann gehandelt, von ſeinem Beleidiger ſich auch noch vielleicht das Leben nehmen zu laſſen; wie verbrecheriſch wäre es von mir geweſen, zu meiner Beleidigung auch noch den Mord zu geſellen. Wir machten die Angelegenheit friedlich mit einander aus, und dies gewährte mir eine tiefe und ruhige Befriedigung, denn ich lernte den Mann ganz und gar kennen und dadurch verachten; ſelbſt die rohen Aeußerungen, die er gegen ſeine Frau ausſtieß, dienten dazu, dieſe Geſinnung gegen ihn zu verſtärken. Ich verſuchte es, ihm die Unſchuld ſeiner Frau in das hellſte Licht zu ſetzen, ich wälzte die ganze Schuld der Verführung auf mich. Ich bat und beſchwor ihn, ſeine Frau nichts entgelten zu laſſen, und verſprach dafür, jeden Umgang mit ihr einzuſtellen, ſie nicht mehr mit meinen Erklärungen zu verfolgen, ja ſie nicht mehr anzuſehen.

Dies Alles aber brachte ihn nur immer mehr in Wuth.

„Meine Frau muß es wohl ſehr um Sie verdient haben, daß Sie ihr ſo das Wort reden, aber eben deßhalb ſoll ſie meinen Zorn fühlen, darauf verlaſſen Sie ſich.“

Ungefähr mit dieſen Worten ließ er mich ſtehen, und ich ward dadurch in die größte Unruhe verſetzt. Ich umſchwärmte das Haus des Mannes einen großen Theil der Nacht hindurch, um zu vernehmen, ob es darin Lärm und Zank gebe, und als ich nichts hörte, was darauf hätte hindeuten können, begab ich mich nach Hauſe, meine Hoffnung auf den andern Morgen ſetzend, wo die Theaterprobe uns zuſammenbringen ſollte und ich Aufſchluß zu erhalten denken konnte.

Schwach, aufgelöſt, von einer Freundin geführt, erſchien meine Geliebte auf der Probe. Sie ſchlug die Augen nicht auf, begrüßte Keinen, ſprach mit Niemanden ein Wort. Ich weiß nicht, wie ich meine erſten Scenen probirte, meine Gedanken waren bei ihr, die in der Garderobe ſaß. Endlich kommt eine Scene, die ich mit ihr zu ſpielen habe. Wir treten in die Couliſſen ab und ſie drückt mir die Hand und läßt einen Blick auf mich fallen, worin ſich ihre ganze Liebe, ſowie ihr ganzer Schmerz malt. Aber kein Wort begleitet dieſen Blick und auch ich wagte nicht zu ſprechen. Nach der Probe eile ich zu unſerer Freundin, der armen Schauſpielerin. Ich erſtaune über den Reichthum, den ich in ihrem ſonſt ſo kahlen Zimmer antreffe. Ueberall ſeidene Ueberröcke, Theaterkleider, goldene Ketten, Schmuckſachen. Ich wollte ihr eben meine Verwunderung äußern, als ich mit einem Male mehrere dieſer Gegenſtände erkenne. Sie gehören meiner Geliebten. Auf meine Frage ſagt mir das Mädchen, daß meine Geliebte ihren Mann, einer empörenden Mißhandlung wegen, verlaſſen habe, und daß ſie mit mir und ihr entfliehen wolle; daß dieſes der einzige Weg wäre, ein Glück zu beſitzen, nach dem wir uns jetzt nur vergebens ſehnten, und es troß großer Schmerzen und Qualen in unſerer Lage dennoch nie erreichen würden.

Ich war erſtarrt. Zu einem ſolchen entſcheidenden Schritt fühlte ich nicht die Kraft in mir; ich dachte an die Folgen, die dieſes haben müßte, aber beſonders war es mir läſtig, mit meiner Heldin auch die Vertraute zugleich entführen zu müſſen, die freilich nichts dabei zu verlieren hatte und ſich auf dieſe Weiſe aus einer abhängigen Lage zu befreien gedachte, welche durch die verliebten Bemühungen des geckenhaften Regiſſeurs ganz unleidlich für ſie. zu werden anfing.

Das Mädchen deutete mein Erſtarren wahrſcheinlich anders, und ohne mich darüber weiter zu fragen, ergriff ſie mich beim Arm und führte mich mit heiterm Geſicht in die Stube des Regiſſeurs, wo ich meine Geliebte mit dieſem beim Eſſen fand.

Der Anblick des ſchönen, gefühlvollen Weibes drängte alle meine Beſorgniſſe wieder in den

Hintergrund, und ich freute mich, von ihr ſo geliebt zu werden. Der Regiſſeur ermahnte mich zur Beſonnenheit und ſprach davon, daß er es, als Vorſtand der Kunſtanſtalt, für ſeine Pflicht halte, eine ihrer eminenteſten Prieſterinnen in Schutz gegen Unbill zu nehmen, daß er von unſerm Verhältniſſe nichts wiſſen wolle, mich ſogar bitten müſſe, ſein Zimmer nicht mehr zu betreten, ſo lange es der ſchönen Flüchtigen als Aſyl dienen würde, das er ihr einzig und allein eingeräumt, um ſie den Mißhandlungen ihres rohen Gatten zu entziehen.

Wir hörten ihm mit großer Faſſung zu. Ich lobte ſehr ſein Verfahren, und wir erhoben eben die Gläſer, um auf das Wohl des wackern Freundes anzuſtoßen, als die Thür aufgeriſſen wurde und der Mann, den Hut auf dem Kopfe, mit drohender Miene hereinſtürzte.

Ein gemeiner Fluch entfuhr ihm beim Anblick der Gruppe, die wir eben bildeten, dann ſchrie er: „Du kommſt mit mir!“ und riß das arme zitternde Weib vom Sitze auf.

Der Regiſſeur war ſogleich bemüht, mich aus dem Zimmer zu entfernen; die fremde Schauſpielerin zerrte gleichfalls an mir, aber ich wankte nicht und wollte mir ein Recht anmaßen, das mir keineswegs gebührte. Keine Ueberredung, keine Gewalt wären im Stande geweſen, mich von der Stelle wegzubringen; als aber die Heldin des Drama wieder einen ihrer Blicke nach mir ſandte und mich zu bitten ſchien, da ließ ich mich geduldig wie ein Lamm von der fremden Schauſpielerin in ihr Zimmer führen. Hier ſuchte mir nun dieſe begreiflich zu machen, wie nothwendig es ſei, die beiden Eheleute in Gegenwart des Regiſſeurs ihre Angelegenheit in's Reine bringen zu laſſen, daß die Scheidung die unausbleibliche Folge dieſer letzten Zuſammenkunft ſein müßte, und daß wir dann mit größerer Ruhe Alles zur Flucht vorbereiten könnten.

Ich achtete wenig auf das, was ſie mir ſagte, ſondern lief immer zur Thür, um zu hören, was drüben im Zimmer des Regiſſeurs ſich begab. Allein ich vernahm nichts; man ſchien ruhig weiter zu ſprechen. Endlich ließ mich die Ungeduld nicht länger weilen, ich rannte hinaus; aber als ich in's andere Zimmer trat, war das Ehepaar weggegangen und der Regiſſeur ſaß auf dem Sopha, ſeine Rolle für den Abend überleſend.

„Seid Ihr noch da?" grinzte er mich an. „Die Beiden ſind längſt fort; ſie haben ſich auf mein Zureden verſöhnt, wie es geſcheuten Leuten zukommt. Nun ſeid aber auch Ihr vernünftig und gebt den Handel auf, es kommt nichts dabei heraus als Verdruß."

Er hatte Recht, der Mann, das ſah ich gleich ein, und eigentlich war ich am vorigen Abende darüber ſchon mit mir im Klaren, aber dennoch überraſchte mich dieſe plötzliche Wendung und ich war nicht damit zufrieden. Trotz der vielen Sorgen, worein mich die nahe Entführung geſtürzt haben würde, nun mit einem Male aus dem Himmel eines beglückten Liebhabers in die kalte Proſa einer nüchternen Entſagung herabſteigen zu müſſen! Mehr als mich jedoch ergriff dieſe Umgeſtaltung der Verhältniſſe die fremde Schauſpielerin, die von dieſem Augenblicke an den friedenſtiftenden Regiſſeur förmlich zu haſſen begann, da ſie ſich von Flucht und Entführung am meiſten eine Verbeſſerung ihrer Lage verſprochen hatte.

Andern Tages war Redoute. Ich dachte nicht daran, ſie zu beſuchen, ſo wüſt war mir zu Sinn. Welche Freude konnte ich dort erwarten? Nur der Gedanke folterte mich, ob Sie dort ſein würde, ob Sie mit ihm tanzen, lachen würde, mit ihrem Peiniger, meinem grimmigſten Feinde. Ich wollte Ueberzeugung. Ehe ich zur Redoute ging, ſteckte ich ein Fläſchchen Laudanum zu mir, das ich mir einſt in Paris gekauft hatte und das mir bei Zahnſchmerzen ſchon oft gute Dienſte geleiſtet hatte. Es ſollte auch jetzt meine kochenden Schmerzen ſtillen! —

Sie ging an der Seite ihres Mannes auf und ab und ſah ſehr bleich aus. Einige Freunde hatten ſich zu ihnen geſellt, und ich ſah ſie in den Speiſeſaal treten, wo ſie Platz an einem Tiſche nahmen. Der Mann ließ Wein holen, er ſchenkte ein, man hob die Gläſer, man ſtieß an — mit ihr und — ſie that Beſcheid.

Da verließ mich faſt das Bewußtſein, krampfhaft griff meine Hand in die Taſche und zog das Fläſchchen daraus hervor, zitternd leerte ich ſeinen Inhalt in den vor mir ſtehenden Wein, den ich mir an dem andern Ende deſſelben Tiſches hatte geben laſſen. Sie folgte allen meinen Bewegungen mit den Blicken, und jetzt, als ich das Glas zum Munde führen wollte, riß ſie mir es mit Haſt aus der Hand.

„Nichts!“ rief ſie mit himmliſchem Lächeln, während ihre Stimme die innere Angſt verrieth, „Sie müſſen von unſerm Wein trinken!“

Und ſchnell ſchob ſie mir ein eingeſchenktes Glas zu, während ſie meinen vergifteten Wein auf die Erde ſchüttete.

„Alles ſei vergeſſen und vergeben!“ rief ſie, „mein Mann ſtößt mit Ihnen an!“

Er ſtand auf und that es — ich ſaß da wie vernichtet. War das Maske? War es die Ahnung von dem Inhalte des Fläſchchens? War ſie wirklich mit ihrem Manne jetzt ſo einverſtanden? So viel wußte ich, daß dieſer Augenblick vorüber war und ich am Leben bleiben konnte. Ich habe ſeitdem oft darüber nachgedacht, und war mit dieſer Wendung keineswegs unzufrieden. —

Für die fremde Schauſpielerin brachte ſie jedoch noch ganz eigenthümliche Verdrießlichkeit. Der Regiſſeur wurde zudringlicher und forderte den Lohn ſeiner Anſtrengungen. Eines Tages erklärte ſie mir, ſeine ſtürmiſchen Anträge nicht länger aushalten zu können, und daß ſie genöthigt ſei, die ihr von ihm eingeräumte Wohnung mit einer andern vertauſchen zu müſſen, die ſie ſich gemiethet. Ihre wenigen Effecten hatte ſie nach und nach in den Abendſtunden dahin zu bringen gewußt und war in dem Augenblick, wo ich ſie beſuchte, entſchloſſen, das Haus zu verlaſſen.

„Wollen Sie mich nicht begleiten?“ ſagte ſie, indem ſie mir den Arm bot.

Unbeſorgt nahm ich die Aufforderung an und wir traten auf die Straße. Der alte Regiſſeur lag im Fenſter und rief uns nach, wir möchten bald zum Eſſen kommen. Wir lachten und gingen unſers Weges. Als der Mann bald darauf dahinter kam, daß ſeine angebetete Spröde nie mehr zu ihm zurückkehren würde, da ward er wie toll und warf mir vor: ich hätte ihm ſein Glück geraubt.

Zunächſt hatte wohl das Mädchen im Sinne, ihrem Entführungsplane eifriger nachzuhängen, als dies bei dem Regiſſeur möglich geweſen wäre; auch wollte ſie ihr Zimmer uns zu ungeſtörten Zuſammenkünften verleihen. Bei ihr ſah ich nun meine Geliebte ſo oft ich wollte; faſt kein Tag verging, an dem ſie nicht ihre Freundin beſuchte, kein Abend, an dem ihr Mann beſchäftigt war, wo ich nicht Stunden lang mit ihr zuſammen ſein durfte.

Ich will dieſe ſeligen Augenblicke hier nicht zu beſchreiben verſuchen, ſie würden meinen Leſern nicht den geringſten Theil von dem Vergnügen gewähren, als ſie mir damals gewährten. Nur eines tollen Abenteuers will ich hier noch erwähnen, welches die furchtbare Polizeimacht einer öſterreichiſchen Provinzialſtadt gegen unſer Verhältniß anrief und uns die größte Vorſicht für die Folge einſchärfte, ſo wie alle Plane zu Flucht und Entführung für immer entfernte.

Ich hatte jetzt in demſelben Hauſe eine Wohnung gemiethet, wo die fremde Schauſpielerin wohnte. Nach dem Theater eilte ich gewöhnlich nach Hauſe, mir die Schminke vom Geſichte zu waſchen, meine Toilette ein wenig zu verbeſſern und Geld zu mir zu ſtecken, um dann in einem damals beliebten Weinhauſe mit meinen Freunden zu ſoupiren. Als ich eines Abends auf die Straße trete und die Hausthür verſchließen will, da es ſchon ſpät war, ſpringt ein Mann in einem Mantel auf mich zu, der den Fuß zwiſchen die Thüre ſteckt, um mich zu verhindern, ſie zuzudrücken. Ich erkenne bald den Regiſſeur.

„Was wollt Ihr?“ rief ich ihm zu.

„In's Haus!“ war ſeine laconiſche Antwort.

„Zurück!“ rief ich wieder, „oder ich drücke zu und quetſche Euch den Fuß ab.“

Jetzt legte er ſich auf's Bitten. Er müſſe ſeine Geliebte ſprechen, nur auf einen Augenblick, ſagt er mir, ich möge ihm den Hausſchlüſſel anvertrauen, er wolle ihn mir in das Weinhaus nach Verlauf von einer Viertelſtunde bringen.

Ich zögerte, allein ſein Bitten war ſo beweglich, daß ich endlich nachgab. Ich wurde bald darauf vom Eſſen abgerufen und mein dankbarer Freund überreichte mir mit dem Ausdrucke inniger Freude den Schlüſſel.

Da ich dieſe Sache für ſehr unſchuldig hielt, ſo lieh ich ihm nun den Schlüſſel mehrere Abende hintereinander, bis eines Tages die Schauſpielerin mich darüber zur Rede ſtellte und mich bat, den Hausſchlüſſel nicht mehr aus Händen zu geben, da die ſpäten Beſuche des Regiſſeurs ſie nicht nur ſehr beläſtigten, ſondern ſie auch ſeiner exaltirten Stimmung wegen in große Unruhe verſetzten. Die nächſte Folge hiervon war, daß ich den Schmachtenden ſchmachten ließ und, gegen ſein Bitten unempfindlich, den Schlüſſel nicht hergab.

Dies brachte ihn zu einem verzweifelnden Entſchluß. Er ſchlich ſich mit einbrechender Dämmerung in das Haus und verbarg ſich in einem Ofenloch. Nachdem Alles ſich zur Ruhe gelegt zu haben ſchien, zog er ein Lichtſtümpfchen aus der Taſche und zündete es an noch glimmenden Kohlen an; hierauf ſchlich er die Treppe hinauf und pochte an die Zimmerthür der Schauſpielerin. Dieſe erwachte entſetzt und fragte, wer da ſei.

„Ich bin's!“ war die Antwort.

Sie, die ihn erkannte, rief nun mit bebender Stimme: „Was wollen Sie?“

Es iſt mir unmöglich die Antwort hier niederzuſchreiben, die der Wahnſinnige gab. Die rohheſte Sinnlichkeit ſprach ſich darin aus. Mit fürchterlicher Anſtrengung verſuchte er es, die Thüre zu ſprengen. Die Schöne verließ das Bett, um Widerſtand zu leiſten, allein vergebens. Seinen Rieſenkräften gelang es, einzudringen. Sie ſchrie nun, was ſie konnte. Der Eigenthümer des Hauſes war ein Hutmacher, deſſen Geſellen noch bei den Färbekeſſeln beſchäftigt waren. Sie eilten herzu, um der Ueberfallenen beizuſtehen. Der kühne Eindringling wurde von ihnen mit einer tüchtigen Tracht Schläge bedient und zum Hauſe hinaustransportirt. Als ſie eben damit fertig waren, kehrte ich von einem Balle fröhlich und den Kopf ziemlich montirt nach Hauſe. Man denke ſich mein Entſetzen, als ich dieſen Leuten auf der Treppe begegnete, die Geſichter trugen Spuren der Färbekeſſel, die Arme hochaufgeſchürzt, den eben ausgelaſſenen Zorn und Grimm noch in allen Mienen. Bald klärte ſich jedoch das ſchmerzliche Räthſel auf, ich eilte zu dem armen Mädchen, die ſich in einem kläglichen Zuſtande der Erſchöpfung befand, um ſie zu tröſten, dann aber mußte ich herzlich über den Vorfall lachen.

Der tolle Wüthrich ließ es jedoch bei dieſem erſten Verſuche noch nicht bewenden. Einſt ſaßen wir, ich und das Mädchen, bei einem Glaſe Punſch. Sie hatte mir von meiner Geliebten Briefe mitgetheilt, und entwarf mir einen nach ihrer Meinung unfehlbaren Plan, ſie endlich aus den verhaßten Banden ihrer Ehe zu befreien und durch ſie zum Glücke zu gelangen. Ihre Aufwärterin, die nicht im Hauſe wohnte, bat um die Erlaubniß, fortgehen zu dürfen, und auch ich ſchickte mich an, daſſelbe zu thun, denn es war bereits kurz vor Mitternacht. Kaum hatte die Aufwärterin uns verlaſſen, als ſie plötzlich wieder bleich wie der Tod im Zimmer erſchien und nur die Worte herausſtieß: „Er hat wieder unten gelauert; er iſt da!“

Und gleich hinter ihr trat der Regiſſeur in's Zimmer, diesmal in einen weißen Theatermantel gehüllt, wie Don Juan ihn auf ſeinen verliebten Abenteuern umzunehmen pflegte, und ein ſchwarzes Sammetbarett tief in die Stirne gedrückt.

„Aha!“ rief er hohnlachend, „da finde ich Euch ja noch beiſammen. Nun, ich wollte nur ſehen, ob mich mein Argwohn betrüge!“

Ich trat ihm feſt entgegen und hielt ihm ſein ſchmähliches Betragen vor; er antwortete mir, und es hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen uns entſponnen, als plötzlich ein durchdringendes Geſchrei meine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite lenkte. Die arme Sabine war nämlich, ohne daß wir es bemerkt hatten, die Treppe hinunter in den Hof gelaufen, um jene Macht, die ſich ihr das erſtemal ſo hülfreich bewieſen, die Hutmachergeſellen, wieder zu deren Beiſtande aufzurufen. Sie war jedoch noch nicht dahin gelangt, als die Gewalt des plötzlichen Schreckens ſie übermannte und ſie von furchtbaren Krämpfen ergriffen im Hofe niederſank. Leblos trug man ſie jetzt in's Zimmer zurück. Es darf nicht erſt geſagt werden, auf welche Weiſe der Ruheſtörer auch dieſesmal das Haus verlaſſen mußte.

Jetzt wurde die Sache ernſthaft genommen und die Polizei von dieſen Vorgängen in Kenntniß geſetzt. Man fürchtete irgend einen Ausbruch der Wuth des Wahnſinnigen, und ich ſelbſt glaubte nächſtens von ihm überfallen zu werden und verſah mich daher bei meinen nächtlichen Ausflügen mit einer Waffe.

Die polizeiliche Weiſung hatte dem unglücklichen Liebhaber jedoch eine andere Rache eingegeben, deren Nachwirkung nun eben für mein eigenes Verhältniß entſcheidend wurde.

Er entdeckte nämlich der Behörde, ich ginge damit um, die Frau des Schauſpielers * * * zu entführen, die Schauſpielerin, die er früher bei ſich gehabt, ſei im Komplott, und von ihr wiſſe er, daß das ſchändliche Werk bald ausgeführt werden ſolle. Man ließ es nun an Spähern nicht fehlen, um einem Scandale zur rechten Zeit vorzubeugen.

Aber es begab ſich, daß eines ſpäten Abends die Späher mit beſonderer Aufmerkſamkeit ihren Dienſt verſahen. Ich weiß nicht, ob eine beſtimmte Anzeige des Denuncianten, oder welche andere Urſache ſie dazu vermocht hatte. Sie ſtanden in der Menzergaſſe, in der Nähe des Gaſthofs zum ſchwarzen Adler vertheilt und vigilirten nach beſten Kräften. Da wollte es der Zufall, daß in jener Nacht eine bepackte Kutſche aus dem Thore des Gaſthofs rollte. Sogleich ſpringen die Sbirren darauf los, fallen dem Kutſcher in die Zügel, und der allzu eifrige Regiſſeur ſelbſt, im weißen Don-Juan-Mantel und Barett, reißt den Schlag auf und ſchreit: „Da ſind ſie!“

Die erſchreckten Reiſenden, die ſich den Ueberfall in den Straßen der guten Stadt nicht zu erklären wiſſen, müſſen ausſteigen und werden auf die nahe Polizeidirektion geführt. Hier ergibt ſich, daß die Angehaltenen ein alter mähriſcher Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft und ſeine Tochter waren, die, in einer Geſellſchaft verſpätet, jetzt eben ihre Heimreiſe antreten wollten.

Statt der Arretirten erhielt der Angeber einen derben Verweis und der durch ihn angeregte Glauben verſchwand, als beabſichtige ich mit der ſchönen Frau — durchzugehen, wie es in der Theaterſprache zu heiſſen pflegt.

Andern Tages war der Vorfall Stadtgeſpräch. Man lachte darüber, man ſah auf mich, man verſpottete den närriſchen Malvoglio. Der Direktor aber ließ mich kommen und hielt mir zugleich im Namen der Polizei einen ſehr eindringlichen Sermon, dieſe verliebten Verbindungen aufzugeben, die am Ende nicht ohne einige Gefahr für mich ablaufen könnten,

Ich nahm mir das zwar nicht ſehr zu Herzen, aber andere Neigungen entfernten mich bald von meiner Schönen, die einige Monate ſpäter mit ihrem Manne zu einem andern Theater zog. Ich habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehen; ihr Mann iſt nun ſchon viele Jahre todt, und ſie ſelbſt iſt in der Theaterwelt verſchollen. Der Himmel weiß, wo ſie nun ihre Tage friſtet; der Regiſſeur iſt ſpäter in ſeiner Heimath an der Cholera geſtorben; der armen Schauſpielerin blühte ein glänzenderes Loos: ſie ſoll als Mätreſſe eines reichen Mannes in Polen eine Privatanſtellung gefunden haben, ich weiß aber nicht, ob ſie dieſelbe noch bekleidet.

Unter dieſen Abenteuern lagen meine Debüts, meine Anfänge in der dramatiſchen Kunſt. Ich kann nicht eben ſagen, daß ſie meinem Zwecke ſehr förderlich geweſen ſeien. Sie zogen mich zu ſehr ab, denn ſie raubten mir Tag und Nacht meine Ruhe und oft ſogar die Beſinnung. Aber eben ſo wenig erlaube ich mir zu behaupten, daß ich ohne ſie es weiter in der Kunſt gebracht haben würde, ich glaube vielmehr, daß ich damals mehr

Talent zum Liebhaber im Leben als auf dem Theater beſeſſen habe, und daß es daher ganz angemeſſen war, das Lieben zum Hauptgeſchäfte meines damaligen Lebens zu machen.

VIII.

Zwei Theaterdichter.

I.

Mit freundlichem Scheine übergießen die letzten Sonnenſtrahlen die Höhen Preßburgs; die Donau rauſcht majeſtätiſch an ihnen vorüber und empfängt wie im Fluge das wandelnde Bild der merkwürdigen Stadt, die das ſeltene Schickſal hat, halb ungariſch, halb deutſch zu ſeyn. Ein ſtattliches, luſtiges, von Bäumen umgebenes Gebäude liegt vor uns; Stille erfüllt es, und doch ſcheint es ſchon auf den erſten Blick bewohnt. Ein Wanderer, ſchlecht gekleidet, krank, mit hoch aufathmender Bruſt, ſtrengt ſeine letzten Kräfte an, dies Aſyl zu erreichen. Es ſind ſeine letzten, hier wünſcht er zu ſterben. Er fühlt, daß dieſer Bau aus Sehnen, Bein und Muskeln nicht länger zuſammenzuhalten vermag; daß dieſe Bruſt, die einſt ſo glühend alles Hohe und Schöne empfand, nicht einmal mehr den nöthigen Athem beherbergen kann, der zum dürftigſten Leben erforderlich iſt; daß das ſonſt ſo glühend ſtrömende Blut nun langſamer, in dicken Tropfen zum Herzen perlt, daß dieſes ſelbſt gebrochen iſt und gern ſtill ſtehen möchte. Der Unglückliche will keine Hülfe, keinen erkräftigenden Stoß, der den Mechanismus für eine kurze Dauer noch in Bewegung erhält; er will ſterben, denn er hofft nichts mehr von der Erde. Nur Linderung ſeiner Schmerzen ſucht er; er will eine künſtlich bereitete Wärme dem Froſt entgegenſetzen, der ſo unbarmherzig ſeine ſchlotternden Gebeine zuſammenſchlägt; er will einen milden Trank für ſeinen verzehrenden Durſt, und endlich — er will nicht auf der Landſtraße ſterben! Iſt das zu viel verlangt von der Geſellſchaft, welcher er angehörte und gegen die er nichts verbrochen hat? Sein ſchwankender Fuß iſt nicht im Stande, die fünfzig Schritte bis zu dem Gebäude ohne Unterbrechung zurückzulegen; er ſetzt ſich auf einen Stein am Wege und bedeckt mit den zitternden Händen das Geſicht. Es ſcheint, daß ein Traum durch ſein Inneres zieht, er lächelt, er mag wohl denken ſeiner Jugend, einer holden Schönen, er träumt von einem Traume, aber ſein Lächeln verzieht ſich zur Bitterkeit; er war nur zum Unglück geboren! er ſeufzt, ſteht auf und ſchwankt weiter; jetzt hat er das Thor des Gebäudes erreicht und den Klingelzug ergriffen.

Ein ernſter Mann in ſchwarzer Ordenstracht öffnet und führt ihn ein. Der arme kranke Pilger iſt im letzten Hafen angelangt: Dies iſt das Hospiz der barmherzigen Brüder, hier ſoll er Pflege und ein Grab erhalten.

Wie wohl es ihm wird, als er die lebensmüden Glieder zwiſchen dem glatten, weißen, duftenden Linnen, das milde Hände von ihrem Ueberfluſſe hierher geſpendet, auf dem warmen, weichen Lager dehnen und ſtrecken kann, als die langentbehrte, erquickende Nahrung über ſeine bleichen Lippen gleitet, als der erſte ruhige Schlummer ihn beſeligend umfängt! Er träumt, aber kein ängſtigender Traum iſt dies, er bringt ihm die wenigen Lichtpunkte ſeines Daſeins vor das innere Auge, er ſieht noch einmal im raſchen Sturze die karge Seligkeit vorüberſchweben, die ihm zu Theil ward; das Leben will ſich ſo mit ihm abfinden, daß ſeine Klage nicht zu laut werde über Vernachläſſigung und Vergeſſenwerden; denn er hatte Anſprüche zu machen, ſo gut wie Einer, aber ſie wurden nicht erfüllt. Jetzt ward ihm ein Traum dafür.

Der Arme, den wir hier ſchlummern ſehen, wurde in dem heitern Wien, das an allen Lebensgenüſſen ſo reich iſt, geboren. Er lernte Sprachen und gewann ſich Kenntniſſe mancherlei Art, er hatte ein für das Schöne empfängliches Gemüth, vor Allem aber war es die Schauſpielkunſt, die ihn anzog. Ein reicher Kaufmann in einer Provinzſtadt, der Wohlgefallen an dem jungen Manne hatte, nahm ihn zu ſich und ſchenkte ihm ſein Vertrauen; aber nicht lange währte dieſe Herrlichkeit, ein Bankerott raubte dem Kaufmann ſein Vermögen und ſtürzte unſern Schläfer von der Höhe ſeines Glücks und ſeiner Hoffnung. Er ſah ſich mit einem Male ſeiner Stelle, ſeines Schutzes beraubt, aber noch war er nicht unglücklich. Er konnte hoffen und träumen. Ein ſchönes, verſtändiges Weib, Polin von Geburt, die in ſeinem Wohnorte als Schauſpielerin ein glänzendes Leben führte, nahm ſich ſeiner an, und er glaubte, daß ſie ihn liebe. Dieſe Täuſchung war der Gipfel ſeines Lebens; was ihn auch Widerwärtiges betraf, der Gedanke, von ihr geliebt zu ſein, erfüllte ihn mit Seligkeit; was galt ihm Glück und Reichthum zu jener Zeit! er wollte nicht mehr, als er hatte. Fror er im Winter in ſeinen Sommerkleidern, ſo erwärmte ihn der Gedanke, daß ſie ihn um ſich duldete; hungerte er Tage lang, ſo ſättigte ihn das Gefühl, Abends nach dem Theater einige Minuten um die Angebetete ſein zu dürfen, denn mehr war es nicht damit; der Beglückte, im gewöhnlichen Sinne, war nicht er, und doch war er gewiß der Glücklichere. Dieſe Neigung führte ihn zuerſt auf die Bahn des Schriftſtellers; er dichtete Sonette und ſchrieb Theaterkritiken.

Das Leben machte jedoch ſeine Rechte geltend; es will mehr als das Glück der Liebe; man kann Tagelang hungern, am Ende aber unterliegt man den rohesten Anforderungen. Um nun den Hunger ſtillen zu können und ein Obdach für die Nacht zu haben, mußte zu einer Thätigkeit gegriffen werden. Unſer Träumer wurde Corrector. Jetzt erſt fühlte er den Druck ſeiner Lage; nichts eſſen, aber auch nichts Anderes thun, als ſich in Gedanken mit ihr beſchäftigen, das vermochte ihn in ſeinem glücklichen Wahne zu erhalten, er ſei ein freier Mann und des Gegenſtandes ſeiner Liebe vollkommen würdig: jetzt — in der untergeordneten Sphäre, ein Knecht bei Knechten, geſchoren und geplackt, gezwungen, ſeine Aufmerkſamkeit fremdartigen Dingen zu leihen, dies verſtimmte ihn zuerſt, und obgleich ſeine innerliche Gutmüthigkeit, das ſchöne Eigenthum des gebornen Wieners, unverändert blieb, ſo nahm ſein Charakter doch einen Grad von Schärfe an, der ihn nicht zierte und ihm Feinde machte, welche von Neid, Mißgunſt, Unzufriedenheit und dem Unvermögen ſprachen, ſich in eine günſtigere Stellung zu erheben. Als nun auch noch die letzte Stütze brach, die ihn in ſeinem Kummer aufrecht erhalten, als die Schauſpielerin, für die er wahrhaft glühte, die Stadt verließ, da ward es ihm unmöglich, länger Correcturen zu leſen, und er beſchloß, den Tiſch zu verlaſſen, an dem er den Tag über angebannt ſaß, und den feuchten Winkel, den ihm Freunde eingeräumt hatten, um ſein Bett dort aufzuſchlagen, und er verließ das mittelmäßige Theater, das er mit bitterm Hohne verfolgte, obgleich es ihm doch ſo werth war, und den traulichen Kreis des Abends, der ihn ſchätzte und liebte, und er nahm ſich vor, einen ernſten Schritt, einen Gang mit dem Schickſal zu wagen. Mit ſeinem Ränzel beladen, zog er an einem ſchönen Morgen aus den Thoren. Es war wenig Wäſche darin, aber einige Luſtſpiele, die er ganz im Stillen neben ſeinen Correcturen ausgearbeitet hatte. Es mochten manche Druckfehler deswegen ſtehen geblieben ſein!

Jeder wird beſonders freudig bewegt, wenn er nach längerer Abweſenheit von Wien endlich dahin zurückkehrt und die Nadel des Stephansthurms am Horizont emporſchießen ſieht, wenn alle hohen und prächtigen Gebäude mit ihren Thürmen und Kuppeln noch lange unter demſelben bleiben. Es iſt dies der erſte freudige Gruß, den der ehrwürdige Coloß ſo gaſtlich dem Fremden, ſo traut dem Einheimiſchen entgegenwinkt; man fühlt es, die große, glänzende, geräuſchvolle Stadt ſei eine deutſche Stätte, eine liebe Heimath. Welch anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir uns Paris und London nähern! auch dort winken Notre-Dame und Weſtminſter, aber keinen ſo erfreulichen Gruß wie von Stephans Pyramide. Welch Gefühl regt ſich nun aber erſt in der Bruſt eines Wieners, der ſie Jahre lang nicht erblickte und ſich heiß darnach ſehnte! Ich glaube wohl, daß unſerm Schläfer damals die Augen überfloſſen.

Seine Luſtſpiele machten ſich Bahn. Sie wurden ſogar auf dem Burgtheater von K. K. Hofſchauſpielern aufgeführt; wer in Theaterſachen bewandert iſt, weiß ohnehin, was das ſagen will, und für Andere wäre es unerfreulich, hier zu erzählen, welche Wege zu machen ſind, welche Gunſt zu erwerben, welche Vorſicht anzuwenden, welche Stufenleiter von Angſt und Hoffnung durchzumachen iſt, und welch ein Grad von Selbſtverläugnung dazu gehört, um unbekannt und fremd ſolch ein Ziel zu erringen. Unſerm Schläfer war es gelungen, und da er nichts Einſchmeichelndes auf den erſten Blick beſaß und außer ſeinem Talente keine Empfehlungen aufweiſen konnte, ſo darf angenommen werden, daß dieſes von hinlänglichem Gewichte geweſen ſein mag, um den Bühnenlenkern Achtung einzuflößen. Der Erfolg, den die Stücke bei der Darſtellung hatten, war kein glänzender; es lagen ihnen zu einfache Elemente zum Grunde, die Handlung war natürlich, der Dialog gefeilt, aber nicht geſpitzt; das Ganze war zwar verſtändig, aber man weiß ja wohl, daß das nicht allein die Keime des Gefallens für unſer heutiges Theater-Publikum in ſich trägt.

Dieſe Erfolge, ſo gering ſie auch an und für ſich ſein mochten, waren jedoch hinreichend, unſern Schläfer anzufeuern, deſſen Genügſamkeit leicht zu befriedigen war. Sie war ſo groß, daß er ſogar davon zu träumen anfing, ein deutſcher Theaterdichter werden zu wollen; ein deutſcher Theaterdichter! und doch wurde ſelbſt dieſe beſcheidene Genügſamkeit auf das bitterſte getäuſcht, denn das Verhungern lag doch wohl außer der Berechnung! Er machte ſich auf, um in einer der anmuthigſten Provinzſtädte der öſterreichiſchen Monarchie eine Anſtellung als Theater-Sekretär anzunehmen. Der gutmüthige Thor! dort hoffte er ſeine Kenntniſſe von den Couliſſen erweitern zu können und dabei Muße, Stoff und Gelegenheit zu neuen Stücken zu finden. Allein ſeine Studien waren nicht ergiebig. Bald gab er wieder ſeine Stelle auf, die ihn nicht befriedigte, und wandte ſich mit den Luſtſpielen, die er während der Zeit verfertigt hatte, zum zweiten Male nach Wien. Er fühlte ſich ſtärker als in ſeinen erſten Verſuchen und erwartete daher Ermunterung durch zuerkennende Aufnahme. Er konnte ſich auf das Vorhergegangene berufen und durfte nicht zweifeln, daß ihm Alles gelingen würde. Und was war dieſes Alles? — Ein Nichts! ſo wenig! — daß ein paar Stücke, die ſicherlich nicht ganz ſchlecht waren, aufgeführt würden, wie ſo manches andere, das wirklich ſchlecht iſt. Aber das iſt ſchwerer, als man denken ſollte. Das Wohlwollen, das ihn ſo wunderbar bei ſeinem erſten Erſcheinen empfangen hatte, war durch nichts mehr hervorzurufen. Durchkreuzten ſich hier die Intereſſen? war er einem Andern im Wege? hatte er durch eine Aeußerung Mißfallen erregt? wer kann das wiſſen! Genug, er wurde abgewieſen. Dies brach aber noch nicht ſeinen Muth. Das Wiener Burgtheater iſt gottlob nicht das einzige in Deutſchland. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb Briefe; zuerſt an Freunde und Bekannte, die er von ſeinem großen Glücke benachrichtigte, daß es ihm gelungen ſei, einige Luſtſpiele zu ſchreiben, die ſogar im Burgtheater mit Beifall gegeben worden ſeien, und daß er, dadurch aufgemuntert, zu ſchreiben fortfahren wolle, und ſo hoffe, dem deutſchen Theater nach und nach brauchbare Originalſtücke liefern zu können, über deren Mangel jetzt große Klage geführt werde. Dann ſchrieb er an alle Direktoren und Intendanten, und bot ſeine Luſtſpiele zum Verkaufe aus. Aber Niemand wollte den Verſuch wagen. Was liegt den Bühnen auch daran, ob ein Original mehr da iſt? warum die Mühe des

Einſtudirens und das Honorar an zweifelhaften Erfolg ſetzen? warum ſich durch Hinderniſſe einen Weg bahnen, wenn die ausgefahr'ne Straße zur Seite läuft? Unſer Schläfer hatte nicht eine einzige Antwort auf alle ſeine Briefe aufzuweiſen.

Doch halt! weit weg von Wien, weit weg von Oeſterreichs Gränzen, an der fernen Nordſee, ſcheint unſerem Schläfer, den wir jetzt Dichter nennen wollen, ein günſtiger Stern aufzugehen. Eines ſeiner längſt eingeſandten Stücke wird aus dem Wuſt weggelegter von Freundes Hand hervorgeſucht und von Freundes Wort empfohlen. Der friſche Dialog, der originelle Gang der Handlung überraſchen; man begreift nicht, wie man das bei der erſten Durchſicht nicht wahrgenommen habe; man findet, daß ſogar dankbare Rollen in das Gewebe verflochten ſind, Rollen, die der Mühe lohnen, Rollen, nach denen Direktoren und Regiſſeurs mit beiden Händen zu langen pflegen; und ſolch ein Stück zurückzulegen! es iſt unbegreiflich! doch die Wahrheit war, man hatte es, wie ſo vieles Andere, nicht geleſen! — „Wer kann Alles leſen!“ iſt der ewige Refrain, und doch werden keine fünfzig Stücke einem Theater im Jahre eingeſandt; aber jede Woche ein Stück zu durchfliegen — welche Rieſenaufgabe!

Daß das Stück glänzende Rollen hatte, gereichte ihm zum Unglück. Es waren Rollen, welche die Mächtigen reizten; man denke hier nicht an politiſche Tendenzen, das Luſtſpiel war in Oeſterreich entſtanden und ausgeführt. Es iſt hier nur von den Machthabern in der Theaterwelt die Rede, die im Stande ſind, ſich jedes Unrecht zu erlauben, auf Koſten des Publikums, der Künſtler und der Kunſt. So wurden denn auch dieſe Rollen mit einer vehementen Gier für gute Priſe erklärt und eben ſo geſpielt. Sie paßten nicht im geringſten für die, welche ſich ihrer zwar bemächtigt, aber nicht bemeiſtert hatten; das Publikum blieb kalt, man wunderte ſich und wollte den Beifall erzwingen; das Publikum ſah verdroſſen den übertriebenen Beſtrebungen zu; man übertrieb noch mehr, man ſchrie, ſtatt laut zu reden, man ſprudelte, ſtatt leicht zu ſchwatzen, man raffte, ſtatt zu greifen, man erdrückte, ſtatt zu umarmen, man miaute, krähte, krächzte, man zerarbeitete ſich ganz jämmerlich — doch wer kennte das nicht? das Publikum wurde unwillig und ziſchte — und das Stück fiel durch. Des Dichters Bruſt im fernen Oeſterreich blieb zwar verſchont von dem Kummer dieſes Unfalls, allein ſein Beutel blieb es auch von dem Honorar.

Es iſt eine anerkannte Erfahrung, daß Stücke, von denen ſich die Matadore einer Bühne viel verſprechen, bei der Aufführung den Unwillen des Publikums erregen, und andere, deren betrübtes Schickſal eben jene Matadore mit Beſtimmtheit vorausſehen zu können glauben, ſich den vollſtändigſten Beifall erringen. Dieſes ſcheinbare Räthſel iſt leicht zu löſen: es liegt nur in der Beſetzung. Ein Stück, von deſſen Wirkſamkeit man viel hofft, wird gewöhnlich unter die Matadore vertheilt: alte wackere Männer mit Schlotterbäuchen, ohne

Gebiß und Haare, voll Dünkel und Manier, und die ſorgen dann ſchon dafür, daß der Aberglaube keine Nahrung findet und die Prophezeihung aus dem Sattel gehoben werde; allein ein Stück, von dem man annimmt, daß es durchfallen müſſe, erhält gewöhnlich in der Beſetzung ſein volles Recht. Da wird ein junger, ſtrebender Mann mit der Rolle bedacht, die ihm gebührt; andere fleißige, anſpruchsloſe Leute ſtehen ihm zur Seite, greifen willig ein, und Alles bemüht ſich, ſo gut es kann, den Kahn über dem Waſſer zu halten, und ſiehe da! er wird getragen und ſchwimmt wohlbehalten in den Hafen der allgemeinen Gunſt. Dann heißt es gewöhnlich: was das Publikum doch für verkehrten Geſchmack hat! wer erklärt uns den Eigenſinn? und die hochmögenden Herren bedenken nicht, daß das Publikum eine gute Darſtellung ſehen will, und daß ein altmodiſches übertriebenes Theaterſpiel ihm die Natur, die es verlangt, nie erſetzen kann. So kam es auch, daß unſeres armen Dichters gutes Luſtſpiel in jener

Stadt, am fernen Geſtade der Nordſee, Fiasco machte. Ich brauche hier nicht zu verſichern, welchen Verdruß dies dem wohlmeinenden Freunde verurſachte, wenn ich ihn gleich hier ſchildern könnte, als ob ich ihn ſelbſt empfunden hätte.

Dem armen Dichter ging es nun immer ſchlechter. Er wußte nicht, wovon er leben ſollte; er verſuchte es, ſeinen Witz in eine Bonbonniere zu bannen, und gab unter der, in der feineren Geſellſchaft angenommenen franzöſiſchen Benennung **Rebus** eine artige Sammlung ſolcher Scherze heraus. Wer nimmt aber wohl aus der Hand des Bettlers Süßigkeiten an? Hätte irgend ein bekannter Elegant der Schriftſtellerwelt dieſe Sammlung der ſchönen Welt dargeboten, hätte irgend ein reicher Verleger, im Vertrauen darauf, eine glänzende Ausſtattung hinzugefügt, man würde ſie nicht verſchmäht haben.

Der arme Dichter war nun dem tiefſten Elende Preis gegeben. Die Buchhändler wollten Stücke nicht drucken, die nicht ſchon durch die Aufführung vortheilhaft bekannt geworden waren, und die Theater, die jeden Abend ihre Pforten öffneten und ihre Scenen beleuchteten, ſtießen ihn von ſich, den Armen, und zeigten es ihm unverholen, daß ſie ſeiner nicht bedürften. So pilgerte er denn unbekannt, — ein Bettler — in ſeinem Vaterlande umher. Er nannte ſich ſelbſt Theaterdichter, um eine frühere Leidenſchaft zu verſpotten. Ach! er wußte nicht, welchen Spott er damit auf unſere ſtolzen Nationaltheater wälzte! Er war ein gutes Gemüth! —

Ich weiß nicht zu ſagen, woher er an jenem Abende kam, als er im Kloſter der Barmherzigen zu Preßburg Aufnahme gefunden. Vielleicht kam er bettelnd von Ungarn her; vielleicht auch hatte er eben erſt Wien verlaſſen und wollte eine weitere Wanderſchaft antreten. Er hat ſie wirklich angetreten, denn er iſt in dem Kloſter geſtorben. Die frommen Brüder haben ihn geätzt und chriſtlich begraben. Ihnen ſei Dank dafür! — In ſeinem Ränzel fand man die Luſtſpiele, womit die frommen Männer nichts anzufangen wußten, auch Bruchſtücke von neuen. Es verlohnte ſich der Mühe, daß irgend ein ſchreibſeliger Autor von größerem Glück und geringerem Talent dieſe Reſte in dem Kloſter aufzuſtöbern ſuchte.

Des unglücklichen Namen hier zu nennen, mag unnöthig erſcheinen; Niemand kennt ihn, und ich werde ihn nicht bekannter machen können; doch der Vollſtändigkeit wegen geſchehe es. Er hieß Carl Eduard Grammerſtätter. —

Wie zum Hohne ſetzte ihm eine Bühne ein Denkmal durch die mißlungene Aufführung eines ſeiner Stücke. Es war dies das Theater in der Königsſtadt zu Berlin. Man wußte kaum, wie es dazu gekommen; der Dichter hatte ſich aber früher das Honorar verbeten, weil er mittlerweile zufällig geſtorben war.

II.

Mein zweites Bild enthüllt größern Farbenreichthum, bei tieferm Schmerz. Der Theaterdichter, den es zeigt, trug einen hohen Namen, er war Graf, von alter Familie, und von den Muſen begünſtigter, als der Erſtere, aber dennoch unglücklicher. Als Knabe ſoll er ſtill geweſen ſein und hatte die klaren Augen mehr in ſich hineingekehrt, als auf die Dinge draußen in der Welt. Das Dichtergemüth ſpiegelte aber Menſchen und Begebenheiten ſo wunderbar wieder, daß er Alles in ſeinem Innern zu erſchauen wähnte. Obgleich ſo geheimnißvoll in ſich gekehrt, verlebt ſolch ein geborener Dichter doch eine fröhliche Jugend. Die Verſe ſchoßen empor, wie die poetiſchen Gedanken es wollten; denn wo der innerliche Born der Poeſie quillt, macht die äußere Form nie verlegen. Sie wird gefunden wie im Traum; und was iſt Dichten anders, als Träumen der ſeligſten Art?

Als der junge Dichter und Graf in's Leben trat, zeigten ſich ihm zwei lockende Bahnen, zu Ehre und Ruhm, zu Siegen mit einem Worte. Er beſann ſich nicht lange und wählte beide. Als Dichter hatte er das Theater im Auge, der Graf mußte die Uniform anziehen. So geſchah es denn, daß um das Jahr 1822 ein junger Lieutenant noch wenig Lorbeeren geſammelt, aber ſchon manches Theaterſtück geſchrieben hatte, dabei zeigte der Friede auch eine ſo reizende Perſpective auf ruhige und gedeihliche Jahre, daß auf mehr Stücke als Schlachten die gewiſſe Rechnung vorläufig gemacht werden konnte.

Die Theater kümmerten ſich um die Stücke nicht, und das war unrecht von ihnen; daß ſie ſie nicht gaben, daran hatten ſie aber recht. Die Stücke waren zu poetiſch für die Theater; wir wollen hier Künſtler und Publikum damit bezeichnen. Allein der Dichter hätte ihre Aufmerkſamkeit erregen ſollen. Solch ein Saamenkorn mußte in das Erdreich fallen, das Leſſing, Schiller und Goethe bebaut hatten, und das ſo lange ſchon keine edle Frucht mehr getragen. Gewiß, Ihr Leute, der Mann hätte Euch Rollen geſchrieben, woran Ihr ſo gut die Stärke Eurer Lungen erproben könntet, als an Euern beliebteſten Couliſſenreißern; er hätte Dir, ſanft flötende Nachtigall, die zarteſten, weichſten Verſe auf die Zunge gelegt, damit Du im ſüßeſten Schmerze wimmernd dabei vergehen könnteſt; er hätte für Dich Anſtand, pomphafte, prahlende, ſtrahlende Würde, für Dich Bosheit, ſchleichende, kriechende, ſchwarzgelbe Niederträchtigkeit, für Dich Komik, grelle, ſchillernde, poſſenhafte Luſtigkeit geſchaffen, kurz, für jeden, was jeder will; warum erzogt ihr ihn euch nicht? Ha! wie ſie lüſtern werden! Doch bemüht Euch nicht, Ihr beklagenswerthen Hiſtrionen, der Dichter iſt unterdeſſen geſtorben. Wollt Ihr mir aber nicht auf's Wort glauben, ſo leſt ſeine Werke.

Jetzt genügt ihm freilich das engſte Gehäuſe; ſo lang er aber lebte, wollte er ſich's gern bequem machen, und der Rock eines Lieutenants iſt ein gar enges Kleid. Der günſtige Zeitpunkt erſchien; die Thronbeſteigung eines kunſtliebenden Monarchen, von deſſen Regierung Alles, was der Kunſt angehörte, ſich goldene Tage verſprach, rief eine ſo begeiſtert rauſchende Ode aus der Bruſt unſers Dichters hervor, daß der junge Fürſt von dieſem Glanze ſeltſam ſich ergriffen fühlte. Der Lieutenant wurde der Suite zugetheilt und der Dichter durfte jetzt die Flügel freier bewegen. Und er regte ſich nach Kräften. Zuerſt zog er in die Nähe eines hochverehrten Lehrers, dem er ſich ganz zuwendete; dann ſchuf er immer fort und fort und wurde nicht müde daran, aber Schmerz begann nun an ſeinem Herzen zu nagen. Er fühlte, daß die Nation ſich nicht um ihn kümmerte; ſeine Theaterſpiele, die beſtimmt waren, die Menge zu erfreuen, lagen um ihn her, gedruckt, ſchwarz auf weiß, traurige Leichen, verwelkte Blätter. Wo ſind die Künſtler, die Zauberer, die ſie zum Leben erwecken? Herbei die Schminke, ſtreicht Muſikanten, klingelt zum Anfang! Macht Alles ſchlecht, verhunzt das Gedicht, nur laßt's tönen, ſchreiten, leben! Trauriges Loos! Niemand hilft von denen, die allein helfen können. Da ſollte Hülfe werden; zwar nur ein Schimmer von Troſt, und dennoch willkommen für den Augenblick.

Es war ein ſchöner Abend, er muß dem Dichter ganz beſonders ſchön geweſen ſein. Draußen ſangen die Vögel und die weichen Winde ſtrichen durch duftende Zweige. Es war Frühling. Die luſtigen Höhen um Erlangen waren öde und ſtill. Was trieb die Studenten und Lehrer, die Bürger und Frauen, die Jünglinge und Mädchen ſo früh in das Thor? warum verließen ſie heute ſo ſchnell die freien, kühlen Abendlüfte und den friſchen Trunk aus dem Felſenkeller und munteres, lautes Geſchwätz und luſtigen Geſang? Doch ſelbſt Wirth und Kellner ſchauen den Gäſten nicht trübſelig nach, ſondern auch ſie binden die Werktagsſchürzen ab und ziehen ganz feſttäglich zur Stadt. Seitwärts im Hofgarten liegt ein altes Gebäude, unanſehnlich von außen, von innen mit alterthümlicher Pracht reich verſehen; das wird heute wieder einmal geöffnet. Finſter ſieht es im Innern aus und die langen hohen Gänge und Hallen ſind hier und da nur ſpärlich mit dünnen Talglichtern erhellt. Trotz dieſes trüben Apparates bereitet ſich dennoch ein Feſt, und hierher ziehen die Studenten und Bürger, um demſelben beizuwohnen. Eine kleine Geſellſchaft mittelmäßiger Schauſpieler hat ſich darüber hergemacht, ein Drama des Dichters aufzuführen. Sie haben fleißig gelernt, ihre beſten Gewänder angezogen, und ſpielen wahrlich ſo gut ſie können. Es iſt ein altes Spiel, deſſen wunderliebliche Weiſe in vielen Liedern bereits erklungen iſt. Die Sage von Romeo und Julie ſcheint ſich darin zu ſpiegeln; hier heißen die Liebenden Aucaſſin und Nicolette. Der Dichter entfaltet vor uns einen reizenden Wechſel der Scene, bald ſehen wir uns als Zuſchauer der Handlung in dem romantiſchen Gebirge von Touloufe, wo die Lieder der Troubadours erklangen, bald wieder an der nahen Küſte des nördlichen Afrika am fabelhaften Hofe eines mauriſchen Fürſten. Der Charakter der Scenen wechſelt eben ſo, bald ſind ſie rührend, bald kriegeriſch, bald heiter; es fehlt nichts, um das ſchöne und poetiſche Spiel zu beleben, nur wenig, um es zu einem ſogenannten Effektſtücke zu machen. Die herrlichſten Verſe ergießen ſich darüber hin; man hört, daß hier ein mächtiger Dichter ſchuf; welch reicher Born von Bildern, Sprüchen, Reimen! Trimeter und Tetrameter wechſeln mit den kunſtvoll verſchlungenen Verſen, die den Troubadours nachgebildet ſind; das zarte Lai und Virelai erklingt vor unſerem Ohr. Und wie die Jugend das Gedicht empfängt! wie ſie jauchzt bei jedem kühnen Schwunge, den der Dichter nimmt! Der Beifall hat kein Ende! Und wie die wackern Bürgersleute mit fortgeriſſen werden, wie ſie ſich freuen! ſie verſtehen Alles ſo gut wie Einer, ſie begreifen, daß dies ein Theaterſtück ſei von einem Dichter. Und die Schauſpieler ſelbſt empfinden es; nichts von Couliſſenreißerei, ſie dämpfen den Ton ihrer Stimme, ſie zähmen ihre Kraft, ſie laſſen den rhythmiſchen Tonfall der Stimmen hören, ſie ſcheinen begeiſtert.

Ja wohl war es ein ſchöner Abend, und noch mehr, es war ein ſeltener. Der Vorhang fällt zum letztenmal und eine augenblickliche Stille tritt ein; da plötzlich wird ein Name gerufen, viele verworrene Stimmen wiederholen ihn; man glaubt anfänglich, es ſei die Liebhaberin oder der Held, die Beide [illegible] wohl verdient haben, gerufen zu werden; man freut ſich und lächelt, daß auch hier die Gebräuche der großen Städte nachgeahmt werden ſollen, wo jeder Theaterabend ſeinen leichten Kranz dem Alltäglichen zuwirft. Allein hier iſt nicht davon die Rede; das Ungewöhnliche begibt ſich: man ruft den Dichter und ſtatt der Entſchuldigung kalter Prüderie: der Dichter ſei nicht gegenwärtig oder habe ſchon das Haus verlaſſen, erſcheint er wirklich, begeiſtert, hingeriſſen von der Freude, einmal auf eine Verſammlung ſeiner Mitbürger gewirkt zu haben, den Bann gebrochen zu ſehen, der ihn dazu verdammte, nie zu erfahren, welche Empfindungen er in der Bruſt des einſamen Leſers erweckte. Der Vorhang geht langſam, feierlich in die Höhe; es wird wieder die letzte Decoration des Stückes ſichtbar, aber ſtatt der bunten, geſchminkten Mimen erblickt man die bleiche, ruhige Geſtalt eines Jünglings, der vortritt zu den Lampen und nachzuſinnen ſcheint. Einem rauſchenden Beifallsrufe folgte die tiefſte Stille, und nun ſchallen vom Schauplatze der leiſe, ſanftbetonte Worte, die, anfänglich unverſtändlich, bald an Klang und Gehalt wachſen, und keinen der Anweſenden mehr in Zweifel laſſen, daß der Dichter ſeinen Dank dem Publikum improviſire. Die Ueberraſchung feſſelt Zunge und Hände; lauſchend ſtehen Meiſter und Handlanger in den Couliſſen; die Schauſpielerin wiſcht bebend die Schminke von den Wangen und der Alte bleibt mit abgenommener Perücke und rückgewandtem Kopfe an der Garderobethür, um das Ende zu erwarten, dem ein dreimaliges Vivat folgt.

Dies war gewiß ein glänzendes Debüt eines Theaterdichters, wie es nur ſelten wohl in unſerer kalten, unpoetiſchen Zeit ſich findet. Die Blätter bemächtigten ſich der Neuigkeit und trugen ſie fort in die weite Welt, und es war als gewiß anzunehmen, daß die Directionen der Bühnen ſich nun herzudrängen würden, um den Dichter in ihr Intereſſe zu ziehen, und vor allen Dingen ſich das Drama zu verſchaffen, das ſolche Wirkung hervorgebracht hatte; denn mochte man auch noch ſo viel von dem Beifalle auf Rechnung des perſönlichen Wohlwollens und des Ortes der Darſtellung zu ſetzen geneigt ſein, ſo blieb doch genug übrig, um einen ſchönen Kranz für das Verdienſt zu flechten.

Armer Dichter! ſo groß deine Wonne war, ſo tief war der Schmerz deiner Enttäuſchung! Niemand von Allen, die es anging, nahmen ſich deiner an; die Stücke hätten eben ſo gut auf Sand geſchrieben ſein können; einige Freunde entzückten die flüchtigen Charaktere, dann waren ſie für Alle verſchwunden, als ob der Wind ſie verweht hätte.

Der Dichter war nicht zu ſtolz, ſeinem tiefen Schmerze darüber Worte zu geben; weil aber ſich Bitterkeit hineinmiſchte, nannte man dieſe Ergießungen Stolz. Und immer bitterer und trüber klangen die Worte, und er zog fort über die Alpen, einem mildern Himmel zu, wo, umſchwebt von einem Leben, das ſeinen Dichterträumen ähnlicher ſah, er den Gram ſeiner Bruſt zu beſchwichtigen glaubte. Und er ward hier beſchwichtigt.

Im ſüdlichſten Gebiete Europas trat ein Unbekannter in ein elendes Wirthshaus. Das Fieber ſchüttelte ſeinen Körper und die braunen, wildblickenden Menſchen nehmen ihn mitleidig auf und räumen ihm ein ſchlechtes Lager ein. Das Fieber wächſt und ſonderbare Phantaſien erfüllen den Kranken. Er ſingt in einer fremden, rauhen Sprache, die jene nicht verſtehen, die voll Theilnahme um ſein Lager gruppirt ſind. Es tönte ſo kräftig und dann wieder milder, er weint und zerpflückt ein Lorbeerreis, das ein Kind ſpielend auf ſeine Decke gelegt hatte. Die armen Leute, die nichts haben, als den Saft der wilden Traugen, die ihre Hütte umwuchern, eilen in die nahe Stadt, um den deutſchen Conſul herbeizurufen, weil ſie ſich wohl denken, der blonde, bleiche Mann, der die fremden rauhen Worte ſpricht, müſſe ſeiner Nation angehören. Wie der Conſul in der Hütte erſcheint, waren es die letzten Augenblicke des Kranken; er träumte noch einmal von der Anerkennung, die ihm im Vaterlande geworden, als er auf einem kleinen Winkeltheater von armen Komödianten ſich dargeſtellt ſah. Dann verſchied er.

Die Nation baut ihm kein Mauſoleum. Günſtigere Recenſionen, wie es in Deutſchland üblich, wird ſein Tod vielleicht nun hervorrufen; er weiß nichts mehr davon; mit dem erhebenden Bewußtſein jenes einzigen Triumphes, und dem rührenden Gedanken an die alte Mutter, iſt er bei Syrakus geſtorben. — Dieſer Dichter, wenn ihn die Leſer noch nicht errathen haben ſollten, war August Graf Platen-Hallermund. —

Ich könnte Euch auch die Geſchichte Heinrichs von Kleiſt hier erzählen, und des noch lebenden

Fouqué's, der Schauſpiele für Preußen gedichtet hat, die in Berlin nie zur Darſtellung kamen, und der Dichter Grabbe und Immermann und vieler Anderer, deren Namen nie bekannt geworden iſt, aber das wären zu traurige Geſchichten; begnügen wir uns für jetzt mit dem Schickſal dieſer beiden deutſchen Theaterdichter; doch laßt Euch dadurch nicht abſchrecken, Ihr Andern! Blickt her! Die Theater, die Raupach, Angely und die Birch-Pfeiffer beſchäftigen, laſſen Euch auch gewiß nicht verhungern; ſeyd nur hübſch wie Jene, und Ihr werdet ſicher gedeihen! Es anders hier ſagen zu wollen, wäre gräßliche Verleumdung. Und das iſt der Humor davon! — Große Gedanken laſſen ſich freilich nicht daran knüpfen, aber doch manche nützliche Betrachtung darüber anſtellen.

Aquarelle

aus dem Leben.

Von

August Lewald.

[illegible] Leihbibliothek

D. 711

Vierter Theil.

[illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1837.

Inhalt.

Seite

[illegible] 1

Kiſte in München 189

Spiel 231

Karl Schall 253

G. A. Freiherr von Maltitz 276

Rudolph vom Berge 298

Ida 308

◆

Pariſer Tabletten.

Tabletten! Es war eine Zeit, wo ſie eine wichtige Rolle ſpielten; dieſe Zeit iſt nun zwar vorüber, warum ſollte es aber nicht erlaubt ſein, auch hier dem Rococo, dem Pompadour-Geſchmack zu huldigen, wie in andern Dingen? Es iſt wahrlich nicht ſo geſchmacklos, als man uns noch vor zwanzig Jahren glauben machen wollte. Jene Zeit war in ihrer Geſammterſcheinung vollſtändiger, als die unſere.

Es gibt zweierlei Arten von Tabletten; Tabletten der Vergangenheit und Tabletten der Zukunft. Ich führte die letztern während meines neulichen kurzen Aufenthalts in Paris, und übergebe die erſtern hiermit meinen Leſern. Auf jene ſchrieb ich nämlich ſorgfältig, was mir die Gunſt des Augenblicks beſcheeren ſollte, um nichts zu verſäumen oder zu vergeſſen, und die letztern füllte ich bei meiner Rückkehr aus dem Gedächtniſſe aus, weil mir die Zerſtreuungen nicht Zeit ließen, es an Ort und Stelle zu thun. Die Erinnerung iſt ein guter treuer Maler; um genaue Angaben handelt es ſich hier nicht, und das Steife in den Schilderungen verwiſcht ſich glücklich.

So ſah ich denn Paris nach vier Jahren wieder; den Straßenlärm hatte Gisquet glücklich verbannt; die Couplets gegen die Miniſter waren verſtummt; die politiſche Carrikatur war verſchwunden; das Volk und der Adel neigten ſich wieder zur Gottesfurcht. Am Charfreitag ſtrömte Alles in die Kirchen, um die hochaufgeſchmückten heiligen Gräber zu beſuchen; das ſchlechte Wetter ſtörte zwar die Promenade von Longchamps, nicht aber die Wallfahrt zu ferngelegenen Kirchen. Der Erzbiſchof von Paris wurde wieder vernommen, und der allgemeine Ablaß war an den Kirchthüren angeſchlagen. Welch eine Verwandlung! —

Die Religion iſt wieder Mode! Um in Paris Eingang zu finden, mußte ſie es werden; anders war es ſelbſt ihr nicht möglich. Wer die Pariſer kennt, wird mir Recht geben.

Hier folgen nun einige leichte Schilderungen aus der Zeit — dem Frühjahr 1836 — von Dingen und Perſonen, die auf ein allgemeines Intereſſe Anſpruch machen können.

I.

— — Wir waren die drei ewiglangen Stiegen in dem Hauſe Nr. 18 auf dem Quai Malaquai vergebens hinaufgeſtiegen. „Madame ſchlafe,“ hieß es, „ſie ſei fatiguirt — ſie habe die ganze Nacht gearbeitet.“ —

„Ob ſie auch wirklich ſchlafe?“ fragte mein Begleiter, der Niemand anders, als der ſarkaſtiſche Heine ſelbſt war.

„Er möge ſich nur davon überzeugen,“ erwiderte ſcherzend die Bonne, indem ſie die Thür ein wenig öffnete, „dem lieben Couſin ſei das ſchon erlaubt, doch ſolle er kein Geräuſch machen.“

Heine warf einen flüchtigen Blick in das verdunkelte Schlafgemach, und zog mich mit ſich fort; ein hübſches Mädchen mit langen flatternden Haaren lief ihm nach und reichte ihm die Hand, um den Couſin zu begrüßen und ihn zu bitten, andern Tages wieder zu kommen.

„Das iſt ihre Tochter,“ ſagte er zu mir, „ein hübſches Kind, wie Sie ſehen, doch die Mutter iſt hübſcher. Sie lebt von ihrem Gatten getrennt, größtentheils auf dem Lande; ich freue mich, daß ſie gerade jetzt in Paris iſt, um Sie vorſtellen zu können.“

„Macht ſie ein Haus?“ fragte ich.

„Ein Zimmer macht ſie,“ antwortete er lachend; „um ein Haus zu machen, langen ihre Einkünfte nicht zu. Obgleich ſie von allen Romandichtern am beſten bezahlt wird, ſo nimmt ſie doch nur höchſtens **20,000** Franken jährlich ein. Und was iſt das?

Er ſprach von Madame Dudevant oder Georges Sand, deren Wohnung wir ſo eben verlaſſen hatten; eine der pikanteſten Erſcheinungen auf dem weiten Felde der neueren franzöſiſchen Literatur. Wir hatten Karten dort gelaſſen und uns für den nächſten Morgen angeſagt. Es war vier Uhr; noch zwei ganze Stunden bis zum Eſſen; es konnten füglich noch zwei gewöhnliche Beſuche abgeſtattet werden. Wir begnügten uns jedoch an dieſem Tage nur noch mit einem einzigen, ſo lange währte er und ſo intereſſant war er.

„Nach den Archiven!“ wurde dem Kutſcher zugerufen. Eine tüchtige Strecke von dem Quai Malaquai. Endlich hielten wir vor einem Portale; wir gingen über den Hof, die breite Stiege eines großen Hotels hinauf. Während uns der im Vorzimmer poſtirte Bediente melden ging, erblickte ich durch eine geöffnete Seitenthür einen zierlich gedeckten Tiſch.

„Wir kommen zur Unzeit,“ ſagte ich meinem Begleiter, „es ſcheint, daß das Diner Ihren Freund bereits erwartet.“

„Er ſpeiſt nicht im Hotel,“ gab er mir zur Antwort, „ſondern mit der Dame ſeines Herzens, der ſchönen Herzogin von B...., auf deren Landſitze ich im vergangenen Sommer himmliſche Tage erlebte. Das hier iſt für die Dienerſchaft ſervirt.

Der Bediente kam zurück und öffnete die Thür, um uns zu ſeiner Herrſchaft einzulaſſen.

Wir traten in ein großes, reich decorirtes Arbeitszimmer; die Möbel und Vorhänge von blauem Atlas, der Kamin mit koſtbaren Vaſen und einer prächtigen Uhr geziert. Große Tiſche, mit Teppichen behangen, trugen ſchöne Wappen und elegante Schatullen aller Art und Größe, und die Schränke an den Wänden, deren zahlreiche, mit grünem Saffian und Gold bekleidete Schubladen mit Aufſchriften verſehen waren, ſo wie ein weiter, mit mannigfachem Material bedeckter Schreibtiſch in der Mitte des Salons ſchienen anzudeuten, daß wir uns in dem Arbeitsgemache eines ſtark in Anſpruch genommenen Geſchäftsmannes befanden.

Mit freundlichem Anſtande kam uns ein Mann entgegen, der wohl an dem Anfang der Dreißiger ſtehen mochte, von hohem Wuchſe, das braune Haar in natürlichen Locken die breite Stirne beſchattend, ein helles, verſtändig blickendes, dunkelblaues Auge auf uns gerichtet, eine freie Naſe und ein überaus ſchön geformter Mund. Dies war Mignet, der Jugendfreund des damaligen Premier-Miniſters, und von Beiden der berühmtere Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution.

Mignet iſt von ruhigem Temperamente und hat ſeinen Ehrgeiz nicht auf die Erlangung großer Macht und Anſehens gerichtet. Er beſcheidet ſich mit dem anſpruchloſen Theile: ein ſorgenfreies, angenehmes Leben zu führen und ſich dabei ſeinen Lieblingsſtudien ganz hingeben zu können. Und dies hat er erreicht. Mignet bildet einen ſchönen

Gegenſatz zu Thiers. Beide kamen als arme, ungekannte Leute nach Paris, um ihr Glück zu ſuchen. Wohin führte dies den Einen? Er ſtand in jenem Augenblick auf dem eminenteſten Platz im Staate, während der Andere nur immer noch den beſcheidenen Raum des Schriftſtellers für ſich in Anſpruch nimmt. Jener, allmächtig, zählte außer ſeinen Kreaturen nur Feinde, während dieſer geſchätzt und geliebt von aller Welt wird. Rührend jedoch iſt die Zuneigung, die Mignet ſeinem alten Jugendfreunde bewahrt, und ſie brachte auf mich um ſo mehr dieſen Eindruck hervor, deſto unumwundener die Art und Weiſe war, womit er ſie vor dem ihm gänzlich Unbekannten zur Sprache brachte.

Der bekannte Aufſatz: „**Adolphe Thiers**“ überſchrieben, der zuerſt in der **Revue des deux mondes** erſchien, und von dem nun auch ein beſonderer Abdruck veranſtaltet wurde, rührt bekanntlich von Loeve-Weimars her. Dies iſt ein noch junger Mann, in Hamburg geboren, der frühzeitig nach Paris kam und ſich nunmehr dort naturaliſirt hat. Er beſitzt Geiſt und ſchreibt vortrefflich, das erkennen ihm ſelbſt ſeine Gegner zu. Was ihn zunächſt mit Haß gegen Thiers erfüllte, war der vergebliche Verſuch, den er machte, die Direction der großen Oper zu erlangen, die von dem damaligen Miniſter des Innern Herrn Duponchel übertragen wurde. Man weiß, daß dieſes Amt eine Goldmine für Veron geworden war, und daß daher Loeve-Weimars Zorn einen guten Grund hatte, da er ſich wieder auf ſeine Schriftſtellereinkünfte reducirt ſah, während er von Schätzen träumte und ſich ſchon als Alleinherrſcher über ein Heer ſchöner, williger Sclavinnen erblickte. Seine Schriftſtellerei ſoll ihm jedoch eine artige Summe jährlich abwerfen.

Was ich Loeve-Weimars nicht verzeihen kann, iſt, daß er den Franzoſen, d. h. jenen, die nicht deutſch verſtehen und ſich daher nicht mit eigenen Augen überzeugen können, einen ſchiefen Begriff von unſerer Literatur, durch ſeine übrigens recht gelungene Ueberſetzung der Hoffmann'ſchen Nacht- und Phantaſieſtücke, beigebracht hat. Durch ihn iſt es in Paris Mode geworden, bei Hoffmann zu ſchwören, Hoffmann als einen unſerer erſten Geiſter zu bezeichnen, Hoffmann und Goethe ſtets zuſammen zu nennen, als ſtänden ſie ganz auf gleicher Stufe, und den Fauſt, ſo wie die Elixiere des Teufels ſo anzuſehen, als ſeien ſie aus einem Geiſte hervorgegangen. Wie verwundert ſchauen uns die armen Leute an, wenn ſie aus unſerem Munde dann vernehmen, daß wir unſere großen Geiſter anders klaſſifiziren, und daß wir noch eine Menge Namen beſitzen, die wir in die ungeheure Spalte hineinſchieben können, die in unſerer Literatur ſich zwiſchen den Namen Goethe und Hoffmann befindet. Mit Entrüſtung erwähnte Mignet jenes Artikels von Loeve-Weimars. Er ſprach von Unwahrheiten und Entſtellungen, namentlich von ſolchen, die den perſönlichen Charakter des Premierminiſters in ein falſches Licht ſtellten. Da er glaubte, daß es mich als Deutſchen ganz beſonders intereſſiren würde, hielt er ſich bei dem Begebniſſe mit dem deutſchen Buchhändler Schubart auf.

Dieſer Schubart war ſtets ein excentriſcher Menſch geweſen, der für neue und große Ideen leicht zu gewinnen war. Viele, die dies zu benützen verſtanden, haben dem Mann zu ſeinem Ruin verholfen. So unter Andern Julius Klaproth mit ſeiner Sinomanie, deſſen chineſiſches Wörterbuch in Folio der arme Schubart auch in Verlag genommen hatte. Durch dieſes Mannes Vermittelung unterſtützte nicht nur der verſtorbene Freiherr von Cotta den junger Thiers mit reichlichen Fonds, ſondern Schubart wußte auch noch auf andere Weiſe ihm wichtige Dienſte zu leiſten. Dies ſoll nun Thiers, wie Loeve-Weimars behauptet, mit dem ſchnödeſten Undank vergolten haben. Er will Schubart in wahnſinnigem Zuſtande, als zerlumpten Bettler am Rhein umherirrend, geſehen haben u. ſ. w.

Dieſem widerſpricht aber Mignet geradezu als einer boshaften Verläumdung, und was er mir hierüber ſagte, trug ſo ſehr den Stempel der Wahrheit, und die ganze Art und Weiſe des Mannes war ſo überzeugend, daß ich keinen Anſtand nehme, ſeine Worte hier als Widerlegung der Loeve'ſchen Angaben folgen zu laſſen.

Schubart zeigte in ſeinem Alter Spuren von Wahnſinn, die ſich beſonders in der Luſt offenbarten, ſich fremdes Eigenthum anzueignen, wenn er auch keinen Gebrauch für ſich davon zu machen wußte. Als dieſe Symptome für ſeine Umgebung immer läſtiger wurden, beſchloſſen ſeine beiden freundſchaftlichen Pfleger, Mignet und Thiers, auf Anrathen des Arztes, der davon eine Beſſerung für den Patienten verſprach, ihn nach ſeiner Heimath zu ſenden. Allein auch dies ſoll nicht im Stande geweſen ſein, den unglücklichen Mann wieder zu ſich zu bringen, und nach kurzer Zeit war er wieder in Paris bei ſeinen jungen Freunden. Da Thiers keine Zeit dazu hatte, ſo war Mignet faſt allein mit der Sorge für Schubart beauftragt, und er trug gewiſſenhaft dieſe läſtige Pflicht, die immer drückender wurde, da Schubarts Zuſtand ſich mit den zunehmenden Jahren verſchlimmerte. Aus ſeiner frühern Zeit als Buchhändler und mehr noch als Bücherfreund hatte er die Gewohnheit, ſtets auf ſchöne Einbände zu ſehen, und dieſe Liebhaberei war nun in ſeinem Wahnſinn dahin ausgeartet, daß er jedes Buch, ſobald er es in die Hände bekommen konnte, mit einem Riſſe ſeines Einbandes entkleidete, um, wie er ſagte, es beſſer binden zu laſſen. Man kann denken, welche Unannehmlichkeit dies herbeiführte, wenn er Mignet in ſeinem Studierzimmer, wie es faſt täglich der Fall war, zu beſuchen pflegte. Dieſer konnte trotz der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit dennoch manches Buch nicht vor den Händen Schubarts ſchützen. Hatte man ihm heute neue Kleider geben laſſen, ſo waren ſie oft am andern Tage ſchon wieder beſchmutzt und zerriſſen; dies war vorzüglich mit Schuhen und

Strümpfen der Fall. Der Bediente erhielt dann ſogleich den Auftrag, ihn abermals mit neuen zu verſehen; Schubart pflegte gewöhnlich den Bedienten in die Magazine zu begleiten, wo die Einkäufe für ihn gemacht wurden, aber dann blieben auch die Reclamationen der Kaufleute nicht aus, denen er ſtets einige Gegenſtände heimlich zu entwenden pflegte.

Trotz aller dieſer Unannehmlichkeiten behielt Mignet dieſe Vormundſchaft, und Thiers entzog ihm, wie er mir betheuerte, ſeine thätige Beihülfe nicht, bis der unglückliche Mann geſtorben war.

Mignet beſchäftigt jetzt ein großes geſchichtliches Werk, das er auf Koſten der Regierung herausgibt. Es führt den Titel:

Négociations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.

und iſt nach den im königlichen Staatsarchive vorhandenen Documenten bearbeitet. Es wird nicht in den Buchhandel kommen. Die Einleitung hat Mignet für ſeine Freunde beſonders abdrucken laſſen; ſie gibt Aufſchluß über dieſe mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße und der gründlichſten Forſchung ausgeführten Arbeit des berühmten Geſchichtſchreibers.

Er ſprach mit vieler Beſcheidenheit von dieſer wichtigen Arbeit, ohne jedoch die Mühe zu verſchweigen, die er darauf verwendet hatte.

Ich verließ Mignet mit einem Gefühle, das uns ſonſt einem jungen Pariſer Schriftſteller gegenüber nicht anwandelt. Es ſprach ſich in ſeinem Weſen eine gediegene Würde aus, die ſich gleich fern von dem pedantiſchen Stolze eines Stubengelehrten, wie von dem zurückſtoßenden Weſen eines Parvenüs hält. Es war hier jene von wahrer und tiefer wiſſenſchaftlicher Durchbildung erzeugte Milde anzutreffen, mit einer feinen Laſur Pariſer Weltbildung übergoſſen; eine ſo reizende und wohlthuende Vermiſchung, als ſie nur angetroffen werden kann.

Ich werde den Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf mich machte, nie vergeſſen.

2.

Am andern Morgen waren wir glücklicher; Madame ſchlief nicht und wir traten unangemeldet in das kleine, ſeltſam ausgeſchmückte Boudoir der Dame, wo ſie, umgeben von einigen jungen Schöngeiſtern und Kritikern, auf dem Divan ſaß.

Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerſt wieder aufgebrachten **Pompadour-Geſchmacks**, jedoch nicht in ſeiner koſtbaren Reinheit, ſondern mit einigem Gout de la Renaissance und andern fremdartigen Elementen untermiſcht. Es war nichts aus einem Stück davon, und man hatte zu allerlei Ausſchmückungen ſeine Zuflucht genommen, um die Möblirung zu vollenden. Man ſah einen modernen Flügel, moderne Tiſche, antike Lehnſtühle, ein paar incruſtirte Schränke, wie ſie die Mode nennt, herrliche Blumen in Töpfen und Vaſen, chineſiſches Porzellan in großen Stücken, einige alte Gemälde in uralten Rahmen, Seltenheiten und Curioſitäten, wie ſie das Gewölbe der **Marchands de bric à brac**, unſern Trödlern gleichbedeutend, zieren. Dazwiſchen hingen an den Wänden Crucifixe, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Angedenken, nicht fähig, als Schmuck der Wand, an der ſie hingen, gelten zu können, wohl aber mit ſüßen oder ſchmerzlichen Erinnerungen die Beſitzerin zu erfüllen, wenn ihr Auge unwillkührlich darauf fiel. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs ſprach das ſchwärmeriſche Gefühl, das die Schriften Georges Sands erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelaſſen und warfen ein zauberiſches **Clair-obscur** in das Gemach; es hatte nur ein Fenſter. In einer faſt dunkeln Niſche, blau und weiß zellartig drapirt, ſaß in den weichen hohen Kiſſen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit ſehr großen braunen hervortetenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirne dicke ſchwarze Locken, mit farbigen Schleiſen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt geſteckt, nach Art der Landmädchen in gewiſſen Gegenden Italiens, welches denſelben ein faſt männliches Ausſehen gibt. Ihre Kleidung beſtand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwiſchen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; ſie ſaß ungezwungen, eine kleine Porzellanſchaale im Schooße, woraus ſie kleine Blätter nahm, die ſie in zierlich zugeſchnittenes Papier wickelte; wenn ſie ſprach, zeigte ſie ihre großen weißen Zähne, und eine ſtarke, etwas gebogene Naſe verlieh ihrem Geſichte einen Ausdruck von Entſchloſſenheit, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlte. Es war eine ſchöne Vermiſchung der Schönheiten beider Geſchlechter in dieſem Kopfe, allein die Zierlichkeit deſſelben und die Anmuth der Bewegungen gaben hier den Ausſchlag, und man mußte einer ſchönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieſer Gränze kann nur eine Franzöſin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit

Schaudern daran, ähnlichen Naturſpielen im Vaterlande begegnet zu ſein. Madame Dudevant iſt nichts weniger, als was man ſich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht ſie als Weib den Uebergang zum andern Geſchlechte, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Man ſprach von den neueſten Erſcheinungen der Literatur.

„Ach, Jocelyn!“ rief ſie aus, „welch ein Werk, welch ein Gedicht! Wie beneid' ich die Glücklichen, die in Verſen ſchreiben können, das iſt die Weihe des Dichters! Unſere arme Proſa iſt das Gewand des Bettlers — es iſt nichts! Wie groß iſt Lamartine!“

Man ſuchte ſie zu widerlegen; man ſprach von ſchöner Proſa, von ihren Werken, ohne jedoch in fade Schmeichelei auszuarten; ſie wollte davon nichts wiſſen und bleib dabei, daß man nur in Verſen Dichter ſein könne.

„Nur was erfunden iſt, ſei ſchön!“ rief ſie, „ſie haſſe alle Beſchreibungen und könne ſich nie dazu entſchließen, Reiſen und dergleichen zu leſen. Sie brauche bei ihren Arbeiten keine Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung, irgend eine oberflächliche Kenntniß ſei ihr genug, ihren Erfindungen das Colorit zu geben; nähere Details in dieſer Hinſicht verſchmähe ſie ſtets."

Nach dieſen Aeußerungen mußte es mir unangenehm ſein, daß Marmier, der Redakteur der **Revue germanique**, der zugegen war, von meinem Buche über Tirol zu ſprechen anfing und es ihr zur Lectüre empfahl, da ſie eben mit der Ausarbeitung eines Romans beſchäftigt war, deſſen Schauplatz jenes Gebirgsland iſt. Er meinte, bei dieſem Stoffe dürfte eine locale Färbung allerdings der Darſtellung einen bedeutenden Reiz hinzufügen.

Sie wandte ſich hierauf anmuthig nach mir, um mich zu fragen, ob mein Werk überſetzt ſei; dann — als ich es verneinte — beklagte ſie, es nicht benützen zu können und ſich mit Mercey begnügen zu müſſen. Sie wollte wiſſen, was ich von ſeinem Buche halte.

Ich lobte die pittoreske Seite deſſelben, und da ihr nichts an der Genauigkeit in den Angaben zu liegen ſcheine, ſo glaubte ich, daß Mercey ihr trotz ſeiner vielen Unrichtigkeiten dennoch gute Dienſte leiſten könne. Ich mußte ihr dann noch Einiges von Hofer erzählen, und Marmier verſprach zum Schluſſe, das ihn Betreffende aus meinem Buche nächſtens für den **Impartial** zu überſetzen, wo er ſo eben auch die Einleitung meines Münchener Panorama's hatte abdrucken laſſen.

Wir ſprachen von deutſchen Schriftſtellerinnen. Ich erwähnte Rahels und Bettina's, dieſer neuen, ſo glänzenden Erſcheinungen; ihre Namen waren nie bis hierher gedrungen, die liebenswürdige Madame Dudevant wußte nichts von ihnen, die anweſenden Franzoſen hatten keine Ahnung davon — nur Marmier kannte ſie vom Hörenſagen.

Nur eine deutſche Schriftſtellerin war dieſem Kreiſe bekannt; es war nicht die Schoppe — deren Kinderſchriften man jetzt zu überſetzen anfängt — nicht die Hanke, nicht die Schopenhauer, nicht die Gräfin Hahn-Hahn, nicht Caroline Pichler, nicht Agnes Franz, nicht die Birch-Pfeiffer — es war die Frau von Chezy, die Chezy einzig und allein, die von der allerliebſten Dudevant außerordentlich geliebt wurde. Sie lächelte über die Toilette und über das Benehmen derſelben, aber ſie war entzückt von dem Fond von Poeſie, die unbeſtreitbar in ihr ſchlummert, und ſah ſich hingezogen zu ihrem liebevollen Gemüthe. Es empörte ſie zu hören, wie unglimpflich man über dieſe Frau hie und da in Deutſchland urtheile. Sie hatte ſie während ihres Aufenthalts in Paris oft geſehen und ſich ihres Umgangs wahrhaft erfreut.

Am unglücklichſten war es der Frau Chezy in München ergangen; aber wer dieſe Stadt kennt, wird auch wiſſen, daß man dort gerade für die

Poeſie jener Frau nicht die geringſte Empfänglichkeit beſitzt.

Zwiſchen dem Muſiker Liſzt und Madame Dudevant herrſcht ein höchſt empfindſames Verhältniß: die Briefe, die ſie ihm aus der Schweiz geſchrieben und die in der Revue des deux Mondes abgedruckt erſchienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie ſprach mit großem Antheil von ihm und wollte ihn im nächſten Sommer in der Schweiz beſuchen. Trotz ihrer Verbindungen mit jungen Männern, ſoll Madame Dudevant — frei und unabhängig wie ſie iſt — ihr Herz ſehr rein erhalten und Niemand aus ihrer nähern Umgebung ſich einer vertrauten Gunſtbezeugung zu rühmen haben. Ihre früheren Schickſale waren ſtürmiſch bewegt, ſie kennt das Herz und die Menſchen, und aus der Vereinigung dieſer Kenntniß mit einem ſchönen warmen Gefühle, einer großen Tiefe der Empfindung und einer reichen Phantaſie, entſtehen eben die wunderbaren Gemälde, ſo einfach und wahr und ergreifend, die ſie in dieſem Augenblicke zu einer ſo bedeutenden Erſcheinung in der Literatur machen.

Das Geſpräch hatte eine ziemlich lange Zeit gedauert und Madame Dudevant war mit der Arbeit zu Ende, deren ich ſchon vorhin Erwähnung gethan. Sie holte jetzt zwei tüchtige Cigarrendoſen aus dem Schranke und ſteckte die kleinen Papierwickel ſorgfältig hinein, denn was ſie bis dahin gemacht hatte, waren nichts anders als kleine ſpaniſche Papiercigarren, die ſie für die eigene Conſumtion verfertigte.

Während der Arbeit hat nämlich Georges Sand die Gewohnheit zu rauchen.

„Es ſtrengt mich wohl an," ſagte ſie, „ſechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu ſitzen und zu ſchreiben — zu ſchreiben — während Kopf und Seele arbeiten — daß mir das Blut zu den Augen herausſpritzen möchte. Viel leichter denk' ich mir das Dictiren, auf- und abgehend im Zimmer, oder mit geſchloſſenen Augen in eine Ecdes Divans gedrückt — allein dabei würd' ich zu viel rauchen und davor fürcht' ich mich."

Sie iſt nur ſelten in Paris. Auf dem Lande iſt ſie ſo glücklich, in einer Familie zu leben, deren Mitglieder aus Zuneigung für ſie willig die Nacht zum Tage machen, wenn ſie es wünſcht; denn Georges Sand ſchreibt nur des Nachts, und mag dann nicht allein ſein. Es erfüllt ſie mit Schauder, Alles um ſich ſchlafend zu wiſſen; ihre Umgebung muß plaudernd im Nebenzimmer ſein, oder mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beſchäftigt, dann wird ihr wohl, und dann kommt ihr die Luſt zum Schaffen an. Sie ſchreibt die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen legt ſie ſich nieder und ſchläft dann bis Mittag, das heißt, was wir Mittag nennen; in Paris iſt es noch weit davon. Hierauf kommen Beſuche, dann wird Toilette gemacht, gegeſſen und ein Theater beſucht; oft wird auch in den Abendſtunden geſchlafen, um die Nacht munter ſein.

Auch in Paris haben ſich, wie ſie mir geſtand, Freunde gefunden, welche die Nacht mit ihr zubringen, und ich muß geſtehen, wenn mich nicht Theater und Soireen während meines kurzen Aufenthalts zu ſehr in Anſpruch genommen hätten, ſo würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ein Mal von der Parthie ſein zu dürfen.

Am Abende ſah ich ſie mit demſelben Kopfputze in der großen Oper; dieſelben dicken Locken mit den Bandſchleifen durchzogen, gleich der Fenella in der Stummen von Portici; Alles trug kokette Häubchen, winkende Blumenſträuße auf breitſchirmigen Hüten, wie es die lezte Mode erheiſchte — Georges Sand erſchien in der einfachſten, natürlichſten Coeffure. Der bekannte Republikaner Michel, ihr Anwalt in ihrem Scheidungsprozeß, der außer den unerläßlichen weißen Handſchuhen nichts Elegantes an ſeinem Aeußern hatte, führte ſie die Treppe hinauf, wo ſie, den Kopf lieblich rückgewendet, heitere Worte mit uns wechſelte.

Man gab die Hugenotten, dieſen harmonienſchwellenden Koloß; ein bewundernswerthes Kunſtwerk! Georg Sand iſt entzückt davon, ſie verſäumte bis jetzt keine Aufführung deſſelben.

2.

Meyerbeer wohnte im dritten Stockwerk des **Hôtel des Princes**; in jeder Stadt Deutſchlands würde er eleganter wohnen; für ein Pariſer Hôtel-meublé iſt das Appartement ſchön.

Mitten im Salon ſteht ein offener Flügel; Schreibzeug, Papier, einige Bücher liegen darauf; hier ſchafft der Componiſt in den frühen Morgen- oder Abendſtunden, denn den Tag über iſt er ſo ſehr durch Beſuche in Anſpruch genommen, die er zu geben oder zu empfangen hat, wie jeder andere Pariſer. Am fleißigſten arbeitet er wohl, wenn er im Sommer von Paris abweſend iſt.

Obgleich die Franzoſen nicht ohne Scheelſucht auf einen Deutſchen ſehen mögen, der ſich ſo ausſchließlich ihres größten Theaters bemächtigt hat, das ihr Stolz iſt, und für welches der Staat eine ſo bedeutende Summe bewilligt, um es auf ſeiner Höhe zu erhalten; obgleich dieſer Deutſche ihren nationellen Autor ganz von dieſer Scene verdrängt hat und Roſſini offenbar ſeinetwegen mit dem Publikum boudirt und ihm die lang verheißenen und ſehnlichſt erwarteten neuen Meiſterwerke vorenthält — Gründe genug, um ihm den Widerſacher auf den Hals zu hetzen — ſteht der königlich preußiſche Hofkapellmeiſter und Ritter der Ehrenlegion Meyerbeer dennoch in Paris nicht nur in einem hohen Grade von achtungsvoller Anerkennung, die ſeinem großen Talente, bei den unbeſtreitbaren Beweiſen, nicht entgehen konnte, ſondern auch im vollſten Genuſſe einer wohlwollenden Geſinnung, die er wohl hauptſächlich ſeiner Anſpruchsloſigkeit und Gutmüthigkeit zu verdanken hat, die ſich in ſeinem ganzen Weſen kund gibt.

Die härteſten Urtheile, die ich über Meyerbeer's Muſik gehört, waren folgende:

Ein berühmter Sänger der italieniſchen Oper fragte mich:

„Avez vous entendu les Huguenots?“ Ich antwortete, daß ich ſie für ein Meiſterwerk halte.

„C'est vrai,“ gab er mir zur Antwort, „mais je n'y comprends rien!“

Darauf war ihm nichts zu entgegnen und ich ſchenkte ihm willig Glauben.

Ein eiferſüchtiger Franzoſe hingegen äußerte unumwunden ſein lautes Mißfallen darüber, daß man einem Fremden, zum Nachtheil der einheimiſchen Talente, ſo ſicher Platz greifen laſſe; daß dadurch ächte franzöſiſche Muſik ungerechter Weiſe verdrängt werde; und daß es ein Leichtes ſei, mit Glocken, Schießen und allerlei außermuſikaliſchen Hülfsmitteln große Wirkung zu erzielen.

Dieſe letztere Anführung iſt indeß ungerecht, die Partitur der Hugenotten entbehrt aller dieſer Effecten, und ſie wäre eben ſo ſchön, wenn das Glockenläuten und Schießen nicht an jenen Stellen einfiele, wie es von der Handlung aus bedingt wirkt; daß der Componiſt es ſo geſchickt zu benützen wußte, und den ſceniſchen Eindruck dadurch verſtärkte, kann ihm nicht zum Vorwurf angerechnet werden, und Jeder würde wohl ein Gleiches gethan haben. Uebrigens vergeſſen dieſe Eiferer, daß ihre erſte lyriſche Scene ſchon einmal einem Deutſchen anheim gefallen war, dem Ritter Gluck, der ſie gegen einen bedeutenden Rival ſiegreich zu behaupten wußte, und daß ihre Muſik von jeher, und in neuerer Zeit insbeſondere, von deutſchen und italieniſchen Meiſtern große Vortheile zog, daß Roſſini auf ihren Geſang, Weber auf ihr Orcheſter influirte, und daß Beethoven und Haydn die Quinteſſenz ihrer geprieſenen Concerte des Conſervatoirs bilden. Dieſen Thatſachen laſſen ſich keine Widerſprüche entgegenſtellen.

Dieſe angeführten beiden Pole bezeichnen indeß ſtreng den ganzen Raum, den die Gegner Meyerbeers einnehmen; für alle andere Gehege der muſikaliſchen und nicht muſikaliſchen Welt iſt er — der gran maestro, der gelehrte Harmoniſt d'un travail consciencieux, der Schöpfer edler, originellen Melodien, der Mann von Geſchmack und Bildung.

Noch ſehr jung verließ Meyerbeer das Haus ſeines reichen Vaters, um an der Seite eines Hofmeiſters durch die Welt zu ziehen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen ſchon im Jahr 1815 zuſammen dem erſten Concerte beigewohnt zu haben, das die damals angebetete Catalani, bei ihrer Ankunft aus London, in Paris gab. Der junge Meyerbeer genoß damals die Ehre, mitten unter den muſikaliſchen Autoritäten zu ſitzen, für welche auf beiden Seiten der Scene Fauteuils geſtellt worden waren.

Mit der tüchtigen Grundlage des Vogler'ſchen Unterrichts, den er zugleich mit Weber genoſſen, zog er über die Alpen, um die Kunſt des Geſangs, eine von vielen unſerer neuern Componiſten ſehr vernachläſſigte Kunſt, mit Eifer zu ſtudiren. Er heftete ſich mit unermüdlichem Fleiße an die Ferſen der großen Sänger, er ſuchte ihre Spuren auf, wo er ſie fand; in der Kirche, in den Theatern, in den Salons; er ſtudirte ſie, er trug ihre Manier emſig in ſein Gedenkbuch ein; er erwarb ſich auf ſolche Weiſe einen unbezahlbaren Schatz. Nun verſuchte er ſich ſelbſt; nun begann er das zur Schau zu legen, was er erlernt, was er geſammelt; er wußte, daß es nichts Bleibendes ſei, was er auf dieſe Weiſe ſchuf, aber er wollte ſein Talent an dem Urtheil jener alten, geborenen Kenner des Geſangs prüfen, er wollte ſein eigenes Urtheil über ſeine Fähigkeiten feſtſtellen. Daß die Opern, die auf ſolche Weiſe in Italien entſtanden ſind, den Weg in ſein Vaterland fanden, erfüllte ihn anfänglich mit Schrecken, ſpäter mit Schaam; und nur die gehäſſigen Urtheile, die hie und da darüber laut wurden, ermannten ihn erſt zu dem gerechten Stolze, das Gute darin nicht ganz zu verkennen, und auch den Beifall, den ſie bei der Darſtellung in Deutſchland erhielten, für ſich im vollkommenſten Maße in Anſpruch zu nehmen.

Um ſeine ganze Kraft, ſeine erlangte Wiſſenſchaft, ſein reiches Talent, das in ihm ſchlummerte, ganz zu entfalten, bedurfte es indeß eines andern Schauplatzes für ihn, als die Scene einer italieniſchen Stadt während des Carnevals. In die Mannsjahre getreten, verließ er Italien, mit dem feſten Vorſatze, die Bahn zu verlaſſen, die er dort, um zugelaſſen zu werden, betreten müſſen. Wohin ſollte er ſich wenden? nach Deutſchland? dem armen Deutſchland, das ſo wenig Vertrauen zu ſich ſelbſt hat, und nur zögernd eine Gabe empfängt, und ſich ſo gern vom Auslande Geſetze vorſchreiben läßt? nach Deutſchland, wo ſelbſt Hoftheaterintendanten lieber nach ausländiſchen Partituren greifen, um das Honorar an Dichter und Componiſten zu ſparen? Unſere armen Theaterdirectoren! dieſe kleinlichen, abhängigen, gebundenen und doch ſo tyranniſchen Machthaber, die das Publikum verachten und vor ihm zittern; dieſe komiſchen Widerſprüche! öffentliche Perſonen ohne Oeffentlichkeit; Vorſteher von Kunſtanſtalten ohne

Begriff. Nun, Liebe für Kunſt und Künſtlerweſen, welche die Gunſt oder ein unbeſtimmter Trieb zu dem machte, was ſie vorſtellen, und die erſt im Couliſſen- und Comödianten-Klatſche ſich zu dem heranbildeten, was ſie ſind!

Meyerbeer that recht, ſich ſolchen trefflichen Croaten nicht zu überlaſſen. Ein armer Teufel hätte keinen andern Ausweg gewußt; allein der Himmel ſchenkte dem reichen Meyerbeer zu ſeinem Talente auch noch eine Million! wahrlich keine ſchlechte Zugabe. Dieſe Million verhalf ihm dazu, daß er den beſten Unterricht haben konnte, daß er von Jugend auf ſich nicht mit Erbärmlichkeiten umgeben ſah, ſondern gleich eine Luft athmete, die ihn auf der [illegible] hob; dieſe Million ließ ihn noch jung, und das warme Herz jedem ſchönen Eindruck offen, an der Seite eines ſtrenge gewählten Hofmeiſters die intereſſanteſten Städte Europa's durchſtreifen und Alles hören und ſehen, was damals berühmt war und entzückte; dieſe Million ſetzte ihn in Stand, ein ungebundenes

Künſtlerleben in Italien zu führen und Studien zu machen, die erſt dann — nach der angenommenen Methode — für uns Werth erhalten, wenn ſie die Alpen zurückgemeſſen. Mit dieſer Million endlich durfte er nicht Deutſchland ſeine erſte Oper anbieten, die er bei ſeiner Rückkehr aus Italien in Bruſt, Herz und Kopf trug, um ſie auf irgend einem unſerer Theaterchen, in irgend einer kleinen Stadt unvollkommen aufgeführt zu ſehen und dabei ſelbſt den Taktſtock führen zu müſſen; ſein Geld bewahrte ihn vor dem Schmerz, die müden Dirigentenarme nach der Aufführung raſtlos ſinken zu laſſen, und ſie dann nur zu erheben, um ſich die Thränen verzweifelnd aus den Augen zu wiſchen. —

Ich bin weder geldgierig noch neidiſch, aber wär' ich Künſtler, ich könnte Meyerbeer um ſeine Million beneiden. Gibt es ja doch ſogar fanatiſche Thoren unter uns, die ihm auch daraus ein Verbrechen machen wollen!

Meyerbeer wandte ſich nach Paris, um dort ein Werk auf die Scene der großen Oper zu bringen. Das war nicht leicht; er mußte mehrere Jahre dort leben, er mußte ſich Freunde erwerben, er mußte ſich über ſeine Anwartſchaft ausweiſen, bis er zum Ziele gelangen konnte. Wohl ihm, daß er es konnte! Daß er ſich nichts erſchlichen hat, beweiſen die 150 Vorſtellungen ſeiner Erſtlingsoper, der Succeß ſeiner neuen. Robert wird dauernd auf dem Repertoir bleiben; ſchon ſind vier Jahre vorüber ſeit ſeinem Erſcheinen, und noch immer füllt er das weite Haus, noch immer trägt er 10,000 Franken der Caſſe ein; die Stumme von Portici, als die beliebteſte Oper der neuern Zeit, hat dieſen Erfolg in Paris nicht erlebt. Wie erſprießlich dem Meiſter ſeine 80,000 Franken Renten ſind, bewies ſich aber auch bei dieſer Gelegenheit. Erſt nach vier Jahren durfte er wieder mit einer neuen Oper: den Hugenotten erſcheinen. Solche Werke laſſen ſich aber nicht vier im Jahre liefern, ſondern man braucht wohl vier Jahre, um ſie zu empfangen und niederzuſchreiben; und überdies würde auch die große Oper nicht in kürzerer Friſt ſolche Rieſenwerke von demſelben Componiſten zulaſſen. Was jedoch Robert ſeinem Schöpfer eintrug, war nicht im Stande, Jemand vier Jahre lang in Paris freizuhalten, ſelbſt wenn er ſo einfach leben wollte, wie Meyerbeer. Der ganze Vortheil belief ſich auf 40,000 Franken für ihn und den Dichter, ich weiß es aus Beider Munde; mithin für einen Jeden 5000 Franken im Jahre. Aber was iſt das in Paris? und wo iſt der glänzende Gewinn, den doch ein Werk hätte abwerfen müſſen, das einen ſo ſeltenen ungewöhnlichen Erfolg hatte? Dank ſei es aber wieder ſeinem Reichthum, Meyerbeer konnte ruhig zuſehen, und das Deficit in ſeinem Budget aus eigenen Mitteln decken; er durfte nicht Paris verlaſſen, um wie arme deutſche Componiſten ſich mit den Choriſten abzuplagen und den Taktſtock zu ſchwingen.

Gleichwie im Robert, ſo war auch in den Hugenotten eine ſolche Maſſe von Muſik, daß man mit dem, was bei den Proben weggeſchnitten werden mußte, noch eine recht umfangreiche Oper gehörig ausſtatten könnte. Allein ſo wie Meyerbeer ſeine Coupuren aus dem Robert nicht für die Hugenotten verwendet hat, ſo wird er auch die aus der letztern Oper nicht für ſeine neue verwenden. Darin handelt er mit einer wahrhaft deutſchen Gewiſſenhaftigkeit: jetzt ſtrömt ihm noch der Gedanke reichlich genug, ſagt er, und er liebt es, ſeine Schöpfungen aus einem Guſſe entſtehen zu ſehen, und verſchmäht die Moſaikarbeit. Sollte ihn einmal die ſchaffende Phantaſie verlaſſen, ſo hofft er erſt aus den weggelegten Bruchſtücken ſeiner jetzigen Periode Gebrauch zu machen, und wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn er es nicht thäte; denn nicht das Schlechteſte der Partitur iſt es, was bei den Proben geſtrichen wird, ſondern das, was die Einrichtung der Scenen, die Oekonomie der Vorſtellungen, die gebieteriſche keit der Darſtellung überflüſſig macht. Ich hörte von vielen Seiten mit großem Bedauern eines Trio's von Frauenſtimmen erwähnen, was auf dieſe Weiſe den Muſikfreunden entzogen wurde und ein Meiſterſtück ſein ſoll.

Gleichgültig konnten indeß dieſe Anforderungen der Regiſſeure und der theatraliſchen Nothwendigkeit unſern Meiſter nicht laſſen, und er wurde mir geſchildert, bleich, aufgelöſt, wie vernichtet, mit gefalteten Händen bei den Proben daſtehend und kaum vernehmend, was wohlmeinende Freunde, um ihn aufzurichten, ihm von ſeinem nahe bevorſtehenden Triumphe in's Ohr raunten. Die erſte Mitternacht nach der Aufführung machte dieſe Freundesſtimmen zur Wahrheit und erhoben ihn wieder. Dieſe Leidenſchaftlichkeit für ſein Werk, für ſein Kind ziemt dem Künſtler, dem Vater! wer dieſes Feuer in der Bruſt nicht beſitzt, bringt ſich um den ſchönſten Genuß, auf ſeine Mitwelt mächtig zu wirken; denn was das Bewußtſein des Beſitzes und Erbeutetes hat, mit Ruhm unter den Lebenden zu wandeln, iſt der höchſte Genuß auf dieſer Erde. Wer das Leben der Meiſter in der alten Kunſtzeit kennt, weiß, wie ſehr ſie dieſem Ziele nachſtrebten, welche Opfer ſie brachten, welchen Weg ſie einſchlugen, wie ſie von einer edeln Eiferſucht bis auf den Tod gepeinigt wurden, und welche Handlungen und welche Werke ihnen dies eingab. Wir wollen es unſern neuern Künſtlern nicht zu hoch anrechnen, wenn ſie etwas von dieſen Elementen in ſich tragen, die ſich in unſerer Zeit in mildern Strahlen brechen und ſtatt des flinken Stilets des italieniſchen Mittelalters andere Hebel in Bewegung zu ſetzen wiſſen.

Dies zur gerechten Entſchuldigung für Viele, die von der ſeichten Philiſterei unſerer Tage ſo breit und mißwollend beurtheilt werden.

4.

Brr! Ich habe mir dieſen Morgen eine ſtarke Emotion bereitet. Ich habe ſie vor mir gehabt die fürchterlichen Köpfe Fieſchi's, Lacenaire's, Avril's; ich komme ſo eben aus Finſterniß und Leichendunſt! Noch ganz voll von dem Eindrucke eile ich zu Freunden, zu Freuden; der Tag iſt mir verdorben, das fühle ich!

Und ſie waren nur von Wachs, nur Wächſerne befühlt' ich mit dieſen Fingern, beſah ich mit dieſen Augen, und doch war es ſchrecklich genug. Der Künſtler hatte ſie treu nach den Originalen gegoſſen, als noch das Blut kaum geronnen war, als noch die Muskel zuckte, — als noch — wie ſchrecklich! — der Schmerz vielleicht darin fortwährte — das arme Gehirn darin dachte. Man weiß von anatomiſchen Präparaten her, die wohl Jeder geſehen hat, wie täuſchend ſich Fleiſch, Fett, Blut, Ader, Flechſe Sehne in Wachs wiedergeben laſſen; dieſes Schwellen, dieſer Glanz; es iſt Alles ſo weich, fett, kraus, glatt! was uns an Wachsfiguren ſo abſchreckend vorkommt, das Todte, das iſt eben hier in der Nachahmung deſſelben ſo traurig wahr. —

Ich nahm Fieschi's Kopf in die Hand. Die erſten Bilder, die man von ihm verbreitet hatte, ſehen ihm nicht im geringſten ähnlich; der Himmel weiß, welches Geſicht jenen Bildern geſeſſen hat. Man ſprach davon, daß ein armer Bilderhändler den Witz gemacht habe, den alten Stein mit Louvel's Porträt, der ihm noch da lag, ſchnell mit einer neuen Unterſchrift abdrucken zu laſſen. Die letzten Bilder hingegen, die man erhielt, waren nicht ohne Aehnlichkeit, allein es waren die Chargen von Fieschi's Zügen; Alles darin ſtreift an Karrikatur. Wäre dies nicht, ſo müßte der gewaltſame Tod, den dieſer Menſch erlitten, ſeinen Zügen eine Verwandlung aufgedrückt haben, die ſehr zu ihrem Vortheil gereichte. Wüßte er es, ſo würde dies der Eitelkeit, die ihn beſeſſen, eine angenehme Nahrung geben; es iſt nur Schade, daß dies Verſchönerungsmittel als Toiletten-Kunſtgriff keine Anwendung finden kann.

Das Beſonderſte an dem Kopfe, den ich in der Hand hielt, war der unterſte Theil deſſelben.

Wir haben wohl ſchon oft in Bildhauer- oder Maler-Werkſtätten Todtenmasken betrachtet; an den Kopf ſchließt ſich der Hals, und das Ganze endet ſchön geglättet von der Hand des Künſtlers, der den Anfang der Schultern, den Nacken, ein Stück von der Bruſt wohl ausgebildet hinzugefügt hatte — hier war es anders. Dieſer Kopf endete ſchnell, plötzlich, unter dem Kinn war Alles aus; dies machte einen befremdlichen Eindruck, es war aber gewiß ganz treu nach dem Original. Das Beil war in das Genick gefahren und hatte nur den Kopf abgeſchlagen, der ganze Hals war an dem Rumpfe geblieben. Aber die Muskeln, die Drüſen waren dem Eiſen nachgequollen, das ſah man deutlich, es war keine Ebenheit ſichtbar; unförmliche Klumpen drängten ſich überall hervor und gaben dieſem Kopfe eine widerwärtige Eigenthümlichkeit.

Wie ſie nun ſo ruhig ſchlummerten, dieſe Züge! noch ſo kurz — und ſie blickten nach dem einen Auge der Ninna Laſſave, dem Sterne dieſes unruhvollen Lebens, um Troſt und Freude darin zu finden, während das Beil ſchon bereit war, das ihm in den Nacken fahren ſollte. Einen Frank zahlte man, um alle Köpfe zu ſehen; ich ſchenkte dieſem Einen nur Aufmerkſamkeit und entfloh aus dem dunkeln, mit Kerzen ſpärlich erleuchteten Zimmer.

Paris hat dieſem Kopfe ſeine jetzige Ruhe zu danken; es iſt gewiß, daß der Schauder, den die Höllenmaſchine in den Gemüthern hervorrief, ſie empfänglicher für die ſtrengen Anordnungen machte, welche die dringende Gefahr hervorzurufen ſchien, und die noch immer fortbeſtehen.

Draußen war es ſonnig; einer jener ſeltenen Lichtblicke, die mich — während ich in Paris war — erfreuten. Ich wollte ſie benützen und ging den Boulevard hinab zu Daguerre's Diorama. Vor einigen Jahren habe ich einen ſchönen Morgen hier verlebt, den ich in meinem Pariſer Album beſchrieben. Wäre ich ein anderer Schriftſteller, als ich bin, ſo dürfte ich vorausſetzen, Einer oder

der Andere in Deutſchland erinnerte ſich des Albums und jenes Morgens, der ein Frühſtück bei Daguerre von mir gekauft wurde. Es war eine himmliſche Idee, jenes Frühſtück.

Damals hatte Daguerre bei der Darſtellung des Chamounithales zu Hülfsmitteln ſeine Zuflucht genommen, welche ihm die Künſtler zum Vorwurf machten. Es war eine Vermiſchung von Täuſchung und Wirklichkeit, die den beſten Eindruck hervorzubringen im Stande war; wirkliche Bäume, wirkliche Mauerſteine mit Mehl ſtatt des Schnees beſtreut, vorn eine gebaute Hütte, Geräthſchaften aller Art, eine lebendige, meckernde Ziege, und dann das trefflich ausgeführte Gemälde, ſo daß Niemand anzugeben vermochte, wo die Wirklichkeit aufhöre und die Täuſchung beginne. Man warf ihm mit vollem Rechte ein: daß dies keine Malerei mehr zu nennen ſei; er aber erwiderte darauf: ſeine eigentliche Aufgabe ſei die größte Täuſchung in der Nachahmung der Wirklichkeit, und es ſei ihm gleich, wie er zu dieſem Reſultate gelange.

Jetzt iſt er davon zurückgekommen. Ich ſah abermals eine Schweizergegend, allein ohne alle jene Hülfsmittel. Es war das Thal von Goldau, vor dem Bergſturze. Vor uns das friedliche Dörfchen, von nahen und fernen Gehöften und Meiereien umgeben, der See, der Wildbach, der Rigi, der Roßberg, die fernen Gletſcher, ein heiterer Himmel! Alles im höchſten Grade natürlich nachgeahmt; wir vermeinen, nur einen Schritt vorwärts thun zu müſſen, um uns in der lieblichſten Schweizergegend zu befinden, deren reine Luft uns erquickend anweht. Wir ſehen auf viele Stunden weit in die ſchönſte Schöpfung Gottes, und vergeſſen ganz, daß wir uns in einem kleinen Hauſe des Boulevards, in einem nur mäßigen Saale befinden. Nach und nach verfinſtert ſich das Bild, in dem dunkeln Hintergrund leuchten Blitze, die bald ſtärker werden; rechts ſenkt ſich der Gipfel des Berges; ein halber Schein erhellt die Scene; ein gräulicher Tag erlaubt uns nun, die Gegenſtände wieder wahrzunehmen; Goldau iſt verſchwunden; der See iſt ausgetreten; der Wildbach tobt und ſchäumt; große Felſentrümmer füllen den Abhang und einen Theil des Thales, aus dem im Vordergrunde, wie durch ein Wunder gerettet, die freundliche Hütte, mit Weinlaub umzogen, noch hervorragt, während dicht daneben Alles in Schutt und Graus begraben liegt. Dieſe ganze Verwandlung geſchieht blos durch die Beleuchtung, die jetzt nach und nach wieder in den hellen, freundlichen Tag übergeht, und uns Goldau, die Gehöfte, den See, das Bächlein, den Berg im ſchönſten Lichte und im beruhigendſten Zuſtande zeigt. Dies konnte nur Daguerre's Meiſterhand. Das arme Goldau aber erſtand nicht wieder und liegt für ewig unter Trümmern des Berges begraben. —

Als ich mich von hier zu dem andern Ende des Saales begab, war ich — der ich doch an dieſe Täuſchungen gewöhnt bin — im erſten

Augenblicke der Meinung, ich ſei irre gegangen und trete in einen gothiſchen Gang, bis ich im Hintergrunde Kanzel und Altar entdeckte, und nun mich erſt darin zurecht fand, daß ich abermals ein Daguerre'ſches Bild vor mir habe.

Es war das Schiff einer Kirche; Gemälde an den Pfeilern und Seitenaltären; der Hochaltar; die Kanzel; ein Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitet; durch die obern Seitenfenſter fällt ein bläulicher Tagesſchein auf die Emporkirchen; die Glasgemälde des Chors ſtrahlen im hellſten Glanze. Bald wird es draußen dunkler, lange tiefe Schatten werfen ſich in die Gänge; das Gewölbe verſchwimmt in Grau; die Pracht der Glasmalereien erliſcht. Sieh da! ganz hinten im Chore verbreitet ſich ein matter Schein; die Kerzen und die Lampen am Hochaltare werden angezündet, es wird immer heller; bald ſchimmert Alles dort unten in mährchenhafter Pracht; die ganze Kirche füllt ſich mit Betenden; knieende Gruppen; neue kommen hinzu; der meſſeleſende Prieſter, die

Miniſtranten, Alles wird von dem künſtlichen Lichte der Kerzen und Lampen beſtrahlt, nur hoch oben — ſeitwärts — bricht noch ein matter grauer Schein und läßt die vordern Emporkirchen ſich grell von dem Uebrigen abſcheiden, da dorthin die Beleuchtung des Chores nicht wirken kann. Eine Wahrheit, eine Treue, die man nur anſtaunen kann!

Auch dieſe Verwandlung zeigt ſich auf einer und derſelben Leinwand, blos durch die Wirkung des durchſcheinenden Lichtes; es iſt durchaus hier von keiner materiellen Verwandlung die Rede, wie ſolche auf dem Theater ſtatt findet. Dies Gemälde macht einen noch wunderbareren Eindruck als das frühere, und ich verließ das Diorama mit einem ſo heitern Gefühle, daß mein Abenteuer bei den Wachsköpfen gänzlich aus meinem Gemüthe verwiſcht war, und ich mit ſorgloſer Ruhe mich zu dem nahen bürgerlichen Reſtaurant Deſſieur ſetzte, um mich an den friſcheſten Auſtern zu erlaben, die mir jemals in Paris vorgeſetzt wurden. Ich nenne Deſſieur den bürgerlichen Reſtaurant, weil vorzugsweiſe die Mittelclaſſe hier ihre Corpsdiners und Hochzeitmahle hält; aber dieſe Leute ſuchen das Solide.

5.

Ich wollte Roſſini beſuchen, der einige Wochen ſchon das Zimmer hütete, und im Vorbeigehen mir ein Billet zu der neuen Oper von Mercadante „**I Briganti**“ löſen, die für uns Deutſche eine doppelte Anziehungskraft ausübte, da ſie bekanntlich den Räubern von Schiller nachgebildet iſt; der Librettoverfertiger, Herr Crescini, nennt ſein Werk ſehr ſtolz „**Melodramma Serio in tre parti.**“

Allein wie man bei dieſen neuen Vorſtellungen nur durch Protection zu einem Billet gelangen kann — es war bei den Hugenotten der gleiche Fall geweſen — indem die Plätze immer ſchon auf viele Wochen vorausbeſtellt ſind, ſo mußte auch hier mein wackerer Freund, der vor wenigen Wochen in München geſtorbene Santini, Rath ſchaffen, der mir für zwölf Franken einen Sperrſitz hinter dem Orcheſter beſorgte, indem ich ſonſt gleich den andern Armen mit leeren Händen hätte abziehen müſſen. Obgleich der gewöhnliche Preis eines ſolchen Billets nur ſieben Franken beträgt, ſo gab ich doch mit Freuden faſt das Doppelte dafür hin, um nur die Oper zu hören zu bekommen, denn ſie wurde nach dieſem Abende in dieſer Saiſon nur noch einmal gegeben, und das war zum Vortheil Tamburini's, und hierzu ein Billet zu erlangen durfte ſich ein armer Erdenſohn meines Gewichtes nicht einfallen laſſen.

Mit meinem beglückenden Billet in der Taſche ſtieg ich die ſechs Treppen in dem Theater **des italiens** hinauf, bis zu dem engen, langen Gang, der nach dem Appartement des großen Maeſtro führt. Der Bediente ſagte mir, daß er noch nicht zu ſprechen ſei, er läge leidend im Bette, ich könnte aber nach drei Uhr, zu jeder Stunde wieder kommen, da er ſicher nicht ausginge und den ganzen Tag empfangen würde.

Eine ſauere Mühe, ſechs Treppen vergebens hinaufgeſtiegen zu ſein; allein was war zu thun? ich mußte mich fügen.

Es iſt eine Marotte Roſſini's, hier zu wohnen; daß er es aus Geiz thue, kann ich nicht glauben; vielleicht geſchieht es, um anzudeuten, daß er auf dem Gipfel des italieniſchen Theaters throne; denn dies iſt in der That ſein Platz.

Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, wiederzukommen. Der Maeſtro war bereits aufgeſtanden und ſaß in einem braunſeidenen Schlafrock, der mit hellrother Seide gefüttert war, auf dem Divan, vor dem eine ſpaniſche Wand ſtand um den Zugwind von ihm abzuhalten. Das Gemach war ſehr einfach möblirt; von Muſik, Inſtrumenten und Noten war nicht das Geringſte zu erblicken. Auf einem Tiſche, der im Winkel ſtand, lagen einige Bücher und Journale. Obgleich noch im Schlafrocke, hatte Roſſini doch ſchon die übrige Toilette vollendet. Seine Perücke war aufgeſetzt, ſein Bart, der rings um das Kinn läuft, ſorgfältig gekämmt.

Seine Corpulenz hatte abgenommen und das Geſicht war mager geworden, wodurch die Naſe bedeutender hervortrat. Die Züge waren noch immer angenehm und das ganze Weſen des Meiſters fein und einnehmend. Roſſini iſt noch immer eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung.

Er erkundigte ſich nach dem Zuſtande der Muſik in Deutſchland; er ſprach von ſeinem Aufenthalte in Wien; ſeitdem hatte er wenig mehr von uns erfahren. Er gedachte ſeiner Relationen mit dem Kapellmeiſter Weigl, und lobte die große Zuvorkommenheit deſſelben. Er habe ihn immer nur von Gewaltſchritten zurückhalten müſſen, ſagte er, zu welchen ihn der übergroße Eifer hingeriſſen. Er wollte keinen ſonſt tauglichen Muſiker um das Brod bringen, der vielleicht nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge paßte, aber Weigl ſei ſtets damit bald fertig geweſen. Wien habe einen ſchönen Eindruck auf ihn gemacht, und er bedauerte es ſehr, nicht auch andere deutſche Hauptſtädte kennen gelernt zu haben. Ich ſprach ihn vor ſeiner Reiſe nach Frankfurt, wo er jedoch nur einen ſehr vorübergehenden Aufenthalt machte. Er fragte angelegentlich nach Spontini, und wunderte ſich über das, was ich ihm von der Agnes von Hohenſtaufen mittheilte, die, wie die Sage geht, nun endlich vollendet werden ſoll. Es klang ihm wie ein Mährchen. Von Mendelsſohn-Bartholdy wußte er gar nichts; der Name war ihm ganz fremd, obgleich doch Mendelsſohn längere Zeit in Paris gelebt hat. Bei dem verſchiedenen Streben Beider ſchien es mir natürlich, daß der Jüngere den Aelteren nicht aufgeſucht hat, und eben ſo natürlich, daß die Schmeichler und Günſtlinge, die Roſſini umgeben, ihm nie den Namen des deutſchen Meiſters genannt haben, der vielleicht auch nicht einmal ihre Aufmerkſamkeit erregte. Nach dem, was ich mit unverholener Liebe ihm von Mendelsſohn ſagte, dieſem würdigen Nachfolger Beethovens, war er höchlich überraſcht und hatte abermals etwas zu bedauern. Ich zweifle jedoch, daß er trotz dieſes Bedauerns ſich Mendelsſohns Compoſitionen wird haben bringen laſſen, um das Verſäumte nachzuholen. Es ſollte mich indeß freuen, wenn ich mich darin täuſchte. Von den Hugenotten ſchien Roſſini entzückt; ich nehme, was er mir darüber ſagte, gern für Wahrheit; es iſt ausgemacht, daß er größer iſt, als ſeine Nachahmer und ſeine Sänger; er weiß gewiß auch dieſe Muſik zu ſchätzen

Als ich ihm von den neuen Meiſterwerken ſprach, die ſeine Verehrer mit ſolcher Sehnſucht von ihm erwarteten, und die von ihm nur ſo lange zurückgehalten werden ſollen, bis ſein bekannter Proceß mit der **Académie royale de musique** entſchieden ſein würde, lächelte er bitter.

„Meine Meiſterwerke, wie Sie ſie zu nennen belieben,“ erwiderte er, „ſind fertig in meinem

Kopfe, aber aufgeſchrieben iſt noch keine Note, und der Text fehlt auch noch dazu.“

Ich glaube, daß wir von ihm nichts mehr für die Bühne zu hoffen haben. Die Triumphe Auber's und Meyerbeer's regten ihn an, den Wilhelm Tell, in einem für ihn neuen Genre, zu ſchreiben; es ſollte das erſte- und leztemal ſein, daß er ſich in dieſen Wettkampf einließ. Die Wahrheit zu geſtehen, hat der Tell in Paris nichts gemacht; wenigſtens nichts im Vergleich mit der Stummen und dem Robert. Grund genug für einen Mann wie Roſſini, ſich gemächlich auf ſeine Lorbeeren zu ſtrecken. Er iſt reich und hat Ruhm genug für's Leben; warum hier noch irgend etwas auf's Spiel ſetzen? ſo denkt der alternde Italiener, und nichts vermag ihn aus ſeinem far niente zu rütteln. Ein deutſcher Meiſter mit ſeinem Drang zum Schaffen mit ſeiner Kunſtliebe u. ſ. w. würde allerdings nicht widerſtehen, hätte er ſo mächtige Aufforderungen, wie Meiſter Joachim von Peſaro, und ſtünde ihm eine Scene zu Gebot, wie das **théâtre italien** zu Paris.

Um ſeine Gleichgültigkeit ſelbſt in das hellſte Licht zu ſetzen, führte der italieniſche Egoiſt Webers Beiſpiel an. „Ich ſagte ihm," ſprach Roſſini, „als er nach London gehen wollte, er möge zu Hauſe bleiben. Mein Gott! wie ſah der Mann aus! ſo bleich, ſo elend, er konnte faſt nicht mehr gehen! und als er nicht hören wollte, bat ich ihn wenigſtens, ſich ruhig zu verhalten, nicht ſelbſt zu dirigiren, um ſich zu ſchonen; wer that das ſonſt wohl nicht gern! aber wenn die Kräfte nachlaſſen, iſt es Pflicht, verſichtig zu ſein. Wer nicht folgte, war Weber, und ſein trauriger Tod blieb nicht aus. Ich verwunderte mich nicht, als ich es hörte, denn ich ſah ſein Schickſal voraus!" —

Roſſini bereitete ſich vor, eine Reiſe nach Italien zu machen. Zuerſt in ſein ſchönes Haus zu Bologna, das die Scale in Gold als Inſchrift trägt, und wo ſeine Frau nach langer Trennung ihn erwartet; Signora Colbran, die einſt ſo berühmte Sängerin, für die er alle ſeine Mezzo-Sopranparthien ſchrieb. Dann wollte er ſich nach Neapel wenden. Er hat viele Kirchencompoſitionen im Portefeuille, womit er ſeine frommen Landsleute erquicken will.

Beim Fortgehen machte mir der artige Meiſter ein Compliment über meine Schriftſtellerei; er beneidete mich darum, wie er ſagte, daß ich überall das Merkwürdige und Schöne aufſuche, um dann meine Landsleute davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß ein Freund ihm das in den Mund gelegt, denn Roſſini war hieran unſchuldig.

Der Muſikhändler Troupenas und der junge Hiller waren gegenwärtig; der Letztere gehört zu Roſſini's beſten Freunden und feurigſten Anhängern.

6.

Heute war ich bei Scribe; er hat ſich ein ſchönes Haus in der Chaussée d'Antin gebaut, dem Quartier der Geld-Ariſtokratie, zu welcher er ohne Widerſpruch gehört, denn er hat hunderttauſend Franken Einkünfte. Er iſt der reichſte Schriftſteller in Paris.

Ich trat in ein ſehr kleines Cabinet, wo ich Scribe von einigen ſeiner Mitarbeiter umgeben antraf. Sie ſahen nicht ſo aus, als wenn ſie hunderttauſend Franken zu verzehren hätten. Der Eine von ihnen, Brazier, ein Mann in den Funfzigen, groß und ſtark, wie ein wohlhabender Handwerksmann in Deutſchland gekleidet; der Andere, ich glaube Duport, jünger, mager, große Naſe, von markirtem Ausſehen, in modiſcherem Anzuge. Scribe iſt funfzig Jahre alt; er hatte einen Schlafrock an, der nicht eben elegant zu nennen war; ſein ſchwarzes Haar iſt bereits ſtark mit weißem untermiſcht, das Geſicht zeigt wenig den Franzoſen. Die Augen allein ſind darin ausgezeichnet; ſie liegen tief und zeigen Geiſt und Feuer an. Ein dicker, kurzer Backenbart, der nur bis zur Hälfte der Wangen reicht, und ſich ſchnurgerade am Ohre herunterzieht — eine Zierde, wie ſie längſt von der Mode abgeſchafft wurde — trägt dazu bei, ihm den Charakter eines modernen Pariſers zu rauben. Ein kleiner Tiſch war mit einem Damenſchreibzeug und einigen Heften feinen Papiers belegt, und ein paar Wandſchränke zeigten Schubladen, worauf die Worte zu leſen waren: Neue Pläne; fertige Stücke; angefangene Stücke; detaſchirte Scenen; bereits verglichene Stücke; angenommene Stücke; Opernſtoffe; zurückgenommene Stücke, u. ſ. w. Kurz man ſah, daß das Waarenlager gut aſſortirt und in Ordnung war.

Er wußte, daß er in der ganzen civiliſirten Welt die Bühne beherrſche, und daß Raupach gegen ihn nur ein Zwerg genannt werden könnte;

daß er in Petersburg und in Neu-Orleans, in Deutſchland und auf den Theatern Italiens die Leute entzücke und weinen und lachen mache, während Raupach doch ſo eigentlich nur in Berlin die Honneurs der Scene faſt einzig und allein über ſich genommen hat. In der That wußte er es noch nicht, allein ich ſagte es ihm und erzählte ihm zugleich von unſern andern dramatiſchen Dichtern der leichtern Gattung, und die hatte ich bald aufgezählt: ich fing mit Bauernfeld an und hörte mit Töpfer auf, und ließ die Uebrigen des Alphabets aus guten Gründen aus dem Spiele. Für das Melodrama nannte ich Madame Birch-Pfeiffer, für die Tragödie einige große Geiſter, von denen man keine Stücke zu ſehen bekommt, und für die natürliche Poſſe den großen Verfaſſer des Lumpacivagabundus. Er pries uns dieſer Armuth wegen glücklich und meinte, da müßte es einem tüchtigen Manne leicht werden, ſich auf den erſten Platz zu ſchwingen und Alles zu unterjochen: Bühnen, Intendanten, Publikum und die vorhandenen kleinen Lichter, die ihr ſchwaches Talent bis jetzt zu Markte brachten. Er faſelte ſo etwas hin von einem dramatiſchen Napoleon, und gab ganz unverholen zu erkennen: „ich ſollte nur über Euch kommen!“ und ſchien mir zu meinen: „ich wollte das Ganze in Pacht nehmen, ſeht nur! der dort, der durchaus nichts erfinden kann, deſſen Fabel immer ſeicht und abgenutzt erſcheint, dem ſogar die freie Anſchauung ganz gewöhnlicher Verhältniſſe des Lebens abgeht und der ſich abmüht und kreißt, und endlich etwas zur Welt bringt, was außer einigem modernen [illegible] kein Lebenszeichen an ſich trägt, der müßte mir [illegible] werden; ich würde ihn benutzen, und die [illegible] und einige Ladenhüter [illegible], welche der [illegible] einen glänzenden Mantel von [illegible] umhängten, um ſich neue Leſer zu gewinnen, aber deren ganze [illegible], die [illegible] zu [illegible], die ſich in unſern Tagen umhertreibt, bedeutungs- und farblos, die Zweideutigkeiten jungen Mädchen in den Mund legen oder trockene Späße erſinnen, wie ſie der Pantomimenmeiſter nicht mehr gebrauchen kann, müſſen gezügelt, geſchickt, und dann und wann losgelaſſen werden, um hier und da eine untergeordnete Parthie zu verarbeiten; kurz Alle müßten mir dienſt- und zinsbar werden, und ich wollte Euch zeigen, was ſich auf ſolche Weiſe leiſten läßt.“ —

Aufrichtig geſtanden: er ſagte das nicht ſo eigentlich, aber ich dachte es mir, als ich ihn mit ſeinem Collaboratoren ſprechen hörte, über ihre gemeinſamen Ideen, die geſtern in der Sitzung des Comité's der dramatiſchen Schriftſteller verhandelt worden waren; Intereſſen, wobei es ſich um 200,000 Franken handelte, woran Victor Hugo und Delavigne, ſowie der letzte Schriftſteller des letzten Theaters des Tempelboulevards wenn auch nicht zu gleichen Theilen, doch gleich betheiligt waren.

Ich lächelte still und antwortete, auch in Gedanken, vielleicht laut: Ach, guter Teufel, du haſt gut ſprechen. Das geht bei uns nicht an. Wir löſen einen Gewerbſchein bei dieſer oder jener Bühne, und dürfen keine Geſellſchaften; der Humor iſt gar nicht die Mode bei uns; der Mann ſollte einmal kommen, der Witz ſeinem Volke unterrichten wollte; und wüßteſt du's, du könnteſt es nicht lehren. Die Zeit iſt bei uns zu leicht; ich will dir das erklären; du haſt keinen Begriff davon! Franzöſiſch kann bei uns ein Jeder. Die Jungen lernen franzöſiſch wegen der bald zu erhoffenden Weltliteratur, von der ſie noch keine Ahnung haben; die Alten lernten franzöſiſch wegen der ehemaligen Weltherrſchaft unter einem Regenten; ſie wollten angeſehn ſein und es weit bringen und mit aufgeſtülptem Hute und geſtärktem Kragen in ihrer Geburtsſtadt herumlaufen und für Franzoſen gelten. Da jene Weltherrſchaft aber ſchon vorüber iſt und wohl nicht ſo bald wiederkehren wird, und es mit der Welt-

Literatur wohl auch noch ein Weilchen dauern kann. Da aber man doch einmal ihr Franzöſiſch nicht als todtes Capital wollen liegen laſſen, ſo überſetzen ſie, was das Zeug halten will; jung und alt, gut und ſchlecht; wir bekommen Alles, was ihr bekommt, und wir machen oft viel Weſens von dem, was ihr nur vorübergehend belächelt. Jede Stadt hat ihre Uebelſtände, und das ſind unſere Theaterdichter; unſere Scribe à bon marché, würdet ihr ſagen! Ich ſage Euch aber, daß das ein recht erbärmliches, troſtloſes Treiben iſt; wir ſind unſerer 40 Millionen, lauter deutſches, geſundes Kernvolk, und wenn wir unſere Gebildeten mit Staatsgeſchäften auf einen Haufen zuſammenbringen wollten, wie ihr in einer ganzen Stadt Paris, ſo kämen bei Weitem mehr als 100,000 heraus! und dieſe weit verbreitete, ungeheure Intelligenz muß ſich mit dem Abhub von eurer Tafel begnügen; ich ſage Abhub, weil das Beſte davon oft nicht einmal für uns genießbar iſt, und weil die Sudelköche es nicht genießbar zu machen verſtehen; und das iſt beſtimmt, uns zu ergötzen, daraus ſollen wir Vergnügen ſchöpfen, wir, die wir oft gar nichts haben in unſern kleinen Städtchen, wenn der lange Winter da iſt, und unſere ſchöne Natur ſchläft, als das Theater, zu dem unſere Fürſten mit Großmuth beiſteuern, um den armen geplagten Beamten, den im langen Frieden gelangweilten Offizieren, den guten fleißigen Bürgern, einen Genuß zu gewähren. Ich ſage dir, es iſt betrübt und verdrießlich, aber es wird doch nicht anders, und ſelbſt du würdeſt nichts ausrichten, wenn du auch deutſch lernteſt, um Originalſtücke zu liefern. Gott beſſer's!

Der Leſer möge mir verzeihen, daß ich ihn mit dieſen Phantaſien hier unterhalte, allein es kann ihn nicht wundern, daß ſie mir in Scribe's Cabinet anwandelten. Sie führten mich weiter: ich blickte in die Gluth des Kamins und war in Träumen verloren. Das kleine Zimmer ward plötzlich gedrängt voll. Sind das Scribe's Mitarheiter? fragte ich mich. „Ja wohl!“ ſcholl es von allen Seiten auf deutſch. Ich ſah den kleinen Angely ſich mit Purzelbäumen durch den Haufen drängen; den ernſteren Theodor Hell, den eleganten, ariſtokratiſchen Kurländer, den bühnenkundigen Koch, wie er jetzt nur ſtets genannt wird, und das Heer von Schauſpielern, die ſelbſt Hand an's Werk legen, um gute Rollen für ſich zu erwiſchen, und George Harrys und noch viele Andere, und ſie ſchrien durcheinander: meine Adele! mein Selbſtmörder! meine Clementine! meine Wahnſinnige! meine Vernunftheirath! meine Yelva! und Scribe zog ſich lächelnd zurück; als ſie aber auf den Schrank zuſtürzten, worin die fertigen, vorgeleſenen und bereits angenommenen Stücke liegen, da trat er ſchnell vor, klopfte ſie derb auf die Finger und der Spuck war verſchwunden und ich ſaß dem feinblickenden Scribe allein gegenüber, der mich aufmerkſam betrachtete.

„Vous êtes rêveur!“ ſprach er, „comme tous vos compatriotes!“

Ich ſagte ihm, was ich in der Eile geträumt hatte.

Ich wünſchte einigen Aufſchluß über ſein Verhältniß zu ſeinen Mitarbeitern zu haben. Er gab es mir.

Im Anfange, als ſein Name noch nicht jene große Celebrität hatte, ſchuf er ſeine Vaudevilles gleich den andern Theaterdichtern. Die Stoffe wurden gemeinſam verabredet, im Eſtaminet, beim Billard, wo es ſonſt ſein mochte, und dann theilte man ſich in die Ausführung: Jeder nahm, wofür er ſich das Zeug zutraute. Der Antheil am Gewinn war in dieſen Fällen gleich, ſowie der Antheil an der Arbeit es geweſen. Bald aber nahm Scribe's Ruhm ſo zu, daß er, theils um ihn für die Dauer zu ſichern, theils um auch ſeinen pecuniären Vortheil unabhängiger zu erhalten, eine andere Art und Weiſe einführte. Er kannte ſeine Kraft, die beſonders im Dialoge und in der Ausmalung der Einzelheiten beſtand. Dieſe wollte er ihrem ganzen Umfange nach in Ausübung ſetzen. Er ſtellte es daher denen unter ſeinen bisherigen Mitarbeitern anheim, die beſonders geſchickt im Erfinden der Plane waren, ihm dieſen anzugeben, und führte dann das Uebrige allein aus. So ſind ſeine beſten Stücke entſtanden. Andere jedoch, und beſonders die aus ſeiner letzten Zeit, die Operntexte, die Stücke, die dem Bereiche der höhern Komödie angehören, haben ihn nur allein zum Verfaſſer. Er ſuchte ſich immer mehr und mehr von dem Einfluſſe ſeiner Mitarbeiter zu emancipiren, von denen hingegen Einige nun auch mit Glück ihren eigenen Weg allein gemacht haben, wie Bayard und Melesville, die früher mit Scribe eine bekannte und beliebte Firma bildeten.

— — Das kleine Cabinet Scribe's glich vollkommen dem eines Geſchäftsmannes; man brachte Pakete, man holte andere, es kamen Leute, die mit ihm von Theaterangelegenheiten ſprachen, es blieb keinen Augenblick ruhig. Er kann nur in den früheſten Morgenſtunden arbeiten; nie jedoch mehr als drei Stunden täglich; iſt dieſe Zeit verſtrichen, dann iſt er für Jeden zu ſprechen.

Scribe bezieht von ſeinem Vermögen ſechzigtauſend Franken und verdient jährlich durch neue Arbeiten und die Tantième ſeiner älteren Stücke noch vierzigtauſend Franken dazu. Er hat bereits ein paar Töchter mit reicher Ausſteuer verheirathet. Er ſelbſt war nie verheirathet, obgleich er in einem innigen Verhältniſſe mit einer Dame lebt, die in der Geſellſchaft ſeinen Namen führt. Es iſt ſeltſam, daß dieſe Verbindungen ſo häufig in Paris ſind, da doch nichts erforderlich wäre, als eine Fahrt zu dem Maire des Arondiſſements, um eine vollſtändige Ehe, nach beſter Form, daraus zu bilden.

Das ſchlechte Wetter verhinderte mich, einer Einladung auf die glänzende Villa des Dichters Folge zu leiſten; und meine beſchränkte Zeit erlaubte mir nicht, ein günſtigeres hierzu abzuwarten.

7.

Ich beſuchte den Salon. Es iſt ſo viel in deutſchen und franzöſiſchen Blättern, in ausführlichen Artikeln und in ſeichtem Kunſtgeſchwätz darüber verlautbart worden, daß Alle, die ſich dafür näher intereſſiren, hinlänglich darüber au fait geſetzt ſind. Ich will und kann nur oberflächlich ſein und die Eindrücke ſchildern, die ich hier empfing. Es iſt Sitte, die Ausſtellung der Werke lebender Künſtler, wie man in Paris zu ſagen pflegt, obgleich in dieſem Jahre leider Einer der Erſten — Robert — nicht mehr darunter zu zählen iſt, in der Gallerie des Louvre ſtattfinden zu laſſen, die alten Meiſterwerke mit grüner Leinwand zu verhängen, und hierauf dann die neuern Werke zu befeſtigen. Für den Fremden, der während dieſer Zeit in Paris iſt, wird es dann unmöglich, die berühmten Schätze des Muſeums in Augenſchein zu nehmen. Was noch mehr iſt, ſelbſt die Antiken werden nicht gezeigt; eine Schranke hindert den Eintritt in die Hallen. „Die Herren Künſtler lieben es nicht, daß man während der Ausſtellung der neuern Bildwerke die der alten beſuche,“ ſo ſpricht der Portier, dem man die Stöcke und Regenſchirme unten beim Eingang aufzuheben gibt. Obgleich ich die Pariſer Kunſtſchätze gehörig kenne, ſo bedauerte ich es doch recht ſehr, ihnen diesmal meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht abſtatten zu können.

Nach meiner Gewohnheit durcheilte ich zuerſt ein paar Mal die Säle, ehe ich mich von dieſem oder jenem Gemälde anziehen ließ. War dies einmal geſchehen, ſo gehörte ich nur der ſtillen Andacht, der innerſten Beſchauung an, und alles Uebrige verſank um mich. Das durfte aber nicht ſein, wollte ich einen Total-Eindruck haben, wollte ich den Charakter der diesjährigen Ausſtellung kennen lernen. Ich riß mich mit Gewalt fort durch die langen Gänge, und meine Augen ſchweiften zu den über und neben mir ſchwebenden Geſtalten — ich flog durch das Gedränge, denn ich hatte abſichtlich zu den erſten Beſuchen die Zeit gewählt, wo das Publikum zugelaſſen wird, um in der ruhigen Beſchauung geſtört zu werden, und überhaupt die Luſt dazu nicht in mir aufkommen zu laſſen. Ein ungeheurer Schwindel ergriff mich — die natürliche Folge — und ich war genöthigt, mich zu ſetzen und die Augen zu ſchlieſſen.

Als ich ſie öffnete und rings um mich blickte, fielen mir zuerſt die vielen religiöſen Gegenſtände auf, welche die Maler in dieſem Jahre gewählt hatten. Da war die Ungläubigkeit des Thomas, dort das Märterthum des heiligen Sebaſtian, hier eine Magdalena, dort ein jüngſtes Gericht, eine heilige Familie, eine Flucht nach Aegypten, eine Ruhe, eine Himmelfahrt! Die Darſtellungen aus dem Mittelalter, welche die Ausſtellung von 1831 — von Heine ſo trefflich beſchrieben — auszeichneten, waren bis auf wenige Spuren ganz verſchwunden, und faſt nichts Außerordentliches machte ſich in dieſem Wenigen bemerkbar. Die Ausſtellungen der lebenden Maler tragen zu ſehr den Stempel der Mode an ſich, und vergleicht man ſie unter einander, ſo ſieht man recht, wie die Mode die Künſtler ſchaukelt und hin und her wirft, bald hoch, bald niedrig: es iſt übrigens wohl verzeihlich, daß die jetzt lebenden Künſtler größtentheils junge Leute — leben bleiben wollen, und daher jene Gegenſtände ergreifen, die Liebhaber finden und ſie leben laſſen.

Delacroix, der politiſche Maler geſchichtlicher Genrebilder, und andere ihm Verwandte waren zu Hauſe geblieben und hatten nichts geliefert.

Nächſt den Bildern heiliger Geſchichten waren es große Schlachten-Gemälde, die Horace Vernet auf Beſtellung des Königs gemalt hat, welche den meiſten Raum einnehmen; dann folgte das Heer gleichgültiger Geſichter, mit größerem oder geringerem Geſchick von den Pariſer Portraitiſten gemalt, die am meiſten von der Ausſtellung zu gewinnen hoffen; dazwiſchen hingen die landwirthſchaftlichen Genrebilder, die Darſtellungen intereſſanter Momente aus der neuern Zeitgeſchichte, ſinnige, gefühlvolle Schilderungen aus unſerm Leben — Bilder, die zum Gemüthe ſprechen — und nach meiner Anſicht die geſchickteſten Maler gefunden haben.

Vor Allem iſt die Gründlichkeit in der Zeichnung zu loben, welche der neuern franzöſiſchen Schule nachzurühmen iſt; eben ſo fertig iſt ſie mit Allem, was zur techniſchen Behandlung gehört; nur ſehr wenige Gemälde ſind mir aufgefallen, denen man in dieſer Hinſicht den Vorwurf der Stümperhaftigkeit machen könnte.

Vor mir hing ein Bild von mäßiger Dimenſion. Es trug die Nummer 1849 und der Catalog nannte mir den Namen „Wauters.“ Ein Name, „ſo unbekannt meinen Ohren“ — es konnte hier von keiner Beſtechung die Rede ſein. Wie malt aber dieſer Wauters! Der Gegenſtand iſt einfach, unſerm bürgerlichen Leben entnommen: Häſcher nehmen einer armen Familie, die den Miethzins nicht zahlen kann, den überflüſſigen Hausrath weg und ſetzen ſie mit dem Nothdürftigſten, das die Geſetze den Unglücklichen nicht zu nehmen erlauben, auf die Straße. Wie gemein! hör' ich die von der hohen Kunſt Erglühten ſagen. „Es wird auf Rührung abgeſehen ſein!“ fügen die milder Geſtimmten hinzu. Hier iſt aber nichts Gemeines; hier iſt mehr als Rührung. Stunden lang könnte ich vor dieſem Bilde ſitzen und würde nicht müde, es anzuſchauen. Wären nur die Häſcher da, wie gewöhnliche Häſcher ſind, das Bild wäre in der That gemein zu nennen; wäre die Familie ein armes altes Weib, zerlumpte Kinder, ein hungerndes Elend, ein Mann — wie ein trauriger Bettler unſerer Straßen — das Bild wäre gemein, aber es rührte uns doch; wie leicht hätte hier ein ſpießbürgerlicher Künſtler irre geführt werden können. Ich kann mir eine Ausführung denken, wacker in gewiſſem Sinne, von unſern ſo natürlichen Genremalern behandelt, und doch würde ich mich eben ſo unwillig davon weggewendet haben, als ich mich jetzt mächtig dazu hingezogen fühlte.

Die Familie trägt in ihrem tiefen Elend, in ihrer vollſtändigen Hülfloſigkeit — denn kann es wohl eine größere geben, als mitten in einer reichen Stadt, mitten in der feinſten Civiliſation, nicht einige Thaler für das Nothdürftigſte erſchwingen zu können? — den Stempel der Kraft, des Edlen, der Schönheit. Dieſe Familie iſt wahrhaft unglücklich; hier waltet eine Macht, die ſich geheimnißvoll unſern Blicken entzieht; die Urſache dieſes Elends können wir blos mit dem Auge nicht aus dieſem Bilde entziffern. Wie ſchön iſt dieſes Weib! welche Wahrheit! Welch ein Nacken! Titian hätte keinen ſchönern gemalt. Hier iſt Wahrheit und Poeſie Titians und Murillo's verſchmelzen. Die Troſtloſigkeit in der Haltung des Mannes vollendet den Eindruck. Ein zweites Bild deſſelben Malers iſt eben ſo trefflich in der Ausführung; der Gegenſtand ſteht jedoch dem eben geſchilderten weit nach. Es iſt Marina, die Cortez peruaniſch lehrt.

Ein artiges Gemälde — der Idee nach — iſt die Schöne, die dem Löwen die Krallen beſchneidet. Es iſt von Camille Roqueplan.

Der Kopf eines betenden Mönchs von Laure zog meine Blicke bei jedem neuen Beſuche wieder an. Wie er mit den ſtarren Zügen, mit den weit geöffneten Augen zum Bilde hinausſchaut! Es iſt kein frommes Gebet; kein Gebet um Gnade und Erleuchtung. „Ich habe Dir die Freuden der Welt geopfert,“ ſcheint dieſer Kopf zu ſagen, „was wirſt Du mir dafür zu Theil werden laſſen!“ Er wünſchte noch Aufklärung hienieden zu erhalten, und da das Leben ſich dem Ende mit raſchen Schritten naht, ſo liegt eine dämmernde Verzweiflung in den Zügen.

Hier iſt ein liebliches Bild; die Behandlung der Köpfe erinnert an die alten frommen Meiſter, an ihre kindliche Einfalt, womit ſie die Züge der Menſchen auffaßten und wiedergaben. Wie ahmten ſie hierin dem Schöpfer nach, der auch dem unbedeutendſten Weſen ſeine Eigenthümlichkeit verleiht! Es iſt aber auch ein Deutſcher, der dieſes Bild gemalt hat; wenigſtens iſt der Name deutſch: Alexander Heſſe. Ein Zug aus dem Leben Leonardo da Vinci's bildet den Stoff zu dieſem Gemälde. Man lieſt im Vaſari: „Wenn der Meiſter über den Platz ging, wo die Vögel verkauft werden, ſo zahlte er den dafür geforderten Preis, nahm ſie ſelbſt aus den Käfigen und gab ihnen die Freiheit wieder.“ Dieſen Act hat der Maler nun mit jenem höheren Fleiße dargeſtellt, den ich oben mit wenigen Worten zu charakteriſiren ſtrebte.

D'Azeglio hatte einen öden, einſamen Gebirgspfad gemalt, auf dem ſo eben ein Mord verübt wurde. Schauerlich, aber dennoch anziehend. Auf der großen Leinwand nichts als kahle Höhen, Geſtrüpp und eine breite Straße, die ſich — eine Anhöhe hinan — nach dem Hintergrunde zieht. In der Mitte derſelben liegt der Leichnam in ſeinem Blute. Im Hintergrunde ſprengen zwei

Reiter einem dritten zu, der im Verſtecke hält und die Bravi gedungen zu haben ſcheint.

Einen Namen traf ich hier, den ich von München her noch gut kannte. Es war der Norweger Fearnley. Er iſt ſeiner Art treu geblieben; dieſelbe Vorliebe für wilde Naturſchönheiten, dieſelbe kalte, etwas ſchroffe Behandlung, wenn gleich in der ganzen Auffaſſung die poetiſche Intention nicht zu verkennen iſt. Der Grindelwaldgletſcher iſt in einer bewundernswerthen Ausführung vollendet: die weißen Spitzen, die bläulich-grünen Sprünge, die dunkelblauen Spalten, die ſchwarzen Schluchten, und nun welche Unzahl von Spitzen, Spalten, Sprüngen und Schluchten, und nichts Anderes auf dem ganzen Bilde, und doch nicht monoton. Es iſt aber dennoch Schade um ſolchen Fleiß; das Bild gibt von dem Eindruck, den ſolch ein Gletſcher macht, doch kein Bild, und ein ſchöner Gegenſtand von der Kunſt kann er nie genannt werden. Außerdem gab Fearnley noch eine Salzburger und eine norwegiſche Gegend.

Von Flandrin in Rom ſah ich noch an dieſem Tage: Virgil und Dante, den Seelen der Neidiſchen Troſt ſpendend. Schöne, ausdrucksvolle Köpfe und dem Gegenſtande angemeſſene ernſte Färbung.

Von den gemalten Köpfen wandte ich mich jetzt weg zu zwei lebenden, lachenden Geſichtern, nicht eben den ſchönſten beizuzählen nach dem Sinne der Maler, aber würdige Gegenſtände ihrer Kunſt. Es war Heine, der die Bilder mit aufgeſetzter Brille muſterte und einen kleinen Menſchen am Arm führte, der viel ſprach, viel lachte und dabei ſtets auf ſo ſeltſame Weiſe ſein Geſicht verzog, daß es während des Lachens zu einem ganz andern wurde.

„Ich habe Sie ſchon lange mit Ste. Beuve bekannt machen wollen,“ rief mir Heine zu, „allein das iſt ſchwer zu bewerkſtelligen. Er hat zwar wie jeder ordentliche Menſch ſeine Wohnung, dort iſt er aber nie anzutreffen, und wo er eben iſt, weiß kein Menſch der Schöpfung; weder ſein Verleger noch ſonſt Jemand!“

Ste. Beuve mag ungefähr dreißig Jahre alt ſein; er iſt vielleicht der erſte Kritiker Frankreichs in dieſem Augenblick und ſteht im größten Anſehen. Ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich, während wir durch die langen Säle ſchritten, unſere Aufmerkſamkeit ward darüber ganz von den Bildern abgelenkt.

Ich habe noch einige davon bei ſpäteren Beſuchen geſehen und mir Manches dabei gemerkt; eine folgende Tablette ſoll darüber berichten.

Wunderbar war es, daß ich Robert's Fiſcher, die Krone der Ausſtellung, bis jetzt noch nicht geſehen hatte.

Sie waren unvortheilhaft gehängt.

8.

Fern ab vom lärmenden Getreibe der Stadt, mitten unter breiten, luftigen Straßen, die uns nicht mehr das alte Paris vermuthen laſſen, liegt die **Place royale**, von gleichförmigen, alterthümlichen Häuſern umgeben, die auf Arkaden ruhen und roth angeſtrichen ſind. Die ſpitzigen Erker mit Thurmfähnchen geziert, die gelbe Einfaſſung der Thüren- und Fenſterſimſe, Alles ſieht uns hier überraſchend fremdartig entgegen; wir ſind im Marais, wo die ſtolze Ariſtokratie des großen Königs wohnte; hier war der **Faubourg St. Germain**, die **Chaussée d'Antin** unter Ludwig XIV. Noch jetzt wohnen Ariſtokraten hier; theils ſolche, die ihre angeſtammten, weiten und bequemen Hotels nicht verlaſſen wollen, theils andere, die mit einem mäßigen Einkommen in dieſem wohlfeilen Viertel als große Herren reſidiren.

Das Marais hat einen eigenthümlichen Reiz für mich, und gern nähme ich hier, bei längerem Aufenthalte in Paris, meine Wohnung. Hier hat man ſchöne Bäume bei den Häuſern, die Großen, die ſich hier anbauten, fanden zu jener Zeit noch Raum genug, ihre Hotels mit Gärten zu umgeben, faſt ſo ſchön ſie die Tuilerien und der Luxemburg haben. Und auch die Place royale hat in ihrer Mitte eine Statue von Bäumen umgeben.

In einem Winkel dieſes Platzes wohnt Victor Hugo. Er, der ſo gern ſich mit den Geſtalten des Mittelalters umgibt, hat ſich an der äußerſten Gränze deſſelben niedergelaſſen, da, wo noch Pracht und Bequemlichkeit ihn anlockten. Denn tiefer in das Pariſer Mittelalterliche vorzudringen, iſt nicht anzurathen, man müßte ſonſt Geſchmack daran finden, ſich in dem Schmutz der Winkel der Cité und den daran ſtoßenden Gaſſen und Gäßchen, der Cour des miracles und in anderen ſolchen längſt verſchollenen Orten herumzutreiben. Es iſt aber nicht wohl möglich, daß ſich dieſem Revier eine wohlorganiſirte Naſe auf hundert Schritte nähert.

Die breite Stiege führte uns zuerſt in ein ziemlich leeres Zimmer, wo wir ſo lange verweilten, bis uns ein weiblicher Dienſtbote gemeldet hatte. Allem Anſcheine nach war dies die **Salle à manger**. Ein Ding wie ein Schenktiſch, worauf Gläſer und eine ganze Reihe ſogenannter Bowle's von blauem Glaſe ſtanden, die den Franzoſen unentbehrlich ſind, bei uns aber noch nicht allgemeinen Eingang gefunden haben, ſchienen mir dieſe Beſtimmung des Gemaches angedeutet zu haben. Das Mädchen kam zurück und ſagte, wir möchten in den Salon treten, Herr Hugo würde bald erſcheinen.

Der Salon war groß und weit, mit Hauteliſſe tapeziert, ein eben ſolcher Teppich lag auf dem Fußboden. Banquetten und alterthümliche Lehnſtühle ſtanden an den Wänden, dahinter lehnten Stücke alter Holzſchnitzwerke, wie wir ſie an Chorſtühlen und Kanzeln des Mittelalters finden. An der breiteſten Wand ſtand ein Divan auf Stufen und ein rothſeidener Thronhimmel darüber geſpannt, wie man es noch in den alten guten Häuſern Spaniens und Italiens findet. Alles trug den Schein des Veralteten, ſelbſt Verblichenen; es war nicht traulich und heimlich — nicht wohnlich; ſolch ein Quartier ließ ich mir vorübergehend gefallen, und ich habe ſelbſt wohl ſchon hie und da auf meinen Reiſen gern meinen Wohnſitz auf Wochen dort aufgeſchlagen, und kenne gar wohl die anmuthigen Gefühle, die uns dort beikommen und überſchleichen, allein immer möchte ich nicht darin hauſen; es gibt augenblickliche Stimmungen, in welchen mich ſolch' eine Umgebung der Verzweiflung nahe brächte.

Hugo erſchien bald. Das Portrait, das von ihm in Deutſchland bekannt wurde, iſt nur zum Theil getroffen. Ein neueres, das ich in der Ausſtellung ſah, wo er ſitzend, ſeinen Sohn zwiſchen den Knien, abgebildet iſt, ſchien mir ähnlicher, wenn gleich auch darin der Zug gutmüthiger Gleichgültigkeit fehlt, der Hugo's Kopfe einen ſtarken deutſchen Anſtrich gibt. Man denke ſich einen runden Mann von mittlerer Größe, im langen, ſchwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine ſchmale, ſchwarze Halsbinde, aus welcher ein ſtarkes, rundes Kinn, mit einem guten Anſatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein bleiches, volles Geſicht, eine etwas ſpitze Naſe, die ſich unmerklich nach dem friſchen Munde ſenkt, breite Backen, klare Augen, die feſt auf ihren Gegenſtand ſich richten, über denen ſich eine Erhöbung wölbt, die nur eine ſchwache Spur lichter Augenbraunen zeigt; die Haare, braun und glatt, ſind aus der Stirne geſtrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. Dieſe ganze Erſcheinung zeigt ſicherlich nichts von einem Franzoſen.

Er ſagte uns, nachdem wir die üblichen Anreden gewechſelt hatten, daß ſein Cabinet voll Gäſte wäre, und daß es ihm daher angenehm ſei, vorerſt einen Augenblick nach Herzensluſt hier allein zu plaudern. Wir ſetzten uns auf eines der vielen Sopha's, die umher ſtanden, doch nicht unter den Thronhimmel, der wahrſcheinlich für feierliche Audienzen beſtimmt war.

Zuerſt bedauerte Hugo ſehr, nicht deutſch zu verſtehen, um unſere Dichter in der Urſprache leſen zu können, auch habe ihn ſeine Unkenntniß unſerer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reiſe in unſer Land zu machen. Doch könne er dem Drange nicht mehr widerſtehen, und hoffe noch einmal Berlin und Wien zu beſuchen.

Ich wußte längſt, daß er nicht ein Wort deutſch verſtehe, und daß es nur eine kleine Koketterie von ihm iſt, wenn er in ſeinen früheren Werken Motto's aus unſern Dichtern anführt. Leuchtet nicht ſchon aus ſeiner Wahl derſelben hervor, daß er nicht das Geringſte von unſerer Literatur weiß? Müſſen wir nicht lächeln, wenn wir in ſeinem **Han d'Islande** ganze Seiten mit Motto's angefüllt finden aus Leſſing, Schiller, Goethe, und zum Schluſſe eines mit der Unterſchrift: „Adelheid von Wulſingen," jenem ſchlechteſten aller Kotzebue'ſchen Ritterſtücke, aus ſeiner erſten Periode, wo er noch tief aus Eſthland hervor die deutſche Geſellſchaft mit beſtraften

Gräueln und belohnter Tugend zu beſſern gedachte; jener „Adelheid von Wulfingen oder Rache für Weiberraub," woran in Deutſchland kein Menſch von Bildung mehr denkt!

Mit dem franzöſiſchen Theater iſt Hugo ſehr unzufrieden. Das Elend unſerer Theaterdichter trat mir hier recht grell wieder vor Augen. Er, von einem Theile ſeiner Landsleute vergöttert, von der Elite der franzöſiſchen Künſtler dargeſtellt, reich bezahlt für die Früchte ſeines Fleißes — und unzufrieden, klagend, mißmuthig, es nicht der Mühe werth achtend, unter ſolchen Verhältniſſen das Theater zu berückſichtigen. Welch ein Dichterſtolz muß dieſe Bruſt entflammen, welch' Gefühl von eigenem Werthe dieſes Haupt erheben!

„Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publikum zu gelangen," ſagte er ungefähr. Das **théâtre français** iſt zum Hoftheater geſtempelt, man gibt dort nichts, was nicht in dieſem Sinne geſchrieben wird, und man verbannt mich davon."

So ſprach Hugo während der unausgeſetzten Darſtellungen ſeines Angelo, den ich noch an demſelben Abende aufführen ſah. Ich will meine Einwände nicht herſetzen, die man ſich leicht denken kann, und fahre in ſeinen Aeußerungen fort.

„Das théâtre der Porte St. Martin war ſonſt ſehr zu berückſichtigen. Wir beſitzen dort eine große tragiſche Schauſpielerin in der Perſon der Dem. Georges, und ich habe oft meine Heldin für dieſe ungewöhnliche weibliche Individualität gewählt, aber man kann nicht immer einen weiblichen Huſaren in die Stücke bringen. Ich habe Lucrèce Borgia und Marie Tudor geſchrieben, allein am Ende verliert man Luſt und Laune daran. Sonſt fanden wir noch einen andern Reiz für dieſes Theater zu dichten. Dort ſchuf der erſte dramatiſche Künſtler unſerer Zeit ſeine Meiſterrollen: Frederic Lemaitre. Jetzt hat ihn die Direction auf unbegreifliche Weiſe ziehen laſſen, und er iſt mit ſeiner gewaltigen Kraft in den kleinen, unanſtändigen Rahmen der Variété gekannt. Um Frederic ganz zu würdigen, muß man ihn als Robert Macaire geſehen haben; dieſe phantaſtiſche Schöpfung iſt wohl das Außerordentlichſte, was einem Schauſpieler unſerer Zeit gelungen iſt. Es iſt das Grauenerregendſte, das ſich denken läßt, und das dadurch poetiſch wird, weil es das Unmögliche (**l'impossible**) iſt. Wer nicht Robert Macaire geſehen hat, weiß nichts von der Kraft dieſes Schauſpielers. Und die Polizei war ſo dumm, dieſes Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten. Es iſt es aber nicht, weil Alles darin unmöglich iſt, und dies macht es zu einem wahrhaft poetiſchen Kunſtwerke. Nun haben wir Boccage; auch er iſt ein Schauſpieler von Talent und poetiſcher Kraft; allein ſeine Deklamation iſt hohl und monoton, und ſein Genie iſt mit dem Frederics nicht zu vergleichen. Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch dieſen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich damit hin ſollte."

Ich machte ihm ein Compliment über ſeine große Fruchtbarkeit. Er ſagte mir, daß er nie am Schreibtiſche arbeite, und eben deßhalb ſich einer ſo ausgezeichneten Geſundheit erfreue. „Ich neutraliſire die Anſtrengungen des Geiſtes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers,“ ſagte er, „ich gehe nämlich alle Tage weit, weit ſpazieren, und mache im Kopfe ganze Acte fertig, die ich dann ſchnell, ſobald ich nach Hauſe gekommen bin, niederſchreibe. So vergeht kein Tag, an dem ich nicht in meinem angefangenen Werke weiter gekommen wäre, und nicht zugleich meinem Körper die erforderliche Bewegung gemacht hätte.“

Er bat mich, nachdem wir wohl ein Stündchen ſo geplaudert hatten, in das Cabinet zu treten und an ſeinem Frühſtücke Theil zu nehmen. „Wir beſchäftigen uns eben mit einem deutſchen Werke,“ ſagte er, „die Reiſebilder ihres Landsmannes bilden den Gegenſtand unſerer Unterhaltung.“

In dem nur mäßig großen Cabinet fand ich Madame Hugo, ein Paar Kinder und einige Herren um einen kleinen Tiſch am Kamin ſitzend und mit dem Frühſtücke beſchäftigt, rings umher ſaßen noch zum Theil ſehr junge Leute, von romantiſchem Ausſehen, das heißt, mit Anflug von Bart um das Kinn und langen, geſcheitelten Dürershaaren. Hugo nöthigte uns zum Sitzen und bat um Erlaubniß, ſeine Eier ſchlürfen zu dürfen.

Das Cabinet war mit Gegenſtänden aller Art überfüllt. An den Wänden ſtanden hohe, ſtrotzende Bücherſchränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten, reichen, mit Silber durchwirkten Seidenſtoffen, die maleriſch zurückgeſchlagen waren. Alte Waffen, koſtbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hie und da. Auf dem Kaminſimſe, auf Tiſchen und Schränken ſtanden alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamine ein herrliches Bild, die drei

Hexen aus Macbeth vorſtellend, wie ſie durch die Luft ſtreifend Duncans Heer heimkehren ſehen, und auf dem Schreibtiſche ſtand Goethe's kleines Standbild im Ueberrocke.

Unſer Geſpräch nahm hier eine andere Wendung: es lenkte ſich zuerſt auf Heine's überſetzte Reiſebilder, die auch im Franzöſiſchen **les Reisebilder** heißen, wie man **les Lieder** und noch Anderes in neueſter Zeit den Franzoſen aufzubringen verſucht hat, um das ſie ſich aber nicht viel kümmern. Die Reiſebilder jedoch haben ſich in Frankreich viele Freunde erworben und ihrem Verfaſſer einen großen Ruf verſchafft, obgleich die herrlichen Lieder daraus weggelaſſen ſind, die ihn zu unſerem erſten Lyriker der Zeit erheben. „Wir lieben und ſchätzen Heine mehr als die Deutſchen," wurde von einem der Anweſenden bemerkt. Allein ich ſuchte ihm dieſen Wahn zu benehmen, indem ich ihm deutlich machte, daß das Verbot ſeiner Schriften keineswegs mit der Zuneigung oder Abneigung der Nation in Verhaltung ſtehe, und daß Heine ſtets ein großes Publikum hatte und haben wird, und daß ſeine Nordſeelieder dem Eigenthümlichſten und dabei Deutſcheſten zu vergleichen ſeien, was jemals in Deutſchland gedichtet worden, und ihm für immer einen Ehrenplatz auf dem deutſchen Parnaß anweiſen müßten. Ich weiß nicht, wie mir dieſe Phraſe nach altem Styl in den Mund kam, als ich mich des Verrufenſten unſerer Lyriker dieſen Fremden gegenüber anzunehmen berufen fand; es war ein prophetiſches Gefühl, das mich ergriffen hatte, und das ſich mir erſt ſpäter erklärte, wo man Heine in der That einer papiernen Ehrenbezeugung am deutſchen Muſenberge für unwürdig erklären wollte.

Die Franzoſen denken ſich in der Regel Heine als Ausnahme von allen Deutſchen, die ſie einfältig, trocken, unwitzig finden. Allein das Räthſel iſt bald gelöſt, wenn man bemerkt, daß Heine der franzöſiſchen Sprache ſo mächtig iſt, daß er ſeine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt ſprudeln laſſen kann, wie in ſeiner Mutterſprache. Dieß iſt nicht leicht, und jeder Andere, er mag noch ſo gut franzöſiſch ſprechen, fühlt ſich dem leichten Wortſchwalle lebhafter franzöſiſcher Unterhaltung gegenüber genirt. Ich ſah mich gedrungen, dies den guten Franzoſen zu erklären, damit ſie nicht glaubten, wir könnten weder heiter noch luſtig noch witzig ſeyn. Zwar kommt das noch hinzu, daß unſere Vornehmen, die ſich am beſten der franzöſiſchen Sprache in der Unterhaltung bedienen können, nicht eben einen beſonders großen Verbrauch von Witz und Geiſt zu machen verſuchen, und daß dieſes die Franzoſen in ihrer Meinung von unſerem trockenen Ernſt beſtätigte.

So lange [illegible] ſprach, bemerkte ich, daß die anweſenden jungen Leute beſonders aufmerkſam waren und mit den Blicken an ſeinem Munde hingen, wie Schüler, die auf einen hochgelehrten Lehrer hören. Sie ſprachen während der Zeit, daß mein Freund redete, faſt kein Wort. Nur zwei ältere, die tapfer mitaßen, miſchten ſich inweilen in's Geſpräch. Dies ſind die ſtets fertigen Kämpfer für Hugo's Ruhm, wenn es einem feindſeligen Kritiker einfällt, ihn anzutaſten, wie es nicht ſelten geſchieht. Allein ſie beobachten nicht immer die Defenſive, ſondern bilden auch mitunter den angreifenden Theil. So hatte erſt kürzlich ein Kopf von untergeordneten Fähigkeiten, der einem gascogniſchen Edelmanne, Herrn Granier de Caſſagnac gehört, im Intereſſe Hugo's Alexander Dumas in dem Journal des Debats heftig angegriffen, welches dieſen veranlaßte, einen kritiſchen Artikel im Impartial einrücken zu laſſen. Schade, daß dieſes Blatt in Paris nicht ſo verbreitet iſt wie das vielgeleſene Debats, allein der Impartial leiht ſich am willigſten zu dieſen Controverſen her, wie ſchon ſein Titel beſagt.

Madame Hugo war, wie alle Pariſerinnen, in Gegenwart eines fremden Mannes ſchweigſam und zurückhaltend. Man ſollte es nicht glauben; es ſieht für uns auf den erſten Blick wie Mangel an Weltbildung aus, und iſt es auch in der

Tact, mit einer ziemlichen Doſis von Stolz gemiſcht, welcher der Frau des erſten Tragikers man wohl eben ſo wenig zürnt als einer andern, die aber für den Tragiker immer nur ſehr ſchmeichelhaft ſein kann. Eine freundliche, geſchäftige, deutſche Hausfrau, die es der Höflichkeit angemeſſen hält, ihre Gäſte zu unterhalten, vor freundlichem Lächeln nie den Mund ſchließt, und es ſich zur Sünde anrechnen würde, gegen das, was ſie Höflichkeit nennt, zu verſtoßen, würde vor einer ſolchen Franzöſin zurückſchrecken. Und doch haben dieſe das Eigenthümliche, daß ſie bei näherer Bekanntſchaft immer liebenswürdiger werden, während unſere freundlich höflichen Frauen bald fad, oft zurückſtoßend ſind, wenn man ſie überraſcht und ſie gerade nicht auf die Feiertagsmiene vorbereitet ſind, die ſie zum Empfange eines Fremden nöthig haben.

Mir ſcheint es ſehr natürlich, gegen Fremde nicht allzufreundlich zu ſein, und ſehr weiblich, wenn man den Fremden kennen gelernt hat, ihn.

wenn er es verdient, zu ſchelten, und es ihm durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf welcher Seite iſt hier nun die Wahrheit, und wo die Verſtellung?

9.

Schillers Räuber mit Muſik von Mercadante! Wer in Deutſchland lacht nicht bei dem Gedanken! Und doch gibt es Leute, die dabei ſehr ernſt ausſehen und uns das Lachen ſehr übel nehmen würden; dies ſind die italieniſchen Sänger, „**bouffes**," wie die Franzoſen ſie nicht unrichtig benennen. Bis auf geringe Ausnahmen iſt das Komiſche ihre Sphäre.

Der **Maestro Mercadante** wurde über Hals und Kopf nach Paris verſchrieben, als der liebliche Bellini kurz vor dem Beginne der Saiſon geſtorben war. Er war ſo eilig von Novara, wo er ſich eben aufhielt, nach Paris gereiſt, um dem ehrenvollen Rufe Folge zu leiſten, daß er den beſtellten Operntext nicht abwarten konnte, und mit deſſen Fabrikanten, dem bekannten Signor Felice Romani, die Abrede traf, ihm ſolchen ſo ſchnell als nur immer möglich nach Paris zu ſenden. Die Operntextfabrikanten in Italien gehören aber dort nicht zu den angeſehenſten Leuten, und ſolche machen ſich wohl in den meiſten Ländern nichts daraus, ihr Wort nicht zu halten; auch Romani that es, der Text kam nicht an. Die Saiſon begann, die Unternehmer wollten die dem Publikum verſprochene neue Oper; Mercadante hatte ſein Album voll der hübſcheſten Melodien, wozu er einſtweilen die üblichen Worte: „Felicità und Amore, tremo per lui, per te," oder dergleichen, wie ſie ſich in allen Opern vorkommen, ſich gewählt, und wartete indeſſen frohen Muthes auf Romani's Text. Aber er blieb aus. Schon war die Hälfte der Saiſon zu Ende — und immer noch ſchwebte kein Libretto über die Alpen. Da mußte ernſtlich daran gedacht werden, Rath zu ſchaffen.

In Paris lebte ein Dilettant, Namens Creſcini, Inhaber eines hübſchen Vermögens und einer ſchönen Frau, die bis jetzt zu ihrem Vergnügen Geſang trieb, und großer Freund der ſchönen Künſte; der ſah die Noth ſeines Landsmannes und beſchloß, ihm hülfreiche Hand zu leiſten. Er hatte keine Zeit, ſich lange zu beſinnen, und wie man oft in der Geſchwindigkeit das Zunächſtliegende überſieht, ſo geſchah es auch ihm; er griff nach dem Entfernteſten — griff über den Rhein — in's Herz von Deutſchland — um zu den nachzuliefernden welſchen Melodien eine Unterlage zu finden; er nahm das ſchauerlich-gigantiſche Erſtlingsgedicht Schiller's, riß und zerrte daran, und kneipte hier mit der Zange ab, ſchnitt dort mit der Scheere zu, formte und modelte ſo lange, bis es ihm gelungen war, aus dem deutſchen Felſen eine franzöſiſche Blende zu machen, und dann nannte er dieſe Geſchichte: I Briganti und fühlte ſich berufen, folgende Erklärung als

Vorrede dazu zu geben, die ich hier mit authentiſcher Treue überſetzen will.

„Der Stoff dieſes Melodrama's iſt — wie es der Titel genugſam anzeigt — aus der berühmten Tragödie Schillers gezogen, welche bei ihrem erſten Erſcheinen einen ſo großen Enthuſiasmus erregte. Der italieniſche Dichter glaubte, indem er dieſe Perſonen der Scene und dem Geſange anſchmiegen wollte, einige Charaktere mäßigen zu müſſen, ohne ihnen jedoch gänzlich ihre Phyſiognomien zu rauben. Dieſe Räuber (man höre!), welche in dem deutſchen Drama als eine Bande von Böſewichtern, allen Laſtern ergeben, dargeſtellt ſind, erſcheinen hier wie Männer, die ſich jeder ungerechten Unterdrückung widerſetzen, wie Freunde jener unſchuldigen Unabhängigkeit, die keine Ordnung ſtört, kein Geſetz übertritt. Sie trotzen dem Unglück und ſpotten der Gefahr; der ſchwarze Anblick der Nacht, das Schweigen der Wälder, ein ſtürmiſcher Himmel, die Natur mit ihren geheimnißvollen Schreckniſſen ſagen ihrem Geiſte zu und entſprechen ihrer Neigung. Die andern Charaktere bedürfen keiner Erklärung. — Ich hätte einer Thatſache aus der franzöſiſchen Geſchichte oder der meines Vaterlandes gern den Vorzug gegeben, deſſen Ruhm und Unglück der Poeſie ſo reichen Stoff bietet; aber die Kürze der Zeit und die Wahl, die bereits Andere getroffen hatten, beſtimmten mich zu dieſem Gegenſtande. Wenn es mir geglückt iſt, durch die Behandlung des Stoffes den Talenten, nämlich dem, welches die Muſik ſchreiben wird, und denen, die ſie ausführen ſollen, ein ſchickliches Thema geliefert zu haben, ſo werde ich mich für meine Arbeit reich belohnt fühlen. (Io sarò ben pago di questa mia fatica.) Ich habe geglaubt, dieſe wenigen Worte dem Werke vorſetzen zu müſſen; ſie ſind vielleicht für den Leſer von keiner Bedeutung, ſie waren aber deſto wichtiger für den Schreiber.

Jacopo Crescini.“

Es geht wenigſtens hieraus hervor, daß Herr Crescini gewiſſenhafter zu Werke ging, als es üblich, und daß er ſich auf eine dunkle Weiſe auch Rechenſchaft über ſein Beginnen zu geben wußte. Daß er dieſes überhaupt that, verdient ſchon rühmliche Erwähnung, ſo wenig man auch ſonſt mit ihm einverſtanden ſein mag. Um einen oberflächlichen Begriff von dieſer Bearbeitung der Räuber zu geben, genüge es, die Perſonen herzuſchreiben.

Dieſe heißen:

Missimiliano, Conte di Moor, principe del Regno; **Ermano, Corrado**, suoi figli; **Carlo** und **Francesco** hatte ſich nämlich der Componiſt verbeten, weil er das lange **A** in der zweiten Sylbe durchaus nicht entbehren konnte, um eine gute Oper über dieſen Stoff zu ſchreiben; dafür blieb aber **Amalia d'Edelreich** unangetaſtet, da Amalia ganz gut zur Muſik paßt und „Edelreich", dieſer den Italienern ſo barbariſch klingende Name, nicht geſungen wird; **Teresa, confidente**

di Amelia, iſt eine Geburt Crescini's, womit er das Stück bereicherte; **Bertrando, Solitario**, ebenfalls eine Schöpfung des Bearbeiters, denn man denke hier nicht etwa an den Pater Moſer oder ſonſt dergleichen; endlich leſen wir noch **Rollero, amico di Ermanno**, unter den Perſonen, der aber von ſeinem Urbilde auch nicht den leiſeſten Zug an ſich trägt.

Wenn wir jedoch nun den Scherz bei Seite ſetzen wollen, ſo läßt ſich unläugbar ſchon aus dieſem Cannevas darthun, daß Herr Crescini für ſeinen Zweck geſchickt zu Werke ging. Dieſe Vereinfachung der Handlung, dieſe Zuſammenziehung des Perſonals waren nothwendig, wenn nun einmal Schillers Tragödie in eine italieniſche Oper umgewandelt werdeñ ſollte. Und wahrlich hierin nur allein liegt das Abgeſchmackte; das Uebrige, was als Folge von dieſem damit vorgenommen wurde, iſt größtentheils nicht zu tadeln. Ich will nun aber das Libretto auf ſich beruhen laſſen, und mich nach einer andern Seite wenden.

Mercadante's Muſik hat bei uns nie Glück gemacht, und ich ſage es auch dieſer Oper voraus, wenn jemals ein Theater-Director in der Klemme den verzweifelten Entſchluß faſſen ſollte, ſie zu geben. Es iſt eine nichtsſagende Spielerei mit Tönen, dabei von aller Originalität entblößt, nichts weiter; weder Bellini's eigenthümlich ſanfte Melodien, noch Donizetti's mächtige Orcheſter-Effecte werden hier angetroffen; Mercadante bleibt ſtets ſeicht und er wäre nicht zu ertragen, wenn ihm nicht italieniſche Kehlen ihre unvergleichliche Kunſt liehen. Den Vortheil, der ſich ihm hier bot, für die beſten Stimmen Italiens zu ſchreiben, hat er gehörig ausgebeutet: er hat mit vielem Geſchick und ziemlichem Geſchmack Schwierigkeiten gehäuft, die jedoch für ſeine Virtuoſen keine mehr waren. Dies iſt ein Vorzug, wenn auch nur ein geringer, den man — um gerecht zu ſein — anerkennen muß. Lablache und Julie Griſi zeigen ſich als vollendete Künſtler. Ihr großartiger, herrlicher Geſang wird von einem leidenſchaftlichen Spiele unterſtützt; beſonders wäre das Spiel, welches die Griſi in einigen Scenen der Oper entfaltet, ſo mancher deutſchen Amalia von Edelreich zu wünſchen; dazu die köſtliche Stimme, die reizende Geſtalt, der ausdrucksvollſte Kopf, den man ſich denken kann. Im Schmerze und in der Trauer iſt ſie wahrhaft ſchön, ein ſo künſtleriſch ſchönes Bild, wie uns das Theater ſelten eines zeigt! Lablache hat im dritten Acte ſeine Höhe, wo er in der Kleidung eines Kriegers bald kämpfender Held, bald zürnender Vater iſt, und zuletzt dem Schmerze erliegt. Minder ausgezeichnet im Spiel, wenn gleich vollendet im Geſange, iſt Tamburini's Corrado. Daß von einem deutſchen Franz hier nicht die Rede ſein kann, wird der Leſer aus der vorhergegangenen Analyſe ſchon wahrgenommen haben, allein meines Bedünkens fehlt der Leiſtung jede Haltung, und nur das Coſtüm und die hergebracht üblichen Actionen heben den Sänger aus dem Bereich des Kammergeſangs in die dramatiſche Region. Bei uns in Deutſchland findet ſich das wohl häufig, und ſelbſt bei andern Vorwürfen noch, allein in **théâtre-italien** zu Paris iſt man nicht daran gewöhnt. Rubini endlich als Ermano iſt hierin wie überall ein unvergleichlicher Tenor, deſſen Geſang eine unwiderſtehliche Wirkung übt. Er begnügt ſich damit, zu rühren und zu entzücken, ſein Spiel iſt ſtets angemeſſen, aber gleichförmig, eine Ausmalung wie von einem Schauſpieler fordert man nicht von ihm; am meiſten wirkt er durch ſeine ſchmelzenden Töne in ſeiner Reue, in der Klage, in den zärtlichen Liebesergüſſen.

Es iſt ein Genuß eigener Art, dieſes ſeltene Kleeblatt von vier Künſtlern zu hören, es iſt ein Genuß, zu dem man ſich mit vollem Rechte drängt; beſſere Gelegenheit als in den Räubern findet ſich ſchwerlich, ſie zuſammen zu bewundern, ſie ſind faſt gleich darin betheiligt; man hört ſie in ihrer ganzen Virtuoſität neben einander. Dies iſt der Grund, daß die Oper ſo beſucht wurde; auch die Urſache, daß der Saal von fanatiſchem

Beifall erſchallte; hierzu kommt noch, daß man ſie wenig wiederholen konnte, da ſie erſt kurz vor dem Ende der Saiſon fertig wurde, und daß daher noch viele Dilletanti ihre Luſt gar nicht befriedigen, keiner jedoch ſich daran ſatt hören konnte. Im folgenden Jahre iſt dieſes Werk nicht wiederholt werden.

Ich hoffe, daß es nach Deutſchland nicht verpflanzt werden wird, denn ich müßte mit Schaudern daran denken, wenn mir die Möglichkeit dazu vorſchwebte.

10.

Wir ſind in der rue Laffitte.

Im obern Ende derſelben, im Hofe, liegt das ſchöne Hotel, das einſt der Mann bewohnte, welcher dieſer Straße den Namen gab. In ſeinen gaſtfreundlichen Sälen ſah ſich das Talent geehrt und unterſtützt; es brachte Ruhm und Glück, hier aufgenommen zu ſein; die Erſten und Edelſten der Geſellſchaft waren hier vereinigt; jetzt werden dort Bälle gehalten, zu denen der junge Burſche die Griſette führt, und Vergnügungen für Geld ausgeboten. Der Beſitzer iſt daraus vertrieben und Niemand kümmert ſich mehr um den alten, unglücklichen Patrioten — ſelbſt die nicht, die ihm danken ſollten!

Im andern Ende dieſer Straße, dem Boulevard zu, ſehen wir zwei Häuſer, die mit Nummer 15 bezeichnet ſind. Durch einen Thorweg gelangt man in einen weiten Hof, in deſſen Hintergrunde ſich die Hotels zeigen. Von beiden Seiten des Thorwegs ziehen ſich unanſehnliche Fronten mit kleinen Fenſtern. Wir treten durch das eine Thor. Auf einer Seitenthür leſen wir **Bureau des Coupons**; Alles iſt ſtill; die Einfaſſung des Hofes beſteht aus Bureaux, Remiſen und dergleichen; wir erblicken Niemand. In der einen Ecke ſteht ein eleganter Wagen. Das Hotel hat außer dem Erdgeſchoſſe nur ein Stockwerk. Es iſt mit Pilaſtern geziert und in einem edeln

Style gebaut, etwa wie die Villa eines reichen Engländers. An den Altanen und Geländern ſchimmert Goldbronce; die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwiſchenräume mit großen Fenſterſcheiben aus einem einzigen Stücke geſchloſſen ſind. Eine jede mag wohl ein Paar Tauſend Franken gekoſtet haben. Drei große Broncelaternen von reicher und eleganter Arbeit, doch nicht in dem vor Kurzem noch für modern gehaltenen Geſchmack, hängen in der Halle.

Wir treten links durch eine hohe Glasthür und befinden uns in einem nicht geräumigen Treppenhauſe. Es iſt mit einem Teppich verſehen, Marmorſtatuen ſtehen in den Ecken; die hohen Fenſter ſind ebenfalls aus einem Stücke; Alles iſt hier angenehm durchwärmt; die Heizung des Hotels geſchieht durch Röhren. Vor uns liegen die Feſtſäle, die Gemächer zum großen Empfange.

Der Entréeſaal iſt reich mit geſchnitzten Holzarbeiten bekleidet, die Thüren und Pfeiler, Alles mit den zierlichſten Arabesken bedeckt; eine längſt vergangene Zeit weht uns hier an. Wir erinnern uns nur, in alten Schlöſſern, auf Gemälden oder in Theater-Decorationen dergleichen gefunden zu haben, hier iſt aber noch Alles neu und friſch. Es iſt der Geſchmack aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Künſte, le goût de la renaissance, da unter Franz I. Leonardo da Vinci in Frankreich lebte, und durch ſeinen Einfluß die Kunſt wieder eine Stimme bei der Ausſchmückung unſerer Wohnungen erhielt. Es iſt zwar noch immer daran jene ſchwerfällige Pracht der früheren Zeit unverkennbar, aber die baroke Geſchmackloſigkeit iſt daraus entfernt, und Alles athmet einen edeln Charakter und Größe. An beiden Seiten der mit Holzbasreliefs bedeckten Thüren bauſchen dicke Teppiche in ſchweren Falten, und die Fenſter ſind mit denſelben Teppichen umhängt. Der nebenanſtoßende Billardſaal zeigt denſelben Schmuck und dieſelbe Einfachheit. Hier ſieht man noch nichts von Vergoldungen; einige

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſchöne Gemälde in Holzrahmen, welche mit den Tafeln übereinſtimmen, zieren die Wände. Von hier tritt man in eine hohe Gallerie, welche die ganze Breite des Hotels einnimmt; ihre Länge wird durch zwei koſtbare Spiegel, die an jedem Ende angebracht ſind, bedeutend vermehrt. Die eine Seite iſt ganz von Glas, und längs derſelben ſtehen in großen Baſſins von Bronce die ſeltenſten Pflanzen und Topfgewächſe. An der andern Wand laufen Divans, und eine blendende Reihe von Kronleuchtern ſchweben von der Decke hernieder. Ein jedes der Zimmer hat ſeinen Ausgang nach dieſer Gallerie, und bei dem letzten Feſte, das in dieſem Hotel gegeben wurde, machte ſie in ihrer prachtvollen Beleuchtung und dem Blumenſchmucke einen zauberhaften Eindruck, den ſelbſt die Pariſer hohe Welt ganz unerhört fand, obgleich ſie doch an Eindrucke dieſer Art, wie keine andere, gewöhnt iſt. Der große Salon, den wir zunächſt betreten, zeigt herrliche encauſtiſche Malereien der berühmteſten Meiſter der neuern franzöſiſchen Schule, zwiſchen ſeinen reichen Vergoldungen. Kamin und Tiſche von weißem Marmor mit Sculpturen, Statuen auf Piedeſtalen, Uhren, Girandolen und Kronleuchter, Alles im ausgeſuchteſten Geſchmacke des oben angedeuteten Zeitalters. Eine doppelte Reihe von Armſeſſeln, mit prächtigen großblumigen Seidenſtoffen, zieht ſich an den Wänden hin; an den hohen Bogenfenſtern Doppelvorhänge von Seide zunächſt der Fenſter, die herabgelaſſen werden, und darüber die koſtbarſten Sammtdrapperien, Seſſel und Divans am Kamine würdevoll hoch, breit und bequem, wie es unſere Vorältern liebten, und alles Uebrige im Einklange.

Es würde nicht möglich ſein, hier in eine detaillirte Beſchreibung einzugehen, ohne die Leſer durch Wiederholungen zu ermüden. Nur des gelben Salons will ich noch erwähnen, der ſich durch ſeine höchſt geſchmackvolle Einrichtung auszeichnet; beſonders iſt hier der Kamin und die Tiſche von einer bewundernswerthen Arbeit. Dann gibt es noch in dieſem Erdgeſchoſſe einen Speiſeſaal für große Diners, daneben den Concertſaal und zwei Tanzſäle. Das Local iſt zur Aufnahme von 2000 Perſonen geeignet. In dem obern Stockwerke ſind die Wohnzimmer der Familie mit gleicher Pracht eingerichtet, doch kleiner und mit mehr auf Wohnlichkeit gerichteter Aufmerkſamkeit möblirt.

Dies iſt das Hotel des jüngern Freiherrn von Rothſchild, das derſelbe erſt vor Kurzem durch den ſeines Geſchmacks wegen bekannten Director der großen Oper, Herrn Duponchel, auf dieſe Weiſe einrichten ließ. Prächtiger noch, obgleich unvollendet, iſt das daneben liegende Hotel des ältern Freiherrn Salomon von Rothſchild, der ſeinen Wohnſitz von Wien erſt vor wenigen Jahren hierher verlegte. Das Hotel gehörte einſt der Königin Hortenſe, und wurde mit 7 oder 800,000 Francs von dem jetzigen Beſitzer bezahlt.

Auch hier iſt der goût de la renaissance in Anwendung gebracht. Die Feſtſäle ſind gleichfalls im Erdgeſchoſſe, und eine mit Blumen beſetzte Treppe führt in die Wohngemächer im obern Stocke. Alles iſt hier im größern Style. Ein Portier ſteht im großen Koſtüm in der Halle und die Bedienten ſind in glänzender Livree. Im Vorſaale befindet ſich der meldende Kammerdiener ebenfalls **en tenue**, und ein Schreibtiſch ſteht in der Mitte, damit die Beſuchenden ihre Namen aufſchreiben.

Nach dem Entreeſaal tritt man in den **Sallon d'Attente** und von dieſem in den großen Salon. Alles iſt wieder hier mit encauſtiſchen Gemälden und den reichſten Goldverzierungen überdeckt. Dazwiſchen nehmen die prächtigſten Spiegel den Raum ein. Coloſſale Seſſel ſtehen rings an den Wänden, aus Goldbronce gegoſſen, mit den zierlichſten und geſchmackvollſten Gebilden. Thier- und Menſchen-Geſtalten, durchflochten mit Laubwerk; man ſtaunt, wenn man dieſe Seſſel betrachtet; ſie ſind auf Rollen, um ſie von ihrer Stelle bewegen zu können. Man ſagte mir, daß ein einziger die

Summe von 12,000 Franken gekoſtet haben ſoll.
Dies möge als Maßſtab der übrigen hier zur Schau
gelegten Pracht gelten. Die Gallerie, obgleich
iel reicher als in dem andern Hotel, macht jedoch
ei Weitem nicht zugleich jenen freundlichen Ein-
ruck; beſonders aber muß ich hier noch eines
lauen Saales erwähnen, worin braune Möbel
it weißem Seidenſtoffe auf einer blauen Eſtrade
eben, welches ſich ſehr gut ausnimmt; der Speiſe-
al iſt ganz mit Täfelei aus ſeltenen Holzarten
d Schnitzwerk überdeckt.

In dem obern Stockwerke, wo ſich neben den
Wohnzimmern die Säle zum gewöhnlichen Empfang
d die Geſellſchaftsgemächer der Familie befinden,
noch immer ſo viel Reichthum etalirt, daß
anche unſerer reichſten und eleganteſten Häuſer
ran genug haben würden. Das Appartement
s Freiherrn Salomon, aus drei Piecen beſtehend,
n Cabinet, dem Schlafzimmer und dem Bou-
r, iſt mit ſogenannten incruſtirten Möbeln aus

dem koſtbarſten Holze beſetzt, und zeichnet ſich durch einen einfachen Schmuck aus.

In dieſem prachtvollen Palaſte herrſchte die tiefſte Stille. Der Portier, die Livree, der meldende Kammerdiener, Alles ſtand auf ſeinem Poſten und hatte nichts zu thun. In dem einen Saale, neben den Wohngemächern, ſaß eine fremde Dame am Kamin, die auf eine Audienz zu warten ſchien; der Beſitzer befand ſich in Wien, und in dem reichen Wohnſalon ſaß auf dem Divan eine Matrone, leiſe ſchwatzend, in einfachern, von den gegenwärtigen ſehr verſchiedenen Verhältniſſen erzogen, nun von all' dieſer fremdartigen Pracht umgeben, durch ihren Reichthum auf des Lebens Höhe gehoben — die alte Freifrau von Rothſchild aus Wien, und ihr zur Seite eine verwandte Seele, mit der ſie vertrauliche Herzens-Ergießungen tauſchen konnte, und gleichfalls Matrone, Madame Beer, die Mutter des berühmten Componiſten.

Wenn ich mir die alte Freifrau denke, den glänzenden Hofſtaat, der ſie umgibt, die blumenbeſetzte Treppe, die zu ihr führt, das ganze ariſtokratiſche Ceremoniell, um zu ihr zu gelangen, und endlich ihre Einſamkeit, verlaſſen von ihren früheren Freuden und Genüſſen, ausgeſchloſſen von der Welt, zu der ſie nun eigentlich ſich zählt — da kann ich mir die Freude vorſtellen, die ſie empfindet, wenn endlich die wackere alte Madame Beer aus Berlin bei ihr erſcheint, und ſie ſich nun ſo recht ausſprechen kann — nicht im zwängenden franzöſiſchen Idiom, nicht in den geſchraubten Ausdrücken der hohen Welt, die ihr nie geläufig werden konnten, ſondern ungenirt, und hie und da an den Jargon ſtreifend, der ihr angeboren wurde. Es iſt für keinen Menſchen etwas köſtlicher und erfreulicher, als ſich des ihm angebornen Jargons zu bedienen, und dabei ſind alle armen affectirenden Narren, die ſich zieren und ſpreizen, ſtets zu beklagen.

Die Rothſchilde haben jedoch vollkommen recht, ſich auf dieſen höchſten Fuß eingerichtet zu haben; er ziemt ihrer Bedeutung und ihrem Standpunkte, und Niemand kann ſie deßhalb tadeln.

Noch einen andern Beſuch hatte ich in der rue Laffitte abzuſtatten. Börne wohnte hier. Er hatte ſich für einen Schriftſteller, und — was noch mehr ſagen will — für einen deutſchen Schriftſteller in Paris mit einem ziemlich ariſtokratiſchen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht ſehr aufgeſchmückten Cabinet, Börne im ſeidenen Schlafrock. Ich fand ihn bedeutend gealtert und kränklich ausſehend. Er lebte zurückgezogen und ging wenig aus; bei ſchlechtem Wetter verließ er nie das Haus. Er wunderte ſich, daß ſeine Balance in Deutſchland nicht ſtärker ziehen wolle, in Frankreich wurde ſie ohnehin nur wenig geleſen, und ſo war er denn Willens, ſie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu laſſen. Ueber die neueren Literatur-Zuſtände in Deutſchland äußerte er ſich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es ſeine Art war. Ich fand ihn ſo ziemlich von Allem unterrichtet. Er führte eine ausgebreitete Correſpondenz. Die neuen Erſcheinungen fehlten ihm auch nicht, da er viel zugeſendet erhielt. Das Neueſte war der Lenau'ſche Fauſt, den er jedoch nicht in ſeiner Balance beſprechen mochte. „Er habe bei dieſer Gelegenheit auch viel gegen Goethe auf dem Herzen, das er herausſagen müſſe, es ſtreite aber gegen ſein Gefühl, in franzöſiſcher Sprache etwas gegen Goethe zu ſagen, und dadurch die Hochachtung, welche die Franzoſen vor ihm haben, zu ſtören. Auch ſei er im Franzöſiſchen in ſeinem Ideengang zu ſehr gehemmt; hundert Dinge müſſe er ganz übergehen.“ Dies ſagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neueſtes Werk in einer deutſchen Zeitſchrift ſein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte des Aprils pflegte Börne Paris zu verlaſſen, um ſeinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil zu beſuchen.

Kein Jahr war aber noch verſtrichen, ſo hatte er für Winter und Sommer die kleine, ſtille Wohnung auf dem Père Lachaise bezogen.

II.

Was Paris dem Fremden ſo angenehm erſcheinen läßt, iſt die ausgebildetſte, großartigſte Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft. Man denke ſich darunter nicht das deutſche: „Auf ein Gericht gern geſehn!“ nicht die Aufnahme fremder Perſonen in den Haus- und Küchenorden, nicht die Zumuthung an den Freuden und Leiden unbekannter Haushaltungen nolens volens Theil nehmen zu müſſen, nicht jene erdrückende Höflichkeit, jenes Nöthigen, jene ſteife, lächerliche Etikette; dies Alles verdient weder die Benennung „ausgebildet“ noch „großartig.“

Welch ein Dämon fährt in ſolch einen kleinſtädtiſchen Egoiſten, wenn er mit einem Male ſeine unanſehnlichen Zimmer Fremden öffnen und die beſchränkte Frau mit ihrem kleinen Rotznäschen, mit allem Spielzeugtrubel und häuslichen Lärm — Gegenſtände, die ihn entzücken und rühren — andern Unbekannten zeigen will, und dies für Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft und dankenswerthes Beginnen hält! Der Beſitzer eines kleinen Gartens, der darin einen blühenden Apfelbaum hat, iſt darüber außer ſich und läßt ſeine Freunde ein, um ihnen den Baum zu zeigen, und meint, ſie müßten wie er außer ſich gerathen; denn er hat keine Augen für alle Blüthenpracht, die ihn in der weiten Gegend umgibt, oder er bildet ſich ein, ſo wie ſein Baum blühe keiner. Wie lächerlich ſind dieſe Egoiſten! Wen hätten ſie nicht ſchon mit ihrer Manie gequält? Und wie groß und glücklich und frei fühlt ſich der, welcher ſich nie an kleinlichen Beſitz kettete und den großen ungezwungen mitgenießt, als gehöre Alles ihm, ohne Neid, ohne Luſt am Beſitz ſelbſt und mit ſchönſtem Behagen. — In Paris lernt man das kennen, wo die Reichen und Vornehmen, die Begünſtigten des Glücks, die Männer von Talent und von Anſehen ſich dieſem Genuſſe ganz hingeben und der köſtliche Beſitz des Einzelnen ſo recht eigentlich zum Gemeingut wird.

Wer einen berühmten Namen hat, ſieht die beſte Geſellſchaft, berühmte und vornehme Welt bei ſich, und gäbe er ihr nichts als Zuckerwaſſer zur einzigen Erfriſchung. Der Maler öffnet ſeine Salons, die mit Gemälden geſchmückt ſind; der Muſiker erfüllt die ſeinigen mit den ausgeſuchteſten Klängen; der Schriftſteller vereinigt die geiſtreichſte Converſation; der Finanzier endlich läßt Champagner ſtrömen und Delicateſſen präſentiren, und zieht alle Kinder der bonne chère aus der Kunſt- und Literaturwelt zu ſich hin. Hier vereinigen ſich die Zierden der Geſellſchaft, um ein neues geiſtreiches Stück aufzuführen, dort hört man die bewunderten Künſtler der italieniſchen Oper, hier ſieht man die ſchönſten, graziöſeſten Weiber, dort hört man die verehrteſten Dichter, die berühmteſten Gelehrten, die Herren der Literatur. Niemand ſtellt, nach dem gemeinen Sprichwort, ſein Licht unter den Scheffel; ein Jeder läßt es leuchten, ſo hell es nur immer leuchten will.

Die Kette der Soireen, die ſich in Paris wie Zauberbande um uns legen, ſollte man eigentlich zum gröſten Theile kennen, um über das Pariſer Leben ſein Votum abzugeben berechtigt zu ſein; was ſich uns auf den Straßen zeigt, iſt — ſo überraſchend es für den Ankömmling auch ſein mag — nicht werth, daß man lange dabei verweile. — London iſt größer, überraſchender, glänzender darin, und wer beide Städte kennt, nennt Paris ein Dorf im Vergleich mit London! Aber in geſellſchaftlicher Beziehung wird Paris immer höher ſtehen, denn alle **Almacks** und **Raouts** ſind nur Karrikaturen der Geſellſchaft, die ſich in Frankreichs Hauptſtadt in ihrer feinſten, geiſtreichſten Blüthe präſentirt.

Für Leute, die gern ſehr bequem ſind und früh ſchlafen gehen wollen, werden die Soireen in Paris, troß ihrer Ungeuirtheit, doch immer einigen Zwang mit ſich führen. Vor zehn Uhr kann man nirgends hin, und da man ſtets mehre an einem Abend beſucht, ſo dauert der Spaß bis ziemlich in die Nacht, oder vielmehr in den Morgen hinein.

Ich kannte die Soiree bei dem alten Maler Baron Gerard noch nicht, obgleich ſie ſchon ſeit vielen Jahren Mittwochs beſtanden haben und ſich durch alle Zeitverhältniſſe und Staats- und Geſellſchafts-Revolutionen erhalten, mithin von wahrhaft geſchichtlichem Intereſſe waren. Man fand dort die Elite der Künſtlerwelt und ſtets viele ausgezeichnete Fremde. Ein Freund verſprach, mich dort einzuführen und ich legte willig einige Tage meinem Aufenthalte zu.

Ich kam aus einer muſikaliſchen **soirée par excellence**, Ohr und Herz noch voll der herrlichſten Töne, und mußte meinen Freund im Miniſterium des Innern abholen, der einer halbdiplomatiſchen Soiree bei dem General-Sekretär, Herrn Edmund Blanc, beiwohnte, wo Montalivet, Thiers und eine Menge anderer Perſonen gegenwärtig waren. Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Weg nach der weit entlegenen **rue St. Germain des Prés.** Es war bereits ſpät und wir beſorgten, daß die Geſellſchaft bei Gerard nicht mehr ſehr zahlreich ſein würde. Vor der Thüre zeigte uns jedoch eine ſtattliche Wagenreihe, daß wir nichts zu beſorgen hatten. „Wir ſind noch nicht die Letzten,“ ſagte mein Freund, indem er die vielen Mäntel im Vorzimmer gewahrte.

Herr und Madame Gerard waren ein Paar liebenswürdige Leute, und der ſiebenzigjährige Maler, obgleich ſo leidend, daß er den ganzen Winter nicht ausgehen konnte, gab dennoch ſeine Soireen nicht auf und opferte ſeinen koſtbaren Schlummer dem gewohnten Vergnügen, der Unterhaltung ſeiner Gäſte. Das war mindeſtens nicht philiſterhaft. Und ſo hat er es bis zu ſeinem vor Kurzem erfolgten Tode gehalten.

Die Salons waren mit Gemälden des Wirths und mit Kupferſtichen nach ſeinen Gemälden decorirt; der berühmte Beliſar und der Homer leuchteten mir ſogleich beim Eintritte entgegen. Die Geſellſchaft hatte ſich in drei Salons und dem Schlafzimmer vertheilt, und die Converſation war allgemein. Ich lernte dort die Gräfin Giucciola, eine von Lord Byron's Geliebten kennen, eine noch immer ſchöne Frau, mit einem ſchmachtenden, blonden Kopfe. Eine andere, ehemals berühmte Schönheit, die ſich jedoch nicht ſo conſervirt hatte, Signora Graſſini, die Sängerin, bekannt wegen ihres Verhältniſſes zu Napoleon, die einſt berühmte Vigano, die von ihrem früheren Aufenthalte in Wien noch ziemlich gut deutſch ſprach, und Signora Creſcini, die wunderſchöne Frau des Dichters der **Briganti**, waren zugegen. Dieſe hatte bereits geſungen, und ihre Stimme und ihre Kunſt Alles in Extaſe verſetzt, als ich ankam. Man bat ſie noch einmal zu ſingen, und die Ankunft Meyerbeer's, auf den Alles mit dem Ausrufe: „**Ah Mæstro!** was haben Sie verſäumt?“ hinſtürzte, bewog die liebenswürdige Frau, ſich wieder zum Flügel zu ſtellen. Sie beſitzt in der That einen mächtigen und zugleich lieblichen Contralt; die Manier iſt ſo brillant und modern, als man nur vorausſetzen konnte. Dabei der ſchönſte Mund, der ſich auf das anmuthigſte öffnete, die ausdrucksvollſten Augen, ein belebter Ausdruck und ein bewegter dramatiſcher Vortrag, kurz ein Zuſammen, das feſſelt und entzückt! Alles lauſchte, und als ſie geendigt hatte, wurde der Athem zurückgehalten und Niemand wagte ſeinen Beifall zu äußern; eine zarte Aufmerkſamkeit für den **gran Mæstro**, der zugegen war, und erſt nachdem Meyerbeer ſein Bravo und einen italieniſchen Zuruf laut werden laſſen, ſtimmte die Verſammlung froh und rauſchend ein. Mich freute es, daß er ſich während des Sturmes freundlich zu mir wandte und mir vor Allen auf Deutſch zurief: „Wahrhaftig! ſehr gut!“ Es liegt eine eigene Herzlichkeit darin, wenn ſich zwei Landsleute, laut vor Fremden, ſo vertraulich etwas ſagen können.

Ich unterhielt mich mit dem witzigen Dantan, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigte, und dabei einer der ausgezeichnetſten Bildhauer iſt, die jetzt in Paris leben, und freute mich ſeines ſo gutmüthigen, einfachen und beſcheidenen Weſens. Nur wenn man dieſe Perſönlichkeit kennt, wird es erklärbar, daß man ſich ſo übereinſtimmend das Wort gegeben hat, ſeine Malicen ruhig hinzunehmen und mit den Lachern zu lachen, ohne dem Künſtler zu grollen.

Auch Ancelot ſprach ich hier, einen artigen, ganz bürgerlichen Mann, der ſich durch ſeine Stücke für das Vaudeville-Theater, namentlich die Genrebilder aus der Pompadourzeit, ein hübſches Vermögen und einen guten Ruf gemacht hat. Wie ich ſo mit ihm ſpreche, erſchrecke ich faſt ein wenig, von einer Rockklappe geſtreift zu werden, an der ein großes Kreuz von ſchwarzem Eiſen herabhängt. Ich ſehe nun genau hin und erkenne deutlich das eiſerne Kreuz, jenes Siegeszeichen des Jahres 1813, das die gutmüthigen Franzoſen in ihren Salons herumſtreichen laſſen. In der That aber vermuthe ich, daß die Leute ſeine rechte Bedeutung nicht kannten. Hiermit entſchuldige ich allein den Träger; denn man mag ein ſolches Zeichen noch ſo werth halten, ſo iſt es doch jedenfalls in den Salons der Künſtlerwelt ganz überflüſſig, wo nur das Talent Anerkennung findet, und könnte hier abgelegt werden, ohne ſich ſelbſt, dem Zeichen und der Liebe dazu den geringſten Eintrag zu thun.

Das eiſerne Kreuz aber und einige deutſche Worte, die ich ſeinen Inhaber mit einer Dame ſprechen hörte, führten mich zu der Bekanntſchaft des Geheimenrath Koreff, des ehemaligen Leibarztes des Fürſten Hardenberg. Er iſt ein feingebildeter und in der höhern Geſellſchaft gern geſehener Mann, dabei einer der geſuchteſten Aerzte in Paris, beſonders Deutſchen ſehr zu empfehlen, deren Natur der franzöſiſchen Tiſane widerſtrebt.

12.

Wie durch ein Wunder ſtand ich heut mit einem Male vor Roberts venetianiſchen Fiſchern. Ein Bild voll Leben und Ausdruck. So unbedeutend ſein Gegenſtand iſt, ſo überſtrahlt es doch die großen Schlachten und frommen Bilder ſämmtlich. Es iſt das Geſtade von Chioggia und die Familie ſchickt ſich an, auf den Fiſchfang zu gehen. Die Köpfe ſind ausdrucksvoll und charakteriſtiſch, das Coſtüm treu und doch nicht bunt, und das Licht iſt ſo natürlich, hell und durchſichtig, als hätte es der Künſtler der Sonne entwendet. In der Mitte ſitzt ein Jüngling, der zum Bilde herausſchaut, mit ſchwermüthig nachdenklichen Zügen, faſt fremd dem Treiben um ihn, und mit einem geheimnißvollen Intereſſe die Blicke feſſelnd; dies ſoll das Portrait des unglücklichen Künſtlers ſein, der in den Wellen ſeinen frühen Tod ſuchte. Ich dachte mir ihn ſo, und es erfüllte mich mit wehmüthiger Freude, ihn ſo zu finden.

Nächſt dieſem Gemälde nenne ich ein and'res, das einen mächtigen Eindruck auf mich machte, wenn es gleich einen vollſtändigen Gegenſatz zu jenem bildet. Es iſt das Ave Maria der Hirten in der römiſchen Campagna, von Bodinier gemalt. Die öde, ſanfthügelige Landſchaft, über die ſich ein ſüdlicher Abend mit allen ſeinen ſchimmernden Lufttinten zu verbreiten beginnt, und der glühende Horizont mit leichten Wolken, an dem ſich die hohen Geſtalten der andächtig betenden Hirten abzeichnen. Im Vorgrunde die dunkeln Schafe mit dem Hund. Eine feierliche Ruhe herrſcht aus dem Bilde; eine milde, faſt lautloſe Nacht; nur das ferne Läuten ſcheint einförmig durch die Stille zu dringen. Die Harmonie der Farbengebung iſt herrlich und der Eindruck unwiderſtehlich. Franzöſiſche Kunſtrichter haben dieſem Bilde einen hohen Rang zuerkannt, und abgeſehen von dem Verdienſte des Malers als ſolcher, ſo iſt es ihm wie Wenigen gelungen, das Gemüth des Beſchauenden mächtig zu rühren.

Eine Kette, wie man gewöhnlich die aneinander gefeſſelten Galeerenſclaven, welche nach dem Bagno abgeführt werden, benennt. Der Stoff iſt aus Maſſens Werkſtatts-Erzählungen genommen. Die Köpfe der Verbrecher ſind ausdrucksvoll ohne Uebertreibung, wozu ſich unſere jetzige ſogenannte romantiſche Kunſtwelt ſo leicht bei ſolchen Gegenſtänden verleiten läßt. Ein armer Teufel iſt darunter, der unſere Theilname in Anſpruch nimmt; er wendet den Kopf und blickt nach einem Wagen, worin Bauern ſitzen, die ihm in glücklichen Tagen vielleicht nahe ſtanden und ſeinem unverſchuldeten Looſe nunmehr Theilnahme, vielleicht Troſtworte ſpenden. Dies macht einen erhebenden Eindruck.

Von Goldſchmidt iſt eine Frau in algieriſchem Coſtüm, von brillantem Colorit und guten Effecte, mir auffallend erſchienen.

Aber von größerer Wirkung iſt eine Scene des Weltendes von Charles Lefebure. Die Gluth, die den Erdball verzehrt, die als verglimmender, ſtrahlenloſer Feuerball im Aether ſchwebende Sonne, der nächtliche Dunſtkreis und die bleichen, fahlen, nackten Körper der Menſchen erfüllen uns mit Schauer. Einzelheiten ſind vortrefflich, und Phantaſie iſt dem Maler nicht abzuſprechen; bei dem Allem iſt das Ganze aber ſo grell, daß man ſchnell wieder die Blicke von der Tafel wegwendet.

Die Tochter Jephta's von einem Deutſchen, Heinrich Lehmann, hat troß der Manier, die aus dem Bilde ſich zu erkennen gibt, und des wunderlichen Colorits, Verehrer gefunden. Die Zeichnung iſt ſtreng und Ingre's Einfluß nicht zu verkennen. Als Gegenſatz konnten die Jäger an der Küſte der Picardie gelten, von Lebrun gemalt, die nicht weit davon hingen. Keine Natur, Portraitirung, nichts von höherer Intention bemerkbar, aber eine Wahrheit und Treue, die immer wieder die Blicke hinzog.

Von Lepaulle war eine Suite von mancherlei Gegenſtänden ausgeſtellt; das Meiſte waren Portraits. Sein geſchickter, ſaftiger Pinſel war dabei wohl beſonders zu rühmen. Hündchen, Pferde, Menſchen; eine Odaliske, ein Reiter, eine Tänzerin im Theater-Coſtüm u. ſ. w., Bilder, wie ſie die Laune der Reichen hervorruft und reich bezahlt. Lepaulle dient dieſer Laune gern, und rettet daraus ſo viel Kunſt, als ihm nur immer möglich iſt.

Leſſore lieferte die verſchmachtende Hagar in der Wüſte, im Mutterſchmerze aufgelöſt, neben ihrem Kinde. Ein troſtloſer Gegenſtand; die Auffaſſung nicht großartig. Die Wüſte ſpielt dabei eine zu umfangreiche Rolle.

Von Steuben forderte eine große Tafel die Aufmerkſamkeit heraus. Es iſt Johanna von Caſtilien, Carls V. Mutter, die ſich von ihrem heiß geliebten, jung verſtorbenen Gatten nicht trennen wollte und darüber wahnſinnig wurde. Sie bekam ſeit dieſer Zeit den Beinamen: „la folle!“ Sie kniet hier, in Wahnſinn aufgelöſt, neben der prächtig geſchmückten Leiche und fordert ihre Wiederbelebung vom Himmel. Der Ausdruck iſt etwas zu theatraliſch; die George könnte dazu geſeſſen haben; gemalt iſt das Bild mit großer Vollendung.

Am reichſten war die Ausſtellung mit Schlachten bedacht. Viele ſind auf Beſtellung des Königs, des Herzogs von Orleans und anderer hohen Perſonen entſtanden.

Horace Vernet nimmt hier den erſten Rang ein. Er hat die Schlachten von Jena, Friedland und Wagram gemalt, und obgleich er es verſchmähte — ich weiß nicht aus welchem Grunde — ſeiner Hauptfigur außer dem Coſtüm irgend einen Schein von Aehnlichkeit mit dem Originale zu verleihen, ſo iſt doch der verſchiedene Ausdruck in dieſen drei Kaiſerköpfen bemerkenswerth. Bei Jena iſt es der zürnende Kriegsgott; bei Friedland ſieht Napoleon mit einer ſchwärmeriſchen Freude aus dem Bilde heraus; bei Wagram zeigt ſich die vollkommenſte Ruhe in ſeinem Kopfe.

Scenen auf Kriegsſchiffen waren auch nicht ſelten; ſie waren wohl größtentheils durch die jetzige Vorliebe für Seeſchilderungen entſtanden, die ſich auch in der Literatur kund gibt und von Sue und Kapitain Marryat genährt wird. Die Verſenkung eines todten Seeoffiziers in das Meer iſt ein ſchön gemaltes Bild; einige Schiffbrüche reiheten ſich dieſem an.

Alles was ich hier wiederzugeben ſuchte, ſind die oberflächlichen Eindrücke, wie ich ſie empfangen, von einem tiefern Kunſturtheil kann hier nicht die Rede ſein. Ich habe ſicher manches Vortreffliche überſehen und Einiges hat mich angeſprochen, an dem Andere theilnahmlos vorüberſchweiften. Ich laſſe mich jedoch in dieſen Fällen gern gehen und ſehe mich weder nach gedruckten Notizen, noch nach lebenden Ciceronen um, die Auge und Urtheil vorhinein zu beſtechen ſuchen. Viel lieber iſt es mir, mich durch den Gegenſtand, die Farben, die Behandlung des Kunſtwerkes ſelbſt beſtechen zu laſſen, wird mein Urtheil dann auch ſchief ſein, ſo iſt es doch wenigſtens aus meiner innerſten Individualität hervorgegangen, und hat dadurch noch immer einigen Werth, während das Nachgebetete und tauſendmal Dageweſene völlig werthlos iſt.

14.

Eine eigene Figur in der Pariſer Schriftſtellerwelt bildet Jules Janin. Er repräſentirt den reich gewordenen Bürger, der Alles von der bevorrechteten Kaſte, was das Leben angenehmer und reizender macht, ſich angeeignet, aber nichts von dem ſteifen Zwang wiſſen will, den Jene ſich auferlegt, und der — lächerlich genug — von Vielen auch nachgeäfft wird, die es nicht nöthig hätten, ſich ihm zu fügen.

Janin lebt auf großem Fuße, von allen Schriftſtellern wohl auf dem größten, aber nichts ariſtokratiſches iſt dabei, wenn es ſich nicht allereigentlichſt auf einen verfeinerten Lebensgenuß bezieht. Seine Wohnung liegt in der Nähe des Luxemburgs, in der breiten, reinlichen Straße du Tournon, wo es eben ſo wenig Lärm gibt, als im Marais. Hier iſt der Sitz jener alten Geſchlechter, die zum Theile noch mit der jüngeren Linie, die jetzt auf dem Throne ſitzt, boudirt. Janin's Hotel iſt groß und bequem, eines der beſten, die man in Paris findet, im eigentlichen Sinne comfortable.

Iſt man die breite, nicht hohe Treppe hinauf gelangt, ſo tritt man in ein kleines, dunkles Entréezimmer, und von dieſem in den Billardſaal, den nur eine Bretterwand davon trennt. Hier iſt Alles im Geſchmacke Ludwigs XV. und der Pompadour möblirt, und Janin war der Erſte, der die Rumpelkammern und Trödelbuden durchſtöberte, um ſich daraus ſeine ſo glänzende Einrichtung zu ſchaffen; allein er beſitzt auch Stücke in ſeinem Mobilar, die einen hohen geſchichtlichen Werth haben.

Unter den Bildern, welche die Wände des Billardſaales ſchmücken, fällt uns vor Allen das gepuderte Geſicht des Pallaſſen Deburcau auf, deſſen Biograph Janin wurde. Eine lange Tafel, ſo lang als der Saal ſelbſt, trägt alle Chargen Dantans, wohl fünfhundert an der Zahl, die — wenn man ſie im Durchſchnitt nur zu fünf Franken anſchlagen wollte — an dritthalbtauſend Franken gekoſtet haben. Alle Zimmer ſind mit den ſchönſten Möbeln aus alter Zeit beſetzt; ungeheure venetianiſche Spiegel mit breiten, verſchnörkelten Rahmen, überall eine Menge von Sevres und chineſiſchem Porzellan auf Tiſchen und Schränken vertheilt, eine Unzahl von kleinen Spielereien, ungeheure Schränke von kunſtvollſter Arbeit, mit gedrehten Säulen, üppige Divans, Bergeren und **Chaises-longues**, weiche Thierfelle — auf den Teppichen liegend — eine wahrhaft ſybaritiſche Pracht. In dem Kabinet Janins findet man unter Anderm die Bibliothek Fenelons, noch in demſelben Schranke, wie ſie der fromme Biſchof beſeſſen, und das Spinett Marie Antoinettes. Vaſen, Bücher, Gemälde, von merkwürdigen oder intereſſanten Perſonen, ſtoßen uns überall auf. Dies Alles hat dem jetzigen Beſitzer weit über hunderttauſend Franken gekoſtet, und Janin ſpricht davon mit einigem Stolze, während ſeine Freunde ganz unverholen geſtehen, daß er ſich mit dieſer Manie ruinire.

Janin iſt von friſchem, muntern Ausſehen; er mag ungefähr fünf und dreißig Jahre alt ſein, er ſieht indeß wie ein Zwanziger aus. Seine Geſtalt iſt gedrungen, nur ſeine Augen ſind fein zu nennen, das Uebrige hat ein ſo natürliches Anſehen, wie man es ſtets bei geſunden Burſchen vom Lande vorausſetzt. Die Stirne iſt hoch, die Haare gekraust, ſchwarz; um das Kinn läuft ein krauſer, ſchwarzer Bart. Eine kleine Stumpfnaſe, ein ſchön geformter Mund, der faſt beſtändig lacht und die ſchönen Zähne zeigt, dunkelblaue, italieniſche Augen, mit überaus langen Wimpern, die ſeinem derben Geſichte eben den feinen Ausdruck geben. Als ich ihn beſuchte, ſtand er im Hemde im Entréezimmer und wuſch ſich con amore, während in dem daran ſtoßenden Billard einige junge Leute laut lachend und ſchwatzend umherſtanden, und im hochgepolſterten Lehnſtuhle am Kamin ſaß eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, im geſchmackvollen Negligee, halb mitlachend, halb ſchmollend. Dies iſt die Marquiſe von ***, Janin's Geliebte, die bei ihm lebt. Le gros rire, dies Göttergelächter der Franzoſen hörte nicht auf; Janin war unerſchöpflich in tollen Späßen, zum Theil von ſehr derber Natur, und ſein Publikum war das dankbarſte.

Meine Ueberſetzung ſeiner **contes nouveaux**, ſo wie Menzels Artikel über ihn, den einige franzöſiſche Blätter überſetzt haben, hatten ihm eine wahrhaft kindiſche Freude gemacht. Er nahm einmal über das andere mein Buch aus dem Schranke, herzte und drückte es und rief: **Oh quel beaû livre!** „das ſieht doch ſchon anders aus,“ ſetzte er hinzu, „ſonſt war ein deutſches Buch ſtets auf Löſchpapier gedruckt, und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen.“

Schon früher hatte mir Janin ſeine Mitwirkung für die Theater-Revue zugeſichert: „trop heureuse la voix francaise,“ ſchrieb er mir, „qu'on écoute dans cette terre du savant langage!“ Er freute ſich, mich in Paris zu ſehen und verſprach, ſogleich an's Werk zu gehen, damit ich ſeinen Artikel für die Revue mitnehmen könne. Ich blieb zum Mittage bei ihm. Außer mir war noch eine junge, lebhafte Frau zugegen, deren Namen ich vergeſſen, die aber wahrſcheinlich Schriftſtellerin iſt, denn Janin ſtellte ſie mir mit den Worten vor: „Elle est du metier!“

Während ich einen Spaziergang im Garten des Luxemburg machte, lief er zu ſeinem Verleger, um für mich ein Exemplar ſeines neuen Romans „le chemin de traverse“ zu holen, der erſt in der nächſten Woche ausgegeben werden ſollte. Die Stunde des Eſſens war ſechs Uhr, und ich verfehlte nicht, mich einzuſtellen. Man führte mich in das Schlafzimmer, wo die beiden Frauen, vom Kaminfeuer beleuchtet, ſaßen: es brannte kein Licht. Es iſt etwas ungemein Trauliches in einem ſolch weiten, alterthümlich prächtigen Gemache, wo die Spiegel noch einiges Licht, das ſie durch die Fenſter ſpärlich empfangen, widerſtrahlen, und an den langen Wänden leuchten und die Blicke täuſchen, als wären es geöffnete Thüren, die in andere reiche Zimmer führen. Die Damen am Kamin plauderten fort und zogen mich ſogleich in ihr Geſpräch. Sie waren von Verehrung für Janin im höchſten Grade durchdrungen und wollten von mir wiſſen, ob man ihn in Deutſchland ſo recht nach ſeinem Werthe zu ſchätzen wiſſe, und ob es denn wohl möglich ſei, dieſen herrlichen Styl, dieſe Zauberproſa ganz wiederzugeben? Die kleine, feine Marquiſe fragte, ob man denn Balzac etwa mehr liebe, wie Janin, wie ſie von Jemand gehört hätte, der aus Deutſchland gekommen, und ob Balzac nicht auch etwas mehr eine Griſettenlectüre ſei, Janin hingegen der geliebteſte Autor der eigentlich vornehmen und gebildeten Welt? Man kann denken, welche

Auskunft ich gab, und es freute mich, nicht genöthigt zu ſein, auf Koſten der Artigkeit hier lügen zu müſſen. Die Damen kamen hierauf von deutſchen Schriftſtellern zu ſprechen; das Wenige, was ſie wußten, war bald ausgekramt. Sie liebten und lobten Heine und fanden, daß er ganz franzöſiſch ſei, nur die Marquiſe bemerkte, er verziehe den Mund ſo unangenehm, wenn er franzöſiſch ſpreche, und ſuchte dies mit ihrem Mignonmündchen nachzuahmen, was ich leider nur aus der veränderten Ausſprache entnehmen konnte, da es mittlerweile ſo dunkel geworden war, daß wir uns nur nach ſehr vagen Umriſſen erkennen konnten.

Mit einem ſchallenden Gelächter über unſer tête-à-tête in dieſem Halbdunkel ſprang endlich Janin in das Zimmer; unſer eifriges Geſpräch hatte uns das Rollen ſeines Cabriolets überhören laſſen. Mit dem Hute auf dem Kopfe küßte er die kleine Marquiſe, drückte mir hierauf derbſchüttelnd die Hand und verlangte zu eſſen. Es war ſieben Uhr vorbei. Die Marquiſe ſagte, er müſſe ſich noch gedulden. Es ſchien mir etwas von einer deutſchen Hausfrau in ſie gefahren zu ſein — die niedliche Marquiſe möge mir dieſem Argwohn verzeihen! — welche wegen des unerwarteten Gaſtes noch eine Schüſſel mehr anfertigen läßt. Es war aber in der That nichts als eine moroſe Laune; Janin war ihr zu lange ausgeblieben, ſie hatte ihn ſchon um ſechs Uhr erwartet, und nun wollte ſie auch nicht einmal um ſieben Uhr eſſen; er — der Hungrige mußte warten — und wir Unſchuldige mit — denn was kümmert ſich ein ſolches Pariſer Dämchen wohl viel um einen Gaſt! —

So ſaßen wir denn hungrigen Magens und knurrender Eingeweide bis neun Uhr — dann ſchellte Madame und der Bediente trat ein mit dem Rufe: **on vient de servir!** Nun hatte Janin ſein Windſpiel noch einige Zeit vor, zerrte es am Schwanze, bei den Ohren und rief gellend dazu ſeinen Namen **Ji**, welches bekanntlich Janin's

Chiffre in den **Debats** iſt, wonach er dieſen ſeinen Liebling genannt hat. Ji bellte — der Herr ſchrie und lachte — Madame, der ich den Arm gereicht, zankte und die andere Dame rief dem tollen Janin zu, daß er kommen möge, um ſie in den Eßſaal zu führen. So verſtrich noch einige Zeit, und um ein Viertel auf Zehn ſetzten wir uns endlich zu Tiſche. Die Mahlzeit war gut beſtellt, und ein Glas trefflicher Bordeaux war ein nicht zu verſchmähendes Accompagnement. Die Bouderie dauerte anfänglich noch fort, bis ſie ſich — bei Erwähnung einer Dame, die Janin ſehr in Schutz nahm — in eine vollſtändige Oppoſition auflöste. Dies hatte aber durchaus nichts Unangenehmes, vielmehr war der neckiſche Zorn der hübſchen, kleinen Frau und Janin's Luſtigkeit, womit er ihn aufnahm, höchſt ergötzlich. Etwas mediſirt wurde auch dabei; man hechelte mehrere Literaten durch; eine bekannte Herzogin wurde **gueuse** geſcholten, und über die Gräfin M., die ſo eben ihre Memoiren herausgegeben, weidlich gelacht. Das Ende der Mahlzeit wurde beſchleunigt, denn wir wollten noch vor Mitternacht im **théâtre-français** erſcheinen, um die letzten Acte des Angelo von Victor Hugo zu ſehen, der nach einem Luſtſpiele gegeben wurde, mithin ſo lange währte, und ich konnte nicht einmal bis zu Ende des Stückes bleiben, da ich noch eine intereſſante Einladung für den Reſt der Nacht hatte, wo mir muſikaliſche Genüſſe der ausgezeichnetſten Art winkten.

Während die Damen ſich in das Boudoir zurückgezogen hatten, um Toilette zu machen, ſtanden wir, ich und Janin, auf den niedrigen Ofen geſtützt und ſprachen vertraulich mit einander.

Er erkundigte ſich nach unſerm Leben in Deutſchland, und bedauerte, es nicht zu kennen. Zum Reiſen kann er ſich nicht entſchließen; erſtens haßt er die Unbequemlichkeit und iſt nicht im Stande, ſich von allen ſeinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen; zweitens fürchtet er die ungeheuren Koſten, die ihm eine Reiſe mit der Geliebten und in ſeinem gewohnten train de vie verurſachen würde; drittens kann er ſich nicht entſchließen, Paris auf längere Zeit zu verlaſſen; ein Feuilletoniſt müſſe immer auf dem Platze ſein, wenn er ſeine Stelle nicht alsbald von Andern eingenommen ſehen wolle, ſagte er.

Janin braucht jährlich bei Weitem mehr, als ſeine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die ſich auf 30,000 Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherſchreiben läßt ſich ſo viel regelmäßig nicht erwerben! ſein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletoniſt. Von dem Journal des Debats erhält er jährlich 10,000 Franken, wofür er jeden Montag einen Theater-Artikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meiſten buchhändleriſchen Spekulationen Theil; an Kinderſchriften, Erbauungsbüchern, Mode-Journalen, Reiſewerken u. ſ. w. Was ihm aufgetragen wird, iſt ihm recht. Eines Morgens wacht er auf; er braucht 500 Franken und ſeine Kaſſe iſt leer.

„Wer wird mir heute 500 Franken beſcheeren,“ denkt er bei ſich, und ſteht ſorgenvoll auf. Da klopft's an die Thür, ein ihm gänzlich fremder Mann tritt ein. Dieſer theilt ihm ſeinen Plan mit, ein religiöſes Blatt zu begründen, und bittet ihn höflich, ihm den Proſpect dazu zu ſchreiben, um recht viele Abonnenten anzuziehen. Janin verſpricht es und erſucht ihn, in wenigen Stunden wieder zu kommen. Der Mann erſcheint zum zweiten Mal und der Proſpect iſt fertig; auf des Verfaſſers Forderung legt er ihm dankend die 500 Franken auf den Tiſch und unſerem Autor iſt geholfen. Dieſe Fälle ereignen ſich öfter. „Größere Werke,“ ſagt er „ſchreibt man zum Vergnügen oder für ſeinen Ruf, allein man kann dabei verhungern.“

Er ſah jetzt nach der Marquiſe, und obgleich die Toilette noch nicht beendigt war, ſo durfte ich doch eintreten. Sie hatte einen Ueberrock von roſafarbenem Seidenzeuge angelegt, ganz in der alten Mode, ſehr weit, vorn offen und mit großen Schleifen; auf dem Kopfe wehte ein Paradiesvogel von der Toque, und ein Pelz mit Schwan war über die Schultern geworfen. Dieſes zarte Accoutrement ſtand der überaus weißen Blondine mit der feinen Taille ſehr wohl. Wir eilten die Treppe hinab, wo zwei Fiaker ſchon hielten, von denen der eine gewählt wurde, und fuhren unter Lachen der Seine zu. Die vier Pferde im Stalle wollte man nicht aus dem erſten Schlafe ſtören.

In der Loge geſellten ſich bald einige junge Leute zu uns, und wir plauderten ſo laut, daß unſere Nachbarn gewiß nichts von den Schauſpielern verſtehen konnten, beſonders wenn die Volnys ſprach, die ehemalige Leontine Fay, deren Organ für das Gymnaſe wohl ausreichte, in dieſem Raume aber viel zu ſchwach war. Eben ſo war Spiel, Declamation, Alles an ihr nicht genügend. Es iſt denn doch ein andres, die Leidenſchaftlichkeit im Vaudeville und die in der Hugo'ſchen Tragödie, und beſonders, wenn man einer Schauſpielerin, ganz Feuer wie die Dorval, gegenüber ſteht. Dazu kommt der monotone Singſang, den die Fay und viele Schauſpielerinnen der Mars nachäffen, ihn aber im hohen Grade karrikiren, ſo daß, was bei der Mars lieblich wirkt, bei ihnen — und noch dazu an der unrechten Stelle, in den leidenſchaftlichſten Scenen eines Trauerſpiels nicht zum Aushalten iſt.

Meine Logengeſellſchaft ließ übrigens keinem einzigen der Darſtellenden auch nur die geringſte Gerechtigkeit widerfahren, und da ſie Alle Theater-Recenſenten waren, ſo läßt ſich denken, was ſie andern Tages über dieſe Vorſtellung zu Papier gebracht haben werden. Ich habe nie von den abſprechendſten Recenſenten in Deutſchland ſo etwas gehört. Die Mars hatte erſt kürzlich die Rolle der Tisbe an die Dorval abgegeben und daher ſpielte die kleine Volnys die Katharina. Mit dieſer Veränderung waren meine Leute nicht zufrieden; man ſprach von einer Intrigue gegen die Mars, und ſchimpfte über die beiden hübſchen

Weiber, die auf der Scene waren, auf das Unbarmherzigſte. Nichts war gut — Alles unausſtehlich! Selbſt gekleidet war die Dorval ſchlecht und ſah deſtabel aus. Ich konnte das nicht finden.

„Oh que c'est bête!“ von ſchallendem Gelächter begleitet, ſo ging es in einem fort. „Quelle infamie! quelle drôle d'action!“ u. ſ. w.

Der letzte Act ſollte angehen und ich empfahl mich, um in meine Soirée zu eilen; Janin gab ſeinen Freunden den Arm und ging, ſich zu rafraichiren, nachdem er mich bedauert, daß das Theater ſo ſchlecht geweſen ſei und mich gelangweilt habe, und die beiden Damen blieben allein in der Loge zurück, um ihr unſchuldiges Mediſiren zu ihrer Luſt weiter fortzuſetzen. An Uebung und Gelegenheit fehlte es ihnen dazu nicht.

16.

Wer Dumas ſieht, erkennt auf den erſten Blick an ihm den Halb-Mulatten; ich glaube, ſeine Mutter war die Tochter einer Negerin oder ſo etwas. Ein ſehr großer, ſtarker Mann, ein gelbes, ausdrucksvolles Geſicht und Wollhaare, wie die eines Negers. Er war in ſeiner früheren Jugend bei dem Herzoge von Orleans angeſtellt, ſein großer Hang zur Dichtkunſt verleidete ihm aber ſeinen engen Wirkungskreis und er ſtrebte nach Ungebundenheit. Der damalige Herzog ſoll ihm die Alternative freigeſtellt haben: einen Verſuch als Dichter zu machen, und wenn dieſer mißlänge, wieder in ſeine frühern Verhältniſſe eintreten zu können. Dumas erſter Wurf war **Henri III. et sa cour**, ein Stück, das bei ſeinem Erſcheinen ſo großes Aufſehen machte, und ihn zum Range eines Nebenbuhlers von Hugo empor hob. Der Herzog war darüber ſo erfreut, daß er ſeinem Schützling eine jährliche Penſion ausſetzte, die dieſer jedoch im Laufe der Zeiten und Ereigniſſe wieder verſcherzt hat.

Man pflegte gewöhnlich Dumas und Hugo die Väter des neuen oder romantiſchen Drama's in Frankreich zu nennen, und dies hat wohl auch dazu beigetragen, Beide als ganz übereinſtimmend in ihren Neigungen und Anſichten ſich zu denken. Allein ſie ſind ſo verſchieden darin, daß die Spannung, die längſt zwiſchen ihnen ſtatt fand, jetzt bereits in einen vollkommenen Bruch ausgeartet iſt; ſie befehden ſich in den Journalen oder laſſen ſich von ihren Parteien befehden.

Wenn Hugo ein größerer Dichter genannt zu werden verdient, ſo iſt Dumas ihm als Dramatiker gewiß überlegen; er iſt der erſte jetzt lebende Theaterdichter der Franzoſen, und als ſolcher wohl ohne Widerrede anerkannt. Man hat von ihm Stücke, die das größte Glück auf den Theatern machten. Heinrich III. und ſein Hof, Stockholm, Fontainebleau und Rom, die eiſerne Larve und Antoni, Richard Darlington und der Thurm von Nesle, jenes ungeheure Zugſtück, das er aus dem Kanevas eines jungen, unbedeutenden Menſchen herausarbeitete, der Gaillardet heißt, und ſeitdem nicht wieder genannt wurde. Wer ſolche Zeugniſſe aufweiſen kann, darf nicht erſt um den Rang ſtreiten, den er einnehmen will. Dabei iſt Dumas Talent wechſelvoller, farbenreicher als Hugo's, er verſucht ſich in allen Weiſen; er hat das lyriſche Drama Tereſa auf die Bühne gebracht, und in ſeinem Don Juan de Marana eine alte Myſterie zu geben verſucht, die — wenn ſie auch nicht dem Zeitgeſchmacke ſo willig entſprachen, als die andern ſeiner Dramen, ihm doch wenigſtens nicht den Vorwurf zuziehen können, daß er dem Zeitgeſchmacke unbedingt huldigt.

Im Leben iſt Dumas vollkommen anſpruchslos und der luſtigſte und gemüthlichſte Genoſſe, den man ſich denken kann. Er iſt von allen dieſen Leuten, ich ſpreche hier nämlich nicht von Lerminier, Marmier, Couſin und St. Marc Girardin, derjenige, der am meiſten von deutſcher Art und Kunſt weiß, und dies verdankt er einer ſchönen Lehrmeiſterin, der liebenswürdigen Gräfin *. Er liest deutſch, und was er nicht verſteht, iſt ſie ſo gütig ihm zu überſetzen; er iſt über den Fauſt und Hoffmann weit hinaus, was für einen Franzoſen viel, ſehr viel ſagen will. Er hat **Catérine de Heilborn** geleſen und weiß, daß es einen herrlichen Novellenſchreiber Arnim bei uns im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und das heißt faſt mehr wiſſen, als viele von Arnim's zeitgenöſſiſchen Landsleuten. Er ſpricht daher in einem Billete an mich nicht zu anmaßlich von einer „**Couleur allemande qu'il a essayé de donner à son Drame nouveau.**“ Er ſpricht hier von ſeinem Don Juan de Marana.

Ich ward von ihm eingeladen, der Vorleſung dieſes in vieler Hinſicht merkwürdigen Drama's beizuwohnen, die Boccage in einer Privatgeſellſchaft veranſtaltet hatte. So viel Intereſſe dies für mich auch haben mochte, ſo mußte ich es mir doch verſagen, um frühern Engagements zu genügen.

Dumas führt ein bewegtes Leben; er macht Reiſen, Aufwand, lebt in der Geſellſchaft, hat

Abenteuer, Liebſchaften, Duelle. Auch hierin iſt er ganz das Gegentheil von dem ruhiger bewegten Hugo, der ſich als Jüngling verliebte, dieſe erſte Neigung zu ſeiner Frau machte und nun von ihr ſchon ein halbes Duzend Kinder zum Geſchenk erhielt. Dieſe Ehe blieb lange ungetrübt; Hugo war der treueſte Gatte. Es war für den Beobachter von komiſchem Intereſſe zu ſehen, wie ſich alle Theaterdamen bemühten, den gefeierten Dichter und hübſchen jungen Mann in ihre Netze zu locken. Die erſten, ſchönſten, reizendſten boten ihre Verführungen umſonſt auf. Sie ſprachen davon, daß ſie ihn fangen müßten, ſie ſchmachteten und machten ihm die für jeden Andern unwiderſtehlichſten Avancen, allein alle ihre Pfeile prallten ab von dem neunfach umpanzerten Herzen des treuen jungen Mannes, Gatten und Vaters. Dieſer Wetteifer wurde unter den Schauſpielerinnen zum Spaß; Eine wollte ihn der Andern entreißen, und keine hatte ihn. Hugo ſchien nichts davon zu merken und ging ernſt, mit tragiſcher Miene an ihnen vorüber und Sonntags mit Frau und Kindern am Arm und an der Hand ſpatzieren, wie jeder andere ehrliche Bürger, der von der Gluth romantiſcher Leidenſchaften keinen Begriff hat, die er doch ſo prächtig zu ſchildern verſtand.

So vergingen viele Jahre; Hugo war in die reiferen Mannsjahre getreten, und man glaubte die Flamme bereits gänzlich unter der Aſche erſtickt, da gelang es einem Mädchen der Boulevardtheater, das Wunder zu bewirken, den Dichter in ſich verliebt zu machen. Wie es ihr gelungen, mögen die Götter wiſſen. Ich wäre nicht im Stande, ſie ſchön zu nennen; eben ſo wenig ſoll ſie geiſtreich ſein. Es iſt eine kleine, dicke — ſogar fette Perſon, von nicht eben unangenehmen Zügen. Jetzt ſpielt ſie im Theater der Porte St. Martin. Hugo war mit einemmale wie raſend in ſie vernarrt und noch jetzt iſt ſie: **la maitresse de Mr. Victor Hugo.** Man ſah ihn, der gegen die Gewohnheit der Pariſer ſich früh in ſeinem ſtillen und einſamen Quartier zur Ruhe legte, während des Erwachens dieſer Leidenſchaft, auf dem Boulevard, in der Nähe des Theaters oder vor der Wohnung ſeiner Geliebten auf und ablaufen, um die günſtige Stunde zu erwarten, wo er ſie ſehen konnte. Oft trafen glücklichere Schwärmer, die von ihren Geliebten nach Hauſe eilten, den armen Hugo, umher trippelnd, im Mantel gehüllt, und die Mütze über die Augen gezogen, noch ſeine Stunde erwartend. Dies warf die erſten Schatten über ſein eheliches Glück; das Verhältniß zu der Schauſpielerin beſteht noch fort und iſt ſo allgemein in Paris bekannt, daß ich keinen Anſtand nehmen darf, davon zu ſprechen. So viel iſt gewiß, daß Hugo's Freunde ihn in dieſem Punkte nicht begreifen können. —

Dumas hat das **theatre français** längſt aufgegeben, ſeine ſtarke Leidenſchaftlichkeit verlangt die ähnliche der Künſtler des Boulevards zu Darſtellern. Boccage iſt ſein Mann.

Wenn Dumas oder Hugo auf dem Martinsthortheater mit einer Neuigkeit erſcheinen, ſo verändert ſich plötzlich das Publikum; die Griſetten und Commis, die jungen Maler und Handwerker verſchwinden und machen der Literatur und den Leuten in gelben Glacé-Handſchuhen, den Damen in Toques und Lorgnons Platz; es iſt ein anderes Publikum noch immer, als das in der italieniſchen Oper, allein es iſt dennoch ein vornehmes, und was mehr ſagen will, ein beſſeres, ſinnigeres. Die Vogue begibt ſich zu den erſten ſechs bis zehn Vorſtellungen, nachdem das Werk beſſer oder ſchlechter aufgenommen wurde, dann aber überläßt ſie das Stück den gewöhnlichen Beſuchern des Theaters; die Schauſpieler werden laſſer — pomadiger würden wir bezeichnender uns ausdrücken, wenn man es uns gütigſt erlauben will — die Kleider werden abgetragener und die Decoration unſcheinbarer, und wer als Fremder in Paris der hundertſten Vorſtellung eines ſolchen Stückes beiwohnt, auf das er ſich freute, weil er ſo viel davon gehört und geleſen, kann natürlich nicht recht begreifen, wie man von dem, was er noch davon zu ſehen bekommt, ſo rühmlich ſprechen konnte. Er hält's für Lüge oder Aufſchneiderei. Aber ſolch ein mächtiger Unterſchied iſt an dieſen Theatern zwiſchen den erſten und letzten Vorſtellungen eines beliebten Stückes.

Man ſieht hieraus, daß es nun wohl auch in dieſer Hinſicht nicht einerlei genannt werden darf, hier oder im **théâtre français** gegeben zu werden; allein die Dichter ſetzen ſich darüber weg; ſie ſelbſt ſehen nur die allererſten Vorſtellungen an und begnügen ſich damit, von den folgenden nur ihre Tantiemen einzuſtreichen, ohne von dem Verfall ihrer Pracht und Größe mit eigenen Augen ſich zu überzeugen.

Dumas wollte im Herbſte Deutſchland beſuchen, und zwar nicht blos, um es oberflächlich kennen zu lernen. Er gedachte ſich in Wien und Berlin aufzuhalten. Ich bin überzeugt, daß er ſich bei uns bald Freunde machen wird; ſeine franzöſiſche

Liebenswürdigkeit und treuherzige Anhänglichkeit an uns wird leichter unſere Sympathien erwecken, als Hugo's faſt deutſcher Ernſt und ſeine Aeußerungen über deutſche Kunſt und Art, von deren Leerheit wir uns bald überzeugen, da er faſt nichts von uns weiß. Ich wenigſtens habe keinen ſtarken Glauben an ſolche Zuneigungen, die ſich auf nichts gründen. Und wär's auch nur bei Dumas die deutſche Geliebte, die ihm unſer Vaterland werth macht, ſo wär's ein Grund, und ein nicht zu verachtender. Dabei läßt ſich aber auch annehmen, daß ſie ihm gewiß von Deutſchland ein recht warmes Bild entworfen und eben ſo gewiß iſt es, daß er ihr auf's Wort geglaubt hat.

Auch deutſch ſchreiben kann Dumas, ſo verſicherte er mich wenigſtens; und um es zu beweiſen, gab er ſich die Mühe, mir ein Pröbchen ſeiner deutſchen Handſchrift zu überreichen. Es war die Vorrede zu Raupachs Schauſpielen, die er gerade bei der Hand hatte; die Schrift war gut, die Buchſtaben hübſch geformt, nur war der

Uebelſtand dabei, daß er ſtets ein t für ein l gemacht hatte. So ſind die Franzoſen! und der wußte noch von Deutſchland am meiſten. Aber wer von uns würde ſich einbilden, nur etwas von Frankreich zu wiſſen, der parte für parle und chevat für cheval ſchriebe?

17.

„Sagen Sie denen in Deutſchland, die mich einen Zerriſſenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeſte bin," rief mir Heine lachend beim Abſchiede zu.

Dieſer Abſchied kam uns Beiden zu ſchnell. Wir hatten uns wieder an einander gewöhnt und kein Tag verging, an dem wir uns nicht ſahen. Ich gehöre zu den Wenigen, deſſen darf ich mir ſchmeicheln, mit denen Heine gern ſpricht, und die er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „ohne alle Anſtrengung lieben kann."

Wir hatten uns ſeit vier Jahren nicht geſehen, und ich fand meinen Freund im Aeußeren ſehr verändert. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidet; ſeine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trägt er die Kleider nachläſſig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines faſhionablen Dandys. Dabei weiß er ſich über die herrſchenden Moden Rechenſchaft zu geben. So war es wahrhaft ergötzlich, ihn einſt drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen ſeiner Redingote mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu ſehen, die ſie heftig als geſchmacklos angriff und behaupten wollte, daß ſich kein Menſch ſo trüge. Es war jedenfalls ſchmeichelhaft für unſern Dichter, daß die ſchöne Frau ihm dieſe Aufmerkſamkeit allein bezeugte, denn es befanden ſich in der That noch einige Herren zugegen, welche eben ſolche Röcke anhatten, die gerade damals ſehr im Auge waren.

Dieſe rückſichtsvolle Aufmerkſamkeit für die Mode, ſo wie die eben friſch friſirten Haare ließen mich ſogleich beim erſten Beſuche errathen, daß

Heine in einem engen Verhältniſſe zu einem ſchönen Weibe ſtehen müſſe, und ich hatte mich nicht getäuſcht.

„Ich werde Sie meiner Frau vorſtellen," ſagte er und führte mich zu einem kleinen, eleganten Salon, wo Madame Heine auf den ſchwellenden Polſtern eines Divans ſaß und eine Tapiſſerie zwiſchen den niedlichen Fingern hielt. Ich will, um vorhinein breitem Geträtſche zu begegnen, hier erinnern, daß in Paris bekanntlich ein Gang zum Maire genügt, um eine giltige Ehe zu ſchließen, daß ſich aber Niemand in der Geſellſchaft darum kümmert, ob man die Formalität bereits befolgt habe, oder ſie zu befolgen ſich noch verſehe. Die Frau, welche in Gemeinſchaft mit einem Manne lebt, wird nie anders als Madame titulirt, und Monſieur Heine führte Madame Heine als ſolche in die anſtändigſten Cirkel.

Eine hübſche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geiſt blitzt. Er lernte ſie vor ſechs Jahren, gleich nach ſeiner Ankunft kennen, und nach mannigfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts geſtaltete ſich denn dieſes angenehme Verhältniß daraus, das Heine in jenem Augenblicke ſehr beglückend zu erfüllen ſchien.

„Es iſt als ein Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen,“ ſagte er ſcherzend, „daß ſie von der deutſchen Literatur nicht das Geringſte weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort geleſen hat.“

„Die Leute ſagen,“ fügte Mathilde dann hinzu, „daß Heinrich ein ſehr geiſtreicher Mann ſei und ſchöne Bücher geſchrieben haben ſoll, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.“

Dies Verhältniß ſchmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. So wie ſonſt wohl Fürſten ihren Stand verbargen, um zu ſehen, ob ſie ihrer perſönlichen Eigenſchaft wegen von ſchönen Seelen geliebt werden konnten, ſo verſchweigt Heine bei ſeiner Frau ſeine geiſtigen Anwartſchaften, und iſt entzückt, ſich doch geliebt zu wiſſen und zwar

— parce qu'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunſtſprache heißt.

Heine's Leben iſt zwiſchen angenehmen Genüſſen der mannigfaltigſten Art getheilt. Da er zur eleganten Literatur gehört, und die romantiſche Schule Deutſchlands, von der in gewiſſen Kreiſen viel fait gemacht wird, einzig und allein in Paris repräſentirt, da ferner ſeine Schriften in Deutſchland verboten ſind, und er für den Chef der unſichtbaren Loge eines irgend exiſtirenden jungen Deutſchlands angeſehen wird, und endlich, da er wirklich als ein Mann voll Poeſie, Geiſt und Witz, zu den angenehmſten und aufgeweckteſten Geſellſchaftern gehört, die man in Paris ihrem vollen Werthe nach zu ſchätzen weiß, und dieſe Eigenſchaften doch wieder den Stempel der Originalität und des Fremdartigen an ſich tragen, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich eine Menge bedeutender Freunde erwerben und Zutritt in den beſten Geſellſchaften hat. Die Einladungen folgen unaufhörlich; im Winter ſind es Soireen und

Bälle, im Sommer eine angenehme Villeggiatura auf den Landſitzen eines Freundes oder einer Freundin. Ein Hang zur Zurückgezogenheit, der in ihm zu Zeiten erwacht, und die Luſt, ein Nordſeebad aufzuſuchen — die Nordſee ſei ſeine Geliebte, ſagt er ſelbſt irgendwo — ſtören allein die gewohnte Art zu leben.

Seine Laune ſcheint nie getrübt; was ihm auch in jüngſter Zeit Unerwartetes und Widerwärtiges begegnet, es iſt nicht im Stande, ihn zu verſtimmen. Sein Witz iſt ein ſprudelnder, nie verſiegender Born, und er verläugnet den Verfaſſer der Reiſebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichſten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komiſchſten Charaktere entwickelt er im Geſpräch, und eine lebendige Gallerie von Gumpelinos, Hyacinths, Schnabelewopski's ſpringen vor unſern Augen umher.

Die **Revue des deux mondes** iſt wohl jetzt das angeſehenſte der franzöſiſchen Journale, und wie ich glaube mit Recht. Heine iſt Mitarbeiter an demſelben. Sein Verleger iſt Renduel, der eigentliche romantiſche Buchhändler, deſſen Handlung das Foyer der Romantik bildet. Bei ihm findet man ſtets einige moderne Celebritäten, den breitſchultrigen Frederic Soulié, mit dem mächtigen Schnurrbart, den trockenen und geſchniegelten Granier de Caſſagnac und mehre Andere. Der Ruf dieſer literariſchen Charaktere iſt an Ort und Stelle von dem ſehr verſchieden, den ſie über dem Rhein genießen. So mancher junge Schriftſteller, wie Michel Maſſon, der die Werkſtatterzählungen und vieles Andere noch geſchrieben, hat nur ein kleines Publikum und genießt keines beſondern Anſehens. Man wunderte ſich, daß wir ihn überſetzten, und noch mehr, daß man bei uns bemüht war, dem Publikum ſeine großen Vorzüge anzupreiſen. Seine Bücher werden in kleiner Anzahl gedruckt und in noch geringerer verkauft. Der Verfaſſer des „il Vivere“, ein junger Menſch Namens Ferrières, der unter der

Firma Samuel Bach debutirte, iſt ein Schriftſteller, den man in Paris kaum dem Namen nach kannte. Sein Buch hat keinen Anklang gefunden. Beweiſt dies nicht auf's Neue die Wahrheit des alten Sprichworts zur Genüge, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gelte? Und wenn die genannten Schriftſteller auch nicht zu den Propheten zu zählen ſind, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie bei ihren Landsleuten wenigſtens die Aufmerkſamkeit zu erregen verdienten, die wir, die Fremden, ihnen bei ihrem Erſcheinen zollten. Etwas trägt bei uns nun wohl auch das Zeitungslob bei, das von guten Freunden in vielen Blättern jenen jungen Leuten geſpendet wird, und nach welchem ſich unſere Ueberſetzer bei ihrer Wahl richten, und nachdem ſie ihre Ueberſetzung dem Publikum übergeben haben, dann auch wieder für gute Recenſionen und Anzeigen in gewiſſen deutſchen Blättern Sorge tragen. In Paris aber ſchenkt das Publikum nur den Anzeigen einiger Journale ſeine Aufmerkſamkeit, und achtet alle übrigen gering. Wer z. B. in den Debats herausgeſtrichen wird, kann darauf rechnen, viele Leſer zu finden; wen hingegen der Conſtitutionel lobt, bleibt unangerührt liegen.

Zu den anerkannteſten Schriftſtellern iſt Eugene Sue zu zählen; ſolche Namen bedürfen keiner weitern Empfehlung. Viele Andere, die ihm nachahmten und Seegeſchichten lieferten, gehören indeß blos zur Griſettenlecture.

Marmier genießt eines ſchönen Rufes. Er wird für einen Kenner der Literatur des Nordens gehalten, wie man die Deutſche vorzugsweiſe benennt. Eine Reiſe nach Wien heißt nämlich bei den Pariſern, die mit den Wienern ziemlich auf gleicher Breite wohnen, eine Reiſe nach dem Norden unternehmen. Marmier beſchäftigt ſich fortwährend viel mit uns, und wird dabei von dem redlichſten Willen beſeelt. Seine zahlreichen Freunde, die er ſich bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland erworben, erinnern ſich ſeines artigen, unbefangenen Weſens wohl ſtets mit Vergnügen. Ohne gerade mit einem ausgezeichneten Talent begabt zu ſein, iſt er doch vielſeitig ausgebildet, und hat ſich in ſo Manchem mit Glück verſucht: als Kritiker, Dichter, Ueberſetzer aus verſchiedenen Sprachen. Daß er zu dem „Europäiſchen Theater," welches die Meiſterwerke aller europäiſchen Bühnen in guten Ueberſetzungen liefern ſollte, den Nachtwächter von Körner als erſten Beitrag brachte, lag wohl weniger in der Unkenntniß unſerer Literatur, als in der Kenntniß ſeiner Fähigkeiten. Er getraute ſich wahrſcheinlich nicht, etwas Bedeutenderes zu wählen, und wollte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht gern eine Weigerung entgegenſtellen.

Obgleich ſo viel von der Theilnahme an unſerer Literatur in Frankreich, und namentlich in Paris geſprochen wird, ſo mag doch wohl am beſten dieſe Angaben widerlegen, daß alle Unternehmungen, die ſich auf dieſe Theilnahme zunächſt gründen ſollen, zu keinem rechten Gedeihen kommen konnten, wie Börne's **Balance**, die **Revue**

du Nord und die **Revue germanique** hinlänglich beweiſen.

Ich ſah bei Marmier außer einer Menge deutſcher Bücher und anderer Erinnerungen aus Deutſchland auch die ſitzende Statue Tiecks in Gyps, als Andenken an ſeinen Aufenthalt in Dresden und die freundliche Aufnahme, die er in Tiecks Hauſe gefunden.

Ich bedauerte ſehr, Lerminier, den ich in Heine's Geſellſchaft beſuchen wollte, nicht zu Hauſe gefunden zu haben, und keine Zeit mehr zu gewinnen, meinen Beſuch bei ihm zu wiederholen.

18.

Wer Thalberg nicht ſpielen hörte, weiß nicht, welche Gewalt der Flügel hat; man glaubt eine Orgel zu hören.

Es war eine der beliebteſten Hiller'ſchen Soireen. Ferdinand Hiller, der junge Frankfurter, mit dem Feuergeiſte, dem Ungeſtüm, der ächten

Kunſtliebe, ſah, während er in Paris wohnte, jede Woche im Winter Alles in ſeinen Salons, was von muſikaliſchen Notabilitäten vorhanden war. Dort machte man nur gute Muſik, und die Geſellſchaft lauſchte mit andachtsvoller Sammlung, mit angehaltenem Athem dieſen ſeltenen Genüſſen.

Ich will meinen Blick in dem kleinen eleganten Raume umher ſchweifen laſſen und meinen Leſern gewiſſenhaft berichten, was ich ſehe. Dort jener kleine Mann in ſchwarzer Kleidung, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, mit den ſchneeweißen Haaren und dem bleichen Geſichte, aus dem noch ein Paar Feueraugen leuchten, der wie verloren mit ahnungsvoller Miene den Klängen lauſcht, den Kopf leiſe bewegt, indeß ſich ein feines Lächeln um den Mund entfaltet, iſt Cherubini. Der große Meiſter wirkt noch als Director des Conſervatoriums und als Schöpfer erhabener Kirchenmuſiken; ſeine genialen Opern ſind von der Mitwelt nicht mehr gekannt, ungeachtet ſie die größten Schönheiten enthalten. Man hört darüber klagen, daß ſeine Stoffe zu langweilig ſind; allein Lodoiska und den Waſſerträger kann dieſer Vorwurf nicht treffen. Mehr iſt es vielleicht in ſeinen heroiſchen Opern der Fall, wo die großen Tenor- und Sopran-Arien, ſo tief und herrlich ſie auch gedacht und empfunden ſind, zu große Kräfte der Künſtler in Anſpruch nehmen, und ſo ausgeführt, wie man ſie gewöhnlich hört, eher Mißfallen als Beifall erregen. Es wäre in der That ein dankenswerthes Unternehmen, aus Lodoiska, Faniska und der Reiſe auf den St. Bernhardsberg, die herrlichſten, anſprechendſten Stücke zuſammenzuſtellen und eine paſſende Handlung dafür zu erfinden.

Jener große, breitſchulterige Mann mit dem breiten Geſichte, in dem ein deutſcher Ausdruck liegt, ſchwarz gekleidet, in Schuhen, das rothe Band im Knopfloch, die Haare ſtark grau gefärbt, der ſo eben aufſteht und die Geige ergreift, um eine Beethoven'ſche Sonate zu accompagniren, iſt einer der ſeltenſten Virtuoſen. In der Zartheit des Vortrags überragt ihn Keiner: wie er auf ſeinem Inſtrumente zu ſingen verſteht, wie die Bogenſtriche verhallen, wie die leiſen Töne ſäuſeln, welch' ein Ausdruck! Das iſt Alles klaſſiſch und gediegen, kein dithyrambiſches Feuerwerk! Und wie dieſe Gediegenheit, dieſe herrſchende Ruhe ſich bei allen brillanten Sprüngen, bei allem modernen Ueberbiethen ſtets im vollſten Anſehen zu erhalten weiß, möge als der vollſtändigſte Beleg für ihren innern Werth gelten. Der ruhige, ernſte Mann, der ſo trefflich ſpielt, der ſo beſcheiden und anmuthig ſpricht, iſt Baillot.

Ein feingekleideter Mann, mit dem Air der vornehmen Welt und einem ſchönen Geſichte, der mich durch ſein Aeußeres an meinen Freund Bärmann in München erinnerte, iſt Onslow.

Der junge, ſchlichte Mann mit der Brille, der ſich ſo eifrig mit den jungen Damen unterhält, iſt Halevy. Dieſe unterſetzte Geſtalt mit den markirten Zügen, dem ſtarken Barte und den ſcharf gezogenen Augenbrauen iſt Adolph Nourrit, der Held der großen Oper; und jener kleine, elegant gekleidete Mann mit dem freundlichen Lächeln und den hübſchen Augen iſt Chopin, der gewaltige Klavierſpieler, der ganz Paris durch ſein Talent en emoi ſetzt.

Am Flügel ſaß ein junger, etwas korpulenter Menſch, mit dichtem, ſchwarzem Kraushaare und einem hübſchen, ſtarkgefärbten Geſichte; Feuer, Kraft und Geiſt ſprachen aus dem ganzen Weſen des jungen Mannes, und die Beethoven'ſche Symphonie, die er mit Baillot meiſterhaft ſpielte und eben beendigt hatte, erregte den lauteſten Enthuſiasmus. Dies war Hiller ſelbſt, unſer freundlicher Wirth.

Jetzt richteten ſich alle Blicke auf eine hübſche, jugendliche Erſcheinung, welche ſo eben aus dem Nebenzimmer trat, wo ſich viele der andächtigſten Zuhörer während des Vortrags der Sonate aufgehalten hatten. Es war ein junger Menſch, der eben erſt in die Jünglingsjahre getreten zu ſein ſchien, ſo jugendlich ſah er aus. Das Geſicht war ſchön und edel; Auge und Stirne zeigten einen ſchwärmeriſchen Ausdruck und eine lebhaft bewegte Phantaſie; die Naſe, ſtark gebogen und etwas geſenkt, gab dem Kopfe einen ſehr eigenthümlichen Ausdruck; ein kleiner, faſt weiblicher Mund vollendete den ſeltſamen Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf mich machte. Er ging zum Flügel, und Alles war augenblicklich ſtille, was noch vor einem Augenblicke ſich in laute Lobeserhebungen über das eben beendete Meiſterſtück ergoſſen hatte. Bevor der junge Menſch ſich ſetzte, ging er jedoch auf Baillot und Onslow zu und entſchuldigte ſich bei dieſen Meiſtern auf die anſpruchloſeſte Weiſe, daß er etwas ſpielen würde, was ſie ſo oft ſchon gehört, und daß er eben durchaus nichts ſpielen könnte, was werth ſei, von ihnen angehört zu werden. Dieſe Feinheit wurde wie natürlich mit Artigkeiten erwidert. Hierauf ſetzte ſich der Jüngling zum Klavier, fuhr mit der Hand über die Stirne und begann dann zu ſpielen.

Dies war Sigismund Thalberg. In neueſter Zeit hat der wüthende Dilettantismus den meiſten Muſikfreunden den Genuß am Clavierſpiel verdorben. Seitdem man Schnellunterrichtsmethoden, Maſchinen, den Fingerſatz zu erleichtern, und andere induſtriöſe Sächelchen erfunden hat, um lediglich dem Bedürfniß abzuhelfen, iſt das Klavierſpiel rein mechaniſch geworden, und es iſt nichts Zurückſchreckenderes für mich, als beim Eintreten in ein reputirliches Haus, das mir ſonſt wohl gefiele, ſo ein muſikaliſches Gehämmer zu hören, wodurch Tochter oder Frau ihre ſogenannte muſikaliſche Bildung und ihre Liebe für die Kunſt an den Tag zu legen bemüht ſind.

Mit denen, die ſich öffentlich hören laſſen, iſt es nicht viel beſſer beſtellt; viele unſerer Virtuoſen ſind aus ſolchen Dilettantenſchulen hervorgegangen, und der Beifall einer gutmüthigen Salonzuhörerſchaft hebt ſolch' ein taſtenhämmerndes Weſen auf das Theater oder in den öffentlichen Concertſaal, wo es für verkaufte Billete viele ehrliche Gemüther mit tödtlicher Langeweile erfüllt. Dies hat die Concerte ſo ſehr in Verruf und Verfall gebracht; die brillanteſte Fingerfertigkeit erregt keinen Enthuſiasmus mehr, und nur durch anhaltendes Sollicitiren und quälende Empfehlungsſchreiben gelingt es einem ſolchen alltäglichen Concertgeber, einige gutmüthige Narren für ſeinen Zweck zu ködern.

Nur das Außerordentliche kann noch Anſpruch auf jene laute Anerkennung machen, die an Enthuſiasmus gränzt. Paganini und Thalberg ſind nach meinem Dafürhalten die beiden Gipfel der modernen Inſtrumental-Virtuoſität.

Thalberg iſt der Sohn eines hochgeſtellten Mannes, und erblickte in demſelben Jahre, demſelben Monat und derſelben Stunde mit dem Herzog von Reichſtadt das Licht der Welt. Er wurde mit dieſem unglücklichen Prinzen erzogen, der für ihn die wärmſte Zuneigung fühlte. Thalberg war troſtlos bei dem Tode ſeines jungen Freundes. Er würde gern ſein großes Talent, allen Ruhm, der ihn erwartete, ſein Leben ſelbſt hingegeben haben, wenn er dadurch den Prinzen in's Leben zurückzurufen im Stande geweſen wäre. Schon in ſeiner früheren Jugend war Thalberg in Frankreich geweſen.

Dieſe Umſtände, die ich in Paris erfuhr, und die dort ziemlich allgemein verbreitet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem jungen Künſtler die glänzendſte Aufnahme zu bereiten.

Man kann für Thalbergs Spiel weder die Ausdrücke brillant noch elegant gebrauchen; es iſt wirklich coloſſal; Cherubini äußerte verwundert: „Wenn man mich mit verbundenen Augen dieſes Spiel hätte anhören laſſen, ſo würde ich nicht gewagt haben, das Inſtrument für einen gewöhnlichen Flügel zu halten.“ Unter des Künſtlers Händen kommt es der Gewalt der Orgel gleich. Wenn man ihm in die Noten und auf die Hände ſieht, ſo wächſt das Erſtaunen noch um ein Bedeutendes. Wie iſt es möglich, dies Alles zu greifen? fragt man ſich. Die geſchickteſten Klavierſpieler ſagen, man müſſe dazu ein Paar Finger an jeder Hand mehr haben; aber in der That hat Thalberg nur ſeine zehn Finger, wie jedes andere Menſchenkind. Aber wie weiß er ſie zu gebrauchen? Während neun davon die ſchwierigſte Variation ausführen, ſpielt der kleine Finger der linken Hand das Thema dazu, mit einer Präciſion und Delikateſſe, daß es eine Freude iſt. Im Spielen läßt der junge Hexenmeiſter manchmal ſein Auge voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung im Kreiſe der Zuhörer umherſchweifen, oder ſchlägt es in die Höhe. Seine Haltung iſt leicht und ungezwungen, ſein Anſtand edel, man ſieht es dem Körper nicht an, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwindet. Die Mechanik iſt im beſten Zuſtande und wohl eingeübt, nur der Geiſt iſt in einer höhern Thätigkeit begriffen.

Chopin, der Einzige, der Thalberg an die Seite zu ſetzen iſt, ſpielte an dieſem Abend nicht. Es ſchien mir eine Schicklichkeit von ihm zu ſein.

Was hätte hier wohl ein Ueberbieten ſollen? Und daß er nicht ſchlechter ſpielen wollte, kann ich ihm eben ſo wenig verdenken.

Als Thalberg geſpielt hatte, trat eine lange Pauſe ein; die Damen hüpften zum Thee; die Herren rotteten ſich plaudernd zuſammen; der Athem der Bewunderung machte ſich Luft und ſchwebte wie ein feiner Duft durch die Verſammlung; ich aber hüllte mich in meinen Mantel und ſchlich durch ein Seitenkabinet zu meinem Kabriolet. In der etwas entlegenen **Rue St. Florentin** war Alles ſtill und öde; die Equipagenreihe ſtand unbeweglich an Hillers Hotel; Pferde und Kutſcher ſchliefen; es war Mitternacht vorüber.

Und während wir hier ſo geiſtig ſchwelgten, lauert dort der Mord, der Verrath, ſinnt hier der gemeine Spitzbube auf Betrug, und der politiſche Verbrecher auf irgend ein entſetzliches Attentat; aber der ruhige Epicier ſchläft hier, wie in der kleinſten Stadt Deutſchlands, nebſt ſeiner Frau dem arbeitsvollen Morgen ruhig entgegen, und weiß nichts von Thalbergs Spiel, noch von den übrigen Genüſſen und Schreckniſſen der großen Stadt. Doch, auch er iſt ein Pariſer und girirt ſich ſo in der Fremde. Daher iſt es nothwendig, einen Unterſchied zu machen, und nicht jede einfältige Bonne, die aus Paris kommt, für etwas Beſonderes zu nehmen, nicht jeden Reiſenden, der in Paris war, mit dem vertraut zu halten, was man damit zu verbinden und vorauszuſetzen pflegt. Ich kenne Leute, die zu faul waren, ſich aus dem philiſtröſen Schlafrock zu reißen, um eine intereſſante Soiree zu beſuchen, aber dann, nach Hauſe kommend, erzählen, wie ungaſtfrei man in Paris ſei, und wie ſchlecht man ſich dort unterhalte.

Wahr iſt es, daß Pfeife, Bier, Geſchrei um kleine innere Händel und Komödiantenſpectakel in guter Geſellſchaft nicht angetroffen werden, und daß es leider Vielen unter uns ohne jene Würzen und Salze nicht wohl werden kann.

Ich verließ Paris dieſesmal nach einem faſt dreiwöchentlichen Aufenthalte; ſeit einem Zeitraume von zwanzig Jahren habe ich es mehremale beſucht und manchmal längere Zeit dort verweilt, ich maße mir daher an, es ziemlich genau zu kennen.

Man hat in letzter Zeit ſo Vieles über dieſe Stadt geſchrieben, Wahres und Falſches, Erhebliches und Unerhebliches, mit und ohne Partheilichkeit; man ſollte glauben, daß der Stoff am Ende erſchöpft ſein müſſe und doch iſt er es nicht. Alle Tage ereignet ſich dort Neues, der Aufzeichnung Werthes, alle Jahre verändert ſich Paris und nach Verlauf von zehn Jahren iſt es ſo ein Anderes, daß man ſich nur ſchwer darin zurecht findet.

Paris iſt ein Studium für ein Menſchenleben, und ich darf mit Ueberzeugung hinzufügen, ein angenehmes; in jedem Alter kann man ſich darin, mit einiger Beweglichkeit des Geiſtes und Körpers, ſehr wohl fühlen. Ich habe es auch noch nicht aufgegeben, meine Studien in dieſer Hinſicht fortzuſetzen und will jede Muße, die mir zu Theil wird, dieſen für mich höchſt angenehmen Beſtrebungen opfern.

Feſte in München.

Die letzten Regierungsjahre des edlen Fürſten, der für alle Zeiten den Namen „des guten Vaters Max“ in ſeinem Lande behalten wird, waren glänzend und freudvoll, und ich zähle es unter die mancherlei Glückszufälle, die mich betroffen, daß ich damals in München lebte.

Zwei Eigenſchaften charakteriſiren beſonders die Einwohner von München: innige Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Fürſtenhaus und die daraus entſpringende Theilnahme an allen Freuden und Leiden deſſelben, und eine ſüdlich ſinnliche Luſt für Prunk und Gepränge, der man ſich dort von alten Zeiten her gern überließ. Nirgend beſtehen im Vaterlande noch wie in München jene mummenſchanzartigen Gebräuche, die im bunteſten Wechſel das Jahr umgürten; und nirgends gebar unſere nüchterne, ſolchem Weſen im Ganzen ſchroff widerſtrebende Zeit, eine ſolche Menge neuer und intereſſanter, die nicht nur dem Namen nach Volksfeſte ſind, ſondern den ächten Stempel derſelben an der Stirne tragen und ihre Fortdauer im dafür regen Sinne des Volkes wahrhaft verbrieſt haben. Wenn nun der Münchener im gewöhnlichen Leben einfach erſcheint, vielleicht einfacher als der Bewohner irgend einer anderen deutſchen Hauptſtadt, ſo zeigt er bei ſolchen Gelegenheiten einen höhern Schwung; er überſchreitet die ſcharf gezogene Gränze der burgerlichen Verhältniſſe, er artet in gewiſſem Sinne aus, und es bedarf nicht eben des Faſchings für ihn, um ſich in theatraliſchem Flitteraufputz bald ſinnig, bald ausgelaſſen, phantaſtiſch oder grotesk durch Münchens Straßen zu bewegen. Irgend Ereigniſſe der verſchiedenſten Art ſtacheln ihn hiezu auf: bald iſt es die Rückkunft des Königs, bald ein Geburtsfeſt, eine Wiedergeneſung, eine Vermählung oder eine andere freudige Veranlaſſung im Königshauſe.

So entſtand das weitberühmte Oktoberfeſt, und ich darf wohl nicht an die neueſten Erſcheinungen in dieſer Sphäre, der Aufzüge bei Gelegenheit der königlichen Jubelhochzeit, der Erhebung eines baieriſchen Prinzen zum Könige von Griechenland, und ähnliche Freudenfeſte erinnern.

König Maximilian Joſeph nährte dieſen Hang durch ſeine Perſönlichkeit. Obgleich einfach in ſeinen Gewohnheiten, umgab er den jungen Königsthron mit allem Glanze der Herrſchaft. Nicht blos auf Gemälden erblicken wir ſeine hohe Geſtalt in der goldgeſtickten Dalmatiar und dem herabwallenden Purpurmantel, ſondern auch im Leben erſchien Baierns Fürſt ſo gekleidet, wenn ein Feſt dazu die Veranlaſſung lieh. Ich erinnere mich ſtets mit wahrer Freude des impoſanten Eindrucks, den der König auf mich machte, wenn er ſich im Koſtüm eines Großmeiſters des heiligen Georg mit dem ſpaniſchen Hute und dem Schleppmantel von Hermelin in die Kapelle begab. Pagen trugen ihm die Schleppe, Ritter, gleich ihm gekleidet, folgten, und die alterthümlichen Hartſchiere ſäumten den Zug.

Dieſe herrlichen Bilder, die ſich von Zeit zu Zeit vor unſern Blicken bewegen, haben etwas ungemein Reizendes, und geben dem Alltagsleben einen poetiſchen Schmuck. Darin iſt München wahrlich den andern deutſchen Städten vorzuziehen, und wie eine fremde Stadt mitten in Deutſchland, eben dieſer Seltenheit wegen, zu betrachten.

Eines der größten Feſte, die München ſah, war wohl das, welches zur Vermählung der älteſten Tochter des Königshauſes mit dem Sohne Napoleons gefeiert wurde. Die Pracht, die ſich damals zeigte, war ganz der Bedeutung des Feſtes entſprechend. Die junge Neuvermählte, das geliebte Kind Baierns, ſah man nach dem mailichen Italien ziehen, in die prachtvolle Reſidenz des neugeſchaffenen Königreichs, an einen Hof, welcher ſelbſt den kaiſerlichen in St. Cloud bei weitem verdunkelte, der ſich ſelbſt den Kindern des Glücks in nachgerückter Perſpective zeigte, mit dem mächtigſten Throne der Welt geſchmückt, den ſie berufen ſchienen zu beſteigen.

Damals ſoll München beleuchtet geweſen ſein, daß man glaubte, es ſchwimme in einem Feuermeer, und Wein ſprang aus künſtlichen Fontainen, die auf dem neuen Max-Joſeph-Platze errichtet waren.

Als der Kronprinz Ludwig die huldvolle Prinzeſſin Thereſe von Hildburghauſen heimführte, drängten ſich wieder Feſte an Feſte, und als Denkmal wurde das ſchöne Feſt auf der Thereſienwieſe geſtiftet, das, alle Jahre wiederkehrend, an jene Tage der Freude und der Verheißung noch die ſpäten Enkel erinnern wird.

Bei der Begründung der Conſtitution ſah man den alten Reichsehrenhold in ſeinen bunten Farben auf die Plätze der Stadt reiten und an den Straßenecken nach allen vier Winden das große Werk ausrufen. Alle dieſe Begebenheiten erhielten durch ſolches Beginnen eine ernſtere Weihe, und einen Grad von Feierlichkeit, der ſich nicht beſchreiben läßt.

Aber auch geringere Veranlaſſungen, wie z. B. der zufällige Beſuch eines befreundeten Fürſten, riefen Anſtalten hervor, wie ſie an andern Höfen unter ähnlichen Bedingungen wohl nie ſtatt finden.

Man erwartete Alexander von Rußland, und beabſichtigte ihm ein Feſt im Iſarthortheater zu geben, das ſeinem an orientaliſchen Prunk gewöhnten Auge dennoch Ueberraſchendes bieten ſollte.

Das ohnedies ſchon tiefe Theater erhielt zu dieſem Zwecke einen hölzernen Anbau, der es noch um ein Bedeutendes vergrößerte. Hier ſollte unter lebendigen Lauben der edelſten Pflanzen ein Mahl eingenommen werden, und deßhalb behielt dieſe Bretterhütte, nachdem ſie längſt ihres Schmuckes entkleidet war, und dem Director Carl bei ſeinen Ritter- und Pferdeſtücken blos noch zum Stalle diente, ſtets den Namen „Speiſeſaal“, den man ſich ohne jene urſprüngliche Beziehung unmöglich zu enträthſeln im Stande wäre.

Ein Kanal wurde aus einem unweit des Theaters vorüberfließenden Bach durch das Gebäude ſo geleitet, daß er dieſen Speiſeſaal von der eigentlichen Bühne trennte und zugleich einige Springbrunnen mit Waſſer verſah, die hie und da angebracht waren. Auf dem Kanale ſchwammen zierlich geſchmückte Gondeln umher, in denen Amoretten ſaßen und luſtig die Ruder bewegten.

Der König wollte ſeinen erlauchten Gaſt durch das glänzende Haus bis an dieſen Zauberſtrom führen, von wo aus man in den feenhaften Bezirk des duftenden Haines blicken konnte, die darin errichteten Tafeln ſah und die Muſik vernahm, welche aus den Büſchen erklang. Aber nirgend zeigte ſich eine Brücke um dahin zu gelangen. Da ſollte auf einen Wink des Königs eine der Gondeln vor den Monarchen halten; eine Blumenbrücke ſollte ſich daraus aufſchlagen, beide Ufer verbindend, und unter dem Geleite einer Schaar luſtiger Weſen ſollten die gekrönten Häupter über die Brücke ſich zur Tafel begeben.

Nur dieſes einzigen Zuges will ich Erwähnung thun, um einen Begriff von dem Ganzen zu geben; ich unterlaſſe es hier, von der Ausſchmückung der Säle zu ſprechen; Alles war auf das Koſtbarſte verwandelt und umgeſtaltet; ſelbſt die ſchmutzigen und unſcheinbaren Locale der Handwerker mußten der ausgeſuchteſten Eleganz weichen. So waren z. B. die Wände der Tiſchlerwerkſtätte und des Malerſaales mit weiten Drapperien von hochrothem Wollenſtoffe und weißem Muſſelin, reich mit Gold geſtickt und befranzt, von der Decke bis zum Boden dicht verhängt: ein Schmuck, der dem Theater verblieb, und ſpäter noch bei den größten Gelegenheiten mit dem günſtigſten Erfolge angewandt wurde.

Ein Zufall machte, daß dies Feſt vereitelt wurde und die großen Anſtrengungen mithin erfolglos blieben.

Die Jahre 1822, 23 und 24 brachten neue Feſte der glänzendſten Art. Die Vermählungen des Prinzen Johann von Sachſen und des Kronprinzen von Preußen mit dem ſchönen königlichen Schweſternpaare von Baiern, und die Feier der fünfundzwanzigjährigen Ankunft des allgeliebten Max in München.

Das Theater an dem Iſarthore konnte, obgleich es damals aufgehört hatte, ein Hoftheater zu ſein, und in die Hände des Directors Carl übergegangen war, dennoch bei ſolchen Anläſſen nicht zurückbleiben. Das neue Hoftheater mit ſeinen mächtigen Mitteln, unter dem prachtliebenden Intendanten Stich, machte die großartigſten Vorbereitungen, aber der thätige Carl ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und ſetzte Alles in Bewegung, auch ſein Theater im Glanze zu zeigen, und der gütige König gab ihm die erforderlichen Summen dieſen Zweck zu erreichen.

Wenn bei den Balleten und Galatheatern im großen Schauſpielhauſe Alles königlich war, ſo glaubte die ſtädtiſche Behörde die Gelegenheit ergreifen zu müſſen, bei den Feſten im Volkstheater einen Theil der Koſten zu beſtreiten. Ihr verdankte man daher die Aufſtellung einer ſchönen Decoration vor dem Gebäude, das dieſes in einen griechiſchen Tempel umſchuf, deſſen Façade in tauſendfachem Sternenſchimmer erglänzte.

Im Innern war das Ganze zu einem Ballſaale eingerichtet, und mir wurde, in meiner damaligen Eigenſchaft als Theaterdichter, aufgetragen, ein Feſtſpiel zu erſinnen, das mitten unter den zahlreichen Ballgäſten aufgeführt werden könnte.

Der Tag der Vermählung mit dem ſächſiſchen Prinzen war zugleich der Geburtstag der Prinzeſſin Braut, und dieſe ſchöne Doppelfeier gab mir den Gedanken ein, um deſſen ſceniſche Ausführung ſich Carls Talent höchſt verdient machte.

Mit dem Glockenſchlage Zwölf, als die Menge ſich in bunter Maskenfreude im Saale drängte, und die königliche Familie in der großen Mittelloge verſammelt war, verſtummte plötzlich die rauſchende Muſik des Orcheſters, und man vernahm ſäuſelnde Harfenklänge, die ſich aus der Höhe herunterſenkten. Alles hob den Blick und blieb feſtgebannt auf ſeinem Platze ſtehen. Ein Chor weiblicher Stimmen miſchte ſich in die Harfen und verkündete den Weiheprieſtern, daß der ſchönſte, ſanfteſte Engel zur Erde geſendet werde, um die Menſchheit zu beglücken, und daß man ſich im Tempel bereiten ſolle ihn zu empfangen.

Die Muſiker waren in der That in der Zelle verborgen, aus welcher an gewöhnlichen Schauſpielabenden der mächtige Lüſtre niedergelaſſen wurde, und die ſchön vorgetragene Muſik machte aus dieſer Höhe eine wahrhaft zauberiſche Wirkung.

Der Männerchor der Weihepriester antwortete in einem kurzen, kräftigen Satze, aus der Vertiefung der Bühne, wo ein myſteriöſer Vorhang die Sänger den Blicken entzog.

Dieſer Anfang ſpannte ſchon die Erwartung der gänzlich unvorbereiteten Menge, die ſich jedoch bis zum Höchſten ſteigerte, als beide Chöre nun in einen zuſammenfloſſen, und Harfen oben und die andern Inſtrumente hinter dem Vorhange ſich zu einem rauſchenden Hymnus vereinigten, während deſſen der Vorhang aufrollte und einen edeln Tempel zeigte, in dem zierliche Mädchen und ein Haufe artiger Amoretten Freudentänze aufführten, um die Ankunft des Abgeſandten der Himmliſchen zu feiern.

Plötzlich werden die Gruppen dichter, ſie deuten an, daß hier ein Blumenopfer dargebracht werden müſſe, und ſogleich umgeben ſie ein hohes Piedeſtal, auf dem ſich eine koloſſale Blumenvaſe befindet. Ein langer Zug der kleinſten Amoretten bemächtigt ſich langer Roſenketten, umſchlingt damit das Piedeſtal, ſetzt ſich in Bewegung und zieht daſſelbe ſcheinbar, während die bewegenden Kräfte im Innern der Maſchine verborgen waren, mitten durch den weiten Saal, durch die erſtaunte Menge, die ehrerbietig Platz macht, nach der königlichen Loge hin.

Hier hält der Zug und die Vaſe ſchwingt ſich nun plötzlich, von unſichtbarer Macht getrieben, bis zur Höhe der Logenbrüſtung.

König und Königin erhoben ſich von ihren Sitzen, beugten ſich hinüber zu den Blumen; auch die Prinzeſſinnen thaten dies, und die hohen Perſonen ſchienen nicht eigentlich zu wiſſen, was ſie in dieſem improviſirten Spiele für Rollen übernehmen ſollten.

Ich, der unweit davon ſtand, und die zweifelhaften, erwartenden Mienen vor mir deutlich unterſcheiden konnte, war nicht wenig verlegen, und der überdreuſte Carl ſagte mir am andern Morgen, es habe ihm in jenem Augenblicke doch auch faſt zu keck ſcheinen wollen, den König und ſeine Familie ſo eigentlich wider Willen zum Mitſpielen aufzufordern.

Die gemüthvolle Heiterkeit des Königs gab den gewünſchten Ausſchlag. „Es ſind Blumen für Dich", ſchien er der reizenden, ſanft erröthenden Braut zu ſagen, und dieſe neigt ſich und berührt die Blumen.

Da plötzlich wie mit einem Zauberſchlage fallen Vaſe und Blumen zuſammen, die nur künſtlich aus Leinwand gemacht und von einem Fiſchbeingeſtelle emporgehalten worden waren, und zwei der liebenswürdigſten Kinder, mit ſchillernden Flügeln und Roſen umgürtet, ſtehen auf dem Piedeſtal, als eigentlicher Inhalt der Vaſe, und überreichen ein zierliches Körbchen, worin ein weißes Taubenpaar und ein Gedicht, deſſen glücklicher Verfaſſer, getroffen wie von einem electriſchen Schlage, die ungeheuere Wirkung faſt beſinnungslos verſpürte, die dieſe Ueberraſchung auf alle Anweſenden hervorbrachte.

Die Tauben wurden aus dem Körbchen genommen, von den ſchönen Prinzeſſinnen geſtreichelt und geküßt; das Gedicht befand ſich bald in allen Händen der Loge und wurde geleſen und wieder geleſen. Das Paar Tauben übergab die Königin ſogleich einem Diener, um es nach ihrem Landhauſe Biederſtein zu tragen und auf's Beſte für die Thierchen zu ſorgen.

Jubel folgte auf Jubel; denn mit dieſem Acte erſchien die Kuppel des Tempels transparent, die

Namenszüge der Neuvermählten ſtrahlten darin in Brillantfeuer, und der Chor der Prieſter hatte ſich auf den Stufen verſammelt, um unter Abſingen eines feierlichen Chores die rückkehrenden Amoretten zu empfangen, die mit dem Piedeſtal luſtig in den Tempel zogen, auf welchem die beiden kleinen Gabenſpender, nach der Königlichen Loge gekehrt, unter dem Zujauchzen der Leute in einem fort Kußhändchen der Herrſcherfamilie zuwarfen.

Aber noch eine Ueberraſchung war vorbehalten. Das Gedicht mußte auch das Publikum zu leſen bekommen, und es erſchien Carl zu gewöhnlich, es bei dieſer Gelegenheit unter die Leute austheilen oder wohl gar an der Caſſe verkaufen zu laſſen.

Plötzlich fuhren alle Köpfe in die Höhe und ein lautes Ach! ſchallte durch den weiten Saal, denn aus der Kuppel des Lüſtres ſchwebte ein Ballon herab, in deſſen Gondel Genien ſaßen, welche die baieriſchen Fahnen ſchwenkten und das Gedicht in tauſend Abdrücken auf die Menge herabſchütteten. Jeder ſuchte ein Exemplar zu erhaſchen, das Gedränge im Mittelpunkte des Saales mehrte ſich ſchnell auf eine furchtbare Weiſe, und als die Kinder in der Gondel erreichbar, waren, reckten ſich tauſend Arme in die Höhe, und ein Zerren hin und her begann, dem man nur mit kräftigem Widerſtand wehren konnte, um Unglück zu verhüten. Dieſer letzte zwar impoſante, aber zu kühne Streich Carl's machte mich verlegen; ein Blick nach der königlichen Loge zeigte mir eine unverhehlene Aengſtlichkeit der hohen Perſonen, und ich drang darauf, daß das Zeichen gegeben werde, dieſem peinlichen Schauſpiele ein Ende zu machen. Dies geſchah, und nun hob ſich der Ballen in ſeinen Dräthen langſam und majeſtätiſch zur Höhe empor, während die wieder dreiſter gewordenen Kinder, befreit aus den Händen der rohen Maſſe, ihre Fähnchen ſchwenkten und ſo in die Lüſtreöffnung verſchwanden, die ſich hinter ihnen ſchloß und den von oben herabſtrömenden Chor ſchwächer werden und dann ganz verhallen ließ.

Auch der Tempel im Hintergrunde des Saales wurde durch den herabfallenden Vorhang den Blicken entzogen, und das Schauſpiel endigte zur allgemeinſten Zufriedenheit.

Tages darauf äußerte auch König Max die ſeinige auf die ihm angeborene huldvolle Weiſe und ſandte Geſchenke von königlichem Werthe, mit kleinen Zetteln daran, auf die er mit eigner Hand den Namen geſchrieben hatte, für den das Geſchenk beſtimmt war. „Seine Majeſtät haben noch geſtern Abend vor dem Schlafengehen die Geſchenke herausgeſucht und die Zettel geſchrieben,“ bemerkte der Kammerdiener, der ſie überbrachte. So war König Max. —

Die Zeit des Octoberfeſtes 1823 war dazu beſtimmt, die Vermählung des Preußiſchen Thronerben mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Bayern feſtlich zu begehen.

Carl befand ſich gerade in Wien, und es war ihm nicht möglich ſeine Familien- und künſtleriſchen Verhältniſſe ſo ſchnell abzubrechen, um zur rechten Zeit nach München zu kommen, damit er die Vorbereitungen der Feſte ſelbſt leiten könne.

Ich erhielt daher von ihm den Auftrag, eine paſſende Veranſtaltung zu treffen. Dies war kitzlich. Carl ſelbſt war ein zu ingeniöſer Kopf, der ſeine eigenen Ideen in ſolchen Fällen gern ſelbſt geltend zu machen pflegte, als daß ich glauben durfte, meine Anordnungen würden ohne ſein perſönliches Mitwirken, auf ſeine volle Zufriedenheit rechnen können.

Der glückliche Zufall, daß ich am Oſtſeeſtrande des neuen Vaterlandes der Prinzeſſin geboren war, ließ mich eine Idee finden.

Ich dichtete ein kleines Drama, das ich Liebe und Treue betitelte. In der erſten Scene ſah man eine arme Fiſcherfamilie am kuriſchen Strande bei Königsberg. Der Abend dunkelte tief und der greiſe Vater erzählte ſeinen Kindern von den Thaten der Voreltern und von der noch nicht ſo fernen Heidenzeit, die ſich bis jetzt ſo wunderbar in vielen Dingen in dieſem ſeltſamen Lande abſpiegelt. Nur hievon weiß er zu ſprechen; die Gegenwart fließt dieſen Leuten einförmig und gleichgültig dahin, und von den großen und feierlichen Geſchichten die ſich in fremden Gegenden zutragen, weiß man hier nichts.

Der älteſte Sohn kehrt vom nächſten Dorfe heim und giebt der Unterhaltung eine lebhaftere Wendung. Auf der Poſt hat er die Nachricht gehört, daß große Freude dem Lande bevorſtehe. Der geliebte Königsſohn ſei im Begriffe einen Bund zu ſchließen, der das Glück des Landes für die Zukunft ſichern wird. Eine ſchöne Prinzeſſin, die er wie ein Wunder ſchildern hörte, habe dem Kronprinzen ihre Hand gereicht. Große Feſte bereiten ſich überall im Lande vor; Jubel erfüllt die Städte, bedeckt die Straßen und Wege, dringt bis in die Hütten. Ach, wenn auch ſie etwas von den Herrlichkeiten zu erſchauen bekämen! ſeufzen leiſe die Mädchen. Nur einmal die hohe, ſchöne Braut zu ſehen, wünſchen lauter die Jünglinge. Der Vater verweiſt ihnen die kühnen Wünſche, die er faſt wie Frevel ſchildert; er ermahnt ſie, ſich innig im Stillen zu freuen und ihr gewöhnliches Abendgebet, fromme Bitten an den Lenker der Welten für das königliche Brautpaar einfließen zu laſſen.

Sie beginnen auf dieſe Ermahnung das Gebet; da klopft's an die Thür der Hütte.

Wer iſt's? noch ſo ſpät? fragen ſich die Bewohner und zögern zu öffnen.

Ein armer, müder Wanderer iſt draußen, der um ein Obdach bittet. Man läßt ihn ein und zum Heerde ſitzen. Es iſt ein alter, ſchwacher Mann von wunderbarem Aeußern; er verſchmäht jede Labung, die man ihm bietet und verlangt blos auszuruhen. Angeregt von der neuen, befremdlichen Erſcheinung, werden die Mädchen und Jünglinge wieder munter, vergeſſen Schlaf und Abendgebet und ergeben ſich wieder mit Luſt in dem Gebiet der Feſtlichkeiten, von denen ſie gar keinen rechten Begriff haben und ſich daher in Abenteuerlichkeiten dabei überbieten. Der Wanderer übernimmt es, ſie zurechtzuweiſen, und als er den frommen Sinn, die warme Liebe, die Treue und Anhänglichkeit der Leute erkannt hat, da ſich nun auch die Alten in das Geſpräch gemiſcht haben, ſo wird er immer redſeliger. Er ſagt, daß er wohl im Stande ſei, ihnen ein Bild von den prächtigen Feſten in Berlin zu zeigen, und als ſie dieſe Verheißung mit freudigem Staunen, doch zweifelnd hinnehmen, fordert der Fremde die jungen Leute auf, die Nachbarn, wenn ſie ihnen gleich an Liebe und Treue für das Herrſcherhaus ſind, auf den andern Morgen zu verſammeln, wo er ihnen Wort halten wolle.

Aber die Nacht iſt bereits verſtrichen, und der Morgen, der ihre Neugier befriedigen ſoll, erglänzt ſchon durch das kleine Hüttenfenſter. Die Nachbarn, alle eben ſo brav und wacker als unſere Fiſcherfamilie, ziehen vorüber zum Strande, und es darf nur die Thür geöffnet werden, um ſie hereinzurufen. Wie aber will nun der Wanderer ſein Verſprechen löſen? Iſt er ein Taſchenſpieler, wie ſie ihn wohl auf den nahen Jahrmärkten geſehen zu haben ſich erinnern, oder gar ein Zauberer? Führt er einen Guckkaſten bei ſich? Was wird es ſein? —

Das Räthſel löſt ſich.

Der fremde Mann ſtellt ſich in die Mitte des Kreiſes, der ſich gebildet hat, und indem er ſeinen Wanderſtab ſchwingt, verwandelt ſich die Scene und er mit ihr. Gewand und Bart ſind verſchwunden und er ſteht glänzend, jugendlich, wie ein Engel da. Doch iſt dies nur das kleinſte Wunder! Alle ſind weit von dem heimathlichen Strande entrückt.

Ein Prachtgebäude auf Säulen, auf dem die Siegesgöttin emporragt, zeigt ſich im Hintergrunde; eine Allee hoher, kräftiger Bäume führt dahin. Der Kundige wird wiſſen, daß es eine getreue Abbildung des Brandenburger Thores iſt. Ein Zug von Amorinen erſcheint, um das Feſt der Liebe und Gegenliebe zu begehen. Das Ballet beginnt. Liebe und Gegenliebe knüpfen den ſchönen Bund; bei ihrer innigen Umarmung, ſtrahlt

Alles in überirdiſchem Glanze. Die Säulen werden transparent, und die heitern baieriſchen Farben, von dem ernſten preußiſchen Schwarz in ſchmalen Linien durchzogen, ſcheinen darin auf und ab zu wogen; die Räume zwiſchen den Säulen füllen ſich mit einer Wolkenſcene, voll Genien, Wappen und Namenszügen; Blumenaltäre heben ſich aus dem Boden empor, und aus allen Couliſſen recken Genien die lieblichen Köpfe, und zeigen Aermchen die volle Kränze halten. Blumen ſenken ſich von oben herab, ſteigen von unten herauf, ſchweben von den Seiten herein. Die ganze Scene iſt nur voll von Genienköpfen und Blumen. Selbſt die Victoria auf dem Thore ſtreift die ſcheinbar eherne Hülle ab, und ein Liebesgott wird ſichtbar, der ein Füllhorn mit Blumen auf die unten befindlichen Gruppen leert. Ein roſiger Schein übergießt Alles verklärend.

Carl war am Vorabend des Feſtes, zu dem ich alle Vorbereitungen geleitet hatte, in München eingetroffen, und war mit mir zufrieden. Nur im Anfange fand er manches zu nackt und trüb, allein ich war überzeugt, daß der Contraſt ſpäter deſto mehr Wirkung hervorbringen werde, und wollte auch meine Anhänglichkeit für Altpreußen ſeiner Laune nicht opfern. Es gelang mir mein Stückchen, bis auf kleine Abänderungen zu erhalten, dafür aber fügte er die roſenfarbene Verklärung am Schluſſe hinzu. Er hatte nemlich die nunmehr ſo alltäglich rothe bengaliſche Flamme zum erſtenmal von dem engliſchen Pantomimiker Lewin in Wien anwenden ſehen und ſich ſogleich das Nöthige zu verſchaffen gewußt, um es bei unſerm Feſtſpiele in Ausübung zu bringen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Ueberraſchung ganz außerordentlich war.

Die Proben waren gehalten und der Tag der Aufführung war gekommen. Ich hatte das Theater verlaſſen, wo ich alles gehörig in Ordnung gefunden, und war erfreut geweſen, die Thüren ſchon von der neugierigen Menge umlagert zu ſehen, die „wie um Brod“ ſich drängte, obgleich die Zeit bis zur Eröffnung der Kaſſe noch ziemlich lang war. Ermüdet ſaß ich in meinem beſcheidenen Zimmer, träumend von den ſchimmernden Genüſſen, die der Abend bringen ſollte, als ein Bote von Carl mich plötzlich aufſchreckte. „Ich ſolle ſogleich in's Theater kommen," klang die Botſchaft. Die Miene des Menſchen ſchien mir Böſes zu verkünden, allein ehe ich ihn befragen konnte, war er ſchon fort, weil er Poſtpferde eiligſt beſtellen müſſe. So rief er wegeilend zurück.

Man kann denken, mit welcher Haſt ich Carls Ruf Folge leiſtete.

Die Thüren des Schauſpielhauſes waren indeſſen geöffnet worden, und ich hatte Mühe mich durch die dichten Haufen hindurch zu drängen. Endlich erreichte ich die Thüre zu Carls Ankleidezimmer und ſtürzte ohne anzuklopfen hinein. Ich fand den Impreſſario in Verzweiflung, auf dem Sopha ſitzend, halbgekleidet, in ſchwarzſeidenen Strümpfen und den Kopf dem Brenneiſen des Friſeurs hinhaltend.

„Denken Sie nur, rief er mir entgegen, der Hof kommt nicht.“

Ich glaubte vom Bliß getroffen zu ſein und vermochte kein Wort zu ſagen.

„So eben traf die Nachricht ein, daß die Schweſter unſerer Königin mit Tode abgegangen iſt,“ fuhr er fort, „und ein Kammerdiener bringt mir die Meldung, daß Niemand von der königlichen Familie zum Feſtſpiel erſcheinen werde. Welch einen Eindruck wird das machen? Das Publikum wird zum großen Theile nicht wiſſen, was Schuld daran ſei, und es förmlich anzukündigen, ſcheint mir nicht ſchicklich. Es bleibt nichts übrig, als ſo ſchnell wie möglich nach Nymphenburg zu fahren und unſerm guten König die Sache vorzuſtellen, und ihn zu beſtürmen, die freudige Erwartung des Publikums nicht auf ſo traurige Weiſe zu täuſchen.“

„Ja, das ſcheint mir auch das Beſte,“ fiel ich ihm ein, „und Ihrer Gnade —“

„Was — meine Gnade! —“ rief er, „ich kann nicht fort, ich muß hier bleiben, beruhigen, hinhalten, beſänftigen; wenn ich fort wäre — wer weiß was geſchähe.“ —

„Aber wer ſoll denn?“ —

„Sie,“ rief er weiter, „kein Anderer, Ihre Sache iſt's. Ihr Stück iſt hin, keine Beziehung wird Wirkung machen wenn der Hof nicht gegenwärtig iſt, und Alles, was wir mit ſo großer Mühe zu Stande gebracht, iſt vergebens geweſen. Das können Sie mir glauben.

Ich wußte wieder nicht was ich ſagen ſollte, ſo überraſcht war ich. Den König ſollte ich beſtürmen in's Theater zu kommen, während eine ſolche Trauerbotſchaft ſein Haus betroffen hatte, das erſchien mir ſo ungeziemend, daß ich um keinen Preis den Auftrag auszuführen gedachte, und genau zu wiſſen glaubte, wie er aufgenommen werden würde.

Jetzt meldete man, daß die Poſtpferde hinten am Garten ſeien, und meine Einwendungen mit einem Schwall von Worten übertäubend ſchob mich Carl zur Thür hinaus, empfahl mir Eile, nannte mir den Kammerdiener, nach dem ich fragen ſollte, um mir ſogleich eine Audienz zu verſchaffen, weil nach ſeiner Meinung der Fall ſo dringend ſei, als ob eine Empörung in München auszubrechen auf dem Punkt ſtände.

Gedankenvoll ließ ich mich in größter Eile nach Nymphenburg ziehen. Ich ſtudirte auf meine Anrede an den König und war mit nichts zufrieden, was mir einfallen wollte. Da der Weg nur kurz iſt, und die Poſtpferde ſehr liefen, ſo war ich früher dort als im Reinen. Es war ſchon ziemlich dunkel, und die lange Fenſterreihe des Pallaſtes ſtarrte mich unerleuchtet an. Nur in einem Fenſter des linken Flügels brach ein gedämpftes Licht durch die herabgelaſſenen Jalouſien. Alles hatte einen ſehr traurigen Anſtrich; die Blätter waren von den Bäumen gefallen, und das eintönige Geräuſch des großen Waſſerſtrahles im Baſſin erheiterte nichts an dem Bilde.

Ich trat in das untere Vorzimmer, ſagte dem dienſtthuenden Kammerdiener was ich wollte, und ſuchte in ſeinen Blicken zu leſen, was ich zu erwarten haben würde. Er zuckte die Achſeln, und nun wußte ich, daß der König meine Bitte nicht erhören würde; denn ſolche Leute, wie die Kammerdiener großer, mächtiger Herren, haben ſtets den feinſten Tact, und daher mußte dieſer auch fühlen, wie ungeziemend mein Geſuch, wie meine Erſcheinung hier in dieſem Augenblicke ſein mußten. Auch ich hatte ſo viel Tact, dies wenigſtens ſogleich zu begreifen und mir bangte nicht wenig.

„Ich will Sie ſogleich melden," ſprach der artige Mann und ging fort.

Es währte lange bis er zurück kam und meine Ungeduld ſtieg von Minute zu Minute. Ich dachte mir das Publikum, wie ein brandendes Meer im Theater tobend und fluthend, Carl's Verlegenheit, mein armes Stück und endlich meine Ambaſſadeurſchaft in Nymphenburg.

Endlich tritt der Kammerdiener wieder in das Zimmer.

„Sie können Seine Majeſtät nicht ſprechen,“ fing er feierlich an, „ich habe dem Könige Ihr Geſuch vorgetragen, allein derſelbe will die Königin nicht allein laſſen und befindet ſich auch nicht in der Stimmung das Theater zu beſuchen. Der König ſandte mich hierauf zu Seinen königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzeſſin, indem er nichts dagegen habe, wenn „die Kinder“ nach München zur Vorſtellung Ihres Feſtſpieles fahren wollten; jedoch auch dieſe weigern ſich und werden dieſen Abend bei „den Eltern“ bleiben.“

Ich hatte keinen Sinn für die zarte Anhänglichkeit und den ſchlichten, geraden Ausdruck, der ſich hierin kund gab und einer wackern Bürgerfamilie Ehre gemacht haben würde. Ich dachte nur an die eiligſte Rückfahrt und empfahl mich dem artigen Kammerdiener, der mir noch bedauernd bis zum Wagen folgte und die herzlichſten Grüße an Carl auftrug, auf den alle dieſe Leute große Stücke hielten.

Wie ich in München ankam, hatte das Publikum bereits eine Stunde vergeblich auf den Anfang der ſo pomphaſt angekündigten und ſehnlich erwarteten Vorſtellung geharrt. Die Urſache dieſer ſchmerzhaften Zögerung war indeſſen laut geworden, und zu dem anfänglichen Unwillen der Getäuſchten geſellte ſich nun die mitleidvolle Theilnahme an dem Unfalle, der das geliebte Königshaus betroffen.

Man drängte ſich ſchon unter den Säulen des Theaters mir entgegen, in den Gängen ſtanden die Leute ſo dicht, daß ich kaum die Bühne erreichen konnte. Man beſtürmte mich mit Fragen und zog ſich traurig zurück, nachdem man meine einſylbige Antwort vernommen.

Als Carl meine Botſchaft empfangen, ermannte er ſich plötzlich: „Angefangen,“ rief er, „nun iſt keine Zeit zu verſäumen! Wir müſſen doch Alles ſo machen als ob die Herrſchaften da wären!“

Und die Ouverture begann; der Vorhang hob ſich; das Stück nahm ſeinen Anfang; Alles beeiferte ſich ſeine Sache auf das Beſte zu machen, allein die leere Mittelloge, nach der ſich unwillkürlich die Blicke wandten, machte einen höchſt betrüblichen Eindruck und die meiſten Anſpielungen tauchten unter in eine allgemeine Verſtimmung, ohne den leiſeſten Anklang zu erregen.

Am andern Morgen riethen mir einige Freunde, die Prachtexemplare des Feſtſpiels, die für die königliche Familie in der Hofloge bereit gelegen hatten, ſelbſt nach Nymphenburg zu bringen, und ich gab ihren Wünſchen nach; allein kaum vor der Stadt angelangt, kehrte ich um, weil es mir ganz unmöglich war dieſen Schritt zu thun, der ſo abſichtlich ausſah. Die ſchön eingebundenen Bücher wurden daher mit nach Hauſe genommen um ſpäter unter gute Freunde vertheilt zu werden.

So lief dieſes von mir allein veranſtaltete glänzende Feſt ab, ohne mir eine andere Anerkennung, als die Zufriedenheit Carl's und das Lob einiger Journaliſten eingetragen zu haben.

Die fünf und zwanzigjährige Jubelfeier des Königs führte andre große Feierlichkeit mit ſich, worunter ſich beſonders eine prächtige Beleuchtung des Maximilian-Platzes auszeichnete. Der königliche Jubilar fuhr in der alten Staatskaroſſe aus venetianiſchem Glaſe in den Straßen umher; Mohren und Heiducken ſtanden auf dem Tritt, Pagen auf dem Schlage, und reiche Livree führte die acht koſtbar aufgeſchmückten Pferde im Schritte durch das Gedränge. An dieſem Tage legte auch die Stadt den Grundſtein zu dem Monumente auf dem Max-Joſephs-Platze, deſſen Aufrichtung ſich der König jedoch bei ſeiner Lebenszeit verbat. Man durfte leider nicht lange warten, zum Werke zu ſchreiten, denn kurze Zeit nach ſeinem Jubelfeſte entſchlief er ſanft den Schlaf der Gerechten.

Nur einen flüchtigen Blick will ich auf Trauerfeſte werfen, die ich in München erlebte, und mich dann wieder zum Heitern kehren, um dieſe Zeichnung zu beenden.

Eugen von Leuchtenberg war ſchwer erkrankt; keine Hoffnung zu ſeiner Rettung mehr vorhanden. Man ſah ſeine hohe Gattin mit ihren liebenswürdigen Kindern in frommer Demuth nach der heiligen Herzogſpitalkirche wallfahrten, um für den Gatten und Vater Geneſung zu erflehen. Jene Kinder, die damals ſo unbefangen in's Leben traten, und die der unerwartete Verluſt des noch jugendlichen Vaters aufmerkſam machen ſollte auf das Verhängniß, dem ſie durch ihre Geburt angehörten. Der eine Knabe ward der Gemahl Maria's von Portugal, das ſchöne Mädchen dort die Herzogin von Braganza.

Der edle, menſchenfreundliche Prinz Carl, den man allgemein als das treue Abbild ſeines königlichen Vaters bezeichnete, übte in treuer Liebe für den theuren Schwager ein frommes Werk und löſte alle Gegenſtände, welche ſich von armen Leuten auf dem Verſatzamte befanden, aus. Es ſoll mehr als vierzigtauſend Gulden betragen haben.

Während dieſer Beſtrebungen der Frömmigkeit und der Liebe umlagerten die Münchener die Portale des herzoglichen Pallaſtes betend und hoffend, und die ärztlichen Bülletins mit Angſt erwartend, bis das letzte erſchienen war, und die weinende Dienerſchaft der Menge den traurigen Ausgang der Krankheit verkündete.

Der Leichzug war königlich; der Held Wrede führte ihn in eigener Perſon zu Pferde an. Der König ſaß traurig in ſeinen inneren Gemächern und dachte wohl eben ſo wenig als irgend ein Anderer, daß der prächtig aufgeſchmückte Leichenwagen ihn ſelbſt ſo bald ſchon abholen würde.

Dies geſchah wenige Tage nach dem Namenstage des Königs, der noch fröhlich und geſund von dem Balle bei dem ruſſiſchen Geſandten nach Nymphenburg heimkehrend, ſich mit den Worten niederlegte: „daß man ihn am andern Tage nicht zu früh wecken ſolle“, und dann nie wieder erwachte.

Dieſes königliche Leichengepränge hatte viele Tauſende von Leidtragenden herbeigezogen, deren beredte Trauer die Juwelen in der Krone, die auf dem Sarge lag, nicht verdunkelten — nein — in hellerm Glanze erſcheinen ließen. Das war an jenem Tage die ſchönſte Krone der Welt! Als der Zug von Nymphenburg ſich langſam zur Stadt bewegte, herrſchte eine tiefe Stille ringsumher, die nur durch das laute Schluchzen des Volkes von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Es war in der That das Ergreifendſte, das man ſich denken kann. Es waren arme Leute darunter, nach Hunderten gezählt, welche täglich ihr Mittageſſen aus Vater Maxens Hofküche holen durften, Kranke, denen Arznei unentgeltlich in ſeiner Hofapotheke bereitet wurde, Mittelloſe, die unverhofft durch reiche Spenden erfreut wurden. Der König ſtarb in der Hälfte des Monats und ſchon war ſeine Privatkaſſe völlig durch Wohlthaten erſchöpft, und wie Viele waren noch vorgemerkt, die in dieſem Monate unterſtützt werden ſollten! —

Ehe ich mein Aquarell bei Seite lege, will ich noch jene Bälle ſkizziren, womit das Theater am Iſarthore die Münchener zu regaliren pflegte, und die ſich durch manche Eigenthümlichkeit vor andern deutſchen Feſtlichkeiten dieſer Art auszeichneten, beſonders aber durch die, daß man ſich dort ſehr gut amüſirte.

Auf jedem dieſer Bälle gab es immer ein neues Anziehungsmittel: bald ein Feſtſpiel, oder eine Tombola, ein Räthſel in lebenden Bildern, einen Maskenzug. Carl war unerſchöpflich im Erfinden ſolcher artigen Schnurren, und dann mußte man ihn ſehen, wenn er ſchuf und arrangirte. Es war eine Freude!

Das ganze Haus wurde mit Blumenguirlanden, Blumenvaſen und reicher Beleuchtung verſehen, oder man ſchuf es in ein ganz anderes um, indem man eine auf Leinwand gemalte Decoration rings umher ſpannte, die von dem frühern

Ausſehen keine Spur zeigte. Ein Kabinet mit Geſträuchen und Blumen ganz bekleidet, bildete eine Laube, und ein transparenter Mondſchein, im Laub verſteckt, malte ſich in einem ſchräg aufgeſtellten Spiegel wie im Waſſer. Kleine Springbrunnen ſchoſſen hie und da empor, und verbreiteten eine Friſche, ſo daß man ſich der Täuſchung um ſo williger hingab, daß man ſich in einem Garten in ſtiller Mondnacht befinde. Solche Kabinete waren ſo recht für Liebende gemacht, oder für ſolche, die ſich ſuchen und gern finden, und zur Anſpinnung lieblicher Intriguen.

Es brauchte aber nicht geringer Vorkehrungen, dieſe Metamorphoſe mit den alten, ſchmutzigen Garderobezimmern und Werkſtätten der Theaterleute vorzunehmen. Tage und Nächte, die dem Balle vorausgingen, wurden damit hingebracht. Carl verſtand jedoch, ſelbſt Mühen leicht und angenehm zu machen, und die ſonſt ſo beſchwerlichen Anſtalten zu den heiterſten Feſtlichkeiten ſelbſt in heitre und luſtige Feſte umzuſchaffen.

Oft ging ich noch um Mitternacht in das Theatergebäude, wenn ein Ball darin vorbereitet wurde, und nahm Theil an den heitern Reunionen, die dort ſtatt fanden, während Zimmerleute hämmerten, Tiſchler ſägten, Tapezierer klopften und hundert Hände auf hundertfältig verſchiedene Weiſe beſchäftigt waren. Einige Künſtler, junge Kavaliere und Freunde des Theaters ließen es ſich bei Champagner wohl ſein in den unordentlichen Räumen, und genoſſen den Vorgeſchmack des Feſtes, das ihnen für die folgende Nacht bereitet wurde, mit großer Ungenirtheit.

Noch immer gedenke ich mit Vergnügen des luſtigen Schwärmens und der dicken Blumenmamſell, die hin und her hüpfte, und kletterte und ſcherzte und ſich umfaſſen ließ, und dabei ihre ſelbſtfabricirten Bouquets in die Vaſen ſteckte, welche die Logenbrüſtungen umgaben.

So wurde Allen die Arbeit leicht, man ſchrieb die Nachtwachen nicht auf die Rechnung, und die frohe Laune, die alle ſich erhielten, ſpann ſich fort und fort, ſo daß man im tollen Strudel ſich bewegend keine Müdigkeit fühlte, und erſt nachdem Alles beendigt war und der mächtige Abſchnitt der Faſten eintrat, ſeiner eigenen Erſchöpfung gedachte, welche die Faſtendiners als eigentliches Remedium erſcheinen ließ.

Doch ehe der Faſching vollends zu Grabe geläutet wurde, wußte Carl immer noch einen freien Abend zu erhaſchen, um ſeinen Treuen einen frohen Ball privatim zu geben. Zu dieſem Feſte brachte er ſeine ganze Thätigkeit mit, ſtrengte er ſeine volle Erfindungsgabe an; er achtete dabei nichts gering und beſchäftigte ſich ſo ernſt mit der Ausführung ſeiner Ideen, als gälte es einen Hofball zu arrangiren.

Die Geſellſchaft beſtand dann hauptſächlich nur aus den Mitgliedern des Iſartbortheaters und einigen Erwählten aus den Einwohnern Münchens, die dem Theater beſondere Anhänglichkeit zeigten. Man drängte ſich dazu, Einladungen zu erhalten. Die Dezenz, welche überall herrſchte, ſchöne Toiletten, das vollſtändigſte Arrangement, Alles dies machte jene Reunionen ſchon angenehm, die jedoch durch Carl's Humor noch einen ganz beſondern Reiz erhielten. Er war unerſchöpflich in pikanten Scherzen und artigen Einfällen.

Was man auch über das Privat- und öffentliche Leben dieſes Mannes geſagt haben mag, ſo darf doch feſt behauptet werden, daß ſein Ton bei ſolchen Gelegenheiten untadelhaft war, bei aller Freiheit das Gezkemende ſtets im Auge behielt, und den fein tournirten Weltmann in allen Beziehungen verrieth.

München bedurfte — wie es damals war — ſeines Iſarthortheaters; jetzt herrſchen andere Richtungen dort vor, und ich glaube, daß, wenn es — nach dem laut Ausgeſprochenen Vieler — jemals wieder hergeſtellt werden ſollte, ihm weder jene Bedeutung eingeräumt, noch beſonders große Aufmerkſamkeit geſchenkt würde. Oeffentliche Feſte und der allgemeine Geſchmack dafür haben ſich aber in München erhalten; nirgends findet man noch wie dort maskirte Bauernzüge, Bürger mit Fahnen und andern Symbolen, Zünfte und Gewerke in mittelalterlicher Zurüſtung, auch außer der Faſchingzeit, am hellen Mittage durch die Straßen ziehen.

Manch colorirtes Blatt belehrt uns über dieſe Vorgänge, und ſetzt die Einwohner ſtillerer deutſcher Städte nicht mit Unrecht in gerechtes Erſtaunen.

Spiel.

Ich hatte in Troyes dem Grafen von R....z meine vier falben Litthauer verkauft, und reiſte mit den dafür erhaltenen Ducaten nach Nancy. Hier fand ich einen alten Freund wieder, deſſen Quartier ich zu theilen mich entſchloß, theils um in traulicher Stunde früherer Begegniſſe zu gedenken, theils auch von ſeiner Bekanntſchaft im Orte den beſten Vortheil zu ziehen.

Da dieſer Freund noch im Beſitze von eigenen Pferden und Wagen war, ſo nahm ich mir vor, mit ihm nach Deutſchland zurückzukehren.

Ich gab ihm meine Ducaten in Verwahrung, und er ſchloß ſie in ſeine gute engliſche Schatulle zu einer ganz artigen Verſammlung ähnlicher Stücke. Wir machten wenig Aufwand, dinirten im Hauſe, beſuchten das Theater, und nur wenn dieſes beendet war, trennten wir uns. Ich ging dann allein nach Hauſe, während mein Freund noch einige Stunden bei einer kleinen Sängerin zubrachte, die ſich ihm vor vielen Andern gefällig erwieſen hatte.

So waren uns ungefähr drei Wochen verſtrichen, als ich plötzlich eine Störung des gewohnten Verhältniſſes zum größten Erſtaunen wahrnehmen mußte. Mein Freund kam nicht mehr zur rechten Zeit zum Eſſen, und erſchien er endlich, ſo bemerkte ich Zerſtreuung an ihm; er aß wenig, ſah ſehr bleich oder erhitzt aus und eilte oft, ehe noch das Deſſert gebracht wurde, unter irgend einem nichtigen Vorwande davon.

Was konnte die Urſache ſein? Mein Umgang mit ihm, ſo verträglich und behäbig, war mir nach vielen wild vorübergerauſchten Tagen doppelt angenehm erſchienen, als daß ich ihn gleichgültig hätte geſtört erblicken können; auch erfüllte mich die präoccupirte Miene meines Freundes mit Sorgen. Ich ſann ernſtlich nach, um die Urſache zu entdecken, und nicht lange, ſo glaubte ich ſie gefunden zu haben. Der nächſte Tag ſollte mir ſchon Gewißheit darüber verſchaffen. Zwei Stunden hatte ich bereits mit dem Eſſen warten müſſen, ſo lange war P. noch nie ausgeblieben. Alexander, der treue Junge, mit dem blonden Schnurrbart und den groſſen blauen Augen, trat alle Augenblicke beſorglich in das Zimmer, um zu hören, was ich von dem Ausbleiben ſeines Herrn dachte. Auch er ſchien die Urſache zu kennen, doch ſchwieg er beſcheiden, da auch ich nichts ſagte.

Endlich trappt es die Treppe herauf; P. reißt die Thür auf, winkt Alexander, daß er die Suppe bringe und wirft ſich mir gegenüber in den Seſſel. Sein Ausſehen ſetzte mich in Schrecken. Bleich, ſchwitzend, außer Athem, das ſchwarze Auge glühend im Kopfe, in der Haltung ein hoher Grad von Schlaffheit ausgedrückt. Er ſah wie ein Fieberkranker aus.

Die Suppe kam; er aß nicht davon. Eben ſo ging es mit den andern Schüſſeln, die Alexander alle kopfſchüttelnd wegtrug, da auch ich, von dem Vorfalle ergriffen, und einen Stein auf dem Herzen, ſie gleichfalls nicht berührt hatte. Ich konnte vor Ungeduld den Augenblick kaum erwarten, wo wir allein und ungeſtört waren.

„Du haſt geſpielt!“ fing ich endlich mit bewegter Stimme an.

„Ja!“ war ſeine trockene Antwort.

„Mit Unglück?“ fuhr ich fort.

„Hm!“ brummte er, und ich vermochte durchaus nicht in ſeinen Zügen die Bedeutung dieſes Räthſels zu leſen.

„Alles verſpielt?“ fragte ich weiter.

„Auch dein Gold, Bruder!“ rief er, bewegt wie es ſchien, mir die Hand darreichend.

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte ich, „doch was iſt nun zu thun? Wir ſind entblößt. Unſere Freunde ſind Alle ſchon fort, und wir über die Gebühr hier zurückgeblieben. Während ich über das Glück, dich in Nancy zu finden, das Heimreiſen vergaß, und auch bei dir eine ähnliche Stimmung vorausſetzte, wurdeſt du von andern Banden hier gefeſſelt. Ich mache dir keine Vorwürfe, doch was wollen wir nun anfangen?

„Nach Hauſe reiſen!" ſchrie P. wild auflachend.

Und bei dieſen Worten zog er einen ſtrotzenden Beutel hervor, den er ſo heftig auf den Tiſch warf, daß die Goldſtücke im Zimmer umher rollten. Ich ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Fünfhundert Ducaten, Bruder!" rief P., „die dein ſind, denn mit deinem Gelde ſind ſie gewonnen; doch du wirſt mir wohl eine Handvoll davon vorſtrecken, da ich rein ausgefegt bin, kahl wie eine Kirchenmaus! Höre, wie mir's ging. In einem Kaffeehauſe auf der place royale iſt Spiel im Entreſol. Du biſt nie hinaufgekommen. Ich enfilirte mich nach und nach ſo ſehr, daß ich mit dem geſtrigen Tage alle meine Baarſchaft verloren hatte. Mein Unglück war zu anhaltend geweſen, als daß mir mein Spielergenius nicht hätte zuflüſtern ſollen: die Stunde des Glücks könne nicht fern ſein. Es galt auszuhalten. In dieſer Noth griff ich zu deinen Ducaten, zu denen ich noch überdies großes Vertrauen hegte, da du ſie von N....z, einem wahren Glückskinde, haſt. Gewinnſt du damit, dacht' ich, ſo gehört es deinem Freunde, der dir davon ſo viel leihen wird, als du bis Frankfurt nöthig haſt, wohin dein Creditbrief lautet. Verlierſt du, je nun! ſo müſſen deine drei polniſchen Schimmel in franzöſiſchem Lande zurückbleiben, und werden die gelben Fluthen ihrer vaterländiſchen Weichſel nicht wiederſehen. So war mein Teſtament in Gedanken gemacht, und mit gehöriger Kälte und einem hohen Grade von göttlicher Zuverſicht im Buſen, verſah ich mich mit deinen Röllchen und ging in's Kaffeehaus. Wie hatte ſich nun dort das Blatt gewendet! Was ich ſetzte, gewann. O ihr lieben

Ducätchen, dacht' ich, ihr ſeid ja wahre Täubchen, die alle andern der ganzen Nachbarſchaft zu ihrem Schlage locken. Bald Bube, bald Aß, bald Zehne, bald Drei, und vor Allem die Dame, ich ſage dir, ſie kamen, wie ich ſie rief, und die Croupiers ſchnitten Geſichter, die ein gelindes Ausderhautfahren mit möglichſtem Anſtande ausdrückten. Als nichts mehr in den Beutel konnte, ſchloß ich die Boutique und machte rechtsum, und da bin ich nun. Nun aber wird nicht mehr geſpielt. Ich bin froh, daß ich Alles gerettet habe, und gleichviel, ob es dir oder mir gehört, wenn ich's den verdammten Kerls nur aus dem gierigen Rachen reißen konnte."

Ich machte dem lieben Freunde bemerklich, daß ich mich nie dazu verſtehen würde, auch nur einen Ducaten von dem anzuſprechen, was doch nur ſein wiedergewonnenes Geld ſei, allein er wollte nichts davon wiſſen.

„Laſſen wir dieſen edlen Wettſtreit jetzt bei Seite", ſagte er endlich, „uns thut Anderes Noth!

und Alexander hereinrufend, verſchloß er das Geld vor deſſen Augen, übergab ihm die Schatulle, und fuhr fort: „Laſſe ſogleich einſpannen, packe unſere Sachen auf und fahre voraus, in dem Städtchen*** werden wir dich einholen. So kommen wir nicht mehr in Verſuchung, und beſorgen noch während des Tages unſere Geſchäfte, ich nehme Abſchied von meiner theuern Kleinen, dann diniren wir mit einigen Bekannten, die noch dieſen Abend nach Deutſchland reiſen und uns mitnehmen wollen, ſo kann es nicht fehlen, daß wir Alexander noch in der Nacht wiederhaben."

Ich pflichtete ihm bei; der treue Diener erhielt ſeine Inſtructionen und wir trennten uns hierauf: mein Freund, um Abſchied zu nehmen; ich, um in der Stadt umherzuſchlendern, innerlich vergnügt, daß die Sache dieſe Wendung genommen. Um fünf ſollte ich mich in dem bezeichneten Gaſthof zum Diner einſtellen.

Das Diner währte länger als wir es gedacht hatten, und da wir aufſtanden, war die Tageszeit bereits ſo weit vorgerückt, daß wir — nach der Meinung aller Kundigen — das gute Nachtquartier nicht mehr erreichen konnten, wo Alexander auf uns warten ſollte. Die Nacht durchzufahren, war für die Hauptperſon der Geſellſchaft, einen alten Herrn, zu beſchwerlich.

„Wir müſſen fort!“ ſprach mein Gefährte, indem er mich bei Seite zog. „Wir wollen ſogleich Poſtpferde beſtellen gehen.“

Wir eilten zur Poſt.

„Gib mir ein Paar Ducaten,“ ſagte mein Freund.

— Ich habe nichts —

— Ich ſah ja noch dieſen Morgen einige Füchſe bei dir —

— Die habe ich ausgegeben, um mir noch einige zierliche Kleinigkeiten aus Frankreich mitzunehmen.

Wir ſtanden uns mit bedenklichen Geſichtern gegenüber, denn wir hatten Beide keinen Heller, obgleich wir in jenem Augenblicke reicher als mögrend der ganzen Campagne waren, und daher konnten wir weder Alexander nachfahren, noch ſelbſt für dieſe Nacht ein Unterkommen bezahlen.

„Wie leichtſinnig!“ ſchrien wir Beide, und ſuchten darin den Ton des Vorwurfs recht deutlich zu treffen.

„Für die Nacht iſt geſorgt! rief endlich mein Freund, und zwar ſollſt du mit mir zufrieden ſein. Mein Mädchen war troſtlos, als ich von ihr Abſchied nahm, und ſagte mir, daß ſie heute den ganzen Abend werde weinen müſſen. Wie ſehr erfreut wird ſie nun ſein, wenn ich ihr in ihrem Schmerze wiederkehre und dieſen in Freude verwandle. Du begleiteſt mich, und wir bringen die Stunden bis zur Abfahrt gewiß ſo vergnügt bei ihr zu, daß ſie uns zu kurz haben fliegen werden.“

„So komm', es iſt bereits nicht mehr früh, und ich bin vom vielen Umherlaufen müde.“

— Ja komm'! das hat gute Weile! meine Kleine iſt im Theater und heute iſt Joconde und

Quadrillen, das dauert mindeſtens bis halb Eilf, und früher iſt ſie nicht zu treffen.

Auch gut! ſo wollen wir uns vor der Hand in dies Caffeehaus verfügen, und unſere Geduld an Zuckerwaſſer üben.

Kaum hatten wir ein Paar Gläſer geleert, als mein Freund ungeduldig aufſprang. „Wir müſſen uns auf die Lauer begeben,“ ſagte er, „denn ſie könnte heute zufällig früher nach Hauſe kommen.“ — Ich mußte ihm nolens volens folgen.

Wir trottirten in der Straße, wo die junge Schauſpielerin wohnte, ewig lange auf und ab. Die Fenſter waren finſter und blieben es auch. Endlich, nachdem meine Müdigkeit ſich bereits bis zum Umſinken geſteigert hatte, deutete eine größere Lebhaftigkeit der Gehenden das Ende des Schauſpiels an. Wir begaben uns an das Ende der Straße, um — wie mein Freund ſagte — ſeine Geliebte zu überraſchen.

Ein Hut mit einer weißen Feder nähert ſich. „Das iſt ſie!“ flüſterte mein Freund, „den Hut kenne ich, den hat ſie von mir beim Abſchied erhalten.“

— Sie iſt nicht allein.

— Ihre Bonne wird ſie begleiten.

— Mir ſcheint's ein Mann zu ſein.

— Es iſt doch ihre Bonne! knirſchte mein Freund.

Das Paar war jetzt an uns vorübergekommen. Das Mädchen wurde von einem elegant gekleideten jungen Menſchen geführt.

— Teufel! Es iſt der Engländer, der ihr lange ſchon nachſtellte, und vor deſſen Zudringlichkeit ſie ſich kaum zu retten wußte. Wie oft bat ſie mich, ihn deßhalb zur Rede zu ſtellen und ſie zu befreien! warum hab' ich's verſäumt?

— Wo bleiben wir nun?

— Nur ein wenig Geduld! das ändert nichts an der Sache. Wir müſſen warten, bis er ſich an der Hausthür von ihr beurlaubt haben wird, dann halten wir ſiegenden Einzug. Siehſt Du wohl? Jetzt ſind ſie ſchon am Hauſe und nun wird er ſich bald empfehlen.

— Nicht doch! Er geht ja mit hinauf.

— Verflucht! Nun müſſen wir wohl noch ein Viertelſtündchen warten. Sie durfte als Schauſpielerin ihn natürlich nicht grob behandeln, ſo ein Menſch kann ſich furchtbar rächen. Allons! laufen wir noch ein wenig auf und ab!

Und wir liefen auf und ab und der Hals wurde mir ſteif von dem ewigen Hinblicken zu den Fenſtern, und meine Müdigkeit war nicht mehr zum Aushalten, als endlich eine neue Ueberraſchung meinen Freund zur Beſinnung brachte. Das Licht erloſch eben plötzlich, aber der Engländer hatte das Haus noch nicht verlaſſen. — Das arme, verlorene Kind hatte den verliebten Sarmaten ſchon weit, weit weg geglaubt und den freien Platz in ſeinem Herzen ſogleich einem Andern vermiethet. So läuft die Welt! — Vielleicht dachte die hübſche Sünderin vor dem Einſchlafen etwas Aehnliches, wie:

„Es küßt dich ſo lieblich die Lippe des Zweiten,
Wie nie dich die Lippe des Erſten geküßt!“ — —

Da wir kein Geld hatten, unſere morgige Reiſegeſellſchaft bereits ſchlief, kein Gaſthof mehr offen war, ſo faßten wir uns kurz, und beſchloſſen die Nacht im Freien zuzubringen. Mein Freund verbrachte ſie unruhig mit Auf- und Ablaufen vor dem Hauſe des Mädchens, während ich auf einer Thürſchwelle dem Schlummergott in die ſanften Arme fiel.

Der Morgen graute bereits, als mein Freund mich am Arme rüttelte. Wir ſahen Beide bleich aus, wie Einer dem Andern bemerkte. Wir lachten über das Abenteuer, das ſelbſt für meinen Freund von keiner Erheblichkeit war. „Andere Städtchen, andere Mädchen!“

Im Gaſthauſe erwartete man uns bereits mit angeſpannten Poſtpferden. Um Mittag hatten wir den Ort erreicht, den wir Tages vorher zum Nachtquartier beſtimmt hatten, und wo Alexander uns erwarten ſollte. Das Erſte war, uns nach ihm zu erkundigen. Er hatte die Nacht hier in

Angſt und Sorgen um uns zugebracht und war am Morgen weiter gefahren.

„Wenn's ſo fortgeht," rief mein Freund unmuthig aus, „ſo erreichen wir ihn erſt in Frankfurt!"

Das Eſſen wurde aufgetragen und wir hatten keinen Heller. Es war damals zu oft der Fall, daß Glücksritter aller Art ſich dadurch fortzubringen ſuchten, daß ſie ſich an gut rangirte Leute machten um mit ihnen zu reiſen und ſie am Ende auch noch zu betrügen. Unſere Reiſegefährten kannten uns nur ſehr oberflächlich und wußten von unſern Verhältniſſen nicht das Geringſte. Das Vorausſenden der Equipage, das unbeſonnene Mitſchicken alles Geldes, konnten ſie leicht als eine Erfindung betrachten, woran nichts wahr als unſere gänzliche Entblößung. Es kam uns hart an, unter ſolchen Umſtänden ſie um ein Anlehn zu bitten, allein die Noth drängte. Man lächelte in der That ſehr ſüßſäuerlich, als man unſerem Geſuche in der Art willfahrte, daß man unſere Zeche mitberichtigte und dieß zu beſorgen verſprach, bis wir unſere Equipage erreicht haben würden.

An dem Abende deſſelben Tages hatten wir ſie. Alexander wäre von hier nicht abgefahren, ohne Nachforſchungen anzuſtellen. Geſtern konnte er ſich denken, daß die Freuden der Tafel uns zurückgehalten haben würden; heute aber hätte er ein Unglück beſorgen müſſen. Wir waren froh ihn wiederzuſehen, und herzten unſere liebe, volle **Chatulle!**

Ohne beſonderes Ereigniß kamen wir in Frankfurt an, wo wir uns vor der Hand auf einige Wochen niederzulaſſen gedachten. Hier war ein bedeutendes *jeu clandestin*, da bekanntlich in Frankfurt das Spiel verboten iſt, und damals die guten Bürger, die einige Käſperln wagen wollten, ſich nach Bockenheim, auf heſſiſchem Territorium gelegen, begeben mußten.

Die Bank hielt ein Herr G., und die in großer Zahl heimziehenden Ruſſen alimentirten ſie gar nicht ſchlecht. Madame G. war eine angenehme Frau, welches übrigens dazu beitrug, den Verluſt der Börſe nicht allzutief zu fühlen. Die gewöhnliche Geſellſchaft beſtand aus reichen jungen Leuten, unter denen Fürſt G., Graf R., Graf D., Herr von T., die bedeutendſten waren. Alle hatten bedeutend verloren, nur ich — der ich nur klein im Verhältniß zu ihnen ſpielte — zeigte einiges Glück. Sie wollten Revanche an G. nehmen, und machten ihm den Vorſchlag an ihrer Bank zu ſpielen. Er hatte zu viel von ihrem Gelde, als daß er es mit guter Art hätte ablehnen können. Nun machte man mir den Vorſchlag für die Geſellſchaft, an der ich durch Einlage Theil nehmen ſollte, abzuziehen. Sie glaubten ſich überzeugt zu haben, daß meine Hand glücklich ſei. Ich acceptirte.

Die erſte und zweite Sitzung wurde ſehr glücklich. Es hatten ſich viele Pointeurs eingefunden und der Gewinn war bedeutend. Das Ganze hatte einen familiären Charakter angenommen. Alle Conceſſionen wurden gemacht. Man ging ſo weit, nicht nur Geld, ſondern ſogar werthvolle Gegenſtände für einen gewiſſen Preis anzunehmen. Nach jeder Sitzung wurde getheilt. Als die zweite zu Ende war, bekam ich außer einem Antheil am baaren Gelde eine engliſche Doppelflinte, drei Gilets aus türkiſchem Shawl, einen Reif gelber Brillanten, welcher ein weibliches Portrait umgab, das ich ſogleich herausbrach, und großmüthig dem Verlierer wiedergab, im Allem ein Werth von ungefähr ſechstauſend Gulden. Die Sache ging gut, und meine geſegnete Hand wurde von meinen Partnern hochgeprieſen.

Die dritte Sitzung hatte eben begonnen, als ein Bedienter G. abrief: es ſei ein Fremder angekommen, der ihn zu ſprechen verlange. Dieſer Fremde war der alte Fürſt B., der G. ſogleich förmlich in Beſchlag nahm, welcher froh war, eine triftige Entſchuldigung zu haben, von der uns zu gebenden Revanche befreit werden zu ſein. Der alte Fürſt ſchloß ſich mit ihm Tag und Nacht ein und ſpielte mit ihm unter vier oder vielmehr drei Augen, denn G. beſaß nur eines, und als die Thüren wieder geöffnet wurden, hatte der alte Fürſt hunderttauſend Thaler an G. verloren, die er von ſeinem Monarchen zum Geſchenke erhalten.

Unſere Bank nahm ſogleich ein Ende, als die Hauptperſon fehlte, auf die es eigentlich abgeſehen geweſen war. Ich konnte mit meinem Erfolge zufrieden ſein, und die Anderen waren es auch, da ſie einen Theil des Verluſtes wieder herein hatten.

Unter den Spielern machte ſich ein wilder Menſch von zigeunerhaftem Ausſehen bemerkbar, der ſich Baron K. nennen ließ, obgleich Niemand daran glaubte, daß er wirklich der Baron K. ſei. Man ſtieß damals bei jedem Schritte auf ſolche Leute. Die Sage ging, der Menſch ſei Bedienter beim Baron K. geweſen und habe dieſem die Papiere geraubt, wodurch er ſich jetzt zu legitimiren ſuchte. Nach Andern ſollte er ſogar ſeinen

Herrn ermordet haben, um ſich der Papiere zu bemächtigen. Man wußte jedoch nichts Beſtimmtes darüber, und das Gerücht hinderte nicht, daß man den Menſchen nicht nur am Spieltiſche duldete, ſondern ihn auch in den nähern Umgang zog. Mir ſollte dies theuer zu ſtehen kommen.

Einſt beſucht mich K. und ſchlägt mir eine Taille vor. Ich ſchicke mich an, eine kleine Farobank zu geben.

„Was da, Faro unter Zwei!“ ruft er, „wie langweilig. Schnitt oder Stoß, da bin ich dabei!“ Und indem er nach der Taille griff, ſpricht er: „Ich gebe Bank!“

Ich rücke mit meinen guten Goldſtücken heraus, und ſehe ſie eines nach dem Andern in den Rachen des Haifiſches fliegen; dann kamen die andern Sachen an die Reihe. Nachdem K. Alles hatte, warf er die Karten hin und empfahl ſich, mir mit höflicher Miene auf den andern Tag Revanche verſprechend.

Ich war wüthend, daß ich mich von dem Gauner hatte überreden laſſen; denn daß er nicht ehrlich geſpielt, ſondern mich nach dem bekannten Spielerausdruck „auf gewiß“ genommen, war mir einleuchtend. Ich nahm die Karten, die dazu gedient hatten, mich auszuziehen, und warf ſie in den Ofen, dann überzählte ich meine Baarſchaft, und fand nicht mehr als dreißig Ducaten, die dem allgemeinen Schiffbruch glücklich entgangen waren. Ich gab mir feierlich das Wort, nicht mehr zu ſpielen, legte mich frühzeitig ſchlafen und träumte von Transport-Karten ohne Ende, gewinnenden Franzoſen u. ſ. w.

Es war nach meiner Uhr acht am andern Morgen, als K. in mein Zimmer trat. Ich lag noch im Bette.

„Ich komme, um Ihnen Revanche zu geben,“ waren ſeine erſten Worte. Ich hätte den Kerl zur Thür hinauswerfen mögen, allein das ging doch nicht an. Ich ſagte, ich wolle nicht ſpielen, er lachte; ich habe keine Karten, er zog einige

Spiele aus der Taſche; endlich: ich habe kein Geld, da ſchnepperte er im Zimmer umher und fand die dreißig Ducaten, die mir übrig geblieben waren, auf dem Nachttiſche liegen.

„Setzen Sie!“ ſchrie er wie toll, „Sie gewinnen Alles damit zurück.“

Und nun ſetzte er ſich auf mein Bett und richtete ſich zum Schnitt: Allons, welche Karte? fragte er dringend.

Wer jemals ſpielte, weiß, was man bei ſolchem Drängen empfindet. Spieler ſind dem Aberglauben ergeben, und es iſt ein alter: daß man gewinnen müſſe, wenn man zum Spiele gewaltſam hingeriſſen werde. Ueberdieß hatte ich geſtern ſo entſchiedenes Unglück gehabt, daß ich heute wohl auf das Widerſpiel rechnen konnte.

Ich nannte daher eine Karte, dann eine zweite, endlich eine dritte, und die dreißig Goldſtücke waren auf die Seite meines Gegners über die Bettdecke hinwegſpaziert.

„Weiter!“ rief K.

„Es iſt nichts mehr da!“ ſagte ich kalt.

„O warum nicht!“ fuhr er fort. Er hatte, abermals herumſtöbernd, ein kleines goldenes Ordenskreuz an einer Venetianerkette gefunden.

„Dies Kreuz!“ „Unmöglich!“ ſchrie ich auf.

„Was iſt's damit?“ fragte er kalt. „So etwas kann man bei jedem Juwelier wieder haben. Setzen Sie's zwiſchen zwei Karten, ich nehm's für zwanzig Ducaten an.“

Und damit legte er zwanzig Ducaten, von denen, die er mir ſo eben abgewonnen hatte, auf die Bettdecke.

Ich ergab mich und zog die zwei Karten. Er ſchlug ſie ſogleich, ſteckte Kreuz, Kette und Ducaten ein, empfahl ſich lachend und verſprach mir Revanche, wo und wann es mir belieben würde.

Von meiner Stimmung kann ich keine Beſchreibung geben. Ich hätte mir nach dem gemeinen Ausdruck den Kopf herunterreißen mögen. Nicht blos der Verluſt, ſondern die Schwachheit, den guten Vorſätzen des vergangenen Abends nicht treu geblieben zu ſein, warf mich ſo darnieder.

Ich ſprang aus dem Bette, und mit mir zugleich zur Thür herein ein alter Jugendfreund, der als Freiwilliger mitgefochten hatte, verwundet worden war, und nun geneſen aus Frankreich heimkehrte. Dieſe Freude drängte den ekelhaften K. und die Karten ganz in den Hintergrund. Glücklicherweiſe fand ſich noch ein Friedrichsd'or in dem Winkel der Taſche eines Gilets, das ich ſeit den Tagen meines Glücks im Spiele nicht mehr getragen hatte; mit dieſem Fund bereichert gingen wir nach dem Schwanen und ergötzten uns bei muntern Geſprächen, bis die Zeche das Goldſtück verſchlungen hatte, ſehr unbekümmert, wie ich war, was die Folge der Leere meines Beutels in der fremden Stadt wohl ſein könne.

Glückliche Zeit der Jugend! — Ich habe ſeitdem nicht wieder geſpielt.

Karl Schall.

Es war im Jahre 1814, als ich in Königsberg zuerſt Schall's Bekanntſchaft machte. Es geſchah durch ſein Luſtſpiel: *die unterbrochene Whiſtparthie oder der Strohmann*, das unter Kotzebue's damaliger Direction des Königsberger Theaters das Licht der Lampen erblickte. Das Stück gefiel allgemein, und man hielt, ſonderbar genug, Kotzebue ſelbſt für den Verfaſſer, der ſchon einige Mal, um die Kritik, die er ſich feindſelig geſtimmt glaubte, hinter's Licht zu führen, ſeine Arbeiten unter angenommenem Namen erſcheinen ließ. Erſt im Jahre 1817, wo ich, um längere Zeit dort zu verweilen, nach Breslau kam, ſollte ich mich von dem wirklichen Daſein des Dichters Schall überzeugen. Von hier an datirt ſich das engſte Zuſammenſein während zweier Jahre. Kein Tag verging, an dem wir uns nicht ſahen; keiner faſt, an dem dies nicht zweimal geſchehen wäre.

Was Schall mit Glück für die Bühne geſchrieben, hatte er damals ſchon Alles hinter ſich. Seine Stücke wurden überall und oft gegeben, und er ſtand in dem Rufe, einer unſrer beſten Luſtſpieldichter zu ſein, von dem ſich Vieles noch erwarten ließe. Dieſe Hoffnung nährte Schall ſelbſt gern durch ſeine eigenen Aeußerungen. Er ſprach von ſeinen Planen, die er ſchon ganz ausgearbeitet im Kopfe herumtrug. Damals ſchon hörte ich Scenen aus dem Stücke, das er ſpäter: „Schwert und Spindel“ benannte, aus: dem Fatum des Freitags; er theilte mir den ganzen Plan ſeiner kleinen Luſtſpiele: „das Kinderſpiel“ und „Eigne Wahl“ mit, die in Holtei's Jahrbuch abgedruckt ſind, und wir ſprachen über die Anekdote von Kant's abgeriſſenem Knopfe, woraus ich ſpäter eine Novelle, er ein Luſtſpiel dichtete.

Rührend erſcheint es, daß er — wie ein ehrlicher Mann — alle dieſe ſeinen Freunden verſprochenen Arbeiten bis zu ſeinem Tode richtig fertig geliefert hat, wenn gleich die lange Reihe von Jahren, zwiſchen ihrer Conception und ihrer Ausführung, den Erfolg nicht ſo günſtig geſtaltete, als ſich damals mit vollem Rechte vermuthen ließ. —

Nach einem kleinen patriotiſchen Stücke: „das Heiligthum,“ welches ſich auf Preußens Königin Louiſe bezog, und ſchon deßhalb Enthuſiasmus erregte, erſchien das bereits genannte Luſtſpiel in zwei Acten: die unterbrochene Whiſtparthie, das noch immer, nach faſt zwanzigjähriger Dauer, eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Intrigue war neu und überraſchend, die Charaktere hatten eine überaus friſche und lebendige Färbung, und der Dialog erſchien ſo gefeilt, gerundet und reich an geiſtreichen Wendungen, daß er zu den

Merkwürdigkeiten der deutſchen Luſtſpiel-Literatur gerechnet werden konnte. Einige Breite wird ihm indeß hie und da nicht mit Unrecht vorgeworfen. Was dieſem erſten Werke unſeres Dichters jedoch den rauſchendſten Beifall in Breslau ſelbſt zu Wege brachte, waren Beziehungen zur Zeit und Localität, die freilich auf andern Bühnen wegfallen müſſen. Die Napoleoniſchen Krieger hatten in jener Stadt lange gehauſ't, und viele der dortigen Schönen, ſelbſt der edelſten Häuſer, alten Ahnenſtolz bei Seite gelaſſen, um einem natürlichen Penchant für dieſe tapfere Roture zu folgen. So iſt denn die Gräfin Klausner das treue Bild einer dieſer Damen, und der damals junge, von Muthwillen ſtrotzende Dichter ging ſo weit, ſelbſt in dem Namen eine ziemlich offene Anſpielung anzubringen. Ein Gleiches iſt mit dem Baron Scarabäus, dem Kammerherrn von Zunder und der andern Dame der Fall, deren Name mir jetzt entfallen iſt.

Ein Verein von jungen, ausgezeichneten Talenten an der dortigen Bühne, Devrient, Töpfer, Kettel, die Unzelmann, Butenop u. a. kamen ihm dabei zu Hülfe, und ließen ſein unbeſtrittenes Talent im höchſten Feuer leuchten. — Dies brachte nach kurzer Zwiſchenzeit die artigen Kleinigkeiten: „Trau, ſchau, wem“ und „Kuß und Ohrfeige“ hervor, die noch jetzt gern geſehen werden, und bald auf allen Bühnen heimiſch waren, bis endlich Schall mit einem größern Luſtſpiele, zum Theil in Verſen geſchrieben: „die Theaterſucht“ auftrat, dem eine allerdings poetiſche Idee zum Grunde liegt, das aber die vom Verfaſſer ſelbſt erhoffte Wirkung nirgends hervorzubringen im Stande war. — Mit dieſem Stück ſchließt eigentlich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit für die Bühne. Der unbedeutende, ja an manchen Orten ganz unerwartet ſchlechte Erfolg der „Theaterſucht“ ſcheuchte ihn in ſich zurück.* Schall war ein

---

* In Berlin fiel das Stück zweimal durch, 1. weil man Robert für den Verfaſſer hielt, der ein Jude war,

Schriftſteller voll Strenge und Kritik, er wußte ſtets, was er wollte; er glaubte die Bühne zu kennen, und nach den vorangegangenen Erfolgen auch das deutſche Publikum. Was er ſpäter vielleicht auf die Wandelbarkeit des Geſchmacks, auch wohl auf den Ungeſchmack zu ſchieben geneigt ſein mochte, konnte hier noch keine Anwendung finden, denn ſeine Stücke folgten ſchnell auf einander und ſein Name galt etwas. Er war der jüngſte und beliebteſte unter den dramatiſchen Dichtern, er ſtrebte den edelſten Muſtern nach, und wurde neben Kotzebue berühmt — ein ſolcher Mann hätte allenfalls eine neue Gattung zu Ehren bringen können, ſollte man denken. Dennoch mißlang ihm der Verſuch mit der „Theaterſucht" gänzlich. Er begnügte ſich, das bis dahin Ge-

---

und den deßhalb die Chriſten auspfiffen; 2. weil man Seſſa dafür nahm, der „Unſer Verkehr" geſchrieben hatte, und der deßhalb von den Juden geſteinigt wurde. O Schickſal der Theaterdichter unter uns! O deutſches Publikum zu allen Zeiten! —

ſchaffene in zwei Bänden bei Holäufer in Breslau herauszugeben, und ſich gänzlich vom Theater zurückzuziehen.

Ein inniges Verhältniß, das er durch neun Jahre mit einer geiſtreichen Schauſpielerin unterhalten hatte, trennte Schall auf eine ziemlich auffallende Weiſe, und lebte nun ganz in einer ſeltſamen Art von Unthätigkeit, geiſtreicher Faulheit und poetiſcher Sinnlichkeit. Sein Umgang war der angenehmſte von der Welt. Man konnte ihn zu jeder Stunde des Tages beſuchen, man war gewiß, ihn nie zu ſtören. Immer in einem kuttenähnlichen Schlafrock, ſelten die Feder, öfter ein Buch oder die Violine zur Hand, war er ſtets ſehr bereit, Alles liegen zu laſſen, um plaudernd mit ſeinem Beſuche ſich ins offene Fenſter zu legen, und die vorübergehenden Schönen zu muſtern. Nur ſelten entſchloß ſich Schall ſeine bequeme Hauskutte zu verlaſſen, um in einen Rock zu fahren. Während des Tages ging er faſt niemals aus. Abends machte er hingegen Toilette, reinlich, oft zierlich, und verließ, von Freunden begleitet, das Haus, um erſt ſpät zurückzukehren.

Wenn gleich Schall dem äußern Scheine nach ein ganz unthätiges Leben führte, ſo wirkte doch ſein Beiſpiel mächtig auf uns ein. Er war Autodidact. Sein Vater war ein reicher Eiſenhändler geweſen, und hatte ſeinen Sohn zuerſt für ſein Geſchäft beſtimmt. Wirklich ſtand „Karlchen Schallchen“, wie er ſich oft im Scherze zu nennen und zu unterzeichnen pflegte, viele Jahre im Laden, auf dem großen Ringe, um den Bauern Senſen, Nägel, Schrauben, Eiſenſtangen u. ſ. w. zu verabfolgen. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters, als ihm ein nicht unbedeutendes Erbtheil zugefallen war, konnte er ſich ausſchließend den Wiſſenſchaften widmen. Er that dies mit ſolchem Fleiße, und ſein glückliches Gedächtniß unterſtützte ihn dabei ſo ſehr, daß er eine Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Fächern aufſpeicherte, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen konnte. Hierzu kam ein feingebildeter Geſchmack, und zu der Gabe, angenehm und leicht vorzutragen, die Luſt, es belehrend zu thun; daher wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Umgang mit dieſem Manne für ſeine nähere Umgebung von vielſeitigem Nutzen werden mußte. Er galt in Breslau zugleich für einen der geiſtreichſten Männer und beſten Geſellſchafter, und man muß geſtehen, daß eine geniale Freiheit in geſelligen Vereinen, die freilich wohl nur ihm ſo gut anſtehen mochte, ihn wirklich dazu erhoben hatte. — Ein Familienereigniß, das auf ſeine ohnedies nicht ſehr geordneten Finanzen Einfluß übte, machte dieſem heitern Leben ein plötzliches Ende. Schall fing an einſamer zu werden, und zog ſich für einige Zeit auf die Güter eines Freundes im Rieſengebirge zurück. Von hier führten wir einen ſehr regen Briefwechſel, der mich mit einer tiefen Herzensneigung meines Freundes zu einem ſehr jungen Mädchen, das er „Schelmine“ nannte, vertraut machte. Dies Verhältniß, obgleich nicht von Dauer, beſchäftigte ihn jedoch in jener Zeit ſehr ernſthaft. Er war damals ſiebenunddreißig

Jahre alt. „Nur bis zum vierzigſten wolle er verliebt ſein und tolle Streiche anſtellen,“ pflegte er gegen mich zu äußern, „dann aber äußerſt ſolid werden.“ —

Er hatte noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht, als ich ſchon Breslau verließ, mithin kann ich von ſeiner ſoliden Periode keinen Bericht erſtatten. Mit Thränen in den Augen umarmte er mich, wie ich nach Wien reiſ'te. Ich hatte mich einige Tage hindurch nicht bei ihm ſehen laſſen, weil ich den Abſchied ſcheute. Ich kämpfte lange mit mir, endlich drängte es mich unwiderſtehlich, ihm ein Lebewohl zu ſagen. Seine Rührung erſchütterte mich ſehr. „Wir werden uns bald wieder ſehen,“ ſprach ich. „Nein, Sie ſind auf ewig für mich verloren,“ entgegnete er, „warum gehen Sie nach Wien? bleiben Sie hier!“ — Dies waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich im Poſtwagen.

Später gab er „deutſche Blätter“ in Gemeinſchaft mit Holtey heraus, dann begründete er „die neue Breslauer Zeitung“, die anfänglich mit großem Beifalle aufgenommen wurde, und zuletzt von ihm einem Verleger für deſſen Rechnung übertragen worden iſt. Auch nahm er an der Ueberſetzung der „Tauſend und Einen Nacht“ Theil, und überſetzte noch Einiges aus dem Franzöſiſchen. Kurz vor ſeinem Tode noch verlebte er ein Jahr in Berlin im fröhlichen Treiben. Ein bedeutender Gewinn im Lotto ſoll die Veranlaſſung hiezu gegeben haben. Wie er auch hier, ſo wie bei frühern Beſuchen die Seele aller größeren und kleineren Vereine war, iſt bekannt genug. Ein bleibendes Zeugniß davon mögen ſeine geiſtreichen heiteren und witzigen Trink- und Geſellſchaftslieder abgeben. Einige ſeiner neuen Luſtſpiele kamen während des letzten Aufenthalts in Berlin auf die dortige Bühne.

Selten wird ein Bild, das man ſich von einem Autor zu machen pflegt, ſo mit der Wirklichkeit kontraſtiren, als dies bei Schall der Fall war. Wie ich ihn kannte, war er ein überaus kräftiger, großer Mann, mit einem ſtarken Bauche und einem ſehr dicken Kopfe, von dünnen, glatten, rabenſchwarzen Haaren umgeben, die er — da ich ihm ſagte, Jean Paul trüge ſich ſo — zurückzukämmen pflegte. Die Augen waren nicht groß, aber brennend und geiſtreich, die Naſe kurz und dick, der Mund weit und voll weißer Zähne, worauf er nicht ohne Eitelkeit war; ein fettes Doppelkinn und eine hohe, gewölbte Stirne begränzten dies Geſicht, das immer ſtark roth gefärbt war, welches bei der bräunlichen Hautfarbe wohl erfordert wurde, um ihn geſund ausſehen zu laſſen. Fuß und Hand waren wohl gebaut, und gern nahm er eine etwas gezierte Stellung an, beide Vorzüge im günſtigen Lichte zu zeigen. Sein ſpäteres Ausſehen ſoll freilich von dieſem Bilde ſehr abweichend geweſen ſein. Sein Organ war tönend; er ſang gern, beſonders Geſellſchaftslieder anmuthig, und als Vorleſer iſt er wohl den erſten an die Seite zu ſetzen geweſen.

Die Anerkennung ſeines Talents durch Goethe und Tieck, Steffens und Raumer ſchmeichelte ihm ſehr. Gern führte er an, daß Goethe ihn zuerſt irgendwo, bei Gelegenheit von „Kuß und Ohrfeige“ einen geiſtreichen jungen Mann genannt, der in der Art der „Laune des Verliebten“ ein Luſtſpiel gedichtet habe. (Kuß und Ohrfeige.) Wäre Schall in früheren, glücklicheren Tagen zur Leitung der Breslauer Bühne berufen worden, um ſeine Anſichten und Erfahrungen zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden; hätte man ihm ſpäter dann eine Stelle bei der artiſtiſchen Verwaltung des Berliner Hoftheaters eingeräumt, ſo würde das deutſche Theater gewiß von dieſem Manne ſich großen Vortheils zu erfreuen gehabt haben.

Es iſt zu wünſchen, daß ſein reicher Schatz an Sammlungen und Aufſätzen, das Theater betreffend, den er, zur Zeit unſeres Beiſammenſeins, mit einer exemplariſchen Ordnungsliebe hegte und pflegte, nunmehr in Hände käme, welche fähig wären, den beſten Gebrauch davon zu machen.

Schall's ganzes Weſen hatte im Vergleiche zu dem in Breslau herrſchenden Tone etwas ſehr Auffallendes. Seine erſte Bekanntſchaft machte ich, während Haydn's Schöpfung in der **Aula Leopoldina** aufgeführt wurde. Er hatte ſich, der Hitze wegen, die im Saale herrſchte, auf die Steintreppe vor demſelben gelegt, ſo daß die Ein- und Ausgehenden faſt über ſeinen dicken Körper hinwegſteigen mußten. Kaum hatten wir einige Worte miteinander gewechſelt, als ich mich zu ihm legen mußte, um unſer Geſpräch traulicher führen zu können.

Ich hatte mich mit einem jungen Mädchen in ein Verhältniß eingelaſſen, das Schall nicht gutbieß. Er ſagte beſtändig: die Schöne ſei kokett und meine es nicht ehrlich mit mir. Um mir dies zu beweiſen, forderte er mich auf, mich nach dem Theater mit ihm auf die Lauer zu begeben, wo ich dann ſehen würde, daß ein junger Offizier das liebe Kind nach Hauſe begleite.

Wir poſtirten uns nun unweit ihrer Wohnung und harrten. Er hohnlachend, ich tauſend Dolche in der Bruſt. Endlich flüſterte er mir zu: da kommen ſie! Er hatte ein vortreffliches Auge und erkannte ſie am andern Ende der langen Straße. Sogleich riß er mich mit ſeiner ungeheuern Kraft zu ſich hinab in den damals zum Glücke ausgetrockneten Rinnſtein, und wir lagen wie Banditen im Hinterhalt, am Rande der Straße, halb verdeckt von einer vorſpringenden Haustreppe. Das Pärchen ging an uns ſüß koſend vorüber und ich war geheilt.

Einmal verliebten wir uns in zwei deutſche Prinzeſſinnen, die auf kurze Zeit in Breslau wohnten. Da wir freien Eintritt auf alle Plätze hatten, ſo ließen wir uns, wenn es leer war, die Loge neben den Prinzeſſinnen aufſchließen. Wir waren als Schöngeiſter bekannt, und die vornehmen Damen verſchmähten es nicht, ſich mit uns zu unterhalten. Beſonders wollten ſie über das Theater und ſeine Verhältniſſe aufgeklärt ſein. Einſt war von den Proben die Rede, und die Jüngere that zu Schall gewendet die naive Frage: „Wer ſagt denn die Fehler?“ Dies bezauberte ihn ſo, daß er lange nachher noch nicht aufhören konnte die Worte zu wiederholen und hoch und theuer ſchwur: er wolle beſtändig ſeine holde D. lieben. — War das Theater beendigt, ſo traten wir in die Loge der Damen und bemächtigten uns der zurückgelaſſenen Spuren ihrer Anweſenheit. Oft war's eine Blume, woran ſie während der Darſtellung gerochen, oft eine Nadel, womit ſie wie in Gedanken in das Polſter der Loge geſtochen hatten.

War der Abend ſchön, oder vielmehr die Nacht, ſo wandelten wir bis zum Morgen durch Breslau's Straßen. Es war intereſſant, den Charakter der verſchiedenen Nachtzeiten wahrzunehmen in der volkreichen Stadt, der ſich gleich dem der Tageszeiten deutlich ausdrückt. Von dem ſpießbürgerlichen Verſchließen der Hausthüren um zehn Uhr, bis zum nachmitternächtlichen Heimkehren der Zechbrüder und Tänzer und dem Wiederöffnen der Häuſer, dem Aufſtoßen der Läden, den **Conversations matinales** der Milchweiber und dem Frühfleiße wackerer Handwerker. Das Oeffnen der Thore an Markttagen hatte dann noch beſondern Reiz. Hunderte von Bäuerinnen harrten draußen im geſprächigen Verkehr, um ihren Einzug zu halten.

Zu den faſt täglichen Begleitern Schall's gehörten damals Steffens, Raumer, v. d. Hagen, Branis, Löbell, der ſarkaſtiſche Kanzlei-Director Walter, ſein Jugendfreund, und einige ausgezeichnete Künſtler des Breslauer Theaters, wie Anſchütz, Schmelka, der Maler Arigoni, der Sänger Moſewius u. A.

Schall war ſehr heftig, und war ſein Gegner ihm an Geiſt und Adel der Geſinnung nicht ebenbürtig, ſo vergaß er ſich leicht ſo ſehr, ihm das ganze Gewicht ſeiner geiſtigen und körperlichen

Ueberlegenheit zuzuſchleudern. Man weiß, wie empfindlich gewöhnliche Hiſtrionen über den wohlgemeinteſten Tadel ſind. Einſt hatte nun Schall einen Schauſpieler in einer Kritik getadelt, weßhalb dieſer auf der Probe geſagt, er wolle, ſobald ſie geendigt, zu ihm auf's Zimmer gehen, um ihn durchzuprügeln. Ein junger Freund Schall's läuft ſogleich zu dieſem hin, um ihn davon zu benachrichtigen.

Schall legt die Feder weg, ergreift ſeinen dicken Stock und poſtirt ſich hinter die Stubenthür. Der junge Menſch muß am Fenſter aufpaſſen, um die Ankunft des Feindes zu melden. Jetzt, heißt es, iſt er da! Man hört die Treppe heraufkommen; die Thür wird aufgeriſſen, und der Theaterheld tritt in das Zimmer, um den Recenſenten zur Rede zu ſtellen. Wie ſehr erſchrickt er aber, als ihn Schall's kräftig geſchwungener Stock empfängt und ihn hinaus und die Treppe hinabprügelt!

„Aber ſo hören Sie doch — Herr Schall — ich wollte ja nur fragen“ —

„Hinaus, Halunke! Ich will dich lehren, du ſchlechter Komödiant!“

So ging's fort bis zur Straße. Es war eine Scene zum Todtlachen.

Unter den Jüngern, die ſich um Schall zu ſammeln pflegten, war auch Seidelmann, der unter den Breslauer Künſtlern jener Zeit noch die jämmerlichſte Figur ſpielte. Eine Art von Inſtinkt trieb den jungen Menſchen ſchon damals, ſich in die Geſellſchaft geiſtreicher und gebildeter Männer zu drängen, um aus ihrem Umgang jeden nur erdenklichen Nutzen zu ziehen. Schall war nicht frei von Vorurtheilen, und der zufällige Umſtand, daß der gelblich bleiche Jüngling, der ſich unter den ungünſtigſten Verhältniſſen der Kunſt widmete, von der Natur rothe Haare erhalten hatte, flößte ihm Mißtrauen gegen die aufrichtigen Geſinnungen deſſelben ein.

Wenn der jugendliche Seidelmann dann mit ſeinem ſüßen Pathos, den man jetzt noch an ihm kennt, mit dem damals noch ſtärker vorherrſchenden ſklaviſchen Ausdruck von Unterwürfigkeit Schall mit Lobſprüchen zu überhäufen für anſtändig hielt, pflegte ſich dieſer unwillig wegzuwenden und ſpäter dann wohl zu äußern: „Ich möchte nur wiſſen, wie Der dazu kommt, mich zu loben, und was ihn denn überhaupt dazu berechtigt, ſich mit ſeiner Geiſtesflachheit in unſern Cirkel zu drängen. Ich liebe ohnedies die Rothköpfe nicht! Aus dem wird nie ein großer Schauſpieler werden, zum Intriganten außer der Bühne hat er mehr Talent.“ —

Bald mußte er denn wohl von dieſer vorgefaßten Meinung zurückkommen, als er die Fortſchritte ſah, die der junge Mann unter ſeinen Augen nach und nach machte; aber ſo ſeltſam es den Verehrern Seidelmann's klingen mag, Schall ſagte ſtets, wenn er von ſeinen ſpäteren Triumphen hörte: Ein fleißiger Schauſpieler mag er geworden ſein, allein daß der jetzt ein großer iſt, das werdet Ihr niemals behaupten dürfen."

Ich hatte manchen freundſchaftlichen Wortwechſel deßhalb mit ihm zu beſtehen. Der Erfolg liegt aber jetzt auf Jedermanns Händen.

G. A. Freiherr von Maltitz.

Es war im Frühjahr 1828, als ich in Hamburg aus meinem Fenſter einen kleinen, etwas verwachſenen Mann von auffallendem Ausſehen in mein Haus treten ſah. Er trug einen polniſchen Pelzrock, eine ſchmale, ſchwarze Halsbinde mit darübergelegtem Hemdekragen und einen runden Hut; ſein Gang war raſch mit weiten Schritten, und die übermäßig langen Arme ruderten kräftig beim Gehen, als ſollten ſie ihn mit fortbewegen helfen. So wie die Arme, war auch der Kopf zu groß für den übrigen Körper, und es hatte den Anſchein, als wenn die Natur, durch irgend ein plötzliches Hinderniß in ihrem Wachsthum unterbrochen, mitten in der Formation ſtehen geblieben wäre, und der Mann, der eigentlich ein Rieſe hätte werden ſollen, jetzt nur halbvollendet durch's Leben wandelte. Bei etwas genauerer Beobachtung ſah man denn auch bald wo das Uebel ſteckte; dies war eine Art von Knoten, der an der einen Seite des Rückgraths ſich gebildet hatte und der Entwickelung deſſelben hemmend entgegen getreten war. Dies ſeltſame Naturſpiel in der körperlichen Ausbildung zeigte ſich auch bei näherer Bekanntſchaft in der geiſtigen bei dieſem Menſchen. Auch hier war plötzlich alles Wachsthum unterbrochen worden, und einige große Glieder ließen bedauern, daß das Ganze nur ſo klein geblieben war.

Der Mann, der ſich mir vorſtellte, war der Baron von Maltiz, ein Königsberger von Geburt, und, wie er mir ſagte, mein Schulkamerad, wenn ich mich gleich nicht mehr darauf zu beſinnen wußte. Er erzählte mir, daß er aus Preußen verbannt worden ſei, und nun nach Hamburg komme, um ſich ein Aſyl zu ſuchen; er beſchäftige ſich mit dem Theater, und die Direction habe ſein Trauerſpiel „Kohlhaas“ zur Aufführung angenommen, weßhalb er mit mir Rückſprache über deſſen mise en scène nehmen wolle.

Seit dieſer erſten Entrevue kam Maltitz öfter zu mir, und wurde bald mein täglicher Gaſt. Ich geſtehe es hier offen, daß mir anfänglich ſein Weſen nicht zuſagte, und daß, wenn ich ſpät aus dem Theater nach Hauſe kam, und ſeine laute Stimme in meinem Zimmer hörte, ich ſtatt die Thüre aufzumachen, wieder umkehrte, um in einem Gaſthofe die Zeit, die er dem Beſuche widmete, zu überſtehen. Worin dieſe Abneigung lag, will ich eben ſo offen geſtehen. Zuerſt liebe ich nach vollbrachtem Tagewerke ein erfriſchendes Geſpräch, das ſich ohne große Anſtrengung oder Leidenſchaftlichkeit führen läßt; dann iſt es mir nicht möglich, mit kaltem Blute Dinge anzuhören, denen ein hoher Grad von Unwahrſcheinlichkeit anklebt, und die mir für baare Münze gegeben werden.

Beiden Uebelſtänden war aber in der Unterhaltung mit Maltiz nicht auszuweichen, und erſt bei genauerer Bekanntſchaft mit einigen vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Charakters wurde es mir möglich, meine Abneigung zu überwinden.

Die Urſache ſeiner ſogenannten Verbannung aus Preußen, die in nichts als einer polizeilichen Weiſung, Berlin zu verlaſſen, beſtanden haben ſoll, iſt bekannt genug. Das Luſtſpiel „der arme Student“ war Schuld daran geweſen. Es ſoll für einige Stellen, welche die Cenſur geſtrichen, von ihm die Verantwortlichkeit übernommen worden ſein, wenn ſie die Schauſpieler dennoch am Abende ſagen würden; es ſollen die im Theater anweſenden polniſchen Studenten am Schluſſe des Stückes ihrem Vaterlande ein Vivat gebracht haben; ſo erzählte mir's der Dichter ſelbſt. Nach Andern ſollte er jedoch ſchon längſt durch unbeſonnenes und zu lautes Reden an öffentlichen Orten über mißliche Gegenſtände Mißfallen höheren Orts erregt, und dieſes die Verweiſung herbeigeführt haben. Jedenfalls muß die letztere Urſache dabei im Spiele geweſen ſein.

In Hamburg erregten Kohlhaas und der arme Student einige Senſation, wozu die Perſönlichkeit des Dichters, der ſich in gewiſſen Kreiſen bald Freunde zu machen gewußt hatte, und ſelbſt ſeine Verbannung, nicht wenig beitrugen. Maltitz fühlte ſich dadurch begeiſtert. Er reichte bald ein neues Trauerſpiel Cromwell ein, das — wie er ſagte — nur durch eine Intrigue Raupach's in Berlin nicht zur Aufführung gekommen war, der ſeinen Cromwell in dem Royaliſten auf die Bühne bringen wollte. Allein auch die Hamburger Direction wies ſein Stück zurück, und Maltitz ward dadurch zwar tief verletzt, jedoch nicht zurückgeſchreckt, bald wieder einen neuen Verſuch zu machen, beſonders da man, um ein Pflaſter auf die Wunde zu legen, ſogleich eine kleine, bereits gedruckte Poſſe von ihm, den „Ritter Roſſtaub“ hervorſuchte, um ihn ſchnell in die Scene gehen zu laſſen.

Raltin wollte nun ein recht zeitgemäßes Drama schreiben und darin durch die Vermiſchung von ernſten, die Intereſſen der Zeit behandelten Reden in hochtrabenden Jamben und grell poſſenhaften Elementen in ſchlichter Proſa die höchſte Wirkung erzielen. Er war voll von dem Gegenſtande. Eine ſeiner Perſonen ſollte alle jene planen Weltverbeſſerungsideen, womit er gleich vielen Tauſenden ſich herumtrug, in begeiſterter Rede proclamiren, während die Polizei, die er ſo ſehr haßte, durch dumme Menſchen repräſentirt, alle Pfeile ſeiner bitterſten Satyre auffangen ſollte. Dazu kam noch, daß er mit ſtrenger Rückſicht auf das damalige Hamburger Perſonal ſeine Rollen zuſchnitt. Dem von ihm vergötterten Jacobi wurde der neuaufgelegte, bürgerliche Poſa zugedacht, dem er ſeine ſchönſten, erhabenſten Gedanken, ſeine ſchilleriſirendſten Verſe in den Mund gelegt hatte; Schmidt ſollte die Rolle des alten Polizeidirectors haben, dumm, boshaft, mißtrauiſch und taub dazu. Ein Mißverſtändniß, daß dieſer taube Polizei-

Director für Schmähſchrift: Blähgift verſteht, und glaubt, man wolle ihm ein Gift beibringen, das ihm den Leib aufblähen würde, erſchien Maltitz als den Gipfel der Komik, und er konnte dieſen Spaß nicht erzählen, ohne ſelbſt in das unbeſchreiblichſte Lachen zu gerathen.

Allein auch dieſes Stück, auf das er ſo große Hoffnungen gebaut, wurde von Herrn Schmidt nicht nur nicht angenommen, ſondern noch mit Bemerkungen zurückgegeben, welche zu kränkend für den reizbaren Dichter waren, als daß ſie ihn nicht für lange von den verhängnißvollen Brettern zurückgeſcheucht haben ſollten. Er trug mit gebrochenem Herzen ſeine beiden Kinder, Cromwell und das Paſquill, zu dem Buchhändler Campe, der ihnen das imprimatur ertheilte. Sie liegen ſeit lange ſchon dem Leſepublicum vor, und ſind auch von der Kritik bitter mitgenommen werden; ich kann mich daher hier um ſo mehr eines Urtheils enthalten.

Maltitz das Theater entziehen, hieß ihm geradezu den Lebensfaden abſchneiden, und wirklich fing er zu dieſer Zeit an körperliche Gebrechen zu fühlen. Meine Theilnahme für ihn war nunmehr ſchon bedeutend gewachſen und ich ertrug willfähriger als früher ſeine kleinen Rodomontaden, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, da ich ſah, daß ihm der Umgang mit einem Landsmanne in dieſer Lage zum angenehmen Bedürfniß werden mußte. Meiner Frau waren die Vorleſungen ſeiner frühern Gedichte vorbehalten, da ich erklärt hatte, unter keiner Bedingung, ſelbſt die ſchönſten, anhören zu können, indem ich ein abgeſagter Feind des Vorleſens ſei; dafür aber mußte ich die italieniſche Reiſe hinnehmen und bekam ſchon damals einen kleinen Vorſchmack vom weltberühmten Nicolai.

Einſt, bei einem Spaziergange vor dem Dammthore, ſagte Maltitz zu mir, indem er auf einige verkrüppelte Bäume hindeutete, die ſich neben einer Pappel, am Rande einer Haidefläche zeigten:

„Da haben Sie eine italieniſche Landſchaft! So ſieht es überall in Italien aus!“

Doch wollte er bis nach Neapel gekommen ſein! Und welche Abenteuer hatte er nicht erlebt! Einſt wacht er in Neapel Nachts mit brennenden Schmerzen auf. Ein Stechen und Jucken; es iſt nicht auszuhalten. Mit anbrechendem Tage muß er den Arzt kommen laſſen. Was findet ſich nun? Die Haut des ganzen Oberkörpers war ihm geborſten, und überall in den Ritzen zeigt ſich criſtalliſirtes reines Salz. Er war nemlich am vorigen Abende, nachdem er lange im Golf gebadet, ohne ſich vorher abzutrocken, auf einem Steine am Ufer ſitzen geblieben und hatte ſich von der untergehenden Sonne beſcheinen laſſen. Auf ſolche Weiſe war das Seewaſſer in ſeinen Poren zu Salz geworden.

Da Seume von Jugend auf ſein Abgott geweſen, ſo war nichts natürlicher, als daß er auch wie jener einen Spatziergang nach Syracus zu machen wünſchte. Bei ſeinen beſchränkten Mitteln war dies jedoch nicht eher möglich, als bis ein Oheim ihm in ſeinem Teſtamente eine namhafte Summe zu dieſem Zwecke ausgeſetzt hatte. Vorerſt ging's nun nach der Schweiz, und hier äußert ſich ſein ſchöner Charakter durch folgenden Zug. Er erinnerte ſich, daß ſein alter Zeichenlehrer, Herr Weidner in Königsberg, ein Mann, dem auch ich die Anfangsgründe in dieſer Kunſt verdanke, ſtets mit Rührung davon geſprochen, wie glücklich es ihn machen würde, die Schweiz ſehen zu können. Sogleich ſchreibt er an ihn, läßt ihn zu ſich kommen und nimmt ihn auf ſeine Koſten mit. Die Freude, die er dem alten Manne hiedurch bereitet, gewährte ihm ſtets die heiterſte Rückerinnerung, obgleich deſſen Geſellſchaft ihm eher ſtörend als fördernd geweſen war.

Die Frucht ſeiner italieniſchen Reiſe war das komiſche Heldengedicht: „Hanns Kir's Reiſe in's Pomeranzenland.“ Hanns Kir, ein junger Jude, reist in Begleitung des Schulmeiſters Made, ſeines Hofmeiſters, und des Dichters Wandalor nach

Wälſchland. Die ganze Satyre iſt ziemlich unbefangen und harmlos und dabei nur ſehr allgemein gehalten. Schon der Name Hanns Kix läßt auf Alles eher, als auf den Juden ſchließen und ſo iſt es mit allem Andern auch.

In dieſer Zeit zeigte ſich des Dichters größte Productivität. Er ſchrieb einen Roman, ich glaube „der Kirchhof“ betitelt, ſeine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: „Ränzel und Reiſetaſche“, einen Band Gedichte, ein Erbauungsbuch: „die Sonnenblicke,“ das viele Auflagen erlebte, ein dramaturgiſches Wochenblatt „Thalia“ und vieles Andre noch. Der Gipfel dieſer Thätigkeit war aber der erſte Theil eines großen poetiſchen Werkes: „Gelaſius der blaue Wanderer“, das er ſelbſt ſehr hoch hielt, und worin ſich in der That ein bedeutendes dichteriſches Talent beurkundet.

Der Knoten, der dem vollſtändigen Wachsthum widerſtrebte, war nur hier, ſo wie überall wieder erſichtlich, und trübte den Eindruck bedeutend.

Maltitz war ſchwarzer Huſar, von den ſogenannten Todtenköpfen geweſen, dann Forſteleve in Tharand. In beiden Situationen hat er ſchöne, kräftige Lieder gedichtet. In der letztern ſogar hat er ſo manches Buch geſchrieben, das bei den Waidmännern gute Aufnahme gefunden haben ſoll. Seine Raupen und Schnurren, ſeine Wald-Satyren ſind bei ihrem Erſcheinen auch von Andern geleſen worden. Auf ſeinen Reiſen pflegte er die grünen Röcke vorzugsweiſe aufzuſuchen, und bei ihnen mit großem Vergnügen die Gaſtfreundſchaft anzuſprechen, die ſie in den umbuſchten Forſthäuſern ja ſo gern gewähren.

Maltitz gerieth in Hamburg in peinliche Geldverlegenheit, von der er früher in Berlin, wo er zehn Jahre wohnte, nichts gewußt hatte. In Berlin wollte er bald eine Anſtellung als Regiſſeur, dann als Lehrer junger Künſtler gehabt haben. Man achtete und ehrte ihn beim Theater. Sein Kohlhaas wurde mit Enthuſiasmus empfangen. Nach der Vorſtellung hatte der damalige Intendant, Herr Graf von Brühl, ihn und die Künſtler zu einem Eſſen eingeladen, wobei die feine, wenn gleich nicht gaſtronomiſch berechnete Aufmerkſamkeit vorherrſchte, daß die Schüſſeln nur mit Haaſen und Kohl gefüllt waren. Sein Leben in Berlin floß ihm auf das Angenehmſte hin.

In Hamburg war an keine Anſtellung zu denken; der literariſche Erwerb war karg zugemeſſen, und da das Theater ſich ſeinen Stücken verſchloß, ſo war er doch nur auf jenen angewieſen; dabei blieben ſeine kleinen Einkünfte aus Litthauen, Mißwachs und anderer übeln Verhältniſſe wegen, aus. Maltitz mußte eine Zeit lang darben, das weiß ich, doch beſaß er edeln Stolz genug, ſelbſt von dem beſten Freunde jede Anleihe zu verſchmähen. Er half ſich ſo gut er konnte, und ſchränkte ſich ein, gleich ſeinem großen Vorbilde Seume. Wer die wenigſten Bedürfniſſe hat, iſt in der That der Reichſte! —

Jetzt übernahm er die Redaction eines Blattes, das ſeit einiger Zeit ſchon beſtanden hatte, ohne eine beſondere Theilnahme zu erwecken. Dies war der „Norddeutſche Courier“, dem er noch den Beititel „Eine Zeitſchrift für Männer“, nebſt dem Motto „Es werde Licht!“ hinzufügte. Maltitz genoß damals eines populären Rufes, der dem Unternehmen förderlich werden konnte, doch waren die Cenſurverhältniſſe der freien Hanſeſtadt und der Mangel an guten Mitarbeitern zu wenig günſtig. Der Redacteur erhielt von den Verlegern, während der beſten Zeit dieſes Blattes, nicht mehr als fünf Mark wöchentlich, wie er mir ſelbſt ſagte. Endlich gab er, mehr durch Schwierigkeiten, die unerſteiglich waren, als durch den geringen pecuniären Erfolg überdrüſſig gemacht, das Blatt auf, und wandte ſich einer in jeder Hinſicht ergiebigeren Thätigkeit zu.*

Es war im Jahre 1830. Die Stimmung des Dichters war längſt ſchon dieſen Ereigniſſen vorausgeeilt. Wenn er mich ſonſt aus meinen ſanguiniſchen Träumen eines Artiſten mit dem Ausrufe aufſchreckte: „Es naht eine finſtere Zeit, und wir werden blutige Tage ſehen!“ und ich ihm nur mit einem Lächeln darauf erwiderte, ſo nahm er jetzt die Miene eines Propheten an und rief: „Was hab' ich verkündet? Geſchieht es nicht ſo?“ —

---

* Seine Beiträge zum Norddeutſchen Courier ſind unter dem Titel „Pfefferkörner“ geſammelt erſchienen.

Da ihm das Schwert verſagt war, ſo griff er zur Feder, der tauſendjährige Baron, wie ich ihn im Scherz zu nennen pflegte, da er es liebte, von dem erſten Maltitz unter Carl dem Großen zu ſprechen. Jetzt entſtanden ſeine Reden in ununterbrochener Reihe: „An die Fürſten“, „an die Künſtler“, „an die Dichter“, „an die Nation“, und viele Andre noch. Sie wurden zwei-, dreimal neu aufgelegt, und der Verleger muß ein gutes Geſchäft damit gemacht haben. Maltitz bekam für jede Rede, wie ich aus ſeinem Munde weiß, zwei Louisd'ors.

Die polniſche Revolution regte ſeine alte Theilnahme für dieſe Nation wieder an, und er nahm ſich vor, ihr ein unvergeßliches Denkmal in einem Gedichte zu ſtiften. Dies ward die „**Polonia**“. Nach dieſem Schwanengeſange wollte er Deutſchland für immer verlaſſen, wo er ſich nicht mehr ſicher wähnte, indem er zu kühn die Saiten geſchlagen zu haben glaubte. Ich meine nicht, daß ihm etwas Unangenehmes dieſerhalb bevorgeſtanden hätte, da jene poetiſche Stimme zu ſchnell verhallte, und im Ganzen zu wenig beachtet wurde.

Er wollte Paris wiederſehen, wo er 1813 mit den Preußen geweſen war. Mit dem Honorar für die **Polonia** in der Taſche machte ſich der beſcheidene Mann auf den Weg, und erreichte Paris im Auguſt 1831. In Kaſſel hatte er einen kleinen Raſttag gehalten, um ſich von den freiſinnigen Männern damaliger Zeit cajoliren zu laſſen. Als er Herbold beſuchte, ſaß dieſer ſchlichte Bürgersmann eben bei ſeiner Schüſſel Erbſen oder Kartoffeln im Kreiſe ſeiner Familie. Mit den Worten: „Ich bin der Maltitz!“ trat unſer gutmüthiger Dichter zu dem Eſſenden heran, und mußte die ſchmerzliche Ueberraſchung erleben, daß ſeine Popularität nicht einmal bis hieher gedrungen war. Was war nun aber erſt in den fernen Rayons zu erwarten?

Und in der That fühlte ſich der wackere Mann bald mehr und mehr enttäuſcht. Frankreich, den damals gährenden Heerd, hatte er ſich ganz anders gedacht, als er es wirklich fand.

Maltitz war gewohnt, in Deutſchland die geheimſten Sachen öffentlich in Kaffeehäuſern verhandelt zu ſehen; er ſelbſt perorirte mitten in einem großen Kreiſe oft Stunden lang, und ließ die weiſeſte Politik von den Lippen ſtrömen; in Frankreich dachte er dies Alles noch in höherem Maaße zu können. Sprach er auch nur ſchlecht oder faſt gar nicht die Sprache des Landes, ſo hatte er von dem Studium unſerer Mutterſprache bei den Franzoſen ſo viel gehört, daß er ſich mit ihnen ſehr gut verſtändigen zu können hoffte.

Nun aber überraſchte ihn höchlich dieſes ernſte, ſtille und gemeſſene Weſen der Franzoſen an allen öffentlichen Orten. Sie kamen eben nur in ein Kaffeehaus, um eine Taſſe zu leeren und die Zeitungen zu leſen. Es machte ihn toll und trieb ihn zu den ſeltſamſten Vorausſetzungen. Alles ſei mit geheimer Polizei geſpickt, ſagte er, und kein Franzoſe traue mehr dem andern. Er warf bald einen unſäglichen Haß auf die Nation, und da er, des Franzöſiſchen unkundig, in der Pariſer Geſellſchaft gar keine Rolle ſpielte, obgleich er ſie ſeiner Geburt und ſeinem Stande nach wohl hätte behaupten können, ſo verließ er nach einem halben Jahre wieder Paris, um in Deutſchland ſein Leben zu beſchließen.

Nach einem kurzen Verweilen in Carlsruhe und Stuttgart wählte er Dresden zu ſeinem Aufenthalte, wo er ſeither in ſtiller Zurückgezogenheit lebte, und nur in langen Zwiſchenräumen durch kleine Dichtungen ſeinen Freunden von ſeinem Daſein Kunde gab. Eine Reiſe nach Oſtpreußen und dem Norden von Deutſchland hat er noch von hier aus unternommen.

Seine Liebe zum Theater wucherte fort und fort, und konnte ſelbſt von den unangenehmſten Erfahrungen nicht gänzlich erſtickt werden. Dieſe Liebe ſchrieb ſich bei ihm aus früheſter Jugend her. Er erzählte mir, daß er einſt in Danzig ſelbſt aufgetreten ſei, und ſeines Rückenauswuchſes wegen einen faltigen Talar zum Coſtüm gewählt habe. Er hatte den Verrina im Fiesko geſpielt, und ſich den Namen Grün auf dem Zettel beilegen laſſen. Der Erfolg ſoll ſehr günſtig geweſen ſein. Als er in Hamburg zum erſtenmale die niederſchlagenden Nachrichten von ſeinem Gütchen in Preußen erhielt, ging er wieder mit dem Gedanken um, Schauſpieler zu werden. Wir ſprachen viel darüber hin und her, bis es mir gelang, ihn davon abzubringen.

Sein Vater ſoll ein eigenſinniger alter Herr geweſen ſein, und er erzählte viele komiſche Schnurren von ihm, die ſich im Munde des Sohnes ſeltſam vernehmen ließen. Jedes Kind mußte ein Handwerk lernen, und unſer Maltitz das Buchbinden und elegante Futteralmachen. Er hatte viele ſeiner Bücher ſelbſt gebunden, und machte ſehr geſchmackvolle Käſtchen, Urnen und Vaſen, von denen ich noch einige beſitze. In Paris, wo er bei einem Buchbinder wohnte, erſchrack dieſer nicht wenig, als der Herr Baron eines Tages mit Lineal und Kleiſter zu hantieren begann und das Handwerk grüßte.

Maltitz mußte alltäglich große Spaziergänge machen, wenn er einigermaaßen geſund bleiben wollte. Er litt ſtets an nervöſen Uebeln, ſchwacher Verdauung und Rheumatiſmen. Er war früh gealtert; ſeine Züge waren tief gefurcht und ernſt, ſein Blick der eines Mannes, ſeine Stimme ſtark und kräftig. Er war gerad und ohne Rückhalt, gutmüthig bis zur Naivität, conſequent und von unabhängiger Geſinnung. Trotz ſeiner populären Sitten mochte er den Ariſtokraten nie bei Seite ſchieben und verweilte mit großem Wohlgefallen bei ſeinem Stammbaum und Wappen, eine Vermiſchung, die jetzt häufig vorkommt. Er war ein treuer Freund, voll ſich aufopfernder Wärme, durchaus edel und keines ſchmutzigen Gedankens fähig.

Damit meine Leſer dieſen Worten größeren Glauben beimeſſen mögen, habe ich die kleinen Schwächen, welche Maltitz anklebten, eben ſo unumwunden zur Schau gebracht. Wahrheit geht mir über Alles, und dies einzige Verdienſt will ich in Anſpruch nehmen, wenn dieſer leichten Zeichnung auch ſonſt kein Anderes gebührte.

Seine letzte Zeit in Dresden widmete er dem mehr als achtzigjährigen Sänger der Urania, der in ihm einen treuen Freund beweint. Nach den Nachrichten, die ich darüber erhalten, lebte er reich, und ſagte aus, daß er ein bedeutendes Vermögen beſitze. In ſeinem Nachlaſſe befanden ſich Bruchſtücke eines Luſtſpiels: „Tauſch und Täuſchung“ und hiſtoriſche Unterſuchungen über ſeinen Stammbaum.

Der ſiebente Juni war ſein Todestag; den zehnten wurde er in der Morgenfrühe begraben; zahlreiche Freunde folgten ſeinem Sarge, der mit Epheu, Eichen und Blumen ganz bedeckt war. Er iſt nur zweiunddreißig Jahre alt geworden.

* * *

Rudolph vom Berge.

Der Name iſt jetzt ziemlich verſchollen, und es ſind wohl ſchon zwanzig Jahre her, daß er genannt wurde. Es war die Zeit, da der junge Friede emporblühte, die Abendzeitung und der Geſellſchafter entſtanden, und ein junger Menſch alle Tage ſein Sonnet beim Kaffee machte, das er nachher unter dem Namen „Kurt Waller“ drucken ließ. Von dieſem nun auch bereits ganz verſchollenen Dichter weiß ich auch gar vielerlei zu erzählen; ich kenne ihn, wie mich ſelbſt, doch jetzt will ich von Rudolph vom Berge ſprechen.

Auch dieſen hielt man zu jener Zeit für einen beigelegten Dichternamen; allein der Menſch, der ihn trug, hieß wirklich ſo. Er war einer angeſehenen Familie entſproſſen, die ſich in Schleſien und Kurland weit verzweigt hatte.

Als die Bethmann in Berlin alle Männer von Geiſt, Schönheit und Vermögen zu ihren Füßen ſah, ſchwärmte auch Rudolph dichteriſch für ſie, und ließ es dabei nicht bewenden. Er wollte es Allen gleichthun und opferte ſich hin. Er beſang ſie in den glühendſten Verſen, er ſetzte ſeine Geſundheit auf's Spiel, und machte einen Aufwand, der ſein Glück zu ruiniren drohte. Er war in dem Kreiſe der glänzenden Erſcheinungen, welcher die Künſtlerin umgab, nicht der Unbemerkteſte, und ſein Aufwand erregte bei ſeinen Freunden Beſorgniſſe.

Einſt nach einem prächtigen Feſte, das er zur Ehre der Gefeierten veranſtaltet hatte, war er verſchwunden. Man nahm als gewiß an, daß er ſich das Leben genommen, und bedauerte ihn ſehr. Man ſuchte, wie das gewöhnlich iſt, aus hingeworfenen Reden, Blicken, Mienen, in den letzten

Momenten des Beiſammenſeins, den ſchauderhaften Vorſatz zu entziffern, und fand nichts natürlicher, als daß der arme Dichter endlich auf dieſe Weiſe enden müſſen. Selbſt die Bethmann, gutherzig wie ſie war

— „denn das ſind ſie Alle“ —

zerdrückte eine Thräne zwiſchen den langen Wimpern ſeinem Andenken.

Eine Reihe von Jahren war verſtrichen, und Niemand dachte mehr an Rudolph vom Berge und ſein Ende, als plötzlich die Thüre eines ſeiner Freunde haſtig aufgeriſſen wurde, und ein kleiner, dicker Mann, mit blondem Lockenkopfe und ſtarkgefärbtem Geſichte, freundlich lächelnd hereinſprang.

Der Freund ſah den Fremden forſchend an und ſchien ſein Gedächtniß ſammeln zu wollen. Der Fremde liſpelte und ſtotterte:

„Ja, kennſt du mich denn nicht mehr?“ —

Dies gab den Ausſchlag; ſo liſpelte und ſtotterte nur Einer, es lag eine liebenswürdige Bonhomie darin. Es war Rudolph vom Berge. —

Jetzt ging's an ein Erzählen; ſeine Abentheuer waren einfach.

Die lautgeäußerten Beſorgniſſe ſeiner Freunde hatten ihn endlich zur Beſinnung gebracht; er ſah ein, daß er es ſo nicht forttreiben konnte, und daß ihm ein Ende bevorſtehe, wie jenes, welches ſeine Freunde nach ſeinem Verſchwinden wirklich muthmaßten. Dazu hatte er jedoch noch keine Luſt.

Er nahm ſich vor, noch einmal Alles, was er liebte, um ſich zu verſammeln, und dann weit fort zu entfliehen, um allen ferneren Verſuchungen zu entgehen.

In der Nacht jenes Feſtes in Berlin hatte er ſich weinend aus dem Saale geſtohlen, in dem Momente, als Herr von C. der angebeteten Bethmann den Schuh auszog, um nach polniſcher Sitte daraus Tokayer auf ihr Wohl zu leeren. Der Wagen, mit Poſtpferden beſpannt, ſtand vor der Thür, er drückte ſich in die Ecke, ſein Taſchentuch vor die Augen, und ſo ging's fort, zum

Frankfurter Thor hinaus, der Weſtpreußiſchen Wildniß zu.

Die Weichſel wurde im Fluge erreicht; bald lag Königsberg hinter unſerm Flüchtling, Tilſe, Memel, Libau, Mitau; hier hatte er ſein Aſyl gefunden. Abgeſchieden von allem Verkehr mit der Außenwelt, im Kreiſe lieber, langentbehrter Verwandten, richtete ſich ſein Geiſt nach innen, und der poetiſche Genius in ihm entfaltete ſeine ſchönen Schwingen.

Dies Stillleben führte er neun Jahre, und jedes Jahr ſah außer vielen andern poetiſchen Ergüſſen auch ein großes Trauerſpiel entſtehen, und mit dieſen dicken Tragödien, neun an der Zahl unter dem Arme, erſchien jetzt Rudolph vom Berge wieder in Deutſchland, um ſie nach einander aufführen zu laſſen.

Etwas Aehnliches hat in neuerer Zeit Raupach verſucht, jedoch mit mehr Glück. Auch dieſer Dichter verfertigte viele Stücke im Stillen, fern von ſeinem Vaterlande, und kam dann — ein reicher Mann — ſie dem deutſchen Theater zu übergeben. Man verwunderte ſich über die ungeheuere Fruchtbarkeit des neuen Dichters, und konnte nicht begreifen, wie es ihm möglich werden konnte, ſo viel in einem Jahre zu machen, während er doch ſchon Alles längſt vorbereitet und fertig hatte, und jetzt nur raſch nacheinander damit herausrückte.

Rudolph vom Berge konnte jedoch das Glück Raupach's nie erringen, obgleich er ihm an wirklichem Talent vielleicht nicht nachſtand. Sein perſönlicher Charakter war nicht von der Art, um bei den Schauſpielern Glück zu machen, wenn es auch ſeinen Stücken beim Publikum gelang. Er war von einer Beſcheidenheit beſeelt, die heute wohl unſere jungen Theaterdichter zum Lächeln reizen würde, wenn man ſie bei ihnen vorausſetzte.

Einſt ſollte ſein Trauerſpiel Saul gegeben werden. Er hatte es uns theilweiſe vorgeleſen, und einige Stellen waren uns von bewundernswürdiger Schönheit erſchienen. Einer von uns läßt nun in ein Localblatt eine kurze Anzeige einrücken, worin das Publikum auf die Trefflichkeit des Werkes im Voraus aufmerkſam gemacht und zugleich geſucht wird, die Vorzüge dieſes Dichters in ſeinen früheren Werken in ein helles Licht zu ſtellen. Was war nun wohl die Folge dieſes wohlgemeinten Schrittes, der doch gewiß erlaubt war? Rudolph vom Berge wurde ernſtlich böſe darüber, ſuchte ſeine Freunde auf und überhäufte ſie mit Vorwürfen. Endlich gab er es zu, daß man ſo etwas wohl aus Freundſchaft thun könne, wenn es überhaupt das Gewiſſen erlaube, jedoch müſſe der Dichter, den es angehe, abweſend ſein und nicht in derſelben Stadt leben; ſo hieße es ihn an den Pranger ſtellen u. ſ. w.

Was ſagen die dazu, die nie genug davon haben können? Die alte, gute Zeit, ſie war doch kein leerer Wahn! „Dem Komödianten mag es vergönnt ſein, wenn er eine große Rolle nach ſeiner Meinung zur Welt bringt, ſie früher in allen Localblättchen begackern zu laſſen; zwiſchen dem Dichter und einem ſolchen Komödianten ſollte aber denn doch ein Unterſchied ſtatt finden;“ ſo und nicht anders raiſonnirte mein guter, edler Freund Rudolph vom Berge.

Sein berühmteſtes Stück war „das Haus Barcellona“, mit ergreifenden Scenen und herrlichen Verſen, das ſich viele Jahre auf der Bühne erhielt. Der große Devrient glänzte darin als Garcia. Breslau vergötterte ihn in dieſer Rolle. Die Direction hatte alle Coſtüme dazu neu verfertigen laſſen, und wenn man noch lange hernach ein ſchönes, blankes Kleid auf dem Breslauer Theater ſah, und ſich mit der Frage an den Garderobier wandte, wozu es gemacht worden ſei, antwortete dieſer mit Pathos:

„Zum Haus Porzellan!“

Nächſt dieſem Drama war es „Coligny“, was den meiſten Beifall errang; auch „Saul“ hatte große dichteriſche Schönheiten, nur fand man das Letztere übermäßig langweilig. Etwas Langweiligkeit wird bekanntlich einem deutſchen Trauerſoviel willfährig zugeſtanden. Als das Stück in Breslau gegeben wurde, ſaß ein damals wegen ſeiner magnetiſchen Curen berühmter Wunderdoctor mitten im Parterre. Es war ein großer Mann, der von Allen wahrgenommen werden konnte. Ein Spaßvogel meinte, es ſei kein Fehler des Stücks, daß die Leute einſchliefen, der Dichter ſei nicht ſchuld daran, wohl aber die magnetiſche Einwirkung.

Rudolph vom Berge ſaß während der Vorſtellung ſeiner Stücke in einer Loge und bewegte fortwährend die Lippen. Da er alle Rollen auswendig wußte, ſo ſprach er jedes Wort den Schauſpielern leiſe nach oder vielmehr vor. Da kam es denn wohl manchmal, daß die Schauſpieler ihn verwirrten, wenn ſie gar zu wenig von ihren Rollen wußten.

Es war eine heitere Zeit, da Schall, vom Berge, van der Velde, Holtei und ich uns Abends in einer Punſchboutike unweit des Theaters verſammelten, und unſer Altmeiſter Schall ein Glas

Punſch als Preis für den ausſetzte, der zuerſt ein Sonnet über ein aufgegebenes Thema fertig haben würde.

Rudolph vom Berge verließ Breslau und ſtarb kurze Zeit darauf. Es iſt zu bedauern, daß die Familie den poetiſchen Nachlaß nicht in Ehren hielt und veröffentlichte; ja es wäre unverantwortlich, wenn der Dichter es nicht ſelbſt ſo gewollt hat.

* * *

Ina.

„Thyrsis, il faut penser à faire la retraite,
La course de nos jours est plus d'à demie faite.
L'age insensiblement nous conduit à la mort;
Nous avons assez vu sur la mer de ce monde.
Errez au gré des vents notre nef vagabonde,
Il est temps de jouir des délices du port!“ —

So ſingt der alte, treffliche Racan, der, wie ſo vieles Treffliche, nicht mehr gekannt, von ſeinen eigenen Landsleuten es nicht einmal iſt; und bei dieſen Worten will ich Deiner gedenken, Geliebte, indem ich die zweite Reihe meiner Aquarellzeichnungen dem Publikum übergebe.

Bereits ſind zwei Jahre entſchwunden, ſeitdem ich Dir die erſten Aquarellen widmete; die Schweizerberge, die ich Dir damals in der Ferne gezeigt, Du haſt ſie in der Nähe geſehen, einige davon beſtiegen, in ihren Thälern geweilt. Was ſoll ich Dir jetzt in Perſpektive ſtellen?

„Nous avons assez vu sur la mer de ce monde“ —
— „Il est temps de jouir des délices du port“ —

Ein Hüttchen iſt's, das ich Dir jetzt zeigen will, ein ſtilles, freundliches Hüttchen.

Ein Thal, von hohen und niederen Hügeln eingefaßt, überall üppige Vegetation; Wein und Obſt im Uebermaaß; Weiler und Dörfer bilden eine faſt ununterbrochene Reihe; von dieſer Seite prangt ein königliches Haus, mit Säulen geziert und von Blumen umgeben, dort auf dem Berge ein Tempel, ein ernſtes Grabdenkmal; aus den Schluchten ragen Kirchthurmſpitzen und an den Halden lehnen freundliche Wohnungen. Vor uns die alte, unanſehnliche Stadt von heilbringenden Quellen umfloſſen, Geſundbrunnen, Bäder, Fabriken, arteſiſche Brunnen! Und mitten hindurch ſtrömt der Fluß und nimmt hier die erſten Schiffe an, die mit bunten Wimpeln auf ſeinem Rücken hinabgleiten.

Und ſeitwärts von der Allee aus Kaſtanien und Platanen, die zu der Heilquelle führt, an dem ſchönſten Plätzchen, wo die lieblichſte Ausſicht ſich entfaltet, mitten im bunteſten Blumenbezirke laſſ' uns unſer Hüttchen bauen, einfach und bequem; nicht wie der Biber baut, jede Schönheit der Bequemlichkeit aufgeopfert, aber auch nicht wie der prunkſüchtige Thor, der nur dem äußern Scheine fröhnt.

Laſſ' uns von den verſtändigen Orientalen, von den freundlich genießenden Südländern unſere Baukunſt entlehnen.

Vor Allem laſſ' uns entfernen von unſerer Wohnung, was ſie verunzieren könnte, was die edlern Sinne beleidigt. Solche Räume legen wir außerhalb an, und verbinden ſie zur Bequemlichkeit durch bedeckte Gänge mit dem Hauſe. Wie abſchreckend iſt mir der Gedanke, wenn ich manchmal vor einer menſchlichen Behauſung, in Form eines zierlichen, ſtreng begrenzten Würfels ſtehe, und mir vorſtelle, was dieſer Würfel Alles einſchließt, welche horreurs neben den ſchönſten Gemächern! Dann fehle die duftige Pergola nicht, nach italieniſcher Weiſe, mit Wein und Roſen umflochten, die wir ja Beide hier im Ueberfluſſe haben können, und endlich umgebe die indiſche, leichtgezimmerte Veranda das ganze Gebäude, im Sommer zur luftigen Kühlung, ſo wie im Winter, mit Fenſtern geſchloſſen, um die Kälte abzuhalten.

Auf maſſivem Erdgeſchoſſe erhebe ſich das einzige Stockwerk, und oben in der Attika mögen einige Zimmer mit der freundlichſten Ausſicht ſich den Freunden bereiten.

Wie es im Innern ausſehen ſoll? Je nun, das bleibe Dir überlaſſen! Deinem Geſchmack vertraue ich, Ina, er hat mich ja ſtets geleitet.

Aber der Strom ſoll tückiſch ſein. Oft bricht er in der Nacht, wenn man ſich's am wenigſten verſieht, mit Ungeſtüm los, verheert Alles ringsumher, und dort, wo wir unſer Häuschen bauen wollen, wühlt er mit wildeſter Wuth ſein Bett. Große Baumſtämme und ungeheure Steine wälzt er brauſend heran und ſchleudert ſie gegen das Häuschen und droht es zu zertrümmern.

Fürchteſt Du ihn? —

Wir wollen den Grund feſt mauern, Ina, und darauf getroſt vertrauen. Am Ende verläuft ſich das Waſſer doch, und wir ſehen nach, was es uns beſchädigt hat, und helfen ab und beſſern aus. So lange man lebt, muß man auf ſolche Fälle gefaßt ſein, gleichviel, von wo die Erſchütterungen kommen, wenn nur der Grund recht feſt iſt. Alles läuft ſeinem Ende unaufhaltſam zu.

Mir fallen hier wieder Worte von Racan ein:

„Ruisseau, nous paraissons avoir un même sort,
D'un cours précipité nous allons l'un l'autre,
Vous à la mer, nous à la mort!“

Mer und Mort! welch ein geringer Unterſchied? Nichts! — Vergeſſenheit! —

Laſſ' uns das Hüttchen nur getroſt bauen, Ina! Das Thal iſt ſchön, und der Abend wird es nicht minder ſein.

Handbuch

für

Reiſende am Rhein,

im

Taunus, in dem Nahe- und Moſelthale.

Von

Auguſt Lewald.

Mit einer Reiſekarte von C. Winckelmann.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1838

Vorwort.

Das Gepäck eines modernen Reiſenden muß leicht ſeyn; ein Reiſehandbuch darf es nicht ungebührlich beſchweren. Ich habe geſucht, in den nachfolgenden Blättern ſo kurz als möglich Alles zuſammen zu faſſen, was bei der Rheinreiſe von größerem Intereſſe ſeyn kann. Manche Unbedeutenheit wurde aber dennoch kurz erwähnt, manches von Orten berichtet, wo man oft nur durcheilt und weder Zeit noch Luſt haben wird, ſich durch das hier Mitgetheilte feſſeln zu laſſen. Mein Grund hiezu war der: ein unvorhergeſehener Umſtand, ein Unwohlſeyn, das Brechen eines Rades, das Erwarten eines Freundes, könnte den Reiſenden auf einige Stunden an einem Flecke zufällig feſthalten, wo er der tödtlichſten Langeweile preisgegeben iſt. Ein Blick in dies Buch wird ihn dann unterrichten, was es zu ſehen gibt, welcher Spaziergang einzuſchlagen iſt u. ſ. w.

So war mein Augenmerk darauf gerichtet, dieſen Blättern einen praktiſchen Werth zu verleihen, und nur das darin zu verzeichnen, was dem Reiſenden wirklich von Nutzen ſeyn kann. Möge das Büchlein ſo befunden werden; andere Anſprüche macht es nicht.

Stuttgart, im Sommeranfang 1838.

A. L.

I.

Allgemeiner Ueberblick

des

Rheins und ſeiner Umgegend.

Die Deutſchen haben ſtets ihren Rhein hochgeachtet und waren ſtolz auf ihn; und wahrlich, er verdient es. Kein anderer Fluß im ganzen Vaterlande iſt mit ihm zu vergleichen. Elbe, Weſer, Oder ſind zwar deutſcher als er; ſie entſpringen im deutſchen Gebirge, durchſtrömen nur unſere Gauen und ergießen ſich in unſere Meere; der Rhein quillt aus den Felſen, die hart an der italieniſchen Gränze liegen, brauſt wie ein ächter Sohn der Alpen in voller Kraft durch die Schweiz und verliert ſich in unbegreiflicher Selbſtverläugnung im flachen Holland unter Schilf und Binſen. Er, deſſen Jugend die einfachen Sitten der Gebirgsmenſchen ſah, deſſen friſche Welle die Milch der Gletſcher nährt, trägt Schuyten und Flöße und läßt ſich wie ein weibiſcher Mandarin mit dem Arom des Thee's umräuchern. Aber was er uns ſpendet, iſt ſeine Mannheit: die brauſende Jugend der Schweiz; das weichliche Greiſenalter Holland; den kräftigen Mann unſerm Deutſchland; und deßhalb lieben und loben wir ihn, und halten ihn werth in Bild und Schrift, und kehren alljährlich zurück zu ſeinen freundlich geſegneten Ufern — warum darf ich nicht ſagen „heiligen"! Jeder Deutſche ſollte zu ihnen wallfahrten, wie der Hindu zu den Geſtaden ſeines Ganges. Wo ſich des Rheines nützliche Thätigkeit entfaltet, wo er die Verbindung unterhält zwiſchen den Ländern jenſeits des Weltmeers und den Gegenden der alten Welt, wo er unſere Induſtrie belebt, wie eine mächtige Lebensader durch die reichen Gauen dahinſtrömend, da iſt er deutſch und er wählte ſich ſeinen Pfad, wie es dem Kräftigen ziemt, zwiſchen und über Felſen, die er bewältigte, um ſich ſein ſtolzes Bette zu wühlen, und wir kränzten dafür ſeine Ufer, wie zum Dank, mit Wein, und bauten Städte, Dörfer und Schlöſſer, eine ununterbrochene Kette, und pflanzten neben der Traube die Kunſt, in Bildern und Tönen, um das Paradies vollkommen zu machen. So iſt nun der Rhein! Wo wäre ein Fluß mit ihm zu vergleichen? Die Felſen machen es nicht allein, die mögen anderwärts höher und maleriſcher ſeyn, die Breite, die Tiefe des Bettes, das wird wohl auch übertroffen, aber die romantiſche Kette von uralter Sage, von bedeutungsvoller Geſchichte, von beglückender Gegenwart, wie ſie ſich uns bei jedem Schritte in ſprechenden Denkmalen darſtellt, und Alles mit Weinlaub-Kränzen und frohen Klängen verbunden und umſchwebt, dies iſt ein Bild, wie es Neureuther nur in ſeinen ſchönſten Stunden zu erſinnen vermag, und dies umfängt uns in ſolcher Anmuth einzig und allein am Rhein — am deutſchen Rhein!

Man wird mir dieſe Begeiſterung für meinen Helden nicht übel nehmen: Tauſende meiner Landsleute theilen ſie mit mir; und hätte ich mich nach einer Seite hin zu entſchuldigen, ſo wäre es bei der Donau. Ich verkenne ihre Verdienſte keineswegs, aber eben ſo wenig ſtehe ich an, ihr offen zu geſtehen, daß ich ihr erſt nach dem Rheine den Rang einräumen kann. Wenn wir bis zu ihrem Stammbaum hinaufſteigen wollen, ſo darf doch das Rinnchen auf dem Schloßplatze in Donaueſchingen, das der luſtige Ungar mit dem Fuße aufhielt, nicht mit der Heldenwiege des Rheins verglichen werden, die von den erſten Pairs der Alpenwelt in ernſter Größe umſtanden wird. Sind nun auch die Schwarzwaldthäler nicht ohne Reiz, die den jungen Donauſtrom wie ehrſame Bonnen erziehen, und zur großen Laufbahn vorbereiten, ſo fließt er doch ziemlich kahl und unintereſſant durch einen Theil von Schwaben und Baiern, und der Donauſtauf mit ſeiner Walhalla ragt einſam hervor und hat den weiteſten Blick auf ſeinen monotonen Lauf. An Ort und Stelle wird man das nun zwar nicht finden wollen, allein an Ort und Stelle findet man eben alles ſchön und unvergleichlich, und mag Recht darin haben, aber ein eigentlich vollgültiges Urtheil hat in ſolchen Dingen nur der Fremde, der vollkommen unparteiiſch iſt; denn was könnte ihn wohl gegen eine Gegend im Voraus einnehmen? Eigentlich ſchön wird das Donauthal von Linz bis Wien, ſo ſchön, daß ich noch immer in der Erinnerung daran ſchwelge. Wie herrlich iſt Linz ſelbſt, St. Pölten, die Abtei Mölk! Was aber ſonſt der Rhein bietet, was ihn eben ſo herrlich macht, wird man dort vergebens ſuchen. Die großartigen Naturwunder der untern Donauufer außerhalb Deutſchlands können jedoch hier in gar keinen Betracht gezogen werden.

Wo bin ich aber hingerathen? Hier ſtehe ich in Mannheim, an dem kleinen Häuschen, wo man die Plätze im Dampfſchiffe miethet, mein leichtes Reiſegepäck iſt ſchon an Bord gebracht, die Glocke ertönt zum zweiten Male und ich ſchweife nach Ungarn, zum ſchwarzen Thor, zur Walhalla, zum Schwarzwald, ſtatt meinen Platz einzunehmen und höchſtens den Blick rückwärts zu wenden bis Baſel, um meinen Leſern Einiges über die oberen Ufer des Rheines mitzutheilen.

Nachdem der Rhein den Bodenſee verlaſſen hat, bildet er noch den Unterſee und tritt endlich bei Stein, fünf Stunden von Conſtanz, aus dieſem. Er iſt hier noch ein friſcher, hellgrüner Geſelle, jugendlich muthwillig, der über Kies und

Fels dahinbrauſt. Man geht an ſeinen Ufern ſehr angenehm fort bis nach dem nahe gelegenen Schaffhauſen, während man einen ſchönen Blick nach Schwaben auf eine Reihe von maleriſchen Bergkegeln hat, bei denen uns ein gutes Stück vaterländiſcher Geſchichte einfällt. Dies ſind: Hohentwil, Hohenkrähen, Hohenſtoffeln, Hohenſtetten und Hohenhöven, mit ihren Trümmern.

Unterhalb Schaffhauſen, bei dem Schlößchen Laufen, ungefähr eine Stunde entfernt, ſieht man dem weltberühmten Rheinfall gegenüber, der ſich beſonders im Mondſchein vortheilhaft darſtellt. Schon bei der Stadt erhebt ſich im Strombette eine Kalkſteinwand, welche die Schifffahrt, die bereits bei Conſtanz beginnen könnte, hier plötzlich wieder unterbricht. Dieſe Steinwand erhebt ſich endlich zu einer Höhe von 70 Fuß, von der ſich der Rhein herabſtürzt. Nicht ſowohl die Höhe, die von vielen Gebirgsbächen der Schweiz beträchtlich übertroffen wird, welche Fälle von 900, ja ſelbſt 1200 Fuß bilden, als die Waſſermaſſe und die ganz eigenthümliche Geſtaltung und Stellung der Felſen und ihrer Umgebung machen den Rheinfall bei Laufen ſo intereſſant.

Von hier zieht ſich der Strom längs der Gränze des Schwarzwaldes hin, der einige anmuthige Thäler nach dieſer Seite öffnet. Man kommt durch Waldshut, Hauenſtein, Säckingen und Rheinfelden, die ſogenannten Waldſtädte. Bei Rheinfelden ſtürzt ſich der Strom durch eine enge Schlucht, die „das Gewild oder der Höllhaken" heißt. Man gelangt nun zu dem eine Stunde entfernten Augſt (Baſel- und Kaiſer-Augſt, welches Letztere zu Aargau gehört), das eine unter Auguſt gegründete Niederlaſſung der Römer iſt. Man ſieht hier eine römiſche Waſſerleitung, die von dem Volke das Heidenloch genannt wird. Von hier hat man noch zwei Stunden nach Baſel, der größten und gewiß reichſten Stadt in der Schweiz; doch iſt ſie nicht ſo bevölkert, wie Bern und Genf.

Wer ſich einen heitern Naturgenuß gewähren und damit eine poetiſche Erinnerung verknüpfen will, der beſuche das Wieſenthal, die Heimath unſeres Volksdichters Hebel, der dort in dem Orte Hauſen geboren wurde. Wie wird man nicht erfreut, hier von den lieblichſten Mädchen in der trauten Mundart der „Vreneli“ begrüßt zu werden, die wir, im weitern Kreiſe, durch Hebel zuerſt kennen lernten. Wir kommen nach Lörrach, Schopfheim, Zell, Candern, den claſſiſch-allemanniſchen Namen, bei denen uns die naiven Schwänke Hebel's einfallen.

Ueber Badenweiler kommt man nach Müllheim und von da nach Neuenburg wieder zum Rheine.

Wer Zeit hat, beſuche die Ruine Staufen, und mache dabei einen Abſtecher in das ſchöne Münſterthal. Der edle Caſtelberger, der hier wächſt, wird für die Krone der badenſchen Weine gehalten.

Eine Fahrt nach dem gewerbfleißigen und wohlhabenden Colmar, wo Pfeffel geboren wurde, mag für den, der nicht weiter kann, immerhin für eine Reiſe nach Frankreich gelten. Wirklich zeigt dieſe Stadt ſchon einen viel franzöſiſcheren Charakter, als Straßburg und andere Städte des Elſaßes. Ein beſonder belebtes Bild zeigt Colmar an Markttagen, wo das Landvolk von weit und breit zur Stadt ſtrömt.

Auf dem rechten Ufer wird uns Freiburg mit ſeinem ſchönen Münſter anziehen. Die Stadt hat eine herrliche Lage an den ſüdweſtlichen Abhängen des Schwarzwaldes und in einer Gegend, die von Fruchtbarkeit ſtrotzt.

Bei Altbreiſach, dem gegenüber in Frankreich Neubreiſach liegt, haben wir wieder unſern Rhein. Die Tour über die Städtchen Emmendingen, Kenzingen, Herbolzheim, Ettenheim, Lahr bis Offenburg, immer am Schwarzwald hinſtreichend, iſt ſehr zu empfehlen. Ueberall erblicken wir maleriſche Ruinen, wie z. B. die Hochburg, faſt ſo groß als die Heidelberger Ruine; Lichteneck, wo im Burgbrunnen eine ſilberne Glocke liegen ſoll, die in der Chriſtnacht erklingt; Kirnberg; den alten Templerhof bei Ringsheim; die Donnerwettermühle, die ſeit langen Jahren nur bei Ungewittern, durch das Ausſtrömen von Waſſer aus den Hohlwegen, mahlen kann. Bei Ettenheim gedenken wir des Herzogs von Enghien, der hier gefangen und über den Rhein zum Tode geſchleppt wurde. Bei Offenburg öffnet ſich das liebliche Kinzigthal, von wo man in das Schappachthal kommt, an deſſen Ende man das zwar einſam gelegene, doch um ſo geſelligere Bad Rippoldsau beſuchen kann. Durch das unweit davon mündende

Gutachthal kommt man nach Triberg und Furthwangen, wo in jedem Bauerhauſe Uhren gemacht werden, die bekanntlich unter dem Namen der Schwarzwälder Uhren von den ehrlichen und ſchlichten Verfertigern ſelbſt auf der ganzen Erde zum Verkaufe ausgeboten werden.

Wem jedoch dieſe eigentliche Schwarzwaldreiſe zu weit außer dem Plane liegen ſollte, der ſchlage den kürzeſten Weg ein und fahre von Offenburg nach Kehl. Von hier führt eine Schiffbrücke nach Straßburg, das eine kleine Stunde vom Rhein entfernt liegt. Auf dem Wege erblickt man ein ſchönes Denkmal, welches dem General Deſaix von Napoleon errichtet wurde. Ueber Straßburgs Merkwürdigkeiten wird man im zweiten Abſchnitte dieſes Buches das Nöthige verzeichnet finden.

Von Straßburg heißt unſer Strom der Oberrhein, und läßt ſich nun zum erſten Mal von Dampfſchiffen befahren. Hier begrüßen wir das berg- und burggekrönte Wasgau; die Vogeſen verdienen näher gekannt zu werden.

Niemand, der bis hieher gelangt iſt, wird es wohl unterlaſſen, das glänzende Baden zu beſuchen, das beſonders in den Monaten Juli und Auguſt der Vereinigungspunkt der eleganteſten Geſellſchaft in Europa genannt werden kann.

Man fährt über Biſchoffsheim und Stollhofen, und obgleich dieſe Fahrt dem Reiſenden nichts Merkwürdiges bietet, ſo iſt ſie doch die kürzere und wird ſchnell zurückgelegt.

Baden ſelbſt gewährt den freundlichſten Eindruck. Das alte Städtchen auf der Höhe des Felſens, und ſo anſpruchslos, mitten im Schwarzwalde, an demſelben hingebaut, blickt nunmehr auf die breite Esplanade vor dem Converſations-Hauſe, wo man allen Glanz von Paris, London und St. Petersburg vereinigt ſieht. Man ſage gegen die modiſche Eleganz, was man will, auch ihre grämlichſten Verächter werden von dem Contraſte mächtig angezogen, den ſie mit der Schwarzwaldnatur rings umher bildet. Es gewährt einen eigenen Reiz, von der höchſten Höhe des Stadtberges, aus einem der hängenden Gärten, wie ſie hinter den beſcheidenen Häuschen angetroffen werden, ſeine Blicke auf das Treiben der beleuchteten Esplanade des Converſationshauſes zu richten, wo zum Ball geſchmückte Töchter Albions, oder kokette Pariſerinnen, oder ruſſiſche Fürſtinnen, promeniren, um die Abenddüfte unſerer würzigen Schwarzwaldtannen zu ſchlürfen, die doch noch beſſer ſind, als die Sorbets, die ſie in ihren goldenen Salons den Winter über haben. Wer nur einige Tage in Baden verweilen kann, ſcheidet gewiß nur ungern von dem reizenden Aufenthalte; nur wer länger bleibt, wünſchte die ſchöne Natur etwas einſamer zu ſehen, und für ſolche würde ich den Frühling oder Herbſt zum Beſuche anrathen, vor dem Beginne oder nach der Beendigung der Saiſon, wo man die herrlichen Pfade nach Eberſtein, der alten Burg, und den andern ſchönen Punkten allen, ganz ungeſtört und daher öfter genießen kann.

Von Baden über Gernsbach in das Murgthal iſt eine der ſchönſten Parthien, die ich nur jemals gemacht habe. So wie ich denn überhaupt dem Schwarzwald eine ſo hohe, eigenthümliche Schönheit zuerkennen muß, wie ſie ſelten getroffen wird. Viele werden von dem Namen auf die Gegend ſchließen wollen, und denken ſich Alles mit Föhren und Tannen bewachſen, ſchwarz, finſter und rauh. Wie würden dieſe aber erſtaunen, die lieblichſten Idyllen, die reizendſten Landſchaftsgemälde zu finden, denen man nur irgendwo begegnen kann. So iſt das Murgthal vor Allem ein liebes Bild.

Noch immer iſt dem blos zum Vergnügen Reiſenden das Rheindampfboot nicht zu empfehlen, indem die Waſſerfahrt noch bei Weitem nicht intereſſant genug iſt, um für die vielen Umwege und Krümmungen, die der Strom hier macht, zu entſchädigen. Man fahre daher von Baden nach Raſtadt, wenn man dieſen hiſtoriſch-merkwürdigen Ort berühren will, oder direkt über Ettlingen nach Carlsruhe.

Carlsruhe kann für einen Tag dem Fremden wohl Unterhaltung gewähren. Die kleine Stadt iſt durch die bizarre Fächerform ſehr in die Länge und Breite geſpreizt worden, und hat eine Menge von kleinlichen Monumenten und ſeltſamen Gebäuden, deren eigentlicher Styl ſich nicht ermitteln läßt, und den man daher am beſten nach ihrem Erbauer den Weinbrenner'ſchen nennen kann. Neuere Bauten aus den lezten Jahren zeichnen ſich hingegen vortheilhaft aus, wie z. B. die polytechniſche Schule, aus prächtigem, rothem

Sandſtein, das Finanzminiſterium und einige Wohnhäuſer. Intereſſant iſt der eben ſo wohlgeordnete als reichhaltige botaniſche Garten, das gut eingerichtete Theater und ein Spaziergang nach der Faſanerie, wo man eine ſchöne Sammlung von Gold- und Silberfaſanen findet. Auch das Muſeum iſt ſehenswerth, da es ſich durch moderne Eleganz vor vielen ähnlichen Anſtalten auszeichnet.

Von Carlsruhe geht man nach Schröck, um von hier endlich die Rheinreiſe im eigentlichen Sinne auf dem Fluſſe ſelbſt zu beginnen. Der Ort heißt in neuerer Zeit Leopoldshafen, und iſt ein bedeutender Stapelplatz für die Dampfſchiffe, die hier ihre Paſſagiere gewöhnlich abſetzen oder aufnehmen, die den Schwarzwald, Baden, die Schweiz oder den fernen Süden bereiſen wollen, oder von daher zurückkommen.

Der Rhein, der bis Straßburg nur 5 bis 20 Fuß tief iſt, zählt bei Düſſeldorf 50 Fuß, und ſeine Breite, die oberhalb Mannheim nur 700 Fuß beträgt, hat bei Mainz noch einmal ſo viel. Bei Mannheim trägt er an 2000, unter Mainz 4000 und unter Cöln 9000 Centner.

So wie man die Rheinfahrt ſelbſt erſt bei Mannheim genußreich findet, ſo muß man bei Cöln das Boot wieder verlaſſen, um der Einförmigkeit zu entgehen. Etwas Anderes iſt es natürlich, wenn man Geſchäfte hat und ſchnell von der Stelle kommen will. Einzelne Punkte behaupten zwar noch in der Gegend von Cleve und dort umher einiges

Intereſſe, indeſſen wiegt dies nicht die Langeweile auf, welche die übrige Waſſerfahrt erzeugt.

Bei Carlsruhe, ehe man Schröck erreicht, befinden ſich die Goldwäſchereien zwiſchen Knielingen und Linkenheim, die bei mühſamer Arbeit doch nur wenig abwerfen. Das Gold wird aus dem Kies gewaſchen, den der Rhein an's Ufer wirft. Man hat als Merkwürdigkeit pfälziſche Dukaten aus Rheingold.

Mehr gedeiht am Rhein das Gold der Trauben, wie Jedermann weiß, und Weber, der humoriſtiſche Anekdoten-Freund, erzählt uns, daß, als einſt der junge Frank, Sohn des berühmten Arztes und ſelbſt ein angehender, einem neunzigjährigen Trinker rieth, ſich Vormittags des Weines zu enthalten, dieſer ihn zornig anfuhr: „Weiß er was, junger Menſch? wenn er neunzig Jahr Waſſer wird getrunken haben, dann verbiete er den Wein!“

Wer mit dem Eilwagen aus dem öſtlichen Deutſchland über Stuttgart um halb eilf Uhr in Heidelberg ankommt, kann noch ſchnell die Schloßruinen beſteigen, im Prinzen Max, wo mit Rückſicht auf die Paſſagiere früher ſervirt wird, eine gute Mahlzeit nehmen und dann um zwölf mit dem Wagen nach Mannheim gehen. Zwar ſtehen die Eilwagen und Dampfboote in Verbindung, und die Conducteurs laſſen es nicht an beruhigenden Worten fehlen, wenn der Reiſende ſich vor Mannheim auf ſeinem Sitze erhebt, um zu ſehen, ob der dicke, ſchwarze Qualm noch aus dem Gebüſche am Rheinufer aufſteigt — allein ich kann aus Erfahrung behaupten, daß man wohl thut, ſich ohne Aufenthalt von der Poſt in Mannheim durch den Schloßgarten nach dem Rhein zu begeben, und wenn man des Weges nicht kundig iſt, einen Führer mitzunehmen, der zugleich das Gepäck tragen kann. Der Wagen kommt nämlich um zwei Uhr an, wenigſtens dauert es ſo lange, bis man ſeine Effekten erhalten hat und ſich auf den Weg machen kann; das Boot geht präciſe halb drei ab und der Weg von der Poſt bis dahin erfordert eine ſtarke Viertelſtunde, wenn man ſich nicht übermäßig anſtrengen will, was ich, beſonders bei großer Hitze, Niemand rathen möchte, da der friſchere Luftzug auf dem Waſſer in dieſer Hinſicht alle Vorſicht erheiſcht.

Wer keine Eile hat, wird beſſer thun, in Heidelberg die Nachmittagsſtunden zuzubringen, um dieſem angenehmen Punkte eine gehörige Muße zu widmen, und noch am Abend nach Mannheim zu gehen, falls das Theater eine beſonders anziehende Kraft auf den Reiſenden übte, oder die ſchöne Welt auf der Rheinſchanze kennen zu lernen. Gemüthlicher aber iſt es noch, einen herrlichen Sommerabend auf der Schloßruine in Heidelberg zu verleben. Die Ausſicht von der Bruſtwehr über Stadt und Neckar und waldige Ufer hinaus in die Pfalz, das Silberband des Rheins in der Ferne, die dämmernden Hardtberge, die weißen, blinkenden Ortſchaften, Alles das giebt einen nicht zu beſchreibenden Vorgenuß, einen Vorſchmack der nahe bevorſtehenden

Herrlichkeit. Und der mit Verſtand Reiſende ſoll ſtets darauf bedacht ſeyn, ſich Vor- und Nachgenüſſe zu bereiten, und alle nur möglichen Beziehungen daran zu knüpfen; er iſt ſo doppelt, dreifach glücklich.

Reiſt man nun am andern Morgen mit einem Heidelberger Lohnkutſcher frühzeitig ab, ſo macht man unterwegs einen ſchicklichen Halt in dem berühmten Schwetzingen, und nimmt dort ein mitgenommenes Frühſtück unter dem grünen Dome der alten Bäume, was ich jedenfalls dem Frühſtücken im mittelmäßigen Wirthshauſe vorziehen würde. Ein Kutſcher erhält für dieſe Tour an gewöhnlichen Tagen 4 Gulden. An Feiertagen, beſonders zu Pfingſten, wenn die ganze Umgegend nach Schwetzingen, wie zu einem Volksfeſte, zuſammenſtrömt, muß dieſe Taxe, wie natürlich, überſchritten werden.

Kommt man nun früh genug in Mannheim an, ſo bleibt noch Zeit, die dort vorhandenen Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen; man dinirt trefflich im Pfälzer Hof, oder einem andern guten Gaſthofe, beſtellt einen Wagen um ein Viertel nach zwei und läßt ſich zum Ort der Einſchiffung hinkutſchiren. So hat man den Vortheil, ohne Erhitzung, etwa eine leichte, von gutem Weine erzeugte, ausgenommen, ſich auf das Dampfſchiff begeben zu können.

Ich haſſe die Haſtigkeit, das Drängen und Treiben in allen Dingen, vorzüglich auf der Reiſe, und bin vollkommen überzeugt, daß es eben ſo unerfreulich auf Körper wie Gemüth wirkt. Schnell zu fahren iſt ein großes Vergnügen, und auch dem gewiß erwünſcht, der nicht eben in Geſchäften reiſt; aber die preußiſchen Eilwagen ſind mir deßhalb doch ſtets wahre Horreurs geweſen. Dieſe tyranniſche Pünktlichkeit, die für das Ganze von großem Vortheile ſeyn mag, wird für den Einzelnen zur Qual. Wenn ich am frühen Morgen mit dem preußiſchen Eilwagen aufbrechen muß, bin ich gewiß den Tag über halb krank und ganz verdrießlich. Ich fühle eine Beängſtigung in mir, ehe ich im Wagen ſitze, die ich nicht beſchreiben kann, und immer ſehe ich dann die bleiche, lange Geſtalt eines Cölner Bürgers vor mir, der einſt dazu verdammt war, ſeinen bereits bezahlten Platz nach Aachen durch ein viertelſtündiges Laufen ſich zu gewinnen, weil er ſich um fünf Minuten beim Kaffee verſäumt hatte. Dem Manne rannen die hellen Tropfen von der Stirne, und ſeine Bruſt flog, als ob er Convulſionen habe; leicht mag die Pünktlichkeit der preußiſchen Poſt ein Nagel zu ſeinem Sarge geworden ſeyn.

Von Schröck bis Mannheim kommt man bei Rheinzabern, Landau, der Bundesfeſtung, in der Mitte ſchöner Dörfer und fruchtbarer Gefilde, Germersheim, wo Rheingold gewaſchen wird, Speier vorüber. Außer dem Dome von Speier intereſſirt den Reiſenden wenig auf dieſem Vorüberfluge. Speier iſt eine alterthümliche Stadt, voll Ruinen, die ſich nach Jahrgängen claſſificiren laſſen. Sie hat davon ihre tauſend-, hundert- und dreißigjährigen, könnte man mit gutem Rechte ſagen. Am linken Ufer ziehet ſich das weinreiche Hardtgebirge hin, wo Namen von gutem Klang, wie „Neuſtadt, Forſt, Deidesheim, Wachenheim, Dürkheim“ und andere „heime“ uns anheimeln, d. i. an die Heimat erinnern, wo wir ſo oft im frohen Kreiſe die Gläſer geleert haben. Im Mittelgrunde erhebt ſich eine bewaldete Kuppe: der Donnersberg mit weiter Ausſicht, an deſſen Fuße Kaiſerslautern liegt. Das Goſenweiler- und Annweiler-Thal ſind reich an lieblichen Ausſichten und maleriſchen Ruinen, und bewohnt von frohen, gaſtfreundlichen Menſchen. Der Weg von Landau über Pirmaſenz nach Zweibrücken iſt intereſſant, und die Gegend um letztern Ort paradieſiſch. „Wenn man von Zweibrücken nach Kaiſerslautern fährt, um den Rhein wieder zu gewinnen, ſo kommt man durch Homburg, wo die Veſte Landſtuhl, einſt Sickingen's Wohnſitz, ihre Ruinen auf der Höhe zeigt. Die Sagen vom edeln Ritter leben hier im Munde des Volks. In Kaiſerslautern, der einſtmaligen Reſidenz der Hohenſtaufen, ſtanden die Ruinen der Pfalz, Friedrich des Rothbarts, noch bis zur Revolution.

Nahe am rechten Rheinufer ziehen ſich indeß die dunkeln Linien des Schwarzwaldes, und die Ferne füllen die bläulichen Höhen des Odenwaldes.

Dieſe Fahrt auf dem Strome hat noch wenig Anziehendes; ſtromaufwärts, wo man mehr Zeit damit zubringen muß, wird ſie ſogar langweilig. Das Dampfſchiff, das zu Berg Mittags von Mainz abfuhr, erreicht Abends acht Uhr Mannheim, und kommt erſt in der Nacht nach Schröck, von wo man ſogleich von der Eilwagen-Expedition nach Karlsruhe befördert wird.

Mannheim gegenüber ſieht man Oggersheim liegen. Mir iſt es unbekannt, ob der Ort von einem Oger bewohnt oder erbaut wurde. Die Ufer ſind flach und bieten wenig Unterhaltung. Frankenthal, in unſerer neueſten Geſchichte, ſeiner Aſſiſen wegen, oft genannt, die über die rheinbaierſchen Revolutionäre abzuurtheilen hatten, zeigt ſich mit weißen Häuſern und rothen Dächern in ſtattlicher Ausdehnung. Auf dem rechten Ufer iſt es der Melibocus, der unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Sein ſchönbewaldetes Haupt hebt ſich aus der Kette des Odenwaldes auf das Beſtimmteſte hervor, und die ſanften Abhänge mit den ſchön angebauten Vorhügeln, die vielen lichten Dörfer, die ſich aus dem Laube ſondern, bilden eine anmuthige Einfaſſung, auf der wir die Blicke mit großer Befriedigung ruhen laſſen. Dieß iſt die ſogenannte Bergſtraße, die oberhalb Darmſtadt beginnt und bei Heidelberg endet. Eine oft beſchriebene, oft befahrene Tour, die ihre Berühmtheit verdient. Den ſchönſten Punkt unter dem Melibocus nimmt das lachende Weinheim ein, lachend, wie keines in der Welt, wenn der Ausdruck für Orte und Gegenden gebraucht werden ſoll.

Eine Villa in Weinheim, aber gerade im Orte ſelbſt, denn etwas oberhalb oder unterhalb verrückt ſich das Zauberiſche der Ausſicht, gehört wohl zu den ſehnlichſten Wünſchen jedes Naturfreundes.

Die ſchnelle Fahrt des Dampfſchiffs iſt uns willkommen. Die Ausſicht bleibt etwas einförmig; von großen maleriſchen

Schönheiten iſt nichts bemerkbar, und was uns Anfangs anzog, wird uns nach ein paar Stunden gleichgiltig. Eine alte Stadt mit ihren Thürmen winkt uns entgegen; wir legen an: hier iſt Worms; eine Stadt in weitläuftigen Ruinen, die einſt 40,000 Einwohner zählte, jetzt aber nur 8000 beſitzt. Man zeigte hier das vierundzwanzig Fuß lange Grab des gehörnten Siegfried und ſeine ſechsundſechzig Fuß lange Lanze. Auf der Rheininſel, dem Roſengarten, wohnte Chrimhilde; hier begaben ſich die Abenteuer des Nibelungen-Liedes; bei Worms liegt ihr Hort tief unten im Bette des Rheins. Ein Freund des Alterthümlichen mag es wohl bedauern, nicht einige Augenblicke verweilen zu dürfen, um wenigſtens den Dom in Augenſchein zu nehmen, allein der Kapitän kommandirt von ſeiner Höhe, ſogleich weiter zu fahren, da man nur anhielt, um Paſſagiere einzunehmen oder an's Land zu ſetzen. Man muß ſich begnügen, aus der Ferne zu erfahren, daß das Gelände unweit der Stadt, das ſich an der alten, verfallenen Kirche, einem ehemaligen Frauen-Kloſter, hinzieht, die edle Liebfrauenmilch hervorbringt, die mit den koſtbarſten Weinen des Rheingaues wetteifert, und dieſen nur in der Blume nachſieht, ſie aber an Milde übertrifft.

Die Ufer, die uns bis hieher Baden und Rheinbaiern zeigten, werden von jetzt an Großherzoglich Heſſiſch, ohne deßhalb eine beſondere Färbung anzunehmen. Die Bergſtraße mit dem Odenwalde bleibt fortwährend unſer intereſſanteſtes

Augenmerk. Am linken Ufer zeigen ſich die Waldberge des ſagenreichen Nahethals, das ſich von Kirn nach Bingen erſtreckt, allein in zu weiter Ferne, als daß ſie ſtarke Anziehungskraft für die Dampfſchiffenden haben könnten.

Bei Gernsheim, einem freundlichen Orte am rechten Ufer, ertönt die Schiffsglocke, und man hemmt die Maſchine. Es macht einen eigenen Eindruck, ſo mit einem Male den eingeſchloſſenen Dampf pfeifen zu hören, während die Räder ſtille ſtehen. In größter Eile ſieht man einen Kahn von Gernsheim abſtoßen, der dem Dampfbote neue Paſſagiere bringt und einige Landsleute dieſer Gegend an's Ufer ſetzt. Der Kahn, den zwei Männer aus Leibeskräften heranrudern, iſt mit dem Fähnchen der Compagnie geziert, welche dieſe Stationen unterwegs für ihre Rechnung erhält. Man läßt vom Dampfboote eine kleine Leiter nieder, und das Ein- und Ausſteigen geſchieht darauf mit vieler Schnelligkeit. Das Commando ertönt, die Maſchine beginnt ihr abgemeſſenes Geräuſch und die Räder ſchaufeln auf's Neue. Man iſt überraſcht, wenn man zurückblickt und ſieht, wie weit uns ein Augenblick von dem dahinfahrenden Kahne ſchon entfernt hat. Dieſe Ueberraſchung iſt indeß noch größer, wenn man einem andern Dampfboot begegnet. Was man noch kaum aus der Ferne für ein ſolches zu erkennen vermochte, iſt uns plötzlich nahe; die Paſſagiere ſtehen in Reihen auf dem Verdecke und grüßen durch Schwenken der Hüte und freudigen Zuruf, und kaum iſt dieſer verhallt, ſo ſind beide Fahrzeuge ſchon wieder weit von einander entfernt und haben ſich bald ganz aus den Augen verloren.

Bewaldete Höhen rücken anmuthig dem linken Ufer näher und tragen Kirche und Schloß und einen anſehnlichen Ort, der ſich an den ſteilen Seiten herabzieht; es iſt Oppenheim. Hier ging im Jahre 1815 das ruſſiſche Armeekorps unter dem General Oſten-Sacken über den Rhein, und während des dreißigjährigen Krieges ſoll, nach der Volksſage, Guſtav Adolph, in Ermangelung eines andern Fahrzeuges, hier auf einem Scheunenthor übergefahren ſeyn. Die Schwedenſäule, aus rothem Sandſtein, am Ufer, bezeichnet die Stelle, und noch heute heißt der Ort, wo Guſtav Spinola ſchlug, „der ſpaniſche Kirchhof“. Es regnete ſtark an dem Tage, als Sacken nach Oppenheim marſchirte, und die Kanonen machten den armen Leuten große Mühe, da ſie dieſelben durch den Lehmboden die Anhöhe hinauf ſchaffen mußten. Der Marſchall Barclay de Tolly und das Hauptquartier gingen noch an demſelben Abend weiter bis Alzey, von wo man ohne Aufenthalt am andern Morgen bis Kirchheim-Boland zog. Raſttag wurde erſt in Kaiſerslautern gemacht.

Unterhalb Oppenheim, hart am Ufer, liegt das freundliche Nierſtein. Wir begrüßen hier das erſte namhafte Gewächs, das ohne Beiſatz von Ober oder Ueber, als Rheinwein in den Handel kommt, und in allen Ländern ſehr häufig getrunken wird. Hier wird eine neue Villa für die fürſtliche Familie von Yſenburg durch den Architecten Herrn

Mutſchlechner aus Carlsruhe in einem ſchönen Geſchmack erbaut.

Am rechten Ufer zieht ſich eine monotone Waldung in ebener Linie hin, welche einen bedeutenden Strich zwiſchen Main und Rhein ausfüllt. Dieß iſt eine Gegend, wie man ſie an der Weichſel zu finden gewöhnt iſt, hier aber am Rheine nicht vermuthet hat. Zum Glück dürfen wir die Blicke nur nach dem linken Ufer wenden, um durch freundliche Gegenden dafür entſchädigt zu werden. Die heiteren Orte Laubenheim und Bodenheim, ebenfalls von Flaſchen her uns längſt befreundete Namen, winken uns hier, und indem wir daran hinſchiffen, entfaltet ſich vor uns der Hafen von Mainz in ſeiner ganzen Breite; den Horizont ſchmücken die röthlichen Kuppeln des Doms und die zahlreichen Thürme der alten Rheinſtadt, von der Abendſonne vergoldet, während die Berge des Rheingaues im Dufte verſchwimmen. Ein herrlicher, erhebender Anblick!

Zwei große Hotels, hart am Ufer, laden mit ihren langen, größtentheils brillant erleuchteten Fenſterreihen zur Einkehr ein. Es ſind der Rheiniſche und der Holländiſche Hof. Hier beginnen jene trefflichen Gaſthöfe, die ſich in ganz Europa einen Namen gemacht haben, und die man wahrlich nur loben kann. Comfort iſt mit Eleganz vereinigt, Speiſen und Weine ſind gleich vorzüglich, und die Bedienung läßt in den meiſten Fällen nichts zu wünſchen übrig. Der Rheiniſche Hof wird vorzugsweiſe von deutſchen Reiſenden beſucht, während der Holländiſche mehr für die Fremden da zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt jedoch nur ſehr im Allgemeinen zu verſtehen, denn ich ſehe nicht ein, warum nicht auch Ausnahmen und zwar häufige Ausnahmen ſehr gut ſtatt finden könnten. Die Ausſicht auf den Strom iſt aus beiden gleich ſchön. Man überſieht den Kai, hat den Landungsplatz der Dampfboote unter den Fenſtern und Caſtel gegenüber.

Mainz ſelbſt iſt eine ſtattliche alte Stadt, voll hiſtoriſcher Erinnerungen; in den Straßen zeigt ſich ein reges Treiben, und das geſellige Leben ſteht auf einem bedeutenden Punkte der Ausbildung. Eine ſchöne Stadt kann man Mainz nicht nennen, wie es wohl auch keine andere Stadt am Rhein nach unſeren gewöhnlichen Begriffen iſt. Die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt, ſo wie aller andern hier erwähnten Orte, können meine Leſer in der zweiten Abtheilung des Buches verzeichnet finden.

Wenn man gegen ſechs Uhr mit dem Dampfboote in Mainz angekommen iſt, ſo bleibt nur der Abend zur Beſichtigung der Stadt, denn am andern Morgen, mit dem Glockenſchlage fünf, bricht das Dampfboot zur Weiterreiſe nach Coblenz auf. Da man jedoch jeden Morgen um fünf Uhr auf dieſelbe ſchnelle Art weiter reiſen kann, ſo möchte ich die Reiſenden bitten, einen kleinen Aufenthalt in Mainz zu machen, da ſich von hier aus mehre intereſſante Excurſionen anſtellen laſſen.

Die nächſte iſt wohl die nach dem nur zwei Stunden entfernten Wiesbaden, der Krone der Taunusbäder. Man kann zu jeder Stunde einſpännige Chaischen bekommen, um dieſe höchſt angenehme Partie zu machen. Ueber die Schiffbrücke nach dem wohlbefeſtigten Caſtel, und dann auf dem rechten Ufer des Fluſſes bis nach Biberich, von wo der Weg faſt in gerader Richtung nach Wiesbaden führt.

Das Schloß Biberich mit ſeinen Terraſſen und Pavillons nimmt eine herrliche Lage hart am Waſſer ein, und iſt wohl die reizendſte Reſidenz, deren ſich ein deutſcher Fürſt zu erfreuen hat. Ein Spaziergang durch den Schloßgarten iſt ſehr belohnend, beſonders nach einem warmen Sommerregen, wo die herrlichen Gewächſe, mit denen dieſer Garten überfüllt iſt, ihre friſcheſten Düfte ausſtrömen.

Hinter dem Schloſſe liegt das offene Städtchen Bieberich, mit zum Theil ſehr ſchönen, modernen Wohnhäuſern. Faſt unmittelbar daran ſtößt Mosbach.

Wiesbaden macht auf den, der es zum erſten Mal beſucht, einen großartigen Eindruck. Das Kurhaus, wenn gleich für ſeine Ausdehnung etwas zu gedrückt, zeigt doch eine reſpectable Fronte; an der andern Seite des großen Platzes liegt das Theater und das Hotel der vier Jahreszeiten, wohl einer der größten Gaſthöfe in Deutſchland. Die Häuſerreihe, die ſich von dieſem Hotel erſtreckt, würde Paris und London Ehre machen.

Die Mainzer Theatergeſellſchaft ſpielt während der Badezeit hier, und hilft, namentlich bei ſchlechtem Wetter, die

Abende beſſer ausfüllen, als es die Freiburger im Stande iſt, welche in Baden-Baden ſtationirt. Das Theater iſt klein und nicht beſonders beleuchtet. Im Kurhauſe führt Chabert, der zugleich die Spiele in den Taunusbädern gepachtet hat, den Scepter mit gewohnter, ordnungsliebender Hand. Man wird, wie in allen Chabert'ſchen Etabliſſements, ſo auch hier, vollkommen zufrieden geſtellt. Nach dem Diner findet gewöhnlich Muſik hinter dem Kurhauſe ſtatt, und die ſchöne Welt verſammelt ſich dort, um Kaffee und Thee zu nehmen. Der Ton in Wiesbaden iſt nicht ſo großartig ungezwungen, wie in Baden, auch iſt die Natur nicht ſo duftige Waldnatur wie dort. Dabei iſt ein Ueberfluß der Frankfurter Börſenwelt, beſonders an Sonntagen, hier anzutreffen.

Das intereſſanteſte, was man von Wiesbaden aus zu machen weiß, iſt ein Ausflug in den nah gelegenen Rheingau. Es iſt eine liebliche Spazierfahrt von wenigen Stunden. Von Walluf bis Rüdesheim eine faſt ununterbrochene Reihe von freundlichen Städtchen und Flecken. Schierſtein, das obſtreiche, mit den herrlichſten Gärten, Walluf, mit dem Landhauſe des Grafen von Stadion, dann Eltville oder Elfeld (Alta villa), der Hauptort des Gaus; aber alle dieſe Städtchen und Märkte, Walluf, Eltville, Erbach, Hattenheim, Oeſtrich, Winkel, Geiſenheim, Rüdesheim, ſcheinen nur eine einzige zuſammenhängende Ortſchaft zu ſeyn. In Erbach iſt ein prachtvoller Park am Rheine; vor Hattenheim ſieht man das Marcusbrünnlein, das dem edeln Marcobrunner den Namen gibt; ſeitwärts ragt der Johannisberg empor, vor uns liegen Geiſenheim und Rüdesheim; welche Namen! wer dürfte zu ihrem Ruhme noch ein Wort verlieren. Wir ſind auf klaſſiſchem Boden!

Der Rheingau oder Rhingau, wie es in der Gegend heißt, iſt der ſchmale Uferſtrich an der rechten Seite des Stromes, mit ſanft anſteigenden Hügeln, die mit den herrlichſten Rebenſorten bepflanzt ſind. Die Sonne wirft ihre heißeſten Mittagsſtrahlen hieher und kocht den Traubenſaft, die Arbeiter laſſen es an fleißiger Sorgfalt nicht fehlen, und die Bereitungsart iſt eben ſo vorzüglich. Dieſes herrliche Herzogthum Naſſau hat die berühmteſten Sauerbrunnen und die koſtbarſten Rheinweine; ein glücklicher Fürſt! Alljährlich werden aus dem herzoglichen Keller eine Partie Weine verſteigert, unter denen ſich auch ſtets ſogenannte Kabinetsweine befinden. Steinberger, Johannisberger und Marcobrunner 1834er ſind die Krone dieſer Sammlung. Man iſt bekanntlich davon zurückgekommen, ganz alte Sorten zu bevorzugen, und trinkt die jüngern mit großem Wohlbehagen. Es kann auch nicht geläugnet werden, daß dieſe beſſer munden, und daß die alten Jahrgänge als Arznei dienlicher ſeyn mögen, als im frohen Kreiſe, wo dem Gaumen geſchmeichelt werden ſoll. Wer ſo glücklich war, die Kabinetsweine der letzten guten Jahre zu koſten, wird mir Recht geben. Namentlich iſt der „Marcobrunner 34er-Kabinet“ von ſo köſtlicher Art, daß ich bekennen muß, nie ein edleres Gewächs getrunken zu haben.

Hier vereinigt ſich Alles: Feuer und Milde, mit der herrlichſten Blume und jener unnachahmlichen feinen Säure, welche die Rheingauer Weine dem Kenner ſo werth macht, und die er die „Gähr" nennt. Stückfäſſer ſolcher Weine werden aber auch bis zu 5 und 7000 Gulden in die Höhe getrieben. Bei den Citationen wird für Rechnung der herzoglichen Kellerverwaltung den Steigerungsluſtigen ein erquickendes Frühſtück verabreicht, um den Wein deſto beſſer prüfen zu können.

Ehe man den Rheingau verläßt, beſucht man von Geiſenheim aus den berühmten Niederwald, der ſich bei Rüdesheim erhebt. Man erſteigt ihn auf bequemen Pfaden, die ſich durch Laubgänge hinziehen. Eine offene Säulenhalle, die uns empfängt, zeigt uns ein herrliches Panorama der Rheingegend. Von hier beſteige man die vorderſte Bergſpitze des Niederwalds, die Roſſel genannt wird, wo man eine noch imposantere Ausſicht hat. Man kann von Rüdesheim aus auch zu Wagen und auf Eſeln dieſe Höhe bequem erreichen. Man macht den Weg hin und her in drei Stunden.

Das alte Nieder-Ingelheim, welches man von Oeſtrich gerade aus am linken Ufer vor ſich liegen ſieht, verdient gleichfalls, von Mainz aus beſucht zu werden. Hier hatte Carl der Große ſeine Pfalz, von der jedoch nur wenige Ueberreſte mehr zu ſehen ſind. Sie wurde zwiſchen 768 und 774 erbaut, und ſoll mit hundert Säulen aus italieniſchem Marmor geſchmückt geweſen ſeyn, welche der Pabſt dem Kaiſer zum Geſchenke gemacht hatte. Was man jetzt noch von dieſem geſchichtlich denkwürdigen Gebäude ſieht, wird „der Saal“ genannt.

Ehe die Dampfboote eingeführt waren, machte man die Rheinreiſe von Mainz bis Cöln in einem eigenen Fahrzeuge, welches die Waſſer-Diligence genannt wurde. Ich könnte hier die Abenteuer einer ſolchen Reiſe einſchalten, die ich einſt vor zwanzig Jahren ſelbſt machte.

Die Waſſer-Diligence war eine Art von bedeckter Gondel, die ſich ſehr langſam den Rhein hinab bewegte, wobei man gehörige Muße hatte, die Gegenſtände am Ufer zu beſehen. Allein, theils war die Hitze in dieſem geſchloſſenen Raume unerträglich, in den ſich die ſehr gemiſchte Geſellſchaft während eines Ungewitters geflüchtet hatte, theils war es mir leid, an den intereſſanten Gegenſtänden nur ſo vorüber zu ſchwimmen, ſo daß ich mich in Caub an's Land ſetzen ließ und gleich damit anfing, mich nach der im Rhein ſchwimmenden Pfalz überſetzen zu laſſen, um ſie von innen und außen recht genau in Augenſchein zu nehmen. Dann miethete ich mir einen Nachen, und ließ mich bald an's rechte, bald an's linke Ufer bringen, um Alles, was mich anzog, zu betrachten, bald zu verweilen, bald zu Fuße weiter zu wandern, während mein Nachen langſam am Geſtade folgte.

Ich würde einem Jeden rathen, der den Rhein zum erſten Mal beſucht, und für den daher die Gegenſtände noch ein neues Intereſſe haben, mit dem Dampfboote nur bis

Bingen zu fahren und von hier einen eigenen Nachen bis Coblenz zu miethen, um rechts und links ſeine Ausflüge mit aller Bequemlichkeit zu machen.

Das freundliche Städtchen Bingen iſt einer der bedeutendſten Häfen zwiſchen Mainz und Köln. Die Weine, die hier in den Handel kommen, wachſen theils am Rhein, theils an den Ufern der Nahe. Der Scharlachberger iſt der beſte dieſer Gattung. Vor Allem iſt das alte Druſuskaſtell, ſpäter ein mittelalterliches Raubneſt, Klopp genannt, zu beſteigen, wo man eine ſehr ausgedehnte Ausſicht hat.

Das ſogenannte Bingerloch, das noch vor zwanzig Jahren einige Aengſtlichkeit bei den Schiffenden erregte, hat nunmehr ſelbſt bis auf den Schein Alles verloren, was nur ein ähnliches Gefühl ſelbſt in der Bruſt des Furchtſamſten hervorrufen könnte. In den letzten Jahren wurden die Felſen, welche die Schifffahrt bei niedrigem Waſſer noch zu bedrohen im Stande waren, geſprengt und aus dem Wege geräumt, und man ſieht hier nichts mehr, als einen etwas heftigern Wellenſchlag, der dadurch erregt wird, daß die Waſſermaſſe des Stromes in ein engeres Bett tritt; dabei werfen die hohen Felſen einen tiefen Schatten über den Fluß, ſo daß der Name „Loch" doch zum Theil dadurch gerechtfertigt werden kann. Der alte Mäuſethurm ragt einſam und verlaſſen aus den Fluthen hervor. Statt der bekannten Sage von Biſchof Hatto wollen Neuere den Namen der Ruine von Muserie (Waffenhaus) oder von Maut, Mauth (nur engliſch ausgeſprochen) herleiten, weil hier ein Zoll erhoben wurde. Ich laſſe mir ungern meine Sagen nehmen, und will es daher mit den Mäuſen halten. Mögen Andere die Sache aufklären.

Sonſt erreichte man mit der Waſſer-Diligence Bingen um Mittag, ſpeiſte dort am Lande, und kam zu Nacht nach Coblenz. Jetzt ſtreckt um Mittag der Dampfbootreiſende ſeine Füße unter die wohlbeſetzte Tafel des Bellevue-Hotels in Coblenz und iſt Abends in Bonn, wenn er es nicht vorzieht, noch Cöln zu Nacht zu erreichen.

Von Bingen ſind überaus angenehme Touren in das Nahethal zu machen, wo man bei freundlichen Leuten verſchiedene Sorten trefflicher Weine kennen lernen kann. Ich glaube, daß ſolche hübſche Bekanntſchaften wohl der Mühe verlohnen. Scharlach- und Rupertsberg ſind das Portal, durch das man in das Nahethal tritt. Dieſer Fluß beſpült von ſeiner Quelle an der Gränze von Lothringen bis hieher, kaum zwanzig Stunden, die Gebiete von fünf verſchiedenen Fürſten. Die größte Stadt des ganzen Thales iſt Kreuznach, in einer gartenähnlichen Gegend, am Fuße des Schloßberges. In der Ferne ragt der hohe Rheingrafenſtein herein. Im Innern iſt Kreuznach winklich und enge, aber die Umgebungen ſind herrlich. Sobernheim hat eine alte gothiſche Kirche und ein altes Rathhaus aus dem vierzehnten Jahrhundert. Monzingen zieht den berühmteſten Wein im Nahethal, und wird für den älteſten Ort der ganzen Gegend gehalten.

Kirn, mit der alten Kirburg, vor der Revolution die Reſidenz einer Seitenlinie des fürſtlichen Geſchlechts Salm. Wenige Stunden von Kirn hören die Schönheiten des Thales auf; die Nahe wird zum Waldbach, und die Gegend wild, ohne großartig zu ſeyn; alſo eigentlich nur unfreundlich. Man kann nach St. Wendel gehen, um von da über unwirthbare Höhen nach Trier zu gelangen, wo man bei Ruwer in's Moſelthal hinabſteigt. Wer von Bingen die Rheinreiſe verfolgen will, thut am beſten, bei Kreuznach umzukehren.

Sobald man Bingen verlaſſen hat, nimmt Rhein und Landſchaft einen andern Charakter an; Alles wird hier maleriſcher, an einigen Stellen ſelbſt großartig. Dieſe ſchwarzen Baſalte, die ſich zum Himmel thürmen, und ihren Spiegel, die vor Kurzem noch ſo klare Flut, verdunkeln, die alten Burgen auf ſchroffen Klippen und die eben ſo alten Städtchen unter ihnen, mit den hohen Schieferdächern, den verfallenden Mauern aus großen Quadern, oft noch von den Römern erbaut, und den ſeltſam gebildeten Thürmen; nur dann und wann ein modernes Haus mit friſchem Anſtrich, eine Villa am Ufer oder auf der Höhe, mitten in Weinland verſteckt, das ſich überall ſaftig und wild zwiſchen den Brüchen und Spalten verbreitet, und die vielen Flüſſe und Bäche, die aus lieblichen Seitenthälern dem Vater Rhein zuſtrömen, dies Alles gibt ein Bild ſo eigener Art, daß man wie durch einen Zauber davon gefeſſelt wird.

Ehrenfels, Rheinſtein, Königſtein und Falkenſtein liegen zu beiden Seiten des Fluſſes und begrüßen die Reiſenden gleich beim Eintritte in das Rheinthal. Unter Ehrenfels liegt in ſonniger Nebenſchlucht Aßmannshauſen, wo die heimiſch gewordene Burgunderrebe den rothen Nektar giebt, der das Feuer ſeines Vaterlandes beibehalten und hier die Blume geiſtigen Duftes dazu erworben hat; eine Miſchung, ſo köſtlich dem Gaumen des Kenners, wie nicht leicht eine andere. Von den maleriſchen Burgen, die ſich uns hier darſtellen, hat Prinz Friedrich von Preußen den Vogtsberg mit bedeutenden Koſten im alten Geſchmack für ſich herſtellen laſſen. Auch das Innere iſt dem entſprechend eingerichtet. Man kann ſich von dem Schloßvogt überall herumführen laſſen.

Eine ununterbrochene Reihe von Ortſchaften am linken Ufer begleitet unſere Fahrt, bis Lorch mit den Ruinen von **Fürſteneck** am rechten einen ſchönen Proſpekt bildet, daneben erhebt ſich die Veſte Sooneck, gegenüber liegt dann wieder Stahleck und unweit davon, hinter ſeinen ſchwarzen Römermauern, das uralte Bacharach, das ſeinen Namen von dem Bacchusſteine (Ara Bacchi) herleitet, der bei niedrigem Waſſer noch mitten im Rhein geſehen wird, und deshalb einen trockenen Sommer, mithin ein gutes Weinjahr prophezeiht. Mit Lorch endigt eigentlich der Rheingau; es iſt eines ſeiner älteſten Orte. Von Bacharach wird die Gegend einſamer und ſchaurig. Man hat eine ehemals gefährliche Stelle, „das wilde Gefährt", zu paſſiren, bis daß die Landſchaft ſich bei Caub wieder öffnet und uns dieſes ſelbſt ſchön ausgebreitet an treppenförmigen Weinbergen zeigt, die Burg Gutenfels in der Höhe und die wunderbare Pfalz mitten im Rheine davor. Das Bild iſt ſeiner Eigenthümlichkeit wegen ſchon ſehr oft gemalt und gezeichnet worden, und daher wohl allgemein bekannt. Man wird gut thun, hier zu landen. Nach eingenommenem Imbiß begiebt man ſich mit einem Fiſcher nach der Pfalz und ſteigt die alten, engen Steintreppen hinan, um ſich die Gemächer zeigen zu laſſen, unter denen das kleine beſonders merkwürdig iſt, wo die Gemahlinnen der Pfalzgrafen unter ſtrenger Bewachung ihr Wochenbette halten mußten. Auch zeigt man einen tief in den Felſen gehauenen Brunnen, der ſeine Quelle nicht im Rheine hat.

Von Caub wandert ſich's gar luſtig an einem ſchönen Sommerabende weiter. Drüben zeigt ſich Oberweſel mit ſeinen ſchönen Kirchen; immer führt der Weg durch die herrlichen Rebengelände, und man ſchreitet, ohne es anfänglich zu merken, über die mächtigen Felſenglieder hinweg, die trotzig ihre Füße bis weit in den Strom hineinſetzen. Doch plötzlich ſteht man an dem mächtigſten dieſer Rieſen. Es iſt der Lurleyfels, der einem alten Spuk ſeinen Namen verdankt. Wer kennte nicht Heine's Gedicht? Wer nicht Begas' Bild, wenigſtens aus dem Steindruck? Oben auf der Klippe ſaß hier die ſchöne Lorelei, und lockte mit Spiel und Geſang den Fiſcher an, der dann in ſeligem Selbſtvergeſſen ſich dem Felſen nahete, die Ruder ſinken ließ und nur der Stimme horchte und den Blick an der göttlichen Geſtalt weidete.

Dann erfaßte ihn plötzlich der Strudel und der Kahn drohte an den Riffen zu ſcheitern. Zu ſpät gewahrte es der Unbeſonnene, in der Todesnoth ſtreckte er ſeine Arme flehend zu der Herrlichen droben auf der Klippe. Sie konnte ihm die rettende Hand reichen und ihn an's bergende Ufer ziehen; allein ſie wendet ſich weg, damit er nicht einmal ihr Gewand erfaſſe und ſich ſo vielleicht an's Land ſchwinge. Kalt und theilnamlos ſitzt ſie da, in ihren goldenen Locken, und ſieht hinab, wie Menſch und Schifflein unterſinken; und wenn die Wellen darüber zuſammengeſchlagen ſind und die Wirbel im Fluſſe verſchwimmen, und nichts die Stelle mehr bezeichnet, wo das Opfer ruht, beginnt ſie wieder ihre Haare zu ſtrählen und ihre verführeriſche Stimme ertönen zu laſſen.

Jetzt iſt an dieſer Stelle keine Gefahr mehr vorhanden. Als ich, noch ein Jüngling, zum erſten Male den Rhein beſuchte, verließ ich hier meinen Nachen, um der Verſuchung zu entgehen, und ſchritt ſichern Fußes über die Felſen der Lurlei hinweg. Jetzt in reiferen Jahren traue ich mir mehr Standhaftigkeit zu, auch glaube ich, daß der Nixe an meiner Eroberung nicht viel mehr liegen kann. Ich bin daher in letzter Zeit ſchon vielfältig hier vorübergeſchifft. Ich war nicht einmal ſo glücklich, einen Wimpel des Gewandes, viel weniger die Nixe ſelbſt zu ſehen, noch weniger aber etwas Geſangartiges von ihr zu vernehmen; dafür hörte ich die rauhen Töne losgeſchoſſener Böller und das quäkende Spiel einer Klarinette Hall- oder echoweiſe aus den Klüften und Riffen den Felſen wiedertönen. Ob dies Echo zu der Sage Veranlaſſung gegeben, mag ich nicht entſcheiden; der verſtändige Weber geht ſo weit, den Namen Lurley von dem Echo herzuleiten, da lurleyen nämlich ſo viel wie „nachſpotten“ bedeuten ſoll. Nüchterne Forſcher ſpielen auf Lure (lauter) und Ley (Schiefer) an, und ſo ſoll die Nixe Lurley dem Felſen nicht einmal den Namen gegeben haben, obgleich ſchon die Minneſinger ſie kannten, und in den Zeiten der Hohenſtaufen, wie von einem erſt kürzlich abgekommenen Skandale, über ſie geurtheilt wurde. Ich laſſe mir auch die Lurley nicht nehmen!

Die Gegend wird nun wieder immer lieblicher, bis man St. Goarshauſen erreicht. Hier iſt im Fluſſe eine ziemlich ſtarke Brandung, die man die Bank nennt, gleich darunter ein Wirbel, „der Sand oder das Gewirr“ geheißen. Früher klebte allen dieſen Stellen etwas Geheimnißvolles an, und ſo ſagte man von dieſer Bank, ſie hänge unter dem Strombette mit dem Bingerloche zuſammen: alles, was dort unterging, komme hier wieder zum Vorſchein.

In St. Goarshauſen, das aus einer Reihe freundlicher Wohnungen beſteht, beſteige man den Nachen, und laſſe ſich, an der jetzt nicht mehr fürchterlichen Bank vorüber, zu dem einladenden Wirthshauſe des Städtchens St. Goar führen, wo man trefflich bedient wird. Ich traf's freilich nicht ſo gut, als ich vor Jahren einmal hier einkehrte. Es war gerade zu der Zeit, als dem neuen Landrathe zu Ehren ein

Souper gegeben wurde, wobei ſich alle Honoratioren der Gegend eingefunden hatten. Ich reiſte in Geſellſchaft eines vornehmen Ruſſen, dem es weder an Orden noch Titeln fehlte, um auch dem Wirthe in St. Goar gehörig imponiren zu können, dem aber auf der Rheinreiſe die Laune gekommen war, zu ſentimentaliſiren, allem Glanze zu entſagen und ſich blos von mir mit „Herr N.“ anreden zu laſſen. Herr N. und ich wurden aber, als wir in ſehr einfachem Reiſe-Coſtüm aus dem Nachen ſtiegen, von Gepäck nichts bei uns hatten, da die Koffer nach Köln vorausgeſandt worden waren, ſehr unglimpflich empfangen und nach langem Harren in eine Bodenkammer verwieſen. Wer wollte das dem Wirthe zur Laſt legen? Die Herren Preußen waren damals noch neu im Lande, und ein preußiſcher Landrath iſt zu jeder Zeit eine wichtige Perſonage geweſen; was aber ſind zwei ärmliche Fuß- oder Nachenreiſende? Was überhaupt Leute ohne Titel und Orden? Mein Reiſegeſellſchafter hatte aber am andern Morgen ſchon mehre bunte Bänder, zum großen Erſtaunen des Wirths, in ein linkes Knopfloch geſchlungen, und ich mußte ihm den von Gottes und des Kaiſers wegen gebührenden Titel in der Anrede beilegen. So entgingen wir denn auch für die Folge glücklich den Bodenkammern.

Ein preußiſcher Polizeibeamter, der ſich an Bord des Dampfſchiffes einfindet, viſirt hier im Fahren die Päſſe der Paſſagiere und beordert ſie vor ſich in die Kajüte, um ſie ihnen, nach kurzem Verhöre, wieder einzuhändigen. Wer zu Lande reiſt, wird natürlich angehalten, dies am betreffenden Orte nicht zu verſäumen.

Ueber St. Goar liegen die Trümmer der Veſte Rheinfels; hinter dem gegenüberliegenden Dorfe St. Goarshauſen aber die der Katze, eines alten Bergſchloſſes. Ueber Welmich, mit ſeinem gothiſchen Thurme, ragt das Schloß Thurmberg, oder die Maus, wahrſcheinlich als Gegenſatz zur Katze ſo genannt, hervor. Bei Salzig, an dem man jetzt vorüberſchifft, wachſen ſo viele Kirſchen, daß der Ertrag daraus in guten Jahren an achttauſend Gulden betragen ſoll; man verſendet ſie vornämlich nach Holland. Am rechten Ufer ſtehen die Burgen Liebenſtein und Sternberg, welche man die Brüder nennt. Jetzt erreicht man Boppard.

Die ſehr ſchöne Anſicht der Gegend, die hier einen überaus freundlichen Charakter hat, trübte mir ein Gewitter; der Schiffer mußte eine Decke über das Fahrzeug ziehen, wodurch daſſelbe ſehr in's Schwanken kam. Wir landeten ganz durchnäßt in dem alten, ſchmutzigen Boppard, wo wir zwar alten, aber ſehr klaren und reinen Wein bekamen und uns ſo lange mit dieſem unterhielten, bis der Himmel ſeine Schleuſen wieder geſchloſſen hatte. Bis gegen Mittag hatte ſich Alles verzogen, und wir konnten unſere Fahrt fortſetzen. Braubach, alt und häßlich, die intereſſante Markusburg aber dabei (im Munde des Volkes „Marxburg"), die zu einem Halt am rechten Ufer einlädt, und das Schloß Philippsburg. Dann wieder hinüber zum linken, um das alte Rhenſe in

Augenſchein zu nehmen, wo einſt der Königsſtuhl unter alten Wallnußbäumen ſtand, wo Kaiſer und Kurfürſten zu Gericht ſaßen und das Wohl des Reichs beriethen. Rechts winken Ober- und Nieder-Lahnſtein, am Ausfluſſe der Lahn, gegenüber liegt die herrliche Ruine Stolzenfels. Sie gehört jetzt dem Kronprinzen von Preußen, welcher ſie von der Stadt Coblenz zum Geſchenk erhielt. Man fährt nun an der langen, fruchtbaren Inſel Oberwörth vorüber, und kommt zum Dorfe Horchheim, dem erſten preußiſchen Orte am rechten Ufer. Die ſchöne Villa, die man hier ſieht, gehört dem Berliner Banquier Mendelsſohn. Nun ſteuern wir in gerader Richtung auf Coblenz zu, das ſich prächtig am linken Ufer hinzieht, während auf dem rechten der ſtolze Ehrenbreitſtein, mit dem lieblichen Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein an ſeinem Fuße, die Gegend beherrſcht.

Das Dreieck, auf dem Coblenz liegt, die Moſelmündung und die Waldberge im Hintergrunde, die zur wilden Eifel gehören, bilden ein herrliches Panorama, das ſich jedoch nicht aus dem Kahne, ſondern von einer Erhöhung erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit überſchauen und würdigen läßt.

Stets habe ich Coblenz im freudigſten Sonnenſcheine begrüßt, und es lebt ſo fort in meinem Gedächtniſſe, daß ich es mir gar nicht anders denken kann. Die Lage iſt ſonnig im eigentlichſten Sinne des Worts; heiter und mild wie der von ſeinem Geiſt durchdrungene Wein, den die milden Strahlen an den Ufern der Moſel reifen.

Wenn gleich unſere Karte Trier nicht mehr enthält, ſo kann ich es doch nicht unterlaſſen, meine Leſer aufmerkſam zu machen, das Moſelthal von Coblenz bis Trier zu durchſtreifen. Aber zu Waſſer muß es geſchehen, wo es herrliche Anſichten gibt, während die Poſtſtraße nur wenig Ausbeute liefert. Die Entfernung beträgt nur vier und zwanzig Stunden, aber man rechnet zu Waſſer neun und vierzig, der vielen Krümmungen wegen, dennoch wird man durch die Reize der Ufer dafür reichlich entſchädigt werden.

Zunächſt Coblenz liegt Weiß, ein Beluſtigungsort mit Muſik und Tanz; dann kommt man nach Güls, wo guter Wein und viele Kirſchen wachſen; eine Viertelſtunde vom Ufer liegt Metternich. Hier beginnen die wilden Moſelberge, die nur kargen Anbau geſtatten. Der Flecken Winningen zeichnet ſich durch den Fleiß ſeiner Einwohner aus. Jede Felſenſpitze iſt mit Erde bedeckt, um Reben darauf pflanzen zu können. Die Gegend verdient trotz ihrer Wildheit intereſſant genannt zu werden. Nun folgen Dieblich und Cobern, erſteres mit gutem rothem, ſo wie letzteres mit weißem Wein. Von den Trümmern des alten Bergſchloſſes und der Johanniskirche iſt die Ausſicht anziehend. Die Mathiaskirche iſt ein gutes Werk altdeutſcher Baukunſt. Gondorf, mit dem Stammſchloß der Herren von der Leyen am linken, und Niederfell am rechten Ufer werden ſichtbar. Die Gegend wird immer wilder bis nach Kattenes und Alken, mit den herrlichen Ruinen von Thuron oder Thurn. Hier ſollen die

Römer das enge Bette des Fluſſes mit Ketten geſperrt haben; weßhalb der Name Catenae. Löw, mit den Ruinen der Sternburg, Bredenbach, Hatzenpfert, Rhom, Burgen, die Ruinen von Biſchofsſtein, endlich Moſelkern an der wildbrauſenden Elz. In dem nahen Städtchen Münſtermainfeld ſoll Caligula von Agrippina geboren worden ſeyn. Müden, an der Moſel, wo unweit davon der treffliche Litzenbeckenwein gewonnen wird; Karden, altrömiſch, die Einſiedelei Zillesberg, auf weitragender Felſenſpitze, und endlich Treis, gleichfalls von römiſcher Abkunft. Von hier nach Beilſtein ſind zu Waſſer acht, zu Lande nur drei Stunden; doch thut man gut daran, wenn man den letztern Weg einſchlägt, einen tüchtigen Führer mitzunehmen. Ueber den Hundsrück kommt man von hier bei Bacharach an den Rhein hinunter.

Nun gelangt man, wenn man das Moſelufer weiter verfolgt, über Pommern, mit einer Burg am Ufer, Clotten, das alte Clottena und einer Veſte, die den Namen Coraidelſtein geführt haben ſoll, nach Cochem, dem Geburtsort des bekannten Legendenſchreibers Pater Martin, und Beilſtein, mit ſeiner Burg, dem fürſtlichen Geſchlechte Metternich gehörig. Beide zeigen maleriſche Ruinen und die Erde birgt hier eine Menge römiſcher Alterthümer, die oft der Pflug und Karſt des Landmanns zu Tage fördern. Von hier geht's auf Marienburg, Merl, Zell, Reil, Enkirch, einer bedeutenden Ortſchaft, wo man noch Säulen findet, die einſt einem Tempel angehört haben ſollen. An Starkenburgs

Ruinen vorüber kommt man nach Trarbach, das eigentlich von Thronus Bacchi ſeinen Namen hat. Es liegt in einer herrlichen, weinreichen und ſehr geſunden Gegend; ihm gegenüber das uralte Traben. Wegen der Krümmungen des Fluſſes verläßt der Reiſende bei Marienburg den Kahn und legt den Weg bis Trarbach zu Lande zurück. Von hier geht es aber wieder zu Waſſer, über Cröff, an einer Reihe der ſchönſten Häuſer vorbei, nach Berncaſtell, Mühlen oder Mühlheim, Piesport, mit dem weltbekannten Weine, nach der Eberhardsklauſe, einer ehemaligen Probſtei, wo man die Moſel, ihrer zahlreichen Windungen wegen, abermals verlaſſen muß und nun den Weg nach Trier vollends zu Lande zurücklegt. In dieſem Reviere, dort an den Ufern der Moſel, wachſen die trefflichſten, geſchätzteſten Weine. Was in einiger Entfernung von dem Fluſſe erzeugt wird, nennt man Heckenweine und ſie ſtehen den Uferweinen nach, obgleich ſie doch noch vorzüglich ſind und vielen andern deutſchen Weinen den Rang ablaufen.

Trier ſelbſt iſt eine merkwürdige Stadt, die älteſte deutſche und nächſt Solothurn die älteſte in Europa, wie man behauptet, einſt die Reſidenz römiſcher Kaiſer und die Lieblingsſtadt Conſtantin's. Sie führte neben ihrem Namen Augusta Trevirorum auch noch den: **Roma Secunda**, und war damals im eigentlichen Sinne ein kleines Rom. Die Zeiten haben ſich nun freilich für die gute Stadt bedeutend geändert, da ſie jetzt nicht einmal ein zweites Berlin genannt werden kann. Sie hatte aber auch ſeit vielen Jahren ſehr gelitten und es kann nicht geläugnet werden, daß ſie ſich wenigſtens wieder zu einer recht anſehnlichen Stadt erhoben hat. Der Reichthum an römiſchen Alterthümern, der ſich hier bei jedem Schritte zeigt, wird den Reiſenden auf ſehr angenehme Weiſe beſchäftigen.

Wer noch Zeit genug übrig hat, mag auch die nahe Eifel, ein rauhes Waldgebirge, beſuchen, welches beſonders den Mineralogen Nutzen gewähren wird. Man wird dort einen körnigen Schlag armer Leute finden, die ſich bei Haferbrei und Quellwaſſer den Umſtänden nach recht wohl befinden, und zum Theil, wie im Dörſchen Pallien, ihre Wohnungen in den Felſen gegraben haben, gleich Wilden. Ein Theil wird Schneifel (Schnee-Eifel) genannt. Hier dauert der Winter ſehr lange. Die preußiſche Regierung hat für eine gute Straße geſorgt und eine Diligencen-Verbindung eingerichtet. Zu den intereſſanteren Bekanntſchaften, die man hier macht, gehört unſtreitig ein Sohn der berühmten Schauſpielerin Schröder, der in dieſer wilden Einſamkeit als katholiſcher Seelſorger lebt.

Oberhalb Trier nehmen die Ardennen ihren Anfang, doch dieſes romantiſche Gebiet, nach dem der große Britte eines ſeiner trefflichſten Luſtſpiele verſetzte, und das ſchon deßhalb mir ſtets ſehr anziehend erſchienen iſt, führt uns etwas gar zu weit vom Rheine hinweg, und ich kehre daher, mit gütiger Erlaubniß meiner verehrten Leſer, nach Coblenz zurück, und bitte ſie, mir dahin zu folgen

Von Coblenz nach Bonn bieten die Ufer noch die mannigfaltigſten Schönheiten in ſteter Abwechſelung; namentlich iſt dies bis unterhalb Andernach in hohem Grade der Fall. Bei Coblenz endigen die Berge des Hundsrücks am linken Ufer, und rechts zeigt ſich der Weſterwald noch in beſcheidener Entfernung, ſo daß die Landſchaft dadurch weiter wird. An der reizenden Inſel Niederwörth vorüber kommen wir nach Vallendar, wo das allbekannte Steingut gemacht wird, welches, ſtromauf- und abwärts verführt, in großen Haufen auf allen unſern Meſſen und Jahrmärkten geſehen wird. Nicht weit davon liegt Maller- oder Mallendar, beide Orte ſollen ihren Namen aus dem lateiniſchen „Mola Romanorum“ und „Vallum Romanorum“ erhalten haben. Dann ſieht man die Burg-Ruinen von Sayn, wo die Sayner Hütten* liegen, ein königliches Eiſenwerk, das uns unter Anderm die ſchönen, eben ſo wirkſamen als geſchmackvollen, Oefen liefert. Die neue Hütte ſelbſt iſt, mit Ausnahme des Unterbaues, ganz aus Eiſen. Die Eiſenminen liegen drei Stunden entfernt, bei Horhauſen im Weſterwalde. Am linken Ufer befindet ſich am Dorfe Weißenthurm das großartig angelegte, nun verfallene Denkmal für den General Hoche, der hier im Jahre 1797 über den Rhein zog. Hier ſoll auch Cäſar zum erſten Mal über den Rhein gegangen ſeyn, um ſein Heer gegen die Sicambern zu führen.

Von hier ließ ich mich mit meinem Nachen nach dem lockenden Neuwied überſetzen, das mit ſeinen neuen, bunt getünchten Häuſern und ſeiner geraden Uferſtraße, es ſteht erſt etwas über hundert Jahre, einen ziemlich auffallenden Contraſt zu der alten Umgebung, den Baſaltfelſen, den Römermauern und den Burgruinen abgibt. Neuwied iſt eine vollkommen neue Stadt, in der nichts Altes gefunden wird, als die römiſchen Alterthümer, die in dem daran überreichen Boden von Biber alltäglich herausgegraben werden. Man hat das Gefundene in ein Muſeum gebracht, das im Schloſſe errichtet wurde. Auch die braſilianiſche Sammlung des berühmten Reiſenden Maximilian von Neuwied iſt hier nicht zu überſehen.

Mehr als Alles werden aber die Herrenhuter wohl jeden Reiſenden intereſſiren, die durch ihre fleißige Induſtrie vielen Wohlſtand in der Stadt erzeugen, da ſie dadurch auch die andern Einwohner zur Nachahmung anfeuern. Neuwied zeichnet ſich in der That durch ſeinen Kunſtfleiß ſehr bedeutend aus und thut es im Verhältniß hierin vielen Städten zuvor. Die Einrichtungen der Brüdergemeinde oder Herrenhuter ſind bekannt; das getrennte Leben beider Geſchlechter in den Bruder- und Schweſterhäuſern; ihre Verheirathung nicht nach Wahl des Herzens, ſondern wie ſie an die Reihe kommen; ihre höchſt einfache Lebensweiſe; ihr von allem äußern Schmuck entblößter Gottesdienſt; ihr weiß getünchter Betſaal; die rothen Schleifen an den Häubchen der unverheiratheten, ſo wie die weißen an den der verheiratheten Schweſtern; die ungemeine Ordnung und Reinlichkeit, Alles dies wird beſonders Damen auf freundliche Weiſe in Anſpruch nehmen, und gern wird man aus den artigen Arbeiten, die hier hervorgebracht werden, eine auswählen zum Andenken an die hier verlebten Stunden.

Die ſo freundliche Gegend verändert plötzlich unterhalb Neuwied ihren Charakter und wird düſter. Die Berge erheben ſich ſchroffer und rücken näher zum Strome, den ſie einengen. Links erblicken wir das uralte Andernach mit ſeinen feſten Mauern und den engen Straßen.

In früherer Zeit, als das Reiſen noch nicht ſo alltäglich war, und die Reiſehandbücher hinter dem Ofen verfertigt wurden, wo man aus alten Scharteken oft das Widerſinnigſte zuſammentrug, was Andere theils erfunden, theils von vorzeitigen Autoren auf Treu und Glauben angenommen hatten, ohne ſelbſt Kritik genug zu haben, zu ſondern und zu ſichten, war es auch gebräuchlich, nur immer das Extravaganteſte zu verzeichnen, wenn auch das Unſcheinbarſte dadurch zu einer Merkwürdigkeit erſten Ranges erhoben wurde.

So hatte ich denn auch, ehe ich das erſte Mal an den Rhein kam, von einem prächtigen Römerthore geleſen, das Andernach jetzt noch zieren ſollte. Kaum war ich nun im erſten Gaſthofe der Stadt abgeſtiegen, als ich nach der prächtigen, berühmten Ruine fragte. Allein vergebens — Niemand konnte mir etwas darüber mittheilen, noch den Ort verrathen, wo ſie ſtand. Ich war ein junger Enthuſiaſt, der zum erſten Male aus ſeinen kalten, nordiſchen Wäldern nach

Deutſchland ausgeflogen war, und daher dieſen Abend noch die heiße Stirne durchaus an einen Stein drücken wollte, den ein römiſcher Maurer mit römiſchem, zeittrotzendem Ciment höchſt eigenhändig eingefügt hatte. Ich lief unaufhaltſam umher und hielt bald dies, bald das für das Bauwerk aus der Römerzeit. Endlich erkor ſich meine Phantaſie, durch trefflichen Wein noch mehr erhitzt, ein unweit des eigentlichen Römerthores ſtehendes beſäultes Haus, von kleinlichen Dimenſionen, als Gegenſtand der Bewunderung, und ich ſah hier wirklich an jenem Abende ein „römiſches Gebäude“. Und kann man es denn Täuſchung nennen? Empfand ich nicht wirklich Alles, ſah ich darin nicht Alles, was man nur bei einer wirklichen Antike empfinden, an einer wirklichen erſpähen kann? Und war dieſes Täuſchung, ſo beruht aller Genuß darauf, den wir auf dieſem Wege uns zu bereiten ſuchen.

Ich mußte ſpäter immer lächeln, wenn ich mein römiſches Haus im Vorbeifahren anſichtig wurde, wie es noch jeder Durchreiſende rechts vom Thore, an der Straße nach Coblenz, ſehen kann. Das eigentliche Römerthor, das aber im Geringſten nicht prächtig genannt werden kann, beſonders, wenn man es zu italieniſchen hält, präſentirt ſich am beſten vom Nachen aus, und die Schiffer ſind jetzt ſchon ſo wohl unterrichtet, es dem Reiſenden zu zeigen, wenn er darnach fragen ſollte.

Wer eine intereſſante Parthie machen und ſich eine poetiſche Aufregung bereiten will, der biege bei Andernach vom

Rheine ab, landwärts nach Laach, und betrachte hier den vulkaniſchen See, das Laacher Meer genannt, von dem Friedrich Schlegel ſang:

„Zu Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller, wie die iſt keine
Auf des Berges Höh'.“

Am Ufer des See's liegt die ehemalige reiche Benedictiner-Abtei Laach, die der erſte Pfalzgraf am Rhein, Heinrich II. von Laach, 1093 geſtiftet. Für den Naturforſcher hat dieſe Gegend großes Intereſſe. Zwei Stunden von hier bei dem Dorfe Niedermendig iſt die Meierei Frauenkirch, wo die heilige Genovefa begraben liegen ſoll. Unweit Mayen wohnte ihr Gemahl, und hier war die Wildniß, wo ſie mit dem kleinen Schmerzenreich und mit der Hirſchkuh lebte.

Zwiſchen Andernach und Remagen thut man gut, nach dem blaßrothen Wein zu fragen, der zwiſchen Ahr und Rhein wächſt, und den man den Ahrbleichert nennt. Es iſt ein ſehr angenehmer, der ſich jedoch nicht halten ſoll und daher ſelten verſandt, noch ſeltener aber in der Fremde gut getroffen wird. Ganz im Gegenſatze zu andern Weinen, die gewöhnlich an Ort und Stelle in geringerer Qualität getrunken werden, da man die beſſeren Sorten verſchickt. Mit einem Lothringer Wein: den vin gris von Pont-à-Mousson, der, wie der Name ſagt, grau iſt, wie Champagner mouſſirt und trefflich ſchmeckt, iſt es derſelbe Fall, wie mit dem

Ahrbleichert: ich habe ihn nur in Pont-à-Mousson ſelbſt getrunken, als ich dort im Quartier lag.

Bei Namedy werden die berühmten Rheinflöße gebildet, auf denen ſich oft bis achthundert Menſchen befinden, darunter Schmiede und Arbeiter aller Art. Da von hier die Stromfahrt durchaus kein Hinderniß mehr für Flöße darbietet, ſo wählte man dieſen Punkt; früher würden die bis weit in das Bette vorſpringenden Klippen und Felſenriſſe, und die ſehr ſtarken und häufigen Schlangenwindungen ein ſolches Beginnen bedenklich machen und ſelbſt die Ausführung ſchwerlich zulaſſen. Dieſe Rheinflöße, die man ſchon lang mit Vergnügen in Fragmenten den Strom herunter treiben ſah, erregen nun in ihrer bedeutenden Größe die Aufmerkſamkeit, und es iſt intereſſant, das eigenthümliche Leben dieſer Waſſermenſchen zu beobachten, die wie Ameiſen auf dem Floße hin und her laufen und immerwährend zu ſchaffen haben.

Ein ſolches Rheinfloß hat eine Länge von ſechs- bis achthundert Fuß, neunzig Fuß Breite und ſechs bis acht Fuß Tiefe. Es gleicht mit den darauf befindlichen Hütten, Werkſtätten, Menſchen und Vieh einer ſchwimmenden Inſel. Die Wohnungen ſind reinlich und bequem; die Herrnhütte iſt ſehr geräumig und wird gewöhnlich durch einen Gang getheilt. Auf der einen Seite iſt die Buchhaltung und das Zimmer des Floßherrn, auf der andern das Zimmer des Steuermanns und das Behältniß für die feinern Lebensmittel. Der Gang endigt in einen Speiſeſaal, vor welchem ein Zelt ausgeſpannt iſt, um bei jeder Witterung ſich im Freien aufhalten zu können. Nahe dabei iſt die Küche. Die Kunſt, einen ſolchen Floß zu ſteuern, erfordert mehr als gewöhnliche Stromfahrerkenntniſſe, und war noch vor etwa ſechszig Jahren das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim, Namens Jung und ſeinen Söhnen. Ein ſolch großer Floß iſt ein Kapital von einer halben Million. Der Steuermann commandirt ſeine Leute, durch: „Frankreich!“ wenn er links, und, Heſſenland!“ wenn er rechts fahren will. Mit „Ueberall“ wird zu Tiſche gegangen, und beim jedesmaligen Abfahren heißt es: „Betet überall!“

Namedy gegenüber ſieht man zuerſt die finſtere Ruine Hammerſtein, auf einem eben ſo finſtern Felſen, von dem man einen herrlichen Blick ſtromaufwärts nach Andernach hat. Die Dörfer Ober- und Nieder-Hammerſtein liegen an ihrem Fuße, und unweit davon eine Inſel, „Weſterholder Aue“ genannt. Auf der linken Seite bei Fornich erheben ſich die Baſaltſäulen der Krentzbronner Ley; dann kommt man zu dem Dorfe Brohl, an dem Flüßchen gleichen Namens, das ſich in den Rhein ergießt. In einem Seitenthale ſieht man die noch gut erhaltene Schweppenburg. Sowohl dieſe als die zahlreichen, durch das Ausbrechen des Tuffſteins gebildeten Höhlen verdienen einen Beſuch.

Von Brohl aus kann man im Wagen das maleriſch gelegene Dorf Burgbrohl beſuchen, und von dort nach den Sauerquellen Heilbrunn und Tönesſtein gehen. Eine

Viertelſtunde von Bohl kommt man nach Burg Rheineck, zu der man hinauffahren kann. Am jenſeitigen Ufer das handelnde Rheinbrohl, mit zahlreicher iſraelitiſcher Bevölkerung. Gleich darunter Hönningen in üppiger Rebenfülle, dann Schloß Argenfels oder Arenfels, darunter das Dörfchen gleichen Namens, und nun die hohe Erpler Ley, die majeſtätiſch aus der Ferne herüber grüßt. Das heitere Leubsdorf und Dottenberg mit ſeinen Ruinen machen hier den Schluß, während ſich am linken Ufer die Ausſicht erweitert. Zuerſt erblicken wir Niederbreiſig, ein artiges Städtchen, und in der Ferne die waldigen Höhen der Eifel. Eine halbe Stunde vom Rhein liegt Sinzig mit römiſchen Erinnerungen und darunter ergießt ſich der wilde Bergſtrom, die Ahr, in den Rhein. Der Mündung gegenüber zieht Linz unſere Aufmerkſamkeit an. Schloß, Stadtmauer und Straßenpflaſter ſind aus Baſalt. Zwiſchen dem Städtchen und dem Dorfe Linzer- oder Linzhauſen liegen die Ruinen und das Dorf Okenfels, dann Kasbach am gleichnamigen Bache, bis man an Erpel mit der Erpler Ley vorüberfährt. Hier wächſt ein geſchätzter Wein, der Leywein genannt wird. Die Spalten des Felſens empfangen einen Korb mit Erde, in den der Stock geſetzt wird.

Remagen winkt vom linken Ufer, am Fuße des Apollinarisbergs, mit weiten Gebäuden, die vor Zeiten eine Probſtei waren. Die Ausſicht von dieſer Höhe iſt belohnend. In der alten gothiſchen Kirche, die von Wallfahrern häufig beſucht wird, zeigt man das Haupt der Heiligen. Rechts gewendet ſehen wir Unkel mit einer Reihe von mächtigen Baſaltſäulen, und dem Unkelſtein, einer Fortſetzung derſelben, unter dem Waſſer.

Das Becken des Rheins von hier bis zum Siebengebirge iſt mit ſchönen Landſchaften eingefaßt. Die Gegend wird lichter und der Rückblick mahnt uns bald nur noch an die geſehenen Herrlichkeiten. Hier entfaltet ſich aber noch einmal die ganze reiche, heimiſche Romantik der Rheingeſtade: Das liebliche Oberwinter, die ſchönen Auen im Strome und die zackigen Felſen des Siebengebirges, die den Proſpekt ſchließen.

Nonnenwörth heißt die buſchige Inſel mit den hübſchen Gebäuden, an der wir jetzt vorüberſchiffen; Grafenwörth die kleinere daneben; jene Ruine, die von der Klippe niederſieht, iſt Rolandseck. Eine ähnliche Sage wie die vom Ritter Toggenburg lebt hier im Volke. Es iſt nicht dieſelbe, wie manche wähnen, und Schiller einen Vorwurf daraus machen, daß er den zärtlichen Buhlen nicht Ritter Roland nannte. Hier konnte es nicht heißen:

„Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte —"

Denn die Dame war Nonne im Kloſter auf der Inſel und der Ritter, Kaiſer Karl des Großen Neffe, Roland, wohnte auf der Burg, und ſtieg herab, um zu harren, „bis das Fenſter klang."

Jetzt macht ſich ein vortreffliches Wirthshaus ſtatt des Kloſters auf dem Nonnenwörth breit, und es fehlt nie an Engländern, die dort einige Zeit verweilen. Dies mag den Leuten nun wohl ſehr bequem und willkommen ſeyn, mich ſtörte das Wirthshaus aber doch an dieſem Platze.

In der Nähe von Honef, das wir auf unſerer Karte finden, ſind Blei- und Kupfergruben.

Wir ſchiffen nun dem Siebengebirge näher; ſieben maleriſche Felſenhäupter, von denen der zerriſſenſte, mithin der modernſte, der Drachenfels, zunächſt am Rheine, auch am häufigſten beſtiegen wird. Oben findet man eine gute Reſtauration, die in dieſer Höhe durchaus nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Namen der Kuppen ſind: Drachenfels, Wolkenburg, Peters- oder Stromberg, Breiberich, Löwenberg, Oelberg und Hemmerich. Auf allen ſollen Burgen geſtanden haben; Ueberreſte davon zeigen nur noch der Drachenfels und der Löwenberg. Auf dem Stromberg iſt ein frommes Kirchlein, wohin die Leute wallfahrten. Dieſe Klüfte und ſteilen Wände waren der Schauplatz abenteuerlicher Thaten und Wunder, von denen die Sagen im Munde des Volks ſich erhalten und vielfach in Vers und Proſa wiedergegeben ſind. Zwiſchen den genannten höchſten Spitzen und Kuppen erblickt der Reiſende noch mehre, die jedoch weit niedriger ſind und darum nicht zählen. Man bleibt daher dabei, dieſen Felſenſtock „Siebengebirge“ zu nennen, wenn gleich im Ganzen dieſe Zahl nicht hinreichen würde, wenn man alle Spitzen darin begreiſen wollte. Auf dem Drachenfels iſt ein Obelisk zum Andenken des Rheinübergangs 1814 errichtet. Auch haben einige Ruſſen, einem ihrer im Rheine ertrunkenen Brüder, hier oben ein Denkmal geſetzt. Durch einen Bergrücken, das Nëxekämerchen, wird der Drachenfels mit der Wolkenburg verbunden. Hier wurden die Steine zum Cölner Dome gebrochen und der Ort heißt darum noch jetzt der Dombruch. Kaiſer Heinrich V. verdanken wir die maleriſchen Ruinen auf den Spitzen, denn er war es, der den Drachenſtein, die Wolkenburg und Rolandseck zerſtörte.

Der Rhein wird nun plötzlich ſehr breit und von freundlichen Ufern eingefaßt; bald liegt Bonn mit ſeinem viergethürmten Münſter vor uns da, und mit ihm erblicken wir die Gränze des maleriſchen Reviers. Von nun an umſäumt kein Berg mehr die Waſſerſtraße; keine Burg blickt mehr ſtolz von ſchwindliger Höhe herab; kein Weinlaub bedeckt mehr die ſchwarzen, vulkaniſchen Teraſſen; kein altes Städtchen hinter verfallenem Mauerwerk wird mehr ſichtbar. Der breite Strom kränzt ſich mit hohem Röhricht und Schilf; flache Ländereien breiten ſich zu beiden Seiten dahinter aus, von denen moderne Fabrikgebäude, oder einſam hinaufſtrebende Thürme emporragen; Alles verkündet hier ſchon Nieder-Deutſchland; Windmühlen drehen ihre Flügel am fernen Horizonte; das Volk hat nicht mehr das markirte, breite Idiom, ſondern das plattdeutſche ſnaken und quatſchen fängt an; aber es iſt doch noch immer dieſelbe freundliche

Herzlichkeit, dieſelbe männliche Kraft, derſelbe aufgeweckte Geiſt, die dem Rheinländer eigen ſind; und Kunſt und Muſik und Dichtkunſt wohnen hier in der Ebene ſeit Jahrhunderten am ſchönen Niederrhein neben dem großartigſten Gewerbsfleiß.

Hart am Siebengebirge ſehen wir noch das reinliche Königswinter, gegenüber Mehlem, mit einem ſchönen Vulkane, der ſeit Jahrtauſenden wohl ſchon ausgebrannt iſt, dann Plittersdorf mit herrlichen Gartenanlagen, die einem reichen Cölner gehören.

Ehe man nach Bonn kommt, lande man bei Godesberg, das eine Viertelſtunde vom Rheine entfernt liegt. Dieſes anmuthige Bad hat ſich in der letzten Zeit ſehr gehoben; vor zwanzig Jahren war es noch faſt ein ungekannter Punkt in der Reihe deutſcher Bäder. Als ich damals zu Lande von Bonn nach Coblenz fuhr, war ich nicht wenig überraſcht, hier eine treffliche Tafel und eine kleine intereſſante Bade-Geſellſchaft verſammelt zu finden, und noch überraſchter, wie ich den Namen Godesberg hörte, von dem ich nichts gewußt hatte, und der nicht in meinem Reiſeplan verzeichnet ſtand. Seitdem hat ſich hier nun Alles ſehr elegant gemacht und verſchönert; beſonders wird das Bad von engliſchen Damen beſucht, die hier einen längern Aufenthalt lieben. Die Anlagen um den Brunnen, die Draitſcher-Quelle genannt, ſind nicht ſehr bedeutend, doch ſchattig und angenehm.

Eine ſchöne Rundſicht gewährt die Ruine eines alten

Schloſſes auf bewaldeter Höhe, wo ein Wartthurm noch in ganz praktikabelm Zuſtande erhalten wird. Dieſe Ruine ruft das Schickſal der Agnes von Mansfeld in's Gedächtniß, deſſen in Erzählungen und Balladen ſchon vielfach gedacht worden iſt.

Die zweite Parthie, die nun gewöhnlich von Godesberg gemacht wird, iſt eben die auf den Drachenſtein. Man läßt ſich bei frühem Morgen überſetzen, beſteigt ihn, ißt oben zu Mittag und geht dann Abends nach Königswinter, wo man ſehr gut übernachten kann. Wer zu Lande von Godesberg nach Bonn fährt, ſieht an der Straße bei Friedrichsdorf ein gothiſches Monument, unter dem Namen „das Hochkreuz“ bekannt, welches ein Erzbiſchof von Cöln errichten ließ.

Bonn hat ein bei weitem aufgefriſchteres Anſehen, als andere Rheinſtädte, obgleich es eben ſo alt iſt. Von jeher galt dieſe Stadt für eine der heiterſten und geſelligſten, auch war ſie der Geburtsort vieler bedeutenden Künſtler. Die Bemerkung iſt wohl nicht ohne Grund, daß heitere, lebensfrohe Eltern auf den werdenden Künſtler ſchon vor der Geburt mächtig einwirken; denn wie trüb ſich auch ſpäter das Loos des Künſtlers ſelbſt geſtalten, wie ernſt und tiefſinnig ſich auch ſein eigener Charakter entwickeln möge, den geiſtigen Aufſchwung, der ihn zur Kunſt trieb, verdankt er doch immer einer heitern Quelle. Bonn hat uns ſchon tüchtige Maler und Muſiker geſchenkt, ich brauche hier wohl nur den großen Beethoven zu nennen.

Die Umgebungen von Bonn, die alte Baſtei im engliſchen

Garten, „der alte Zoll“ genannt, Poppelsdorf mit ſeinen Sammlungen, einige ehemalige Luſtſchlöſſer mit ſchönen Gartenanlagen, der Kreuzberg u. ſ. w. können immerhin beſucht werden. Intereſſant iſt es auch, das uralte Siegburg am jenſeitigen Ufer zu ſehen, wo der heilige Anno ſeit 1075 begraben liegt, auf den wir den berühmten Lobgeſang haben, den Opitz zuerſt bekannt machte.

Ich überlaſſe es einem Jeden, ob er von Bonn nach Cöln zu Waſſer oder zu Lande reiſen will. Das Letztere behütet ihn vor Staub, indeß iſt der Landweg kürzer, da der Rhein noch zwei bedeutende Krümmungen macht, während jener faſt in gerader Linie fortläuft und das Ufer mithin verläßt. Auf der Hälfte des Weges erſcheint am Horizont, den keine Natur-Berge mehr begränzen, der koloſſale Chor des berühmten Domes ſelbſt als ein Berg in blauen Duft gehüllt. In einiger Entfernung davon ragt das Thurmfragment empor, welches ſtatt der Spitze ein Krahn ziert, der wenigſtens andeutet, daß die Cölner nicht den Muth und die Abſicht aufgegeben haben, an dem Rieſenwerke fortzubauen. Wirklich geſchieht Alles, um das Denkmal der Nachwelt wenigſtens zu erhalten, die dann zuſehen mag, ob ſie Geld, Zeit, Geſchmack und Liebe genug von uns ererbt haben wird, um das für unſere Zeit Unmögliche zu bewerkſtelligen. Man nannte mir große Summen, die auf den Dom alljährlich verwendet werden, und man zeigte mir auch die Stellen, wo das Geld hineingeſteckt worden war; wenn ich aber das dadurch Erreichte zum Ganzen hielt und das Fehlende erwog, ſo war ſo viel wie gar nichts geſchehen.

Das alte Cöln mit der Unzahl von Thürmen und Kuppeln nimmt mit der ſtattlichen Maſtenbevölkerung ſeines Hafens einen großen Halbkreis ein, der ſich bei der Annäherung immer mehr erweitert. Mit Ausnahme von Wien, wenn man nehmlich die Vorſtädte hinzurechnet, und Berlin, iſt Cöln nächſt Nürnberg die größte Stadt in Deutſchland, und ſchließt, wie dieſes auch, viele wüſte, verödete Plätze und Gärten und Zwinger in ſeinen Mauern ein. Es iſt wahr, dieſe öden Plätze, die ſchwarzen Mauern, die hohen Häuſer und engen Straßen ſind eben nicht freundlich zu nennen, und doch regt ſich hier ein munteres Leben, das bei beſonderen Veranlaſſungen, wie bei dem Muſikfeſte und hauptſächlich im weltberühmten Carneval, in den bunteſten Farben ſprüht.

Mit den Schönheiten der Rheinufer iſt es hier in Cöln nun ganz vorbei. Wir ſind im Unterland — wie man in Gebirgsgegenden ſich auszudrücken pflegt. Dafür aber gewinnt der Strom ſelbſt an Größe und Bedeutſamkeit, und die uneingezwängte Strömung trägt große Seeſchiffe bis hieher und verbindet Cöln mit fernen Küſten.

Colonia Agrippina war eine der bedeutendſten Städte des alten Roms und iſt wohl noch eine der merkwürdigſten in Deutſchland. Es war der Sitz vieler römiſchen Kaiſer, und Agrippina wurde hier geboren. Durch die Einfälle der Hunnen, Franken und Normänner ſind viele Alterthümer zerſtört worden und verloren gegangen; Andere hat das Chriſtenthum umgewandelt. So wurde z. B. aus dem Tempel des Mars eine St. Michaels-Capelle, und der Venustempel wurde der heiligen Margaretha geweiht. Nach Einigen ſoll die noch ſo genannte Paphenſtraße an Paphos erinnern; doch könnte auch die Paphen- oder Paffenſtraße ſo viel wie Pfaffenſtraße bedeuten, da man am Rhein: Peif und Paff für Pfeife und Pfaffe zu ſagen pflegt.

Das alte Cöln enthielt zur Zeit, als die mächtige Hanſe blühte, 150,000 Einwohner, von denen der größte Theil durch Gewerbfleiß wohlhabend war. Man zählte an zweihundert Kirchen und Capellen, weßhalb die Stadt den Titel „der Heiligen“ erwarb. Allein auch ihren Reliquien verdankte ſie ihn, unter denen ſich die Gebeine der heiligen drei Könige und der eilftauſend Jungfrauen befinden. Vor der Revolution war der Zuſtand dieſer ſo reichen, blühenden Stadt, durch ſchlechte Verwaltung, gänzlich geſunken. Religionshaß hatte zuerſt die Juden, dann die Proteſtanten vertrieben, obgleich ſich unter den Letztern die fleißigſten Arbeiter befanden. Der Handel wurde hiedurch untergraben, indeß andere Städte, wohin ſich die Vertriebenen gewendet hatten, wie: Achen, Eupen, Düſſeldorf, Elberfeld, Solingen u. ſ. w. immer mehr und mehr emporblühten. Die Einwohnerzahl ſank bis auf 50,000, von denen faſt der vierte Theil aus Bettlern beſtand. In neueſter Zeit hat ſich die Stadt wieder zu heben angefangen, und der geringe Antheil, den in Cöln ſelbſt die jüngſten Schritte der Regierung gegen den dortigen Erzbiſchof erregten, ſcheint genugſam dafür zu zeugen, daß man dort auch in Glaubensſtreitigkeiten gleichgültiger geworden iſt.

Der erſte Ausgang in Cöln wird gewiß dem Dome gewidmet, und ſo oft ich auch dieſen merkwürdigen Bau ſchon geſehen, immer erregt er mir dieſelbe Empfindung der Bewunderung, wie ich ſie ihm in meiner frühen Jugend zollte, als ich ihn zum erſten Male ſah. Alle Verhältniſſe in dieſer Kirche ſind coloſſal, die Verzierungen überreich, der Sandſtein von einer ſo ſchönen Farbe, daß man dem Bauwerke ſein Alter nicht anſieht. Der Stempel, der aus dem Ganzen, ſelbſt in ſeiner Nichtvollendung, ſpricht, iſt die Erhabenheit. Das hier bewahrte Grab der heiligen drei Könige iſt noch jetzt ſehr reich, obgleich man es während der franzöſiſchen Revolution geflüchtet hatte, und dabei einen großen Aufwand beſtritt, den man mit veräußerten Koſtbarkeiten der heiligen Tumba bezahlte. Mehr noch als dieſes Grab wird den Nicht-Katholiken das herrliche Altarbild von Meiſter Wilhelm von Cöln zu feſſeln wiſſen. Dies iſt eines der ſchönſten Denkmale der ſogenannten niederrheiniſchen Schule, deren wunderſame Meiſter Schoreel, Mabuſe, Hemelink, Wohlgemuth und dieſen Wilhelm wir aus Boiſſerees Sammlung vornehmlich erſt kennen lernten. Man ſtritt lange über den eigentlichen Namen des Meiſters, der das berühmte Bild der heiligen drei Könige gemalt. Man ſuchte früher eine auf dem Säbel einer Figur angebrachte Arabeskenſchrift zu entziffern, und brachte „Wilhelm Kalf“ heraus; Andere nannten einen Maler Wilhelm van Herle, der 1372 in Cöln gelebt haben ſoll: Albrecht Dürer ſpricht in ſeinem Reiſebericht von Meiſter Steffen von Cöln, der dieſes Bild verfertigte; allein in der Limburger Chronik heißt es:

„Item um dieſe Zeit (1380) da war ein Maler zu Cölne, der hieß Wilhelm, der war der beſte Maler in teutſchem Lande, als er ward ſeer geachtet von den Meiſtern, denn er malet einen jeglichen Menſchen von aller Geſtalt, als hätte er gelebt.“

Trotz aller dieſer Nachrichten und Vermuthungen iſt es doch nicht gelungen, etwas Näheres über den großen deutſchen Maler zu erfahren, daß er aber ein ſolcher war, bezeugt ſein uns hinterlaſſenes Werk.

Außer dieſem iſt aber auch noch der Name des großen Rubens hier in Cöln verewigt. Es war ſeine Geburtsſtadt, und er hat ihr ſeinen gekreuzigten Petrus nebſt vielen anderen Meiſterwerken zum Gedächtniß hinterlaſſen. Man iſt mit der Benennung „Fürſt“, wenn von Künſtlern die Rede iſt, ſchon oft ſehr verſchwenderiſch umgegangen. So nannte man Göthe den Dichterfürſten; allein wohl Niemand verdiente den Namen mehr, als Rubens, deſſen ganzes Leben wohl im eigentlichſten Sinne das eines Fürſten genannt zu werden verdient. Außer Rubens wurden hier noch Cornelius Agrippa und der holländiſche Dichter Vondel geboren. Berthold Schwarz ſoll hier auch das Pulver erfunden haben, und der Dominikaner Albertus Magnus, der große Zeichendeuter und Wahrſager, nach der Meinung des Volks, der Schutzpatron der Kartenleger und Traumausleger, liegt hier begraben. In der Sternengaſſe Nr. 10 ſieht man das mit einer Inſchrift verſehene Haus, wo die unglückliche Königin Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs IV. und Mutter Ludwigs XIII., lebte und ſtarb.

Die Menge der Kirchen und ihre Merkwürdigkeiten und Kunſtſchätze ſtehen in der zweiten Abtheilung verzeichnet.

Auffallend ſind hier mehr als anderswo am Rheine die vielen hohen Geſtalten mit dunkeln Haaren, und Augen, die von einem unter uns ſeltenen Feuer beleuchtet werden, und die ſogleich die römiſche Abkunft verrathen. Neben bigotter Religioſität mögen wohl auch noch Hang zum ſinnlichen Genuſſe, Liebe zum Nichtsthun und Freude an Kunſt und ihren Werken als Erbtheil ihrer römiſchen Voreltern den Cölnern geblieben ſeyn. Cöln gegenüber liegt Deutz, welches dem deutſchen Könige Tuisko ſeine Entſtehung verdanken ſoll. Jetzt iſt es von den Preußen ſtark befeſtigt worden.

Mit Cöln haben wir nun das Ende unſerer Karte und auch das der eigentlichen Rheinreiſe erreicht. Wer noch Düſſeldorf ſieht, thut es entweder der Handelsintereſſen wegen, oder um die jüngſte niederrheiniſche Kunſtſchule in ihrer Werkſtätte zu beſuchen; der Rhein wird dabei nicht mehr in Betracht gezogen, als jede andere Straße, deren man ſich zum Weiterkommen bedient. Je näher man den

Gränzen Hollands kommt, deſto kanalartiger wird der Strom, und dem „beidlebigen“ Geſchlechte angemeſſener, wie unſer großer Dichter die Holländer ſo richtig benennt.

Wer etwa den Rhein bis Cöln im eigen gemietheten Nachen gehörig ſtudirt hat, und ſeine Reiſe nicht weiter ausdehnen will, wird gut daran thun, hier das Dampfſchiff zu beſteigen und im Fluge mit demſelben nach Coblenz zurückzufahren. Dann begibt man ſich auf das rechte Rheinufer, um die Bäder des Taunus zu beſuchen.

Man kommt durch Thal Ehrenbreitſtein und über Arenberg in zwei Stunden nach Ems, einem alten Bade, in einer ziemlich monotonen Gegend. Der Ort bietet wenig Unterhaltung; allein das Waſſer iſt zum Baden wie zum Trinken gleich erſprießlich. Das Kurhaus iſt zur Aufnahme der vornehmern Gäſte beſtimmt, doch ſind in neueſter Zeit viele hotels-garnis hinzugekommen, deren Zahl mit jedem Jahre anwächst. Der Bade- und Spielpächter, Herr Chabert, verwendet viel auf die Verſchönerung der dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Anlagen und Anſtalten.

Stets an der Lahn hinfahrend, gelangt man über Dauſenau nach Naſſau. Hier wohnte der große Staatsmann Freiherr von Stein. Ueber die Lahn führt eine ſchöne Kettenbrücke zu den Ruinen der Stammburg des Geſchlechts der Naſſauer. Unweit davon das Stammſchloß derer von Stein, inmitten eines anmuthigen Parks.

Von Naſſau führt die gerade Straße, die aber nichts

Sehenswerthes bietet, über Singhofen, Pohl, Holzhausen (auf der Karte abgekürzt) und Kemel, nach dem Bade Langenschwalbach, das den Namen mit Recht verdient, so lang zieht es sich zwischen den Bergen hin. Wir schlugen den Umweg über Holzappel (Holzapfel) und Limburg ein, um Geilnau, Fachingen und Selters zu besuchen, deren Waſſer uns so oft schon trefflich gemundet. Geilnau liegt unweit von Holzappel an der Lahn, zwei Stunden davon Fachingen; das Schloß Schaumburg und die Ruinen von Balduinstein, dann Katzenelnbogen in einer zur Schwermuth einladenden Gegend. Von Fachingen geht es nach dem Städtchen Diez, wo der Herzog von Naſſau ein Lustschloß besitzt. Nun gelangt man nach dem alten Städtchen Limburg mit einer schönen Kirche, und von da sind es drei Stunden bis Niederselters. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts soll der Pächter der Quellen nur 2 fl. 20 kr. zu zahlen gehabt haben, dann mußte er 5 fl. geben, und gegen das Ende desselben schon 12,000 fl. Später belief sich der Ertrag auf 60,000 fl. und ist seitdem noch bedeutend gestiegen. Der Brunnen ist jetzt ein naſſauisches Kameralgut. Der Absatz beträgt gewöhnlich eine Million Krüge im Jahr. An Ort und Stelle wird das Waſſer wenig getrunken, obgleich es hier einen viel beſſern Geschmack hat, als wenn es verschickt wird.

Von Niederselters hat man sechs Stunden bis Schwalbach mit schönen Umgebungen, guten Hotels und billigen

Heilquellen, die gewöhnlich, nachdem man die Kur in Wiesbaden vollendete, mit Erfolg angewendet werden können.

Von hier erreicht man Schlangenbad, in weniger als zwei Stunden, ein kleines Bad, von ernſtem, ſchweigſamem Charakter.

Zurück nach Schwalbach und dann über „die hohe Wurzel" nach Wiesbaden gewährt den Genuß der ſchönſten Ausſicht des Rheingaues und des Rheines, Mainz in der Nähe und Frankfurts Thürme am fernen Horizont. Im Hinabreiten entdeckt man endlich Wiesbaden, von wo aus man Eppſtein, Soden, Kronberg, ein aufkeimendes Bad, die Burg Falkenſtein, die Veſte Königſtein, das ſchöne Homburg mit vielen römiſchen Erinnerungen, Gelnhauſen mit den merkwürdigen Ruinen des Palaſtes Kaiſer Friedrichs Barbaroſſa, den Altkönig und Feldberg beſuchen kann.

Dies kann dann als letztes Ziel der Rheinreiſe gelten, und man nimmt von ihr, wenn man ſie mit Muße, in guter Geſellſchaft, und von heiterem Wetter begünſtigt, zurücklegen konnte, gewiß die heiternde Erinnerung für's Leben mit, die in ſpäterer Zeit immer wieder dazu antreibt, die Fahrt

„in's alte, romantiſche Land,"

auf's Neue zu verſuchen.

Wer ſo oft wie ich den Rhein wiederſah, kann zwar nicht ſagen, daß er noch neue Reize entdecken wird, aber daß die Schönheiten, die er dort findet, nicht von Andern, die er ſeither beſuchte, an Großartigkeit übertroffen wurden, allein die Eigenthümlichkeit dieſer Ufer wird immer auf gleiche Weiſe das Gemüth anſprechen und eine wohlthätige Befriedigung hervorrufen, die dem ganzen Menſchen zu Gute kommt.

Die Rheinfahrt iſt eine ächte Erholungsreiſe, die ich Allen anrathen kann: eine Geſellſchaft aus ſchönen, geiſtreichen Damen und Herren, in gleicher Miſchung, doch nicht zu zahlreich, wird dabei ſehr zu empfehlen ſeyn, und den Genuß erhöhen, während ſie die Koſten vermindert.

II.

Merkwürdige Orte

im

Rhein-, Moſel- und Nahethale,

in Bezug auf Natur, Kunſt und Geſchichte.

(Alphabetiſch.)

A.

Ahr, Fluß, der in der Eifel entſpringt und oberhalb Remagen in den Rhein fällt. An ſeinem Ufer wächſt ein geſchätzter Wein, der Ahrbleichert.

Altbreiſach, ſ. Breiſach.

Annweiler, Thal und Städtchen zwei Stunden von Landau. Das erſtere von der Queich durchſtrömt; das letztere mit 2100 Einwohnern. Schöne Lage. Wald und ſonderbar geformte Felsmaſſen. Burgtrümmer. Intereſſanter Ausflug von Annweiler nach Dahn. Ruine Trifels auf dem Sonnenberge. Hier hat man die unvergleichliche Ausſicht des Thals mit seinen gewaltigen Felsen. Ruine Anebos auf der zweiten Spitze des Sonnenbergs. Chaos von Felstrümmern. Die Scharfenburg oder Münze auf der dritten Spitze des Sonnenbergs. Der Asselstein, ein ungeheurer Felsen. Das wahrscheinlich celtische Monument auf dem Engelsberge. In Trifels soll Richard Löwenherz kurze Zeit gefangen gehalten worden seyn. Man zeigt noch die Stelle des Gefängnisses. Man macht von hier Ausflüge nach der Madenburg oder das Eschbacher Schloß, nach Dahn, dem Mägdebrunnen, Schönenberg, den alten Schlössern: Rothweiler, Wassenberg, Barbelstein, Lindelborn, Altdahn. Das Thal von Annweiler ist wohl eines Besuches werth.

Altrip, uralte Stadt, an einem Arm des Rheins (Altaripa), mit [illegible] Einwohnern, die fast alle vom Fischfang leben. Die Ruinen des alten Drusus-Castells erblickt man noch bei niedrigem Wasserstand im Rhein.

Altavilla, s. Eltvill.

Altkönig, Berg, 2000 Fuß über dem Main, in der Nähe von Frankfurt mit weiter Aussicht.

Altwied (Altenwied), Flecken am Flüßchen Wied, mit den Trümmern des alten gräflichen Stammschlosses.

Andernach (Antennacum, Antunnacum, Antenacum) war schon im ersten Jahrhundert ein bedeutender Ort. Er war römische Grenzveste, Standquartier eines Präfectus Militum und letzte Station der Oberrhein-Armee. Die fränkiſchen Könige hatten hier einen Palaſt. Jetzt hat die Stadt 3000 Einwohner. Handel mit berühmten Mühlſteinen und Traß (Mörtel aus Tuffſtein). Das Thor gegen Coblenz: vor dem Thor, rechts, die Ruinen der alten Pfalz; der runde Thurm, wahrſcheinlich ein Römerwerk. Alte Pfarrkirche aus dem Carolingiſchen Zeitalter. Römiſche Grabmäler auf dem Kirchberg. Antiquitäten-Sammlung im Gymnaſium. Gaſthöfe: Lilie; römiſcher Kaiſer; Eiche; Karpfen. Im Garten des letztern ein römiſcher Opferſtein. Ausflüge in die benachbarten Thäler. Richter's Garten mit ſchöner Ausſicht.

[illegible], ſ. [illegible].

Apollinarisberg. Gleich hinter Remagen. Reizende Lage; ehemalige Propſtei. Das Haupt des h. Apollinaris in der alten Kirche.

Arenfels (Argenfels), Schloß, nach einer Gräfin von Are genannt, mit ſchöner Ausſicht.

Argenfels, ſ. Arenfels.

Aßmannshauſen, armes Dorf am Rhein, in deſſen Nähe ſehr guter Wein wächſt. Die Weinberge waren hier vor alten Zeiten im Beſitz von Edelleuten. Angenehmer Spaziergang nach dem jetzt nur von Köhlern bewohnten Dorfe Aulhauſen mit dem ehemaligen Frauenkloſter Marienhauſen. Bei Aßmannshauſen Ueberreſte römiſcher Bäder.

Aſſelſtein, ſ. [illegible].

Augſt, zwei Dörfer, eine Stunde von Rheinfelden und zwei von Baſel. **Baſel- und Kaiſer-Augſt.** Alte Niederlaſſung der Römer unter Auguſt. Einige Ueberreſte aus der Römerzeit. Das **Heidenloch**, eine römiſche Waſſerleitung.

Aulhauſen, ſ. Aßmannshauſen.

B.

Baden (alt: Baden, Bade; bei den Römern: Civitas aurelia aquenſis). Sechs Jahrhunderte die Reſidenz der Markgrafen von Baden. Am Oosbächlein (Oelbach). Die Stadt liegt an und auf dem Hügel, auf dem die heißen Quellen entſpringen. Oben ſteht das **neue Schloß.**

Zwei Stunden vom Rhein und eine Stunde von der Landſtraße, von Frankfurt nach Baſel.

Sehr mildes Klima, theils durch die [illegible], theils durch die warmen Quellen bewirkt.

Die Hauptquelle (der Urſprung), außerdem noch 12.

Gaſthöfe: Badiſcher Hof; Baldreit; Drache; Hirſch; rother Löwe; Salm; Sonne; Zähringer Hof (vorzüglich). Reſtauration im Converſationshauſe.

Pfarr-, Frauen-, Spitalkirche ohne beſondere Merkwürdigkeiten.

Das **neue Schloß**, erbaut von Markgraf Chriſtoph 1479.

Prachtvoller erſtanden unter Philipp II. und 1579 vollendet. Durch die Franzoſen zerſtört und dann in ſeiner jetzigen Geſtalt wieder aufgebaut. Merkwürdig die **unterirdiſchen Gewölbe.**

Die Antiquitäten-Halle neben dem Urſprung.

Die Trink-Halle, dieſer gegenüber. Für die Kurgäſte.

Die Promenade und das Converſationshaus. Der Vereinigungspunkt der eleganten Welt.

Kloſter Lichtenthal. Geſtiftet 1245 durch Irmengard, Gemahlin des Markgrafen Herrmann von Baden. **Stahlbäder. Waſſerfall von Geroldsau.**

Das alte Schloß. Herrliche Ruinen mit ſchönen und mannigfaltigen Ausſichten. Wahrſcheinlich im 10. oder 11. Jahrhundert erbaut. 1689 durch die Franzoſen zerſtört.

Eberſteinburg. Ruinen. **Eberſteinſchloß,** mit der wundervollen Straße, die hinaufführt. Herrliche Einrichtung; **ſehr ſehenswerth.**

Das Jagdhaus, von wo man den Straßburger Münſter ſieht.

Der Merkuriusberg, der höchſte bei Baden.

Die Favorite, Schlößchen im reichſten Geſchmacke Ludwigs XV. **Einſiedelei,** mit der **Grundlage zu Spindler's Schwärmer.** (Der Schloßverwalter erzählt die Geſchichte umſtändlich.)

Die Yburg. Beſchwerlich zu erſteigen. Die Ausſicht allen übrigen vorzuziehen. Ein von Kobolden und Geſpenſtern

Drei bis vier Stunden weit: die Herrenwieſe und der Mummelſee, in wilder Gegend.

Herrlich iſt die Fahrt durch das Murgthal.

Baſel (franz. Bâle), vom Rhein durchſtrömt, 770 F. über dem Meere, die größte Stadt in der Schweiz, mit 16 bis 17,000 Einwohnern. Urſprünglich war Baſel eine Niederlaſſung der Römer. Sitz eines Biſchofs und einer hohen Schule. Meſſen und Speditionshandel. Römiſche Alterthümer, beſonders im Forcart'ſchen Garten.

Baſel liegt 20 Poſtmeilen von Augsburg, 13 von Bern, 41 von Frankfurt am Main, 40 von Genf, 60 von Paris, 18 von Straßburg, 11 von Zürich.

Die Univerſitätsbibliothek: **Erasmus Lob der** Narrheit mit Randzeichnungen von Holbein. Antiquitäten, Kupferſtiche ꝛc.

Das Arſenal. Die Rüſtung Karls des Kühnen.

Bandfabriken und andere Manufakturen.

Das Monument der Schlacht von St. Jacob (1444) vor dem Aeſchenthor.

Das niederländiſche Gemälde-Cabinet des Herrn Martin Bachofen.

Das Naturalien-Cabinet des Herrn Bernoulli.

Kunſthandlungen: die Mechel'ſche und Birmann'ſche.

Das Caſino und der Kunſtverein.

Der Münſter, von Heinrich II. um 1010 erbaut. —

Grabmal Eraſmus von Rotterdam. In einem Seitengebäude der Conciliumsſaal. Schöne Ausſicht auf den Rhein.

Das vormalige badiſche Palais.

Das Poſthaus.

Das Rathhaus.

Der Kirſchgarten.

Spaziergänge: die Terraſſe am Münſter, Pfalz genannt; auf den abgetragenen Wällen; die Rheinbrücke (600 F. lang, von Holz); der Forkard'ſche Garten; der Garten des Herrn Viſcher; der Bernouilli'ſche; die Merian'ſchen Landhäuſer.

Vor der Stadt: das Bruderholz; die Höhe; der Wartenberg mit Ruinen. Der Garten zu Arlesheim, ſehr ſehenswerth. Das Schlachtfeld von St. Jacob. Burg (Bad). Maria Stein. Flühen (Bad).

Bacharach, 1650 Einwohner, 3 Stunden unter Bingen, hart am Ufer des Rheins. Seine Mauern ziehen ſich den Berg hinan, auf deſſen Höhe Stahleck ſich erhebt. Ruinen der St. Wernerskirche und der Reformirten im byzantiniſchen Styl. Trefflicher Wein; Pabſt Pius II. (Aeneas Sylvius) ließ ſich jährlich ein Fuder davon kommen und Kaiſer Wenzel gab für 4 Fuder Nürnberg ſeine Freiheit. Reger Handel. Die Maler Kügelgen wurden hier geboren. Daneben im Rhein: „das wilde Gefährt." Gaſthöfe: Poſt; Engel; Rad; Krone; grüner Baum.

Badenweiler, Dorf, mit den Ruinen eines alten zähringiſchen Schloſſes.

Bendorf mit 2000 Einwohnern. Hat Eiſenhütten und ſchöne Ausſichten von ſeinen Bergen. Die Nachbarſchaft von Neuwied, Coblenz, Sayn u. ſ. w. machen Bendorf ſehr angenehm.

Bergheim, Dorf, 150 Einwohner. In der Nähe der Ritterſitz Broich.

Bensberg, Dorf bei Mühlheim am Rhein. Altes und neues Schloß, mit trefflicher Ausſicht.

Beilſtein, kleines Städtchen im Moſelthale. Das Carmeliterkloſter mit dem Mönchsgefängniſſe. Nahe dabei die Burg Beilſtein, einſt Sitz der ehemaligen Grafen von Metternich-Winneburg.

Biber, bei Neuwied. Eine bedeutende Stadt unter den Römern. Jetzt ſind durch Ausgrabungen viele Alterthümer an's Licht gefördert worden, die man im Schloſſe zu Neuwied aufgeſtellt hat.

Bieberich (alt: Biburc oder bei der Burg). Reſidenz des Herzogs von Naſſau. Prächtiges Schloß aus rothem Sandſtein am Rhein. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von dem Fürſten von Naſſau-Uſingen erbaut. Schloßkirche. Speiſeſaal. Garten. Großer Teich mit Waſſervögeln. Alte Denkmäler in der Burg am Ende des Gartens, beſonders aus dem Kloſter Eberbach.

Bingen mit [illegible] Einwohnern an der Nahe, die hier in den Rhein fällt. Bedeutender Zwiſchenhafen. Scharlachberger! Das Druſuscaſtell, jetzt Klopp genannt, im Faber'ſchen Garten mit herrlicher Ausſicht, wo Heinrich IV. (1105) gefangen ſaß. Bei Bingen im Rhein liegt der „große Stein", der ſich bei guten Weinjahren außer dem Waſſer zeigen ſoll. Zuletzt geſchah dies 1811. Es wurde darauf ein Ochs geſchlachtet, ein Faß gebunden, und geſungen, getrunken und getanzt; dann die Jahrzahl eingegraben, wie es die Sitte erheiſcht. Gaſthöfe: Poſt; das weiße Roß (vorzüglich); Stadt Mainz; Rupertsberg, jenſeits der Nahe. Eliſenhöhe, nach der Kronprinzeſſin von Preußen ſo genannt; die Ausſicht ſehr belohnend.

Bingerloch, Felsbette des Rheins bei Bingen.

Bobenheim (nicht Bobernheim), letzter Ort in Rheinbaiern an der heſſiſchen Gränze. 300 Einwohner.

Bodenheim, unterhalb Nierenſtein, mit trefflichem Weinbau.

Boland (Kirchheim-) oder Kirchheim-Boland, 3125 Einwohner, ehemalige Reſidenz der Fürſten von Naſſau-Weilburg. Hübſcher Schloßgarten. Die lutheriſche Kirche mit der Familiengruft der Fürſten. Gaſthaus: die Poſt. Der Donnersberg (2 Stunden von hier), gut zu beſteigen. Kein Dorf auf dem ganzen Wege; am Fuße des Berges das Baſtenhäuschen.

Bonn, in alten Urkunden „Bunna", bei den Römern „Bonna" und „Bonnensia castra", eine heitere, freundliche

Stadt am linken Ufer des Rheins, 138 Fuß über dem Meere, mit 12,300 Einwohnern. Sitz des Oberbergamts, einer Akademie der Naturforſcher, der niederrheiniſchen Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde und der rheiniſchen Friedrich Wilhelms-Univerſität (geſtiftet 1818), deren Bibliothek an 70,000 Bände umfaßt. Der bedeutendſte Platz iſt der Markt. Außerdem gibt es noch den Remigius- oder Römerplatz, den Münſterplatz und den Viereckplatz.

Tuchfabriken: Vitriol- und Schwefelſäurefabrik des Herrn Barkenberg.

Die antiquariſchen Sammlungen der Univerſität. Die Gemäldekabinette des geh. Staatsraths Niebuhr, des Freiherrn von Haxthauſen, des Herrn Kemp und die der Leſe- und Erholungsgeſellſchaft.

Die Gemälde in der Aula des Univerſitätsgebäudes, in Fresko ausgeführt von Herrmann, Götzenberger und Förſter.

Buchhandlungen: Habicht, Markus, Weber. Muſikalien: Simrock. Kunſthandlung: Henry und Cohen.

Gaſthöfe: Stern; Engel; Karpfen; zum kölniſchen Hof; zum neuen Keller; zum ſächſiſchen Hof; zum Mainzer Hof; bei Aloys Weber.

Stadtwappen: im obern Theile ein ſchwarzes Kreuz im ſilbernen Felde; unten ein rother Löwe im ſilbernen Felde.

Fliegende Brücke.

Spaziergänge und Ausflüge:

Der „alte Zoll“ im engliſchen Garten; Poppelsdorf, eine Viertelſtunde von Bonn, wohin eine Allee führt; Clemensruhe, ſonſt kurfürſtliches Luſtſchloß, jetzt die Sammlungen der Univerſität enthaltend; der Kreuzberg, mit der herrlichſten Ausſicht. Die Marmortreppe in der Kirche; Röttchen, wo ehemals das Jagdſchloß Herzogsfreude ſtand; die Baumſchule; das ſogenannte Vorgebirge mit ſchönen Dörfern: Bühl (2 Stunden) mit dem ſchönen Schloß Auguſtenburg, worin Plafonds von Anducci und Carnioli. Das Jagdſchlößchen Falkenluſt.

Kirchen:

Die St. Caſſius-Münſterkirche, wahrſcheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Bildſäule der Kaiſerin Helena; Basreliefs von weißem Marmor.

Die neue Pfarrkirche des h. Remigius. Altarblatt von Joh. Spielberg.

* * *

Druſus Germanicus ließ hier ein Caſtell bauen, das Caſtra bonn hieß. Deutſche Völker zerſtörten es 355 und Kaiſer Julian ſtellte es 359 wieder her. Unter den fränkiſchen Königen ſoll der Ort Verona geheißen haben. 1794 wurde Bonn von Pichegru erobert.

Bornhofen, ehemals ein Kapuzinerkloſter, mit mehren Häuſern. 1813 wurde das Kloſter aufgehoben und nebſt den

Weinbergen von Naſſau für 10.000 fl. verkauft. Spaziergang nach Kamp, wo die Römer einſt ein Lager hatten.

Boppart, 3500 Einwohner, am Königsbach. Hier ſtand das Baudobriga der Römer; ſpäter war hier ein fränkiſcher Königshof, von dem die Trümmer zu ſehen ſind. Die Haupt- und die Carmeliterkirche ſind ſehenswerth. Frauenkloſter Marienberg, jetzt eine Baumwollenmanufaktur. Ausflug in's Mühlenthal. Gaſthöfe: Poſt; Stadt Coblenz; Engel; Spiegel.

Braubach, 1200 Einwohner, mit dem Schloſſe Philippsburg und der Veſte Marksburg (jetzt Invalidenhaus). Das erſtere 1568—71 vom Landgrafen Philipp d. j. erbaut; die letztere 1644 von Johann dem Streitbaren von Heſſen-Darmſtadt hergeſtellt; ihr Erbauungsjahr iſt unbekannt. Gaſthöfe: zur Philippsburg; Schwan. Eine halbe Stunde von Braubach: das Dinkholder Bitterwaſſer, ſeit 200 Jahren bekannt.

Breiſach (Alt-), (Mons brisiacus), 8 Stunden von Freiburg. Einſt eine der wichtigſten Feſtungen Deutſchlands. 1743 und 44 zerſtört. St. Stephan's-Münſter mit den Gebeinen der Märtyrer Gervas und Protas in ſilbernem Sarge. Holzbilderwerke am Hochaltar. Schöne und weite Ausſicht von dem Platze, wo einſt das Schloß ſtand. Der Kaiſerſtuhl (1702 Fuß über dem Meere).

Breiſig (Nieder-) links am Rhein, Flecken mit 850 Einw.

Breiberich, eine der Höhen des Siebengebirgs.

Brohl (Brühl, von Bruil: Sumpf), am Flüßchen Brohl, das in den Rhein fällt, mit 1000 Einwohnern. Alte Burg auf dem Berge, einſt den Metternichs von Brohl gehörig. Vormals hatten 7 adelige Familien hier Burgen und große Beſitzungen. Die Gegend iſt geſund und reizend. Das ſchöne Schloß Auguſtenburg gab Napoleon dem Marſchall Davouſt und verlieh ihm damit den Titel eines Fürſten von Eckmühl.

Brömſerburg. Ein Theil der Ruine von Rüdesheim mit Reliquien des Brömſer'ſchen Geſchlechtes.

Bühl, Poſtſtation. 2591 Einwohner. Das Bühlerthal enthält viele ſchöne Punkte. Guter Weinbau.

C.

Carlsruhe, 1½ Stunden vom Rhein, im Hartwalde, der zum Theil die Stadt umgibt. Zu erbauen angefangen 1715. An 20,000 Einwohner. In Fächerform gebaut; den Mittelpunkt bildet das Reſidenzſchloß des Großherzogs.

Sehenswürdigkeiten: das Schloß, mit der Ausſicht vom Bleithurm. Das Theater. Der Palaſt des Markgrafen von Baden, mit einem ſchönen Garten. Das Finanzminiſterium im byzantiniſchen Styl. Die Politechniſche Schule. Das Muſeum, mit einem herrlichen Saal. Der Schloßgarten: die Faſanerie; der botaniſche Garten. Franzöſiſcher Garten der

Markgräfin Amalie, mit dem Denkmal ihres Gemahls von Scheffauer. Hebels Denkmal im Schloßgarten.

Creuzbauer's Kunſt- und Buchhandlung, eine der großartigſten Anſtalten Deutſchlands; **Velten's Kunſthandlung**. **Buchhandlungen** von Müller, Braun, Groos, Marx.

Gaſthöfe: Goldenes Kreuz (Poſt); Erbprinz; Hôtel d'Angleterre; Zähringer Hof; Rother Ochſe; Darmſtädter Hof; Römiſcher Kaiſer; Waldhorn.

Cappellen, Dorf unter dem Schloſſe Stolzenfels am Rhein, das man von hier mit einem Führer erſteigt.

Camp, einſt ein Lager der Römer, jetzt ein hübſcher Flecken, Boppart gegenüber.

Caſtell, (Kaſtel, auch Kaſſel), ſtark befeſtigt und mit Mainz durch eine Schiffbrücke verbunden, die auf 50 Schiffen ruht und nahe an 600 Schritten lang iſt. 2500 Einwohner.

Cäcilienberg, mit einer ſchönen Ausſicht, zwiſchen Kloſter Lichtenthal und Baden-Baden.

Coblenz, Feſtung und Handelsſtadt mit 14,000 Einwohnern ohne das Militär. 18 Stunden von Mainz. (Der Name von Confluens, am Zuſammenfluſſe von Moſel und Rhein). Sitz des Ober-Präſidenten der preußiſchen Rheinprovinz und des kommandirenden Generals. Die Römer hatten auf dem „Alten Hof" ein Caſtell, das unter den fränkiſchen Königen eine Pfalz wurde. Bedeutende Befeſtigungswerke ſeit 1816: 1) die Stadt; 2) die Karthauſe oder

Weſte Kaiſer Alexander; 3) die Petersburg oder Weſte Kaiſer Franz; 4) Ehrenbreitſtein (ſ. dieſen). Der Kommandant ertheilt Karten zur Beſichtigung der Werke. In der Neuſtadt: das Schloß, das von den Franzoſen gänzlich verwüſtet worden war, iſt jetzt wieder hergeſtellt und für die Gerichtshöfe eingerichtet. Ludwig XVIII. wohnte hier als Emigrant. In der Nähe des Schloſſes ſind: das Schauſpielhaus; der Trierer Hof (Fahrpoſt); die Regierung; das ſchöne Caſino. Ferner in der Altſtadt ſind ſehenswerth: das vormalige Jeſuitencollegium; der Metternich'ſche Hof, die Geburtsſtätte des öſterreichiſchen Staatskanzlers; der Leyen'ſche Hof, Wohnung des Commandirenden. Schöne Plätze: der Paradeplatz; der Plan; der Caſtorplatz. Die Moſelbrücke, 14 Bogen, 520 Schritte lang, aus Stein.

Kirchen: die Collegiatkirche zum h. Caſtor. In einer Seitenkapelle das Grab der h. Rizza. Im Chor: 4 Gemälde von Zick. Die Kirche zum h. Florin. In den Chorniſchen 2 Gemälde von Zick, unter den Franzoſen verdorben, jetzt von Wachta reſtaurirt. Einige geſchichtliche Grabmäler ſind gänzlich zerſtört. Pfarrkirche zu U. L. F. auf dem höchſten Punkte der Stadt. Impoſante Thürme. Gemälde von Zick. Dieſer verdiente Künſtler lebte im Thal Ehrenbreitſtein.

Sammlungen: Antiken, Kupferſtiche (namentlich von Dürer), Münzen (an 40,000), Incunabeln, Handſchriften mit Miniaturen, bei dem Herrn Grafen Reneſſe-Breitbach

Das Gemäldekabinet des Herrn Pfarrers Lang zu Neuendorf. Die Gemälde und Münzen bei Herrn Bohl.

Die ſchöne Ausſicht von der Moſelbrücke und von der Schiffbrücke, die nach Ehrenbreitſtein führt.

Ausflüge nach dem höchſten Berg der Gegend: dem Kühkopf, und nach dem Camillenberg.

Gaſthöfe: Hôtel Bellevue (am Rheine, ausgezeichnet); der Trier'ſche Hof; die drei Schweizer; der Cölniſche Hof; der ſchwarze Bär; drei Reichskronen; der Rieſe; das wilde Schwein; Stadt Lüttich; der goldene Apfel. — Görre's Geburtsort.

Cochem (Cochemia), auf dem rechten Ufer der Moſel, am Abhange eines Berges, in ſehr maleriſcher Lage. Frühe ſchon durch Handel und Gewerbe bekannt. 1689 von den Franzoſen verbrannt und ſeitdem durch die Betriebſamkeit der Einwohner wieder aufgebaut. Geburtsort des bekannten Pater Cochem. Gaſthäuſer: Anker; Römiſcher König.

Cöln. Erſtreckt ſich in einem großen Bogen über eine Stunde lang am linken Ufer des Rheins, mit nahe an 60,000 Einwohnern, größtentheils Katholiken. Der Rhein iſt hier 112 Fuß über der Nordſee. Sitz der Regierung, des Erzbiſchofs, des Metropolitan-Domkapitels, eines erzbiſchöflichen General-Vicariatsamtes, Appellationsgerichts, Landgerichts, Handelsgerichts, einer Handelskammer, und 2 Gymnaſien (katholiſch und evangeliſch). Erſteres mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden. Das erzbiſchöfliche Prieſterſeminar mit einer

Bibliothek von 12,000 Bänden. Die erzbiſchöfliche Bibliothek mit 10,000 Bänden. Die Wallraffſchen Sammlungen im ſtädtiſchen Muſeum: Gemälde, Sculpturen, Antiquitäten. Gemäldeſammlungen der Herren Katz, (Brückenſtr. 5.), Schaafhauſen, (Trankgaſſe 25.), Rive, (Trankg. 11.), Toſetti (Elogiuspl. 5.), Liversberg (Heumarkt 28.), Zanoli, Wurm (Mühlenbach 56.), Rindinger (Domkloſter 6.), Dr. Kerp (Johannſt. 24.), Oppenheim (gr. Budengaſſe 8.) u. A. Kunſtkabinet des Herrn Oettchen (Malzmühle 5.); das Xylographiſche Kabinet des Herrn Canonicus von Büllingen (Cunibertskloſter 1.). Naturhiſtoriſche Samlungen der Herren Sahlmeier, Heis und Meinerzhagen. Bei Herrn Zeichenmeiſter Scheibler in der Beckergaſſe, römiſche Antiquitäten.

270 mit Baſalt gepflaſterte größtentheils krumme und enge Gaſſen, von denen einige noch an die römiſchen Benennungen erinnern; 33 öffentliche Plätze, darunter die ſchönſten: der Neumarkt, der Heumarkt mit der Börſe und der Altmarkt; 11 Werfte, 7 bewohnte Wälle und 19 Thore. Die groſe Stadtmauer hatte 80 Thürme. Holländer befeſtigten Cöln von 1678 bis 1710; unter der franzöſiſchen Herrſchaft verfielen die Werke; ſeit 1815 iſt Cöln mit Deutz ein Hauptwaffenplatz des Vaterlandes.

Bedeutende Induſtrie und Handelsverkehr. Baumwollſpinnerei; Tuch-, Strumpf- und Cattunfabriken; Färbereien; Seiden- und Sammtfabrikation; Zuckerſiedereien, Tabaks-, Stärke-, Schmalte-, Fayence-, Porzellan-Pfeifenfabriken u. a. m. 24 Fabriken von kölniſchem Waſſer. 81 Schiffmeiſter und 44 Schiffer. **Handel** mit Getreide, Wein, Oel, Traß, Steinkohlen u. ſ. w. Hauptſtapelplatz des ganzen Rheinhandels. Sitz der **Direction der preußiſch-rheiniſchen Dampfſchifffahrt-Geſellſchaft.**

Stehende Schiffbrücke zwiſchen Cöln und Deutz. 30 Schiffe; 1250 Schritte lang.

Stadtwappen: im obern Theile im rothen Felde 3 goldene Kronen, und im untern Theile im ſilbernen Felde 11 rothe Feuerflammen.

Gaſthöfe: zum kaiſerlichen Hof, zum großen Rheinberge (am Rhein für die Dampfbootreiſenden), zum Mainzer Hof (der Poſt gegenüber für die Eilwagenreiſenden), zum Wienerhof, im heiligen Geiſt, im Laacherhof, bei Harperath, bei Dohmen, Hof von Holland, Kölniſcher Hof, Königlicher Hof, Rheiniſcher Hof, Pariſer Hof, Bonn'ſches Poſthaus.

Kaffeehäuſer: das Italieniſche, das Mainzer, das Cölniſche, bei Perrin und bei Dalimier.

Buchhandlung: Dumont-Schauberg. **Muſikalienhandlung:** Simrock.

Oeffentliche Gärten: der alte Kuhberg in der Schnurgaſſe, der Weber'ſche Garten bei St. Gereon u. a. m.

Geſchloſſene Geſellſchaften: Caſino (Neumarkt), Reſſource (Breiteſtraße), Kaufmannsgeſellſchaft (Ober-Marks-Pforte), Harmonie (Liebhabertheater; Komödienſtraße).

Spaziergänge: Brücke nach Deutz; Alleen auf dem Glacis; das Werftgen (Rheininſel).

Weitere Ausflüge: Schloß **Bensberg** bei Deutz, mit ſchönen Fresken und weiter Ausſicht. Abtei **Altenberg** in einem ſtillen Thal an den Ufern der Dühn. Schöne Kirche.

Entfernung von: Aachen 8¾ Poſtmeilen; Arnheim 18½ Poſtmeilen; Coblenz 10½ Poſtmeilen; Elberfeld 6¼ Poſtmeilen.

Sehenswürdigkeiten:

a) **Die vorzüglichſten Kirchen:**

Der Dom. Anfang des Baus 1248; bis 1499 wurde daran fortgebaut. Der Baumeiſter iſt unbekannt. Bald nannte man Meiſter Gerhard, dann Meiſter Arnold oder Meiſter Johannes als ſolchen; allein Näheres iſt bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Eine vierfache Säulenreihe trägt das Gewölbe; es ſind deren 64; die 4 mittlern haben gegen 30 Fuß im Umfange; eine jede hat ein eigenthümlich geformtes Kapital; der Chor von 180 Fuß Höhe iſt vollendet; das Schiff der Kirche kaum zu zwei Drittel, und von den beiden Thürmen hat der eine 20 Fuß, der andere ungefähr 200 Fuß. Zu 500 Fuß war ihre Höhe beſtimmt. **Schöne Fenſtermalereien.** Große Glocke von 25,000 Pfund, die 12 Männer läuten müſſen. Der Tiſch des **Hochaltars** beſteht aus einer 16 Fuß langen und 8 Fuß breiten, ſchwarzen Marmortafel. Zu beiden Seiten ſtehen zwei neuere Statuen: Maria und Petrus. In der Mitte ein mit 7 Säulen verziertes Tabernakel, nach dem Spruch: „Die Weisheit erbauete ihr Haus und hieb ſieben Säulen ꝛc.“ Dieſe Worte ſtehen in lateiniſcher Sprache auf der Rückſeite des Altars. Das Ganze iſt in neuerm Geſchmack und wenn gleich zierlich, doch nicht dem großartigen Style des Doms angemeſſen. Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, da man mit dieſem Altar den alten, urſprünglich mit der Kirche erbauten, umgab. Von dem alten ſind noch die Marmorbilder von Chriſtus, Maria und die Apoſtel ſichtbar. An den Säulen des Eingangs in den Chor: Maria und Petrus von weißem Marmor. Im Chor ſelbſt Grabmäler von Adolph und Anton, Grafen von Schauenburg (Erzbiſchöfe von Cöln). Die Wände des Chors mit Hauteliſſetapeten nach Zeichnungen von Rubens behängt. Die Apoſtel in gelbblumigen Gewänden an den Säulen, gute altdeutſche Bildhauerarbeit. Treffliche Orgel. Die 5 Fenſter im Chor und im Nebengang des Schiffs gegen Norden. Auf dem mittlern: die Donatoren des Stifts; über ihnen bekannte bibliſche Schildereien; unten Stadtwappen. Dieſem zur Rechten: der h. Hermann, welcher den knienden Erzbiſchof Hermann, aus dem Hauſe Heſſen, in Schutz nimmt; die Wappen der 16 Ahnen des Erzbiſchofs. Links: Erzbiſchof Philipp, aus dem gräflichen Hauſe Dhaun mit ſeinen 16 Ahnen. Die beiden weiblichen Figuren auf den zwei kleinen Fenſtern, rechts mit Heſſiſchen, links mit Cölniſchen

Geſchlechtswappen, ſtellen wohl auch Wohlthäterinnen der Kirche vor.

Das Denkmal der h. drei Könige, im joniſchen Styl, in der Kapelle hinter dem Hochaltar, von Kurfürſt Max Heinrich aus dem Hauſe Baiern erbaut. Friedrich I. Hohenſtaufen ſchenkte die Gebeine der drei Weiſen, nach Mailands Zerſtörung, dem ihn begleitenden Erzbiſchof Reinhold von Cöln. Im Jahr 1170 wurden ſie hieher gebracht. Der Kaſten iſt aus Goldblech, der die Gebeine der Könige und der Märtyrer Felix, Nabor und Gregor von Spoleto umſchließt. Der Sarg beſteht aus zwei Abtheilungen. In der untern, breiten liegen die Gebeine der h. drei Könige; die Häupter ſind abgeſondert; darüber lieſt man aus Rubinen zuſammengeſetzt die Namen: Caſpar — Melchior — Balthaſar. Dieſer ganze Reliquienkaſten iſt mit Bogen und kleinen Säulen ringsherum verziert und überall iſt die kunſtreichſte Emailarbeit daran verſchwendet. Edelſteine, Perlen und Gemmen dienen zur Einfaſſung der angebrachten Bildwerke. Als im Jahre 1794 das Cölniſche Domkapitel nach Arensberg in Weſtphalen floh, nahm es mit andern Schätzen der Kirche auch dieſen Sarg mit; aber als er endlich im Jahr 1804 wieder zurückgebracht wurde, war Vieles davon verdorben oder zerbrochen, und von den Edelſteinen und Perlen manches ganz verloren gegangen. Auch die alten, 6 Pfund ſchweren goldenen Kronen der h. drei Könige fehlten, und ſind ſeitdem durch vergoldete erſetzt worden. Mit vieler

Mühe und großen Koſten beſtrebte man ſich jedoch unter des Prof. Wallrafs Leitung das Ganze wieder herzuſtellen. Die Einwohner von Cöln ſchenkten dazu ihre Koſtbarkeiten, Emails, ächte Steine u. ſ. w. willig her. Im Jahr 1820 wurde jedoch durch Einbruch wieder Vieles davon entwendet.

Vor der Kapelle der h. drei Könige ruhen die Erzbiſchöfe von Cöln aus dem Baier'ſchen Hauſe: das Herz der Königin Maria von Medicis iſt ebenfalls hier beigeſetzt; in den Kapellen um den Chor ruhen noch: Erzbiſchof Philipp von Heinsberg und Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden.

Das herrliche Gemälde der Stadtpatrone (gemalt 1410), in einer der Chorkapellen, auf drei Blättern. Das Mittlere ſtellt die h. drei Könige dar, welche das göttliche Kind auf dem Schooße der Mutter anbeten; das linke vom Zuſchauer: den h. Gereon mit ſeinen Rittern; das rechte: die h. Urſula mit ihren Geſpielen. Der Maler deſſelben iſt: Meiſter Wilhelm von Cöln. Niemand wird ohne Bewunderung vor dieſem einzigen Kunſtwerke ſtehen.

Die zu Carls des Großen Zeiten geſtiftete Dombibliothek, die gleichfalls nach Arensberg geflüchtet wurde, kam nicht wieder zurück; von dem Kirchenſchatze, der ſogenannten „goldenen Kammer“ nur Einiges, wie viele koſtbare Monſtranzen, das große erzbiſchöfliche Kreuz und der Stab, der ſilberne Sarg des h. Engelbert; ferner Prieſtergewande von großer Pracht u. ſ. w. S. Boiſſeré's Werk über den Dom. Stuttgart, bei Cotta. Der Grund des kühnen

Baues beſteht aus Baſaltblöcken; der Bauſtein iſt vom Drachenfels gebrochen.

St. Maria im Capitol. Cöln's älteſte Kirche, da wo unter den Römern das Capitel geſtanden, von Plectrudis, Gemalin Pipin's erbaut. Ihr ſteinernes Bild iſt hinter dem Chor an der Straße eingemauert; ihr Grab iſt in der Kirche, vor dem Chor. Der obere Chor der Kirche mit den Säulengängen iſt noch aus dem achten Jahrhundert. **Gemälde von Auguſtin Braun**, einem Zeitgenoſſen des Rubens. **Treffliche Orgel von König dem Aeltern.** **Ein Albrecht Dürer**: das Zerſtreuen der Apoſtel und der Tod Marien's.

Die Pfarrkirche zum h. Gereon wurde 1066 vom Erzbiſchof Anno erbaut. Die ſchöne Kuppel iſt aus einer ſpätern Zeit. Der h. Gereon und ſeine Krieger liegen hier begraben. Unter der Kirche, in der Gruft, ſieht man noch Spuren alter Moſaik. An den Altären, am Eingang, zwei **gute Bilder von Cornelius Schütt und Geldert aus Cöln.**

Die Kirche des h. Cunibert, nahe am Rhein, mit einem Altar, dem Hauptaltare in der St. Peterskirche nachgebildet. **Schöne Glasmalerei.**

St. Peter. Rubens wurde hier getauft und ſchenkte hierauf der Kirche eines ſeiner herrlichſten Werke: **die Kreuzigung des h. Petrus.**

St. Urſula. Vom Biſchof Aquilin 401 zu erbauen angefangen. Ganz mit den Gebeinen der 11,000 Jungfrauen angefüllt. Die Köpfe vieler derſelben in ſilbernen Futteralen. Im Chor iſt die Legende gemalt zu ſehen. Gemälde von **Schütt** und **Hergotts**.

Maria-Himmelfahrts- oder **ehemalige Jeſuitenkirche**. Communionbank aus weißem Marmor mit ſchönen Verzierungen. Gemälde von **Schütt**. Unter den Reliquien: der Stab des h. Xaver, der Roſenkranz des h. Ignatius von Loyola. Im ehemaligen **Jeſuitencollegium**, treffliche Kunſtſammlungen, beſonders das **alte Kupferſtichkabinet**.

S. **Pantaleon**. Grab der Kaiſerin Theophania, Gemalin Otto's II. Der unverweſte Leichnam St. Albins, des Märtyrers.

Minoritenkirche. Grab des berühmten Duns Scotus, geſtorben 1308, deſſen Handſchriften in 14 Folianten hier aufbewahrt wurden.

Die evangeliſche Kirche, ſeit 1822 der evangeliſchen Gemeinde eingeräumt. **Kreuzigung von Johann von Aachen**.

Die Cäcilienkirche. In der alten Vorhalle ein Basrelief mit gothiſchen Initialien.

Die Andreaskirche. Altarblatt von Fuckerath, andere Gemälde von de Bruyn. Altar ſchön aus Holz geſchnitzt.

b) **Das Rathhaus** (vor 1571 erbaut).

Portal von Marmor mit Basreliefs. Ausſicht vom

Thurm. Saal der Hanſe. Im Vorzimmer: Bilder von Mosquida. Im Rathszimmer: Jüngſtes Gericht von Söntgen; Crucifix aus Rubens Schule. In dem Saale „die Muſchel“ genannt: Gobelins nach Wouverman'ſchen Landſchaften.

c) Der Gürzenich (um 1440 erbaut):

Das Waaren- und Waghaus, mit einem ungeheuern Saal, der in frühern Zeiten zur Abhaltung von Reichstagen diente, und jetzt wegen des Faſchingballs wieder in Ruf gekommen iſt.

d) Das Zeughaus,
zugleich Kernhaus. Iſt nunmehr aller ſeiner Alterthümer beraubt worden, die zum Theil im Wallraf'ſchen Muſeum zu finden ſind.

e) Das Schauſpielhaus,
nach dem Darmſtädter Hoftheater eingerichtet.

Cöln hieß in den früheſten Zeiten Oppidum Ubiorum, dann Colonia Agrippina. Ueber Cöln's älteſte Geſchichte ſ. unter A. Schreiber's Handbuch f. Reiſ. am Rhein.

Coraidelſtein, alte Veſte im Moſelthal, auf dem Wege nach Cochem.

Cröff, im Moſelthal, war einſt mit ſieben Dörfern reichsunmittelbar, und hieß „das Cröffer-Reich! —

Cronberg (Kronberg). Aufkeimender Badort, in der Nähe von Frankfurt. Schöne Lage zwiſchen Obſt- und Kaſtanienwäldern. In der Burgruine Ueberreſte von

Templerwohnungen: der rothe Hof und die Hölle. Obſtbaumpflanzungen des Pfarrers Chriſt, die weit und breit ihre Sprößlinge verſenden. Gaſthof: Naſſauer Hof u. ſ. w.

D.

Dahn, mit 1350 Einwohnern im Annweilerthal in Rheinbaiern, mit intereſſanten Umgebungen. S. Annweiler.

Darmſtadt, Reſidenz des Großherzogs von Heſſen, mit mehr als 20,000 Einwohnern und einer ſchönen Neuſtadt. Die erſte Anlage der Stadt fällt zwiſchen das 8. und 12. Jahrhundert. Wahrſcheinlich hieß der erſte Anſiedler Daremund; daher Daremundesſtadt. Das Reſidenzſchloß, nicht ausgeführt, nach einer großartigen Anlage, mit einem Muſeum, einem Naturalienkabinet, einer Gemäldeſammlung (gute Stücke), alten Waffen, Coſtümen fremder Völker. Die Hofbibliothek enthält nahe an 150,000 Bände. Ein ſchönes Schauſpielhaus.

Kirchen: die Schloßkirche, einfach und ſchmucklos, aus dem 16. Jahrhundert. Die katholiſche Kirche, von 1822—27 erbaut, ſchön und groß.

Das Exerzierhaus, 1771 erbaut, enthält im Innern einen Saal, 319 Fuß lang und 151 Fuß breit, ohne Säule oder Pfeiler. Das Hängewerk am Dachſtuhl gilt für ein Meiſterſtück. Der Erbauer war ein Zimmermann, Namens Schuknecht.

Das Geſellſchaftsgebäude mit einem ſchönen Saal. Der Luiſenplatz; das Boskett; die Anlagen des Herrn von Barkhauſen u. ſ. w.

Gaſthöfe: das heſſiſche Haus (Eilwagen), die Traube, der Darmſtädter Hof.

Promenaden: Dippelshof; Niederramſtadt; Kranichſtein; die Faſanerie u. ſ. w.

Dattenberg, Dorf mit 500 Einwohnern, mit intereſſanten Bergwerken in der Nachbarſchaft.

Dauſenau (Tuſenu) bei Ems, mit berühmter Obſtzucht.

Deidesheim, Flecken in Rheinbaiern, mit vorzüglichem Weinbau; über 2000 Einwohner. Ruinen einer Veſte. Gaſthaus: Schwan.

Deutz (Duiz, Tuitium). Mit Cöln durch eine Schiffbrücke verbunden. Der Ort ſoll dem Könige Teus oder Tuisko ſeine Entſtehung verdanken. Durch die Preußen ſtark befeſtigt; Artilleriewerkſtätten. Gaſthof: Prinz Carl.

Dietz, nahe bei dem Mineralbrunnen Fachingen, am Ausfluß der Aar in die Lahn, mit einer hübſchen Neuſtadt und bedeutendem Getreidehandel. Altes Schloß, jetzt Arbeitshaus. Der Hau (Hain), Promenade. Bergſchloß Oranienſtein, ſonſt Nonnenkloſter.

Dinkholder Mineralwaſſer, von bitterm Geſchmack, in der Nähe von Braubach. Seit drei Jahrhunderten bekannt.

Dollendorf (Ober-), Dorf am Rhein, mit ſtarkem

Weinbau. Nahe beim Orte das romantiſche Thal „der Heiſterbacher Mantel.“ Das ſonſt prachtvolle Kloſter Heiſterbach iſt jetzt ein Oekonomiegut.

Donnersberg, 2310 F. hoch über dem Rhein. Mit Eichen-, Buchen- und Kaſtanienwäldern. Der Hirtenfels, wo man die Sonne aufgehen ſieht; romantiſcher Weg nach den Ruinen von Wildenſtein. Die Mordkammer, ein Thal, das ſeinen Namen von der Schlacht der Lothringer gegen die aufgeſtandenen Bauern hat. Mannigfaltige Sagen hierüber im Volke. Die Räuberhöhle, in die man nur durch einen Sprung gelangen kann. Der Königſtuhl, wo einſt die Gaugerichte der Franken gehalten wurden, mit einer weiten Ausſicht. Man ſagt, kein Gewitter nähere ſich der Kuppe des Berges.

Drachenfels, 1) in der Umgebung von Dürkheim, mit ſchöner Ausſicht. Alter Opferplatz der Druiden. Der gehörnte Siegfried ſoll hier die geraubten Töchter des Landes aus der Gewalt des Drachen befreit haben. Im Thale liegen Ruinen, welche: „Murr' mir nicht viel“, und „Schau dich nicht um“, heißen. Ein Wald in der Nähe wird „Kehr' dich an nichts“ genannt.

2) Der ſteilſte von den Siebenbergen, Bonn gegenüber. Die frühern Beſitzer waren die Burggrafen von Drachenfels, deren Geſchlecht 1380 erloſch. Man beſteigt ihn von Königswinter aus und findet oben eine gute Reſtauration und Geſellſchaft.

Draiſchbrunnen, ſ. Godesberg.

Druſenheim, Stadt im Departement Niederrhein, 800 Einwohner, gibt einem Rheinkanale den Namen.

Dürkheim (Türkheim), über 4000 Einwohner, am Eingang eines romantiſchen Thales. Herrliche Lage; Traubenkur; am erſten Sonntag im Oktober wird hier ein berühmter Wurſtmarkt gehalten. Gaſthöfe: Poſt; Ochſe. Iffland ſchrieb hier im nahen Jägerthale, als Hausfreund des jagdliebenden Fürſten von Leiningen: die Jäger.

E.

Eberſtadt, nahe bei Darmſtadt. Viel Induſtrie. Franzöſiſche Gärten; alte Linden- und Kaſtanien-Alleen; merkwürdige Orangerie.

Ehrenbreitſtein (Hermannſtein), Felſen, 372 Fuß über dem Rhein. Schon die Römer hatten hier ein Caſtell, aus dem ſpäter eine Burg entſtand. Während des Revolutionskrieges wurde die Feſtung oft belagert und nach dem Luneviller Frieden demolirt. Seit 1816 iſt ſie ſtärker als je wieder hergeſtellt worden. Der Major v. Hüne leitete unter Aufſicht des Generallieutenants v. Aſter die Arbeiten. Die Anſicht des Ehrenbreitſteins iſt imponirend; die Ausſicht von ſeiner Höhe entzückend. Am Fuße liegt das Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, ſonſt Mühlheim im Thale, mit einem angenehmen Sauerbrunnen. Gaſthof: Poſt.

Eich, zwiſchen Worms und Guntersblum, mit einer vorzüglichen Entenjagd.

Eichſtetten, Marktflecken im Badiſchen mit gutem Weinbau. Ueber 2000 Einwohner.

Eifel, trauriges, unfruchtbares Waldgebirge, im Nordweſten der Moſel.

Ellfeld, ſ. Eltvill.

Eltvill (Ellfeld, Altavilla), 2000 Einwohner. Hauptort des Rheingau's. Gemäldeſammlung des Grafen von Els. Herrlicher Gaſthof zur Roſe am Ufer des Rheins. Eine der erſten Druckereien wurde hier, noch als Gutenberg lebte, von deſſen Schüler Heinrich Bechtermünz errichtet.

Ems (Embasis, Amasia; davon ſpäter: Hembeſſe, Eyms), liegt an der Lahn, von bewachſenen Höhen und Felſen umgeben. In der Nähe die Haſelmannshöhlen, von denen man viele Sagen kennt. Die Brunnen ſind für Bruſt- und Augenkranke beſonders wirkſam; auch hat man hier eine Buben- und Zwillingequelle. Es fehlt nicht an guten Hotels und Wohnhäuſern zur Aufnahme von Fremden. Das Thal iſt ſo enge, daß man die Lage des Orts ſchon oft mit einer Badewanne verglichen hat. Parthien: Linkebach; Kemnau; Dorf Ems; Silberſchmelze; Ruinen der Sportenburg; das Berg- und Hüttenwerk Pfingſtweide; zwei Stunden hat man nach Naſſau.

Erbach, Dorf im Rheingau. Alte Kirche mit den Gräbern der Ritter von Allendorf. Gaſthof: Traube.

Partien: nach Nieder-Ingelheim und nach der Abtei Erbach, wo der herrliche Steinberger wächst.

Erfelden, Dorf im Darmſtädtiſchen, 600 Einwohner. Eine 58 Fuß hohe Siegesſäule Guſtav Adolphs.

Erpel, Marktflecken am Rhein mit 750 Einwohnern. Sehr guter, weißer Wein, der ſich aber nicht lange aufbewahren läßt.

Erpeler-Ley, Baſaltfelſen von faſt 700 Fuß Höhe. Der Wein wird hier ſehr mühſam gebaut. Körbe mit Erde werden in den Vertiefungen des Geſteins befeſtigt und darin die Rebe geſteckt.

Eſchbach, Ruine bei Landau, mit dem überraſchenden Anblick des Goſenweiler Thals.

Ettenheim, Städtchen mit ungefähr 3000 Einwohnern am Abhange des Schwarzwaldes, in angenehmer, fruchtbarer Gegend. Bekannt durch die Gefangennehmung des Herzogs von Enghien. Eine Stunde davon im Gebirg die über tauſend Jahre alte ehemalige Benediktiner-Abtei Ettenheimmünſter.

Ettlingen, zwiſchen Raſtadt und Carlsruhe, am Eingang des Albthals. 3000 Einwohner. Ein dem Neptun geweihter Denkſtein, über der Brücke eingemauert, und Ueberreſte römiſcher Bäder zwiſchen Ettlingen und Wolfartsweiler. Villa des Herrn v. Berſtett. Sitzungen des landwirthſchaftlichen Vereins für Baden.

F.

Fachingen, im Herzogthum Naſſau, 2 Stunden von Geilnau, an der Lahn. Ein angenehmer Weg führt über Schaumburg dahin. Liegt romantiſch, im reich bewaldeten Thale. Der nun ſo berühmte Geſundbrunnen (1748 entdeckt) beſteht aus vier Quellen, die ganz nahe an der Lahn entſpringen. Die Beſtandtheile des Sauerwaſſers ſind denen von Selters ähnlich, und eben ſo angenehm zu trinken. Es iſt leicht zu vertragen. Jährlich wird nahe an einer halben Million Krüge verſandt, und da es ſich lange hält, ſo gehen ſie ſelbſt bis nach Oſtindien und dem Kap der guten Hoffnung.

Falkenſtein, herrliche Ruine beim Bade Kronberg im Taunus, von deren Gemäuer man einen großen Theil des Rheingaues und 70 Ortſchaften überblickt. Der Teufelsweg, der zur Burg führt, mit folgender Sage: Ein Falkenſteiner gab dem Ritter Cuno von Sayn, der um ſeine Tochter Irmengard warb, das Jawort unter der höhnenden Bedingung: wenn er den ſteilen Felſenpfad, der zur Burg führte, in einer Nacht zugänglicher mache. Traurig ſaß Cuno am Fuße der Burg, Bergleute ſagten ihm, daß das Werk mit 300 Mann nicht in einer Woche auszuführen ſey. Da nahte ſich ihm in der Dämmerung ein Bergmännlein, und verſprach mit ſeinen Gnomen das Werk zu vollbringen, wenn der Ritter ein Bergwerk, wo ſie wohnten, aufgeben wolle.

Es geſchah, und bei grauendem Morgen ſprengte Cuno von Sayn froh nach der Burg hinauf, wo er die Hand ſeiner Irmengard erhielt. — Daher nennt das Volk den Weg nach Falkenſtein: Teufelsweg.

Favorite, ein 1725, zwei Stunden von Baden, an der Murg erbautes Luſtſchloß, mit reicher Möblirung im Geſchmacke Ludwigs XV. Beſonders bemerkenswerth die ſogenannte Prachtküche.

Feldberg, ein Gipfel des Taunus, nahe an 3000 Fuß über der Meeresfläche, in der Nähe von Frankfurt, von deſſen Kuppe man ein Panorama 150 Stunden im Umfange hat.

Filſen, Dorf am Rhein, bei Boppart. Oberhalb deſſelben liegt das ehemalige Naſſau-Oraniſche Luſtſchloß **Liebeneck**, das jetzt einem Privatmanne verliehen iſt.

Fornich, Weiler am Fuße der Kreuzborner Ley, eines mächtigen Baſaltfelſens.

Forſt, Dorf in Rheinbaiern, wo der bekannte treffliche Wein, Forſter Traminer, Forſter Orleans u. ſ. w. wächſt.

Frankenthal (Rheinbaiern), einſt berühmte Porcellanfabrik, deren Gebäude jetzt ein Armenhaus geworden ſind.

Freiburg, Hauptſtadt des Breisgaus, am Abhange des Schwarzwaldes, der hier in das ſogenannte Himmelreich mündet, einem Gegenſatze des unweit davon liegenden felſigen Höllenthales. 1118 von Berthold von Zähringen erbaut. Nahe an 18,000 Einwohner.

Sehenswürdigkeiten:

Der Münſter, einer der ſchönſten und vollendetſten in Deutſchland. Zwiſchen 1122 und 1152 von Konrad von Zähringen zu erbauen angefangen. Das Gebäude, in Form eines Kreuzes, iſt aus rothem Sandſtein. Der Thurm, durch den der Haupteingang führt, iſt 250 Pariſer Fuß hoch. Die Statue Bertholds V., der hier begraben liegt. Das h. Abendmahl (Basrelief). Treffliches Altarblatt von Baldung; prächtige Glasmalereien; der reiche Münſterſchatz.

Das alte gothiſche Kaufhaus.

Das Theater.

Der Marktbrunnen mit dem Denkmal des Erbauers der Stadt.

Die Bibliothek der Univerſität und die Sammlungen derſelben.

Das Kunſtinſtitut von Herder.

Gaſthöfe: Zähringer Hof (Poſt), Geiſt (gut) Engel; Kamm; wilde Mann u. ſ. w.

Umgebungen und Spaziergänge: Schloßberg; St. Loretto; Günthersthal; Karthauſe; der Ottilienberg mit der Höhle, in die ſich die h. Ottilie vor ihren Verfolgern flüchtete; Ruinen der alten Stammburg Zähringen.

Vier Stunden von Freiburg das wild romantiſche Höllenthal, mit dem Wirthshauſe zum Stern.

Friedrichsberg (Sonnenberg, Rimmersberg), bei Neudorf, mit ſchöner Ausſicht.

Friedrichſtein (auch Teufelshaus), Ruine unterhalb Neuwied.

Friesdorf, an der Straße von Godesberg und Bonn. Bedeutende Bergwerke in der Nähe.

Fürſtenberg, großartige Schloßtrümmer auf einem Felſenvorſprung, bei dem Dorfe Rheindiebach, eine Viertelſtunde oberhalb Bacharach. 1689 von den Franzoſen zerſtört. Jetzt ſind hübſche Anlagen oben. Am Fuße der Ruine wächſt vorzüglicher weißer und rother Wein.

G.

Geilnau, Geſundbrunnen, 3 Stunden von Ems, an der Lahn. Erſt ſeit 1800 wieder in Aufnahme. Sein Waſſer iſt hell und ſchäumt mit Zucker wie Champagner; es wird viel verſendet. Beſonders bei Steinbeſchwerden zu empfehlen.

Geiſenheim, Ort im Rheingau mit vielen ſchönen Landhäuſern. Im Hofe des Herrn v. Zwierlein alte Glasmalereien. In der Kirche das Grabmal des Kurfürſten Johann Philipp, von einem wenig genannten Künſtler: Naudemüller. Gaſthöfe: Krone; Schwan. St. Rochustag (16. Auguſt) Volksfeſt dieſer Gegend.

Germersheim, Stadt in Rheinbaiern mit 3000 Einwohnern, an einem Arme der Queich. Goldwäſcherei

In der Umgebung werden römiſche Münzen gefunden. Hier ſtarb Rudolph v. Habsburg.

Gernsbach, Städtchen mit 2000 Einwohnern an der Murg, zwei Stunden von Baden. Von der Höhe eine unbeſchreiblich reizende Ausſicht.

Geroldsau, ein anmuthiges Dorf, beim Kloſter Lichtenthal, unweit Baden gelegen. Auf guten Fußſteigen gelangt man zu einem Waſſerfall, der als ſolcher unbedeutend iſt. Der Spaziergang dahin wird jedoch Unterhaltung gewähren.

Godesberg, Dorf mit einem Geſundbrunnen, der ſo genannten Draitſcher Quelle, zwiſchen Coblenz und Bonn. Auf dem Hügel liegen die Ruinen eines alten Römercaſtells, auf welchem Erzbiſchof Theoderich von Cöln 1210 ein feſtes Schloß erbaute. 1325 vermehrte Kurfürſt Friedrich II. die Befeſtigungen. 1583 wurden die Werke durch die Truppen des Biſchofs Ernſt geſprengt. Herrliche Ausſicht vom Thurme, in dem man auf Treppen hinaufſteigen kann.

Gottsau, ein in altem Style erbautes, caſtellartiges Schloß, mit vier Thürmen, nahe bei Carlsruhe, jetzt die Artillerie-Kaſerne.

Griesbach, Bad am Schwarzwalde, am Fuße des Kniebis, in engem, bewaldetem Thale.

Grünſtadt, Städtchen am Haardtgebirge mit Fabriken. Mehre Maler ſind hier geboren worden, z. B. Holbein der Aeltere und Heinrich Roos, der Landſchafter. Angenehme Ausflüge in die Umgegend.

Guntersblum, Marktflecken treibender Flecken mit mehr als 3000 Einwohnern in Rheinheſſen. Ehemals Reſidenz eines gräflich leiningen'ſchen Zweiges. Konrad II. wurde hier zum deutſchen Kaiſer gewählt. St. Julianenbrunnen, mit herrlichem Quellwaſſer, und die Rieſenulme, 9 Fuß im Durchmeſſer und 110 Fuß Höhe.

Gutenfels, Ruine oberhalb Caub, am Rhein, zu der man auf Treppen hinanſteigt. In alten Urkunden wird dieſe Burg Cube genannt. In Stein gehauene Reime am Zollhaus zu Caub berichten von der Belagerung dieſer Burg durch Landgraf Wilhelm von Heſſen 1504. Das Wachthaus auf ſchwindelndem Felſenvorſprung, aus dem Guſtav Adolph ſeine Truppen kommandirte.

H.

Haardt, Gebirgsgegend zwiſchen Neuſtadt und Dürkheim (zwanzig Stunden lang) in Rheinbayern, an deſſen Abhängen vortrefflichſter Wein erzeugt wird. Dorf gleichen Namens am Fuße der Haardt.

Heddernheim, der Name wird vom Kaiſer Hadrian hergeleitet, der hier ein befeſtigtes Lager gebaut haben ſoll. Man findet hier römiſche Alterthümer. Das Heidenfeld mit Trümmern zerſtörter Bauwerke. Das hier Gefundene wurde in das Muſeum nach Wiesbaden gebracht.

Hambach (Ober-, Mittel- und Unter-), Dörfer in

Rheinbaiern. Dabei die Ruinen der Keſtenburg, erbaut von Heinrich IV. und 1525 im Bauernkriege zerſtört, welche in neuerer Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt haben.

Hammerſtein, Ruine am Rhein, Andernach gegenüber. Im 11. Jahrhundert gehörte das Schloß Otto, aus dem Wetterau'ſchen Geſchlechte, den man für den Stammvater der Grafen von Rheingau und Hammerſtein hält. Nach dem weſtphäliſchen Frieden zerſtörten es die Franzoſen 1660. Herrliche Ausſicht, Promenadenfahrt. Unten am Felſen liegen die Dörfer Ober- und Niederhammerſtein und die Inſel Weſſenbetter Aue iſt nicht weit davon.

Handſchuhsheim, Dorf und Burgtrümmer an der Bergſtraße. Berühmte Kirſchenpflanzungen, deren Früchte weit und breit verführt werden. Sommeraufenthalt für Fremde. Schlachtfeld zwiſchen Franzoſen und Oeſtreicher 1795.

Hattenheim, Ort im Rheingau, 1000 Einwohner. Schöne Landhäuſer. Drei Inſeln im Rheine: Ilmenwerther Aue, Rhein-Aue und Sand-Aue. Auf dem Eltvillerberge, wo das Markbrünnlein entſpringt, wächſt der berühmte Marcobrunner und auch der Steinberger wächſt in dieſer Markung.

Hattersheim, auf dem Wege von Wiesbaden nach Frankfurt, Poſt. Man findet hier römiſche Alterthümer.

Hauenſtein, in einem Engpaß, bei Waldshut am Oberrhein. Die wenigen Häuſer zum Theil in die Felſen hineingebaut.

Heddesdorf, alte römiſche Niederlaſſung bei Neuwied. Alter Begräbnißplatz.

Heidelberg, zwiſchen Neckarthal und Bergſtraße, überaus reizend gelegen, mit ungefähr 13,000 Einwohnern. Die Univerſität, eine der älteſten, 1386 durch Pfalzgraf Ruprecht geſtiftet. 1803 verlor die Univerſität durch die Abtretung des linken Rheinufers den größten Theil ihrer Einkünfte, wurde aber dann von Karl Friedrich, Kurfürſt von Baden, neu gegründet. Von dieſer Zeit an blühete ſie beſtändig.

Sehenswürdigkeiten: die Schloßruine; einer der maleriſchſten Punkte in Deutſchland, mit der köſtlichſten Ausſicht. Das Univerſitätsgebäude; von der 1623 nach Rom abgeführten Bibliothek wurden 1817 viele Handſchriften wieder zurückgebracht. Die Sammlungen der Univerſität. St. Peterskirche mit alten Grabmälern. Muſeum, ſchön und elegant eingerichtet.

Gaſthöfe: Badiſcher Hof (ſehr gut); Prinz Karl; Prinz Max (Eilwagen) u. ſ. w.

Ausflüge: der Heiligenberg mit Ruinen; der Wolfsbrunnen; Stift Neuburg; Kaiſerſtuhl; Rieſenſtein, mit der Ausſicht nach Stadt und Schloß.

Heilbrunn, Mineralquell nächſt Andernach, im Gebirge, mit [illegible] Waſſer.

Heiligenberg, Ruinen eines Nonnenkloſters bei Darmſtadt.

Heiligenſtein, zwiſchen Speier und Germersheim, mit gutem Weine. Ausgegrabene Alterthümer.

Hemmerich, eine der Kuppen des Siebengebirgs bei Bonn.

Heppenheim, anſehnlicher Ort an der Bergſtraße. Die Kirche iſt von Carl dem Großen erbaut. Darin zeigt man einen Stein, der die Namen der Orte enthält, welche Carl einſt dem Kloſter Lorſch ſchenkte. Darüber liegen die ſchönen Ruinen der Starkenburg.

Hirzenach, Weiler am Rhein; ehemalige Propſtei, die dem Kloſter Siegburg gehörte.

Hochheim; obgleich am Main gelegen, wird der Hochheimer doch zu den Rheinweinen gezählt. Der beſte wird hinter der ehemaligen Dechanei gebaut.

Höchſt, betriebſamer Ort, unweit Frankfurt am Main. Bedeutende Tabakfabrik. Bolongaro, ein reicher Tabaksfabrikant, konnte in Frankfurt nicht Bürger werden, weil er ſich weigerte, den zehnten Pfennig ſeines Vermögens zu entrichten; darum erbaute er hier, auf Mainzer Gebiet, den großen Palaſt, den man noch jetzt ſieht, und nannte ihn „Trutz Frankfurt.“

Hofheim, Städtchen im Taunus. In der Kirche ruht einer der alten Dynaſten von Eppſtein.

Holzapfel, Städtchen in Naſſau. Die Ruinen der Laurenburg und die Waldenſer Colonie Charlottenburg.

Honnef, Städtchen unter dem Siebengebirge am Rhein, mit Blei- und Kupfergruben.

[illegible], Bad bei [illegible] am [illegible] des [illegible]. [illegible]

Hunsrück (Hundsrück), Bergrücken zwischen Nahe und Mosel, über dessen Höhen einst eine Römerstraße von Bingen nach Trier zog. Hier hausten die Wild- und Raubgrafen.

Hüningen, ehemal. Fest., am linken Rheinufer, von Ludwig XIV. 1680 befestigt, durch die Oesterreicher 1815 geschleift. Gasthof: Zu den drei Königen, am Rhein, mit herrlicher Aussicht.

J.

Jacobsberg, ehemaliger Besitz der Jesuiten bei Boppard.

Idstein, Städtchen im Taunus. Landwirthschaftliche Schule. [illegible]. Archiv im Schlosse.

Igel, bei Trier im Moselthale, mit einem schönen römischen Denkmale. Hier soll Caligula geboren worden sein.

Ingelheim, s. Nieder-Ingelheim.

Ingelheimer Au, Rheininsel bei Mainz.

Johannisberg (Bischofsberg) erhebt sich in Terrassen und bietet eine reizende Aussicht. Die Abtei wurde 1106 von Erzbischof Ruthard II. von Mainz gestiftet. 1130 durch

Erzbiſchof Adelbert zur Abtei erhoben. Die Schweden zerſtörten die Gebäude im dreißigjährigen Kriege. 1716, als der Berg an Fulda kam, wurde das Schloß wieder erbaut und der Weinbau gefördert. Die 63 Morgen des eigentlichen Berges tragen 25 Stückfaß zu 1200 Flaſchen. Der zunächſt dem Schloſſe erzielte Wein heißt die Blume. Die Reben des Johannisbergs ſind ſogenannte Rißlinge. Der jährliche Ertrag wird auf 25 bis 40,000 Gulden angeſchlagen. Nach Aufhebung der Abtei Fulda 1802 gehörte Schloß Johannisberg dem Fürſten von Oranien, dann ſchenkte Napoleon es dem Marſchall Kellermann; 1816 wurde der Fürſt von Metternich damit belehnt. Dieſer neue Beſitzer hat große Verſchönerungen in den Anlagen vorgenommen. Sehenswerth iſt in der Schloßkirche eine neue Glasmalerei, das fürſtlich Metternich'ſche Wappen vorſtellend.

Irlich, freundliches Dörfchen, unterhalb Neuwied. Auf dem Kirchhof befindet ſich ein alter Stein, „der Reichsapfel" genannt, ein Rolandsbild, welcher anzudeuten ſcheint, daß hier ein kaiſerliches Cameralgut geweſen.

Iſtein, Dorf, bei Kembs, am Rheine in einer wilden Gegend. St. Veit, Wallfahrtskirche; der Iſteiner Klotz, Felswand, wo Eugen von Savoyen die ſchwebende Brücke über den Rhein bauen ließ, auf welcher in einer Nacht 6000 Reiter überſetzten.

K.

Kaiſerslautern mit mehr als 6000 Einwohnern. Uralte Stadt, welcher Friedrich Barbaroſſa ein feſtes Schloß gab. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege geſchleift. Nur noch wenige Trümmer ſind jetzt davon zu ſehen. Der Kaiſerswog war vor Zeiten ein großer, nunmehr ausgetrockneter Teich. Im Jahr 1497 wurde hier jener große Hecht gefangen, der einen goldenen Ring trug, mit den Worten in griechiſcher Sprache: „Ich bin der erſte von den Fiſchen, welche den 5. Oktober 1230 durch Kaiſer Friedrich II. Hand in dieſen Wog geſetzt worden.“ Er war 19 Fuß lang und 350 Pfund ſchwer, und kam auf Kurfürſt Philipps Tafel. — Kaiſerslautern hat eine zum Handel günſtige Lage, weil ſich hier viele Straßen kreuzen. 1815 ſtand hier das ruſſiſche Hauptquartier acht Tage lang; 1818 wurde hier die Generalſynode beider proteſtantiſchen Kirchen gehalten, um deren Vereinigung zu bewerkſtelligen. 1793, den 28. November, fand hier die dreitägige Schlacht zwiſchen den Preußen und Franzoſen ſtatt. Die Umgebungen laden zu intereſſanten Ausflügen ein. Die Lauterſpring, Ruine Beilſtein, das Karlsthal, Ruine Hoheneck.

Kallſtadt, in Rheinbaiern, wegen ſeines trefflichen rothen Weines berühmt. Der Peterskopf, einer der höchſten Gipfel der Haardt mit ſchöner Ausſicht.

Kapellen, ſ. Capellen.

Karden, Städtchen im Moſelthal, wo die Römer ein befeſtigtes Lager hatten. Maleriſche Gegend. Alterthümer bei Herrn Dr. Comes u. A.

Kaſſel, ſ. Caſſel.

Kaub, am rechten Rheinufer, mit trefflichem Wein. Ueber 1300 Einwohner. Oberhalb Kaub liegt **die Burg Gutenfels** (ſ. dieſe). Hier geſchah der Rheinübergang der Preußen unter Blücher den 1. Januar 1814. Vor Kaub im Rheine liegt die Pfalz (ſ. dieſe). Burg Rheinberg, alter Sitz der Grafen des Rheingau's.

Kedrich oder Teufelsleiter, ſteile Felswand hinter Lorch am Rhein.

Kehl, Städtchen am Rhein, mit ſtarkem Speditionshandel. Die Feſtungswerke ſind geſchleift.

Kell, eine halbe Meile vom Laacher See. Der Tönnisſteiner Sauerbrunnen in der Nähe.

Kinzigthal, eines der ſchönſten Schwarzwaldthäler, das mit dem Guttacher und Schappacherthal zuſammenhängt und bei Offenburg mündet. Ortenberg mit ſeiner Ruine und dem beſten Rothwein, den Baden hervorbringt; Gengenbach, mit der ehemaligen Benedictinerabtei. Die Kloſterkirche ſehenswerth. Biberach; Zell am Hammersberg; Wallfahrt und Porzellanfabrik; Haßlach; Hauſach mit den Trümmern eines Bergſchloſſes. Hier theilt ſich die Straße nach dem Guttachthal ſüdöſtlich und nach dem Schappachthal nördlich.

Kirchheim-Bolanden, ſ. Boland.

Kirn, Städtchen im Nahethal, am Hahnenbach, mit der Kirburg. Bis zur Revolution reſidirten hier die Fürſten Salm-Kirburg. Der letzte Fürſt Friedrich ward während der Revolution in Paris hingerichtet. Von den fürſtlichen Gebäuden und Anlagen iſt keine Spur mehr vorhanden.

Kniebis, Berggipfel im Schwarzwalde, ungefähr 3000 Fuß hoch. An ſeinem ſüdlichen Abhange liegen viele bekannte Geſundbrunnen in romantiſchen Thälern, von denen Rippoldsau vor Allen zu nennen iſt.

Koblenz, ſ. Coblenz.

Kochem, ſ. Cochem.

Köln, ſ. Cöln.

Königſtein, alte Veſte im Taunus, nahe bei dem Bade Kronberg. Ausſicht bis zum Melibocus. Der Ort bei der Veſte iſt alt und datirt ſeinen Urſprung von den Römern.

Königſtuhl bei Rhenſe. Der mit Steinſitzen verſehene Ort, wo die rheiniſchen Kurfürſten über des Landes Angelegenheiten zu Rathe ſaßen. In der Revolution wurde auch dieſes ehrwürdige Denkmal zerſtört.

Königswinter, am Fuße des Drachenfelſen, an Weinhügel gelehnt. Von den Römern erbaut.

Kreuzberg, angenehmer Spaziergang bei Bonn mit herrlicher Ausſicht des Siebengebirgs. Die prächtige Kirche mit der Marmortreppe und ſchönen Deckengemälden. Wallfahrt.

Kreuzborner Ley, Felſen am Rhein, beim Weiler Fornich, der aus fünf- bis ſechseckigen, vertikalen Baſaltſäulen von dunkelblauer Farbe beſteht. Nach dem Rhein hin ſind Spuren eines Erdbrandes ſichtbar.

Kreuznach, bedeutendſte Stadt im Nahethale, mit mehr als 8000 Einwohnern. Hier hatten die Römer eine Niederlaſſung. Man findet viele Alterthümer. Die Heidenmauer, Fundamente des Caſtrums. Unter den Karolingern war hier eine Pfalz. Vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ſoll Kreuznach's Blüthe am höchſten geweſen ſeyn; allein theils dieſer, theils der ſpätere Einfall der Franzoſen vernichtete dieſen Wohlſtand. Auch während den Gräueln der Revolutionskriege konnte ſich die Stadt nicht erholen; erſt ſeit Kurzem wird dies bemerkbar; beſonders iſt der Handel wieder lebhaft geworden. Im Innern iſt Kreuznach eng und krumm gebaut. Geburtsort des Malers Müller (Verfaſſer der Genovefa, eines Fauſt und einiger Idyllen), der in Italien lebte. Der Kauzenberg, Trümmer eines feſten Schloſſes. Einſt Reſidenz der Grafen von Sponheim, aus dem 12. Jahrhundert. Jetzt in herrliche Anlagen verwandelt. Reichliche Ausflüge in die Umgegend. Salzwerke. Eine halbe Stunde bis zu den Ruinen des Rheingrafenſteins.

Kronberg, ſ. Cronberg.

Kunoſtein-Engers, zwei Stunden von Coblenz, nahe am Rhein. Auch Zoll oder Engers genannt. Es war der

Hauptort im alten Engersgau. Das Schloß, welches Erzbiſchof Cuno von Trier hier erbauen ließ, um die Rheinſchiffahrt zu beſchützen, ſtand noch bis 1758, wo es abgeriſſen und ein neues im altfranzöſiſchen Geſchmacke dafür hingebaut wurde. Dies war die Sommerreſidenz des Herzogs von Naſſau-Weilburg; jetzt iſt es ein königliches Schloß. Garten und Gewächshaus. Fresken von Zick im Schloſſe. Salmfang.

L.

Laacher See, auch Laacher Meer genannt, (wahrſcheinlich von lacus) iſt von Andernach aus zu beſuchen. Ein vulkaniſcher, ſehr fiſchreicher See. Das 1093 geſtiftete Benedictinerkloſter an demſelben, enthält in ſeiner Kirche die Grabmäler des Erbauers und andere.

Ladenburg, altes handeltreibendes Städtchen zwiſchen Mannheim und Heidelberg. Wahrſcheinlich das Lupodunum der Römer und das Lobdoburg der fränkiſchen Könige.

Lahn entſpringt im Weſterwalde und fließt durch Heſſen und Naſſau in den Rhein. Bei Diez ſchiffbar.

Lahnſtein (1) Ober-; 2) Nieder-). 1) Altes Städtchen am Rhein, der hier ſehr breit iſt. 2) Am Fuße des Allerheiligenberges, am Einfluſſe der Lahn in den Rhein. Seitwärts die Ruinen von Lahneck, die nicht beſchwerlich zu beſteigen ſind. Von der Halbinſel an der

Lahnmündung ſchöne Ausſicht. Eiſenwerk Hohenrain.

Lahr, gewerbreiche Stadt in Baden. Das alte Bergſchloß Hohengeroldseck liegt in der Nähe in mächtigen Ruinen. Ausſicht in's Elſaß und in das Kinzigthal.

Landau (Landavia), in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend an dem Queichbache. Rudolph von Habsburg hat die Stadt viel Freiheiten zu danken. Die Stadtkirche wurde 1276 vom Grafen Emich von Leiningen geſtiftet. Im dreißigjährigen Kriege iſt es auch Landau ſchlecht ergangen; die Franzoſen hielten den Ort noch drei Jahre nach dem Weſtphäliſchen Frieden beſetzt. Nach dem Nimweger Frieden 1680 nahm Frankreich förmlichen Beſitz von Landau. Vauban befeſtigte die Stadt nach ſeinem Syſtem. Dieſe Werke werden für ſein Meiſterſtück gehalten. 1689 wurde die Stadt nach einer Feuersbrunſt ſchöner wieder aufgebaut. 1704 kam Landau, nach der Schlacht bei Hochſtädt, an Deutſchland zurück, allein nach dem Raſtadter Frieden erhielt es abermals Frankreich. 1793 belagerten es die Preußen neun Monate hindurch und 1814 drei Monate lang die Ruſſen. Seit 1816 iſt es bairiſch und eine deutſche Bundesfeſtung. Einw. faſt 6000. Stadtkirche mit ſchönem Thurme; Auguſtinerkloſter (aufgehoben). Gaſthäuſer: das goldene Schaf; der Schwan. Man ſagt, daß 200 Dörfer hieher auf die Wochenmärkte zuſammenkommen.

Landſtuhl, ehemalige Reſidenz der Grafen von Sickingen.

Franz von Sickingen's Burg, mit 24 Fuß dicken Mauern, iſt zum Theil in den Fels gebauen. Sickingen's Gebeine ruhen unter dem Hochaltar der katholiſchen Kirche. Ein Theil des Grabmals ſteht im Thurm; ein Anderer mit der Inſchrift hinter dem Hochaltar. Die Inſchrift lautet:

Hie ligt der Edle v. Ernfest Franciscus von Sickingen, der in Zeit seins Lebens Kaiser Karolen des Funften Rathe Commerer und Hauptmann etc. gewesen und in Belagerung seins Schloss Nanstein durch das Geschütz tödlich verwundet volgends uff Donnerstag den siebenden Mai anno MDXXIII nach Mittag in Gott christlich von dieser Welt selliglich verschieden. † R. I. P. †

Langenſchwalbach (Schwalbach), lang geſchätzter Badeort im Taunus, mit vielen Mineralquellen. Sein Ruf war ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts bekannt. In letzter Zeit iſt hier viel auf Verſchönerungen verwendet worden. Umgebungen: Adolphseck, Burgruine an der Aar. Der Eiſenhammer. Ruine des Bergſchloſſes Hohenſtein, mit ſchöner Ausſicht vom Thurm. Ruinen von Greifenſtein und Katteinburg und viele andere.

Laubenheim. 1) Dorf im Nahethal in romantiſcher Umgebung, mit gutem Weine. 2) Bei Nierſtein, mit vorzüglichem Rheinweine und römiſchen Alterthümern.

Laufenburg, (Groß- und Klein-) an beiden Ufern des Vorderrheins, durch eine Brücke verbunden. Ungefähr 200

Schritte oberhalb derſelben wälzt ſich der Strom über Gerölle und bildet dann einen bedeutenden Fall, „der Laufen“ genannt. Zur Seite die Ruinen von Oftring.

Leiningen [1) Alt-; 2) Neu-]. 1) Schöne Ruinen des Stammſitzes der Fürſten von Leiningen, 1690 von den Franzoſen zerſtört. Friſcher Brunnen, deſſen Waſſer aus zwanzig Röhren quillt. 2) Städtchen auf einer Höhe, von der man eine weite Ausſicht hat. Burgruinen und Glasgemälde in der Stiftskirche.

Leopoldshafen (Schreck), Abfahrt- und Landungsplatz der Rheiniſchen Dampfſchiffe, unweit Carlsruhe.*

Leutesdorf, hübſches Dorf mit 1200 Einwohnern, unweit Andernach.

Lichtenthal, (Kloſter) bei Baden, mit beſuchten Stahlbädern. 1245 wurde das Kloſter durch die Markgräfin Irmengard geſtiftet. Auf die Bitten einer Kloſterſchweſter zog Melac vorüber und ſchonte Lichtenthals, während Baden ſo viel leiden mußte. Die Nonnen verfertigen weibliche Arbeiten und unterrichten die Dorfjugend. In der alten Kirche ſind Grabmäler einiger badiſchen Markgrafen.

Limburg, alte Stadt an der Lahn. Die St. Georgskirche vom Gaugrafen Konrad im zehnten Jahrhundert erbaut, mit altdeutſchen Gemälden. Gaſthaus: Naſſauer Hof. Limburger Chronik von Gensbein von 1336 bis 1398.

Linz, Stadt ſeit 1320, auf einer Anhöhe am Rhein.

Schloß, Stadtmauer und Straßenpflaſter aus Baſalt. In der Kirche, das alte Bild: Chriſtus mit vier Heiligen. Eiſenhütten in der Nähe.

Linzerhauſen (Linzhauſen), Dorf bei Linz.

Lörrach, zwei Stunden von Baſel, am Ende des durch Hebel ſo bekannt gewordenen Wieſenthals.

Lorch, letzte Stadt im Rheingau, mit den Ruinen von Fürſteneck. Ueber Lorch ſteigt die Teufelsleiter oder der Kedrich empor. Die Gegend hat einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Lurley, berühmter Baſaltfelſen am Rhein, mit einem fünfzehnfachen Echo, von dem bekannte Volksſagen im Umlauf ſind. Ergiebiger Salmfang.

M.

Mainz, deutſche Bundesfeſtung, an einem Hügel, auf dem linken Rheinufer hinaufſteigend, mit ungefähr 30,000 Einwohnern. Die Beſatzung beſteht aus Preußen und Oeſtreichern. Druſus Germanicus erbaute hier die Veſte Moguntiacum. Aus dieſer Zeit iſt noch der Eichel- oder Druſusſtein und die Waſſerleitung da. In der Nähe wurden über fünfzig römiſche Grabſteine entdeckt, wovon die bedeutendſten in der ſtädtiſchen Antikenſammlung zu ſehen ſind. Trajan und Hadrian haben die Feſtungswerke von Mainz vergrößert.

Die Alemannen zerſtörten ſie und die Stadt. Karl der Große legte hier ein Kloſter und eine Schule an und erbaute eine Brücke über den Rhein, deren Pfeiler bei dem niedrigen Waſſerſtande 1819 ſich im Strombette zeigten. Zwiſchen dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war Mainz zur höchſten Stufe ſeines Glanzes gediehen; die Minneſänger hatten hier ihren Hauptſitz; Heinrich Frauenlob wurde von Mainzer Frauen zu Grabe getragen; er liegt im Dome, wo man noch ſeinen Grabſtein ſehen kann. Im fünfzehnten Jahrhundert erfand hier Johann Gensfleiſch von Sorgenloch zum Gutenberg die Buchdruckerkunſt.

1814 kam Mainz durch den Pariſer Frieden als Entſchädigung an das Großherzogthum Darmſtadt, und iſt jetzt die Hauptſtadt von Rheinheſſen.

Unter den 27 öffentlichen Plätzen ſind vorzüglich zu nennen: 1) der Schloßplatz; 2) der Thiermarkt; 3) der Speiſemarkt; 4) der Heumarkt; 5) der Brand; 6) der Fiſchmarkt; 7) der Leichhof; 8) der Ballplatz; 9) der Gutenbergplatz (in der Mitte der Stadt), mit dem neuen, geſchmackvollen Theater und der Statue Gutenbergs.

Mainz hat 120 Straßen; ſchöne darunter ſind: die Bleichen und die Ludwigsſtraße.

Gebäude: das Kaufhaus: ehemals das Reſidenzſchloß der Kurfürſten von Mainz. Der Dom, von Erzbiſchof Willigis im zehnten Jahrhundert zu erbauen angefangen.

Viele merkwürdige Grabmäler, darunter beſonders das der Gemahlin Karls des Großen, Faſtrada, über welches Karl ſelbſt eine ſilberne Spindel aufgehängt haben ſoll, und das Heinrich Frauenlobs. Das Taufbecken (1328); die metallenen Flügelthüren (von Willigis, dem Erbauer) mit der darauf eingegrabenen Freiheitsacte, die Erzbiſchof Adalbert 1135 den Mainzern gab. — Die Ignatiuskirche, mit ſchönen Deckengemälden. Eine Kreuzabnahme von van Dyk. — Die Stephanskirche; ſchöne Ausſicht; altdeutſche Altarblätter. — Die St. Emeran'skirche, mit dem herrlichen Bilde: die Himmelfahrt Maria's von Maulperch. — Die St. Peterskirche, mit zwei Thürmen und einem ſchönen Geläute. — Außerdem noch ſehenswerth die Fresken in der neuern Auguſtinerkirche. Zum h. Quintin und h. Chriſtoph ſind ſehr alte Kirchen. — Das großherzogliche Schloß; ſonſt das deutſche Haus; ſchöne Ausſicht. Schöne Deckengemälde. Bildniſſe deutſcher Ordensmeiſter und Kurfürſten. — Der Juſtizpalaſt, auf dem Platze des abgebrannten Dalberg'ſchen Palaſtes. Das faſt ganz zerſtörte ehemalige kurfürſtliche Schloß iſt jetzt Kauf- und Lagerhaus. In einem Saal ſieht man noch einige Fresken. — Der Hof zum Gutenberg, jetzt Caſino und Leſegeſellſchaft; auf dem Platze, wo einſt der Erfinder der Buchdruckerkunſt wohnte. Die innere Einrichtung iſt ſehenswerth. Die Bildſäule Gutenbergs von Scholl ſteht im Hofe. — Die Citadelle und der Eichelſtein, ein dem Druſus errichtetes

Denkmal. Man bedarf einer Eintrittskarte des Feſtungskommandanten. Schöne Ausſicht daſelbſt. Der Eichelſtein iſt ein bedeutender Ueberreſt aus der Römerzeit; 42 Fuß hoch, von einem Wall umgeben.

Die neuen Anlagen, wo Freitag Abends von 5 bis 8 Uhr die preußiſche und öſtreich'ſche Militärmuſik ſpielt und ſich eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Von dieſem Spaziergange beſucht man das Dorf Wieſenau, mit den Ruinen des größten Karthäuſerkloſters in Deutſchland, welches während der Revolution zerſtört wurde. Die Rheinallee Schöner Spaziergang. Die Schiffbrücke, 1666 Fuß lang, auf 47 Pontons, die nach dem gegenüberliegenden Caſtel führt.

Sammlungen: die Bibliothek mit den Münz-, Naturalien- und Inſtrumenten-Kabineten, dem Muſeum römiſcher Alterthümer und der Bildergallerie. Hier findet man Werke von Domenichino, den Caracci's, Giordano, Dürer u. A. Die Bibliothek enthält 80,000 Bände, unter denen viele Incunabeln. (Pſalterium von 1459, Bibel von 1462, Katholicon von 1460 u. ſ. w. u. ſ. w.)

Privatgemäldeſammlungen: Graf von Keſſelſtadt; Stadtrath Bellermann. Bruch's ornithologiſches Kabinet.

Buch- und Kunſthandlungen: Kupferberg, Stenz, Arriano, Leroux, Müller. Muſikalien: Schott Söhne.

Gaſthöfe: der engliſche Hof (große Bleiche); die drei Reichskronen; der rheiniſche und der holländiſche Hof (am Rhein).

Mallendar, Dorf unterhalb Coblenz, mit Eiſenhütten.

Mannheim, ſeit 1606 eine Stadt, von Kurfürſt Friedrich IV. gegründet. Die Stadt wurde zweimal zerſtört und erſt zum drittenmal in ihrer jetzigen, in Quadraten abgetheilten, Geſtalt wieder aufgebaut. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 20.000. Die Feſtungswerke ſind in angenehme Promenaden umgewandelt.

Sehenswürdigkeiten: das Schloß, gegenwärtige Reſidenz der Großherzogin Stephanie. Der rechte Flügel iſt ſeit dem öſtreichiſchen Bombardement 1795 Ruine. Hier war das große Operntheater. Gemäldegallerie mit niederländiſchen Stücken. Kupferſtichſammlung. Antikenſammlung. Naturalienkabinet. Bibliothek. Schöne Kirche des ehemaligen Jeſuitencollegiums, jetzigen Lyceums. Intereſſante Bibliothek deſſelben. Theater im alten Geſchmack; einſt die Bildungsſchule der größten Talente. Die Sternwarte mit weiter Ausſicht. Das Kaufhaus und das Rathhaus ſind anſehnliche Gebäude.

Plätze: der Paradeplatz mit einem ſchönen Brunnen; der Marktplatz mit einer allegoriſchen Gruppe.

Kunſthandlung: Artaria und Fontaine; Buchhandlungen: Schwan und Götz, Heß, Loeffler.

Geſellſchaftlicher Verein: die Harmonie.

Spaziergänge: die Mühlau, Schlößchen auf einer Inſel, wo Bälle gegeben werden; das Ludwigsbad mit weiter Ausſicht: Schloßgarten und neue Anlagen; Wirthſchaftsgärten an der Neckarbrücke; der Lindenhof. In der Stadt, die lange Straße, „Planke“ genannt.

Gaſthöfe: Pfälzer Hof; Rheiniſcher Hof; König von Preußen u. ſ. w.

Markusburg, oberhalb Braubach, am Rhein. Ihr erſter Erbauer iſt unbekannt. 1644 wurde ſie von Johann dem Streitbaren von Heſſendarmſtadt wieder hergeſtellt.

Maus, die Nachbarburg der Katz, bei St. Goarshauſen. Wohl nur als Gegenſatz zu dieſer ſo genannt. Urſprünglich hieß die Katz: Neu-Katzenelnbogen.

Mäuſethurm, das alte Gemäuer bei Bingen, im Rhein, von dem die alte Sage bekannt iſt. Nach Neuern ſoll Maus-ſoviel wie Mauth-Thurm heißen.

Meiſenheim, artiges Städtchen zwiſchen Kaiſerslautern und Kreuznach. Die Grabſtätte der Pfalzgrafen von Zweibrücken in der Kirche.

Melibocus (Malchen), höchſte Kuppe der Bergſtraße zwiſchen Darmſtadt und Heidelberg, von wo man die ganze Gegend zwiſchen dem Taunus und den Vogeſen überblickt. Auf der Spitze ſteht ein 80 Fuß hoher Thurm, der weit und breit geſehen wird. Von hier macht man Parthien zur Rieſenſäule, zum Rieſenaltar, zum Felsmeer, wie auch zum Borſtein und zum Hohenſtein. Man ſieht an mehren dieſer Steine Anfänge der Bearbeitung und glaubt, ſie ſeyen urſprünglich wohl in einem Bauwerke, das auf

Befehl Karls des Großen unternommen werden ſollte, beſtimmt geweſen.

Mercuriusberg, höchſter Berg in der Umgebung Badens, mit weiter Ausſicht. Oben befindet ſich ein Bild des Mercurs.

Mondorf, zwiſchen Bonn und Cöln: hier iſt es, wo die Rheingegend plötzlich ihren Charakter verändert und der Strom wie ein holländiſcher Kanal zwiſchen Schilf dahinfließt.

Monzingen, Städtchen an der Nahe, das in dem Rufe ſteht, den beſten Nahewein zu erzielen.

Moſel entſpringt in den Vogeſen. Bei den Römern hieß ſie Moſella; Auſonius widmete ihr ein Lobgedicht. Sie ſtrömt durch einen Theil von Frankreich an Toul, Nancy und Metz vorbei, und erreicht dann bei Trier das ſchöne Thal, das wir vorzugsweiſe Moſelthal benennen, und das ſich bis Coblenz, zur Mündung des Fluſſes, erſtreckt.

Mummelſee, ſehr tiefer See in der wilden Einſamkeit der Hornißgründe im Schwarzwalde, von dem viele Sagen im Volke leben.

Münſter-Mayfeld, unfern der Moſel, mit einer bedeutenden Kirche, die wahrſcheinlich auf römiſchen Fundamenten ſteht. Altdeutſche Bilder. Hohe Lage mit weiter Ausſicht.

Murgthal, eine der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, die bei dem romantiſch gelegenen Städtchen Gernsbach bei Baden beginnt und durch abwechſelnde Felſengruppen bei Forbach, dem letzten badiſchen Orte im Murgthal, endet.

Mühlheim, unterhalb Cöln. 1784 durch den fürchterlichen Eisgang faſt zerſtört, ſeitdem wieder ſchöner aufgebaut. Fabriken und blühender Handel. Hier ſoll Cäſar ſeine hölzerne Brücke über den Rhein geſchlagen haben.

Mühlhauſen, ſeit 1798 bedeutende Fabrikſtadt im franzöſiſchen Departement des Oberrheins. Vormals deutſche Reichsſtadt.

N.

Nahe, ſtrömt von der Gränze Lothringens, aus dem Walde Hommerich, ungefähr 20 Stunden lang, bis Bingen, wo ſie in den Rhein fällt. Hier hauſeten die Wild- und Rangrafen, die Grafen von Veldenz und Sponheim.

Naſſau, ein Städtchen am rechten Ufer der Lahn. Gegenüber die maleriſchen Trümmer der Burg Naſſau, die 1101 erbaut wurde. Den gut erhaltenen Thurm kann man beſteigen und hat oben eine Ausſicht in die wilde, bergige Umgebung. Unterm Thurm ſieht man das Burgverließ. Unter dieſer Ruine liegen die verwitterten Reſte der Burg Stein, von reizenden Anlagen umgeben. Dies iſt das Stammſchloß des großen deutſchen Staatsmanns Stein.

Nerosberg bei Wiesbaden, mit Eichen bewachſen. Reſte römiſchen Gemäuers, die man für ein Jagdſchloß der Neronen hält. Druſus oder Tiber ſollen die Anlagen gemacht haben. Doch wird dies in neuerer Zeit bezweifelt.

Neuſtadt am Haardtgebirge, in einer überaus reizenden Gegend. Die Stadt iſt alt. Unter den Merkwürdigkeiten iſt zu nennen:

Die Hauptkirche aus dem 10. Jahrhundert. Die Freskogemälde in der Vorhalle. Unter den ſchönſten Punkten: das Schießhaus; die Waldmannsburg; das Haardter Schlößchen (ehemals Burg Winzingen); Hambach; die höchſte Spitze der Haardt, „das Weinbriet“ genannt; die Ruinen des Wolfsberger Schloſſes mit unterirdiſchen Gängen.

Gaſthaus: Sehr gut im Löwen; Poſt u. ſ. w.

Neuwied, in freundlicher Ebene, auf dem rechten Rheinufer. Hinter der Stadt die ehemalige Abtei Romersdorf (Villa Romana). Neuwied iſt um 1730 an der Stelle des im dreißigjährigen Krieges verwüſteten Dorfs Langendorf erbaut. Breite Straßen, ſchöne Häuſer; lebendig und gewerbfleißig. Alle Religionen und Sekten leben hier in Eintracht beiſammen. Das reiche Muſeum römiſcher Alterthümer im Schloß; die Bibliothek; die braſilianiſche Sammlung. Der herrliche Schloßgarten. Der Kirchhof der Herrenhuter. Schloß Monrepos. Gaſthöfe: Brüdergemeinde; goldene Anker; wilde Mann.

Niederingelheim, Reſidenz Karls des Großen um das Jahr 774, mit einem ehemals prachtvollen Palaſt. Herrliche Ausſicht über das ganze Rheingau. Man nennt neben Aachen auch Niederingelheim als Karls des Großen Geburtsort. Karls Pfalz wurde zulezt von Kaiſer Karl IV. bewohnt. Die Mainzer zerſtörten ſie und die Franzoſen vollendeten dieſe Zerſtörung 1689. Die Säulen wurden fortgeführt, um das Heidelberger Schloß damit zu ſchmücken. Hier ſoll ſich auch das bekannte Abenteuer von Eginhard und Emma zugetragen haben. S. Ober-Ingelheim.

Niederlahnſtein (an 2000 Einwohnern), zu der Mündung der Lahn in den Rhein, mit der Ruine Lahneck.

Niederwald, Berg, der ſich bei Rüdesheim erhebt: wegen der ſchönen Ausſicht berühmt und faſt von jedem Reiſenden beſtiegen. Die Säulenhalle mit dem Panorama des Rheins. Von hier zum Vorſprunge, „die Roſſel“ genannt, wo die Ausſicht großartiger wird. Man kann in Wagen und auf Eſeln zur Höhe des Niederwalds gelangen, und bei dem Förſter in der Nähe des Schloſſes Bewirthung und Beherbergung finden. Schönes Echo im Schloßhofe.

Nierſtein, nahe unter Oppenheim am linken Rheinufer. (Aquae Neri.) Einer der älteſten Orte dieſer Gegend. Gaſthof: Rheiniſcher Hof.

Nonnenwörth, Rheininſel. Aus dem Kloſter darin iſt jezt ein Gaſthof geworden.

O.

Oberbreiſig, unweit Sinzig am Rhein, mit einer uralten Kirche.

Oberingelheim, mit Ruinen von Burg- und Tempelgebäuden. Auf dem Rathhauſe zeigt man einen Turnierſattel Karls des Großen. Glasgemälde in der Hauptkirche. 774 hielt hier Karl der Große den erſten deutſchen Reichstag. Guter rother Wein.

Oberlahnſtein mit einem merkwürdigen Schloſſe. Das Städtchen iſt ſehr alt.

Oberurſel, hat eine alte, ſehenswerthe Kirche.

Oberweſel (Vesalia oder Vesavia). Die Liebfrauenkirche; herrliches Chorgewölbe. Altdeutſches Altarblatt auf Goldgrund: der h. Nicolaus und die 11,000 Jungfrauen; Maria mit dem Kind unter Blumen, in Geſellſchaft vieler Heiligen. Die Martinskirche mit einer Kreuzabnahme von einem Schüler Rubens. Kapelle zum Andenken des Knaben Werner, den 1287 die Juden ermordet haben ſollen. Alte Gebäude und Trümmer bedeutender Bauwerke ſind viele im Ort. Der Wein von Engelhöll empfehlenswerth.

Oberwinter mit Kupferbergwerken. Das Siebengebirge.

Oeſtrich, in weinreicher Gegend im Rheingau. Darüber erhebt ſich das Dorf Hallgarten. Ueber den Rhein ſchweift das Auge nach Niederingelheim.

Offenburg am Eingange des Schwarzwälder Kinzigthals mit nahe an 4000 Einwohnern und einer ſehenswerthen Pfarrkirche.

Oggersheim mit einem alten Rathhauſe, einer neuern katholiſchen Kirche und einer nach der Kapelle zu Loretto erbauten Kapelle.

Oppenau am Fuße des Kniebis. In einem benachbarten Felſenthale die Ruinen des Kloſters Allerheiligen in ſchauervoller Umgebung.

Oppenheim. Früher lag dieſe Stadt hart am Rhein, der hier viel Land angeſetzt hat. Hier war eine der erſten Druckereien, deren Werke nun zu den Seltenheiten gehören. 1689 verbrannten es die Franzoſen und ließen nur ein Haus ſtehen, das durch eine Tafel bezeichnet iſt. Die herrliche Katharinenkirche (von 1262 bis 1317 erbaut), der weſtliche Theil liegt in Schutt. Glasmalereien und Sculpturen ſind ſehenswerth. Die Beinhäuſer hinter der Kirche. Die Ruinen der Veſte Landskron. Wegen ſeines Feuers berühmter Wein. Gaſthäuſer: Wilder Mann. Krone.

Otterberg, zwiſchen Kaiſerslautern und Landſtuhl, mit einer großen und ſchönen Kirche (1040 zu erbauen begonnen). Das Knabenbrunnenthal; der Schloßberg.

P.

Petersaue, Rheininſel bei Mainz.

Pfaffendorf, kleiner Ort mit anmuthigen Umgebungen und gutem Wein, der von Coblenz und Ehrenbreitſtein viel beſucht wird.

Pfalz, ein ſonderbares Gebäude, bei Kaub, auf einem Felſen mitten im Rhein. Es iſt unbewohnt. Früher hieß es der Pfalzgrafenſtein. Das Merkwürdigſte darin iſt das enge Gemach, in welchem, nach ſehr unverbürgter Sage, die Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett hätten halten müſſen. Ein Brunnen, der ſein Waſſer aus eigener Quelle im Felſen und nicht aus dem Rhein erhält, verdient Erwähnung. Sonſt lagen 24 Mann als Beſatzung hier. Urſprünglich ward die Pfalz wohl erbaut, um den Rheinzoll zu erheben.

Philippsburg, ehemalige Reichsfeſtung am Rhein; ſeit 1800 geſchleift.

Piesport (Petzport) im Moſelthale, mit trefflichem Wein. Eine Stunde davon liegt im wilden Gebirg die vormalige Probſtei Eberhardsklauſe, mit einer bedeutenden Bibliothek. Ein Bauer aus Piesport, Namens Eberhard, hat aus Almoſen den Grund dazu gelegt.

Platte (die), Jagdſchloß des Herzogs von Naſſau, zwei Stunden von Wiesbaden, von 1823 bis 24 erbaut, mit einer der ausgedehnteſten und reichſten Ausſichten in Deutſchland. Im nahegelegenen Forſthaus gute Bewirthung.

Poppelsdorf, ſ. Bonn.

Prüm im Moſelthale, mit einer ſchönen Kirche und einem merkwürdigen Abteigebäude.

R.

Raſtadt, Reſidenz der letzten Markgrafen von Baden-Baden, an der Murg. Frieden zwiſchen Eugen und Villars 1714. Congreß von 1797 bis 99. Das Schloß, von der Markgräfin Sybilla Auguſta erbaut. Trophäen des Markgrafen Ludwig Wilhelm aus dem Türkenkriege. Gaſthöfe: Poſt, goldene Kreuz, Sonne.

Rauenthal, Flecken nebſt Kloſter im Rheingau. Der hier gebaute Wein iſt einer der edelſten Rheingauer und wird dem Steinberger gleich geachtet.

Reichenau, Inſel im Unterſee bei Conſtanz, $^5/_4$ Stunden lang und $^1/_2$ Stunde breit. 1400 Einwohner. Die hieſige Benedictinerabtei war die Bildungsſchule des deutſchen Adels. Im 11. Jahrhundert ſank ſie; 1538 ward ſie den Biſchöfen von Conſtanz übergeben und 1799 aufgehoben. Der alterthümlich gebaute Münſter (die Kloſterkirche) iſt ſehenswerth.

Remagen (Rigomagum), eine alte Römerſtadt. Einſt war die Gegend ſehr berüchtigt. Die Straße ging über Felſen, hart am Rhein, und Räuber machten den gefährlichen Weg noch überdies unſicher. Man entdeckte hier viele

Alterthümer, die nach Mannheim und Bonn gekommen, oder an der Landſtraße eingemauert ſind. Die Sculpturen am Thorwege der katholiſchen Pfarrei kommen vielleicht von den Römern her.

Rhein. Er entſpringt an der Oſtſeite des St. Gotthard. Im Celtiſchen heißt Rhen, Ren, Alles was rinnt; die Graubündner nennen noch jetzt faſt alle ihre Flüſſe Rhyn oder Rhein. Drei Bäche, der Vorder-, Mittel- und Hinterrhein, bilden bei ihrem Zuſammenfluſſe den Strom. Der Vorderrhein nimmt vor ſeiner Verbindung mit dem Mittelrhein zehn Bäche auf, und beſteht ſelbſt wieder aus drei Armen, die ſich bei Camot in einer Höhe von mehr als 5000 Fuß vereinigen. Der Mittelrhein heißt auch Medelſer-Rhein und beſteht aus zwei Bächen. Von Diſentis nimmt er wieder mehr als 60 Bäche auf und vereinigt ſich bei Reichenau mit dem Hinterrhein, dem wildeſten und verheerendſten unter den drei Brüdern. Er durchſtrömt nun den Bodenſee, den er bei Conſtanz verläßt, um in den Unterſee zu treten. Unter Schafhauſen bildet er den berühmten Fall, 60 Fuß hoch. Bei Lauffenburg und Rheinfelden ſind die Stromſchnellen in engem Felſenbette. Von hier führt er die geſammten geläuterten Waſſerſchätze der ungeheuern Schnee- und Eisfelder aller Gebirge, nördlich der Alpenkette, nach Deutſchland, und durchſtrömt bis zum Bingerloche das ſchönſte Thal Europa's, durchbricht die Kette des Hohen- und Hundsrücks bis Coblenz, ſtrömt dann durch das Thal von Andernach und Neuwied zwiſchen Baſaltfelſen bis Bonn, und zieht hierauf durch die Ebenen von Holland, wo er endlich durch Trennung in mehren Armen entkräftet, nach einem Lauf von 190 Meilen, und nachdem er 12,863 Flüſſe und Bäche aufgenommen, ſich beim Dorfe Catwyk op Rhyn im Sande der Nordſeeküſte faſt verliert. Er führt Gold mit ſich. Von ſeinen Fiſchen ſind der aus dem Meere kommende Lachs und die Rheinlanke, die jedoch nur bei ſeiner Mündung in den Bodenſee gefiſcht wird, die ſchmackhafteſten *).

Rheinau, Benediktinerabtei bei Schaffhauſen. Bibliothek und Kunſtſammlung.

Rheineck, Burg bei Brohl, zu der ein Fahrweg hinaufführt. Ein 150 Fuß hoher Thurm; die Hauskapelle (12. Jahrhundert). Ein neues Schloß, von dem jetzigen Beſitzer erbaut.

Rheinfall, unterhalb Schaffhauſen bei Laufen. Die Felſen im Rhein werden die Lächen genannt. Oberhalb des Falles wird das Waſſer des Stromes zwiſchen Felſen zuſammengeengt, und ſo gelangt er an den Rand des Abgrundes, in den er ſich 70 Fuß tief hinabſtürzt. Von den zwei Felſen, die aus dem Sturze emporſteigen, kann man den höhern bei kleinem Waſſerſtande erklimmen; doch mag es wohl immer zu den gewagteſten Parthien gehören. Bei Schaffhauſen gehe man gleich über die Brücke, nach dem Schlößchen Lauſen, und trete hier auf den Balcon, der über dem Waſſerfall ſchwebt. Von hier aus geht man hart an dem Waſſerfall zu einer kleinen Brücke, die bis zum ſtärkſten Arme des Falls ohne alle Gefahr hinführt. Der Eindruck auf dieſem Punkte iſt mächtig.

---

*) Nach dem umfaſſenden Werke: „die Schweiz von L. v. Wollmann,“ auf das ich verweiſe.

Rheinfelden, die vierte Waldſtadt, wo der Rhein einen intereſſanten Fall bildet.

Rheinfels, Trümmer einer Veſte bei St. Goar, von Graf Diether III. von Katzenelnbogen 1219 erbaut.

Rheingrafenſtein, kühne Burgtrümmer auf einem Porphyrfelſen im Nahethal. Ein guter Weg führt von Kreuznach dahin. Es iſt ein wahrer Adlerhorſt zu nennen. Auch dieſes Schloß zerſtörten die Franzoſen 1698. Die nahe Kuppe, „die Gans,“ bietet eine ſchöne Ausſicht über Taunus, Vogeſen und Hundsrück.

Rheinſtein (Alt- und Neu-), 1) ein von Kaiſer Rudolph von Habsburg zerſtörtes Raubſchloß. 2) Auch Vogts- oder Vautsberg, dem Prinzen Friedrich von Preußen gehörig und von demſelben im alten Geſchmack wieder aufgebaut. Von der frühern Geſchichte dieſes Schloſſes iſt nichts bekannt.

Rhenſe, wegen des ſchon unter K. erwähnten Königſtuhls berühmt. Hat faſt 2000 Einwohner. Vier kleine, kaum bemerkbare Steine neben der Landſtraße, unterhalb des Städtchens, bezeichnen jetzt die denkwürdige Stätte, wo der Königsſtuhl geſtanden.

Rippoldsau, das berühmteſte der Schwarzwaldbäder, Baden ausgenommen, am Fuße des faſt 3000 Fuß hohen Kniebis, in einem engen Keſſel. Der Eigenthümer, Herr Göringer, weiß dieſen Badeort durch treffliche Einrichtungen ſo zu heben, daß die Gebäude die Zahl der Badegäſte, die von Jahr zu Jahr zunimmt, nicht zu faſſen vermögen.

Rochusberg, bei Bingen. Auf dem Gipfel ſteht eine Capelle mit den Reliquien des h. Rupert. In der Capelle hängt ein ſchönes Bild des h. Rochus, ein Geſchenk von Göthe. Ausſicht in das Rhein- und Nahethal.

Rolandseck, Ruine einer Burg, die der Neffe Karls des Großen, Roland, erbaut haben ſoll.

Rolandwörth, zwei Rheininſeln. Das Kloſter ſoll 1129 der Erzbiſchof Friedrich I. von Cöln geſtiftet haben. Es brannte mehrmals ab. Zuletzt 1773. Jetzt iſt ein Wirthshaus auf der Inſel eingerichtet.

Rüdesheim, ſchöner Flecken am rechten Rheinufer mit 2000 Einwohnern, Bingen gegenüber, von ſchroffen Felſen eingeſchloſſen und von vier ſtattlichen Burgen bekränzt. Der Rüdesheimer Berg, auch Niederwald genannt, kann von hier aus, hin und zurück, in drei Stunden beſtiegen werden. Hinter dem Orte wächſt auf Terraſſen der herrliche Rüdesheimer, einer der feurigſten und würzreichſten Weine des Rheingaues. Die erſten Reben wurden im elften Jahrhundert gepflanzt. Sehenswürdigkeiten: 1) die alte Burg am Rhein, auch Niederburg genannt, urſprünglich ein Bauwerk aus der Römerzeit. Die Alterthümer, die hier gefunden wurden, ſind in der ſchönen Ruine aufgeſtellt, die von jedem Reiſenden beſucht werden ſollte. Das Erdgeſchoß iſt zum Wohnen eingerichtet und eine Wendeltreppe führt zur Ausſicht auf die Platform. Das Burgverließ. 2) Das Brömſer'ſche Stammhaus, eben im Flecken. Alte Familienbilder und intereſſante vorzeitige Möbel aus dem Beſitze der ehemaligen Bewohner, wie z. B. Ritter Brömſer's Hochzeitbett, die Brautkiſten u. ſ. w. 3) Der alte Thurm auf dem Markte, ein Ueberbleibſel von der Vorderburg. 4) Der Saalhof, wahrſcheinlich ein alter Gerichts- oder Königshof. Gaſthöfe: Engel, Adler, Darmſtädter Hof. Der Erſtere mit der trefflichſten Ausſicht. Man ſagt, daß Karl der Große, als er aus den Fenſtern ſeiner Pfalz zu Niederingelheim den Schnee auf dem Rüdesheimer Berg am früheſten ſchmelzen ſah, Reben aus Burgund und Orleans dahin bringen ließ. Dies widerſpräche dann der Angabe, daß die erſten Trauben erſt im 11. Jahrhundert hier angepflanzt worden wären. Man nennt die meiſten Rüdesheimer Trauben noch jetzt „Orlänner.“ (S. Niederwald.)

Rupertsberg, bei Bingen. Wo jetzt das große, preußiſche

Zollhaus ſteht, erhob ſich ſonſt das St. Rupertskloſter, deſſen Aebtiſſin, die h. Hildegard, hier ihre merkwürdigen Viſionen niederſchrieb. Jetzt iſt jede Spur des Kloſters verſchwunden.

S.

Sachſenheim (Groß-); (auf der Karte 186 mit Gr. Sachſen bezeichnet.) An der Bergſtraße, mit der Sachſenburg. Hier ſollen ſich Sachſen unter Karl dem Großen angeſiedelt haben.

Säckingen, eine von den 4 Waldſtädten am Oberrhein. In der St. Hilariuskirche liegen die Gebeine ihres Stifters, des Irländers Fridolin, der hier ſchon im Anfang des ſechsten Jahrhunderts das Chriſtenthum predigte. Die von ihm erbaute Kirche und das Kloſter ſind wohl die älteſten in Deutſchland.

Salzig, am Rheine. Ungeheure Kirſchenpflanzungen, deren Ausführung nach Holland an [illegible] Gulden dem Ort eintragen ſoll. Daneben die Burgtrümmer von Liebenſtein und Sternberg, gewöhnlich „die Brüder" genannt.

St. Goar, mit ungefähr 1500 Einwohnern. Bedeutender Salmfang. Die Klippen „die Bank" genannt und der Strudel „das Gewirr auch Sandgewirr oder Gand." Der Einſiedler Goar, der hier den Heiden predigte, gründete den Ort. Altdeutſche Gemälde in der Pfarrkirche.

St. Goarshauſen und Neubrückhauſen, zu einem Ganzen verbunden, St. Goar gegenüber. Stark beſuchte Märkte und blühender Handel. Vortrefflicher Rothwein. Hinter dem Dorfe, die Ruine „die Katze."

St. Johannisberg, in Terraſſen aufſteigender Weinberg, am ſüdlichen Fuße des Rabenkopfs. Früher war hier eine Benedictinerabtei, zur Sühne der Judenermordung, vom Erzbiſchof Ruthard von Mainz erbaut, die jedoch im dreißigjährigen Kriege zerſtört wurde. 1717 bis 22 baute Abt Adalbert von Fulda das jetzige Schloß, das bis 1803 beim Bisthum blieb; bis 1813 gehörte es dem Marſchall Kellermann, und ſeit 1816 dem Fürſten von Metternich. Das ganze Gut enthält 63 Morgen Weinland, 20 Morgen Wieſen, 250 Aecker und 200 Morgen Waldung. Die Revenue ſoll 20 bis 30,000 Gulden betragen. Der jetzige Beſitzer hat Schloß und Anlagen ſehr verſchönert. Der Flecken Johannisberg und Johannisgrund.

Sayn. 1) Ruinen des Schloſſes der Grafen von Sayn, am Flüßchen gleichen Namens. 2) Die nun aufgehobene Prämonſtratenſer-Abtei Sayn (1202 errichtet). Friedrich I. Graf von Sayn ſoll, als er von den Maurenkämpfen aus Spanien zurückkehrte, die Burg erbaut haben. In der Villa der Grafen Boos, am Fuße der Ruine, iſt eine ſehenswerthe Gemäldeſammlung. 3) Nahe bei dem Flecken Sayn liegt in einem freundlichen Grund das königliche Eiſenwerk „Sayner Hütte."

Schaffhauſen, [illegible] Einwohner. Baut Wein; hat Fabriken und Handel. Geburtsort des Bildhauers Trippel und Johannes von Müllers. Sehenswürdigkeiten: 1) das Rathhaus und die Allerheiligenkirche; 2) die Fiſcher'ſche Gußſtahlfabrik; 3) das Caſino mit der ſchönen Ausſicht; 4) die Gemäldeſammlungen der Herren Keller, Ammann und Veith. 5) Das Mineralienkabinet des Herrn Stierlein. 6) Das Modell der ehemals ſo berühmten Brücke, die von den Franzoſen zerſtört wurde. 7) Das Caſtell Munoth mit dem großen bewunderten Gewölbe. Spaziergänge: Kleines Paradies, Hohe Flühe, und mehrere. Gaſthöfe: Krone, Schiff, Schwert. S. Rheinfall.

Schappacherthal, romantiſches Thal im Schwarzwalde, mit dem vielbeſuchten Badeort Rippoldsau. (S. dieſen.)

Scharlachberg (der), am Ausfluſſe der Nahe in den Rhein. Berühmter Wein. „Der Scharlachberger."

Schierſtein, Ort im Rheingau, mit berühmtem Obſtbau. Ruinen von Frauenſtein. Der ſchöne Nürnberger und Gorother Hof. Feuriger Wein in der ſogenannten Hölle.

Schlangenbad, im Taunus. Die Heilquelle wurde durch ein krankes Rind vor 200 Jahren entdeckt, das daraus trank und genas. Das Bad iſt ſtill und das Leben nicht glänzend, aber die Natur bietet Entſchädigung.

Schriesheim, an der Bergſtraße, zwei Stunden von

Heidelberg. Trümmer der Schauenburg und Strahlenburg. Die Säule in der Ebene bezeichnet die Stelle, wo man 1766 ein römiſches Grab entdeckte. Es war 24 Fuß lang und 20 Fuß breit, und iſt wieder zugeworfen worden.

Schönau, Städtchen im romantiſchen Wieſenthale zwiſchen Freiburg und Baſel. Der Belchen, nahe an 4400 Fuß und der Kohlgarten faſt 4000 Fuß. Nonnenmattweiher, die ſchwimmende Inſel.

Schönberg (Burgruinen bei Oberweſel.) Hier — ſo erzählt die Sage — lebten ſieben ſchöne Fräulein, mit unwiderſtehlichen Reizen begabt. Sie waren jedoch unempfindlich gegen den Eindruck, den ſie hervorriefen, und Grafen und Ritter ſahen ſie ſtolz zu ihren Füßen verzweifeln. Da zog einmal ein Gewitter herauf; mächtige Wolken umhüllten die Burg; Blitze umzuckten ſie. Als das Wetter ſich verzogen hatte, war die Burg wie ausgeſtorben; die ſieben Fräulein waren für immer verſchwunden, und aus dem Rhein, unterhalb Weſel, erhoben ſich die ſieben Felsſpitzen, die man noch heute ſehen kann.

Schwalbach (Langenſchwalbach), Bad im Taunus, ſeit 1818 zur Stadt erhoben, in einem ſchönen Thale. (S. Langenſchwalbach.)

Schwarzrheindorf, auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Bonn und Cöln. Ehedem ein adeliges Damenſtift. Kurfürſt Arnold II., der Stifter, liegt in der Kirche begraben.

Schwarzwald. Waldgebirg in Würtemberg und Baden.

20 Meilen längs des Rheins hinſtreckend, 6 und 4 Meilen breit. Höchſte Kuppe: der Feldberg, über 4000 Fuß hoch; 9 Monate mit Schnee bedeckt. Die Bewohner, 250,000 an der Zahl, ſind ein eigenthümlicher, ſtarker und betriebſamer Menſchenſchlag. Von den Hauptflüſſen, die hier entſpringen, ſind Donau und Neckar zu nennen.

Schweppenburg, in dem Thale der Brohl. Die eigene Bauart des Schloſſes iſt zu erwähnen. Sonſt gehörte es dem Metternich. Ringsum geben die, durch das Ausbrechen des Tuffſteins entſtandenen, Höhlen der Gegend einen wunderbaren Reiz. Die **Traßmühlen**, wo der Tuffſtein geſtampft wird.

Schwetzingen. Zwiſchen Mannheim und Heidelberg. Der Garten iſt merkwürdig. Er umfaßt 180 Morgen und liegt mit ſeiner vollen Pflanzenpracht in einer weiten Sandwüſte. Vorzügliche Parthien ſind: **die Lindenalleen; das große Baſſin; der Apollotempel; der Minerventempel; das Badhaus; der Merkuriustempel; die Moſchee**, von deren Minarets man eine ſchöne Ausſicht hat. Der Aufgang iſt jedoch beſchwerlich; **das Vogelbaſſin; die Pflanzſchule; die römiſchen Gräber.**

Selters, berühmter Mineralquell, drei Stunden von Limburg. Er ſprudelt an einem Bergrücken hervor, in einem von der Ems bewäſſerten Thale, und wurde im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts entdeckt. Einige Schritte von der Quelle ſprudelt ſüßes Waſſer aus der Erde. **Gaſthof:** Naſſauer Hof.

Selz, kleiner Cantonsort im Departement Niederrhein, einem Elsaßer. Die Franzosen haben ihr Eau de Seltz, wie wir unser Selterswaſſer.

Siebengebirge, das Ende jener Gebirgskette, welche von Thüringen durch ganz Mitteldeutſchland zieht und ſich durch ſieben beſonders hervorragende Kuppen auszeichnet, deren Namen in der erſten Abtheilung dieſes Buchs angegeben ſind. Von hier werden die Rheinufer flach.

Siegburg, Städtchen mit der anſehnlichen Abtei Siegburg auf dem Michelsberge, in deſſen Kirche die Gebeine des h. Anno ruhen, der 1075 geſtorben. Jetzt iſt hier eine Irrenanſtalt.

Sinzig, ein altes Römercaſtell ſtand hier, das vielleicht von Sentius, einem Feldherrn des Auguſt, angelegt wurde. Hier ſoll die Schlacht zwiſchen Conſtantin und Maxenz ſtattgefunden haben, die dem Chriſtenthum den Sieg über das Heidenthum brachte. Das Altarblatt in der Kirche zeigt Conſtantin, wie ihm das Kreuz erſcheint. An einer Seite iſt eine Anbetung der h. drei Könige, wahrſcheinlich von einem italieniſchen Meiſter. In der Gruft einer ſehr alten Kapelle liegt ein mumienartiger Leichnam, den das Volk den heiligen Vogt nennt. Sonſt wurde er im Frühling umhergetragen. Die Franzoſen ſchafften ihn als Merkwürdigkeit nach Paris. 1814 kam er zurück. Gaſthof: Krone.

Sironabad, altes Bad, das ſchon den Römern bekannt war, zwiſchen Oppenheim und Nierſtein. Erſt ſeit Kurzem wieder neu eingerichtet.

Sobernheim, ein Städtchen im Nahethale, mit einem Rathhaus aus dem vierzehnten Jahrhundert und einer gothischen Kirche. Unweit die Ruinen der Raubburg Rohrfels.

Sooneck (Saneck), unterhalb Trechtingshausen, ein Raubschloß, das Kaiser Rudolph 1282 zerstörte. Später wieder angebaut und Eigenthum der Waldecker. Der Name der Burg rührt von dem großen Soon- oder Sonnwald, der sich im Nahegau ausbreitet. Diese Gegend war lange sehr berüchtigt, der Räubereien wegen, die hier verübt wurden. Hier hauste die Bande des Schinderhannes in neuerer Zeit.

Speyer, am Speyerbach, eine der ältesten Städte am Rhein. (Spira, Augusta-Nemetum.) Sitz des Regierungspräsidenten u. s. w. Cäsar hatte hier einen Palast und residirte hier. Auf der Stelle des Mercurtempels erbaute Dagobert das Kloster St. German. Lange hindurch war Speyer die Residenz von Königen und Kaisern. Conrad der Salier ließ den Dom bauen, und bestimmte ihn für sich und seine Nachfolger zum Begräbniß. In der Begräbnißgruft liegen 8 Kaiser: Conrad II., Heinrich III., IV., V., Conrad III., Philipp von Schwaben, Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau und Albrecht von Oestreich. Die Franzosen steckten den Dom an und entweihten die Kaisergräber. Der letzte Fürstbischof von Bruchsal ließ das ehrwürdige Gebäude wieder herstellen. 1794 verwüsteten es die Franzosen abermals; unter der baierischen Regierung ist es wieder ausgebessert worden, und der Dom die bischöfliche Kathedrale erworben. Die Antikenhalle, mit alten römiſchen Alterthümern, die im bairiſchen Rheinkreis gefunden wurden. 100 Jahre lang war hier der Sitz des Reichskammergerichts, das nach der Verwüſtung 1689 nach Wetzlar verlegt wurde. Damals lag Speyer 10 Jahre lang in Trümmern. Die Ruinen des Retſchers, wo man die Reichstage hielt, der Münze und eines Templerhofes.

Gaſthöfe: Engel; Poſt; Adler; Bairiſcher Hof.

Stahleck, Burg, oberhalb Bacharach gelegen. Sie war ſehr feſt und kam ſchon 1000 in Urkunden vor. Friedrich Barbaroſſa, Friedrich II. und andere Kaiſer wohnten hier. Die Mauern waren 11 Fuß dick. Auch dies Denkmal der Vorzeit zerſtörten die Franzoſen 1689. Jetzt iſt die Burg Eigenthum des Kronprinzen von Preußen. Die Ueberreſte der ſchönen Wernerkirche.

Starkenburg, herrliche Ruine bei Heppenheim, an der Bergſtraße. Erbaut 1064 von Abt Ulrich von Lorſch. Erſt in neuern Zeiten verlaſſen und jetzt zerfallen.

Sterrenberg und Liebenſtein, die Brüder genannt. Hier hatte ſich eine ähnliche Geſchichte, wie die bekannte der Grafen von Gleichen, zugetragen.

Stolzenfels, Burgtrümmer oberhalb Coblenz, von deren Höhe man eine ſchöne Ausſicht hat. Seit 1823 iſt die Burg Eigenthum des Kronprinzen von Preußen.

Straßburg, am Zuſammenfluſſe der Ill und Breuſch, die ſich in den Rheinkanal ergießen, mit mehr als 50,000

Einwohnern. Die Bauart erinnert hier noch an die alte deutſche Reichsſtadt, und im Leben verſchwindet auch nur nach und nach dieſe Färbung, um franzöſiſchen Uebungen Platz zu machen. Der Münſter wurde bei der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich den Lutheranern entzogen, und zu einer katholiſchen Kirche gemacht. Die Stadt iſt Sitz des Präfecten des Niederrheins, des Biſchofs für den Ober- und Niederrhein, des Generalcommiſſariats, des Civiltribunals, des Generalcommandanten der fünften Militärdiviſion u. ſ. w. Ferner iſt hier eine Akademie mit 33 Profeſſoren, Bibliotheken und andern Sammlungen. Der Urſprung ſoll von den Celten herrühren; dann herrſchten hier die Römer; die Barbaren zerſtörten die Stadt und die Franken bauten ſie im ſechsten Jahrhundert wieder auf. Im Jahr 1681 riß Ludwig XIV. mitten im Frieden Straßburg vom deutſchen Reiche los und verleibte es ſeinem Königreiche ein. Vauban befeſtigte es durch eine fünfeckige Citadelle. Zur Zeit Napoleons hing mit dieſen Werken das damals gleichfalls befeſtigte Dorf Kehl zuſammen, das aber jetzt wieder zu Baden gehört.

Sehenswürdigkeiten:

1) Der Münſter. Schon im Jahr 510 hatte Chlodwig hier einen Münſter erbaut; der jedoch vom Blitz eingeäſchert wurde. Biſchof Werner, aus dem Hauſe Habsburg, ließ 1015 den Grund zu dem jetzigen Münſter legen. 1275 wurde er beendigt. Erwin von Steinbach fing 1276

die Erbauung des Thurmes an. Es ſollten zwei Thürme, jeder zu 504 Fuß Höhe, an beiden Seiten des Eingangs aufgeführt werden, von denen jedoch nur der eine fertig geworden iſt, der andere ſich aber nur bis zur Höhe des Daches erhebt. Der große Meiſter Erwin ſtarb 1318, ſein Sohn Johannes führte den Bau fort bis zum Dache, und die Arbeit am Portal iſt von ſeiner Tochter Sabina. Johannes Hulz aus Cöln vollendete endlich 1439 den Thurm. Der Thurm des Münſters, nur 25 Fuß niedriger als die größte Pyramide, iſt eins der herrlichſten Baudenkmale aller Zeiten. Man beſteigt ihn bis zum Dache, der Plattform, ohne alle Beſchwerden, von da an jedoch bis zur Spitze, in den ſogenannten Schnecken, iſt der Weg nur für vollkommen ſchwindelfreie Köpfe anzurathen. Von dem Bau dieſes Thurmes ſoll ſich der Urſprung der Steinmetzenbrüderſchaft herſchreiben, die ſich noch hie und da erhalten hat. Man ſieht Chiffern von Geſellen und Meiſtern, die hier arbeiteten und zu dem Bunde gehörten, in den Steinen des Münſters verewigt. Unter den vielen berühmten Männern, die hier bei ihrem Beſuche die Namen in die Wände des Thurmes einhauen ließen, kommt Göthe am öfteſten vor. Einen eigenen Eindruck macht es, hier oben die große Uhr ſchlagen zu hören. Der Blitz hat ſchon mehrmals in den Thurm geſchlagen, und die Wächter wiſſen davon manche Geſchichte zu erzählen. An dem Münſter ſind noch die drei weſtlichen Portale zu bewundern; ferner die Roſe über dem Portal; der Taufſtein (1453) und die Kanzel (1486); der Hochaltar und Chor; unter den Grabmälern, das des erſten Gründers der Kirche, des erſten Buchdruckers in Straßburg, Johann Mäntelin, und Erwins und ſeines Sohnes. Vom Boden zur Spitze des Thurmes iſt der Bau 437½ franzöſiſche Fuß hoch, um 6 bis 7 Fuß höher, als die Kuppel der St. Peterskirche.

2) Die **Thomaskirche** mit dem Grabmale des **Marſchalls von Sachſen, von Pigalle.** Eine herrliche Arbeit. Die Beſchreibung kann man in der Kirche kaufen. Ferner ſind hier die Denkmäler **Schöpflins, Oberlins** und **Kochs**; letztere beide von **Ohmacht.** Auch zeigt man einige unverweste Leichname.

3) Die **Predigerkirche**, 1254 von den Dominikanern erbaut und 1681 ſtatt des Münſters den Lutheranern übergeben. Grabſtein **Taulers**, 1361 geſtorben; **Bleſſigs** Denkmal; **Fragmente eines Todtentanzes** aus dem 15. Jahrhundert.

4) Die **Wilhelmskirche** mit Denkmälern zweier Landgrafen von Elſaß und des Wölfelin von Ruffach.

5) Der **königliche Palaſt**, wo jetzt der Biſchof reſidirt, die **Präfectur** und das **Theater** ſind anſehnliche Gebäude. Vor allem aber iſt die **bewundernswerthe Treppe** im **Wohnhauſe Erwins von Steinbach** in der Nähe des Münſters, in Augenſchein zu nehmen.

Die **öffentliche Bibliothek** iſt beträchtlich.

Spaziergänge: der Broglie und der Contades, nach zwei Marſchällen, die ſie anlegten, ſo genannt.

Buchhandlungen: Treuttel und Würz, Levrault.

Gaſthöfe: La Ville de Paris (ausgezeichnet); der Geiſt, das rothe Haus; le poêle des Vignerons u. ſ. w.

In der nächſten Umgebung iſt die Ruprechtsaue, mit Alleen, Gärten und Villen, zu beſuchen; zu fernern Ausflügen bieten die romantiſchen Vogeſen hinlängliche Gelegenheit. Paris erreicht man von hier mit der Malleposte in weniger als 50 Stunden.

T.

Taunus (im Mittelalter: Hayrich, Hayureich, Hoherück). Dieſer Gebirgszug beginnt jenſeits Homburg vor der Höhe und endigt am Ehrenbreitſtein, Coblenz gegenüber. Seine höchſten Kuppen ſind der Feldberg und der Altkönig (Altking). Die alte Pflaſterſtraße und die Reſte des Pfahlgrabens ſind aus der Römerzeit. Die erſtere zieht ſich von der Saarburg (Römerkaſtell) nach Hädernheim (von Kaiſer Hadrian); der Pfahlgraben fängt bei Braubach an und geht über Schwalbach und Wiesbaden bis in's Heſſiſche. Dies war ein Graben, der nun größtentheils zugeworfen iſt, mit Bruſtwehr und Palliſaden. Im ganzen Taunus werden Grabmäler, Vaſen, Urnen, Münzen u. ſ. w. gefunden. Beſonders merkwürdig iſt der Reichthum an Bädern und Geſundbrunnen, von denen man in dieſem Bezirke über zwanzig zählt.

Traben (Travenna), Trarbach gegenüber, mit dem

Traubenberge, der trefflichen Wein hervorbringt. Hier oben hatte Ludwig XIV. durch Vauban die Feſtung Montroyal aufführen laſſen, die jedoch nach dem Ryswiker Frieden wieder geſchleift wurde.

Trarbach (Thronus Bacchi), Stadt im Moſelthale. Spuren einer Römerſtraße, von Kirchberg nach Trier, drei Stunden vom Orte. Lauretta von Salm ließ, als Wittwe, ihren böſen Nachbar, Baldewin, Erzbiſchof von Trier, fangen und baute von den 20,000 Gulden Löſegeld, die er zahlen mußte, das Schloß Gräfinburg, und daneben die Stadt Trarbach. Angenehme Lage; fruchtbare Gegend. Die Stadt hat nichts Merkwürdiges und von der Gräfinburg iſt keine Spur mehr vorhanden. Herrliche Weinberge.

Triberg, Stadt im Schwarzwalde, ſeit 1826, wo ſie abbrannte, neu aufgebaut, in einer hohen, intereſſanten Lage. Aus den Fenſtern des Gaſthauſes ſieht man einen hübſchen Waſſerfall. Hier iſt der Sitz des Uhrenhandels; im Gaſthofe zum Löwen iſt eine ſchöne Spieluhr, die 2000 Gulden koſten ſoll.

Trier, älteſte Stadt in Deutſchland, nach Andern in Europa, liegt in einem ſchönen Thale. Die Römer fanden hier ſchon ein kultivirtes Volk, die Trierer. Spätere römiſche Kaiſer pflegten hier zu reſidiren. Auſonius, Freund und Lehrer des Kaiſers Gratian, wohnte hier und dichtete ſeinen Lobgeſang auf die Moſel. Auch in den altdeutſchen Sagen ſpielt Trier eine große Rolle.

Trier liegt am rechten Moſelufer und iſt eine halbe Stunde lang. Es iſt von ſchönen Dörfern, gleich wie mit Vorſtädten, umgeben. Die Straßen ſind zum Theil regelmäßig und breit. Mit ungefähr 15,000 Einwohnern.

Merkwürdige Gebäude:

1) Die kurfürſtliche Reſidenz, jetzt eine Kaſerne; 2) der **Dom zu St. Peter**, ein großes, unregelmäßiges Gebäude, welches die Stadt beherrſcht. Man ſagt, daß vieles Mauerwerk von dem Palaſte der Kaiſerin Helena dazu verwendet worden iſt. Vor dem Haupteingange erblickt man Trümmer alter Granitſäulen, die noch im 11. Jahrhundert im jetzigen Chor aufgeſtellt waren. Das Ganze iſt größtentheils im römiſch-byzantiniſchen Styl; die vordere Rotunde, gleichfalls aus römiſchen Steinen, ſcheint aus der fränkiſchen Periode zu ſtammen. 1717 verwüſtete Feuer das Gebäude; es wurde 1723 wieder aufgebaut. Die Hauptkuppel iſt über 90 Fuß hoch. **Reliquie**: der **Chriſtusrock ohne Naht**, von der h. Helena aus dem Morgenlande hieher gebracht. 3) Die **Liebfrauenkirche** (von 1227 bis 1243 erbaut), in der Nähe des Doms. Eine Miſchung des altdeutſchen und byzantiniſchen Styls. Der Thurm ſoll 497 **Ellen** hoch geweſen ſeyn, mußte aber aus Beſorgniß vor dem Einſtürzen abgetragen werden. Der wohlerhaltene Leichnam des h. **Hildulph**. 4) **Die Porta martis** oder **Porta nigra**, das Schwarzthor, ſoll durch griechiſche Coloniſten entſtanden ſeyn. Es iſt aus Sandſteinen, ohne Mörtel, blos durch

verborgene Eiſenklammern, zuſammengehalten, und eine in jedem Betracht ſchöne Reliquie alter Baukunſt. Länge 115 Fuß, Breite im Haupttheil 47, an den Seitentheilen 67, und die Höhe im Haupttheil 70 Fuß. 5) Die h. Paulinkirche, ſoll im vierten Jahrhundert durch den h. Felix angelegt ſeyn; die jetzige Ausführung fällt jedoch in's achtzehnte Jahrhundert. Freskodeckengemälde von Scheffner. 6) Die 690 Fuß lange und 24 Fuß breite Moſelbrücke, ganz von Lavaquadern ohne Mörtel und Ciment zuſammengefügt. 7) Das Amphitheater, unter dem Marsberg und gleichſam darin ausgehauen. Hier ließ 306 Conſtantin mehre tauſend gefangene Franken von wilden Thieren zerreißen. Der preußiſchen Regierung verdankt man das Ausgraben und Reinigen dieſer bedeutenden Reſte. Von dem unweit gelegenen Circus ſieht man keine Spuren mehr, von dem nautiſchen Theater nur wenige. 8) Die Ruinen des Conſtantin'ſchen Palaſtes enthalten jetzt eine Kaſerne. Ein halbrunder Thurm: der Heidenthurm und das übrige, von dem alten Gebäude noch beſtehende Gemäuer, bildete einſt die weſtliche Façade des Palaſtes. Jetzt iſt die Höhe dieſes Denkmals 60 Fuß; im 17. Jahrhundert ſoll es noch 114 Fuß hoch geweſen ſeyn. 9) Die Thermen, ein Kaiſerbad, aus den erſten Zeiten der römiſchen Niederlaſſung. Auch hier hat die jetzige Regierung die Ausgrabungen geleitet und ſich dadurch um die Erhaltung dieſer ſchönen und großartigen Denkmäler verdient gemacht, nur ſoll dabei manches, was man früher noch ſehen konnte, weggekommen ſeyn. 10) Die Getreidehalle, ſpäter ein Palaſt, dann ein Frauenkloſter. 11) Die römiſche Waſſerleitung iſt noch unter der Erde gut erhalten, allein in den Thälern iſt ſie zerſtört. Sie leitete das erforderliche Waſſer in die Naumachie. 12) Römiſches Grab bei Igel, eines der ſchönſten römiſchen Denkmale dieſſeits der Alpen, mit Säulen und Bildwerken, für Mitglieder der Familie der Secundiner beſtimmt.

Außerdem liegen außerhalb der Stadt:

1) Die Benedictiner-Abtei zu St. Mathias, im Jahre 70 nach Chr. durch den h. Eucharius entſtanden. Reiche Reliquie: Ein Stück vom Kreuze Chriſti. Herrliche Madonna; 2) die Benedictiner-Abtei St. Martin, von dem h. Martin von Tours erbaut; mehrmals zerſtört und 900 zum drittenmal aufgebaut; 3) die Benedictiner-Abtei St. Maximin, einſt reich und berühmt, jetzt eine Kaſerne; 4) das Kloſter Maria zu den Märtyrern, auf der Stelle, wo viele Chriſten den Märtyrertod erlitten.

Bibliothek von 70,000 Bänden; ſeltene Manuſcripte und alte Drucke.

Die Umgebungen verbinden Freundlichkeit und Großartigkeit. Das Dorf Pallien, Trier gegenüber.

Buchhandlungen: Gall, Lintz, Montigny, Troſchel.

Gaſthöfe: das rothe Haus am Markt (zum Theil das alte Rathhaus aus dem 15. Jahrhundert), ſehr gut; Trierer Hof; weißes Roß u. ſ. w.

Trifels, alte Veſte im Annweilerthal, im Haardtgebirge, mit zum Theil noch gut erhaltenen Bauwerken.

Thal Ehrenbreitſtein, ſ. Ehrenbreitſtein.

U.

Unkel, Städtchen unterhalb Remagen, von dem ſich eine Reihe von Dörfern bis zum Siebengebirg erſtreckt. Gegenüber der merkwürdige Baſaltbruch, der ſchon ſeit Jahrhunderten eine unerſchöpfliche Quelle des beſten Baumaterials bietet. Der größere Unkelſtein, Baſaltfelſen im Rheine, iſt von den Franzoſen durch Sprengung hinweggeräumt worden; die kleinen Unkelſteine ſieht man noch.

V.

Vallendar (Vallum Romanorum), Flecken auf dem rechten Rheinufer mit 2500 Einwohnern. Herrliche Ausſicht ſtromabwärts. Hinter dem Orte das Kloſter Schönſtadt, mit ſchönen Thürmen. Lederfabriken, in ſtattlicher Ausdehnung, auf dem Platze des ehemaligen Schloſſes von Sayn-Wittgenſtein. Handel und Schiffbau ſind bedeutend.

Vogtsberg, ſ. Neu-Rheinſtein.

W.

Wachenheim, ſchönes Städtchen in Rheinbaiern, am Haardtgebirge, mit herrlichem Weinbau und ungefähr 2000 Einwohnern. Ruinen einer fränkiſchen Königsburg. Bruder Ludwigskapelle mit alten Grabmälern.

Waldshut, die erſte der vier Waldſtädte, vier Meilen von Schaffhauſen, dort am Schwarzwald. Alte Bauart der Häuſer. Das maleriſche Albthal mit beträchtlichen Eiſenwerken.

Walluf, Anfang des Rheingau's. Villa des Grafen Stadion am Ufer.

Weil, weinreiches Dorf bei Baſel, mit ſchönen Villen. Das alte Schloß Oetlikon (Friedlingen), von den Franzoſen zerſtört.

Wehr, 1) Mineralquelle im Kreiſe Coblenz. 2) Nebenfluß des Rheins in Baden. 3) Schönes Dorf von 2000 Einwohnern im badiſchen Oberrheinkreiſe.

Weilbach, Mineralbrunnen zwiſchen Frankfurt und Mainz.

Weinheim, amphitheatraliſch an einem Berge, in der ſchönen und fruchtbaren Gegend der Bergſtraße. Die Stadt iſt ſehr alt. Straßen unbequem; hügelig und winkelig. In dem untern Theile der Stadt Spuren eines alten Tempelgebäudes. Mehre ſchöne Villen ringsumher. Hinter der Stadt ragt die Burg Windeck von einem Weinhügel empor. Nahe bei Weinheim: der Kur- oder Stahlbrunnen, ein wegen des kräftigen Waſſers und der überaus angenehmen Umgebung gern beſuchtes Bad. Das reizende Weſchnitzthal.

Weißer Thurm, Dorf, Neuwied gegenüber, hat ſeinen Namen von einem alten Wartthurme. Hier ſoll Cäſar über den Rhein gegangen ſeyn. Denkmal Hoche's, mit der Inſchrift: L'armée de Sambre et Meuse à son Général Hoche.

Welmich, am rechten Rheinufer, mit einem gothiſchen Thurme. Ruinen des Schloſſes Thurmberg, die Maus genannt.

Wiesbaden (Wiſibadun), Krone der Taunusbäder. Druſus hatte hier ein Caſtell; die Heidenmauer, die den Kirchhof, 650 Fuß lang, gegen Oſten ſchließt. Ueberreſte römiſcher Bäder. Von dem alten Schloſſe ſind die Reſte zu Remiſen u. dergl. verwendet. Das neue Schloß von Graf Johann Ludwig von Naſſau, gegen Ende des 16. Jahrhunderts erbaut, dient als Appellationsgericht. 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Der Kochbrunnen 52 Grad Reaumur. Gaſt- und Badhäuſer: die 4 Jahreszeiten, wohl der größte Gaſthof in Deutſchland; der engliſche Hof; der Schützenhof; der Adler (Poſt); die Roſe; der Bär u. ſ. w. Der Kurſaal, von dem Landbaumeiſter Zais erbaut, ein ſchönes Gebäude, mit einem großen Saale und vielen kleinen Sälen und Gemächern. Angenehme Anlagen und Verkaufsläden rings umher.

Das Theater wird von der Mainzer Geſellſchaft während der Saiſon zu Vorſtellungen benutzt. Der bekannte Publiciſt Weitzel ſtand bis zu ſeinem Tode der 60,000 Bände ſtarken Bibliothek vor. Gerling'ſche Kunſtſammlung. Muſeum der römiſchen Alterthümer. Buchhandlungen: Schellenberg; Ritter. Umgebungen: Nerosberg; Dorf und Schloß Sonnenberg (Ruine); die Faſanerie; Nonnenkloſter Klarenthal; alte Grabmäler in der Nähe deſſelben; der Geisberg mit ſchöner Ausſicht nach Mainz. Adamsthal; das herzogliche Jagdſchloß „die Platte“ mit weiter Ausſicht; im Forſthaus wird man bewirthet; Biebrich (ſ. dieſes).

Wieſenthal, anmuthiges Thal zwiſchen Baſel und Freiburg; Hebel wurde darin zu Hauſen geboren. Hier iſt der Sitz des Alemanniſchen.

Wiesloch, auf der Straße von Heidelberg nach Carlsruhe, mit einem Geſundbrunnen. Bei Altwiesloch Spuren einer Römerſtraße.

Winningen, Ort am Anfange des Moſelthals bei Coblenz. Hier ſoll ſchon der Weinbau im 1. Jahrhundert geblüht haben; daher der Name.

Windeck, ſ. Weinheim.

Winkel, im Rheingau (Vinicella, Vini cella); römiſchen Urſprungs. Man hat hier noch die „Heidengaſſe“ und das „Heidenloch.“ Die Klauſe, vormaliges Nonnenkloſter. Dorf Bartholomä

Worms, hier beginnt Rheinheſſen. Die Stadt iſt eine der älteſten des Vaterlandes und ſpielt nicht nur in unſerer Geſchichte, ſondern auch in unſerer Sagenpoeſie eine wichtige Rolle. Druſus legte hier ein Caſtell: „Bormitomagus“ an. Unter Karl dem Großen blühte die Stadt und ihre Umgebungen (der Wonnegau). Karl beſaß hier einen Sommerpalaſt, hielt dort ſeine Maiverſammlungen und Reichstage. 1689 wurde dieſe einſt ſo blühende Stadt von Melac und ſeinen Horden nicht nur ihrer hundert Thore beraubt, ſondern gänzlich zerſtört, und jetzt hat ſie nur noch 8000 Einwohner von 40,000, die ſich von Feld- und Weinbau hauptſächlich nähren. Die bedeutendſten Weinſorten, die hier erzielt werden, ſind: die berühmte Liebfrauenmilch, der Katterlocher, der für vorzüglicher noch gehalten wird, und der Luginsländer.

Die Hauptgebäude.

Der Dom. Schon im 8. Jahrhundert wurde der Grund dazu gelegt; allein ſein Ausbau dauerte mehre Jahrhunderte, wobei man keinen feſten Plan befolgte, daher ſeine Unregelmäßigkeit. Auf dem Platz davor gedenke man an Chriemhildens Streit, wie er in dem Nibelungenlied erzählt wird. Der Dom hatte zwei Chöre und über einem jeden eine Kuppel und zwei Thürme daneben. Die große Fenſterroſe iſt ſehenswerth. Die eine Kuppel über dem öſtlichen Chor hat 137 Fuß Höhe. Das reiche Portal an der Südſeite aus dem 11 Jahrhundert.

Die lutheriſche Kirche. Nach dem Brande 1689 neu aufgeführt. Seekatz's Bild: Luther vor der Reichsverſammlung.

St. Martinskirche im Styl des eilften und zwölften Jahrhunderts.

Die Liebfrauenkirche, mit einer berühmten Thüre. Um die Kirche wächst die Liebfrauenmilch. Die beſte Lage iſt nach dem Rheine hin; das Rebland gehört dem Herrn Staatsprokurator Parcus in Mainz.

Der Bürgerhof, ehemaliger Reichspalaſt. Eingemauerte Alterthümer im Hofe.

Umgebungen: die Ulme bei Pfiffligheim, unter welcher Luther auf der Reiſe geruht haben ſoll. Die Rheininſel „Roſengarten“, wo Siegfried den Drachen erlegte. Schloß und Park Herrnsheim, dem Herzog von Dalberg gehörig. Hier wurde der Großherzog von Frankfurt geboren. An Spaziergängen in der Nähe fehlt es nicht.

Gaſthöfe: Schwan (Poſt); ſchwarze Adler; weiße Roß u. ſ. w.

Y.

Yburg, ſ. Baden

Z.

Zähringen. Burgruinen bei dem Dorfe gleichen Namens, in der Nähe von Freiburg. Ueberſicht des Breisgau's und Elſaß. Wahrſcheinlich wurde die Burg im eilften Jahrhundert erbaut.

Zell, 1) im Wieſenthal, mit den berühmten Zeller Bleichen. 2) Dorf in Rheinbaiern, bei Kirchheim-Boland, mit einer weiten und ſchönen Ausſicht. Man erblickt: Mannheim, Heidelberg, Worms, die Bergſtraße, den Rhein und über hundert Dörfer. 3) Zell am Hammersberg, mit einer ſehenswerthen Porcellanfabrik; Wallfahrtsort. 4) Sehr altes Städtchen im Moſelthale.

Zwingenberg, heiteres Landſtädtchen im Odenwalde: Ruinen von Bickenbach, Tannenberg, Darberg u. ſ. w.

III.

Einige beſondere Notizen für Reiſende.

Die ſpeciellen Angaben und Vorſchriften für Reiſende, wie wir ſie noch in den alten, weitſchweifigen Reiſebüchern finden, ſcheinen mir jetzt im Allgemeinen überflüſſig, im Beſondern oft lächerlich zu ſeyn. Mit dem Anlauf, den man ſonſt bei jeder Reiſe nehmen zu müſſen glaubte, verſchwanden auch die unzähligen Rückſichten für die liebe Perſönlichkeit. Und welche erheiſchte wohl noch eine Reiſe in irgend einem civiliſirten Lande, und vornehmlich in Deutſchland, an den Rhein? Ich kümmere mich daher nicht um die Anzahl von Hemden und Mützen, die der Reiſende bei ſich haben muß; noch weniger rathe ich ihm zu wollenen oder zwirnenen Fußſocken, und überlaſſe dies gänzlich ſeiner Einſicht, Anſicht und Gewöhnung. Ein Jeder hat in dieſer reiſeluſtigen Zeit hierin ſchon ſeine eigene Uebung zur Hand, und kann aus

Erfahrung ſprechen. Die Reiſe, die wir mit dieſem Buche in der Hand zurücklegten, iſt übrigens nur wie eine Spazierfahrt zu betrachten, die auf dem Dampfboote noch die angenehme Eigenthümlichkeit hat, daß man weder durch Staub, noch durch Stoßen dabei incommodirt wird.

Es iſt gewiß, daß Engländer oft in einem Sommer mehrmals den Rhein hinauf- und hinabfahren; ich wüßte auch in der That keine zugleich ſo angenehme als bequeme Reiſe zu empfehlen. Es gibt ſogar Engländer, die dabei nichts Anderes im Auge haben, als die vortrefflichen Beefſteaks, die in den Hotels der Rheinufer ſo wahrhaft engliſch bereitet werden, wie nirgend ſonſt auf dem Continente, Hamburg etwa ausgenommen.

Der Aufenthalt in den Hotels iſt koſtbar, und ich kann nächſt der Schweiz den Rhein als das theuerſte Revier für Reiſende bezeichnen. In Frankreich und Italien reiſt ſich's faſt um die Hälfte wohlfeiler.

Wer nicht die Zeit daran ſetzen will, alle ſchönen Punkte zu erklettern, und mit Ausſichten ſchon etwas überſättigt iſt, kann am Kürzeſten ſeine Reiſe ſo einrichten:

Von Mannheim mit dem Dampfſchiffe nach Mainz. Die Fahrt dauert von halb drei Nachmittags bis gegen ſechs Uhr Abends.

Am andern Morgen über Biberich nach Wiesbaden. Iſt es ſo einzurichten, daß man einen Freitag in Mainz zubringen kann, ſo wird man Abends in den Anlagen die treffliche Militärmuſik der öſtreichiſchen und preußiſchen Garniſon hören und zugleich eine zahlreiche und ſchöne Geſellſchaft dort vereinigt finden.

Von Wiesbaden zurück durch's ganze Rheingau, nach Rüdesheim und dort den Niederwald beſtiegen, dann nach Bingen, wo das Dampfboot Morgens anlegt, und nun bis Coblenz, wo man Mittags ankommt. Von hier macht man den Abſtecher nach Ems und kehrt wieder nach Coblenz zurück, um mit dem Dampfſchiffe nach Bonn zu gehen. Von Bonn zu Lande nach Godesberg und von dort hinüber auf den Drachenfels; hierauf mit dem Dampfſchiff wieder zurück nach Mannheim, wo man beim langſamern Stromauffahren alle Gegenſtände, die man beim Hinabfahren nur im Fluge ſah, beſſer in Augenſchein nehmen kann.

Wer jedoch die Reiſe über die Taunusbäder machen will, und dann etwa über Frankfurt ſeine Heimreiſe antritt, verläßt bei Coblenz den Rhein, und geht über Ems und den Taunus nach Wiesbaden, das dann von Mainz aus natürlich nicht beſucht wurde. —

Die Kleidung der Damen kann überall einfach gewählt ſeyn; auf dem Dampfſchiffe ein geſchmackvolles Straßennegligé. An ein eigentliches Reiſecoſtüm iſt hier nicht zu denken. Luxus wird nur in Baden und Wiesbaden geſehen, und hier muß die elegante Welt auf zwei Coſtüme: Negligé des Morgens und Toilette zum Diner und zur Abendpromenade, bedacht ſeyn. Daran genügt es vollkommen, und wenn kein Ball iſt, wird dieſe Toilette nicht mehr gewechſelt. Wer jedoch zum Beiſpiel einen Sonnabend in Baden zubringt, wird einen Ballanzug, ſo einfach oder prächtig er ſolchen gewöhnlich zu tragen pflegt, in Bereitſchaft halten müſſen. Man ſieht zum Theil ſehr gewählte und geſchmackvolle Toiletten, doch auch viele einfache. Nur das Barocke, Ueberladene oder Veraltete würde eine unangenehme Aufmerkſamkeit erregen; das Anſpruchsloſe hingegen nie.

Herren erſcheinen Morgens im eigentlichſten Negligé. Foulards loſe um den Hals geſchlungen; farbige Hemden; Röcke von Zwillich oder Nankin; Strohhut. Zu Mittag wird completter Anzug erfordert, der dann auf der Promenade beibehalten wird. Wer in Damengeſellſchaft dinirt, tauſcht die Morgenhandſchuhe mit gelben oder weißen Glacé-Handſchuhen um. Schon Morgens mit ſolchen zu erſcheinen, oder im Frack, würde ſchlechten Ton verrathen.

Man lächle nicht über dieſe Geringfügigkeiten; ich will ſie auch nicht als Geſetze hier aufſtellen; allein ich betrachte ſie als beſondere Zeichen, wie ſie etwa Innungen und Orden haben, an denen ſich überall die gute Geſellſchaft erkennen kann. Wer ſich in ſeinem gewöhnlichen Wohnort hiezu zählt und auch gern in den großen Bädern dieſe Berührung nicht entbehren will, wird gut thun, jene Andeutungen zu beachten.

In den großen Gaſthäuſern ſeine franzöſiſchen Kenntniſſe hervorzuſuchen, halte ich bei einem Deutſchen für überflüſſigen Luxus. Die Kellner ſprechen zwar franzöſiſch, aber ſie ſind doch größtentheils Deutſche, und der Reiſende darf wohl fordern, daß ein ſolcher dienſtbarer Geiſt, ſelbſt wenn er Franzoſe wäre, und in Deutſchland dient, ſich zur Sprache des Landes bequeme. Dafür aber ſind die meiſten meiner Landsleute ſo gutmüthig, und bemühen ſich wohl oder übel es dem Garçon nachzuthun. Dieſe Garçons erſcheinen auch oftmals auf den erſten Blick gleichſam wie vornehmer und ſtolzer, als unſere Kellnerjungen daheim in den Bier- und Weingärten: allein dies ſcheint nur ſo, und man kann dem Garçon ſo gut die Wahrheit ſagen, wenn er ſich eine Unhöflichkeit oder Vernachläſſigung zu Schulden kommen läßt, wie einem deutſchen Kellner.

Die Oberkellner in den Hotels dürfen hingegen überall eine Behandlung in Anſpruch nehmen, die dem Geſchäftsführer eines großartigen Etabliſſements gebührt. Sie ſind gewöhnlich Leute von Bildung, die Reiſen gemacht haben; Kinder guter, reicher Häuſer, die in Kurzem ſich ſelbſt und die Gegend durch einen neuen Gaſthof bereichern werden.

Man laſſe ſich durch den größern Luxus in den Hotels nicht zu einem reichlichern Trinkgelde verleiten. Beſondere Dienſtleiſtungen, die man in Anſpruch nahm, müſſen natürlich auf anſtändige Weiſe vergolten werden, und zwar um ſo mehr, da oft ein Extrageſchäft zur ungewöhnlichen Zeit, ſchnell ausgeführt, den Hausleuten Verdruß bringt, und ihnen ſogar

Verantwortlichkeit zuziehen kann. Bei dem gewöhnlichen Trinkgelde bei der Abreiſe halte man, jedoch an einem beſtimmten, mäßigen Satz feſt, und laſſe ſich hievon durch keinen Schein und Flimmer abbringen. Für ein größeres Trinkgeld erhält man keinen größern Dank; ich erkläre es geradezu für die plumpſte Verſchwendung, hierin ein Uebriges thun zu wollen. An Badeorten hingegen kann man dort, wo man den Kaffee oder die Erfriſchungen gewöhnlich nimmt, einen flinken Kellner in's Auge faſſen, von dieſem ſich vorzugsweiſe bedienen laſſen und ihm dafür einen kleinen Ueberſchuß an der Bezahlung vergönnen. Hiedurch wird man wenigſtens jedesmal, und wäre es noch ſo voll, ſchnell und mit Rückſicht bedient werden.

Findet man etwas ſchlecht oder ungenießbar, ſchmutzig oder nicht mit dem gehörigen Anſtande ſervirt, ſo verſchlucke man ſeinen Aerger nicht und ſchiebe es noch weniger dem Hotel zur Laſt. Gewöhnlich ſind die Eigenthümer nicht Schuld daran, und danken es den Reiſenden, wenn ſie auf die Mängel der Bedienung aufmerkſam gemacht werden. Auch die ſpäter Nachkommenden werden dann für ſolche Abbeſtellungen dankbar ſeyn, und die, welche die Beſchwerde geführt, als unbekannte Wohlthäter betrachten müſſen.

Die Lohnbedienten braucht man in ſeltenen Fällen; wo man ſich ihrer bedienen muß, betrachte man ſie als Führer und verbiete ihnen ſtreng, ungefragt den Mund aufzumachen. Sie ſtören oft den ſchönſten Eindruck durch ihre Erklärungen, und können durch ihr ewiges, unverſtändiges Schwatzen, wahrhaft beängſtigen.

Daß die Hotels auch elegante Equipagen halten, iſt bekannt. Man thut wohl daran ſich ihrer zu bedienen; wie denn auch Alles, deſſen man benöthigt iſt, in dem Hauſe zu nehmen, wo man abgeſtiegen iſt. Es iſt eine falſch verſtandene Oeconomie, das zu unterlaſſen. Auch anderwärts muß man eben ſo gut zahlen, und auf größere Rückſicht kann man dort ſicher rechnen, wo man wohnt. Auch iſt es höchſt unbillig, den Inhaber des Gaſthofs um den Vortheil zu beeinträchtigen, auf den er zu rechnen ein Recht hat, wenn er den Gaſt empfängt. Bei allen dieſen ſocialen Einrichtungen geht der Vortheil des Einen mit dem Vortheil des Andern Hand in Hand. Es iſt ein Unſinn, zu verlangen, daß der Herr N. N. ein elegantes Hotel am Ufer des Rheins halte, ein enormes Kapital in Wäſche, Silber und Mobiliar ſtecke, und ihn dann um die Gelegenheit zu bringen, die Zinſen für daſſelbe und den Lohn für ſeine Thätigkeit zu ärnten. So war es mir immer auch empörend zu ſehen, daß ganze Familien in gewiſſen Städten öffentliche Orte beſuchten, und dann von Mitgebrachtem zehrten, aber des Wirthes Weißzeug, Teller und Beſtecke dabei benützten. Wer ſeine Mittel zu Rathe halten muß, der gehe auf die Wieſe, ſetze ſich mit den Seinigen in's Gras und zehre aus der freien Fauſt; wer aber aus Mißgunſt oder Neid dem Wirthe nichts abkauft, der ſchäme ſich doch ein wenig, und bleibe ganz zu Hauſe.

Man wähle ſtets unter den erſten Hotels; die Kleinen ſind gewöhnlich eben ſo theuer und theurer noch; da man hier nicht ſo zufrieden iſt als in Jenen, und ſein Geld für ſchlechte Waare hingeben muß.

Wo um 1 und um 5 Uhr geſpeist wird; eſſe man um 5 Uhr. Die Tafel iſt zwar etwas theurer, allein ſie iſt beſſer beſtellt und man erhält alles friſch, während die Ragouts der Einuhrtafel oft am Abende vorher ſchon als Braten paradirt hatten.

Wer bei der Dampfbootdirection zur Auf- und Abfahrt des Rheins eine Karte löst und den Betrag ſogleich entrichtet, genießt einen Rabatt, hat den Vortheil, auf jeder Station verweilen zu können, um Ausflüge zu machen, und wird dann von ſpäter eintreffenden Dampfbooten aufgenommen und weiter ſpedirt.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Erſter Theil.

Knabenjahre. Junglingsjahre.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1844.

Vorwort.

Was ich bis jetzt drucken ließ, waren größtentheils Schilderungen aus der mich umgebenden Welt, Wahrnehmungen des Tages, wie ſie ſich mir boten; und da es ausgemacht iſt, daß nicht der eine Menſch die Dinge gerade ſo wie der andere anſieht, ſo durfte ich mir wol auch in dieſer Hinſicht einige Eigenthümlichkeit zutrauen.

Damit hätte es jedoch abgethan ſein ſollen. Die Sachen waren hie und da geleſen worden und — vergeſſen; wollte ihr Verfaſſer mehr, ſo wäre es ihm als Vermeſſenheit anzurechnen.

Er hatte noch Eines auf dem Herzen. Ein großer Mann ſagte einmal: daß auch der unbedeutendſte Menſch dem Publicum ſich gefällig machen könnte, wollte er ſeine Denkwürdigkeiten herausgeben. Wenn ich nun aber meine zerſtreuten Aufzeichnungen mit einem Blicke umfaſſe, ſo zeigt ſich mir mein eigenes Ich überall in denſelben in vorderſter Reihe, und ich ſehe ein, daß ich eigentlich gar wenig erfunden, aber deſto mehr erlebt habe. Es bildet ſich, indem ich chronologiſch zu ordnen anfange, ein nicht übeler Zuſammenhang; ich verlaſſe die anmaßende Stellung eines Dichters und werde der ſchlichte Erzähler ſich zugetragener Ereigniſſe.

So gefaßt mögen die unbedeutenden Dinger ſich noch einmal der Leſewelt darſtellen. Jetzt, an den rechten Platz gerückt, haben ſie vielleicht an Intereſſe gewonnen, was ſie an Friſche verloren, und wenn ihnen auch keine tiefere Bedeutung einzuräumen iſt, ſo mögen ſie doch als treue Wahrnehmungen aus der Zeit gelten, die ihr Verfaſſer durchlebte, als Ergüſſe eines Herzens, das für die Freuden und Schmerzen dieſer Zeit, für ihre hohern Regungen wie für ihre bittern Täuſchungen, im warmen Mitgefühl ſchlug, das ſich dem Edeln und Schönen ſtets hoffend anſchloß und ſich ſelbſt treu blieb trotz aller äußern Stürme und Anfechtungen.

Baden im Großherzogthum
Herbſt 1843.

August Lewald.

Inhalt.

Seite

Knabenjahre. (Königsberg) 1

Eine Reise nach Memel 21
Der abgerissene Knopf 86
Die Kunstreiterin 148

Jünglingsjahre. 171

Geschichtliche Erinnerungen 1806 — 1813 181
Gelehrtes Volk 250
Der Kaplan Moor 270
Der Gast auf [illegible] Burg 284
Kotzebue 295
Eine Staatsrolle 315
Die schöne Aegyptierin 345

Knabenjahre.

Königsberg.

Ein ganz gewöhnlicher Menſch wie ich hätte der Welt nur Unbedeutendes von ſich zu erzählen; wenn ich es aber dennoch iermit wage, eine Art von Selbſtbiographie herauszugeben, o mag es allenfalls dadurch entſchuldigt werden, daß ich as Maleriſche meines Lebens herausheben will und es mit o viel Kunſt, als mir zu beherrſchen verliehen iſt, zu verrbeiten haben werde. Mein Material iſt einfach. Zur roßen Kunſt der Farbe kann ich mich nicht verſteigen, ich ählte daher die verwandte, doch ungleich kleinere Art, die enſo friſch und ſchnell fertig iſt, anſpruchsloſer erſcheint nd Tagesereigniſſe, Naturbilder klar und wahr wiedergibt. ch habe mit Vorliebe dieſen Kunſtzweig behandelt und ich rf behaupten, daß ich dieſe Vorliebe mit Vielen theile. ie lebendigen, hellen, treuen Aquarelle der Maler zählen reunde überall; ihre Wirkung ſuchte ich in meiner Art zu ildern.

Von meiner Kindheit kann ich nur wenig aufzeichnen. ſind jetzt über fünfzig Jahre, daß ich in einem Hauſe franzöſiſchen Straße zu Königsberg in Preußen geboren rde. Während ich zur Welt kam, fand die große Umlzung ſtatt, deren Nachwehen mein Vaterland in meiner en Jugendzeit ſo ſchmerzlich trafen. Auch mein Vater verlor sein Vermögen und in unserem Hause herrschten Entbehrungen; dennoch sorgte der wackere Mann dafür, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben.

Die Stunde der Geburt soll nicht ohne Einfluß auf den Lebenslauf des Menschen sein, und da meine, wie mir später erzählt worden ist, von besonders heitern Umständen begleitet war, so darf ich ihr vielleicht das bisher so günstige Abspinnen meines Lebensfadens zuschreiben. Es war nämlich am 11. Oktober des Jahres 1792, an einem freundlichen Herbstnachmittage, als ich das Licht der Welt erblickte. Zwei gelehrte Oheime, Brüder meiner Mutter, umstanden den Neugeborenen und der eine von ihnen nahm den gesunden, schreienden Weltbürger in Empfang, um ihn der Mutter zu präsentiren. Meine Mutter stillte mich nicht selbst; die Amme, die ich erhielt, war eine alte Polin. Sie war gesund und tüchtig, allein von störrischem, jähzornigem Temperamente. Ihrer Milch und dem Einflusse meines Planeten — des Skorpions — soll ich diese übeln Eigenschaften zu verdanken haben, die ich erst in spätern Jahren zurückzudrängen, nie gänzlich zu bewältigen, im Stande war. Als ich später die Amme verlor, trat eine alte Kinderfrau, gleichfalls eine Polin, an ihre Stelle und ebenso war mein erster Lehrer, bei dem ich schreiben, lesen und Französisch lernte, ein Pole, Namens Grabowski. Das darf Niemanden wundern; Königsberg war damals, den Einwohnern nach, zum Drittel eine polnische Stadt, es hatte eine polnische Gemeine mit eigener Kirche; der Handel brachte eine Menge polnischer Juden her; polnische Starosten kamen auf ihren mit Getreide beladenen Wittinnen den Pregel herab und die Schimken oder Bauern sah man an den Straßenecken beim Schalle einer schlechtgestimmten Geige tanzen.

Ich war noch sehr jung, etwa in meinem siebenten oder achten Jahre, als ich ſchon eine Menge Bücher ohne gehörige Auswahl zu leſen begann. Der alte Director Leneble, von der franzöſiſchen Kolonie, der in unſerm Hauſe wohnte, hatte eine ſtattliche Handbibliothek, die ſein Kammerdiener verwaltete, der mich gefälligſt mit Lectüre verſah. Mein Vater, der dies bemerkte, unterſagte mir's; allein mein Hang zu dieſer Unterhaltung war ſo mächtig, daß ich mir heimlich Bücher holte und ſie ebenſo heimlich las. Einige las ch mehrmals, ſo daß ich große Stellen daraus auswendig wußte. Einſt erſchreckte ich meine Eltern dadurch, daß ich lötzlich Abends in meinem kleinen Bette, wo ſie mich längſt chlafend glaubten, ein langes Selbſtgeſpräch abzuhalten begann, das ich der mehrmaligen Lectüre des damals ſehr be- iebten Abällino von Zſchocke verdankte. Sie horchten aufmerkſam hin und wenn ſie ſich gleich über mein Gedächtniß reuten, ſo wurde doch das Verbot des heimlichen Leſens rſchärftem erneuert, jedoch ohne mehr als das erſte Mal zu uchten.

Ungefähr zur ſelben Zeit machte ich mich daran, einen einen Roman zu entwerfen, der Amalie von *** hieß nd gleichfalls die unreife Frucht meiner Lectüre war. Ob- leich mein Vater, als ich ihm die fertige Arbeit zeigte, ich mit Strenge ermahnte, dergleichen für die Folge zu nterlaſſen, ſo nahm er dennoch das Heft zu ſich und zeigte , wie ich ſpäter erfahren habe, einem von den gelehrten heimen, um ein Urtheil darüber zu hören. Dieſer aber b es ihm mit Entrüſtung zurück, mit dem Bedeuten, er ge mit dergleichen allen Ernſtes unterſagen und vor allen ngen darauf ſehen, daß ich etwas Ordentliches lerne.

Zu dem Letztern hatte ich nun wol rechte Luſt, aber s Schreiben und Dichten konnte ich nicht laſſen. Ich r noch nicht zehn Jahre alt, ſo hatte ich ſchon allerlei

Komödien zu machen verſucht, und da mir die Stoffe fehlten, ſo dialogiſirte ich die Vorgänge des Tages. Ja, während einer Krankheit, wo ich den ganzen Tag zu Hauſe blieb, ſchrieb ich Alles auf, was im Hauſe geſprochen wurde. Wie zum Beiſpiel: Erſte Scene, die Köchin mit dem Korbe, wie ſie auf den Markt geſchickt wird; der Mutter Geſpräch mit ihr; das Intermezzo, wenn meine Schweſtern Zank unter einander hatten; einen Strafact, den mein Vater ausübte; die Intervention der Mutter und dergleichen, wobei die eigenen Worte der handelnden Perſonen getreu wiedergegeben wurden. Am Abend zog ich mich in einen Winkel des Hauſes zurück, wo ich mein Luſtſpiel nach dem Leben mit lauter Stimme ablas oder gleichſam aufführte, was mir eine große Befriedigung erregte.

Mit ſieben Jahren war es auch, als mich mein Vater zum erſten Male zu den Kunſtreitern mitnahm. Es war die berühmte Geſellſchaft des alten Chiarini und ich hatte ſchon viel von der außerordentlichen Schönheit ſeiner Tochter unter den Leuten ſprechen hören. Um die Mittagsſtunde ritt ſie mit den Andern in fremdartiger Tracht und mit einem abenteuerlichen Aufzug durch die Straßen und dann hatte ich immer kein Auge von ihr gewendet; als ich ſie aber in dem erhellten Raume ihre Kunſtſtücke, den Faßſprung, den tollen betrunkenen Dragoner und andere Wunderthaten ausführen ſah, da ward meine Phantaſie ſo von ihrem Bilde angefüllt, daß ich die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Man glaube jedoch nicht, daß ihre Schönheit allein meine Sinne ſo aufgeregt hatte und ſich eine meinem Alter unnatürliche Leidenſchaft meiner bemächtigte. Keineswegs. Nur das Außerordentliche war es und als ich das erſte Mal den Elephanten und die andern Thiere einer Menagerie geſehen, ging es mir nicht anders. Ebenſo

ſchah mir's auch ſpäter noch beim Anblicke des Meeres,
der nachdem ich das erſte hohe Gebirge, die Schneekoppe,
ſehen hatte; ich gerieth ganz außer mir und meine Ruhe
ar für viele Stunden dahin.

Die natürlichen Kinderblattern, die ich mit acht Jahren
kam, erhöhten dieſe Reizbarkeit noch bedeutend und ſie iſt
ir fürs ganze Leben geblieben. Nachdem ich dieſe Krank-
it überſtanden hatte, dachte mein Vater daran, mir einen
regelten Unterricht ertheilen zu laſſen.

Zur damaligen Zeit ſtand die franzöſiſche Schule in
önigsberg in ſehr gutem Rufe. Sie wurde von dem Con-
ſtorium der franzöſiſchen Gemeine, die aus ſogenannten
efugiés beſtand, beaufſichtigt und zählte einige gute Lehrer.
le Wiſſenſchaften wurden franzöſiſch gelehrt und die fran-
ſiſche Sprache wurde daher ſchon in den untern Klaſſen
t Eifer getrieben, in den höhern war ſogar deutſch zu
rechen bei Strafe verboten. Einige von den Lehrern hatten
nſionsanſtalten errichtet, die von vielen Engländern, Lief-
ndern und Polen gewählt wurden, ihren Kindern die für
Welt nothwendig erachtete Bildung und den erforder-
en Schliff dabei zu geben. Es war natürlich, daß mein
gendlicher Geiſt hier eine vorherrſchend franzöſiſche Rich-
g erhielt; allein damit dies nicht allzuſehr der Fall ſei,
te mein kluger Vater einen Ausweg getroffen. Die
unden nach der Schule, von vier bis ſieben, ſowie die
zen Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends, mußte
bei dem Candidaten Boretius zubringen. Hier trieb ich
ein und Mathematik und da der Lehrer, ein Pole von
burt, kein Wort Franzöſiſch verſtand, ſo war hier natür-
nicht entfernt die Rede davon. Boretius hatte auch eine
bibliothek und da er meinen Hang zum Leſen kannte,
ſtellte er ſie mir gänzlich zu Gebote, was mir nicht wenig

Freude machte. So glichen ſich denn die Elemente meiner Bildung aus. Das alte polniſche Element, das mir ſchon ſeit der erſten Milch inwohnte, wurde fortwährend genährt durch Schilderungen vom Leben in den ungeheuern Wäldern, bei uns Wildniſſe genannt, wie z. B. die Ortelsburger und Johannisburger Wildniß — welche Boretius' Heimat war — ferner durch Volksſagen, Naturſcenen und dergleichen. Gleichermaßen blieb ich mit der ſchönen Literatur verwandt, inſoweit ſie mir nämlich durch die Anleitung meines Lehrers zugänglich gemacht werden konnte. Auf der andern Seite bildete ſich das franzöſiſche Element aus; doch wurde es durch die Perſönlichkeit der Lehrer, von denen keiner ſich die Liebe der Zöglinge zu erringen wußte, bedeutend niedergehalten.

Mit den wenigen deutſchen Lehrern der Anſtalt, die, wie Boretius, Deutſch und Rechnen lehrten, ſtanden wir viel beſſer. Der eine, der im Schulhauſe wohnte und oft krank zu ſein vorgab, hielt die Klaſſe in ſeinem Schlafzimmer, wobei er ſich's bequem machte und auf dem Bette ſaß, und ſeine deutſche Stunde beſtand größtentheils im Herſagen auswendig gelernter Gedichte. Ich durfte ſogar einige Male deutſche Theaterſtücke vorleſen, wie z. B. Guſtav Waſa und die Octavia von Kotzebue, die damals neu waren. Ich übte mich dabei im Vortrage und erhielt noch ſpäter manches Lob darüber. — Obgleich ich ſchon früh ein ſehr gutes Gedächtniß zeigte und mit großer Leichtigkeit auswendig lernte, ſo litt ich doch im gewöhnlichen Leben ſehr an Vergeſſenheit, die aus Zerſtreutheit entſpringt. Oftmals erhielt ich von meinem Vater einen Auftrag, allein wie ich aus dem Hauſe war, hatte ich ihn rein vergeſſen und dachte an ganz andere Dinge. Hieraus erwuchs mir mancher Verdruß, ſo einer zum Beiſpiel, den ich mir ſehr zu Herzen nahm und der wol zunächſt die Urſache war, daß ich aus dem franzöſiſchen Inſtitute genommen wurde.

Mein Vater hatte mir nämlich am Erſten das Schulgeld, zwei Thaler in Scheidemünze, in eine Rolle zuſammengemacht und es mir mitgegeben, es dem Rector (régent) einzuhändigen. Ich aber griff nicht in die Taſche und ſomit war alle Erinnerung an den Auftrag aus meinem Gedächtniſſe gewiſcht. Mehre Tage vergingen und ich war heiter und guter Dinge über einen Teller Erdbeeren her, die mir trefflich mundeten, als meine Mutter den Rock, den ich ausgezogen hatte, zum Ausklopfen hergeben will, durch ein Klingeln in der Taſche aufmerkſam gemacht, hineingreift und verwundert mich fragt, wie ich denn zu dem vielen Gelde komme? Dabei legt ſie eine Hand voll Düttchen und Schillinge, die damals in Königsberg übliche Scheidemünze, auf den Tiſch. Jetzt fliegt mir das Feuer in die Augen und ich beſinne mich, daß ich noch ſtets das Schulgeld bei mir trage, was ich denn auch ſogleich offen und frei bekenne. Die Mutter zählt kopfſchüttelnd das Geld und ſieht, daß s nicht mehr vollzählig iſt und daß ſich ſtatt der Düttchen auch Kupferſchillinge dabei befinden. Ich weiß es nicht zu rklären und der Vater, der indeß hereinkommt und das Verhör verſchärft, ſagt mir geradezu, ich hätte das Geld eruntreut, und wenn ich es nicht reuig geſtände, ſo würde ch mich der härteſten Züchtigung ausſetzen. Ich weinte, etheuerte; vergebens. Man hielt mich für ſchuldig und abei blieb es; daß die Magd, welche täglich meine Kleider einigte, das Geld theilweiſe entwendet und aus Liſt das Kupfergeld hineingelegt haben konnte, um den Verdacht ſo uf mich zu wälzen, als hätte ich mir Näſchereien gekauft und Düttchen zu dem Behufe gewechſelt, das wollte Niemandem inleuchten. Mein Vater ging hierauf zu dem Rector der franzöſiſchen Schule, der ein harter und unbeliebter Mann war, und dieſer, ohne mir eine Gegenrede zu erlauben, verurtheilte mich auf die Anklage meines Vaters zu einer empörenden Strafe. Ich mußte vierzehn Tage lang von 11 bis 12 in der Klaſſe im Winkel knien, mit einer ſchwarzen Tafel auf der Bruſt, auf welcher mein Verbrechen zu leſen war. Mein Vater war durch den Fall ſehr niedergebeugt, weil er davon überzeugt zu ſein glaubte, ich habe das mir anvertraute Geld veruntreut, und deshalb ſchritt er zu dieſer Maßregel, weil er mit einer gewöhnlichen Züchtigung von ſeiner Seite nicht nachdrücklich genug zu wirken meinte. In den Augen meines Vaters konnte ich mich nie von dieſem Verdachte reinigen und doch war ich unſchuldig. Ich weiß mir heute, nach vierzig Jahren, nicht anders die Sache zu erklären, als daß die Magd das fehlende Geld geſtohlen hatte. Das Einzige, was mir dabei zur Laſt fällt, iſt meine Vergeſſenheit; allein ich war damals ſo zerſtreut, daß ich einſt an einem ſehr kalten Tage einen neuen, ſchönen Mantel, den man mir über die Jacke zog, in der Klaſſe hängen laſſe und zähneklappernd in der Jacke nach Hauſe renne, wo man mich erſtaunt fragt, was ich mit dem Mantel angefangen. Das kam täglich vor. Die barbariſche Strafe, von der mir nichts erlaſſen wurde, regte aber einen ſolchen Haß gegen den Lehrer auf, der ſie mir dictirt hatte, daß ich keine Luſt mehr zum Lernen zeigte und meinen Vater oftmals bat, mich aus dem Inſtitute fortzunehmen.

Nachdem ich dies mehrmals verſucht, wurde ich nach drei Jahren, die ich in der Anſtalt verlebt hatte, alſo mit Anfang meines dreizehnten Jahres, von meinem Vater an einem Sonntagsmorgen, ohne daß er mir etwas darüber früher eröffnet, in ein Haus unweit der altſtädt'ſchen Kirche geführt, wo uns ein großer, wohlbeleibter Mann, in ziemlich confuſer Verfaſſung, empfing und ſogleich mich ins Examen nahm. Dies war der Director des altſtädt'ſchen Gymnaſiums, Hamann, der leibliche Sohn des Magus im Norden. Hamann galt für einen Kenner der alten und modernen Sprachen, zugleich für einen geſchmackvollen Dichter. Als Schulmann fehlte ihm die perſönliche Würde; ſein Be- ehmen war genial-zerfahren, läſſig, und er gab Anlaß, aß die jungen Leute über ihn lachten; dabei war er von iner außerordentlichen Gutmüthigkeit, und man wußte, daß man ſich ungeſtraft Manches erlauben durfte.

Hier ſah ich mich nun plötzlich aus den heitern Räumen es franzöſiſchen Inſtituts, wo junge Leute aus reichen und ornehmen Häuſern, elegant gekleidet, franzöſiſch parlirten, n finſtere, ſchmutzige Zimmer, hinter dicke Mauern mit rüben Fenſtern verſetzt, wo eine ungleich größere Anzahl Kinder, von Eltern aus allen Ständen, ihren Unterricht ummariſch empfingen, während dort jeder Einzelne für ſich ehr Gegenſtand der Unterweiſungen des Lehrers werden onnte. Auch wurden hier blos Knaben unterrichtet, wäh- end in dem franzöſiſchen Inſtitute auch eine Abtheilung für Mädchen beſtand, deren erſte Klaſſe ſchon körperlich und iſtig herangebildete Jungfrauen von 16 bis 17 Jahren hlte, die bereits unſere beſondere Aufmerkſamkeit in An- ruch nahmen und Veranlaſſung wurden, daß wir uns ſehr üh mit dem Weſen der Galanterie bekannt machten. Eins eſer hübſchen Mädchen wurde von uns Allen ſehr verehrt d es galt, wer ihr ein freundliches Lächeln abgewinnen ürde. Ihr widmete ich als Knabe meine erſten poetiſchen erſuche und ſelbſt eine Poſſe dichtete ich, womit ich alle ine Nebenbuhler lächerlich machen wollte. Sie hieß, naiv nug: „Alle können ſie nicht haben," und ſpielte in einem erſe. Unſere Zauberin war die Tochter des Pfarrers und der am meiſten Geſoppte hieß Negiliehrella und war ein Italiener. Ich meinte aber damit einen begünſtigten Mitſchüler, der Touſſaint hieß, deſſen Name überſetzt Allerheiligen heißt, den ich dann umgekehrt in den obengenannten umwandelte. Das Original, das mir zu dieſer barocken und kindiſchen Zeichnung geſeſſen, war gutmüthig genug, ſelbſt darüber zu lachen, wie denn überhaupt die Poſſe Allen großes Vergnügen gewährte und mir den Ruf eines ausgezeichneten Dichters erwarb. Dieſer Erfolg regte mich an und ich ließ es nicht fehlen, franzöſiſche und deutſche Gedichte und mehre Dramen zu verfertigen. Ich dichtete in der Klaſſe, wenn vorgetragen oder dictirt wurde, ſtatt zuzuhören oder nachzuſchreiben. Ward ich entdeckt, ſo erhielt ich Strafe; allein ich würde Alles gewagt haben, um den poetiſchen Drang zu befriedigen. Mein Kopf war ſo voll von bunter Lectüre, daß ich nicht im Stande war, den Ueberfluß daran zurückzuhalten. Einſt fand der alte Cantor Marmalle in der Singſtunde ein Heft, auf deſſen Titelblatt „Gedichte“ ſtand. Er erkannte meine Hand und trat auf mich zu, der ich zitternd ihn erwartete, da er als ein ſehr böſer Mann mit Recht verſchrien war. Zum Glück hatte er aber ſeine Brille nicht auf und brummte blos: „Warum haſt Du denn Deinen Gedicke wieder liegen laſſen?“ Er las nämlich Gedicke für Gedichte, wie unſer franzöſiſches Leſebuch, von dem Oberconſiſtorialrath Gedicke verfaßt, gewöhnlich genannt wurde. Ein andermal fand der ſtrenge Rector ein Trauerſpiel, deſſen Heldin ein Opfer der Kindesliebe war und Hal Mehi Cantimire hieß*). Der Mann blätterte darin, lachte und gab einige Stellen zum Beſten, die er verſpottete. Beſonders war dies mit dem letzten Monolog des edeln Mädchens der Fall, den ſie abwechſelnd bald ruhig, bald im Wahnſinn ſpricht. Wo der letztere Uebergang ſtattfindet, hatte ich immer als Anmerkung „im Paroxismus“ dabeigeſetzt. So oft eine ſolche Stelle kam, erniedrigte ſich der ſonſt ſo ſtrenge Mann zum gemeinſten Poſſenreißer und declamirte meine Verſe, auf die ich mir ſo viel einbildete, wie ein Verrückter zur großen Freude meiner Mitſchüler. Ich weinte vor Wuth und haßte meinen Peiniger von dem Augenblicke aus ganzem Herzen. Als dieſe Scene zu Ende war, hielt er Allen eine lange Vorleſung und warnte vor ſolchen Dingen, wie ich ſie triebe, dann aber — und das ſchmerzte mich am meiſten — confiscirte er mein ſchönes Trauerſpiel, indem er es in die Taſche ſteckte. Dieſer ganze Auftritt hatte jedoch keinen andern Erfolg, als daß ich noch denſelben Abend ein neues Drama, „die Calabreſen“, begann und in der Zeit von acht Tagen glücklich zu Ende brachte. Seit der Zeit glaub' ich auch nicht an das Abſchreckende, das in den öffentlichen Hinrichtungen liegen ſoll. Meine Calabreſen hütete ich jedoch wohl zu Hauſe, damit ſie nicht dem Vandalen in die Hände fielen.

---

*) Der Stoff wurde ſpäter — jedoch nicht von mir — als Oper behandelt und iſt unter dem Titel „Cantimire,“ von Fesca componirt, bekannt worden.

Im altſtädt'ſchen Gymnaſium war's nun aber ganz anders. Obgleich die Zimmer finſterer und ſchmutziger waren und der Blumenflor der hübſchen Mädchen, unſerer Mitſchülerinnen, fehlte, ſo ſchien es mir doch gemüthlicher und freundlicher hier. Unter den Lehrern waren zwar auch einige, die ſich nicht beliebt zu machen wußten, an andern hingen wir jedoch mit ganzem Herzen. Erwähnung verdient es, daß Ebel, ſpäter das Haupt der Muckerſekte, damals als junger Collaborator mich ſehr für ſich einnahm. Er war ein bleicher, ſchmächtiger, ſtets gebückt gehender junger Mann, in deſſen Augen Schwärmerei zu leſen war.

Das Hauptſächlichſte, was mich hier entzückte, war, daß man das Verſemachen nicht nur nicht verbot, ſondern ſogar als Aufgabe betrachtete. Namentlich war dies in der franzöſiſchen Stunde der Fall, wo ich in Prima ſaß, da ich von der Sprache mehr weg hatte, als die meiſten Lehrer, und wo ich les Jardins von dem Abbé Delille in Verſe überſetzen durfte. Auch franzöſiſche Verſe machte ich und ich erinnere mich des Anfangs eines Gedichtes:

O douce mélancolie, qui s'empare de mes sens,
Règne donc sur mon coeur et ma lyre en même-temps —

das ich auf den Tod eines meiner beſten Schulkameraden machte. Ein anderes ſchloß mit den Worten:

Si Rominagrobis s'en va
Les souris dansent sur les tables.

Es war eine Fabel, die ſich auf den Lärm bezog, der in den Klaſſen herrſchte, wenn der Lehrer fortgegangen war. Rominagrobis iſt bekanntlich der Name des Katers in der franzöſiſchen Fabelwelt.

Während ſich nun mein poetiſcher Trieb, fortwährend durch Lectüre genährt, die nun beſſer ausgewählt wurde, obgleich ich in der einmal begonnenen Weiſe nach Romanen und Dramen, aber nicht nach Kinderſchriften griff, immer friſche Bahn brach, führte mich Neigung und Zufall nach einer andern Richtung hin, in der ich eine Hauptbefriedigung meines Lebens fand: zur bildenden Kunſt. Ich hatte ſchon in dem franzöſiſchen Inſtitute zu zeichnen begonnen und ſetzte dies nun in einer Privatſtunde bei einem alten, grämlichen und tauben Lehrer fort. Ich fühlte eine große Luſt für dieſe Beſchäftigung und brachte verhältnißmäßig zu viel Zeit damit hin, die ich wol nützlicher hätte anwenden können. Allein gerade damals fand ich die Aufmunterung dazu in einem Gefährten, an den ich mich mit jugendlicher Hingebung ſchloß, der, einige Jahre älter als ich, bereits große Fortſchritte im Zeichnen gemacht hatte und ſogar ſchon in Tuſche und Sepia malte. Dies feuerte mich denn um ſo mehr an. Außerdem führte er mich in das Haus ſeines Vaters, der eine bedeutende Gemäldeſammlung beſaß, und hier war es, wo ich zum erſten Male die Namen Albrecht Dürer, Correggio, Titian, Raphael vernahm, wo ich Bilder zu ſehen bekam, die von ihnen gemalt ſein ſollten und die Alles, was ich bisher geſehen hatte, ſo ſehr überflügelten, daß ich ſie unbedingt für das Höchſte in der Kunſt anerkannte und ſie der großen Meiſter, denen ſie im väterlichen Hauſe meines Freundes zugeſchrieben wurden, vollkommen für werth erachtete. In dieſen Räumen zu weilen war mein größtes Glück und hier verſenkte ich mich ganz und gar mit meiner kindlichen Seele in das Anſchauen der Werke einer Kunſt, deren Gewalt und Bedeutung ich nur noch ahnte, aber nicht zu begreifen im Stande war. Mein Freund war ſechszehn Jahre alt, ich zählte erſt dreizehn; allein er war weit ſeinen Jahren voraus und hob mich zu ſich empor. Wir laſen von den großen Künſtlern im Fiorillo, er machte mich mit dem Vaſari bekannt. Wir trieben keine jugendlichen Scherze; wir waren ernſt und in uns gekehrt und der einzige Spaß, den wir wol unternahmen, war, daß auf unſern einſamen Spaziergängen er, mit den Storchbeinen und dem langen, hagern Leib, den Don Quixote vorſtellte, ich, der Dickere, ſeinen Schildknappen Sancho Panſa.

Aus dieſer Zeit erinnere ich mich auch noch der Bekanntſchaft Maxens von Schenkendorf, die jedoch damals nur ſehr vorübergehend war. Seine Mutter, eine launenhafte

Dame, war von ihrem Gute Nettelbeck in die Stadt gezogen und bewohnte den untern Stock des Hauſes meines Vaters. Es war uns auffallend, zu ſehen, welch ein Leben dieſe Frau führte. Am Tage blieben die Läden geſchloſſen, weil ſie ſchlief; erſt mit dem Anbruche der Nacht ſtand ſie auf, kleidete ſich an, aß und trank und begann zu leben. Dann hantirte die Köchin und andere Dienerſchaft; alle Räume waren erhellt. Sie hatte zwei Söhne bei ſich, von denen der eine der nachmals ſo gefeierte Dichter Schenkendorf war; allein die Junker, obgleich etwas älter als ich, ergötzten ſich im Hofe auf ſo alltägliche Weiſe, daß ich ihrem Umgang keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Sie jagten und balgten ſich herum, ſie ſpielten Pferd und Kutſcher, Ritter und Soldaten und dergleichen Spiele mehr. Ich aber zog es vor, wenn ich nicht mit meinem Freunde zuſammen war, allein hinzuſitzen und mich mit meiner Phantaſie in ferne Zeiten und Gegenden zu verſetzen. Am meiſten liebte ich es, mich in die Zukunft zu träumen, und dann malte ich mir Alles aus, wie es einſt ſich an mir erfüllen würde. Bald kehrte ich nach weiten Reiſen als alter, vornehmer Herr nach Königsberg zurück, den Niemand mehr kannte und der im erſten Gaſthofe wohnte. Oder ich kam als ein kranker, abgelebter Greis, ebenfalls unbekannt, ein langes Leben voller Unfälle hinter mir, und lebte nun einſam und menſchenſcheu in einer kleinen Hütte am Schloſſe, wo zur damaligen Zeit eine alte Frau Brot verkaufte. Hier brachte ich nun den Reſt meines Lebens hin, ohne Umgang, dürftig, machte am Tage die Wanderung durch die Stadt, beſuchte die Plätze jugendlicher Erinnerungen; die Gräber meiner dahingegangenen Lieben und kehrte Abends ſtill und traurig in das Hüttchen zurück. Dieſe Bilder malte ich bis ins Umſtändlichſte aus und konnte ihnen ſtundenlang nachhängen.

In das väterliche Haus meines Freundes kamen die ausgezeichnetſten Männer der Stadt. Dort ſah ich den witzigen Kriegsrath Scheffner, den ehrwürdigen Prediger Borowski, der ſpäter Erzbiſchof der proteſtantiſchen Kirche wurde, den Präſidenten von Auerswald und Andere. Als ich einſt auf einem Spaziergange meinem Vater von dieſen Männern erzählte und ihm genau von ihrem Benehmen, von ihrer Kleidung und dergleichen Aeußerlichkeiten Alles mitzutheilen wußte, verwies er mir das und ſagte, man müſſe auf ſolche Dinge keine ſo große Aufmerkſamkeit verwenden, das ſeien nur Nebenſachen, und dann ging er darauf ein, mir etwas über den innern Werth dieſer Männer mitzutheilen. Dies merkte ich mir ſehr genau, allein es ſchien mir intereſſant, meinen Sinn, ſich das Aeußere einzuprägen und ihm Bedeutung zuzumeſſen, zu vertheidigen, und deshalb beſchloß ich, wenn ich nach Hauſe gekommen ſein würde, einen Aufſatz niederzuſchreiben, der, dem gemeinen Gebrauche entgegen, das Thema behandeln ſollte: Sieh auf das Kleid, nicht auf den Mann, das Aeußere, nicht das Innere an. Den geringen Theil Wahrheit, der in dieſem Satze liegt, ſuchte ich natürlich ſehr hervorzuheben und mit ironiſchen Hülfsmitteln dergeſtalt zu verſtärken, daß meine Arbeit als ein artiges Spiel des Verſtandes ſehr großen Beifall erhielt. An demſelben Abend aber, als ich mit meinem Vater dieſes Geſpräch gepflogen hatte, lenkte er ſeine Schritte, vom Spaziergange heimkehrend, in einen mit Planken umgebenen Platz vor dem ſteindammer Thore und führte mich zu einem breiten Gedenkſtein, der auf der Erde lag, von hohem Graſe umgeben, und an deſſen vier Ecken ebenſo viele lombardiſche Pappeln emporwuchſen. Dies war der Ort, wo Hippel ruhte, Königsbergs Bürgermeiſter und berühmteſter Schriftſteller, der in hoher Achtung bei den Bürgern ſtand. Ich hatte, obgleich ſein Name mir ſchon oft genannt worden war, noch nichts von ihm geleſen; einmal machte ich den Verſuch, allein das Buch war mir unverſtändlich und unſchmackhaft vorgekommen. Die Lebensläufe in aufſteigender Linie waren natürlich keine Lectüre für den dreizehnjährigen Gymnaſiaſten. Der Beſuch auf Hippel's Grabe und jener Mondſcheinabend an der Seite meines Vaters, die mir bis heute noch unvergeßlich geblieben ſind, machten damals den größten Eindruck auf mich und gaben mir Veranlaſſung zum Sinnen und Denken.

Als ich noch im franzöſiſchen Inſtitute weilte, ſollte mich ſchon einmal ein Zufall mit dem wirklichen Theater in Berührung bringen. Es waren die Huſſiten vor Naumburg, von Kotzebue, bei dem Theaterdirector eingelaufen und der gute Mann war in Verlegenheit, die vielen Kinder herbeizuſchaffen, die für die Darſtellung des Stücks erfordert wurden. Man gab ihm den Rath, in den Schulen werben zu laſſen, und ſo war denn auch ein Werber in unſerm Inſtitute erſchienen, der unter uns Knaben geneigtes Gehör fand. Das Theater hatte ich bereits beſucht, ich kannte die Zauberflöte, den Abällino, mein Lieblingsſtück und ein Lieblingsſtück für Jedermann zu jener Zeit, den Wirrwarr, das Kind der Liebe und eine Menge anderer Stücke. Ich fand Vergnügen am Theater und der Gedanke, ſelbſt darauf zu agiren, erfüllte mich zwar mit einiger Bangigkeit, allein ſie war zugleich mit dem Reize gepaart, der zu einem Wagniß anſpornt, und dies letztere Gefühl war überwiegend. Wir Kinder zählten die Tage bis zu dem Augenblicke, wo die Proben beginnen ſollten, als plötzlich ein Befehl des Schulinſpectorats einlief, der unſere Mitwirkung bei Strafe der

Ausſchließung von dem Inſtitute verbot. Wir fügten uns nur murrend dem Zwange, allein wir konnten nichts dagegen unternehmen. Jetzt waren einige Jahre nach dieſem Vorfalle verſtrichen, als ſich mir eine neue Gelegenheit darbot, mein Schauſpieltalent zu erproben, und diesmal unter ſo einladender Form, daß ſich der Ausführung kein Hinderniß entgegenſetzte.

Einer meiner Jugendfreunde, ein Knabe meines Alters, bat Einige von uns, in dem Hauſe eines vornehmen Mannes, bei deſſen Kindern ſeine Mutter, eine Wittwe, Hofmeiſterin war, ein Liebhabertheater mitbegründen zu helfen, welches an dem Geburtstage jenes Mannes eröffnet werden ſollte. Mein Vater ertheilte mir ſeine Einwilligung und ch ſagte zu. Wir ſollten den Hahnenſchlag von Kotzebue geben und ich erhielt die Rolle des reichen Pächters Peter Lorch, eines gewiſſen geſetzten und altklugen Weſens wegen, as mir ſchon von Jugend auf anhing. Zwei allerliebſte Mädchen, die eben aus den Kinderjahren traten und in ge- ellſchaftlicher Beziehung ſchon mehr Anſprüche als wir Kna- en machen durften, ſpielten meine Tochter und den Bauer- urſchen Fritz. Wir hielten unſere Proben Abends und dann lieben wir zuſammen, wurden in dem reichen Hauſe treff- ch bewirthet, tanzten oder unterhielten uns mit Geſell- haftsſpielen. Dieſe artigen Verſammlungen, die uns groß rgötzen bereiteten, hatten bereits viele Wochen gedauert, ls der Abend zur Vorſtellung endlich feſtgeſetzt ward. Wir ahen ihn Alle mit einiger Bangigkeit herannahen, denn enn er gleich unſere Bemühungen krönen ſollte, ſo machte doch auch unſeren erheiternden, geſelligen Zuſammenkünften n Ende. Dieſes Vorgefühl täuſchte uns jedoch; denn die Vorſtellung, welche in einem obern Stocke des Hauſes, mit hr beſchränkten Mitteln an Koſtüm und Decorationen, wie es in der jetzigen Kunſtſprache ausgedrückt wird, gegeben wurde, fiel ſehr gut aus und erregte einen ſolchen Beifall, daß das Haupt der Familie, dem zu Ehren das Feſt veranſtaltet war, uns ſeinen Wunſch eröffnete, daſſelbe Stück noch einmal unter andern Verhältniſſen vor einer größern und glänzendern Geſellſchaft zu geben. Dies war eine höchſt erfreuliche Neuigkeit; wir verſammelten uns ſchon andern Tages unter dem Vorſitze einiger wackrer Hausfreunde, von denen der eine, ein gebildeter junger Arzt, der andere, der ſpäter eine ſehr bedeutende Stelle unter den höhern Staatsbeamten einnahm, die Aemter des Regiſſeurs und Souffleurs bei unſerm Liebhabertheater verſahen. Man beſchloß, noch ein zweites Stück, der Abwechslung wegen, einzuſtudiren und die Wahl fiel auf Kotzebue's traveſtirte Kleopatra, wo mir die Rolle des Cäſario zugetheilt wurde. Dieſer barocke Scherz erregte viel Gelächter und mir ward das Lob, daß ich in meinen beiden Rollen ein bedeutendes Schauſpielertalent bewährt hätte.

Dieſer erſte Verſuch regte eine neue Neigung in mir an und ich hatte ſo große Luſt am Komödienſpiel gefunden, daß ich mit gleichgeſinnten Kameraden zu Rathe ſaß, wie ein Liebhabertheater zu organiſiren wäre. Ich machte mehrmals Verſuche, die aber ſtets ſcheiterten. Endlich war der Drang ſo ſtark geworden, daß ich ein Stück austheilte und in wenig Tagen aufführen wollte, ohne weder ein Theater, noch eine Garderobe zu beſitzen. Ich hatte nur Schulkameraden zum Zuſchauen eingeladen; allein was wir gaben, war weniger als nichts. Alte Pudermäntel, Handtücher, Servietten, Bänder, was die Mutter gütig herleihen wollte, bildeten unſern Ausputz — wir gaben nämlich ein türkiſches Stück: Die Entführung aus dem Serail, ohne Muſik. Alle blieben ſtecken, mit Ausnahme von mir, und das Ende vom Liebe war, daß ich verzweifelte und einen Augenblick daran dachte, ob es nicht beſſer gethan wäre, mir das Leben zu nehmen, als ſo viel Elend zu überſtehen. Ich freute mich ſpäter recht ſehr, daß ich es vorzog, das Letztere zu erwählen, und hatte noch oft das Vergnügen, auf Liebhabertheatern mitzuſpielen.

In dieſen erſten Abſchnitt meines Lebens, der die eigentlichen Knabenjahre umfaßt, fällt auch noch das Ereigniß einer Reiſe. Schon oft hatte ich daran gedacht, wie ſchön es ſein müſſe, eine andere Stadt zu ſehen als Königsberg, und dabei dachte ich nicht etwa an ſehr weit entlegene, ſondern an die nächſten Städte; zu belauſchen, was denn die Menſchen dort hantiren, ſchien mir ſehr intereſſant. Mein Vater hatte vor, einen Gutsbeſitzer in der Nähe von Tapiau zu beſuchen, und als er mir ankündigte, daß ich mit ihm reiſen ſollte, war ich außer mir vor Freuden. Es war Winter und wir reiſten bei frühem Morgen, als es noch halb Nacht war, im Schlitten ab. Zuerſt fuhren wir auf dem gefrorenen Pregel, wo wir arme Bauern fanden, die zum Markte nach Königsberg zogen und während der Nacht eingebrochen waren. Da bei ſtarker Kälte ſtets mehre Eisdecken übereinander gefrieren und dazwiſchen immer fließendes Waſſer bleibt, ſo ſtanden ſie in dieſem auf der zweiten Eisdecke und gingen nicht unter; allein die müden Thiere, welche am ganzen Leibe trieften und ſich nicht mehr bewegten, waren mit Eiszapfen rings bedeckt und dabei regnete es Schläge auf ſie hernieder, denn die Vereine gegen Thierquälerei waren Etwas, worauf die Menſchen noch nicht gekommen waren. Mich aber ergriff das Schauſpiel ſo, daß ich es nicht aus den Gedanken bringen konnte, obgleich das Ungewöhnliche meines Zuſtandes, mich auf einer Reiſe zu befinden, und die Schnelligkeit, mit der wir zu immer neuen

Eindrucken kamen, mich auf alle Weiſe beſtürmten. Nach einem tüchtigen Frühſtücke in dem Wirthshauſe zu Arnau, dem jetzigen Wohnſitze des trefflichen und verehrten Herrn von Schön, ereignete ſich Das, was auch von der kleinſten Reiſe in damaliger Zeit unzertrennlich war: wir verirrten uns. Nachdem wir lange bei Schneegeſtöber in einem dichten Walde umhergefahren waren, ſahen wir endlich an einer lichten Stelle einen ſpitzen Thurm emporragen, der jedoch von dem Kutſcher nicht für Tapiaus Wahrzeichen erkannt wurde, und des Weges ziehende Bauern ſagten uns bald, daß wir Wehlau vor uns hätten. Ich war nun zwar nicht böſe über dieſe Irrfahrt, denn auch Wehlau hätt' ich gern ſehen mögen; allein mein Vater, der nicht ſo wißbegierig war, gab dem Kutſcher den Befehl, umzudrehen und Tapiau zuzufahren, wo wir beim Apotheker abſtiegen und uns ein Gläschen Spaniſch-Bitter wohlſchmecken ließen.

Der Ort, wo wir übernachteten, war das Gut unſers Freundes; es beſtand aus einem großen, einſtöckigen Hauſe, das mit Stroh gedeckt war. In dem weiten Zimmer, das uns gaſtlich aufnahm, war ſchon der Tiſch reinlich gedeckt und vier Lichter brannten. In einem Winkel praſſelte das Feuer auf dem Herde, an dem reichlich geſchmort und gebraten wurde, und an den Wänden ſtanden die Gaſtbetten mit hochbauſchigen Pfühlen und Kiſſen aufgerichtet; Alles in einem und demſelben Raume. Nachdem wir der lieben Gottesgaben uns weidlich gefreut hatten, verließ uns die Familie unſers Gaſtfreundes und dieſer Letztere ſchärfte uns ein, nicht mehr vor die Thür zu gehen und ebenſo Morgens ſein Aufſtehen zu erwarten, weil die Wölfe aus dem nahen Walde hervorzubrechen und zur Nachtzeit, ſowie auch in der Morgendämmerung, das Haus zu umſchleichen pflegten. Dieſe Fährlichkeit gefiel mir ſehr und obgleich ich die

Begegnung mit einem Wolfe nicht herbeiwünſchte, ſo ergötzte och die vertrauliche, ungefährliche Nähe dieſer wilden Waldewohner den Reiz der Reiſe.

Für den nächſten Sommer wurden wir eingeladen, einige Wochen bei dieſem Freunde zu verleben. Hier umfing uns nun eine ſtille Einförmigkeit. Wir Kinder gingen in den Wald, legten an einem ſteilen Abhange eine Moostreppe n, die freilich der erſte Platzregen wieder verdarb, machten n einer andern Stelle, wo ſich eine hübſche Fernſicht bot, inen Steinſitz, den wir dem Herrn Pfarrer des nahen Dorfes weihten und des Pfarrers Kanapee nannten; dann, ls Regenwetter eintrat, begann ich zu dichten. Zuerſt beng ich die Gegend, hierauf legte ich einen Räuberroman n, deſſen erſte Kapitel ich ausführte, und las den Frauen n Hauſe theils Das vor, was ich geſchrieben, theils Einiges on Lafontaine, was meine Mutter aus der Stadt mitgeacht hatte. Nach dieſem Sommer folgte eine trübe Zeit. och einmal zwar hatte ich die Freude, mit meiner Mutter ach Kurland zu einem Oheim zu reiſen, dort aber wurde h auf einer Spazierfahrt umgeworfen und brach den rechn Arm; hierauf kehrte ich nach Königsberg zurück, erankte von Neuem, dann kamen die Franzoſen und gleich ach dieſem Ereigniſſe folgte das Erſchütterndſte: der plötzhe Tod meines Vaters, der in meinem Leben als Wendenkt gelten kann und mit dem ich meine harmloſen Knabenhre als beendet betrachte. Mit dieſem Todesfall war ich ins ben geſchleudert und viele Jahre nur dem Zufalle überlaſſen.

Nach dieſer kurzen Einleitung mögen nun aber einige ausführte Schilderungen folgen, die ſich auf dieſe erſten Lebenshre theils beziehen, theils das hier nur oberflächlich Behrte beſſer zur Anſchauung bringen.

Eine Reiſe nach Memel.

1.

Es mögen jetzt wol ungefähr dreißig Jahre her ſein, daß in einem nicht ſehr geräumigen, doch netten und hübſchen Hauſe der Münzſtraße zu Königsberg in Preußen die heißeſten Auguſttage ein eigenes Leben, eine ganz abſonderliche Rührigkeit erregten. Man war vom nahen Landſitze eines Freundes hereingekommen, der zu dieſer Zeit gerade den lachendſten Aufenthalt geboten hätte, um ſich mühſeligen Geſchäften zu überlaſſen. Die Kleider- und Wäſchebehälter wurden ausgeräumt und ihr Inhalt mit einer Strenge geprüft und gemuſtert, um zu ſehen, wo in Stoff oder Schnitt eine Bloße oder Unzulänglichkeit ſich zeigte, die erſetzt oder ergänzt zu werden erheiſchte. Es war ein Gehen und Kommen, ein ſtetes Berathen mit befreundeten Männern von gereifter Lebenserfahrung, von praktiſchem Sinne und mannigfacher Kenntniß; auch Handwerker wurden herbeigezogen, und als dieſes Alles ſchon wochenlang vorhergegangen war, ſah man endlich die Koffer, Kiſten und Schachteln herbeibringen, um eine Maſſe von Gegenſtänden der disparateſten Art aufzunehmen.

So kam der Abend eines Tages heran, den die Familie
n ſüß bitterer Stimmung beiſammen verlebte. Zwei Mit-
lieder derſelben, Mutter und Sohn, freuten ſich auf die
evorſtehende Reiſe und bangten vor der Trennung von
ren Lieben; die Andern, der Vater und zwei Töchter.
eilten dieſelben Gefühle und tröſteten ſich mit dem Gedan-
n an die Briefe, die ſie empfangen würden.

Das Leben in dieſer Familie war ganz innerlich beſchränkt
nd häuslich, ſie war ſich die ganze Welt, und eine Tren-
ung, wenn auch nur auf wenige Wochen, ſchien ſie un-
dlich zu verſtimmen; ach! und jetzt hat der grauſame Tod
, Eines vom Andern, doch ſchon ſo lange getrennt, und
r Einer iſt übrig geblieben, ihnen vereinſamt nachzu-
auern! —

Am nächſten Morgen ſehen wir die Kutſche vor der
hüre halten, um die Reiſenden bis zum Kirchdorfe Qued-
u zu geleiten, wo ſie die Gelegenheit abwarten ſollten,
ſie heil und wohl nach Memel zu bringen übernommen
tte. Die Mutter trug, der Jahreszeit zum Trotze, einen
inen ſeidnen Mantel, mit Pelz verbrämt und mit einer
puze verſehen; der Sohn hatte eine groſe Schoßjacke von
kem grauem Tuche an und ſogenannte Scharwary's
n Ueberziehen, mit Knöpfen an beiden Seiten, aus dem
en Stoffe, nebſt einer hohen, tſchakoähnlichen Mütze von
reßtem Leder. Zu dieſer etwas ſeltſamen Toilette ſtach
Anzug der blos Begleitenden, ſommermäßig, offen, we-
d und luftig, nicht wenig ab. Allein Jene gingen auf
Reiſe, und dies verlangte nach damaligen Begriffen
Recht des dazu erforderlichen Koſtüms, Jahreszeit und
itterung mochten ſein, wie ſie wollten; dieſe hingegen fuh-
nur nach Quednau und waren denſelben Mittag wie
zu Hauſe.

Es gab zur damaligen Zeit nur drei gewöhnliche Arten, um den Weg von Königsberg nach Memel zurückzulegen, wenn man nicht im eigenen Wagen mit Extrapoſt reiſte.

Die erſte war mit der ordinären Poſt über Tilſit. Ein Umweg von mehr als zwölf Meilen und eine Straße zum Halsbrechen. Der Wagen im eigentlichen Sinne des Worts ordinär. Ein ſchwerfälliger, langer und niedriger Kaſten auf Rädern, ohne Federn, ohne weich gepolſterte Kiſſen, die Bänke zu drei Sitzen hinter einander gereiht, ſo daß man ſich den Rücken zukehrte. Die widerwärtigſte und beſchwerlichſte Art zu reiſen, die noch vor zwanzig Jahren faſt überall in Norddeutſchland im Schwange war, und die man, im Genuß unſerer jetzigen civiliſirten Einrichtungen, ſich nicht vorzuſtellen im Stande iſt. Eben ſo wenig aber kann man ſich einen Begriff von jenen Knüppelbrücken und Lehmdämmen machen, die man ſtatt der jetzigen Chauſſeen in jenen verwünſchten Poſtkaſten zu befahren hatte.

Wer nun dieſem trockenen Wege den naſſen vorziehen wollte, für den bot ſich im Dorfe Schacken, drei Meilen von Königsberg, am ſüdlichen Ende des kuriſchen Haffs, eine andere Gelegenheit dar. Man konnte hier einen offenen Segelkahn beſteigen, der bei gutem Wind und Wetter die nur neunzehn Meilen betragende Waſſerſtraße in ſehr kurzer Zeit zurücklegte. Dies nannte man „mit dem Schackener gehen.“ Allein nur in den ſeltenſten Fällen wurde dies vom Himmel begünſtigt, da das Haff nach dem Ausſpruch Aller, die es kennen, viel ſchlimmer iſt, als die See. Trat hier Sturm oder konträrer Wind ein, dann war dieſe Partie eine der unangenehmſten und gefährlichſten, die es geben kann, und man mag ſich wol jetzt mit ruhigerem Muthe nach Amerika einſchiffen, als damals eine Fahrt von Schacken nach Memel wagen. Es war der Ge fahr wegen nicht erlaubt, auf dem offenen Fahrzeuge Feuer zu machen, und man mußte ſich daher mit kalter Küche begnügen. An Kaffee war nicht zu denken. Was man bei ſich hatte, durfte man „aus freier Fauſt" genießen, zu erlangen war am Bord nichts weiter. Eben ſo fehlten alle ſonſtigen Bequemlichkeiten; ſelbſt die, welche dem geſunden Reiſenden in den Frühſtunden als unentbehrlich erſcheint, mangelte hier. Bedenkt man nun, daß man wochenlang auf dieſer Reiſe zubringen konnte, wenn die Elemente es ſo wollten, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß es mehr als eines kräftigen Entſchluſſes bedurft hätte, ſich dieſem Zufall zu überlaſſen.

War es nun aber wol zu verwundern, daß unſere Reiſenden zu der dritten noch möglichen Gelegenheit griffen, um ſich nach Memel auf die ſicherſte und bequemſte, wenn gleich etwas langſame Weiſe befördern zu laſſen? Dieſe war der Planwagen der rigiſchen Fuhrleute. So nannte ſich eine Innung wackerer Bürger von Königsberg, die gegen bedeutende Caution das Privilegium erlangt hatte, Frachtgüter und Paſſagiere auf der Straße nach Riga, über Memel, Libau, Mitau zu befördern. Jede Woche fuhr ein anderer dieſer Frachtherren in einem hohen Packwagen, der auf ungeheuern breiten Rädern ruhte, und mit einer weißen Plane, in andern Gegenden Preußens Plaue genannt, gegen Wind und Wetter geſchützt, an deren Vorderſeite ein großes rundes Schild befeſtigt war, auf dem der ſchwarze Adler mit einer Inſchrift prangte, die den Namen der Innung und des Eigenthümers enthielt. Hinten und vorn lagen Fäſſer und Kiſten, Ballen, offene Waaren, kurz alle nur erdenkliche Gegenſtände, die damals aus Preußen nach Rußland eingeführt werden konnten, während in der Mitte des Wagenkoloſſes da wo man ſich, an der obern Stange, wo die Decke befeſtigt war, anhaltend, mit leichtem Satze in den Wagen ſchwingen konnte — zwei große Kiſten bereitet waren, auf denen Strohſäcke lagen, zum gefälligen Sitze für die Paſſagiere. Als Rückenlehne dienten die Frachtſtücke, von denen der bereitwillige Frachtherr ſtets die mindeſt eckigen und weichſten an dieſe Stelle hinverpflanzt hatte.

Ungenügſame deutſche Jugend, vergegenwärtige dir einmal bei deinen jetzigen Anſprüchen einen Wagen des rigiſchen Fuhrmanns der damaligen Zeit! Jetzt, wo du im eleganteſten Eilwagen, auf geebneter Straße, dich mit dem breiten, wohlgepolſterten Sitze nicht zufrieden gibſt und noch ein Luftkiſſen darauf legſt, ein anderes, wie eine Wurſt, dir um den Hals ſchlingſt, damit deine verweichlichten Glieder beim Ausſteigen auch nicht die leiſeſte Spur von Ermüdung empfinden. Und doch hatte eine Reiſe zu jener Zeit, und war ſie die kleinſte, und führte ſie auch nur in unbedeutende Gegenden, einen ganz beſondern Reiz, der ſich jetzt immer mehr verliert, je näher die Länder und Menſchen durch die bis ins Unendliche vervielfältigten Communicationsmittel an einander gerückt werden. Damals brachte jede Reiſe ihre Abenteuer; war ja ſchon die Art der Zurüſtung, wie die Weiſe, ſie zurückzulegen, abenteuerlich genug. Damals galt ein Reiſender noch etwas, ſowol in der Fremde, als bei der Heimkehr unter Allen, die ihn kannten. Man durfte einen gewiſſen, oft ſogar nicht unbedeutenden Grad von Muth bei ihm vorausſetzen; er konnte aus eigener Anſchauung von Dingen ſprechen, welche die Meiſten nur aus Büchern kannten, womit der größte Theil der Menſchen ſich damals begnügen mußte. Wie wurde ein Reiſender aus Italien in ſeiner Heimat betrachtet? Mit welchen Augen betrachtete man einen jeden Fremden, der ſich unter uns blicken ließ?

Das Verſchwinden des Nimbus, der ſonſt die Reiſenden umgab, und die Allgemeinheit ſolcher Unternehmungen, die durch die Leichtigkeit erzeugt wird, mit der man heutzutage auch das fernſte Ziel erreicht, hat in vielen Leuten, bei einem gewiſſen Stolze des Charakters, nicht ſelten eine Art von Geringſchätzung gegen das Reiſen ſelbſt hervorgerufen. Sie begnügen ſich mit Dem, was ſie von ihrem Wohnſitz und deſſen nächſter Umgebung kennen, vollkommen, und überlaſſen ſich ohne weitere Sehnſucht dem behaglichen Gedanken: daß es doch wol nirgend beſſer ſein möge, wie daheim. Man betrachtet die Reiſenden als eine Art von Commisvoyageurs, die man ausſendet, um von fremden Zuſtänden Kunde zu erlangen, und erfährt ſomit Alles, ohne ſich von der Stelle rühren zu dürfen. Die Einſeitigkeit und Befangenheit des Urtheils ſolcher Heimiſchgewohnten beſtärkt ſie dann immer mehr in ihrem ſtolzen Wahne, von der großen und ſchönen Welt Gottes nichts kennen lernen zu wollen, als den Winkel, der ſie entſtehen ſah.

Unſere Reiſenden, eine junge Frau mit ihrem Sohne, die dort am ſandigen Wege hinter Quednau ſtehen, wo ſich die weite Ebene ausbreitet, die einſt das Blut ſo vieler heldenmüthigen Preußen und Litthauer tränkte, beſitzen weder Stolz, noch übergroße Neugier, ſie denken weder an den Ruhm, einſt von den Gefahren ihrer Reiſe erzählen zu können, noch glauben ſie beſondere Merkwürdigkeiten kennen zu lernen; ihr Zweck iſt lediglich der, ihre Freunde in Memel zu beſuchen, und der nahe Moment der Trennung erfüllt ſie jetzt ganz, denn ſchon ſehen ſie den großen Wagen von ſechs ſtarken Pferden langſam und ſchwerfällig die kleine Anhöhe heraufziehen.

Früher, als der Wagen, erreicht ſie aber deſſen Eigenthümer, Herr Petter, der Vater, im langen, blauen Rocke, hohen, über das Knie gezogenen Waſſerſtiefeln, und einem dreieckigen, verkehrt aufgeſetzten Hute, deſſen herabgeſchlagene Hinterkrämpe das rothe, volle Geſicht beſchattet. Eine ſtrotzende Geldkatze um den Leib geſchnallt, ſitzt er in nachläſſiger Haltung auf einem kleinen Litthauer, der gleichſam tänzelnd auf die Familie am Wege lostrabt. Der alte Herr Petter wird die Reiſe als ſorgliche Eskorte zu Pferde mitmachen, bei einbrechender Dunkelheit vorausreitend den Weg ſondiren, ob Triebſand oder ſonſtige Gefahr vorhanden ſei, das Mittagsmahl und Nachtquartier beſtellen, oder, neben dem Wagen reitend, die Reiſenden mit kurzweiligen Geſprächen unterhalten. Sein Sohn, ein rüſtiger, ſtämmiger und wohlerfahrener Fuhrmann, bleibt mit dem Knechte bei den Pferden. Die beiden jungen Männer legen den Weg nach Riga mit großer Gemächlichkeit zu Fuße zurück, da täglich nicht mehr als vier Meilen gemacht werden. Man ſieht wohl, daß dieſe Reiſe weder anſtrengend noch beſonders gefährlich erſcheint, und dies beruhigt den ſorglichen Familienvater, der mit den Töchtern dem wackern Fuhrherrn die Reiſenden noch ganz beſonders ans Herz legt.

Jetzt iſt der Wagen da. Zwei Paſſagiere ſitzen bereits darin. Der eine ein befreundeter Kaufmann, der die ſpezielle Aufſicht über unſere Reiſenden zu führen verſprochen hat; der andere ein junger, ſchöner, hochgewachſener Mann, deſſen Schnurrbart und langer, blauer Rock mit Silberſchnüren ſogleich den Stand verräth, dem er angehört. Es iſt Graf M. von den ſächſiſchen Leibhuſaren, der zu ſeiner Schweſter, einer Baronin von S. in Mitau, auf Beſuch reiſt. Man ſieht, daß ſelbſt der höhere Adel es damals nicht verſchmähte, ſich einer Reiſegelegenheit zu bedienen,

ie jetzt einem Jeden zu ſchlecht erſchienen. Freilich konnte
nan über Verlegenheit im Wählen nicht eben Klage führen.
Der Wagen hält. Obgleich nun das nicht unbeträcht-
iche Gepäck unſerer Reiſenden ſchon Tags vorher dem
Herrn Petter aufs Punktlichſte überantwortet worden war,
nd dieſer es an ſchicklichen Plätzen untergebracht hatte, ſo
ourden doch hier noch viele und mannigfaltige Gegenſtände
erbeigeſchafft, die alle Raum und Stelle im Wagen ſin-
en wollten. Ich hebe hier nur zwei Dinge als charakte-
iſtiſch hervor: Flaſchenkeller und Bettſack, ohne die kein
Menſch, der nur etwas Anſprüche an Bequemlichkeit machte
nd etwas Rückſicht auf ſeine Geſundheit zu nehmen hatte,
uf Reiſen gehen konnte. Der Flaſchenkeller enthielt ſechs
roße, ſchöngeſchliffene Flaſchen, von denen jede mehre Maß
nthielt, nebſt Gläſern mit goldenen Rändern, in Höhlun
en, die mit rothem Plüſch gar prächtig gefüttert waren.
Der Vater hatte guten alten Franzwein, das in Königs-
erg damals beliebte „Spaniſch-Bitter" als Magenſtärkung,
eſtehend in Malaga, der über Wermuth abgezogen war,
nd danziger Goldwaſſer aus der weltberühmten Fabrik zum
achs, und daher nur „Danziger Lachs" genannt, in die
laſchen füllen laſſen. Der Bettſack, übermäßig groß und
nförmlich, war von ſchwarzem Leder und enthielt „zwei
erichte Betten," wie man es damals in den Haushaltun-
n nannte, die jeden Abend im Nachtquartier ausgepackt
erden ſollten, um den Reiſenden eine gute Ruhe ſelbſt in
lechten Wirthshäuſern zu bereiten. Man ſage nun, ob
es Alles nicht ſehr vollſtändig und gehörig war; bis auf
e Schnelligkeit finden wir bis jetzt gewiß noch nicht viel
tadeln, wenn nicht, daß die übergroße Vorſorge der
equemlichkeit eben auch ſchon zur Unbequemlichkeit wurde.
Daß unter Thränen in den Wagen geſtiegen wird, ver

ſieht ſich von ſelbſt. Weinen beim Abſchied war unerläßlich bei jedem „wohlgeborenen Herzen," wie man das coeur bien né der Franzoſen ohne Anſtand überſetzen darf. Wie die Reiſenden nun aber einmal im Wagen ſaßen, waren ſie auch ſchon von ihren Lieben geſchieden, denn das ſo liebliche Zurückſehen, mit Tüchern Wehen, Kußhandwerfen und Nicken erlaubte die Conſtruction des Fuhrwerks und die deckende Plane nicht. Die Pferde zogen bald langſam ihres Weges im tiefen, tiefen Sande, und Herr Petter, der Vater, ließ ſein Pferdchen gar munter nebenher trottiren, manches freundliche Wort zur Aufheiterung unſerer theils betrübten, theils ſtummen Geſellſchaft zum Beſten gebend.

So erreichte man endlich, nach dem alten Sprichwort, „wer langſam geht, geht ſicher," einen einſam ſtehenden Krug oder Wirthshaus, ein langes, unſchönes Gebäude, auf weiter Sandfläche. Hart an derſelben ſpielten die Wellen der Oſtſee. Das Haus hieß Kranzkrug. Jetzt ſollen an dieſer Stelle freundlich-wohnliche Gebäude ſtehen, die eine zahlreiche, intereſſante Geſellſchaft während der Sommermonate beherbergen, die ſich hier des wohlthätigen Seebades erfreut.

Es war halb fünf Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nachtquartier zu machen. Wären auch die Pferde noch nicht ſo müde geweſen, um den Wagen eine Stunde weiter fortzuſchleppen, ſo würde doch in dieſer Zeit kein Wirthshaus zu ſchicklicher Unterkunft zu finden geweſen ſein; denn das nächſte zu erreichen, das ähnliche Aufnahme wie der Kranzkrug verſprechen konnte, lag erſt am Ziel der zweiten Tagereiſe. Auch war es für unſere Reiſenden gar nicht zu früh zur Einkehr. Man denke doch nur daran, welche Einrichtungen zu treffen waren! Mußte nicht der

Bettſack geöffnet und ſeines Inhalts entleert werden? Und wie viel noch, was hier aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Man begnügte ſich damit, den großen Schloßkorb zu öffnen und ein Mahl von dem Mitgenommenen zu halten, dann aber noch einen Augenblick an dem Seeſtrande zu luſtwandeln, um verſtohlen nach Bernſtein zu ſuchen, da dieſer bekanntlich Regal und das Sammeln deſſelben ſtreng verboten war.

In der geräumigen Wirthsſtube war großer Lärm. Ein paar böhmiſche Muſikanten, die des Weges, Gott weiß wohin, zogen, waren hieher verſchlagen worden; aber ſie ſchwatzten und ſchrien mit dem breitmäuligen Landvolke um die Wette, ſtatt ihnen aufzuſpielen. Von dem Lärm betäubt, gingen unſere Reiſenden frühzeitig ſchlafen, um ſich wieder mit Tagesanbruch auf den Weg zu machen.

2.

Wenn es nicht zu viel verlangt wäre, ſo würde ich meine Leſer bitten, eine Karte von Preußen zur Hand zu nehmen, oder die in der Erdkunde Wohlbewanderten, ſich ſolche recht deutlich in dieſem Augenblicke zu vergegenwärtigen.

Dort ſieht man, wie gegen Norden die Oſtſee als tiefes, breites Haff ins Land tritt, und wie dadurch eine Landzunge gebildet wird, die dieſen Namen verdient, wenn je eine. Dieſe Rieſenzunge iſt neunzehn deutſche Meilen lang, aber an mancher Stelle nur eine Viertelmeile breit. Sie beſteht faſt nur aus Flugſand und hat hin und wieder ſehr ſpärliche Oaſen an ihrer ſüdöſtlichen Seite, dem Haffſtrande, während die Meeresküſte gänzlich öde und verlaſſen liegt. Die Stürme, die hier hauſen, treiben mit dem fliegenden Sande ihr freies, uneingeſchränktes Spiel und geben der Gegend eine willkürliche, ewig abwechſelnde Geſtaltung. Heute ſehen wir hier eine Fläche, wo morgen bedeutende Hügel wie durch Zaubermacht erblickt werden; dort ſchnitt das Meer eine helle Bucht in den Sand, wo ſich heute ein trügeriſches Sandfeld dehnt. Dies iſt der gefährliche Triebſand, und wehe dem Reiſenden, der auf ſolchen geräth. Mann und Roß und Wagen ſind gewöhnlich unrettbar verloren.

Die Mitte des ganzen Strichs durchſchneidet ein hoher Rücken gleichfalls zuſammengewehten Sandes, der das Außenmeer vom Binnenmeer trennt, und den man nothwendig überſchreiten muß, wenn man von einem Ufer zum andern gelangen will.

Dieſe Gegend von ſo eigenthümlichem Charakter nennt man „die kuriſche Nehrung," offenbar aus Niederung ſtammend, und hier wohnte ein ſtilles Völkchen von Fiſchern, das, unbekümmert um die Händel der Welt, zufrieden war, wenn Potrimpos, der alte Waſſergott der Preußen, guten Fang beſcheerte, oder wenn ſie ein prächtiges Stück Strandgold — wie man den Bernſtein nennt — an der ſtürmiſchen Küſte fanden, um ihn der damaligen königlichen Kammer in Königsberg abzuliefern und dafür eine Belohnung in Empfang zu nehmen.

Die wenigen Menſchen, die hier leben, kommen ſelten weiter, als an den ihnen zunächſt gelegenen Ort, wo ſie ihre Fiſche zu Markte bringen. Die vom Anfange der Nehrung ſieht man in Schaaken, Kranz, oder am jenſeitigen Ufer des Haffes, in Labiau; die nach der Spitze hin wohnen, beſuchen Memel. In Königsberg ſieht man ſie nur zur Winterszeit, wo ſie, wenn das Haff „ſteht," das eiſt, zugefroren iſt, auf ihren kleinen Schlitten mit großen Silberlächſen und Muränen, mit den delikaten Pomucheln nd Flundern zur Stadt kommen und in ihren Pelzen nd Kappen, als „kur'ſche Bauern," eine eigne Bevölkeung des Roßgärt'ſchen Marktes bilden.

Dieſe Kuren, die wir von den Kurländern wohl zu unrſcheiden bitten, da ſie ihren Namen von der „kuriſchen erung" haben und eigentlich Litthauer ſind, führen ein hr einfaches Leben. Die Mädchen und Weiber ſitzen da im vor ihren halb in den Sand gebauten Hütten und icken Netze, wobei ſie ihre alten Volkslieder oft in ſchwerüthig eintöniger, oft in kecker Weiſe ſingen, während ünglinge und Männer auf dem Gewäſſer in jeder Jahrest muthig der Gefahr Trotz bieten, um ihrem einzigen Geerbe, dem Fiſchfang, obzuliegen. Abends ziehen ſie das mit eute reich beladene Boot in die Bucht, werfen einige Stücke ben in den über dem Feuer hangenden Keſſel, thun Karfeln und, als Würze, Salz und einige trockene Lorbeertter hinzu und bereiten mit frohem Sinne ihre Mahl. Fiſche und vorzugsweiſe Aale ſind faſt ausſchließlich Nahrung dieſes Völkchens, das uns ein Bild echter thyophagen liefert.

Unſere Reiſenden näherten ſich nun am zweiten Tage em Landſtriche und übernachteten in dem Dorfe Kun, das am Eingange der Nerung gelegen iſt. Der Ort e ein trauriges Anſehen; die Sandfläche, die ſich dem ge hier zeigte, war faſt von jeder Vegetation entblößt, das uralte, verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im nde vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingsſtelle ragten, da dieſe die Einwohner durch fleißiges aufeln immer frei zu erhalten ſuchten.

Das Wirthshaus entſprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es ſchon das anſehnlichſte Gebäude darin war. Gleich nach der Ankunft der Reiſenden kniſterte friſches Kienholz auf dem Herde in der Mitte der Kammer, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit emſiger Geſchäftigkeit auf die übliche Weiſe in den Keſſel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, ſo war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaſte Schüſſel aus Steingut nahm es auf und wurde mitten auf den Tiſch geſtellt, um den ſich Alles bunt durch einander reihte, die Hausgenoſſen nebſt den Reiſenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalſtücke aus dem Kartoffelbrei geſchöpft, und die Löffel Aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüſſel auf die fingerfertigſte Weiſe von der Welt. Bauern, Fuhrleute und Handarbeiter eſſen langſamer, als die höhern Stände. Unſer Eins verſchlingt die liebe Gottesgabe ſo recht, ohne dabei auf etwas Anderes, als auf den Geſchmack zu achten, den der Gaumen beim Zermalmen empfindet. Iſt die Speiſe vollends nicht ausgeſucht, ſo will man darüber ſo ſchnell als möglich hinwegkommen und ſchlingt noch geſchwinder, wenn gleich in bedeutenden Maſſen.

Die geringen Stände machen's anders. Ihnen iſt die Zeit des Eſſens auch zugleich die willkommenere Stunde der Ruhe; man ſieht es ihnen an, wie wohlthätig der Genuß auf ſie einwirkt, und wie ſie beſtrebt ſind, ihn ſich, ſo lange ſie können, zu erhalten. Sie eſſen oft ihr Stück trockenes Brot appetitlicher, in dem Sinne von „Appetit erregender," als manche Dame eine Meringue à la crème in den Mund ſteckt. Dabei eſſen ſie weniger, weil ſie nur ihren Hunger ſtillen wollen und nichts haben, um den Magen zur übermäßigen Aufnahme von Speiſen zu reizen.

Bei anderer Tafelrunde klapperten die Löffel luſtig von ie Wette, weil Alles hungrig war, und die einfache Speiſe inem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt, um ihn ſich für ſpätere Fälle zu erhalten. Die Flaſchenkeller konnten jedoch nicht in gleicher Weiſe geſchont werden; denn außer gewöhnlichem Arrakbranntwein und einer dicken, bräunlichen Flüſſigkeit, undurchſichtig und von fadſüßlichem Geſchmack, die man Bier benannte, war hier nichts zu haben, als Waſſer. Dies letztere Getränk, das einzige genießbare, ſchien jedoch den Reiſenden zu ihrem letzten Nachtgerichte nicht paſſend. Von dem Vertrauen auf die Kraft des Waſſers, jede, auch noch ſo unverdauliche Speiſe zu beſiegen, war man vor dreißig Jahren allerdings noch weit entfernt.

Am andern Morgen, als der erſte graue Tag durch die ölten Papierſcheiben brach, erhob ſich Alles vom Lager, das je zwei und zwei von den Reiſenden getheilt haben würden, wenn nicht die Dame aus Artigkeit ein Bett allein erhalten hätte, wodurch auf die drei Andern auch nur eines gekommen war. Man fühlte ſich dennoch geſtärkt. Rings um in den Fugen der Wand ſteckten ſchon hochflackernde Kienſpäne, und in dem Keſſel über dem Feuer ſiedete Milch. Die gute Wirthin wollte einen beſondern Luxus darlegen, um die Fremden nach Würden aufzunehmen. Vier hohe Töpfe ſtanden zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die ſiedende Milch dazu geſchüttet und nebſt einer Schale mit braunem Rohzucker vor einem Jeden hingeſtellt, um nach Belieben den warmen Morgentrank zu ſüßen. Drei von den Reiſegefährten nahmen ihn nicht an, der junge Menſch aber verſchmähte den Kaffee, den die Mutter auf der mitgenommenen Maſchine gebraut hatte, und griff zu dem „Warmbier mit Milch,“ das ihm nicht fremd war, da er es ſchon oft zu Hauſe verſucht hatte.

Die Zeche war, der Bewirthung angemeſſen, nicht theuer. Als man die Plätze im Wagen eingenommen hatte, zog ein friſcher Wind über die Oſtſee, an deren Strand man hinfuhr. Plötzlich biegt der vorreitende Herr Petter, der Vater, zum großen Schrecken der Reiſenden vom Wagen ab und reitet geradezu ins Waſſer; der Schrecken vergrößert ſich, als man auch die Kutſchirenden auf die Pferde ſteigen und dem alten Herrn folgen. Der Wagen iſt bald ganz vom Meere umgeben und die plätſchernden Wellen ſpielen um die Achſen. So geht es fort mehre hundert Schritte vom Lande, immer dem Reiter nach, der ſorglich den Boden ſondirt, auf glattgeſchliffenen Kieſeln im kleinen Trott, während man im tiefen Sande des Ufers nur im langſamen Schritt zu fahren vermochte. Dies bemerkend legte ſich bald Schreck und Verwunderung der Reiſegeſellſchaft, und man erfreute ſich an dieſer neuen Schattirung des Reiſevergnügens mit ſeinen ſteten Abwechslungen und originellen Erſcheinungen.

Der ganze liebe lange Morgen brachte auch nicht zu einer einzigen Stätte, wo ſich Spuren von Menſchen gezeigt hätten; endlich erſchien der frühe Halt um eilf Uhr vor einer leeren Bretterhütte hart am Meere.

„Hier können Sie ausſteigen und ſich in das Haus ſetzen, bis ich wiederkomme,“ ſprach freundlich Herr Petter, der den andern Beiden, ſeinem Sohne und dem Knechte, beim Ausſpannen half, zu den im Wagen befindlichen Reiſenden, die ſich ein wenig befremdet anſahen.

Dies merkend fügte der artige Mann ſogleich hinzu: „Sehen Sie, ich muß mit den Roſſen, die freſſen wollen, hinüber nach der Haffſeite, über die Berge; Das wäre für Sie aber zu beſchwerlich, und da Sie dort im ſchlechteſten Wirthshaus von der Welt eben ſo wenig zu eſſen bekämen, wie hier in dem Poſthauſe, ſo müßten Sie jedenfalls Ihre Zuflucht zu Eßkorb und Flaſchenkeller nehmen, und hätten die liebe Mühe ganz umſonſt. Darum iſt's beſſer, Sie bleiben hier beim Wagen. Vor Unwetter ſind Sie geſchützt, das Dach iſt gut und der Wind wird das Haus heute noch nicht umreißen.“

Nach dieſen Worten waren die Pferde angeſchirrt und mit einem recht herzlichen „Proſit Mahlzeit!“ ritten Vater Petter nebſt Sohn und Knecht den Bergen zu, in eine Gegend, die den Reiſenden noch verſchloſſen blieb, die ſie aber am Abend deſſelben Tages kennen lernen ſollten.

Was war nun aber wol Beſſeres zu thun, als ſich mit ſeiner guten kalten Küche und den ſtärkenden Getränken unter das ſchützende Dach zu begeben und, während das Auge ſich an dem ewig wechſelnden Wolkengebilden des weiten Horizonts und an dem Spiel der Wellen ergötzte, die wohlſchmeckendſte Mahlzeit zu halten?

„Reiſen iſt doch herrlich!“ ſagte der junge Menſch ganz leiſe zu ſeiner Mutter, „und überall iſt doch recht ſchön für Alles geſorgt,“ ſetzte er dann hinzu. „Iſt es nicht hübſch, wie die guten Bauern an die Reiſenden denken und ihnen ſolche Häuschen am Wege bauen? Ohne das müßten wir ja im Wagen oder unter freiem Himmel bleiben.“

Der fremde Huſarenofficier begnügte ſich, über dieſe naive Aeußerung ſtill vor ſich hin zu lächeln. Er kam aus dem Reich, und meinte wahrſcheinlich, daß man dort ſchon ſehr weit in ſolchen Dingen vorgeſchritten ſei. Der Kaufmann jedoch genirte ſich nicht und ſchimpfte über das Land und ſeine Einrichtungen. Dies verdroß den jungen Menſchen, den eine glühende Liebe für ſein altes Preußenland beſeelte, ſo ſehr, daß er mit ſeinem Biſſen im Munde aufſtand und vergleichend am Meere hinſpazierte, ſich ſeinen eigenen Gedanken überlaſſend: über Gottes ſchöne Welt und den Eigendünkel und die Selbſtſucht der Menſchen.

3.

Noch ſtand die Sonne ziemlich hoch über dem Spiegel der Oſtſee, der mit dem Himmel in Eins zu einem Meere von Licht zuſammenfloß, indem die goldenen Segel fernhin wie Pfeile ſchoſſen, als Herr Petter gegen den Bergrücken ritt, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieſer war aber bald ſo beſchwerlich geworden, daß die Reiſenden höflich gebeten wurden, auszuſteigen. So ging's in dem ſteilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aſchenkegel des Veſuvs erklimmte, kann ſich einen Begriff von dieſer ermüdenden Partie machen. Keine Spur von Straße; in hohe Haufen zuſammengewehter Sand; ſteile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die ſchräge Fläche erklommen und den eigentlichen Kamm erreicht hatte.

Die Geſellſchaft war ſtumm; ein Jeder mochte wol gern ſeinen eigenen Gedanken ohne Unterbrechung nachhängen, und das konnte man ſo gut, da die Einförmigkeit des Weges die Denker durch nichts zerſtreute. Der junge Menſch, mit einer Phantaſie begabt, die ſich zum Schwermüthigen und Empfindelnden neigte, kam ſeiner Mutter in einiger Entfernung nach und dachte, als er ſo die hohen Abſätze ihrer kleinen Schuhe — ſie trug die alte Mode noch aus Eitelkeit, da ſie den Fuß wirklich verkleinerte — im Sande abgedruckt ſah: „Wie? wenn Du nun wirklich in fernen, wilden Gegenden umherirreſt, wie jetzt nur ſcheinbar, da Du doch eigentlich im trauten Vaterlande und auf der beglückendſten Reiſe begriffen biſt — und wenn Du da Deine liebe Mutter verloren hätteſt und ſuchteſt ſie — etwa in der Sahara oder ſonſt wo — und nun fändeſt Du plötzlich dieſe Spuren ihres Abſatzes im wilden afrikaniſchen Sande und riefſt ihren Namen und ſie antwortete nicht — und Du müßteſt glauben, daß vielleicht irgend ein Unthier ſie zerriſſen hätte — —“ Er malte ſich nun das Bild noch weiter aus, und Thränen traten ihm in die Augen, und er war ſo ſelbſtvergeſſen geworden, daß er nun wirklich: „Mutter! Mutter!“ ausrief — aber ſie ſtand ſchon oben und winkte ihm zu, er möge doch auch kommen, um mit ihr die ſchöne Ausſicht zu genießen. Da ſchlug ihm höher das Herz, und er fühlte es beſeligend, wie heimiſch traut es ihm eigentlich zu Muthe war, und daß er nur einen faſt unerlaubten Luxus mit ſeinen Gefühlen getrieben habe, indem er ſich bittere Schmerzen vorgezaubert, die ihn dann ſpäter nur doppelt die Freuden der Wirklichkeit empfinden laſſen ſollten. Wie ein junges Füllen, und faſt auch vor Freude wiehernd, ſtolperte er, ſo ſchnell es anging, den letzten Höcker hinan und ſtand nun heiter lächelnd und jauchzend oben.

Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Waſſerfläche geruht hatte, die im Strahle der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmte und nur den gelben Sand-Vordergrund hatte, um den Augen eine, wenn auch nicht gerade willkommene Abwechslung zu gewähren, ſchaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten ſich reihten, in deren Nähe fünf alte Linden ſtanden. Nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide. Dieſe fünf Bäume machten auf unſere Reiſenden einen ſchlagendern Eindruck, als die herrlichſten Terraſſen einem überſättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parks in Muskau, den man plötzlich in dem Sandbecken der Lauſitz wie hingezaubert ſieht, bietet größere Ueberraſchung.

Der hohe Sandrücken breitete einen weiten, dunkelgrauen Schatten über das Dörfchen Nidden und das Haff, deſſen gegenüber liegendes Ufer gleich einem fernen Waldſtreif ſich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Labiauer Thurms herüber. Das gute Auge des jüngſten Reiſenden konnte ſie wahrnehmen.

Beim letzten Häuschen, deſſen mächtige Strohhaube faſt den Boden berührte, ſaßen hart am Strande etwa zehn bis zwölf Weiber und Mädchen, alle an einem großen Netze gemeinſam wirkend. Ihre Kleidung glich faſt der, die man in der Gegend von Rom tragen ſieht. Grobes, doch weißes Linnen an Rock und Hemden, ein dunkelrother oder blauer Bruſtlatz, und eine große, runde Schnalle von Meſſing oder anderem blanken Metall zum Schluß des Buſenneſtels. Statt des groben, ſtarken Tuches, mit dem die Italiener ſich bedecken, trugen dieſe Kuren ein dunkelblaues Tuch mit kleinen weißen Türfeln, welches ſie auf eine eigenthümliche Weiſe um den Kopf zu ſchlingen pflegen, indem ſie die Enden von beiden Seiten des Nackens weit wegſtehen laſſen. Dieſe Mode trifft man bei wendiſchen Völkerſtämmen in ſehr weit von einander entlegenen Gegenden, wie z. B. in der Gegend von Danzig, im Altenburg'ſchen und um Laibach.

Die Strickerinnen ſangen mit lauten und recht angenehmen Stimmen ein wohlklingendes Lied, deſſen wiederholter Refrain „Au Kuku! — Heidelbeeren blühn!“ ſich wol lieblich ausnahm und an die altſchottiſchen Volksgeſänge mahnte.

Die Reiſenden ſtanden überraſcht von dieſer Scene e fanden Das, was ſie ſahen und hörten, ſo anmuthig, ß ſie lange nicht näher gehen wollten, aus Furcht, das nze könnte eine Fata Morgana ſein, ein Luftbild, wie an ſüdlichen Küſten manchmal den Schiffern erſcheint und n ſo ſchnell beim Nahen in Nichts zerfließt.

Endlich machte der alte Herr Petter dieſer Verzückung Ende, indem er mit lautem Geſchrei vor die Thüre des Kruges trat und ſeine Paſſagiere benachrichtigte, daß Kolgericht bereits auf dem Tiſche ſei und die Hungri- erwarte. Zu gleicher Zeit kamen Petter Sohn und der cht aus dem Stall und liefen zu den Strickerinnen, Geſang mit plumpen Späßen unterbrechend.

Da ſprangen die Jüngern zum Haff hin, ſchöpften end volle Hände und ſchütteten das Waſſer auf ihre folger, während die Aeltern, wie verabredet, einen mun- Chor dazu anſtimmten.

Der wunderbare Geſang unter dieſen unvermutheten men, die vollen Kähne, die ſich in dieſem Augenblick Bucht näherten und vom Strande mit lauten Grüßen fangen wurden, die kräftigen Männergeſtalten, die ſich rich von allen Seiten zeigten und in ihrer melodiſchen ache ſich unterhielten. Dies machte auf unſere Reiſege- haft einen günſtigern Eindruck, als Alles, was ſie bis erfahren hatte. Der junge Menſch beſonders war es, nicht Augen und Ohren genug hatte, um dies ſo recht und feſt in ſich aufzunehmen. Wie ſehr bedauerte er ſo höchſt unzulängliche Kenntniß des Kuriſchen, da er r den gewöhnlichen Begrüßungen und einigen alltäg- n Redensarten, die er von einer alten Dienerin im Va- uſe erlernt hatte, ſo viel wie nichts davon wußte. ſonderbar kam es ihm vor, daß er ſich außer den n Sprachen, die, wie er wußte, ihm zu ſeinem bereit ſtigen Fortkommen nothwendig ſeien, auch noch mit Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch abquälen mußte, während er von einer Sprache, die dicht vor den Thoren ſeines Geburtsorts geredet wird, gar keine Notiz nehmen ſollte. Er faßte den Entſchluß, gleich bei ſeiner Nachhauſekunft dem Studium des Kuriſchen mit Eifer obzuliegen, und theilte ihn ſeiner Mutter mit, die ihn ſogleich liebevoll darin beſtärkte, weil ſie eine überaus ſinnige Frau war. Die Andern, die es hörten, lachten, und der Kaufmann nannte den jungen Menſchen geradezu einen Phantaſten.

Als man nach dem Eſſen, das hier in derſelben Weiſe, wie am Abend vorher, eingenommen wurde, eine Flaſche öffnete und auch den Wirthsleuten von ihrem edeln Inhalt mittheilte, während dem jungen Volke von Fiſchern und Dirnen Branntwein und Bier mit Liberalität kredenzt wurde, bat der junge Menſch das ſchönſte Mädchen, ihm einige jener Lieder zu ſingen, die im Lande Dainos heißen.

Es war ein ſchlankes Kind, von mittlerer Größe, mit gelblichen, langen Haaren, ſchwarzen Augen, und einem purpurrothen, feingeſpaltenen Munde. Es trug eine Art von Krone aus Zittergold auf dem Kopfe und einen linnenen Mantel über die Schulter geworfen, den eine Meſſingſpange zuſammenhielt. Es war die Tochter eines der reichſten Einwohner in dieſem ſo armen Fiſcherdörfchen, und darum dieſer Putz. Sie erröthete und ſchlug lange die Augen nieder, dann wand ſie leiſe und ſchüchtern ihren Arm aus der feſthaltenden Hand des Junglings und trat raſch und ſtillſchweigend ſeitwärts. Eine ältere Frau, die wahrſcheinlich einen Lohn erwartete und glauben mochte, daß ein Geſang dem Bittenden ſo lieb aus ihrem Munde, wie aus dem ſchönen des Mädchens wäre, hub darauf ſogleich an:

Der Morgenſtern richtete Hochzeit aus:
Perkun ritt durch die Pfort' hinein —
Und ſchlug die grüne Eiche nieder.

Aber weiter brachte ſie's nicht, denn die Männer fielen ſogleich mit Hohn ein und zwangen ſie, den Geſang abzubrechen. Es war eines jener alten Lieder, wie ſie hie und da noch im Volke leben, in denen ſich noch ein Abglanz der Heidenzeit abſpiegelt. Der alte Donnergott Perkun, der Eichen niedermäht, wie Rohr, ſpielt noch immer im Volksglauben ſeine mächtige Rolle, und die grauen und gewaltigen Gottheiten Laima, Giltine, Bangputtos, Petrimpos und Pikull ſind Namen, deren Bedeutung allgemein gekannt iſt. Obgleich der junge Reiſende das Lied ſehr gern gehört haben würde, ſo mußte er doch mit einem andern zufrieden ſein, das zwei Mädchen anſtimmten, nachdem ſie die früher ſo ſchüchterne bewogen hatten, ſich ihnen anzuſchließen, welches ſie anfänglich zwar mit ſehr leiſem Tone that, dann aber durch den Schwung des Liedes nach und nach ſo ermuthigte, daß ihre ſchmetternde Stimme über eide andere ſiegend hervorbrach *).

---

*) Dieſe litthauiſchen Lieder werden hier nach der Ueberſetzung es um ſie ſo hochverdienten Directors Rheſa in Königsberg mittheilt. Schon Herder machte auf den Schatz von Poeſie aufmerkſam, der in dieſem noch ſo ungekannten Schachte ruht. Einigen den Liedern ſind deutſch im Munde des oſtpreußiſchen Landvolks, und ſelbſt nach Deutſchland übergegangen, wo man ſie ſingt, hne die Quelle zu ahnen. Vielleicht trägt dieſe Mittheilung ngs bei, den Schacht, den Rheſa uns zuerſt aufdeckte, einem tern andern Publikum, als den Sprachforſchern, näher zu bringen. — In zweiter Auflage erſchienen die „Dainos", durchgeſehen, berichtigt und verbeſſert von Friedrich Kurſchat, bei Enslin Berlin.

Es war das Lied von der Verſchwundenen und lautete:

Aufgeſchoſſen war eine junge Linde
In des Vaters grünem Garten.

Unter der Linde, der jungen Linde,
Stand des Vaters Töchterlein;

Mit den Hofgeſellen ſprach ſie freundlich,
Mit den Hofgeſellen, den Hoffärtigen.

„Ei Schweſter, Schweſter, geliebte Schweſter,
Dem Vater will ich es anſagen!“

„„Ei Bruder, Bruder, mein lieber Bruder,
Weßhalb willſt Du's dem Vater anſagen?

Wegen dieſer zwei Wörtlein?
Oder wegen dieſes goldnen Ringes?““

„Nicht wegen der zwei Wörtlein,
Nur wegen dieſes goldenen Ringes!“

Am Mittwoch Morgen, am frühen Morgen,
Ausritten die Brüder, um ſie zu ſuchen.

Mit ehernen Drommeten drommeteten ſie,
Mit geſpannten Trommeln trommelten ſie.

Da fanden ſie, ach, die geliebte Schweſter
In der See, im Meeresgrunde,

Mit feinem Geſande überſchüttet,
Mit grünem Moosgraſe überzogen.

Klagend und rührend ſchloß das Lied, und die Mädchen blieben unverrückt in der Stellung, die ſie beim Singen eingenommen hatten, noch eine Weile ſtehen, ſodaß die Zuhörerſchaft nicht wiſſen konnte, ob noch etwas nachfolgen würde, oder nicht; da nahmen plötzlich die Burſche den

Ton — nur etwas kecker — auf und huben folgendes Lied „vom Abſchied" an:

Als ich Dich einſt wollte,
Wollteſt Du mich nicht.
Weinen wirſt Du, Mädchen,
Weinen, junges Mädchen,
Wenn ich eine Andre freie.

Auf mein Roß mich ſchwingend,
Fiel mein Hut hernieder;
Da kommt, ſich nahend,
Mein junges Mägdlein,
Den Hut mir wieder zu reichen.

Da ſie den Hut mir reichte,
Vergoß ſie bittre Thränen.
Still! weine nicht,
Mein junges Mädchen!
Ich kehr' auch wol noch wieder.

Da ich zum Pferd' hinantritt,
Begann mein Roß zu wiehern.
Leb' wohl, leb' wohl,
Mein junges Mägdlein,
Ich kehre nicht mehr wieder!

Der tief einſchneidende Schluß contraſtirte höchſt wirkſam mit der muthigen Weiſe des ganzen Liedes, das die drei Burſche mit dem eigenthümlichſten Vortrage geſungen hatten.

Der laute Geſang hatte nun wol die ganze Einwohnerſchaft von Nidden in die niedrige Stube gelockt. Die guten Leute ſchienen eben ſo wol die oft gehörten Lieder mit großem Wohlgefallen zu vernehmen, als auch die Fremden anzuſtaunen, die ſie ſich vorſingen ließen. Man muſterte ſich gegenſeitig, und es war bald ein feiner Faden des Verſtändniſſes in der Verſammlung geſponnen, wie ihn nicht längeres Beiſammenſein bei Menſchen hervorbringt, die ſich auf gleicher Stufe der ſogenannten Bildung befinden. Eine plötzlich auftauchende neue Erſcheinung ſtörte aber dieſe Harmonie, indem ſie auf der einen Seite wildes Gelächter, auf der andern Unwillen, und auf einer dritten hingegen Mitleiden erregte. Auf dieſer letzten befand ſich die Mutter mit ihrem Sohne und dem hübſchen jungen Landmädchen.

Ein ſehr bleicher Menſch war nämlich hereingekommen und bemühte ſich, Platz zu machen, um mit einem großen Beſen das Zimmer zu kehren. Alle Mühe, die man ſich geben wollte, ihn wegzuweiſen, fruchtete nicht. Er kehrte immer fort und ſang dabei das traurige Lied, das ſchönſte von allen, die an dieſem Ab[illegible] noch geſungen worden waren. Hier iſt es:

Mitten im See, im Hoſſe,
Erhebt ein weißer Berg ſich.
Auf dem Berge, auf dem Hügel
Steht ein grüner Eichbaum.

Und ich Armer ſchwamm hinüber
Und umfaßt' ihn mit den Armen.
Wärſt du nicht, o lieber Eichbaum,
In die Liebſte dich verwandeln?

Werden dieſe grünen Aeſte
Nicht zu weißen Händen werden?
Dieſe grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in die Geliebte.

Nicht die grünen Aeſte
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe! —

Jetzt hielt er inne und hob den Kopf. Es war ein ſchönes Geſicht, bis auf das Auge, das ein irrer Blick verdunkelte, bis auf den Mund, den ein wirres Lächeln verzog. Blick und Lächeln bezeichneten den Wahnſinnigen. Lange ſchwarze Haare hingen ſchlaff und glatt an beiden bleichen Wangen herab; er ſtrich ſie zurück und ſah nach den Mädchen.

„Die ſind es alle nicht,“ ſprach er in dem breiten deutſchen Idiom, wie es von dem Volke in Königsberg geſprochen wird, „und ſie bilden ſich doch ein, ſchön zu ſein. Hier ſah ich ſie zuerſt, und bin ihr nachgezogen, und ſie floh von mir, und ich bin ihr doch ſo getreulich nachgezogen! Ach, ich ſah ſie nicht wieder — ich werde ſie auch niemals — niemals wieder ſehen.“

Die lachenden Burſche fragten den Armen: „Wie ſah ſie denn aus? Sag' es uns, damit wir ſie kennen, wenn wir ſie finden im Haidekrug drüben, oder in Tilſ', oder Labiau; dann wollen wir ſie dir zuführen.“

Und nun begann er eine ſo dichteriſche Beſchreibung von er Schönheit ſeiner verlornen Geliebten zu machen, daß die Mädchen ganz ernſt zuhörten und auch der laute Spott der Andern verſtummte. Die Wahrheit des Gefühls iegte, und man vergaß, daß man einen Wahnſinnigen vor ich hatte. Und der Alte, der Eigenthümer der Hütte, wo ie Reiſenden ſich befanden, erzählte dieſen, daß der Junge inſt — Gott weiß wo — eine Erſcheinung gehabt haben vill, von einem überirdiſch herrlichen Weibe, wie er ſie un eben beſchrieben. Als der Alte ſo zu erzählen anhub, wurde der Wahnſinnige — wie ihn die Leute nannten — plötzlich ſtill, winkte den Andern, leiſe hinzutreten, und mit ihm zuzuhören; dabei nickte er ſtets ernſt mit dem Kopfe, als wenn er Alles, was der Alte ſprach, damit bekräftigen wollte.

„Er war zu Nichts mehr gut ſeit jener Zeit,“ fuhr dieſer fort, „ging er aufs Haff, ſo kam er mit leeren Netzen heim; im Haus ſchaffte er Nichts und ließ Alles verfallen und gehen, wie es wollte. Es war eine grenzenloſe Schwermuth über ihn gekommen. An einem Morgen war er verſchwunden, Niemand konnte ſagen, wohin. Die Meiſten im Dorfe glaubten, er habe ſich ſelbſt das Leben genommen, und Niemand bedauerte den Selbſtmörder. Da geſchah es, daß einige von uns [illegible] Winterszeit mit Fiſchen nach Labiau gefahren waren. Sie blieben über den Sonntag dort, weil ein ſtarkes Schneegeſtöber eingetreten war und ein guter Markt ihnen erlaubte, es auf ein paar Tompfe mehr oder weniger nicht anzuſehen. Hatten ſie nun davon gehört, ihren alten Bekannten dort zu finden, war es die Luſt am Tanze, oder war es wol — was ich lieber denken mag — eine Schickung von oben, daß ſie ihn wieder finden ſollten; genug, ſie ſpannen ein und fahren Nachmittags auf dem Eiſe, das ſpiegelblank war, hinunter, um von Labiau dann auf dem Haff nach Hauſe überzufahren. Hinter Moſtbude hören ſie Muſik. Da winkt der alte Eulenkrug, wo Alles zum flinken Tanze zuſammenſtrömt. Sie biegen ein, fahren durch die dicken Eichen, die den Krug umgeben, binden ihre Schlitten an und gehen hinein. Das Erſte, was ſie auf dem Hausflur ſehen, iſt der da, mit einem langen Beſen kehrend, und dazu ſein Lied in den Bart brummend. Sie ſprechen ihn an, er erkennt ſie nicht, oder will ſie nicht erkennen. Sie fragen

den Wirth, wie er zu dem Menſchen gekommen, und der
ſagt aus, er habe ſich zu ihm gefunden. Er ſei zu nichts
Rechtem zu gebrauchen, und er behalte ihn aus Mitleiden,
und weil er nicht wiſſe, wo er hingehöre. Anfänglich ſei
r wol Vielen unheimlich erſchienen, bald aber hätte man
ich überzeugt, daß er ein harmloſes Geſchöpf ſei, das Nie-
mandem arg wolle. Um den Menſchen nicht ganz umſonſt
u füttern, habe er ihm geſagt, er müſſe auf Reinlichkeit
chen und das Haus kehren, und nun fege er von Mor-
gen bis Abend unaufhörlich, ſelbſt die Sonntage. Seine
Wuth, zu fegen, ſei den Leuten im Hauſe nun eine Plage,
nd er wünſchte recht ſehr, den Blödſinnigen wieder los zu
verden. Die Männer ſagten dem Wirthe, daß er, wie
e, aus dem Dorfe Nidden auf der Neerung wäre und
aß ſie Anſtalten machen wollten, ihn nach Hauſe zu brin-
en. Welche Mühe ſie ſich indeß auch geben mochten, daß
r ihnen folge, ſo widerſtand er ſtets heftig. Auch wollte
r über ſeinen Zuſtand, und weshalb er ſich im Eulenkrug
ufhalte, keine Auskunft geben.“

„Ja, ja — de' Uhlekrug,“ ſprach der bleiche Burſche
nige Mal leiſe vor ſich hin, als wolle er eine dunkle Er-
nerung auffriſchen.

„Die Angehörigen des jungen Menſchen beriethen ſich
ndeß mit dem Doktor von Schwarzort, der ein ſehr
ſchickter Mann iſt, und erzählten dieſem Alles, was
e von dem Armen wußten, und der machte ſich
lbſt auf den Weg und traf ihn ganz ſo, wie Jene,
e ihn zuerſt aufgefunden hatten, im Eulenkruge, das
aus fegend. Er ging in ſeine Ideen ein und ſagte
m, daß die Prinzeſſin, auf die er hier vergeblich warte,
hon mehre Mal die Neerung auf- und abgezogen ſei, um

ihn aufzuſuchen, und daß ſie verzweifle, ihn nicht zu finden. Jetzt ſei ſie in Nidden und er von ihr abgeſandt, ihn ſogleich zu ihr zu geleiten. Dies ſchlug an, und wir ſahen einen Tag ſpäter den lange Vermißten an der Seite des Doktors in Nidden einfahren. Nun war aber guter Rath theuer, was man mit ihm anfangen ſollte. Er verlangte ungeſtüm, die Schöne zu ſehen, und als man damit zögerte, wurde er wüthend und drohte, wieder auf und davon zu gehen. Der Zufall kam jetzt zu Hilfe. Ein junges Mädchen in Roſſitten war geſtorben, und man fuhrte ihn zu der Leiche. Der Gram darüber, daß ſie ihn nicht gefunden, habe ſie getödtet; ſo wurde ihm geſagt. Er ſchüttelte den Kopf und wollte in ihr ſeine Geliebte nicht wieder erkennen. Sie ſei viel ſchöner geweſen, ſagte er. Der Schmerz und nun der Tod habe ſie entſtellt, wurde ihm zur Antwort. Dabei gab er ſich zufrieden und verfiel in tiefe Trauer. Er ſprach immer weniger von jetzt an, und ſang dann und wann nur jenes Lied, das die Reiſenden von ihm gehört haben. Nach und nach fanden ſich ſeine Gedanken auf anderen Abwegen. Die Geliebte ſei nicht geſtorben, ſagte er zu Denen, die ihn befragten, ſondern man habe ihn nur täuſchen wollen. Die Todte ſei des Kunzen aus Roſſitten Tochter geweſen, das wiſſe er. Aber ſeine Geliebte werde er dennoch nicht wieder ſehen und er ſei glücklich genug, ſie nur ein Mal erblickt zu haben, und habe daran genug fürs ganze Leben."

„Ja wol hat der Arme genug daran," ſchloß der Alte hier ſeine Erzählung, „denn Sie ſehen ja, wie er's treibt. Er kehrt uns die Häuſer und bekommt dafur zu eſſen, ſonſt braucht er Nichts auf dieſer Welt."

Der Wahnſinnige hatte bisher ſtill und aufmerkſam zugehört. Jetzt ſah er Alle im Kreiſe an, öffnete den Mund, holte tief Athem, warf den langen Beſen wie ein Gewehr auf die Schulter und ſang:

Es nahm der Mond die Sonne:
Da war der erſte Frühling.

Die Sonne ſtand ſchon früh auf,
Der Mond verbarg ſich ſcheidend.

Der Mond wandelte einſam,
Gewann den Morgenſtern lieb.

Darob ergrimmte der Donnergott,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Was verließeſt du die Sonne?
Was gewannſt du den Morgenſtern lieb?
Was wandelteſt du einſam in der Nacht?!

„Das arme Söhnlein iſt jung und ſchwach an Erfahrung,“ ſprach der Alte zu den Reiſenden in mitleidigem Tone.

Dieſer gute Mann wußte noch über Verſchiedenes Auskunft zu geben, denn er war erfahren und weiter herumgekommen, als die Andern. So erzählte er denn auch, daß die Meerweiber ſchon großes Unheil unter den jungen Burſchen des Dorfes angeſtellt haben; früher zwar öfter, als jetzt, aber ihr Spuk habe immer noch nicht ganz aufgehört. Der Wahnſinnige ſei ihnen auch zum Opfer geworden; denn ſicher habe er ein Meerweib geſehen, und es zöge ihn nun zu ihr hin, ſo lange, bis er den Tod in den Wellen gefunden. Sie werde ihm auch wol noch einmal erſcheinen, dann ſei es aber ganz um ihn geſchehen. Man müſſe ſich beſonders in Acht nehmen, in Mondſcheinnächten am Strande zu gehen, da kämen ſie herauf aus der Tiefe und trügen das ſchönſte Geſchmeide von Bernſtein an ſich, daß alle Sinne davon verblendet würden.

Der Abend war für die Reiſenden ſehr angenehm hingeſchwunden; dem jüngſten unten ihnen war es mehr geweſen. Der alte Herr Petter mahnte indeß, daß es Zeit ſei, ans Schlafengehen zu denken, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich bald.

Mutter und Sohn gingen noch ein wenig am Haffſtrande hin, auf die Gefahr hin, ein Meerweib zu ſehen. Der Sohn mochte es wol heimlich wünſchen. Finſterniß lagerte auf dem Gewäſſer, ſchwere Wolken hatten den Mond bedeckt. Außer dem gewaltigen Plätſchern herrſchte tiefe Stille im Dörſchen. Unter den fünf Bäumen lagen die Netze, die Arbeit des Tages, und die leeren Böte waren auf den Strand gezogen. Unſere einſamen Spaziergänger ſprachen nichts; Das, was ſie gehört hatten, gab ihnen Stoff genug zum Nachdenken.

„Iſt es nicht traurig,“ fing endlich der Sohn an, „daß unſere ſchöne, wohlklingende, uns eigenthümlich angehörige Sprache ausgetilgt iſt im ganzen Lande, ſo daß ſie jetzt nur wenige Bauern ſprechen? Die deutſchen Ritter waren die ſchlimmſten Eroberer, ſie rotteten alle und jede Nationalität aus und brachten dafür ihr Weſen überall hin. Wir müſſen jetzt deutſch ſprechen und ſind doch keine Deutſche. Und wäre es dem Kurfürſten ein Jahrhundert ſpäter erſt eingefallen, unter andern Verhältniſſen ſich die Königskrone aufzuſetzen, ſo wäre auch gewiß, wie das Königreich Sachſen und Baiern, ein Königreich Brandenburg entſtanden, und wir wären die letzte und vergeſſenſte Provinz des neuen Staates. Jetzt wollte doch das günſtige Geſchick, daß wir mindeſtens die Ehre haben, ſelbſt echtdeutſchen

Stämmen unſern Namen zu geben, ſie müſſen jetzt Alle Preußen ſein, mögen ſie es wollen oder nicht.“

Indem der junge Preuße ſo ſprach, ertönte von einer fernen Sanddüne, die ſich ziemlich weit ins Haff ſtreckte, ein leiſer, ſehr milder Geſang. Dem Jünglinge erſtarb das Wort auf der Zunge, denn er dachte das Lied der Meerweibchen zu hören. Er lauſchte; es klang:

Ateik Mergyte,
Pawaſalétij
Kai dywai żydé;
Moczuttés darżé:
Apink Lyſates
Zales Rutates
O Widdurije
Wis Lélijales.

Aß tadda ſkyſu
Margą Kwetkatę
Ir nuſudiſu
Sawo Bernaczui
Ne patti neßu,
Nei kittai duſu,
Szaurá Wéjaczu
Aß nupuſdiſu.

„Kann eine Sprache lieblicher klingen?“ rief hier begeiſtert der Jüngling, den Geſang unterbrechend. „Was iſt der Klang des Italieniſchen oder Spaniſchen gegen dieſen? Iſt es nicht wie Griechiſch oder Sanskrit zuſammen, was man hört? Das Gemeinſte in dieſer Sprache klingt höher, wie das Höchſte in dem ekelhaften engliſchen und franzöſiſchen Jargon, die jetzt die Welt beherrſchen. Und dieſe Sprache mußte untergehen! O ihr guten alten Preußen, die ihr euer Blut bei Rudau und Quedenau und an ſo unzähligen Stellen im Vaterlande nutzlos vergoſſen habt, wenn ihr doch auch nur Liſt genug gehabt hättet, es den falſchen Polen und den eigenſüchtigen Rittern darin zuvorzuthun, die nicht allein durch ihre Tapferkeit ſiegten, denn darin hat es im Lande hier nie gefehlt. Ach, wenn ihr doch nur eure Sprache mindeſtens erhalten hättet!“

Der Geſang tönte fort und fort, während unſere Wanderer horchend die Schritte zur Herberge lenkten. Das ganze Lied mag auch auf Deutſch hier ſtehen, da man doch wol neugierig ſein wird, den Sinn der wohllautenden Worte kennen zu lernen:

Komm her, o Mägdlein,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In der Mutter Garten:
Rings um die Beete
Die grünen Rauten,
Und in der Mitte
Nichts als Lilienblumen.

Dort will ich binden
Ein buntes Sträußlein,
Und will es ſenden
Dem lieben Jüngling.
Nicht ſelbſt will ich es tragen,
Nicht einem Andern geben;
Dem Nordwind will ich ſagen,
Daß er es hinüber wehe.

Komm, o mein Jüngling,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In des Vaters Garten:
Rings um die Baumflur
Die grünen Setzlinge,
Und in der Mitte
Lauter Apfelbäume.

Dann will ich pflücken
Zwei ſchöne Aepfel,
Und will ſie ſenden
Dem lieben Mädchen:
Nicht ſelber will ich ſie tragen,
Auch keinem Andern geben;
Dem Südwind will ich ſagen,
Daß er ſie hinüber wehe!

Pietu Wejaczu aß nupusdiſu! — So ſchloß das Lied. leber der Düne ſtand ein Stern, hoch in der Luft; jezt choß er herunter. Hätte der Geſang der Nixen die Macht, vol Sterne aus der Höhe in ihren Schoß zu ziehen?

4.

Kaum graute der Tag, ſo rüſteten ſich die Reiſenden ereits zur Abfahrt. Von der geſtrigen Geſellſchaft der inwohner waren nur wenige Männer da, die glückliche eiſe wünſchten und ſich ſelbſt anſchickten, mit ihren Netzen en Frieden in den Tiefen des Haffs zu ſtören. Das rühſtück war reichlicher, als in dem frühern Nachtquartier, nd ein dampfender Haferbrei mit Milch machte ſogar für ie Dame den Kaffee entbehrlich, ſowie den Männern kleine ebratene Strömlinge, troz der frühen Tageszeit, gar treff- ch mundeten.

Alles war hier in Nidden beſſer, als man es bisher ge- roffen hatte, und bei der groſsen Armuth, die ſich zwar in llem kundgab, leuchtete doch ein idylliſcher Frieden hervor, achte ſich doch eine bequemere Behäbigkeit merklich, die hr wohlthuend wirkte.

Auf der Höhe des Kammes — denn ſie mußten wieder den Seeſtrand gewinnen, da am Haffe nicht möglich war, weiter zu kommen — ſandten die Reiſenden ihren Blick zurück nach Nidden, das noch im tiefſten Frieden ruhte. Sie gedachten des ſchönen Eindrucks vom geſtrigen Abende, als ſie zuerſt die liebliche Baumgruppe erblickt hatten, und trauerten, nun wieder in die öde, ſchauervolle Wildniß ſich verſetzt zu ſehen. Aber ein neuer, großartigerer Eindruck wartete ihrer hier auf der Höhe der ſchmalen Landzunge, zwiſchen den zwei Rieſengewäſſern, die jeden Moment den Strich überfluten konnten, mit allen ſeinen armen Bewohnern. Während das eine Meer vom den erſten Strahlen des Sonnenaufgangs im Oſten mit Glut und Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich, und während das erſte ſich ebnete und wie ein Spiegel ausgebreitet da lag zum Empfange des herrlichſten Bildes, trieb ein unheimlicher Wind auf dem andern krauſe, wilde Wogen zuſammen, die hie und da am Geſteine brandeten und gegen die ein armer Schiffernachen mühſam ankämpfte. Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reiſenden nur mit Unmuth ſchwinden ſahen, als ſie mit größerer Schnelligkeit jetzt zur See hinab und ſogleich in dieſe wieder hineinfuhren, um auf den glatt geſchliffenen Strandkieſeln beſſer hinzurollen und von den Morgenwellen die ausgetrockneten, knarrenden Achſen des ſchweren Gefährtes erfriſchen zu laſſen.

Beim Höherſteigen der Sonne gewahrten ſie am fernen Rande des Horizonts ein großes Schiff, das, wie es ſchien, ruhig vor Anker lag und bald ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Herr Petter, der auf ſeinem Klepper einen ziemlichen Vorſprung hatte, ritt jetzt zum Wagen zurück und meldete, daß dies die engliſche Fregatte ſei, die den Hafen von Memel blokirt hielt. Das Kriegsſchiff machte

e impoſante Figur, und die Reiſenden wurden nicht müde,
durch ein Fernglas, welches der Huſarenoffizier mit ſich
rte, zu betrachten und ſich über den Anblick von Herzen
freuen und daran allerlei Geſpräche zu knüpfen.

Damit waren die Vormittagsſtunden herumgegangen,
plötzlich der alte Herr Petter wieder an den Wagen
rengt kam und bleich wie der Tod ausſah.

„Können Sie mir nicht eine kleine Stärkung geben?“
ch er haſtig und ſchwach zu den Reiſenden, „ich weiß
, wie mir zu Muthe iſt, ich glaube mich nicht mehr
dem Gaule halten zu können.“

Indem man bemüht war, ihm eine Herzſtärkung über
andere anzubieten, von denen er jedoch nur eine Zitrone
hm und ſo herzhaft hineinbiß, daß den Andern das
ſer im Munde zuſammenlief, wollte man wiſſen, woher
Zuſtand gekommen ſein mochte und beſtürmte ihn deß-
mit Fragen.

Nachdem er ſich wieder ein wenig erholt, deutete er
m nach der Gegend, wo die Fregatte lag, und wie man
lickte, gewahrte man deutlich ein großes Boot, das nach
Neerung ſteuerte. Mit Hilfe des Glaſes ſah man auch,
es bemannt war.

„Sehen Sie jetzt ein, weßhalb ich erſchrocken bin?“
e nun der alte Mann. „Es ſind die Engländer, die
n werden, um uns Alle als gute Priſe zu erklären.“

Der Huſar lachte; der Kaufmann wußte nicht, was er
in Geſicht machen ſollte; die Dame wurde bleich, und
Sohn ſagte ſchnell:

Nun, uns werden ſie doch wol ziehen laſſen, ſollte
nken.“

Aber meine Güter!“ rief der Alte, „ich habe fünfzig-
nd Albertsthaler bei mir für Schröder in Riga, davon

haben ſie Witterung, die Spitzbuben — o ich geſchlagener Mann!“

Er ließ halten und überlegte, was zu thun ſei: ob er zurück oder vorwärts fahren ſollte. Das Boot ſchiffte indeß längs der Küſte hin, und man war allerdings geſpannt, was daraus werden würde. An eine Landung der Engländer, und noch dazu in der Abſicht, eine ſolche Freibeuterei auszuüben, wie Herr Petter vorausſetzte, war indeß nicht zu denken.

Jeder Schwenkung des Fahrzeugs wurden nun erwartungsvolle Blicke nachgeſandt. Die Einen beſeelte Neugierde, die Andern Angſt und Beſorgniß. Allein zu einer Landung wollte es immer nicht kommen. Die engliſchen Seeſoldaten machten wahrſcheinlich einen unſchuldigen Kreuzzug nach ſchmackhaften Fiſchen, wie ſie die Küſte umſchwimmen, und der Wagen des Fuhrmanns, der, wie das Thier im Bereich der Klapperſchlange, feſt gebannt an der Stelle verharrt hatte, fing nun an, ſich wieder in die gewohnte langſame Bewegung zu ſetzen.

Der Vorfall gab dem jungen Menſchen eine erneuerte Veranlaſſung zu mancherlei Betrachtungen, die er jedoch ſtill für ſich machte, da er es nicht unternehmen wollte, durch laute Aeußerungen die Sarkasmen der Reiſegeſellſchaft herauszufordern. Nur ſeiner geliebten Mutter hätte er gern etwas davon offenbart, allein er begnügte ſich, ihre kleine, zarte Hand zu drücken und ihr dabei ins helle, lichtbraune Auge zu ſehen. Dieſer Blick überzeugte ihn, daß ſie ihn verſtand, denn es lag darin die wohlthuende Freude, die ſie hatte, zu wiſſen, welch ein Glück ihm dieſe angenehme, durch mannigfache Abenteuer gewürzte Reiſe bereite.

Und in der That, ſo war es. Zwiſchen zwei Meeren langſam, ja majeſtätiſch, von ſtarken Roſſen hingezogen zu werden, manches Gewohnte zwar zu entbehren, allein dennoch an nichts Mangel leidend, in Geſellſchaft von fremden Leuten, deren Eigenthümlichkeit zu ſtudiren eine belohnende Aufgabe ſein mochte, wenngleich ihre beſtändige Gegenwärtigkeit einen hohen Grad von Zurückhaltung und Selbſtbeobachtung zur Pflicht machte, dabei der traute Anhaltspunkt in der Anweſenheit der Mutter, alles Dies ſchuf ein höchſt beglückendes Zuſammen, deſſen Reize, wie ſie der Jüngling in ſich aufzunehmen bereit war, hier nicht zu beſchreiben unternommen werden ſoll. Erhebend ſchien es ihm auch noch dabei, daß er ſich den Grenzen eines großen, unbekannten Reiches nahe, das mit allen ſeinen fremden Beſonderheiten und Einrichtungen ihm jetzt plötzlich entgegentreten könne, daß eine Spazierfahrt, von Memel aus nach der letzten Station Nimmerſatt unternommen, ihm einen Blick in dieſes Reich geſtatten könnte, einen Blick — von dem er ſich dachte — daß er ihn unaufgehalten bis zum Nordpol führen würde, denn von den erſten Koſaken bis dorthin gab es dann keine Grenze, keinen hemmenden Schlagbaum mehr. Und in dieſem wogenden Gedankenmeere ſchwammen nun auch noch die Engländer in ihrem kleinen Nachen ganz friedfertig hin, und drüben lag ihre Fregatte, feindlich dem Hafen von Memel gegenüber, die ſtolzeſte Staffage dieſes prächtigen Bildes.

Wie ſchwer wurde es doch, in dieſem Reichthum alle Eindrücke feſtzuhalten! Wo war Simonene, das liebliche blonde Mädchen vom vorigen Abend? Wo war Selmas, der arme bethörte Geliebte der Meerfey, ſchon hingekommen? Wie neblig erſchien das verſandete Kirchlein von Kunzen, und wie fernab ſchwammen die Erſcheinungen der böhmiſchen Muſikanten im Kranzkrug? Ach, und Quedenau, wo Vater und Schweſtern Abſchied nehmend ſtanden, wo man noch die Thürme der imponirend im weiten Halbkreiſe daliegenden alten Hauptſtadt erblickte — wie weit — weit war das Alles ſchon jetzt! Und während dieſes bangſchmerzliche Gefühl in jene erhebenden Reiſe-Entzückungen fiel, bereitete ſich daraus für das warme Gemüth des Jünglings die beruhigendſte Miſchung, da der echte Gefühlsmenſch immer einigen Wermuth in ſeine Seligkeit träufeln muß, um ſie dann deſto höher zu empfinden.

Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Neerungsſtation Schwarzort an, wo er auf eine rieſige Fähre, einen ſogenannten Prahm, geſchafft wurde, um nebſt Paſſagieren und allem Uebrigen über das Tief, die Meerenge, welche — um mich großartig auszudrücken — den litthauiſchen Kontinent von der Landzunge trennt, nach Memel zu ſchiffen.

Memel machte auf ſeiner weiten, gelben. ringsum flachen Sanddüne keinen beſonders maleriſchen, doch jedenfalls freundlichen Eindruck. An der äußerſten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen, die ſich der Gegend am meiſten freuten, denn Wind gab's hier von allen Seiten; der Kern der Stadt klein, doch nicht unanſehnlich, einiger ſchönen Häuſer wegen, unter denen ſich das Yorck'ſche vor allen bemerkbar machte. Das Waſſer, das man ins Haff fließen ſah, war der Dangefluß, wie ich glaube ein Arm des Niemen, wie ihn die Litthauer,. oder der Memel, wie ihn die heutigen Preußen nennen. In der Weltgeſchichte hat er ſeinen eigenthümlichen Namen, den ihm die Bewohner ſeiner Ufer gaben, behalten.

Langſam näherte ſich das Fahrzeug dem Geſtade, das hier nichts von dem Treiben und Andrängen zeigte, wie dies wol beim Anlanden in ſüdlichern Gegenden der Fall iſt, wo **Kolporteurs**, **Kommiſſionärs**, **Facchins**, **Lazzaroni** **ſich beeilen**, den Reiſenden dienſtwillig die Gepäcke zu entreißen und mit Gewalt für ihr Unterkommen zu ſorgen. Dies blieb hier unſern Paſſagieren ſelbſt und der pünktlichen Fürſorge des Herrn Petter und ſeiner Leute ganz allein überlaſſen.

Das weiße Roß hatte als Gaſthof einen wohlbegründeten Ruf. Herr Sonntag war ein Mann, der Reinlichkeit, gute Küche und Billigkeit vereinigte. Da es eben Markt war, ſo fand ſich mehr Leben als gewöhnlich in ſeinem Hauſe vor; doch für unſere Reiſenden waren noch gute Zimmer vorhanden. Das weiße Roß war ein langes Gebäude, einige Bäume ſtanden davor und gaben ihm ein freundliches, halb ländliches Anſehen. Auf dem großen Stallthor war ein ſchöner Schimmel abgemalt, dem Hauſe als Wahrzeichen dienend.

In Memel ſtanden Füſeliere, die in dem Munde der Leute nur „die Grünen“ genannt wurden. Herr von H., ein „Hauptmann bei den Grünen,“ ſtellte ſich ſogleich ein, um der Mutter und ihrem Sohne, die er von Königsberg her gut kannte, die Merkwürdigkeiten der Hafenſtadt zu zeigen.

Im Aeußern beſaß Memel nicht viel Sehenswerthes, deſto mehr im Innern der Häuſer. Es hatten ſich dort viele engliſche Familien niedergelaſſen, die neben ihrem Reichthume auch ihren luxuriöſen Komfort mitgebracht hatten und dem erwählten Wohnſitze dadurch einen originellen, von en übrigen Städten des Landes ſehr abweichenden Charakter erliehen. „Memel iſt ganz engliſch,“ hörte man allgemein agen. Die Simpſon, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay gaben darin den Ton an, und die Andern ahmten ihnen ach. Bei Gelegenheiten, die ſich darboten, wurde von dieſen Kaufleuten ein Glanz entfaltet, den man in manchen größern Städten bei dem höchſten Adel nie ſehen würde und geradezu für unglaublich halten müßte. Dies geſchah bei verſchiedenen Beſuchen des nachbarlichen Kaiſers von Rußland, und noch mehr, als die den Preußen ſo theure Königin Louiſe in Memel war. Die Zimmer wurden dann in der Eile mit den koſtbarſten Stoffen, mit Sammet, Atlas und Mouſſelin tapezirt, ſowie mit den auserleſenſten Meubeln und Kunſtgegenſtänden angefüllt. Die Feſte, die man gab, überſtiegen jeden Maßſtab. Und ſolche Anſtrengungen wurden gemacht, um den hohen Gäſten auf wenige Tage, oft nur auf einige kurze Stunden, eine angemeſſene Huldigung zu bereiten.

Unſern Reiſenden bot Memel jedoch dieſen prächtigen Anblick nicht; dagegen hatten ſie die Freude, manche charakteriſtiſche Erſcheinung des belebten Marktes an ſich vorübergehen zu ſehen, manche freudige Erinnerung an die Heimat zu empfangen, da eine Menge von Königsberger Handelsleuten den Jahrmarkt beſucht hatte.

Nachdem die Rundſchau der Stadt beendigt war, und als man ſeine Freunde geſehen hatte, war es ſpäter Abend geworden. Die Mutter hatte ſich nach ihrem Zimmer zurückgezogen, und der Sohn ging noch allein hinaus in den Hafen. Es war ſtill um ihn, und dies regte ſeine innere Poeſie auf. Er ſetzte ſich auf eine Bank und ſah, wie die Leute auf den Haffkähnen Tauwerk und Segel zuſammenrollten und ſich zur Ruhe anſchickten. In einer Theerküche war es noch hell, und der ſtärkende Duft derſelben verbreitete ſich weit umher. Drüben auf der Neerung flimmerte ein Lichtchen.

„Wo brennſt du, Lichtchen?“ fragte ſich der Jüngling. „Biſt du vielleicht in dem kleinen, ärmlichen Kämmerchen der holden Simonene von Nidden und leuchteſt ihr beim Entkleiden?“

Ihr Bild ſtieg reizend vor ihm auf; es war ihm, als erhebe ſie ſich aus den Waſſern des Tiefs, den hellen Bernſtein geſchlungen durch ihre triefenden Locken, und als winke ſie ihn zu ſich. Er ſah das Bild ſo deutlich, daß er aufſtand und zum Meere eilte. Er mußte lachen, als er an die verlockende Meerfey dachte; dann überkam ihn ein Schauer. Dennoch blieb er an der Stelle.

„Wenn's im Winter zu iſt, das Haff, dann laufe ich wol einmal Schlittſchuh bis zu ihr“ — dachte er. Die Dainos fielen ihm ein, und er ſchrieb auf ein Blättchen:

Federleicht
Ueber ſpiegelglatte Bahnen
Trägt mich mein Lauf
Mit Sturmesgewalt.
Und es regt
Ein lichtes Freudenleben
Sich in der Bruſt
Und im Herzen mir.
Flügel ſind
An meine Sohlen gebunden,
Tragen mich hin
Zum köſtlichſten Schmaus.
Drinnen im warmen
Stübchen mit Beben
Harret die Braut
Und ſinnet auf Scherz.

Auch noch andere Gefühle geſtalteten ſich auf ſolche Weiſe, und er ſuchte ihnen Ausdruck zu geben und ſie für pätere Tage feſtzuhalten. Alles bezog ſich auf den Winter und die Freude, dann das Mädchen in Nidden wieder zu ehen, das er ſich ſo gern als ſein Bräutchen dachte. Es wäre gewiß nicht paſſend, wollte man hier dieſe formloſen lyriſchen Ergüſſe mittheilen, auch fände man ſie weder aufgeſchrieben, noch weniger im Gedächtniſſe zuſammen. Das Letzte, was er niederſchrieb, ſchloß mit den Worten:

Wirble, Nordwind, ſtürme laut,
Innerlich iſt's warm und linde,
Und du bringſt zur ſüßen Braut
Mich mit allerbeſtem Winde!

Der ſtarke Wind, der ſich nun wirklich erhob, mahnte ans Heimgehen. Obgleich es noch nicht ſpät war, ſo hatte ſich doch dicke Finſterniß ringsum gelagert, und im Hafen herrſchte tiefe Ruhe. Ein ſehr ferner Trommelſchall machte ſich vernehmlich. Es war der Zapfenſtreich auf der engliſchen Fregatte.

Die beſorgte Mutter erwartete längſt den Sohn, der, den Kopf voll Lieder und das Herz voll Liebe, ſelig in ihre Arme flog.

5.

Am andern Mittag wollte Herr Petter ſeine Reiſe nach Kurland fortſetzen. In Nimmerſatt, dem preußiſchen Grenzorte, wurde dann übernachtet, um am andern Morgen zeitig genug Polangen, auf ruſſiſchem Grund und Boden, zu erreichen, wo es allerlei Aufenthalt gab, obgleich ein ſorgfältiges Viſitiren dabei nicht ſtattfand. Der Fuhrherr kaufte eine Menge Branntwein in großen Flaſchen, die weit über ein Maß hielten.

„Sehen Sie," ſprach er zu den Reiſenden, „ſowie ich auf der Grenze bin, kommen die Koſaken herangeſprengt und umſchwärmen den Wagen. Alle hundert Schritte iſt ein anderer da und macht ſich unnütz. Der ſchreit nach den Päſſen, der will in den Wagen gucken, und da iſt nichts Anderes zu thun, als links und rechts die Branntweinbatterie ſpielen zu laſſen. Haben ſie die Flaſche beim Wickel, dann reiten ſie ruhig ihres Weges; doch die tollſten unter ihnen ſprengen querfeldein, um, wenn man ſie aus dem Geſichte verloren hat, auf Umwegen uns wieder zu begegnen und mit vorgehaltener Pike uns ihr „Passport jest“ entgegen zu donnern. So geht's in Einem fort, bis wir vor dem Zollhauſe in Polangen halten. Da wir wiſſen, wie's zugeht, ſo können wir uns darauf vorſehen, und am Ende iſt's nicht ſo ſchlimm, als wenn wir uns in allem Ernſte der Willkür der Grenzkoſaken preisgegeben ſähen und uns ſchurigeln laſſen müßten.“

So Herr Petter. Man nahm von ihm und dem Huſarenoffizier, der die Reiſe weiter fortſetzte, den freundlichſten Abſchied in Bommels, einem Vergnügungsorte der Memeler, bis wohin die weiterziehende Karavane begleitet wurde.

Als Memel, ſeine Herrlichkeiten und die Freunde genoſſen waren, dachte man an die Heimkehr, die jedoch nach reiflichem Ueberlegen nicht am Strande unternommen werden ſollte, da theils das Einerlei und der Wunſch, Neues kennen zu lernen, davon abhielt, theils auch die ſpäten Septembertage in jenen Gegenden die Reiſe nicht ganz gefahrlos hätten zurücklegen laſſen. Man beſchloß daher, einen Kutſcher zu miethen und durch Preußiſch-Litthauen über Tilſe oder Tilſit, wie es jetzt genannt wird, nach Hauſe zu reiſen. Wer nie in jene Gegenden kam und vielleicht nur die Mark und Pommern kennen lernte, kann es ſich nicht denken, welche anmuthvolle Reize hier wieder der Norden um ſich ſchlingt, wie grün und lachend die Wieſen, wie kräftig die

Eichen und Buchen da ſtehen, wie wogend die Saatfelder, wie würzig und duftig die Waldungen und wie prächtig die breiten Silberſtröme, ſchwellende Inſeln umfaſſend, durch das blühende Land ziehen. Beſonders ſchön iſt es um Ragnit, aber auch Inſterburg, Gumbinnen und Tilſit ſind gar freundlich einladende Wohnſtätten.

Ganz im Widerſpruche mit den ärmlichen Strandkrügen und ihren fremdartigen Bewohnern bot hier das fette Fruchtland überall reichlich bequeme Unterkunft und treffliche Bewirthung. Was machte unſer junger Reiſende für große Augen, als er unweit von Memel in Prökuls übernachtete, wo ſchon zu jener Zeit ein überaus ſtattlicher Gaſthof mit blinkenden Fenſterſcheiben und Vorhängen lockend an der Landſtraße ſtand und im Innern einen faſt ungeahnten Komfort dem Uebernachtenden ſpendete. Heidekrug war die zweite Station, die hinter Prökuls in dieſer Rückſicht faſt nicht zurückſtand.

So erreichte man beim Hereinbrechen eines angenehmen Herbſtabends die Ufer des Niemen, der ſich in anſehnlicher Breite durch bewaldete oder umbüſchte Inſeln drängte und noch von den letzten ſchönen Sonnenſtrahlen des Tages und des Jahres vergoldet wurde. Hatte ſchon die traurige Oede der Nehrung unſerem jungen Reiſenden das Herz bedeutend erhoben, ſo hüpfte es ihm bei dieſer Bekanntſchaft mit dem freundlichſten Theile des Vaterlandes vor Freude in der Bruſt. Wo könnte es wol beſſer ſein und ſchöner, als hier? dachte er bei ſich. Er erinnerte ſich, wenn er in früher Kindheit die grellkolorirten Bilder aus Nürnberg geſehen hatte, die Gegenden aus Schwaben und am Rhein vorſtellten, manchmal gefragt zu haben, ob denn die Landſchaft dort wirklich ſo gelb, roth und grün ſei, wie auf dem Bilde? Ein einfältiger Küfer aus Süddeutſchland, der im

e ſeines Vaters arbeitete, gab ihm dann ſtolz zur Ant-
„Ja freilich iſch 's a ſo! Net ſo, wie bei Euch hier
and; bei uns dahoim iſch 's ſchön!“

Seltſam war es, daß der Jüngling ſich nun ſtets von
freundlichen Gauen Süddeutſchlands eine ſo [illegible]
rſtellung machte, obgleich er wol zu der Einſicht gelangt
, daß jene Bilder ſchlechte Pinſeleien waren und jener
t nur aus übelverſtandenem Provinzial-Patriotismus,
n ſeiner Heimat nicht ſelten ſein mochte, ihm die kurze
rtigung ertheilte. Jetzt fiel ihm das wieder ein, und er
e ſich nun erſt gar nicht ſatt ſehen am Riemen und
n Ufern.

Da ſprengten mehrere fröhliche Reiter auf den Wagen
und man erkannte Befreundete in ihnen, welche die lang
rteten Gäſte in die Thore Zilles geleiten wollten.

Dieſer Abend wurde einſam auf dem Zimmer verlebt.
Ergebniſſe des ſchönen Tages waren einige mit flüch-
Hand zu Papier gebrachte Verſe. Ein einſames Haus
am Ufer erhielt folgende Erinnerung:

Auf den ſmaragdgrünen Rain,
Die die ſilberreichen Wellen
Meines Neckars hold umſäumen,
Steht ein kleines Fiſcherhüttchen;
Leer und einſam ſteht es da. —

Angebunden iſt die Naue,
Umgeſchlungt ſich Netz und Angel,
Zugedeckt mit dürrem Laub,
Doch der Fiſcher iſt verſchwunden;
Niemand weiß, wohin er ging. —

Weit hinaus in blaue Ferne
Blickt' er lange, immer ſehnend;
Doch es ſchwanden alle Sterne —

Da griff er zum Wanderſtab —
Wer ſieht nun das Hüttchen da? —

Der Jüngling erröthete, als er die Zeilen überlas. Simonette, das blonde Mädchen von Nidden, ſtand wieder vor ſeinen Gedanken. Ob er ſie wol wieder ſehen wird? dabei löſchte er das Licht und ſchlief in Träumen von ihr ein.

Er ſah ſie nie wieder.

6.

In Tilſit wurden einige ſchöne Tage verlebt. Man beſuchte manchen Freund in der Gegend, wo überall die anmuthigſte Gaſtfreundſchaft zu Hauſe und eine heitere, oft ſelbſt geniale Laune durch ſcherzhafte Erfindungen das Leben zu ſchmücken wußte. Benachbarte Familien erſannen Scenen, wie im Luſtſpiel, die ſie oft Tage und Wochen lang durch Feld und Wald aufführten. Man reiſte zu einander hin, um das Perſonal der Theilnehmenden zu verſtärken, und man freute ſich, oft auf einen ganzen Monat zahlreiche Familien bei ſich aufzunehmen und zu bewirthen. Es iſt kaum glaublich, wie dieſe freundlichen Gewohnheiten ſo allgemein verbreitet waren. Faſt überall hatte man Liebhabertheater, wo die Söhne und Töchter des Hauſes, die Erzieher und Hofmeiſter, wol auch irgend ein Wirthſchaftsbeamter, deſſen gravitätiſches Weſen man eben brauchen konnte, ſich zur Uebernahme von Rollen willig verſtanden. Mit großem Vergnügen erinnert man ſich in gewiſſen Kreiſen jener ſo geiſtreich improviſirten Komödien, in denen ein Schleiermacher, damals noch ein junger Hofmeiſter, mitſpielte. Es war dies im reichsgräflich von Dohna'ſchen Hauſe. Dieſe altpreußiſchen

n Geſchlechter der Dohna, Gröben, Dönhoff, Fin-
, das vorzügliche der Birons von Kurland und andere
ein Netz von Bildung und Geiſt um ſich und lebten
r eigenen Welt auf ihren Schlöſſern, von der unſere
laſſene hohe Geſellſchaft in den Salons der Reſiden-
r Ahnung hat.

e Anekdote, deren Wahrheit verbürgt werden kann,
r ihren Platz finden.

i altreichsgräfliche Häuſer, vetterlich verwandt, wohn-
ihren, ein paar Stunden von einander entlegenen
en in beſtem Verſtändniß. Eines Mittags, als die
milie bei Tafel ſaß, erſcheint ein Eilender mit der
a, der andere Graf ſei mit allen ſeinen Leuten auf-
n, um das Schloß zu überfallen. Daß die Nach-
ht etwa, wie in frühern Zeiten, Schrecken, ſondern
keit unter den Tafelnden verbreitete, wird man leicht
Man ging ſogleich darüber zu Rath, wie man
herz mit Scherz erwidern, wie man den Ueberfall
en ſollte.

gleich laßt uns Alle, die ganze Dienerſchaft und
Kammerburſche, als wir wollen, entfliehen,“ rief ſchnell
f. „Die Damen bleiben im Schloſſe, laſſen ſich
t ſehen und kommen dann die Feinde, ſo iſt das
ſchloſſen und es heißt, daß Niemand von der Herr-
Hauſe ſei. Mit Gewalt werden ſie's ja nicht durch-
llen und folglich abziehen.“

altungsbefehle wurden einer alten Magd hinterlaſ-
nachdem das Thor verriegelt und verrammelt wor-
, ritt man auf und davon.

t lange währte es, ſo kam der benachbarte Graf
n Fähnlein und Reiſigen vor das Schloß und ließ
einen Kuhhirten, der ins Horn ſtieß, zur Uebergabe

aufſuchen. Wie getäuſcht waren die Ueberrumpler aber, als ſie von der alten Magd erfuhren, daß Niemand im Schloſſe und die gnädigſte Herrſchaft ſeit geſtern in der Stadt ſei. Mit langen Geſichtern zog man ab.

Unterdeß war aber der andere Graf, dem der Ueberfall zugedacht geweſen war, auf einem Umwege mit ſeinem Haufen nach dem Schloſſe ſeines freundlichen Feindes geſprengt, hatte die dortigen Damen bald überredet, mit ihm zu kommen, und nachdem er und ſeine Leute eine tüchtige Kollation eingenommen, um ſich von den Strapazen zu erholen, ſich ſogleich wieder nach Hauſe auf den Weg gemacht. Dießmal ward aber der rechte eingeſchlagen, um die von der verfehlten Expedition Rückkehrenden unterwegs anzutreffen. Der Zug war ſo geordnet, als wenn er die gefangenen Damen und einige von ihrer Dienerſchaft eskortirte. Welche großen Augen machten nun die Andern, als ſie dieſe auf der Straße langſam einherziehen ſahen. Der Anführer der ſiegenden Partei ſprengte vor und forderte ſie auf, ſich zu ergeben. Man kann denken, wie jetzt von beiden Seiten gelacht wurde, als der Scherz ſich enthüllte. Was nun erfolgte, war, daß ſich die Züge vereinigten, um ſich nach dem erſten Schloſſe zu begeben, wo ein improviſirter Ball den ergötzlichen Schwank nur vorläufig beſchloß, da am andern Morgen der Faden wieder aufgenommen und ſo mehrere Tage „mit Grazie" variirt fortgeſponnen wurde.

Es war nicht nöthig, eine Ahnenprobe zu beſtehen, um zu jener Zeit in den Häuſern des alten und höchſten Adels zu ſeinen Unterhaltungen gezogen zu werden. War es, daß zu dieſen ſelbſt ein größerer Aufwand von Geiſt und Witz aufgewendet wurde, als man aus eigenen Mitteln herbeizuſchaffen wußte und deßhalb darauf ſah, wo man jene Eigenſchaften fand, ohne Rückſicht auf den uralten Adel

eſchenkes, aber war man weniger verſchwenderiſch, eben
man ſelbſt geiſtreicher und origineller war als jetzt, wo
ſtliche Nichtigkeit oder wichtige Zerſtreutheit — wie
will — der traurigſte Abklatſch der pariſer Geſellſchaft
ihrem farbloſeſten Niederſchlag, ſich überall ſo breit
Viel verdarb auch in dieſer Hinſicht und in neuerer
as Rütteln an den alten Adelsfundamenten. Kleine
und ſchwache Gemüther mußten darauf kommen, ſich
Berührungen mit Leuten zu wahren, die ſie ſich im
einem feindlich geſinnt dachten. Sie thaten dies zu
größten Nachtheil; denn nur aus der Vermiſchung
tände entſteht die lebendigſte Befruchtung der Geſell-
Dort, wo die Ariſtokratie noch in ihrer angeſtamm-
nie beſteht, wo Niemand es noch wagte, ihre Rechte
den, wo ſie noch im wirklichen Beſitze großer Geld-
ſt und auch dieſes jetzt faſt allein Achtung fordernde
r in die Wagſchale zu legen hat — dort hat ſie
ng die unbewußte Neigung, ſich mit Nichtadeligen,
durch Fähigkeiten ihren Rang ſelbſt erobern, zu
hen. Dieſe oft wahrhaft naive Hingebung, die der
le Milde, hat noch keinen Schaden gethan, zum Zu-
ſchkommt, iſt jedoch ſehr ſtreng von jenem ekelhaften
eſſung zu unterſcheiden, die jedes vornehme Gemüth
t beleidigen muß und von der eben die kleinſten,
treuſten Edelleute die größten Doſen verbrauchen,
h ihrer Meinung das Talent zu bewegen und
ſchonen.

Altpreußen ſtanden dieſe Sachen vor dreißig Jah-
anders zum größten Theile und viel erfreulicher.
er Reiſenden ſahen die ſchönen Tage raſch dahin-
n, unter den mannichfachſten Zerſtreuungen, und
Freude, endlich wieder zu den daheim Zurückgelaſſ-

nen zu kommen, machte ihnen den Abſchied aus dieſer gott[illegible] Gegend weniger empfindlich.

Von der Reiſe ſelbſt aber bleibt jetzt nur noch ein Abenteuer aufzuzeichnen.

8.

Zwiſchen Tilſit und Königsberg liegt ein großer Wald, der von einem Schlagbaum geſchloſſen war und den man deshalb den „Baumwald“ nannte. An jenem Schlagbaum mußte ein Weggeld erlegt werden, für die Straße, die dort nicht unterhalten wurde. Man findet wol noch heutzutage bei Brücken und Chauſſeen ähnliche Beiſpiele. Schon in Tilſit hörten die Reiſenden viel von den Beſchwerlichkeiten, die das Paſſiren des Waldes verurſache, und man ſprach ungefähr ſo davon, wie man in unſern Tagen von dem Paſſiren eines hohen Gebirgspaſſes im Winter ſprechen würde. Allerdings war die Jahreszeit weit vorgerückt; es hatte bereits ſeit mehrern Tagen ununterbrochen geregnet, und der ſpäte Tag endete früh. Die Sage von Wölfen ging im Lande und war nicht ungegründet. Von Räubern hörte man zwar nichts, es war aber jeder nur einigermaßen erregbaren Phantaſie unbenommen, ſie ſich ſo [illegible] ausgemalt, als ſie wollte, zur nothwendigen Ergänzung der Scenerie hinzu zu denken.

Es war bereits ſehr dunkel, als man vor dem Schlagbaum anlangte. Der junge Reiſende ſtieg aus. Kein Stern war am Himmel, und ein feiner Regen rieſelte nieder. Da lag der Baumwald in ſeiner weiten Ausdehnung, ſchwarz wie die Nacht und geheimnißvoll, mit allen ſeinen Schauern

ſchienen, von denen die ſchlechte Straße, die hindurch-
vielleicht das Unbedeutendſte ſein mochte. Dem
g ſchlug das Herz, nicht aus Bangigkeit oder Angſt,
der Erwartung, wie ſie ſelbſt kräftigen und muthi-
tenen im Angeſicht bedeutender Ereigniſſe zu geſche-
gt. Und dies war die nächtliche Reiſe durch den
ald doch gewiß in dem kleinen Lebensdrama, das ſich
ige Wochen hindurch für unſere Reiſenden unter ab-
den und ſehr mannichfaltigen Verhältniſſen abgeſpon-
n.

ie iſt der Weg durch den Wald?“ war die natür-
age, die der Kutſcher an den Einnehmer richtete.

e Pauſe folgte, während die kleine Münze aus einer
großer und kleiner Geldſtücke zum Wechſeln heraus
wurde. Dieſe Pauſe, ſo ſehr ſie die Erwartung
konnte jeder der Reiſenden benutzen, ſich ſeine
Antwort ſo auszuſchmücken, wie er wünſchte. Am Ende
wol ein Jeder bei ſich getröſtet: „Es wird wol ſo
ſein!“

trat der Einnehmer endlich zum Wagen, reichte
ſcher das gewechſelte Geld, ſah mit hoch erhobener
ſich die Reiſenden an und gab dann die lakoniſche
: „Schlecht!“

wußte man mit einem Mal, woran man war.
ſprach ein Wort, nur der Kutſcher fluchte erbit-
hieb auf die Pferde ein. Der erſte Schritt in
eingeſchloſſenen Wald war geſchehen. Der Schlag
ſtarrend an. „Hier iſt kein Entkommen möglich!“
durch die weite Einöde dem Ziele nach.

Verwundern rollte aber der Wagen leicht und
ſt auf dem trockenen Erdboden hin. „Der Ein-
hat wol nur ſeinen Scherz mit uns getrieben!“

meinte der Eine. „Irgend eine gütige Fee hat uns den Weg geebnet!“ ſprach freundlich der Jüngling vor ſich hin. „Die kühle Luft hat den Schlamm der Wege getrocknet, und wir kommen mit heiler Haut durch den Wald,“ ſo lautete die Bemerkung eines dritten, praktiſchen Reiſenden. Jedoch der Kutſcher fluchte immer in den Bart und hieb auf die Pferde ein, als ob er beſeſſen wäre. Dies mochte für den Kundigen wol auf böſe Dinge deuten, die da kommen ſollten.

Plötzlich gab es einen Stoß bei den Vorderrädern, dem nach einem heftigen Hin- und Herwerfen ein ſo gewaltiger Ruck der Hinterräder folgte, daß die Reiſenden zuerſt mit den Köpfen an die Decke des Wagens und dann eben ſo ſchnell zum Schlage hinausſtürzten. Das leiſe Fluchen des Kutſchers entlud ſich in dieſem Augenblick in ein furchtbares Gepolter und brach dann ſchnell ab. Er ſprang auf den Boden, um nachzuſehen, was etwa an dem Wagen gebrochen ſein könnte.

„Da haben wir die Beſcherung!“ rief er, und baſtelte etwas am Geſchirr zurecht.

„Was iſt's? was gibt's?“ ſchallt's aus dem Wagen.

„Nichts!“ war die barſche Antwort. „Wir ſind eben im [illegible], und nun geht's ſo fort, bis wir wieder draußen ſein werden!“

Er ſtieg auf und kutſchirte weiter. Aber das Stoßen, Wanken und Schwanken ward ſo unerträglich, daß ſich bald bei den Reiſenden ein allgemeines Unwohlſein eingeſtellt hatte. Man faßte den Entſchluß, zu Fuß zu gehen. Allein dies war leichter geſagt, als ausgeführt. Bei jedem Schritt verſank man in dem aufgeweichten Lehm, der Stiefel und Schuhe unwiderruflich feſthielt, und nur den Fuß im Strumpfe frei ließ. Die an beiden Seiten der Straße hin-

den Gräben zu überſpringen, war mit den durch Lehm
erten Füßen bei dem überaus ſchlüpfrigen Boden nicht
Gefahr zu bewerkſtelligen. Einer der Reiſenden, der
rſchnell unternehmen wollte, fiel noch ſo glücklich, daß
ur mit Schmutz bedeckt, wieder auf die Beine gebracht
n konnte, ohne ſich gänzlich durchnäßt zu haben.
s wäre ohne die am Wagen brennenden Laternen ſtock-
gewesen; noch immer ſchien kein Stern am Himmel;
rnen Bäume waren in dicken Nebel gehüllt, und die
ſtehenden ſtreckten finſter ihre breiten Nadeläſte bis
Boden aus; dabei ſcholl unheimliches Getön, bald nah,
fern, Geſchrei von wilden Vögeln und allerhand
r, das im Dickicht ſeinen Raub aufſuchte, oder
hm kämpfte und ihn zerfleiſchte. Hin und wieder
es wie breites, heiſeres Klaffen großer Hunde, das
aber nicht etwa das freundliche Zeichen einer nahelie-
n menſchlichen Wohnſtätte, ſondern es waren unge-
Wölfe, die auf ihren nächtlichen Geſchäftsreiſen be-
n waren. Mehr noch, als alle dieſe verfänglichen Nach-
keiten, war es jedoch die pure Unmöglichkeit, zu Fuß
zu kommen, welche die Reiſenden zum Wiedereinſtei-
ntrieb. Man mußte ſich darein fügen und unter
nd Ach! den Kampf der Räder mitkämpfen. Es war
rießlichſte Nacht der ganzen Reiſe.
er junge Reiſende mochte wol jetzt andere Betrach-
n anſtellen, als da er blos die Beſchwerlichkeiten des
nger Sandwegs zu beſtehen hatte, wo ihm doch im
och die Poeſie des Meeres, das Fremdartige der Er-
ungen, die lieblichen Volkslieder und die einfach nai-
Sitten der Leute Entſchädigung gewährten. Doch nein!
hier erhob ſich ſein Geiſt über die Mühſeligkeiten der
wart, und er dachte an die Urwälder Amerika's, an

die Gefahren, die dort wol Reiſende zu beſtehen haben, und wog dagegen die Wohlthaten der Civiliſation ab. „Zu weit darf ſie aber hier auch nicht einreißen,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſonſt iſt's mit allem Reiz vollends vorbei. Mein Gott! wenn ich mir alle dieſe ſo viele Meilen langen Wälder gelichtet, oder ſpäter gar einmal ausgerottet vorſtelle, überall gebahnte, ja gepflaſterte Straßen, wie von Königsberg nach Kalthoff, und dieſe guten Wölfe, die jetzt ſo wild hier in ihrem Eigenthum herumlaufen und Niemand etwas zu Leide thun, dann gezwungen ſein werden, Platz zu machen, und entweder ſich ruhig vernichten zu laſſen, oder in die Ställe der Dörfer und in die Hürden einzubrechen und alle die Stimmen, die jetzt zu meinem entzückten Ohre ſchallen, verſtummen müſſen“ — —

So weit war er gekommen in ſeiner Meditation, als ein fürchterliches Krachen und ein augenblicklich darauf folgendes Sinken des Wagens nach einer Seite ihm durch ſeinen Optimismus einen dicken Strich zog.

„Was iſt's? was gibt's?“ ſchrie Alles.

„Die Achſ' iſt hin!“ ſagte der Kutſcher, ſtieg ab, beſah den Bruch und blieb dann ruhig ſtehen. „Da ſitzen wir!“ fügte er noch hinzu, aber kein Fluch kam dabei über ſeine Lippen.

Sonderbar! Hatte er ſich früher in Flüchen erſchöpft? Wer den unermeßlichen Schatz derſelben in unſrer Sprache nur oberflächlich kennt und die Erfindungsgabe in ſolchen Zuſammenſetzungen bei Leuten der niedern Klaſſen, wird wol einſehen, daß hierin nicht der Grund ſeines Schweigens liegen konnte. Es war die Reſignation und die daraus entſpringende Nothwendigkeit einer entſcheidenden That, die unſern wackern Kutſcher verſtummen ließ. Er beſah den Schaden und fand ihn für Ort und Stunde unverbeſſerlich.

nd ſpannte er ſeine Pferde aus, warf ſich auf das
und ritt mit „Ho hott“ auf und davon.

Halt! Wohin?“ riefen die im Wagen.

Ins nächſte Dorf, und Leute holen!“ war die Antwort.

Und wir?“ —

Sie warten indeß, bis ich wieder komme — Das wird
ge nicht währen.“

Wie weit iſt's bis zum Dorfe?“

Das kann ich ſo genau nicht ſagen; eine halbe Meile
doch wol ſein!“

Während ſich die Reiſenden ſtumm gegenüberſaßen und
ie Funken aus dem Stahl und Stein des Tabaks-
es für Augenblicke die langen bleichen Geſichter etwas
erhellten, entfernte ſich der Kutſcher in nicht zu gro-
ile mit ſeinem „Ho! Hott!“ und dazwiſchen tönendem
n.

ine ewig lange Zeit war ſchon verfloſſen, und die Rei-
warteten noch immer ſeiner Rückkehr. Das raſch
nander folgende Schlagen einer um Rath gefragten
ruhr zeigte an, daß eine volle Stunde bereits vorüber
allein auch eine zweite flog dahin, und immer noch
m man keine nahende Rettung aus der unangenehmen
Es war Mitternacht; der junge Reiſende dachte an
ſter, und die Haide hatte ſich für ihn mit Luftge-
aller Art bevölkert. Wäre es durch die Natur des
s nicht zur Unmöglichkeit geworden, ſo hätte er ſich
gern in das Dickicht vertieft, auf die Gefahr hin,
dem Unheimlichſten zu begegnen.

pt klang es wie fernes Rufen.

Ho, ho!“ ſchrien die Reiſenden in lang verhallendem

Ho, ho!“ antwortete das Echo höhnend.

Aber „Ho, ho!“ ſchallte es jetzt auch deutlich wie aus weiter Entfernung nach.

War es ein zweites Echo, oder nahe Hilfe? In bänglicher Erwartung wurden dieſe Uebungen fortgeſetzt, die den wilden Waldbewohnern wol recht große Beſorgniß erregt haben mochten.

Jetzt hörte man ein fernes Rollen.

„Ein Wagen!“ rief Alles und abermals wurde „Ho, ho!“ hinausgeſchrieen.

Dies Mal erfolgte die Antwort ſchneller.

„W-i-r k-o-mm-e-n!“ ertönte ſie ſehr gedehnt.

Der Jüngling pries laut den braven Kutſcher und die lieben Bauern, die in ſo ſpäter Nacht das warme Lager verließen, um fremden Menſchen zu Hilfe zu eilen.

Einer der Reiſenden ärgerte ſich aber darüber und ſagte: der Kutſcher habe ſich wahrſcheinlich erſt erwärmt und betrunken und die Schufte von Bauern hätten auch ſchneller da ſein können, da ſie ſich ja doch dafür tüchtig bezahlen ließen.

„Und ſollten ſie das etwa nicht thun?“ fragte der junge Menſch, „und wenn der arme Kutſcher nun auch ein Gläschen getrunken hat? Muß er ſich nicht für uns genug plagen?“

Ein großer Leiterwagen holperte daher und einige Bauern mit Kienfackeln ritten daneben. Sie umgaben das gebrochene Fuhrwerk und überlegten lange hin und her, ohne daran zu denken, die Reiſenden fortzuſchaffen. Allein der Praktiſche unter dieſen packte einen Burſchen an und zwang ihn ziemlich derb, Koffer und Bettſäcke aufzuladen, theils um den kranken Reiſewagen von ſeiner Laſt zu erleichtern, theils um daraus Sitze zu bereiten; dann nahm man Platz, ſo gut es gehen wollte, und ſchlug den Weg nach dem Dorfe

um ſich dort zu wärmen und einige Stunden auszu-
n, bis daß der Wagen nachgekommen und ausgebeſſert
würde, den man jetzt unter der Obhut des Kutſchers
Schmiedes und ſeiner Leute unbekümmert im Walde
ieß.

Die Fahrt auf dem Leiterwagen, die nun folgte, iſt un-
reiblich. Es war derſelbe Wald, derſelbe Weg, dieſelben
weidlich zerſtoßnen und halb erfrornen Menſchen, nur
der Wagen unbedeckt und ohne Federn. Es dauerte
r, als eine Stunde, bis man ein fernes Licht als tröſt-
Stern durch den Nebel flimmern ſah und der kutſchi-
Bauer zurückgewendet die Worte rief: „Nun werden
bald dort ſein!“

Ebenſo unbeſchreiblich iſt es aber auch, was die Rei-
n fühlten, als jetzt ein zottiger, ſchwarzer Hund zuerſt
lief und an die Pferde ſprang, dann noch zwei andere
lautem Gebell hinzukamen und dadurch anzeigten, daß
Worte des Kutſchers nun wirklich in Erfüllung gehen
n. Strandvögel, die dem umherirrenden Schiffer nach
r Seereiſe erſcheinen, können keinen frohern Eindruck
bringen. Man war glücklich in den Hafen eingelaufen.
lange, niedrige Haus war da, der Baum wurde auf-
m und der gefürchtete Wald lag jetzt hinter den Rei-
. Nur einzeln ſtehende Bäume bezeichneten die Ge-
und die weite Fläche würde die freieſte Ausſicht am
gewährt haben.

er Krug, in den man jetzt eintrat, ward gewöhnlich
zum Abſteigequartier, noch weniger aber zum Nachtlager
lt. Er diente blos den Bauern der Gegend zum Ver-
lungsort, und daher enthielt er nichts von den Be-
ichkeiten, die unſere Reiſenden jetzt ſo gern in Anſpruch
men hätten. Für die Erſtarrten und Müden war nur

die Ofenbank vorhanden, wenn ſie nicht etwa das Bett einnehmen wollten, das noch warm war von Wirth und Wirthin, die es ſo eben verlaſſen hatten. Auch auf dem Ofen waren recht gute Plätze neben einem Handelsjuden und ſeinem Viehtreiber, die nach Stallupöhnen zum Markte zogen. Dies war ſo ziemlich vorausgeſehen worden und vermehrte daher die üble Laune nicht, die ſich der Reiſenden, bis auf den Jüngſten von ihnen, bemächtigt hatte; aber daß man in der Eile die Flaſchenkeller im Wagen zurückgelaſſen hatte, erhöhte die Widerwärtigkeit bedeutend.

Der Praktiſche wollte aber doch Punſch machen, die Wirthin mochte ſich darüber noch ſo verwundert ſtellen. Er nahm dazu, in Ermangelung beſſerer Ingredienzien, Kornbranntwein und heißes Waſſer, ſtatt der Zitronen etwas Eſſig und zum Süßen des Ganzen Rohzucker, den man in jener Gegend Moskowade nannte und den die Wirthin vorräthig hatte. Da dieſe Miſchung durchaus unſchädlich war und, mit heißem Waſſer verſetzt, eine angenehme Wärme dem Körper mittheilte, ſo entſchloß man ſich, von dieſem Gebräu zu trinken, obgleich ſeine Bereitung anfänglich lauten Spott erregt hatte und man ein ernſtes Bedenken, ehe man den erſten Schluck that, nicht wohl zu beſeitigen vermochte.

Der Genuß hatte für die Geſundheit keine übeln Folgen; aber als nun endlich die Andern mit dem Wagen aus dem Walde angelangt waren, fiel man mit Inbrunſt über die tröſtlichern Flaſchenkeller her, um ſie aufzuſchließen und mit edeln Weinen auch die letzte Spur des widerlichen Geſchmacks vertilgt und hinuntergeſpült zu ſehen. Man war von allen Seiten mild und zur Mittheilung geſtimmt. Der Krüger brachte Wurſt und ein Stück einer Speckſeite herbei, die Frau holte gute Winterbutter und ſchwarzes Erbſenbrot. Jetzt erſt lernte man ſich kennen und ſchätzen. Der Jude uf dem Ofen richtete ſich verdrießlich auf und rieb Augen. Er glaubte zu träumen und ſtieß ſeinen in die Seite, der ruhig fortſchlief. Endlich weckte ankend und ſchickte ihn in den Stall, um zu ſehen, Vieh ausgeſchlafen habe.

Nacht lag noch immer draußen auf der Gegend, es doch ſchon nahe zum Tage ging. Niemand chlafen, da es ja ohnedies an ſchicklicher Gelegenheit hlte. Der eintretende Schmied verhieß den fertigen erſt am nächſten Vormittage. Man nahm es gleich- auf, als man denken ſollte. Das Bedürfniß nach n, ſchützendem Obdach war ſo groß, daß man ſich z behaglich fand.

Schmied hatte einen tüchtigen Baß und war ein voller Schnurren, wie ſich ſogleich ergab. Bald er- n auch, daß er der Beranger des Dorfes war. Gläſer guten Franzweines, womit man ihn erfriſchte, n ihm ſeine ſcherzhafte Ader, und er ließ ſie in einem Liede dahinrauſchen, das im Lande als „des Wolfes“ zur damaligen Zeit bekannt genug war. Er

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Moſt,
Um dem Wolf,
Dem armen Wicht,
Hochzeit auszurichten.

Das Stachelthier iſt Freiersmann,
Der Fuchs iſt Brautführer,
Und der Haſe,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.

Der Iltis braute den Moſt,
Der Sperling rührte den Maiſch,

Und der Kuckuk,
Der arme Wicht,
Fing das Fleiſch zuſammen.

Der Storch ſpielte die Harfe,
Der Bär blies die Poſaune,
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führete die Ziege zum Tanz.

Wenn mit gutem Willen —
Werd' ich mit der Muhme tanzen;
Wenn mit böſem Willen —
Werd' ich ſie zerreißen.

Nun aber plötzlich in ein raſcheres Tempo übergehend, endete es ſo:

Hinaus ging der Vater, hinaus ging er ſich bückend,
Das Jagdrohr zur Seite, da lauert er auf's Wild;

Dann ſtellt er das Rohr und duckt ſich und zielt es,
Schlägt an auf den Sperling und ſchießt ihn hernieder.

Heim führten ihn die Brüder, heim ſchleiften ſie ihn;
Sie zogen ihn vom Schlitten, liebkoſeten ihn;

Abpflückten die Töchter, abſtäubten ſie ihn;
Es briet ihn die Mutter, ausſchmorte ſie ihn;

Ausbriet ſie den Sperling, ausſchmorte ſie ihn;
Hinein trugen ihn die Schweſtern und ſtaunten dazu.

Hinein trugen ſie den Sperling und ſtaunten dazu;
Sie ſetzten auf den Tiſch ihn, ſie ſtellten ihn auf.

Es ſetzten ſich die Gäſte, ſie letzten ſich feſt;
Verzehrten den Sperling, verſchmauſeten ihn.

Und indem ſie den Sperling ſo ſchmauſend verzehrten,
Ausleerten ſie fröhlich zwei Fäſſer mit Alus.

„So iſt es noch jetzt Sitte bei uns," ſagte lachend der irth, „auf einen Biſſen zwanzig Schluck! Ein Sperling d zwei Fäſſer Blut!“

„Wie wenig Brot aß nicht Falſtaff zu der enormſten antität Sekt!?“ ſprach der Jüngling.

Wirth und Schmied ſahen ihn ſchweigend an und wuß nicht, was er meinte.

„Wir erfahren es aus der Rechnung, die man dem lafenden aus der Taſche zieht,“ ſagte jener weiter.

„Ja ſo,“ ſprach der Wirth und dachte, der junge Menſch lange die Rechnung, ohne ſich weiter um das Uebrige zu ümmern. „Die wird nicht groß ſein,“ ſetzte er ſpäter hinzu.

Die Sonne war freundlich aufgegangen, und es ſchien heiterer Spätherbſttag zu werden. Der Schmied verließ Krug, um an die Arbeit zu gehen, und die Reiſenden en nun ihre Umgebung und dann ſich ſelbſt befremdet an. tz Baumwald und Ungemach war die Nacht glücklich und nicht unangenehm verſtrichen. Alle befanden ſich in er Laune, die wol natürlich der Gedanke erzeugte, daß n das Schlimmſte bereits im Rücken habe und nun un gehalten der holden Heimat entgegenfahren könne, die n auch auf ſo einfache und gewöhnliche Weiſe erreichte, nicht das Mindeſte davon aufgezeichnet zu werden ver e.

Mit dem heitern litthauiſchen Liedchen mag nun aber r wahrhafte Bericht geſchloſſen und der Abſchied von m bis jetzt noch ſo ungekannten Landſtriche genommen , dem nur der rechte Schriftſteller fehlt, um ihn auch einem für die Leſewelt intereſſanten zu erheben.

Der abgeriſſene Knopf.

„Es iſt aber eine beſondere Unart unſers Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an Andern iſt, auch unwillkürlich ſeine Aufmerkſamkeit zu heften: ſeine Augen auf einen dem Geſicht gerade gegenüber am Rock fehlenden Knopf zu richten und den Anderen dadurch zu verwirren, ſich ſelbſt aber auch im Umgange das Spiel zu verderben.“

Immanuel Kant's Anthropologie.

1.

Es wäre mir lieb, wollte der geneigte Leſer, ſich wie einen neugierigen Reiſenden betrachten, der ſeinem Führer vertrauend die Hand reicht, ſich ruhig ſeiner Leitung überlaſſend, und nun mit ihm die abenteuerlichſten Gegenden und wunderbarſten Orte beſucht, ſich in reiner Luſt daran ergötzend. Möge es ihm gefallen, mir ſeine Hand zu geben, ich führe ihn ſelten dahin, wo ich nicht das Local vorher genau kennen lernte, aber beſſer, als an dem Orte, wo ich ihn heute hinzuführen gedenke, weiß ich mich auf keinem Punkte des Erdballs zurecht zu finden.

Wir wollen uns zuerſt in eine alterthümliche, wenn gleich nicht altmodiſche Stadt verſetzen. Ich führe meinen

durch eine enge, finſtre Straße, deren unebnes Pfla-
einen bedeutenden Hügel hinanläuft, mitten in dieſer
ße öffnet ſich ein Pförtchen, und man ſteigt, von
kelheit umgeben, mehre Stufen hinan, ſchreitet durch
Halle, einem alten Kuchenweibe vorbei — noch ſeh'
e hinter ihrem weißbedeckten Tiſche, die ich ſteif und
ür eine Hexe hielt — und befindet ſich dann wieder
reien auf einer Höhe, von den grauen Ringmauern
Thürmen einer ſtattlichen Ritterburg umgeben. Auf
grünen Abhange ſeitwärts zerbröckeln die letzten
mmer des alten Waldſchloſſes, das einſt der Böhmen-
Ottocar hier gebaut hatte, vor den Augen des vor-
andelnden Geſchlechts, das nicht Eine ſchöne Sage
zu berichten weiß und es ziemlich gleichgültig dahin
nden ſieht. An dieſen grünen Abhang ſchloß ſich in
rer Zeit wol ein freundliches Gehege an, zum Spiel-
der kleinen Prinzeſſinnen erkieſen, wovon es noch bis
en heutigen Tag Prinzeſſinplatz genannt wurde. Jetzt
dieſer Platz mit zerſtreuten Häuſern beſetzt, unter de-
ins, von Gartenzäunen umgeben, von einem Stock-
, mit den kleinen, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben
en alten, großgeblümten Vorhängen von Kattun darin,
eben beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Und doch
Jeder von einem Schauer der Ehrfurcht durchdrungen
Hauſe nahen und willig mit mir zur niedern Thür
ten, um mit großer Aufmerkſamkeit alle Gegenſtände
umher zu muſtern, nicht mit Verachtung wegſehen,
em wichtigthuenden grauen Männchen, das mit lako-
Frage nicht eben höflich uns entgegentritt, wenn ich
age, daß dieſes Männchen zwar nur ein Diener, doch
ürdiger war, als die ganze ſtattliche Nachbarſchaft,
an viele Anekdoten von ihm erzählte, und vornehme

Reiſende ſich an ihn drängen, weil er der einzige Canal war, um zu ſeinem weltberühmten Herrn und Meiſter zu gelangen. Jetzt wird es aber einmal Zeit, den Nebel zu lichten und dem freundlichen Leſer, der nicht die Geduld verlor, mir bis hierher zu folgen, zu ſagen, daß die Stadt, in der wir uns befinden, meine gute, alte Vaterſtadt Königsberg in Oſtpreußen iſt, das Haus aber, vor dem wir ſtehen, einſt die Wohnung des großen Weltweiſen Immanuel Kant war, der mit ſeinem Factotum, dem alten Lampe, ſein den tiefſten Forſchungen geweihetes Leben darin verlebte und beſchloß.

2.

Es war an einem ſchönen Sommerabende gegen 7 Uhr Abends, als der Profeſſor Kant aus der Thür ſeines Hauſes trat, um, ſeiner Gewohnheit nach, wie er in jeder Jahreszeit und ſelbſt beim rauheſten Wetter zu thun pflegte, einen Gang nach der wol eine ſtarke Viertelſtunde entfernten Pregelwieſe zu machen, die, von ſchattigen Bäumen in der Runde umgeben, zu einer zweckmäßigen Promenade ſich vorzüglich eignete, und ihm zum Gedächtniß noch heutzutage der Philoſophengang genannt wird.

Wir ſehen den berühmten Mann, in der ſorgfältigſten Kleidung und der anſtändigſten Weiſe damaliger Zeit, im ſchwarzſeidenen Unterzeuge, einen lederfarbenen Leibrock vom feinſten holländiſchen Tuche, den Kopf wie nachdenkend auf die Bruſt geſenkt, den Haarbeutel an der weißen Perrücke ſeitwärts auf der rechten Schulter liegend, ein ſpaniſches

hr mit goldenem Knopfe und golddurchwirktem Stock-
ade mit Quaſten in der Hand, den kleinen dreieckigen
t unterm Arme, langſam zur Thür hinaustreten, indeß
mpe mit dem Regenſchirm ihm folgt, den Kopf weit
ſtreckend, um zu ſehen, ob nicht etwa Regenwolken ſich
rohlich am Himmel zeigten. Obgleich nun weit und breit
keine blicken ließ, ſo ſchob doch der ſorglich treue Diener
Schirm ſeinem Herrn unter den Arm, der aber, ohne
darum zu bekümmern, im Nachdenken vertieft, mit
hirm, Hut und Stock belaſtet, langſam und wohlbedächtig
wärts ſchritt, den Weg, den ich am Eingange der Erzäh-
g etwas zu umſtändlich vielleicht beſchrieben habe, zurück-
e, um über die Pregelinſel, Kneiphof, nach der Vorſtadt
gelangen, wo ſein Lieblingsſpaziergang gelegen war.

Alles was ihm begegnete, wich ehrerbietig zur Seite
grüßte, und ſelbſt das alte Kuchenweib in der Halle,
daran gewöhnt war, ihn um die ſiebente Stunde bei
vorüberſchreiten zu ſehen, ſtand bei ſeiner Annäherung
, ſich tief verneigend und ſchien ſtolz darauf zu ſein,
n der große Mann den bereits tief geſenkten Kopf um
Weniges tiefer ſenkte und ein feines Lächeln den eben
t feinen Mund umzog, das dem ganzen, nicht ſehr
rucksvollen Geſichte dennoch einen unbeſchreiblichen Reiz
eihen konnte.

Was für Gedanken gerade an dieſem Abende ſich unter
gewaltigen Hirnſchale des Philoſophen zuſammengezogen
en, vermag ich meinen Leſern nicht zu verrathen; doch
ganz gewöhnlichen mußten es ſein, das konnte man
dem tiefen Ernſt wol abnehmen, der ſich auf ſeinen
en gelagert hatte, und aus der Sorgloſigkeit, womit
ſonſt auf die äußere Erſcheinung ſo eigene, ja faſt eitle
nn daherſchritt, nicht die vielen Löcher im ſchlechten

Pflaſter beachtend, die auf ſeinen ſeidenen Strümpfen und den umgewandten Schnallenſchuhen ſchon manche ſichtbare Spur zurückgelaſſen hatten.

Nicht einmal nach den Fenſtern ſeines innigſten Freundes, des Engländers Green, bei dem er doch faſt täglich einzukehren pflegte, und an deſſen gaſtfreiem Tiſche er ſo gern den Ernſt des Weiſen ablegte, um ganz der mit der feinſten Unterhaltung vertraute Geſellſchafter zu werden, blickte er hinauf, und war bereits bis zur Ladebrücke gekommen, wo er gewöhnlich auf einer Bank eine kurze Zeit ausruhete und ſeine Blicke an der Regſamkeit des Hafens weidete

Er ſaß heute auch hier in ſich vertiefter und länger als je und hatte nicht bemerkt, daß ein junger, friſchausſehender Menſch, in nachläſſiger Kleidung, ſich dicht zu ihm geſetzt hatte, und den Hut verlegen zwiſchen den Fingern drehete, als wolle er den Profeſſor gern anreden, wüßte aber nicht das erſte Wort zu finden. Des jungen Menſchen Unruhe ſchien von Minute zu Minute zu wachſen. Es war deutlich zu bemerken, er habe ſchon lange gewünſcht, einmal mit Kant ſo nahe zuſammenzukommen, und nun ängſtige er ſich hinwiederum, daß dieſer Moment ungenützt vorübergehen könnte. Durch ſeine immer zunehmende Unruhe wurde endlich der Philoſoph ſelbſt aus ſeiner tiefſinnigen Betrachtung aufgeweckt und blickte verwundert auf, und da er dicht neben ſich den jungen Menſchen in dem faſt zerlumpten Aufzuge gewahrte, wie er ſeine unſtäten Blicke, aus denen eine ſeltſame Verlegenheit hervorleuchtete, bald nach dieſer, bald nach jener Gegend ſeines Körpers richtete, ſo rückte er ſich, unangenehm von dieſer Nähe berührt, ſchnell von ihm weg. Dieſe raſche Bewegung, aus welcher der Unwillen deutlich hervorleuchtete,

te den jungen Menſchen zum entſcheidenden Schritt.
ell ſprang er in die Höhe und in faſt flehender Stel-
Kant gegenübertretend, ſagte er mit zaghafter Stimme:
mein würdiger Herr Profeſſor! bezähmen Sie die Ab-
ng, die vielleicht meine unangenehme äußere Erſchei-
in Ihnen erwecken mag, und vergönnen Sie, daß ich
hrem Weisheitsfeuer mich erwärmen darf: nehmen Sie
in die Zahl Ihrer Jünger auf!“ — Ein tiefer Athem-
gleich als wäre eine Zentnerlaſt von der Bruſt gewälzt,
tete dieſe Worte, die Wangen des Jünglings glüheten,
ie Augen, die früher ſo ſtarr auf Kant geblickt hat-
enkten ſich blöde zu Boden.

Kant's Züge, die in ihrem Ernſte nichts Einnehmen-
atten, beſonders wenn der ſtarke Mund, geſchloſſen,
unter der Naſe hervorragte, umfloß das ihm eigen-
iche Lächeln, das bei angenehmer Unterhaltung einen
widerſtehlichen Zauber übte, daß alle Herzen ihm zu-
; wie denn das Lächeln bei großen Männern, die
gewöhnlich ernſt zu ſehen gewohnt iſt, gemeiniglich
n pflegt. Mit mildem Blicke beſchied er den Jüng-
m andern Morgen nach den Vorleſungen zu ſich, er-
h von der Bank, um ungeſtört ſeinen Spaziergang
etzen, der ihm zur Erhaltung ſeiner Geſundheit noth-
geworden war, und bemerkte nicht, daß der junge
wie feſtgebannt an dem Platze verblieb, wo ihm
rheißung ſeines längſterſehnten Glückes zu Theil ge-
war.

3.

Kant hatte eben ſein am meiſten beſuchtes Collegium uber phyſiſche Geographie beendet, das er durch die Menge von Citaten aus den ſeltenſten Reiſebeſchreibungen aller Sprachen ſo ſehr intereſſant zu machen wußte, daß Männer aus allen Ständen ihn hörten; die große Menge ſeiner Zuhörer hatten alle bereits den Saal verlaſſen, und nur der alte Lampe nahm noch das Heft vom Katheder, das nur zum Scheine dagelegen hatte, da Kant das Kunſtſtück übte, dieſe Vorleſungen aus ſeinem ungeheuren Gedächtniſſe zu halten, da trat tief gebückt die Geſtalt des jungen Menſchen, den wir bereits geſtern auf dem Spaziergange kennen lernten, unter die Thür.

Lampe war kein Freund von Gäſten überhaupt, am allerwenigſten aber von ſolchen in ſchlechtem Aufzuge, und er, der ſelbſt reiche Engländer — war er übler Laune — mit dem unhöflichen: „Wir ſtudiren eben!“ fortwies und ſie zu anderer Stunde beſchied, wo es ihm gelegen war, ſie anzumelden, pflegte in ſolchen Fällen, wie der gegenwärtige, die allerwenigſten Umſtände zu machen.

„Hier wird nichts gereicht!“ ſchrie er dem Fremden entgegen, und indem er raſch auf ihn zutrat, und Jener in eben dem Maße zurückwich, gewann er ihm Schritt vor Schritt das einmal eingenommene Terrain des Hausflurs ab, ihn zur Straßenthür drängend.

„Es ſoll mir auch nichts gereicht werden“, ſagte zurückweichend der Jüngling ohne alle Bitterkeit; „ſeid von der Güte, mein lieber alter Herr, mich bei dem Herrn Profeſſor als Denjenigen zu melden, den er geſtern auf ſeinem Spaziergange neben ſich bemerkte und ihm die Erlaubniß

eilte, ſich heute nach den beendigten Collegien bei ihm ein-
ellen. Bereits ſeit zwei Stunden, ſtehe ich vor dem
ſe, und eben jetzt erfuhr ich von den Herausgehenden,
der Herr Profeſſor fur heute nicht mehr leſen wird.
bin nun da, von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch
nachen und meinen Beſuch abzuſtatten."

Dieſe Worte im beſtimmten, wenn gleich höflichen Tone
etragen, ſchienen den alten Lampe zu vermögen, des
nden Wunſch zu erfüllen. Die ſchönen Geſichtszüge
Jünglings hatten ſogar einen angenehmen Eindruck auf
gemacht, und weniger barſch als gewöhnlich warf er,
einen Fuß bereits auf der unterſten Stufe der Treppe
t, die Frage hin: „Wie heißt man?"

Mein Name iſt ſo gänzlich unbekannt hier im Orte,
— nennte ich ihn ſelbſt — ich dadurch doch nicht be-
er würde. Ich bin weit von hier zu Hauſe und noch
gar lange hier — und es genügt für den Herrn
ſſor ja zu wiſſen, daß er mich auf ſeinem geſtrigen
iergange bemerkte und hierher beſchied."

Nun denn, der unbekannte Spaziergänger!" brummte
e. „Wenn man berühmt iſt, hat man ſeine ganz ei-
imlichen Qualen!" und ſomit ſtieg er die Treppe hin-
ffnete leiſe die Thür des Studirzimmers und meldete
ngen Menſchen.

ich die Stirne reibend und eine Weile in die Höhe
d, blieb Kant ſitzen, gleich als wüßte er nichts von
Vorfalle des geſtrigen Abends, und ſchon wollte Lampe
d auf die Unverſchämtheit des fremden Geſindels das
er verlaſſen, als ſein Herr ihm plötzlich befahl, den
nnten heraufzuführen.

mpe blieb auf der Treppe ſtehen und winkte dem Un-
enden, der mit hochklopfendem Herzen ſich dem Hei-

ligthume des Weiſen nahete. Bei aller Schüchternheit, die ihn durchdrungen hatte, konnte man eine gewiſſe Heftigkeit an ihm wahrnehmen, und ſchon hatte er den Zeigefinger der rechten Hand zum Klopfen der Stubenthür genähert, als ein ſtreng verweiſender Geſt von Lampe ihn auf ſeine ſchmutzigen Stiefel und einen unfern daliegenden Borſtwiſch aufmerkſam machte, deſſen er ſich bedienen ſollte. Die Reinigung war überſtanden, er wollte abermals klopfen, Lampe unterſagte es jedoch und öffnete ſelbſt ſehr vorſichtig die Thür, raſch eintretend und den ihm folgenden Fremden gleichſam präſentirend. Man ſah es ihm an, daß er gern der Unterredung beigewohnt hätte, aber ein leiſer Wink ſeines Herrn zwang ihn abzutreten.

„Sie wünſchten meine Vorleſungen zu beſuchen,“ ſagte Kant freundlich zu dem Jünglinge, „und ich will Sie gern unter die Zahl meiner Hörer aufnehmen —“

„O Sie großmüthiger — großer —“ ſtammelte entzückt der Fremde. „Laſſen Sie dieſe Schmeicheleien,“ unterbrach ihn Kant befremdet, doch nicht unfreundlich. „Gehören Sie bereits zu den hieſigen akademiſchen Bürgern, und welche Vorleſungen beſuchten Sie bis jetzt?“ —

Beſtürzt ſchwieg der junge Menſch.

„Sind Sie ein Königsberger und aus welcher Schule wurden Sie zur Univerſität entlaſſen?“ fragte befremdeter noch der Profeſſor.

„Ich bin nicht von hier,“ erwiderte zögernd der Andre, deſſen Geſicht immer glühender ſich färbte und deſſen Züge immer mehr die wachſende Verlegenheit verriethen.

„So haben Sie anderswo Ihre Schulen gemacht,“ fuhr Kant fort, der ernſter geworden war, „was ſind Sie für ein Landsmann und wer waren Ihre Lehrer?“

„Laſſen Sie mich Ihnen Alles dies verſchweigen,“ ſprach

bebender Stimme der Unbekannte, „und vergönnen Sie
nur, Ihren Vorleſungen beizuwohnen. Dieſe Erlaub-
iſt Alles, was ich vom Himmel erflehe, und macht
zum glücklichſten Menſchen.“

Man ſah es dem großen Philoſophen an, daß dieſe
rredung ihm nicht angenehm war und daß er von
Fremden bald verlaſſen zu ſein wünſchte. Er glaubte
Verrückten gegenüber zu ſtehen, der vielleicht dem
en Geiſtſpitale entſprungen war.

Mein guter Freund,“ ſagte er nach einigem Bedenken,
leichen Abenteuerlichkeiten liebe ich nicht. Bleibe im
e und nähre dich redlich, iſt ein altes, vortreffliches
chwort. Wenn Sie nicht die geiſtigen Fähigkeiten und
tniſſe beſitzen, unſerer Hochſchule einverleibt zu werden,
nnen meine Collegia abſonderlich Ihnen von gar kei-
Nutzen ſein. Sind Sie vielleicht von den Verwandten
ihren Verhältniſſen auf eine andere Lebensbahn hinge-
t, ſo verlaſſen Sie dieſe nicht gewaltſam, um ſich
Hirngeſpinſten hinzugeben. Streben Sie nicht nach
en, die Ihnen unerreichbar bleiben müſſen, und be-
n Sie ſich mit dem Ihnen beſchiedenen Theil. Glau-
Sie mir, nur Wohlwollen ertheilt Ihnen dieſen Rath
Sie werden weislich daran thun ihn zu befolgen.“

O mein Herr,“ nahm hier, durch die freundlichen
ſworte gleichſam geſtärkt, der Jüngling wieder das
„wird denn das Vorurtheil ſo hoch über alles An-
eſetzt, und hängen ſelbſt die weiſeſten Männer daran?
denn nöthig, daß ich immatriculirter Student bin,
Fechtboden beſuche, Commerſche mitmache, Kanonen
Stürmer trage und bei einem halben Dutzend Pro-
n die Zeit tödte, die mir nichts Neues ſagen konnen,

und die meine Wißbegierde durchaus nicht zu reizen im Stande ſind? Muß dies Alles ſein, um zu der Quelle der Weisheit zugelaſſen zu werden, ſo will ich auch dies ja gern thun, ſo widerwärtig es mir erſcheint. Iſt es aber nur nöthig, einige höhere Schulkenntniſſe zu beſitzen, ſo unterwerfe ich mich willig dem Examen — hier ſeh' ich den Herodot aufgeſchlagen, ich will Ihnen ſogleich —"

„Meine Zeit, junger Mann —" fiel ihm hier Kant ins Wort, „ich ſage Ihnen nochmals, laſſen Sie die Sonderbarkeiten weg, beſitzen Sie wirklich die erforderlichen Kenntniſſe, ſo werden Sie ein Bürger unſerer Univerſität und Sie ſollen mir unter meinen Schülern willkommen ſein." Hier wandte ſich der Profeſſor zu ſeinem Schreibtiſche, ein Buch ergreifend, um anzudeuten, daß er die Unterredung, die ihm läſtig zu werden anfing, beendigt wünſchte. Der Fremde aber wurde plötzlich wie von Verzweiflung ergriffen, und ehe es Kant verhindern konnte, lag er ihm zu Füßen, hatte ſeine Hand ergriffen und rief mit wilden Blicken:

„Nein, Sie können mich nicht mit kaltem Herzen ins Verderben ſtürzen wollen. Es ſei Ihnen genug zu wiſſen, daß ich mich nicht nennen darf, daß ich kein Student der Form nach auf der Univerſität werden kann, daß ich nie — nie dieſen Vorſchriften nachzukommen im Stande bin, und daß dennoch mein Lebensglück davon abhängt, Sie zu hören, und daß ich mein Leben verliere, wenn Sie mir dieſe Wohlthat verweigern." Immer peinlicher wurde dem Philoſophen dieſe Unterredung, nie hatte er ſich in ähnlicher Lage befunden, ſeine koſtbare Zeit mahnte ihn dringend die Sache zu Ende zu bringen, und er mußte ſich ſammeln, um einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen. Er

einen raſchen Gang durchs Zimmer und blieb dann
Fremden ſtehen, ihn ſtreng ins Auge faſſend.

n,“ begann er, „ſo mögen Sie denn meinen Hö-
uchen, doch bitte ich Sie, ſich beſcheiden zu betra-
e Exaltation fern zu halten und ſich nicht unter die
Studenten zu miſchen. Ich zähle mehre Kurländer
em Adel unter meinen Zuhörern, die ein wenig
ufen geneigt ſind, und wo es leichtlich unangenehme
geben könnte, die mit der Würde nicht verträglich
Wollen Sie ſich unſern meines Lampe aufhalten, ſo
am wenigſten Aufſehen erregen, man wird Sie für
m beigegebenen Diener halten; Sie nehmen mir
n nicht übel, Lampe ſoll von mir in dieſer Hinſicht
nſtruirt werden.“

Jüngling hörte gleichſam vor Freude und Ueberra-
rſtarrt dem Philoſophen zu und wollte abermals
and ergreifen, jener zog ſie aber raſch zurück und
nſt: Keine Exaltation, das verbitte ich mir ein
al. In Kurzem hebt mein Collegium der Anthro-
n, ich weiß nicht, in wiefern Sie fähig ſind, dar-
en zu ziehen, doch [illegible]eht es Ihnen nunmehr frei,
heil zu nehmen. Jetzt bitte ich mich allein zu laſ-
habe Geſchäfte.“

Fremde verbeugte ſich tief und verließ ſchnell das
ging nicht, nein flog die Treppe hinunter, ſtürmte
pe vorüber, der ihm kopfſchüttelnd die Hausthür
und jagte dann, den Kopf hoch emporgeworfen, auf
ße hin.

che Gäſte ſind zum Glücke bei uns ſelten,“ brummte
or ſich hin, und ſchlich beſorgt hinauf, um durchs
och zu gucken, was ſein Herr wol nach dieſem

wunderlichen Beſuche machte. Dieſer ſaß aber bereits tief nachdenkend, einen Folianten vor ſich, an ſeinem Schreibtiſche da.

4.

Eine ungeheure Zuhörerſchaft ſaß in gedrängten Reihen, um Kant's erſter Vorleſung der Anthropologie beizuwohnen, und ſowie während des Leſens die größte Aufmerkſamkeit und Stille im weiten Saale herrſchte, um kein Wort des Vortrages zu verlieren, ſo ward bis zum Erſcheinen des Lehrers ein ſolch tumultuariſcher Unfug getrieben, wie er heutzutage, wenngleich nur ſelten noch, bei vollgepfropften Schauſpielhäuſern von der Gallerie herab zu ertönen pflegt. Eine jede noch ſo vorübergehende und zufällige Erſcheinung konnte lautes Lachen und Verſpottung erregen; ſelbſt der alte Lampe, den doch alle Studenten ſehr gut kannten, wurde mit muthwilligem Spott und Gelächter begrüßt, wenn er ſich's einfallen ließ, irgend einer Beſorgung wegen, die er zur rechten Zeit verſäumt hatte, ſich durch die dichten Haufen durchzudrängen. Lauter jedoch wurde der Lärm, glaubten die Studenten ſich durch die Anweſenheit eines nicht ins Collegium Hingehörigen an ihrer Ehre gekränkt. Schnalzen, Pfeifen und Stampfen wuchſen bis zum gräßlichſten Tumulte an, dazwiſchen tönten Baßſtimmen ihr: „Hinaus!“ und dies währte ſo lange, bis der Gegenſtand der allgemeinen Erbitterung ſich ihren Blicken entzogen hatte.

Ein ähnlicher Fall hatte ſich erſt kürzlich zugetragen,

---

als ein k
und ſtark
bekümmer
ſaal trat
gewöhnlich
lauten A
ſtaunen
bannt, m
ſeinen W
Tag zu l
darauf P
fragte, er
um Kant'
konnte en
lenkte die
man warb
neuen Ide
nicht mehr
ſich mit e
muthe ſeit
zum Kathe
kaum, als
aber ſogle
Kant, na
deutend be
ihm mit H
Arme ſchlo
„Moſes M
Berlin!“ u
als die be
verließen.

Gewitzig

leiner verwachſener Jude mit ſchwarzem Spitzbarte
em Höcker, ohne viel ſich um die Anweſenden zu
n, doch mit ängſtlich leiſen Schritten in den Hör-
und unfern der Eingangsthür ſtehen blieb. Wie
) begannen Hohn und Spott, die zuletzt in jene
eußerungen übergingen; aber zum allgemeinen Er-
blieb der Fremde auf ſeinem Platze wie feſtge-
it einer eiſigen Ruhe, und hatte ſich ſogar, um
illen, den Profeſſor zu erwarten, deutlich an den
egen, eines leer daſtehenden Stuhles bedient und
latz genommen. Man näherte ſich ihm, man
antwortete kurz und artig: er wolle dableiben,
s Bekanntſchaft zu machen. Nur ſein Erſcheinen
dlich den Lärm beſchwichtigen. Sein Vortrag
allgemeine Aufmerkſamkeit auf andere Dinge, und
) ſo hingeriſſen, ſo verſenkt in das Meer von
en, daß man der Erſcheinung des Juden längſt
gedachte, als dieſer nach beendigtem Collegium
iner Heftigkeit, die mit ſeinem frühern Gleich-
ſam contraſtirte, durch die Menge drängte, um
eder zu[illegible]elangen. Die Studenten bemerkten ihn
wieder das höhniſche Gelächter erſchallte, das
ich einer ſtummen Verwunderung wich, da
chdem er einen Augenblick den Fremden be-
trachtet, und dieſer einige Worte geſagt hatte,
erzlichkeit die Hand drückte und dann in ſeine
ß. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge:
Lendelsſohn! es iſt der jüdiſche Philoſoph aus
und ehrerbietig bildeten die Schüler eine Gaſſe,
iden Weltweiſen Hand in Hand den Hörſaal

gt durch dieſen und ähnliche Fälle, hätten die

Studenten endlich dem Unfuge ein Ende machen, und jeden noch ſo ſeltſam gekleideten Sterblichen, von welcher Religion er auch geweſen wäre, ruhig in ihrer Mitte dulden ſollen; allein der Hang zum Rumoren war zu feſt eingewurzelt und die Beachtung des Comments erſchien ihnen zu weſentlich, als daß ſie von ihren Uebungen und Gewohnheiten ſo leicht hätten laſſen können. Die Zeitverhältniſſe mit ihrem ernſten Gefolge wurden damals in den Muſenſitzen wenig beachtet, die Muſenſöhne bekümmerten ſich nicht um das, was man Welthändel nennt, ſie hatten mit den barocken Studentenhändeln genug zu ſchaffen, gaben ſich dem frohen Genuſſe, wie dem ernſten Studium hin, und der tollſte, harmloſeſte Muthwille hatte neben der ſteifſten Pedanterie in den Hochſchulen damaliger Zeit ſeinen Sitz aufgeſchlagen.

So konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Erſcheinung des unbekannten jungen Menſchen, den wir Eingangs der Geſchichte kennen gelernt haben, den Spott der Studenten aufs Neue erregte.

Er hatte ſich in ſeinem abgetragenen, vernachläſſigten Anzuge oben im Saale, zunächſt des Katheders hingeſtellt, und während der Lärm um ihn wuchs, ſchien er ſich nicht im Geringſten für die Urſache deſſelben zu halten, ſondern ſtarrte mit ſeinen weit aufgeriſſenen blauen Augen empor und ſchien die kleinen, runden Scheiben in ſämmtlichen Fenſtern zu zählen.

Endlich erſchien der Profeſſor, die Studenten erhoben ſich, er ging gebeugten Hauptes an ihnen vorüber. Dem Fremden klopfte er im Vorbeigehen auf die Schulter, dem bei dieſer Berührung hohe Glut ins Geſicht ſtieg, die Zuhörer bemerkten es leiſe flüſternd, ſetzten ſich auf ihre Plätze und der Vortrag begann.

Die Lebendigkeit deſſelben ließ nur ſelten die Nachſchrei-
en von ihren Heften aufblicken, wenn dies aber ge-
, ſo bemerkte man nicht ohne Verwunderung, daß
[illegible] vandt den fremden Jüngling anblickte und ſeine
[illegible] nu an dieſen allein zu richten ſchien.

Das Collegium wurde geendet und der junge Menſch
ß ungeneckt den Saal. Der nächſte Tag brachte ihn
er; man wurde daran gewöhnt, ihn zu ſehen, und ob-
er ſelbſt Niemandem ſich mittheilte, ſo erfuhr man von
e, daß er ein entfernter Vetter von ihm ſei, der im
ande Schulen beſucht habe, und gänzlich mittellos, aus
derer Gunſt ſeines Herrn, die Erlaubniß erhalten habe,
end ſeines Aufenthaltes in Königsberg in ſeinen Collegien
ſpitiren. Dies genügte Allen, und man bekümmerte
icht weiter um den unſcheinbaren Gaſt.

5.

u den wunderbarſten Gebäuden, deren Königsberg
als irgend eine andere Stadt aufzuweiſen hat, ſind
eiden Rempter zu zählen, in der Altſtadt und auf
regelinſel gelegen.

enn der letztere überhaupt ſchon mehr Eleganz zeigte,
inem Garten und einer Waſſerkunſt prangte und der
haltung der modernen Welt manche Quelle eröffnete,
ichnete ſich der andere durch ſeine Einfachheit aus
war ſeiner Urbeſtimmung treu geblieben: während des
narktes gewiſſen Kaufleuten zum Waarenlager zu die-
Wachsfiguren, Taſchenſpielern und dergleichen ſeine
hen Säle zu öffnen, die Feſtgelage ſolcher bürgerlichen

Hochzeiten abhalten zu laſſen, die ſich nicht bis zu den Junkergärten verſtiegen, und endlich in langen Hallen den ehrſamen Handwerkern das Vergnügen des alten Nationalſpieles, der Pehlketafel, zu gönnen.

So oft ich auch dieſes Gebäude nach allen Richtungen durchſtrichen habe, da es zugleich als Verbindung zweier lebhaften Straßen zum Durchgange benutzt wurde, ſo iſt es mir doch nicht möglich, mir ſelbſt, oder dem geneigten Leſer ein genügendes Bild davon zu entwerfen. Eine Anhäufung von Gallerien, kleinen Wohnungen, Hallen und Sälen, bald nur ein, bald mehre Stockwerk hoch, kleinen und großen Treppen und Höfen, ſo ſtellt ſich dieſer Rempter meinem Gedächtniſſe dar. Der Einzelheiten jedoch erinnere ich mich mit innigem Vergnügen und gedenke vor Allem der langen luftigen Halle an dem einen Ende des Gebäudes, nach dem Garten hin, wo durch ein nicht zu hohes Gitter die ſchwanken Linden und die freundliche Luft ihre erquickenden Düfte ſendeten, an den Wänden die bunten Schildereien der großen Königsberger Wurſt, des lahmen Schuſters Hans von Sagan, und ähnliche Gegenſtände das Auge erfreueten, und bei dem hohen Glaſe ſchäumenden Löbenichtſchen Bieres die platten Holzteller längs der Pehlketafel mit luſtigem Klange von kräftiger Fauſt hinabgeſchleudert wurden.

In einem Winkel dieſer Halle ſaß eines Abends ein Mann in ſchlichter Kleidung, dem Anſcheine nach ein Handwerker. Sein bereits weißliches Haar war mit einem Hornkamme zurückgeſtrichen, ſeine Schuhe mit ſchlechten zinnernen Schnallen verſehen, und die eine von der Arbeit ſtark gebräunte Hand hielt die Thonpfeife, in der ein ſchlechter Tabak glimmte, am Munde, während die andere oft den Krug anſetzte, in welchem nur ſogenanntes Tafelbier ſchäumte.

Aus dieſem Allen ſchon konnte jeder abnehmen, daß der Mann eben nicht zu den Wohlhabenden zu zählen ſei, mehr als dieſes jedoch beſtätigte es der Antheil, den er an dem Pehlketafelſpiele nahm, das er deſſenungeachtet des kleinen Einſatzes und der damit verbundenen Wette wegen nicht mitſpielte.

Sein Ernſt in den Zügen, die Furchen auf der Stirn, der zuſammengekniffene Mund, die weit aufgeriſſenen Augen ſchienen anzudeuten, daß der Mann ſich wol ſchon im Leben mit Denken abgegeben haben mochte, und auch ſelbſt an dieſem Orte, obgleich äußerlich mit ſeiner Umgebung beſchäftigt, dennoch ſeine Gedanken auf andere Gegenſtände gerichtet habe. Mehre Stunden waren vergangen, ohne daß er ſeine Stellung verändert hatte, da trat ein Fremder an ſeinen Tiſch und forderte von der drallen, hübſchen Marjelle, die den Gäſten die hochſchäumenden Humpen präſentirte, einen Schoppen rothen Weines. Das Mädchen verſtand die Forderung nicht und blieb erwartungsvoll vor dem Herrn ſtehen, bis daß er ſelbſt oder einer der Anweſenden ihr die Sache erklärt haben möchte. Unſer Handwerksmann nahm die Pfeiſe vom Munde und ſagte: „Der Herr will ein Quartier Pontak,“ und ſogleich lief das flinke Mädchen lachend fort, um das Verlangte zu bringen. Der Fremde machte ſich an dem Tiſche breit, und der gute Königsberger wandte kein Auge von ihm, um ſich den merkwürdigen Mann recht genau zu betrachten, der vielleicht aus einem Weinlande hergereiſet war, wie er durch ſein Gelüſten nach Pontak und den Ausdruck, Schoppen, bereits faſt bis zur Gewißheit dargethan hatte. Damals, wo Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Eilwagen, und alle dieſe Beförderungsmittel noch nicht erfunden waren, zählte man Reiſende aus entlegenen Gegenden noch zu den Seltenheiten, wenngleich jetzt, wo welterſchütternde Kriege im Verein mit jenen Erfindungen die Menſchen aus allen Winkeln des Erdballs hin- und hertragen, ein Menſch vom Drenske am Pregel und einer von der Baſſinthal am Rhein gar keine Aufmerkſamkeit mehr erregt.

Der Pontak kam, der Fremde ſetzte das feſtliche Spitzglas mit den ſchönen eingegrabenen Sprüchen und Schildereien bei Seite und verlangte ein Bierglas. Abermals etwas Unerhörtes, dann aber, als ihm dieſes gebracht wurde, ſchüttete er von dem Wein hinein, ſchwenkte das Glas mit dem Wein aus und goß es auf den weißen Sand und geharkten Kalmus, die in zierlichen Haufen unter den Bänken an der Wand lagen; endlich, zum Uebermaß des Erſtaunlichen, nahm er aus einer zierlichen Büchſe ein Ding, das wie ein Bleiſtift ausſah, zündete es am Lichte an, ſteckte es in den Mund und rauchte, wie man in Königsberg eine Pfeife zu rauchen pflegte. Das war zu viel, der Handwerksmann, den wir bereits kennen, konnte keinen Blick mehr von dem Fremden verwenden, doch um ſeine Neugier einigermaßen zu verbergen, that er mehrmals lange Züge aus ſeinem Tafelbierkruge, während er dabei unverwandt ebenſo lange Blicke auf dem räthſelhaften Sonderlinge ruhen ließ. Die Preiſetafel bot ihm nichts Intereſſantes mehr dar, einige Krüge Tafelbier waren bereits mehr als gewöhnlich genoſſen worden, und die Stunde war vorüber, wo er den Komptoir zu verlaſſen pflegte; aber der intereſſante Fremde ſaß noch da, der, wenn er auch noch kein Wort mit ihm geſprochen hatte, dennoch ihn ſo gut unterhielt, da man ſich, wenn man ihn aufmerkſam beobachtete, allerlei von fremden Ländern, Völkern und Sitten, das man irgendwo geleſen, auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen konnte.

Sie ſind ja wol ein Königsberger?“ fing endlich, nach- eine volle Stunde das tiefſte Stillſchweigen zwiſchen n geherrſcht hatte, der Fremde an.

Ihnen zu dienen,“ erwiderte mit höflicher Verlegenheit andwerker.

Nun denn, ſo könnten Sie mich ſehr verbinden, wenn mir einen ehrlichen, guten Schuhmacher nachweiſen n,“ ſprach der Fremde, „für den ich reichlich Arbeit “

ß, da kann ich,“ verſetzte der Andere, ohne der Be- heit zu nahe zu treten, „mich ſelbſt nennen, ich bin rlicher Mann, und mein Handwerk verſteh' ich aus Fundament. Darf ich mir die Wohnung des hochge- Herrn ausbitten, und die Stunde, wenn ich vielleicht n kommen darf?“

Ich werde zu Ihnen kommen, Meiſter,“ ſagte lächelnd remde, „das trifft ſich ja ganz herrlich!“

Und ich bin Meiſter Kurtius und wohne unweit von n der Roggenſtraße,“ ſagte höflich der Schuhmacher, mer 177, dem Kettenbrunnen gegenüber, zwei Trep- ch.“

Kurtius? Kurtius?“ bemerkte lächelnd der Andere. ſt ja ein Römername!“

Weiß der Himmel, wie er nach Preußen gekommen ag, und ob er ſich wirklich noch aus den Römerzei- datirt,“ ſagte wichtig unſer Schuhmacher. „Ich habe einem Drehſtuhle ſitzend, oft darüber nachgedacht, Vieles darüber geleſen und nachgeſehen; konnte aber ntlich nicht dahinter kommen,“ fügte er mit einigem ze hinzu; „es gibt ſo viele berühmte Schuhmacher Welt, von Hans Sachs bis zu Jacob Böhme, daß h einmal ein Schuhmacher den Namen eines römiſchen Helden führen kann, ohne gerade deshalb beſonderes Aufſehen zu erregen. Iſt nicht das große philoſophiſche Licht, das jetzt von Königsberg aus ſeine Strahlen über die Welt verbreitet, auch aus unſerm Gewerke hervorgegangen, iſt nicht Immanuel Kant der Sohn meines eigenen Lehrherrn?“

Der Stolz, der ſich bei dieſen Worten in ſeinem ganzen Weſen recht ſichtbar zu erkennen gab, wurde von dem Fremden nicht berückſichtigt, der, wie es ſchien, von dem philoſophiſchen Lichte Königsbergs noch nicht die kleinſte Ahnung hatte. Dies hinderte jedoch nicht den wohlunterrichteten Schuhmacher mit Salbung fortzufahren:

„So ſonderbar es auch ſcheinen mag, daß Schuſter ſich oft durch Tiefſinn, Poeſie und dergleichen herrliche Göttergaben und Geiſteskräfte hervorthaten, ſo einleuchtend erſcheint es dem Eingeweihten, der ſelbſt auf dem Dreifuße ſitzt, der eine ordentlich begeiſternde Kraft mitzutheilen im Stande iſt. Man ſitzt denn ſo da, zieht den Pechdraht, oder hämmert, oder bohrt Löcher und dergleichen, und hat nicht nöthig, wie der Schneider, die tauſend und abertauſend kleinlichen Stiche und ihre Accurateſſe wahrzunehmen, kurz, Alles iſt großartiger bei uns, wir ſind nicht ſo ſehr dem nichtsſagenden Modekram unterworfen, und dürfen uns mit unſern Gedanken hin verfügen, wo wir wollen und können. Ja, mein werther Herr, ich bin zwar nur ein armer Mann, aber die Wiſſenſchaft geht mir über Alles, und wenn Sie mich morgen beehren werden, ſo ſoll Sie mein Bücherſchatz in Erſtaunen ſetzen, den ich zwar nicht allein —“

„Machen Sie aber auch einen guten Stiefel?“ fiel ihm aufſtehend der Fremde ins Wort.

„Das darf nicht fehlen,“ antwortete empfindlich der Schuhmacher Kurtius — „die Bücher — dies wollte noch hinzufügen, bewegt aber größtentheils mein

r habt alſo auch einen Sohn?“ ſprach, wie inner-
regt, der Fremde. „Ei, das freut mich! nun iſt
Wein ausgetrunken, meine Cigarre aufgeraucht, für
t's genug. Morgen früh beſuche ich Euch. Lebt
Meiſter!“ und ſomit ſchüttelte er dem Handwerks-
recht getreulich die Hand und verließ die Halle.
tius war aufgeſtanden, leerte ſeinen Krug, rief die
Marjell herbei, legte ihr einige Dittchen in die
ltene-Hand und verließ, ſeinen Hut ſchief auf-
ganz vergnügt ſeinen angenehmſten täglichen Er-
ort.

G.

der Roggenſtraße, Nr. 177, dem Kettenbrunnen
r, war zur damaligen Zeit ein Haus belegen, das
den ſtattlichſten der Stadt zählen konnte. Es ge-
m reichen Goldſchmiede Nikorowski, der mit ſeiner
en Familie die untern Stockwerke bewohnte. Unter
nge von Kindern, womit die Vorſehung den wohl-
n Mann beſchenkt hatte, ſtrahlte vor Allen Friede-
Schönheit und Liebenswürdigkeit hervor. Wie Saul
n hebräiſchen Kriegern, ſo ragte ſie unter allen ih-
ielinnen um einen Kopf hervor, und wenn es Eine
, ſo war ſie es, Königin der ſchönen Mädchen
ngs zu heißen. Auf ihrem hohen, ſchlank aufge-
Körper ſaß ein Köpfchen, deſſen liebliche Un-
den angenehmſten Eindruck machten, durch die

innige Harmonie, in der ſie zu einander ſtanden. Die Haut war mit dem friſchen Pfirſichflaum bedeckt, mit dem durchſichtigſten Karmin überhaucht, und an den zarteſten Stellen, wo das Geäder durchſchimmerte, wie mit echtem Ultramarin lavirt. Der Mode der Zeit entgegen, ward ſchon hier und da von der jungen Welt der Puder verbannt. Friedericke gehörte zu dieſen Wenigen. Ihr blondes Haar, in dicken, langen Flechten und wallenden Locken verlieh dem Oval ihres Geſichts einen ſolchen Heiligenſchein anmuthvoller Schönheit, daß man niederknien mochte vor dieſer Madonna aller Herzen.

Das Beet, worauf dieſe Wunderpflanze gekeimt war, hatte jedoch ſonſt keine aufzuweiſen. Sowol die Eltern des Mädchens, wie deſſen Geſchwiſter ſahen ihr im Aeußern nicht gleich. Der Vater, ein geſchickter, aber rauher, und mit einem unerträglichen Hochmuth ausgeſtatteter Mann, die Mutter, eine von Eitelkeit und Dummheit befangene Frau, die Schweſtern dieſer Mutter, die Brüder dem Vater ähnlich. So geſchah es, daß Friedericke ziemlich einſam ihre Tage verlebte, während ihre Geſchwiſter in der zärtlichſten Verbindung mit einander ſtanden, und hätten die Eltern nicht geglaubt, durch die auffallende Schönheit ihrer Tochter einſt noch einen bedeutenden Freier anzuziehen, und würde ſie nicht deshalb ſchonend behandelt worden ſein, ſo hätte man ihr Loos wahrlich beklagen haben müſſen.

Im vierten Stocke dieſes Hauſes hatte nun, unter vielen kleinen und großen, armen Handwerkerfamilien, unſer Schuhmacher Kurtius ſeine beſcheidene Wohnung aufgeſchlagen. Er war Wittwer und theilte ſein Stübchen mit ſeinem einzigen Sohne, der ihm bei ſeiner ſpärlich angemeſſenen Arbeit kräftig unterſtützte.

Kurtius, den wir ſchon kennen lernten, war ein Mann

Geiſt und einer gewiſſen Bildung, die zwar ohne ge-
en Grund, dennoch durch die mannichfachſte Beleſen-
ihm angeflogen war. Er führte ein Tagebuch mit al-
lmſtändlichkeit eines modernen Memoirenſchreibers, un-
auch an Stellen, die ſich dazu eigneten, leidliche Auſ-
e nichts Seltenes waren, und wenn auch hier und da
r der Schreibart und Sprache mit unterliefen, ſo
chte doch in der Anordnung eine geſunde Urtheilskraft,
die Darſtellung entbehrte des Geſchmacks nicht. Dabei
d er mit großer Gewiſſenhaftigkeit ſein Handwerk, ſeine
iten wurden ſtets zur Zufriedenheit der Beſteller abge-
t, und wenn er nicht mehr geſucht war, ſo lag es
, daß er ſich nicht darum bemühte und daher zu
n alten Kunden ſelten neue hinzukamen; ſeinem Sohne,
bei ihm als Geſell arbeitete, hatte er von frühſter Ju-
eine Richtung gegeben die noch auffallender mit der
ſenen Hantirung im Widerſpruche zu ſtehen ſchien.
Knabe auf Schulen und ſpäter durch eigenen Fleiß
er in den Augen des Vaters zu einem Rieſen in der
rſamkeit herangewachſen, und mit dem innigſten
lbehagen ſah er manchmal auf ihn nieder, wenn er
niedrigen Tiſchchen ſaß und mit Pfriem und Ahle
ſchäftete, und ſprach vor ſich hin: „Warum ſoll ein
ſter nicht auch ein Gelehrter ſein dürfen? Welch ein
rtheil, daß nicht auch Handwerker ſich der Wiſſen-
n erfreuen ſollen? Je ſeltener es iſt, deſto mehr
t es mich an, und mein Sohn ſoll und wird noch
l manchem Doctor etwas zu rathen geben!“ Dann
n er ſich eine Weile, griff nach einem Wörterbuche
fragte: „Junge, ſage mir einmal, was iſt: [illegible]
[illegible]?“ Und wenn der Sohn lächelnd von
rbeit aufblickte und ihm ſagte: „Vater, [illegible]

Sie mich mit der Anatomie. Sie wiſſen, ich habe mich nie damit befreunden können;" ſo ermunterte der alte Schuhmacher Kurtius ernſt: „Ja, leider, weiß ich es, und darum ſollſt Du zum Mediciner verderben. Aber der Menſch ſoll vor keiner Wiſſenſchaft Averſion zeigen, ſondern ſie alle gleichſam, bildlich geſprochen, verſchlingen. Uebrigens merke Dir, daß jenes Wort das Mäuslein oder Muskelchen am Halſe bedeutet, ſo den Kopf nach vorn bewegt; denn man kann nicht wiſſen, wann man es braucht."

8.

Natange, ſo hatte der Altreuße ſeinen Sohn taufen laſſen, war ein ſchöner Jüngling, und hätte er ſich in ſchönere Kleider werfen können, ſo würde er längſt die Augen der Leute auf ſich gezogen haben. Nun aber beachtete man ihn wenig. Seine Kleider waren nicht nur abgetragen und nicht nach der Mode, ſondern auch in ſo vernachläſſigtem Zuſtande, daß hier ein Knopf, dort ein Band fehlte, daß am Ellenbogen ſogar das Futter durchblickte, und von einer Buſenkrauſe und dergleichen anſtändigem Schmucke auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken war. Und doch hatten zwei Augen theilnehmend nach dem Jünglinge geblickt, und doch hatte ſein ſtilles, heiteres Weſen, der Geiſt, der aus ſeinem Antlitz ſtrahlte, die Zierlichkeit ſeiner Rede, und die Sage von ſeiner großen Gelehrſamkeit, die noch um ſo größer erſchien, als ſie in ſeinem Stande ſelten war, ihm ein Gemüth zugewendet, das einſam in dem reichbevölkerten Hauſe, wenngleich unverſtanden von ſeiner Umgebung.

em Rotange von ſeinem einſamen Spaziergange
nach Hauſe kehrte, und die reichen Goldſchmieds-
mit Nachbarn und Verwandten im lauten, fröhlichen
ch vor der Thüre ſahen, und Friederike abgeſondert
m Uebrigen am künſtlich geblümten Eiſengitter ſtand
er Augen ihm milder ſtrahlten als die Meſſing-
daran, vom Abendſonnengold übergoſſen, dann ab-
tiefer auf, und er konnte es nicht laſſen, den Auge
t aufzuſchlagen, wenn es ihm gleich wie ein Raub,
ligen verübt, vorkam.

ine Leidenſchaft zu der Jungfrau wuchs mit den
. Als Kind hatte er ſie — ſelbſt noch Kind — ge-
und ſo hatten ſich ſtufenweiſe vor ſeinen Augen all
rlichkeiten ihrer Reize entfaltet, wie vor den Augen
rtners ſich die Roſe aus der Knoſpe entwickelt, und
tiefer wurzelte in ſeinem Herzen das Gefühl der
ür ſie, die Einzige auf Erden. „Bin ich einſt ſo
,“ dachte er bei ſich, „durch meine Kenntniſſe mich
einen jetzigen Stand zu ſchwingen, ſo kann ich viel-
nmal vor Herrn Nikaſowski treten und um die
ſeiner Tochter anhalten.“ Dann aber überwältigte
gleich der Gedanke, „das wird wol nie, nie mög-
h!“

as er in der Schule an Kenntniſſen gewonnen hatte,
r nun in den Abendſtunden und ſtillen Nächten
lectüre auszubilden und zu vergrößern. So hatte er
Kant's neu herausgekommene Schriften ſich zu ver-
gewußt, und je mehr er bereits von ihrem wichti-
halte gehört hatte, mit deſto größerer Begierde ſuchte
nnen zu lernen. Wohl aber fühlte er, daß er im
n Studium nie ihre Tiefen zu ergründen vermöchte,
er dabei des belebenden Funkens des männlichen

Vertrauen ihm ſchärfe. Ihm dienen, dem großen Meiſter, ſeine Collegen beiſtehen, das war von Stunde an ſein Gedanke, mit dem er ſich niederlegte, mit dem er aufſtand. Ohne Ruhe trieb es ihn Tagelang umher, er drängte ſich in die Nähe des bewunderten Weiſen, ohne das Herz zu haben, ihn anzureden, alle ſeine Hoffnungen hatten ſich, ſeltſam genug, darauf geſtützt. „Schreite ich im Reiche des Wiſſens weiter, ſo komme ich meinem Ziele näher!“ ſo ſprach eine innere Stimme ihm tröſtlich zu.

Eines Abends war er in ſichtbarer Unruhe fortgegangen. Sein Vater ſah ihm beſorgt aus dem Fenſter nach, und wußte ſchon ſeit langer Zeit nicht recht, was er aus dem Jungen machen ſollte. Später als gewöhnlich kehrte endlich Natange heim. Der heitere Sommerabend hatte viele ſchöne Mädchen vor die Hausthür gelockt. Auch Friederike war darunter. Natange hatte eine herrliche Lilie gepflückt, deren Düfte man erſt nach Sonnenuntergang reichlich und voll dem zarten Kelche entſtrömten. Mit einer Heiterkeit, mit einer Sicherheit, die man ſonſt nicht an ihm bemerkt hatte, blickte er zu dem Mädchen hinauf, und tief den Hut ziehend, ſprang er zu Friederike hin, ihr die Blume überreichend. Sie nahm ſie dankend und lächelnd ihn anblickend aus ſeiner Hand. Die Andern nickten naſerümpfend weiter: „Mein Gott, der Schuſtersgeſelle! wie dreiſt!“ ging es von Mund zu Mund. Natange aber vernahm es nicht, ein Himmel voll freudiger Hoffnung hatte ſich auf ihn geſenkt, und er ſchwebte hinauf in ſein dumpfes Stübchen, denn an dieſem Abend hatte er Kant geſprochen und war von ihm auf den andern Tag zu ſich beſchieden worden.

Me
der Arb
Pehlketa
einen g
in nicht
Rechte,
dieſer al
ſie ihm
Maße
Schuhe
lächelnd
— „Ne
Herr bel
heit bei
„Sc
Euch be
nehmen
„Wi
verehrter
Schuhm
die Schu
und ſelbſ
ſie ihre
wäre ein
unternehm
Und
gleichſam
dieſer ſta
zwar me

8.

ſter Kurtius ſaß mit ſeinem Sohne Natange bei
eit, als der fremde Herr, die Bekanntſchaft von der
afel, hereintrat und mit freundlichem Handſchlag
uten Morgen wünſchen wollte. Der Meiſter war
geringer Verlegenheit, als er die ſchmutzige, harte
in die weiche, beringte, des Fremden legen ſollte.
der ſchien nicht darauf zu achten, ſondern ſchüttelte
recht herzlich. Nun aber eilte Kurtius mit einem
herbei, bat den Fremden ſich niederzulaſſen, die
auszuziehen und den Fuß vorzuſtrecken, der aber
ſtehen blieb und ihn fragte: „Wozu dies Alles?“
m,“ entgegnete Kurtius verlegen, „ich glaubte, der
dürfe eines neuen Schuhwerks und wollte die Ar-
mir beſtellen?“

huhwerk wol“ — ſprach der Fremde — „bei
ſtellen die Arbeit — wohl — aber — Maß
— nicht.“

e? nicht Maß nehmen?“ rief Kurtius. „Nein,
Herr, ſo geſchickt bin ich nicht, und wol kein
acher in unſerm ganzen Königsberg. Das mögen
ſter da draußen wol können, aber hier in Preußen,
die aus Röſſel und Tilſe, wo ich lernte, und wo
Sache verſtehen, würden ſich dafür bedanken. Das
Domnauer Streich, wollte man dergleichen wol je
nen.“

ſomit wandte er ſich erſtaunt zu ſeinem Sohne,
um von ihm ſeine Ausſage beſtätigt zu ſehen,
nd aber noch verwunderter da, wie der Vater, und
hr über die Erſcheinung des Fremden überhaupt.

als über den ſeltſamen Antrag, Schuhe zu liefern, ohne vorher das Maß genommen zu haben.

„Ich will Eurer Verwirrung nur ein Ende machen," ſagte nach einer Pauſe der Fremde, „es handelt ſich hier nicht um ein Paar Schuhe, ſondern um mehre Tauſende, und nicht für ein Paar beſtimmter Füße, ſondern für unbeſtimmte, die wol kommen könnten, um ſich ihrer zu bedienen. Es iſt nämlich von einer bedeutenden Schuhlieferung die Rede, die Ihr mit mir zu guten Bedingungen abſchließen ſollt, und die Euch, wenn Ihr's verſteht, zum wohlhabenden Manne machen kann. Denn, leben und leben laſſen, das iſt mein Wahlſpruch. Ich bin ein Bürger der nordamerikaniſchen Freiſtaaten."

„Ei, mein Herr Bürger," rief hier verwirrt Kurtius aus, „da ſolltet Ihr die Aelterleute des Gewerks zuſammentreten laſſen, damit ſie ſich erklärten, wie ſie ein ſolches Geſchäft von ſo großem Umfange ins Werk zu ſetzen gedächten. Das wäre ja hinlänglich, Viele in Thätigkeit und annehmlichen Wohlſtand zu bringen, wie möchtet Ihr Euch nur mit dergleichen an mich wenden, der ich weder Geſellen noch Lehrlinge halte, noch Leder in Vorrath habe; noch überhaupt einer ſolchen Unternehmung gewachſen bin. Denn ſeht, ich ſelbſt habe ſtets die Wiſſenſchaft geliebt, und mich mit ihr mehr beſchäftigt, als ſich wol für einen Schuhmacher geziemt, und hier mein Sohn will nun gar das Handwerk zur Nebenſache machen. Der hört am Tage Collegia, und bereichert ſo recht ſeinen Geiſt mit wiſſenſchaftlichen Schätzen, und dieſe Lieblingsneigung aufzugeben, um den ganzen Tag auf dem Drehſtühlchen zu ſitzen, das würde ihn ſehr unglücklich machen."

„Ei, wenn Ihr ſo hochmüthig ſeid, Ihr guten Leute," verſetzte bitter der Nordamerikaner, „ſo iſt Euch natürlicher

nicht zu helfen. Will der Handwerker über ſeinen
hinaus, und gibt ſich mit andern Dingen ab, die
ür ihn ſind, ſo iſt er ein verlorener Mann. Statt
ollkommenen Handwerkers, wird er ein ſchlechter Ge-
Politiker, Künſtler, oder was weiß ich, wozu ihn
rderbliche Neigung hinzieht, und ſomit ladet er das
e der Vernünftigen auf ſich. Ja, guten Freunde,
dacht' ich freilich nicht; wenn Ihr auch zu dieſen
gehört, die mehr ſcheinen wollen, als ſie ſind, ſo
mit Eurer Arbeit ſchlecht genug beſchaffen ſein, und
de wol mit meinem Auftrage an eine andere Thür
müſſen.“

hr kränkt meinen guten Vater,“ nahm hier Natango
ort, und eine hohe Röthe des Unwillens ſtand auf
Geſichte, „dem iſt nicht ſo, wie Ihr vermeint. Daß
Vater beſſer und richtiger ſchreibt, wie ein gewöhn-
Schuhmacher, kann ihm doch wol nicht zu Schaden
n, und daß er ſtets Vergnügen daran fand, gute
zu leſen, ebenſo wenig. Bei mir iſt es ein An-
Mich hat mein Vater nicht ſo eigentlich zum Hand-
rzogen; daß ich es treibe, geſchieht, um meinen Vater
Arbeit zu unterſtützen, ſo viel ich kann; denn meine
aufgeben, wodurch ich vielleicht einmal im Stande
rde, dem Leben meines Vaters eine andere Geſtal-
geben, meine Studien aufgeben, die mir Alles er-
was andere Menſchen in meinem Alter erfreut, das
nicht, und das wird wol auch kein Menſch von
nd Gemüth mir zumuthen. Warum wir endlich
wenig Kundſchaft haben und nur dürftig unſern
t erwerben, das liegt wahrlich nicht an unſerer Un-
hkeit. Fragt nur einmal herum bei unſern Kunden.
r Bürgermeiſter von Hippel, der große Humoriſt,

hält was auf einen feinen Fuß, und wir liefern ihm ſeinen ganzen Bedarf. Aber viele ſolcher Abnehmer haben wir freilich nicht; denn der Vater hat ſich nie hinzugedrängt, um andern Meiſtern die Arbeit wegzuſchnappen, und darum ſind wir ſo geblieben, wie Sie uns finden, arm, arbeitſam, doch zufrieden.“

Der junge Menſch war, wie es dem alten Kurtius ſchien, ein wenig zu heftig geworden; er nahm daher, als jener geendet hatte, ſogleich das Wort, um dem fremden Herrn für ſeinen Antrag zu danken und zugleich zu verſichern, wie es unmöglich für ihn wäre, jemals an die Ausführung eines ſo bedeutenden Geſchäfts zu denken, da er nicht die Mittel beſitze, die erforderliche Menge des Handwerkszeuges anzuſchaffen, geſchweige denn die großen Ledervorräthe einzukaufen, deren er dazu benöthigt ſein würde.

„O, wenn's weiter nichts iſt,“ rief der Fremde, „ſo laßt nur Eure Bedenklichkeiten. Glaubt Ihr, ich würde ſo dumm ſein, Euch zuzumuthen, die Arbeit ohne Vorſchuß zu beginnen?“ Hier ſind,“ ſagte er, eine Brieftaſche hervorziehend und ſie auf den Tiſch legend, „tauſend Pfund in Banknoten, welches ſo viel wie ſieben tauſend preußiſche Thaler beträgt; dies iſt eine vorläufige Abſchlagszahlung auf die künftige Lieferung. Bedient Euch des Geldes, um mit gehörigem Nachdrucke auftreten zu können; verſammelt Ihr nun Aelterleute und Meiſter Eurer Innung, gebt den Leuten zu thun, ſo viel Ihr wollt, nehmet Unterlieferanten an, wenn es Euch beſſer dünkt. Ihr aber ſeid mir verantwortlich, mit Euch ſchließe ich morgen den Contract ab, denn Ihr, Kurtius, ſeid mir von allen Seiten als ein redlicher Mann geſchildert, und nur mit einem ſolchen will ich zu thun haben. Ueberſchlaft nun den ganzen Handel, be-

Euch mit Euren Genoſſen und Freunden, ich will
Zeit laſſen. Morgen gegen Abend bin ich wieder bei
um Eure Vorſchläge hinſichtlich des Preiſes, die Ter-
er Ablieferung u. ſ. w. zu vernehmen."

uch dieſen Worten grüßte er freundlich und verließ
das Zimmer. Vater und Sohn ſtanden ſtumm ein-
gegenüber, und wäre das rothe Taſchenbuch nicht
geblieben, das ſtrozend voll von den Banknoten war,
de ſie wahrlich nichts haben überreden können, daß
t geträumt hätten.

eiſter Kurtius ſezte ſich ſinnend in ſeinen Seſſel,
auch wol dann und wann einen Bleiſtift zur Hand,
ete die Preiſe des ſämiſchen Leders, der Sohlen, des
hns, die Zeit der Anfertigung, rieb ſich dann die
, ging auf und ab im Zimmer, zählte die Bank-
hielt ſie gegen das Licht, um nach ihren Waſſer-
zu ſehen, kurz, that mit einem Male wie ein ge-
Geſchäftsmann. Natango ſteckte aber ſeinen Kopf
n den Blumenſtöcken zum Fenſter hinaus und blickte
riederike, die vor der Thür ſaß, und der Gedanke
in ihm auf: „Wenn du nun wirklich einſt Doctor
könnteſt und ſo als graduirter Mann vor Herrn
wski hinträteſt, und dein Vater wäre der reiche nord-
niſche Schuhlieferant, und es käme Alles ſo, wie du
ſchteſt, und Friederike könnte dich leiden" „Sieh
Natango!" rief hier der Alte, „ſiebentauſend Thaler
ſammen, es iſt mir wahrhaftig wie ein Märchen!"
r Sohn ging entzückt vom Fenſter, und ſah die
oten wirklich daliegen, und dachte bei ſich, „es gibt
en, die recht zum Glücke geboren werden, und wie
kommt, bin ich ein ſolcher!"

9.

Andern Tages, als Natango voll freudigen Muthes ſeinen ſchlechten Rock anzog, um ſich in Kant's Collegium zu begeben, das er um Nichts in der Welt verſäumt haben würde, nahm auch der alte Kurtius Hut und Stock, und wie es damals noch bei Handwerksleuten gebräuchlich war, wenn ſie Anſtandsviſiten machten, ſeinen blauen Rokelor um.

„Ich will jetzt die Runde bei den reichſten Zunftgenoſſen machen und mir einen tüchtigen Compagnon ſuchen, dann auch auf die Herberge gehen, um zu ſehen, auf wie viele arbeitsfreie Geſellen ich rechnen kann, vor Allem aber zu den Lederfabrikanten, um wegen der Preiſe und ihrer Vorräthe mich zu beſprechen.“

An der Straßenecke nahmen Vater und Sohn Abſchied. Jener wandte ſich nach der Schuhmachergaſſe, wo damals die bedeutendſten Meiſter wohnten, der Andere ſtieg fröhlich den Schloßberg hinan, Bruſt, Herz und Kopf voll des ſeligſten Glückes und der ſchönſten Hoffnungen. Voll Verwunderung ſahen die Matadore des Schuſtergewerks den ſo unbedeutenden Meiſter Kurtius im Feſttags-Rokelor vor ſich erſcheinen. Mitleidig hörten ſie ſeinen Antrag an, vermeinend, es rapple bei dem guten Manne im Oberſtübchen; dann aber, ſobald er ſeine Brieftaſche mit dem köſtlichen Inhalte hervorgezogen hatte, ſchlugen ſie verwundert die Hände zuſammen und meinten, es ließe ſich die Sache in Erwägung ziehen. Theils waren aber ihre Vorſchläge ſo ſehr auf ihren Nutzen berechnet, indem ſie ihre Ledervorräthe zu den höchſten Preiſen anbringen, oder Dieſes und Jenes vor Kurtius voraushaben wollten, theils fertigten ſie ihn mit einem neidiſchen Hochmuthe ab und meinten, ſie

Gott lob! nicht nöthig, ſich mit ſolchen Speculatio-
laſſen; auch käme ihnen die ganze Geſchichte zu
ch und überſpannt vor; und ſo geſchah es denn,
Mittage Freund Kurtius an ſeinem Tiſche ſaß, den
n der Hand, und Zahlen und Zahlen, und Preiſe
vor ſich hinmurmelte und dann niederſchrieb, um
den, der am Abende wiederzukommen verſprochen
deſtens eine genügende Auskunft geben zu können.
unternehme dies ſorgenvolle Geſchäft,“ ſagte er
bſt, „ich bin es meinem Natango ſchuldig. Ich
m habe zu leben, und bin mit meinen Hoff-
d Ausſichten im Reinen, aber mein Junge kann
bringen, mein Junge iſt für die Schuſterlampe
en, er ſoll den Nutzen davon haben.“

go kam nach Hauſe. Er wollte Verſchiedenes
r wiſſen, der war aber theils ſo zerſtreut und im
verſunken, theils hatte er mit den Geſellen und
rmen Meiſtern, deren ſich eine große Menge un-
iel abzureden, daß der Sohn, auf ſich allein be-
uch ſeinen Lieblingsgedanken nachhing. Friederike
i, Frau Doctorin Kurtius, und der ganze Himmel
und des Eheglücks, und ein ganzer Hauſe holder
rtige und unartige, große und kleine, und von
en und Paſſionen. Und ein alter Vater, der
e, ſondern in einem ſchönen Hauſe wohnte, und
de und Leben und hohes Glück. So kam der
an, der Fremde trat ein, des Alten wohlausge-
billige Bedingungen wurden ohne Einwand an-
und ſogleich eine vorläufige Stipulation bei einem
rtien darüber aufgeſetzt.

igtauſend Paar Schuhe und ebenſo viele Stiefel-
ſten in der feſtgeſetzten Zeit zur Verſendung nach

Philadelphia einem bekannten Handelshauſe überantwortet werden, welches auch die Zahlung dafür, Vorſchüſſe und alle andere Verbindlichkeiten übernommen hatte. Der Fremde unterſchrieb: John Harven, Bertiſon und Compagnie in Philadelphia — und der Handel war richtig. Abends vor dem Schlafengehen ſagte Kurtius zu ſeinem Sohne: „Mit der Pehlketafel iſt es auch vorbei für mich, wie überhaupt mit jeder Lebenserheiterung; mein Kopf iſt ſchwer von Sorgen, und am Abende wird das Geſchäft des Tages zu Buche gebracht werden müſſen. Aber Du ſollſt mir keinen Stich mehr machen — dem Handwerke entſagen und auf den Doctor losſtudiren. So iſt mir's eben recht, und ich habe mir's oft gedacht, es ſo recht im Großen treiben zu können. Das iſt kein Handwerk mehr, ſondern ein weltverbindendes Handelsgeſchäft."

Kurtius, ſo tüchtig er in Allem befunden wurde, gehörte dennoch, durch die ſonderbare Richtung ſeines Geiſtes, zu den Ueberſpannten. Ihm war die Lage, in die er ſich verſetzt ſah, höchſt unbehaglich und drückend, doch mit einem Leichtſinne, von glänzenden Hoffnungen genährt, überließ er ſich ganz dem Glücke der Gegenwart und kümmerte ſich wenig darum, ob ſeine Kraft auch hinreichen würde, das Begonnene zu Ende zu führen. Ebenſo wenig bemühte er ſich, dem zarten Ariadnefaden nachzuſpüren, der den reichen Fremden zu ihm geleitet, und begnügte ſich ein für allemal anzunehmen, der Zufall, das Glück, die Pehlketafel, ſein freundliches Antworten habe die Bekanntſchaft und die Geſchäftsverbindung mit Amerika herbeigeführt.

So ſehen wir nun in größern und kleinern Räumen von Geſellen und Meiſtern Schuhe und Stiefeln arbeiten, die von Meiſter Kurtius angenommen und dem Handelshauſe zur Verpackung und Verſendung übergeben werden.

n Geſchäftsſtübchen wird im Kneiphofe, dem Mittelpunkte s Handelsverkehrs, gemiethet, dort drängen ſich die Mäkler d Lederhändler um den alten Kurtius, der, die Feder ter dem Ohre, hier fertige Arbeit abnimmt, dort rohes aterial hingibt, während ein Mann Alles in ein großes ch ſchreibt und Natango mit den Geldſäcken hin- und wirft, ſie öffnet und Zahlungen leiſtet. Sobald es aber ſchlägt, wird die Kaſſe geſchloſſen; dann läßt der Sohn Vater allein walten und läuft in den Hörſaal des ofeſſors.

Monde waren bereits ſo verſtrichen, und bei aller Verderung nach Außen war doch in dem Häuslichen des huhmachers nichts verändert worden. In derſelben ſchlichten idung gingen ſie einher, der Sohn hatte nicht daran ght aus Gleichgültigkeit, da er von Jugend auf gewöhnt r, keinen Werth darauf zu legen, und der Vater vermte es ob wichtigerer Geſchäfte. Ebenſo bewohnten ſie h die beſcheidenen Zimmer in Nikutowski's Hauſe, die in Augen des jungen Kurtius von keinem Palaſte aufgegen werden konnten, und jetzt um ſo mehr, da bei ihrer änderten Glückslage Herr Nikutowski freundlicher die mkehrenden grüßte, auch wol dem alten Kurtius die nd reichte, und Friederike weniger verſtohlen nach Nago blicken durfte.

10.

Ein halbes Jahr war zu Ende, und das ausgebreitete häft des alten Kurtius blühte immer mehr und mehr. ango trieb die Wiſſenſchaft mit einem noch größern

Eifer als zuvor, da er jetzt, frei von der ſchmuzigen Arbeit und ohne Nahrungsſorgen, ſich ihr gänzlich hingeben konnte. Da er indeß wenig ausging, ſo kannte man ihn nicht, auch wollte er — um Spöttereien zu entgehen — im Collegium des Profeſſors Kant ſein Incognito nicht ablegen. Er erſchien in demſelben abgetragenen Rocke, in dem ihn Kant das erſte Mal geſehen hatte, und galt bei allen Studenten für einen Verwandten des alten Lampe. Kant's Neugier konnte es nicht erregen, zu wiſſen, wer er ſei, und ſo geſchah es denn, daß man gewohnt war, ihn täglich an ſeinem beſtimmten Platze, unfern des Katheders, ſtehen zu ſehen, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern. Kant jedoch ſah den fleißigen Zuhörer nicht ungern bei ſich, und bei langen Perioden, die in ſeinem Vortrage nicht ſelten waren, oder wenn eine Deſinition mit beſonders eindringlicher Deutlichkeit gemacht werden ſollte, ſo konnte man es wol bemerken, wie Kant's Auge feſt und unverwandt auf Natango gerichtet war, und wie es ihn ſorglich ſuchte, wenn die Menge ihn von dem Orte gerückt oder verſteckt hatte. Dies merkte Natango ſogleich, und alsbald machte er ſich Bahn bis in die Nähe des Profeſſors, der dann mit wohlgefälliger Ruhe ſeinen Vortrag zu Ende brachte, die Augen nach Natango gewendet, und nur ſelten ſie von ihm, nach einer andern Seite hin, richtend. Dieſe auffallende Sonderbarkeit abgerechnet, hatte ſich jedoch der junge Kurtius keiner andern Auszeichnung von Seiten ſeines großen Lehrers zu erfreuen, der an ihm vorüberging und ihm ein eben ſolch ſtummes Kopfnicken, wie den Uebrigen, zu Theil werden ließ.

Wenn von dieſer Seite, außer den Fortſchritten, die Natango im Reiche des Wiſſens machte, nichts im Ganzen ſich veränderte, ſo hatte von einer andern Seite ſich deſto

anders geſtaltet. Wenn gleich der ſchlichte Kurtius
leußern keine Veränderung mit ſich vorgenommen hatte,
onnte doch jeder gute Rechenmeiſter leicht wiſſen, daß
die Thälerchen in der Eiſentruhe, die er bei der Ueber-
e des großen Geſchäftes ſogleich anſchaffte, immer mehr
mehr häufen mußten.

Herr Nikutowski, der ein guter Rechenmeiſter war, und
äglich den Mann ſich abmühen ſah, wie er bald Leder,
Geld, bald fertige Arbeit heimſchleppen ließ, ſchwor
und Bein, „der Kurtius, der arme Teufel, müſſe
ein Kerl ſeyn von mindeſtens ſeine funfzig bis ſechzig-
d Gulden, und könne bei ſeinem ſtillen Weſen, ſeiner
t und Sparſamkeit ein zweiter Fahrenheid werden!“
der Kriegsrath von Fahrenheid war nämlich damals als
ichſte Mann in der Provinz bekannt.

lit einem ſolchen Manne, der — wie Nikutowski ver-
e — einem ſo hohen Ziele mit raſchen Schritten ent-
ging, mußte man natürlich anders umgehen, wie mit
rmen Schuſter. So oft Kurtius daher, in Gedanken
, an Nikutowski vorüberſchritt, und dieſer konnte die
des Mannes erwiſchen, ſo hielt er ſie gewiß ſo feſt,
nur vermochte, und fing ein freundliches Geſpräch
m an. Da half kein Sträuben, kein Verſichern, daß
t Zeit habe, von Kurtius' Seite, er mußte aushalten
le Betheuerungen heißer Freundſchaft und guter Nach-
ft hinnehmen und Dies und Das von ſeinem Corre-
nten in Amerika erzählen, und auch dann und wann
Brief vorzeigen, wo denn Nikutowski verwundert aus-
man ſollte nicht glauben, daß ſie da drunten ſolches
machen können, und überhaupt ſchon ſo weit ſind!“
nn Meiſter Kurtius lächelnd erwiderte: „Ach drunten
oben fehlt es an tüchtigen Lumpen nicht! — “

Einſtmals wie Nikutowski in Hemdsärmeln unter der Thür ſtand, gerade um die Stunde, wo Kurtius nach Hauſe zu kommen pflegte, und ſo recht mit Falkenblicken nach ihm die Straße hinunterlugte, trat ein Fremder auf ihn zu, der nach einer Mode gekleidet war, die ziemlich von der damals in Königsberg üblichen abwich, und fragte, ob Herr Kurtius hier noch wohne und zu Hauſe ſei.

Mit einer Zuvorkommenheit, die ſonſt eben nicht an ihm zu loben war, lud Nikutowski den Fremden ein, bei ihm indeß zu warten, da Herr Kurtius ſogleich kommen müſſe. Die Artigkeit Nikutowski's, der überdies gleich unter vielen Entſchuldigungen ſeinen Rock anzog, konnte nicht unerwidert bleiben, und der Fremde nahm die Einladung an.

Des Goldſchmieds Neugier richtete nun ihr Fragegeſchoß bald hier-, bald dorthin, ſchoß auch auf gut Glück ins Blaue hinein, um Allerlei zu erfahren, und der Andere, der gar nicht zurückhaltend war, berichtete, daß Kurtius ſchon jetzt ein überaus reicher Mann ſei, der ſich bald zur Ruhe ſetzen könnte, wenn er wollte.

Nikutowski machte große Augen und wollte eben die Frage auf eine nicht zudringliche Weiſe einrichten, wie denn der ſchnelle Glückswechſel bei dem armen Schächer ſo leicht möglich war, da ſah er Kurtius und ſeinen Sohn vorübergehen, und ſogleich fuhr der Kopf zum Fenſter hinaus, um Beide hereinzurufen, und bei der erſten Begrüßung mit dem Fremden noch ſo manche Ausbeute zur Befriedigung ſeiner Neugier zu machen.

Als der Unbekannte Kurtius anſichtig wurde, ging er auf ihn zu und ſprach, ihm die Hand reichend: „Ei, mein werther Handelsfreund und pünktlicher Commiſſionair, wie freu' ich mich, Euch geſund und wohl wiederzuſehen. Ein

iſt's her, daß ich Eure Bekanntſchaft auf dem alt
ſchen Rempter gemacht habe."

Kurtius blickte froh den Fremden an: „Ja, mein hoch
rter Herr, ich bin Euch in der That vielen Dank
ig. Ihr habt damals — wie Ihr ſagtet — einen
el bei mir beſtellen wollen, und noch immer hab' ich
eſem Stiefel zu arbeiten."

Nun wird aber dieſer Stiefel wol beendigt ſein," erwi
lächelnd der Andere. „Ich bin nach Europa zurück
t, um für immer da zu bleiben, und jenes Geſchäft
ch auf. Ich will mich hier ankaufen und zur Ruhe
Was noch beſtellt iſt, laßt beendigen, und dann
auch Ihr Euch zur Ruhe ſetzen, alter Herr, denn
rinnert Euch wol noch Eures Vetters, Gottlieb Kur
der ſchon vor vielen Jahren verſchollen iſt?"

Ach ja wohl erinnere ich mich ſeiner," ſagte Kurtius
ithig, „er war jünger denn ich, aber ein gutes, treues
nur ein wenig zu leichtfertig."

e nun, dieſer Gottlieb Kurtius," ſprach der Fremde,
rzlich in Philadelphia geſtorben, und zwar in den
tſten Umſtänden."

ch, iſt er todt?" rief der Schuhmacher, „denke Dir,
go, Oehm Gottlieb, von dem ich Dir immer erzählte,
orben."

ber hörtet Ihr denn nicht, närriſcher Kauz und wer
achbar," fiel hier Nikutowski ein, „in den geſegnetſten
den."

ch was, das iſt mir Alles gleich," ſagte Kur-
„es wäre mir lieber, er träte arm wie eine Kir
e zur Thür herein, und wollte hier mit mir leben
rben —"

as wird Euch wol nicht gleich ſein," entgegnete ſchnell der Fremde, denn er hinterließ ein ſehr großes Vermögen und keine Erben — und Ihr ſeid ſein nächſter Verwandter —"

„Ich habe mehr als zum Leben nöthig iſt," ſprach gleichgültig der Schuhmacher, „und konnte auch Gottlob noch arbeiten."

„Nein, mein guter Freund, das habt Ihr nun in keinem Falle mehr nöthig," verſetzte der Andere, „denn der Tod Eures Vetters macht Euch zu einem ſehr reichen Mann; doch kommt herauf, wenn's Euch beliebt, ich will Euch ſowol über dieſen Gegenſtand die nöthigen Aufklärungen geben, als auch über die Beendigung unſeres Geſchäftes das Vorläufige verhandeln."

„Hei! Hei!" ſchrie Nikutowski, in Haſt aufſpringend und mit ausgeſpreizten Armen und Beinen die Thür verſperrend, „wie ſollte ich mir ſo werthe Gäſte auf dieſe Weiſe entwiſchen laſſen. Dieſen Abend ſind Sie die Meinigen. Wollen Sie Ihre Geſchäfte und Heimlichkeiten abmachen, ſo iſt hier nebenan mein Arbeitsſtübchen, wo Sie ungeſtört Alles verhandeln können, iſt dies aber beendigt, ſo wollen wir traulich ſchwatzen und uns Trank und Speiſe ſchmecken laſſen. Ich höre zu gern von fremden Ländern und Menſchen und ihren Schätzen und Reichthümern erzählen und daher mußt Ihr Herren mir die Ehre erzeigen. He! ein paar Flaſchen Alicante zum Anfang!" donnerte er zur Thür hinaus, „und geſchwind ein wenig Pfefferklopps, Sardellen und dergleichen."

Aber der Fremde lehnte Alles höflich ab. Er ſei nicht hungrig, ſondern müde; und in Amerika ſei es Mode, nicht für den Schlaf zu eſſen und für den Hunger zu ſchlafen. „Er wolle noch allerlei mit Herrn Kurtius beſprechen und dann ſogleich ſich in den Gaſthof zur Ruhe begeben. Zu

er Zeit ſtehe er aber mit allen möglichen Nachrichten
Dienſten,“ fügte er hinzu, „und namentlich könne er
kunſtgeübten Meiſter Goldſchmied über die edlen
ne und Metalle ſo Manches mittheilen, was er auf
fachen Reiſen ins Innere von Südamerika kennen ge-
habe.“

likutowski mußte ſich für heute hiermit begnügen.

Apropos, wegen der edlen Steine,“ rief er den Fort-
den nach, „es ſollen deren welche dort zu finden ſein,
an Größe mäßigen Kürbiſſen, wie ſie dort in mei-
Laube hängen, nichts nachgeben.“ — „O, es gibt
edle Felſenwände,“ ſagte ernſt der Fremde im Hinaus-
„wahre Adelsgeſchlechter unter dem gemeinen Gra-
el, woraus edle Stücke wie Ziegelſteine abgebröckelt
n.“

erdußt blieb Nikutowski ſtehen: „Edle Felſenwände!“
er endlich auf, die Hände zuſammenſchlagend, „o
ka! und das Glück muß dieſem Geſindel zu Theil
, mit ſolchem Lande in Berührung und Verwandt-
zu kommen. Jeder vernünftige Menſch ſollte in der
dafür ſorgen, daß ihm ein Vetter hinreiſt —“

Dabei wäre jedoch zweierlei zu beobachten,“ fiel Ma-
Nikutowski ihm ins Wort, „erſtlich dürfte er nie
en, und zweitens müßte er früher ſterben —“

Mit einem Worte, er muß geſcheidt ſein,“ brummte
wski, „und ſeinen Verwandten in Europa ’was gön-
urz, es ſo machen, wie Gottlieb Kurtius wohlſeligen
ens. Aber Natango iſt ein ſchmucker Junge, und
t Alles, um ſich eine feine Hausfrau ganz nach ſei-
efallen erkühren zu können. Ich bin neugierig, wor-
ſeine Blicke werfen wird.“

Wenn er nur ein wenig mehr auf ſeinen Körper ſehen wollte," ſagte Madame, „ſo wie er jetzt iſt, wird er ſich ſchwerlich hoch verſteigen können, man will doch auch 'was fürs Auge."

„Daran wird's nicht fehlen," erinnerte der Mann, „paß' auf, jetzt wird Staat und Hochmuth einkehren bei den Kurtiuſſen. Sie werden's hoch geben, und wundern ſoll's mich doch, ob ſie mir die Wohnung nicht aufkündigen, denn übermorgen iſt der Tag, wo es geſchehen muß, und für die reichen amerikaniſchen Erben wird wol in der ganzen Roggengaſſe kein ſchickliches Haus aufzutreiben ſein."

So ſprachen beide Eheleute noch eine Weile fort, indeß Friederike am Fenſter ſaß, und mit wechſelnden Gefühlen von Freude, Bangigkeit, Hoffnung und Beſorgniß zuhörte. Der übermorgende Tag verging jedoch, und Meiſter Kurtius dachte nicht daran, ſeine beſcheidenen Zimmerchen im Hauſe des Goldſchmiedes mit einer andern Wohnung zu vertauſchen.

II.

Mehre Tage waren nach dieſem Abende vergangen, und Kurtius, Vater und Sohn, hatten die Gewißheit auf die bündigſte Weiſe erhalten, daß ſie in Beſitz großer Reichthümer durch den Tod eines nahen Verwandten in Amerika gekommen waren.

Sie gingen nunmehr ernſtlich darüber zu Rathe, wie ſie in der Folge ihr Leben einrichten wollten, und ein Jeder machte ſein Plänchen dem Andern kund. Den Vater zog's aufs Land, er hatte Mittel genug, ein anſehnliches kaufen, um dort ſeine letzten Lebensjahre in Ruhe ingen. Der Sohn — wie das auch nicht anders nte — hatte jedoch andere Wünſche.

ſagte ſeinem Vater von ſeiner Liebe zu Friederiken, e er nun die Hoffnung hegen dürfe, der ſtolze Gold- werde ihm ihre Hand wol nicht verſagen. Der Va- ttelte jedoch bedenklich den Kopf.

e Freundlichkeit des Mannes,“ bemerkte er, „ent- allerdings daraus, daß er uns als reichgewordene wie Seinesgleichen betrachtet, deshalb aber wird er gleich Dich zu ſeinem Eidam machen. Friederike , er ſelber iſt reich und kann ihr ein tüchtiges gut mitgeben, mithin blickt er weiter, wenn es ſich Wahl eines Schwiegerſohnes handelt, als zum vier- cke ſeines eigenen Hauſes.“

r werden ja nächſtens in den erſten Stock hinunter- haſt Du mir verſprochen, Vater,“ erwiderte der — „Wenn gleich,“ ſagte der Alte. „Beſſer wäre ſen, wir hätten gleich anfänglich, wie ſich unſere verbeſſerten, dies Haus verlaſſen. Du nährteſt Zeit an erſt recht Deine Seele mit ſüßer Hoff- e nie in Erfüllung gehen kann.“

in Erfüllung gehen? o, das wäre ſehr hart!“ rig der Sohn; „aber dies Haus verlaſſen, nein, das werde ich nie, und würde mir darin nie ein fleck zu Theil, als dieſe kleine Stube im vierten ke!“

haſt ſo Deine eigenen Grillen!“ ſagte halb verdrieß- lte. „Wenn wir noch einen angeſehenen Verwandten einen vornehmen Mann wüßten, der Dein Frei- rben wollte, denn ohne das geht es einmal gar nicht.

Ich oder Du, träten wir mit unſerm geraden, ehrlichen Antrage vor den übermüthigen Goldſchmied hin, ſo wäre eine höhniſche, abſchlägige Antwort Alles, was wir zu hoffen hätten. Bei einem vornehmen Freiwerber iſt das ein Anderes. Da werden oft Rückſichten genommen, da muß die Pille vergoldet werden, und ſelbſt eine Verweigerung iſt leichter hinzunehmen aus der zweiten Hand. Aber wo ſollten wir einen ſolchen gütigen Mann wol finden, drum, lieber Sohn, gedulde Dich, es wachſen mehre ſchöne Blumen im Garten Eden, und unſere Stadt iſt nicht arm an Schönheiten, und auch Ehrbarkeit und Tugend blüht noch in ihr. Und iſt es nicht Friederike, ſo wird es vielleicht Amalie oder Liſette oder Kathrinchen ſein," ſetzte er lachend hinzu, dem ernſt daſitzenden Sohne die Wange ſtreichelnd.

Natango ſuchte jetzt im kleinen Kreiſe ſeiner Bekannten und Gönner nach einem Manne, der den alten Nikutowski anzutreten im Stande geweſen wäre und dem Freiwerberamte ſich wol unterzogen hätte. Aber Keiner wollte ihm einfallen. Da gedachte er endlich Kant's, und ein Schauer der Ehrfurcht überlief ihn, da ihm der Name einfiel.

Kant hatte ihn jetzt ſeit länger als einem Jahre täglich unter ſeinen Zuhörern geſehen, er hatte ihn ſtets mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſein Fleiß im Nachſchreiben und ſeine Pünktlichkeit ſchienen ihm gefallen zu haben; oft hatte er ſeinen Vortrag geradezu an ihn gerichtet, indem er ſeinen Blick feſt auf ihm ruhen ließ, auf ihm, dem Unſcheinbarſten im ganzen Saale, dem Unbekannten in der ſchlechten abgetragenen Kleidung.

Jetzt ſchien ihm der Augenblick gekommen, ſein Incognito abzulegen. Die beengenden Verhältniſſe waren von ihm gewichen, er durfte ſich nicht ſcheuen, ſeine frühere Hantirung zu entdecken, und wie nur die glühende Liebe

Wiſſenſchaft ihn dazu vermocht habe, die Schranken
erſpringen, die ein ungünſtiges Schickſal ſeinem Stre-
ſetzt hatte. Er hielt es nun für Pflicht, ſeiner neuen
gemäß auch im Aeußern zu erſcheinen, und fühlte ſich
iſſen reich genug, um bei näherer Bekanntſchaft die
aßte Meinung, er ſei ein gewöhnlicher Glückspilz, ge-
n widerlegen zu können.

n Gefühle ſeines innern Werthes wollte er nun ſei-
heuern Lehrer, der ihn in der Zeit des Druckes ſo
aufgerichtet hatte, dieſe Entdeckung machen und ihn
vegen ſuchen, ſein Glück zu vollenden und für ihn
e Hand Friederikens bei ihrem Vater zu bitten.

: hatte Alles genau überdacht, nur dies war ein Frei-
, den Nikutowski nicht mit leeren Worten abfertigen
. Von Friederikens Gegenliebe hatte er bereits —
Grade, wie dies von einer züchtigen, wohlerzogenen
rstochter Königsbergs der damaligen Zeit möglich
– durch einige Blicke und ſchüchterne Worte hinläng-
Beweiſe erhalten, und ſo kleidete er ſich denn in ſei-
ich, zog ſeidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen
len an und trat mit ſchwerem, hochklopfendem
den Weg zu Kant's Hauſe an, um der Vorle-
beizuwohnen und nach derſelben ſeinen Antrag vor-
en.

hre vornehme Fremde waren gegenwärtig, um den
ten Philoſophen zu hören, und das Auditorium war
. Da der ſchön gekleidete Jüngling eintrat, wich
laß machend zurück, wie aber erſtaunten die tägli-
hörer, als ſie in ihm den gewohnten, ſchlecht ge-
Gaſt erkannten. Ein ſummendes Flüſtern durch-
Verſammlung, Jeder war über das halb enthüllte
to verwundert, man zerbrach ſich den Kopf mit

Muthmaßungen. Natango hatte wie gewöhnlich ſeinen Platz am Katheder eingenommen, die Augen niedergeſchlagen, während Aller Blicke ſich nach ihm richteten. Da erſchien Kant, die tiefſte Stille folgte dem Ausbruche der Verwunderung und der Vortrag begann.

Der Profeſſor behandelte an dieſem Tage Gegenſtände von dem größten Intereſſe, ſeine Rede gewann von Minute zu Minute, ſeine Bilder wurden lebendiger, und er ſchwebte auf ſeiner Höhe, angeſtaunt und bewundert von der aufhorchenden Menge. Nur Natango theilte dieſe Bewunderung heute nicht. Er gedachte des Augenblicks, da er nach beendigter Vorleſung dem Profeſſor aufs Zimmer folgen und mit ſeiner Entdeckung herausrücken ſollte, und hörte und ſah faſt nichts von Allem, was um ihn vorging. Plötzlich entſteht eine Unruhe im Saal und weckt ihn aus ſeiner Betäubung. Ein Vorfall, wie noch nie, hat ſich zugetragen. Kant, der lebendige Redner, der nie der ſchriftlichen Ausarbeitung ſich bedienen durfte, deſſen koloſſales Gedächtniß ihn treu von Stufe zu Stufe leitete und ihn nie verließ, Kant — hatte den Faden des Vortrags verloren. Er ſtand da mit tiefgefurchter Stirne, die Augen, wie er es oft zu thun pflegte, auf Natango geheftet, ohne eine zuſammenhängende Rede hervorbringen zu können.

Man vermuthete, ein plötzliches Uebelbefinden habe Kant befallen, man nahete ſich theilnehmend, aber der Philoſoph erwiederte, ſich ſammelnd, man möge ihm für heute Nachſicht ſchenken, er wolle das Verſäumte morgen einholen, über ſeinen körperlichen Zuſtand gab er jedoch den Beſorgten die beruhigendſten Verſicherungen. So verließ nun Jeder den Saal. Kant ging langſam an Natango vorbei, ohne ihn anzublicken, und dieſer ſtand noch zweifelhaft da,

er ſich dieſen Zufall zu deuten habe, als Lampe ver-
lich ſich ihm näherte und ihm ſagte: „er möge einmal
em Herrn Profeſſor hinaufgehen.“

12.

Kant ſaß ruhig in einem Lehnſeſſel, als Natango voll
chternheit zu ihm hereintrat.

Die verſchiedenartigſten Gedanken kreuzten ſich in ſeinem
e: was den Zufall herbeigeführt haben mochte? was
Profeſſor von ihm wollte? und endlich die Bitte, das
eines Freiwerbers zu übernehmen, woran unter ſolchen
änden wol nicht zu denken war.

Kant hatte ihm Zeit genug gelaſſen, alles Dies zu über-
n, indem er den Mund nicht aufmachte, und Natango
fähig war, eine Anrede hervorzubringen.

Endlich umzog ein feines Lächeln des Philoſophen Züge,
die Hände zuſammenſchlagend, rief er aus: „Wer wird
aber ſeine Freunde ſo erſchrecken?“

Natango ſah ihn verwundert an.

„Gewohnt,“ fuhr Kant fort, „meinen fleißigen Zuhörer
ſeit einem Jahre täglich an einem und demſelben Platze,
nem und demſelben Rocke, mit einer und derſelben Aufmerk-
eit zu erblicken, wie ſollt’ es mich heute nicht überraſchen,
n einer totalen Umwandelung vor mir zu ſehen!“

„Alſo ich wäre die Urſache geweſen, daß die Vorleſung
t wurde?“ ſtotterte verlegen Natango.

„Sie und kein Anderer,“ verſetzte Kant. „Nur zu
gewöhnt ſich der Menſch, an das Erblicken gewiſſer
nſtände beſtimmte Erinnerungen zu knüpfen, und iſt

hierdurch genöthigt, beim Sprechen das Auge auf jene Gegenſtände zu richten. Werden dieſe ihm plötzlich entzogen, ſo iſt es möglich, daß der Faden ſeiner Rede verworren, ja wol gar zerriſſen wird. Dieſes fand bei uns ſtatt. So lange ich Sie kenne, trugen Sie nämlich einen Rock von blauer Farbe, den Sie nur am Halſe zuknöpften, weil auf der Bruſt, und gerade auf der Mitte derſelben, ein Knopf abgeriſſen war. Nach dieſer Stelle hatte ich mich gewöhnt, während der Vorleſung mein Auge zu richten, und namentlich war der alte Faden, woran der Knopf einſt geſeſſen haben mochte, und der nun herabhing, die Schnur, woran ich meine Ideen reihete. Der Zufall wollte, daß Sie kein Collegium verſäumten, und ebenſo wenig dachten Sie daran, jenen Knopf annähen zu laſſen. So gleichgültig mir Ihr Rock mit dem herabhängenden Faden war, hatte ich den Hörſaal verlaſſen, und ſo wenig es mir einfiel, zu irgend einer andern Zeit daran zu denken, ebenſo wichtig waren mir jene Gegenſtände, hatte ich einmal das Katheder beſtiegen. Ihr abgeriſſener Knopf war mein Heft, aus dem ich las, mehr als das — mein Speicher, worin meine beſten Gedanken lagerten, die ich nach Willkür mit Hülfe des herabhängenden Fadens heraufholen konnte. Nun denken Sie ſich meine heutige Lage. Jedes körperlichen Schmerzes vermag ich mit Hülfe der Abſtraction Meiſter zu werden, ſei er noch ſo ſtark. Ja, wenn mich manchmal Kopfſchmerz plagt, ſo abſtrahir' ich, daß ich einen Kopf habe, und die Schmerzen incommodiren mich nicht mehr. Nicht ſo iſt es aber mit einem Vorgefühl der Bangigkeit, das mich je zuweilen beſchleicht, und das ich nie zu beherrſchen im Stande bin. Mit dieſer Empfindung trat ich heute in den Saal. Die vielen Fremden, die ich fand, vermehrten meine unangenehme Stimmung. Ich be-

das Katheder, der Vortrag begann, mein Auge ſuchte
Rock, den Faden, den gewohnten Ruhepunkt. Meine
e Unruhe wuchs, da ich nichts von Allem fand. Ich
chte mir den verhängnißvollen Faden aus dem Sinne
hlagen — umſonſt! immer mehr und mehr dachte ich
n. Wie ich nun endlich Sie erblickte — in dem ver-
rten Anzuge — wie mir alle Hoffnung ſchwand, den
n heute wieder zu finden, da vermochte ich nichts mehr
enken, als ihn, meine Sinne verwirrten ſich, ich
e die Vorleſung unterbrechen, und nur nach und nach
mir gelungen, mich wieder zu ſammeln."

ier hielt Kant inne und betrachtete theilnehmend Na-
, der in größter Verwirrung ihm gegenüber ſtand.

Bis jetzt habe ich mich in Ihr Geheimniß nicht drän-
wollen," nahm nach einer Pauſe Kant wieder das
, „obgleich die Art, wie wir unſere Bekanntſchaft
ten, der Eifer, den Sie als mein aufmerkſamſter
ler bewieſen, ſchon längſt ein ungewöhnliches Intereſſe
Sie bei mir erregten, das jetzt durch Ihre plötzliche
ſtaltung nur noch geſteigert wird. Es wird mich
n, zu erfahren, wer Sie ſind, und ich hoffe, daß Sie
Zurückhaltung verbannen werden, wenn ich Ihnen
it die aufrichtige Verſicherung ertheile, daß Sie längſt
Wohlwollen beſitzen."

as bedurfte es mehr, als dieſer Worte, um unſern
ngo zu erheben.

So bin ich denn wirklich der glücklichſte Menſch unter
onne!" ſchrie er faſt auf, als wollte dieſes Gefühl
Glücks ſich durch eine Exploſion aus der gepreßten
den Weg bahnen. „Ich habe es immer nicht glau-
wollen, weil man durch ſolche Einbildungen leicht um
erſtand kommen kann, aber jetzt iſt mir's klar, und

verlöre ich den Verſtand bis auf die kleinſte Spur wegen des Unerhörten — ja, ich ward zum Glücke geboren!“ Kant trat überraſcht zurück, weil die Exaltation des jungen Menſchen ihm nicht gefiel, und es ihm leid that, ſie vielleicht hervorgerufen zu haben.

„Mein werther Herr Profeſſor!“ ſagte Natango gemäßigter, „ein armer Schuſtergeſelle war ich, der ſeinem Vater zur Hand ging bei der traurigen Arbeit, und der, wenn gleich er die Schule mit Ernſt und Nutzen beſucht und auch durch Fleiß und Nachdenken ſich ſo manche Kenntniß erworben hatte, dennoch nicht im Stande war, die Univerſität zu beziehen, um ſeine Studien unter Leitung würdiger Lehrer zu vollenden. In dieſer Lage bekam ich Ihre Schriften zu Geſicht, und das Herrliche, was ich darin verſtand, trieb mich an, das mir Unverſtändliche nach meinen Kräften zu ergründen. Dieſer Gedanke ließ mich nicht ruhen noch raſten, und um der Unruhe ein Ende zu machen, die mich folterte, faßte ich den Entſchluß, Sie als ein Unbekannter, Unbemittelter zu bitten, Ihren Hörſaal beſuchen zu dürfen. Es wird Ihnen jener Abend noch erinnerlich ſein, wo ich zum erſten Mal Sie anredete, und wie Sie dann mit ſo theilnehmender Vorſorge mich unter die Zahl Ihrer Zuhörer aufnahmen. Von dieſem Augenblicke an fühlte ich mich glücklich, wenngleich die Ausſicht in die Zukunft noch immer trübe war. Ich trieb Wiſſenſchaften und beſohlte alte Stiefel, ich folgte dem größten Philoſophen in ſeine tiefſinnigſten Betrachtungen, und mein enges, beſchränktes Leben bildete den traurigſten Gegenſatz dazu; ich liebte endlich ein himmliſches Mädchen voll Schönheit, Sanftmuth und Tugend, und nie durfte es mir einfallen, daran zu denken, ſie als meine Frau heimzuführen “

„Da hätten Sie dergleichen phantaſtiſche Träumerei
t nähren ſollen,“ fiel ihm hier Kant ernſt ins Wort,
e nennen ſich den Glücklichſten, und nach der Schilde-
n, die Sie ſelbſt von Ihrer Lage entwerfen, möchte ich
eher für den Unglücklichſten halten, mindeſtens waren
auf dem beſten Wege, ſich dazu zu machen; doch laſ-
Sie hören, wie Sie der Gefahr entgingen.“

„Iſt denn die Befriedigung unſerer heißeſten Wünſche
numgänglich nothwendig zu unſerem Glücke?“ entgeg-
beſcheiden Natango, „und iſt der Menſch am glücklich-
dem kein Wunſch zu erfüllen übrig bleibt? Auch die
loſe Liebe hat ihre Freuden, wie jedes Marterthum,
wer ſie kennt, weiß, wie leicht es iſt, für eine große
Alles zu dulden, ſelbſt den Tod unter Schmerzen —
wie beſeligend es iſt“ — ſetzte er nach einer kurzen
ſe mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Man konnte an Kant eine Art von neugieriger Ge-
ntheit entdecken, als der Jüngling von der Liebe
h; es war dies ein Bereich, wohin das Forſchen des
en nie gedrungen war, ein ihm gänzlich unbekanntes
, das mit ſeinen Beſeligungen und Wundern ihm
mährchenhaft erſchien, und von dem der unwiſſendſte
Schüler mehr wußte, als er. „Da wollte es der
l,“ ſprach Natango weiter, „daß mein Vater die Be-
ſchaft eines Mannes machte, der ihm eine große Be-
ng auf Schuharbeit auftrug, die nach Amerika be-
nt war. Die Aufgabe erſchien für unſere bisherigen
ältniſſe rieſenhaft, aber der Vater, wenngleich ſchlicht
einfach, iſt dennoch mit jenem regen Geiſte begabt,
ie Bewohner unſerer Provinz auszeichnet, und ſo ge-
es denn, daß er das Ding beim rechten Ende an-
wie man zu ſagen pflegt, und die Unternehmung ſo-

wol zur Zufriedenheit des Beſtellers, wie auch zu unſerer eigenen ausfiel. Durch den nicht unbedeutenden Gewinn und die Wendung, die nun unſer Geſchäft erhielt, war ich der unmittelbaren Arbeit überhoben worden und konnte mich ohne Störung faſt gänzlich dem Studium hingeben. Auch fing ich an, in meiner äußern Erſcheinung mehr Sorgfalt zu zeigen, doch hütete ich mich wohl, in Ihrem Hörſaal mich in dieſer veränderten Geſtalt blicken zu laſſen, um nicht wieder dadurch die Neugier und auch wol gar den Spott der Studenten auf mich zu ziehen. Daher kam es, daß Sie mich fortwährend in meinem alten, blauen, knopfloſen Ueberrock erblickten.“

„Und warum denn gerade heute dieſe Umwandlung?“ fragte raſch der Profeſſor, den dieſe Mittheilung anzuziehen ſchien.

„Weil“ — verſetzte zögernd der Jüngling, „weil der heutige Tag dazu beſtimmt war, die Entdeckung herbeizuführen, und weil — auch hierin das Glück mir ſichtlich beiſteht — indem der Zufall mir den Mund öffnet, der vielleicht, trotz alles Vornehmens, dennoch geſchloſſen geblieben wäre. Vor einiger Zeit ſtarb uns ein naher Verwandter in Amerika und hinterließ uns ein ſo bedeutendes Vermögen, daß mein Vater ſich in Ruhe ſetzen, und ich daran denken kann, mir das Mädchen meiner Wahl als Gattin heimzuführen. Dieſes Mädchen iſt die Tochter des reichen Goldſchmiedes Nikutowski, in der Roggengaſſe, bei dem wir wohnen, der uns in den Tagen der Armuth mit Hohn und Stolz über die Achſel anſah, und ſchwerlich mit ſolchen Glückspilzen, wie er uns nennt, ein Familienbündniß einzugehen geſonnen iſt. Meine einzige Hoffnung gründet ſich darauf, einen Freiwerber zu finden, der mit warmer Freundſchaft für mich ſpricht und deſſen Perſönlichkeit dem ſtolzen Handwerker eine Scheu auferlegt; habe ich dieſen gefunden, ſo zweifle ich nicht daran, daß Friederike mein werde. Schwer wird es aber für mich halten, einen ſolchen zu finden. Unbekannt und einſam verlebte ich meine Tage, wer wird ſich meiner annehmen, wem könnte ich zumuthen, ſich ſolcher Mühewaltung zu unterziehen? Da kam mir ein Gedanke, für den, — wenn ich ihn hier ausſpreche — ich im Voraus Vergebung erflehen muß. Er, der dir, dem Unbekannten, ſeine Theilnahme nicht verſagte, er, der freundliche Weiſe, dem du ſo viel ſchon zu danken haſt, er wird ſich auch hierin deiner annehmen, er wird es nicht unter ſeiner Würde finden, zu dem Goldſchmiede hinzugehen und für dich um ſeiner Tochter Friederike Hand zu werben, er wird es nicht verſchmähen, dich zum glücklichſten Menſchen zu erheben."

Betroffen ſah Kant den Jüngling an. „Ich muß geſtehen," ſagte er in etwas gedehntem Tone, „daß es das erſte Mal iſt, mich mit ſolchem Antrage beehrt zu ſehen, auch muß ich offen bekennen, daß man mir wol in dieſen Stücken keine Geſchicklichkeit zutraut und mich entſchuldigt halten wird, wenn ich ſolches ablehne —"

„So war ich wol zu kühn," ſprach beſchämt und verwirrt Natango.

Kant machte ſeiner Gewohnheit nach einen Gang durchs Zimmer.

„Unſere ganze Bekanntſchaft iſt ebenſo originell, wie alle übrigen Begegniſſe Ihres Lebens. Ihr reines Streben nach Licht und Wahrheit unter ungünſtigen und bedrückenden Verhältniſſen hat Sie mir werth gemacht. Ihre ſonderbare Erhebung durch äußere Umſtände macht Sie mir intereſſant. Ich will Ihrem Anſinnen entſprechen und werde auf meinem heutigen Abendſpaziergange den Goldſchmied in der

Koggenſtraße befinden. Morgen ſollen Sie das Reſultat unſerer Unterredung und meiner Vermittelung erfahren. Bis dahin gedulden Sie ſich.“

Natango wollte im Uebermaße des Entzückens die Hand des großen Mannes, die er ihm darreichte, an die Lippen drücken, welches dieſer aber verhinderte. Mit ſeinem bezaubernden Lächeln und ſanftdrohendem Finger begleitete Kant die Worte, die er dem ſcheidenden Natango nachrief: „Mit dem Martyrthum der Liebe und der Seligkeit des Entſagens ſcheint es jedoch nichts zu ſein, wie es mich bedünkt!“ —

Der glückliche Natango ging in ſeinem ſtattlichen Anzuge mit ſchwebenden Schritten über die Straße, grüßte die entfernteſten Bekannten links und rechts, ſchenkte jedem Bettler ganze Düttchen, klopfte dabei jedem ſchmutzigen Jungen auf den Kopf und drückte den Alten die Hand, indem er ſeine reichliche Spende hineinlegte.

„Ich bin ja überſelig,“ dachte er bei ſich, „warum ſoll es nicht Jeder einigermaßen ſein, der ſich mir auf ein paar Schritte nähert!“ Den ganzen Nachmittag lag er erwartungsvoll im Fenſter und ſah bald die Koggenſtraße hinauf, bald hinab, und zählte die Minuten bis zur ſiebenten Stunde. Endlich ſchlug ſie — und, „nun muß Kant aus der Thür treten“ flog ihm auf, denn dies geſchah mit Pünktlichkeit, wie denn überhaupt der Weltweiſe das Bild der ſtrengſten Ordnung war.

Plötzlich ſtockte ihm der Athem. Er ſah Kant die Straße daher kommen, nach den Nummern der Häuſer blicken, und kaum das Schild des Goldſchmieds wahrnehmend, auch ſogleich die Stufen vor dem Hauſe hinanſteigen und zur offenen Thür eintreten.

13.

Lange mußte Ratange auf Kant's Rückkehr harren — igstens ſchien es ihm eine Ewigkeit zu dauern.

Endlich erſchien er unten in der Thür, von dem tief verbeugenden Goldſchmiede bis auf die Straße hinaus- eitet. Ratange blickte lange Kant nach und ſuchte deſſen Gange eine Folgerung auf den Ausgang der ltung zu ziehen; allein vergebens — der Philoſoph ging dem gewohnten eiligen Schritte, den Kopf auf die ſt geſenkt, ſeiner gewöhnlichen Promenade, dem Philo- ophengange, zu.

Lange währte es jedoch nicht, ſo war unſer Freund al- Zweifeln entriſſen, und von den zwei kümmerlichen Ri- Nikutowsky's in den Himmel der Seligen hineingetra- Dieſer riß nämlich die Thür auf, ſtürzte auf Ra- e zu und rief, ihn umhalſend, als: „Nun — die e! die Ehre! einen ſolchen Freiwerber hab ich mir — einen ſolchen Freier dazu. Reich, gelehrt, tugendhaft, in Anſehen! und meine Rike iſt ganz närriſch — ich ja jetzt mal ſagen. Kommen Sie, kommen Sie, Kurtius — wo iſt der Papa — kommen Sie, kom- Sie!“

Und ſomit riß er den freudetrunkenen Ratange hinunter ie Wohnſtube, wo hocherröthend Friederike den Bräuti- e harrte. Als der alte Kurtius, der nicht ſo ſchnell olgen vermochte, in das Zimmer trat, kamen ihm Beide Ratange und Friederike — Arm in Arm — entgegen, ſeinen Segen bittend.

Der Abend wurde von den Liebenden in ſtiller Feier Glückes hingebracht. Während die Alten, die über gen Geſchwiſter und einige vertraute Freunde Nikutowski's am großen Tiſche in der Mitte des Zimmers ſaßen und manches Glas auf die neue Verwandtſchaft leerten, ſtand das Paar in einer Fenſterecke und ſah einander in die ſchönen Augen, voll innigen Vertrauens und unausſprechlicher Liebe.

Wenn der Jüngling kühn das lang zurückgehaltene Feuer ausſtrömen ließ, und ſeine Braut mit Ungeſtüm an ſich preßte, ſo blickte dieſe ſchüchtern ſich um, nach den Eltern, nach den Gäſten, aber Natanga drückte einen Kuß auf die blühenden Lippen, die wie zur Frage ſich öffnen wollten, und ſagte leiſe: „Du darfſt ja nun meinen Umarmungen und Küſſen dich hingeben, Götterkind! die Eltern und alle Welt dürfen es ſehen — denn wir ſind ja ſchon eine Seele und werden bald noch mehr ſein!“

14.

Andern Tages erſchien der Fremde mit Briefen, Rechnungen, Inſtrumenten und dergleichen. Dem alten Kurtius war das bedeutende Vermögen ſeines Bruders, Gottlieb Kurtius, bisher in Philadelphia wohnhaft, vermacht worden, und der freundliche Fremde war der Ueberbringer dieſer Urkunden. Schon längſt war es des alten Mannes Wunſch geweſen, ſein Leben auf dem Lande zu beſchließen. Unterhandlungen waren deßhalb ſchon angeknüpft worden, die man nunmehr vollziehen konnte. In einer ſchönen waldigen Gegend, unfern des maleriſchen Seeufers bei Podeſten, wurde ein tüchtiges Landgut erſtanden, und alsbald bezogen. Natanga beruhigte den Curtius ſeines philoſophi-

Leibregiments als glücklicher Bräutigam. Während deſſen in dem geräumigen ländlichen Wohnhauſe die nöthi- Anſtalten getroffen werden, das junge Ehepaar aufzu- en und die Hochzeit ſollte dort auf feierliche altpreußi- Weiſe in dem nächſten Pfarrdorfe (ich glaube, es hieß gen!) vollzogen werden.

s war am Sonnabend den 12. September 1789, als emlicher Auflauf um die Mittagsſtunde auf dem Prin- plaz bemerkbar wurde und die Leute, die dort wohn- an die Fenſter rief.

in Reiter in ziemlich ländlicher Tracht, im langen n Oberrocke und dreieckigen Hute, Alles mit den len Aſtern und andern Herbſtblumen, wie auch mit herabflatternden buntſeidenen Bändern geziert, einen euren Blumenſtrauß vor der Bruſt, trabte luſtig auf kleinen, muntern Braunen einher, über deſſen gan- örper ſich ein eben ſolcher Blumenkranz ergoſſen hatte. en Ohren des Thieres hing noch überdies ein Ge- de von Rauſchgold und Federn, daß er faſt einem chen Maulthiere nicht unähnlich ſah, und die Peitſche eiters war gleich dem Blumenbogen des ländlichen Pe- rdes.

er Koch's Hauſe hielt der abenteuerliche Geſelle und e Thür von ſeinem Gaule ſteif und feſt an, ohne zu machen, abzuſteigen oder ins Haus einzutreten. , der ſoeben das Eſſen aufgetragen hatte, welches err gewöhnlich in einem Zimmer nach dem Garten ehmen pflegte, ward von dem Gemurmel der vor Hauſe verſammelten Menge ans Fenſter gelockt und wie erſtarrt ſtehen, wie er die Verkleidung ſah. wird bald aufgethan. Alerte!“ rief der Mann zu ziemlich barſch.

„Sogleich" — erwiderte der alte Diener, und mit dem verlegensten Geſichte von der Welt trat er in das Zimmer ſeines Herrn.

„Ein Plagmeiſter, Herr Profeſſor, denken Sie einmal!" ſtotterte er. „Sie werden zu einer Landhochzeit gebeten."

„So öffne ihm ſogleich die Thür; weißt Du nicht, was die Sitte heiſcht?" ſagte Kant.

Lampe eilte zur Hausthür und machte beide Flügel auf, und der Plagmeiſter drückte dem Pferde die Seiten und ſprengte ins Haus, dann ritt er bedächtig einige Stufen hinan und hielt vor Kant's gedecktem Tiſche, der indeß aufgeſtanden war, um den ſeltſamen Gaſt willkommen zu heißen.

Vom Pferde wurde die Einladung zur Hochzeit der tugendbelobten Jungfrau Friederike [illegible] mit dem ehrſamen Junggeſellen Natange Kortum in herrlichen Knittelreimen herabgeſprochen, dann ein dargebotenes Glas Wein mit Höflichkeit geleert, und ebenſo ſchnell, wie man gekommen war, zum Hauſe wieder hinausgeritten, nachdem Kant die Zuſicherung ertheilt hatte, bei der Hochzeit zu erſcheinen.

Mit lautem Jubel wurde der Plagmeiſter von der draußen harrenden Menge empfangen, und während er ſeinen ungelenken Gaul zu allerlei unkünſtlichen Sprüngen bereizte, mit Gelächter begleitet.

13.

in ſchöner Herbſttag war's, an dem das Paar in der
freundlichen Dorfkirche zum ehelichen Bunde eingeſeg-
werden ſollte. Von nah und fern ſtrömten die Gäſte
, die Rikatowski geladen hatte. Die Landbewohner
Leiterwagen, die zu blühenden Lauben umgeſchaffen
, mit Vorreitern, die Muſik machten, und von ſtatt-
Pferden gezogen. Die Königsberger dazwiſchen in
ten Kutſchen und einige Kleinſtädter aus der Nach-
aft in alten Rumpelkaſten, die an die erſten Erfin-
n dieſer Gattung der Transportmittel erinnerten.
nter den Gäſten befand ſich auch Kant, der in einem
vierſpännigen Staatswagen, mit Kutſcher und Be-
n in reicher Livree, an der Seite des Amerikaners
, dem Kurtius die erſte glückliche Wendung ſeines
ſals zu danken hatte.
Ich bin", ſagte der Fremde, nachdem die erſten Be-
ngen vorüber waren, „Ihnen noch eine Aufklärung
g. Schon lange iſt es her, daß ich meine Vater-
verlaſſen habe, ſo lange, daß die Zeit meine Züge,
meinen nächſten Verwandten unkenntlich gemacht hat.
ch ſchlug mein Herz während dieſer langen Zeit
und treu für die Meinigen, und mit unauslöſch-
iebe war ich für die Scholle erfüllt, die mich erzo-
h. An den Rieſenſtrömen der neuen Welt fielen mir
lichen Ufer meines Pregel, der kleinen Paſſarge und
arge ein, deren Namen ſo fremdartig und harm-
lingen, und als höchſtes Glück träumte ich mir, einſt
ſchönen Thurm, den Schloßthurm und den romantiſchen
teich wiederſehen zu können. Dies Glück iſt mir zu

Theil geworden. Ich durfte, vom Schickſal begünſtigt, als ein reicher Mann in mein Vaterland zurückkehren — um dort in Ruhe zu ſterben. Aber in gänzlicher Ruhe wollte ich bis zu meinem Ende verharren. Das Leben hatte mich oft zu unangenehm berührt, ich war von Arbeit faſt erdrückt worden und wollte im Hafen liegen. Die Verwaltung meines bedeutenden Vermögens mußte jedoch treuen Händen überantwortet werden. Ich hatte noch einen lebenden Vetter. Treuern Händen konnte ich das ſchwer Erworbene nicht anvertrauen, war jedoch der Mann, der ſtets nur in dürftiger Lage ſich befunden hatte, ſolcher Aufgabe gewachſen? Dieſe Frage zu genügen, mußte ich eine Prüfung anſtellen. Wie das geſchehen, weißt Du, alter ehrlicher Hermann Kurtius, der das ſpricht, iſt Dein Vetter Gottlieb!“ — Schon während der ganzen Rede hielt unſer Kurtius nur mit Mühe ſein Gefühl und ſeine Thränen zurück. Nun hing der alte Mann laut ſchluchzend an ſeines Verwandten Halſe.

„Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich ſo lange mit der freudigen Entdeckung hinhielt; aber mir lag zu viel an der Prüfung. Hätteſt Du ſie nicht beſtanden, ſo würde ich ja das Ding mit dem vielen Gelde, deſſen Verwaltung mir eine unausſtehliche Laſt war, ganz anders haben einrichten müſſen. Nun aber iſt's recht! Du haſt Alles, und ſorgſt für Alles, und Dein treuer Gottlieb will in Eurem Kreiſe ſo recht ruhig hinleben, und ſich um nichts kümmern, als um Euer Glück!“

Dieſe Entdeckung trug nicht wenig dazu bei, der Verſammlung heiter feſtliche Stimmung zu erhöhen. Man fuhr zur Trauung. Doch ehe man in die Wagen ſtieg, näherte ſich Ratange, ſeine Braut an der Hand führend, dem großen Weltweiſen, der den ſchönſten Tag ſeines Lebens

herrlichen gekommen war, und nachdem er ihm seine
sche vorgestellt hatte, deutete er lächelnd auf seinen
gsanzug vom feinsten, schwarzen Tuche, an dem auf
noch ein Knopf fehlte, und statt dessen ein silberner
[illegible] — Damit endigt denn diese Geschichte
beiden Ehe war glücklich, und als im Februar des
1804 Kant's feierliches Leichenbegängniß statt fand,
man einen hübschen Mann im schwarzen Kleide,
ein Knopf fehlte, in tiefer Trauer aufgelöst, dem
aufrichtigsten folgen.

zweifle, ob jetzt nach so vielen Jahren noch Perück-
macher und manches Andere noch, was in dieser
te vorkommt, in Königsberg anzutreffen sein möchte,
nur dem Rufe nach bekannt wäre; die letzte Zeit
dergleichen Ueberbleibsel der Vergangenheit mit
und Stiel ausgerottet. Wie dem nun aber auch
Verfasser, und vielleicht mancher andere Königsber-
d, wird nicht ohne freudige Wehmuth an jene
den Jugenderinnerungen zurückdenken können.

Die Kunſtreiterin.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Paris ſaß ich eines Abends in dem weiten Franconi'ſchen Circus, um der Vorſtellung der „Peri" beizuwohnen. Es war ein etwas langer Zwiſchenact, und die gewaltig aufgeregten Sinne konnten ſich wieder ſammeln, um dem weitern Verlauf dieſes einzigen Spektakels folgen zu können. Franconi's Circus war damals das beſuchteſte Theater der Stadt; die ununterbrochene Folge der zweihundert Vorſtellungen des „Kaiſers" war ſoeben beendigt, die Leinwand mit Napoleon's Apotheoſe war abgenommen worden und die Verklärung irdiſcher Helden trat an deren Stelle. — Mein Auge überflog umher, ich ſah dieſe ſchauluſtige Menge, Kopf an Kopf gereiht, dicht geſchaart daſitzen, theils Zufriedenheit, theils Erwartung in den Mienen, eine ſtille Betrachtung über die Art und Weiſe dieſes ganzen großartigen Schauſpiels drängte ſich mir auf, Auch ein verbleichendes, faſt farbloſes Bild tauchte in meinem Gedächtniß empor. Ob denn dieſer äußere Glanz, dieſe impoſante Würde, welche den Reitercircus Franconi's umgibt, ſich auch bis in ſein Inneres erſtreckt? Einſt kannte ich das Innere einer ſolchen Kunſtgeſellſchaft wol — einſt — noch ergreift mich ein

---

Schaul
nur ei
pique!
Erinne
beſtimm
vor —
Margar
De
die gar
die vor
für der
aus ei
machen
und m
der Gr
feſt an
darunte
ihr S
Stall,
gleichen
gleich b
zu nen
ſonſt —
hungert
Neger b
Sir
werde n
Ma
eines G
geſellſcha
Geburts
ſcheinen

der, wenn ich daran denke; aber freilich — das war
ne herumziehende Reitergeſellſchaft, kein Cirque olym-
Meine Gedanken verweilten hier — das Bild der
rung, welches aufzudämmern begonnen hatte, nahm
ntere Umriſſe an, eine Geſtalt trat daraus her-
— ich erkannte ſie — es war die kleine, traurige
rita!

r Act begann, und die ungeheure Weichſelbrücke,
ze Länge der Bühne einnehmend, die reichen Bilder,
überzogen, der Lärm, der mich umgab, verſcheuchten
n Augenblick das trübe, liebliche Mädchen, das wie
ner andern Welt mir einen flüchtigen Beſuch zu
kam. Ach, ſie iſt wol ſchon längſt todt! dachte ich,
ie ich auch nach allen ſchönen, kühnen Reiterinnen
ſſen Plater blickte, wie ſie ſo bügelſicher und ſattel-
n mit vorüberſprengten, eine Margarita war nicht
r, weder an Schönheit noch an Geſchicklichkeit. Und
chauplatz war kein Circus, ihr Ankleidezimmer der
und Künſtler und Pferd hatten dort nicht einmal
Rang. Das Letztere ging vor. Es iſt — wenn
ie Schauſpielkunſt im Verfall iſt — ein Fortſchritt
nen, daß es jetzt einen Franconi'ſchen Circus gibt;
— wo die Schauſpielkunſt blühte — meinte und
r eine Künſtlerin wie Margarita, und ein häßlicher
urfte ihr Leben bedrohen!

war meine erſte Jugendliebe. Ich geſteh's und
icht roth dabei!

rgarita war eine Spanierin, die Frucht der Liebe
Grand von Spanien zu der Directrice der Reiter-
ft. Valladolid war ihr Geburtsort — 1793 ihr
jahr. Dies verbreitete ſich gleich nach dem Er-
der Künſtler, und es erregte in dem nördlichen

Winkel der Erde, wo ich meine Jugend verlebte, kein geringes Intereſſe, die Tochter eines ſpaniſchen Grand zwiſchen Himmel und Erde an einem dahinraſenden Pferde kleben zu ſehen. Den vornehmen Vater ganz bei Seite geſetzt, ſo war es jedoch nicht zu leugnen, daß Margarita den ſpaniſchen Ausdruck in ihrem ganzen Weſen an ſich trug.

Sie war ſehr hübſch, ſehr artig, ſehr geſchickt — und dennoch haßten Vater und Mutter ſie. Wie iſt es möglich? hör' ich fragen. Bei dem Vater ließe ſich das allenfalls erklären, denn ich meine hier nicht den Grand von Spanien, ſondern den Director der Reitergeſellſchaft — aber die Mutter! Und auch dieſe verfolgte ſie mit ihrem Haſſe, denn ihre zweite, eheleibliche Tochter Olympia hatte keinen der Vorzüge der Spanierin, deshalb ihr Neid, ihre Verleumdungen und Haß und Verfolgung für die Arme, welche doch nur allein das Glück der Familie machte.

Wie ich das erſte Mal die Erlaubniß erhielt, zu den Reitern zu gehen, ward ich über und über roth und das Herz ſchlug mir gewaltig. Ich konnte mir damals dieſe innere Bewegung nicht erklären; erſt ſpäter ward ſie mir klar. Alle, die geliebt haben, und die ſtets, ehe ſie ſich verliebten, gleichſam eine innere Stimme vernahmen, werden wiſſen, was ich meine.

Ich ſetzte mich in der Mitte der Arena, die mit einem niedern, ſchlecht zuſammengefügten, von Straßenjungen garnirten Bretterzaun eingefaßt und mit weißem Sande beſtreut war. Zuerſt erſchienen kleine Kinder, die unglücklichen Zöglinge der Truppe, die ängſtlich ihre halsbrecheriſchen Künſte ziemlich ungeſchickt machten. Der Director, der mir in dem rothen, goldbeblechten Rocke und dem großen Federhute wie ein General vorkam und mir ziemlich

hatte, ward mir jetzt unausſtehlich und verhaßt,
ſo in der Mitte des Kreiſes ſtets die lange Peitſche
n ließ, um die Pferde anzutreiben, aber dabei nicht
mit der ſchneidenden Spitze die dünnen Beinchen der
hieb, ja ſelbſt ihren Gürtel damit erreichte. Er er-
mir wie ein Ungeheuer. Die Marter der armen
war zu Ende und nun erſchien ein häßlicher Neger
errot gekleidet, welcher Gracioſo, auch der kleine
genannt wurde und ſtets die Künſtler und Künſt-
, die nun erſchienen, bei ihrem Auftreten laut dem
m unter Zoten verkündete. Dieſe Zoten, ſowie ſeine
it hatten ihm die obigen Beinamen verſchafft. Alles,
bis jetzt geſehen, hatte mich ſehr kalt gelaſſen, und
Miene mochte wol ziemlich ſtark den Ausdruck ge-
Erwartung an ſich tragen, als ein Mann, dicht
mir, den ich für einen Stallknecht der Geſellſchaft
mir leiſe zuflüſterte: „Gedulden Sie ſich nur noch
ugenblick. Mit dem Schlechteſten wird immer der
gemacht. Aber wenn die Olympia, das boshafte,
kte Ding hier fertig iſt, dann kommt Margarita
werden Sie Reſpect haben müſſen.“ Ich blickte
und vertrauend nach dem freundlichen Stallknecht.
nnere Bewegung nahm wieder zu, und ich ſaß voll
der Dinge harrend, die da kommen ſollten.
lich rief der kleine Teufel: „Die ſchön', die unver-
leine Spaniol, die leabt at die Oner in arbeit vor
der Kaiſer und König der Franzoſen, Napoleon der

zog ſeinen weißen Spitzhut, erlaubte ſich keine Zote
h in der Mitte der Bahn ſtehen, das Auge feſt auf
ta gerichtet, indem er allen ihren Bewegungen nicht
ruhe zu folgen ſchien.

Das Publicum klatſchte — ich blieb nicht zurück.

Gracioſo's Beſcheidenheit that mir wohl; ſeine ernſte Aufmerkſamkeit für das Mädchen berührte mich jedoch unangenehm, obgleich ich mir das ſelbſt nicht zu erklären vermochte. Jetzt weiß ich's. Ich war eiferſüchtig — eiferſüchtig wegen der Reiterin mit dem abſcheulichen Neger, in dem Alter von 15 Jahren! Man vergebe mir dieſe offenen Geſtändniſſe, um ihrer Aufrichtigkeit willen.

Margarita würde mich ſicher dem Neger vorziehen, dachte ich in meinem kindiſchen Sinn — wie aber ſollte ich mich ihr bemerkbar machen?

Sie war als Wilde gekleidet. An jeder Seite des Kopfes flatterten lange, dicke Flechten des herrlichſten kohlenſchwarzen Haares, wenn das gelehrige Pferd in gleichmäßiger Bewegung unter ihren tanzenden Füßen fortgaloppirte. Gracioſo belehrte uns, daß Senhora Margarita einen ſo feſten Haarwuchs habe, daß ſie an einer jeden dieſer Flechten ein beträchtliches Gewicht zu tragen im Stande ſei. Er ſagte, ſie wolle um die Bahn reiten und mit Hülfe dieſer Haare an jeder Schläfe ein Kind hängen laſſen.

„Iſt ein Kind in der Geſellſchaft?“ ſetzte Gracioſo hinzu, „welches dies Exercitium mitzumachen wünſcht?“

Kaum hatte er geendet, ſo ſprang ich mit gleichen Füßen in den Kreis, wo Margarita hielt.

Man denke ſich meinen Sprung und das ſchallende Gelächter von allen Seiten, welches ihn begleitete. Man hatte ein Kind verlangt, und ein Menſch von 5 Fuß 1 Zoll fiel wie vom Himmel der Reiterin zu Füßen. Man pfiff, man ſchrie, man raſte — ich hatte für nichts Ohren — ich ſah nur nach dem Mädchen.

Endlich lenkte ſie ihr Pferd nach mir hin und ſagte cheind, in gebrochenem Franzöſiſch:

„Monsieur, vous êtes un peu trop grand.“

„Mademoiselle,“ erwiderte ich zitternd, „je n'ai que uatorze ans et je pèse très-peu.“

Aber der kleine Teufel machte dieſer Unterredung auf ne grobe Weiſe ein Ende, indem er mich nach meinem latze zurückwies, und Margarita reichte mir die Hand und gte: „Je suis fâchée, Monsieur, d'être la cause involon- ire de ce qui Vous arrive.“

Ich erröthete bis in das Weiße der Augen, biß die ppen und nahm meinen Platz, unter Geſchrei des Pöbels, ieder ein. Dies Alles erregte jedoch kein Schaamgefühl mir, meine Verlegenheit erwuchs nur aus dem Bewußt- n, ihr gegenüber zu ſtehen; ich war ja ſo glücklich ge- rſen, mehr zu erlangen, als ich gehofft. Ich hatte mich r genähert, hatte ihre bezaubernde Stimme gehört, den ruck ihrer Hand gefühlt — ſie kannte mich jetzt. War es nicht genug? War es zu theuer erkauft, wenn meine ten Mitbürger mich dafür ein wenig [illegible] auspfiffen ch auslachten?

Dieſe Nacht ſchlief ich nicht; ich brannte, ich dürſtete, hatte ein furchtbares Fieber und der Morgen wollte gar cht erſcheinen, ſo kam es mir vor. Stets ſchwebte die ilde an mir vorüber, und oft zeigte mir mein wahnſinni- r Traum mich ſelbſt, wie ich an einer ihrer Flechten hing d, hin und her um ihr Köpfchen geſchleudert, mit ihr die ahn durchſauſte.

Erſt am Morgen ward ich ruhiger. Ich dachte über s Vorgefallene nach. Woher kam dieſes Fieber? dieſer che Traum? dieſer Wahnſinn? Schon hundert Mädchen tte ich geſehen — geſprochen — nie dieſe Erſcheinungen erlebt! Ich bebte, wenn ich daran dachte, daß dieſes wol die Liebe ſein könne, die ich hauptſächlich nur erſt aus der Mythologie kannte. Corydon, Apollo, Endymion, Bacchus, das ganze heroiſche Zeitalter ſchwebte mir vor, alle Claſſiker erſchöpfte mein Gedächtniß, und ich citirte mir ihre Verſe, die jene Abenteuer ſchilderten — ja — es war keinem Zweifel mehr unterworfen — der Schüler, der fleißige, tugendhafte, muſterhafte Schüler war verliebt. Ich ſchauderte davor zurück — aber die Leidenſchaft war zu mächtig, ich konnte ſie nicht überwinden.

So mancher Schüler von jetzt, wenn er dieſes Blatt vielleicht lieſt, wird darüber freilich ſpotten, daß ich die Liebe nicht anders als aus den Fabeln des claſſiſchen Alterthums kannte, und ſo naiv war, mich ihr gleich mit Leib und Seele hinzugeben. Ich hatte aber damals nur Bücher in Pergament gebunden zur Lecture erhalten, die ich alle Tage, in einen Riemen geſchnallt, wie ein Laſtthier mit in die Claſſen ſchleppen mußte, wir Schüler laſen damals keine Taſchenbücher und Romane, Mimili war noch gar nicht geſchrieben, Lafontaine war uns verboten und die Folge dieſer engherzigen Erziehung war — daß ich mich in die erſte hergelaufene Kunſtreiterin verliebte! Ach — aber es war Margarita! — ich wollte wetten, daß die weltklugen und erfahrenen Herren Schüler, die in dieſem nach chriſtlicher Zeitrechnung 1843ſten Jahre, ihr funfzehntes Lebensjahr erreicht haben, ſelbſt vielleicht dieſer Verſuchung nicht entgehen würden.

Am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht legte ich mich in ein Fenſter des väterlichen Hauſes, woraus ich die Reiterbude ſehen konnte. Ich hoffte Margarita zu erblicken. Es war ein kühler Morgen — ich erblickte ſie nicht — und hatte einen Schnupfen davon. „Deſto beſſer,“

te ich, „wenn ſie mir heute begegnet, ſo kann ich ihr
n, daß ich mich um ihretwillen erkältet habe, und das
d ſie rühren.“

Hierüber kam mir ein Gedanke. Ich wollte mich in
Reitbahn der Künſtler, bei ihren Proberexercitien ein-
en. Diomedes, Ulyſſes und andere Griechen kamen
nach Ilion, warum ſollte mir nicht auch ein guter Ein-
zu Gebote ſtehen, mein Ziel zu erreichen? Das höl-
e Pferd war zwar nicht practikabel, aber ein lebendiges
te dazu verhelfen und ich dankte Homer in Gedanken,
er mir die Liſt der Griechen überliefert hatte. Ich
e einen Freund bei der Reitergeſellſchaft. Jenen Stall-
t, der am vorigen Abende mir die lieblichen Worte
Margarita's Erſcheinen zugeflüſtert hatte. Ihn mußte
gewinnen, es ſchien mir nicht ſehr ſchwer. Er ſtand
n vor der Thür eines Wirthshauſes. Ich geſellte mich
hm. Ich fragte ihn, wann die Geſellſchaft wieder
n würde, was wir noch für Vorſtellungen zu hoffen
n, und wie lange ſie noch bei uns zu verweilen ge-
e? Endlich ſagte ich, daß auch ich Stallmeiſter wer-
wolle, und daß es mich glücklich machen würde, ihren
l beſuchen zu dürfen. Georg, mein Stallknecht, glaubte
ch dieſen Wink zu verſtehen. Er dachte, daß ich die
nſchaft aller Straßenjungen theilte, und wahrſcheinlich
Pferd beſteigen möchte, wenn er zur Schwemme ritt.
var ſo gefällig mir eins anzubieten. Mein Herz ſprang
Freude, und ich ließ in ſeine Hand einen Theil meines
engeldes gleiten.

Die Stunde kam und ich kletterte auf ein Pferd, an
Mähne ich mich klammerte. Ich war ziemlich un-
en in der edlen Reitkunſt und im Anfange ängſtlich.
ch aber wie ich ruhiger geworden war, erkannte ich

in dem Pferde, das ich ritt, den Schimmel, der geſtern unter Margarita galoppirt hatte. Dies erhöhte mein Glück. Wie wir mit den vierfüßigen Künſtlern aus der Schwemme kamen und ich mich nun im Heiligthum befand, ertönte der Befehl des Directors, daß die Probe der nächſten Vorſtellung beginnen ſollte. Mein Freund Georg ſagte, daß ich dabei bleiben dürfte und ich blieb. Alles begünſtigte mich.

Während der Probe waren Alle gegenwärtig. Auch Margarita. Aber mein Himmel! in welchem Coſtüm! Da war nichts von dem verführeriſchen Reize des Geſtrigen zu ſehen. Grobe Schuhe, ein Tuch um den Kopf, ein dunkles Kleid von Kattun, das jedoch ſo kurz war, der Reiterin nicht in ihren Uebungen hinderlich zu werden. Sie ſah recht traurig aus. Alles lachte um ſie her, nur ſie nicht. Sie kam mir ſo rührend wie das Aſchenbrödel, nicht der Oper, ſondern des alten Mährchens vor. Und ſelbſt in dieſem Coſtüm war ſie noch ſo ſchön! Weiß, ſogar ſehr bleich, regelmäßig, ernſt war ihr Geſicht. Die Naſe wenig gebogen, verlieh ihm viel Ausgezeichnetes, die Augen groß und feurig, gemildert durch ſehr lange Wimpern, die Brauen breit und ſchön gezogen. Obgleich beide Augen gleichmäßig feurig waren, ſo waren ſie doch von verſchiedener Farbe; das eine blau, das andere ſchwarz. Mich nahm das damals wenig Wunder, denn ganz friſch von meinen Claſſikern erſt aufgeſtanden, wußte ich, daß Alexander der Große dieſelbe Sonderbarkeit mit auf die Welt gebracht hatte.

Margarita war noch nicht an die Reihe gekommen; ich näherte mich ihr, ich erbebte auf eine mir ganz unerklärliche Weiſe. Sie erblickte mich kaum, als ſie mir entgegen kam; ich grüßte ſie mit großem Ernſte, und dabei ſo linkiſch, daß ſie darüber lächeln mußte.

„Wie leid thut es mir,“ fing ſie auf franzöſiſch an, daß Sie geſtern auf ſolche Weiſe dem abſcheulichen Volke preisgegeben wurden, es iſt roher Pöbel ...“

„Der vollkommen Recht hatte,“ erwiderte ich, „denn ich hatte eine Dummheit begangen, wenigſtens mußte es ſo ausſehen. Allein eine andere Triebfeder leitete mich,“ — und hier ſenkte ich die Augen und ſchwieg.

„Eine Triebfeder?“ wiederholte ſie verwundert. „Doch wol keine andere als die, an meinen Haaren hängend, die Bahn zu durchfliegen?“

„O nein,“ ſprach ich, ich wußte wohl, daß ich zu chwer ſei, und ſelbſt wenn Sie es verlangt hätten, ſo würde ich mich nicht dazu haben entſchließen können.“

„Und warum eilten Sie denn aber herbei?“ fragte ſie.

„Weil es mir ſchien, als hätten Sie mich gerufen,“ antwortete ich.

„Ich — Sie?“ rief ſie verwundert aus, „ich hatte Sie och nie geſehen, und weiß nicht einmal Ihren Namen.“

„Ich heiße Auguſt, Mademoiſelle,“ fiel ich ihr raſch in ie Rede.

„Ich werde den Namen behalten,“ ſagte ſie hierauf ſehr rtig und ich war geneigt, noch mehr darin zu finden.

„Oh, ich will ſchon dafür ſorgen, daß Sie ihn nicht ergeſſen,“ war ich ſchnell wieder zur Hand, „und wäre h ſo glücklich Ihnen in irgend einer Hinſicht nützlich oder ngenehm ſein zu können, ſo erinnern Sie ſich daran, daß h Ihnen mit ganzer Seele ergeben bin.“

„Sie ſind zu artig, Monſieur, jedoch ſehe ich nicht n —“ ſprach ſie etwas verlegen.

„Auch ich ſeh' es nicht ein — aber der Zufall könnte doch —" erwiderte ich. „Wenn Sie vielleicht eine Commiſſion in der Stadt hätten, die Sie mir zu übertragen ſo geneigt ſein wollten. Oder — Sie haben keinen Garten in der Nähe, und hinter dem Hauſe meiner Eltern iſt ein ſehr ſchöner. Sie ſtehen vielleicht früh auf. Wollten Sie nun in der Morgenſtunde dort ſpazieren gehen, ſo würde ich Ihnen mit Vergnügen ſelbſt die Thür öffnen. Früchte gibt es dort im Ueberfluß — beſonders einen Baum — den ich Ihnen mit dem größten Vergnügen anbiete, denn er iſt mein. Es iſt zwar Alles, was ich bis dieſen Augenblick auf der Welt beſitze; aber der Baum iſt ergiebig — ſeine Zweige biegen ſich unter den Früchten. Lieben Sie vielleicht die Eierpflaumen?"

„Eierpflaumen? die kenne ich nicht," — ſprach ſie, — „ſie ſind wol in Spanien nicht zu haben?"

„O wie glücklich bin ich dann, Ihnen die Erſten darbieten zu können," rief ich entzückt aus. „Die Eierpflaumen ſind ſüß und ſaftig. Ich ſah ſie dieſes Jahr mit beſonderm Wohlgefallen an meinem Baume reifen, gleich als hätte ich ahnen können, daß ſie für Sie beſtimmt ſein würden. Ich will ſogleich eine kleine Bank unter den Baum ſetzen." —

„Aber," — ſagte ſie zögernd.

„Nichts aber," — fiel ich raſch ein. „Der Baum gehört mir und das Stück Erde, das er mit ſeinen Zweigen bedeckt, auch. Niemand darf alſo gegen meine Einladung einen Einſpruch wagen. Und fragt man mich, wer das ſchöne Mädchen ſei, die täglich die Eierpflaumen mir vom Baume ißt, ſo werde ich antworten: es iſt Mamſell Margarita, die ich verehre — ja die ich lie —" Mein Blick ſenkte ſich, ich wagte das Wort nicht auszuſprechen. End-

ch wie ich ſie wieder anſah, ſchien es mir, als wenn ihre
leichen Wangen ſich ein wenig gefärbt hätten.

Sie ſagte: „Wenn das Innere einer Kunſtreiterbude
Sie unterhält, ſo kommen Sie Morgens und Abends, ſo
ft Sie wollen. Georg wird Sie einlaſſen. Ich werde
afür des Morgens Ihren Pflaumenbaum beſuchen. Wenn
ir uns dann näher kennen werden, ſo mögen Sie ent-
heiden, ob Sie einige Freundſchaft für mich hegen kön-
en. Was die Verehrung anlangt, von der Sie vorhin
rachen, ſo gehöre ich leider einem Stande an, der darauf
ine Anſprüche machen darf.“

Unſere Unterredung wurde plötzlich durch den Ruf un-
rbrochen: „Allons, Margot! zu Pferd!“ — Es war der
irector der Geſellſchaft, der meine Margarita mit dem
rtraulichen Namen Margot rief. Sie ſollte ein neues
hr gefährliches Exercitium probiren, wie ſie mir ſagte.
Ob es mir gelingen wird?“ fügte ſie hinzu; „es iſt hals-
echend — je nun, ſterbe ich, ſo wird Niemand um mich
einen, ſie beneiden mich Alle hier. Nur Einer zeigt mir
heilnahme — und dieſer Eine — er hat — “

Sie endete nicht und machte mir eine äußerſt melan-
oliſche Verbeugung. Zwei Minuten ſpäter flog ſie, auf
ei zügelloſen Pferden ſtehend, an mir vorüber. Mir
rgingen die Sinne, aber Alles ging anfänglich gut,
d ich rief, ſo oft ſie vorbeikam: „Bravo, Bravo, Mar-
rita!“

Aber die Pferde kamen einen Augenblick aus dem glei-
n Schritte. Margarita ſchwankte und fiel. Jedoch war
ebenſo ſchnell, als ſie gefallen war, wieder oben. Das
e Pferd zeigte neuen Eigenſinn, es bog aus, und Mar-
rita ſtürzte zum zweiten Male nieder und wurde von
n achtfüßigen Ungeheuer im Kreiſe fortgeſchleppt. „Al-

lons! Auf! Margot!“ ſchrien viele Stimmen mit wildem Lachen.

„Ich will Dich aufpaſſen lehren!“ rief der Director, indem er dieſe Worte mit einem Peitſchenhiebe begleitete.

„Ach ſehen Sie nur, Margot blutet — ſie hat ſich wehe gethan!“ ſagte ein kleines Mädchen zur Mutter.

In der That der Sand der Arena war roth gefärbt. Das Blut entſtrömte aus Mund und Naſe. Gracioſo hob ſie auf und führte ſie in jenen Theil der Reitbahn, wo ich mich — mehr todt als lebendig befand.

„Sie leiden viel,“ — flüſterte ich ihr zu. Sie ſah mich weinend an und ſagte nichts. Ihr Geſichtchen war blutrünſtig. Ich bot ihr ein Tuch an — Gracioſo entfernte ſich — und ich wiederholte die obigen Worte.

„Ich leide ſehr, mein Herr!“ ſagte ſie nun, „und wenn ich Ihnen vorhin nicht geantwortet habe, ſo geſchah es, weil Gracioſo dabeiſtand.“

„Mein Gott!“ rief ich außer mir, — „ein Schlag mit der Peitſche!“

„Es war nicht der Erſte,“ — ſeufzte ſie. „So bin ich für meine Kunſt erzogen worden. Wenn das Publicum mich applaudirt, ach! dann weiß es nicht, wie theuer ich dieſen Beifall erkaufen muß. — Ich bin ſehr unglücklich!“ — Sie weinte, und meinem Troſte gelang es nicht, dieſe Thränen zu trocknen. — „Dulden und unter der Peitſche ſterben,“ wimmerte ſie. „Ich hoffe, daß es nicht lange mehr dauern wird. Doch — jetzt muß ich Sie verlaſſen; denn wenn Jemand, den ich mehr noch fürchte, wie Vater und Mutter, Ihre Theilnahme für mich entdeckte, ſo würde er mich tödten. Morgen — im Garten; wenn nämlich die Pferde oder die Menſchen mir nicht dieſen Abend das Leben rauben.“

Sie gab mir das Tuch zurück, welche ganz geröthet oar von ihrem Blute und ging. Ich litt unausſprechliche Qualen. Liebe und Mitleid erfüllten mich, und ich war icht im Stande, das ſchreckliche Loos der Armen zu indern . . . .

Am andern Morgen, Punkt ſieben Uhr, erwartete ich e an der kleinen Gartenpforte, und Margarita erſchien. Mit einem leichten Sprunge war ſie bei mir und ich ſchloß ie Thür ſogleich. Wir ſetzten uns unter meinen ſchönen Baum. Ich pflückte von ſeinen Früchten und bot ſie ihr n. Sie nahm einige, mit der Aeußerung: „um nicht u verſchmähen.“ Die Gier, womit ſie ſpäter zulangte, er-egte jedoch meine Aufmerkſamkeit.

„Sie ſcheinen Ihnen zu ſchmecken, Margarita?“ ragte ich.

„Ach ja, — denn ich bin hungrig,“ ſprach ſie, indem e ihre Augen mit der umgewandten Hand abtrocknete. Ich habe geſtern als Strafe für den Unfall auf der robe nichts zu eſſen bekommen. Und ich bin es, Monſeur Auguſt, die Allen das Brot verdienen muß, was ären ſie ohne mich!“

„Oh noch dieſe Pflaume — dieſes Stückchen Milch-rot!“ ſagte ich, und ſteckte ihr Beides in den Mund. Wie abſcheulich iſt es, ein Kind von funfzehn Jahren ngern zu laſſen, das ſein Brot nicht zu verdienen weiß.“ — Doch plötzlich beſann ich mich. — „Aber,“ — ſetzte ich hnell hinzu, — „wäre es nicht möglich, daß Sie ſich bei ner andern Geſellſchaft engagiren ließen?“

„Und ſollte ich meine Eltern und meine Schweſter ver-ſſen und zu Grunde richten?“ fragte ſie.

Ich ſtaunte dieſe Herzensgüte an und wußte nichts zu entgegnen. Zufällig zog ich das blutige Tuch aus dem Buſen und betrachtete es mit einer Art von Andacht.

„Was iſt das? Sind Sie verwundet?“ fragte Margarita entſetzt.

„Nein — es iſt Ihr Blut,“ — ſprach ich leiſe.

„Kind, — gutes Kind!“ lächelte ſie. Und ſie ward roth, ergriff meinen Kopf mit beiden Händen, küßte mich auf die Stirne und eilte davon. Ich ihr nach, aber Alles, was ſie noch ſagte, waren die Worte: „Dieſen Abend in der Manege — Auguſt!“ —

Nicht Monſieur Auguſt — und der Kuß auf der Stirne! — Der Tag war lang, aber glücklich. Ich erhielt nach einigen Bitten die Erlaubniß, den Circus zu beſuchen, weil ich ſagte, daß ein Stallknecht, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht hatte, mich umſonſt einlaſſen dürfte.

Sie ſtrahlte von Schönheit, Reiz, Anmuth, Geſchicklichkeit und Melancholie. Sie war als Spanierin gekleidet, doch trug ſie eine Art von türkiſchem Bund auf dem Kopfe, der aus Weiß und Blutroth gewickelt war. Das Rothe war ſo vertheilt, daß es wie Flecken ausſah.

Ich verſtand dieſe Andeutung ſogleich. Um ihr dies Verſtändniß zu zeigen, zog ich das blutige Tuch aus der Taſche, wie ihr Auge ſich eben nach mir richtete. Ein unmerkliches Kopfnicken zeigte mir ihre Zufriedenheit. Deutlicher konnte von beiden Theilen der Liebestelegraph nicht arbeiten; ich bezwang meine Geſichtszüge vollkommen, ſo vortrefflich hatte meine erſt zwei Tage alte Leidenſchaft den fünfzehnjährigen Scholaren abgerichtet.

Der Director verkündete nunmehr der Verſammlung, daß Margarita die heutigen Exercitien mit dem Fluge auf zwei ungeſattelten Pferden beendigen werde. Er ſchien davon Liebe für ſeine Tochter, von Verehrung für die nſtlerin durchdrungen. Ich ſchauderte zuſammen, wie den ſchändlichen Heuchler ſah und hörte und dabei an Wagſtück dachte, welches geſtern meiner armen Ge- ten ſo viel Thränen und Blut gekoſtet hatte. Ich lte während der ganzen Zeit inbrünſtig beten, wie ich r das andere Pferd hereinführen und nun alle Anſtalten acht ſah, da ergriff mich ein Schwindel, und ich ſtand , um hinauszugehen. Margarita hielt nicht weit von und gleich als errieth ſie meine Gefühle, lenkte ſie ihr rd im Schritt, wie abſichtslos, nach mir hin und bat h, ihr etwas am Zügel zu ordnen. Ich that als wollte ihr dieſen Dienſt leiſten, ſie aber neigte ſich auf den s des Thiers und flüſterte:

„Bleiben Sie und fürchten Sie nichts. Es wird gelin- , wenn Sie auf mich ſchauen. Denn wegen all dieſer te möchte ich mein Leben nicht aufs Spiel ſetzen. Ich ne ſie ja nicht.“

Dieſe Worte geſprochen und fort ſprengte ſie im Ga- . Ich mußte bleiben und in Todesangſt einem Kunſt- e Bewunderung zollen, welches die Hölle ſelbſt erfun- hatte. Es war vorüber und der Circus widerhallte Bravos. In dieſem Augenblicke, ich will es nur ge- n, regte ſich etwas Stolz in mir; Margarita erſchien kleinen Schüler doppelt groß, erhaben, einer Cleopa- Semiramis, Sappho vergleichbar; ich hätte in jenem enblicke lateiniſche Hexameter und Pentameter zu ihren en gelegt, wenn ich es im Stande geweſen wäre.

Von ihren gewöhnlichen drei Abſchiedsreverenzen konnte mir eine ganz zueignen, denn ſie war mit einem rn und unbeſchreiblich lieblichen Lächeln an mich ge- t.

Das Publicum entfernte ſich; ich wartete. Endlich war ſie entkleidet und erſchien an dem Vorhange, welcher den Stall, ihr Garderobezimmer, von dem Amphitheater trennte.

„Waren Sie mit mir zufrieden?“ fragte ſie.

„Entzückt, begeiſtert, Engel Margarita,“ war meine Antwort.

„Ach, ich wollte nur um Ihretwillen, daß es mir gelänge!“ ſprach ſie leiſe, „Sie mußten mich geſtern für ein ungeſchicktes Kind halten und ich wollte Sie vom Gegentheile überführen“ — ſetzte ſie dann ſchnell hinzu.

Ich verſtand noch nicht, welche Verlegenheit ſie mit dieſem Zuſatze verhüllen wollte; es that mir weh — die Worte: „ich wollte nur um Ihretwillen, daß es mir gelänge,“ hatten mich allein ſo glücklich gemacht.

Ich konnte ihr jedoch nicht mehr ſagen, was ich dabei fühlte, denn der kleine Teufel erſchien am Vorhange und rief ihr zu:

„Allons, Margarita, die Mutter ſchreit drin nach Dir — es wäre beſſer, wenn Du darauf hören wollteſt, als hier mit Fremden zu ſchwatzen.“

Sie hatte noch Zeit, mir: „Morgen — im Garten“ — zuzurufen und eilte fort.

So ſchieden wir jeden Abend, ſo ſahen wir uns jeden Morgen. Dies Glück dauerte eine ganze Woche. Am erſten Tage der neuen Woche wartete ich eine halbe Stunde auf Margarita — vergebens. Noch ein halbe Stunde — ſie kam nicht. Mich ergriff Verzweiflung.

Ich blieb lange an der Gartenthür ſtehen, als erwartete ich ſie noch immer wie bisher, obgleich mir ſchon alle Hoffnung entſchwunden war, daß ſie kommen würde. Ich blickte auf die Bank, wo ſie geſtern noch neben mir geſeſſen wo ſie täglich an meiner Seite zu ſitzen mir verſpro- -- ach! ſie hatte dies Alles vergeſſen! Ich weinte. der Stallknecht ſtörte mich endlich.

Ein Auftrag von Mamſell Margot," fing er an, „ein den ſie mir geſtern Abend noch für Sie ein- te."

Geſtern Abend? Margarita? und wo iſt ſie heute?" ich erhitzt.

Sie iſt wahrſcheinlich ein wenig ſpazieren geritten, mit Jemand," erwiderte er, „denn es fehlen mir zwei im Stall, der Zephyr und der Bucephalus."

h riß das Billet auf, es lautete:

Sie werden mich nicht wiederſehen, Auguſt. Ein), den ich verabſcheue, zwingt mich, ihm zu folgen. Gracioſo liebt mich. Heute machte er mir dies Ge- ß — mich ergriff Angſt dabei. Mit Recht nennt hn „den Teufel," er iſt es in der That. Umſonſt ich, er drohete mich zu ermorden, wenn ich nicht n ginge. Ich hatte nicht den Muth zu ſterben — at mich verlaſſen — ich habe ihm verſprochen zu en. Sie lieben mich — aber Sie ſind ſo jung — nte von Ihnen keinen Schutz erwarten. Auch von Eltern durft' ich keinen hoffen, die mich hundertmal ortjagen wollten. Morgen muß ich alſo fort, oder ädige Himmel läßt mich in dieſer Nacht aus Kum- rben. Ich entfliehe mit Gracioſo, den ich haſſe — ch Sie, Auguſt, liebe! Dies habe ich Ihnen nie weil Sie erſt vierzehn Jahre alt ſind, und noch n der Welt werden ſollen; ich aber — ich bin ein Mädchen, in einem Stalle geboren, eine Luſtſprin- eine Landſtreicherin — wie gute Bürger wol zu ſagen pflegen, ſelbſt wenn ſie uns Beifall klatſchen. Leben Sie wohl! Ihre Liebe war eine Jugendthorheit — ich behandelte Sie darum als Bruder und nicht als Liebhaber. Wären wir Beide frei und gleich geweſen, ſo hätte Ihre Liebe mein höchſtes Glück gemacht. Sie werden ſich bald tröſten — ich will Sie mein ganzes Leben lieben — und bin ſehr zu beklagen.

Margarita.“

Meine Thränen floſſen immer von Neuem, ſo oft ich dieſe Zeilen durchlas, die ſchlecht und unrichtig geſchrieben waren. Ich war ſo zerknirſcht, daß ich das nicht einmal bemerkte, ſo ſehr hatte das Gefühl des Liebhabers über den Primaner den Sieg davongetragen. Erſt lange nachher tröſtete ich mich. Immer jedoch ſchwebte mir Margarita's liebliches Bild vor, ich verglich alle ſchönen Mädchen, die mir begegneten, mit ihm, ich ſchätzte die Ueberlegenheit ihres Verſtandes, ihre tugendhafte Zurückhaltung, und noch jetzt, wo mich bei ihrem Gedanken Wehmuth ergreift, fühle ich — daß ich ſie mit funfzehn Jahren geliebt habe....

* *
*

Im Jahre 1819 war ich Schauſpieler in Brünn. Wie ich dazu kam, Schauſpieler zu werden, das will ich meinen Leſern ein Andermal erzählen — wie ich dazu kam, es in Brünn zu werden, lag in der Art und Weiſe des dortigen Theaterdirectors Heinrich Schmidt, eines Mannes von ſeltener Bildung und Einſicht, der Fähigkeiten beſitzt, der erſten Bühne Deutſchlands vorzuſtehen, aber ſtets in ſeinem engen Wirkungskreiſe gebannt blieb, hier jedoch — mit ſeinem Maßſtabe gemeſſen — ein ebenſo tüchtiger Bühnen-

ler genannt werden darf, als Baron bei der großen Oper
Paris.

Es war Jahrmarkt. Vor dem Judenthore waren Sehens-
digkeiten aller Art angehäuft. Auch Seiltänzer, Kunſt-
r und wilde Thiere fehlten nicht. Ich wanderte an
m Abende, wo ich unbeſchäftigt war, durch die bunten
nſchengruppen. Da ſtreift ein Weib mit einem Säug-
auf dem Arm dicht an mir vorüber. Ein großer Hut
weißem Batiſt, der jedoch ziemlich ſchmuzig war, entzog
ſein Geſicht; ſeine ſchöne Haltung jedoch und ein zier-
r, ſchlanker Wuchs erregten meine Aufmerkſamkeit. Die
ging langſam, ich bemerkte nun, daß ſie dem Kinde
Bruſt gab, das in den Armen der Mutter gewiegt,
ſcheinlich einzuſchlafen begann. Dies Bild ergriff mich
h holte ſie wieder ein — ſie blickt nach mir auf, ſtößt
Schrei aus und geht augenblicklich ſchneller, um mir
tkommen. Ich eilte ihr nach — und je mehr ich die
mir Dahineilende aufmerkſam betrachtete, deſto deutlich
ward es mir, daß ich dieſen leichten Gang, dieſe
ſe Haltung, dieſe feinen Füßchen, ſchon einmal in
m Leben bewundert hatte. Nun war ich bei ihr und
kte mich nach ihrem Geſichte, das ſie mir noch immer
tziehen ſuchte.

Margarita? Sie?“ rief ich leiſe, indem ich ſie zit-
beim Ellbogen ergriff.

hr Geſicht hatte ich nicht ſehen können, weil ſie ihren
weggewandt hielt, aber das Geſicht des Kindes ver-
mir Alles, denn es war ein kleiner Mulatte.

Sie hier — Margarita? Welch ein Zufall?“ ſetzte
nell hinzu.

Ein Zufall, Monſieur Auguſt — aber ein ſehr un-
cher“ — ſagte ſie ſchüchtern.

„Nicht unglücklich für mich," rief ich, „denn ich freue mich ſehr, Sie wiedergefunden zu haben."

„Und ich ſchäme mich deſſen" — ſagte ſie. „Ich hoffte Sie nie wiederzuſehen. Nicht etwa daß ich Sie jemals vergeſſen hätte —"

„Gute Margarita, auch ich dachte oft an Sie!" fiel ich ein — „an unſere Zuſammenkünfte unter dem Pflaumenbaum, an Ihre Flucht" —

„Nicht wahr? Dieſe Flucht hat mich wol in Ihren Augen ſehr erniedrigt?" fragte ſie.

„Erniedrigt?" fragte ich ſtark, „nein, denn ich glaubte Ihren Zeilen. Aber Gracioſo haßte ich — und wäre mir das Ungeheuer damals begegnet, ich würde ihn ums Leben gebracht haben, ſo wüthend war ich auf ihn."

„Jetzt iſt er mein Gatte," ſagte ſie leiſe. Es lag Entſagung und etwas Verweiſendes zugleich in dem Tone.

„Gracioſo, der Neger, der Bajazzo, Ihr Gatte?" rief ich aus.

„Hier iſt eines unſerer Kinder," ſprach ſie, indem ſie die häßliche Fratze des ſchreienden Mulatten nach mir kehrte. Ich trat voll Abſcheu zurück. Sie ſeufzte und ſchwere Thränen fielen auf das Geſicht ihres Sohnes. Nach einer langen Pauſe ſagte ſie:

„Er iſt noch härter gegen mich, wie mein Vater es war. Ich bin ein armes Schlachtopfer und hier nun ſehen Sie in mir ſeine Frau und ſeine Witwe. Denn oft ſchon hat er mich verlaſſen, um mit andern Weibern zu leben — ach! mir ſteht das Recht nicht zu, Andere zu verachten — aber dieſe Weiber — o Himmel!"

Thränen erſtickten ihre Stimme. Ich hatte — um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſie aus dem Gewühle geführt.

Und Sie nehmen ihn wieder auf, wenn er wieder-
?“ fragte ich ſie. .

Was kann ich thun?“ ſprach ſie, „mißhandelt er mich
jagt er mir nicht Angſt und Schrecken ein? Er iſt
öſer Geiſt, der mich verfolgt, und mich hat der ge-
Gott, ohne Kraft, ohne Waffen ſeinen Händen über-
, und ich muß ſeine Sklavin bleiben. Was habe ich
chen, um ſo unglücklich zu ſein? Jetzt muß ich
Es iſt ſchon ſpät. Er wollte dieſen Abend kommen,
och in der Nacht fortzureiſen. Jene Bude bewahrt
Schätze: einen Wolf und einen Bären, mit denen
mpfen muß. Welch ein Loos! Zwei Tage ſind es,
r mich ohne Geld, ohne Brot verlaſſen hat, mit drei
Kindern. Heute erhalte ich ein Schreiben, daß er
dieſen Abend holen werde und daß er mich bei einer
pe engagirt habe, die nach Polen geht. Die Haupt-
iſt, daß er ſchnell aus dieſem Lande komme, denn ich
, daß ſeine Verbindungen“ —

Auch das?“ rief ich entſetzt, „o Margarita, ſagen Sie
s von ihm, folgen Sie mir“ —

Stille!“ ſagte ſie, indem ſie den Blick ängſtlich um-
peifen ließ. „Ich muß wahrhaftig fort, wenn er Sie
r erblickte! Er ſagt noch oft, daß Sie mich behert
und daß er Sie tödten wolle, wo er Sie trifft.
, Auguſt — Adieu für immer!“ Sie reichte mir
and.

ch war anfänglich erſchreckt, Sie wiederzuſehen, und
acht es mich glücklich“ — fügte ſie hinzu.

 küßte ihre ſchöne Hand. Sie riß ſich los — ich
im Abendnebel mit ihrem Kinde raſch davoneilen
d habe nie wieder etwas von dem unglücklichen Ge-
vernommen. Am andern Morgen waren Wolf

und Bär und ihre Eigenthümer nicht mehr im Orte und die Bude ſtand leer.

Arme Margarita! „wenn wir frei und gleich geweſen wären“ — ſo lauteten die Worte in Deinem Abſchiedsbrief, den ich ſtets bewahre. Und als wir uns wiederſahen, war ich Schauſpieler, mein Name klebte an allen Straßenecken unter Deinem Bären und Wolfe, der letzte Straßenjunge erkaufte mit wenigen Kreuzern das Recht, mich zu beſchimpfen und meine Kunſt war wahrhaftig nicht der Deinigen zu vergleichen, die Du einſt ſo glänzend ausübteſt und für die Franconi's Circus ein würdiger Schauplatz geweſen wäre.

Jünglingsjahre.

M
fu
M
nic
al
V
S
zu
als
das
Ba
Ge
däc
keit
Sch
nich
zieh
er
verg
ſtän
das
rend
nicht

Mein Vater war plötzlich geſtorben; ich war noch nicht
nfzehn Jahre alt. Der vollkommen geſunde und ſtarke
ann erkrankte in der Nacht und war am andern Tage
ht mehr. Wir Kinder waren ermüdet eingeſchlafen und
wir am Morgen erwachten, ſahen wir unſern ſterbenden
ater und bald darauf waren wir vaterloſe Waiſen. Mein
hmerz war unbeſchreiblich; ich vermochte nicht der Leiche
folgen und mußte nach Hauſe zurückgebracht werden,
ſich der Zug in Bewegung geſetzt hatte. Ich ging in
Zimmer, wo ich noch am Abende vorher mit dem
ter geſprochen, und indem ich mir dieſe letzten, in ſeiner
ſellſchaft noch verlebten Augenblicke recht lebhaft ins Ge
tniß zurückzurufen ſtrebte, heftete ich meine Aufmerkſam-
auf den Rock am Wandhaken, den der Vater vor dem
lafengehen dort nach ſeiner Gewohnheit aufhing und
t entfernt daran dachte, daß er ihn nicht wieder an
en würde. Ebenſo ſah ich ſeinen Hut und Stock, wo
ie beim Nachhauſekommen hingelegt hatte. Alles dies
egenwärtigte mir ihn ſo lebhaft, daß ich dieſe Gegen-
de immer an dieſer Stelle hätte laſſen mögen, um mir
Andenken an den hochverehrten Geſchiedenen fortwäh-
treulich zu bewahren. Ich mochte meine Augen gar
mehr davon abwenden, und ſtand dann auf, um die

Sachen zu betaſten, zu küſſen, und als ob ich mich gleichſam mit allen Sinnen ihrer bemächtigen wollte, führte ich ſie zur Naſe, und es erfüllte mich mit beglückender Wehmuth, als ich an dem Hute einen Duft verſpürte, den ich an meinem Vater, der noch nach älterer Weiſe friſirt und gepudert ging, zu finden gewohnt war. Er hatte nämlich ſeit vielen Jahren ſich ſtets der Heliotrop-Pommade bedient. Noch jetzt ergreift mich dieſer Geruch wunderbar und ich gedenke dabei jener Trauertage.

Die Angelegenheiten meines Vaters, die ſich ſehr trübe geſtaltet hatten, fingen in letzter Zeit an ſich wieder zu heben, und wurde ihn der Tod nicht ſo plötzlich aus unſerer Mitte geriſſen haben, ſo hätten ſich ſeine Vermögensumſtände wahrſcheinlich ſehr vortheilhaft gewendet. So aber war ſeine Nachlaſſenſchaft nicht bedeutend; die Kriegsjahre hatten die Gutsbeſitzer unfähig gemacht, die ihnen geliehenen Capitalien zurückzuzahlen, und ſelbſt die Zinſen wußten ſie nicht aufzubringen; dabei war wenig geordnet und den ernannten Vormündern mußte Vieles überlaſſen bleiben. Unter dieſen Umſtänden war es für meine Mutter ſchwer, mich meine Studien fortſetzen zu laſſen, und als ſie ſelbſt, in Folge des Grams und von ernſten Sorgen belaſtet, ſchwer erkrankte, mußte ich zu Hauſe bleiben, um ſie zu pflegen und mich meiner jüngern Schweſtern anzunehmen. Mit großer Emſigkeit ſtand ich dem kleinen, traurigen Haushalte vor; ich ging in die Küche und kochte die kräftigen Suppen ſelbſt, die ich meiner armen Mutter ans Bett brachte; ich hatte den Tag über keinen andern Gedanken als dieſe Angelegenheiten, und ſpät am Abend erſt, wenn Alles ruhte und die Kranke auch zu ſchlummern ſchien, ſetzte ich mich an den Schreibtiſch meines Vaters, um den Reſt der Nacht etwas Wiſſenſchaftliches zu treiben.

Dies Leben mochte zwei Monate gewährt haben; meine Mutter genas langſam, und nachdem einer meiner Vettern, der einem Bankhauſe vorſtand, einſt nach langer Unterredung von ihr fortgegangen war, eröffnete ſie mir, daß es am beſten ſein würde, wenn ich verſuchsweiſe zum Vetter ginge, um mich ſeinem Geſchäfte zu widmen. Es ſei nur zur Probe, ſetzte ſie dann, gutmüthig mich ſtreichelnd, hinzu, als ſie merkte, mit welchem betrübten Geſichte ich dieſe Kunde aufnahm. Ich verging faſt in meinem Schmerz, allein ich erlaubte mir nicht die leiſeſte Bemerkung. Ich dachte mir wol die Nothwendigkeit und ſah ein, daß die Witwe nicht im Stande war, die Koſten des theuern Unterrichts, der Bücher u. ſ. w. zu beſtreiten. Ein vertrauter Freund unſers Hauſes, der meinen Kummer ſah, machte zwar noch einige Verſuche, einen Gelehrten aus mir zu bilden, allein ſie waren vergeblich; ebenſo die Aeußerungen meiner Lehrer, die einſtimmig behaupteten: es ſei Schade, daß ich den Wiſſenſchaften entzogen würde. Was war zu machen? Ich mußte mich früh daran gewöhnen, meinen liebſten Wünſchen zu entſagen und mich der Nothwendigkeit zu fügen.

Im Hauſe meines Vetters fehlte es nicht an Zerſtreuungen. Der Tag verging zwar in ertödtender Einförmigkeit für mich, denn ich hatte faſt nichts Anderes zu thun, als Briefe ins Copirbuch einzutragen, allein der Abend brachte die Hausfreunde, junge Leute, die — da mein Vetter unverheirathet war — ein freies, luſtiges Leben führten. Man trank und ſang, man trieb luſtige Streiche, zum Theil genialer Art. So zum Beiſpiel lagerte man ſich im Kreiſe auf den Boden des Zimmers bei einer Bowle Punſch oder bei Flaſchen Rheinwein und ſang Schiller's Lied an die Freude, oder las Wallenſtein's Lager, vor Jeder ſeinen Part übernahm und durchführte. Ich war aber [illegible] je luſtiger die Andern ſich geberdeten, nur um ſo trauriger. Meine Gedanken ſchweiften abſeits; ich hing nur an meinen Erinnerungen, dachte nur daran, was ich verloren hatte, und nahm keinen Theil an Dem, was um mich vorging. Da, im trübſten Unmuthe, in einem Augenblicke, wo ich dieſes Leben nicht länger ertragen zu können vermeinte, erklärte ich meiner Mutter, daß ich ſterben müßte, wenn ſich mein Geſchick nicht änderte. Ich hatte geglaubt, [illegible] Verſicherung trauen zu dürfen, daß mich der Vetter in die Geheimniſſe ſeines Geſchäftes einweihen würde und daß dieſes meinem Geiſte Nahrung gewähren würde; ſtatt deſſen aber gebrauchte er mich bloß als Maſchine, ſeine [illegible] Handelsbriefe zu copiren. Meine Mutter verſprach, mit dem Vetter zu reden; dieſer aber erklärte ziemlich rund: ich ſei noch zu nichts Anderem zu gebrauchen und ſeine Handelsbriefe müſſe er eben nicht intereſſanter für mich zu machen. Um mich zu beſchwichtigen, ſchlug mir meine Mutter vor, mich wieder der Kunſt zuzuwenden, da mir Muße genug blieb, und als ich darauf einging, nahm ich wieder in den Abendſtunden Zeichenunterricht, zu dem ſich ſpäter noch der Unterricht im Engliſchen und Italieniſchen geſellte. Dies entſchädigte mich wenigſtens in etwas, und ich war froh, den luſtigen Gelagen nicht beiwohnen zu dürfen, wo ich in meiner Stimmung eine ſo traurige Figur geſpielt hatte.

Nachdem ich eine geraume Zeit ſo hingelebt, regte ſich plötzlich bei einem Spaziergange in mir die alte heitere Jugendluſt und Laune, die ich ſchon für immer hingeſchwunden geglaubt hatte, und in dieſem Augenblicke war mein Lebensmuth erwacht. Ich befreundete mich mit meiner Umgebung, und als zu jener Zeit die Schweſtern meines Vetters, junge, schöne Mädchen, da ihre Mutter gestorben war, in sein Haus zogen, so kehrte viel anmuthige Kurzweil und freundliche Lebendigkeit mit ihnen dort ein und mein Leben gestaltete sich wieder freundlicher.

Ich war achtzehn Jahre alt, als die große Feuersbrunst über Königsberg kam, wo auch das Haus meines Vetters abbrannte und ich alle meine Habseligkeiten verlor, die zum Theil noch geliebte Reliquien meines Vaters waren. Diese erschütternde Katastrophe machte auf mich einen tiefen Eindruck, und der Umstand, daß ich für den Augenblick genöthigt meine Zuflucht zu meiner Mutter nahm und wieder Monate lang unter dem traulich-heimlichen Dache hauste, von dem, aus den Tagen der Kindheit so vertrauten und geliebten Gegenständen umgeben, veranlaßte, daß ich meine früheren Tage wieder unerträglich fand und, [illegible] ergriffen, sie [illegible] hatten. Ein [illegible] Anlaß, durch einen Verdruß mit meinem Vetter herbeigeführt, kam hinzu und ich erklärte, sein Haus verlassen zu wollen und ich wurde dem Studium [illegible]. Um meiner Mutter nicht zur Last zu fallen und alle Sorgen nicht wieder auf [illegible] zu wälzen, fing ich nach ein Privatlehrer an, damit ich von dem Ertrage der Stundengebens meinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Nachdem ich nun wieder bei meiner Mutter gänzlich eingezogen war, begann ich in verschiedenen Häusern Unterricht zu ertheilen, während ich selbst den größten Theil des Vormittags lateinischen Unterricht bei einem jungen, gelehrten Doctor nahm, der mich in Kurzem zur Universität fertig zu machen versprach.

In diesen Verhältnissen machte ich einige Bekanntschaften, [illegible] mich jedoch sehr bald ganz in Anspruch nahmen, [illegible] Unterrichtgeben sowie das Unterrichtnehmen [illegible] meinem ganzen Wesen einen höheren Aufschwung verlieben. Zwei Freunde, zu denen ich mich mit jugendlicher Neigung hingezogen fühlte, waren mein täglicher Umgang. Der Eine hatte ſich der Muſik gewidmet, der Andere war katholiſcher Geiſtlicher geweſen, allein durch ſeltſame Schickſale zum Proteſtantismus übergegangen und nun in Königsberg lebend. Wir hatten bei unſeren gemeinſchaftlichen Studien keinen beſtimmten Zweck vor Augen und dachten nur daran, uns im Stillen fortzubilden und die Früchte ſolcher Bildung zu genießen, ohne dabei an irgend einen materiellen Nutzen zu denken. Alles, was Kunſt hieß, zog uns mächtiglich an, mit den Dichtern, namentlich der Neuzeit, beſchäftigten wir uns anhaltend. Mit einigen ſinnigen und gebildeten Künſtlern, wie ſie damals die Königsberger Bühne beſaß, hatten wir Verkehr. Von allen andern, durch viele äußere Anregungen begünſtigten Studien und Erholungen neigten wir uns jedoch auch zu den ernſten inneren Stimmungen und gaben geſliſſentlich dem in uns wirkenden myſtiſchen Elemente Zufluß, Nahrung und Vorſchub. Freimaurerei, Roſenkreuzerwirthſchaft, ſelbſt Alchemie zogen uns an. Dann trieb ich Muſik und nahm Unterricht in der Oelmalerei. Unter meinen Freunden war ich der Jüngſte, und wenn auch der Eine von ihnen ein beſonders ſchöner Menſch war, ſo ſchien mir doch die Natur ein kräftigeres Naturell verliehen zu haben, und es konnte nicht ausbleiben, daß mich die Liebe zu manchem ſchönen Kinde hinzog und mich dem Umgange mit meinen Freunden daher entfremdete.

Der franzöſiſche Rückzug aus Rußland fiel in dieſe Zeit und das Erſchütternde dieſer weltgeſchichtlichen Ereigniſſe ergriff die Gemüther. Man kam mit vielen berühmten und ſeltſamen Leuten in Berührung. Die Anſchauung, die ſich bot, das Abweichen vom Richtigen und Gewohnten, es Alles machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. llein die große Aufregung, in der ich mich dabei fortwährend befand, verurſachte, daß ich von dem damals herr-chenden Nervenfieber befallen und dem Rande des Grabes ahegebracht wurde. Monate lang währte dieſe Krankheit. ährend dieſer Zeit waren die großen Bewegungen ge-chehen, die von Königsberg ausgingen, und als ich, gleich-m vom Schlafe erwachend, mich von meinem Lager er-h, traten mir meine Freunde und Bekannte in der Land-ehruniform entgegen, bereit ins Feld zu ziehen, und ich — wach und entkräftet wie ich war — konnte ihnen nur eine guten Wünſche nachſenden.

Meine Geſundheit kehrte ſo langſam zurück, daß Jeder berhaupt daran zweifelte, daß ſie mich jemals wieder voll-tändig verlaſſen würde und man eine Aenderung in Aus-ht ſtellen zu müſſen glaubte. Ich war wieder ſehr in ich gekehrt und mit ernſten Gedanken beſchäftigt. Nur eine zwei alten Freunde, von denen der Eine ſelbſt kränk-h war, der Andere durch ſeine Anſtellung und die Sorge r Frau und Kind verhindert wurde, die Waffen zu er-eifen, umgaben mich. Ich ſollte nach dem Ausſpruche der erzte zu einer befreundeten Familie aufs Land ziehen, um ändig zu geneſen; allein ſelbſt dort wurde mein Zuſtand mmer peinigender, ſowol für mich als für meine gefälligen irthe. Man konnte mich aus meiner ſchwermüthigen Ab-pannung nicht erwecken und nahm daher ſeine Zuflucht zu einen Freunden, die man mir zur Geſellſchaft nachkommen ß. Der Eine brachte Bücher, wie ſie für mich paßten, r Andere Muſikalien mit; ihr Beſuch erheiterte mich ar, jedoch nur ſtets auf Augenblicke, dann fühlte ich mich chher doppelt einſam, verlaſſen, krank, der Auflöſung nahe. ach irgend einem ermüdenden Spaziergange warf ich mich [illegible] mein Bett und weinte bitterlich. Unter ſolchen Umſtänden fand der Arzt eine Reiſe erſprießlich, und ich nahm den Antrag eines Bekannten an, ihn nach Berlin zu begleiten. Die Ausführung war dem Entſchluſſe ſo ſchnell gefolgt, daß dieſer plötzliche Wechſel für den Augenblick eine günſtige Wirkung auf meinen Zuſtand zu üben ſchien; das war aber nur ſcheinbar, und nachdem ich mich wieder in Königsberg und in den gewohnten Verhältniſſen befand, ergriff mich auch wieder dieſelbe Muthloſigkeit, dieſelbe Unzufriedenheit. Ich warf mich mit neuem Eifer auf die Kunſt, ſtudirte ihre Geſchichte und malte fleißig in Oel.

Der Verluſt einer geliebten Schweſter, die ein Mädchen von tiefem Gefühl und poetiſcher Anlage war, kam dazu, um mich noch unglücklicher zu machen. Sie war heiter und ſchön und blühend und in vier Tagen war ſie eine Leiche. Es war das zweite Mal, daß der Tod ſich ſein Opfer ſo unerwartet aus unſerem Kreiſe geholt hatte. Beim Militair wurde ich mehrmals wegen zu großer Schwäche entlaſſen; endlich zur Artillerie beſtimmt, erhielt ich nach kurzer Zeit einen temporairen Abſchied bis zur Herſtellung meiner Geſundheit. In dieſer Lage kam mir ein Antrag meines Vaters erwünſcht, eine Reiſe nach Warſchau in ſeinen Geſchäften zu unternehmen. Schon längſt fühlte ich mich zu den Polen hingezogen; meine erſten Lebensjahre mochten dieſe Neigung ſchon hervorgerufen haben; jetzt reizte es mich, ihre Hauptſtadt und ihr Leben kennen zu lernen. Für meine Laufbahn iſt dieſe Reiſe ein Wendepunkt geweſen, und ich werde damit einen neuen Abſchnitt beginnen. Wie ſich aber mein junges Leben, mit ſeinen Freuden und Schmerzen, in dem obigen Zeitraume geſtaltet, mögen meine geneigten Leſer aus dem Folgenden mit einiger Ausführlichkeit erfahren.

Geſchichtliche Erinnerungen.

1806 — 1813.

Ich gebe hier eine Reihe kleiner Ereigniſſe und [illegible] begebenheiten in aufgerollten Bildern. Die [illegible] ben einer Familienchronik.

Der Leſer wird hier nicht das Romanhafte finden, das n an eine moderne Novelle und ſo ſehr im Drama iſt. ſind nicht die Thaten des Helden, die [illegible] n Charaktere, die künſtliche Verwickelung, die befriedigende Löſung, die hier erwartet werden. Ich bitte daher r allen Leſer, in anderer Beziehung ſehr geneigten Erwartungen hier nicht mitzubringen. Es ſind Eindrücke, s der Augenblick erblickt, treu wiedergegeben; es iſt eine ſtoriſche Stimme, die aus einer längſt verſchwundenen [illegible] Zeit zu uns ſchlicht herübertönt; es ſind Menſchen, die wirklich gelebt haben, von denen einige ſämmtlich genannt werden, andere ganz unbekannt geblien ſind.

Es mag nicht ohne Intereſſe ſein, zu ſehen, wie das

Leben ſtiller Menſchen oft erfaßt wird von dem Schwunge einer großen Geſchichte, um hohem Glück oder tiefem Verderben preisgegeben zu werden.

Ida, Lotte und Emilie, die zehnjährigen kleinen Mädchen, in gleichen Genüſſen erzogen, mit gleichen Reizen ausgeſtattet, wie verſchieden geſtalteten ſich ihre Looſe!

Der Zauberſchimmer des Helden hat, aus der Ferne der Zeiten geſehen, eine wunderbare Herrlichkeit; wunderbarer noch erſcheint ſie uns, die wir ſie in der Nähe erblicken. Wir ſahen in unſerer Jugend Länder verlieren, Kronen fallen, flüchtige Könige, verfolgende Feinde, gedemüthigte Herren, hohe Frauen, die Schrecken der Schlachten und den begeiſterten Taumel der Erlöſung von langer Schmach — und tauſendfältig belohnt von unſerm Geſchlecht, ſchön den Preis der Tugend.

Mein gutes Gedächtniß zeigt mir, als 'wär' es heute, die kleinen Prinzen, nicht größer als ich damals ſelbſt war, in knappen blauen Uniformen mit dem ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt und großmächtigen dreieckigen Hüten auf dem Kopf, in der Schloßmanege zu Königsberg Reitſtunde nehmen, während ich mit meinen Schulbüchern unter dem Arme zuſchauend daſtand. Indeſſen ich aber Schulwiſſenſchaften trieb und die Prinzen reiten lernten, war Napoleon über die Weichſel gegangen und Preußen verloren. —

8.

Im Spätſommer 1866 war ich mit meiner Mutter nach Kurland gereiſt, um einen Oheim zu beſuchen. Ich hatte lange Zeit an einem Fieber gelitten, und der Arzt ſagte meinem Vater, die Reiſe würde meiner Geſundheit förderlich ſein; deshalb wurde es mir vergönnt, den ſonſt ſtreng geregelten Unterricht auf ein paar Wochen zu unterbrechen.

In Kurland hatte ich jedoch das Unglück, durch einen Sturz von einer förmlich dahinfliegenden ruſſiſchen Droſchke den rechten Arm zu brechen. Schmerzvolle Tage, ſchlafloſe Nächte folgten. Emilie, ein liebliches blondes Mädchen pflegte und wartete mich mit Engelsgeduld. Sie war eine Waiſe, die Tochter eines armen Verwandten. Bei der Abreiſe ſagte ihr meine Mutter, ſie wolle ſie mitnehmen und für ſie ſorgen. Emilie willigte ein und ſo brachten wir ſie nach Königsberg.

Das Reiſen in jenen Gegenden im Herbſte war damals ſehr beſchwerlich. Chauſſeen und Eiſenbahnen gab es nicht. Der Kutſcher und die Pferde meines Oheims ſollten uns bis Memel bringen. Ein Abſchiedseſſen, das uns einige Freunde in Libau gaben, verzögerte ſich ſo ſehr, daß wir mit anbrechendem Abend erſt abreiſen konnten. Noch in ſpäter Nacht fuhren wir in der Irre im Walde umher, ohne unſer Nachtquartier erreichen zu können. Der Kutſcher ſang ruſſiſche Lieder, um uns zu überzeugen, daß er nicht ſchlafe, und wir ſprachen von Räubergeſchichten, um uns wach zu erhalten. Ein fürchterlicher Stoß ſchreckte uns plötzlich auf. Unſer Wagen hatte die Vorderachſe gebrochen und wir ſaßen mitten im Walde feſt. Ein Diener ſpannte ein Pferd aus und ritt auf gut Glück um ein Dorf zu suchen. Wir froren indeß und warteten ängstlich seiner Zurückkunft. Die Russen unter Buxhövden, der Generalgouverneur in Kurland war, zogen in Eilmärschen der Grenze zu; wir waren schon am Tage nicht ohne Scheu solchen Truppen vorbeigefahren und fürchteten uns doppelt, ihnen in der Nacht zu begegnen.

Endlich kamen Leute mit einem Bauernwagen, die uns und unsere zerbrochene Equipage fortbrachten. In dem Kruge oder Wirthshause war Alles voll Russen. Sie lagen auf der Erde, auf den Tischen und Bänken ausgestreckt und schnarchten. Wie wir durch die engen Gassen, welche die Schläfer bildeten, hindurch gingen, griffen Einige nach uns, ob im Traume oder um uns zu necken, wußte ich nicht zu sagen. Einer faßte Emiliens Kleid und sie warf sich erschreckt mir in den Arm. Ich faßte die Hand und befreite sie aus der zusammengeballten Faust des Soldaten, der sich fluchend auf die andere Seite warf. Ein Blick aus ihren blauen sanften Augen dankte mir.

Der Offizier sagte uns, wir müßten den Wagen abpacken lassen und die Effekten mit ins Zimmer nehmen, er könne für seine Leute nicht gut stehen. Deshalb schliefen wir den Rest der Nacht in großer Bangigkeit unter unsern Bagagestücken, denn diese Russen eilten den Preußen zu Hülfe.

2.

ie Galerie unſerer mißlichen Abenteuer war mit die-
doch keineswegs geſchloſſen. Wir wurden noch einige
umgeworfen und mußten einſt in einer ſtürmiſchen
, bei einem Wege, von dem ſich jetzt die Reiſenden
Vorſtellung machen können, den ſogenannten Baum-
bei Tilſit zu Fuße durchwandern.

ſen den Strapazen der Reiſe und der von Fieber
Armbruch zurückgebliebenen Schwäche, kam ich halb-
in Königsberg an. Kälte ſchüttelte mich, ich ward
ette gebracht. Mein ganzer Körper war voll rother
n; der herbeigerufene Arzt erklärte, daß es die Ma-
ſern.

milie, die ich aus der Fauſt des Ruſſen befreit hatte,
h auf mich ſtützte, als wir in ſtürmiſcher Nacht, auf
vor dem Umwerfen, zu Fuße den Baumwald paſ-
war jetzt meine dankbare ſorgſame Pflegerin. Meine
Schweſter, die ſich vor der Anſteckung ſcheute, über-
r gern das Amt, und mir waren Emiliens Hülfe-
gen angenehmer. Es entſtand eine Sympathie zwi-
unſern Seelen, wie ſie bei jungen Leuten unſeres Al-
he ſelten iſt.

Während dieſer Krankheit kam eines Abends mein Va-
großer Bewegung nach Hauſe. Er brachte die
Zeitung mit und las ſie laut vor. Wir Alle horch-
h auf, denn wir waren gute Preußen bis auf Emi-
e kleine Ruſſin. Doch wenn ich ſie gefragt hätte:
iſt Du, Emilie? ich wollte wetten, ſie würde geant-
haben: was Du biſt.

war von der Eröffnung des Feldzugs gegen die

Franzoſen die Rede und von der Abreiſe des Königs zur Armee. Mir gefiel vor allem Andern die genaue Beſchreibung der königlichen Equipagen, die als etwas Weſentliches ſehr umſtändlich gegeben war. Beſonders beſchäftigten mich zweihundert Mauleſel mit prächtigen Decken, das königliche Wappen darauf, welche ſtolz die Lindenſtraße hinab durch das Brandenburger Thor geführt wurden. Die Siegesgöttin darauf mußte ihnen traurig nachgeſchaut haben.

3.

Nach ungefähr vierzehn Tagen — ich lag noch immer im Bette — trat der Vater eines Abends wieder mit der Zeitung ins Zimmer, forderte ſehr verſtimmt und ernſt Licht und las ſtill für ſich. Dann warf er das Blatt hin, ſprang auf und ging hinaus. Ich bat Emilie, die wie gewöhnlich bei mir ſaß, ſie möchte mir die Zeitung geben, aber kaum hatte ich ſie zur Hand genommen, als auch der Vater wieder zurückkam und ſie mir wegriß. Ich könnte mir die Augen verderben, die durch den Ausſchlag ſehr gelitten hatten, meinte er.

So erfuhr Niemand etwas an dieſem Abende von den großen Ereigniſſen, die ſich am vierzehnten Oktober zwiſchen Jena und Auerſtädt zugetragen hatten. Bald ſollten ſie uns durch ihre Folgen bekannt werden.

Nur über den Tod des Prinzen Louis bei Saalfeld ſprach der Vater. Er war mit allen Umſtänden in der Zeitung gegeben worden und erregte die größte Theilnahme auch dadurch, daß man dem Prinzen den Edelmuth zu-

r, als habe er den Fall ſeines Landes nicht überleben
n.
In der kurzen Spanne, da ich die Maſern erhalten,
n ihrer nicht völligen Abtrocknung, war die glänzende
page des Königs aus Berlin gezogen, und nebſt Heer,
und Krone, lediglich durch den Unverſtand einiger
den Köpfe, verloren gegangen.

4.

In unſerm Hauſe brachten dieſe Ereigniſſe verſchiedene
ungen hervor. Vater und Mutter ſchienen von Kum-
niedergebeugt, weil ſie die unabſehbare Kette von Elend
rfühlten, die ſich über unſer Land erſtrecken würde;
e ältere Schweſter Ida erhob ſich heldenmüthig bei dem
nken, Gott würde uns nicht verlaſſen und die Feinde
hre Schranken zurückweiſen. Sie beklagte oft, kein
e zu ſein, um ſich in das Schlachtgewühl ſtürzen zu
en, und ſchmähte uns Alle, daß wir daheim ſitzen
en und nicht zum Schwerte griffen. Emilie ſchalt ſie
n dieſer blutdürſtigen Geſinnungen, wie ſie es nannte,
pries mich, weil ich ſo friedliebend war. Und ich, der
ich ſchon daran dachte, Emilien zu gefallen, bemühte
, jeden Ungeſtüm tief zu verbergen, um ihr ein immer
es, heiteres und frommes Gemüth zu zeigen. Ein
r Freund, Alexander Bronikowsky, mit dem ich früher
r Penſion geweſen war, beſuchte mich oft. Er war
einem ſanften ſchönen Aeußern, faſt weibiſch eitel und
gnete ſeine ſarmatiſche Abkunft nicht. Dabei war er
einem unendlichen Hange zur Sentimentalität beſeelt.

In der Penſion las er immer die empfindſamſten Romane und ſtand Abends ſtundenlang auf der Terraſſe des Hauſes, unter einigen alten Kaſtanienbäumen, um in den Mond zu ſchauen. „Sieh“ — ſagte er einſt zu mir, indem er den Arm um mich ſchlang und ſich über die weiße Mauer der Terraſſe weit hinauslehnte, — „wie lieblich dies Plätzchen iſt, ganz zum Schwärmen geeignet. Dieſe ehrwürdigen Bäume, der Himmel, der Mond, dort die finſtern Häuſer der Tuchmachergaſſe, die ſich wie eine Schlucht in der Tiefe öffnet, und darüber die ſchönen Bäume des Löbenicht'ſchen Kirchhofes, der dort hinten auf dem Hügel liegt. Siehſt Du, jene Würfel geben dem ganzen Gemälde einen ſolchen unnennbaren Reiz, der eben die unerklärliche Gewalt auf mich ausübt. Das iſt die ächte Romantik! Welche ſelige Gefilde kann ich mir dort denken, und welchen Troſt wehen ſie mir zu über die Häuſer der Tuchmachergaſſe!“

Er ſah mich an und eine Thräne glänzte in ſeinem großen ſchönen Auge.

Jetzt wurde Alexander Soldat, er war um mehrere Jahre älter als ich. Der weiche ſchöne Jüngling, der ſich ſo gern putzte, zog mit gutem Muthe aus. Ida's Herz fühlte ſich zu ihm hingeriſſen, ſie ſagte aber nichts davon, nur ihre Augen leuchteten höher, wenn er kam, und Thränen überſtrömten ſie, als er Abſchied nahm.

Luiſe, die Tochter eines Schauſpielers, der in unſerem Hauſe wohnte, gehörte auch zu unſerem kleinen Kreiſe. Sie war niedlicher als Ida und Emilie, und ihr bleiches Geſicht wurde durch geiſtreiche Augen und einen lieblichen Mund gehoben. Die Zierde der Haare entbehrten leider alle dieſe Mädchen, denn die herrſchende Mode waren die Titusköpfe, von der Revolution erzeugt, als die Guillotine das Abſchneiden der langen Flechten nothwendig machte.

Ida war ein brauner, Emilie ein blonder, Luiſe ein aſchfarbener Tituskopf, die hübſche Farbe, welche die Franzoſen nicht ſehr beſtimmt cendré genannt haben. Am meiſten verlor Emilie bei dieſer widerwärtigen Mode. Wie ſchön würde ſie in ihren blonden Flechten ausgeſehen haben!

5.

Wenn ich beim Anfange des Winters das Gymnaſium beſuchte, begegnete ich im Nebel des kalten Morgens einem hohen Manne, im einfachen grauen Rocke, eine kleine Mütze auf dem Kopfe. Er ging etwas gebeugt, gemeſſenen Schrittes an mir vorüber. Ich ſah dem Manne gern in die ſchönen Augen, obgleich ſie nie freundlich nach mir blickten und ſich ein etwas finſterer Stolz in den Zügen ausprägte. Es war aber die ſchönſte Männlichkeit über die Erſcheinung ausgegoſſen, die mir ſtark imponirte, und ich mußte ihm lange nachſehen und dabei denken, daß ich einen ſchönern Mann nie geſehen. Oft traf ich ihn in der franzöſiſchen Straße, oft auf dem ſchiefen Berge, immer in derſelben Richtung vom Schloſſe nach der neuen Sorge, der Straße, wo wir wohnten.

Wer mag er ſein, und wo geht er hin? das beſchäftigte mich, bis ich ihn eines Morgens die breite Kammertreppe des Schloſſes herabkommen und die Wache, trotz ſeines Winkens, die Honneurs machen ſah.

Das iſt der König, ſagte ich zu mir ſelbſt, und er gefiel mir nun doppelt, mir dem Knaben, in ſeinem tiefen Unglücke. Ich ſah ihn nun in ſeinem grauen ſchlichten

Rocke, mit dem Käppchen auf dem Kopfe, und dachte an ſeine zweihundert Maulthiere, die nicht nach Königsberg mitgekommen waren.

Wer der Fremde war, wußte ich nun, ich wollte aber auch wiſſen, wo er alle Tage hinging.

Mittags ſprach ich davon bei Tiſche. Die Mutter ſagte mir, er gehe zu ſeinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, alle Morgen, allein, um die drückenden Sorgen der langen Nacht in das treue Bruderherz auszuſchütten.

Es war ein großes königliches Unglück. Man wußte zwar nicht, was die Herzen der Fürſten damals empfanden, aber verſtändige Leute konnten es ſich gut deuten. Wer hätte ſich ſolches Mißgeſchick nur entfernt träumen laſſen können, wenn er den alten guten Gouverneur von Brünneck, in der ganzen Glorie des ſiebenjährigen Krieges, noch ganz kurz vor jener vernichtender Schlacht, durch Königsbergs Straßen vorüberreiten geſehen?

6.

Der Kriegslärm zog immer näher und in den Herzen der Königsberger wurzelte tiefer Groll über den verlorenen Ruhm der Preußen und die Ungeſchicklichkeit ihrer Heerführer.

In den Häuſern war es ſtille. Ein kleines Liebhabertheater wurde uns jungen Leuten geſtattet, um die Einförmigkeit zu tödten. Dieſes und die Einquartierung waren die einzigen Unterhaltungen dieſes Winters. Wir hatten einen Wachtmeiſter der damaligen Garde du Corps im Quartier, einen ſteifen militairiſchen Haarzopf, von welcher, märkiſcher Rede, Gourmand von Geburt, wie alle Berliner, dabei groß und ſtattlich und nicht minder verträglich. Er unterhielt ſeinem angeborenen Triebe zufolge eine Verbindung in der Hofküche nicht ohne Vortheil, denn wenn ich manchmal auf ſeine Stube kam, hatte er immer einige angenehme Näſchereien, von denen er mir mit dem Beiſatze mittheilte, daß Seine Majeſtät der König heute auch davon äße.

Meinen Eltern war dieſer leutſelige Krieger ein ganz angenehmer Gaſt; er ſtörte nicht, wenn er in ſeiner engen weißen Jacke, die bis an den Hals zugehäkelt war, an unſerem Tiſche ſaß, denn er ſprach nur, wenn er gefragt wurde, und aß blos unaufgefordert. Die Mädchen nahmen wenig Notiz von ihm. Emilie fand ihn unerträglich ſteif und deutete dabei auf den feinen Schliff ihrer Landsleute hin, die wir bald kennen lernen ſollten; Luiſe konnte ſich ihm nie nähern, ohne das Tuch vor das Näschen zu bringen, ſo widerlich war ihr des Wachtmeiſters Stallgeruch; Ida endlich bemerkte ihn kaum, ſo ſehr lebte ſie in andern Sphären, ſeitdem Alexander Abſchied genommen hatte.

Von Emiliens Landsleuten ſahen wir jetzt die erſten Exemplare, die uns ſehr wohl gefielen. Es waren Huſaren, bildhübſche Leute, in ſeegrünen Dolmans, reich mit Gold verbrämt, überaus ſchlank zuſammengeſchnürt, mit angegoſſenen Beinkleidern und kleinen, wunderhübſchen Füßchen. Unſer guter Preuße von des Königs Leibwache lieferte das Gegenſtück davon und mußte natürlich den Kürzern ziehen.

Man konnte wahrlich keine zierlichere Truppe ſehen, als jene ruſſiſche Huſaren waren, und keine ungeſchicktere und un-

unvortheilhafter uniformirte, als die damaligen preußiſchen Garde du Corps.

7.

Wie bald lernten wir aber die ruſſiſchen Gäſte näher und von einer andern Seite kennen! Die Truppenzüge begannen immer häufiger zu werden und die Einquartierung wurde immer drückender. Manchmal erhielt unſer Haus funfzig Mann. Wuttka und Kapuſta waren dann die Loſungsworte, d. h. man mußte für eine tüchtige Quantität Kornbranntwein und für Sauerkraut ſorgen, um ſie zufrieden zu ſtellen.

Wo aber das Gefäß hernehmen, um dieſes Lieblingsgericht den funfzig Mann in gehörigem Maße zu bereiten? Man überlegte anfänglich lange und ernſtlich und wußte ſich nicht zu helfen; da ſprang Luiſe endlich vor Freude in die Höhe und rief, ſie habe es gefunden. Sogleich ſchleppte ſie mit den andern Mädchen den größten kupfernen Waſchkeſſel herbei, und die bärtigen Ruſſen riefen ihr Beifall zu. Kraut und Schweinefleiſch wurden hineingeworfen und ans Feuer geſtellt.

Man denke ſich den Herd einer ſtillen Hausfrau, die kleine Küche, die alte Magd, das blanke Meſſing- und Zinngeſchirr, dies ganze Stillleben, dies Aſyl der Ruhe, Ordnung, Reinlichkeit und des häuslichen Waltens; und nun jene ſchmutzigen, ſtinkenden, ſchreienden Fremden, die darin wie in ihrem Eigenthum ſchalteten. Das ruhige, freundliche Haus meines Vaters, in das ſonſt mit dem einbrechenden Abende nur der gewohnte Hausfreund trat,

der die bewährte, freundliche Nachbarin, wo mit dem
Glockenſchlage Zehn die Lichter gelöſcht wurden, die Magd
ie Thür ſchloß und dem Vater den Schlüſſel übergab, der
hn die Nacht über unter dem Kopfkiſſen haben mußte,
wenn er ruhig ſchlafen ſollte; wo Alles ſich vor dem Schla-
ngehen einen andächtigen Gruß zurief, bis auf die Dienſt-
oten, welche die Spinnrocken bei Seite ſetzten und mit
en ehrbaren Worten: „Gute Nacht, hochgeehrter Herr und
hochgeehrte Frau!“ das Zimmer verließen; — und jetzt
er tobende Lärm auf Boden und Stiegen, die Fremden
mit der Tabakspfeife und dem Lichte über uns, auf dem
ugwindigen Boden, im Stroh, beim Brennholze u. ſ. w.,
ie Hausthür die ganze Nacht offen — und endlich die
Wirkung des Grünſpans, den das Sauerkraut im kupfer-
en Waſchkeſſel erzeugt hatte, die ſich durch eine fortwäh-
ende Völkerwanderung kundgab.

Wer von den Hausbewohnern vermochte da wol zu
ſchlafen? Der arme Vater warf ſich voll Sorgen und
rüber Gedanken im knarrenden Bette hin und her; die
Mutter ſeufzte und huſtete, um dem Vater tröſtlich zu
igen, daß auch ſie nicht ſchlafen könne; Ida und Emilie
n Nebenzimmer hörte man aufſtehen und ans Fenſter
ippeln, um in den hellen Hof hinabzuſchauen; ich aber,
en die Eltern in ihrem Schlafzimmer gebettet hatten, weil
ein Bodenſtübchen auch der Einquartierung überlaſſen
erden mußte — ich hörte dies Alles nur ein Stündchen
och, halb im Schlafe, dann aber ſchlief ich feſt ein, wie
an in meinem damaligen Alter, bei gutem Gewiſſen und
ſundem Leibe, zu ſchlafen pflegt.

Am andern Morgen, als unſere Blicke auf unſer ver-
üſtetes Haus fielen, fragten wir uns: Sind das Men-
hen? — Ida verharrte äußerlich in ihrer Theilnahmloſig-

keit, aber von Luiſe mußte Emilie viele Neckereien hinnehmen über die edle Landsmannſchaft, von der ſie früher des Lobes ſo voll geweſen war. Emilie betheuerte kindiſch gutmüthig, daß ſie dieſe ſelbſt noch nicht gekannt hätte; Rußland ſei eben ungeheuer groß, und dieſe unedlen Nachtgeiſter, die uns eben verlaſſen, müßten zu den Wotjäken oder Karakalpacken gehört haben.

8.

In der Stadt wurde das Wehklagen immer lauter, je größer die Gewißheit wurde von den ungeheuern Verluſten der preußiſchen Armee. Man hatte in jeder Familie theure Mitglieder, Freunde, Bekannte zu betrauern. Man ſprach von Leuten, die wie Helden gefallen ſein ſollten, und nannte Namen dabei, die ſich der Primaner, voll von antikem Heroismus, damit nicht zuſammenreimen konnte. Jene kleinen ſteifen, rothwangigen Junker, die den ganzen Tag Kuchen naſchten und ungemein zierlich durch die Straßen getänzelt waren, die hatte eine blinde Kanonenkugel jetzt zu Helden umgeſchaffen! Das Wahre an der Sache konnte indeß Niemand beſtreiten: ſie waren todt!

Woher kommen die ſchwarzen Wolken wieder, die über die Klapperwieſe heranziehen? fragte man ſich eines Morgens. — Es muß da drüben eine große Schlacht geliefert werden, war die Antwort. — Später hörte man äußerſt geſpannt eine ſtarke Kanonade in weiter Entfernung. Am andern Tage ſchon kamen die erſten Verwundeten von Eylau an. La bataille d'Eylau, wie die Franzoſen ſich ausdrückten, war geliefert

Man hatte die ſchöne Tragheim'ſche Kirche zum Lazareth eingerichtet, und die Verwundeten wurden auf Schlitten und Wagen dahin gefahren. Das Gymnaſium war geſchloſſen; die Lehrer wollten lieber Neuigkeiten hören als lehren, und wir liefen daher den Schlitten nach und ſtellten uns an der Kirchthüre auf, um die traurige Gemeinde ihren Einzug halten zu ſehen. Eine Kirche als Lazareth, Kriegsgefangene, Verwundete! genug um die Neugier junger Leute zu ſpannen.

Ida, die ſeit dieſen Vorgängen ihre innere Unruhe nicht mehr verbergen konnte, nahm mich bei Seite und indem ſie mir einige Goldſtücke in die Hand legte, ſagte ſie: „Hier nimm Alles, was ich jetzt habe, es iſt der Inhalt meines Sparhafens. Sieh zu, daß man Dich zu den Verwundeten einläßt, und hilf damit ihrem Elende ab. Kaufe ſogleich, was Dir zu ihrer Pflege nothwendig ſcheint. Ach, daß ich nicht ſelbſt hineilen darf! Und — erkundige Dich auch nach Deinem Freunde, der uns erſt vor Kurzem verlaſſen hat. Vielleicht iſt er unter den Uebrigen!“

Ihre Stimme wurde weich; ſie küßte mich und ſchob mich fort. Ich wußte, wen ſie meinte.

An der Kirche fand ich ein ſtarkes Gedränge. Handelsleute aller Art ſtrömten herbei, um ihren Gewinn dort zu ſuchen. Sie vermutheten nicht mit Unrecht, daß Stabsoffiziere darunter ſein könnten, Leute von mannichfachen Bedürfniſſen; man unternahm Operationen, Amputationen aller Art, da brauchte man Köllniſch-Waſſer, Weingeiſt, feine Seife, Schlafmützen, Scheeren, und was weiß ich Alles noch.

Ein Galanteriekrämer, den ich kannte, trat höflich zu mir und fragte mich: ob ich ihm wol mit meiner Kenntniß des Franzöſiſchen aushelfen wollte, dem einzigen Mittel, ſich den

Franzoſen und Ruſſen in der Kirche verſtändlich zu machen. Ich war froh, auf dieſe Weiſe hineinzukommen, und folgte ihm ſogleich. Was ich nun ſah machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Die Betten im Gotteshauſe, die Oefen, der Wirrwarr, das Geſchrei, das Wimmern, Ruſſiſch, Franzöſiſch und Deutſch durcheinander!

Ein junger, blaſſer Franzoſe, dem der Tod auf den Lippen ſaß, wollte einen Hoſenträger und ein Paar Handſchuhe von meinem Handelsmanne erſtehen. Sie waren noch nicht einig, als der Wundarzt zu ihm trat, um ſich nach ſeiner Wunde zu erkundigen. Man hob ihn auf einen Stuhl, und er bat uns zu verweilen, bis der Verband beendigt wäre, weil er die Gegenſtände, um die er handelte, nothig brauche. Er hatte ſeinen Mantel abgeworfen und ſaß nun in einem blutigen Hemde da, aus dem ſein bleiches Geſicht noch greller abſtach.

Er hatte einen Bajonnetſtich in der Seite, und ein langes Stück irgend eines Eingeweides hing daraus hervor. Der Wundarzt nahm ein plattes ſilbernes Inſtrument und fing an, das Heraushängende mit großer Ruhe wieder hineinzuſtopfen. Der junge Franzoſe biß die Zähne übereinander, fragte inzwiſchen aber immer bald nach dieſem, bald nach jenem Artikel meines Handelsmannes. Er ſchien endlich ganz fuhllos; aber dieſe Ruhe war erſt den fürchterlichſten Schmerzen gefolgt. Der Wundarzt ſagte uns auf Deutſch, daß er unrettbar ſei.

Bald darauf verließ ich dieſen Ort der Leiden, ohne Ida's Sparpfennig angebracht zu haben. Die Leute hatten Alles, was ſie brauchten, die ſorglichſte Pflege war um ſie her verbreitet, und ihre Schmerzen vermochte Gold nicht zu lindern. Niemand verlangte etwas, und ich hätte

nicht anzufangen gewußt, hier Almoſen auszutheilen.
ie ich nach Hauſe kam, ſchalten mich die Mädchen un-
pfindlich und gefühllos. Ida grämte ſich, daß ich ihr
ne Nachricht brachte, und nannte mich einen kalten
pötter, wie ich ihr bemerkte, es wäre ja doch beſſer,
exander wäre noch draußen bei der Armee, als unter den
rwundeten in der Tragheim'ſchen Kirche. So iſt nun
anches Mädchenherz! Die Pflege am Krankenbette wäre
tröſtlicher geweſen, als die Ungewißheit über ſein
hickſal.

Mittags konnte ich keinen Biſſen eſſen. Mein Vater
mir einen derben Verweis, daß ich mich dazu hatte
rauchen laſſen.

9.

Dies war das Vorſpiel ſchrecklicherer Scenen. Die
fuhr der Verwundeten wuchs täglich; alle Räume, die
n zu Lazarethen eingerichtet hatte, genügten nicht, alle
lfe, die man ſpendete, genügte nicht, es waren nicht
rzte genug da, nicht Pfleger, nicht Apotheker, um die
gneien zu bereiten. Die Schlitten in langen Zügen, die
rwundeten und Sterbenden darauf, fuhren die Kreuz
Quer, ſtopften die Straßen, bedeckten die Plätze und
nten kein Unterkommen finden. Die armen Bauern, die
ſt nichts zu eſſen hatten und einen langen Tag und
längere Nacht in freier Luft zubringen mußten, warfen
Ladung auf etwas Stroh, in einem Winkel der
raße, deckten ſie mitleidig mit einem alten Kleidungs-

ſtück oder einer Roßdecke zu, und kehrten zu den Ihrigen zurück, die ſie auch im Freien, an Allem Noth leidend, neben den Trümmern des niedergebrannten Hauſes verlaſſen hatten.

So gaben ſie dem Gefühle der Menſchlichkeit Gehör, indem ſie den Sterbenden nicht erfrieren ließen und zugleich an ihre armen Verlaſſenen dachten. Wer wollte ſie deshalb unmenſchlich ſchelten?

Die Bürger mußten nun ſelbſt Verwundete aufnehmen. Man riß die Thüren auf und trug den fremden Sterbenden ins Zimmer, und bald ſah man den Wundarzt erſcheinen und das Haus wurde mit Schrecken und Wehklagen erfüllt. Oefter aber verſchied der Patient, ehe der Arzt erſchien, und der geängſtigte Bürger wußte ſich keinen Rath, um die Leiche los zu werden.

Endlich — es war Sonnabend — wuchs die Noth bis zu ihrem höchſten Gipfel. Der ganze Schloßplatz war ſchon bedeckt mit Schlitten, und immer mehre kamen nach. In allen anſtoßenden Straßen lagen Haufen Verwundeter, auf Stroh, auf dem Schnee des Pflaſters, und Niemand konnte ſie mehr aufnehmen. Der Abend fing an zu dunkeln und das Stöhnen und Aechzen und wilde Schreien wurde nach und nach ſtiller, denn Viele waren ſchon geſtorben.

Aus den geöffneten Thüren der Bürgerhäuſer ſchritten wackere Frauen, die ſich große Töpfe mit kräftigen Suppen nachtragen ließen, wovon ſie unter den Verlechzenden austheilten, die noch im Stande waren, ſolcher Wohlthat theilhaft zu werden. Ida, meine edle Schweſter, leuchtete hier Allen voran; unermüdlich war ſie, ein heilbringendes Weſen; fremde Menſchen, aus den uralſchen Steppen und von den Küſten der mittelländiſchen See, küßten ihre

Hände und huldigten ihr. Aber ihr umherſchweifender Blick durchforſchte die Reihen nach einem andern Gegenſtande. Sie war bei aller Theilnahme für dieſes große Elend doch nur immer von ihrer Sorge erfüllt; ſie hatte keinen andern Gedanken, als an ihn, den ſie liebte. Es war ein großes liebendes Herz, das ſich verzehren mußte.

Aber zwiſchen dieſen Reihen und unter dieſen Gruppen gingen und ſtanden wir Andern, Gymnaſiaſten und ſonſtige junge Welt, nicht von Mitleid oder von Grauen, nur von Neugier angeregt, und begafften die Fremden, ſahen nach den Kennzeichen ihrer Uniformen, nach ihren Wunden, wetteten, ob der noch lebe, ob jener ſchon todt ſei, und waren gar nicht unzufrieden damit, den Krieg einmal in der Nähe zu ſehen, von dem wir, ſeit wir denken konnten, ſo viel ſchon gehört hatten; denn wir waren ja Alle Kinder einer ſtürmiſchen Zeit.

Mein Geburtstag fiel mit jenem Tag zuſammen, wo das Beil der Guillotine den ſchönen Hals Ludwigs XVI durchſchlug, und die Hoffnung meiner Mutter durchſchauerten die Gräuel der September-Tage.

10.

Ich ſah einen jungen Mann auf dem Platze ſterben, deſſen Leiden durchaus keine Linderung anzunehmen geſtattete. Er hatte eine Kugel im Kehlkopfe ſtecken. Es waren die fürchterlichſten Qualen, die man ſich vorſtellen kann. Ein Anderer lag neben ihm, dem das Bein weggeſchoſſen war, unverbunden und ohne alle ärztliche Hülfe.

Sollte man glauben, daß es hier ſogar an rohen Späßen nicht fehlte? Daß einige Leute umher rannten, um Witze zu reißen, und daß es Andere gab, die darüber lachten? Dieſe Erſcheinung iſt jedoch mitten in großer Gefahr nicht ſelten. Es war in den Zeiten der Cholera nicht anders, wie die Menge der luſtigen Choleraanekdoten beweiſen mag. Aber was war die Cholera und ihre Angſt gegen jene Tage? Wann hat man wol während ihrer wüthendſten Herrſchaft in ſo naher Berührung mit dem furchtbarſten Tode geſtanden? Und hing nicht auch damals über all dieſe Scenen des Grauſens und der Schrecken, wie ein geheimnißvoller Vorhang, den keine Geſchicklichkeit, keine Wiſſenſchaft der Ärzte zu lüften vermochte, die ſchrecklichſte Seuche, der furchtbare Typhus, der in drei Tagen das geſundeſte Mark vertrocknete, das kräftigſte Hirn in Aberwitz verkehrte und in flammender Gluth aufrieb?

Einige Bürger von Königsberg, geachtete und angeſehene Männer, fuhren nach Eylau hinüber, um ſich das Schlachtfeld und das verwüſtete Städtchen anzuſehen. Die Häuſer, welche das Feuer verſchont hatte, ſteckten noch nach Jahren voll Kugeln, und die Einwohner kehrten ſie, nach der Schlacht, auf der Straße in großen Haufen zuſammen.

Die armen Neugierigen kamen aber nach ein paar Tagen von Eylau zurück, wurden krank und erlagen dem Typhus. Faſt Alle büßten ihr Gelüſten auf dieſe Weiſe.

Das friſche noch dampfende Schlachtfeld möge man beſuchen; das Schlachtfeld von mehren Tagen muß man fliehen. Die Großartigkeit des Schrecklichen iſt dann verſchwunden, man erblickt nur noch die flachen Hügel der Begrabenen, nur dünne Erdſchichten, über welchen die giftigen Seuchen ſchweben.

Mir erzählte ein Freund, der von einer Reiſe zurück-

rte, er wäre die ganze Nacht hindurch gefahren, als er
gen Morgen durch das Werfen des Schlittens aus ſeinem
hlummer geweckt wurde. Er zog die Mütze von den
ugen, um ſich nach der Urſache des ſchlechten Weges um-
ſehen, und erblickte, im Grauen des Tages, Haufen von
ten Menſchen und Pferden, über die er fuhr.
Es war ein Theil des Schlachtfeldes von Eylau, über
n ihn ſein Weg führte.

II.

Unſere Stadt war jetzt unter die Herrſchaft der Ruſſen
d des Hoſpitalfiebers getheilt. Man fühlte ſich von ei-
m unangenehmen Dunſtkreiſe umfangen, und ſtieß darin
f die abſchreckendſten Scenen.
Früh Morgens um ſieben raſſelte ein ſchwerer Wagen
rch die Straßen, der einen ganz eigenthümlich dumpfen
chall erregte. Er glich einem ungeheuren Munitionswa-
n, und man holte darin die Leichen der letzten Nacht zu-
mmen, um ſie auf die Lazareth-Begräbnißplätze zu fah-
n. Aus den Fugen quoll Waſſer hervor: eine Folge der
t gefrorenen, dicht aufeinander gepreßten Leichname.
Auf meinem Wege zur Claſſe begegnete ich dieſem
Wagen gewöhnlich, ohne daß dies einen beſondern Eindruck
f mich hervorgebracht hätte. Ich aß im Gehen den Reſt
einer Morgenſemmel aus der Taſche und ließ mich darin
cht ſtören.
Aber ein anderer Anblick ergriff mich ſtärker. Ich
ußte bei einem niedrigen Häuschen vorüber, in deſſen

Fenſter man bequem hineinſehen konnte. An einem dieſer Fenſter nun ſtand das Bett eines Fieberkranken, der — wie es damals nur zu oft der Fall war — ſich ohne alle Aufſicht befand. Er ſprang hin und her, und raſte fürchterlich. Nie werde ich ſeine bleichen Züge, ſein wildes ſchwarzes Haar, die ſtieren Augen und die Töne vergeſſen, die er ausſtieß. Doch währte dies nur ein paar Tage; dann ſtanden die Fenſter offen, und das Bett war leer.

Hinter der Mauer, die den Hof der Schloßſtallungen einſchließt, höre ich eines Morgens gar luſtig die Trompete ſchmettern. Militairſpectakel hatten damals für mich einen großen Reiz; ich trete in den Hof. Zwei Reihen ruſſiſcher Soldaten mit Weidenſtäben in der Hand, und ein nackter Menſch mit glänzend weißem Rücken, der zwiſchen ihnen hinabgeht; wie er ſich aber wendet, iſt ſchon Alles voll rother Striemen und Blut. Es hatten ſich einige Kameraden zu mir geſellt, es war noch früh, und wir blieben ſtehen, um länger zuzuſehen.

Und was geſchah mit dem Armen, ſo gräßlich Mißhandelten? Man warf ihm einen groben Tuchmantel um und führte ihn nach der Hauptwache; dort wuſch ihm der ruſſiſche Compagnie-Feldſcheer den Rücken mit Branntwein, dies bewirkte bis zum andern Tag ſchon eine Kruſte, die dann wieder aufgehauen wurde, und ſo weiter. O die Barbaren!

Ein weniger blutiges Schauſpiel konnte man alle Tage vor der Hauptwache ſehen. Ein armer Teufel von Denen, die zu Pferde dienen, wurde von zwei Andern, mit den Pallaſchen jämmerlich gehauen. Dieſe militairiſchen Büttel zeigten dabei einen eigenen Takt. Pfui! pfiff des Einen Säbel rechts; Pfui! des Andern Säbel links, und dazwiſchen

arme Teufel ſpringend und heulend: „Oi, Oi Batusch-
“ Während er ſprang, hielten die Büttel inne, und
en wieder zu, wenn er ſtill ſtand. Ich konnte eigent-
nicht recht begreifen, warum er zu ſpringen aufhörte.

Für das Fußvolk war eine angemeſſenere Züchtigung
unden. Der Delinquent wurde auf eine Bank geſtreckt,
i Trommler ſetzten ſich reitend auf ihn und bearbeiteten
cken und Waden mit ihren Trommelſtöcken, beſtändige
irbel ſchlagend.

Und das hatten wir Primaner von 1806 alle Morgen;
von 1830 laſen Heine und die Spaziergänge eines
iener-Poeten. Welche Verſchiedenheit in der Spanne
t! . . . Unſere Mädchen hatten ſich aus dieſen Wirren
t ganz in ſich zurückgezogen. Selbſt Emilie gelüſtete
ht mehr, ſo ſehr ſie ſich früher darauf gefreut hatte,
h ihren barbariſchen Landsleuten.

12.

Zu dieſem Elende geſellte ſich noch die furchtbarſte
heurung und der gänzliche Mangel an guten Lebensmit-
n. Statt des Waizens und Roggens wurde in vielen
aushaltungen die Gerſte eingeführt, die graue, trockene
löße gab, welche ſehr unſchmackhaft waren. Auf dem
ande, nach Litthauen hin, wurde Brot aus einer Mi-
hung von Kartoffeln und Erbſen gebacken, und dieſe un-
wohnten Nahrungsmittel trugen nicht wenig dazu bei, dem
ode noch reichlichere Opfer zu liefern.

Aus dieſer Quelle entſprang eine neue Art von Induſtrie, wovor in ruhigen Zeiten einem Jeden die Haut ſchaudern würde, die aber damals ganz natürlich gefunden wurde. Es waren die Sargmagazine. Ein großer, weiter Laden, ganz voll von Särgen jeder Größe, einfach, verziert, prächtig, nach Jedes Bedürfniß, und über der Thüre ein Schild mit der Inſchrift: „Alle Zeit fertige Särge,“ — und in den öffentlichen Blättern die langen empfehlenden Anzeigen.

In Paris waren die „Magazins de deuil“ eine ähnliche Erſcheinung; ſie vermehrten ſich während der Cholera auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe. Die eleganteſten Laden nahmen Ballkleider, Shawls und Blonden von ihren Fenſtern und hingen dafür ſchwarze Flöre und Trauerzeuge daran auf.

Der Krieg härtet aber jedes Gemüth ab. Wir lebten in unſerer gewohnten Art fort, und Niemand von uns dachte daran, daß er in dieſem Amalgama von Peſt und Kriegsnoth untergehen könnte.

13.

Und unter dieſen Gräueln ſchoſſen poetiſche Naturen auf, wie voreilige Blumen, die das Erwachen des Frühlings nicht abwarten wollen. Eine Zeitſchrift wurde begründet, und Max von Schenkendorf ſtellte ſich an ihre Spitze. Raphael Bock, der damals Domvicar in Frauenburg war, ein Schüler und Freund Werner's, ſang Lieder ſeines Meiſters würdig. Viel Schönes ſah man hier entſtehen, das jedoch, nur von Wenigen beachtet, bald wieder verſchwand. Daß ſolche Beſtrebungen in jener Zeit nicht ſtärker zu wirken vermochten, iſt leicht einzuſehen. Die Herausgeber der „Veſta“ dachten gar nicht daran, den Zeitgenoſſen ihre Poeſie als Gemüthsſtärkung zu bieten. Es war kein Dekameron, der in Zeiten der Noth erſchaffen wurde, um die troſtloſe Welt zu erheitern; dieſe Poeſie ſtand außer allen Beziehungen unſeres Lebens. Das Königsberger Theater zählte damals durch einen ſonderbaren Zufall Mitglieder von höherer wiſſenſchaftlicher Bildung, wie ſie nur ſelten angetroffen werden. Fleiſcher, der die Väter ſpielte, war ein gelehrter Grieche; Weiß, der erſte Tenor, gab Proben einer neuen Ueberſetzung des Don Quixote heraus; Büttner, der erſte Held, unterrichtete im Engliſchen; und Karl Blum, der noch jetzt mit Einſicht und Geſchmack für die Bühne arbeitet, war damals ein jugendlich aufſtrebendes Talent, das ſich in allen Fächern verſuchte. Er dichtete eine Oper, componirte ſie, ſetzte ſie in die Scene, malte die Decoration dazu und ſang die Hauptrolle darin. Dieſe Oper hieß Karl II. — Die Anweſenheit des Hofes hatte überdies noch manchen Künſtler aus Berlin hierhergezogen; die dortige Anweſenheit des Feindes manchen reichen Privatmann.

Dem dicken Kapellmeiſter Himmel, im grünen Sammetpelze, konnte man oft auf den Straßen begegnen. Seine nunmehr vergeſſene Fanchon hatte ihn damals ſo berühmt gemacht, daß man ſtillſtand, um ihm nachzuſehen. Er war ein Original von einem Schlemmer, wie er in unſerer jetzigen Welt ſchwerlich mehr anzutreffen ſein möchte. Obgleich ihn keine große Virtuoſität als Klavierſpieler auszeichnete, ſo ergötzte doch allgemein ſein angenehmer Vortrag. Beſonders beliebt waren ſeine freien Phantaſien, die er mit angenehmen Motiven aus Fanchon durchwebte.

Einſt währte eine ſolche bis gegen eilf Uhr, und die entzückten Zuhörer wollten ſich nicht entfernen, und baten ihn, fortzufahren.

Sein Gegenſtück, der lange hagere Maurermeiſter Zelter war auch unſer Gaſt geworden. Er brüſtete ſich gern mit ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Schiller und Goethe, und wußte viele Anekdoten von ihnen zu erzählen. So fiel er mir einſt an einem öffentlichen Orte auf, wo er ein Glas Rheinwein trank und dabei bemerkte: „Mein ſeliger Freund Schiller pflegte dieſen Wein beſonders zu ſchätzen, er durfte, ſo viel ihm davon beliebte, aus dem herzoglichen Keller täglich holen laſſen.“ Ich erkundigte mich ſogleich nach dem Namen des Sprechenden; denn ein Freund Schiller's war mir jeden Falls auch eine wichtige Bekanntſchaft. Die Anweſenheit ſolcher Männer brachte allerdings einiges Leben in die faſt aufgelöſte Geſellſchaft. Die muſikaliſchen Genüſſe, welche durch ſie herbeigeführt wurden, waren die Lichtpunkte unſeres trüben Lebens. Unſere armen Mädchen thauten auf an dieſen Klängen.

14.

Der Hof war nach Memel gegangen, und man ſprach davon, daß die Franzoſen bald in Königsberg einrücken würden. Wir ſahen es nun kommen, uns als franzöſiſche Provinz etwa als Département de la mer Baltique oder des bouches du Niemen dem großen Reiche einverleibt zu ſehen. Man glaube aber nicht, daß uns dies gleichgültig war; es herrſchte durchweg mehr Franzoſenhaß als Franzoſenangſt unter uns; aber an Franzoſenfreude, wie ſie in andern Theilen Deutſchlands ſich zeigte, war in dieſem nordöſtlichen Winkel des Vaterlandes gar nicht zu denken.

Einſt an einem ſchönen Sonntagsmorgen ſagte ein ſchmucker Feldjäger, der ſchon viele Wochen unſere Einquartierung war: „Jetzt muß ich fort nach dem Norden, und in einer Stunde werden Sie eine Kanonade hören, wie ſie Ihnen ſicher noch nicht vorgekommen ſein wird.“ Mein Vater war frühe ausgegangen und wir hatten von den jüngſten Vorfällen durchaus keine Nachricht; man kann ſich daher leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſe lakoniſche Anzeige von der Beſchießung der Stadt auf uns machte.

Ich lief ſogleich auf den Schloßplatz, wo ich viele Bekannte traf, die alle in Gruppen umherſtanden und ſich die Neuigkeit mittheilten. Die Stunde war noch nicht verfloſſen, als der erſte Schuß gehört ward, und nun ſahen wir die Kugeln am fernen Horizont in Bogen fliegen. Die Bürger eilten auf die Wälle, um den Spectakel in der Nähe zu haben; aber bald kamen ſie wieder zurück, weil Einige beinahe von den Kugeln erreicht worden waren. Niemand wußte ſich zu erklären, was dieſe Vertheidigung einer offenen Stadt bezwecken ſollte, wenn es nicht darum geſchah, noch mehr Unglück über ſie zu verhängen. Gegen Abend wurde das Schießen ſtärker, den Himmel färbte eine Feuersbrunſt. Die Vorſtädte „der naſſe Garten“ und „der Haberberg“ waren von der Freunde Hand angezündet worden.

Jetzt hatte ſich ein bitteres Gefühl des Unmuths und des Haſſes der ganzen Jugend bemächtigt. Wir haßten ebenſo den Feind, wie unſere eigenen Truppen und Bürdesgenoſſen, die durch Ungeſchicklichkeit und Unvertrag dies Verderben über uns herbeigezogen hatten. Wir fühlten, das darf ich behaupten, ebenſo tief und ſtark wie die Jugend von heute, wenngleich unſere Erziehung eine völlig andere geweſen war.

Einem Lehrer der franzöſiſchen Sprache, von dem die Rede ging, daß er zu Gunſten ſeiner Landsleute Spionage getrieben habe, kündigten wir nach feſtem, einmüthigem Beſchluſſe den Gehorſam auf. Wir beſchloſſen kein Wort franzöſiſch mehr zu ſprechen. Obgleich es Sonntag war, erſchienen wir Alle in unſern Werktagskleidern, und als ſich ein hübſcher, etwas eitler Junge, der Sohn eines höhern Staatsbeamten, den wir ſonſt wohl leiden mochten, in einem ſehr geputzten Anzuge unter uns blicken ließ, empfingen wir ihn mit Hohn und zwangen ihn, uns Augenblicks wieder zu verlaſſen.

Wer durfte ſich putzen an dem Tage, wo dem Vaterland die Schmach bevorſtand, den Feind in die Thore der alten Hauptſtadt einrücken zu ſehen? Denn Berlin war in unſern Augen nur die Hauptſtadt der Mark, einer bloßen Provinz; Königsberg war mehr, das Herz des Preußenlandes, Krolewiec! die alte trotzende Hochmeiſterburg gegen Polen- und Litthauer-Schwärme an der mächtigen Pregolla!

Und nur ſechs Jahre ſpäter waren dieſe Knaben Jünglinge, welche die herrlichen Reihen des bei Jauer und an der Katzbach gefallenen oſtpreußiſchen Cavallerie-Regiments bildeten.

15.

Auch damals ſchon hatten ſich unter uns Freicorps gebildet, um das faſt gänzlich aufgeriebene regelmäßige Heer zu erſetzen. Ihre Erſcheinung erhöhete die bunte Verwirrung, die damals in der Stadt herrſchte, um ein Bedeutendes.

Das eine davon, von dem Freiherrn von der Marwitz organiſirt, zeichnete ſich durch eine elegante Uniformirung aus, mit gelben Huſarenſchnüren überladen und allen möglichen Attributen jugendlicher Heldenſchaft ausgerüſtet — eine nicht zu verwerfende Maßregel, junge Leute zu ködern, die ſich ſtets in glänzendſter Geſtalt dem Ruhme entgegenſchreiten ſehen wollten.

Das andere Freicorps, nach ſeinem Begründer das Krokow'ſche genannt, hatte das abenteuerlichſte Ausſehen, das man ſich denken kann. Die Leute trugen dunkelgrüne, kurze Kittel, in der Art der ſpätern altdeutſchen Studentenröcke, und dazu Waffen und Helme der mittelalterlichen Ritter und ihrer Knappen, wie ſie irgend ein altes Zeughaus, ich glaube das zu Danzig, hergeliefert hatte. Die ſchweren, weiten eiſernen Pickelhauben fielen den armen, braven Burſchen bis auf die Naſen, und die gewichtigen Schwerter hingen ſchwer an ihren ſchmächtigen Lenden. Ich glaube, ſie hatten auch etwas von einem Fetzen Tigerfell an ſich. So barock ſie aber auch ausſehen mochten, es waren tüchtige Leute, und das Krokow'ſche Freicorps wußte ſich Namen und Anſehen zu verſchaffen.

Wer aber ſpricht heute wol davon, wie etwa von den Lützow'ſchen Jägern oder von den Todtenköpfen des ſiebenjährigen Krieges? Zu dem größten Unglücke jener unheilvollen Zeit gehörte auch Das, daß wahre Größe, die ſich momentan auszeichnete, in den Strudel der Ereigniſſe mit hinabgeriſſen, unterging, und keine fromme Hand es unternahm, ihr ein unvergängliches Denkmal zu ſtiften.

16.

In dem Wirrwarr, der auf den Straßen herrſchte, tauchte mit einem Male eine geliebte, längſt vermißte Geſtalt vor meinen Blicken auf, die mir freundlich die Hand vom Pferde reichte. Es war Alexander. Wir konnten uns nur wenige herzliche Worte zurufen — er verſprach, auch den Abend zu kommen.

Dieſe Nachricht verbreitete Freude im Hauſe; Ida, die ſchon ſeit längerer Zeit über Bruſtleiden klagte und bleich ſah, wurde wieder roth, wie in ſchöneren Tagen.

Dieſes ſeltſame Weſen lebte wie ein unverſtandenes Räthſel in ſeiner Umgebung. Wir wußten nicht, wie es kam, daß die blühende Jungfrau mit einem Male ſo kränkelnd wurde. War es der Schmerz um das Vaterland? Ihr tiefes Gemüth war deſſen wol fähig in dem Grade. War es die Liebe? Wir Andern dachten hierüber noch ſo unbefangen, daß wir eine ſolche Urſache nicht vorausſetzten und die guten Eltern befragten Aerzte und ſetzten ein rein phyſiſches Leiden voraus.

Der Abend kam und mit ihm trat ein wehender Federbuſch in unſere Thür. Es war der Erwartete, der uns eine Stunde ſchenken wollte. Er war noch ſchöner geworden, ſein milchweißes Geſicht hatte der Krieg gebräunt.

und ein männlicher Ton der Rede ſchallte unter dem leichten Anflug von Bart hervor. Er war damals ein blühend ſchöner Jüngling. Wie er ſpäter berühmt wurde und ſein Name von den Lippen vieler Leute tönte, ſoll er in Dürftigkeit traurig gelebt haben, und die, welche ihn kannten, wollten keine Spuren von Schönheit mehr an ihm entdecken.

Er entwarf uns mit dem ihm eigenen Feuer Schilderungen der Gefechte, die er mitgemacht hatte, und nachdem uns der Abend nur zu ſchnell verſtrichen war, ſchied er von uns unter Thränen, um neuen Abenteuern entgegenzuziehen.

Auf Ida hatte dieſer Beſuch vernichtend gewirkt. Nun erſt ſahen wir ein, wie weit ihre Schwäche gediehen war. Sie klagte nicht, aber ihr verändertes Ausſehen deutete uns an, daß die Herbeirufung der geſchickteſten Aerzte nicht verſäumt werden dürfe.

Aber auch dieſe kannten die geheime Urſache ihrer Krankheit nicht. Man verſchwieg ihnen keineswegs die auffallende Veränderung des Mädchens, die während Alexander's kurzem Verweilen eingetreten und Niemandem entgangen war. „Sie ſei bruſtkrank“ — erwiderten die weiſen Heilkünſtler — „und müſſe vor allen heftigen Affekten ſorgfältig gehütet werden.“

17.

Der Morgen des Montags brachte die Capitulation. Eine noch größere Volksmenge erfüllte den Platz, wie am Tage vorher. Retirirende Truppen zogen auf der Straße nach Tilſit und Memel zur Stadt hinaus. Den Bürgern blieb nun nichts mehr übrig, als den Feind zu erwarten. Der Magiſtrat ließ Proclamationen an die Straßenecken heften, welche mit den Worten anfingen:

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“

Ach! Niemand dachte daran, unruhig zu ſein, Alle waren wol ziemlich mürbe gemacht.

Noch hatten Preußen die Hauptwache beſetzt. Am Mittage, als die Wache abgelöſt wurde, zog dieſe ſogleich zum Thore hinaus. Dies machte einen ſehr trüben Eindruck. Wir hatten eben keine Neigung mehr für das preußiſche Militair, aber der Fall ergriff uns dennoch.

Nachmittags, als die letzten Nachzüg'ler ſchon ihren Rückzug durch die Stadt genommen hatten und Platz und Straße leer geworden waren, trat die Schloßwache zum letztenmal unters Gewehr. Ein junger Lieutnant commandirt Marſch und den wirbelnden Trommelſchläger an der Spitze zieht die Mannſchaft ab, in ſolcher Eile, als ob der Feind ihr ſchon im Nacken ſäße, obgleich er der Capitulation zufolge erſt am andern Morgen einrücken durfte. Dieſe ängſtliche Haſt wurde zum Abſchied mit einem Gelächter belohnt.

Eine Stunde nachher ſahen wir eine Bürgerwache aufziehen. Ein überaus komiſcher Anblick, ein noch nie geſehenes Schauſpiel! Damals gab es noch keine organiſirten Nationalgarden, keine Landwehr, Landſtürmer und dergleichen. Arme, verhungerte Bürger, in abgebleichtem Sonntagsſtaate, mit verroſteten Spießen und Degen erſchienen vor uns, die — weit entfernt, der bewaffneten Macht Achtung zu verſchaffen — vielmehr mit großem Gelächter auf ihrem Ehrenpoſten bewillkommt wurden.

18.

Unter dem Schutze dieſer ehrenwerthen Leute hatten
die kurze Frühlingsnacht ohne Störung verſchlafen. Ich
achte um fünf Uhr. Ich hatte wieder mein Studier-
chen unter dem Dache bezogen, von wo ich einer wei-
Ausſicht genoß. Die Neugier, Franzoſen zu erblicken,
mich ans Fenſter. Ich ſah in der Ferne einige dunkle
er mit Bärenmützen. Es waren Jäger zu Pferde, wie
ſpäter erfuhr.

Eine Trommel, die nach einem ungewöhnlichen Takte
lagen wurde, zeigte uns an, daß die feindlichen Trup-
üge begannen. Mein Vater gab ſtrenge Verhaltungs-
ln und verließ mit mir das Haus. Auf dem Schloß-
e war Alles lebendig. Die Franzoſen zogen in unun-
rochener Reihe an uns vorüber.

Dieſe Helden, von denen wir nun ſchon lange wun-
are Dinge hörten, ſahen aber bedeutend kläglich aus.
s an ihnen war zerriſſen und ſchmuzig und von Uni-
irung keine Spur zu finden. Vor jeder Abtheilung
ſchirte, ſich mit lächerlicher Gravität hin- und herwir-
, ein Rieſe, bunt und phantaſtiſch herausgeputzt, doch
minder ſchmuzig als die Uebrigen. In der Hand
er einen großen Stock, den er bald ſchwang, bald
te oder in die Luft warf. Dies ſchien uns für Helden
ſehr unſchickliche Mode zu ſein. — Hinter dieſem Rie-
kam die Muſik, die einen luſtigen, beſchwingten
rſch ſpielte, dann die Sappeurs mit langen Bärten,
Beile auf der Schulter, gleich den Lictoren der Rö-
. Dieſe waren das Einzige, was meinen Beifall
e. Hinter der Truppe zogen einige ganz zerlumpte

Kerle, die Niemand für Soldaten gehalten hätte, würden ſie nicht bewaffnet geweſen ſein. „Das ſind die Marodeurs, die überall ſo großes Unheil ſtiften," ſagte leiſe mein Vater zu mir. Die Truppen trugen leichte Gewehre, kleiner als unſere preußiſchen, doch waren die Bajonnette viel länger. Sie marſchierten nicht im Takte, ſondern gingen ganz ungezwungen neben- und durcheinander; man ſah es ihnen an, daß ſie nicht darnach ſtrebten, unſere gute Meinung zu gewinnen; ſie zogen durch unſere Straßen, mit Staub bedeckt, von der Hitze verbrannt, mit glühend rothen Geſichtern, einem fliehenden Feinde nach. Für ſie war mit der Einnahme von Königsberg noch nichts Entſcheidendes geſchehen; ſie hatten noch ein anderes Tagewerk zu vollbringen.

Zugleich mit dieſen Vorbeiziehenden ſahen wir aber auch einzelne Soldaten, das Quartierbillet in der Hand, nach Straße und Hausnummer fragen. Dies waren ſolche, die zum Beſatze der Stadt bei uns bleiben ſollten. Wie ſich nun ihre Zahl um uns her mehrte, ſo fand es mein Vater gerathen, ſchnell nach Hauſe zu gehen, um nachzuſehen, was ihm der Zufall davon beſcheeren würde.

19.

Die meiſten Einwohner hielten Thüren und Fenſter wohl verſchloſſen, weil Exceſſe zu beſorgen ſtanden. Die Soldaten, die alſo Einlaß begehrten, ſtießen mit den Kolben auf den Boden und fluchten laut, was einen wilden Tumult erregte.

n dieſer Verwirrung hatten wir unſer Haus erreicht;
Vater ſchloß die Thüre des erſten Stockwerks, das
wohnte, hinter ſich zu und verbot uns die Fenſter zu
n. Wir ſtanden da und lauſchten und ſahen mit
gigkeit die ſich immer mehrenden Soldaten, die Quar-
n unſerer Straße ſuchten, und hörten ihr wildes Ge-
und Geſtampfe.

Der alte Schauſpieler, der unter uns wohnte, ein täp-
r, charakterloſer Menſch, trat mit einer Weinflaſche
r Hand vor die Thür, und rief den vorbeiſtreifenden
zoſen mit freundlicher Miene in geradebrechtem Fran-
ch zu: „Messieurs, venez ici, boire du vin, bon
ger, Alles à votre service.“

Weshalb er das that, war uns unerklärlich. Der
r meinte, weil er eben ein Narr ſei. — Die Franzo-
gaudten ihn an, und gingen vorüber, endlich folgten
e verdächtige Kerle ſeiner Einladung. Es waren ihrer
e von den Zerlumpteſten, die er auf ſolche Weiſe ins
s zog. Es hatte jedoch nicht lange gewährt, da trat
zur Unzeit gaſtfreie Narr wieder auf die Straße und
ängſtlich einen Offizier an, der gerade des Weges kam,
zwar auf deutſch, ohne alle Beimiſchung von Franzö-
em.

„Mein Herr, ich werde hier geplündert! Man erbricht
ne Kaſten und Schränke!“

Der Offizier, der — wenn er auch die Worte nicht
ſtehen konnte — doch die Miene des Mannes begriff,
ſogleich hinein, und bald darauf ſahen wir die fünf
enswürdigen Gäſte in Haſt davoneilen. Der Offizier
b als Sauvegarde noch einige Zeit im Hauſe.

Endlich erſchien ein Mann mit goldenen Epauletten
geſticktem Kragen, von einer einnehmenden Geſichts-

bildung, der ſich als den uns vom Schickſal beſtimmten Hausgenoſſen kundgab. Er wurde mit Höflichkeit aufgenommen, und ihm ein in Bereitſchaft gehaltenes gutes Frühſtück vorgelegt. Er war Chef d'Escadron und ein Mann von Artigkeit und Weltkenntniß, welches er gleich im erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft merken ließ.

20.

Die ganze Nachbarſchaft hatte nun ihre Einquartirung, und man beſchwerte ſich gar nicht darüber. In unſerer Nähe lag eine Reihe kleiner Häuſer, von unbemittelten Leuten bewohnt, wo Marins de la Garde hingelegt wurden. Es waren dies ſehr gutmüthige Leute, die reichliche Bons auf Fleiſch und Gemüſe empfingen, womit ſie ihre Wirthe ſelbſt willfährig regalirten. Abends ſaßen ſie auf der Schwelle, ſpielten mit den Kindern und ſangen ihnen artige franzöſiſche Lieder vor. Ich ſah dieſe romantiſchen Geſtalten mit beſonderer Vorliebe, denn ich dachte dabei an Korſaren und Galeeren, an Kreuzen und Entern, und Alles, was ich von dieſen ſo anziehenden und ſchauerlichen Dingen geleſen hatte, trat mir vor die Seele.

Unſer Escadronschef hatte mich in ganz beſondere Affection genommen. Er hieß Foreſtier und war Beſitzer einer bedeutenden Seidenfabrik in Montpellier. Mein Vater, wie er die Artigkeit der Franzoſen in der Nähe ſah, und unſer Leben nun durch ſie einen friedlichern Anſtrich zu gewinnen ſchien, fügte ſich in das Unvermeidliche und ließ es geſchehen, daß ich zu unſerm höflichen Gaſte, der mich jeder Tageszeit haben wollte, nach den beendigten Un- richtsſtunden gehen durfte. Er nahm mich mit, wenn zu ſeinen Freunden ging oder ins Theater und ließ mich ft Theil an ihren kameradlichen Mahlen nehmen. Und er nun ein feiner wohlgeſitteter Mann war, ſo waren auch nur Leute ihm gleich an Bildung, die ich durch kennen lernte.

Ein junger, leicht verwundeter Franzoſe, ſehr bleich d ſchön, beſuchte ihn oft. Es fanden ſich bald allerlei denkwürdige Beziehungen zu unſern Mädchen, die nicht ne Aufmerkſamkeit für die Gäſte blieben. Unſere Mutter ilte ſie. Gewöhnlich ſtanden die ſchönſten Blumen auf m Tiſche des Escadronchefs, und oft wenn er an ſeinen um zugeheilten Wunden litt und zu Hauſe bleiben ußte, wurden unſere Damen gemeldet, und erkundigten h, wenn ſie erſchienen, mit großer Theilnahme nach ſei- m Zuſtand.

Sie laſen ihm vor und beſtrebten ſich auf alle mög- he Weiſe, ihm gefällig zu ſein. Er war Maler, und tte verſprochen, ſie zu portraitiren.

Die Bildung der Franzoſen, ihr anſtändig geſelliger en, den ſie ſelbſt durch jahrelange Feldzüge zu erhalten ewußt, nahm für ſie ein. Der Unterſchied zwiſchen ihnen nd unſern ahnenſtolzen, ſteifen Junkern, ohne Talent und iſſen, ohne Gemüth und Erfahrung, ſprang grell in die ugen. Bei den freundſchaftlichen Mahlen, denen ich bei- ohnte, herrſchte dieſelbe liebenswürdige Ungezwungenheit; ine Rohheit, keine Unſitte wurde bemerkbar, obgleich reude und Wein im Uebermaße floſſen.

„Le plus jeune militaire sert à boire!“* war der ſcherz- afte Wahlſpruch, und ich mußte dann weidlich ein- henken.

Im Theater, das ich bis dahin nur noch wenig beſucht hatte, gefiel es mir beſonders an der Seite meiner neuen Freunde. Ich bedauerte nur, daß wir immer zu ſpät kamen, denn da wir erſt nach franzöſiſcher Sitte ſehr ſpät zu Mittag aßen, und die Theaterdirection ſich hiernach nicht richten wollte, ſo war bei unſerem Erſcheinen immer die Hälfte des Stückes ſchon vorbei.

Luiſe hatte vor nicht gar langer Zeit ihre erſten theatraliſchen Verſuche gemacht und bewegte ſich in kleinen Geſangpartien mit großem Glücke. Florine in „Fanchon," Zelide in „Aline" und Melitta in „Axur" waren ihr ſehr zuſagend. Einſt nach der Vorſtellung der Aline äußerte Foreſtier zu einem ſeiner Freunde, indem er von Luiſe ſprach: „La petite est delicieuse!"

Ich konnte nicht begreifen, wie man eine Schauſpielerin delicieuse nennen möchte. Dieſer neue Sprachgebrauch verurſachte mir einiges Kopfzerbrechen.

21.

Wie in dieſen Berichten, ſo war ich damals im Leben von der ſanften, blonden Emilie abgekommen. Meine gute freundliche Pflegerin war mir in dieſem Jahre bedeutend über den Kopf gewachſen. Ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren und ein junger Menſch von ſechzehn, welch ein Unterſchied! Hätten mich die Franzoſen nicht emancipirt, ich wäre nichts weiter als ein Schulknabe geweſen, der in jeder Geſellſchaft unbeachtet daſteht und darauf wartet, daß er ein Stück Kuchen bekommt, um dafür die Hand zu küſſen. Und Emilie, die ſchon die Seele jeder Geſellſchaft war, die Sonne, um die ſich Alles drehte!

Mich intereſſirte Luiſe vielmehr, beſonders ſeitdem ſie Schauſpielerin geworden war. Ich übte mein kritiſches Talent an ihr und ſetzte ihr ſtark zu mit meinen oft nicht ſehr höflichen Bemerkungen. Eigenſinnig, wie ſie von Natur war, fruchteten dieſe nicht, ja ſie fiel gewöhnlich nur deſto ärger in die von mir gerügten Fehler, blos um mir einen Poſſen zu ſpielen. Nie hat wol noch ein kindiſcheres Verhältniß zwiſchen Künſtler und Kritiker beſtanden, als das unſrige! Je ſchlechter ſie nach meiner Meinung ihre Sache machte, deſto eifriger wurde ich in meinen Ausſtellungen, und ſie — die ſich ſo leicht meinen Zurechtweiſungen hätte entziehen können — hörte mich an, um mit mir zu ſtreiten, und mir ſchließlich die Verſicherung zu ertheilen, daß ſie es doch nicht anders machen werde.

Einſt war ich zu weit gegangen; ich hatte nicht nur ihr Spiel, ich hatte ihre Toilette, ihr Ausſehen getadelt, ich hatte ſie eine Katze genannt. Ich bat ſie, ſie möge ſich vor den Mäuſen hüten, die vernehmlich pfeifen würden und diesmal der kleinen Katze ſpotteten. Dies war Luiſen zu ſtark. Sie ſchwur, unter keiner Bedingung zu ſpielen. Sie hatte mich im Verdacht, ein Complott gegen ſie geſchmiedet zu haben, ſie behauptete, ich wiſſe bereits, daß man ſie auspfeifen wolle. Ich ergötzte mich an ihrem Zorn, und fand ſie entzückend ſchön, und noch heute ſehe ich ſie vor mir mit den Thränen in den Augen und dem emporgeworfenen ſchmollenden Mündchen. Die Stunde des Theaters rückte heran, und ich entfernte mich, um, wie ich ſagte, ihr Zeit zu gönnen, ſich zu ſammeln, und über meine Bemerkungen zu ihrem Nutzen nachzudenken.

Ihr dummer Vater, der uns behorcht hatte, und wirklich den Wahn hegte, ſeiner Tochter könne eine Schmach an dieſem Abende bevorſtehen, beruhigte ſie, ſo gut er es vermochte und lief zur Polizei, um im Voraus Aufmerkſamkeit gegen die etwa vorhandenen Unruheſtifter zu erregen. Die Polizei in Königsberg, die ſich bis dahin nur mit Straßenunfug zu beſchäftigen gehabt hatte, ſah ſich durch die letzten Ereigniſſe mit Blitzesſchnelle in höhere Regionen erhoben; ſie träumte von Spionage, Aufwieglern, Meuchelmördern und Verſchwörern der ärgſten Art. Die Anzeige des alten Komödianten öffnete ihr eine ſchöne Perſpective der trefflichſten Verhöre, und gab ihr an die Hand, ſogleich die wirkſamſten Maßregeln zu ergreifen. Sie ließ die Wachen verdoppeln, ſie ſtellte Späher auf, ſie ging darauf aus, den ſorgloſen Spaßvogel, um eines kindiſchen Scherzes wegen einfangen zu laſſen.

Mit dieſer Gewißheit eilte der Alte beruhigend zu ſeiner Tochter, um ſie ins Theater zu geleiten. Sie ſpielte an dieſem Abende noch ſchlechter, als gewöhnlich, aber ſie hatte ſich krank melden laſſen, und jede Kritik dadurch entwaffnet.

Mein Verhältniß zu ihr wurde nach dieſem Vorfalle nur noch pikanter, indem meine Neckereien und ihr Trotz wuchſen. Ich muß jetzt nach dreißig Jahren bekennen, daß ich wirklich glaubte, in Luiſe zum Sterben verliebt ſein zu können.

22.

ben der ſinnlichen Emilie, und der pikanten Luiſe,
inſam, tief fühlend und ſtill, Ida, mit den bleichen,
ſten Wangen, den großen Augen, dem tief dunkeln
und dem hohen mädchenhaften Wuchſe. Die Fran-
annten ſie: la petite Romaine, und fanden ſie ſehr
ant, obgleich ſie ihnen eine wahrhaft unnahbare
eit war. Sie war ihnen fremd geblieben, und
es auch, da ſie ihr Weſen nicht zu begreifen ver-
n. Eine ſolche verſchloſſene Jungfräulichkeit, ein ſo
nd dabei zartes Herz, von Einem Gefühle nur er-
nd langſam zerſtört, wird nicht in den Salons zu
gefunden, noch weniger auf den ſtürmiſchen Bahnen
ieges und militairiſcher Ehren.

e war krank, das wußten wir Alle, wenngleich
n welchem Maße; ſie war leicht zu reizen und des-
ermied ich ſie. Ich mache es mir jetzt zum Vor-
daß ich ihr geheimnißvolles Weſen nicht zu ergrün-
ſtrebt, denn mir wäre es möglich geweſen, da ſie
ahrhaft liebte. Der Wechſel ihrer innern Bewegung
ft ſo überraſchend, daß er ihr den Vorwurf der Lau-
tigkeit zuzog. Sie tanzte heftig, und wenn man ſie
aufmerkſam machte, daß ihr das ſchaden könne, ſo
ſie ſich ans Klavier und ſang:

„Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß, was ich leide!"

ie hatte einige Lieder von Goethe herrlich componirt.
zur Schau tragen ihres Gefühls, dieſes Dolmetſchen
en, erſchien jedoch nicht um damit zu prunken, wie
ſo vielen ſentimentalen Närrinnen der Fall iſt, wo

es abſtoßend wirkt. Zu ihr fühlte man ſich in ſolchen Augenblicken nur um ſo mehr hingezogen. Ihr Tod ſollte uns bald zeigen, was wir an ihr verloren hatten.

23.

Dreihundert Mann von der Grenadiergarde, mit den ungeheuern Bärenmützen und den vergoldeten Adlern darauf, ſtanden auf der Schloßwache, als Napoleon in Königsberg einzog. Das militairiſche Schauſpiel, das uns die Fremden gaben, war nun impoſanter geworden und ſteigerte ſich bis zu einem überraſchenden Glanze. Die Feinde, anfänglich ſo ſchmuzig und zerlumpt, waren nun in ernſte und geſchmackvolle Uniformen gekleidet, die freilich auf Requiſition vom Lande herbeigeſchafft worden waren. In dem großen Marſtall, dem Schloſſe gegenüber, lagen die Mamelucken, in ihrer fremdartigen, alle Blicke auf ſich ziehenden Tracht. Die Gensdarmes de l'Imperatrice zogen die Aufmerkſamkeit nicht minder an. Es waren junge Leute, Söhne der reichſten Bürger, in zierlichknapper Uniform, grünen Röcken und rothen ſilbergeſtickten Weſten, einen kleinen Czacko auf dem Kopf mit dem ſilbernen Adler und der Chiffre der Kaiſerin daran. An den Hauptthoren des Schloſſes hielten die Chaſſeurs zu Pferde, Napoleon's Lieblingstruppe, deren Kleid er ſelbſt trug, und neben ihnen die gefürchteten Gensdarmes d'Élite, in prächtiger Equipage und impoſanter Haltung, mit dem gezogenen Säbel in der Hand.

Niemand durfte, ſo lange Napoleon das Schloß bewohnte, den innern Hof betreten, und Tauſende von Zu

ern ſtanden den ganzen Morgen auf dem Platze, um
Mann des Jahrhunderts an dem Fenſter zu ent-
n.

Foreſtier hatte mir das Verſprechen gegeben, ihn mir
in der Nähe zu zeigen, und ich drängte mich daher
unter die Menge, als ſich am Nachmittag das Gerücht
reitete, daß der Kaiſer ausreiten werde, ſondern ich ſuchte
en Freund auf.

An ſeiner Hand durfte ich, an den furchtbaren Wachen
ber, den innern Hofraum des Schloſſes betreten. Gre-
ere der Garde bildeten hier Spalier, und außer einigen
ieren, welche Damen hierher geführt hatten, war kein
hauer gegenwärtig.

Wir ſtanden Stunden lang plaudernd da, bis eine Be-
ung unter den Wachen und einige herzueilende Offiziere
von dem Nahen des Kaiſers in Kenntniß ſetzten, der
Spazierritt zurückkehrte.

Meine Erwartung war aufs Höchſte geſpannt, als ſich
glänzende Schauſpiel vor mir zu entfalten begann. Ko-
, Prinzen und Marſchälle, Alle von Gold ſtrahlend, ſpreng-
auf prächtigen Pferden einher. Man kannte damals noch
t die Abbildungen in dem kleinen Hute, die ſpäterhin
ehr vervielfältigt wurden, und ich hielt daher den Kopf
empor gehoben und ſpähte ſorgfältig bei der ſauſenden
, mit der Alles an mir vorüberflog, aus Angſt, den
ten Mann mit den Blicken zu verfehlen.

Damals hatte man ihn nur im Bilde geſehen, nach
Geſchmacke der Revolutionszeit gekleidet, und daher
rte ich immer nur nach den geſtickten Röcken und den
enden Federn, aber mein Führer raunte mir immer zu:
on, non, ce n'est pas lui!" Das waren die Brüder
Kaiſers, und Eugène und Murat, ſeine nächſten Ver-

wandten und ſeine Vettern, Berthier, Ney, Soult, Bernadotte und die Hoffnung vieler deutſcher Throne, junge Prinzen alter Häuſer, welche den Zug des Siegers verherrlichten. Endlich hieß es: „C'est lui!“ und der kleine, jetzt ſo wohlbekannte junge Mann ſprengte auf weißem Pferde an mir vorüber.

Er war weder groß noch beſonders ernſt. Keines der früher geſehenen Bilder war ihm ähnlich. Er hatte hübſche Züge, eine zierliche Naſe, ſchöne Augen, einen feinen Mund. Wäre das hervorſtrebende Kinn nicht geweſen, man hätte ſein Geſicht ganz allerliebſt finden können; aber in dieſem Kinne war freilich Männlichkeit, Hartnäckigkeit und Muth in ſehr hohem Grade ausgedrückt. Dieſes Kinn war das Außerordentlichſte in ſeinem Geſichte. Die Stirn, als der Sitz des Geiſtes, war vom Hute halb bedeckt und konnte daher in jenem Augenblicke den Eindruck ſeiner Erſcheinung nicht um Vieles erhöhen. Seine Farbe ſchien mir ſo wie die der meiſten Italiener, und das Citronengelb an ſeinen Bildern ward ihm angedichtet in Tagen, wo ſich der Haß gegen ihn in grenzenloſeſter Ungebundenheit regte und ſich Abbildungen von ihm in großer Anzahl vermehrten.

Zwei Lakaien in goldſchweren Livreen fielen ihm in die Zügel und hielten ſein Pferd auf, als er angeſprengt kam; er ſchwang ſich mit Leichtigkeit herunter und eilte in das Portal des Schloſſes. Einen Augenblick ſpäter erſchien er auf dem Altan, von dem der Huldigungseid bei der Thronbeſteigung eines neuen Königs von Preußen verleſen wird. Ich hatte jetzt Muße, ihn länger zu betrachten. Alles, was auf dem Platze ſtand, brach in Vive l'Empereur! aus.

Ich ſuchte nun mir das Geſchaute in Gedanken in ein Bild zu faſſen, um es für die Dauer feſtzuhalten, als n Führer mich erinnerte, daß es Zeit ſei, nach Hauſe gehen.

Wir waren noch die Einzigen auf dem Platze.

24.

Auf dieſem Spazierritte des Mächtigen war das Loos s armen Mädchens entſchieden worden. Es war eine hichte, die ſich eigentlich noch nicht für meinen Ideen- ſchickte, ſie machte aber in der ganzen Stadt ſo gro- Aufſehen, daß man ſie das öffentliche Geheimniß nen- konnte, um das ſelbſt ſchon die Kinder wußten.

Indem nämlich Napoleon durch eine der Hauptſtraßen ſoll er plötzlich durch den Anblick eines überaus ſchlan- hochgewachſenen Mädchens überraſcht worden ſein, die dem Gedränge in eine Seitengaſſe fliehend, ſich mit em Blicke nach ihm umgeſehen hatte. Man will be- t haben, daß der Kaiſer hierauf ſein Pferd angehalten zu einem herbeigerufenen Adjutanten ein paar Worte rochen habe. Dies iſt Alles, was man weiß; was ſich ſpäter erzählte, gründete ſich blos auf Vermu- gen. Man bezeichnete als dieſe jüngſte Eroberung des ers die Tochter eines angeſehenen Beamten, die für der ſchönſten Mädchen in der Sadt gelten konnte und ziemlich freien Wandel geführt haben ſoll. Wirklich e ſie kurz darauf einem kaiſerlichen Hofbedienten ange- , der ſie nach Paris entführte.

Auf welche Weiſe dies Gerücht entſtanden war, und es Glauben bei dem Volke finden konnte, da es doch von der Wahrheit ſehr weit ablag, vermag wol Niemand zu ergründen. Die Quellen der Gerüchte ſind oft umſchleierter, als die des Nil, und ſpotten dann des kühnſten Entdeckers.

Jenes Mädchen aber, das Napoleon auf ſeinem Spazierritte erblickte, war aus unſerem Hauſe, Ida ſelbſt, die es der Mutter mit einem ängſtlichen Beben, das dieſe ihrem ſtets gereizten Zuſtande zuſchrieb, bei der Nachhauſekunft erzählte.

Dieſem anſcheinend unbedeutenden Zufalle folgten Tage voll Trauer in unſerem Hauſe, deren eigentliche Urſache jedoch ſtets mit dem tiefſten Schleier verhüllt wurde. Nie hörte ich darüber ein Wort ſprechen und was ich jetzt aus dem Gedächtniſſe hier mittheilen will, iſt zum Theil Das, was ich geſehen, zum Theil Vermuthung, wie ſie ſich mir ſpäter aufdrängte.

Abends erſchien ein Mann, von ſchwarzem, finſterem Ausſehen, bürgerlich gekleidet, und verlangte meine Mutter zu ſprechen. Man rief ſie herbei, und da ſeine Frage: ob ſie franzöſiſch ſpreche, bejaht wurde, ſo wurde die Unterredung in dieſer Sprache gehalten. Er komme im Namen des Kaiſers, ſagte er, und müſſe ſeinen Auftrag ohne Zeugen ausrichten.

Ich mußte das Zimmer verlaſſen. Die Verhandlung dauerte lange, auch der Vater trat hinzu; die Stimmen wurden lauter, ich hörte die Mutter weinen, den Vater mit erhobener Stimme Verwünſchungen ausſprechen. Der Fremde ſprach gemäßigt und entfernte ſich nicht. Endlich vernahm ich ſogar Ida's Stimme mit vieler Feſtigkeit ſprechen. Hierauf wurde plötzlich Alles ſtille. Eine Pauſe folgte, dann öffnete ſich die Thür. Der Fremde, meine Mutter und Ida, tief verſchleiert, traten heraus. Die

Mutter mußte von dem Fremden unterſtützt werden; Ida ſchritt feſt neben ihnen hin. Der Vater folgte bis zur Thüre; er ſah bleich wie ein Geſpenſt, und wie ſie das Haus verließen, ſagte er leiſe: „Gottes Segen über Dich mein Kind! Er wird Dich ſchützen!“ Dann bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen und ſchwankte in das Zimmer zurück. Mich hatte Niemand bemerkt.

Angſtvoll blicke ich den Fortgehenden nach, und ſehe, daß ſie nach dem Schloſſe gehen. Ich konnte mir dies nicht zuſammenreimen. Später erſt ward mir Alles klar, und ich fühlte die tiefe Erniedrigung, die Schmach, in der wir lebten. O mein armes Vaterland! Deine Söhne fielen in den Schlachten des Eroberers, Deine Töchter beſchimpfte er; Deine edelſten Schätze fielen ihm als Beute!

Ich konnte Palm's Sohn nicht begreifen, daß er nicht Rache nahm an dem Mörder ſeines Vaters, und ich — war ich nicht jetzt in gleichem Falle?

Die armen Eltern konnten keinen Widerſtand leiſten, nur der hohen Sittenreinheit des Mädchens durfte man eine unwiderſtehliche Gewalt zutrauen. Niemand weiß, was zwiſchen dem mächtigſten Herrſcher der Welt und dem edelſten Geſchöpfe in ihr ſich zugetragen; aber ſicher iſt es, daß Ida's Perſönlichkeit einen Doppelzauber auf ihn ausgeübt, und daß Napoleon ſo viel Großheit beſaß, um von ihr ſelbſt gerührt zu werden.

Sie kam erſchöpft nach Hauſe und warf ſich dem Vater lautſchluchzend um den Hals, die Mutter aber war nunmehr geſtärkt und ihr Auge leuchtete. Alles zeigte an, daß der Sieg vollkommen errungen war. Aber der Sturm jenes Augenblicks hatte ſtärker noch als die Krankheit

Ida's Hülle gerüttelt und vermehrte daher bedeutend unſere Sorge um die Arme.

25.

Die Schlacht bei Friedland ward geſchlagen und die Zuſammenkunft in Tilſit ſollte dieſem Kriege das gewünſchte Ende bereiten. Es war ein überheißer Sommer, als in den auf dem Niemen erbauten ſchattigkühlen Pavillons von Napoleon die Friedensbedingungen dictirt wurden. Aus dem großen Königreiche war nun ein kleines Ländchen geworden. Oſt und Weſtpreußen, ein Theil der Mark, Pommern und Schleſien — dies war Alles, was dem Könige blieb, und dabei hatten die Franzoſen noch Schwediſch-Pommern und Danzig behalten und führten die Oberaufſicht über den Seehandel an der ganzen Küſte. Die Altmark, die Beſitzungen in Weſtphalen, Franken, Niederſachſen, einen Theil von Weſtpreußen, ganz Süd- und Neuoſtpreußen hatte der König aber verloren.

Das franzöſiſche Heer fing nun an, ſeinen Marſch über die Weichſel zurück anzutreten. Auch wir ſollten unſere Einquartierung verlieren. Foreſtier war uns Allen ſehr werth geworden. Seine Theilnahme für uns, ſein Edelmuth, ſeine hohe Bildung, hatten ſich uns in unzähligen Zügen kundgegeben.

Bevor er abreiſte, überraſchte er uns mit dem Geſtändniſſe, daß er Emilie liebe und ſie zur Frau wünſche. Zugleich lieferte er dem Vater die Beweiſe, daß er einer der wohlhabendſten Fabrikbeſitzer im ſüdlichen Frankreich ſei.

Als Emilie befragt wurde, geſtand auch ſie, daß ſie dem Franzoſen in die Heimat folgen wolle. Da ſie eine elternloſe Waiſe war, genügte ihre Einwilligung vollkommen, und die Hochzeit wurde eilig und ſtille vollzogen. Forreſtier's junge Frau eilte nun in Geſellſchaft eines Kammermädchens ihrem Gatten bis Paris voran, er aber begab ſich zu ſeinem Regimente.

Es war ein ſchwerer Abſchied, und nachdem ſie Beide fort waren, wurde es bedeutend ſtiller bei uns. Es war Zeit dazu, denn die Unruhe der letzten Woche hatte den Vater mehr als alles früher erlebte Ungemach niegergebeugt. Nach Emiliens Abreiſe zog ſich die Mutter mit Ida gänzlich zurück, und ich nur wars noch von Allen, der mit der Außenwelt zuſammenhing und mit ihr verkehrte. Meine Verbindung mit Luiſe war von meiner Seite jetzt bedeutend ſentimental geworden, und ſie wußte mich durch eine wohlangebrachte unſchuldige Koketterie faſt enſthaft zu feſſeln.

26.

Die Franzoſen hatten nur einen Commandanten zurückgelaſſen, für Reconvaleſcenten und Kriegsgefangene, die in die Heimat zogen, und einen Generalconſul, um die Einfuhr verbotener Waaren zu hindern, bis zum Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Frankreich und England, der aber noch ſehr weit im Felde war.

Wir bekamen unſere alte Garniſon wieder, die nach einem beſſern Schnitte uniformirt worden war, und auch der Hof kehrte zu uns zurück.

Die Königin von Preußen, dieſe ſchöne, ſtille, beſcheidene Frau, die bisher nur in ihrem Familienleben geglänzt, hatte jetzt eine Bedeutung in der Weltgeſchichte erhalten. Ihre hohe Perſönlichkeit und königliche Würde ſoll den Sieger zu mancher günſtigen Einräumung bei den Friedensunterhandlungen geſtimmt haben. Es fehlte nicht an Epiſteln und Oden, welche dieſen Sieg weiblicher Schönheit über den Helden des Tages feierten.

Einer dieſer Dichter bedauerte, daß die Königin den Thron Cytherens verlaſſen hatte, und dem galanten Franzoſenvolke den Krieg ankündigen konnte. Er fragt ſie:

Hélas, ignorez Vous, qu'un seul coup de tambour,
Battu dans son domaine effarouche l'amour?

Ein Anderer rief aus:

Quelle est cette jeune mortelle,
Son air est noble et sans fierté,
Ses traits sont l'image fidèle
De la douceur, de la bonté!
Si la beauté saisit les armes,
Grands dieux au milieu des alarmes,
Quels mains secheront nos pleurs?

Dies war die franzöſiſche Galanterie von 1807. So beſangen ſie eine überwundene Königin; man hätte dieſe Anbetung ihrer Schönheit für Hohn nehmen können, wenn es nicht als ein Ueberbleibſel einer erſt jüngſt hingeſchwundenen Zeit zu betrachten geweſen wäre, das ſich mitten in der Revolution und während langer auswärtiger Kriege erhalten hatte, und erſt jetzt nach dreißig Jahren, und nach größeren Umwälzungen mancherlei Art, einem fremden Einfluſſe gänzlich gewichen iſt. In der Stadt regte ſich jetzt wieder ein heiteres Leben. Bälle, die der Hof beſuchte, der Bau eines neuen Schauſpielhauſes, der mächtig voran ſchritt, und einige von Berlin verſprengte Balletttänzer, die ſich eingefunden hatten, die Theaterabende pikanter zu machen, waren dahin zu zählen.

Auf dem romantiſchen Schloßteiche ſah man Abends den König und die Königin in einer hübſchen Gondel ganz wie die andern Leute ſpazieren fahren, und wie ich einſt über die Schloßbrücke gehe und hinunterſehe in das Gewühl der Schiffchen, die ſich dort kreuzen, werde ich durch eine liebliche fremdartige Melodie überraſcht, von einer ſchönen Stimme geſungen.

Der Kaiſer Alexander hatte dieſes Lied der Königin geſendet, und ſie ſelbſt war es, die es in der Gondel zur Guitarre ſang. Es war das Abſchiedslied des Koſaken, das ſpäter ſo bekannt geworden iſt.

27.

Unſer kleiner Kreis hatte ſich wie gewöhnlich Mittags um den Tiſch geſammelt, als plötzlich die Thür aufgeriſſen wurde und Alexander zu uns hereintrat. Ein unwillkürlicher Blick auf Ida zeigte uns, welche Veränderung ſein Erſcheinen auf ſie hervorbrachte. Ihre Lippen bebten und die Bläſſe ihrer Wangen machte dem glühendſten Purpur Platz. Es war nie von einem zärtlichen Einverſtändniſſe zwiſchen Beiden von uns die Rede geweſen, aber der Moment verkündigte ſich uns, durch eine geheimnißvolle, uner klärliche Ahnung, als ein höchſt bedeutungsvoller, und wie auf Verabredung entfernte ſich Einer nach dem Andern, um ſie allein zu laſſen.

Ihre Unterredung währte lange, endlich ſtürmte Alexander in den Mantel gehüllt, den Hut in den Augen an mir vorüber. Ich konnte ihn ſo nicht fortlaſſen und eilte ihm nach. Er wendete ſich um, und indem er mich an ſich drückte, rief er: „Sie trägt den Tod im Herzen, iſt für mich und Euch verloren!“ Dann ſchwang er ſich auf das Pferd und jagte davon. Ich ſah ihn hier zum letzten Male.

Wie ich in das Zimmer trat, lag Ida ohnmächtig in den Armen der Mutter. Der Vater war nicht mehr zugegen.

Sie erholte ſich bald und ſchien ruhig. Sie verſicherte uns, daß die Ueberraſchung ihr zwar die Ohnmacht zugezogen habe, daß ſie jedoch eine große Befriedigung empfinde, Alexander geſehen und geſprochen zu haben. Nun ſei Alles gut, und ſie werde gewiß weder Sorge noch Kummer im Hauſe durch eine längere Kränklichkeit unterhalten. Sie lächelte ſo heiter, wie ich nie zuvor mich erinnere ſie geſehen zu haben. So vergingen einige Tage, und Ida's Weſen erfüllte uns Alle mit Freude, ſelbſt der alte Hausarzt erklärte ihren Zuſtand für beruhigend. Man ſprach davon, auf einige Wochen die ländliche Beſitzung zu beziehen, die mein Vater in der Nähe von Königsberg, am Fuße des lieblichen Galtgarbs, dem Rieſen unter den Hügeln unſers flachen Seeſtrandes, hatte. Ida traf voll Heiterkeit ihre kleinen Vorbereitungen zur nahen Abreiſe.

28.

Doch nur kurz ſollte unſere Freude währen. Ida's hei-
Ruhe war die Vorempfindung einer höhern Seligkeit
weſen; wir mußten ohne ſie zur Stadt zurückkehren, ihr
miger Hügel erhebt ſich auf dem kleinen ſtillen Friedhofe
Dorfes Wargen.

Ihr Tod war von Umſtänden begleitet, der ihn doppelt
hütternd für uns machte.

Sie litt, wie ſie ſagte, an heftigen Zahnſchmerzen, und
ßte ſich aus einer ländlichen Hausapotheke ein Opium-
ſchchen zu verſchaffen, um ſich Linderung zu bereiten.
gen Abend klagte ſie über Schwere in den Gliedern
d ließ ſich zu Bette bringen. Die Nacht verging ruhig;
die Mutter aber am Morgen zu ihr hintrat, um ſich
ch ihrem Befinden zu erkundigen, lag ſie in einem ſelt-
nen Zuſtande da. Die Augen waren groß geöffnet, die
angen mäßig gefärbt; ſie ſchien aber unempfindlich für
les, denn auf keine an ſie gerichtete Frage gab ſie Ant-
rt, oder auch nur das kleinſte Zeichen des Verſtändniſ-
. Wir waren geneigt, dieſes Stillſchweigen anfänglich
einen durch Krankheit erzeugten Unmuth oder für Ei-
ſinn zu halten. Als ſie darin verharrte, wollte man
nicht läſtig werden, und da ſie weder Spuren von
eber hatte noch irgend ein Zeichen körperlichen Schmer-
kundgab, ſo überließ man ſie ſich ſelbſt, die Ankunft
herbeigerufenen Arztes erwartend.

Die von dieſem angeordneten Mittel erregten jedoch eine
nelle Verwandlung in dem Zuſtande der Patientin. Sie
rde unruhig, warf ſich heftig hin und her, und mit
nbruch der Nacht erlangte ſie wol die Sprache wieder.

aber ihr Verſtand war verwirrt. Sie hatte Viſionen, die ſie mit lauter Stimme uns verkündete. Wir wachten an ihrem Lager und hofften, daß dieſe Kriſe eine Beſſerung herbeiführen würde.

Um Mitternacht erhob ſie ſich plötzlich im Bette, ſie wähnte, die Thür öffne ſich und ſie ſehe einen Mann im Federbuſch hereintreten. Sie bat, wir ſollten nicht zugeben, daß er ſich ihr nähere. In die Idee der Kranken eingehend, verſprachen wir es ihr, und pflogen mit der Luft, bekümmerten Herzens, ein Geſpräch, als ob ein Mann im Federbuſche vor uns ſtände, dem wir die Annäherung verweigerten.

Ida beruhigte ſich aber nicht damit; ſie ſträubte und wehrte ſich, um dem Manne zu entfliehen; ſie ſagte, er hebe ſie empor, ſie ſchalt uns, daß wir das litten, in dem Zuſtand, worin ſie ſich befinde. All' unſer Zureden fruchtete nichts, ihr Kampf gegen den Unſichtbaren erreichte den höchſten Grad, dann trat eine Erſchlaffung ein, die nach kurzer Dauer mit dem gänzlichen Stillſtand ihrer Pulſe endete.

So lange ein geliebter Sterbender leidet, erzeugt der tiefe Schmerz, ſowie die erregteſte Hoffnung, in Denen, die ſein Lager umſtehen, eine Art von ſympathetiſchem Fieber, das ſich nach dem eingetretenen Tode auf eine gleich ſympathetiſche Weiſe der Ruhe des Grabes nähert. Die übermäßigen Anſtrengungen aller Seelen- und Körperkräfte während der letzten Stunden ſtimmen uns ſelbſt für den unerwünſchten und gefürchteten Ausgang zufriedener, und der Schmerz ſchweigt noch im Innern der Seele und wühlt ſich erſt dann daraus hervor, wenn der Körper wieder die gehörige Kraft erlangt hat, dieſer Hyder Nahrung zu ſpenden. So waren auch wir nach Ida's Hinſcheiden

ſer ſtumpfen Ruhe theilhaft und tröſteten uns mit der in
ſen Fällen üblichen Phraſe: Ihr iſt jetzt wohl!

Wir durchſuchten ihre Sachen, um ſie zu ordnen. Wir
llten uns dadurch eine Zerſtreuung verſchaffen, die uns
och nicht zu weit von dem verlorenen Liebling entfernen
lte. Eine andere würde uns jetzt Verbrechen geſchienen
ben, und auch gänzlich unmöglich geweſen ſein.

Das leere Fläſchchen, worin die Opiumtinctur geweſen,
ar das Erſte, was wir fanden. Wir hielten die traurige
ewißheit in Händen, daß Ida ihren kummervollen Leiden
eiwillig ein Ende gemacht habe. Getrocknete Blumen
it Inſchriften und einige Verſe an A. enthüllten uns
e tiefe Leidenſchaft, die ihr Herz erfüllt hatte. Ihr
ram wie ihr Glück blieb darin verſchloſſen, bis es brach;
e verſchmähte es, unſere Liebe mit Vertrauen zu belohnen.
s hätte ſie glücklicher machen können.

29.

Ein trauriger Winter folgte. Ida war todt, Emilie
ntfernt, und die Eltern lebten in gänzlicher Abgeſchieden-
eit von der Welt. Die allgemeine Lage des Landes be
rohte überdies noch die Vermögensumſtände meines Va-
ers, der als Grundeigenthümer von dem Einfluſſe des
nglücklichen Krieges am meiſten zu leiden hatte. Ich
ebte meinen Studien eifrig und beſuchte weder das Thea-
er, noch meine Freunde, und ſah ſelbſt Luiſe nicht mehr,
ie nun mit ihrem Vater eine andere Wohnung bezo
gen hatte.

Die erſten Tage eines ungewöhnlich freundlichen Frühlings brachten erſt eine hellere Stimmung in dies trübe Winterleben. Ich warf die Blicke wieder auf die Gegenſtände außer mir, und fand, daß ſich in Königsberg Vieles zu ſeinem Vortheile umgeſtaltet hatte.

Der Handel hatte ſich bedeutend zu heben begonnen. Alle Häfen von Amſterdam bis Riga waren in den Händen der Franzoſen und ſeufzten unter dem Drucke der Continentalſperre; nur Königsberg erfreute ſich der laxen Aufſicht eines Generalconſuls. Gab dieſer der Waare ſein Certificat d'Origine, ſo war es erwieſen, daß ſie nie England oder eine engliſche Colonie geſehen und ſie durfte ungehindert verführt werden, wohin man wollte. Ganz Deutſchland erhielt auf ſolche Weiſe Zucker und Kaffee, trotz Eicheln und Runkelrüben, die Königsberger hatten alle Hände voll zu thun und wurden reich, und Herr Clairembault, der franzöſiſche Generalconſul, ſtellte Certificate aus und ſtrich Ducaten ein.

Kaufleute aus allen Weltgegenden ſah man nun in Königsberg verſammelt. Engländer und Amerikaner brachten ihre Waaren hin, und die Bewohner des Binnenlandes erſchienen, um ſie zu kaufen. Die amerikaniſche Yacht erregte ebenſo viel Aufſehen, als der franzöſiſche Kaper; es war eine ſeltſame Miſchung von Erlaubtem und Verbotenem, von Scheu und Oeffentlichkeit. Der Verderber war ſo nahe, und der Reichthum durfte ſich unter ſeinen Augen mehren.

Alle Tage entſtanden neue Handlungshäuſer, welche die Börſe mit ganz unbekannten Geſichtern bevölkerten. Man huldigte damals dem unbegreiflichſten Leichtſinne. Alles vertraute dem allgemeinen Glücke und Wenige nur wurden von dieſem poetiſchen Vertrauen getäuſcht. Auch

ren ſah man, die ihre gemachte Beute veräußern woll-
Einer davon machte ſeiner Schönheit wegen Auſſe-
Sein regelmäßiges männliches Geſicht zeigte ein blü-
s, überraſchendes Farbenſpiel. Man ſagte, er ſchminke
Wangen roth und ſeinen Bart blau; für einen Kor-
eine ſeltene Eitelkeit.
o erblickte die arme Stadt nach den vielfältigſten Lei-
gt ſchöne Tage. Ueberall entwickelte ſich neuer Glanz,
Luxus, neue Thätigkeit. Man war ſehr zur Ver-
ndung geneigt. Der leichte unverhoffte Gewinn for-
dazu auf; aber weil jede ſolidere Grundlage ge-
, mußte auch das Luftgebäude nach dem Erlöſchen
onjunctur ebenſo ſchnell einſtürzen, als es entſtan-
war, und Königsbergs magere Jahre konnten ſich
ſpäter um ſo fühlbarer entwickeln und deſto länger
f laſten.

30.

er dritte Auguſt wurde zum erſten Male wieder mit
Jubel begangen, wie nie zuvor, und ſelbſt der greiſe
wird gewiß noch ſpät mit Freude an jenen Tag zu-
dacht haben.
ſer Commerz- und Admiralitäts-Collegium, ein unbe-
des Ding, mit einem pomphaften Namen, hatte ein
Boot aus dem Hafen nach dem Schloßteiche bringen
, wo es prächtig geſchmückt und zum Empfang des
s und der Königin bereitet wurde.
leichgekleidete Matroſen bugſirten es, Muſik folgte.
ſe Gondeln bedeckten den Teich, daß man hin und

her wie über eine Brücke gehen konnte. Fröhliche Geſellſchaft überall mit Geſang und Muſik. Wo das königliche Boot erſchien, erfüllte Jubel die Luft. In den Gärten, welche den Teich umgaben, fanden Erleuchtungen und Feuerwerke ſtatt, und eine heitere Menge drängte ſich darin umher.

Man glaubte irgend einem italieniſchen Feſte, einer venetianiſchen Regatta beizuwohnen.

Eine Geſellſchaft junger lebensluſtiger Leute hatte die größte Gondel in eine blühende Laube umgeſchaffen, oben brannten Opferflammen. Die beſten Mitglieder des Theaters, Sänger und Sängerinnen, ließen ſich dort hörn, und die feinſten Weine und üppigſten Leckerbiſſen wurden dabei kredenzt.

Zum Schluſſe öffnete man die Fäſſer und ließ edeln Wein ſich mit dem Waſſer des Teiches miſchen, ſeinen freundlichen Najaden ein ſtärkendes Bad. So ausgelaſſen war die Freude, ſo ungemeſſen die Luſt, ſich zu erheben.

Auch Luiſe wußte ich in dieſer Geſellſchaft.

Sie nahm jetzt ihren Platz unter den beliebteſten Künſtlerinnen ein. Ihre ſchöne Altſtimme hatte ſich ausgebildet, ihre natürliche Grazie hatte mehr Schwung genommen; ſie war im hohen Grade liebenswürdig. Unſer trauliches Verhältniß von Jugend auf berechtigte mich zu einem freieren Umgange mit ihr, als es mir ſonſt wol geſtattet geweſen wäre; denn ſie ward von den höchſt[illegible] Perſonen geſucht und prunkte dabei mit einem unbeſcholtenen Namen. Selbſt der König war ihr gnädig geweſen, er lobte ſie einſt in einem Concerte und ſchenkte ihr einen koſtbaren Flügel zu ihrer ferneren Ausbildung. Zum Danke hatte ſie jetzt, hier, an ſeinem Geburtsfeſte eine Hymne auf dem

eiche geſungen, mit einer ſo ſchönen Stimme und einem
mysteriöſen Reize angethan, wie das Nixenweib der
abelwelt.

Ich wollte ſie ſprechen, ihr danken. Ich fühlte mich
hoben, das ſo ohne Umſtände zu können, wie nicht
eder.

Es war bereits gegen Morgen, das Gewirre hatte auf-
hört, und ich trieb, in den Mantel gehüllt, in einem
nſcheinbar kleinen Nachen auf dem Waſſer umher. Sie
emerkte mich, ich enterte, und ſie ſchwang ſich leicht zu
ir hinab.

Sie war müde von dem Lärm und dem Glanz des
eſtes. Will eine im Leben hochgeſtellte Perſon ſich der
ertraulichkeit hingeben, ſo wirkt ſie immer bezaubernd. Ein
önig, der eine freundliche Audienz ertheilt, iſt ein Gott,
nd man verläßt ihn wie im Rauſche der Freude und des
Dankgefühls, ſelbſt wenn man noch kurz zuvor über eine
ngerechtigkeit zu klagen hatte. Mit Künſtlerinnen geht
jungen unbefangenen Gemüthern ebenſo. Eine Sänge-
n, die auf dem Theater entzückte, reißt im Leben
n, wir ſtreben vergebens, ihrem Zaubernetze zu ent-
nnen.

Luiſe, die Geſpielin meiner Kinderjahre, übte jetzt dieſe
Macht über mich aus. Mit den Jahren fing unſer Ver-
ältniß an ſich anders zu geſtalten.

Meinen Arm um ſie geſchlungen, erneuerten wir alte
Verſprechungen und ſie ſang mir das italieniſche Liedchen
on den ſchwarzen und weiſſen Federn, das uns ein Freund
us Rom geſchickt hatte und das ich von ihr immer ſo
ern hörte.

Am funfzehnten deſſelben Monats ſah Königsberg die
eier eines andern Geburtstages mit kalter Theilnahme be-

geben. Die Geladenen ſtellten ſich zum Diner bei dem franzöſiſchen Conſul ein, und Abends fanden ſich einige Gaffer, um die Decoration vor ſeinem Hauſe zu betrachten, deren Lampen während eines ſtarken Sturmwindes nicht gehörig brennen wollten.

31.

Dieſe Zeit der Ruhe und des Gedeihens war jedoch nur von kurzer Dauer, und wie konnte es wol anders ſein, unter dem Einfluß jenes Mannes, der dazu geſendet war, alle Stoffe in Gährung zu ſetzen und darin zu erhalten?

Königsberg ward von einem großen Brande heimgeſucht, der freilich einer zufälligen Urſache zugeſchrieben wurde, in der That aber die Gemüther erwecken und zur Aufnahme des Schrecklichen fähig machen ſollte.

Um Mittag, als die Kaufleute an der Börſe verſammelt waren, wälzten ſich dicke Rauchwolken aus den langen Gebäuden empor, die an den hölzernen Einfaſſungen des Pregel liegen, um die Güter aus den Schiffen in Empfang zu nehmen und jene zu bergen, die nach fernen Gegenden verladen werden ſollen. Hier lagerten zu jener Zeit ungeheure Schätze, und die Beſtürzung war daher allgemein, als man die rothe Flamme daraus emporſchlagen ſah.

Hinter dieſen Gebäuden und zum Theil von ihnen umgeben, liegt das große Speicherviertel, worin die Vorräthe von Getreide aller Art und Flachs und Oel aufbewahrt

rden, welche den Ausfuhrhandel nach England bilden.
n ſtarker Wind trieb die Flammen hier hin, und das
nze Viertel ward ihnen in kurzem zur Beute. Die
warzen Dampfwolken, welche den Mittag verfinſterten,
d die brennenden Gegenſtände, die vom Winde erhoben
ein herumflogen, boten das Schauſpiel eines flammen-
ienden Vulkans dar. Die ungeheure Glut hatte alle
chen Gegenſtände ſo empfänglich gemacht, daß der kleinſte
nken zünden und in Aſche legen konnte, und ſo geſchah
daß nach Verlauf von wenigen Stunden der ganze
eil der Stadt, der jenſeit des Pregels lag, faſt ein
ub des verheerenden Elements geworden war. Um ihm
Nahrung zu rauben, hatte man eine Anzahl von Oel-
ſern aufgeſchlagen und ihren Inhalt in den Strom flie-
laſſen, als aber jetzt die Aus- und Einladebrücken,
e hölzernen Einfaſſungen des Pregels, ſelbſt in Brand
iethen, ſo entzündeten ſie das auf dem Strome ſchwim-
nde Oel, und die in dieſem Feuermeer ruhenden Schiffe
rden ebenfalls ſogleich von den Flammen ergriffen. Jetzt
r der Augenblick der allgemeinſten Verwirrung gekom-
n, alle Schiffe ſuchten ſo ſchnell als möglich aus dem
reiche der Flammen ins Freie zu gelangen, das Bren-
nde wurde verloren gegeben, und man fuhr die Ret-
ngsmaſchinen nach jener Seite auf, die bis jetzt noch
ht ergriffen worden, aber von der ungeheuern Glut faſt
zum Brennpunkte erhitzt war. Dieſe Feuersbrunſt
hrte bis zum andern Tage, die verwüſtete Stätte war
ſetzlich anzuſehen, der Verluſt wurde nach Millionen ge-
lt. Ganze Familien, Kinder in der Wiege, Kindbette-
nen, Kranke kampirten auf den die Vorſtadt umgeben-
Wieſen, oder hatten ſich auf Fahrzeuge gerettet, mit

denen ſie ſtromaufwärts gefahren waren, weil hinab der Brand wüthete. Noch acht Tage ſpäter rauchten und dampften die Ruinen und oft, wenn morſches Mauerwerk einſtürzte, erhielt das verſteckte Feuer plötzlich Luft und zuckte lodernd empor. Das Theater war geſchloſſen, die Geſchäfte ſtockten und die Beſtürzung war allgemein, ſelbſt dann noch, als die Gefahr längſt vorüber war.

Von dem Schutte ward ein hoher Damm aufgeführt, und wie bei Gelegenheit eines frühern Brandes ein ſolcher den Namen „Millionendamm" erhielt, ſo ſollte dieſer „Thränendamm" genannt werden.

Ein Zeichen der Zeit, die arm, aber ſentimental erſcheinen wollte. Als das Theater wieder eröffnet wurde, deklamirte Madame Hendel-Schütz, welche ſich damals in Königsberg aufhielt, die Worte:

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm! u. ſ. w.

32.

Damals ſtand der ſchöne Komet am Himmel, der überall den guten Wein wachſen ließ. Die Leute, die von dem Weine noch nichts wußten, hielten ihn aber für einen Unglücks-Propheten und ſchrieben ihm die Feuersbrunſt zu. „Es iſt damit noch nicht aus," — ſetzten ſie hinzu, — „der Krieg geht gewiß wieder los, irgend ein fürchterlicher in unſerer Nähe, und wir werden all das Elend, das wir ſchon einmal koſten mußten, wieder über uns hereinbrechen ſehen."

Und wie die Leute vorherſagten, ſo kam es auch; denn halbes Jahr war kaum verſtrichen, ſo zogen die Fran- n wie Heuſchreckenſchwärme wieder herbei, und ein Jahr h dem Brande ſahen wir Napoleon zum zweiten Male unſern Mguern.

Mir war aber der Komet als kein ſo fürchterliches nmelszeichen erſchienen; denn er ſtand in jenen kühlen ndlichen Herbſtabenden gerade über dem Dache meines ädchens, wenn ich mit pochendem Herzen zu ihr ging. r war er der Stern der Liebe, zu ihm blickte ich wie Schiffer zum Polarſterne; in welcher Gegend ich mich h befinden mochte, der Komet zeigte mir genau, wo ſe ſchlief. Ihre Reize hatten ſich nunmehr ganz ent- tet, ſie glänzte auf der Bühne wie im Leben und mir r ſie lieb und hold. Viele würden mich um ihren Beſitz eidet haben.

Mit dem franzöſiſchen Heer war auch Foreſtier wieder h Königsberg gekommen. Er hatte zwar einige Wun in Spanien erhalten, aber zugleich das Officierkreuz Ehrenlegion und war bis zum General vorgerückt. ilie war ihm gefolgt, hatte jedoch zu unſerem großen ſtaunen nicht ihre Wohnung in dem Hauſe meiner Eltern, dern in dem erſten Gaſthofe der Stadt genommen. ilie empfing meine Mutter kalt, als dieſe ihr einen Be- h abſtattete, und Luiſe, die ſich auch darauf gefreut te, die Jugendfreundin wiederzuſehen, ließ ſie gar nicht . Sie war eine Pariſer Dame mit allen Anſprüchen damaligen Zeit geworden und wollte ſich an frühere ge nicht erinnern laſſen. Eine ihrer nahen Verwandten, ihr ehemals viel Gutes erzeigte, nun ganz verarmt r und auf ihre Unterſtützung zu rechnen hatte, behan- te ſie ſo ſchnöde, daß jene ſie weinend verlaſſen mußte.

Sie hatte vergeſſen, wie ſie ſelbſt einſt hülfsbedürftig, als arme Waiſe von Verwandten aufgenommen und gepflegt worden war.

Foreſtier war auch nicht mehr der Alte, jedoch auf andere Weiſe als bei Emilien war ſeine Umwandlung vorgegangen. Die wenigen Jahre hatten ihn um ein halbes Jahrhundert ernſter gemacht.

Ce n'étaient plus ces jeux, ces festins et ces fêtes!

Er hatte geglaubt, in ſeiner Gattin einen Engel zu bekommen, und war bitter getäuſcht worden. Sie war herrſchſüchtig, übermäßig ſtolz, verſchwenderiſch, eiferſüchtig. Dies Letztere war der Grund, daß ſie ihm überall folgte, denn bei ihren Geſinnungen konnte es nicht die Luſt ſein, einmal an Orte zurückzukehren, wo ſie die Tage ihrer erſten Jugend verlebt hatte. Sie zog mit ihrer Equipage in der Entfernung einer Tagreiſe der Heeresabtheilung nach, wobei ihr Gatte war, und holte ihn dann jederzeit im Standquartier ein. So war ſie über den Niemen mitgezogen, als das erſte Bulletin aus Wilkowisky das Haus Romanow des Thrones verluſtig erklärte.

33.

Während Herbſt und Wintersanfang gelangten Armeenachrichten zu uns, die von den glücklichen Fortſchritten der franzöſiſchen Armee Kunde brachten, welche bereits Smolensk erreicht hatte und in Eilmärſchen ſich Moskau näherte. Die Preußen waren nur mit Widerwillen mit in dieſen Krieg gezogen, weil ihnen der Franzoſendruck läſtig war, und weil ſie ſich zu dem alten Nachbar, wenn gleich roh

unleidlich, dennoch mehr hingezogen fühlten. „Der
ſſe iſt des Preußen natürlicher Bundesgenoſſe,“ ſagten
alten Patrioten wol damals ſchon leiſe und dann ſetzten
hinzu: „Gebt Acht, der Ruſſe lockt ſie tief ins Land,
n bricht der Winter herein, und ſie mögen ſehen, wie
wieder herauskommen.“

Ich muß, die Wahrheit zu ſagen, geſtehen, daß ich in
em Augenblick mich wenig um Krieg und Frieden, um
ſſen und Franzoſen kümmerte. Ich lebte in dem ſeligen
uſche, den die erſte Liebe dem Herzen gewährt. Luiſe
üllte am Tage meine Gedanken, wie ſie am Abende mein
nzes Sein bildete. Alle jene Erfindungen, woran erſte
gendliebe ſo reich iſt, ſtanden meinem Geiſte willig zu
ebote. Bald harrte ich ihrer im Domino an der Straßen-
e, wenn ſie früher als gewöhnlich eine Geſellſchaft ver-
ß. Ich hatte auch einen Domino für ſie bei mir, und
artigſte Toilette von der Welt wurde im Wagen ge-
acht. Der Kutſcher fuhr davon, die Fenſter wurden in
Höhe gezogen und Lampen und Spiegel waren im Wa-
n vorhanden, damit die Verkleidung gelänge und dem zier-
hen Mädchen gut anſtehe. So führte ich ſie zur Re-
ute, wo mein treuer Knüppel, ein ungeziemender Name
r eine treue Seele, mein Bedienter aus dem väterlichen
auſe, das feine Souper in einer grillirten Loge ſchon vor-
reitet hatte. Dann führte ich Luiſe in den Saal hinab,
e vom Champagner erhöht und von ihrem Schauſpiel-
lente unterſtützt, irgend eine geprieſene Schönheit der Stadt
Gang und Manieren treffend nachzuahmen wußte, und
hatte meine Freude daran, gute Bekannte auf Irrwege
locken und ihren Scharfſinn zu verwirren. In der Maske
gleitete mich dann auch wol Luiſe in die Spielhäuſer,
elche damals an mehreren Orten, nach franzöſiſcher Sitte,

errichtet waren. Immer nur erſchien Luiſe öffentlich maskirt an meiner Seite, und es konnte nicht fehlen, daß bald das abenteuerlichſte Gerede über mein Liebchen im Schwunge war. Mir machte es Spaß, eine allgemeine Neugier zu erregen, und ich drang daher nicht in meine Geliebte, Das zu laſſen, was nach meiner Anſicht nichts als eine neckiſche Laune war, die ich längſt ſchon an ihr zu bemerken mich gewöhnt hatte.

34.

So war der frühe und ſtrenge Winter von 1812 hereingebrochen, und ſelbſt in unſere liebliche Zurückgezogenheit drang die Kunde von dem gänzlichen Ausbleiben aller Nachrichten von der großen Armee. Hatten ſich die Meereswogen über Pharao und ſeine Scharen vernichtend ergoſſen? Es war ſchauervoll, von einer Million, die herangezogen war, den Morgen Europas zu erobern und bis nach Indien vorzudringen, plötzlich nichts mehr zu vernehmen. Welche entſetzensvolle Pauſe!

Da kamen zuerſt an einem rauhen November-Abend einzelne Reiſende in Königsberg an, die ſtets, wie Raben die Schlachtfelder, ſo die großen Heeresmaſſen umkreiſen; es waren Lieferanten und andere Leute, die mit ihrem Gelde den Verkehr beleben. Sie hatten mit großen Aufopferungen die Grenze erreicht und ſchöpften erſt jetzt Athem, da ſie das Land des Entſetzens und Verderbens hinter ſich hatten. Sie verkündeten die Retirade, die ihnen auf dem Fuße nachfolgte, und der, nach ihrer Ausſage, ſo lange Krieg geführt wurde, keine andere an die Seite zu ſetzen ſei; Moskau brenne, die beſten Truppen lägen unterm

Eiſe der Bereſina und auf den Schneefeldern von Smo-
enſk, Plock und Wilna; Alles ſei für Napoleon verloren.
Sie eilten weiter, und die Erfüllung ihrer Vorherſagung
raf ſogleich ein. Die Retirade begann und hielt volle
14 Tage durch Königsberg an. Von Heer und Manns-
ucht war gar keine Spur vorhanden; Alle kamen ſie ein-
eln, die Welterſtürmer. Welch ein trauriges Bild ſie mach-
ten! Bärtige Krieger in Saloppen und Weiberpelzen; ich
ſelbſt ſah einen dekorirten General in einem Damenmantel
von Atlas, einen Shawl um den Kopf gebunden; die
Furcht vor dem Lächerlichen, die den Franzoſen ſonſt ſo voll-
kommen beherrſcht, war jetzt ganz verſchwunden, und Jeder
pries ſich in dem lächerlichſten Aufzug noch glücklich, wenn
er nur nicht gezwungen war, ſeine erfrorenen Glieder der
Kälte preiszugeben und ſie warm umhüllen konnte. Alle
aber brachten reiche Beute mit. Die großen ſilbernen Al-
tarbilder aus Moskaus alten Kirchen, die Schätze der Schlöſ-
ſer und Burgen, den Schmuck der ſchönen Slavinnen, Al-
les hatten ſie mit ſchon erſtarrten Händen eingeſackt und
ſchleppten ſich daran zu Tode, als ſie die unendlichen Wü-
ſteneien durch Eis und Schnee im Elend durchpilgerten.
Ohne Nahrung, ohne Obdach, keuchten ſie einher unter der
ſchweren Laſt der ſilbernen Gefäße, des Tempelraubs, und
dachten, wenn ſie nur ihn bärgen, den köſtlichen Hort, ſo
ſeien ſie doch einſt daheim geborgen. Aber wie ſie nach
Königsberg gekommen waren, mußten ſie den Hort dennoch
weggeben, um Zehrpfennige zu erhalten, womit ſie ihren
Hunger zu ſtillen vermochten. An allen Straßenecken ſtan-
den die Geldwechsler und Schacherer, und Rußlands Stolz
und die Heiligthümer vieler Jahrhunderte wanderten in die
Schmelztiegel der königsberger Goldſchmiede.

35.

Dieſe barbariſche Völkerwanderung war vorüber und die Ueberbleibſel der Armada fingen an in geordneteren Maſſen ſich darzuſtellen. Das Corps des General Bertrand machte den Beſchluß. Wir hatten oft ſchon an Foreſtier gedacht, an Emilien; jetzt ſollten wir über ihr Schickſal Gewißheit erhalten — Foreſtier ſtand bei dieſem Corps.

Er hatte aber ſein Leben aus Rußland allein gerettet. Seiner Equipage längſt ſchon beraubt, mußte Emilie bald zu Fuße, bald auf einem elenden Schlitten an Allem Mangel leidend und der Gefangennahme durch ſtreifende Koſaken ausgeſetzt, den Rückzug mit Allen antreten. Ein kleines Dörfchen, dieſſeits Smolensk, war das letzte Nachtquartier, das ſie mit ihm theilte; hier hatten ſich die Gefahren ſo gemehrt, daß es faſt unmöglich ſchien, ſie weiter mitzunehmen. Sie bat ihn auf ihren Knien, er möge ſie erſchießen aus Mitleid, wie der Krieger es mit dem treuen Pferde fühlt, das ſich langſam an ſeinen Wunden zu Tode blutet. Der Gedanke, in die Hände der Koſaken zu fallen, oder von ihm getrennt auf ödem Eisgefilde den Geiſt aushauchen zu müſſen, war ihr zu ſchrecklich. Er konnte, durfte ja aber die Unmenſchlichkeit nicht begehen, und doch ſah er wohl ein, daß ein ſchrecklicherer Tod dem armen Weibe bevorſtand. In dieſem furchtbaren Augenblicke ſchien plötzlich der Himmel Erbarmen zu haben und den Retter zu ſenden.

Ein kleiner Jude ſtellte ſich dar, der die Dame bis zur Grenze zu bringen verſprach. Die Summe, die er forderte, war ſehr groß und nahm zwar alle Mittel in Anſpruch, welche dem armen Ehepaar noch geblieben waren; was

e aber nicht gern in ſolchem Fall dem Retter bewil-
worden ſein? Er brachte Kleider, den ſeinen ähnlich,
Emilie mußte ſich als Judenjunge maskiren. Da ſie
ch und ruſſiſch ſprach, ſo konnte ſie, wenn ſie etwa
Koſaken in die Hände fallen ſollte, leicht eine Täu-
g hervorbringen. Ihr ſchönes blondes Haar wurde un-
herzig abgeſchnitten und unter eine weite Pelzkappe
ckt, welche die Stirne bedeckte, ihre Augenbraunen wur-
ſchwarz gefärbt und die ſchönen Glieder umhüllten der
Kaftan und die ſchlotterigen Beinkleider des Juden.
dieſem Aufzuge hatte ſie der unglückliche Foreſtier zum
Male geſehen und den zärtlichſten Abſchied von ihr
mmen. Er ſah, wie ſie ſich auf einen kleinen Schlit-
tzte und unter der Obhut ihres Führers querfeldein
Es war ein trauriger Wintermorgen, es ſchneite,
der Brand vieler Dörfer röthete allein den weiten Ho-
, an dem die bleiche aufgehende Sonne nicht bemerk-
werden konnte. Er marſchirte voll freudiger Hoffnung
Elend und Mangel weiter und dachte, er werde Emi-
n der Grenze finden; aber er erreichte dieſe, ohne eine
von ihr zu entdecken.

oreſtier konnte in Königsberg nicht zurückbleiben und
ns auf, Alles anzuwenden, um ſeine Gattin wieder
den; bei der bevorſtehenden Aenderung der Dinge mußte
as leichter werden. Er ſchied von uns mit gebeug-
Ruhe, der Verzweiflung nahe.

36.

Die letzten Truppen des Bertrand'ſchen Corps zogen während der Nacht durch die Stadt, und gegen Morgen ſchon ſahen wir die erſten Koſaken kommen. Sie folgten jenen auf dem Fuße.

Dieſer letzte Theil der Retirade hatte etwas Ungewöhnliches, Aengſtliches. Es war befohlen worden, daß die Bewohner der Hauptſtraßen Lichter vor die Fenſter ſtellen ſollten, und dieſer äußere Anſchein einer Feſtlichkeit contraſtirte auf gräßliche Weiſe mit Dem, was ſich in den Straßen zutrug.

Soldaten marſchirten in größter Haſt hindurch, und Kanonen, Munition und Kranke wurden in eben ſolcher Haſt nachgefahren. Der tiefe Schnee und das aufgefahrene Eis hatten indeß die Straßen faſt unbrauchbar gemacht, der Transport war überall gehemmt, an allen Ecken und Enden entſtanden Verwirrungen, Geſchrei, Tumult. Dabei die Todesangſt in allen Mienen, bei dem Scheine der vielen hundert Lichter, wie Alles ſich beſtrebte, ſo ſchnell als möglich vom Platze zu kommen, wohl wiſſend, daß im nächſten Augenblicke ſchon das Verderben hereinbreche, die gefürchtete ruſſiſche Kriegsgefangenſchaft, Sibirien, ewiger Winter und die Knute! Schrecklicher als der Tod! — Ich ſtrich durch die Straßen, ich hörte das verzweifelnde Fluchen, ſah, wie ſie die Säbel zogen und auf die armen ſamländiſchen Bauern einhieben, um ſie zum ſchnellern Fahren zu zwingen, wie ſie Pferde erſtachen, die ihnen nicht rüſtig genug ſchienen, und andere herbeiholten, kurz, wie ſie Alles thaten, was nur eine ſinnloſe Wuth dem Verzweifelnden eingeben kann. Von dieſen Scenen ermüdet, wandte ich mich

Seite zu, von wo die Ruſſen herkommen mußten. Dort
Luiſens Wohnung, die ich heute noch nicht geſehen
te. Ich hielt es überdies für Pflicht, ſie in dieſer Un-
e zu tröſten und ihr Muth einzuflößen.
Die letzten Nachzügler der Franzoſen waren ſchon vor-
er, und es war ruhig geworden in dieſem Theil der
adt, während am untern Ende derſelben, am Pregel,
h derſelbe Tumult ſich fortbewegte. Ich ging zu dem
ore, das nach Litthauen führt, und fand einige Bürger
t, die mit gefüllten Schnapsflaſchen und patriotiſchen Her-
die „Befreier“ erwarten wollten.
Nicht lange, ſo hörten wir Pferdegetrappel durch die
cht. Es waren wirklich Koſaken, fünf an der Zahl, die
ihrer gewöhnlichen Keckheit das Terrain recognosciren
lten. Sie ſchmollirten mit den Bürgern auf „Brüder-
n“ und „Väterchen“, nach gut ruſſiſcher Weiſe, und lie-
ſich den Korngeiſt gut ſchmecken, dann fragten ſie nach
Franzoſen und flogen wie Pfeile wieder zurück. Kurze
t darauf erſchien ein kleiner Trupp, ungefähr dreißig
r fünfzig an der Zahl, und trottirte, ohne ſich bei uns
anhalten, in die Stadt, gerade auf das Schloß zu. Ich
r ging, um Luiſe zu ſehen und ihr Emiliens Verluſt
die Ankunft der Koſaken mitzutheilen. Erſteres be-
bte ſie nur etwas mehr, als Letzteres ſie erfreute. Am
ſten intereſſirte ſie, daß ich gekommen war.

37.

Luiſens Mutter hatte Punſch gemacht und ſich mit großer
ilnahme Emiliens Schickſal von mir erzählen laſſen.

Wir erſchöpften uns in Vermuthungen, die ſich durchkreuzten, ohne uns an ein Ziel zu bringen. Wer wollte auch wol in dieſem Labyrinthe den Faden der Ariadne auffinden? Emiliens Tod war der einzige Ruhepunkt, den unſere vagen Hirngeſpinnſte gewannen.

Es war bereits früh am Tage, als ich nach Hauſe ging. Die Straßen waren leer. Die Bürger ſchliefen feſt nach der unruhvollen Nacht. Mein Weg führte mich in die engen Gaſſen der Altſtadt; hier und da hatte man ſchon ein Haus geöffnet. Da ſah ich auf einmal zwei junge Franzoſen von den neuen Conſcribirten in voller Armatur unter einer Treppe hervorkriechen, wo ſie ermüdet vom Marſche, oder vielleicht auch betrunken, einer kurzen Ruhe gepflogen hatten und nun gemächlich ihr Regiment einzuholen gedachten.

„Wie kommt denn Ihr noch hierher?“ rief ich ihnen an, „Ihr ſeid ja Kriegsgefangene der Ruſſen, werft Eure Waffen fort, ſonſt ſeid Ihr des Todes!“ Sie ſahen ſich nach mir um, und in demſelben Augenblicke erſchienen Koſaken an der fernen Straßenecke. Mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit warfen jetzt die gedemüthigten Helden ſogleich nicht nur Waffen und Torniſter in einen Winkel, ſondern ſie riſſen auch das Feldzeichen von ihren Tſchakos und gingen mit kläglicher Miene und „Pardon! Pardon!“ blökend, den lachenden Ruſſen entgegen, die ſie ohne Weiteres in ihre Mitte nahmen und mit ihnen forttrabten.

38.

Meine Liebe zu Luiſe wuchs mit jedem Tage; ich konnte den Gedanken nicht faſſen, mich einſt von ihr zu trennen.

h doch mußte ich mir geſtehen, daß es nicht immer ſo iben könne. Sie durfte ernſtere Anforderungen an mich llen, und ich war nicht im Stande, ſie zu erfüllen. Nur n Mittel gab es, ſie mir ganz zu gewinnen, das hieß: ren Stand ergreifen und zum Theater gehen. Aber dies äre, bei meines Vaters Geſinnungen, ein Schritt der Verzweiflung geweſen, und ich fühlte nicht den Muth in mir, n zu wagen. So viel Angenehmes mir der Umgang mit em lieben Kinde gewährte, ſo trübe machte mich das Nachenken über unſere Lage und welches Ende ſie nehmen würde.

Oft gab ich mir das Verſprechen, ſie zu meiden, um eines und ihres Glücks willen. Ich glaubte mich ſtark enug, es mir an ihrer Seite geben zu können; meine Miene mochte ihr verrathen, was in mir vorging. Dann rkundigte ſie ſich ſo liebevoll nach der Urſache meines Kummers, ſie war ſo unerſchöpflich in der Bemühung, ihn zu erſcheuchen. O, über die Vorſätze, die ein Jüngling von chtzehn Jahren an der Seite der Geliebten faßt! Ein ſanfer Blick aus ihren Augen ſtößt ſie um.

Während ich nun ſo in meiner Liebe befangen hinlebte, and Luiſe meine Neigung zu theilen ſchien, dachte ſie doch heimlich dieſelben Gedanken, die mich beunruhigten. Sie wußte, daß ſie nie meine Frau werden konnte, und wollte ſich doch verſorgt ſehen. Sie war eine Künſtlerin von den beſten bürgerlichen Anſichten. Sie hatte früher vornehme Anbeter angehört und nicht nur ihren guten Ruf bewahrt, ſondern ſogar damit kokettirt; ſie konnte eine Jugendliebe kultiviren, ja warm dabei empfinden und doch an ihre bürgerliche Verſorgung denken. Wer wagt das zu tadeln? Es ſind die ehrlicheren Geſchöpfe in der Kunſtwelt, die ſolche Geſinnungen hegen.

Sie war immerfort emſig bemüht, Alles zu entfernen, was auf unſer anmuthiges Verhältniß ſtörend hätte einwirken können. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, mich durch eine Entdeckung zu kränken, und doch wußte ich bereits, daß ein junger kräftiger Schauſpieler, ein wackerer Burſche und dabei ein guter Geſellſchafter, ſie fleißiger beſuche als ich, ihr verſprochen habe, ſie zu ſeiner Frau zu machen, deſſen ungeachtet aber die beſcheidene Zurückhaltung zeige, jedesmal heimlich durch die Hinterthüre zu ſchleichen, wenn ich offen vor der Welt zu Luiſen kam.

Die geſchäftige Klatſchſucht der Leute hinterbrachte mir dies, und ich war bornirt genug, all dieſen Zartſinn von beiden Seiten nicht einzuſehen, ſondern mit dem Mädchen wirklich heimlich zu grollen und ernſtlich daran zu denken, dem wackern Burſchen ein Leid zuzufügen.

Meine Beſuche ſetzte ich indeß fort und bemühte mich mit großer Kälte, Luiſen eine Falle zu ſtellen, welcher ſie jedoch immer mit Schlauheit zu entgehen wußte.

In dieſen Liebesſorgen vergingen mir die Tage, bis der Aufſchwung, der ſich jetzt Aller bemeiſterte, auch mich mächtig ergriffen hatte.

In Königsberg in der Landhofmeiſterſtraße, in dem Saale der oſtpreußiſchen Landſchaft, ſagte ſich York los von den Bundesgenoſſen ſeines Königs und trat mit dem ihm anvertrauten Heere auf die Seite der Feinde, die er zu bekriegen hatte. Es war eine ſo großartige Felonie, wie ſie die neuere Kriegsgeſchichte nicht noch einmal aufweiſen kann. Es war ein Heldenſtreich eines Heerführers des barbariſchen Alterthums, der nichts achtet, was ihn treffen konnte, ſein Leben willig hingibt, einem ſchmachvollen Tode trotzt, ja ſelbſt gleichgültig dabei iſt, wie ſein Name auf die Nachwelt kommen konnte, nur um ſein Land zu retten und den Eroberer deſſelben zu vernichten. Der König, noch in den

nden der Franzoſen, mußte den muthvollen Mann, der
s Alles für ihn wagte, in die Acht erklären, aber die
nen Oſtpreußen wurden dadurch nicht irre, ſondern ſam-
lten ſich um die junge Fahne mit dem alten, wohlbe-
nnten Adler und das Nationalcavallerie-Regiment wurde
ichtet. Der Organiſation der Landwehr folgte der Land-
rm; und Jung und Alt drängte ſich hinzu: „Mit Gott
r König und Vaterland!“ Es war eine hohe Begeiſterung.

Was nicht mit einſtimmen wollte, erregte ſogleich den
ateſten Verdacht, und wirklich Uebelgeſinnte, mitunter auch
r Kalte, wurden der Spionage angeklagt und mußten
h reinigen, wenn ſie nicht in den Kerker wandern wollten.

Eines Tages ſah ich einen Wagen voll ſolcher vermeint-
ben Spione einbringen.

Sie ſaßen auf ſchmalen Brettern, die über einen Leiter-
agen gelegt waren, und durften die Hände nicht an die
itern bringen, weil die daneben reitenden Gendarmen den
efehl hatten, ſogleich ſcharf zuzuhauen. Man hätte dies
on für einen Verſuch zur Befreiung gehalten und das
ben dieſer armen Teufel, die vielleicht gar nichts verbro-
en hatten, war der Willkür plumper Schergen überant-
ortet. Wohlgekleideter und zerlumpter Straßenpöbel um-
h den Wagen mit lautem Geſchrei und warf ungeſtraft
viele ſchmuzige und verwundende Gegenſtände nach den
chlachtopfern, daß ſelbſt ihre Geſichter nur mit Mühe un-
rſchieden werden konnten, ſo bedeckt war Alles an ihnen
it Schmuz und Blut.

Eines zufälligen Umſtands wegen mußte der Wagen in
einer Nähe halten. Ich bemerkte ein feines Geſicht unter
em überhängenden Schirme einer zottigen Pudelmütze, die
ingen zu Boden gerichtet, die Hände ängſtlich in den
Schooß gelegt. Neben dieſem Köpfchen erblickte ich ein gel-

das bärtige Judengeſicht, das ſeine Augen frech auf die höhnende Menge ſchweifen läßt. Ich blicke ſchärfer hin, eine Aehnlichkeit fällt mir auf, ich gedenke an Foreſtier's Erzählung, und mit dem Ausrufe „Emilie!“ dränge ich mich näher zum Wagen.

Sie fährt zuſammen, erhebt ſcheu nach mir das ſchöne Auge und ſchreit laut meinen Namen. Das Volk ſammelt ſich mit dumpfem Getöſe um uns und die Gendarmen ſelbſt zeigen Theilnahme.

39.

Die Eindrücke und Anſtrengungen dieſes Tages hatten mich erſchöpft, und ich fühlte ein Unwohlſein, deſſen ich ſeit einiger Zeit nur mit Mühe noch Meiſter wurde, jetzt immer mächtiger mich beherrſchen und zu fieberhafter Glut anſchwellen.

Wie ich Abends zur gewohnten Stunde in Luiſens kleine freundliche Wohnung trat, war Emilie noch nicht freigegeben. Alles, was ich erhalten konnte, war, daß ſie von den Andern getrennt wurde und ein gutes Zimmer erhielt. Das Uebrige ging nicht ſo geſchwind, die Sache wollte unterſucht ſein.

Ich befand mich in der ſeltſamſten Stimmung von der Welt, das Herz erfüllt von Ahnungen, den Sinn getrübt, und dabei doch nicht jene Unruhe, ſolchem Zuſtande zu entfliehen, die wir in geſunden Tagen oft an uns verſpüren, ſondern ein krankhaftes Gefühl der Gleichgültigkeit gegen Alles, was kommen konnte, und die Sehnſucht nach einem Ausruhen, und wäre es auch im Schooße der Erde.

uiſe wurde durch dieſen Zuſtand ſichtbar verſtimmt.
hatte von Emiliens Wiederfinden gehört und mochte
gedacht haben, ich würde den Abend nicht bei ihr zu-
en. Sie beſchäftigte ſich ſehr unruhig um mich und
endlich, ob ſie den Wagen holen laſſen ſolle, damit
ach Hauſe führe. „Luiſe,“ ſagte ich hierauf in mei-
gereizten Unmuthe, „ich weiß, Du betrügſt mich; Du
mich entfernen, weil ich Dir im Wege bin, weil Du
Andern erwarteſt — weil — “

Sie entfärbte ſich und wollte mir in die Rede fallen;
ber ſtand auf, ergriff ein Licht und ſchritt auf die Ne-
üre zu, die in ihr Schlafzimmer führte; ſie vermochte
zu ſagen, ich aber fuhr mit erhöhter Stimme fort:

Du haſt ihn verborgen — dort — gleichviel! Ich will
ehen, er ſoll mir Rede —“ hier war ich ungefähr bis
e Mitte des Zimmers geſchwankt, ein Schwindel über-
nte mich, ich ſank beſinnungslos zu Boden.

Augenblicks ſah ich mich in furchtbare Kämpfe verwickelt;
floß und wildes Geſchrei umtobte mich; es waren die
taſien eines hitzigen Fiebers. Wie ich daraus erwachte,
der junge Tag durch grüne, leicht bewegte Wipfel,
miſche Lüfte ſtrömten durch ein geöffnetes Fenſter nach
em Lager hin, eine weibliche Geſtalt ſtand, den Rücken
mir gekehrt, und brach eine Roſe vom Stocke.

Eine Seligkeit durchzog mich, ich fühlte es, ich war
ſchönſten Leben wiedergegeben. Die Geſtalt war mir
nt, und doch wie längſt entſchwunden. Während ich
darüber nachſinne, wendet ſie ſich zu mir um.

Es war Ida, meine todtgeglaubte Schweſter, die mit
jungen Mairöschen zu meinem Lager trat.

Das Gefühl überwältigte mich und Thränen entſtürzten
en Augen.

Ich ſchreibe hier meine „geſchichtlichen Erinnerungen“ nieder und keinen Roman; es kann daher nicht meine Abſicht ſein, etwa eine Myſtification bereiten zu wollen.

Ida war wirklich todt; aber ihr Bild, das in den letzten Fieberträumen lebte, ſtand mir beim Erwachen aus denſelben noch vor Augen. Wer hat nicht oft daſſelbe erfahren, wenn er aus kürzern und minder lebhaften Träumen in geſunden Tagen erwachte? Iſt dies Täuſchung oder keine? Wie herrlich ſind die tiefen Betrachtungen, die Schubert darüber anſtellt!

Auch Emilie war es nicht — auch nicht Luiſe. Jene war längſt ihrem Gatten nach Frankreich gefolgt, dieſe — ja dieſe —

Das einzige Wahre blieb das Mairöschen und die Thränen, die ich bei ſeinem Anblick vergoß; aber die ehrwürdige Geſtalt meiner Mutter reichte mir die Blume. Sie war die Wächterin meines langen Schlummers geweſen. Meine Herſtellung ging nun raſch vorwärts; ich durfte bald ausfahren, ich durfte meine Freunde wieder ſehen.

Da fragte ich einmal nach Luiſe. Sie war nicht die Frau des ehrlichen Schauſpielers geworden.

Meine gute Mutter bat mich unter Thränen, alle Gedanken an das Mädchen aufzugeben, denn ſie ſei meiner Liebe gänzlich unwerth. Ich gelobte es ihr. Später erſt traf ich ſie und Emilie wieder.

Gelehrtes Volk.

ſt doch wahrlich eine flache Zeit; alle Unebenheiten ſind
on der Oberfläche der Geſellſchaft verſchwunden, und
d noch immer mehr und mehr daran geſchliffen und
, daß es damit eine Monotonie zum Verzweifeln wer-
ird. Wenn ein nur erſt vor dreißig Jahren Geſtor-
jetzt zurückkäme, wie würde er die Augen aufreißen.
n Theater ſieht man einen nach der Mode gekleideten
ſein Eis eſſen, dabei von dem letzten Wettrennen
n, und erfährt zu ſeiner Verwunderung, daß dieß
etwa ein Officier in Civilkleidern, ſondern ein Profeſſor
eſthetik iſt; hier ſteht ein junger Mann von martiali-
Ausſehen, mit Schnurrbart und Gerte; auch dieſer
ht, was er ſcheint, ſondern der Sohn eines Banquier-
; dort erblicken wir einen zierlich gekleideten Mann
angen geſcheitelten Haaren à la Albrecht Dürer; es
beliebteſte Geiſtliche im Orte; nicht weit davon ein
ing, der zwar ſchwarz, aber überaus luftig gekleidet
d wir erfahren, daß es der Arzt iſt, dem die Damen
sweiſe ihre Migränen anvertrauen.

Was ſoll daraus werden? Alles iſt nivellirt, Alles gleich modern; entweder ganz elegant nach der Mode, oder mit militairiſchem Anſtrich, bei den friedlichſten Hantierungen, was als ein eigenthümlich charakteriſtiſches Zeichen des langen Friedens zu betrachten iſt.

Wie war es doch ſonſt ſo anders! Ein jeder Stand hatte ſein beſonderes, zunftmäßig ausgeprägtes Anſehen, und man konnte einen Jeden gleich nach dem Aeußern beurtheilen und würdigen.

Der Gelehrte wollte ſonſt — nach ſeiner Meinung — auf in die Augen fallende, aber dabei doch eigenthümliche Weiſe zeigen, daß er ein feiner Mann par excellence ſei und auf dem Gipfel der Geſellſchaft ſtehe. Kant war ſeinem Aeußern nach der feinſte Mann ſeiner Stadt, trug aber dabei ſchwarzſeidene Escarpins und ein leberfarbenes habit-habillé; Beireis erſchien in Scharlach und Gold, mit zwei ungeheuern Uhrketten unter der Weſte hervorhängend; von Gottſched weiß man, daß er wie ein König einherſchritt. Wer noch, wie ich, den Profeſſor Pörſchke in Königsberg gekannt hat, weiß, daß er ſtets, Winter und Sommer, bei trockenem Wetter und im größten Schmuze, weißſeidene Strümpfe getragen, und auch Profeſſor Manſo in Breslau ſah man nur ſo und in weißcaſimirnen Beinkleidern dazu; auch ſchlug er gerne einen damals ſo genannten Portugieſer- oder Radmantel um die Schultern und ſetzte einen Hut mit aufgebogenen Krämpen, wie ein Schäfer, auf, während Profeſſor Rhode den Hut mit herabhängenden Krämpen trug, gleichwie jener Mann, der nach Gellert den Hut erfunden haben ſoll. Alle dieſe Männer, ſo elegant und fein ſie ſich trugen, blieben immer um ein fünfzig Jährchen hinter der Mode zurück, was ſich für ſie beſonders gut ſchickte, da ſie ihren Studien nach ſich mit einer früheren Zeit beſchäftigten,

ſie zeigten irgend etwas ſo Abnormes an ihrer Tracht,
man ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: Ja, ſicher,
muß ein großer Gelehrter ſein!

Ein Freund meines Vaters, der ſich nach deſſen plötz-
n Tode des vierzehnjährigen Knaben eifrig annahm,
e mich eines Tages zu dem, ſeiner Latinität wegen be-
ten Magiſter Vloccatius, damit er mich ſchneller zur
rſität fertig mache. Ich hatte viel von dieſem Manne
t, und meine Stimmung, als ich zu ihm ging, war
s die ernſteſte und ehrbarſte von der Welt.

Er wohnte in der Magiſterſtraße, die aber nicht den
en von ihm hatte, in einem ſchmuzig ausſehenden Hauſe,
aber mit allerlei altfränkiſchem Hausrath gleichſam voll-
opft war. Es war ein bejahrter Mann, im großge-
ten Damaſtſchlafrock, hochgebauſchter Mütze, rauchend
ehnſtuhl ſitzend, zu dem wir eintraten. Seine Gattin
ihm erſt kürzlich geſtorben, und er war noch tieftrauern-
Wittwer, denn er hatte ſein „eheliches Geſponſt“ innigſt
t. Man erzählt ſich, daß er in ihrem letzten Kampfe
von ihrer Seite gewichen ſei und ihr ſtets im herrlich-
Latein Muth zugeſprochen habe, ja ſelbſt eine Cicero-
ſche Rede an ſie gerichtet, die mit den Worten ange-
n: „Vloccatia mea!“ Die arme Kranke konnte jedoch
Ende nicht abwarten und ſchlummerte unter der claſſi-
Apoſtrophe ihres Gatten ins ſchönere Jenſeits hinüber.

Der Magiſter empfing uns wie ein Despot ſeine Sklaven.
aß ſtolz in ſeinem hohen Lehnſtuhle und hörte ſtumm
Vortrag meines Begleiters an. Ich ließ aus langer
e meine Augen im Zimmer umherſchweifen. Bücher
n Wänden bis zur Decke; Bücher in hohen Stößen
em Boden; große Tiſche mit Büchern und Pergamen-
edeckt; auf allen Stühlen Kleider und Wäſche; überall

Staub in Schichten; ein weites Himmelbett in größter Unordnung; bei jedem Schritte, den man that, Federn und Staub in Wolken emporwirbelnd. Viele Theegeſchirre ſtanden ringsum, denn der Magiſter trank faſt den ganzen Tag über Thee; an allen Ecken und Enden ſah man lange, ſchmuzige Pfeifenröhre, denn der gelehrte Mann rauchte den ganzen Tag Tabak. Von dem Dunſtkreiſe in dieſem Gemache kann man ſich keinen Begriff machen.

Noch jezt finden ſich Schriftſteller und Gelehrte, deren Einrichtung der eben beſchriebenen ähnlich ſieht. Sie treiben einen Luxus mit Büchern, und dieſer erſcheint ihnen als der einzig erlaubte. Wenn man ſie ernſtlich fragt, ſo haben ſie aber dieſe Bücher ſelbſt nicht geleſen und verſparen dies auf eine günſtigere Zeit.

Nachdem mein Begleiter dem Herrn Magiſter unſer Begehren auseinandergeſezt hatte, wurde dieſer endlich geſprächig. Was er ſagte, betonte er gewichtig, ſtark und nach einer fremden Weiſe, gleich als wäre er kein Deutſcher von Geburt.

Er ſprach von „einundzwanzick, einunddreißick, einundvierzick Thalern“ per Monat, je nach den Fortſchritten, die ich bei ihm gemacht haben würde, und äußerte ſich über den Unterricht in einer ſo gewöhnlichen Sache, wie das Lateiniſche, als wenn es ſich darum handelte, mir ein Recept zu einem Geheimmittel zu verkaufen.

Wir verließen den Mogul der Gelehrſamkeit mit dem feſten Willen, nicht wieder zu ihm zurückzukehren, und ich beſchloß, mich an einen jüngern Doctor zu wenden, der ſich mir zu ſchicklicheren Bedingungen antrug und deſſen Benehmen mir nicht ſo abſtoßend vorkam. Dem Magiſter ſchien es jedoch nicht gleichgültig zu ſein, mich als Scholaren zu erhalten, und ich ſah ihn einmal in ſeinem gewöhnlichen Straßenaufzuge: im

Rocke und Chapeau bas, einem quer durch die Rockzipfel
n Degen, in meiner Wohnung erſcheinen. Dies war
ablaſſung, deren ſich Wenige rühmen konnten; allein
te mich nicht empfänglich dafür, und der wackere
zog ab, wie er gekommen war, und trat ſtolz, mit
Bruſt geſenktem Haupte, wobei der große Haarbeu-
orizontaler Richtung vom Kopfe wegſtand, und das
mit geſtreckten, weit ausſchreitenden Beinen tretend,
Rückzug an, zum Erſtaunen aller Straßenjungen, die
nodiſchen Anzug des Gelehrten für einen Mummen-
ielten, da ſeine Erſcheinung nur ſelten auf der Straße
wurde.

n junger Doctor war ein Pedant anderer Art, der
alten, ſchwarz angeſtrichenen Univerſitäts-Gebäude,
enannten Collegium Albertinum, wohnte. Der Hof
herrlichen Bäumen beſetzt, die ihre grünen Kronen
es Doctors Fenſter ſtreckten. Auch ſaßen anmuthige
gelein in den Zweigen und belebten die ſtille Oede
lterthümlichen Baues. Aber mein Gelehrter ſah
Bäume hinweg und überhörte die Stimmen der
llen. Für ihn war der Hof einſam zwar, aber doch
en. Er konnte ja den Herrn Profeſſor Hullmann des
s nieſen hören und ihm ein Proſit! aus frohem
zurufen, wie er mir ſelbſt ſagte — und ſollte man
ſolcher Nähe zu erlauchten Perſonen ſich einſam füh-
ßte dieſes Beiſammenſein nicht entzückend auf ein
liches Gemüth wirken, das gewöhnlich nur mit Per-
umzugehen gewohnt war?

begründeten zur Uebung einen lateiniſchen Brief-
den wir als eigene Couriere ſelbſt überbrachten und
e Poſtboten uns frankirt in die Hände drückten.
he war ſinnig ausgedacht und mir gewiß von Nutzen.

Aber gleich am erſten Tage erzürnte ich meinen Lehrer dadurch, daß ich ſeinem Namen eine lateiniſche Endung der zweiten Declination angehängt hatte. Er behauptete, ſein Name bedürfe deſſen nicht und gehe, wie Cicero, nach der dritten. Dies brachte eine Verſtimmung in ſeinem Gemüthe hervor, die ich lange nicht zu heben vermochte.

Wir hatten bereits ein halbes Jahr mit einander unſere Studien getrieben, als mir der Doctor eines Morgens offenbarte: „er ſei nun wol ſchon länger, als meine Beſuche bei ihm dauerten, nicht ſo eigentlich aus dem Hauſe gekommen.“ Ich erſtarrte beinahe bei dieſer Entdeckung. Der Doctor, ein junger Mann, mit rothen Wangen, vollem Haarwuchs, hellen Augen, gutem Gebiß, ausgebildeten Gliedmaßen, mit einem Worte als Thier vollkommen geſund und zu jeder Bewegung fähig, verdammte ſich ſelbſt zu dieſem Gefängniſſe — und wir hatten doch ſo ſchöne Tage, ſo blauen Himmel, ſo warmen Sonnenſchein.

„Wie iſt es nur möglich?“ rief ich aus, „Sie müſſen krank werden.“

„Nicht doch,“ erwiderte er ſanft lächelnd; „der Geiſt iſt geſund.“

Ich drang in ihn, daß er ausgehen möchte; meine Theilnahme ſollte mir aber ſchlecht vergolten werden.

Am andern Morgen finde ich meinen Doctor geſtiefelt. „Sie hatten recht, mich geſtern auf den Nutzen der körperlichen Bewegung aufmerkſam zu machen; wir wollen mit einander ſpazieren gehen,“ ſagt er bei meinem Eintritt. „Wir können uns ja unterwegs auch belehrend unterhalten. Ich denke den Lauf des Pregels nach Litthauen hin zu verfolgen und damit einige geographiſche Betrachtungen nicht ohne Nutzen verknüpfen zu können. Am litthauiſchen Baum wohnt mir überdieß ein Freund, woſelbſt uns

Glas Bier wol dargeboten werden dürfte, ſollte ich en.“

Eine herrliche Ausſicht! Die Sonne brannte — es zehn Uhr Morgens — der litthauiſche Baum von der nung des Doctors wol eine halbe deutſche Meile ent- , und der Weg dahin führte durch die unangenehmſten, Länge wegen ermüdendſten Straßen der Stadt. Ich te ihn nicht böſe machen und begleitete ihn dennoch. ſchweiften indeß nicht weit, denn der Freund am lit- iſchen Baum ließ uns nicht fort, und das kühle löbe- ſche Bier ſchien dem Doctor zu behagen. Die geogra- hen Exercitien waren vergeſſen, und wir kehrten heim, im Jeruſalem geweſen zu ſein, welches er als Ziel der nderung auserſehen hatte. Meine Leſer müſſen aber n, daß ein Schloß auf einer maleriſchen Höhe am Pre- fer ſo heißt, welches ein paar Stunden von Königsberg rnt iſt.

Zum gelehrten Plunder Königsbergs gehörten damals zwei Antiquare, die ich als Originale mit einigen chen hier ſkizziren will.

Der Eine hieß Pilkowski und war das Stichblatt der gelaſſenſten Scherze und ſchlechteſten Witze nicht blos für denten; jeder Handwerksburſche, der etwas angetrunken ntags ſpät vom Spaziergange heimkehrte und den ſein über den Anger führte, konnte ſich den Genuß nicht agen, bei dem alten Pilkowski anzupochen und ihn aus r Lethargie zu wecken.

Pilkowski war ein Greis, gewöhnlich in ſtahlblauen ſch gekleidet, nach verjährter Mode, ſehr ſchmuzig, alt abgetragen. Sein Kopf war mit einer Schulmeiſter- ücke bedeckt, darauf ſaß ein unförmlicher Hut, den man imaſter zu nennen pflegte; zu dem Allen trug er dann moderne Stiefel, die ſich nicht anſchloſſen, da ſie auf Waden berechnet waren, von denen er keine Spur beſaß.

Den alten Pilkowski ſah man durch alle Straßen der Stadt ſtolpern; mit Niemand ſprach er, Niemand grüßte er. Er bewohnte ein kleines, einſames Haus auf dem ſogenannten Anger, das ganz mit Büchern angefüllt war. Nur wenig Sterbliche durften ſich rühmen, ſeine Wohnung betreten zu haben. Gewöhnlich ließ er Käufer, die ein wirkliches Bedürfniß zu ihm führte, vor der Hausthüre ſtehen und brachte dann das Verlangte, wenn es ihm möglich war es zu finden, auf die Straße, wo der Handel, nach patriarchaliſcher Sitte, unter freiem Himmel abgeſchloſſen wurde. Nur ſelten jedoch verkaufte er etwas. Da er keine Spur von Ordnung kannte, ſo wußte er nicht, was er eigentlich beſaß, und es war ihm daher unmöglich, ein Buch, das man wollte, zu finden. Weßhalb er alſo eigentlich Bücher kaufte, wußte man nicht, und doch war er unermüdlich darin. Abends, wenn die Verſteigerungen zu Ende waren, ſah man ihn mit mehr Behendigkeit ſeinem Hauſe zutraben, obgleich er ſchwere Folianten unter dem Arme trug. Wie und wovon er lebte, wußte kein Menſch; nie hat man ihn eſſen ſehen; es war eine Luſt in ihm zu Büchern, wie die des bekannten Cardillac zu Edelſteinen. Hoffmann haben dieſe Originale der Vaterſtadt, die er in der Jugend eben ſo gut gekannt haben muß, wie ich, bedeutend bei der Ausarbeitung ſeiner Phantaſieſtücke geholfen.

Wirklich war Königsberg damals reich daran; ich bin nie wieder auf Aehnliches geſtoßen. Wenn ich manchmal dem Geluſten nachgab, bei Pilkowski anzuklopfen, ſo polterte er ſchnell die Treppe herab und eine Menge Bücher polterten ihm voraus und mit ihm herunter, und fielen manchmal bis auf die Straße. Er hörte dann gewöhnlich

aufmerkſam den Wiß, den ich vorbrachte, brummte ein
impfwort und ſtieg wieder hinauf. Auffallend war es
, daß er bei jedem Klopfen erſchien, obgleich er wohl
te, daß man ihn zum Beſten hatte; denn er war nicht
blödſinnig, ſondern bei voller Vernunft und ſoll ein
er Bücherkenner geweſen ſein. Je öfter er geſtört wurde,
gröber wurde er aber, und zuleßt ſchoß er wie ein
rſpeiender Drache die Treppe herunter, zum deſto größern
ößen der Anklopfenden.

Ein anderer Antiquar hieß Monti und ſoll ein getauf
Jude, nach Andern gar der ewige Jude geweſen ſein.
e leßtere Annahme hat er ſelbſt dadurch am bündigſten
rlegt, daß er geſtorben iſt. Was die andern Annahmen
ffſt, ſo bin ich nicht im Klaren darüber. Monti hatte
einen großen Speicher gemiethet, wie man ſie dort zum
ewahren des Getreides hat, das aus Polen kommt, um
verſchifft zu werden; weite, hohe Gebäude, mit vielen
ittböden übereinander, und hier hauſte der Alte mit
n ungeheuern Bücher-Vorrath, der in getrennten Hau-
ſo dalag, als wenn es eben Getreidearten wären; Monti
e daher ſo wenig, wie Pilkowski, was er hatte, doch
er bei alledem einen mehr offenen Handel mit allerlei
nſtänden, Maculatur und dergleichen, und war daher
nicht ſo phantaſtiſche und räthſelhafte Figur, wie ſein
ge.

Er ging Winters und Sommers in einem kurzen Man-
nit einer Pelzkappe auf dem Kopfe; ſein Aeußeres war
echender als Pilkowski's, und er wäre gewiß menſch-
geweſen, wenn man nur menſchlicher mit ihm umge-
n wäre. Allein wo er ſich nur ſehen ließ, ſchrieen
ſogleich alle Straßenbuben „Rehbock“ nach, und er war
ch genug, ſich über dieſes unſchuldige Vergnügen der

Jugend zu ärgern. Dieſer Aerger feuerte dieſe dann noch mehr an und es kam nicht ſelten zu höchſt bedauerlichen Thätlichkeiten. Jenen Beinamen verdankte er aber dem Profeſſor Mangelsdorff, deſſen damals weit verbreiteter „Hausbedarf“ jetzt wol nicht mehr gekannt iſt. Der Herr Profeſſor konnte ſich mit dem Antiquar eines Bücherhandels wegen nicht einigen und ſoll ihm von ſeinem Sitze die fraglichen Bücher an den Kopf geſchleudert und dem Entfliehenden in Einem fort das „Rehbock“ nachgedonnert haben. Den Ausdruck rafften die Studenten auf und dem armen Monti iſt er für ſein ganzes Leben geblieben.

Dergleichen Züge von Gelehrten verdienen aufbewahrt zu werden, wenn dieſe ſelbſt auch längſt vergeſſen ſein ſollten. Man könnte auch in jetziger Zeit ſchöne Seitenſtücke hiezu ſammeln und aufzeichnen.

Die eigentlichen Pedanten, wie die Originale, verſchwinden jetzt aber nach und nach gänzlich. Man wird bald mehr complette Mammuths in den Muſeen aufweiſen können, als einen completten Pedanten im Leben. Nur Einer iſt mir in letzter Zeit aufgeſtoßen, allein ich fürchte, daß er kein wirklicher Menſch iſt, ſondern nur ein ſogenannter Golem, eine zauberhafte Lehmfigur, wie ſie kluge Rabbinen zu kneten verſtehen, und dann durch das Wort Emeth an der Stirne beleben. Ich glaube auch recht gut den Mann zu kennen, der meinen modernen Pedanten belebte, und wenn ich gleich weiß, daß es kein Rabbine war, ſo kann er doch die Kabbala erlernt haben, denn er iſt grundgelehrt.

Dieſer Golem iſt ein langbeiniger Spuk, eine Art von Schreibmaſchine à la Kempelen. Wer ihn einmal gehen ſah oder ſprechen hörte, weiß ſogleich, daß er einen fabelhaften Lehmkloß vor ſich hat, dem das eigentliche Leben fehlt. Es iſt der überzeugendſte Ausdruck der todten Lang-

keit; Alles an ihm iſt in die Länge gedehnt und ge-
; die Beine dieſes Körpers werden nur von den eige-
Armen übertroffen, und mit beiden kann nur das
wetteifern. Seine Manieren ſind die abgeſchmackte-
nd ſeine Sprache ein verzerrtes Deutſch, wie es nir-
geſprochen wird. Da dem Golem alles Urtheil ge-
ſo verſtand er nicht zu wählen und ahmte eben nach,
r fand, und karikirte es auf ſeine Weiſe. Aus Allem,
er Golem thut und beginnt, ſieht der Lehmkloß heraus.
bald zäh, lettig, klebrig, kloßartig, und dann wieder
h trocken, ſpröde, gebrochen, ganz wie es ſein Urele-
im Regen oder Sonnenſchein zu zeigen pflegt.
m erſten Moment kann man über den Golem lachen;
aber wird er unausſtehlich; dabei iſt er treulos und
nnig, und man fühlt ſich leicht veranlaßt, ihn unbarm-
durchzuprügeln, wenn man nicht bedächte, daß er nur
Töpferwaare ſei, die man leicht zerſchlüge. So läßt
hn denn noch eine Weile ſeine Sprünge machen, bis
n Meiſter gefallen wird, ihm das „Emeth" von der
zu löſchen. Dann wird er freilich zuſammenfallen,
loß, aber das Material wird vielleicht nützlicher zu
chen Geſchirren verwendet werden können. Ich wüßte,
ch mir daraus beſtellte.

Der Kaplan Mayr.

Noch eine andere Claſſe von Menſchen iſt in dem größten Theile unſerer Welt ganz ausgeſtorben. Es iſt damit wie mit gewiſſen Thiergeſchlechtern gegangen. Steinböcke z. B. wie Schwärmer ſind ſelten geworden. Mit den Letztern verſchwanden aber auch die Wunderbaren, die Räthſelhaften, die den Schwärmern Nahtung gaben, ſie erzogen und bildeten. In meiner Jugend gab es noch ſolche Leute und ich will hier erzählen, wie mich ein Zufall ſie finden ließ.

Ich lernte einen jungen Mann kennen, der viel des Anziehenden für mich beſaß, und den ich hier nicht nenne, um ihn nicht aus ſeiner freiwilligen Zurückgezogenheit zu reißen und der tauſendzüngigen Oeffentlichkeit preiszugeben. Obgleich ſchon viele Jahre von ihm getrennt, bewahrt mein Herz eine noch ſtets gleiche Freundſchaft für ihn. Eine glühende Phantaſie und eine ans Ueberſchwengliche grenzende Kunſtliebe waren die Hauptzüge meines Freundes, hiezu geſellte ſich ein religiöſes Gemüth und ein Hang zur

ſtik, die ein vertrauter Umgang mit Zacharias Werner
eutend nährte. Maurerei und zwar die der höhern
ade, der Roſenkreuzer, war das heilige Band, das ſie
ſchloß, und waltend und liebend blickte auf ſie der
plan Mayr, ein Mann, der, ſo ſchlicht und gewöhnlich
in ſeinem Aeußern erſchien, doch mit vollem Rechte von
en, die ihn näher kannten, den Namen „des Wunder-
en“ verdiente.

Er wohnte in dem Gebäude des Geiſtlichen an der
ackheimſchen Kirche in Königsberg und theilte das ziem
geräumige Haus mit ſeinem Sohne, einem damals
lbekannten „forſchen Burſchen,“ der ſich darin gefiel,
h im Jahre 1812 die barocke Studententracht des vori-
Jahrhunderts anzulegen und wie ein altes Renomiſten-
penſt nach Zachariä in unſere Bonapartiſtiſche Zeit hinein
ſpuken.

Durch meinen Freund wurde auch ich in das Nebelge-
e myſteriöſer Forſchungen gezogen. Mit Werner war
katholiſch geworden, ging aber bald wieder zu der Kirche
r, die er verlaſſen hatte. Vom Ordensgeiſtlichen, der
war, wurde er Gatte und Vater und lebte in einer
ben Zurückgezogenheit, die ihm die Armuth auferlegte.
ſagte er zu mir: „Bei den feſteſten Hoffnungen auf
Ewigkeit müßte man manchmal hienieden verzweifeln;
n das Trübſal iſt zu groß. Die beſcheidenſten Wünſche
t erfüllen, die nothwendigſten Bedürfniſſe nicht herbei-
affen zu können, iſt hart und ertödtend. Und wenn man
in zu dulden hätte! Aber Frau und Kind leiden zu ſe-
, iſt empfindlicher als eigener Schmerz. Ich kann mich
t dazu verſtehen, Geld — das einzige Mittel, allem
el abzuhelfen — auf die Weiſe zu verdienen, wie es
Weltmenſchen verlangen. Von der Lotterie wird mir

auch kein Heil erwachſen, das weiß ich beſtimmt; denn ſie iſt verderblich für Leib und Seele. Drum kann ich nur auf Eines meine Hoffnung ſetzen — Eines, das mein Meiſter mich lehren wird, und das nie fehlſchlägt.“

Ich drang in ihn, mir dieſes Eine zu ſagen.

Nach einigem Zögern willigte er darein. Er bat mich, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Er ſchlug den einſamſten ein, und ich folgte ihm in geſpannter Erwartung.

„Du weißt, wie eifrig hier die Maurerei getrieben wird,“ fing er an, „aber Du haſt keinen Begriff von den wahrhaft großen Geheimniſſen und der wunderbaren Macht, die ihre höchſten Grade den Eingeweihten enthüllen. Hier iſt allein Wahrheit und Weisheit, und Du wirſt mir einräumen, daß, wer im Beſitze Beider iſt, über die Leiden dieſer Welt nicht mehr zu klagen hat.“

Er ſah mich an — ich ſchwieg. Der Eingang ſtimmte mich zum Ernſt.

„Dieſe höchſten Grade der Maurerei,“ fuhr mein Freund fort, „beſitzen die Roſenkreuzer, eine bei uns nicht mehr geſtattete Geſellſchaft, die aber deſſenungeachtet fortbeſteht und kühn bis jetzt jeder ihr feindlichen Macht geſpottet hat. Daß die Roſenkreuzer die materia prima längſt gefunden haben und alſo auch eine Arbeit wie das Goldmachen nicht eben als etwas Großes anſehen, iſt erwieſen, mithin iſt aber auch erwieſen, daß ich, der ich bald in die Geheimniſſe des Ordens eingeweiht ſein werde, mich über das Elend dieſer Welt wegſchwingen kann, da Gold nun einmal der einzige Schlüſſel iſt, hienieden Ruhe und Glück zu erringen, und ich nichts Größeres dafür thun will, um es mir zu verſchaffen, als nun eben es zuſammenzukneten und zu

acken, wie man das Brot zuſammenknetet und backt, um
inen Hunger zu ſtillen.“

Ich hatte meine Augen groß aufgeriſſen und blickte
elnen Freund an. Wir ſaßen auf einer Steinbank, und
ſehe ihn noch mit den eingefallenen Wangen, den tiefen
ennenden Augen, den glatten, ſchwarzen Haaren, dem
eiten hervorſtehenden Munde, aus dem die hohle Stimme
mpf tönte, wie er mir die Bahn zu ſeiner Glückſeligkeit
ſicher bezeichnete.

„Du willſt Roſenkreuzer werden? und wie das?“ fragte
ihn.

„Ich kenne einen Mann,“ ſprach er feierlich, „den
ch Du kennen lernen ſollſt. Es iſt mir noch nicht ge
ickt, von ſeinen Schickſalen ganz unterrichtet zu werden;
as ich aber davon weiß, kann ich außerordentlich nennen.
eit frühester Jugend dem Maurerorden mit Leidenſchaft
geben, hat er viele Jahre auf Reiſen in deſſen Geſchäf
zugebracht. Dadurch iſt er mit den größten und wich-
ſten Menſchen in Berührung gekommen. Namentlich
nd er in ſteter Verbindung mit den Logen im Orient,
zu ihm ſein langer Aufenthalt in Rußland verhalf. Ob
ſelbſt in Jeruſalem, der Wiege alles Großen und Hei-
en, geweſen iſt, kann ich leider noch nicht mit Gewißheit
en; daß er aber mit jener heiligen Stadt in directem
iefwechſel ſteht, weiß ich. Ich kann Dir nicht ſagen,
ch ein Troſt mich aus den Unterredungen mit dieſem
anne anweht, wie geſtärkt ich mich fühle, wenn er auf
h blickt, es iſt nicht anders als wenn er magnetiſche
aft beſäße, und er muß ſie wol beſitzen. Durch ihn
werde ich in die höhern Grade der Roſenkreuzer
genommen werden, da ich die niedern bereits auf or
tlichem Wege in der Loge erhielt. Und ſollteſt Du

nun nach dieſem Allen noch nicht wiſſen, wen ich meine, ſo will ich Dir den Mann hier nennen: es iſt der Kaplan Mayr!"

„Der Kaplan Mayr?" rief ich verwundert aus, „der an der Sackheimſchen Kirche wohnt — der dicke —"

„Nun ja, ich ſehe, daß Du ihn kennſt," unterbrach mich mein Freund mit unwilliger Miene — „wozu ihn noch näher bezeichnen wollen? Mayr iſt ein ſo großer und ausgezeichneter Menſch, daß man ihn nur zu nennen braucht, um jeder weitern Bezeichnung überhoben zu ſein. Selbſt fremde Nationen haben ſich ſeinem übermächtigen Einfluſſe gebeugt. Du hörteſt ja von dem mörderiſchen Exceſſe, den einige einquartierte Franzoſen in Mayr's Nähe verübten, wobei bereits Blut gefloſſen war, und deſſen traurige Folgen nicht abzuſehen waren. Du wirſt wiſſen, daß Mayr's bloßes Erſcheinen die wilden Fremdlinge zur Ruhe brachte und ſie mit einer Verehrung vor ihm ſtanden, die nur dem Heiligſten gebührt. Man fabelte Vielerlei davon; ſelbſt der Aberglaube hatte ein weites Feld gefunden, ſeine Vermuthungen ſpielen zu laſſen; aber ich will Dir die Sache erklären, wenngleich ſie nicht natürlicher dadurch wird. Mayr hatte ſeinen großen Ornat angelegt, den in Gold und Purpur geſtickten Pelican, wie er ſeine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, auf die Bruſt gehängt, und ſo erſchien er unter den Wüthenden, ſeinen weiten Prieſterrock übergeworfen. Wie er nun aber dieſen öffnete und die Franzoſen das ihnen entweder wohl bekannte, oder doch gewaltig imponirende prächtige Symbol erblickten, war Hader und Zwiſt vergeſſen und ſie kehrten zur Ordnung und zum Frieden zurück."

„Und durch Mayr kann man Roſenkreuzer werden?" ſprach ich nachdenkend.

„Er kann die Grade ertheilen, nachdem man den Mei-
rgrad in einer gewöhnlichen Loge erlangt hat.“

„Die habe ich noch nicht, mein Alter verhinderte bis
t die Aufnahme —“

„Wollteſt Du denn auch?“ fragte mein Freund, mit
r Freude leuchtenden Blicken.

„Die Sache hat ihr Anziehendes,“ erwiderte ich ihm.
ch liebe die Geheimniſſe — ich liebe die Pracht der De-
ationen — ich ſehe mich ſchon mit dem Pelican auf der
ruſt — und Gold können die Roſenkreuzer machen, ſag-
t Du?“

„O ſchnödes Weltkind! Doch liegt ein tiefer Fonds in
r, trotz Deines heitern Geſchwätzes,“ ſprach mein Freund,
em er mich beim Kopfe nahm und mir einen Kuß auf
Stirn drückte. „Gold können ſie machen, die Weiſen,
der Sorgen und Laſten dieſer Erde werden wir jeden-
s überhoben, um uns dem lautern Dienſte der Wahr-
t ungehindert widmen zu können. Die Roſenobel, die
franzöſiſche Münze, die nur ſelten noch im Handel und
andel vorkommt, iſt aus Roſenkreuzer Golde geſchlagen,
künſtlichem, und doch echtem Golde. Doch genug für
! Sei verſichert, daß ich mit Mayr auch Deinetwegen
chen werde und Dir, ſobald ich es im Stande bin, das
ſultat anzeigen will.“

Wir beendigten unſere Tour und trennten uns.

Schon am andern Tage beſuchte mich mein eifriger
und, mit Grüßen von Mayr für mich beauftragt. Er
le meinen Wünſchen Gehör geben und mir die Roſen-
zeriſchen Grade ertheilen. Das Alter ſei kein Hinder-
, da, wie ihm mein Freund berichtet, meine Einſicht
Jahren vorangeeilt und mein Eifer groß ſei. Die
nahme in einer wirklichen Loge ſei aber durch den Un-

terricht theoretiſch zu erſetzen. Er habe in dieſer Hinſicht an ſeine Obern geſchrieben und zweifle nicht an dem beſten Erfolge. Ich möchte mich nur ſo lange gedulden, bis die Antwort aus Jeruſalem in Königsberg eingetroffen ſein würde.

„Aus Jeruſalem?“ rief ich außer mir, „welche wunderbare Correſpondenz! Da werde ich wol lange warten müſſen!“

„O nicht doch,“ ſagte mein Freund, „der Orden hat ſeine eigenen Canäle; das geht Alles über Rußland.“

Und nun legte er mir eine Poſtroute nach dem gelobten Lande ſo deutlich und zweckmäßig an, daß ſich nicht das Geringſte dagegen einwenden ließ; nur ſchade, daß ſie in der Wirklichkeit noch nicht beſtand. Was half's, ich mußte mich gedulden. Inzwiſchen wurde ich zu einem Spaziergange mit Mayr eingeladen, jedoch ſchärfte man mir ein, über meine Wünſche in Betreff der Aufnahme nichts zu ſagen, ſondern mich ganz gleichgültig in ſeiner Nähe zu benehmen, er wollte mich dann um ſo unbefangener kennen lernen.

Es war an einem heitern Juniusmorgen, als mein Freund mich abzuholen kam. Er war allein; es hatte eben fünf geſchlagen. Auf meine Frage, wo Mayr ſei, hieß es, daß wir ihn treffen würden. Wir gingen dem Pregel zu. Auf der ſogenannten Laſtadie trat er uns, aus einem Seitengäßchen kommend, mit freundlichem Gruße entgegen.

Er ſtand im Anfange des Greiſenalters, war von mittlerer Größe, und ſein großer Kopf, mit wenigen weißen Haaren, ſteckte zwiſchen den breiten Schultern; der Rücken war ſtark gekrümmt; die Augenbrauen zogen ſich etwas ſchief auf der weißen Stirne in die Höhe, und die Augen

unter glänzten geiſtreich, freundlich, zuweilen lüſtern.
Naſe war ſchön geformt, und den weiten Mund zier-
die herrlichſten Zähne, die bei dem alten Manne ganz
nders auffallen mußten. Dies und die blühende Röthe
ſeinen Wangen gaben ihm einen Anſtrich von Ju-
dlichkeit und raubten ſeiner Erſcheinung das Ehrwürdige,
ſie ſonſt eingeflößt haben würde.

Nach den erſten Begrüßungen fing ſeine Unterhaltung
ganz vertraulich zu werden, von meinem Plane jedoch
rde kein Wort geſprochen. Er kam auf ſeine Reiſen zu
echen und wußte viel von den Sitten der Schweden und
ſſen mitzutheilen. Ehe wir es uns verſahen, hob er
nen langen geiſtlichen Rock in die Höhe und zeigte uns
en ſchwediſchen Schiffertanz, oder einen ruſſiſchen, und
f dazu die Melodie. Man kann ſich meine Verwunde-
ng vorſtellen, als ich den Heiligen ſich ſo geberden ſah;
r mein Freund blickte nach ihm mit unendlicher Liebe,
nn auch ſein Mund dabei herzlich lachen mußte. Einige
gliſche Matroſen und ruſſiſche Schiffer, die wir bei ihren
hrzeugen am Ufer beſchäftigt fanden, redete er in ihren
prachen mit großer Geläufigkeit an.

Unter ſolchen ergötzlichen Unterhaltungen hatten wir die
ge der Freimaurer erreicht. „Hier wollen wir unſer
ühſtück nehmen,“ ſagte Mayr. Wir ſetzten uns in eine
öne Laube des Gartens und tranken Kaffee, und als
rch Zufall unſere Taſſen ein Dreieck bildeten, lächelte
ayr, ſah meinen Freund bedeutend an und ſagte: „Ca
portera bonheur!“ und mein Freund drückte mir mit
nem ausdrucksvollen Geſichte die Hand.

Wir gingen hierauf in ganz weltlichen, oft ſehr unbe-
utenden Geſprächen nach Hauſe, wo ich mich von Mayr
f die ehrerbietigſte Weiſe verabſchiedete. Einige Stunden

ſpäter ſah ich meinen Freund bei mir, der mir den angenehmen Eindruck, den ich auf den luſtigen Weiſen gemacht hatte, nicht mit Worten zu ſchildern vermochte. Er umarmte mich zu mehren Malen und verſicherte, daß nunmehr meinem Wunſche nichts mehr im Wege ſtehen würde.

Ich ſah jedoch Mayr vor der Hand nicht wieder, lebte zurückgezogen in meinem Atelier mit dem Copiren der Madonna im Garten, von Raphael, beſchäftigt, und ging erſt am ſpäten Abend mit meinem Freunde auf einſamen Wegen.

So vergingen mehre Wochen, als dieſer mir plötzlich die Nachricht brachte, daß die Einwilligung der Obern, von denen ſich einige in Rußland befänden, eingetroffen ſei, und zugleich übergab er mir eine Bittſchrift, in Jeruſalem contraſignirt und auf gelbem Pergament geſchrieben, die ich unterzeichnen ſollte. Dann wollte er mich zu Mayr führen, und mein theoretiſcher Unterricht in den erſten Graden der Maurerei, der, wie er ſagte, durch ihn ſchon, ohne daß ich's wußte, begonnen worden war, würde in kurzer Zeit beendigt ſein. Meiner förmlichen Einweihung in die Roſenkreuzeriſchen Grade ſtände aber nichts mehr im Wege, und ich könnte wie er und jeder andere Wiſſende dann zu dem höchſten Glücke hienieden gelangen.

Mit bebender Hand ſchrieb ich meinen Namen; mein Freund küßte mich mit Thränen in den Augen und verſprach mich andern Tages zu Mayr zu führen. Man kann ſich denken, mit welcher Ungeduld ich dieſe Stunde erwartete.

Wir traten in das kleine Haus neben der Sackheimſchen Kirche, vor deſſen Thür und auf deſſen Schwelle Kräuter und Gräſer üppig hervorwuchſen. Die untern

e waren leer und weit; der Sohn des Alten war
zu Hauſe. Wir ſtiegen langſam und feierlich die
e hinauf und klopften an. Mein Herz ſchlug hörbar.
atte mir auf dem ganzen Wege Mayr vorgeſtellt.
dachte ich ihn mir im glänzenden Coſtüm des ober-
Meiſters, den Pelican auf der Bruſt, dann wieder
hwarzen, langen Chorrock, den er gewöhnlich trug,
arunter die Decoration, um ſie im großen Momente
Weihe zu enthüllen. Eine Stimme rief „Herein“
nein Freund führte mich an der Hand in das Zim-
Es war ſechseckig; an den weißen Wänden hingen
Tafeln, worauf die Worte „Wachet,“ „Betet,“ „Ar-
,“ mit gothiſcher Fractur geſchrieben waren und der
e Raum war mit Piſtolen, Säbeln und Doppelläu-
leichſam tapeziert, beſonders fiel mir der Winkel auf,
das Bett ſtand, weil er einem förmlichen Arſenale
erſchiedenſten Mordinſtrumente glich. Mayr ſelbſt war
zugegen, aber aus der Tiefe einer dunkeln Alkove
te eine Stimme: „Ich komme gleich!“

Benn mich nun dieſer Empfang eben nicht ſehr er-
und nicht im Entfernteſten den Erwartungen ent-
, die ich gehegt hatte, ſo konnte ich doch die Pauſe
u Mayr's Erſcheinen mit der Muſterung der Gegen-
e, die mich umgaben, ausfüllen. Das, was mir am
len auffiel, waren mehre Schmelztiegel und Retorten,
öfen und Blasbalge, die ich durch eine geöffnete Glas-
im Nebenzimmer erblickte.

Endlich erſchien er, im grauen Frack, ſo weltlich als
ich herausgeputzt, mit Händereiben und andern höfli-
Manieren. Ich ward wie mit kaltem Waſſer begoſ-
Unſere Unterredung war nur kurz. Er bedauerte, ei-
wichtigen Geſchäftsgang machen zu müſſen; mein

Freund flüſterte mir zu, daß er ſich in die Loge zu verfügen habe. Auch ſagte er, daß wir jetzt öfter mit einander ſpazieren gehen wollten, dann holte er einige Bücher herbei, die er mir mitgab und zu leſen empfahl, weil ſie zu unſerm vorhabenden Zwecke von großem Nutzen ſein würden. Und ſo verließen wir ihn bald, nachdem er uns mit ceremoniöſer Höflichkeit bis vor die Thür begleitet hatte. So verlegen ich auch war, ſo bemerkte ich doch, daß die Nachbarn an die Fenſter liefen und mich mit neugieriger Verwunderung betrachteten. Jedenfalls mußte es Aufſehen erregen, einen ſo blutjungen Menſchen von dem „Alten vom Berge“ mit ſo vielen Rückſichten empfangen und auszeichnen zu ſehen.

Ich fiel mit Heißhunger über die Bücher her. Es waren maureriſche Schriften; hauptſächlich ſolche, die von den Statuten der Roſenkreuzer handelten. Einige davon in franzöſiſcher Sprache und ein paar deutſche, worin ganz offen dargethan wurde, wie die Roſenkreuzer das Geheimniß beſeſſen haben, Gold zu machen, indem der Autor ſogar mehre Recepte dazu mittheilte. Zugleich wurden aber auch nicht die Gefahren verſchwiegen, die bei dieſem Unternehmen ſich ereignen können. So z. B. in der dritten Nacht beim Erſcheinen des rothen Löwen, wo es dem, den Tigel in Acht nehmenden, Adepten leicht das Leben koſten könne.

„Was ſollen mir dieſe Bücher?“ fragte ich am andern Morgen meinen Freund. „Iſt denn das Goldmachen das Ziel meines Strebens? Iſt das die Weisheit, die ich ſuche? Mußte deshalb nach Jeruſalem geſchrieben werden, und glaubt Mayr, ich werde mich dazu gebrauchen laſſen, für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, das heißt in der dritten Nacht die Erſcheinung des rothen Lö

bzuwarten und vom Schlage niedergeſchmettert zu
?“

einen Freund frappirten dieſe Worte ſehr. Die Er-
, die ich bis dahin gezeigt, der Eifer, den ich an
ag gelegt, hatten ihn eine ſo ſchnelle Umwandlung
ahnen laſſen. Er nahm meine Aeußerungen übel
agte: „Wenn das geringſte Mistrauen in meinem
the Wurzel faſſen könnte, ſo müßte er auf der Stelle
emeinſchaft zwiſchen mir und Mayr aufheben, und es
hm leid, die Veranlaſſung zu unſerer Bekanntſchaft
n zu ſein.“

ies brachte mich zurück. So ſchnell etwas aufzuge-
das mich ſo lang beſchäftigt hatte; auf der Schwelle
eheimniſſes umzukehren, von dem ich nur den rei-
Schleier berührt hatte, den ich nun bald lüften
dies ſchien mir ein leichtſinniger Thorenſtreich. Ich
was ich geſagt hatte, zurück und bat, Mayr nichts
mitzutheilen. Mein Freund verſprach es mir.

bgleich wir uns noch immer ſahen und wol auch von
Angelegenheit ſprachen, ſo war doch eine Span-
ingetreten, die ſich Keiner von uns wegleugnen konnte.
og den Schritt, den ich thun wollte, in genaueſte
egung und konnte mir nicht verhehlen, daß er in
als einer Hinſicht ein gewagter für mich geweſen
da jede geheime Verbindung ſtreng verboten war
ie Roſenkreuzer in ganz beſonderm Verrufe in Preu-
anden. Ich hatte kein Verlangen, vorläufig wieder zu
hinzugehen, und nahm mir vor, es dem Zufall zu
ſen, der mich zu ihm führen ſollte.

ieſer erſchien bald. Ich ward in einen mißlichen
l verwickelt, der ſehr unangenehme Folgen für mich
haben können. Ich ward trübſinnig und meine Um-

gebung ſah deutlich, wie ſehr ich litt. Da ſagte mir eines Tages mein Freund, mit dem ich von meiner Angelegenheit ſprach: „Zwar hat Mayr nicht Urſache, ſich für Dich noch zu intereſſiren, jedoch iſt er der Einzige, der Dir helfen kann, und ich bin auch überzeugt, daß er Dir helfen wird, wenn er Deine Lage erfährt. Soll ich ihm eine Mittheilung machen?“

Ich zauderte mit meiner Antwort. Eine ängſtliche Scheu bemeiſterte ſich meiner, wenn ich daran dachte, das Verhältniß mit dieſem räthſelhaften Menſchen aufs Neue anzuknüpfen, ja — ihm ſogar Verbindlichkeiten ſchuldig zu werden; auf der andern Seite aber drängte mich meine Verlegenheit, die mir dargebotene Hülfe anzunehmen, auch die Neugierde kam dabei ins Spiel, mich von Mayr's Macht zu überzeugen. Nach einigen Weigerungen willigte ich endlich ein, und mein Freund lief fort, um Alles einzuleiten.

Er ließ mich nicht lange auf die Antwort warten. Mayr hatte verſprochen, noch an demſelben Abende in meiner Angelegenheit die nöthigen Schritte zu thun. Am andern Morgen erhielt ich ſchon die Gewißheit, daß Alles aufs Beſte beigelegt worden war. Ich eilte zu Mayr hin, um mich bei ihm zu bedanken, und fand ihn höflich, freundlich, und dabei wie einen ganz gewöhnlichen Menſchen.

Dieſe ruhige, alltägliche Außenſeite aber machte eben auf Den, der den ſeltſamen Menſchen näher kannte, den ans Wunderbare grenzenden Eindruck

Nach einiger Zeit hatte mich die Kunſt und ihr' Stu-
um ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich an das For-
en nach geheimen Wiſſenſchaften nicht mehr dachte. Die
n Mayr entlehnten Bücher waren demſelben zurückgeſtellt
rden und obgleich ich ihm für den mir — wie ich ſpä-
erfuhr — auf reinmaureriſchem Wege erzeigten Dienſt
r dankbar blieb, ſo ſuchte ich doch nicht mehr die Gele-
heit, mich ihm zu nähern.

Der Gaſt auf Ottocar's Burg.

Die Rüſtungen gegen Rußland hatten begonnen, und wir ſahen die Franzoſen zum zweiten Male Preußen überſchwemmen. Ich wohnte bei einem Freunde auf dem Lande, deſſen Gut ſeitwärts von der großen Heerſtraße lag, um dem wilden Treiben der Fremden zu entgehen, und ſo waren uns bereits mehre Wochen dahingefloſſen, als lebten wir mitten im Frieden.

Eines Tages trat mein gaſtfreundlicher Wirth ungewöhnlich früh und völlig angekleidet in mein Zimmer. „Ich muß wegen eines wichtigen Geſchäfts nach Königsberg,“ ſagte er, „begleite mich, es iſt mir angenehm.“ Ich nahm ſeine Einladung an.

Nach einigen Stunden hatten uns die tüchtigen Pferde zur Stadt gebracht. Mein Freund ging ſeinen Geſchäften nach, ich ſchlenderte durch die Straßen, mich mannichfaltigen Gedanken überlaſſend. Auf dem Platze vor dem Schloſſe war ein ſeltſames Gedränge. Die Menſchen ſtanden lautlos da und reckten die Hälſe empor. Meine Blicke ten und richteten ſich unwillkürlich auf die Spitze des rdigen Schloßthurms. Ein großer Stoßvogel ſaß auf m vorſpringenden Mauerſteine und rupfte ſich zum hſtücke eine Taube. Der Erſtere kam, von unten geſe- , an Größe kaum einer Taube gleich, die letztere ſah m Sperlinge ähnlich. Auf dem Mauerſteine war er m rächenden Geſchoſſe unerreichbar, und was half's auch, zu tödten, das Täubchen war zerriſſen!

Ein Geräuſch an meiner Seite zog meine Blicke aus Luftregionen zur Erde. Es war ein bekannter Tau- liebhaber, der in der Zerriſſenen den ſchönſten Mohren- f ſeines Schlages erkannt zu haben glaubte und, wie n der Kopf ihm brannte, lautfluchend nach Hauſe lief.

Es entſtand ein Gemurmel darüber und ein Drängen, franzöſiſche Garden näherten ſich, um die Urſache zu rſchen. Nun erſt fielen meine Blicke auf dieſe und auf furchtbare Ehrenwache, die unter dem Gewehr ſtand. s deutete auf einen ſehr vornehmen Gaſt, der in Otto- s Burg zur Zeit hauſte. Neugierig fragte ich meinen chbar, was das zu bedeuten habe?

„Je nun, Sie ſtehen hier und wiſſen es nicht?“ er- erte er befremdet. — „Ich ſah nach dem Stößer dort n!“ ſagte ich. — „Ei was, Stößer!“ brummte er, in- er mich ſeitwärts anſchielte und von mir wegging. demſelben Augenblicke bildeten Soldaten Spalier; ein fen und Rennen begann auf allen Punkten. Officiere ngten fort. Reichgekleidete Bediente führten Pferde vor wieder weg. Ich hatte mich ſo ziemlich vorgedrängt, Alles in Augenſchein zu nehmen, aber fragen wollte nicht, ſeitdem der ehrliche Königsberger mich ſo miß- iſch angeſchielt hatte. Plötzlich brach der Ruf: Vive mpereur! wie ein fernhinhallendes Ungewitter los. Ich ſah mich um, an meiner Seite wühlten ein paar bleiche Geſichter ihre Blicke in den Boden, alle Andern ſtarrten hinan, ich folgte und erblickte nun Napoleon ſelbſt, am Fenſter ſtehend. Kein Dank, keine Bewegung wurde an ihm ſichtbar. Die tiefſte Stille folgte auch ſogleich dem Ausbruch des lauteſten Jubels. Ich ſah Napoleon ſtarr und unverwandt an, bis er uns ſchnell den Rucken kehrte und vom Fenſter verſchwand. Das Falſtaff'ſche „Futter für Pulver" konnte ich nicht aus den Gedanken bringen. Mir war's, als müſſe er das in dem Augenblicke gedacht haben.

Nun ſah Alles nach dem Portale, wo mehre Reitpferde gehalten wurden und wo man in Gedanken den Kaiſer jeden Augenblick herunter kommen ſah, um den guten Königsbergern das Schauſpiel des Aufſteigens und Wegreitens zu geben. Aber wir warteten und warteten vergebens, bis die Trommeln wirbelten, die ſpalierbildenden Truppen abzogen, die Ehrenwache mit den Gewehren in die für ſie eingerichteten Zimmer des Erdgeſchoſſes ſich zurückzog und die Menge unter lautem Gemurmel durcheinander zu wogen begann. Napoleon war in dem innern Schloßhofe aufgeſtiegen und durch eine andere Straße fortgeritten. Es kam mir ſo vor, als liebte der Mann das Aufſehen nicht.

Das Bild Napoleon's beſchäftigte mich, und ich ging zwecklos durch einige Straßen, ohne bemerkt zu haben, daß bereits mehre Stunden vergangen waren. Plötzlich ſtrömt mir eine Menſchenmaſſe entgegen. Reiter mit gezogenem Säbel, Mameluken mit geſpanntem Schießgewehr ſprengen vorüber. Man glaubt, es nahe ein Deſpot des Orients. Dieſe Täuſchung erreicht ihre Vollendung, als man in den Strahlen einer höchſt glänzenden Umgebung einen ſtattlich

nen Reiter, in bizarrem Coſtum, mit Turban und
herfeder, hoch zu Roß einherſprengen ſieht. Dies war
ſpäterhin ſo unglückliche Joachim Murat. Mit einem
lage donnert's wieder: Vive l'Empereur! zwei, drei
l. Napoleon kehrt von ſeinem Spazierritt heim. Die
Ruhe in ſeinen Mienen. So wie er vorüber iſt,
eigt der Ruf. Ein Haufe Mamelucken reitet auf wil-
Thieren hinter ihm. Auf keuchendem Roß ſprang nun,
Schweiß triefend, ein ſchwarzgekleideter Reiter einher.
ſieht mich, nickt freundlich und ruft mir zu: „Komm
Abend zu G., ich habe Dir Dinge zu erzählen!"
ſomit ſprengt er dem Zuge nach und ſchließt ſich —
ſehe es deutlich — dem Mammelukenführer an. Ein
es Räthſel. Was hat mein ehrlicher Schulkamerad mit
em Zuge zu ſchaffen? Ich erwartete den Abend mit
nſucht und gehe ins G.'ſche Kaffeehaus, wo ich mich
zweite Zimmer, in die gewohnte Ecke ſetze, um mei-
Freund zu erwarten.

Mit dem Rufe: „Abgelöſt!" ſprang er bald darauf la-
d herein.
„Wer bin ich?" fragte er mich, indem er die Arme
die Seite ſtemmte. „Siehſt Du mir's wol an, daß ich
r Guide de l'Empereur ſeit ungefähr acht Tagen bin?
habe Dir zugerufen, daß ich Dir Dinge zu erzählen
e, und nun will ich loslegen, und ſollt' es die ganze
cht dauern. Zuhören ſollſt Du mir ſchon, denn es
d Dich intereſſiren, daß Dein Freund nun auch eine

Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt und vielleicht einmal ſeine Denkwürdigkeiten herausgeben kann. Alſo vernimm, wie ich zu meiner Celebrität gelangt bin. Ich muß wol vom Ei anfangen, da Du alle großen Begebenheiten dieſer Zeit in Deinem Malepartus gänzlich verſchlafen haſt."

„Mit der officiellen Nachricht von der Ankunft des Kaiſers kam zugleich die Weiſung, mehre junge Leute von guter Familie, die fertig franzöſiſch parlirten, brav reiten könnten und in Stadt und Gegend gut Beſcheid wüßten, zu erwählen, um Napoleon während ſeiner Anweſenheit zu begleiten und ihm, mit einem Worte, die beſte Richtung bei ſeinen Ausflügen zu geben; Du ſiehſt eine Art reitenden Hofmeiſters für den großen Mann. Da ich alle jene Eigenſchaften im vollkommenſten Maße beſaß, ſo war ich unter der Zahl der Erwählten. Noch war aber Napoleon nicht da, als die Guides ſchon aufs Schloß citirt wurden. Wir fanden etliche Herren des Magiſtrats, nicht ohne einige Verlegenheit. Eine hohe Perſon aus des Kaiſers nächſter Umgebung war angekommen und hatte den Befehl überbracht, Napoleon wolle in dem Hauſe reſidiren, das die Königin Luiſe einſt bei ihrem Aufenthalte in Königsberg bewohnt hatte. Allen fiel ſogleich das ſchöne Landhaus des Humoriſten Hippel mit ſeinem ſo ſinnig angelegten Park ein, welches nunmehr einer andern Familie zugehörte. Die Einrichtung dieſes Hauſes konnte wol der gemüthvollen, allen Glanz verſchmähenden, durch Unglück niedergebeugten deutſchen Fürſtin genügen, aber dem Mächtigen im Uebermaße des Glücks, den Anforderungen der ihn begleitenden Fürſten und Krieger, den Anmaßungen ſeines Hofſtaates ſchien dies Haus keine Befriedigung gewähren zu können.

Das Zuſammenſtecken der Köpfe, das Hin- und Her-

a half jedoch nichts; der Befehl war da und es muß-
zu ſeiner Vollziehung alle Anſtalten getroffen werden.
beſten Zimmer wurden in Eile mit Sammt und Sei-
offen köſtlich tapezirt, Möbel und Ausſchmückungen
Art herbeigeſchafft und ſo ward das eigentliche Wohn-
zur Aufnahme des hohen Gaſtes nach Kräften würdig
ſtellt.

Nun erhielt man die Liſte des Gefolges und mit
die Liſte neuer Verlegenheiten. Die nächſten Um-
ngen des Wohnhauſes waren armſelige Hütten, von
leuten bewohnt, die nur die gewöhnlichſten Bedürfniſſe
ten, und dieſe ſollten franzöſiſche Großwürdenträger auf-
nen. Man verzweifelte an der Ausführung, weil aber
Befehl da war, ſo mußte dazu geſchritten werden.
Belegung der Häuschen wurde vorgenommen. Auf
kamen oft zwei Marſchälle und ein König. Berthier
im einem Dachſtübchen, Caulaincourt auf dem Bo-
Mürat neben einem Backofen wohnen. Die Herren,
dies Alles ſo veranſtaltet hatten, wiſchten ſich den
weiß von der Stirn und ſahen, was ſie gemacht hat-
und, ſich deſſen freuend, kehrten ſie zur Stadt zurück.
war aber mittlerweile ein hoher Gaſt, als Vorläufer
Höhern, eingetroffen. Der Oberceremonienmeiſter Graf
ur empfing die Herren im großen Saale des Schloſ-
Er, der mit Ceremonien ungemein gut umzuſpringen
en mußte, mach[illegible] hier deren wenig. Er fragte kurz,
dem Befehle Sr. Kaiſerlichen Majeſtät nachgekommen
den wäre und das Hotel, welches die verſtorbene Kö-
n bewohnt, zu deſſen Aufnahme bereit ſei. Auf die
ahung dieſer Frage warf ſich Se. Excellenz in den Wa-
, einige Herren der Behörde und meine Wenigkeit als
de ſtiegen hinein und nun ging's den langen Stein-

damm hinunter, dem alten Thore zu. Nicht zweifelhaft konnte man über das Mißfallen bleiben, welches ſich Sr. Excellenz bei dieſer Gelegenheit bemächtigte. Er fragte zu mehren Malen, ob denn die Königin auf dem Lande gewohnt habe? welches jederzeit mit dem höflichſten Ja beantwortet wurde. Man kam an, ſtieg aus, und Graf Ségur's Unwillen wuchs zuſehends. Ein Mißverſtändniß mußte hier zum Grunde liegen, und nicht lange — ſo war's entdeckt. Die Königin hatte wol einſt mit dem Könige dieſen Garten bewohnt, doch auch allein wohnte ſie, bei einem frühern Beſuche, in dem geräumigen Palaſte des Landhofmeiſters des Königreichs in einer der ſchönſten Straßen der Stadt. Dieſe Reſidenz war es, die Napoleon gemeint hatte. Daran hatte Niemand gedacht, weil Alle Napoleon ſich eine kurze Zeit als Geßner'ſchen Idyllenſchäfer wol mochten geträumt haben, der Vergnügen daran findet, in den kleinen Labyrinthen des Hippel'ſchen Gartens auf gelbem Kies einherzuſchlendern, um die zahllos angebrachten Reimſprüche und Inſchriften ſich von Einem aus ſeinem Gefolge ableſen und überſetzen zu laſſen. Dies war jedoch eine kurze Täuſchung, welcher eine furchtbare Verlegenheit folgte.

Der Kaiſer war vor den Thoren und ſeine Wohnung noch nicht im Stande. Denn der ſüße Traum, Berthier, Caulaincourt und Murat im kleinen Häuschen, in friedlicher Eintracht, um den Tiſch der [illegible]lichen Bauernfamilie ſitzen zu ſehen, war ſchnell zerſtört worden. In größter Eile wurden Möbel u. ſ. w. nach der Stadt und in das Schloß gebracht, welches zur Aufnahme eines Monarchen doch an und für ſich ſchon geeigneter war, weil der Palaſt des Landhofmeiſters in ſo kurzer Zeit einzurichten unmöglich ſchien.

Napoleon's Equipage war bereits angekommen. Man
ſte dazu, die verſchiedenen Gegenſtände ſeiner Haushal-
g, wie ſeiner Toilette, unter Dach zu bringen. Sein
ſe-Neceſſaire von Gold, mehre Gegenſtände, die wir
Zinn und Porzellan zu ſehen gewohnt, und die zu
drigem Dienſt beſtimmt ſind, von demſelben Metalle, ei-
e abgetragene grüne Uniformen und verſchiedene Exem-
re des welthiſtoriſchen Hutchens.

Nicht ohne Stolz, der lächerlich wie jeder andere war,
egte ich mich in den hohen Gemächern unter dieſen
genſtänden. Ich fragte mich, ob ich denn noch derſelbe
r. Mich dünkte, ich ſei durch die hohe Flut der Zeit-
gniſſe ſelbſt zu einer bedeutenden Höhe getragen, ich
nte, am Hofe zu Paris ein Amt zu bekleiden und
m auch keiner der grand-dignitaires, doch mindeſtens
r der angeſehenſten grand-vautriens des kaiſerlichen
fes zu ſein.

Ich ſtellte mich eben vor einen der langen Spiegel,
mein ganzes Ich mit einem Male zu überblicken, ob
denn gar nichts von Auszeichnung in irgend einem
rfläche bemerkte, als ich wie vom Schlage gerührt, er-
rt, den Mund wie zum Schreien geöffnet, ſtehen blieb.
erblickte nämlich eins jener Napoleonshütchen auf mei-
Kopfe, gerade ſo aufgeſetzt, wie er ſie aufzuſetzen
te. Ein lautes [illegible]lächter weckte mich aus der Betäu-
g, worein mich [illegible]ſer Anblick verſetzt hatte, und da
den Kopf wendete, gewahrte ich einen freundlichen al-
Herrn der Stadtbehörde, der ſich — unbelauſcht wie
waren — den Spaß gemacht hatte, mir den Hut des
ltbezwingers aufzuſetzen. Ich muß geſtehen, ich ſah ihm
em Hute ähnlich, konnte mich aber nicht lange dieſer
nlichkeit erfreuen, denn ein lautes Geräuſch in den

Vorzimmern erregte unſre Aufmerkſamkeit und ich legte den Hut an ſeinen Platz. Die Flügelthüren wurden aufgeriſſen und die Eintretenden meldeten die Ankunft des Kaiſers. In Eile drängten wir uns hinter die geöffnete Thür. Eine Menge Diener eilte voraus. Adjutanten, Fürſten in glänzenden Uniformen, ſtellten ſich ehrerbietig auf. Endlich erſchien Er, unſcheinbar wie immer gekleidet, feſten Schrittes, unter dem der Boden zu dröhnen ſchien.

Napoleon hatte ſich in die innern Gemächer begeben und nun war unſers Bleibens in den Vorzimmern nicht mehr. Ich durchſtrich gedankenvoll die Gänge und gerieth in die Küche, wo eben das kaiſerliche Frühſtück zubereitet wurde.

Ich näherte mich einer langen, weißbedeckten Tafel, von den Aromen mehrer dampfenden Schüſſeln angelockt, als ein „Zurück da!“ zweier bärtigen Grenadiere mich davon zurückſchreckte. „Dies iſt das Frühſtück des Kaiſers,“ flüſterte mir ein freundlicher Pariſer Küchenjunge zu, „und die Grenadiere halten Wache, damit kein unbeliebtes Gewürz aus Verſehen in die Speiſen geſtreut werden möge.“

Ich zog mich zurück und wandte meine Aufmerkſamkeit auf andere nicht minder bemerkenswerthe Gegenſtände hin. Da ſprangen Lakaien in die Küche und donnerten „Qu'on serve!“ und ſogleich ſetzten ſich die ſämmtlichen Gänge des erlauchten Frühſtücks, von Lakaien in ſchwerer Livree getragen und von Grenadieren escortirt, nach den kaiſerlichen Gemächern in Bewegung. Der Zug [illegible]ar mir ſo impoſant, daß ich, als er bei mir vorüber kam — vor den Braten, Gelés, hors d'oeuvres und entremets einen tiefen Bückling machte. Sie ſollten ja von den mächtigen Kinnladen zermalmt werden, wie ſo manches Andere im geliebten Vaterlande, und das mochte wol jenes ſeltſame Gefühl in mir erregt haben.

e ich denn nun von Natur ein Träumer bin, ſo
ch wieder träumend da, dem Zuge die Treppe hinan
end, wie oben die dienſtthuenden Pagen und Kämmer-
ie Schüſſeln von den Lakaien in Empfang nahmen,
den Großwürdenträgern zu überantworten, und ſo
den ſchmuzigen Schlacken des Herdes bereiteten
n in immer reinere Hände, bis zu der Region des
gelangen zu laſſen.

a zupfte mich Jemand am Rockſchoße und wie ich
mdrehe, iſt es ein Page, der mich einladet, an dem
ücke der Hausofficiere des Kaiſers Theil zu nehmen.
iner Eigenſchaft als Guide, wohlverſtanden!

as war ein Frühſtück! Beſſer zubereitet ſind mir noch
ußiſche Landesproducte vorgeſetzt worden. Dieſe Kar-
hätteſt Du ſehen ſollen und ſelbſt unſere grauen Erb-
tten eine franzöſiſche Tournüre angenommen, daß ſie
cht zu erkennen waren. Das Geſpräch war laut und
in. Man lachte über den mißverſtandenen Befehl,
ß man ſich eingebildet habe, Lakaien Sr. Majeſtät
ßiſche Bauernhäuſer einquartieren zu können. Von
ebeiſtande mit den Prinzen und Generalen war hier
ch nicht die Rede.

a trat plötzlich ein dienſtthuender Schranze mit dem
e ein, der Kaiſer werde am Nachmittage den Hafen
illau beſuchen, und Mundköche und Guides müßten
hin folgen. Fluchend über die bevorſtehende Reiſe in
nwirthbaren Lande — ſo nannten die Gäſte mein
Oſtpreußen — ward das Frühſtück beendet und als-
urden die Anſtalten zur Abfahrt getroffen.“

er brach mein Freund plötzlich ab. „Die Stunde
ch muß aufs Schloß,“ ſagte er mit wichtiger Miene.
es noch ſteht zu Dienſten, wenn die Zeit der Ruhe

wiedergekehrt ſein wird; ich ſehe ſie ſchon im Geiſte, die ganze Kette der unbedeutendſten Begebenheiten, kaum des Behaltens werth, aufgezeichnet und der Preſſe übergeben. Wenn nur Napoleon dabei genannt werden kann, ſo gibt's doch ein Memoirchen! und ſomit ſeien denn im Voraus meine Mémoires d'un ancien guide de l'Empéreur, ou les événemens de trois jours, hiemit feierlichſt angekündigt. Adieu!"

Er eilte davon und ich ſah am folgenden Tage den Kaiſer in einer offenen Halbchaiſe fortreiſen, die Garden von der Wache ziehen, und ging in mein ſtilles Aſyl bei Bartenſtein zurück.

Kotzebue.

n hat wol kein Beiſpiel, daß ein Mann von ſo großem
te, der ſeine Nation mit ſo vielen ergötzlichen Werken
nkt hatte und dabei unbeſtrittene Verdienſte beſaß, zu-
auf einer hohen Stufe im Staatsdienſte ſtand und
Bruſt Ordenszeichen ſchmückten, in einer ſo großen
chtung bei Vielen ſeiner Zeitgenoſſen geſtanden hat,
otzebue.

r hatte ſchon dadurch, daß er gegen die Schlegel und
omantiſche Schule ſchlechte Waffen gebraucht, die ganze
nd wider ſich aufgebracht. Es ſchützte ihn nicht, daß
ranzoſenhaß predigte und Napoleon verſpottete; das
keinen Anklang, obgleich die Nation wirklich in dem
war, weder die Franzoſen noch den Napoleon zu lieben,
ies einige Jahre ſpäter auch thatſächlich erhärtete.

an erlebte es, als er einſt auf der Durchreiſe in
gsberg das Theater beſuchte, wo man ſeinen Carolu
nus gab, daß die Studenten mit Knütteln an ſeine
ſchlugen und ihn ſo zwangen, das Haus zu verlaſſen;
pfiffen ſie das Stück aus.

m Jahre 1813 erregte es einen ſonderbaren Eindruck,
er Königsberger Zeitung Anzeigen über Handel und

Schiffahrt, kurz, ganz ernſt zu nehmende Dinge mit einem Namen der Komödienzettel unterzeichnet zu ſehen, wodurch für Theaterfreunde jene Anzeigen complett ſpaßhaft wurden. Kotzebue, der Verfaſſer der Pagenſtreiche, des Pachter Feldkummels, oder wie er urſprünglich hieß: Fettlümmels, der deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w., war nämlich als kaiſerlich ruſſiſcher Generalconſul nach Königsberg geſchickt worden. Es war Winter, als er ankam, und man konnte ihn, in einen tüchtigen, ruſſiſchen Pelz gehüllt, auf den Straßen und Promenaden und im Theater erblicken. Er begnügte ſich aber nicht damit, in ſeiner Loge zu bleiben, ſondern er ſtieg bald aufs Theater, das heißt hinter die Couliſſen, und ſah ſich die Kunſtwirthſchaft an und mäkelte und tadelte offen daran herum.

Ein junges, liebenswürdiges Stumpfnäschen vom Chor, das damals außer dem Theater die erſten Liebhaberinnen bei mir ſpielte, vertraute mir, daß dieſer Pelz, oder vielmehr der ſtechende Blick, der aus ihm herausfuhr, ganz unerträglich ſei. Kürzlich in der Entführung ſei der Pelz in das Theater gekommen und habe das Serail des Baſſa Selim gemuſtert, als wenn die jungen Mädchen wirklich Sklavinnen und er ein wirklicher Osmin geweſen wären. Bis an die Augen hatte er den Pelz hinaufgezogen und den breitrandigen Hut bis auf die Augen gedrückt, ſodaß eben nichts als nur die Augen zu ſchauen blieben, und nun hätten dieſe Augen ſo ſcharf geſchaut, von oben bis unten, daß die jungen Chormädchen gezittert vor Angſt und vor Froſt nebenbei, denn es war im Winter, und der iſt in Königsberg, wie ich verſichern kann, ſehr kalt, aber das Theater in Königsberg iſt nicht zu heizen.

Dann hat der Herr von Kotzebue ſich zu dem Director Beinhofer gewendet, der ihm, wie der dienſtthuende Adjutant

inſpicirenden Generale, Schritt vor Schritt folgte, und
ihm geſagt: „Schließen Sie zu, Herr Weinhöfer, Ihr
ndchen iſt kein Blondchen. Ihre Conſtanze iſt keine Con-
ze, und Ihr Belmont iſt kein Belmont.“

Hierauf kehrte er ſich zu einem der Actionaire des
aters, der unweit davon ſtand, und ſagte laut und ver-
nlich: „Dem Dinge muß abgeholfen werden, denn es
mir Bedürfniß, in der Stadt, die ich bewohne, ein gutes
ater zu haben.“

Dem armen Weinhöfer, einem alten emeritirten Schau-
ler, den die Königsberger ſo gern hatten, daß ſie ihm
r ſein Singen verziehen, das er ſich oftmals beikommen
, fuhr's bei dieſer Aeußerung durch alle Glieder. Aber
achte an ſeinen Contract, den er erſt ganz kürzlich ab-
loſſen hatte, und fühlte ſich auf ſeinem Directionsſitze
lich ſicher und unantaſtbar. Um indeß den höflichen Mann
uszukehren und Kotzebue einen Beweis ſeiner Lebensart
anerkennenden Werthſchätzung des großen dramaturgi-
Verdienſtes deſſelben zu geben, ſagte er in ſeiner rau-
holperigen Sprache, die wie eine ruſſiſche Telege über
Knüppeldamm raſſelte: „er bäte um einige Winke,
n er nachkommen wolle, und werde ſich beſtreben,
l ſtrengen Kunſtanforderungen ein Genüge zu leiſten.“

„Das werde ſich Alles ſchon finden,“ war die Antwort
Herrn Generalconſuls, die den Mann ganz und gar
irſchte.

Bald ſollte Weinhöfer wiſſen, woran er war. Er ver-
ſeine Direction und mußte in Reih und Glied Dienſte
nen. Das ſchöne Vorrecht, ohne das Prädicat „Herr“
dem Zettel genannt zu ſtehen, büßte er mit dem minder
nen ein, für die geſammte hungrige Heerde ſeiner Schau-
er die Gage zuſammenſparen zu müſſen.

Von nun an las man wieder „Herr Weinhöfer“ auf dem Zettel, und zwar neben beſcheidenern Rollen; dafür aber war das Regiment der Bühne als dreigeſpaltene Macht organiſirt worden. Das Kunſtfach leitete der kaiſerlich ruſſiſche Staatsrath und Generalconſul Herr Auguſt von Kotzebue, das Decorationsweſen der Herr Oberbaurath Müller, derſelbe, der den damals neuen Kunſttempel in Form eines großen Heu- und Fouragemagazins gebaut hatte, und die Führung der Kaſſengeſchäfte übernahm der Herr Commerzienrath Schwink, ein Mann, der offenbar am meiſten ſeinem Amte gewachſen war.

Denn man glaube nicht, daß Kotzebue, der ſo hübſche Komödien machte, es verſtanden habe, eine Bühne zu leiten. Er hatte in Wien und Reval die Beweiſe ſeiner Unfähigkeit hierzu an den Tag gelegt.

Das Erſte, was er that, war, daß er Engagementsbriefe in die Welt ſandte und unter dem Titel „Kunſtblatt“ eine eigene Theaterkritik begründete.

In den erſten Tagen des Frühlings, der auf ſeiner Reiſe um die Welt in Königsberg erſt ſehr ſpät einzutreffen pflegt, konnte man um die Stunde des Theateranfangs einen Mann mittler Größe auf dem Königsgarten auf- und abgehen ſehen, deſſen Aeußeres von den alltäglichen Philiſtern, die man dort zu ſehen bekam, einigermaßen abſtach. Er trug eine ſchwarzſeidene Weſte und kurze Beinkleider, ſchwarzſeidene Strümpfe, Schuhe; alles Dies nicht wie ein Landgeiſtlicher der damaligen Zeit, ſondern nach eleganterer Façon, darüber einen Rock von blauem wollenem Sommerzeug, den er nach hinten zu, gerade über dem Theile, den man in guter Geſellſchaft das Ende des Rückgrats zu benennen pflegt, ungefähr auf ſolche Weiſe mit der einen Hand zuſammenhielt, wie man es von dem

alon der Pantomime zu ſehen gewohnt iſt. Die an-
Hand hielt den Hut, der ſelten aufgeſetzt wurde. Das
t des Mannes war länglich, die Züge ausdrucksvoll.
ugen lebendig, die Naſe ſtark und die grau ſchillernden
e wohlgeordnet und friſirt, beſonders was den ſehr be-
n Hahnenkamm betrifft, den man damals noch
brannt und mit dem Stolze eines wirklichen Hahnes
em Kopfe trug, während die jetzige Generation von
enkämmen nichts mehr weiß, als daß ſie in Ragout-
ein feines Gericht abgeben. So ändern ſich die Zeiten!
würde ein Schriftſteller wie Kotzebue ſchwerlich ſo
dem Königsgarten in den erſten Frühlingstagen ſpa-
gehen; allein Das, was ich hier erzähle, iſt ſchon
her; zwanzig Jahre! welch eine Zeit, in einer Zeit,
as Geſtern ſchon veraltet iſt und wo ſo viel ſich er-
und ſo wenig davon nachhaltig iſt, daß die Sucht
ſtets Neuem nicht nur ſehr verzeihlich, ſondern ſogar
en Erſcheinungen des Lebens auch ſehr wohl be-
rt iſt.

eben Kotzebue, doch zwar immer einen Schritt zurück,
te eine kleine Geſtalt, nicht etwa eine wirkliche

„Maus,
Die in monſtröſer Geſtalt thut auf dem Boden
ſchweben“ —

n nur ein kleines Männlein von ziemlich koboldartigem
e, mit Complimenten und artigen Purzelbäumen um
erühmten Dramaturgen bemüht. Dieſes Männlein
amals bereits in Jahren vorgerückt und Vater mehrer
nmen ausgebildeter Kinder, ſah aber dabei ſelbſt noch
n unausgebildetes aus. Es hieß Angely, der nach
ue's Tode ſelbſt als fruchtbarer Luſtſpieldichter auftrat
as deutſche Theater für ein Vermächtniß ſeines großen

Lehrers anſah, für das er Sorge zu tragen hatte. Dieſem Angely geſchah es damals in Königsberg, daß er, zur Probe gehend, ſeine Rolle aus der Rocktaſche verloren hatte und ein gutmüthiges altes Weib ihn mit den Worten darauf aufmerkſam machte: „He! kleiner Junge! er hat ſein Schulbuch verloren!“

Angely ſah damals ſo täuſchend einem kleinen Gaſſenjungen gleich, daß ihm dieſe Charaktere auch am beſten auf der Bühne gelangen und er in den Pagenſtreichen als Berliner Gaſſenjunge, im Dorf im Gebirge als dummer Schulbube, der nicht weiß, wie hoch der Berg Sinai iſt, und in ähnlichen heitern Partien excellirte und der Liebling des Publicums wurde. Die jugendlichen Helden wollten ihm hingegen nie recht gelingen.

Kotzebue, der das Kleine liebte und auch wol in Angely den fruchtbaren dramatiſchen Eierſtock herauswitterte, machte ſeinen Leib- und Flügeladjutanten aus ihm. Der kleine Mann war geheimer Regiſſeur, geheimer Theaterſecretair, geheimer An- und Rathgeber. Ich habe den Brief geleſen, den der kleine Angely an ein damals ſehr beliebtes Mitglied des Königsberger Theaters ſchrieb und der mit den Worten ſchloß:

„Fügen Sie ſich dem Willen des Herrn Staatsraths von Kotzebue nicht, ſo ſeien Sie überzeugt, daß er der Mann iſt, der Ihnen ſchaden kann, und auch gewiß will.“

So fürchterlich begannen ſich die Verhältniſſe zu geſtalten.

Kotzebue ſelbſt war ſehr leidenſchaftlich und erlaubte ſich oft gewaltſame Handlungen, die er ſpäter bereuen und zurücknehmen mußte. Er entließ einſt die erſte Sängerin ihrer Verbindlichkeiten auf der Probe; ein andermal gab er eine kleine Rolle, in einem ſeiner älteſten Stücke, dem erſten

aſſiſten, und als dieſer ſich weigerte, ſie zu ſpielen, be-
uptete Kotzebue, er habe darin eine Baßarie zu ſingen,
erauf ihm bewieſen wurde, daß er ſich im Irrthum be-
ade. Gewiß iſt es, daß er ſeine eignen Stücke nicht kannte,
ets die Titel verwechſelte und ſich nicht auf die Einzelheiten
rin zu beſinnen vermochte.

Obgleich er ſich bemühte, einige gute Mitglieder aus der
erne herbeizuziehen und auch für die äußere Ausſtattung
r Stücke manche Anſtrengung machte, ſo gingen die Vor-
llungen doch nicht ſo, daß eine allgemeine Befriedigung
raus erwuchs. Dabei wurden die Ausgaben und An-
rüche ſo geſteigert, daß das Theater ſich nach kurzer Zeit
flöſen mußte und ſeither noch immer nicht auf eine Stufe
h erheben konnte, die es einſt unter günſtigern Verhält-
ſſen einzunehmen im Stande geweſen.

Die erſten Mitglieder waren ſo mislaunig und übel-
ollend, daß ſie jede ſich darbietende Gelegenheit benutzten,
n die Mängel der Anſtalt in recht hellem Lichte hinzu-
llen. Ich ſah einſt bei der erſten Vorſtellung des lang-
eiligen Kotzebue'ſchen Dramas „Rudolph von Habsburg
d Ottocar von Böhmen" den Schauſpieler, der den
udolph gab, auf- und abgehen, vor dem Publicum mit
m Reichsapfel Fangball ſpielend, bis daß ſein Mitſpieler
ftrat, der das Stichwort überhört und ſich deshalb un-
bührlich lange verſpätet hatte. Dieſer Schauſpieler iſt ſeit-
m zu großem Ruhme gelangt und ziert eine unſerer vor-
hmſten Kunſtanſtalten.

Was die Schauſpieler am meiſten, neben der unge-
chten Heftigkeit ihres Chefs, erbitterte, war deſſen ebenſo
arfe als maliciöſe Kritik ihrer Leiſtungen in dem von ihm
rausgegebenen Kunſtblatt. Iſt dieſe Gattung von Künſt-
n ſtets übermäßig empfindlich gegen Ausſtellungen an

ihrem Gewerbe und den Fähigkeiten, es zu üben, ſo mußten ſie es noch mehr ſein, wenn dies von einem Manne ausging, der zu wohlmeinenden Beurtheilungen unter vier Augen berechtigt war und ſeine Befugniß verkannte, indem er ſie zu öffentlichen machte und ihnen eine gehäſſige Beimiſchung gab.

Kotzebue's Thätigkeit in jener Zeit grenzte ans Wunderbare; er ſchrieb Komödien und Opern, machte nach ſeiner Weiſe geſchichtliche Studien, redigirte periodiſche Schriften, gab Kunſturtheile von ſich, wohnte gelehrten Sitzungen bei, wandte ſich der geſelligen Seite des damaligen Königsberger Lebens mit Vorliebe zu und beſorgte nebenbei ſeine amtlichen Geſchäfte, die bei dem lebhaften Handelsverkehr mit Rußland keineswegs unbedeutend ſein mochten.

Wie ich ſchon erwähnte, war es auffallend, die dramaturgiſche Firma in den öffentlichen Blättern unter amtlichen Anzeigen mit Würde prangen zu ſehen; nicht minder aber war es ſeltſam und nahm ſelbſt einen heitern Anſtrich an, wenn Kotzebue in einem gelehrten Körper erſchien und dort einen ſeinem Rufe in der Welt entſprechenden Rang einnehmen wollte. So kam er einmal bei dem Feſte Friedrich's des Erſten, zum Gedächtniß an die Erlangung der preußiſchen Königswurde, auf den barocken Einfall, in der Sitzung der gelehrten „deutſchen Geſellſchaft“ ſeine neue Oper: „Herrmann und Thusnelde“, der Verſammlung vorzuleſen. Man denke ſich, welchen Eindruck dies hervorbrachte. Eine Oper vorgeleſen, zwiſchen ernſten Abhandlungen, vor Profeſſoren und andern Gelehrten, und noch dazu Kotzebue'ſche Theatergedanken in Kotzebue'ſche Verſe gekleidet!

Die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, war außerordentlich.

Morgens vier Uhr ſtand er auf, heizte im Winter
oſt ſein Zimmer und kochte ſeinen Kaffee. Hierauf ſetzte
ſich zum Schreiben. Das Papier war in längliche
treifen geſchnitten, vier aus einem Bogen, und wurde mit
chtiger, doch leſerlicher Schrift beſchrieben. Ich habe von
n Manuſcripte ganzer Stücke in Verſen geſehen, worin
nichts ausgeſtrichen war.

Bei dem Ruckzuge Napoleon's aus Rußland war er
onders thätig und brachte, wie es die Gelegenheit er-
ſchte, bald dies bald das als ſatyriſche Anſpielung auf
Scene. So entſtand das bekannte „Der Flußgott
emen und noch Jemand“, nebſt ſeinen Fortſetzungen,
lches bei der damaligen Stimmung in jener Provinz
ht anders als große Theilnahme finden konnte. Sowie
Zeitungen die Nachricht von einem neuen Siege über
poleon brachten, gleich war er mit einem Gelegenheits-
cke oder wenigſtens mit einem Prologe da; oft lief er
der Probe nach Hauſe, warf ſchnell einige Knittelverſe
fs Papier und ein unglücklicher Schauſpieler mußte ſie
dann ſchnell ins Gedächtniß pfropfen, um ſie Abends
ter lautem Bravo herzuſagen.

Sein Familienleben war einfach und er lebte mit den
einigen in gutem Einverſtändniſſe. Er hatte nach dem
eater gewöhnlich drei Freunde zu ſich eingeladen. Nach
n Souper begab ſich dann dieſe partie quarrée in ein
binet, wo vier geſtopfte Pfeifen und vier große dampfende
nſchgläſer bereit ſtanden.

So lange er das Theaterſcepter führte, konnte es nicht
len, daß er irgend eine Favorite hatte, für die er ſich
onders gütig zeigte. Er ſuchte dieſe jedoch nie unter den
inenten Künſtlerinnen, die wol in jeder Hinſicht große
ſprüche machten, ſondern wählte ſie aus jener Claſſe ge-

fälliger Geſchöpfe, die aus unglücklich bedrängten Verhältniſſen, wo ſie dem nackten Elend der Verderbniß ins große Auge blickten, ſich plötzlich zu einer vermeintlichen Kunſthöhe erhoben fühlen und mit wahrer dankbarer Rührung einen Opernchor an irgend eine heidniſche Gottheit abſingen, als ob ſie in der Kirche wären, um Gott für die Erlöſung aus lumpiger Schmach und Erhebung zu etwas glänzenderer zu danken.

Der Herr von Kotzebue hatte ſich aus dieſen Auserwählten ein blondes, ſchlankes Mädchen auserwählt, deſſen Name Wachs ſchon die Biegſamkeit ſeines Gemüthes andeutete. Notabene, wenn es warm wurde.

Der Vater dieſes Mädchens hielt eine der originellſten Kneipen, in der Nähe des Theaters, eine Gattung von Kneipen, wie ich ſie ſeitdem nie wieder angetroffen. Nicht ſowol wegen der Vortrefflichkeit des Gänſebratens, womit er uns jeden Abend regalirte und der mir damals beſſer behagte, als er mir jetzt behagen würde, ſage ich das, ſondern wegen der Gäſte, die ſich dort einfanden und an denen Hoffmann ſeine Vorſtudien gewiß machte, wenn er in ſeiner Jugend — er war bekanntlich ein geborener Königsberger — dieſe Leute beobachtete. Welche phantaſtiſche Figuren erinnere ich mich in dem kleinen Zimmer der Pulvergaſſe geſehen zu haben; wie konnte ich damals im Umgange mit ihnen ſchwelgen; wie nüchtern und ſchaal iſt Alles, was ich ſeitdem von dieſer Gattung erblickte und näher kennen lernte!

Jener alte Hauptmann, mit dem ſchwarzverbundenen Auge, wer konnte ſo groß ſprechen — nein! ich will ſagen: wer war ſo groß im Sprechen! Nur einmal traf ich etwas Aehnliches, jenen liebenswürdigen Cavalier in Breslau, der einem aus der Menagerie entkommenen Löwen, vor dem

Volk entſetzt floh, ein Wort ins Ohr raunte und ihn
n ſchmiegſam und ruhig in ſeinen Käſig zurückführte.
wollte dies Myſterium in Konſtantinopel von einem
nenier gelernt haben. Mein alter, einäugiger Haupt-
nn würde über die Kleinigkeit gelacht haben und uns
t ſchuldig geblieben ſein, daß er einmal zwei im Kampf
iſſene wüthende Löwen durch dieſes Wort zur Vernunft
acht hatte. Auch beſaß er gewiß das Geheimniß, träch-
Elephantenweiber zu accouchiren, Tigreſſen die Nägel
beſchneiden und Hyänen die Zähne zu putzen. So war
Mann!

Und der geheimnißvolle, kleine Menſch, ſtets halbbe-
nken, alſo ganz ſelig, der Alles wußte, ſich jedoch über
ts recht ausließ und deſto mehr zu errathen gab; der
ſelbſt gern das Anſehen eines höchſt gefährlichen Men-
n gab, vor dem man ſich zu fürchten habe und den
ermann auslachte!

Von ſolchen Originalen war das kleine Zimmer voll;
Alle liebten das Bier ſo ſehr, daß ſie dazwiſchen immer
naps tranken, um jene Liebe einigermaßen zu dämpfen,
halb ein Gläschen Branntwein dort auch „Dampfer“
nnt wurde.

Uebrigens waren die Leute nicht eigentliche Trunken-
e, ſondern mehr überſpannte Narren. Ihre Zeche be-
ten ſie nie an demſelben Abende, ſondern die Tochter
Wirths kam gewöhnlich, nachdem die Rechnung ange-
ollen war, des Morgens, um die Bezahlung einzutrei-
und man war mit dieſer freundlichen Execution nicht
unzufrieden.

Dies gute Mädchen war nun aber in der vollen Blüte
jungfräulichen Reize zum Theater gegangen, welches

bei der Nähe der Trattorie ihres Vaters und des Kunſttempels wol Niemand befremdlich erſcheinen wird.

Der Herr Etatsrath von Kotzebue hatte, da ſeine Zeit von den vielerlei Geſchäften gänzlich in Anſpruch genommen war, die Stunden der Sieſte dazu eingeräumt, um junge, hübſche Talente weiblichen Geſchlechts, die ſich dem Theater widmen wollten, in Perſon zu prüfen. Er ließ dieſerhalb Ankündigungen in die öffentlichen Blätter rücken, daß ſich ſolche Individuen bei ihm ſelbſt in den Nachmittagsſtunden einzufinden hätten. Die Kunſt hatte manchen Gewinn davon, wie ich glaube; das junge Wirthstöchterchen war von der Zahl.

Bald gelang es dem hübſchen Kinde, ſich ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß es Rollen und, was noch mehr war, eine Benefizvorſtellung erhielt. Um dieſe ergiebig zu machen, leiſtete der großmüthige Gönner auch willfährig ſeine Hülfe. Man kann denken, daß es kein geringer Vorzug des damaligen königsberger Theaters war, die neuen Stücke Kotzebue's, nach welchen alle Bühnendirectionen geizten, zuerſt zu haben. Ein Vorzug, der als ſolcher zwar anerkannt, dennoch nicht in gehörigem Maße gewürdigt wurde. Was gäben jetzt wol die Leute darum, wenn ein Kotzebue ſeine leichten, witzigen, heitern Stücke den ausgehungerten Theaterfreunden darbrächte!

Für das junge Mädchen gab der gefällige Dichter einmal die fünf kleinen Stücke ſeines Taſchenbuchs als Manuſcript her, die ſämmtlich an einem Abende als Benefiz aufgeführt wurden. Wenn nun auch nicht Alle gefielen, eins davon: „Wer weiß, wozu es gut iſt“, ſogar ausgerufen wurde, ſo kann man doch denken, wie voll das Haus wurde.

Dieſes und einige andere Beiſpiele regten nun die Schau-
ler, welche Benefize hatten, an, ſich ein neues Stück von
ebue zu verſchaffen; aber nur den Wenigſten konnte dies
ngen.

Einer meiner Freunde beim Theater, Familienvater und
h Kränklichkeit und ſchlechte Beſoldung ziemlich herunter-
mmen, ſollte auch eine Benefizvorſtellung erhalten, da
aber keine rechte Wahl zu treffen wußte und als Künſt-
nicht beſonders beliebt war, ſo durfte er ſich nicht viel
on verſprechen. Er fragte mich um Rath, und ich war
los, dem Manne nichts angeben zu können.

Um jene Zeit wohnten viele Engländer in Königsberg,
nach ihrer gewohnten Weiſe lebten, einen Clubb errichtet
en und uns nun auch das neue Schauſpiel eines Pferde-
ens zu geben beabſichtigten. Das war damals etwas
hörtes, man hatte eine Tribune für die Damen errichtet,
he die Preiſe vertheilten, und wenn gleich ſich unſer Volk
dieſem Schauſpiele nicht unterhielt, ſo hatte es ſich doch
Maſſe dabei eingefunden.

Auch ich war auf den Beinen, um die Sache mit an-
hen, und mein armer Freund, von dem ich eben ſprach,
lte ſich zu mir. Das flüchtige Schauſpiel war vorüber,
wir, auf dem Heimwege begriffen, dem Herrn von
ebue begegneten, der, wie es ſchien, in Nachdenken ver-
allein nach Hauſe ging. Mein Freund grüßte ihn ehr-
tig und ſagte dann traurig, zu mir gewendet:

„Der könnte mir helfen, wenn er wollte! Was gilt's,
eht nun nach Hauſe und überdenkt in ſeinem Kopfe
Plan, um aus dieſem Volksſpecktakel eine Poſſe zu
en. So etwas brächte mir ein volles Haus und machte
zum glücklichen Manne.“

Das fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf. Eine Poſſe, die zum Gegenſtand das Wettrennen hätte, müßte auf jeden Fall die Kaſſe füllen, dachte ich.

„Und wenn Kotzebue auch nicht der Verfaſſer wäre,“ ſprach ich zu meinem Freunde, „ſo würdeſt Du doch wol Deine Rechnung bei einem ſolchen Gelegenheitsſtücke finden, nicht wahr?“

„Jedenfalls,“ rief er traurig aus. „Wer aber wäre wol im Stande, ein ſolches zu ſchreiben, wenn es nicht eben Der iſt, der darin eine ſo große Gewandtheit beſitzt? Du weißt, wie nahe mein Beneſiz bevorſteht, und darum iſt an ſo etwas nicht zu denken.“

„Wer weiß?“ erwiderte ich ihm; und wenn Du morgen das Stück erhältſt, würdeſt Du alles Nöthige zur Aufführung noch veranſtalten können?“

„Wenn ich es morgen hätte, wohl,“ ſagte Jener, „doch ich verſtehe Dich nicht — “

„Gut; Du ſollſt mich gleich verſtehen,“ war meine Antwort. „Ich gehe nach Hauſe, mache mir Punſch und ſetze mich zur Arbeit. Morgen früh hoffe ich fertig zu ſein. Doch darf mein Name unter keiner Bedingung genannt werden.“

Mein Freund wußte nicht, was er ſagen ſollte, da er das Ganze für Spaß hielt; ich aber eilte wirklich nach Hauſe und ſuchte vorläufig dadurch mein Wort zu löſen, daß ich mir einen tüchtigen Punſch machte und ihn auch zu trinken begann. Mir war ein loſes Bild wol durch den Kopf gezogen, das ich mit leichter Mühe als Theaterſtück geſtalten zu können hoffte; wie ich nun aber daſaß, das weiße Papier vor mir und die Feder in der Hand, da wollten die Gedanken nicht kommen. Wer kennte wol nicht dieſen Zuſtand von ſeinen erſten Verſuchen her?

Die Nothwendigkeit, mein Wort zu halten und meinem
unde zu helfen, beflügelte endlich meine trägen Gedanken;
drängten ſich Geſtalten vor meine Einbildungskraft, die
ſprechen begannen, und im halben Rauſche, der zum
ten Theile von der Begeiſterung herrührte, ergoſſen ſich
raſen auf das Papier, Scenen reiheten ſich an Scenen,
ſt Witze waren mit untergelaufen, und als die Sonne
durchs Fenſter ſchien, lagen etwa zwölf engbeſchriebene
gen vor mir, und ich hatte das erſte Stuck in meinem
en zur Welt gebracht, das wirklich aufgeführt werden
te.

Ich lehnte mich in meinen Seſſel zurück und erſchöpft,
ich war, umfing mich bald der Schlaf. Ich ſah mich
Traume als triumphirenden Dichter.

Noch denſelben Vormittag trug ich das neugeſchaffene
rk zu meinem Freunde. Daß er ſeinen Augen nicht
ute, als er es in den Händen hielt, darf ich wol nicht
chten. Er rief ſeine ganze Familie herbei, um ſogleich
Rollen auszuſchreiben; denn da ihm die Wahl ſeiner
nefizſtücke allein zuſtand, ſo war das Machwerk ange-
amen, es mochte Werth haben oder nicht. Zufrieden
glücklich, von den Segenswünſchen der Familie be-
tet, welcher jedoch in Hinſicht auf den Verfaſſer das
ngſte Stillſchweigen auferlegt wurde, verließ ich das
us und meinen Freund, in deſſen Kopfe ſich alsbald ein
ßer Plan ausgeſponnen hatte. Er glaubte das Publicum
nicht mit dem ſchlechten Stücke genug zu myſtificiren;
nahm ſich vor, dies zu ſeinem Vortheil noch auf andere
iſe zu thun.

Er ſprengte nämlich aus, der Herr Etatsrath von
ebue habe ſeinen kleinen Sohn, einen allerliebſten Jun-
auf der Straße ſpielend getroffen, ihn aufgehoben, ge-

herzt und ihm ein Manuſcript in die Hand gedrückt, mit den Worten: „Da, gib das Deinem Vater, es wird ihm Nutzen bringen.“

So ſehr dieſer Zug nun auch dem guten Herzen des Statsraths Ehre gemacht hätte, ſo konnte er doch als Schriftſteller nicht gleichgültig dabei bleiben und erließ daher eine öffentliche Anzeige, worin er die ſchöne That, ſowie die Autorſchaft von ſich ablehnte, dem Stücke aber ein nicht ungünſtiges Prognoſtikon ſtellte, wahrſcheinlich um dem armen Beneſizianten den Handel nicht zu verderben.

So war denn nun der Tag der Aufführung herangekommen. Die Theilnehmer des Wettrennens und was mit ihnen zuſammenhing, alſo der reichſte und angeſehenſte Theil der Einwohner, glaubte in der Poſſe eine Satyre auf ſich zu ſehen, und von allen Seiten hörte ich, wie man eifrigſt bemüht ſei, dem Verfaſſer auf die Spur zu kommen, um fühlbare Rache an ihm zu nehmen. Ich war, wie natürlich, aufs Thätigſte bemüht, den Schleier, der mich umgab, nur feſter zu ziehen, und war ziemlich beruhigt, da ich vor der Aufführung keine Entdeckung beſorgen durfte, da mein Incognito mit dem Vortheil des Schauſpielers zu eng zuſammenhing. Dafür aber mußte ich nach der Aufführung deſto mehr Befürchtungen hegen.

Das Beneſiz war überfüllt. Mein Freund hatte eine Einnahme, wie er ſie ſich nicht träumen ließ; es war die beſte, die jemals erzielt wurde. Meine Abſicht war erreicht, als ich die Schaaren zum Schauſpielhauſe hinziehen ſah. Daß die Poſſe nicht gefallen könnte, dachte ich wol; denn ſo eitel war ich nicht, zu glauben, ſie ſei gut; auch daß ſie mit Scandal ausgepfiffen werden würde, wußte ich gewiß, da die Partei, die ſich darin angegriffen wähnte, ganz offen davon ſprach.

Schon während der Ouverture begann der Lärm, und nur mit Mühe machten ſich die zuerſt Auftretenden verſtändlich. Endlich gelang es einem Theile des Publicums, dem vernünftigen, der ſich ſelbſt bei den tollſten Tumulten die Oberhand verſchafft, Ruhe herzuſtellen und das Stück ging ohne Störung zu Ende. Hier und da wurden einige grelle Scenen laut belacht, im Ganzen wurde aber wol nur mitleidig gelächelt; denn bei der dunkeln Erinnerung, die mir jetzt davon vorſchwebt, glaube ich mir ſelbſt nicht zu nahe zu treten, wenn ich mein erſtes dramatiſches Werk eine Erbärmlichkeit nenne. Auch geſtehe ich ebenſo offen, daß der Leichtſinn, womit ich dabei zu Werke gegangen war, eine derbe Witzigung verdient hatte.

Einige Anzüglichkeiten hatten dennoch nicht verfehlt, zu reizen, und man gab daher weder den Vorſatz auf, ſich zu rächen, noch den Autor zu entlarven. So erfuhr ich denn, daß die Engländer für den andern Tag ein ſolennes Frühſtück veranſtaltet hatten, wozu ſie meinen Freund, den Benefizianten, einluden, der wol ſchwerlich zu dieſer Ehre gelangt wäre, wenn ſie nicht auf die Wirkung gewiſſer Weingattungen mit Sicherheit rechneten, um ihm dann mit leichter Mühe ſein Geheimniß zu entreißen.

Ich kannte zu wohl die Schwäche meines Freundes, um hierbei nicht aufs Neue in Unruhe zu gerathen. Allein er war ſo dankbar gegen mich, den Engländern abzuſagen und ſich auf eigene Koſten einen Haarbeutel im Kreiſe der Seinigen anzutrinken. So ſchwand auch dieſe Gefahr vorüber, und ich hatte von dieſer leichtſinnigen Thorheit, einer der vielen, die meine Jugend in Königsberg ſignaliſirten, weiter keine Unannehmlichkeit zu beſtehen.

Das Stück forderte ich zurück und warf es ins Feuer, um jede Spur davon zu vertilgen, und da die Rollen auch zurückgefordert und auf mein Verlangen vernichtet wurden, ſo glaube ich mit Gewißheit, daß mir dieſes vollkommen gelungen iſt.

Kotzebue führte noch ein Jahr die Theaterdirection in Königsberg. Obgleich er das Repertoir mit vielen ſeiner beſten Stücke bereicherte, ſo hatte er doch nur Kummer und Verdruß davon. Während dieſer Zeit ſchrieb er den Rehbock, den er eigentlich dem Engliſchen nachbildete, die ergötzliche Poſſe: Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen, den Rothmantel, den Pachter Feldkümmel und die Belagerung von Saragoſſa als Fortſetzung dazu, die eiferſüchtige Frau, die argwöhniſchen Eheleute, Kaiſer Rudolph und König Ottocar, die Giſela, die von wahrhaft poetiſcher Kraft Zeugniß ablegt, aber auch den abgeſchmackten Schutzgeiſt. Außer dieſen lieferte er noch eine Menge kleiner Sachen und Gelegenheitsgedichte.

Während er ſo thätig war, hagelte es Satyren und Perſiflagen gegen ihn und er wurde mit den Waffen der Lächerlichkeit und des Ernſtes fortwährend bekämpft. Einige meiner Freunde verbanden ſich, um einen Angriff auf ſeine Perſönlichkeit auszuführen. Das Pasquill wurde an der Börſe ausgeboten und in die Häuſer zum Verkauf getragen und hat den Verfaſſern eine tüchtige Strafe zugezogen.

Ich hatte damals meine Vaterſtadt ſchon verlaſſen und hielt mich in Warſchau auf. Kurze Zeit darauf war Kotzebue's Herrſchaft zu Ende und das Theaterſchiff trieb nach allen Winden.

Auch Kotzebue ging jetzt von Königsberg fort und nahm auf die bekannte auffallende Weiſe an den politiſchen Tagesintereſſen Theil. Nach wenigen Jahren ereilte ihn ſein gewaltſames, tragiſches Ende.

Wie überraſchend dieſer Fall auch zu jener Zeit erſchie-
iſt, ſo kann aus den oberflächlichen Andeutungen, die
hier über den öffentlichen Charakter des Mannes und
gegen ihn ſich offenbarende Stimmung zu geben ver-
te, die Abneigung der deutſchen Jugend gegen ihn ab-
itet werden. Wie groß auch von dem Schlagen mit
ippeln an ſeine Loge, bei der Aufführung des Carolus
gnus, bis zu dem Dolche, der ihm den Todesſtoß gab,
Abſtand iſt, ſo iſt doch eine Verwandtſchaft in einem
iſſen Grade dazwiſchen nicht wegzuleugnen.

Jetzt hat man angefangen, dem unglücklichen Manne
Schriftſteller Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Bei
m Leben dachte Niemand daran. Obgleich er durch ſei-
unerſchöpflichen Witz, ſowie durch die reiche Leichtigkeit
r Erfindungen Alles erheiterte und unterhielt, wußte
es ihm keinen Dank und ſchämte ſich ſogar, es zu ge-
n. Ich kannte einen jungen Mann, der ſich als einen
ichtigen Verehrer Kotzebue's erklärte, der wurde aber ver-
und wie ein Narr verſchrien. Eine Erſcheinung unſerer
kann, bei einiger Aehnlichkeit, doch nicht wol mit ihm
ichen werden. Raupach genießt von verſchiedenen Seiten
vollkommenen Werthſchätzung, obgleich er uns weder
nterhält noch erheitert wie Kotzebue. Auch iſt jener
ter bei aller Fruchtbarkeit weder ſo unabläſſig bemüht,
as Publicum zu ſorgen, wie Kotzebue, noch thut er es
ſo großer Uneigennützigkeit.

Kotzebue ſetzte, in der Zeit ſeiner größten Thätigkeit,
Preis eines den ganzen Abend füllenden Stückes für
gewöhnliche Bühne auf nur acht Ducaten feſt. Ich
einen Brief von ihm an Schall, worin er dieſem
h:

„Jhre „Unterbrochene Whiſtpartie“ werde ich für das Theater in Königsberg gern anſchaffen. Haben Sie die Güte, ſich mein gewöhnliches Honorar von acht Ducaten von der dortigen Theaterdirection für meinen „Rehbock“, den ſie angenommen hat, dafür auszahlen zu laſſen.“

Eine Kloſterzelle.

„Wie ein Geläute zur Nachtzeit möge dieſe Geſchichte in Eurem Gemüthe verhallen.“

1.

bedeutende Meerbuſen ſchneiden in die Provinz Oſt-
en ein, und das Land begnügt ſich damit, zwei öde,
chtbare Zungen, von hohen Sandhügeln durchſchnitten,
e Oſtſee hineinzuſtrecken, um dieſe abzuhalten, nicht
noch der feſten Küſte zu rauben.
Dieſe Meerbuſen ſind das kuriſche und das friſche Haff.
letztere, an ſeinem ſudlichen Geſtade von ſchönen Wald-
eingeſchloſſen, beſpült ſo manche ſtattliche Kirche, wo-
as fruchtreiche Ermeland oder Warmien prangt, das
en Zeiten unter dem Hirtenſtabe ſeines Fürſtbiſchofs
und gedieh, als dieſer herrliche Landſtrich noch der
Polen zinsbar war. Jetzt reſidirt der Fürſtbiſchof
rmeland in dem prächtigen Kloſter Oliva bei Dan-
d läßt ſeine eigentliche Reſidenz Heilsberg im ſoge-
en Oberlande verfallen, wie das arme Städtchen ſelbſt,
m ſie vormals Zier und Glanz verſchaffte. Außerdem
noch drei Klöſter zu Anfange des Jahrhunderts in

dieſem Diſtricte. Die Mönche, von der ſtrengen Regel des heiligen Bernhard, alte, arme Leute, ſollten ausſterben, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, der in dieſer Provinz geboren ward, hatte durch Lehre und Beiſpiel auf viele junge Leute dort gewirkt, und, während er ihnen von ſeinen Reiſen die artigſten Berichte über ganz weltliche Gegenſtände ſchickte, die ſie recht ſehr ergötzten, ermangelte er nie, auch Seelenſpeiſe beizufügen, die noch weit ergötzlicher für ſie war. So empfingen ſie von ihm aus Italien neue Barcarolen und geweihte Heiligenbildchen, Schilderungen von Volks-, ſo wie von Kirchenfeſten, was in jenem Lande freilich ziemlich gleichbedeutend iſt. Die jungen Altpreußen ſchielten mit ſehr begehrlichen Blicken nach dem berühmten Landsmann, und zur poetiſchen Ekſtaſe geneigt, wie ſie von Natur ſind, wurden viele zu Schwärmern. Werner's Lehre war ihnen bald nicht mehr genug; ſie laſen Jacob Böhme, Thomas a Kemris, ſie hatten bald Heiligenbilder und kleine Weihkeſſel in den Zimmern, und mehre wurden katholiſch. Einer meiner beſten Freunde war von dieſer Zahl und entſchloß ſich ſogar, die Weihe zu nehmen. Er hatte bereits ſein Noviziat in dem uralten Bernhardinerkloſter zu Kadgiehn angetreten, einem von den dreien, deren ich oben erwähnte. Mit kummervollem Herzen vernahmen ſeine zahlreichen Freunde dieſen Entſchluß, denn ein zärtliches Band ſollte dadurch getrennt werden. Ein früheres Verhältniß hatte meinen Freund an ein herrliches Mädchen geknüpft.

2.

In einem offenen, ſehr gebrechlichen Haffkahne befand ch mich mit einem alten Schiffer und ſeinem Jungen. Die Möven ſtrichen ſchrillend über dem Waſſerſpiegel, der einen onderbaren Anblick gewährte. Es waren nicht rollende Wogen, ſondern die Fläche hob ſich in breiten Partien und enkte ſich wieder, während in der Ferne, vom Meere her, in ſtarkes Brauſen ſich vernehmbar machte und ein weißer Schaum die ſtarke Wellenbewegung verrieth. Bald umzog in Nebelflor die falben Höhen der Landzunge, „die Nehrung“ genannt, und mein Schiffer machte ein bedenkliches Geſicht.

Ich mag in Lagen augenſcheinlicher Gefahr niemals wiſſen, wie nahe ſie ſei. Ich ergab mich daher, ohne eine Frage an den Schiffer zu richten, in mein Schickſal, das mir mitten zwiſchen den empörten Elementen ja doch unvermeidlich ſchien. Das Einzige, was ich verſuchte, war, mich mit Hülfe der Phantaſie über die Gegenwart zu erheben und in eine freundlichere Zukunft zu träumen.

Ich ſah in Gedanken Schloß Quanditten vor mir. Zwei iebenswürdige Mädchen erwarteten mich, unter dem Laubdach an der breiten Steintreppe. Beide etwas bleich und mit dem Ausdrucke des Leidens in den ſchönen Zügen. Emilie, die Aeltere, war geſprächig. Bald blüheten wieder Roſen auf ihren Wangen, welche die Beſorgniß um mich, den ſie während des Sturmes auf dem Haffe wußte, davon verſcheucht hatte. Henriette, die Jüngere, blieb bleich und ſtumm. Sie war die verlaſſene Freundin meines Freundes. Er hatte ihr einen Blick in ſein tiefes Gemüth gegönnt, um es ihr ſogleich wieder zu entziehen.

Kaum in das Jünglingsalter getreten, fühlte ſich Raphael von einer unendlichen Liebe erfüllt. Henriette war das Mädchen, das er ſeiner Liebe vollkommen würdig achtete, als plötzlich ſein Geiſt einen höhern Schwung, eine ernſtere Richtung nahm.

Er glaubte, daß die Liebe zu einem irdiſchen Gegenſtande ihn nie ganz ausfüllen werde, er warf ſich mit heißer Leidenſchaft, die an Sinnlichkeit grenzte, der Religion in die Arme. So, durchbebt von heiliger Wolluſt, geſtachelt von Entbehrungen, lebte er nun, fern von Henrietten, in der Oede eines Kloſters. Er hatte ſie verwiſcht aus ſeinem Gedächtniſſe, meinte die Arme, und grämte ſich drob ſtill und trüb.

Henriettens Gram riß mich hier aus meinen Träumereien, auch die roſige Emilie entſchwand mir — ich fühlte das unangenehme Schaukeln des Fahrzeugs.

Ein helles Glöckchen ertönte aus der Höhe, indeß der Sturm immer brauſender ſich erhob und wir auf den Wellen fortgetrieben wurden. Unſer Segel tränkte ſich mit Haffwaſſer.

„Der Himmel ſei uns gnädig," rief der alte Schiffer, ſich kreuzigend, „wir können gegen den Sturm nicht an. Das Einzige iſt, die Bucht von Kadgiehn zu erreichen, wenn wir nicht untergehen wollen."

„Kadgiehn?" rief ich erſtaunt.

„Von dorther kommt das Läuten," ſagte der Schiffer, indem er einen langen Zug aus der Flaſche that und ſie ſeinem Jungen reichte, der gleich ihm tüchtig Hand anlegte.

Wir trieben eben um eine Ecke und ſahen nun eine herrliche, weite, waldgekrönte Bucht, die uns einen würzigen Reichthum von Fichten- und Wachholderduften zuſandte. Unſer Kahn warf ſich wie ein ungezogener Junge on einer Seite auf die andere, Taue, Segel, Maſt und Stangen knirſchten und knarrten ebenſo, hinter uns war efe Nacht hereingebrochen, Waſſer und Wolken Eins, nur or uns der Gegenſatz zu jener verderbenſchweren Troſtloſig-eit. Eine lieblichere Nacht ſchwebte um die alten, vom iederrieſelnden Regen träufelnden Baumhäupter, drüber inaus ragten die Mauern des Kloſters, die, wenn gleich-alls ſchwarz und nächtlich, wie alles Uebrige, dennoch trau ch winkten und die helle Gebetglocke tröſtlich hinausſchallen eßen. Aus einem geöffneten Fenſter guckte oben ein Mönch erab, der, aus dem Kahne geſehen, einem Säuglinge glich, em noch keine Haare gewachſen waren.

Mein Steuermann machte ſeine Sachen ſo gut, und er Himmel half ihm ſo treulich dabei, daß nach kurzer Zeit wir in trieſenden Kleidern den ſchmalen Kloſterpfad inanſtiegen.

3.

Des Glöckchens Ton ward immer ſtärker, der Würzhauch des Waldes immer kräftiger, je näher wir dem Kloſter kamen, das ſich jetzt braun, eng und hoch aus Geſtein, Nadeln und Laub emporhob. Ein eisgrauer Pförtner ließ ns ein. Kaum hatte ich einige Worte in dem Kreuzgange eſprochen, als mein Freund Raphael aus ſeiner Zelle trat nd mich mit offenen Armen willkommen hieß.

Der Schiffer ging noch einmal hinunter in die Bucht, m ſeinen Kahn feſtzubinden und vollends gegen die Wuth es Elements zu ſichern, wobei ihm einer der Brüder ſehr ereitwillig Hülfe leiſtete.

Mich zog Raphael in ſein einſames Gemach. Ich betrachtete ihn aufmerkſam. Seine hohe, hagere Geſtalt erſchien mir in dem langen ſchwarzen, enganliegenden Oberrock noch höher und hagerer geworden. Die dunkelblonden Haare, welche ſonſt unordentlich emporgeſträubt waren, lagen glatt und geordnet auf Stirn und Ohren und ſchienen nach dem Lineale geſchnitten; darunter ſahen mich die treuen, dunkelblauen Augen an, treu und mild zwar wie ſonſt, nur etwas matter, die Kreiſe größer und dabei tiefer gehöhlt, die Wangen nur wenig gefärbt, und die Heiterkeit, die um den Mund ſpielte, ſchien wie ein ſelten einkehrender Gaſt, der ſich nicht recht getraute, in der fremden Umgebung lange zu verweilen.

„Mein Raphael,“ fing ich an, nachdem ich ihn lange betrachtet hatte, „wie zufällig iſt unſer Zuſammentreffen und wie beſeligend zugleich. Nach der überſtandenen Gefahr, die ich nie im Leben ſo nahe erblickte, nach dem Toſen der Brandung, das ich noch zu hören vermeine, nach dem gräßlichen Wirbel und Sturz von Schiff und Wellen, die mich noch ſchwindelig machen, glaube ich, daß Dich zu ſehen, mir nur ein Traum vorſpiegelt. Wenn es ein Wiederſehen jenſeits gibt, ſo iſt es wol dies!“

Raphael blickte mich lächelnd an.

„Nicht ſo, Freund! Doch wenn es eine Seligkeit ſchon hienieden gibt, ſo iſt es dieſe!“ ſprach er. „Aus meiner Zelle, über den Lindenbaum, der mir durch's Fenſter guckt, hinweg, kann mein Auge aufs Haff ſtreifen. Sieh nur, dort der ſchwarze Horizont, die dunkeln Gewäſſer und die Schlangenlinien weißen Schaumes dazwiſchen, die wie Ungethüme mit offenen Rachen ſchnappen, ſodaß man nicht weiß, ob ſie das Feuer des Himmels verſchlingen wollen, oder ob ſie die brennenden Pfeile aus ihrem Innern hervor-

ießen — das iſt das Bild der Welt. Iſt es nicht ſchreck-
h? Und dort erblickte ich aus dieſer friedlichen Zelle das
chiffchen, klein, wie eine Wallnußſchale, und herumgeſchleu-
rt, wie eine Schneeflocke — ich hatte nur Mitleid mit
emden Leuten, die ich für arme Fiſcher hielt, welche uns
e Dorſche für den morgigen Faſttag zu fangen, hinaus-
fahren waren.. Ich betete inbrünſtig zu Sanct Peter für
re Rettung. Doch wenn ich erſt Dich in dem Kahne
wußt hätte! Wie nahe iſt uns oft Freude und Entſetzen,
d wir tändeln oder weinen, und wiſſen nicht, wie bald
hränen fließen oder getrocknet ſein können. Und wohin
uerteſt Du, mein raſtloſer Pilot? Was trieb Dich hin-
s vom ſichern Hafen in die tückiſche Waſſerwelt?“

„Und darf ich es Dir bekennen? Hier?“ fragte ich, und
ht ein leiſer Schimmer von Frivolität blickte durch den
nſt, den ich bei der Frage annahm.

Raphael ſah ſtarr auf mich. Er ſchwieg, und ſeine
edanken ſchienen wider Willen ſich auf die Vergangenheit
richten. Nach einer Pauſe ſeufzte er.

„Nun?“ fragte er dann, und ich weiß nicht, was den
wizen dazu antrieb, eine Erinnerung in ſich hervorzurufen,
nn es nicht der Verſuch geweſen wäre, die Feſtigkeit ſei-
r Entſchlüſſe auf die Probe zu ſtellen.

„Ich wollte das holde Schweſternpaar auf Schloß Quan-
ten beſuchen,“ ſprach ich, ihn ſehr feſt ins Auge nehmend,
milie und Henriette von B., und da die Liebe weder
gründe ſieht, noch Stürme ſcheut, ſo ließ ich mich über
s Haff fahren troz bedrohlicher Wolken und der War-
ng des alten, erfahrenen Schiffers entgegen, der nur
mer zu bewegen war. Nun werden ſie meiner harren und
wiß in Sorgen ſein, denn ich verſprach heute beſtimmt
kommen.“

Raphael ergriff meine Hand.

„Sieh Dich in meiner Zelle um,“ ſagte er nach einer Pauſe mit ruhiger Heiterkeit. „Iſt ſie nicht lieb? Wie hochgewölbt, welche ſchönen Bogen und die zarten Pfeilerchen, mit dem durchbrochenen Laubwerke oben. Dann das Fenſter, mit dem Rahmen von Schnitzwerk eingefaßt, iſt es nicht, wenn es ſo offen ſteht, als ob ein köſtliches Gemälde, prächtig eingerahmt, an der Wand hinge? Und was das Artigſte iſt, ein Gemälde immer von anderer Meiſterhand gemalt. Morgens und Abends ein Claude-Lorrain, oft, wenn das Haff von Schiffen wie beſäet iſt und freundliche Winde Wellen kräuſeln und Segel ſchwellen, hab' ich die erſten Seemaler der Welt, und jetzt in dieſem Augenblicke — iſt es nicht Salvator Roſa, der aus dieſen ſchweren Gewölken, aus dieſen ſturmgepeitſchten Wipfeln, aus jener wilden Staffage Dich anſieht? Sieh nur unten in der Bucht den alten Schiffer, deſſen weiße Haare lang im Winde flattern, den braunen, halbnackten Jungen im Waſſer und daneben den hülfreichen Kloſterbruder in der unſcheinbaren Kutte. — Dort erblickſt Du Blumen, die ich ſelbſt in den wenigen Monaten gezogen habe, die ich hier verlebte. Hier ſind meine Erbauungsbücher — und in jener Vertiefung mein gar holdes Lager, wo eine ſüße Ruhe den müden Leib umfängt und die ſchuldloſe Seele erquickt.“

„Und dies?“ rief ich mit heftiger Bewegung, indem ich auf eine Stelle, neben dem Krucifixe, hinwies.

„Dies iſt eine Geißel,“ erwiderte er ruhig.

Ich hatte ſie ergriffen und betrachtete ſie genauer. Er ſuchte mit einiger Verlegenheit ſie mir zu entwinden.

„Das iſt Blut — friſches Blut!“ ſchrie ich faſt auf von Entſetzen ergriffen.

„Laß das,“ ſagte er mild.

„Wer wurde hier bis aufs Blut gegeißelt?“ fuhr ich
t noch dringender zu fragen.

„Die andern Brüder,“ ſprach er feſter, „geißeln ſich mit
m Knotenſtricke, der ihre Kutten umgürtet. Ich aber
d noch Einer, Frater Quirinus, wir haben uns vom
rior die Geißeln erbeten, weil es uns Ernſt mit unſerer
uße iſt.“

„Und büßeſt Du denn nicht genug ſchon?“ ſprach ich
it Heftigkeit. „Jugend, Anſprüche, Welt, Leben, Freunde,
lück, Zufriedenheit, Alles opfern und in einer Zelle ſich
graben!“

„Du wirſt unſer Leben kennen lernen, uns kennen ler-
n,“ ſagte Raphael mit gewohntem, ruhigem Ernſte, „und
nders von den Opfern denken, anders von dem Glücke,
as mich umgibt.“

4.

Die Bernhardiner zu Kadgiehn waren von der laxen
bſervanz. Ich durfte Theil an ihrer Mahlzeit nehmen,
e ſie um ſechs Uhr Nachmittags, ein Mal täglich, zu hal-
n pflegen.

Das Refectorium war geräumig, lange Fenſter gingen
uf die Terraſſe, die den verwilderten Kirchengarten begrenzte.
ie Mauern waren ſchmucklos, weißgetüncht; in der Mitte
r langen Wand, der Eingangsthür gegenüber, ein faſt
oloſſales Kruzifix. Auf der langen, ſchmalen Tafel, in
r obern Ecke des Saals, lag ein ziemlich reines Tiſchtuch,
as nur zu Pfingſten und Weihnachten gewechſelt wurde.

Meſſer und Gabel lagen auf den Plätzen. Teller waren nicht vorhanden.

Als die Eßglocke geläutet wurde, hörten wir das ſeltſame Klappern der Holzſchuhe der Mönche in den langen Gängen, und auch wir begaben uns in das Refectorium, wo uns der Schiffer mit ſeinem Jungen ſchon erwartete.

„Wir müſſen hier übernachten bei den Mönchen,“ ſagte er, „mein Kahn hat ein Leck und das Haff geht noch immer hoch. Der Sturm hat ſich für jetzt zwar gelegt, aber er kommt vor Mitternacht wieder. Es glüht auf beiden Seiten, in Oſt und Weſt.“

Man ſetzte ſich, nach dem Gebete, zu Tiſche. Der Prior aß mit uns, weil es kein Faſttag war. Denn nach den Faſtenmahlzeiten wurden die Fenſterladen ſtets geſchloſſen, und die Brüder knieten im Speiſeſaal auf dem Steinboden nieder, bis zum Gürtel entblößt, und geißelten ſich. Dieſe Uebung aber pflegte der Prior, wie es hieß, auf ſeinem Zimmer vorzunehmen. Wir waren in Allem zehn bei Tiſche. Sechs alte Mönche, den Prior mitbegriffen, Raphael und ich, der Schiffer und ſein Junge.

Ein Laienbruder brachte nun das einfache Mahl. Es war in gleichen Theilen, in kleinen Schüſſelchen von Zinn, die er alle auf einem langen Brete hereintrug und dabei, geſchickt genug, dem Kruzifix ſeine tiefſte Reverenz zollte.

Das Mahl war frugal und bald beendigt. Die Brüder ſprachen faſt gar nicht. Dieſe Mönche waren keine Schlemmer. Sie führten ein Leben der rührendſten Entſagung. Faſt alle waren Silbergreiſe. Ein einziger nur war etwas jünger, ſein Blick brannte, wenn gleich ſeine Wange kränklich ausſah. Wie ein inneres Fieber ſchien es ihn zu bewegen. Wir traten, Raphael und ich, nach der Mahlzeit hinaus in den Garten. Das Dach einer Ulme

itete ſich über uns, ein Schlangenpfad vor uns führte
einem Bache hinab, deſſen Ufer heimlich flüſternde Er-
ſäumten, bis er matter über die glatten Kieſel am
randebaum Haſe lief. Das wilde Gewäſſer grollte noch
mer heimlich und ſtill fort, wie ein Menſch, der ſich von
nem Zorne nicht ſo ſchnell zu erholen vermag, die Bäume
ſten heftig bewegt, Alles in der Natur zeigte Unruhe
d Aufruhr, der Wolkenzug am Himmel ſtrich pfeilſchnell
über, nur ein paar Sterne blickten herab, als wollten
andeuten, daß das Weltall noch auf ſeiner alten Ord-
ng beruhe, und ein ſchreiender Holzhäher im Forſte er-
ien als der erſte vertrauende Bote der zurückgekehrten Si-
rheit.

Wir ſaßen lange ſchweigend nebeneinander und ſogen die
s umgebende Natur in langen Athemzügen ein. Ich
chte an Emilie, die mich erwartete, ich dachte an Hen-
tte, die Trauernde, die meinen Freund nicht mehr erwar-
n durfte, an die blutige Geißel eben in der ſtillen Zelle,
ſo ruhig, ſo freundlich, ſo beglückend ſein ſollte, wie
r Raphael geſagt hatte. Ich blickte gerührt auf ihn.

„Das Jahr meines Noviziats iſt in wenigen Monaten
Ende,“ fing er an, als ob ihn mein Blick zum Spre-
n aufgefordert hätte, „ich werde nur ungern das Kloſter
d meine Zelle verlaſſen. Ach, wie iſt ſie mir ſo lieb und
ut geworden! Dann gehe ich nach Frauenburg, in die
lle Reſidenz irgend eines Domherrn, dem ich als Vicar
getheilt werde. Ich muß geſtehen, daß der Stand der
genannten Weltgeiſtlichen mich nicht ganz ſo beglücken
rd, wie es die Abgeſchiedenheit dieſer Mönche im Stande
r. Warum kann ich nicht im Kloſter hier bleiben? Die
Mönche ſollen ausſterben — gut! — auch ich wollte mein
ben hier beſchließen. Ich wollte ſie alle begraben, wenn

ich ſie überlebte, und dann allein das öde Kloſter bewohnen. Iſt es nicht Schade, daß es in zehn Jahren vielleicht Niemand mehr bewohnen wird? Daß dieſer ſchöne, ſtattliche Bau verfallen muß, um einſt als Ruine die maleriſche Waldhöhe zu krönen, für einen ſtumpfſinnigen Calſoben, der drunten auf dem Dorfſchlang vorbeiſchifft?"

„Laß es zuſammenſtürzen, das Gebäude! Mag Sturm und Regen das Dach verwittern, damit Lebensluft in die vergeſſenen Zellen dringe," ſprach leiſe ein Mönch hinter uns in heftig unterdrückter Bewegung.

Wie wir Beide uns erſchreckt umblickten, gewahrten wir den jüngſten der Brüder, mit dem krankhaften Geſichte, der ſchon während des Eſſens meine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Er ſetzte ſich zu uns und ſeufzte tief.

„Er iſt ein Heiliger, der Bruder Quirinus!" ſprach ſchwärmeriſch Raphael zu mir.

Ich ſah meines Freundes Geißelungsgefährten vor mir.

„Ein großer, ſtarker, zürnender Heiliger!" ſetzte er etwas ſpäter hinzu.

Der Mönch lächelte ſeltſam und ſchaute nach mir.

„Ein Heiliger!" ſprach er dann, „und was kann ich dafür? Man täuſcht ſich oft über ſeinen Beruf. Wir haben Brüder hier aus allen Ständen und Lebensverhältniſſen. Unſer hochwürdigſter Prior war ſchwarzer Huſar, von denen mit den Todtenköpfen, die der Graf Eulenburg commandirt hat. Die Brüder haben ihr Leben genoſſen, in Saus und Braus geſchwelgt, und da ſie alt und kraftlos wurden und ebendeß nicht mehr ſo konnten, wie ſonſt, wandten ſie ſich zur Andacht, zur Entſagung, zur Kaſteiung. Es ſind fromme, heilige Brüder. Ich bin der einzige unter ihnen, gottlos und unheilig — ich war ein Heuchler mein ganzes Leben lang!"

„Glaub' ihm nicht, Freund!“ rief Raphael, „er iſt ein
ner —“

„Wie Du?“ fiel ihm der Mönch mit dem ſeltſamen
hein, das faſt wie Hohn ausſah, ſchnell ins Wort. „Wie
! Ich ward zum geiſtlichen Stande beſtimmt, da ich
h nicht erwacht war zum Leben, als ich noch in Stumpf-
n brütete. Glücklicher Du, daß es keine Zellen mehr gibt,
ß die Klöſter veröden und einſtürzen, daß die Mönche
ſterben — doch nein! Unglücklicher Du, daß Du mit
ſerem Bewußtſein, als ich es jemals hatte, eintrittſt in
üppige Wohnung des Weltgeiſtlichen. Du wirſt werden
e ſie, oder Du wirſt unnennbar unglücklich!“

Ich horchte auf. Raphael ſah ruhig und unbeweglich
r ſich hin.

„Dieſe Klöſter konnten wenigſtens beſchwichtigen. Ihre
abesruhe ſtrömte den Gepeinigten, und nur ſelten ward
r ſtillere Jammer zur ſchreienden Pein, die auch außer
ſen Mauern gehört wurde. Dann freilich — ja dann“
— er ſtockte und ſein Blick rollte — „wenn der heulende
önch hinausgetrieben wurde, mit der blutgerötheten Glatze,
m Entſetzen den Kindern des Dorfs — doch das erfolgte
ten — nur einmal wohnte ich dieſer furchtbaren Feier-
chkeit bei. Höre wohl zu, Raphael! Sie nahmen einem
ruder die Weihen, weil er einen Augenblick in ſeinem Le-
n ein Menſch geweſen war. Wie unglücklich machten ſie
n. Die Stellen, wo das heilige Oel ihn geſalbt hatte,
rden mit einem rauhen Ziegelſteine ſo lange gerieben, bis
s Blut des Prieſters zu rieſeln begann, und als man die
eite Tonſur, die ihn erhob über die gewöhnlichen Men-
en, auch von hervorperlendem Blute geröthet ward, wie
dabei immer bleicher wurde, elend und halbtodt den
Bannfluch nicht mehr zu vernehmen im Stande war, den

die allerbarmende Mutter Kirche über ihn ausrief, wie er nun unter Zetergeſchrei hinausgeſtoßen ward aus der Zahl der Chriſten — o meine jungen Freunde! bedenkt, was es heißt: das weltliche Gericht nimmt Euch das Leben, aber das geiſtliche nimmt Euch den Tod, den Born des Lebens, da nur im Tode das Leben geboren wird. Beichte und Abſolution werden verſagt, keine Kirche nimmt den armen Reuevollen mehr auf, keiner ihrer Segnungen wird er mehr theilhaft, ohne die letzten Tröſtungen muß er einſt verſcheiden. Lieben Freunde, es iſt wahrlich ſehr ſchwer und ſehr leicht, ein Heiliger zu werden!"

Der Mönch ſchwieg. Wir ſchwiegen ebenfalls. Ich war heftig bewegt, auch Raphael ſchien es zu ſein. Das Lebloſe um uns hatte aber Ruhe in dem Grabe gewonnen, als ſie uns zu verlaſſen anfing. Die Nacht begann herauf zu wandeln, und Wald, Geſtade, Waſſer und Himmel ſchienen ſchlummern zu wollen, nur die Sterne wallten in den Sphären, aber unmerklich und leiſe für unſer Auge und Ohr.

„Folgt mir in die Zelle, meine verſchwiegenen Vertrauten," ſagte der Mönch, „ihren Wänden hab' ich oft meine Stimmung mitgetheilt. Ihr ſollt eine Kloſterzelle, die Zelle eines Mönchs, kennen lernen, bis jetzt kanntet Ihr nur die Zelle eines Novizen — welch ein Unterſchied!"

Er erhob ſich und ging in den Kreuzgang, bei vielen offenen Thüren und leeren Zellen vorüber, die einſt alle bewohnt geweſen ſein mochten. Wir folgten ihm. Eine Lampe vor der Mutter Gottes am andern Ende des öden Ganges erleuchtete ihn matt.

„Ich habe mir dieſe ganz einſam gelegene Zelle vom Prior abſichtlich erbeten," ſagte er, indem er den Schlüſſel einſteckte und öffnete. Wir traten in das halbdunkle

h und ſetzten uns neben den Mönch auf das harte
Er begann ſeine Erzählung.

h fühlte mich von Schauer ergriffen.

5.

ch bin weit von hier, in Polen zu Hauſe. Mein
war Aufſeher eines Staatsgefängniſſes. Wie ſo man-
enſch nur zum Genuſſe und zur Freude auf die Welt
n ſcheint, ſo war ich dazu verdammt, mein enges,
ges Gehäuſe, gleich Schnecke und Schildkröte, mit mir
zuſchleppen. Ich wurde in einem Gefängniß geboren,
n einem Kloſter zu ſterben. Trauriges Loos!

eine arme Mutter, die ich nie kannte, mochte wol
wenig Freuden gehabt haben, und da der Seelen-
d während der Schwangerſchaft auf das Gemüth des
borenen großen Einfluß haben ſoll, ſo kam es, daß
üb und ſtumpfſinnig meine erſte Jugend verlebte, da-
ckiſch und ſtörrig war und allen Leuten großen Ver-
machte.

in alter Geiſtlicher, der mit meinem Vater viel ver-
, belehrte dieſen über meine Anlagen und meinte, ich
mich vortrefflich zum geiſtlichen Stande. Meinen
ſinn legte er für Ernſt aus, meine Störrigkeit war
Beſtändigkeit, meine Stumpfheit Leidenſchaftloſigkeit,
Tücke erſchien ihm wie ſtrenge Verſchloſſenheit. Mein
, ein rauher, finſterer Mann, der ſich nicht viel um
bekümmerte, pflichtete ſeinem Hausfreunde bei, und ſo
ich für die Kirche erzogen. Da ich eine klare Stimme
, ſo mußte ich vorläufig ſingen lernen.

Eines Abends, als ich unter den Bäumen ſaß, die einen alten Thurm des Gefängniſſes umgaben, nahm ich mein Liederbuch vor, worin einige neue weltliche Lieder verzeichnet waren, und fing an mit meiner hellen Knabenſtimme zu ſingen. Es war eine ſchmelzende Melodie, die jedoch ebenſo wenig, als die zärtlichen Worte, einen Eindruck auf mich machte. Ich ſang nur der Uebung wegen. Jedoch konnte ich unbewußt und nur der Anweiſung meines wackern Lehrers folgend, ſo viel Ausdruck im Vortrage kund geben, daß man darauf geſchworen hätte, mein Herz ſtröme über von den ſanfteſten Gefühlen. Mein Lied war beendet, und ich wollte meine Noten zuſammen. Da hör' ich plötzlich eine Zither leiſe durch die vergitterte Fenſteröffnung des Thurms ertönen. – Ich bleibe horchend ſtehen. Nach einem kurzen Vorſpiele vernehm' ich von ſanfter Stimme eine Klage ſingen, über Einſamkeit und Gefangenſchaft, und die Bitte hinzufügen, ich möge öfter kommen, durch mein Lied ihr Leid zu mildern. Kein Zweifel blieb mir, daß ein Gefangener, durch meinen Diſcant getäuſcht, mich für ein Mädchen hielt.

Dies ſchien mir ſogleich einen Scherz zu verſprechen, den ich weiter ausſpinnen wollte. Und richtig kam ich alle Tage an die bewußte Stelle, um meine Stimme zum Troſte des Gefangenen ertönen zu laſſen, der es denn auch nicht unterließ, in den zärtlichſten Worten und Accorden ſeinen Dank auszudrücken.

Ich merkte daraus, daß in dem Herzen des Unglücklichen ſich für eine Unſichtbare, die — nach ſeiner Meinung — täglich ihn zu tröſten kam, eine heiße Liebe zu entzünden begann. Denn immer zärtlicher wurden die Ausdrücke, immer heftiger wurde ſeine Sehnſucht, mich zu erblicken, immer troſtloſer ſeine Lage. Mich erfüllte dieſe boshafte Täuſchung

mer größerer Freude, zum erſten Male in meinem
empfand ich den Reiz, der Gegenſtand einer ſo ver-
en Neigung zu ſein, die mich ganz unberührt ließ
ich dafür mit einem unbeſtimmten dumpfen Gefühle
, das der mir angebornen Lücke eine willkommne
ng gab. Ich verſuchte ſogar, als mein ewiges Einerlei
dern mich ſelbſt zu ermüden anfing, von meinen er-
en Gefühlen zu ſingen, ſo gut ich es vermochte, und
gleich ein Jeder dieſe ſtümperhaften Verſuche abſcheu-
funden hätte, ſo machten ſie doch auf meinen gefan-
Liebhaber fortwährend den angenehmſten Eindruck.

f dieſe Weiſe hatte ich mich ihm als die Tochter des
Aufſehers dieſer Gefängniſſe, eines alten, würdigen
rs, zu erkennen gegeben und mir den Namen „Ama-
igelegt. Er richtete nun alle ſeine Geſtändniſſe an
. Er ſagte mir, daß er, einer Verbindung mit den
genten angeklagt, noch ſehr jung, zum ſchweren Kerker
mt ſei. Daß er nichts als die Liebe im Leben ken-
lernt habe, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe
in und ſchönen Frauen. Er habe Hoffnung, fügte er
ſeine Freiheit wieder zu erlangen, mit Ungeduld er-
er dieſen Augenblick, um mich zu ſehen und mir zu
wie ſehr er mich liebe.

h hatte nicht Urſache, jenen Augenblick ſo brünſtig
uwünſchen. Aber ſchon ſollte er nahe ſein, wie mir
efangene ſagte, und ich fing an, ernſtlicher daran zu
, welche Verlegenheit mir daraus erwachſen konnte,
mein plumper Scherz entdeckt ſein würde. Meine
gniß ſollte jedoch bald gehoben werden. Eines Mor-
übergab ich meinem Vater ein Paket, das ein Bote
ht hatte. Er öffnete es in meiner Gegenwart, und
ch tieferer Ernſt lagerte ſich auf ſeine ſchon ernſten

Züge. Er langte ſchwere Schlüſſel von dem Wandhaken, nahm einen alten roſtigen daraus hervor und betrachtete ihn mit ſichtbarer Bewegung. Mein Geſchäft, ſagte er, iſt mir ein Geſchäft wie ein anderes. Wenn nur nicht das Einzige dabei wäre! — Ich war neugierig, dies Einzige kennen zu lernen. — Je nun, erwiderte er mit einer ſeltenen Bereitwilligkeit, da Du heute fortkommſt, ſo magſt Du's erfahren. — Ich ſoll fortkommen? fragte ich erſtaunt. — Ins Kloſter der Piariſten, antwortete er mir, und in der Folge kann ſich's wol einmal finden, daß Du berufen wirſt, dorthin Troſt zu bringen, wo ich jetzt einen armen Gefangenen für ſeine Lebenszeit verſchließen ſoll. Sieh, das iſt das Einzige, was mir manchmal mein Geſchäft verleidet. Dieſer Schlüſſel öffnet die tiefſten Kerker, die „Kluſen“ genannt. Wer die bewohnt, kommt nicht mehr ans Tageslicht, er ſei denn eine Leiche. Heut muß ich einen jungen Menſchen hinabbegleiten, einen Polen, der bis jetzt im achteckigen Thurm des Gartens ſaß. Du wirſt ihn dort wol manchmal ſingen gehört haben.

Ich that ganz gleichgültig, obſchon mich die Nachricht ſeltſam bewegte, denn keinem Zweifel unterlag es, daß mein armer Getäuſchter zum ewigen Kerker verurtheilt war. Schnell lief ich in den Garten und nach dem zwiſchen uns verabredeten Zeichen deuteten mir die Zitherklänge, die aus dem Innern des Thurmes erſchallten, an, daß der junge Gefangene aufmerke. Ich käme, ſo ſagte ich, um Abſchied von ihm zu nehmen, weil mein Vater mich heute noch ins Kloſter bringe! — Nonne! rief er, und ſein Ausdruck verrieth mir die innere Bewegung. Alſo für ewig verloren? — Nicht Nonne, rief ich zurück, indem ich ein böſes Lachen unterdrückte, und dennoch für ewig verloren! So ſcherzte ich noch immer auf boshafte Weiſe über

e traurige Täuſchung. — Wenn kein Gelübde, Amalie,
ch bindet, ſprach er hingegen mit Feierlichkeit, ſo wirſt
einſt die Meine werden. — Nie, erwiderte ich ihm,
n Deine Wohnung iſt der Kerker, nie wirſt Du das
geslicht mehr ſchauen. Soeben langte der Befehl an,
ch in die Waſſerkluſen für Deine Lebensdauer zu ver-
ießen. — Ein dumpfer Schrei ſchlug an mein Ohr; dann
gte eine lange Stille. — Nun lebe wohl, begann ich
eder, träume von mir in Deiner Nacht! Ich werde nach
zem Aufenthalte im Kloſter ins Leben treten, das ich gar
ht kenne. Dann — wenn Liebe einſt mein Herz rühren
te, will ich Dein gedenken und mich Deiner Schmerzen
nnern. Lebe wohl! das Andenken meiner Stimme, das
nzige, was Du von mir kannteſt, möge Dich in Deiner
ſen Einſamkeit tröſten. Wir ſehen uns nie wieder! —
och! doch! hallte es dumpf aus dem Thurme, wie die
timme eines Gottes. Ich hörte ſonſt nichts mehr, denn
lief mit Windesſchnelle davon. An demſelben Tage noch
rd ich in das nahegelegene Piariſtenkloſter gebracht.

Hier hatte ich nun andere Beſchäftigungen, wobei ſich
ine Geiſteskräfte nach und nach zu entwickeln anfingen.
der neuen Umgebung gedachte ich ſelten meiner frühern
rhältniſſe, nur die Troſtloſigkeit, die ich über ein lieben-
Herz verhängt hatte, erfüllte mich, wenn ich einſam ſaß,
t einem Gefühle unbeſchreiblicher Freude. Ich konnte der
ebe, als einer verächtlichen Schwäche, ſpotten, ich fühlte
ch ſtark und gedachte dabei meiner eigenen Abſchiedsworte
den Unglücklichen: einſt, wenn Liebe mein Herz rühren
lte, will ich mich deiner Schmerzen erinnern — und dann
hte ich und wußte nicht, was dieſe Worte wol bedeuten
nnten.

Wie meine Gedanken durch Unterricht klarer wurden, und ich aus meinem Stumpfſinn nach und nach zum Bewußtſein erwachte, da fragte ich mich um Rechenſchaft, was jenes vermiſchte Gefühl von Spott und Freude wol eigentlich in mir hervorzurufen im Stande wäre. Bald war es mir kein Räthſel mehr, und ich erſchrak vor mir ſelbſt, als ich die Entdeckung machte. Ich durfte nie lieben, deſſen war ich mir bewußt, und es genügte meinem böſen Sinne, Jemand, der gleichfalls nicht lieben dürfe und dennoch liebte, ſo unendlich elend zu wiſſen. Dabei pries ich noch immer mein Geſchick, das mir ein feſtes, eiskaltes Herz hatte zu Theil werden laſſen und mich vor jeder Verſuchung ſicher ſtellte.

Ich war noch ſehr jung, als ich ſolche Gedanken hegte. Mit den Jahren wuchſen jedoch Begierden in mir auf, die das ſtrengſte Pflichtgefühl nicht niederzukämpfen vermochte. Meine Gedanken ſündigten — meine Handlungen nie. Vor den Augen der Welt hatte ich nicht gefehlt, wohl aber vor meinem Gewiſſen. Ich war ein reiner Prieſter, kein reiner Menſch. Mit dieſem Bewußtſein belaſtet, ſuchte ich die Einſamkeit, mein ſchreckliches Loos peinigte mich ſo ſehr, daß ich alle Menſchen floh, daß ich kein Antlitz ſehen konnte, ohne daß mich nicht ſengende Glut oder Scham verzehrte. Da gedachte ich nun, von Folterqualen zerriſſen, meiner Jugend, des liebenden Gefangenen im ewigen Kerker. Gott im Himmel! war denn nicht mein Loos nunmehr dem ſeinigen gleich? Ich erkannte die Strafe des Himmels für meinen leichtſinnigen Frevel.

Es ſchwanden indeſſen Jahre. Ich ſtand bereits auf dem Gipfel des Mannesalters. Mein Körper ſtrotzte von Kräftigkeit, mein Blut brauſte durch meine Adern, Feuer ſtrahlte aus meinen Augen. Mein ſchwarzes Kraushaar

elektriſch und ſträubte ſich empor, und wäre mein
r Wandel nicht bekannt geweſen, ſo würde mein Er-
n Vielen unheimlich geworden ſein. So verlebte ich
Tage. Jch trank Waſſer und aß nur wenig Brot,
eine Sinne zu ertödten. Abends warf ich meinen
Leib auf die harte Erde. Aber kein Schlaf erquickte
Jch wälzte mich, von böſer Glut gefoltert, umher,
afte mein Haar, dann rang ich meine Hände, dann
ich — aber der Himmel hatte keinen Troſt für

ier ſchwieg er. Raphael ſah zur Erde. Jch blickte
en Mönch. Dieſer heftete ſeine glühenden Augen auf
lichts der uns umgebenden Dunkelheit, die noch ſtets
Entfernung lag, wie ein lauernder Feind, und uns
ie nächſten Gegenſtände zu bemerken vergönnte.

Wenn ich in jenen Tagen manchmal mein Leben über-
" fuhr er fort, „ſo tauchten die Augenblicke, da ich
em Unglücklichen im Thurm die Lieder tauſchte, wie
de Jnſeln aus einem wüſten Meere auf. Jch ver-
gern bei jener Täuſchung, die mir hold erſchien. Jch
mich in ſeinem Kerker bei ihm glücklich gefühlt, ich
berauſcht in ſeine Arme geſunken ſein, konnt' ich auf
blicke denken, dann fiel mir's aber wie Centnerlaſt
Herz, daß Alles nur ſchändliche Täuſchung geweſen war —
e mich fortſchleudern würde von ſeinem Buſen, daß
unheiligen Mönch verabſcheuen mußte, daß jede Na-
h empörte bei dem Gedanken — und daß ſelbſt jene
iſche Stimme, das Einzige, was ihn einſt zu täuſchen
cht und ihn länger zu täuſchen im Stande wäre, ver-
nden war für immer, daß zwiſchen meinen brennenden
n ſich nur rauhe, kurzathmige, gepreßte Töne, wie
ger aus gequälter Bruſt, erheben.

Mein Vater war geſtorben, und da nunmehr ein Fremder die Aufſicht über die Gefängniſſe hatte, ſo vermied ich es, jene Gegend zu beſuchen, um die Bilder, welche mich peinigten, endlich aus meinem Gedächtniſſe zu verwiſchen. Und ſo — was gelänge der Zeit nicht? — wie mein Haar ſich zu bleichen begann, wurde mein Gemüth ruhiger, nur Schwermuth über mein verlornes Leben beſchlich mich zuweilen und trieb mich an, meine Blicke eifriger nach dem Jenſeits zu lenken.

Der harte Kampf, den ich durchgekämpft, ließ aber Spuren in meinem Geſichte zurück, die jahrelanger Friede nicht zu verwiſchen im Stande war, und ich glaube, daß ſelbſt der Tod nicht dieſen Ausdruck der Verwüſtung daraus entfernen wird.

Es war wieder eine lange Zeit verſtrichen, als ich an einem ſtürmiſchen Winterabende ſpät zum Prior gerufen werde und den Auftrag erhalte, zu einem Sterbenden zu gehen, um ſeine letzte Beichte zu vernehmen. Ich höre, daß es ein Staatsgefangener ſei, und mache mich in Begleitung eines Bruders auf den langvermiedenen, wenn gleich wohlbekannten Weg zur väterlichen Wohnung.

Man führt uns zu den Waſſerkluſen und mit Beben ſteigen wir die tiefen Treppen hinab. Aber mit jeder Stufe wirbeln tolle Träume vor mir auf, die mich ganz verwirren. Wohl waren es nur Träume. Denn wie man oft in ſolchen ſich in Ländern ſieht, die man nicht kennt, ſo geſchah es auch mir. Ich träumte von Liebe, und was wußte ich davon? — Liebe! — Ich Unglücklicher und Liebe! — Ich mußte lachen! — Wohl waren es tolle Träume! .... und ich lachte wieder, aber ich entſetzte mich vor mir ſelbſt, denn welche Stimmung war es, die dieß Lachen in mir erweckte? Ich begab mich mit dem hochwürdigſten Gute zu einem

Sterbenden, ich brachte Linderung der Erdenpein, Troſt in
nen Kerker, und ich ſcheute mich hineinzugehen mit der
mmliſchen Stärkung; ein Grauen beſchlich mich, da ich dem
ngekerkerten Sünder Vergebung verkünden ſollte — und
h konnte dazu lachen! Ich fühlte, daß ich dem Wahnſinne
ahe war, und ich wünſchte ihn herbei — herbei für ewig!
– Nur der einzige Gedanke, daß jener Unglückliche nicht 25
ahre ſein Elend ertragen haben würde, konnte meine Angſt
or dieſer entſetzlichen Zuſammenkunft verſcheuchen. Endlich
ehen wir an der niedern Eiſenthür.

„Verzeiht, fromme Väter,“ ſpricht hier unſer Führer, „daß
h Euch in den Schooß der Erde führen mußte. Gern hätte
h den Sterbenden in ein andres, geeigneteres Gemach ge-
racht, er iſt aber ſo ſchwach, daß wir fürchten mußten, ihn
nter unſern Händen den Geiſt aufgeben zu ſehen. Hier,
ehmt die Lampe, fügte er dann hinzu, und begebt Euch
it der ewigen Tröſtung zu ihm hinein. Seid Ihr mit
Euerm heiligen Amte zu Ende, ſo läutet an dem Glocken-
uge, den Ihr neben der Thür bemerken werdet, und alſo-
leich wird Euch die Pforte zum Ausgang ſich öffnen.“

Mit der Lampe in der Hand ſchritten wir noch einige
Stufen hinab, bis wir ebenen Boden unter uns fühlten
nd uns in einem hohen, doch nur ſchmalen Gewölbe ſahen,
orin eine reine, kühle Zugluft wehte. Ich leuchtete um-
er und erblickte bald den Kranken auf ſeinem Strohlager
usgeſtreckt.

Er öffnete die Augen und ſah mich groß an.

Ich winkte meinem Begleiter, der ſich zurückzog, damit
er Gefangene ſeine Beichte beginnen könne, und dies ge-
hah nunmehr mit einer Haſt, als fürchte er, ſein heranna-
endes Ende könne ſie unterbrechen. Wie dem Durſtigen

das Labſal der Quelle, ſo ſchienen ihn die Worte zu erfriſchen, die er zu mir ſprach. Immer mehr und mehr ſpannten die Geſtändniſſe des Unbekannten meine Aufmerkſamkeit, und meine letzten Zweifel ſchwanden. Ich werde Euch von ſeiner Beichte nichts verrathen, aber eines Umſtandes muß ich erwähnen, der ſich auf Das bezog, was Ihr ſchon wißt. In der Blüthe des Lebens war er hinabgeſtiegen aus der Kryſtallwelt des Lichts in die undurchdringliche Nacht der Kerker. Nur in den erſten Jahren hatte ſich ihm noch der Tag nähern dürfen, wie ein grauer Pilger, mit wehmüthigem, mitleidigem Gruße. Und mit dem Tage waren wunderbar beſchwingte Gäſte zu ihm eingedrungen. Er hatte ſie nicht gerufen und kannte ſie doch längſt. Ihrer liebenswürdigen Zudringlichkeit vermochte er ſich nicht zu erwehren.

Wie Troſt kam es über ihn, als der Kranke dieſe Worte ſprach, ſein Athem wurde ruhiger und der Fluß ſeiner Rede geebneter. Aber mir brannte mein härenes Gewand auf dem Leibe und die kaum verſcheuchten Qualen näherten ſich wie ſcheue Verbrecher und alte, gute Bekannte, und verſuchten es, mir glühende Nägel an mein weiches Fleiſch zu ſetzen.

Liebe und Hoffnung hatten ſich in ſein Felſengrab zu ihm hinabgelaſſen auf den beſchwingten Tönen einer zarten Mädchenſtimme. Er hatte geliebt und gehaßt, in der Tiefe eines Brunnens, während ich, im Garten meines Vaters ſpielend, nichts von dieſer Seligkeit empfand. Er hatte Liebe und Hoffnung der Menſchen empfunden in ſeinem Kerker; und ich mußte Nachts weinen und mir die Hände wund ringen! Zwar habe auch ich Liebe und Hoffnung kennen gelernt, aber ſie vermochten den Menſchen nicht glücklich zu machen; der kein Heiliger — nein — nur ein Märtyrer werden kann!

Noch hatte er mir nicht Alles geſagt. Ich lauſchte mit
amer Begierde, wenn er zu dem Augenblicke kommen
de, da mein böſes Gemüth ihm ewigen Kerker und ewige
nnung verkündete. Ich hielt den Athem an, um keine
be zu verlieren. Und er ſchilderte mir ſeine troſtloſe
zweiflung, wie er ſich hinabgeſtoßen ſah in das Grab
Lebens; die ängſtliche Erwartung, ſeine vergebliche An-
gung, den Ton der Stimme wieder einmal zu erlauſchen,
Schein des Tages wieder zu erſpähen. Vergebens!
s blieb ſtumm, Alles nächtlich — die Hoffnung war
chwunden. Aber die Liebe war ihm geblieben. Bald
eten ſich ſeine innern Augen, er malte ſich den Gegen-
d ſeiner Zärtlichkeit, er ſah ihn im Winkel ſeines Ker-
, er ſtreckte die Hand aus, er fühlte eine leiſe Berüh-
g, er öffnete die Arme, er herzte, er drückte ein leeres
hts, er küßte den dicken Brodem, der dem Boden ent-
, und war glücklich; denn er durfte dies Alles — ihm
d es nicht zur Sünde. Und ſo hatte die Erſcheinung
ſein langes Kerkerleben hindurch beglückt, das ihm wie
Traum entſchwunden war.

Hier konnte ich mich nicht länger zurückhalten. Was
mpfunden, war reines Glück, mich nur hatte die quä-
e Täuſchung geäfft, ich hatte mein Spiel verloren, nicht
Als ein Mann des Troſtes und der Erbarmung hatte
mich ſeinem Lager genaht, als ein Teufel der Vernich-
g wollte ich's verlaſſen. Ich ſtand auf, ich verſuchte
im Kerker auf- und abzugehen, aber ich ſtolperte auf
unebenen Boden, ich ſtieß mir den Kopf an die Fel-
wände. Es trieb mich, ihm zu entdecken, daß es kein
dchen geweſen war, daß Alles nur Täuſchung der ſchnö-
en Art; ich wollte, daß wenigſtens einen Augenblick vor
Tode ihn der beglückende Wahn verlaſſe er wäre

dann noch elender wie ich, meinte ich damals! Ich Thor! Schon ſchwebte mir das Wort auf der Lippe, da flackerte die ſchon faſt verlöſchte Lampe, die ich mitgebracht, wunderbar auf und beleuchtete die Züge des Sterbenden, der zu recheln begann. Ich mußte mich wegwenden und weinte ſtill und heiß in mich hinein.

Endlich ermannte ich mich zu meiner Pflicht. — Hierauf wollte ich mit bebender Stimme meinen Begleiter herbeirufen, aber keinen Ton brachte ich hervor, und wie mein Auge auf den Gefangenen fiel, ſah ich, daß er bereits todt war."

Hier ſtand der Mönch auf und entfernte ſich von uns. Die tiefer hereingebrochene Dunkelheit ließ ihn uns nicht ſogleich wahrnehmen. Endlich bemerkte ich ihn knieend vor dem Bilde des Gekreuzigten. Wir ſaßen ſtill nebeneinander. Keiner wagte ſeine Andacht zu ſtören; Jeder ehrte die Stimmung im Andern. Mitternacht mußte längſt vorüber ſein, überall herrſchte Ruhe. Nur draußen auf dem Haffe heulte der Sturm und wühlte in den grauen Wellen, wie der Weſtwind in den Mädchenlocken.

Der Mönch war der Erſte, der wieder zu ſprechen begann.

„Nachdem ich lange bei der Leiche geſeſſen hatte, trat mein Begleiter ein, um zu hören, ob die Beichte beendigt ſei. Er fand mich bewußtlos; die Kerkerluft hatte mir eine Ohnmacht zugezogen, meinte er. Nach langem Suchen fand er das heilige Geräth unter dem Schlamme des Lagers. Ich eilte fort, ihn weit hinter mir laſſend. Es trieb mich die ganze Nacht umher; ich hatte die gräßlichſten Phantaſien. Mit beiden Händen ergriff ich meinen Kopf und wollte ihn mir von den Schultern reißen. Ein ganzes Heer nackter Dirnen verfolgte mich; oft ſtellten ſie ſich an beiden Seiten

engen Pſades auf, wo ich durch mußte; ich ſcheute mich
r, ich zögerte, aber eine Meute war mir auf den Fer-
ich mußte an den Dirnen vorbei, oder ich würde zer-
ht worden ſein. Mit auf der Bruſt geſenktem Haupte
ein zum Angriff gereizter Stier, die Kutte, die mich
Laufen hinderte, hoch emporgehoben, ſtürzte ich mich un-
die Phantome, — aber es war mehr! Ich hörte ihr
en, ſie zerkratzten mich mit ſpitzigen Nadeln, mein Blut
Jede Muskel hüpfte, jeder Nerv bebte, meine Augen,
nur wie durch einen Blutflor ſahen, wollten aus ihren
len quellen! — Dort ſpringt der tolle Mönch! hörte ich
er mir, dort querfeldein! er richtet noch ein Unheil an —
enem Hohlweg müſſen wir ihn fangen! — Es waren
Bauern, die auf mich Jagd machten — die Sonne
n — und ich ſtürzte zwiſchen mannshohen, dichten, weiß-
enden Dornenhecken, wodurch ich mich die ganze Nacht
raſend gedrängt hatte, beſinnungslos nieder.

Man brachte mich ins Kloſter; ich ward ſchwer krank,
ich genas dennoch. Ich genas zu neuem, zu immer-
rendem Elende. — Doch genug. So weit nur konnte
Mittheilung meiner Schickſale Euch von Nutzen ſein.

Ich verließ ſpäter meine Heimat und wählte dieſes
ler, in der Hoffnung, daß die Entfernung ſich mir
lthätig erweiſen würde. Man kannte mich hier nicht,
die Strenge, die ich mir auferlegte, und die noch be-
end unſere Regel erſchwerte, ließ mich in einem glän-
en Lichte der Heiligkeit erſcheinen. Da kam Raphael
uns, und es ward mir wie eine Weiſung von oben,
ich hier einen Menſchen erretten könnte. Dies beſeligte
, ſtärkte mich und erfüllte mich mit tröſtlicher Hoffnung.
phael ward durch meine Strenge angezogen und wollte
mir in Entbehrungen aller Art gleich thun. Mit Theil-

nahme bemerkte ich dieß, ſeine Frömmigkeit ſchien mir warm und ungeheuchelt, und doch wurde eine Beimiſchung darin bemerkbar, die mir nicht gefallen konnte.

Ich wollte mich ihm ſchon lange auf vertrautere Weiſe nähern, aber er ſah in ſeinem frommen Wahne nur den Heiligen im Bruder Quirinus, nicht den väterlichen Freund. So blieben wir entfernt. Heute ließ ein Zufall mich Euer Geſpräch belauſchen. Ich hörte zwei Mädchennamen; ich vernahm Worte, die ich mir leicht zu deuten wußte, ich ſah Röthe in Deinem Geſicht, Raphael, und ich nahm mir vor, Dir die Geſchichte eines ſeltſamen Glücks mitzutheilen. Sieh mich jetzt an, ſieh dieſe Züge, nun wirſt Du Dir die Miſchung erklären, die aus ihnen ſpricht. Es iſt ein im wilden Sturme plötzlich erſtarrtes Meer — ein verglommener Aſchenhaufen — eine ausgebrannte Schlacke — das Feuer, der Sturm, ſie ſind vorüber, aber die Verwüſtung iſt kenntlich. O, ſie iſt fürchterlich! fliehe ſie — fliehe!“

Er ſtand vor uns. Seine Rechte ruhete auf Raphael's Schulter.

„Sie hörten ihn nicht, den weiſen Heiligen, der das ewige Geſetz der Natur gegen das Begehren der Kirchenzucht vertheidigte. Im grauen Alterthume, da durften die frommen Biſchöfe, Prieſter und Diaconen an ihren geheiligten Herden leben, an der Seite keuſcher Weiber, im Kreiſe der Ihrigen. Die verſammelten Väter zu Nicäa verlangten die Trennung. Nur Paphnuz, Biſchof der obern Thebais, widerſetzte ſich der grauſamen Forderung. Er widerſetzte ſich — hört Ihr? — und war doch ein Heiliger! Aber er ward uberſtimmt — und wißt Ihr, was Jene antrieb? wie irdiſch die Beweggründe waren zu einer Satzung, die wir als eine himmliſche verehren? Bleibe Menſch, Raphael, und leiſte keinen Meineid!“

Eine abermalige Pauſe folgte.

„Seht Ihr“ — ſetzte er dann in tieferm Tone hinzu
„Das, was ich Euch hier enthüllte, iſt der Friede einer
terzelle.“

Er ſchwieg. Wir harrten, aber er ſprach nicht mehr.
den fernen Gängen klapperten wieder die Holzſchuhe der
nche. Die Kloſterglocke lud zum Frühamte; am Hori-
hellte ſich ein ſchmaler, falber Streif; die Fichten und
nen dampften auf. Raphael ſchritt ſtillſchweigend zur
hinaus. Der Mönch folgte. Beide gingen in die
he. Ich aber ſuchte das Freie und athmete die reine
melsluft, und mein Herz erwachte mit den Vögeln des
ldes und brachte dem Schöpfer ein freies Morgenopfer.
Unten am Strande lugte mein Schiffer nach Wolkenzug
Wind. — Nach der Frühmeſſe nahm ich von Raphael
n wehmüthigen Abſchied. Unſer Mönch ließ ſich nicht
en. Wir ſprachen nicht von ihm, doch Raphael's Schwei-
ſchien mir tröſtlich beredt.

„Und Henriette?“ fragte ich ſehr leiſe, als ich am Ab-
ge ſtand, um zum Kahne zu gehen.

Er aber winkte wie abwehrend mit der Hand und ver-
mich ſchnell.

Bald wiegten mich die Gewäſſer des Haffes, ruhiger
linder zwar wie geſtern, aber erſt, als ich die blinkenden
ſter in dem gaſtfreundlichen Schloſſe des holden Schwe-
npaares ſah, verließen mich die Schauer der Kloſterzelle.

Nach längerer Zeit wagte ich es, in meinen Briefen
Raphael den Namen Henriette wieder zu nennen. Er
wortete mild und ließ es geſchehen, daß ich ihm öfter

von ihr ſchrieb. Nun wurden meine Worte eindringlicher, ſie faßten Boden in ſeinem warmen Herzen, wie ein Opferrauch ſtieg ſein frommer Wahn zum Himmel empor, und rein und klar, wie die ſonnige Landſchaft nach Gewitternebeln, lag nun ſein Gemüth wieder frei und liebend vor uns. Nur eine erhöhtere Hinneigung zur Andacht bewahrte es als Eigenthum fürs ganze Leben.

Kurz vor ſeinem beendigten Prüfungsjahre verließ er das Kloſter, aber ſtatt der Weihe, nahm er ein Weib. Emilie und Henriette ſind nun die Mütter unſerer Kinder.

Manchmal ſegeln wir von Quanditen nach Kadgiehns verfallendem Gemäuer, aber Glocke und Gebet ſind dort längſt verſtummt.

Ein Lilienzweig, von Henriettens Hand gepflanzt, ſteigt lieblich empor zwiſchen den wilden Roſen, die auf Pater Quirin's Grabhügel wuchern.

Er ruhe in Frieden!

Die ſchöne Aegyptierin.

„Die Vulkane werden müde,
„Und du, o Herz, allein, mit deiner Wunde,
„Du willſt nicht ruhn und findeſt nicht den Frieden,
„Der ſelbſt der See, dem Sturm, der Glut beſchieden.“

Todtenkränze v. Zedlitz.

I.

Jn meiner Vaterſtadt zeichnete ſich am Marktplatze unter
n vielen freundlichen Häuſern mit hellen Fenſtern und
lben Thüren und Fenſterläden ein thurmhohes, altes, en-
s Gebäude aus, das mit ſeinen ſchwarz angeſtrichenen
eſenhaften Thorflügeln gegen die freundliche Umgebung
ltſam abſtach. Eine zerfallene Steintreppe, aus deren
itzen ganze Stauden üppigen Unkrauts hervorſproßten,
hrte zum Eingange, und der Wolm, ein Gang mit
erlichem Eiſengeländer eingefaßt, auf dem die Einwohner
ft ganze Tage mit ihren Geſchäften hinbrachten, an die
bendige Sitte Welſchlands erinnernd, war ſo vernachläſ-
gt, daß man nicht ohne Lebensgefahr über die verfaulten

Bohlen hinwegſchreiten konnte. Das Ganze hatte nicht das Anſehen eines bewohnten Hauſes. Kein Vorhang war an den Fenſtern, und nur am ſpäten Abend erblickte man den matten Schein einer Lampe durch die trüben Fenſter hoch oben am thurmähnlichen Giebel ſchimmern, andeutend, daß dort der unheimliche Bewohner ſein Weſen trieb. Nie öffnete ſich am Tage die Thür. Nur am ſpäten Abende hörte man ſie in ihren Angeln knarren und eine bleiche, zitternde Menſchengeſtalt, in unſcheinbarem, abgetragenem Anzuge, mit weißem Haare und tiefgefurchtem Geſichte, trat hinaus und ſchlug wankend den Weg zum unfernen Irrenhauſe ein. Auf dem Rückwege wurde dann der unbedeutende Einkauf an Lebensbedürfniſſen für den folgenden Tag beſorgt und die knarrenden Thorflügel ſchloſſen ſich wieder ernſt und geheimnißvoll hinter dem räthſelhaften unheimlichen Greiſe.

Dies ſahen alle Einwohner, ſoweit kannten Alle die Sache. Noch wußte man, daß der Alte Reimann hieß, in früher Jugend, an einem andern Orte anſäſſig, ein Taugenichts geweſen war, hier jedoch ſchon ſeit vielen Jahren lebte, Geld genug beſaß, um das beſte Leben führen zu können, und jeden Abend ſeine wahnſinnige Frau beſuchte, die zu den Unheilbaren im Irrenhauſe gehörte. Man bildete ſich übrigens ein, dem Alten mit Verachtung zu begegnen, und ſchien überzeugt zu ſein, daß es ihn ſehr unglücklich mache, ſich von aller Welt ausgeſchloſſen zu ſehen.

2.

Ich hatte, halb noch Kind, meine Vaterſtadt verlaſſen,
war nun wieder dorthin zurückgekehrt. Mit ſtattli-
Haaren um Kinn und Mund, und in der kleidſamen
eutſchen Tracht hatte ich die Runde bei alten Freunden
Freundinnen gemacht. Ueberall Freude, gute Auf-
me und dieſelbe ſeichte Alltäglichkeit. Mein gutes
dtchen hatte ſich nicht verändert, ich hatte Alles ſo wie-
efunden, wie es geweſen war, als hätte ich es geſtern
aſſen, mit mir mußte ſich jedoch Bedeutſames zugetra-
haben, ſo verändert fanden mich Alle. „Bleibt mir
n gar nichts mehr zu beſuchen übrig?“ fragte ich
h, als der Abend ſich bereits nahte. Da winkte die
ere Traube, von den beiden israelitiſchen Kriegsknech-
getragen, von dem Schilde des Apothekers ſo freund-
zu mir nieder, daß ich mich ſchnell entſchloß, eine
ſche ſeines Rheinweins zu entſiegeln. Alte Kameraden
n mich hineingehen und waren mir gefolgt, und ſo
n wir bei Rebenſaft und traulicher Rede, bis Luna
its aus ihrer Höhe das ſchmuzige, holprige Pflaſter
Marktplatzes übergoſſen und die drei dünnen Waſſer-
hlen des Stadtbrunnens, romantiſch genug, in rieſeln-
Silber verwandelt hatte.

3.

Mit erhitzten Köpfen traten wir aus der niedrigen Thür des Apothekers in die kühle Mondnacht. „Wahrhaftig erſt neun," rief ich, die Uhr einſteckend, „und iſt in dem Neſte hier nichts mehr anzufangen. Auf dem Lande, bei meinem Onkel in Kurland, war mehr Leben als hier bei Euch." Da hielt ich plötzlich inne. Eine Geſtalt nahete ſich uns, deren Ausſehen mein Blut erſtarren machte. Unwillkürlich ahmte ich die bekannte Stellung Garrick's nach, als er in der Rolle des Hamlet den Geiſt ſeines Vaters zum erſten Male erblickt. Meine heftige Bewegung und das Lachen meiner Freunde erſchreckte die Geſtalt. Sie ſchauerte zuſammen und wich ſchnell aus. „Mein Gott! was war das?" ſtammelte ich, mich nur langſam erholend, während die Erſcheinung ungeneckt vorüberſchlich. „Seht nur, jene Thür öffnet ſich — von innen wird ſie geöffnet — der graue Mann ſchlüpft hinein — wer bewohnt das Haus dort am Ende des Marktes?" „Ei, biſt Du ein hieſiges Kind, und fragſt noch?" erwiderte einer der Freunde, „der alte Reimann war's; der thut Niemandem etwas zu Leide, macht aber auch Niemandem Spaß. Man ſollte den alten Narren zu ſeinem Weibe ins Narrenhaus ſperren und das Haus verkaufen."

„Und das Haus verkaufen?" wiederholte ich langſam; „bewohnt es ſonſt Niemand, als er? Die Thür wurde ihm ja geöffnet, als er anklopfte."

„Bewahre!" riefen einſtimmig die Freunde, „das iſt Dir nur ſo vorgekommen. Du biſt noch immer der alte

Geiſterſeher, wie wir Dich ſchon auf der Schule kannten,“ fügten Einige ſpottend hinzu.

Lachend verließen ſie mich, und verſtimmt und ſonderbar ergriffen ging ich meiner Wohnung zu.

4.

Es war bereits zehn Uhr, und die alte Magd öffnete leiſe die Thür des Vaterhauſes, deſſen Bewohner ſich nach altherkömmlicher Sitte bereits zur Ruhe gelegt hatten. Ich ſtieg hinauf in das wohnlich, trauliche Zimmer, wo von der Wand, aus dem Bücherſchranke, ja ſelbſt aus dem Bette, das die ſorgliche Hand der älteſten Schweſter glänzend weiß überzogen hatte, meine Jugendträume und Empfindungen mich anlächelten. Alles war geeignet, mein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Ich entkleidete mich ſchnell, warf mich aufs Bett und löſchte das Licht aus, doch ich vermochte nicht einzuſchlafen. Welch eine Geſtalt! wiederholte ich mir immer in Gedanken, und immer und immer malte ich mir ihr Bild vor, wie ſie daherhuſchte, mit dem „bleichen, molkichten Schattengeſichte,“ wie ſie zuſammenſchauerte, da wir lachten, und doch die Miene verlegen, wie zum Lachen verzerren wollte, ſich dann nach dem, ihrer welken Hand entfallenen Korbe bückte, worin ein Stück blutiges Fleiſch und einiges Gemüſe ſich befand, und huſch! huſch! wie Nebel bis ans Ende des Marktes fort war, ehe wir's dachten, und ihr dann ein gebleichter Knochenarm, ohne Hemde, den ſchwarzen Thorflügel öffnete.

„Es iſt zu entſetzlich!“ rief ich laut, „und alles Das in dieſer Stadt, und die proſaiſchen Leute fragen ſo wenig darnach, daß das ſchaudervollſte Mährchen mit ihnen und neben ihnen ſich begibt. Mein Gott, wie iſt es möglich!“ und zum Bett hinaus ſprang ich, im offenen Fenſter lag ich, und hin ſtarrte ich nach dem unheimlichen Gebäude, am andern Ende des Marktes, von deſſen thurmähnlichem Giebel der matte Lampenſchein ſchaurig, und doch gleichſam hohniſch, dem freundlichen Mondlichte entgegenblinzelte.

5.

Einige Tage vergingen — ich ſah nicht ohne inneres Grauen das alte Haus an der Marktecke, ich hörte die Thur mit einbrechendem Abende knarren, ich ſah die elende Geſtalt des alten Reimann, ſchwerathmend, den Weg in das Irrenhaus machen, ich ſah ihn ſpät wiederkehren, und immer wurde die Thür ihm von innen geöffnet, und deutlicher bemerkte ich einen nackten Menſchenarm, der ihn einließ, und ich hatte die Gewißheit, daß noch ein — wahrſcheinlich hochſt unglückliches — Weſen mit ihm die Wohnung theilte.

Meine Vermuthungen hierüber, die ich Mehren mittheilte, wurden beſpottelt. Der alte Reimann habe zwar früher einen Sohn gehabt, der ſei aber in einem fernen Welttheile umgekommen, ſo lautete die Auskunft, die ich erhielt, die mich aber keineswegs befriedigte. Ich beſchloß, es koſte, was es wolle, der Sache auf die Spur zu kommen, für meinen jugendlichen Muth hatte das Grauenhafte eine beſondere Anziehungskraft, und ſelbſt Gefahr

hätte ich nicht geſcheut, wenn hier daran zu denken gewe-
ſen wäre. Ich ging jetzt mit mir zu Rathe, wie ich mir
den Eintritt in das Haus des Alten verſchaffen könnte.
Ein offner Weg war nicht vorhanden, ich mußte daher zur
Liſt meine Zuflucht nehmen. Die langen Abende kamen
mir dabei höchlich zu Statten.

Ich hatte bemerkt, daß der Alte bei ſeiner Nachhauſe-
kunft durch keine Parole ſich ankündigte, ſondern, daß ein
zweimal wiederholtes Klopfen nach einem eignen Takte die
ganze Zauberformel war, der die Thür ſich öffnete. Ich
wollte mich nun dieſer bedienen und ſo hineinzukommen
ſuchen. Wie es mir drinnen weiter gelingen ſollte, ſo weit
erſtreckte ſich vorläufig meine Sorge nicht.

Gedacht, gethan. Der nächſte Abend fand mich, in
ine Ecke gedrückt, in der bängſten Erwartung. Der alte
Reimann verließ, wie gewöhnlich, ſein Haus, ich ſah ihn
n mir vorüberſchleichen. Heute hört' ich deutlich, daß es
von innen verſchloſſen wurde. Meine Augen unverwandt
auf die ſchwarze Thür gerichtet, ſtand ich ungefähr eine
halbe Stunde da, endlich ſchritt ich mit feſtem Schritte auf
ie zu. Der Marktplatz war öde, Niemand bemerkte mich.
Ich war in einen Mantel gehüllt und hatte den Hut tief
n die Stirn gedrückt. Nicht ohne Herzpochen ſtieg ich die
erfallene Steintreppe hinan, die wol lange ſchon kein An-
erer, als des Hauſes Beſitzer, beſtiegen haben mochte,
enn ſelbſt ſpielende Kinder vermieden dieſen Platz aus in-
nerer Scheu, wie es ſchien. Da ſtand ich an der ſchwar-
en Pforte, noch konnte ich zurück, aber die Neugier trug
en Sieg über jedes Grauen davon, und nicht ohne Zit-
ern erhob ich den Klöppel zu zweimaligem Klopfen. Da
öhnte es von innen, und ſchlorrte eine Treppe dumpf
erauf, und näherte ſich dann ſchnell der Hausthür, ſie

leiſe öffnend. Mit einem Schritte war ich darin, die Thür, die ich losließ, fiel krachend ins Schloß, und vor mir her ſchleppte ſich eine hohe, faſt nackte Geſtalt, deren Umriſſe ich jedoch nicht deutlich mehr wahrnehmen konnte, einen langen Gang entlang, an deſſen Ende ſie — eine Treppe zum Keller hinabſtieg, ohne ſich nach mir weiter umzuſehen und ohne ein Wort zu ſagen.

Ich ſtand in dem hohen Vorhauſe, faſt ganz von Finſterniß umgeben, denn nur durch ein über der Thür befindliches rundes Fenſter, das aber Schmuz und rieſenhafte Spinnenweben faſt undurchſichtig gemacht hatten, fiel ein Schimmer, um mir das Schauerhafte der Umgebung im beſten Lichte zu zeigen. Vor allen Dingen mußte ich daran denken, mich ſo zu verbergen, daß mich der Alte bei ſeiner Nachhauſekunft nicht bemerkte, damit ich bei völlig hereinbrechender Nacht meine Entdeckungsreiſe ungeſtört vollenden konne. Ich tappte an den Wänden umher und fand ſehr bald einen Kamin, den eine hölzerne Thür ſchloß. Hier verſteckte ich mich. Ein ſchneidender Zugwind pfiff durch den Schlot, und mich in meinen Mantel hüllend, auf einem alten Dreifuß gekauert, hielt ich den Athem an und harrte der Dinge, die da kommen ſollten.

6.

Nicht lange war ich in dieſer peinlichen Lage, als das bekannte Klopfen vernehmbar wurde. Kein Zweifel blieb mir, daß es der rückkehrende Alte ſei. Ich beſorgte, der räthſelhafte Pförtner werde nun durch ſeine Meldung meine

Entdeckung herbeiführen. Leiſe und mit angehaltenem Athem blickte ich durch eine Ritze der Kaminthür. Der halbnackte Menſch kam eben ſo ſchlorrend, wie bei meinem Klopfen, aus dem Keller hervor, öffnete eben ſo ſorglos, ohne umzublicken, und ſchwankte dann ſeinem unterirdiſchen Wohnorte zu, ohne ein Wort zu verlieren. Reimann, nach ſeiner Gewohnheit mit einigen Lebensbedürfniſſen beladen, ſchien ſich auch nicht weiter um den Andern zu bekümmern und ſtieg in das erſte Stockwerk hinauf, nachdem er die Hausthür von innen verriegelt hatte. Ich blieb lauſchend in meinem Verſtecke und hörte deutlich den Alten oben hin- und hergehen. Auch einen matten Schein ſah ich vorüberflirren und vernahm dann, wie Etwas mehre Treppen hinanſtieg. Der Alte war in das Giebelſtübchen gegangen, wo er wahrſcheinlich ſchlief, und aus deſſen Fenſter man den matten Lampenſchein zu erblicken pflegte. Nun wurde Alles ſtill mit einem Male. Ich drückte mich geräuſchlos aus dem Kaminloche und ſtand in dem ganz dunkeln, weiten Raume allein. Wohin ſollte ich mich wenden? Jeder Schritt, den ich that, hätte meine plötzliche Entdeckung herbeiführen können, und welchem Verdachte würde ich dadurch preisgegeben worden ſein? Sah es nicht aus, als hätte ich mich in das öde Haus geſchlichen, um deſſen Bewohner zu ermorden und mich in den Beſitz der etwa dort verborgenen Schätze zu ſetzen? Dieſer Gedanke, wie er in mir aufflog, machte mein Blut erſtarren, doch meine Neigung zum Abenteuerlichen, und der Drang, hinter das Geheimniß zu kommen, überwog bald eine jede Beſorgniß. Mit Vorſicht machte ich einige Schritte und ſuchte die Wände zu vermeiden, aus Furcht, irgend ein altes Hausgeräth zu berühren und dadurch Gepolter zu verurſachen. So bewegte ich mich langſam nach dem Hintertheile des Gebäudes, immer mit den Händen behutſam um mich hertappend, und ſtand bald an der Treppe, wo ich den geſpenſtiſchen Pfortner zweimal verſchwinden geſehen hatte. Ein matter Lichtſchimmer, der aus der Tiefe heraufdrang, erhellte die Stufen zur Noth. Ein Augenblick des Bedenkens und ich ſtieg hinab.

7.

Der Keller, in dem ich mich befand, war durch eine Wand von einem andern getrennt, in deren Mitte ſich eine große Glasthür befand. Jene Hälfte war durch eine Lampe erleuchtet und mit allerlei altväteriſchem Hausrathe nicht ſpärlich verſehen. Da waren Stuhle, Tiſche, Commoden, Uhren, ein Bett mit Vorhängen, Bucher und Schreibmaterial in großer Ordnung umhergeſtellt. Alles hatte jedoch das Ausſehen einer langen Vergangenheit, die Farben der Vorhänge und Decken waren verblichen, die einſtmaligen Vergoldungen wie vom Rauche geſchwärzt, und ein großer Spiegel war von Spinngeweben wie von einem dichten Schleier verhängt. Vor dieſem Spiegel ſtand nun jener Menſch, den ich halbnackt zweimal die Hausthür hatte öffnen ſehen, und machte eine vollkommene Toilette, während er das dazu Erforderliche aus den Schubladen einer ehemals reich verzierten Commode nahm. Um ſeine lange, hagre Geſpenſtergeſtalt hingen Kleider, die vielleicht in früherer Zeit für ſie gemacht worden waren. Die Wäſche, die er anlegte, ſah grau aus, und ich konnte mich eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, als der Menſch nun mit großer Behaglichkeit die langen, rabenſchwarzen Haare vom Hinterkopfe nach der gänzlich entblößten Stirne vorkämmte und zierlich zu kräuſeln begann. Nun wuſch er die Hände und zog ein Paar ſchmuzige Handſchuhe aus der Taſche, womit er ſie bekleidete. Auch Manſchetten fehlten nicht, zerriſſen, zum übrigen Anzuge paſſend, die er mit großer Behutſamkeit unter den Aufſchlägen hervorzog. Nun war er fertig und beſchaute ſich, mehrmals wohlgefällig lächelnd, im Spiegel, der jedoch von dem Bilde nur ſehr ſchwache Umriſſe geben konnte. Plötzlich veränderte ſich der ganze Ausdruck ſeines Geſichtes. Seine Mienen umſpielte ein gräßlicher Wahnſinn. Seine Augen rollten, der Mund verzog ſich zum Lächeln, und die Muskeln der Wangen, die frei unter der dünnen Hauthülle lagen, begannen zu hüpfen. „Jetzt bin ich geputzt, wie ſie mich ſonſt gern ſah,“ ſprach er dumpf vor ſich hin, und ging, nicht ohne Gravität, einer ſchwarzbedeckten Erhöhung zu, die ſich an der einen Seite des Kellers befand und die ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

8.

Eine Berührung der Hand und die ſchwarze Decke flog blitzſchnell herab. Ein convulſiviſches Zittern, das ſich mir mittheilte, ergriff den Wahnſinnigen. In einem Glaskaſten, gleichwie die gläſernen Särge der Heiligen in katholiſchen Kirchen, lag eine weibliche Leiche, die Hände auf der Bruſt gefaltet. Mehr konnte ich von meinem Standpunkte aus nicht ſehen, und näher zu gehen wagte ich nicht.

„Guten Abend, mein Schätzchen," ſprach nicht ohne Ziererei der Wahnſinnige, „wie geht's? Nun bin ich hier, wir ſind unbelauſcht. Komm! Komm! Nun, ſo thue doch die Arme auseinander, wie Du es ſonſt gethan!"

Dieſe Worte, in einem Tone geſprochen, der mir durchs Herz ſchnitt, hatte er geendet, öffnete nun die Thür des Glaskaſtens und kauerte, ekelhafte Liebkoſungen verſchwendend, zu dem Leichname hin. Das Grauen, das ich bis dahin mit Mühe unterdrückte, hatte mich jetzt dergeſtalt gepackt, daß ich, meiner Sinne faſt nicht mehr mächtig, in einem Ausrufe der gepreßten Bruſt Luft machen mußte.

Der Menſch blickte, ohne gerade ſehr erſchreckt darüber zu ſein, um ſich, und ging dann mit ſtierem, verſtörtem Blicke auf mich zu; die Worte, die er ſprach, machten es ſogleich bemerkbar, daß er ſchon öfters in ſolchen Momenten geſtört worden ſein mochte.

„Aha, biſt Du's, Vater? Komm näher, wir verbergen uns nicht vor Dir. Du warſt immer ſo gut. So tritt nur näher, Jteb will Dir die Hand küſſen." Hier ergriff er meine Hand und führte mich zu dem todten Mädchen.

„Dies iſt Jteb, die ſchöne Aegypterin," ſagte er trocken und blieb ſtumm neben mir ſtehen, ſodaß ich Zeit hatte, die Leiche zu betrachten.

Sie war wunderbar erhalten. Das Colorit des Geſichts mochte wol im Leben ſtark ins Braune geſpielt haben, und dieſes, ſowie die Naſen- und Mundbildung, und die Lage der halbgeöffneten Augen zeigten die Afrikanerin an. Lange ſchwarze Haarflechten hingen von beiden Seiten des Kopfes hinunter, und der üppig volle Buſen, der runde Arm, die ſchwellenden Hüften ſchienen einer Lebenden anzugehören. Die kleinen fleiſchigen Hände, die auf der

Bruſt dalagen, waren ſo köſtlich; ſelbſt bis auf das Roth er Lippen und den großen dunkelſchwarzen Augenſtern, eſſen untere Hälfte durch die geſenkte Wimper durchſchimmerte, war die Täuſchung vollkommen. Ich vergaß, daß ch vor einer Todten, daß ich neben einem Wahnſinnigen tand, ich war ſelbſt nahe daran, wahnſinnig zu werden. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ich mußte [illegible] Hand berühren. Schnell that ich es; aber mein Finer ließ in der kalten Fettmaſſe eine Spur zurück, keine Lebenskraft ſchwellte wieder die Muskel und verwiſchte den Druck. Plötzlich ſprang wild mein ſchauriger Geſellſchafter wie aus einem Traume auf. „Welche Frechheit!“ ſchrie er, „fort! oder ich erwürge Dich!“

Mit drohender Geberde ſtand er mir gegenüber, ich zog mich, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, rücklings der Treppe zu, und er, wie er dieſes merkte, warf ſich mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm auf die Leiche, ſie mit beiden Armen umklammernd und halb in die Höhe hebend. Dabei ſtieß er ein ſo fürchterliches Stöhnen aus, daß ich bereits die Hausthür aufgeriegelt hatte, als es mir noch immer aus weiter Ferne ſchaurig in die Ohren drang.

9.

Ich hatte mir gedacht, Seltſames und Abenteuerliches genug in dem Hauſe zu finden, aber Das, was ich gefunden, hatte ſo ſehr meine Erwartung übertroffen, daß ich mich kaum zu faſſen vermochte. Es war um Mitternacht, als ich mein Zimmer betrat, um mich völlig angekleidet aufs Bett zu werfen, nicht ſowol um zu ſchlafen, als eine Reihe der fratzenhafteſten Bilder an mir vorüberziehen zu laſſen.

„Eine todte Geliebte!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „der Einfall zeigt von großer Zärtlichkeit, und dieſer glückliche Wahnſinnige beſitzt in der That, was tauſend fade Verliebte ſich ſchon ſo oft gewünſcht haben, auch noch im Tode vereint zu ſein. Eine Afrikanerin, eine Aegypterin, wie kommt er dazu? Durch welche Mittel hat er dem Leichname dieſes lebensfriſche Anſehen erhalten? Und endlich — wie kam er zu dieſem ſeltſamen Wahnſinn? wer iſt dieſer Menſch? in welcher Verbindung ſteht alles Dies zu einander?“

Ich mußte den alten Reimann ſprechen, er ſollte wiſſen, daß ich durch einen Zufall hinter das Geheimniß gekommen war, und mein Schweigen vor aller Welt durch Enthüllungen und Aufklärungen erkaufen. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, beſchien mich der Morgen. Anfänglich wollten die Sonnenſtrahlen mir wie gewöhnlich einen Traum vorſpiegeln, aber gar bald gewann das Bild der vergangenen Nacht eine ſolche Schärfe der Umriſſe und eine ſolche Beſtimmtheit des Colorits, daß weder die Sonne, noch irgend eine andere Aufklärung der Welt mir die Ueberzeugung von dem friſch Erlebten zu rauben im Stande geweſen wären.

10.

Mein Entſchluß, wie ich mich dem Alten nähern wollte,
ag bald gefaßt.

Am nächſten Abend harrte ich zur gewöhnlichen Stunde
iner Rückkehr, und ſobald ich den Lichtſchimmer gewahrte,
eg ich die verfallene Steintreppe hinan und klopfte mit
st größerer Beängſtigung, als Tages zuvor, an die ſchwarze
hür.

Alles begab ſich, wie bei meinem frühern Beſuche.
lit derſelben Sorgloſigkeit ſchlarrte der Wahnſinnige herbei
nd öffnete, und eben ſo ſchnell wie geſtern huſchte er ſeiner
ellerwohnung zu. Aber in demſelben Augenblicke erſchallte
s Alten zitternde Stimme aus dem obern Raume des
auſes, und die Lampe in erhobener Rechten ſchwankte die
auerliche Figur Reimann's eine hohe Wendeltreppe herab,
h nach der Urſache des ſo ſpäten Beſuches erkundigend.
h hatte mich auf eine Anrede vorbereitet, die ihn in
öglichſter Kürze von Dem unterrichten ſollte, was mich
gentlich zu ihm führte, und obgleich die Seltſamkeit des
lementes meine Gedanken verwirrte, ſo wurden meine
orte doch ziemlich in derſelben Ordnung, wie ich ſie mir
dacht hatte, vorgebracht.

Der Alte, deſſen zitternde Stimme einen hohen Grad
n Aengſtlichkeit verrieth, ſchien nicht wenig befremdet,
ch von Dingen unterrichtet zu ſehen, die, ſeiner Meinung
ch, von Niemand gekannt waren, aber die Feſtigkeit mei-
s Tones, und die Drohung, das Ganze der Behörde
tzutheilen, ließ ſeinen ablehnenden Betheuerungen nicht
aum, und endlich, da er den Köder ſeiner Rede erſchöpft

ſah, wandte er ſich ſtillſchweigend zum Hinaufgehen, mir mit der Hand ein Zeichen gebend, ihm zu folgen.

II.

Da ſtand ich nun in dem Giebelſtübchen, vor mir die düſtere Lampe, deren Schein mich ſo oft angezogen hatte, wenn ich aus meinem traulichen Wohnhauſe hinüberblickte nach dem ſchaurig-geſpenſtiſchen Gebäude. Ich ſtand an der Schwelle eines Geheimniſſes, deſſen Enthüllung mir ſo wünſchenswerth ſchien und mich unabläſſig beſchäftigt hatte.

Dieſes Alles hatte mich im Höchſten erregt, ich dachte lebhaft darüber nach, vertiefte mich in Vergangenheit und Zukunft, und vergaß darüber Gegenwart und Umgebung, ſah nicht einmal, daß der Alte ſich geſetzt hatte und auch mir einen hölzernen Schemel hinſchob, mich mit ſtummer Geberde zum Sitzen einladend.

„Setzen Sie ſich, mein Herr!“ ſagte er endlich, und dieſe Worte machten mich auf ihn aufmerkſam.

Ich that es ſchweigend und ließ meinen Blick umherſchweifen.

Die kahlen Wände, von denen der Kalk abgefallen war, die niedrige Decke, die auf ſchwerem Gebälke ruhete, ein paar Schemel und ein alter runder Tiſch von Eichenholz, darauf eine kleine Lampe von Blech, ein aufgeſchlagenes Erbauungsbuch und eine grüne Brille, das war Alles, was ich ſah. An der Thür war der Wochenkalender mit Kreide angeſchrieben und an ihren Angeln hing ein dunkelgrauer Ueberrock.

Der Alte, mir gegenüber, hatte das Anſehen eines Sechzigers, die Geſichtsfarbe faſt aſchgrau, die ſpärlichen, doch langen Haare ſchneeweiß. Er war in eine gelbliche Flanelljacke gekleidet, und die auf den Schenkeln ruhenden Knochenhände waren in ſtets zuckendem Fingerſpiel begriffen.

„Was Sie mir auf der Treppe von den unglückſeligen Verhältniſſen meines Hauſes mittheilten, war für mich ſo überraſchend und zu gleicher Zeit erſchütternd, daß ich Ihrem Dringen nicht widerſtehen mag und Ihnen ſo viel von der gräßlichen Leidenſchaft meines Sohnes mittheilen will, als ich ſelbſt mir davon zu enträthſeln im Stande bin.“

„Wie? Sie ſelbſt wüßten nicht Alles?“ fiel ich ihm in's Wort.

„Vor allen Dingen zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit nicht. Ich will Ihnen Alles erzählen, was ich weiß. Doch verſprechen Sie mir, es als Geheimniß zu bewahren, das erſt mein Tod entſiegeln ſoll.“

Ich verſprach es ihm, von Fiebergluth erhitzt, meine Augen ruhten begierig auf dem zahnloſen Munde des ſchaurigen Erzählers und verſtärkten dadurch noch den Eindruck, den ſeine Geſchichte auf mich machte.

12.

„Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution lebte ich als Arzt in einem kleinen Landſtädtchen im Elſaß. Ich war jung und unbemittelt, ſtand aber in dem Rufe, meine Kunſt zu verſtehen. Ach, mein junger Freund, jetzt, wo meine Blicke nur nach dem ſchaurigen Jenſeits gerichtet ſind, darf ich's wol geſtehen, meine Kunſt beſtand darin, mich in die Leute zu finden und ihre Dummheit zu benutzen. Doch ich befand mich gut dabei; ich verdiente viel, und wäre der Hang zu Ausſchweifungen nicht zu groß in mir geweſen, ſo möchte ich ein bedeutendes Vermögen mir erworben haben.

Da trifft es ſich, daß ein in der Nachbarſchaft wohnender Freund mich einſt beſucht und mir folgendes Anliegen im Vertrauen eröffnet:

„Schon ſeit längerer Zeit — ſeit ihrem erſten Wochenbette — leidet meine Frau an einer Zerrüttung der Geiſteskräfte, die immer mehr und mehr zunahm. Ich konnte mich von der Geliebten meiner Seele nicht trennen, und jede Unannehmlichkeit, die ihr Zuſtand verurſachte, ertrug ich willig und ohne Murren. Stets hoffte ich, daß die Beſſerung nicht fern ſein könne, und um ſie dann vor jeder Rückerinnerung an ihren traurigen Zuſtand zu bewahren, behandelte ich ihn als ein undurchdringliches Geheimniß, verſchloß ſie in ihr Zimmer, Niemand durfte zu ihr, und ich allein war ihr Wärter, Tröſter, Pfleger.

Vergebens hoffte ich jedoch auf Beſſerung. Dieſe ſo gut gemeinte Abgeſchiedenheit, dieſer Mangel an Zerſtreuung, Bewegung und Luft, nährte vielleicht die Krankheit, die ſeit Kurzem mit Rieſenſchritten zunimmt. Schon treten dann und wann Augenblicke der Wuth ein, wo es

ir unmöglich wird, ſie zu bändigen. Meine Leiden nehmen
nit den Leiden der Unglücklichen zu, und ich mußte mich ent-
hließen, mich von ihr zu trennen. Sie den rohen Händen der
Wärter eines Irrenhauſes zu übergeben, war mir jedoch un-
öglich. Zu Ihnen hege ich das Zutrauen. Sie werden ſich
einer Troſtloſigkeit annehmen. Bedienen Sie ſich jener
underbaren Mittel, die auf die Seele wirken, die uns der
roße Mesmer kennen lehrte, und die nur der Stumpfſinn
erwerfen kann, bedienen Sie ſich derſelben bei meiner
rau, und ich bin überzeugt, Sie werden die ſtarren Feſ-
ln löſen, die der Wahnſinn um das gefühlvollſte Herz
ſchlagen hat.“

Dieſer Antrag war mir ſchon überraſchend, mehr aber
och ward er's, als mir mein Freund geſtand, er habe
ine Frau, auf welche die kleine Reiſe bei ſchönem Wetter
nen ſehr günſtigen Eindruck gemacht zu haben ſchien, un-
r der Obhut eines treuen Bedienten im Wagen gelaſſen,
r vor meinem Hauſe hielt, und er ſinne mir an, eine
ahnſinnige zur ärztlichen Pflege und Aufſicht in meine
ohnung aufzunehmen.

Minder befremdend wird es Ihnen ſcheinen, wenn ich
hnen ſage, daß ich ein weitläufiges Haus, woran ein
einer Garten ſtieß, bewohne, und ſchon zu andern Zei-
n Kranke zur Pflege darin aufgenommen hatte, wie die-
s mein Freund ſehr wohl wußte.

An eine Weigerung war daher nicht zu denken. Die
ranke, die ſich in einem Zuſtande ſtarker Abſpannung be-
nd, wurde in das für ſie beſtimmte Zimmer gebracht,
r Gatte machte ihr mehre zärtliche Verſicherungen, die ſich
f die Nothwendigkeit bezogen, ſich von ihr zu trennen,
d welche ſie ganz theilnahmlos hinnahm; hierauf ver-
ß er ſie.

An demſelben Abende noch wurde eine Wärterin geholt zur Pflege der Kranken, und ich begnügte mich damit, ihr Thun und Treiben ſtillſchweigend aus der Ferne zu beobachten.

Ihr Wahnſinn hatte den Charakter eines ſtillen Brütens angenommen. Sie ſprach faſt gar nicht, lachte zuweilen wehmüthig in ſich hinein und lag ſtundenlang in dem geöffneten Fenſter, die reine Luft mit Wohlgefallen einathmend. Ich war mit dieſer Neigung zufrieden, weil ſie mir die Beſſerung vorzubereiten ſchien.

Es mochte eine Frau von fünfundzwanzig Jahren ſein. Eine Schilderung ihrer Perſönlichkeit werden Sie gern mir altem Manne erlaſſen, da ſie mich zu unglücklich machte und die Erinnerung daran mir ſchon wie ein Verbrechen erſcheint. Genug ſei es Ihnen, wenn ich ſage, daß es mir wohl einleuchtete, daß mein Freund ſich von dieſer Frau, ſelbſt in dem traurigen Zuſtande, worin ſie war, nicht zu trennen vermochte.

Ihr Zuſtand erſchien mir jetzt von der Art, daß ich mit günſtigem Erfolge eine magnetiſche, oder wie man es damals nannte, eine Mesmeriſche Cur mit ihr vorzunehmen denken konnte. Die gewöhnlichen Einleitungen wurden gemacht, und die ohnedies zur Lethargie geneigte Frau fiel in magnetiſchen Schlaf, ſo oft ich es wollte, ohne daß andere beunruhigende Erſcheinungen daraus entſtanden wären.

Mit inniger Freude betrachtete ich dieſe Reſultate und bemerkte nicht, daß mich die Verſuche in jenen aufgeregten Zuſtand verſetzten, den frühere Forſcher als für die Cur höchſt verderblich ſchilderten.

So wie dieſe Stimmung bei mir zunahm, ſo bemerkte ich bei der Kranken auch eine erhöhte Reizbarkeit, die end-

h in eine Art von Starrkrampf ſich zu entladen ſchien.
r periodiſch wiederkehrte.

Erlaſſen Sie mir die weitere Schilderung dieſer Cur;
war die letzte meiner ärztlichen Praxis. In dem hoch-
en Aufruhr meiner Sinne vergaß ich mich einſt ſo
re — —

Ich mußte fliehen — floh hierher — die Kranke ge-
as von einem Sohne, und der Unglückliche, den Sie ſa-
n, iſt mein — iſt ihr Sohn — im Starrkrampfe von
ner Wahnſinnigen empfangen!“

Mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, ſtürzte er
cklings in den Seſſel zurück, und ich ſaß ihm gegenüber,
ein Inneres getheilt zwiſchen Abſcheu und Mitleid. Es
durfte einer langen Zeit, bis er ſich wieder ſo weit ge-
mmelt hatte, ſeine Erzählung zu vollenden.

„Die Schrecken jener Stunde hefteten ſich an die Fer-
n des Unglücklichen, ſobald er das Licht der Welt er-
ickte. Nie erwachte ſein Sinn zur Fröhlichkeit, zum Le-
n. Trüb und ſtumm verlebte er die erſte Jugend in
en düſtern Räumen dieſes Hauſes und in ſtillem Wahn-
nn brütete er ſeine Jünglingsjahre hin. Alles Lebendige
oh er und nur am Todten fand er Vergnügen. Ein
dtes Thier erregte in ihm eine vergnügliche Stimmung
nd er konnte mit einer todten Katze oder einem todten
unde ſo artig ſpielen, wie andere Kinder mit den näch-
chſten lebendigen.

Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den die erſte
eiche auf ihn machte, deren er anſichtig wurde. Es war
ie Todtenfeier eines jungen Bauermädchens. Wir gingen
uf einem Spaziergange an dem Todtenhauſe vorüber. Die
eiche lag da, ſchön aufgeſchmückt, und mochte im Leben

wol ein ſchönes Mädchen geweſen ſein, da ſelbſt im Tode noch ihren Zügen viel Anmuthiges geblieben war.

Wie der junge Menſch ihrer gewahr wird, bleibt er ſtehen, ſieht ſie mit großen Augen an, eine ſtarke, innere Bewegung wird in ſeinen Mienen ſichtbar, er wirft ſich mit Ungeſtüm über die Todte hin, umarmt ſie und bedeckt ſie mit wilden feurigen Küſſen. Halb ohnmächtig wird er mit Mühe von ihr geriſſen, die Umſtehenden vermuthen, daß er die Todte früher gekannt haben mochte, und ich beſtärkte ſie darin und erklärte das Ganze für einen Ausbruch des Schmerzes, um mit dem Wahnſinnigen, der in einen ſchnell herbeigeholten Wagen getragen wird, ungeſtört meine Wohnung zu erreichen.

Meine Häuslichkeit wurde immer grauſiger. Die Wahnſinnige, die ich für mein Weib ausgab, hatte, nach ihrem Wochenbette, Anfälle von Wuth und ich mußte ſie vor Jahren ſchon in das Irrenhaus bringen laſſen, wo ſie mit eiſerner Natur, wie dies bei ſolchen Menſchen gewöhnlich iſt, den wüthenden Anfällen ihrer Krankheit Trotz bietet. Die ſeltſame Neigung meines Sohnes nahm immer mehr zu und füllte mich mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen.

Trotz meiner Wachſamkeit wußte er die Thür zu öffnen und ſchweifte dann, beſonders zur Nachtzeit, umher. Oftmals brachte er Todtenbeine und dergleichen mit, denn wie aus Inſtinct hatte er den Weg zum Kirchhof aufgeſpürt.

Eine Kunſtreitergeſellſchaft befand ſich im Orte, er hatte ihre halsbrechenden Künſte mit Wohlgefallen geſehen und äußerte es, wie er nach Hauſe kam, mit einigen Worten, die er recht zuſammenhängend ſprach. Dieſes erfüllte mich mit Freude und bewog mich, ihn oftmals hinzufüh-

en. Beſonders ſchien ihn dort ein junges Mädchen anzu-
chen, das der Director der Geſellſchaft auf dem Zettel
die ſchöne Aegyptierin“ zu nennen pflegte und deren ge-
nker Körper in den wunderlichſten und widernatürlichſten
erdrehungen die Bewunderung der Zuſchauer erregte.

Die Neigung, die mein Sohn für dieſes Mädchen zu
aben ſchien, ließ mich hoffen, eine menſchliche Regung
erde ſein verſteintes Herz erfüllen und er werde zum Le-
en erwachen.

Wahrhaft entzückte es mich, als ich bemerkte, wie mein
Sohn mit mehr Sorgfalt ſich kleidete, zuſammenhängender
prach, freundlicher blickte, öfter ausging und immer heiter
nd ſehr regelmäßig nach Hauſe kam. Schon überließ ich
nich den ſchönſten Hoffnungen.

Dieſes mochte einige Wochen gedauert haben. Die
Beſſerung des jungen Menſchen war ſo weit vorgeſchritten,
aß man keinen Wahnſinnigen mehr zu ſehen glaubte.
Ein ſtill heitres Weſen hatte ſich ſeiner bemächtigt, oft ſah
r träumeriſch aus, und es war keinem Zweifel unterworfen,
aß ein übermächtiger Eindruck dieſe Veränderung in ſeinem
Innern hervorgebracht hatte.

Längere Zeit war nun verſtrichen. Sein ruhig-an-
tändiges Betragen, das nicht dem geringſten Verdachte
ines Rückfalls Raum gab, hatte veranlaßt, daß ich ihn —
hne irgend zu beobachten — nach ſeinem Gefallen aus-
ehen ließ. So geſchah es denn, daß er eines Nachmit-
ags — zierlicher als gewöhnlich gekleidet, er trug den
Anzug, den er jetzt noch allnächtlich anzulegen pflegt —
nein Haus verließ und nicht wieder dahin zurückkehrte.“

Meine Angſt läßt ſich nicht beſchreiben. Alles Forſchen
lieb vergebens. Wo er in dieſer Zeit geweſen — ich weiß
s nicht. Keine Spur war aufzufinden und ſelbſt die ſpä-

ter in ruhigen Augenblicken von ihm ſelbſt gegebenen Aufſchlüſſe laſſen keine Spur entdecken.

Schon hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, ihn wiederzuſehen. Ich begann, mich noch mehr von aller Welt abzuſondern, als ich ſchon früher es gethan, ging am Tage nie aus und beſchränkte Alles auf einen einzigen Ausgang am Abende, wo ich mir das Nothwendigſte zum Lebensunterhalte holte und zugleich die Unglückliche beſuchte, welche die Urſache aller meiner Leiden war, um mich nach ihrem Zuſtande zu erkundigen.“

Hier mußte der alte Reimann innehalten. Er war der gänzlichen Erſchöpfung nahe. Ich ſaß da im geſpannteſten Zuſtande. Eine Todtenſtille herrſchte im weiten, öden Hauſe. Die Nacht war weit vorgerückt. Der Alte ſaß rückgelehnt im Seſſel, die Augen wieder mit der Knochenhand verdeckt. In dem Augenblicke fiel mir's ein, wie in dem anſcheinend ſo ruhigen Gebäude die gräulichſten Dämonen, unſichtbar wirkend, herumſchweiften, wie in dieſem Augenblicke der Wahnſinnige in fürchterlicher Geſchäftigkeit ſich um den Leichnam bemühte, wie er vielleicht, die Todte im Arm, zur Thür hereintreten könnte, um ſich in unſere Unterhaltung zu miſchen — es ſchüttelte mich zuſammen, der Alte regte ſich im Seſſel, der Tiſch vor uns krachte, als wenn er mitten entzwei geborſten wäre, ohne daß man etwas daran wahrnahm.

„Das iſt ein Anzeichen,“ ſprach er trüb. — „vielleicht fordert es mich, doch ich will meine Geſchichte beendigen. ſie muß ja ſo bald aus ſein. Jahre waren vergangen und ich glaubte meinen Sohn längſt geſtorben. Eines Abends wird ſtark an meine Thür gepocht. Beſorgt, was es ſein könne, da ich durchaus keinen Umgang hatte, ſehe ich, bevor ich öffne, zum Fenſter hinaus und gewahre eine Geſtalt, die etwas auf dem Rücken trägt und beim Klirren des Fenſters das Auge nach oben richtet und mir mit wohlbekannter Stimme: „„Oeffne! öffne!““ zuruft.

Haſtig, etwas Schlimmes ahnend, ich erkannte auf den erſten Blick meinen Sohn, eil' ich hinab und mit dem Ausdruck der höchſten Freude fällt mir der Eintretende um den Hals, ſeine Bürde beſtändig auf dem Rücken. Und was haſt Du denn da? fragte ich ängſtlich.

„„Meine Itteb,““ ruft er feurig, und die Hülle abſtreifend, legt er ein todtes Mädchen auf die Flieſen des Hausflures, zu meinen Füßen nieder.

Das Entſetzen übermannte mich. Er iſt ihr Mörder, war mein erſter Gedanke, mein zweiter war, die Gerichte werden nachforſchen laſſen, und er — ich — wir werden für die Mörder gehalten werden.

„„Sie iſt mein!““ ſchrie der Heimgekehrte wild, „„mein' und Niemand ſoll mich von ihr trennen. Ich will mit ihr bei Dir wohnen, Vater! ich werde fromm und gut ſein, wie Itteb es iſt, wir werden ganz ſtill mit einander leben, und kein Anderer ſoll uns ſtören; denn Niemand wird unſer Daſein erfahren.““

Ich ſprach ihm freundlich zu und verſicherte, für ſein Glück Sorge tragen zu wollen. Mit Mühe gelang es mir, ihn zu bewegen, nach den obern Zimmern zu gehen, aber die Leiche nahm er mit, ich mußte anfaſſen und ſo verfügten wir uns im ſchauerlichen Zuge nach meiner Wohnſtube.

Hier betrachtete ich die Todte. Es war das Mädchen, das unter dem Namen: die ſchöne Aegyptierin, mit den Kunſtreitern vor Jahren in dieſer Stadt geweſen war. Dies geſtand er auch ſelbſt, mehr war nie von ihm zu erfahren ein undurchdringlicher Schleier deckt den Zuſammenhang dieſes ſeltſamen Ereigniſſes.

Eben ſo wunderſam war es, daß das Mädchen nach allen Regeln der Kunſt einbalſamirt war und zwar ſo vollkommen, wie man es hier zu Lande nicht im Stande iſt. Vielleicht daß ein Arzt, um die ſeltſame Bildung der Aegyptierin vollkommen zu erhalten, aus Liebe zur Wiſſenſchaft ſich dieſer Mühe unterzogen hatte.

Meine nächſte Sorge war, meinen Sohn und die Leiche den Augen aller Welt zu entziehen. Ich richtete ihm daher im Keller eine Wohnung ein, die ich von ihm ſelbſt nach ſeiner Laune ausſchmücken ließ, dann wurde für die Todte ein Glaskaſten verfertigt, der in dieſer Stadt, wie ich weiß, zu den ſonderbarſten Gerüchten Anlaß gab. Im Anfange bewachte ich meinen Sohn mit großer Sorgfalt, bald überzeugte ich mich aber, daß er um keinen Preis ſich von dem lebloſen Gegenſtand ſeiner Neigung entfernen würde, und überließ ihm das Amt des Pförtners, das er bis jetzt ohne Vorwurf verwaltet hat. Nicht weiß ich, ob ich meine Sorgloſigkeit zu ſchelten habe, die mir Sie zuführte. Mein Herz fühlt ſich durch dieſe Mittheilung erleichtert. Sie ſahen die Leiche, die noch immer in einem lebenähnlichen Zuſtande ſich befindet, wozu die Beſchaffenheit meines Kellers wol auch beitragen kann, Sie ſahen meinen Sohn und ich konnte — ich durfte nicht ſchweigen.“

13.

Beinahe Morgen war es, als dieſe Schauergeſchichte ihr Ende erreicht hatte. Meine Empfindung war die eines Menſchen, der von einem beängſtigenden Traume erwacht. Der Troſt des Erwachenden, daß Alles nur Traum geweſen, konnte mich jedoch nicht erfreuen. Ein Bild und die hereinbrechende Helle zeigte mir zu deulich den Ort, wo ich mich befand, den Erzähler, der, wie es ſchien, vor Ermattung eingeſchlafen war. Ich mußte mich von ihm trennen. „Leben Sie wohl, Herr Reimann!“ — ſagte ich mit leiſer Stimme, „ich will fort, ehe es ganz Tag wird, um kein Aufſehen zu erregen. Niemand ſoll es wiſſen, daß ich bei Ihnen war, daß Sie mich zum Vertrauten Ihres furchtbaren Geſchickes gemacht haben. Ihre Nachbaren ſollen in Ihnen auch ferner nur den grämlichen Sonderling ſehen.“

„Das ſollen Sie, bin ich einſt nicht mehr, dann machen Sie mit meinem Geheimniſſe, was Ihnen gut dünkt, aber den Nachforſchungen der Gerichte mich Preis geben, nein, das können, das werden Sie nicht.“ Unter dieſem Geſpräche, das meine nochmalige Betheuerung ſchloß, waren wir zur Hausthür gekommen, die Reimann öffnete und mich ſanft auf die Straße hinausſchob.

Es war ein trüber Morgen. Aus den tief hereinhangenden Wolken ſenkte ſich Dunſt auf die Häuſer des Marktes und hatte ſie alle in eine graue Feuchtigkeit gehüllt. Aus den Dachrinnen und von den Bäumen fielen, wie in abgemeſſenen Zwiſchenräumen, große Tropfen. Alles ſchien zu weinen und auch mein Herz brach vor Schwermuth über das Elend der Menſchen.

14.

Ich habe den vorigen Abſchnitt wie weiland Karl von Karlsberg geſchloſſen, aber in der Stimmung von damals konnte ich keinem andern Gefühle Raum geben. Ich ſuchte mich zu zerſtreuen, es wollte mir aber nicht recht gelingen. Mit Entſetzen füllte mich der Gedanke an Reimann, ſeinen Sohn, die Leiche, und doch trieb es mich an, wieder hinzugehen, um das Treiben des Wahnſinnigen zu beobachten, das mir jetzt, da ich vom Zuſammenhange unterrichtet war, erſt merkwürdig erſchien.

Abends ſtellte ich mich unweit des Reimann'ſchen Hauſes, um des Alten Zurückkunft abzuwarten. Um die gewöhnliche Zeit ſah ich ihn einherwanken. Als er an mir vorüberſtrich, ſagte er, mich bemerkend, leiſe: „Sie werden bald von Allem ſprechen können." Etwas belebter wurden ſeine Schritte, gleich als wollte er mir entkommen. Ich blickte ihm nach und es fiel mir ſonderbar auf, ihn ohne ſeinen gewöhnlichen Vorrath von Lebensbedürfniſſen heimkehren zu ſehen.

Ich beſuchte den Apotheker. Meine Freunde ſprachen lachend vom alten Reimann und fragten, ob ich ſchon die Bekanntſchaft dieſes Ehrenmannes gemacht hätte. Ihr Spott hatte etwas Verletzendes für mich, und ich verließ ſie, mit tauſend Benennungen von ihnen beehrt, die ſie mir nachriefen.

Obgleich ich die ganze vorige Nacht kein Auge zugethan hatte, ſo war es mir doch nicht möglich, einzuſchlafen. Mein Blut war zu heftig aufgeregt, und ich mühete mich ordentlich ab, bei jedem Glockenſchlage an die vergangene Nacht zu denken und mir ſelbſt immer vorzuhalten: „jetzt arſt Du im Hauſe, jetzt kam der Alte die Treppe her- nter, jetzt fing er ſeine Geſchichte an, nun krachte der alte ichentiſch u. ſ. w.“

Ich lag, ohne es recht zu wiſſen, im offenen Fenſter. Plötzlich wurde Reimann's Thür heftig von innen aufge- iſſen, ich ſah den Alten, wie er ſein Haus verließ, an er Hand den Sohn, im ſchwarzen, ſchlotterigen Kleide, ie langen ſchwarzen Haupthaare hinten am Kopfe weit egflatternd, der bleiche Schädel wie der eines Todten glänzend.

Der Alte ſchritt mit einer Haſtigkeit, die wol noch nie Jemand an ihm bemerkt hatte, vorwärts, indeß der Sohn, den Kopf weit hinaufgereckt, im tänzelnden, hüpfenden Schritt ihm folgte, wie wenn Kinder ihre Freude über etwas ausdrücken wollen. Immer lebendiger wurde dieſes Springen, immer raſcher ſchritt der Alte, nun bogen ſie um die Ecke und waren meinen Blicken entzogen.

Der Gedanke, daß ich mit offenen Augen geträumt hatte, konnte mich allein abhalten, nicht den Geſtalten zu folgen. Um ähnlichen Vorſpiegelungen meiner Einbildungskraft zu entgehen, warf ich mich auf's Bett und unter phantaſtiſchen Träumen ſchlief ich endlich ein.

15.

Ich erwartete mit Ungeduld den Abend, um mich zu überzeugen, daß ich geträumt hatte, aber ſchon Nachmittags wurden zwei todte Mannskörper aus dem Fluſſe gezogen, wovon der Eine für den alten Reimann erkannt wurde, der Andere war Allen unbekannt. Zu gleicher Zeit verbreitete ſich's, daß die wahnſinnige Frau des Alten vor zwei Nächten im Krankenhauſe verſchieden war.

Neugierig und habſüchtig fielen die Behörden über das verlaſſene Haus her. Nichts ward jedoch gefunden als alte, abgenutzte Möbel und ein ziemlich bedeutender Aſchenhaufe verbrannter Papiere. Das Merkwürdigſte war die wohlerhaltene Leiche eines Mädchens im Kellergewölbe des Hauſes, ganz in dem Zuſtande der Leichen im Bremer Bleikeller. Man freute ſich, in der kleinen Stadt eine ſolche Merkwürdigkeit zu beſitzen, die wol im Stande ſein könnte, Fremde herbeizulocken, die Gaſthöfe in Nahrung zu ſetzen und die Circulation des Geldes zu befördern.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Jünglingsjahre.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite.
Jünglingsjahre. (Fortſetzung.) 1

Der Erbe des Teufels 3
Die Belagerung von Danzig 60
Natalina 72
Warſchau 76
Bayreuth 223
Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande 255
Auf dem Marſche 307
Signora Chelli aus Rom 352
Gretchen 363

Jünglingsjahre.

(Fortſetzung.)

n
n
n
je
de
J
G
ve
ei
un
he
an
es
un

Der Erbe des Teufels.

1.

In der alten Stadt Bialyſtok in Litthauen lebte vor
ahren ein guter, freundlicher Kanonikus in ſeinem ſchö-
en Hauſe, nahe an der Domkirche. Man erinnerte ſich
ohl noch der Zeit, wo er als armer Prieſter hingekom
en war, blank und bloß, wie ein Schwert ohne Scheide;
doch ein ſchöner, kräftiger und geſunder Mann, wie er
mals geweſen, macht überall und immer ſeinen Weg.
ſt es nicht auf die eine, ſo iſt es auf die andere Art.
r wurde bald ein von allen Damen ſehr geſuchter Beicht-
ter; denn er hatte für alle eine ſo tröſtende Abſolution,
en ſo lindernden Balſam, daß ſein Ruf in Kurzem wuchs
d bald bis ans Wunderbare grenzte. Seine Beſcheiden-
it, Demuth, Wohlthätigkeit, Verſchwiegenheit und alle
dern geiſtlichen Eigenſchaften wurden laut geprieſen, und
fehlte nicht, daß ihn die Vornehmſten deshalb hochſchätzten
d ihn in ihre Häuſer zogen.

Bei dieſem guten Fortgange jedoch konnte es nicht ausbleiben, daß ſeine frommen Brüder, denen der hohe Grad ſeiner Heiligkeit abging, einigen Neid empfanden und nicht nur etwas ſcheel auf ſeine Vorzüge und Fortſchritte blickten, ſondern auch verſchiedene Ränke ſchmiedeten, ihn aus der allgemeinen Gunſt zu verdrängen. Mußte ihnen dieſes nun bei den Damen ſchwer werden, ſo wurde es ihnen bei den Männern nur deſto leichter.

Um dieſen ſtörenden Einfluß zu bannen, kam die frömmſte und zugleich vornehmſte Dame der Stadt, die Frau Gräfin S., auf den guten Gedanken, ihm eine Reliquie zu verehren, welcher man alle die wunderbaren Erfolge zuſchreiben konnte, die durch den Kanonikus vollführt wurden. Geſchah irgend Etwas, das in der guten Stadt Bialyſtok oder in der Umgegend Aufſehen erregte, ſo hieß es gleich: „Er beſitzt ein Bein des heiligen Victor und damit vollführt er Alles!“

Und natürlich durfte dann Niemand widerſprechen, denn es wäre unziemlich ſelbſt für den Zweifler geweſen, ſeine Meinung gerade heraus zu ſagen.

In ſeinem Hauſe lebte der wackere Kanonikus wie ein König. Statt des Weihwaſſers ſah man ihn von edlen Flaſchen umgeben, ſtatt der Kaſteiung machte er ſich mit delicaten Schüſſeln vertraut. Nicht ein Sterbefall ereignete ſich weit und breit, ohne daß er in den Teſtamenten oder Codicillen bedacht worden wäre. Alles ging ihm nach Wunſch, und ſicher wäre er ſchon längſt Biſchof geworden, wenn es ihm einmal eingefallen wäre, am rechten Orte zu ſagen: „Die Haare gehen mir aus und ich wünſchte mir eine Biſchofsmütze, um mir den Kopf nicht zu erkälten.“

Wahrlich, nichts weiter hätte es bedurft, und ſein Wunſch wäre erfüllt worden.

2.

So waren ſeine Tage hingegangen und er war nun alt und ſchwach geworden, denn bei ſeiner Lebensweiſe ſind achtundſechzig Jahre ein ſogenanntes ſchönes Alter für einen Jeden, nur nicht für Den, der es hat. Er ging in ſich, und überdachte ſeinen langen Lebenslauf; er ſah, was er gethan und gewirkt, und war damit zufrieden; hierauf beſchloß er, ſeine apoſtoliſchen Arbeiten zu beſchließen und ſich mit ſeinen im Schweiße ſeiner Thätigkeit wohl erworbenen hunderttauſend Thalern in Ruhe zu ſetzen. Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, wollte er nur noch Damen vom vornehmſten Stande mit ſeinem frommen Eifer beiſtehen, und dies erregte ſolchen Neid bei allen andern, daß trotz der beſten Beſtrebungen ſehr trefflicher junger Geiſtlicher man dennoch allgemein behauptete, daß keiner von ihnen im Stande ſei, die Seele einer Frau von Stande von jedweder Laſt zu befreien und zu reinigen, als der alte reiche Kanonikus, der in ſeinem ſchönen Hauſe neben der Domkirche wohnte.

Nach den Geſetzen der Natur ſpann ſich ein Jährchen nach dem andern ab, und unſer alter Herr war nun nach und nach ein ſchöner Neunziger geworden, mit ſchneeigem Haupt und zitternden Händen, dabei aber rund wie ein Thurm, ſodaß er faſt nicht mehr von ſeinem Stuhle aufſtund, auch ſtets mit gutem Appetite eſſend und noch beſſer trinkend, von wenigen Worten, ſodaß man ihn, das Eſſen und Trinken abgerechnet, leicht für ein ſtummes Bild hätte halten können, das irgend ein geſchickter Künſtler dem lebendigen Kanonikus nachgeformt.

Jetzt aber begannen ſeltſame Gerüchte im Volke umherugehen. Zuerſt keimten ſie im engen dunkeln Kreiſe, dann verbreiteten ſie ſich weiter und weiter mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Thatſache, daß unſer Kanonikus ſtarr und ſtumm in ſeinem Seſſel blieb, ſeine Abgeſchiedenheit von aller Welt, ſeine bluhende Geſundheit, ſein junges Greiſenalter mit einem Wort, und andere Gerüchte, die mit oder ohne Grund ſich von ihm herumtrugen, nebſt allerlei Geſchichten, die man ſich von ſeinem frühern Lebenswandel erzählte, den man jetzt ungeſcheut einen böſen benannte — alles Dieſes machte auf die Menge, die ſtets neugierig und unwiſſend iſt, einen ſeltſamen Eindruck, und zugleich wurde ſie empfänglich fur eine wunderbare Kunde. Es hieß nämlich, der alte wahrhaftige Kanonikus ſei ſchon vor längerer Zeit geſtorben, allein der Teufel in eigener Perſon ſei in den Leichnam gefahren und ſpiele die Rolle des Todten fort, ſo lang es ihm beliebe.

Wenn dieſe Kunde nun ſchon im Volke großes Aufſehen erregte, ſo war dies bei jenen vornehmen Damen, die mit dem Kanonikus in engerer Berührung geſtanden hatten, in einem viel höheren Grade der Fall. Sie überdachten jetzt nicht ohne Beſorgniß, was ſie mit ihm zu ſchaffen gehabt bei verſchiedenen Lagen und Ereigniſſen, und mußten ſich wirklich in ihrem Innerſten geſtehen, der wackere Kanonikus habe denn doch nach dem gewöhnlichen Ausdruck der Leute „den Teufel im Leibe gehabt,“ und es konnte nicht ausbleiben, daß ſolche Gedanken ſie um die dereinſtigen Folgen nicht wenig beſorgt machten.

Freidenker, Zweifler, Ketzer endlich, die zu jeder Zeit und aller Orten und alſo auch damals in Bialýſtok zu finden waren, vermeinten jedoch, daß es ſonderbar wäre, den Teufel nach und nach durch ſeine Thaten ſo ganz aufgerieben zu ſehen; auch warum es denn überhaupt der Teufel in dem Gewande des Geiſtlichen ſo lange ſchon aushalten mochte, warum er zu Zeiten noch in die Kirche gehe, wenn die andern Geiſtlichen ſich auch dahin verfügen, was ihm denn einfiele, ſich den Weihrauch in die Naſe ſteigen zu laſſen? wie er das Weihwaſſer vertragen könne? und viele ähnliche Dinge.

Auf dieſe ketzeriſchen Einwände hatten nun frommere Seelen zu bemerken: die Welt werde beſſer und folglich der Teufel auch; er wolle ſich bekehren und habe deshalb dieſe Rolle erwählt, um endlich auch der Gnade theilhaft zu werden.

Die Letzten endlich, und nach ihrer Meinung die Geſcheidteſten, glaubten, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und behaupteten: der Böſe ſei deshalb in den Körper des Kanonikus gezogen, um ſeinen drei Neffen und Erben einen Poſſen zu ſpielen und ihnen die reiche Erbſchaft ihres Oheims bis zu ihrem eigenen Tode vorzuenthalten. Zwei von ihnen kamen in der That jeden Tag, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und hofften dabei immer, ihn endlich einmal mit geſchloſſenen Augen daliegen zu ſehen. Wenn ſie ihn aber lebend mit hellem Blicke fanden, wie er ſie mit ſeinem Baſiliskenauge fixirte, ſo heuchelten ſie Freude und Entzücken darüber und konnten nicht aufhören zu verſichern, wie ſehr ſie ihren guten alten Onkel liebten.

Zu allen ſchlimmen Gerüchten kam das Wichtigſte noch hinzu, welches ein altes Weib offenbarte, deren Wahrhaftigkeit in ſolchen Dingen von Niemand in Zweifel gezogen wurde. Zwei von ſeinen Neffen ſollen nämlich zur Nachtzeit ihren Oheim von einem Schmauſe bei dem Pönitentiarius nach Hauſe geführt haben. Da ſie ſelbſt aber des Guten zu viel gethan, ſo waren ſie geſtolpert und hatten den guten Alten auf einen Steinhaufen fallen laſſen, der dalag, um eine Kapelle zu Ehren des heiligen Chriſtoph aufzuführen.

Hiebei trug ſich zu, daß der Greis beim Fallen Funken gegeben hatte, wie wenn ein Stück Eiſen gegen Steine geſchlagen wird. Dann — als auf das Geſchrei der lieben Neffen Menſchen mit Lichtern herbeiliefen — ſoll der Alte ganz gerade wie ein Kegel und luſtig wie ein Eichhörnchen auf den Beinen dageſtanden ſein und ausgerufen haben, daß der edle Wein aus dem Keller des Pönitentiarius ihm die Kraft verliehen habe, dieſen ſchweren Fall auszuhalten, daß übrigens ſeine Knochen noch hart genug ſeien und gleich wie vormals noch manches Andere überſtehen könnten.

Die guten Neffen, die ihn diesmal für immer verloren zu haben glaubten, waren von dieſen Reden nicht wenig überraſcht und ſahen nun wohl ein, daß die Zeit nicht ſobald kommen würde, den Onkel los zu werden, da ſelbſt die harten ſpitzen Steine auf dies alte dauerhafte Gerüſte keinen nachtheiligen Einfluß zu üben vermochten.

Trotz aller dieſer Geſchichten, wahr oder nicht, fuhr der alte Kanonikus fort, in ſeinem Hauſe gut zu leben, und wollte nicht ſterben. Seine drei Neffen waren ſtets um ihn und er trug ſie gleich wie ſein Seitenſtechen und Aſthma, und wie die andern nicht lieblichen Anhängſel eines hohen Lebensalters alle heißen mögen.

Ob er indeß der Kanonikus oder der Teufel war, kann dem geneigten Leſer bis jetzt noch nicht mit Gewißheit verrathen werden.

3.

Es muß uns jetzt vor Allem daran liegen, die Neffen ein wenig ſchärfer ins Auge zu faſſen.

Der älteſte war gewiß der böſeſte Junge, der jemals
n den Straßen von Bialyſtok ſich herumgetrieben hatte.
Von Pflaſtertretern kann man in dieſem Falle nicht ſpre-
hen, denn die Stadt war zu jener Zeit ſelbſt in den Haupt-
raßen noch nicht gepflaſtert.

Man erzählte von ihm, daß er mit Haaren und Zäh-
en auf die Welt gekommen ſei, und wenn man es für
ne Vorausbeſtimmung anſehen will, ſo darf man ſagen,
iß er wirklich ſeine Gegenwart und Zukunft verfraß. Er
ar über alle Grenzen verſchwenderiſch und ſündigte auf
e Erbſchaft ſeines Oheims, die ihm bei der enormen Le-
nskraft deſſelben vielleicht nie zu Theil werden konnte.
llein dieſe Lebenskraft war es auch, die er von dem guten
heim ererbt zu haben ſchien. Da die Krone Polen mit
en Nachbarn im Frieden lebte, ſo mußte er ſich, obgleich
auptmann eines Trupps Lanzenreiter, auf friedliche Schar-
tzel und füße Siege beſchränken, wie ſie nun eben einem
gen, ſchönen und lebensfrohen Officier in einer üppigen
rniſon zu erblühen pflegen. Eine andere Bravour konnte
freilich nicht an den Tag legen; allein aus allen Fällen,
ſich ihm darboten, zog er ſich mit Ehren heraus und
s erwarb ihm die hohe Gunſt des Grafen Poninski, der
Bialyſtok commandirte und von ſeinen Officieren ver-
gte, daß ſie ein freies, ritterliches, mit zahlreichen Aben-
rn geſchmücktes Leben führten. Vorzüge, wie ſie dieſer
fe des Kanonikus beſaß, erſchienen den Augen des Gra-
Poninski wie Tugenden, und er ſetzte ſie den beſten
tairiſchen Eigenſchaften gleich. Ob das recht war, wol-
wir hier nicht unterſuchen.

Dieſer Neffe des Teufels, wie man ihn in der Stadt
öhnlich zu benennen pflegte — wenn er es nicht hörte,
verſtanden — hieß eigentlich Capitain Sembrowski.

Allein ſeine zahlreichen Gläubiger, lauter plumpe Bürger und Handwerker, denen er die Taſchen leerte, die aber außerdem für einen Edelmann zu nichts gut waren und keine Lebensart beſaßen, hatten ihm den Beinamen „Krummbuckel" gegeben; denn in der That war die eine Schulter etwas höher als die andere und bildete einen kleinen Höcker, was dem ſonſt ſchon gebildeten Manne allerdings zu einigem Nachtheil gereichte. Allein wie unrecht war es, dies anzuführen und ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen; dabei war es auch unvorſichtig von den Leuten, da ſie wußten, wie ſtark und boshaft er war, und daß es Niemand zu rathen geweſen wäre, wenn er es gewagt haben würde, dieſen Höcker erklimmen zu wollen, um eine weitere Ausſicht zu genießen. Mit einem Worte, der Capitain Sembrowski war nicht der Mann dazu, ſich zu irgend einer Sache herzugeben, wenn er nicht ſeinen bedeutenden Vortheil dabei geſehen hätte.

Der zweite Neffe hatte die Rechte ſtudirt und war durch den mächtigen Einfluß ſeines guten Oheims ein viel beſchäftigter Advokat geworden. Er führte die Proceſſe der meiſten Damen, die vormals dem Kanonikus gebeichtet hatten. Obgleich er Sembrowski, wie ſein Bruder, der Capitain, hieß, ſo nannte ihn doch das Volk, wie jenen Krummbuckel, „Storchbein," ſeines Ausſehens wegen, da ſeinen Beinen wirklich Magerkeit nicht abzuſprechen war und die Waden gänzlich gebrachen.

Ueberhaupt hatte der Advokat einen jämmerlichen Körper; er war bleich von Geſicht, und ſeine Phyſiognomie ſah einem Kreuzſchnabel nicht unähnlich. Dennoch mochte er wol um eines ganzen Hellers werth beſſer ſein, als der Capitain; auch enthielt ſein Herz wol ein Quentchen wahre Zuneigung für den guten Oheim, bis daß es dem böſen

Zureden Krummbuckels gelungen war, dieſe Zuneigung ſeinem Bruder aus dem Sinn zu ſchwatzen. Demnach war gleichſam tropfenweiſe das Gefühl der Dankbarkeit verſchwunden, ſodaß beſonders bei ſchlechtem fröſtelnden Wetter der Advokat ſich gern zum Kamine auf den Platz des Oheims zu ſetzen pflegte, wenn dieſer eben in der Kirche war, und dann ſeine Füße in deſſen Fußſack ſteckte, ſich in den weichen Lehnſtuhl zurücklegte und bei geſchloſſenen Augen die ganze Erbſchaft berechnete und im Voraus alle die Genüſſe koſtete, die er ſich daraus zu bereiten verſprach. Solche Gedanken, ſo angenehm ſie an ſich auch ſein möchten, führten aber dennoch zu der traurigen Wahrheit, daß ſie nach Recht und Billigkeit, nach den Geſetzen, wie nach den Anforderungen des Blutes, mit einem Dritten die Erbſchaft zu theilen hatten, die dann dadurch ſehr bedeutend geſchmalert worden wäre. Dieſen dritten Theil nahm nämlich ein armer Burſche in Anſpruch, der Sohn einer Schweſter des Kanonikus, der auf dem Lande einige Stunden von Bialyſtock die Schafe hütete und ſeinen Oheim nicht kannte und auch von ihm nicht gekannt wurde. Man kann ſich übrigens leicht denken, daß der vornehme Geiſtliche von dieſer Verwandtſchaft nicht ſehr erbaut war und den dritten Neffen mithin auch nicht beſonders lieb hatte.

Auf dieſen Umſtand hin bauten nun Capitain Krummbuckel und Advokat Storchbein ihren Plan. Unter dem Vorwand, für die alten Tage und den gebrechlichen Zuſtand ihres geliebten Oheims beſſer Sorge zu tragen, ſchrieben ſie an den Schafhirten und beriefen ihn in die Stadt, um in dem Hauſe des Kanonikus als deſſen Wärter und Diener einzutreten. Sie hofften, daß der gemeine Bauerknecht durch ſeine dummen Streiche und Plumpheiten, ſowie durch ſeine ſchlechten Gewohnheiten, gewiß nichts recht machen würde und den Zorn und Unwillen des Oheims dadurch in einem ſolchen Grade erregen müßte, daß er ihn aus dem Teſtamente entfernte. Dieſer Weg ſchien ihnen der beſte, um ſich des dritten Theiles der Erbſchaft zu verſichern. Wir wollen ſehen, ob ihnen dieſes gelungen.

4.

So lebte nun der arme Schafhirte ſchon mehrer Wochen im Hauſe des Kanonikus, ſeines Oheims. Franz, ſo hieß er, war mit Allem zufrieden, und fühlte ſich glücklich in ſeinem neuen Stande. Er war klug genug, einzuſehen, daß es ihm mehr Vortheil bringen würde, einen geiſtlichen Herrn, als eine Heerde Schafe zu hüten, und da fand er es denn gar nicht unangemeſſen, ſelbſt die Rolle des Hundes zu übernehmen, und er war nicht nur Wärter und Hüter, ſondern Knecht und Stab des Greiſes.

Mit einer rührenden Aufmerkſamkeit ermangelte er nie, wenn der Alte nieſ'te, ſein „Zur Geſundheit!" zu ſagen; huſtete der Alte, ſo blieb nie ſein „Gott behüte Euch noch lange, Herr Oheim!" aus; kurz, der Kanonikus mochte ſich räuſpern oder irgend ein Geräuſch machen, ſo ſpitzte Franz die Ohren, murmelte einen wohlgemeinten Wunſch und ſprang hinzu, um ſeine Hülfeleiſtung anzubringen. Dann mußte er auch zu hundert Malen hinaus, um nach dem Wetter zu ſehen; bald ſuchte er die Katze, und wenn er ſich müde mit ihr herumgejagt und ſie eingefangen hatte, ließ er ſich von ihr willig zerkratzen, um ſie wieder auf ihr gewohntes Polſter zurückzutragen. Stundenlang blieb er dann wieder ſtumm, zuhorchend; dann ſprechend und den

lten Kanonikus mit der Sorgfalt einer Amme reinigend,
aſchend und ankleidend. Hierbei bewunderte er ihn dann,
s wäre er der ſchönſte Kanonikus der Welt. Er erſchöpfte
ch in Lobſprüchen über ihn und that dies Alles mit ſo
elem Freimuth und aus ſo gutem Herzen, daß Jedermann
ine Freude daran haben mußte, der den guten Burſchen
i ſeinem Thun und Handeln beobachten konnte.

Der Alte war jedoch meiſt unzufrieden mit ihm. Wenn
ihn ſchon ſeines geringen Standes wegen gern verleugnet
tte, ſo war es mehr noch ſein gutmüthiges Weſen, das
f ihn eine unangenehme Wirkung hervorbrachte, weil er
der Heuchelei zuſchrieb, die dadurch von der Erbſchaft
hr zu erlangen hoffte, als die Andern. Er behandelte
her den armen Franz hart und zurückſtoßend. Alle Au-
nblicke ſchrie er: „Franz, thu dies, Franz, thu das!“
d der gute Burſche mußte ſich wie ein Kreiſel drehen,
nn er allen Befehlen nachkommen wollte. Dies mochte
n jedoch noch ſo gut gelingen, ſo ſchimpfte der Kanoni-
dennoch auf ihn und ſagte zu ſeinen andern beiden
ffen: „Dieſer verwünſchte Junge iſt ein Nagel zu mei-
n Sarg. Er iſt zu dick, zu ungeſchickt und zu ein-
ig!“

Franz, der dieſes Alles anhören mußte, wurde gar nicht
darüber. Mit großen Augen ſah er den ſchmählenden
im gutmüthig an und dachte bei ſich ſelbſt: wenn ich's
nur dieſem lieben, guten, alten Herrn recht machen
nte; er iſt ja der Bruder meiner leiblichen Mutter und
habe ihn ſchon deshalb ſo lieb! Eben ſo ruhig hörte er
Schimpfreden an, die ſeine beiden Vettern, der Capi-
und der Advokat, übermäßig ergoſſen, wenn der Oheim
den Fehlern ſeines Dieners ſprach. Ach, dachte er bei
ſelbſt, ſie haben wol recht, ich bin in der That zu

plump und zu dick, wenn ich nur abmagern könnte, ich würde gewiß behender und geſchickter werden!

Um dies zu erreichen, legte ſich der ehrliche Franz ein freiwilliges Faſten auf; allein dies wollte nicht anſchlagen. Seine Schultern blieben breit, ſeine Glieder ſtark, ſeine Backen ſtrotzten von Blut und Geſundheit, ſeine Statur blieb unterſetzt, und er mochte ſeiner Nahrung noch ſo viel abbrechen, ſo ſah er immer einem Silen ähnlicher, als einem Zephir. Das bäueriſch-geſunde Weſen, das die Natur ihm ſeit der Geburt aufgedrückt hatte, ließ ſich nicht verwiſchen, und er blieb, wie er war, zu ſeinem großen Schmerze, dem alten Kanonikus aber zu noch größerem Verdruſſe.

Es war übrigens ein ſeltſamer Mann, dieſer alte Kanonikus. So ſehr er auch ſeine Unzufriedenheit mit Franz an den Tag legte, ſo hatte er doch wieder Augenblicke, wo er ein ganz Anderer war. Man hätte glauben ſollen, daß zwei ganz verſchiedene Menſchen in dieſem alten hinfälligen Körper wohnten, von denen der eine ſchlief, ſobald der andere wachte. Das trübſelige, grämliche Geſicht des neunzigjährigen Greiſes belebte ſich dann auf wunderbare Weiſe. Die ſchläfrigen Augen ſtrahlten einen unheimlichen Glanz, die ſpitze, eingeſunkene Naſe hob ſich wieder empor, die läſſigen Falten um den Mund machten einem ſarkaſtiſchen Lächeln Platz, und die Zunge, die außer einigen Schimpfwörtern faſt nichts mehr vorbrachte, wurde geſprächig und brachte Schnurren und Schwänke vor, die im Innern des alten Kopfes plötzlich zu erwachen ſchienen. In ſolchen Momenten, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten, war auch das Benehmen des Kanonikus gegen ſeinen ehrlichen Bedienten ein ganz anderes. Eine gewiſſe Art von Zuneigung wurde dann bemerklich, die ein größeres Vertrauen in dem Gemüthe des jungen Menſchen erzeugen zu wollen ſchien, ja das gewöhnliche Benehmen allerdings nicht im Stande war jene Scheu zu beſiegen, die der Neffe vor dem Onkel, der Knecht vor dem Herrn, der arme ſchlichte Bauernſohn vor dem vornehmen geiſtlichen Herrn ohnedies hatte. War nun ein ſolcher Augenblick gekommen, wo der Alte ſeine Gewohnheiten ablegte, um ein Anderer zu ſein, dann bemühte ſich auch Franz, ſich durch treuherzige Fragen und Antworten ihm zu nähern und auch ſo ſich zu beſtreben, ſeine Zufriedenheit zu erringen.

Es war ſeltſam, auf welche Gegenſtände manchmal der Kanonikus zu ſprechen kam, wenn er eben ein Anderer wurde.

Eines Abends, als es bereits dunkel geworden war, ver- angte der Alte in ſeine Hauskapelle geführt zu werden, m dort eine ſtille Andacht zu verrichten. Er hatte faſt en ganzen Tag matt und ſchläfrig auf ſeinem großen Lehn- tuhle am Kamine geſeſſen und manchmal mit geſchloſſenen Augen den Zweifel erregt, ob er noch lebe oder bereits todt ei. Um ſo auffallender mußte es ſein, daß er plötzlich bei o ſpäter Zeit ſich erhob, um ſeine Andacht zu verrichten. ranz, zu Allem dienſtwillig, lieh Arm und Schulter dem lten zur Stütze, und Beide verließen das Gemach. In er Kapelle, nachdem der Kanonikus niedergekniet war, be- ahl er Franz, ihn allein zu laſſen und ihn erſt dann ab- holen, wenn er den Ton eines Glöckchens vernehmen würde, as er zu dieſem Behufe in der Taſche ſeines weiten Ober- ocks zu tragen pflegte.

Franz kehrte wohlgemuth in das Wohnzimmer zurück, m Verſchiedenes in Ordnung zu bringen. Er warf friſche Scheite in den Kamin, zupfte das weiche Polſter des Seſ- ls, rückte dieſen näher zum Feuer, wiſchte den Staub von n Möbeln und war noch mit Allerlei beſchäftigt, um Herern froh darüber, daß es mit dem alten Herrn ſo gut beſtellt ſei, als dieſer plötzlich ungeführt, auf eigene Kraft vertrauend, ins Zimmer trat. Franz fiel der Kehrbeſen aus der Hand; ſollte das kurze Gebet dem hinfälligen Greiſe dieſe Kraft verliehen haben? Er, der noch vor Kurzem ſo matt einherſchlich und ſich ſo ſchwer auf Franzens Arme lehnte, als wollte er bei jedem Schritte in die Erde ſinken, trat jetzt zur Thüre herein, als hätte ihn der allein zurückgelegte Weg nicht im Geringſten ermüdet. Franz eilt ihm entgegen und fühlt, wie er ihm den Arm reicht, den ſanften Druck des guten Oheims, der ihn liebevoll dabei anblickt. Aha, denkt Franz bei ſich, jetzt hat er wieder einmal ſeine gute Stunde, der gute Alte! Das Gebet übt doch wunderbare Kraft auf den Frommen.

Nachdem der Kanonikus wieder in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, hoben die ſarkaſtiſchen Schlänglein um ſeinen Mund zu ſpielen an, und die Augen des alten Mannes blitzten ſchalkhaft darein.

„Komm her, Franz," fing er endlich an, „ſetze Dich zu mir auf dieſen Schemel — rücke ihn näher zu mir her — ſo, mein Sohn! Es iſt wahr, daß ich oft ungerecht gegen Dich bin. Du biſt ein frommer, guter Menſch, aber mein Alter und meine Schwächen ſind Schuld daran, daß ich Dich nicht jetzt ſchon nach Gebühr belohne. Dein Lohn ſoll Dir aber dennoch nicht entgehen. Iſt es nicht hienieden, ſo iſt es jenſeits. Du glaubſt doch an Lohn und Strafe? Sprich, lieber Sohn, was hältſt Du von dem Teufel? Du glaubſt doch an den Teufel?"

Franz, der bis jetzt ganz verwundert über die große Vertraulichkeit dageſeſſen hatte und mit immer ſteigender Beklommenheit der ſeltſamen Rede des alten Kanonikus gefolgt war, hatte nun die Augen weit aufgeriſſen und richrte ſie mit halb offenem Munde auf ſeinen Oheim. Wer hn ſah, durfte nicht daran zweifeln, daß die Frage ihn in Verlegenheit ſetzte, aber auch zugleich, daß er nicht zu De nen gehörte, die durch ein kluges, feines Ausweichen eine ſolche Frage zu erledigen verſtanden.

Der Kanonikus fing nun an, viel von der Macht des Teufels zu erzählen, und welche Qualen und Martern Gott für die Verdammten bereit hielte, und wie es daher gut ei, ſich mit dem Teufel bei Zeiten abzufinden, gleichſam eine Bekanntſchaft zu machen, um ſpäter dann beſſer fer g mit ihm zu werden. Der Alte ſprach dabei von ſeinen Erfahrungen, und daß er darüber jüngern, wahrhaft demü higen Seelen manche gute Lehre zu geben wiſſe. Er fragte Franz vertraulich, ob er ſchon darüber nachgedacht und was r davon halte.

Was früher bloße Verwunderung geweſen, ſteigerte ſich gt zu immer größerem Staunen und wandelte ſich zuletzt einer Art von Beängſtigung um, die dem armen Franz ſt den Athem verſetzte. Dieſes Steckenpferd hatte er den Kanonikus noch niemals tummeln ſehen. Es gefiel ihm ch nicht, und er hätte den Alten lieber von allerlei ſinn chen Genüſſen, wie ſonſt wol, ſchwatzen hören mögen, von ten Faſtenſchmäuſen, von Mönchspoſſen, wie ſie in ver iedenen Klöſtern paſſiert waren, auch wol von kleinen Ju ndverirrungen des alten heiligen Mannes, deren halbe Er ähnung ihm wahrlich nicht übel anſtand.

„Nein, Herr Oheim, Sie mögen ſagen, was Sie wol ," ſprach endlich Franz, ſich ein Herz nehmend, „ich aube an alle dieſe Teufeleien nicht."

„Und das ſagſt Du mir?" brachte der Kanonikus nicht e anſcheinendes Entſetzen vor. „Biſt Du ein Chriſt nge, oder biſt Du keiner?"

„Ei ja, ein Chriſt bin ich wohl, Herr Oheim," antwortete Franz.

„Nun wohl, Burſche, daß Du nicht geleugnet, daß es ein Paradies für die Guten gebe, und iſt nun nicht die natürliche Folge, daß es eine Hölle für die Schlechten geben müſſe?"

„Meinetwegen, Herr Kanonikus, der Teufel aber iſt einmal zu nichts nütze, und weshalb ſollte er denn nun da ſein? Wenn Sie Jemand um ſich hätten, der Ihnen in Ihrem ſchönen Hauſe Alles in Unordnung brächte, Alles verkehrt machte und Ihnen jeden Poſſen ſpielte, würden Sie ihn da nicht zur Thür hinauswerfen?"

„Unter Umſtänden, Franz, unter Umſtänden," verſetzte der Kanonikus mit feinem Lächeln.

„Nun, ſehen Sie wohl, Herr Oheim," ſagte Franz weiter, „wäre es da nicht recht ſeltſam vom lieben Gott, in dieſer ſeiner Welt, die er ſo wunderbar eingerichtet hat, einen ſolchen verwünſchten Teufel hauſen zu laſſen, dem es immer nur darum zu thun iſt, ihm Alles zu verderben? Mein Seel, wenn es einen guten Gott gibt, ſo kann es keinen Teufel geben, darauf können Sie ſich verlaſſen. Ja, wahrhaftig, ich wollte einmal den Teufel ſehen. Ha, ich fürchte mich nicht vor ſeinen Krallen."

„Mein Sohn, wenn ich dieſen Glauben getheilt hätte, als ich ſo jung war, wie Du, ſo würde ich zehn Mal jeden Tag gebeichtet haben, um nur ein Plätzchen im Himmelreich zu gewinnen. O mein guter Franz! Zitterſt Du denn nicht vor der Sünde, das Daſein des Teufels zu leugnen?"

„Ich kümmere mich keines Hellers werths um ihn," rief Franz und ſchnalzte mit Daumen und Zeigefinger.

„Ich wünſche von Herzen, mein lieber Sohn, daß Dir nichts Schlimmes dadurch widerfahren möge," ſprach hierauf der Kanonikus.

„Schlimmes? O ganz und gar nicht," antwortete Franz. „Gott hat wol Macht genug, mich gegen den Teufel zu beſchützen, wenn es einen geben ſollte, und um ſo gewiſſer wird er ſich meiner dann annehmen, da ich ihn für weiſer und nicht für ſo dumm halte als Ihr und viele gelehrte und fromme Männer mit Euch, Herr Oheim."

Der alte Kanonikus ſchüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte von dem dummen Franz andere Antworten erwartet und mußte ſich nun geſtehen, daß er doch eigentlich ſo gar dumm nicht ſei.

Das Geſpräch, das vielleicht noch länger fortgedauert haben würde, unterbrachen nun die beiden andern Neffen, die mit großem Geräuſch ins Zimmer traten. Das gute Vernehmen zwiſchen dem Kanonikus und ſeinem Diener, das ſie ſogleich wahrnahmen, überraſchte ſie unangenehm; ſchon die vertrauensvolle Stellung am Kamine wollte ihnen nicht gefallen. Sie glaubten nun mit Gewißheit annehmen u können, daß der Alte Franz nicht im Geringſten haſſe, nd daß ſein Aerger über ihn nur Verſtellung geweſen war, m ihnen ſeine Zuneigung zu jenem zu verbergen. Der lte Kanonikus hatte aber plötzlich das frühere Geſpräch ab- ebrochen und weil er nun einmal im Zuge zu ſprechen war, lerlei Schwänke vorzubringen begonnen, über die er ſelbſt herzlich lachte, daß ihm der Bauch wackelte, ohne dabei em geringſten Huſten geplagt zu werden, was die Anwe- nden mit großer Verwunderung erfüllte.

Die argwöhniſchen Neffen, als ſie den Kanonikus bei ſo ter Laune und ſo kräftig ſahen, gedachten, ihm bei dieſer hicklichen Gelegenheit einmal auf den Zahn zu fühlen.

„Wenn Sie jetzt Ihr Teſtament machen ſollten,“ fing der Capitain an, „wem würden Sie wol Haus und Garten hinterlaſſen?“

„Wem anders, als Franz,“ erwiderte der Alte mit heiterer Miene.

„Und die Meierei vor dem Thore?“

„Ei, Franz, das verſteht ſich.“

„Aber das große Gut bei Tul, wer ſoll denn das bekommen?“

„Niemand als mein guter Franz.“

„Ei zum Henker!“ rief hier der Capitain mit ſeiner rauhen Stimme, während der bleiche Advokat ſich auf die Lippen biß, „ſo ſoll uns denn dieſer Franz Alles vor der Naſe wegſchnappen?“

„Mit Nichten,“ ſagte hierauf lächelnd der Kanonikus, „aber mein baares Geld, meine Juwelen und was ich ſonſt noch habe, teſtire ich in Form Rechtens und vermache es Demjenigen, der die andern Beiden überleben wird. Ich ſtehe ſo nahe der Ewigkeit, daß mein Blick klarer ſieht, als der anderer Menſchen. Ich glaube, Euer Schickſal im Buche der Zukunft zu leſen.“

Bei dieſen Worten warf der Alte einen ſo ſchlauen Blick auf Franz, daß er den guten Burſchen wie die Klapperſchlange ihren Raub ſtarr machte. Das Feuer dieſes Blickes erleuchtete mit einem Mal den einfältigen Bauernjungen, der von dieſem Augenblicke an anders hörte und auch Alles beſſer verſtand. Es war mit ihm eine Verwandlung vorgegangen, gleich der einer Jungfrau am Morgen nach der Hochzeit.

Der Capitain und der Advokat waren über dieſe Aeußerung nicht wenig bekümmert, und da ſie das Bedürfniß fühlten, ſich ſchnelle Mittheilungen zu machen, zogen ſie eſpectvolle Reverenzen und verließen das Zimmer ihres Oheims.

Als Franz mit dem alten Herrn wieder allein war, urde dieſer immer ſtiller, ſein Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt und er ſchien ſchlummern zu wollen. Das war natür- ch; das viele Reden mußte ihn ja ermüdet haben. Die tube und ſchwüle Luft im Gemache wirkte aber auch auf ranz einſchläfernd, und da er durch das Vorhergegangene och zutraulicher geworden war, als von Natur, ſo legte er ie ein getreuer Hund ſeinen Kopf auf das Knie des guten heims, ſchloß die Augen, und indem er bald an die reiche rbſchaft, bald an den vortrefflichen Verwandten, dem er och ein recht langes Leben wünſchte, dachte, ſchlief er ein.

Er mußte lange geſchlafen haben; das Feuer war aus- gangen, das Zimmer kalt geworden, und der Nachtwind hr ſauſend durch den Schlot; die letzten Töne der Glocke, Mitternacht verkündet hatte, ſummte vom Thurm. Ein ſtickender Geruch, gleichwie von verbranntem Schwefel, mmte dem Schläfer den Athem. Unruhig warf er ſich n und her und erwachte. Erſtaunt blickte er um ſich; les finſter. Er tappte auf dem Stuhle herum; der Sitz r leer. Da glaubte er den leiſen Ton eines Glöckchens wach zu vernehmen. Jetzt erſt kam ihm die Beſinnung eder. Es war die Glocke des alten Kanonikus, die aus Hauskapelle tönte.

Schaudernd erhob er ſich, nahm eine Kerze und tappte Finſtern durch den langen Gang, der zur Kapelle führte. Die heiſere Stimme ſeines Oheims überhäufte ihn mit mähungen, als er auf die ewige Lampe losſchritt, ſie abließ und ſeine Kerze anzündete.

„Ich läute bereits ſeit einer halben Stunde, was meine ſte aushalten wollen, und Du hörſt mich nicht, Schlingel, und kommſt nicht, Deinen alten Oheim zu holen. Warte nur, Du ſelbſt gewiß nichts von der Erbſchaft haben!“

„Aber, Herr Kanonikus, wie reime ich denn das zuſammen?“ wollte Franz ihn fragen.

Der Alte aber fuhr fort: „Ich muß im Beten wol eingeſchlafen ſein. Halt's Maul und bringe mich geſchwind zu Bette, denn hier ſterbe ich vor Kälte.“

Und ſomit ſchwankten Beide durch den Gang nach dem Schlafzimmer zurück.

„Es iſt doch ein wunderlicher Alter,“ murmelte Franz vor ſich hin. „Wie mag er nur wieder allein in die Kapelle gekommen ſein?“

5.

Nachdem der Schäfer ſeinen alten Oheim zu Bette gebracht und wohl zugedeckt hatte, ging er wieder in das Nebenzimmer, um Alles in Ordnung zu ſtellen, damit der Kanonikus am andern Morgen keine Urſache zum Schelten haben möchte. Er konnte nicht ſchlafen; ſei es, daß er nach dem Weggehen ſeiner beiden Vettern lange geſchlafen hatte, oder war es die ſeltſame Aufregung, in die ihn der Vorfall mit dem Kanonikus verſetzt hatte, er kleidete ſich nicht aus, öffnete ein Fenſter und blickte hinunter auf den Platz vor der Domkirche, an dem das Haus des Kanonikus gelegen war.

Auf dem Platz war Alles ſtill und ruhig; Thüren und Fenſter der Häuſer waren geſchloſſen und nur das Knarren der Wetterfahnen machte ſich vernehmlich. Dieſe Ruhe

irkte bald auf des Schäfers Gemüth ein. Sein Blick er-
llte ſich gleichſam im Dunkeln, und er ſah Manches wie
weiter Ferne ſchimmern, was die Zukunft noch verbarg.
er alte Volksglaube erkennt den Schäfern bekanntlich die
abe des Ahnens und Vorausſehens zu, und viele Bei-
ele ſind da, die uns nöthigen, dem alten Glauben we-
gſtens nicht offen entgegenzutreten.

Näherkommende Schritte ſtörten endlich des Schäfers
trachtungen. Seine Aufmerkſamkeit wurde plötzlich von
ſen ab nach einer andern Seite hingelenkt. Er blickte
ärfer, als er um eine Ecke des Platzes zwei Männer-
alten kommen ſah, die ihm bekannt ſchienen. Als ſie
freier aus dem Schatten entwickelten, blieb ihm weder
Höcker des Einen, noch die Magerkeit des Andern ver-
gen, und er wußte nun beſtimmt, wer ſie waren. Be-
ſen zog er ſich zurück, um nicht von ihnen bemerkt zu
den; doch blieb er ſo geſtellt, ſie zu belauſchen. Es
n ihm kein Zweifel, von wo ſie herkamen, denn ſeine
en ſtolzen Vettern, die ihn gerade für nichts achteten,
en oft in ſeiner Gegenwart von ihren geheimen Aben-
en verhandelt, und ſo wußte er denn auch, daß ſie beide
Liebchen hatten; der eine die Frau eines wackern Geld-
iebs, der andere ein vornehmes Dämchen, die nach Laune
Gunſt verſchenkte.

Sie gingen beide unter dem nahe liegenden Säulenver-
der Kirche auf und ab, und — keinen Lauſcher befürch-
— ſprachen ſie mit lauter Stimme.

„Was denkſt Du nun aber mit Franz anzufangen?“
Storchbein zu Krummbuckel.

„Was ich denke? Was ich denke?“ brummte dieſer, in-
er ſich den Schnurrbart ſtrich — „bei meinem Won-
“ — bekanntlich nennen Polen und Litthauer ſo ihren

Schnurrbart — „bei meinem Wonzen! Ich will ihm den Kopf vor die Füße legen, und er mag dann ſehen, wie er ihn ſich wieder aufſetzt.“

„Nichts da,“ fiel ihm Storchbein in die Rede; „Deine Art iſt zu bekannt; man würde gleich ſagen, das war der Arm des tapfern Capitain Sembrowski. Darum höre meinen Plan. Wir wollen ihn zu einem guten Mahle laden, und dann, nachdem wir ihm weidlich zugetrunken haben, uns betrunken ſtellen und allerlei luſtige Streiche mit ihm vollführen. Dann wollen wir auch das Spiel an die Reihe bringen, das in Warſchau bei Hofe jetzt Mode iſt. Man ſteigt in einen Sack und dann gilt's, wer ſchneller als der Andere laufen kann. Haben wir ihn aber einmal gutwillig im Sack, ſo binden wir ihn zu und werfen ihn in die Narew; hier mag er ſehen, wie er ſchwimmen kann.“

„Dieſer Plan will reiflich überlegt ſein,“ brummte der Capitain vor ſich hin.

„Oh, er iſt reif und wohl überlegt,“ verſetzte der Advokat. „Iſt der Vetter nur erſt beim Teufel, ſo gehört die ganze Erbſchaft uns Beiden, das iſt doch klar.“

„Was mich betrifft,“ ſprach hierauf der Raufbold, „ſo bin ich jedenfalls dabei und Dir in Allem zu Dienſten. Allein nöthig iſt es jedenfalls,“ fügte er hierauf mit ſchielendem, mißtrauiſchem Blicke hinzu, „daß wir fortan unzertrennlich bei einander bleiben, gleich zwei Beinen deſſelben Körpers; denn wenn Du fein biſt wie Seide, ſo bin ich hart wie Stahl; Liſt und Kraft! Eine Klinge iſt doch wol noch ſo viel werth, als eine Falle! Das merke Dir, Herr Bruder.“

„Nun ja!“ ſprach der Advokat mit verſtändigem Lächeln, „die Sache iſt ja unter uns abgemacht, und es

mmt nur jetzt darauf an, ob er ſich in der Falle fängt
er ob ihn das Schwert fällt.“

„Beim heiligen Leib Gottes! Das Ganze iſt nicht werth,
ele Worte darum zu verlieren. Wer iſt denn der Burſche?
Sollen wir denn etwa ein geſalbtes oder geweihtes Haupt
s der Welt ſchaffen? Was iſt's, ob ein ſolcher Rüpel
n Schäferknecht mehr oder weniger in der Welt herum-
uft? Alſo höre mich, Bruder von der Feder! Es gilt
anzigtauſend Zlaty von der Erbſchaft für Denjenigen, der
n aus dem Wege räumt. Gelingt mir's, ſo will ich ihm
rufen: Setz Dir den Kopf wieder auf.“

„Ich aber will ihm zurufen: Schwimm zu, guter
reund!“ rief der Advokat, indem er dabei lachte, daß eine
dermaus zu der Oeffnung ſeines Mundes bequem hätte
einfliegen können.

Hierauf ſchüttelten ſich die beiden Ehrenmänner die Hand
n Abſchied, und der eine oſtwärts, der andere weſtwärts
end, verließen ſie den Platz.

Wie erſtaunt war aber der arme Franz, als er ſo plötz-
ſein Todesurtheil hörte.

„O die Böſewichter,“ ſagte er leiſe vor ſich hin. „Da
n ſie nun Beide vor der Kirche ſpazieren in der ſtillen
ht, wo Alles ſo heilig iſt, ſchon durch ſich ſelbſt, und
chen gegen einander ihre blutigen Gedanken aus, als
ten ſie zu Gott mit feſter, erhobener Stimme.“

Er war ſo ergriffen und verwirrt, daß er nicht wußte,
ie Worte zu ihm hinaufgeſtiegen, oder ſeine Ohren zu
beiden Sprechenden hinabgeſtiegen waren.

Der alte Kanonikus regte ſich im Bette, huſtete und
h einige unverſtändliche Worte.

„Haben Sie vielleicht auch gehört, Herr Oheim?“ fragte
z, indem er ſich nach dem Alten hinwandte.

„Ja, ja,“ ſprach der Alte, „ich höre das Holz im Feuer kniſtern.“

Franz eilte zum Kamin, warf friſches Reiſig hinein, daß die Flamme luſtig emporſchoß, und, nachdem er das Fenſter geſchloſſen, legte er ſich zu den Füßen des Bettes, in dem der Alte ſchlief, auf eine wollene Decke nieder. Dies war ſein gewöhnliches Lager; ein Hund in einem vornehmen Hauſe ſchläft gewöhnlich beſſer; aber ein polniſcher Diener iſt eben nichts anders gewöhnt.

Daß Franz nicht ſchlafen konnte, darf wol nicht erſt berichtet werden; die Gedanken an die Gefahr, die ihn bedrohte, ſowie die Plane, ihr zu begegnen, beſchäftigten ihn zu ſehr.

Am folgenden Morgen, als er ſeinem Oheim im Bette den Kräuterthee reichte, war er noch unentſchloſſen, ob er ihm das Gehörte mittheilen ſollte oder nicht. Der Alte war grämlicher, wie gewöhnlich, und er zögerte daher aus Furcht, ihn zu erbittern, wenn er ihm von den beiden Vettern ſo Schlimmes berichten würde. So verging der Tag, und Franz erlangte nicht den Muth, ſein Herz zu erleichtern. Nachmittags hatte er eine Botſchaft zu beſorgen, von der er erſt im Zwielicht nach Hauſe kam. Er fand den Alten auf ſeinem gewöhnlichen Sitze am Kamine, ihm freundlich entgegenrufend: er möge Feuer machen.

Franz, der ſchon aus dem kräftigen Tone vernahm, daß der Kanonikus wieder einmal ſeine gute Stunde habe, eilte, dem Befehle nachzukommen, und, nachdem das Feuer loderte und die Kerzen brannten, ſah er denn auch gar bald, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Der Oheim war geſprächig wie ſelten; allein Franz konnte dennoch kein Herz faſſen, ſein Geheimniß zu offenbaren, ſo ſehr fürchtete er, die gute Laune des Alten dadurch zu verſcheuchen. So oft er auch

ngen wollte, eben ſo oft erſtickte ihm das Wort auf
Zunge.

„Ei,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „ich vollführ's, ſo gut
kann, wozu braucht er's denn zu wiſſen? Ich helfe mir
t aus meinen Nöthen ſelbſt, und hätte mich der Him-
durch ihre Schelmenhände untergehen laſſen wollen, ſo
de er mich ſie nicht haben belauſchen laſſen.“

Obgleich er kein lautes Wort geſprochen, ſo war es
, als ob der Kanonikus Alles verſtanden, ſo zufrieden
lte er darein und ſo zuſtimmend ſchüttelte er mit dem
Kopfe.

Franz hatte dies kaum bemerkt, als er ſich ihm vertrau-
näherte und mit Beziehung auf ihre früheren Geſpräche
herzhaft die Worte ſagte: „Wenn ich auch nicht an
Teufel glaube, Herr Kanonikus, ſo glaube ich doch an
Franziskus, meinen heiligen Schutzpatron, und dem
ich, wohin er mich ruft ...“

Thue das, mein Sohn, aber ſei auf Deiner Hut,“
anete der Kanonikus; „nicht blos die Spitzbuben von
werk ſind zu fürchten — nein! es gibt gefährlichere.
glaube einen Säbel klirren und Waſſer fließen zu be-
Gib Acht, mein Sohn, daß Du nicht naß wirſt und
den Kopf verlierſt.“

Dieſe Worte machten den Schäfer ſtutzig. Wußte der
nicht ſchon Alles, ohne daß er es ihm geſagt hatte?
Hochachtung vor dem heiligen Mann machte der Be-
rung Platz. Er wäre gern vor ihm niedergeſunken.
r begnügte ſich damit vorläufig, ihn recht genau an-
n, mit einem Blicke, in dem ſich nach ſeiner Mei-
alle ſeine Liebe und Verehrung concentriren ſollte.

a ſaß der Alte, ein faſt hundertjähriger Greis, ſo
iche zuſammengefallen da, mit heiterer Miene und leb-

haftem Auge. Wie aber Franz ſeine Blicke jetzt auf die Füße ſeines Oheims lenkte, ſo fand er ſie ſonderbar gekrümmt und bemerkte, daß ſie nicht ordentlich Platz in den Pantoffeln zu haben ſchienen. Er dachte bei ſich ſelbſt, daß dem alten Oheim die Nägel bedeutend gewachſen ſein müßten, und nahm ſich vor, ſie ihm andern Tages zu beſchneiden. Dieſer aber, der faſt alle Gedanken ſeines Dieners zu errathen ſchien, reichte ihm freundlich die Hand zum Kuſſe hin und wiederholte die Worte: „So gehe doch, mein Sohn, aber mit Vorſicht, das rath' ich Dir.“

Da fiel es dem Schäfer wieder ein, welche Gefahr ihm drohe, und daß er ſie von ſich abwenden müſſe, und bei ſich überlegend, daß er nach abgethaner Sache ja noch Zeit genug haben würde, den alten Kanonikus zu bewundern und ihm die Nägel an den Füßen zu putzen, ſo machte er ſich flugs auf den Weg, und ſo heitern Muthes, als ging er zum Tanze oder einer andern Vergnüglichkeit nach.

Was ihm zu Statten kam, war, daß ſeine beiden Vettern bei ihren Geſprächen unter ſich niemals von ihm die kleinſte Notiz genommen hatten und mithin ihre geheimſten Gedanken, ſowie ihre nächtlichen Gänge und Abenteuer ihm bekannt waren. So erinnerte er ſich, daß manchen Abend, um den Kanonikus, der ſich gerade in ſeiner guten Laune befand, zu unterhalten, der Advokat erzählt hatte, wie er der Frau des Goldſchmieds den Hof machte und ihrem Manne im Feuer vergoldete feinciſelirte Hörner aufſetzte, wie jener ſie mit aller Kunſt nicht zu machen im Stande war. Nach ſeiner Erzählung war das hübſche Weibchen wie ein Schneckchen rund und fett und gar nicht ſcheu in kritiſchen Fällen. Sie ließ ſich noch eine Umarmung gefallen, wenn ihr Mann ſchon die Treppe hinanſtieg, und war nie verlegen, wenn es galt, ihm eine Naſe zu drehen. Dabei war

Ausſehen ſo züchtig und ſittſam, als wenn ſie kein Waſ-
trübte, und ſie that auch ihrem Gatten in Allem Ge-
e, der ſie unendlich liebte. Fein war ſie, wie der Duft
Reſeda, und ſeit den fünf Jahren, die ſie verheirathet
, wußte ſie ihr Treiben ſo ſchön den Augen der Welt
verbergen, daß ſie überall für die Ehrbarſte galt und
n dem Vertrauen des Goldſchmieds, ihres Mannes,
die Schlüſſel des Hauſes wie der Geldkaſſe, kurz Al
hatte.

Wenn dann der alte Oheim in ſeiner guten Stunde war,
flegte er wol zu lächeln und mit einer ſichtbaren Lu-
heit zu fragen: „Wie oft, mein Söhnchen, beſucht Ihr
r Schätzchen?“

„Alle Abend,“ war die Antwort.

„Wie macht Ihr's denn aber, wenn Euch der Gold-
ied überraſcht?“ fragte der Alte dann wieder, als wenn
ch wohlgefällig ſeiner eigenen Jugend dabei erinnerte.

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiderte der Neffe. „In
Nebenkammer ſteht ein großer Schrank, in dem ich mich
rge. Kommt dann der gute Goldſchmied nach Hauſe
ſeinem Gevatter, dem Pfefferkuchenbäcker, deſſen Frau
ſucht, in gleicher Abſicht, wie ich die ſeinige, ſo ſtellt
meine Geliebte krank und läßt ihn allein zu Bette gehen.
ber geht zum Schranke, um Etwas darin zu ſuchen,
ihr Uebel heben könne; denn ſie hat dort ihre kleine
apotheke, wie ſie ſagt. Andern Tages, wenn mein
ſchmied in der Werkſtatt iſt, mache ich mich aus dem
be, und da das Haus zwei Ausgänge hat, einen nach
rücke, den andern nach der Straße, ſo wähle ich natür
n, wo der Mann nicht iſt. Sieht er mich zufällig,
eche ich mit ihm von ſeinen Proceſſen, die ich alle ſo
h führe, daß ſie ſo bald nicht endigen ſollen. Er liebt

mich ſehr, wie eigentlich jeder Hahnrei Denjenigen lieben ſoll, der ihm ſeinen Garten bebauen hilft. Er iſt gern um mich und ohne mich zu fragen unternimmt er nichts.“

Solche ſaubere Geſtändniſſe hatte nun der gute Schäfer oft mit angehört, die ihm bei ſeinem natürlichen Sinn und ſeiner wackern Gemüthsart eine rechte Abneigung gegen ſeine Vettern einflößten.

„Wie iſt es möglich,“ dachte er, „daß Menſchen ſo das göttliche Gebot überſchreiten können. Iſt es nicht deutlich ausgeſprochen: Du ſollſt nicht begehren nach deines Nächſten Weib? Und gibt es denn nicht genug Weiblein in der Welt, daß Jeder ſich eins wählen kann nach ſeinem Gefallen, ohne mit ſo Unerlaubtem ſein Gewiſſen zu beladen?“

Jetzt kamen ihm alle dieſe Dinge wieder in das Gedächtniß; die Gefahr, in der er ſich befand, ſchien ihn wunderbar erleuchtet zu haben, und von dem natürlichen Gefühl der Selbſterhaltung geleitet, das ſogar in dem unvernünftigſten Thiere lebt, ging er gerades Weges fort, um eine ſchnelle Entſcheidung herbeizuführen und dieſe dann mit Liſt oder Gewalt zu ſeinem Vortheil zu lenken.

6.

Er hatte bald die Gaſſe erreicht, wo der Pfefferküchler wohnte. Der Goldſchmied — das wußte er — ſaß hier bei ſeiner lieben Gevatterin luſtig und guter Dinge im Erdgeſchoſſe neben dem Laden. Das kleine Stübchen war mit Abſicht gewählt, um jeden Verdacht der Sträflichkeit dieſes Beiſammenſeins von dem Manne zu entfernen.

Der Schäfer horchte an der Thür, guckte durch den La
en, und nachdem er Licht geſehen und Stimmen vernom
nen hatte, klopfte er ziemlich heftig an. Die Störung er
hreckte das Pärchen nicht wenig. Endlich aber faßte ſich
ie Frau, öffnete ein kleines Gitterfenſter und fragte, was
as Begehr ſei?

Als ſie die unbekannte Stimme hörte und, ſo viel es
e Dunkelheit zuließ, den ihr gänzlich fremden Menſchen
blickte, machte ſie die Hausthür auf, um ihn einzulaſſen.
ranz, der einen ſchönen Mantel aus dem Kleidervorrath
ines Oheims umgeworfen hatte, ſah ſtattlich genug aus,
n für einen Boten des höchſten Gerichts gelten zu kön
n, für den er ſich ausgab. Unter dieſem Vorwande hieß
den Goldſchmied vom Tiſche aufſtehen, wo er ſich's eben
cht wohl ſein ließ, und führte ihn in einen Winkel, um
imlich mit ihm zu ſprechen.

„Würdet Ihr nicht, mein lieber Meiſter,“ fing er an,
n ſogleich das Ding beim rechten Ende zu faſſen, „wür
Ihr nicht einen ſchlechten Kerl von Nachbar, der ſich
terfängt, Euch ein Geäſt auf die Stirne pflanzen zu wol-
, gehörig zu bedienen wiſſen?“

„Wer ſeid Ihr,“ fragte der Goldſchmied ganz verdutzt.
er Ihr Euch unterfangt, meinem rechtlichen Weibe ſo etwas
chzuſagen?“

„Sagt mir vorerſt,“ drängte nun noch einmal unſer
häfer den Goldſchmied, „was Ihr thun würdet, wenn
n Euch den Burſchen an Händen und Füßen gebunden
rlieferte?“

Der Goldſchmied ward durch dies zuverſichtliche Drän-
denn doch ziemlich in die Enge getrieben.

„Ich würde — ich würde “ ſtotterte er.

„Gebt Ihr mir Euer Wort, daß Ihr ihn ins Waſſer werfen ließet?“ fragte Franz ſchnell.

„Zum mindeſten,“ rief der Goldſchmied, und wurde dabei roth vor Zorn. „Ja, ich würde ihn ins Waſſer werfen laſſen. Aber Der, der ſich unterſtand, mich mit einem ungegründeten Verdacht zu äffen, oder meiner gar zu ſpotten, dürfte gewiß überzeugt ſein, kein geſundes Glied davon zu tragen.“

„Schon gut, ſchon gut, mein lieber Herr,“ ſprach Franz beſänftigend. „Ich bin Euer Freund ſchon lange, ohne daß Ihr mich kennt; drum hört mich an. So oft Ihr hieher kommt, um Euch die Pfefferkuchen Eures Gevatters gut ſchmecken zu laſſen, eben ſo oft ſchleicht der Advokat Storchbein zu Eurem Weibe. Wollt Ihr mir zur Stunde folgen, ſo wette ich mit Euch, daß Ihr in Eurer Schmiede wackeres Feuer finden ſollt. Das thut aber nichts; hört mich weiter! Bei Eurem Erſcheinen wird Euer Stellvertreter ſich wie gewöhnlich in den großen Schrank flüchten, wo Eure Frau neben vielen andern Dingen auch ihre Hausapotheke zu verwahren pflegt. Nun müßt Ihr aber ſprechen, daß Ihr im Weinhauſe, das Ihr beſucht, einen Fremden angetroffen habt, der Euch den Schrank abgekauft, und der auf der Brücke hinter Eurem Hauſe mit einem Karren hält, um ihn aufzuladen.“

Der Goldſchmied warf einen flüchtigen Blick auf den Boten, und ohne ein Wort zu ſagen — denn was hätte er wol hierauf noch erwidern können? — nahm er Hut und Stock, ſagte ſeiner Freundin Lebewohl — die ganz erſtaunt über den ſchnellen Aufbruch war, da ſie die Sache ziemlich leiſe verhandelt hatten, und rannte ſo wild nach ſeinem Loche, gleichwie eine Ratte, die Arſenik im Leibe hat.

Bald ſteht er vor ſeinem Hauſe; er klopft, man öffnet, tritt in die Thür und ſtürzt die Treppe hinauf. Auf m Tiſche, der noch gedeckt iſt, bemerkt er, daß zwei Per- nen gegeſſen haben. Zugleich vernimmt er, wie man den chrank im Nebenzimmer zuſchließt; zugleich tritt ſeine Frau das Zimmer.

„Du haſt ja für Zwei gedeckt, mein Kind," fragte der oldſchmied mit unterdrücktem Grimme.

„Nun ja, lieber Mann, weil ich Dich erwartete; ſind r nicht Zwei?"

„Nein," entgegnete er barſch, „wir ſind Drei."

„So kommt vielleicht noch ſo ſpät Dein Gevatter nach," te ſie mit einem Tone der vollkommenſten Unſchuld, in ı ſie das Licht ergriff, um die Treppe hinabzuleuchten.

„Nun ja, ich ſpreche von dem Gevatter, aber nicht von , der da kommen ſoll, ſondern von dem, der ſchon da — dem im Schranke drinnen."

„In welchem Schranke?" fragte ſie, durchaus keine Ver nheit zeigend. „Biſt Du bei vollem Verſtand? Wo t Du hier einen Schrank? Und legt man denn die atter in die Schränke? Bin ich eine Frau, die ihre ränke voll Gevattern hat? Und ſeit wann laſſen ſich's Gevatter gefallen, in Schränken zu liegen? Kommſt betrunken nach Hauſe, daß Du Deine Gevatter und ne Schränke verwirrend durcheinander bringſt? Ich weiß keinem andern Gevatter, als unſerm guten Freunde. Pfefferküchler, und von keinem andern Schranke, als alten da drinnen, wo ich meine Kamillen und meine fen von den heiligen Schweſtern aus Röſſel aufbe e."

„So, ſo,“ ſagte etwas beruhigter der Goldſchmied, und er hoffte ſchon, daß der Fremde ihn zum Beſten gehalten hatte. „So wiſſe denn, meine liebe Frau, daß eine böſe Zunge mir zugeflüſtert hat, Du hätteſt einen verbotenen Liebeshandel mit dem Advokaten Sembrowski, dem Storchbein, und — damit ich Dir's nur gerade herausſage — daß er hier neben an in dem Schranke verſteckt ſei.“

„Ich ſollte das thun?“ rief die gute Frau, „ich mich mit einem ſolchen Menſchen einlaſſen, und hab' ich denn nicht Dich, und will ich denn nicht nur Dich allein haben?“

„So recht, Weibchen,“ ſchmunzelte der Goldſchmied, „ich wußte es ja längſt, daß ich eine gute Frau in Dir beſitze, und wir werden in Zukunft kein Wort mehr um des elenden Schrankes willen verlieren, der am Ende doch nur allein ſeiner Größe und Heimlichkeit wegen die Veranlaſſung zu dem Gerede der Leute wurde. Der mir den Floh ins Ohr ſetzte, iſt ein Kiſtler, und der ſoll mir den Schrank abkaufen; ich will ihn nicht mehr in meinem Hauſe behalten. Für das Geld ſchaffe ich Dir dann zwei neue, kleine und manierliche, in denen kein Kind Platz haben ſoll. So wollen wir dem Gerede der Böſen, denen Deine Tugend ein Dorn im Auge ſein mag, ein Ende machen.“

„Du haſt recht,“ ſprach ſie, immer noch keine Verlegenheit zeigend, „mir liegt nichts an dem alten Kaſten. Zum Glück iſt er leer; unſer Linnen iſt in der Wäſche und die Kräuter und Arzeneien habe ich bei dieſer Gelegenheit auch ausgekramt. Morgen mit dem Früheſten kannſt Du den Schrank fortſchaffen laſſen. Willſt Du aber nicht eſſen?“ ſetzte ſie einſchmeichelnd ſchnell hinzu.

„Nicht doch,“ ſagte er. „Es iſt ſonderbar, aber — es wird mir beſſer ſchmecken, wenn der Schrank aus dem Hauſe iſt.“

„Das ſehe ich nun wohl,“ verſetzte ſie, „dieſer Unglücks chrank wird leichter aus dem Hauſe zu bringen ſein, als Dir aus dem Kopfe.“

„Holla ho!“ ſchrie jetzt der Goldſchmied ſeinen Geſellen nd Lehrlingen zu, ohne auf die letzten Worte zu achten. Kommt her und tragt mir den Schrank hinab.“

In einem Augenblicke waren die Leute bei der Hand nd da der Meiſter ſelbſt den gemeſſenſten Befehl gab, ſo urde auch dieſer Liebesſchrank gar bald von ſeiner Stelle choben und durch das Zimmer getragen. Als er aber urch die etwas enge Thüre ſollte, da wurde es nöthig, ihn ſtürzen, wobei der arme Advokat, der nicht daran ge öhnt war, auf dem Kopf zu ſtehen, großes Leidweſen npfinden mußte und einen leiſen Seufzer über den andern usſtieß.

Die Frau konnte jetzt nur mit Mühe ihre innere Be egung verbergen. Sie bat, daß man, um das Möbel zu honen, doch etwas glimpflicher damit umgehen möchte, in m durch das Stürzen leichtlich etwas abgeſtoßen werden nnte. Der Goldſchmied aber beruhigte ſie darüber, da r Handel ja ſchon abgeſchloſſen ſei, und der Kaſten wurde der einmal für gut befundenen Lage längs der Treppe nabgelaſſen.

„Hoho! wo iſt der Karrner?“ ſchrie der Goldſchmied chdem ſie unten waren.

Franz, der ſich indeſſen bei einem Nachbarn nach einem andkarren umgeſehen hatte, pfiff zur Antwort und half n Geſellen beim Aufladen.

„Ach, Himmel, ſei gnädig!“ wimmerte leiſe der Advo im Schranke.

„Meiſter, der Schrank hat geſprochen!“ rief ängſtlich er von den Lehrlingen.

„Warum nicht gar, Eſel?“ ſchnauzte ihn der Goldſchmied an.

„Er hat wahrhaftig geſprochen, Meiſter,“ ſchrie der Lehrling wieder, indem er das Ohr ans Schlüſſelloch legte.

Ein kräftiger Rippenſtoß ſchleuderte den Jungen fort.

„Welche Sprache redet denn der Schrank?“ fragte höhniſch der Karrenmann, aber der arme Junge hatte genug und wollte nicht weiter ſeine Sprachſtudien bei dem Schranke fortſetzen.

Die Gehülfen und Lehrlinge durften nun wieder ins Haus gehen, während der Goldſchmied dem Schäfer half, den Karren auf die Brücke zu ziehen. Obgleich wol noch manches Wort daraus hervortönte, ſo thaten ſie doch, als ob ſie nichts von der ſeltſamen Beredtſamkeit des Schrankes vernahmen, und nachdem ſie noch einige Steine dran gebunden hatten, um ihrer Sache deſto gewiſſer zu ſein, hoben ſie den Schrank auf das Geländer der Brücke und ſtürzten ihn hinab in den Fluß.

„Schwimm nur zu, guter Freund,“ ſchrie ihm der Schäfer mit lauter Stimme nach, ehe der Kaſten noch verſunken war, und in dem Augenblick, als er einen ſchönen Entenſchuß bildete.

Nachdem die That geſchehen war, ſchüttelte der Goldſchmied dem Schäfer die Hand und wollte ſeinen Namen wiſſen. Dieſer aber hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und eilte durch die Nacht davon. Große Beklemmung war über ihn gekommen. Wenn auch Nothwehr ihn dazu gezwungen, ſo hatte er doch einen Mord vollbringen helfen. Wenn auch der durch ihn Getödtete ein Böſewicht geweſen, der ihm ſelbſt nach dem Leben getrachtet hatte, ſo war er doch nicht minder eines Mordes ſchuldig geworden. Seine Ruhe, der Friede in ſeiner Bruſt würde nie wieder kehren, das

lte er wohl. An die Folgen, die es fur ihn haben
nte, dachte er nicht einmal.

Als er über die Brücke eilte, ſchien das Waſſer des
ſſes ganz unheimlich zu rauſchen, und ein ſchmerzvolles
öhnen daraus hervorzuſchallen; es war ihm, als ſchwämme
Schrank gleich einer Arche auf den Wellen, als erhebe
daraus die knochendürre Geſtalt des Advokaten Sem-
owski und erhebe flehend die magern Arme zu ihm und
mmere leiſe: Rette mich, rette!

Taumelnd hatte er das Ende der Brücke und ein fin-
s Gäßchen erreicht; er ſank erſchöpft auf einen Stein,
ſich zu ſammeln.

Aber bald trieb es ihn wieder empor. Noch dieſe Nacht
te das blutige Werk ganz vollführt ſein, ſonſt war er
ren. Wurde morgen der Advokat vermißt und ſeine
he nur halb vollführt, ſo drohte ihm die augenſchein-
e Gefahr durch den Capitain.

Eine wunderbare Erleuchtung kam über ihn, und ohne
darüber Rechenſchaft geben zu können, hatte ſich ein
in ihm geſtaltet, auch den andern Vetter noch in die-
Nacht zu vernichten. Welche Eingebung ihm dabei half,
e Macht ihn dabei unterſtützte, er wußte es nicht; aber
achte recht eifrig in dieſem Augenblicke an ſeinen alten
Oheim, den er ſo freundlich am Kamine verlaſſen
, und meinte: er ſchien es ja gut zu heißen, und da
es nichts Böſes ſein. Trachteten ſie mir doch auch
dem Leben, und was thue ich denn anders, als mich
idigen?

Beruhigter durch dieſe Gedanken ſchritt er in der Nacht
fort.

Bald hatte er eine Straße erreicht, wo er ein Haus
, an deſſen Thür er eiligſt klopfte.

„Macht auf im Namen des Gerichts!“ rief er.

Auf dieſe Worte hörte man im Hauſe ein langſames Scharren, wie von alten Pantoffeln, die über den Steinboden ſich herzogen, und zitternd öffnete ein alter Mann mit grauem Barte ein kleines Fenſter. Dies war Rabbi Judel, einer der reichſten Hebräer der Stadt, den eine ſolche nächtliche Mahnung in keinen geringen Schrecken verſetzte.

„Was iſt's? Was ſoll's? Was will man von mir?“ rief er in einem Athem mit bebender Stimme dem unten Stehenden zu.

„Oeffnet nur getroſt, Reb' Jüdel, und fürchtet Euch nicht,“ ſagte der Schäfer, „Ihr ſeht, ich bin allein, bringt Euren Meſchores mit herab, ſo ſeid Ihr zu Zwei, Ihr habt nichts von mir zu fürchten. Nur ſäumt nicht, denn ich habe Euch eine Sache von größter Wichtigkeit zu vertrauen.“

„Um Gottes willen! Warum kommt Ihr bei Nacht!“ ſchrie Judel. „Hat es nicht Zeit bis zum Morgen?“

„Es hat nicht Zeit bis zum Morgen,“ entgegnete der Schäfer, „denn nicht nur Euer Leben iſt bedroht, ſondern auch Euer Reichthum. Dieſe Nacht noch ſollen Euch alle Eure Schätze und Koſtbarkeiten entwendet werden.“

„Reichthum, Schätze, Koſtbarkeiten! Was ſprecht Ihr doch ſo dumm? Gott verzeih mir's!“ waren Jüdel's Worte. „Ich komme nicht, ich kann nicht, da ſteckt was dahinter.“

„Ja wohl ſteckt was dahinter, Jüdel! So hört an,“ nahm der Schäfer jetzt ſchnell das Wort. „Ich bin von dem Voigt geſchickt, Euch zu melden, daß man es dieſe Nacht auf einen großen Raub in Eurem Hauſe abgeſehen hat; der Voigt läßt zwar ringsum Häſcher patrouilliren; allein er will Euch doch auffordern, gute Wache zu halten und Eure Hausleute um Euch zu verſammeln. Verſeht ſie mit

Waffen aus Eurer alten Rüſtkammer; man weiß ja, daß unſere Edelleute Euch die prächtigſten Damascener und ſonſtiges Gewehr zu verſchachern pflegen; auch weiß man, daß Ihr zwei ſtarke Knechte, Chriſten, in Eurem Dienſte habt, die wol ihrem Mann ſtehen, und daß Ihr ſo das koſtbare Blut Eurer Glaubensgenoſſen nicht in Gefahr zu bringen braucht. Benützt dieſe Warnung, um Euch vor Schaden zu wahren, und laſſet's Euch geſagt ſein. Ich aber muß auf meinen Poſten.“

Der alte Jude rief noch gar Vielerlei hinab; allein Franz hörte nichts mehr davon und eilte weiter, während jener mit klopfendem Herzen die kleine Treppe hinabſtolperte, um ſeine Leute zu wecken.

7.

Die Dame, welche aus bizarrer Laune — denn ein anderer Grund läßt ſich faſt nicht denken — unſern Raufbold, den Capitain Krummbuckel, bei nächtlicher Weile zu empfangen pflegte, bewohnte ein großes Hotel am Ende der Marktſtraße, hinter dem ſich ein weitläufiger Garten, von einer nicht eben hohen Mauer umgeben, weithin erſtreckte.

Wie durch Eingebung wandte Franz ſeine Schritte nach dieſem Garten hin, und in der That wurden die Zuſammenkünfte der Beiden in einem der zahlreichen Pavillons gehalten, welche in den Boskets zerſtreut lagen.

Franz lief eine Weile längs der Mauer hin, um zu ſehen, wo ſich ihm eine ſchickliche Stelle, ſie zu überklettern, darbieten würde. Die Sache ſchien bedenklich. Er kannte die Oertlichkeit gar nicht. Es konnten Wächter, Hunde da ſein; er konnte auf **Fallen mancherlei Art ſtoßen**; ſeine Lage war ſo, daß er, ſtatt einer großen Gefahr zu entgehen, einer andern ſo recht in die Arme laufen konnte. Allein ſein innerer Zuſtand geſtattete ihm einmal keine Ruhe. Durch das Hinwegräumen des Advokaten ſchien ihm die drohende Gefahr nur verdoppelt zu ſein: ſo lange der Capitain athmete, ſtand ihm das Verderben in noch gräßlicherer Geſtalt gegenüber und noch näher als zuvor. Eine innere Stimme raunte ihm zu: Eile, eile, triff ihn gut! dann haſt du die Erbſchaft, ſonſt mordet er dich!

Während der Schäfer, getrieben von dieſer innern Angſt, noch immer den Zuſtand der Mauern unterſuchte und ſich nicht zu rathen wußte, wie er denjenigen Ort ausfindig machen ſollte, wo das verliebte Pärchen ſeine Zärtlichkeiten tauſchte, kam ihm der gütige Zufall zu Hülfe, wie es gewöhnlich der Fall iſt. An der einen Ecke des Gartens, die am untern Ende, die entfernteſte von dem Hotel, auf ein enges Gäßchen ſtößt, das von armen Leuten bewohnt wird, traf er eine Menge Menſchen in ſeltſamer Bewegung. Die meiſten von ihnen hatten das Ausſehen, als wenn ſie eben aus den Betten aufgeſtanden wären. Mit Nachtmützen und Tüchern auf dem Kopf, theils an den Fenſtern, theils unter den Hausthüren, und Alles beleuchtet, als gälte es den Einzug einer fürſtlichen Perſon oder ſonſt irgend eine große Sehenswürdigkeit.

„Was gibt's?" fragte der Schäfer einen alten Bürgersmann, der, mit einem großen Stocke bewaffnet, unter ſeiner Hausthür ſtand.

„Ha, was wird's geben?" anwortete dieſer. „Wir glaubten ſchon, daß der Feind uns überfiele, ſolch ein Mordſpectakel war's. Da iſt's nun aber nichts weiter, als

ß der verteufelte Krummbuckel mit ſeinem Schatz wieder
nmal zankt.“

„So ſo! Aber wo ſind ſie denn Beide?“ fragte ſchnell
r Schäfer.

„Seid Ihr denn taub? Dort in jenem ſchönen Luſthaus,
s an die Gartenmauer lehnt, wo das chineſiſche Dach
f den vergoldeten Kröten ſo prächtig durch die Nacht
ßt. Hört Ihr denn nicht den Tumult? Da muß der Teu-
los ſein.“

Kaum hatte der Bürger dieſe Worte geſprochen, ſo er-
oll in der That von Neuem der Ruf: Zu Hülfe! Mör-
! Eilt herbei! Worte, die bis dahin vom Schäfer nicht
nommen worden waren, weil vielleicht eben der Waffen-
lſtand zu Ende ging, und die Feindſeligkeiten wieder be-
nnen hatten. Man vernahm auch zugleich einen Lärm,
wenn Möbel zertrümmert würden, und dazwiſchen die
he Stimme des Capitains: Ich will Dich lehren, mir
zu kommen! Ungetreue! Du mir Das bieten? Da haſt
die Antwort! Dann klagte und wimmerte wieder eine
iberſtimme immer ſchwächer und ſchwächer: Ich ſterbe!
nmt herbei! Rettet mich!

Das Volk und der Schäfer an der Spitze hatten ſich
ganz nahe zu der Thür des Pavillons hinzugedrängt,
nach dem Gäßchen führte.

„Es iſt nicht der Mühe werth, ſo großen Antheil zu
nen,“ ſagte der alte Bürger. „Die Sache iſt ſtets die-
, und wie man die Hand umdreht, werden ſie wieder
öhnt ſein, um morgen von Neuem anzufangen. Das
chon öfter vorgekommen, daß er geſchrien: Ich ſchlage
todt, und ſie: Ich ſterbe! ohne daß es wahr gewor-
wäre. Am andern Tage lebten ſie noch, um dieſelbe
ödie zu ſpielen.“

Während der Mann dies ſagte, vernahm man jedoch einen durchdringenden Schrei, dem unmittelbar ein ſchwerer Fall folgte; dann wurden die Lichter ausgelöſcht, und es herrſchte große Stille in dem Hauſe, wie auch um daſſelbe; denn auch die draußen Stehenden waren plötzlich von einem mächtigen Schrecken ergriffen. Man fühlte, daß hier ein großes Verbrechen geſchehen ſein müſſe. Die augenblickliche Erſtarrung löſte ſich jedoch ſchnell wieder mit deſto größerer Lebhaftigkeit auf; ohne ein Wort zu ſprechen, hatte man doch, wie verabredet, Balken und Steine ergriffen, um die Thür zu ſprengen, und Franz war einer der Erſten, der, einer Frau das Licht aus der Hand reißend, in den Saal trat, wo früher der Lärm gehört worden war.

Hier war Niemand zu ſehen, aber Alles zeigte eine furchtbare Zerſtörung. Die Trümmer eines üppigen Mahles lagen nebſt Flaſchen und anderem Geſchirr am Boden, die Tapeten waren zerſtochen, die Vorhänge zum Theil abgeriſſen, und hie und da ſah man Spuren von Blut.

Franz, der nur von einem einzigen Willen beſeelt war, ſtürzte durch dieſes Gemach und öffnete die Thür einer anſtoßenden Alkove, wo er die Löſung des Räthſels vermuthete. Das Schauſpiel, das ihn hier erwartete, hielt ihn jedoch auf der Schwelle gefeſſelt.

Eine Dame lag am Boden, bleich und entſtellt mit zerrauftem Haare, die den Buſen umhüllenden Kleidungsſtücke voll Blut und neben ihr der ſcheußliche Capitain, Entſetzen in ſeinen Mienen, gute Worte gebend und die früher ſo laute Stimme plötzlich tief herabgeſtimmt.

Er bemerkte nicht ſogleich die Eintretenden, ſo ſehr war er mit ſeiner eigenen Lage beſchäftigt und dem Gegenſtand, der ihm am nächſten lag.

„He! kleine Schelmin!“ ſagte er, „ſpiele doch nicht die
odte, warte, ich will Dich zurechtſetzen! Wie ſchön biſt
u doch, ſo bleich — —“

Und dabei hob er ſie auf, um ſie auf das Bett zu
en. Sie plumpte indeſſen ſteif und ſchwer hinein, wie
todter Körper. Dies fiel dem Capitain ſchwer auf's
rz, und er ſah wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb,
ſeinen Buckel hier ſo ſchnell als möglich aus dem
piele zu ziehen. Da gab ihm der Teufel noch eine
ein, um das Leben in dem Leichnam wieder anzu-
hen.

„Armes Weib,“ ſprach er, „wie war es möglich, daß
Dich, die ich ſo ſehr liebte, ſo ſchmählich zurichten konnte.
ich habe ſie getödtet. Mein Engel, das Licht meines
ens iſt todt und erloſchen. Lebte ſie noch, ſo würde die-
Fleiſch nicht ſo verwelkt ſein, dieſe Bruſt nicht ſo hän-
. Ha, wie der Tod dieſen ſchönen Körper doch plötzlich
entſtellt, ſo häßlich gemacht hat!“

Dieſe Worte wirkten. Die Dame, die ſich dadurch
elektriſirt fühlte, öffnete die Augen und neigte unmerk-
ſeitwärts den Kopf, um in einen Spiegel zu ſchauen,
ie denn wirklich ſchon ſo häßlich geworden war, und
ie ſah, daß ihr Fleiſch noch keineswegs welk, ſondern
g und feſt, ſo erwachte ſie wieder zum kräftigſten Le-
das ſich durch eine derbe Ohrfeige kundgab, die ſie
noch immer neben ihr ſtehenden Capitain mit voller
t reichte. „Das haſt Du dafür, den Todten Uebles
zuſagen,“ ſprach ſie dabei lächelnd.

Die Leute, die ſich bis dahin als ergriffene Zuſchauer
thiger Entfernung gehalten hatten, traten nun zum
näher, zum Theil entfernten ſie ſich. „Jetzt ſtehen
uf dem Punkte, wo ſie oft ſchon geſtanden haben.“

ſagte der alte Bürger. „Die Verſöhnung iſt da, und die Komödie iſt aus. Wir haben für diesmal nichts weiter zu thun. Wollen wir gefällig ſein, ſo ſchicken wir ein Paar von den Bedienten her, um die Wirthſchaft aufzuräumen,“ damit verließ er mit Vielen das Zimmer.

Der Schäfer aber näherte ſich ſeinem Vetter und ſagte leiſe zu ihm: „Eine Todesangſt hatte unſern Oheim ergriffen, und er trug mir auf, Euch aufzuſuchen, es koſte, was es wolle. Durch Zufall gelang es mir, Euern Aufenthalt zu erforſchen. Jetzt entdeckt mir, Mann des Unglücks, weshalb Ihr hier ſo Schreckliches begonnen habt, und was Ihr nun zu thun gedenkt?“

Der Capitain, überraſcht, den Schäfer an dieſem Orte zu ſehen, ſchien dies jedoch für ein gutes Zeichen zu erkennen. Raſch zog er ihn in einen Winkel, ſo weit weg von den Leuten, als er konnte, und ſagte leiſe zu ihm:

„Guter Franz, der Oheim lebt uns Allen zu lang, und ſtirbt er nicht bald, ſo bin ich verloren. Dies Weib hat durch tolle Verſchwendungen mich und ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet, und jetzt, nachdem ich ihr Alles geopfert, ſagt ſie ſich los von mir, um ſich in die Arme eines Reichen zu werfen.“

„Iſt's weiter nichts,“ erwiderte eilig der Schäfer, „ſo kann ich Rath und Hülfe ſchaffen.“ Hierauf neigte er ſich zum Ohre des Capitains, der kleiner war als er, und ſetzte heimlich hinzu: „Wenn Ihr wüßtet, daß dreißigtauſend ſchön geprägte Goldſtücke im Schatten eines alten Baumes vergraben lägen, ohne von einem Drachen bewacht zu werden, würdet Ihr da wol anſtehen, Euch zu bücken, um ſie auszugraben?“

„Was ſchwatzeſt Du da für Zeug?“ rief der Capitain, ſich und den Ort vergeſſend, wo er ſich befand, und nicht

ahrend, daß die Leute neugierig ſich um ihn geſammelt
en.

„Ich ſage Euch Alles im Augenblick; doch vor allen Din-
ſorgt, daß die Leute entfernt werden auf ſchickliche Weiſe.“

Der Capitain in der Freude ſeines Herzens befahl eini-
Dienern, die indeſſen herzugekommen waren, die Tiſche
Saale wieder aufzuſtellen, ſie mit Wein und Speiſen
lich zu beſetzen und damit die guten Leute zu bewir-
, die durch ſein Verſchulden um ihre Nachtruhe ge-
nen waren. Kaum war dieſer Befehl ergangen, ſo
de richtig Hand an's Werk gelegt, und ſchneller als der
ſter braucht, um ſein dominus vobiscum zu ſagen,
Alles vom Schrecken zur Fröhlichkeit übergegangen,
die Leute klirrten mit den Gläſern und ſchnitten herz-
in Braten und Schinken, wo kurz zuvor noch Zank
blutiger Streit regiert hatten. Dies war das Charak-
iſche dieſer geheimen Liebeshändel einer erſt kurz ent-
undenen Zeit; man liebte zärtlich und hatte doch die
fe gleich zur Hand; dem Liebesgeflüſter war der blutige
d nahe geſellt, aber dem wilden Tumulte folgte der
ce in der ſtillen Verſchwiegenheit von vier Mauern einer
legenen Behauſung. Doch das ſind Dinge, von denen
etzige Welt nichts mehr weiß.

Nachdem die Dame — noch immer auf dem Bette lie-
— mit Franz und dem Capitain in der Alkove allein
eben war, ſagte der Letztere: „Jetzt ſprich, Freund!
wollteſt Du mit Deinen dreißigtauſend Goldſtücken?
ſt Du Luſt, meiner zu ſpotten, ſo ſchlage ich Dich
wie einen Hund, iſt es aber wahr damit und
t Du mich hinführen zu dem vergrabenen Schatze,
ill ich Alles thun, was Du begehrſt, und Du darfſt

über mich ſchalten und gebieten. An Muth gebricht es mir nicht —“

„Ihr braucht keinen Muth dazu,“ fiel ihm der Schäfer ins Wort; „hört mich an. Auch ich habe zu Zeiten meine verliebten Stunden, ſo gut wie Ihr; hoch hinauf kann ich freilich nicht meine Blicke ſenden; ich muß mich mit geringer Speiſe begnügen. Da ſah ich nun im Hauſe des reichen Juden, der unweit von unſerem Oheim wohnt, ein hübſches Chriſtenmädchen, die in ſeinen Dienſten iſt. Durch ſie erfuhr ich, daß der Alte dieſen Morgen eines Handels wegen über Land reiſte, zuvor aber, um ſich zu ſichern, ſeiner Gewohnheit nach, das Koſtbarſte, was er im Hauſe hatte, unter dem alten Apfelbaume hinter ſeinem Hauſe vergrub. Er that dies wie gewöhnlich in früher Morgenſtunde nach ſeinem Gebete und glaubte dann von Niemand als den Engeln bei ſeiner Arbeit geſehen zu werden. Zufälligerweiſe hatte nun aber mein Liebchen wegen heftiger Zahnſchmerzen nicht ſchlafen können und ſich in ihrem Dachkämmerchen ins Fenſter gelegt, ſich an der friſchen Morgenluft zu erholen. So hatte ſie den alten Burſchen bemerkt, als er einen Scheffel voll Goldſtücke in die Erde verſenkte. Dieſen Abend, nachdem der Oheim zu Bette gebracht war, ſah ich ſie, und ſie erzählte mir Alles. Wollt Ihr nun mir meinen Antheil an dem Funde ſichern, ſo will ich Euch gern meine Schultern leihen, um in den Garten des Juden zu klettern und unter dem Baume nachzugraben, der nächſt der Mauer ſteht. Sprecht jetzt und ſagt mir, was Ihr von dem Vorſchlag haltet?“

„Ich kann Dir nur ſagen, daß Du ein ehrlicher und ganz vortrefflicher Menſch und mein liebſter Vetter biſt,“ verſetzte der Capitain, indem er ihn an's Herz drückte.

„Wenn Du jemals einen Dienſt von mir willſt, ſo gebiete ohne Umſtände. Wenn Du Dich von irgend Einem befreien willſt, der Dir im Wege iſt, ſo weih' ich Dir meinen Arm und mein Schwert. Ich ſtoße ihn nieder, und wenn er mein Freund wäre. Nicht mehr Dein Vetter, nein, ſondern Dein Bruder bin ich!"

Hierauf wendete er ſich zu der Dame, die noch immer halb ohnmächtig mit geſchloſſenen Augen da lag, und ſagte zu ihr: „Erheitere Dich, mein Kind, Alles wird gut, morgen überhäufe ich Dich mit Schätzen; Du ſollſt mehr zurückerhalten, als ich Dir jemals durchgebracht habe. Ich laſſe die Keller öffnen, um meinen lieben Vetter und ſeine Freunde da drinnen nach Würden zu bewirthen, ich möchte das ganze Haus zu den Fenſtern hinauswerfen laſſen, überzeugt, daß wir morgen dennoch Alles wiederfinden werden. Auf, mein Herz, meine Geliebte! cochana moja! ſei getroſt, Du ſiehſt mich Deiner würdig wieder!"

In dieſer Stimmung trat der Capitain, mit ſeinem Vetter an der Hand, in den Saal, wo die Leute noch da ſaßen und ſich's wohl ſein ließen. Er ſchenkte ſelbſt dem Schäfer ein, der ganz in ſeiner bäuriſchen Weiſe in vollen Zügen das edle ſchäumende Getränk die Kehle hinabrinnen ieß. Obgleich der Wein auf ſeinen ſtarken Kopf nicht die geringſte Wirkung machte, ſo ſtellte er ſich doch bald be-runken, um den Reſt der Nacht nicht unnütz verſtreichen u laſſen. Es gelang ihm, durch ſein verſtelltes, dummes Schwatzen den Capitain dahin zu bringen, ſchneller aufzu-rechen.

„Morgen frage ich, wie theuer Bialyſtok, Ihr Leute!" chrie er, auf den Tiſch ſchlagend. Wem ich mit hundertauſend Gulden helfen kann, der ſage mir's, er ſoll ſie haben. Und was dergleichen Redensarten mehr waren, die er verbrachte.

Der Capitain aber, der ihn für völlig betrunken hielt und beſorgte, er könne vielleicht Alles verrathen, zog ihn mit ſich fort, in der feſten Abſicht, wenn es erſt an's Theilen gehen ſollte, den Magen des guten Franz mit ſeinem Degen zu unterſuchen, ob nicht etwa ein Schwamm darin ſei, ſo wunderbar kam es ihm vor, daß er eine ſolche Maſſe Flüſſigkeit aufzunehmen im Stande geweſen.

8.

Unterdeß hatte der alte Jübel viele Mühe gehabt, ſeine Leute auf die Beine zu bringen. Zuerſt weckte er ſeine Familie auf, Männer, Weiber und Kinder. Sein Sohn, ein Mann, groß und kräftig gewachſen, mit ſchwarzem, gekräuſeltem Bart und bleichem Geſicht, war keiner von Denen, die einer Waffenthat auf dem Wege gehen oder vor einer Gefahr zurückbeben. Auf ſeinen Reiſen nach Wilna, Grodno, Warſchau oder noch weiter nach Lwow oder Krakau galt es, viele meilenlange Wälder zu durchziehen, in denen Gefahren aller Art den Reiſenden erwarteten. Mit dieſem nicht geringen Grade eines rühmlichen Muthes verband er die nöthige Gegenwart des Geiſtes, ohne die jener zu nichts frommt. Der ſcharfe Ueberblick, die Fertigkeit im Combiniren, die gewöhnlich den Begabteren ſeines Volkes innewohnt, hatten bei ihm, dem im Handel und Wandel Geübten, eine bedeutende Ausbildung erhalten.

Nächſt ihm lebte der Eidam Jüdel's im Hauſe, von
m langen Aufenthalte in England „der Engländer“ ge-
t; ein Mann, im Geſchäfte ſehr erfahren und einer
ſtigſten, wenn es darauf ankam, einen Schlag aus-
ren. Jüdel's Tochter und ſeine Schnur ſtanden ihren
nern mit Rath und That an der Seite, und ihre ſehr
iche Nachkommenſchaft — da bekanntlich die Juden in
n ihre Kinder ſchon im dreizehnten Jahre verheira-
— zeigte deutlich, daß ſie nicht aus der Art ſchlagen
e.

Dieſer Familiencongreß hatte ſich nun ſammt und ſon-
verſammelt und horchte der bedenklichen Nachricht, die
verbracht, mit großer Aufmerkſamkeit zu. Man
digte ſich nach allen Umſtänden, welche die nächtliche
ung begleitet hatten; man erwog hin und her, ob
irgend eine Täuſchung zu Grunde liegen könne, und
Täuſchung der Warner beabſichtigt habe. Hierauf
überlegend, daß man wirklich einen bedeutenden Werth
iamanten und andern Koſtbarkeiten im Hauſe habe,
beſchloſſen, die zwei Kettenhunde im Hofe loszuma-
und die zwei chriſtlichen Packknechte, deren man im
nlager benöthigt war, zu wecken, die alte Rüſt-
r zu öffnen, Alles mit den nöthigen Waffen zu
n und bis zum Morgen eine wachſame Runde zu

ir ſehen nun den alten, bleichen, zuſammengebückten
Jüdel, eine kleine Laterne in der Hand, die morſche
zum Boden hinanſteigen, wo in einer entlegenen
r Waffen verſchiedener Jahrhunderte und mannig-
Nationen aufgehäuft lagen, eine Sammlung, die
cher unſerer heutigen Raritätenſammler mit neidi-
Blicke betrachtet haben würde. Es war ein langer

Zug, der ſich ungeduldig wegen der Langſamkeit des Alten zur Kammer bewegte; denn ſelbſt die kleinſten der Familie waren mit dabei, um die Herrlichkeiten, die ſie ſo ſelten zu ſehen bekamen, einmal wieder zu betrachten. Während ſie ſich auf die Luſt freuten, waren Sohn und Eidam voll muthigen Grimmes, die Böſewichter, die nach ihrer Habe trachteten, blutig zu züchtigen, aber Jüdel nebſt den Weibern jammerte und ächzte nicht wenig wegen der bevorſtehenden Gefahr. So verſchieden waren die Gefühle dieſer Menſchen, als ſie in die Waffenkammer traten.

Man wählte unter den Waffen die ſchärfſten und mörderiſchſten aus, Alles jedoch ſo leiſe und ſtill als möglich, um der Nachbarſchaft keinen Stoff zum Gerede zu geben, die von dem nächtlichen Hantiren der Juden irgend ein Mährchen erſinnen konnte, das zu allen Zeiten und in jedem Lande den Fanatismus gegen das arme Volk zu bewaffnen im Stande geweſen iſt.

Für die beiden chriſtlichen Knechte ſuchte man mit Stacheln beſetzte Keulen hervor von ſchwerer Wucht, eine furchtbar zerſchmetternde Waffe, die aus den alten Schlachten mit dem deutſchen Orden bis auf ihre Zeit erhalten worden war. Die Bauern gruben dergleichen noch manchmal beim Umpflügen ihrer Aecker aus. Jüdel's Sohn nahm für ſich einen herrlichen Damaſcener, der irgend einem Tartar-Khan angehört haben mochte, als er mit ſeinen Herden in dieß Land gekommen war, eine prächtige funkelnde Waffe; ein Stahl ſo hart, um einen Stein zu zerhauen, der, von einem kräftigen Arme geführt, eine nie zu heilende, das Leben tief verletzende Wunde beibrachte. Der Engländer wählte ſich einen langen florentiniſchen Dolch, den vielleicht Jüdel aus dem Nachlaſſe irgend eines Verwandten, der in Italien gereiſt war, erſtanden haben mochte. Mit dieſem

ſchtreffenden Inſtrumente wollte er hinzuſpringen, nach-
e die Andern vorgearbeitet haben würden, um den Er-
der ganzen Unternehmung mit einem kühnen Stoße
ſichern.

Man wollte ſoeben mit dieſen Gegenſtänden in aller
e die Kammer verlaſſen, als plötzlich ein ängſtlich-wie-
es Geſchrei die Aufmerkſamkeit Aller nach einem Win-
der Kammer lenkte, wo ein Haufen altes Eiſenwerk
ſſen dalag. Die unangenehme Störung war durch
Kinder des Hauſes herbeigeführt, von denen das eine
andern einen Helm aufgeſetzt hatte, deſſen Viſir zu
appt war und nun allen Beſtrebungen zum Trotze
mehr aufgehen wollte. Der kleine Igia glaubte
ken zu müſſen. Da jedoch keine Zeit zu verlieren
, ſo mußte er in dem kriegeriſchen Schmucke hin-
tragen werden, als erſtes Opfer dieſes nächtlichen
ngs.

Man weckte die Knechte, übergab ihnen die Streiflat-
und während ſich nun die Männer in den mit vielen
igen Bäumen bepflanzten Hof vertheilten, waren die
bleibenden beſchäftigt, theils warmen Wein zu berei-
und zu beten, oder am leis geöffneten Fenſterladen mit
ndem Herzen zu lauſchen.

Die Beiden, Franz und der Capitain, ſchritten indeß
nach dem Hauſe des Juden. Jener muthig im
fühl ſeines Sieges. Dieſer unbeſorgt und in der
e der gehofften Beute. Sie ſprachen nicht, um beim
n Schritte nicht ihre Lungen noch übermäßiger anzu-
en. Als ſie jetzt ſich Jüdel's Wohnung näherten,
en ſie ſich feſt an die Mauer und huſchten wie Ge-
daran hin.

e waren jetzt an der Stelle, wo ein mächtiger Baum ſeine Zweige ausſtreckte, und ein leiſes Zeichen des Schäfers gab dem hart hinter ihm gehenden Capitain zu verſtehen, daß hier der Ort ſei, wo er den vergrabenen Hort finden könne. Zugleich ſtemmte er ſich mit Kraft gegen die Mauer, damit ſein Begleiter auf ſeinen breiten Schultern ſich über dieſelbe ſchwingen könne. Mit Behendigkeit ſprang der Capitain hinauf, und einen Zweig des Baumes erfaſſend, war er mit einem Satze drüben. Aber einer von den Knechten, der hier Wache hielt, verſetzte ihm zugleich einen ſo furchtbaren Schlag mit ſeiner Waffe, daß er zurücktaumelte. Ein Schwächerer als der Capitain wäre davon beſinnungslos zu Boden geſtürzt; er jedoch war noch ſeiner Sinne ſo mächtig, daß er den Rückweg über die Mauer antreten wollte. Da ſprang Jüdel's Sohn hinzu und mit dem Damascener weit ausholend, hieb er ihm das Genick durch.

Der Schäfer, der den Ausgang abwarten wollte, hörte das Sauſen der Klinge in der Luft und ſchrie, von teufliſcher Luſt beſeelt, daß ihm die Rache ſo wohl gelungen war, dem Sterbenden die Worte zu, die er ihm zugedacht hatte: „Jetzt ſetze Dir Deinen Kopf auf, Freund!“

Mit dem Engländer, der nun auch herbeieilte, um zur völligen Sicherung des Hauſes ſeinen Dolch im Herzen des Diebes umzudrehen, kamen auch Lichter herbei, und die Familie des Juden ſah jetzt mit großem Schrecken, daß es der Capitain Sembrowski geweſen war, mit dem ſie oft in Handelsverbindung geſtanden, der unter ihren Streichen ſterbend den Geiſt ausgehaucht hatte.

Während auf ſolche Weiſe Bedrängniß und Jammer auf der einen Seite ſich der Juden bemächtigte, und ſie auf der andern ſorglich daran dachten, dem ſie bedrohenden hlag mit liſtiger Geſchicklichkeit auszuweichen, hatte ſich ans, der Schäfer, eiligſt auf den Rückweg begeben. r Doppelmord, der jetzt auf ihm laſtete, weit entfernt zu erſchüttern, hatte vielmehr eine vollkommene Beruung in ihm erregt. Er gedachte nur mit heiterem Sinne die Erbſchaft ſeines Oheims, die er in dieſer einzigen cht ſich ganz zu eigen gemacht hatte.

Schon war er weit weg von der Mauer, an deren ſe der todte Capitain in ſeinem Blute lag, und ſchritt eiligſt über die Brücke, unter deren Bogen der Ar at in ſeinem Schranke auf tiefem Grunde ruhte, als er lich im Nebel des grauenden Morgens einen Schatten ſeiner Seite ſah, der die Geſtalt des alten Kanonikus enommen hatte und nur rieſige Verhältniſſe dabei zeigte. raſcher er ſich bewegte, deſto höher wuchs der Schat deſſen Haupt bis zu den Dächern der höchſten Ge de ragte, deſſen Hände bis zum Boden hingen. Franz e ſeine Blicke zur Erde; allein eine unwiderſtehliche cht zog ihm dann wieder den Kopf empor, daß er hinlicken mußte zu dem grinſenden Munde des Phantoms, den feuerſprühenden Augen, zu der im Morgenwind rrenden Mähne, und er vernahm, von Hohngelächter itet, die Worte: „Brav gethan, mein Söhnchen! nun Du Alles! ich muß Dich loben!“

Befoltert von dieſer Erſcheinung, erreichte er das ſtille am Dome, öffnete leiſe die Thür und ſtieg die pe hinan. Hier hatte ihn die Erſcheinung verlaſſen. rat beruhigter an das Bett ſeines Oheims. Da lag Alte mit den weißen Härchen um den bleichen Kopf gefalteten Händen, ein ehrwürdiges Bild der Ruhe des Seelenfriedens, vor ihm. Er ſchaute ſo lange auf in, bis alle böſen Eindrücke wieder von ihm geſchwun den waren, dann legte auch er ſich, wie gewöhnlich, zu den Füßen des Bettes nieder und ſchlief bald einen ruhigen, ſtärkenden Schlaf, aus dem ihn der huſtende Kanonikus erweckte, der vielleicht angekleidet ſeyn wollte, um ſich zur Morgenandacht in die Hauskapelle zu verfügen.

9.

Franz erwachte gewöhnlich ſehr früh, nach aller Schäfer Art, die mit der Sonne aufzuſtehen oder ihr wol gar voranzueilen pflegen. Die ſchauerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht lagen wie ein Traum hinter ihm, und ſein Herz fühlte ſich wunderbar erleichtert. Welche Macht dieſe Ruhe über ihn gebracht, kümmerte ihn nicht ſehr.

Er ſprang auf und ſah nach dem Alten, der mit ſtarren Augen dalag, ohne ihn zu befragen, wo er die Nacht zugebracht habe. Auch dies fiel Franz nicht auf, da er wohl wußte, daß den Alten zu Zeiten das Gedächtniß verließ und er oft nicht im Stande war, einen und denſelben Gedanken nur ein wenig feſtzuhalten.

Der Kanonikus war übrigens nicht in ſeinem guten Humor, das merkte er gleich, und darum vermied er es auch, der nächtlichen Vorfälle zu erwähnen.

Nachdem der Tag weiter vorgeſchritten war und ſich das Leben auf den Straßen zu mehren begann, trieb es den Schäfer hinaus, um zu erfahren, was man im Volke von dem Verſchwinden der Brüder Sembrowski ſpreche, und die Sorge für ſeinen Oheim der alten Wirthſchafterin deſſelben überlaſſend, eilte er fort, um hierhin und dorthin

lauſchen. Allein Alles war ſtille in der Stadt, der
ß hielt ſeine Beute auf tiefem Grunde gefangen und
Juden hatten den Leichnam des Capitains ſo weit von
r Wohnung gebracht und verſcharrt, daß er gleichfalls
h nicht aufgefunden ſein konnte. Niemand ſprach von
Verſchwundenen; und dieſe Stille, die über den Ereig
en brütete, verſtärkte mächtig die Ruhe, die in des Sch
Gemüth herrſchte.

Seltſamerweiſe hatten ihn ſeine Nachforſchungen ſo ſehr
Anſpruch genommen, daß er den Lauf der Stunden
ſah und ſo von einem Laden in den andern, von ei-
Wirthshaus in das andere gehend, das Hereinbrechen
Abends nicht bemerkte und nun plötzlich mit Beſorg-
daran dachte, ſeinen alten Oheim ſo ganz allein ge-
n zu haben, und jetzt beim Nachhauſekommen tüchtig
ihm geſchmäht zu werden. Eiligſt trat er den Heim-
an.

Beim Eintritte in das Haus fand er die alte Wirth-
terin, die ihm ſogleich meldete, daß ſein Oheim — als
er Veſper läuten hörte — ſich aufgemacht habe, um
en Dom zu gehen. Heute ſei Sanct Mauritius, der
gpatron des alten Herrn und der Domkirche zugleich,
da wollte er zugleich auch der Einladung des Herrn
erpropſtes folgen, bei dem das ganze Kapitel einge-
ſei.

„Wie?“ rief Franz erſtaunt aus, „iſt mein Herr
m nicht mehr der Jüngſte, ſich ſolcher Erkältung auszu-
? Will der alte Mann kalte Füße bekommen, um
ärger zu huſten, als es ſchon der Fall iſt? Will er
n, früher, als es ihm vom Himmel beſchieden iſt?
will ich nur hineingehen und ihm ein gutes Feuer im

Kamin anzünden und das Bett wärmen, damit er wieder zu Kräften kommen kann!"

Mit dieſen Worten ſprang er ein paar Stufen hinan, die zu dem Saale führten, wo ſich der Kanonikus gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er riß heftig die Thür auf, weil er Niemand zu ſtören wähnte — aber wie heftig erſchrak er, als er ſeinen Oheim im großen Lehnſtuhl neben dem Kamine ſitzen ſah.

„Dacht' ich's doch gleich," ſprach er zu ſich ſelbſt, nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, „daß die Alte mich zum Beſten hat. Ich wußt' es ja wohl, daß mein Oheim geſcheidter iſt, als des Abends Geſellſchaften zu beſuchen."

Der Kanonikus ſah ihn ſtarr an und ſprach kein Wort.

Der Schäfer, der, wie alle Leute ſeines Standes viel Mutterwitz und eine gute Beobachtungsgabe beſaß, wußte wohl, daß ſolche Greiſe manchmal in einem erleuchteten Zuſtand ſich befinden und gleichſam ſchon in einer andern Welt ſchweben, mit den Urſtoffen der Natur in engere Verbindung treten, und von der Außenwelt ganz abgezogen, in ihrem Innern Geſpräche führen, von denen andere Menſchenkinder nichts begreifen. Dies bedenkend, zog Franz ſich ehrfurchtsvoll in einen Winkel des Zimmers zurück, um das Ende dieſes nachdenklichen Zuſtandes bei ſeinem Oheim abzuwarten, der immerfort ſeine Stellung behielt, ihn durchdringend betrachtete und in ſeinem Stillſchweigen verharrte.

Jetzt wurde es dem Schäfer mit einem Mal ängſtlich und beklommen. Das hereinbrechende Dunkel wurde immer tiefer, und auf dem ſchwarzen Grunde zogen in lebendigen Farben, gleich Phantasmagorien, die Ereigniſſe der Nacht vorüber. „Da ſitzt mein frommer Oheim," dachte Franz, „und weiß nicht, welche Blutſchuld auf ſeinem Neffen ruht.

ihm allein nur noch übrigblieb, der ihm ſeine zwei eſten morden ließ!“

Ein ſtilles Gebet folgte auf dieſen Gedanken, und mit Beruhigung, die es ſeinem Gemüthe verſchaffte, hob es immer höher und höher und nahm ſo ſehr ſein ganzes ſen ein, daß er ganz zur inbrünſtigſten Andacht wurde. zog ein leiſes Wehen durch das Gemach, und er mußte r Blicke unwillkürlich nach dem Kamine wenden, wo der Kanonicus ſaß. Nun fiel ihm plötzlich die Geſtalt des n auf. Die langen Nägel an den Füßen, die ihm er ſchon ſo ſonderbar geſchienen hatten, waren ſo ſehr wachſen, daß ſie die Pantoffeln zu durchbohren drohten, nun wurden die Beine wie glühend, daß ihr rother erſchein durch die Beinkleider drang und Alles um ihn wie in Feuer zu ſtehen ſchien.

„Was iſt das?“ ſchrie Franz entſetzt. Kann der Tod ſo andeln, und iſt mein guter Oheim denn geſtorben?“

Da erhob ſich die Geſtalt langſam aus dem Seſſel, und r größer werdend, wollte ſie auf ihn zuſchreiten, aber r fürchterlichſten Angſt ſeines Herzens rief Franz Gott alle Heiligen an, und die Thüre öffnete ſich, und der Kanonicus trat noch einmal ins Zimmer, diesmal aber dem Gebetbuch in der Hand und einer roth gefrore Naſe.

Da iſt ja mein lieber Oheim!“ ſchrie Franz freudig. r was iſt das, Herr Kanonicus, daß Ihr zu gleicher hier am Feuer ſitzen, um die Leute zu erſchrecken, und eicher Zeit beim Herrn Domprobſt ſein könnt? Gibt an zwei Kanonicus wie Ihr in der Welt?“

Mein guter Franz,“ ſprach der Eintretende, „es gibt Zeit im Leben, wo man ſich wol an zwei Orten zu r Zeit zu ſein wünſcht; ſolches Glück iſt aber dem

Menſchen nicht beſchieden. Biſt Du denn aber toll oder blind, mein lieber Sohn? Wo ſiehſt Du mich denn doppelt? Bin ich nicht allein hier?“

Schnell wendete nun Franz den Kopf nach dem andern Kamine und fand den Seſſel leer, und als er ſich ſehr befremdet — wie man leicht denken kann — der Stelle näherte, da fand er am Boden ein Häufchen Aſche, aus der ein ſtarker Schwefelgeruch ihm entgegendunſtete.

Bebend erhob er ſich vom Boden, denn er wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte und wer ihm die verfänglichen Rathſchläge gegeben, ſich ſeiner beiden Miterben zu entledigen. Das Einzige, was ihn tröſten konnte, war noch, daß er nur aus Nothwehr gehandelt hatte, da ſeine ſchlechten Vettern ihm nach dem Leben trachteten.

Er beichtete Alles kurz und natürlich ſeinem alten Oheim, der es für eine weiſe Fügung Gottes anſah und hinzufügte, daß das Böſe und Gute gleichmäßig in der Welt vertheilt ſei und daß ſich dem Guten eben ſo viel Böſes, als dem Böſen Gutes beigemiſcht finde. Hier hatte der Teufel ſelbſt dazu dienen müſſen, Verbrechen zu beſtrafen, als er ſich aber der Tugend bemächtigen wollte, ſei ihm die größere Macht entſcheidend gegenübergetreten.

Noch in derſelben Nacht ſegnete der Kanonicus das Zeitliche und gab ſeinen Geiſt auf. Franz, von den letzten Ereigniſſen heftig ergriffen, drückte ihm weinend die Augen zu. Von dem reichen Erbe, das ihm zufiel, wandte er einen bedeutenden Theil dem Franziskanerkloſter zu, in deſſen Orden er ſich aufnehmen ließ und in deſſen Schooße er alle ſeine weltlichen Wünſche und Hoffnungen für immer begrub.

Der andere Theil der Erbſchaft fiel auf eine Seitenlinie des Sembrowski'ſchen Hauſes, die bald darauf eine ſchöne Brücke über das Flüßchen Bialo bauen ließ, in deren Mitte

) der Erzengel Michael erhob, wie er Satan bekämpft.
ies Letztere zum Andenken der Begebenheit, die dem Le
nswandel ihres Verwandten die fromme Richtung und ih
n die reiche Erbſchaft verſchafft hatte, und als ein fort
ährendes Wahrzeichen für kommende Geſchlechter.

Als einſt Herr S. in Danzig an einer ſchweren Augen
nkheit litt, erzählte er dieſe Geſchichte einigen Freunden,
ihn beſuchten, und theilte ſpäter denſelben eine Familien
onik mit, worin ſie als wahrhaft verzeichnet ſtand und
u ſo, wie ſie hier wiedergegeben wurde.

Die Belagerung von Danzig.

General Rapp lag in Danzig und der Herzog Alexander von Würtemberg davor; die Stadt ward von Beiden gleich bedrängt. Die ſchöne, alterthümliche Stadt, mit den breiten Straßen und den gothiſchen Gebäuden; reich und belebt durch Handel und Wandel, reich an Kunſtwerken und Reichthümern. De Non holte von hier eines der herrlichſten Bilder altdeutſcher Schule für das Muſeum ſeines Kaiſers nach Paris, das jüngſte Gericht von Michael Wohlgemuth, auf dem der Erzengel Michael in einer blanken Goldrüſtung dargeſtellt iſt, worin ſich alle Gegenſtände ringsumher abſpiegeln. Jetzt hängt dieſes prächtige Blatt wieder an ſeinem Platze in der Pfarrkirche. Und neben der Pfarrkirche, welch wunderbarer Bau! Der Nachtvogel Hoffmann hat davon ein ſeltſames Lied geſungen; es heißt der Artushof, wie das Gebäude ſelbſt. Das läßt ſich nicht beſchreiben, man muß es ſehen, um es zu begreifen; ein griechiſcher Tempel, die Glyptothek in München, die

terskirche in Rom, die laſſen ſich beſchreiben; das Straß-
rger Münſter, den Kölner Dom, den Danziger Artus-
f, dieſe ſchönen, freundlich erhabenen, ſteinernen Gedan-
, die muß man ſelbſt kennen lernen, der beſte Dolmetſch
rde dabei nicht auslangen.

Und unweit der guten, alten Stadt, hart am Meere,
ſchen umbuſchten Höhen und herrlichen Gehölzen, liegt
va, ein zweites Valombroſa, ein Stück Italien wie ver-
n am Geſtade der Oſtſee, und ſelbſt der rauhe nörd-
e Himmel ſieht es gnädig an, er ſchont es mit ſeinen
rfen Winden und braut gütig aus den Nebeln des
eres und den Dünſten der Wälder eine ſo lieblich ela-
he Luftregion darum her, daß die Bäume hier länger
n ſind, die Blumen ſüßer duften, und Schnee und Eis
er fern bleiben. Man glaubt ſich hier überreden zu
en, daß es mit der alten ewig grünenden Göttereiche
Romowe Wahrheit geweſen iſt.

Rapp wüthete in Danzig wie ein Wahnſinniger. Die
en Einwohner hatten Elend, Todesangſt, Seuchen und
ger und dieſen Rapp noch dazu, der die Hauptgeißel
, welche der Himmel über die Stadt verhängt hatte.
tere Geſchichtſchreiber können ſolch ein Bild nicht richtig
rfen; ſind ſie zu gewiſſenhaft, ſo werden ſie trocken
unzulänglich ſchildern, ſind ſie von ihrem Gegenſtande
ſen, ſo können ſie leicht ihrer Phantaſie zu vielen
n gönnen und übertreiben. Nur wer das Elend ſah
wer aus dem Munde der Einwohner ſelbſt gehört,
ſich geſtern noch zugetragen, iſt im Stande ein Bild
wahren Zügen und richtigen Verhältniſſen zuſammen-
n. Auch hier hauſte die ſchrecklichſte Hungersnoth;
n keine Frau ihr eigenes Kind zum Mahle bereitete,
Voltaire es in ſeiner Henriade beſchreibt:

„Et d'un bras que poussait la faim impitoyable,
„Prépare avidement ce repas effroyable.“

Aber die Menſchen ſtarben vor Hunger auf der Straße, und ſelbſt die Reichſten konnten mit all ihrem Gelde nicht helfen, denn die Lebensmittel fehlten.

Dann und wann machten die Franzoſen Ausfälle und trieben wohl einiges Vieh in die Feſtung. So auch einſt von der friſchen Neerung her. Es waren ſtattliche Ochſen, die für ruſſiſche und preußiſche Commißwagen beſtimmt geweſen waren. Die Metzger ſuchten ſich eine Kuh oder ſo etwas für ſchweres Geld zu erhaſchen. Gelang es mehren von ihnen, die zuſammenſtanden, ſo erhielten ſie eine sauve-garde, um ihr Geſchäft in Ruhe beſorgen zu können, ohne von dem hungrigen Pöbel darin geſtört zu werden.

Die Kuh ward geſchlachtet und zerlegt. Unten vor dem Hauſe drängte ſich eine Menge anſtändig gekleideter Leute, mit Geld in der Taſche, um Fleiſch zu kaufen. Verſchmachtetes Geſindel drängte ſich hinzu, um etwas ungenießbar Weggeworfenes ſich balgend zu erringen. Und was ward damals wol für ungenießbar erklärt?

Der Metzger erſchien oben am Fenſter, während ſeine Thür mit Wache beſetzt war, und bot die einzelnen Stücke aus, wie auf einer Verſteigerung. Alles ging zu hohen Preiſen fort. Ein bemittelter Kaufmann erzählte mir, daß er eine Zunge mit ſechzig Danziger Gulden bezahlte, die er dann mit drei andern Familienvätern theilte. Jeder lief mit dem theuer Erkauften ſo ſchnell als möglich nach Hauſe, es wurde Suppe davon gekocht, und die ausgehungerte Familie bildete ſich dann ein, ſich durch Fleiſch geſtärkt zu haben.

Aber ein empfindlicher Mangel war eingeriſſen. Man

e ſchon ſeit einiger Zeit kein Salz mehr, und die Ner
- und Faulfieber ſchienen nun nur noch ſtärker zu wu-
. Zum Glücke kam Jemand auf den Einfall, ein lee
hölzernes Salzmagazin, das noch aus den Zeiten des
njährigen Krieges herrührte, abreißen zu laſſen, das
zu verbrennen und mit der Aſche, die einige Salz
e enthielt, die Speiſen zu würzen.

Ein Familienvater, der ſich vor Hunger und Krankheit
ſchützen wollte, brauchte wöchentlich dreihundert Thaler
ſein Haus; und von mehren Armen, die er mit fünf
lern wöchentlich unterſtützte, ſind Einige im eigentlichen
ne Hungers geſtorben.

Ein reicher Gaſtwirth hatte während dieſer Schreckens-
Alles aufgeboten, um den alten Ruf ſeines Hauſes
rhalten. In ſeinem Local in der Langgaſſe verſammel
ich daher die Officiere der Garniſon, um ſich — wenn
theuer — ihrer Gewohnheit nach bewirthen zu laſſen.
junger Menſch, der bedeutend viel Schulden machte,
n mit dem Bürger Gaſtwirth Wortwechſel, der eine
liche Wendung nahm. Der junge Officier ſoll immer
r geworden ſein und wollte am Ende in Thätlichkei
ausbrechen, worauf denn der Bürger von ſeinem Haus
Gebrauch machte.

Die Klage kam vor Rapp und dieſer dictirte folgende
ſe:

Am nächſten Sonntage während die Wache am langen
kte aufzog und in Parade aufgeſtellt war, mußte der
wirth mit einem Kalbsviertel auf der Bruſt und ei-
Schweinsviertel auf dem Rücken an der Front lang
hinuntergehen. Auf den Kopf wurde ihm ein Kaffe
eſetzt, aus deſſen Stiele ein Ochſenſchweif über den
n hinabhing. Vor ihm marſchirten zwei Mann, welche

die Bayonnette nach ihm kehrten, um ihn zu verhindern ſeine Schritte zu beſchleunigen.

Nach überſtandener Strafe wurde der arme Bürger, von Schaam und Wuth erdrückt, nach Hauſe gebracht, und eine Stunde darauf hatte ihn ein Schlaganfall getödtet.

Um Geld zu erpreſſen wurden die reichſten Einwohner plötzlich aus ihren Häuſern geriſſen und als Geißel eingeſperrt, wo ſie in ſteter Angſt vor dem angedrohten Erſchießen bleiben mußten, bis die verlangte Summe aufgebracht worden war.

Rapp haßte die Danziger Kaufmannſchaft, die nicht Alles thun wollte, oder konnte, was er von ihr verlangte, über die Maßen. Um ſie recht auffallend zu kränken, legte er in ihr Verſammlungs- und Börſenhaus, den bereits erwähnten Artushof, ein Piket und ließ dann an der äußern Façade des herrlichen Gebäudes einen bedeckten Gang von Holz anbauen, der zu einem Häuschen mitten auf dem Langen Markte führte, worin die Mannſchaft ſich ihrer Naturbedürfniſſe entledigte. Die Kaufleute mußten nun, auf dem Markte ſelbſt, unter freiem Himmel, mitten im Winter zuſammenkommen, und Rapp ritt zur Verſammlungsſtunde um die Börſenzeit, von ſeinen Adjutanten begleitet, vorüber, um ſich an dem Anblicke der Gekränkten zu weiden.

Noch waren die Danziger reich und durften hoffen ruhigere Zeiten zu erleben, wo ſie ſich ihres alten Glückes wieder freuen würden. Sie hatten ihre koſtbarſten Habſeligkeiten nach der ſogenannten Speicherinſel gebracht, die außer der Kanonenſchußweite lag und daher das ihr anvertraute Gut ſicher beherbergte.

Aber die Congreve'ſchen Raketen, die von der See

te zu ſpielen anfingen, gaben der Sache bald eine andere
endung.

Eine furchtbare Helle verbreitete ſich plötzlich am Hori-
nt; „die Speicherinſel brennt!“ tönte es durch die Gaſ-
n. In einem Augenblick waren reiche Häuſer vernichtet
ne einzige Holzhandlung verbrannte, die auf eine halbe
illion angeſchlagen wurde.

Das Elend ſteigerte ſich noch zu ſeiner gräßlichſten
he; dann wurde capitulirt.

Es war ein rauher Wintermorgen. Auf dem brei-
Glacis waren die Belagerungstruppen aufgeſtellt. Zu
ſt des Thores Ruſſen; ſeitwärts in einiger Entfer-
ng, und ſo daß ſie an dem militairiſchen Schauſpiel
wenig Theil nehmen konnte, die preußiſche Landwehr.

Die Franzoſen zogen mit klingendem Spiele aus der
adt und ſtreckten die Waffen. Rapp ritt in einem grü-
Sammetpelze vorüber, das Geſicht in das Taſchentuch
ückt, als ob er weinte.

Dann hielten die Belagerer ihren Einzug.

Ein ſonderbarer Vorfall ereignete ſich noch während der
agerung, den ich erzählen will. Unweit von Danzig
ein Wirthshaus, noch innerhalb der Feſtung, wohin
ohne alle Gefahr ſpazieren gehen durfte. Anſchütz,
berühmte Schauſpieler, der in dieſem Augenblicke eine
de des Wiener Hoftheaters iſt, war damals in Danzig
girt. Er machte von der Erlaubniß häufig Gebrauch
pflegte in dem bezeichneten Wirthshauſe Nachmittags
n Kaffee zu nehmen.

Einſt, wie er ſich eben in Geſellſchaft eines Freundes
befindet, kommt es ihm in den Sinn, die vorgeſchrie-
Grenze zu überſchreiten und jenſeit des Wirthshau

les einen kleinen Spaziergang nach den ruſſiſchen Vorpoſten hin zu unternehmen.

Die Gefahr war groß, das wußte Jeder; was aber kümmern Kriegsgeſetze einen jungen Künſtler, der noch überdies mit einer guten Portion deutſchen Phlegmas begabt iſt? Anſchütz und ſein Freund waren kaum einige hundert Schritte gegangen, als ſie auf dem weißen Schneefelde, in weiter Entfernung dunkle Reiter einherſprengen ſahen.

„Das ſind Koſaken!“ rief der Freund, nicht ohne einige Beſtürzung.

„Ei ſieh, Koſaken!“ rief Anſchütz naiv luſtig und ging ihnen keck entgegen, um ſie ſich recht zu betrachten.

Aber die Koſaken waren raſcher bei ihm, als er es vermuthet hatte, und donnerten ihm ihr Stoi! entgegen. Er ſprach zwar viel durcheinander, ſie aber hörten nicht darauf, ſondern nahmen ihn und ſeinen Freund zwiſchen die Pferde und ließen ſie mittraben.

Der Freund machte ein trauriges, bedenkliches Geſicht, aber Anſchütz meinte: „Je nun, wir müſſen doch am Ende wo hingebracht werden, und da wird ſich's wol aufklären, wer wir ſind, und daß wir nicht ſpioniren wollten.“

Und ſie kamen irgendwohin; das iſt wahr! aber zu einem Stockruſſen, der ſie anfuhr, und da er ſie nicht verhören konnte, ſie zu einem höhern Befehlshaber ſandte. Dieſer verſtand etwas mehr Deutſch und Sitte, bedauerte aber, nicht über ihr Schickſal entſcheiden zu können, und ſandte ſie zu einem Höhern. So gelangten ſie endlich müde und mit geſchundenen Füßen zu dem General, viele Meilen weit von Danzig, der ihnen ſogleich jede Hoffnung benahm, dorthin zurückzukehren. Nach Königsberg ſtand ihnen die Straße offen, nach Danzig nicht mehr.

Und ſo entſchloß ſich denn Anſchütz kurz und gut, die Königsberger Theaterfreunde durch ein Gaſtſpiel zu erfreuen, während ſeine Familie in Danzig in Angſt um ihn verging. Erſt ſpät kam die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung durch die Ruſſen in die belagerte Stadt.

Nach dem Einzuge der Aliirten bot Danzig einen trau- igen Anblick dar. Die meiſten Häuſer waren durch das Bombardement unbewohnbar geworden; und das Hotel de Berlin, der erſte Gaſthof in jener Zeit, war ſo baufällig, daß Alles zitternd zuſammenklirrte, wenn Jemand mit ſtar- em Schritt darin umherging. In den erſten Tagen waren riſche Lebensmittel noch nicht vorhanden, denn die Zufuh- en kamen nicht ſo ſchnell. Bald aber waren alle Plätze amit überhäuft. An der Table d'hôte des Hotel de Ber- n aß man noch geſalzenes Fleiſch von ſeltſamem Ausſehen, as viele Gäſte, trotz der Betheuerungen des Wirthes, für Pferdefleiſch hielten.

Es war ein häßliches Thauwetter eingetreten, und die Fieber mähten alles Leben hinweg. Die Todtenglocken hall- n und ein impoſantes Schießen verkündete, daß der erſt it kurzem ernannte Commandant der eroberten Feſtung, an er Seuche erlegen, zu Grabe beſtattet wurde.

Abends konnte man verhungerten Geſtalten begegnen, e nicht bettelten und auch nicht viel Worte machten, ſon- ern ſtillſchweigend hart an die Vorübergehenden traten und e Hand öffneten. Dabei ſchoſſen ſie Blicke, daß das In- rſte davor erbebte. Oder ſie ſagten nichts als die Worte: Ich muß verhungern!“ und hefteten ſich dabei an unſere chritte.

Mit den Lebensmitteln kam auch wieder friſches Leben ter das Volk und dieſe bedrohlichen verzweifelnden Geſtal- n wichen den gewöhnlichen Bettlern, wie man ſie auf allen ſonntagen Spaziergängen zu erblicken pflegt, ohne ſich darum ſeine Freude verbittern zu laſſen.

Der Hang nach langentbehrten Vergnügungen erwachte, das Theater füllte ſich, und die Köpfe hoben ſich wieder empor, wenngleich der Nacken noch von getragenem Joche ſchmerzte.

An dem Tage, als die Uebergabe an Preußen erfolgte, war die Stadt beleuchtet und im Theater eine Feſtvorſtellung angeordnet.

Ein ehemaliger Schauſpieler, der ungekannter Verdienſte wegen zum Hofrath ernannt worden war und nun A . . . hieß, betrat die Bühne, um allerlei Bezügliches zu ſprechen. Seine Finger zierten ungeheure ruſſiſche Brillantringe, die er für ſeinen Eifer erhalten hatte.

Ich erinnerte mich dieſes Mannes noch aus meiner früheſten Jugend; er hat damals ſchlecht Tenor geſungen. Später hatte er ein Abenteuer, das ihm zu dem neuen Lebenswege verhalf. Er war hübſch und wußte ſich die Gunſt einer jungen Prinzeſſin zuzuwenden, die mit ihren Aeltern in der ſtillen Zurückgezogenheit eines Schloſſes lebte, nachdem der Vater die Herrſchaft eines ſchönen Landes niedergelegt hatte.

Mit Hülfe des verſchmitzten Leibfriſeurs wurde die Intrigue eingeleitet und endlich ſo weit getrieben, daß die glühende unerfahrene Fürſtin in eine Entführung willigte. An einem rauhen Winterabende, da Alles frühzeitig ſtill im Schloſſe wurde — der alte Fürſt unwohl — ſchlich das liebende Mädchen zur Pforte hinab, wo A. ihrer mit dem Wagen harrte. Der Friſeur half ihr hinein und ſprang auf den Bock. Der Wagen rollte fort von Stadt zu Stadt; die Flüchtigen kamen glücklich bis Frankfurt, wo ſie aber arretirt wurden.

A. mußte zwar ſeine holde Beute fahren laſſen, wurde
ch dafür reichlich entſchädigt und die Prinzeſſin kehrte
g in den Schooß ihrer Familie zurück. Später heira-
e ſie einen auswärtigen Fürſten, und der alte Leibfri-
, den ich auf meinen Reiſen kennen lernte, ſchreibt noch
ßig an ſie und erfreut ſich ihrer gnädigen Unterſtützung.

Der Herzog Alexander, ein Oheim des ruſſiſchen Kai-
verbreitete einen Aufwand, der ganz zweckmäßig war,
der armen Stadt aufzuhelfen, aber deſſenungeachtet ei
ſchneidenden Contraſt zu ihrem Elend machte.

Die armen, ausgehungerten Leute, die erſt ſeit einigen
en wieder ſatt zu eſſen hatten, ſprangen nicht gern, und
ſehr gedrängt bei Seite, wenn ein ruſſiſches Vierge-
n, mit gellendem Püff und „Paddih! Paddih!“ daher-
ſte.

Junge hübſche Dirnen, prächtig gekleidet und mit Klei-
n aller Art behängt, belebten die öffentlichen Plätze und
nenaden. Es waren die Schönen der vertriebenen fran-
hen Machthaber, die jetzt ihre Angel nach den Ruſſen
arfen, denn bei der preußiſchen Landwehr war wenig
olen. Es iſt unglaublich, in welchem Ueberfluſſe dieſe
ren lebten. Die Franzoſen, die in fremdem Lande
thümer erwarben, ſorgten redlich dafür, ſie wieder los
erden. Die großen Würdenträger ausgenommen, deren
in die Millionen ging, iſt nicht anzunehmen, daß
von dem Erbeuteten etwas in die Heimat brachten.
gaben Feſte, ſpielten und verjubelten Alles.

ines jener verlaſſenen Mädchen eröffnete nun ein
iſſement an ihrem Geburtstage, wo der reichſte Luxus
hte. Alles ging ehrbar und anſtändig zu, und Nie-
würde, beim Anblicke dieſer Geſellſchaft, die Elemente
uthet haben, woraus ſie beſtand. Silber, Vermeil,

Kryſtall und Porzellan ſtrahlten überall. Die Preiſe waren aber auch angemeſſen. Ein Glas Punſch wurde mit funfzig Danziger Gulden bezahlt. Das war die Taxe.

Und ſo machte ſich der Friede denn auch gar bald überall bemerkbar. Wuchernd ſchoß das Wachsthum hervor und bedeckte das Elend, das ſich tief eingeniſtet hatte und deſſen Wunden noch nicht vernarbt ſein konnten.

Wie ein verpeſtender Krebsſchaden wühlte es fort und fort. Daher kam es, daß der Wohlſtand jener Stadt nie mehr ſich zur früheren Höhe erheben konnte. „Die Solidität ſei gewichen,“ hieß es, und Glanz von Außen vermochte ſie nicht zu erſetzen.

Bälle, Concerte und Theater, luſtige Gelage bei loſen Dirnen, feſtliche Schmäuſe begannen den Reihen um unſer neues Daſein zu ſchlingen. Alle Mühſeligkeiten waren bald vergeſſen. Die armen Officiere, die ſonſt froh waren, wenn ſie ſich die erfrorenen Glieder am ſchmuzigen Herde einer armen Caſſubin wärmen konnten und einen Löffel ihrer elenden Suppe ſchlurfen durften, klirrten jetzt mit Säbel und Sporen durch die Logengänge des Theaters und ſchlürften Punſch und Gefrorenes. Der Danziger ſelbſt hatte Hungersnoth und Pferdefleiſch, Salzmangel, Contribution, Geißeln und alles Elend der Rapp'ſchen Regierung vergeſſen, und ſah mit Luſt und Liebe den alten ſchwarzen Adler, der den Oelzweig in den Fängen hatte, und die grauen, flachen Wittinnen, die mit Landeserzeugniſſen und halbwilden, geigenden Schimken, bis zum Unterſinken beladen, die breite, gelbe Weichſel herabſchwammen und Handel, Leben und Reichthum der wieder aufathmenden Stadt verhießen.

Es war ein angenehmes Gefühl, dieſen Werth der Dinge zu betrachten. Ich erſtieg die furchtbaren Werke des Hagel- oder Biſchofsberges, welche die Franzoſen angelegt hatten.

d ſtrich dann hinaus in die flache Gegend der Weichſel-
ndungen. Jene führten mir die erſt eben überſtandenen
hreckniſſe des Krieges wieder vor Augen; hier erblickte
die Segnungen des Friedens in dem ſich neuregenden
ndel.

Auf dem Lande, einige Stunden von der Stadt in dem
nen Schloſſe zu B.*, gaben die dort einquartierten Land-
rofficiere einen Ball. Von fern und nah ſtrömte Alles
ei; die ſchönſten Damen waren zugegen; die ganze
ht wurde getanzt und getrunken und erſt am andern
rgen fuhr man nach Danzig zurück. Wer jenes Feſt
machte, konnte ohnmöglich daran zweifeln, daß die Geſell-
ft wieder in ihre lang entbehrten Rechte vollſtändig ein-
gt worden ſei. Und ſie war es in der That; und dieſe
hte genießt ſie nun ſchon dreißig Jahre in einem großen
ile von Europa; es iſt wahrlich nicht zum Verwundern,
ſie im Ganzen derſelben etwas überdrüßig wurde und
er allenfalls um einige Kriegsnoth zum Himmel fleht.

Natalina.

(Warſchau 1814.)

Der glückliche Morgen, den ich in deinen verödeten Hallen verlebte, prächtiges Willanow! Ich verſetzte mich in jene Zeit, da eine königliche Hofhaltung dich belebte; ich ſaß ſtundenlang in den luſtigen Bogengängen, wo die Thaten der polniſchen Helden von geſchickten Malern verewigt werden ſollten und nun von den nördlichen Wintern, von Sturm und Schneegeſtöber, nach ſo kurzer Dauer ſchon faſt zerſtört waren; ich ſtrich durch deine weiten Säle, einſt üppige Prachtgemächer, wo mich nun aus jedem Winkel Zerſtörung anblickte. Mein Herz war trüb geſtimmt — ich warf mich ermüdet auf ein altes Ruhebett. Staub und Käfer, wie aus Wagner's altem Schlafrock aufgeſtöbert, umſauſten mich; ſie ſangen nicht ſo vernehmliche Worte, wie der Dichter ſie ihnen verlieh, aber ich verſtand ſie dennoch. Ich ſchloß die Augen und träumte ein Stück Geſchichte, da kam Natalia . . . . . .

„Was machſt Du hier, in dem alten verzauberten
ſchloſſe?“ ſagte ſie mit ihrer lieblichen Stimme, mit dem
eichen ſarmatiſchen Accente. Und ſie zog mich fort durch
n Garten, nach dem Abhange, wo wir auf weichen Wie-
npfaden, unter hohen Ulmen und Buchen, längs dem mur-
elnden Bache dahingingen.

Ein anmuthiges Gebäude liegt vor uns; eine italieniſche
illa, nur mäßig groß, aber geſchmackvoll und in ſchönen
erhältniſſen. Es iſt Natalina, der holden Gattin des
chen Grafen Potocki zu Ehren ſo genannt. Auch ſie hieß
atalia.

„Du wirſt mir kein ſolches Schloß jemals bauen,“ ſprach
atalia.

„Um ſo zärtlich zu ſein, muß man Millionen beſitzen.“

Der Graf und die Gräfin hatten Europa durchzogen.
der Ort, der in der jungen Gattin ſchönem Gemüthe eine
öne Empfindung hervorgerufen, wurde hier nachgezaubert.
e polniſche Sandſteppe lieh ſich willig zu Allem und das
radies erſtand. Wir glaubten uns an die Ufer der Brenta
ſetzt, und ſelbſt die Schweiz hatten wir vor Augen. Dort
es reinliche, krausgeſchnitzte und buntangeſtrichene Haus
Holz, wo das Waſſer über Steinblöcke brauſt und die
en Kühe im mannshohen Graſe waten.

Treten wir in das Schloß!

Wir ſtehen in einem ſechseckigen Zimmer; an jeder
nd iſt ein liebliches Gemälde aufgehängt; ſechs Idyllen
eichgoldenen Rahmen, unter hellem Glaſe. Welcher Mei-
hat ſie gemalt? Die Täuſchung iſt zauberiſch! Dieſe
chſichtigen Schatten, dieſes Sonnenlicht, und die wunder-
n Tinten, die dazwiſchen ruhen und den Bildern den
enloſen Reiz verleihen. Mitten im Gemache ſteht der
an; wie man ſich dreht und wendet, immer fällt der

Blick auf einen ſchönen Gegenſtand. Aber was iſt das? Die Bilder bewegen ſich — die Schatten fliegen vorüber — die Sonne erhellt dieſen Punkt, nun jenen — das iſt eine neue Art von Tableaux vivants! — Natalia lächelte und erklärte mir die Zauberei.

Das Zimmer lag in einem freiſtehenden Thurm, nach welchem ſechs verſchiedene Alleen, nach den Richtungen der Fenſter, ließen. Dieſe Fenſter waren rund, beſtanden nur aus einer einzigen Scheibe und waren von einem breiten Goldrahmen, wie ein Bild, umgeben. Aus einem jeden blickte man nach einer andern Allee, an deren Ende ſich nun ſtets irgend eine maleriſche Ausſicht zeigte. Bald ein Schweizerhaus, ein Weiher mit Schwänen, von Hügeln eingefaßt, eine Schafheerde am Abhange weidend u. ſ. w. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie artig dieſe Erſindung war.

Wenn ich nun in jüngſter Zeit ſo viel von den ſchweren Schickſalen las, die über Polens edelſte Geſchlechter verhängt wurden, ſo dachte ich oft an Natalina, das Denkmal der zärtlichſten Gattenliebe. Ob es denn nun auch verwaiſt ſteht und verwildert, wie damals Willanow? — Auf dem Rheine nannte man mir den Namen Potocki unter den Geächteten. Es muß doppelt ſchrecklich ſein, wenn man, mit feiner Bildung und Geſchmack ausgeſtattet, in ſeiner Jugend Alles beſaß, was Menſchen Glück nennen, und im Alter vielleicht mit groben Verbrechern an derſelben Kette ziehen muß!

Oginsky iſt Buchbinder in Brüſſel; edle, polniſche Frauen verkaufen in Paris Handarbeiten für ihre unglücklichen Landsleute, aber Sibirien iſt härter! Sibirien! — wenn man einſt Natalina beſeſſen und die Frau geliebt, die ihm den Namen gab

Ich bin nie ſchwermüthiger erregt worden, als in den polniſchen Schlöſſern um Warſchau. Das impoſante Krulikarnie, das fürſtliche Mokatow, und Lazenka, der lieblichſte Aufenthalt der Feen!

Und woran lag dieſe Stimmung?

Alle ſtanden ſie trauernd und verödet, eine maleriſche Verwilderung umſpann Steine und Gewächſe und belebte äuſchend die todte Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Anlagen; und ein Hauch wehte mich an in dieſen Königsſitzen, der Hauch der Macht und Kräftigkeit, die eine gewaltſame Hand u plötzlich erſtickte. Hier war ein Mord geſchehen, das mußte man empfinden; ſeine Schauer umweheten uns noch.

Das Frühſtück, das wir in Willanow nahmen, war nſer letztes, Natalia! — Meine Grüße fliegen zu dir ach Litthauen, zu dem kleinen Grenzſtädtchen, wo du woh-eſt — oder ausruheſt!

Warſchau.

„Gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott,
Gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja ſo wenig;
Gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland! . . . . . .“

Börne's geſammelte Schriften. 4ter Theil.

1.

Meine Eltern waren Polen und hatten ſich in Preußen angekauft; ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ich das Land ſehen ſollte, aus dem ich ſtammte und wohin mich eine glühende Sehnſucht zog. Zwar wußte ich, daß dort nicht „Goldorangen aus dunkelm Laub“ mich anlächeln und „trauernde Marmorbilder“ fragend auf mich blicken würden — ich hatte erfahren, wie das Land meiner Sehnſucht beſchaffen war, ich kannte ſeine Geſchichte und wußte aus der mündlichen Beſchreibung meines Vaters, daß der große Sobieski auf der Brücke von Lazenka drohend herabblicke und nicht blos den Säbel zu zücken ſcheine auf die Türken unter ſeinem bäumenden Roſſe, ich wußte, daß der ſchöne, kräftige Menſchenſchlag eines andern Looſes werth, einer andern Ausbildung fähig ſein könnte. Ich wußte dies

Alles und zog mit einem Herzen voll Liebe und Bedauern über die Narew.

Der Pole iſt von ſeinem Nachbar, dem Litthauer (nicht Lette, der an Lieflands Küſte wohnt), ſehr unterſchieden. Dieſer kurz, gedrungen, mit vortretendem Geſicht, nicht ſelten mit krauſem, ſchwarzem Haare, das widerſtrebend aus der Pelzmütze ſich hervorſträubt, mit kleinen, lebendigen Feueraugen; Jener hingegen meiſtentheils ſchlank, mit langen, weichen, dunkelblonden Haaren, blauen Augen und regelmäßigen Geſichtszügen. Die kleinſten Füße und die ſchönſten Zähne findet man bei den Polen, und dieſe Zierden weiß oft der ſchmuzigſte Leibeigene geltend zu machen.

Es war tief in der Nacht, als ich Nieporent, die letzte Station vor Warſchau, verließ. Der offene Schlitten, der ſcharfe Wind, das Schneegeſtöber, die Wölfe im Walde, nichts konnte meinen glühenden Phantaſien Einhalt thun. Ich ſchloß die Augen und träumte mich in Warſchau, ich öffnete ſie und ſah es vor mir liegen mit ſeinen Thürmen und Kuppeln, von einer unermeßlichen Lichtermenge erleuchtet. „Feiert man ein Freudenfeſt?“ rief ich aus und blickte ſchärfer hin — da verſchwand die Täuſchung, und mir blieb nur ein ſchwarzes Rieſengewölk, das über der noch nicht ſichtbaren Hauptſtadt lagerte, und in hoher Ferne die Millionen Sterne, die tröſtlich auf Alles hernieder blickten. Ich ſchloß wieder meine Augen und überließ mich den Vorſpiegelungen meiner erregten Phantaſie.

Mein Schlitten hielt plötzlich und ich hob den Kopf in die Höhe. „Was gibt's?“ fragte ich den Poſtillon. „Wir ſind an der Weichſel,“ war die Antwort. Ich riß die Augen weit auf und ſtarrte hinüber. Vor mir eine breite, weißbeſchneite Fläche. Am Ufer zwei hohe Maſtbäume mit Flaggen. Eine Schildwache dabei. Drüben eine dunkle

Häuſermaſſe, kein Licht in den Fenſtern, keine Laterne war ſichtbar; Alles todt und ſtill, und ſelbſt die Sterne hatte nun das heraufgezogene Rieſengewölke verdeckt. Die Schildwache trippelte ſich warm, ohne weiter auf uns zu merken, und der Poſtillon ſagte mir, ich müſſe in das ſeitwärts liegende Häuschen, um dem Commandanten meinen Paß zu zeigen.

Im ſchweren Reiſepelze ſtolperte ich über Hügel und Pfütze nach dem unanſehnlichen Gebäude, aus deſſen Papierſcheiben ein trüber Lichtſchein fiel. Die Thür war angelehnt, im matterhellten Raume gewahrte ich Niemand, doch vernahm ich ein ſtarkes Schnarchen. Der ſcharfe Luftzug, der durch die offengelaſſene Thür wehete, und der Lärm, den ich abſichtlich machte, erweckte einen der Schläfer. Verdrießlich wendete ſich ein junger Mann in Uniform nach mir brummend um, ohne die Augen zu öffnen. „Ein Reiſender mit ſeinem Paſſe,“ ſagte ich, ihm dieſen hinreichend. „Furt! Furt!“ lallte er, indem er mit der Hand winkte, daß ich mich entfernen ſollte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu wecken, um nach dem Herrn Commandanten zu fragen. „Ich ſelbſt bin Commandant!“ ſchrie er, und „Furt! Furt!“ ward eben ſo befehlend wie das erſte Mal ausgeſprochen. Zögernd blieb ich ſtehen, ich wußte mir nicht zu helfen, ich glaubte, meinen Paß hier vorzuzeigen, ſei die unerläßliche Bedingung, um nach Warſchau zu kommen. Nach einer Weile verſuchte ich wieder durch Geräuſch die Aufmerkſamkeit des Schlafenden auf mich zu ziehen. Da erhob er ſich, in ſitzender Stellung auf ſeiner Pritſche, und donnerte ſo kräftig ſein: „Furt! Marſch furt!“ daß es in den finſterſten Winkeln des Raumes ſich zu regen begann, dumpfes Murmeln, Flüche, Huſten, Schnarchen und ein ſo peſtilenzialiſcher Duft von

wiebeln und Branntwein umgaben und umfingen mich,
ß ich haſtig das Freie zu gewinnen ſuchte, um unverrich-
ter Sache meinen Rückweg zum harrenden Schlitten an
treten.

Mein Poſtillon hieb, ohne eine Frage weiter an mich
richten, in die Pferde, die Schildwache am Ufer hielt im
uf- und Abtrippeln inne, wie wir vorüberjagten, und ich
- zurückgelegt im Schlitten und hinaufſtarrend nach einem
ldenen Kreuze auf hoher Kuppel, deſſen Oſtſeite bereits
ön zu funkeln begann — ließ mich über die glatte Eis-
cke zum jenſeitigen Ufer ziehen.

Jenſeits ging es ſteil bergan; himmelhohe Häuſer bil-
ten eine enge Gaſſe, tiefe Finſterniß umgab mich, eine
eite Todtenſtille, wie auf einem Kirchhofe, nur von dem
ntönigen Antreiben des Poſtillons unterbrochen; ich war in
Warſchau.

2.

Und ſechs Stunden war ich bereits in Polens Haupt-
adt und von Hôtel zu Hôtel war ich mit meiner fahren
n Habe abgewieſen worden. Alles war beſetzt. Eine
eierlichkeit, die in Kurzem Statt finden ſollte, hatte die
olen bis tief in Volhynien und der Ukraine elektriſirt, ſie
römten nach ihrer Hauptſtadt, um noch den ſpäten Enkeln
gen zu können, wir waren dabei, wie ein mächtiger Herr-
her eines weiten Reiches ſich die alte verwaiſte Königs-
one der Piaſten auf's Haupt ſetzte und unſerm edeln
olke ein gütiger König zu ſein verſprach. Mit Hunderten
elt ich auf offener Straße, die, wie ich, auf ein Unter-

kommen harrten. Eine eigenthümliche Art von Lohnbedienten oder Commiſſionären, die jüdiſchen Factors, liefen hin und her und waren bemuht, Wohnungen aufzutreiben. Endlich erbarmte ſich einer dieſer hülfreichen, dienſtbaren Geiſter meiner und ich fuhr durch ein prachtvolles Portal nach dem Seitenflügel eines etwas demolirt ausſehenden, öden Palaſtes, der früher der Familie Potocki angehört hatte.

Der Burggraf oder Haushofmeiſter war zur Hand und führte mich in meine Wohnung, die aus zwei Zimmern beſtand, worin ſich außer einem Stuhl und einem runden Tiſche vorläufig noch keine Mebel vorfanden. Eine ſchneidende Kälte lagerte in den Zimmern, und mein Factor lief hinaus, um einzuheizen. Ich trat an's Fenſter. Nach und nach ward es lebendig in dem Hofe, und Hunderte von Fremden bevölkerten den alten Stammſitz der ehemals ſo mächtigen Grafen Potocki.

Mein Zimmer fing nach und nach an warm zu werden und ich begann mich darin behaglich zu fühlen. Die Ausſicht am Fenſter gewährte mir eine angenehme Unterhaltung Das war ein Treiben und Drängen. Jeder that, als wenn er zu Hauſe wäre. Hier wurde Holz geſpalten, dort Waſſer geholt; hier wurden Kleider gebürſtet, dort ein Schlitten abgeladen; hier gezankt, dort geküßt; hier trafen ſich ein Paar alte Bekannte, dort knüpfte ſich eine neue Bekanntſchaft; kurz, die aus allen Gegenden des Reichs zuſammengewehte Karavane ſchien ſich in ihrem Karavanſerai, ſo gut ſie konnte, einzurichten.

Ich war hungrig und müde. Mein Factor ſorgte für Beides. Bald dampfte eine ſaftige Polingwizza vor mir, die in Begleitung einiger Gläſer trefflichen Ungars mich weidlich reſtaurirte, und eine alte Mazurin, in zwar nicht

nlicher, doch maleriſcher Tracht, machte mir eine breite
treu auf dem getäfelten Boden des gräflich Potocki'ſchen
alaſtes, worin weder Betten noch Bettſtellen zur Auf-
hme von Gäſten vorhanden waren.

Sie war geſprächig und freute ſich, daß ich polniſch
rach. Sie ſtand vor mir, die Thranlampe in der Hand,
it den klugen Augen mich anblickend, und wußte viel zu
zählen von der alten Pracht des Hauſes. Von des Grafen
roßmutter, Natalia Potocka, und ihrem Gatten Sigis-
und, die ſie Beide noch gekannt hatte. Von den drei-
ndert Bären, die der Graf hielt und die einſt alle ſeinen
inzug in Warſchau verherrlichten, und von dem alten.
ugen Bären Choda, der Holz zur Küche trug und, von
chweiß triefend, ein ganzes Elenthier am Rieſenſpieße
echte, dann aber auch große Stöße Porzellan ſich auf die
ratzen laden ließ und ſie keuchend in den Speiſeſaal trug.
on all dieſen Herrlichkeiten erzählte ſie noch, als ich längſt
e Augen geſchloſſen hatte und halb träumend nur noch
n Namen Natalie vernahm, den ſie oft wiederholte, denn
hatte ja die alte Gräfin geheißen.

3.

„Wo kamen Sie über die Weichſel und wie geht's
rt?“ fragte mich am andern Morgen ein Freund, der
ich beſuchte. „Ich fuhr bei Praga in der vorigen Nacht
rüber,“ war meine unbefangene Antwort. Ich konnte
ir das Erſtaunen meines Freundes nicht erklären; er
ien anfänglich an meiner Ausſage zu zweifeln, endlich
eß er eine Droſchke herbeirufen und wir fuhren zur

Weichſel. Wie erſchrak ich, als ich das Wagſtück ſah, das ich, ohne es zu wiſſen, beſtanden hatte. Der mächtige Strom war noch nicht vom Eiſe gefangen. Eine dünne Eisdecke hatte gleich einer Brücke ſich von Praga herübergezogen und von beiden Seiten ſchlugen die Wellen ſtürmiſch daran, um dieſe zerbrechliche Verbindung zu vernichten. Hier war nun mein leichter Schlitten herübergeleitet, auf beiden Seiten vom offenen Tode umgeben, darum war der ſogenannte Commandant an's jenſeitige Ufer geſetzt und die Schildwache hingeſtellt, um den tollkühnen Verſuch der Ueberfahrt zu verhindern, und ſo ward der Zweck dieſer Anordnung erfüllt. Ich freute mich, das Abenteuer ſo glücklich beſtanden zu haben, und nahm es als eine günſtige Vorbedeutung. Die Droſchke wendete um und wir kamen bei dem alten Bernhardinerkloſter vorbei in die prächtige Krakauer Vorſtadt. Paläſte von beiden Seiten, Kirchen dazwiſchen, die man wol nur in Italien ſo wiederfindet. Glänzende Läden und Gewölbe, worin der handelsluſtige Grieche, der betriebſame Armenier die koſtbarſten Erzeugniſſe des orientaliſchen Luxus zur Schau legt. Von der erhabenen Sigismundus Säule vor dem alten Königspalaſte am Weichſelufer, bis zu den ſchönen Säulen, die am Ende der Nova Miaſta die Allee nach Lazenka eröffnen, welch ein Leben, welch ein Glanz!

„Wir wollen nach Lazenka!" ſagte mein Freund, und ich willigte freudig ein. An den vier königlichen Caſernen vorüber, wo die Elite der polniſchen Braven hauſt, geht es eine ſchöne Straße entlang, von geraden Alleen nach allen Richtungen durchſchnitten. Ueber eine elegante Brücke fort, wo Sobieski's Standbild errichtet iſt, und vor uns erſcheint Lazenka, der ehemalige Lieblingsaufenthalt des letzten Königs, nicht in der ſchwerfälligen Pracht eines mächtigen

Monarchen, ſondern lieblich und freundlich wie ein Feenaufenthalt. Dieſe luftigen Hallen, dieſe ſchlanken Säulen, dieſe Statuen, ſie ſcheinen nicht von Marmor, ſie hat Oberon, der gütige Elfenfürſt, durch den Ton ſeines Horns aus Luft entſtehen laſſen, und ein Hauch von ihm, ſo zerfließt Alles wieder in das frühere Element. Dieſes Gedankens konnt' ich mich nicht erwehren! Und noch lag der Winter über dem Garten, noch ſchliefen die Keime alle, die ihn einſt beleben; noch ſchweigen die Nachtigallen dieſer Haine — und wenn der Frühling Alles darin zum Leben wieder erwecken wird, wenn die lieblichſte Natur ſich hier mit der lieblichſten Kunſt zu einem ſüßen Zauber vermählt, ſo wird das Herz des Polen doch hier nie zur Freude erwachen können, denn öde und verwaiſt ſtehen die Hallen — kein König von Polen durchſchreitet ſie.

4.

Meine Briefe waren abgegeben bis auf einen. Der alte Staroſt, an den er gerichtet, war von ſeiner Herrſchaft noch nicht angelangt.

Eines Morgens ſitze ich an meinem Schreibtiſche, als an meine Thür gepocht wird. Eine junge, ſchöne Dame tritt ein, in ſchwarzen Sammt gekleidet, ein ſchwarzer Schleier umhüllt die ganze Geſtalt. Mit niedergeſchlagenen Augen nähert ſie ſich und hält mir zitternd eine goldene Schüſſel hin, mit einer Stimme, worin aller Wohllaut der Welt vereint war, mich um ein Almoſen für eine milde Stiftung anſprechend. Wer jemals das Polniſche aus ſchönem Munde hörte, wer da weiß, welchen rührenden

Accent die Polen in die Bitte zu legen wiſſen, und was im Allgemeinen die Bitte eines ſchönen Weibes auf ein gefühlvolles Männerherz vermag, der wird ſich die Bewegung leicht vorſtellen können, worin ich war. Die Sitte, auf dieſe Art die Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen, war mir überdies ganz fremd, und ich ſo überraſcht und verwirrt, daß ich alle Goldſtücke meiner Börſe in die Schüſſel der Schönen fallen ließ. Sie neigte ſich tief und reichte mir ein kleines ſilbernes Crucifix zum Kuſſe, und als ich ſie zur Thür geleitete, bemerkte ich einen Cavalier in Uniform, der, den Mantel der Dame auf dem Arme, im Corridor ſie erwartete. Dies deutete mehr als alles Uebrige an, daß die ſchöne Bettlerin aus einem ſehr vornehmen Hauſe war, und ſpäter erfuhr ich, daß die erſten Frauen ſich dieſem Geſchäfte mit Freuden unterziehen. So vorübergehend dieſe Erſcheinung war, ſo machte ſie doch einen ſtarken Eindruck auf mich. Ich konnte das Bild der jungen Dame nicht aus den Gedanken bringen. Eben wendete ich mich zurück vom Fenſter, wo ich ſie in den Wagen ſteigen geſehen hatte, als mir ein weißes feines Taſchentuch in die Augen fiel, das mitten im Zimmer auf dem Boden lag. Sie hatte es fallen laſſen. Es war in der Ecke „Natalie,“ gezeichnet. Kein Buchſtabe, der auf die Familie gedeutet hätte; ich mußte es daher aufheben, den Fund zurückzuſtellen, und hatte meine Freude daran, das ſüß duftende Tuch an meine Lippen zu drücken.

5.

Abends war im Schauſpielhauſe großer maskirter Ball.
Menge der in Warſchau anweſenden Fremden ließ
en, daß er zahlreich beſucht werden würde; dies bewog
, hinzugehen. Das bunte Maskenſpiel war mir nicht
, aber die Art und Weiſe, wie es die ſchönen Sarma-
en treiben, war es.

Die Säle waren gedrängt voll und immerwährende
ſik forderte zum Tanze auf. Hier war es der zierliche
zöſiſche Contretanz, dort der heiße, üppige Tanz der
zuren, der nur mit dem Fandango des Valencianers zu
leichen iſt.

Die Orcheſter wechſelten mit einander ab, und nie durſten
tanzluſtigen Gäſte an dieſer Quelle des Vergnügens dur-
umherſchleichen.

Ich ſtand zuſehend da in dem weiten Kreiſe, der ſich
eine ſchöne Mazurka gebildet hatte, und ergötzte mich
n, wie jetzt der Tänzer ſeine Dame, gleichſam über-
ig, von ſich ſchleuderte und ſie nun, im Gefühle völli-
Freiheit, all ihre Liebenswürdigkeit geltend macht, Herzen
erobern, und doch nur immer darauf ſinnt, ein Herz,
ſie beſeſſen, ſich wieder zu gewinnen. Wie der Cavalier
ch dieſe Zierlichkeit bewundern muß, wie er, die Hände
e Seite geſtemmt, ſie anſtaunt, ſeine Freude äußert,
ihr nähert, den bunten Schmetterling zu haſchen ſucht,
hm immer wieder entflattert und nur dabei mehr und mehr
Farbenpracht entfaltet, bis endlich der Ueberwundene
die Knie ſtürzt und die Sylphide ihm die Hand reicht,
er nun aufſpringt, ſie umfaßt — und im wildeſten
iche der Begeiſterung mit ihr — mit ſeinem Eigen-

thum ſich wie in Zauberkreiſen herumſchwingt, bis Beide ermattet, der Ritter ſich den Bart ſtreichelnd, die Schöne ſich an ihn lehnend, daſtehen und zuſehen, wie andern Paaren dies tolle Liebesſpiel anſteht.

Ein lautes Bravo erſchallte, da ein neues Tänzerpaar in die Bahn hüpfte. Dies ſchien anzudeuten, daß es in dem Lieblingstanze der Nation die Meiſterſchaft erreicht hatte — und wirklich war im ganzen Lande Mazurek noch nie ſo getanzt worden.

Der Cavalier trug die knappe, den Wuchs hebende Tracht der polniſchen Lanzenreiter — die Dame war in der kleidſamen Landestracht, die blutrothſammtne Confederatka ſchief auf die dunkelblonden Locken gedrückt.

Da ich die Gewohnheit habe, zuerſt bei Tänzern die Füße zu muſtern und erſt ſpäter den Ausdruck des Geſichtes zu beobachten, ſo hatte der Tanz ſchon lange begonnen und der Beifall der Zuſchauer ſich in lauten Zeichen Luft gemacht, als ich bemerkte, die reizende Tänzerin ſei dieſelbe Dame, die in meinem Zimmer das Taſchentuch verloren hatte.

Dieſe Entdeckung war mir angenehm. Ich blickte rings umher, einen Bekannten zu finden, der mir die Dame nennen könnte, aber zum Unglück erblickte ich Niemanden als den alten Collegienrath von L., der unter tauſend Betheuerungen verſicherte, die Dame nie geſehen zu haben.

Ich verlor während des Tanzes kein Auge von der Schönen, ſie ſchien mich jedoch nicht zu bemerken. Ich folgte ihr von Ferne, da der Tanz geendet war, und ſah, daß ſie in eines der Seitenzimmer ging, wahrſcheinlich um eine Vermummung vorzunehmen. Dieſe eigentlichen Vermummungen ſind von dem in Deutſchland üblichen Masken weſentlich verſchieden. Die Damen hüllen ſich nämlich

Shawls vom Kopf bis zu den Füßen und laſſen nur
iel Raum, um eine kleine Maske, die noch oberhal-
s herum mit einer breiten Spitzengarnirung beſetzt iſt,
das Geſicht binden zu können. Alles Uebrige iſt Shawl,
er iſt in ſolcher Vermummung leicht, Wuchs, Größe,
g u. ſ. w. auf's Höchſte unkenntlich zu machen. So
en ſich die Damen der vornehmſten Stände in das
eſte Treiben des Maskenballs, und ohne Rückhalt ſcher-
ſie mit allen Perſonen und üben die muthwilligſten
reien aus. Oft werden auch ernſthafte Intriguen auf
Weiſe angeſponnen, und ſo manches ſehnſüchtige
machten fand hier unverhofft den ſüßeſten Lohn. In
er Entfernung beobachtet ein Cavaliere servente die
nehmungen ſeiner ſchönen Schutzbefohlenen, um zur
en Zeit, wenn vielleicht Zudringlichkeiten die Vermumm-
Verlegenheit bringen könnten, dazwiſchen zu treten und
Dame beizuſtehen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Natalie, die Eigenthümerin
verlornen Taſchentuches, erſchien bald als türkiſcher
el vermummt, bis auf die Größe der Geſtalt und das
ebende ihres Ganges unkenntlich gemacht.

Ich näherte mich ihr und ſprach einige freundliche Worte
ſch. „Nix verſtehe,“ hauchte ſie lieblich unter der Maske
e. Ich ſprach franzöſiſch und freute mich, ſie wieder
ſehen. Sie antwortete in derſelben Sprache und äu-
ihr Befremden, da ſie mich nicht kannte. Ich ſprach
e, daß ich ſie am heutigen Morgen in Trauerkleidung
en hatte, ein Werk milder Barmherzigkeit ausüben,
mit dem Elende der Menſchen beſchäftigt und bemüht,
lindern, und daß es mich innig freue, ſie hier im
el der Freude, als ihre ſchönſte Prieſterin, wiederzu-
. Sie lachte und ſagte, ſie wiſſe, ſo unangenehm es

ihr auch ſei, die fromme Pflicht ausüben, wenn die Reihe ſie träfe; ſie könne ſich aber nicht erinnern, bei mir geweſen zu ſein, weil ſie zu viele Beſuche zu machen habe und faſt nie aufſähe, an wen ſie ihre Bitte richte.

Ich ſagte leiſe: „Natalie!“ und eine plötzliche Bewegung durchzuckte ſie. „So hab' ich bei Ihnen mein Taſchentuch verloren,“ ſagte ſie nicht ohne Befangenheit. Ich deutete ſie mir günſtig. „Erinnern Sie ſich meiner nun?“ fragte ich kühn. „Ich erinnere mich, mein Tuch ſeit meinem Beſuche im Potocki'ſchen Palais vermißt zu haben. Es iſt übrigens ein unbedeutender Verluſt — doch freue ich mich —“

Hier wurden wir unterbrochen.

Einige Cavaliere näherten ſich, und mich höflich grüßend, wendeten ſie ſich zur Dame, ihr meldend, daß ein angenehmer Gaſt ſoeben in den Saal getreten ſei, der ihrer Vermummung ein Ende mache. Und faſt zu gleicher Zeit trat ein alter Staroſt auf uns zu. Die altpolniſche Nationaltracht, die in Warſchau längſt nicht mehr getragen wurde und worein er gekleidet war, zeigte den Landbewohner an, der ſein Stammſchloß im Innern verlaſſen hatte, um die Hauptſtadt zu beſuchen. Kaum hatte ihn Natalie erblickt, ſo flog die Maske von ihrem Geſichte, ſie hing an des Alten Halſe und drückte tauſend Küſſe auf den breiten, weißen Schnurrbart. „O, mein Vater!“ rief ſie faſt weinend aus. Der Alte wendete ſich, nachdem die Tochter ihn ſatt geherzt hatte, zu den ihn Umſtehenden und ſprach mit Würde: „Graf Kotecki dankt Ihnen herzlich für dieſen freundlichen Empfang.“ „Graf Kotecki,“ wiederholte ich ſtutzig und griff mit Ungeſtüm in die Buſentaſche. „Graf Kotecki — der älteſte Freund meines Vaters! — Hier — hier —“ und der letzte meiner Briefe, den ich bei immer auf dem Herzen getragen hatte, war zu eigenen den abgegeben worden.

Während der Alte mit freundlichem Lächeln die Zeilen flog, ruhte mein Blick unverwandt auf Natalien, in n Augen ein Räthſel von Entzücken und Freude zu war, mit deſſen Auflöſung ich mich während des übri Theiles der Nacht ganz ernſthaft beſchäftigte.

6.

Am andern Morgen beſuchte ich den Grafen. Er ſaß einem Divan, das lange wohlriechende Weichſelrohr am de und aus einer roth und goldgeſtreiften Stambulka lieblichſten türkiſchen Tabakswolken blaſend, die jede r Verächterin unſeres deutſchen Kanaſters wol zu be n im Stande geweſen wären. Ueber dem koſtbaren dſtücke hing der türkiſche Sack von ächtem Shawlzeuge. kleine Mütze von ähnlichem Stoffe ſaß ſchief auf dem geſchorenen Kopfe. Hals und Nacken waren bloß und langes Unterkleid von dunkelbraunem Atlas hing bis die gelben Saffianſtiefel, über welche kleine türkiſche toffeln gezogen waren. So angethan, hätte man den Woiwoden faſt für einen Türken halten können. Die chmen Edelleute in ihren Schlöſſern waren gewohnt, von den jetzigen Orientalen verfertigten und feilgebo Luxusgegenſtände ſelbſt den beliebten franzöſiſchen und itten vorzuziehen.

Bot der Staroſt ein Bild der Ruhe und Behaglichkeit o zeigte ſeine Umgebung davon gerade das Gegentheil. rem einen Winkel war ein jüdiſcher Factor bemüht, an einem rothdamaſtenen Tabouret hingekauert, einen Haufen holländiſcher Ducaten zu wägen, die ein ruſſiſcher Kronbeamter, im abgetragenen Oberrocke, dem Staroſten für eine bedeutende Naturalienlieferung hinzählte. Unfern davon ſtand Francuſzek, der taubſtumme Kammerdiener und Hofnarr des Staroſten, unter vielen tollen Laſzi, und wie ein Wilder unarticulirte Laute ausſtoßend, die kleinen goldenen Sporen an die Paradeſtiefel ſchraubend. Neben ihm lag, auf einem ſeidenen Polſter, ein junger, vier Wochen alter Bär, den man ſoeben von der Mutter genommen hatte, damit ſie ihn nicht bei ihren Liebkoſungen mit den Krallen verwunde, weil eine ſolche Verwundung dem zarten Geſchöpfchen tödtlich ſein konnte und die Bärenzucht ein Hauptregal des Staroſten iſt. Ein bildſchöner, doch von Schmuz gebräunter Stalljunge ſteckte dem jungen Bären, der, noch ziemlich ungeleckt, von der eigentlichen Bärenform wenig Spuren zeigte, in Milch geweichtes Weißbrot in das Maul. Wenn nun dieſe Seite des Zimmers ein friedliches Bild des erſten Morgens in der Hauptſtadt eines polniſchen Magnaten zeigte, ſo war auf der andern Seite ein mehr unruhiger bewegter Schauplatz wahrzunehmen. Der Graf hatte eine neue, ungeheure Naturalienlieferung für die Krone übernommen und deshalb waren viele Juden anweſend, um bei dieſer, großen Gewinn verſprechenden Unternehmung auch ihren Theil zu haben.

Während daß die Beamten von dem Geſchäftsführer des Grafen mit Schnaps für den abgeſchloſſenen Handel regalirt wurden und die Juden ſich murmelnd unter ſich beriethen, zerrten ein Paar baumſtarke Bothonier einen kleinen, blaſſen, ſchreienden Iſraeliten unter lauten Flüchen am rothen Barte und hatten ihm ſoeben eine ſtarke Handvoll ausgeriſſen, als ich eintrat und die Donnerſtimme des Stain dem Streite ein Ende machte. Sogleich ließen die ſie den Kleinen los und ſchoben ihn unſanft zur Thür aus.

„Mein guter Freund, ſein Sie mir gegrüßt! So geht uns, wenn wir nach Warſchau kommen. Es geſchieht Freude unſerer Kinder, nicht zu unſerer eigenen!“ Dieſe rte rief mir der Freund meines Vaters zu und zog die geſtreckten Beine ein wenig zurück, um mir Platz auf n Divan zu machen.

Ich ſetzte mich, er zog mich an ſich und drückte mir her herzliche Küſſe auf den Mund.

„Kommen wir nach Warſchau,“ fuhr er fort, „ſo wern Gelder eincaſſirt, neue Lieferungen geſchloſſen, Pachttracte erneut, alte Verbindungen zerriſſen, vom Krieg d Frieden wird diſcurirt, um Staatsangelegenheiten wird bekümmert, das Theater in Augenſchein genommen. lle und Geſellſchaften beſucht, kurz, dann iſt die Zeit des ens. Sind jedoch die wenigen Wochen unſeres Hierſeins floſſen, ſo ſitzen wir daheim in unſerer alten Ritterburg, chen Tabak, trinken Thee, leſen alte Zeitungen und ſind lich erfreut, wenn ein tüchtiges Unwetter und recht viele Weges ziehende Reiſende antreibt, die uns unſere verſliche Barcz-Suppe verzehren helfen und uns friſche igkeiten bringen. Im Winter ſind unſere ſeltenen etzjagden auf Wölfe zu Schlitten eine Hauptergötzlichkeit, Stelle der Maskeraden vertretend, und die Jagd und artung des poſſirlichen Bären erheitert uns auch ſo mann trübſeligen Augenblick.“

Während der Staroſt mit heiterem Lächeln dieſe Schilrung entwarf, herrſchte eine Todtenſtille im Zimmer, ob ch alle darin Befindliche ihre Handthierungen fortſetzten. r Geſchäftsführer näherte ſich und bemerkte, daß er mir den Handelsleuten nicht einig werden könne, und daß ihm nichts übrig bleibe, als den ſoeben hinausgeſtoßenen, arg mißhandelten Juden hereinzurufen. Dies geſchah. Nach wenigen Worten war Alles richtig, der Handſchlag wurde geleiſtet, der Jude zählte eine Handvoll Ducaten als Bürgſchaft auf, küßte ſeine Fingerſpitzen, nachdem er damit das unterſte Ende von dem Kleide des Staroſten berührt hatte, und entfernte ſich, von ſeinen neidiſchen Glaubensgenoſſen gefolgt, die ihm wahrſcheinlich auf der Straße eine eben ſo freundliche Zurechtweiſung, als er eben erfahren, zugedacht hatten.

„Es iſt ein eigenes Ding um die Juden in unſerm Lande," bemerkte der Graf; „ſie ſind ein Uebel, aber für uns ein unentbehrliches. Sie ſind betriebſam, während unſere Bauern faul ſind; ſie ſind gefällig und befördern den Verkehr im Innern, der ohne ſie ſtocken würde. Sie haben leidliche Wirthshäuſer, wo man zur Noth zufrieden ſein kann; ſie ſind die Pächter des Branntweins und haben mithin den mächtigſten Hebel in Händen, um auf den gemeinen Polen zu wirken; dieſer Jude, den Sie ſoeben mißhandeln ſahen, iſt einer der ſchlaueſten Betrüger; er hat ſich bald von den Franzoſen, bald von den Ruſſen zum Spione brauchen laſſen; er hat mit Napoleon im Kreml geſprochen, zweimal waren ſchon die Läufe von zwölf Gewehren auf ſeine Bruſt gerichtet, und jedes Mal hat der Verrath der ihm anvertrauten Geheimniſſe ihm das Leben gerettet. Jetzt beſitzt er Geld und treibt Lieferungs- und andere Geſchäfte. Er hat mich, ſowie die meiſten Edelleute der Provinz auf das Schändlichſte betrogen, und die Züchtigung, die er vorhin empfing, war nur zu wohl verdient. Allein man kann den Verkehr mit ihm nicht aufgeben. Seine Forderungen überſteigen die der Andern um's

Dreifache, und was das Vorzüglichſte iſt, er ſtreckt bedeutende Summen vor, und baares Geld können wir immer brauchen. So iſt es ihm wieder gelungen, die Lieferung an ſich zu reißen — er wird reich dabei und mich und die Krone wird er betrügen; doch wer kann das ändern. Aber, lieber Freund, ich ſchwatze da mit Ihnen von Dingen, die Sie nicht unterhalten können; laſſen Sie uns zu meiner Tochter gehen, das ſoll Ihnen hoffentlich mehr Vergnügen machen.“ Er ſtand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich durch einen großen Saal in das Gemach der jungen Gräfin, aus welchem uns Spiel und Geſang entgegenſchallte.

Natalie ſaß am Flügel und begleitete ſich zu einem ſchmelzenden Liede in polniſcher Sprache. Einige junge Herren umgaben ſie und horchten aufmerkſam zu, während ein zwölfjähriger Sohn des Grafen vor einer alten Dame, die am Fenſter ſtickte, kniete und mit Emphaſe ihr eine franzöſiſche Liebeserklärung machte. Unſer Eintritt ſtörte die Unterhaltung. Man kam uns entgegen, und mein Bitten fruchtete nichts, Natalie wollte nicht mehr ſingen. Ich mußte von Deutſchland — wie ſie das nahe Oſtpreußen nannten — erzählen, und obgleich ſie neugierig nach Allem fragten, ſo konnten ſie doch nicht unterlaſſen, wo es ſchicklich war, kleine Spöttereien anzubringen. Ich gab mich ihnen, als von Polen abſtammend, zu erkennen, ſagte unverhohlen, daß ich von ganzem Herzen ihr Landsmann wäre, und dies Geſtändniß brachte bald eine freundliche Annäherung zu Stande. Wir hatten bereits eine Stunde geplaudert und Nataliens Zauber belebte die Unterhaltung, als ein junger, feingebauter, ſehr bleicher Mann im eleganteſten Coſtüm hereinſprang und, ſich den Bart drehend, die Pas des Mazurek auf dem glatten Boden verſuchte.

„Mein Bruder Adrian," ſagte Natalie.

Der junge Mann verbeugte ſich höflich, warf ſich in einen Stuhl und ſtrich ſich die Locken auf die Seite.

„Du ſiehſt übel aus," bemerkte der Vater.

„Das iſt die Modefarbe der jungen Leute von Ton," erwiderte einer der Anweſenden.

„Ich habe die Nacht nicht geſchlafen," ſetzte Graf Adrian hinzu. „Zwei Bälle und großes Spiel — das geht über unſere Kräfte — und Du, Natalie? Du warſt im Theater? Haſt Du Dich amüſirt — haſt Du Dein Schnupftuch wiedergefunden?"

Natalie erröthete. Ich ward auf wunderbare Weiſe electriſirt. „Der Finder meines Schnupftuches ſitzt vor Dir," erwiderte ſie, ſich ſchnell faſſend, „ein Freund unſeres Hauſes, der unſerm Vater angenehme Briefe aus der Fremde mitgebracht hat."

„Und einer der Unſern, ſchon der Abſtammung nach —" fügte der Vater hinzu.

Der junge Graf ſprang heftig auf, und meine Hand nicht ohne Herzlichkeit ergreifend, gab er mir den bei den Sarmaten aller Stände üblichen Kuß. „Dieſe Empfehlung meines würdigen Vaters," rief er fröhlich, „macht uns zu Freunden; wir wollen unzertrennlich ſein, wenn Sie Damen, Pharao und Champagner lieben und nicht deutſch ſprechen wollen. Ich werde Ihnen alle Schönheiten Warſchaus, die lebendigen und lebloſen, zeigen, und Sie ſollen ſehen, daß Adrian Korecki zu leben verſteht und daß er ſeinen dreijährigen Aufenthalt in Paris nützlich angewandt hat. Für den heutigen Tag ſind Sie mein! Wenn Sie nämlich Luſt haben, im Kraſinski'ſchen Garten die Morgenpromenade zu machen, bei der hübſchen Madame Chevot von artigen Mädchen elegante Nippes einzukaufen und ſich von ihrem Manne à la française bewirthen zu laſſen; dann in Wieska Kawa Kaffee zu trinken, auf dem Heimwege bei Leſſel im ſächſiſchen Palais Sorbet zu ſchlürfen, dann das Theater zu beſuchen und bei dem türkiſchen Juden im Powonskyſchen Palais einen tollen Ball mitzumachen. Wollen Sie das, ſo ſind Sie mein! Ziehen Sie es vor, über Polens Wohl und Wehe zu ſprechen, ſo begleiten Sie den ehrwürdigen Magnaten, Grafen Korecki, den Vater, nach Stara Polska Kawa, wo die heldenmüthigen Ueberreſte der Napoleon'ſchen Armee ihre Wuth an Cigarren verbeißen und jeder Gaſt drei Stühle braucht, um ſeine invaliden Heroenglieder darauf auszuſtrecken, und wird es Ihnen dort langweilig, ſo können Sie bei meiner Schweſter Abends eine neue Mazurka am Flügel oder Dmuszewsky's neueſte Ueberſetzung eines franzöſiſchen Luſtſpiels vorleſen hören und am Ende wol gar an einer Pharaobank von drei Ducaten pontiren."

Dies Alles hatte er in einem Athemzuge geſagt, ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, und da jetzt auf der Straße gellend gerufen wurde, ſprang er zum Fenſter. Seine Mütze ergreifend und mich beim Arme nehmend, rief er jetzt: „Mein Cabriolet iſt bereits unten, kommen Sie!" — Ich beurlaubte mich verlegen bei Natalien, die mir lächelnd ſagte: „Macht Ihnen vielleicht der Wildfang mit ſeinem ganzen Vergnügungsapparat Langeweile, ſo verlaſſen Sie ihn und kommen hierher; es iſt nicht ganz ſo ſchlimm, wie er meine Soirée ſchildert. Sie ſind auch nach Mitternacht noch in unſerm Kreiſe gern geſehen!"

7.

Nachdem ich mit meinem neuen Freunde einen Tag der luſtigſten Zerſtreuungen in und um Warſchau verlebt hatte, befand ich mich am ſpäten Abend allein in der Krakauer Vorſtadt, da ich nicht Luſt hatte, mich, wie er — in einem Anfalle comiſchen Uebermuthes in die dunkeln Gäßchen zu verlieren, die hinter dem Bernhardinerkloſter ſich bis zur Weichſel erſtrecken.

Ich ſtand am Eingange der Senatorenſtraße und ſah die Fenſter Nataliens erleuchtet. Ich erinnerte mich ihrer Einladung und ging hin.

Es war bereits nach Mitternacht, und man hatte ſoeben die Abendtafel aufgehoben, als ich eintrat.

„Il vaut mieux tard que jamais!“ rief mir Natalie lächelnd zu. „Sie kommen zur rechten Zeit, um für uns Damen, meine Tante, unſere Gouvernante und mich, eine kleine Pharaobank aufzulegen. Doch, wie Ihnen mein Bruder ſagte, nicht ſtärker als drei Ducaten, wir pontiren nur mit Silber.“

Ich ſchickte mich ſogleich an, dem Befehle Folge zu leiſten, und während ich langſam die Börſe zog und einige Spiele Karten ſorgfältig miſchte, ließ ich die Augen im Zimmer umherſchweifen und bemerkte eine nicht kleine Geſellſchaft.

Der alte Graf hatte ſich mit einigen Herren zum Whiſt geſetzt, Andere umſtanden die Tiſche, und auch um meine ärmliche Bank hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, um dem Spiele der Damen zuzuſehen und zu beobachten, ob ich im Glückskampfe mit denſelben die Oberhand gewinnen würde.

Ich hatte einige Abzüge gemacht und bereits mehre rol
e Guldenſtücke lachend eingeſtrichen, als ein junger Mann,
vielen Orden geſchmückt, hinzutrat und mich um die
ubniß bat, eine Karte ſetzen zu dürfen.

Er zog die Coeur-Dame und ſagte: „Va banque!“
n Auge befragte ſtillſchweigend die pontirenden Damen,
der Satz des Fremden ſetzte ihrem Spiele ſogleich
ranken; ſie gaben kopfnickend ihre Einwilligung, ich zog
und auf den erſten Zug verlor die geſetzte Karte.

Lachend ſpielten die Damen ihr kleines Spiel gegen die
lirte Bank; der Fremde ſah unverwandt zu. Ich hatte
k, jede der Damen hatte einen Ducaten verloren und
e Bank war zweimal doublirt. „Va banque!“ rief
der Fremde wieder. Dieſelbe ſtillſchweigende Frage,
Einwilligung der Damen fehlte nicht und die Coeur
ne fiel nach zehn Abzügen wieder ſo, daß der Fremde
ohne ſichtlichen Ingrimm neun Ducaten auf die Decke
Tiſches hinwarf. „Noch einmal Va banque auf die-
Karte!“ rief er haſtig; einige Abzüge, und ſie verlor.
Damen zogen ihr Geld vom Tiſche, um anzudeuten,
ſie den Kampfplatz nunmehr völlig dem Fremden über-
n. Ich ſah ihn fragend an, um zu erfahren, ob er
Spiel fortzuſetzen wünſchte. Ohne Zögern zog er eine
e aus der Buſentaſche, bog die Dame zu meinen Gun-
und bat um den Abzug. Er erfolgte eben ſo unglück
für ihn wie die frühern, und in kurzer Zeit ſah ich
im Beſitz der Geldrolle, die zweihundert Ducaten ent-

Das krankhaft bleiche Geſicht des jungen Mannes hatte
zu röthen begonnen, und ein kurzer, trockner Huſten,
ſeine heiſere Sprache oftmals unterbrach, ſteckte mir
end ein. „Sie ſollten nicht ſpielen, mein Herr, die

Dame bringt Ihnen Unglück!“ ſagte ich hingeworfen „Meinen Sie das jetzt?“ erwiderte er pikirt; nun wohl, ich werde Ihren Rath befolgen und gegen Sie nicht mehr ſpielen.“

Meine Aufwallung bei dieſen nicht ohne boshafte Abſicht ausgeſtoßenen Worten beſchwichtigte ein ſanft verweiſender Blick von Natalien. Einige Umſtehende wünſchten mir Glück, als ich mit gleichgültiger Miene meine Baarſchaft einſtrich, die Damen ſetzten ſich zum Clavier, wo Natalie einige neue Lieder von Kurpinski probirte, und ich zog mich mismuthig in eine Fenſterecke zurück.

Herr von Boſkewicz, ein Mann in mittlern Jahren, von auffallender Geſichtsbildung, geſellte ſich alsbald zu mir. Ich hatte ihn ſchon öfter geſehen und wußte, daß er eine zuvorkommende Höflichkeit beſaß. Ich fragte nach meinem unglücklichen Ponteur; er wußte, daß er Hauptmann in kaiſerlich ruſſiſchen Dienſten ſei, mehr konnte er nicht ſagen. Seine Unterhaltung wußte er auf andere Gegenſtände zu lenken. Er erzählte mir mehre Vorfälle aus ſeinem bunten Leben und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Mit großer Theilnahme hörte er, daß ich von polniſchen Eltern abſtamme; mit noch größerer erinnerte er ſich, bei Nennung meines Namens, daß mein Vater zu den Patrioten der Conföderation gehört und nach der Theilung das Land verlaſſen habe. Er ſagte mir, daß er zu ſeinen beſten Freunden gehört hatte. Dieſe Mittheilung erfreute mich. Ich hatte einen Freund mehr in dem großen Warſchau, auf den ich zählen konnte. Er erkundigte ſich nach ſo Manchem noch und fragte nach den Adreſſen meiner Briefe. Er war eben im eifrigſten Geſpräche und verſprach, mich bei allen ſeinen mächtigen Gönnern einzuführen, als der alte Graf Kreski, der uns ſchon lange von ſeinem Spieltiſche aus

chtet hatte, ſich uns näherte und ſonderbarer Weiſe
ſeine bloße Annäherung der Suade meines neuen
ndes Einhalt that, der mit einem Male mich kalt und
um mein Urtheil über das neue Lied von Kurpinski
gte, welches Gräfin Natalie ſoeben ſang, und dem er,
mir, nicht die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.
alte Graf ſagte: „Es iſt nicht recht, mein junger
d, daß Sie Ihre Gegenwart den Damen entziehen:
ren Jahren muß man es nie verſäumen, wenn ſich
elegenheit dazu darbietet, der Schönheit zu huldigen.
men Sie!“ Mit dieſen Worten nahm er mich beim
und führte mich zu den Damen.

atalie ſang eine Nationalmelodie, Kurpinski ſelbſt ac-
gnirte; Alles lauſchte. Der Staroſt flüſterte mir leiſe
„Um des Himmels willen, mit wem ſprechen Sie?
Sie ſich vor der Freundlichkeit dieſes Mannes.“ —
aſcht antwortete ich eben ſo leiſe: „Er iſt ein Freund
Vaters.“ — „Ein Freund? und Ihr Vater hat
nie von ihm geſprochen? — Sprechen Sie von
mit ihm als von den gleichgültigſten Dingen — ſein
berzeugt, daß aus jeder Mittheilung, die Sie ihm
, noch in dieſer Nacht ein Rapport verarbeitet wird,
orgen mit dem Früheſten in den Händen des Groß-
iſt.“

lber — wie iſt es möglich? Dieſer Mann — den
Ihrem Hauſe, in dem engeren Zirkel der Vertraulich-
de“ — rief ich verwundert aus. „Reden Sie leiſe,“
er Staroſt, „wir werden rings belauſcht. Nun ja,
nem eigenen Hauſe, ich ſelbſt ziehe dieſe Menſchen
e Peſt der Geſellſchaft, die geheimen Agenten der
Polizei. Ich muß es thun, um keinem Verdachte
gt zu ſein. Sie ſind genugſam bekannt und jeder

Einheimiſche wird ſich zu hüten wiſſen, doch Fremde, beſonders ſo liebe Fremde, muß man warnen. Es wäre mir in vieler Hinſicht leid, wenn Sie in die Falle gingen. Doch jetzt laſſen Sie uns abbrechen, ſein Sie freundlich mit Herrn von Boskewicz und laſſen Sie ihm nicht merken, was ich Ihnen über ihn mitgetheilt habe. Die Geſellſchaft bricht auf und es iſt Zeit; denn wahrhaftig, zwei Uhr iſt nicht zu früh für einen ſechzigjährigen Landbewohner, um zu Bette zu gehen.“

Er küßte mich und bat mich, morgen zeitig wieder zu kommen, ein Bedienter erhielt einen Wink und leuchtete dem Staroſten vor, nachdem dieſer den übrigen Anweſenden eine ſtumme, ſehr tiefe Verbeugung gemacht hatte. „Sie ſtehen in beſonderer Gnade,“ flüſterte lächelnd Boskewicz mir zu, indem er mir die Hand drückte und ſich dann leicht von den Damen beurlaubte. Die Meiſten hatten den Saal verlaſſen, auch ich näherte mich Natalien, aber ein bedeutungsvoller Blick ſagte mir, daß ich bleiben ſollte. Mein Herz pochte, ich dachte mir ein verliebtes tête à tête, ich dachte an die Sitte, an meine jugendliche Unerfahrenheit, und ich konnte mich im Gefühl des höchſten Glückes eines bedeutenden Grades von Verlegenheit nicht erwehren.

Nun hatte ſich Alles entfernt, die Gouvernante nahm ein Licht und wollte ein Gleiches thun, ein Wink von Natalien hielt ſie zurück; ſie ſetzte ſich zum Kamine, uns den Rücken zukehrend. Ich ſetzte mich neben die junge Gräfin voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

„Mein junger Freund,“ fing ſie an, „ich bin Ihnen Offenheit ſchuldig. Die Art und Weiſe, wie Sie heute ſpielten, zeigte Ihre Unerfahrenheit. Sie waren von Damen aufgefordert worden, zum Spaße einige Ducaten aufzuſetzen, und Sie verwandelten das Boudoir einer Dame in

förmliche Spielbank. Sie ließen es zu, daß an Ihrer
ſ hoch pontirt und die Unterhaltung geſtört wurde, und
ſpielten mit einer ſolchen Erhitzung, daß Sie einen
gen, höchſt liebenswürdigen Mann an den Rand der
zweiflung brachten.“

Dieſe Worte machten mich glühend, ich hörte das Blut
meinen Ohren ſauſen und war keines Wortes mächtig.

„Nur Ihrer Unerfahrenheit iſt es zuzuſchreiben,“ fuhr
alie nach einer Pauſe fort, „denn ich verſtand den fra
en Blick wohl, den Sie auf uns richteten; aber uns
es nicht zu, hier etwas zu geſtatten oder zu verwei
, da nur der Banquier hierüber zu verfügen hat. Ich
reſſire mich für Sie — aber auch der junge Officier,
das Geld an Sie verlor, nimmt meine Theilnahme in
ruch. Erfahren Sie denn, daß der junge Held in
echte auf dem Mont-Martre ſchwer verwundet wurde;
ſeine kranke Bruſt in dieſem rauhen Klima nicht ge
n kann, und der Kaiſer — um einen talentvollen und
verſprechenden Officier ſich zu erhalten — ihm einen
digen Urlaub nach den böhmiſchen Heilquellen bewilligt
Da er ziemlich unbemittelt iſt, ſo fügte der Monarch
r Gnade noch ein anſehnliches Geſchenk bei, und heute
cht er mich im Uebermaß der Freude, mir dieſes mitzu
en; das Geld, das er ſoeben vom Generalintendanten
Armee geholt hatte, trägt er noch bei ſich, und ein un
licher Zufall fügt es, daß er es verſpielt und daß Sie
ewinnen müſſen.“

Ich ward noch verwirrter, da ich dieſe Mittheilung ver
n. Was war zu thun? Natalie wußte mir Aufſchluß
n.

„Sie müſſen ihm das Geld zurückſtellen,“ rieth Na
, „zurückſtellen auf eine zarte Weiſe. Geben Sie es

mir, ich will es ihm lehnsweiſe vorſtrecken, denn ſonſt nimmt er es nicht an. Wäre gerade meine Schatulle beſſer garnirt — ſo würde ich ſelbſt — allein — Ihnen iſt es um den Gewinn nicht zu thun, das weiß ich — darum geben Sie mir das Gold. Ich ſage ihm ſpäter gern, wie großmüthig Sie ſich benommen, und werde Ihnen dadurch einen Freund. Jetzt haßt er Sie tödtlich, die Leidenſchaft ließ ihn in Ihnen einen jener falſchen Spieler erkennen, die nur zu oft ſich in die beſten Geſellſchaften ſtehlen. Er kennt Sie nicht, Ihr Glück war zu auffallend und ſein Irrthum iſt daher verzeihlich. Sie könnten leicht mit ihm in der Hitze zuſammengerathen und das hätte für Sie in jedem Falle ſchlimme Folgen, da er ein Liebling des Kaiſers iſt. Darum geben Sie, aus meiner Hand darf er das Rückerſtattete nicht ausſchlagen."

Ich ſchob ſtillſchweigend die Rolle ihr hin, die ich ſchon lange auf den Tiſch gelegt hatte.

Natalie nahm ſie und ſagte mir lächelnd: „Sie gefallen mir recht ſehr, und für Ihren Gehorſam ſollen Sie meine Farbe tragen."

Hierbei löſte ſie eine blaue Schleife vom Buſen und überreichte ſie mir. Dieß gab mir die Sprache wieder und ich ſagte ihr eine Artigkeit. Sie rief der Gouvernante zu, die eingeſchlafen ſchien.

„Mein Herr, nun iſt es Zeit, ſich zu entfernen; die nothwendige Mittheilung, die ich Ihnen zu machen hatte, iſt zu Ende."

Ich ſtand auf, die Gouvernante hatte ein Licht ergriffen.

Natalie flüſterte: „Adieu, lieber Freund!" und brachte dabei ihren Kopf dem meinigen näher, als wenn ſie einen Kuß erwartete. Ich kannte die Landesſitte nicht, und

kaum, mich ihren Lippen zu nähern; ſie aber, dieſe
ſt merkend, rief lächelnd: „Auf die Stirne, Freund!
ie Stirne!“

ch hauchte einen leiſen Kuß auf die Stirne und ent-
mich ſo eilig als möglich, um, fern von dieſer Fee,
aufgeregtes Blut wieder zur Ruhe zu bringen.

in Bedienter öffnete das Thor. Auf der Straße war
ſtill, aber ein munterer Laternbube ſprang auf den
„Laterka!“ um die Ecke und hüpfte zwar wie ein
ich vor mir her, brachte mich jedoch wohlbehalten und
Abwege zum Potockiſchen Palaſte und in mein Bette.

8.

aß ich von Natalien träumte, wird man natürlich
Ich ſah mich in den erſten Tagen meines Hier
n ein Abenteuer verwebt, das mir ſehr intereſſant
den verſprach. Mir war das Sprichwort längſt be
„Nur die Polinnen können minnen!“ Jedoch hoffte
ht, mich ſobald von deſſen Wahrheit überzeugen zu
Nach den Begriffen eines deutſchen Studenten war
äfin Korecki bis über beide Ohren in mich verliebt,
hätte nichts angelegentlicher zu thun gehabt, als
„Amour mit ihr zu pouſſiren;“ ſie von Morgens
nds förmlich zu belagern, ihr ſchöne Bücher zum Le
bringen, ſie aus einer Theegeſellſchaft nach Hauſe zu
ſie unter einem angenommenen Namen in einem
enen Blatte zu beſingen und endlich wol gar um
uß zu bitten. In Polen jedoch will das Ding an-
handelt ſein. Nataliens Aufmerkſamkeit für mich

entſprang aus dem lebendigen Gefühl der Gaſtfreundſchaft. Ich war ihrem Hauſe empfohlen, ich ſchien fremd mit den Sitten, befangen in der neuen Umgebung, und ſie nahm mich in ihren Schutz als den Gaſt des Hauſes. Es fällt einer Polin nicht ein, bei einer ſolchen Regung gleich ein tieferes Gefühl zu heucheln, und man würde es Demjenigen übel nehmen, der bei ſolchen Anläſſen gleich von Liebe ſprechen wollte. Doch der Leidenſchaft ängſtlich jeden Zugang zu verſperren, davon ſind die Polinnen eben ſo weit entfernt. Sie ſcheuen nicht die Gelegenheit, die ſie mit den ſüßen Myſterien bekannt machen könnte, und daher iſt jene begehrende, ſich ſelbſt verzehrende Sehnſucht, jene falſche, prunkende Sentimentalität — das erhabene Eigenthum der deutſchen Jugend — bei dem Sarmaten nicht gekannt.

Ich befand mich wohl in Nataliens Nähe; ihr gerader Vater — dem Bilde, das der meinige mir von der patriarchaliſchen Einfalt und der patriotiſchen Römergröße der Zeitgenoſſen Kosziusko's entworfen hatte, am meiſten gleichkommend — ihr liebenswürdiger Bruder — der mit der leichten Beweglichkeit und dem Geiſte der Franzoſen tiefe Gemüthlichkeit verband — ihre lebendige, ſtets wechſelnde und zum Theil geſuchte Umgebung, die mich mit dem Flore der beſten Geſellſchaft bekannt machte — und vor Allem ſie ſelbſt, ließen mich meine übrigen, kaum angeknüpften Verbindungen ſchnell löſen, um nur ihrem Zirkel angehören zu können.

„Kommen Sie, guter Herr!“ rief mir andern Tages der alte Graf entgegen, „kommen Sie nun einmal mit mir in eine Verſammlung, die Ihnen mindeſtens Ehrfurcht einflößen und, wie ich Sie ſchon kenne, auch wol Unterhaltung gewähren wird.“

Er führte mich nach Stara polska Kawa, dem eigent ichen National-Kaffeehauſe, wo jeder warme Patriot vor ugsweiſe ſeinen Mocca ſchlürfte.

Ergraute Schnurrbärte mit tiefgefurchten Geſichtern und mit Narben und Orden geſchmückt, ſaßen hier und da zerſtreut, oder gingen hin und her, nicht ſelten ſah man Jüng inge unter ihnen, mit ſchmerzvoll zerriſſenen Mienen, auf Krücken geſtützt, mit Stelzfüßen, leeren herabhängenden Rockärmeln, ſtatt aller Decoration das breite braun und blaue Band im Knopfloche.

Es waren dies die Ueberreſte der Napoleoniſchen Heldenarmee und die begeiſterten Kampfgefährten des Fürſten Joſeph, die hier dem Ausbruche ihres Unmuthes freien Lauf ließen und über den Fall des Vaterlandes, das ſie mehr als Gut und Leben liebten, bittere Klagen anſtimmten. Manches kühne Wort wurde hier geſprochen, ſo mancher Plan entworfen zur ſpätern Ausführung, manche Erinnerung hervorgerufen, um die Herzen daran zu ſtählen.

Bei meinem Eintritte in die Verſammlung waren mißtrauiſche Blicke auf mich gerichtet, und nur mein Führer, deſſen Geſinnungen von Allen hinlänglich gekannt waren, beſchwichtigte die Unruhe, die mein Erſcheinen ſichtlich erregt hatte. Der Staroſt forderte für uns Beide Kaffee, ließ ſich eine dampfende Stambulka reichen, und wir ſetzten uns zu einem Krieger in mittlern Jahren, der außer dem Kreuze der Ehrenlegion und einem ſchönen Heldengeſichte, auch noch einen invaliden Fuß beſaß, den er mit Sorgfalt auf einen vor ſich ſtehenden Seſſel gelegt hatte.

„Sie müſſen ſich darüber nicht verwundern, lieber Freund," fing der Staroſt an, „daß Sie die geſellige Unbefangenheit, die uns Polen eigen ſein ſoll, in dieſem ern ſten Kreiſe vermiſſen. Das ziemlich laute Geſpräch von etwa fünfzig hier verſammelten Ehrenmännern verſtummte bei unſerm Eintritte, und daran iſt die zufällige Erſcheinung eines Fremden Schuld. Allein, wenn Sie Das erwägen wollen, was ich Ihnen geſtern bei Gelegenheit Ihrer Unterhaltung mit dem Herrn von Boskewicz ſagte, wenn Sie die Lage unſeres Vaterlandes und unſere heiße Liebe zu demſelben — wenn Sie alles Dies berückſichtigen wollen, ſo werden Sie eingeſtehen müſſen, daß unſere Behutſamkeit, im öffentlichen Leben nie unſere politiſche Meinung laut werden zu laſſen und nur bei verſchloſſenen Thüren uns über das gemeinſchaftliche Wohl zu berathen, nur durch die Klugheit dictirt wird. Dieſes Kaffeehaus ſteht nun freilich in dem Rufe, daß ſich hier die altpolniſch Geſinnten verſammeln, allein man läßt ihnen gnädig den unſchuldigen Zeitvertreib, hier ihre ohnmächtige Galle mit dem guten Kaffee zu vermiſchen, den uns die ehrwürdige Frau von M . . . wicz, die Witwe eines ehemaligen Adjutanten des großen Thaddäus Koſziusko, verabreicht, da ſie ſo gütig war, die Wirthin machen zu wollen, um uns dieſen Zufluchtsort einzuräumen." Mit feinem Anſtande präſentirte uns hier die ſechzigjährige Kaffeewirthin den duftenden Trank.

„Eine Patriotin, wie Eine," ſagte ſie mit kühnem Blicke, „wäre mein Kaffee ein Zaubertrank, um Euch Allen ſo viel Glut einzugeben, als mein altpolniſches Herz empfindet! Möchte doch Euer Arm bald den Säbel ſchwingen, ich wollte mit meinen ſchwachen Händen die Erde zu den Wällen graben helfen, die unſere Freiheit beſchirmen ſollten; und müßten unter ihnen die Heldenleichen aller meiner Söhne ruhen!"

Meine Ueberraſchung mochte ſich auf meinem Geſicht malen. Korecki, der mich ſeinem Freunde und mehren

dern vorgeſtellt hatte, die mir Alle den Kuß des Will-
mens mit Herzlichkeit auf die Lippen drückten, be-
kte ſie.

„Nicht wahr? Es gibt noch ein Polen — ſo lang es
Polen gibt!“ rief er mir zu. „Ja, wir haben ein
terland, das wir lieben, wir werden eine Nation ſein
bleiben!“

„Die Feierlichkeiten unſerer erneueten Königswürde neh-
bereits ihren Anfang. Morgen wird im Nationalthea-
eine feſtliche Vorſtellung ſtattfinden,“ ſagte unſer In-
de.

„Wir ſind Alle zu dem großen Diner eingeladen, das
den Autoritäten im ſächſiſchen Palaſt gegeben wird,“
e ein junger Officier von der polniſchen Garde hinzu.

„Wenn nur nicht der Zufall immer beſchäftigt wäre,
guten Sache zu ſchaden,“ bemerkte ein ältlicher Officier.
abt Ihr nicht von dem Vorfalle gehört, der ſich in der
igen Nacht in Praga zugetragen haben ſoll? Man will
dem Keller eines Juden eine große Anhäufung von Waf-
und Brennmaterial gefunden haben, und es ſoll ent-
t worden ſein, daß die Unzufriedenen im Sinne hatten,
Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und dann eine
ſicilianiſcher Vesper an allen Deutſchen und Ruſſen zu
chen.“

Die Polen wendeten ſich mit Abſcheu weg.

„Weiß Einer unter uns von einer ſolchen Verſchwö-
g?“ rief mit erhobener Stimme ein kräftiger Mann voll
willen aus. Ein allgemeiner Ruf der Erbitterung war
Antwort. „Nun, ſo iſt der Waffenvorrath entweder
Handelsſpeculation des Juden geweſen, oder das Ganze
eine ſchändliche Lüge, die von Uebelwollenden in der Ab-

ſicht verbreitet wurde, die ſpähende Meute in Athem zu erhalten und die Abſichten der Nation bei der Regierung ſtets verdächtiger zu machen."

„Nicht nur von dieſer Seite ſucht uns böſer Wille beizukommen. So wie man auf ſolche Weiſe uns der Behörde verdächtig macht und beunruhigende Gerüchte in Umlauf ſetzt, ſo iſt man bemüht, das gemeine Volk durch ſchlecht erfundene Märchen zu erbittern. Es iſt heute ziemlich allgemein in der Stadt verbreitet, daß auf Befehl der Regierung einige Freudenmädchen, die an einer unheilbaren Krankheit litten, um weitere Anſteckung, namentlich im Heere, zu vermeiden, in Säcke geſteckt und in die Weichſel verſenkt worden ſeien. Kein Einwohner der krakauer Vorſtadt, durch welche man die Unglücklichen ſoll geſchleppt haben, will jedoch von der Geſchichte etwas wiſſen, wenn gleich Andere die Zahl der Wagen und das Reiterpiket, das ſie eſcortirte, wollen geſehen, ja ſogar das leiſe Wimmern der Schlachtopfer wollen gehört haben. Heute ſammeln ſich Menſchenmaſſen am Weichſelufer und ſtarren in die Wellen, um eine Leiche auftauchen zu ſehen, auch ich ging dahin, aber Stunden lang gaffte die Menge und kein Glied wurde ſichtbar — die verſchwiegenen Wellen verrathen die Unthat nicht, meint das Volk — aber aus den kleinen Häuſern hinter den Bernhardinern ſchallt Muſik, die Dirnen ſtehen mit gemalten Wangen vor der Thür, und ſo widerlegt ſich die plumpe Erfindung durch ſich ſelbſt."

Dieſe und noch mehre andere ähnliche Geſchichten wurden mitgetheilt, eine allgemeine Erbitterung erzeugend, die ſich endlich in einem kräftigen Ausfalle gegen die geheime Polizei, dieſe Peſt der Geſellſchaft, entlud. Alle tranken ein Pereat, indem ſie mit den Porzellantaſſen zuſammenſchlugen, und die ehrwürdige Zeitgenoſſin Kosziusko's ſchlürfte

t Grazie ihre Taſſe auf das Gedeihen der guten Sache,
em ſie mehren alten Herren einen herzlichen Kuß zukom
n ließ.

9.

Polen war wieder zum Königreiche erhoben und der
chtigſte Monarch des Nordens, dabei ein ſeines guten
ln Herzens wegen allgemein geliebter Menſch, hatte die
niſche Krone mit ſeinen angeſtammten Diademen verei-
t. Den Zuſicherungen nach konnte ſich das Schickſal des
des nur günſtiger geſtalten, und auch dem National
ze, wie der Privateitelkeit — jenem, durch die Erhebung
lens zu einem ſelbſtſtändigen Reiche — dieſer, durch An-
lungen und Beförderungen eines mächtigen Herrſchers,
r hinlängliche Nahrung gereicht. Eine Heiterkeit hatte
im Allgemeinen verbreitet, die durch die nach der
uptſtadt herbeigeſtrömte Maſſe der Fremden, die nur
ießen wollten, geſteigert wurde und den beabſichtigten
llichkeiten eine um ſo enthuſiaſtiſchere Aufnahme be
ete.

Im Theater narodowy, dem einzigen, das in dieſem
genblicke Warſchau beſaß, und das der Polen größter
me, der faſt achtzigjährige Boguslawski, mit Umſicht und
ſtliebe und in bewundernswürdiger Jugendkraft leitete,
d eine Feſtoper, „Lescek biala," die einen geſchichtlichen
enſtand behandelte, dargeſtellt. Schon um vier Uhr war
Platz mehr in dem ſehr geräumigen Schauſpielhauſe auf
Kraſzinski'ſchen Platze zu finden. Nur die Logen wa-
noch leer, da die vornehme Welt ſich bei Diners ver-

ſammelt hatte, um nach ihrer Weiſe die wiederhergeſtellte Würde der Königskrone zu feiern.

Jetzt drängten ſich ganze Haufen von polniſchen und ruſſiſchen Militairs, Arm in Arm, ins Parterre, und willig ward ihnen Platz gemacht, obgleich das Gedränge ſchon ſo ſtark war. Von allen Seiten Umarmungen und die Verſicherungen treuer Cameradſchaft, der Wein hatte die Köpfe erhitzt und die Herzen erweitert.

Die Logen fingen an, ſich mit ihren glänzenden Beſitzern zu füllen. Man ſah die edelſten Geſchlechter des Landes, in die ſtrahlendſten Uniformen, in den blendendſten Putz gekleidet, im Glanze der alten Familien-Kleinode, die Ränge füllen.

Die königlich geſchmückte Mittelloge war noch leer. Eine zarte Aufmerkſamkeit hatte ſie der Schweſter des letzten Königs, der Fürſtin Poniatowska, vorbehalten. Sie ward von ihrem Landſitze erwartet, und bis dahin mit dem Beginnen der Ouverture gezögert.

Endlich erſchien ſie und ein unbeſchreiblicher Jubel rauſchte ihr entgegen. Die Damen in den Logen wetteiferten gleichſam, welche ihr den Antheil am meiſten bemerkbar zu machen im Stande wäre. Sie bogen ſich weit über die Logenbruſtung und klatſchten unaufhörlich und nickten mit den ſchönen Köpfen und weheten mit weißen Tüchern. Ich ließ meine Blicke umherſchweifen und ward von dem allgemeinen Enthuſiasmus mit fortgeriſſen. Beſondere Aufmerkſamkeit erregte eine Dame, reichgeſchmückt, im hohen Greiſenalter, die anhaltender als Alle ihre Theilnahme an dem Erſcheinen der Fürſtin Poniatowska zu erkennen gab. Es war dies die dreiundachtzigjährige Fürſtin Czartoriska, die älteſte, unverſöhnlichſte Feindin der Poniatowski. Welch wunderlicher Lauf der Dinge! — Der Tumult legte ſich.

as Orcheſter ließ die erſten feierlichen Accorde hören. Da
rie eine Stimme „Popolska muzyka!“ und mit lebhaf-
n Beifalle ward dieſer Ruf tauſendſtimmig wiederholt.
Popolska muzyka, muzyka popolska!“ ſchallte es von
en Plätzen. Die Muſik hielt inne. Da rief die erſte
immme: „Krakowianka!“ und unter allgemeinem Beifalle
elte das Orcheſter den ländlichen Nationaltanz der Kra-
en auf. Nach dieſem wurde einſtimmig die Mazurka
langt, der leidenſchaftlich daher brauſende Tanz der Ein-
hner von Maſovien. Plötzlich ſah man den Kapellmeiſter
sner wie begeiſtert aufſpringen, ſein Stab unterbrach die
uſik und bewegte ſich hierauf in feierlichen Schwingun-
, die mächtigen Töne der Koſziusko-Polonaiſe riſſen die
müther zur höchſten Begeiſterung hinan, und der anhal-
dſte Applaus folgte dieſem großartigen Tonwerke. Die
nze Verſammlung befand ſich in einem Zuſtande der Auf-
ung, der nicht zu beſchreiben iſt. Kaum war eine Stille
n wenigen Secunden eingetreten, da erhob ſich Alles, wie
abredet, und die Nationalhymne, die herrliche Polonaiſe
General Dombrowsky, wurde mit rauſchender Orcheſter-
leitung von der ganzen Volksmenge geſungen. Dabei
wegten ſich die Füße wie zum Tanze, die Sporen klirr-
, die Herzen waren voll, die Augen floſſen über. Es
r ein erhabener Moment der Begeiſterung über Alle ge-
mmen.

Nun endlich, nachdem der Zoll der Vaterlandsliebe in
hem Maße entrichtet war, wurde es der Ouvertüre der
er vergönnt, ſich vernehmen zu laſſen.

Es würde zu weit führen, wollte man dem Gange der
rſtellung folgen und den Enthuſiasmus zu ſchildern ver-
hen, womit ſie aufgenommen wurde. Jede noch ſo ent-
nte Beziehung wurde von tumultuariſchen Beifallszeichen

begleitet, und die Erſcheinung des litthauiſchen Wappens, von einem Herolde getragen, der Großfürſt von Litthauen in ſeinem mit ſilbernen Reitern geſtickten Mantel, das Reichspanier von Polen mit dem ſilbernen Adler, der alte König Leczek der Weißbart, der unter einem prachtvollen Baldachin durch Magnaten hereingetragen wurde, alles Dies ward von Beifallsſtürmen begleitet, welche die Muſik unhörbar machten. So hatte endlich die Feſtoper nach elf Uhr ihr Ende erreicht, und erſchöpft von dem Tumulte ſehnte ich mich nach Hauſe. Aber der allgemeine Ruf: „Polska muzyka!“ erſchallte wieder und elektriſirte aufs Neue meine Nerven. Das Orcheſter ſtimmte ſie ſogleich an, und der Reihe nach wurden die Nationalmelodien, gleichwie im Anfange, geſpielt und mit demſelben Entzücken angehört.

Es war Mitternacht vorbei, als das Publicum das Theater verließ. Natalie hatte ich mit ihrem Vater in einer Loge des erſten Ranges geſehen und war auch von ihr bemerkt worden. Ein Bedienter des Staroſten ſtand am Ausgange des Parkets und lud mich ein, das Souper bei ſeiner Herrſchaft einzunehmen. Ich eilte hin.

Ich fand den Staroſten allein mit ſeinen Kindern. Kein Fremder hatte ſich eingefunden. „Sie gehören zur Familie,“ rief mir lächelnd der Freund meines Vaters entgegen und ſtreichelte mir dabei recht väterlich die Wange. Es war Alles ſo feierlich geſtimmt, nur wenige Worte wurden gewechſelt, die Bedienten brachten die Speiſen und hoben ſie unberührt wieder ab; ein eigenes ängſtliches Gefühl lag mir auf der Bruſt, von dem ſeltſamen Contraſte nach den lärmenden Auftritten im Theater erzeugt. Der dampfende Punſch war ſervirt worden und die Dienerſchaft hatte das Zimmer verlaſſen.

„Das tolle Volk," fing der alte Staroſt an, mit einer iene, in der die tiefſte Bekümmerniß deutlich zu leſen ar, „das tolle Volk freut ſich ſeiner Königskrone, wie der nabe ſeines Steckenpferdes, und läßt ſich unter wildem reudengeſchrei die Feſſel anlegen, gegen die es einſt ein hnmächtiges, dumpfes Geſchrei erheben wird."

Ich war überraſcht bei dieſen Aeußerungen. Ich ſah erwundert auf Natalie und Adrian. Beide ſaßen ſtumm a und blickten in ängſtlicher Erwartung nach dem Vater.

„Das arme, zerſtückelte Polen!" fuhr der Alte klagend ort; „die Arme, die Hände, die Füße, den Kopf haben e ihm genommen und nur das Herz haben ſie ihm gelaſ en, ein Herz, um ſeinen Verluſt, wie ſeinen ungeheuern Schmerz ganz zu faſſen, und dieſem blutigen Herzen ſetzen e nun eine Krone auf — die Krone, die den vollkomme en, königlichen Helden zum mächtigen Gotte erhebt, aber em unförmlichen Muskel — und wenn ihn auch die groß rtigſten Empfindungen belebten, nie zu einer wirklichen ierde gereichen kann. Was wird ſie ſein — unſere Krone? icht einmal der erſte — nein, einer der letzten Solitairs n Rurik's Diadem — unſer armes Land wird dem mäch igen Staate keinen Vortheil bringen — unſere vorgeſchrit enen Inſtitutionen müſſen unſere neuen Brüder zum Neide rizen, ſie werden damit aufhören uns gering zu ſchätzen, nd wir werden ein elendes Daſein dahin zu ſchleppen ver rtheilt ſein." — Die Klagen des alten Patrioten zerſchnit en mein Herz, die traurige Schilderung, die er von der ukunft entwarf, vernichtete die letzte Spur von Begeiſte ung, die noch von den ſtürmiſchen Scenen des Abends in ir ſich regte.

„Du biſt nach Polen gekommen," ſagte der Staroſt zu ir, indem er meine Hand ergriff, „Dich dem Dienſt des

Vaterlandes zu weihen. Darunter wird in dieſem Augenblicke nicht verſtanden, ſich in die fremde, glänzende Uniform zu ſtecken und in die Reihe der Garde des neuen Monarchen zu treten. Nein! Deine ganze jugendliche Kraft der guten Sache! Das muß Dein Wille ſein! Es bildete ſich in dieſen Tagen eine Geſellſchaft, die, das Wohl der Nation ſtets im Auge behaltend, eine Verbindung mit mächtigen Freunden unterhalten wird, um zur rechten Zeit dem Lande die Selbſtſtändigkeit wieder zu erringen. Dieſe Geſellſchaft wird beſtehen, allen Spionen zum Trotze, ſie zählt die Erſten des Volks unter ſich, und der Tod iſt auf Verrath geſetzt. Ihrem Dienſte Dich ganz hingeben, heißt: dem Vaterlande dienen, uns gehörſt Du nun an, ich ſagte Dir Alles, denn ich bin von Deinen Geſinnungen überzeugt, Deines Vaters Rechte ſind auf mich übergegangen."

Er hatte mir ſeine Hand gereicht, die ich feurig an mein Herz drückte. Natalie ſtand mir mit leuchtenden Augen gegenüber; ihr Bruder hatte meine andere Hand ergriffen.

„Kann die Hand einer ſchönen, tugendhaften Jungfrau, aus edelm Geſchlecht entſproſſen, ſchöne Thaten der Selbſtaufopferung würdig lohnen, ſo werde Dir dieſer Lohn zu Theil, denn ich verſpreche Dir die Hand meiner einzigen Tochter, wenn wir ruhigere Zeiten erlebt haben werden. Werde mein Eidam dereinſt — mir durch doppelte Bande nun innigſt verbunden!"

Er fugte hochgerührt unſere Hände in einander, Natalie lag weinend an dem Herzen ihres Vaters, Adrian hielt mich umſchlungen, ich fühlte die ſegnende Hand des Staroſten auf meiner Stirne, mein Kopf ſchwindelte, kaum vermochte ich mich aufrecht zu halten. Ich ſchloß die Augen und blieb einige Minuten in der Umarmung. Plötzlich durchzuckte es mich wie von einem Blitzſtrahle, ich hatte faſt bewußtlos Nataliens Lippen berührt — dies gab mir die Beſinnung wieder. Der erſte Kuß auf dieſem himmliſchen Munde — die Seligkeit war zu groß. Ich riß die Augen weit auf und hatte nicht geträumt. Alles erblickte ich vor mir, die Gruppe umſtand mich, ich ſelbſt war eine Hauptfigur dieſer ſchönen Gruppe; Nataliens Sylphengeſtalt lehnte bleich neben mir.

„Mein Arm, mein Kopf, mein Herz dem Vaterlande und meiner Liebe!“ rief ich in ſchwärmeriſcher Begeiſterung.

„Ruhe und Beſonnenheit!“ ſprach ernſt der Alte; „in einigen Tagen reiſet Ihr Beide, Du und Adrian, mit wichtigen Briefen nach Frankreich. Deine Braut bleibt in meiner Obhut zurück!“

10.

Ich lag am andern Morgen erſchöpft auf meinem Sopha, als die Sonne ſchon lange ihre wärmſten Früh- ingsſtrahlen über Warſchaus froh dahin taumelnde Einwohner ergoß.

Die Aufwallung des geſtrigen Abends, die darauf folgende ſchlafloſe Nacht, die Gedanken, die noch fortwährend urch mein Inneres zogen, hatten eine Abſpannung meiner Kräfte zur Folge, und die großen Ereigniſſe, an deren Schwelle ich zu ſein wähnte, und die meiner thätigen Theilnahme zu harren ſchienen, erfüllten mich mit einer pein- ichen Empfindung, ſtatt mich zu erheben. Mein Loos war ntſchieden. Das höchſte Erdenglück oder die Schmach des Hochverräthers. Es gab nichts, was in der Mitte lag. Hat- en die Verſchworenen ſolche Lockungen in Bereitſchaft, ſo konnte es ihnen nie mißlingen, ihre neuangeworbenen Bundesgenoſſen ſich auf das Feſteſte zu verbinden. Natalie mein! Natalie! Ich habe es geträumt, aber ſtets bin ich vor meiner Kühnheit ſelbſt im Traume zurückgebebt. Der Fremde, kaum von ihr Gekannte, der Unerfahrene, ganz Unbedeutende. Und ſie, im höchſten Glanze der Schönheit prangend, mir überlegen an gereiftem Verſtande, ſollte ſie mich lieben können? Bin ich fähig geweſen, ihr Herz mir zu gewinnen? Ich durchflog die Reihe von kleinen Bildern, ſeitdem ich ſie das erſte Mal geſehen hatte. Mein Gedächtniß war ein guter Maler und hatte durch Uebung eine ſolche Geſchicklichkeit erlangt, ſie mir treu und wahr, mit den kleinlichſten Nebenwerken vorzuzaubern. Ich ſah Natalie, wie ſie das erſte Mal vor mir ſtand und um ein Almoſen bat. Ihr Taſchentuch entfiel ihrer Hand, und der ſchelmiſche Maler hatte da Etwas in ihre Miene gelegt, das dem Verdachte einer Abſichtlichkeit eine leichte Nahrung gab. Nun zeigte er mir Natalie, die Mazurka tanzend — ich erblickte ſie in der Vermummung — ſie empfing das Taſchentuch aus meinen Händen — ihre Miene zeigte nicht die Gleichgültigkeit, die ihre Worte, dem geringfügigen Gegenſtande angemeſſen, auszudrücken ſchienen. Natalie, da ſie erfuhr, ich ſei der Sohn eines alten Freundes, ließ jetzt deutlicher ihre Zuneigung für mich in ihren Blicken leſen. Nun kam das Bild an die Reihe, wo ſie die Zurückerſtattung des gewonnenen Geldes an den frühern Beſitzer von mir verlangte. Es war keine ſchüchtern vorgetragene Bitte, es war die ältere, erfahrene Freundin, welche forderte, weil ſie ihre Ueberlegenheit fühlte. Seit dieſem Augenblicke erſchien mir Natalie nicht mehr zurückhaltend, wie in den erſten Bildern. Von dem erſten Kuſſe, den ich auf ihre Stirn hauchte, bis zu dem ſeligen Kuſſe, den ich den Lip-

en der Verlobten ausdrücken durfte, welch eine Reihe von
iedlichen Erſcheinungen, die an meinem Gedächtniſſe vor
berzogen. Wie ſah ich nun mit einem Male klar, wie ge
ann Alles — das anſcheinend Unbedeutende — eine intereſ
nte Beziehung in der lieblichſten Gallerie.

Ja, ſie hatte mich geliebt — ſie hatte es dem Alten
ntdeckt — ſie hatte meine ſtille Liebe zu ihr verſtanden,
nd der Vater, der mich für ſeine Sache gewinnen wollte,
ielt mit dem köſtlichen Preiſe nicht zurück, der mir für
den Fall vorbehalten geweſen war.

O, welch ein Chaos iſt dieſe Politik! rief ich aus.
Während daß ein großer Monarch in dem erhabenen Ge
ühle, Beglücker des Menſchengeſchlechts zu ſein, voll Ver
auen ſich die Krone der Polen aufſetzt, jener Polen, die
im Beſitze großer Tugenden weiß, und die daher es werth
nd, eines höhern Glücks theilhaftig zu werden, bildet ſich
n Herzen des Landes, aus den edelſten Geſchlechtern eine
Vereinigung im Verborgenen, um die Nation auf andern
Wegen zum Glücke zu führen.

Zum Glücke? mußte ich fragen. Sind die Triebfedern
rein bei allen den Verſchworenen, daß ſie nur das Glück
es Vaterlandes wollen? Wünſchen nicht etwa die Meiſten
e Wiedereinführung des alten Wahlreiches, wo ein Jeder
nter ihnen nach der Krone die Augen hob, und tauſend
eine Intriguen das große Intereſſe des Landes zerriſſen?
ſt nicht gekränkte Eitelkeit, Hang zur Widerſetzlichkeit und
nordnung der mächtige Puls, der dieſer Verbindung Le
n verleiht?

Wer löſ't mir dieſe Zweifel? — Da wurde die Thür
ufgeriſſen und das freundlich grinſende Geſicht des Herrn
on Boskewicz bot mir guten Morgen.

11.

Wir hatten uns ſeit mehren Tagen nicht geſehen, und der gute Mann ſchien viel auf dem Herzen zu haben. Er bedauerte, daß ich mich ſo zurückzöge, er wußte, daß ich einige Male im Nationalkaffeehauſe geweſen war, er gratulirte mir zur Verlobung mit Gräfin Natalie.

„Sie ſind auf dem Wege, theuerſter Freund,“ ſagte er, „ein bedeutender Mann zu werden. Alles ſucht Sie auf, nach allen Seiten haben Sie die vortrefflichſten Ausſichten — nun den rechten Augenblick ergriffen, der entſcheidet ſtets! — Aber vorſichtig, Freundchen! Geben Sie in keine Falle, die man Ihnen ſtellt — ſein Sie aufrichtig gegen mich, den alten Freund Ihres Vaters. Bedenken Sie, welcher Mittel ſich die Verführung bedient, wenn es darauf ankommt, ein edles Wild zu ködern. Bedenken Sie, daß nichts heilig genug iſt für gewiſſe Leute, die einen gewiſſen Zweck erreichen wollen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich meine es ehrlich mit Ihnen.“

Seine Worte konnten nur den Abſcheu vermehren, den ich vor dem Gleiſner hatte.

„Ich weiß es,“ fuhr er fort, „daß ich bei einer gewiſſen Partei übel angeſchrieben bin; ſie wird nicht ermangelt haben, auch Ihnen von mir ein Bild zu entwerfen, vor dem ich erröthen mußte, wenn es mir ähnlich ſähe.“

Er ſah mich forſchend an, ich verneinte.

„Sie verzeihen mir wol,“ ſetzte er hinzu, „an Dem zu zweifeln, was Sie mir ſoeben ſagen. Ich weiß es, wie die Leute von mir ſprechen — ich weiß aber auch, was es für Leute ſind. Wollen Sie ſich die Mühe geben, Alles, was Sie umgibt, recht ſtreng zu beobachten?“

Ich verſprach es ihm und wünſchte ſehnlich in Gedanken, daß er mich mit ſeiner Freundſchaft ungeneckt laſſen möge.

„Nun, ſo werden Sie bald bemerken,“ ſetzte er mit einer roshaften Miene hinzu, „wie ich mit Ihren neuen Freunden ſtehe — ich darf mir ſogar ſchmeicheln, recht viel bei Ihrer Braut zu gelten.“

Das war zu viel, ich mußte mich zuſammen nehmen, um ihm nicht den Lohn ſeiner Unverſchämtheit auf der Stelle u geben.

„Wäre ich wirklich Der, für den mich jene Leute ſo gern gelten laſſen wollen,“ nahm er nach einer Weile wieder as Wort, „ſo mußte es Ihnen ja auffallen, daß ſie mit mir im vertrauteſten Umgange ſtehen. Beobachten Sie gut nd fein, ſo werden Ihnen die Fäden nicht entgehen, woran ies Alles zuſammenhängt. Ich mag den Verräther unter reunden nie machen. Aber wahre Freundespflicht treibt mich an, Ihnen ſo viel zu ſagen, um Sie vor Unglück zu ewahren. Daher glauben Sie mir, die Verbündeten ſind ſchlau, ſich ſtets den Rucken zu decken. Die Meiſten ehen mit den Machthabern in der engſten Berührung, da- er das anſcheinend offene Weſen, daher der Umgang mit en geheimen Agenten, die Sie Alle in den Zirkeln der lühendſten Patrioten finden werden. Geht es ſchief, ſo nd dieſe ſelbſt die Erſten, die Alles entdecken. Der Pole t ſchlau und falſch, er ſucht gewiſſe Pfoten, die ihm die eißen Kaſtanien aus der Aſche holen ſollen — Leute wie Sie kommen ihm gelegen. Feurig, jugendlich, muthig — erliebt! Die gehen ins Feuer und müſſen ins erſte Tref- n. O, glauben Sie mir, die Polen ſind ſchlau und alſch!“

Die letzten Worte hatten meinen Unwillen aufs Höchſte gereizt.

„Mein Herr, Sie ſind ein Pole!“ ſagte ich trocken, ihn mit den Augen meſſend.

„Ich fühle, welch ein beleidigender Vorwurf in dieſen Worten liegt, doch ich entgegne Ihnen vorläufig nichts darauf. Enthalten Sie ſich jedes Urtheils, beſchränken Sie ſich blos auf Beobachtungen. Wollen Sie mir dann Ihr Vertrauen ſchenken, ſo werden Sie einen treuen Freund an mir finden. Um jedoch vorläufig jeder ſchlechten Meinung zu begegnen, die Sie, durch falſche Berichte verleitet, von mir haben könnten, begnüge ich mich, Ihnen zu ſagen, daß ich Edelmann bin — hier zu Lande ein geringer Vorzug, den faſt Jeder, der nicht als Sklave geboren iſt, theilt, aber ein Adel, wie ich ihn beſitze, muß jedem Patrioten Achtung einflößen. Wir erhielten ihn, als Nachkommen jenes Heyducken, der in der Methgaſſe für ſeinen König die treue Bruſt dem Tod entgegenwarf, und deſſen Denkmal Sie nicht ohne Rührung beſucht haben werden. Unſer Adel iſt neu zwar, aber geachtet.“

Ein heftiges Sprechen im Vorzimmer ſtörte dieſe Unterredung auf eine für mich ſehr willkommene Weiſe. Ich öffnete die Thür und erblickte Franczuck, den taubſtummen Kammerdiener des Grafen Korecki, der mir ein Billet ſeiner Herrſchaft abzugeben hatte. Wie er Boskewicz bei mir erblickte, zog er eine Fratze, und als dieſer auf ihn zutrat und ihm die Hand geben wollte, riß er ſie heftig zurück und deutete durch Abwiſchen derſelben an, daß er ſich durch eine Berührung zu verunreinigen fürchte.

Boskewicz lachte verlegen; ich ſah ihn beobachtend an.

Ich fange an, Ihrer Unterweiſung nachzukommen,"
ich ſtark betonend. Er nahm ſeinen Hut und empfahl
wie es ſchien, pikirt.

Sie werden nie Urſache haben, ſich über meine Rath
e zu beklagen," waren ſeine letzten Worte.

Das Billet, das mir Franzmeck übergeben hatte, war
Grafen Adrian. Es enthielt eine Einladung, den Tag
ner gewohnten Weiſe, d. h. als eleganter Pflaſtertreter,
bringen.

ch konnte nicht begreifen, wie es möglich war, neben
großen Intereſſen des Vaterlandes ſolche Luſt an Zer-
ungen zu finden. Mir fingen an, einige Zweifel auf-
gen, wenn ich daran dachte, daß dieſer anſcheinenden
fertigkeit die wichtigſten Geheimniſſe anvertraut waren.
onnte mich in der Stimmung, worin ich war, nicht
ließen, der Einladung Adrian's zu folgen. Der Taub
er ſtand mit erwartungsvoller Miene vor mir da. Er
e meine Unentſchloſſenheit verſtanden haben und be-
ſich in zum Theil unarticulirten Tönen, zum Theil
ten Zeichen, mir eine Schilderung von den Herrlich-
zu entwerfen, die meiner heute in Adrian's Geſellſchaft
en.

ch ſetzte mich zum Schreibtiſch, um eine ablehnende
ort durch denſelben Boten zurückzuſchicken. Da trat
h Adrian ſelbſt herein. Er gab lachend dem taub
en Burſchen einen Schlag mit der Reitgerte über die
, daß dieſer laut heulend hoch emporſprang.

ſen, Bruder!" rief er, „noch nicht im Zeuge und
nne ſcheint freundlich. Alle Welt iſt auf der Pro-
e, es iſt eine große Wallfahrt nach dem Hospital
indlein Jeſu, und willſt Du unſere ſchöne Welt in
höchſten Schmucke ſehen, die Thräne des Mitleids im

Auge glänzend, ſo mußt Du auch dahin! Dort, wo die Krankenſäle alle geöffnet ſind, damit den armen Leidenden die liebe Frühlingsſonne warm ins Herz ſcheine, dort ziehen unſere lieben, guten, ſchönen Landsmänninnen in langem Zuge vorüber, und legen ihre milden Spenden auf die Schmerzenslager nieder, und erſcheinen den Armen, Hülfsbedürftigen als von Gott geſandte Engel."

Dieſe Einladung hatte ich nicht erwartet. Ich ging ſchnell an meine Toilette.

„Nun fort! fort!" rief er, „auch Natalie findeſt Du dort, Herr von Boſſewicz führt ſie hin, ſie konnte ihm ſeinen Antrag nicht abſchlagen."

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen ſtieg, und war zerſtreut, wie Adrian mir in ſeiner gewöhnlichen Art bemerkbar machen wollte, was uns auf unſerer Fahrt Bemerkenswerthes begegnete.

12.

Das Hospital zum Kindlein Jeſu liegt am Ende einer großen Straße im Weſten von Warſchau. Dort herrſcht die Sitte, an gewiſſen Feſttagen die Säle zu öffnen und dem Publicum den Eintritt zu geſtatten, theils um ſich von der guten Einrichtung der Anſtalt zu überzeugen, theils von der augenblicklichen Rührung hingeriſſen, reichliche Spenden zurückzulaſſen. Die Säle ſind luftig und hell, die Betten reinlich und Alles iſt mit Blumen ſchön verziert.

Die Straße, die nach dem Hospitale führt, zeigte eine unabſehbare Reihe von Wagen und Tauſende von Fußgängern in den ſchönſten Feſttagskleidern. In den Sälen

r ſich bereits die Menge, blieb hie und da ſtehen, ſich
n Leidenden unterhaltend, und auf den Betten ſah
haufen Silbergeldes, darunter wol auch manches Gold-
ervorglänzen.

n großer Theil dieſer Pilgrimme hatte jedoch ſeine
kſamkeit auf ganz andere Gegenſtände als auf die
nbetten und die Leidenden darin gerichtet. Es ſtan
mlich die jungen und alten Elegants in Reihe und
eine dichte Gaſſe bildend, in den Corridors, welche
e verbanden, und ließen die ſchönen Töchter des Lan
ſich vorüberſtreifen, die ihrerſeits, mit niedergeſenk
gen zwar, doch gar nicht ungern, dieſe Muſterung
vornehmen ließen.

ſtand neben Adrian, und die glänzendſten Schön-
waren an mir vorübergegangen, ohne einen Eindruck
h gemacht zu haben. Adrian flüſterte mir in einem
Ohr. Bald wußte er eine Galanterie, bald eine
e, bald etwas Schlimmes, bald etwas Gutes zu
— aber von Allem war er unterrichtet, und bei
ſten Damen ſah man eine erhöhte Geſichtsfarbe, ein
eres Niederblicken zur Erde, gewiß eine leichte Be-
, wenn ſie bei dem hübſchen, leiſe plaudernden Jüng-
rüberkamen.

rgebens blickte ich über die Reihe hinweg nach dem
e. Natalie ſuchte ich und fand ſie nicht.

ſt Deine Schweſter noch nicht hier ſein?“ fragte
an.

r fuhr lange vor uns hierher,“ erwiderte dieſer ver-
, „und ich begreife ſelbſt nicht —“

n iſt ſie,“ rief ich plötzlich aus. Natalie trat am
s Herrn von Boſtowic in den Saal, der mit einer

wahrhaft ſiegreichen Miene auf mich zukam. Natalie grüßte unbefangen, ihr Begleiter ſah mich bedeutend an.

„Wir waren auf dem Grabe meines großen Verwandten!“ ſagte er, „das ſich hier in der Nähe befindet. Ich kann niemals ſeinem Denkmale vorbeifahren, ohne ihm meine tiefgefühlte Ehrfurcht zu bezeigen — und hier meine patriotiſche Landsmännin ließ ſich nicht lange bitten, aus dem Wagen zu ſteigen, und zollte dem Andenken des für ſeinen König gebliebenen Treuen eine dankbare Thräne!“

Natalie ſah mich gerührt an; ihr Auge glänzte noch; ihre Lippen ſchienen Boſkowicz's Worte zu beſtätigen.

Mir gefiel es nicht, daß es dem Menſchen gelungen war, dieſe Stimmung in Natalie zu erwecken. Nicht ohne Eiferſucht ergriff ich Nataliens Arm und dankte Boſkowicz kalt, meine Braut bis hierher begleitet zu haben. Einſilbig ging die Gräfin an meiner Seite, blos mit dem Anſchauen der Leidenden beſchäftigt und reichliche Spenden austheilend, indeß Adrian und Boſkowicz laut ſchwatzend hinter uns gingen und ihren, zum Theil boshaften Bemerkungen ungeſtört freien Lauf ließen.

Wir waren nun in den Hof hinabgeſtiegen, wo unſere Wagen warteten. Ich wollte in einem ziemlich ſtarken Grad von Aufwallung mich in Nataliens Wagen ſetzen.

„Halt,“ ſchrie ihr Bruder, indem er mich am Rockſchooße hielt. „Heute biſt Du mein — und glaubſt Du, daß Boſkowicz Dir ſo ohne Umſtände ſeine Dame überlaſſen wird?“

Boſkowicz ſchwang ſich mit boshaft lächelnder Miene an Nataliens Seite. Dieſe nickte — wie verlegen — dem Schelm. Adrian warf jedoch den Schlag zu, der Kutſcher jagte davon, und mich zerrte der Muthwillige in ſein Cabriolet, indem er laut lachte.

„Bravo!“ ſagte er, in den Winkel des Sitzes gedrückt,
e daß eine vortreffliche Anlage zur Eiferſucht. Culti-
Du ſie, ſo kann mit der Zeit etwas Ordentliches aus
werden. Wolkowicz iſt bei ſolchen Blumen ein un-
diges Inſect. Laß ihm ſeinen Spaß. Wir aber, theu-
Bruder, müſſen noch zur ſchönſten Judenfrau in War-
. Nicht wahr, Du begleiteſt mich gern dahin?“

„Zu Türken und Heiden, wenn Du willſt!“ erwiderte
verdrießlich, und der Kutſcher erhielt Befehl, nach dem
demarkte zu fahren.

13.

Unter welchen hölzernen Baracken ragte ſchon aus der
e ein höheres, beſſer ausſehendes Haus hervor, vor dem
gehalten wurde.

Auf der Fahrt dahin hatte Adrian nichts Angelegen-
res zu thun, als mich von den Verhältniſſen der ſchö-
Jüdin zu unterrichten. Sie hatte einen alten ſteinrei-
Hebräer zum Manne und trieb mit dem großen Ver-
n desſelben die bedeutendſten Geſchäfte. Faſt alle Ca-
er waren ihr große Summen ſchuldig, und zog die
haft morgenländiſche Schönheit aus drückenden Verle-
eiten, ſo wurden ihr willig die höchſten Procente ge-
.

in mir ſtieg der Verdacht auf, daß ſelbſt Adrian etwas
eres, als die Schönheit zur berühmten Frau Rahel hin-
und daß die Geldſäcke ihres Mannes faſt eben ſo ſtarke
ggründe hierzu waren.

Wir fanden ſchon eine ruſſiſche Equipage vor der Thür haltend, als wir ausſtiegen.

„Wem dienſt Du?" fuhr Adrian dem Jungen zu, der im dreikrämpigen Hute auf dem Bocke ſaß.

„Baron Lenier," war die Antwort. Ein lautſchallendes Gelächter Adrian's erfolgte unmittelbar der Nennung dieſes Namens.

„Zur glücklichen Stunde!" ſagte er mir raſch. „Hier ſchlägſt Du zwei Fliegen mit einer Klatſche, denn ſchwerlich werden wir ſo bald wieder in dieſe Gegend kommen, und in unſerm Leben könnteſt Du lange auf dieſen Namen warten. Es iſt nämlich kein Anderer, als ein dicker, polniſcher Jude, der Factor des Großfürſten. Dieſer hat ihn man im Scherze „*Baran*" genannt, welches im Ruſſiſchen Schaf bedeutet, und das Schaf läßt ſich in allem Ernſte Baron tituliren. Auch ich nenn' ihn ſo, wenn gleich in meiner Ausſprache das a in der letzten Sylbe ein wenig gezogen klingt. Uebrigens iſt der Kerl mit Medaillen behängt, an Bändern von allen Farben der Welt; und es nimmt ſich poſſierlich genug aus, wenn Se. freiherrlichen Gnaden mit dem goldenen Ehrengeſchmeide an Markttagen geſchäftig den Haus- und Küchenbedarf für ſeinen hohen Gebieter einkauft."

Unter dieſer Erzählung hatte ich an Adrian's Seite einen langen Weg durch eine Reihe großer und kleiner Gemächer zurückgelegt, die faſt alle gänzlich ohne Möbel waren und daher unbewohnt ſchienen. Nun erblickten wir die erſten Spuren der Anſiedelung. Es ſtanden nämlich in einem Winkel mehre Porzellanteller, mit den Ueberbleibſeln einer gehaltenen Mahlzeit, und einige große mehrarmige Leuchter von Silber, die der Arbeit und dem Schmutze nach, der ſie bedeckte, nicht neu zu ſein ſchienen. Damit hatten nichts m alter Geſell auf ungleichen Füßen und bei jedem weiteren Schritte ein freundliches Willkommen zu. Nach dieſem Zimmer folgte ein anderes, in welchem ein alter Rabbi nigen ſchmutzigen, bleichen, ſich unter dem verſchobenen ſtze den Kopf tragenden Judenkindern den Talmud erklärte. Wir ſchlichen, um nicht zu ſtören, auf den Zehen vorüber und gelangten nun in den Beſuchsſaal, wo bei ßer Unordnung dennoch eine Art von vornehmer Pracht bemerkbar wurde. Die weißgetünchten Wände entbehrten zwar jeder Verzierung, zwei große Spiegel in altmodiſch vergoldeten Rahmen ausgenommen, aber an den Fenſtern hingen ſchwerſeidene Vorhänge von hochgelber Farbe. Rings um das Zimmer lief ein Divan, mit dem Stoffe der Vorhänge bekleidet, und auf einem kleinen Tiſche von maſſivem Silber ſtanden verſchiedene Geräthe von demſelben Metalle, theils zum gottesdienſtlichen, theils zum häuslichen Gebrauche beſtimmt, in friedlicher Eintracht neben einander. In der Mitte des Divans ſaß nun die ſchöne Rahel, an ihrer Seite der bereits genannte Baron Krefer. Sie nickte freundlich mit dem Kopfe, als Adrian mich ihr vorſtellte, und bat mich recht anmuthig, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Man ſah es dieſer Frau an, daß ſie gewohnt war, mit den vornehmen Ständen auf eine vertrauliche Weiſe umzugehen.

Sie mochte ungefähr vierundzwanzig Jahre alt ſein, und dennoch war ſie bereits ſeit zwölf Jahren verheirathet. Bis auf einige Bläſſe, die, ſowie der gänzliche Mangel der Haare, dem Geſichte ein krankhaftes Anſehen gaben, war dieſes wahrhaft ſchön zu nennen. Die Kleidung war überaus prächtig, denn der reiche Bruſtlatz und die beiden Goldbleche am Kopfe, die, nicht unähnlich den Augenklappen der Pferde, das ſchöne Geſicht von beiden Seiten beſchattiren, und die mit großen, farbigen Edelſteinen, Perlen und Brillanten beſetzt waren, überſtiegen, wie die Sage berichtete, den Werth von zwanzigtauſend Thalern. Die bauſchenden Aermel von [illegible], aus denen ein zartgeformter Arm die hübſche weiße Hand hervorſtreckte, die mit Ringen überdeckt war, hatten eine Einfaſſung von ſehr ſchmutzigen Brüſſeler Spitzen, die in jener Gegend mit dem Namen Judenſpitzen belegt werden.

Baron Fenler erhob ſich bei unſerem Eintritte mit vielen Verbeugungen und nahm nicht eher wieder Platz, bis wir uns geſetzt hatten. Es war ein dickes, unförmliches, von den Blattern zerriſſenes Geſicht, von einem dünnen Kranze krauſer, wirklich blonder Haare eingefaßt, das durchaus nur Dummheit zeigte und ohne einen verſchmitzten Ausdruck im Blicke den geborenen Juden nicht verrathen hätte.

„Sie unterbrachen uns ſoeben, meine Herren,“ fing Frau Rahel, ohne jüdiſchen Accent, nur ein wenig ſchwärmend, an, „wie der Herr Baron mir von den prächtigen Anordnungen zu dem Balle erzählte, der von einem ruſſiſchen Fürſten zur Freude über die Erhebung ſeines Monarchen zum König von Polen gegeben werden wird. Auch Sie werden ohne Zweifel dabei ſein und alle die Herrlichkeit genießen können — ach, wer doch auch ſo glücklich wäre — man iſt doch auch jung, aber uns ſind alle dieſe Dinge unbekannt, höchſtens ergötzen wir uns, wenn ein Reicher aus unſerem Volke eine Hochzeit feiert, oder wenn unſere Faſtnacht herankommt und die Vermummten uns in unſern Gärten beſuchen.“

„Das iſt ein Götterſpaß,“ rief Adrian, „den ich abſichtlich mitmache. Aber was iſt's mit dem Balle, erzählt uns, Fenler. Ihr wißt ja Alles und kommt zu den vornehmen Ruſſen. Wird die junge Gräfin G... dort

Wird der Großfürſt erſcheinen? Das muß ich vor
wiſſen, denn iſt er dort, ſo würde ich's nicht wagen
inem Blicke die himmliſche Gräfin anzuſehen.“

kaiſerliche Hoheit,“ ſagte der Jude im ſtarknäſelnden
, mit ſehr wichtiger Miene, „werden beſtimmt nicht
in, denn Sie haben bereits zu jenem Abende kleines
im Palais angeordnet. Gefällt es alſo dem Herrn
t, ſo kann er der jungen, ſchönen Gräfin ſo viel die
machen, als es ihm beliebt, und ich bin ein ver-
gener Factor, ich will von dieſer Intention doch kein
verrathen.“

s iſt ein ehrlicher Kerl, unſer Leyſer,“ bemerkte
t, „ein Anderer würde ſeinen Einfluß gewiß auf
ere Weiſe geltend machen. Alles, wonach er ſtrebt,
darin, vom Marktgelde einige Zlatnik in ſeine Taſche
zu laſſen und die Wachsſtümpſchen von den Spiel-
für gute Priſe zu erklären.“

ch danke fürs Compliment,“ ſagte Leyſer, „muß mir
ergleichen doch verbitten, wenn ein Cavalier dabei iſt,
ch zum erſten Male ſieht. Ich habe die Ehre, der
im ſächſiſchen Palais zu ſein, wo Se. kaiſerliche
reſidiren, und mithin kann es nicht fehlen, daß ein
, durch mich vorgebracht, oftmals in einem günſtigen
blicke Genehmigung findet. Will mich daher zu Gna-
mpfohlen haben. Man kann nicht wiſſen, wie Um-
eintreten können.“ Seine ſchelmiſchen Augen trafen
dieſem Augenblicke mit einem ſo ſtechenden Blicke,
mich ſeltſam ergriffen fühlte.

14.

Adrian war mit Frau Rahel in ein nebenanſtoßendes Zimmer gegangen; es war mir bald nachher kein Zweifel, welches Geſchäft ſie dort abgemacht hatten. Obgleich meine Stimmung nicht von der Art war, gleich zur Stelle dergleichen Bemerkungen zu machen, ſo waren mir doch die Umſtände, die dieſen Beſuch begleiteten, zu auffallend, um ſich nicht meinem guten Gedächtniſſe einzuprägen und bei dem Niederſchreiben dieſer Geſchichte mit friſchen Farben wieder vor mir zu ſtehen.

Ich hatte abermals geſehen, welche Bekanntſchaften Adrian cultivirte, und wenn ich daran dachte, daß ſolchen jungen Leichtſinnigen das Schickſal einer Nation anvertraut war, ſo konnte ich mich eines innern Schauers nicht erwehren.

Der Zweck des Beſuches war nunmehr erfüllt, und wir verließen die Jüdin, von den höflichſten Verſicherungen Lenzer's bis zum Wagen begleitet.

Auf dem Heimwege verſicherte mein junger Freund, daß man ohne dieſe Menſchen nicht leben könne, und daß Augenblicke einträten, wo ſie als Mittel zum Zwecke eine große Bedeutung erhielten.

Graf Kerecki gab ein feſtliches Diner. Es war Zeit, uns einzuſtellen. Als wir in den Saal traten, fanden wir bereits die Geſellſchaft verſammelt, Männer, die ich im Nationalkaffeehauſe geſehen hatte. Sie hatten erfahren, in welchen Verhältniſſen ich zu ihnen und zum Hauſe des Grafen ſtand, und kamen mir herzlich Glück wünſchend entgegen.

„Es iſt erfreulich, daß Sie unſerer Sache ſich anſchlie-

," ſagte ein alter Staroſt mit einem Patriarchengeſichte.
r bedürfen der raſch entſchloſſenen Jugend eben ſo ſehr,
des beſonnenen Alters. Sie gehen einſtweilen nach
nkreich, um uns durch Ihre perſönliche Liebenswürdigkeit
Freunde zu erhalten, die uns unſer weltgeſchichtliches
nd bereits erworben hat."

Die Unterhaltung beim Mahle war ernſt, wenngleich
t ausſchließlich dem politiſchen Intereſſe gewidmet, und
als der, bei den Sarmaten ſo beliebte Champagner in
umenden Strahlen bis zur Decke ſpritzte, begann ſich
ude zu regen, und der lang zurückgehaltene Ausbruch
Begeiſterung, von dem Augenblicke erzeugt, machte
Bahn.

Der alten Sitte gemäß, durfte ich Natalien den Schuh
ziehen, füllte ihn mit herrlichem Ungarweine und leerte
auf das Wohl der Verſammlung, berauſcht von meinem
cke. Junge und Alte drängten ſich herzu, um aus dem
ichen Gehäuſe des zierlichſten Elfenfüßchens Nektar zu
rfen. Die natürliche Lebhaftigkeit des Polen und ſein
g zur Freude hatten die Uebermacht über den Ernſt
Gegenwart erlangt. Man ſah Alles in den roſigſten
ben, ſelbſt die Zukunft zeigte einen vollen Lorbeerkranz,
den ſilbernen Adler, frei von allen beengenden Attri
n, ſich hoch der Sonne entgegenſchwingen. Die Luſt
m immer zu, und bereits hatte Natalie den Saal ver
n, um durch ihre Gegenwart ihr keine Feſſeln an
gen.

Mein Nachbar war der alte Staroſt mit dem Patriar
geſichte. Auch ſeinen tiefgefurchten, ernſten Zügen fing
ie Freude einen lieblichen Anſtrich zu geben. Er hatte
erlebt und pries ſich glücklich, daß ſeine eiſenfeſte Ge

ſundheit ihm die Hoffnung gab, auch die beſſern Tage Polens, wenngleich als hoher Greis, noch zu ſehen, da er ſo unglücklich geweſen war, in deſſen tiefſter Erniedrigung ſeine Jugend zu verleben. „Und welch ein großes Amt haben mir meine Landsleute anvertraut!“ ſetzte er mit Stolz hinzu; „haben Sie jemals von dem Drachen gehört, welchem die Obhut von unermeßlichen Schätzen anvertraut iſt? Je nun, ich bin ein ſolcher Drache.“ Ich riß die Augen weit auf und wußte nicht, ob ich glauben durfte, der anſcheinend ſo geſcheidte Mann werde zu Zeiten plötzlich von einer fixen Idee befallen.

„Ja, ja,“ fuhr er fort, „mir haben ſie ſie anvertraut. Ich bin ein Litthauer; tief hinter Wilna, in einem Urforſte, von mehr denn hundert Meilen im Umfange, hauſe ich. Meine Nachbarn ſind Wölfe, Elenthiere, Bären und Ure. Nur der große Augenblick der Königskrönung konnte mich aus meiner Wildniß hierher ziehen, und die Neugier, was die Herren über unſern Spaß wol für Geſichter ſchneiden werden.“ Der Mann wurde mir immer räthſelhafter und ich bat ihn, ſich deutlicher zu erklären.

„So hören Sie,“ ſprach er in gedämpftem Tone, „in meinem Schloſſe, das wol nie eines Fremden Fuß betritt, liegen in einem tiefen Gewölbe, neben den Särgen meiner Ahnen, die heiligen Reichskleinodien, die vormals bei der Krönung der polniſchen Könige gebraucht worden ſind. Boleslaus des Kühnen Schwert und der goldene Reif, der nur die Stirne eines Piaſten zieren ſoll, wird nicht den neuen Herrſcher Polens ſchmücken — mag er doch die Krone, die er ſich unbefugt und unaufgefordert aufſetzt, beim Goldſchmiede beſtellen. Meiner Ahnen Heldengeiſter, unter denen kein Verräther ſich jemals blicken ließ, halten

eſtechlich Wache; ich bin der Drache, der jedem Unbe-
nen den Eingang verwehrt, und ſollte einſt das Ge-
nniß verrathen werden, und der Macht es gelingen, den
a zum Schatze ertrotzen zu wollen, ſo wird der Drache
er ſpeien und Schatz und Drache und die darnach Su-
den in die Luft ſprengen.“

„Wir halten treu und feſt an unſerm Glauben, nann-
ihn auch immerhin armſelige Spötter Aberglauben!“
ch dicht hinter uns Graf Korecki. „So lange die Klei-
ien in dem Gewahrſam der Getreuen ſind, wird die
rſchaft des Fremden nicht dauernd ſein und Polens
ſtändigkeit nicht untergehen.“

15.

Am Abend dieſes Tages begaben wir uns in feierliche-
Stimmung, als dies gewöhnlich der Fall war, in das
mer der Dame, um den Thee zu nehmen. Die Ge-
haft hatte ſich nicht vergrößert; wir waren nur gute
irten unter uns. Der Ernſt in unſern Zügen mochte
s Beengendes für Natalie haben und bald hatte ſie
r, klug und freundlich wie ſie immer war, für ein
liches Unterhaltungsmittel geſorgt, ohne dadurch uns
altſam von unſerm Gegenſtande loszureißen. Ein zier-
geſchriebenes Heft lag da und mir ward die Ehre zu
l, das Nachſtehende daraus vorzuleſen.

Durch die prächtige Krakauer Vorſtadt in Warſchau
ein Staatswagen, deſſen Kutſcher und Bediente in

glänzenden Livreen von dem vornehmen Stande ſeines Beſitzers zeugten, und vor ihm her ſprangen zwei bärtige Fackelträger, um in der finſtern Nacht, die überall herrſchte, den Kutſcher auf die Unebenheiten des Pflaſters aufmerkſam zu machen. Jetzt hielt die Carroſſe vor einem hohen Portale, die Fackeln wurden gegen die Säulen geſtoßen, daß die Funken ſtoben und ein dicker Qualm ſich weithin verbreitete, eine helle Glocke ertönte, um der Dienerſchaft die Ankunft ihres Gebieters anzukündigen, und die wehenden Kerzen auf hohem Silberleuchter, ſchritt der Kammerdiener dem jungen Grafen Lewinski voran, ihn in ſeine Gemächer geleitend. Er hatte ſoeben den Palaſt des Marſchalls Polawski verlaſſen, wo das Feſt ſeiner Verlobung mit der Tochter des Hauſes, der himmliſchen Gräfin Lodoiska, ſich bis tief in die Nacht erſtreckte.

Lewinski ſah ſich bereits als Jüngling am Ziele ſeiner Wünſche. Reich und dem vornehmſten Geſchlechte des Landes angehörig, war ſein Loos ſchon von dieſer Seite beneidenswerth, allein der gütige Himmel hatte dem jungen Grafen noch mehr Glück beſchieden. Er war ſchön, liebenswürdig, ausgeſtattet mit mannichfachen Talenten, und zu allem Dieſen geſellte ſich noch die Zuneigung der jungen Gräfin Lodoiska, die der Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung war.

Der alte Marſchall war ein Mann von den ſtrengſten Grundſätzen; einer der rauhen Republikaner, wie ſie ſeit der entſchwundenen Römerzeit nur noch in Polen anzutreffen waren; ſeine Strenge konnte, wenn es dem höchſten Zwecke, dem Glücke des Vaterlandes galt, bis zur Härte, bis zur Unmenſchlichkeit getrieben werden, und alles Andere mußte ſich jenen wichtigen Intereſſen unterordnen.

Es war der kritiſche Zeitpunkt herangenaht, der die Wachſamkeit der Patrioten mehr als je anfeuerte. Die Grenzen des Reiches ſchienen von den Nachbarn beunruhigt, des mächtigen Rußlands Einfluß erfüllte mit Bangigkeit, und Alles kündigte die furchtbare Kataſtrophe an, die in kurzer Zeit das große Polen zerſtückeln und aus der Reihe der ſelbſtändigen Staaten ſtreichen ſollte. Kraft und Muth war noch in der Nation, im offenen Kampfe würden die polniſchen Helden jeden Sandhügel in ihrem Vaterlande mit ihrem Blute vertheidigt haben, aber den Schleichwegen der Intrigue und der Beſtechung konnte die offene Stirne nicht geboten werden; und die Patrioten knirſchten, wenn ſie die Früchte des feindlichen Einfluſſes reif erblickten, ohne von ihrer Entſtehung früher eine Ahnung gehabt zu haben.

Zweihundert junge Edelleute der erſten Geſchlechter hatten ſich an die Grenze begeben, um ſie von den Streifereien nachbarlicher Truppen zu befreien, und kehrten, nachdem es ihnen gelungen war — nach Warſchau zurück. Von großen Heldenthaten konnte bei dieſem Kreuzzuge nicht die Rede ſein, doch fehlte es nicht an Berichten über den ausgezeichneten Muth, den dieſe Jünglinge an den Tag gelegt hatten. Lowzinski war mit ihnen geweſen, und ſeit ſeiner Rückkehr ſchien ihm Pulawski noch geneigter zu ſein.

Der König, ſchwach und krank, konnte nicht lange mehr leben. Sein Tod mußte das Reich in noch größere Verwirrung ſtürzen, es galt nun, ſich mit mächtigen und muthigen Freunden zu vereinigen, um ihr einen Damm entgegenzuſtellen. Lowzinski's Rang und Reichthum, ſowie ſein Muth und der Antheil, den er durch das Aufſchließen an den Zug nach der Grenze für die Sache der Republik kundgab, ſchienen Pulawski einladend zu einer Verbindung mit dem jungen Manne. Die Hand ſeiner Tochter bot ihm dazu die günſtigſte Gelegenheit. An demſelben Tage, wo Polens kranker Monarch ſein Leben aushauchte, verſammelte der Marſchall ſeine mächtigen Freunde zu einem Abendſchmauſe und verlobte in ihrer Gegenwart ſeine Tochter mit dem jungen Lowzinski. Was ihn zu dieſer Eile trieb, war eine ihm in dieſem Momente nothwendig ſcheinende innigere Verbindung, und die Muthmaßung, daß der Ernſt der folgenden Tage wol für dergleichen freudige Ereigniſſe keine hinlängliche Muße geſtatten würde.

Entkleidet ſaß Caſimir Lowzinski in ſeinem Schlafzimmer und dachte ſeines Glückes, ſeiner holden Braut und des folgenden Tages, wo auf der Ebene bei Wola Polens neuer König von der Nation gewählt werden ſollte. Oft hatte er ſich früher gedacht, wenn ihn ſeine Landsleute auf den Thron berufen würden, wie glücklich es ihn machen könnte, ſein ganzes Leben dem Glücke und der Ruhe des geliebten Vaterlandes zu widmen. Heute erfüllte es ihn mit einem innern Grauen, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß auf ihn, den mächtigen, reichen, vielverſprechenden Magnaten, dieſe Wahl fallen könnte. Nach einem andern Ziele waren ſeine ſehnſüchtigen Blicke hingerichtet, in Lodoiska's Armen, in dem Kreiſe holder Kinder, ſah er das einzig für ihn zu erringende Glück, kein anderes ſchien ihm die weite Erde bieten zu können.

Aus dieſen Gedanken weckten ihn die Tritte eines Dieners, der einen Fremden meldete, welcher in einer Reiſe

ſche ſeiten angekommen war und den Grafen zu ſpre-
n wünſchte. Er wollte nach dem Namen des Fremden
gen laſſen, der bei ſo ungelegener Zeit ſeinen Beſuch zu
chen kam, als die Thür aufgeriſſen wurde und, den
ntel abwerfend, der junge Stanislas Poniatowski auf
zutrat und dem Diener fortzugehen befahl. Eine lange
armung folgte dem erſten Wiederſehen, und beſorgt
rte Lowzinski ſeinen Jugendfreund zum Sopha, da aus
en Zügen Verſtörtheit blickte, und eine Todtenbläſſe,
von großer Abſpannung, ſich über das ſchöne Geſicht
reitet hatte.

„Freund meiner Seele,“ fing Poniatowski an, nachdem
n Athem gekommen war, „Du ſiehſt mich hier vor
mit einer ſeltſamen Bitte, die Du Deinem innigſten
unde nicht abſchlagen wirſt. Deine Stimme iſt mächtig
Viele werden ſich ihr anſchließen, darum gib ſie mir
gen auf dem Wahlfelde, wenn der Reichstag ſich ver-
meln wird, um Polen einen König zu geben. Wiſſe,
ich großen Anhang habe, daß mich eine mächtige Par-
hält und daß, wenn meine Sterne nicht lügen, der
ene Reif der Piaſten ſich um meine Schläfe ſchlin-
wird.“

Lowzinski ſtarrte den Sprechenden an und war keines
rtes mächtig. Sein Freund, ein armer Edelmann, der
its lange das Vaterland verlaſſen hatte und am ruſſi-
n Kaiſerhofe mit einer Kammerherrnwürde belehnt wor-
war, mit einer glühenden Liebe für Künſte und Wiſ-
ſchaften begabt und von einem guten Gemüthe, ein
t anmuthiger Höfling, ſchön an Körper und voll geſelli-
Talente, was ſollte der auf dem Throne und welch ein
e müßte das nehmen, wenn er ihn gerade jetzt beſtieg?
ſe Gedanken zogen ſchnell in Lowzinski herauf und ſeine

Ueberraſchung ließ ihn nur die Worte hervorbringen: „Woher, Stanislas, kommt Dir dieſer Ehrgeiz? Nie hätte ich geglaubt, daß Du ſo hoher Gedanken Dich vermeſſen würdeſt!"

„Nenn' es nicht Ehrgeiz, Caſimir," erwiderte Poniatowski, „wir werden von den Wellen getragen und nur der Ungeſchickte geht unter. Ich habe den feſten Willen, dieſes Land zu beglücken; die herrliche Nation ſoll durch mich eine vollendete Bildung erhalten; an den Ufern der Weichſel ſollen die Künſte blühen, in Warſchau werden ſich Gelehrte, Forſcher aus allen Ländern verſammeln, Bauwerke und Statuen ſollen rings erſtehen und als ſprechende Denkmale von Poniatowski's Regierung den Folgezeiten Meldung thun. Gleich den großen Mediceern wird mein mildes Scepter" —

„Halt!" unterbrach ihn hier lächelnd Lowzinski, „Du ſprichſt mit ſolcher Gewißheit von Deinem Scepter, als wäreſt Du ſchon Rex Poloniae et magnus dux Lithuaniae." — „Und warum ſoll ich es Dir nicht geſtehen," rief Poniatowski, „in den vielen Jahren, daß wir uns nicht ſahen, haben ſich meine Verhältniſſe mächtig geändert. Freund, Du weißt, wie unſere Nachbaren den Augenblick zu erhaſchen ſuchen, aus unſerer Uneinigkeit, die täglich wächſt, den größten Nutzen zu ziehen. Nur ihre eigenen Zwiſtigkeiten ſind Schuld, daß wir ihnen noch nicht als Opfer fielen — handeln ſie einmal im Einverſtändniſſe, ſo hat Polen aufgehört zu ſein. Darum iſt es nöthig, dem wichtigſten dieſer Feinde, dem mächtigen Rußland, den größten Einfluß einzuräumen, und dieſer Augenblick iſt der günſtigſte hiezu. Wiſſe es denn, daß die heilige Uneingeſchränktheit der Wahlen diesmal verletzt iſt, und daß Rußland dem Vaterlande einen König geben wird — und daß ich dieſer König ſein werde. Bebe nicht zurück — es iſt

in Verbrechen. Sowie unſere Voreltern die Freiheit der
ahlen mit aller Macht aufrecht zu halten ſtreben mußten,
enſo müſſen wir nun, um das Vaterland zu retten,
ſerm mächtigſten Feinde dieſen Einfluß geſtatten. Ruß-
nd kann den durch ihn eingeſetzten König nicht ſinken laſ-
n und wird ſeine ganze Kraft aufbieten, ihn und das
eich in Anſehen zu erhalten. Friede wird innerhalb ſei-
r Grenzen herrſchen und Poniatowski wird alle ſeine
mmen Wünſche erfüllt ſehen. Glaube mir, es iſt der
nzige Weg, Polen zum Glücke zu führen.“

Lowzinski ſtand ihm ſtaunend gegenüber; die ſichere
ſtigkeit, mit welcher Poniatowski jene Worte ſprach, und
geheimen Machinationen, in die er ihn blicken ließ,
achten ihn verſtummen. „Würde ich Dich weniger gut
nnen, theurer Freund, ich ſpräche Dir von Deinen Vor-
eilen, von den Würden und Auszeichnungen, die Dich
warten. Du wirſt der Nächſte dem Throne ſein, wie Du
s der Nächſte meinem Herzen warſt. Du ſollſt den
ößten Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte haben, Du
lſt mir rathen, und ich werde Deinem Rathe das willigſte
ehör leihen. Doch dieſe Ausſichten werden Dich nicht
nden und können Dir nur dadurch wünſchenswerth ſein,
ß Du zum Glücke des Landes beitragen wirſt, mein
reund, mein Bruder!“

Eine lange Umarmung folgte dieſen Worten. Der
g war angebrochen, ſchon zogen die Landboten, vom
ömenden Volke begleitet, zum Wahlfelde, und nach ein-
enommenem Frühſtücke begaben ſich auch die Freunde.
f verſchiedenen Wegen, dahin.

Die große Ebene bei dem Dorfe Wola, nahe der Hauptſtadt, war mit Menſchen erfüllt, die nicht blos die Ceremonie mit anzuſehen gekommen waren, ſondern an der Wahl des Polenkönigs ſelbſt thätigen Antheil nehmen wollten. Es iſt bekannt, daß die Verfaſſung es jedem einzelnen Landboten geſtattete, durch ſein furchtbares „nie pozwolem!“ dem bereits erwählten Monarchen den Weg zum Throne zu verſperren. Einſtimmigkeit war bei der Wahl unerläßlich. Wie tumultuariſch es bei ſolchen Veranlaſſungen herzugehen pflegte, iſt daher leicht einzuſehen.

Das Sprüchwort: „es geht zu wie bei dem polniſchen Reichstag.“ iſt jetzt noch gebräuchlich, obgleich er ſelbſt lange ſchon aus den Kalendern der Politik geſtrichen iſt. Am erſten Tage der Reichsverſammlung wurde gewöhnlich nichts entſchieden. Der Sturm der Meinungen und Leidenſchaften war ſo groß, die Intereſſen durchkreuzten ſich ſo regellos, daß es nicht möglich war, dieſes Chaos zu ordnen und in großen Maſſen feſtzuſtellen.

Man ging auseinander und ſuchte nun erſt ſeinen Anhang zu vergrößern und um jedes Mittel ſich dem Ziele zu nähern.

Der zweite Wahltag war erſchienen, der Tumult ſchien beſchwichtigt. Alle Intereſſen ſchienen ſich vereinigt zu haben. Das Feld widerhallte von dem Namen Stanislas Poniatowski, mächtige und geringe Edelleute hatten dem jungen, liebenswürdigen, gebildeten Grafen ihre Stimmen gegeben.

„Wer iſt, wie er, milde und gut? — wer vereinigt, wie er, tiefe Wiſſenſchaft und Liebe zu den Künſten? wer hatte, wie er, Gelegenheit, die tiefen Irrgänge der Diplomatik kennen zu lernen, da er der nordiſchen Semiramis — das wußte man überall — ſo nahe ſtand; und wird

mächtige Bündniß mit jenem Reiche, deſſen Herrſcherin
war, unſerm Polen nicht Schutz und Vortheil jeder Art
gen? und iſt er nicht zum Thron berufen durch ſeine
Geburt? ſtammt ſein Haus nicht von einem alten
ſtenhauſe in Italien und iſt er nicht durch die Mutter
unſern Czartoriski's verwandt? haben endlich ſeine Ab-
und ſeine noch lebenden Verwandten nicht die wichtig-
Aemter der Krone inne?“

So hörte man alte Patrioten, junge Edelleute, Arme
Hoffnung, Künſtler und Krieger ſprechen. Stanislas
Zweite! ſo rief's an allen Enden. Einige wenige Stim-
, die ſich für den jungen Fürſten Czartoriski erhoben
en, wurden übertönt und verſtummten endlich ganz nach
htloſer Bemühung, ſich vernehmbar zu machen. Die
hl ſtand feſt — Poniatowski war auf dem Punkte als
nislas II proclamirt zu werden. Da loderte plötzlich
eine furchtbare Flamme auf, die das kunſtvolle Ge-
de einer fremden Politik zu zerſtören drohete. Nicht
dem Haufen des Volks — ſondern aus dem Kreiſe,
ſich von den höchſten Magnaten um den Primas des
chs, den ehrwürdigen Erzbiſchof von Gneſen, gebildet
e, ertönte mit donnernder Stimme das ernſte Veto.
Köpfe waren dahin gedreht, alle Blicke hefteten ſich
den Ort, woher die Stimme gekommen war.

Ein heftiger Wortwechſel hatte ſich dort bereits erhoben,
Anſtrengung nur war der junge, von allen gekannte
f Caſimir Lowzinski bemüht, den Marſchall Pulawski,
voll des höchſten Ingrimms den Einſpruch gethan hatte,
der eindringenden Menge zu ſchützen. Pulawski hatte
Säbel entblößt, ein Geſchrei der Erbitterung folgte
r Gewaltthat. Alsbald flogen hundert Säbel aus der

Scheide und wurden mit wildem Geſchrei in der Luft erhoben. Das Wahlfeld drohete ein Schlachtfeld zu werden. Die Beſtürzung der Gutgeſinnten war allgemein. Da ſprang Adam Kralowski hinzu, den Pulawki früher auch nicht geſchont hatte, und verwundete ihn am Arme, dieſer ſank blutend zu Boden und während Lowzinski um ihn beſchäftigt war und eilig eine Kutſche herbeigebracht wurde, löſte ſich der allgemeine Tumult in den Freudenruf auf: „Es lebe Stanislas der Zweite, König von Polen!“

Während die Freudenkunde von der glücklich beendigten Wahl die Hauptſtadt erfüllte und Alles ſich anſchickte, dem neuen Monarchen die angenehmſten Huldigungen darzubringen, lag Pulawski regungslos auf dem Bette, indeß Lodoiska und Lowzinski ihn mit inniger Theilnahme beobachteten.

Die Wunde war nur leicht nach dem Ausſpruche des Wundarztes, und mehr ſchien es ein innerer Krampf zu ſein, als der Blutverluſt, der den Marſchall ſo ſehr ergriffen hatte. Lowzinski konnte ſich die Urſache denken. Er hatte ſeinem Freunde die Stimme nicht verſagen können und war von ſeinem Schwiegervater bemerkt worden. Dieſer Augenblick ſchien den glühenden Patrioten, der in dieſer Wahl den Untergang des Reiches vorauszuſehen glaubte, zur Verzweiflung zu reizen. Mit bebenden Lippen und wildflammenden Augen donnerte er ſein Veto und die Wuth ſchien ihm die Beſinnung geraubt zu haben, als er den Säbel zog und auf Lowzinski eindrang.

Ein tiefer Athemzug entfuhr ſeiner Bruſt — die Liebenden naheten ſich ſeinem Lager. „Verräther!“ rief der

mit dumpfem Tone, und ſchloß alsbald die Augen,
es Verhaßten Bild nicht vor ſich zu haben. Beſtürzt
ngſtvoll kehrte ſich Lodoiska zu ihrem Geliebten, die-
t ſie, das Zimmer zu verlaſſen und ihm allein mit
Vater eine Unterredung zu gönnen, die hoffentlich jede
ng alsbald beſeitigen würde. Nur zögernd gehorchte
räfin.

owzinski hatte ſie zur Thür begleitet und als er um-
, erblickte er den Caſtellan aufgerichtet im Bette, der
mit fürchterlicher Stimme zurief: „Was willſt Du,
licher Verräther, in dem Hauſe Pulawski's? Glaubſt
daß er Gemeinſchaft mit Spionen und Söldlingen
? Fort von hier! — Für ewig ſind die Bande zer-
die Du Argliſtiger ſo ſchlau zu knüpfen wähnteſt.
irſt Du Lodoiska wiederſehen — gehe an den Hof
s Königleins und ſuche Dir von ſeinen Maitreſſen
us, die Du zum Altare führeſt — eine edle — eine
Polin gibt keinem Deines Gelichters ihre Hand!“

owzinski war zu tief erſchüttert, um auf dieſe Anrede
h eine Antwort finden zu können. Feſt hatte er den
ſeines Säbels umklammert, und eben ſo feſt blickte
mm auf Pulawski.

Was kannſt Du vorbringen,“ fing dieſer wieder nach
Weile an, „um Dich von meinen Verwürfen zu rei-
? Poniatowski verräth ſein Land und Lowzinski —
ich's ſagen muß — Lowzinski, mir durch die heilig-
Bande angehörend — mein Sohn — mein Freund
nterſtützt den Verräther in dem ſträflichſten Begin-
Die Weichheit ſeiner Stimme — das Wort „mein
“ die Thräne, die ihm dabei in den Bart rollte,
Lowzinski für den Augenblick den Schimpf vergeſſen,
kurz vorher von ihm erduldet hatte. Er war im

Stande, ihm mit ziemlicher Ruhe zu antworten. Er ſagte ihm, wie ihn Poniatowski, nach zehnjähriger Abweſenheit, wieder aufgeſucht hatte, theilte ihm Alles mit, was jener ihm offenbart hatte, um bei ihm die Ueberzeugung zu erwecken, nur ſo und nicht anders ſei es möglich, Polen gegen den verderblichen Einfluß von Außen zu ſchützen — er hoffte auch ihn durch dieſe Gründe für ſeine Anſicht zu gewinnen.

„Alſo eine thörichte Freundſchaft, von Jugend auf genährt, wie ſie in Romanen ſich findet, iſt mächtig genug, Dein Herz ganz zu erfüllen und es unempfänglich für alle hohen Intereſſen zu machen? Nein — ich nehme mein Wort nicht zurück! Verrätherei iſt Alles! unſer Vaterland iſt verkauft! Poniatowski wähnt Polen glücklich zu machen, wenn er ihm ruſſiſche Feſſeln bringt? Trug oder Aberwitz — mir gleich! Aber Du biſt mir und meinem Hauſe, von dieſem Augenblicke an, entfremdet — Verlaſſe ſogleich mein Zimmer, deſſen Schwelle nie der Tritt eines Verräthers des Vaterlandes entweihen ſoll!“

Dieſe Worte waren von einer Bewegung des Armes begleitet, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, und entflammten Lowzinski zur Wuth. Er zog den Säbel — als wolle er die Beleidigung durch Blut tilgen — Pulawski hatte eben ſo ſchnell einen daliegenden Säbel aus der Scheide geriſſen und ſtellte ſich ihm gegenüber — da ward die Thür geöffnet und Lodoiska warf ſich mit einem Schrei der Verzweiflung zwiſchen Beide.

Bei ihrem Anblicke ſank Lowzinski's Schwert zu Boden — Pulawski aber riß ſeine Tochter an ſich und indem er höhniſch ausrief: „Du ſaheſt ſie heute zum Letztenmale!“ verließ er mit ihr das Gemach

Lowzinski ſtand einen Augenblick erſtarrt da und ſtürzte
dann wie ein Verzweifelnder fort.

Die erſten Augenblicke ließen ihn keinen Entſchluß faſ-
en. Die Beleidigung, die Pulawski ihm zugefügt hatte,
ieß ſich nur mit Blut tilgen, und ſollte er ihn tödten und
Lodoiska den Vater rauben? Nein — aber den Grauſa-
nen, der ihm alles Gluck des Lebens geraubt hatte, auf-
ordern, ihm auch das Leben zu nehmen, das wollte er,
und ſogleich beſchloß er eine ſchriftliche Herausforderung an
Pulawski zu ſenden. Sinnend ſaß er an ſeinem Schreib-
iſche, die Feder zitterte in der Hand, da trat ein Diener
n königlicher Livree ins Zimmer, um den Grafen Low-
inski ſogleich zu Sr. Majeſtät zu entbieten.

Wie ein Wink des Himmels erſchien ihm dieſe Bot-
chaft. Die Abſendung der Herausforderung wurde bis
ur Zurückkunft verſchoben — Lowzinski erwartete von die-
er Unterredung, ſie würde ihm ein Mittel offenbaren, die
Trümmer ſeines Glückes wieder zuſammenzufügen.

In einem prächtigen Palaſte, den vertraute Freunde
ereits im Stillen zur Aufnahme des jungen Monarchen
atten einrichten laſſen, erwartete jetzt Stanislas der Zweite
einen geliebten Jugendfreund. Nicht der Herrſcher war
s, der einen Vaſallen empfing, ſondern herzliche Umar-
mung und trauliches Wort ſollten die Bruſt erleichtern, die
uf der höchſten Staffel der Macht nur gepreßt athmete.
Es war Mittheilung, wonach ſich der König ſehnte —
r wollte einen Freund auf ſeiner Höhe und warf ſich dem
Eintretenden mit ungeſtümer Bewegung in die Arme.

Das trübe Ausſehen Lowzinski's erſchreckte Stanislas.

„Was haſt Du, Caſimir?“ fragte er beſtürzt, „iſt es der König, den Du fürchteſt, oder fürchteſt Du für den König? Deine Miene ſcheint mir Unglück zu verheißen.“

„Ew. Majeſtät ſehen in mir den unglücklichſten Ihrer Unterthanen“ ſagte Lowzinski.

„Ich weiß es, daß Du Dich mit Pulawski's Tochter vermählen willſt, und daß Dein Schwiegervater ſich als mein Feind und Widerſacher zu erkennen gegeben hat“ — entgegnete der König, „darf ich hoffen, daß Du der Freundſchaft ein Opfer zu bringen im Stande ſein könnteſt, das ſie auf keinen Fall von Dir zu fordern berechtigt iſt? Ich meine, wirſt Du der Verbindung mit Lodoiska Pulawski entſagen, um Deinem Könige treu zu dienen?“ Lowzinski ſah erröthend zu Boden. „Du zögerſt mit Deiner Antwort,“ ſprach der König mit der ihm angeborenen Milde, „o mein Caſimir, ich will ſie Dir erlaſſen. Ich weiß, wie mächtig die Gefühle ſind, die die Liebe uns einflößt, und fordre keine Entſagung. Werde Pulawski's Schwiegerſohn — doch werde deshalb nicht mein Feind! Ich will verſuchen, Deine Intereſſen mit den meinigen zu vereinigen und hoffe, daß Du mir den ſtarren Pulawski gewinnen ſollſt, der bald einſehen lernen wird, wie ich nicht nach der eiteln Erhebung zur Königswürde geſtrebt habe, ſondern daß ich nur das Scepter erringen wollte, um das Glück meines Vaterlandes zu begründen. Sieh, Lowzinski, dazu brauche ich thätigere Mitwirkung. Männer von Kopf und Herz müſſen mir zur Seite ſtehen, die mit redlichem Sinne, ohne kleinliche Nebenzwecke, mein großes Ziel verfolgen. Auf Dich und Pulawski habe ich meine Augen geworfen. Du ſollſt in meinem Rathe der Erſte ſein, ich ernenne Dich zu meinem Miniſter, Deinem Schwiegervater übergebe ich die Oberlei-

ung des Heeres. Ich weiß, daß er mich haßt, aber mein
ertrauen entwaffne ſeinen Unmuth. Als Befehlshaber
r bewaffneten Macht übergebe ich mich gänzlich ſeinem
ſchutze.“ Ueberraſcht ſtand Lowzinski vor dem Könige.
in Strahl der Freude überflog ſein Geſicht und der frü-
r verſtörte Blick gewann wieder Feuer und Leben.

„Mein Gebieter,“ ſprach er, „die Gnade, womit Sie
ich überſchütten, beglückt mich doppelt und erhebt mich
dem Grade, als ich früher tief geſunken war. Ich wag'
auch, in Pulawski's Namen den Dank für Ihr Ver-
auen auszuſprechen. Er iſt nicht der Feind Ew. Maje-
t — er iſt nur ein heißer Anhänger der Freiheit des
aterlandes. Er wird jetzt Gelegenheit haben, die wahren
eſinnungen ſeines Königs zu erfahren, und ſein ſtarrer
inn wird aufthauen an der Huld ſeines Monarchen. Ich
e ſelbſt zu ihm hin, ihn von ſeiner Erhebung in Kennt-
i zu ſetzen und ihn dann zu den Stufen Ihres Thro-
s zu führen.“ Lowzinski eilte, einen ganzen Himmel der
ligkeit in ſeiner Bruſt, von ſeinem königlichen Freunde
t. Wie pries er ſich glücklich, die verhängnißvolle Her-
sforderung noch nicht an Pulawski geſandt zu haben, wie
lte er ſich deſſen Erſtaunen, wenn er ihn von den wohl-
llenden Geſinnungen des Königs benachrichtigt haben
rde, mußten dieſe nicht jedes Mistrauen verſcheuchen?
e freudig erfüllte ihn endlich der Gedanke, dachte er ſich
oiska's Entzücken.

Mit dieſen ſtürmenden Gefühlen hatte er Pulawski's
laſt erreicht. Die öde Halle befremdete ihn. Er eilte
Treppe hinauf. Das Haus ſchien ausgeſtorben. Kein
ner ward ſichtbar, um ihn zu melden, und ſchon hatte
ie Klinke ergriffen, um in des Marſchalls Cabinet un-

gemeldet einzutreten, als ein alter Haushofmeiſter ihm entgegenkam, um ihm mit betrübter Miene zu ſagen, wie der Staroſt mit der jungen Gräfin auf Reiſen gegangen, Niemand wiſſe wohin, und die ganze Dienerſchaft nach einem nahegelegenen Familiengute fortgeſchickt worden ſei.

Lowzinski zweifelte nicht, daß der rauhe Pulawski ſeiner unglücklichen Tochter das härteſte Loos um ſeinetwillen bereitet haben würde. Er ſah ſie eingekerkert, aufs Strengſte bewacht, in Thränen ihre Tage verlebend, des fernen Geliebten gedenkend. Wird ſie dieſen Wechſel von dem Uebermaße des Glückes bis zum tiefſten Elende zu ertragen im Stande ſein? Es ſchien Lowzinski's heiligſte Pflicht, ihr die Freiheit wieder zu erringen, er beſchloß treue Diener nach allen Richtungen auszuſenden, um Lodoiska's Aufenthalt zu erſpähen, und er ſelbſt machte ſich auf den Weg, um ſorgfältige Nachforſchungen anzuſtellen.

Acht Tage ſtrich er bereits herum und keine Auffindung einer Spur war ihm gelungen. Allem Anſcheine nach war der Räuber ſeines Glücks mit ſeiner Beute bis in die entfernteſten Provinzen geeilt, um ſie für immer zu verbergen. Lowzinski jedoch war entſchloſſen, ſie auch dort zu ſuchen und nicht eher nachzulaſſen, bis er ſie befreit oder den Tod gefunden haben würde.

An dem beſtimmten Tage, wo ſich ſeine ausgeſandten Späher in Warſchau ſtellen ſollten, um über ihre Entdeckungen Nachricht zu geben, verfügte er ſich dahin.

Als er am Abende in unſcheinbarer Kleidung ſich ſeinem Palaſte näherte, wogte eine freudetrunkene Volksmenge in den Straßen, Lichter ſtrahlten aus den Fen-

ern, Freudenfeuer ſprangen in die Luft, und die Röh-
n der Springbrunnen ſprudelten Wein — denn Polen
atte ſeinem Könige an dieſem Tage die Krone gegeben.

Mit einem trüben Gefühle ſah er alle dieſe Feſtlichkei-
n, und ſich in ſeinen Mantel tiefer hüllend, eilte er vor-
ber. Seine Diener waren alle zurückgekehrt und nur ei
em Einzigen war es gelungen, Kunde zu erlangen. Es
ar Boleslas, ein kühner Burſche und ſeinem Herrn mit
ltener Treue ergeben, der bald Pulawski's Reiſewagen
reicht hatte und ihm ſo nahe folgte, daß er des Mar-
halls Mistrauen erregen mußte. Es war funfzehn Mei-
n von der Hauptſtadt, wo ihn das Gefolge Pulawski's
griff und vor ſeinen Herrn ſtellte.

„Sage Dem, der Dich mir nachſandte,“ ſchrie der alte
rieger, „daß er ſich keine Mühe mehr geben ſolle; was
verlor, bleibt ewig für ihn verloren, und der gerechten
ache wird er ſelbſt nicht entgehen!“

Boleslas hatte noch ſo viele Zeit, um zu bemerken, daß
einem Wagen zur Seite eine tief verſchleierte Dame ſaß,
mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuzuhören ſchien, und daß,
ßer den bewaffneten Dienern, der tückiſche Zaremba und
jugendlich tollkühne Mazeppa zu Pferde neben dem
agen hielten, dann wurden ihm, auf Pulawski's Wink,
Hände geknebelt und die Augen verbunden, man band
auf ein Pferd und es ging im geſtreckteſten Galoppe
von, wie es ſchien durch dichte Wälder, da ſtachelichte
eige ihm das Geſicht zerriſſen.

Mehre Tage mußte es ſo fort gegangen ſein. Wie
ge, vermochte er nicht mit Genauigkeit anzugeben, da er,
ſteter Nacht umhüllt, den Stundenwechſel nicht wahr-
men konnte. Endlich wurde gehalten. Man band ihm
Hände los und lüftete die Augenbinde, er lag auf dem

Raſen, und wie er um ſich blickte, gewahrte er zwei bewaffnete Kerle davonjagen und erkannte denſelben Ort wieder, wo er vor Pulawski geführt und auf ſeinen Befehl gebunden worden war.

Wenn auch nichts Gewiſſes über Lodoiska's jetzigen Aufenthalt aus dieſem Berichte zu folgern war, ſo konnte doch Lowzinski daraus abnehmen, daß ſeine Vermuthungen nur zu gegründet waren.

Man hatte mit ihr die Grenze Maſoviens überſchritten, ſie nach einem unwirthbaren Lande geſchleppt, wo in rauher Wälder Nacht die Magnaten feſte Schlöſſer beſaßen, um das Land gegen die Streifereien der Tataren zu vertheidigen.

Dort ſollte ſie ihr Leben zwiſchen hohen Ringmauern zubringen, lebendig begraben. Und welch ein Argwohn bemächtigte ſich Lowzinski's Seele! War nicht Mazeppa in ihrem Gefolge, der in jenen Gegenden heimiſch war? Eben ſo ſchön und übermüthig, als er mächtig, unternehmend und reich war, konnte er Pulawski zu irgend einem gefahrvollen Unternehmen ſeinen Beiſtand bieten und als Preis die Hand der Tochter fordern.

Lowzinski's Wahl konnte nicht ſchwanken, ſein Loos war geworfen. Gleich einem irrenden Ritter wollte er ganz Polen durchſtreifen, bis er den Gegenſtand ſeiner Wünſche gefunden; ihn ſich wieder zu erringen, ſchien ihm ein Leichtes, da er jeder Gefahr muthig Trotz zu bieten gedachte, und ſomit rüſtete er ſich aus zu ſeinem Unternehmen und machte ſich, ohne ſich bei ſeinem königlichen Freunde zu beurlauben, nur von dem treuen Boleslas begleitet, auf die abenteuerliche Fahrt, die an die treuen Paladine der Vorzeit erinnerte.

Bald ſah Lowzinski deutlich ein, wie ſehr Pulawski's Beſorgniſſe gegründet waren. Ueberall hatten die fremden Truppen das Land überſchwemmt und unter dem Vorwande, das Anſehen des durch ſie eingeſetzten Monarchen zu erhalten, erlaubten ſie ſich die größten Erpreſſungen und überließen ſich den roheſten Ausſchweifungen aller Art.

Lowzinski's Gram, ſo groß er war, hatte doch ſeine Vaterlandsliebe nicht erſtickt und mit zerriſſenem Herzen durchzog er das Land, und ſah ein, daß er durch eine fürchterliche Täuſchung um ſein Lebensglück betrogen war.

Mit dieſen Gefühlen war er in Volhynien vorgedrungen, das jetzt von ſtreifenden Tataren aus der Krim mehr als je beunruhigt wurde, da der ausgebrochene Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ihren räuberiſchen Unternehmungen großen Vorſchub leiſtete.

In jenen Gegenden findet man noch Urwälder, die in ihrer großartigen Wildniß den Wanderer mit Schauer erfüllen und oft einen Flächenraum von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen mit einer ehrwürdigen Nacht bedecken. Nur der äußere Umkreis dieſer Waldungen iſt von Menſchenwohnungen umgeben, in ihrem Innern iſt kein gaſtliches Forſthaus, kein rauchender Meiler, keine freundliche Stätte, die von Menſchen bewohnt wird. Der alte Baum läßt ſeinen Saamen in das feuchte Erdreich fallen und bald umzäunt ihn ein jung Geſchlecht, Stamm an Stamm, mit verſchränkten Zweigen, und verwehrt dem Wanderer den Durchgang, den er mit dem Schwerte in der Hand erzwingen muß.

Der träge, melancholiſche Bär erklettert die Bäume ungeſtört, die Neſter der wilden Bienen auszunehmen; der unzähmbare Biſon, das Urthier der Schöpfung, wetzt ſein gewaltiges Horn an den tauſendjährigen Stämmen und ziert ſeinen Kopf mit grünem Gezweig; der wilde Elenbock kämpft mit dem Rieſenhirſch; der Eber bricht hauend durch das dickſte Geſtrüppe und Schaaren von Wölfen durchziehen wie nächtliche Räuber lautheulend den Forſt, indeß in den Wipfeln der Auerhahn pfalzt und Habicht und Uhu auf Eichhörnchen und Wieſel ihre Jagd anſtellen. Alles beginnt hier das Wild ungeſtört, in ſeinem Bereiche wird kein Menſch geſehen, nie ſchallt hier der Klang der Axt und nur des Waldes eigenthümliches Tönen wird gehört.

Einen ſolchen Urwald hatten unſere Reiſenden vor ſich. So weit die Blicke reichten, umſäumte er den Horizont; wie ein ſchwarzes wogendes Meer rauſchten ſeine Wipfel durcheinander. Am hellen Mittage waren ſie hineingeritten, und da der Abend dunkelte, mußten ſie bereits von ihren Roſſen abſitzen und, mit dem Schwerte ſich durch Geſträuch und Dorn Bahn machend, dieſe hinter ſich mühevoll nachziehen. Immer finſterer ward die Nacht, immer dichter der Wald, immer unheimlicher die Scenerie.

Zu beiden Seiten raſchelte es, ohne daß man etwas ſah; die feuchten Flügel der Nachtvögel, durch die Wanderer aus ihren niedrigen Neſtern aufgeſtört, berührten ihr Geſicht; und in der Ferne erhob ſich von allen Seiten das Heulen der Wölfe.

Boleslas pfiff, um ſeinen Herrn von ſeiner Unerſchrockenheit zu überzeugen, das liebliche Nationalliedchen:

„O dobra mazurka"

und drängte ſich voraus, um ihm das Nachſchreiten zu erleichtern, und ſo ging es ſtets vorwärts, in der Hoffnung, mit anbrechendem Tage eine Menſchenwohnung zu erblicken. Plötzlich jedoch prallte der Diener, der einen kleinen Vor-

ung hatte, unwillkurlich einen Schritt zurück, das Lied
ach ab und das ſcheue Roß ſchnaubte und war kaum zu
lten. Lowzinski eilte hinzu und erblickte auf einer be-
oſten Stelle, die im Kreiſe von alten Bäumen umgeben
r, vier Geſtalten um ein Feuer lagern, die zu ſchlafen
ienen. Das Geräuſch, das die Reiſenden und ihre ſcheu
vordenen Thiere gemacht hatten, weckte ſie jedoch aus ihrer
he, ſie ſprangen raſch auf und eilten zu ihren Pferden,
unfern graſeten, aber nicht um ſich darauf zu ſchwin-
, welches im Dickicht des Waldes ohne Nutzen für ſie
veſen wäre, ſondern um ſich ihrer Piſtolen zu bemächti-
, die ſie, in gänzlicher Sorgloſigkeit vor einem Ueber-
e an dieſem Orte, in ihrem Sattel hatten ſtecken laſſen.
vzinski und Boleslas zogen hieraus einen Vortheil, ihre
geln erreichten jene, ehe ſie zu ihren Waffen gelangt
ren, ſie wendeten ſich daher ſchnell und machten von ih-
krummen Säbeln Gebrauch. Der Kampf war ziemlich
ch, denn Zwei waren durch Schüſſe verwundet worden
konnten daher nur ſchwach an dem Gefechte Theil neh-
, und während Boleslas dem Einen heftig zuſetzte, gab
vzinski dem Andern, welcher dem Anſcheine nach der
nehmere war, einen ſo derben Schlag auf den Kopf,
er niederſtürzte. Ich habe genug,“ ſchrie er in gebro-
em Polniſch, „ſchenke mir das Leben und vergönne,
ich mir die Wunde verbinden darf, die Dein Helden-
mir ſoeben beibrachte. Ich erkläre, daß Du mich über-
den haſt.“

Alsbald ließ Lowzinski das Schwert ſinken und eilte
ihn zu, um ihm Beiſtand zu leiſten; Boleslas und
Gegner hielten ebenfalls inne und der Kampf war
det.

Man trug den Verwundeten zum Feuer; die Wunde ſchien nicht tief zu ſein. Einige gekaute Blätter und ein leichter Verband, der ſogleich angebracht wurde, zeigte, daß den Fremden dergleichen Zufälle nicht neu waren. Sie hatten ſtarkgebräunte Geſichter und ſchwarze herabhängende Bärte; nach dieſem und der Kleidung zu ſchließen, blieb es kein Zweifel, daß es Tataren waren.

Einige Zeit war unterdeß verſtrichen, da wurde es nach allen Seiten hin lebendig. Das Schnauben der Roſſe, das Krachen der Zweige des Geſträuches und das laute Sprechen rauher Kehlen verkündete das Nahen der ganzen Horde.

„Wir ſind verloren,“ flüſterte Boleslas ſeinem Herrn zu.

Alsbald ſah man bei dem Scheine der Flamme ringsum ſich die Büſche beleben und aus den grünen Blättern bärtige Geſichter und Pferdeköpfe neugierig hervorgucken. Es waren die beiden verwundeten Tataren ſogleich fortgeeilt, um die Uebrigen herbeizurufen, da ſie ihren Fürſten in Gefahr glaubten.

Dieſer aber ſprang auf und, Lowzinski bei der Hand ergreifend, ſchrie er ſeinen Gefährten einige tatariſche Worte zu, die jauchzend von dieſen erwidert wurden.

Hierauf wandte er ſich mit vieler Artigkeit zu dem jungen Polen und ſagte: „Edler Fremdling, Ihr ſeid mein Gaſt, und wenn ich auch nur ein Räuber bin, ſo umarmt mich doch, denn nur dadurch könnt Ihr Jene dort zufriedenſtellen und ich möchte Euch gern ganz geſichert wiſſen.“

Lowzinski that, wie ihm der Tatarenanführer geſagt hatte, und alsbald waren ſie von dem ganzen Haufen unter lautem Geſchrei auf das Engſte umringt.

Es wurden viele Feuer gemacht und die ſeltſam geklei-

eten, fremdartigen Reiter banden ihre Roſſe an die Stäm
ie und lagerten ſich in maleriſchen Gruppen umher.

Einige Füllen wurden ſeitwärts geſchlachtet und zum
Mahle zubereitet, indem die Stücke, an Lanzen geſpießt,
ungſam geröſtet wurden. Die Schläuche mit geſäuerter
Stutenmilch machten die Runde und verbreiteten eine all
emeine Fröhlichkeit. Tatariſche Liebesliedchen und Kriegs-
eder wechſelten ab und der Fürſt mit ſeinen polniſchen
Gäſten wurde mit den Lieblingsbiſſen, der Leber und der
unge, bewirthet.

Der Morgen begann die Wipfel zu röthen und ſei
en matten Strahl durch die dichtverſchlungenen Zweige
u ſenden, und noch immer dauerte das Gelag. Da
nahnte der Fürſt zum Aufbruch und ſprach zu ſeinem
Gaſte:

„Ich will Dir nicht rathen, Dich tiefer in dieſe Wildniß
u wagen. Es würde zwecklos ſein, denn Du könnteſt
Wochen lang darin umherirren, ohne einen Ausgang zu
nden, und am Ende andern Horden in die Hände fallen,
o Dein Leben gefährdet wäre. Tiſſi-Chan, deſſen Gaſt-
eund Du geworden, kann Dich aber nicht weiter geleiten,
eil ſeine Anweſenheit an einem andern Orte zu wichtig
t. Folge mir daher und ziehe jenen ſchmalen Weg, der
ch nach dem Moorgrunde ſchlängelt; folgſt Du dort dem
olzwege, den Du findeſt, ſo erblickſt Du bald die Thürme
nd Zugbrücken eines ſehr feſten Schloſſes, das von dem
taroſten Durlinski bewohnt wird.“

„Durlinski?“ fiel überraſcht Lowzinski ein, er kannte
eſen Namen und wußte, daß Der, welcher ihn führte, zu
ulawski's Freunden gehörte.

„Du zeigſt Dich vor den Thoren und begehrſt Einlaß,
r Dir ſicher gewährt wird, wenn Du ſagſt, daß Tiſſi-Chan

Dich gefangen gehalten und daß Du ſoeben ſeiner Haft entflohen biſt," ſagte der Tatar. „Durlinski iſt zu begierig, über mich und die Stärke meiner Horde Bericht zu erhalten, als daß er dich nicht ſogleich vor ſich führen laſſen ſollte, um Dich darüber auszuforſchen. Was Du ihm dann aufbinden willſt, überlaſſe ich Deinem Erfindungsgeiſte. So lange Du bei ihm biſt, ſoll ſein Schloß vor meinem Ueberfall verſchont bleiben, das verſpreche ich Dir als Dein Gaſtfreund. Doch hüte Dich, länger als acht Tage dort zu verweilen, denn bis dahin nur will ich die Friſt ſetzen; ſpäter wird Durlinski überfallen, da ſein Untergang bei uns beſchloſſen iſt."

Nach einer herzlichen Umarmung hatte ſich Titſi-Chan auf ſein Roß geſchwungen, hundert Tataren bahnten mit ihren Säbeln einen Weg und ihr Fürſt an der Spitze des jubelnden Zuges ritt langſamen Schrittes davon.

Lowinski ſchlug mit ſeinen Getreuen den ihm bezeichneten Weg nach dem Mordgrunde ein. Er berathſchlagte nicht lange, wie er ſich Eingang bei Durlinski verſchaffen ſollte.

So gutgemeint Titſi-Chan's Rath war, ſo ſchien es ihm doch beſſer, ſich als einen Abgeſandten Pulawski's anzumelden, da er wußte, daß der Marſchall in ſteter Berührung mit dem Staroſten war. Dieſer konnte von Pulawski's Aufenthalt Kenntniß haben, hier wäre vielleicht Nachricht von Lodoiska einzuziehen; von dieſen fröhlichen Hoffnungen erfüllt, zog Lowinski ſeinen Weg und erblickte bald die hohe Burg Durlinski's, im Dickicht der Föhren verſteckt, durch unzählige Schießſcharten, aus denen Kanonenmündungen guckten, und aufgezogene Zugbrücken vor jedem feindlichen Ueberfalle geſichert.

Sowie ſie von dem Thurmwarte bemerkt worden wa-

, kamen Leute aus einem Seitenpförtchen auf ſie zu
von Kopf zu Fuß bewaffnet waren und nach ihrem Be
ren fragten.

„Leute des Marſchalls Pulawski, an Euern Herrn ge
t und hier im Walde von Tataren angegriffen und be
t," war Lowzinski's Antwort.

Die Bewaffneten kehrten mit der Botſchaft in die Burg
ck.

„Vergiß nicht, daß Du mein Bruder biſt," ſagte Low
ki zu ſeinem Begleiter.

Bald wurde die Zugbrücke niedergelaſſen und hinüber
itten unſere Abenteurer, durch das finſtere Thor, in den
von Dorlinski's Veſte.

Dorlinski war auf der Jagd und ſein Vertrauter, ein
grämlicher Geſelle, empfing die Fremden. Die ver
ichen Geſandten Pulawski's ſchienen ſich keiner guten
nahme zu erfreuen und ihre Ankunft machte nicht den
ſtigſten Eindruck.

Sie wurden in die weite rußige Halle geführt, die zur
he diente und wo einige große Stücke Wild, wovon es
Ueberfluß gab, und ein Paar Krüge mit ſchäumendem
h, aus wildem Honig bereitet, ihnen zur Stärkung
geſetzt wurden. Mit Ekel nur genoſſen ſie davon, da
Mitbewohner der Halle, Rüden, Schweine, ſelbſt ein
mer Wolf, ihre Rachen und Rüſſel ſchnoppernd auf den
rigen Holzblock legten, der als Tiſch dienen mußte, um
dem Mahle Theil zu nehmen.

Ein mächtiger Hörnerton wurde vor den Mauern ver
nbar. Es war der Staroſt, der von ſeiner Jagd heim

lehrte. Raſſelnd flog die Zugbrücke nieder und dröhnte von den Hufen der wohlberittenen Jäger, die, über hundert an der Zahl, ihren Einzug hielten, denn in geringerer Anzahl wagte man es nicht, der Tataren wegen, auszuziehen.

Lewinski's Herz pochte und er ſah Boleslas bedeutend an, da der Augenblick nahete, wo er mit einer Unwahrheit vor einen fremden Edeln treten ſollte. Er mußte ſeinen ganzen Muth zuſammennehmen, um keine Verlegenheit blicken zu laſſen.

Nach langem Harren trat endlich Durinski's Vertrauter in die Halle und meldete, wie ſein Gebieter die Fremden heut nicht ſehen könne, da er, zu ermüdet von den Beſchwerden der Jagd und den Freuden der Tafel, ſich dem Schlummer überlaſſen habe und die Audienz erſt morgen zu günſtigerer Stunde ſtattfinden werde. In den finſtern, engen Bogengängen der alten Veſte dunkelte es bereits, einige Lampen wurden angezündet, die Bewohner legten ſich zur Ruhe, und der Tritt der hin- und herwandelnden Wachen wurde vernehmlich. Auch den beiden Reiſenden wurde eine Schlafſtätte angewieſen, die ein flackernder Kienſpan, der in die Mauer geſteckt wurde, erleuchtete.

Es war ein dumpfes, niederes Loch, am Ende eines langen Ganges, deſſen einziges Fenſter durch einen Laden geſchloſſen war, wo auf dem bloßen Eſtrich ein dünnes Strohlager ſie zum Schlummer einlud.

Boleslas warf ſich ohne Umſtände darauf, da die Beſchwerden der letzten Tage ihn ermattet hatten, und bat ſeinen Herrn, ein Gleiches zu thun. Lewinski jedoch wurde von Gefühlen mannichfacher Art umhergetrieben

— ſo ſehr ſeine Kräfte erſchöpft waren — kam wäh-
der ganzen Nacht kein Schlaf in ſeine Augen.
Kaum fiel der erſte rothe Schimmer durch die Ritzen
Läden in den dunkeln Raum der Kammer, als er es
ſuchte ſie zu öffnen, welches ihm jedoch nicht gelingen
lte, da ein ziemlich ſtarkes Schloß ſie feſthielt. Er
te Boleslas, und der vereinten Anſtrengung gelang es,
Schloß zu ſprengen.
„Seht doch, mein guter, gnädiger Herr," rief Boles-
„den hübſchen Garten, gerade ſo habe ich ihn dieſe
ht im Traume geſehen. Wer hätte glauben ſollen, daß
ſchen dieſen ſchwarzen Mauern ſo herrliches Grün anzu-
fen ſein würde?"
In der That zeigten ſich dem Blicke recht zierliche Gar-
partien, von hohen Ulmen und Linden beſchattet, die in
Burgzwinger angelegt waren und mit den epheube-
ſchienen Mauern ein recht maleriſches Ganzes bildeten.
Boleslas öffnete ein Fenſter, der kühle belebende Mor-
hauch, der in die dumpfe Kammer ſtrömte, erfüllte
cinski mit neuer Hoffnung und er fühlte ſich mit einem
le ſeltſam erſtärkt.
Er ſtieg auf das Bett vor dem Fenſter, maß nicht
r die Höhe, und war mit einem tüchtigen Schwunge im
gzwinger, aus dem er lächelnd einen Blick nach ſeinem
en Diener zurückſandte, der, beſorgt ob der Freiheit, die
ſein Herr nahm, ihm kopfſchüttelnd nachſah.
Eine halbe Stunde mochte ungefähr vergangen ſein, da
r der ängſtlich harrende Boleslas ſeinen Namen rufen,
als er zum Fenſter hintrat, war es Porcinski, der
einem aus der Mauer hervorragenden Steine ſtand
ſeinem Diener die Hand entgegenſtreckte, um mit ſei-
Hülfe das Fenſter zu erreichen. Ein Stein, den er

mit ängstlicher Miene an seine Brust drückte, war die Ursache, daß er nicht beide Arme zum Emporklimmen brauchen konnte und daher der Hülfe seines Begleiters bedurfte.

Endlich sah er sich oben und sogleich waren Beide sorglich bemüht, die Läden wieder zu schließen, um den Leuten Durlinski's, die sie jetzt jeden Augenblick erwarten mußten, da es schon hoch am Tage war, keine Veranlassung zum Argwohn zu geben. Während dieser Bestrebungen konnte die innere Bewegung Lewinski's seinem Getreuen nicht entgehen, der nur abgebrochen ihn von seinem Glücke, wie von seinem neuen Schmerze in Kenntniß setzen konnte.

Lewinski hatte sich auf einen Rasenplatz gesetzt und seine Augen auf einem alten Thurm ruhen lassen, früherer, glücklicherer Tage und seiner jetzigen Lage gedenkend, als ein von dem alten Gemäuer herabfallender Stein ihn aus seinen Betrachtungen störte. Er wollte den Platz verlassen, da er glaubte, der alte Thurm könne ihm mehrere solcher ungebetenen Gäste auf den Kopf schütteln, als er eine weiße Schrift auf dem Steine bemerkte und ihn aufhob. Mit welcher Ueberraschung er die Worte las: „Bist Du es, mein Lewinski?“ die mit Gyps geschrieben waren, läßt sich denken. Doch bald fiel ein zweiter, dann ein dritter Stein zu seinen Füßen nieder. Auf dem einen stand: „Rette Deine Lodoiska!“ und auf dem letzten: „Um Mitternacht, hier, mit Papier, Dinte und Feder.“

Alle Mühe, die er sich gab, die Schreiberin selbst zu erblicken, war vergebens. Der Thurm war nicht hoch, doch die Oeffnung, wodurch die Steine geworfen worden waren, so klein, daß es nicht möglich war, etwas dadurch zu entdecken. Und in diesem Kerker schmachtete die Geliebte — wie kam sie hieher? lebte sie hier mit dem

ben des Vaters? war ſie von Durlowſki geraubt wor-
? Die nächſten Augenblicke, die ihn vor den Staro-
bringen ſollten, mußten dieſe ſchrecklichen Zweifel löſen.
eilte daher zurück, zwei Steine in der Taſche, den
en im Arme, feſt entſchloſſen, um Mitternacht an dem
ge mit den geforderten Dingen nicht zu fehlen, und er-
te ſo die Schlafkammer.

Boleslas erheiterte ſich bei dieſer Mittheilung. Er
e durch Liſt und Muth die Geliebte ſeines Herrn zu
ien und ſprach ihm eben von ſeinen Hoffnungen und
nen, als die Thür aufgeriſſen wurde und der alte,
liche Vertraute eintrat, die beiden Fremden vor Dur-
ſki zu entbieten.

Durch den langen Gang, eine Wendeltreppe hinan,
den ſie geführt, in ein hohes, doch nur kleines Zimmer,
mit Holz getäfelt war und deſſen Fenſter, durch die
en, runden Scheiben, nur ſpärlichem Sonnenſchein den
laß gönnte.

Rings an den Wänden hingen Waffen der ſeltſamſten
, die den Tataren und andern Völkerſchaften in frühern
gen von den Ahnen des Staroſten abgenommen wor-
waren und die dem Zimmer das Anſehen einer Rüſt-
mer gaben. Von der hohen Decke flatterten einige er-
er Fahnen hernieder, zwiſchen welchen ungeheure Hirſch-
ihe und Büffelhörner, von Spinnenwebenfeſtons umge-
, mit barocker Zierlichkeit angebracht waren. Auf ei-
niedrigen Ruhebette, das mit einer Bärenhaut bedeckt
, lag der Staroſt, ein kleiner Mann, mit rothem,
edunſenem Geſichte, worin ein grauer, ſtruppiger
nurrbart das Bedeutendſte, die kleinen grauen Katzenau-
das Unbedeutendſte waren. Zu ſeinen Füßen ſchmieg-
ſich knurrend, bei dem Eintritte der Fremden, ein

Tage vollständiche Ruhen. Mit rauher Stimme gebot er ihnen näher zu treten und fragte: „wer sie sendet?“

„Wir sind von dem Castellan Potowski an Dich geschickt,“ erwiderte Lewinski mit fester Stimme.

„Und was ist der Inhalt Eurer Sendung?“ fragte der Andre.

„Meine Botschaft soll ich nur Dir allein offenbaren,“ sprach Lewinski.

„Dieser bleibt,“ rief Dunlowski, auf seinen Vertrauten deutend, „drum sprich ohne Zaudern.“

„Mein Herr,“ sprach Lewinski stark betonend, um seiner wankenden Stimme dadurch den Schein der Festigkeit zu geben, „will Nachricht von seinem Dir anvertrauten Kleinode, von seiner Tochter Ludowika, haben.“

Dunlowski sprang vom Ruhebette auf und trat näher auf Lewinski zu. „Und diesen Auftrag gab er Dir?“ sprach er, ihn fest dabei anblickend.

„Ich wurde damit von ihm betraut,“ erwiderte Lewinski, seine ganze Fassung zusammennehmend, „mein Gebieter hat so gut seinen Vertrauten, als Du den Deinigen.“

Dunlowski schien verlegen den seinigen bei diesen Worten anzublicken, ging dann einmal im Gemache auf und nieder und stellte sich, in sichtlicher Unruhe, die Arme über der Brust untergeschlagen, vor Lewinski hin. „Ludowika ist nicht mehr hier,“ sagte er, den starren Blick zu Boden senkend, „eines Morgens, da ich ihr Gemach betrat, um sie zu der gewöhnlichen Morgenpromenade abzuholen, fand ich es leer und muß nun glauben, es sei ihrem Geliebten, der sich mit Kühnheit und List verbinden soll, gelungen, trotz meiner Wachsamkeit sich hier einzuschleichen und sie zu entführen. Sind sie den hier herumschweifenden Tataren entgangen, so wird Potowski besser daran thun, sie im Wa-

...an als in dieſer Gegend auffinden zu laſſen; doch iſt ſie ... die Hände der Räuber gefallen, ſo ſchmückt ſie vielleicht ...s Serail eines ihrer Chans und empfängt die Huldigun... ...n eines Räuberfürſten."

Dominski durfte bei dieſer Nachricht ſein Erſchrecken ...ht verbergen, das dem treuen Diener des Hauſes, dem ...rtrauten des Barons, wol ziemte.

„Käme mir dieſer Tomſinski einſt in den Wurf," ...gte der Staroſt, „ſo wäre ſein Verderben gewiß. Ihr ...bt ihn geſehen?" fragte er mit einer geſpannten Ne... ...rde.

„Wir kennen ihn ſehr gut," entgegnete Boleslaw mit ...ller Schadenfreude, „wir ſahen ihn oft in dem Palaſte ...ſeres Gebieters zu Warſchau und kennen die Verſiche... ...ng gehört, daß er der ſchönſte, liebenswürdigſte, geiſt... ...ndigſte Cavalier der Welt iſt, ein Mann mit ſolcher ...nmuth begabt, daß man ſich in dieſer Gegend wol ſchwer ...h einen Begriff davon machen kann."

„Ein Mädchenverführer iſt er," kreiſchte Dominski, ...rnung von ihm, und ſeh Dich vor, daß Du an ſeinem ...de nicht erliegſt. Wo iſt Palowski jetzt?"

„Dies zu ſagen," antwortete Tomſinski, „iſt mir ...ng verboten. Seine politiſchen Verbindungen erheiſchen ...ſte Vorſicht. Vielleicht erfahrt Ihr bald durch den Hof ...achrichten hierüber."

„So bringt Eurem Herrn die Kunde von Boleslaw's ...acht und rächet Euch," rief Dominski.

Da trat Tomſinski in flehender Stellung auf ihn zu, ...griff den Saum ſeines Kleides und — wie es die Leib... ...genen zu machen pflegen — ihn an die Lippen drückend, ...ach er: „Vergönne, Herr, daß wir drei Tage in Deiner ...ng anſtehen dürfen — die Tataren, die jetzt hier herum-

Kräften wir bereits gefühlt haben, machen viele Vorsicht nöthig.“

Duclinski sah seinen Vertrauten eine Weile an und fragte dann: „Wo hat man sie beherbergt?“

„In der Kammer nach dem Garten hin, am Ende des Kreuzgangs!“ sagte der Andere.

„Teufel und Hölle, das geht nicht an! Man muß sie an einen andern Ort bringen!“ schnaubte Duclinski, sich den Bart streichend und mit den Füßen stampfend.

Ternowski fühlte sein Herz hörbar schlagen.

„Das ist unmöglich,“ sagte der Vertraute — und flüsterte seinem Herrn etwas ins Ohr, worauf dieser höchst liebreich sich an unsern Freund mit den Worten wandte: „Bis übermorgen mögt Ihr bleiben; ehe Ihr geht, gebe ich Euch Briefe an Euren Herrn mit,“ und somit entließ er sie mit einem Winke der Hand.

Boleslas war zur Küche hinabgestiegen, wo er sich ein Frühstück reichen ließ, und sein Herr folgte ihm dahin, da ihm angedeutet worden war, daß er die Kammer, wo sie die Nacht zugebracht hatten, nicht betreten dürfe.

Dem treuen Diener war es gelungen, sich Papier, Dinte und Feder zu verschaffen und es Ternowski heimlich zuzustecken, der, hoch darüber erfreut, nur darauf sann, wie es ihm möglich sein würde, an Lodoiska zu schreiben.

Bald war die Gelegenheit gefunden. Boleslas und Ternowski ließen den Meth, dem Anscheine nach, sich wohlschmecken und fingen an laut zu werden. Boleslas sang einige Trinkliedchen und nach und nach versammelte sich das Hausgesinde um die seltenen Gäste in der Küche und

hte mit Vergnügen dieſen Zauberklängen der Fröhlichkeit,
hier ſonſt nicht zu ertönen pflegten.

Der Methkrug kreiſte immer aufs Neue und Lowzinski
te ſo trefflich einen Betrunkenen, daß ſelbſt Boleslas
n getäuſcht wurde und nicht ohne Beſorgniß die Haus-
bat, ſeinen Bruder auf ſein Bett zu tragen, weil er
dieſem Zuſtande gewöhnlich Händel anzufangen pflege
ſich daher ſchnell durch Schlaf ausnüchtern müſſe, um
heilige Gaſtrecht nicht zu verletzen. „Auf ſein Bett —
geht nicht an!“ ſagte einer der Schloßaufſeher —
r aus Rückſicht für ſeinen Zuſtand will ich ihm mein
es Schlafgemach einräumen, dort mag der tolle Kerl
n Rauſch verſchlafen.“

Bei dieſen Worten packten ſie Lowzinski unter den
en und ſchleppten ihn nach einem ſtallähnlichen Ver-
g, wo eine Bank, ein Tiſch und ein ſchlechtes Stroh-
die Wohnung des Herrn Schloßaufſehers andeu-
.

Kaum ſah der junge Pole ſich in dieſem Behältniſſe
n, ſo erhob er ſich ſchnell von der Streu, worauf man
menſchenfreundlich geworfen hatte, holte das ihm von
slas übergebene Schreibzeug heraus und ſchrieb einen
n Brief an die Geliebte ſeines Herzens.

Zuerſt gab er ihr die feſte Betheuerung, daß er von
Verrathe an dem Vaterlande, deſſen Pulawski ihn ge-
n hatte, frei wäre, da er wohl wußte, daß eine edle
n nie einen Verräther lieben könne. Dann folgten die
ſten Verſicherungen ſeiner ewigen Leidenſchaft, die ihn
rieben habe, wie ein irrender Ritter der Fabelzeit ſeine
in zu ſuchen, und endlich gab er ihr ſein Wort, er
e Alles anwenden, ſie zu retten, und ſeinem Muthe
e es ſicher gelingen. Dieſen Brief ſteckte er, ſorgfältig

zuſammengelegt, ein und harrte nachdenkend, bis Boleslas und die Andern ihn zu holen kommen würden.

Welche Urſache konnte Durlinski haben, Lodoiska in ſo ſtrengem Gewahrſam zu halten; was bewog ihn, ihre Anweſenheit im Schloſſe einem Abgeſandten ihres Vaters zu verbergen; welche Räthſel und wie ſollten ſie gelöſt werden? War Durlinski's Verlegenheit nicht auffallend, wie Lowzinski nach Lodoiska fragte? wuchs ſie nicht, wie er von ihrem Geliebten ſprach, und ließ der Haß gegen ihn, der Durlinski erfüllte, nicht genugſam die Deutung zu, der Abſcheuliche ſei ſelbſt von Lodoiska's Reizen hingeriſſen worden und verfolge ſie nun mit den Geſtändniſſen einer Leidenſchaft, die zügellos in ſeinem Gemüthe waltete und ihn zu Schritten der roheſten Willkür verleiten konnte?

Nächſt dieſen Gedanken waren es Pläne zu ihrer Befreiung, die durch ſeinen Kopf kreuzten. So ſchwand ihm der Abend.

Es war bereits ſpät, als Boleslas zu ihm eintrat, um ſich ſcheinbar nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Er war überaus heiter, denn die Stunde war ja nicht mehr fern, wo er ſeiner Lodoiska wieder nahe ſein ſollte.

„Wir werden in unſer altes Quartier gebracht," ſagte ſein Getreuer leiſe zu ihm.

Mit hochklopfendem Herzen betrat Lowzinski die elende Kammer wieder, die ihm in der vergangenen Nacht ſo abſcheulich erſchienen war, und ſah mit inniger Freude, daß der erbrochene Laden nur eben noch ſo angelehnt war, wie er ihn am Morgen verlaſſen hatte. Es ward ihm dadurch gewiß, daß Niemand während des Tages an dieſem Orte geweſen war und daher an keinen Verrath zu denken ſei.

Aus Vorſicht warteten ſie, bis Alles ſtille wurde und

Bewohner des Schloſſes ſich zur Ruhe gelegt hatten;
der eintönige Schritt der Wächter in den innern Gän-
verſtummte nach und nach und der Zeitpunkt ſchien ge-
en, das Wagniß zu beſtehen.

eiſe wurde der Laden mit leichter Mühe aufgemacht,
slas ſollte lauſchend am Fenſter bleiben, um bei dem
ſten herannahenden Geräuſche ſeinem Herrn durch
eklatſchen ein Zeichen zu geben, und mit beſeligender
nung in der Bruſt umarmte der Graf ſeinen Diener,
ng ſich auf das Fenſter, um in den Garten hinunter-
ingen, — aber ſtarke Eiſenſtäbe waren von außen
racht worden und ſie ſahen ſich in einem Käfig ge-
n.

In ohnmächtiger Wuth packte Lowinski die Stäbe und
von Schmerz übermannt: „Mein Tod iſt gewiß —
Lodoiska's Schmach!“

„Wahrgeſprochen!“ rief der eintretende Staroſt mit
m Hohne, indem auf ſeinen Wink einige ſeiner Leute
auf Beide warfen und jeden Widerſtand der Unbewaff-
unmöglich machten. „Durchſucht ſie genau!“ befahl
nd bald war der Brief an Lodoiska in ſeinen Händen,
hn mit unbeſchreiblicher Wuth erfüllte.

„Elender! alſo Du biſt Lowinski?“ ſchrie er; „ei,
fanfaronek, ich freue mich, Deine Bekanntſchaft hier
machen. In Warſchau ging ich Kerlchen Deines Ge-
rs gern aus dem Wege. Ihr ſeid mir ſtets verhaßt
ſen mit Euern ſüßen Düften und noch ſüßern Mienen
Worten — elende Sklaven ſeid ihr und mir verächt-
Aber hier ſollſt Du mir als Studium dienen; Du
ſo gütig ſein, es Dir einige Zeit auf meiner Burg
len zu laſſen und mir Unterricht geben in feinen Sitten
Manieren, damit ich rauher Sohn des Waldes, wenn-

gleich alter Edelmann und tapferer Krieger, es von Dir lerne, mich bei der ſchönen Gräfin Lodoiska Pulawski beliebt zu machen, die ich nun einmal im Herzen trage wie ein Kleinod. Das wirſt Du mich lehren, Guter!“ rief er lachend, ſich die grauen Wangen ſtreichend und dann mit beiden Händen auf den Bauch ſchlagend, „denn Du ſollſt ja Meiſter darin ſein, wie mir Lodoiska ſelbſt geſtanden hat. Aber nun verlaſſe ich Dich, präparire Dich auf die erſte Lection; damit Du nicht melancholiſch wirſt, bleibt Dein luſtiger Bruder, bis ich ihn nächſtens aufknüpfen laſſe, bei Dir, und damit Dein Herz in ſeiner zärtlichen Stimmung erhalten werde, bleibt dies Fenſter mit der Ausſicht nach Lodoiska's Thurm immer offen. Nun ſprich, ob Dein Loos nicht beneidenswerth iſt; dies Prachtcabinet war ja wol das Ziel Deiner heißeſten Wünſche!“ Und ſomit verließ er unter widerlichem, lautſchallendem Gelächter die Kammer. Die Thüren wurden von außen verriegelt, Schildwachen davorgeſtellt und ebenſo zwei Schildwachen vor das Fenſter im Garten beordert.

Der Mond war aufgegangen und übergoß mit ſeinem milden Lichte die eine Seite des Thurms, wo die unglückliche Gräfin jetzt in erwartungsvoller Ungeduld ihres Geliebten harrte, den Eiſenſtäbe, Riegel und Wachen abhielten, zu ihr zu eilen.

Die andere Seite des alten Gebäudes verſchwamm in die ſchwärzeſte Nacht mit den Mauern der Burg, wo die heißeſte Liebe, der edelſte Muth, das entſchloſſenſte Herz von der Eiſenfauſt der Tyrannei ſchmählich gebrochen war.

Mehre Tage waren den Gefangenen bereits verfloſſen. Die ärmlichen Nahrungsmittel, die ihnen durch die Eiſen läbe am Fenſter gereicht wurden, verſchmähete Lowzinski nfänglich, bis Boleslas ſich ihm weinend zu Füßen ſtürzte nd ihn bat, ſeine Kräfte zu erhalten, um — wenn ſich die Gelegenheit darböte, ſeine und Lodoiska's Befreiung zu be erkſtelligen.

Lowzinski rührte die Treue ſeines Dieners, der aus iebe zu ihm ſich ſolchem Ungemache ausgeſetzt ſah, und er gte, indem er einen Ring vom Finger zog, den er ihm nhändigte: „Sterbe ich in dieſem Kerker, wackrer Burſche, nd der Böſewicht gibt Dich frei, ſo ſuche den König auf, ige ihm dieſen Ring, den er einſt in glücklichen Tagen ir ſchenkte, erzähle ihm meine Schickſale und meinen Tod nd fordere ihn auf, in ſeiner Gerechtigkeit den Frevler urlinski zu beſtrafen und die Unglückliche, die in ſeiner ewalt ſchmachtet, zu befreien. Verſprich mir das!“

Weinend ſtürzte Boleslas ſeinem Herrn zu Füßen, und n Ring auf die Bruſt verbergend ſchwur er, ſeinem Be le nachzukommen, wenn er ohne ihn je die Freiheit wie r erringen ſollte.

An eben dieſem Tage trat der Schloßaufſeher zu den fangenen und entbot Lowzinski zu ſeinem Herrn. Dies l war es nicht das alterthümliche, ſchmutzige Zimmer, der Staroſt das erſte Mal ſeinen Gaſt empfangen te. In einem Saale, deſſen Ausſchmückung von ehema r Pracht zeugte, die jedoch im Laufe der Zeiten ziemlich wittert war, ging Durlinski im Staatsgewande, mit den oren laut klirrend, auf und ab. Ein Kontuſch von roſa benem Seidenſtoffe, reich mit Silber verbrämt, hing über grüntaffetnen Unterkleide und eine eben ſolche Mütze mit Reiher, Quaſten und Schnüren war auf das eine Ohr gedrückt und erhöhete die Häßlichkeit des dunkelrothen Glaskopfes.

Mit ſtolzem Schritte trat er dem bleichen Gefangenen entgegen und fragte ſpöttiſch nach dem Befinden ſeines Lehrers.

„Die Grille, bei Dir Unterricht zu nehmen, kam mir heute wieder, als ich einen Verſuch wagte, das Herz meiner Angebeteten zu erobern und ihr Widerwillen, den ſie zeigte, mir es deutlich genug machte, wie weit ich in der Kunſt, liebenswürdig zu ſein, noch zurück bin.“

Lewinski ſah ihn mit einem verachtenden Blicke an.

„Nein, nein,“ fuhr Jener fort, „ich will Dich als meinen Meiſter gern erkennen und Du ſollſt Deine Lektionen beiſpielweiſe beginnen. Verſuche Du's bei der Schönen und ſtimme ihr Herz zur Liebe, das will ich mir dann merken und es Dir darin nachthun!“

Bei dieſen, mit dem ihm eigenen widerlichen Gelächter begleiteten Worten öffnete er einen Vorhang, der eine Niſche den Blicken entzog, worin auf einem Ruhebette eine ohnmächtige Dame lag.

Wenngleich die Bläſſe des Geſichts und die geſchloſſenen Augen ihr vieles von ihren eigenthümlichen Reizen geraubt hatten, ſo erkannte Lewinski doch ſogleich Lodoiska und ſtürzte, von dem gewaltigſten Schmerze durchdrungen, vor ihr nieder, indem er ihren Namen ausrief. Sie öffnete die Augen, ihr erſter Blick fiel auf ihren Peiniger und mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, ſtürzte ſie auf das Polſter zurück.

Durlinski ſchien ſich an dieſem Anblicke zu weiden und ſtand mit untergeſchlagenen Armen, thieriſche Rohheit auf dem Geſichte in einiger Entfernung, indem er rief: „Nun,

fange Eure Lection an und laßt mich nicht an Eurer
ſenſchaft zweifeln. Ich ſehe, ſie mag Euch eben ſo we-
anſehen wie mich!“

Lowzinski ergriff Lodoiska's Hand und ſprach wiederholt
n und ſeinen Namen. Sie kam zu ſich und blickte ihn
— aber plötzlich — ihre Augen auf die Umgebung
fend und berechnend, in welcher Gefahr ihr Geliebter
ebe, veränderte ſich der Ausdruck ihrer Züge, ſie ſchien
ganze Kraft zu ſammeln, ſtand auf und ſprach zu
linski: „Welcher Schmach willſt Du mich noch preis-
n, daß Du erlaubſt, ein fremder Sklave, den ich nie
hen, dürfe mir von Liebe ſprechen und in Deiner Gegen-
t durch ſeine Zutraulichkeit meine Hand entweihen? Bin
nicht ſchon genug von Dir gekränkt, daß Du immer neue
alen für mich erſinnſt?“

Lowzinski wandte ſich, von Schmerz ergriffen, weg; er
nte, daß der lange Kerker und die über ihr verhängte
mach ihren Verſtand verwirrt habe. Durlinski jedoch
nnte Lodoiska's Verſtellung und bat ſie lachend, doch ja
zur Rettung ihres Heißgeliebten dieſe Liſt anzuwenden,
es längſt nicht mehr zweifelhaft ſei, daß Lowzinski und
Anderer vor ihren Augen ſtände.

„Lodoiska!“ rief ihr unglücklicher Geliebter, „ja, ich
mich ſelbſt unſerm Verfolger genannt. Mein Tod,
Dein Elend ſind gewiß, aber der König wird mich,
Vater Dich rächen, und ſichere Einleitungen ſind
ſen, daß Beide von Allem unterrichtet werden
.“

„Drohungen?“ wüthete Durlinski, „nun wohlan, ſo
auch ich drohen, und wie ich glaube, ſtehen ſie mir
an als Dir. Schleppt ihn in ſeinen Kerker zurück.
tet ihn wohl, und wenn dieſe Schöne mich von heut-

in drei Tagen nicht eben ſo liebenswürdig finden will als ſeinen Nachbar, ſo ſoll er den Lohn ſeines ſchlechten Unterrichts empfangen und vor ihren Augen erſchoſſen werden.“

Auf einen Wink des Staroſten wurde Lowinski, der ſich Lodoiska genähert hatte, fortgeſchleppt und nur ſeine verzweiflungsvollen Blicke konnten den ihrigen begegnen; Schmerz hatte ihm die Stimme geraubt, Ohnmacht ihre Worte erſtickt.

Boleslas war froh wie ein Kind, als er ſeinen Herrn zurückkehren ſah; er hatte geglaubt, daß ein gewaltſamer Tod ihn ewig von ihm trennen würde.

Drei ſchmerzliche Tage waren bereits Lowinski in tiefem Nachdenken und dumpfem Brüten hingeſchwunden. Es war nur zu gewiß, daß Dulinski dieſe Eigenmacht gegen Pulawski's Willen ausübte, und weniger zitterte Lowinski vor ſeinem Tode als vor der Schwäche Lodoiska's.

Die Nacht, die dem dritten verhängnißvollen Tage vorausging, war bereits über die Hälfte verſtrichen, die Gefangenen hatten ſich ermüdet auf ihr Lager geworfen und genoſſen die Wohlthat des Schlafes, als ein dumpfer Lärm und Waffengeklirr ſie daraus weckte. Sie hörten das wilde Geſchrei von Kriegern, ſie vernahmen bald Dulinski's Stimme durch die Gänge brüllen, Waffen herbeiſchleppen, Pfeile und Kugeln durch die Luft pfeifen, Verwundete und Sterbende ächzen. Es blieb kein Zweifel, daß die Burg überfallen war. Thüren wurden auf- und zugeſchlagen. Alle Bewohner hatten ſich auf die Mauern begeben, der Lärm verlor ſich in die Ferne, der Kampf wüthete in den Außenwerken der Feſtung. Die Schildwachen im Garten verließen den Poſten, und die Gefangenen, einen mächtigen Hoffnungsſtrahl in der Bruſt, rüttelten mit vereinter An-

ngung an den Eiſenſtäben ihres Kerkers, ohne ſie zum
nken zu bringen.

Da plötzlich vernehmen ſie's durch die Luft pfeifen, eine
gliche Helle verbreitet ſich, die Bäume ſchwanken, wie
n Sturm gepeitſcht, hin und her und erſcheinen roth an-
et, Fenſter ſtürzen klirrend — die Veſte brennt an allen
den. Schon erfüllt ein erſtickender Qualm das Gemach,
die Gefangenen ſich befinden, der Brand nähert ſich auf
urmesflügeln, das Sauſen wird ſtärker, ſchon werden die
erſtangen heiß, da die Flamme von allen Seiten daran
, unerſchrocken, auf Gottes Hülfe feſt vertrauend, ſicher
zinski und Boleslaw da, nach dem Thurme, wo Ze-
ka ſchmachtet, unverwandt die Blicke gerichtet; da röthet
auch dort der nächtliche Himmel, die Flamme ſchlägt
her, des Thurmes trockne Dachſparren haben gefangen,
einer kleinen Oeffnung flattert ein weißes Tuch und
ſtummen, gräßlichſten Entſetzen übermannt, ſtarrt
zinski einen Augenblick zum Himmel und ſtürzt ſich
n mit der Kraft der Verzweiflung auf die Eiſenſtäbe,
durch und durch glühend, dennoch ſeiner Anſtrengung
t weichen wollen.

In dieſer Todesangſt vernehmen ſie mit einem Male
rlinski's Stimme wieder. Er feuert die Streitenden an,
— wie es ſcheint — vor den andringenden Feinden in
Innere der Veſte zurückweichen. Bald hörte man auch
Geſchrei der Verfolgenden, worin ſich das „Pardon
n" der Beſiegten und Verwundeten miſchte.

Boleslaw ſchrie in dem glühenden Käfig wie ein Ver-
ſelter, und kaum vernahmen es die Sieger, als ſie auch

mit Aexten die Thür erbrechen und zur Rettung herbeiſtürzen.

Im dicken Rauche erkennt Lowzinski den Tatarenfürſten, der ihn fortreißt, und mit erſtickter Stimme ruft er ihm die Worte zu: „Lodoiska! dort — Thurm — Rettung!“ und eilt, von Boleslas und einem Haufen Tataren gefolgt, nach der Gegend des Thurms. Eine kleine Eiſenthür weicht ihren vereinten Anſtrengungen und eine Wendeltreppe, die ſich um einen ſtarken Mauerpfeiler dreht, zeigt ſich ihren Blicken. Der dicke Rauch aber, der ihnen entgegenquillt, droht ſie zu erſticken, und die Tataren erklären es für unmöglich, hier durchzudringen und werfen ſich nach einer andern Seite, um die Beute ihren Brüdern nicht allein zu überlaſſen.

Lowzinski jedoch — ein feuchtes Tuch im Munde — gewinnt einige Stufen und dringt, von Boleslas gefolgt, in den Thurm hinauf. Endlich ſind ſie oben und erblicken in einem Winkel Lodoiska faſt beſinnungslos liegen. Auf den Ruf aus Lowzinski's Munde ſchleppt ſie ſich ihm matt entgegen, dieſer hebt ſie empor und will ſoeben mit ihr forteilen, als mit furchtbarem Getöſe ein Theil des Thurmes zuſammenſtürzt und ihn nicht unter ſeinen Trümmern begräbt, ſondern der Flamme einen Luftzug verſchafft, die nun frei emporwirbelt und dem erſtickenden Dampfe ein Ende macht.

Hochaufathmend eilt Lowzinski mit ſeiner holden Beute die glühenden Stufen hinab in den Hof, wo Tiſi-Chan und ſeine Tataren bereits mit dem Ordnen und Theilen der gemachten Beute ſich beſchäftigten.

Unter dem von Flammen gerötheten Nachthimmel, umgeben von den Trümmern der Veſte, ſtand der Chan mit ſeiner Horde und zählte die Pferde, Kühe und Schafe, die aus den Ställen herbeigetrieben wurden. Auf der andern Seite waren Mehre beſchäftigt, Gold- und Silbermünzen und Sachen von Werth auf kleine Wagen zu laden und ſie ſorgfältig zu bedecken. Im Hintergrunde ſtanden ſtark bewaffnete Tataren, welche die Gefangenen bewachten, und im Schatten eines hohen Gemäuers, wo noch nicht die Flamme hingedrungen war, erblickte man die rauhen Söhne der Steppe, eifrig bemüht, einigen jungen Polinnen, die auch zur Beute gehörten, Beweiſe ihrer Liebenswürdigkeit zu geben.

Von allen Uebrigen entfernt und mit ſtarker Bedeckung ſaß jedoch, mit ſchweren Feſſeln belaſtet, auf einem Steinhaufen, der ehemalige Herr der Veſte, der häßliche Durlinski, bald Verwünſchungen ausſtoßend, bald die geballten Fäuſte, an denen die klirrenden Feſſeln herabhingen, vor Stirne und Augen ſchlagend.

Während dieſer Scene hatte ſich Lowzinski auf den Boden geſetzt und Lodoiska lag gerettet, lebend, doch mit geſchloſſenen Augen an ſeinem Herzen.

Wie ſie endlich zu ſich kam und um ſich blickte, ſchien jeder Zweifel zu fliehen, wem ſie ihre Rettung verdankte.

„Was hilft es uns,“ ſagte ſie mit matter Stimme, „wieder vereinigt zu ſein? ſind wir nicht in die Hände der Tataren gefallen und werden wir nicht abermals getrennt werden?“

„Nein,“ ſagte Lowzinski, „Lodoiska, wir bleiben vereint. Der edle Tatarenfürſt iſt mein Freund — von ihm haben wir nichts zu befürchten. Er wird uns im Gegentheil unterſtützen.“

„Nach Kräften!“ fiel des Chans rauhe Stimme ihm ins Wort, „aber jetzt iſt mir erſt Alles recht klar geworden. Du und Dein Freund, der wackre Junge dort, hatten ſich bei Durlinski eingeſchlichen, um ihm dies Vögelchen aus dem Neſte zu holen. Das gefällt mir; was wollte das abſcheuliche Geſicht auch mit dem allerliebſten Mädchen machen? Doch wiſſen möchte ich gern, wie das Alles zuſammenhängt; Ihr werdet mir einen Gefallen thun, mir's zu erzählen.“

Lowzinski theilte dem Chan ſeine Abenteuer mit, die Jener mit großer Aufmerkſamkeit anzuhören ſchien, und auch Lodoiska berichtete, wie ihr Vater ſie zu ſeinem Freunde Durlinski gebracht habe, wie dieſer ſie mit ſeiner Neigung verfolgt, und als ſie ihn nur mit Abſcheu und Verachtung behandelt, ſie endlich in den Thurm habe werfen laſſen, woraus Lowzinski's Muth ſie endlich befreite.

Bei dem Namen Pulawski, den Lowzinski ihm nannte, erheiterte ſich des Chans Geſicht zuſehends, und er ſprang auf, Einigen von ſeinen Leuten einen Befehl zu ertheilen, die ſich ſogleich auf ihre Pferde warfen, um ihn auszuführen.

Mittlerweile hatte Alles in der eingenommenen Veſte ein freundliches Anſehen bekommen.

Die Beute, die Waffen, die Verwundeten und die Gegenſtände, die an Kampf und Plunderung erinnern konnten, waren nach den äußern Werken gebracht worden, und in einer der großen Hallen, wo ſonſt die Leibwache des Staroſten zu hauſen pflegte, waren auf Holzblöcke Tafeln gelegt worden, die mit mannichfachen Speiſen, wie ſie Tataren gern eſſen und zu bereiten pflegen, und mit dem aus den Kellern der Veſte herbeigebrachten Ungarwein reichlich beſetzt wurden. Der Chan führte ſeine edeln Gäſte, ſo nannte er Lodoiska und ihren Geliebten, zum Mahle, und Durlinski mußte, ſtreng bewacht, in einem Winkel der Halle wie ein Hund an der Kette liegen und ohnmächtig knurrend

hen, wie Fremde in ſeinem Eigenthume wirthſchafteten
ſeine Habe vergeudeten.

Sobald der Chan die Tafelhalle betreten hatte, wurde
er lautem Gebete eine Menge tatariſchen Milchbrannt
ns als Trankopfer vergoſſen, um dem Himmel für den
ngenen Sieg und die gemachte Beute zu danken. Als
n trank Jeder ſtehend aus der herumkreiſenden Schaale
n tüchtigen Schluck deſſelben Getränks, um den Magen
bevorſtehenden Mahlzeit gehörig einzurichten.

Lodoiska überreichte der Chan ſelbſt einen goldenen
her voll des ſüßen tatariſchen Weines Tſchier, da, wie
bemerkte, das ſcharfe Getränk der Steppenkrieger ihren
en Lippen wol nicht munden würde.

Gebratenes und gekochtes Schaf- und Füllenfleiſch machte
Mahlzeit der Tataren aus, wozu ſie mit der hohlen Hand
hölzernen Schaalen dicke geſäuerte Milch ſchöpften, um
daran zu erlaben, und ihre langen, ſchwarzen Zottelbärte
it recht zierlich weiß färbten.

Der Chan ſprach weidlich dem Ungarweine zu und ließ
die polniſchen Leckerbiſſen, die aus dem Kuchenvorrathe
Staroſten herbeigeſchleppt worden waren, wie: gerau
te Bärenpratzen, Elenzungen und Eberſchinken, recht
lſchmecken. Doch verſchmähete er deſſenungeachtet die
riſchen Ragouts von Pferdefleiſch nicht und ſagte la
nd: „Wenn uns gleich der Genuß des Weines wie des
rdefleiſches unterſagt iſt, ſo beſorgen wir doch nicht, eine
nde zu begehen, wenn wir dies Gebot überſchreiten —
es keine Satzung des Himmels iſt, ſondern nur von un
Prieſtern herrührt.“

Nach beendigtem Mahle wollten die Sänger der Horde
einen ihrer Geſänge anſtimmen, als verworrene
mmen und das Getrappel vieler Pferde draußen hörbar

wurden. Sogleich horchte Alles auf, der Chan befahl aber, ſich ruhig zu verhalten, und ſtieg ſelbſt in den Hof hinab.

Lowzinski und Lodoiska ſahen ſich ängſtlich an, weil ſie an einen Ueberfall dachten; und aus dem Winkel erhob ſich, ſo viel es die laſtende Wucht der Feſſeln zuließ, die abſcheuliche Geſtalt Durlinski's und rief mit heulendem Hohne: „Da kommen die Rächer! Glaubt Ihr Thoren, daß Ihr gerettet ſeid? Glaubt Ihr, daß die dräuende Flammenſäule meines Schloſſes nicht weit hinausſtrahlte in die Nacht und die Gegend zu meiner Befreiung bewaffnete? Nun kommen ſie — und mit Euch iſt es aus!“

Es dauerte nicht lange, ſo trat der Chan wieder in die Halle, von einigen ſeiner Tataren gefolgt, die ſechs Männer in polniſcher Tracht herbeiführten.

„Hier iſt Jemand, den Ihr kennen werdet,“ rief der Chan — und kaum hatte er dieſe Worte geendet, als Lodoiska mit einem Freudenſchrei emporſprang, Durlinski aber mit Zähneknirſchen in ſeinen Winkel zurückſtürzte.

Es war Pulawski, der, als Titſi-Chan's Gefangener, ſeiner Tochter entgegentrat.

„Wir haben dieſen edeln Polen und ſeine Leute vor einigen Tagen im Walde gefangen,“ ſagte der Chan, „wie er eben ſich dieſem Schloſſe näherte, wahrſcheinlich ſeinem Buſenfreunde, der nun dort im Winkel liegt, einen Beſuch abzuſtatten. Gut, daß wir ihn aufgriffen, ſonſt hätte ihm dieſe Nacht, ſowie manchem andern ehrlichen Kerl, das Leben koſten können. Wie ich aus den ihm abgenommenen Papieren erfahren habe, iſt es kein Geringerer als der

Marſchall Pulawski, der den Ruſſen ſo viel zu ſchaffen macht; doch er wollt' es uns nicht geſtehen. Da Du Deinen Vater nun ſo nannteſt, ſollſt Du uns ſagen, ob es der Rechte iſt oder nicht." Der alte Marſchall drückte Lodoiska an ſich und ſprach wehmüthig: „Ja, es iſt Pulawski, der Unglückliche, der die Schmach ſeines Hauſes mit eigenen Augen ſehen mußte. Sein Kind, an der Seite des Verräthers, der, mit Räubern im Bündniſſe, die Veſten der edeln Polen überfällt und anzündet!"

„Wer ſagt Dir das, Graukopf?" ſchrie ihm Titſi-Chan entgegen. „Der junge Mann dort iſt kein Verräther, ſondern er hat Dein Kind aus dem Thurme mit Gefahr ſeines Lebens errettet, wo jener Unhold, der edle Pole und Dein würdiger Freund, ſie eingekerkert hielt."

„Nicht möglich!" ſagte Pulawski. „Seh' ich Euch nicht hier? iſt Durlinski nicht gefeſſelt? Hatte ich ihm nicht meine Tochter anvertraut, um ſie vor den Nachſtellungen dieſes Unwürdigen zu ſchützen?"

Lowzinski wollte ſprechen, aber der Chan winkte ihm mit der Hand und einen derben tatariſchen Fluch ausſtoßend, rief er: „Aber welch eine eigenſinnige Verblendung hat ſich Deiner bemächtigt, Du alter, ruhmvoll bekannter Krieger! So glaube mir doch nur, was ich Dir ſage, daß Jener, der dort im Winkel an der Kette liegt, ein ſchuftiger Hund iſt, der Dein Vertrauen misbrauchte — und wenn wir nicht zur rechten Zeit gekommen wären, um dies Raubneſt in Brand zu ſtecken — ſo würde Deine arme Tochter das Opfer ſeiner Lüſte geworden ſein! Darum nimm geſcheidten Rath an, gib dieſem jungen, edeln Krieger ihre Hand, er liebt ſie mehr als ſein Leben; das hat er bewieſen, und wenn Tapferkeit hohen Lohn verdient, ſo muß er ſie haben!"

Pulawski zögerte mit der Antwort und blickte Lowzinski ernſt an. Sein Herz ſchien ſich zur Milde zu neigen, aber der Gedanke an das Vaterland, das jetzt unter fremdem Joche ſeufzte, der Gedanke, daß Lowzinski zu dem Verrathe ſeine Stimme geben konnte, wandelte ſchnell wieder die eben aufkeimende Milde in unerbittliche Härte.

„Nun wohlan,“ ſagte Titſi-Chan, „wenn Du's denn nicht anders haben willſt, ſo will ich auch auf meinem Rechte ſtehen bleiben. Es iſt ſonſt eben auch meine Art nicht, den Großmüthigen zu ſpielen und das Geld mit offenen Händen in den Strom zu werfen. So wiſſe denn, daß ich für Lodoiska eine tüchtige Summe auf dem Markte Kyrim Stambuli zu erhalten hoffe, wo die Lieferanten der Paſchas ſich einſtellen, um ſchöne Sklavinnen für die Serajos einzuhandeln. Eine ſolche Schönheit wie Deine Tochter, mit Augen wie Mondſchein und Haaren wie Sonnenſtrahlen, der noch kein einziger Zahn im Munde fehlt, die alle wie Perlmutter glänzen, deren Magerkeit durch gute Pflege, ſorgfältige Nahrung und andere Künſte, die wir kennen, bald in Fülle ſich verwandeln ſoll, geht zu hohem Preiſe weg; Du kannſt dann obenein gehen, wenn Du gern bei Deiner Tochter bleibſt, und magſt die Küche oder den Garten eines alten Janitſcharen beſorgen helfen; aber hier der junge Graf, der Freund ſeines Königs und wahrſcheinlich unmenſchlich reich, muß uns ein Löſegeld zahlen, mehr werth als die ganze Beute dieſer Nacht. So ſoll es ſein — nach Deinem Willen — Du haſt Recht und uns Allen wird geholfen ſein.“

Bei den letzten Worten ſaß er wieder am Tiſche und ſpeiſte einiges Eingeweide von Gänſen und anderem Geflügel, das, im eigenen Fette geſchmort, mit einer Sauce von Saffran, Roſinen und ſüßem Wein, für einen der ri kanteſten Leckerbiſſen galt, auf die Gabel und ließ ſich's wohlſchmecken.

Lowzinski wollte ſich dem Marſchall nähern, aber dieſer wandte ſich mit einem väterlichen Blicke zu ſeiner Tochter, die, ihrer Erſchöpfung ungeachtet, ihm eine ſo lebendige Schilderung ihrer ausgeſtandenen Leiden, ihrer zärtlichen Liebe zu Lowzinski und ſeines bewieſenen Heldenmuthes entwarf, daß Pulawski's Rührung nicht zu verkennen war.

„O wenn er nur nicht der Verräther Einer geweſen wäre!“ rief der Starre ſchmerzvoll aus.

„Nicht Verräther, harter Mann!“ ſagte Lowzinski — „iſt es ein Verbrechen, einen treuen Freund zu haben — iſt es ein Verbrechen, für ſeinen Freund Alles zu thun?“

„Alles,“ erwiderte bitter Pulawski — „Alles thun — auch das Entehrendſte?“

„Nicht ſo,“ rief Lowzinski, indem er Pulawski in einen entfernten Winkel zog, von einem edeln Feuer durchdrungen, aus, „der König hatte den feſten Vorſatz, ſein Reich zum Glücke emporzuheben — er hatte die beſten Geſinnungen für uns — er wollte uns einen Wirkungskreis einräumen, wo wir manchem Uebel vorzubeugen im Stande geweſen wären, o warum mußte das unſelige Misverſtändniß obwalten, warum mußteſt Du fliehen, um dies Elend über das Land, über Dein Haus zu bringen! Jetzt — ich ſah es auf meiner Wanderung in dieſe Gegend, iſt das Land von ruſſiſchen Truppen beſetzt, jetzt iſt jenem Einfluſſe Alles möglich, weil ſeine Waffen einer jeden Forderung kräftige Unterſtützung gewähren. Der König iſt von erkauften Verräthern umgeben, das glaub' ich jetzt ſelbſt, aber er weiß es nicht, er iſt unſchuldig an dem Verfalle der Republik — er iſt edel — er iſt ein Vaterlandsfreund. Wir wollen zu ihm eilen, Pulawski, wir wollen ihm über ſeine, über des Reiches Lage die Augen öffnen, er wird uns hören, er wird Abhülfe ſchaffen — es iſt Alles noch zu retten.“

„Sind ſo Deine Geſinnungen?“ ſprach Pulawski mit leiſer, bebender Stimme, ihm beide Hände, die noch immer gebunden waren, entgegenſtreckend, „ſo biſt Du mein! Nicht zu dem ſchwachen Monarchen wollen wir hin, den Argusaugen bewachen, der im Netze iſt, das jeden Augenblick über ihm zuſammengezogen werden kann. Er iſt verloren, doch darum iſt es noch nicht die Republik. Dieſe zu retten, muß man nicht nach Warſchau ſich wenden, ſondern nach einer andern Seite. Wiſſe denn, mein Sohn, daß ich das Haupt einer Verſchwörung bin, wenn man eine Vereinigung ſo nennen kann, die, zum Nutzen des Vaterlandes, fremder, aufgedrungener Macht die Spitze bieten will und durch die Verhältniſſe noch gezwungen wird, im Dunkeln zu ſchleichen. Vierhundert Woywoden verſammeln ſich im Lubliner Palatinat, und ich war im Begriffe, zu ihnen zu ſtoßen, als der Wunſch, erſt noch einmal meine Tochter zu ſehen, mich in dieſe Gegend führte. Ich will meinen Unſtern ſegnen, wenn er Dich wieder der guten Sache gewinnt. Wir wollen mit gewaffneter Hand die Rechte des Thrones ſchützen, die Ruſſen aus dem Felde ſchlagen und Du ſelbſt an meiner Seite in unſern Reihen fechten. Nur ſo kannſt Du Lodoiska's Gatte werden, es gibt keinen andern Weg!“

Lowzinski umſchlang den Marſchall mit Heftigkeit: „Ich ſchwöre bei meiner Liebe zu Deiner Tochter, daß mein Arm Du und der guten Sache geweiht ſein ſoll, und nicht um des verheißenen Lohnes willen, ſondern weil ich mein Land wie jeder edle Pole liebe! Ich ſchwöre Dir bei dem Adel

ines Hauſes, daß ich die Fremden von dieſem Boden ver
en will, die ſich die Rechte der Krone mit frecher Will
anmaßen wollen!“

„Mein Sohn! mein Sohn!“ jauchzte Pulawski, „hier,
nm die Hand meines Kindes!“

Er ſegnete Beide und Titſi-Chan, mit einer leichten
wandelung von Weinlaune, erhob ſich lachend vom
chmauſe, näherte ſich den Polen und rief: „So iſt's recht,
wollt' ich es!“

Und mit ſeinem Dolche durchſchnitt er die Stricke, die
ulawski's Hände gebunden hielten, und ſtreichelte ihm die
acken; aber plötzlich wurde er ernſt.

„Beim Himmel! ich bin auf eine Weiſe großmüthig,
ß mir das Herz im Leibe zu weinen anfangen möchte,“
gte er; „eine Schönheit von der feinſten Art und zwei
agnaten, das koſtet mich ſchönes Geld! Dieſe Bemerkung
üßt Ihr einem Räuber nicht übel nehmen, wir müſſen
von leben und das dringt ſich uns ſo auf.“

„Edler Chan,“ ſagte Pulawski, „unſer Löſegeld ſoll Dir
rden.“

„Wollt Ihr ſchweigen!“ entgegnete der Tatar, „davon
ll ich nichts wiſſen; im Gegentheil, Ihr ſollt für Euch
d Eure Leute, denen ich ebenfalls die Freiheit ſchenke,
ferde aus Durlinski's Ställen haben. Und das ſchöne
äulein mag ſich einer jener kleinen tatariſchen Telegen
dienen, worin ſich's auf dem weichen Steppenboden recht
quem fahren läßt. Und nun lebt wohl! Länger dürfen
ir hier nicht verweilen, ſonſt könnten wir einen bewaff-
ten Beſuch der Edelleute aus der Nachbarſchaft erhalten
d auf dieſem beſchränkten Terrain müßten wir den Kür-
rn ziehen. Es tagt bereits — lebt nochmals wohl und
innert Euch zuweilen des Titſi-Chan's und ſeiner Horde

und ſagt Euern Landsleuten, obgleich Teufel in der Schlacht, ſo könnten ſie auch wieder gutmüthig ſein und gäben mit der einen Hand wieder, was ſie mit der andern ſtählen. Dieſe hier," ſetzte er hinzu, auf die Gefangenen zeigend, „müſſen nach Krim-Stambuli, auf den Markt." Hierauf gab er das Zeichen zum Abmarſch, Durlinski und ſeine Leute, die noch lebend waren, wurden zwiſchen die Pferde gebunden, und ſo ging es im geſtreckten Galopp über die donnernde Zugbrücke fort.

Kurz nach dem Abzuge der Tataren langten, wie es Jitſi-Chan vorausgeſehen hatte, viele Edelleute mit Bewaffneten an. Pulawski ging ihnen entgegen und unterrichtete ſie von dem Vorgefallenen. Nachdem er ſie von ſeinem Vorhaben, die Invaſion der Ruſſen zu bekämpfen, in Kenntniß geſetzt hatte, wünſchten Einige, ſich dem Zuge anzuſchließen, und ſo brachen ſie, ſechzig an der Zahl, auf und ſchlugen den Weg nach Lublin ein.

Sobald die Nachricht von Pulawski's Ankunft ſich in jener Gegend verbreitet hatte, ſtrömten von allen Seiten Unzufriedene hinzu, die ſich ſeinem Beginnen anſchloſſen, und bald konnte er an der Spitze einer Armee von zehntauſend Mann gegen die Ruſſen ins Feld rücken. Zuerſt warf er ſich mit Ungeſtüm auf die hier und da zerſtreuten kleinen Corps und vernichtete ſie, ſodaß er dem Feinde bald bedeutenden Schaden zugefügt hatte und ſelbſt im Beſitze von Gefangenen, Munition, Kaſſen und Kanonen war.

Lowzinski's Vermählung mit Lodoiska wurde im Lager gefeiert und jeder Soldat nahm Theil an ihrem Glücke. Allgemein war die Fröhlichkeit; Nationaltänze erklangen und

Krieger, welche mit ſo vielen Mühſeligkeiten zu kämpfen
tten, vergaßen Alles beim luſtigen Krakowiek und hoben
Füße zum ſtampfenden Sprung.

Lowzinski zog mitten unter dieſem Freudentaumel ſeinen
uen Boleslas bei Seite und ſagte: „Gehe nach War-
au, ſuche den König auf und melde ihm, daß ſein Ju
ndfreund Lowzinski in Pulawski's Lager ſich befinde, daß
die Feinde des Reiches bekriege, daß er aber nicht der
eind ſeines Monarchen ſei, deſſen geheiligte Perſon zu
ützen er ſtets als ſeine Pflicht erachten werde.“ Boleslas
te fort, um dem Könige dieſe Meldung zu bringen.

Inzwiſchen kamen täglich junge Männer voll Geiſt und
uth im Lager an, um unter Pulawski zu dienen. Außer
inen Freunden Zaremba, Mazeppa ſah man dort Lu-
owski, Strawinski, Koſinski, und ſeit einigen Tagen hatte
h ein junger Hauptmann der Infanterie eingefunden, den
ne unglückliche Liebe zu dem Entſchluſſe gebracht hatte,
em Dienſte im königlichen Heere zu entſagen und auf die
Seite der Conföderirten zu treten.

Er war ein ſchlanker junger Mann, deſſen lange Haare
ine hohe Stirne beſchatteten; das blaſſe, hagere Geſicht
nit ſeinen hervorſtehenden Backenknochen, der breite Mund
nit den ſtark aufgeworfenen Lippen und die aufgeſtülpte
Naſe würden eher häßlich als ſchön zu nennen geweſen ſein,
venn nicht Geiſt und Begeiſterung aus den Augen ge-
euchtet und hierdurch ſich ein Jeder auf unwiderſtehliche
Weiſe angezogen gefühlt hätte.

Die Liebe zu einer jungen Dame, die der Vater —
er ſtolze Marſchall von Litthauen — ihm nicht zur Gattin
bewilligen wollte, hatte den jungen Mann mit einer tiefen
Schwermuth erfüllt und dieſes Ereigniß ihn aus ſeiner bis
herigen Laufbahn geriſſen und ihn in eine neue geworfen.

die ihm nicht ſowol durch Das, was er vollbrachte, ſondern durch Das, was er gewollt — unſterblichen Nachruhm brachte. Es war dies Thaddäus Kosciusko, der ſich mit jugendlichem Feuer den Patrioten von Bar anſchloß, bis ihn ſein Verhängniß nach Amerika in Waſhington's Schule führte.

Lowzinski verband ſich auf's Innigſte mit ihm. Ein gleicher Sinn, faſt gleiche Schickſale hatten ſie näher gebracht. Der Unterſchied war, daß Lowzinski Alles bei Seite geſetzt hatte, um Lodoiska ſich zu erringen, und nun in ihrem Beſitze glücklich war; Kosciusko hingegen mit feſter Entſagung von dem Gegenſtande ſeiner Neigung ſchied, um fortan nur dem Vaterlande zu leben und erſt, als dies verloren war, mit dem großen Abſchiedsworte: „Finis Poloniae!“ ſich von ihm loszureißen.

So floſſen Jahre hin. Pulawski und ſeine Gefährten errangen durch den hartnäckigen Widerſtand gegen eine weit überlegene Macht, wie auch durch ihren glühenden Patriotismus, einen weltgeſchichtlichen Ruhm.

Aus einer Provinz in die andere wogte der Kampf. Keine war übrig, wo nicht irgend eine glänzende Waffenthat zum Ruhme der Polen ſprach; Europas Augen waren dahin gerichtet, und wenn auch die Stillen bittern Tadel über ſolche Vermeſſenheit äußerten, ſo konnte doch die Bewunderung nicht unterdrückt werden, die von allen Seiten ſolchem Heldenmuthe gezollt wurde.

Je länger aber dieſer Kampf dauerte, deſto kritiſcher wurde die Lage der Verbündeten. Jeder Sieg verringerte ihre Anzahl, während dem Feinde ſtets neue Verſtärkungen und Hülfsquellen erwuchſen.

Pulawski hatte ein feſtes Lager bezogen, worin er ſich gegen die Uebermacht halten konnte. Schon drei Monate

er darin gegen alle Angriffe der Ruſſen geſichert
eſey, als endlich der Mangel an Lebensmitteln Beſorg-
e in ihm erregte und ihn zwang, zur Ausführung eines
tigen Planes zu ſchreiten, der ihn bereits ſeit lange be-
ſtigt hatte.

Tiefe Nacht herrſchte überall und Stille in dem polni-
n Lager, das hinter Verſchanzungen und undurchdring-
n Sümpfen vor jedem Ueberfall des Feindes geſichert
. Sorglos hatte ſich das kleine Häufchen der polniſchen
den dem Schlafe überlaſſen, auf ſeinen Gott und nächſt
auf ſeinen Feldherrn, ſeinen Arm und ſeine gerechte
he vertrauend.

Nur in Lowzinski's Zelte ſaßen zwei Männer, in leiſer
licher Rede, ſich über die allgemeine Lage der Dinge,
e über ihre eigenen Verhältniſſe beſprechend. Lodoiska
ef in einer durch einen Vorhang geſchiedenen Seiten-
eilung des Zeltes.

Mit leuchtenden Blicken ſaß Kosciusko vor Lowzinski
hatte ſeine Hand ergriffen.

„Ja, ich verlaſſe dieſes Land!“ ſprach er, „das nichts
nir zurückläßt als eine trübe Erinnerung. Was wird
Ende dieſes Feldzuges ſein? Eine ſchmähliche Unter-
fung. Oder glaubſt Du, daß die dreimonatliche Raſt
dieſem ſumpfigen Verhau, welche unſere geringe Zahl
h bösartige Fieber gänzlich aufzureiben droht, aus einer
ern Urſache entſpringt, als aus der Unmöglichkeit, dem
legenen Feinde ein Treffen zu liefern? Wie lange kann
s Verſtecken unſerer Ohnmacht noch währen, die Schlinge
über unſerm Kopfe zuſammengezogen und aus den

polniſchen Patrioten wird ein Häufchen Abenteurer, die ihre Strafe in Warſchau dafür empfangen werden, an ihren Ketten gerüttelt zu haben.“

Lowzinski ſchauderte zuſammen.

„Es iſt nicht Muthloſigkeit, mein Freund,“ fuhr Koſciusko fort, „die mich ſo ſprechen läßt. Niemand iſt mehr von dem Muthe beſeelt, das Vaterland zu retten, und Niemand iſt bereitwilliger, ſein Blut für deſſen Rettung zu verſpritzen. In unſerer jetzigen Lage kann es jedoch nicht durch uns gerettet werden. Mit Beſonnenheit muß man verfahren, will man große Dinge thun, aber nicht ſinnlos ſein Leben opfern und die Sache dadurch verſchlimmern. Daher verlaſſe ich Polen, um zu einer gelegnern Zeit dahin zurückzukehren. Ich bin frei, kein Band der Liebe und der Verwandtſchaft bindet mich an dieſen Boden, ich bin nur Pole, nicht liebender Gatte, nicht Sohn, noch Vater. Allein ſtehe ich da mit der Liebe zu der Scholle, die meine Wiege war — aber dieſe Liebe iſt ſo rieſengroß und mächtig, daß ſie jedes andere Gefühl überflügelt. Sie wird mich begleiten zu den fremden Küſten, die mein Fuß betreten wird, und wenn ich dort mich an der wahren Freiheit erlaben werde, wenn ich ſie unter großen Vorbildern mit begründen helfe, ſo werde ich ſie einſt auch meinem Lande von dorther bringen — des großen Washington's Segen wird auf mir ruhen, und mein freier Athem wird den entſchlafenen Patriotismus meiner Landsleute erwecken und ſie werden das Joch abſchütteln und den Moskowiter in ſeine Grenzen zurückdrängen!“

In ſeiner Begeiſterung hatte er ſeine Stimme erhoben, daß ſie weit hinaus im Lager gehört wurde, und verwundert rief der eintretende Marſchall Pulawski, den Federhut und Mantel abwerfend: „Ei, was geht hier vor? Wird hier bei ſpäter Nacht, in der Nähe einer ſchlafenden Dame,

itten? Oder iſt es irgend ein fanatiſcher Prieſter, der
nem geliebten Sohne Caſimir das Gewiſſen zu ſchärfen
mmen iſt?“

Freundlich ging dem Eintretenden Lowzinski entgegen;
ciusko hielt ſich in ehrerbietiger Stellung, die ihm die
tairiſche Rangordnung vorſchrieb.

„Ach mein guter Kosciusko von Siechnowicz!“ ſagte
lnd Pulawski, den jungen Mann auf die Schulter
fend, „mäßigt Euer Feuer und Euern Muth. Wofern
mich anhören wollt, werdet Ihr bald einſehen, wo Ihr
beſſer brauchen könnt als hier.“

Bei dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Feldſtuhl und
nach einer Pauſe mit gedämpfter Stimme an:

„Sieh zu, Caſimir, ob Dein Weib feſt ſchläft, denn
s, was ich Euch zu offenbaren habe, iſt nicht für Wei
bren gemacht, obgleich ich meiner Tochter Muth vor
n Andern zutraue.“

Lowzinski war zu dem Lager der Schlafenden getreten
verſicherte, daß ſie in tiefen Schlummer verſenkt ſei.
awski nahm hierauf wieder mit großem Ernſte das
t:

„Ich will es Euch nicht länger verbergen, meine Freunde,
wir einem traurigen Schickſale entgegengehen. Wir
nicht mehr im Stande, das offene Feld gegen unſern
d zu behaupten, und dieſer liegt vor unſerm Lager
rnd, daß wir von Hunger getrieben uns ergeben, oder
n verzweiflungsvollen Ausfall wagen, um uns dann
erzumachen. Beides müſſen wir vermeiden und ich habe
n Plan gemacht, der uns retten kann, wenn Ihr mir
rn Muth und Euern Arm zu dem Unternehmen leihen
!“

„Laſſen Sie hören, Marſchall!“ ſprach Kosciusko, „kann es zur Rettung des Vaterlandes beitragen, ſo ſcheue ich keine Gefahr.“

Pulawski ſah ihn zweifelhaft an. „Die Zeit drängt zu ſehr und läßt daher ſtrenge Prüfungen nicht zu,“ ſagte er, „ſie fordert Thaten, raſch und kühn. Darum wende ich mich mit meinem Auftrage mehr an meinen Schwiegerſohn, als an Euch, Kosciusko; doch mögt Ihr ihn mit anhören, denn wenn Ihr uns gleich verlaſſen wollt, wie ich beſtimmt vernommen habe, ſo glaube ich doch, daß Ihr es mit der guten Sache haltet und Euern Säbel nie dem Feinde leihen werdet.“

Kosciusko hob ſeinen entblößten Säbel mit beiden Händen hoch empor und rief mit zum Himmel gekehrten Blikken begeiſtert aus: „Gott wird ihn mich wieder für das Vaterland ziehen und mich zu ſeiner Befreiung zurückkehren laſſen!“

Pulawski erwiderte lächelnd: „Euch wird bei Eurer Rückkehr das ſchöne Loos zu Theil werden, in unſere Reihen zu treten und Euch an den durch uns erkämpften Früchten zu erlaben. Doch bis wir dieſes herrliche Ziel erreicht haben, bleibt uns noch ſchwere Arbeit zu thun übrig. Drum hört mich an. Schon berechnet der Feind die wenigen Tage, die uns noch bis zur gänzlichen Vernichtung übrig bleiben, ſchon ſieht er den achtjährigen Feldzug gegen ein Häuflein Rebellen als beendigt an, und doch ſteht dem Uebermüthigen ſein Untergang ſo nahe bevor, als er den unſrigen wähnt. Es gilt den kühnſten Schlag, der jemals geführt wurde, und Du, Lowzinski, ſollſt ihn ausführen helfen. Vierzig Edelleute haben ſich bei Kaluwski in Czenſtochow verſammelt und harren eines Anführers, den ich aus der Zahl meiner Getreuſten und Tapferſten ihnen ſenden ſoll, dieſer Anführer ſollſt Du ſein, Caſimir, wenn Du willſt.“

–„Gebietet über mich, mein Vater!“ ſprach Lowzinski.

„Ich verberge Dir nicht die Gefahr, die bei dem Un-ernehmen iſt,“ bemerkte Pulawski, mißlingt es, ſo biſt Du verloren!“

„Ich bebe vor keiner Gefahr!“ entgegnete der Andere.

„So höre denn weiter,“ nahm Pulawski wieder das Wort. „Der Reſt, der entmuthigte Reſt meiner Krieger eläuft ſich auf Viertauſend; die meiſten Edeln haben unſer Lager verlaſſen und ſind es müde geworden, Entbehrungen und Gefahren zu theilen, ohne ihr großes Ziel zu erreichen. Nichts iſt uns bis jetzt gelungen; wir haben unſere Lands-eute an den Feinden gerächt, wir haben ſie aber nicht be-reien können. Wir ſtehen als Rebellen da, wir werden als überwundene Rebellen den Tod der Schmach erdulden müſſen. Doch leichtlich könnte das anders ſein. Für die Sache des Königs fechten wir, für die gerechte Sache des Thrones, alle Magnaten würden zu unſern Fahnen ſtrö-nen, wenn der König in unſerm Lager wäre“ —

„Der König in unſerm Lager?“ rief überraſcht Low-inski.

„Und glauben Sie, daß der König ſich dazu entſchließen ürde?“ bemerkte Koſciusko.

Nur Feiglinge würden das abwarten!“ ſprach der Mar-chall entrüſtet, „Patrioten, entſchloſſene Helden, kennen ei-en andern Weg! Gezwungen muß er werden, hieher zu ommen“ —

„Gezwungen!“ riefen Beide.

„Ja, denn gezwungen nur wird er folgen“ — ſagte Pulawski.

„Er — der nie Warſchau, der faſt nie mehr ſein Schloß verläßt“ — erwiderte Lewinſki, „wie iſt es möglich“ —

„Mitten aus ſeiner Hauptſtadt, aus dem Haufen ſeiner Schranzen und Garden muß er entführt werden, was wäre der Kühnheit unmöglich?“ rief Pulawſki.

„Welch ein ſinnlos wildes Beginnen!“ ſagte Koſciusko mit ſchmerzvollem Ausdrucke. „Bedenkt Ihr, welche Folge dieſer wahnſinnige Streich haben wird? Ein ſolcher Angriff auf die geheiligte Perſon des Monarchen gibt unſern Feinden geſchärfte Waffen in die Hände. Nur Beſonnenheit kann uns nützen, nicht ſolche abenteuerliche Unternehmungen. Das Vaterland iſt verloren, ſowie Ihr zur Ausführung ſchreitet“ —

„So ſpricht die Schwäche, die kein Vertrauen in ſich ſelbſt ſetzt“ erwiderte Pulawſki.

„So ſpricht die Beſonnenheit mit grauen Haaren,“ rief ruhig Koſciusko. „Erlaubt, daß ich mich entferne, ich will, da ich das Unternehmen nicht theile, auch nicht in die Geheimniſſe ſeiner Ausführung eingeweiht werden. Ich habe ein Herz, den ganzen Schmerz des Vaterlandes darin aufzunehmen, ich habe einen Arm und Blut für ſeine Befreiung, aber ich habe auch einen Kopf, alle Umſtände wohl zu erwägen, und will nicht ſinnlos und tollkühn dieſen Kopf auf's Blutgerüſt legen, der wol dereinſt noch einen heilſamen Dienſt der Sache der Nation leiſten kann!“

Mit dieſen Worten verließ er das Zelt und durchwachte trübſinnend den Reſt der Nacht, um mit dem früheſten Morgen das Lager und Polen zu verlaſſen.

Pulawſki ſah ihm höhniſch nach. „Gut, daß der Zaghafte geht, er meinte es nie gut mit uns, der Litthauer!“ rief er aus. „Du, Lewinſki, thuſt, was ich Dir ſage!“

Lowzinſki legte betheuernd die Hand auf die Bruſt.

„Das Unternehmen," ſagte der Marſchall, „iſt das ge-
gteſte, das Verzweiflung je beſtand, noch gefährlich,
ng es ſchon vollbracht iſt. Mißglückt es, ſo ſtirbſt Du
Tod der Hochverräther und ich werde Dir, dem Mär-
er der Freiheit, in tiefem Schmerze ein Todtenopfer aus
ſiſchen Leichen thürmen; doch führſt Du das Wagſtück
klich aus — welch ein Gefühl kann dem Deinigen
ichkommen? Der König wird hier unter unſeren Zelten
ndeln, er wird die Luft der Freiheit athmen, ſeine Krie-
werden ihn umgeben und die Feinde des Staats werden
Seinigen werden. Der erſchlaffte Muth der Edelleute
d neu ſich beleben, ſie werden den Fahnen ihres Königs
trömen, ſie werden die Ruſſen von unſerem Boden treiben,
d Du — Du wirſt der Urheber dieſer Glückſeligkeit ſein!"

Bis zum Morgen währten noch die Eröffnungen, die
lawſki ſeinem Schwiegerſohne wegen der Ausführung
Unternehmung zu machen hatte, und der Tag wurde
t den nöthigen Anſtalten zum Aufbruche hingebracht.

Die nächſte Nacht kam herauf und das kleine Heer
chzog in ernſter Stille die Sümpfe, die ſich hinter dem
ger ausdehnten, und die der Feind für unwegſam hielt
d daher unbeobachtet ließ. Als die Polen die große
raße erreicht hatten, zog Pulawſki mit ſeiner Schaar
auf weiter fort, um die Haufen der Ruſſen immer zu
chäftigen, während Lowzinſki an der Spitze einiger Ge-
uen ungeſtört ſeinen Weg nach Czenſtochow auf Seiten
den fortſetzen konnte.

Lodoiska ahnete nichts von der Gefahr, in die ihr Gatte
ſtürzte, und Lowzinſki nahm gerührten Abſchied von
. aber was galten dem Polen die Gefühle des Gatten,

Verrath, Meineid, gegen das Eine der Vaterlandsliebe, dem er begeiſtert jedes Opfer zu bringen bereit war.

Lowinſki legte den Weg mit ſolcher Eile zurück, daß er ſchon am nächſten Tage die Thürme von Czenſtochow erblickte. Hier war der Verſammlungsort der Verbündeten. Er fand ſie Alle muthig und entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen, um den Monarchen lebend ins Lager Pulawſki's zu bringen, und verabredete mit ihnen das Erforderliche, um das tollkühne Unternehmen ins Werk zu ſetzen.

Es war am Abende des 2. Novembers im Jahre 1771, als auf der Straße von Nadarzyn zwölf kleine, mit Heu bepackte Bauerwagen, von mehren Landleuten umgeben, ſich der Hauptſtadt näherten. Die Kuppeln und Thürme umhüllte ein feuchter Nebel, der hinter der Stadt, wo der Weichſelſtrom ſie von Praga ſchied, zu einem dichten Vorhange wurde, der keinem einzigen Sterne durchzublicken vergönnte. Auf den entlaubten Bäumen lag Schnee und die ſchlechte Landſtraße zeigte ein traurig Gemiſch von Schwarz und Weiß, da der Schnee noch nicht Feſtigkeit genug hatte, um mit Schlitten befahren zu werden.

Ueber die lange Leszno hinab, zogen die Heufuhren, und die müden Pferde wurden beſtändig von den Bauern mit lautem Fluchen angetrieben. So erreichten ſie endlich das große Gebäude der Dominikaner, die gaſtfreundlich den Erſchöpften Obdach gewährten, das heißt: die Wagen wurden unter einen Schoppen gefahren, die Pferde ausgeſpannt und in einen leeren, offenen Stall gebracht, und die Menſchen machten ſich's, ſo gut es gehen wollte, in den weitläuftigen Kreuzgängen, die den Kloſterhof umn, bequem, ohne daß ſich Jemand weiter um ſie bemerte.

Es war bereits ſehr ſpät geworden, und ein Pater
r mit einem mächtigen Schlüſſelbunde den langen
g herab, um die Pforte zu ſchließen; da erhoben ſich
ll zwei von den Bauern, die mit den Andern im tie-
Geflüſter auf den kalten Flieſen des Kreuzganges lagen,
gingen, beſorgt wie es ſchien, zur Eingangsthür, als
rteten ſie Jemand mit Ungeduld. Und Dank den vie-
Kreuzlein, die geſchnitzt und gemalt an den Wänden zu
ken waren, und vor welchen der herabkommende Pfaffe
mal die übliche Reverenz zu machen hatte, die Pforte
noch nicht geſchloſſen, als, von der Seite von Blenie
eine kleine Karavane, ungefähr zwanzig Mann ſtark,
ſlowakiſchen Keſſelflickern und ähnlichem Geſindel beſte-
, ihren Einzug in den Kloſterhof hielt und, mit tiefer
beugung den thorſchließenden Pater vorbeilaſſend, ſich
von den Bauern entferntes Winkelchen aufſuchte, um
ausgebreiteten Schafpelzen und Filzdecken ſich der Ruhe
berlaſſen.

Der Mönch machte vorbeigehend das Zeichen des Kreu-
ber beide ſchlafende Gruppen und klapperte und klirrte
durch den langen, öden Gang hinauf ins Kloſter.
war ringsum ſtill und finſter. Nur einige bunte
en, die vor dem Schutzheiligen die Nacht hindurch
ten, verbreiteten, ungefähr in der Mitte des Ganges,
magiſchen Schimmer. Da erhoben ſich einige von
Slowaken und näherten ſich den Bauern, die auch
nden und den Andern kräftig die Hände ſchüttelten.

Glücklich angelangt?" ſprach der Eine, ein hoher
n, aus deſſen Geſichte zwei feurige Augen herausſtrahl-
mit unterdrücktem Baſſe.

„Ganz ohne Ähnlichkeit, Pan Kalowski,“ ſprach ein junger, kräftiger Mann, mit edeln Zügen.

„Nach mehreren günſtigen Vorbedeutungen zu ſchließen,“ nahm Kalowski wieder das Wort, „ſo glaube ich, daß unſer Unternehmen gelingen werde.“

„Wo iſt denn Frater Lewinski?“ fragte der Andere wieder, der Niemand Anderes als der junge Koſinski war, der voll Muth und Vaterlandsliebe ſich dem gefährlichen Wagniß angeſchloſſen hatte.

Bei Nennung ſeines Namens kam Lewinski herbei, der, weil er der Gekannteſte von Allen in Warſchau und am Hofe des Königs war, die entſtellendſte Tracht für ſich gewählt hatte.

Er war gekleidet wie einer jener armen Litthauer, die auf dem fetten Thonboden, den ſie bewohnen, rohe Töpfe und Pfannen bilden und, den heiſeren Ruf: Topky! Top! Top! beſtändig wiederholend, durch alle Straßen Warſchaus ſtreifen.

„Hier bin ich, meine Freunde!“ ſprach er ernſt, „ich beſchäftigte mich eben in Gedanken mit der Ausführung unſeres Vorhabens. In das Schloß zu dringen, iſt bei der Menge der Garden und unſerer nur kleinen Anzahl nicht möglich, wir müſſen daher ſuchen, den König auf einem Spaziergange aufzugreifen, am leichteſten wäre es, wenn er Abends aus einer Geſellſchaft ſich nach Hauſe begibt. Die Abende ſind jetzt neblig und dunkel, ſeine Begleitung pflegt nicht ſtark zu ſein, und dieſe Gelegenheit bietet ſich uns wol am ſchnellſten dar. Morgen mit dem Früheſten verlaſſen wir das Kloſter, nachdem wir, wie Leute unſerer Art es zu halten pflegen, unſer Frühſtück bei den frommen Vätern erbettelt haben, und zerſtreuen uns in der Stadt, um Kundſchaft einzuziehen. Nachmitfünf Uhr treffen wir hier zuſammen, um uns unſere richten mitzutheilen und einen Plan zu verabreden. , Gefährten, legt Euch zur Ruhe, um Stärke zu den rlichen Abenteuern zu gewinnen, die uns erwarten."

Die Verbündeten ſchlichen leiſe nach ihren verſchiedene erplätzen, und wenn gleich das Geſpräch aufgehört hatte Alle die Augen ſchloſſen, ſo war doch nur den gſten dieſer jungen Edelleute vergönnt, ſich eines er enden Schlummers zu erfreuen.

Als am andern Morgen zur Hora geläutet wurde, und Mönche ihre Zellen verließen, um ſich zur Kirche zu ben, erhoben ſich auch die Verbündeten, um die Meſſe zu n, bettelten hierauf ihr Frühſtück, ein Stück Weißbrot, es die Mönche vom feſtlichſten Marienwerder Mehl in n Kloſter backen laſſen, und einen tüchtigen Schluck ſten Kornbranntweins, und verbreiteten ſich, ihren ver benen Geſchäften nach, in Warſchaus Straßen.

Ruſſiſche Krieger hatten die Wache bezogen und ſtrichen zelnen Pikets, als Patrouillen, durch die Stadt. Alles te auf kriegeriſche Unruhe und vermehrte die Vorſicht jungen Edelleute.

Kalumski und Lewinski, nachdem dieſer ſeine Körbe zu feilen Preiſen abgeſetzt hatte, ſtellten ſich bettelnd an Thüren der Collegiatkirche, im Angeſichte des königlichen oſſes, um nichts zu verlieren, was ſich dort ereignen te.

Mehre der Verbündeten durchzogen die nicht engen en, die nach dem Sigismundsplatz auslaufen, um falls ein wachſames Auge auf Alles zu richten.

Schon iſt es bald fünf Uhr und noch iſt Nichts vorgefallen, was darauf hindeutete, als würden die Verſchworenen ſchon an dieſem Abende ihren Vorſatz ausführen können. Mißmuthig wollen Kalawski und Lewinski ſchon ihren Poſten verlaſſen, um ſich an den Verſammlungsort zu begeben, da plötzlich ruft die Wache am Schloſſe ins Gewehr, die Trommel wird gerührt, alle Vorübergehenden bleiben mit entblößtem Haupte ſtehen, es iſt der König, der, von einem Kammerherrn begleitet, zu ſeinem Oheim, dem Kronfeldherrn Czartoriski, zur Tafel fährt.

Die beiden Bettler an der Collegiat-Kirche eilen mit Bürgerskleide ins Dominikanerkloſter, wo die Andern ſie ſchon erwarten.

Die fünfte Stunde des Herbſtabends führt ein willkommenes Dunkel herbei, das weite, öde Gebäude der Dominikaner verbirgt leicht jede Unternehmung den Neugierigen. In Eile werden Sattel und Zeug, Piſtolen und Säbel ohne beſondere Vorſicht aus den Heuwagen gezogen, die vorgeſpannten Pferde werden zu herrlich aufgezäumten Rennern, die an Schnelligkeit mit den Beſten wetteifern, und Bettler, Studenten und Heubauern ſitzen darauf als wohlbewaffnete Reiter. Nur Lewinski, der Alte Bekannte, hüllt ſeine ſchlanke Geſtalt in einen weiten Mantel von dunkler Farbe und drückt einen großen Hut in die Stirne. Die Mönche halten Ruhe nach eingenommenem Mahle und die Verwandelten entkommen, in einzelnen Partien, glücklich ins Freie.

Sie ſtreifen jetzt durch die Meth- und Senatorengaſſe, bis an das königliche Schloß, die Rückkehr des Monarchen abwartend, feſt entſchloſſen, ihn zu entführen.

Endlich um zehn Uhr ſehen ſie den Wagen des Königs den Vorhof des Czartoriskiſchen Palaſtes verlaſſen. Das

efolge iſt nicht bedeutend. Zwei Läufer mit Fackeln
en zwei Offiziere von der Garde, denen ein Stallmeiſter
olgt. Ein Vorreiter, der Kutſcher, zwei Pagen am Schlage
d zwei Lakaien nebſt zwei Heiducken auf dem Tritt. Ein
er vom Hofe ſaß an des Königs Seite. Lewinski, an
r Spitze von zwölf Mann, ſprengt die Straße hinab
d wendet dann ſchnell, um dem Wagen entgegen zu kommen, während Kalowski und die Andern ihn von allen Sei-
n umzingeln wollen.

Sie ſprechen ruſſiſch und ihr ſchnelles Reiten erregt kein
rſehen, da man ſie für ruſſiſche Patrouillen hält, die dem
niglichen Wagen Platz machen wollen.

Plötzlich jedoch ſprengt Lewinski dem Vorreiter mit
rgehaltenem Piſtol in den Weg und ſchneidet ſo Die-
elche vorausritten, von Denen, welche folgen, ab. Ka-
owski ſchießt den Kutſcher vom Bock, ein Anderer verwun-
t die Pagen. Ein allgemeiner Auflauf entſteht, man
ört von allen Seiten ſchießen. Der Regen gießt in Strö-
men herab und die Nacht iſt eine der finſterſten, die ſich je
als auf Warſchau niederſenkte.

Stanislas behält ſeine Beſonnenheit genug, um aus
em Wagen zu ſpringen und in der Verwirrung, welche
e Finſterniß begünſtigt, den Palaſt ſeines Thrones zu er-
eichen, von dem er nur erſt zweihundert Schritte entfernt
ar. Aber Kalowski erkennt ihn, ſprengt ihm nach und
ürde ihn durch einen Piſtolenſchuß getödtet haben, wenn
icht der getreue Butzack, erſter Heiducke des Königs, ihn
it ſeinem Körper wie mit einem Schilde gedeckt und,
att ſeiner, die Todeskugel in der treuen Bruſt empfan-
n hätte.

Der König ſtolpert über die Leiche, Kalowski packt ihn
i den Haaren und einem Andern zurufend, nehmen ſie

Sie trieben die Pferde und jagten in geſtrecktem Galopp die Straße hinunter.

So waren ſie bald dem Getümmel entflohen, als plötzlich Koſinski's Stimme die Flüchtigen zum Halten bewog. Von Schweiß und Blut bedeckt jagte er heran; mit Entſetzen ſah er den König mißhandelt, der bereits aus einer Säbelwunde am Kopfe blutete, er fürchtete, daß ein geheimer Befehl des wilden Pulawski ſeine Mitverſchworenen zum Königsmord bewogen haben könnte. Voll Freude, daß ſie auf ſeinen Ruf hielten, half er dem Monarchen auf ein Pferd, das er herbeiführte, und nun eilten ſie, ihn feſt in ihre Mitte nehmend, in geſtrecktem Galopp davon. Bald hatten ſie den Graben erreicht, der zur damaligen Zeit Warſchau umgab, aber der Boden war vom Regen ſo weich, daß Pferd des Königs ſtürzte und brach ein Bein, er ſelbſt fiel in den Schlamm des Grabens, und als man ihn auf ein neues Pferd hob, hatte er ſeinen Pelz und einen Schuh verloren.

So befanden ſie ſich endlich im Freien, doch von ihrer ganzen Anzahl waren nur mit Lukawski und Koſinski noch fünf geblieben, die mit ihrer Beute den Weg nach dem Dorfe Burakow einſchlugen.

Erſchöpft ſagte der König, da er dies merkte, in ſeiner gewöhnlichen milden Weiſe: „Gehet nicht dorthin, meine Freunde, ihr werdet auf Ruſſen ſtoßen!“

Sie wandten ſich daher und erreichten alsbald den Wald bei Bielany.

Das Reiten wurde immer beſchwerlicher. Der Regen hatte das Erdreich auf eine Weiſe erweicht, daß die Pferde bei jedem Schritte tief einſanken, oft mußte man abſteigen.

m den Weg zu unterſuchen, ob es überhaupt möglich ſei, ortzukommen.

Dabei die tiefſte Nacht und Regen in Strömen. Von en anfänglichen Begleitern des Königs waren die Meten zurückgeblieben und es befanden ſich jetzt nur noch rei um ſeine Perſon, der wilde Kaluwski, Koſinski und owzinski.

Immer tiefer waren ſie mit unſäglichen Mühen in den Wald vorgedrungen, ohne zu wiſſen, wohin ſie eigentlich hre Schritte richteten. Sie mußten beſorgen, daß ihr Unrren ſie beim Anbruch des Tages gerade in die Hände der Ruſſen bringen könnte, und vermutheten, daß der Lärm ber die gewaltſame Entführung des Königs wahrſcheinich ihre Verfolger auf alle Straßen ausgeſandt haben ürde.

Kaluwski machte ſeiner Bruſt Luft durch greuliche Verünſchungen, die er gegen die Perſon des Gefangenen und as ganze Unternehmen ausſtieß.

Der König fragte einige Male im wilden Tone, wo man ihn hinführe, und bat einige Augenblicke ausruhen zu ürfen, weil er ſonſt ſeinen Geiſt aufgeben würde. Ihm urde nicht geantwortet. Koſinski und Lowzinski ritten an ſeiner Seite und beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, ährend Kaluwski einen Vorſprung hatte und nicht auf hn hörte.

Plötzlich hält er ſein Pferd und ſcheint zu horchen.

„Beim Teufel!“ ſagt er mit gedämpfter Stimme, „das ind Ruſſen!“

Alle hielten horchend an, und man vernahm deutlich in iner Entfernung von wenigen Schritten, ſeitwärts, durch's Gebüſch von den Flüchtigen getrennt, das Sprechen ruſſicher Krieger.

„Wohin nun ſich wenden?“ murmelte Kalowski. „Reiten wir in dieſer Richtung fort, ſo kommen wir ihnen gerade in den Wurf.

Man hielt nun wieder ſtillſchweigend das Ohr nach jener Gegend.

„Wir wollen uns ſeiner entledigen!“ ſagte Kalowski, „ſo entkommen wir ſicher!“ und bei dieſen Worten zog er raſch den Säbel aus der Scheide. Lowzinski warf ſich ihm entgegen und ſtellte ihm das Entſetzliche dieſer Handlung vor.

„Nun wohl! ſo hüte Du ihn allein und bringe ihn ſo weit Du kannſt!“ ſchrie Kalowski wild, warf ſein Pferd herum und ritt den Weg zurück, den ſie gekommen waren. Koſinski beſann ſich nicht lange und folgte ihm. Lowzinski blieb allein bei dem Könige.

Kurze Zeit nach der Entfernung der Beiden, hörten ſie das Anrufen einer ruſſiſchen Feldwache, ſie ſtiegen ohne Geräuſch von ihren Pferden, die auch nicht mehr im Stande waren weiter zu gehen, und ſchlugen einen Seitenweg durch dichtes Geſträuch ein.

So waren ſie eine Strecke fortgewandelt, der Regen hatte nachgelaſſen, und der trübe Tag eines polniſchen Novembers begann die Gegenſtände zu erhellen, als der König, einen feſten Blick auf ſeinen Begleiter werfend, ſtehen blieb und ausrief: „Iſt es möglich, Lowzinski? Du konnteſt Deinen beſten Freund, Deinen König verrathen? Du konnteſt die Hand dazu bieten, ihn ſeinen Feinden auszuliefern?“

Lowzinski drückte den Hut tiefer in die Augen und ſenkte den Kopf zur Erde.

„Wie Du Dich auch verſtellen magſt,“ rief der unglückliche Monarch, „ich erkenne Dich doch. Du biſt Lowzinski.

ein Jugendfreund, den ich liebte, den ich nicht von
einer Seite laſſen wollte. Sprich, was vermochte
dich, mich zu verlaſſen? Was that ich Dir, daß Du
grauſam gegen mich verfährſt?“ Lowzinski ſchwieg und
h nicht auf.

“ „Wer hätte das ſagen ſollen, als wir uns in Warſchau
iederſahen und uns in den Armen lagen!“ fuhr der Kö-
g fort. „Lowzinski, haſt Du jener Tage ganz vergeſſen?
onnte der Verräther Pulawski Dein Herz ſo umſtricken,
ß Du der heiligen Pflicht des Unterthanen, der noch heili-
rn der Freundſchaft ganz entſagen konnteſt? Ja, Pulawski
Dein Verführer, er allein trägt den größten Theil der
chuld — Dir — Lowzinski will ich gern vergeben — fliehe
ſchnell als möglich, findet man Dich bei mir, ſo biſt Du
rloren — fliehe und wenn man Dir nachſetzen will, werde
Deine Verfolger nach einer andern Seite hin zeigen.“

Die unerſchöpfliche Gutmüthigkeit, die ſich aus den
orten des Königs kundgab, rührten Lowzinski, aber der
edanke an Pulawski erſtickte dieſes Gefühl ſogleich wieder.
ie ſollte er jenem ſtarren Republikaner entgegentreten,
enn er ſich ſeinen Raub auf dieſe Weiſe hätte entkommen
ſſen! Er war feſt entſchloſſen, nur der Macht zu weichen
d, ſo lange es möglich war, ſeinen königlichen Gefangenen
cht aufzugeben.

Der Morgennebel hatte ſich zerſtreut, als ſie aus dem
alde heraustraten und nun eine Ebene vor ſich ſahen, an
ren Ende eine Reihe grauer Thürme ſich erhob, die ſie
sbald für die Thürme von Warſchau erkannten, un-
n zur Seite lag das Luſtſchloß der ſächſiſchen Könige
ariemont, mit ſeinen Gehegen und freundlich klappern-
n Mühlen. So waren ſie während der Dunkelheit irre
gangen.

Sobald der König die Gegend erkannt hatte, machte er Lowzinſki abermals auf die Gefahr aufmerkſam, die er lief, wenn er ſo nahe der Hauptſtadt ſeine Perſon nicht verlaſſen wollte, und dieſer ſelbſt wußte nicht, was er jetzt zu thun habe. Auch den König zu verlaſſen war nicht räthlich, da er als Flüchtling von den Ruſſen aufgegriffen worden wäre; ſich aufs Ungewiſſe wieder in den Wald zurückzubegeben, ſchien am Ende das Vortheilhafteſte für ihn und den König zu zwingen, ihm zu folgen. Nicht lange währte es jedoch, ſo ſprengte ein Haufe ruſſiſcher Huſaren heran, von dem Regimente, das in Warſchau ſtand. Der Officier näherte ſich und da er den König erkannte, ſprang er vom Pferde, um ein Knie vor ihm zu beugen.

„Ich ſehe mich wie durch ein Wunder gerettet,“ ſagte hochaufathmend der König. „Es gelang mir während der Finſterniß der Nacht, meinen Entführern zu entkommen, gegen Morgen führte mich der Zufall in die Hütte dieſes ehrlichen Landmanns, der, ohne mich zu kennen, den hilfeſuchenden Flüchtling aufnahm und mit anbrechendem Tage mich zur Hauptſtadt geleitete. Ja, mein Freund“, fuhr er fort, indem er ſich zu Lowzinſki wendete, „ich bin der König, Dein König, der Dir ſtets gnädig ſein wird — und von dem Du Dir in dieſem Augenblicke eine Gnade erbitten magſt, welche es ſei, ſie ſoll Dir gewährt werden!“

Lowzinſki ſtand gerührt vor dem Monarchen, keines Wortes mächtig.

„Es iſt natürlich,“ ſprach der Officier, „die Ueberraſchung hat ihm die Sprache geraubt; doch wollen Ew. Majeſtät in die Mühle treten, bis ich von Warſchau einen Wagen herbeigeholt habe; der ehrliche Bauer mag uns folgen und ſeinen Lohn dort empfangen.“

Lowzinſki bebte ſichtlich bei dieſen Worten.

„Nein, nein!“ rief raſch der König, „laſſen Sie ihn zu den Seinigen zurückkehren, die ihn mit Sehnſucht erwarten, meine Pflicht iſt es, an ihn zu denken, für ihn zu orgen. Und da Du in dem Augenblicke nicht weißt, was Du von Deinem geretteten König erbitten ſollſt, ſo will ich Dir ſelbſt eine Gnade bewilligen — es iſt zwar mehr eine Ehre als ein Glück, einen König zu umarmen — und wahrlich ſo Mancher würde an meiner Stelle nicht ſo haneln — doch komme an mein Herz und gedenke dieſes Augenblicks!“

Bei dieſen Worten öffnete er die Arme; Lowzinski ſank hm tiefgerührt an die Bruſt; die Krieger ſahen befremdet uf die ſeltſame Gruppe, dann begleiteten ſie den Monarchen in die nahegelegene Mühle, wohin ſich auf die erſte Nachricht der Commandant von Warſchau, General Coccji, egab, um den Wiedergefundenen im Triumphe nach ſeiner Hauptſtadt zu bringen.

Lowzinski rannte wie ein Wahnſinniger zurück in den Wald. Erſt nach einigen Stunden war er im Stande eine Lage zu überdenken, und ſah ein, welcher Gefahr er ch ausſetzte, wenn er nicht ſo ſchnell als möglich dieſe Geend verließ.

Fiel er in die Hände der Ruſſen und wurde er als raf Lowzinski erkannt, ſo mußte er den Tod des Hocherräthers erdulden, und ſelbſt die Gnade des Königs wäre icht im Stande geweſen, ihn zu retten.

Zu Fuße, wie er war, konnte er nicht hoffen, weit zu ommen. Da ritt ein junger Mann unbewaffnet auf einem rrlichen Gaule vorüber, der mit höhniſchem Lächeln einige umpe Späße über den armen, keuchenden Fußgänger erß. Entrüſtet über den Frechen und zugleich von dem edanken beſeelt, dadurch ſeine Flucht zu ſichern, zog Lowzinski ein Piſtol und zwang den Reiter abzuſteigen und ihm ſeinen weiten Regenmantel zu geben; dann — dieſen umwerfend — ſchwingt er ſich auf das Pferd und ſprengt eilenden Fluges davon, indem er dem Beraubten ſeine volle Geldbörſe vor die Füße wirft, die den Werth des Pferdes und Mantels wol drei Mal enthält.

Als Lowzinski ſich dem Orte nahte, wo er Pulawski's Lager anzutreffen hoffen durfte, hörte er eine ſtarke Kanonade. Er beflügelte ſeine Eile und erreichte das Schlachtfeld, als eben ruſſiſche Verſtärkungen angekommen waren und die Polen zum Weichen brachten. Er ſammelte die Auseinandergeſprengten und erſchien mit ihnen auf dem Wahlplatz in einem entſcheidenden Augenblicke, die Ruſſen mußten fliehen, und am Abend der Schlacht ruheten Lodoiska und Pulawski in Lowzinski's Armen, auf dem Felde der Leichen.

Die fehlgeſchlagene Unternehmung auf die Perſon des Königs konnte nur der Feigheit der Begleiter Lowzinski's zugeſchrieben werden, und während der alte Marſchall ſeinem Schwiegerſohn die größten Lobſprüche über den bewieſenen Muth ſpendete und dem Himmel dankte, daß er ihn geſchützt und zur rechten Zeit zurückgeſandt habe, zitterte Lodoiska bei der Schilderung der Gefahr, welcher ihr Gatte ſoeben entronnen war, und überhäufte ihn mit zärtlichen Vorwürfen, daß er ſie ſolcher Todesangſt ausſetzen konnte.

Obgleich der Sieg in dem letzten Gefechte auf der Seite der Polen geweſen war, ſo konnte Pulawski dennoch nicht daran denken, ſeine jetzige Stellung zu behaupten. Er war

ſte, ſeinen frühern Lagerplatz zu gewinnen, um hinter
igen Verſchanzungen einem überlegenen Feinde die
e zu bieten. Nicht lange ließen ihn jedoch die Feinde
Ruhe, bald kam die Nachricht von dem Anrücken einer
rbaren Macht. Mit ruhiger Ergebung des Helden be-
r Pulawski ſeine Vertheidigung vor und erwartete den
iff mit dem Anbruch des Tages.

Aber die Sonne kam, der Tag verging, die Nacht
merte herauf und wenngleich der Vortrab der Ruſſen
am Saum des Waldes bemerkbar war, ſo ſchien
ennoch keine Luſt zu haben, die Feindſeligkeiten zu be-
n.

Nach Mitternacht endlich röthete ſich der Horizont und
Donner von hundert Schlünden hallte über die Ebene
Die Ruſſen ſtanden in Schlachtlinie dem Lager ge-
ber, während die Koſaken bereits hie und da in die
zu dringen ſuchten, um Verwirrung zu verbreiten und
ündern. Die Polen vertheidigten ſich mit dem Muthe
Verzweiflung; ſie wußten, daß dies die letzte Gelegen-
war, für ihre Sache zu kämpfen; dieſe Schlacht ver-
und das Vaterland mußte unrettbar aufgegeben wer-
Doch der kühnſte Muth muß der Uebermacht un-
gen. Das edelſte Polenblut floß dahin, umſonſt —
Sieg hatte ſich auf die Seite des Feindes geneigt.

In dem Schmerze der Verzweiflung wollte Lewinski
einer flammenden Batterie entgegenſtürzen, als ihn
mächtiger Arm zurückreißt; er blickt um ſich, es iſt
wski, an deſſen Seite Lodoiska in Männerkleidung.

Was willſt Du thun?“ ſchrie der alte Marſchall;
Leben in dieſem Augenblicke opfern, hieße ſinnlos han-
Die Schlacht iſt verloren, nicht das Vaterland.
wenn alle edle Patrioten nicht mehr ſind, dann mag

es der Fremde als ſeine Beute hinnehmen, doch ſo lange wir leben und Männer, die uns ähnlich ſind, ſoll der Moskowite ſich unſers Landes nicht erfreuen! Drum folge mir, unſer Leben erhalten wir dem Lande; es iſt nicht Feigheit, die uns zur Flucht treibt. Der Tod wollte mich nicht, ſo oft ich ihm im Getümmel der Schlacht entgegentrat, da es noch galt, ein Großes zu erringen, jetzt halte ich es für thöricht, ihn aufzuſuchen. Sieh dorthin, wie unſere Leute fliehen, mögen ſie ſich erhalten die Braven für eine günſtigere Zeit, die ſicher kommen wird, ſie unterwerfen ſich nur ſcheinbar der uſurpirten Gewalt!"

Indem Pulawski dieſe Worte ſprach, eilte er in den Wald, von Lowzinski und ſeiner Tochter gefolgt. Jetzt wendeten ſie ſich um und ſahen nach allen Richtungen fliehende Polen, verfolgende Ruſſen und die Flammen des Lagers, die die Scene grell beleuchteten.

Von Schmerz zerriſſen eilten ſie tiefer in den Wald und gelangten bei anbrechendem Morgen zu einer Veſte, die dem Staroſten Micislas gehörte, einem alten, bewährten Freunde des Marſchalls, den nur das höchſte Greiſenalter abgehalten hatte, an dem Aufſtande Theil zu nehmen.

Der achtzigjährige Staroſt empfing ſeine Gäſte mit Thränen in den Augen. Nachdem er ſich von der Veranlaſſung ihrer Flucht unterrichtet hatte, räumte er ihnen ſeine bequemſten Zimmer ein und freute ſich, ihnen nach ſo vielen ausgeſtandenen Drangſalen Pflege und Ruhe verſchaffen zu können.

Pulawski entdeckte hier ſeinem Schwiegerſohne, welchen Plan er für die nächſte Zukunft entworfen habe. Er wollte nach Konſtantinopel, dem Sultan ſeine Dienſte anzubieten, um ihm in den feindlichen Unternehmungen gegen Rußland beizuſtehen, die er bereits ſeit zwei Jahren ohne Glück be-

men hatte. Mit Geld war er genugſam verſehen und
hte daher die weite Reiſe ſicher beſtehen zu können.
zinski ſollte ihn begleiten; ſeine Tochter jedoch unter
ndem Namen bei Lowzinski's Schweſter den Augen-
k abwarten, der ſie wieder mit ihrem Gatten vereinigen
de.

Als er Lodoiska dieſen Entſchluß bekannt machte, ſtürzte
ſich in Lowzinski's Arme und erklärte mit der ihr eige-
Feſtigkeit, daß keine Macht ſie von ihrem Gatten tren-
ſollte, daß ſie bereit ſei, ſelbſt den Tod mit ihm zu
len, und daß ſie kein Unglück kenne, das an ſeiner Seite
treffen könnte.

Keine Beweggründe waren vermögend, ihren Entſchluß
kend zu machen, und obgleich ſie der Eile der Flucht
ches Hinderniß in den Weg legte, ſo mußte Pulawski
ich ihren Wünſchen nachgeben.

Während dieſer Berathſchlagungen und der Einleitung
r weitverzweigten Correſpondenz, um die Fäden der Ver-
ung im Lande fortzuſpinnen, waren mehre Tage ver-
gen, und die Ruhe, die ſie in Mieiſlas' Beſitz genoſ-
hatte ihre Kräfte ſo weit erſetzt, daß ſie daran denken
ten, den Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe muthig
rgenzutreten, als eines Morgens ihr alter Wirth mit
mmerter Miene zu ihnen trat und ihnen die Nachricht
hte, daß ein Complott gemacht worden wäre, den Kö-
aus Warſchau zu entführen, daß es aber geſcheitert ſei
man nun in allen Provinzen des Landes den geflüch-
Verbrechern nachſpüre.

„Ja,“ ſetzte er zögernd hinzu, „man wagt es ſogar,
en Namen in dies tollkühne Wagſtück zu verweben,
wski! Und wie ich ſichere Nachricht habe, ſtellt man
nach und ſucht Dich in dieſen Gegenden — ich muß

Dir daher bekennen, daß ich Dich in meinen Mauern nicht mehr ſicher glaube.“

Pulawski ſtimmte ſeinen Beſorgniſſen bei; er und Lowzinski vertauſchten ihre polniſchen Uniformen gegen ſchlechte Bauerkittel, Lodoiska trug den Anzug eines jungen Landmanns dieſer Gegend, und nachdem ſie alle Mittel angewandt hatten, ihr Aeußeres ſo zu entſtellen, daß ein Erkennen ihrer Perſon unmöglich war, nahmen ſie von ihrem Wirthe Abſchied, der ſie mit tauſend Segnungen verließ, und ſchlugen den Weg nach der Krimm ein, um — da die Ruſſen ſie auf der geraden Straße hart verfolgten — auf einem Umwege die türkiſche Grenze zu erreichen.

Mit Thränen in den Augen verließ Pulawski ſein unglückliches Vaterland: „Ich wollte dich erretten,“ rief er aus, „und muß von dir ſcheiden; doch ſcheide ich nur, um dir nützlicher zu dienen!“

In Nowogorod verweilten ſie einige Zeit, um Lodoiska, die von der Angſt und den langen Märſchen erſchöpft war, eine kurze Ruhe zu gönnen. Aber die Nachforſchungen, die überall nach den Hochverräthern gemacht wurden, zwangen ſie, der rauhen Jahreszeit und ihrer Erſchöpfung ungeachtet, in dem unwegſamſten Lande ihre Flucht fortzuſetzen. Sie erreichten, immer verfolgt, wie ſie aus dem Munde der Landbewohner hörten und oft nur um wenige Stunden verfehlt, den Dniepr, wo ſie einen Nachen kauften, um die Reiſe mit mehr Bequemlichkeit fortzuſetzen.

In Zaporiskaja trafen ſie Truppen, die dem Aufrührer Pugatſcheff entgegengeſchickt wurden, und erfuhren die Einnahme von Bender und Oczakow, die Eroberung der Krimm und den Tod des Vezirs Oglu. Der Friede zwiſchen Rußland und der Pforte erleichterte ihnen die Flucht nach der Turkei.

Sie durchzogen die Moldau und Wallachei, ihre Kräfte nahmen ab und die Beſchwerlichkeiten mehrten ſich. So erreichten ſie Adrianopel, wo ſie Halt zu machen beſchloſſen.

Allein der Verkauf eines Ringes von Werth erregte Verdacht. Man führte ſie vor den Kadi. Pulawski gab ſich ihm zu erkennen und ſie wurden unter Bedeckung nach Konſtantinopel geſandt.

Hier endeten für den Augenblick die großen Leiden der armen Verfolgten. Der Sultan empfing ſie in einer Audienz und ließ ihnen ein reichliches Einkommen aus ſeinem Schatz anweiſen. Sie erhielten wieder Nachrichten aus dem Vaterlande; Pulawski's Vermögen war confiſcirt und er ſelbſt vogelfrei erklärt. Man hatte ihn eines Mordverſuchs auf den König angeklagt.

Vier Jahre lebte Pulawski in Konſtantinopel und war ſtets umſonſt bemüht, die Pforte zum Kriege gegen Rußland zu reizen, als er im Jahre 1771 die Nachricht von der erſten Zerſtückelung Polens empfing.

„Mein Vaterland hat ſeine Freiheit verloren," rief er aus, „wohlan, ſo will ich ſie einem jungen Volke erringen helfen!"

Sie ſchifften ſich nach Spanien ein und gingen von dort nach Amerika unter Segel. Der Congreß ſtellte ſie in ſeiner Armee unter Waſhington's Oberbefehl an.

Am Ende des vierten Feldzuges, bei der Belagerung von Savannah, wurde Pulawski tödtlich von einer Kugel verwundet.

Von ſeinen Kindern und Waffengefährten umgeben, prach er:

„Pulawski fällt als Märtyrer einer fremden Freiheit und

Polen ſchmachtet in Feſſeln!“ Dann ergriff er die Hand Lowzinski's und, indem er ſie in die Hand des jungen Lafayette legte, der ſchmerzvoll an ſeinem Lager ſtand, fügte er mit ſchwacher Stimme hinzu:

„Seid Freunde und Du, Lowzinski, bemühe Dich, ihm gleichzukommen! Wenn der rechte Augenblick erſcheint, kehrt in Euer Vaterland zurück und werdet ſeine Befreier! Lowzinski — das Andenken unſerer Schmach und unſerer Thaten beſelige Dich dann! Rufe den Feinden unſerer Freiheit Pulawski ins Gedächtniß, damit ſie erbeben. Sie haben uns unſere ererbten Güter geraubt, ſie haben unſern Namen durch Lügen befleckt, was iſt das Alles? Sie haben unſer Vaterland zerriſſen — Das mußt Du nie vergeſſen! Dies zu rächen, iſt heilige Pflicht! Ewiger Haß den Ruſſen! Dein letzter Blutstropfen unſerm Vaterlande!“

Mit dieſem Ausrufe ſtarb er.

Bis zur Unabhängigkeitserklärung focht Lowzinski an Lafayette's Seite in Amerika, dann kehrte er nach Paris zurück.

16.

Der Schluß der Erzählung hatte eine elektriſche Wirkung hervorgebracht und nur mit Mühe hielten ſich die Freunde zurück, um mit in den begeiſterten Ausruf des ſterbenden Pulawski einzuſtimmen.

Kaum war die Vorleſung beendigt, als ſie ſich des Themas bemächtigten und Jeder in ſeiner Weiſe ziemlich wild den Faden der Unterhaltung daran fortſpann, bis eine unerwartete Meldung das Geſpräch unterbrach. Es war ein Kurier, der geſtiefelt und geſpornt und vom Schweiße

eſend in den Saal trat und dem General Z., der ſich
der Geſellſchaft befand, ein Schreiben überbrachte. Al-
e Augen waren auf den Eintretenden gerichtet, in dem
nige von den Anweſenden einen Bekannten erblickten, dem
ſich freundlich grüßend näherten.

„Aus Frankreich! Er kommt aus Frankreich! Wichtige
inge! Die Herren beim Congreſſe werden die Perrücken
ütteln!“ ſo tönten die erſten verworrenen Ausrufungen,
e General Z. mit dieſen Worten unterbrach: „Mein Freund,
r von uns Allen gekannte K., der bei dem Beherrſcher
n Elba eine Zuflucht gefunden hat, ſchreibt mir ſoeben
s Fréjus, an der ſüdlichen Küſte Frankreichs, woſelbſt er
d Napoleon gelandet iſt. Die Einwohner laufen in Scha-
n hinzu und huldigen dem goldenen Adler, und in flie-
ndem Siegesmarſche geht es nun auf Paris los. In
ht Tagen hofft er bei der Cour des Kaiſers in den Tui-
rien ſeine Aufwartung zu machen.“

Eine dumpfe Stille folgte dem erſten Ausbruche der Ver-
underung. Jedem drängte ſich der Gedanke auf, welchen
influß dieſe große Begebenheit auf Polens Schickſal üben
ürde. Eine freudige Ahnung überflog die Geſichter. Man
ſchloß, ſo bald als möglich Vertraute nach Frankreich zu
nden, um die Sache des Vaterlandes bei dem Kaiſer zu
rtreten, und ich und Adrian ſollten nun unverzüglich da-
n abreiſen. Der andere Tag wurde dazu beſtimmt, die
thigen Anordnungen dazu zu treffen, die Briefe zu ſchrei-
n, die Vollmachten auszufertigen und die Stimmung im
llgemeinen zu beobachten, welche dieſe Nachricht — wenn
e ſich verbreitete — hervorbringen mußte, und in der dar-
f folgenden Nacht ſollte die Reiſe im Fluge angetreten
erden.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich jetzt. Ich ſuchte mein einſames Quartier. Wie groß mir auch die Verhältniſſe erſchienen, in die mich das Schickſal geworfen hatte, ich fühlte Muth in mir und Kraft, und mit einem freudigen Gefühle ging ich meiner neuen Beſtimmung entgegen. Dachte ich dann wieder an Natalie, ſo ſank mein Muth um Vieles. Sie verlaſſen! Und — ich mußte mir's geſtehen — ich konnte ſie mir gar nicht als die Meine denken. Es ſchien mir, als habe ſie nur in dies Alles gewilligt, um den Verbündeten einen jugendlich-entſchloſſenen Geiſt feſt zu gewinnen. Mir keimte oftmals der Gedanke auf, als habe ſie ſchon ein früheres Verhältniß geknüpft — als habe ſie — doch meine Grillen häuften ſich ſo, wenn ich auf dieſem Wege ſchweifte, daß ich am Ende in ein Netz von Zweifeln gerieth, aus dem mich nur der Gedanke an meine bevorſtehende Reiſe gewaltſam befreien konnte.

Es war ſpät am Abende, als ich in dieſem Zuſtande auf dem Sopha ſaß, ein Buch in der Hand, ohne zu leſen. Der Bediente ſtand an der Thür, auf den Befehl harrend, mich zu entkleiden. Da wurde geklopft. Ein Diener Nataliens, ein gewandter Franzoſe, überreichte mir folgendes Billet „de la part de sa maitresse.“

„Die beifolgende Einladung zu dem Balle des Fürſten M. erhielt ich für Sie. Da ich den Ball in Begleitung meines Bruders beſuchen werde, ſo wird es mir angenehm ſein, Sie, mein Freund, dort zu finden.

Ihre Natalie.“

Adrian hatte darunter gekritzelt:

„Wenn wir gleich Nachts fortreiſen ſollen, ſo können wir ja doch wol einige Stunden dieſem Vergnügen widmen. Ich habe meine Urſachen, den Ball nicht zu verſäumen.“

17.

Der nächſte Tag brachte viel Unruhe. Es mußte hin und hergelaufen werden, um die Abreiſe vorzubereiten, und mit Widerwillen dachte ich daran, die letzten Augenblicke in Warſchau in der lärmenden Geſellſchaft bei dem Fürſten M. uzubringen.

Dieſer Fürſt war ein aſiatiſcher Souverain, dem ruſſichen Scepter zinsbar, und hatte den Rang eines Majors ei den Koſaken. Man ſagte, er beſitze in jenen ungemeſenen Steppen einen Landſtrich, faſt ſo groß wie Polen, on Nomadenhorden nach allen Richtungen durchzogen.

Man begegnete dergleichen Souverainen, die im ruſſichen Heere nicht ſelten waren, nicht mit der ihrem hohen Stande gebührenden Auszeichnung, und ſie ſelbſt forderten uch nur die, welche ihrem militairiſchen Range zukam. Dabei waren ſie bemüht, ihre aſiatiſche Herrſcherlaune, ſo ut es gehen wollte, zu verbergen und ſich nach Umſtänen recht liebenswürdig zu zeigen.

Als die Zeit nahete, ſich bei dem Balle einzufinden, fuhr h vor das Hotel des Grafen Korecki, hörte aber von dem Portier, daß Natalie in Begleitung ihres Bruders und des Herrn von Boskewicz bereits fortgefahren ſei.

War's der Zugwind in der Halle oder mein leichter Ballanzug, ein Froſt durchſchüttelte mich, daß ich die Fener ſchnell in die Höhe zog und dem Kutſcher zu eilen beahl. In einer engen Straße der Altſtadt wohnte der Fürſt n einem geräumigen, doch nicht prächtigen Hauſe. Die Muſik und die Lichtmaſſe, die durch die Fenſter fiel, erüllte die Straße von einem Ende zum andern.. Ich trat n die Säle, der Fürſt kam mir mit einem cordialen Gruße entgegen. Meine Blicke ſuchten Natalie. In dem zweiten Saale wurde getanzt; ſie war weder Tänzerin noch Zuſchauerin. Ich drängte mich in Schlangenwindungen durch die Touren eines franzöſiſchen Contretanzes, um den dritten Saal zu erreichen. Hier wurde an einem Tiſche Pharao, an einem andern Würfel geſpielt. Ein als falſcher Spieler berüchtigter Türke hielt die eine, Baron Leyſer die andere Bank. Eine Menge junger Officiere umſtanden die Tiſche und ließen ſich um ihr Geld prellen, indem ſie durch Necken und Spotten ſich an den Räubern zu rächen ſuchten. Hier ſah ich keine Dame und wollte daher vorübereilen, als mir Boskewicz in den Weg trat und mir ſeine faden Beobachtungen aufdringen wollte. Ich fragte nach Natalie. Er zeigte ſie mir in einem nebenanſtoßenden Gemache, in einem Kreiſe von Damen ſitzend. Ein junger Cavalier, der mir bekannt zu ſein ſchien, hinter ihrem Stuhle, ſchien ſie auf das Lebhafteſte zu unterhalten.

Wie ich näher trat, erkannte ich in ihm den jungen Uhlanenofficier, der auf der erſten Redoute, die ich beſuchte, mit Natalien die Mazurka getanzt hatte. „Eine alte Bekanntſchaft,“ flüſterte mir eine innere Stimme zu, und ich blieb, wie träumend, unweit des Kreiſes ſtehen und wagte nicht näher zu treten.

„Dort ſitzt die Gräfin,“ hörte ich Boskewicz' heiſere Stimme hinter mir, und langſam näherte ich mich meiner Verheißenen.

Meine verwirrte Miene mochte ihr auffallen, ſie ſah mich befremdet an, ſie ſchien zu fragen, doch ich war nicht geneigt, ihr an dieſem Orte die Urſache meines Mißbehagens zu enthüllen.

Ich ſetzte mich zerſtreut neben Natalie, ohne ſie zu unterhalten, und, nachdem ſie vergebens darauf gewartet hatte, miſchte ſie ſich in das Geſpräch des ſie umgebenden Damenkreiſes. Der junge Uhlanenofficier, dem meine Anweſenheit ſichtbaren Zwang auflegte, ſtand nach einer Weile auf und geſellte ſich zu den Spielern. Ich ſaß wie ein Träumer da, mit weit aufgeriſſenen Augen nichts ſehend, und hatte nicht bemerkt, daß Natalie an dem Arm einer Freundin ſich, über mich ſpöttelnd, entfernt hatte, daß nach und nach alle Damen ihr gefolgt waren und ich endlich allein, inmitten eines Kreiſes leerer Stühle, zurückgeblieben war.

Meine Beſorgniſſe, daß Natalie ihr Herz bereits einem Andern verſchenkt hatte, ſtiegen immer lebhafter in mir auf. Dieſer Andere war aber der junge Uhlanenofficier, den ich bei ihr getroffen hatte. Es war mir peinlich, zu wiſſen, daß ſie nur aus Gehorſam zu ihrem Vater nicht widerſprach, als er mir ihre Hand zugeſagt hatte.

Wie verwünſchte ich dieſen Ball! Noch heute — bevor ich von Warſchau abreiſte — mußten ſich mir dieſe Zweifel löſen und Alles hinlänglich aufgeklärt ſein. Wie hätte ich meinen Geiſt auf Geſchäfte von Wichtigkeit hinlenken können, laſtete dieſe Sorge noch auf mir. Entſchloſſen ſprang ch auf. Mit lächelndem Geſichte ſtand Boskewicz vor mir, den Halbkreis leerer Stühle um mich her betrachtend. „Welch ein feindlicher Gaſt hat dieſen ſchönen Kreis davongetrieben?“ ſprach er höhniſch.

„Mein Unſtern,“ erwiderte ich, „der mir die Gabe geraubt hat, angenehm ſchwatzen zu können. Die Volière iſt eer — ſie ſind alle davon geflattert, die bunten Vögelhen!“ ſetzte ich bitter hinzu.

Ich ſah nach der Uhr. Die Nacht war weit vorerückt.

„Es wird Zeit!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Dritthalb Stunden verträumt.“

Adrian kam aus dem Spielſaal. „Die Kerle werden mir die Revange ſchuldig bleiben müſſen, denn wir müſſen fort. Wo iſt Natalie?“ Ich konnte es ihm nicht ſagen.

Boskewicz hatte ſich wieder entfernt; wir gingen durch die Säle, um ſie aufzuſuchen.

Der Uhlanenofficier begegnete uns, auch er fragte nach Natalien. Auf unſere Erwiderung, daß auch wir ſie ſuchten, eilte er mit einer Haſtigkeit fort, in der ſich nur zu deutlich ſeine Beſorgniß offenbarte. Adrian ſchien verlegen, ich befand mich in einer nicht zu beſchreibenden Unruhe. Endlich erblickte Adrian eine ältliche Dame, deren Obhut er Natalie bei ſeinem Eintritte übergeben hatte. Hier erfuhren wir, ſie ſei mit einigen jungen Damen und Herren in die obern Zimmer eingeladen worden, um dort, fern von der Muſik und dem Geräuſche des Balles, eine Taſſe Thee zu nehmen und zugleich einige Gemälde anzuſehen, welche Gegenden aus der Heimat des Fürſten darſtellten. Sie verwundere ſich jedoch ſelbſt, ſetzte ſie hinzu, über das lange Ausbleiben der Leutchen, und forderte uns auf, die Damen wieder herunterzubringen, da es wol Zeit zum Aufbruch wäre. Kaum hatte ſie dieſe Rede geendet, als ein furchtbarer Lärm ſich von dem Eingange her, dem Saale, in dem wir uns befanden, zuwälzte. Flüchtende Damen, Entſetzen in den Mienen, ſtürmten voran und ſuchten Schutz vor der nachdringenden Menge, indem ſie auf Tiſche und Stühle ſprangen, die an den Wänden umherſtanden. Nach ihnen kamen Väter, ihre Töchter im Arme, die ſich ängſtlich an ihnen feſtklammerten, und nun wälzte ſich mit fürchterlichem Geſchrei eine tobende Menſchenmaſſe einher, die mit Waffen und Fäuſten auf einander losſchlug. Tiſche und Stühle, Flaſchen und Leuchter ſah man in die Luft gehoben, um auf das Haupt des Gegners niedergeſchmettert

 werden. Die Fenſter wurden aufgeriſſen und der Stär-
 re hob den Schwächern bis zur Brüſtung und warf
n ohn' Erbarmen von einer beträchtlichen Höhe auf das
Straßenpflaſter hinab. Mitten aus dieſem wilden Tumulte
h ich den ſchönen Lockenkopf des jungen Uhlanenofficiers
rvorragen. Er drängte ſich durch die Menge, die ſelbſt
 der größten Erbitterung des Streites ihm für einen Au-
nblick Platz machte. Jetzt kam er näher — er trug auf
nen beiden Händen ein todtenähnliches Frauenzimmer, das
 auf ein Sopha legte. Eine Menge junger Polen ſuchte
it Mühe einen weiten Kreis rund um ſie zu bilden. Ei-
ge Damen hatten ſich genähert, um der Unglücklichen
ülfe zu leiſten. Ich trat ſo nahe hinzu, als ich es ver
ochte — und — ich erkannte Natalie.

Ehe ich mich noch faſſen konnte, zerrten einige Polen
n Fürſten, der den Ball veranſtaltet hatte, in den Kreis.
nige gemeine Koſaken folgten ihm.

Der Fürſt war in einem Zuſtande ſinnloſer Trunken-
t und vermochte nur lallend einige Flüche auszuſtoßen
d den Koſaken den Befehl zu ertheilen, den jungen Uhla-
nofficier feſtzunehmen. Aber wie ein zürnender Achill
nd dieſer mitten im Kreiſe da, und ſowie die Kerle ſich
n näherten, ſtreckte er ſie mit einem Fauſtſchlage nieder.

„Unter Cavalieren — und ich will Dir die Ehre er-
gen, Dich noch dafür zu halten — werden Streitigkeiten
ht mit Hülfe der Leibeigenen ausgemacht!“ donnerte er.
Morgen erwarte ich Dich in der Allee von Lazenka, um
ei Uhr Mittags. Sorge für gute Piſtolen!“

Und ſomit kehrte er ihm verächtlich den Rücken und
ndte ſich zu Natalie, welcher auch ich mich genähert hatte.
e lag noch immer in tiefer Ohnmacht da, ihre Kleider
ren zerriſſen, ihre Haare gelöſt, ihre Wangen zeigten

blutige Spuren. Ich muthmaßte das Schrecklichſte und wagte nicht um Aufklärung des Gräßlichen zu fragen.

Der Lärm ſchwieg; die Thüren waren von Wachen beſetzt, und ein Officier trat in den Saal und ſchrieb die Namen aller Anweſenden auf, um ſie höhern Orts zu melden. Man hob Natalie auf, um ſie in den Wagen zu tragen — ich war nicht im Stande, ihr zu folgen. Da faßte mich Jemand am Arme, ich ließ mich willenlos bis zur Thür leiten. „Adjutanten von Sr. kaiſerlichen Hoheit!" rief eine bekannte Stimme der Wache zu, die das Gewehr anzog. Ich blickte auf, es war Leyſer, der mich und Adrian zum Saale hinaus und an den Wagen führte.

Wir ſaßen ſtumm nebeneinander und traten in das Haus der Trauer, wo der edle Graf von Korecki an dem Bette ſeiner verlorenen Tochter weinte, welche ſoeben wieder ihre Augen zum ſchmachvollen Leben geöffnet hatte.

18.

An die Abreiſe nach Paris wurde nicht weiter gedacht. Die Nacht brachten wir in ſtummem Schmerze zu. Das Zimmer der jungen Gräfin war Allen unzugänglich. Ihr Zuſtand erregte die größte Beſorgniß. Es war Keinem ein Räthſel, was dieſe traurige Begebenheit herbeigeführt hatte. Durch die verrätheriſche Liſt des gemeinen Kupplers Boskewicz hatte ſich die junge Gräfin allein mit einem betrunkenen Wollüſtling befunden, der ſie mit zudringlichen Bitten beſtürmte. Dem armen hülfloſen Schlachtopfer gegenüber, das vergebens zu entkommen ſuchte, wurde das Ungeheuer kühner — der ohnmächtige Widerſtand ward bald überwältigt und das ängſtliche Schreien der Armen übertönte der Jubel des Feſtes.

Doch zu den Ohren des hinaufeilenden Officiers ſchallte es; mit der Rieſenkraft der Verzweiflung zertrümmerte er die Thür, der hündiſche Räuber floh, und ſowie ſich die edleren Gemüther ſogleich im höchſten Grade der Entrüſtung an dem Urheber der Schandthat rächen wollten, ſo konnte es nicht fehlen, daß die, ähnlichen Gelichters, ſich zur Wehre ſetzten, und ſo erfolgte dann der tumultuariſche Auftritt.

Meine Stimmung nach dieſem Vorfalle läßt ſich nicht beſchreiben. Zu groß war der Antheil, den der junge Uhlane an Natalien genommen hatte, als daß ich nicht die Beſtätigung aller meiner Beſorgniſſe daraus hätte erfahren ſollen. Natalie war für mich nicht verloren, denn nie hatte ich ſie beſeſſen. Nur dem Vaterlande gehörte ich an — nur ſeinem Glücke ſchlug dies Herz — ich mußte mir Faſſung erringen, um mich zur Reiſe anzuſchicken.

Um zwei Uhr des folgenden Tages harrte der Uhlan mit ſeinem Secundanten vergebens auf ſeinen Gegner in der Allee von Lazenka. Man ſah zwei Herren in der Entfernung, die ein ſtrenges Incognito beobachteten, und in denen man die höchſte Militairperſon in Warſchau, von einem Adjutanten begleitet, wollte entdeckt haben, die, entrüſtet über den Vorfall, ſich mit eigenen Augen von dem Ausgange des Duells überzeugen wollte.

Die Polen warteten lange und verließen endlich nur zögernd den Wahlplatz.

Ich war mit Adrian zugegen geweſen. Stumm und in ſich gekehrt ſaß er an meiner Seite. Das wildrollende Auge ſchoß Blitze, die bleichen Lippen bebten. Man hätte ihn nicht wiedererkannt.

Er trug mir Einiges auf zu unſerer bevorſtehenden Abreiſe zu beſorgen und verſprach, mich gegen Abend im Reiſewagen abzuholen. Ich ging hierauf in mein Zimmer und ſchrieb einige Zeilen an Natalie unter heißen Thränen.

Gegen Abend kam der Reiſewagen; die Poſtpferde waren vorgelegt. Der Bediente meldete, Graf Adrian würde bald erſcheinen, und dann müſſe es ſogleich fortgehen. Er ließ nicht lange auf ſich warten — noch verſtörter, als er mich verlaſſen hatte, ſah ich ihn wieder, er fiel mir wild um den Hals und lallte: „Fort! ſchnell fort!“

Der Wagen flog mit Blitzesſchnelle durch die Straßen. Unweit des Korecki'ſchen Hotels befahl er langſam zu fahren. Er erhob ſich ſtehend in dem Wagen und hielt mit wildem Lachen ein Piſtol in die Höhe, einer weiblichen Geſtalt entgegen, die zitternd in tiefe Schleier gehüllt auf dem Balcone ſtand. „Du biſt gerächt!“ ſchrie er — warf ſich in den Wagen zurück — und ergoß ſeinen Schmerz in einen Strom von Thränen, während der Poſtillon munter ins Horn ſchmetterte und ich, von dumpfer Trauer durchbohrt, die warſchauer Linien hinter mir fortfliegen ſah.

Bayreuth.

Es gibt Punkte im lieben Deutſchland, die ich ſtets nur
m hellſten Sonnenlichte mir denken kann; ich darf —
wenn mich Regenwetter oder körperliche Schmerzen trübe
geſtimmt haben, meine Gedanken nur auf jene Punkte hin
enken und ſogleich fühl' ich mich wehmüthig erheitert.
Dieſe Wirkung bringt Bayreuth auf mich hervor. Ich
ehe es noch immer vor mir liegen, wie an jenem Tage,
vo die Strahlen der untergehenden Sonne den ſchönen
Thurm von St.-Georg ſo herrlich beleuchteten und die ge
aden Linien der regelmäßigen Stadt ſich von den grünen
Höhen losriſſen und ſich am klaren Horizonte zeichneten;
as ſchwarze Wettergewölk umhüllte die Bindlocher Höhe,
m ſich in den Schluchten und Kluften der Fichtelberge zu
ntladen und den Staub des Weges für ſpäter kommende
Reiſende zu löſchen.

Es war am ſpäten Nachmittage eines ſchönen Mai
ages, als eine polniſche Britſchka, mit vier litthauiſchen
falben beſpannt, deren weiße Mähnen den Bogen fegten,
en Weg von Berneck in die Bayreuther Ebene hinabrollte.
ranczuzek, der Kutſcher, hatte zu halten, denn erſt auf

dem Berge vor Zittau, am vorigen Tage, waren die Reiſenden nahe daran geweſen, das Leben zu verlieren. Das Geſpann war litthauiſch vorgelegt, was man in jener Gegend eine Tſchetworka benennt, ähnlich der Quadriga der Alten. Zwei Pferde in der Mitte und zwei in der Wildbahn an jeder Seite, mit krumm gebogenem Halſe, galoppirend. Es iſt eine herrliche Luſt, dieſe Galoppins ſo mächtig ausgreifen zu ſehen und dabei den Thieren in das kluge Feuerauge blicken zu können, das ſie auf die im Wagen Sitzenden richten. Das iſt ein Genuß, den wir bei der deutſchen und engliſchen Beſpannungsart entbehren müſſen.

Vor Zittau, auf dem Berge, ging eine vor uns herfahrende Troika (drei Pferde in der Breite) durch, und nicht lange, ſo wurde unſer frommes und ſonſt ſo geſcheidtes Viergeſpann von dem böſen Beiſpiele angeſteckt und lief nach. Der Kutſcher verlor Zügel und Beſinnung und wir ſahen den Tod vor Augen. Eines der Seitenpferde hatte ſich bereits aus den Strängen gearbeitet und tobte ganz verwildert neben dem Wagen, und ſo wollte es der Zufall, daß es mit den Vorderfüßen in den Zügel ſprang und einen ſo kräftigen Ruck gab, ſo übermenſchlich ſtark, daß das Geſpann plötzlich wie durch einen Zauber ſtand. Wir benutzten den glücklichen Moment und entrannen ſo der Gefahr.

Obgleich der Bindlocher Weg ſteil genug hinabſtürzt, ſo überließen die im Wagen Sitzenden ſich dennoch ſorglos den ſtarken Fäuſten Franczuzek's und dachten nicht daran, nach Weg und Pferden zu ſehen. Ein eifriges Geſpräch ſchien ſie zu ſehr in Anſpruch genommen zu haben.

Es war ein junger Mann im grünen Militairüberrocke, eine kleine Mütze auf die ſchwarzen Locken gedrückt, das markirte Geſicht blühend gefärbt und auf der Oberlippe den

ichten Anflug eines Bartes. Ihm zur Seite ſaß ein
twas älterer, gleich gekleidet, das Geſicht intereſſant, bleich,
ie Augen tiefliegend und einen Trichter zum rechten Ohr
altend. Er war harthörig auf dieſem Ohr und auf dem
nken taub. Der Jüngere hatte eben das zwanzigſte Jahr
rreicht, der Aeltere das dreißigſte noch nicht überſchritten.
Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war Jean Paul.
licht befremdend in der That, da ſie ſich ſeinem Wohn-
rte näherten und Beide gleich warm den Dichter ver-
rten.

„Ich bedauere ungemein,“ ſagte der Jüngere, „um den
Genuß zu kommen. Biſt Du denn aber auch gewiß, lieber
5*., daß es Jean Paul war?“

„Ich habe ihn ſelbſt geſprochen und Du haſt es ja
ann auch ſpäter vom Wirthe ſelbſt gehört.“

„Ja — der wußte mir aber doch nur zu ſagen, daß es
n berühmter Dichter geweſen ſei, der mit der Dame
rchreiſte. Den Namen hatte er vergeſſen und ſagte auf
eine Frage, ob es Jean Paul geweſen, mit einer ſo un-
uldigen Miene ſein Ja, daß ich daraus wol abnehmen
unte, er habe von dieſem Heros unſerer Literatur nie
rechen hören.“

„Daß Du auch gerade ausgegangen ſein mußteſt,“ nahm
r Andere wieder das Wort, „und daß ihre Pferde nicht
ch eine Viertelſtunde länger ausblieben. Wie ſehr be-
uerte ich es, daß Du dieſe höchſt intereſſante Bekannt-
aft verſäumteſt, die mich der Zufall machen ließ. Du
anſt Dir denken, wie ich die Augen aufriß und wie ich
n Moment benutzte, recht viel mit dem Verehrten zu
echen.“

„Und nach Schleſien reiſte er?“ fragte der Jüngere.

„Zur Herzogin von Kurland. Er begleitete die Frau von der Recke,“ entgegnete Jener.

„Wie verwünſche ich meinen Unſtern,“ rief der Jüngere aus. „Ich freute mich nur auf zwei Dinge, da ich die Marſchroute in Warſchau erhielt. Erſtens auf die Bekanntſchaft Jean Paul's während des Raſttags in Bayreuth, und zweitens auf den großen Raſttag in Nürnberg, der alten deutſchen Stadt, der Stadt meiner großen Vorliebe! Nun iſt Jean Paul fort und ſtatt auf Nürnberg, werden wir auf Bamberg dirigirt.“

Unter ſolchen Geſprächen hatten die Reiſenden die Stadt erreicht, wo ihr Wagen ſich einer langen Reihe anderer anſchließen mußte, um die Vertheilung der Quartierbillete abzuwarten, die vom Rathhauſe geholt wurden. Der Jüngere der Beiden, der Niemand anders als ich ſelbſt war, ſaß traurig und nachdenkend in der Britſchka zurückgelehnt, während der Andere, Hauptmann S*., fortgelaufen war, um ſelbſt ſein Billet einzutreiben. Mir war es nun ganz gleich, wo ich hingelegt wurde, da mein ſchöner Plan mir vereitelt war, bei Jean Paul ſelbſt einquartirt zu werden. Es war ſpät am Abend, als ich mein Billet bekam, das mich in ein entlegenes Gäßchen zu einer armen Familie brachte, deren ängſtlich freundlichen Empfang ich in meinem wachſenden Unmuthe ziemlich barſch vergalt. Ich lag auf dem Sopha, als die Thür aufgeriſſen wurde und S*. mit wildem Geſchrei hereinſprang.

„Endlich habe ich Dich gefunden! Wo Teufel haben ſie Dich hingelegt. Hier kannſt Du nicht bleiben; das ganze Haus ſtinkt, daß man umkommen möchte. Hier iſt's ja ärger als in der ſchmuzigſten polniſchen Stanzie. Sind wir darum nach Deutſchland gezogen, um den theuern Dreck des Vaterlandes auch hier zu finden? Nein! da hab' ich's beſſer getroffen! Komm zu mir, das iſt ein Zimmer! und welche charmante Leute! Weißt Du, bei wem ich die Ehre habe einquartiert zu ſein?“

„Mir gleich,“ brummte ich. „Du wirſt doch nicht glauben, daß ich alle Philiſter in Bayreuth kennen lernen will?“

„Was Philiſter!“ ſchrie S*. „Bei dem Herrn Legationsrath Richter lautet mein Billet, und wenn ich auch noch nicht ſo glücklich war, meinen Herrn Wirth zu ſehen, ſo hoff' ich doch, dieſen Abend an ſeinem Tiſche, im Kreiſe ſeiner Familie, ſeine köſtliche Bekanntſchaft zu machen.“

Ich war mit einem Male vor Zorn glühend; bald aber glaubte ich die Neckerei meines Freundes zu begreifen und ſagte: „Immerhin! ergötze Dich bei der Frau Legationsräthin. So lange bleiben wir nicht hier, bis Er aus Schleſien zurückgekehrt ſein wird.

„O, über den Leichtgläubigen!“ lachte S*. „Jean Paul denkt nicht daran, nach Schleſien zu reiſen. Er iſt hier und das Ganze war eine Erfindung von mir, um Dich von Deinem Gedanken abzubringen, Dich dort einquartieren zu laſſen. Der mit der Frau von der Recke durch Zittau reiſte, war der ſentimentale Tiedge, nach deſſen näherer Bekanntſchaft wir Beide nicht eben geizen.“

Der Verfaſſer der Urania, der in dem erſten Jahrzehend des Jahrhunderts von der Jugend angebetet wurde, hatte in dem zweiten nur noch einen geringen und ſehr gemäßigten Anhang. — Ich vermochte S*. nichts zu erwidern, ſo böſe hatte mich ſeine Falſchheit gemacht. Doch was war zu thun; er war anſcheinend der Glückliche und ich mußte mich in Geduld faſſen. Aber von dieſem Augenblicke an war mir meine ſchmuzige Poſada ganz unerträglich. Ich befahl meinem Bedienten die Effecten zuſammenauspacken und in das beſte Hotel zu gehen. Er führte mich in das Brandenburger Haus, das damals noch eines alten, anſtändigen Rufes genoß, den eine hübſche Wirthin friſch zu erhalten wußte. Mit S*. ſprach ich nichts mehr; er lachte und ging fort.

Den Abend ſtrich ich allein in den Straßen umher, die durch die angekommenen Truppen ein ſeltenes Leben zeigten. Kleine Jungen drängten ſich an mich und boten ſich zu Führern zu hübſchen Mädchen an. Eine empörende Unſitte, die man leider in vielen deutſchen Städten findet. In den ſchönen Häuſern brannten Lichter, die Thüren ſtanden offen und die Nachbarn plauderten vertraulich miteinander. Ich hatte ſpäter Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß die Einwohner von Bayreuth, trotz aller Fehler deutſcher Kleinſtädter, die auch ihnen ankleben, dennoch Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft in ungewöhnlichem Grade beſitzen.

Ohne daß ſich mir ein Abenteuer aufgedrängt hätte — ich ſuchte keines — erreichte ich meinen Gaſthof, um nach dem ſtürmiſchen Tage die Ruhe zu finden.

Am andern Morgen — ich ſitze gerade beim Frühſtücke — tritt S*. wieder zur Thür herein. Er war mir ſo widerwärtig geworden, daß ich mich zuſammennehmen mußte, ihm nicht unhöflich zu begegnen. Ich erwartete wieder Ausbrüche der Luſtigkeit zu vernehmen oder etwa eine Ausmalung des geſtrigen Soupers bei Jean Paul mit geſättigtem Pinſel. Wie ſehr überraſchte es mich aber, als er ganz kleinlaut anfing eine Jeremiade anzuſtimmen. Er war keineswegs der willkommene Gaſt im Hauſe des Dichters, wie er ſich geſchmeichelt hatte, und jeder Andere von feinerem Zartgefühl würde ohne Weiteres auf und davon gegangen ſein. Dann hätte er aber nichts von Jean Paul's Häuslichkeit berichten können, und S*. war keineswegs

r Mann, der eine für gut erklärte Priſe ſo leicht
usgab.

Jean Paul hatte ſtarke Einwendungen gegen die Auf-
ahme der Einquartierung gemacht. Er habe nicht nöthig,
fficiere zu bewirthen, hatte er geſagt, und für die Ge-
einen war ein Uebereinkommen mit einem Bierwirthe in
r Nachbarſchaft getroffen. Er lief ſelbſt zur Municipa-
ät, um ſich den unwillkommenen Gaſt vom Halſe zu
haffen, und kam mißmuthig nach Hauſe, als es ihm nicht
glückt war. Man kann ſich denken, daß S*. nicht zu
iſche gezogen wurde, ſondern auf ſeinem Zimmer eſſen
ußte, ebenſo, daß er ſeinen berühmten Wirth weder zu
hen noch zu ſprechen bekam.

„Das ſchreckt mich jedoch gar nicht ab,“ rief S*., „ich
de dennoch den ungeſchlachten Menſchen zahm machen!
d auch Du ſollſt ihn kennen lernen. Ich habe mir vor-
ommen, ihn dieſen Nachmittag zu einer Fahrt nach der
ermitage einzuladen; das ſchlägt er nicht aus und Du be-
ſt uns.“

Obgleich ich nicht ſo feſt daran glaubte, daß Jean
aul die Einladung annehmen würde, ſo begab ich mich
h zur beſtimmten Stunde in ſein Haus in der Fried-
ichsſtraße. Indem ich in das Zimmer trat, welches mein
reund bewohnte, fiel mir ein großes Bild auf, das einen
rken Mann mit gefärbtem Geſichte und dunkeln Haaren
rſtellte. Es war des Dichters wohlgetroffenes Portrait,
mir um ſo mehr auffiel, als ich, nach dem ſchlechten
upferſtiche vor ſeinem Heſperus, mir ihn ganz anders ge-
acht hatte.

S*. lief fort, um Jean Paul zu holen, der noch immer
t ſeine Einwilligung gegeben hatte; bald aber kam er
einem traurigen Geſichte zurück. Ein ruſſiſcher Fürſt

hatte ſich bei ihm melden laſſen, und es war ihm daher unmöglich — wie er vorgab — mit uns zu fahren.

Ich ſetzte mich übel gelaunt in den bereit ſtehenden Wagen und ließ es nicht fehlen, meinen Nebenmann über ſeine Hinterliſt, die ihm ſo ſchlechte Früchte getragen, weidlich zu necken.

Die Tugend ſollte indeß bald ihren Lohn finden. Mich erwartete in der Eremitage ein Glück, von dem ich jetzt noch keine Ahnung hatte.

Dieſe Eremitage iſt ein Luſtſchloß der vormaligen Markgrafen und im damaligen Geſchmacke mit vieler Pracht ausgeführt. Die Gegend iſt entzückend, ſchöne alte Bäume, Waſſerkünſte, ein guter Gaſthof; die Einwohner ſtrömten in Schaaren aus der Stadt, um ſich hier ihres Lebens recht zu freuen.

Wir ſetzten uns unfern einer großen Damengeſellſchaft, und obgleich die Hitze drückend war, ließen wir uns, nach nordiſcher Sitte, heißen Punſch bringen und blickten und horchten nach den Damen hinüber, unter denen einige uns lebhaft anzogen.

Während jedoch dieſe Anweſenden ruhig und ſtill daſaßen und Kaffee ſchlürften oder die Nadeln und den Faden bewegten, mühte ſich eine großgewachſene Frau ab, die Geſellſchaft auf das Lauteſte zu unterhalten.

Sie war in ein langes wollenes Gewand von himmelblauer Farbe gekleidet, das mit gelben Zacken von Atlas beſetzt war, und trug auf dem Kopfe einen großen Scheibenhut, gleichfalls blau und gelb, ähnlich dem der Johanna von Aragonien in dem bekannten Gemälde von Raphael, jedoch mit dem Unterſchiede, daß lange, weiße Straußenfedern davon herniederwehten. An der Bruſt ſteckte ein weiß emaillirtes ziemlich großes Schild, an gelber Schleife, wie ein

rdenskleidern. Es trugen ſich damals deutſche Frauen;
an nannte es „mittelalterlich.“

Dieſe mittelalterliche Geſtalt war aber die Witwe des
en Amtmanns in Altengleichen, Johann Gottfried Bür-
r's, Frau Eliſa; ſehr verrufen in deutſchen Gauen, ob
nöder Schmach und Untreue, die ſie ihrem Eheherrn zu-
fügt, und eines vagabundirenden Lebenswandels wegen,
ſie führte, als öffentliche Schönrednerin und Schau-
lerin, wie auch Komödiantin, wo eine Bühne und die
nweſenheit einer Truppe ihr die Ausübung dieſer Kunſt
ſtatteten.

Jetzt, wo ich dieſe Schilderung entwerfe und das trau-
Schickſal dieſer Frau mir wieder auftaucht in meinem
dächtniſſe, kann ich mich nicht enthalten, einige Worte
zuſchalten, die darauf Bezug haben.

Nie hat ein gemeines, kleinliches Geklatſche einen Men-
n ſo unglücklich gemacht als gerade das, was von dem
n Bürger ausging über ſeine ehelichen Verhältniſſe und
ſeinen Freunden in alle Winde vertragen wurde. Wie
r Untreue wird bei Tage und Nacht verübt, ohne daß
n durch ihre Enthüllung es für gut findet, ſich ſelbſt an
Pranger zu ſtellen. Der alte Bürger fand dies für
und es gab ſogar Leute, die den grämlichen Greis be-
bedauerten. Aus Eitelkeit freit er ein munteres, fri-
Mädchen, das er nie geſehen, blos weil es vorgibt,
in ſeine Dichtungen verliebt zu haben, und reiſt ſeine
nige,“ der er das hohe Lied geſungen, aus ſeinem
en, und eine Andere noch, deren Name mir entfallen.
glaube, ſie hieß Molly. Das friſche Mädchen kommt
dem heitern, freundlichen Schwaben nach dem ſteifen,
n Göttingen, der langweiligſten Stadt Deutſchlands
alle Leute, welche die Bibliothek nicht benutzen können

oder wollen. Die junge, hübſche Frau Profeſſorin, mit den Feueraugen, dem junoniſchen Körperbau und der ſüddeutſchen Anmuth der Rede macht Aufſehen und die jungen Leute drängen ſich hinzu, ihr den Hof zu machen. Der Herr Profeſſor iſt damit einverſtanden bis zu einem gewiſſen Punkt, und es iſt ihm lieb, durch ſolche Aufmerkſamkeiten der Pflicht überhoben zu ſein, die junge Frau am Arm zu führen und zu unterhalten und der Pfeife und andern gewohnten Ergötzlichkeiten dafür treu bleiben zu können. Indeß muß er doch zu Zeiten ſich aus der Ruhe reißen, um ihr ein Vergnügen zu machen. Er muß im Winter ein paar Bälle beſuchen, und während er im Rauchzimmer beim Gläschen ſchmauchend ſitzt, wird der Frau erlaubt, ein Tänzchen mit den Herren Studirenden zu verſuchen. Die arme Frau, ſie tanzt noch ſo gern und an Aufforderungen fehlt es nicht; allein der grämliche Herr hatte nur einen Tanz zugeſtanden und ſie fürchtet ſeine üble Laune. Unterwürfig drängt ſie ſich daher zu ſeinem Sitze, von einem ganzen Schwarme eifriger Anbeter gefolgt. Dieſe beſtürmen den alten Profeſſor und er willigt endlich ein, ſeine Frau noch ein Tänzchen mitmachen zu laſſen. Schon ertönen Geigen und Pfeifen und die Paare hüpfen in den Saal; mit mißgönnendem Blicke ſieht der alte Hypochonder den Glücklichen nach; die Pfeife ſchmeckt ihm plötzlich nicht mehr, er ſteht unruhig auf und ſchleicht fort, um den Tanz zu belauſchen. Da ſieht er ſie hinſchweben; ihre Blicke ruhen glühend auf einander; ihre Arme umſchlingen ſich feſt; Bruſt iſt an Bruſt geſchmiegt; ihr Athem begegnet ſich, vermiſcht ſich — auch das ſind Küſſe — Küſſe vor Aller Welt Augen gegeben — ſeine Ehre iſt gekränkt — das hat er nicht erlaubt; er ſchnaubt Rache und verflucht ſeine Ohnmacht; Gott weiß, was ihm

ier durch den Sinn fährt; aber rächen kann er ſich doch.
kann zanken, kann ſeiner armen Frau das Leben ſauer
achen und das will er. Er ſchleicht nach Hauſe, wäh-
d der tobende, wilde, luſtige Tanz fortdauert. Der
e, mürriſche Mann liegt ſchon lange, die Schlafmütze
er die Naſe gezogen, im Bette, als die Tänzerpaare
 löſen und der Student die Profeſſorin zum Siz-
ht. Aber ſo ermüdet ſie iſt, ſo läßt es ihr keine Ruhe,
eilt ins Rauchzimmer, wo ſie ihren Alten zu finden
fft, um an ſeiner kalten Hand in das ſüßeſte Ehebette
wandeln. Aber o Himmel! welch ein Schrecken bemei-
rt ſich ihrer! ſie findet ihn nirgend. Er ſei ſchon lange
ch Hauſe gegangen, der Herr Profeſſor Bürger, ant-
rten ihr mit höhniſchem Lächeln die herumſitzenden
iliſter. In Schweiß gebadet, eilt ſie ihm nach;
ſchellt ein-, zweimal mit klappernden Zähnen; ſie
rrt lange; ſchon klirrt hie und da ein Fenſter der Nach-
rſchaft, das neugierig geöffnet wird; nur in ihrem Hauſe
eint Alles vom Todesſchlaf beſeelt. Endlich vernimmt ſie
s Klaffen des Mopſes, andere Hunde werden wach, es
ſteht ein furchtbarer Lärm. Nun erſt wird das Fenſter
er ihrem Kopf geöffnet und das zürnende Antlitz des
rrn Profeſſors in der Nachtmütze wird oben ſichtbar.
chnarrend und brummig fragt er: „was es unten gebe?“
d erſt nachdem ſie ſich genannt und demüthig um Ver-
ihung gebeten, wird geöffnet und ſie mit einem derben
rweiſe eingelaſſen.

Am andern Tage war das Geſchichtchen für die Stadt
ig.

Dieſe Begegnung lehrte öfter wieder und das bitter ge-
ſchte Weib, das in dem Sänger feuriger Lieder auch
n feurigen Mann vermuthet hatte, denkt plötzlich

an Rettung auf dieſem [illegible], und den Thränen, Tag und Nacht vergoſſen, folgen ruhigere Betrachtungen über ihre Lage und beſonnene Blicke auf ihre Umgebung. Hier war von keiner Verführung, von keinem Ausbruche oder Sinnlichkeit die Rede; der zärtliche, zuvorkommende, aufmerkſame Jüngling, der ſich der armen, gekränkten, gemißhandelten Frau annahm, wurde erhört und eine Ehe gebrochen, die nie hätte zuſammengefügt werden ſollen. Und welch ein gemeines Geſchrei war darüber erhoben wurde, und wie alte und junge Philiſter nun zuſammenſtanden, den belachenswerthen Alten zu beklagen und eine junge, ſchöne, unglückliche Frau mit Schmach und Schande zu verfolgen, die ſie ihr ganzes Leben hindurch nicht verließen, und von Klippe zu Klippe ſchleuderten, bis ſie im hohen Alter, erblindet, an Allem Mangel leidend, von ſpärlichen Almoſen ihre Tage friſtend, in Frankfurt ſtarb. Die Geſchichte dieſer Frau iſt ein Denkmal der Rohheit in Deutſchland, das mehr als alles Andere die Erörterung der großen Frage: „über die Emancipation der Frauen“ zu beſchleunigen heißt.

Wie viele der Schönſten ſeufzen in geheimen Armen gewiſſenloſer Tyrannen, die um einige Tropfen Milch mehr oder weniger in ihrer Taſſe Kaffee, um ein weiches oder hartes Rindfleiſch tagelang ſchmollen; die nie fragen: was gefällt Dir? was beliebt Dir? ſondern als unverbrüchliches Geſetz ihren Willen dictiren; wie Viele dieſer armen Geſchöpfe dulden im Stillen, und zeigen der Geſellſchaft ihre holdlächelnden Züge, und kämpfen und ringen mit der Tugend, und bleiben treu ihren Peinigern. Wahrlich dieſe Beklagenswerthen verdienen ein beſſeres Loos; man reiße ſie endlich aus dem barbariſchen Zwange, der ſie tyranniſirt, und gebe dieſen edlen Geſchöpfen ihre natürlichen Rechte wieder. Wer aber

Derbheit, von alter Sitte, von altem Holze, womit unsere jetzige Gesellschaft so überschwänglich reich gesegnet ist, sind mir keine widerlicher als die Ausdrücke von sogenannter Minne und Galanterie, womit man sich in gewissen Theilen Deutschlands so viel weiß. Kaltes, [illegible] Ceremoniell, steife Complimente, um die Hohlheit und Leere zu verdecken, bis die [illegible] gefüllt sind. Was wissen die meisten Männer von Heute von der Achtung, die sie ihren Frauen schuldig sind; und sie sollten von Minne und Galanterie einen Begriff haben? Das ist eine Dummheit wie so viele andere; ein Wortgeprunk, nichts weiter, wobei sich Jeder denken kann was er will, wobei sich aber die Meisten nichts denken.

Arme Elise Bürger! Du hast mir nicht das geringste Mitleid entlockt, als ich Dich kennen lernte im altdeutschen Kleide und Körner'sche Verse recitiren hörte und eigene Gedichte machen sah; Du hast mich gelangweilt und ver[illegible] [illegible], als ich Dich mit schlechtem Komödiantengesindel umherziehen und plastisch-mimische Darstellungen geben sah; Glaube, Liebe, Hoffnung, von Dir dargestellt, sahen alle drei wie Furien aus; aber ich hatte Thränen für Dich gehabt in Deiner armen Jugend und konnte um Dich klagen, da ich Dein elendes Alter erfuhr, das diese Jugend Dir bereitet hatte.

Man kann aber dem alten Bürger Unrecht geben und dennoch seine Lenore hochhalten; dies ist mein Fall.

Wir saßen wieder unter den grünen, hohen Bäumen der Eremitage, beim Punsch, und hörten, wie die Bürger mit Pathos deklamirt. Ich muß jedoch sagen, daß ich mehr Auge als Ohr war, denn in dem Damenkreise zeigten sich Einige, die die Aufmerksamkeit eines zwanzigjährigen jungen Menschen in hohem Grade verdienten. Unter grünen Röcke und das ungewöhnliche Erfriſchungszimmer, das wir hier unten: Bier und Kaffee einnahmen, zeugte auch Jemand [illegible], und man ſandte uns einladende Blicke herüber, die wir bald verſtanden. Ich ſaß ehe ich ſelbſt recht wußte, wie ich ſo ſchnell hingekommen war, bei einer jungen, ſchönen Frau, die wol einige Jahre älter als ich ſein mochte. Sie war erfreut, mich nicht ganz ſo wild zu finden, wie ſie ſich die Kinder des Nordens gedacht hatte, und daß ich deutſch ſprach, erhöhte ihre Freude um ein Bedeutendes. Sie befragte mich über meine Reiſe, und als ich ihr von einer Freundin zu erzählen wußte, bei welcher ich in Dresden einquartiert geweſen, ſo war ſie untröſtlich darüber, daß dieſe mich nicht an ſie empfohlen. Ich erinnerte ſie daran, daß der Zufall nun ja doch dieſen Fehler gutgemacht habe, und ſie gab ſich endlich zufrieden, pries den Zufall und fing von der italieniſchen Schule in der dresdener Gallerie an. Sie wollte Urtheile über die Carracci's von mir hören, ſie ſprach von Raphael, Mengs, Amor und von den Paſtellen der Roſalba Carriera; ich ſah ihr gern zu, wenn ſie ſprach, und überhörte dabei, was ſie ſagte, wodurch ich manchmal in große Verlegenheit gerieth. Dies ſchob ſie zwar auf meine Unkenntniß des Deutſchen, aber ſie konnte ſich dennoch nicht enthalten, mir über mein Deutſch einige Artigkeiten zu ſagen, daß ich für einen Ausländer zum Verwundern gut ſprechen ſollte. Es beſchämte mich einigermaßen ihr geſtehen zu müſſen, daß ich von Geburt ein Preuße ſei, und daß die Eigenſchaften, die mich ihr als Ausländer erſcheinen ließen, lediglich meinem Vaterlande zu Gute kämen, dem ich in der That, außer einigen angeborenen Sprachfehlern, wenig auf der Welt zu verdanken habe.

Wir waren ſo vertieft, daß wir weder auf die Decla-
ation der Bürger, noch auf die Converſation der Andern
rten; aber es fing an dunkel zu werden, und das merkte
, denn ich konnte nicht ſo deutlich mehr die lieblichen
ige meiner neuen Bekanntſchaft erkennen. Ich bedauerte,
ß wir uns ſo bald ſchon trennen ſollten. Sie neigte
h zu mir und ſagte: „Wenn Sie bei mir ſoupiren wol-
n, ſo wird es mir angenehm ſein; die Bürger und ihre
egleiterin ſind von der Partie.“ Ich darf nicht erſt ver-
hern, daß ich die Einladung annahm, und mit welch
umphirender Miene ich S*. ſagte, daß ich nicht mit
n heimfahren könne, weil ich eingeladen ſei! Meine
bliche Freundin gab den Befehl anzuſpannen, ich ſetzte
h zu den drei Damen und wir fuhren in langer Reihe
h der Stadt zurück; S*. allein in ſeinem Wagen machte
e trübſelige Figur. „Er möge ſich bei Jean Paul ſchad-
s halten!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. -

Vor einem ſchönen Hauſe wurde gehalten; wir traten
reich möblirte Zimmer; die Fenſter ſtanden geöffnet;
umenduft überall verbreitet. Die geſchmackvolle Eleganz,
mir hier entgegentrat, ließ mir keinen Zweifel über den
ang, den meine neue Bekanntſchaft in der Geſellſchaft
nahm, deren Namen ich jedoch noch nicht wußte.

Nicht ohne einige Aengſtlichkeit hatte ich vernommen,
ß die Bürger zugegen ſein würde, weil ich vermuthete,
e ihren Declamationen nicht entgehen zu können; aber
beſſerer Stern waltete über mir; der Flügel war geöff-
und unſere graziöſe Wirthin ſetzte ſich daran und be-
itete ſich zu Goethe'ſchen Liedern, die ſie meiſterhaft vor-
g. Der gefühlvolle Ausdruck dieſer herrlichen Stimme
mir ſtets gegenwärtig geblieben. Sie ſang eben Clär-
s Lied von Beethoven, als die Thür aufgeriſſen wurde

und zwei ruſſiſche Officiere hereinſtürzten und ſich vor der Sängerin auf die Knie warfen. Ich wunderte mich anfänglich über dieſe Bekanntſchaft, allein der ängſtliche Schrei der Dame, ihr Aufſpringen und die Entſchuldigungen, welche nun die Exaltirten auf Franzöſiſch hervorſtotterten, zeigten mir bald, daß ſie, dieſem Hauſe ganz fremd, im Vorübergehen von dem Geſange angezogen, auf ſolche Weiſe ihrer Bewunderung Luft hätten machen wollen.

Es war eine tolle Zeit, von der man in dieſer ruhigen, ſchläfrigen, ernſten ſich gar keinen Begriff machen kann. Die beiden Ruſſen ſtanden bei dem Jägerpiquet, welches im Gefolge des Hauptquartiers war, rohe Naturſöhne vom Dnieper, und huldigten hier am Fuße des Fichtelberges einer ſchönen Sängerin. Da war nichts übel zu nehmen; man bat ſie zu bleiben; man ſpielte ihnen vor nach Herzensluſt; ein ruſſiſches Rondo von Himmel, das ſie entzückte; dann gingen ſie mit vielen Höflichkeiten, beſcheidener als ſie eingedrungen waren. Man lud ſie aber auch dafür auf den andern Tag ein.

So waren die Freuden von 1815. Ich durfte länger bleiben. Sie befragte mich über meinen Aufenthalt in Bayreuth und was ich ſchon für Bekanntſchaften gemacht. Da fiel mir Jean Paul ein, zum erſten Mal an dieſem Abende, vermuthlich weil ich weniger humoriſtiſch als lyriſch geſtimmt war. Sie ſagte mir, daß ſie Jean Paul oftmals bei ſich ſehe, und daß ſie die Einzige ſei, die ſich über ſeine Eigenheiten, welche den Convenienzen der bayreuther Geſellſchaft entgegenliefen, hinwegſetzte. Sie wollte ihn für den nächſten Abend zum Thee laden; „oder noch beſſer," ſetzte ſie hinzu, „wir machen morgen Nachmittag eine Fahrt nach Phantaſie, dort iſt er gern und ſchlägt uns die Einladung ſicher nicht ab."

Ich wurde entlaſſen, mit der Bitte, mich andern Ta- um zwei Uhr einzuſtellen. Die Bürger und ihre Be- terin fielen mir noch als Laſt zu; ich hatte ſie in den ſer zu führen, wo ſie wohnten. Beim Abſchiede wurde auch hier eingeladen, mich am Vormittage einzuſtellen. nahm dankbar dieſe Einladungen an und verſprach zu mmen.

Ganz berauſcht ging ich nach Hauſe! Bekanntſchaften Hülle und Fülle, und welche ſchöne Perſpective! „Ach, n guter S*.!“ rief ich aus, „das hätteſt Du nicht ge- ht. Nun bin ich der Hahn im Korbe. Der arme ächer wird mal wieder auf ſeinem Zimmer haben ſpeiſen ſſen und hat wahrſcheinlich Jean Paul noch nicht ein- l geſehen!“

Am andern Morgen konnte ich im Vorbeigehen es t unterlaſſen, S*. von meinem Glücke in Kenntniß zu n; er war noch immer in ſeiner Bekanntſchaft nicht ter gekommen, ehe ich ihn aber verließ, kam das Mäd- und verkündete mit feierlichem Tone: „der Herr Le- ionsrath und die Frau Legationsräthin ließen ſich zu te Mittag die Ehre ausbitten.“ Alſo doch eine Spur Gaſtfreundſchaft. Dies war mir um Jean Paul's m lieb.

Ich fehlte nicht zur beſtimmten Stunde in dem elegan- Hauſe meiner neuen Freundin. Zwei Wagen ſtanden der Thür und mehr Damen, als darin füglich Platz en, ſaßen im Zimmer, bereit fortzufahren. Jean Paul te ſich entſchuldigen laſſen, ſtatt deſſen aber für den nd beſtimmt zugeſagt. An ſeiner Statt war ſeine lie- enswürdige Gattin erſchienen, und mir war in jenem Au- blicke ſo lebhaft die Stelle aus den Flegeljahren im ne, wo er von dem Intereſſe ſpricht, das wir an der

Geliebtinnen und Frauen großer und berühmter Männer nehmen, daß ich doppelt das Glück empfand, die ſeinige kennen zu lernen.

Phantaſie war damals eine etwas verwilderte Schönheit des vorigen Jahrhunderts; nichtsdeſtoweniger aber ein reizender Aufenthalt. Bedeckte Laubengänge, Terraſſen, Treibhäuſer, geſchorene Hecken, Pavillons — lauter bekannte Dinge! Aber ein Thal liegt daneben, oder vielmehr ein Grund, voll ſeltſam geformter Steine, und das gibt der Gegend etwas Eigenthümliches. Ein grotesker Stein in der Mitte, der früher der Katzenſtein hieß, wurde jetzt von den Damen „Jean Paul Stein" benannt und ſie ſagten mir, daß er hier vor einiger Zeit Morgens zu liegen pflegte, um zu dichten. Sie pflückten einige Epheublättchen und ſteckten ſie in die Sträuße, die Aller Hände zierten und die ſie für ihn, den großen Blumenfreund, beſtimmt hatten. So hübſch es in Phantaſie war und ſo liebenswürdig die Unterhaltung der Damen, ſo ſehr ſehnte ich mich doch nach Hauſe zu fahren. Die Andern waren nicht meiner Meinung; der Abend war zu ſchön und recht zur Schwärmerei gemacht; man blieb, bis die Sonne untergegangen war.

Wie wir in die Geſellſchaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der ſchon auf uns gewartet zu haben ſchien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präſentirten ihm ihre mächtigen Blumenſträuße, die er ſich lächelnd an die Bruſt mit vielen Nadeln befeſtigen ließ.

Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in ſeinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinſtädtiſchen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine weißgeſtrickte Weſte, die natürlich ganz formlos war, an deren Rande ſich eine Guirlande aus grünen Korallen hinſchlängelte. Der Hals offen, der Rock abgetragen und ſehr kurz, welches jetzt auffallen würde, damals aber gegen die herrſchende de ſehr contraſtirte. Ich trug einen ſehr enganliegenden errock, auf den ich treten konnte, und oftmals, im ellen Gehen begriffen, darüber ſtolperte.

Man ſetzte ſich zum Thee; man muſicirte; die Bürger amirte. Jean Paul, mit dem ich eben im Geſpräch iffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute t im ihrer Andacht zu ſtören, wie er ſagte, in der That , weil er kein Freund von dergleichen Declamatorien . Hier hingen ſchöne italieniſche Landſchaften an den nden, nach der Natur gezeichnet. Die boromäiſchen eln, die Ufer des Lago maggiore, die in ſeinem Titan ſo bedeutende Rolle ſpielen. „Sind meine Schilderun- nicht treu?“ fragte er mich, „trag' ich meine Leſer gleichſam auf den Armen umher und zeig' ihnen Al deutlich?“

„Nicht allen Leſern gleich,“ bemerkte ich. „Nun ja,“ derte er, „ich geſteh' es, ſowie die Leſer ſich ihren Au- wählen, ſo halte ich es auch für billig, daß die Auto- ſich ihre Leſer wählen dürfen.“

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Geſell- t entzog; die Wirthin ſelbſt kam zu uns, um uns in Salon zu führen. In demſelben Augenblick war einer den Zuhörern bei Anhörung eines Gedichtes der Bür- im ſüßem Selbſtvergeſſen auf dem parkettirten Boden rutſcht und der Länge nach hingefallen. Jean Paul ziemlich einſilbig geworden; man hat ihn ſich zum l zu ſetzen. „Er phantaſirt himmliſch,“ ſagte mir Dame des Hauſes, „nur wird es leider oft zu lang. ann nicht aufhören, wenn er ins Feuer kommt.“

Er ſetzte ſich nach einigen Umſtänden und präludirte.

„Lieben Sie das Lied: Namen nennen dich nicht — das in ganz Deutſchland als Ihr Lieblingslied bekannt iſt?“ fragte ihn Jemand.

„Lieblingslied?“ ſagte er, „wer hat ein Lieblingslied? Das kann nur der Schweizer von ſeinem Kuhreihen ſagen. Ich habe indeß das Lied gern, das iſt wahr, ich weiß aber nicht, wie es zu jenem Namen gekommen iſt.“

Er fing zu ſpielen an; kühne Griffe, mächtige Accorde! Man ſtand lauſchend umher; nicht Einer war in der Geſellſchaft, der nicht die innigſte Verehrung, die reinſte Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefſten Eindruck.

Man hat ſchon oftmals auf die Aehnlichkeit Beethoven's und Jean Paul's hingewieſen; ich habe ſie Beide gekannt und gefunden, daß ſie ſelbſt bis auf ihr Aeußeres ſich erſtreckte. Beethoven war etwas kleiner, aber auf den erſten Anblick dieſelbe kräftige Natur, dieſelbe Nachläßigkeit in der äußern Erſcheinung, dieſelbe Gutmüthigkeit, daſſelbe einfache, herzliche Weſen. Nehmen wir ihre Werke, ſo finden wir in Beiden dieſelbe Tiefe, dieſelbe ſcharfe Charakteriſtik, dieſelbe ausführliche Malerei, die Schilderung ruhiger Gemüthszuſtände und das plötzliche Aufſtürmen zur höchſten Leidenſchaft, manchmal Gedanken, die der platteſten Wirklichkeit entnommen zu ſein ſcheinen, neben dem höchſten Schwunge zur Erhabenheit. Ich getraue mir in Beethoven's Symphonien den Sonntag des ſchwediſchen Landpfarrers, den Traum eines Unglücklichen, den Brief der Natalia Aquiliana und die herrlichſten Stellen im Titan nachzuweiſen.

In Jean Paul's muſikaliſchen Phantaſien wurde ſeine Verwandtſchaft mit Beethoven aber erſt recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er [illegible], aber der [illegible]

t längſt fortgetragen und die Bedienten brachten ihm
dere Erfriſchungen. Er beſtand aber auf Thee und be
gte ihn ſo laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hau
ängſtlich aufſprang, um nach der Urſache des Lärms
zu erkundigen, und wie natürlich ſogleich Thee zu brin
n befahl.

Leider iſt es nur zu wahr, daß er im Eifer des Ge
ächs dann dieſen Thee ſo ſtark mit Rum zu verſetzen
gte, daß er am Ende reinen Rum trank und ſo für
Geſellſchaft faſt untauglich wurde. Dies war die Ur
e, daß er von vielen bayreuther Geſellſchaften, welche
Gegenwart des herrlichen Mannes mit dieſer Un
nehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeſchloſſen blieb.

Man trennte ſich. Ich begleitete Jean Paul bis zu
er Wohnung. Meine Seligkeit läßt ſich nicht beſchrei
. Noch vor wenigen Monaten betete ich ihn aus wei
Ferne an, und nun durfte ich an ſeiner Seite ſchreiten.
kam mir wie ein Traum vor. Der Himmel war ge
nt; er ſprach Einiges über Aſtronomie; es war ſeine
lingswiſſenſchaft. An der Thür lud er mich ein,
zu beſuchen. Ich blieb ſo lange bei ihm ſtehen, bis
innen geöffnet ward und ſein alter Spitz, der
lbekannte „Spitzius Hofmann“, an ihm wedelnd auf
ng.

Der Marſch nach Frankreich verhinderte mich von
n Paul's Einladung Gebrauch zu machen. Am an
Morgen waren wir ſchon auf dem Wege nach
nberg. Zu meinem Glücke wurde hier ein längerer
ttag gemacht.

Sogleich ſetzte ich mich mit meinen bayreuther Freun
en Rappert, und eine Partie nach den muggendorfer

[illegible] wurde beſchloſſen, an welcher Jean Paul auch Antheil zu nehmen verſprach.

Dies war die anmuthigſte Reiſe, die ich in meinem Leben gemacht habe. Es fehlte weder an Scherzen, noch an Intriguen und andern geſelligen Würzen. Schöne Damen von fern und nah hatten ſich angeſchloſſen, aber keine Einzige war von ihrem Manne beglückt, dafür aber fehlte es nicht an heimlichen und öffentlichen Courmachern und ein ganzer Troß fremden Militairs umſchwärmte die bunte Caravane.

Ich hatte aus Frankreich mit meiner Freundin in Bayreuth einige Briefe gewechſelt. Mit Sehnſucht erwartete ich den Augenblick, ſie wieder zu ſehen. Sie hatte mir ein Rendezvous auf dem Rheine gegeben. Allein den Frühling fand ich an dem Rheine, nicht ſie. Ihr nächſter Brief meldete mir, daß ſie durch Krankheit abgehalten worden wäre.

Ich und mein Reiſegefährte, der Baron P. von R., langten endlich an einem freundlichen Sonntage in dem goldenen Anker in Bayreuth an. Ich ſchickte ſogleich den Lohnbedienten mit einem Billette zur Freundin, um ſie von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

„Kommen Sie heut Abend,“ lautete die Antwort, „und iſt Ihr Begleiter von den geſitteten Ruſſen Einer, der Vergnügen in unſerer Geſellſchaft findet, ſo bringen Sie ihn mit.“

Ich fand einen ausgewählten Kreis bei ihr; einige ſchöne Frauen, den Grafen Drouet d'Erlon, der damals in ſeiner Verbannung, unter dem Namen „Baron Schmidt“, Bayreuth lebte, den Herrn von Osmund, einen Freund an Paul's, der unter dem Namen „Emanuel" in ſeinen Schriften vorkommt, u. ſ. w. Nachdem die Geſellſchaft h entfernt hatte, mußte ich noch zurückbleiben, um meine rieges- und Reiſeabenteuer zu berichten. Nachdem Alles it großem Intereſſe angehört worden war, und ich mich tfernen wollte, wurde geſchellt, und ein Bedienter erſchien t Kerzen, um mich nach meinem Zimmer zu geleiten. eine Sachen waren bereits aus dem Gaſthofe hierher gebacht worden, und die liebenswürdige Frau erklärte, daß nun ihr Gaſt wäre und es mir recht lange in ihrem uſe gefallen laſſen möchte.

Am andern Morgen hatte ſie einen Damenkreis im fgarten verſammelt, dem ich einige Scenen eines Trauerels verlas, das ich dichtete. Es war noch ſehr früh d der Morgen köſtlich. In der Ferne ſahen wir Jean ul, eine Taſche von Leder auf dem Rücken, einen Knoſtock in der Hand und ſeinen Hund neben ſich, ſeinen wöhnlichen Morgenſpaziergang machen. Er pflegte dies n Tag zu thun, ſelbſt im Winter, wo er ſich Bretter den Schnee legen ließ, weil er am beſten im Freien eitete. Ich würde aufgeſprungen und ihm nachgelaufen , aber man ſagte mir, daß er ſich nicht gern in ſeinen anken ſtören ließ.

Nachmittags beſuchte ich ihn. Er hatte einen ſonderbar fenden Gang, und der dicke, große Mann, in einem lich ſaloppen Negligé, machte eine originelle Figur in kleinen, niedrigen Schreibzimmer. Vor dem Sopha d der Schreibtiſch und quer daneben ein Schrank mit heilungen, die mit Buchſtaben bezeichnet waren, worin ine Excerpte hatte. Ich hätte gewünſcht, in dieſem Reich ne ſtöbern zu dürfen. Neben ihm auf dem Sopha lag der Spitz, der an einigen fetten Theilen des Schlafrocks leckte. Auf dem Tiſche, bei aufgeſchlagenen Büchern und Papier lagen Pfropfen, an denen noch Harz und Pech klebte und die leicht errathen ließen, welche Gattung von Flüſſigkeit ſie einſt verſchloſſen hatten.

„Sie finden mich nicht in der beſten Laune,“ fing er an, „denn ich habe in jeder Woche meine drei Paſſionstage. Der eine, wo meine Zimmer geſcheuert werden, der zweite, wo ſie meine Kleider ausklopfen, und der dritte wo mein Barbier kommt. Heut iſt nun Alles zugleich über mich hereingebrochen und Sie können wol denken, wie mich das in Unruhe verſetzt.“

Trotz dieſer häuslichen Leiden fand ich ihn jedoch geſprächig und heiter. Er war ſo freundlich, mich um mein Trauerſpiel zu bitten, und verſprach mir darüber ſeine Meinung zu ſagen.

Es war ein ſeltſames Misverhältniß zwiſchen Jean Paul und ſeinen Mitbürgern, die zum größten Theile keine Ahnung von ſeiner Bedeutung hatten. „Alles Todte lebt hier,“ ſagte er zu mir in Bezug auf Bayreuths herrliche Natur, „aber alles Lebende iſt hier todt,“ ſetzte er dann ſeufzend hinzu.

Er durchſtrich gewöhnlich einſam die Gegend, ſtieg aber nur ſelten auf die Berge. „Die Menſchen ſteigen hinauf, um Das zu ſuchen, was ſie eben verlaſſen: die Ebene!“ pflegte er zu ſagen, „und ſo wünſchen ſie gar oft wieder ihre Wünſche zurück.“

Seine liebenswürdige, geiſtreiche Frau ſchätzte er ſehr. „Sie hat mehr Verſtand als ich,“ ſagte er mir einmal. Seine älteſte Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre leſend.

Man ſprach damals in Bayreuth davon, daß Jean

Paul einen deutſchen Don Quixotte ſoeben ſchriebe; ich
eiß nicht, was man damit eigentlich ſagen wollte, und
laube auch nicht, daß er ſich mit dieſer Idee beſchäftigte;
ach ſeinem Tode iſt darüber nichts laut geworden.

Niemand iſt wol ſo unglücklich wie Jean Paul mit ſei
en Nachahmern geweſen. Sie haben ihm hin und wieder
inen formloſen Styl nachgebetet, ſie haben wol auch An-
ielungen aus allen Wiſſenſchaften bei den Haaren herbei
ezogen und ſich darin gefallen, von der Erde ſich aufzu-
hwingen und durch die Lüfte nach andern Planeten zu ſe
eln, auf die Erde hinabzublicken, und die Thränen, die
arauf geweint, die Blutstropfen, die darauf vergoſſen wer-
n, aus der Ferne zu betrachten und dabei von Liebe
d Sternen und Blumen gar ſchöne Träume zu haben
nd in lyriſch-überſchwänglicher Proſa ſich darüber verneh-
en zu laſſen; das war leicht! Aber ſeine ſcharfe, wahre
harakteriſtik, ſeine Laune, ſeine Komik, worin kein ande-
r deutſcher Schriftſteller ihn erreichte, ſein tiefes Gefühl,
o es ſich ohne Viſionen und Träume und Tiraden, ſo
ſpruchlos und rührend, in kleinen, der Natur abgelauſch-
n Zügen kundgibt; dieſe ſeltenen Gaben ſeines Genius
hen unerreicht unter uns da und wir rufen Jedem, der
h mit einiger Anmaßung ſeinen Nachahmer nennen will,
an Paul's eigene Worte zu: „Wer Luſt hat, ſich als
utſcher Romancier zu verſuchen, der ſetze ſich hin und
endige die Flegeljahre.“

Viele Jahre nach dieſen Vorfällen waren verſtrichen, als der Director einer Schauſpielergeſellſchaft in Bayreuth ſeine Ankündigungen erließ und das Publicum zum Beſuch des Theaters einlud. Es war ein Mann in den beſten Jahren, der ſich eifrig nach Dieſem und Jenem im Orte erkundigte. Wenn man ihn fragte, ob er ſchon hier geweſen, da er ſo bekannt ſcheine, ſo lächelte er ſeltſam und ſeufzte tief. Er ſchien nicht glücklich zu ſein.

Am ſpäten Abend, nachdem die erſte Theaterprobe beendigt war, die der Eröffnung der Vorſtellungen voranging, lief er allein durch die öden, regelmäßigen Straßen des Städtchens. In der Friedrichsſtraße blickte er lange nach einem Fenſter im zweiten Stocke eines ſchönen Eckhauſes, dann ſetzte er ſich auf die Schwelle dieſes Hauſes und ſchien in trüben Gedanken verſunken. Erſt tief in der Nacht raffte er ſich auf und ſchwankte heim.

Welch ein Abſtand von Sonſt und Jetzt! Jener trübſinnige Schauſpieldirector war wiederum ich, der an den Ort zurückkehrte, wo er einige Momente ſeiner heitern glanzerfüllten Jugend verlebt hatte. Wie ich dahin gelangte, iſt mir hier zu erzählen nicht möglich. Jenes Fenſter war ſonſt mit gelber Seite verhängt, dort ſtand das Canapee mit den ſchwellenden gelbſeidenen Kiſſen, wo ich in ſüßer, vornehmer Ruhe die Stunden der Tageshitze verträumte, bis die Kühle des Abends zu den anmuthigſten, geiſtreichſten Genüſſen lud! Drüben wohnte Jean Paul! Das war ſein Fenſter, aus dem mir ſonſt die ſpäte Studirlampe leuchtete; jetzt war Alles finſter, wie ausgeſtorben. Ach! und er war ja geſtorben! Er ſchlief draußen unter dem Hügel und ſie hatten ihm liebend ſeine Lieblingsblumen aufs erloſchene Herz gelegt. Er hatte die Blumen ſo lieb, der weiche, fromme Mann.

Wie ich nach Hauſe ging, begegneten mir ein Paar
itglieder meiner Schauſpielergeſellſchaft, die eben aus ei-
m Weinhauſe kamen. Sie begrüßten mich mit „Herr
irector"; ich lief unwirrſch vorbei.

Am andern Morgen bei früher Stunde beſuchte ich
ean Paul's Grab und weinte dort; als ich in mein Bu-
au trat, warteten bereits viele Leute, die ſich abonniren
llten, und auch die Frau Legationsräthin Richter hatte
ſchickt. „Wenn der Herr Director Derſelbe iſt, der ein-
al vor Jahren im Hauſe des Herrn Legationsraths gern
ehen wurde, ſo wünſchte ſeine Witwe recht angelegentlich
wiederzuſehen;" ſo ſagte das Mädchen, welches die
bonnementsbillete holte.

„Er iſt Derſelbe und auch nicht," antwortete ich be-
gt, und als das Mädchen um Deutlichkeit bat, da es
ht wußte, was es der Herrſchaft ausrichten ſollte, fügte
hinzu:

„Ich laſſe der gnädigen Frau für Ihre gefällige Theil-
hme danken und werde der Erinnerung Ehre zu machen
hen."

Das Mädchen ging dankend davon und verſicherte, daß
ihrer Herrſchaft ſehr angenehm ſein würde, da ſie
nen Beſuch als gewiß annahm. Ich ging aber nicht
in das Haus Jean Paul's, auf die Gefahr hin, ge-
die Höflichkeit zu fehlen. In der That aber glaubte
ſo die Erinnerung zu ehren.

Ich lehrte an dem Tage die „Sieben Mädchen in Uni-
" das Exercitium.

Der Vorſtellung wohnte ich nicht bei. Es war herbſt-
s Wetter; das Theater war überfüllt und mein Kaſſirer
e mir mit freundlicher Miene, daß die Gagen gedeckt

ſeien. Das hieß freilich mir eine bedeutende Sorge vom Halſe nehmen; ich blieb aber ziemlich unempfindlich dabei.

In den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, ging ich die Allee hinauf, die nach Eremitage führt. Die Spitze des Fichtelberges war in dunkle Wolken gehüllt und die hohen Pappeln der Straße ragten aus dem Nebel. Die herbſtliche Landſchaft vermehrte das Wehmüthige meiner Stimmung. Ich ſtrich durch die Gebüſche, an den Waſſerkünſten, an dem Sonnentempel vorüber:

„Den Plätzen allen meiner ſtillen Freuden! — —

Ich fand den Tiſch, wo ich und S*. Punſch getrunken; dort ſtand die Bürger und declamirte; des Regens wegen waren Tiſche und Bänke umgelegt, ich richtete ſie zurecht und ſetzte mich ungeachtet der Näſſe. Mir ward es ſo leichter; es ſchien mir, als ob Alles rings um mich weinte. „Jetzt werden ſie wol ſchon ihr Exercitium machen und die Leute werden klatſchen und die Gage iſt gedeckt!“ ſagte ich zu mir ſelbſt und mußte bitter lachen.

Ich brach erſt ſpät auf. Das Theater mußte längſt ausſein. Ich war bis auf die Knochen durchnäßt. Da ſtand ein kleines Häuschen auf dem Wege, ich klopfe an, um mich durch ein Getränk zu erwärmen. Ein runzeliges Mütterchen machte vertrauenvoll auf. „Machen Sie mir ein Glas Punſch, wie Sie es ſonſt für Jean Paul machten,“ rief ich der Alten zu.

Wie elektriſch durchfuhr es ſie; ſie lief hin und her, ſie machte Feuer, ſie ſchleppte dies und das aus dem Schranke herbei, und im Nu dampfte ein großes Glas Punſch vor mir, übermäßig heiß, übermäßig ſtark, übermäßig ſauer. So pflegte ſie es ihm zu machen.

„Ich bin durchnäßt,“ ſagte ich, „und will dieſe Nacht hier ſchlafen. Geben Sie mir das Bett, das Sie ſonſt für Ihn bereit hielten.“

Geſchäftig führte mich das Mütterchen ins obere Stockwerk, in das grüne Stübchen, wo ein reinliches Bett ſtand.

„Ach!“ ſeufzte ſie, „wenn's jetzt hell wäre, wie würden Sie ſich freuen über die Ausſicht. Darum liebte es auch der ſelige Jean Paul ſo.

„Ich kenne die Ausſicht wohl,“ ſagte ich, indem ich mich raſch entkleidete, denn ein Fieber ſchlug meine Zähne aneinander und verlangte, daß ich mich ins Bett legte. Und die Alte ſtand immer vor mir und erzählte mir viel von Jean Paul, ihrem beſten Freunde. Ich ließ mir die wohlbekannten Geſchichten erzählen, als wenn ſie mir etwas Neues wären.

„Am Morgen kam er, ſehr früh, und dann hieß es: Alte, mein Frühſtück! aber weiter wurde nichts geſprochen, und fleißig drauf losgeſchrieben. Wenn ich dann bei mir dachte, Mittag iſt's längſt und der arme Jean Paul bekommt zu Hauſe nichts mehr zu eſſen, dann ging ich zu ihm, zupfte ihn am Aermel und fragte: Nun wie wird's denn heute werden? Und dann lachte er und ſagte: „Iſt's denn ſchon ſo ſpät, koch' mir, was ich gern eſſe!“ Und dann backte ich ihm einen fetten Karpfen und dazu eine große Schüſſel Salat, denn Das wußte ich ſchon, aber er aß nur ſehr wenig. Und die letzten Jahre faſt gar nichts mehr, da war der gute Jean Paul ganz abgefallen; ſeine alten Röcke waren ihm ſo weit geworden, die ſchlotterten nur ſo um ihn, das war ein Jammer zu ſehen. Den Tod ſeines Sohnes konnte er nicht verſchmerzen. „Der holt mich bald nach!“ pflegte er wol oft zu ſagen. Aber vorgeleſen hat er mir von ſeinen Schriften, der gute Mann.

bis zuletzt, als er gar nicht mehr ſchnaufen konnte. Er ſagte immer: Du verſtehſt ſchon, was ich ſagen will, Du verſtehſt mich am beſten! und ich ſagte ihm dann wol manchmal, was mir nicht gefallen wollte, und er verſprach es zu ändern. Ja, nun er todt iſt, ſehe ich erſt ein, was ich an ihm verloren. Er war mein Alles und mein größtes Glück. Er hat mich zur berühmten Frau gemacht, die von Fremden aus allen Welttheilen beſucht wird, aber ich wollte er lebte noch und ſie kämen blos um ſeinetwillen und bemerkten mich gar nicht. Die Engländer ſind gekommen und haben mir das Zimmerchen hier für theuere Miethe erſtehen wollen; ich geb's aber nicht her; denn wenn ich nicht Morgens hier andächtig ſein könnte, ſo müßte ich ſchier vergehen. Nun, ſo auf eine Nacht, gebe ich's denn ſchon ein Mal her, wenn Einer kommt, der ihn gut gekannt hat, und bei ſolchem Wetter, wo man dem heulenden Hund die Thür öffnet!"

— — Gute, geſchwätzige Rollwenzel! Du warſt Jean Paul's Freundin! Deine rührende Geſtalt iſt durchaus erforderlich, das Bild unſeres großen Humoriſten zu ergänzen. Er erfreuete ſich wohl perſönlicher Gunſt höhergeſtellter Frauen; die Krüdener ſchloß ſich einſt Stunden lang mit ihm ein, als er, ein junger burſchikoſer Geſelle, in Berlin war, um ihm die Haare zu ſchneiden und zu ordnen, die Staël hat ihn beſucht, aber die Rollwenzel iſt ihm treu geblieben; ſie hat ihm bis an ſein Lebensende das kleine, grüne Stübchen aufgeſchloſſen, ihm ſein Leibgericht gebacken und ihm treuherzig ihre Meinung über ſeine Schriften geſagt. Das war ſein Salon! Die Rollwenzel war Das für ihn, was die Recamier für Chateaubriand war, und wahrlich nicht minder!

Dem ſtillen, innerlich heitern Dichtergemüth genügte ſie ſo, wie die ewige Ausſicht auf den Ochſenkopf, der die waldigen Gipfel ringsum überragte, die Pappeln der Eremitage und die Steine von Phantaſie. Wie reich, wie vornehm iſt ſolch ein deutſcher Dichter und wie weiſe! Den einzigen Mangel, den Jean Paul von dieſem Umgang, von dieſer Umgebung verſpürte, war, daß er nicht glücklich im Schildern feiner Salons und moderner Abgeſchliffenheit war. Wie anziehend macht ihn das!

Ich habe nach dieſer Nacht die alte Rollwenzel noch einige Male beſucht. Sie ſchien ſehr an Kräften abzunehmen; ich dachte mir wohl, daß ſie es nicht lange mehr ohne ihren Freund aushalten werde. Und richtig iſt ſie kurze Zeit darnach geſtorben.

Wie eine Saite, die einmal einen ſtarken Ton gab, noch lange nachklingt, ſo tönte mein erſter Aufenthalt in Bayreuth durch mein ganzes Leben, bald erfreulich, bald zur Wehmuth auffordernd, einſt ſogar geheimnißvoll und ſchaurig.

Ich ſaß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauſes auf dem Schrannenplatze in München. Es war wieder im Spätherbſte, aber viele Jahre waren ſeit meiner Theaterdirection und jenem Beſuche bei der Frau Rollwenzel vergangen. Es dunkelte bereits tief, wie ich es liebe, wenn ich meinen Gedanken nachhänge; Alles war ſtill um uns her; man vernahm das Picken der Taſchenuhr. Plötzlich ſagt meine Frau mit dem Ausdruck der Bangigkeit: „Haſt Du nichts gehört?“

„Es wird die Mutter ſein,“ ſprach ich, „ich höre draußen im Gange vor unſerer Thür etwas raſcheln. Oeffne!“

Meine Frau geſtand, daß ſie ſich fürchtete. Lachend erhob ich mich; vor der Thür fand ſich aber Niemand; dafür raſchelte es jetzt am Ofen, längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln in einem engen Raume um ſich ſchlägt.

„Es iſt jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich, und ſchnell wurde Licht gemacht — aber nichts wurde gefunden. Das Geräuſch hatte aufgehört und Alles war wieder ſtill ringsum und die Taſchenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir ſaßen uns ſtumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit.

Ich konnte nicht einſchlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen; bekämpfte ſie bald als Aberglauben, bald mühete ich mich ab, zu ergründen, auf wen ſich dies Geräuſch bezogen haben könne: „Wen es wol abfordere,“ wie die Leute ſagen.

Und nach ein paar Tagen finde ich in der münchener Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hauſe ich einſt in Bayreuth ſo liebreich aufgenommen worden war. Sie war nach München gereiſt, um von den dortigen Aerzten ſich kuriren zu laſſen, und an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — geſtorben, als wir das Geräuſch vor der Thür und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; ſie aber hat, wenn ſie des Bewußtſeins fähig geweſen, meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht!

Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit
Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin. —

Friedrich Schlegel.

5. Mai 1815. Abends.

Der erſte Tag iſt vorüber. Mein Mann wird in ſeiner Garniſon ruhig ſchlafen, denn der Marſch wird ihn ermüdet haben; ich aber ſitze ſchlaflos da, die Feder in der Hand, von ſeltſamen, nie geträumten Gedanken heimgeſucht.

Mit achtzehn Jahren — nach einer zweijährigen Ehe, zur Witwe geworden, Strohwitwe, wie es die Leute nennen — Strohwitwe auf unbeſtimmte Zeit, in einer mehrfach bewegten. Ein ſeltſames Geſchick! Ich ſtand vor ſeinem Bilde. Wie ernſt er auf mich niederblickt, wie ſteif — wie — wie ausgeſtopft in der weißen Uniform — das bleiche Geſicht, der fahle Schnurrbart, die großen, blauen Augen, der ſtiere, ernſte, kalte Blick. Nein, Karl, Du nimmſt mir's nicht übel, ich konnte Dir nicht folgen in die kleine Feſtung an der Grenze, wohin Dich Dein Fürſt und Deine Pflicht leiteten. Ich werde mich mit Dir beſchäftigen, wir werden uns oft ſchreiben, in ſolcher Abgeſchiedenheit findet die Liebe Nahrung, ich fühle, wir werden glücklicher ſein, wenn wir einſt wieder vereinigt ſind.

Gute Nacht, Karl! Wärſt Du hier, ich wollte Dich herzlicher küſſen, als ich Dich je geküßt habe. Nun, da Du nicht hier biſt, will ich Deinem Bilde den Kuß geben. Pfui, der garſtige Maler! wie kreidig, wie geſpenſtig er Dich gemacht hat. Annibal Caracci hatte Recht, es wäre für manchen Maler zu wünſchen, wenn die weiße Farbe die theuerſte wäre. Aber — bleich biſt Du wirklich, und recht kalt und geiſtlos kannſt Du auch ausſehen, wenn Du nicht gerade die Pfeife im Munde haſt, und das wollte der Maler nicht leiden.

Schön biſt Du nur, wenn Du reiteſt. Und nun nochmals gute Nacht, Karl! Wenn Du einſt wiederkehrſt und dies Blatt lieſeſt — ſo wirſt Du ja ſehen, daß ich mich vor dem Einſchlafen mit Deinem Bilde — mit Dir — beſchäftigt habe.

6. Mai.

Welch angenehmen Tag habe ich verlebt! Nicht einen Augenblick habe ich Langeweile verſpürt, und bin Strohwitwe! Wie unrecht that Karl der guten Präſidentin

Sie iſt unterhaltend, liebt die Unterhaltung, und läßt ſich daher unterhalten. Sie ſoll daheim im kalten, fernen Pommern einen alten, grämlichen Mann haben, der ihr das Leben verbittern wollte. Das litt ſie nicht und zog heim zu ihren lieben Verwandten im Süden. Die lebensfrohe, weltkluge, junge Frau war mir ſtets eine angenehme Erſcheinung! Warum wollte Karl nicht leiden, daß ich mich ihres Umgangs erfreute? Sie lebt frei und unabhängig und läßt ſich ein wenig den Hof machen. Couſin Fritz wird augenſcheinlich begünſtigt; wie fein ſind jedoch die Aufmerkſamkeiten, die er ihr widmet, wie zart die Art, wie ſie ſie empfängt! Das muß man geſehen haben, um ſich von Minne und Galanterie einen Begriff zu machen.

Ja, ja, Karl! das muß man geſehen haben! Was machſt Du jetzt wol? Ob Du auch an mich denkſt? Morgen bekomme ich den erſten Brief von Dir. Wie freue ich mich darauf — den meinen haſt Du ſchon geleſen, und wol auch geküßt. Gute Nacht, Karl!

7. Mai.

Welch ein Frühling! welche Blütenfülle! wie viel Nachtigallen! o Karl — wäre das nicht Alles ſo, ich würde mich doch recht ſehr um Dich grämen! Unſer ſchönes Thal iſt himmliſch geworden. Man ſagt, die rauhen nordiſchen Krieger, die auf ihrem Heereszuge durch unſern freundlichen Ort kamen, ſeien entzückt davon.

Wie es wol in Karl's Garniſon ausſehen mag? Um eine Feſtung iſt Alles raſirt — das muß traurig ſein. Wie iſt es möglich, ſolchen Garniſondienſt zu ertragen, während die Kameraden mit offener Bruſt und freier Stirne dem Feinde entgegenziehen? Karl findet ſich ganz behaglich.

Er ſchildert mir ſeine Lebensweiſe, die Manège, den Whiſt-Klubb und ein Diner beim Commandanten. Mich freut's, daß er zufrieden iſt, — ich bin es auch.

Wie verändert meine Wohnzimmer ſind, Karl würde ſie nicht wiedererkennen. Alte, liebe Beſchäftigungen habe ich wieder hervorgeſucht. Guitarre, Klavier, Harfe, eine Menge Noten, Lectüre, Stickereien, Alles bunt durcheinander und doch ſo ſinnig. Es ſieht wahrhaft genial bei mir aus, und vor Allem hab' ich dich wieder, geliebte Staffelei! Du, die Karl nicht leiden mochte, die ich wider Willen verbannen mußte. Wie ich heute ſo daſaß, die Palette auf dem Daumen, und die Farben zu einem friſchen Blumenſtrauße nach Abraham Mignon miſchte, da fielen mir meine Mädchenjahre ein. Ich laſirte und laſirte, der Thautropfen auf der Roſe wollte mir nicht gelingen — da fiel eine Thräne darauf.

Böſer Karl, wie konnteſt Du mir auch zwei Jahre lang dieſe reinkünſtleriſche Freude verſagen! Die Hofräthin hat einige von den fremden Officieren kennen gelernt, die ſie mir rühmt; es ſollen Leute von vieler Liebenswürdigkeit unter ihnen ſein.

8. Mai.

Die Hofräthin, die Präſidentin und ich, wir hatten eine Spazierfahrt nach dem Luſtſchloſſe Meillerie verabredet. Madame S., die fremde Schauſpielerin, die mit ſo vielem Beifalle auf unſerm Duodeztheaterchen Gaſtrollen gibt, eine Frau von Bildung und feiner Sitte, war zum Eſſen bei mir, und da ich wohl wußte, wie gern jene Damen in Geſellſchaft von Künſtlern ſich befinden, ſo lud ich Madame S. ein, an unſerer Partie Theil zu nehmen.

Daß Couſin Fritz bereits zu Pferde vorausgeeilt war und uns erwartete, verſteht ſich von ſelbſt, denn die Präſidentin war ja mit uns. Es liegt allerdings ein großer Reiz in ſolchem Cicisbeat, und ich ſehe ein, daß ſich's eine Frau, ſei ſie freiwillig oder unfreiwillig Strohwitwe, wol gefallen laſſen kann.

Ei, wie frivol! ich erſchrecke faſt darüber, dies geſchrieben zu haben. Doch in einem Tagebuche ſollte man nie etwas ausſtreichen. Es ſoll uns ja unſere Stimmungen, Meinungen und Gefühle an jedem Abende eines durchlebten Tages nach ſpäten Jahren noch zurückempfinden laſſen.

Der Nachmittag wurde angenehm hingebracht. Madame S. declamirte einige ſchöne Dichtungen, und dies zog einige nordiſche Gäſte, die, unfern von uns, ſich unter den ringsumherſitzenden Kaffee- und Biertrinkern durch den Genuß dampfenden Punſches auszeichneten, in unſere Nähe. Ehe wir's uns verſahen, war ein Geſpräch eingeleitet, da die Fremden ſich mit Geläufigkeit unſerer Sprache bedienten.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Männer einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich machten. Einige unter ihnen zeigen einen nicht gewöhnlichen Grad von Bildung. Beſoners war es Einer, der mir viel von Dresden und der ortigen Gallerie zu erzählen wußte. Er ſchien entzückt, als r hörte, ich triebe dieſe Kunſt mit Leidenſchaft.

Ich ſagte es ihm nicht — ich hätte nie das Herz dazu ehabt. Die Präſidentin that es und die Hofräthin ſtimmte n ihr Lob ein, das ſie mir ſpendete. Der junge Officier ab nicht undeutlich zu verſtehen, wie gern er von meinen Arbeiten zu ſehen wünſchte. Ich zagte ordentlich, ihn zu mir einzuladen. Es ſchien mir zwar unhöflich, jedoch wußte ich mir nicht zu rathen.

Der Abend war bereits hereingebrochen. Der große Kreis um unſern Theetiſch hatte ſich in kleinere Kreischen aufgelöſt. Was ſich angezogen hatte, ſaß traulich zuſammen, in halbleiſer Rede begriffen.

Man dachte nicht ans Nachhauſefahren. Madame S., die immer wieder aufs Malen und immer wieder auf meine Kunſtleiſtungen zu ſprechen kam, lud endlich, da der junge Fremde ſeinen Wunſch unverhohlen zu erkennen gab, dieſen ein, mit uns zu Nacht zu eſſen. Ich erſchrak über die Dreiſtigkeit der Frau; doch mußte ich freundlich in die Einladung einſtimmen, die der Fremde, wie mir ſchien, mit großer Freude annahm.

Ehe wir zurückfuhren, bat ich Karl's Schweſter, Ottilie, uns zu begleiten. Die Präſidentin war früher nach Hauſe gefahren, von Fritz begleitet; der Hofrath war uns mit ſeinen Töchtern nachgekommen, zu denen bei der Heimfahrt ſich die Hofräthin geſellte, und ſomit war für Ottilien und den Fremden in meinem Wagen Platz geworden.

Der Abend floß ſehr heiter in Geſprächen über Kunſt und Muſiciren hin, und es iſt bereits ein Uhr, da ich dies ſchreibe, und noch keine Stunde, daß die Geſellſchaft mich verlaſſen hat.

Für Morgen iſt eine Spazierfahrt nach Schönthal projectirt. Der Himmel gebe ſchönes Wetter dazu!

Ach Karl, Du ſchläfſt wol ſchon längſt und träumſt von mir — ich löſche das Licht, und will, bis ich einſchlafe, nur an Dich denken!

9. Mai.

Nie iſt mir Schönthal ſo entzückend vorgekommen, wie heute. Es war dieſelbe Laube, daſſelbe Haus, dieſelbe Ferne, und doch Alles ſo anders. Die Durchſichtigkeit des Himmels war echt italieniſch, und dies gab dem Ganzen den zauberiſchen Reiz.

Der ſteife Schloßgarten mit ſeinen Grotten und Arcaden, Taxuswänden und ſteinernen Götterfamilien, der mir ſonſt in der Nähe dieſer Landſchaft doppelt verhaßt war — dieſer ſteife Schloßgarten, der dem abſcheulichen Hirſchpark Ludwig's XV. wol ähnlich ſehen mag, kam mir in meiner heutigen Stimmung ſogar angenehm vor. Ich durchſtrich ihn nach allen Richtungen und ließ — unbelauſcht, wie ich zu ſein glaubte, mir das glühende Geſicht von dem feinen Staubregen erfriſchen, den die Attrappe in der Hand einer grünlichen Najade mir willig ſpendete. Ich hatte die Augen geſchloſſen und fühlte mich bei der drückenden Hitze durch die feinen Waſſertheile wunderbar erfriſcht. Plötzlich iſt der Regen gehemmt, ein glühender Hauch berührt mein Geſicht. Erſchreckt öffne ich die Augen und gewahre zu meinem Schrecken einen ſchwarzen Schnurrbart und einen weit laut auflachenden Männermund dicht vor dem meinigen. Ich trete zurück — und erblicke nun — Theodor — ſo heißt der junge fremde Officier, den ich geſtern kennen lernte.

Es kam mir vor, als ſei Das, was er gethan, unanſtändig, und ich wollte mich erzürnt ſtellen. Es gelang mir jedoch nur halb und Theodor hörte nicht auf zu lachen. Und was hatte er denn gethan?

Wir gingen neben einander hin, und ich befand mich wohl in ſeiner freien Unterhaltung. Dieſer ſpielende Witz, dieſe leichte Frivolität, die ſelbſt, wenn auch nicht gerade heilige, doch ſehr gravitätiſche Dinge mit Sarkasmen und Neckereien wie mit den hüpfenden Lichtfunken eines Prisma's bewarf, war mir neu, beengte mich zwar, doch konnte ich mich nicht ſatt hören.

Was dieſe Männer, die in weiten Zügen im Gefolge ſiegreicher Waffen wie im Fluge die Welt ſehen, für einen hohen Grad von übermüthiger Sicherheit beſitzen! Eine Frau, in meinen Verhältniſſen geboren und erzogen, ſtaunt ſolche Größe an und muß ſich vom Schwindel ergriffen fühlen, ſieht ſie ſich plötzlich in dieſe Verhältniſſe verſetzt.

Intereſſant iſt der Umgang mit den Fremden auf jeden Fall; ich denke, mit Vorſicht kann und darf er genoſſen werden. Wie freue ich mich, daß Karl nicht hier iſt. Auch er iſt ein artiger Mann, Cavalier, Soldat — aber er hätte es gefühlt, wie ſehr er hinter dieſen Fremden zurückſtehen muß, und das wäre mir in ſo mancher Hinſicht unangenehm geweſen. Nein Karl, es iſt recht gut, daß Du jetzt nicht hier biſt!

10. Mai.

Der Tag verging einſam und unfreundlich. Es regnete und ich verließ mein Schlafzimmer nicht, weil ich an Migräne litt. Gegen Abend ward meine Laune mir ſelbſt unerträglich. Ich hatte weder Couſin Fritz, noch den Baron von M., noch ſonſt Jemand von meinen kleinſtädtiſchen Bekanntſchaften vorgelaſſen, die Alle zur gewöhnlichen Theeſtunde ſich eingeſtellt hatten, und war daher genöthigt, in der Geſellſchaft meiner Bonne, der langweiligſten von der Welt, zu ſoupiren.

Kein Wort entſchlüpfte ihren dichtgeſchloſſenen Lippen.

Es war entſetzlich. Unmuthig warf ich den Flügel eines kalten Kapauns, den ich voll Ingrimm abnagte, auf den Teller, ſprang auf, warf mich mit Ungeſtüm in den Lehnſeſſel am Pianoforte und phantaſirte. Nach einigen wilden Läufen und grellen Uebergängen ſpielte ich unwillkürlich die ſanfte Melodie:

„Il est trop tard pour qu'amour nous engage"

und hatte mich ganz in das ſüße Lied hineinverſenkt, als ein lauter Schrei meiner Bonne mich aus meinen Träumereien weckte. Ich blickte erſchreckt um.

Wie in einem Zaubermährchen, wo ein neckender Geiſt, in vielerlei Geſtalten, auf allen Wegen, den Rittern und Damen, bald hilfreich, bald verderbend entgegentritt, ſo geſchieht es mir mit dieſem Menſchen.

Ich blicke um — und Theodor und noch vier oder ſechs ſeiner Spießgeſellen, wer mochte ſie zählen! knien mitten im Zimmer und klatſchen Bravo. Dann erſt ſpringen ſie auf und bringen die höflichſten Entſchuldigungen vor. Meine Zaubertöne haben ſie herbeigelockt, haben ſie dergeſtalt berauſcht, daß ſie die Sitte höhnend, eingedrungen ſeien in das Zimmer einer Dame, zu dieſer Stunde, in ſolcher Anzahl. Welche Ueberſchreitung des in unſerm Städtchen als ſchicklich Anerkannten! Ich erſchrecke, wenn ich daran denke!

Aber erfüllt ſind die Menſchen von der liebenswürdigſten Offenheit und der echteſten Galanterie, wogegen unſere ſchalen Höflichkeitsformen gewaltig abſtechen.

Wie oft ſang ich bei offenem Fenſter, in den duftendſten Frühlingsnächten, bei beſſerer Dispoſition der Kehle meine lieblichſten Lieder, und nie fiel es einem unſerer Honoratioren ein, wenn ihn ſein Weg aus der Harmonie wiederholte, in das Zimmer zu bringen und vor anderen auf die Kniee zu sinken. Ja, Karl selbst lag, mit den Rücken aufgebeugt, mit dem Kopf zum Fenster hinaus, Rauchwolken von sich hinblasend, die ihm angenehmer schienen als Blumenduft, und in meine hingerissenen Töne nicht selten einen gellenden Pfiff dazwischen sendend, der dem Dienstmanne Madame galt, welcher in weitem Kreisen uns selbst, also dem Höllenhunde, auf der Straße herumzieht.

11. Mai

Das fremde Ehepaar, das bereits einige Tage hier ist, wird noch eine Woche bei uns bleiben. Unsere Familien sind damit nicht sehr zufrieden und die Fremden scheinen es auch zu sein. Jene wetteifern in artigsten Vereinigungen, diese können nicht aufhören, unsere Gastfreundschaft zu loben. Ich — auch mir kann es nicht sein, wenn sie noch hier bleiben — denn weilt sie mich ein wenig aus den Gleichgültigen herausheben. Ich fühle, daß diese geräuschvollen Vergnügungen meinen Nerven nicht zuträglich sind, und meine häuslichen Beschäftigungen, die mich gleich nach der Abreise meines Mannes so sehr in Anspruch nahmen, haben fast aufgehört. Und dann — das ewige Einerlei dieser Gesellschaften. Dieselben Gesichter — dieselbe Alltäglichkeit — dieselbe Langeweile — und doch war es nicht möglich, bevor dem Schlage der Mitternacht davon zu kommen. Die Kinder in dieser Familie sind mir unausstehlich — namentlich das älteste Fräulein, die zum Abbrechen Schlanke, Blanke, Starke. Welche traurige Schwärmerei, welche heraustretende Dürftigkeit, welch lächerlicher Eigensinn! O mein Gott! Und mit diesem Wesen konnte Theodor den ganzen Abend plaudern, heimlich plaudern. Hier ist mit Pauline zu reden.

worauf ſie nicht ein Ja oder Nein antwortet — dieſes Ja oder Nein wird zwar gedehnt, geſchleift, geflüſtert, ſpitz und tief vorgebracht; aber dennoch iſt es immer ein geiſtloſes, fades Sylbchen, und es zeigt von einer übergroßen Eitelkeit, ſich ſelbſt ſprechen zu hören, mit einem ſolchen Automaten den ganzen Abend hinzubringen.

Ich habe Kopfſchmerzen — Morgen will ich früh aufſtehen und an Dich ſchreiben, mein guter Karl.

12. Mai

Am heutigen Nachmittage große Conferenz bei der Hofräthin. Es wird eine Fahrt in das nahe Gebirge veranſtaltet werden und die uns befreundeten Offiziere des fremden Corps ſollen daran Antheil nehmen. Die Geſellſchaft wird zahlreich. Ich verließ die Verſammlung bald, weil ich launiſch war, und übertrug meine Stimme der guten Hofräthin, die zugleich Vorſtand des erbauenden Comité iſt. Sie iſt zu ſolchen Dingen ſehr geſchickt und zeigte alsbald ihren Tact, daß ſie erklärte, keine von den zärtlichen Müttern dürfe ihre Kinder mitnehmen, die bei einer ſolchen Partie nur ſtörend wären, und ſelbſt ihr Paulinchen würde zu Hauſe bleiben.

Als ich nach Hauſe gekommen war, beendigte ich den am Morgen angefangenen Brief an Karl, der ihm nun einen Auszug dieſes Tagebuches bringt. Er bat mich ſelbſt um einen ſolchen Auszug, da doch alle die Geringfügigkeiten meiner kleinen Häuslichkeit für ihn ohne Intereſſe wären. Ich werde ſeinem Befehle nachkommen.

Theodor iſt bei aller Liebenswürdigkeit dennoch ein ganz wunderlicher Menſch. Von einer Ausgelaſſenheit, die an Verrücktheit grenzt. Ich wollte um Alles in der Welt nicht in nähere Gemeinſchaft mit ihm gerathen. Er begeht die rohſten, verwegenſten, verbotenſten Streiche und mit einer Liebenswürdigkeit, daß man faſt vergißt, wie toll, verwegen und verboten ſie ſind.

Was thut er heute?

Mein Kammermädchen ſteht im Vorzimmer und hat die Weiſung, Niemand einzulaſſen. Ich ſtehe ganz entkleidet vor dem Trumeau und waſche mir Bruſt und Nacken. Da wird die Thür des Vorzimmers aufgeriſſen und nach mir gefragt. Das Mädchen antwortet, und wenn ich gleich dieſe Antwort nicht verſtand, ſo laſſe ich mich dennoch nicht ſtören, da überdies meine Thür verſchloſſen iſt. Plötzlich höre ich halbleiſe die Worte: „Wenn Du Dich unterſtehſt!" — und bald darauf noch leiſer ein Wimmern, ein Betteln, wie wenn Jemandem Schmerz zugefügt wird, und zwar ſo nahe an der Thür, daß ich ſogleich an ein Lauſchen denken mußte.

Ein eiskalter Schauer überläuft mich, ich weiß nicht, was es iſt; um jedoch hinter die Sache zu kommen, gehe ich nach dem Hintergrund der Stube, gleichſam um etwas zu holen, und den Lauſcher an der Thür, den nun ich belauſchen wollte, nicht zu verſcheuchen. Ich drücke mich an die Wand, in welcher die Thür befindlich iſt, und ſchleiche ſo leiſe zum Schlüſſelloch. Da erblicke ich Theodor, den Finger meines Kammermädchens zwiſchen den Zähnen, das Auge an die Oeffnung gedrückt, um bei dem leiſeſten Verſuche von ihrer Seite, ſein Lauſchen zu verrathen, wie ſie mir nachher geſtand — ihr den Finger abzubeißen. Halb ohnmächtig warf ich mich auf die Ottomane, hüllte mich in einen Shawl und klingelte. Mein Mädchen trat mit einer verſtörten Miene durch eine Tapetenthür ein, indeß hörte ich, wie Theodor ſich lachend entfernte.

13. Mai

Der Tag verging mit den Vorbereitungen zur Reiſe. Unter Anderem ward auch an Karl geſchrieben.

Die Sonne ſchien herrlich und das Gebirg lag in feinem veilchenblauen Dufte da, der immer beſtändiges und ſchönes Wetter anzeigt. Die Reiſe wird acht Tage dauern und ich verſpreche mir viel Vergnügen davon.

Ich konnte meine Augen nicht von den ſeltſam geformten Kuppen abbringen, die wie ein magiſcher Vorhang am fernen Horizonte aufgeſpannt waren, der mir jetzt noch ſo Manches verbirgt. Ich bin überzeugt, daß mir dieſe Reiſe die Löſungen bringen wird.

Die warme Sommernacht ſtreicht durch das geöffnete Fenſter mit ihren Düften und Klängen, doch eben bedeckt der Mond, im Weſten zucken Blitze. Es iſt göttlich! Mir wird ſo heiß! Ich will mich ins Fenſter legen. — Gute Nacht, ihr lieben Berge! Bald werden wir uns näher kennen lernen. Ihr ſollt mir eure geheimen Herrlichkeiten alle zeigen. Die verſchwiegenſten Thäler mit ihren Silberbächlein, ihren ſchwarzen Felſenhäuptern, die ſie bewachen, den zahlloſen Höhlen, wo die Metalle wachſen, den friedlichen Sennhütten, wo Unſchuld und Treue wohnt, und den romantiſchen Trümmern, die an Stärke mahnen.

Unſchuld, Treue, Stärke!

Mir fallen die Augen zu. Das nächſte Blatt bringt die Beſchreibung des erſten Reiſetages.

14. Mai

Wir ſind im erſten Nachtquartier, dicht am Fuße der Berge, der heutige Tag ward von einer glühenden Sonne [illegible] und Roß in einen dichten Chausseestaub eingehüllt. Die Wagen fuhren im langsamen Zuge bergan und die Kutscher gingen antreibend und schweigend nebenher. Die Lebendigkeit der Gesellschaft am frühen Morgen der Abfahrt war bis zum Mittage bedeutend erloschen; einsylbig, die Meisten schlafend, erreichten wir das Wirthshaus, wo Halt gemacht wurde. Gegen Abend ward es wieder lustiger. Man hörte aus diesem und jenem Wagen Gesang und Gelächter erschallen, und meine Gefährten, Madame T. und Theodor, stellten eine kleine Hetzjagd an. Ich fand keine Freude an diesem Waidwerke und schwieg dabei.

Bei der Abendtafel zeigte sich von allen Seiten ungemeine Heiterkeit. Mir dauerte sie zu lang. Ich stand auf, durchstrich den kleinen Garten, der hinter dem Wirthshause liegt, und verlor mich in Gedanken vertieft auf eine Wiese, die ein von Erlengebüschen eingefaßter brausender Waldbach durchströmte. Ein großer Fels stand noch am Ende der Wiese und ließ die Mondscheibe nur so viel hinübergucken, um dem Thale eine freundliche Dämmerung zu verleihen. Im nahen Tannenforste schrie der Holzhäher, Tausende von Insecten sangen aus den verschiedenartigsten Kehlen und in den sonderbarsten Tonarten ein Elfenconcert von Oberon, und gleich den Edelsteinen an Erlkönigs Mantel umflogen mich die funkelnden Johanniskäferchen, vor deren buntem Feuertanz die still eingeschlafenen Wiesenblümchen verschwanden.

Ich schlenderte den Bach entlang, nicht achtend seiner Zickzacken, die rascher, steiniger, unwegsamer wurden. Je weiter ich mich von der lärmenden Gesellschaft entfernte, desto wohler ward mir. Meine Brust war offen und ein schönes Gefühl nach dem andern zog hindurch. Ich dachte Freundschaft — Kunst — Liebe — vergaß Alles, was mich

Hauſe bringen, und war ganz glücklich. Je näher ich
n ſchwarzen Felſen kam, deſto mehr entzog er mir den
Mondſtrahlen, das Thal ward wild und finſter und
r die glühenden Würmchen, meine Begleiter, leuchteten
r gütig. Aber welch ein buntes, flackerndes Licht — ſie
mirrten in immer dichteren Haufen — ich hörte das Säu-
e ihrer kleinen Schwingen — mir ſchwindelte. Ich griff
ch ihnen — ſie flohen, die bunten Gebilde. Ich taumel-
t und her, um ſie zu erreichen, ich mußte ſie haben —
gleitet mein Fuß — ich greife nach einem Strauche, der
r ſchwacher Wurzel in der ſpärlichen Erde des Felſen-
ns haftet, und Strauch und ich, wir beide ſtürzen in
ſchäumenden Wellen. Da hebt mich ein ſtarker Arm
por und trägt mich auf einen weichen Raſenfleck. Der
chreck hatte mich unfähig gemacht zu reden, ich war aber
nverregt beſinnungslos. Ich fühlte Schmerz am rechten
m, den ein ſpitzer Kieſel verwundet hatte, und ſah Ther-
's Geſtalt neben mir knien, mich ſorgſam in ſeinen Man-
hüllend, um mich, die ganz Durchnäßte, zu erwärmen.

Mit Beſorgniß erkundigte er ſich nach meinem Befin-
n. Er nahm mir das naſſe Tuch vom Halſe, ſchlug ſei-
n Mantel und ſeinen Arm feſter um mich, und halb von
m geführt, halb getragen, legte ich den Weg zum Wirths-
auſe zurück. Kaum hatte er meine Entfernung bemerkt,
war er mir nachgeſchlichen. Es machte ihm Freude, wie
mir geſtand, mich zu belauſchen, und doppelte Freude
, da er mein Retter geworden war, ſagte er ſcherzend
n.

Wir fanden die Geſellſchaft noch ſämmtlich beiſammen.
in Unfall ward beſprochen, wie ich es verantworten konnte.
n nahm Veranlaſſung, mich zurückzuziehen, um nach dem
freiwilligen kalten Bade durch ein warmes Bett und

ſchnelle Entladung einem Fieberanfalle vorzubeugen, und ſchreibe dieſe Zeilen in einem hübſchen, reinlichen Zimmer, das ich mit Madame E. theile, die ſoeben zur Thür hereinkam.

Ich muß für heute ſchließen, und möchte doch noch gern ſo viel ſchreiben. Und was? Die Begebenheiten ſind alle mit der frauenzimmerlichſten Breite erzählt — es iſt nichts zurück — und doch — aber wie ſollte ich das zu ſchildern verſuchen?

15. Mai.

Meine einmal durch nichts abzuhaltende Tagebuchſchreiberei vor dem Schlafengehen entſchuldigte mich bei der Geſellſchaft, für einige Augenblicke den gemeinſchaftlichen Speiſe- und Schlafſaal zu verlaſſen.

Den gemeinſchaftlichen Schlafſaal? Ja, ja. Wir ſtecken bereits tief im Gebirge, unſer Wirthshaus hängt an einer Zacke, und da war nicht Raum für ſo zahlreiche Geſellſchaften, wie die unſrige, die gehörigen Gemächer anzubauen. Ein großer Raum, und darin rechts eine lange Streu für die Herren, links für die Damen, dies iſt das Schlafgemach.

Die Herren lachten, die Damen ließen es nicht an Ausrufungen aller Art fehlen, als uns der ehrliche Wirth mit ſeiner einfältigen Miene die Sache als ganz gewöhnlich vorſtellte. Einige wollten ſitzend auf Stühlen die Nacht hinbringen, Andere ſich einen Platz im Freien ſuchen, noch Andere die Lichter brennen laſſen. Doch dieſe ſchönen Vorſätze konnten nicht in Ausführung gebracht werden. Nach dem beſchwerlichen Klettern und Steigen mußten die Dämchen der Ruhe pflegen, und das Sitzen auf dem Stuhle wäre nicht im Stande geweſen, ſie in den Strapazen des

engenden Lager zu erkiesen. Das Schlafen im Freien
ar ganz unmöglich. Das Haus stand auf einer Klippe,
en Abgründen umgeben, da war kein Platz zu einem solch
omantischen Nachtlager, besonders für Damen. Das Licht
rennen zu lassen, verbot die Schamhaftigkeit der meisten
Damen, die sich nothgedrungen der Streu bedienen mußten,
en vollends. Es mußte daher das allgemeine Lager ge
schieden werden, und für Prüderie wurde erklärt, noch ein
Wort darüber zu verlieren.

Ein Züricher Herr machte den Vorschlag, zwischen bei-
en Lagern, die wie feindliche sich gegenüber lagen, einen
Wall von stark angefeuchtetem Sande aufzuführen, um so
en Versuch eines nächtlichen Ueberfalls am andern Morgen
gleich auf den Fußstapfen entdecken zu können. Der
Vorschlag, den er, wie ich glaube, aus Arnim's Winter-
garten entlehnt hatte, fand Beifall. Der Wall, aber viel
ehe Damm, wurde gemacht, und nachdem sich Alles zur
uhe gelegt hatte, sollte der alte Wirth mit einer Walze
n ebnen und glätten.

Ich höre lachen, mein Name wird genannt, ich muß mich
f die Streu legen.

16. Mai.

Welche unruhige Nacht in dem geschlossenen Wirthshause!
ante sich wie auf gebahnter Straße in einem geräumigen.
ie Romantik verliert dabei und das Abenteuerliche, was
Dornen, und die Moral gewinnen. Kaum waren die
chter gelöscht, so entstand ein Flüstern, ein Kichern, ein
chern und ein Husten ringsumher, als wenn Kobolde
d Gnomen aus den Spalten der alten Gebälkes schlichen,
e die Ruhe der müden Wanderer zu stören. Drückende
ge und tiefe Finsterniß hatten sich vereinigt, um den

Aufenthalt zu einer Hölle umzuſchaffen. Wie oft auch der Wunſch geäußert wurde, ein Fenſter möge geöffnet werden, Niemand wagte es, und erhob ſich ein kühner Mann dazu, gleich kreiſchten die Damen laut auf, denn der uns umgebende Landſturm hätte die Luftklappen gezeigt, und auf die rechtſchaffenſten Leute hätte ein gräßlicher Verdacht fallen können. Endlich ergab ſich Jeder in das Unvermeidliche, es ward ſtill, und nur hier und da verrieth ein Seufzer aus tiefer Bruſt, daß nicht Alles ſchlief.

Mein Loos war ſchrecklich. Neben mir lag die pommeriſche Präſidentin, deren derbes Naturell ihr einen der Ermüdung entſprechenden Schlaf bewirkt hatte. Sie ſchnarchte laut, lachte laut, ſprach verworren im Schlafe, und warf mir mehrmals während einer Minute den centnerſchweren Arm auf die Bruſt, daß mir der Athem verging. An der andern Seite lag Madame S., die mit leiſem Flüſtern alle Schönheiten der Gebirgsnatur, wie ſie ſie am Tage in ihrer, jedem Schönen offenen Seele empfangen hatte, ſich vergegenwärtigte und ſogar eine rhetoriſche Schilderung davon verſuchte. Sie wollte nämlich hinter dem Zeitgeſchmacke nicht zurückbleiben und übte ſich im Improviſiren, um ſich nächſtens öffentlich darin bewundern zu laſſen. Mein Antipode war Theodor. Nachdem er mir eine gute Nacht gewünſcht hatte, war er — wie es ſchien — feſt eingeſchlafen. Ich lag mit offenen Augen da, verwünſchte mein Ohr vor den Ergießungen der Madame S. und ſuchte mich vor den Stößen der Präſidentin zu ſichern. Unter dieſen ermüdenden Beſchäftigungen brachen die erſten Morgenſtrahlen durch die bunten Vorhänge der Fenſter und ſpendeten mir einen kurzen erquicklichen Schlummer.

Mit lautem Jubel wurde die Sicherheitscommiſſion geweckt, denn Niemand durfte das Lager verlaſſen, ehe dieſe en unerſtiegenen Sandwall recognoscirt hatte. Dieſes geſchah mit Umſicht und Sorgfalt, und die ganz gekleideten Herren und Damen erhoben ſich in dem unordentlichſten Aufzuge von der Erde.

Man fühlte ſich unbehaglich, nahm einſilbig das Frühſtück und ſelbſt der Sandwall war kein Gegenſtand des Scherzes mehr. Vielleicht eben darum, weil er ſo glatt dalag und nicht einmal den Schein eines Verdachts aufkommen ließ.

Die Naturſchönheiten häuften ſich auf unſerer heutigen Fahrt und die Bewunderung wuchs in demſelben Maße. Da wir Abends unſerer heutigen Nachtherberge zurollten, verengte ſich ein himmliſches Thal und die Felſen ſahen mit recht grotesken Geſichtern auf uns hernieder. Gefällte Bäume ſtürzten krachend von der Höhe, und das reißende Gebirgswaſſer führte ſie hinab in die Ebenen, wo ſie zu Flößen verbunden wurden, die Aexte ſchallten eben im Forſte und von den Firnen erklangen die Hörner zum Gruße der ſcheidenden Sonne. Theodor ſchien weicher geſtimmt, als gewöhnlich. Sein Auge ruhete mild, wie ich es noch nie geſehen, auf dem meinigen. Er hatte meine Hand ergriffen. Madame S. ſchien begeiſtert, auch ſie nahm ſeine Hand. „Wir wollen hier im Angeſicht dieſer Felſenzeugen einen Bund ſchließen für die Ewigkeit,“ rief ſie. Und da hatte ſie Theodor einen Kuß gegeben, dann küßte ſie mich. Theodor ſah mich ſeelenvoll an und — ich gab ihm einen recht herzlichen Kuß. „Den bin ich Ihnen noch ſchuldig für meine Rettung an jenem Abende,“ ſagte ich eben ſo unbefangen, als ich dies jetzt niederſchreibe.

Wie ich höre, ſind wir hier nahe an der Grenze. Ein Weg über's Gebirg führt in ein paar Stunden zu Karl's

Garniſon. Ein Bote ſoll ihm morgen einige Zeilen von mir bringen.

Mein Gott, ich überſehe, was ich geſchrieben habe, und erſtaune. Ich ſollte ſchläfrig ſein und bin es nicht. Es war ein herrlicher Abend, ich werde noch im Bette an das himmliſche Thal denken, was wir durchflogen haben. So muß ſich Jean Paul ſein Roſanathal gedacht haben.

17. Mai.

Heute löſ'te ſich die große Geſellſchaft in kleinere auf und nur der Mittagstiſch vereinigte ſie wieder. Die Präſidentin iſt Schuld daran. Stets ſonderte ſie ſich mit ihrem Cicisbeo ab, ihr folgten einige andere Damen und nun iſt die Mode allgemein geworden.

Gleich nach der Mahlzeit trennten ſich die Paare; Alles, was ſich leiden mochte, fand ſich leicht, und die dunkeln Gebüſche, die friſchen Felſenpartien nahmen die Luſtwandelnden auf. Ich hatte mit Theodor eine bedeutende Höhe erſtiegen, von wo wir das Thal überblicken konnten, und es nahm ſich recht lieblich aus, die bunten Geſtalten es nach allen Richtungen durchziehen zu ſehen.

Wir wanden uns auf ſteilem Wege tiefer in die Felſen hinein. Kein erwärmender Sonnenſtrahl — Alles kalt und öde. Endlich ſtanden wir in einem Felsgewölbe, auf deſſen Höhe ſich donnernd ein Waſſerfall zu unſern Füßen ſtürzte. Die Felsbrücke bebte, worauf wir ſtanden, und ein mehrſtimmiges Echo hallte den Donner des Sturzes lange nach. Es war ein herrlicher Moment. Wir ſahen Beide hinauf, wo das Gewölbe geöffnet war und die Sonne aus Waſſertropfen einen funkelnden Diamantenkreis erſchuf. Mein Blick fiel auf den ſeinen. Theodor's Auge wiederſtrahlte

en Himmel. Seine Arme hatten mich umfaßt — die Fel-
en erzitterten — Waſſer toſ'ten — die Donner dröhnten
— die Sinne vergingen mir — und ich warf mich, auf-
elöſt von der Gewalt der Umgebung, an die Bruſt des
Starken!

Ja, ich lieb' ihn! Dir vertrau' ich's, ſtille, verſchwie-
ene Nacht! Ich lieb' ihn — und müßt' ich darüber ver-
rben. Ich fühl' es, ich werde ſtärker ſein, als meine
iebe.

18. Mai.

Der ſchönſte Morgen der Reiſe. Der Himmel gewinnt
n Helle, je tiefer wir in das Gebirge dringen, und dieſes
ird zauberiſcher, je mehr wir davon kennen lernen.

Was aber den Morgen ſo ganz beſonders verherrlichte,
ar, daß Madame S. es vorzog, zu Fuße zu gehen, um
n Morgen beſſer genießen zu können. Ich war mit Theo-
r allein im Wagen. Er erzählte mir von ſeinem Vater-
nde, das ſehr fern von dem meinigen liegt. Er ſchilderte
mir als reizend. Er ſchilderte es ſo reizend und fragte,
ich mich wol je entſchließen könnte, es mit dem meini-
n zu vertauſchen. Als Mittags die Kutſchen einen brei-
Weg hinabrollten, um in den Hof des rothbedachten
irthshauſes einzubiegen, überraſchte mich der Anblick mei-
Mannes, der in Uniformsüberrock und Mütze, eine lange
eife im Munde, daſtand und einer dickwangigen Bauer-
ne in den Arm kneipte, daß ſie laut aufſchrie und mit
n Rechen nach ihm ſchlug. Er hatte meine Zeilen er-
ten und konnte es ſich nicht verſagen, die wenigen Stun-
Wegs zurückzulegen, um mich zu ſehen. Hätte er es
h nicht gethan. Ich muß geſtehen, ſeine etwas ſteife
ur paßt nicht in unſere Ungezwungenheit.

Indem ich dieſes ſchreibe, ſchläft er bereits ſanft. Ich konnte den ganzen Tag nicht eine Geſchichte mir aus dem Sinne ſchlagen, die ich vor langer Zeit ſchon hörte.

Eine junge Dame in unſerer Gegend hatte mit einem fremden Krieger während des letzten Feldzuges einen Liebeshandel angeknüpft. Sie entſchloß ſich, ihm Alles zu opfern und ihm in ſein Vaterland zu folgen. In einer ſtattlichen Equipage ſah man ſie an ſeiner Seite davonfahren und nach einem Vierteljahr ſchon erfuhr man ihren Tod. Als ſie ſich der Grenze ſeines Vaterlandes näherte, wo wilde Einöden ſich unermeßlich ausdehnten, verlor ſich nach und nach die geheuchelte Liebenswürdigkeit des Verführers, ſein rauhes Weſen nahm ſo überhand, daß die Unglückliche nicht mehr daran zweifeln konnte, er liebe ſie nicht und wolle ſich ihrer auf gewaltſame Weiſe entledigen. Einſt mitten in einem furchtbaren Walde, in dem ſie ſich ſchon ſeit mehren Tagen befanden, und der ſich noch immer unermeßlich vor ihren Blicken ausdehnte, eröffnete der Fremde der Unglücklichen, daß er ſie nicht in ſein Vaterland mitnehmen könne und daß ſie ſogleich den Wagen verlaſſen müſſe. Er pfiff, der Kutſcher hielt, er öffnete den Schlag und wollte Die — die er oft ſeinen Engel genannt, vor welcher er auf den Knien wie zur Anbetung gelegen hatte — verächtlich aus dem Wagen ſchleudern. Aber in der ſchrecklichſten Verzweiflung umklammerte ſie ſeine Knie, dieſelben Blicke, die einſt im übermüthigen Wahn ihn zum Glücklichſten zu erheben glaubten, dieſelben Blicke, die ihm Alles, das Köſtlichſte, was er erflehte, gewährten, waren jetzt in Thränen gebadet auf ihn gerichtet und hofften noch Kraft genug zu beſitzen, ſeiner Seele nur ein ärmliches Erbarmen einzuflößen. Umſonſt!

„Ich eile in die Arme meines Weibes,“ rief der Schreckliche, „was willſt Du, Verworfene, in jener heiligen Nähe?“

Da verließen ſie die Kräfte, ein Stoß und ſie ſtürzte zum Wagen hinaus. Der Fremde zog eine Börſe und warf ſie ihr zu. Dieſer Augenblick des Zögerns genügte, ihr die Beſinnung wieder zu geben. Sie ſchwang ſich empor und verſuchte den Wagentritt zu erreichen, da wurden die Pferde angetrieben, ein Schuß aus dem Schlage ſtreifte ihre Schulter, ihr Blut floß und ſie ſank ohnmächtig in den Graben zur Seite des Weges. Bauern fanden ſie und nahmen ſich ihrer an. Bald darauf kamen Briefe nach Deutſchland, die von ihrem Unglücke Nachricht gaben, doch indem Anſtalten getroffen wurden, ſie zurückzuholen, erfolgte ihr Tod in dem fremden Lande, der ſie mitleidsvoll dem unnennbarſten Elende entriß.

Betrogen — ſo ſchändlich betrogen von Dem, dem man Alles hingab — was kann ſchrecklicher ſein?

Ich weiß nicht, was mir dieſe entſetzliche Geſchichte ſo lebendig ins Gedächtniß ruft? Es iſt mir leichter, da ich ſie in meinem Tagebuche aufgezeichnet ſehe.

Mein Mann ruft: Lieschen! im Schlafe. Nun wahrhaftig, das nenne ich eheliche Zärtlichkeit. Er träumt von mir.

19. Mai

Ein trüber, regneriſcher Morgen. Karl beurlaubte ſich bei der Geſellſchaft. Wir hatten ihm, er uns wenig Vergnügen gemacht. Die Gegend ſoll bei ſchönem Wetter ſehr anmuthig ſein. Heute jedoch, wo lange Nebelſchleier um die ſchönen Häupter der Felſen hingen und die Natur verſäumt hatte, Toilette zu machen, war von der Anmuth nichts zu ſpüren. Dabei blies ein rauher Wind und trieb feinen Regen in den Wagen. Madame E. litt an Zahnſchmerzen, wir mußten die Seitenleder zumachen, um jeden

Zugwind zu vermeiden, und ſo fuhren wir ſtill und trübe im Halbdunkel und ſchloſſen von Zeit zu Zeit die Augen.

Wir waren ein paar Stunden ſo fortgerollt. Die S. hatte ihren Kopf mit einer Menge Shawls verſchanzt, ſo daß ſie weder ſehen, hören, noch ſprechen konnte. Ich konnte mich daher nur mit Theodor unterhalten.

Er warf ſcherzend die Frage auf, welch Liebeszeichen vor dem andern den Vorzug habe, ein Blick, ein Händedruck oder ein Berühren mit der Fußſpitze, und nahm ſich vor, dies Thema als Xenion in Verſen zu behandeln.

Zuerſt, meinte er, ein Blick ſei zu öffentlich, ein Jeder könne ihn deuten und verſtehen; ein Händedruck knüpfe ein bloßes Freundſchaftsband; aber das Berühren mit einem zarten Füßchen dringe bis ins Innerſte der Seele und ſpräche deutlich, wenn auch ſehr geheimnißvoll, den Wunſch aus, daß man geheim beſitzen wolle.

Ich lachte und bemerkte ihm, wie Blick und Fußberührung oft ſehr zufällig wären, und nur Eitelkeit ſie ſich zu Gunſten deutete, wie man aber viel wagte, ſie ſogleich für Liebeszeichen zu halten. Ein Händedruck ſei jedoch beſtimmter, und er ſpräche deutlich: ende deine Klagen, Geliebter!

Auch das ließe ſich hören, meinte er. Im Ernſte aber wäre dieſe Zeichenſprache mit Hand und Fuß unbeſtimmt, wenn die Augen nicht interpretirten. Nur wenn ſich dieſe Sterne entwölken, wiſſen wir, ob die Herrin dräuen will, oder ob ſie: hoffe! ſagt. Drum gewähren Blicke das höchſte Glück der Liebe, ſo lange — fügte er hinzu — zwei Liebende belauſcht ſind. In der Einſamkeit jedoch, wo kein Verrätherauge wacht, iſt es der Kuß. Er küßte mich, ohne daß ich es wehren konnte. Der Wagen erhielt einen ſtarken Stoß, die S. rührte ſich, wir fuhren aus der Umarmung auf und ſahen, wie wir den Wagen öffneten, daß wir am Wirthshauſe hielten. Das Unwetter nahm zu und wir fuhren nicht weiter. Der Reſt des Tages wurde mit Pfänderſpielen und andern Zeit ertödtenden geſelligen Fadaiſen hingebracht. Die Gebirgsreiſe hat ein Ende. Morgen wollen wir auf der Chauſſée den kürzeren Weg nach Hauſe, wo wir übermorgen eintreffen werden. Der Mond ſcheint, die Sterne blinken, die Luft iſt lau, wir werden ſchönes Wetter haben. Unten erklingt eine Guitarre — es ſingt: gute Nacht! Das iſt Theodor. Genug für heute, ich will mich noch ein wenig ins Fenſter legen.

[illegible] Mai.

Die Chauſſée mit ihrer Einförmigkeit, die immer mehr und mehr von dem Gebirge ſich entfernte, und die Geſchwätzigkeit der Madame S., die gleichſam heute einholen wollte, was ſie geſtern verſäumt hatte, machte dieſen Tag zu dem langweiligſten unſerer Reiſe.

Im Wirthshauſe angekommen, beſahen wir die zur Aufnahme beſtimmten Zimmer, und ich nahm eine kleine Erkerſtube in Beſitz, in welcher nur ein Bett ſtand, deren Fenſter aber eine liebliche Ausſicht nach dem Gebirge gewährte, das bereits wie ein dunkelblauer Strich ſich am Horizonte hinzog.

Mein Tagebuch liegt vor mir aufgeſchlagen, ich weiß nichts mehr zu ſchreiben, und doch lege ich die Feder nicht weg, mir iſt's, als müßte ſich noch etwas ereignen — mir iſt's, als hörte ich die Guitarre — und doch iſt Alles ſtill — nur in mir ſind die Klänge, horch — nein — da tönen ſie wirklich!

Soeben verläßt mich Theodor! Was ſoll ich ſchreiden? Kann ich's? Mein Kopf! Mein Kopf! Ich ſtehe an einem Abgrunde, möge der Himmel mich nicht verlaſſen!

21. Mai.

Wie ein Traum hingeſchwunden all die Seligkeit! Ich ſitze in meinem Boudoir, meine Bonne hat mich ſoeben verlaſſen. Sie wollte eine Reiſebeſchreibung, ich gab ihr den gedruckten Wegweiſer und ſie war zufrieden.

Ich werde ihn nun nicht mehr alle Tage ſehen, nicht mit ihm zuſammenſein vom Aufgange der Sonne bis zum ſpäten Abend, nicht in ſeinen Blicken leſen. Bald — bald wird er mich ganz verlaſſen — er wird ſeinen Fahnen folgen — er wird mich vergeſſen — und ich werde ihn nie wiederſehen! Es iſt gut, daß es ſo kommen wird. Ich fühle es, bliebe er länger in meiner Nähe, ich würde in dem Grade elend werden, als ich jetzt glücklich bin!

22. Mai.

Ich ſah ihn den ganzen Tag nicht. Meine Freundinnen wußten, daß das fremde Regiment noch einige Wochen bei uns auf eine Marſchordre warten müſſe. Meine Freundinnen erzählten mir's, und er ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen — er hatte mir nichts mitzutheilen. Am Abende erſchien er höflich, gemeſſen, es war Theegeſellſchaft bei mir. Ich konnte ihm nichts ſagen. Ich wollte ihm nichts ſagen, und kein verſtohlenes Zeichen verſchämter Gunſt, kein Blick, Händedruck oder Fußberührung erfreuete ihn, obgleich er dazu aufzufordern ſchien und ſeine Hand ſo auf den Rand des Sophas gelegt hatte, daß ich ſie ihm unbemerkt unter der Tiſchdecke wol hätte drücken können.

Aber leiſe ſchob ich meinen Finger in ſeinen Ermel, und
dem mein Puls an dem ſeinigen ſchlug, zerriß ich unbe-
erkt die Manſchette mit meinen Nägeln in hundert Stücke.
r fühlte die Bewegung der Finger, das Pochen der Puls-
dern, er wähnte nicht, daß ich, vom Zorn übermannt, ein
Werk der Rache übte.

Endlich war es geſchehen, ich zog meine Hand zurück,
erhob den Arm, entdeckte, was ich gethan. Eine flam-
ende Röthe überflog ihn, er verließ ſeinen Platz und bald
rauf ohne Abſchied die Geſellſchaft.

Er iſt wie Alle! Ich will mir's aus dem Kopfe ſchla-
n, es wird zu meinem Glücke ſein!

22. Mai.

Ich ſah ihn nicht! Ein Tag vergangen und ich ſah
n nicht!

Ein angefangener Brief an Karl liegt vor mir. Ich
te ihn, mich zu ſich zu nehmen. Ich bin nicht im Stande,
n Brief zu vollenden. Sollte er mich wirklich nicht ge-
ht haben? O die Männer! die Männer!

28. Mai.

Ich bin krank — ſehr krank!

Hätte ich die Gebirgsreiſe doch nie mitgemacht! Ich
ß es, ich werde ſterben und ich bin zufrieden und ruhig.
Heute ſah ich ihn vorüberjagen. Ich verbarg mich hin-
dem Vorhang, mein bleiches Geſicht ſollte er nicht ſehen,
ſen Triumph gönnte ich ihm nicht. Unnütze Vorſicht!
t keinem Blicke grüßte er das Haus! Faſt erſcheint es
wie Sünde, jetzt zu meinem Mann zu reiſen. Mein
z iſt zerriſſen von einem Andern, ich gehöre einem An-

dern an — ich kann — ich will nicht heucheln. Ich habe Karl nie geliebt — nur einmal geliebt — da ich ihn ſah — nur einmal beglückt geliebt, da ich glaubte, daß er meine Gefühle theilte.

Ich bin die arme, unglückliche Thörin, die er von ſeiner Seite wegſtößt, in einer Wüſte einſam verzweifelnd liegen läßt, und da ſie ſeine Knie umfaßt, mit ſeinen Waffen grauſam verwundet. Ich fühl's — die Wunden ſind tödtlich — laſſe mich daran verbluten, gütiger Himmel!

25. Mai.

Ein Tag, wie die vergangenen, zog langſam mit allen ſeinen Qualen an mir vorüber. Ich hatte mich Abends ins Fenſter gelegt, um friſche Luft zu ſchöpfen. Es war bereits ſpät, die lange, breite Straße war todt, auch konnte das Wetter nicht zum Spaziergange einladen. Es war für die Jahreszeit rauh und der graue Wolkenhimmel verhieß Regen. Und doch bei dieſem Wetter und zu ſolcher Stunde ſpazieren gehen? Wer ſollte das glauben? Pauline an Theodor's Seite. Die kränkliche, nervenſchwache Pauline — und wie zärtlich er ſie umfaßt hält — und wie lebendig die Unterhaltung iſt! Pauline!

Ich habe ihn verloren — jetzt fühl' ich's — für ewig verloren!

26. Mai.

Gedanken, wie ſie der tollſte Wahnſinn gebiert, beſtürmten mich den ganzen Tag. Ich wollte ſie zu mir bitten laſſen, ihr eine ſaftige Frucht geben, eine Taſſe Chocolade bereiten und darin den Tod — o, es iſt ſchrecklich! Nicht ihr — mir den Tod! Für mich hat das Leben keine Freude mehr — doch für ſie — warum ihre Freude morden? Sie darf ſie genießen — für mich war der Gedanke ſchon Verbrechen!

Ich ſchritt über die Schwelle — ich kann nicht mehr zurück!

Er liebte auch mich — ja, er heuchelte nicht. Dieſe Männer können lieben — nicht wir. Er liebte mich — er liebt Pauline — und er liebt mich noch.

Ich bin eine Thörin, mich darüber zu grämen. Er ward von mir anſcheinend beleidigt, er verlangte als Genugthuung, daß ich ihn wieder anzuziehen, wieder gut zu machen ſuchte — und ich verliere den Verſtand und wundere mich darüber, daß er ihn nicht auch verloren hat.

Ich Raſende, wohin ſchweifte ich aus? Denke an Gift, Mord und Verdammniß, und kann mit einem Worte mir jede Seligkeit, die ich verloren wähne, wieder ſchaffen.

Ja, ich will es!

Morgen ſoll er an meinem Theezirkel Theil nehmen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

27. Mai.

Heute beſchäftigte ich mich auf die angenehmſte Weiſe. Ich ließ zwei der ſchönſten Zimmer, mit der Ausſicht nach dem Garten, für Theodor einrichten, denn ich nahm mir vor, ihn aufzufordern, dieſe Wohnung anzunehmen. In der jetzigen kriegeriſchen Zeit iſt es weniger auffallend, einem fremden Officier Obdach zu geben, ja, hier in dieſem Falle, wird es mir ſelbſt zu Gunſten ausgelegt, da er kränklich iſt und in ſeinem jetzigen Quartier ihm die nöthige Pflege nicht zu Theil werden kann. Um übrigens noch jeden Schein des Anſtandes zu wahren, ſoll Karl's Schweſter während dieſer Zeit bei mir wohnen. Ich habe lange ſchon dieſes innere behagliche Leben nicht geſpürt, das heute mein ganzes Weſen wieder einmal durchdrang. Ich ordnete Alles auf's Beſte an; die ſchönſten und bequemſten Dinge wurden nach den freundlichen Zimmern gebracht, und man konnte auf den erſten Blick ſehen, daß hier eine liebende Hand gewaltet hatte.

Der Abend kam unter dieſen angenehmen Beſchäftigungen ſo ſchnell heran, daß ich kaum bis zum Eintritte der Geſellſchaft mit der Toilette fertig wurde. Ottilie mußte daher die Wirthin machen.

Ich konnte mich nicht vom Spiegel trennen. Alles, was ſchön an mir war, ſchien heute im vollſten Glanze zu prangen. Mein Anzug war gewählt und kleidſam. Ein mir eigenes Lächeln, wobei ſich die Lippen gerade ſo viel öffnen, um die Zähne nur halb ſehen zu laſſen, und an den Mundwinkeln ein leichtes, reizendes Fältchen bilden, gelang vollkommen, wie ich es vor dem Spiegel verſuchte, und ich war mit mir ſelbſt zufrieden. Die Stürme der vorhergehenden Tage hatten meinem Weſen einen Schimmer von Leid aufgedrückt, das mir ganz intereſſant ſchien, und ich ſchwebte anſcheinend heiter und ruhig dem Geſellſchaftszimmer zu. Der Bediente öffnete mir die Thür, ich trat in den Saal, meine Augen überflogen ihn ſchnell, ich fühlte einen Stich durch's Herz und hatte meine ganze Faſſung nöthig, Herrin meiner Geſichtszüge zu bleiben.

Zuerſt ſuchte mein Auge Pauline, ſie ſaß in ihrer ganzen kindiſchen Einfalt bei der Mutter, den ältern Damen zuhorchend. Meine Ruhe war wiedergekehrt, ich grüßte den Kreis und nahm meinen Platz am Theetiſche. Von hier aus überblickte ich die zahlreiche Verſammlung. In einer Fenſterecke ſtand Theodor mit einem alten Generale Napoon's, der nach der Reſtauration Frankreich als Régicide erlaſſen mußte und in unſerm Städtchen ſeine Verbannung n Ruhe verlebte. Der alte Franzoſe bemerkte mich und nachte auch Theodor aufmerkſam. Nun nahete er ſich mir. Welch ein Augenblick! Die Taſſe zitterte mir in der Hand, h mußte ſie auf den Tiſch ſetzen. Seine kalte, gemeſſene Höflichkeit zerſtörte meine guten Abſichten. Allein mußte h mit ihm ſein, ſo war es nicht zu ertragen. Die Ge ellſchaft währte eine Ewigkeit. Ich beobachtete Theodor und Pauline, doch kein Zeichen eines Einverſtändniſſes ſtörte neine Ruhe. Die Geſellſchaft empfahl ſich, Theodor ver tand meinen Wink und blieb. Ich war mit ihm allein, as ſo lang herbeigewünſchte tête-à-tête war erreicht. Ich aß ihm auf dem Sopha gegenüber. Wie viele Anreden h auch für dieſen Fall im Voraus mir ausgedacht hatte, eine wollte mir über die Lippen. Ich ſaß ihm lange ſtumm egenüber. Wie lange, vermag ich nicht zu beſtimmen. lber es dünkte mich wol nur lange geweſen zu ſein, denn h war faſt ohne Bewußtſein. Dieſes kehrte erſt wieder, ls ich ihn weinend in die Arme ſchloß und meine Lippen uf den ſeinigen ruhten.

Doch von Paulinen wurde kein Wort geſprochen. Kein nlautres Gefühl durfte ſich in dieſe reine Seligkeit miſchen. Die Welt verging uns — wir waren nur Liebe — und da ieſe langſam, auf Roſengewölken zum Himmel ſchwebend, ns verließ, hatten wir die Gewißheit, daß wir glücklich waren.

Morgen nimmt Theodor die für ihn beſtimmten Zim er ein.

28. Mai.

Das Gefühl, für einen Geliebten zu ſorgen, iſt Selig eit. Von dem Erwachen an, beſchäftigte ich mich mit ihm

Ich erkundigte mich nach Allem, was ihn betraf, und freute mich, da die Stunde des zweiten Frühſtücks kam, und er um die Erlaubniß anhalten ließ, die Chocolade mit mir zu nehmen.

Er hatte im Garten ein artiges Liedchen gedichtet, ich ſetzte mich an's Clavier und improviſirte ſogleich eine Melodie dazu. Er wollte nicht zurückſtehen und improviſirte ein neues Lied. Dann küßten wir uns — dann ſangen wir — unſer Leben iſt ein Gedicht, von himmliſchen Klängen umwoben. O, wie glücklich ſind wir!

Nichts ſtört unſer Glück. Ottilie iſt ein beſcheidenes, gutes Geſchöpf!

29. Mai.

Karl iſt krank. Dieſe Nachricht erhielt ich heute. Die Krankheit wird wol nicht von Bedeutung ſein. Die Familie muthete mir zu, hinzureiſen, aber gerade in dieſem Augenblicke würde die Geſellſchaft in unſerm Städtchen einen Todesſtoß durch meine Abweſenheit erhalten haben.

Ottilie reiſ't zu ihrem Bruder, ſie wird ihn ſorglich pflegen, deß bin ich gewiß und ich kann ruhig ſein.

Ich — jetzt fortreiſen? In dem Augenblick, wo unſer Liebhabertheater den Fremden zu Ehren zwei Vorſtellungen vorbereitet?

Ich kann Theodor nicht bewegen, mitzuſpielen. Wie gern würde ich mit ihm als primo amoroso meine Lieblingsrollen ſpielen!

Morgen mit dem Früheſten reiſ't Ottilie ab. Ich muß ihr einen Brief an Karl mitgeben, den ich jetzt noch ſchreiben will. Sie ſchien mir ſehr traurig, als ſie Abſchied nahm, denn morgen werde ich ſie nicht mehr ſehen. Ich ſchlafe noch, wenn ſie abreiſ't. Das gute Mädchen nimmt ſich die Krankheit des Bruders zu Herzen.

Es iſt mir leid, daß ſie fortreiſ't, wir lieben uns wie Schweſtern.

30. Mai.

Die Proben haben ihren Anfang genommen und wir ſind förmliche Schauſpieler. Wir ſuchen Das durch Kunſt darzuſtellen, was uns im Leben unbewußt ſo gut gelingt, und unſere Kunſt ſcheitert daran. Wie ſchwer iſt es, ſich in ein ſo plattes Liebesverhältniß eines Luſtſpiels hinein zu finden. Das iſt's ja aber eben, daß uns der Eigenſinn eines mittelmäßigen Dichters es verzeichnete. Der Dichter in uns iſt mächtiger — wir wollen die Schranken überſchreiten — wir wollen wahr ſein und ſpielen ſchlecht, denn die Unnatürlichkeit des ganzen Luſtſpiels verlangt das Coquettiren mit der Leidenſchaft, das Hinſtreifen an ihrer Oberfläche, und ſo wird es eine elende Miſchung von Traum und Wirklichkeit. Die Liebe als flaches Kind der ſchalen Convenienz darzuſtellen, wem kann das behagen? Und kann es mir behagen, die ihre furchtbaren Abgründe nicht abſchreckten, hinabzuſteigen? Ja — dieſe Leidenſchaft iſt furchtbar — groß — und beſeligend! — Amor ſpielt mit dem Löwen, aber er bändigt ihn nicht. Der wilde Löwe läßt mit ſich ſpielen — doch wenn er es nicht mehr zugibt — — —

Wir geben Müllner's „Onkelei," und Kind's „Nachtlager in Granada." Gewöhnliche Liebhabertheaterſpeiſe! Paulinen wurde die Gabriele im Nachtlager zu Theil. Das Kind iſt mir zuwider. Ich mochte während der ganzen Probe, die mit einem Thee bei Hofraths verbunden war, nicht ein Wort mit ihr wechſeln, obgleich ſie ſich zuſehends an mich drängte. Ich erwiderte nicht einmal ihren „guten Abend!"

31. Mai.

Alle Tage Probe. Die Fremden werden uns nun bald verlaſſen und die Aufführung muß daher beſchleunigt werden.

Lächerliche Eitelkeit der Kleinſtädter, ſich als mittelmäßige Schauſpieler vor fremden Kriegern zu produciren. Gern wäre ich davon geblieben, doch daran war nicht zu denken, und Theodor wäre ja denn doch täglich in die Proben gelaufen, um Pauline zu ſehen. Wie er ſich abmüht, Leben in dieſe Marmorfigur zu bringen, der unberufene Herr Regiſſeur! Wie das vorgeſprochen wird und wie das mechaniſch nachpiept. O, ich verwünſche dieſe Komödie! Karl ſoll bedeutend krank ſein, wie ich heute hörte. Ich verderbe den Leuten vielleicht den Spaß und reiſe zu meinem Manne.

1. Juni.

Ich bin ſchändlich hintergangen! Wie wird das enden? Kann ich den Verräther, den Treuloſen unbeſtraft laſſen? Und wie ſoll ich ihn beſtrafen? Die Rache wird mir ein Mittel an die Hand geben, ich will meine ganze, feſte Beſonnenheit behalten.

Heute wurde mit vollem Coſtüme eine Generalprobe des „Nachtlagers“ gehalten. Das Theater ſtellte die Ruinen des verfallenen Maurenſchloſſes vor, der deutſche Prinz hielt ſeinen Monolog. Mein ſpähendes Auge ſuchte Theodor und fand ihn nicht. Da fällt mir's mit Centnerlaſt auf's Herz, daß Gabriele erſt gegen das Ende des Stückes zu erſcheinen hat. Ich habe keine Ruhe auf dem Platze, von dem ich zuſehe. Mit leiſem Schritte durchſtreife ich das Theater, die Ankleidezimmer — da ſchallt ein leiſes Flüſtern aus einem Corridor — ich öffne die Thür, die nur angelehnt iſt. Theodor tritt mir verſtört entgegen, und ein Forteilen, wie auf Flügeln, wird am andern Ende des Ganges hörbar.

Theodor ſcheint betreten, doch findet er ſchneller ſeine Faſſung wieder, als ich die meinige. Er ſagt mir ſcherzend einige Artigkeiten über meine Toilette. Da tritt die Präſidentin herein, miſcht ſich in unſer Geſpräch und bemerkt ſogleich, daß Theodor's Naſenſpitze die Spuren von Schminke trägt. Sie räth uns vorſichtiger zu ſein und verläßt uns lachend. Theodor nimmt meinen Arm, und ich habe Verſtellungskraft genug, ihm noch in Gegenwart der Präſidentin mit meinem Tuche die Schminke abzuwiſchen, die ein Raub von Paulinens Wangen war.

Wir ſprachen viel mit einander, anſcheinend gleichgültig — doch nun, da ich allein bin — fühl' ich meine Kraft gebrochen und mich der Auflöſung nahe. Heute ſchrieb Ottilie — ach Gott! Was ſchrieb ſie denn? Karl wird beſſer! Ich — ich werde ſterben!

2. Juni

Ich blieb den Tag über in meinem Boudoir und ſah Theodor nicht, der ſich nach meinem Befinden erkundigen ließ. Die Mitglieder des Liebhabertheaters waren alle da, ſie fürchten, meine Unpäßlichkeit könne ihnen den Spaß verderben — ſie ſprechen davon, die Rolle anders zu beſetzen. Dahin ſoll's aber nicht kommen, ich werde meine Rolle zu Ende ſpielen und ſollte ſie unter meinen Händen zu einer Marwood werden.

Ich hatte die Hofräthin bitten laſſen, mir Paulinchen zu ſchicken. Sie erſchien, die Heuchlerin, in ihrer ganzen Unbefangenheit. Mit welcher Theilnahme erkundigte ſie ſich nach meinem Befinden! Wie kindiſch war ihre Unterhalrung, es bedurfte nichts mehr, als die Gegenwart dieſer Zauberin, um meinen Haß in Verachtung umzuwandeln. Wie ſehr verachtete ich ihn um ihretwillen! Schon wünſchte ich ſehnlich, wieder allein zu ſein, und wollte ihr unumwunden ſagen, ſie möge ſich entfernen, als ſie mich fragte, ob es mir nicht angenehm wäre, wenn ſie etwas läſe.

Ich bat ſie darum und zeigte auf ein reichgebundenes Buch, das mir Theodor in einem Anfalle übermüthiger Laune einſt aus ſeinem Vorrathe mitgetheilt hatte, und das nun auf der Chiffonniere dalag, da ich nach einigen Capiteln, die ich darin geleſen, es nicht mehr in die Hand zu nehmen wünſchte.

Es war einer jener ältern lasciven Romane der Franzoſen, die wie ein feines Gift in die Herzen ſchleichen, das Blut in Wallung bringen und die Phantaſie zu üppigen Extravaganzen hinreißen.

Pauline griff ſorglos darnach und rühmte vor Allem den Einband; der Titel war ihr fremd, ihre Gouvernante, die ihr doch ſo viele vortreffliche Werke gerühmt hatte, ſchien von dieſem Autor nichts zu wiſſen, nie hatte ſie ihn ihr genannt.

„Ich habe es von Theodor,“ bemerkte ich hingeworfen und beobachtete ſie ſcharf, aber ſie blickte mit ihren großen, blauen, nichtsſagenden Augen ſo kalt auf das Blatt, als läge ihr jetzt nichts ob, als die erſten Worte, die ſie leſen wollte, buchſtabirend zuſammen zu bringen. Sie las. Erſt ſchüchtern und monoton, dann fing ſie zu declamiren an, gerade ſo, wie ſie es gelernt hatte. Man konnte nicht verlangen, daß ſie es beſſer mache. Und die ſtärkſten Sachen trug ſie vor, Sachen, die ich ohne Erröthen mir ſelbſt nicht vorzuleſen im Stande geweſen wäre, und mit einer Stimme — und ſo unbefangen — und ſo kalt!

Ich vermochte mich nicht zu halten.

„Nun, wenn dieſes keine Unſchuld iſt," ſagte ich, „ſo gibt es keine!" und bei dieſen Worten ſchlug ich ihr das Buch aus der Hand.

Entſetzt ſprang ſie auf. „Was iſt Ihnen, Tante?" ſchrie ſie.

„Und Du wagſt es, Freche, mit mir eine ſolche Mummerei zu treiben?" ſprach ich bebend. „Du lieſ't mir da Dinge vor — doch wiſſe jetzt, daß ich Dich nur auf die Probe ſtellen wollte. Alles iſt nun klar am Tage, Heuchlerin! Die Larve der Unſchuld iſt Dir vom Geſichte geriſſen und Du ſtehſt in Deiner Schändlichkeit vor mir. Sprich, was hatteſt Du geſtern mit Theodor?"

Wie ein Marmorbild ſtand Pauline vor mir. Ihr Buſen hob ſich krampfhaft. Einen Augenblick nachher fiel ſie in einen Seſſel.

Ich hatte mich erhoben und überhäufte ſie mit den Ausbrüchen meiner Erbitterung. Sie ſchien mich nicht zu hören. Endlich rief ich die Worte: „So geſtehe mir's, wie weit Du mit ihm biſt. Geſtern, ich weiß es, auf der Probe waret Ihr im finſtern Corridor zuſammen. Du hatteſt ihn geküßt, die Schminke Deiner Wangen trug er als Trophäe ſeines Sieges auf dem Geſichte, ſo wurdet Ihr verrathen!" Bei dieſen Worten erhob ſich Pauline. Sie ſchien ihre ganze Kraft zu ſammeln, um mir zu betheuren, daß dieſe Beſchuldigung falſch ſei. Sie geſtand, daß Theodor ſie liebe, daß er es ihr verſichert habe; daß ſie jedoch ſtets zu ſchüchtern war, ihm zu erklären, wie ſehr auch ſie ihn liebe; daß ſie nur erſt dreimal mit ihm allein geweſen ſei und darüber die ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſe empfunden hätte; daß ſie ihn nicht wiederſehen wolle, weil ſie einſähe, daß er hrer ſpotte, und was dergleichen kindiſche Floskeln mehr waren. Und dabei hatte das überſtrömende Auge einen ſo himmliſchen Ausdruck, dabei öffnete ſich der Mund ſo reizend, dabei bog ſich der Schwanenhals ſo üppig, als ſie den Kopf, vor mir hinſtürzend, auf meine Knie fallen ließ, daß die ſchweren, blonden Flechten zu beiden Seiten herunterſanken. Sie war ſo ſchön in dieſem Augenblick — und dazu der hinreißende Zauber der unſchuldvollſten Unbefangenheit, ich ſtieß ſie mit dem Fuße weg und ſie blieb unweit von mir liegen, als ob ſie die ſchwerſte Sünderin wäre, die von einer Heiligen Vergebung ihrer Frevel erflehen wollte.

Eine lange Pauſe trat ein. Ich wollte Ruhe zeigen und bedurfte der Zeit, um mich zu ſammeln.

„Pauline,“ ſagte ich endlich, „ich werde Dein Vergehen Deiner Mutter verſchweigen, doch hüte Dich vor Theodor und vor Allem wage es nicht, ihm von dieſem Auftritte Mittheilungen zu machen. Schwöre mir dies.“

Sie ſchwor. Eine Bewegung der Hand zeigte ihr an, daß ſie ſich entfernen ſolle.

Ich blieb allein mit meinen Gedanken — mit den ſchwärzeſten — welch ein Ende wird das nehmen?

Ich griff nach einem Buche. Meine Blicke fielen auf die Worte:

„Ob Lieben — Leiden ſei?“ —

begierig las ich weiter:

„Ob Leiden — Lieben ſei?
Weiß ich zu ſagen nicht:
Aber ich ſage frei,
Lieblich das Leiden iſt,
Wenn Leiden Lieben iſt!“

Lieblich? o die Thoren! ſie kennen die Liebe nicht! — Grenzenlos iſt mein Leiden!

3 Juni.

Ich verabſcheue ihn und doch kann ich nicht von ihm laſſen. Iſt er in meiner Nähe, ſo kann ich die natürlichſte Gleichgültigkeit erkünſteln, und bin ich allein — ſo fühle ich alle Qualen der Hölle. „Aus welchem Buche las Dir denn Pauline geſtern vor?“ fragte die Hofräthin, da ſie ſich nach meinem Befinden erkundigte. „Sie hatte den Titel vergeſſen, war aber noch ſo bewegt, als ſie nach Hauſe kam, daß mit ihr den ganzen Abend nichts anzufangen war.“

„Es war eine ganz unſchuldige Liebesgeſchichte,“ erwiderte ich, „die Heldin hieß Pauline und da kann ſie das Unglück, das über die arme Perſon hereinbricht, auf ſich bezogen haben. Deine Pauline neigt zum Sentimentalen.“ Die Mutter verſprach, die Romane fern von ihr zu halten, und wußte nicht, daß das Mädchen ſelbſt ſchon mitten in einem artigen ſich befand, der um ſo gefährlicher bei ihrer Unbefangenheit für ſie wurde. Romane würden Pauline her gefrommt als geſchadet haben.

Theodor kam gegen Abend; ich war für ihn unwohl nd er entfernte ſich bald. Ich hoffe, ihn bald haſſen zu önnen.

4 Juni.

„Alſo eine Komödie ſpielten Sie mit mir? Wie lächer-ich! Waren meine geringen Reize ſolcher Anſtalten werth? nd waren ſie's — ſind ſie hinwieder ſo geringfügig, nicht änger vorhalten zu können? — Warum all der Prunk on Geiſt, Wiſſen, Liebenswürdigkeiten aller Art — Sie onnten ſich's bei einer Andern bequemer machen. Oder ar es die thörichte Eitelkeit, Eine mehr auf Ihrer Liſte zu haben? Werden Sie klein genug ſein, mit dem Falle eines Weibes ſich zu brüſten, die Sie für edel hielt, da ſie ſich Ihnen hingab? Bedenken Sie dabei, daß Sie vor ihr lagen, um Gegenliebe flehten, aufgelöſt in ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit, und daß in jenen Augenblicken die Heuchelei Ihnen ſo fern war, wie jetzt eine lautere Regung des Gefühls. Der Verderbteſte hat Momente, wo er ſich mit einem Grade von Genialität zu einer gewiſſen Poeſie des Lebens hinaufſchwingen kann; in ſolchen Momenten liebten Sie mich und da waren Sie gut. Ja, Sie liebten mich da ſchon, als ich nur Mitleid für Sie empfand. Ihre Leidenſchaft erzeugte erſt nach und nach die meinige, meine Reize umſtrickten Sie zuerſt, Sie lagen flehend vor mir — Sie können mit dem Falle eines Weibes, wie ich, ſich nicht brüſten.

Ich gebe Sie auf, eben ſo leicht auf, als ich Sie erhörte. Es war ein Taumel der Sinnlichkeit — ich bin zur Beſinnung gekommen. Ziehen Sie ſtolz auf Ihrer Siegesbahn dahin; ich werde, fern von allem Neide, meine Aufmerkſamkeit auf würdigere Gegenſtände lenken und mich um Ihre Eroberungen nicht kümmern.

Meine einzige Bitte iſt, vergeſſen Sie mich ganz. Ein einziger ſehnſüchtiger Gedanke an mich wird mir als Sünde angerechnet werden, der einſt ſchwer auf meinem Innern laſten wird. Vergeſſen Sie mich ganz, wie ich Sie vergeſſen will!“

Dieſes Schreiben lag vor mir, meine bebende Hand legte die Feder nieder, mein Auge überflog die undeutliche Schrift und eine Ruhe war in mein Herz gekommen, wie ich ſie lange nicht empfunden hatte.

Der Lack träufelte brennend hernieder, mein Wappen war bereits darauf gedrückt, die Aufſchrift gemacht.

Ich blickte ſtolz auf mein Werk — ich fühlte meinen Werth. Ich hatte Stärke genug gehabt zu entſagen und die unwürdigen Bande mit einem Streiche zu durchhauen. Ein raſcher Gang durch's Zimmer, ein tiefer Athemzug — ich ſchellte. Mein Mädchen trat ein.

„Dies Billet ſoll mit dem Früheſten — doch es hat Zeit bis morgen.“ — Das Mädchen ſtand noch eine Weile, dann zündete ſie die Nachtlampe an und ging, eine gute Nacht wünſchend, hinaus.

Ich konnte kein Wort hervorbringen, warf mich in die Sophaecke und biß die Lippen wund. Es iſt bereits hoch am Tage, da ich dieſes ſchreibe, und noch iſt kein Schlaf in meine Augen gekommen.

5 Juni

Ich ſah am Morgen den Brief auf dem Tiſche liegen — ich wollte ihn noch einmal leſen, ehe ich ihn abſandte. Behutſam öffnete ich ihn, um das Papier nicht zu zerreißen. Mein Auge überflog die Zeilen. Wie ſchal, wie ungeziemend kam mir jetzt der Inhalt vor. Bis jetzt hat er keine Zeile von mir empfangen, und dabei ſoll es bleiben. Ich will ihm mit Kälte begegnen — noch acht Tage — und er verläßt mein Haus — dieſe Stadt — und ich werde ihn nie wiederſehen — nur noch acht Tage — ich will ihm nichts merken laſſen.

Noch ſtand ich mit dem Briefe in der Hand, als Theodor gemeldet wurde. Ich wollte ihn nicht ſehen und hatte eben dem meldenden Bedienten befohlen, ihn abzuweiſen, als er ſelbſt die Thür öffnete und eintrat. Voll Verwirrung blieb ich ſtehen, er näherte ſich ſcherzend und mit der Vertraulichkeit, die er ſich nun einmal angemaßt hat, zog er mir den Brief aus den Fingern. Ich wollte ihn ihm entreißen. Er aber, viel größer als ich, hielt ihn hoch, daß ich ihn nicht erreichen konnte, und las ihn ſo.

Kaum hatte er ihn geendigt, als er ein lautes Lachen aufſchlug, das er aber plötzlich abbrach und ernſt meine Hand ergriff.

„Alſo Eiferſucht!“ rief er; „ich täuſchte mich bisher nicht. Es iſt mir lieb, daß ich dahinter komme, was Ihnen eigentlich trübe Laune machte. Iſt es möglich, daß Sie Ihre Vorzüge ſelbſt ſo ſehr verkennen, zu glauben, ich könnte Sie für die Präſidentin opfern?“ — „Für die Präſidentin, Heuchler?“ fragte ich forſchend und mein Athem wurde freier.

„Sie verfolgt mich mit ihrer Neigung, die mir wahrhaft zur Laſt wird, und ich bin unſerm Verhältniſſe dieſe Offenheit ſchuldig“ — erwiderte er. „Und die Schminke, geſtern?“ fuhr ich fort.

„Nun ja, wir begegneten uns im dunkeln Gange, durch eine von jenen durch ſie ſelbſt herbeigeführten Zufälligkeiten,“ ſagte er heiter, „und — beſtrafen Sie mich dafür, ſchöne Frau, nach aller Strenge — und ich küßte die Präſidentin.“ — „Die Präſidentin? Theodor — nur das?“ rief ich entzückt.

„Und was denn ſonſt?“ fragte er unbefangen. „Ich ſchwöre, daß ich in jenem Gange die Präſidentin küßte.“

„Und Pauline — Theodor?“ ſagte ich raſch.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete er — aber bei der Nennung Paulinens war in ſeinen Mienen Etwas zu leſen, das zwar unverſtändlich für den Augenblick mir war, aber dennoch mich wieder in das ſtürmiſche Meer meiner Zweifel zurückwarf.

Er wollte wiſſen, was ich mit Pauline meinte — ich aber war ſtark genug, meine innere Bewegung zu verbergen und das Geſpräch auf gleichgültigere Gegenſtände zu lenken. Fr war heiter [illegible] [illegible]te viel; ich mußte ihm verſprechen, nicht mehr eiferſ[illegible] zu ſein, und er verſprach mir venn es mir Spaß machte, ſeinen komiſchen Roman mit er Präſidentin fortzuſpinnen.

Ich bat ihn darum, es zu unterlaſſen. Er wird mir vieder intereſſant, dieſer Menſch, und ich werde, wie ich offe, ihn mit kaltem Blute beobachten können.

10. Juni.
(5 Tage ſpäter.)

Er hat etwas Dämoniſches, dieſer Theodor. Ihm iſt icht zu widerſtehen. Jetzt, da er mir wieder alle ſeine arteſten Aufmerkſamkeiten verſchwendet — wie ſollte ich m da zürnen? Und wenn er die Präſidentin küßte, war ein Kuß, wie er mir ihn gibt? Und wenn er mit aulinen von Liebe ſchwätzte, war es mehr als Ge- wätz?

Meine Ruhe iſt wieder zurückgekehrt; alle meine Lieb- gsneigungen erwachen auf's Neue. Ich male, ſticke, mu- ire, ich pflege meine Blumen, ich füttere meine Vögel, bin wieder ganz glücklich. Gott Lob, daß ich die Ko- ödie vom Halſe habe! Das war noch eine harte Prü- ng. Ich mußte mit der Präſidentin, mit Pauline zu- mmenſein; ich hoffe, es war zum letzten Male; ich ſage ch los von dieſen Coterien; ach — und überdies — wie nige Tage ſind es noch, daß Theodor mein ſein wird, d muß ich in dieſen Tagen nicht ungeſtört die Freude nes Umgangs haben? Iſt er fort — ja dann — —

Iſt er fort, ſo will ich wie ein Einſiedler leben und die traurige, harte Gegenwart durch tiefe Meditationen erfriſchen. Ich werde ein geiſtiges inneres Leben führen.

Dürft' ich, könnt' ich ihm folgen, ſo wär' es freilich wol beſſer. Ich kann mir Klärchens Worte nicht aus dem Sinne bringen:

„Ich ging wol zum Thor 'naus, mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen, und überall mit.“

11. Juni.

Immer einſamer wird es um mich her, immer belebter in meinem Innern. Ich ſehe Niemand mehr als ihn, und wollte, daß es immer ſo bliebe!

Das Verhältniß mit meinem Manne fängt an mir läſtig zu werden. Ich fühle, daß ich ihn nie geliebt habe, ihn nie lieben konnte. Ich wünſchte, dieſen Banden entſpringen zu können. Was ſoll ich beginnen? Ich werde verzweifeln müſſen, wenn Theodor mich verläßt, und werde den Verſtand verlieren, wenn Karl zurückkehrt. Die Sache iſt zu weit gediehen, ich kann nicht mehr zurück. Meinem Manne nicht Alles entdecken, heißt, ihn auf das Schändlichſte hintergehen und wird von der Welt verabſcheut. O dieſe arge Welt! Alles vergibt ſie, wenn nur der erbärmliche, äußere Anſtand gerettet iſt; aber ſtürze dich vor aller Leute Augen in den Abgrund und begrabe darin, wie Curtius, dein Köſtlichſtes, ſo wird ein Jeder dich verwünſchen und dir ſeine wohlgemeinten Flüche nachſenden.

Dieſe Frauen — die ich kenne — welche Gattinnen ſind ſie! o mein Gott! wie gräßlich haben ſie mit Kälte und Beſonnenheit geſündigt; jene Mädchen, wie ſie Tugend heucheln und Laſter empfinden — aber die Geſellſchaft ſchätzt ſie hoch — ihrem Namen wird ſtets eine ſchöne Eigenſchaft angehängt — ſie wiſſen ihren Ruf zu bewahren; der heilige Anſtand wurde nicht verletzt und dafür ſchützt er ſie.

Meine überſprudelnde Leidenſchaftlichkeit — meine empörende Sinnlichkeit — meine flatterhafte Untreue — meine beiſpielloſe Frechheit — ach! ich fühle es wohl, die kalten Herzen, die nicht ſo fühlen, wie ich, werden mir tauſend Kränkungen bereiten, und darum meid' ich ſie.

Aber Eins will ich von mir wälzen — die Falſchheit. Karl ſoll es wiſſen, daß ich ihn nicht liebe — daß ich nie wußte, was Liebe war — und ihn nie geliebt habe. Ich war ein Kind, dem man weiß machte, es müſſe einen Mann nehmen, und dies Kind zeigte ſich eben ſo folgſam wie früher, als man ihm die Kuhpocken impfte. Es that ja nicht weh, dachte es, und Spielzeug ſetzte es die Fülle. So ward ich mit meinen Kindesträumen, mit meinen Spielſachen, mit meinen kleinen Schmerzen, mit meinen eben ſo kleinen Freuden zu einem ältern, kältern, unfreundlichen, vom Leben ſtarkberührten Manne ins Bett gelegt. Ich ſollte Pflichten übernehmen, die ich nicht kannte; ich ſollte ihn allein lieben, mit ältern Frauen mich anſtändig unterhalten können. Alles Liebe verlaſſen, mit meinen Gefährtinnen nicht mehr ſpielen — ach! und alles Dies wurde von einer Perſon gefordert, die ſich innig freute, wenn ſie ein großes Stück Torte bekam, und Abends unbelauſcht die ſchöne Gliederpuppe hervorſuchte, die ihr lieber war, als die prächtigſten Spitzenkleider in ihrem Trouſſeau.

Glücklich waren jene Tage, bei aller Ruhe und Heiterkeit, nicht zu nennen. Glücklich bin ich erſt jetzt — und wenn auch Alles für mich verloren ginge — das Bewußt ſein, daß Er mich liebte, die Glückſeligkeit dieſer Tage reichen hin, mehr als ein Menſchenleben mit Glück reichlich auszuſtatten.

12. Juni.

Ob ich an Karl ſchreibe? Ob ich zu ihm reiſe? Und wenn ich's thue — was ſoll daraus werden?

Theodor reiſt ab. Werd' ich ihn wiederſehen? Oft ſchwebt mir das Wort auf der Zunge, das ich nie auszuſprechen wage: Theodor, ich will Dein Weib ſein!

Wir werden uns ſcheiden. Er wird zurückkehren. Ich werde ſein glückliches Weib ſein!

Muth! Muth! Verhaßte Bande löſen iſt ein angenehmes Geſchäft. Karl ſoll von Allem unterrichtet werden.

13. Juni.

Kann ich denn ſelbſt dieſe wenigen Tage nicht in ungetrübter Heiterkeit hinfließen ſehen? Abermals eine Störung, und welche unangenehme!

Der alte Oberforſtmeiſter, Karl's Vater, traf ein und ſcheint ſich für längere Zeit in unſerem Hauſe inſtalliren zu wollen. Zum Glücke iſt es groß genug, und er kann unſtörend und ungeſtört mit ſeinen großen Jagdhunden einen Theil des Mittelgebäudes einnehmen, während ich und Theodor den angenehmen Seitenflügel nach dem Garten hin bewohnen.

Aber unangenehm war es mir doch, daß der Alte kam, und gerade in dieſem Augenblicke.

Er hatte gehört, daß Karl in der Garniſon erkrankt iſt, und will zu ihm reiſen, da führt ihn denn der Weg hier durch. Er wunderte sich, mich hier zu finden. Die Pflege des kranken Gatten müßte die Frau selbst übernehmen, sagte er hingeworfen. Ich bemerkte ihm, daß Ottilie, die sorgliche Schwester, diese Pflicht übe. Er wolle mir auch darüber keine Vorwürfe machen, sagte er. Aber Alles ist so ernst und feierlich an dem Manne — er spricht so kurz, betont so gewichtig und seine Augen weilen so vielsagend unter die weißen, buschigen Brauen verguckten. Er fragte, ob mein Oheim, der Minister von L., schon angekommen sei. Ich wußte nichts davon und erwartete ihn auch nicht.

Gegen Abend rollte eine alte, gewappnete Familienkutsche vor und Seine Excellenz ließen sich herausheben und die Stufen hinaufleiten. Hier mußte ich schon mehr Aufwand von Höflichkeit machen, als bei dem alten Nimrod. Ich ließ dem Oheim die Staatszimmer anweisen. Niemanden wurde die Ankunft gemeldet; er wolle incognito bleiben, sagte er.

Es scheint, als ob die alten Herren mir imponiren wollten. Das Ganze sieht einem Familiencongresse ähnlich. Es ist mir gleich, was sie beginnen, wenn ich nur schon über die nächste Zukunft mit Theodor gesprochen hätte.

Thörin! die nächste Zukunft heißt: Trennung! Dies steht unwiderruflich fest.

Er war den ganzen Abend bei mir. Wir blieben von den hohen gastlichen Familienhäuptern unbehelligt. Sie seien müde, ließen sie vermelden, und baten sich aus, den Thee en retraite zu trinken.

Uebermorgen geht Theodor fort — also nur morgen noch — morgen — und dann? — —

Es war ein schöner Traum! werde ich einst beim Erwachen sagen — ich weiß dies träumend schon und bin nicht im Stande, den Schlaf zu verlängern, der mir all dies Glück ſchenkt. Iſt es nicht grauſam? —

14. Juni

— — Da ward die Thür aufgeriſſen und Karl trat in das Zimmer. Theodor ſprang auf, ich fiel ohnmächtig in meinen Stuhl zurück.

Soeben verläßt mich Ottilie.

Sie haben ſich auf Piſtolen gefordert.

15. Juni

— — — — — — — —

†

18. Juni

Hier ſitz' ich einſam auf einem alten Waldſchloſſe, von meinem Vater ererbt, und habe Muße genug, über das Vergangene nachzudenken.

Mit welchen Gefühlen ergreife ich heute die Feder, die ich am 15. niederlegte!

Karl iſt geblieben — ich bin Wittwe. Soll ich mit 18 Jahren todt für die Welt ſein?

Theodor hat mich verlaſſen, er iſt ſeiner Beſtimmung entgegengereiſt. Ich bin frei und fühle nur bei ihm — —

O mein Himmel! was wollte ich niederſchreiben?

Wunderbares Ding um ein Weiberherz! Ich wollte die Triebfedern kennen, die das Alles in Bewegung ſetzen. Eitelkeit? wie oft hab ich ſie gekränkt. Sinnlichkeit? pfui!

h vermied ſie gern, denn ſie iſt das Grab jener zugleich ſo peinlichen und beſeligenden, ſehnſüchtigen Marter. Co-uetterie, das Gefühl, Männer in Feſſeln zu ſchlagen? Und vas haben wir von dieſen Siegen? Alles Das iſt es nicht — und doch eine ſo ſüße Miſchung von Allem — es iſt in Wahnſinn — doch ſo holdſeliger Art — ein berauſchendes Gift — eine bezaubernde Lüge!

Ich werde eine Reiſe unternehmen, ich will frei und ngebunden ſein. Dies Tagebuch ſei hiermit geſchloſſen. nd wenn mir auch noch Trübes begegnen ſollte — ich laube, Trüberes ſteht mir nicht bevor, und darum will ich ieſe Zeilen nicht wieder zur Hand nehmen, ich werde die rinnerung dieſer Tage doch nicht aus meinem Gedächtniſſe erwiſchen.

Noch einen Blick werfe ich auf dieſe Blätter vom 5. Mai bis zum 15. Juni, ſechs verhängnißvolle Wochen — mit dieſer Aufſchrift verſchließe ein Siegel ſie, das erſt nach meinem Tode erbrochen werde. Theodor ſoll meine Abreiſe erfahren. Ach — ich ſah ihn nicht wieder, nach enem unſeligen Vorfall. Ich liebe ihn unausſprechlich, ich iebe ihn noch — er iſt kein Mörder — Karl fiel im Duell. Ich gehe nach Italien — dort will ich Theodor wiederſehen und, wie auf Lavazerſtörungen fruchtbare Pflanzungen gedeihen, es verſuchen, auf den Trümmern alter Größe mir n junges Glück zu erbauen.

Nachſchrift am Rhein.

Nach einem Entſchluß hänge dieſe Nachſchrift an meinem Tagebuche. Es iſt das Vermächtniß einer Sterbenden.

Die Einſamkeit im Schloſſe war mir unerträglich, die Beſuche, die ich empfing, waren es mir noch mehr; erheucheltes Beileid, erkünſtelte Tröſtungen, ſchlecht verkappte Neugier.

Man hatte verbreitet, Karl habe bei ſeiner Rückkehr ein geladenes Piſtol unvorſichtig berührt und auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt den Tod gegeben. Zwar entſtand zu gleicher Zeit ein ſchreckliches Gerücht mit Blitzesſchnelle — man machte Theodor zum Meuchelmörder, mich zur Mitſchuldigen; das fand aber nicht allgemeinen Glauben. Die Abreiſe Theodor's war durch das Aufbrechen der Truppen in unſerer Gegend motivirt und konnte daher mit Karl's Tode nicht in Verbindung gebracht werden.

Ich war noch zwei Tage in der Stadt geblieben und hatte Alles ertragen, was meine Lage Fürchterliches mir auferlegen wollte. Dann floh ich in die Einſamkeit meines Waldſchlößchens, wo ich mein Tagebuch beendete und dann aufbrach, um meiner Stimmung eine freundlichere Richtung zu geben.

Ich ſann nach, wohin ich mich wenden ſollte. Italien, die Schweiz, Paris, die großartige Geſelligkeit einer Reſidenz — ich ſchwankte lange in meiner Wahl. Da fielen mir Käthchen's Worte ein.

„Der Rhein iſt mir vor Allem gegenwärtig“ — und ich ſah ihn wieder in Gedanken, wie ich ihn einſt in unbefangener Jugend geſehen, mit ſeinen grünen Wogen, und grünen Weinbergen mit ſeinen altergrauen Burgtrümmern.

e unbeſchreibliche Sehnſucht ergriff mich — ich flog an Rhein.

In Frankfurt ſah ich Theodor's Truppen. Auch hier lten ſie mehrere Tage verweilen; dieſen Schneckenmarſch langte die Politik.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich.

Mit Vorſicht forſchte ich und erfuhr, daß die meiſten ziere ſich nach dem reizenden Wiesbaden begeben hatten. Andern Tages eilte ich dahin. Ich ſuchte Theodor überall, ſich die elegante Welt verſammelt. Ich fand ihn am ieltiſche.

Leichenblaß ſtarrte er mich an. Sein Gruß war mir emdend. Meine Augen ſchweiften umher; die Blicke r Kameraden, die um den grünen Tiſch verſammelt en, ſchienen ſpöttiſch auf ihn ſich zu richten; dies blieb nicht verborgen.

Ich eilte nach Hauſe. Ein Diener des Gaſthofes wurde ſchickt, Theodor eine Einladung zu überbringen.

Er würde die Antwort ſchicken, brachte er zurück.

Betäubt warf ich mich auf das Sopha; der Diener nach einigen Stunden ein und überreichte mir ein Billet enden Inhalts:

„Madame!“

„Es thut mir leid, Ihrer Einladung nicht folgen zu nen. Wir ſind auf dem Marſche, und da muß ſich Soldat ſo leicht als möglich machen. Ein Uebermaß Sentimentalität wäre vollends ganz unerträglich.

Unſer Roman iſt, denk ich, zu Ende. Er fehlte ſogar tragiſche Kataſtrophe nicht. Sie werden eben ſo gut ich wiſſen, daß Zerſtreuungen nie gelingen, und beſitzen ß, Schönheit und Talent genug, einen neuen Roman zu beginnen. Was mich betrifft, ſo gibt mir die Lebendigkeit des Badeorts für die kurze Dauer meines Aufenthaltes zu viel Stoff, um lange bei unſerem letzten Capitel verweilen zu können; daher erlauben Sie, daß ich es hiermit ſchließe.

Theodor.“

Ich war keines Gedankens fähig — meine Thränen floſſen ununterbrochen. Die Poſtpferde ſind beſtellt — eine Reiſe nach Italien ſoll mich zerſtreuen — dieſe Blätter — nichts ſoll mir ihn wieder ins Gedächtniß rufen — dieſe Blätter bleiben in Deutſchland zurück.

Auf dem Marſche.

I.

Chalons hatte ſich im Jahre 1815 dem Eingange der Alliirten widerſetzt; eine offene Stadt, es hat ſie Blut und Trauer genug gekoſtet. Wie wir endlich einzogen, waren viele Perſonen ſchwarz gekleidet und Alle machten uns mürriſche Geſichter. Es hatten mehre Familienväter den tollkühnen Verſuch mit dem Tode gebüßt.

Die Stadt iſt eine der anſehnlichſten, die wir auf unſerem Marſche nach Paris gefunden; ſie ſchien uns aber dennoch für einen Aufenthalt von vier Wochen — ſo lange ſollte das ruſſiſche Hauptquartier hier zubringen — nicht einladend genug zu ſein. Chalons liegt an der Grenze, wo der fruchtbare Boden ſich in die traurige Kreide verliert, welche dieſer Gegend den Namen der Läuſe-Champagne verſchafft hat. Es regnete bei unſerer Ankunft, die Pferde blieben bei jedem Schritte in der Kreide ſtecken, die zum Kitte geweicht war; unmuthig fragte ich mich zur Mairie hin, denn mir war das unangenehme Geſchäft zu Theil geworden, für mehre vornehme Herren Quartier zu machen. Dies Geſchäft war in der That um mehr als einer

Umſicht umzugehen. Nicht nur hatte man eine große Mühe dabei, ſondern auch kleinen Dank. Und waren auch die Herren mit den Quartieren bei der Ankunft zufrieden, hatten ſie ſich erſt zu beſehen angefangen, dann ging gewiß die Unzufriedenheit an; denn da wohnte Der und Jener weiter, bequemer, geräumiger, da hatte der Quartiermacher den Major aus alter Freundſchaft beſſer bedacht als den General; da fehlte es nicht an Sticheleien und Vorwürfen. Und überdies mußte der Quartiermacher immer das Schlechteſte für ſich wählen, wollte er nicht die größten Unannehmlichkeiten haben; eine Selbſtverläugnung, die nicht zu den gewöhnlichen Tugenden bei ſolchen Gelegenheiten zu zählen iſt, wo Jeder für ſich gern das Beſte in Anſpruch nimmt und nach Stallraum und Bequemlichkeiten aller Art auch wol zu ſuchen berechtigt iſt. Waren die Quartiere beſorgt, ſo begab man ſich vor das Thor, um den Chef in das ſeinige einzuführen.

Mein Loos hatte mich zu einem armen Teufel von Friſeur geworfen, Monſieur L'Hote Wallon mit Namen, der ſich gleich durch einige Stücke transparenter Seife, einige Fläſchchen kölniſchen Waſſers, Bürſten, Kämme und andere, nach beſchwerlichem Marſche ſehr erwünſchte Sachen für die kleine Mühe genugſam entſchädigte, mich für vierundzwanzig Stunden im Quartier gehabt zu haben. Denn länger hielt ich es bei dieſem duftenden Friſeur einer Provinzialſtadt nicht aus. Das ganze Haus roch nach Salben und Eſſenzen, und als ich Abends mein ſchmales Eſſen verzehren wollte, glaubte ich, die Sauce ſei mit dem Mark der Pomadenbüchſen verſetzt und der Auflauf, flan à la fleur d'Orange, mit Eau de Lavande gewürzt, der Salat mit huile à la maréchale angemacht. Es waren die widerwärtigſten Schüſſeln, welche mir jemals wol vorgeſetzt wurden.

und ich war genöthigt, mich beim nächſten Reſtaurant ſchadlos zu halten.

Für die Commandantſchaft des Hauptquartiers war es ſchwer geweſen, ein paſſendes Local zu ermitteln. Nach langem Forſchen fiel mir endlich ein weitläufiges Gebäude von gutem Anſehen auf, das in der einſamen Straße grande Etappe gelegen war und unbewohnt ſchien. Ich fragte ſogleich die Behörde, ob dies nicht hergegeben werden könne, allein ſie machte ziemlich viel Umſtände. Ich beſichtigte das Haus. Es mußte von einer vornehmen Familie bewohnt worden ſein. Seidene Tapeten, vergoldete Lambrien, Superporten; große Gemächer, breite Treppen. Man ſagte, daß die Familie ausgeſtorben ſei und daß das Haus nun der Stadt gehöre. Die Poſtbureaus ſollten dahin verlegt und unmittelbar mit der nöthigen Einrichtung begonnen werden. Dies Alles war nicht von Gewicht; in jenem Augenblicke gebührte der ruſſiſchen Commandantſchaft der Vorzug, und es wurde feſtgeſetzt, ſie dort zu inſtalliren. In dem untern Stockwerke mußte die Wohnung des Commandanten eingerichtet werden; das obere Stockwerk räumte man einem Franzoſen ein, der dort eine Reſtauration errichtete, zur Erholung und Unterhaltung der fremden Gäſte, und nach dem einen Seitenflügel kam die Kanzlei. Hier war eine Reihe wohnlicher Zimmer, die ſich bis in den Garten erſtreckte; von dem letzten derſelben nahm ich Beſitz. Eine Thür führte in ein duftiges Jasmingebüſch, das ſeine Zweige in die Fenſter ſtreckte. Es war eine liebliche Wohnung; der Reſtaurant lieferte mir gegen gute Bezahlung gute Speiſen, und ich hatte meinen unbequemen L'Hôte-Wallon bald vergeſſen und befand mich ziemlich wohl in meiner jetzigen Einrichtung. Am Tage wurden Päſſe viſirt und Protokolle aufgenommen; um ſechs Uhr nahm man ſein gutes Diner bei dem Reſtaurant; dann machte man einen Gang zur herrlichen Promenade, die Chalons auszeichnet, und beſuchte zum Schluſſe das Theater. Es war die Schauſpielergeſellſchaft von Rheims herübergekommen, die nicht übel zu nennen war und eine Madame Tirgenne unter ihren Mitgliedern zählte, die im Diner de Madelon ſogar entzückend ſpielte. Ich hatte die Cenſur der Stücke und jener Couplets, die damals oft zu Ehren der Verbündeten eingelegt wurden; dies brachte mich in eine nähere Berührung mit den franzöſiſchen Künſtlern, und da ich keine Gelegenheit bekam, grämlicher und überſtrenger Cenſor zu ſein, ſo waren wir recht gute Freunde.

Eines Abends, als ich aus dem Theater heimkehrte und mir eben ganz wohlgemuth die Melodie des Schlußcouplets vorträllerte, das Madame Tirgenne wunderhübſch vorgetragen hatte, bemerkte ich eine dunkle Geſtalt, die mich in dem Jasminboskett vor meiner Thür zu erwarten ſcheint. Ich blieb einen Augenblick ſtehen, weil mir ein Angriff nicht gleichgültig ſein konnte, da ich keine Waffen bei mir hatte. Allein bald erkannte ich den Harrenden. Es war Hauptmann C., ein wüſter Geſelle, ein Schlemmer und Lügner, deſſen rothe Naſe wie die Bardolph's im Dunkeln leuchtete. Ich war überraſcht, ihn hier zu finden, da wir eben nicht im engſten Einverſtändniſſe lebten und ich nicht ſogleich begriff, was ihn zu mir geführt haben mochte. Er war verlegen, wie er mich bemerkte. Er ſchien auf die Ankunft eines Andern zu warten.

Ich hatte kaum eine Begrüßungsformel mit ihm gewechſelt, als eine Laterne auf uns loskam. Es war der Haushofmeiſter des Commandanten und ein polniſcher Factor, der ihm zur Beſorgung kleiner Dienſtbarkeiten nach Frankreich gefolgt war. Sie traten leiſe auf, ſahen ſich vorſichtig und waren bewaffnet. Das Ganze ſchien mir ein aben-erliches, verdächtiges Anſehen zu haben.

Den Hauptmann C. um ſeine nächtliche Wanderung zu ragen, ſtand mir nicht an; allein beim Anblick dieſer Perſen ſchien ich ein Recht wohl zu haben.

„Was haben Sie vor?“ fragte ich den Hauptmann, nd was wollen dieſe bewaffneten Leute unternehmen?“

Er lächelte verlegen.

„Muß der Teufel Den a herführen!“ brummte der Hausmeiſter, der ein geborener Wiener war.

Ich wiederholte meine Frage mit Ernſt und Gewicht drohete, ſogleich eine Anzeige zu machen, wenn meinem erlangen nicht Genüge geleiſtet würde.

Das ſaubere Kleeblatt ſah ſich eine Weile bedenklich an. n ſchritt C. auf mich zu, nahm mich bei der Hand und ann feierlich:

„Verſprechen Sie mir zuerſt, nichts von Dem zu verran, was wir hier vornehmen wollen, bis wir es ganz liegen haben werden. Dann iſt es kein Geheimniß hr, und wir werden ſelbſt davon ſprechen. Oder beſſer, ben Sie bei uns, während wir arbeiten, um uns ganz er zu machen, und es ſoll in keinem Falle Ihnen zum haden gereichen.“

„So ſagen Sie mir nur,“ rief ich ungeduldig, „was vorgehen ſoll — von welcher Arbeit ſprechen Sie?“

„Verſprechen Sie erſt!“ —

„Was ſoll ich verſprechen?“ —

„Geduldig mit uns zu gehen und uns gewähren zu en. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts eßwidriges verüben wollen.“

„Nun wohl, ſo bleibe ich bei Ihnen.“ Hauptmann C. fing meinen Handſchlag. Wir ſtrichen ſchweigend durch die Gänge, bis wir das Ende des Gartens erreicht hatten. Eine alte Mauer ſchloß ihn ein und hohe Bäume ſtanden rings umher.

„Wir ſind zur Stelle!“ ſprach nun der Haushofmeiſter, ein wohlbeleibter Mann, ſchnaufend und ſich die Stirn trocknend.

„Wenn die verfluchten Bäume nur nicht wären,“ fügte E. leiſe hinzu, „die bilden ein Verſteck für Jene, welche den Schatz bewachen.“

„Den Schatz?“ fragte ich überraſcht.

„St!“ rief E. mir zu.

„Der Kleine ſoll auf die Mauer klettern und ſehen, ob ſich Jemand rührt in unſerer Nähe,“ ſagte der Haushofmeiſter.

Der kleine polniſche Factor ließ es ſich nicht zweimal ſagen, und huſch! huſch! wie eine Katze ſchwang er ſich hinauf und blickte mit ſeinen Falkenaugen bald rechts, bald links in das Dunkel.

„Siehſt Du was?“ fragte E.

„Nicht das Geringſte,“ rief der Kleine herab.

„Nun denn, flink ans Werk!“ ſprach der Haushofmeiſter und zog ſeinen Rock aus.

Sie ſcharrten vorerſt den Sand weg und ich bemerkte jetzt ein Loch, das mit einigen Brettern leicht zugedeckt war.

„Was meinen Sie dazu?“ fragte mich E. mit leuchtenden Augen, die ſeine Naſe ſelbſt verdunkelten. „Iſt es nicht ausgemacht, daß hier ein Schatz vergraben liegt?“

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken?“

„Wie? — Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß dies ſchöne Haus der Stadt angehört? daß man ſo viele Schwierigkeiten machte, uns hier aufzunehmen? Und glauben Sie, daß dies nicht ſeine guten Urſachen hatte? Die Stadt hat as Widerſtand geleiſtet — die Einwohner machten ſich m den Ruſſen den fürchterlichſten Begriff — ſie brachten r Eigenthum in Sicherheit — hier iſt es vergraben — r ganze Reichthum von Chalons liegt hier — und wir ben ihn hervor an das Tageslicht — uns gehören zwei rittel davon und das Uebrige der Krone! Wir ſind in indesland und machen unſere Rechte geltend, ſo gut wir nnen.“

„Wie kommen Sie nun aber auf den Gedanken, daß rade hier“ —

„Geſtern Abend,“ fiel er mir ins Wort, „als ich mit inem dicken Freund hier auf und ab ſpaziere, bemerke plötzlich, daß der Sand zu meinen Füßen in ein Loch nabrollt. Ich werde aufmerkſam und denke ſogleich: hier ß nachgegraben werden. Nun ſind wir hier und das ſultat ſollen Sie ſehen.“ Der dicke Haushofmeiſter, dem Laſt der Arbeit, während der Hauptmann erzählte, rin obgelegen, war mit dem Wegräumen dicker Bohlen d Bretter nun vollkommen zu Stande und wir ſahen in großes, weites Loch, das einem ausgetrockneten Brunnen ht unähnlich ſah.

„Seht Ihr nichts?“ fragte C.

Der Haushofmeiſter hatte ſich auf den Bauch gelegt d ſchaute hinab: „Nicht das Geringſte!“ ſprach er chend.

„Nun — wißt Ihr?“ fuhr C. fort, „nun iſt nichts deres zu thun, als ſich hinabzulaſſen.“

„Bedanke mich ſchön!“ brummte der Dicke, „das kann ſchöne Tiefe haben. Ihr ſeid leichter als ich, Hauptan, verſucht Ihr's nur einmal.“

„Wozu das lange Deliberiren?“ rief dieſer jetzt, „wozu en wir denn den Kleinen mitgenommen? He, Kleiner!

komm herab! ich werde mich indeß auf die Mauer und Lauer verfügen.“

Der Factor tauſchte nunmehr ſeinen Platz mit dem Herrn Hauptmann. Er blickte in das Loch und fragte keck: „Da ſoll ich hinab?“ und ohne ſich lange zu beſinnen, ſchwang er ſich hinein, indem er ſich mit beiden Händen an den Rand der Oeffnung feſtklammerte.

„Ich kann den Boden nicht erreichen,“ rief er, „da muß ein Längerer herbei.“

„So wirf Dich getroſt hinab,“ rief der Hauptmann auf der Mauer.

Der Haushofmeiſter nahm ihn beim Kragen und wollte ihn unterducken, aber der Kleine ſtämmte ſich und hielt ſich feſt.

„So wetten wir nicht,“ rief er dazwiſchen, „und habt Ihr's ſo mit mir im Sinne, ſo ſucht Euch einen Andern, der Euch den Narren macht. Wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, ſo ſchrei' ich Alles wach.“

„Daß er beim Teufel wär'!“ rief E., „laßt ihn los da unten. Und nun ſprich ordentlich, Kleiner, was ſiehſt Du?“

Der Factor bückte ſich und ſteckte den Kopf zwiſchen ſeine eigenen Beine, um in den Raum unter ſich zu ſchauen, während der Haushofmeiſter das Licht aus der Laterne nahm, um hinabzuleuchten.

„Ich ſehe eine große Kiſte,“ ſchallte es dumpf aus dem Loche herauf.

„Siehſt Du Silber? Geldſäcke?“ ſcholl die Frage von der Mauer.

„Nichts als eine große Kiſte“ — ward abermals gejammert.

Da verloſchte plötzlich das Licht und alle drei begegneten ſich in einem und demſelben ruſſiſchen Fluche.

Der Hauptmann ſprang von der Mauer. Was war man zu thun? Niemand hatte ſich mit einem Feuerzeuge verſehen und die Unternehmung mußte für dieſe Nacht aufgegeben werden.

„Jetzt ſind wir darum!" brummte C.

Als wir den Rückweg antraten, nachdem Bretter und Sand wieder die Oeffnung den Blicken Uneingeweihter verbargen, hörten wir ein Raſcheln in den uns umgebenden Gebüſchen.

„Wer da!" rief mit unterdrückter Stimme der Hauptmann, indem er ſein Piſtol knacken ließ.

Alles war ſtill und wir gingen weiter. Als wir das Jasmingebüſch erreicht hatten, ſagte ich meinen Begleitern gute Nacht und begab mich in mein Zimmer. Ich vermochte nicht einzuſchlafen. Es war mir im innerſten Herzen leid, daß die Spitzbuben, die alle drei zum Galgen reif waren, ſich in den Beſitz von Schätzen auf ſo unrechtmäßige Weiſe ſetzen ſollten. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, da mein Wort mich band. Meine Hoffnung ſetzte ich darein, daß irgend ein Zufall, wie der heutige, der das Licht ausblies, auch fernerhin das Unternehmen des Kleeblatts vereiteln würde. Ich konnte mir nicht denken, daß die Bewohner von Chalons, wenn ſie wirklich hier ihre koſtbarſten Habſeligkeiten aufbewahrt haben ſollten, nicht auch ein Obſervationscorps daneben aufſtellen würden. Und wirklich glaubte ich in dem Gebüſche, wo wir das Geräuſch vernommen hatten, ein Paar Augen nach uns gerichtet geſehen zu haben.

Es war ſpät, oder vielmehr ſchon früh, als ich mich auf's Lager warf, und ich ſchlief daher ein gutes Stück in den Tag hinein. Es war ſchönes Wetter und ich ging in den Garten. Mein nächtliches Abenteuer war mir wie ein

Traum, ich ging nach dem Platze an der Mauer. Das Loch war offen und ich konnte deutlich eine leere Kiſte unten ſtehen ſehen. Der Hauptmann ſaß unfern davon auf einer Steinbank, Verzweiflung in den Zügen.

„Sehen Sie? Alles iſt fort! Die verdammten Koſaken!“ ſchrie er, mit den Zähnen knirſchend.

„Welche Koſaken!“ fragte ich überraſcht.

„Unſere Halunken!“ fuhr er fort. „Iwan und Fedor! die ſchlichen uns nach und was unſer kleiner Hund ſich nicht getraute, das war für jene Hunde ein Leichtes. Sie ſtiegen ins Loch und holten ſich den Fang und wir haben nun das leere Nachſehen. Ich will aber meine Spürnaſe anſtrengen, und haben ſie wirklich den Schatz gehoben, wie ich faſt nicht zweifle, und wollen ſie nichts angeben, um der Krone ihren Antheil zu rauben, ſo ſollen ſie ſich nur in Acht nehmen. Sie werden Alles herausgeben müſſen und nach Sibirien marſchiren.“

Ich ließ ihn mit ſeinen Klagen allein. Aufrichtig geſagt war es mir lieber, die Koſaken hatten den Raub, als jene liederlichen Burſche, ein Troß wie Falſtaff's Geſindel. Iwan, der große ſchöne Sohn des Don, war das Muſter eines Koſaken. Er ſtipitzte in Feindesland, aber wer ihm das verübelt hätte, der hätte dem Löwen daraus einen Vorwurf machen müſſen, daß er Fleiſch freſſe. Im Uebrigen war Iwan ein treuer und ergebener Sklave, der ſeinen Herrn, mit Hintanſetzung ſeines eigenen Lebens, aus jeder Gefahr geriſſen hätte. Einſt ſetzten wir bei ſtarkem Eisgang und heftigem Sturmwind über einen breiten Strom. Die Schollen hoben die Fähre in die Höhe und die Schiffer vermochten ſie nicht mehr zu lenken, und ſie trieb mit Blitzesſchnelle ſtromabwärts. Die Gefahr war augenſcheinlich.

„Ich bin ein ſchlechter Schwimmer," ſagte ich, „wenn die Fähre umſchlägt, ſo bin ich verloren."

„Wenn Du bei mir ſtehſt, nicht," ſprach Iwan gelaſſen, „denn ich rette Dich mit mir, und hier durchzuſchwimmen iſt mir nur Spaß."

Auf ſolche Weiſe erprobte ich ihn mehrmals und es iſt kein Wunder, daß ich ihn liebgewann.

Dabei war Iwan von einem gewaltigen Triebe beſeelt, ſich zu unterrichten. Kamen wir in einer Stadt an, ſo lief er gleich allen Sehenswürdigkeiten nach, wie ein moderner Engländer. Abends pflegte er dann eifrig in ſein Taſchenbuch zu ſchreiben. Auf meine Frage ſagte er mir, „daß er in ſeiner Heimat den Seinen daraus vorleſen wolle, um ſie zu unterrichten, damit auch ſie von ſeinen Kriegszügen Nutzen hätten." Sollte dieſer Iwan, Einem oder dem Andern, eine beſtimmte Zahl Kantſchuhiebe aufzählen, wozu er oft gebraucht wurde, ſo benahm er ſich ſo menſchlich als möglich dabei, und traf das Loos einen alten Mann, ſo konnte man gewiß ſein, daß er auf das Leder ſeiner eigenen Reithoſe hieb, damit es recht ſchallte, daß er aber dem Alten gewiß nicht wehe that. Fedor, Iwan's Kamerad, war hinſichtlich des Charakters ungefähr von demſelben Schlage, nur nicht ganz ſo verſtändig und bei Weitem nicht ſo ſchön.

Dies waren nun die Leute, die ſich nach des Hauptmanns Meinung den Schatz angeeignet haben ſollten. Ich hörte nichts weiter von der Sache, und Niemand gab die Koſaken an. Es ſchien mir wahrſcheinlich, daß C. ihnen einen Theil abjagte und ſchwieg, ſtatt hier den Angeber zu machen.

Später wollte man wirklich mehr Geld als gewöhnlich bei dieſen Leuten bemerkt haben.

Für mich hatte der Aufenthalt in Chalons nichts Bemerkenswerthes mehr. Nach vierwöchentlicher Dauer zog man in das, zur damaligen Zeit vielverſprochene Camp de Vertu, wo man die Alliirten im höchſten Glanze zu ſehen bekommen konnte, und wohin ſich die Neugierde ebenſo drängte, wie im Jahre 1835 nach Kaliſch und Töplitz.

Mich wurmte es, ſo nahe an Paris zu ſein und es nicht einmal zu ſehen. Denn die Sage ging, daß man das Hauptquartier nach Melun verlegen, und dann in Kurzem in die Heimat aufbrechen würde. Die Sehnſucht nach Paris wuchs mit jeder Minute. Ich entſagte den Herrlichkeiten des Lagers und erbat mir einen Urlaub nach Paris. Nur drei Tage wurden mir vergönnt, allein ich flog ganz glücklich dahin.

Am Abend vor meiner Abreiſe ſaß ich im Gaſthofe „zur Galeere," da ſprang geſchäftig der Hauptmann E. herein. Er hatte alle Hände voll zu thun, wie er ſagte. Ein ruſſiſcher Commiſſair war eingebracht worden, der beim Aufladen der Fourage mit einem Andern Händel bekommen und ihn erſtochen hatte. Am andern Morgen ſollte er auf Befehl des Marſchalls, der Standrecht über ihn hatte halten laſſen, erſchoſſen werden. E. war nun die Commiſſion zugefallen, Alles zur Execution anzuordnen, und er entledigte ſich dieſes Amtes mit großem Eifer und wahrem Vergnügen, und machte ſich, aus übertriebener Dienſtpflicht, noch mehr dabei zu ſchaffen, als ihm oblag. So kam er jetzt eben, wie er mir unaufgefordert ſagte, von dem armen Teufel, dem er das Maß zum Sarge genommen. Dann rieb er ſich die Hände und ſagte: „Endlich einmal etwas Ordentliches zu thun."

Man ſollte nicht glauben, daß es ſolche Menſchen gibt;

und doch iſt es ſo. E. war aber nicht etwa ein Barbar aus dem Norden, ein halbwilder Ruſſe, ſondern ein Deutſcher und Berlin war ſeine Vaterſtadt

Da ich mich nicht gern in ſeiner Geſellſchaft befand, ſo ſtand ich auf, um fortzugehen, er aber ſprang mir nach und bat mich inſtändigſt, ihm doch nur hundert Auſtern mitzubringen, er lechze darnach und könnte ſie in den Neſtern, wo wir liegen, nicht erhalten. Dann ſprach er ſogleich wieder mit einigen Anweſenden über die Anordnungen zum morgigen „Feſte," wie er es nannte.

Faſt zwanzig Jahre nach dieſen Vorfällen war ich wieder eines Morgens in der Galeere zu Chalons, beim Frühſtücke. Die Diligence hatte mich aus Paris dahin gebracht. An meiner Seite ſaß mein junges Weib, und ich erzählte ihr den Vorfall.

Uns gegenüber lag das große Hotel, daß ich früher für die ruſſiſche Commandantſchaft requirirt hatte; jetzt waren die Bureaux der Meſſagerien dahin verlegt worden. Wir benutzten den Aufenthalt, um in den Garten zu gehen. Wie war hier Alles verändert! Gänge und Lauben waren ſchöner, aus den Sträuchern Bäume geworden. Das Jasminboskett, welches den Eingang in meine einſtmalige Wohnung verbarg, war wild in die Höhe geſchoſſen und erreichte faſt mit den äußerſten Spitzen ſeiner Zweige das Fenſter des erſten Stockes. Die Thür war vermauert worden. Dies that mir leid; ich hätte gern einen Blick in jenes Zimmer geworfen.

Am äußerſten Ende des Gartens, in dem Mauerwinkel, ſtanden noch dieſelben alten Bäume, aber von der Oeff nung in der Erde ſah man keine Spur. Sie war verſchüttet und geebnet.

Ich blieb eine Weile ſinnend an dem Orte. Die Scene jener Nacht ſtrich mir durch den Sinn, eine unbedeutende Begebenheit an und für ſich, und ohne Folge für mein übriges Leben, und doch erregte ſie mich wunderbar an dieſem Platze.

„Wo mögen nun die Koſaken ſein, Iwan und Fedor?“ fragte ich mich. „Sie ſind wol ſchon längſt in den Perſerkriegen gefallen. Der gute Iwan, der ſo emſig ſeine Notizen in unſern kleinen Märkten und Flecken zuſammentrug, zur Belehrung der Seinigen, die im majeſtätiſchen Don baden und am Kaukaſus in leichten Hürden ſchlafen, oder auf Aſiens Hochebene ihre Pferde tummeln und in den Wundern der Natur ſchwelgen können, ſtreifend zu des Perſers Pracht und des Tſcherkeſſen herrlicher Schönheit, um die wir ihn beneiden, wir armen, civiliſirten Menſchen! Wir haben ſchwer zu ſchleppen an unſerer langweiligen Civiliſation!“

Der Haushofmeiſter, der in jener Nacht die Expedition mitmachte, begegnete mir viele Jahre ſpäter in der Rauhenſteingaſſe in Wien. Es war mir ſehr auffallend, an einem ſchönen Morgen dort von einem dicken Mann beim Kopf gepackt und abgeherzt zu werden. Ich kannte ihn im erſten Augenblick nicht wieder. Er war nach dem Frieden in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt und hatte bei einem ungariſchen Cavalier eine Anſtellung erhalten.

Von E. habe ich nie etwas erfahren können. Der kleine polniſche Factor aber ſoll ſeine Tage in einem Winkel Sibiriens hinſchleppen. Seine Spitzbübereien hatten ihn endlich dahin gebracht. Das gewöhnliche Ziel von Leuten ſeines Gelichters.

Die Pferde waren angeſpannt; der Conducteur rief die Namen und wir nahmen unſere Plätze ein. Unter lautem Klatſchen fuhren wir über den Marktplatz, an der prächtigen Mairie vorüber. Dort unten an der Marne lag das Schauſpielhaus, wo Madame Tirpenne die Madelon geſungen; Madame Tirpenne, damals ſo hübſch und potelée, jetzt — wenn ſie noch lebt — eine alternde — — ha! dort am Kaffeehauſe, die dicke, kleine, runde Frau — die hängenden, rothen Backen, die blitzenden Augen, das Stumpfnäschen — ſie iſt es! Wie ſie mich anſieht, ſie ahnet nicht, daß ich einſt ihr Verehrer war. Ich leſe die Worte auf dem Schilde: tenu par Madame Tirpenne! Ein Leiermann ſpielt an der Ecke das alte, hübſche Lied, das ich vor mehr als zwanzig Jahren hier gehört und noch immer mit Vorliebe pfeife. Mir iſt's in dem Augenblicke, als wäre Alles nur ein Traum, oder als wäre ich ſo viele Jahre jünger. Da drückt mir etwas die Hand — meine Frau lächelt mich an — die Diligence jagt — und ſchon liegt Chalons hinter uns.

Dieſe Erinnerung ſchrieb ich andern Tages in Nancy auf, wo wir raſteten.

2.

Ich hatte in Troyes dem Grafen von N....z meine vier falben Litthauer verkauft und reiſte mit den dafür erhaltenen Ducaten nach Nancy. Hier fand ich einen alten Freund wieder, deſſen Quartier ich zu theilen mich entſchloß, theils um in traulicher Stunde früherer Begegniſſe zu gedenken, theils auch von ſeiner Bekanntſchaft im Orte den beſten Vortheil zu ziehen.

Da dieſer Freund noch im Beſitze von eigenen Pferden und Wagen war, ſo nahm ich mir vor, mit ihm nach Deutſchland zurückzukehren.

Ich gab ihm meine Ducaten in Verwahrung, und er ſchloß ſie in ſeine gute engliſche Schatulle zu einer ganz artigen Verſammlung ähnlicher Stücke. Wir machten wenig Aufwand, dinirten im Hauſe, beſuchten das Theater, und nur, wenn dieſes beendet war, trennten wir uns. Ich ging dann allein nach Hauſe, während mein Freund noch einige Stunden bei einer kleinen Sängerin zubrachte, die ſich ihm vor vielen Andern gefällig erwieſen hatte.

So waren uns ungefähr drei Wochen verſtrichen, als ich plötzlich eine Störung des gewohnten Verhältniſſes zum größten Erſtaunen wahrnehmen mußte. Mein Freund kam nicht mehr zur rechten Zeit zum Eſſen, und erſchien er endlich, ſo bemerkte ich Zerſtreuung an ihm; er aß wenig, ſah ſehr bleich oder erhitzt aus und eilte oft, ehe noch das Deſſert gebracht wurde, unter irgend einem nichtigen Vorwande davon.

Was konnte die Urſache ſein? Mein Umgang mit ihm, ſo verträglich und behäbig, war mir nach vielen wild vorübergerauſchten Tagen doppelt angenehm erſchienen, als daß ich ihn gleichgültig hätte geſtört erblicken können; auch erfüllte mich die präoccupirte Miene meines Freundes mit Sorgen. Ich ſann ernſtlich nach, um die Urſache zu entdecken, und nicht lange, ſo glaubte ich ſie gefunden zu haben. Der nächſte Tag ſollte mir ſchon Gewißheit darüber verſchaffen. Zwei Stunden hatte ich bereits mit dem Eſſen warten müſſen, ſo lange war P. noch nie ausge blieben. Alexander, der treue Junge, mit dem blonden Schnurrbart und den großen blauen Augen, trat alle Augenblicke beſorglich in das Zimmer, um zu hören, was ich von dem Ausbleiben ſeines Herrn dachte. Auch er ſchien die Urſache zu kennen, doch ſchwieg er beſcheiden, da auch ich nichts ſagte.

Endlich trappt es die Treppe herauf; P. reißt die Thür auf, winkt Alexander, daß er die Suppe bringe, und wirft ſich mir gegenüber in den Seſſel. Sein Ausſehen ſetzte mich in Schrecken. Bleich, ſchwitzend, außer Athem, das ſchwarze Auge glühend im Kopfe, in der Haltung ein hoher Grad von Schlaffheit ausgedrückt. Er ſah wie ein Fieberkranker aus.

Die Suppe kam; er aß nicht davon. Ebenſo ging es mit den andern Schüſſeln, die Alexander alle kopfſchüttelnd wegtrug, da auch ich, von dem Vorfalle ergriffen und einen Stein auf dem Herzen, ſie gleichfalls nicht berührt hatte. Ich konnte vor Ungeduld den Augenblick kaum erwarten, wo wir allein und ungeſtört waren.

„Du haſt geſpielt!“ fing ich endlich mit bewegter Stimme an.

„Ja!“ war ſeine trockene Antwort.

„Mit Unglück?“ fuhr ich fort.

„Hmm!“ brummte er, und ich vermochte durchaus nicht in ſeinen Zügen die Bedeutung dieſes Räthſels zu leſen.

„Alles verſpielt?“ fragte ich weiter.

„Auch Dein Gold, Bruder!“ rief er, bewegt, wie es ſchien, mir die Hand darreichend.

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte ich, „doch was iſt nun zu thun? Wir ſind entblößt. Unſere Freunde ſind alle ſchon fort, und wir über die Gebühr hier zurückgeblieben. Während ich über das Glück, Dich in Nancy zu finden, das Heimreiſen vergaß, und auch bei Dir eine ähnliche Stimmung vorausſetzte, wurdeſt Du von andern Banden hier gefeſſelt. Ich mache Dir keine Vorwürfe, doch was wollen wir nun anfangen?"

„Nach Hauſe reiſen!" ſchrie P. wild auflachend.

Und bei dieſen Worten zog er einen ſtrotzenden Beutel hervor, den er ſo heftig auf den Tiſch warf, daß die Goldſtücke im Zimmer umherrollten. Ich ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Fünfhundert Ducaten, Bruder!" rief P., „die Dein ſind, denn mit Deinem Gelde ſind ſie gewonnen; doch Du wirſt mir wol eine Handvoll davon vorſtrecken, da ich rein ausgefegt bin, kahl wie eine Kirchenmaus! Höre, wie mir's ging. In einem Kaffeehauſe auf der place royale iſt Spiel im Entreſol. Du biſt nie hinaufgekommen. Ich enfilirte mich nach und nach ſo ſehr, daß ich mit dem geſtrigen Tage alle meine Baarſchaft verloren hatte. Mein Unglück war zu anhaltend geweſen, als daß mir mein Spielergenius nicht hätte zuflüſtern ſollen: die Stunde des Glücks könne nicht fern ſein. Es galt auszuhalten. In dieſer Noth griff ich zu Deinen Ducaten, zu denen ich noch überdies großes Vertrauen hegte, da Du ſie von N....z, einem wahren Glückskinde, haſt. Gewinnſt du damit, dacht' ich, ſo gehört es deinem Freunde, der dir davon ſo viel leihen wird, als du bis Frankfurt nöthig haſt, wohin dein Creditbrief lautet. Verlierſt du, je nun! ſo müſſen deine drei polniſchen Schimmel in franzöſiſchem Lande zurückbleiben und werden die gelben Fluthen ihrer vaterländiſchen Weichſel nicht wiederſehen. So war mein Teſtament in Gedanken gemacht und, mit gehöriger

Kälte und einem hohen Grade von göttlicher Zuverſicht im Buſen, verſah ich mich mit Deinen Röllchen und ging ins Kaffeehaus. Wie hatte ſich nun dort das Blatt gewendet! Was ich ſetzte, gewann. O ihr lieben Ducätchen, dacht' ich, ihr ſeid ja wahre Täubchen, die alle andern der ganzen Nachbarſchaft zu ihrem Schlage locken. Bald Bube, bald Aß, bald Zehne, bald Drei, und vor Allem die Dame, ich ſage Dir, ſie kamen, wie ich ſie rief, und die Croupiers ſchnitten Geſichter, die ein gelindes Ausderhautfahren mit möglichſtem Anſtande ausdrückten. Als nichts mehr in den Beutel konnte, ſchloß ich die Boutique und machte rechtsum, und da bin ich nun. Nun aber wird nicht mehr geſpielt. Ich bin froh, daß ich Alles gerettet habe, und gleichviel, ob es Dir oder mir gehört, wenn ich's den verdammten Kerls nur aus dem gierigen Rachen reißen konnte.“

Ich machte dem lieben Freunde bemerklich, daß ich mich nie dazu verſtehen würde, auch nur einen Ducaten von Dem anzuſprechen, was doch nur ſein wiedergewonnenes Geld ſei, allein er wollte nichts davon wiſſen.

„Laſſen wir dieſen edlen Wettſtreit jetzt bei Seite,“ ſagte er endlich, „uns thut Anderes Noth!“ und Alexander hereinrufend, verſchloß er das Gold vor deſſen Augen, übergab ihm die Schatulle und fuhr fort: „Laſſe ſogleich einſpannen, packe unſere Sachen auf und fahre voraus, in dem Städtchen *** werden wir Dich einholen. So kommen wir nicht mehr in Verſuchung und beſorgen noch während des Tages unſere Geſchäfte, ich nehme Abſchied von meiner theuern Kleinen, dann diniren wir mit einigen Bekannten, die noch dieſen Abend nach Deutſchland reiſen und uns mitnehmen wollen; ſo kann es nicht fehlen, daß wir Alexander noch in der Nacht wiederhaben.“

Ich pflichtete ihm bei; der treue Diener erhielt ſeine Inſtructionen und wir trennten uns hierauf: mein Freund, um Abſchied zu nehmen; ich, um in der Stadt umherzuſchlendern, innerlich vergnügt, daß die Sache dieſe Wendung genommen. Um fünf ſollte ich mich in dem bezeichneten Gaſthof zum Diner einſtellen.

Das Diner währte länger als wir es gedacht hatten, und da wir aufſtanden, war die Tageszeit bereits ſo weit vorgerückt, daß wir — nach der Meinung aller Kundigen — das gute Nachtquartier nicht mehr erreichen konnten, wo Alexander auf uns warten ſollte. Die Nacht durch zu fahren, war für die Hauptperſon der Geſellſchaft, einen alten Herrn, zu beſchwerlich.

„Wir muſſen fort!“ ſprach mein Gefährte, indem er mich bei Seite zog. „Wir wollen ſogleich Poſtpferde beſtellen gehen.“

Wir eilten zur Poſt.

„Gib mir ein paar Ducaten,“ ſagte mein Freund.

„Ich habe nichts —“

„Ich ſah ja noch dieſen Morgen einige Füchſe bei Dir —“

„Die habe ich ausgegeben, um mir noch einige zierliche Kleinigkeiten aus Frankreich mitzunehmen.“

Wir ſtanden uns mit bedenklichen Geſichtern gegenüber, denn wir hatten Beide keinen Heller, obgleich wir in jenem Augenblicke reicher als während der ganzen Campagne waren, und daher konnten wir weder Alexander nachfahren, noch ſelbſt für dieſe Nacht ein Unterkommen bezahlen.

„Wie leichtſinnig!“ ſchrien wir Beide und ſuchten darin den Ton des Vorwurfs recht deutlich zu treffen.

„Für die Nacht iſt geſorgt!“ rief endlich mein Freund, und zwar ſollſt Du mit mir zufrieden ſein. Mein Mädchen war troſtlos, als ich von ihr Abſchied nahm, und ſagte mir, daß ſie heute den ganzen Abend werde weinen müſſen. Wie ſehr erfreut wird ſie nun ſein, wenn ich ihr in ihrem Schmerze wiederkehre und dieſen in Freude verwandle. Du begleiteſt mich, und wir bringen die Stunden bis zur Abfahrt gewiß ſo vergnügt bei ihr zu, daß ſie uns zu kurz dahin fliegen werden.“

„So komm', es iſt bereits nicht mehr früh, und ich bin vom vielen Umherlaufen müde.“

„Ja komm'! das hat gute Weile. Meine Kleine iſt im Theater und heute iſt Joconde und Cendrillon, das dauert mindeſtens bis halb Eilf, und früher iſt ſie nicht zu treffen.“

„Auch gut! ſo wollen wir uns vor der Hand in dies Kaffeehaus verfügen und unſere Geduld an Zuckerwaſſer üben.“

Kaum hatten wir ein paar Gläſer geleert, als mein Freund ungeduldig aufſprang. „Wir müſſen uns auf die Lauer begeben,“ ſagte er, „denn ſie könnte heute zufällig früher nach Hauſe kommen.“ Ich mußte ihm nolens volens folgen.

Wir trottirten in der Straße, wo die junge Schauſpielerin wohnte, ewig lange auf und ab. Die Fenſter waren finſter und blieben es auch. Endlich, nachdem meine Müdigkeit ſich bereits bis zum Umſinken geſteigert hatte, deutete eine größere Lebhaftigkeit der Gehenden das Ende des Schauſpiels an. Wir begaben uns an die Ecke der Straße, um — wie mein Freund ſagte — ſeine Geliebte zu überraſchen.

Ein Hut mit einer weißen Feder nähert ſich. „Das iſt ſie!“ flüſterte mein Freund, den Hut kenne ich, den hat ſie von mir beim Abſchied erhalten.“

„Sie iſt nicht allein.“

„Ihre Bonne wird ſie begleiten.“

„Mir ſcheint's ein Mann zu ſein.“

„Es iſt doch ihre Bonne!“ knirſchte mein Freund.

Das Paar war jetzt an uns vorübergekommen. Das Mädchen wurde von einem elegant gekleideten jungen Menſchen geführt.

„Teufel! Es iſt der Engländer, der ihr lange ſchon nachſtellte, und vor deſſen Zudringlichkeit ſie ſich kaum zu retten wußte. Wie oft bat ſie mich, ihn deshalb zur Rede zu ſtellen und ſie zu befreien! Warum hab' ich's verſäumt?“

„Wo bleiben wir nun?“

„Nur ein wenig Geduld, das ändert nichts an der Sache! Wir müſſen warten, bis er ſich an der Hausthür von ihr beurlaubt haben wird, dann halten wir ſiegenden Einzug. Siehſt Du wol? Jetzt ſind ſie ſchon am Hauſe und nun wird er ſich bald empfehlen.“

„Nicht doch! Er geht ja mit hinauf.“

„Verflucht! Nun müſſen wir wol noch ein Viertelſtündchen warten. Sie durfte als Schauſpielerin ihn natürlich nicht grob behandeln, ſo ein Menſch kann ſich furchtbar rächen. Allons, laufen wir noch ein wenig auf und ab!“

Und wir liefen auf und ab und der Hals wurde mir ſteif von dem ewigen Hinblicken zu den Fenſtern, und meine Müdigkeit war nicht mehr zum Aushalten, als endlich eine neue Ueberraſchung meinen Freund zur Beſinnung brachte. Das Licht erloſch oben plötzlich, aber der Engländer hatte das Haus noch nicht verlaſſen. Das arme, verlorene Kind hatte den verliebten Sarmaten ſchon weit, weit weggeglaubt und den freien Platz in ſeinem Herzen ſogleich einem Andern vermiethet. So läuft die Welt! Vielleicht dachte die hübſche Sünderin vor dem Einſchlafen etwas Aehnliches, wie:

„Es küßt Dich ſo lieblich die Lippe des Zweiten,
Wie nie Dich die Lippe des Erſten geküßt!“

Da wir kein Geld hatten, unſere morgige Reiſegeſellſchaft bereits ſchlief, kein Gaſthof mehr offen war, ſo faßten wir uns kurz und beſchloſſen die Nacht im Freien zuzubringen. Mein Freund verbrachte ſie unruhig mit Auf- und Ablaufen vor dem Hauſe des Mädchens, während ich auf einer Thürſchwelle dem Schlummergott in die ſanften Arme fiel.

Der Morgen graute bereits, als mein Freund mich am Arme rüttelte. Wir ſahen Beide bleich aus, wie Einer dem Andern bemerkte. Wir lachten über das Abenteuer, das ſelbſt für meinen Freund von keiner Erheblichkeit war. „Andere Städtchen, andere Mädchen!“

Im Gaſthauſe erwartete man uns bereits mit angeſpannten Poſtpferden. Um Mittag hatten wir den Ort erreicht, den wir Tages vorher zum Nachtquartier beſtimmt hatten, und wo Alexander uns erwarten ſollte. Das Erſte war, uns nach ihm zu erkundigen. Er hatte die Nacht hier in Angſt und Sorgen um uns zugebracht und war am Morgen weitergefahren.

„Wenn's ſo fortgeht,“ rief mein Freund unmuthig aus, „ſo erreichen wir ihn erſt in Frankfurt!“

Das Eſſen wurde aufgetragen und wir hatten keinen Heller. Es war damals zu oft der Fall, daß Glücksritter aller Art ſich dadurch fortzubringen ſuchten, daß ſie ſich an gutrangirte Leute machten, um mit ihnen zu reiſen und ſie am Ende auch noch zu betrügen. Unſere Reiſegefährten kannten uns nur ſehr oberflächlich und wußten von unſern

Verhaltniſſen nicht das Geringſte. Das Vorausſenden der Equipage, das unbeſonnene Mitſchicken alles Geldes konnten ſie leicht als eine Erfindung betrachten, woran nichts wahr, als unſere gänzliche Entblößung. Es kam uns hart an, unter ſolchen Umſtänden ſie um ein Anlehn zu bitten, allein die Noth drängte. Man lächelte in der That, ſehr ſüßſäuerlich, als man unſerem Geſuche in der Art willfahrte, daß man unſere Zeche mitberichtigte und dies zu beſorgen verſprach, bis wir unſere Equipage erreicht haben würden.

An dem Abende deſſelben Tages hatten wir ſie. Alexander ware von hier nicht abgefahren, ohne Nachforſchungen anzuſtellen. Geſtern konnte er ſich denken, daß die Freuden der Tafel uns zurückgehalten haben würden; heute aber hätte er ein Unglück beſorgen müſſen. Wir waren froh, ihn wiederzuſehen, und herzten unſere liebe, volle Chatulka!

Ohne beſonderes Ereigniß kamen wir in Frankfurt an, wo wir uns vor der Hand auf einige Wochen niederzulaſſen gedachten. Hier war ein bedeutendes jeu clandestin, da bekanntlich in Frankfurt das Spiel verboten iſt, und damals die guten Bürger, die einige Käſperln wagen wollten, ſich nach Bockenheim, auf heſſiſchem Territorium gelegen, begeben mußten.

Die Bank hielt ein Herr G., und die in großer Zahl heimziehenden Ruſſen alimentirten ſie gar nicht ſchlecht. Madame G. war eine angenehme Frau, welches übrigens dazu beitrug, den Verluſt der Börſe nicht allzutief zu fühlen. Die gewohnliche Geſellſchaft beſtand aus reichen jungen Leuten, unter denen Fürſt G., Graf N., Graf D., Herr von T. die bedeutendſten waren. Alle hatten bedeutend verloren, nur ich — der ich nur klein im Verhältniß zu ihnen ſpielte zeigte einiges Glück. Sie wollten Revanche an G. nehmen und machten ihm den Vorſchlag, an ihrer Bank zu ſpielen. Er hatte zu viel von ihrem Gelde, als daß er es mit guter Art hätte ablehnen können. Nun machte man mir den Vorſchlag, für die Geſellſchaft, an der ich durch Einlage Theil nehmen ſollte, abzuziehen. Sie glaubten ſich überzeugt zu haben, daß meine Hand glücklich ſei. Ich acceptirte.

Die erſte und zweite Sitzung wurde ſehr glücklich. Es hatten ſich viele Pointeurs eingefunden und der Gewinn war bedeutend. Das Ganze hatte einen familiairen Charakter angenommen. Alle Conceſſionen wurden gemacht. Man ging ſoweit, nicht nur Gold, ſondern ſogar werthvolle Gegenſtände für einen gewiſſen Preis anzunehmen. Nach jeder Sitzung wurde getheilt. Als die zweite zu Ende war, bekam ich außer einem Antheil an baarem Gelde eine engliſche Doppelflinte, drei Gilets aus türkiſchem Shawl, einen Reif gelber Brillanten, welcher ein weibliches Portrait umgab, das ich ſogleich herausbrach und großmüthig dem Verlierer wiedergab, in Allem ein Werth von ungefähr ſechstauſend Gulden. Die Sache ging gut, und meine geſegnete Hand wurde von meinen Partnern hochgeprieſen.

Die dritte Sitzung hatte eben begonnen, als ein Bedienter G. abrief: es ſei ein Fremder angekommen, der ihn zu ſprechen verlange. Dieſer Fremde war der alte Fürſt B., der G. ſogleich förmlich in Beſchlag nahm, welcher froh war, eine triftige Entſchuldigung zu haben, von der uns zu gebenden Revanche befreit worden zu ſein. Der alte Fürſt ſchloß ſich mit ihm Tag und Nacht ein und ſpielte mit ihm unter vier oder vielmehr drei Augen, denn G. beſaß nur eines, und als die Thüren wieder geöffnet wurden, hatte der alte Fürſt hunderttauſend Thaler an G. verloren, die er von ſeinem Monarchen zum Geſchenke erhalten.

Unſere Bank nahm ſogleich ein Ende, als die Hauptperſon fehlte, auf die es eigentlich abgeſehen geweſen war. Ich konnte mit meinem Erfolge zufrieden ſein, und die Andern waren es auch, da ſie einen Theil des Verluſtes wieder herein hatten.

Unter den Spielern machte ſich ein wilder Menſch von zigeunerhaftem Ausſehen bemerkbar, der ſich Baron K. nennen ließ, obgleich Niemand daran glaubte, daß er wirklich der Baron K. ſei. Man ſtieß damals bei jedem Schritte auf ſolche Leute. Die Sage ging, der Menſch ſei Bedienter beim Baron K. geweſen und habe dieſem die Papiere geraubt, wodurch er ſich jetzt zu legitimiren ſuchte. Nach Andern ſollte er ſogar ſeinen Herrn ermordet haben, um ſich der Papiere zu bemächtigen. Man wußte jedoch nichts Beſtimmtes darüber, und das Gerücht hinderte nicht, daß man den Menſchen nicht nur am Spieltiſche duldete, ſondern ihn auch in den nähern Umgang zog. Mir ſollte dies theuer zu ſtehen kommen.

Einſt beſucht mich K. und ſchlägt mir eine Taille vor. Ich ſchicke mich an, eine kleine Pharobank zu geben.

„Was da, Pharo unter Zwei!“ ruft er, „wie langweilig. Schnitt oder Stoß, da bin ich dabei!“ Und indem er nach der Taille griff, ſpricht er: „Ich gebe Bank!“

Ich rücke mit meinen guten Goldſtücken heraus und ſehe ſie eines nach dem andern in den Rachen des Haifiſches fliegen; dann kamen die andern Sachen an die Reihe.

Nachdem K. Alles hatte, warf er die Karten hin und empfahl ſich, mir mit höflicher Miene auf den andern Tag Revanche verſprechend.

Ich war wüthend, daß ich mich von dem Gauner hatte überreden laſſen; denn daß er nicht ehrlich geſpielt, ſondern mich nach dem bekannten Spielerausdruck „auf gewiß“ genommen, war mir einleuchtend. Ich nahm die Karten, die dazu gedient hatten, mich auszuziehen, und warf ſie in den Ofen, dann überzählte ich meine Baarſchaft und fand nicht mehr als dreißig Ducaten, die dem allgemeinen Schiffbruch glücklich entgangen waren. Ich gab mir feierlich das Wort, nicht mehr zu ſpielen, legte mich frühzeitig ſchlafen und träumte von Transportkarten ohne Ende, gewinnenden Franzoſen u. ſ. w.

Es war nach meiner Uhr acht am andern Morgen, als K. in mein Zimmer trat. Ich lag noch im Bette.

„Ich komme, um Ihnen Revanche zu geben,“ waren ſeine erſten Worte. Ich hätte den Kerl zur Thür hinauswerfen mögen, allein das ging doch nicht an. Ich ſagte, ich wolle nicht ſpielen, er lachte; ich habe keine Karten, er zog einige Spiele aus der Taſche; endlich: ich habe kein Geld, da ſchnopperte er im Zimmer umher und fand die dreißig Ducaten, die mir übrig geblieben waren, auf dem Nachttiſche liegen.

„Setzen Sie!“ ſchrie er wie toll, „Sie gewinnen Alles damit zurück.“

Und nun ſetzte er ſich auf mein Bett und richtete ſich zum Schnitt „Allons, welche Karte?“ fragte er dringend.

Wer jemals ſpielte, weiß, was man bei ſolchem Drängen empfindet. Spieler ſind dem Aberglauben ergeben, und es iſt ein alter: daß man gewinnen müſſe, wenn man zum Spiele gewaltſam hingeriſſen werde. Ueberdies hatte ich geſtern ſo entſchiedenes Unglück gehabt, daß ich heute wol auf das Widerſpiel rechnen konnte.

Ich nannte daher eine Karte, dann eine zweite, endlich eine dritte, und die dreißig Goldſtücke waren auf die Seite meines Gegners über die Bettdecke hinweggeſpaziert.

„Weiter!“ rief K.

„Es iſt nichts mehr da!“ ſagte ich kalt.

„O warum nicht!“ fuhr er fort. Er hatte, abermals herumſtöbernd, ein kleines goldenes Ordenskreuz an einer Venetianerkette gefunden.

„Dies Kreuz!“ „Unmöglich!“ ſchrie ich auf.

„Was iſt's damit?“ fragte er kalt. „So etwas kann man bei jedem Juwelier wiederhaben. Setzen Sie's zwiſchen zwei Karten, ich nehm's für zwanzig Ducaten an.“

Und damit legte er zwanzig Ducaten, von denen, die er mir ſoeben abgewonnen hatte, auf die Bettdecke.

Ich ergab mich und zog die zwei Karten. Er ſchlug ſie ſogleich, ſteckte Kreuz, Kette und Ducaten ein, empfahl ſich lachend und verſprach mir Revanche, wo und wann es mir belieben würde.

Von meiner Stimmung kann ich keine Beſchreibung geben. Ich hätte mir nach dem gemeinen Ausdruck den Kopf herunterreißen mögen. Nicht blos der Verluſt, ſondern die Schwachheit, den guten Vorſätzen des vergangenen Abends nicht treugeblieben zu ſein, warf mich ſo darnieder.

Ich ſprang aus dem Bette und mit mir zugleich zur Thür hinein ein alter Jugendfreund, der als Freiwilliger mitgefochten hatte, verwundet worden war und nun geneſen aus Frankreich heimkehrte. Dieſe Freude drängte den ekelhaften K. und die Karten ganz in den Hintergrund. Glücklicherweiſe fand ſich noch ein Friedrichsd'or in dem Winkel der Taſche eines Gilets, das ich ſeit den Tagen meines Glücks im Spiele nicht mehr getragen hatte; mit dieſem Fund bereichert gingen wir nach dem Schwanen und ergötzten uns bei muntern Geſprächen, bis die Zeche das Goldſtück verſchlungen hatte, ſehr unbekümmert, wie ich war, was die Folge der Leere meines Beutels in der fremden Stadt wol ſein könne.

Glückliche Zeit der Jugend! Ich habe ſeitdem nicht wieder geſpielt.

3.

Das Geſchäft der Päſſe iſt im Hauptquartier ein ſchwieriges, mißliches, bewegtes, undankbares. Selbſt in der Nacht muß man du jour ſein; ein ſehr bezeichnender Ausdruck, da man wacht und thätig iſt, wie am Tage.

Es war gerade um die Zeit, als die Herren beim wiener Congreß, aufgeſchreckt aus ihren Feſtivitäten durch den Flüchtling von Elba, ſich in Eile nach den Tuilerien begaben, um die neue Ordnung der Dinge in Europa in der Nähe zu betrachten, wie ich meine erſten Nachtwachen im Paß-Bureau zu beſtehen hatte. Alles ging damals in Eile, wir, die Fremden, die von allen Seiten nach Paris ſtrömten, die Großwürdenträger vom wiener Congreß und die des alten Kaiſerhofes. Als ich die Abgeſandten der proviſoriſchen Regierung im Hauptquartier zu Kaiſerslautern anlangen ſah, Benjamin Conſtant und die Andern, Es kam es mir vor, als wären ſie eben bei der letzten Schüſſel durch die Nachricht von dem Einrücken der Alliirten überraſcht worden, und nun vom Diner aufgeſprungen, um uns zu bewillkommnen. Ganz ſo ſahen ſie auch in ihren weißſeidenen Strümpfen und Glaçehandſchuhen.

Ohne Erlaubniß der Kanzlei des Hauptquartiers durfte die Poſt keine Pferde geben, und jeder Reiſende, ohne Rückſicht auf Stand und Würde, mußte ſich deshalb perſönlich auf das Paß-Bureau begeben. Waren zu einem beſondern Zwecke, im Dienſte der Armee oder für ein gekröntes Haupt, eine zu große Anzahl Pferde in Anſpruch genommen, oder überhaupt jene Zahl erſchöpft, die für die Weiterbringung gewöhnlicher Reiſenden beſtimmt war, ſo mußten dieſe ſo lange warten, bis dem Mangel abgeholfen wurde. Ein mißlicher Befehl für die Reiſenden, deſſen Aufrechthaltung jedoch die Umſtände geboten.

Außerdem befand ſich auch noch in der Kanzlei des Paß-Bureaus eine Tabelle, auf der alle Perſonen aufgezeichnet waren, denen zu jener Zeit das Reiſen in Frankreich ganz und gar unterſagt war, und die entweder zurückgewieſen oder ſogleich verhaftet werden mußten; ferner ſolche, denen blos das Weiterreiſen nicht geſtattet werden durfte, und die zu einem unfreiwilligen Aufenthalt im Hauptquartier verurtheilt wurden. Militairperſonen und Angeſtellte aller Art der befreundeten Heere, die ſich als dazu berechtigt ausweiſen konnten, quartierte man ein, und deshalb war es auch nöthig, ſtets eine Liſte der disponiblen Wohnungen im Orte ſelbſt oder in der Nähe in Bereitſchaft zu haben.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie dieſes complicirte, Vorſicht erheiſchende und ſehr beläſtigende Geſchäft einen Menſchen von zwanzig Jahren, der damals zu Allem mehr, als zum Singen und Schreiben Luſt hatte, gefallen mußte, und in der That, es gewährt mir jetzt in der Erinnerung mehr Vergnügen, als da ich es ausübte.

Den Tag über waren es hauptſächlich die beurlaubten oder aus andern Urſachen in ihre Heimat zurückkehrenden Krieger der ehemals großen Armee, die auf das Bureau kamen, um ihre Marſchroute oder Carte de route abzu-olen. Da drängte ſich ein Haufe verſtümmelter, krank ausſehender Menſchen um mich her, mit bleichen Geſichtern und den ſo eigenthümlichen Lazarethgeruch an ſich tragend, der jetzt, dem Himmel Dank! ganz aus der Welt verſchwunden iſt; dort alte, bärtige Soldaten, Söhne der Revolution, braune, benarbte Geſichter, die mir unwillkürlich Achtung einflößten und mit unterdrücktem Stolze und verbiſſenem Grimme den Namen ihrer Heimat nannten, um Kohl zu bauen und den Fremden im Lande ſchalten zu laſſen; hier ſtießen ſich ungeſtüm die jüngſt Ausgehobenen, Burſche, die nur einmal im Treffen geweſen und etwas Beſonderes für ſich in Anſpruch nehmen wollten, und nun nach Hauſe eilten, um von ihren Heldenthaten zu erzählen; ward das Gedränge zu bunt, der Lärm zu laut, und konnten die Pikets, die wir von der Municipalität zur Aufrechthaltung der Ordnung erhalten hatten, nicht Ruhe verſchaffen, ſo mußten die Koſaken-Ordonnanzen herbei, und dann ward Alles mäuschenſtill vor dem erhobenen Kantſchuh, den die Franzoſen in ihrer Angſt „le Knout“ benannten. Die Ruſſen lachten dann aber ſtets darüber, denn auch der unerzogenſte Ruſſe weiß ſehr wohl ganz gewöhnliche Kantſchukhiebe von der Knute zu unterſcheiden.

Manchmal erſchien in dieſem militairiſchen Gemälde irgend ein bürgerliches Familienſtück, das dann ſtets als beergötzendes Intermezzo von Wirkung war. So einſt ein ganz feiner Kaufmann aus Berlin, der direct aus Cöln an der Seine kam, den freien Vater Rhein in aller Eile paſſirt hatte, ohne Anſtoß bis Chalons an der Marne gekommen war, hier in der Galerie, dem erſten Gaſthofe, abſtieg, ein franzöſiſches Diner zu ſich nahm, das ihm, der Bern noch nicht gekoſtet hatte, als du suprême goût vorkam, und jetzt nach ſeinem Verdauungsſchläfchen den Befehl ertheilte, Poſtpferde zu holen, um dem herrlichen Paris ohne Aufenthalt zuzueilen. Nun denke man ſich aber ſeinen Schrecken, als man ihm den gedruckten Befehl zu leſen gab, nach welchem ſich jeder Reiſende perſönlich in der Kanzlei des ruſſiſchen Hauptquartiers zu melden hatte. Mein Himmel! welche Gedanken kamen ihm dabei in den Sinn; der Aufenthalt war das Unbedeutendſte, an das er dachte. Da indeß nichts helfen konnte, ſo mußte er Ordre pariren.

Ich ſah ihn eintreten, im ſtaubigen Reiſehabit, eine zuſammengequetſchte Mütze ſchief auf dem Haar, die er aber — als er des erſten Koſaken anſichtig wurde — reſpectvoll in die Hand nahm. Der Zufall wollte, daß er ſich an einen Uhlanenofficier wandte, der wenig franzöſiſch und kein Wort deutſch verſtand, zwar das Pulver nicht erfunden hatte, aber doch auf die unerſchrockenſte Weiſe damit umzugehen pflegte. Mit einem Worte: ein tapferer, muthiger Junge, aber eben ſo grob als dumm. Es war eine boshafte Laune des Schickſals, daß mein weicher Märker gerade auf dieſen vorſpringenden, granitenen Eckpfeiler der Kanzlei gerathen war. Ich hatte zu viel zu thun, um mich ſeiner annehmen zu können, und hörte nur aus der Ferne, daß ihm der Uhlan in gebrochenem Franzöſiſch barſch zurief: es wären keine Pferde da, er müßte ſich gedulden!

Dies war ein bequemes Auskunftsmittel, wenn man ſich eben nicht zu rathen wußte. Privatleute an ihrer Weiterreiſe zu hindern, zog zu jener Zeit nicht den Schatten einer Verantwortlichkeit nach ſich.

Da wollte es der Zufall, daß ein Kamerad, von ſeinem Seſſel rückgebeugt, mir einige Papiere übergibt und dabei meinen Namen nennt. Jetzt glaubten wir Alle, daß der arme Berliner in den Sanct-Veits-Tanz geriethe. Er ſpringt auf mich zu, lacht laut auf, will mir um den Hals fallen; ich habe alle Mühe, ihn mir vom Leibe zu halten. Er ſagte mir, wer er ſei, ſeinen Namen, Stand und Gewerbe, daß er meine Verwandten kenne, daß ich ihm hier helfen ſolle, helfen müſſe, als ſein Landsmann. Ich ließ mir ſeinen Paß geben, viſirte ihn und gab ihm hierauf den Erlaubnißſchein, um Poſtpferde erhalten zu können.

„Jetzt reiſe ich nicht!“ rief er nun aber dankbar aus, „dieſe Nacht wird hier geblieben und Sie müſſen mich Abends in der Galerie beſuchen. Seit drei Tagen treibe ich mich hier zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen umher und habe kein Wort deutſch ſprechen können. Ach, wie thut das jetzt ſo wohl! Denken Sie nur, was ich nun gar empfinden mußte, als es hieß, ich müßte mich auf die Kanzlei des Hauptquartiers verfügen — ach! ich dachte wol nicht mit Unrecht an Aufenthalt, Chikanen, Hudeleien aller Art! Aber mein Glücksſtern ließ mich Sie finden, — wie bin ich ſo froh!“

Und ſo ging’s im allerdeutſcheſten Berliniſch in Einem fort; kein friſcher, brauſender Felſenſtrom, ſondern ein ſprudelnder, heißer Quell im Sande; ich muß bekennen, daß mir der Landsmann nicht halb ſo viel Freude machte.

daß ich ihm zu machen ſchien. Man klage mich deshalb nicht des Mangels an Vaterlandsliebe an.

Er blieb nun richtig bis zum andern Morgen da und beſtellte mich Abends in ſeinen Gaſthof. Hier trieb er es wieder, wie Einer, der ganz außer ſich iſt: er hob mich auf, herzte mich und trug mich im Zimmer umher; Champagner mußte herbei, Geſundheiten wurden getrunken, und dann ſang er den alten Refrain:

„Vive, vive, vive, brave Soldat, vive,
Vivent nos braves compagnons!“

Kurz, ich hatte noch niemals einen Berliner in ſolcher Exaltation geſehen und auch ſeitdem iſt mir kein ähnlicher vorgekommen.

Nachts hatte ich mich kaum auf das ſchlechte Stroh hingeworfen und freute mich meines geſunden Schlummers, als mich Jemand am Aermel zupfte. Es war ein Reiſender, der beſchieden ſein wollte. Man kann denken, daß meine Bewillkommnung nicht die artigſte war. Je öfter ich aufgeweckt wurde, deſto unfeiner ward mein Benehmen. So traf ſich's denn einſt in einer Nacht, wo der ganze wiener Congreß durch meine Kanzlei ſpazierte, daß ich, wol ſchon zehnmal aufgeweckt, eben wieder mit einem Fluche auf den Lippen eingeſchlafen war — im Felde iſt ſo etwas erlaubt — als ein neuer Ruck am Arm mich benachrichtigte, daß ein in Pelzmänteln ſchwebender Reiſender abermals da ſei. Wie ein Wütherich fahre ich auf, und da ich ſehe, daß ein ganz gewöhnlicher Menſch im zugeknöpften, dunkeln Ueberrock vor mir ſteht, ſo ſchimpf' ich denn, ohne mich in den Paß geblickt zu haben, auf gut deutſch, was mir eben in den Sinn kommt.

Der geheimnißvolle Menſch knöpfte, ſtatt aller Antwort, und als Zeichen, daß er die Sprache verſtehe, in der ich mich ſo energiſch ausdrückte, den Oberrock auf und ich gewahrte ein paar funkelnde Sterne darunter. Dergleichen verblüffte mich nun zwar nie und zu jener Zeit war es mir ſehr gewöhnlich, Sterne auf den Röcken in meiner nächſten Nähe zu ſehen, ich warf jedoch einen Blick in den Paß, und nun ergriff mich bei dem Namen, den ich las, ein Gefühl ſo hoher Achtung, wie es mir alle hohen und höchſten Orden des Erdballs nicht einzuflößen im Stande geweſen wären. Ich ſchob ſtillſchweigend einen Seſſel dem Harrenden hin und beſchleunigte mein Geſchäft, ſo ſehr ich konnte. Dann überreichte ich ihm die Papiere, er hatte ſich nicht geſetzt, nahm das Dargebotene, ohne ein Wort zu ſagen, und entfernte ſich ſtill. Er mochte den Eindruck bemerkt haben, den ſein Name auf mich gemacht. Ich nenne ihn hier nicht; es iſt mir intereſſant geblieben das Geheimniß jener Nacht, und wenn dieſe Zeilen dem Hochgeſtellten vor die Augen kommen ſollten, ſo mag er denn auch nun wiſſen, wem er damals dieſe Achtung abnöthigte. Ich begleitete ihn bis zur Thür und ſah ihm lange nach. Die Ordonnanzen ſchnarchten — dann ward Alles ſtill um mich — keine Störung mehr bis zum Morgen — ich hätte ſchlafen können, aber mein Schlaf war hin dieſe Nacht.

Aehnliche Fälle kamen oft vor; intereſſante Bekanntſchaften im Fluge. Einmal ſah ich einen kleinen Mann mit ziemlich markirtem Geſichte und grau melirten Haaren einige Zeit in der Kanzlei verweilen. Der ſchon genannte Ulanenofficier hatte ihn abzufertigen, und das währte immer etwas lange. Er erregte kein beſonderes Intereſſe in mir, nur eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Bekannten war mir aufgefallen. Endlich geht er mit ſeinem Paß fort.

„Haſt Du wol bemerkt, wem dieſer Herr ähnlich ſieht?“ rief mir der Wilm zu.

Ich ſann nach, konnte aber den Pendant nicht finden.

„Erinnerſt Du Dich nicht mehr des Aufſehers S. in Warſchau?“

„Richtig,“ erwiderte ich, „wie aus den Augen geſchnitten; wahrſcheinlich ein Bruder.“

„Wie denkſt Du hin! ein Bruder! S. iſt aus Berlin und dieſer aus Italien.“

„Ein Italiener? Wie heißt er?“

„Canova,“ war die Antwort, die mich doch ein wenig überraſchte.

Ein andermal wendet ſich ein langer, hagerer Mann mit der Bitte an mich, ſeinen Paß zu viſiren. Eine edle, ſtolze Geſichtsbildung, die Haut wie aus gegerbtem und dann getrocknetem Pergament, verwelkt und runzelig; matte Augen, die in tiefen Höhlen liegen, unter dem Kinn ſtruppiges Haar, das den Hals bedeckt, wie man es durch die tiefausgeſchlagene Weſte bemerken kann. Ich leſe: Don Badia y Leblich, général espagnol, und kann mir im Augenblick nichts weiter bei dem Namen denken. Aber ein Geſpräch, in das mich der Fremde zu ziehen weiß, enthüllt mir bald, daß er ſoeben von weiten Reiſen zurückkehrt. Reiſen, die zu jener Zeit nicht ſo häufig gemacht wurden, wie jetzt, da ſie noch nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen waren. Er hatte ſich ſehr lange im Orient aufgehalten und wußte viel zu erzählen.

„Kennen Sie dieſe Decoration?“ fragte er mich, indem er einige Weſten aufknöpfte und mir ein Ordensſtern zeigte, der auf der reichbehaarten Bruſt ruhte. Dabei verbreitete ſich ein Geruch um mich, wie ich ihn blos in der Nähe eingeſperrter Löwen verſpürt hatte; eine Art von ganz eigenthümlicher Ausdünſtung aus dem Morgenlande, die vielleicht nur meinem beſonders feinfühlenden, abendländiſchen Geruchsnerven wahrzunehmen vorbehalten iſt.

Ich war damals ziemlich bewandert in Decorationen aller Art, allein dieſe war mir doch unbekannt geblieben.

„Nur zwei Männer in Frankreich beſitzen ſie in dieſem Augenblicke,“ fuhr der Spanier nach einer Pauſe fort, „man bekommt ſie niemals zugeſchickt, ſondern muß ſie an Ort und Stelle ſelbſt erwerben. Chateaubriand und ich tragen ſie. Ich auf dieſe Weiſe, unmittelbar auf dem Herzen, da mir das Ordenszeichen zu heilig iſt. Es iſt das Kreuz vom heiligen Grabe.“

Ich erzählte dem guten Chriſten, daß es gewöhnliche Freiwillige gebe, die das eiſerne Kreuz eben ſo heilig halten und auf der bloßen Bruſt tragen, obgleich es doch nur von einem Regimentschef ihnen ertheilt worden ſei.

Der Spanier und Katholik lächelte mit ungläubiger Miene.

In jenen Tagen eben war in allen Zeitungen von einem räthſelhaften Reiſenden zu leſen, welcher den Orient durchzog, ſich aber wohl hütete, ſeine Perſönlichkeit ſo bloszuſtellen, als weiland Semilaſſo. Damals gab es noch keine civiliſationsfähigen Türken in der Levante, keinen zweiten Mehemed Ali, der es ſich zur Ehre anrechnete, ſeinen Namen in der allgemeinen Zeitung gelobt zu leſen; wer in jenen Ländern reiſen wollte, hatte mannichfache Gefahren zu beſtehen und war nur an ſein Glück gewieſen, da er weder vom Türken, noch von den Griechen mit Zuverläſſigkeit auf Schutz rechnen konnte. Der Reiſende, der damals ſo großes Aufſehen machte, nannte ſich Ali Bey. Er galt im Orient für einen Muſelmann; er kannte die Sitten der Eingeborenen und lebte mit ihnen auf ihre Weiſe. Allein was man von ihm hörte und las, machte dieſe Meinung wankend. Ali Bey war zu unterrichtet und ſeine Reiſeberichte athmeten eine durchaus europäiſche Bildung in zu hohem Grade, als daß man nicht in ihm einen Europäer hätte vermuthen ſollen. Und doch war wieder Alles an ihm auch ſo orientaliſch, die Sicherheit, mit welcher er ſich unter räuberiſchen Stämmen bewegte, wie er mit ihnen umzugehen wußte, ſchien dafür zu ſprechen, daß er ein Mahomedaner ſei. Wie? ſagten Andere dann wieder, wenn er ein Renegat wäre? Aber wer iſt er? Wie hieß dieſer merkwürdige Mann, ehe er zum Iſlam übertrat? Wo hatte er dieſe Bildung, dieſe Kenntniſſe erlangt? Mit ſolchen Vermuthungen und Zweifeln trug man ſich herum, und Ali Bey war das Räthſel, wie das Geheimniß des Tages.

Man wird nun meine freudige Ueberraſchung ſich leicht vorſtellen können, als ich erfuhr, was jetzt alle Welt weiß, daß der Mann, mit dem ich mich eine halbe Stunde bereits unterhalten hatte, der ſpaniſche General Don Badia y Leblich, niemand anders, als Ali Bey ſelbſt war. Ich war wol einer der erſten, der es in Europa wußte. Don Badia lud mich beim Abſchiede freundlichſt ein, ihn in ſeiner Wohnung in Paris aufzuſuchen, wo er auf dem Quai des Auguſtins Nr. 25 wohnte. Daß ich dieſer willkommenen Aufforderung gern Folge leiſtete, darf ich wol nicht erſt hinzufügen.

Viele Bekanntſchaften, die ich zu machen genöthigt wurde, waren jedoch nicht von dieſer heitern und angenehmen Art.

Einſt überreichte mir ein ſchlanker, feingebildeter Mann von ausdrucksvollem Aeußern ſeinen Paß, in dem ein Name ſtand, der bei den Verfehmten auf der Liſte war. Ich blickte auf den Mann, der ſo unbefangen ausſah und nichts Anderes zu erwarten ſchien, als daß ich ihm den Paß viſire.

„Mein Herr," ſagte ich nicht ohne jugendlich ſchüchterne Verlegenheit, „Ihrer Weiterreiſe ſetzen ſich Hinderniſſe entgegen; Sie dürfen in dieſem Augenblicke nicht nach Paris."

Er war überraſcht und wollte Einwendungen machen, allein der Name ſtand auf der verhängnißvollen Liſte, und was noch mehr war, den Träger deſſelben erwartete Arreſt. Es war von ihm bekannt, daß ihn Napoleon zu geheimen Aufträgen gebraucht hatte, und wer konnte wiſſen, ob er nicht noch als deſſen Agent durch Frankreich reiſte? Die Vorſicht gebot, ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Der feine Franzoſe ſchien die Maßregel, die man gegen ihn in Anwendung brachte, nicht begreifen zu können, allein er mußte ſich dennoch geduldig fügen, als man ihm ein Zimmer im Hauſe der Kanzlei zur Wohnung anwies und ihm einen rieſenlangen Koſaken als Schildwache davorſtellte.

Hier lebte der Mann ſo lange, bis das Hauptquartier nach einer andern Stadt verlegt wurde, und dahin transportirte man ihn dann auch, gleich als wäre es irgend ein koſtbares Unterpfand geweſen. Des Mittags wurde er zur Tafel des Commandanten gezogen; Abends gab er den Thee in ſeinem Zimmer; man fand ihn ſehr unterhaltend, und er zeigte in der That eine angenehme Weltbildung. Die Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft, die von dem Fange gehört hatten, beſuchten ihren Landsmann im feindlichen Hauptquartier und wußten es endlich dahin zu bringen daß er, von einem Officier begleitet, dieſe Beſuche erwidern durfte. Da mit dieſen Ausflügen Jagdpartien und andere Ergötzlichkeiten verbunden waren, ſo drängte man ſich dazu, den Gefangenen zu begleiten, ohne daran zu denken, welche Verantwortlichkeit man auf ſich lade, und daß es wol auch gefährlich ſei, indem ein Befreiungsverſuch unter ſolchen Umſtänden ſehr leicht dem Begleiter das Leben koſten könnte. Wie ſollte aber ein ſolcher Gedanke aufkommen, da dieſe Partien immer ordnungsmäßig abließen und man den Gefangenen ſtets am Abend in ſeine Haft zurückkehren ſah. Er ſchien ſich nicht im Geringſten mehr dadurch genirt und nichts Anders als die Fortdauer dieſes Zuſtandes für ſich zu erwünſchen.

Er war nicht mehr im Kanzleigebäude, ſondern bei einem Einwohner jenes Städtchens einquartiert, in dem ſich jetzt das Hauptquartier befand. Ein Koſak ſtand auch hier vor der Thür ſeines Zimmers, welches ein alter Polizei-Beamter, von Geburt ein Deutſcher, mit ihm theilte.

Da geſchah es, daß ein Ordonnanz-Officier aus dem Lager von Bertn abgeſchickt wurde, um den Gefangenen zum Kaiſer zu bringen. Jener Officier war ein Stockruſſe und nur einiger deutſchen Worte mächtig; der Franzoſe hingegen verſtand das Deutſche vollkommen gut.

„Ich Dich zu Kaiſer Majeſtät holen!“ Mit dieſen Worten trat der Ruſſe in das Zimmer des Gefangenen.

„Ich bin krank und habe das Fieber!“ erwiderte er, und in der That hatte er ſeit einigen Tagen das Bett hüten müſſen.

„Gleichviel, todt oder lebendig! Muſs mit!“ Mit dieſen Worten verließ der Abgeſandte den Patienten, um ihm Zeit zu laſſen, ſich anzukleiden und zur Abreiſe fertig zu machen.

Der Polizei-Beamte hatte auch noch Einiges zu beſorgen, und erſt nach einer ziemlichen Weile trat er und der Ordonnanz-Officier wieder zu dem Gefangenen ein, um ſich mit ihm auf den Weg zu machen. Wie erſchraken ſie aber, als ſie das Neſt leer fanden! Kein Rufen und Suchen half. Er hatte die Betten zum Fenſter hinausgeworfen und war dann darauf geſprungen. Es war ſtockfinſtere Nacht, und man durfte nicht hoffen, dem Entflohenen auf die Spur zu kommen. Was ihn zu dem ſchnellen Entſchluſſe getrieben, ſich der Haft zu entziehen, war wol nur die brutale Weiſe des Abgeordneten, der ihn „todt oder lebendig vor den Kaiſer bringen wollte.“ Dem Franzoſen fiel hier gewiß Knute und Sibirien ein, denn davon phantaſiren ſie ſo leicht; es war aber gewiß auf nichts Schlimmes abgeſehen, und der leutſelige Monarch hatte unbezweifelt nur Luſt, den intereſſanten Mann kennen zu lernen und ſich Einiges aus Napoleon's letzten Regierungstagen von ihm erzählen zu laſſen.

Der Polizei-Beamte und der Ordonnanz-Officier liefen noch mehre Stunden im Städtchen umher; man bot Leute mit Fackeln auf, man ſuchte überall, allein vergebens; der Entflohene ward nicht wieder geſehen.

Ein ernſterer Fall war folgender:

Ganz Lothringen und ein Theil der Champagne, namentlich die Gegend von Nancy bis Chalons, wurde von Parteigängern unſicher gemacht. Alle Tage ſchoſſen ſie aus dem Verſteck auf unſere Leute, wie echte Buſchklepper und Banditen. Vor Kurzem erſt war ein junger, liebenswürdiger Officier, der in der Suite des Marſchalls ritt, auf ſolche Weiſe getödtet worden. Alles war im höchſten Grade erbittert, und wer von den Parteigängern mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, erhielt keinen Pardon.

Ihr Hauptanführer war ein gewiſſer Viriot. Wir hatten ſeinen Tagesbefehl in die Hände bekommen und wußten, daß er ehemals unter Napoleon gedient und den fremden Truppen unverſöhnlichen Haß geſchworen hatte. Es war ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt worden.

Einſt kommt ein kurzer, unterſetzter Menſch, mit einer ſchwarzen Binde um das rechte Auge, in gewöhnlicher Civilkleidung auf das Bureau und reicht mir ſeinen Paß hin, den er zu viſiren bittet. Er ſprach zwar deutſch, doch ſo, daß ich ſogleich den Franzoſen in ihm erkannte. Im Paß ſtand der Name Schmidt, Feldchirurg eines preußiſchen Regiments aus Berlin, und als Ort der Beſtimmung war Paris angegeben. Nun war aber ganz deutlich hinter Paris ein o zum Vorſchein gekommen, das früher ausradirt worden war, und ein aufmerkſamer Blick in den Paß ließ ſogleich mehre Radirungen wahrnehmen.

„Sie ſind ein Preuße, mein Herr,“ redete ich ihn an, „da freue ich mich, einen Landsmann in Ihnen zu ſehen.“

Dies machte ihn augenſcheinlich verlegen; er hatte wahrſcheinlich erwartet, hier Ruſſen zu finden, die ſelbſt nicht deutſch verſtehen würden. Er antwortete im deutſch-franzöſiſchen Jargon, und ich fand nun nicht mehr nöthig, mit ihm auf Umwegen zu verfahren, ſondern erklärte ihm geradezu, daß ich ihn verhaften müſſe, da er mit einem falſchen Paß reiſe.

In dieſem Augenblicke trat der Oberſt mit mehren Offizieren in das Zimmer. Der Franzoſe ſetzte ſeinen Hut auf und gab eine Inſolenz zur Antwort; allein der Oberſt ſchlug ihm den Hut vom Kopfe, empfahl ihm Höflichkeit und gab zugleich den Befehl, einen zweirädrigen Karren, auf dem der Menſch angekommen war und der noch vor der Thür hielt, zu durchſuchen. Hier fanden ſich nun im Stroh verpackt eine Menge Gegenſtände, die uns Licht in der Sache gaben. Zuerſt eine vollſtändige preußiſche Uniform und eine Brieftaſche mit Briefen und Papieren, die einem Feldchirurg Schmidt angehört hatten; ferner eine franzöſiſche Uniform, Piſtolen, ein Dolch, ein Säbel und ein Ränzel, in dem außer Wäſche noch viele Briefe Viriot's waren, aus denen erſichtlich ward, daß wir deſſen Adjutanten vor uns ſahen, einen ſeiner thätigſten Spießgeſellen, dem er das größte Zutrauen ſchenkte. Der Menſch hatte wahrſcheinlich den armen Preußen im Walde ermordet und jetzt auf deſſen Papiere ſich durch die ruſſiſchen Truppen hindurchdrängen wollen, allein der Zufall, daß er auf einen Deutſchen traf, machte ihm nun den Strich durch die Rechnung.

Der Kerl ſchimpfte und fluchte und ſchrie über Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts; das konnte ihm jedoch nichts helfen und man führte ihn ins Gefängniß.

Noch in derſelben Nacht wurde Kriegsrecht über ihn gehalten. Wie ich mich hinbegab, traf ich ihn im Vorgemach; er höhnte mich und geberdete ſich unerhört frech; als er aber, in das Zimmer eingeführt, des lugubern Apparats anſichtig wurde, ging eine ſolche Veränderung mit ihm vor, daß ich mich darüber entſetzte. Er wurde plötzlich bleich wie der Tod, ſein Kopf ſank ihm auf die Bruſt, ſeine Stimme war kleinlaut geworden.

Die Richter, zu denen man zwei franzöſiſche Gensd'armen und zwei Bürger aus der Stadt gezogen hatte, ſaßen an einem ſchwarzbehängten Tiſche, auf dem Wachskerzen brannten. Ein Todtenkopf, eine Bibel, ein Crucifix und zwei gekreuzte Schwerter befanden ſich darauf, An einem Seitentiſche ſaß der Protokollführer. Der zerknirſchte Verbrecher geſtand, den preußiſchen Feldſcherer ermordet zu haben und zu Viriot's Bande zu gehören. Das Urtheil, das über ihn gefällt wurde, lautete auf Erſchießen. Er wurde wie eine Leiche in ſein Gefängniß zurückgebracht.

Wenn nun gleich der Menſch den Tod verdient hatte, ſo peinigte es mich doch, daß ich die unſchuldige Urſache war; dabei hatte auch die Verwandlung in ſeinem Aeußern einen zu ſtarken Eindruck auf mich gemacht; ich konnte den Reſt der Nacht kein Auge zuthun. Immer ſah ich den robuſten impertinenten Kerl, wie er am ſonnigen Nachmittag zu mir in die Kanzlei getreten war, wie er den Hut aufſetzte und uns behandelte, als wäre ſein Fall umgekehrt; dann wie er mich vor dem Gericht höhnte und ſchimpfte, und zuletzt bebend, zerknirſcht, vernichtet, kein Bild eines Lebenden mehr. Ich ging noch weiter und malte mir ſeinen Leichnam von Kugeln zerriſſen — ſein gebrochenes Auge — ſein rieſelndes Blut — den letzten Fluch auf ſeinen bleichen Lippen — gegen mich gerichtet.

Dieſe Gedanken folterten mich; und Alles, was ich dagegen von erfüllter Pflicht, gerechter Strafe, Schuld des Verurtheilten vorbrachte, hielt nicht Stand und — ich haßte mich ſelbſt.

Eine glückliche Wendung machte dieſem peinlichen Zuſtande ein Ende.

Der Grundſatz der Milde leitete alle Maßregeln des Kaiſers und folglich mußte dieſer Grundſatz auch von ſeinen Befehlshabern in allen Zweigen feſtgehalten werden. Der verehrte Held, der damals das Heer commandirte, beſchloß alſo, einen Verbrecher, der es offenbar nur durch die politiſchen Ereigniſſe geworden war, für die Dauer derſelben und ihre unmittelbaren Folgen unſchädlich zu machen. Man begnügte ſich daher, den zum Erſchießen Verurtheilten auf eine Feſtung zu bringen, bis die alliirten Heere Frankreich geräumt haben würden, und ihn dann freizugeben. Dies Urtheil wurde vollzogen und meine Bruſt hiedurch bedeutend erleichtert.

Frankfurt.

Signora Chelli aus Rom.

Es war im Herbſte 1815, in jener trunkenen Zeit, von Vaterlandsliebe, Franzoſenhaß und Napoleonsverachtung, als ich aus Paris in Frankfurt eintraf. Vor wenig Monaten hatte ich noch Jahn an der Stelle geſehen, welche das venetianiſche Viergeſpann eingenommen hatte, nämlich oben auf dem Triumphbogen des Carouſſelplatzes, und jetzt turnte der Mann ſchon lange auf der Haſenhaide, im lieben Vaterlande, die Pferde waren auch ſchon wieder auf dem Markusplatze, wo ſie gleichfalls nicht hingehörten, und ich trieb mich mit deutſchen Doctoren am Rheine herum, von denen der Eine mich beauftragte, Jahn eine Herausforderung nach Berlin zu überbringen. Dieſe Geſchichte gehört eigentlich nicht hierher und ich erwähne dies Alles blos, um unſere damalige Stimmung in Deutſchland zu bezeichnen, die uns zugleich kein Tuch um den Hals, nur Turnhoſen von ungebleichter Leinwand, einen halb teutſchen und halb franzöſiſchen Rock, und ein flaches Barett zu tragen erlaubte. Koerner's Kriegslieder waren ſchon vergeſſen, da man nun Frieden hatte; dafür aber war durch Oeſtreicher und Ruſſen viel Antheil für Joconde und Johann von Paris verbreitet worden, indeß ſich Die in Preußen und am Rheine ſtark mit den Nibelungen beſchäftigten, den Kaiſer Octavian wieder guthießen und beſonders große Luſt an einer Judenpoſſe „Unſer Verkehr" empfanden, was damals dem Herrn von Rothſchild in Frankfurt neben ſeinem ausgebreiteten Banquiergeſchäfte noch viel zu ſchaffen gab und ihn ſelbſt einmal eine Reiſe zu einem mächtigen Handelsfreunde nach Kaſſel machen ließ, um die Aufführung jener Poſſe zu hintertreiben, die in dem kurfürſtlich heſſiſchen Flecken Bockenheim aufgeführt werden ſollte.

Im Theater in Frankfurt debutirte damals der berühmte Mimili-Clauren mit einem Luſtſpiele: „der Brautkranz," ein Stück, das ſich ganz für eine kriegeriſche Nation ſchickte, die das Schwert zur Pflugſchaar macht und den Helm unter's Dach hängt, damit Tauben darin niſten. Es wimmelt in dem Stücke von reichgewordenen Lieferanten und von Freiwilligen, man vernahm darin ein fernes Echo der Kanonen von Belle-Alliance, man hörte vom „eiſernen Kreuze" ſprechen, von „der Hyder, welcher man den Kopf zertreten", und vom „friſchen, freien, fröhlich frommen Glaubensmuthe." Der beſte Spaß in dem Stücke war jedoch der, wo ein Commerzienrath, oder ſo etwas, ſich die Hand verbrennt und nun auf Anrathen eines feinen, liſtig-verſchmitzten Witzboldes ſie in Dinte ſtecken muß. Dieſe Rolle gab Weidner, und die ganze, große, beden tungsvolle Zeit war vergeſſen, man ſah nur ſeine ſchwarze Fauſt und ſeine klägliche Miene, die er dabei zog, und lachte wieder — als ob man ſinnig die Dintenperſpective der Folgezeit darin bemerkt hätte, und freute ſich, daß man einen Dichter wie Clauren beſitze, denn die Friedenszeit will auch wieder Künſte des Friedens ſehen. Und Clauren verſprach ſehr viel, obgleich damals Deutſchland nicht einmal wußte, was es jetzt wieder vergeſſen hat, daß er eigentlich Carl Heun heiße, und daß er die Buchſtaben ſeines Namens in ein Kaleidoſcop gelegt, dann ſie tüchtig gerüttelt, durchgeſehen, und nun H. Clauren erblickt habe. So gebärt der Zufall oft berühmte Namen! Hätte das Kaleidoſcop es gewollt, ſo könnte auch irgend ein unausſprechlicher Dichter, etwa: E. Nrlaube, ſtatt H. Clauren aus Carl Heun, geworden ſein.

Um dieſe Zeit war es, als in dem ſtattlichen Gaſthofe: „Zum Weidenbuſche“, der damals ſeines Gleichen ſuchte, eine junge ſehr hübſche Frau erſchien, die ſich im Fremdenbuche: „Signora Chelli, Künſtlerin aus Rom,“ nannte. Man zerbrach ſich mehre Tage den Kopf, in welcher Kunſt wol die Dame excelliren möchte, bis daß eine Aufforderung in den öffentlichen Blättern erſchien, folgenden Inhalts:

„Signora Chelli fordere einen Jeden auf, der in der Fechtkunſt auf den Stoß geübt ſei, einen Gang mit ihr zu machen, in der großen Akademie, die ſie auf dem Theater zu geben die Ehre haben werde.“

Man lachte über dieſe Aufforderung und Niemand meldete ſich, um den Gang zu wagen. Man ſehnte ſich, wie ſchon geſagt, nach Künſten des Friedens, man wollte lachen über ſchwarze Hände, die aus Dintenfäſſern gezogen werden, wem ſollte es einfallen, ſich in der freien

Handelsſtadt, die jetzt wieder zu blühen begann, um die Fechtkunſt viel zu kümmern. „Sie mag wieder dahin zurückreiſen, wo ſie hergekommen iſt!“ ſagten die Meiſter und verlangten ſie gar nicht zu ſehen.

Schon dachte man nicht mehr an die Signora, als eines Morgens große Anſchlagezettel Akademie und assaut d'Armes für den Abend im Nationaltheater ankündigten. Es hatte ſich ein Gegner gefunden, der alle Gänge mit der Fechterin machen wollte. Das gab ein Laufen, ein Schwatzen, ein Hin- und Herrennen. Keiner wollte der Gegner ſein, Keiner ihn nur einmal kennen. Endlich um Mittag durchrauſchte ein Gerücht die Stadt, das Alles mit Erbitterung erfüllte. Ein franzöſiſcher Fechtmeiſter, der früher in Frankfurt gewohnt hatte, und den man des Einverſtändniſſes mit den franzöſiſchen Machthabern beſchuldigte, hatte — bei der nun herrſchenden Stimmung gegen Frankenthum und Napoleon — ſeinen Wohnſitz ſchnell verlaſſen müſſen und ſich unter den Schutz des Großherzogs von Heſſen nach Darmſtadt begeben. Dieſen Mann, ſo hieß es, habe die Fremde, um ihre Vorſtellung in Frankfurt geben zu können, nunmehr kommen laſſen, und er, und kein Anderer, ſei Derjenige, der ſich ihr gegenüberſtellen werde. Es würde ſchwer ſein, wollte ich den Ingrimm ſchildern, der bei dieſer Nachricht ſich aller Gemüther bemächtigte. War man ſchon früher gegen die Fechterin und ihre Kunſt eingenommen, ſo war das Herbeirufen eines der ganzen Bevölkerung ſo ſehr verhaßten Menſchen genug, auch die allgemeinſte Erbitterung gegen die Fremde hervorzurufen.

Alles, Jung und Alt, ſprach von dieſem Gegenſtande, als ſei es das Wichtigſte, was ſich unter der Sonne zutragen konnte. Man ſuchte ſich in Kaffeehäuſern, man beſprach ſich über die Maßregeln, die man zu nehmen hatte, man durchzog die Straßen, man eilte nach Sachſenhauſen, um die leicht erregbaren Bewohner zur Theilnahme aufzufordern, und ſchon lange vor Eröffnung des Theaters umſtanden dichte, lärmende Haufen daſſelbe, während die Gemäßigtern in belebten Gruppen die Allee und den Pferdemarkt füllten. Man hatte ſich vorgenommen, das rückſichtsloſeſte Verfahren walten zu laſſen und bei dem Erſcheinen der Fremden nicht nur in beleidigenden Hohn auszubrechen, ſondern ſogar ihren Gegner mit thätlichen Beſchimpfungen zu empfangen und ihn zu zwingen, ſogleich das Theater und die Stadt zu verlaſſen.

Man kann denken, daß den beiden kühnen, kunſtgeübten Gegnern das Herz ſtark ſchlagen mußte, da ſie von dem allgemeinen Unwillen bereits Kenntniß hatten, und um dem Aufpaſſen des Pöbels zu entgehen, ganz unbemerkt, in verſchloſſener Kutſche, vor einem Hinterpförtchen des Gebäudes angefahren wurden und ſo auf die Bühne gelangt waren. Die Muſik war nun geendet und Alles ſpitzte den Mund zum Pfeifen. Da trat zuerſt von der linken Seite der Bühne die Signora auf, ging feſten Schrittes zu den Lampen und grüßte nach Fechterſitte die Verſammlung. Es war ein ſehr ſchönes Weib, nicht eben groß zu nennen, doch ſchlank, und der Kopf das Ideal einer Römerin. In dem Helmſchmucke und den wallenden Federn, dem leichten Bruſtharniſche und der maleriſchen, wohlgeübten Stellung, konnte ſie mit einem guten Bilde der Minerva ſchon verglichen werden, und ihr Erſcheinen war ſo ſtrengſchön und gebieteriſch zugleich, daß es für den Augenblick die Menge entwaffnete und Alles ſtill nach ihr ſchaute. Doch nicht lange währte es, ſo fiel, wie eine Schnuppe in Pulver, eine andere Erſcheinung den Leuten in die Augen, die jene friedliche Stimmung alsbald in eine brauſende und kriegeriſche umgewandelt haben würde, wenn man deutlicher dahinter gekommen wäre. Es trat nämlich der ſchönen Signora gegenüber ein Mann auf, im gelben Waffenrocke und ſchwarzer Rüſtung, den Helm mit dunkeln Federn geziert, aber ein dichtes Drahtſieb vor dem Geſichte. Niemand erkannte den Verhaßten, Niemand wollte annehmen, daß er hinter dem Viſire ſtecke, noch weniger aber eine Enthüllung verlangen und ſo — überraſcht und unmuthig, ſtolz und ſtrenge — ſchien das Publicum jede Perſönlichkeit bei Seite laſſen zu wollen und mit einem Male ſich ganz und gar dem Eindrucke hinzugeben, den die Kunſtfertigkeit der Beiden in ihm hervorzurufen im Stande ſein würde.

Nun weiß man aber, daß das Stoßfechten, aus der Ferne geſehen, für die Nichtkenner nicht eben ein beſonders anziehendes Schauſpiel gewährt. Und daß in einer Handelsſtadt nur wenige Kenner der Fechtkunſt und noch weniger leidenſchaftliche Liebhaber derſelben angetroffen werden, darf man wol nicht erſt verſichern. Der erſte Gang war beendigt, und das ganze Schauſpiel war Allen ſo bedeutungslos erſchienen, daß nun jener Zorn, der dem Manne hinter dem Siebe eigentlich gelten ſollte, in vollen Spenden ſeiner Kunſt dargebracht wurde und ein lauter, wilder Lärm ſo überhandnahm, daß an eine Fortſetzung des Schauſpiels nicht gedacht werden konnte.

Die ſchöne Römerin, die meine ganze Theilnahme in Anſpruch genommen hatte, ſtand regungslos, wie ein herrliches Steinbild, und ließ die ſchwarzen Augen kräftig und unverwandt auf der Menge ruhen, in der Meinung, dies Toben werde ſich legen. Sie hatte vielleicht von den ruhigen, tiefen, beſonnenen, ſtillen und frommen Deutſchen daheim in ihrem Vaterlande gehört, und ſie — die leidenſchaftliche, heiße Römerin — die oft genug Meſſergefechte an der Tiber mitangeſehen hatte, glaubte aus Erfahrung zu wiſſen, daß ſolch ein Sturm nicht lange anhalte. Aber von Minute zu Minute wuchs das Toben und Geſchrei, Niemand wußte, was man eigentlich wolle, es war eine Wuth ohne beſtimmten Gegenſtand, eine Luſt am Lärmen, man ſchrie den Namen des Fechtmeiſters, man ſchimpfte auf das Rappierfechten, man ballte Fäuſte und rief: „ſo verſtehen wir's beſſer!“ man fluchte Napoleon, man ließ Blücher leben, dabei ſchrie man ſelbſt ein weniges: Hurrah!

Neben der ſchönen Fechterin ſtand die unheilbringende finſtere Geſtalt des Menſchen da, gleich der Erſcheinung des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans. Endlich wollte er wieder ausfallen, dieſer Einfall aber erregte ein ſo gellendes Pfeifen von allen Plätzen, und ein ſolcher Hagel von harten und weichen, kleinen, runden Gegenſtänden erfolgte, daß beide Kämpfer den Kampfplatz eiligſt verließen und der Vorhang niederrauſchte.

Das Schauſpielhaus entleerte ſich, obgleich Niemand ans Nachhauſegehen dachte. Man hielt die eine Seitenthür belagert, die auf die Bühne führte, um hier jeden Herausgehenden zu beobachten und den ſchwarzen Ritter, falls er kommen ſollte, mit den ihm zugedachten Ehren in ſein Quartier zu begleiten. Andere waren nach dem Gaſthofe „zum Weidenbuſche“ gelaufen, um hier die Signora beim Nachhauſekommen in Empfang zu nehmen. Dieſen gelang ihr Vorhaben beſſer als den Andern. Die nicht ohne Grund beſorgte Theaterverwaltung hatte von einer wenig beachteten Noththür Gebrauch gemacht und die Fechter ganz unbemerkt hinausſchlüpfen laſſen, ſodaß ſie unangefeindet auf dem Gedränge kamen. Die Signora jedoch wurde bei ihrem Eintritte in den Gaſthof erkannt und erreichte, hin- und hergeſtoßen, unter gemeinem Schimpfen, die Treppe, wo ſie ohnmächtig zuſammenſank und in ihre Zimmer hinaufgetragen werden mußte.

Nachdem dies Alles ſich ſo zugetragen hatte, und nach Verlauf von einigen Stunden ſich die Sachſenhäuſer und die ihnen Verwandten entfernten, gingen die Höhergeſtellten in die nahen Wein- und Gaſtſtuben, um hier einen lebhaften Discurs über dieſen Gegenſtand von ſo großem Belang bis in die ſpäte Nacht zu unterhalten.

Ich hatte mich in den Schwan verfügt und mir bereits ein Glas Rüdesheimer Eilfer, voll Feuer und Blumenduft, zu Gemuthe gezogen, als ſich rings um mich her die Tiſche mit Leuten füllten, die ſtill tranken und aßen und mit böſem Ausdrucke zu belauſchen ſchienen, was ein kleines Häuſchen junger Doctoren, die eben erſt von Marburg, Gießen oder Heidelberg gekommen waren, um eine Anſtellung zu ſuchen, mit großem Eifer verhandelte. Sie waren empört über die Behandlung der Fremden, ſie prieſen ihre Kunſt, in der ſie ſelbſt Meiſter zu ſein vorgaben, ſie ſchimpften über Die, ſo nichts davon verſtanden, und boten einem Jeden die Klinge an, der ihnen ſtehen wollte, kurz ſie führten eine Sprache, die allen Andern, die im Zimmer ihren Wein tranken, nicht gefallen konnte. Ich hatte nicht ſobald ein paar Bekannte unter den Doctoren entdeckt, als ich freundlich zu ihnen rückte, ihrer Meinung mich anſchloß und mit Freuden mich dazu bereit erklärte, der Signora Ghelli ein Vivat zu bringen. Es wurden mehr Flaſchen gebracht, und unſer

Enthuſiasmus war im ſchönſten Steigen. Wir waren ungefähr zwanzig, außer uns wol noch hundert in dem Saale, aber Niemand ſprach jetzt mehr außer uns. Endlich mahnte die Mitternacht, wir brachen auf, verließen ſtill das Zimmer und ſtellten uns dicht geſchaart unter die Fenſter des gegenüberliegenden Gaſthofes „zum Weidenbuſch.“ Die ganze übrige Bevölkerung des Schwanen war uns auf dem Fuße gefolgt.

In dem Zimmer der Signora flimmerte ein matter Schein, wie aus einer Krankenſtube. Dies machte zwar einen recht wehmüthigen Eindruck, aber die Beſorgniß, den Schlaf der Kranken zu ſtören, konnte nicht aufkommen, wir waren im Innern überzeugt, daß unſer Vivat ſie angenehm erwecken würde. Und ſomit ſchrien wir denn aus vollen jugendlichen Kehlen, auf ein Zeichen, mit einem einzigen, majeſtätiſchen Schalle, ein dreimaliges Vivat hoch der Signora Chelli! Sie mochte wol ſehr darüber erſchrocken ſein und ſich denken, man komme, das Haus zu ſtürmen, denn erſt nach einer guten Weile ſahen wir den Vorhang am Fenſter ſich heben und, als nun unſer Vivat ſich wiederholte, das Fenſter ſelbſt öffnen und einen Mann, den Begleiter der Dame, in gutem Italieniſch, uns ihren Dank und ihre Gefühle hinabrufen. Einer von uns, der italieniſch ſprach, ich glaube, ich war es ſelbſt, rief ihm nun zu, wie wir dies für unſere Schuldigkeit gehalten hätten, und wir bäten, uns noch einmal das Vergnügen ihrer Fechtübungen gönnen zu wollen, wo wir für jede Störung aufzukommen verſprächen und ſie des ungemeſſenſten Beifalls verſicherten. Er aber erwiderte hierauf, daß die Signora bereits morgen abzureiſen gedenke und es daher bedauern müſſe, unſerm Wunſche nicht nachkommen zu können.

Wir baten nun einſtimmig, ein Ehrengeleite von uns anzunehmen und uns zu erlauben, auf eine eclatante Weiſe die ihr angethane Beleidigung gutzumachen. Hier verſchwand der Italiener vom Fenſter, kehrte jedoch bald wieder zurück: Die Signora ſei ſo angegriffen, rief er herab, daß ſie nicht ſelbſt erſcheinen könne, für unſere Güte zu danken, ſie fühle ſich aber deſſenungeachtet ſehr gerührt davon, ihre Abreiſe ſei, um keiner neuen Erniedrigung ſich auszuſetzen, auf den nächſten Morgen bei früher Zeit angeſetzt, wo die Straßen noch leer wären. Hiemit waren wir jedoch nicht zufrieden. Der Ruf: Signora Chelli! erſcholl nun ſo donnernd und ſo oft wiederholt, daß ſie endlich nachgeben mußte und, von dem Begleiter und ihrem Mädchen unterſtützt, am Fenſter ſich zeigte. Wir eröffneten ihr die Bitte, ihre Abreiſe bis zum Mittage zu verſchieben und unſere Begleitung anzunehmen, und erſt, als ſie hierin gewilligt, zogen wir ruhig von dannen, und ließen die ſtarren Haufen der Gegenpartei, die ſich nichts zu unternehmen getraut hatte, gleichſam ganz unbeachtet und unbemerkt im Rücken.

Am Morgen des andern Tages boten wir alle Bekannten auf, einige Künſtler und junge Angeſtellte im öffentlichen Dienſte ſchloſſen ſich an, und was in Frankfurt an Philiſtern und Miethwagen aufzutreiben war, wurde aufgetrieben. Endlich um die Mittagsſtunde ſah man die zurückgeſchlagene Chaiſe der Signora Chelli, von muthigen, trotzigen und herausfordernden Reitern und einem langen Zuge von Wagen gefolgt und umgeben, durch die Zeil der ſachſenhäuſer Brücke zufliegen.

Die Sache hatte weiter keine Folgen; aber dieſe, wie ſo viele andere Geſchichten, die ich ſelbſt erlebt habe, lieterten mir den Beweis, daß ſtets die rechte Geſinnung im Publicum herrſchend bleiben muß, wenn ſie nur Einige mit Kraft vertreten, obgleich es intriguanten Parteien für Einige Zeit wol gelingen kann, eine Oberhand zu erlangen und die öffentliche Stimme an ſich zu reißen. Die Parteiungen zerſtören ſich ſelbſt; alle Beſſern ſchämen ſich bald, daß ſie ſich misbrauchen ließen, und wer nicht Geduld und Ruhe dabei verliert, erfreut ſich immer des Sieges der Gerechtigkeit.

Gretchen.

„— — Und nocher is a kuma,
Und hat ſi zuwe duckt,
Hat mi bain G'ſichl g'numa,
I Buſſ'l aſi druckt."

Caſtelli.

Wir, mein Freund und ich, kehrten in dem freundlichen Wöhrſtadt bei recht artigen Wirthsleuten ein. Da der Ort an der großen Landſtraße liegt, war ein Gaſthof bei dem andern. Da waren Kaiſer, Könige, Prinzen, goldene Sonnen, Gänſe, Weidenbäume zum Ausſuchen, unſer guter Stern leitete uns aber zum goldenen Anker, weil das Sinnbild der ſchönſten Göttin am zierlichen Hauſe gar lieblich auf uns niederſtralte. Die Wirthin, eine niedliche Frau in den beſten Jahren, führte uns eine Stiege hinauf, öffnete uns ein Zimmer, in dem ein Bett ſtand, und bemerkte lächelnd: „Wenn Sie nicht beiſammenſchlafen wollen, ſo wird das Zimmer hier nebenan Ihnen alsbald von meiner Tochter aufgeſchloſſen werden.“ Wir baten darum, und auf den Ruf: „Gretchen! Gretchen!“ (ſo heißen viele ſchöne Kinder in der dortigen Gegend) erſchien ein Mädchen, ſo lieblich und reizend, wie ſie dem Rafael zu ſeiner Madonna della sedia geſeſſen haben mag. Ich und mein Freund ſahen einander fragend und dumm an. Fragend: haſt Du je wol etwas Schöneres geſehen? dumm: weil wir nicht begreifen konnten, wie ſolch ein Himmelslicht der Himmel im Gaſthofe zum goldenen Anker habe erglimmen laſſen. Das zweite Zimmer wurde uns gezeigt, und die Wirthin bat uns, ihr in die Wirthsſtube zu folgen, weil unterdeß Gretchen die Betten überziehen und andere Bequemlichkeiten herbeiſchaffen ſollte. Wir folgten zögernd. Mir war es ein angenehmes Gefühl zu denken, daß das ſchöne Gretchen mein Bett überzog. Mein Freund wollte indeß mit dem holden Kinde bekannter werden. Er ſchlug einen Spaziergang vor, um eine Gelegenheit zu haben, ſeinen Stock zu holen, den er oben hatte ſtehen laſſen. Indeß begleitete ich ihn hinauf, weil ich das liebe Mädchen, welches mir beim erſten Augenblick ſo züchtig und ſchamhaft erſchienen war, den etwas freien Liebkoſungen und Redensarten meines ſonſt ſehr braven Freundes entziehen wollte. Wir fanden ſie noch mit dem Bette beſchäftigt, und auf mehre an ſie gerichtete Fragen antwortete ſie mit der größten Anmuth und Züchtigkeit.

Wir ſchweiften hinaus in die Weinhügel, die den Ort umgaben, und deren Laub von dem Gold der untergehenden Sonne gefärbt ward. Wir ſprachen viel von dem Mädchen und kamen endlich Beide überein, daß dieſes durch ſeine Schönheit und Anmuth uns zu heilig erſchien, um mit ihm ein Abenteuer anzuknüpfen. Wir freuten uns, ſo glücklich zu ſein, mit ihr unter einem Dache zu ſchlafen, aus ihren ſanften Augen noch manchen freundlichen Blick, und aus ihrem Mündchen eine gute Nacht zu empfangen.

Wir waren heimgekehrt. Gretchen trug uns ein ſchmackhaftes Abendbrot auf und credenzte uns herrlichen Wein. Während des Eſſens bemerkte ich, daß ſie mich manchmal verſtohlen anblickte und ein Seufzer ihr entfuhr. Die Mutter nickte ſeitwärts einſchlafend im Großvaterſtuhle und der Vater las die Zeitungen. Von dieſen Seiten unbemerkt, wollte ich ſchon eine Frage an ſie richten, als mein Blick auf meinen Freund fiel, der nur zu aufmerkſam Alles beobachtet hatte und jetzt mir durch Winke zu verſtehen gab, daß er Gretchens Blicke nach mir bemerkt und ihnen eine Deutung gab, an die ich bis jetzt noch nicht gedacht hatte.

Unſer Eſſen war beendigt, wir ſtanden auf, um ſchlafen zu gehen, der Hausknecht leuchtete, und beim Trennen ſpöttelte mein Freund noch über meine Eroberung und wünſchte mir Glück zum Abenteuer wider Willen.

Jetzt war ich allein in meinem Zimmer. Die verſchiedenartigſten Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe. Wär' es möglich, dieſes Mädchen mit der Engelsmiene könnte ein ganz gewöhnlicher Lockvogel für Fremde ſein? Wäre das freundliche Haus nicht in dem freundlichen Wöhrſtadt, ich würde wider Willen an die Nacht im Walde und an ähnlichen Spuk gedacht haben, ſo aber war dies nicht möglich. Und daß ſie mich angeſehen, daß ſie geſeufzt, daß ſie überhaupt betrübt ausgeſehen habe, war zu gewiß, hatte es doch mein Reiſegefährte, ſowie ich ſelbſt bemerkt.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich ausgezogen und ins Bett gelegt, und überlegte noch bei mir ſelbſt, ob ich die Thür zuſchließen ſollte oder nicht. Biſt du doch wieder in dem lieben ehrlichen Deutſchland, dachte ich, wo der Wirth dich mit dem echt nationalen Handſchlag empfängt; hier haſt du nichts zu befurchten. Schon ſing ich an, dem Einſchlummern mich zu nähern, als ich vor meiner Thür etwas kniſtern hörte. Ich horchte auf; eine Hand bewegte die Klinke, eine andere hielt ein Lämpchen vorleuchtend durch die geöffnete Thür — ein Köpfchen folgte nachſchauend, ein: „Iſt's wol erlaubt?“ enttönte dem lieblichſten Mündchen, und ich ſtammelte beinahe beſinnungslos: „Mit Vergnügen!“ denn Gretchen, das himmliſchſchöne, anmuthige, liebreizende Geſchöpf, ſtand in meinem Zimmer. „Nun denn,“ fing ſie an, „wenn Sie ſo gütig ſind, mir's zu erlauben, ſo will ich ſchon ſo dreiſt ſein. Ach, ich habe ein recht großes Anliegen, doch ich muß es Ihnen leiſe ſagen, daß man's im Hauſe nicht hört. Die Knechte ſind noch wach und ſtreifen hier auf dem Gange herum, d'rum bin ich ſo frei“ — und hiermit ſetzte ſie ſich zu mir auf's Bett, weil, wie ich erſt am andern Morgen bemerkte, außer einem ungeheuern ſteinernen Tiſche, auf den ich beim Auskleiden meine Sachen gelegt hatte, kein Möbel im ganzen Zimmer war. Das Erſte, woran ich dachte, war Goethe's „Braut von Korinth,“ doch für ihr Leben bürgte mir außerdem, daß ich ſie am Tage in größter Thätigkeit der Mutter zur Hand hatte gehen ſehen, auch noch der blühende Carmin von Wangen und Lippen und der ſanft ſchwellende Buſen. Allein dieſes üppige Leben drohte eben dem meinigen ein Ende zu machen. Man denke ſich ein ſo ſchönes Mädchen, den Kopf auf den liegenden Jüngling hingeneigt, daß ihr Athem immerfort ſein Geſicht umwehte, und ganz leiſe, damit Niemand das Geſpräch behorchen könne, in dem lieblichſten Dialekte eine rührende Geſchichte erzählend, welche die eigentliche Urſache ihres Beſuches war.

Sie hatte einen Geliebten, nach ihrer Beſchreibung ſchön, tugendhaft und, wie ſie mir naiv verſicherte, vollkommen ihrer werth. Er hatte indeß nichts, ihre Aeltern hatten auch wenig und wollten daher in die Heirath nicht willigen. Treu und zärtlich liebte er ſie. Sonntags beim Tanze trug er immer ihre blaue Schleife, und grämte ſich faſt zu Tode. Da aber ihr Vater ihm das Haus verboten hatte, da Gretchen eingeſperrt worden war, da ging er fort auf ein nahes Dorf in die Arbeit, um Geld zu verdienen, und Abends nur ſahen ſie ſich je zuweilen auf einen Augenblick, allein ihr Geliebter wagte das Leben dabei, weil der Vater jedem Knechte die Erlaubniß gegeben habe, ihn todt zu ſchlagen, wenn er ſich auf ſeinem Grund und Boden ertappen ließe, und den Knechten wäre das ſchon recht, weil ſie ihn darum haßten, daß er Gretchens Schaz ſei. Alles hatte ſie bei ihrem Vater angewandt, allein das ſei ein gar zorniger Mann, und frage blos immer: „womit will der Tagedieb Dich ernähren?“ Nun könne ſie es faſt nicht mehr ertragen. Heute Abend, während unſers Spazierganges, ſei ihr Hans dageweſen. Er ſehe ganz elend vor Kummer aus und brächte ſich nächſtens um, es läge blos daran, daß ſie mitſterben wolle, und er ſich dazu nicht entſchließen könne. Ich hätte ihr nun ſo viel Zutrauen eingeflößt. Sie hatte gedacht, wag's und klage dem Herrn deine Noth, mit zweihundert Gulden iſt dir und dem Hans geholfen. Hat ſie der fremde Herr übrig, ſo gibt er ſie euch gewiß, und dann arbeiten Hans und Grete ſo lang, bis ſie's dem fremden Herrn mit heißem Danke wiedererſtatten können.

Bei dieſen Worten ſenkte ſich verſchämt ihr Blick, dann aber heftete er ſich vertrauensvoll auf mich. Ich Unglücklicher hatte indeß nicht funfzig, geſchweige denn zweihundert Gulden bei mir. Ich hatte den feſten Willen zu helfen, und verſprach ihr daher von Frankfurt aus ſo viel zu ſenden, als ſie wünſchte, und wenn es ſich thun ließe, ſelbſt zu ihrer Hochzeit zu kommen. Das ſchöne Gretchen weinte und wollte mir die Hand küſſen — doch — ich glaube, ich küßte ihm den Mund. Dann ſtand das Mädchen auf, nahm ihr Lämpchen und ſagte ganz traurig: „O, wenn Sie doch Wort halten könnten oder wollten, denn ſonſt werden wir dort oben ein Paar werden müſſen, denn ohne einander können wir nicht länger mehr beſtehen — oder ich bin der Schande preisgegeben —" und ſomit wankte ſie zur Thür hinaus. Ihre letzten Worte waren mir nicht räthſelhaft.

Am andern Morgen fehlte es von Seiten meines Freundes nicht an Neckereien, und beim Einſteigen in den Wagen ſtand das ſchöne Gretchen, etwas bleich, feſt zu mir aufblickend, unter der Hausthür.

Sechs Wochen mußte ich in Frankfurt, ſelbſt der größten Verlegenheit bloßgegeben, auf meinen Wechſel warten, dann erhielt ich eine bedeutendere Summe und eilte damit nach Möhrſtadt. Der Wirth im goldenen Anker ſaß traurig am Bettte ſeiner kranken Frau. Ich forderte Wein, ein Kellner brachte ihn. Nichts war von Gretchen ſichtbar. Ich ſcheute mich, nach ihr zu fragen. Draußen im Mühlbach hatte ſie und ihr Hans vor acht Tagen den Tod gefunden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Dritter Theil.

Jünglingsjahre.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite
nglingsjahre. (Fortsetzung.) ... 1
Der Familienschmuck ... 3
Breslau. — Wien ... 85
Versuche in Versen ... 98
Der Staatspapa ... 136
Zelter ... 180
Karl Schall ... 200
Rudolph vom Berge ... 212
Die Emerenz ... 218
Rosenthal ... 226
Die Glocke vom Gymnasium ... 237
Lustspieldichter ... 258
Das Gespenst am Mittag ... 263
D oder F. ... 291

Jünglingsjahre.

(Fortſetzung.)

Di
brach
bezo
ihnen
war
Lieb
bereit
für
fen,
am

J
ten
sich
mensc
nach
an b

Der Familienschmuck.

> [illegible]
>
> [illegible]

Sonne war bereits hinter dem [illegible] Taunus [illegible] und die [illegible] Thorflügel der Ju[illegible] in Frankfurt am Main bewegten sich [illegible] in [illegible] und wurden geschlossen. [illegible] gegenüber, [illegible] sich auf der Straße, [illegible] in den [illegible] der Chri[illegible]

[illegible] einem [illegible] Begriffen kaum eine Stube genannt werden konnte, [illegible] Familie des alten Juden [illegible] war. Im Kamine glimmten einige Kohlen, auf welchen wenige Kartoffeln einem langſamen Martertod litten, um von der zahlreichen Nachkommenſchaft Heſſel's mit Heißhunger verzehrt zu werden. Seit vielen Jahren war er mit Izig's, des Gemeindeſchächters Tochter, Rebecca, ehelich verbunden, und ſieben Kinder, von der ſchlanken, vollbuſigen Mirjam bis zum kleinen, blinden, ſchwarzäugigen Benjamin, umſtehen und umlagern den mehr Kälte und Zugluft als Wärme ſpendenden Kamin, trippeln mit den Füßen, reiben, hineinhauchend, die Hände und harren des kärglichen Abendbrotes. Im Winkel zur Seite ſaß der faſt achtzigjährige Mardochai, Heſſel's Vater, im alterthümlich geſchnitzten, hohen Sorgenſtuhle, der gleichſam in ruhiger Pracht auf die andern Möbel und Schemel hinabſah. Ihn hatte vor langer Zeit der Sohn um einen ziemlich hohen Preis, nicht ohne heimliches Bedauern, auf einer Auction erſtanden, aber die zunehmende Schwäche des Vaters verlangte ein ſolches Opfer, und das Haupt des Stammes wurde wie ein heiliges verehrt. Die Brille auf der Naſe, ſitzt Mardochai da, und blickt gedankenvoll und leiſe murmelnd in einem alten Folianten, im Auslegen talmudiſcher Geſetze begriffen, der einzigen Beſchäftigung von der Zeit an, da ſeine Kräfte ihm nicht mehr erlaubten, dem Handel nachzugehen, und von ihm als eine Vorbereitung zu dem Eingange in das Thal des Friedens betrachtet. Unfern davon, die Hände im Schooße, ſitzt die Mutter, die einzige Wohlbeleibte im Kreiſe der Familie. Ruhe iſt in ihren Geſichtszügen ausgedrückt. Nicht den chriſtlichen Hausmüttern gleich, im ſtillen Walten, mit ſinnendem Blicke ihr kleines Reich überblickend, die Mädchen lehrend, den Knaben wehrend, lebte wie ſie, ſondern dem Manne in ſeinem Geſchäfte treulich zur Seite ſtehend, Geld zählend, Waaren [illegible], Gold- und Silbertreſſen ausbrennend, aus der Aſche das reine Metall zu Tage fördernd, und mit männlicher Klugheit und dem ſeinem Volke eigenen Scharfſinn ſchwierige Fälle ſchlichtend und zu neuen, vortheilhaften Unternehmungen den Plan entwerfend. [illegible] [illegible] Heſſel's Haupt hin und [illegible] in der aufgeſtützten Hand. Klein nur ſind ſeine Mittel, ſeine Familie iſt zahlreich, und bei aller Beſchränkung wird das Nothdürftige zum Unterhalte für Alle ſchwer herbeizuſchaffen. Schnell und oft mit großer Gefahr muß das geringe Capital umgeſetzt werden, um nur ſpärlich zu genügen. Um einen größeren, gewinnbringenden Handel beginnen zu können, fehlen ihm die nöthigen Kenntniſſe, auch ſtellen ihm noch vielen Seiten her die Geſetze einen Schlagbaum vor. Er ſieht ſich alſo lediglich auf den Schacher beſchränkt und muß oft in bitterer Demuth Schmach und Erniedrigung ertragen, um nur den Hunger der Seinigen ſtillen, die Vorſchriften ſeiner ſtrengen Religion befolgen und die Staatsabgaben leiſten zu können. Drei Dinge, die, wenn gleich ſchwer zu erfüllen, doch die unerläßliche Bedingung ſeines Lebens ausmachten.

Ein ſtarkes Pochen an die Hausthür ſtört die Familie beim ruhigen Kartoffelmahl.

„Iſt Jud' Heſſel zu Haus?“ ſchallt es von der Straße herauf.

„Um Gott, eſ wird doch nicht die Scharwache ſein, die Hausſuchung halten will?“ ſagte leiſe die Mutter.

„Wir müſſen das Licht auslöſchen und uns ruhig verhalten. Es ſind Betrunkene, die uns ein Aergerniß geben wollen“ — ſagte der [illegible] Heſſel. Aber kaum war das Licht ausgelöſcht, als die Schritte auf der [illegible] Treppe ſich ſorgſam verwahren ließen und Brummen und Fluchen die wartenden Gäſte bemerkbar machen.

Nun wurde jetzt an die Stubenthüre geſchlagen. Im Innern rührte ſich nichts. Die Judenfamilie hielt ängſtlich den Athem an ſich. Wenn gleich keines Verbrechens ſich bewußt, ſo war doch in jener Zeit die Furcht vor Mißhandlungen und Entweihungen ihrer Wohnungen unter den Juden allgemein verbreitet, und der wohlfeilen Anläſſe von Plünderungen machten bei Anläſſen ereigneter Tumulten etwaige Vorſichtsmaßregeln nöthig.

„Beim Teufel! Von der Gaſſe ſahen wir's ja, ſie hatten vorhin noch Licht — und ſollten jetzt ſchon ſo feſt ſchlafen?“ rief einer der Fremden.

„Sie fürchten ſich,“ meinte der Andere. „— Heſſel! warum denn ſo ängſtlich? Wir kommen ja in keiner böſen Abſicht zu Dir — wir wollen Dir einen Handel nachweiſen — einen vortheilhaftern haſt Du noch nie gemacht — ſo mach' doch nur auf!“

„Ich werde doch nicht anders können,“ raunte Heſſel ſeiner Frau zu, und indem er durch's Schlüſſelloch ſah, ſagte er leiſe: „es iſt der Oberkellner aus dem Wildenbach — der junge Moſe — ich kenn' ihn genau und ein Stiefelwichſer mit einer Laterne, der mir auch vom Anſehen bekannt iſt. Ich werd' ihnen die Thür aufmachen — Kinder geht in die Kammer und laßt mich mit den Fremdlingen allein.“

Die Familie that, wie er befahl, und drückte ſich lauernd und ſtrengt an die Ritzen der Kammerthür, um von dem bevorſtehenden Ereigniſſe nichts zu verlieren.

Heſſel öffnete. Die beiden Bekannten traten mit einer verhüllten Laterne vorſichtig zu ihm ein.

„Das muß ein feſter Schlaf geweſen ſein, Jud'," ſagte Scharwächter, „daß Du unſer Anſchlagen und Rufen t hörteſt, wie? Oder war's böſes Gewiſſen, was Dich t öffnen ließ?"

„Wie Sie doch nun ſprechen," erwiderte ſpitzfindig der de. „läßt böſes Gewiſſen feſt ſchlafen? Und iſt es bei erer Hantirung ein Wunder, wenn wir feſt ſchlafen? l Laufen, viel Reden den Tag über macht müde, und er Magen iſt nie überladen, um uns vom Einſchlafen uhalten. Doch was ſoll's, Ihr Herren, warum bemühet ſich in ſo ſpäter Nacht an der Wohnung eines armen en?"

„Späte Nacht? J in Eurem Revier wohl!" ſagte der rkellner aus dem Weidenbuſche, mit einem feinen Tuche Schweiß aus den blonden Locken wiſchend und nicht ohne chen ſich von der ſchmutzigen Bank wegwendend, die el ihm zum Sitze hinſchob. „Bei uns iſt noch Alles und lebendig und ſoeben iſt ein vornehmer Reiſender unſerm Gaſthofe eingetroffen, der ſogleich nach einem chen Handelsmann fragte, um einige Pretioſen zu ver-en oder zu vertauſchen; das weiß ich ſelbſt nicht recht. Ihr nun bei uns im Hauſe vor allen Euern Glaubrüdern den Ruf der Ehrlichkeit habt, ſo hat mich der er zu Euch geſchickt. Doch nun eilt — ich vermeine, der Reiſende nicht lange bei uns bleiben will — wenns ſagen's uns die Bedienten. Steckt einige Rollen aten zu Euch und folgt uns, um den Handel gleich abſen zu können."

„Einige Rollen Ducaten!" erwiderte der Alte, „ich le mit dem Credit meiner Freunde, doch das hält mich ab, auch ein großes Geſchäftchen zu machen. Wenn's nicht zwingt, treten wir Beide zuſammen." Mit dieſen Worten ging er zur Familie in die Kammer, ſchickte in Eile ſeinen Aelteſten Moſes zu den Fremden hinaus und beſprach ſich eifrig und leiſe mit Vater und Frau.

„Um Gott, ſtecke kein Geld zu Dir, höre erſt, was ſie von Dir wollen, die Fremden im Weidenbuſche. Wenn ſie Dich nun verlocken und todtſchlagen, die Bosheit und Büberei greift immer mehr um ſich. Was weiß er von Ducaten? Warum ſollſt Du einige Rollen Ducaten zu Dir ſtecken? Geh' erſt mit und höre, was es gibt und morgen kommen die Ducaten nach. Iſt die Nacht dazu da, einen Handel in Ducaten abzuſchließen?"

So ſprach die vorſichtige Frau, aber der im Handel wohlerfahrene Vater Mardochai ſprach leiſe, im gedämpften Gurgelbaſſe: „Stecke zu Dir, was Du haſt an Gold, und folge den Fremdlingen. Du verſicherſt ihnen, Du habeſt nichts von Werthe bei Dir und willſt erſt das Geld nach abgeſchloſſenem Handel holen. Die Sache ſcheint Eile zu haben und es kann vielleicht ein Glück dabei herauskommen."

Dies geſagt wurde mit Behutſamkeit die eiſerne Truhe eröffnet und Rebecca ſteckte ihrem Manne die Geldrollen in Weſten- und Hoſentaſchen, während das kleinſte ihrer Kinder ein lautes Geſchrei erheben und Mirjam mit ihm tanzen mußte, damit die Fremden im anderen Zimmer nicht das Drehen der Schlüſſel vernahmen.

„Nun geht das Geſchrei los und wir warten wie die Narren," ſchrie der Scharwächter.

„Wird's bald?" fiel der Oberkellner ungeduldig ein.

„Gleich, gleich," erſcholl Heſſel's Stimme aus der Kammer. „Mein kleiner Iſaſchar weint und will mitgehen, das thut er immer, wenn ich meinen Rekeler umnehme. Nu — ſo halt Dein Maul — Schlingel, oder ich werd' Dir einen

Patſch reichen! — Hier bin ich, meine Herren, ich will Ihnen gern folgen, aber Geld hab' ich wahrhaftig nicht bei mir, weil ich keins im Hauſe habe. Das thut aber gar nichts; ſchließ' ich den Handel ab — ſo genügen ein paar Zeilen von meiner Hand an meinen Nachbar Süßlein, mit dem ich in Compagnieſchaft ſtehe — und gleich iſt er mit dem Gelde bei Ihnen.“

Dieſe letzten Worte ſprach Heſſel ſchon auf der Treppe, indem die beiden Andern haſtig voraneilten, und nur mit Mühe folgte er ihnen.

Dem Scharwächter öffnete man das Thor der Judengaſſe, das dem Juden — wäre er allein gekommen — verſperrt geblieben wäre. An Sonn- und Feſttagen, wie bei feierlichen Veranlaſſungen, wurde das Thor geſchloſſen und wenn die Juden ſich aus ihren Häuſern wagten und, um friſche Luft zu ſchöpfen, zu den verſchloſſenen Eiſengittern ihres Kerkers traten, wurden ſie nicht ſelten von Uebermüthigen und Betrunkenen, die durch die Fahrgaſſe zogen, durch Anſchlagen mit Stöcken und Hineinwerfen mit Knüppeln geneckt und gereizt, wie wir dies wol an den Käfigen wilder Thiere zu verſuchen pflegen. In ſeiner tiefen Erniedrigung blieb dem armen, bedrängten Volke nichts, als in Ingrimm und Wuth in die hineingeworfenen Knüppel zu beißen, ſich mit dem ohnmächtigen Stolze zu tröſten, es ſei das auserwählte Volk Gottes, und auf kleinliche Rache zu ſinnen, im Handel und Verkehr ſeine Peiniger und Verächter zu bevortheilen.

Keuchend durchſchritt Heſſel „die Zeil“ und bald war er im glänzend erleuchteten Gaſthofe „zum Weidenbuſche,“ zur Zeit der vornehmſte in Frankfurt, angelangt.

Man führte ihn ins erſte Stockwerk zu den eleganteſten Gemächern. Im Vorzimmer war ein Bedienter in ſchar lackrother Livree, von Gold ſtrotzend, der den Juden zu ſeinem Gebieter ohne Meldung eintreten ließ.

Heſſel befand ſich bereits eine geraume Weile ängſtlich harrend da, und noch immer ſtand eine hohe Geſtalt im türkiſchen, koſtbaren Schlafpelze über ein ſilbernes Becken gebeugt, vor ihm auf hohen Leuchtern von demſelben Metall brennende Lichter, und ließ, wie es ſchien, ganz ruhig einen reichlichen Blutſtrom aus ſeiner Naſe entfließen.

Heſſel's angeborne Aengſtlichkeit fing ſich mit Macht an zu regen; er fragte: ob er einen Bedienten herbeirufen ſolle? aber eine abwehrende Bewegung mit der Hand zeigte ihm, daß er ſich ruhig zu verhalten habe. Heſſel ſtand auf Kohlen, wurde jedoch nicht wenig überraſcht, als er den Fremden eine ſeltſame Bewegung machen ſah, wodurch im Augenblicke das Bluten unterbrochen war.

Mit freundlicher Miene und unverkennbarem Adel in den Blicken wandte ſich der Fremde zu dem Juden und fing in gebrochener deutſcher Sprache an: „Ihr ſeid mir als ehrlich geſchildert und ich will Euch ein Geſchäft antragen, das Euch großen Nutzen bringen ſoll, daſern Ihr die Mittel habt, die dazu erfordert werden. Zwar zeigt Euer Aeußeres nicht den Mann, den ich ſuche, aber ſeid Ihr ehrlich und von gutem Rufe, ſo wird es Euch leicht werden, das Geld zuſammenzubringen und überdies — verbirgt bei Euch die ärmlichſte Hülle oft einen goldenen Kern — dies weiß ich aus Erfahrung.“

Mit dieſen Worten öffnete der Fremde eine Schatulle, mit rothem Sammet überzogen, von beträchtlicher Größe, und aus ihrer ſchwarzen Unterlage ſtrahlten Kleinodien von ſo großem Werthe dem armen, vor Angſt, Verlangen und Unruhe bebenden Heſſel in die Augen, daß er an nichts weiter, als an ſeine geringe Baarſchaft denken konnte, die mit dem unermeßlichen Werthe der Steine auf keine Weiſe in Verhältniß zu bringen war.

Es war unverkennbar, daß dieſe Edelſteine einem hohen Fürſtenhauſe angehörten, ſchon die Faſſung verrieth dies auf den erſten Blick. In der Mitte ſtrahlte und funkelte eine Krone und zu beiden Seiten erglänzten von dem ſchwarzen Grunde zwei große Ordensinſignien, die Zeichen des Kreuzes von flammenden Rubinen, rings von ſtrahlenden Brillanten eingefaßt. Heſſel verſchlang die Schätze mit den Blicken, doch wie hier ſich für ihn ein vortheilhafter Handel geſtalten ſollte, konnte ihm nicht einleuchten. Je länger er auf die Steine blickte, um deſto wunderbarer wirkte ihre Macht. Es ſchien ihm, als ob tauſend Flammen ihm in Herz und Augen aus dem funkelnden Feuermeere ſprängen und als wenn grünlich glänzende, feurige Schlangen, mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit ſich darin bewegten. Alles lebte, hüpfte und flammte vor ſeinen Blicken und nur die Kreuzeszeichen in dem Orden glühten blutroth und ruhig dazwiſchen und ſie waren es, die den Zauber ihm zerſtörten, indem er von ihnen mit innerer Scheu den Blick ſtets abwenden mußte und ſo die Beſinnung nicht gänzlich verlor.

Der Fremde, in der Meinung, Heſſel gehe damit in Gedanken um, den Werth der Steine zu ergründen, ſah ihm eine ziemliche Weile zu und ſchien ſich an dem beweglichen Mienenſpiel des alten Hebräers zu ergötzen. Jetzt jedoch ſchien es ihm zu lange zu währen und nicht ohne einige Heftigkeit ihn rüttelnd, rief er ihn in ſeinem Kauderwelſch aus den Träumereien auf: „Nun, Alter, iſt es die Art eines geübten Handelsmannes, ſo lang und unnütz vor guter Waare zu ſtehen und ſie anzugaffen? Hat Euch der erſte Blick nicht geſagt, daß die Steine echt und gut ſind.

und zeigt Euch meine ganze Umgebung nicht, daß ich wol der Menſch ſei, ſolche Steine zu beſitzen und daß Ihr's mit keinem Betrüger zu thun habt?“

„Beim ewigen Gott!“ erwiderte Heſſel, „hab' ich doch nicht daran gezweifelt, und die Steine ſind ſo echt und recht, als ich jemals im Leben welche erſchaut habe. Ich finde ſie nur zu ſchön, zu koſtbar, um daran zu denken, ſie mit meiner und aller meiner Handelsfreunde Baarſchaft erſtehen zu können, ſelbſt wenn ſie mir zum billigſten Preiſe erlaſſen würden.“

„Dieſer Sorge ſollt Ihr ſogleich überhoben werden,“ nahm der Fremde das Wort, „ich bin weit entfernt, dieſer Kleinodien mich entäußern zu wollen. Ich will ſie Euch überantworten und dafür die Summe von vierhundert Ducaten als Anlehen darauf von Euch empfangen. Ihr ſeht ein, ich könnte leicht das Zehnfache darauf entlehnen, wenn ich mich mit einem bedeutenden Handelshauſe in Verbindung ſetzen wollte. Ich muß jedoch in dieſem Augenblicke Aufſehen vermeiden und bedarf jener mäßigen Summe, um mein Reiſeziel zu erreichen. Bin ich daſelbſt angekommen, ſo wird ein ſicherer Mann Euch die vierhundert Ducaten überbringen und die anvertrauten Koſtbarkeiten in Empfang nehmen. Außer Dem, was Ihr an Intereſſen fordert, wird Euch alsdann noch ein reiches Geſchenk eingehändigt werden, und wenn Ihr dereinſt von dem näheren Zuſammenhange dieſer Begebenheit unterrichtet ſein werdet, ſo werdet Ihr ſtolz darauf ſein, Hülfe dabei geleiſtet zu haben.“

Nur mit Mühe verſtand Heſſel, was der Fremde ſagte, ſo abgebrochen und ſeltſam war ſeine Rede. Vierhundert Ducaten gegen dieſe Sicherheit, gute Intereſſen und ein reiches Geſchenk, dieſe Ausſichten waren lockend, wenn gleich das Abenteuerliche des Geſchäftes, und die Eile, womit er betrieben wurde, das Gemüth des Handelsmannes mit Beſorgniß erfüllten.

„Mein hoher, fremder Herr," fing er nach kurzem Bedenken an, „der Jude muß Geſchäfte machen, denn davon lebt er, und darf ſie nicht von der Hand weiſen, ſo fremdartig ſie ihm auch oftmals geboten werden mögen. Vierhundert Ducaten auf kurze Zeit, gegen gute Verzinſung auf Kleinodien leihen, die hinlängliche Deckung für das Hergeliehene gewähren, iſt ein reines Geſchäftchen, das keineswegs zu dem Ungewöhnlichen gehört, und der alte Heſſel nimmt keinen Anſtand, einem ſo vornehmen Herrn mit innigem Vergnügen zu Willen zu ſein. Jetzt aber in der Nacht und in dieſem Augenblicke die Summe herbeizuſchaffen, wo die Häuſer ſeiner Freunde verſchloſſen ſind und man ihn für wahnwitzig halten würde, klopft' er an und verlangt' er, man ſolle die Kaſſen öffnen, um die Ducaten für ihn abzuzählen — jetzt den Handel abmachen, iſt unmöglich. Kann das Geſchäft bis morgen früh verſchoben werden — ſo —"

„Halt," fiel ihm der Fremde in die Rede, „ich weiß,
welche Bedenklichkeiten Du haſt. Glaubſt Du, ich würde
mir den Schlaf rauben, um mit Dir hier eine lange Un-
erhaltung zu pflegen, wenn ſich meine Weiterreiſe aufſchie-
ben ließe? Wiſſe, es hängt von meiner Säumniß das Le-
en einer hohen Perſon ab und mein Entſchluß ſtand feſt,
noch ehe Du kamſt, der Jude, der herbeigeholt wurde,
müſſe die verlangte Summe herleihen, er möge wollen oder
icht. Mit Deinen Weigerungen entkommſt Du nicht. Wäh-
end des Naſeblutens bei Deinem Eintritte beobachtete ich
Dich genau in jenem Spiegel. Du haſt das verlangte Geld
i Dir. Du fühlteſt mehrmals beſorgt nach den Rollen,
e Du in Weſt- und Hoſentaſchen bei Dir trägſt. Du

gingſt aus, um einen Handel zu machen, und wirſt nicht ohne Deine Waffen ausgegangen ſein, den Fremden zum Abſchluſſe zu reizen. Denn „Gold blendet,“ das iſt Eure Loſung und iſt ſtets von Euch bewährt gefunden worden. Darum ohne Umſtände heraus mit dem Mammon. Die Steine hier verſiegelſt Du ſelbſt mit gegenwärtigem Petſchafte, hebſt ſie ſorgfältig auf und lieferſt ſie ebenſo wieder ab. Willſt Du mit Gutem nicht, ſo ſei überzeugt, Du ſollſt gezwungen und auf dem Heimwege Dir Deine Ducaten ohne Unterpfand und vielleicht mit Verluſt Deines Lebens genommen werden.“

Zitternd am ganzen Leibe, verſuchte Heſſel vergebens zu ſprechen. Der Fremde wendete ſich von ihm weg und gleichſam abſichtslos, öffnete er ein anderes Käſtchen von Ebenholz, das neben dem Schmucke auf dem Tiſche ſtand, und indem er daraus zwei Piſtolen von ſtarkem Kaliber nahm, ſchien er bemüht, die glänzend eingelegte Verzierung daran mit einem feinen Tuche zu ſäubern. Des Handelsmannes Inneres empörte ſich ſchon beim Anblicke eines Schießgewehres, wie viel mehr hier in dieſer Situation. Krampfhaft griff er in die Taſchen und preßte in Todesangſt die Goldrollen zwiſchen den Fingern.

„Nun, Hebräer! Was iſt Deine Meinung?“ redete der Fremde mit einer raſchen Wendung den Zurückweichenden an, indem er die Mündung der Piſtole ihm zukehrte.

„Ich gebe das Verlangte,“ ſeufzte geängſtigt der Alte, „und will nichts weiter von der Sache wiſſen.“

Und nun, indem der Fremde Siegelwachs, Licht und ein großes Petſchaft herbeiſchob und das Schmuckkäſtchen mit einem ſeidenen Bande umwickelte, legte die zitternde Hand des Juden vier Goldrollen, jede zu hundert Ducaten, auf den Tiſch, träufelte dann immer ängſtlicher und zitternder das geſchmolzene Wachs auf das Seidenband und drückte eigenhändig das ſtattliche Siegel darauf.

Schnell entfernte er ſich hierauf, mit Freuden des unheimlichen Fremden Nähe verlaſſend, und war kaum im Stande, dem unten im Hauſe ihm öffnenden Hausknechte, der ihn fragte, ob er einen guten Handel gemacht habe, eine zuſammenhängende Antwort zu geben.

Auf der Straße in Gottes freier Luft, das ſichere Pfand feſt unter dem Arme haltend, und von dem wunderbaren Scheine der Kleinodien nicht mehr geblendet und verwirrt, athmete Heſſel freier. Jetzt nach Hauſe zu gehen, ſchien ihm jedoch nicht räthlich. Wie? wenn Bosheit und Hinterliſt ihm auflauerten und den mit koſtbarem Schatze Beladenen beraubten? Dieſes und zugleich die Neugier, ob der Fremde gleich wieder Frankfurt verlaſſen würde, beſtimmte ihn, ſich in einen vorſpringenden Winkel eines gegenüberliegenden Hauſes zu bergen und dort — das Käſtchen unter dem weiten Rokelor wohl verſteckt — den anbrechenden Tag abzuwarten. Stille ward's in dem Gaſthofe und nur in den Zimmern des Fremden im erſten Stocke ſah man den Schein vieler hin und hergetragener Lichter. Nicht lange, ſo wurde das in ein Seitengäßchen führende große Thor mit lautem Gekrache geöffnet. Heſſel fuhr erſchreckt zuſammen. Ein Poſthorn ertönte und ein mit Sechſen beſpannter, hochaufgepackter Reiſewagen, von einem Vierſpännigen gefolgt, flog in raſſelnder Eile vorüber, daß das Pflaſter dröhnte. Im Gaſthofe verlöſchten die letzten Lichter und eine tiefe Stille lagerte ſich ringsum, während Blaſen und Raſſeln immer ſchwächer und ſchwächer ſich nach dem Maine zu verlor.

In ſeinem Winkel ward Heſſel nunmehr immer ruhiger. Geſtohlenes Gut war das ihm Anvertraute nicht, das ſah ſein Scharfblick wohl deutlich ein, und er konnte mit Gewißheit der Auslöſung der Juwelen und dem ihm verheißenen glänzenden Geſchenke entgegenſehen. Als Handelsmann pries er ſich — nun da das Gefährliche bei der Sache, wie es ihm ſchien, vorüber war und er ſich mit dem friedlichen Schatze allein befand — im hohen Grade glücklich, daß der alte Wirth im Weidenbuſche gerade ihn zu dem Fremden hatte rufen laſſen, und er nahm ſich vor, ſich deshalb ganz beſonders bei ihm zu bedanken. Auch ſeiner Familie gedachte er jetzt, die er mit inniger Zärtlichkeit liebte und die ſeinetwegen in großen Sorgen ſein mußte. Er ſah voll Sehnſucht dem erwachenden Leben des Tages entgegen, um ſeinen Heimweg antreten zu können.

In dieſen Gedanken verſunken, hatte ihn der Schlummer überraſcht, und halb wachend, halb ſchlafend, zog ein Traumbild an ihm vorüber, worin er ſeinen Stamm grünen und blühen ſah, mit weit ausgebreiteten Aeſten. Seine Tochter Mirjam trug die Krone, die er im Käſtchen unter dem Arme hielt, und aus ihrem Schooße keimten zwei engelſchöne Knäblein, die blutig-rothen Ordenszeichen auf der Bruſt — und von innerem Schauder ergriffen, bewegte er ſich unruhig, ſtieß ſeinen alten Schädel an einen vorſpringenden Stein und erwachte.

Die Dächer und die Wetterfahnen auf denſelben erglühten bereits im erſten Strahl des jungen Morgens und die bockenheimer Straße herunter, vom Thore her, zogen ſchon ſchnatternde Milchweiber und Landleute im Sonntagsſtaate. Wankenden Schrittes, mit wirren Blicken, machte ſich Heſſel nach ſeiner Wohnung auf.

Das Thor der Judengaſſe blieb des Sonntags wegen geſchloſſen und zur kleinen Seitenpforte wurde der Wohlbekannte von dem Wachthabenden eingelaſſen, der ihm ſpöttiſch die Worte nachrief: „Biſt lange ausgeblieben, Jud', doch bald hätte Dir Dein Schacher übel bekommen können — Du weißt ja wohl, daß Ihr am Sonntage Euern Winkel, ohne ſchwere Ahndung vom erbitterten Volke zu dulden, nicht verlaſſen dürfet!"

Mit einer lächelnden Verbeugung eilte Heſſel vorüber, ſeinen harrenden Kindern entgegen, die er ſchon von Weitem, ängſtlich nach dem Kommenden ausblickend, daſtehen ſah. Freudig begleiteten ſie den Geliebten hinauf, wo Frau und Vater ſeiner bereits in Ungeduld und Sorgen harrten. Mit dem Ausrufe: „Gelobt ſei der Gott Israels, unſer allmächtiger Schützer!" bewillkommten ſie ihn, und fromm-andächtig die Hände auf das Haupt ſeiner älteſten Tochter Mirjam gelegt, ſprach feierlich Heſſel, nicht ohne innere Bewegung des ſonderbaren Traumes gedenkend: „Ehre und Preis ſei ihm in der Höhe! Seine Wege ſind unerforſchlich!"

Nachdem die Kinder nunmehr entfernt worden waren, wurde dem Vater und der Frau umſtändlich und ohne des anſcheinend Unbedeutendſten zu vergeſſen, das Abenteuer der vergangenen Nacht mitgetheilt. Aengſtlich hörte die Frau, ruhig und andächtig der Vater zu. Das Käſtchen wurde von außen betrachtet, in den Händen gewogen, das aufgedrückte Wappen in Augenſchein genommen, und ſo ſchlechte Heraldiker ſie auch waren, ſo konnten ſie doch ſo viel daran abnehmen, daß dieſes Wappen durchaus nichts von den gewöhnlichen adeliger Familien zeigte. Das Ganze ſchien ein einziger, ſehr verſchlungener Namenszug zu ſein, doch war das Alphabet, woraus dieſe Chiffre zuſammengeſetzt war, den Beſchauenden fremd und nicht zu enträthſeln. Der Frau ſchienen die Züge Aehnlichkeit mit dem Hebräiſchen zu haben, und der Vater Mardochai, der weit in der Welt herumgekommen war, hielt ſie für türkiſch, denen gleich, welche den Namenszug des Sultans auf den türkiſchen Münzen bilden. Das Käſtchen wurde in ein Stück alter Seide gewickelt und in den Geldkaſten geſtellt, ſeiner Auslöſung entgegenharrend. Das Morgengebet wurde verrichtet und hierauf das Frühſtück mit einem Behagen eingenommen, das ſtets nach einem guten Handel die Seele der Hebräer zu durchwürzen pflegt.

Monde vergingen, immer ſchwächer wurde die Erinnerung an die Schrecken jener Nacht, neue Geſchäfte forderten Heſſel's ganze Aufmerkſamkeit, und nur, wenn er das Käſtchen in ſeiner Geldtruhe, in Seide gewickelt, ruhig und unverrückt daſtehen ſah, konnte er ſich nicht der verſuchenden Gedanken entwehren, dieſe Steine aus der Faſſung zu brechen und ſich ſo, nach und nach mit Vorſicht ſie verkaufend, in den Beſitz eines großen Vermögens zu bringen.

Mehr als ſonſt nahm er die Zeitungen zur Hand, mit Aufmerkſamkeit die Reiſeroute vornehmer und hoher Perſonen verfolgend, die ſie wol mitzutheilen pflegten; allein Nichts fand er, das ihm in ſeiner Angelegenheit Licht und Aufſchluß verſchafft hätte. Seine vierhundert Ducaten, auf unbeſtimmte Zeit ausgeliehen, blieben aus und das todte Capital in ſeinem Kaſten fing an, ihm immer mehr und mehr Sorgen zu machen, da bereits ein Jahr verſtrichen war und noch immer der Fremde nichts von ſich hören ließ.

Der alterſchwache Mardochai kam zum Sterben. Weinend und wehklagend ſtanden ſeine Enkel um das ärmliche Lager und Sohn und Schnur murmelten in Vereinigung mit einigen Verwandten die üblichen Gebete dem Sterbenden vor, der durch das faſt unmerkliche Bewegen der bleichen Lippen und das dadurch verurſachte Zucken des weißen Bartes anzeigte, daß er leiſe mitbete. Mit einer Bewegung der Hand deutete er den Enkeln und Freunden an, daß er mit ſeinen Kindern allein zu ſein wünſche, und dem Willen des Greiſes gehorchend, entfernten ſich die Uebrigen.

„Kinder!“ ſprach der Greis mit leiſer Stimme, „ich werde aufgefordert werden in wenigen Augenblicken zu den ewigen Freuden, und meine kurze Zeit ſoll ſich verwenden zu Gebeten; doch muß ich Euch noch abfordern ein Wort, das Ihr dem Sterbenden, als Jſraels Nachkommen, niemals brechen werdet. Einen ehrlichen Vortheil im Handel von dem Nebenmenſchen zu ziehen, iſt erlaubt und wir müſſen davon leben, aber auf unehrliche Weiſe Reichthum erwerben, iſt verboten und bringt keinen Segen. Verſprecht mir, den Euch anvertrauten Schmuck nicht anzutaſten, bis ihn der Eigner wieder fordert von Dem, ſo er ihn vertrauend in die Hände gelegt hat, und nichts zu entwenden von den Steinen bis zum jüngſten Tag.“

„Um Gott!“ rief Heſſel, „wie ſoll ich doch aushalten den Schaden! Vierhundert Ducaten entbehren aus dem Handel Jahre lang, richten mich und die Meinigen zu Grunde!“

„Sie richten Dich nicht zu Grunde, mein Sohn, denn der Ewige belohnt es tauſendfältig!“ ſprach der Greis, „ewig peinigen würde Dich Dein Gewiſſen, wenn Du die Steine veruntreueſt, und erbeben müßteſt Du, wenn Du ein Poſthorn hörſt und gedenkeſt, es kann der Fremde ankommen, der das anvertraute Gut zurückzufordern erſcheint. Und wenn er dann wirklich käme, ſo müßteſt Du in die Erde ſinken, um Deine Schande zu verbergen, und könnte eichtlich das räthſelhaft Verborgene Dir und den Deinen um Leben ſchaden. Darum verſprich Deinem ſterbenden Vater, gelobe ihm heilig und auch Du, Rebecca, nie anzutaſten den Schmuck und ihn zu verwahren, bis der Eigner kommt und ihn zurückfordert.“

Von dem feierlichen Augenblicke ergriffen, leiſteten Beide in die Hand des Alten einen ſtark bindenden Eid und ſie und ſeine wieder herbeigerufenen Enkel ſegnend, ſchlummerte er unter ſtillen Gebeten hinüber.

Es war zur Zeit der letzten Kaiſerkrönung, als ſich in Frankfurt eine ſeltſame Geſchichte zutrug. Alle Häuſer hatten Fremde eingenommen und glänzende Equipagen der Geſandten und hohen Fremden durchrollten Tag und Nacht die Straßen. Feſtlichkeiten verdrängten Feſtlichkeiten, und die frankfurter Bürger ſahen ſich in einen ſolchen Schwall von betäubendem Lärm gewiegt, daß wol Mancher ſich ſehnte, die wilde Welle der allgemeinen Freude möge recht bald wieder in das alte Bett des Alltagslebens zurückkehren.

Auch in der Judengaſſe war es belebter denn je. Sonſt zog wol die Neugier die Fremden herbei, dieſes verrufene Quartier in Augenſchein zu nehmen, oder irgend ein Handel oder ſonſtiges Bedürfniß zwang dazu, den Verkehr mit Juden zu ſuchen und den Ekel überwindend, ihre Wohnungen zu betreten — hier war es jedoch ein anderer Grund, der ſelbſt die zierlichſten Stutzer hintrieb, ihre feinen Schuhe auf die übelriechenden Unrath- und Kehrichtshaufen zu ſetzen, da kein Wagen die Straße befahren konnte. Der Magnet, der ſo ſtarke Anziehungskraft bewies, war die ſchöne Jüdin, die Tochter Mirjam's, nach ihrer Großmutter Rebecca geheißen.

Lang ruheten bereits Heſſel und ſeine Frau neben dem alten Mardochai in ſtillem Frieden, und von der zahlreichen

Nachkommenſchaft waren ihnen alle ſchon gefolgt, bis auf Mirjam, ihre erſtgeborene Tochter. Aber auch dieſe hatte ſchon eine hohe Lebensſtufe erreicht, war Wittwe und erblindet. Wohlſtand umgab ſie und vor allen andern irdiſchen Glücksgütern blühete ihr ein ſo liebliches Mägdelein, wie ſeit Menſchengedenken in Israel keines geblühet hatte. Da das Mädchen ſtets bei der blinden Mutter weilte und nie öffentlich geſehen wurde — da die Neugierigen, die ihr Ruf herbeilockte, oft vergebens die Judenſtraße durchzogen, ehe ſie ſie zu ſehen bekamen, und auch das nur gewöhnlich durch trübe Scheiben in der engen Gaſſe, die ſelten ein Sonnenſtrahl erhellte, geſchah, ſo war es nicht zum Verwundern, daß dem Gerüchte ihrer außerordentlichen Schönheit viel Seltſames und ſelbſt ſo manches Widerſprechende beigemiſcht wurde, das die Neugier immer mehr und mehr anfachte und der Erſcheinung Reiz um Vieles vermehrte.

Mirjam trieb keinen Handel. Ihre nicht unbedeutenden Capitalien waren ausgeliehen, und ſie lebte von dem Ertrage im Ueberfluſſe. Die alte Geldkiſte ihres Vaters ſtand in ihrem Wohnzimmer und barg die Documente ihres Vermögens, und in einem Winkel derſelben, in ein altes, unſcheinbares Stück Seidenzeug geſchlagen, ruheten die Kleinodien, die in ihren Kinderjahren einſt ihrem Vater von fremder Hand waren anvertraut worden. In ſpäterer Zeit, als ſie ſchon verheirathet war und ihr Vater ſich ſeinem Ende näherte, erzählte ihr dieſer die nähern Umſtände der ſeltſamen Begebenheit, und nicht ohne innere Scheu erblickte ſie dann die eingewickelte Schatulle in der Ecke der alten Geldkiſte. Unverrückt blieb ſie auf ihrem Platze, ſie wagte es nicht, ſie in die Hand zu nehmen. Als der alte Heſſel das Heranrücken ſeiner letzten Stunde fühlte, hatte er die Worte ſeines ſterbenden Vaters Mardochai der weinenden Tochter wiederholt. Noch einmal hatte er ſeine Kraft zuſammengenommen, ihr nochmals alle nähern Umſtände jener Begebenheit ins Gedächtniß zurückzurufen, der merkwürdigſten, die ihm im Leben aufgeſtoßen war, und wie von einem mächtigen Geiſte ergriffen, gedachte er auch leuchtenden Auges des Traumes, den er, in die Straßenecke gedrückt, dem Gaſthöfe zum Weidenbuſche gegenüber, halb wachend, halb ſchlafend gehabt hatte: Mirjam, die Krone im Haare, ihre Söhne die Ordenskreuze auf der Bruſt. Nicht ſchaudernd, wie damals, ſondern mild lachend beugte ſich ſein Haupt zur Bruſt hinab, in ſtiller Anbetung verſunken und: „Herr! Deine Wege ſind unerforſchlich!“ ſprach er wie damals und im leiſen Gebete verhauchte er ſeine Seele.

Es hatte ſich nach und nach ein Aberglaube an den Beſitz dieſes Schmuckes geknüpft, weil in der That, ſeitdem er im Heſſel'ſchen Geldkaſten ruhte, der Wohlſtand bei der Familie eingekehrt war, und die Worte der ſterbenden Aeltern ſeine ſorgliche Bewahrung den Kindern anempfohlen hatten. Auch Mirjam hatte bereits ihrem ſchönen Töchterlein die wunderbare Geſchichte von dem Familienhorte mitgetheilt, und wie ſie ſelbſt zwar die Kleinodien nicht geſehen habe, wie aber ſie von ihrem Vater wußte, daß eine Krone von unſchätzbarem Werthe, wahrſcheinlich einem hohen, wenn gleich unglücklichen Fürſtenhauſe zugehörig, in der Schatulle verborgen läge.

Auf die junge Rebecca machte dieſe Mittheilung einen tiefen Eindruck, und da ſie, bei Mirjam's zunehmender Blindheit, oftmals zu der Geldkiſte geſchickt wurde, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, die ſeidene Decke der Schatulle ein wenig zu lüften und mit faſt nicht zu erſtickender innerer Begierde den rothen Sammet, die goldenen Verzierungen, und vor Allem das große Siegel mit ſeinen verſchlungenen, fremdartigen Zügen, lange zu betrachten, bis der Mutter Ruf ſie aus ihren Träumereien aufſchreckte.

Es war die Zeit gekommen, wo nach der Sitte ihrer Glaubensgenoſſen Mirjam zu der Wahl eines Mannes für ihre in der vollſten Blüte ſtehende Tochter ſchreiten mußte. Viele Bewerber naheten ſich der Wittwe und ſie ging mit ſich und ihren Verwandten zu Rathe, wer der Glückliche ſein ſollte, „die Perle Israels," ſo nannte man Rebecca, heimzuführen. Ein junger Kaufmann, im Handel und Wandel wohl erfahren und mit einem ſtattlichen Vermögen verſehen, gab der prüfenden Wage den Ausſchlag, und ihm wurde der fernere Zutritt von der Mutter geſtattet, während man ſich bemühte, die anderen Bewerber zu entfernen. Alle Welt beneidete Ruben, ſo hieß der Erwählte, und Ruben wußte ſein vermeintes Glück zu ſchätzen, und er zeigte ſeiner Verlobten ſo viel Aufmerkſamkeit und Liebe, als er im Stande war. An ſeiner Seite zeigte ſich Rebecca häufiger an öffentlichen Orten, wo es ihnen erlaubt war zu erſcheinen, und immer größer ward der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit.

Um dieſe Zeit war es, als die Kaiſerkrönung eine große Anzahl von Fremden nach Frankfurt gezogen hatte, die mehr noch als die Einheimiſchen — denen ein zu großer Abſcheu gegen Alles, was Jude war, inwohnte — das Lob der ſchönen Rebecca erhoheten.

Unter den Bewohnern der Judengaſſe, die das Haus der alten Mirjam beſuchten, bemerken wir eine Frau in vorgerücktem Alter, deren Aeußeres eben nicht für ſie einnahm, die aber bei näherer Bekanntſchaft viele gute Eigenſchaften zeigt, vor Allem hülfreich und gefällig war, und daher von allen Leuten gern geſehen wurde. Es war dies

Peſſah, aus portugieſiſchem Stamme, die, als ihr Mann in Amſterdam, ihrem frühern Wohnorte, geſtorben war, in Frankfurt ſich niedergelaſſen hatte. Sie trieb einen kleinen Handel mit Schönheitswäſſerchen, Magenlatwergen, Leichdornpflaſtern und dergleichen, und beſorgte nebenbei verſchiedenartige Commiſſionen. Die junge Welt wollte ihr zwar nicht wohl und munkelte allerlei von ihr, wer ſie aber näher kannte, konnte der Alten nichts Böſes nachſagen und namentlich hatte Mirjam ihr großes Zutrauen geſchenkt und ergötzte ſich oftmals in ihrer Blindheit, wenn Peſſah aus ihrem bunten Leben in Amſterdam und andern merkwürdigen Städten ihr erzählte, oder wenn ſie die neueſten Stadtgeſchichten zum Beſten gab, die ſie alle wußte, ſie mochten ſich bei den reichen Handelsherren im Braunfels, oder im Innerſten der Wohnungen der Judengaſſe zugetragen haben. Bei der ſchönen Rebecca hatte Peſſah einen großen Stein im Brete. Sie war der aufrichtigſte Bewunderer ihrer Schönheit. Unerſchöpflich war ihr Lob des glänzendſchwarzen, langen und ſeidenen Haares, des ſanften Feuers, das aus dem himmliſchen Auge ſtrahlte, des feinſten Perlenſchmelzes der ſchön geformten Zähne, der üppig ſchwellenden Sarons-Roſe des Lippenpaares, des Incarnats der Wangen, der Alabaſterſäule des Halſes, kurz, aller jener Schätze, womit die gütige Natur die Holde verſchwenderiſch begabt hatte. Doch nicht allein hiermit begnügte ſich die gute Alte. Während Rebecca wohlgefällig in den Spiegel blickte und ihre Reize muſterte, wußte Peſſah ſo manches Wort zu hinterbringen, dem ſich Ohr und Herz der Schönen willig öffneten. Sie kam viel herum in die Häuſer der Chriſten, und mancher junge Herr kaufte von ihren Waaren, weil er wußte, ſie komme auch zur ſchönen Rebecca und könne da von ihm ein günſtiges Wort reden und ihm Kunde bringen, wie es aufgenommen worden war.

Jeder, der längere Zeit in einer volkreichen, üppigen und reichen Stadt gelebt hat, weiß, was die Mode vermag. Sie erhebt eine Schönheit zur Göttin des Tages und läßt ſie verſchwinden, um eine andere dazu zu erheben. Sie waltet deſpotiſch in den Köpfen und Herzen der Landleute, und Alles muß ſich ihr beugen, oder es wird verlacht und verſpottet. Dies äußerte ſich hier bei Rebecca's Reizen, die, ſo außerordentlich ſie auch ſein mochten und durch das Ungewöhnliche, ſie aus dem Judenquartier hervorſtrahlen zu ſehen, noch um ein Bedeutendes gehoben wurden, durch die Macht der Mode erſt eine ſiegende Allgewalt auszuüben im Stande waren.

Rebecca ſaß am Spiegel, die langen Haarflechten ordnend, als Peſſah zu ihr trat und, die unfern davon im alten wohlbekannten hohen Sorgenſtuhle ſchlummernde Mutter ſcheuend, in leiſ' hingeworfener Rede das Mädchen in die Kammer beſchied. Die Neugierige ſprang auf und folgte auf den Zehen der vorſchreitenden Alten.

„Ei, Tochter, wie biſt Du heut' wiederum ſo ſchön," fing ſie mit heiſerer, gedämpfter Stimme hier an, „wenn Dich der junge griechiſche Fürſt ſo ſähe, wie würde er da nicht ſeine Schätze und ſeinen Stolz Dir willig zu Füßen legen!"

„Der junge griechiſche Fürſt?" wiederholte Rebecca verwundert. „Habt Ihr mir doch von ihm noch nie ein Wörtchen hinterbracht und ſprecht jetzt ſo beſtimmt von ihm, als müſſe ich ihn ſo gut kennen als Ihr?"

„Wie wäre das wol möglich," entgegnete Peſſah, „kommſt Du doch ſelten nur ins Freie, und dann nur ſtets an der Seite Ruben's, Deines Verlobten. Durfteſt Du, wie ich, zu den reichen und ſchönen Fremdlingen gehen, die jetzt zur Kaiſerkrönung in unſerer Stadt verſammelt ſind, da würdeſt Du Herrlichkeiten und Schönheiten zu ſehen, aber noch mehr zu hören kriegen — doch ich will Dich nicht zu hochmüthig machen — ich habe Dir ſchon genug geſagt und einen treuen Spiegel haſt Du ja auch.“

„Wie Ihr nur ſprechen könnt,“ ſagte Rebecca, „haltet Ihr mich denn für eine eitle Närrin? Was aber ſagt man von mir — iſt es etwas Schlimmes, daß Ihr mir's nicht wiedererzählen wollt?“

„So will ich nicht eingehen zur ewigen Freude,“ ſchwor Peſſah, „wenn ich jemals nur anhören möchte etwas Schlimmes, was die Fremdlinge von einer Tochter des auserwählten Volkes ſagten. Nein, Kind, das fällt Keinem von ihnen ein — doch rührt ſich nicht Deine Mutter? Sieh nach — Blinde hören ſcharf — und Das, was ich Dir jetzt mittheilen will, ſoll — ſo unſchuldig es an und für ſich iſt — dennoch von der alten Mirjam noch nicht gehört werden.“

Rebecca ſchlich ſich in die Wohnſtube, um der Mutter Schlummer zu belauſchen, indeß zog Peſſah ein Bildniß aus ihrem Mantel, den ſie gewöhnlich um Kopf und Schultern zu ſchlagen pflegte, und ſtellte es im beſten Lichte, der ſich öffnenden Thür gegenüber, dergeſtalt auf, daß der Wiedereintretenden erſter Blick darauf fallen mußte. Leichtlich hätte aber dieſe Unvorſichtigkeit das Erwachen der Alten herbeigeführt, denn kaum war Rebecca zurückgekommen, als beim Anblick des Bildes ein lauter Schrei ihrer Bruſt entfuhr. Es war der Kopf eines vollkommen ſchönen Jünglings, und wenn einer in Gottes weiter, wunderbarer Schöpfung werth war, ein Gegen- und Seitenſtück zu Rebecca's Schönheit genannt zu werden, ſo war es dieſer. Glück-

herweiſe für den Plan der Alten ſchlief die Mutter in
m Augenblicke zu feſt, um den Schrei zu vernehmen.

„Närriſches Kind,“ ſagte Peſſah zu der Hochbetroffe-
n, „wie kann ſein Bild Dich ſchon ſo ergreifen! Es iſt
Kopf, wie ihn die Männer ſeines Volkes häufig haben,
d das Bild hat Ausdruck und Leben. Halb und halb iſt
s Volk, zu deſſen Erſten er ſich zählt, mit uns verſchwi-
rt. Unſer Stamm hatte mit dem ſeinigen eine Wiege,
h in der Lebensweiſe ſind wir nicht ſehr verſchieden und
oſt die Vornehmſten unter den Seinen lieben Handel und
andel wie wir. Mit einem Worte, es iſt der junge Grie-
nfürſt, den Du hier im treuen Abbilde vor Dir ſiehſt,
d der von heißem Verlangen verzehrt wird, Dir ſo gegen-
r zu ſtehen, wie jetzt dieſes ſein Bild.“

„Der junge Griechenfürſt,“ wiederholte gedehnt Rebecca,
rothglühenden Wangen und ſehnſüchtigen Augen, in
m Vergeſſen den ſchönen Jünglingskopf anſtaunend. Peſ-
s zahnloſer Mund verzog ſich zum freundlichen Grinſen.

„Geſtern Abend,“ erzählte die Alte, „ließ er mich rufen.
on mehrmals bin ich bei ihm geweſen, und ich muß
ohne Hehl geſtehen, ſelbſt mein altes Herz fühlte ſich
rmt in der Nähe ſeiner wunderbaren Schönheit. Ob-
h ein reicher und vornehmer Fürſt, iſt er ganz Natur-
und mit Offenherzigkeit hat er mir ſeine Liebe — er-
ke nur nicht! zu Dir, Tochter, entdeckt. Leider
te ich ihm nur achſelzuckend zuhören, wenn er mir ſei-
Wunſch offenbarte, nur ein einzig Mal mit Dir zu
en. Wie wäre es wol möglich, Dich zu ihm, oder
u Dir zu bringen? Alles, was er zu thun vermochte,
grenzenloſe Sehnſucht zu befriedigen, war. Dein Bild-
das in hundert und hundert mehr und minder ähn-
Abſtufungen von Malern und Bildhändlern feil ge-

boten wird, zu kaufen und mit dieſen Conterfeien die Wände ſeiner Wohnung zu tapeziren. Mehre Tage waren vergangen, als ich geſtern auf ſeinen Befehl vor ihm erſchien. Gott meiner Väter! Wie abgehärmt und blaß ſah das ſchöne, ſonſt ſo blühende Geſicht aus. „Liebe Freundin,“ ſagte er zu mir, „wenn ich mich ihr nicht bald nähern darf, ſo reibt mich die Sehnſucht auf, ich bin krank, ſehr krank, das fühl' ich. Eile zu ihr hin, bitte ſie, daß ſie ſich meiner erbarme und mir vergönne, einen Blick ihres Auges, ein Wort ihres Mundes in mich aufzunehmen. Sie kann nicht ſo grauſam ſein, mich hinſterben zu ſehen.“ War es mir da zu verdenken, holde Tochter, daß ich zu einem Mittel meine Zuflucht nahm, das ich mir nur in einem ſo außerordentlichen Falle zu gebrauchen erlaubte? Ich nahm ſein Bildniß und das wohlgetroffenſte von Dir, das er beſitzt, und indem ich beide Bilder unter geheimen Zeichen und Sprüchen mit einander verband, übte ich einen ſtarken Zauber, deſſen Wirkung mir längſt bekannt iſt. Während daß Du dies Bildniß hier feſt und mit innerer Bewegung betrachteſt, thut er desgleichen vor dem Deinigen und empfindet Linderung ſeiner Liebesqualen. Wollteſt Du nun wol, aus Liebe zu mir, dem Bilde nur einen Kuß auf den Mund drücken? Niemand ſieht es, als ich.“ — Rebecca blickte zögernd nach der Alten hin.

„Nun, Kind, warum bedenkeſt Du Dich?“ bemerkte die Alte. „Iſt ein Bild zu küſſen, das Bild eines Menſchen, eine Sünde? Ueberdies geſchieht es ja nur zum Scherze.“

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo hefteten ſich Rebecca's Lippen im langen glühenden Kuſſe auf die Lippen des Bildes. Wie ein mächtiger elektriſcher Schlag durchzuckte es ihr Inneres. Die Mutter rief im Nebenzimmer,

und ſchnell das Bild unter den Mantel bergend, ſprach die
lte die flüchtigen Worte: „Morgen, zwölf Uhr Mittags,
m Fenſter!“

Es war die unruhigſte Nacht ihres Lebens, die die
höne Rebecca nach dieſem Vorfalle hinbrachte, und mit
achen Augen ſah ſie kaum den Tag trübe durch die ſich
aſt berührenden Giebel der Häuſer hindurchbrechen, als ſie
hon das Lager verließ, um in irgend einer Beſchäftigung
uhe für ſich zu erringen. Beſorgt fragte die Mutter,
en Lauf der Zeit im Kopfe berechnend, was ſie ſo früh
hon zu ſchaffen habe; aber die Tochter erwiderte: die
onne ſtände bereits hoch und die Mutter ſolle das Lager
rlaſſen.

Ein tödtlich langer Vormittag ſchwand dem ſchönen
udenmädchen hin. In heftiger Aufregung ſaß ſie am
enſter, das Köpfchen unverwandt nach der Straße ge-
htet, die zwölfte Stunde erwartend. Endlich ſchallte vom
hen Dome das dritte Viertel und bebend ſchreckte Re-
cca zuſammen. Immer ſchärfer blickte ſie in die Ferne;
hörte nicht, wenn die Mutter ſie anrief, die wilde Glut
s Buſens ſtieg in den Kopf und faſt bewußtlos hatte ſie
r einen Gedanken.

Mit unſäglicher Langſamkeit ſchlich dieſes letzte Viertel
rüber, endlich bewegt ſich die große Glocke, der erſte
hlag ertönt, ein fernes Raſſeln deutet das Heranrollen
es Wagens am Eingange der engen Gaſſe an. Nun
d eine männliche Geſtalt ſichtbar, in einen blauen
ammetpelz gehüllt, mit goldenen Schnüren, nach ungari-
er Art, beſetzt. Die Geſtalt nähert ſich langſam, nach
Häuſern dieſer Seite ſpähend aufblickend; jetzt erkennt
becca die Züge, es iſt das Original des Bildes, das ſie
ußt hatte.

Der junge Grieche hatte nicht ſobald Rebecca erblickt, als er in ruhiger Faſſung ſtehen blieb, ein in Gold gefaßtes Glas, das ihm an goldener Kette am Halſe herunterhing, zur Hand nahm und damit Rebecca lang verweilend betrachtete. Dies geſchehen, lächelte er fein, nickte mit dem Kopfe und wendete ſich zum Gehen. Alles Blut, das der armen Rebecca in der langen Stunde der Erwartung zu Kopfe geſtiegen war, trat jetzt mit einem Male erſtarrend in die Adern zurück, und wie von einem Fieberfroſte geſchüttelt, mußte ſie vom Fenſter wanken, einen Sitz ſuchend, um ſich zu ſammeln und zum Leben wieder zu erwärmen.

War es die Schönheit, der Stand des Fremden? War es die Neigung zu ihr, wie ihr die alte Freundin ihrer Mutter ſo heiß geſchildert hatte, oder die Sonderbarkeit ſeines Benehmens bei ihrem erſten Anblicke? War es endlich der Kuß, den ſie auf den Mund des Bildes gedrückt hatte, der den gewaltigen Zauber ausübte? Sie konnte ſich's nicht erklären, was die heftigen Bewegungen in ihrem Innern hervorbrachte. Sie mußte — faſt ſchwindelnd, wie ſie war — ſchnell wieder aufſpringen und an's Fenſter laufen — ſie blickte ihm nach und ſah ihn noch um die unferne Ecke biegen. Tief aufſeufzend ging ſie im Zimmer auf und ab. Vor der geöffneten Geldkiſte blieb ſie ſtehen, ihre Augen verweilten auf dem Schmucke. „Eine Krone beſitz' ich! wer ſie mit Recht tragen dürfte!“ ſeufzte ſie. „Er ein Fürſt — ich ein armes Mädchen von dem verachteten, unterdruckten Volke! — und wenn er mich liebt, wie Peſſah mir ſagt, iſt es nicht Sünde, den Fremdling, den Chriſten wieder zu lieben? Kann ich mit ihm Gemeinſchaft pflegen, ohne mich ewig ins Verderben zu ſtürzen? Ja, wär' ich von ſeinem Stamme und dieſe Krone mein!“

e nahm ſie das Käſtchen in die zitternde Hand, be-
htete es eine Weile und ſtellte es dann mit wehmüthigem
eln an ſeinen Platz zurück.

Ruben kam und dem Beſorgten entging die Wallung
ecca's nicht. Seine Liebe hatte ihr Herz nie getheilt,
ſie war innig erfreut, als er ihr verkündete, eine Ge-
tsreiſe würde ihn für mehre Wochen von Frankfurt
rnt halten. Sie freute ſich, ſeines Anblicks überhoben
ein und nicht das ſchulderfüllte Auge zu ihm aufheben
ürfen.

Unter der zum Krönungsfeſte in Frankfurt anweſenden
denmenge befand ſich auch der meinen Leſern oberfläch-
ſchon bekannte griechiſche Fürſt. In dem Strudel
e man ihn wenig beobachtet haben, wenn nicht eine
ſchaft ihm zu Theil geworden wäre, eine Eigenſchaft,
nehr noch als Reichthum und Stand Aufſehen zu er-
vermag. Dies war ein ausgezeichneter Grad von
licher Schönheit und, was dieſe um ſo intereſſanter
e, ein unglückliches Geſchick, das den jungen, ſchönen
n von früheſter Jugend an verfolgte.

ſein Vater, einer der reichſten und mächtigſten Fürſten
nde, hatte, müde des Druckes, unter dem ſein Volk
, ſchon in jener Zeit den Plan entworfen, den ſpäter
nkel von ihm ausführte. Voll Muth und Ent-
nheit fing er an, gefährliche Verbindungen zu knü-
die Freunde zu bewaffnen, die Feinde in den feſten
n zu gewinnen, und nicht fern mehr war der Augen-
wo die Empörung in hellen Flammen über die
er der Feinde des Glaubens und ſeiner Unterdrücker
end hereinbrechen ſollte, als die Schlange Verrath

ſich bübiſch einſchlich und die Häupter der Verſchwörung dem unaufhaltſam eindringenden Verderben überantwortete.

In einer fürchterlichen Nacht wurden die Paläſte des Fürſten und ſeiner Anhänger vom wüthenden Pöbel überfallen und mit Feuer und Schwert verwüſtet. Im Getümmel entkam der Fürſt ſelbſt, in elende Lumpen gehüllt, unerkannt dem Mörderhaufen, nur ein Käſtchen in der Eile mit ſich nehmend, das einen Familienſchmuck von hohem Werthe enthielt. Trotzend der Gefahr, blieb er noch einige Zeit im nahen Waldgebirge verborgen, um ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, welches Loos ſeine Familie betroffen habe. Leider war dieſe bald erlangt. Ein alter Vertrauter hinterbrachte ihm die Kunde, daß ſeine Gattin und ſeine Söhne den Tod gefunden hätten, und übergab ihm eine Summe, groß genug, für längere Zeit ſein Leben zu friſten, ohne in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, die Veräußerung ſeines Familienſchmuckes zu bewerkſtelligen.

Knirſchend vor Schmerz und Wuth, den Dorn der Rache im Herzen, floh der unglückliche Fürſt nach entfernten Ländern Europas, wohin das Scepter der Osmanen keine Kraft mehr hatte, ihn ſtrafend zu erreichen.

Aber auch in der Ferne gedachte er der theuern Heimat, und am Strande der Themſe, in dichten Nebel gehüllt, einherwandelnd, ſchweiften ſeine Gedanken zu den immer grünen Olivenwäldchen ſeiner Heimat, über die ein dunkelblauer, duftgeſchwängerter Himmel ſich lieblich hinbreitet.

Plötzlich ſchreckte ihn ein Brief aus ſeinen Träumereien auf eine höchſt erfreuliche Weiſe auf. Alle die Seinen waren in jener Nacht nicht umgekommen; ein Sohn war wie durch ein Wunder gerettet und von einem treuen Diener erzogen worden. Der Vertraute, der dieſe Nachricht

ab, erſuchte zugleich den Vater, ſich auf den Weg zu
achen, um den geliebten Sohn abzuholen, den er ſelbſt
s zur Grenze begleiten wollte, weil im Lande dem Vater
efahr drohen könne.

Konnte es nun wol für den Unglücklichen eine ſtärker
ahnende Aufforderung geben, als augenblicks die Reiſe
r heimatlichen Grenze anzutreten, dort den geliebten,
n dem gütigen Himmel ihm ſo wunderbar erhaltenen
ohn in Empfang zu nehmen und dann wieder für ewig
e Gegenden zu meiden und im ſtillen Glücke des Vaters
es Ungemach zu vergeſſen? Er eilte dahin, wohin ihn
n Herz ſo mächtig trieb, er ſah den Sohn wieder und
n Freund und ließ ſich von ihm eine genaue Schilderung
s trauernden Vaterlandes entwerfen. Einige Tage des
iſammenſeins waren in ſeliger Selbſtvergeſſenheit hinge-
ſſen und ſchon rüſteten die Freunde ſich zum Abſchiede.
e bedeutende Summe in Wechſeln und Geld, die letzten
erbleibſel ſeines ungeheuern Vermögens, die den gierigen
nden des türkiſchen Schatzmeiſters entgangen, hatte der
e Vertraute dem Fürſten eingehändigt und die Stunde
Trennung war da, als ein türkiſcher Beamter mit vielen
chen das Haus umzingelte und, nicht achtend den ge-
en Widerſtand der Dienerſchaft des Fürſten, zum Ent-
n der Einwohner des Grenzortes, den Unglücklichen
t ſeinem Freunde gefangen fortführte und auf dem Ge-
e ſeines Herrn niedermetzeln ließ. Gleich wie zum Hohne,
den die Leiber der Ermordeten auf Pfählen geſpießt, an
Grenze zur Schau geſtellt, indeß die Köpfe, nach türki-
Sitte eingeſalzen, durch Eilboten nach Konſtantinopel
ickt wurden.

Die Sage ging, daß ein fremder Jude den Verrath be-
gen habe.

Die treuen Diener entflohen eiligſt mit dem jungen Prinzen nach Ungarns Hauptſtadt. Mit Noth und Mangel kämpfend, langten ſie daſelbſt an, da alle Effecten des Fürſten den Türken zugefallen waren.

Mehre Große nahmen ſich des unglücklichen Dimitri an und ließen ihn auf eine ſeinem Stande gemäße Weiſe erziehen. Er erhielt eine Stelle in einem ungariſchen Regimente, und wenn gleich ſeine Zeit zwiſchen Dienſt und Zerſtreuung getheilt ſchien, wenn nach Art der jungen Edelleute jenes Landes die adeligen Uebungen der Jagd, die Reizungen des Spiels und die Genüſſe der Liebe ihn einzig und allein beſchäftigten, ſo war es doch nur ein Gedanke, der tief in ſeinem Innerſten glühete: der Gedanke an Rache; Rache zu nehmen an den Verräthern, an den Mördern ſeines Vaters. Von ſeinem väterlichen Beſitze war ihm nichts geblieben, und er war gezwungen, von dem Gehalte als Rittmeiſter eines Huſarenregiments und einer Unterſtützung zu leben, die ihm ein naher Verwandter ſeiner Mutter, einer vornehmen Familie entſproſſen, zufließen ließ.

So lebte der junge Fürſt einige Jahre, als ſein Rang und ſein Unglück die Aufmerkſamkeit des Monarchen erregte und ihm die Auszeichnung verſchafften, an das kaiſerliche Hoflager gezogen zu werden, um dort einen Platz in der Edelgarde zu finden, die zunächſt des Herrſchers geheiligte Perſon umgab. In dieſer Eigenſchaft folgte er dem Hofe nach Frankfurt zur Krönung.

Hier finden wir ihn ganz den Vergnügungen hingegeben, die zu jener Zeit die alte Krönungsſtadt ihren zahlreichen Beſuchern zu bieten vermochte, und ſeine körperliche Schönheit, ſowie ſeine geſelligen Talente hatten ihn in den glänzendſten Zirkeln längſt unentbehrlich gemacht.

Es konnte nicht fehlen, wenn junge Cavaliere ſich von ihren Eroberungen unterhielten und dann die Galerie beſiegter und unbeſiegter Schönheiten durchmuſterten, daß in der Reihe der letztern vor Allen der ſchönen Jüdin Erwähnung geſchah. Wenige nur hatten ſie ſelbſt geſehen. Viele ſuchten die Straße auf, wo ſie wol dann und wann am Fenſter zu erſchauen war, und ſo Manche hatten ſich vergebens den Unannehmlichkeiten einer ſolchen Wanderung ausgeſetzt. Dieſe Unbekanntſchaft mit dem Gegenſtande ihres Lobes hatte nun aber dazu beigetragen, daſſelbe ins Unendliche auszudehnen. Jeder bemühte ſich, zu Dem, was er vom Hörenſagen wußte, aus eigner Phantaſie, ſo gut es ging, das etwa noch nach ſeiner Meinung Fehlende zu ergänzen, und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß Widerſprüche in der Beſchreibung der wunderbaren Schönheit Rebecca's ſich einſchlichen, die das Ganze dem ruhigen Zuhörer als Fabel erſcheinen ließen.

Fürſt Dimitri kam ſoeben von einem Spazierritte heim und war im Begriff, vor ſeiner Thüre ſich vom Gaule zu ſchwingen, als er, durch eine anſehnliche Volksmenge unweit ſeiner Wohnung aufmerkſam gemacht, ſeinem Diener zurief, nachzuſehen, was ſich dort wol zugetragen haben möge.

„Herr!“ ſagte nach einer Weile lächelnd der Zurückkommende, „man ſollte es kaum glauben! Es iſt ein Mann, der das Bild der ſchönen Jüdin verkauft, und Alles gafft ſie an, wenn auch nur Wenige ſie kaufen.“

„So ſpringe hin,“ rief Dimitri noch hoch zu Pferde, und ſich vom Sattel erhebend, um die Börſe zu ziehen, die er unter dem Dolman zu tragen pflegte, fuhr er fort, indem er dem Diener ein Goldſtück hinwarf, „hole mir eins von dieſen Bildern, damit ich doch auch weiß, wie dies Wunderwerk beſchaffen iſt; denn die Wallfahrt zum Judenquartier werd' ich wol ſchwerlich um ſeinetwillen antreten.“

Während der Diener um das Bild feilſchte und das Goldſtück wechſeln ließ, war Dimitri vom Pferde geſprungen und, es einem herbeigekommenen Stallknechte übergebend, ſtand er vor der Thür, die Arme übereinander geſchlagen, und ſah auf ſein ſtolzes, warmgerittenes Roß, das langſam vor ihm auf- und abgeführt wurde, anſcheinend mit keinem leiſen Gedanken bei der ſchönen Jüdin verweilend. Da übergab ihm das Bild der zurückgekommene Diener und er — es keines Blickes würdigend und zuſammenrollend — klopfte ſeinem Rappen die ſchwellenden Halsadern und ſprang dann mit klirrenden Spornen, einen ungariſchen Tanz pfeifend, die breite, ſteinerne Treppe ſeiner Wohnung hinan.

Im Zimmer angelangt, gedachte er zuerſt der lieblichen Fürſtin ***, der Zierde der Aſſembleen, die ihn mit großer Auszeichnung beehrt hatte; dann lächelte er freundlich dem Bilde der ſchmachtenden Gräfin .. zu, der Gemahlin eines Mitgliedes der engliſchen Geſandtſchaft. Mehre reizvolle Portraits, von ſeinem Gedächtniſſe treu aufgeführt, folgten, und den Reihen beſchloß ſeine himmliſche Tänzerin, die Herzogin von S., bei deren Erinnerung ſein Herz feuriger zu ſchlagen begann. Die Verhältniſſe verwünſchend, die dieſen Grad dem jungen und eben ſo liebenswürdigen Herzoge zugeführt hatten, mithin ihm jede Hoffnung abſchnitten, ſich der Geliebten anders als im flüchtigen Tanze zu nähern, hatte er vom Winkel des Sophas, wo er mit ſeinem Gedankenſpiel beſchäftigt war, ſich erhoben und ging raſchen Schrittes im Zimmer auf und ab, als ihm die Rolle auffiel, die er beim Eintreten auf ſeinen Schreibtiſch geworfen hatte.

Er öffnete ſie.

War es nun ſeine erhitzte Einbildungskraft oder die Wirkung eines Zaubers, den die Stunde verhängnißvoll übte — er blieb erſtaunt, die Augen unverwandt nach dem Bilde gerichtet, ſtehen. Es war nicht möglich zu glauben, daß auf natürlichem Wege das Bild einer verhaßten Jüdin, von einem Pfuſcher für den Verkauf um einige Batzen gepinſelt, ſolchen Eindruck auf ein Auge hervorzubringen vermochte, das daran gewöhnt war, die höchſten Reize weiblicher Schönheit in ſich aufzunehmen. Ganz im Anſchauen verſunken, ſtand er da und überhörte das dreymalige Klopfen an ſeine Thür, bis endlich dieſe ſich öffnete und, viele Entſchuldigungen ſtammelnd, die wohlbekannte Peſſah eintrat.

Das Bild aus der Hand legend und umblickend, hatte kaum der Fürſt die Eintretende erkannt, als er raſchen Schrittes auf ſie zuging, die welke runzlige Hand in die ſeine nahm und, ſie vor Rebecca's Conterfei führend, ausrief: „Sprich, Alte, iſt dies die Jüdin, treu und wahr, von der in dieſer Zeit ganz Frankfurt voll iſt?“

„Soll mich Gott ſtrafen!“ ſprach grinſend Peſſah, „dies iſt Rebecca, mein liebes, frommes Kind, das der Himmel überſchüttet hat mit ſeinen Reizen und das darum viel auszuſtehen hat, weil Neid und Habſucht das Bild der züchtigen Jungfrau verkaufen auf offenem Markte.“

„Der züchtigen, ſagſt Du?“ fiel der Fürſt raſch ein; „iſt ſie züchtig und widerſteht den Lockungen des Glanzes?“

„Rebecca iſt verlobt, fromm erzogen und hat reichlich zu leben. Sie iſt bekannt als tugendhaft und keine Lockung kann zu ihr dringen,“ verſetzte die Alte.

Iſt ihr Herz an keiner Stelle offen, wo ein Liebhaber ſich einſiedlen könnte?“ fragte der Fürſt, aufgeregter durch der Alten ausweichende Rede.

„Ein Liebhaber?“ gab Peſſah zurück; „ein Geliebter vielmehr — ja — was wäre der Liebe unmöglich?“.

„Du ſprachſt, ſie ſei verlobt“ — ſagte der Fürſt, ſie forſchend anblickend.

„Nun ja,“ meinte die Alte, „auch daran kehrt ſich die wahre Liebe nicht. Rebecca hat bis jetzt noch nicht geliebt und nur der Liebe allein ſind Wunder möglich.“

„Gut,“ rief lachend der Jüngling, indem er den Dolman aufriß und ſich's bequem machte, „ich liebe die Jüdin; Du wirſt es ihr hinterbringen und dafür ſorgen, daß ſie mich wieder liebe!“

Vor Schrecken gleichſam zurücktaumelnd, ſo ſchien es mindeſtens, ſtotterte die Alte: „Gnädigſter Herr! Sie ein Fürſt, ein Chriſt, und Rebecca eine Jüdin — nimmermehr wird dieſes Band beſtehen, ſelbſt wenn es Ihnen gelänge, es zu knüpfen.“

„Das laß nur meine Sorge ſein,“ ſprach Dimitri; „thue, was Du kannſt, mir Rebecca's Neigung zu gewinnen, und ein Lohn wird Dir zu Theil, wie Du ihn Dir nicht träumen kannſt; wo nicht, ſo erfrecke Dich nie wieder, vor meinem Angeſicht zu erſcheinen!“

Und ſomit wandte er ſich ſchnell zum Weggehen und warf die Thür des Nebenzimmers klirrend ins Schloß, die erſchrockene Alte allein zurücklaſſend.

Sinnend verließ Peſſah die Wohnung des Fürſten. Sie war in der Abſicht zu ihm gegangen, ihm ihre neuen Schönheitsmittel anzupreiſen, wie ſie wol öfter gethan, und war ſich eines ſolchen Auftrags, wie ihn ihr der ſchöne Herr ertheilt hatte, nicht vermuthend. Die in dergleichen Fällen Wohlbewanderte warf die Gedanken im alten Kopfe hin und her, wie es ihr glücken möchte, den verheißenen Lohn zu erhaſchen. Sinnenreiz und Eitelkeit, beide waren in Rebecca zu erregen, um zum Ziele zu gelangen; es bedurfte eines Verſuches, und wie er ausfiel, haben wir bereits belauſcht. Das Bildniß des Fürſten hatte ſich Peſſah zu ihrem Vorhaben von demſelben erbeten. Die arme Rebecca hatte keinen ruhigen Augenblick, bis daß ſie Peſſah wieder ſprechen könnte, und dieſe — die Gewalt einer ſolchen Zögerung wohl kennend — ließ ſich lange erwarten. Endlich erſchien ſie am ſpäten Abend, ein kleines Laternchen in der Hand, woraus eine gelbe Wachskerze einen traurig-matten Schein warf. Sich ſetzend, ſtellte ſie das Laternchen vor ſich auf den Tiſch und blickte beim Sprechen unverwandt hinein, indeß ein gelblicher Schein auf ihren mehr widerwärtigen als angenehmen Zügen ſonderbar ſpielte.

Mirjam ruhte im Sorgenſtuhle ihrer Gewohnheit nach, und leiſe flüſternd ſaßen die Alte und Rebecca neben einander.

„Was ſprecht Ihr denn in einem fort von Fürſten und Griechen?“ ſagte tief aufathmend die Mutter; „was gibt's denn ſo Herrliches und Seltſames in Frankfurt, daß Ihr, Peſſah, des Lobes nicht ſatt werden könnt?“

„Genug Herrlichkeiten und Seltſames auch,“ erwiderte Peſſah: „was ich aber Eurer Tochter erzähle, iſt ein Mährchen von einem jungen Griechenfürſten, der in Liebe zu einem Mädchen unſers Stammes entbrannte, ihr zur Krone verhalf und ſie doch bei dem Glauben ihrer Väter ließ.“

„So lebte ſie als ein Kebsweib mit ihm und trug die Verachtung der Welt,“ ſprach die Mutter.

„Er war Fürſt und ehete ſie gleich ſeiner Frau, und befahl, ſie zu ehren, allem Volke — und ihre Kinder waren

Fürſten und regierten das Land" — entgegnete Peſſah, Rebecca zuwinkend.

„Weh ihr!" verſetzte die Mutter, „ſo hat ihr Schooß getragen Abtrünnige des Glaubens, und die Frucht hat den Stamm geſchändet."

„Es iſt ja nur ein Mährchen," ſprach lächelnd Peſſah, „und im Mährchen wird die Mutter glücklich. In der Wirklichkeit wird ſich dergleichen wol ſchwerlich zutragen."

„Nun ſo erzählt Euer Mährchen zu Ende," ſagte Mirjam, „wenn Rebecca mich zu Bette geführt hat" — und ſomit erhob ſich die Alte und ließ ſich von ihrer Tochter ins andere Zimmer geleiten.

Kaum ſah ſich Peſſah allein, als ſie eiligſt die Laterne zum Fenſter trug und den Schein auf die Gaſſe hinunterfallen ließ. Kurz darauf hörte ſie ein leiſes Geräuſch auf der Treppe und die Thür halb geöffnet, rief ſie unvernehmlich ein paar Worte hinaus, die von einem unmerklichen Kichern beantwortet wurden. Rebecca kam zurück und fragte befremdet, weshalb die Laterne vor dem Fenſter ſtehe.

„In den Küſtenländern entzünden die Menſchen Feuer zur Nachtzeit," hob geheimnißvoll Peſſah an, „um Denen, die draußen in Nöthen auf dem Meere ſich befinden, durch ſolchen Schein die Lage des Ufers und die Stelle des ſichern Landens zu bezeichnen. Dies Lichtchen iſt nun zu ähnlichem Zwecke hier angezündet. Draußen irrt, von mannigfachem Drang beſtürmt, von Liebesnöthen gefoltert, der Schönſte und liebenswertheſte der Menſchen umher, und dies Lichtchen iſt ihm ein Zeichen, daß ſeiner Noth ein Ende werden ſoll."

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fragte Rebecca im höchſten Staunen.

„Nun der Fürſt, der arme Fürſt irrt wie ein Bettler vor Deiner Thür umher, Tochter!“ ſagte geſchwätzig die Alte, „er verhaucht ſeine heißen Seufzer in die kalte Nachtluft und drückt ſeine brennende Stirne an die kalten Steine Deines Hauſes, ſein Auge blickt ſehnſüchtig empor!“

Ein ziemlich lautes Geräuſch draußen an der Thür unterbrach hier ihren Redefluß.

„Um Gott!“ rief Rebecca, indem eine jäh aufflammende Röthe ihr bis in die Augen trat — „was wollt Ihr damit ſagen?“

„Daß der Fürſt Dimitri, der Abgott aller Weiber, der ſchönſte, vornehmſte und reichſte der hier anweſenden Cavaliere,“ ſagte gelaſſen Peſſah, „von liebender Sehnſucht getrieben, an Deiner Thür ſteht und auf die Erlaubniß von Deinem Zaubermunde wartet, eintreten zu dürfen.“

Aller Beſinnung beraubt, mit hochwallendem Buſen, ſtand Rebecca da und verhinderte es nicht, als Peſſah zur Thür trippelte, dieſe öffnete und eine hohe Mannesgeſtalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, eintreten ließ.

Am andern Morgen erſchien Peſſah mit liſtig lächelndem Geſichte bei dem Fürſten.

„Du willſt Deinen Lohn,“ ſchrie er ihr entgegen, „und ſollſt ihn haben. Was in aller Welt bedarfſt Du, als Du mich zu der Judendirne führteſt? Glaubteſt Du, ich würde Jacob, einen verliebten Schäfer, machen und mich ſieben Jahre um ihre Gunſt bewerben? Verhaßt iſt mir Dein Volk, und von bitterm Grolle ſchwillt mir das Herz, wenn ich einem der Deinen begegne, doch überwand ich meinen Abſcheu und folgte Dir, nichts Anders erwartend als einen Scherz, der mir bei meinen Genoſſen Stoff zur Beluſtigung hätte geben ſollen. Statt deſſen nun muß ich einem langweiligen Gewäſche von Liebe, Zärtlichkeit, Abſchwören und Gott weiß was, Rede ſtehen und Deine lange Naſe ſtets einen verhaßten Schatten zwiſchen mir und der Dirne werfen ſehen. Jetzt bleibe mir mit Deinen Intriguen vom Halſe, denn zweimal ſchon lockte, Du mich nach der Judengaſſe, und geſchäh' es zum dritten Male, ſo würde mein Pallaſch aus der Scheide tanzen, Dir einen andern Lohn zu zahlen, als Du hiermit empfängſt."

Bei dieſen Worten warf er der ganz erſchrockenen Peſſah einige Goldſtücke zu, die ſie mit zitternder Hand von der Erde aufraffte.

„Ei, ei, mein ſchöner Prinz!" brachte die Alte ängſtlich vor, ein ſchönes Mädchen — und ſei's eine Jüdin — iſt keine Feſtung, die mit Sturm zu erobern iſt. Und überdies war Rebecca bis jetzt züchtig und ehrbar, vom unbeſcholtenſten Leumunde. Nur die große Liebe, die ſie beim Anblicke des Bildes Eurer Hoheit ergriff, und meine Klugheit hatten es ſchon geſtern bis zu einer Unterredung gebracht."

„Was! Unterredung!" herrſchte ſie der Fürſt an, „nie im Leben ſuchte ich Unterredung mit einer Jüdin! Ich verabſcheue Euch! Ihr waret es, die meinen unglücklichen Vater ſeinen Feinden verriethen, um ſich mit ſeinen Koſtbarkeiten zu bereichern. Bei Eurem Volke befinden ſich jetzt jene Kleinodien, der Stolz und Reichthum unſerer Familie! Ich haſſe die Türken, die eines politiſchen Vergehens wegen das Blut meines Vaters vergoſſen; aber ich verabſcheue und verfluche Euch, die um ſchnöden Gewinn ſein Blut den erbitterten Feinden verriethen."

Eine Wuth ohne Gleichen ſpiegelte ſich in dem ſchönen Geſichte Dimitri's, und die Röthe eines wallenden Feuerſtroms ergoß ſich aus dem Innern über daſſelbe. Mit Hohn ergriff er das Bild Rebecca's, das vor ihm auf dem Tiſche lag, und, es am Lichte langſam verbrennend, rief er wild lachend: „ich könnte dieſe ſchöne Magd, die Perle des Morgenlandes, ebenſo wie hier im Bilde — an einem langſamen Feuer braten ſehen! Glaube mir ſicher, ich thue keinen Schritt mehr, um mir die Gunſt der Koſtbaren zu gewinnen, und überlaſſe mit Vergnügen dieſen Sieg einem Andern, der mehr Luſt und Laune hat, ſeine Zeit an ſolchen Tändeleien zu verſchwenden, und der vom Glücke nicht ſo verwöhnt wurde, wie Fürſt Dimitri!“

„Nun, nun, ich will Eurer Hoheit keine Bemühung mehr verurſachen, wenn ich aber das Täubchen ganz zahm ins Garn liefere, ſo wird Fürſt Dimitri wol ſeinen Judenhaß bezwingen und ihm nicht den Hals umdrehen!“ ſo ſprach Peſſah tückiſch lächelnd und die Goldſtücke in der Hand wägend, verließ ſie das Zimmer.

Dimitri ſchrie ihr die Worte nach: „Mache, was Du willſt, Alte, doch laſſe Dich ſobald nicht wieder bei mir ſehen!“

Auf Rebecca hatte die Unterredung mit dem Fürſten einen ganz andern Eindruck gemacht. Zitternd ſtand ſie dem ſchönen Manne gegenüber, dem ſie ſich in aller Glut der Leidenſchaft würde hingegeben haben, hätte nicht das Gefühl der Schamhaftigkeit, die Scheu vor ſeinem Stande und die Verſchiedenheit des Glaubens ſie davon abgehalten. Sie bemerkte die Wolke des Unmuths, die ſich auf ſeiner glänzenden Stirne gelagert hatte, und ſeine Einſylbigkeit ſchrieb ſie einer gleichen Empfindung zu, als die war, die in ihrem Innern herrſchend wurde. Ihr Buſen wogte hoch auf, wie ſie auf ſeinem Auge das ihrige ruhen ließ, da ſie die erſten Worte von ihm vernahm, ſo nahe vernahm, daß ſein warmer Athem ihre glühende Wange berührte, ein elektriſcher Schlag durchzuckte ſie, als er ihre Hand ergriff, und faſt bewußtlos ſprach ſie von Liebe, Zärtlichkeit, ernſter Abſicht und nur zu ſchnell war ihr die himmliſche Erſcheinung verſchwunden. Gleichwie nach einem beglückenden Traume, den wir beim Erwachen, die traurige Wirklichkeit vergeſſend, noch fortzuträumen ſtreben, legte ſich Rebecca, nachdem ſie auf der Stelle, wo er neben ihr geſtanden, noch verweilt hatte, auf's Lager, dem Vorgefallenen nachdenkend, und von anmuthigen Bildern umwogt, ward ſie ins Traumreich mit ſanftem Zauber hinübergezogen.

Mit Sehnſucht erwartete ſie die alte Vertraute am andern Morgen. Dieſe erſchien nicht. Der Vorfall beim Fürſten hatte ſie in Gedanken vertieft und ſie wollte erſt einen Entſchluß faſſen, oder vielmehr andere Kräfte zu Rathe ziehen, ehe ſie bei Rebecca erſchien.

Der Glaube an übernatürliche Kräfte iſt zu feſt in des Menſchen Innerſtem begründet und wird nie erlöſchen. Fälſchlich nennen wir oft Diejenigen, die ihn in uns nähren und durch Handlungen zu befeſtigen ſuchen, Betrüger, da ſie ſelbſt bei ihren Unternehmungen nur zu feſt von jenem Glauben durchdrungen ſind. So auch die alte Peſſah, die eben nicht im Stande iſt, durch Das, was wir ſie thun ſehen, unſere Theilnahme auf ſich zu ziehen. Wir beobachten das Weib in ihrem Zimmer, am äußern Ende der Judenſtraße, dem Stadtwalle zu: wie ſie da ſitzt vor ihrem Kamine, in dem eine dunkelrothe Glut glimmt, im ſchwarzen, verbrannten Löffel einige Körner eines ſtark berauſchenden Gewürzes mit dem Horne einer Kuh durcheinander miſchend und leiſe murmelnd drei Haare aus dem Barte eines Elenthieres hineinwerfend, glauben wir, ein Denner oder Gerhard Dow habe ſie belauſcht, um nach ihr die herrlichen alten Weiberköpfe zu modeln, die aus ihren Bildern uns mit den hellen Augen anblicken, in deren Sternen wir oft getäuſcht unſer eigenes Abbild wahrzunehmen wähnen und wo jedes weiße, feingekräuſelte Härchen, das ſich aus der verhüllenden Kappe hervorſtiehlt, einen leichten Schatten auf die fahle Runzelſtirne zu werfen ſcheint. Peſſah kauert am Kamine, in den über die Glut gehaltenen Löffel blaſend, die aufgeblähten Backen vom Scheine beleuchtet, welches in dem Augenblicke ihre Häßlichkeit um Vieles vermehrt. Sie weiß kräftige Zaubermittel zu bereiten, um Liebende, die ſich entzweiten, wieder zu vereinigen, oder auch Liebe in zwei Herzen zu entzünden, die einander gleichgültig ſind. Eine morgenländiſche Jüdin, in dergleichen Künſten wohlerfahren, hat ſie gelehrt, ein kräftiges Gebräu bereiten, das mit Glut die Adern erfüllt und das Herz vor Sehnſucht berſten läßt, und ſie hat beſchloſſen, es koſte, was es wolle, den Fürſten für Rebecca dadurch zu entzünden und die Letztere in ihrer Leidenſchaft zu beſtärken.

Ein heftiger Sturmwind umſauſte den freiſtehenden Giebel des Hauſes und erſchütterte daſſelbe, daß die kleinen, lockern Fenſterſcheiben klirrten, als Peſſah mit zitternder Hand den Zaubertrank in die grünliche Phiole tröpfeln ließ. Mit ruhig prüfender Miene ſah ſie durch das Glas und freute ſich, daß ſie mit dem Geſchäfte zu Ende war, feſt entſchloſſen, ſobald als möglich den beſten Gebrauch von der Miſchung zu machen.

Die Reihe der Luſtbarkeiten, welche die Stadt den hohen zur Kaiſerkrönung verſammelten Fremden gegeben hatte, ſollte ein Maskenball im Römerſaale beſchließen und als das glänzendſte Feſt ein dauerndes Andenken in dem Gedächtniſſe aller Anweſenden zurücklaſſen. Große Anſtalten wurden dazu getroffen. Schon viele Tage zuvor ſah man die Gerüſte zur Beleuchtung vor dem Römer aufrichten, wodurch die unförmliche Façade das Anſehen einer griechiſchen Säulenhalle erhielt, die von Tauſenden von bunten Lampen erhellt, ein Feuermeer in den nächtlichen Himmel ſtralen ſollte. Der innere Raum, ſowie die breite Kaiſerſtiege mit ihrem bunten Geländer, war mit koſtbaren Teppichen belegt, und der Saal ſelbſt, durch hohe Staudengewächſe und einen üppigen Blumenflor, in Terraſſen rings an den Wänden aufgeſtellt, zu einem Feengarten umgewandelt. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſtand eine ungeheure Volksmenge vor dem Römer und gaffte den thätigen Arbeitern zu, und in vielen Herzen wurde der Wunſch rege: wer doch auch ſo glücklich wäre, zu allen dieſen Herrlichkeiten zugelaſſen zu werden.

Fürſt Dimitri lag in ſeinem hohen Fenſter, den ſchönen Kopf mit einer kleinen, reichgeſtickten griechiſchen Mütze bedeckt, aus langem Rohr den Dampf des feinſten Canaſters in die Lüfte blaſend, und ſah dem bunten Getreibe auf der Straße zu, als er die alte Peſſah gewahrte, die, einen eiligen, ſchlauen Blick zu ihm hinaufwerfend, in größter Geſchäftigkeit vorbeieilen wollte. Ein lautes Räuſpern galt ihr als Zeichen, daß der Fürſt ſie zu ſprechen verlange, und ſchnell eilte ſie zu ihm. Ohne Meldung, wie ſie das ſchon gewohnt war, durfte ſie in das Zimmer treten, aber der Fürſt, durch eine vorübergehende Schönheit gefeſſelt, blickte ſich nicht nach der Eintretenden um.

ſondern ſein Auge mit einem neben ihm ſtehenden Glaſe bewaffnend, ſchauete er, ſich weit zum Fenſter hinausbiegend, der Schönen nach. Peſſah erſchien dieſer Augenblick erwünſcht, ſchnell hatte ſie die Phiole gelüftet und ſchüttete die reichlichſte Hälfte des Inhalts in die Taſſe des Fürſten, die vom feinſten Mocca duftete.

Jetzt wandte ſich Dimitri zu ihr mit den Worten: „Nun, was treibſt Du da am Tiſche? Unterſuchſt Du, ob die Stickerei an dieſem Dolman echt ſei?“

Und die dortliegende Staatsuniform des Fürſten mit den Fingerſpitzen berührend, erwiderte die Alte: „Bei Gott! etwas Herrlicheres hat mein Auge nie erſchaut!“

„Heut Abend,“ bemerkte lächelnd der Fürſt, „kannſt Du mich in dieſer Herrlichkeit bewundern, falls Du den Maskenball im Römerſaale mit Deiner Gegenwart beehren willſt. Ich werde dort in der Gallauniform eines Ehrengardiſten erſcheinen!“

„Wie Eure Hoheit nun ſo ſpotten können!“ verſetzte Peſſah. „Ich und der Maskenball! Eine arme Jüdin und der Römer! Selbſt den Reichſten unter uns wird ja dieſe Ehre nicht zu Theil und ein armer Israelite fände ja den ſichern Tod, wenn er ſich bei einer ſolchen Gelegenheit in der Gegend des Feſtes auf der Straße blicken ließe. Nicht einmal der allgemein bewunderten Rebecca wird ſolche Auszeichnung zu Theil.“

„Rebecca!“ fiel ihr der Fürſt, die Taſſe zum Munde führend und ſchlürfend, in die Rede, „Was iſt's mit der Jüdin? Sprachſt Du ſie ſeit jenem Abend?“

„Das arme Kind härmt ſich ab,“ verſetzte die Alte, „ſie hoffte, Eure Hoheit würden ihr etwas von ſich zu hören geben, und weiß nicht, wodurch ſie Dero Ungnade auf ſich geladen hat.“

„Meine Ungnade?“ wiederholte Dimitri, „ganz und gar nicht! Kannſt Du ſie zu meinen Gunſten ſtimmen und haſt Du ſie dahin gebracht, ſich meinen Wünſchen zu fügen, ſo will ich ja gern ihrer Liebesqual ein Ende machen. Die Dirne iſt ſchön und der Sünde werth!“

„Gott befohlen!“ ſagte die Alte, ſich kurz zum Weggehen wendend.

„Wo willſt Du ſo eilig hin?“ rief der Fürſt erhitzt ihr nach, die Taſſe wieder zum Munde führend.

„Die alte Peſſah verſteht ſich auf die junge Welt nicht mehr!“ warf die Alte leicht hin, die Wirkung ihres Trankes in des Fürſten Augen leſend.

„Nun ſo nimm dies,“ ſprach Dimitri, ihr die volle Börſe gebend, „und verſtehe Dich beſſer auf die junge Welt. Mache mir die Dirne geneigt um jeden Preis und gib mir vor dem Balle Beſcheid.“

Peſſah ſtand mit Alt und Jung, namentlich mit den Reichſten und Vornehmſten in Frankfurt, in zu enger Verbindung, ſie hatte der Beſorgungen für die erſten Häuſer ſo viele, daher ließ man ſie ungeſtraft auf dem Liebfrauen- und Römerberge hin und herlaufen, als ſchon die herannahende Feier Solches einem Jeden ihrer Glaubensgenoſſen längſt verboten haben würde. Bekam ſie hin und wieder einen Stoß, oder einen Schimpfnamen angehängt, ſo nahm ſie dies nicht übel, ſondern zog ihres Weges. Hierzu kam noch, daß Viele der unterſten Volksclaſſen ſie für eine Chriſtin hielten, da ſie mit den Chriſten lebte und ſich's mit ihnen wohl ſein ließ, welches einer Jüdin durch das Geſetz ſtreng unterſagt war.

Sie hatte ein Billet zum Balle und einen glänzenden Anzug ſich zu verſchaffen gewußt, und mit einer vertrauten Freundin, die ein kleines Zimmer in der eſchenheimer Gaſſe bewohnte, Abrede genommen, und nun ſehen wir ſie, die Hälfte ihres Zaubertrankes, das Billet, den Anzug und mehr als Alles, ihre ſtarke Ueberredungskunſt in Bereitſchaft haltend, zur Judengaſſe hineilen, wo Rebecca bereits mit Ungeduld ſie erwartete.

Mutter Mirjam lag krank im Bette und eine bejahrte Freundin aus der Nachbarſchaft ſaß bei der trübbrennenden Lampe, den Schlummer der Kranken bewachend. Traurig ſtand Rebecca im Wohnzimmer. Peſſah freute ſich argliſtig dieſes Zufalls. Sie erzählte der Traurenden, daß ſie beim Fürſten geweſen ſei, und ſchilderte ſeinen liebekranken Zuſtand und ſeine Sehnſucht auf eine Weiſe, daß dem Mädchen die ermatteten Blicke wieder zu leuchten begannen. Sie ſprach davon, daß der Zeitpunkt nahe ſei, ihr Glück zu machen, daß ſie ihn nicht vorübergehen laſſen dürfe, und indem ſie dies ſagte, enthüllte ſie den Maskenanzug, den ſie unter dem Mantel verborgen hielt, und zeigte ihn der Ueberraſchten. Es war das Coſtüm der Freude, nach der Angabe eines italieniſchen Künſtlers für die ſchöne Herzogin von S* verfertigt, die durch einen plötzlichen Todesfall verhindert wurde, dem Feſte beizuwohnen. Peſſah hatte, nicht ſparend die vom Fürſten erhaltenen Goldſtücke, die Kleidung ſich zu verſchaffen gewußt.

Ganz geblendet fragte Rebecca: „was dies zu bedeuten habe?“

„Es iſt Dein Anzug,“ erwiderte Peſſah, „Du wirſt darin den Ball auf dem Römerſaale beſuchen und die Huldigungen empfangen die Dir mit vollem Rechte gebühren.

Keine Zeit iſt mehr zu verlieren. Ich habe bei eine Freundin ein Zimmerchen für den Abend beſtellt, wo D Dich ankleiden magſt, um von dort zum Römer zu fahren Meine Freundin ſelbſt wird in Männertracht Dir folgen und Dich nicht aus den Augen laſſen. Du wirſt de Fürſten dort ſehen und er — nicht wiſſend, wen di Maske verbirgt — wird von Deinen Reizen geblendet Dir ſeine Liebe geſtehen. Doch eile — es drängt di Zeit, der Abend iſt bereits hereingebrochen und ſpäter wür den wir Mühe haben, durch das Gedränge zu kommen.“

Staunend, keines Wortes mächtig, ſtand Rebecca de Alten gegenüber. Ein ſeltſamer Kampf der Gefühle hatt in ihrem Innern ſich erhoben. Sie ſchauderte vor dem Wagniß, welchem der Vorſchlag ſie ausſetzte, und zu lockend war dennoch die Ausſicht, einmal im vollen Glanze ihrer Schönheit zu ſtrahlen und ſo vielleicht den Mann ihrer Liebe ſich zu gewinnen. Das Blut war aus ihren Wangen zurückgetreten und ſie zitterte an allen Gliedern.

„Dir iſt nicht wohl, Kleine!“ ſprach Peſſah, „wart', ich will Dir einige Tropfen reichen!“ und alsbald hatte ſie die Phiole geöffnet und ließ den Zaubertrank in Rebecca's ſchönen Mund träufeln.

Wirklich erholte ſich dieſe und fühlte ſich plötzlich ſo geſtärkt, daß ſie das Fläſchchen noch einmal mit eigner Hand zum Munde führte und den ſtarkgewürzten Trank faſt ganz hinunterſchlürfte. Wie ein Feuerſtrom ergoß er ſich durch ihre Adern, ſie fühlte ſich wohl, und in ihrem aufgereizten Zuſtande ward es Peſſah nicht ſchwer, die Schöne zum Entſchluſſe zu bringen.

„Ja, ich will hin!“ ſagte Rebecca, „und wenn auch Verderben mich erwartet, ich kann nicht widerſtehen, ich muß zu ihm!“

Sie muſterte den Anzug — er war prächtig. Ueber ein faltiges Kleid von weißem Atlas, um das ſich ein Kranz, von ſchönen Blumen und bunten Schmetterlingen geſtickt, hinzog, ſollte eine feuerfarbene Tunica geworfen werden, deren reiche Stickerei den Glanz des Unterkleides noch weit überſtrahlte. Bis zu den niedlichen Sandalen war Alles vorhanden, und durch einen ſonderbaren Zufall paßte das Ganze ſo genau den Formen der Jüdin an, als wenn es für ſie beſtellt worden wäre.

„Ich werde den Anzug einer Herzogin tragen," ſprach Rebecca nach einer Weile, „aber etwas wird dennoch fehlen, um eine Dame von Stande zu bezeichnen, wenn ich nicht zum Glücke auch dieſem Mangel abhelfen könnte. Ich meine nämlich den Schmuck. Doch hier iſt einer, der mit den ſchönſten zu wetteifern im Stande iſt, die das heutige Feſt auf dem Römer vereinigen wird."

Bei dieſen Worten öffnete ſie die Truhe, deren Schlüſſel in ihrer Verwahrung waren, hob die eingewickelte Schatulle heraus und trug ſie zum Tiſche, wo Peſſah, ſich innig freuend und erwartend, daſtand.

Sie lüftete die Seidendecke, deren verblichene Farbe ſeltſam mit dem wohlerhaltenen, brennenden Incarnate der Schatulle abſtach. Da glänzte ihr das unverſehrte Siegel entgegen, ganz ſo, wie es der Fremde ihrem ehrlichen Großvater überantwortet hatte. Sie blickte zögernd darauf hin und ſchien in ihrem Entſchluſſe zu wanken.

„Iſt denn kein Meſſer da?" fragte leiſe Peſſah, und im Augenblicke hatte ſie die Schatulle ergriffen, mit ihren zwei übriggebliebenen ſcharfen Eckzähnen eiligſt das umſchließende Bändchen durchbiſſen und gab die Schatulle geöffnet in Rebecca's bebende Hand.

Von der Pracht geblendet, ſtarrte Rebecca nach den Koſtbarkeiten hin und Peſſah ſelbſt ſchlug ſtaunend die Hände zuſammen.

„Was haſt Du gethan!“ liſpelte Rebecca.

„Deinen Willen, Kind!“ erwiderte die Alte. „Wollteſt Du nicht dieſen Schmuck anlegen?“ Bei dieſen Worten ergriff ſie die Krone, und ſie auf Rebecca's ſchwarze Locken drückend, ſchob ſie dieſelbe vor den Spiegel, aus dem das ſchöne Bild ſinnverwirrend in der Armen Buſen fuhr.

„Wir wollen alles Dies zuſammenpacken und uns auf den Weg machen!“ rief eilig die Alte.

„Und meine Mutter?“ ſagte Rebecca.

„Die iſt krank und erfährt nichts. Die Freundin bleibt über Nacht hier und in ein paar Stunden ſind wir wieder zu Hauſe.“ So beruhigte ſie Peſſah, und leiſe die Thür nach ſich zuziehend, einen Mantel umgeworfen, ſchreitet Rebecca an der Seite ihrer Begleiterin durch die bereits dunkelnden Straßen, die von einer wogenden Menge angefüllt waren, der fernen eſchenheimer Gaſſe zu.

Dort fanden ſie ein Zimmerchen, mit Wohlgeruch angefüllt und von einer ſanftſtrahlenden Lampe zauberiſch erhellt. Faltige, feine Vorhänge umgaben ein zierliches Bett und dieſem gegenüber erglänzte ein breiter Spiegel, faſt die ganze Wand bedeckend. Rebecca entkleidete ſich, von der Freundin Peſſah's unterſtützt, und während die Letztere zwei Wachskerzen anzündete und vor den Spiegel rückte, trat die Schöne hin vor denſelben, das herrliche Maskenkleid über die üppigen Glieder werfend. Wie von magiſchem Glanze umgeben, ſtrahlte ihr Bild aus dem Glaſe zurück, und während die Weiber ihrem Erſtaunen Luſt machten, ſtand Rebecca im eigenen Anſchauen verloren da und konnte ihr Auge von ſich ſelbſt nicht losbringen. Da reckte Peſſah ihren welken, runzlichen Arm aus der ſchwarzen Umhüllung hervor, und auf einen kleinen Schemel ſteigend, hielt ſie hoch über Rebecca's Kopfe die funkelnde Krone. Das häßliche Geſicht der Alten, das ſie plötzlich neben dem ihrigen im Spiegel gewahrte, ſchreckte ſie auf und ſie blickte ſich um.

„Nur noch die Krone,“ ſprach Peſſah, „und die Kreuze.“

„Die rothen Kreuze?“ rief, wie von einem Schauer ergriffen, das Mädchen.

„Die befeſtigſt Du auf der Bruſt,“ entgegnete die Freundin, „um ſo weniger wird man vermuthen, daß eine Jüdin unter der Maske ſteckt.“

Mit dieſen Worten hatten ſie ihr den fürſtlichen Schmuck auf die Locken befeſtigt, und gleichſam ihre Sinne in ſüßem Rauſche befangen, ließ es Rebecca geſchehen, daß ihr beide Ordensſterne auf die Bruſt geheftet wurden.

Nicht die Freude war's, die Rebecca darſtellte, wie es wol die Herzogin von S* vermocht haben würde, hätte ſie den urſprünglich für ſie beſtimmten Maskenanzug angelegt, aber das Bild einer Fee, ſtrahlend und entzückend, ſo ſchwebte die Jüdin einher. Die Maske ward vorgebunden und die Freundin Peſſah's, in eine ſorglich verhüllende Tracht gewickelt, führte ſie am Arm zum Wagen, der mit ihnen dem Römer zurollte, während Peſſah mit dem Lichte ins einſame Zimmer zurückkehrte.

Die Beiden durchzogen die glänzend erhellten Gemächer, Rebecca wähnte zu träumen und hatte Mühe einherzuſchreiten. Von jedem Gegenſtande ward ſie überraſcht

Ihre Begleiterin hatte Mühe, ſie weiter zu bringen. Eine rauſchende Symphonie ertönte, von dem kunſtvollen Meiſter Mozart zu dieſer Feſtlichkeit geſetzt, und die himmliſchen Klänge hatten dem ſummenden Wogen der Menge Stillſchweigen auferlegt. Alle Gäſte waren in weitem Kreiſe um das Orcheſter gereihet, und auf reich geſchmückter Tribüne ſah man den römiſchen Kaiſer von allen ſeinen Großen und den anweſenden Fürſten und ihren Geſandten umgeben. Kein Laut ward gehört, als der hinſterbende der Flöten, und regungs- und athemlos lauſchte die Verſammlung, als plötzlich ein dumpfes Aufſchreien, Ueberraſchung und halberſtickte Wuth bezeichnend, alle Augen auf einen Fleck hinzog.

Man gewahrte dort eine ſchöne, weibliche Geſtalt in dem glänzendſten Aufzuge, einer Fürſtin würdig, und unweit davon einige hohe Jünglinge, in prachtvoller Uniform, emſig bemüht, einen aus ihrer Mitte in ein Seitenzimmer zu bringen.

Die Ruhe ward ſogleich wiederhergeſtellt, die Muſik feſſelte auf's Neue die Hörer und nur dann und wann ſchoß man neugierige Blicke auf die unbekannte Schöne, deren Nähe den Zuhörern unheimlich geworden war.

Nach geendigter Symphonie erſcholl von einem andern Orcheſter die Eröffnungspolonoiſe, die der Kaiſer ſelbſt anführte. Ein junger Cavalier bat um die Hand der ſtrahlenden Maske, die jedoch mit wiederholtem Kopfſchütteln den Tanz ablehnte.

Unterdeß lag auf einer Ottomane des Nebenzimmers der Jüngling, der den Schrei ausgeſtoßen hatte, von ſeinen treuen Freunden und einem herbeigerufenen Arzte umgeben, und ſchien nur langſam ſich erholen zu können. Man hatte ihm die enganſchließende Kleidung geöffnet, welcher man, in Vereinigung mit der Hitze des Saals, die unangenehme Wirkung zuſchrieb, und mit Hülfe einiger angewandten Reizmittel war die völlige Beſinnung ihm wieder zurückgekehrt. Ein Adjutant des Kaiſers erſchien, um ſich nach dem Befinden des Jünglings zu erkundigen, der zum Beweiſe ſeiner völligen Wiederherſtellung, nachdem er ſeinen Anzug geordnet hatte, an dem Arme ſeines Freundes wieder in den Saal zurückkehrte.

Hier folgte ein Schwarm von Neugierigen der ſchönen Unbekannten, die theils durch ihre herrliche Geſtalt, theils durch den Glanz ihres Aufzuges, wie auch durch das Fremdartige ihres Benehmens und das Abgeſchloſſene ihrer Unterhaltung, die ſich einzig und allein auf ein trockenes Ja- und Nein beſchränkte, große Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Sie ſelbſt eilte — wie es ſchien — einen Gegenſtand vergeblich aufſuchend — durch den Saal und die Gemächer, die ihn umgaben, denn nirgends verweilte ſie und Nichts war im Stande, ihre Aufmerkſamkeit auf einige Zeit zu feſſeln. Schon fingen die jungen Herren leiſe hinter ihr zu ſpötteln an, und nur die Nähe des Monarchen, ſowie die Pracht, welche die Erſcheinung umgab und die auf eine vornehme Perſon hinzudeuten ſchien, hielt einen lauten Ausbruch des Muthwillens zurück.

Ermüdet von vergeblichem Suchen hatte Rebecca ſich auf den Rath ihrer Begleiterin auf einen Sitz niedergelaſſen, um im Vorüberziehen das bunte Gewühl beſſer zu beobachten und ſo leichter den Gegenſtand ihrer Sehnſucht erſpähen zu können, als ſich ihr in dichter Vermummung eine Maske nahete und vertraulich zu ihr ſetzte. Rebecca ſchrak zuſammen, denn dieſer ſtolze Gang, ſowie der Ton der Stimme, konnten nur Einem Manne der Schöpfung angehören.

Nur einſolbig war die Unterhaltung des Vermummten und beſchränkte ſich größtentheils auf Fragen, die ſich auf Rebecca's Verhältniſſe, Stand, Wohnort und dergleichen bezogen. Rebecca ward geſprächig. Die Glut in ihren Adern, durch Peſſah's Trank hervorgebracht, ſowie durch die Nähe des Geliebten erhöht, erzeugte einen Redeſtrom, der ſonſt wol ihrer Zunge fremd war. Sie ſah ſich am Ziel alles erträumten Glückes. Sie war im vollſten Glanze ihrer Schönheit inmitten der Größten und Edelſten erſchienen, hatte deren Huldigungen — wie ſie vermeinte — rein und im Uebermaße erhalten und ſchwelgte nun in der namenloſeſten Wonne, dem Heißgeliebten Hand in Hand zur Seite zu ſitzen, gleich als ob keine Scheidewand äußerer Verhältniſſe ſich zwiſchen ihnen aufthürmte und als wären ſie von der gütigen Natur für einander beſtimmt geweſen. Im ſeligſten Rauſche hatte ſie die glänzenden Kreiſe der Tänzer überſchaut, die Maske ſaß ſtill beobachtend an ihrer Seite — ach! dachte ſie, warum ſind wir nicht unbelauſcht, dann öffnete er mir die Arme und ich ſänke beſeligt an ſein ſtolzes, für mich ſchlagendes Fürſtenherz!

Der Hof hatte ſich verloren, Rebecca ſtand auf, indem ſie ihrer Begleiterin einen Wink gab.

„Die himmliſche Freude verläßt uns,“ ſagte dumpf der Vermummte, zu dem ſich einige andere ähnliche Masken geſellt hatten.

„Sie wird ſtets bei Dir weilen“ — flüſterte Rebecca, „wenngleich ihre Repräſentantin ihre Stelle niedergelegt hat. Wiſſe, wenn ich Dich verlaſſe, wird dieſer Glanz vergehen, und ich werde zu finſterer Schwermuth, zur bangen Traurigkeit werden.“

„Das wirſt Du ſicher nicht,“ raunte ihr der Ver mummte ins Ohr, ihr feſt die Hand drückend — „ich verlaſſe Dich nicht.“

„Wenn ſehen wir uns wol wieder?“ klagte Rebecca „keine Fürſtin iſt, die an Deiner Seite ſteht — es iſt nur erborgter Schmuck, der die arme Dirne ziert, die nichts hat von dem Herrn der Welt, der die Looſe ungleich vertheilt, als ein paar große Augen, thränenvoll, um ihr Loos zu beweinen, und ein langes Rabenhaar, ſie damit zu trocknen.“

„Ich weiß, Du biſt Jüdin,“ ſprach raſch der Vermummte, indem es ihn zu durchzucken ſchien. „Du wageſt viel — “

„Um Gott! Du machſt mich unglücklich, wenn Du mich verräthſt,“ fiel ihm Rebecca ins Wort.

„Das werde ich nicht,“ verſetzte der Andere; „doch geſtehe mir's, ehe wir ſcheiden, Du haſt dieſen Schmuck von Deinem Vater —“

„Von meinem Großvater ererbt,“ lispelte Rebecca, „der ihn von einem griechiſchen Fürſten — ich ſollte zwar nicht davon reden, doch Dir kann ich nichts verſchweigen.“

„Ich weiß genug,“ ſprach der Vermummte in ſich hinein, „ich will Dich zum Wagen geleiten.“

Stumm führte der Vermummte die Beiden hinunter, und nachdem einer von den bereitſtehenden Miethwagen herbeigerufen war, wurden die Frauen hineingehoben und dem Kutſcher die Wohnung ins Ohr geraunt, um das Nachſtrömen einiger Neugierigen zu verhindern, deren Aufmerkſamkeit die ſchöne Maske auf ſich gezogen hatte. Blitzſchnell jagte der Kutſcher, dem das Doppelte des gewöhnlichen Lohnes vorausgegeben war, davon, und der Vermummte hatte Mühe, im ſchnellen Fahren auf den Bediententritt zu ſpringen. Es ſchien ihm hierzu die nöthige Uebung gefehlt zu haben.

Beim grauenden Morgen fährt ein unſcheinbares Fuhrwerk die eſchenheimer Gaſſe herauf und will eilig um eine Ecke biegen, als ein dichtes Gedränge von Menſchen aus allen Ständen, die in wildes Toben ausgeartet waren, es daran verhindert. Neugierig ſteckt der Reiſende den Kopf aus dem verhüllenden Pelze, um nach der Urſache zu fragen, und erfährt zur größten Beſtürzung, daß Rebecca in dieſem Hauſe ermordet läge, und daß eine alte jüdiſche Kupplerin, in Gemeinſchaft mit einer ſtadtbekannten Buhldirne, dieſe That, um eines reichen Schmuckes wegen, verübt hatten, den die Unglückliche geſtern anlegte und darin in eitlem Wahne den Fürſtenball auf dem Römer zu beſuchen ſich erkühnte.

Ruben, der Verlobte Rebecca's, war's, der von ſeiner Reiſe zurückkehrend, dieſe Trauerkunde vernahm. Er wollte hinauf, um die Ermordete zu ſehen, allein die vor dem Hauſe aufgeſtellte Wache erlaubte dies nicht. Lange ſtand er bittend da, als ein Ausbruch der Wuth des Pöbels ihn zwang, wieder in den Wagen zu ſteigen und in Eile der Judengaſſe zu nach dem Hauſe der alten Mirjam zu fahren. Das Straßenpflaſter wurde ausgeriſſen und mit den Steinen das Haus beſtürmt. Jede Hand ward bewaffnet, um die beiden vermeintlichen Mörderinnen zu verwunden oder zu beſchimpfen, die in dieſem Augenblicke, weinend und laut wehklagend, in der Mitte von Wachen in das Stadtgefängniß abgeführt wurden.

Am Vormittage erſchienen Abgeordnete der Judengemeinde, den Leichnam der ſchönen Jüdin in Empfang zu nehmen, der ihnen von der Stadtbehörde überantwortet wurde. Man ſchrieb es den boshaften und argliſtigen Verlockungen der alten Peſſah zu, daß Rebecca ihr in dieſes Haus gefolgt war, und betrachtete dieſe — gleich wie alle

Ermordete von den Juden betrachtet werden — nicht als ein in ihren Sünden dahingefahrenes Geſchöpf, ſondern als einen durch ſchmerzhaften Tod von der Hand eines Mitgeſchöpfes gereinigten Märtyrer. Mit geſenkten Häuptern folgten die Abgeordneten der ſchwarz bedeckten Bahre, worauf der ſchöne Leichnam ruhete, ſorglich den Augen der Gaffer entzogen, und die Menge ließ ſie ſcheu und ſchweigend hindurchziehen, und ſelbſt die Roheſten thaten ihren Schmähungen Einhalt, bis daß der Trauerzug aus den Augen verſchwunden war.

Eine Wehklage durchhallte die Judengaſſe, als die Ermordete dort anlangte, und Alles drängte ſich in Mirjam's Haus, um die erblichene Schönheit noch einmal zu ſehen. Da lag ſie ſtarr und ſchien zu ſchlummern. Die herrlichen Kleider von ihrem Blute getränkt, das einer breiten Wunde unter dem Herzen entquollen war. Die Haare, auf welchen die Krone geſeſſen hatte, hingen in wilder Unordnung auf dem Buſen, und friſche Blutstropfen perlten darin ſtatt der entwendeten Koſtbarkeiten, und auf der Schwanenbruſt wurden die blutigen Spuren der Mörderhand an ihren Fingern bemerkbar, die dort in gieriger Haſt die Ordenskreuze herabzureißen ſich bemüht hatten. Nicht ſatt wurde man, die Arme anzuſehen, und ſelbſt die jungen Mädchen, die oft wol nicht ohne Neid von Rebecca's Schönheit hatten ſprechen hören, fühlten ſich bei dem traurigen Ereigniſſe tief ergriffen und zollten ihr aufrichtige Thränen.

Das Verhör der beiden Weiber dauerte fort und Frankfurts Publicum wendete ſich mehr dieſem Criminalfalle zu, da der Stoff zur Unterhaltung durch das Ende der Krönungsfeierlichkeit und die Abreiſe der fremden Herrſchaften wieder ſpärlicher zu werden begann. Ihre Ausſagen waren widerſprechend und mehrten den Verdacht. Es kamen viele andere Frevelthaten zum Vorſchein, de ſie lange vorher verübt hatten, und deren Zuſammenhang bei dieſer Gelegenheit — wie das oft zu geſchehen pflegt — ſich enthüllte. Es ward den Richtern zur Gewißheit, daß ſie den Tod verdienten, und das Urtheil wurde in der Form des Rechts geſprochen.

Der Tag der Hinrichtung rückte heran, und alte Leute erinnern ſich noch mit Schaudern, wie beide Weiber auf der Karre zum Richtplatz gefahren wurden. Die gelbe alte Peſſah, mit dem geſpenſtiſchen Blicke, die Lippen wie zu Zauberformeln bewegend, dann und wann hohnlachend ſie auf der Menge ruhen laſſend, und de jüngere Buhlerin in wüthender Verzweiflung, ſich die Haare ausraufend und ihre Unſchuld betheuernd. Beider Haupt fiel unter den Streichen des Nachrichters. Peſſah's letztes Wort war eine grauenvolle Verwünſchung ihrer Richter; der Buhlerin entfuhr der furchtbare Schrei: „Ich ſterbe unſchuldig!“

Lange Zeit nach dieſer tragiſchen Begebenheit, und weit entfernt von dem Orte, wo ſie ſich zugetragen hatte, ſehen wir auf hohem Schloſſe die Lichter angezündet, die zahlreiche Dienerſchaft in glänzender Galakleidung, zum Empfange der anrollenden Gäſte bereit und Alles in froher Geſchäftigkeit ſich zu einem Feſte vorbereiten. Es iſt die Dame des Schloſſes, Gräfin Pauline von R., die ſich mit dem jungen Fürſten Dimitri P. vermählt.

Die junge Gräfin, einem deutſchen Fürſtenhauſe entſproſſen, ward in der erſten Blüte einem reichen vornehmen Staroſten angetraut, der ihren Jahren bei Weitem überlegen, in wilder Unabhängigkeit auf ſeinen Gütern bei Lem berg lebte. Seine zügelloſen Leidenſchaften beſchleunigten ſeinen Tod und die reizende Witwe verließ ihr Schloß, um ſich in den geſellig glänzenden Zirkeln der Hauptſtadt huldigen zu laſſen. Hier hatte ſie den Fürſten Dimitri P. kennen gelernt, der alsbald ihre ganze Neigung für ſich in Anſpruch nahm.

Früher als Ehrengardiſt an dem Kaiſerhofe zu Wien lebend, war er ſeit einiger Zeit als penſionirter Rittmeiſter nach Lemberg gekommen, und ein räthſelhaftes Gerücht war über ihn im Umlauf. Es hieß nämlich, er ſei durch eine That in des Kaiſers Ungnade gefallen, die eigentlich ſeinen Tod verwirkt haben würde, wenn nicht mächtige Fürſprache und andere Rückſichten ſeine Strafe in Exil vom Hoflager umgewandelt hätten. Das Nähere wußte Niemand. Der Eine meinte, es ſei ein unglücklicher, von ihm herbeigeführter Zweikampf geweſen, ein Anderer, ein Mord aus Eiferſucht, ein Dritter ſprach ſogar von einer unheimlichen Verbindung mit Teufelsbannern und Beſchwörern. Die Ruhigern behaupteten indeß — und dies ſchien das Wahrſcheinlichſte — ein von Zeit zu Zeit rückkehrender ſtiller Wahnſinn habe den Fürſten zum Dienſte untauglich gemacht. Deſſenungeachtet ward Fürſt Dimitri von den erſten Häuſern geſucht und beſonders waren es die Damen, die ſich gern über die Unheimlichkeiten hinwegſetzten, die der Ruf dem Fürſten angehängt hatte, und ſich von ſeiner Liebenswürdigkeit feſſeln ließen. Man muß geſtehen, daß der Fürſt, wenn gleich über die Jünglingsjahre längſt hinaus, wie die hohe Stirn deutlich bewies, welche die Lockenfülle eines Apoll oder Antinous nicht mehr zeigte, dennoch ſo viele Spuren männlicher Schönheit in ſich vereinigte, als wol nur ſelten angetroffen werden möchte. Vor Allem lag in dem Blicke des großen braunen Auges ein ganz eigenthümlicher Zauber. Ein Schleier der Schwermuth hatte ihn umzogen, und nur ſelten fuhr ein Bliz hindurch, deſſen Glanz dann um ſo wirkſamer war. In ſeinem Häuslichen lebte der Fürſt ſehr eingezogen. Mit zwei Bedienten, von denen der eine ſeine ſchönen Pferde beſorgte, bewohnte Dimitri ein anſehnliches Haus, das nie ein anderer Mann betrat. Er hatte keinen Freund und keinen näheren Umgang mit Männern. Er beſchränkte ſich darauf, gewiſſe Zirkel in vornehmen Häuſern zu beſuchen, die durch Muſik, Spiel oder Tanz belebt wurden. Hatte der Fürſt einen ſolchen Zirkel verlaſſen, ſo war er ſo lange einſam zu Hauſe, bis eine neue Einladung ihn wieder zur Geſellſchaft zog.

So war der Mann, welcher der jungen Witwe des Staroſten von N. Liebe einflößte, die um ſo ſtärker war, als ſie zum erſten Male ſich des jugendlich warmen Herzens bemächtigte, da ſie für ihren verſtorbenen Gatten nie dieſe Leidenſchaft empfunden hatte. Fürſt Dimitri ſchien die Auszeichnung, die ihm die liebreizende Gräfin angedeihen ließ, gern zu bemerken, und wenn gleich ſeine Schwermuth ihn nie ganz verließ, ſo ruhete doch das von ihr umflorte Auge gern lang verweilend auf den ſchönen Zügen Paulinens.

Dieſe Neigung nahm ſo ſchnell und auf ſo überraſchende Weiſe zu, daß, ehe noch die Stadt von dem Gerüchte davon ganz erfüllt war, und ehe Alt und Jung, Vornehm und Gering ſich für oder wider darüber hatte ausſprechen können, die Gäſte zur Verlobung geladen waren, die im Beiſein aller Verwandten der Gräfin — der Fürſt hatte keine im Lande — vollzogen wurde. Im Herbſte deſſelben Jahres war die Vermählung feſtgeſetzt, die zur Zeit der großen Jagden, wenn alle Staroſte auf ihren Schlöſſern dieſem Vergnügen nachhingen, im Beiſein der ganzen Nachbarſchaft auf dem Stammſchloſſe der Gräfin gefeiert werden ſollte.

In den Sälen wogte bereits die reichgeſchmückte Geſellſchaft, in heiterer Unterredung begriffen, und erwartete die Neuvermählten. Der Fürſt jedoch befand ſich noch in den Zimmern ſeiner jungen Gemahlin, die im glänzendſten Brautkleide daſaß, nur noch des Schmuckes entbehrend. Er lag vor ihr, reich und ausgeſucht in zierlichen Käſtchen und Schatullen, doch wurde er nicht angelegt. Der Fürſt ſtand im hohen Bogenfenſter und ſtarrte ungeduldig in die nebelvolle Ferne. Da erſchien der alte Graf W., Onkel der Fürſtin und ihr voll inniger Liebe zugethan, mit leiſem Vorwurfe bemerkend, um eitlen Schmuckes willen ſei es wol Unrecht, die Verſammlung ſo lange warten zu laſſen, und, auf des Fürſten Einreden nicht achtend, legte er ſelbſt den Schmuck der Fürſtin an, und ſie bei der Hand nehmend, führte er ſeine von Liebreiz und fürſtlichem Glanz ſtrahlende Nichte, von ihrem Gatten zögernd gefolgt, in den Saal, wo die Glückwünſchenden alsbald die Eintretenden umgaben.

Fluchend und über und über von Schweiß triefend ſprengte ein finſterer Alter, den grauen Bart vom Nachtwinde gepeitſcht, den holperigen Hügel vor dem Schloſſe herunter, dieſem zu. Obgleich der Sturm ihn zu treiben ſcheint, ſo muß doch das ſonſt gute Pferd mit einer unſichtbaren Macht kämpfen, die es am Weiterkommen hindert, und die geſträubten Mähnen, ſo wie ſein Schnaufen, deuten auf die Nähe irgend eines unheimlichen Weſens.

Endlich in dem Schloſſe angelangt, fragt der Reiter, die hellen Tropfen aus dem herabhängenden Barte wiſchend, kurz nach dem Fürſten. Man will ihn melden, doch das gibt er nicht zu. Nicht die Gemächer will er betreten, man ſoll den Herrn in die Vorhalle beſcheiden, dies iſt ſein Wille.

„Ei Du unwirſcher Hochzeitgaſt!“ brummte der Kammerdiener der Gräfin, der mittlerweile hinzugetreten war, und dem bei dem herbſtlichen Wetter, in ſeidenen Strümpfen und Staatslivree, die Zähne zuſammenſchlugen, „was ſoll man dem Fürſten denn ſagen, um ihn zum Heruntergehen zu bewegen?“

„Der alte Marcos ſei da — nichts weiter!“ ſchnaubte der Alte ihn an. „Mach's aber kurz und ſchnell!“ rief er dem Hinauftrippelnden noch nach.

Den Schmutz des Weges von den Stiefeln ſtampfend und den Ueberrock öffnend, um den Staubregen davon abzuſchütteln, trat der Fremde in die Vorhalle des Schloſſes, die in der Mitte des Gebäudes eine Rotunde bildete, von welcher ſich die Corridors und Gallerien nach den zahlreichen Sälen und Gemächern erſtreckten. Lächelnd blickte hier der Alte um ſich, dann und wann einen grimmigen, ſtechenden Blick auf die glänzenden Diener werfend, die, von einem Geſchäfte durch die Halle geführt, ſtehen blieben und gleichſam fragen wollten, was der Unheimliche hier bei ſpäter Nacht zu holen habe?

Endlich trat der Fürſt heftig auf den Alten zu, ihn barſch, wie es ſchien, in einer fremden Sprache anredend. Der Alte erwiderte in trotzigem Tone und indem er ein wohlverwahrtes Päckchen aus dem Rocke zog und es dem vor ihm ſtehenden Fürſten überreichte, drehte er ſich, um die Halle zu verlaſſen. Dieſer rief ihm nun lächelnd einige Worte zu, die der Alte brummend im Gehen erwiderte; hierauf begab er ſich in den Hof zu ſeinem Pferde, zog es in den erſten leerſtehenden Stall und legte ſich ſelbſt auf das Stroh, das er ſeinem Thiere unterſtreute, einen ſtarken Zug aus der am Halſe hängenden Korbflaſche nehmend.

Der Fürſt begab ſich auf ſein Zimmer, um das ihm von Marcos Uebergebene zu öffnen, unmuthig darüber, daß der träge Alte nicht zeitiger eingetroffen war. Es waren Kleinodien von großem Werthe, die der Alte aus der Stadt brachte, und der zärtliche Gatte hätte die junge Fürſtin nur zu gern in dem alten Familienſchmucke des Hauſes ſtrahlen ſehen.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in die ihr angewieſenen Zimmer, und unter Vortretung von glänzenden Hausofficieren, die auf prächtigen Armleuchtern hohe Kerzen trugen, wurden die Neuvermählten von den nächſten Verwandten bis zu den Schlafgemächern geleitet, wo — nachdem das Brautgewand von den Zofen ausgezogen worden war — der Fürſt ſelbſt — einer alten Sitte gemäß — ſeine junge Gattin entkleiden durfte.

Plötzlich — einen Gang durch's Zimmer machend — blieb die Fürſtin vor dem offenen Schreibtiſche ihres Gatten mit einem Ausrufe der Verwunderung ſtehen.

„Welch ein glanzvoller Schmuck!“ ſagte ſie überraſcht, „iſt es der, den Du mir beſtimmteſt? Wie böſe bin ich Deinem alten Diener, daß er ſo lange zögerte, wie glücklich hätt' es mich gemacht, mich der Geſellſchaft darin zeigen zu können. Iſt es aber recht,“ fuhr ſie fort, „geht man mit dieſen Koſtbarkeiten dergeſtalt um, ſieh nur, wie das daliegt.“

Und bei dieſen Worten zog ſie den Fürſten zu dem Schreibtiſche hin, der ſich bei dem Anblicke jener Steine eines innern Grauens nicht erwehren konnte.

Er hatte den Schmuck wohlverwahrt in den Schreibtiſch geſchloſſen — deſſen war er ſich bewußt — und nun lag Alles geöffnet — ja in größter Unordnung umhergeſtreut — da.

Weit entfernt an übernatürliche Einwirkung zu glauben, ergriff die Fürſtin die vor ihr liegende, blitzende Krone, und ſie mit inniger Freude vor dem Spiegel auf die dunkeln Locken drückend, wandte ſie ſich ſoeben um, um ihrem hinter ihr ſtehenden Mann die Worte zuzurufen: „Nehm' ich mich in dem alten Fürſtenſchmucke Deines Hauſes nicht gut aus?" als ſie — nachdem ſie kaum obige Rede beendigt — wie vom Blitze getroffen, niederſank.

Die durch den Fall und vom Fürſten wahrſcheinlich unwillkürlich herbeigerufenen Diener fanden die Fürſtin noch immer leblos am Boden und ihren Gemahl in höchſter Verwirrung ſeinen Schreibtiſch verſchließend.

Ein großer Theil der Geſellſchaft, den Hausarzt an der Spitze, hatte ſich am Bette der Kranken verſammelt, deren Zuſtand ein hitziges Fieber anzudeuten ſchien. Von der Urſache des Unfalls erfuhren die Fremden nichts. Ihrem Gemahl geſtand die Fürſtin, ſie habe ſich, als ſie ſich nach ihm wandte, ſelbſt erblickt, mit hohlen geſpenſtigen Augen ſich ſelbſt anſtarrend und die weiße Todtenhand nach der ihrigen ausſtreckend, welche die Krone auf dem Haupte feſthielt. „Obgleich in demſelben Moment, da ich dies erblickte, zu Eis erſtarrend," fügte die Fürſtin von Schauder ergriffen hinzu, „ſo behielt ich dennoch meine vollkommene Beſinnung, bis ich das Berühren der Todtenhand empfand, die an meinen Fingern vorüberſtreifte — da vergingen mir die Sinne" — und mit einem furchtbaren Schrei fiel die Fürſtin abermals in eine tiefe Ohnmacht, die mit abwechſelndem Irrereden bis zum Morgen währte.

Als die noch ſpät erwärmende Herbſtſonne ihre freundlichen Strahlen in das Gemach der Kranken ſandte, ermunterte ſich dieſe und mit ruhigem Tone ſprach ſie zu dem vor ihrem Bette ſitzenden Gatten, indem ſie ihm die Hand drückte: „Ich ſagte es Dir gleich, daß mir der Trauring zu weit ſei, nun hab' ich ihn bei dem geſtrigen Unfalle verloren. Dort am Spiegel muß er am Boden liegen — ich bitte Dich — laſſe doch ſogleich nachſuchen — ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich ihn wieder habe.“

Aber der Trauring ward nicht gefunden und das Berühren der eiskalten Hand blieb unauslöſchlich in dem Gedächtniß der Fürſtin zurück, ſo ſehr ſie ſich auch ſelbſt überredete, das Ganze ſei die Folge erhitzter Einbildungskraft geweſen.

Ein Jahr nach dieſer Begebenheit war verſtrichen und immer ſchwächer wurde die Erinnerung daran. Der Fürſt blieb auf ſeinem Landſchloſſe und ſeine zwei Diener, worunter der alte, ihm mit ſeltener Treue ergebene Marcos, ein Erbſtück ſeines unglücklichen Vaters, ſich befand, hatten die Stadt verlaſſen, um die eigentliche Bedienung ihres Gebieters zunächſt ſeiner Perſon zu beſorgen. Kein Vorfall von Bedeutung ſtörte das Glück des Hauſes, und wenn gleich die Fürſtin nicht ohne Scheu an den Schmuck zu denken vermochte, ſo konnte ſie es doch nicht verhindern, daß ihr Gatte, bei feſtlichen Gelegenheiten, ſeine Bruſt mit den köſtlichen Familienkreuzen, den alten Zeichen ſeiner angeſtammten Würde, zierte.

Die Taufe des erſtgeborenen Prinzen hatte wiederum den Adel der Umgegend im Schloſſe verſammelt. Die Wöchnerin lag da unter einem prächtigen Sammetzelte und nahm die Glückwünſche der Gäſte an. Unfern von ihr lag der Neugeborene, deſſen Wiege mit köſtlichen Blumen geſchmückt war, die eine Krone über ſeinem Haupte bildeten. Ihm zur Seite lagen auf reichbehängten Tabourets Krone und Kreuze, die letzten Ueberbleibſel des vor Zeiten ſo reichen Familienſchatzes des Hauſes. In Vaterwonne ſchwelgend, befand ſich der Fürſt beim frohen Mahle mit ſeinen Gäſten, als bleich und eilig die Kammerfrau hereinſtürzte und die Nachricht von dem plötzlichen Uebelbefinden der Fürſtin hinterbrachte. Erſchreckt eilte ihr Gemahl herbei und fand die Unglückliche in einem Zuſtand der Bewußtloſigkeit und Schwäche, die der Arzt einer heftigen innern Bewegung zuſchrieb. Nur langſam und da bereits ein großer Theil der Nacht verſtrichen war, kehrte die Beſinnung wieder, und obgleich von einer übermäßigen Entkräftung ergriffen, die ihre nahe Auflöſung beſorgen ließ, machte ſie ihrem Gatten eine Mittheilung, die ihm das frühere Ereigniß in der Brautnacht friſch ins Gedächtniß rief.

Sie lag allein im Zimmer, die Kammerfrau und Wärterin hatten ſich in das Vorgemach begeben, um ihren Schlummer durch leiſes Geſchwätz nicht zu ſtören, als ſie plötzlich durch ein ſeltſames Wehen aufmerkſam gemacht wurde, das ſich durch Bewegen der ſchweren Vorhänge und der Flamme in der von der Decke herabhängenden Lampe immer bemerkbarer machte. Beſorgend, es möge ein Fenſter zufällig aufgegangen ſein, das den Zugwind verurſachte, erhob ſie ſich ſitzend in ihrem Bette, ſich rings umſehend und wie ſie ihren Blick nach der Wiege warf, mußte ſie ihr Auge zwar gleich, ob Dem, was ſie geſehen, wieder ſchließen, doch überwand ſie das Grauen und ſah nochmals hin, bis ihr die Sinne vergingen und ſie laut aufſchreien mußte. Sie ſelbſt — wie damals, da ſie, die Krone im Haare, vor dem Spiegel geſtanden — ſaß an der Wiege des Prinzen, den gräßlichen Schmuck auf dem Haupte. Lange blickte ſie nach der Erſcheinung, bis dieſe ſich erhob und mit drohender Geberde ſich ihrem Bette näherte. „Sie fühle jetzt," fügte ſie ermattet hinzu, „daß ihr Ende nahe. Eine alte Sage berichte, daß man ſich vor dem Tode ſelbſt erblicke, dies ſei bei ihr im Laufe eines Jahres nun zweimal geſchehen." Sie ließ ſich den kleinen Prinzen, der im ruhigen Schlummer verſenkt war, bringen und bedeckte ihn mit Zähren und Küſſen.

Hierauf wurde ihr Zuſtand immer bedenklicher, und als der Morgen graute, weinte der untröſtliche Gatte an der Leiche der jungen Fürſtin.

Ein herrlicher Katafalk wurde aufgerichtet und die Entſeelte, geſchmückt wie im Leben, darauf zur Schau ausgeſtellt. Tag und Nacht umſtand ihn das Schloßgeſinde als Wache, und doch geſchah es auf eine Allen unbegreifliche Weiſe, daß der Trauring, der in der Brautnacht verloren und ſeitdem vergebens geſucht worden war, beim Einſargen am Finger der Leiche erblickt wurde.

Da dieſe Vorfälle geeignet waren, großes Aufſehen zu machen, wenn ſie allgemein bekannt wurden, ſo ſuchte der Fürſt das Wahre, Räthſelhafte aller Welt zu verbergen. Man ſprach von einem überaus reizbaren Nervenſyſtem der Verſtorbenen, und von Viſionen, die eine erhitzte Fieberphantaſie wol zu erzeugen pflegt, und der Verbreiter dieſer Andeutung ward zuletzt — da in einer Reihe von Jahren ſich nichts Außerordentliches der Art ereignete — ſelbſt der Meinung, daß keine übernatürliche Einwirkung den Tod der Fürſtin herbeigeführt habe.

Alles ging den gewohnten Gang. Der verwittwete Fürſt führte ein einförmiges Leben auf ſeinem Schloſſe. Er ſelbſt beſuchte Niemanden in der Nachbarſchaft, nur höchſt ſelten ſprachen Gäſte bei ihm ein, und auch ſelbſt dieſe nur, wenn die Nacht ſie auf der Straße unfern des Schloſſes überfiel und ſie gezwungen waren, die Gaſtfreundſchaft ſeines Beſitzers in Anſpruch zu nehmen. Eine Sitte, die in jedem Lande anzutreffen iſt, wo ſchlechte Wege und Mangel an guten Wirthshäuſern das Reiſen erſchweren. Der verhängnißvolle Schmuck ruhete bei andern Gegenſtänden von Werth, in dem ſogenannten Schatzgewölbe, das feuerfeſt und ſicher in dem weitläufigen Erdgeſchoß des Schloſſes angelegt war und einen großen Theil deſſelben einnahm.

Einige Mägde im Dienſte der Küche ausgenommen, befand ſich kein weibliches Weſen innerhalb der Mauern des fürſtlichen Schloſſes, und ſo kam es denn auch, daß der junge Prinz Conſtantin in ſein achtzehntes Jahr getreten war und den Zauber, den die Nähe geiſtreicher, ſchöner Frauen auf das Gemüth der Männer ausübt, nicht entfernt zu ahnen vermochte. Obgleich mit Kenntniſſen aller Art geſchmückt, war die Bildung, die er von ſeinem gelehrten Hofmeiſter, einem Geiſtlichen, erhalten hatte, doch nur eine ſteife Gelehrtenbildung zu nennen, und der Fürſt ſah wol ein, daß er um ſeines Sohnes willen den einſamen Landſitz mit der Hauptſtadt und zwar — nicht der Provinz — ſondern des ganzen Reiches, vertauſchen müſſe, wollte er der Bildung ſeines Sohnes das Mangelnde und ſeinem hohen Stande durchaus Erforderliche verſchaffen.

Eine lange Reihe von Jahren war über Vorfälle mancherlei Art dahingerauſcht, und Zeit und Menſchen hatten bedeutend die Phyſiognomie verändert, daher war es jetzt dem Fürſten Dimitri ein Leichtes, ſich die Erlaubniß auszuwirken, an dem Hoflager erſcheinen zu dürfen, welche Gnade er als junger Fürſt dereinſt verſcherzt hatte.

Voll freudiger Erwartung reiſte Fürſt Conſtantin an der Seite ſeines Vaters nach Wien. Eine ihm unbekannte Zauberwelt ſollte ſich dort ihm eröffnen.

Sein erſtes Auftreten in den glänzenden Zirkeln der Großen war befremdend genug, aber wie alles Fremdartige in der großen Welt — iſt es nämlich mit irgend einer hervorſtechenden Eigenſchaft begabt — Aufſehen erregt und den geiſtreichen Schwätzern in ihr reichlichen Stoff zur Unterhaltung geben kann, ſo war es auch hier der Fall. Die überraſchende körperliche Schönheit Conſtantin's, worin ſich die kräftige Männlichkeit des Vaters mit der reizenden Milde der Mutter auf eine ſeltene Weiſe vereinigt hatte, ſein in der Einſamkeit mit gründlicher Gelehrſamkeit vollgepfropfter Geiſt ſtach ſeltſam ab mit der natürlichen Anſpruchloſigkeit, die oftmals an Einfalt grenzte, und die man geradezu lächerlich gefunden hätte, wenn ſie nicht von einer angebornen Anmuth begleitet worden wäre, die ihr eben in den Augen der Damen einen ungewöhnlichen Reiz zu verleihen im Stande war. Prinz Conſtantin war der Mittelpunkt der höhern Geſellſchaft Wiens; theils bewunderte man ihn, theils fand man ihn höchſt ergötzlich. Dazu kam noch der bedeutende Reichthum, den ihm die Mutter hinterlaſſen hatte, und der nicht wenig dazu beitrug, ihn zum Gegenſtande einer allgemeinen Aufmerkſamkeit zu machen.

Wenn wir nun zu ſchildern verſuchten, welchen Eindruck das Erſcheinen des jungen Fürſten in Wiens Zirkeln hervorbrachte, ſo können wir den Eindruck, den dieſe wieder auf ſein Gemüth machten, mit kurzen Worten alſo bezeichnen: er fühlte ſich geblendet, doch nicht angezogen, und ſein Herz fing an, im glanzvollen Geräuſche eine Leere zu empfinden, die ihm bis dahin ganz fremd geweſen war.

Ich will meine Leſer nicht mit Schilderungen ermüden, die mit mehrerem oder minderem Glücke von andern Erzählern bereits verſucht worden, und übergehe daher die Liebesgeſchichte des Fürſten Conſtantin und der Fürſtin Natalia.

der Tochter eines wackern Kriegsmannes im kaiſerlichen Heere. Nichts ſtand der Verbindung des Paares im Wege und wir ſehen Beide in Begleitung ihrer Aeltern ſich auf das alte mütterliche Stammſchloß in Polen begeben, um dort die Vermählung zu begehen.

Beim Glanze der Mittagsſonne rollten die hochbepackten Reiſewagen durch das graue Thor von mächtigen Quaderſteinen, das durch die grüne Epheudecke und kleine gelbe Blümchen, die lieblich im Sonnenſcheine hin und herſchwankten, ein freundliches Anſehen erhielt. Jetzt dröhnte die lange Brücke unter der Laſt der Wagen, und ſie rollten durch ein weit geöffnetes Gitterthor von köſtlicher Eiſenarbeit in den Hof, der in der langen Zeit, in welcher das Schloß die Beſitzer nicht geſehen hatte, mit üppigem Graſe bedeckt war, welches aus dem Pflaſter hervorwucherte. Unter dem Portale hielt der Wagen der Herrſchaft, von einer glänzenden Livree empfangen, während die Wagen des Gefolges an den Seitengebäuden Halt machten.

Wie wurde es nun mit einem Male lebendig in den herrlichen Räumen! Eine bunte Dienermenge drängte ſich hin und her. Zofen und Mägde bevölkerten die Gänge, und die kräftigen, ſchnurrbärtigen Polen, in der ſtattlichen fürſtlichen Livree, ſangen Abends in den blühenden Gängen des Gartens ihre heitern krakauiſcher, ihre keckfordernden maſuriſchen Volksweiſen den Zofchen zur Zither vor, die ihnen dafür wieder ihre niederöſtreichiſchen, ſehnſüchtigen „G'ſetz'ln“ zum Beſten gaben.

Conſtantin und Natalia ſchwelgten im Genuſſe des Frühlings und dem des erſten Liebeentſtehens. Alles ſchien ſich vereint zu haben, ihnen das Glück dieſer Augenblicke zu erhöhen, und ſelbſt Fürſt Dimitri ſchien nach und nach den trübſinnigen Ernſt abzulegen, der ſich ſeit Jahren über ſein Antlitz gedeckt hatte.

Wie ſchon einmal bei ähnlicher Gelegenheit, ſehen wir die hohen Säle auf das Prächtigſte erleuchtet und den ganzen Adel der Umgegend zum Feſte verſammelt. Es galt der Vermählung des Fürſten Conſtantin. Die Trauung ſollte Abends in der Schloßcapelle vor ſich gehen. Die Corridors waren mit koſtbaren Teppichen belegt und von den Wänden erglänzten die Wappen des Brautpaares in Blumengewinden zwiſchen dem ſtrahlenden Kerzenſcheine. Aller Blicke leuchteten, nur des alten Fürſten Augen waren umflort und ſchienen unſtät umherzuirren, gleich als vermißten ſie etwas.

Die Trauung war vorüber, da erhob ſich tief unten in den Kellergewölben, vom feuchten, modernden Strohlager, eine Schauergeſtalt. Beim matten Scheine einer Lampe durcheilt ſie geſchäftig die Gänge. Ein Schlüſſelbund klirrt in den Knochenhänden. Sie öffnen eine ſtarke Pforte von Erz, die Geſtalt tritt in ein hohes Gewölbe voll leerer Kiſten, deren Inhalt — das Silberzeug der Familie — von den Dienern geleert worden war, um die Tafel zu ſchmücken. Doch tief im Winkel ſteht ein ſchwarzer Schrank. Gemächlich ſchleicht die Geſtalt näher, behutſam öffnet ſie das künſtliche Schloß und mit ſcheuem Griffe erhaſcht ſie gleichſam wie ein Dieb ein kleines Käſtchen und eilt damit, als wenn ſie von Rachegeiſtern verfolgt würde, die Treppe hinan zu den obern Gemächern.

„Erlaucht,“ ſprach der alte Haushofmeiſter Soleck verlegen und heimlich, indem er ſich recht nahe an den alten Fürſten hindrängte, „der alte Marcos —“

„Was iſt's mit dem?“ rief Dimitri eben ſo heimlich, doch augenſcheinlich verwirrt.

Er ſteht im Vorgemache, ein Käſtchen in der Hand, das er nur in Eure Hände niederlegen will, weil der Familienſchmuck —"

Und kaum hatte Solecki dies Wort ausgeſprochen, als ein Tumult ſich in den Vorzimmern erhob, gleich wie von Menſchen, die einen gewaltſam Eindringenden zurückhalten wollten, dazwiſchen ſchallte ein heiſeres, unheimliches Gelächter.

Alle Anweſenden wurden aufmerkſam und der alte Fürſt entfärbte ſich zuſehends.

Die Flügelthüren des Saales wurden wie von einer unſichtbaren Macht aufgeriſſen, die Fenſter klirrten, die Flammen der Lampen und Kerzen weheten, wie vom Winde getrieben, und hereinſtürmte die gräßliche Geſtalt des wahnſinnigen Marcos, hoch in den Händen den blitzenden Familienſchmuck haltend und mit kreiſchender Stimme die Worte herausſtoßend:

„Warum, Erlaucht! läſſeſt Du Deinen Schatzmeiſter nicht kommen, wenn Du den Einziggeborenen vermählſt, damit er die Familienkrone der ebenbürtigen Erwählten auf die Locken drücke? Pfui, ſchäm' Dich! Koſtet' ja doch ehrliches, rothes Blut — und das Koſtbarſte der Koſtbarſten!" und ſomit fiel er auf die Knie und überreichte mit fratzenhaften Ceremonien die Kleinodien.

Die Gäſte ſtanden erſchüttert umher, und die am Eingange verſammelte Dienerſchaft ſchien nur auf einen Wink zu warten, den Wahnſinnigen zu entfernen. Allein Fürſt Dimitri war keiner Bewegung mächtig. Bleich, die Augen weit geöffnet ſtand er da, und nur das Zucken der Wimpern zeugte, daß noch Leben in ihm ſei. Die Braut war ohnmächtig zurückgeſunken und Fürſt Conſtantin war mit Mehren um ſie beſchäftigt.

Eine Todtenſtille war dem Tumulte gefolgt, und langſam ſich erhebend, ſprach Marcos dumpf: „Nun willſt Du ihn nicht einmal — war er da des Mordes wol werth?“ und mit einem durchdringenden, lang auf dem alten Fürſten ruhenden Blicke verließ er den Saal, von der Dienerſchaft gefolgt, die ihn, als einen Wahnſinnigen, an das Lager band.

Das Feſt war für immer unterbrochen. Fürſt Dimitri war gefährlich erkrankt, die Fürſtin Braut erwachte ermattet aus ihrer Ohnmacht und beim erſten Grauen des Morgens-verließen die Fremden das Schloß, von dem ſie unheimliche, unerklärbare Geſchichten in Umlauf ſetzten.

Der alte Marcos endete bald darauf ſeine Tage im Wahnſinne. Fürſt Dimitri lebte einſam auf dem Schloſſe, geflohen von ſeinen Nachbarn, da — wie es nun allgemein hieß — böſe Geiſter mit ihm den Beſitz deſſelben theilten. Der Sohn und ſeine Gattin zogen nach Wien. Die Geſchichte des Schmuckes, des Wahnſinnigen und des vermuthlichen Mordes war Allen — ſelbſt dem jungen Fürſten — ein Räthſel geblieben. Dieſer hoffte, erſt nach dem Tode ſeines Vaters den Zuſammenhang zu erfahren.

Einige Jahre waren darüber vergangen, als einige Zeilen des alten Haushofmeiſters Solecki einliefen, Fürſt Conſtantin in Eile nach Hauſe entbietend, da der ſterbende Vater ihn ſehnlichſt zu ſprechen wünſche. In der bangſten Erwartung machte er die lange Reiſe und traf den alten Fürſten in dem Augenblicke, den wir hienieden den letzten nennen. Der Anblick des Sohnes belebte das ſchon gebrochene Auge noch einmal, die faſt erſtarrte Hand griff nach einem verſiegelten Papiere, das die Aufſchrift: „Für meinen Sohn.“ führte, und gleichſam, als habe die Erwartung die fliehenden Lebensgeiſter ſo lange aufgehalten, hörte die Bruſt als bald zu athmen auf, als der Sohn das Papier empfangen hatte.

Conſtantin eilte, den Inhalt der Schrift zu erfahren. Niemand durfte ihn ſtören und Keinem wurde er mitgetheilt. Nach erfolgter Beſtattung des Vaters ward die Herrſchaft veräußert und der junge Fürſt beſchloß, eine Reiſe in ferne Gegenden zu unternehmen.

Wenngleich viele große, welthiſtoriſche Ereigniſſe die Einwohner der ſchönen Stadt Frankfurt beſchäftigten, und nur Wenigen derſelben es bekannt wurde, daß ich, der Berichterſtatter vorerzählter Begebenheit, vor vielen Jahren mich dort befunden habe, ſo gibt es doch hinwieder Einige, die nicht nur dieſes wiſſen, ſondern auch ſogar des Unfalls ſich entſinnen werden, der mich einſt beim Nachhauſegehen aus dem freundlichen Niederrad betraf, als ein verfehlter Sprung mich in einen Graben fallen ließ und mich zwang, in den Kleidern und Stiefeln des Wirthes, der noch einmal ſo groß und ſtark als ich war, zum Ergötzen meiner Freunde, meinen Einzug in Frankfurt zu halten.

An dem Abende deſſelben Tages trug es ſich zu, daß ich, von dem unfreiwilligen kalten Bade fieberhaft durchſchüttelt, mich in die Wirthsſtube des traulichen, damals ſeines beſten Weines wegen berühmten Weidenbuſches ſetzte, um mit feurigem Rüdesheimer die Fieberattaquen zurückzuſchlagen. Eine Batterie von nur zwei Flaſchen ſtand erſt geleert vor mir und ſchon fühlte ich das labende Feuer bis in die Fingerſpitzen. Ich ſaß behaglich in einem Winkel, die Füße weit ausgeſtreckt, und machte einige Lieder im Kopfe, während allerlei andere Gedanken, ſelige Erinnerungen, Pläne zu großen Reiſen und dergleichen den poetiſchen Faden zerzauſten und verwirrten. Unweit von mir ſaß die Dienerſchaft eines florentiniſchen Prinzen, die ſich's wohl ſchmecken ließ und dazwiſchen in ihrer „Lingua Toscana“ ſich unterhielt. Ich beneidete die Leute und wünſchte Einer von ihnen zu ſein. Ich dachte mir's ganz ſchön, in die Dienſte eines ſolchen Herrn als Stall- oder Stiefelknecht zu treten, und dann ſo nach und nach mit Geſang und Guitarrenſpiel, mit fremden Sprachen, ja ſelbſt mit italieniſchen Sonetten, die man ſelbſt fabriciren könnte, aufzutreten, und auf dieſe Weiſe mehr zu leuchten, als hätte man ſich gleich als Hofpoet anſtellen laſſen. Alle ſonderbaren Schnurren und Grillen, die mein Hirn an jenem Abende ausgebar, hier wieder zu erzählen, wäre nicht geziemend, da der Wein doch eine zu ſtarke Rolle dabei ſpielte, und ich würde Anſtand genommen haben, hier überhaupt davon zu ſprechen, wollte ich nicht meinen verehrten Leſern die Stimmung, und meinen wenigen lieben Freunden den Zeitpunkt näher bezeichnen, wo ich die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten Menſchen machte, deſſen bereits lange ſchon erfolgter Tod mich beſtimmte, hiervon öffentlich zu ſprechen.

Das Dunkel war hereingebrochen, die Lakaien ſchmauſten Macaroni, deren dampfender Käſeduft mir unleidlich zu werden anfing, daß ich im Begriffe war, fortzugehen und meinen Schatz von phantaſtiſchen Ideen, den ſie früher in mir erregt hatten, ihnen willig zu opfern, als die Thür ſich öffnete und ein Menſch in das Zimmer trat, der mich Käſedampf und Winkel und Poeſie vergeſſen ließ und ganz allein ſich um mich und in mir breit machte. Er ſetzte ſich ſtumm nieder und ſah vor ſich hin. Ein Kellner ſprang mit zwei Armleuchtern herbei, den Zimmerſchlüſſel im Munde. Der Fremde bemerkte ihn nicht. Der Kellner, den Schlüſſel aus dem Munde nehmend, wobei er ſich faſt mit den Lichtern die Haare verſengte, fragte leiſe: „Befehlen Eure Gnaden“ — „Nichts,“ unterbrach ihn der Fremde, „ich will hier ſitzen bleiben.“ — Der Burſche entfernte ſich und ich ſaß — ohne daß ich ſelbſt wußte, wie ich dahin gekommen war — dem Fremden gegenüber.

Ich muß mir geſtehen, eine intereſſantere Miſchung von Geiſt, Schwärmerei, Kummer und was weiß ich Alles noch, nie in einem Geſichte vereinigt geſehen zu haben. Die Aufmerkſamkeit, womit ich ihn betrachtete, ſchien dem Fremden nicht unangenehm. Es iſt bewährt, daß zwei einander ganz fremde Menſchen ſich anziehen oder abſtoßen, ohne einen eigentlichen Grund davon ſich angeben zu können. Nach einer Weile des ſtummen Gegenüberſitzens fing ich an, verſchiedene Saiten aufzuziehen und anzuſchlagen, von denen ich hoffte, ſie würden correſpondirende Saiten in meinem Fremden finden, aber Alles blieb ſtumm und einſylbig, wie es geweſen war. Theater, Muſeum, Caſino, die Bank in Bockenheim, Bornheim mit ſeinem Moſt und fetten Lerchen, das elegante Forſthaus, alles Dies kannte er nicht. Was ſollte ich mit dem Menſchenkinde anfangen? Meine Suade war erſchöpft und ich ſaß dem Stummen ſtumm gegenüber, als ein Wagen daher rollte und vor dem Hauſe hielt. Der Kellner öffnete die Thür mit den Worten: „Nur hier herein!“ und ein kleiner Mann mit weißem Kopfe, in feiner Kleidung, trat ins Zimmer. Auf die ſtark betonte Frage: „Wo? Wo?“ wobei er das Geſicht ſehr ſchnell von einer Seite zur andern kehrte, ward er zu uns gewieſen. Er dankte verbindlich und wandte ſich mit tiefer Verbeugung zu dem Fremden. „Sie haben mir die große Ehre erzeigt, Herr Graf,“ fing der Alte an, „mich in meiner Behauſung aufzuſuchen, aber ein Geſchäft hatte mich gerade in die Stadt gerufen. Da Sie mir Ihre Adreſſe hinterlaſſen haben und ich es unmöglich zugeben kann, daß Sie ſich noch einmal nach meinem Landhauſe hinausbemühen, ſo bin ich ſo frei, wenngleich ſpät am Abende, Sie aufzuſuchen. Ich bin der Aelteſte der hieſigen Judengemeinde.“ Der Herr Graf ſtand höflich bei dieſen Worten auf, er griff des Aelteſten Hand, ſeufzte tief und deutete ihm mit der Hand an, daß er ihm folgen möchte. Beide verließen die Gaſtſtube. Das Ding wird immer beſſer, dachte ich in meinem Sinne. Was in aller Welt mag denn wol dahinter verborgen liegen? Ich rief dem Kellner. Alle Auskunft, die ich erhalten konnte, war die untrügliche, wenngleich lakoniſche Correſpondenznachricht aus dem Fremdenbuche, die ich hier, der Authenticität wegen, wörtlich mittheile:

> Nr. 4788. September 12. 1815. Monsieur le Comte Wiersbicky, avec Suite, Gutsbeſitzer in Polen, Frankfurt, Privatgeſchäfte, unbeſtimmt.

Mein ohnehin ſchon ſehr beliebter Weidenbuſch war durch die Anweſenheit des Fremden mir nun noch beliebter geworden. Ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich am nächſten Morgen mich wieder daſelbſt einfand, in der Abſicht, ihn dort zu treffen. Nicht lange, ſo ſah ich ihn ins Gaſtzimmer treten, und wie es mir ſchien, aufgeheiterter, als er es am vorigen Abend geweſen war. Er freute ſich, mich wiederzuſehen, und nahm meinen Vorſchlag an, einen Gang um die Stadt zu machen.

„Der heitere Spätſommer erregt ein eigenes Gefühl wehmüthiger Freude in uns,“ ſagte ich, indem wir durch das Thor ſchritten und die lachende Ebene mit goldenem

Laube ſich vor uns ausbreitete. „Mein ganzes Leben gleicht dem Spätſommer,“ erwiderte der Graf, „denn — wenn ich gleich ſelbſt noch jung bin, ſo lebe ich nach dem Sommer meines Hauſes, der längſt vorüber iſt.“ Ich bemerkte in ſeinem Geſichte eine auffallende Veränderung, derſelbe Schatten der Schwermuth hatte ſein Auge, wie am geſtrigen Abende, wieder umzogen. Es that mir leid, von dem Spätſommer angefangen zu haben, doch was ſollte ich mit dem Sonderlinge beginnen? Er mochte meine Verlegenheit bemerken.

„Ich bin undankbar,“ fing er raſch an, „trübe Gedanken in mir aufkeimen zu laſſen. Es iſt wahr, ein eben ſo ſeltſames als unangenehmes Familiengeſchäft hält mich hier, aber deſſenungeachtet ward mir heute eine große Freude zu Theil. Ich habe Briefe von Hauſe erhalten und meine heißgeliebte Frau, mein himmliſcher Junge, ſind wohl und munter.“

„Alſo verheirathet?“ rief ich aus.

„Und ſehr glücklich,“ ſetzte er hinzu. „Ach, ich könnte ſo ganz mein Glück genießen, wenn nicht — — glauben Sie mir, mein Herr, wenn Voreltern doch immer wüßten, was ſie ihren Enkeln für Sorgen hinterlaſſen — wie ich Ihnen ſage — ich muß jetzt Dinge in Ordnung zu bringen ſuchen, die ich nicht angerichtet habe, muß fern von den Meinigen mich aufhalten, ſehe mich mit Leuten in Berührung geſetzt, kurz — ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles ſagen darf, und doch treibt es mich an, Ihnen eine Mittheilung der Schickſale meines Hauſes zu machen.“

Der fremde junge Graf erregte mein lebhaftes Bedauern. Auch ich hatte ſo Manches zu fragen, auch mich drückte der Schuh an einigen Stellen. Vertrauen gebiert Vertrauen. Ich ſprach zuerſt, und meine Mittheilungen ſchienen ihn zu freuen.

„Ich bin nach Frankfurt gekommen,“ ſagte er, „um eine Wallfahrt zu dem Grabe einer Jüdin zu machen. Der heutige Tag iſt zur Ausführung hierzu beſtimmt. Die Zeit iſt da, wo mich der Greis, den Sie geſtern Abend bei mir ſahen, abholen wollte. Ihre Begleitung wird mir nicht unangenehm ſein.“

Und ſomit bogen wir in das Gallusthor ein, unweit deſſen wir uns befanden, und in Kurzem ſtanden wir am Weidenbuſche, vor dem eine ſtattliche Kutſche hielt. Der alte, feingekleidete Mann ſtand unter der Thür.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, ſich meines Wagens zu bedienen,“ ſagte er höflich, indem er ſelbſt den Schlag öffnete. „Doch muß ich bitten, daß ſie keinen Jäger oder Lakai hinten aufſpringen laſſen, das würde zu viel Aufſehen machen, da meine Equipage bekannt iſt.“

Wir ſetzten uns ein. Der Alte ſchien nicht ohne Befremden meine Gegenwart zu bemerken.

„Ein Freund,“ ſagte der Graf lakoniſch, mich vorſtellend.

Der Kutſcher fuhr zu und nicht lange, ſo hielt unſer Wagen an dem Judenkirchhofe. Innigſt bewegt folgte uns der Alte. Wir wanden uns zwiſchen den dichtgeſäeten Leichenſteinen hindurch und blieben endlich bei einem kleinen verwitterten Sandſteine ſtehen, der halbverlöſchte hebräiſche Schriftzüge zeigte.

„Hier,“ ſagte der Aelteſte, indem ſeine Stimme vor Rührung zitterte, „hier ruhen die Ueberreſte der unglücklichen, einſt ſo ſchönen Rebecca. Nicht nur die Empfehlungen, die Sie mir von dem erſten wiener Banquierhauſe überbrachten, ſondern auch mein eigener Trieb, vermochten mich, Sie ſelbſt hierher zu geleiten, wenngleich ich Ihre Abſicht weiter nicht kenne. Ich pflege oftmals dieſen Grabhügel zu beſuchen, denn er deckt mein ganzes Erdenglück. Ich bin Ruben, der Verlobte der Unglückſeligen.“

Thränen erſtickten die letzten Worte, wir ſahen ſtumm auf die Erde nieder. Der Graf riß einen Kaſtanienzweig von einem nahen Baume und ſteckte ihn in den Hügel, drückte dem Alten, der ſtill zu beten ſchien, die Hand und eilte zum Wagen.

Wir fuhren nach Hauſe, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Greis brachte uns zum Weidenbuſche. Es war Zeit zum Eſſen. Der Graf ſchützte Kopfweh vor. Auch ich mochte nichts genießen.

Der Abend führte mich nach der Gaſtſtube, ich hoffte den Grafen zu treffen, allein meine Hoffnung wurde getäuſcht. Ich war der letzte Gaſt, ich glaubte ihn erwarten zu müſſen. Er kam nicht und ich ging.

Am andern Morgen ward mir folgendes Billet durch den Kellner überreicht:

„Mein junger Freund! Mein Geſchäft in Frankfurt iſt beendigt und ich eile in die Arme meiner harrenden Familie. Der Wille eines ſterbenden Vaters iſt heilig, ich habe ihn erfüllt und hoffe auf dieſe Weiſe mir Ruhe für's Leben erkauft zu haben. Sie werden in einiger Zeit Aufklärung dieſes Räthſels durch mich erhalten. Der Ihrige, nicht Graf Wiersbicky, ſondern Fürſt Conſtantin von * *“

Später, da eine Geſchäftsreiſe mich nach Wien führte, erhielt ich die vom Fürſten mir verheißenen Mittheilungen. Aus dieſen und Dem, was ich an Ort und Stelle erfahren hatte, konnte ich die Geſchichte im Zuſammenhange niederſchreiben, die ich jetzt, da alle darin vorkommenden Perſonen das Grab deckt, ohne Anſtand zu nehmen, bekannt machen durfte.

Marcos' Geſtändniſſe, die er in lichten Augenblicken vor ſeinem Ende machte, lüfteten den Schleier der gräßlichen Begebenheit. Er hatte ſich ſchon bei dem alten Fürſten befunden, da er den Schmuck bei Heſſel verſetzte, er ermordete Rebecca, den Wahn Dimitri's beſtärkend, als ſei dies die Tochter des Juden, der ſeinen Vater verrathen hatte, um ſeinen Herrn wieder in den Beſitz des Familienſchmuckes zu bringen und hierdurch eine Gewalt über den Gebieter zu erlangen. Der alte Graf endlich hatte ſeinem Sohne in dem gedachten Schreiben die Pflicht auferlegt, das Grab der Ermordeten zu beſuchen und dort den unſeligen Schatz für ewig zu vergraben, um auf dieſe Weiſe den zürnenden Schatten Rebecca's zu ſühnen und ſeinen Stamm von dem unheilbringenden Gegenſtande zu befreien. Um untrüglich dieſem Auftrage nachzukommen, hatte ſich Conſtantin das Grab zeigen laſſen und war dann in derſelben Nacht hingegangen, um das Käſtchen bei den vermoderten Reſten der Schönſten ihres Stammes zu vergraben. So ward ihr endlich die Krone zu Theil, nach welcher ſie ſo ſehnlich im Leben geſtrebt hatte.

So unwahrſcheinlich dieſe Geſchichte Manchem erſcheinen mag, ſo iſt dennoch Wahres daran; ich rathe jedoch

Niemandem, den jüdiſchen Todtenacker in Frankfurt umpflügen zu laſſen, um den Schmuck zu finden, und wünſchte aus dem einzigen Grunde, daß dieſe Geſchichte auf die Nachwelt käme, damit ſich Alterthumsforſcher dereinſt nicht den Kopf zerbrechen, wie jene Kleinodien wol bei Frankfurt in den Grabhügel gekommen ſein möchten.

Breslau. — Wien.

Der Krieg war beendigt und die Truppen verließen Frankreich. Ich war in Frankfurt zurückgeblieben, um den Winter dort zu verleben und dann mit dem Anbruch des Frühlings den alten Vater Rhein kennen zu lernen. Ich verſuchte es, einige Stoffe, die ich geſammelt hatte, dramatiſch zu verarbeiten und namentlich ein Trauerſpiel, Andreas Hofer, welches ich ſchon in Frankreich begonnen hatte, zu beendigen, allein es wollte mir nicht gelingen. Nur einzelne Scenen vollendete ich; dem Ganzen war ich nicht gewachſen. Ein Luſtſpiel „Braut Huſarenofficier und Bräutigam Kammermädchen“ ward niedergeſchrieben, dann mehrfach überarbeitet; allein es wurde doch nichts daraus. Daſſelbe war mit einem Trauerſpiele der Fall „Die Belagerung von Damask“, wozu eine Epiſode in Gibbon's Geſchichte den Stoff geliefert hatte, und mit einem Rührſpiele „Der ſeltene Verbrecher“. Auf dem Marſche nach Frankreich, hatte ich in Bamberg eine patriotiſche Scene „Das Zwiegeſpräch am Rhein“ hingeworfen, welches im dortigen

Theater aufgeführt worden war. Dies waren, außer einigen lyriſchen Ergüſſen, meine dichteriſchen Verſuche damaliger Zeit.

Mit dem Beginnen des Frühlings hatte ich die Bekanntſchaften einiger jungen Doctoren gemacht, von denen mich Einer aufforderte einen frankfurter Stoff zu behandeln. Er machte mich mit dem damaligen Theaterdirector Ihler bekannt und auch mit dem Buchhändler Brönner, um mir faſt wider Willen den Doppelweg zur Publicität zu bahnen. Mein Plan war auch bald gemacht. Mein Stück ſollte die Wilbeler heißen und die an romantiſchen Zügen reichen Fehden der Einwohner von Frankfurt mit jenen Raubrittern ſchildern. Allein auch hier blieb es nur beim Verſuchen.

Nachdem ich den Rhein im Nachen bis Köln abwärts gefahren war und ſeine Ufer zu Fuße zur Genüge durchſtrichen hatte, dann in Wiesbaden mehre Wochen in angenehmer Geſellſchaft verblieben war, machte ich mich auf, um das nördliche Deutſchland wiederzuſehen. Beſonders erfreulich war mir ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Altenburg, wo damals Brockhaus einen ſchönen Mittelpunkt höherer Geſelligkeit bildete. Neben ihm waren es die Häuſer des Raths Ludwig und des Herrn Reichenbach, die ſich auszeichneten. Ich lernte hier den unter dem Namen Spiritus Aſper bekannten Humoriſten Hempel, den Profeſſor Meſſerſchmied, Ludwig Hain, die Hauptmitarbeiter des damals noch jungen Converſationslexikons, kennen. Im rothen Hirſch, wo ich wohnte, hatte auch der ehemalige König von Schweden, Guſtav IV., ſein Quartier aufgeſchlagen, und ich wurde dadurch einige Male in ſeine nächſte Nähe gebracht.

Der König lebte ſehr zurückgezogen. Auf ſeinen Spaziergängen ſah ich ihn in Geſellſchaft des Herrn von Thümmel, eines Bruders des Dichters. Mit dem Eigenthümer des Gaſthauſes hatte er ein Abfinden getroffen, wonach die täglichen Bedürfniſſe für ihn und ſein Gefolge ihm nicht höher als zehn Thaler zu ſtehen kommen durften. Seine Begleitung beſtand aus einer Frau, einem Manne, welcher der Chevalier benannt wurde, und einem Bedienten in griechiſcher Kleidung, der vollſtändig bewaffnet, mit ungeheuern Piſtolen im Gürtel, vor der Thür des Zimmers Wache hielt. Von dem aufbrauſenden Jähzorne des Königs gab mir Herr Hempel, der Wirth zum rothen Hirſch, eines Tages den Beweis, indem er mir eine goldene Repetiruhr zeigte, die der König auf die Erde geworfen und zerſchmettert hatte. Er war damals ein hagerer, ziemlich ſchwarzgallicht ausſehender Mann, mit hoher Stirn, der ſtets in eine dunkelfarbene polniſche Pikeſche gekleidet ging.

In Altenburg erfreuete ich mich einiger poetiſchen Eingebungen, die ein bildſchönes Mädchen zum Gegenſtande hatten; es waren Sonnette, die in der Geſellſchaft Anklang fanden und als wohlgelungen erklärt wurden; allein die Ehre maßte ſich ein ruſſiſcher Stabsofficier an, der ſich hinter meinem Rücken für den Verfaſſer ausgab, da ich zu beſcheiden geweſen war, mich zu nennen.

Ich ging jetzt nach Dresden, wo ich die Gallerie, zum zweiten Male in meinem Leben, mit einem heiligen Schauer betrat und ſie während meines Aufenthaltes mehrmals beſuchte; die Bekanntſchaft des genialen Friedrich, ſowie der Umgang mit einigen jungen Malern erregten mir groſſes Intereſſe. Hier las ich auch Müllner's „Schuld“, die eben erſchienen war und viel von ſich ſprechen machte. Das Neue und Ungewohnte des äuſſern Gemäldes und der rhetoriſche Schwung deſſelben frappirten allerdings und ein junger, ohnedies nicht zur Kritik beſonders geeigneter Geiſt ſah für's Erſte über die craſſe Mangelhaftigkeit des Dramas hinweg. Das Stück, beſonders die Structur, die Zimmerei, boten mir am meiſten Stoff zum Nachdenken, denn Das war es eben, was mir gänzlich bei meinen bisherigen Verſuchen, für das Theater zu arbeiten, gebrach, da mein vorzüglichſtes Studium Shakeſpeare geweſen war und deſſen Form jeden nicht vorzüglich zur dramatiſchen Poeſie Begabten leicht zur Zerfahrenheit und zum Unzuſammenhange verleitet; wobei denn noch bei mir ganz beſonders theils die Bekanntſchaft mit Werner und Aehnlichen mitwirkte, ſowie ein angeborner Hang, die Luſt, ins Blaue hinein zu dichten, ſich offenbarte. Fehler, die ein Drama unmöglich machen.

Die Feier des Charfreitags in der katholiſchen Kirche zu Dresden, die herrliche Kirchenmuſik mit den Caſtratenſtimmen, die Kunſtgenüſſe in der Gallerie, die Geſpräche mit den Künſtlern, die italieniſche Oper, wo damals eine Sandrini, ein Benincaſa, der alte treffliche Bonaveri glänzten, bis auf die eigenthümlichen altmodiſchen Sänften, dies Alles gab mir einen Vorgeſchmack von Italien, und wenn ich mich Abends in das Stübchen zu Puſinelli ſetzte und ein Glas Syper neben einem Sardellenbrote vor mir ſtand, dann drückte ich mich in die Ecke, ſchloß die Augen und konnte einmal wieder wie in meiner Jugend träumen; die Luſt nach dem Süden, nach der Kunſt erwachte in mir ſtärker als je und ich erinnerte mich mit innerer Freude des alten Conrectors zu Seehauſen, der auch bei Puſinelli zu ſitzen pflegte, um ſich an welſchem Weine zu ergötzen, und ſpäter dann an ſeiner Quelle der große Winkelmann wurde.

Was noch mehr dazu beitrug, meine Gedanken mehr als ſonſt wol auf Königsberg zu lenken, waren die Darſtellungen der Frau Händel-Schütz, die ich einſt ſchon in meiner Heimat bewundert hatte und die nun hier in der Kunſtſtadt dieſelbe Bewunderung erregte. In der That habe ich ſeitdem nichts der Art wiedergeſehen. Was Sophie Schröder gab, war mehr dramatiſcher Ausdruck irgend eines Seelenzuſtandes; die Wirkung einer Leidenſchaft auf die Geſichtsmuskeln; oft unſchön, unklar, unruhig; nicht feſt, nicht würdevoll; nur Uebergang, Vorbereitung einer künſtleriſchen Situation. Das, was die Händel gab, war vollendet, fertig in ſeiner Art; die Studien dieſer Frau waren bedeutend; ihre Kenntniſſe umfaſſend; dabei vom glücklichſten Naturell, von dem glänzendſten Talente unterſtützt. Dies Zuſammentreffen verſchiedener Ereigniſſe und Umſtände war nicht wenig geeignet, mir den Reiz dieſes Aufenthaltes bedeutend zu erhöhen und mit Bedauern verließ ich das ſchöne Dresden, um mich Breslau zuzuwenden, wo ich Verwandte beſaß. Auf dem Wege dahin lernte ich Muskau kennen, das ſchon damals ein herrlicher Garten ſchmückte, der meine Aufmerkſamkeit in jener Sandwüſte um ſo mehr auf ſich zog, da ich bis dahin von der Reſidenz eines Fürſten Pückler noch kein Wort vernommen hatte und ſehr überraſcht wurde, als ich ſah, wie prächtig er wohnte. Später iſt freilich das Alles noch weit prächtiger geworden, wie der unbekannte Fürſt ein berühmter Mann.

Als ich in Breslau, durch das alte Nicolaithor, meinen Einzug hielt, hatte ich nichts Anderes im Sinn, als meine Verwandten einmal zu ſehen, dachte aber nicht entfernt daran, daß hier der zweite mächtige Wendepunkt meines Lebens eintreten würde. Die Muße, in welcher ich hier lebte, drängte mich mehr in mein Inneres zurück; die Bekanntſchaften, die mich ein glücklicher Zufall finden ließ, leiteten mich zur Production, dieſe zum Studium der ewigen Dichtkunſt. Mein von Jugend auf in mir reger Hang und die Verbindungen, zu denen er mich hintrieb, fachten meine Liebe zur Bühne an. Daß die Liebe zu einer artigen jungen Schauſpielerin dabei nicht im Spiele war, darf ich, wenn ich Wahrheit berichten will, nicht behaupten.

Ich las mich in die alten Claſſiker recht hinein; dann trieb ich Shakſpeare, dann die Spanier, die Italiener. Ich überſetzte Vieles; ſuchte Manches davon durch Umarbeitung der Bühne zu gewinnen. Die ältern, bei uns noch ziemlich unbekannten Franzoſen: Destouches, Regnard, Monfleury kamen an die Reihe; Legrand mit ſeinen Fabliaux, Gherardi mit ſeinen tollen Schwänken und Poſſen wurden vorgenommen. So entſtanden Bearbeitungen des la Venganza en el despeño von La Matos Fragaſo, des Galeoto cautivo von Lopez, der Serva fedele und des Rè cervo von Gozzi, des Glorieux von Destouches, des Aveugle clairvoyant von Legrand und vieler andern Stücke. Alles das wurde mit einer unſäglichen Haſt beſchafft, welche dem Gelingen natürlich nicht förderlich war. Die Umgebung, in der ich nun wieder lebte, zeigte mir zu deutlich, welche Kluft in meinem Wiſſen ſeit meiner Abreiſe von Königsberg, durch die Zerſtreuungen, in denen ich mich, bewegte, eingeriſſen war, und mein ehrliches Gefühl drängte mich dieſe Kluft auszufüllen und das Verſäumte nachzuholen.

Der Drang zu ſchaffen trieb mich an, mir einen eigenthümlichen Stoff zu wählen, und da war es denn die düſtere Volksſage vom Freiſchützen, mit ihrem einfachen, kräftigwürzigen Waldeshauch, mit der romantiſchen Staffage von Hunden, Hörnern und Jägern, die mich ſogleich anzog und in Anſpruch nahm. In den Stunden der Nacht, im kalten Zimmer, dichtete ich, in meinen ruſſiſchen Reiſepelz gehüllt, ein Trauerſpiel aus dem Mährchen. Ich freute mich daran, wie es ſo ſchön anwuchs unter meinen Händen, und nachdem ich es beendigt hatte, feilte ich daran herum, und als ich genug gefeilt zu haben glaubte, ließ ich es abſchreiben, einbinden und ſah es mit Wohlgefallen vor mir liegen. Ich wußte eigentlich noch gar nicht recht, was ich damit machen wollte; denn vor der Oeffentlichkeit hatte ich eine gewaltige Scheu. Endlich entſchloß ich mich, es Freunden vorzuleſen. Man geſtand der Behandlung Eigenthümlichkeit zu, verſprach ſich Bühnenwirkung davon und verlangte, daß ich das Stück dem Director des breslauer Theaters einreichen ſollte, der damals der Profeſſor Rhode war. Ich that es mit großem Herzklopfen. Rhode, ein feingebildeter Mann, empfing mich wohlwollend und verſprach mein Stück bald zu leſen. Meine Freunde ſprachen ſchon von der Beſetzung; Niemand zweifelte daran, daß es bald aufgeführt werden würde. Allein Wochen vergingen und ich erhielt keine Nachricht; es war mehr die Ungeduld der Andern als meine eigene, welche mich antrieb, Erkundigung einzuziehen. Rhode war wieder ſo freundlich wie das erſte Mal. Im Ganzen lobte er meine Arbeit und bezeugte mir, daß ich Talent habe; allein er tadelte das Einzelne und lehnte die Aufführung beſtimmt ab. Beſonders hob er den tragiſchen Ausgang als von ſchlechter Wirkung hervor. „Was wollen Sie damit bezwecken?“ rief er, „die Leute werden, wenn ſie das ſehen müſſen, ſehr verdrießlich das Haus verlaſſen.“

Und gerade das Abreißen mit der ſchneidenden Diſſonanz hatte ich mir damals als beſonders wirkſam vorgeſtellt und glaubte, daß die Stimmung ſich ſo, noch nach dem Theater, wohlthätig fortſpinnen laſſe, bis zur wehmuthig freundlichen Auflöſung. Ich war freilich, wie ich jetzt lange ſchon weiß, im ſtarken Irrthum befangen. Auch die Beſchwörungsſcene tadelte er, weil ich den nothwendigen und allbekannten Hocuspocus dabei ganz außer Acht gelaſſen hatte. Ich aber ſcheute einer Seits das tolle Zeug, weil ich es abgeſchmackt und unkünſtleriſch fand, anderer Seits aber kannte ich die Bühne zu wenig, um zu wiſſen, daß man ſo etwas einigermaßen auszuführen im Stande wäre. Kind hatte ſich freilich, wie ich ſpäter erfuhr, hierin bühnenkundiger gezeigt; ſeine Wolfsſchlucht trug nicht wenig zum Gelingen ſeines Stückes bei, ebenſo der glückliche Ausgang, und ich mußte dem alten Profeſſor Rhode Recht geben.

Mein Trauerſpiel ſchickte ich aber nach Berlin an den damaligen Generalintendanten, Grafen von Brühl, der mir den Empfang unter günſtigen Verheiſſungen melden ließ; der Brand des Schauſpielhauſes verzehrte jedoch mein Manuſcript, ehe ich etwas mehr darüber hörte, und meine Hoffnung wie mein Muth waren ſo bedeutend indeß geſunken, daß ich keinen neuen Verſuch wagen wollte. Später wurde mein Freiſchütz unter den Bühnenſpielen des Grafen von Rieſch in Wien gedruckt, unter Umſtänden, die ich weiterhin berichten werde.

Dem Freiſchützen folgte ein zweites Trauerſpiel „Gaſton von Foix“, das ebenfalls von dem Grafen von Rieſch ſeinen in Wien erſchienenen Bühnenſpielen einverleibt wurde; dann machte ich mehre Opern, die ich zunächſt meinem Freunde Bierey, damals Kapellmeiſter in Breslau, übergab. Alle dieſe Verſuche waren jedoch mit ſolcher Unkenntniß der Bühne verfaßt, daß ſie nicht angenommen wurden. Dieſe Zurückweiſungen entmuthigten mich jedoch keineswegs;

ich war zu beſcheiden und dabei zu gutmüthig, um irgend etwas Anderes darin zu ſehen, als daß eben Bildung und Talent bei mir unzureichend waren. Mit kleinen Gedichten ging es mir beſſer. Ich ſandte ein Räthſel, deſſen Auflöſung „Jungfrau" war, an den damaligen Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Methuſalem Müller, und hatte die Freude, daß es alsbald abgedruckt wurde. Um jedoch meinen Namen den Recenſenten nicht bloßzugeben, hatte ich mich Kurt Waller unterzeichnet und dieſen Namen behielt ich einige Jahre bei. Der Abendzeitung und dem Geſellſchafter, welche in jener Zeit entſtanden, ſandte ich nun auch Gedichte ein und fand mich von den beiden Redacteuren jener Blätter freundlich bewillkommt und zur fernern Theilnahme aufgefordert.

Von der ergiebigen Ader jener Tage erlaube ich mir hier Einiges mitzutheilen, mehr um meine damaligen Stimmungen und Strebniſſe darzulegen, als um der Poeſien ſelbſt wegen, die weder durch den Gedanken, noch durch die Form ſich im Geringſten hervorthun. Zweihundert Sonnette entſtanden, die ich „meine Heiligen" betitelte und die wirklich der Ausdruck eines Cultus waren, den ich ganz innerlich übte; Lieder ſprangen im Ueberfluß jeden Augenblick hervor. Das Liedchen: „Wie ſoll ich Dich nennen?" wurde ſtehend niedergeſchrieben, als ich eine ſchöne Unbekannte am Fenſter gegenuber ſtricken ſah. Und ſo wurden alle dieſe Kleinigkeiten improviſirt; Alles wurde dem Glücklichen zum Gedichtchen.

Mittlerweile kam das Jahresfeſt der Schlacht bei Belle-Alliance heran und Profeſſor Rhode erfreute mich mit dem Auftrage, das an dieſem Abende übliche Feſtſpiel, welches ſonſt immer Van der Velde beſorgt hatte, zu übernehmen. Das kleine, unbedeutende Spiel wurde, wie es von den

Patrioten des Jahres 1817 nicht anders zu erwarten ſtand, rauſchend beklatſcht, dann in die Zeitung, ſpäter in den Geſellſchafter von Gubitz eingerückt und Kurt Waller konnte mit dem Erfolge zufrieden ſein. Der junge mitſtrebende Holtei, der ſich damals in Berlin befand, ſchrieb mir darüber: „Wie ſchön es ſei, auf ſolche Weiſe in den Zeitungen genannt zu werden.“ Wie ſticht dieſe naive Aeußerung gegen die Anſprüche ab, welche die Beginnenden von Heute machen! Die Folge dieſer erſten Probe meiner Fähigkeit, ſo etwas für den Bedarf leidlich zuzurichten, war der Auftrag, einen Prolog zu verfaſſen, um Goethe's Geburtstag zu feiern. Auch dieſer fiel glänzend aus und eine auserleſene Verſammlung, in der ich Steffens, Raumer, Lobell, Braniß, Schall anweſend wußte, ſpendete mir Beifall. Hiebei ſollte ich jedoch zum erſten Male mit den Aengſten eines Theaterdichters vertraut werden. Mit großer Erwartung hatte ich dem Beginne entgegengeſehen; eine herrliche Symphonie ging voraus und der Vorhang hob ſich langſam. Allein der Redner, Regiſſeur Nagel, fehlte noch; eine lange Pauſe, das Publicum zeigt einige Ungeduld; endlich tritt Herr Nagel auf. Er macht die drei herkömmlichen Verbeugungen; abermals eine Pauſe; er blickt ſorglich nach dem Souffleur; nun fängt er an. Aber, o Himmel! was iſt das? Das ſind ja keine Jamben? Das ſind nicht meine Worte? Kraut und Rüben! Completter Unſinn! Ich ſitze auf Kohlen, ich ſchwitze Blut. Jetzt faßt er ſich; der Souffleur wird hörbar und der Nagel, der bald ein Nagel zu meinem Sarge hätte werden können, kommt in den Fluß der Rede und die Sache nimmt ein glückliches Ende.

„Aber um's Himmelswillen!“ rufe ich ihm zu, wie Alles glücklich zu Ende war, „was machten Sie denn?“

„Denken Sie ſich,“ entgegnet er lachend, „wie ich ins Loch ſehe, ſteckt der Kerl nicht darin. Ich kann nicht anfangen und er kommt nicht. Endlich wie die Leute rumoren, denk' ich: du fängſt an, geh's wie's geht. Es ging freilich nicht ganz gut, allein die Leute merken nicht ſo auf den Anfang und da hat's nichts zu ſagen.“

„Den Teufel merken ſie nicht,“ verſetzte ich, „Sie ſprachen tolles Zeug. Aber was war's denn eigentlich?“

„Der Souffleur hatte das Buch vom Clavigo, der dem Prolog folgt,“ ſagt Nagel kalt, weil ihn mein „tolles Zeug“ ärgerte, „und Ihr Manuſcript lag in der Garderobe, wo er es erſt holen mußte.“

Die Feier des Abends erregte bei den Verehrern Goethe's Enthuſiasmus. Die Vorſtellung des Clavigo ging, bis auf den Beaumarchais, den eben dieſer Herr Nagel ſpielte, trefflich. Seydelmann war Clavigo, Stawinsky Carlos, Demoiſelle Benda Marie, Madame Unzelmann Sophie Guilbert; Herr Fiſcher ihr Mann; Buenco Herr Keller. Seydelmann gab den Clavigo ſchon damals unvergleichlich; das Weiche, Verſchwimmende des Charakters, der Anflug von Gleißnerei gelangen ſeiner jugendlichen Perſönlichkeit vollkommen.

Eines Abends, als ich vor dem Theater in meiner gewöhnlichen Umgebung: Schall, Holtei, Seydelmann, ſo daſtehe, iſt davon die Rede, daß man ein Seitenſtück zur Großmama von Kotzebue, in welcher Rolle gerade Madame Krickeberg aus Berlin auftrat, ſchreiben ſolle, in dem ein Enkel ſich in ſeinen Großpapa verliebe, ohne es zu wiſſen. Der Einfall ergriff mich und am andern Morgen ſitze ich ſchon am Schreibtiſche und in zwei Tagen iſt ein kleines Luſtſpiel fertig, das „Der Großpapa“ heißt. Ich wäre gewiß ſchneller damit zu Stande gekommen, wenn mich nicht eine Emeute geſtört hatte, die gerade, als ich im beſten Arbeiten war, ganz unerwartet in Breslau losbrach.

Mein Luſtſpiel erhielt, nach Schall's Rath, einige Abänderungen, dann durfte ich's Rhode mittheilen. Wochen, Monate vergingen, ohne eine Antwort zu erhalten; plötzlich kommt mir durch den Regiſſeur die Kunde, daß es angenommen ſei und bald gegeben werden ſolle. Sogleich ſuche ich meinen väterlich geſinnten Freund Schall auf, um ihm die Freudenbotſchaft mitzutheilen. Er umarmt mich mit Thränen in den Augen und wünſcht mir Glück. Noch einige Wochen und es wird gegeben. Schmelka holt mich ab, um mich in die Probe zu führen. Ich bin außer mir vor Freude, wie ich wahrnehme, was die wackern Schauſpieler aus meinem Stücke machen, welche feinen Schattirungen die Einen, welche poſſenhafte Scherze die Andern beimiſchen, um hier eine Länge zu vertilgen, dort eines zu ſchroffen Uebergang zu vermitteln. Das Theater war ſehr voll; ich befand mich mit einigen Freunden in einer Loge. Der Beifall war rauſchend; die Mitſpielenden wurden gerufen; die Studenten, die von ihrem jungen Ebenbild auf der Bühne, das Madame Unzelmann trefflich gab, ganz bezaubert ſind, ſpenden einen überſchwenglichen Applaus und ich gehe triumphirend, von allen meinen Freunden beglückwünſcht, nach Hauſe. Den Großpapa ließ Holtei in ſeinem Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele abdrucken.

Jetzt unternahm ich die Herausgabe einer kleinen Wochenſchrift, unter dem Titel: „Der Breslauer Geſellſchafter“, wobei mich beſonders mein Freund Holtei unterſtützte. Von dieſem Blatte erſchienen drei Quartale, dann bekam ich die Sache ſatt; meine Verhältniſſe hatten ſich unfreundlich geſtaltet; es gab einige Widerwärtigkeiten mit meinen Verwandten, auch mein Herz hatte eine ſchmerzliche Verwundung erlitten und ſo beſchloß ich Breslau zu verlaſſen, um mich nach Wien zu wenden. Dort wollte ich den längſt gehegten Wunſch, zum Theater zu gehen, in Ausführung bringen.

In Wien jedoch fand ich ſo viele angenehme Berührungspunkte außer dem Theater, daß ich es einſtweilen vorzog, meine Zeit mit Dichten und Studien mancherlei Art hinzubringen und die Schauſpielkunſt für den Augenblick noch bei Seite liegen zu laſſen.

Verſuche in Verſen.

I.

Meine Heiligen.

Weihe.

Ich gehe Abends durch den Hain,
Rings überglänzt von Sonnenſchein,
Die Strahlen zucken auf im Weſt,
Der Wind die Wipfel ruhen läßt.
Der Thau ſenkt ſich hernieder klar,
Und Alles fromm und ruhig war.
Die Lilje und die Nachtviol'
Mich laben, wenn ich Athem hol'.
Das Grillchen in dem Graſe zirpt,
Ein Flötenton im Laube ſtirbt.
Das Auge feucht, die Bruſt ſo heiß,
Ich ſchweife von des Weges Gleis.

Vertiefe recht mich in den Wald,
Die grüne Nacht umfängt mich bald.
Dort bei dem Kies der klare Quell,
Wie ſpringt er luſtig, rein und hell!
Hier werf ich mich ins Gras hinein
Und denke ganz allein zu ſein.
Und was den Buſen ſehnend ſchwoll,
Was trieb das Aug' von Thränen voll,
Das macht in Tönen ſich nun Luft
Und ſtrömet auf in Glanz und Duft.
O überſeliges Gefühl!
O fänd ich hier der Reiſe Ziel! — —
Doch welch ein Tönen ſchallt zu mir?
Ha welche Feie thronet hier? —
Der Eichen graubemooſte Reih'n
Ziehn ſich zurück, dem lichten Schein,
Der aus des Waldes Dunkel bricht,
Den Weg zu ſperren fürder nicht.
Da tritt — die Krone aufgeſetzt —
Ein Weib zu mir, das mich ergötzt
Durch ſeiner Schönheit Allgewalt,
Die ausſtrömt von der Lichtgeſtalt.
Ich bete an, ich ſinke hin,
Doch iſt das nicht nach ihrem Sinn.
Sie ſpricht: „Du ſollſt beglücket ſein,
Ich will Dich hier zum Prieſter weihn.
Ich bin die Poeſie, mein Sohn!
Spend' ſüße Gabe Dir als Lohn.“
Und da ihr Scepter mich berührt,
Ich in den Himmel ward geführt,
Und was mein ſelig Auge ſah —
Was mich umgab, ſo fern als nah,

Das klang ich nach mit Lautenton
An ihrem hocherhabnen Thron.
Und wie's nun ſchwand, das holde Bild,
Doch ewig mich ſein Glanz erfüllt.
Und von des Traumes Lieblichkeit
Träum' ich und ſing' ich allezeit.

Zueignung.

Dieſe Kränze, ſüßes Leben,
Die den Großen ich gewunden,
Die des armen Lebens Stunden
Mir mit höherm Reiz umgeben,
Weih' ich Dir mit leiſem Beben.

Mögen ſie Dir denn gefallen,
Die in meinem Herzen brennen,
Doch vor Allen Dich zu nennen,
Mit der Liebe ſüßem Lallen,
Würde gar zu lieblich ſchallen!

Doch die Veilchen blühn verborgen,
Wag' es Keiner ſie zu ziehen
Aus dem Winkel, wo ſie blühen,
An den glanzerfüllten Morgen;
Blüh' für mich, wenngleich verborgen!

Kalidaſa

Des Ganges Wohlgeruche mich umfließen;
Sakontala und Pryamwada ſchweben,
Aus Pflanzenduft gewoben iſt ihr Leben,
Der Schönheit ſinkt des Königs Macht zu Füßen!

So darf ich Euch Geheimnißvolle grußen,
Und ſchauen in das matterhellte Weben,
Womit Ihr Euer Heiligſtes umgeben,
Das Zaubernetz darf mir ſich auch erſchließen.

Ich ſchaue bei dem Glanz der milden Sterne,
Im Nebel tanzen duft'ge Lichtgeſtalten,
Und ſchöne Blumen ihren Kelch entfalten.

Doch immer näher rucket mir die Ferne;
Sie wird zu Glanz, und wirkend in das Leben,
Seh' ich die hohen Formen herrlich ſchweben.

Oſſian.

Das Meer erbrauſt an ſchroffen Felsgeſtaden,
Den Himmel decken grauſe Wolkenbilder,
Darin erglänzen hoher Helden Schilder,
Drauf alte Kön'ge ſich in Wonne baden.

Es irrt ein alter Bard' auf wilden Pfaden,
Die Harf' ertönt, nicht wehn die Lüfte milder,
Sie wühlen ihm in Kopf und Barthaar; wilder
Muß ſeiner Seele Schmerz ſich nun entladen.

Da ſtrömen Melodien auf zum Himmel,
Doch weil die Sonne fehlet ihrem Sänger,
Ergießet drüber ſich ein ſelt'ner Schimmer.

Bald rauſcht die Telyn hin, in Schlachtgetümmel,
Bald werden ihre Töne wieder bänger;
Das Ganze ſtarrt hinauf wie Felſentrümmer.

Herodot.

Mit Fleiß und Eifer willſt Du uns berichten,
Was in der grauen Zeit vor Dir geſchah,
Was auf dem weiten Weg' Dein Auge ſah,
Von Völkern und von Kriegen die Geſchichten.

Niemand vermag's, von Fabel Wahrheit ſichten.
Das Fernſte bringſt Du unſern Augen nah',
Und neu belebt ſteht Todtes vor uns da,
Denn Du verſtehſt die Nebel uns zu lichten.

Und treulich gibt Dein ſagenreicher Mund
Uns das Gehörte lieblich tönend kund,
In ſchlichter Einfalt, doch großartig prangend.

Und wie die Kinder an der Ammen Mund,
So horchen wir den Sagen, ſchön und bunt,
Aufmerkſam zu, an Deinem Munde hangend.

Columbus.

Du kühner Wager! Unbeſchiffte Meere
Lockten Dich fort, Du ſteuerteſt gen Weſten;
Umthürmet ſahſt Du Dich von naſſen Veſten,
Und fremde drohten Dir, wie eigne Speere.

Doch heldenkühn ſtandſt Allen Du zur Wehre;
Durch Hohn gekränkt, verlaſſen von den Beſten,
Die Locken — die von Wegen ganz durchnäßten,
Schüttelſt Du nie bedenklich: daß man kehre.

Da man nun ſah das Land (der Zwietracht Samen),
Da Du in Ketten büßteſt, ſelbſt den Namen
Dem Lande gaben, welche nach Dir kamen;

Erhob ſich Jeder keck von ſeinem Sitze
Und ſtellte dreiſt das Ei hin auf die Spitze:
Das iſt ein ew'ges Bild vom Menſchenwitze!

Petrarch.

Wo zwiſchen Grotten, weinenden Gebüſchen,
Wie ein Kryſtall die Quelle ſich entwindet,
Dort hat ſein Herz in Tönen es verkündet,
Daß Liebesflammen Thränen nicht verwiſchen.

Drum ließ er ſie ſich mit der Quelle miſchen,
Und was der Gott in ihm ſo ſchön entzündet,
Hat er zu einem Perlenkranz gegründet,
Die liebewunden Buſen zu erfriſchen.

Im Leben wie im Tode treu ergeben,
Ihr, die dem ſeinen gab das rechte Leben,
O Nachtigall der ſüßen Nymph' Vaucluſe! —

Der holde Sänger hörte auf zu klagen,
Da Engelchöre ihn hinaufgetragen,
Zu ſeiner Laura hin, im Paradieſe.

Gluck.

Melpomene, Euterpe Dich zu kränzen,
Verließen des Olymps erhabne Sphäre,
Da hingedrungen waren Deine Chöre,
Kühn überſchreitend hergebrachte Grenzen!

Armide duftet ganz in Zauberlenzen;
Wer weinte Iphigenien keine Zähre?
Alceſte, Orpheus ſtrahlen Ruhm und Ehre:
So groß im Liede, wie im Furientänzen!

Ein Deutſcher Du, ſoll deutſche Zung' Dich feiern!
Wenn Du gleich hinzogſt in das fremde Land,
Wo früher man nur hörte fades Leiern.

Der Töne Macht aus ſüßlich niederm Tand
Erhebeſt Du zu ew'gen Meiſterwerken,
Die Sinn und Herz dem frommen Jünger ſtärken.

Raphael.

In Jünglingsfülle ſchwebt' der Engel nieder
Und lebte ſeinen Mai auf dieſer Erde,
Da bildete ſein Schöpfungswort: es werde!
Das Höchſte, und wir ſanken ſtaunend nieder.

Jahrtauſende vergehn, nicht kehrt er wieder,
Der ſeinen Herrn und Meiſter fromm verklärte,
Der Große, den hienieden man verehrte,
Dem droben ſchallen ew'ge Freudenlieder.

Da er nun eingezogen war zur Wonnen,
Ließ er uns ſeine hohen Werke ſtrahlen,
Die Götterſpur von ſeinem Erdenleben.

Gleich feurig, wie am Horizont die Sonnen
Mit Glut und Purpur ihre Bahnen malen,
So leuchtet fort, was er uns hat gegeben.

Jeanne d'Arc.

Im kühlen Schatten einer hohen Eiche
Entſchlief die Jungfrau in der Jugend Schöne;
Da hörte ſie die wunderbarſten Töne,
Und aufgethan ſind ihr die Himmelreiche.

Die Himmelsjungfrau naht, ſie ruft: „Entweiche
Von Deiner Heerde, führe meine Söhne,
Befreie Rheims und Deinen König kröne,
Und wenn Du dies gethan, wirſt Du zur Leiche.“ —

Sie ſtarb den Martertod in Glut und Flammen,
Doch als der Aſchenhaufen ſinkt zuſammen,
Schwebt ſie empor zu ew'gem Licht und Klarheit.

Dem Gott die Bruſt erfüllt, die Flammen kühlen,
Sie können Gluten nimmermehr durchwühlen,
Sie löſchen aus vor jener großen Wahrheit.

Camoens

Unſtät auf wildem Meer, in fremdem Lande,
Dem Hunger oft, dem Elend preisgegeben,
Seh' ich ein hohes, edles Sängerleben,
Dem Land', das es gebar, zur ew'gen Schande;

Doch Engel ſeh' ich zu ihm niederſchweben,
In einer Grott', am fernen rauhen Strande,
Erquicklich ihn, an der Verzweiflung Rande,
Empor zu einer lichten Glorie heben.

Der Hohn, der Druck, die Schmach, die ihm geworden,
Trägt er mit Ehre gleich wie einen Orden,
Und ſchwebt — ein Märtyrer, nach andern Sphären.

Er ſingt ein hohes Lied dem Vaterlande,
Das ihn — ſein edles Kind — ſo ſchnöd verbannte;
Doch ſpäte Zeit wird ihn einſt preiſend ehren. —

Michel Angelo Buonaroti.

Ha, welch ein Geiſt! in rieſigem Vereine
So vieler Künſte Allgewalt verbunden;
Des Menſchenlebens karggezählte Stunden
Sind nicht gnug es zu lernen, wie ich meine.

Seht hin, auf dem Gericht die nackten Beine,
Die kaum dem kalten Grabe ſich entwunden;
Nun in der Hölle Glut, von Satans Hunden
Zerfleiſcht, bei greller Lohe lichtem Scheine.

Man ſtarrt und ſchaudert; welche große Wahrheit!
Nur Teufel oder Gott konnt' es erſchaffen;
Doch für das Letzte zeugt der Seel'ren Klarheit.

Ein Pantheon in der Luft als kühne Wette,
War ſein Gedanke; den verbannten Affen. —
Gleich kühn und glühend haucht er hin Sonnette.

Mozart.

Der hat es mit der Seele nur zu ſchaffen;
Nur dem die Seele fehlt, kann nicht verſtehn,
Was Mozart haucht, wie leiſes Windeswehn,
Was er hindonnert mit der Hölle Klaffen.

Wohin er Pfeile ſandte — alle trafen
Tief ins Gemüth — die Flammenräder drehn
Vernichtend ſich beim wilden Feſtgetön,
Da kommt's Gericht, den Frevel zu beſtrafen.

Was er der Liebe ſang, wird ewig tönen,
So lang der Himmelsfunke glimmt hienieden,
So innig hat ſie Keiner noch empfunden.

Sein Feuergeiſt rang herrlich nach dem Schönen,
Bis daß gelangt zum ew'gen Himmelsfrieden,
Sein Ideal er droben hat gefunden.

Calderon.

In Glanz getaucht, von Düften ganz umwoben,
So ſtrahlet er wie glühnde Abendlichter,
Hoch über Alle weg, ein Fürſt der Dichter,
Den wol kein ſterblich Wort genug kann loben.

Caſtilier war der Herr von zweien Globen,
Für Unbill jeder Art der ſtrengſte Richter,
Für Glauben, Ehre, Dame, dafür ficht er;
Drum hat dies Alles Calderon erhoben.

Wie ſinnreich, wie gewandt, wie fein im Scherzen,
Wie tragiſch tiefergreifend alle Herzen,
Wie glanzumfloſſen von poet'ſchen Kerzen.

So muß die Poeſie erblühn am Strande,
Den noch die Sonne küßt, eh' ſie verbannte
Die ſchwarze Nacht nach einem andern Lande.

Goethe.

In kühnem Wuchs ein Pomeranzenbaum,
Die Wurzeln ſchlagend in der Griechen Lande,
Die Blütenüberhänge weit ausſandte
Der Wipfel, ſtreifend an der Wolken Saum.

Mit Schatten überduftend groſen Raum,
Und immer kühner treibend: keine Bande
Ihn haltend mehr; verlaſſend das Verwandte,
So ſteht er da, die Augen folgen kaum.

Sein ſüßer Duft will labend uns umfangen,
Und aus den Zweigen Lieder uns erklangen,
Erweckend in uns Bangen und Verlangen.

Von alten Mähren und von fremden Weiſen
Hört man ſich dort gar wunderſam umkreiſen;
Doch all das Herrliche, wer könnt' es preiſen?

Luiſe

Hinab das goldne Band, die ſtolze Krone,
Viel ſchöner ziert die Dornenkrone ſie:
Der ihr den ſanften Duldermuth verlieh,
Hat aufgeſparet ſie zu höherm Lohne;

Da abgeſagt der Erde niedern Frohne,
Und abgeſtreift des Lebens Leib und Müh',
Sie zu dem ew'gen Lichte rein gedieh,
Hinaufgezogen zu des Vaters Throne. —

Sie ſchwebte hoch im lichten Sternenkranze,
Als unten buhlte Tod im Waffentanze, —
Und ſtrömte Segen auf ihr Volk herab.

So war und wird ſie ſein im echten Sinne
Des treuen Volkes wahre Königinne,
Und Oel und Lorbeer ſprießt aus ihrem Grab.

Händel.

Wie nenn' ich Den, der mit Gigantenmacht
Des Himmels Feuer zog zu uns hernieder
Und keck verhöhnte Jupiter's Gefieder?
Prometheus hat das kühne Werk vollbracht. —

So hat auch Er in Gluthen angefacht
Erhabne Fugen — Himmelfeierlieder!
Es tönen dieſe Harmonien wieder,
Wenn an dem jüngſten Tag das Weltall kracht.

Welch mächt'ger Hymnus! Lenker aller Seelen!
Man fragt erſtaunend: ſind das Menſchenkehlen?
Und wähnt, der Welten Richter ſei uns nah'! —

Man glaubt, daß Engelchöre hehr erſchallen,
Daß ſich eröffnen uns des Himmels Hallen,
Zu tönen mächtig groß: Hallelujah! —

Jean Paul.

Die Eiſesdecke bricht, ſchon blüht der Maien,
Da wälzt der Fluß ſich heulend durch die Auen,
Bringt überall hin der Verwüſtung Grauen,
Und Ungewitter an dem Himmel dräuen.

Doch will das Schauſpiel grauſend ſchon erfreuen
Der Menſchen Habe iſt zerſtreut zu ſchauen.
Hier Kinderwiegen, dort der Putz der Frauen,
Und weiße Flocken ſieht man niederſchneien.

Und an dem Ufer watſcheln und ſich neigen
Zu Komplimenten ſieht man viele Leute;
Die Schollen wogen fort, die Stürme ſchweigen

Und freundlich öffnet ſich die blaue Weite,
Und Sternlein blinken, Mondlicht fließt hernieder,
Und Nachtigallen regen ihr Gefieder.

Gretry.

Du ſüßer Mund ſo ſeelenvoller Lieder,
Du goldner Born, ſo harmonienvoll,
Ach! wie bei dir das Herz mir ſehnend ſchwoll,
Emporgetragen auf des Tons Gefieder.

Wie ſangſt Du uns ſo heldenſtark und bieder
Den Löwenherz; wie ſo entſetzlich quoll
Aus Deiner Bruſt des Blaubarts finſtrer Groll,
Zemirens Luſt und Azor's Liebe wieder.

Nur Wohllaut athmeſt, nur Gefühl biſt Du!
Du greiſer Sänger, Himmelfried' und Ruh'
Mag Dich in wonn'gen Chören nun umfangen.

Und wie hienieden ſie den Lorbeer ſchlangen
Um Deine Schläf', ſo ziert für ew'ge Zeit,
Dich hoch der Sternenkranz: Unſterblichkeit!

Philipp Hackert.

Welch holder Schmelz! In jenen Luſtgehegen,
Wo ſich in tiefres Blau die Lüfte malen,
Wo Gold und Grün aus duft'gen Büſchen prahlen,
Wo ſchönres Leben wogt auf allen Wegen;

Wo hohe Baukunſt wölbet kühnre Bogen,
Wo Feuergluten von dem Berge ſtrahlen
Und Kunſtgebilde von den Piedeſtalen
Herniederſchaun, als wollten ſie ſich regen;

Dort zog's Dich an. Ein Prieſter heil'ger Hallen,
Sah man Dich hin zum hehren Tempel wallen
Und opfern an dem Altar der Natur.

Da ſchufſt Du ſie noch einmal! denn ein Stehlen,
Kein **Malen iſt's**; nur Leben ſah ich fehlen,
Dies Einz'ge, der durch Dich geſchaffnen Flur.

Schiller.

Gediegne Worte ließeſt Du uns hören,
Und majeſtätiſch ſcholl Dein hoher Sang,
Der nach den höchſten Idealen rang,
Und ach! zu früh zum Urquell mußte kehren.

Du warſt ein Mann, dies zeigen Deine Lehren,
Das zeigt der mächtig große Freiheitsdrang,
Der hin Dich trieb zu Deinem Rieſengang,
Dem kein tyranniſch Machtwort konnte wehren.

So ſtrebteſt Du empor auf goldnen Bahnen
Und wurdeſt reiner, wurdeſt klarer immer,
Doch Deine Größe ließeſt Du nur ahnen;

Denn alle Glanzpaläſte überglänzen
(Die Du gebaut) die rieſenmäß'gen Trümmer,
Demetrius' geziert mit ew'gen Kränzen.

Albrecht Dürer

Verblendete, die Ihr vermeint, ein bleich Geſicht,
Ein Heil'genſchein von Gold, wie Bänderſchnitze, Falten.
Ein dürrer Arm, ein Bein, das Lachen kaum zu halten,
Sei unſers Meiſters Werk! Dahinter ſucht es nicht!

In Nürnberg auf der Burg, da ſchaut das hohe Licht!
Wie es in Majeſtät will unſerm Blick entfalten
Evangeliſten Vier mit inn'gem, ſtarkem Walten;
Nichts war wol jemals groß, das ſeiner Kunſt gebricht.

Wohl kannt' er ſeine Kunſt, doch nicht des Künſtlers Werth;
Und einfach lebte er und ſtill an ſeinem Herd,
Doch ehrte ihn die Stadt, der Kaiſer hoch und hehr.

Und Max der Kaiſer gab dem größten deutſchen Maler
Für ſeinen Conterfei nur dreißig ſchnöde Thaler;
Ein Zerrbild koſtet heut wol einem Stutzer mehr.

Homer.

Wer ſitzet unter jenem Lorbeerbaume *),
Deß' Blätter ſeine hohe Stirne ſchmücken?
Er ſingt begeiſtert; alle Hörer blicken
Hinan zu ihm, der daſitzt wie im Traume.

Die Haare an der Stirne fernſtem Saume
Seh ich umſchlingend eine Binde ſchmücken;
Des frommen Prieſters Antlitz ſtrahlt Entzücken,
Doch fehlt der Augenſtern dem leeren Raume.

Das iſt Homer, der hohe ernſte Seher!
Deß' Lied erſchallt, bis daß die Welten enden,
Und ſeine Griechen ſind's, die ihn verehren.

Der Götter lichte Strahlen zu entbehren,
Iſt hart. — doch wenn ſie ſolche Blindheit ſenden,
So iſt man in der Nacht dem Lichte näher.

---

*) Nach einem bekannten radirten Blatte.

Cervantes.

Wie eine Blume hold in Frühlingspracht
Die duſt'gen Kronen uns zur Wonne ſpendet
Und ihre Kelche hin zur Sonne wendet,
Gleich ſinnergötzend durch die Doppelmacht;

Und ebenſo hin in der Erde Nacht
Die zarten Zweigelein vertrauend ſendet,
Dort Leben helt, wo alles Leben endet,
Ausbreitend Liebesarme in dem Schacht;

So hat auch Er, umfaſſend Tief' und Höhen,
Uns in romantiſches Gewand gekleidet,
Das regſte Bild, ſo reich, doch nie erreicht.

Wir ſehen um uns die Geſtalten drehen,
Rings Zauberduſt, an dem der Sinn ſich weidet,
Bald lachen wir, bald ſind wir tief erweicht.

Tieck

Ein neues Leben will er uns entfalten,
Er läßt uns ſchaun in einen mag'ſchen Spiegel,
Der Phantaſie eröffnet er die Riegel
Und nun beginnt ihr wundervolles Walten.

Nun geht es fort! — Da iſt nicht mehr zu halten!
Begeiſtert hebt Romanze ſich im Bügel,
Durch Flüſſe geht es, über Thal und Hügel,
Und jubelnd folgen allerlei Geſtalten:

Da kommen Jäger bei der Hörner Klange,
Dort Schäfer bei anmuthigem Geſange,
Dann Könige und Rüpel angezogen;

Und in das Reich der ſchönſten Poeſieen
Vergönnt er uns mit ſeinem Troß zu ziehen;
Welch bunt Gemiſche! Welch ein zaub'riſch Wogen!

Johannes Ewald.

Nicht genährt in jenen Zauberhainen,
Wo zum Lenz ſich ew'ge Düſte gatten,
Wurdeſt Du bei trüber Sterne Scheinen
Auf des Nordens herbſtlich grünen Matten

Sangeſt dort des großen Balder's Thaten,
Nordlands Held geehret von den Deinen,
Und die Götter ſelber ſich Dir nahten,
Und ſie gaben Dir die Weih' der Reinen.

Dichter biſt Du Deines Volks geworden,
Und Dein Volk wird ſtets Dich alſo nennen,
Und in Lieb' und Ehrfurcht für Dich brennen.

Andre prangen keck mit zier'gen Worten
Mit Legionen ſtolzer Dichterwerke;
Dein's lebt ewig fort, ein Kind der Stärke

Correggio.

Idylliſch lebteſt Du bei Deinen Lieben;
Du warſt nicht arm; Du ſchufeſt eine Nacht!
Haſt viele andere Werke noch vollbracht;
Viel iſt zerſtört, doch viel iſt uns geblieben.

Nur Anmuth überall! Nichts will betrüben;
Aus allen Bildern Wonn' und Ruhe lacht;
Selbſt ob der Büßenden ein Engel wacht,
Hat einen Troſtſpruch ihr ins Buch geſchrieben.

Ein Wundernetz von Schatten und von Lichtern,
Unwiderſtehlich reißt es Alle hin,
Umgebend glorreich ſelbſt der Himmel Thore!

Ein ſanfter Strahl entſtrömet den Geſichtern;
Du hatteſt recht, da im prophet'ſchen Sinn
Du laut ausriefſt: anch' io son pittore!

Leonardo da Vinci.

Ein weiſer Meiſter zeigt ſich unſern Blicken;
Ein langer Bart fließt auf den Gürtel nieder,
Es ſenken ſich die langen Augenlider,
Als wollten ſie den Blick zur Tiefe ſchicken.

Ihm war's nicht recht, zu hinken nur auf Krücken,
Er ſtreckte weit des Genius Gefieder.
Zu ſtolz, um nur zu ſchwanken hin und wieder,
Erfand er Regeln, füllend ſo die Lücken,

Die in der Jünger Wiſſen noch beſtanden;
Und lehrte Tiefe flacher Leinwand geben,
Und der Entfernung richtiges Ermeſſen.

Drum wird man ſeinen Namen nicht vergeſſen,
Es wird ſein Ruhm auf zu den Sternen ſchweben,
Wenn nirgend mehr wir ſeine Werke fanden.

II.

Räthſel.

1.

Zart geſtaltet, lieblich anzuſchauen,
Und doch hehr vom Himmelsglanz umwallt,
Ein Geſchöpf aus Paradieſes Auen,
So erſcheint Dir meine Lichtgeſtalt;
Bild der reinen unbefangnen Jugend,
Zieret mich der Anmu[illegible] holder Kranz,
Zieren mich die Kränze jeder Tugend
In der Tage flücht'gem Wellentanz.

Wenn Du mich erblickſt, ſo hebt der Buſen
Pochend ſich, zur Edelthat entflammt,
Und beſitzeſt Du die Gunſt der Muſen,
Singſt Du mir, was zart daraus entſtammt,
Singeſt mir die zarteſten der Klagen,
Dafür ſpend' ich Dir den ſchönſten Sold,
Und wie ach! in dieſen Blütentagen
Scheinet nimmer Dir die Sonne hold.

Und das reine Feuer, das ich wahre,
Und der ſchöne Kranz, der mich geziert,
Jenes liſcht — und dieſer Schmuck der Haare
Welkt dahin, wenn Du mich heimgeführt.

Alles, was ich jemals wol verloren,
Kann mir wiedergeben das Geſchick,
Doch im ew'gen Wechſeltanz der Horen,
Lächelt nie mir wieder dieſes Glück!

2.

Hoch mein Haupt ragt über Ungewittern,
Und tief unter mir der Menſchen Sitz,
Nichts auf Erden macht mich je wol zittern,
Und zu meinen Füßen ruht der Blitz.
Selten iſt es dir, o Menſch! gelungen,
Mein Geſicht zu ſchaun mit keckem Muth,
Ob du lange gleich und viel gerungen,
Denn auf mir des Himmels Wölbung ruht.

Ein Juwel bin ich im Steingeſchmeide,
Seltner Art und doch auch grauſend ſchön,
Kleider zier' ich nicht von Gold und Seide,
Ewig ſehen mich die Menſchen ſtehn.
Thränenfluten aus mir niederquillen,
Weiß ſchmückt ewig ſich mein hohes Haupt,
Und auch manchmal nach des Ew'gen Willen
Iſt Euch zu begraben mir erlaubt.

3.

Zwölf Geſchwiſter ſind wir, luſt'ge Weſen,
Durch Dich ſind wir erſt dem Nichts entſtammt,
Führen Dich zum Guten, wie zum Böſen,
Wenn Dir unſer Bild gebietend flammt.
Iſt Dir gleich die Zukunft ſtets verſchloſſen,
Kann Dein Blick den Schleier nicht durchſpähn,
Biſt Du meiner lichten Macht entſproſſen,
Kannſt Du ſicher durch das Leben gehn.

Einen Gürtel zier' ich als Geſchmeide
Seltner Art, nie haſt Du ihn geſehn,
Bei dem Werden ſchenke ich Dir Freude,
Doch im Augenblick kann ich mich drehn,
Und der Bruder, wüthend, bringt Verderben
Dir und Schmach mit böſer Höllenliſt!
Frühe mußt in Qual und Wuth Du ſterben,
Wenn Dein Leben ihm verfallen iſt.

4.

Mutter, nie empfandet Ihr die Schmerzen,
Nie empfandet Ihr die Erdenluſt!
Andachtsvoll beim Glanz von tauſend Kerzen,
Flehend hebt zu mir ſich Eure Bruſt.
Ob ich Thränen ohne Zahl vergoſſen,
Neidet Jeder wol mein hohes Loos,
Denn durch mich ward Euch das Heil erſchloſſen,
Denn der Reinſte kam aus meinem Schooß.

Wo ich einſt gehauſt mit ſtillem Walten,
Ewig heilig iſt für mich der Ort;
Der Barbarenhände rohem Schalten
Rückten Himmelsſcharen ſelbſt ihn fort.
Und nun prangt er heller als die Sonne,
Hochbegabt mit Wundern aller Art,
Spendet er für Elend Himmelswonne,
Himmelstroſt auf ſchwerer Pilgerfahrt!

* * *

So bin ich Dir nun das Bild der Wonne,
Bild der Schmerzen, Bild der Majeſtät,
Bild der Ewigkeit gleich Deiner Sonne,
Bild der Nacht, da Schauer mich umweht;
Ein Juwel und droh' Dir doch Verderben,
Sage mir nun, wie und was ich bin,
Näher bin ich dann ſchon meinem Sterben,
Wenn die erſte Sylbe ſchwand dahin.

Drei Räthſel zur Turandot *).

Feuer — Demant — Meer.

I.

Du find'ſt mich überall, wo Leben weilet,
Ich thron' im Mittelpunkt der Welt;
Vor meiner Macht die Felſenwand ſich theilet,
Und Rieſengröße leicht zerſchellt.

Ich leuchte dir aus eines Mädchens Blicken,
Wenn liebevoll zu Dir ihr Buſen wallt,
Auch darf der Held mich nimmermehr erſticken,
Wenn ſeinem Ohr der Kampfesruf erſchallt.

Was zieht Dich zu der Väterwohnung Schwelle?
Ich bin's, und gaſtlich lad' ich ein;
Ich bin der ſtillen Freuden Zeug' und Quelle;
Nichts — wahrlich — iſt wie ich ſo rein.

Und auf der Berge Spitzen, eisgekrönet,
Erſcheine ich als furchtbar ſchöne Zier;
Nie hab' ich mich mit meinem Feind verſöhnet,
Stets Flucht und Kampf; oft unterliegt er mir.

---

*) Die oftmalige Aufführung der Turandot zu Breslau machte für die Darſteller einen Wechſel wünſchenswerth und ich erlaubte mir Schiller's herrliche Parabeln durch dieſe unbedeutenden Verſe zu erſetzen, welche blos durch ihre Neuheit Nachſicht erhielten.

2.

In Nacht erzeugt, in einem Grab geboren,
Ein König unter Allen meines Gleichen,
Lieg' lang und einſam ich, gleich wie verloren,
Und könnte thronen in den weitſten Reichen.

Dem Waſſertropfen gleich, der zarten Thräne,
Grüß' ich viel mächt'ge Rieſen als Verwandte;
Und blüh' — ein Zwerg — in ſteter Jugendſchöne,
Nach mir man alles Herrliche benannte.

Ich nur bezwing mich ſelbſt, ſo lang ich lebe;
Doch nach dem Tod' verflieg' ich in den Lüften,
Und auf zum Himmel ich geläutert ſchwebe,
Der ich geboren ward in finſtern Grüften.

3.

Ich deck' ein ew'ges Leben,
Ich deck' ein ew'ges Grab,
Das All, von mir umgeben,
Sehnt ſich zu mir herab.

In meinem klaren Spiegel
Mahlt ſich die ganze Welt,
Mich bannt nicht Schloß noch Riegel,
Nichts iſt, das auf mich hält.

Ich woge auf und nieder,
Vom leiſen Genien-Chor
Ertönen ſuße Lieder,
Bezaubernd jeglich Ohr.

Ich bin Dir eine Brücke
Zu Gold und zu Gewinn;
Oft leit' ich Dich zum Glücke,
Oft auch zum Unglück hin.

Im Zorn gleicht meine Stimme,
Nun wol erräthſt Du's gleich,
Dem Leun in ſeinem Grimme,
Wol auch zehn Leun zugleich.

Sylben-Räthſel.

Die zwei Erſten

Ein gaukelnd Völkchen in den Lüften ſchwebend,
Zum Necken ſtets bereit, zum Helfen ſelten —
Jetzt nur noch in den Dichterköpfchen lebend,
Sah man vor Zeiten uns gar Vieles gelten.
Auch ſind wir einem König unterthänig,
Doch wie das Völkchen, ſo iſt auch der König.

Die Letzte

Bei jedem Menſchen wirſt Du ſtets mich finden,
Von Holz liebſt Du mich nicht, doch ſetzeſt Du
Zu meinem Namen einen Fiſch dazu,
So kann ich ſteifen und auch wol gar runden;
Und willſt Du dann kaum merklich etwas ändern,
So haſt Du gleich Germaniens Stolz.
Der Leben hauchte hin auf Holz
Und deſſen Ruhm drang bis zu fernen Ländern.
Doch nimmſt den Fiſch Du weg und ſetzeſt dann
'ne heil'ge Zahl dazu — ſo findet ſich
Ein alter abgelebter Mann —
Den man — obgleich er fürchterlich
Erſcheint — Gevatter nennt und doch nicht leiden kann.
Ruinen gleich, ſieht man ihn oftmals ragen
In unſern hellen aufgeklärten Tagen.

Das Ganze.

Von Brüdern ſtammen wir, die ſtets entbrannt,
Als grimme Waffen Schaden anzurichten;
Und Alles könnte ihre Wuth vernichten,
Wenn ſie die Klugheit nicht regierte, wie bekannt.
Auch nach dem Tode dien' ich Dir als Kohlen,
Und prange Dir im Mund, laß nur den Zahnarzt holen.

Elfenbein.

Sylben-Räthſel.

Erſtes Sylbenpaar

Im Kranz der Liebe darf ich nimmer fehlen,
Ich geb' ihm erſt die zarteſte Bedeutung;
Doch muß ich unter eines Arztes Leitung
Gar oft durch Schmerzen den Beſitzer quälen.
Einſt füllte ich, ein grauſer Krieg, die Zeitung —
Ich Zarte, mußt' dem Kampfe mich vermählen;
Ich laſſe mich zum Schiffsvolk' gerne zählen
Und diene ihm als nützliche Begleitung.
Du trägſt auch meinen Namen, hold Geſchöpfe!
Der lieblichſten der Blumen zu vergleichen.

Zweites Sylbenpaar

Mit Vielen von denſelben kann erreichen
Des Klügſten Ruf der kläglichſte der Tröpfe.
Auch zeigen ſie ſich muthig auf dem Meere
Doch treibt ſie nur Gewinn und nimmer Ehre.

Das Ganze

Was iſt das Ganze nun? — Such' mir's zu deuten;
Gar Vieles ſagt' ich Dir von ſeinen Theilen,
Es nennet einen Zirkel Dir von Leuten,
Die ewig nur im myſt'ſchen Dunkel weilen,
Sich dort der Weisheit — wie ſie ſagten — freuten
Und alle Welt von Schwächen wollten heilen;
Das große Werk iſt ihnen nicht gelungen,
Sie ſchwanden hin; — ihr Name iſt verklungen.

Roſenkreuzer.

III.

Liedchen.

Wie ſoll ich Dich nennen,
Du liebliches Kind!
Das täglich am Fenſter
Ein Netz für mich ſpinnt?

Es wickelt die Fäden
Mit emſigem Sinn,
Doch über die Gaſſe
Ziehn ſie zu mir hin

Und ziehen und zerren
Nicht mich, nur mein Herz,
Das hat nun die Schelmin,
Und mich drückt der Schmerz.

Behalte mein Herz denn,
Doch blicke nach mir,
So ziehn mich die Blicke
Hinüber zu Dir!

Seit einem Jahr

Seit einem Jahr will ich Dir etwas ſagen,
Seit einem Jahr kennt Amor dieſe Bruſt,
Seit einem Jahr willſt Du ihn nicht drum fragen,
Seit einem Jahr iſt Schweigen ſeine Luſt.

Seit einem Jahr iſt Fröhlichkeit verſchwunden,
Seit einem Jahr ſchwankt nicht mehr meine Wahl,
Seit einem Jahr kann ich nicht mehr geſunden,
Seit einem Jahr fühl' ich dieſelbe Qual.

Seit einem Jahr ſtreb' ich nach Dir, mein Leben,
Seit einem Jahr will ich mich ganz Dir weihn,
Seit einem Jahr willſt Du mich nicht erheben,
Seit einem Jahr könnt' ich ſo glücklich ſein!

Ueber allen Zauber, Liebe!

Im Felde wol ſchlich ich, das Herz mir ſo voll,
Vom mächtigen Sehnen der Buſen mir ſchwoll;
Die Blumen erblühten in Luſt und in Duft,
So ſonnig und helle die himmliſche Luft.
Und Lieder entſtrömten begeiſtertem Mund,
Noch glimmte am Himmel das flammende Rund.
Verſtummet ihr Lieder, die Klage erwacht,
O ſäume nicht länger, beglückende Nacht!
Die ſchönſte der Blumen, ſo zart und ſo ſchön,
Läßt Duft der erſchloſſenen Kelche dann wehn.

Ich ging in den Garten, welch buntes Gewühl,
Der köſtlichſten Farben erfreuendes Spiel;
Der Springquell aufjauchzend zum himmliſchen Blau,
Erquickend, verklärend mit nebligem Thau.
Der Ahornbaum ſtrebend in prächtiger Füll',
Die Laube daneben ſo ruhig, ſo ſtill.
O trauriges Schleichen, verödete Pracht!
O ſäume nicht länger, beglückende Nacht!
Dann flötet der Vogel der Liebe ſo ſüß,
Dann erſt wird der Garten uns zum Paradies.

Ich ſtand auf der Berge gigantiſchem Haupt,
Rings, rings ſtarren Felſen nur kärglich umlaubt.
Hoch droben der Himmel, tief unten die Kluft,
Daneben von Steinen die ängſtliche Schluft.

Wer achtet der Schrecken von Liebe beglückt?
Der Frohe hat eben ein Röslein gepflückt;
Ein Röslein der Alpen von Lieb' angefacht,
Erglänzet es freundlich in grauſiger Nacht.
Das liebliche Röslein tief drunten im Thal,
Erfreu'es zur Nachtzeit beim fröhlichen Mahl.

Hoch ſchäumen die Wogen; unendliches Meer!
Ich wallte zu deinen Geſtaden weit her;
Der Himmel, die Wolken, die Sonne voll Glut,
Sie ſchauen, ſich kühlend, in tobende Flut.
Das mächtige Meer, die kryſtallene Welt,
In ſehnender Liebe die Erde feſthält;
Ja Alles erfüllet die herrliche Macht.
Zieh' auf deinen Schleier, beglückende Nacht:
Dann fühl' ich die Wonne, erhabenes Meer!
Dann ſchwebet ein Engel zur Luſt mir daher.

O Wonne der Liebe! im Garten, im Thal,
Am Meeres auf Felſen ſo rauh und ſo kahl,
Allüberall wehet die himmliſche Luſt,
Und lieblich umfängt mich dein roſiger Duft.
Strömt auf, meine Lieder, was iſt Dem die Welt,
Den ſie nicht umſchlungen im Arme hier hält?
O Wonne! o Jubel! die Eule erwacht;
Gegrüßt ſei mir heilig erhabene Nacht!
Nun biete die Laute den freundlichſten Gruß,
Die Blume erſchließt ſich zum wonnigſten Kuß.

Verſtand und Herz.

„Alles würde ich bezwingen,
Nur dieß kleine Köpfchen nicht,
Mit Giganten wollt' ich ringen,
Schaun dem Teufel ins Geſicht.
Wahrlich, muthig und beſonnen
Stand ich manchem kühnen Strauß,
Doch mit allem Muth iſt's aus,
Alle Kraft iſt mir verronnen.“

„Und was kann Dich ſo bemeiſtern?
Fragt Verſtand und macht ſich breit,
Einer von den ſtarken Geiſtern,
Unterliegt der Zärtlichkeit?
Haſt beſpöttelt, haſt genecket
Manchen liebekranken Wicht,
Und im ſcherzenden Gedicht,
Frohe Laune aufgewecket.

Und nun ſeufzeſt Du ſo klagend
Und Dein Auge Kummer trübt?
Warum biſt Du, Aermſter, zagend,
Glaub's, nie hat ſie Dich geliebt.
Sieh die Augen, ganze Scharen
Laden ſie zu neuem Schmaus,
Und es ſpannen Netze aus
Liebesgötter in den Haaren.

Thränen hat es Dir gelogen,
Andern lächelt's frohes Glück,
Armer Thor, Du warſt betrogen,
Nimm Dein krankes Herz zurück.
Nicht in Feſſeln ſollſt Du ſchmachten,
Die nicht Deiner würdig ſind,
Und verlaß das ſchöne Kind,
Deren Seufzer Dich verlachten.“

„Kalter! Fühlteſt Du die Schmerzen,
Fühlteſt Du, wie's tobt und brennt,
Wärſt Du nicht ſo fremd dem Herzen,
Das Dich Ernſten gar nicht kennt.
Könnteſt Du den Rath ertheilen?
Schauen ihr ins Angeſicht?
Und ſie meiden? Lache nicht!
Nichts kann dieſe Wunden heilen.

Darum will ich ewig ringen,
Sollt' ich drob auch untergehn,
Ewig will ich von ihr ſingen,
Will ſie nicht mein Leid verſtehn.
Hat ſie gleich nur Scherz getrieben,
Armen Künſtlers warmes Herz
Bricht es gleich in Gram und Schmerz,
Kann es doch ſie ſtets nur lieben.“

Das Feſt des ſchönen Bundes.

Vorſpiel in Verſen.

In Breslau gegeben am 18 Juni 1817.

Perſonen.

Die Prieſterin.	Madame [illegible]
Ein junges Mädchen.	Demoiſelle Jutenay
Ein preuſſiſcher Krieger.	Herr Anſchütz
Chor von Landmädchen.	
Chor von Soldaten der verbündeten Heere.	

Eine freie Gegend. In der Mitte eine große Eiche, unter ihr [illegible] Wälder's; zur Seite [illegible], mit [illegible], [illegible] und [illegible] geſchmückt.

Die Prieſterin.

Grauſend tönt der Donner wieder
Ueber grüne Saatenfluren,
Und verweht ſind Friedensſpuren
Und verſtummet die ſüßen Lieder
Von dem muntern Luftgefieder

Alles will der Tod verſchlingen,
Und in immer engern Ringen
Will der Drache uns erſticken;
Raſch herbei, ihn zu erdrücken.
Gutem Werk ſchenkt Gott Gelingen!

Finſter dräuten ſchwarze Mächte,
Blitze zuckten aus Karthaunen,
Donnern mächtige Poſaunen
Kämpfern für die Menſchenrechte.
Auf, mein Sohn! geh' hin und fechte,
Sagt die Mutter zu dem Knaben —
Der die Wehr nicht handzuhaben
Weiß; doch geht er mit zu ſtreiten,
Sieg und Tod ſich zu bereiten,
Um an Freiheit ſich zu laben.

So ward es im Nord begonnen,
Doch bei Moskau's Flammenſcheite;
So der Süd ſich ſelbſt befreite,
Flammte auf wie Glanz der Sonnen;
Doch dem deutſchen Land' entbronnen
War erſt ſpät, doch ſtark der Glaube;
Lang dem ſchnöden Feind zum Raube,
Raffte es endlich ſich zuſammen,
Trieb ihn fort aus ſeinem Lande,
Bis des Meeres ferne Strande
Seiner Flucht entgegenflammen.

Und die Preußen doch vor Allen
Sich bewährten groß als Sieger,
Als des Vaterlandes Krieger!

Ewig wird die Kunde ſchallen
In des Ruhmes weiten Hallen;
Aus der Mutter bangem Zagen,
Aus der Braut geheimen Klagen,
Aus dem Blute, das gefloſſen,
Iſt des Volkes Heil entſproſſen,
Nach der Nacht wird's herrlich tagen.

Aus dem ſchönen Fürſtenbunde
Seht die ſchönſte Frucht erblühn
Für des Kampfes heiße Mühn,
Auf daß manche ſchwere Wunde
Nun verharſche und geſunde.
Friede iſt das große Wort!
Alle Schrecken fliehen fort;
Denen Heil, die ihn erkämpften,
Die des Krieges Gluth dämpften,
Die uns leiteten zum Port.

(Muſik.)

Lieblich und freundlich
Steigt der geliebte,
Bänglich erſehnte,
Roſige Jüngling
Friede herab!
Reizend beſchatten
Uns Palmenzweige,
Und alle Künſte
Treiben und blühen
Mit Blumendüften,
Mit Zephyrwehen
Um uns herum.

Wonne, rings Wonne
Lächelt uns an,
Drum nicht verzagt,
Wenn's tobt und wettert,
Die ew'ge Sonne
Geht ihre Bahn!

[illegible] geflochtene Landmädchen führen bekränzte Krieger der verbündeten Heere herein. Sie ſingen und bekränzen die Eiche mit Blumen's [illegible]

Chor.

Wonneverheißend
Strahlt uns die Sonn' herauf.
Jubelbegrüßend
Nahen wir uns,
Blumengewinde
Tragen wir nun herbei,
Fröhlich zu kränzen
Des Hühnen Bild.

Die [illegible] führt ein junges Mädchen zur Eiche, das der Büſte einen grünen Kranz aufſetzt:

Das junge Mädchen.

Du großes Bild der alten guten Zeit,
Empfange hier, was dir die Jugend bringt;
Der Blick iſt hell, das Herz iſt weit,
Und Alles jubelt, Alles ſingt.

Des Südens Held mag ſich mit Lorbeer ſchmücken,
Uns keimt auf deutſcher Flur der Eiche Pracht.
Sie reichet duft'ge Blätter hin zum Pflücken
Und iſt das Sinnbild unſrer Macht.

Ein frohes Feſt umſchwebet dieſe Räume,
Das Feſt des Friedens, das durch dich entſtand,
Auch ſchlechte Zeit bringt ſtets zur guten Keime,
Durch Blut errungen wird der Liebe Band!

Ein preussischer Krieger.

Und hier an dieſer Stätte ſei's geſchworen,
Der Preuße denke immer ſeiner Ahnen
Und Derer Ruhm, die ihm den Namen gaben,
Stets ſei er jeder Schmach und Unbill gram,
Dem Königshauſe ſtets in Treu' ergeben,
Bewähr' er dieſen Schwur ſelbſt mit dem Leben.

Alle.

Wir wollen Alle uns als Brüder lieben,
So haben wir den Feind ſchon fortgetrieben!

Die Preussen.

Noch Enkel werden jene Namen ehren,
Die an dem heut'gen Tage zornentbrannt
Sich rüſteten, der Franken Thun zu wehren,
Zu kämpfen für das theure Vaterland,
Die Sage wird ſich wundergleich verklären,
Und wenn in Staub verſinkt der Erde Tand,
So wird den Helden Blücher man noch nennen
Und muthentglüht des Jünglings Wange brennen.

(Nach einer Pauſe.)

Und die du ſtille biſt vorangegangen,
Du hohes Bild von edlem Frauenthum,
Du ſaheſt noch dein Land von Nacht umfangen,
Nicht ſahſt du glänzend ſteigen es zum Ruhm;
Doch wirſt du ſtets in ew'ger Klarheit prangen,
Jedwedes Preußenherz — dein Heiligthum! —

Ein Engel half den Segen uns erbeten
Und half dein treues Volk bei Gott vertreten.

(Sie tritt ganz in den Vorgrund.)

So laßt uns nun den freien Blick erheben,
Der Friede und die Kunſt ſind nah verwandt;
Wo jener weilt, da kann nur dieſe weben,
Und ſie beglücken Menſchen Hand in Hand.
Wer kennt die Kunſt nicht? Sie erfreut das Leben,
Sie ſchmückt und krönet es das ſüße Band,
Und was der Friede huldvoll uns kann geben,
Zuletzt erreicht das beglückte Vaterland?
Drum mag der Krieg auf ewig uns verſchwinden
Und ſeine Thaten Raum nur im Gedächtniß finden.

Rede zu Goethe's Geburtsfeier.

Geſprochen den 28. Auguſt 1817 auf dem Theater in Breslau.

Von Herrn Nagel.

Wenn theure Menſchen todt ſind, ihr Gebein
In kalter Erde ruht, den bleichen Mund
Kein Lächeln mehr verzieht, dem ſtarren Aug'
Nicht Zähren mehr der Freude und des Schmerzes
Entfließen können — dann ſind wir bereit,
Dem feierlichen Brauch gemäß, zu ſprechen,
Den Großen nachzuklagen, deren Werke
Den eignen Ruhm zur Nachwelt ſtrahlend bringen.
Wir ſprechen gern davon, was ſie uns waren,
Und ſonnen uns im hehren Abendſcheine,
Den ſie bei ihrem Scheiden hinterließen.
Viel ſchöner iſt's, dem Lebenden, dem Friſchen,
Den Kranz zu winden, ſeiner Schläfe Zier;
Und ſomit wagen wir's, nicht brauchgemäß,
Doch unſerm innern Triebe nach, dem größten
Der vaterländ'ſchen Dichter, unſerm Goethe,
Da ihn noch nicht der Orcus uns entriß,
Da ſeines Wiſſens nie verſiegtes Füllhorn

Durch manche ſchöne Spend' uns noch erfreut,
Ein Wort zu weihn an ſeinem Werdetage.
Ja ganz beſonders ziemt es dieſer Kunſt,
Die wir allhier jedweden Abend üben,
Für die er nicht allein, doch thätig wirkte
Sich ſein zu freun, und jedes deutſche Herz,
Das mit dem Hochgefühl der Kraft auch Liebe
Zur Kunſt in gleichem Maß in ſich vereint,
Wallt höher auf, wenn wir nunmehr erwähnen,
Was uns ſein Feuergeiſt ſo ſchön erſchuf.
Was uns zunächſt liegt, wollen wir ergreifen.
Gedenkend nicht, was im Gebiet der Kunſt,
Der bildenden, ſein Forſchergeiſt erwog,
Erklärte, ſammelt' und verbreitete;
Wie von der heil'gen Werkſtatt der Natur
Er kühn den Schleier zog, uns zu belehren,
Wie allumfaſſend groß ſein Geiſt ſich zeigt.
Was er für dieſe Welt im Kleinen ſchuf,
Den treuen Spiegel alles Erdenlebens,
Das wollen wir in Worten Euch verkünden.
Den Reihen ſeiner Kunſtgebilde führt
Ein Heldengeiſt aus alter Ritterszeit.
Wir wählen ihn zuerſt, dem Starken ſei
Die Hut des ganzen Zuges anvertraut.
Hoch hebt er ſeine Eiſenhand empor,
Das Wahre und das Rechte zu beſchirmen,
Und nur im Sterben fühlt er ſich erſt frei.
So ſtand, ſo fiel das deutſche Ritterthum
In ſeinem letzten Sproß, dem Berlichingen.
Nun wandelt unter Sang und Scherz und Tanz
Ein luſtig Völklein wohlgemuth des Weges,
Es ſind die Schäfer und die Schäferinnen,

Die er aus fremden glücklicheren Zonen
Herüberzaubert; buntes Gaukelſpiel!
Erwin, Elmire, Jery, Bätely,
Scapin, Scapine, Fiſcherin, Amine,
Mit ihrem Eridon, im bunten Chor.
Ein Jahrmarkt will uns dort in frohen Gruppen
Erfreun, hier ſchwingt ein Satyr ſeine Geißel;
Zigeuner, Handelsmann und Savoyard,
Sie drehen ſich im wirbeligen Reihn;
Und gern verweilen wir mit andern Gäſten
Bei der Frau Ammännin in Plundersweilern
Inmitten gibt es komiſches Geſindel.
Ein alter Wirth von Neugier baß geplagt
Verliebte Abenteur und Diebereien.
— Welch ahnungsvolle Töne ſtrömen nun
Uns zu dem Ohr? Welch ſüße Schwärmerei?
Phantaſtiſch ſchreitet ein verliebter Prinz;
Mit Kaſten ſeltner Art zu uns heran
Der Hölle Rachen thut ſich klaffend auf,
Proſerpina entfliehet dem Gemahl;
Und ſpaßhaft Dunkel ſchwebet um den Spruch,
Den des Orakels Mund dem König kündet.
Triumph, Triumph, es ſiegt Empfindſamkeit!
Heil Mandandane dir und Oronaro!
Nun führt er uns in Welſchlands Lenzgefilde,
Wo Nächte voller Duft und Lieder ſchweben,
Und Saitenſpiel und keckes Degenklirren
Vernehmen wir bei zarten Serenaden
In Villabella's ſchönen Blütenlauben. —
Nun folgt ein ſchöner Jüngling in dem Chore
Die Liebe öffnet ihm die Bahn zur Klarheit,
Und ſo von Klärchens treuer Hand gezogen,

Beim Untergang, verklärt gleich einer Sonne,
Entſchwindet Egmont uns, der Prinz von Gaure.
Dann ſehen wir einen hohen Dichterjüngling,
Torquato Taſſo, Gieruſalemma's Sänger,
Von Lieb' erglüht, von Zweifeln rings umlagert,
Sich mit der Welt und mit ſich ſelbſt entzwein.
Ein Königshaus, geſtützt auf ſtarken Pfeilern,
Doch unvollendet, ſehn wir einſam prangen,
Ein zartes Kind, verfolgt von arger Tücke.
Als ihm am weitentfernten Meeresſtrande
Der Port ſich öffnet, ſinkt ein Vorhang nieder
Und decket uns, was nimmer wir errathen.
Daneben ſtrebet kühn hinauf zum Himmel
Ein Tempel in der Griechen ſchönſten Formen;
Mit Allem, was die Dichtkunſt Herrliches vermag,
Sehn wir die Säulen königlich geſchmücket,
Die alte Sage will ſich neu verjüngen
Von Agamemnon's Kindern grauſem Looſe.
Doch über alle herrliche Gebilde
Seh'n einen Dom wir in die Wolken ragen.
Das Auge ſtaunt hinan — ein jeder Stein,
Wie ihn der Bauherr kunſtvoll eingefügt,
Trägt ein Gebilde, Stempel des Genies.
Dies Werk, es iſt des deutſchen Volkes Stolz,
Sein Eigenthum, in jede andre Sprache
Unüberſetzbar; es iſt unſer Fauſt! —
So ſtrebten wir den buntgewebten Teppich
Vor Euern Augen ſorglich aufzurollen.
Und nun beginn', was wir Euch heute geben.
Und wenn wir mit Clavigo ernſtlich rechten
Und um Maria ſtumme Zähren weinen,
Des kräft'gen Beaumarchais uns weidlich freun.

Des klugen Karlos Planen ängſtlich folgen
Dann bauet Jeder ſtill in ſeinem Herzen
Dem hohen Meiſter einen Altar auf;
Und jede Zähre, die der Armen rinnt,
Iſt ihm ein Opfer, eine Huldigung.
Und wie wir unſerm größten Dichter nun
Dies Feſt der reinſten Ehrfurcht gerne weihen,
So nehmet unſern tiefempfundnen Dank,
Verehrte! Die, von gleichem Geiſt beſeelt,
Ihr mit ſo güt'gem, kunſterglühtem Sinn
Die frohe Feier ſeines Werdens ſchmücket,
Vereiniget mit uns den inn'gen Wunſch:
Die Parze mög' ihm das beglückte Alter,
Das ſie, vor vielen Sterblichen ihm ſpann,
Recht lange noch und immer ſchöner ſpinnen!

Der Großpapa.

Poſſe in einem Akte.

Aufgeführt in Breslau 1817.

Perſonen:

Herr von Hain, ein alter Landedelmann:	Herr Nagel.
Luiſe, ⎫ ſeine Enkel:	Demoiſelle Butenop
Karl, ⎭	Madame Unzelmann
Herr von Mühlen:	Herr Müller
Adelheid von Rauben:	Madame Schmelka

Die Scene iſt in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die größere ſtellt einen modernen Gartenſaal vor; die kleinere eine Bibliothek, und hat ein Fenſter, das bis auf die Erde geht, wie ſolches in Gartenhäuſern gewöhnlich iſt.

Erſte Scene.

Hain. (Mit einem offenen Briefe in der Hand, lieſt lachend vor.) „Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen! zum Ritt ins alte romantiſche Land“ — —

Ha, ha, ha, da ſteht's ſchwarz auf weiß und wahrhaftig es nimmt ſich gut aus. (Er lieſt.)

Wo Licht und Wahrheit ſich in Eins geſtalten,
Wo Erdgewühl der Himmelsraub muß weichen,
Wo Engel ſich die Palmenkronen reichen
Und grün erſcheint — —

Es iſt zum Tollwerden! Der Unſinn iſt nicht grün, er prangt in vollſter Reife. Adelheid von Randen! Du zarte Dichterin! Sappho, Aspaſia, wie nenn' ich Dich? Ich bin neugierig, was der Junge ſagen wird, wenn er kommt.

Zweite Scene.

Vorige. Mühlen.

Mühlen. So luſtig und aufgeräumt?

Hain. Ach ich habe einen köſtlichen Spaß —

Mühlen. Sie dürfen ſich nicht beklagen, Ihr Humor verläßt Sie ſelten.

Hain. Nie, nie, ſagen Sie lieber. Da hab' ich mit meinem Karl, den ich heute hier erwarte, etwas Eigenes vor. Der Junge macht Gedichte, und denken Sie ſich die Tollheit, er läßt ſie drucken. Ein Junge von höchſtens ſiebenzehn Jahren. Das dünkt ſich zu weiſe und antwortet mir ſchnippiſch: ein Genie laſſe ſich nicht erſticken, einer Flamme gleich, die, obſchon man ſie mit naſſem Sande bewirft, immer nur ſtärker qualmt und dampft und da, wo ſie Luft ſpürt, luſtiger und gewaltiger emporſchlägt.

Mahlen. Kein übler Vergleich —

Hain. Wie ich Ihnen ſage, der Junge hat Kopf. Doch iſt's abſurd, nur ſo Gedichtchen in den Tag hineinzumachen und das Ernſtere darüber zu verſäumen. Ich verwies es ihm zum zweiten Male und mochte wol einen rechten Großvaterton angenommen haben, ſagte ihm: ich hätte auch in meiner Jugend Verſe gemacht, mich aber denn doch anders dabei geberdet. Allein was thut der Junge? Denken Sie, er perſiflirt mich in beſter Form, parodirt die alten, hübſchen, ehrbaren Madrigale und Schäferlieder, und meint, ſolch Zeug wäre nur ſo hinzuſchreiben, aber der jetzige modiſche Wiſchiwaſchi ſei ganz was Apartes, und macht ſich ſo breit damit, als gehöre ein ſechster Sinn dazu, wo er denn leider auch recht hat, denn der Wahnſinn ſcheint ganz beſonders nöthig dazu.

Mahlen. Ja wohl, ja wohl —

Hain. Um ihm zu zeigen, daß es einem Manne, der in jener Zeit für einen Dichter galt, ein Kleines ſei, auch heute Ruhm zu ernten, habe ich in daſſelbe Blatt, woran er Mitarbeiter iſt, allerlei neumodiſchen Krimskrams einrücken laſſen. Ich ſchwöre, daß ich ſelbſt wenig oder nichts davon verſtehe. Es iſt aber ſo ſchwebelnd und nebelnd, daß es einem Jünger der neueſten poetiſchen Schule keine Schande machen würde. Und nun hören Sie das Tollſte von der Sache. Die alte Randen, die ſeit einem Vierteljahre in unſerer Nähe wohnt, die er nicht kennt und nie geſehen hat, dieſe habe ich nun in beſter Form zu einer Prieſterin neupoetiſcher Poeſie creirt —

Mühlen. Wie das?

Hain. Ich habe aus einer Anwandlung übermüthiger Laune ihren Namen, der, beiläufig geſagt, recht melodiſch klingt, unter die Gedichte geſetzt.

Mühlen. Das iſt in der That allerliebſt.

Hain. Bis auf dieſe Thorheit iſt er ein ganz ſcharmanter Junge. Ich hoffe, daß er meine Luiſe einmal recht glücklich machen wird. Ich male mir manchmal die Seligkeit aus, wenn ich ihre Kinder auf den Knieen ſchaukeln werde und die kleinen Urenkel dann dem alten Urgroßpapa im Barte krabbeln.

Mühlen. (Stutzend.) Liebt Fräulein Luiſe?

Hain. Sie wird nicht aus der Art ſchlagen. Man kann's einem Mädchen nur nicht ſogleich anſehen. Unſere ganze Familie iſt verliebter Complexion, und auch ich bin einſt ſtark verliebt geweſen. Ja, ja, ſehen Sie mich nur ſo groß an. Wenn ſo ein heutiger Springinsfeld ſo einem alten Knaſterbart begegnet, da kann er's gar nicht begreifen, daß jener auch früher ſeine Streiche trieb. Ja, glauben Sie mir nur, es fehlte zu meiner Zeit auch nicht, und wer weiß — ob man, wenn man nur ernſtlich wollte, nicht ſo manchen ſchmucken Kerl noch heute aus dem Sattel heben könnte.

Mühlen. Warum nicht? Es iſt Manchem nicht das kleinſte Körnchen Witz und Liebenswürdigkeit vergönnt, einen Liebeshandel zu beginnen und zu unterhalten —

Hain. Und trotz allem Dem, war die Züchtigkeit und die Wohlanſtändigkeit größer als jetzt. Hören Sie, Freundchen, damals, als man noch die Menuet tanzte, war Alles noch ehrbarer, und eine Liebeserklärung, die man während des Tanzes machte, von der pathetiſchen Muſik und dem nachgezogenen Fuße begleitet, mußte doch feierlicher und anwiſſermaßen ergötzlicher herauskommen, als die, die Ihr jetzt im Walzen macht, während, Gott verzeih' mir's, Buſen an Buſen pocht und die Arme dazu krampfhaft den Leib umſchlingen.

Mühlen. Sie mögen wol recht haben. Aber deſto übler iſt Der daran, der im Menuetſchritt einherſchreitet und in den Tanzwirbel gar nicht hineinkommen kann.

Hain. Der muß hübſch davonbleiben, ſonſt wird er von dem jungen Volke um und um gerannt.

Mühlen. (Seufzend.) Ja wohl, um und um gerannt.

Hain. Wo nur Luiſe bleibt, ſchon ſechs Uhr vorbei — und ſie wollte doch —

Mühlen. (Bei Seite.) Luiſe? Jetzt kann ich ſie nicht ſehen, (laut.) ich beurlaube mich, Herr von Hain —

Hain. Mit einem Male? ſo raſch?

Mühlen. (Macht eine ſtumme Verbeugung und geht ab.)

Dritte Scene.

Hain allein, bald darauf Luiſe.

Hain. Sonſt iſt der Menſch vernünftig, doch was ſoll dies ſchnelle Davonlaufen beim Namen Luiſe? Ha, ha, ſollte wol gar die — — —

Luiſe (Tritt ein.)

Hain. Ach ſieh da, Jüngferchen, wenn man Dich ſo trippeln ſieht, glaubt man gar nicht, daß Du immer zu ſpät kommſt.

Luiſe. Zu ſpät? — ja wohl, war nicht Mühlen hier?

Hain. Ja wohl zu ſpät — Mühlen iſt ſchon fort —

Luiſe. Warum forderten Sie ihn nicht auf, uns zu begleiten?

Hain. Er ſchien keine Luſt dazu zu haben und lief fort, wie er Deinen Namen hörte —

Luiſe. Er lief fort? Sonderbar! Kann er mich denn nicht leiden?

Hain. Ich glaube nur zu ſehr —

Luiſe. Und da entflieht er, wenn ich komme?

Hain. Ja, das hat ſo ſeine Urſachen.

Luiſe. Ach!

Hain. Was haſt Du?

Luiſe. Ich hatte vergangene Nacht einen ſchweren Traum. Heute iſt der 24ſte — ich denke, der heutige Tag iſt ein Schickſalstag.

Hain. (Lächelnd.) Kann wol ſein — (Er ſucht in der Taſche.)

Luiſe. Sie lachen? Was ſuchen Sie denn da?

Hain. Etwas für Dich, mein Kind.

Luiſe. Sie wollen mich neugierig machen. Schon ſeit einiger Zeit ſchreiben Sie ſo viele Briefe nach der Stadt — Sie thun ſo geheimnißvoll —

Hain. (Lächelnd.) Ich habe für Dich einen Mann verſchrieben.

Luiſe. Einen aus der Fremde? Ei Sie ſpaßen —

Hain. (Ihr ein Bild zeigend.) So ſieh nur her. Iſt's nicht ein ſchmucker Junge?

Luiſe. Das Kind?

Hain. Nun ja, das Kind. Ich frage, ob's nicht hübſch iſt?

Luiſe. So eine gewiſſe Familienähnlichkeit. Es iſt ſicher der Vetter Karl.

Hain. Getroffen. Höre, Luischen, der ſoll Dein Mann werden.

Luiſe. Ach, liebſter Großpapa — Karl — nein — Karl — das geht nicht.

Hain. Wie? So beſtimmt?

Luiſe. Laſſen Sie's nur noch gut ſein. Ich habe Ihnen ſo Manches zu vertrauen, das noch nicht ganz reif iſt —

Hain. Was man mit den jungen Mädchen für Plage hat. Ihr ſeid immer eigenſinnig und einfältig. Wer euch folgen wollte! Sieh den Vetter nur erſt, und dann werde ich wieder einmal nach Deiner Meinung fragen.

(Beide gehen im Geſpräche ab.)

Vierte Scene.

Muhlen. (Kommt von der Seite.) Dort geht ſie hin. So lang ſie hier war, konnte ich mich nicht nähern. Mein Zuſtand iſt unerträglich. Das Mädchen hält mich für dumm, das iſt gewiß. Wenn ich ihr ſo ins blaue Auge ſchaue, ſo denk' ich an Vergißmeinnicht und an den Himmel und an Beſtändigkeit, nur nicht daran, daß ich wie ein Klotz daſtehe und dem ſchönſten Mädchen in die ſchönſten Augen gucke. Ich Unglückſeliger! warum hab' ich nicht die Zunge und das vornehm große Weſen der jungen Gecken, die ich immer haßte! Nun kommt der Vetter her, ein junger hübſcher Menſch aus der Reſidenz, der wird ſich beliebt zu machen wiſſen. Verdammte Blödigkeit!

Fünfte Scene.

Mühlen. Adelheid von Manden.

Adelheid (Tänzelt in einem Zuge im Reisekostüme, und während sie einen Shawl und andere Kleinigkeiten ablegt, spricht sie sehr schnell, ohne sich umzusehen). Na hier bin ich. Guten Morgen, guten Morgen, ich bin ganz erſchrecklich fatiguirt. Was die Kartoffeln gut ſtehen und die Gänſe, aber die Truthähne laufen in die Neſſeln. Ein vermaledeiter Junge, der ſie nicht heraustreibt. Ich rief zum Kutſchenfenſter heraus, aber der Wagen raſſelte ſo banditenmäßig über die großen — (ſieht ſich um) Aber was iſt das? Niemand hier? Ich allein? Scharmante Aufnahme!

Mühlen (ſich fortſchleichend). Hier bin ich wol überflüſſig —

Adelheid (erwiſcht ihn beim Rocke). Ah ſieh doch — endlich! Sie — Menſch — ſind Sie aus dem Hauſe?

Mühlen. Was befehlen Sie?

Adelheid (ſehr ſchnell). Ach Sie ſind ja wol der liebenswürdige Wegweiſer, den wir am Kreuze bei der großen Pfütze fanden. Gut, daß Sie da ſind, da muß ich Ihnen einige Kapitel aus meiner Reiſebeſchreibung zum Beſten geben, ſetzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich —

Mühlen. O Himmel!

Adelheid. (Sie rückt während des Sprechens ihm immer näher auf den Leib, er rückt dann weiter und ſie verfolgt ihn. Dabei ſpricht ſie ſehr raſch.) Sehn Sie, wie ich da von Roſeneck wegfahre, wo ſich der Weg theilt, da bei dem Dorfe, wie heißt es doch gleich?

Mühlen. Altenhain.

Adelheid. Nicht Altenhain. Wo denken Sie hin? Altenhain liegt ja links — oder rechts — oder — gleichviel.

das Dorf, welches ich meine, iſt Ihnen wohl bekannt. Sehen Sie, da macht mein Magen eine kleine Forderung. Ich laſſe halten und kehre bei dem dicken Wirthe ein — wie heißt er doch? Ich bitte Sie — der dicke Wirth —

Mühlen. Kann in der That nicht —

Adelheid. Halt! Melchior heißt er. Wie ich nun ſo ſitze und meine geräucherte Zunge verzehre, ſchlendert ein junges Burſchchen mit einer Zither auf dem Rücken des Weges. So'n rechter Musje Firlefanz, er ſieht mich ſitzen und behält ſein Ding auf dem Kopf, wie nennt man's doch — ſo'n altes Ding —

Mühlen. Eine Schlafmütze —

Adelheid. Ach was Schlafmütze! So'n Tralala, wie unſre Vorfahren trugen —

Mühlen. Aha — ein Baret —

Adelheid. Richtig — Baret! — Behält's auf dem Kopfe und ſieht mich nicht an. Singt, klimpert, mitleidig bin ich von Natur — ich denke, das arme Thier wird Hunger haben. Ich ſage Ihnen, ein Kerlchen wie Milch und Blut. Juſt ſo wie der heidniſche Gott, nun wie heißt er doch? So'n Hundename —

Mühlen. Apollo —

Adelheid. (Ihn mit dem Fächer ſchlagend.) Sie wiſſen auch Alles, Sie Scharmanter, Sie. Nun ich habe alſo Mitleiden und laſſe meine geräucherte Zunge ſpielen, um ihm Appetit zu machen. Er nimmt keine Notiz davon. Endlich — ſagen Sie mir doch, wie heißt der dicke Jagdjunker, der mit der kleinen Präſidentin den artigen Handel hatte? Nun ſchnell — auf der Maskerade —

Mühlen. Verzeihen Sie — ich bin zu wenig bewandert. (Leiſe:) Nun wird's mir bald zu toll —

Adelheid. Nun dieſer Jagdjunker kommt dazu.

Mühlen. Verzeihen Sie, heftige Zahnſchmerzen (Steht auf und geht ab.)

Adelheid. (Ihm nachrufend.) Aber ſo hören Sie doch — und da erfahre ich, daß es der junge Hain war. Er hört nicht. — So. Wiederum allein! Ich komme vor langer Weile um. Niemand, Niemand, mit dem man ein Wörtchen ſprechen kann. Ich geh' in den Garten und ſuche mir ein Echo auf, da kann ich doch wenigſtens immer Antwort haben. (Eilt ab in den Garten.)

Sechste Scene.

Karl. (Tritt auf mit einer Guitarre.) Alles leer? Wo Teufel ſtecken die Leute? Nun bin ich ſchon das ganze Haus durchzogen; entweder graben ſie Kartoffeln oder ſie füttern Gänſe. Gute ehrliche Landleute. Ich will indeß hier ein wenig träumen und meinem gepreßten Herzen Luft machen, in Goethiſchen, göttlichen Worten — (Er ſingt.)

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll ſein —
Hangen — — —

Siebente Scene.

Karl. Der alte Hain.

Hain. Ei da iſt er ja — an mein Herz, Junge!

Karl. Lieber Großpapa — wie freue ich mich, dieſen heiligen Boden zu betreten, wo mich die Träume meiner Kindheit wie goldgelockte Genien in Roſenwölkchen um ſchweben, wo mich der Lilienhauch reiner Vaterliebe anweht, wo mich Erinnerung mit ihren heiligen wehmüthigen Schauern umfängt —

Hain. Laß das Declamiren, Karl. Noch einmal an mein Herz! So — ſieh mich an — ich will in Dein großes offenes Auge ſehen —

Karl. Aber was bemerk' ich? Sie ſehen ja wie ein Bauer aus? Dieſe ehrwürdigen weißen Locken, jammerſchade, daß ſie kein Baret deckt! O Sie müſſen ſich zu idealiſiren ſuchen. Man hat Beiſpiele, daß durch eine ſorgfältige Toilette ſelbſt alte Leute noch gefallen, leſen Sie nur den Mann von funfzig Jahren von Goethe —

Hain. Schweig' mir vom Idealiſiren. Wie iſt es Dir bisher ergangen? Immer froh, immer geſund?

Karl. Wann und wo haben Sie je davon gehört, daß ein Genie geſund und froh iſt? Ach die Anſtrengung, das ewige Träumen, die Anſpannung einer ewig regen Phantaſie — das Sehnen nach dem geliebten Ideale — ach Gott! ich leide ſo viel und die verfluchten rothen Backen — ich ärgere mich zu Tode darüber. Warum mußte die Natur mir dieſe Bürde von Geſundheit ins Geſicht malen? Warum mir? Warum nur gerade mir?

Hain. Ei, Du beſchwerſt Dich darüber?

Karl. Ja wohl, und das mit Recht. Ein Dichter und zumal ein junger darf keine rothen Backen haben —

Hain. Ich wünſchte wohl, Du hätteſt keine mitgebracht, hier ſollteſt Du ſie Dir holen. Es ſoll Dir hier an Nichts fehlen. Du findeſt ein Paar recht intereſſante Leutchen auf meinem Gute. Vorerſt Dein kleines nettes Muhmchen Luiſe, mit der Du ſonſt ſo gern ſpielteſt und die Du im ſcherzenden Kinderſpiele immer Deine Frau nannteſt —

Karl. Ich fliehe jetzt die Frauenzimmer.

Hain. Wie, ein Myſogin?

Karl. Ach die Eine, die ich meine, finde ich gewiß nicht hier.

Hain. Dann iſt Herr von Mühlen —

Karl. Der Mühlen, der vergangenen Winter in der Reſidenz war?

Hain. Derſelbe —

Karl. Himmel! es gab Skandal, wo er ſich blicken ließ! Der Menſch iſt nicht im Stande einen Vers zu machen, und bei den Thees, wo jetzt Mode iſt zu improviſiren, Sprichwörter darzuſtellen und dergleichen, ſtand er da wie eine Gipsfigur. Wie können Sie Mühlen das Wort ſprechen?

Hain. Ich finde ihn ſehr beſcheiden und wohlunterrichtet.

Karl. Unterrichtet mag er ſein. Ich glaube, er hat Jurisprudenz ſtudirt. Aber was höre ich? Hier wird Beſcheidenheit noch unter die Tugenden gezählt? Kein Menſch will mehr beſcheiden ſein. Wer im Kraftbewußtſein ſchwelgt, darf ſich zur göttlichen Grobheit ſteigern, und nur die Ohnmacht brüſtet ſich mit Beſcheidenheit. Dem Glänzlinge ſteht es gut, ſich in winzigrührender Zurückgezogenheit zu demüthigen; der Kraftgeiſt ſei ein Blitz, er verbluffe und zünde und einem Rieſendonner gleich erſchüttr' er das Weltall!

Hain. Halt! ich habe keinen Blitzableiter auf dem Hauſe —

Karl. Lieber Großpapa, laſſen Sie mich ganz meinen Schwärmereien nachhängen und von der Einzigen träumen, die mein Glück ausmacht.

Hain. Immer träumen und nichts als träumen.

Karl. Ja wohl, ohne träumen käme man nicht weit

Wenn man ſich nicht über die Viehſtälle mit ihren Düngerhaufen hinwegträumte, über die holländiſchen Milchereien, über Ihr barockes Wohnhaus, wenn man ſich nicht Ihren geregelten Garten mit den Bohnenſtöcken, Bienenkörben und Kürbislauben durch Phantaſie ausſchmückte, wenn man ſich nicht den ſchmuzigen Weg, die Taubenhäuſer, Enten, Hühner, ſelbſt — Ferkel hinwegträumte — die kahlen Sandberge und all den Jammer! wie wollte man es hier aushalten können? — Ja, das Einzige, was mir wohlgefiel, war ein kleines rundes Gebäude, das mir wie ein antikes Grabmal vorkam, und dies allein kann ich ohne allen Zuſatz von Phantaſie ſchön finden.

Hain. (lächelnd.) Du meinſt den neuen Backofen? Ja, ja, der iſt im antiken Stile, das iſt ſo meine Laune.

Karl. Welche Barbarei, einem Backofen dieſe Geſtalt zu geben! Wenden wir uns von dieſem Gräuel weg. Von etwas Anderem. Wiſſen Sie, daß ich Mitarbeiter und zum Theil Mitredacteur an den meiſten Zeitungen bin, die jezt in Deutſchland herauskommen? Die neueſte hat ungeheures Aufſehen gemacht, ſie heißt: Repertorium für Wahnſinnige und Solche, die es gern werden wollen, zum Beſten der leidenden Menſchheit herausgegeben, von einigen Freunden derſelben. Was ſagen Sie zum Titel? iſt der nicht genial?

Hain. Ungemein! Ich glaube, der Zeitung wird's nicht an Leſern fehlen.

Karl. Das verſteht ſich. Ferner ſchreibe ich jezt einen Roman: von ungeſchlachten Sitten —

Hain. Es wird Dir nicht ſchwer werden, Modelle zu dieſem Gemälde zu finden —

Karl. Dann will ich Gegen- und Seitenſtücke zu vorhandenen Schauſpielen ſchreiben, um wo möglich meine

Vorgänger zu übertreffen. Man muß jetzt Alles hervorrufen, um zu glänzen. Tauſende von Charakteren ſind verbraucht, alle Situationen und Intriguen ſind zu oft dageweſen; mit Verkleidungen iſt nichts mehr anzufangen; ſelbſt das vornehme Geſinde, ſo ein Rittmeiſter als Kutſcher und ein Graf als Küchenbube, iſt abgedroſchen. Was bleibt übrig? Wan muß pikante Titel erſinnen, dem Buche Leſer, dem Stücke Zuſchauer zu verſchaffen.

Hain. Immer beſſer —

Karl. So ſchreibe ich denn zuvörderſt zur Großmama einen Großpapa, zur Onkelei eine Tantelei, zur unterbrochenen Whiſtpartie eine beendigte L'hombrepartie und zum neuen Sonntagskinde einen alten Sonnabendsvater —

Hain. Ich erſtaune, welch ein Schatz von Ideen!

Karl. Ziegenſinnig darf meine Muſe nicht werden, ich tummle meinen Pegaſus weidlich.

Hain. Du ſiehſt mich in der That erſtaunt.

Karl. Ja, ja, ich dachte wohl. Sie werden Ihre, ich muß es nur ſagen, etwas grobe Meinungen zurückhalten, die Sie ſo ohne Umſtände in ihren Briefen von ſich gaben. Geſtehen Sie nun frei, ich bin ein ganzer Kerl —

Hain. Ja, ja.

Karl. Wenn ſie meinen Namen nennen, zittert das Theater, denn ich bin ein gewaltiger Kriticus. Ich kann's auf Ehre verſichern, es koſtet mein ganzes Taſchengeld, doch wie Fiesko ſagte: die Blinden in Genua kennen meinen Tritt, ſo könnte ich ſagen

Hain. Schon genug. Ich bin ſo ergriffen von Allem, was ich höre, daß ich kaum zu antworten weiß. Doch — Du berührteſt ſchon mehre Male einen Punkt, den ich wol erörtert wiſſen möchte.

Karl. Welche Erörterung?

Hain. Du ſprachſt von einer Neigung — und — ich hatte einen ſo ſchönen Plan mit Dir, doch — davon nachher; wollteſt Du mir wol erſt den Gegenſtand nennen, dem Du Dein Herz geſchenkt haſt? Wer iſt ſie? Wo wohnt ſie?

Karl. Ach! ihren Wohnort ſagt mir leider nicht das Gedicht!

Hain. Laſſen wir die Gedichte bei Seite —

Karl. Ach ich kann Die, die Sie mir beſtimmen, nicht lieben, und ſollt' ich auch, von Ihnen verſtoßen, in der Welt betteln gehen müſſen.

Hain. Das lob' ich, ſo muß man lieben.

Karl. Und wenn ich ſie nun erſt geſehen hätte? Ich fühle ſchon ſo ſtark und doch hat mich nur ein Gedicht von ihr entzündet —

Hain. Wie? — Ein Gedicht? — Ihr Name —

Karl. Der Muſen zehnte — der Grazien vierte Schweſter!

Hain. Was das für Bombaſt iſt, Du machſt mich ungeduldig —

Karl. Nun ſo leſen Sie, dieſe Zeilen, die mich ſtets begleiten, dichtete ſie — (er überreicht ihm ein Papier.)

Hain (nachdem er hineingeſehen). Wie? Die wäre? Du liebſt? Dieſe hohe Dame iſt's, die Du nur aus dem Gedichte kennſt? Die Du nie geſehn?

Karl (vor ſich). Er ſcheint ganz entſetzt darüber —

Hain. Alſo Adelheid von Randen!

Karl. Worüber erſtaunen Sie?

Hain. Daß es gerade Die iſt, denn, ſonderbar genug, ich liebe ſelbſt dieſe Dame — oder vielmehr die Verfaſſerin dieſes Gedichts

Karl. O ſo decket mich, ihr Berge! Felſen, ſtürzet auf mich ein!

Hain. Ja, ja, dieſe Schöne iſt für Dich verloren. Ganz mir zu eigen, liebt ſie mich ſo, wie ein eitler, alter Mann ſich ſelbſt nur lieben kann. Seh' ich mich im Spiegel, ſo freut ſich die Dichterin, ſchmeckt mir Trank und Speiſe gut, ſo fühlt ſie ſich erquickt, ſchlaf' ich gut, ſo erwacht ſie bei gutem Humor und macht auch wol ein Verschen, und obgleich unſere Neigung in dieſem hohen Grade nicht ganz lobenswerth iſt, ſo iſt ſie doch verzeiblich. Jedes Vergnügen, jedes Leid empfinden wir gleich ſtark, und ſtürbe ich — ich glaube, ſie vergöſſe keine Thräne, ſondern ſtürbe gleich mit —

Karl. Ja, ſo dachte ich mir die Hohe! dieſe edle Selbſtaufopferung! Wer fühlte nicht ihr Weſen, ſo ganz Liebe, aus ihren Dichtungen? Werd' ich ſie denn nur einmal hier ſehen?

Hain. Vielleicht mit der Zeit, wenn Deine Neigung zu ihr erkaltet ſein wird; doch Deine Hoffnungen gib auf, nie — nie kann ſie die Deine werden.

Karl. Ich muß fort in die freie Luft! Ich erſticke! Fort, fort, o brich mein armes Herz! (Im Abgehen.)

Ach, wer die Liebe kennt, wird meinen Schmerz verſtehen,
Trag' ich der Qualen Laſt, werd' ich nicht drob vergehen?
Die Seligkeit, die aus der Liebe Schmerz erblüht,
Die ewig fort uns reißt, hin zum Geliebten zieht,
Die uns ſo glücklich macht und doch nur Weh bereitet,
Die uns die Bruſt beengt und doch ſie uns erweitet,
Die — die — die — die — ach nein! die Liebe ſchwindet in
Duft,
Drum machen Worte nicht dem vollen Herzen Luft!

Ja Luft, fort in die Luft, mich drückt zu ſehr der Schmerz,
Ich athme ſchon nicht mehr — o brich, mein armes Herz!
(Er tritt ab.)

Achte Scene.

Hain (allein). Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Das iſt zum Todtlachen! Junger Menſch, von deiner Poeſie iſt nur ein kleiner Schritt bis zum völligen Wahnſinn. Verliebt ſich in ein Gedicht, deſſen Verfaſſer — der eigne Großpapa iſt. Ei dort watſchelt Adelheid eben auf dieſen Saal los. Sieht er ſie früher als ich's herbeiführen möchte, ſo iſt's mit ſeiner Neigung am Ende und ich muß ihm den ganzen Zuſammenhang aufklären. Halt, mir fällt was ein — ſo wird's gehn —

Neunte Scene.

Hain. Adelheid (kommt durch die Mittelthür).

Adelheid. Aha, endlich, na Alter, wo hat man geſteckt? Ich bin ſchon eine Stunde hier und habe mich mit dem Echo unterhalten müſſen.

Hain. Stille, ſtille, um Gotteswillen, daß man Sie nicht hört —

Adelheid. Wie? Was hat nun das wieder zu bedeuten?

Hain. Sehr viel, ſehr viel. Ihr Leben ſteht auf dem Spiele.

Adelheid. Wie? Was? Ich erſtarre —

Hain. Sonderbar genug. Ein toller Menſch, ein Raſender hat ſich in Sie verliebt —

Adelheid. In mich? Das iſt nicht möglich —

Hain. Ein Raſender hat oft einen bizarren Geſchmack —

Adelheid. I, Sie ſpaßen wol nur?

Hain. Ach leider kann ich's nicht, ich bin zu betrübt! Der tolle Menſch iſt mein Enkel —

Adelheid. Ach was, 'ne Lüge. Närriſch iſt der Junge wol, aber raſend nicht. Ich habe ihn ja heute Morgen ſchon beim dicken Melchior geſehen.

Hain. Sie kennen ihn ſchon?

Adelheid. Ich erfuhr erſt nachher, wer es geweſen war, der mir ſo ſchnippiſch meine geräucherte Zunge verſchmähte —

Hain. Ach Gott, er iſt in ſeiner Kindheit von einem tollen Hunde gebiſſen worden. Nun wiſſen Sie ja auch, die Raſerei kommt erſt nach Jahren oft und ſo plötzlich —

Adelheid. Ja wohl, ja wohl, ſehr plötzlich! Darum hatte er auch keinen Appetit und zeigte einen rechten degout vor dem Schnapps, der auf dem Tiſche ſtand. Ja, ja, alle Symptome der tollen Hunde — ſo'n gewiſſes Etwas — ſo'nen ſtieren Blick!

Hain. Ach daß ich's ſagen muß, er iſt raſend und ſchreit nun immer Ihren Namen —

Adelheid. Was fang' ich an? Ich fahre augenblicklich fort — (Sie will fort.)

Hain (hält ſie). Er läuft draußen herum und könnte Sie treffen. Ein Mittel iſt da, ich verberge Sie.

Adelheid (will ihn umarmen). Seelenſchatz, ich küſſe Sie, mein Retter!

Hain (komiſch ausweichend). Laſſen Sie's nur ſein. Dort ſchnell ins Cabinet hinein. Ich verſchließe Sie, iſt die Gefahr vorüber, laſſe ich Sie heraus.

Adelheid. Ich werde ja aber hungern und dürſten —

Hain. Sorgen Sie nicht, ich verſehe Sie mit Allem. Doch nun ſchnell hinein, ich höre kommen —

Adelheid. Zu meinem Unglück bin ich hierher gerathen.

(Er drängt ſie in die zweite Abtheilung der Bühne, wo ſie ängſtlich hin und her läuft und das Local viſitirt.)

Hain. So — die iſt verſorgt und aufgehoben! Sieht er ſie am Tage, ſo iſt ſeine Illuſion geſtört und hoffentlich wird ſeine Thorheit nicht ſo weit gehen, dieſe Vogelſcheuche zu lieben, wenn er ſie erſt einmal kennt.

Adelheid (im Cabinete). Sind Sie noch da, alter Freund? Denken Sie noch an mich?

Hain. Ums Himmelswillen, ruhig!

Adelheid. Kann mich denn Nichts retten?

Hain. Blos Ihre Ruhe kann's. — Jetzt ſchnell in mein Cabinet und einen Brief geſchrieben — in Adelheid's Namen an Karl von Hain. So heiße ich und er. Dieſer Brief komme ihm aus Verſehen in die Hände, ſeine Eiferſucht erwacht, es kommt zum Stelldichein, dort finde er ſie und mich und das Ganze löſe ſich luſtig. Jetzt ſchnell ans Werk! (Er geht ab.)

Adelheid (im Cabinete). Gehn Sie ſchon fort? Ja richtig. Alles ſtill? Wo ſind Sie? Gott, wie wird es mir ergehn? Ha, da kommt was —

Zehnte Scene.

Luiſe (kommt aus dem Garten, gleich darauf) Mühlen. Adelheid (im Cabinet).

Luise. Er ſolgt mir überall, wo ich hingehe. Ich kann mit ihm nicht anfangen, das würde ſich nicht ſchicken, und er ſpricht kein Wort —

Mühlen (kommt). Stör' ich?

Luise. Wie könnten Sie?

Mühlen (für ſich). Wenn ich nur etwas Vernünftiges anzuſpinnen wüßte —

Luise. Sehn Sie, wie ſchön hier am Fenſter meine Lilien ſtehen — ich habe eine rechte Freude daran —

Mühlen. Auch ich freute mich ſonſt an den Blumen

Luise. Jetzt nicht mehr — ?

Mühlen. Ach nein —

Luise. Und die Urſache?

Mühlen. Ach wer ſie Ihnen ſagen dürfte —

Adelheid (die inzwiſchen in einem Buche geblättert). Daß er ſich auch gerade in mich verlieben mußte!

Mühlen. Ihr Vetter iſt hier, Sie kennen Ihres Großvaters Plane —

Luise. Ach ja wohl —

Mühlen. Nun?

Luise. Ein Mädchen ſollte wol zurückhaltender mit ihren Geſtändniſſen ſein — doch —

Mühlen (halblaut). Gott, wär's möglich!

Luise. Ich kann — ich werde meinen Vetter nie lieben —

Adelheid (gähnend). Der Alte ſcheint mich richtig vergeſſen zu haben —

Muhlen. Ach Luiſe, wenn Sie von der Wahrheit meines Gefühls überzeugt ſind, könnten Sie da — —

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Karl (hereinſtürzend).

Karl. Nein, das iſt zu viel!

Adelheid. Hu, welch ein Geſchrei!

Karl. O ich Glücklichſter, ich las ihren holden Namen im Sande. Sie iſt hier, es iſt nicht anders möglich! Doch halt! Ein Nebenbuhler kann ihn geſchrieben haben, ein Nebenbuhler hat ihn geſchrieben! Der Großpapa und auch Sie — ja — auch Sie! Geſtehen Sie's und zerſchmettern Sie mich — Sie lieben ſie —

Muhlen (erſtaunt). Mein Herr von Hain, ich weiß nicht —

Luiſe. Welch ein ſeltſamer Auftritt! — Es iſt ſonderbar, Vetterchen, daß Du Dich ſo anmeldeſt, wir wußten kaum, daß Du hier biſt. Das nenn' ich einen Knalleffect!

Adelheid. Gern wollt' ich warnen, doch ich wag's nicht.

Karl. Wer je geliebt und hoffnungslos geliebt zu haben glaubte, der wird ſich meinen Schreck, meine Verwunderung, meinen Wahnſinn erklären können, als ich ihren Namen im Sande erblickte, als ich die Fußſtapfen des niedlichſten aller Füßchen daneben bemerkte. Doch wie ſchrecklich donnert mich jetzt der Zweifel nieder: ein Nebenbuhler hat den Namen gekritzelt, und Sie waren es, denn auch Sie haben einen kleinen Fuß!

Muhlen. Ja, vergeben Sie es mir, Luiſe, mein Herz war zu voll, da ſchrieb ich beinahe bewußtlos den Namen hin, an den ich immer denke —

Karl. Alſo auch Sie hat die Zauberin umſtrickt? Und Sie ſind glücklicher als ich — Sie kennen ſie — Sie haben ſie geſehen und geſprochen —

Mühlen. Es waren die glücklichſten Augenblicke meines Lebens.

Karl. Wo weilt ſie? Laſſen Sie mich zu ihr, nur einmal will ich ſie ſehen —

Adelheid. Ich zittre und bebe!

Luiſe (leiſe). Was ſoll ich davon denken, haben Beide den Verſtand verloren? Sie lieben, Herr von Mühlen?

Mühlen. Wohl mir, daß Sie mich darum fragen; Nun kann ich endlich das Ja erwidern, das mir die Bruſt preßte!

Luiſe. Unerklärlich!

Karl. O mit nichten! Wer wird den Engel nicht lieben?

Mühlen (leiſe). Auch er iſt verliebt.

Karl. Kalter Glücklicher! Ich kann es nicht ruhig anſehen, ich will Ihr Glück zerſtören, die wüthendſte Leidenſchaft erfüllt mich. Wo iſt die Holdeſte? Wo? Ich muß ſie ſehn —

Adelheid. Ach Gott! nun wird er wild —

Mühlen. Die Göttin meines Herzens ſteht vor Ihnen —

Karl. Wie? Wo? Ich ſehe nichts —

Mühlen. Ja, Luiſe, in dieſem Augenblicke fühle ich mich ſtark genug, es Ihnen zu geſtehen, daß ich Sie anbete —

Luiſe. Mühlen, ich kann nicht zu mir ſelbſt kommen. Hier muß ein Irrthum obwalten.

Mühlen. Ein Irrthum? Ich liebe Sie — ich bete Sie an — nennen Sie das einen Irrthum?

Luiſe. Das nun eben nicht. Auch ich liebe Sie von Herzen, Mühlen; nun iſt's heraus! Sie haben mich recht überraſcht.

Carl. Und ich bin wie aus den Wolken gefallen. Geſtehen ſich die beiden proſaiſchen Naturen ihre Neigung und mich muß der Teufel herführen, ihnen die Zungen zu löſen.

Luiſe. Was iſt's aber mit dem Namen im Sande?

Mühlen. Ich ſaß heute Morgen am Weiher, wo Sie ſo gern zu ſitzen pflegen, und da ſchrieb ich Ihren lieben Namen —

Carl. Was Weiher? Das Ihren Namen! Ich athme freier! Am Felſen, wo das ſchöne Echo iſt, das fünffach jede Frage wiedergibt, dort fand ich den Namen meiner Huldin!

Mühlen. Sie lieben alſo?

Carl. Ach und mit welchem Feuer, des Heclas Gluten können ſo nicht brennen — o Adelheid, wo biſt Du?

Adelheid. Er rief meinen Namen, o ich unglückſelige Perſon!

Luiſe. Adelheid heißt Deine Geliebte?

Carl. Ja, Adelheid von Randen!

Luiſe. Wie? Adelheid von — —

Carl (raſch). Kennt Ihr ſie? So führt mich zu ihr, daß ich mich in ein Wonnemeer ſtürze!

Luiſe. Ich verſtehe Dich nicht. Wie kannſt Du Dich in die Randen verlieben? Sie iſt den guten Geſellſchaften ein Popanz; ein Kinderſpott der ganzen Gegend —

Adelheid (leiſe). Ich kann auf Ehre nichts verſtehen —

Karl. O über eure guten Geſellſchaften! Das Außerordentliche aller Zeiten wurde leicht zum Kinderſpott!

Luiſe. Haſt Du ſie nie geſehen?

Karl. Nein, und doch weiß ich, wie ſie ausſieht. Groß und ſchlank, blaues, großes, etwas ſchwärmeriſches Auge, ein Hals, der Perlen beſchämt, blondes Seidenhaar in üppigen Locken den üppigern Buſen umwallend —

Luiſe. Du irrſt Dich gewaltig —

Karl. Leicht möglich, den Körper überſehe ich gern, wo der Geiſt ſolche Vorzüge hat.

Adelheid. Nun wird's wieder ruhig —

Luiſe. Das iſt mir in der That zu hoch. Sie iſt alt —

Karl. Wie Ninon —

Luiſe. Häßlich —

Karl. Wie die Karſchin —

Luiſe. Plauderhaft

Karl. Gleich der Genlis.

Luiſe. Von pöbelhaften Sitten —

Karl. Das hohe Weib!

Luiſe. Und — unter uns geſagt — ſie trinkt!

Karl. O göttliche Genialität!

Adelheid. Schon wieder ſchreit er ſo gräßlich!

Luiſe. Siehſt Du ſie, ſo liebſt Du ſie nicht mehr —

Karl. O ſchweig', ich antworte nicht —

Luiſe. Es ſpukt ſtark bei Dir, armer Junge. Du ſollſt Deine Geliebte noch heute ſehen —

Karl (außer ſich). O gold'ne Sonne, faſſ' ich die Wonne, o gold'ne Sonne! Ich ſoll ſie ſehn —

Adelheid. Faſſ' ich die Sonne! Nun raſ't er

Karl. Doch ach! der Großpapa —

Luiſe. Nun?

Karl. Der Großpapa liebt ſie ja ſelbſt ſo zärtlich, ſo innig —

Luiſe. Du biſt toll, Freund; der Großpapa die Kan- den lieben? Du raſeſt oder er hat mit Dir geſpaßt. Kommen Sie, Mühlen, wir wollen Adelheid aufſuchen und ſie dem Verliebten hier in die Arme ſenden — (Ab mit Mühlen in den Garten.)

Zwölfte Scene.

Karl. Adelheid (im [illegible])

Karl. Wach' ich? Träum' ich? Ich ſoll ſie wirklich ſehn? Wie ſoll ich ſie anreden? Werden die Bliz ihrer Augen mich nicht niederſchmettern und meine Zung lähmen?

Adelheid. Jetzt iſt mir's, als hört' ich leiſe ſprechen —

Karl. Ich glaube im Nebenzimmer iſt Jemand —

Adelheid. Die Raſenden pflegen nicht ſo ſachte zu ſprechen, es wird ein Bedienter ſein —

Karl. Es iſt ſicher Jemand drin. Ob ich öffne? Ein ſeltſam Gefühl hält mich zurück —

Adelheid. Ich will's wagen. Pſt! Pſt!

Karl. Ich glaube, man ruft —

Adelheid. (Qui vive!)

Karl. Was gibt's?

Adelheid. Hat man den Tollen ſchon fortgebracht?

Karl. Welchen Tollen?

Adelheid. Den Gebiſſenen, den Raſenden, meinen Liebhaber —

Carl. Ei, wer iſt denn die unſichtbare Fragende? Warum kommen Sie nicht heraus?

Adelheid. Ich bin Adelheid von Randen, bin hier eingeſchloſſen, mein Liebhaber iſt toll geworden und will mir ein Leids zufügen —

Carl. Der Großpapa — toll geworden! Da haben wir's, aus Eiferſucht.

Adelheid. Kann ich, ohne Gefahr zu laufen, wieder herauskommen?

Carl. Bei mir ſind Sie ſicher, o kommen Sie in meine Arme —

Adelheid. Wer ſind Sie denn aber?

Carl. Ihr Anbeter — Karl von Hain.

Adelheid ([illegible]). Karl von Hain. Ach!

Carl. Sie ſind eingeſchloſſen, theures Leben! Alles ſtill — keine Antwort. O nur noch einen Ton, ein Wort ſagen Sie mir, daß Sie mich nicht verabſcheuen. Sie antwortet nicht. Sollte ſie in Ohnmacht liegen? Ich wirke vielleicht magnetiſch auf ſie. (Er ſieht durch's Schlüſſelloch.) Nein, ſie ſitzt ganz ruhig und kehrt mir den Rücken zu. Fürchten Sie keinen Tollen, ich befreie Sie und nehme Sie in meinen Schutz. Unverletzt führe ich Sie in Ihre Burg zurück und müßte ich Drachen bekämpfen — (Er ſtößt mit dem Fuße gegen die Thür.) Oeffne dich, Schloß, daß ich meine Sonne ſehe —

Adelheid (ängſtlich antwortend). Laſſen Sie's nur ſein, ich will und mag von Ihnen nicht befreit werden.

Carl. Ja mir, nur mir allein ſollen Sie Ihre Befreiung zu verdanken haben.

Adelheid. Ach nein, laſſen Sie mich hier, ich ängſtige mich zu ſehr.

Carl. Wolan, auch dieſem Wunſche will ich genugen. Doch hören Sie, daß ich Sie anbete, daß ich vor Liebe raſend bin.

Adelheid. Der Großpapa hat leider die Wahrheit geſagt.

Carl. Keine Macht der Welt kann mich von Ihnen trennen.

Adelheid. Stehen Sie doch ab davon, es iſt vielleicht noch Hülfe. (Bei Seite.) Ich wollte, daß ich Waſſer wäre, um Ihnen einen Abſcheu einzuflößen.

Carl. Was ſprechen Sie von Waſſer! Feuer, nichts als Feuer bin ich.

Adelheid. Da haben wir's, ſchon das Wort macht ihn wüthend. Vielleicht nimmt er Raiſon an. Was wollen Sie von mir? Sie kennen mich nicht, ich bin garſtig, glauben Sie mir's —

Carl. Welche Unbefangenheit! Welche engliſche Naivetät! O dürfte ich den Blick zu Dir erheben!

Adelheid. Zu Dir? — So bekannt ſind wir noch nicht.

Carl. Adelheide! Adelheide!
Laß mich klagen, laß mich klagen,
Was ich leide, was ich leide,
Darf ich keinem Menſchen ſagen,
Nie will mir der Morgen tagen!
Rings vom Leide, nie von Freude,
Seh' ich ſchrecklich mich umragen;
Ohne Zagen will ich's wagen,
Meine Schmerzen ſtill zu tragen,
Wenn an Deinem Blick mich weide,
Adelheide! Adelheide!

Adelheid ([illegible]) Ich vergehe vor Angſt!

Karl. Du antworteſt nicht? Ich werde Dich nolens volens befreien — (Er probirt mit andern Schlüſſeln.)

Adelheid. O Himmel, ich bin verloren!

Karl. Ich halte mich nicht länger — ha, der paßt —

Adelheid (öffnet das Fenſter). Kein anderer Ausweg ich muß, um mein Leben zu retten — (Sie ſteigt zum Fenſter hinaus.)

Karl (der die Thür geöffnet und ſtürzt ins Cabinet). Zu Deinen Füßen! An Dein Herz! Ha, wo iſt ſie? Sie ſtieg zum Fenſter hinaus — ihr nach! — (Er ſtürzt hinaus.)

Dreizehnte Scene.

Mühlen und Luiſe (aus dem Garten), dann die Vorigen.

Luiſe. Hier war der Lärm und Niemand hier —

Mühlen. Wo nur der Großpapa ſein mag?

Luiſe. Auch im Cabinet iſt Niemand.

Adelheid (ſtürzt herein durch die Mittelthür). Retten Sie mich aus den Klauen des raſenden Ungeheuers —

Mühlen. Welch ein Auftritt!

Adelheid (verhüllt ſich mit dem Shawl). Dort kommt er — ich kann ſo einen Wüthrich nicht anſehn —

Karl (ſtürzt herein). Ach laß Dich umarmen — (Sie ſinkt auf einen Stuhl und wehrt ihn ab, doch immer verhüllt.)

Luiſe. Was ſoll das bedeuten?

Adelheid. Er iſt wüthend auf mich verſeſſen, ein toller Hund! Ach ich ſterbe!

Karl. Die Liſt des Großpapas, ich kann mir's denken! Die Eiferſucht! Ich bin nicht toll —

Luiſe. Dort ſeh' ich den Großpapa kommen, Alles wird ſich nun aufklären. Kommen Sie, Mühlen, ins Cabinet, wir wollen ihn ein wenig belauſchen, dann zu ſeinen Füßen fallen und um ſeinen Segen bitten.

Karl. Und wir wollen in jenes Cabinet, dort will ich Ihnen in Verſen geſtehen, wie ſehr mich Ihre Dichtungen entzückt haben.

Adelheid. Ach laſſen Sie mich —

Luiſe. Wir müſſen ſchnell ſein, ſonſt überrumpelt uns der Großpapa.

Mühlen. Schnell, ſchnell, er iſt ſchon da — (Sie laufen durcheinander und [illegible] Mühlen und Adelheid in das Cabinet, wo die [illegible] eingeſperrt war; Luiſe und Karl aber auf der andern Seite in die Scene.)

Vierzehnte Scene.

Hein (in einem weißen Mantel mit einer Guitarre). Schon dunkelt's und bald ſchlägt die Stunde zum Stelldichein. Das Billet muß ſchon in Karl's Händen ſein. Mein Coſtüm iſt ſo übel nicht zu einem verliebten Abenteuer. Der weiße Mantel, die Guitarre, ganz herrlich nehme ich mich aus. Ei, ei, Großpapachen, Großpapachen, ſo ein Narrencoſtüm, ſolche tolle Streiche, ſchickt ſich denn das? Je nun, es geſchieht, um einen ſchweren Patienten zu heilen. So die Krankheit, ſo die Mittel! Was mag denn aber wol mein eingeſperrter Zeiſig hier drin machen? (Guckt durch's Schlüſſelloch.) Mein Vögelchen iſt ja nicht mehr allein. Ei, Mühlen bei Adelheid? Was hat das wol zu bedeuten? Wo ich nicht irre, höre ich in jenem Cabinet auch ſprechen! (Er ſieht durch das andere Schlüſſelloch.) Wie, ſeh' ich recht?

Karl und Luiſe? Das mag ſich ein Anderer erklären. Karl und Luiſe — Mühlen und Adelheid — ich in der Mitte mit Mantel und Guitarre. Vorerſt dieſe eben [illegible] Attribute fort. (Er legt Mantel und Guitarre ab.) Nun ſetze ich mich getroſt und harre der Dinge, die da kommen werden — (Er ſetzt ſich.)

Fünfzehnte Scene.

Karl und Luiſe ([illegible] auf die Knie), ſpäter Mühlen und Adelheid.

Karl. Laſſen Sie mich fortreden.

Luiſe. Vergeben Sie mir —

Hain. Seid Ihr toll, Kinder?

Karl. Sie haben mich toll genannt und nun — o Gott!

Hain. Aus der Verbindung mit Deiner Geliebten kann nichts werden, das weißt Du —

Luiſe. Und ich — muß geſtehen — ich liebe — nicht den Vetter — ſondern —

Hain. Ich hoffe, daß Du mich zum Beſten haſt.

Luiſe. Ganz und gar nicht — ich hoffe, daß Sie mir Ihren Segen nicht verſagen werden. ([illegible] Mühlen herein. Adelheid [illegible] ſich ängſtlich an [illegible])

Hain (für ſich). Halt, da muß ich eine Amtsmiene annehmen. (Laut.) Dies Alles geſchah, ohne daß Ihr mich befragtet? Herr von Mühlen, Sie ſchlichen ſich in dies arglos unbewachte Herz? Warum traten Sie nicht offen mit Ihrem Antrag vor mich hin? Warum macht Ihr mich zum gefoppten Komödienalten?

Mahlen. Verzeihung, Herr von Hain. Ein Zufall hat mir das Geſtändniß meiner Liebe entlockt.

Hain. Karl, und nun zu Dir: Dein Mühmchen Luiſe hatt' ich Dir beſtimmt, Du aber liebſt jenes Fräulein?

Karl. Ach laſſen Sie mich vergehen.

Hain. Sie werde die Deine!

Karl. O Sie Gütiger geben Ihre Anſprüche auf! Nun ſo enthülle dich mir, himmliſches Ideal.

Adelheid. Halt! drei Schritte vom Leibe! Spricht dieſer Mann einmal und wieder einmal ſo ſchaal und kahl in meiner Qual vom Ideal, das iſt fatal!

Hain. Da haſt Du's, herrliche Reime auf al. Doch nun, ſieh her! und bleibe Deiner Sinne Meiſter! (er [illegible])

Karl. Ha! was ſeh' ich, ich bin vernichtet!

Hain. Wolan, ich will Dich Deiner Vernichtung wieder entreißen! Dieſe Adelheid hat eine Namensſchweſter, ſie iſt die Dichterin!

Karl. Wo hält ſie ſich auf?

Hain. Komm an das Herz Deiner Angebeteten!

Karl. Wie? wo?

Hain. Ich bin's ſelbſt. Du wetteteſt mit mir, ich würde nicht mehr im Stande ſein können, obgleich vormals von den Muſen freundlich begabt, heutzutage mir im Wettkampfe mit Deinesgleichen ein Lorbeerreis vom Helikon zu holen, indeß ich überführte Dich vom Gegentheil. Nur dem Publicum, wenn der Verſuch mißlingen ſollte, nicht meinen ehrlichen Namen zum Beſten zu geben, wählte ich den meiner liebenswürdigen Nachbarin.

Adelheid. Pſui! Sie Namensverfälſcher!

Hain. Daß Du Dich in mich verlieben würdeſt, hätte ich mir freilich nicht denken können, doch vergrößert dies nur meinen Triumph. Jetzt wollen wir miteinander den Spaß belachen. Ja ſo, hier ſieht noch ein Pärchen, das unſre Fröhlichkeit nicht theilt.

Luiſe. Beſter Großpapa, Sie zürnen uns nicht. Sie willigen ein.

Mühlen. Ich liebe Luiſe ſo unausſprechlich!

Luiſe. Sie machen uns ſo glücklich.

Hain. Nun ſo ſeid es, der Großpapa gibt ſeinen Segen!

Karl. Luiſe würde für mich immer nichts geweſen ſein, ich tröſte mich alſo leicht um ihren Verluſt. Allein das ärgert mich, ſo enttäuſcht zu werden und ganz leer auszugehn —

Hain. So wähle doch nur mich — oder Adelheid.

Karl (den Großpapa an ſein Herz drückend). Sie böſer Großpapa!

Hain. Werde brav und laß Deine Thorheiten, ſo wird ſich auch für Dich ein gutes Weib finden!

Es ſpukt die Poeſie bei Vielen heutzutage
Und wird der Proſa gleich, manchmal zur wahren Plage.
Den Mittelweg nur ſtets gehalten, ſo iſt's recht!
Zu viel vom beſten Ding, bekommt uns immer ſchlecht.
In Düften, Lüften, dichtend, richtend ſchweben,
Und lächelnd, Kühlung fächelnd auf das Leben

Herniederſchaun, iſt ſchön; doch in der Welt,
Iſt Alles ſorglich ſchon gepaart, geſtellt,
Drum muß der Knorr den Knobben hübſch vertragen,
Deß Fuß die Erd' berührt, nicht in die Wolken ragen,
Sonſt läßt er's Mädel ſtehn, wie dieſer da,
Und liebt, o tolle Welt! — den Großpapa!

(Der Vorhang fällt.)

Zobten.

Ich kam aus einem nordöſtlichen Winkel Polens, als ich Deutſchland zum erſten Male betrat. Der Eindruck iſt nicht zu beſchreiben. Nachdem man ſich in Schmutz und Sand abwechſelnd viele Wochen gequält und die herrlichen Hotels von Sluchſchizza, Rochloſchizza, Naramis, Wieruſchow u. ſ. w. kennen gelernt hat und nun endlich bei Kempen die ſchleſiſche Ebene betritt — welch ein Genuß! Der erſte deutſche Grenz-Kretſcham, wie weit er auch von dem Ideal entfernt ſein mag, erſcheint uns wie ein hôtel des princes. Wir ſitzen mit Wolluſt unter den Schnappstrinkern, denn ſie haben reine Hemden an, die Wirthin und ihre Mägde, der Wirth und ſein Hausknecht, Alles iſt ſo menſchlich und — gewaſchen; wir können zu Nacht friſchen Kalbsbraten und getrocknete Zwetſchchen haben, und ſo überdrüſſig uns auch dieſe Zuſammenſtellung für die Folge wird, ſo ergötzlich erſcheint ſie uns hier, wo wir ſie zum erſten Male begrüßen.

Vor uns lag das Städtchen Oels; einige ſtattliche Gebäude, eine verhältnißmäßige Reinlichkeit und ein deutſcher Gaſthof nahmen uns ſehr zu ſeinen Gunſten ein. Ich mag hier kein Urtheil über alles Dieſes abgeben, es würde gewiß parteiiſch ſein. Am fernen Horizonte erblickte ich eine dunkle Wolke, die meine Aufmerkſamkeit erregte. Sie war auffallend dunkel am klaren Abendhimmel und wankte nicht und wich nicht und behielt ſtets dieſelbe Geſtalt.

Mein Begleiter lachte und ſagte, die vermeintliche Wolke ſei der Zobtenberg, den das Rieſengebirge ſo weit als möglich, als Vedette, in die Ebene vorgeſchoben habe, und der daher im ganzen Lande ſichtbar ſei, wenn noch von ſeinen viel höhern Kameraden nicht das Geringſte verlaute.

Ich machte Augen! Es war der erſte Berg, den ich in natura zu ſehen bekam, denn der alte Galtgarb, den wir Oſtpreußen zwar Berg tituliren und der mir heiliger Erinnerungen wegen auch ſtets heilig bleiben wird, kann eigentlich doch nicht zu den Bergen gezählt werden. Ich freute mich, als wir uns am andern Morgen aufmachten und dem Zobten immer näher kamen; meine Sehnſucht, ihn zu beſteigen, wuchs; nach und nach wurden uns ſeine Umriſſe deutlicher, wir bemerkten, daß er mit Wald bewachſen ſei, wir konnten ſeine Schluchten und Klüfte ſehen, es war ein ganz reſpectabler Kegel.

Endlich kamen wir nach Breslau und hier hatte ich zum erſten Male den Genuß, die ganze Kette des Rieſengebirgs zu begrüßen. Sie dämmerte im fernen Nebel und war lockend genug; aber einladender war mir ſtets der Zobten, der ſo nahe ſtand und ſo neugierig, als ein Berg nur ſein kann, in Breslaus Straßen hineinſchaute. Es ſchien, als ob Rübezahl ſich dieſe Warte zu dem Behufe gebaut, um in Allem, was in Breslau geſchah, ſogleich ſeine Naſe haben zu können.

Mit einem lieben Freunde machte ich mich denn auch bald auf den Weg. In Schleſien iſt's zu Anfange Mai ein gar liebes Reiſen. Alles in Blüte und das ganze Land iſt ein Garten. Wenn nur das viele Branntweintrinken nicht wäre! Es mag ſein, daß das feuchte Klima Niederſchleſiens und die rauhen Winde, denen es von Norden und Oſten ſtets ausgeſetzt iſt, der Mangel an Wein und ſchlechtes Bier, den Genuß des Spiritus auf gewiſſe Weiſe wol entſchuldigen können, aber beſſer wär's immer, wenn andere Verhältniſſe ihn entbehrlich machten. Nichts macht ein Volk dümmer und entnervter als der Fuſel.

Der Weg zieht ſich vom ſchweidnitzer Thor beſtändig hinan, und ſo gelangt man nach und nach immer höher und höher, ohne es zu merken. Wir waren ſchon recht hoch und es dunkelte bereits ſtark, als wir das kleine Zobten am Fuße des Berges erreichten. Es iſt nur unanſehnlich und ein Bergſtädtchen im eigentlichen Sinne des Worts. Die Straßen ſind hügelig, Bächlein rinnen darin über Kies und Geſtein und die Häuſer liegen da klein, reinlich und maleriſch unordentlich.

Wir ſetzten uns zum Kaufmann Ferrari ins traute Stübchen und verlangten ein Glas herben Ungar; dies war das Vernünftigſte, was man in unſerer Lage thun, und das Erquicklichſte, was uns Zobten, das Bergſtädtchen, bieten konnte.

Welch ein einſames Leben in ſolch einem Orte, welche Entbehrungen für einen Mann von Welt und Erziehung! Und doch war einer unſerer erſten Romanciers, ein Schriftſteller mit Walter Scott verwandt und doch keiner von ſeinen Nachahmern, dazu verdammt, hier einen großen Theil ſeines Lebens zuzubringen. Ich muß hier meinen Leſern dies wehmüthige Bild vergegenwärtigen, man ſieht daraus deutlich, was es um den Ruhm in Deutſchland für ein köſtliches Ding iſt.

Ich war bald nach der Kriegszeit nach Breslau gekommen und befand mich eines Abends im Theater, als einer meiner Freunde mich auf einen kleinen, unterſetzten Mann aufmerkſam machte, der unweit von mir im Parterre ſtand, den Stock auf den Rücken haltend und mit emporgerecktem Halſe einem Stücke zuſchauend, das ſchon mehr als einmal das Gelächter des Publicums und meine ſchlechten Witze herausgefordert hatte, obgleich es doch zur ernſten Gattung zu gehören ſchien. Ich ſage zu gehören ſchien, denn die eigentliche Tendenz des Verfaſſers konnte man nicht herausfinden. Es hieß die böhmiſchen Amazonen, und der Stoff war aus der Zeit des Aufſtandes der Mägde der Königin Libuſſa genommen. Allein das Ganze war nicht großartig aufgefaßt, ſondern der Dichter hatte nur eine Epiſode gewählt. Zwei Ritter verirrten ſich im Walde und kamen in das Gehege der wilden Wlaſta, wo ſie elendiglich umkommen ſollten, aber dadurch gerettet wurden, daß die blutdürſtigen Männerfeindinnen ſich ſämmtlich verliebten. Das Stück hätte, ironiſch aufgefaßt, Glück machen müſſen, und nur in der Behandlung lag es, daß ernſte Stellen belacht werden konnten und das Ganze langweilig befunden wurde und keinen rechten Eindruck machen wollte.

Ich war durch die Bewegung der Umſtehenden im Zwiſchenacte dicht zu jenem aufmerkſamen Zuſchauer gedrängt worden und ließ eben meiner ſatiriſchen Ader freien Lauf, als mein Freund mich am Aermel zupfte und mir ins

Ohr raunte, der Nebenſtehende ſei der Verfaſſer des Stücks und ich möchte meine Sarcasmen menagiren.

Ich betrachtete mir jetzt den Mann etwas aufmerkſamer. Schall hatte mir von ihm geſprochen und ihn als talentvoll bezeichnet. Als Schriftſteller hatte er übrigens noch keinen Namen. In Breslau war von ihm ein Gelegenheitsſtück „Der achtzehnte October“ gegeben worden, das beſonders durch einige eingeſtreute komiſche Scenen, die von Localintereſſe waren, ein bedeutendes Glück gemacht; hierauf war von ihm auch ein großes Spektakeldrama „Die Heilung der Eroberungsſucht“ aufgeführt worden, dem gleichfalls die kurz vorübergeſchwundene Erſcheinung des großen Eroberers ein beſonderes Intereſſe verleihen konnte. Der kühne Zuſchnitt dieſes Stücks, worin uns in beſondern Tableaux Träume verſinnlicht wurden, war übrigens allerdings geeignet von dem Talente des Verfaſſers eine bedeutende Meinung zu erlangen. Sein drittes Product, womit er Breslaus Repertoir bereicherte, war endlich dieſes Schauſpiel von den böhmiſchen Amazonen, das aber nicht den Ruhm der beiden vorhergegangenen Werke erreichte und keine Gnade vor dem Publicum fand.

Der Verfaſſer, der jetzt durch mein Stillſchweigen das nöthige Feld gewann, ſich zu äußern, ſpürte — wie das ſo oft der Fall iſt — zum Glücke nichts von dem Sauern, ſondern war ſehr erfreut über das Spiel der Künſtler und ſchien die Sache ſo zu nehmen, als wenn ſie ihm ganz allein die Komödie vorſpielten. Wir hüteten uns zu widerſprechen und ſtörten ſeinen Himmel nicht.

Van der Velde, dies war der Mann, mochte damals im Anfange der Dreißiger ſtehen und lebte in Breslau als Beamter beim Criminalgerichte. Seine Luſt am Theater, und die Stücke, die er für daſſelbe verfaßt hatte, wur den ihm jedoch von ſeinen Vorgeſetzten ſehr übel genommen und ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ein ernſter Criminalrichter, der in hochnothpeinlichen Fällen über Kopf und Kragen ſeiner Mitmenſchen abzuſprechen habe, ſich nicht mit dergleichen Allotria abgeben dürfe. Die betrübte Folge für ihn war, daß er übergangen wurde, ſo oft die Maſchine ihn hätte fortſchieben können, und daß er endlich ernſtlich daran denken mußte, ſich ein anderes Feld zu ſuchen, um ſich und ſeine zahlreiche Familie aus dem Drucke dieſer Exiſtenz zu befreien.

In tiefen Sorgen und Gedanken war der arme van der Velde, als ich ihn, nach jenem Theaterabende, näher kennen lernte. Schall, unſer väterlicher Freund, wurde auch von ihm zu Rathe gezogen und ſollte Mittel und Wege angeben. „Sie haben viel Talent," ſprach Schall, „inſonders im Geſtalten und im Schildern, legen Sie ſich auf die Erzählung."

Und er gab ihm Stoffe an, nannte ihm die Quellen dazu, und ging ihm treu zur Hand, wie er es ſo liebevoll in damaliger Zeit vielen Beginnenden gethan, die ſich ihm vertrauensvoll naheten. Und deren waren nicht Wenige: Schriftſteller, Muſiker, Maler und Schauſpieler!

Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Stunden, wo van der Velde,

„die Bruſt von tauſend Welten trächtig"

an Schall's Bücher-Repoſitorien umherhuſchte und ſich nach Mitteln umſah, ſeine Stoffe mit Fleiſch und Leben zu bekleiden; wie er oft nur das damals noch ziemlich unvergriffene Converſationslexikon mit Heißgier befragte und nach dieſer magern Quelle mit ſeiner lebendigen Phantaſie die erſten hiſtoriſchen Genrebilder für Deutſchland ſchuf und ſie ſo kräftig auszumalen verſtand, daß ſie elektriſch wirkten. Wer dieß peinliche Streben, zwiſchen Armuth und Trieb zu ſchaffen, beobachtete und die angenehmen Werke damit vergleicht, die daraus entſtanden, kann nicht umhin als dem Schöpfer derſelben ein großes Talent anzuerkennen.

Die Abendzeitung, die damals ihren erſten Flug nahm, war für van der Velde ein willkommener Fund, ſeine Arbeiten niederzulegen, und ſowie dieſen die Zeitung ihren ſpätern Flor, ſo verdankte der Dichter dem Leſerkreiß, den die Zeitung ſich als geborne Dresdenerin ſogleich bei dem dortigen leſeluſtigen Publicum gewonnen hatte, ſeine ſchnelle Bekanntwerdung. Es war eine glückliche Conſtellation. Eines trug und hob das Andere wechſelſeitig, und Beide konnten von Glück ſagen, ſich ſogleich gefunden zu haben.

Der Beifall, der dem Schriftſteller van der Velde zu Theil wurde, beſſerte indeß wenig an ſeinen äußern Verhältniſſen; der Ehrenſold, wie man damals das Wenige zu benennen anfing, was man von Zeitſchriften und Buchhändlern erhielt, reichte nicht hin des Dichters Lage beſſer zu geſtalten, und ſeine neuerlichen Beſtrebungen waren eben ſo wenig geeignet, ſeine ihm vorgeſetzten Perrücken beſſer für ihn zu ſtimmen. Er ſah ſich genöthigt, ſeinen Abſchied zu fordern, und fand es endlich am angemeſſenſten, die Stelle eines Stadtrichters in Zobten anzunehmen, wohin er ſich dann mit ſeiner ganzen Anwartſchaft an deutſchen Ruhm, mit ſeiner vollen Phantaſie und ſeiner zahlreichen Familie, hoffend und getroſten Muthes, begab.

Hier lebte nun der Dichter im Angeſichte des alten, bewaldeten Berges, umgeben von den gebrechlichen Häuſern, auf vulcaniſchem Boden, denn der Zobten iſt nach allen Anzeichen ein erloſchener Vulcan und hat auch ſchon in der Geſtaltung Aehnlichkeit mit dem zweigipfligen Veſuv, ein Leben der Entbehrung und freiwilligen Entſagung, während er die Leſer der Abendzeitung fortwährend entzückte und der Arnold'ſchen Buchhandlung bedeutendes Geld eintrug. Hier lebte der arme van der Velde und war überglücklich, konnte er bei Ferrari ein Gläschen herben Ungars trinken, während am Rhein und am Belt, auf Villen und in Salons ſeine neueſten Erzählungen mit Gier verſchlungen wurden; während ſein Name den Erſten und Beſten beigezählt wurde, hatte er nichts davon, nicht einmal die Bewunderung des Kuhhirten oder ſonſtigen Mitbürgers, der in ihm den Stadtrichter ehrte, ohne den Schriftſteller in ihm zu ahnen.

Iſt es nicht rührend, zu denken, daß kein neuerer Dichter dieſer Gattung, ſelbſt Spindler nicht einmal, ſolche Anerkennung fand, als van der Velde, ſo allgemein geleſen wurde als er, obgleich er doch in ſo hohem Grade edler iſt als Clauren, und daß er ſelbſt nichts davon genoß, als den falben Widerſchein in einem Briefe, den ihm etwa der Redacteur der Abendzeitung ſchrieb, wenn er ihm am Schluſſe des Semeſters die Abrechnung nebſt den paar Thalern Verdienſtes ſandte?

Ich ſah den todtkranken Walter Scott auf ſeiner Rückkehr von Neapel durch Deutſchland reiſen. Er hinkte, auf ſeinen Führer geſtützt, durch die Arcaden im münchner Hofgarten und man drängte ſich hinzu, als man erfahren hatte, wer der hinkende Greis ſei. Aber van der Velde hätte zur Zeit ſeiner größten Thätigkeit eine andere Aufmerkſamkeit erregt; eine Reiſe, die er durch Deutſchland unternommen hätte, wäre für ihn zum Triumphzuge geworden. Er aber zog es vor, in Zobten umherzuſtolpern und ſich in den Freiſtunden, die ihm ſein Beruf ließ, für die Abendzeitung abzumühen. Dieſe hatte ihn freilich ins Publicum eingeführt, wie ſie ſich brüſtend behaupten konnte, und die Arnold'ſche Buchhandlung beginnt noch viele Jahre nach ſeinem Tode die Anzeige ſeiner Schriften mit den Worten: „Anzeige für Gebildete.“

Der arme berühmte Mann ſtarb traurig, wie er gelebt, in den beſten Jahren; als er eben ſeine Alltagsſuppe aus der Terrine auf den Teller ſchöpfen wollte, rührte ihn der Schlag; er quälte ſich dann noch eine kurze Zeit und ſchloß die Augen. Zobten bewahrt ſein Grab.

Van der Velde's Ruhm hat ihn nicht lange überlebt; die jetzige Generation fragt nur noch ſelten nach ſeinen Werken. In der minutiöſen Art zu ſchildern und auszumalen trifft er auf merkwürdige Weiſe mit Scott überein, den er, da er zu ſchreiben anfing, nicht kannte. Aber Scott ſchildert, was ihn umgibt und was er in Saft und Blut in ſich aufgenommen; bei van der Velde iſt es eine mühſam zuſammengetragene Moſaik, die er aus eigenen Mitteln, oft unrichtig und mangelhaft ergänzt, wo ihm Nachweiſungen fehlen. Hätte van der Velde ſein Schleſien ſo ſchildern mögen, wie Scott ſein Vaterland, ſo hätten wir Werke, wenn auch nicht von allgemein anſprechendem Intereſſe, aber doch von größerm innern Werthe erhalten.

Zobten und Hof — Titan und die Entdeckung von Amerika! So lebten, ſo ſchufen deutſche Genies!

Wenn man auf den Zobten will, ſo muß man ſich um drei Uhr auf den Weg machen. Der Führer mit der Laterne voraus, die Reiſenden hinterdrein, ſo geht es gemächlich zwiſchen den Gärten des Städtchens hin, über Wieſenabhänge bis zum Walde, der gar bald ſeine kühlen Zweige den Wandernden entgegenſtreckt.

Von einer Alpentour iſt hier nicht die Rede. Nirgends betritt der Fuß den kahlen Felſen; nirgends führt der Weg zu ſchwindelnden Abgründen, ſondern allmälig auf Wieſengrund, oder im Walde auf Nadeln, die von den Bäumen herabfielen, ſteigt man zum Gipfel empor. Es iſt eine der bequemſten Bergſteigen, die ich je gemacht habe, aber die Ausſicht, die man von dem faſt dreitauſend Fuß hohen Gipfel hat, iſt deshalb nicht minder ſchön und lohnend.

Oben auf dem Gipfel iſt eine kleine Kapelle erbaut, die in einem ziemlich verwüſteten Zuſtande war, als ich den Zobten beſtiegen hatte, aber bei plötzlich eintretendem Unwetter doch ein Obdach zu gewähren im Stande iſt.

Hier oben hätte man Blücher begraben und einem alten Invaliden, ſo lange es deren noch mit dem eiſernen Kreuze von 1813 gibt, die Hut des modernen Hühnengrabes anvertrauen ſollen. Jetzt ruht der alte Vorwärts bei Kriblowitz an der Landſtraße. Die Idee, ſein Grabmal auf dem Zobten zu errichten, erſchien mir der Größe ſeiner Erſcheinung und der Bedeutung in der Zeitgeſchichte angemeſſener.

Wie von allen Vorpoſtenbergen, ſo auch von dieſem iſt die Ausſicht in die ſchleſiſche Ebene reich und intereſſant. Nach Südweſt hat man die Verzweigungen des Rieſengebirges bis nach Böhmen hinein — und die Felſen der Grafſchaft Glatz, die in jenem Augenblicke mir ein neidiſcher Nebel entzog, ſind ſo nahe, daß man glaubt, ſie mit den Händen greifen zu können.

Man lehrte mich hier eine eigene Art von Genuß, den ich ſpäter bei Bergbeſteigungen öfter anzuwenden Gelegenheit hatte. Ich gebe das Recept zum Frommen der Reiſenden, die es noch nicht kennen ſollten. Man bücke ſich und ſchaue durch ſeine eigenen Beine die Gegend an;

dieſer optiſche Kunſtgriff erhöht den Reiz des Geſchauten bedeutend.

Nachdem wir der aufgehenden Sonne unſern freudigen Gruß dargebracht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und waren zu Mittag im Städtchen.

Der Abſtecher nach Zobten iſt von Breslau leicht zu machen und es wird ſicher Niemand reuen, ihn gemacht zu haben.

Karl Schall.

Es war im Jahre 1811, als ich in Königsberg zuerſt Schall's Bekanntſchaft machte. Es geſchah durch ſein Luſtſpiel: die unterbrochene Whiſtparthie oder der Strohmann, das unter Kotzebue's damaliger Direction des königsberger Theaters das Licht der Lampen erblickte. Das Stück gefiel allgemein und man hielt, ſonderbar genug, Kotzebue ſelbſt für den Verfaſſer, der ſchon einige Mal, um die Kritik, die er ſich feindſelig geſtimmt glaubte, hinter's Licht zu führen, ſeine Arbeiten unter angenommenem Namen erſcheinen ließ. Erſt im Jahre 1817, wo ich, um längere Zeit dort zu verweilen, nach Breslau kam, ſollte ich mich von dem wirklichen Daſein des Dichters Schall überzeugen. Von hier an datirt ſich das engſte Zuſammenſein während zweier Jahre. Kein Tag verging, an dem wir uns nicht ſahen; keiner faſt, an dem dies nicht mehrmals geſchehen wäre.

Was Schall mit Glück für die Bühne geſchrieben, hatte er damals ſchon Alles hinter ſich. Seine Stücke wurden überall und oft gegeben, und er ſtand in dem Rufe, einer unſerer beſten Luſtſpieldichter zu ſein, von dem ſich Vieles noch erwarten ließe. Dieſe Hoffnung nährte Schall ſelbſt gern durch ſeine eigenen Aeußerungen. Er ſprach von ſeinen Planen, die er ſchon ganz ausgearbeitet im Kopfe herumtrug. Damals ſchon hörte ich Scenen aus dem Stücke, das er ſpäter „Schwert und Spindel“ benannte, aus dem Fatum des Freitags; er theilte mir den ganzen Plan ſeiner kleinen Luſtſpiele: „das Kinderſpiel“ und „Eigne Wahl“ mit, die in Holtei's Jahrbuch abgedruckt ſind, und wir ſprachen über die Anekdote von Kant's abgeriſſenem Knopfe, woraus ich eine Novelle, er ein Luſtſpiel dichtete.

Rührend erſcheint es, daß er — wie ein ehrlicher Mann — alle dieſe ſeinen Freunden verſprochenen Arbeiten bis zu ſeinem Tode richtig fertig geliefert hat, wenn gleich die lange Reihe von Jahren zwiſchen ihrer Conception und ihrer Ausführung den Erfolg nicht ſo günſtig geſtaltete, als ſich damals mit vollem Rechte vermuthen ließ.

Nach einem kleinen patriotiſchen Stücke: „das Heiligthum,“ welches ſich auf Preußens Königin Luiſe bezog und ſchon deshalb Enthuſiasmus erregte, erſchien das bereits genannte Luſtſpiel in zwei Acten: „die unterbrochene Whiſtparthie, das noch immer eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Intrigue war neu und überraſchend, die Charaktere hatten eine überaus friſche und lebendige Färbung, und der Dialog erſchien ſo gefeilt, gerundet und reich an geiſtreichen Wendungen, daß er zu den Merkwürdigkeiten der deutſchen Luſtſpiel-Literatur gerechnet werden konnte. Einige Breite wird ihm indeß hie und da nicht mit Unrecht vorgeworfen. Was dieſem erſten Werke unſeres Dichters jedoch den rauſchendſten Beifall in Breslau ſelbſt zu Wege brachte, waren Beziehungen zur Zeit und Localität, die freilich auf andern Bühnen wegfallen müſſen. Die Napoleoniſchen Krieger hatten in jener Stadt lange gehauſt, und viele der dortigen Schönen, ſelbſt der edelſten Häuſer, alten Ahnenſtolz bei Seite gelaſſen, um einer natürlichen Hinneigung für dieſe tapfere Roture zu folgen. So iſt denn die Gräfin Klausner das treue Bild einer dieſer Damen, und der damals junge, von Muthwillen ſtrotzende Dichter ging ſo weit, ſelbſt in dem Namen eine ziemlich offene Anſpielung anzubringen. Ein Gleiches iſt mit dem Baron Scarabäus, dem Kammerherrn von Zunder und der andern Dame der Fall, deren Name mir jetzt entfallen iſt.

Ein Verein von jungen, ausgezeichneten Talenten an der dortigen Bühne, Devrient, Töpfer, Kettel, die Unzelmann, Butenop u. a., kamen ihm dabei zu Hülfe und ließen ſein unbeſtrittenes Talent im höchſten Feuer leuchten. Dies brachte nach kurzer Zwiſchenzeit die artigen Kleinigkeiten: „Trau, ſchau, wem“ und „Kuß und Ohrfeige“ hervor, die auch jetzt noch gern geſehen werden und bald auf allen Bühnen heimiſch waren, bis endlich Schall mit einem größern Luſtſpiele, zum Theil in Verſen geſchrieben: „die Theaterſucht,“ auftrat, dem eine allerdings poetiſche Idee zum Grunde liegt, das aber die vom Verfaſſer ſelbſt erhoffte Wirkung nirgends hervorzubringen im Stande war. Mit dieſem Stück ſchließt eigentlich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit für die Bühne. Der unbedeutende, ja an manchen Orten ganz unerwartet ſchlechte Erfolg der „Theaterſucht“ ſcheuchte ihn in ſich zurück *). Schall war ein

---

*) In Berlin fiel das Stück zwei Mal durch, erſtens weil man Robert für den Verfaſſer hielt, der ein Jude war, und den deshalb die Chriſten auspfiffen; zweitens weil man Seſſa

Schriftſteller voll Strenge und Kritik, er wußte ſtets, was er wollte; er glaubte die Bühne zu kennen und nach den vorangegangenen Erfolgen auch das deutſche Publicum. Was er ſpäter vielleicht auf die Wandelbarkeit des Geſchmacks, auch wol auf den Ungeſchmack zu ſchieben geneigt ſein mochte, konnte hier noch keine Anwendung finden, denn ſeine Stücke folgten ſchnell auf einander und ſein Name galt etwas. Er war der jüngſte und beliebteſte unter den dramatiſchen Dichtern, er ſtrebte den edelſten Muſtern nach und wurde neben Kotzebue berühmt — ein ſolcher Mann hätte allenfalls eine neue Gattung zu Ehren bringen können, ſollte man denken. Dennoch mislang ihm der Verſuch mit der „Theaterſucht" gänzlich. Er begnügte ſich, das bis dahin Geſchaffene in zwei Bänden bei Holäufer in Breslau herauszugeben und ſich gänzlich vom Theater zurückzuziehen.

Ein inniges Verhältniß, das er durch neun Jahre mit einer geiſtreichen Schauſpielerin unterhalten hatte, trennte Schall auf eine ziemlich auffallende Weiſe und lebte nun ganz in einer ſeltſamen Art von Unthätigkeit, geiſtreicher Faulheit und poetiſcher Sinnlichkeit. Sein Umgang war der angenehmſte von der Welt. Man konnte ihn zu jeder Stunde des Tages beſuchen, man war gewiß, ihn nie zu ſtören. Immer in einem kuttenähnlichen Schlafrock, ſelten die Feder, öfter ein Buch oder die Violine zur Hand, war er ſtets ſehr bereit, Alles liegen zu laſſen, um plaudernd mit ſeinem Beſuche ſich ins offene Fenſter zu legen und die vorübergehenden Schönen zu muſtern. Nur ſelten entſchloß

---

dafür nahm, der „Unſer Verkehr" geſchrieben hatte, und der deshalb von den Juden geſteinigt wurde. O Schickſal der Theaterdichter unter uns! O deutſches Publicum zu allen Zeiten!

ſich Schall, ſeine bequeme Hauskutte zu verlaſſen, um in einen Rock zu fahren. Während des Tages ging er faſt niemals aus. Abends machte er hingegen Toilette, reinlich, oft zierlich, und verließ, von Freunden begleitet, das Haus, um erſt ſpät zurückzukehren.

Wenn gleich Schall dem äußern Scheine nach ein ganz unthätiges Leben führte, ſo wirkte doch ſein Beiſpiel mächtig auf uns ein. Er war Autodidakt. Sein Vater war ein reicher Eiſenhändler geweſen und hatte ſeinen Sohn zuerſt für ſein Geſchäft beſtimmt. Wirklich ſtand „Karlchen Schallchen,“ wie er ſich oft im Scherze zu nennen und zu unterzeichnen pflegte, viele Jahre im Laden, auf dem großen Ringe, um den Bauern Senſen, Nägel, Schrauben, Eiſenſtangen u. ſ. w. zu verabfolgen. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters, als ihm ein nicht unbedeutendes Erbtheil zugefallen war, konnte er ſich ausſchließend den Wiſſenſchaften widmen. Er that dies mit ſolchem Fleiße und ſein glückliches Gedächtniß unterſtützte ihn dabei ſo ſehr, daß er eine Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Fächern aufſpeicherte, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen konnte. Hierzu kam ein feingebildeter Geſchmack, und zu der Gabe, angenehm und leicht vorzutragen, die Luſt, es belehrend zu thun; daher wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Umgang mit dieſem Manne für ſeine nähere Umgebung von vielſeitigem Nutzen werden mußte. Er galt in Breslau zugleich für einen der geiſtreichſten Männer und beſten Geſellſchafter, und man muß geſtehen, daß eine geniale Freiheit in geſelligen Vereinen, die freilich wol nur ihm ſo gut anſtehen mochte, ihn wirklich dazu erhoben hatte. Ein Familienereigniß, das auf ſeine ohnedies nicht ſehr geordneten Finanzen Einfluß übte, machte dieſem heitern Leben ein plötzliches Ende. Schall fing an einſamer zu werden und zog ſich für einige Zeit auf die Güter eines Freundes im Rieſengebirge zurück. Von hier führten wir einen ſehr regen Briefwechſel, der mich mit einer tiefen Herzensneigung meines Freundes zu einem ſehr jungen Mädchen, das er „Schelmine“ nannte, vertraut machte. Dies Verhältniß, obgleich nicht von Dauer, beſchäftigte ihn jedoch in jener Zeit ſehr ernſthaft. Er war damals ſiebenunddreißig Jahre alt. „Nur bis zum vierzigſten wolle er verliebt ſein und tolle Streiche anſtellen,“ pflegte er gegen mich zu äußern, „dann aber äußerſt ſolid werden.“

Er hatte noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht, als ich ſchon Breslau verließ, mithin kann ich von ſeiner ſoliden Periode keinen Bericht erſtatten. Mit Thränen in den Augen umarmte er mich, wie ich nach Wien reiſte. Ich hatte mich einige Tage hindurch nicht bei ihm ſehen laſſen, weil ich den Abſchied ſcheute. Ich kämpfte lange mit mir, endlich drängte es mich unwiderſtehlich, ihm ein Lebewohl zu ſagen. Seine Rührung erſchütterte mich ſehr. „Wir werden uns bald wiederſehen,“ ſprach ich. „Nein, Sie ſind auf ewig für mich verloren,“ entgegnete er, „warum gehen Sie nach Wien? Bleiben Sie hier!“ Dies waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich im Poſtwagen.

Später gab er „deutſche Blätter“ in Gemeinſchaft mit Holtei heraus, dann begründete er „die neue Breslauer Zeitung,“ die anfänglich mit großem Beifalle aufgenommen wurde und zuletzt von ihm einem Verleger für deſſen Rechnung übertragen worden iſt. Auch nahm er an der Ueberſetzung der „Tauſend und Einen Nacht“ Theil und überſetzte noch Einiges aus dem Franzöſiſchen. Kurz vor ſeinem Tode noch verlebte er ein Jahr in Berlin im fröhlichen Treiben. Ein bedeutender Gewinn im Lotto ſoll die Veranlaſſung hiezu gegeben haben. Wie er auch hier, ſowie bei frühern Beſuchen, die Seele aller größeren und kleineren Vereine war, iſt bekannt genug. Ein bleibendes Zeugniß davon mögen ſeine geiſtreichen, heiteren und witzigen Trink- und Geſellſchaftslieder abgeben. Einige ſeiner neuen Luſtſpiele kamen während des letzten Aufenthalts in Berlin auf die dortige Bühne.

Selten wird ein Bild, das man ſich von einem Autor zu machen pflegt, ſo mit der Wirklichkeit contraſtiren, als dies bei Schall der Fall war. Wie ich ihn kannte, war er ein überaus kräftiger, großer Mann, mit einem ſtarken Bauche und einem ſehr dicken Kopfe, von dünnen, glatten, rabenſchwarzen Haaren umgeben, die er — da ich ihm ſagte, Jean Paul trüge ſich ſo — zurückzukämmen pflegte. Die Augen waren nicht groß, aber brennend und geiſtreich, die Naſe kurz und dick, der Mund weit und voll weißer Zähne, worauf er nicht ohne Eitelkeit war; ein fettes Doppelkinn und eine hohe, gewölbte Stirne begrenzten dies Geſicht, das immer ſtark roth gefärbt war, welches bei der bräunlichen Hautfarbe wol erfordert wurde, um ihn geſund ausſehen zu laſſen. Fuß und Hand waren wohl gebaut, und gern nahm er eine etwas gezierte Stellung an, beide Vorzüge im günſtigen Lichte zu zeigen. Sein ſpäteres Ausſehen ſoll freilich von dieſem Bilde ſehr abweichend geweſen ſein. Sein Organ war tönend; er ſang gern, beſonders Geſellſchaftslieder anmuthig, und als Vorleſer iſt er wol den Erſten an die Seite zu ſetzen geweſen.

Die Anerkennung ſeines Talents durch Goethe und Tieck, Steffens und Raumer ſchmeichelte ihm ſehr. Gern führte er an, daß Goethe ihn zuerſt irgendwo, bei Gelegenheit von „Kuß und Ohrfeige," einen geiſtreichen jungen Mann genannt, der in der Art der „Laune des Verliebten" ein Luſtſpiel gedichtet habe. Wäre Schall in früheren, glücklicheren Tagen zur Leitung der breslauer Bühne berufen worden, um ſeine Anſichten und Erfahrungen zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden; hätte man ihm ſpäter dann eine Stelle bei der artiſtiſchen Verwaltung des berliner Hoftheaters eingeräumt, ſo würde das deutſche Theater gewiß von dieſem Manne ſich großen Vortheils zu erfreuen gehabt haben.

Es iſt zu wünſchen, daß ſein reicher Schatz an Sammlungen und Aufſätzen, das Theater betreffend, den er, zur Zeit unſeres Beiſammenſeins, mit einer exemplariſchen Ordnungsliebe hegte und pflegte, nunmehr in Hände käme, welche fähig wären, den beſten Gebrauch davon zu machen.

Schall's ganzes Weſen hatte im Vergleiche zu dem in Breslau herrſchenden Tone etwas ſehr Auffallendes. Seine erſte Bekanntſchaft machte ich, während Haydn's Schöpfung in der Aula Leopoldina aufgeführt wurde. Er hatte ſich, der Hitze wegen, die im Saale herrſchte, auf die Steintreppe vor demſelben gelegt, ſo daß die Ein- und Ausgehenden faſt über ſeinen dicken Körper hinwegſteigen mußten. Kaum hatten wir einige Worte miteinander gewechſelt, als ich mich zu ihm legen mußte, um unſer Geſpräch traulicher führen zu können.

Ich hatte mich mit einem jungen Mädchen in ein Verhältniß eingelaſſen, das Schall nicht guthieß. Er ſagte beſtändig: die Schöne ſei kokett und meine es nicht ehrlich mit mir. Um mir dies zu beweiſen, forderte er mich auf, mich nach dem Theater mit ihm auf die Lauer zu begeben, wo ich dann ſehen würde, daß ein junger Officier das liebe Kind nach Hauſe begleite.

Wir poſtirten uns nun unweit ihrer Wohnung und harrten. Er hohnlachend, ich tauſend Dolche in der Bruſt. Endlich flüſterte er mir zu: „da kommen ſie!“ Er hatte ein vortreffliches Auge und erkannte ſie am andern Ende der langen Straße. Sogleich riß er mich mit ſeiner ungeheuern Kraft zu ſich hinab in den damals zum Glücke ausgetrockneten Rinnſtein, und wir lagen wie Banditen im Hinterhalt, am Rande der Straße, halb verdeckt von einer vorſpringenden Haustreppe. Das Pärchen ging an uns ſüß koſend vorüber und ich war geheilt.

Einmal verliebten wir uns in zwei deutſche Prinzeſſinnen, die auf kurze Zeit in Breslau wohnten. Da wir freien Eintritt auf alle Plätze hatten, ſo ließen wir uns, wenn es leer war, die Loge neben den Prinzeſſinnen aufſchließen. Wir waren als Schöngeiſter bekannt, und die vornehmen Damen verſchmähten es nicht, ſich mit uns zu unterhalten. Beſonders wollten ſie über das Theater und ſeine Verhältniſſe aufgeklärt ſein. Einſt war von den Proben die Rede und die Jüngere that in Schall gewendet die naive Frage: „Wer ſagt denn die Fehler?“ Dies bezauberte ihn ſo, daß er lange nachher noch nicht aufhören konnte, die Worte zu wiederholen und hoch und theuer ſchwur: er wolle beſtändig ſeine holde D. lieben. War das Theater beendigt, ſo traten wir in die Loge der Damen und bemächtigten uns der zurückgelaſſenen Spuren ihrer Anweſenheit. Oft war's eine Blume, woran ſie während der Darſtellung gerochen, oft eine Nadel, womit ſie wie in Gedanken in das Polſter der Loge geſtochen hatten.

War der Abend ſchön, oder vielmehr die Nacht, ſo wandelten wir bis zum Morgen durch Breslaus Straßen. Es war intereſſant, den Charakter der verſchiedenen Nachtzeiten wahrzunehmen in der volkreichen Stadt, der ſich gleich dem der Tageszeiten deutlich ausdrückt. Von dem ſpießbürgerlichen Verſchließen der Hausthüren um zehn Uhr, bis zum nachmitternächtlichen Heimkehren der Zechbrüder und Tänzer und dem Wiederöffnen der Häuſer, dem Aufſtoßen der Läden, den Conversations matinales der Milchweiber und dem Frühfleiße wackerer Handwerker. Das Oeffnen der Thore an Markttagen hatte dann noch beſondern Reiz. Hunderte von Bäuerinnen harrten draußen im geſprächigen Verkehr, um ihren Einzug zu halten.

Zu den faſt täglichen Begleitern Schall's gehörten damals Steffens, Raumer, v. d. Hagen, Branis, Löbell, der ſarkaſtiſche Kanzlei-Director Walter, ſein Jugendfreund, und einige ausgezeichnete Künſtler des breslauer Theaters, wie Anſchütz, Schmelka, der Maler Arigoni, der Sänger Moſewius u. A.

Schall war ſehr heftig, und war ſein Gegner ihm an Geiſt und Adel der Geſinnung nicht ebenbürtig, ſo vergaß er ſich leicht ſo ſehr, ihm das ganze Gewicht ſeiner geiſtigen und körperlichen Ueberlegenheit zuzuſchleudern. Man weiß, wie empfindlich gewöhnliche Hiſtrionen über den wohlgemeinteſten Tadel ſind. Einſt hatte nun Schall einen Schauſpieler in einer Kritik getadelt, weshalb dieſer auf der Probe geſagt, er wolle, ſobald ſie geendigt, zu ihm auf's Zimmer gehen, um ihn durchzuprügeln. Ein junger Freund Schall's läuft ſogleich zu dieſem hin, um ihn davon zu benachrichtigen.

Schall legt die Feder weg, ergreift ſeinen dicken Stock und poſtirt ſich hinter die Stubenthür. Der junge Menſch muß am Fenſter aufpaſſen, um die Ankunft des Feindes zu melden. Jetzt, heißt es, iſt er da! Man hört die Treppe heraufkommen; die Thür wird aufgeriſſen und der Theaterheld tritt in das Zimmer, um den Recenſenten zur Rede zu ſtellen. Wie ſehr erſchrickt er aber, als ihn Schall's kräftig geſchwungener Stock empfängt und ihn hinaus und die Treppe hinabprügelt!

„Aber ſo hören Sie doch — Herr Schall — ich wollte ja nur fragen — “

„Hinaus, Halunke! Ich will Dich lehren, Du ſchlechter Komödiant!“

So ging's fort bis zur Straße. Es war eine Scene zum Todtlachen.

Unter den Jüngern, die ſich um Schall zu ſammeln pflegten, war auch Seydelmann. Eine Art von Inſtinkt trieb den jungen Menſchen ſchon damals, ſich in die Geſellſchaft geiſtreicher und gebildeter Männer zu drängen, um aus ihrem Umgang jeden nur erdenklichen Nutzen zu ziehen. Schall war nicht frei von Vorurtheilen, und der zufällige Umſtand, daß der gelblich bleiche Jüngling, der ſich unter den ungünſtigſten Verhältniſſen der Kunſt widmete, von der Natur rothe Haare erhalten hatte, flößte ihm Mistrauen gegen die aufrichtigen Geſinnungen deſſelben ein.

Wenn der jugendliche Seydelmann dann mit ſeinem ſüßen Pathos, mit dem damals noch ſtärker vorherrſchenden ſlaviſchen Ausdruck von Unterwürfigkeit Schall mit Lobſprüchen zu überhäufen für anſtändig hielt, pflegte ſich dieſer unwillig wegzuwenden und ſpäter dann wol zu äußern: „Ich möchte nur wiſſen, wie Der dazu kommt, mich zu loben, und was ihn denn überhaupt dazu berechtigt, ſich mit ſeiner Geiſtesflachheit in unſern Cirkel zu drängen. Ich liebe ohnedies die Rothköpfe nicht! Aus dem wird nie ein großer Schauſpieler werden, zum Intriguanten außer der Bühne hat er mehr Talent.“

Bald mußte er denn wol von dieſer vorgefaßten Meinung zurückkommen, als er die Fortſchritte ſah, die der junge Mann unter ſeinen Augen nach und nach machte; aber ſo ſeltſam es den Verehrern Seydelmann's klingen mag, Schall ſagte ſtets, wenn er von ſeinen ſpäteren Triumphen hörte: „Ein fleißiger Schauſpieler mag er geworden ſein, allein daß Der jetzt ein großer iſt, das werdet Ihr niemals behaupten dürfen.“

Ich hatte manchen freundſchaftlichen Wortwechſel deshalb mit ihm zu beſtehen. Der Erfolg liegt aber jetzt auf Jedermanns Händen.

Rudolph vom Berge.

Der Name iſt jetzt ziemlich verſchollen und es ſind wol ſchon über zwanzig Jahre her, daß er genannt wurde. Es war die Zeit, als der junge Friede emporblühte, die Abendzeitung und der Geſellſchafter entſtanden, und ein junger Menſch alle Tage ſein Sonnet beim Kaffee machte, das er nachher unter dem Namen „Kurt Waller“ drucken ließ. Von dieſem nun auch bereits ganz verſchollenen Dichter weiß ich auch gar vielerlei zu erzählen; ich kenne ihn, wie mich ſelbſt, doch jetzt will ich von Rudolph vom Berge ſprechen.

Auch dieſen hielt man zu jener Zeit für einen beigelegten Dichternamen; allein der Menſch, der ihn trug, hieß wirklich ſo. Er war einer angeſehenen Familie entſproſſen, die ſich in Schleſien und Kurland weit verzweigt hatte.

Als die Bethmann in Berlin alle Männer von Geiſt, Schönheit und Vermögen zu ihren Füßen ſah, ſchwärmte auch Rudolph dichteriſch für ſie und ließ es dabei nicht bewenden. Er wollte es Allen gleichthun und opferte ſich hin.

Er beſang ſie in den glühendſten Verſen, er ſetzte ſeine Geſundheit auf's Spiel, und machte einen Aufwand, der ſein Glück zu zerſtören drohte. Er war in dem Kreiſe der glänzenden Erſcheinungen, welche die Künſtlerin umgab, nicht der Unbemerkteſte, und ſein Aufwand erregte bei ſeinen Freunden Beſorgniſſe.

Einſt nach einem prächtigen Feſte, das er zur Ehre der Gefeierten veranſtaltet hatte, war er verſchwunden, man nahm als gewiß an, daß er ſich das Leben genommen, und bedauerte ihn ſehr. Man ſuchte, wie das gewöhnlich iſt, aus hingeworfenen Reden, Blicken, Mienen, in den letzten Momenten des Beiſammenſeins, den ſchauderhaften Vorſatz zu entziffern, und fand nichts natürlicher, als daß der arme Dichter endlich auf dieſe Weiſe enden müſſen. Selbſt die Bethmann, gutherzig wie ſie war;

— „denn das ſind ſie Alle“ —

zerdrückte eine Thräne zwiſchen den langen Wimpern ſeinem Andenken.

Eine Reihe von Jahren war verſtrichen und Niemand dachte mehr an Rudolph vom Berge und ſein Ende, als plötzlich die Thür bei einem ſeiner Freunde haſtig aufgeriſſen wurde und ein kleiner, dicker Mann, mit blondem Lockenkopfe und ſtarkgefärbtem Geſichte, freundlich lächelnd hereinſprang.

Der Freund ſah den Fremden forſchend an und ſchien ſein Gedächtniß ſammeln zu wollen. Der Fremde lispelte und ſtotterte:

„Ja, kennſt Du mich denn nicht mehr?“

Dies gab den Ausſchlag; ſo lispelte und ſtotterte nur Einer, es lag eine liebenswürdige Bonhomie darin. Es war Rudolph vom Berge. Jetzt ging's an ein Erzählen; ſeine Abenteuer waren einfach.

Die lautgeäußerten Beſorgniſſe ſeiner Freunde hatten ihn endlich zur Beſinnung gebracht; er ſah ein, daß er es ſo nicht forttreiben konnte, und daß ihm ein Ende bevorſtehe, wie jenes, welches ſeine Freunde nach ſeinem Verſchwinden wirklich muthmaßten. Dazu hatte er jedoch noch keine Luſt.

Er nahm ſich vor, noch einmal Alles, was er liebte, um ſich zu verſammeln und dann weit fort zu entfliehen, um allen ferneren Verſuchungen zu entgehen.

In der Nacht jenes Feſtes in Berlin hatte er ſich weinend aus dem Saale geſtohlen, in dem Momente, als Herr von Q. der angebeteten Bethmann den Schuh auszog, um nach polniſcher Sitte daraus Tokayer auf ihr Wohl zu leeren. Der Wagen, mit Poſtpferden beſpannt, ſtand vor der Thür, er drückte ſich in die Ecke, ſein Taſchentuch vor die Augen, und ſo ging's fort, zum frankfurter Thor hinaus, der weſtpreußiſchen Wildniß zu.

Die Weichſel wurde im Fluge erreicht; bald lag Königsberg hinter unſerm Flüchtling, Tilſe, Memel, Libau, Mitau; hier hatte er ſein Aſyl gefunden. Abgeſchieden von allem Verkehr mit der Außenwelt, im Kreiſe lieber, langentbehrter Verwandten, richtete ſich ſein Geiſt nach innen, und der poetiſche Genius in ihm entfaltete ſeine ſchönen Schwingen.

Dies Stilleben führte er neun Jahre, und jedes Jahr ſah außer vielen andern poetiſchen Ergüſſen auch ein großes Trauerſpiel entſtehen, und mit dieſen dicken Tragödien, neun an der Zahl unter dem Arme, erſchien jetzt Rudolph vom Berge wieder in Deutſchland, um ſie nach einander aufführen zu laſſen.

Etwas Aehnliches hat in neuerer Zeit Raupach verſucht, jedoch mit mehr Glück. Auch dieſer Dichter verfertigte viele

Stücke im Stillen, fern von ſeinem Vaterlande, und kam dann — ein reicher Mann — ſie dem deutſchen Theater zu übergeben. Man verwunderte ſich über die ungeheure Fruchtbarkeit des neuen Dichters und konnte nicht begreifen, wie es ihm möglich werden konnte, ſo viel in einem Jahre zu machen, während er doch ſchon Alles längſt vorbereitet und fertig hatte und jetzt nur raſch nacheinander damit herausrückte.

Rudolph vom Berge konnte jedoch das Glück Raupach's nie erringen, obgleich er ihm an wirklichem Talent vielleicht nicht nachſtand. Sein perſönlicher Charakter war nicht von der Art, um bei den Schauſpielern Glück zu machen, wenn es auch ſeinen Stücken beim Publicum gelang. Er war von einer Beſcheidenheit beſeelt, die heute wol unſere jungen Theaterdichter zum Lächeln reizen würde, wenn man ſie bei ihnen vorausſetzte.

Einſt ſollte ſein Trauerſpiel „Saul" gegeben werden. Er hatte es uns theilweiſe vorgeleſen und einige Stellen waren uns von bewunderungswürdiger Schönheit erſchienen. Einer von uns läßt nun in ein Localblatt eine kurze Anzeige einrücken, worin das Publicum auf die Trefflichkeit des Werkes im Voraus aufmerkſam gemacht und zugleich geſucht wird, die Vorzüge dieſes Dichters in ſeinen früheren Werken in ein helles Licht zu ſtellen. Was war nun wol die Folge dieſes wohlgemeinten Schrittes, der doch gewiß erlaubt war? Rudolph vom Berge wurde ernſtlich böſe darüber, ſuchte ſeine Freunde auf und überhäufte ſie mit Vorwürfen. Endlich gab er es zu, daß man ſo etwas wol aus Freundſchaft thun könne, wenn es überhaupt das Gewiſſen erlaube, jedoch müſſe der Dichter, den es angehe, abweſend ſein und nicht in derſelben Stadt leben; ſo hieße es ihn an den Pranger ſtellen u. ſ. w.

Was ſagen Sie dazu, die nie genug davon haben können? Die alte, gute Zeit, ſie war doch kein leerer Wahn! „Dem Komödianten mag es vergönnt ſein, wenn er eine große Rolle nach ſeiner Meinung zur Welt bringt, ſie früher in allen Localblättchen begackern zu laſſen; zwiſchen dem Dichter und einem ſolchen Komödianten ſollte aber denn doch ein Unterſchied ſtatt finden;“ ſo und nicht anders raiſonnirte mein guter, edler Freund Rudolph vom Berge.

Sein berühmteſtes Stück war „das Haus Barcellona,“ mit ergreifenden Scenen und herrlichen Verſen, das ſich viele Jahre auf der Bühne erhielt. Der große Devrient glänzte darin als Garcia. Breslau vergötterte ihn in dieſer Rolle. Die Direction hatte alle Coſtüme dazu neu verfertigen laſſen, und wenn man noch lange hernach ein ſchönes, blankes Kleid auf dem breslauer Theater ſah und ſich mit der Frage an den Garderobier wandte, wozu es gemacht worden ſei, antwortete dieſer mit Pathos:

„Zum Haus Porzellan!“

Nächſt dieſem Drama war es „Coligny,“ was den meiſten Beifall errang; auch „Saul“ hatte große dichteriſche Schönheiten, nur fand man das Letztere übermäßig langweilig. Etwas Langweiligkeit wird bekanntlich einem deutſchen Trauerſpiel willfährig zugeſtanden. Als das Stück in Breslau gegeben wurde, ſaß ein damals wegen ſeiner magnetiſchen Curen berühmter Wanderdoctor mitten im Parterre. Es war ein großer Mann, der von Allen wahrgenommen werden konnte. Ein Spaßvogel meinte, es ſei kein Fehler des Stücks, daß die Leute einſchliefen, der Dichter ſei nicht Schuld daran, wohl aber die magnetiſche Einwirkung, die jener Zuſchauer auf das Publicum übte.

Rudolph vom Berge ſaß während der Vorſtellung ſeiner Stücke in einer Loge und bewegte fortwährend die Lippen.

Da er alle Rollen auswendig wußte, ſo ſprach er jedes Wort den Schauſpielern leiſe nach oder vielmehr vor. Da kam es denn wol manchmal, daß die Schauſpieler ihn verwirrten, wenn ſie gar zu wenig von ihren Rollen wußten.

Es war eine heitere Zeit, da Schall, vom Berge, van der Velde, Holtei und ich uns Abends in einer Punſchboutike unweit des Theaters verſammelten und unſer Altmeiſter Schall ein Glas Punſch als Preis für Den ausſetzte, der zuerſt ein Sonett über ein aufgegebenes Thema fertig haben würde.

Rudolph vom Berge verließ Breslau und ſtarb kurze Zeit darauf. Es iſt zu bedauern, daß die Familie den poetiſchen Nachlaß nicht in Ehren hielt und veröffentlichte; ja es wäre unverantwortlich, wenn der Dichter es nicht ſelbſt ſo gewollt hat.

Die Emeute.

Es war im Jahre 1847. Ich ſaß in der ohlauer Vorſtadt und dichtete ein Luſtſpiel, „der Großpapa,“ für das Theater in Breslau. Plötzlich werde ich durch ein Rennen und Lärmen auf der Straße an's Fenſter gelockt. Viele Menſchen laufen tumultuariſch vorüber; ganze Reihen von Fabrikarbeitern, an ihrem Coſtüm kenntlich, ziehen in lautem Geſpräche vorbei. Was muß es geben? Was ſtört die Ruhe friedlicher Menſchen? Schon ſeh' ich die Geſellen des Nachbar Schreiners die blauen Schürzen losknüpfen und ſich dem Troſſe der Vorüberlaufenden anſchließen; die Maurer drüben verlaſſen die Gerüſte und die Färber bleiben nicht zurück und erheben drohend die blauen Fäuſte in die Luft.

Das iſt ein Aufruhr, denk' ich ſogleich, obgleich ich bis dahin noch keinen geſehen hatte.

Breslau hat von jeher Anlagen zu ſolchen Scenen gezeigt. Einmal hat es einen Bürgermeiſter, den es nicht leiden konnte, todtgeſchlagen, und man hatte mir oft von einem unglückſeligen Kartätſchenſchuſſe erzählt, der damals die Schmiedebrücke hinab auf das Gewühl des Volksaufſtandes losgebrannt wurde und ſiebzig Menſchen tödtete, die dann Alle an einem Tage begraben wurden. Das war eine andere Trauerfeier, als die vierzehn Särge des Fieschi-Attentats, und das hat ſich in Breslau in Schleſien zugetragen.

Die Breslauer verſtehen keinen Spaß in gewiſſen Dingen.

Ich lief ſogleich hinunter auf die Straße und opferte willig mein Luſtſpiel für ein Trauerſpiel, das ich erleben ſollte. Man gab die Urſache des Aufruhres verſchieden an

Am Tage vorher hatten Bürger den Eid als Nationalgardiſten verweigert und die Gewehre weggeworfen. Sie hätten den Feldzug mitgemacht, meinten ſie, und dürften jetzt unbeläſtigt ihrem friedlichen Gewerbe obliegen. Dies brauche Hände, und ſie hätten keine Zeit zum Exerciren übrig, wenn ihre Familie nicht hungern ſollte.

Nachts hatte man nun dieſe Widerſpenſtigen mit Militairgewalt aus den Betten holen laſſen. Man erzählte, daß eine Frau mit fliegenden Haaren, ihre Kinder an der Hand, ſich aus Verzweiflung in die Oder geſtürzt habe. „Man hat Euch den Ernährer geraubt,“ ſoll ſie geſchrieen haben, „was wollt Ihr nun noch auf der Welt!“ Und damit ſprang ſie ins Waſſer, ihre Kinder mit ſich reißend. Ich kann weder die Wahrheit dieſes Factums verbürgen, noch weiß ich, ob man die Unglücklichen gerettet habe. Dies ſahen und hörten viele zur Stadt gehende Menſchen, es war Markttag, und ſogleich ſtieg die Erbitterung gegen die Gewalt zur offenen Rebellion. Man zog zum Rathhauſe und im Nu waren die alten Fenſter des herrlichen gothiſchen Gebäudes zertrümmert. Die Kartoffeln und Krautköpfe der Marktweiber waren das Geſchütz, deſſen man ſich bekommt, dann zog man zum Regierungsgebäude, drang e und zerſtörte, was ſich nur zerſtören ließ. Die Regiſtr turen wurden erbrochen und die Acten zum Fenſter hi ausgeworfen, ebenſo die eleganten Möbel des Präſidente Bei dem Polizeigebäude fand derſelbe Unfug ſtatt. Die be den Präſidenten der Regierung und der Polizei waren dur Hinterpforten auf's Land geflohen. Ein General, der w ter die Menge geſprengt war und ſie vom Pferde her zur Ordnung ermahnte, wurde inſultirt und mußte ſich z rückziehen. Dieſes Vorſpiel ernſterer Scenen war berei vorüber, als ich mich aus der Ohlauer Vorſtadt auf d Weg machte, um mir den Lärm in der Nähe zu beſehen.

Die Schauſpieler, die zur Probe gekommen waren, ſta den vor dem Theater. Wer konnte jetzt an die Probe de ken? Für den Abend war das Schauſpiel abgeſagt worde Der Regiſſeur, Herr Nagel, geſellte ſich zu mir, und w gingen dem Ringe zu. Zuerſt begegneten wir dem Reg rungsſecretair Kapf, den damaligen Leſern der Abendzeitu hinlänglich bekannt; ein Lyriker aus Schwaben gebürtig u damals Vater dreier hoffnungsvollen Töchter, welche bis einem gewiſſen Alter die Genien und Straßenbuben, d Heldenkinder der Schuld und der Johanna von Montfauc und Anderes ſpielten. Wie ſah der arme Mann aus! Zw Männer führten ihn; den Kopf trug er geſenkt und ein weiß Schnupftuch war um die Schläfe geſchlungen, woran gro Tropfen ſeines gemüthlich-ſchwäbiſchen Blutes klebten. wollte ſein kleines Bureau im Regierungshotel vertheidige da die Aufwiegler ſchon ganz in ihrer Macht hatten; Ka ſtand kühn unter der Thüre ſeines Stübchens und rief ihne zu: „Nur über meine Leiche geht der Weg!“ und ba ſchlägt ihn Einer nieder, der ihn beim Wort nimmt, u der Haufe dringt ein.

Kopf verlangte Lob über ſein heldenmüthiges Benehmen, und wir ſpendeten es ihm reichlich und baten ihn, ſich keiner neuen Gefahr auszuſetzen. Und er ſchüttelte die blutigen Locken und ließ ſich von dannen fahren. Dies war das erſte und einzige Opfer zu weit getriebenen Pflichtgefühls unter meinen Bekannten, das ich zu beklagen hatte.

Nun ſahen wir den Zug der Meuterer. Zuerſt ein altes Weib; dann folgte ein Schuſterjunge mit einem geſchulterten Beſen, hierauf erſchien ein kleiner Handelsjude aus einer benachbarten Stadt, der ſich gerade zufällig in Breslau aufhielt und von dem Verfall nicht übel Vortheil zog. Er war Einer der Erſten überall. Im Regierungshotel ſprang er zuerſt auf Tiſche und Stühle, um die Wachskerzen aus den Kronleuchtern zu nehmen und ſeine Taſchen damit zu füllen. Er ſtrotzte von guten Dingen, und ſeine dicken Taſchenſäcke ſchlotterten ihm um die Beine, wie die vollen Euter einer Ziege. Der Haufe wollte ſich nach den Gefängniſſen werfen, um den Verbrechern die Freiheit zu geben. Dieſer Schritt, der die Macht des Pöbels bedeutend verſtärkt hätte, war zu wichtig, als daß er nicht mit aller Kraft hätte hintertrieben werden ſollen. Auf dem Wege dahin wurde ein in zweideutigem Rufe ſtehendes Haus von den Aufrührern vernagelt. Eine Maßregel, die, ſonderbar genug, in ſolchen Fällen von dem Pöbel ſtets beobachtet wird.

Das Militair rückte dem Haufen entgegen, und einige der Kühnſten, die ſich unter die Säbel der Kuraſſiere gewagt hatten, wurden zuſammengehauen. Im Augenblick waren Tragbahren zur Hand, und die Todten wurden mit offener Bruſt und blutenden klaffenden Wunden, hoch auf den Schultern, zur Schau getragen. Die Erbitterung war auf's Höchſte geſtiegen. Auch die Zuſchauenden, die in großer Menge auf dem Platze ſtanden, ohne thätigen Antheil zu nehmen knirſchten vor Wuth mit den Zähnen. Das Herumtrage der Leichen war ſehr gut berechnet, um der Meuterei grö ſern Anhang zu verſchaffen.

In dieſer Kriſis gewahrte ich, daß einige verdächtig aus ſehende Leute meinen Begleiter ſehr feſt ins Auge faßten „Er iſt's! — Iſt es nicht?“ hör' ich dazu unverholen äußern Ich werde aufmerkſam. Mehrere rotten ſich zuſammen und meſſen uns. Da fällt mir erſt die Aehnlichkeit Nagel's mi dem damaligen Polizeipräſidenten ein, und kaum habe ic ihm meine Beobachtung mitgetheilt, als er auch ſo ſchnell als es ſein dicker Bauch zuließ, ſich aus dem Staube machte Die Ehre, für einen der erſten Beamten der Stadt gehal ten zu werden, konnte ihm in jenem Augenblicke theuer z ſtehen kommen.

Der Mittag war herangerückt und mit ihm ritten Kü raſſiere aus den benachbarten Orten in die Thore von Breslau ein, die ſchnell dahin beordert worden waren.

Die Stadt erhielt nun ein ganz kriegeriſches Ausſehen Auf dem großen Ringe und in den Hauptſtraßen bivouakir ten die angekommenen Truppen. Die Mannſchaft lag au Stroh, die geſattelten Pferde wurden an die Häuſer feſtge bunden; im Augenblick konnte man aufſitzen und einhauen Der Pöbel ſah dieſe Anſtalten und bedachte ſich.

An den Ecken der Hauptſtraßen wurden jetzt Kanonen aufgefahren und die Artilleriſten mit brennenden Lunten hielten ſich bereit, man ſah wohl ein, daß hier Ernſt gemacht werden ſollte.

Nachmittag erſchienen die gewöhnlichen Verordnungen. Jeder ruhige Mann ſollte in ſeinem Hauſe bleiben; nicht dre durften auf der Straße bei einander ſtehen, um zu ſprechen; wer nothgedrungen Abends das Haus verließ, mußte eine

Laterne mit ſich führen. Sogleich wurde mit größter Strenge zur Einhaltung dieſer Befehle geſchritten. Die des Markttages wegen in Menge zur Stadt gekommenen Bauern mußten ſogleich zum Thore hinaus; alle Wirthshäuſer wurden geleert und den Wirthen anbefohlen, ihre Thüren zu ſchließen. Bei der Gewaltſamkeit, womit dies Alles bewerkſtelligt wurde, konnten Unglücksfälle nicht verhindert werden.

Ein alter Bauer, der vielleicht etwas zu viel getrunken hatte, wird aus einem Wirthshauſe vertrieben, man ſtößt ihn zur Thür hinaus und er taumelt auf einen jungen Küraſſier, der vor derſelben Wache hält. „Was?“ ſchreit dieſer, „der Kerl will ſich an uns vergreifen!“ und ſogleich fliegt der Säbel um des Bauern Kopf und im Blut gebadet ſtürzt er zu Boden. Ein armer Schneider, der ſich mit einigen Kerzen für den Abend noch ſchnell verſehen will und quer über die Albrechtsgaſſe huſcht, wird von einem jungen Lieutenant durch und durch gerannt. Ich ſah eine Frau, mit ihrem Kinde auf dem Arme, die etwas von dem Gewürzkrämer geholt hatte und demſelben Lieutenant in den Weg lief, mit dem Degengefäß auf die Bruſt ſtoßen, daß ſie rücklings zu Boden fiel. Das Heldenthum war damals bei dieſen Leuten noch zu friſch; die mörderiſchen Kriege waren ſoeben erſt beendigt und ein nur etwas zur Rohheit neigendes Gemüth ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein wenig Blut zu vergießen. „Der Blutdurſt iſt die größte Wolluſt;“ wie oft hatten wir nicht ſchon Gelegenheit, uns von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen.

Der junge Lieutenant, der aber offenbar zu weit in der Befriedigung ſeiner Wolluſt ging, lud ſo ſehr den Haß der Bürgerſchaft auf ſich, daß er nach dieſem Vorfalle nach einer entfernten Garniſon verſetzt werden mußte. Man rechnete ihm nach, daß er in ſeinem Dienſteifer bei dieſer Gelegenheit an fünf Perſonen getödtet oder verwundet hatte.

Bald waren die Straßen wie ausgekehrt; nur hin und wieder ſchlich ein Menſch mit bedächtigem Schritte, der noch vor Abend ſich irgend ein nothwendiges Bedürfniß ins Haus ſchaffen mußte. Um den traurigen Abend nicht allein zuzubringen, begab ich mich zu Schall, bei dem ich ſchon oftmals ein gaſtfreies Nachtquartier erhalten hatte. Ich fand ihn in größter Verlegenheit. Er hatte weder Licht, noch Kaffee im Hauſe; und ſeine Iris, ſo nannte er ſeine alte Aufwärterin, die ſeinen junggeſelligen Wirthſchaftsſchwächen abhalf, konnte zu dieſer unruhvollen Friſt nicht mehr zu ihm kommen. Was war zu thun? Im Finſtern und kaffeelos dieſe Nacht hinbringen, war ein Gedanke, der uns zur Verzweiflung bringen konnte. Der Theatermaler Arrigoni, den ich bei ihm fand, war aber eben ſo wenig geneigt, den gefährlichen Gang zum Gewürzkrämer zu wagen, als wir; denn es dunkelte ſchon und die Patrouillen, die gar keinen Spaß verſtanden, ſtreiften nach allen Richtungen.

Wir lagen ſorgenvoll im Fenſter; da ſehen wir unten ein bekanntes Geſicht, das uns ganz jugendlich unbefangen anlächelt. Es iſt Seydelmann. Schall ruft ihm zu und klagt ihm unſere Noth, und Seydelmann läuft muthig fort, um mit Kerzen, Kaffee, Bierflaſchen, Brot und Käſe beladen ſeine furchtſamen Freunde zu äzen. Wir blieben die Nacht über zuſammen, die für uns, wie für alle übrigen Einwohner Breslaus, ruhig verſtrich.

Am andern Morgen ſieht die Stadt wie ein Kriegslager aus. Die Aſchenhaufen und glimmenden Kohlen des Bivuaks qualmen uns überall entgegen und Soldaten liegen umher und ſehen uns mit barſchen Blicken an.

Glaſer und Tiſchler ſind beſchäftigt, den Schaden an den Außenſeiten der Häuſer zu erſetzen; und die Bürger wagen ſich hinaus, um den unerfreulichen Anblick ihrer Stadt zu haben. Wenn aber zufällig Einer den Nachbar erblickt und ihm nur eine unſchuldige Mittheilung machen will, gleich ſprengen die Küraſſiere dazwiſchen, und ſo werden noch manchmal Leute überritten und beſchädigt.

Die Gemüther waren längſt beruhigt, die Ordnung wieder hergeſtellt, und die Behörden hatten ſich in ihren ziemlich verwüſteten Geſchäftslocalen wieder zurechtgeſetzt, als der Befehl an die Theaterdirection gelangte, den Abend eine Vorſtellung zu geben, und zwar ein harmlos luſtiges Stück, das auch nicht entfernt Gelegenheit zu Anſpielungen geben konnte. Man wählte, nach langem Berathen: den Rochus Pumpernickel.

Das Publicum ſtellte ſich ſehr zahlreich ein, war aber durchweg mit Laternen verſehen, da der état de siège noch nicht aufgehoben war. Und auch ich und mehre luſtige Freunde machten noch nach dem Theater eine ſolche Laternenpromenade durch die Straßen Breslaus, welches einen gar ergötzlichen Eindruck gewährte.

Roswalde.

Roswalde en héritage entre vos mains passé,
Le disputa bientôt au palais de Cireé,
Et ce bourg ignoré du Tanaïs à l'Ebre,
Graces à vos talens est devenu célèbre.

Oeuvr. posth. de Frédéric II. T. VII.

I.

In dem fruchtreichen Lande, unweit des erzbiſchöflichen Sitzes von Ollmütz, erhob ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus ſeinen künſtlich angelegten Parks, ſeinen ſpringenden Waſſern und ſeiner marmornen Götterverſammlung das wunderbare Roswalde, welches die prachtliebende Eitelkeit eines Privatmannes, im kühnen Wetteifer, zu einem deutſchen Verſailles erheben wollte. Alle Zeitgenoſſen ſtaunten dieſe Unternehmung an, und wenn gleich berechnende Beſonnenheit den gefahrvollen Schlund ſchon geöffnet ſah, der des Eigenthümers Glück und Vermögen bald verſchlingen mußte, ſo war die ſinnliche Begeiſterung für alle

Künſte und der phantaſtiſche Geſchmack, welcher das Ganze beſeelte, ſogar im Stande, Friedrich's und Joſeph's Aufmerkſamkeit zu erregen, die einſt Roswalde's Schloß zum Orte eines freundlichen Stelldicheins machten.

Graf Hodiz, der Schöpfer dieſes Feenſitzes, ein durch Reiſen gebildeter Cavalier, lebte hier mit ſeiner Gemahlin Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, und Alles, was auf den Namen Künſtler Anſpruch machte, eilte von fern und nah herbei, um mit den Wundern Roswalde's zugleich ſeines Beſitzers Freigebigkeit kennen zu lernen, und es genügte zu damaliger Zeit, bei den dort veranſtalteten Feſtlichkeiten ſich auszuzeichnen, um ſich einen bedeutenden Ruf in Europa zu gründen.

Es zierte bereits der ſchönſte Aſternflor die Blumenterraſſen des Palaſtes und die hohen Laubgänge des Parks ſchmückten ſich mit den goldenen Tinten des Spätſommers, in den Morgenſtunden verſammelte munterer Hörnerſchall die vornehmſten Herren und die anmuthigſten Damen zur Jagd, während Abends zum weithintönenden Halali tauſend Raketen in den heitern Herbſtazur der Lüfte ziſchten; Opern und Schauſpiele der überraſchendſten Art währten bis tief in die Nacht, an welche ſich ein üppiges Mahl reihte, das ſich bis gegen den Morgen hin erſtreckte; Alles athmete Freude und Luſt, aber das rege Leben, das ſtets dieſe Hallen erfüllte, ward noch durch eine ganz eigene Regſamkeit, durch eine geſteigerte Thätigkeit vermehrt.

Der Graf erwartete einen Gaſt. Friedrich war's, der bei ihm einkehren wollte, und Alles wurde aufgeboten, zu den reichen vorhandenen Kräften geſellten ſich neue, weitherverſchriebene, und es ſollte ein Kranz von Feſtlichkeiten werden, würdig des ruhmgekrönten Helden, zu deſſen Ehren ſie gefeiert wurden.

Die Blüte der Schönheit und der Künſte, die vornehmſten Geſchlechter und die gefeiertſten Namen waren bereits in Roswalde's Mauern, und Alle barg das ungeheure Schloß in ſeinen glanzerfüllten Gemächern, und nicht minderglänzende ſtanden noch leer da, zum Empfange der Gäſte, die noch immer herbeiſtrömten, und die herrlichſten waren bereitet, um den vornehmſten Gaſt zu empfangen

Die ganze Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, um den Bau des majeſtätiſchen Triumphbogens in Augenſchein zu nehmen, der — bei der Fülle von Arbeiten aller Art — ſelbſt in der mondhellen Nacht noch fortgeſetzt wurde. Um die Arbeiter zu befeuern, fehlte es an guten Speiſen und Getränken nicht, und von einem waldigen Hügel ſtrömte eine volltönende Muſik herab. So hatte es den Anſchein, als wenn bei dieſen Klängen der Bau wuchſe und die Sage vom Amphion verwirklichte ſich. Der Platz war ſo ſchön, die milde Luft, die Muſik, die Thätigkeit der Arbeiter, Alles ließ den Wunſch entkeimen, hier auf der Wieſe, die nur durch einen Graben von der Straße getrennt wurde, einige Stunden zuzubringen. Es bedurfte nur, daß ein ſchöner Mund dieſen Wunſch ausſprach, und der mächtige Zauberer, der hier waltete, ließ ein weites Zelt aufſpannen, unter welchem in der nächſten halben Stunde ein fröhlicher Kreis um klingende Gläſer und blinkende Schüſſeln ſich gereiht hatte.

An einem ſteilen Abhange, von dem ſich die Straße von Wien herabſenkte, hielt ein ſtattlicher Reiſewagen, belaſtet mit Gepäcke, deſſen Poſtillon abgeſtiegen war, um den Hemmſchuh anzulegen. Währenddeß rief eine wohltönende Frauenſtimme, nicht ohne innere Bewegung, dem Bedienten auf italieniſch zu, den Schlag zu öffnen.

Eine feingebaute, ſchlanke Geſtalt, in geſchmackvollem Reiſecoſtüm, entſtieg dem Wagen, und nachdem der Bediente, gleich als wenn es zu ſeinem Dienſt gehöre, der Dame, die ſchon im Fortſchreiten begriffen war, den langen Shawl von oſtindiſcher Seide mehrmals um den Hals gewickelt, folgte er ihr in einiger Entfernung, um die im Wagen zurückgebliebene Geſellſchaftsdame aus einem tiefen, ſie gefangen haltenden Schlummer zu erwecken und ſie an ihre Pflicht zu erinnern.

Indeß war die Eigenthümerin des Wagens bis an einen Abhang gelangt, wo ſie mit einem Blicke das vor ihr liegende Thal überſchaute.

Der Triumphbogen, an dem auf unſichtbaren Leitern lichte Geſtalten emporſchwebten, die liebliche Muſik, welche die Lüfte durchzog, das erleuchtete Zelt mit den ſchwelgenden Gäſten, der glänzenden Dienerſchaft, und in der Ferne die ſchimmernde Façade des Palaſtes, aus deſſen Hof ſich das allgewöhnliche Schauſpiel eines Feuerwerkes durch eine donnernde Batterie verkündete, dem Hunderte von Schwärmern nachziſchten — alles Dies glich ſo ſehr einer feenhaften Beſchreibung aus der blauen Bibliothek, daß der Fuß des Wanderers, den der Zufall in dieſe Gegend führte, unwillkürlich an die Stelle gebannt wurde; und in der That hielt der neben ſeinen Pferden gehende Poſtillon dieſe an, der Bediente ſchrie laut auf vor Entzücken und die im Wagen ſchlafende Geſellſchaftsdame fuhr ſchnell in die Höhe und mit dem Kopfe zum Schlage hinaus.

„Was iſt denn das?“ rief die Letztere aus und der Bediente, ein munterer Neapolitaner, riß das Maul weit auf, um Verwunderung und Entzücken durch eine Grimaſſe auszudrücken, aber der Poſtillon ſagte, unbekümmert, ob die Fremden es verſtanden oder nicht: „das iſt der hochgnädige Herr Graf, der nun einmal ſo prächtige Einfälle hat!“

Langſam und vorſichtig rollten ſie den letzten, ſteilſten Abhang hinunter und als ſie nun ſtill hielten, um die Dame wieder einſteigen zu laſſen, als der Poſtillon ſich ſchon im Bügel hob und das Horn anſetzte, um raſſelnd und ſchmetternd mit Roß und Wagen in die flimmernde Zauberwelt hinein zu raſen, da war keine Dame zu ſehen und zu hören. Alles Warten, Rufen, Suchen half nichts.

Mit dem Gedanken, die Gebieterin werde bereits das herrſchaftliche Zelt erreicht haben, tröſtete ſich die Dienerſchaft und befahl dem Poſtillon, die Pferde anzutreiben.

Das mißtönende Horn und der übrige Lärm, der einen ſchweren, über Pflaſter dahinrollenden Wagen zu begleiten pflegte, ſtörte die Geſellſchaft auf unangenehme Weiſe. Der Graf jedoch, welcher in jeder Stunde neue Gäſte erwartete, erhob ſich ſelbſt von der Tafel und — da hier jeder Zwang der Etikette aufgehoben war — ſo eilte er nach der Straße, um den Namen des Reiſenden zu erfragen.

„Signora Doriſlea,“ erwiderte der herabſpringende Diener.

Und ſchnell, den Namen in freudigem Ausrufe wiederholend, war der Graf über den Graben geſprungen, um den Schlag mit höchſteigner Hand zu öffnen und den willkommenen Gaſt, die erſte Sängerin Italiens, dem ihn umgebenden Kreiſe, der aus dem Zelte getretenen Geſellſchaft, im Triumphe vorzuſtellen.

Wie entſetzt trat er aber zurück, als mit entſchuldigender Bitte die ältliche Geſellſchaftsdame, den ihr gebotenen Arm ablehnend, aus dem Wagen ſtieg und der Bediente ganz verdutzt hinzuſetzte: „Die Signora iſt ja ſchon hier.“

Ueberraſcht ſah ein Jeder ſeinen Nachbar an; Niemand hatte die Fremde bis jetzt bemerkt und man wußte ſich dieſen originellen Schwank nicht zu deuten. Der Graf ließ ſich von dem Bedienten die Art und Weiſe des Ausſteigens und des Abhandenkommens ſeiner Gebieterin erklären und ſchüttelte den Kopf.

Nach einigem Nachdenken bat er die Geſellſchaft, ſich in das Zelt zu verfugen und ohne Beſorgniß um das Verſchwinden der Dame, ſich ungeſtört dem Vergnügen zu überlaſſen und das Feuerwerk zu betrachten, welches ſich ſoeben in vollſter Glorie entfaltete.

Dem Poſtillon befahl er nach dem Schloſſe zu fahren, jedoch ſein Horn auf dem Rücken ruhen zu laſſen, und nachdem er ſich in einen Mantel gehüllt, ſchlug er einen Fußpfad nach dem im Erlengrunde verſtecktliegenden Kirchdörfchen ein. „Sie wird mir die ganze Ueberraſchung verdorben haben,“ brummte er dabei unwillig vor ſich hin.

2.

In dem niedern Stübchen des Schulhauſes ſtand ein alter Mann an einem Pulte und ſchrieb. Neben ſich hatte er einen Stoß Schulbücher liegen, die ſoeben abgefertigt waren, und nun ſcandirte er, mit den Fingern trommelnd, und murmelte dabei und ſchien mit ſich nicht zufrieden, denn er ſchüttelte bedeutend den haarloſen Kopf, deſſen Perrücke ſeitwärts einem hölzernen aufgeſetzt war.

„Es will mir auch heute gar nichts fließen, ich weiß nicht, wo meine Gedanken ſind,“ brummte er vor ſich hin.

„und das Ding muß ordentlich werden, wenn ich eine Ehre damit aufheben ſoll. Schäumen, reimen, Räumen, Bäumen, Träumen, Keimen, ſäumen, leimen, zäumen, daran fehlt's nicht! Reime genug! aber — laß doch einmal hören!“

Bei dieſen Worten trat er einen Schritt zurück und las mit lauter, jedoch zitternder Stimme aus dem Papier, welches er nahe vor die Augen brachte:

O ſtimm, Teutonia, zum Hochgeſang die Leier,
Wenn Er, der Helden Held, im Siegsgepränge naht,
Ihr armen Blumen ſeid nicht werth zu ſolcher Feier,
Nur Eich' und Lorbeerzweig umſtreuen ſeinen Pfad —
Faſt glühend euer Herz vor Wonnen überſchäumen —

Ja — da liegt für jetzt der Hund noch begraben.“

„Nimmt's denn da draußen für heute gar kein Ende, Martin,“ tönte eine heiſere Frauenſtimme aus der Kammer, deren Thür nur angelegt war, „ich kann kein Auge zuthun, und wenn's morgen die Herrlichkeiten alle zu ſchauen geben wird, da werd' ich ſchläfrig und krank daheim ſitzen müſſen.“

„Weib!“ ſprach der Alte, „Du reißeſt mich vollends aus der poetiſchen Begeiſterung. Und wenn Du nun nicht zugaffen wirſt, wird der große König deshalb weniger ſeinen Einzug halten? Aber denke Dir einmal das Ding ſo, als wenn ich mit meinem Poem verunglückte. Es fiele eine Schande auf das ganze Roswalde, der Schulmeiſter in Roswalde muß ein wirklich dummer Mann ſein, wenn ihn ein Stoff wie ich nicht zu einem heroiſchen Schwung begeiſterte, würde Friedrich ſagen, und vor Voltairen, deſſen Bekanntſchaft ich doch bei dieſer Gelegenheit für mein Leben gern machen möchte, durft ich mich gar nicht ſehen laſſen."

„Nun, ſo mache wenigſtens die Kammerthür zu," ſeufzte die Schulmeiſterfrau, „und dichte — da Dir doch das Dichten über die Geſundheit Deiner Frau geht."

Das hatte Martin Heller, der Schulmeiſter in Roßwalde, nicht mehr gehört, denn er machte die Thür der Schlafkammer zu, ſobald er den Wunſch ſeiner Ehehälfte vernommen.

Rings um ihn her war's nun wol recht ſtille, aber die poetiſchen Gedanken wollten nicht kommen. Heller verwünſchte innerlich die ſchöne Zeit, die er mit dem Geſang der Schulkinder, nach der Melodie des deſſauer Marſches, zugebracht hatte, weil ihm nun zu wenig übrigblieb, das Carmen auf Friedrich's Einzug zu verfertigen.

Die trockene Zunge klebte ihm am Gaumen, die Augen brannten und in den Schläfen klopften zwei dicke Adern.

„Ja, wer ſich künſtlich begeiſtern könnte!" rief er aus, „und wahrhaftig — wär's noch unten in der Thalſchenke offen, ich holte mir ein Hälbchen Falkenſteiner."

Doch dabei ließ er's für jetzt bewenden. Er ſah alle Gegenſtände forſchend an, die ihn umgaben, um einige Poeſie herauszufangen. Seine Blicke fielen zuerſt auf die Schulbücher, die er mit Widerwillen von ſich ſchob, dann hafteten ſie auf dem über die Hälfte durchſtrichenen Wandkalender, auf einer Waſſerflaſche, auf ſeiner kleinen Handbibliothek, auf einem Bilde darunter. Seufzend ſtand er auf, ſchlich hin zu dem verbleichten Bildniſſe, das in ſchlechten Paſtellfarben ein blaſſes Kindergeſicht, mit weißlichen Haaren und veilchenblauen Augen, ohne allen Ausdruck zeigte. Lang ſtand er davor und eine innere Rührung wurde an ihm bemerkbar. War das nicht Poeſie, was in dem Herzen des vertrockneten Schulmeiſters aufglimmte, ſo gibt es auf Erden keine.

Reimlos und taktfrei machte ſie ſich Luſt und eine karge Thränenquelle rieſelte dabei durch die Gramesfurchen des dürſtenden Poeten.

„Meine Doris,“ hub er an, „wo mag ſie jetzt wol ſein? Nie will ich dich wiederſehen, wenn dich nicht die Jugend unter dies Dach zurückgeleitet, ſo rief ich ihr beim Abſchiede zu. Ach, was mag wol ihr langes Ausbleiben zu bedeuten haben?“

Und lang und unverwandt blickte er nach dem Bilde hin, und ſeine Züge belebten ſich wunderbar, und ein ſüßes Andenken nach dem andern ſchien ihm durch die Seele zu ziehen und traute Melodien wurden drin wach.

Mit geſchloſſenen Lippen preßte er durch die Naſe dumpfe Töne hervor, die ſich für ihn zu einem Liedchen geſtalteten, aber er wußte nur den Anfang, den er in einem fort wiederholte. Er trat zum Fenſter, öffnete ſeine Weſte und legte die ſchmale ſchwarze Halsbinde ab.

„Ah!“ rief er mit kräftigem Nachdrucke, als er den wohlthätigen Einfluß der Nachtluft verſpürte, und weit zum Fenſter hinausgebeugt, ſetzte er freudig hinzu: „Was will ich denn mehr? Kann mir Italien mehr bieten? Hab' ich denn hier nicht Alles? Sowie ich mich über andere mähriſche Dorfſchulmeiſter erhaben fühle, ſo iſt auch der Ort, den ich bewohne, vor allen andern verherrlicht. Feuerwerk! Luſtbarkeit! Ach ja — ja!“

Und hier fiel ihm ſein Poem mit Centnerlaſt auf's Herz doch rüſtig ſchritt er jetzt zum Tiſche und die Gedanken floſſen ihm ſo reichlich, die Reime machten ihm ſo wenig Kopfzerbrechens, daß die Feder in flüchtiger Eile auf dem Papiere hinſlog. Der Morgen beſchien ein fertiges Carmen, das keine kleinere Beſtimmung hatte, als den geprieſenſten Helden der Zeit würdig zu beſingen und Voltairen einen günſtigen Begriff von unſerer Literatur beizubringen.

Draußen am Hauſe im dicken Geſträuche hing indeß eine weiße Geſtalt in den Sproſſen der Hecken und wandte kein Auge von dem gequälten Dichter. Eine innige Freude durchzuckte ſie, wie ſie ſeine ſonderbaren Selbſtgeſpräche vernahm, und ſie zitterte heftig, als ſie die Frauenſtimme aus der Kammer hörte, deren Worte ſie jedoch nicht verſtehen konnte. Wie aber der alte Mann von dem Bilde weg zum Fenſter trat, und ſie nun deutlich die Züge ſah, und der Kahlkopf auf dem langen Halſe, aus dem weißen Hemdkragen, ſo ſchwermüthig und freudig zugleich, ſein engbegrenztes Glück pries, da floſſen ihre Augen von Thränen über und ſie ließ ſich hinab vom Spalier auf die Erde gleiten, wo ſie die hochgräflichen Arme des Schloßbeſitzers umfingen, der ihr den Mantel umhing und die Erſchreckte ſogleich fortführte. Zum Glücke ſaß der Alte ſchon beim Gedichte und bemerkte nichts davon.

Nach dem ſchon Geſagten wär' es jedoch lächerlich, dem geneigten Leſer noch verſchweigen zu wollen, daß des Schulmeiſters Doris und Signora Doriſlea ein und dieſelbe war, indem ich dieſe Art von Ueberraſchungen nie zu beabſichtigen pflege.

Graf Hoditz geleitete die Signora auf einem Seitenwege ins Schloß und begab ſich dann zu der Geſellſchaft unter dem Zelte, die nur ſeiner Rückkunft geharrt hatte, um ſich zurückzuziehen.

„Signora Doriſlea ſei ermüdet und ließe ſich ent-

ſchuldigen," verkündete der Graf, „um morgen ob
Rückhalt ſich den bevorſtehenden Feſtlichkeiten anſchlie
zu können."

3.

Der Schulmeiſter Martin Heller, den wir ſoeben k
nen gelernt haben, hatte zwei Töchter, welche von der N
tur, die ſich weder an Stand noch Reichthum kehrt, n
ſtiefmütterlich behandelt worden waren. Sie ſtrahlten
ſeinem niedern Schulhäuschen mit einer Schönheit, wie
ſich Prinzeſſinnen wol wünſchten, und waren daneben
andern gar lieblichen Talenten begabt. Dabei ſahen
Beide in keiner Hinſicht ähnlich. Die Aeltere, Luiſe, w
braun und klein, und liebte das ſtille Loos, das ih
wackern Mutter zu Theil geworden war, einen nicht
zu brummigen Mann und einen eigenen Herd; die J
gere, Doris, war ſchlank und blond, und dieſe ward ſ
von größerer Hoffärtigkeit beſeſſen. Dabei hatte es
Schöpfer gefallen, ihre Kehle ſo zu organiſiren, daß
lieblicher Wohllaut in derſelben wohnte, und bald ſp
man nicht nur im Dorfe, ſondern ſogar im Schloſſe
von, wie ſo gar lieblich Schulmeiſters Tochter Abends
der Geisblattlaube:

„Als Doris, die reizende Schöne,
Den Vorzug der Freiheit verlor,"

und die neuere Arie:

„Philint ſtand jüngſt vor Babet's Thür"

zu ſingen pflegte.

Graf Hodiz, der jedes Talent, wo er es entdeckte, auf's Eifrigſte an's Licht zu ziehen bemüht war, beſuchte in eigener Perſon den Schulmeiſter und verkündete ihm, daß das Mädchen bei Mr. le Beau im Tanzen und bei dem Maeſtro Ravioli im Singen unterrichtet werden ſollte, um dann in die hochgräfliche Kapelle zu treten.

Hellern blieb der Mund vor Erſtaunen offenſtehen, als er dieſe Worte des Grafen vernahm. Nie hatte er, ſo ſehr er auch die Künſte liebte und namentlich Muſik und Poeſie ſelbſt exercirte, auf ſolche Auszeichnung Anſprüche gemacht. Aber ablehnen konnte er die hohe Gnade nicht. Er nahm ſie ſtumm an und hoffte von des Mädchens Ungeſchicktheit das Beſte zur Vereitelung der Plane des Grafen.

Nicht lange ſollte er hierüber in Zweifel bleiben.

Doris machte ihm nicht dieſe Freude. Die beiden Meiſter, denen ihre künſtleriſche Bildung übertragen war, wurden des übertriebenſten Lobes nicht müde und der Graf fühlte ſich beglückt, auf ſeinem Boden eine ſolche Wunderpflanze entkeimen zu ſehen. Sie mußte das Schulhaus verlaſſen und erhielt ihre Wohnung auf dem Schloſſe ſelbſt, um im Umgange mit den Künſtlern und vornehmen Leuten, die zu jeder Zeit dort verſammelt waren, ihre Sitten abzuſchleifen.

Bald waren dieſe auch ſo abgeſchliffen, daß ſie nichts mehr zu wünſchen übrigließen. Die ungeheure Luſt, welche Doris beſeelte, ſich in dieſer Sphäre auszuzeichnen, machte ihr jede Mühe leicht. Sie legte ab und eignete ſich zu, ſie verbeſſerte ihre Natürlichkeit, wie Alle mit Freuden wahrnahmen, und in Kurzem war das gepuderte, geſchniegelte und durch die dermalige Mode verunſtaltete Weſen fertig, welches in Doris nicht mehr die arme Schul meiſterstochter vermuthen ließ. Die Herren waren entzückt von ihrer Lieblichkeit und ihrer Kunſt, und die Damen ſahen neidiſch auf ſie herab und verſchmähten ihren Umgang.

Ein ſicherer Beweis, daß ſie ihnen gefährlich war.

Eine einzige Dame, die Frau von Werdenberg, welche nicht heimiſch in dieſer Gegend, aber durch ihre große Kunſtliebe nach Roswalde gezogen war, nahm ſich ihrer freundlich an und würdigte ſie ihres beſtändigen Umgangs.

Ward auch Doris bei großen öffentlichen Gelegenheiten überſehen, bemerkte die erlauchte Dame des Schloſſes ſie nicht eben gern in ihrer nächſten Umgebung, und ſprach der Graf nur nach einer ihrer unübertrefflichen Leiſtungen in Concerten ein gnädiges Wort mit ihr; ſo waren es andere Cirkel, wo ſie ſtrahlte, wo ſie die Sonne war, um die ſich Alles drehte.

Frau von Werdenberg verſammelte oftmals in den von ihr bewohnten Gemächern die ausgewählteſte Blüte der im Schloſſe verſammelten Künſtler und nur aus beſonderer Gunſt wurde es den vornehmſten Cavalieren geſtattet, an dieſen Geſellſchaften, wo die Eſſenz alles Geiſtreichen und Pikanten vereinigt war, Theil zu nehmen. Hier nun feierte Doris die glänzendſten Triumphe und ihre zärtliche Freundin, ihre erfahrene Lehrerin, ſah mit Entzücken ihre Siegesbahn beginnen.

Aber weiterhinaus mußte ſich dieſe erſtrecken. In Doris ſollte die Welt bald eines der erſten Talente anſtaunen, es bedurfte nur einer leiſen Anregung bei dem Grafen und die Tochter ſeines Schulmeiſters wurde zu ihrer fernern Kunſtbildung nach Italien geſandt. Der Maeſtro Ravioli und die Werdenberg *begleiteten* den lieblichen Engel und verſprachen es, die vollendete Sängerin in Kurzem in die Heimat zurückzubringen.

Der ehrliche Schulmeiſter und ſeine alternde Frau ſchüttelten bedenklich den Kopf bei den nur ſehr ſeltenen Beſuchen, die ihre Doris ihnen abſtattete. Was ſie ihnen erzählte von ihren Planen und Ausſichten, begriffen ſie zum Theil nicht, oder was ſie davon begriffen, erfüllte ſie mit Sorgen. Der Alte begnügte ſich damit, ihr immer die Jugend und ſeine grauen Haare ins Gewiſſen zu rufen, da er es ja doch nicht anders zu machen im Stande war.

Das Schickſal des Mädchens entfaltete ſich indeß immer glänzender und endlich bedeckten die Flitter, welche ihre Laufbahn umgaben, immer mehr die Abgründe, an denen ſie vorüberführte. Des Schulmeiſters Gemuth beruhigte ſich nach und nach und er hatte ſelbſt ſeine Frau beſchwichtigt.

Da erſchien der Zeitpunkt der Abreiſe nach Italien.

Ein Wagen rollte vor das Schulhaus und Frau von Werdenberg und Doris wurden von Ravioli aus dem Wagen gehoben.

Mit tiefer Trauer empfing das alte Paar die Nachricht, daß ihre Tochter nach dem fernen Lande ſchon morgen ziehen werde, um dort einige Jahre zu bleiben.

„Und hätteſt Du denn Dein Glück nicht hier finden können?“ flüſterte ihr leiſe und verzagt der alte Vater zu, als ſie ſich weinend auf ſeine Hand beugte.

Die Mutter und Luiſe mit ihrem Verſprochenen, einem jungen Schmiedemeiſter aus dem Dorfe, waren hinzugetreten, während die Werdenberg und der italieniſche Muſicus ſeitwärts ſtanden und bei der Scene die Achſeln zuckten.

„Wirſt Du glücklich dadurch, ſo gebe ich Dir mit Freuden meinen Segen dazu," ſchluchzte die Mutter.

Die Werdenberg trat hinzu und ergriff die knieende Doris bei der Hand, die ſich betäubt von Thränen erhob und willenlos von dem Maeſtro und ihrer Freundin fortführen ließ.

Da erhob ſich aber plötzlich aus ſeiner Abſpannung der alte Schulmeiſter und ſchritt ihnen kräftig nach.

„Auch meinen Segen gebe ich Dir, meine Tochter," rief er ſtark, indem er ſie einholte und ans Herz drückte, „doch —" fügte er wunderbar ermuthigt, mit einem Blick auf die Fremden hinzu, „nie will ich Dich wiederſehen oder die Jugend geleitet Dich unter das väterliche Dach heim!"

Mit dieſen Worten entließ er ſie. Als am andern Morgen die ganze Heller'ſche Familie ſich am Schloßportale in ihrem Sonntagsſtaate eingefunden hatte, um die geliebte Doris noch einmal zu ſehen, hörten ſie, daß ſie bereits in der Nacht weggereiſt ſei, und, um den traurigen Abſchied nicht zu verlängern, ihren Aeltern einige Zeilen zurückgelaſſen habe.

Nach einem halben Jahre hatte Graf Hodiz die Gnade, durch ſeinen Leibjäger dem Schulmeiſter einige Zeitungsblätter aus Wien zu ſenden, worin gleich unter den Zeilen, die vom Generalfeldmarſchall Gideon von Loudon meldeten, einer Sängerin Doriſſea Erwähnung geſchah, die das Wunder Italiens genannt wurde, und der Jäger mußte mündlich dabei die Bemerkung ausrichten, die Signora Doriſſea ſei keine Andere als Doris Heller von Roswalde.

4.

Am erſten Abende nach ihrer Ankunft ſaß Doriſlea allein in die Ecke ihres Sophas gedrückt und überdachte ihr durchflogenes Leben. Die Lichter brannten düſter, die Vorhänge an den Fenſtern waren zugezogen, und der gewöhnliche Lärm, der den Schloßplatz belebte, noch vermehrt durch die Ankunft des Königs von Preußen und ſeines zahlreichen Gefolges, wurde von ihr überhört, da ein anderes nicht minder geräuſchvolles Treiben ihr Inneres ganz erfüllte.

Es war ihr, als beträte ſie zum erſten Male das Land der goldenen Verheißungen an der Hand ihrer beiden Führer, der Frau von Werdenberg und des Maeſtro Ravioli. Sie ſah ſich geblendet von der neuen Umgebung und von Stufe zu Stufe zu immer erhöhetem Glanze ſteigend.

Es naheten ſich ihr Bewerber, die alle Künſte der Verführung aufboten, aber die Worte ihres alten Vaters: „nie will ich Dich wiederſehen, wenn Dich nicht die Tugend unter dies Dach zurückgeleitet,“ hallten wieder in ihrer Bruſt, und ſie ſehnte ſich oft zurück in das ſtille Thal, wo das Schulhäuschen im Erlengrunde ſo freundlich ſein rothes Dach herausſtreckte.

Mit feſtem Willen und gutem Rathe ſtand ihr die Werdenberg zur Seite, ihr konnte ſie es vertrauen, wenn hin und wieder ein zärtliches Gefühl in ihrem Herzen keimte, und die ältere Freundin half willig ihrer jugendlichen Unerfahrenheit. So dauerte dies Verhältniß noch ununterbrochen fort.

Mit Ravioli verhielt es ſich anders. Die erſte Kunſtbildung hatte ſie ihm zu danken, wofür ihm reiche Beloh nung zu Theil geworden war, dann blieb er bei ihr, um ſie bei ihren Studien auf dem Piano zu begleiten. Bald aber rückte er mit frechen Bewerbungen heraus, die er mit wachſender Zudringlichkeit wiederholte. Doriſlea entfernte ihn, nicht ohne Beſorgniß vor dem rachſüchtigen Italiener.

Doch im Gegentheile war er nach einiger Zurückgezogenheit emſiger als je bemüht, ſich dienſtbar und gefällig zu zeigen.

Seine frühere Leidenſchaft für Doriſlea ſchien entſchlummert und er nahm ſeinen beſcheidenen Platz in dem Kreiſe von Anbetern an, welche ſich um die gefeierte Künſtlerin geſammelt hatten und ſich in tauſend angenehmen Dienſtleiſtungen für ſie überboten. So geſchah es, daß er ſich durch ſeine ältern Verdienſte um die muſikaliſche Ausbildung der Sängerin bald wieder zu einem ziemlichen Grade des Vertrauens emporſchwang. Durch ihn wurden die Engagements mit den Impreſarien abgeſchloſſen, er beſorgte die hunderttauſend kleinen Mittel und Wege, deren eine Sängerin nicht entrathen kann, und ward auf ſolche Weiſe als geheimer Commiſſionair der Prima Donna ein unentbehrliches Stück in ihrer Hofhaltung.

In dieſer Eigenſchaft bereitete er auch oft das erſte Erſcheinen einer ausgezeichneten Perſon vor und begleitete dieſelbe. Er zog Erkundigungen ein, empfahl oder warnte, und in beiden Fällen ward ihm Vertrauen geſchenkt.

Mit ganz beſonderer Vorliebe hatte er ſich eines jungen, allerdings ſehr intereſſanten Grafen angenommen, den er aus Deutſchland kannte, und obgleich es dieſer Erſcheinung bei Doriſlea keiner Empfehlung Ravioli's bedurfte, ſo erſchöpfte ſich dieſer doch in Mittheilungen über den Grafen, die gern gehört wurden.

In der That konnte man ſich keinen liebenswürdigern Mann denken, als Hugo von S. war. Selbſt die ſtrenge Werdenberg ſprach ihm das Wort, und Doriſlea öffnete ihr Herz um ſo ſorgloſer den Einflüſſen einer bis jetzt ganz unbekannten Macht.

Von dem Augenblicke, da ſie dieſe Bekanntſchaft gemacht hatte, entrollte ſich ihr nun beim Ueberdenken ihres vergangenen Lebens eine Reihe der heiterſten Gebilde. Wie ein Teppich voll lieblicher Blumen ſchien ihr der Weg, den ſie durchwandelt hatte, er war zurückgelegt worden wie ein Triumphzug, und nicht mehr die kalte beſonnene Freundin war es, welche ihr die Hand gereicht, ſondern der liebeglühende Mann, der ſich ihr angeſchloſſen hatte für's ganze Leben.

5.

Mit feſtgeſchloſſenen Augen dachte ſie ſich den Eintritt in das Stübchen des Schulhauſes, am Arme des Grafen, ihres Gemahls, und im Geleite der Jugend — dies erſchien ihr als der Gipfel ihres Lebens — ihres Glücks — da hauchte ſie ein Luftzug an und ſie öffnete erſchreckt die Augen.

Durch eine Tapetenthür, die ſie leiſe geöffnet hatte, war die Werdenberg zu ihr eingetreten und den, nach der Mode der damaligen Zeit, Kopf und Buſen verhüllenden Halbmantel von weißem Atlas abnehmend, ſagte ſie freudig und ohne ſich zu ſetzen: „Er iſt draußen, Doriſlea!“

„Wo? warum kommt er nicht?“ rief dieſe, ſich
hebend.

Die Werdenberg eilte winkend zur Thür und he
ſtürzte ein junger Mann von hohem Wuchſe, den Dor
in die offenen Arme nahm und zu wiederholten M
an's Herz drückte.

Lange hörte man keine Worte und die Freundin
an's Fenſter, um die Wiederſehensfeier durch nichts zu
ren. Graf Hugo hatte lange vor Doriſlea Italien ve
ſen, um — wie er vorgab — Familienverhältniſſe
ordnen und Alles zum Empfange ſeiner Gattin im v
lichen Hauſe vorzubereiten.

Nachdem der erſte Sturm der Leidenſchaft vorüber
und Doriſlea den Grafen an ſich gezogen hatte und
auch die treue Freundin ſich vom Fenſter weg nach i
wandte, da gewahrte ſie nicht ohne Aengſtlichkeit
Wolke trüber Sorge auf des Gatten Stirn, welche
der eben darüber hingeflogenen Wonne nicht gewichen

„Was iſt Dir, mein Hugo?“ ſprach ſie zitternd,
dem ihr Blick lang und ſchmerzvoll auf dem ſei
ruhte. „Ich ſehe Dich nicht ſo heiter wieder, als ich
träumte.“

Hugo gab ausweichende Antworten.

„Sollte Dein Vater mit dem Schritte, den Du
teſt, ohne ſeine Einwilligung zu haben, nicht zufrieden ſe
fragte ſie beſorgt weiter.

„Das iſt es nicht — aber Doriſlea — ich muß
Opfer von Dir verlangen, das Dir vielleicht ſchwerer
als jedes andere, welches ich von Dir verlangte.“

„Sprich, lieber Hugo,“ ſagte drängend Doriſlea,
ches Opfer? Jedes bin ich zu bringen bereit, wenn D
von mir forderſt.“

„Nun wolan denn," erwiderte er, „ich verlange, und Du wirſt Dich ſelbſt von der Nothwendigkeit überzeugen, ich bitte Dich, hier nicht zu ſingen."

Doriſlea ſah ihn ſchweigend an.

„Du gewährſt mir dieſe Bitte nicht, ſelbſt wenn ich Dir ſage, daß ſie unſer Glück nothwendig macht?" fügte der Graf nicht ohne ſichtbare Verlegenheit hinzu.

„Was bedarf's hierzu Deiner Bitte? Gehöre ich einem Andern als Dir? Bin ich nicht Deine Gattin? Willſt Du es erlauben, daß dieſe in den Feſten, welche dem Könige zu Ehren hier veranſtaltet werden, einige Proben eines glänzenden Talentes ablege, ſo wird ſie es thun, um ihrem Wohlthäter, dem Grafen Hodiz, zu ſchmeicheln, willſt Du es nicht, ſo ſoll dieſe Stimme keinem Menſchen mehr tönen, und wenn ſie auch noch mehr Gewalt beſäße, die Herzen zu erfreuen, wenn ihr nur vergönnt iſt, mit Dir zu koſen, und ſei's in der Einſamkeit eines alten Waldſchloſſes."

„Das wollteſt Du, Himmliſche?" ſchrie Hugo plötzlich auf. „Nein, ich täuſchte mich nicht, als ich Dich Engel mir zur Gefährtin beſtimmte und Dir mein ganzes Lebensglück anvertraute. Meine Liebe iſt Dir genug zum Glücke und ſie wird Dir bleiben, ſo lange dies Herz ſchlägt und Dich anbetet."

Doriſlea ſchien der Ausbruch der Freude, der ſich auf dem Geſichte des jungen Grafen malte, zu erſchrecken.

„Verlaſſe dieſen Glanz, der Dir nie zuſagte, Doriſlea," fuhr Hugo fort, „nicht Huldigungen, nicht neue Triumphe ſind es, Dein daran überſättigtes Herz ſoll ſich nun andern Freuden hingeben" und hiermit hatten ſeine glühenden Lippen die Lippen der Sängerin berührt, aus denen nie mehr Geſang ertönen ſollte und deren Augen

Thränen überſtrömten, von den ſüßen Schauern des nahen Muttergefühls entlockt.

„Ich beſitze ein ſolches Jagdſchloß,“ ſprach er weiter, ohne daß ſie ein Wort einwandte, „ganz ſo, wie Du es meinſt. Einſam und ſtill, wie ein Haus für die Liebe, unbelauſcht, feſt und bequem. Dort in weiten, alterthümlich reichen Gemächern, von den Geiſtern meiner heldenmüthigen Altvordern beſchützt, ſoll mein Erſtgebornes das Licht des Tages erblicken. Dort“ — hier zog er ſie wieder in ſeine glühende Umarmung, „ſoll Gräfin Dorothea eine neue Laufbahn beginnen und an der Hand ihres Gatten wieder in die Welt treten.“

„Und wirſt Du um mich ſein, Hugo?“ fragte Dorothea beſtürzt. „Nur Dich zu haben iſt mein Wunſch — dann iſt mir jede Einſamkeit ja recht.“

„Ich werde Dich nicht verlaſſen,“ entgegnete Hugo und ſah ihr ernſt ins thränende Auge.

„Und wirſt Du mich Deinem Vater vorſtellen?“ fragte Dorothea weiter.

„Sobald der rechte Zeitpunkt da ſein wird,“ ſagte Hugo beruhigend, „der hoffentlich nicht lange mehr ausbleiben kann.“

Eine innere Beſorgniß erwachte in der argwohnloſen Bruſt der Gattin.

„Und werde ich Deinen Vater hier bei den Feſten ſehen? Ich hörte von der guten Werdenberg, daß er auch hier iſt — ich bitte Dich, zeig' ihn mir morgen nur mit einem leiſen Winke, wenn ich bei der Tafel erſcheine.“

„Du mußt mir noch eine Bitte gewähren“ — ſagte Hugo abermals ſchmeichelnd.

Dorothea nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Du erſcheinſt nicht bei der Tafel, Kind,“ ſetzte Hugo ſchnell hinzu. „Ich kann Dich noch nicht als Gattin dem Kreiſe vorſtellen, in dem wir uns hier bewegen, und kann auch nicht zugeben, daß Du an der ſogenannten Marſchallstafel ſitzeſt. Die Gräfin, meine Gattin“ —

„Ach“ unterbrach ihn hier Doriſlea mit einem tiefen Seufzer —

„Wird es Dir ſo ſchwer?“ fragte Hugo beſtürzt.

„Nein, nein,“ ſprach ſie leiſe, „aber es iſt mir manchmal wie ein Traum, daß ich Deine Gattin bin, kann es denn ſein? Bin ich es denn wirklich?“

„O über das närriſche Kind!“ rief hier die Werdenberg, „und kann es denn anders ſein? Wenn je ein Zweifel Dir darüber aufſteigt, ſo erinnere Dich doch nur daran, daß ich mit unter den Zeugen war, als der alte, ehrwürdige Prieſter Eure Hände mit der heiligen Stola umwand.“

Doriſlea trocknete die Augen. „Und wann?“ fragte ſie leiſe.

„Morgen mit dem Früheſten,“ war Hugo's Antwort.

„Und mein Vater!“ rief Doriſlea zitternd.

„Dein Vater“ — wiederholte Hugo kalt — „den muß ich ſehen“ — fiel ſie lebhaft ein — „und“ — ſetzte ſie zögernd hinzu — „nur als Deine erklärte Gattin darf ich unter ſein Dach treten.“

„So ſehen wir ihn vorläufig unter freiem Himmel!“ ſcherzte Hugo.

Doriſlea wandte ſich tieferſchüttert zu ihm. Der Scherz hatte ſie verletzt.

„Nun ja, mein Schatz,“ ſagte der Graf, „das darf Dich nicht befremden. Unſer Wirth hat abenteuerliche Einfälle, und der Plan, den er entwarf, Deinen Vater zu mnſtificiren, iſt ganz erwünſcht. Du wirſt ihn noch in dieſer Stunde ſehen."

Die Werdenberg hatte ihren Halbmantel umgenommen und Doriſlea eine Enveloppe umgehängt.

„Was ſoll das werden?" fragte Doriſlea beſtürzt.

„Komm' nur," rief Hugo, ſie beim Arme nehmend, „überlaſſe Dich getroſt meiner Führung. Du ſollſt Deinen Vater in Wonne und Entzücken ſchwelgen ſehen."

6.

Das Wiederſehen Doriſlea's und ihrer alten Aeltern ſollte dem Grafen Hodiz, wie Alles, was ihm ſolcher Art im Leben aufſtieß, zum Feſte werden.

Irgend ein feenhafter Hokuspokus ſollte es einleiten und dann in Ueberraſchung ſich auflöſen.

Die reichſten Mittel ſtanden ihm hierbei zu Gebote.

Am Ende des Parks befand ſich ein einſames Gehege von Buchen eingefaßt und von den Wellen eines Sees umſpült. In jenen Buchen ſtand tief verſteckt der Graf und erwartete die Perſonen ſeines kleinen lyriſchen Stücks. Bald erſchien auf dem See eine zierliche Gondel, die ſich dem Ufer nahete. Die Führer ſprangen ans Land, ſtreckten die Hände aus und zogen den Schulmeiſter Heller und ſeine Frau aus dem Fahrzeug hervor, die ſich verdutzt anſahen und nicht begreifen konnten, was man mit ihnen vorhabe.

Einige italieniſche Fiſcher umgaben tanzend das Paar.

während aus dem Gebüſche ein heiterer Chor aus Coſarara ertönte.

„Das iſt wahrlich wie eitel Träumerei!“ ſprach der alte Heller vor ſich hin, „aber ich kenne des Herrn Grafen Excellenz.“

„Nur begreife ich nicht, was er eigentlich mit uns vorhat,“ fiel ihm die Frau mit ängſtlichem Tone in die Rede, „mir hat vor zwei Nächten geträumt“ —

„Was da, mit Deinen Träumen!“ brummte Heller, „er wird von meinem Carmen gehört haben, das ich heute dem Herrn Baron von Voltaire zu hohen Händen überreichen ließ, und da will er mir dann, aus höchſter Gnade und weil er mich zu den gräflich Roswalde'ſchen Unterthanen zählen darf, ſo eine Art von Apotheoſe angedeihen zu laſſen geruhen.“

„Aber was ſoll ich denn dabei?“ fiel die Frau wieder ein.

Kaum hatten ſie dieſe Worte gewechſelt, als einige herbeihüpfende zierliche Kinder das alte Paar auf eine gedeckte Tafel aufmerkſam machten, die ſehr einladend auf einer kleinen Erhöhung mit Allem prangte, was den Gaumen zu kitzeln im Stande war.

„Dort ſollen wir Platz nehmen?“ fragte der Schulmeiſter.

Aber ſtatt aller Antwort nahmen die Kinder Heller und die Frau in ihre Mitte und geleiteten ſie die Höhe hinauf und forderten ſie auf, ſich die Speiſen und Getränke ſchmecken zu laſſen.

„Das kann uns ſchon gefallen,“ ſprach der Alte, indem er zugriff, „am ſchnellſten nähern wir uns der Auflöſung dieſes Räthſels, wenn wir uns ganz willenlos leiten laſſen.“

Seine Frau jedoch ſetzte ſich mit ängſtlicher Miene und war nicht im Stande, einen Biſſen zu verſchlucken, während Heller mit wachſender Dreiſtigkeit ſich einſchenken ließ.

Da ſtrömten plötzlich Doriſlea's himmliſche Töne aus dem unfernen Bosket; die Mutter horchte hoch auf, aber dem Alten entfiel die Gabel und beide Hände ſinken laſſend, ſaß er mit offenem Munde da.

Die Künſtlerin ließ in kühnen Paſſagen und Läufen ihre Stimme ertönen, die aus der gepreßten Bruſt ſich hoben, um ihr Erleichterung zu ſchaffen, dann ſchmolzen ſie in Uebergängen zu einer ſeligen Ruhe und ſchwammen fort auf den Wellen einer ſanften Melodie, die einſt der Vater an ſeinem Spinette ſitzend, der zehnjährigen Doris eingeübt hatte. Die Worte waren von ihm, die Melodie von Adam Hiller.

„Nein, nein, es iſt nicht möglich!“ ſchrie die Schulmeiſterin.

„Stille! Stille!“ rief der entzückte Alte und horchte und in ſeinem Innern tönten alle Saiten und ein Geſang, wie der Seligen, ſtrömte durch ſein Herz, aber bei den Worten:

Du, der mich weiſe lenket,
Mir Seelenruhe ſchenket,

da floß ſeine Seele über von Harmonien, wie ſeine Augen von Thränen, und er fiel mit zitternder Stimme ein und ſang die Worte mit:

Dir ſei zu jeder Zeit
Mein Leben nur geweiht!

Und „Doris! meine Doris!“ lallte der entzückte Vater, und die Mutter hielt ihn mit Mühe ängſtlich zurück, als er aufſprang und ſich dem Gebüſche nähern wollte.

Aber von dort her flog eine Geſtalt auf ſie zu und umarmte Beide, und ſie hörten nichts und ſahen nichts, und hatten nur ſich.

Im Gebüſche rann manche Thräne aus den Augen der Damen, welche der Graf zu dieſem Schauſpiele eingeladen hatte, und nur um die Scene, welche nun folgte, nicht aus Neugier zu entweihen, entfernten ſich die Fremden auf einen Wink des Wirthes.

Die dunkle Laube am See, wo die Gondel angebunden war, welche die Alten heraufgebracht hatte, umfing die drei glücklichen Menſchen. Doriſlea ſaß in der Mitte ihrer Aeltern, trauliche Mittheilungen wurden gepflogen und der Himmel blickte heiter auf die Gruppe, und die Wellen ſchaukelten die Gondel, deren buntfarbige Lampen einen lieblichen Widerſchein in den Waſſerſpiegel warfen.

„Und bleibſt Du uns nun immer hier?“ fragte die Mutter.

„Und lebſt Du uns wieder in jenem Geleite, wie ich's Dir anbefohlen habe?“ der Vater.

Doriſlea ſeufzte.

„Ja, ja,“ ſprach der Alte mit Ernſt, ſie an ſich ziehend, „meine Doris wäre nie wiedergekehrt, ohne die Tugend.“

„Nie, mein würdiger Vater,“ ſetzte Doriſlea hinzu.

„Und eine große Sängerin biſt Du worden,“ fiel die Mutter ein, „Se. Excellenz der Graf hat es uns ſtets zugeſchickt, wenn von Dir in den Zeitungen zu leſen war.

Ich dachte mir immer, ach, wenn ich ſie nur auch einmal hören könnte — und“ —

„Nun haſt Du ſie gehört,“ nahm der Vater ſchnell das Wort, der ganz andere Dinge auf dem Herzen hatte, die er beantwortet wiſſen wollte —

„Aber doch nicht ſo recht,“ erwiderte die Mutter, „ja, wenn ich Dich ſo morgen bei dem Feſte auf dem Schloſſe hören und ſehen könnte“ —

„Bei dem Feſte, liebe Mutter,“ erwiderte Doriſlea, „werde ich nicht ſingen“ —

„Nicht?“ fragte der Vater befremdet.

„Ich werde nie wieder öffentlich ſingen,“ fuhr ſie ernſt fort, „und nun hören Sie denn mein Glück — ich bin“ —

Hier trat plötzlich eine dunkle Geſtalt in die Laube.

Doriſlea ſtieß einen Schrei aus. Die Aeltern ſprangen entſetzt auf. Der Fremde ſagte in italieniſcher Sprache:

„Signora! Ihr Gemahl erwartet ſie längſt. Sie haben die Freuden des Wiederſehens genoſſen, ehren Sie ein Geheimniß, deſſen voreilige Enthüllung für Sie von Nachtheil ſein könnte!“

Doriſlea ſeufzte tief.

„Ich muß den Verhältniſſen weichen, doch bald ſeht Ihr mich wieder!“ ſagte ſie ſchluchzend und ſank in die Arme der Aeltern.

Der finſtere Begleiter drängte. Sie mußte ihm Folge leiſten.

„Und biſt Du denn glücklich?“ rief ihr der Vater nach.

„Ich bin's! ja — unausſprechlich!“ antwortete ſie mit unterdrückten Thränen und ließ ſich von dem Fremden fortziehen.

Stumm weinend ſtand die Mutter da. In bangen Zweifeln verſenkt, blickte der Vater der Fliehenden nach und ſah, wie ein Wagen ſie aufnahm, deſſen lang verhallendes Rollen ihm von der Wirklichkeit des Erlebten die Ueberzeugung aufdrang.

Kein Wort wechſelten mehr die alten Leute. Auf der Gondel wurden die Schiffer ſichtbar, der Nachtwind fröſtelte ſie an und ſie ſtiegen in das Fahrzeug und ließen ſich tiefbewegt nach ihrer einſamen Wohnung fahren.

7.

Es war am hohen Vormittage, als der Cammerdiener in das Schlafzimmer des Herrn von Voltaire trat, um die Vorhänge von den Fenſtern zu ziehen. Hierauf ging er zum Bette hin, um ſeinen Gebieter zu wecken. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Züge Meiſter Arouet's nicht die angenehmſten waren, die man ſehen kann, allein ein Gähnen des Erwachens gab ſeiner Phyſiognomie, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe aller Augenzeugen, einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Häßlichkeit. Sogleich ſchloß ſich jedoch wieder der Mund und die gewöhnlichen Faltenlinien, die um denſelben lagerten, zerrten ſich beträchtlich in die Breite, welches auf gute Laune deutete.

Nachdem das magere Männchen in die Hülle eines weiten, violetſammetnen Caſaquins mit goldenen Brandenderaſ verziert, geſchlürft war und ſeine feinen Füße mit rothſeidenen Brodequins chauſſirt hatte, warf es ſich in den Lehnſtuhl und befahl, daß man ihm Chocolade bringe und ſich ſogleich nach dem Befinden ſeiner Nichte, der Marquiſe von Hamerode, erkundige. Er rückte, ſich einhüllend, zu dem flackernden Caminfeuer, und ſchimpfte ein Weniges auf das Klima von Böhmen, worin er ſich zu befinden glaubte, da er ſich, wie jeder Franzoſe, um Enclaven, Kreiſe, Unterabtheilungen und Provinzen gar nicht bekümmerte und Mähren zu Böhmen ſchlug. Mit Schleſien war es ein Anderes. Nach dieſer Provinz wurde ja der Krieg benannt, den ſein großer königlicher Freund eben beendigt hatte.

Mit der Chocolade kam die Meldung von dem Wohlſein ſeiner Nichte und ein junger Menſch trat ein, der ihm als Dolmetſch diente und zugleich ſeine Correſpondenz beſorgte, wo ſie deutſch ſein mußte.

„Hier iſt,“ fing dieſer an, „die Antwort an den Schulmeiſter, der geſtern das Gedicht auf den König überreichte.“

„Aha gut,“ ſagte Voltaire und ließ ſich die eingetauchte Feder reichen.

„Das Gedicht iſt nicht ganz zu verachten,“ fuhr der junge Menſch fort, „der Mann hat mit Nutzen ſeinen Horaz geleſen, es hat Schwung und richtige Füße.“

„Wie ſo?“ fragte Voltaire zerſtreut.

„Es iſt in alexandriniſchem Versmaße,“ antwortete der junge Pedant etwas verlegen, der die Frage nicht ganz begriffen hatte.

„Ich wollte, wir hätten dergleichen Schulmeiſter in Frankreich, die das zu machen verſtänden,“ ſagte Voltaire.

und indem er lächelnd hinzufügte, „geben Sie mir das Gedicht," nahm er es dicht vor die Augen und ſchien es durchzuleſen.

„Es iſt nicht möglich!" rief der Secretair aus, welcher Ausruf ſich auf die Unwiſſenheit der franzöſiſchen Schullehrer beziehen ſollte, von deren gänzlichem Nichtvorhandenſein der junge Mann nicht einmal die Ahnung hatte. Voltaire, der vom Deutſchen nicht mehr verſtand, als die Meiſten ſeiner Landsleute, gab ſich doch gar zu gern das Anſehen, es von Grund aus zu kennen.

„Es iſt Verve drin!" rief er aus, „Sie ſagten mir zu wenig, der arme Mann verdient meine vollſte Anerkennung!"

Und in dem Gefühle, dadurch den Empfänger zum glücklichſten Menſchen zu machen, ſchrieb er eigenhändig folgende Worte unter den Brief:

„und verbleibe ſonder Umſtand ſein dienſtwilligſter Diener

Voltaire."

Eine Formel, die er ſich angeeignet hatte und in beſondern Fällen, namentlich in ſolchen, wie der gegenwärtige, anzuwenden pflegte, um zu zeigen, daß er der deutſchen Sprache mächtig ſei, und ihre Literatur zu würdigen wiſſe.

Der Kammerdiener trat ein und meldete zwei preußiſche Officiere.

Es war ein Graf aus Oſtpreußen und ein franzöſiſcher Chevalier, die in der damaligen ſteifen Uniform der preußiſchen Krieger als das Ideal zweier Helden erſchienen.

Der Oſtpreuße, Lieutenant in einem Infanterie-Regimente, in den ſchwarztuchenen Kamaſchen, der rothen Halsbinde, der langen, gelben Tuchweſte und dem dunkelblauen, mit goldenen Schleifen geſtickten Rocke, machte ſeine ſteif-militairiſche Verbeugung, während der Chevalier, welcher bei dem Regimente der königlichen Krongarde ſtand, die damals noch mit dem altherkömmlichen Titel der königlichen Gend'armerie beehrt wurde, ſich mit größerer Vertraulichkeit und, obgleich in viel ſteiferer Tracht als ſein Kamerad, dennoch weit ungezwungener ſeinem berühmten Landsmanne näherte.

Der Chevalier war ganz in Weiß gekleidet; das Reiterwamms war auf der Bruſt zugehäkelt, mit einem Streife von Scharlach und Gold beſetzt, und ſo eng, daß der darin ſteckende Soldat ſich nur ſehr gravitätiſch bewegen konnte. Um den Leib ſchmiegte ſich ein Gürtel von hochrother Wolle, der einem tatariſchen Coſtüm entlehnt zu ſein ſchien, und eine dicht unter demſelben, am Ende des Ruckgrates hängende Huſarentaſche, worauf das verzogene F. R. in Gold zu ſchauen war, vollendete die barocke Uniform.

Dennoch nahmen ſich Friedrich's Helden reſpectabler aus, als die damaligen Franzoſen in den Röcken von Atlas, roſa mit himmelblauen Klappen, oder hellgrün und citronengelb, mit weißſeidenen Strümpfen und den gepuderten Friſuren, ſtatt deren die Preußen die Zierde martialiſcher Locken und ganz heldenmäßiger Zöpfe unter den kleinen, ſchief aufgeſetzten Hüten hervorſchauen ließen.

Voltaire ließ Chocolade reichen und ſetzte ſich behaglich ſuchte, um von dem Chevalier die chronique scandaleuse vortragen zu hören.

Der Anfang wurde mit Nachrichten aus Paris gemacht, die wir hier nicht mittheilen, denn obgleich ſie den Philoſophen von Ferney ſehr zu intereſſiren ſchienen, ſo gehören ſie nicht in den Bereich dieſer Erzählung. Endlich wurde Noswalde auf das Tapet gebracht.

„Der Herr Graf,“ bemerkte Arouet fein, „zeigt einen ſeltenen Geſchmack in der Bizarrerie; ich muß geſtehen, daß das einem Franzoſen nicht möglich ſein würde. Die träumeriſchen, in einem gewiſſen poetiſchen Aberglauben verſunkenen Deutſchen ſind darin Meiſter, und die ſlaviſchen Völker, z. B. die Böhmen, zeichnen ſich hierin noch mehr aus. Ich bedaure oftmals, daß wir Andern nicht wiſſen, was Aberglauben iſt; es thut unſerer Poeſie Eintrag. Nun, und was wird uns denn heute für ein Genuß zu Theil werden,“ fragte er raſch, zu dem Öſtreicher gewendet, „womit gedenkt heute Ihr Compatriote die Anweſenheit ſeines großen Monarchen auszuſchmücken?“

„Ich fürchte ſehr,“ ſagte dieſer mit ſehr finſterer Miene, welche genugſam ſeinen großen Antheil und die Wichtigkeit beurkundete, die er dem Vorfalle beimaß, „daß das Vergnügungsregiſter des Grafen ein Loch hat“ —

„Ein Loch? das Regiſter?“ unterbrach ihn lächelnd Voltaire, der den Germanism nicht ſogleich begriff.

„Ei ja,“ fuhr der Officier fort, „die Signora Doriſſa, die Alles übertreffen ſoll, was man hören kann“ —

„Iſt fort — entwiſcht — entführt —“ fiel ihm raſch der Chevalier ein, der ſich dieſe Pointe des Ganzen nicht wollte nehmen laſſen.

„Wie?“ rief lautlachend Voltaire aus, „ein Roman? Vortrefflich! Das iſt mir lieber wie ein Concert!“

„Aus dem Dichter, das glaub' ich wohl" — ſagte fein lächelnd der Graf aus Oſtpreußen, „aber wenn Sie, mein Herr von Voltaire, ſich an die Stelle des Grafen von Hodiz ſetzen wollen, ſo müſſen Sie mir geſtehen, daß es keine geringe Verlegenheit iſt, eine ſolche Lücke auszufüllen, welches wir unmaßgeblich mit dem Ausdrucke, das Regiſter hat ein Loch, auszudrücken beſtrebt ſind. Es iſt in dieſem Augenblicke, unſere Mara ausgenommen, keine Sängerin von dieſem Rufe vorhanden, und das war eben des Grafen Ehrgeiz, dem Könige eine auf dieſem Gute gezogene Sängerin zu präſentiren, welche die Frau des Berliner Trompeters auszuſtechen im Stande ſei, auf die — unter uns geſagt — Friedrich ſtolzer iſt, als auf ſo manchen ſeiner braven Offiziere."

Der junge Herr hatte ſo ſchnell und eifrig dieſe Worte geſprochen, daß eine glühende Röthe ſein Antlitz überzog und nun die Halsbinde und das Geſicht eine gleichfarbige Fläche zeigte, nur von dem weißen ſchmalen Umſchlage der Binde durchſchnitten und dem Puder der Stirne, der ſich an die Ohren herunterzog, begrenzt.

„Mort de ma vie!" ſchrie der Chevalier, „ich weiß den Zuſammenhang. Ich ſaß mit dem Hexenmeiſter Philadelphia bei einer Partie Schach in der Tabagie, und da er mich ſchon mehrmals matt gemacht hatte, ſo warf ich ihm die verlornen Friedrichsd'ors hin, ohne beſondere Aufmerkſamkeit der Partie zu ſchenken, welche die letzte und ebenfalls ſchon rettungslos verloren war. Da ſah ich zwei Leute eintreten, welche ein geheimer Handel dieſen einſamen Winkel, den dunkelſten, ſuchen ließ. Und, toute à la crême! ich kannte ſie" —

„Und wer war's?" fragte der Graf.

„Ich ſage es hier meinem großen Compatriote," ſprach plötzlich, zu einer Art von feierlichem Ernſt geſtimmt, der Chevalier, „und will auch gern vor Ihnen, mein Herr, kein Geheimniß machen, aber ich wünſchte nun eben nicht" —

„Auf Ehre, Herr Kamerad," ſagte deutſch der Preuße, „ich halte reinen Mund."

„Nun denn, die Beiden waren," fuhr Jener fort, indem er ſich zu Voltaire vertraulich näher rückte, „der italieniſche Maeſtro Navioli, der geſtern mit dem Maeſtro des Königs, Monſieur Graun, den biſſigen Streit hatte — und der Graf von S., der unmenſchlich reiche, ſchöne Cavalier, der Muſiker par excellence, der" —

„Nicht möglich!" rief Voltaire hier aus, ohne ihn enden zu laſſen, indem die ſtets wie zum Spott gerüſteten Züge plötzlich eine andere Richtung nahmen und zu einem furchtbar dämoniſchen Ernſt ſich geſtalteten. „Sie meinen, Herr Chevalier, daß Graf S. die Sängerin entführt habe?" —

„So iſt es" — ſtotterte verlegen und zögernd der Franzoſe, deſſen Fühlhörner der Politeſſe ſich krampfhaft ausſtreckten, um zu erwittern, welche empfindliche Partie er eigentlich in Voltaire's Herzen, über deſſen Daſein er übrigens noch gar nicht im Klaren war, verletzt hatte.

Der meldende Diener machte jedoch der peinlich werdenden Scene ein erfreuliches Ende:

„Madame von Hauteroche und Graf Hugo von S.," rief er laut, und Voltaire erhob ſich von ſeinem Sitze und ging den Eintretenden mit feiner Förmlichkeit entgegen.

Die Marquiſe, eine junge Witwe von achtzehn Jahren ungefähr, hatte nach vierjähriger Ehe ihren ältern, ausſchweifenden Gatten begraben und ſeinen Namen und Vermögen als Erbtheil erhalten. Obgleich nur ſehr weitläufig mit Voltaire verwandt, ſo ſchmeichelte es ihm dennoch, ſich von der liebenswürdigen Dame mit dem Titel eines Onkels beehrt zu ſehen und alle ehrerbietigen Huldigungen, welche damit verknüpft waren, in Empfang zu nehmen.

Sie war von Berlin, wo ſie längere Zeit gelebt hatte, nach Roswalde gekommen, um ihren berühmten Onkel wiederzuſehen, und Graf Hodiz freute ſich, auch dieſes Juwel in ſeinem glänzenden Kranze erſtrahlen zu ſehen.

Daß Graf Hugo von S. ſich um die Gunſt der ſchönen Witwe bewarb, daß er ihr ſeine Huldigungen weihte, nahm Niemanden Wunder; er theilte dieſe Geſinnungen mit einem Heere von Anbetern, welche die Reize der Marquiſe zu feſſeln wußte.

„Gott Lob, da iſt er!“ rief der Oſtpreuße. „Rinaldo in den alten Feſſeln,“ flüſterte der Chevalier dem Philoſophen von Ferney zu, der ihm zwar freundlich, aber mit dem Finger drohend zunickte und ganz mit dem alten Geſichte ausrief:

„Welchem ſchlimmen Verdachte ſind nicht die tugendhafteſten Männer ausgeſetzt!“

„Wenn ſie ſchön und von den Damen begünſtigt ſind,“ ſetzte ſchnell der Chevalier hinzu — „wir Andern laufen dieſe Gefahr nicht ſo leicht,“ rief er, ſich zu ſeinem Kameraden wendend, der nicht erfreut über dieſe Anſpielung war. Man berührte den Punkt nicht weiter in der Marquiſe Gegenwart, aber Voltaire ging in ein Nebenzimmer und ſchickte ſeinen rüſtigſten Diener Forbin aus, um über die Signora Doriſlea Nachrichten einzuziehen. Indem er ſich zu der Geſellſchaft wieder begab, wurde ein neuer Gaſt gemeldet, der einige Bewegung in die Verſammlung brachte.

„Sa Majeste le Roi!“ ſchallte es durch die geöffnete Thür, und herein trat, den Hut auf dem Kopf, geſtützt auf die Krücke, Friedrich, der ſchnell ſeine Blicke rings im

Kreiſe ſchoß, und wie er die Dame erblickte, den Kopf entblößte und höflich grüßend auf ſie zutrat.

„Ei, meine Herren Officiere divertiren ſich beim Grafen Hodiß nicht ſchlecht, wie ich ſehe,“ ſagte er deutſch zu den Beiden, die ſich ſtreng militairiſch vor ihm hielten. „Dies iſt hier ein ganz artiges Herbſtmanoeuvre — aber eine Sängerin iſt unſerm Wirth echappirt und das hat einigen Alarm in die Wirthſchaft gebracht.“

„Wiſſen Sie ſchon,“ fuhr er nun in franzöſiſcher Sprache, zur Marquiſe gewendet, fort, indem er einem feinen Windſpiel, das den hübſchen Kopf an ſeinem Degenknopf rieb, die Ohren kraute, „wiſſen Sie ſchon, daß die Signora fort iſt, Niemand weiß wohin, und daß aus dem angeſagten Concerte nichts werden ſoll? Ich höre es ſoeben auf der Promenade. Die Verwirrung iſt allgemein, und mir iſt bange, daß der gute Hodiß ſich das Leben nimmt, wie einſt Vatel, als ihm eine Schüſſel verunglückte.“

„Alſo doch?“ ſagte leiſe der Oſtpreuße.

Es wurde nunmehr viel von der Geſchichte geſprochen, man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, und der König, der hier jeden Zwang entfernte und ſich einige Zeit den ihm ſich darbietenden Zerſtreuungen mit großer Selbſtverleugnung überließ, nahm lebhaften Antheil an dem Geſpräche, das ſich bald ohne allen Rückhalt um ihn zu bewegen anfing.

Nur einer der Anweſenden fühlte ſich nicht frei genug, um in die verſchiedenartigen Aeußerungen über den ſeltſamen Vorfall einſtimmen zu können, und ſeine Verlegenheit entging keineswegs dem ſtrengbeobachtenden Blicke des feinen Philoſophen von Ferney.

8.

Damals lebte ein Mann in Deutſchland, der ſeine Zeitgenoſſen zur größten Bewunderung zwang und ſich einer räthſelhaften Macht bedienen konnte, um die unerhörteſten Wirkungen hervorzubringen. Viele beſpöttelten ſein Thun und Treiben und nannten ihn einen Taſchenſpieler, und er ſelbſt — weit entfernt wie Caglioſtro vorzugeben, daß er in einem ununterbrochenen Verkehr mit der Geiſterwelt ſtände — begnügte ſich damit — ſeine Wiſſenſchaft zu den menſchlichen zu zählen, wenn ſie auch im eigentlichen Sinne nur eine geheime, für ihn allein bekannte, war.

Man ſah ihn mit fürſtlicher Pracht die Länder durchziehen. Er fuhr ſtets in einem eleganten, mit Gold überladenen Wagen, vor dem ſechs Schecken geſpannt waren und denen ein Reiter vorſprengte in prächtiger Livrée. Sein Kutſcher und ſeine Dienerſchaft trugen Grün und Gold, ſeine zwei Mohren waren in türkiſche Tracht gekleidet und er ſelbſt hatte ſich eine ſcharlachrothe Hofuniform aus eigner Macht angelegt. Niemand fiel es ein, ihm irgend etwas von dieſem Glanze, als ſeinem Stande unangemeſſen, zu nehmen; man war daran gewohnt, ihn ſo und nicht anders zu ſehen, und die mächtigſten Monarchen pflegen Umgang mit ihm.

Dieſer merkwürdige Mann nannte ſich mit dem ſonderbaren Namen: Meyer Philadelphia; man wußte nichts von ſeiner Herkunft, worüber man unglaubliche Fabeln verbreitete, und kümmerte ſich wenig ſowol um dieſe, als um ſein Alter, das mit dem des bekannten St.-Germain rivaliſirt haben ſoll. Wenn man von ihm erzählte, daß er einſt, als ſein Barbier ihn eingeſeift hatte und ſich nun mit dem

Meſſer nach ihm wandte, zu ſeinem Entſetzen keinen Kopf auf dem Rumpfe mehr erblickte, ſo iſt dies wahrſcheinlich eine Erdichtung; wenn man berichtet, daß er in einer ſpätern Zeit, als er auf Friedrich's Befehl Berlin auf der Stelle verlaſſen mußte, an allen Thoren gleichzeitig hinausgefahren ſei, ſo iſt dies allenfalls zu erklären; ſchwerer jedoch dürfte es die Urſache ſein, die jene plötzliche Verbannung herbeiführte, daß er nämlich dem Könige den Inhalt eines Billets wiederſagen konnte, welches dieſer bei verſchloſſenen Thüren in ſeinem Cabinet geſchrieben hatte.

War Philadelphia auch nicht mit Geiſtern im Umgange, ſo hatte er eine Unzahl von Spionen in ſeinem Solde, aller Stände, jedes Alters und Geſchlechts, und er ſelbſt wurde vielleicht zu geheimen Zwecken gebraucht.

Seine Eitelkeit war, wie bei allen ſolchen Leuten, grenzenlos, und bekannt iſt es, wie der witzige Lichtenberg ihn durch einen von ihm erfundenen Anſchlagezettel ſeiner Kunſtſtücke aus Göttingen fortbrachte, ohne etwas gezeigt zu haben. Dieſer Schwank findet ſich in Lichtenberg's vermiſchten Schriften.

Graf Hoditz, der Alles, was im Stande war, ſein Roswalde zu beleben und den Zauber ſeiner Schöpfung zu erhöhen, in ſeinen Kreis zog, hatte auch Philadelphia eingeladen, während der Feſtlichkeiten, welche in Ehren ſeines königlichen Gaſtes ſtatt finden ſollten, unter ſeinem Dache zu weilen. Obgleich der Wundermann bereits einige Wochen im Schloſſe war, ſo hatte er noch nicht einmal die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ſich gezogen, die, in den verſchiedenartigſten Genüſſen und Zerſtreuungen gewiegt, ſich nicht eben viel um ihn bekümmerten.

Er verſchmähte die glänzenden Gemächer, die ihm der Graf angeboten hatte, und lebte mit ſeinem Schüler und

Jünger, dem nach ihm ebenfalls berühmt gewordenen Marcheſe Pinetti, in einem alten runden Thurme, der, das neue Schloß weit überragend, ihm zu aſtronomiſchen Beobachtungen tauglich ſchien, wie er vorgab, einſam und von der Geſellſchaft gänzlich zurückgezogen.

Die Flucht oder Entführung der Sängerin, welche die beabſichtigten Concerte, deren erſter Stern ſie geweſen wäre, zum Theil unterbrach, leitete nun die Aufmerkſamkeit des Grafen, deſſen Streben nach überraſchenden Ergötzlichkeiten jetzt doppelt eifrig war, auf Philadelphia hin, und dieſer trat jetzt willig aus dem ſelbſt gewählten Helldunkel hervor, um vor dem Könige im höchſten Lichte ſeiner Kunſt zu glänzen.

Es war Alles im Concertſaale verſammelt, das Wetter war einer Unterhaltung im Freien nicht günſtig, und von einem Kreiſe der vornehmſten Damen und Herren umgeben, ganz unfern des großen Königs, ſtand der kleine, unterſetzte Philadelphia im rothen, goldgeſtickten Kleide, die zurückgekämmten Haare ſtark gepudert, den Petitdegen an der Seite, den Chapeaubas unter dem Arme. Man hätte ihn für einen Ceremonienmeiſter irgend eines Hofes gehalten, nicht aber für einen Taſchenſpieler, der einen Hof amüſiren wollte.

Pinetti, der ſeinen Handlanger machte, überreichte Karten, ließ ſie herausziehen, that alle kleinen Dienſte, während der Meiſter ſich begnügte, mit einem kleinen Stöckchen von Elfenbein die Karten zu berühren, Zeichen in der Luft zu beſchreiben und dergleichen mehr, um, wie er ſich ausdrückte — den Hokuspokus wirkſam zu machen.

Er hatte eben ein auffallendes Kunſtſtück gemacht. Die Karte, von einem Mitgliede der Geſellſchaft gezogen, wurde zum Fenſter hinausgeworfen. Philadelphia erklärte, daß ein alter blinder Bettler, der am Schloßthore ſaß, die Karte in ſeinem Schnappſacke haben müſſe. Mehre Cavaliere gingen ſogleich fort und der erſtaunte Bettler ſtand kurz darauf inmitten der glänzenden Verſammlung, von welcher kein Strahl in ſeine Nacht fiel. Hier wurde ſein Bettelſack geöffnet und neben einer alten Brotrinde lag die Karte, und zwar mit dem Kreuze bezeichnet, das man darauf gemacht hatte, ehe ſie zum Fenſter hinausgeworfen wurde.

Viele der Anweſenden nannten dieſes Kunſtſtück eine zu offenbare Myſtification, es läge nicht im Reiche der Möglichkeit, und doch wäre keine Geſchicklichkeit hierzu nöthig. Ein Jeder könne ſo etwas bei getroffenen Vorkehrungen bewerkſtelligen, und was dergleichen mehr war.

Philadelphia, deſſen Stolz beleidigt war, ließ die Geſellſchaft für und wider ihre Aeußerungen machen, ohne ein Wort zu erwidern.

Am meiſten erhitzte ſich Graf Hugo von T., der an dieſen Unterhaltungen kein großes Behagen zu finden ſchien und der an der Seite ſeines Vaters, der vor wenigen Stunden nach Roswalde gekommen war, und ſeiner nunmehr Verlobten, der jungen Marquiſe von Hauteroche, ſitzend, weit weniger Aufmerkſamkeit dem Beginnen Philadelphia's, als dem ſich jetzt darüber entſpinnenden Wortwechſel geſchenkt hatte. Seine Aeußerungen, dem Hexenmeiſter gegenüber, wurden immer beißender, je mehr dieſer ihm Ruhe und Stillſchweigen entgegenſetzte.

„Wollen Sie, Herr Philadelphia, uns vom Gegentheile meiner Behauptungen überzeugen," ſagte Graf Hugo endlich, „wohlan! ſo zeigen Sie einige jener wahrhaft wunderbaren Dinge, die Ihnen nacherzählt werden, welche man aber, gibt man der geſunden Vernunft Gehör, für müßige Erfindungen zu erklären geneigt ſein muß. Ihre Ehre ſteht auf dem Spiel, ich fordere Sie auf! Hier dieſe glänzende, erhabene Verſammlung ſcheint mir der Mühe wol werth zu ſein, das Beſte ſeiner Kunſt ihr zu zeigen!"

„So ſcheint mir's auch!" ſprach bleich und von innerm Groll erſchüttert der gedrängte Tauſendkünſtler. „Geiſter zu citiren iſt abgedroſchen, und die erlauchte Verſammlung, bei der ich ſo wenig Glauben für meine geheime Wiſſenſchaft finde, wird dies ganz abgeſchmackt zu finden belieben wollen, nicht wahr, Herr Graf? Wie aber, wenn ich lebende, fern weilende, doch von uns Allen gekannte Menſchen citirte, wie da? Würden Sie mir dann eine günſtigere Meinung von meinen mühſam erworbenen Kenntniſſen wol zuwenden? So hören Sie mich denn, Allerhöchſte, Erlauchte und Gnädigſte! Ich mache mich anheiſchig, die uns ſo plötzlich entſchwundene italieniſche Sängerin Doriſtea ſogleich, hier in dieſem Saale, erſcheinen zu laſſen und Alle, die hier verſammelt, ſollen ihren Geſang vernehmen."

Dieſe Worte hatte er mit ſeltſam erhöhter Stimme und mit leuchtenden Augen ausgerufen, ſein Elfenbeinſtäbchen ſirrte in der Luft, ein ſchrillender Schall, wie ihn der naſſe Finger dem Rande der Gläſer entlockt, wurde hörbar, ein Tönen wie ferner Geſang hallte in dem äußern Gemache und ſchon begann er ſeine Beſchwörung, als ein anderer Gegenſtand die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelte und die Unterhaltung in Beſtürzung auflöſte, denn Graf Hugo ſank in todtenähnlichem Zuſtande ſeinem Vater in die Arme.

9.

Am Morgen nach dieſem Vorfalle ſaß Philadelphia in dem hohen Gemache ſeines aſtrologiſchen Thurmes, den er ſich von dem Grafen zur Wohnung erbeten hatte. Die langen, gewandten Finger hielten ſeltſam geformte Inſtrumente, um ſie zu putzen und in Ordnung zu legen, und ein Lächeln, das um den Mund ſpielte, begleitete die heitern Gedanken, welche durch ſein Inneres zogen. Er hatte bei der Schachpartie mit dem preußiſchen Officier, wovon ſchon die Rede war, ein italieniſches Geſpräch zwiſchen Graf Hugo und Ravioli behorcht, woraus ihm genug über Doriſtea's Verhältniß und ihre Entführung bekannt geworden war. Der Zufall, der ihn gegen den jungen Grafen aufgereizt hatte, und der Wunſch, den er hegte, vor Friedrich's Augen ſich in ſeinem Glanze zu zeigen, ließen ihn auf dies Ereigniß einen kühnen Plan bauen. Sein Ehrgeiz ſtrebte lange darnach, ſich in des größten Monarchen Vertrauen zu ſtehlen, welches jedoch, wie begreiflich, Leuten ſeines Schlages nicht leicht wurde. Da trat ein Jäger in das Gemach und meldete ſeinen Herrn, den Altgrafen von S., Oberjägermeiſter des Fürſten von Bielitz.

Philadelphia hatte kaum ſo viel Zeit, das Coſtum eines Armeniers, welches er in den Morgenſtunden zu tragen pflegte, abzulegen und ſich in eine anſtändige Verfaſſung zum Empfange des vornehmen Gaſtes zu ſetzen, wie auch, die muthmaßliche Veranlaſſung dieſes Beſuches erwägend, auf ſchickliche Ausflüchte zu denken, als ſchon der Altgraf eintrat und unter vielen Entſchuldigungen, die er mit vornehmer Herablaſſung machte, neben dem Tauſendkünſtler vertraulich Platz nahm.

„Mein verehrter Herr," ſagte er, nachdem er mit emporgezogenen Naſenflügeln und zugeſpitztem Munde ſich überall im Zimmer umgeſehen hatte, „wolle man mir vor allen Dingen die Zuſicherung ertheilen, daß wir ganz allein ſind."

„Sie ſehen dies, Herr Graf," erwiderte lächelnd Philadelphia.

„Ich ſehe — ja —" ſetzte der Graf leiſe hinzu, „aber was vermag ich zu ſehen? Wir ſind unter uns! was vermögen unſere Augen zu ſehen? Nichts! Ich bin davon überzeugt wie von den jenſeitigen Strafen. Sind auch keine für mich unſichtbaren Hausteufelchen gegenwärtig? Ich bitte ſie zu entfernen. Denn ich habe von hochgräflichen Familienangelegenheiten zu ſprechen, und das bringt man nicht gern vor fremden Ohren zu Markte."

Hierauf war Philadelphia nicht gefaßt geweſen. Der ſchlaue Mann, der bisher den Schein verſchmäht hatte, als ſtänden ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote, ſah ſich durch die verſprochene Citirung der abweſenden Sängerin, die ihm nur ſein hochgereizter Zuſtand abzudringen vermochte, mit einem Male in dem Geruche eines Geiſterbeſchwörers, einem Manne gegenüber, der feſt an dieſem damals weitverbreiteten Glauben zu halten ſchien.

„Ich kann Ew. Excellenz die feſte Verſicherung ertheilen," ſprach Philadelphia ernſt, „daß außer uns ſich Niemand in dieſem Gemache aufhält."

„Nun wohlan denn," hob der Altgraf an, indem er ſich zurechtſetzte, „mein Sohn, der hoffnungsvollſte Cavalier am königlichen Hofe zu Potsdam, ſteht auf dem Punkte, die Witwe des Marquis von Hauteroche, Anna Victoria von Saint Serin, Gräfin von la Mothe-Grosbois, zu ehelichen, die zu den angeſehenſten und reichſten Partien zu zählen iſt. Ich wiege mich ſeit einigen Monden ſchon in den angenehmſten Hoffnungen und dachte, daß nichts dieſelben zu zerſtören im Stande ſein könnte. Wie ſollte man glauben, wenn man ſieht, daß ein Graf für eine Sängerin Attachement zeigt, daß dies von ungewöhnlichen Folgen begleitet werde? Ich ſelbſt, mein hochverehrter Gönner, habe dergleichen Attachements zu öftern Malen im Leben überſtanden, ohne daß deshalb meinem Stammbaum der kleinſte Makel zugefügt worden wäre. Aber man ziſchelt ſich in die Ohren, und zwar ſo laut, daß ich es zu vernehmen im Stande bin, die Entführung der Signora — wie heißt ſie doch? — würde ziemlich allgemein auf die Rechnung meines Sohnes geſetzt. Eine ſolche Galanterie iſt einem Cavaliere von unſerm Range wohl verzeihlich und höchſt angemeſſen; nur macht gerade der gegenwärtige Zeitpunkt, wie Sie wohl einſehen, und die Nähe der verſprochenen Braut, einige Vorſicht nöthig. Denn — il faut respecter les dehors — darin werden Sie mit mir einverſtanden ſein. Ueberdies ließ der Herr von Voltaire, den ich immer aus der Entfernung für einen aimablen Libertin zu kennen glaubte, in dieſem Falle ſo execrable Ideen ruchbar werden, die gänzlich nach Roture riechen und ſich für ein Genie gar nicht ſchicken. Das war mir Alles noch nicht genug, um meinem Sohne mein Anſehen fühlen zu laſſen. Denn ſelbſt der erzürnte Vater darf die Schicklichkeit nie verletzen. Wie nun aber geſtern die ſchreckliche Scene ſich ereignete und übernatürliche Kräfte aufgeboten wurden, um meinen Stamm zu vernichten“

Hier hielt der Altgraf inne, preßte die Lippen feſt zuſammen und drängte durch Kunſt viel Blut in die Augen, die gläſern und dumm den Taſchenſpieler eine lange Weile anglotzten. Endlich fuhr er fort, da dieſer nichts ſagte, ſondern aufmerkſam das Ende zu erwarten ſchien.

„Da die entſetzliche Kataſtrophe ſich ereignete, mein Sohn leblos in meinen Armen lag, da ſah ich rings umher, weil ich beobachten wollte, was die Geſellſchaft dazu wol für ein Geſicht ſchnitte; denn man wird einer Hofcharge, die an hochfürſtlicher Tafel, den Hut auf dem Kopfe, eine Wildſchüſſel zerlegen darf, doch ſo viel présence d'esprit zutrauen, daß ſie ſelbſt über einen ohnmächtigen Sohn hinwegſchaut, wenn es gilt! Und ſomit ward ich dermaßen über hämiſche Gloſſen und Geſichter conſternirt, daß es des Zwieſprachs mit dem Monſieur de Voltaire, der doch nichts weiter als écrivain célèbre iſt, gar nicht bedurft hätte“ —

„Ew. Excellenz haben mit ihm ein tête-à-tête gehabt?“ fiel Philadelphia ein. „Ein ſchmähliches,“ fuhr der Altgraf fort. „Der Mann predigt Moral und maßt ſich Rechte an, mein Gott! ich wollte ihm ja gern Alles verzeihen und übernehmen jede réparation — aber mein Sohn iſt nun wirklich fortgereiſt, nach einem meiner Jagdſchlöſſer, wie er vorgibt, um ſich in der Einſamkeit zu erholen; die rauſchenden Divertiſſements, womit Graf Hoditz uns hier regalirt, laſten zu ſchwer auf ihm, ſagt er ferner; kurz, er iſt nach dem Jagdſchloſſe, wo nichts iſt, was ihn feſſeln kann, wenn es nicht die geheimen relations ſind, die er dort mit der Sängerin unterhält und die ihn immer weiter vom Ziel der Ehre abbringen. Denn er verliert hier darüber die Braut und ſtürzt mich, ſeinen alten Vater, in die Grube, das können Sie mir glauben.“ Eine abermalige Pauſe, ganz der vorigen ähnlich, folgte hier. Philadelphia ſprach kein Wort, um vorerſt das Ende abzuwarten.

„Was mich nun zu Ihnen führt,“ ſprach der Altgraf weiter, „iſt der Umſtand, daß Sie mir aus der Karte, dem Satze Ihres Kaffees, den Sie dort noch auf dem Tiſche ſtehen haben, oder vielleicht noch auf andere Weiſe enthüllen mögen, wie es um das Verhältniß meines Sohnes zu der mir bis zum Tode verhaßten Sängerin ſtehe. Ich ſchwöre Ihnen hiermit, daß ich nie wieder ſingen hören kann, ohne daß ſich mir das Herz im Leibe vor Ekel umwendet, und nie ſoll dieſe Hand einem wandernden Bänkelſänger je wieder einen Pfennig ſchenken; ja, das ſchwör' ich und will es halten.“

„Weder des Kaffeeſatzes noch der Karte bedarf ich,“ fing der Taſchenſpieler mit gewohntem Ernſte und der ihm eigenthümlichen Würde an, „um Eurer Excellenz alle gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben. Iſt Ihr Herr Sohn nach dem Jagdſchloſſe gereiſt, ſo ſein Sie überzeugt, daß er dort nicht allein ſei, und wollen Sie den Knoten durchhauen und die reiche, noble Partie nicht quitt geben“ —

„Ei, das will ich,“ ſchrie der Oberjägermeiſter, „drum will ich ſogleich nachreiſen.“

„Nicht doch!“ ſprach Philadelphia, „das hieße das Aufſehen vermehren, welches ohnedies dieſe unglückſelige Geſchichte bereits zur Ungebühr hier erregt hat. Bedenken Sie, was hier geſchieht, ſieht der vornehmſte Adel der Welt“ —

„Ach ja — ja,“ wimmerte der Altgraf. „Darum ſchreiben Sie Ihrem Herrn Sohne einen Brief der väterlichen Ermahnung,“ fuhr Philadelphia fort, „und ich ſelbſt will mich der Mühe unterziehen, ihn ihm einzuhändigen, weil ich doch einmal das Unglück hatte, in etwas dieſe Kataſtrophe zu beſchleunigen. Ich habe in dieſer Sache ſchlecht gemacht, und ich halte es für meine Pflicht, wieder gut zu machen. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo gelingt es mir.“

„Wie ſollte es Ihnen nicht gelingen?“ rief entzückt der Oberjägermeiſter und zog den Gaukler mit Prätenſion an die Bruſt, indem er ihn zweimal auf die Wangen küßte. „Ein Mann, der mit unſichtbaren Luftbewohnern converſirt, iſt nicht zu ſchlecht, in altgräflichen Armen zu liegen, und reich ſind wir und zu belohnen weiß man auch.“

Während deß hatte Philadelphia Schreibzeug zurecht gelegt und deutete dem Alten ſtumm darauf hin, der nun folgende väterliche Zeilen an ſeinen Sohn erließ:

„Ich weiß, cher Hugo, daß Dich ein penchant für das Sängervolk ſtets beſeſſen hat und will mich gar nicht in Deine Attachements auf bürgerliche Weiſe einmiſchen. Aber den Henker auch! eine Partie deshalb in den Wind zu ſchlagen! Finde Dich mit ihr ab, ſo gut es gehen will, meine Börſe ſteht Dir zu dieſem Behufe offen, und wäre es ſelbſt eine jährliche Penſion; denn da Du nicht mit ihr verheirathet biſt, ſo muß und wird ſie zufrieden ſein — Dein Dich ſtets aufrichtig liebender Vater.“

„Geben Sie,“ ſagte nun der Taſchenſpieler, nachdem der Altgraf geſiegelt hatte, „ich ſtelle dieſen Brief dem Herrn Sohne zu, um mich von den nähern Umſtänden ſelbſt zu überzeugen, und treu werde ich Ew. Excellenz Alles berichten.“

Der Graf äußerte eine erheuchelte Rührung, hierauf legte er ſeine Hand auf des Taſchenſpielers Schulter, ſah ihm eine lange Zeit feſt ins Geſicht und ſagte mit Nachdruck:

„Was Sie auch unternehmen mögen, weiſer Mann, um die Wahrheit zu ergründen, laſſen Sie ſolche wie ein tiefes Geheimniß zwiſchen uns ruhen.“

Dann ging er bis zur Thür, wandte ſich noch einmal um und ſprach fein lächelnd:

„Sie ſelbſt werden nun wol nicht nöthig haben, ſich dieſerhalb in Bewegung zu ſetzen; der Brief wird an die rechte Stelle gelangen, ohne daß Sie ſich beſonders incommodiren dürfen. Ja, wer ſo bedient iſt, wie Ihres Gleichen!“ und damit hüſtelte der Oberjägermeiſter verſchmitzt hm! hm! und verließ Philadelphia; dieſer aber — von einem unbeſtimmten Gefühle geleitet, wie das bei abenteuerlichen Menſchen oftmals der Fall iſt, ſetzte ſich in unſcheinbarer Kleidung zu Pferde, um als Bote in eigner Perſon ſich nach dem einſamen Jagdſchloſſe zu begeben.

10.

Während dieſe überraſchenden Begebenheiten ſich in Roswalde zutrugen, hatte Doriſlea unfreundliche Tage auf dem einſamen Jagdſchloſſe verlebt, wohin Maeſtro Ravioli ſie auf Graf Hugo's Befehl geleitet hatte.

„Was ſollen dieſe räthſelhaften Anſtalten?“ hatte ſie ſich ſelbſt gefragt; „ſein Weib zu ſein, iſt das Glück meines Lebens, aber ein bitteres Loos iſt es, die Verachtung ſeiner Verwandten zu tragen und ihn ſelbſt vielleicht in Zwieſpalt mit ſeinem Vater zu bringen.“

Auf alle Fragen, die ſie, ihren Gatten betreffend, an Ravioli richtete, antwortete dieſer mit kalter Verſchloſſenheit; er ließ Räthſel ahnen, deren Löſung keineswegs erfreulich zu ſein verſprach.

Doriſlea achtete ihrer wenig. Nur Eins wollte ſie: als rechtliches Weib des Mannes ihrer Liebe vor der Welt erſcheinen. Allem Glanze ihrer Laufbahn entſagte ſie willig; dies Jagdſchloß und, wenn es ſein mußte, ein noch öderer Aufenthalt wäre ihr erwünſcht geweſen. Hatte ſie ja ſchon ſo viel geopfert, um nur ihm anzugehören.

Das herrliche Neapel bot ihr den glänzendſten Schauplatz für ihre Künſtlertriumphe, der Contract des Unternehmers von San Carlo lag vor ihr, eine ungeheure Summe war ihr geboten worden, groß genug, ihr zeitliches Glück und das ihrer armen alten Eltern zu begründen; aber er wußte ſo ſüß zu überreden, er bot ihr Hand und Herz, und wahrlich nicht die Ausſicht auf ſeinen Rang und Reichthum war es, die ſie beſtimmte; ſein Weib zu werden, überwog jedes Glück der Erde, und der Contract wurde vernichtet und das Band der Ehe geſchloſſen.

Das trübe Wetter hatte ihr ſelbſt nicht erlaubt, die kleine Abwechſelung eines karg bemeſſenen Spazierganges in die nächſte Umgebung des Schloſſes in ihr tägliches Einerlei zu bringen. Allein verlebte ſie den Herbſtmorgen in dem hohen Gemache, deſſen graue Tapete ein blutiges Jagdſtück zierte, und ſtand ſinnend am Fenſter, auf die wehenden Tannenwipfel in der Tiefe das Auge gerichtet, als Ravioli zu ihr eintrat.

Sie wendete ſich fragend mit rothgeweinten Augen, auf welche ſie ein naſſes Schnupftuch drückte, zu ihm hin.

„Das Sehnen hat ein Ende, Signora," ſagte er trocken; „ſoeben erhalte ich die Nachricht, daß ſich ſeltſame Dinge in Roswalde zugetragen haben. Graf Hugo trifft noch dieſen Morgen hier ein."

„Seltſame Dinge?" wiederholte Doriſlea ängſtlich. „Doch er kommt und Alles iſt gut."

„Er kommt, aber krank," — ſprach Ravioli ſcharf betonend.

„Krank?“ ſchrie Doriſlea außer ſich. „Und das ſagen Sie ſo gleichgültig! o Gott! iſt er gefährlich krank? Bringt man ihn vielleicht hierher, damit ich ihn noch einmal ſehen kann?“

„Faſt wird es ſo der Fall ſein, doch gefährlich krank iſt er nicht,“ verſetzte der Italiener. „Ei, Signora, wollen Sie denn gar nicht begreifen, was um Sie vorgeht?“

„Was geht um mich vor, Entſetzlicher?“ rief Doriſlea, von einer Ahnung ergriffen.

„Nicht meines Amtes iſt es, den Schleier voreilig zu lüften,“ ſagte, wieder in die vorige Kälte übergehend, Ravioli.

„Welch ein Schleier? Nichts iſt mir verhüllt. Sie ſind es, der mir mein Schickſal zu verſchleiern ſtrebt; wozu dieſe Räthſel? Sprechen Sie deutlich — was hab' ich zu fürchten?“ ſo rief Doriſlea, durch das frühere Benehmen ihres Begleiters in einen Zuſtand höchſter Aufreizung verſetzt.

„Signora,“ entgegnete Ravioli, „es ſind bereits viele Jahre, daß wir uns kennen. Meine ſchwarzen Haare ſind ſeitdem grau und meine Stirne iſt garſtig raſtrirt worden. Mein Herz, das einſt glühte und von Feuer überſtrömte, iſt jetzt gerade ſo warm als nöthig, um dieſer hinfälligen Maſchine Leben zu verleihen. Signora, von Liebe weiß ich nichts mehr.“

„Und was ſoll mir das Alles?“ fragte befremdet Doriſlea, die nun mit einem Male klar zu ſehen glaubte.

„Signora,“ nahm Ravioli mit boshaftem Lächeln wieder das Wort, „von Liebe weiß ich nichts mehr, aber ſo ganz gleichgültig bin ich nicht Ihrem Schickſale gefolgt. Ich bannte mich an Ihre Schritte, ich leitete Ihren Gang, ohne daß Sie es wußten, und habe jetzt die kleine Freude, kalt und unempfindlich, wie ich bin, Sie in Glut und Liebe verzweifeln zu ſehen. Ja, ich weiß es, Sie ſind ſehr unglücklich, und nicht lange währt es, ſo werden Sie ſelbſt die Gewißheit davon haben.“

Doriſlea ſtarrte ihn lange ſprachlos an, endlich brach ſie in Thränen aus.

„Nein, nein, es iſt nicht ſo, es kann nicht ſo ſein!“ rief ſie. „Was kann mir in dieſem Augenblicke ſo Schreckliches bevorſtehen, in dem Augenblicke, da ich meinen Gatten wiederſehen werde, da ich ihn hier in unſerm Beſitzthume erwarte?“

„Was ich geſagt habe, kann mich allerdings um das Vertrauen meines gnädigſten Freundes bringen, aber ich wage noch mehr, oder vielmehr ich wage nichts, denn die Komödie iſt ja ohnedies bald zu Ende geſpielt und ich habe die Klingel in der Hand, um das Zeichen zum Fallen des Vorhangs zu geben. Darum hören Sie, Signora! Wenn der Graf hier erſcheint, ſo merken Sie wohl auf ſeine Worte, erwägen Sie, was er von Ihnen fordern wird, und wenn Sie dann noch immer vom Staar geblendet ſind, ſo erwarten Sie noch die Ankunft des hochgräflichen Herrn Papa's, und wenn Sie deſſen Segen nicht ſehend macht, ſo ſind Sie rettungslos erblindet.“

„Wird der Altgraf hierher kommen?“ fragte Doriſlea.

„Er ſoll hierher kommen, das verſpreche ich Ihnen, und wird nicht lange ſäumen,“ ſprach Navioli. „Krank, wie der Graf iſt, werden Sie am Beſten thun, Signora, ihm von dieſem Geſpräche noch nichts zu ſagen. Verhalten Sie ſich geduldig, beſchleunigen Sie nichts, die Kataſtrophe kann ja doch nicht lange mehr ausbleiben.“

Mit dieſen Worten verließ er höflich grüßend das Zimmer, die unglückliche Doriſlea ihren kummervollen Gedanken überlaſſend.

Doch nicht lange währte es und ſie hörte des Grafen Lieblingshund freudig anſchlagen, Sporen klirrten die Treppen herauf, die Thüren wurden aufgeriſſen und Hugo ſtand vor ihr, bleich zwar, doch nicht krank, und ließ ſich mit kränklicher Hingebung ihre Umarmungen gefallen.

II.

Der Abend war hereingebrochen. Hugo, den die peinlichſte Unruhe von Roswalde fort zu Doriſlea getrieben hatte, ſaß ſtumm an ihrer Seite.

Obgleich es draußen ſtürmte und ſtrömte, ſo war es am wärmenden Kamine doch traulich; nur einen Bewohner mehr zählte das Schloß und es war für Doriſlea nicht mehr öd' und einſam.

Sie hatte eine Stickerei hervorgeholt, die ſchon lange in glücklichern Tagen begonnen, in ihrer Einſamkeit von ihr ganz vergeſſen worden war; von Zeit zu Zeit blickte ſie davon auf und in die umwölkten Züge ihres Hugo.

„Und werden wir nicht bald immer ſo beiſammen ſein können?“ ſagte ſie freundlich. „Sieh, Hugo, heute fühl' ich erſt ſo recht, was Du mir biſt, mein einziges Lebensglück! Es war wol thöricht und eitel von mir, mich als Deine Gattin in die vornehme Welt eindrängen zu wollen. Schon den ganzen Tag denk' ich darüber nach. Dort fand ich als Sängerin meinen Platz, nicht aber werde ich ihn dort als

Gräfin finden. Hier laſſe mich und ich werde glücklich ſein in Deinem Beſitze, in dem Beſitze des Kindes, deſſen Leben ſchon ſich unter meinem Herzen regt."

Die Arbeit war ihren Händen entſunken und mit Thränen ſchlang ſie einen Arm um den Geliebten.

„Fühlſt Du das?" ſprach mit Entzücken der Graf. „Dann iſt ja unſer Glück vollkommen. Nicht wahr, Du läßt die ehrgeizigen Anſprüche und begnügſt Dich mit dem ſtillen Looſe, das Du der Liebe verdankſt. Mich überlaſſe der Welt; leider muß ich meinem Namen, meinem Stande noch ſo manches Opfer bringen, aber mein Glück werde ich doch nur ſtets in Deinen Armen finden, und ich komme, ſo oft ich kann, es mir zu holen."

„Du wollteſt nicht immer um mich ſein?" fragte wieder betrübt Doriſlea. „Ich ſollte allein in dieſem wüſten Schloſſe Monate lang trauern und Du würdeſt nur dann und wann, auf Tage, wol nur auf Stunden, mich beſuchen? Nein, mein Hugo, dann würden wir nicht glücklich ſein. Die Sorgen der Welt, die Plagen des öffentlichen Lebens würden Dir in dies ſtille Aſyl folgen; Du würdeſt am Ende wol gar die Zerſtreuungen, die Vergnügungen vermiſſen, welche Dir die glänzenden Cirkel bieten. Ihre Lockungen würden Dich von meiner Seite reißen, das Andenken daran würde ſelbſt den kleinen Zeitraum verkürzen, den Du meinem Glücke beſtimmt haſt. Nein, Hugo, es wäre Verrath an unſerer Liebe, wollteſt Du nicht gänzlich mit mir dieſe Einſamkeit theilen."

„Damit ich den Neid, den Verrath weckte, unſer ſtilles Glück zu untergraben?" ſagte Hugo. „Den Verrath?" wiederholte Doriſlea, deren innerem Blicke ſich mit einem Male Ravioli hämiſch lächelnd darſtellte. „Iſt unſer Bündniß nicht öffentlich, ſelbſt wenn wir uns freiwillig zurückziehen? — Und Neid? — was kann der Neid unſerm Glücke anhaben?“ —

„Du haſt Recht, Doriſtea!“ erwiderte der Graf. „Aber, wie Du doch ſo ungenügſam biſt! Haſt Du mich denn nicht heute? Und biſt Du heute nicht glücklich? Und dieſe Tage werden oft wiederkehren — ſehr oft!“

„Ich bin ein Kind!“ rief ſie wieder lächelnd.

„Und kannſt Du denn wirklich ſo grauſam ſein,“ ſprach, hierdurch ermuthigt, Graf Hugo, „zu verlangen, daß ich mein ganzes Leben hier an Deiner Seite beſchließe, ohne mich in der Welt gezeigt zu haben, nur lebend meiner Liebe, ſie allein zur Beſtimmung meines Daſeins zu machen?“

„Und biſt Du wirklich ſo grauſam,“ entgegnete ſtolz die Sängerin, „von mir ein ſolches Opfer zu begehren? Einer Dame Deines Standes könnteſt Du eher eine ſolche Zumuthung ſtellen, nicht aber der Künſtlerin, die, angeſtaunt von der Welt, zu andern Siegen berufen ſchien, als einen ungetreuen Liebhaber zu feſſeln. Geh, Du biſt nicht aufrichtig! Ich fühle mich in dieſem Augenblicke ſtark genug, Dich verlaſſen zu können; ich kehre in die Welt zurück, mit Deinem Namen geſchmückt; nein — denn es iſt kein Schmuck, die Feſſel eines Unwürdigen zu tragen, aber die armſelige Trophäe für das eingebüßte Glück meines Lebens mit mir nehmend!“

Sie ſank erſchöpft ins Sopha zurück. Hugo ſtand erſtarrt vor ihr. Dieſen plötzlichen Ausbruch hatte er nicht erwartet. Er wollte ſoeben erneute Verſicherungen ewiger Liebe von den Lippen ſtrömen laſſen, als ſich die Thür öffnete und Ravioli ſichtbar wurde, um ſich ſogleich wieder zurückzuziehen.

„Was gibt's?“ ſchrie Hugo ihm nach.

„Es iſt, es hat —“ ſtotterte der Andere, indem er ſchnell bis in die Mitte des Zimmers trat und auf Doriſlea bedeutend blickte.

„Ich will nicht beſchwerlich fallen —“ ſagte Doriſlea, indem ſie ein Licht ergriff und ſich entfernte.

„Dieſen Brief Sr. Excellenz des Herrn Vaters brachte ein Reitender,“ ſprach ſchnell Ravioli, damit ſie es noch hören konnte, und übergab das Schreiben, welches Philadelphia ſelbſt ihm eingehändigt hatte.

Hugo überflog ſchnell die wenigen Zeilen.

„Schändlich! Schändlich!“ rief er aus. „In welches Labyrinth bin ich gerathen! Die Arme — und ich liebe ſie nicht mehr; wäre ſie genügſamer, wie glücklich könnte ſie ſein! Ravioli, Du haſt mich zu einer ſchurkiſchen That verleitet, deren Folgen Du einſt ſchwer zu verantworten haben wirſt.“

Der Italiener lächelte fein. „Dieſe Situationen ſind ſchon zu oft in den Komödien dageweſen, um noch beſondern Effect machen zu können. Ich war zum Betruge behülflich und Sie, Herr Graf, genoſſen ſeine Früchte. Für einen Mann von Welt kann dieſer Fall ja gar nicht von Wichtigkeit ſein. Sie handeln, wie es die Ehre und Kindespflicht erheiſchen: Sie geben der liebenswürdigen Marquiſe die Hand, und Signora Doriſlea wird ſich darein finden, wenn ſie hinter die Wahrheit gekommen ſein wird, und ich rathe ſogar dazu, ſie ihr ſobald als möglich zu enthüllen —“

„Ravioli, ich habe nicht Kraft dazu,“ ſagte mit leiſer Stimme der Graf.

„Und iſt es nicht eine heilende Arznei?“ fragte der tückiſche Maeſtro; „iſt es nicht der Schnitt, von deſſen Gelingen die Erhaltung zweier Leben abhängt?“

„Ach — und mein Kind!“ jammerte Hugo. „Zieht die weiſe Hand des Vaters nicht die Linien, wonach das Gebäude feſt und ſicher aufzuführen iſt?“ fiel Ravioli ein. „Es wäre grauſam, ja unadelig, hier knickern zu wollen. Ich finde es billig, in dieſer Hinſicht Alles zu thun —“

„Und wie ſoll ſie's erfahren?“ — fragte bebend Hugo.

„Ich werde dafür ſorgen,“ ſagte gelaſſen Ravioli, und Graf Hugo verſchloß das Schreiben ſeines Vaters zu den Briefen, die er mit der Marquiſe gewechſelt hatte, und verließ den Saal.

Ravioli aber ſandte noch in der Nacht einen Eilboten an den Oberjägermeiſter, mit der Bitte, andern Tages, wegen höchſtwichtiger Angelegenheiten, auf dem Jagdſchloſſe zu erſcheinen.

12.

Vergebens hatte am andern Morgen Doriſtea den Grafen beim Frühſtücke erwartet. Er ließ ſich mit einem Unwohlſein entſchuldigen

Sie hatte die Hoffnung aufgegeben, ihn an dieſem Tage zu ſehen, und dies gab ihr die erforderliche Ruhe, ſich zu ſammeln. Sie wiederholte ſich alle Beweiſe und Betheuerungen heißer Liebe, die ſie von Hugo empfangen hatte; er war ihr Gatte, ihr angetraut im Angeſichte Gottes; er durfte von ihr Gehorſam fordern, und ſie nahm ſich vor, ihm willig Folge zu leiſten. Ja — ſie war nunmehr entſchloſſen, dies Schloß nicht zu verlaſſen; nur ihre alten Eltern wollte ſie zu ſich nehmen, und dies würde ihr Hugo nicht verweigern, davon war ſie überzeugt. Möchte er doch in Künſten des Friedens am Hofe glänzen oder eine ſeinem Range angemeſſene Stelle im Rathe ſeines Fürſten einnehmen, ſie wollte ſich deſſen in ihrer Zurückgezogenheit freuen; es kommen ja wieder die Augenblicke — dachte ſie — wo er mein ſein wird, ungetheilt — und meine Seligkeit wird dann ſo groß ſein, daß ſolch ein Augenblick ja ein langes Menſchenleben aufwiegt. Sie war nun ganz ruhig und entſchloſſen. Zwei Zeilen luden Hugo ein, zu ihr zu kommen, und ſie erwartete ihn mit hochklopfendem Herzen.

Bleich, mit niedergeſchlagenen Blicken trat er zu ihr ein; wie ein Sünder ſich dem Richter nähert, ſo ſtand er vor ihr.

„Ja, Du biſt krank, mein Hugo!“ rief ſie ihm entgegen, „Du biſt krank durch mich. O meine Widerſetzlichkeit, wie verwünſche ich ſie! Doch ſei beruhigt, ich verſpreche Dir, nie wieder nach einem Looſe zu ſtreben, das nun einmal unerreichbar für mich iſt und bleiben ſoll. Ich willige in Alles, was Du über mich beſchließeſt. Ziehe fort in den Glanz der Welt; ſo lange ich Deine Briefe erhalten werde, bin ich glücklich; denke ſtets an Deine Gattin daheim auf der alten Ritterburg, und wirſt Du bei ihr einkehren, ſo wird Dich mit treuherziger Gemüthlichkeit Deine Hausfrau empfangen.“

Hugo ſchauderte zuſammen und reichte ihr die eiſige Hand.

„Du biſt wahrlich ſehr krank, Armer! Ach, wenn Du mir draußen ſo krank würdeſt,“ ſagte ängſtlich beſorgt Dorothea, „dann ſchreibſt Du mir's ſogleich, oder noch beſſer, Du kommſt hierher. Warte, ich will Dich ſo pflegen, daß

Du es nirgends beſſer haben ſollſt. Ich will Dir ſogleich einen wärmenden Thee bereiten."

Bei dieſen Worten hörte man das Raſſeln eines Wagens und Ravioli trat ins Zimmer, meldend, daß Se. Excellenz der Oberjägermeiſter ſo eben auffahre.

„Mein Vater?" rief Hugo entſetzt aufſpringend.

„Sein Vater?" wiederholte freudig Doriſlea. „O herrlich, Hugo, erwünſcht! Führe mich zu ſeinen Füßen, in dieſer Einſamkeit darf ſich ja ſein Stolz meiner nicht ſchämen."

„Nein, nimmermehr!" ſchrie Hugo, wie außer ſich ſie zurückdrängend, „er darf Dich nicht ſehen, jetzt nicht nie! Verſprich mir, dies Zimmer nicht zu verlaſſen! Sobald ich ihn geſprochen habe, eile ich wieder her, um Dir das ſchreckliche Räthſel zu löſen!"

Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thür hinaus.

Doriſlea war vernichtet.

„Was werde ich hören? Welch ſchreckliches Räthſel ſoll ſich mir enthüllen?"

Sie erblickte Ravioli, der ſich ihr genähert hatte.

„Der Augenblick iſt da," ſprach dieſer, „in welchem ein langgehegter Racheplan zur Reife gedeiht. Meine aufrichtige Liebe wurde zurückgewieſen, um der leichtfertigen dieſes Grafen Gehör zu geben. Sie ſind betrogen, Donna, die Trauung war Mummerei. Wollen Sie der Entwickelung gefaßt entgegentreten, ſo bereiten Sie ſich dazu vor. Einige Zeit haben Sie noch, während Vater und Sohn ſich expectoriren. Dort in jenem Schiebfache finden Sie Briefe, die Alles erklären."

Mit fürchterlicher Haſt fiel die gemarterte Doriſlea auf das angedeutete Schiebfach. Sie riß die dort befindlichen Briefe heraus und wühlte darin mit den Augen. Jedes Wort zerriß ihr armes Herz. Kein Troſt, keine Barmherzigkeit, ſie mußte immer weiter leſen.

Hier verliebte Tändeleien, dort zärtliche Vorwürfe, Neckereien, Hindeutungen auf das vertrauteſte Verhältniß, Aeußerungen über die nahe bevorſtehende Vermählung, nichts als Glück, unnennbares Glück. Eine vor der Welt anerkannte Braut öffnet ihr Herz voll Sehnſucht und Liebe dem Bräutigam, ihr gleich an Rang und Stand, ihre Ausdrücke und Wendungen laſſen leicht errathen, von welcher Art die Briefe waren, welche ſie empfangen hatte.

„Und alles Das — während er mir —“ ſtammelte bebend Doriſlea.

„Hier — leſen Sie dies —“ ſagte drängend Ravioli, der indeß den Brief des Altgrafen hervorgeſucht hatte.

„O Himmel und Erde! Was iſt das?“ ſchrie ſie entſetzt aus, früher dachte ſie nur an Untreue, jetzt aber war ſie ihres ganzen Unglücks vollkommen gewiß.

Sie hatte kaum den Brief überflogen, als Hugo wieder eilig und verſtört zu ihr eintrat. Auf ſeinen Wink entfernte ſich Ravioli. Sie hatte kaum ſo viel Zeit, das Schiebfach zu ſchließen, nachdem ſie die Briefe wieder hineingeworfen.

„Ich habe Dein Wort, Doriſlea, nur ſo lang mein Vater hier verweilt, verlaſſe dies Zimmer nicht, dann biſt Du wieder unumſchränkte Herrin im Schloſſe —“ rief ihr Hugo zu und wollte ſich entfernen. Aber Doriſlea ſprang auf und ergriff ihn am Arme.

„Nein, nicht ſo,“ ſchrie ſie mit furchtbarer Kraft, „zu ihm begleite ich Dich, damit er unſern Bund ſegne. Der gute Mann weiß nicht, daß wir verheirathet ſind — er glaubte — Du könnteſt Dich mit mir nur ſo abfinden, um eine Andre zu nehmen! Oder bin ich etwa nicht Dein Weib? Kannſt Du es läugnen?“

Hugo's Blicke wurzelten in dem Boden.

„War Alles nur Mummerei?“ ſchrie ſie wildlachend, „haſt Du Dir einen gnädigen Scherz mit meiner Tugend erlaubt? Soll ich Dir den Fluch meines alten Vaters zu verdanken haben, nicht mehr unter ſein niedriges Dach, das nur die Tugend ſchirmen darf, treten zu können? Sprich iſt Alles wahr, was ich dort geleſen habe?“

„Wie! Du weißt?“ rief Hugo. „O ewige Vernichtung!“ er warf ſich vor ihr auf die Knie.

„Elender! Verworfener! So geb' ich denn hiermit jeden Anſpruch auf, Dein zu ſein! Verflucht ſei die Stunde, da ich Dich kennen lernte! Verflucht jeder Genuß, den ich in Deinen verbrecheriſchen Armen fand! Mögen Dich Gottes Blitze zerſchmettern!“

Eine todesähnliche Ohnmacht hatte ſie ergriffen und ſie ſank in die Arme Hugo's und des herbeieilenden Ravioli, der ſich bei der Heftigkeit ihrer Rede wieder in das Gemach geſtohlen hatte.

13.

Still und öde lag das alte Jagdſchloß im Schooße der Wildniß. Seine dunkeln Mauern ſtachen wenig von der Nacht der Föhren ab, welche es umgab, und nur die hohen Fenſterwölbungen, aus denen kein Licht ſchimmerte, zeigten ein noch tieferes Schwarz. Kein Schall war weit und breit vernehmbar, der wachſame Hund ſelbſt hatte ſich in ſeine Hütte zurückgezogen und der alte Burgwart lag mit ſeinem Weibe zur Ruh.

Doch hoch im Erker, nach der Seite des Gartens hin, dem wohnlichſten Theile des alten Gebäudes, zeigte ſich dann und wann ein bleicher Schein durch die dichten Verhänge. Dies war das Schlafzimmer einer auf den Tod Kranken, die dalag mit offenen, brennenden Augen. Sie heftete ſie auf die Bilder rings umher, welche die hohen Wände von oben bis unten bedeckten. Es waren die Altvordern des gräflichen Hauſes, mit den ſtolzen, langnaſigen Familiengeſichtern, in der ſteifbarocken Tracht hingeſchwundener Zeit. Die Aelteſten in den Harniſchen hatten ruhende Löwen, Schwert und Wappen und Fähnchen neben ſich; die Neuern ſtanden da in dem Harniſch, ſtatt der Weſte, unter dem gallonirten Kleide, auf Kanonen geſtützt, oder mit feiſten Glatzköpfen aus den demüthigen Kutten blickend, die mit den prachtvollſten Orden widerſinnig genug geſchmückt waren; die Neueſten endlich trugen die königliche Uniform oder das grüne Kleid des Waidmanns, und hatten gefleckte Hunde neben ſich, und rieſige Hirſchgeweihe prangten über ihren Häuptern.

Wie eine geſpenſtige Reihe von Ungeheuern umkreiſten ſie das Bett der Fieberkranken, die in wirren Träumen da lag; das ganze edle Geſchlecht nur von den Zeichen des Stolzes, der Macht und der Zerſtörung begleitet; da war kein Emblem, deſſen Attribut eine mildere, edlere Neigung verrathen hätte. Und wenn ſie nun ſich die noch Lebenden dachte, die in der Gallerie fehlten — die kalten Sklaven der Convenienz! — Da fiel ihr Blick auf ein kleines Bild, welches abgeſondert von den Andern zunächſt des Fenſters hing, es zeigte einen bleichen Jüngling in neueſter Hoftracht, ſie erkannte ihn, das todtenſtarre Geſicht ſah nach ihr hin, ſeine Augen ſuchten ihr Herz in der Bruſt, ſeine Blicke durchbohrten es mit unzähligen Todeswunden — bis es verblutet war. Von einem krampfhaften Schauer durchrieſelt warf ſie ſich jammernd nach der andern Seite und konnte nun die Augen ſchließen. Sie lag in der Erſtarrung des Todes da. Da ſchlich auf den Zehenſpitzen, aus der Nebenkammer, ein langes, hageres Weib im Nachtkleide. Lange, flatternde Haare fielen aus der verſchobenen Mütze auf den gelben, hohen Hals, an dem ſich blaue dicke Adern härfend, gleich Schlangen ſchmiegten. Sie beugte ſich lange und forſchend über die Schlafende und ſchlürfte dann wieder leiſe fort in die Kammer, wo der ſchwarze Italiener ihrer harrte.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte dieſer in ſeiner Sprache.

„Wir werden den Mord ſparen können,“ antwortete das Weib, jene kupplerische Werdenberg, kalt. „Das Fieber reibt ſie auf, oder ſie nimmt ſich im Paroxysm, wenn wir nicht bewachen, wol ſelbſt das Leben. Ich kenne dies Herz zu genau, der Stoß muß es brechen.“

„Auf jeden Fall,“ ſagte Mariotti, „muß ſie ſo lange leben, bis der Graf uns die Schenkungsacte eingehändigt hat. Wird es uns dann mit ihr zu lange, ſo haben wir ja unſer Succeſſionspülverchen! Dank ſei es meinen Freunden im Vaterlande.“ Sie nickte ihm beifällig zu.

„Ich verlaſſe mich auf Ihre Angaben,“ fuhr Jener fort. „Alles ruht in Ihren Händen. Ich reiſe noch in dieſer Stunde mit dem Grafen fort. Sein langes Ausbleiben fängt an im Roſewalde Aufſehen zu machen, wie uns der Vater ſagte. Jetzt ſchnell dort zur Vermählung der Marquiſe geſchritten und die fatale Geſchichte hat ein Ende — bis auf die Perſon in dem Bette dort.“

„Auch das wird bald zu Ende ſein. Ich will nur ſehen, ob ſich die Krankheit nicht zu unſern Gunſten wendet, deren Ausgang wir ja doch immer nach unſerm Ziele zu lenken vermögen. Bringen Sie nur dort unſere wichtigern Angelegenheiten in Ordnung, damit wir bald dies Land verlaſſen können. Für jetzt Addio! Ich bin ſchläfrig." Und ſomit verließen Beide zu verſchiedenen Seiten die Kammer, Doriſlea in ihrem Schlummer, der ſie jetzt wirklich umfangen hielt, allein laſſend.

Wie lange ſie ſo mochte gelegen haben, läßt ſich nicht beſtimmen; doch finſtere Nacht war es draußen und die Lampe im Zimmer brannte hell, als ſie ein leiſes Geräuſch an ihrem Bette vernahm. Ein wehender Luftzug bewegte die Vorhänge, und ſie ſchloß feſter die Augen, ahnend, daß irgend etwas Unheimliches in ihrer Nähe ſich befinde.

Da rief es leiſe: „Doriſlea! Doriſlea! Wach' auf! Nichts Böſes naht Dir mehr! Du ſollſt Deinem Glück entgegengehen!"

Ein bitterer Hohn durchzuckte ihr blutendes Herz und ſchnell erhob ſie ſich und ſtarrte mit weit geöffneten Augen nach dem Sprechenden hin.

Eine dunkle Erſcheinung, in einem weiten Mantel, blickte ſie an mit milden Augen. Eine feine Hand ſtreckte ſich aus dem Mantel und ergriff die ihrige, und eine wohlthätige Wärme theilte ſich ihr mit.

„Du biſt kein Geſpenſt — das fühl' ich an dem warmen Druck Deiner Hand —" rief Doriſlea. „Wer biſt Du?"

„Um's Himmels willen, leiſe!" ſagte die Erſcheinung, „im Nebenzimmer könnte die Werdenberg lauſchen, das Ungeheuer, das Dich verkuppelte und noch Aergeres mit Dir vorhat, wir dürfen ihren Argwohn nicht erregen. Ich bin gekommen, Dich zu retten —"

„Retten?" wimmerte Doriſlea, „retteſt Du meiner? Tod, ſprich eher, der nur allein befreit mich von meiner Schande!"

„Nicht Tod, meine Tochter,“ ſprach leiſe tröſtend die Erſcheinung, „gedenke Deines armen alten Vaters, Deiner be[illegible]nswerthen Mutter, nicht Tod! Verſprich es mir feierlich mit einem Eide, nicht das Ende Deiner Tage zu beſchleunigen, nicht vorzugreifen der Hand des ewig waltenden, richtenden Geſchicks. Verſprich es mir!“

Doriſtea zögerte mit der Antwort.

„Wiſſe, daß Deine Ehre in ihrem vollſten Glanze wieder ſtrahlen wird, daß Deine Feinde entlarvt und vernichtet werden ſollen,“ fuhr die Erſcheinung fort, „daß bei Dir der Kelch der Gnade ſein wird; Du wirſt richten über Die, welche ſich ein Gericht über Dich angemaßt haben.“

„Und wer biſt Du, der dies Alles mir verheißt?“ fragte die Kranke.

„Dein Freund!“ erwiderte die Erſcheinung. „Forſche nicht. Du kennſt mich nicht und doch bin ich Alles für Dich zu thun bereit. Schwöre mir deshalb, Du wolleſt Dich mir anvertrauen, nicht eigenmächtig handeln und in Geduld der Auflöſung harren.“

„Ich ſchwöre!“ ſagte leiſe bebend Doriſtea.

„Und beachte zunehmende Schwäche, welche Deine bevorſtehende Auflöſung andeutet, ſelbſt wenn Du Dich erſtickt fühlen ſollteſt; genieße nichts, was Dir die Wardenberg bietet; hier dieſer ſtärkende Trank iſt im Stande, Dein Leben zu friſten, bis ich wieder komme, Dich zu befreien. Bald ſiehſt Du mich wieder!“

„Mein Himmel, was ſoll das?“ rief ſie aus.

Statt der Antwort fühlte ſie einen heftigen Druck und zugleich durchzog es ihre matten Glieder, wie friſcherwachende Lebenskraft. Sie athmete hoch auf — ihre Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich, und wie ſie ſie wieder öffnete, fühlte te ſich wunderbar geklärt, die Lampe war verlöſcht und der erſte graue Morgenſtrahl fiel durch die geſchloſſenen Fenſtervorhänge.

14.

Die Unterhaltungen in Roswalde gingen, trotz aller dieſer Störungen, durch die unermüdliche Sorgfalt des Grafen Hodiz, deſſen ſchöpferiſche Einbildungskraft ihn nie im Stiche ließ, ihren gewohnten Gang fort. Es fehlte nie an Ueberraſchungen der ſeltenſten Art und ſelbſt aus einer Rieſenpaſtete ſtieg einſt, nachdem der Deckel abgehoben worden war, ein Heer von Liliputanern, die zierlich von der Tafel ſprangen und ein artiges Divertiſſement vor den Augen der entzückten Gäſte aufführten.

Friedrich war mit der Aufmerkſamkeit ſeines Wirthes ſo zufrieden, daß er ſein feenhaftes Roswalde in einem eigenen Gedichte beſang und während ſeines Aufenthaltes in einer ſo heitern Stimmung ſich befand, die ſeit lange ſchon ſeine nächſte Umgebung nicht an ihm wahrgenommen hatte.

Es war an jenem Tage, wo der König ſich den ſeltſamen Spaß machte, eine Schüſſel, die ſein Mundkoch Noel, der ihn begleitete, bereitet hatte, auf die gräfliche Tafel ſerviren zu laſſen. Es galt die Wette, Noel verſtände die unſchmackhafteſten Speiſen ſo zu bereiten, daß ſie zu Leckerbiſſen wurden, und zugleich unverdauliche und ungenießbare Gegenſtände zu leichten und angenehmen Gerichten umzuwandeln.

„Dies wäre der Triumph der höhern Kochkunſt,“ hatte Friedrich bei dieſen Gelegenheiten

Mit dem Entreé aus der gräflichen Küche erſchien Noel's Gericht, das dieſer ohne Zeugen in einer abgelegenen Küche bereitet hatte und nun mit eigener Hand zu ſerviren den Befehl erhielt. Alles langte neugierig zu und konnte die milde, aromatiſch duftende Speiſe nicht genugſam rühmen. Der Franzoſe ſah ernſt ſeinen Gebieter an und dieſer aß davon in der heiterſten Laune.

„Es kommt mir nicht zu, vor ſo vielen würdigen Kennern," fing endlich der König an, „meinen Diener mit Lobeserhebungen zu überhäufen. Ihr Beifall, den Sie ſeiner Adreſſe ſchenkten, ſpricht ſich deutlich genug in dem leeren Plat aus. Nun aber fordre ich Sie Alle auf, mir die Hauptſubſtanz jenes Gerichtes zu nennen, und wer ſie zu definiren vermag, den honorire ich ſeiner hohen Intelligenz wegen und will ihn mit einer neuen Charge im geheimen Hofkochamt gern bekleiden."

Dieſer Scherz des Königs machte, daß ſich die ganze Geſellſchaft mit Rathen abmühete und faſt alle drei Reiche der Natur mußten herhalten.

Der wollte eine eigene Art von Schwämmen kennen, die ganz das zarte, ſaftige Fleiſch enthielten, welches dem Gerichte den originellen Charakter lieh. Ein Anderer meinte, daß die allbekannte pâte d'Italie durch eine eigene künſtliche Zubereitung zu dieſem Hochgeſchmacke geſteigert werden könne. Der Dritte ſprach von Schnecken, der Vierte von den feinen Sehnen eines Wildprets, und wie nun Alles erſchöpft zu ſein ſchien und Noel immer noch ernſt daſtand und der König immer noch den Kopf ſchüttelte, da ſtreckten Alle die Waffen und erklärten einſtimmig, daß dieſe Aufgabe nicht zu löſen wäre.

„Nun denn," fing Friedrich endlich heiter lächelnd an, „Das, was Sie ſoeben gegeſſen haben, iſt durch eine betendere Procedur, die Noel Ihnen auf Verlangen communiciren kann, nur ſo ſchmackhaft geworden, als Sie es eben allerſeits fanden; denn es wird keiner Creatur ſonſt wol jemals in den Kopf gefahren ſein, ſich davon zu nähren. Es iſt nämlich nichts mehr, noch weniger geweſen, als ein Dutzend lederne zarter Damenhandſchuhe.“

Man kann denken, welche Geſichter einige Damen und Herren bei dieſer Mittheilung machten; Viele wollten das Ganze für einen Scherz Sr. Majeſtät erklären; aber bei den Meiſten ward nur ein Ausruf des Ekels und Abſcheus von der hohen Ehrfurcht vor dem König zurückgedrängt.

„Und was iſt denn ſo Surprenantes dabei?“ fuhr Friedrich fort. „Sie können mir glauben, Noel's große Einſicht in die Wirkungen der Chemie hat eine ſolche Umwandlung der matière première vorgenommen, daß ſie bis auf die letzte Spur verſchwunden iſt; wie wir uns ja Alle gehörig überzeugt haben. Es galt im Uebrigen nur einen Scherz, und die werthe Societät ſoll mir an der Tafel in Sansſouci gern willkommen ſein, wo mein maître d'hôtel noch mit andern ingeniöſen Fabricationen aufwarten kann, wenn man nämlich nach dieſer Probe darnach lüſtern geworden ſein ſollte.“

Die Gänge folgten nun in der gewöhnlichen Ordnung und obgleich keine Handſchuhe mehr ſervirt wurden, ſo ſteckten doch die Aengſtlichſten bei jeder etwas befremdend ausſehenden Schüſſel die Fühlhörner des Geſchmacks weit heraus, zum großen Ergötzen des Königs.

Beſonders ungehalten war Voltaire über den Scherz. Er ſchien ohnedies in übler Stimmung zu ſein und konnte nicht umhin, ſeinem Nachbar, einem Landsmanne, zuzuflüſtern: „Welch ein Barbar! Das Volk civiliſirt ſich noch in Jahrhunderten nicht. Ein König und ein Weiſer, der eine Gäſte mit gekochten Thierfellen regalirt. Was riskirt man nicht Alles an ſeiner Tafel? Er wäre im Stande, ein âne à la Crême uns aufzutiſchen."

Dem Könige war Voltaire's üble Laune nicht entgangen, und er nahm ſich vor, ſie zu ſeinem Spaße zu benutzen, wie er oft zu thun pflegte.

13.

„Was iſt Euch, Voltaire?" ſagte der König mit angenommenem Humore zu dem grämlichen Philoſophen von Ferney, als Beide nach aufgehobener Tafel am Kamine eine Taſſe Mocca ſchlürften. „Sind Euch einige Verſe mißrathen, oder brütet Ihr gar über irgend einem politiſchen Plan, den Euer Herr und Meiſter in Verſailles Euch auszuhecken gab? Daß ich's Euch nur kurz ſage, ich mag Euch nicht mit dieſer Miene um mich ſehen."

Voltaire verbeugte ſich tief und machte Anſtalt, ſich ſtumm zu entfernen.

„Halt! halt! mein Herr!" rief ihm der König nach, „ich wollte damit keineswegs zu verſtehen geben, daß man ſich entfernen möge, ſondern ich wünſchte die Urſache Eurer Verſtimmung zu erfahren, und um mir ſolche mitzutheilen, iſt es nöthig, hier zu bleiben."

„Es ſind Familienangelegenheiten daran Schuld, die zu unbedeutend ſind, die Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät auf ſich zu ziehen," verſetzte der Dichter. „Und wenn ich ſie denn doch zu wiſſen wünſchte?" nahm der König wieder das Wort, da Voltaire's Hartnäckigkeit ihn reizte.

„Gott! Liebesgeschichten! Diese Gegenstände sind doch wahrlich nicht im Stande," weiter hatte Arouet nicht gesprochen, als Friedrich ihm lachend in die Rede fiel: „Ei, mein lieber Freund, wenn Euch die Liebe plagt, so müßt Ihr eben mich zum Vertrauten machen. Mein Wort ist bei einigen Schönen von Gewicht. Nun sagt mir denn offen, welche es ist? Ist es die Gräfin Hedwig vielleicht selbst?"

„Sire," sprach Voltaire mit gemessenerem Anstande, „wenn ich in den Scherz in diesem Augenblicke nicht mit gebührendem Gehorsam einzugehen vermag, so ist wirklich die Gemüthsverfassung daran Schuld, worin ich mich befinde. Meine Nichte, die Marquise von Hauteroche, war die Verlobte des jungen Grafen Hugo von Z. Sie hatte die Ehre, als solche Ew. Majestät vorgestellt zu werden."

„Ich erinnere mich dessen," sagte der König, „nun und wie ist's damit? Erzählt mir Alles. Dergleichen Dinge gehören eben hierher, weil ich mich alles Ernsthaften hier zu entschlagen Willens bin."

„Diese Angelegenheit," fuhr Voltaire fort, „ist leider nur zu ernst. Die Marquise sieht sich compromittirt, der junge Graf hatte eine heimliche Ehe mit der Sängerin Dorisica geschlossen, diese macht nunmehr ihre Rechte geltend. Es ist ein Familienscandal. Der Herr Papa, der Herr Sohn, die Sängerin, Alles ist auf einem alten Jagdschlosse in der Nähe. Man spricht davon, daß die Dorisica entschwunden sein solle, man ist bemüht, sich mit ihr abzufinden, man begeht vielleicht ein Verbrechen, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Meine Nichte weiß um Alles. An eine Verbindung mit dem jungen Grafen ist natürlich nicht mehr zu denken, wenn man nur wüßte, wie man ohne zu großes Aufsehen sich zurückziehen könnte. Es ist ein Unglück, daß sich diese ſchreckliche Entwickelung gerade hier zutragen mußte, der Affront iſt nicht abzuwenden und wird meiner unſchuldigen Nichte bis in die Salons von Verſailles folgen. Urtheilen Ew. Majeſtät nun, ob meine finſtere Miene guten Grund habe, oder ob es die Wandelbarkeit meiner Laune iſt, die mir im gnädigen Scherze oft vorgeworfen wird.“

Friedrich hörte geſpannt zu, als Voltaire ihm dieſe Mittheilung machte. Er hatte von der Entweichung der Sängerin vernommen, ihr aber keine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Abweſenheit eines jungen Cavaliers, wie Graf Hugo, war zu unbedeutend, um in Gegenwart Friedrich's verhandelt zu werden, mithin wußte er ſie nicht einmal.

Der große Monarch, der im Felde Noth litt und in Zeiten der Ruhe die ſinnlichſten Genüſſe nicht verſchmähte, ſich ſelbſt einen Zögling Epikur's nannte und an der berühmten Bombe des Sardanapal ſich krank eſſen konnte, der, einfach im gewöhnlichen Leben, ſich bei Feſtlichkeiten mit königlicher Pracht umgab; der wie ein Weiſer ſich den tiefſten Forſchungen hingab, bald erhabene Oden, bald witzige Epiſteln dichtete, ein Geſchichtſchreiber ſeines Hauſes und ſeiner Zeit, Feldherr und Regent im weiteſten Sinne war, ſich dabei der Muſik mit Leidenſchaft hingab, und in dem Kreiſe der aufgeklärteſten und weiſeſten Männer ſich damit begnügte, aufgeklärt und weiſe mit ihnen zu ſein, der bei allem Dem nie aufhörte, ſich den täglichen Ereigniſſen des Lebens zuzuwenden, jener kleinen Welt in unſerer engſten Umgebung, die von minder emporragenden Naturen oft mit Stolz überſehen wird; er, der das Fräulein Kochbeck verherrlichte, als ſie, beim Durchgehen ihrer Pferde im berliner Thiergarten, einen herzhaften Sprung aus dem Phaeton wagte, dem alten Gellert manch poetiſches Compliment machte und ſeinen Mundkoch beſang; wie konnte es fehlen daß dieſem Könige, in dem lieblichen Aufenthalte zu Roswalde, wo er für einige Tage ſich ganz der Erholung und dem Genuſſe ohne alle Etikette hingab, dieſe Geſchichte erwünſcht kam, um im Gefühle ſeiner Weisheit und Macht ein glückliches Ende ihr geben zu können.

„Für den Augenblick iſt die Sache allerdings ſchlimm,“ ſprach der König, „aber, mein lieber Voltaire, ich glaube, daß hier leicht heiligere Intereſſen verletzt werden, als der Ruf Eurer Nichte. Eine hohniſche Bemerkung in den Salons einer Pompadour iſt leichter zu ertragen, als das grenzenloſe Unglück, das ſich vielleicht in dem alten Jagdſchloſſe ereignen könnte.“

Während er nachdenkend auf und abging, fuhren dem franzöſiſchen Dichter boshafte Spöttereien durch den Kopf, womit er die biedre Aeußerung des Königs gloſſirte. Er gedachte dabei im Stillen der Handſchuhpaſtete und zuckte mitleidig die Achſeln.

„Was weiß man Näheres von dieſen Verhältniſſen?“ fragte, plötzlich vor Voltaire ſtehen bleibend, der König.

„So viel ich als Oheim davon unterrichtet bin, ſo ſchreibt ſich die Bekanntſchaft meiner Nichte — “

„Wer will das wiſſen?“ rief barſch der König. „Von der armen Italienerin — mein' ich — “

„Die Sängerin?“ warf leicht der Dichter hin, „die iſt keine Italienerin. Sie iſt eine Tochter dieſes Landes. Graf Hoditz nahm eine merkwürdige Stimme an ihr wahr und ließ ſie nach Italien reiſen, mein Kammerdiener Lorbin hatte es gleich heraus, ſie iſt, man ſollt' es faſt nicht glauben, die Tochter des hieſigen Schulmeiſters.“

„Eine Deutſche?“ ſagte verwundert der König. „Daher kommt die Sentimentalität, die heimliche Ehe, der ganze Betrug, das Elend! Mein Gott! So etwas kann nur einer Schulmeiſterstochter widerfahren. Eine Signora Doriſtea aus Italien würde ſich groß aus der Geſchichte zu ziehen wiſſen. Und auch Eure Nichte, die Marquiſe, wird ſich darein finden. Sie gehe vorerſt nicht nach Paris, wenn ſie den Spöttereien à la Pompadour entgehen will; ſie komme einſtweilen nach Potsdam, meine märkiſchen und pommerſchen Cavaliere werden ihr mit aller Achtung den Hof machen. Dafür ſteh' ich ihr. Aber auf der andern Seite, da muß man helfen. Darum trage ich Euch auf, Voltaire, mir alle nöthigen Auskunftsmittel in der Sache auf's Schnellſte zu verſchaffen. Glaubt mir, das wird Euch zerſtreuen."

„Wie? Ew. Majeſtät?" ſtotterte von ſchlecht verborgenem Zorn erſtickt, der franzöſiſche Dichter, „mir käme ein ſolcher Auftrag?"

„Und warum nicht?" ſagte Friedrich ernſt. „Bedient Euch Eures rüſtigen Dieners Forbin, deſſen verſchmitzter Miene ich mich ſehr gut entſinne und der gewiß uns bald ins Klare ſetzen wird —"

„Dieſe Sache greift mich ſo an, daß ich mich ihrer gänzlich zu entſchlagen wünſchte, ich fürchte, meine Geſundheit könnte," wendete Voltaire wieder ein.

„Forbin mag mir direct rapportiren. Euch ſoll die Sache nicht näher rücken, als ſie Euch bereits angeht," ſprach Friedrich.

„Forbin iſt rüſtig, aber eben ſo tückiſch. Der Franzoſe iſt von Natur boshaft, ich fürchte, er könnte, würde er zu ſehr in Dinge eingeweiht," fuhr Voltaire immer einwendend fort.

„Ich will es ſo," ſagte der König, um die Sache zu beendigen, „und um Euern unbedingten Gehorſam in Anſpruch zu nehmen, will ich mich der beliebten Form Eurer Ludwige bedienen: Car tel est notre plaisir!“

Voltaire verbeugte ſich tief und ging, mit zögernden Schritten, gleich als erwartete er einen Ruf, durch das Vorzimmer.

Der König hatte einmal raſch das Gemach durchſchritten und noch war Voltaire nicht an die Thür gelangt.

„He, Herr von Voltaire!“ rief Friedrich plötzlich. „Laßt Euern Forbin nur aus dem Spiele. Wir wollen uns nicht eines boshaft geborenen Franzoſen in dieſer Angelegenheit bedienen. Wir finden wol noch einen ſchicklichen Kundſchafter unter unſerem Gefolge. Adieu!“

Ein ſtolzer Wink mit der Hand überhob den halb Zurückgekehrten einer Antwort.

„Ich verbiete Euch bei meinem Zorn,“ rief ihm der König nach, „Euch der Sache auch nur im Geringſten anzunehmen.“

10.

Gleich dem Kalifen Harun-al-Raſchid ſtieg am Abende dieſes Tages, als es zu dunkeln begann, der weiſe König, gekleidet in unſcheinbare Tracht, vom Schloſſe hernieder und ſuchte, in tiefem Sinnen, die Hütte des Schulmeiſters im Erlengrunde.

„Verrichte ich das Geſchäft des Kundſchafters ſelbſt,“ ſagte er für ſich, „ſo werde ich ſicher treu und aufrichtig bedient.“

Das freundliche Häuschen mit dem hellrothen Dache, den klaren Fenſterſcheiben, wodurch die reinlichen Vorhänge blinkten, dem wohlunterhaltenen Gärtchen, welches der einhegende Zaun überall umgab, dies Alles zeigte dem Menſchenkenner ſogleich, welche Leute hier wohnten. Er ſtand ſeitwärts, um dies in vorläufigen Augenſchein zu nehmen und nochmals bei ſich zu überdenken, wie er ſich bei den Leuten einführen wollte, da ſah er, wie ein Reiter eiligſt anſprengte, das Pferd an die Hecke band und tief verhüllt in Mantel und Hut, beſpritzt vom Wege, ohne Umſtände eintrat in die Wohnung des Schulmeiſters.

„Was will der abenteuerliche Menſch bei den Leuten?“ fragte ſich der König und vermuthend, daß dieſer Bote mit den Vorgängen im Jagdſchloſſe in genauer Verbindung ſtehe, machte er ſich aus ſeinem Verſtecke hervor und trat, vom Dunkel begünſtigt, näher zum Fenſter, um das im Hauſe ſich Ergebende beobachten zu können.

Der Schulmeiſter und ſeine Frau waren erſchreckt aufgefahren, als der Fremdling zu ihnen eintrat. Aus ihrer Anrede an denſelben, nachdem Jener ſich enthüllt hatte, ging deutlich hervor, daß ſie ihn nicht kannten.

„Ich komme von Eurer Tochter,“ ſprach er kurz und eilig, „ſie iſt krank, auf dem Jagdſchloſſe des Grafen v. S., hier in der Nähe. Es iſt nicht gefährlich, aber ihr Zuſtand verlangt eine größere Sorgfalt, als die ſie umgebenden Leute ihr angedeihen laſſen.“

Die armen Aeltern hatten hundert Fragen in Bereitſchaft, die jedoch alle unbeantwortet blieben.

„Fragt mich nicht,“ ſagte der Fremde drängend, „denn alles Das führt zu nichts. Aber wenn Euch das Leben Eurer Tochter lieb iſt, ſo ſpannt ſogleich Euern Wagen an, und Ihr, Mutter, laßt Euern Haushalt im Stich und begebt Euch zu ihr und verlaßt ſie nicht eher, bis Ihr von mir weitere Nachrichten habt.“

„Da iſt nichts Anderes zu thun,“ ſagte der Schulmeiſter, ſeine Jacke anziehend, um gleich Hand ans Werk zu legen.

„Aber könnt' ich ſie denn nicht lieber abholen und mit mir nehmen,“ jammerte die Frau, „hier hat ſie denn doch —“

„Das wird leider nicht angehen,“ ſprach der Schulmeiſter, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen. „Eingedenk der Worte ihres Vaters, wird die Kranke auf des Grafen Jagdſchloß es nicht wagen, unter dieſes Dach zu treten.“

Und ſomit ſchritt er ſchnell und ernſt zur Hinterthür hinaus, um den kleinen Leiterwagen anzuſpannen, während die ſtill weinende Frau in die Kammer ging, um ſich zur Abfahrt zu rüſten. Wie nun der Bote allein im Zimmer war, öffnete ſich plötzlich die Stubenthür und der verkleidete Monarch ſtand vor dem Erſtaunten.

„Ew. Majeſtät!“ ſtammelte dieſer, indem er den Hut vom Kopfe nahm.

„Erſchreck' Er nicht, Hexenmeiſter,“ ſagte Friedrich, indem er die Hand auf des Fremden Schulter legte, in welchem er Philadelphia erkannte. „Sag' Er mir ſo ſchnell als möglich, iſt die Sängerin im Stande, in einem bequemen Wagen hierher zu fahren?“

„In einem bequemen Wagen wohl,“ erwiderte der Andere. „Das Jagdſchloß iſt nicht weit.“

„Gut,“ ſprach der König, „ich weiß genug von der Geſchichte, und will Das, was Er mir über Sein Verhältniß zu ihr mittheilen könnte, mir auf gelegnere Zeit verſchieben. Bringe Er die Mutter nach dem Schloſſe und laſſ' Er mich für das Weitere ſorgen.“

Bei dieſen Worten verließ Friedrich wieder ſchnell das Zimmer.

„Der König iſt ein größerer Hexenmeiſter als ich,“ murmelte Philadelphia vor ſich hin, „er weiß um Alles und iſt überall und nirgends. Es freut mich übrigens, daß ich durch dieſe Geſchichte mit ihm in Berührung komme. Das ſoll langgehegte Pläne beleben.“

Der Schulmeiſter fuhr vor, die Alte ſtieg auf und ſo ging's fort, was das Pferd laufen konnte, von dem daneben trabenden Philadelphia begleitet, dem gräflichen Jagdſchloſſe zu.

17.

Doriſtea hatte ſich erholt und lag auf dem Canapee, die Werdenberg, die ſich mehrmals an der Thür gezeigt hatte, mit der Hand abwinkend.

„Sie hat noch die unbegreifliche Keckheit, ſich vor mir ſehen zu laſſen!“ rief Doriſtea aus. „O wär' ich ſtark genug, um dieſen Mauern entfliehen zu können.“

„In ihrem Zorne verließ die Werdenberg das Vorzimmer. Kein Zweifel war's, daß ſie ſich zurückgezogen hatte und für heute Doriſtea nicht mehr beläſtigen würde. Da hörte man das Raſſeln eines Wagens und beſtürzt lief die Frau des Burgwarts herein, um Fremde zu melden.

„Ich ſpreche heut Niemand mehr,“ hatte Doriſtea der Meldenden entgegengerufen, als Philadelphia die Thür aufriß und hereintrat.

„Es kommt darauf an, was es für Leute ſind,“ rief er, ſich höflich verbeugend. „Ei, Signora, ſehen ja heute ganz anders aus, als neulich, da ich Nachts die Ehre hatte, mich vor Ihrem Bette zu präſentiren,“ fügte er leiſer hinzu.

„Sie waren jene Erſcheinung, die ich für einen Fiebertraum gehalten hatte?" fragte Doriſtea überraſcht.

„Nun ja," erwiderte Philadelphia, „wo man ein Geſchöpf mit Fleiſch und Bein zurückweiſt, da werden Erſcheinungen durchgelaſſen. Sein Sie ganz ruhig, Signora, es wird Alles gut werden. Ich war ſo frei, ein wenig die Rolle des Schickſals zu ſpielen, oder mir wurde vielmehr von höherer Hand dieſe Rolle zugetheilt. Durch meine Vermeſſenheit, deren Folgen ich nicht zu berechnen im Stande war, habe ich dies Alles ſo herbeigeführt; bis jetzt iſt's leider nicht beſonders erfreulich geweſen, aber die Freude kann nicht lange mehr ausbleiben. Ich habe die Karten vorläufig in die Hände eines beſſern Spielers gegeben, wobei mir der Zufall wieder günſtig war. Doch vorerſt beantworten Sie mir eine Frage: Fühlen Sie Sich ſtark genug, eine kleine Freude anticipando zu empfangen?"

„Welche Freude könnte mir hier geboten werden?" ſprach ſchmerzlich die Sängerin. „Doch wenn es möglich wäre, ſo würde ſie mich jedenfalls zu den mir noch bevorſtehenden Leiden ſtärken."

„Nicht doch! Von Leiden wollen wir nichts mehr wiſſen!" ſagte Philadelphia und öffnete die Thür.

„Jeſus, Maria! Meine Aeltern!" ſchrie Doriſtea auf, wollte ſich erheben, ſank aber zurück, ihre bleichen Züge von wohlthätigen Thränen überſtrömt. Mit tauſendfältigen Liebkoſungen hatte die Mutter das ſchöne Haupt ihrer Doris in die Arme genommen.

„Dacht' ich's doch," ſagte tiefbewegt der Vater, „doch ich zürne nicht und danke Gott, mein Kind ſo wiederzufinden."

Philadelphia warf ihm einen verweiſenden Blick zu.

Die Werdenberg war ins Zimmer getreten und grüßte kalt, indem ſie die Gäſte ſcharf betrachtete.

„Ei, welche lobenswerthe Sorgfalt!“ fing ſie endlich an, „wahrſcheinlich die wackern Aeltern und auch Sie, Herr Philadelphia, in der That, ſehr räthſelhafte Beſuche. Soll ich vielleicht Ihre ganz beſondere Bewerbung um die kranke Dame auch ganz beſondern Urſachen zuſchreiben? Iſt da vielleicht eine Abſicht im Spiele —“

Philadelphia aber unterbrach ſie: „Madame, Ihre Vorausſetzungen entſpringen aus Ihrem Charakter. Der Taſchenſpieler Philadelphia, wie es Ihnen gefällt, ihn gewöhnlich zu benennen, hat ſich in jener Abendgeſellſchaft auf Roswalde vermeſſen, Signora Doriſſca dort erſcheinen zu laſſen, um Verräther zu entlarven. Er iſt jetzt damit beſchäftigt, ſein Wort zu löſen. Der Zufall will, daß Sie Einiges von ſeiner Maſchinerie zu ſehen bekommen, aber Sie werden zu viel Savoir vivre beſitzen, um Nichts zu verrathen, auch dazu beſitze ich übrigens die Mittel.“

Die Werdenberg ließ das Wort: „insolent!“ fallen und wandte ſich verächtlich von ihm weg.

Aber Philadelphia drehte ſich gelaſſen nach ihr um, indem er fortfuhr: „Mir ſtehen nicht ganz gewöhnliche Mittel zu Gebote, das Amt des Rächers zu üben, und um Sie davon zu überzeugen, werden Sie uns die Ehre erzeigen, das kleine Stück Weges, das wir noch bis zu unſerm gemeinſchaftlichen Ziele zurückzulegen haben, mit uns zu gehen.“

„Verlaſſe dieſe Bahn gänzlich,“ ſagte der Schulmeiſter zu ſeiner Tochter, „Deine Stimme ertöne fortan nur zum Preiſe des Herrn und zur Freude Deiner Aeltern. Du folgſt mir in mein ſtilles Haus, verſprich mir das, meine Tochter.“

„Ich?“ rief Doris, von tauſend Schmerzen gefoltert aus. „Ich? O mein Vater! Warum ſoll ich's Ihnen läuger verſchweigen, ich bin Mutter, nicht Gattin! Betrogen — verführt —! Darf ich ſo Ihre Schwelle betreten?“

„Wehe, wenn ich meinem armen, verführten, betrogenen Kinde nicht die väterlichen Arme öffnen wollte, wenn ich ihm gar die Thür verſchlöſſe und es nicht zum heimiſchen Heerde niederſitzen ließe!“ ſagte der alte Mann. „So dacht' ich mir das Wiederſehen nicht, ich hab' es eigentlich nie von Herzen herbeigewünſcht. Ich hatte ſo ſüße Erinnerungen von Dir, ich machte manch kleines Liedchen zu Deinem Gedächtniß, ich feierte ſtill Deinen Geburtstag vor Deinem Bilde, ich ſah Dich lieber ſo, als ich Dich in Glanz und Herrlichkeit geſehen hätte. Doch, ich ſollte Dich ja auch nicht darin ſehen, gleichviel! Die Wege des Herrn ſeien geprieſen! Wir wollen unſere Thränen zuſammen fließen laſſen. Dein Kind ſoll mein lieber Enkel ſein und in Frömmigkeit erzogen werden und meinen Namen führen! Mein lieber Gott! So lange Du glücklich warſt, mochte ich Dich nicht wiederſehen, und nun ich Dich ſo wiederfinde, öffnet ſich mein altes Herz, und Du und Dein unſchuldiges Kind nehmen den ganzen Raum darin ein!“

Doriſlea lag feſt an ſeine Bruſt gedrückt und wimmerte leiſe, unverſtändliche Worte. Die Mutter zerfloß in Thränen.

„Doch jetzt ermanne Dich, meine Tochter,“ ſprach endlich der Alte, „hier dieſe Wohnung ziemt Dir nun nicht mehr. Unſer Leiterwagen ſteht unten. Du biſt ſonſt wol beſſer gefahren, aber ſteige nur getroſt auf, diesmal kutſchirt Dein alter Vater.“

„I mein Himmel!“ kreiſchte hier mit einem Male die Weidenberg, die während der ganzen Zeit an den Scheiben trommelnd, zum Fenſter hinaus in die öde Nacht geglotzt hatte. „Was iſt denn da los? Welch ein Fürſt kommt denn hier auf einmal an?“

Erſchreckt liefen Alle zum Fenſter, nur Philadelphia horchte lächelnd auf und ſprach, ſich die Hände reibend, vor ſich hin: „Der Weiſe hält Wort!“

Hinter einem glänzenden Vorreiter, der eine Fackel trug, rollte ein mit Sechſen beſpannter Staatswagen, deſſen Schlag ein goldnes Scepter zierte, donnernd in den Schloßhof.

Ein Diener in blauer mit Silber bedeckter Livree ſprang aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf.

„Wer iſt hier Monſieur Philadelphia,“ fragte er im Eintreten und übergab dem ſich ihm Nähernden ein kleines Billet.

„Ich rechtfertige mein gegebenes Verſprechen,“ ſprach dieſer nun ſtolz zur Werdenberg gewandt, „ich laſſe Signora Doriſlea im Cirkel zu Roswalde erſcheinen. Machen Sie keine beſchwerliche Toilette, Signora, dieſes Negligé kleidet Sie vorzüglich; doch nehmen Sie eine Hülle gegen die rauhe Nachtluft —“

„Wie?“ rief überraſcht Doriſlea — „ich ſollte — hier — mit Ihnen? —“

„Ueberlaſſen Sie ſich getroſt meiner Führung, ich löſe nur ein feierlich gegebenes Verſprechen —“ ſagte der Taſchenſpieler. „Der ganze Apparat meiner Magie iſt hoffentlich wol im Stande, Ihnen einige Achtung vor meiner Kunſt einzuflößen.“

Hierbei deutete er auf die glänzende Livree des Bedienten.

„Ei, das ſollte ich denken —“ ſetzte der Schulmeiſter hinzu, welcher die Kutſche und das Wappen daran ſogleich erkannt hatte, aber ſich nichts zu erklären wußte, „sub umbra alarum tuarum!“

„Und auch Sie begleiten uns," ſagte Philadelphia zur Werdenberg, „um Zeuge zu ſein, wie weit ſich Philadelphia's Macht erſtreckt."

Doriſtea hatte einen Mantel umgehängt und ſich zum Wagen hinabgeleiten laſſen, in den ſie ſich mit ihrer Mutter ſetzte. Philadelphia ſtand am Schlage, um die Werdenberg hineinzuheben, dieſe aber hatte ſich als Meiſterin einer Kunſt gezeigt, die ſonſt nur ihm geläufig war, ſie war nämlich plötzlich unſichtbar geworden. Der königliche Wagen fuhr nun mit Doriſtea und ihrer Mutter davon. Daneben trabte Philadelphia, und der alte Schulmeiſter peitſchte weidlich auf ſein Rößlein los, um nicht zurückzubleiben.

18.

Friedrich hatte dem Grafen Hodiz melden laſſen, daß er dieſen Abend auf ſeinem Zimmer bleiben wolle. Am andern Tage war eine große Feſtlichkeit angeſagt, nach welcher der König in ſeine Reſidenz zurückreiſen wollte, und ſein bereits vorgerücktes Alter machte ihm in ſolchen Fällen einige Schonung doppelt nothwendig.

Gegen ſeine Gewohnheit hatte er weder ſein Quartett, noch Voltaire bei ſich, ſondern man ſah mit dem achten Glockenſchlage den allbekannten Taſchenſpieler zu ihm einlaſſen, der eine lange Audienz hatte und ſich erſt entfernte, als zwei Herren angemeldet wurden, welche nicht zu der nähern Umgebung des Königs gehörten.

Es war der Altgraf v. S., in Begleitung ſeines Sohnes, die heut zur Partie des Monarchen geladen worden waren und ſich zu ihrem großen Erſtaunen allein bei ihm fanden.

„Meine Herren,“ rief er ihnen beim Eintreten entgegen, „wollen Sie es heute einmal nicht verſchmähen, an der Unterhaltung eines Podagriſten zu participiren. Ich habe bereits ſeit einiger Zeit obſervirt, daß Sie bei den glänzenden geſellſchaftlichen Reunionen fehlen, und es iſt mir nicht egal, zwei Cavaliere von Diſtinction ſich aus meiner Nähe zurückziehen zu ſehen.“

Die Grafen verbeugten ſich und verſicherten von der allerhöchſten Auszeichnung tief durchdrungen zu ſein. Mit Ungeduld erwarteten ſie, daß noch Jemand erſchiene, um die etwas trockene Unterhaltung zu beleben — allein vergebens. Der Altgraf brachte viel närriſches Zeug zu Markte, worauf Friedrich nicht zu achten ſchien, ſondern größtentheils an Graf Hugo Fragen richtete, die ſich auf ſeine Studien, ſeine Neigungen, ſeine Reiſen und Verbindungen bezogen, und ihn in eine Art ängſtlicher Verlegenheit brachten, welche er ſich ſelbſt nicht zu erklären vermochte.

„Wie man mir ſagt, ſo ſtehen Sie im Begriffe, ſich mit der aimabeln Marquiſe von Hauteroche zu verbinden,“ ſagte Friedrich, „und ich muß Ihnen mein Compliment über den Gout machen, den ſie bei dieſer Wahl an den Tag legen.“

„Es iſt allerdings eine vortreffliche Dame, Ew. Majeſtät,“ erwiderte der Altgraf.

„In jeder Hinſicht eine reſpectable Partie,“ nahm der König das Wort, „Sie kommen dadurch auch mit dem Herrn von Voltaire in Verwandtſchaft —“

„Ah ja, mit dem!“ ſagte naſerümpfend der Altgraf. „Ew. Majeſtät wollen gnädigſt zu verzeihen geruhen, dieſe Verwandtſchaft iſt es eben nicht, die wir bei der Mariage ambitionniren — denn eigentlich iſt Herr von Voltaire doch nur ein ſimpler Edelmann und lebt von ſeiner Feder —“

„Ei, und wovon muß man denn leben, um würdiger ſeinen Platz zu occupiren?“ rief lebhaft der König.

„Herr von Voltaire,“ nahm Graf Hugo ſein einlenkend das Wort, „iſt eben ſo berühmt als Dichter und Philoſoph wie als Freund unſers erhabenen Monarchen —“

„I nun ja —“ lächelte der Altgraf, „ſolch eine höchſt vornehme Bekanntſchaft macht die Perſonnage allerdings intereſſant — aber ich meine — ſo eigentlich von Familie iſt er denn doch nicht, und unſer eins, die wir von altem Adel ſind, gibt nicht viel auf ſo dergleichen Kunſtſtückchen, wie ſie der Herr von Voltaire mit ſeiner Feder machen kann.“

Hugo rückte verlegen den Seſſel: „Die Werke des Herrn von Voltaire —“ wollte er eben ſagen, aber ſein Vater fiel ihm in die Rede: „Ich weiß, was Du ſagen willſt, ſie ſollen ganz artig zu leſen ſein, aber Ew. Majeſtät wiſſen, daß ein Mann wie ich, der eine Hofcharge bekleidet, nicht im Stande iſt, Verſeleien zu leſen.“

„Um wie viel ſinke ich dann nicht in Ihren Augen,“ ſprach lächelnd der König, „wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß ich nicht nur Voltaire's und Anderer Verſe leſe, ſondern mir ſogar einfallen laſſe, ſchlechtere ſelbſt zu fabriciren.“

„Ah, wenn Ew. Majeſtät ſo etwas thun,“ rief, nach ſeiner Meinung, mit feiner Schlauheit der dumm-plumpe Heſling, „ſo geſchieht das, um ſich einen gnädigen Spaß zu machen, denn im Ernſte, das kann ja gar nicht möglich ſein!“

„Apropos!“ wandte ſich Friedrich zu Hugo, „ich glaube gehört zu haben, daß Sie an der Idioſynkraſie des Herrn

Parak nicht participiren. Sie lieben die ſchönen Künſte — nicht wahr?“

„Ich bin ihr großer Verehrer,“ antwortete der junge Graf, hocherfreut, daß das Geſpräch eine neue Wendung nahm.

„Sie waren in Italien?“

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Sie treiben Muſik?“

„Zu Zeiten.“

„Singen? Klavier?“

„Beides, Sire!“

„Der Tauſend! Da fällt mir ſoeben ein, wo mag die celebre Sängerin hingekommen ſein — Niemand denkt mehr an ſie — und ich ſelbſt vergaß, nach ihr mich zu erkundigen. Wiſſen Sie etwas von ihr?“ fragte der König.

„Ich?“ ſtotterte verlegen Graf Hugo.

„Ich muß in der That geſtehen,“ fiel der Altgraf raſch ein, „daß ich für meinen Theil einen dégoût vor dergleichen Perſonen hege. Es kommt mir, mit hohem Verlaub, wie jedes andere Geſindel vor und iſt nicht werth, daß man davon viel faſt mache.“

„Ei, Sie haben charmante Sentiments, mein Herr,“ ſagte Friedrich; „Sie ſtehen in Dienſten bei dem Fürſten von Bielitz?“

„Zu Ew. Majeſtät Befehl —“

„Ich beneide den Herrn um ſeinen geiſtigen Diener!“ rief der König, und während ſich der Altgraf bis zum Boden neigte, wandte er ſich von ihm weg zu Hugo: „Wie hieß doch die Sängerin, mein junger Herr? Dergleichen Notizen muß man ſich bei Ihres Gleichen holen —“

„Signora Doriſtea,“ erwiderte der Graf und zeigte ein todtenbleiches Antlitz. Da tönte, wie auf das Stichwort eines Schauſpielers, ein langverhallender Harfenklang durch das Gemach.

„Was iſt das?“ fragte ſcheinbar befremdet der König.

„Mein Himmel — war mir's doch —“ meckerte furchtſam der Altgraf, deſſen Sohn in ein ſtilles Brüten ſich verloren hatte.

„Es iſt ſicher der Hexenmeiſter Philadelphia,“ ſagte der König, „der hier im Nebenzimmer ſeine Präparationen macht und den ich zu unſerm Delaſſement hierher beſchieden. Er ſoll mir heute ſein Verſprechen löſen.“

„Welches Verſprechen?“ erlaubte ſich in ſeiner geſteigerten Angſt der Altgraf zu fragen.

„Er ſoll uns die Sängerin citiren, wir wollen ſie ſehen, ſie befragen. Ich wollte es dem Taſchenſpieler nicht rathen, ſich mit geheimen Kräften zu brüſten, wenn er ſie nicht wirklich beſitzt,“ entgegnete Friedrich.

„O mein Himmel, der Mann iſt Alles im Stande,“ ſagte leiſe der Altgraf.

„Ich wollte lieber eine Sau anlaufen laſſen, als dieſe Sängerin ſehen,“ ſetzte er leiſer, aus beklommener Bruſt, hinzu.

„Ein Jeder in ſeinem Fache!“ ſagte hingeworfen der König; „Sie ſind ein muſikaliſcher Jägermeiſter. Wir denken darin anders. Nicht wahr?“

Er wandte ſich bei dieſen Worten zu Hugo.

Dieſer ſtand bleich und verlegen da.

Man konnte nicht länger im Zweifel ſein, daß ein ſchweres Verbrechen dieſes Herz belaſtete und daß die Kraniche des Ibicus das Haupt des Verworfenen umkreiſten.

„Die ſcharfen Blicke, die nun aus Friedrich's majeſtätiſchen Augen auf Hugo wie Blitze des Weltenrichters herabſchoſſen, vernichteten deſſen Faſſung gänzlich. Er ſchien nicht mehr zu wiſſen, wo er ſich befand. Er ſah die von Schmerz gequälte, arme Betrogene vor ſich; er hörte ihre Klagen, ihre Vorwürfe donnerten ihm in die Ohren, ihre Thränen floſſen. So ſtand er da mit ſtarrgeöffneten Augen und ſchien doch nichts von Allem zu ſehen, was ihn umgab.

Da trat plötzlich eine Geſtalt hart vor ihn hin, nicht geſpenſtiſch, kein Traum ſeiner fieberhaft bewegten Einbildungskraft, doch nicht minder furchtbar zerſchmetternd als dieſe. Es war die Geſtalt des Herrſchers, des Richters, Macht und Ernſt, Zorn und Strafe in Zügen und Haltung.

„Er hat ſich ehrloſer, verbrecheriſcher Streiche gegen dieſe Sängerin ſchuldig gemacht,“ tönte des Monarchen Stimme, „ſei Er ſtill, ich weiß Alles — wenn ich ſtrenge ſein wollte, ſo verdiente Er — daß ich Ihm den Adel, auf den Er ſo ſtolz iſt, nähme; und wenn das horrible Attentat wahr iſt, was mir als ganz gewiß berichtet wurde, ſo wäre lebenslängliche Karre nicht zu hart für Ihn!“

„Welch ein Attentat?“ fragte bebend Hugo.

„Ein ſchändliches Weib, Seine Helfershelferin in der ſaubern Affaire, ſoll aus Italien ein Pülverchen mitgebracht haben, he? und ſie ſoll nur auf Seine Einwilligung gewartet haben — ſo wurde mir für ganz beſtimmt berichtet.“

„Sire,“ ſagte, ſich ermannend, Hugo, „nie würde ich darein gewilligt haben. Einen Mord! ich an Doriſſea! oh, dieſer Gedanke wäre nicht zu tragen geweſen. Ich liebte ſie — ja — ich liebe ſie noch — und nur dem Drange der Verhältniſſe mußte ich weichen —“

„Die Verhältniſſe hätten Ihn dazu drängen ſollen, ein ehrlicher Mann zu bleiben,“ ſagte der Monarch. „War

Ihm die Tugend des Mädchens zu hoch, ſo hätte das Verbrechen nicht die Leiter abgeben ſollen, ſie zu erreichen. War es Ihm denn keine Schande, die bindenden Eide, welche die Kirche fordert, vor Seinen vermummten Spießgeſellen abzulegen? Schien es Ihm nicht unwürdig, mit Seinen elenden Helfershelfern ein ſo ſchnödes Geheimniß zu theilen und den Becher der Schande von ihren ſchmutzigen Lippen wegzureißen und an Seine hochgräflichen zu drücken; ei! was wär's denn ſo gar malhonnet für einen Cavalier, einer Bürgersdirne die Hand zu reichen, wohlverſtanden, wenn ihre Attraits ihm imponiren?“

„Ew. Majeſtät, es wäre doch immer eine ſchmähliche Meſalliance!“ wimmerte der Altgraf.

„Was verſteht Er davon?“ rief ihm der König verächtlich zu, und fuhr dann zu Hugo gewandt fort: „Ich will den Meſalliancen nicht das Wort reden und halte dafür, daß der wahrhafte Edelmann ſein Blut mit dem edelſten ſeines Vaterlandes vermiſche und dem Throne die alten Stützen rein in angeſtammter, unwandelbarer Treue erhalte. Aber, wer heißt Ihm, ſich ernſtlich vergaffen? Iſt es einmal ſo weit gediehen, ſo löſt der Ehrenmann ſein gegebenes Wort — um wie viel mehr der Ehrencavalier! Und nun — was denkt Er zu thun?“

„Ich will — ich werde —“ ſtotterte Hugo zerknirſcht.

„Er weiß es nicht. Wolan, ſo will ich es Ihm ſagen, ich, Sein Souverain! Mit der Marquiſe iſt es nichts, das wird Ihm Sein Verſtand wol ſelbſt ſagen. Aber mit der Sängerin iſt es auch nichts —“

„Ah!“ ſtöhnte, wie wenn ihm ein Mühlſtein von der Bruſt fiel, der Altgraf.

„Sie kennt Seinen ganzen Betrug, ſie wurde vor der Werdenberg gewarnt; von Liebe für Ihn kann in ihrem

Herzen keine Rede mehr ſein," fuhr der König fort, „aber Seine Frau muß ſie dennoch werden."

Hugo hielt ſich in ehrfurchtsvoller Haltung und blickte nicht in die Höhe; er erwartete den Spruch aus des Richters Munde. Nach kurzer Pauſe fuhr der König fort:

„Morgen mit dem Früheſten wird Er hier in der Dorfkirche ihr angetraut; ich ſelbſt werde mich als Zeuge einſtellen, und gleich nach beendigter Ceremonie wird die Trennungsacte vollzogen. Dann kann Er hingehen, wohin es Ihm beliebt."

„Und die Sängerin ſoll Gräfin S. heißen?" fragte kleinlaut der Altgraf.

„So iſt mein feſter, unwandelbarer Befehl," ſprach der König, „und hiermit will ich Euch Beide entlaſſen haben."

19.

Am frühen Morgen ſtand der Prieſter am Altare, mit Meßgewand und Stola, die geweihten Ringe in einer ſilbernen Schüſſel, die mit dem preußiſchen großen Wappen prangte.

Ein königlicher Wagen fuhr vor und heraus ſtieg eine tiefverſchleierte Frauengeſtalt, von dem wohlgekannten Taſchenſpieler Philadelphia zum Altare geleitet.

Von der andern Seite nahte ſich ein junger, todtenbleicher Mann, in ſchwarzer Kleidung.

In einem unfernen Betſtuhle will man einen Herrn, in einen koſtbaren Pelz gehüllt, bemerkt haben, der nach Ausſage des Pfarrers ſowol wie des Kirchendieners Se.

königlich preußiſchen Majeſtät außerordentlich ähnlich geſehen haben ſoll, auf deſſen allerhöchſt ſpeciellen Befehl dieſe ſonderbare Trauung auch vollzogen wurde. Der alte Schulmeiſter ſaß an der Orgel und weinte, ebenſo ſeine Frau, die vom Chore herabſchaute.

Sonſt war Niemand gegenwärtig. Die Kirchthüren wurden geſchloſſen. Bei dem „Ja" mußte der junge Mann an ein Fläſchchen riechen. Die verſchleierte Braut ſah nicht einmal nach ihm hin. Nach geſchehener Einſegnung wollte der Gatte zur Seitenthür hinausgehen, kehrte aber gleich wieder um und fragte ſeine eben angetraute Frau, laut und feſt, daß es Alle hören konnten: „Wir trennen uns nun auf ewig! Vergib mir, was ich gefrevelt, und verſchweig' meinem Kinde das Verbrechen ſeines Vaters!"

„Ich — vergebe —" hauchte es leiſe aus den Schleiern hervor; aber der junge Mann riß ſich aus ſeiner zerknirſchten Haltung auf, drückte dem Begleiter der Frau ein Papier in die Hand und warf ſich in den vor der Seitenthür haltenden Reiſewagen, der ſogleich mit ihm in die weite Welt rollte. Das Papier enthielt die von ihm vollzogenen Stipulationen der Scheidung dieſer ſoeben geſchloſſenen Ehe.

Aber die Vermählte ſchritt wankend zwar, doch freudig, von ihrem Begleiter unterſtützt, dem unfern der Kirche liegenden Schulhäuschen zu, deſſen Bewohner in ſtummem Gebete folgten.

Ehe ſie die Schwelle überſchritten, ſchlug ſie ihren Schleier zurück, ein weinendes Auge ſtrahlte aus dem bleichen Geſichte und ſuchte den Schulmeiſter. Er näherte ſich.

„Ich komme wieder, wie Du es gewollt," ſagte ſie verklärt.

„Wie der Himmel es wunderbar gefügt," ſetzte der fromme Vater hinzu.

Die glänzende Feſtlichkeit, welche dieſen Tag verherrlichte, den letzten, welchen der große Friedrich bei ſeinem Wirthe verlebte, ging unbemerkt an den glücklichen und doch zugleich tiefbetrübten Bewohnern des Schulhäuschens vorüber.

Noch ſpät am Abende überbrachte Philadelphia ein Handbillet des Königs, mit der Aufſchrift: À Madame la Comtesse Dorothée de S. in franzöſiſcher Sprache, deſſen getreue Ueberſetzung hier folgt:

„Madame! Das unverſchuldete Leiden hat die gerechteſten Anſprüche an unſer Herz, um wie viel mehr das Leiden edler Menſchen an die Gerechtigkeit der Könige. Tragen Sie Ihr Loos mit Charakterſtärke und widmen Sie der Erziehung Ihres Kindes, bei dem ich Pathenſtelle vertreten will, alle nur mögliche Sorgfalt.“

Andern Tages reiſte der große Monarch nach Potsdam zurück, erfreuter über die Gelegenheit, welche ihm der Zufall geſchenkt, eine königliche Handlung ausüben zu können, als über alle Herrlichkeiten, die während ſeines Aufenthaltes Graf Hodiz veranſtaltet hatte, ſeinen hohen Gaſt zu unterhalten.

Deſſenungeachtet nahm er eine ſehr angenehme Erinnerung an dieſen Aufenthalt mit, wie ſich in ſeiner berühmten Epiſtel an den Grafen Hodiz genugſam zu erkennen gibt.

Doriſtea, oder jetzt Dorothea Gräfin von S., zog nach dem unfernen Breslau und lebte dort in ſtiller Gemeinſchaft mit ihren Eltern mehre Jahre in einem angenehmen Hauſe, das ſie auf dem ſogenannten Sande erkauft hatte. Sie wendete einen Theil ihres beträchtlichen Vermögens den Urſulinerinnen zu, welche ſich mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend beſchäftigten, und ſtrebte auf dieſe Weiſe, die Mittel jenes würdigen Ordens hierzu in einen günſtigern

Stand zu ſetzen. Nach ihrem bald erfolgten Tode ward der junge Graf Friedrich Hugo v. S. in die königliche Pagerie aufgenommen.

Die weiſe Schlichtung dieſes Falles, die in mancher Beziehung an jenen gerechten Kalifen des Morgenlandes erinnert, bezeichnete die Anweſenheit des großen Königs in Moswalde, und Philadelphia verſchaffte ſeine Mitwirkung dabei die Auszeichnung, eine Zeitlang des Monarchen Vertrauen zu genießen, bis ſeine übermüthige Dreiſtigkeit ihn plötzlich daraus entfernte.

Die Glocke von Czenſtochau.

Eine Sage.

„Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.“
Hölderlin's Hyperion.

I.

Auf der gelben Sandebene, vom dunkeln Tannenwalde und fernen Berggipfeln umſäumt, erhebt ſich inmitten der ſchwarzen, armſeligen Hütten der Stadt der prächtige Dom zu Unſerer Lieben Frau von Czenſtochau, umgeben von den ſtattlichen Kloſtergebäuden, aus deren ſpiegelhellen Fenſterſcheiben die feiſten Mönche mit rothen Backen der untergehenden Sonne nachſchauen. Die vielen Glocken und Glöckchen auf den unzähligen Thürmen läuten den Abend ein, um die Bewohner von Wald- und Feldarbeit heimzurufen zum kärglichen Roggenbrei, nur von der vaterländiſchen Zwiebel gewürzt, und ſich zu ſtärken zum morgenden

Frohndienſt durch einen herzhaften Schluck Kornbranntweins und eine kurze Ruhe auf Tiſch oder Bank.

Die Glöcklein waren ſchon lange durch's weite Feld von allen Thürmen erklungen, überall ließen ſich ihre hellen, ſchönen Stimmen vernehmen; aber im großen Münſter der Kathedrale, dem es eigentlich oblag, den Grundbaß zu dieſer Melodie zu läuten, blieb Alles ſtumm. Unbeweglich ſah man die ſchwere Glocke hoch oben in ihrer luftigen Stube hangen, und nicht ohne Schauer gewahrte man den kundigen Einwohner der Stadt nach dieſem ſtummen Zeugen räthſelhafter Ereigniſſe hinaufblicken.

Es ging aber die alte Sage von ſchreckhaften Dingen, die ſich in dieſem Thurme zugetragen haben ſollten, zum Verwundern aller frommen Gläubigen, die es nicht begreifen konnten, wie dem Böſen die Macht gegeben war, in der Nähe des wunderthätigen Marienbildes zu hauſen, zu dem ſtets Tauſende von Wallfahrern ſtrömten und ſich ſeiner Hülfe erfreuten.

Der letzte Thürmer, der den Münſter bewohnt und das Amt eines Glöckners verſehen hatte, mußte gleich ſeinen Vorgängern viel von dem nächtlichen Spuke aushalten und endete dann auf eine grauſenerregende Weiſe das Leben. Seit jener Zeit — es waren 50 Jahre — wollte Niemand wieder das Amt verſehen, ſo ſehr auch die Behörden mit Aufmunterungen freigebig waren.

Die Wohnzimmer und die Treppen im großen Thurme verfielen und alte graue Spinnen webten ungeſtört ihre luftigen Paläſte in dem Rieſenbau der Glocke.

2.

Das Geläute verhallte nach und nach, die Wanderer auf dem Felde, die der Stadt zueilten, wurden ſeltener, und die Sonne färbte nur noch den letzten Saum der Wolken, da warf an der fernen Waldecke ein junger, bleich ausſehender Mann das ſchwere Holzbündel auf den Rücken, nahm die Axt in die erſchlaffte Hand und wankte gebückt und keuchend dem Thore zu.

Die Kleidung des Mannes war eine Miſchung von ſoldatiſcher und ländlicher Tracht, und ſeltſam ſtach die mit einem Ordenskreuze gezierte, zerriſſene Reiterjacke und die Fouragiermütze gegen die bäuriſchen Bundſchuhe und linnenen kurzen Hoſen ab.

Das bleiche, tiefgefurchte Geſicht mochte einmal ſchön geweſen ſein, Gram und harte Arbeit hatten die Jugend davon weggewiſcht. Helle Augen, braune Locken und ein wildwachſender Schnurrbart gaben ihm einen Ausdruck freundlicher Männlichkeit. Am äußerſten Ende der Vorſtadt ſtand eine Hütte, die kleinſte unter den kleinen, die armſeligſte unter den armſeligen, die man dort ſehen konnte. Die Thür ſtand weit auf und ließ den dunkeln Raum erblicken, in dem nichts als einige Eichenklötze, etwas Reiſig und eine Axt befindlich waren, ſchartiger und ſchlechter als die, welche der Mann aus dem Walde heimbrachte. Auf der Schwelle ſaß ein Knabe, nackt, wie er aus dem Schooße der Mutter gekommen war, gebräunt von der Sonne und vom Schmutze, die langen, blonden Locken voll Stroh und andern nicht dahin gehörigen Dingen, dem rückkehrenden Vater die Händchen entgegenſtreckend. Vor der Thür ſtand ein junges, ſtarkes Weib, das dem Manne das ſchwere

Holzbündel vom Rücken nahm, und nachdem ſie ihm mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirne gewiſcht und einen Kuß darauf gedrückt hatte, munter fortging zum Nachbar, dem Bäcker, um für ihr Holz ein kleines Brot einzutauſchen, halb aus Gerſte, halb aus Kartoffeln gebacken, weil die Roggenbrote nur den Wohlhabendern zu Theil wurden.

3.

Das Kind war in einem Winkel der Hütte auf etwas altem Stroh zur Ruhe gebracht und lag da ſchlafend mit einem Stück Brote im Munde. Die unſchmackhafte Speiſe wollte, nachdem der erſte Hunger geſtillt war, ſelbſt dieſem unverwöhnten Gaumen nicht munden. Die Eltern ſaßen in der Dunkelheit auf einem Eichenklotze nahe zuſammen, ſahen mit thränenleeren Augen auf das ſchlafende Kind und waren nur reich an Liebe. Es war rings Alles ſtill, nur die Frau flüſterte ihrem Manne zu, daß ſie der Hoffnung ſei, bald wieder Mutter zu werden, und daß ſie ſchon morgen zum Wunderbilde pilgern wolle, um für ſich und das Kind Gedeihen zu erflehen. Der Mann drückte ſie im ſtummen Schmerze an ſich. Hatte doch bis jetzt das erworbene kärgliche Brot kaum zur Sättigung der Drei beigetragen, und wer ſollte ſich der Wöchnerin und des Säuglings annehmen, wer ihnen Pflege ſpenden? Waren auch viel Arme in der Stadt, ſo waren ſie die Aermſten; war viel Elend rings verbreitet, ſo war ihr Elend das drückendſte; dieſe Ueberzeugung hatten ſie, und Verzweiflung ergriff das Herz des Mannes. Da tönten die hellen

Glocken und Glöckchen von den zahlreichen Thürmen zuſammen, die Mönche zum Gebete rufend; nur die ſchwere Zunge in der Münſterglocke hing unbeweglich und tönte nicht mit, und ein Strahl von Hoffnung umzog die finſtern Züge des armen Polen.

4.

Am andern Tage mit dem Früheſten ſchritt der Mann raſcher, und freudiger als gewöhnlich zu ſeiner Thür hinaus. Er drückte ſeinem Kinde und ſeinem Weibe einen herzlichen Kuß auf die Lippen und rief ihnen im Gehen mit rückgewendetem Kopfe zu: „Das Elend ſoll bald ein Ende haben; Ihr ſollt Roggenbrot kriegen und Zwiebeln und Sonntags Fleiſch, und meine Schnapsflaſche ſoll nicht verſiegen und mir Stärkung und Vergnügen ſpenden! Das ſchwör' ich Euch bei unſerer lieben Frau und ſo wahr ich von adeligem Blute und Slachtſchiz bin.“

Die Frau konnte ſich dieſe Worte nicht deuten. Sie beſorgte, ihr Mann könne ſich's vielleicht einfallen laſſen, mit dem Raubgeſindel zu verkehren, das in den Wäldern hauſte und die Reiſenden überfiel und ermordete. Trüber Gedanken voll ſaß ſie am hohen Mittage auf ihrer Schwelle und fühlte keinen Hunger, da ſie an die gefährlichen Unternehmungen ihres Mannes dachte, und bemerkte eben ſo wenig das vor Hunger weinende Kind, das ihren Rock zupfte, als den wirbelnden Rauch, der in goldenen Säulen aus den Schornſteinen der Nachbarn emporſtieg. Plötzlich ſpringt ſie erſchreckt auf, denn ſie ſieht ihren Mann, zu dieſer ungewöhnlichen Stunde, nicht den Weg vom Holze ten, von wo er Abends heimkehrte, ſondern aus der Stadt kommen.

„Uns iſt geholfen!“ rief er ihr freudig zu. „Unſere Dürftigkeit hat ein Ende. Wir werden eine ſchöne Wohnung beziehen, Eſſen und Trinken und Kleider in Hülle und Fülle haben und ſtolz über unſerer Mitbürger Köpfe hinwegſehen. Ja, ja, gutes Weib, unſer Kind, das Du unter dem Herzen trägſt, wird hochgeboren ſein!“

Erſtarrt ſah ihn das Weib an. Zu der Furcht vor den Kindern geſellte ſich nun noch die Angſt, der gute Mann könne wol gar toll geworden ſein.

„Nein, nein, es iſt, wie ich Dir ſage,“ fuhr er fort, „Alles iſt in Ordnung. Laß uns unſere Aexte und einiges Holz mitnehmen; dieſes Geld haben ſie mir verſprochenermaßen gegeben, in dieſem Augenblicke ziehen wir hinauf in die neue Wohnung und dieſen Abend wird Czenſtochau den feierlichen Schall ſeiner großen Glocke vernehmen.“

Das Weib war keiner zuſammenhängenden Rede mächtig. „Wie? Du wollteſt —“ war Alles, was ſie ſagen konnte, und mit Thränen drückte ſie den Kopf des Kindes an ihr Herz und ſah dann mit Wehmuth auf ihren Mann.

„Ich weiß, was Dich abhält, meine Freude zu theilen,“ ſprach der Mann nach einer Pauſe; „Du fürchteſt Dich, die Wohnung im Thurme zu beziehen. Doch ſei getroſt. Wir haben nichts Böſes begangen und daher kann die Macht des Böſen uns auch nichts anhaben. Wir übergeben uns und das Haupt unſeres geliebten Kindes dem Schutze unſerer lieben Frau. Sind es aber nur böſe, teufliſche Menſchen, die den Spuk im Thurme verüben, ſo können wir ganz ruhig darüber ſein. Wir Beide ſind kräftig und, mit unſern Aexten bewaffnet, wollen wir ſchon unſer Leben vertheidigen. Darum ſei getroſt. Die Herren auf dem Rathhauſe waren doch erfreut, als ich mich zu der Stelle meldete, und zahlten mir ſogleich dies Sümmchen aus, um mir meine Wohnung mit allen Bequemlichkeiten zu verſehen. Und das wollen wir denn auch thun. Komm, nimm die andere Axt und das Kind, folge mir in die Stadt, wir wollen unſere Einkäufe machen und dann fort zum Kloſter.“

3.

Zagend folgte die Frau ihrem Manne, der rüſtig voranging. In den Straßen ſammelten ſich viele Neugierige, die die Waghälſe ſehen wollten, welche das verrufene Quartier bezogen und ihr Leben für ſchnöden Gewinn auf's Spiel ſetzten. Ein Blick auf die Leute war genug, um die Gründe darzuthun, die ſie dazu vermochten. Kopfſchüttelnd und mitleidig, tröſtend oder höhnend war die wachſende Menge dem neuen Thürmer und ſeiner Familie bis zur kleinen Kloſterpforte gefolgt, der, mit Geräthſchaften und Lebensmitteln beladen, jetzt dort an der Glocke zog. Ein Bruder öffnete. Die Behörde hatte bereits melden laſſen, daß ein Thürmer endlich gefunden ſei, damit ihm die Schlüſſel überantwortet würden. Der Mönch nöthigte den Mann zum Eintritt in das Kloſter, um ſich dem Guardian vorzuſtellen, während Frau und Kind vor der Pforte ſeiner Rückkehr harren mußten.

Nach einer ziemlich langen Pauſe trat der Thürmer wieder zur Pforte heraus, die ſchweren Schlüſſel in der Hand, und öffnete die Thür in dem kleinen, runden Seitenthurme, wo er mühſam mit den Seinen und belaſtet mit den eingeſenkten Zacher hinaufſtieg und athemlos das Wohnzimmer, in beträchtlicher Höhe auf dem majeſtätiſchen Münſter gelegen, erreichte.

6.

Mit ängſtlich ſcheuer Miene betrat die Frau die Schwelle ihrer neuen Wohnung, und ſelbſt dem Manne ſchien etwas Anderes als das Steigen der Treppe den Athem genommen zu haben.

Obgleich die Sonne draußen noch freundlich ſchien, ſo herrſchte in dieſem Raume bereits eine Dunkelheit, welche die Gegenſtände kaum erkennen ließ. Es kam dies von den kleinen runden, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben her, die von der Sonne verbrannt waren und nun ihren Strahlen den Eingang wehrten. Die Wände deckte ein ſchmutziges Grau, altes Geräthe ſtand in Unordnung rings umher, als hätte der Bewohner dieſes Zimmers es ſoeben in Eile verlaſſen, und doch hatte ſeit einem halben Jahrhundert kein Menſch dieſe Schwelle überſchritten.

In einem Winkel ſtand ein breites Bette, Kiſſen und Polſter herausgezerrt, und an der Wand erblickte man Flecken, die von verſpritztem Blute herrührten und die, wie die Sage ging, weder Kalk noch Farbe zu übertünchen vermochten. Die arme Frau ſchauderte zuſammen und umklammerte ihr Kind, dann fing ſie an, auf das Zureden ihres Mannes mit geſchäftiger Hand die Stube aufzuräumen und in der daran ſtoßenden Küche den mitgebrachten Hausrath in Ordnung zu bringen. Während deß ſtieg der Thürmer in die Glockenſtube, ordnete und befeſtigte die

Stränge und, als er damit zu Ende war, ſetzte er ſich mit ſeiner Familie zum Abendeſſen, das auf reinlicher Schüſſel nach langer Zeit zum erſten Male ihm entgegendampfte.

„Den Herren im Kloſter ſchien es gar nicht einmal Recht zu ſein, daß ſie einen Thürmer erhielten; die Aufnahme war mindeſtens nicht freundlich und brummend übergaben ſie mir die Schlüſſel. Was aber liegt mir daran — ſieh, Weib! wie es uns jetzt geht, wie wir uns an warmer Speiſe ſatt eſſen können, wie es unſerem Kleinen ſchmeckt! Und dann, wie ruhig und ſtill wirſt Du Dein Kind hier in die Welt ſetzen, ich kann Dich den ganzen Tag über pflegen, denn ich habe Geld und brauche nicht in den Wald zu gehen. Unſere jetzige Wohnung und unſere frühere, welch ein Unterſchied! Und in einem Bette werden wir ſchlafen — und friſches Stroh in den Strohſack hole ich noch heute für uns herauf, wenn Du aber den Säugling ſtillſt, ſo liege ich und der Große da auf Stroh an der Erde und überlaſſe Dir und dem kleinen Kinde willig das Bett.“

Die Blicke der Frau fielen auf das Bett und ſie ſchauerte zuſammen, als ſie die Blutflecke an der Wand ſah.

Der Mann bemerkte es.

„Laß die trüben Grillen; wer weiß, was es mit den Schauerkunden für eine Bewandtniß haben mag. Uns wird Niemand was anhaben — und ſieh einmal, iſt es nicht tröſtlich dort, die großmächtige, ſchwarze Eiſenthür mit dem ungeheuern Schloſſe führt gerade zur Kirche hinunter, durch das Rieſenſchlüſſelloch erblickſt Du tief unten in weiter Ferne den Hochaltar und das Muttergottesbild. Sind wir in dieſer Nähe nicht im heiligen Schutze des Himmels und ganz ſicher?

Die Wanduhr, die ſie mitgebracht hatten, zeigte jetzt die

Stunde, wo zum Abendſegen geläutet werden mußte. Keine der vielen kleinen Glocken und Glöckchen ließ ſich heute vernehmen. Alle warteten auf den erſten Schlag vom Münſter. Da ſtiegen Beide, Mann und Frau, die beſchwerliche Leiter hinan und zum erſten Male ertönte wieder nach funfzig Jahren der volle, ſchöne Schall über Stadt und Feld, und erſt nach mehren erfolgten Schlägen ſtimmten die andern Glocken ein. Und die vom Felde und aus dem Walde heimkehrenden Menſchen und die Bürger in der Stadt blickten hinauf zur hohen Gallerie, wo der Thürmer und ſeine Frau voll Muth und Vertrauen die Glockenſtränge zogen und ihre freundlichen Augen auf der Abendlandſchaft ruhen ließen.

7.

Als am andern Morgen die Frau die Augen aufſchlug, ſtand ihr Mann lächelnd vor ihr. Das Kind ſpielte am Boden. Die kleinen Fenſter waren geöffnet und der friſche, helle Morgen ſchien freundlich in die Stube. Die Vögel flogen hin und wieder und ſetzten ſich auf vorragendes Geſims dicht am Fenſter; ſie waren lange ſchon daran gewöhnt, daß ſie hier von keinem Menſchen geſtört wurden. Durch die Eiſenthür von der Kirche ſchallte dumpfes Gemurmel der Mönche herauf, die ſich unten zum Gebete verſammelten, und das Klappern ihrer Holzſchuhe in den langen Kreuzgängen war ganz deutlich zu vernehmen.

„Nun? Die erſte Nacht iſt, wie ich glaube, ohne Spuk hier oben verſtrichen,“ rief ſcherzend der Mann, „es wäre denn, der Spuk habe ſein Weſen getrieben, während wir im feſten Schlafe gelegen haben. Ich glaube, wir haben alle Drei während der ganzen Nacht kein Auge aufgemacht — ja, es iſt freilich ein Anderes, auf der bloßen Erde oder im Bette zu ruhen — und noch dazu, wo's nicht geheuer iſt!"

Die Frau ſtand ſchnell auf und nachdem ſie dem Manne ſein ſcherzhaftes Spotten vorgeworfen hatte, ſprach ſie ihr kurzes Morgengebet und Beide ſtiegen hinauf in die Glockenſtube, um zur Frühmette zu läuten. Viele Thüren in den kleinen Häuſern öffneten ſich fröhlich, wie die erſten ernſten Töne der großen Glocke durch die reine Morgenluft feierlich einherzogen, und freudig wandten ſich die Blicke hinauf zu Thürmer und Thürmerin, für die unten während der Nacht wol manches Gebet zum Himmel geſchickt worden war.

Nach der Meſſe kam ein alter freundlicher Mönch zum Thürmer und brachte ihm Grüße von den Brüdern. Unter der Kutte trug er eine große Flaſche, die er lächelnd auf den Tiſch legte.

„Ich bin der Pater Kellermeiſter," ſagte er, „und hier bring' ich Euch eine Magen- und Herzſtärkung, die Euch gewiß munden ſoll. Ihr ſeid ein muthvoller Mann, wie Ihr gezeigt habt, aber die Abende bringen wol einen eignen Schauer über den Mauerwällen hier oben, und ſich deſſen zu erwehren, wird ein Zug aus dieſer Flaſche Euch nicht undienlich ſein. Die Soldaten nennen dergleichen Sorgenbrecher, wir Patres Grillenbrecher, je nun, bei Euch wird es wol ein Geiſterbanner werden. Seid fromm und lobet Gott, haltet feſt an der heiligen Kirche, liebet ihre Diener, und thut Ihr je dann und wann einen Zug, auch wol ein paar aus dieſer Flaſche, ſo wird Euch die Hölle mit ihrem Spuke nichts anhaben!"

So ſprechend, ließ ſich der alte freundliche Mönch die Hände ehrerbietig küſſen und verließ die Thürmerfamilie, verſprechend, er würde, wenn die Flaſche geleert wäre, mit einer andern aus ſeinem reichlichen Vorrath gern aufwarten.

Der Thürmer aber verſchloß die Flaſche ſorglich. Er war des Weines nicht gewohnt und wollte ihn als eine herzſtärkende Arznei für Krankheitsfälle ſich aufſparen.

Als er am Vormittage unten auf der Straße erſchien, drängte ſich ein Schwarm Neugieriger herzu, um ihn mit Fragen zu beſtürmen. Alles wünſchte ihm Glück zu dem beſtandenen Wagniß, und da es Zeit war, wieder zur Meſſe zu läuten, ſtieg er zur Frau in den Thurm hinauf, beladen mit Kleidungsſtücken und andern Geſchenken, die fromme Leute den Armen willig ſpendeten.

So war der erſte Tag, gleich der erſten Nacht, ruhig verſtrichen. Die zweite war wiederum hereingebrochen und noch ſaßen ſie bei der Lampe, über den Glückswechſel, der ſie betroffen, freundlich redend. Das Kind ſchlief bereits und ringsumher regte ſich nichts im Thurm und in der Kirche.

Plötzlich horchten Beide erſchreckt auf.

„Höreſt Du's auch?“ fragte Eines das Andere zu gleicher Zeit mit gedämpfter Stimme.

„Dort hinter der großen Eiſenthür,“ ſetzte die Frau ängſtlich hinzu.

„Es klang wie leiſes Geſpräch“, ſagte der Mann.

Und Beide wagten nicht aufzuſtehen und durch das Schlüſſelloch zu ſehen; auch war es jetzt ganz ſtill geworden.

„Siehſt Du,“ ſprach die Frau ängſtlich, „nun geht es ſchon los. Geſtern ſchliefen wir nur zu feſt, um den Sabbath zu vernehmen.“

„Ei, iſt's von der Art," ſcherzte der Mann, „daß man's ruhig verſchlafen kann, ſo iſt es leicht zu bannen; wenigſtens ſoll's uns nicht erſchrecken, wenn es kommt."

Mit dieſen Worten öffnete er den Schrank und nahm die große Flaſche heraus, die ihm der Mönch gebracht hatte.

„Wir dürfen ja nur dieſe leeren und ich bin überzeugt, wir ſchlafen Beide feſt und gut."

„Was willſt Du thun?" rief die Frau; „den Wein, der mir im Kindbette Stärkung geben ſoll, willſt Du vergeuden? Nein, wir wollen nicht ſchlafen; wachen wollen wir und beten!"

Ein leiſes Geräuſch wurde jetzt wieder hinter der großen Eiſenthür hörbar; es war, als ob ſich etwas entfernte.

Die Leute im Thurme beteten, löſchten die Lampe und legten ſich nicht ohne Angſt nieder; aber bald waren ſie eingeſchlafen und der zweite Morgen weckte ſie eben ſo freundlich nach einer ruhigen Nacht, wie der erſte es gethan hatte.

[illegible].

Jetzt hatten ſie bereits eine Woche in dem Thurme verlebt, und abgeſehen von dem Spuke hinter der Eiſenthür, der ſich wie leiſes Geflüſter bei einbrechender Nacht vernehmen ließ, war nichts vorgefallen, was ſie erſchreckte oder auch nur im Geringſten ihre Ruhe ſtörte.

Sie lebten im Gefühle des größten Glückes und freuten ſich, daß ſie den Muth gehabt hatten, die Furcht zu beſiegen, die ein Ammenmärchen erzeugt hatte. Die freundliche Umgebung, die Stube, die jetzt ein wohnliches Anſehen bekommen hatte, und die herrliche Ausſicht vermehrten ihre heitere Stimmung, und wären die Blutflecke am Boden und an der Wand nicht geweſen, die troß des Scheuerns und Tünchens nicht fortzubringen waren, ſo würde nichts an die Schauergeſchichte des vorigen Thurmwächters erinnert haben.

Freundlich lächelnd trat der alte Mönch eines Morgens zur Thür herein, abermals eine große Flaſche unter der Kutte hervorziehend und auf den Tiſch legend.

„Ich komme, die leere abzuholen," ſagte er dabei; „hat Euch der Inhalt gemundet?"

Entſchuldigend ſagte die Frau, ſie habe den köſtlichen Trank bis zu ihrem Wochenbette verſparen wollen und nicht zugegeben, daß ihn der Mann anbreche.

„Oho," rief der lachende Pater, ſich den Bauch ſtreichend, „bis dahin könnt Ihr noch viele gefüllte Fläſchchen von Eurem Freunde Kellermeiſter erhalten. Trinkt dieſen hier auf meine Geſundheit zu Nacht, verſteht Ihr? Heut' iſt der einundzwanzigſte und der Vorabend vor dem Feſt eines großen Heiligen. Deſſen gebühret ſich's da, einen Becher zu leeren, um der himmliſchen Freuden ſchon hienieden ſich theilhaftig zu machen, und erwieſen ſind die Vorabende vor den großen Feſttagen bei uns im Kloſter verrufen. Da treibt oftmals der Schwarze ſein böſes Spiel, und iſt es wirklich nicht geheuer, ſo könnt Ihr's heute erfahren. Nun, lebt indeß wohl, und macht, daß ich bei meinem nächſten Beſuche die leeren Flaſchen mitnehmen kann."

Bei dieſen Worten gab er Allen den Segen, ließ ſich dafür die Hände küſſen und ging zur Thür hinaus. Lange war das Klappern ſeiner Holzſchuhe und das Klirren ſeines ſchweren Schlüſſelbundes auf der Wendeltreppe verhallt und noch immer ſtanden die beiden Eheleute einander ſtumm gegenüber.

II.

„Alſo heut' könnt's losgehen!" ſprach der Thürmer zu ſeiner Frau, da ſie vom Abendläuten herunter ins Zimmer kamen. „Nun, wie Gott will!" ſetzte er andächtig hinzu.

Die Frau war bleich und traurig.

Das Kind lag bereits im tiefen Schlafe da und Alles war in dieſer Höhe ruhig und ſtill. Selbſt das Knarren der ſchweren Thurmfahne wurde nicht vernommen, ſo windſtill war die Nacht. Es mochte nicht weit von Mitternacht ſein. Die Eheleute ſaßen ſtumm und ernſt da und konnten ſich faſt nicht mehr des Schlafs erwehren.

„Es kommt wieder nichts, laß uns zur Ruhe gehen," ſprach der Mann. „Aber dem guten Vater zu Ehren wollen wir die eine Flaſche öffnen und ihren Inhalt koſten, ehe wir einſchlafen."

Die Frau holte ſie herbei und Beide ließen nun wechſelsweiſe, die Flaſche an den Mund ſetzend, den wahrhaft köſtlichen Inhalt in die Kehle gleiten.

Ueber die Hälfte war bereits die Flaſche leer, da ſchien es ihnen, als vernähmen ſie das Geräuſch hinter der großen Eiſenthür. Ein Schauer packte ſie, es ſchien etwas Ungewöhnliches es zu begleiten, es ſtrich ein feuchter Luftzug durch das Zimmer, ſie ſchüttelten ſich wie im Fieber. Schnell leerten ſie die Flaſche ganz, löſchten die Lampe und ſuchten das Bett.

Eine Aengſtlichkeit hatte ſich ihrer bemächtigt, es lag wie Blei auf ihnen und ſie vermochten ſich nicht zu rühren. Sie lagen in einem Zuſtande des Träumens und waren doch nicht feſt eingeſchlafen.

Da tönte dumpf der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde und erſchütterte das Gebäude. Die große Eiſenthür wurde raſſelnd aufgeriſſen, ein dicker Dampf füllte das Zimmer und das klägliche Angſtgeſchrei ihres Kindes drang in die Ohren der durch Ohnmacht gefeſſelten Eltern.

10.

Am andern Morgen war keine Spur von den nächtlichen Erſcheinungen. Das Kind war anſcheinend munter und der Mann war nicht abgeneigt, das Ganze dem genoſſenen Weine zuzuſchreiben.

„Wir wollen in Zukunft die Gaben unſeres Freundes Kellermeiſter nicht ſo reichlich genießen," ſagte der Mann. Die Frau bekreuzte ſich und ſprach leiſe einen frommen Stoßſeufzer.

Mehre Tage und Nächte vergingen ohne beſondere Erſcheinungen und der gute Mönch hatte ſich wieder nach gewohnter Weiſe eingeſtellt. Diesmal brachte er drei Flaſchen mit. „Ich bin zu alt und zu dick, um ſo oft, wie bisher, in Eure Zelle ſteigen zu können," ſprach er lächelnd, „daher bringe ich Euch Euern Vorrath für längere Zeit. Ich hoffe, er ſoll Euch munden. Habt Ihr die Flaſchen geleert, ſo könnt Ihr ſie mir herunterbringen und neue gefüllte holen; unſer Keller hat mehr von der Sorte und Ihr braucht Eure Kräfte hier oben."

Er erkundigte ſich, ob der Spuk etwa vernehmbar geweſen wäre, und lächelte, als ihm die Leute das Ereigniß jener Nacht erzählten.

„Leert Ihr heute wieder eine Flaſche," ſprach er mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit, „ſo wette ich mit Euch, der Spuk bleibt nicht aus. Die Geiſter leben und weben in dem alten Weine. Darum verſucht's nur noch einmal, um hinter die Sache zu kommen."

„Es iſt die Folge der Trunkenheit," ſprach der Mann verdrießlich. „Ich erinnere mich aus meinem Soldatenleben ähnlicher Erſcheinungen." Er ſuchte die Angſt der Frau wegzuſcherzen und ſprach davon, wie man ſich daran gewöhnen müſſe, den Wein zu vertragen, da ſeine Bekanntſchaft mit dem Pater Kellermeiſter ihm die ſchönſte Gelegenheit dazu darbote.

„Siehſt Du die blauen Flecke?" ſchrie mit einem Male die Frau, indem ſie ihm das nackte Kind hinhielt, deſſen Körper mit Flecken bedeckt war, bei deſſen Berührung der Kleine ein durchdringendes Geſchrei ausſtieß.

„Ei, das Kind wird ſich geſtoßen haben," brummte der Vater, um der Mutter die Sorge zu benehmen.

Doch mit ſchwerem Herzen ging er an ſein Geſchäft, feſt entſchloſſen, ſich dieſe Nacht des Schlafs zu erwehren und, ohne der Flaſche zuzuſprechen, den unheimlichen Spuk zu erwarten.

Die Nacht kam, das Kind ſchlief, ängſtlich harrend ſaßen beide Eheleute, den Athem einhaltend, die zwölfte Stunde erwartend. Der Spuk blieb aus. Nichts, als das leiſe Rauſchen hinter der Eiſenthür wurde auf Augenblicke hörbar, dann verſchwand es, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Gebäude. Aber die Eltern blieben ſorglich wachend an dem Bette ihres Kindes ſitzen, das ruhig fortſchlief; und die Morgenſonne ſchien bereits durch die Fenſter, und kein Schlaf hatte die Augenlider des Thürmers und ſeiner Frau erquickt, die von Zweifeln geängſtigt ihr Tagesgeſchäft begannen und erſt in der friſchen Morgenluft von ihrer Höhe, beim Tönen der mächtigen Glocke, und indem die Worte eines alten Gebetes durch ihre Seele zogen, die nächtlichen Erſcheinungen für die Wirkungen eines ſchweren Traumes, vom Genuß des Weines erzeugt, halten konnten.

II.

Viele Nächte waren nun ſchon von den Eheleuten durchwacht worden.

Ihre Augen waren roth, die Glieder ermattet, die Arbeit am Tage ließ nicht zu, den verlorenen Schlaf zu erſetzen, und Beide dachten bei ihrem jetzigen Ueberfluſſe wol manchmal mit ſtillem Bedauern an ihre frühere Arbeit, wo die Müdigkeit auf hartem Boden ihre Augen ſchloß, wo ſie bei offener Thür unter dem Schutze des Himmels ruhig ſchliefen, und die heitere Sonne ſie doch auch, wie die Reichen und Glücklichen, in ihrer Herrlichkeit beſchien.

Den ſchweren Kopf in die Hand ſtützend, ſaßen die Leute eines Abends da; die Augen fielen ihnen zu, ſie waren nicht mehr vermögend, den Schlaf zurückzuhalten.

„Heute, gutes Weib! thue, was Du bis jetzt immer ablehnteſt. Schlafe einige Stunden, und ich allein werde wachen. In meiner Obhut iſt das Kind, biſt Du eben ſo ſicher, als wenn Du die Sorge mit mir theilſt. Iſt Mitternacht vorüber und der Morgen bricht heran, dann magſt Du mich ablöſen, und indeß Du das Frühſtück bereiteſt, werde ich der Ruhe genießen. Der Spuk ſcheint überdies müde geworden zu ſein, uns zu necken, ich denke, er ſoll uns ferner in Ruhe laſſen.“

Nach vielem Zureden entſchloß ſich endlich die Frau nachzugeben, und legte ſich nieder an die Seite ihres Kindes, wo die Ermüdete bald in ſchweren Schlaf fiel. Der

Mann ſaß da und erwartete, mit Mühe ſich aufrechthaltend, die Stunde der Mitternacht.

Seine Abſpannung hatte den höchſten Grad erreicht, es kam ihm in den Sinn, man könne durch einen mäßigen Genuß geiſtigen Getränkes verlorene Kräfte wieder erſetzen und den erſchlafften Sehnen neue Spannkraft verleihen. Dieſer Gedanke, und die dadurch rege gewordene, dem gemeinen Polen ganz beſonders eigene Luſt an dieſem Genuſſe ließen ihm keine Ruhe. Er ſchlich leiſe an den Wandſchrank, wo die Flaſchen des Mönchs noch unberührt daſtanden. Er nahm ſie behutſam heraus, hielt ſie gegen die Lampe und erfreute ſich ihrer Klarheit und ihres herrlichen Geiſtes, der in Geſtalt von unzähligen größeren und kleineren Perlen bei der leiſeſten Berührung vom Boden der Flaſche aufſtieg.

„Nur eine ganz kleine Stärkung,“ dachte er, „nur einen herzhaften Schluck, und dann die Flaſche ſchnell wieder an ihren Platz geſetzt.“

Immer lüſterner wurde ſein Gaumen, den Inhalt der Flaſche zu koſten. Der Form, ſowie der Farbe nach, ſchien ihm dieſer Wein von dem frühern verſchieden zu ſein. Feſt war er überzeugt, der gute Mönch habe eine leichtere Sorte gebracht, da er ihm geſagt, welche Wirkung der erſte Wein auf ihn und ſeine Frau gemacht habe. „Es wird ja das Leben nicht koſten,“ murmelte er vor ſich hin, und indem er das alte polniſche Liedchen:

„Es ſchlafen nicht Alle,
Welche die Augen ſchließen,“

ganz leiſe ſang, ſchlich er auf den Zehen zum Bette und überzeugte ſich, daß Frau und Kind im feſteſten Schlafe lagen. Nun kehrte er zum Tiſche zurück, ergriff die Flaſche mit beiden Händen, packte den Kork mit den Zähnen und drehete ihn geſchickt aus dem Halſe. Der würzhafte Geruch des Weines drang beſeligend ihm in die Naſe, er ſetzte die Flaſche an den Mund, und im Nu war die Hälfte des Getränkes hinuntergeleitet. Mit einem derben Ah! ſtrich er ſich den benetzten Bart, ſeine Augen leuchteten, und die Blicke feſt auf die Flaſche gerichtet, ſetzte er ſich am Tiſche nieder, ſo viel Muth im Herzen, als dazu gehörte, die geſammte Hölle herauszufordern.

Nach weiſer Eintheilung that er die folgenden Züge, ſo oft der große Klöppel der Thurmuhr das Vorrücken der Zeit verkündete, und demnach geſchah es, daß die Mitternacht nahe war, als vor dem Thürmer die völlig geleerte Flaſche, neben der trübbrennenden Lampe, auf dem Tiſche ſtand, während er ſich mit Mühe auf ſeinem Sitze aufrecht erhielt.

Immer dunkler ſchien ihm die Lampe zu werden, jetzt war eine graue Dämmerung im ganzen Gemache verbreitet. Alles drehte ſich um ihn, er wollte ein Fenſter öffnen, erhob ſich mühſam vom Stuhle, der Boden wankte, und ſeine Sinne verließen ihn.

12.

Der Tag war angebrochen und das laute Wehegeſchrei der Frau erweckte den noch im ſchweren Schlafe am Boden liegenden Thürmer. Erſchreckt riß er die Augen auf und erblickte neben ſich die Leiche ſeines Kindes, über deſſen zerſchelltem Köpfchen die troſtloſe Mutter ſich beugte und ihren herzzerreißenden Klagen freien Lauf ließ.

Neben den alten, unheilkündenden Blutstropfen erglänzten jetzt die friſchen ihres eigenen Kindes.

Sie liefen ſogleich hinunter und machten die Anzeige des ſchrecklichen Vorfalls. Die Mönche zogen hinauf in feierlicher Proceſſion mit Kerzen, Weihwaſſer und Kreuzen, aber die armen Eheleute gingen die ſchmale Wendeltreppe wieder hinab, das zerſchmetterte Kindlein in den Armen, zur ruhigen Hütte ihres frühern Elends.

Kein Thürmer bewohnt ſeitdem jenes Zimmer, und wenn alle Glocken und Glöckchen in Czenſtochau zu erklingen beginnen, die große majeſtätiſche Domglocke bleibt ſtumm und ſcheint zu trauern über die Gräuel, die in ihrer Nähe verübt wurden und die eine ſpätere Zeit vielleicht einſt enthüllen wird.

Dem neugierigen Reiſenden aber wird im Glanze der freundlichen Sonne, vor deren Macht grauſige Spukgebilde verſchwinden, das Zimmer im Thurme geöffnet, wo er von Schauder ergriffen die Blutflecke auf Wand und Fußboden noch heutzutage erblicken kann.

Luklamshöhle.

Ich hatte ſeit früheſter Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles, was man von dort hörte, klang ſo zauberiſch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen ſah und wovon das eine eine prächtige Schlittenfahrt vorſtellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das andere aber Wien im Sonnenglanze und Sommerſchmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatte meine jugendliche Phantaſie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer und die großen, alten Häuſer des Mehlmarktes, der Schnee auf dem weiten Brunnenbaſſin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerſchaft und die vornehmen Herrſchaften ſelbſt in dem abenteuerlichſten Wintercoſtüme aus der Zeit Maria Thereſia's, an denen der Maler keine grelle Farbe geſpart hatte; auf dem andern Bilde der regelmäßige Palaſt, mit den geradlinigen Alleen und den

Parterres im Geſchmacke Ludwig's XV. und der Ausſicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu dieſen Vorſtellungen kam noch die Bekanntſchaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schickſale in meine ferne Vaterſtadt verſchlagen wurde, der „ſpat" für „ſpät" ſagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an ſeinem Platze ſteht, nichts verdirbt oder verunſtaltet, ohne doch zum Verſtändniß etwas beizutragen. Dieſer Mann war ein Muſiker und mit Joſeph II. nicht eben ſehr zufrieden; er trieb einen Lederhandel und ſprach jeden Abend von Faſanen mit Kraut, wie von einem verlorenen Glück, von einer ſchönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, deſſen Verwirklichung er nie mehr erleben ſollte. Mehr als dieſer alte, ſchwärmende, faſanenliebende Lederhändler, mit dem bleichen, hagern Geſichte, den buſchigen Augenbrauen, und den langen knöchernen Fingern, wußte mir aber eine gar holde Schönheit von Wien zu erzählen. Sie war als Mädchen hingereiſt, um einen alten Baron zu heirathen, der am Morgen nach der Brautnacht aus famoſen Gründen ſich von ſeinem eben angetrauten Weibchen gerichtlich ſcheiden ließ. Die liebenswürdige Frau erſchien daher bald wieder auf dem Schauplatze ihres frühern Glücks, wie ihrer frühern Triumphe. Sie glaubte, die tauſendzüngige Fama würde ihr ſo weit nicht folgen; ſie verbreitete, ihr alter Mann wäre plötzlich an ihrer Seite vom Schlage gerührt worden; aber dennoch wußte nur zu bald die ganze Stadt, daß der alte Baron in Wien noch bei gutem Befinden exiſtire und einer Caprice wegen ſich ſelbſt um das Vergnügen beraubte, der Mann eines ſchönen, gefälligen Weibes zu ſein.

Ich bemerkte die Baronin zuerſt im Theater; ſie ſaß auf einer Eſtrade, worauf die Sperrſitze ſich befanden, und ihre netten Füßchen waren in gleicher Höhe mit meinem Kopfe. Einſt legte ich meine Hand auf die vorſpringende Brüſtung der Eſtrade und ward heftiger erregt, als wenn man plötzlich den warmen, würzigen Athem eines ſchönen Kindes in ſeiner Nähe verſpürt, denn ich fühlte einen warmen Fuß und ein leiſes, wie abſichtloſes Huſchen überzeugte mich, daß es ein Füßchen war, wie es in Wien häufig, in meiner Vaterſtadt aber ſehr ſelten angetroffen wird. Der zarte, ſchwellende Muskel drängte ſich aus dem ſeidenen Schuh — ich belachte den Thoren, der ſich freiwillig von dieſem Füßchen hatte losſagen können, denn ein ſcheuer Blick nach oben, ſo ſcheu und ſchnell wie die Betaſtung des Pedals, zeigte mir die erröthende Baronin — aber zu gleicher Zeit ſpürte ich einen leiſen Druck; ich blickte noch einmal auf und die Baronin ſchlug die Augen nieder, und die Spitze des Füßchens drückte ſtärker auf den fremden Gegenſtand nieder, der ſich ihm genähert hatte. Ich ſchwamm in Seligkeit! In meinem Leben bin ich nicht entzückender getreten worden! Zur Ehre meiner Schönen muß ich jedoch noch hinzufügen, daß dieſer beglückenden Fußſprache eine wochenlange Augenſprache voranging und daß meiner Kühnheit füglich keine andere Erwiderung an dieſem Orte zu Theil werden konnte.

Wir hatten uns bald verſtanden und dieſer Bekanntſchaft verdankte ich die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über den Charakter und das Treiben der Wiener, über ihre luxuriöſe Lebensweiſe und das Haſchen nach geräuſchvollen Genüſſen, welches dort noch jetzt die Stelle der höhern Ausbildung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe vertritt und zugleich für den Mangel des politiſchen Elements in der Geſellſchaft entſchädigen muß. Ein junges, geiſtreiches Weib iſt der feinſte Beobachter, und meine Baronin, mit dem weißen

Nacken und den dicken, rabenſchwarzen Locken, die ſich darauf ergoſſen, war mir ein „öſterreichiſcher Beobachter,“ den der des Herrn von Pilat nie zu erreichen im Stande ſein wird.

Nicht lange durfte ich jedoch in dieſen Armidiſchen Netzen weilen, das Lied

„Die Trommel ruft, die Fahne weht,“

riß auch mich aus meiner ſüßen Ruhe, aus den Armen meiner Geliebten. Ich verließ ſie ſo traurig, wie man mit achtzehn Jahren ſein kann, und eben ſo treu; ich bekam den zärtlichſten Abſchied in den Kauf und habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehen. Später erfuhr ich ihren Tod.

Einige Jahre waren verſtrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgeſehen und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine ſtarke Sehnſucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit, als ein ernſter Schauſpieler aus der Provinz ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantaſtiſche, überſprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenſpieler der weitentfernten ungariſchen Comitate, auf das Leopoldſtädter Theater ſprang, um den traveſtirten Tamino zu geben und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuſter, mit der ſpießbürgerlichen Philiſterei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieſer ergötzlichen Erſcheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horſchelt. Man kann ſich kaum vorſtellen, welche Zauberwirkung ſolche Dinge auf die Volksmenge einer großen Stadt hervorzubringen im Stande ſind; auch war mein referirender Freund ganz ſelig vor Entzücken, wenn er ſich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das luſtige Beiſammenleben aller verwandten Geiſter, der Schriftſteller, Schauſpieler, Muſiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erſt mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieſes herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir „die Ludlamshöhle.“

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im erſten Augenblicke? Klingt es doch ſo ſchauerlich nordiſch; und die Wahrheit zu geſtehen, obgleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, ſo hatte er leider verſäumt, dem Hiſtoriſchen nachzuforſchen, und konnte mir über den Urſprung des Namens nicht das Geringſte offenbaren.

Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich beſſer unterrichten; ich reiſte nach Wien.

Mein Herz hüpfte auf vor Freude, wie ich den Stephansthurm aus der Ferne ſah; es war mir wie bei dem Anblicke eines alten Freundes. In demſelben Augenblicke wurden die Geſtalten des alten Wieners und der jungen, ſchönen Baronin wieder wach und Alles, was ſie mir von der Wunderſtadt erzählt hatten, hing ſich wie Sagen um den alten Stephansthurm und flatterte weit ab in den rothen Abendhimmel. Meine ſchönen Rückerinnerungen nahmen Geſtalt an und ſpannen ſich immer weiter aus; ſie wurden zu lieblichen Träumereien und während wir in der Thal weiter rollten und uns immer mehr der Stadt näherten, deren Hauptthurm jetzt ſchon aus dem Grau der Lufttinten herrlich hervortrat, um ſeine durchbrochenen Arabesken, von der Abendſonne begoſſen und durchzogen, blicken zu laſſen — rollten meine Gedanken der Zeit um ein gutes Stück voraus und erdichteten ſich ein Bild meines bevorſtehenden Lebenslaufes und aller Abenteuer, welche auf mich hier warten ſollten. Von der Mauth zum „weißen Ochſen“ ſind nur ein paar Schritte, weiter iſt es ſchon zum Kärntherthor; ich ließ mich aber nicht dadurch abſchrecken, noch weniger durch die einbrechende Dunkelheit in den engen, wimmelnden Straßen: ich eilte nach den mir vor Jahren ertheilten Zurechtweiſungen fort und hatte — wie durch ein Wunder — die Kärntherſtraße erreicht, die ich dann ſo lange verfolgte, bis ich in dem unanſehnlichen Vorplatze des Hof-Operntheaters ſtand. Man fragte mich „in welchem Stock ich zuſehen wollte, da das Parket zu voll ſei,“ und ich gelangte auf einer engen Wendeltreppe nach einem Platz, wo mir — für theures Geld — das Stehen ſauer und das Sehen unmöglich wurde. Man gab Nina, oder Wahnſinn aus Liebe, von der reizenden Aumer getanzt, und ich gelangte ſpäter erſt zu der Einſicht, wie viel ich an jenem Abende verloren hatte.

Andern Tages nahm mich die Polizei ſehr freundlich auf; ich wurde zu einem eleganten, blonden Mann geführt, der ein Ritter war und mir ſehr höfliche Redensarten machte. Nachdem ich ihm geſagt, daß ich im Sinne habe, für das Theater Stücke zu ſchreiben, that er ganz ſo, als wenn die Wiener ohne meine Stücke Noth leiden würden, und bat mich inſtändigſt, doch ja auf meinem Vorſatz zu beſtehen und ſeinen Landsleuten Gelegenheit zu geben, meine Geiſteskinder zu bewundern; wie ich aber überraſcht von dieſer polizeilichen Zuvorkommenheit meinen Aufenthaltsſchein aus ſeiner weißen, beringten Hand zu nehmen mich erkühnen will, zieht er ſie mit Anſtand zurück und bittet mich erſt noch um eine Kleinigkeit: nämlich eine Beſcheinigung beizubringen, daß ich von irgend einem Großhandlungshauſe hinlänglich gekannt ſei. Es geſchähe dies blos, um über die Hinlänglichkeit meiner Mittel, in Wien leben zu können, verſtändigt zu werden. Mit derſelben Höflichkeit entlaſſen, wie ich empfangen worden war, eilte ich von dannen, um die Ludlamshöhle zu erreichen, denn ſelbſt der Ritter von der Polizei hatte mir geſagt, daß ich dort mehre meiner Freunde ſowie alle Schöngeiſter Wiens beim frohen Male vereinigt finden würde.

Am Ende des Grabens der Rue de la Paix der alten Kaiſerſtadt liegt ein Gäßchen, das Schloſſergaſſel geheißen, und in dieſem iſt ein Bierhaus, das Pfundner'ſche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthſchaftet wurde. Hier hatte ſich eine kleine Anzahl ſinniger Freunde zuſammengefunden, die ſich früher in dem „Blumenſtöckel“ im Ballgäſſel zu treffen pflegten, um Caſtelli, den liebenswürdigſten, heiterſten Geſellſchafter, der dort wohnte, noch zu ſehen, wenn er Abends aus ſeiner Coterie heimkehrte und ein Glas Regensburger Bier zu trinken pflegte, ehe er in ſeine Wohnung hinaufſtieg. Dies iſt in Kurze das Geſchichtliche von dem Entſtehen dieſes merkwürdigen Vereins: „Im Anfange ſaßen Männer im Blumenſtöckel,“ ſo begann die Legende im Gedenkbuche der Geſellſchaft. Wirthſchaftsverhältniſſe hatten dieſe Stifter zur Auswanderung aus dem poetiſchen Revier des Blumenſtöckels in das anfänglich proſaiſchere des Pfundner'ſchen Bierhauſes bewogen; der Zufall war aber ſchon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen ſollte.

Oehlenſchläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals ſo phantaſtiſchen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Märchen Leben und Geſtalt erhielt, ſein nordiſches Nebelmärchen aufführen zu laſſen. Dies war die nachmals im Druck erſchienene: „Ludlamshöhle.“ Wir wollen es den guten Wienern nicht eben hoch anrechnen,* daß ſie an dieſem phantaſieloſen Gewebe kein Erbauen finden konnten und den Dichter zum Pathen ſeiner Schande machten. Selbſt die zahlreichen Freunde Oehlenſchläger's vermochten es nicht, das Stück vom Falle zu retten, und konnten nichts Anderes thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schloſſergaſſel, den auch der ſcandinaviſche Dichter beſuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle“ zu heißen und ſo dieſen Namen in der Literärgeſchichte Wiens eine zwar kurze, jedoch intereſſante Rolle ſpielen zu laſſen.

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Faſſe ritt; hier trat man in eine niedere Thür und ſchwang ſich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um ſich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu ſehen; nun ſtand man in den Propyläen. Man durchſchritt ſie und die Menge profaner Gäſte, die ſich hier ihren Magen mit trockener und flüſſiger Koſt auf ganz gewöhnliche Weiſe füllten, und befand ſich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüſten ſäugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein ſeltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgeſellſchaft mit allem Ernſte in einem Jahre zu Markte bringt. Das Local hatte nur ein Fenſter, dabei war es lang, hoch, räucherig; ein langer Tiſch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein Paar Wandſchränke und Haken, um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer ſucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum erſten Male am Tiſche der Ludlamshöhle als beſcheidener Gaſt Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreiſe der Anweſenden umherſchweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Der alte, gefällige Hofſchauſpieler Schwarz hatte mich eingeführt und mich auf meine Bitte mit Niemandem bekannt gemacht; es machte mir ſtets Vergnügen, nur nach und nach, wie ſich mir die Leute zeigten, mich ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfſinn zu üben. Viele kannte ich ſchon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Caſtelli, Deinhardſtein, Grillparzer und Andere noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wol Caſtelli ſein, der lebensfrohe, heitre Dichter? Und nachdem ich mir die Geſellſchaft gemuſtert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Geſichte, hoher Stirne, ſchwarzen Haaren, der gar geſprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches ſcherzhafte Wort zum Beſten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden und ich ſah in dem Manne ſo feſt Caſtelli, daß ich eben aufſtand, um mich ihm ſelbſt vorzuſtellen, als zufällig Einer, nach der Uhr ſehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heut der Caſtelli!“ Ich ſetzte mich ſogleich wieder gelaſſen hin und ſchluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Caſtelli gehalten, war der Hoboebläſer Söllner, Profeſſor am prager Conſervatorium.

Neben mir ſaß ein Paar, das wol auch im Stande war, meine Aufmerkſamkeit anzuziehen. Ein junger, ſchmächtiger Menſch, mit einem geiſtreichen Geſichte, hoher Stirne und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Ausſprache tönte, die den Franzoſen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Geſtalt, ſorgfältig gekleidet, in ſchwarzen Escarpins und feiner Wäſche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemeſſene Bewegung, und der Nachdruck, mit dem das Geſprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten von irgend einem Fache ſchließen. Eine gutmüthige Derbheit gab ſich im ganzen Weſen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geſchnitten, ſondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebiſſen; jeder Eintretende mit den Worten: „ich grüße Sie!“ bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei ſcherzhafter wie ernſthafter Gelegenheit ſo gemüthlich in der Unterhaltung dieſes Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es **Julius Schneller** war, der an meiner Seite ſaß und von deſſen Anweſenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, ſpäter vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in ſeiner von E. Münch veranſtalteten Briefſammlung, jene vom October 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll ſchwankender Hoffnung und getäuſchter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unſerer heiterſten Abende war!

Der jüngere Mann an ſeiner Seite war mir — ſelbſt als ich ſchon ſeinen Namen erfahren hatte — völlig unbekannt. Es war ein reicher Gutsbeſitzer aus Steyermark.

dabei Dilettant, von dem bereits in Grätz Opern gegeben worden waren, und der ſich durch die Ueberſendung einiger fetten ſteyeriſchen Kapaune, unter dem Namen „Bocker“ bekannt, der Geſellſchaft von der beſten Seite zu empfehlen gewußt hatte. Er hieß Lannoy, aus der Familie der alten niederländiſchen Barone dieſes Namens. Schneller zeigte eine faſt väterlich-zärtliche Neigung für ihn, und wie ich ſpäterhin näher mit ihm bekannt wurde, fand ich ſie ganz natürlich gerechtfertigt. Nie iſt mir ein liebenswürdigerer Charakter im Leben aufgeſtoßen; milde Sitten, ein Gemuth von den Zaubern der Muſik durchglüht und erfüllt, Gefühl für edle Freundſchaft, ein ſanfter, wohlwollender Menſch durch und durch, dabei ein gefällig jugendliches Aeußere, ſo war Lannoy, wie ich ihn kennen lernte. Seine Beſcheidenheit möge mir verzeihen, daß ich dieſe treue Schilderung hier niederſchreibe.

Unter großem Geräuſche waren jetzt mehre neue Gäſte hereingekommen, um ſich ziemlich ungeſtüm der noch leeren Plätze am Tiſche zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Caſtelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein ſo jovialer Sänger, der die ernſteſten Dinge ſelbſt nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oeſterreich anders ausſehen müſſen. Das „air enjoué“ der Franzoſen fehlte; und an einen Berliner Beranger durfte man gar nicht denken.

Caſtelli erſchien ganz anſpruchlos. Sein Geſicht zeigte keinen ſcharfen Geiſt; die Augen waren hinter der Brille verſchanzt, das Haar war dünn und glatt, die Naſe kurz und dick, den Mund ſchmückte der Ausdruck der Gutmuthigkeit. Caſtelli war unerſchöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichſten Ernſte vortrug; Niemand verſtand es ſo gut wie er, Anekdoten zu improviſiren; Niemand war ſinnreicher im Erfinden abenteuerlicher Schwänke, die er ſogleich, ohne ſich lange zu beſinnen, in die Scene ſetzte. Man wird es ſchwer glauben, in dieſer Zeit des Ernſtes und der Trübſal, wo jede Freude, die ins Oeffentliche greift, ſo hoch verpönt iſt, welche Luſtigkeit damals über dem wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellſten Poſſen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gaſthäuſern aufgeführt. Caſtelli war ihr Dichter und Regiſſeur, und ſein erſter Held Deinhardſtein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der aber jetzt ſchon lange dieſe luſtige Miene abgelegt und von der Heldenrolle in jenen improviſirten Stücken ſich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardſtein zeigte in ſeinem Aeußern mehr von dem Geiſte, der ihm inwohnte, als Caſtelli. Seinem Geſichte fehlte der Ausdruck der ſüddeutſchen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringſten hübſch zu ſein, und oft zu ſatiriſchem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Caſtelli auszeichnete; ſie waren nachläſſig, cyniſch; ein in Wien ſeltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardſtein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Karl Blum, der zu jener Zeit auch in Wien lebte und zu einigen Balleten die Muſik componirte, war ein eifriger Beſucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur ſpielte und von den Wienern, ſeines unübertrefflichen Phlegmas wegen, auf acht wieneriſch, das heißt: auf die gutmüthigſte Weiſe verſpottet wurde.

Ein beſtändiger Gaſt war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen und ſlaviſchem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, deſſen „Augenarzt“ und „Agnes Sorel“ damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtniſſe waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen dieſen Sachen geſchrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer ſo liebenswürdigen Bonhommie, wie ſie wol ſelten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greiſen Vater des Tarare zu einer Hoffmann'ſchen Figur ſtempeln wollte und ihm Mozart's Vergiftung und Gewiſſensbiſſe und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebſtes italieniſches Sonnett für das Gedenkbuch der Ludlamiten, wie ſich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. Moſcheles, jung und voll Eifer für ſeine Kunſt, fehlte zu jener Zeit nie bei den Verſammlungen, und recht herzlich erfreute es mich, als wir uns einſt nach Jahren wiederſahen und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn beſondere Namen erhielten wir Alle, wie ich ſpäter berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten noch die Elite der wiener muſikaliſchen Welt, Künſtler erſter Größe, Maiſeder, Merk u. ſ. w., als Mitglieder der Geſellſchaft bezeichne und ſogar hinzufüge, daß Beethoven ſelbſt manchmal zugegen war und Theil nahm an der heitern, geiſtreichen Unterhalung, ſo wird man mir wol einräumen, daß die muſikaliſche Partie die bei weitem intereſſantere war. Und es entſpannen ſich oftmals Debatten zwiſchen den Muſikern und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren beſſern Lungen den Sieg, den ſie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach ſeiner Sappho der Abgott der Wiener und der Berühmteſte unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erſchien nur ſelten. Ich erinnere mich nicht, ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Caſtelli als Bruder Fatalis den Schickſalsſtrumpf ſtrickte und manch artiges lyriſches Gedicht machte; ſein Vetter Ignaz Jeitteles, der ſich mehr im Felde der Kritik bewegte und ein äſthetiſches Lexikon bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftſteller und ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters und beliebte Luſtſpieldichter; mehre andere Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenſchen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anſpruchsloſer und doch ſo tiefer Schimmer, du Frühgeſchiedener, dem ich nach ſo langer Zeit dieſen wehmüthigen Nachruf weihe!

Schimmer war ein Wiener im rechten Sinne des Worts. Voll tiefen Gefühls für jede Kunſt, beſonders aber für Muſik, über die er ein geſundes Urtheil hatte, das ſelbſt von Männern des Faches, wie ſie hier zugegen waren, anerkannt wurde. Ausſehen, Haltung, Art und Weiſe des herzigen Menſchen war komiſch; er gab ſich willig zum Beſten und ſah es gern, wenn man über ihn lachte. Wenn die ſo oft in Norddeutſchland gemißbrauchten Worte: harmlos und gemüthlich, je ihre richtige Anwendung finden ſollten, ſo war es hier. Nur fremde, rohe Anmaßung konnte dieſe gutmüthige Natur zum Zorn aufregen, doch bald war Alles wieder vorbei und ein Gelächter verwiſchte die Aufwallung bis auf die leiſeſten Spuren. Schimmer iſt jung geſtorben.

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ ſich ſogleich einführen; und ſie war in Oſt und Weſt, in Süd und Nord des Vaterlandes ſo berühmt geworden, daß man eifrig nach dieſer Ehre geizte. Es war die leichteſte Art, mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künſtlern und Schriftſtellern von Ruf zu jener Zeit beſaß; und obgleich die Sitzungen nach den beſtehenden Polizeigeſetzen nicht bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden durften, ſondern an allen Debatten, wenn auch ſtillſchweigend, doch die ganze anweſende Geſellſchaft des Haidvogl'ſchen Bierhauſes, die ſich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, theilnehmen konnte; ſo war die Polizei dennoch leutſelig genug, die Ludlamshöhle in beſondere Affection zu nehmen, und wenn man ſich nach der Wohnung von Dieſem oder Jenem auf dem Fremdenbureau erkundigte, ſo pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „Den werden Sie am ſicherſten in der Ludlamshöhle finden!“

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo ſelbſt dieſer unſchuldige Scherz Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernſt ſich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geiſtreicher Narrheit mit ſchweren Amtsſiegeln belegte und vor Gericht ſchleppte, und die luſtigen Vorſtände der weltberühmten Innung ins Verhör nahm, als handle es ſich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerſtören beabſichtigten.

Der Zuwachs, den die Geſellſchaft täglich erhielt, ſchien es nöthig zu machen, ihr eine feſtere Geſtaltung zu geben, und nun ſann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geſchloſſenen Geſellſchaften auf eine ergötzliche Weiſe zu parodiren. Man ſchritt zur Wahl eines Vorſtandes, der in der Perſon des Hofſchauſpielers Schwarz einen würdigen Repräſentanten fand und mit dem Ehrentitel eines Chalifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten beſondere Höhlennamen, und Geſetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo dieſe Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weiſe zu conſtituiren.

Welche Eingebungen ſchufen die Namen: Cif Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wudidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Taſlo der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Roſſini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faiſer von Faiſersheim und ſo viele Andere noch! Die ſehr ſinnvolle Erklärung dieſer Namen würde zu weitläuftig ſein und wird mir daher erlaſſen werden. Nur des Chalifen Namen Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers.“ Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu ſehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beſchauung verſunken, wenn der bläuliche leichte Dampf um das Vorgebirge der Naſe ſchwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens ſtrahlte; wer die ſtieren Augen je beobachtet hat, die nur auf dieſe Naſenſpitze und dieſen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, dieſen Mund, der zwiſchen feſtverſchloſſenen Lippen die glimmende Cigarre hielt und ſie nicht losließ, wie der Geliebte, der ſich an der Lippe ſeines Mädchens feſtgeſogen, der wird es begreifen können, warum dieſer Mann „Rauchmar der Zigaringer“ heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältniſſe nicht ſo augenſcheinlich verſchieden geweſen, man hätte das bekannte Shakespear'ſche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!“; ſo klingt aber der Vergleich beſſer: „der Mann und ſeine Cigarre waren Eins!“ Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!“ und that, was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widerſetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es ſo,“ war genug, auch den Eigenſinnigſten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Naſen wurden ſtets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende ſchweigen, denn dieſe Naſe wurde nicht weiß, und ihr Witz ſchliff ſich ab an dieſem Felſen von rothem Urgranit. Ein Naſeweis als Chalif würde uns auch nicht im Geringſten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz beſonderer Vorſicht eine Naſe gewählt, deren echter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politiſchen, telluriſchen und ſideriſchen Conſtellationen ſich als echt bewährt und Farbe gehalten hatte. Caſtelli's Epigramme auf dieſen geliebten Gegenſtand erſchienen damals als paſſende und geſchmackvolle Gelegenheitsgedichte; und ſelbſt Legenden vom „rothen Mohren,“ die aus alten Archiven aufgeſtöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einſt an einem ſchönen Abende verließen wir, nach vollſtändiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unſer Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeſchlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauſes war es ganz leer geworden und dieſe Gelegenheit zu einladend. Wir löſchten lachend und ſcherzend die Lichter, ſtellten Tiſche und Stühle vor die Thür und liefen davon, um unten auf der Straße das ſchöne Erwachen unſers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unſer Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und ſchreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß, wenn er Einen von uns im Schloſſergäſſel gefunden hätte, das erſte Blut den Frieden ſeines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finſtern Gäßchen nicht fangen, ſondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchſten nicht mit ſeinem ganzen Gewicht treffen konnte und wo ſich Alles nur auf einige leis herausgeſtoßene Schimpfworte beſchränken mußte, da unſer würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanſtändigkeit verlezte.

Ein brillant erleuchtetes Kaffeehaus an der Auguſtinerbaſtei lockte uns an, und wir beſchloſſen nach unſerer Weiſe dort unſern Einzug zu halten. Es war ſchon ſpät und bis auf einige wenige Gäſte, die theils Billard ſpielten, theils die Zeitung laſen, waren die Säle leer. Wir zwanzig an der Zahl traten nun Einer nach dem Andern ein, beſtellten ein Glas Punſch und wunderten uns die Andern bereits anzutreffen. Dieſer Spaß ſezte die ruhigen Gäſte in nicht geringe Verlegenheit; ſo wie der Achte, Neunte, Zehnte erſchien, wurden Billard und Zeitung verlaſſen, das Eintreten des Zwanzigſten nicht abgewartet und uns Ludlamiten willig das Feld geräumt. Wer dürfte ſich heute wol ſolche Scherze in irgend einer deutſchen Stadt unterfangen? Und damals trieben wir es ſo und noch ärger in dem prächtigen, eleganten Wien, ſo verrufen wegen ſeiner Polizei, als lebten wir in dem obſcurſten deutſchen Univerſtaatsſtädtchen, das ganz von der Willkür der Herren Studenten abhängt, weil es durch ſie allein exiſtirt. Die luſtige Laune, die uns Alle an jenem Abend erfüllte, war indeß nicht ſobald erſchöpft und ſollte noch Tolleres gebären. Wir entwarfen den Plan zu einem großen Drama, deſſen Held der Chalif ſelbſt ſein ſollte, und das den Titel erhielt: „Wahnſinn und Stockfiſchfang.“ Fünf Akte wurden verabredet, die von fünf verſchiedenen Autoren bearbeitet werden ſollten; doch Keiner durfte von dem Werke des Andern Kenntniß erhalten. Caſtelli, Deinhardſtein, Kuffner, Jeitteles und ich waren die Dichter des Stückes. Aber auch zur Wahl der Kritiker wurde geſchritten, die ihr Urtheil, ohne das Werk zu kennen, niederſchreiben mußten, und unter dieſen befand ſich Schneller. Moſcheles, Blum, Gyrowetz componirten die Lieder und Chöre und ein Abend wurde beſtimmt, wo das Werk ins Leben treten, d. h. vorgeleſen und vorgeſungen werden ſollte. Ganz beſonders zeichnete ſich der Eingangschor der Stockfiſche, zum Preiſe des rothen Mohren, von Caſtelli und Moſcheles aus.

Auch ein Gedenkbuch wurde geſtiftet, worin die kunſtverſtändigen Mitglieder Ludlam's ihre Zeichnungen, Dichtungen und Compoſitionen niederlegten, und wo nun ſo manche theuere Reliquie enthalten iſt. Jeder, der Einmal in der Höhle war, mußte ſich in das Gedenkbuch ſchreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Paſſendes zu bringen. Beſonders war dies bei den Muſikern der Fall, die ſich in der Abſicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn ſie ſich in Wien hören zu laſſen beabſichtigten, die aber ſelbſt nur ſehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Dieſe wandten ſich dann ängſtlich an dieſen oder jenen der anweſenden Schriftſteller, um ſich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal ſich dieſer Laſt zu entledigen, wurde ein bombaſtiſcher, hohl klingender Satz erfunden und fürder Jedem zugeflüſtert, der des Gedenkbuches wegen in Verlegenheit gerieth. Es war höchſt luſtig, beim Durchblättern recht oft auf dieſen Satz zu ſtoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu leſen, der ſich unter die Vormundſchaft eines loſen Spaßvogels hatte begeben müſſen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitſchrift auf, worin die intereſſanteſten Artikel ſtanden, leichte Scherze, himmliſche Dummheiten, unbegreiflicher Wahnſinn. Unter Anderen iſt mir folgender Scherz Caſtelli's noch gegenwärtig:

Impromptu an meinen Freund X., als er nieſte.

Proſit!

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei.

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien reiſte ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abſchied zu nehmen, ſandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Verſammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jeruſalem

p. p. c.

Erſt lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung dieſe Karte an jenem Abend erregte; man deutete men Verſchwinden auf romantiſche Weiſe und trauete mit dem tragiſchen Humor zu, mit dieſem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu ſein.

Zu den Späßen, die in der Ludlamshöhle geſchmiedet wurden, gehörten auch die, ſchwülſtige Sonnette, oder alterthümliche Balladen zu erſinnen und ſie dann irgend einer Redaction zu ſenden, mit dem Geſuche, ſie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einſt ſandte man ihm ein Sonnet, voll der ſchönſten Floskeln, richtig gemeſſen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile ſagte eben nichts Anderes, als daß die Sonne aufgegangen ſei. Das Sonnet war von Verſchiedenen zeilenweiſe verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk im dem nächſten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu ſehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu leſen: „daß er ſich durch dergleichen Einſendungen hochgeehrt und geſchmeichelt fühle und recht ſehr den Dichter erſuche, damit fortzufahren."

Nachdem dieß luſtige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit beſtanden hatte und ſelbſt bedeutende Staatsbeamte (in Oeſterreich ein inhaltſchweres Wort) in ihrem Heiligthume ſah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden und ihren Ruf in allen Landen verbreiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erſchienen an einem ſchönen Tage die Männer der Gewalt, die ſich der Correſpondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer ſchloſſen. „Die luſtige Landsmannſchaft" hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und ſchreckliche Unverſuchungen ihr finſteres Weſen trieben, vertändelten wir in Oeſterreich unſere Zeit mit artigen Scherzen, wie ſie Boccaccio erſann, um zur Zeit der Peſt ſeine edle florentiniſche Geſellſchaft damit zu erheitern.

So war Wien, wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab und verſäumte die angenehmſten Häuſer, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel ſich nirgends wohl als da. Und beſuchte man andere Geſellſchaften, ſo ſprach man doch ſicher im Nachhauſegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch ſo ſpät, ſeine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle curſirten damals in den erſten Cirkeln Wiens und die feinſten Damen ließen ſich Bulletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verſchiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang ſeine verſiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsſcherze im Fluß erhalten und dadurch Aufſehen erregt.

Nach langer Zeit, als ſich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zuſammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hanſeſtadt verſucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; ſtatt des Chaliſen wurde ein Inca erwählt und „Dumien“ zählte ſeine Künſtler, Schriftſteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die urſprüngliche Idee doch ſo bald aus! Statt der Scherze: ernſte Debatten, Geſetzentwürfe, Reden, ein glänzendes Local, ſplendide Soupers, endlich ſogar Kartenſpiel — mit dieſem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutſchlands Norden iſt nicht für den harmieſen Scherz; es ſteht den Söhnen Holſteins nicht gut an, wenn ſie mit Art wahnſinnig ſein wollen. Das hat der Süden voraus; er iſt phantaſtiſcher.

Hamburg iſt gaſtfrei und reich, aber Wien iſt dabei ſorglos und luſtig. Hamburg und Wien ſind die einzigen Großſtädte, die Deutſchland aufweiſen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt und nicht zufällig ein geborener Berliner iſt.

Das Geſpenſt um Mittag.

1.

In dem ſchattigſten Theile eines herrlichen Gartens ſaß eine Geſellſchaft aus drei Perſonen beim üppigen Mahle. Es war eine ältere Dame, deren Reize einmal unwiderſtehlich geweſen ſein mochten, als ſie noch blühten, ein Herr von vornehmen feinem Anſehen und in Jahren, die man nicht mehr die beſten nennt, und ein junges Kind von jener ſchüchternen Schönheit, die deſto mehr anzieht, je weniger ſie Abſicht dazu verräth. Es nahm nur wenig Antheil an dem Geſpräche, das ſich mit großer Lebhaftigkeit bald leiſe, bald laut zwiſchen ſeinen ältern Genoſſen bewegte. Nur dann und wann richtete der Herr ein flüchtiges Wort an das ſchöne Mädchen, das dabei jedesmal bis unter die Augen erröthete, während die ältere Dame ein ſchlaues Lächeln entfaltete, das einen hämiſchen, grämlichen Zug nicht ganz zu verbergen im Stande war.

Man hatte ſoeben das Frühmahl beendigt, deſſen Reſte die Kellner forttrugen. Man befand ſich in einem öffentlichen Garten. Die Sonne ſtand hoch und man bemerkte, daß der Mittag des Bürgers herbeigekommen ſei und mit ihm die Zeit für die vornehme Welt, aufzubrechen und die Morgentoilette mit einer andern zu vertauſchen, um ſich der Frühlingsfahrt in der ſchattigen Allee der allgemeinen Promenade anzuſchließen.

Schon hatte der Herr ſich erhoben und reichte die beringten Finger, mit dem glatten Handſchuh bedeckt, ſeinen Arm mit zierlicher Nachläſſigkeit der älteren Dame, als dieſe einen Blick auf die jüngere warf und etwas umdüſtert ſie fragte: ob ſie wieder eine Viſion habe?

Das Mädchen ſchauderte leiſe zuſammen, ſtarrte mit dem großen blauen Auge nach einer entfernten Stelle im Gebüſche und nickte ſtatt aller Antwort bejahend mit dem Kopfe.

Der Herr blieb in ſeiner Stellung der älteren Dame gegenüber, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte mit geſpitztem Munde: was für Viſionen das Fräulein habe?

„Ach,“ ſagte die ältere, „ich ſchäme mich faſt, davon zu ſprechen. Veltreine ſieht Geſpenſter.“

„Sie ſcherzen,“ ſprach der Herr, indem er mit einem ſchmachtenden Blicke Veltreine zu fixiren ſuchte, die jedoch nicht auf ihn merkte, ſondern immerfort in das Gebüſch ſah.

„Sie iſt ganz abweſend,“ ſprach er dann zu ſeiner Freundin; „es wäre möglich, daß ſie ein moderner Geiſterſeher ſich zu ſeinen Zwecken eingerichtet hat. Glauben Sie mir auf's Wort, es gehen Dinge vor in der Welt, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Da war ich im vorigen Herbſte auf einer Reiſe an den Rhein nach einer Stadt gekommen und machte die Bekanntſchaft eines Cavaliers, der, wie jeder andere Cavalier, weit weg über dergleichen Poſſen zu ſein ſchien. Aber was glauben Sie, er führt mich an einem ſchönen Morgen in ſeinem Cabriolet hinaus nach einem Städtchen, Gott weiß, wie es heißen mag! ich habe ſeinen Namen vergeſſen. In dem Städtchen iſt ein Häuschen, an dem Häuschen iſt ein Gärtchen, in dem Gärtchen ein Thürmchen, und das Alles wimmelt Ihnen von Menſchen, die, parole d'honneur! ihr Leben laſſen, daß es Geiſter gibt. Ich verſichere Sie, ſie ſchwören Stein und Bein, daß die Geiſter bei ihnen ein- und ausgehen, ſich mit ihnen unterhalten, über Theater und Moden ſprechen, die Theaterzeitung leſen, kurz Alles ſo treiben, wie hier unſere beſte Geſellſchaft in Wien. Ich will Ihnen Geſchichten erzählen, meine Gnädigſte, daß Sie nicht wiſſen ſollen, ob ich lüge oder die Wahrheit ſpreche, und wobei Sie bald zuſammenſchaudern, bald vor Lachen erſticken ſollen.“

Abgeſehen davon, mein beſter Graf, daß ich weder zu dem Einen, wie zu dem Andern Luſt verſpüre, ſo drängt die Zeit, und wir könnten über dieſer Unterhaltung, die doch etwas hors de saison liegt, unſere Praterfahrt verſäumen. Alſo kommen Sie. Allons Victorine, levez-vous!“

Indem die Dame bei dieſen Worten Victorinens Arm ziemlich unſanft ergriff, um ſie von ihrem Sitze in die Höhe zu ziehen, öffnete dieſe den ſchönen Mund und ſprach mit lallendem Tone:

„Dort — dort — ſeht Ihr denn nichts? Wie wehmüthig blickt ſie mich an! Sie ſcheint mir etwas mittheilen zu wollen, was ihr vielleicht Erleichterung verſchafft. O wenn ich doch mit ihr ſprechen könnte!“

Die Dame wandte ſich unwillig nach der Stelle, die Veltorinens Blicke bezeichneten, und zuckte die Achſeln, während der Herr ſein Glas abwiſchte, es kunſtgemäß vor das Auge ſteckte und ſcharf hinblickend ausrief:

„Ah ſo! das iſt ein Geſpenſt, wie jene, von denen ich draußen im Reich hörte. Es ſieht mir ganz menſchlich aus und ſcheint mir auch menſchliche Bedürfniſſe zu haben.“

Dann rief er lachend: „Kellner! ein Roſtbeaf'l für das Geſpenſt!“ und reichte der Dame den Arm.

Veltorine erhob ſich und folgte zögernd, die Augen unverwandt auf das Gebüſch gerichtet, in dem die Vorübergehenden eine fremde junge Perſon gewahrten, die bürgerlich gekleidet, durchaus nichts Sonderbares verrieth, wenn man nicht die ungewöhnliche Bläſſe und einen ſchwermüthigen Ausdruck, der ſich über ihre ſchönen Züge verbreitet hatte, dafür gelten laſſen wollte.

2.

Die Baronin von G. war eine von jenen Damen, die, um ihre Stellung in der vornehmen Welt, die ihr die Geburt angewieſen hatte, mit Glanz zu behaupten, darauf angewieſen war, von den Reizen, die ihr die Natur verliehen, den möglichſten Gebrauch zu machen. Solche Erſcheinungen ſind nicht ſelten unter den höheren Ständen großer Städte.

Zuerſt war es der alternde Baron G., dem das ſechzehnjährige Mädchen die Hand am Altare reichte. Der

Baron machte ein großes Haus und ſeine junge Gattin war die Sonne eines Kreiſes, der zu dem glänzendſten Wiens gehörte. Der Aufwand war unbeſchreiblich; Feſte drängten ſich an Feſte, und die durchſchwärmten Nächte zehrten an dem morſchen Lebensfaden des armen Barons, der bald unterlag. Nach ſeinem Tode zeigte es ſich, daß die Witwe außer den Trümmern eines reichen Mobiliars nichts erhalten würde, da koſtſpielige Reiſen, unmäßiger Aufwand im Hauſe, Spielſucht und verunglückte Speculationen ſich hier vereinigt hatten, um ein coloſſales Vermögen zu Grunde zu richten.

Die junge, ſehr ſchöne und von der Geſellſchaft ſehr geliebte Witwe blieb in dem Hauſe und wollte den ihr ſo liebgewordenen Gewohnheiten nicht entſagen. Sie ſah fortwährend dieſelbe Geſellſchaft bei ſich und hoffte eine zweite Verbindung auf Leben und Tod aus der Menge ſie umſchwärmender Anbeter für ſich herauszufinden. Allein umſonſt! Was dem ſiebzehnjährigen Mädchen ſo leicht geworden war, mißlang der Witwe. Nach langem Harren und Suchen mußte ſie ſich endlich bequemen, eine andere Partie zu ergreifen. Nur zwei Wege zeigten ſich ihr, entweder mußte ſie ſich einſchränken und den gewöhnlichen Train aufgeben, oder ihren Cirkel ausdehnen und ihr Haus zu einem Sammelplatze jener zweideutigen Subjecte machen, welche die wahrhaft gute Geſellſchaft ſtets ausſchließt, und ſelbſt die höheren Cirkel trotz aller Formen, die ſie ſich geſtatten, ebenfalls nur mit Beſchränkung dulden. Baronin G. ſah fortan in ihrem Salon Spieler, [illegible], an deren Wappen die Heraldik nichts aufzuzeigen fand, und die in der Welt ein Air affectirten, vor dem bürgerliche Demuth ſich ſchüchtern beugte.

Aus dieſem Kreiſe wählte nun die Baronin [illegible]

die ſie begünſtigen wollte. Nach der Weiſe der römiſche
Politik, die ſtets auf einen politiſchen Papſt einen Zelote
erwählt, ſo wählte ſie immer nach einem reichen alten eine
jungen ſchwärmeriſchen Liebhaber und zwar aus natürliche
Grunde. Hatte ſie für ihren Magen geſorgt, ſo wollte
auch dann für ihr Vergnügen ſorgen. So war dann fo
und fort der Wechſel vorgenommen worden und der Kre
nahete ſich ſeinem Schluſſe. Die Reize verflogen, die Fa
ben verbleichten, das Herz zog ſich immer kälter zuſamme
es bedurfte der Liebe nicht mehr, und alle heißen, ſehnſü
tigen Gefühle ſchwanden dahin und nur eines blieb,
Sorge für die Erhaltung, der Wunſch, nicht hinabſteig
zu dürfen und den glänzenden Schein, der ſo große Opf
ſchon gekoſtet, trotz aller Opfer, die er noch koſten könn
ſich zu erhalten. Welche traurige Exiſtenz! Wer, der
näher kennt, möchte ſie beneiden! Und doch iſt das
ben vieler ſogenannten Vornehmen, das wir aus
Ferne anſtaunen, nicht anders als das eben hier
ſchilderte.

Mit längerm Studium wurde jetzt in dem Kreiſe na
Demjenigen geforſcht, der als letztes Mittel die hinſterben
Größe zu friſten vermochte. Man fand ihn. Ein in
ſtern und Abenteuern ergrauter Menſch, der in der Juge
tapfer geweſen ſein ſoll und ſchön. Dieſe Jugend lag ih
jedoch ſchon ſo ferne, daß die beiden herrlichen Eigenſch
ten, die ihn einſt geziert haben ſollten, nur noch wie ei
Sage ihn umflatterten. Er war durch Spiel ſehr reich
worden, beſuchte noch alljährlich die Bäder des Ausland
und brachte Winter und Frühling bis zum Anfange
Saiſon gewöhnlich in Wien zu. Er war ein täglicher G
in dem Salon der Baronin und ſeine Wünſche, die ſie
rieth, ohne den Willen zu haben, ſie zu erfüllen, machte

daß zwiſchen Beiden bald ein hoher Grad von Vertraulichkeit herrſchte.

Die Baronin war nun bis zu einer Tiefe geſunken, die man in der ſchlichten bürgerlichen Geſellſchaft Verworfenheit benennt. Sie jedoch wurde nicht von dem Gedanken daran ergriffen. Der Schwindel, der ſie beherrſchte, ließ ſie über Alles hinwegſehen, wenn ſie nur die ſogenannten Dehors retten konnte, dieſe verwünſchte gleißende Außenſeite, welche die Menge täuſcht und blendet und den innern Wurmfraß der Augen der Welt entzieht.

Wohl fühlend, daß ihre körperlichen Reize zu ſchwach werden, ihre männliche Umgebung zu zügeln und ſie ſich nützlich und dienſtbar zu erhalten, ſorgte ſie dafür, jüngere und ſchönere Damen in ihren Kreis zu ziehen. Unter andern hatte ſie eine entfernte Verwandte vom Lande zu ſich ins Haus genommen, einen Engel an Schönheit und Herzensgüte. Dies war Viktorine. Die Baronin nahm das arme Mädchen an Kindesſtatt an; ſie wurde mit Putz und Schmuck überhäuft, erhielt Meiſter in Wiſſenſchaften und Künſten und ſollte für die große Welt gebildet werden. Wäre ein Menſch von Gefühl in dem Salon der Baronin gegenwärtig geweſen, wenn das unglückliche Weſen wie zur Schau prunkend daſitzen mußte am Spieltiſch neben der kokettirenden gnädigen Tante, er hätte bittere Thränen vergießen müſſen; die kalten Seelen aber, die es mit anſahen, empfanden nichts dabei als ſchaale Bewunderung der Schönheit und der Talente des jungen Fräuleins, oder ſie nährten wol gar ein geheimes Gelüſten der verbrecheriſchſten Art.

Der nächſte Freund der Baronin, der reiche Graf S., hatte ſogenannte ernſte Abſichten. Er wollte die ſchöne Viktorine zur Gräfin erheben, und die Tante ſchien ſeinen

Wünſchen nicht abgeneigt. Er galt ziemlich allgemein für den Erklärten, durfte die Damen auf ihren einſamen Spaziergängen begleiten und Viktorine, den ſchüchternen Engel, mit ſeinen frechen Anträgen ungeſtört beläſtigen.

3.

Unter dem Namen „Cercle“ hielt die Baronin den ganzen Winter über bis tief in den Frühling hinein offenes Haus. Der Zudrang zu dieſen Geſellſchaften war außerordentlich. Viele Leute von Stand und Anſehen, die der Zerſtreuung bedurften, miſchten ſich in dieſe Verſammlungen, und nur das eigentlich Vornehme und in ſich Adelige hielt ſich davon zurück.

Wir ſehen den Salon und die anſtoßenden Gemächer in gewohnter Weiſe beleuchtet; den Spieltiſch umſtehen die Herren, Hut und Stock in der Hand, als ob ſie jeden Augenblick den Saal verlaſſen wollen, und ſelbſt die Damen bilden hie und da Gruppen, und die Geſellſchaft ſcheint nicht jene Ruhe gewinnen zu können, die ein ſolches Bild zum erfreulichen macht. Denn wenn auch die Mode erheiſchte, daß die Herren Hut und Stock nicht ablegen, ſo verräth ſich doch hier in ihrer ganzen Haltung und Miene der Drang, aufzubrechen und die Soirée nicht bis zu ihrem gewöhnlichen Ziele auszudehnen.

Die Baronin ſelbſt zeigt einen beſorgten Ausdruck, den ſie zwar mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Verſtellung zu verbergen bemüht iſt, den aber kundige Blicke dennoch heraus zu leſen wiſſen. Beſonders beobachtet ſie in dieſer

Beziehung Graf S., ein Mann, deſſen Blick in der Geſellſchaft zu einer außerordentlichen Schärfe herangebildet wurde. Nur ſcheinbar nimmt er an dieſem oder jenem Geſpräche Theil, immer ſcheint er die Baronin zu ſuchen, die ihn vermeidet; zerſtreut ſteht er am Flügel, wenn eine Dame ſingt; er verweigert die Karten, die ihm präſentirt werden; er ſchützt Unwohlſein vor, das Unanſtändigſte, was ein ſolcher Held der Etikette ſich zu Schulden kommen laſſen kann; denn wer nicht im vollen Beſitze ſeiner körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten iſt, ſoll keinen Salon beſuchen, ſo lautet das unverbrüchliche Geſetz.

„Man fängt an ſich bei der G. zu langweilen,“ ſprach ein junger Menſch von irgend einer Geſandtſchaft zu dem Sohn eines reichen Banquierhauſes. „Es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſie frequentirt. Sie hat Launen, und wer ein ſolches Haus machen will, darf keine Launen haben.“

„Ich glaube, ſie hat häuslichen Kummer,“ erwiderte der junge Banquier, deſſen Bürgerlichkeit ihm etwas wie Theilnahme ins Herz pflanzen wollte.

„Launen? häuslichen Kummer? gleichviel! Was haben wir davon? Sind wir dazu da, jene zu verſcheuchen, dieſen ihr tragen zu helfen?“ warf der Erſte hin.

„Der häusliche Kummer drückt ſie nicht ſchwer, den iſt ſie gewohnt, ſeitdem der ſelige Herr Baron das Zeitliche ſegnete,“ ſagte lachend ein alter Habitué des Hauſes. „Doch wie Sie wollen; was die Unruhe in unſerm Cirkel hervorruft, mögen Sie immerhin häuslichen Kummer der Baronin benennen. Unter uns geſagt: die Verlobung des Grafen S. mit Viktorine ſollte declarirt werden, und dieſe will nicht. Geradezu, ſie will nicht, wie ich Ihnen ſage.“

„Wiſſen Sie das ſo poſitiv?“ ließ ſich hier eine Frauenſtimme mit ſanftverweiſendem Tone vernehmen, und die etwas frappirt Zurücktretenden erkannten die Dame des Hauſes. „Viktorine iſt krank,“ ſetzte ſie dann mit tiefem Seufzer hinzu, „ich fürchte, das arme Kind trägt den Keim des Todes im Herzen.“

Die Herren drängten ſich mit theilnehmenden Fragen um die Baronin, die jedoch mit oberflächlichen Antworten denſelben entſchlüpfte.

Kaum war ſie fort, als ein dicker Herr, ein ehemaliger Militair, ſich in eine entfernte Ecke ſtellte und mit beiden Händen die Herren der Gruppe geheimnißvoll zwar und doch ſehr auffallend zu ſich winkte. Sie folgten ihm alsbald und umſtanden ihn neugierig.

„Tretet näher,“ ſagte er leiſe, „oder beſſer geſagt, folgt mir dorthin in jenes halberleuchtete Cabinet; denn was ich Euch zu ſagen habe, darf kein Menſch hören außer Euch. Auf Euch vertraue ich und ich will nichts geſagt haben; ich ſtehe Keinem Rede.“

Sie waren jetzt in das entfernte Cabinet gekommen, wo der dicke Herr ſich breit machte und, nachdem er ſeine Zuhörer alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit daſtehen ſah, mit leiſer ziſchelnder Stimme, weit aufgeriſſenen Augen und dem ganzen redneriſchen Apparat, der die Erwartung zu ſpannen im Stande iſt, alſo begann:

„Es geht um im Hauſe der Baronin. Das junge Mädchen beſucht alle Tage ein Geſpenſt, das ſie quält, das ſie foltert, das ſie kneipt, kurz ein fürchterliches Geſpenſt, wie es nur eines geben kann. Die Baronin thut Alles, was ſie vermag, Viktorine wird von Freundinnen und Wärterinnen umgeben, das Geſpenſt iſt dennoch da. Da die Wärterinnen Nachts bei Viktorinen ſind, ſo kommt das Geſpenſt am Tage; jetzt ſoll es ſich Mittags punkt zwölf Uhr einſtellen. Alles iſt vergebens, es abzuhalten, es dringt durch's Schlüſſelloch, es iſt da, ehe man ſich's verſieht, es iſt fort, ehe man es aufhalten kann, und Viktorine, das arme ſchöne Kind, leidet dabei unſäglich und Niemand weiß, welch' ein Ende das nehmen wird.

Hier machte der Erzähler eine Pauſe und blickte verweilend auf ſeine Zuhörer. Dieſe aber brachen in ein helles Gelächter aus, dem er nur mit Mühe durch ein gebieteriſches St! Einhalt that.

„Unſer Freund hat Talent zu erfinden,“ fing der junge Menſch von der Geſandtſchaft an. „Man ſollte glauben, er dichte Novellen für ein Taſchenbuch.“

„Ein Geſpenſt um Mittag,“ ſprach der Zweite.

„Iſt eben ſo gut möglich, wie ein Geſpenſt um Mitternacht,“ fiel der Dritte ein, der ſoeben ſeine Studien beendigt hatte. „Bei den Alten war zwölf Uhr Mittags eben ſo gut die Geiſterſtunde, wie zwölf Uhr Nachts. Uebrigens habe ich von dieſem Spuk ſchon öfter erzählen hören. Man trägt ſich in der Stadt damit herum. Allein die Sage verkündete nur immer, daß das Geſpenſt bei armen Leuten erſcheine, und daß es dieſe vielmehr ſeltſam erſtärke, als erſchrecke.“

„Der kann uns etwas darüber erzählen!“ rief lachend Der von der Geſandtſchaft. „Mir fällt ſoeben ein, daß er ſich auf die Geiſtertheorie gelegt hat und mit Kerner im Briefwechſel ſteht.“

„Spottet immerhin,“ ſprach Der, dem dieſer Spott galt, mit ernſter Miene; „erwartet aber nicht, daß ich Euch hier meine Vermuthungen zum Beſten gebe. Verhandelt Ihr dieſen Gegenſtand, wie's Euch beliebt, erlaube aber einem

Andern, ſeine Meinung darüber zu hegen, die er Euch nie aufdringen wird.“

Mit dieſen Worten verließ er die Uebrigen.

„Du hätteſt nicht dieſen Ton annehmen ſollen, der den Narren forttrieb,“ ſagte der Militair. „Er würde gewiß Manches vorgebracht haben zu unſerem Amuſement. Jetzt kommt aber in den Saal; ich ſehe, daß die Geſellſchaft ſich zu verlieren anfängt. Nur ſoviel noch als meine Schlußmeinung von der Sache: das ſeinſollende Geſpenſt iſt nichts Anderes, als eine ehemalige Geliebte des Grafen, die ſich das Recht anmaßt, die projectirte Verbindung mit Viktorinen zu hindern, und wahrhaftig, Viktorine hat ſich dafür zu bedanken.“

Dies geſagt, zogen ſie aus ihrem Verſteck hervor und verließen bald mit den Andern das Haus der Baronin, um in einem nahgelegenen Kaffeehauſe das Thema weiter zu verfolgen, von den frühern Geliebten des alten Roué, von der liebreizenden Viktorine und von den nicht ſehr noblen Abſichten, welche die Baronin mit ihrer ſchönen Pflegetochter habe.

4.

Es war damals in der glänzenden Kaiſerſtadt eine ſeltſame Sage im Schwange. Ein Geſpenſt ließ ſich ſehen. Es war nicht gebannt an eine Stelle; es bewachte keinen verborgenen Schatz an einem unheimlichen Orte; es erſchien nicht erſchreckend zur Stunde der Mitternacht, ſondern es kam unerwartet bald hier bald dort zum Vorſchein; der helle Tag beſchien ſeine angenehme Geſtalt und nur ſein ſtummes Weſen, ſein unhörbarer Tritt, das Plötzliche des Eindringens in die Gemächer und eine unbeſchreibliche Wehmuth, ein tief ſchmerzlicher Ausdruck im Geſicht, Haltung und Geberde verlieh der Erſcheinung das Unheimliche. Ohne dieſes würde man das Geſpenſt mit aller Unbefangenheit betrachtet haben, ja Niemand hätte daran gezweifelt, daß es ein lebendes Weſen, ein Mädchen aus der ärmern Bürgerclaſſe ſei.

Wer Wien kennt, weiß, daß es kein günſtiges Terrain für Geiſter ſei. Dies ſoll hier ohne Spott, ohne Nebenabſicht geſagt ſein. Der heitere Wiener ſpottet über dergleichen, und ſeine frohen, bunten und mannichfaltigen Tagesbilder ſcheuchen jeden Gedanken weg, der bei finſterer Nacht in fieberhafter Stimmung irgend ein Hirngeſpinnſt dieſer Art ausgebrütet haben würde. Man kann denken, daß auch hier gleich anfänglich die Polizei vigilirte; allein was kann ſie mit Geſpenſtern ausrichten? Dieſe kommen ohne Paß und entſchlüpfen ihr trotz ihrer Wachſamkeit. Allein die Polizei hatte keinen Geſpenſterglauben und ſetzte darum ihre Nachforſchungen mit allem Eifer durch. Man dachte zuerſt — was das Natürlichſte war — an irgend einen Betrug: es ſei wahrſcheinlich eine Landſtreicherin, die auf Dieberei ausginge, oder ſonſt einen Streich auf die Herzen und Börſen auszuüben gedenke; allein dieſe Annahme zerfiel bald in Nichts; die Erſcheinung ließ ſich nie an zweideutigen Orten betreffen und war überhaupt nie da, wo die Polizei ſpürte. Gewöhnlich kam ſie zur Mittagsſtunde in die kleinen Wohnungen armer Bürger und ſetzte ſich dort nieder, um Zeuge ihres ärmlichen Mahles zu ſein. War der erſte Schreck überwunden, ſo blickten die Leute mit einer ſeltſamen Miſchung von Befangenheit und Vertrauen auf die Erſcheinung. Es lag eine Milde, ein Wohlwollen in ihr. Beſonders tröſtlich ſchien ſie ſich da zu erweiſen, wo ein heranwachſendes ſchönes Mädchen in der Familie war. Starr heftete ſie ihre Blicke auf daſſelbe, folgte allen ſeinen Bewegungen, ja begleitete es manchmal bei ſeinen Geſchäften. Man ward die Sache am Ende ſo gewohnt, daß man das Geſpenſt in manchem Hauſe wie einen täglichen Gaſt betrachtete, deſſen Ausbleiben Unruhe erregte. Und wahrlich war das Ausbleiben des Geſpenſtes ein ſchlimmes Zeichen.

Zu jener Zeit lebten in Wien einige Leute aus den höchſten Ständen, deren ſittenloſer Wandel alle Grenzen überſtiegen hatte. Sie verſchwendeten ihren ungeheuren Reichthum für ihre ſchändlichen Zwecke. Ein Heer von Kupplern war in ihrem beſtändigen Solde. Wo dieſen der Eintritt verſagt war, da legten ſie ſelbſt Rang und Stand ab und ſuchten in Verkleidungen unter erborgtem Namen ihre Netze zu ſtellen, um des Fanges deſto ſicherer zu ſein. Sie hielten an den ſogenannten Linien Wiens, wo jeder Ein- und Auspaſſirende angehalten wird, um ſeinen Namen und Stand, ſowie ſeinen Aufenthaltsort anzugeben, eigene Spione, die ihnen von jeder friſch anlangenden ländlichen Schönheit, die nach der Reſidenz kam, um Dienſte zu ſuchen, ſofort Kunde bringen mußten. Kein Band war ihnen heilig, kein ehrlicher Bürger war ſeines Glückes ſicher. Die Verführung ſchlich überall umher, und Niemand war mächtig genug, ihr zu ſteuern. Die Schönen fielen aus Eitelkeit, aus Leichtſinn, aus Sinnlichkeit, und Väter, Gatten, Verlobte wußten nicht, wie ſie ſich ſchützen ſollten.

Mit dieſen die Geſellſchaft in ihren beglückendſten Beſchungen erſchütternden Erſcheinungen ſtand das mittägliche Geſpenſt, das die armen Leute beſuchte und beſonders den ſchönen Töchtern unbemittelter Eltern ſich ſo theilnehmend bezeugte, in offenbarem Rapport. Es war, als ob es durch ſein Daſein vor der Gefahr warnen wollte, als ob es die Schritte der Bedrohten hüten und bewahren, als ob es anzudeuten wünſche, daß man auch in ärmlicher Beſchränkung glücklich ſein könne. Lauerte der ſchändliche Verrath um eine ſolche Hütte, war die Armuth ſchwer und drückend, dann kam es öfter, dann wurden ſeine Mienen trüber, ängſtlicher, dann ſchien ſein wehmüthiger Ausdruck es beklagen zu wollen, daß ihm die Sprache nicht vergönnt ſei. Ward der Angriff glücklich zurückgeſchlagen, ſiegte die Ehrlichkeit der Eltern, hatte die rechtliche wackere Geſinnung des Mädchens triumphirt, dann erſchien es noch einmal mit freudeleuchtenden Blicken, mit zuverſichtlichem Stolze, und verſchwand dann auf immer aus dieſem Hauſe, um ſich dorthin zu wenden, wo die Gefahr von Neuem drohte. War jedoch der Fall unvermeidlich, hatte das Laſter geſiegt troz der ängſtlichſten Bemühungen des armen Geſpenſtes, dann verſchwand es auch, aber ſein verzweiflungsvoller Ausdruck hinterließ eine ſolche Wirkung, daß ſie die Gefallene in dem Rauſch ihres vermeintlichen Glücks ängſtigte und folterte, ſie emporſchreckte aus den Armen der Luſt und ihr das ſchreckliche Ende ahnend im Traumbilde zeigte.

Der Schauplaz, auf dem dieſe Geſpenſtergeſchichte ſich zutrug, lag zu ferne der vornehmen Welt, wenigſtens dem edleren Theile derſelben, daß nach der erſten Ueberraſchung, welche die Erſcheinung verurſachte, man in den höheren Cirkeln nicht mehr davon ſprechen hörte. Ueberdies war das Ganze gewöhnlich zu ruhiger, ſanfter Art, als daß es hatte ein bedeutendes Geräuſch machen können, und wo die Angelegenheit, die das Geſpenſt herbeigezogen hatte, eine fatale Wendung nahm, da waren zu gewichtige Kräfte wirkſam, um die Kataſtrophe zu verſchleiern und jeden Ausbruch zu dämpfen, deſſen ſich das allgemeine Geſpräch hätte bemächtigen können. Die gutmüthigen Wiener nannten die Erſcheinung die Warnerin, und ſie war ihnen zu einem vertrauten Hauskobold der liebenswürdigſten Art geworden.

Bis dahin hatte dieſer Gaſt aus dem Jenſeits noch nie die Schwelle eines vornehmen Hotels überſchritten; das Gerücht, daß die Erſcheinung ſich nun im Hauſe der Baronin ſehen laſſe, überraſchte daher; das Hereinragen des Unbegreiflichen ergriff die moderne Blaſirtheit und der Mangel alles Gemüthes empfing das ſelbſt in ſeiner wohlthuenden Geſtaltung räthſelhaft Furchtbare mit Zweifel und Spott. Nur Viktorine, der die Beſuche galten, ſchien eine Ahnung von ſeiner Bedeutung zu haben: ſie fühlte es unbeſtimmt, daß ſie in Gefahr ſchwebe, wenn ſie auch bis jetzt ihren beſtimmten Bräutigam nicht näher kannte und nur eine widerſtrebende Abneigung gegen ihn verſpürte.

3.

Es gibt in großen Städten, und ſelbſt in den größten, geheimnißvolle Menſchen, von deren Daſein man wenig weiß, die mit der Phantaſie ihrer Mitmenſchen ein gaukelhaftes Spiel treiben. Um dieſes begründen und in gewiſſen Kreiſen ausdehnen zu können, iſt es nöthig, daß gewiſſe innere Partien in der Geſellſchaft unerhellt bleiben, die dem Abenteuerlichen, dem Wunderbaren einen Spielraum geſtatten. So hatte das laute, ungläubige, glänzende und vergnügungsſüchtige Paris in ſeiner frivolſten Zeit einen St. Germain, einen Mesmer; ſpäter, als es auf dem Gipfel des Sieges dürſte, eine Lenormand, an deren Wunder es glaubte. Um dieſe Erſcheinung ſich möglich denken zu können, muß man aber nothwendig den Pariſern Phantaſie zugeſtehen.

In Wien ſind Abenteurer und Geheimnißkrämer faſt unmöglich. Als beſtes Aufklärungsmittel dient dort die Polizei. Mit ihrer Leuchte durchforſcht ſie alle Winkel und ſtöbert Alles auf, was wie Geheimniß ausſieht, und dieſe, durch Jahre geübte Vorſicht hat denn auch den Glauben an das Wunderbare ſo bedeutend geſchwächt, daß man die Wiener in dieſer Beziehung wol das nüchternſte Volk nennen darf.

Traumdeuterinnen und Wahrſagerinnen ſind daher in der großen Stadt nur ſelten, treiben in den verborgenſten Winkeln ihr ſcheues Weſen und können zu der Bedeutung und dem Einfluſſe einer Lenormand nie gelangen.

Graf S., der beſtimmte Bräutigam Viktorinens, der auf ſeinen Reiſen mit dergleichen Dingen vertraut geworden war und namentlich ſich in Paris von der dortigen Sibylle das Prognoſtikon hatte ſtellen laſſen, kam auf den Einfall, durch ein ähnliches Manöver der Geiſtererſcheinung in dem Hauſe der Baronin, die der Erfüllung ſeiner Wünſche ſo ſehr im Wege war und die er für ein Product der bloßen Einbildungskraft erklärte, ein ſchnelles Ende zu machen. Er war lange mit dieſem Plane beſchäftigt geweſen und wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, ihn auszuführen.

Er hatte Viktorine lange nicht geſprochen. Sie befand ſich in einem ſolchen Zuſtande nervöſer Aufregung, daß ſie keinen Beſuch annehmen konnte und ihr Zimmer nicht mehr verließ. Die Geſellſchaft der Baronin verſammelte ſich jeden Abend, ohne daß ihre ſchönſte Zierde dabei erblickt wurde. Das Gerücht von den geſpenſtiſchen Beſuchen wurde immer lauter und zu dem nicht günſtigen Rufe des Hauſes geſellte ſich nun noch ein anderer, der es in keinem beſſern Lichte erſcheinen ließ. Der alte Graf ſtand auf dem Punkt, ſeine Sommerreiſe zu beginnen, und wünſchte vorher ſeine Angelegenheit im Reinen zu ſehen. Da ſeine Sorge nur auf das Zeitliche ging, ſo ſetzte er Alles daran, ſein Leben zu genießen, und wollte von jedem angelegten Kapital auch ſchon hienieden die Zinſen ziehen. Das weite Hinausſchieben ſeiner Vermählung behagte ihm nicht. Der nächſte Morgen ſollte ihn zum Ziele führen.

Er kam wie gewöhnlich, ſich nach dem Befinden ſeiner Braut zu erkundigen. Das Ausſehen der Baronin war verſtört. Viktorine hatte Tages vorher die Viſion wieder gehabt und die Nacht ſehr unruhig zugebracht. Keine Ausſicht war da, daß ſich der Zuſtand beſſern würde. Der Graf ſah bei dieſer Nachricht einen Augenblick auf die Erde, ſtützte dann das Kinn auf den goldenen Knopf ſeines Stockes, hob hierauf den Blick in die Höhe, ſah an die Decke, als ob er ſich beſänne, und ſprach endlich, langſam die Baronin fixirend:

„Wie wär's, wenn wir eine Frau zu Rathe zögen, die, mit den Geheimniſſen der Natur vertraut, entweder das Geſpenſt bannt oder uns eine Auskunft gibt, wie wir der Geſchichte auf andere Weiſe ein Ende machen können?“

Die Baronin riß die Augen weit auf und verſetzte dann mit einem faſt ſchmerzlichen Lächeln: „Iſt es recht von Ihnen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen?“

Der Graf betheuerte, daß es ihm Ernſt ſei.

„Ich kenne hier in Wien eine gute alte Frau, die im ſtrengſten Incognito ihre ſchwarze Kunſt übt. Außerordentliche Fälle erheiſchen außerordentliche Mittel. Spricht man hier von einer Geiſtererſcheinung, ſo wird man uns nicht verargen dürfen, wenn wir ihr einen Geiſterbanner entgegenſetzen. Iſt das Eine ein Hirngeſpinnſt, ſo iſt's das Andere auch. Der Zweck rechtfertigt hier jedenfalls das Mittel.“

Nach einigem Beſinnen willigte die Baronin ein, und es wurde beſchloſſen, daß der Graf noch für dieſen Mittag die alte Wahrſagerin in das Hotel der Baronin beſcheiden ſollte.

Nachdem der Graf ſich entfernt hatte, um ſeinen Auftrag zu vollführen, trieb die Baronin die gewöhnlichen Beſchäftigungen ihres Vormittags, ohne nur im Leiſeſten an den ihr bevorſtehenden Beſuch zu denken. Die ertheilte Einwilligung von ihrer Seite war mehr die Folge der Gefälligkeit, ſich dem Wunſche des Grafen zu fügen, und der eigene Wunſch, ihn für den Augenblick los zu werden, als die Hoffnung, durch das Einwirken einer geheimnißvollen Macht den krankhaften Zuſtand Viktorinens gebeſſert zu ſehen. Sie ſetzte ſich zur Toilette, und während das Kammermädchen die verblichenen Reize durch alle erdenklichen Kunſtmittel zu erhöhen ſuchte, plauderte ſie von gleichgültigen Dingen, bis daß die äußere Verfaſſung ihrer Perſon zu dem Grade gediehen war, daß ſie mit Anſtand Beſuche empfangen konnte.

Nun erſchienen jene Damen zuerſt, welche die Runde in den Salons machen und die geſellſchaftlichen Neuigkeiten des Tages wie auf leichtem Fittige durch die Stadt tragen, dann arbeitsloſe, vergnügungsſüchtige und doch gelangweilte Herren, die dem Schwarme jener Damen folgen, um die gleichgültigſten Dinge mit Gier hinzunehmen und am Ende doch nichts für ſich als Beute gewonnen zu haben.

Mitten in dieſem Kreiſe überraſchte die Baronin die Nachricht, die der auf den Zehen hereinſchleichende Kammerdiener ihr ins Ohr raunte: daß die Frau da ſei, die der Herr Graf S. geſendet habe. Sie war vollkommen aus dem Gedächtniſſe der Dame verſchwunden, und die plötzliche Meldung brachte daher eine kleine Veränderung der Ueberraſchung in ihren Zügen hervor. Es konnte nicht fehlen, daß ihre weltkundige Umgebung dies bemerkte. Man ſah ſich an, man blickte auf die Dame des Hauſes, die Unterhaltung ſtockte. Die Baronin, dies gewahr werdend, bat, daß man ſich nicht ſtören laſſen ſolle, ein kleines Geſchäft rufe ſie ab und ſie werde ſogleich wieder in dem Cirkel erſcheinen. Im Vorzimmer fand ſie die verdächtige Geſtalt der Wahrſagerin, ein altes häßliches Weib in verſchoſſener, kümmerlicher Tracht, die ſich als eine Vertraute des Grafen anmeldete. Die Baronin warf einen verächtlichen Blick auf ſie, weil ſie zu gut wußte, von welcher Art die Dienſte dieſer Geſchöpfe zu ſein pflegen, die ihnen das Vertrauen vornehmer Herren zu gewinnen im Stande ſind. Sie beſann ſich einen Augenblick unentſchloſſen, ob ſie die Geſandtin nicht ſogleich zurückſchicken ſollte; dann aber faßte ſie ſich kurz und befahl ihr zu folgen. Es war offenbar Neugier, was ſie dazu beſtimmte, ihren Widerwillen zu bekämpfen.

Sie traten Beide zugleich in das Zimmer der Kranken. Viktorine, die auf dem Sopha halb liegend ruhte, ſchrak heftig zuſammen bei dem Geräuſch, das die Eintretenden verurſachten. Der Zeitpunkt war nahe, wo ſie die Erſcheinung zu haben pflegte.

„Du wirſt von ſympathetiſchen Mitteln gehört haben, mein liebes Kind,“ fing die Baronin mit ſanfter Stimme an. „Hier dieſe gute Frau iſt im Beſitze eines ſolchen und mir dringend empfohlen. Gib Dich ihrer Behandlung mit gutem Willen hin. Sie wird Dich befreien von dem Uebel, das Dich quält und das Dir im Blute oder in den Nerven ſitzt und Dich aufzehrt. Glaube mir, ſie wird es können.“

Dann drückte ſie dem armen Mädchen, dem bei dieſen Worten, ſeine ganze Lage überdenkend, große Thränen in den Augen funkelten, die Hand, winkte huldvoll der Alten und trat in das nebenanliegende Cabinet, um ſcheinbar nicht zugegen zu ſein, in der That aber die ganze Verhandlung belauſchen zu können.

Das alte Weib betrachtete die kranke Schöne mit hölliſchem Blicke. Man ſah es ihr an, daß ſie gewohnt war, die Reize eines jungen Weibes auf's Haar zu taxiren. Ihr Auge umfaßte gleichſam verſchlingend all' dieſes Ebenmaß, die ganze himmliſche Form mit allen ihren Einzelnheiten, nicht wie der gierige Wolluſtling es thut, ſondern mit der kalten Berechnung eines Käufers, der einen Handel abſchließen will und im Augenblick den Nutzen erwägt, der ihm daraus erwachſen könnte. Dann ſchüttelte ſie wie verdrüßlich den Kopf und murmelte Etwas vor ſich hin, das wie Bedauern klang, legte einen alten braunen ſeidenen Beutel auf den Tiſch und zog daraus ein Spiel Karten, eine kleine blecherne Büchſe, eine Taſſe und den Schweif einer kleinen Katze hervor. Sie ordnete noch an dieſen Sachen und beugte ſich darüber hin, ohne aufzublicken, während die im Zimmer ſtehende Uhr aushob und die Mittagsſtunde verkündete. Mit dem zwölften Schlage ſtöhnte Viktorine ſchmerzvoll, und die Alte, von dem Tone erſchreckt, ſah nach ihr hin. Die Vorhänge wehten, wie von einem Luftzug berührt, und leiſe und unhörbar ſchwebte eine bleiche Mädchengeſtalt durch's Zimmer, die mit ſchmerzvollem Lächeln nach der Kranken blickte, mit einem Ausdruck, wie nur die Theilnahme einer Schweſter erzeugen kann. Plötzlich wendete ſich die Geſtalt nach dem alten Weibe hin, das, erſtarrt mit ſchlotternden Kiefern, ein häßliches Bild der Nacht, daſtand, und nun bemächtigte ſich eine gräßliche Verzerrung der Züge des Geſpenſtes, die Augen flammten, der Körper ſchien zitternd zerfließen zu wollen und zog ſich dann wieder dichter und feſter zuſammen. Endlich erhob ſich der eine Arm drohend mit emporgerecktem Zeigefinger, während der andere ſich nach dem alten Weibe ausſtreckte, das in dieſem Augenblicke wie vernichtet mit einem entſetzlichen Schrei zu Boden ſtürzte. Viktorine, die bis dahin ihr Gefühl gewaltſam unterdrückend, hingeſchaut hatte, wurde jetzt bewältigt von dem Schrecklichen und fiel in Ohnmacht. Die Baronin riß die Thür des Cabinettes auf, ſtürzte auf den Glockenzug hin und läutete der Dienerſchaft.

Als dieſe herbeieilte, fand ſie die Baronin um ihre ohnmächtige Nichte beſchäftigt, das alte fremde Weib noch am Boden liegend, aber von dem Geſpenſte keine Spur mehr.

6.

Die Geſellſchaft, die noch im Saale verſammelt geblieben war, um die Rückkehr der Baronin zu erwarten, mußte den Lärm hören und war durch dieſen Umſtand, ſowie durch Alles, was ſie von einigen vorwitzigen Domeſtiken vernahm, die es an Zuſätzen mancherlei Art und an Betheuerungen der Wahrheit Deſſen, was ſie erzählten, nicht fehlen ließen, gleichſam zum mittelbaren Zeugen der Geiſtererſcheinung geworden. Ja, einige gingen ſelbſt ſo weit, daß ſie auf die Gefahr hin, ausgelacht und verſpottet zu werden, ſogleich auf ihrem Rundzug durch die Salons, bei den Levers der erſten Perſonen der Stadt und des Hofes, die Kunde von dem Wunder mit allen Einzelnheiten hinterbrachten und ſich ſelbſt dabei eine Rolle zutheilten.

Dies gab für die Baronin den Ausſchlag. Sie war nun mit einem Male geſtürzt. Alles, was ſie bis jetzt unternommen hatte, wodurch ſie die gute Sitte öffentlich gehöhnt, was ihrem Leumund die tödtlichſte Wunde hingebracht, war dies nicht im Stande geweſen, dieſes allgemeine, in die tiefſte Volksclaſſe tief eindringende Gerede, das halb zu einem Betruge, halb zu etwas in der That Fürchterlichem geſtempelt wurde, gab den Ausſchlag. Das Murren wurde laut, die Mode ſprach ihr tyranniſches Veto, und das Haus der Baronin ſollte fortan gemieden werden. Man kam überein, daß es „nicht mehr zum guten Tone gehöre,“ davon zu ſprechen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſer Urtheilsſpruch auf die durch und durch zerſtörte und gänzlich verlorene Frau hervorbrachte. Sie hatte nie über ihre Lage nachgedacht; der Strudel der Geſellſchaft trug ſie weg über jede ernſte Frage ihres Innern, die ſich hie und da in einſamen, nur von Kränklichkeit ausgefüllten Stunden wol regte; jetzt kamen dieſe Fragen häufiger, ſie wurden plötzlich lauter. Kein äußerer Lärm kam dem Gewiſſen mehr zu Hülfe, um ſie zu übertönen; ſie mußten vernommen werden.

Wie es gewöhnlich bei Buhlerinnen und Kupplerinnen der Fall iſt, ſo folgte auch hier dem nach und nach weichenden Schmerze der Entſagung eine kummervolle, ausdauernde Ruhe, der die innere ſtille Buße folgt, die ſich, fern von dem Getümmel der Welt, in wollüſtige Beſchaulichkeit verſenkte und darin Troſt und Hülfe für Vergangenheit und Zukunft ſchöpft. Eine vollkommene Courtiſane wird eine vollkommene Büßerin; wir haben große Beiſpiele, die dieſes belegen.

Das Erſte, was die Baronin that, war, daß ſie Viktorine zu ihren Eltern zurückſandte, ihre Möbel und Kleinodien verkaufte und ſelbſt Wien verließ, um in einer entfernten Provinz, einſam und ungekannt, ihre noch übrigen Lebenstage zu vollbringen. Niemand konnte hier freilich ahnen, wen er vor ſich hatte, wenn er die hohe, wohlbeleibte Dame, mit dem bleichen Geſichte, den feinen Schleier halb über die Augen geſchlagen, in tiefe Trauerkleidung, die ſie fortan nicht mehr ablegte, Abends mit einem Erbauungsbuch in der Hand, von dem entlegenen Spaziergange heimkehren, oder mit geſenktem Haupte alltäglich zur Meſſe gehen ſah. Sie hatte allem Umgange entſagt, ſprach wenig und erzeigte von dem geringen Vermögen, das ſie aus ihrem Schiffbruch gerettet hatte, den Armen in der Gegend manches Gute. Nie jedoch trat ſie mit ihnen ſelbſt in Berührung. Sie vermied jedes Geſpräch mit Fremden, wie jeden Umgang. Der Geiſtliche des Ortes war der Vermittler aller ihrer wohlthätigen Spenden. So lebte ſie noch viele Jahre, und wenn ſie gleich immer ihre Lebensweiſe beibehielt, ſo wurde ihr Ausſehen milder, ſie blickte manchmal heiterer in die Welt und brach das ſtrenge Stillſchweigen, das ſie ſich ſelbſt als Buße auferlegt hatte, durch freundliche Worte der Barmherzigkeit und Theilnahme. Ihr langes Leben betrachtete ſie als eine ſichtliche Gnade des Himmels, der dadurch die Sühne befördern wollte und ihrer Buße ſchon hienieden ein Ende ſetzte, um ſie dafür geläutert im Jenſeits der reinſten himmliſchen Freuden theilhaft werden zu laſſen.

In dieſem Sinne ſtarb ſie denn auch im hohen Greiſenalter und wurde auf dem Dorfkirchhof von den dankbaren Leuten, denen ſie Gutes gethan hatte, aufrichtig beweint, als man ihre Leiche in die Grube ſenkte.

Viktorine, das gute Kind, war ihre Erbin, ſie hatte ſich mit einem tapfern Officier vermählt und lebte in liebevoller Zufriedenheit mit ihrem Gatten und ihren ſchönen Kindern; ſie hatte genug des Glücks für's Leben und wandte das geringe Vermögen, das ſie von der Tante geerbt, dazu an, für ihr Seelenheil Meſſen leſen zu laſſen und den Reſt unter die Bedürftigſten von Denen, die ſich der Wohlthaten der Geſchiedenen bisher zu erfreuen gehabt, auszutheilen.

Als ſie an einem ſchönen Tage zu dieſem Zwecke in dem Wohnort ihrer Tante angekommen war, beſuchte ſie auch ihr Grab und feierte dort eine heilige Stunde der Erinnerung an die wunderbare Rettung, deren ſie der Himmel werth gehalten.

Das mildthätige Geſpenſt um Mittag trieb noch einige Zeit ſein Weſen in Wien, bis es durch ein ungekanntes Verhängniß ſeine Ruhe fand. Kein ſo außerordentlicher Fall, wie der hier erzählte, trug ſich übrigens mehr zu, und daher wurde auch die Aufmerkſamkeit darauf ſchwächer, welche durch die Vorſorge der Polizei ohnedies nach allen Seiten hin ſehr beſchwichtigt wurde.

Daß es Viktorine jedoch nicht aufgab, über die Urſache, die der Erſcheinung zum Grunde lag, Nachforſchungen anzuſtellen, kann man leicht denken. Sie ſammelte Nachrichten, wo ſie ſich ihr darboten, verglich ſie und verwarf ſie dann wieder. Keine wollte Stich halten und das Räthſel blieb nicht nur ungelöſt, ſondern es wollte ſich ſogar kein Anknüpfungspunkt für ſeinen Urſprung im Leben finden laſſen. Endlich kam ein Zufall, wie er oftmals ſchon ſo mächtig Schleier hob, die über unergründlich ſcheinende Geheimniſſe gedeckt waren, auch hier der Forſchenden zu Hülfe. Was dieſe durch Mühe und Geld nicht zu erlangen im Stande geweſen, ſpielte er ihr in die Hände.

Ein verrufenes Weib, deſſen Lebenswandel mit Verbrechen aller Art befleckt war, wurde der Theilnahme an einem Morde bezüchtigt und eingezogen. Ihre Geſtändniſſe brachten viele Unthaten an das Licht, von denen man bis dahin keine Ahnung hatte. Nachdem das Verhör beendigt war, erlitt ſie die Strafe ihrer Verbrechen. Sie kam auf ihre noch übrige Lebenszeit in ſchweren Kerker.

Einer der jungen Criminalrichter, der ſein Amt mit Vorliebe ergriffen hatte, um ſeine pſychologiſchen Studien darin zu vervollſtändigen, pflegte in der von ihm beſuchten Abendgeſellſchaft die Ergebniſſe merkwürdiger Verhöre mitzutheilen und ſo eine mündliche Sammlung von causes celèbres für ſeine Freunde zuſammenzuſtellen, die den berühmten Pitaval'ſchen, die Schiller einſt mit einer Vorrede herauszugeben würdigte, um Nichts nachſtand.

In ſeiner Umgebung fand ſich ein junger Romantiker ein, der, nach Stoff gierig, die Unterhaltung ſeines criminaliſtiſchen Freundes jeder andern vorzog. Dieſer war eben aus dem letzten Verhör des alten Weibes gekommen und machte ſeine gewöhnliche Mittheilung. Davon mächtig ergriffen, eilte der Romantiker ſogleich nach Hauſe, nahm die Feder zur Hand und ſchrieb einen Theil der Nacht hindurch. Der frühe Morgen beſchien ein kleines Manuſcript, das ſofort an einen Redacteur außerhalb Oeſtreich geſandt wurde, um in ſeinem Journale abgedruckt zu werden, da im Lande ſelbſt die Cenſurverhältniſſe der Veröffentlichung ſich widerſetzt haben würden.

Der Journalcirkel des nächſten Städtchens brachte dieſe Erzählung, die mit dem Beiſatze „wahr“ an der Spitze prangte, nach einigem Verlaufe auch in Viktorinens Hände. Die Sache ſollte ſich in Wien ereignet haben, und die Aufmerkſamkeit der Leſerin wurde hiedurch ſogleich geſpannter.

Hier iſt aber nun dieſe „wahre Erzählung“, wie ſie jenes Journal mittheilte.

7.

„Es war ein heiterer Abend. Tauſende von Spaziergängern belebten den Graben; alle Kaffeehäuſer waren gefüllt und das Publicum derſelben machte mit den Vorüberwandelnden nur eine große Geſellſchaft aus. Die Converſation zog aus den geöffneten Thüren und Fenſtern hinaus ins Freie und wurde ſo allgemein; Alles überließ ſich dem beglückenden Gefühle, in einer glänzenden, großen Hauptſtadt zu leben, die ſo viele herrliche Genüſſe ihren Bewohnern bietet.

Unter der Menge ſtreifte einſam ein junger Menſch umher, dem es beſonderes Vergnügen machte, den wogenden Schwarm zu beobachten, hier ein hingeworfenes Wort zu erhaſchen, dort einen Charakter aus Haltung und Bewegung zu errathen. Nicht bloße Neugier war es, die ihn dazu antrieb, ſondern eine edlere Neigung. Er war Schriftſteller, und er wollte, um ſein Studium des Menſchen zu vervollkommnen, ſeine Beobachtung ſchärfen und ſeine jugendlichen Combinationen an den Maßſtab des Natürlichen, des Wirklichen legen.

Ein junges Mädchen an der Seite einer ältern Frau zieht ſeine Aufmerkſamkeit in erhöhtem Grade an. Das Mädchen weint ſtill in ſich hinein; ein geheimer, daß Herz zernagender Kummer ſcheint ſie zu drücken. Die Alte beſchleunigt ihren Schritt und der Beobachter kann die ſchnell herausgeſtoßenen Worte vernehmen:

„Denke — es muß ſein; nur der erſte Schritt iſt's — das Uebrige findet ſich. Es bleibt Dir gar nichts Anderes übrig."

Sie haben ſich jetzt dem Burgtheater genähert, wo ihnen mehre junge Leute begegnen; die Alte bleibt ſtehen, das Mädchen drängt ſich ängſtlich zu ihr hin. Die Alte redet einige von den jungen Leuten an; das arme Kind drückt ihr convulſiviſch die Hand. Der Beobachter konnte über den Zweck dieſer Unterhaltung keinen Zweifel mehr hegen und ſchickt ſich eben an, das Paar anzureden, als ihm ein ſchon bejahrter Mann von ſtattlichem Ausſehen den Rang abläuft. Es iſt ihm anzuſehen, daß er der leichten Siege gewohnt iſt; das Weib ſcheint ihn zu kennen, ſie nimmt eine lächelnde Miene an, aber das Mädchen wird immer ängſtlicher. Sie zittert am ganzen Leibe.

Die Drei ſtellen ſich ſeitwärts in den Winkel, den zwei große Gebäude bilden, und der ſie den Blicken der Menge für einen Augenblick entzieht, dort führt der Herr mit der Alten ein lebhaftes Geſpräch; das Mädchen ſenkt immer mehr den Kopf.

Was ſie verhandelten, wage ich hier nicht auszuſprechen.

Jetzt iſt das Geſpräch zu Ende. Die Alte lächelt; es iſt die Hölle, die ſich in ihren Zügen abſpiegelt. Der Herr ſchweigt, in Befriedigung ſchwelgend, einen Augenblick, und betrachtet die ſchlanke Mädchengeſtalt. Endlich ſagt er halb leiſe:

„Aber ſo laß mich doch nun auch einmal die Augen ſehen, die mir ſo gerühmt wurden!“

Bei dieſen Worten ſtreckt er die Hand aus und will ihr das Kinn heben, allein mit dem Schreckensrufe „Hilf Himmel! was iſt das?“ zieht er die Hand ſchnell zurück.

„Sie iſt krank — eiskalt!“ ruft er noch der Alten zu.

In demſelben Augenblicke ſinkt das Mädchen leblos zu Boden. Sie war aus Elend und Schmerz geſtorben, als ſie die letzten Worte vernommen hatte, die ſie ohne Erbarmen der Willkür eines Libertins überließen. Die Spaziergänger blieben ſtehen, um zu ſehen, was da vorging. Die Alte ſtand heulend bei der Leiche ihrer jungen Baſe, wie ſie ſagte. Der Herr hatte ſich in der Menge verloren.

Der junge Menſch, der die Geſchichte beobachtet hatte, erfuhr auf ſeine deshalb angeſtellten Nachforſchungen, daß

Mädchen ſei eine Waiſe geweſen, die in einer Fabrik für kümmerlichen Lohn gearbeitet hatte. Man wußte nur, daß ſie Marcelline hieß.

Gleich nach dieſem Vorfall machte ſich das warnende Geſpenſt in Wien bemerkbar, das nichts Erſchreckendes an ſich trug, ſelbſt bis auf die Zeit ſeines Erſcheinens am hellen freundlichen Mittage."

In welchem Zuſammenhange Graf S. und die Kartenſchlägerin zu dem Geſpenſte geſtanden hatten, wollte Viktorine nun aus dieſer Geſchichte herausgefunden haben. Ihre eigene Gefahr ſtand ihr dabei lebhaft vor Augen, und ſie ſchauderte noch im Andenken daran im Innerſten zuſammen.

S. oder F.

Eine Anekdote

„Leyden, die zum Leben
Ekel und Schwermuth geben,
kann ein Scherz oft heben;
Auch ein Scherz beglückt.“

Langbein

Der General Graf P. war ſeit einigen Monaten in der Reſidenz wegen mehrer Angelegenheiten, die ſeine perſönliche Anweſenheit nothwendig machten, und hatte ſeine Tochter, eine liebenswürdige Blondine, die ſoeben ins ſiebzehnte Jahr getreten war, mit ſich genommen, um ſie in den glänzenden Geſellſchaften, die er mit ihr beſuchte, bewundern zu laſſen, wobei er eine herzinnige Freude empfand. Der General war ein Mann von fünfzig Jahren, Witwer und Herr einer bedeutenden Herrſchaft. Er hatte als Held dem Vaterlande gedient, war voller Narben und Orden und ſein Stand ging ihm, wie natürlich, über Alles; allein dabei war er der liebenswürdigſte, weichſte Menſch. Obgleich er ſelbſt nur taktiſche Wiſſenſchaften trieb, moderne Sprachen durch Invaſionen, alte in der Schule, jedoch beide ſehr unvollkommen, erlernt hatte und ſonſt um das Reich des Wiſſens ſich wenig bekümmerte, ſo hatte er doch vor den ſchönen Künſten eine Achtung, die an Ehrfurcht grenzte. Im Gebiete der Dichtkunſt zogen ihn zwar nur die abenteuerlichen Helden- und Ritterſagen, die Tyrannen- und Uſurpatorengeſchichten an; in der Muſik waren ihm Schlachtſymphonien und Märſche werth, Schlachtlieder jedoch das Höchſte; in der Malerei liebte er ebenfalls, was ſich auf ſein Alpha und Omega bezog; in der Bildhauerei waren es wol die Nuditäten, welche unter dem buſchigen Schnurrbart ein recht freundliches Lächeln bemerkbar machten. Doch alles Uebrige, mochte es nun Dichtung, Muſikſtück, Gemälde oder Statue ſein, erfüllte ihn mit Feuer und Liebe, und wenn er gleich gähnte, Brillen abwiſchte, lobte, was nicht zu loben war, und das Verkehrteſte heraushob, ſo intereſſirte er ſich dennoch für jeden Künſtler, der ſich ihm näherte, und wahrlich aus der innern Ueberzeugung, daß, nach dem zur Erhaltung des Ganzen wichtigen Wehrſtand, der Zehrſtand der Künſtler eine eigentliche Ziergärtnerei und Blumine wäre, um alles Lebende mit Wohlduft und Luſt zu ergötzen.

Es konnte nicht fehlen, daß eines ſolchen Mannes Haus der Sammelplatz der Künſtler und Kunſtliebhaber war, die in Reſidenzen ſo häufig gefunden werden. Die talentvolle Tochter des Generals glänzte und wurde bewundert, und alle Cavaliere beeiferten ſich, dem ſchüchternen Mädchen zu gefallen, da ſie Aller Herzen gekapert hatte; allein ſie trieb ihre Zauberei ſo unbewußt, wie wir's heut zu Tage bei ſo manchem Magnetiſirer wahrnehmen. Theodor, ein junger Menſch von Bildung und Talenten, und ein vom Himmel mit einer ſolchen Stimme Begünſtigter, die einmal einem

Hofkapellſänger der Sphären angehört haben mag, fand auch Zutritt zu dieſen geiſtreichen Beförderungen der langen Weile. Auch Emma, die Tochter des Generals, gewann den jungen Sänger lieb, denn Alles hing an ſeinem Athemzuge, wenn er ein Lied ſeelenvoll vortrug und ſein ſchönes Auge ſein inniges Gefühl wiederſtrahlte. Nur zu bald merken es die jungen Leute, wenn ein Mädchenherz für ſie ſchlägt, und Theodor, obgleich ſeine jugendliche Unbefangenheit noch nicht ganz von Eitelkeit und andern ſinnlichen Regungen verdrängt worden war, wußte doch alsbald ſein Glück aus den Augen der liebenswürdigen Gräfin ſich zu entziffern.

Wie es immer zu gehen pflegt und ſchon zu oft beſchrieben worden iſt, ſo ging's auch hier. Man ſucht ſich, ohne es zu wollen; man findet ſich, ohne ſich etwas zu geſtehen; man ſpricht gleichgültige Worte und weiß nicht, daß die Augen ſehr wichtig drein ſchauen und mitreden; man fühlt ſich glücklich und weiß nicht warum; kurz, man durchträumt ein Glück, wovon nur ſelten beim Erwachen ein roſenrothes Säumchen noch die Wolken am fernſten Horizonte verbrämt.

Die Leidenſchaft geht ihren ſtillen Gang, doch mit Siebenmeilenſtiefeln. Was däuchte unſerm jungen Liebespärchen Stand und Rang? Liebe und Hoffnung und ſolche ſüße Nebelbilder erfüllten Hirn und Bruſt, und in Seligkeit wurde geſchwommen, denn unſer Tenorſänger hatte ſchon einen Kuß auf die gräflichen Roſenlippen gedrückt, und dieſe hatten ſich nicht geſcheut, das Thor, woraus der holde Wohllaut ſtrömte, ſanft mit Roſenduft und Roſenzärte zu umſchließen. Der General hatte den Sänger ebenfalls liebgewonnen; er war ſchön und groß gewachſen und hätte immer einen Flügelmann beim Leibregimente abgeben können.

War Geſellſchaft, ſo durfte Theodor nicht fehlen, und auch außerdem wurde er mit ſeiner Guitarre zu kleinen Familien-Abendeſſen geladen.

Die beiden Verliebten hatten ihre Seligkeit Niemand vertraut und waren daher auch ſicher, daß Niemand ſie verrathen konnte. Unbekümmert, was daraus werden würde, ſchwelgten ſie in ihren Gefühlen, die ihnen unzählige Wonnen bereiteten. Allein beglückte Liebe ſtrahlt aus lachenden Augen. Ihre Blicke werden ihre Verräther. Schon fing man an, einander in die Ohren zu ziſcheln, Theodor habe ein Auge auf die junge Gräfin geworfen und dieſe ſcheine ihm nicht abhold zu ſein. Der General wurde aufmerkſam gemacht, und ohne Weiteres beſchloß er, mit ſeiner Tochter auf ſeine Herrſchaft zurückzukehren, um Das, wie er meinte, im Entſtehen zu verhindern, was ſchon ſo weit gediehen war.

Der Abſchied der beiden Liebenden war ſo romantiſch, als man ihn nur ſich denken kann. Ein Garten, plätſchernde Springbrunnen, Roſenhecken, Mondſchein im Ueberfluß, ſeitwärts der erleuchtete Pavillon, aus dem Muſik ertönte und in dem eine bunte Menſchenmaſſe wogte; Thränen, Küſſe, Seufzer, Betheuerungen, Verſprechungen u. ſ. w., bis Saraſtro mit dem Grundbaß: „die Stunde ſchlägt!“ dazwiſchen trat, d. h. man hörte den General huſtend ſich nahen, und links war er, rechts ſie fortgeſtoben.

Auf der Herrſchaft des Generals hatte Emma mehre Monate hindurch ein trauriges Leben geführt. Das mannichfaltige, bunte Kunſtſtandtreiben in der Reſidenz ſtach zu grell gegen die traurige Einförmigkeit auf dem alten Landſchloſſe ab. Die Sehnſucht nach ihrem Theodor erfüllte ſie mit jenem bitterſüßen Gefühl, das uns die Trennung von geliebten Gegenſtänden immer bereitet, und das uns oft mehr beglückt, als der ungetheilte, ungehinderte Beſitz; dazwiſchen flogen dann wieder dunkle Schatten des Zweifels und trübten den Sinn. Sie, treu und hold, deſſen war ſie ſich bewußt, konnte ihm in der Abgeſchiedenheit nicht untreu werden; er indeß, gehuldigt in den glänzendſten Cirkeln, in Künſtlerwerth prangend, begabt mit Demjenigen, was unwiderſtehliche Macht auf die Gemüther ausübt und daher den Beſitzer am meiſten verklärt und den höchſten Triumph bereitet, mit einer ſchönen Menſchenſtimme, wird er ſie nicht vergeſſen bei Andern? Wird, wenn ihr klagender, ſchmachtender Blick ihn nicht ſtets anregt, das unſcheinbare Bild, ſo dachte ſie, nicht ganz aus ſeiner Seele verſchwinden? Sie quälte ſich und tröſtete ſich ſelbſt wieder, ſie glaubte gar zu gern, was ſie gar nicht glauben mochte, und las dabei fleißig die Blaue Bibliothek, eine Sammlung franzöſiſcher Volksmährchen, die gleich unſerm Octavian, der Genofeva u. ſ. w. in Frankreich verkauft werden und von dem blauen Einbande jenen Namen führen. Durch dieſe Lectüre wurde ſie in die rechte Stimmung verſetzt, und einen Zeiſig, der ſich in ihrem Blumenfenſter gefangen hatte, bediente ſie auf's Beſte mit Zuckerbrot aus ihrem Munde, weil ſie ihn für den bezauberten Tenoriſten hielt.

Theodor ſang die traurigſten Romanzen, klagte wie die Nachtigall im Lenz, ließ ſich wenig in der großen Geſellſchaft ſehen, ſchrieb jeden Tag ein paar Briefe an Emma, die er ſorgfältig aufhob, um ſie ihr einmal in einem günſtigen Augenblicke zu überreichen, und ſie dann, ſo zu ſagen, mit dem Tagebuche ſeines Herzens bekannt zu machen.

Schon hatte Theodor alle Hoffnungen aufgegeben, ſeine Emma je wieder zu ſehen, als ein ſonderbarer Zufall ihn plötzlich auf die höchſte Staffel des Glücks erhob. Die verwittwete Frau Gräfin von Leerlack ließ ihn eines Tages zu ſich rufen. Er hatte die ſonderbare Frau in mehren Geſellſchaften geſehen und auch beim General, deſſen Freundin ſie war. Wie aber hatte er ſie oder ſie ihn in Affection genommen? Sie ſchien nicht ſehr auf ſeinen Geſang zu achten, und er empfand bei ihrem Anblick eine unüberwindliche Mißſtimmung. Man erzählte ſich auch in der Stadt allerlei Seltſames von ihrem Leben und Witwenſtande. Ihr Mann war ein rauher Jäger geweſen und ſoll auf der Jagd ein ſchmähliches Ende, etwa wie weiland Bürger's Wild- und Raugraf, genommen haben.

Die Witwe, ein großes ſtarkes Weib, deren Oberlippe ein ganz ſtattliches Bärtchen zierte, bewohnte nun ein ungeheures Hotel, von wenig Dienerſchaft, aber von einer großen Meute von Rüden umgeben. Nicht befremdend kann es ſein, daß Theodor ſich höchlich verwunderte, zu ihr hinbeſchieden zu werden. Von Rüden und Teckeln angebellt, hatte er endlich die Thür des Zimmers erreicht, in welchem ſich die Dame des Hauſes vom Sopha erhob, als ſie ihn eintreten ſah, und ihm ziemlich freundlich entgegen kam. Als ſie ihn jedoch näher betrachtet hatte, watſchelte ſie unwillig ihren Polſtern zu, indem ſie ſagte: „Weiß der Henker, wen mir der dumme Bediente angemeldet hat. Wenn ſo ein Kerl vom Lande hereinkommt, iſt er noch ein Vieh. Sie ſind es? Ich hab' einen Auftrag an Sie, von meinem Freunde, dem General P…“

„Vom General P…?“ ſtammelte Theodor erſtaunt nach.

„Ja — man höre!“ fuhr die Gräfin fort. „Der General hat ſo ſeine abſurde Schnaken, die ihn ein wenig vor der Welt blamiren, vorzüglich macht er ſich mit dem Kunſtgeſindel zu gemein, ich nehme, wie natürlich, Mehre aus. Da iſt ihm denn wahrſcheinlich wiederum die Laune aufgeſtiegen, draußen in Mixethal zu concertiren und zu muſiciren, und da will er Muſikanten haben. Vornehmlich iſt es ihm um einen tüchtigen, ſichern Zeitvertreib zu thun, und weil ich Sie einige Male gehört habe, ſo iſt meine Wahl auf Sie gefallen; drum machen Sie ſich fertig, die Fuhre geht heute hinaus und da können Sie mit."

Theodor war wie aus den Wolken gefallen. Er verſicherte, ſogleich Muſikalien und Wäſche zuſammenzupacken und bald wieder zu kommen, um die Gelegenheit nicht zu verſäumen. — „Man kann," fügte die Gräfin hinzu, „in der Domeſtikenſtube unten warten, bis der Kerl mit dem Wagen kommt;" und nachdem Theodor ſie verlaſſen hatte, ſetzte ſie ſich und ſchrieb an den General:

„Seltſamer Freund! Ihren barocken Willen zu erfüllen, ſende anbei Verlangtes und wünſche, daß der Heuler Dero Gnaden weidlich amüſiren möge. Mit vollkommenem Reſpect u. ſ. w."

In wenig Augenblicken ſaß der Sänger Theodor mit ſeiner beſten Guitarre, ſeinen ausgeſuchteſten Muſikalien, ſeinem ſchönſten Frack und ſeiner feinſten Wäſche inmitten der durchräucherten, von Hunden und hundeähnlichen Menſchen bewohnten Jurte und harrte des Steuermanns, der ihn in ſein Eldorado hinüberſchaffen ſollte. Er konnte ſich nicht erwehren, in dieſer Umgebung an Goethe's bekanntes Diſtichon zu denken, das mit dem Pentameter ſchließt:

„Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Hund, ſo der Menſch."

Nun kam der Bauer aus Rißthal, Theodor ſetzte ſich auf den Wagen und fuhr wohlgemuth zum Thore hinaus. Wahrlich, einer andern Einladung hätte er nicht ſo ſchnell Folge geleiſtet. Der Herbſt hatte ſchon mit ſeinen farbigen Tinten und Laſuren die Landſchaft überzogen und die rauhe Herbſtluft, die Feindin der Tenorſtimmen, wehte über die kahlen Stoppelfelder. Im Walde waren die Waidmänner regſam, jetzt puffte und knallte es, jetzt ſchlugen die Rüden an und hier und dort ſchallte Hörnerruf. Mit den ſeligſten Gefühlen eilte Theodor über die breite Landſtraße. Die bunteſten Hoffnungen waren in ihm erwacht, und ſo war er den bunteſten Erſcheinungen vorübergegangen, ohne ſie bemerkt zu haben, bis er vor dem Schloſſe zu Migerthal hielt.

Der Kammerdiener trug das Billet der Gräfin zum General hinauf. Lächelnd durchlas er dieſes und befahl, man ſolle den Hund alsbald anbinden und ihm nichts zu freſſen geben. Der Kammerdiener glaubte nicht recht verſtanden zu haben, allein der General wiederholte ſtrenge den Befehl, indem er hinzufügte: er würde bald heruntergehen, um ſelbſt nachzuſehen. Der Kammerdiener verließ kopfſchüttelnd ſeinen Herrn, um drei bis vier handfeſte Kerle zu ſuchen, die den ſtarken jungen Mann, den er für einen ſchweren Verbrecher hielt, einfangen ſollten.

Während dies geſchah, war Theodor in den am Schloß begrenzten Park eingetreten, um vielleicht ſeine Emma zu entdecken und von ihr Aufſchluß über die ſeltſame Einladung ihres Vaters zu erhalten. Das Erſte, was ſeinen Blicken aufſtieß, war Sie. Wer kann das Erſtaunen, das Entzücken beſchreiben? Sie hatten ſich innig umſchlungen und noch kein Wörtchen einander geſagt, da traten die vier vom Kammerdiener herbeigeholten vierſchrötigen Kerle hinzu, packten Theodor von hinten, riſſen die halbohnmächtige Emma von ſeinem Halſe und banden ihn in einem finſtern Loche mit ſtarken Stricken feſt, ohne ſich an ſein Betheuern und Flehen weiter zu kehren.

Theodor's Lage ließ keinem andern Gedanken Raum, als dem: der alte, jähzornige General hatte, um ihn für den Frevel, ſeine Tochter zu lieben, zu beſtrafen und ſein hochgräfliches Blut vor Schimpf zu bewahren und zu rächen, nach alter, echt fauſtrechtlicher Sitte, ihn auf dieſe Weiſe in ſein Garn gelockt. Emma dachte, der Vater hätte den kühnen Jüngling wahrgenommen, wie er in ſeinem Park ſeine Tochter umarmte, und ihm darauf in der erſten Hitze jene Schmach bereitet. Ihren Geliebten zu befreien, war ihr feſter Vorſatz. Dann wollte ſie mit ihm entfliehen, ſich heimlich mit ihm verbinden und hinterdrein ihres Vaters Segen erflehen. Sie hatte ſo oft davon geleſen, es war beinahe herkömmlich in den Romanen, die ſie kannte, daß die Väter ſich erweichen ließen, und ſo hoffte ſie es auch von dem ihrigen.

Der alte General hatte indeß ſein letztes Pfeifchen geraucht und ahnete von allem dieſem Wirrwarr nichts. Es war Abend geworden und er beſchloß, noch vor dem Schlafengehen ſich hinunter in den Park zu verfügen und den Gaſt aus der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Wie er nun beim Eingang in den Park an dem alten, halbverfallenen Gemäuer vorbeigieng, das einſt ein Wartthurm war, und in welchem nunmehr die Ställe für die großen Jagdhunde waren, hörte er in einem der größern Behälter ein leiſes Flüſtern von zwei gar lieblichen Stimmen. Er blieb horchend ſtehen. Die Stimmen ſchienen ihm bekannt und wurzelten ihn feſt an den Boden, denn nun ertönte aus dem Innern der Höhle melodiſch und rührend das Lied vom gefangenen König in franzöſiſcher Sprache: „Je [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]," und nun fiel die zweite Stimme ein, daß den alten General Zorn und Rührung wechſelsweiſe überwältigten, denn er erkannte die Stimme ſeiner Tochter. Er ſchlich näher hinzu und gewahrte durch die Ritzen der Bretterthüre, welche den Eingang verſperrte, ſein einzig geliebtes Kind beſchäftigt, die Stricke, womit ein ſtattlicher Mann an einem Pfahl gebunden war, mit einem Meſſer zu zerſchneiden, und Fingern und Zähnen [illegible]. Da konnte er ſich nicht länger halten. „Was geht hier vor?“ ſchrie er und ſtürzte in die Höhle. Entſetzt blieb er ſtehen, er erkannte den Amerikaner; — entſetzt auch ſtanden die Beiden, ſie wähnten ſich verrathen. „Wie kommen Sie hierher? Wer hat Sie gebunden? Was machſt Du hier? Welche Gewaltthätigkeiten auf meiner Herrſchaft, von denen ich nichts weiß?“ Alles Dies polterte der Alte in einem Athemzuge heraus. — „Von denen Sie nichts wiſſen?“ fragte leiſe die Tochter; „Sie hatten nicht den Befehl gegeben, dieſen Herrn zu binden?“ — „Ich? Was denkſt Du von mir? Ich weiß ja nicht einmal, daß Sie hier ſind.“ — „Sie hatten mich nicht herausholen laſſen? Herr General, das heißt zu ſehr auf eine Macht trotzen, die gewiſſermaßen, einen ſehr unedlen Charakter verräth. Sie laſſen mich hier wie einen Hund behandeln.“

„O ſtille, Vater!“ ſagte beſänftigend Emma, „ich wollte wetten, hier liegt ein Mißverſtändniß zum Grunde.“

„Vor allen Dingen,“ fragte der General, indem er ſich bemühte, Theodor's Bande zu löſen, „ſagen Sie mir, wie und auf weſſen Anordnung kommen Sie her?“ — „Durch die Frau von Pernack, die Ihnen einen Seiltänzer zu Ihren Winterconcerten verſchaffen ſollte.“ — „Nun ſo ſchlage doch —“ platzte der General heraus, indem er das Meſſer weit von ſich warf und ſich den Bauch haltend auf einen Stein niederſank. „Sie alſo ſind der Sele — ha, ha, ha, ha!“ — Erſtaunt ſtanden Beide. — „Ich bekenne mich zu Allem,“ fuhr er fort, „einen Seiltänzer wollte ich nur haben und ſie ſind's Seiltänzer. Ja, das konnt' ich freilich nicht wiſſen.“

Das ſtille Felſendach erſchallte von dem Gelächter des drei Menſchen. Bekannte kamen mit Fackeln, man ging ins Schloß und Theodor blieb während der großen Jagd beim General, wo er ſelige, frohe Tage verlebte.

Der Alte gewinnt ihn immer mehr und mehr lieb, und obgleich er zur Heirath ſeine Einwilligung noch nicht geben will, ſo läßt er ruhig die Beiden ihr tändelndes, verliebtes Spiel treiben und begnügt ſich damit, ſie ſtrenge zu beobachten. Er will Theodor ganz kennen lernen und ſpricht manchmal ſchmunzelnd zu ſich ſelbſt: „Was nicht iſt, kann werden!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auguſt Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite
Mannesjahre. ... 1
Das Theater ... 3
Der Liebe List und Rache. Lustſpiel in einem Akt ... 51
Der Vaterſegen. Drama in einem Akt ... 92
Es iſt die rechte Zeit. Luſtſpiel in zwei Akten ... 128
Die Debüts ... 166
Theater-Diplomatie ... 196
Der alte Student ... 215

Dramaturgiſche Streifereien. ... 237
Erinnerungen ... 239
Zur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland ... 254
Publikum und Kritiker ... 277
Schauſpielerſchulen ... 283
Das Melodrama ... 290
Die Paſſion ... 320
Das Theater in München ... 334
Schweiger ... 362
Fauſt ... 370
Die Braut von Meſſina ... 376

Mannesjahre.

Das Theater.

Ich will hier zuſammenfaſſen und geben, was ich mit dem bedeutungsvollen Namen einer „theatraliſchen Laufbahn" nicht wohl belegen darf. Es ſind leider die nur unbedeutenden Ergebniſſe einer Reihe von Lebensjahren; der beſten Mannesjahre vom fünfundzwanzigſten bis zum achtunddreißigſten. Am 30. November 1818 betrat ich zum erſten Male die Bühne zu Brünn als Riccaut de la Marlinière in Leſſing's Minna von Barnhelm; am 7. October 1831 ſtand ich zum letzten Male auf der Bühne zu Hamburg, um in einer wiener Poſſe „der Eheteufel auf Reiſen," in der Raimund gaſtirte, die Regie zu führen. Dieſer Anfangs- und Endpunct ſei bezeichnend für Alles, was dazwiſchen liegt. Im Anfang ſtrahlte mir die Kunſt; am Ende hatte ich das Handwerk gefunden; mein Blick hob ſich zum Höchſten, ich ließ mich von einem ewig ſtrahlenden Namen in die Hallen einführen und trat hinaus im Angeſichte der kläglichſten Miſère, neben einem Manne, der bald darauf an vernichtenden Enttäuſchungen untergehen ſollte. Ich war glücklicher begabt; was ich mir gewonnen und gerettet hatte, ſollte mich noch eine ziemliche Zeit hindurch leiten und heben und die neue Bahn, die ich einſchlug, mich nicht ganz unglücklich werden laſſen.

Bald nachdem ich als Schauſpieler aufgetreten war, mußte ich inne werden, daß mir kein eigentlich bedeutendes Talent zur Darſtellung inwohne. Meine Collegen, und zwar die beſſern unter ihnen, ſagten mir das unumwunden und da ich nicht eitel oder anmaßend war, ſo nahm ich es nicht übel. Aber ernſte Sorgen erfüllten mich. Ich hatte mich der Kunſt mit Liebe gewidmet und was mehr war, ich hatte geglaubt, daß ich es mit leichter Mühe zu etwas Bedeutendem bringen würde. Neben dieſem nun ſo plötzlich zerſtörten Wahne bedrohte mich aber auch noch ein trübſeliges Auskommen. „Beim Theater werden Sie kennen lernen, was Noth und Hungerleiden heißt,“ ſagte mir ein junges, ſchönes Weib, mit lachendem Munde und hellen Augen, der ich's nicht glauben wollte, als ſie mir ihre erlebten Drangſale ſchilderte. Später habe ich oft ihrer prophetiſchen Worte gedacht. Niemand in der Welt, der nicht dem Theater angehörte, kann ſich dieſes Leben vorſtellen, an das ſich die härteſten Entbehrungen knüpfen. Wochenlang ſo dahin zu leben, ohne einen Kreuzer in der Taſche; nichts zu eſſen zu haben, wenn der Wirth keinen Credit geben will; eine kalte Kammer im Winter; Morgens mit nüchternem Magen in die Probe; die Kinder in Lumpen gewickelt auf dem Stroh liegend; die Eltern in der leeren Bettſtelle, weil Matratzen und Pfühle den erbarmungsloſen Gläubigern zur Beute wurden — die wenigen Gulden der Gage — mit Recht wählte man das gehaltvolle „Gehalt“ nicht für die karge Löhnung — immer zum Voraus mit Beſchlag belegt! — Ich habe dies Elend häufig mit angeſehen, wenn auch nicht ſelbſt erlebt, denn ich hatte ein Mittel, mir meine Einnahme zu vergrößern: ich gab Sprachunterricht.

Das Theater in Brünn zählte damals nichts Bedeutendes, als ich mich anwerben ließ, doch waren einige Mitglieder, die ſich über die Mittelmäßigkeit erhoben. Es waren lauter junge Leute; der Aelteſte war nicht vierzig Jahre alt; eigentlich höhere Bildung wurde vermißt und nur Wenige haben es in der Theaterwelt zu einem beſondern Rufe gebracht. Von Einigen nur ſind mir die fernern Schickſale bekannt worden. Am Hervorragendſten war Madame Nevins, die ſpäter in Dresden angeſtellt war; Herr Frei, ein Mann von ernſter Beſtrebung, der ſich auch als Dichter verſuchte, lebte in Prag, wo er Regiſſeur wurde, und ſeine kleine Maria, die damals Kinderrollen ſpielte, wird jetzt in der Kunſtwelt mit Achtung genannt; Herr Kindler endlich, damals Regiſſeur und erſter Liebhaber des brünner Theaters, iſt Regiſſeur des königſtädtiſchen Theaters in Berlin geworden. Herr Hopp iſt ein beliebter Komiker in Wien und ſchreibt Zauberpoſſen. Später trat Wohlbrück hinzu, der jetzt in Weimar lebt, und kurze Zeit vor meinem Abgange von Brünn — ich war drei volle Jahre daſelbſt — wurde Moritz, jetzt Oberregiſſeur in Stuttgart, angeſtellt. Seidelmann war nur eine ſehr vorübergehende Erſcheinung.

Unſer Director, Herr Heinrich Schmidt, aus Weimar gebürtig, war ein Mann von vielſeitiger Bildung. Früher hatte er in Dienſten des theaterliebenden Fürſten Eſterhazy geſtanden und deſſen berühmtes Opernweſen in Eiſenſtadt, ſeiner Reſidenz, geleitet. Mit dem Theater in Brünn meinte es Herr Schmidt nicht recht ernſt. Der unbedeutende Stand der Dinge konnte den Mann von Einſicht und Geſchmack nicht zufrieden ſtellen und als guter Rechner ſah er wohl ein, daß die Mittel ihm nicht erlaubten, an ein kräftiges Emporbringen der Anſtalt zu denken. Seine Gattin war erſte Sängerin und die Oper war ihm Hauptſache. Wirklich trug auch nur dieſe und das wieneriſche Localſtück der Kaſſe Geld ein. Das Publicum beſtand aus den Herrſchaften, wie man dort die Edelleute nannte, welche im Sommer auf ihren Gutern leben und im Winter ihre großen Häuſer in Brünn beziehen, und aus der ſlaviſchen Bevölkerung, von der ein großer Theil ſich des Mähriſchen als Umgangsſprache bedient. Dieſe Hauptbeſtandtheile des brünner Theaterpublicums erklären zur Genuge, weshalb ſich die Vorliebe zur Oper und wiener Poſſe neigte. Zur Ehre der Schauſpieler darf ich nicht verhehlen, daß man ſich zum Privatvergnügen oft verſtieg und daß Taſſo und Iphigenia, Wallenſtein und Braut von Meſſina hervorgeholt wurden, um verarbeitet zu werden; allein der einzige Erfolg, den ſolche Verſuche hatten, war, daß wir Alle ſammt und ſonders von den wenigen echten Kunſtfreunden Tadel und Vorwürfe ſtatt Lob und Ehre davontrugen, und daß ein Mann, wie Eduard Grammerſtötter, der ſpäter durch ſeine Luſtſpiele und ſein tragiſches Ende bekannt wurde, uns mit den unabläſſigſten Sarcasmen verfolgte.

Das, was ich hier mit den wenigen Zugen hinſtelle, iſt die Geſchichte aller unſerer Bühnen und ihrer Kunſtbeſtrebungen und daher wichtig. Von der einen Seite unfruchtbare und unzulängliche Anſtrengungen, von der andern überſtrenge Beurtheilung.

Meine mangelhaften Leiſtungen ließen mich zu keinem eigentlichen Rollenfach gelangen; ich ſpielte Alles und war fur das brünner Theater am Ende Das geworden, was man in der theatraliſchen Kunſtſprache Frankreichs „Utilité“ benennt. Man kannte mich außerhalb der Bühne und meine

Freunde nahmen mit dem guten Willen fürlieb; ich verurſachte keine Störung, weil man daran gewöhnt war, mich auf den Brettern zu ſehen. Eine Stellung, wie ſie den ältern Mitgliedern der meiſten Theater eigen zu ſein pflegt. Bis ich aber dazu gelangte, hatte ich eine ſaure Schule durchzumachen und ich will es nicht verſchweigen, daß lange Zeit hindurch eine ſolche tödtende Angſt, ein ſo ſelbſtvernichtender Mißmuth mich ergriffen hatten, daß ſie jedes freiere Wirken, wenn ich mich manchmal dazu erheben wollte, erſtickten und mir allen möglichen Eintrag thaten. Die Augenblicke, die ich dann durchlebte, ſind nicht zu beſchreiben. Oft dachte ich vor dem Hinaustreten, wenn ich fühlte, daß ich nicht im Stande ſei, die Aufgabe zu löſen, ein ſchneller Tod, der mich plötzlich von der Angſt und Qual befreite, wäre mir höchſt willkommen. Am behaglichſten bewegte ich mich noch zumeiſt in dem Fache gutmüthiger Pedanten und ſogenannter zweiter Väter; auch Das, was man franzöſiſche Kammerdiener nennt, gelang mir. Eine bedeutende Zungengeläufigkeit, eine gute Art zu ſprechen, auseinanderzuſetzen, vorzutragen, waren mir dazu behülflich; allein die Haltung und die Bewegungen des Körpers konnte ich nicht in gleicher Art damit in Verbindung ſetzen und ſo blieb auch ſelbſt das Beſſere, was ich leiſtete, mangelhaft. Ich hatte indeß zur „luſtigen Landsmannſchaft“ geſchworen und ſo verharrte ich denn auch dabei. Es iſt ein altes, bei den Theatern curſirendes Wort: Wer einmal den erſten Schritt gewagt hat, kommt nicht ſo bald wieder los.

Leugnen kann ich es nicht, daß jetzt nicht eigentlich mehr Liebe zur Kunſt es war, was mich erfüllte, ſondern Liebe zum Theater. Mein Ehrgeiz litt es auch nicht, durch einen ſchnellen Rücktritt die Einſicht meiner Schwäche offen an den Tag zu legen, und ſowie ich Brünn, eine Stadt, wo mich Niemand kannte und wo mein Name nie vorher genannt worden war, zum Orte meines erſten Auftretens gewählt hatte, ſo wollte ich auch hier den bittern Kelch der Erfahrungen bis auf die Hefe leeren und mindeſtens den Zweck erreichen, das Bühnenweſen aus dem Grunde kennen zu lernen. Es iſt hierzu gar nicht nöthig, eine größere und in ihren Leiſtungen anerkanntere Bühne zu ſuchen. Die Erſcheinungen wiederholen ſich nur und bleiben ſich überall gleich, und um ſelbſt bedeutendere Künſtler kennen zu lernen, bot ſich mir die Gelegenheit, da faſt Alles, was damals Ruf beſaß, auf dem brünner Theater Gaſtrollen gab.

Von Jugend auf beſeelt mich der Trieb zur ununterbrochenen Thätigkeit; in keiner Lage meines Lebens habe ich mich dem Nichtsthun überlaſſen mögen und wenn gleich den Zerſtreuungen nicht abhold und viel in der Geſellſchaft lebend, waren doch die der Arbeit gewidmeten Stunden niemals unbeſetzt. So kam es denn, daß ich im Sommer ſchon Morgens um fünf Uhr eine Unterrichtsſtunde zu geben hatte, dann noch einige Stunden bis zur Probe gab, die um zehn Uhr ſtattfand, Nachmittags wieder Unterricht gab und dabei faſt jeden Abend Komödie ſpielte. Außerdem wußte ich noch ſo viel Zeit zu gewinnen, um Allerlei für das Theater zu dichten. Ich ſchrieb Prologe und Gelegenheitsſtücke, Luſtſpiele, bearbeitete Dramen aus fremden Sprachen. Ich dachte bei allen dieſen Beſtrebungen nur daran, meine Bühne und ihr Publicum kennen zu lernen und zu ſehen, was denn eigentlich Wirkung macht, welche Hebel man deshalb in Bewegung zu ſetzen habe und wie viel man von der Götterſpeiſe Poeſie herablangen dürfe, um die Brühen, die man dem ſtumpfen oder verderbten Geſchmack vorſetzte, damit zu würzen. So griff ich zum Verſchiedenartigſten. Ich ſchnitt den Zeim von Gozzi für meine Bedürfniſſe zu. ich nahm den Entwurf eines Stückes von de la Matos Fragoſo und ſuchte dem Skelette Fleiſch und Blut zu geben *), ja — ich wagte mich ſogar daran, den Sommernachtstraum in Scene zu ſetzen. Dies zum Theil verunglückte und dem Anſcheine nach ſo zweckloſe Treiben fachte dann wieder meinen Uebermuth an, mich ſelbſt zu perſifliren und eine hyperpoetiſche Burleske unter dem Titel „der ſtumme Alte vom Berge Caſtelmonte“ wurde dem brünner Publicum zugemuthet, deſſen Widerſtreben nicht beachtet wurde, wenn nur einige wenige Gleichgeſinnte daran Ergötzen fanden.

Dieſes Treiben brachte mir nun aber einen Gewinn, den ich ſonſt wol aus dieſen Verhältniſſen nicht hätte ziehen können, und wenn ich auch niemals daran dachte, als Dichter durch alle jene Unternehmungen zu glänzen, noch den ſtolzen Wahn nährte: das Theater zu reformiren oder gar beherrſchen zu wollen, ſo genügte ich doch dem ſtillen Triebe nach weiterer Fortbildung auf's Vollſtändigſte und jeder neue Verſuch brachte mit den neuen Ergebniſſen auch neue Lehren, die nicht fruchtlos blieben.

Meine Beſchäftigungen neben denen des ausübenden Schauſpielers konnten nicht ermangeln einige Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. Das frühere Leben, das ich geführt hatte, war räthſelhaft in den Augen der Leute und meine Kenntniſſe und mannichfache Bildung fielen bei dem ſo mittelmäßigen Schauſpieler nicht wenig auf. Daraus folgte, daß ich bald eine ganze Schleppe von fabelhaften Ereigniſſen nach mir zog, die mich zwar Vielen intereſſant erſcheinen ließen, allein auch die Aufmerkſamkeit einer Behörde auf mich zog, die ſich eigentlich blos vom Verdachte

---

*) La venganza en el despeño

nährt und gerade damals, es war im Jahre 19, als Sand Kotzebue ermordete, nicht genug Augen und Ohren haben zu können vermeinte. Man erzählte ſich, daß Herr von Genz in Wien in jener Zeit keinen Fremden vor ſich ließ, und wenn es durchaus nicht umgangen werden konnte, ſtets ein großes Kopfkiſſen in den Schlafrock ſteckte, um Bauch und Bruſt hieb- und ſtoßfeſt zu ſichern. In dieſer Stimmung, die der erſchütternde Mord hervorgerufen hatte, berührte es mich auf ſonderbare Weiſe, daß die Zeitungen, welche die erſte Nachricht davon nach Brünn brachten, den Thäter Tebald oder Tewald aus Kurland nannten. Ich glaube, daß Sand, bei ſeiner Ankunft in Mannheim, dieſen falſchen Namen angegeben hatte. Aus Tewald machten nun getroſt die Leute Lewald, und mein nordiſcher Accent, der ſchon immer beſonders aufgefallen war, ließ es nicht unmöglich erſcheinen, daß ich ein Kurländer ſein könnte, dies aber machte, daß man mich ganz abſonderlich von der Seite anſah, wenn ich gleich ein unbezweifelbares Alibi darzuthun im Stande war.

Mich kümmerte die Aufmerkſamkeit, die ich erregte, jedoch ſehr wenig, und ich dachte nicht daran, ſie auf eine kluge Weiſe abzulenken, vielmehr lebte ich ſo unbeſorgt meinen Neigungen, daß Neugier und Argwohn ſtets neue Nahrung erhielten.

Nach dem Sturze Napoleon's, als ſeine Verwandten ſich nach Oeſtreich begeben hatten, um unter dem Schutze dieſer Regierung friedlich dahin zu leben, war auch ein Mann, Namens Santini, Korſikaner von Geburt, der bei dem Kaiſer den Poſten eines Couriers verſah, mit ihm auf Elba geweſen war und ihn nach St. Helena begleitet hatte, nach Brünn gekommen, dem man dort ſeinen Aufenthalt anwies und ihm von der Gnade des Kaiſers einen Gehalt von zwölfhundert Gulden verabfolgte. Dieſer ſchwarzgelbe, ernſte Italiener, den ich ſchon längſt auf ſeinen einſamen Wegen beobachtet hatte, zog mich an und ich ſuchte ſeine Bekanntſchaft zu machen. Daß er anfänglich nicht geſprächig war, kann man leicht denken, bald aber hatte ich ſein Vertrauen gewonnen und er machte mir die intereſſanteſten Mittheilungen, da Napoleon ihm ſtets großes Vertrauen geſchenkt hatte. Unſer Umgang dauerte faſt zwei Jahre, dann — mit dem Tode des Kaiſers — erloſch der Gnadengehalt und Santini bekam die Erlaubniß, Brünn zu verlaſſen und zu gehen, wohin er wolle. Dieſe Aenderung ſeiner Lage ſtürzte ihn plötzlich der härteſten Noth entgegen. Wohin ſollte er ſich wenden? Korſika, das er ſeit früheſter Jugend verlaſſen hatte, war ihm ein fremdes Land geworden, in Frankreich durfte er, unter den Bourbonen, kein Heil für ſich, wohl aber tauſendfältige Verdächtigungen erwarten. Der Mann war alternd und mürbe geworden und hatte ſich daran gewöhnt, von ſeinen großen Erinnerungen zu zehren und das Handeln Andern zu überlaſſen, die an der neuen Ordnung der Dinge eben ſo Theil nahmen, wie er einſt an der frühern. Wir ſprachen über die Schritte, die er zu ergreifen habe. Das Geſuch um die Fortdauer ſeiner bis dahin beſtandenen Lage wurde ihm abgeſchlagen; er entſchloß ſich endlich dazu, bei den Verwandten des Kaiſers ſich zu melden. Ich glaube, daß Joſeph und Madame Murat damals in Wien reſidirten. Es koſtete ihn große Ueberwindung, dieſen Entſchluß zu faſſen; er kannte Die, an die er ſich wenden ſollte, und hatte kein Vertrauen zu ihnen.

Noch ſeh' ich ihn, wie er eines Tages im Kaffeehaus zu mir trat, mit der verſtörten Miene, die Haare emporgeſträubt, das Geſicht noch gelber als gewöhnlich, das Auge drohend; er war einige Tage in Wien geweſen und kam ſoeben von dort zurück. Die Familie Napoleon's hatte ihn und ſein Geſuch ſehr ungnädig empfangen; einer der Brüder äußerte ſich ſogar: er erkenne keine Verpflichtung an, er wolle von Napoleon nichts hören, da ſein unerhörter Ehrgeiz ſie Alle ins Unglück geſtürzt habe. Endlich kam ein Anderer auf den Einfall, um den ungeſtümen Mahner zum Schweigen zu bringen, ihm eine Kammerdienerſtelle bei Madame Lätitia in Rom anzubieten. Man ſtellte dem guten Santini vor, daß dies ein ruhiger Poſten ſei, er habe nichts weiter zu thun, als ſchwarz gekleidet, in Escarpins, im Vorzimmer zu ſitzen und die wenigen Leute anzumelden, welche der merkwürdigen Frau aufzuwarten kamen. Doch Santini wies dieſen Antrag mit Stolz zurück. „Wenn man die Ehre gehabt hat,“ erwiderte er, „unmittelbar der Perſon des Kaiſers zu dienen, ſo dient man Keinem mehr von der Familie.“ Damit war die Unterhandlung zu Ende. Da ihm die Polizei die Gaſtfreundſchaft aufgekündigt hatte, ſo verließ er Brünn und ich hörte nichts mehr von ihm, bis ich ihn im Winter 1831 in Paris wieder fand. Die Umgeſtaltung der Dinge hatte ihn wieder nach Frankreich geführt und auf die Frage, wo ich ihn ſehen könne, erwiderte er lachend: „Wieder in den Tuilerien.“ Er war bei der Maison du Roi angeſtellt.

Ich würde dieſe hier nicht hingehörige Epiſode nicht eingeflochten haben, wenn ſich nicht daran Etwas knüpfte, was mich näher anging. Sollte man wol glauben, daß ſie mit meinem Stiefelputzer zuſammenhing, einem ſonſt ſo unſchuldigen und unentbehrlichen Möbel? Der meinige, der ſich mir gleich nach meiner Ankunft vorgeſtellt hatte, war ein pünktlicher, ordnungsliebender Mann in den kräftigſten Jahren und ich bediente mich ſeiner zu allen Commiſſionen, er beſtellte Alles an meine Freunde in der Stadt, er wußte, mit wem ich umging, ſogar wo ich Abends hinzugehen pflegte, da er mir gewöhnlich den Hausſchlüſſel brachte, er trug meine Briefe zur Poſt u. ſ. w. Eines Tages ſchickte ich ihn Nachmittags zu einem Bekannten mit einem Billete. Als ich dieſen Bekannten hierauf ſah, bittet mich dieſer ſcherzhaft, ihn in Zukunft doch nicht gleich durch die Polizei auffordern zu laſſen. Ich verſtehe ihn anfänglich nicht, bald aber ſtellt ſich's heraus, daß mein getreuer Famulus in Dienſten der Polizei ſtehe, ein Polizeimann war, wie ſie's dort nennen. Da er an jenem Nachmittage gerade im Dienſte war, ſo hatte er meine Commiſſion im Ornate ſeiner Würde ausgerichtet, in dem hechtgrauen oder ſogenannten polizeiblauen Rock und den Haſelſtecken in der Hand. So war ich denn auf's Beſte beobachtet worden, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Wenn gleich die Rollen, die ich auf dem Theater ſpielte, nicht zu den erſten zählten, ſo ſpielte ich doch im Leben nicht die letzten. Meine Beſtrebungen ſowol, dann auch der Unterricht, den ich in gräflichen und freiherrlichen Häuſern gab, hatten mir vornehme Gönner erworben. Die öſtreich'ſche Ariſtokratie, ſo ſtolz ſie ſich auch Eindringlingen gegenüber benimmt, und ſo ſehr ſie den Unterſchied zwiſchen gelbem und blauem Blut, gleich dem kaſtilianiſchen Adel, zu machen weiß, iſt doch ſtets zuvorkommend und freundlich gegen Wiſſen, Talent und geſellſchaftliche Vorzüge, ohne jene erniedrigende Herablaſſung, die der plattdeutſche Bürger und Bauersmann „niederträchtig“ benennen. Der Altgraf Hugo von Salm-Reifferſcheid, ein gelehrter, wohlwollender, dabei höchſt eigenthümlicher Mann, zog mich oft in ſeine Nähe und trug mir ſchriftſtelleriſche Arbeiten auf. So z. B. übergab er mir ein ſpaniſches Werk über den Ackerbau, welches der Profeſſor Don Antonio Sandalio de Arias y Coſta zu Sevilla der mähriſch-ſchleſiſchen Ackerbaugeſellſchaft, deren Präſident der Altgraf war, zugeſendet hatte, um es im Auszuge zu überſetzen, und ich bearbeitete die Kapitel über Indigo und Baumwolle. Auf andere Weiſe benutzte er meine Einſicht bei Anordnungen von lebenden Bildern, die damals in den hohen Cirkeln beliebt waren und wobei die Mitrowsky's, Canal's, Fürſtenberg's, Lambert's mitwirkten. So machte ich auch unter Andern die Bekanntſchaft des jungen Grafen R. Er hatte bis dahin ein abenteuerliches Leben geführt, war von ſeinem Vater verſtoßen worden und mußte, außerhalb Oeſtreichs, kümmerlich ſeinen Unterhalt erwerben. Durch die Vermittelung des edeln Altgrafen von Salm war die Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn endlich erfolgt und bald führte der junge Graf die ſchöne Tochter eines hochgeſtellten Mannes, des getreuen Waffenbruders ſeines Vaters, als Gattin heim. Graf R. ſuchte mich in den Zwiſchenacten auf dem Theater, lud mich ein, ihn zu beſuchen, und zeigte ſich mir von der liebevollſten Seite. Er erkundigte ſich angelegentlich nach allen meinen Privatbeſchäftigungen und, da er eine große Liebe für die Dichtkunſt zeigte und ſelbſt ſchon mit einigen Arbeiten vor das Publicum getreten war, ſo nahm ich mit großem Vergnügen Gelegenheit, ihn von Allem zu unterrichten, was ich in dieſer Beziehung vorhatte, theilte ihm auch einige Stücke mit, die ich ſchon früher ausgearbeitet, und bat ihn, mir ſein Urtheil darüber nicht vorzuenthalten.

Es waren viele Wochen ſeitdem vergangen; ich ſah meinen gräflichen Freund in dieſer Zeit nur ſelten, weil ſeine Gattin in Folge ihrer erſten Niederkunft ſchwer erkrankt war. Endlich war dieſes Hinderniß gehoben und ich erhielt eine Einladung, die mir ſehr erwünſcht kam. Ich hatte nämlich in der Zwiſchenzeit mit einem Buchhändler über die Herausgabe dieſer Verſuche unterhandelt und wünſchte deshalb meine Manuſcripte wieder zurück zu erhalten.

Ich ging in dieſer Abſicht zu dem Grafen. Er empfing mich wie immer auf das Freundlichſte, allein da ich Beſuch dort fand, ſo konnte ich mein Anliegen nicht gut vorbringen und begnügte mich beim Weggehen zu ſagen, daß ich wünſchte meine Sachen zurück zu erhalten. Er ſchien darüber verwundert und murmelte etwas wie: er wolle darüber noch mit mir ſprechen. Ich bemühte mich vergebens, dieſen Worten einen rechten Sinn abzugewinnen. Das Räthſel ließ indeß nicht lange auf ſeine Löſung warten, denn bald wurde ich wieder zu dem Grafen hinbeſchieden und er erklärte mir, er habe es ſo verſtanden, als ob ich ihm die Sachen freundſchaftlich überlaſſen hätte, da ich geäußert, es ſeien jugendliche Verſuche und ich lege keinen beſondern Werth darauf. Er habe ſich hierauf entſchloſſen, die Stücke unter ſeinem Namen herauszugeben und ſei damit beſchäftigt, die Proſa in Jamben umzuſchreiben und allerlei ſonſtige erſprießliche Veränderungen damit vorzunehmen. Er hielte mich nun beim Wort und gebe nichts mehr davon zurück. Vergebens erſchöpfte ich mich in Einwänden, vergebens berief ich mich auf ein Misverſtändniß, das hier obwaltete — mein Gegner blieb bei ſeiner frühern Aeußerung und als ich mich darauf berief, daß mir dadurch eine Verbeſſerung meiner Lage entginge, indem ich von einem Verleger Honorar zu erhalten hätte, ſo erbot er ſich bereitwilligſt, mir dieſe Einbuße zu erſetzen. Ich verließ ihn hierauf ganz beſtürzt und wußte nicht ſogleich, wie ich mich aus dieſem Handel ziehen ſollte.

Ich theilte den Fall vorerſt dem Buchhändler und dem

Altgrafen mit. Der Letztere war empört über das Benehmen eines Mannes, deſſen er ſich ſo warm angenommen hatte, allein er ſtellte mir vor, daß ich, wenn ich nicht einwilligte, mich argen Verfolgungen ausſetzen würde, deren Ende nicht abzuſehen wäre, und er rieth mir daher, diſcret zu verfahren und das angebotene Honorar aus der Hand des Grafen anzunehmen, meine Autoreitelkeit in den Hintergrund treten zu laſſen und dieſer durch ſpätere Werke ein Genüge zu leiſten. Mit dieſem trüben Troſte entließ er mich und mir blieb nichts übrig, als mit mir ſelbſt zu Rathe zu gehen. Meine mir werth gewordenen Verhältniſſe in Brünn ſtanden auf dem Spiele, denn ſobald ich mich dem Grafen widerſetzte und die Sache öffentlich machte, ſo war meines Bleibens nicht länger dort. Mittlerweile verfolgte mich der Graf förmlich mit Einladungen, und ich beſuchte ihn endlich wieder, um Alles zu Ende zu führen. Unſer Geſpräch unter vier Augen war äußerſt heftig; ich ſchonte meinen Gegner nicht und gab ihm derbe Wahrheiten zu hören. Er hatte jedoch, trotz ſeiner Treuloſigkeit, in ſeiner Stellung ein Uebergewicht und nachdem er die Thüre geſchloſſen hatte, erklärte er mir, daß er mich nicht fortlaſſen würde, wenn ich ihm nicht die Manuſcripte abträte. Es wechſelten bald heftige Worte, bald Bitten von ſeiner Seite. Die Ermahnungen des Altgrafen, Schonung vorwalten zu laſſen, und ein Blick auf meine in dieſem Augenblicke ſchutzloſe Lage, beſtimmten mich endlich zu einem Vergleiche. Allein nicht jetzt wollte ich mich dazu verſtehen, und ich erklärte, mir keine Gewalt anthun zu laſſen; hiermit ſchien der Graf zufrieden und ich verließ ihn noch einmal, zwar im Innern über meinen Entſchluß im Klaren, jedoch äußerlich mich noch zu nichts verbindlich machend. Die Unterhandlungen wurden jetzt ſchriftlich gepflogen. Ich dachte mir, daß ja viele junge Schriftſteller mit ihren Erſtlingswerken anonym aufträten, und ich ſelbſt hatte den Namen „Kurt Waller“ angenommen; es konnte mir daher nicht einmal ganz unlieb ſein, die Wirkungen dieſer Arbeiten aus meinem Verſtecke anzuſehen und zu vernehmen, was die Kritik darüber ſagen würde. So kamen wir denn überein, daß der Graf mir das Honorar ſtatt des Buchhändlers zahlte und meine Stucke unter ſeinem Namen herausgab. Er wagte eigentlich dabei weit mehr, als der Verleger gewagt haben würde, da er ſich für ſolche mangelhafte Dinge mit ſeiner Schriftſtellerfirma verantwortlich machte. Die Sachen wurden in Wien gedruckt; der Graf gab noch viel Anderes dazu, weiß Gott, auf welche Weiſe er dazu gekommen ſein mochte, ich hatte jedoch die Genugthuung, daß mehre Beurtheiler, namentlich Mullner, Das, was von mir dabei war, günſtig hervorgehoben, und Letzterer ſich verwunderte, wie ein und derſelbe Schriftſteller, in ſo wenigen Bänden, ſo gänzlich verſchiedene Werke zu Tage gebracht habe.

Ich hatte von Stund an den Verkehr mit dem Grafen abgebrochen. Mein Handel mit ihm konnte jedoch nicht verſchwiegen bleiben; meine Freunde, die Vieles von meinen Sachen kannten, wunderten ſich, ſie nun mit all dem Andern ohne meinen Namen veröffentlicht zu ſehen und zogen bald die richtigen Schlüſſe daraus. Man iſt von jeher in Oeſtreich geneigt, zu glauben, daß vornehme Autoren ſich bei ihren Arbeiten helfen laſſen, oder wol gar andere Arbeiten für die ihrigen ausgeben; ähnliche Vorfälle, wie der meinige, mögen wol dazu Anlaß gegeben haben. Dieſes Gerede aber, welches die Autorſchaft des Grafen in Zweifel ſtellte, vermochte ihn, da er keine öffentliche Erklärung darüber zu geben im Stande war, heimlich die Gewalt ſich zu Hülfe zu rufen. Die Polizei ließ mich vorladen: ich war angeklagt worden, einen Cavalier verläumdet zu haben, und ſollte mich vertheidigen. Ich that es, indem ich die Geſchichte offen erzählte. Dies wollte man eben; man war lüſtern darnach, Alles zu wiſſen; der Altgraf von Salm hatte übrigens ſchon zu meinen Gunſten geſprochen und ich wurde von der Anklage freigeſprochen.

Der Graf verließ hierauf Brünn; er begab ſich nach Wien, wo er von ſeinen großen Einkünften nicht den beſten Gebrauch machte. Seine Gemahlin ſtarb und bald darauf er ſelbſt.

Nach dieſen ſchnell vorübergegangenen Stürmen verlebte ich noch ſtille, ruhige Zeiten in Brünn. Ich war damals in dem Freundeskreiſe, den ich mir erworben hatte, ſo zufrieden und ſo fern von allem Ehrgeize, daß ich nicht daran dachte, meine Lage zu verändern. Obgleich noch in den Zwanzigen ſtehend, hatte ich ſchon viel erlebt, bedeutende Reiſen gemacht und war mit Menſchen aller Stände in Berührung gekommen; ich hatte das Trügeriſche unſerer Hoffnungen genügend kennen gelernt und war zu einem Reſultate gelangt, das ſonſt nur reifern Jahren vorbehalten iſt. Auf dem Punkte, in Brünn eine Unterrichtsanſtalt zu gründen und hieran eine Ausſicht knüpfend, die mir der Altgraf von Salm eröffnete, machte ich die Bekanntſchaft eines Mannes, der mich mit aller Ueberredungskraft von dieſem Vorſatze abzubringen ſuchte und mich durch Vorſpiegelungen nach Wien zog. Ich folgte dieſen und begab mich nach Wien, das ich von meinem frühern Aufenthalte her wohl kannte. Von Allem, was ich erwartet hatte, verwirklichte ſich jedoch nichts. Ich verlebte einen ziemlich trüben Winter in Wien, blieb dem Theater fern und beſchäftigte mich mit literariſchen und ſprachlichen Studien. Als jedoch gegen das Frühjahr der bekannte Impreſar Barbaja in Wien erwartet wurde, um die Direction des Operntheaters am kärnthner Thor und des Theaters an der Wien zu übernehmen, dachte ich daran, mich zu einer Anſtellung als Secretair bei der Adminiſtration zu melden. Man hatte mir geſagt, daß die Angeſtellten in Wien und Neapel ihren Aufenthalt abwechſelnd zu nehmen haben würden, und da ich Italien noch nicht kannte, ſo war dies ſchon genug, mich um einen ſolchen Poſten zu bewerben.

Unter dieſen Beſtrebungen begegne ich einmal auf dem Glacis einem Manne, den ich ſchon vor Jahren kennen gelernt hatte. Mein Umgang beſchränkte ſich blos auf wenige Freunde und ein paar Künſtler, und da ich im Uebrigen in großer Zurückgezogenheit lebte, ſo ſtellte ſich der Mann, dem ich begegnete, ſehr verwundert, als er hörte, ich ſei ſchon den ganzen Winter in Wien und ihm noch nicht einmal vor's Geſicht gekommen. Dies war der erſt vor Kurzem verſtorbene Theaterdichter Wilhelm Vogel, deſſen wechſelvolles Schickſal ihn bald in glänzender Wirkſamkeit, bald in den elendeſten Verhältniſſen zeigte und ihn endlich in tiefer Armuth untergehen ließ. Er befragte mich nach meinen Planen und Ausſichten und als ich ihm offen geſtand, was ich in dem Augenblicke bei Barbaja's Unternehmung beabſichtigte, ſuchte er mich ſogleich davon abzubringen und nahm es über ſich, mir etwas Beſſeres zu verſchaffen. „Soeben,“ ſagte er, „erhielt ich einen Brief von einem Freunde, der gerade einen jungen Mann, wie Sie, für ſein Theater braucht und mir aufträgt, ihm einen ſolchen hier aufzutreiben. Ein glücklicher Zufall führt Sie mir entgegen und Sie thun am Beſten, ſich ſogleich aufzumachen und, mit einem Briefe von mir verſehen, zu ihm zu reiſen.

Zwar iſt es ziemlich weit von Wien und nicht in Oeſtreich, allein daraus werden Sie ſich wol nichts machen.“

Ich fragte nach den nähern Umſtänden und da erfuhr ich denn, daß es eine Anſtellung bei dem königlichen Hoftheater an dem Iſarthore zu München ſei, welches unter Karl's Direction ſtand. Ich überlegte mir die Sache. Vogel hatte ſie mir ſehr freundlich dargeſtellt, hingegen Barbaja's Unternehmung als auf Sand gebaut geſchildert; mein treuer Freund Zeitteles, der mich ſo gern in Wien behalten hätte, neigte ſich aber auch auf die Seite Münchens, wenn er meine perſönlichen Vortheile in Betracht zog, und ſo entſchied ich mich denn zur Abreiſe, die Vogel ſehr zu beſchleunigen bat, damit ich nicht zu ſpät käme. Ich mußte jedoch vorerſt noch eine Arbeit beendigen, die ich für einen Freund übernommen hatte. Es war ein Gedicht, das in einem Concert geſprochen werden ſollte und das ich eine melodramatiſche Phantaſie benannte. Ich ſuchte darin in paſſenden Verſen die verſchiedenen Arten der bedeutendſten Tonſetzer zu charakteriſiren; das Ganze wurde am Klavier begleitet und ſobald ein neuer Componiſt an die Reihe kam, erklangen ſogleich Reminiscenzen aus ſeinen Werken. Der Freiherr Eduard von Lannoy hatte dieſe melodramatiſche Begleitung ſehr ſinnreich geſetzt und die ausgezeichnete Künſtlerin Leopoldine Blahetka, das damals in Wien angebetete Wunderkind, führte ſie aus. Da Weigl, Gyrowetz, Beethoven, Roſſini und Weber in jenem Concerte zugegen waren, ſo kann man leicht denken, zu welchen Ausbrüchen des Beifalls die auf ſie bezüglichen Stellen das Publicum hinriſſen. Nach Beendigung dieſer Arbeit verließ ich Wien, wo ich ſo gern verweilte, und ging über Linz und Salzburg, wo ich alte Collegen aus Brünn fand, und traf zu Anfang der Charwoche in München ein.

Der erſte Eindruck, den dieſe Stadt auf mich machte, war ſehr unangenehm. Sie zählte vor zwanzig Jahren noch nicht die Prachtgebäude, die ſie jetzt ſchmücken, und ihre Einwohnerzahl war auch noch geringer. Der bekannte Kritiker Hebenſtreit in Wien, der während der glänzendſten Periode des Palffy'ſchen Theaters deſſen Generalſecretair war, hatte mir beim Abſchiede geſagt: „Gehen Sie nicht nach München, Sie werden's dort nicht aushalten. Nicht einmal ein Kaffeehaus, wie unſer ſchlechteſtes, finden Sie dort, was ſie dort ſo nennen, iſt ein Mittelding zwiſchen gemeiner Freßanſtalt und Bierkneipe." Das fiel mir jetzt ein, als ich die menſchenleeren Straßen ſah und nirgend ein Local, das mir das Daſein eines Kaffeehauſes verrieth, dafür aber viele kleinliche Läden ohne jene glänzende Auslagen hinter hellen, großen Glasſcheiben, die zwiſchen reichen Bronceverzierungen hervorleuchteten, wie ich ſie bei meinem Umherſchlendern in den Straßen Wiens ſo gern durchzumuſtern pflegte.

Mein erſter Gang war ins Iſarthortheater. An dem Abende wurde nicht geſpielt und Karl hielt eben eine Decorationsprobe des neuen Zauberſpieles „Adler, Fiſch und Bär," womit er die Bühne am zweiten Feiertage wieder eröffnen wollte. Er bat mich höflich, das Ende der Probe abzuwarten, und führte mich dann in ſein Bureau, wo er den Brief las, den mir Vogel für ihn mitgegeben hatte. Noch ſeh' ich ihn, wie er voll Wuth mit dem Fuße ſtampfte, nachdem er ihn geleſen. „Ich weiß nicht, was der Menſch macht," rief er, „Sie ſind nun ſchon der Dritte, den er mir ſchickt, obgleich ich ihm ſchon längſt geſchrieben habe, daß der Platz wieder beſetzt ſei. Da iſt nun leider für Sie keine Hoffnung zur Anſtellung," ſetzte er dann mit Theilnahme hinzu, „und Sie haben die weite Reiſe umſonſt gemacht und ſich aus Ihren Verhältniſſen ohne Noth geriſſen.“

Ich mochte meinen Unmuth gar nicht zu erkennen geben und als Karl mich um Näheres über meine frühere Lage befragt hatte, rief er entrüſtet aus: „Der Menſch hat Sie blos von Wien fort haben wollen, weil er ſelbſt bei Barbaja angeſtellt zu werden ſucht und ſich keinen gefährlichen Nebenbuhler in der Nähe wiſſen will.“ Ich mag dieſe damals im Aerger ausgeſtoßene Anklage gegen einen bereits Geſtorbenen nicht unterſchreiben, allein Thatſache iſt es, daß Vogel bald darauf mit dem Titel eines Generalſecretairs die Theaterangelegenheiten am Theater an der Wien faſt unumſchränkt leitete, und zwar auf eine Weiſe leitete, die ſeinen Charakter nicht im beſten Lichte zeigte.

Karl's Theilnahme wuchs während unſerer Unterhaltung, und nachdem er höflich gefragt hatte, ob ich über meinen Abend noch nicht verfügt, ſchlug er mir vor, einen Spaziergang um die Stadt mit ihm zu machen. In der Nähe des italieniſchen Theaters fragte er mit einer feinen Wendung, ob ich italieniſch verſtehe, und als ich dies bejahete, führte er mich ins Parterre, wo er mich jedoch bald verließ.

Meine Stimmung war nicht von der Art, daß ich den Leiſtungen der Schiaſetti, eines Santini oder Pellegrini große Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte; ich ſah vielmehr in den Logen umher, ob ich unter den vielen beſternten Herren nicht irgend einen herausfinden könnte, dem ich aus frühern Zeiten bekannt war, dann durchforſchte ich das Parterre, ob mich denn nicht hier ein freundlicher Mund herzlich, als alten Bekannten, bewillkommen würde — allein vergebens. Ich ſah deutlich, daß ich in der wildfremden Umgebung ungekannt und allein ſtand. Trübſinnig verließ ich das Theater und ſuchte mein Wirthshaus auf.

Die Reiſe und der lange Aufenthalt in Wien hatten meine Kaſſe ſo aufgezehrt, daß ſie ſchleuniger Hülfe bedurfte, wenn ſie mich nicht gänzlich im Stiche laſſen ſollte. Ich verlor jedoch den Muth nicht; die Theilnahme, die Karl mir gleich bewieſen hatte, zeigte mir, daß ich keinen ungünſtigen Eindruck auf ihn machte, und auf dieſe Theilnahme bezog ſich meine Hoffnung. Am andern Tage zur anberaumten Stunde verfügte ich mich ins Theaterbureau. Karl erwartete mich und ſagte mir, daß er beim Intendanten eine ſogenannte Suſtentationsgage für mich erwirkt habe, ich möchte nun zuſehen, ob ich mich damit einrichten könnte. Ich that dies, ſo gut es gehen wollte.

Der Eheteufel auf Reiſen, dieſe claſſiſche Gemeinheit eines wiener Vorſtadttheaters, das letzte Stück, dem ich in meiner Eigenſchaft als Theatermitglied in Hamburg beiwohnte, war auch das erſte, das ich in München auf die Scene bringen ſollte. Karl übergab es mir nämlich mit dem Auftrage, es für ſeine Perſönlichkeit zu bearbeiten, die mir aus ſeinem frühern Gaſtſpiel in Frankfurt ſchon bekannt war, und da es ein ſogenanntes Schubladenſtück iſt, ſo hatte ich ziemlich freie Hand dabei, und ſchrieb für Karl und ſeine Gattin mehre neue Scenen und entfernte daraus, ſo viel ich konnte, die urſprüngliche Gemeinheit. Mehre Aufträge dieſer Art, deren ich mich mit Geſchick zu entledigen wußte, erwarben mir Karl's Wohlwollen, und da ich als Schauſpieler nur wenig beſchäftigt war, ſo wurde mir ſchon nach Verlauf von ſechs Monaten die Stelle eines Theaterdichters und Secretairs übertragen. Von dieſem Augenblicke habe ich die Bühne als Schauſpieler nicht mehr betreten, ein einziges Mal in Nürnberg ausgenommen, wo ich den Voltaire in Töpfer's „des Königs Befehl“ gab. Meine Künſtlerlaufbahn, dies ſei hier ironiſch ſo ausgedrückt, umfaßte mithin etwas mehr als drei Jahre, und nur die Städte Brünn und München ſind ſo glücklich geweſen, meine Leiſtungen zu bewundern. Die Reihen meiner ehemaligen Zuſchauer beginnen aber ſchon lichter zu werden; denn es ſind ſeitdem mehr als zwanzig Jahre verſtrichen.

In meinem neuen Amte fehlte es mir nicht an Beſchäftigung. Am Iſarthore wollte man immer Neues ſehen, gleichviel, ob es auch gut war. Ich mußte alte verlegene Stücke hernehmen, deren Titel von ehemals beim Volke im guten Rufe ſtanden, und ſie der Zeit anpaſſen und für die vorhandenen Mittel einrichten. So kamen nach und nach viele von den alten guten Volksmährchen an die Reihe, deren Reiz in der plumpen Bearbeitung ganz verloren gegangen war und denen ich etwas von ihrer Urſprünglichkeit zu geben verſuchte, ihre Sprache reinigte und den Liedern beſſere Texte unterlegte. Dies war eine gute Uebung für mich und ich lernte dieſe Dinge mit Leichtigkeit handzuhaben und die Mittel, welche die Bühne bietet, in ihrem Umfange kennen. Nebenher hatte ich Gelegenheit, die Inſcenirung zu ſtudiren, die in gewiſſer Hinſicht und bis zu einem genau bezeichneten Höhegrade an jener Bühne trefflich genannt werden konnte. Der äußere Spektakel, womit Karl die Stücke umgab, war oft großartig zu nennen; nichts, was Andern unmöglich ſchien, ſchreckte ihn ab; ſein Feuer und ſein Talent überwanden alle Schwierigkeiten. Aber auch in andern Beziehungen war er unerſchöpflich und ſeine ſceniſchen Vermiſchungen trugen ſtets zur beſſern Wirkung des Ganzen bei; nur war es ſchade, daß er das Feinere verſchmähte und ſtets das Grellſte wählte. Er entſchuldigte ſich mit ſeinem Publicum, und daß er das aus dem Grunde kannte, mußte ihm allerdings eingeräumt werden.

Oft forderte er in ſeinem Ungeſtüm das Tollſte, und forderte ſo lange bald im Scherze, bald im Ernſte, bis man einwilligte. Durch dieſes Beiſammenſein und die dadurch gewonnene Sicherheit wuchs auch mein angeborener Muthwille wieder; man durfte Alles wagen, ſo gut ſtanden wir mit unſerm Publicum. Als einſt bei einer wahnſinnigen Poſſe, von der früher in der Stadt die nachtheiligſten Gerüchte verbreitet worden waren, das Theater dennoch zum Erdrücken voll war, ſagte Karl zu mir: „Es freut mich, daß wir noch Credit bei den Leuten haben!“ Wir parodirten faſt Alles von einiger Auszeichnung, was „die traurigen Schauſpieler,“ wie wir die Eßlair, Urban u. ſ. w. nannten, auf dem Hoftheater an der Reſidenz aufführten. Wir brachten einen traveſtirten Tancred und einen traveſtirten Freiſchütz. In jenem ſuchte das Gefolge den Tancred mit Laternen und ließ ihn zugleich austrommeln. Der Held ſaß im prachtvollen rothſammtenen Waffenrocke, vorn auf der Scene, in einer offenen Höhle, wo ihn Jedermann ſah, allein wenn die Choriſten an ihm vorüber gingen, mußten ſie abſichtlich den Kopf von ihm wegwenden und dabei den Chor ſingen:

Wenn ich den Tancred nur fänd'!

Die Lächerlichkeit dieſer Suchſcene in der Oper war dadurch klar ins Licht geſtellt. Einer von den Rittern mußte Karl, der den Tancred gab, fragen: warum er ſich ſo geputzt habe, und er antwortete: „Weil ich verbannt bin, um kein Aufſehen zu machen; was kann man Einfacheres wählen, als roth und Gold?“ Eine Stichelei auf die Darſtellerinnen des Tancred, die ſich immer übermäßig putzten.

Beim Freiſchütz hatten wir eine größere Oppoſition zu bekämpfen. Dies Werk war dem Volke ein zu liebes Eigenthum, Weber war in jenem Augenblicke der gefeiertſte Künſtler. Was ſich in unſerer Traveſtie auf die Ungeſchicklichkeiten des Hoftheaters, auf die Mängel der Beſetzung und andere Unzulänglichkeiten bezog, wurde zwar mit brauſendem Gelächter empfangen, allein dem ganzen Unternehmen ſtand am Schluſſe ein wilder Sturm bevor. Karl forderte mich daher auf, die Rolle des Beſänftigers aus Tieck's geſtiefeltem Kater zu übernehmen, und ich verfaßte ihm folgende Schlußverſe, die ich einer Weber'ſchen Melodie unterlegte:

Nicht mißdeutet unſre Strophen,
Harmlos ſpielte hier der Scherz,
Parodirt ſich doch im Leben
Alles — Freude ſo wie Schmerz.

Scherz ſoll unſer Leben zieren,
Munterkeit und Ironie;
Gutes kann man parodiren,
Schlechtes iſt ſchon Parodie.

Kann, was Luſt und Laune ſchaffen,
Wol aus Weber's Lorbeerkranz
Nur ein Blättchen frech entraffen?
Nein — der Lorbeer bleibt ihm ganz!

Dieſe Worte waren gut berechnet; die letzten ſcharf hervorgehoben, mit der gehörigen Pauſe nach „entraffen," verfehlten ihre Wirkung nicht; ein raſender Applaus erfolgte, die Gemüther, ſelbſt unſerer Gegner, waren verſöhnt und der Kreisling trug bedeutende Summen ein. Dieſe Erfahrungen machten dreiſter.

Ein Schauſpieler, der in Rollen, wie die damals beliebte falſche Catalani, excellirte, wollte ein ähnliches Stück zu ſeiner Einnahme geben. Er hatte ſich an einen Schriftſteller gewandt, der ihn lange hinhielt und endlich nur kurze Zeit vor dem anberaumten Abend ihm ein Stück übergab, das für nicht aufführbar erklärt wurde. Er war in großer Verlegenheit und wandte ſich nun an mich. Die Proben waren ſchon angeſetzt und ſollten in wenigen Tagen beginnen; das Stück mußte bis zum andern Morgen fertig ſein, damit die Rollen ausgeſchrieben werden konnten. Eine Nacht für ein Stück, das den ganzen Abend ausfüllen ſollte! Ich war keck genug, die Arbeit zu übernehmen. Den Reſt des Tages hatte ich dazu benutzt, mir einen Stoff ein wenig zurecht zu legen, und mit einbrechender Nacht ſetzte ich mich zum Schreiben, während der Schauſpieler und noch ein Freund ſich um eine Punſchbowle ſetzten, plaudernd und trinkend und auch mir einſchenkend. Der Morgen kam und meine zwei Akte waren fertig — mehr hatte das Machwerk nicht, das ich „das neue Aſchenbrödel“ taufte. Es war natürlich ein verrücktes Stück, allein es wurde dennoch gegeben. Vieles darin war, wie bei Gozzi, den Improviſationen überlaſſen, und Karl ließ es an den glücklichſten nicht fehlen. Er ſpielte die Rolle eines dummen, geizigen Gaſtwirths. In der Schlußſcene zeigte die Bühne einen glänzend erleuchteten Concertſaal. Allein Niemand trat auf, weil Aſchenbrödel noch nicht mit ſeiner Umkleidung fertig war. Die Stockung wurde bemerkbar und das Publicum drohte Lärm zu machen. Da ſprang Karl, der Wirth, mit einer Leiter auf die Bühne. „Nein“ ruft er, „die Verſchwendung!“ und hurtig legt er die Leiter an die Couliſſen, reißt von jedem dort angebrachten Armleuchter ein paar Kerzen herunter, bläſt ſie aus und ſteckt ſie in die Taſche. Das treibt er ſo fort, mit einer unnachahmlichen Geſchwindigkeit, und ſchwatzt immer tolles Zeug dabei. Ein unaufhaltſames Gelächter begleitet dies

Scene und die gute Laune der Zuſchauer iſt für uns wieder gewonnen.

Wenn nun auch die mildeſte Kritik hier nur tadelnd verfahren konnte, und es an Naſerümpfen und Achſelzucken vornehmer Geiſter nicht fehlte, ſo lehrten mich doch dieſe Verſuche, worin die Wechſelwirkung zwiſchen Publicum und Künſtler eigentlich beſtehe, und ein bedeutenderes Talent hätte aus dieſer Lehre bleibendere Erfolge gezogen. Wie manchem von den heutigen jungen Dichtern, denen ſich der Zutritt zur Bühne ſo hartnäckig wie ungerecht verſchließt, wären dergleichen Erfahrungen zu wünſchen.

So arbeitete ich denn unabläſſig fort, um allen Anforderungen meiner Stellung zu genügen. Bald waren es Umarbeitungen, bald eigene Erfindungen, bald Prologe, Feſtſpiele, zu denen mir Karl die ſinnreichſten Angaben in ſceniſcher Beziehung lieferte. Die Vermählungen der Prinzeſſinnen Eliſabeth und Amalie Auguſte, mit dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Johann von Sachſen, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Königs, waren beſonders günſtige Veranlaſſungen hierzu. Alles mußte aber immer in größter Schnelligkeit fertig ſein und der erſte Act wurde ſchon dem Rollenſchreiber eingehändigt, während ich noch an dem zweiten arbeitete und der Schluß des Ganzen mir nur noch in dunkeln Umriſſen vorſchwebte. Auf dieſe jetzt für mich unbegreifliche Weiſe entſtanden mehre größere Dramen, von denen „der Blaubart“ den bedeutendſten Erfolg erlebte. Man erinnerte ſich in München nicht die Oper geſehen zu haben und der Stoff war daher ſo gut wie neu. Ein glücklicher Fund. Karl überbot ſich in der Inſcenirung, und ſeine Gattin, des Blaubart's unglückliches Weib, glänzte in dieſer Rolle als wahrhafte Künſtlerin. Das Volk ſtrömte nach dem Iſarthor, um den reich igen Brautzug, mit den Paukern und Trompetern, den ſechzig oder achtzig Rittern zu Pferd, den Damen im Coſtüm zu ſehen und ſich von dem fürchterlichen Aufſchrei an dem geheimnißvollen Cabinete erſchüttern zu laſſen. Allein ein komiſches Unglück hätte beinahe bei der erſten Vorſtellung dieſen draſtiſchen Moment zu nichte gemacht. Während Madame Karl abgegangen iſt, um das Cabinet zu beſichtigen, ſtanden in der Couliſſe einige Mädchen, um ihr das Haar zu löſen und das Geſicht einzupudern, damit ſie dann entſtellt ſogleich wieder herausſtürzen kann. Während jene Umwandlung hinter den Couliſſen mit ihr vorgenommen wird, hat ſie aber auch den Schrei des Entſetzens über Das, was ſie ſieht, mit aller Anſtrengung herauszuſtoßen. Nun wollte das Unglück, daß gerade in dem Momente des Schreiens die allzudienſtfertige Zofe ihr noch eine tüchtige Ladung Puder entgegenſtäubt und ihr dieſe in den geöffneten Mund fliegt und ſo dem Erſticken nahe bringt. Nur mit der gräßlichſten Anſtrengung gelang es ihr, den Huſten, der ſie ſogleich anwandelte, zu unterdrücken, und die innere Bewegung, den dieſer Zufall ihr erregte, trug nur dazu bei, ihre Scene noch meiſterhafter darzuſtellen. Wie aber dabei dem armen Theaterdichter zu Muthe war, der auf die Wirkung dieſes Schrei's gerechnet, kann nur Der ermeſſen, der jemals in ähnlicher Lage war.

Um dieſe Zeit wurde mir ein vortheilhafter Antrag von den Actionairen des Theaters in Peſth gemacht, die techniſche Leitung deſſelben zu übernehmen, allein ich zog es vor, in München zu bleiben, dem mich ein anderes Anerbieten jedoch bald untreu machen ſollte.

Herr Bethmann, der Director des neuerbauten Theaters in der Königſtadt zu Berlin, machte, wie gewöhnlich neue Directoren zu thun pflegen, eine Kunstreise durch Deutſchland, um Bühnen und Mitglieder kennen zu lernen. Karl hatte mir aufgetragen die Honneurs zu machen, und ich führte ihn im Theatergebäude umher, ihm deſſen Einrichtung zeigend. Herr Bethmann, der von meiner Wirkſamkeit durch Karl ſelbſt unterrichtet worden war, ſtellte an mich die Frage, ob ich es denn nicht vorziehen würde, eine Anſtellung im Vaterlande anzunehmen. Das machte auf mich ſogleich einen ſtarken Eindruck. Berlin war mir ein wünſchenswerther Aufenthalt; das neue Theater, die jungen Kräfte und Mittel, dies Alles zog. Ich geſtand es ihm offen und er beſchied mich andern Tages zu ſich. Nach kurzer Unterhandlung waren wir einig und er verließ München mit dem Verſprechen, mir bald nach ſeiner Zurückkunft in Berlin den Contract zu überſenden. Es wurde mir nicht leicht, Karl von meinem Entſchluſſe in Kenntniß zu ſetzen, und auch er willigte nur ſchwer in unſere Trennung. Nachdem nun unſer Verhältniß gelöſt war und ein Anderer bereits meinen Platz am Iſarthortheater eingenommen hatte, harrte ich jedoch vergebens auf den verheißenen Contract von Berlin. Dies beunruhigte mich, und als nun noch einige Wochen über die beſtimmte Friſt verſtrichen waren, wartete ich nicht länger und nahm einen Antrag, der mir von der neuen Direction des nürnberger Theaters unter vortheilhaften Bedingungen geſtellt wurde, an, um dort die Geſchäfte zu leiten. Kaum war ich in meinem neuen Poſten inſtallirt, ſo traf der Contract von Berlin, von dem Bevollmächtigten der Actionaire des königſtädtiſchen Theaters, Herrn Kunowski, vollzogen, bei mir ein, nebſt einer Entſchuldigung des Herrn Bethmann, daß verſchiedene Reiſen und Umſtände ihn daran verhindert hätten, früher unſerer Ver-

Einladung nachzukommen, allein jetzt war es zu ſpät und ich mußte meinen feſt eingegangenen Verpflichtungen getreu bleiben.

Wenn ich mir dieſen Zufall zurückrufe, ſo kann ich manche Betrachtung dabei nicht unterdrücken. Wenn ich bedenke, daß bei der Gründung jenes Theaters ein ziemlich verworrener Plan zu Grunde lag, den Berlinern ein eigentliches Volkstheater zu ſchaffen, wenn man weiß, daß Talente, wie Willibald Alexis, ſich herbeiließen, ein Stück, wie den verwunſchenen Schneidergeſellen für daſſelbe zu dichten, wenn man an Holtey's ſchönen Verſuch mit dem Trauerſpiel in Berlin denkt, ſo muß ich es bedauern, daß ich mit meinem regen allezeit fertigen Weſen, mit meinem damaligen Jugendmuthe und meiner frühen Bühnenpraxis nicht auf jenen Standpunkt gelangte, wo ich gar Manches zur Belebung der Idee eines norddeutſchen Volkstheaters hätte beitragen und der Bühne die damals junge Literatur hätte gewinnen können. Auf Kämpfe hätte ich natürlich gefaßt ſein müſſen, allein davor bin ich nie zurückgeſchreckt, vielleicht wäre mir auch der Sieg gelungen. Vielleicht hätte das Regiment Angely's nie begonnen, vielleicht das Theater in der Königsſtadt nie ſeine Phaſen durchgemacht, bis daß es nunmehr einer italieniſchen Zwiſchenwirthſchaft gänzlich überantwortet worden. Vielleicht hätte ich dem ſchönern Berufe leben können, mit erfolgreichem Eifer für die dramatiſche Kunſt zu wirken. Genug, mein Schickſal hat es nicht ſo gewollt.

In Nürnberg waren Geldmittel und guter Wille, allein ich war offenbar ein Luxusartikel, deſſen eine ſolche Provinzbühne ſich wol überheben konnte. Meine Anordnungen waren koſtſpielig und dabei nicht einmal auf den augenblicklichen Gewinn berechnet, denn hier war ein anderer Zeit, als das am Theater zu bedauernde. Bald nach meiner Ankunft fiel Dürer's Geburtsfeſt und ich dachte daran, zu dieſer Feier ein Drama zu dichten. Der erſte Akt ſollte Dürer in ſeinem nürnberger Stillleben zeigen, im Vereine mit ſeinem edeln und gelehrten Freunde Pirkhaimer, nur geſtört von ſeiner Frau, die ich nicht gemein böſe darſtellen wollte, ſondern nur gut haushälteriſch und die Kunſt und das Weſen ihres Mannes nicht begreifend; ſelbſt eben ſo unglücklich und noch unglücklicher in ihrem ſtumpfen Weſen als er, der doch die Erhebung und die ſchaffende Freude hatte. Der zweite Akt ſollte uns den gefeierten Meiſter in Italien zeigen, auf dem Gipfel ſeiner Größe, und im dritten dachte ich ihn heimkehrend zu ſchildern, und die Frau, wenn auch nicht durch höhere Einſicht gebeſſert, doch beſchämt und gedemüthigt ſich ihm fügend, und den Zuſchauern die verſöhnende Beruhigung gewährend, daß Dürer fortan ungeſtört ſeiner Kunſt werde leben können. Ueberdies noch beglückt durch die ſanfte Liebe ſeiner Nichte zu ſeinem geliebteſten Schüler. Das Stück war zur anberaumten Friſt nicht fertig und ich gab alſo blos den erſten Akt, ein altnürnbergiſches Genrebild, von dem ich mir Wirkung verſprechen durfte. Dürer und Pirkhaimer traten genau portraitirt auf die Scene; die Localität war auf's Ergiebigſte benutzt und zum Schluſſe zeigte Dürer, um einer eben in Nürnberg anweſenden italieniſchen Fürſtin eine Idee von ſeinem in Gedanken entworfenen Bilde der Kreuzigung zu geben, einen lebenden Carton, den er von ſeinen Geſellen und Freunden zuſammenſtellte, während ein alter Kleiderſchrank das nöthige Coſtüm dazu herleihen mußte. Alles war mit ſtrengſter Pünktlichkeit ſo geordnet, wie es auf dem Bilde der Kreuzigung von Dürer, das in der Sammlung des Herrn v. Campe in Nürnberg ſich befindet, zu ſehen iſt. Der nunmehr verſtorbene Kupferſtecher Fleiſchmann malte den Hintergrund und die ſonſtigen Requiſiten dazu, und ich darf nicht erſt verſichern, daß mein Publicum zufrieden war. Allein ich hatte ihm noch eine andere Ueberraſchung aufbewahrt.

Da meine Abſicht nicht ganz erreicht war und der kurze Akt nicht für einen Theaterabend gelten konnte, ſo hatte ich dazu Oehlenſchläger's Correggio gewählt, um ihn zu ergänzen. Hier nun, in der Scene der Bildergallerie, wo Correggio den Vorhang von einem Bilde zieht und Rafael's Cäcilia erblickt und ſeiner Erhebung begeiſternde Worte leiht — hier hatte ich der Cäcilia — Rafael's großer Geiſt möge mir die That vergeben! — die vier Evangeliſten Dürer's, gleichfalls von Fleiſchmann trefflich copirt, unterſchoben und Corregio's Worte darnach abgeändert.

Die Nürnberger waren auch hiermit zufrieden, und als ich gegen den Schluß der Vorſtellung im Parterre erſchien, wurde mir dieſe Zufriedenheit laut geäußert. Allein dieſe Gewinnung der öffentlichen Meinung wurde neben der künſtleriſchen Abſicht auch noch von der Klugheit geboten, da wir genöthigt waren, zu unſerm Zwecke Neuerungen einzuführen und vor Allem das Perſonal durch Recruten zu ergänzen. Es iſt aber nicht zu glauben, wie uns die alten Schauſpieler, die ſich unter der vorigen Direction dem Schlendrian hatten überlaſſen dürfen, und die Andern, die abgedankt wurden, durch üble Nachrede das Werk erſchwerten und uns Feinde auf den Hals hetzten. Wenn ich jetzt die Sachen mit ruhigem Blicke betrachte, ſo möchte ich ſie entſchuldigen; weshalb ſtörten wir die Leute in ihrem Schlummer? Es war eine gewaltſame Aufregung, nichts Natürliches darin und darum konnte ſie weder von Dauer ſein, noch erſprießliche Folgen haben.

Einen zweiten Verſuch, das Theater mit dem Publicum auf edlere Art zu befreunden, als dies durch gern geſehene Spektakelſtücke und dergleichen unäſthetiſche Mittel geſchehen konnte, machte ich durch die Feier des Geburtstages des Altmeiſters deutſcher Dramatik. Ich ſetzte eine Vorſtellung zuſammen aus Dichtungen von Hans Sachs und ſeinen Nachfolgern bis auf die neueſte Zeit. Seitdem ſind ſolche Quodlibets mit mehr oder weniger Verſtand hier und da wiederholt worden. Ich begann mit dem Faſtnachtsſpiele: „die hohlen Krapfen,“ weil mir die Erſcheinung des Ritters, Bürgers und Bauern ſehr bezeichnend für die Zeit ſchien; eine wirkliche Luſtſpielſcene, die uns Sitten und Art ſchildert und die ich in Coſtüm und Decoration treulichſt zu geben ſuchte. Als der Bauer eintrat, den ich nach dem allerliebſten Bilde auf dem Gänſebrunnen gekleidet hatte, mußte er einige Secunden mit ſeinem Korbe ganz in der Stellung des ſogenannten Gänſemännleins ſtehen bleiben und wurde mit Applaus begrüßt. Nach den hohlen Krapfen kam ein Bruchſtück von Haffner aus „Megära, die fürchterliche Hexe,“ dann ein Schäferſpiel, „der Schatz,“ und ſo herab bis Leſſing und die damals Neueſten. Zum Schluſſe erſchien der alte ehrwürdige Schuſter ſelbſt, im langen veilchenblauen Talar, mit dem weißen Barte, und ſprach ſein Lob der Stadt Nürnberg. Bei den letzten Worten:

Daß Glück und Ruhm daraus erwachs,
Dies wünſchet Allen Euch Hans Sachs,

erſchienen zwei Göttinnen, die Eine ernſt, die Andere heiter, und führten den Dichter nach dem Hintergrunde, wo ſich ihm im wohlgeordneten Bilde die Erfüllung ſeiner Worte enthüllte und eine Apotheoſe das Ganze beendigte.

Solche Abende waren die Glanzpunkte meiner Wirkſamkeit in Nürnberg; kam nun noch ein Gaſtſpiel hinzu, wie das der Lindner, Eßlair's, Urban's, Wurm's, ſo wurden für einen kleinen Zeitraum die Widerwärtigkeiten der Theaterwirthſchaft, das Ankämpfen gegen Dünkel und Unverſtand, gegen Talentloſigkeit und Gemeinheit, in den Hintergrund gerückt. Ich bereicherte meine Erfahrungen und ſuchte die gewonnenen Beiſpiele immer in Bezug auf das Allgemeine anzuwenden. So fragte ich mich zum Beiſpiel, worin denn die große Wirkung liege, welche die genannten Künſtler auf die Menge hervorbrachten, da ſie ſo natürlich, oft ſo einfach ſpielten, daß jeder Andere es auch ſo machen konnte, da oft Andere Manches ſogar beſſer und tiefer auffaßten und es an Zuthaten nicht fehlen ließen, ihrer Darſtellung ein originelleres, beſtimmteres Gepräge zu verleihen, wie durch Schminken, Malen, das Coſtum und die Requiſiten, durch treuere Durchführung individueller Charakteriſtik. Und da mußte ich denn immer antworten, daß das mächtigſte Wirkungsmittel des Schauſpielers das Organ, der Ton der Stimme ſei. Ein Wohlklang der Stimme, wie bei der Lindner und in früherer Zeit bei Sophia Schröder, wirkte zauberähnlich; eine Macht, wie die Stimme Eßlair's ſie übte, ein Uebergang, eine Beugung, wie Urban es vermochte, waren hinreißend und ergriffen die Hörer. Da brauchte viel Anderes nicht da zu ſein, womit die Uebrigen ſich nutzlos abplagten. Wurm's heller Tenor, ſeine Deutlichkeit und Vernehmbarkeit gab ſeiner Komik den Stempel des Unwiderſtehlichen. Hat Jemand eine gute Stimme, eine deutliche Ausſprache, bewegt er ſich natürlich und beherrſcht er alle Glieder ſeines Körpers, ſo wird er ſchon dadurch ein guter Schauſpieler ſein, und er hat es leichter, bis zum bedeutenden Schauſpieler hinzugelangen, wenn er ein leb haftes, ſprechendes Auge hat und Verſtand genug, um keine Abgeſchmacktheiten zu begehen. Mir ſcheint darin das ganze Geheimniß zu liegen. Schauſpieler, die nicht alle jene Vorzüge beſitzen, müſſen ſich unendlich abmühen, Künſteleien anbringen, ſchöne Stellungen ſtudiren, Kunſtpauſen machen, Kraft und Stimme aufſparen für gewiſſe Momente, kurz weit mehr grübeln und nach den Bühneneffecten haſchen, um bei ernſtem Streben, etwas zu leiſten, ſich nur einigermaßen in die Höhe zu bringen. Nun ſind zwar ſolche Künſtler gewöhnlich ſehr ſtolz, weil ſie durch ihr Studium zu allerlei Kenntniſſen gelangen, ihr Urtheil ſchärfen und, wenn's gilt, eine Anſicht zu äußern, auch wol mit Gründen, Citaten und dergleichen bei der Hand ſind; ſie nennen die oben gemeinten Bevorzugten vornehm, bloße Naturaliſten, das heißt ſolche, die ihren natürlichen Vorzügen, ihrem Naturell Alles zu verdanken haben. Doch iſt das nicht lächerlich? Iſt es nicht gleichviel, welcher Farben ſich der Maler bedient hat; ob er ſie zufällig fand oder mühſelig zuſammenmiſchte? Die Schauſpielkunſt iſt aber eine Kunſt wie jede andere und ihre Wirkungen hat ſie mit den andern gemein; der Schauſpielkünſtler muß alle inneren und äußeren Mittel zur Hervorbringung ſeiner Werke in ſich vereinigen; je edler das Gefäß und ſein Inhalt, deſto geläuterter und herrlicher werden jene ſein. Wo eine oder die andere Eigenſchaft beſonders hervortritt, wird auch nur Eines oder das Andere gelingen können und nur da, wo Alles im gehörigen Maße vorhanden iſt, iſt die Erſcheinung des vollkommenen Schauſpielers möglich. Da ihre Werke nicht zur Nachwelt ſprechen können, muß man ſich hier auf Treu und Glauben ihrer Zeitgenoſſen verlaſſen. Hätte man Eßlair ſeine königliche Heldengeſtalt, ſein herrliches Auge, ſeine gewaltige Stimme genommen, es wäre nichts geblie-

n, um ihm den Titel eines großen Schauſpielers zu er-
ilen, der er aber wirklich war.

Da ich gerade von ihm ſpreche, will ich hier einen
cherz einſchalten, den ich mir einſt mit ihm in Nürnberg
aubte. Er gab den Götz von Berlichingen. Während
Scene probirt wurde, wo Götz mit ſeinen Mannen ſich
Tiſche ſetzt und Lerſe ab- und zugeht, um aus dem
ei der Dachrinnen Kugeln zu gießen, nimmt er mich bei
ite und ſpricht mit großem Ernſte: „Daß Sie uns aber
nicht mit Speiſen aus Pappendeckel dieſen Abend rega-
en laſſen, mit cachirtem Zeuge, wie es bei Euern Pro-
zialbühnen gewöhnlich iſt! Ich will wirkliche Speiſen;
r müſſen ordentlich eſſen; das Publicum muß es ſehen.
d ja keine neuern Geräthe, nichts von Porzellan.“ Ich
te ihm, daß ich ſelbſt ſchon daran gedacht haben würde,
ein daß ſeine Mahnung mir die Sache noch viel wich-
er erſcheinen laſſe und daß er gewiß zufriedengeſtellt wer-
ſolle. Das Eſſen für die Knechte werde national und
Charakter der Zeit ſein. Mit dieſem ging ich zum Re-
ſſeur und ordnete an, daß er eine bedeutende Quantität
uerkraut mit geräuchertem Speck und tüchtige Knödel
hen und dieſe dann in großen grün oder braun glaſirten
halen auftragen laſſen ſolle; eben ſo einfach ſollten die
ller und das übrige Tiſchgeräthe ſein, welches er neu und
ſtändig ſogleich anzuſchaffen habe. Dieſe Anordnung ſollte
Perſonal Spaß machen, das bei aller Verehrung der
lair's Leiſtungen ſich doch manchen Scherz über ihn er-
bte. Der Abend kam und die Scene. Die Knappen
den herbeigerufen und die Speiſen, welche Götzens wackere
usfrau bereitet hat, werden aufgetragen. Alsbald reihen
die Knappen um den Tiſch und Eßlair legt ihnen vor.
en läuft der Mund voll Waſſer. Was Teufel iſt das?

brummt Eßlair, als ihm die Speiſe auch in die Naſe ſticht. Die Statiſten verbeißen ſich ordentlich und eſſen ſo natürlich, aber auch ſo unaufhörlich, daß eine Stockung eintritt. Zugleich verbreitet ſich der Duft durch's ganze Haus; Logen und Parterre ſchnoppern die wohlbekannten Lieblingsarome und überzeugen ſich bald, daß Das, was ſie ſehen, keine Täuſchung iſt. Es entſteht Unruhe, Gelächter. Eßlair geräth außer ſich. „Hört einmal auf zu freſſen!" brummt er mit ſeinem Löwenbaſſe den Statiſten zu, die endlich zögernd ſich erheben und langſam abgehen. Nur zwei bleiben noch und gabeln das letzte Stück Speck auf, löffeln die letzte Faſer Sauerkraut heraus, ehe auch ſie den Andern folgen. Alles Treiben Eßlair's iſt vergebens und ſcheitert an ihrem Phlegma. Es waren zwei Sänger, die in dem Stücke gar nicht beſchäftigt waren, aber Knappenröcke angezogen hatten und durch große Hängebärte und breite Schlapphüte entſtellt, mit hinaus gegangen waren, um an dem Mahle Theil zu nehmen. Dieſe, den Requiſiteur, die Knappen, ſchaffte ich nach der Scene ſogleich bei Seite, um ſie dem wüthenden Helden zu entrücken, mit deſſen Eiſenhand ſie vielleicht in unwillkommene Berührung gerathen wären. Ich mußte ihm natürlich Rede ſtehen. Willig geſtand ich, daß ich in der Wahl der ſtarkduftenden Speiſe gefehlt und die Wirkung derſelben durch den Geruch auf die Zuſchauer nicht berechnet hätte, allein daß ich im Uebrigen ganz unſchuldig ſei. Ich gäbe ihm aber zu bedenken, wie die allzugroße Natürlichkeit auf der Bühne immer ſtörend wirke, und man oft beſſer thue, ſich mit Andeutungen zu begnügen.

Neben dem Theater bekleidete ich eine Stelle bei der Redaction des Correſpondenten von und für Deutſchland, der bekanntlich in Nürnberg herauskommt, und ſo hatte ich denn, wie Jeder leicht denken kann, entſetzlich viel zu thun. Von ſieben bis zehn Vormittags und von drei bis ſechs Nachmittags mußte ich auf dem Zeitungsbureau ſein und Ueberſetzungen liefern, Feuilletonartikel ſchreiben, Correcturen leſen, dann eiligſt in die Probe oder zur Vorſtellung, die beide nicht begannen, ehe ich auf der Bühne das Zeichen dazu gab. Das war denn eine ganz allerliebſte Hetze für mich, noch um ſo mehr, da das Bureau von dem Theater ziemlich weit entfernt lag. Außerdem beſchäftigte ich mich mit Bearbeitungen von Stücken, mit Ueberſetzungen und dergl. und die Leute wunderten ſich, mich trotz dieſer Geſchäfte dennoch überall zu ſehen, wo man zuſammenkam, um ſich zu erholen und zu erheitern. Das Mittel, das ich mein ganzes Leben hindurch als probat erfunden, beruhte auch damals darin, um vier Uhr aufzuſtehen, meine Zeit gewiſſenhaft einzutheilen und den wahrhaft ertödtenden Beſuch von Kaffee- und Bierhäuſern, der in Deutſchland ſo eigenthümlich und zeitraubend ſich geſtaltet hat und für Viele einen durch nichts zu erſetzenden Reiz übt, gänzlich zu unterlaſſen. Man ſollte nicht glauben, wie viel dadurch an Zeit gewonnen wird, wenn man ſich nicht daran gewöhnt, ſich täglich zur gewiſſen Stunde an einem beſtimmten Ort einzufinden und dort entweder ernſt und ſtill vor ſich hin zu rauchen und zu trinken oder ſich in eine laute Debatte verwickeln zu laſſen, die einen im Nu meilenweit aus ſeinem Ideenkreiſe entrückt. Das nennt man wol Zerſtreuung und es mag auch ſo etwas ſein; ich finde es jedoch angemeſſener, Concentrirung zu ſuchen und an Erholung nur dann zu denken, wenn Erſchlaffung ſie nöthig macht oder ſich die rechte Art dazu bietet, wie man ſie eben brauchen kann, nicht aber wenn die Glocke ſo und ſo viel geſchlagen hat und die Geſellſchaft in der Kneipe, im Clubb, im Muſeum u. ſ. w. ſich zu verſammeln pflegt.

Mein unſteter Hang war es, der mich von Nürnberg fort trieb, wo es mir wahrlich ſehr gut ging. Ich erhielt Beweiſe von Zutrauen und Achtung, meine Stellung war angenehm, in geſellſchaftlicher Beziehung intereſſant, da ich bei der Direction der wichtigſten Hebel der Unterhaltung: Theater und Zeitung, thätig war; mein Einkommen war mehr als hinreichend. Allein ich wollte mehr und ich glaubte, daß es mir möglich ſein würde, etwas mit meinen geringen Mitteln auszuführen, woran etwa zehn Jahre ſpäter eine Kraft wie Immermann's unter viel günſtigern Verhältniſſen ſcheitern mußte. Ich wollte unabhängig ein Theater dirigiren, meine Anſichten ohne Weiteres ins Leben treten laſſen, Schauſpieler bilden, Dichter herbeiziehen — ach! was wollte ich nicht Alles! Ein Zufall, den ich keinen glücklichen nennen darf, kam mir in den Wurf, um mein Vorhaben leichter auszuführen.

Der Director des bamberger Theaters wollte eine andere Bühne übernehmen und ſuchte Jemand, der in ſeinen Contract träte. Bamberg leuchtete mir mit einem ganz eigenen romantiſchen Schimmer. Hier hatte zu Anfang dieſes Jahrhunderts der kunſtſinnige Reichsgraf Julius Soden von Saſſanfarth, der ſelbſt Dichter war und eine Inez de Caſtro, eine Aurora, das Kind der Hölle und viele andere Stücke noch mit Glück auf die Bühne brachte, die Direction des Theaters übernommen, an dem der damals jugendliche Holbein, die unvergleichliche Renner angeſtellt waren, bei dem mein genialer Landsmann E. T. A. Hoffmann als Muſikdirector und Decorationsmaler gewirkt. Der alte Herzog Wilhelm von Baiern-Birkenfeld gab dem Di-

ter einen Zuſchuß, um das Theater in Bamberg, ſeiner
ſidenz, beſſer erhalten zu können, und endlich kam noch
n Staatszuſchuß dazu, der dem Director bedeutend unter
Arme griff. Daß dieſer dennoch dabei keine Seide
nen, ſondern gewöhnlich zu Grunde gegangen war, das
klärte ich mir ſo: daß er es eben nicht recht verſtanden
ben mußte. So ließ ich mich denn in Unterhandlungen
und war im hohen Grade befriedigt, als ſie zum glück-
en Ende gediehen waren und ich die Direction des könig-
en Nationaltheaters in Bamberg erhalten hatte. Zwar
mmte es meinen Muth bedeutend herab, als ich zum er-
n Male — es war im Winter — in dem kalten, fin-
n, leeren Theater mich befand und die erbärmliche Dar-
llung einer wiener Poſſe mit anſah. Die Sache ging
h noch gar nichts an; es waren noch nicht die von mir
ngewonnenen Mitglieder; es war noch die Vorſtellung des
hern Directors — allein ich ſchämte mich doch und ich
rde mich geſchämt haben, wäre ich allein im ganzen
uſe geweſen, um das Elend mit anzuſehen, und hätte ich
ſt nicht mit eigenen Ohren gehört, in welchen ſchmäh-
en Ausdrücken die wenigen jungen Leute, die im Par-
e ſtanden, von dieſen Schauſpielern ſprachen. Zerknirſcht
g ich nach Hauſe, dann aber hob mich wieder die —
ſich wol höchſt lächerliche — Idee, ich würde dieſe ſo
geſunkene Bühne aus ihrer Schmach erheben und das
blicum zwingen, von Kunſt und Künſtlern mit größerer
tung zu ſprechen. O Wahn eines jungen Enthuſiaſten!
Der Anfang meiner Anſtrengungen, die Wahl der
cke, die Art, wie ich ſie in Scene ſetzte, brachten mir
e und wirkten ermuthigend auf mich; dann aber trat
alte Elend wieder ein. Es fehlte an Mitteln, ich ver-
Muth und Luſt und quälte mich ein Jahr hindurch mit

dieſem Thespiskarren herum; ich zog im Sommer nach Bayreuth und Hof und kehrte mit dem Anfange des Winters wieder zu den ſchmuzigen Laren Bambergs zurück. Zu allem Unglücke kam noch dazu, daß der Staat den Zuſchuß nicht mehr bewilligte und ich — von Sorgen aller Art erdrückt — entſchloß mich endlich, um nicht in dieſem Elende unterzugehen, die Direction aufzugeben. Ich ging nach Nürnberg zurück, wo indeß die Theaterunternehmung durch nicht gut berechnete Unternehmungen in Geldverlegenheiten gekommen war. Einer der Hauptgläubiger, ein angeſehener Kaufmann, verlangte, daß ich wieder mit der Oberleitung beauftragt würde. Ich trat dieſen Poſten auch wirklich an, allein nach wenigen Wochen ſchon fand ſich, daß das Schauſpielhaus, eines der älteſten in Deutſchland, ſo baufällig ſei, daß man ohne Gefahr es nicht mehr benutzen konnte. Dieſer Umſtand erregte neue Verlegenheiten und Verwirrungen, und der Sommer ging in mannichfachen Sorgen dahin, während der ſpäter ſo rühmlich bekannt gewordene Heideloff in Gemeinſchaft mit mir und nach den von mir geſtellten Anforderungen ein ſogenanntes Interimstheater auf der Inſel Schütt aus Holz erbaute, das ſchon im Herbſte eröffnet werden konnte.

Ich ſehnte mich unterdeſſen fort aus dieſen Verhältniſſen. Karl hatte mir geſchrieben, zu ihm nach München zu kommen und die frühere Stelle wieder einzunehmen, allein ich zog es vor, mir einen neuen Wirkungskreis zu ſuchen. Ich verließ Nürnberg und reiſte über Bamberg, Coburg, Weimar und Hannover nach Hamburg.

Hier war ein neues Theater ſoeben eröffnet. Die Direction, die Künſtler und das Publicum hatten ſich in dem alten Schauſpielhauſe im Opernhofe oder am Gänſemarkte, wie es genannt wurde, ſo eingewohnt und hingen mit einer ſo großen Pietät an demſelben, da es noch ein Werk des großen Schröder war, daß es an dem neuen Locale nichts als Ausſtellungen zu machen gab, die — trotz mancher Mängel deſſelben — doch größtentheils ungerecht waren. Zumeiſt war wol ſeine Größe ſchuld, daß Vieles darin nicht recht paſſen wollte. Man wußte den Raum nicht wirkſam zu benutzen und auszufüllen. Meine Kenntniß von den großen Bühnen zu Wien und München und die Erfahrungen, die ich von der Wirkung des Sceniſchen gewonnen hatte, ließen meine Anſtellung der Direction wünſchenswerth erſcheinen. Beſonders war Karl Lebrün, einer der Directoren, dieſer Meinung, während der ältere Director, Friedrich Ludwig Schmidt, mit einer Art von ſtolzem Ehrgeize Niemand in der Regie neben ſich dulden wollte. Er hatte dieſes Amt, unter dem Titel eines Wöchners, ſchon unter Schröder bekleidet, und das Alte, Herkömmliche war ihm heilig, obgleich ſich deſſen Unzulänglichkeit, bei den gänzlich veränderten Verhältniſſen, bei jeder Gelegenheit herausſtellte. Als ich nun endlich doch angeſtellt wurde, ergaben ſich hieraus für mich allerlei Misſtände, da ich dem alten Herrn, deſſen Verdienſte ich in anderer Beziehung willig anerkannte, hier ſtets als Widerpart entgegentreten mußte. Ich war zuerſt mit meiner Wirkſamkeit auf die Comparſerie und auf die blos decorativen Anordnungen beſchränkt. Bald jedoch wurde dieſer Rahmen bedeutend erweitert. Die Erfolge, die ſich zeigten, und die Umſicht im Geſchäfte, die ich darthat und die dem praktiſchen Kenner einleuchteten, erwarben mir bald Schmidt's ganzes Vertrauen. Er geſtand es mir unumwunden und überließ mir willig die wichtigſten und ſchwierigſten Regiearbeiten und Ausführungen. Während meiner Anſtellung war es, daß er ſich entſchloß, Hamburg zu verlaſſen und eine Reiſe nach Süddeutſchland zu unternehmen; er gab mir auf das Schmeichelhafteſte zu erkennen, daß nur ſein Zutrauen zu mir in Bezug auf die Einrichtung und Inſcenirung der Stücke ihn dazu vermochte. Der Zufall hatte mich in das damals renommirte Hotel de Saxe geführt, wo ich die Bekanntſchaft zweier tüchtigen Dramaturgen machte, aus deren Umgang ich für meine Beſtrebungen manchen Gewinn zog. Es waren der Doctor Reinhold und der Profeſſor Meyer, Beide nunmehr verſtorben, und der Letztere durch ſein vertrautes Verhältniß zu Schröder und als deſſen Biograph in der Kunſtwelt genugſam bekannt. Reinhold war der Gatte der einſt berühmten Schauſpielerin Chriſtina Reinhold, geborenen Löhrs, die er für die Kunſt gebildet hatte; ein Mann von ſeltenen Kenntniſſen und ein Kenner der Bühne vom erſten Range. Hierzu geſellte ſich noch der Umgang mit dem Profeſſor Zimmermann, dem Verfaſſer der neuen hamburger Dramaturgie, deſſen Anerkennung mich erhob und meine Anſichten von dem Weſen dramatiſcher Kunſt befeſtigte. Ich halte es für ein Glück, dieſe erfahrungsreichen Männer noch perſönlich gekannt zu haben. In dieſem ſehr angenehmen Wirkungskreiſe, in einer Stadt, die, was Lebensfreuden und Geſelligkeit anbetrifft, mit den erſten Rang einnimmt, in den heiterſten und wohlthätigſten freundſchaftlichen Beziehungen, an einer Bühne, welche immer noch, trotz mancher Verluſte, ausgezeichnete Künſtler zählte, und in Bezug auf Anſtand und Würde im Verhalten und in der Verfaſſung ihres Gleichen ſuchte, verlebte ich vier Jahre. Hier war es auch, wo ich mein eigentliches Lebensglück begründete. Am 10. Auguſt 1828 wurde meine Ehe mit meiner holden und geliebten Lebensgefährtin nach katholiſchem und proteſtantiſchem Ritus durch die Herren Paſtoren Roodt zu St. Peter und Koſters zu St. Michaelis eingeſegnet.

Ich beſchäftigte mich wieder mit Bearbeitungen und Ueberſetzungen für die Bühne, die jedoch nicht fabrikmäßig verfertigt wurden und den Markt überſchwemmten, ſondern zunächſt mir als Studien galten und nebenbei auch der Anſtalt von Nutzen zu ſein ſtrebten. So entſtand denn Einiges, was ich in der Fortſetzung des Kotzebue'ſchen „Almanachs zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande," den Lebrün redigirte, erſcheinen ließ. Eines dieſer kleinen Stücke, das dem von der Ausübung der Kunſt ſich eben zurückziehenden Beſchort Veranlaſſung gab, in der Rolle eines ſogenannten alten Chevaliers noch einmal aufzutreten, wurde in Berlin gegeben und andere Bühnen folgten dieſem Beiſpiele. Ich war aber mittlerweile zur Erkenntniß gelangt, daß ich mit dergleichen Sachen keinen eigentlichen Fortſchritt erreichte und daß mein Talent hierzu nicht genügend ſei. Mein Naturell iſt mehr contemplativ als dramatiſch. Ich kleidete einige Erlebniſſe in novelliſtiſche Form und gab ſie mit Anderm, was früher entſtanden war, heraus. Hier glaubte ich größere Befriedigung zu finden. Das Theaterweſen ſelbſt, das ich nunmehr in allen Stufen genugſam kennen gelernt hatte, war in zu großen Verfall gerathen, als daß es für mich noch den alten Reiz hätte haben ſollen. Die bedeutendern Kräfte in der Literatur hatten ſich in jener Zeit von ihm losgeſagt und ihm allen Antheil entzogen; man ſprach mit einer Misachtung von ſeinen Leiſtungen, daß es mich erſchütterte, wenn ich bedachte, daß ich nun ſo viele der ſchönſten Jahre meines Lebens ſo erfolglos geopfert hatte. Ich war zu der Einſicht gelangt, daß hier wol nur eine andere Macht, als ich ſie aufzubieten hatte, zu helfen im Stande ſei, und ich nahm mir vor, die Bilanz zu ziehen und mit einem Gewinn von Erfahrungen und einigen dramaturgiſchen Kenntniſſen, zugleich aber auch mit einer noch ganz rüſtigen Kraft in ein anderes Feld der Wirkſamkeit zu treten, ehe das Ergebniß für mich ſich vielleicht viel ſchlechter herausſtellen würde. Nachdem ich mit dieſem Plane im Reinen war, fühlte ich mich froh und leicht und ſobald ich den erſten Schritt zu ſeiner Ausführung gethan, der Direction des hamburger Stadttheaters nämlich meine Kündigung eingereicht hatte, war mir's, als ob ich eine drückende Laſt von mir abwälzte. Dieſes diente mir als Beweis, daß der entſcheidende Schritt das Werk einer echten Eingebung ſei.

Ich hatte nur noch wenige Wochen in meiner Stellung zu verbleiben, als die hereinbrechende Cholera mich ſchneller von Hamburg forttrieb. Die letzte Vorſtellung, der ich auf dem Theater anwohnte, war, wie ich ſchon erwähnte, „der Eheteufel auf Reiſen,“ in dem Raimund ſpielte. Die Verwirrung an dieſem Abende war groß. Während draußen Lazzi und Lieder ſich kreuzten und vergebens bemüht waren, die wenigen Leute, die gekommen waren, um ſich von den Schrecken, die der Einbruch des allgemein gefürchteten Feindes erregt hatte, zu erholen — drängten ſich hinter den Couliſſen Boten auf Boten, die immer Neues über das Auftauchen der Krankheit berichteten und, wie das in ſolchen Fällen ja gewöhnlich zu ſein pflegt, das Abenteuerlichſte und Uebertriebenſte auch am Liebſten hinterbrachten. Waren aber Alle von den Neuigkeiten, die ſie zu hören bekamen, auf das Unangenehmſte ergriffen, ſo war ich es deſto mehr, da meine precäre Lage mir das drohende Unheil in noch weit trüberem Lichte erblicken ließ. Ich war bald nicht mehr Mitglied der Anſtalt und durfte in einem Augenblick, wo der ſtrengſte Egoismus gerechtfertigt wurde, und auf Selbſterhaltung ein Jeder wol mehr als ſonſt bedacht war, auf keine ausnehmende Berückſichtigung zählen.

Man ſprach davon, daß das hamburgſche Gebiet von den Dänen abgeſperrt werden würde, und ich konnte daher nicht darauf hoffen, ſpäterhin die Stadt verlaſſen zu können, um mir einen andern Wohnſitz zu ſuchen, für den ich jetzt vorerſt Paris beſtimmt hatte, da zwei Freunde, die ich ſeit Jahren faſt täglich ſah und deren Umgang mir unentbehrlich geworden war, mir dahin vorangegangen waren. Ich hatte alſo keine Wahl, und am nächſten Morgen beſtieg ich mit meiner Gattin die Dampffähre, um uns nach Harburg überſetzen zu laſſen, von wo wir über Hannover, durch Weſtphalen, dann über Köln, Aachen und Brüſſel Paris zueilten, woſelbſt wir faſt ein Jahr verlebten.

Der Theatervorhang war mir nun für immer geſunken, wie ich glaubte, allein die alte Sprüchwortlehre ſollte ihr Recht behalten. Sie ſagt: wer einmal ein paar Schuhe auf den Brettern zerriſſen hat, kann nicht mehr davon bleiben, und ſo wollte es denn der Zufall, daß ich bald nach meiner Ankunft zu Paris in Verbindungen gerieth, die mich an bildlichen Vorſtellungen in Ambigu comique thätigen Antheil nehmen ließen und mir eine genaue Kenntniß des franzöſiſchen Theaterweſens verſchafften und mit Künſtlern und Journaliſten in enge Berührung brachten. Später wurden mir, hierdurch veranlaßt, allerlei Anträge geſtellt. Ich ſollte die Direction des théatre Molière in der Rue Quimcampoix übernehmen, wobei ſich einer meiner Bekannten intereſſirt hatte; ein Anderer machte mir den Vorſchlag, eine Wanderbühne in der Umgegend von Paris zu gründen, und verſprach mir goldene Berge davon; von dritter Seite erhielt ich einen Antrag nach London. Allein ich lehnte Alles ab, arbeitete fleißig, excerpirte auf der Bibliothek und ſammelte Materialien zu ſpätern Werken, die ich wahrſcheinlich nie ausarbeiten werde. Auch der

Plan, eine Zeitſchrift zu gründen, kam mir zu. Dies erſchien mir einladender und die Unterhandlungen wurden mit großer Lebhaftigkeit geführt, aber dieſe, ſo wie andere, die ich eingeleitet hatte, um ein deutſches Schauſpiel nach Paris zu bringen, wurden plötzlich unterbrochen, als ſich die Nachricht ganz unerwartet verbreitete, die Cholera ſei in Paris. Es war nun nicht möglich, ſolche Unternehmungen durchzuführen, bei denen man zum Theil der Beihülfe vornehmer und hochgeſtellter Perſonen bedurfte, die jetzt andern Sorgen anheimgegeben waren. Alles war für den Augenblick eingeſtellt, und da Niemand berechnen konnte, wie lange die Calamität dauern und man eben ſo wenig abzuſehen vermochte, welche Folgen ſie haben würde, ſo entſchied ich mich auch, wie ſo viele Andere, Paris einſtweilen zu verlaſſen, nachdem ich noch drei Wochen, bis zur höchſten Steigerung der Krankheit, geblieben war. Mein Weg führte mich nach Stuttgart und München, wo ich, der frühern Eindrücke eingedenk, meinen vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen beſchloß. Später wurde mir nur noch einmal die Verſuchung, mich dem Theater zu widmen. Der Herr Baron von Münchhauſen, damals Intendant der braunſchweiger Bühne, beſuchte mich in Stuttgart, um mir Vorſchläge zu machen, die ich jedoch mit Beſtimmtheit ablehnte, ſo angenehm und ehrend ſie mir auch ſonſt erſchienen.

Von Dem, was ich für die Bühne geſchrieben, kann hier keine Rede weiter ſein. Der Augenblick hatte es geboren und es durfte auch nur auf augenblickliche Geltung Anſpruch machen. Der Blaubart, der einſt in München ſo großes Glück machte, darf hiervon nicht ausgenommen werden. Er würde der heutigen Kritik, entblößt von den ſein Erſcheinen begleitenden Umſtänden, zu viel zu tadeln geben.

Damals war dies freilich anders, und der ihm für die Darſtellung berechnete, inwohnende Effect war von der Art, daß der viel gebildete Buchhändler Göſchen in Leipzig, welcher einer Aufführung in München beigewohnt hatte, mir einen Brief ſchrieb, der voll Wohlwollen für den jungen Autor war. Ich unterwarf mich nach ſeiner Andeutung mehren Abänderungen und überarbeitete das Ganze. Mit der deshalb gepflogenen Correſpondenz verging viele Zeit und als endlich der alte Herr, er war bereits 73 Jahre alt, den Handel abgeſchloſſen hatte, ſtarb er und der Blaubart wurde niemals gedruckt. Ich würde jetzt natürlich ſeine Veröffentlichung auch nicht mehr wünſchen. Zeit und Umſtände haben ſich gewaltig verändert, und was man damals einem jugendlich Strebenden nachgeſehen hätte, würde jetzt den härteſten Tadel herausfordern und das von Rechtswegen.

Die Ausbeute, die ich hier von meiner langen theatraliſchen Wirkſamkeit geben kann, iſt daher nur ſehr gering. Einige Nachſpiele, zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, mögen, raſch gegeben, nicht ganz ohne Wirkung auf der Scene bleiben. Mehre Bühnen haben es damit verſucht. Das erſte davon, „der Liebe Liſt und Rache,“ nach der Idee der Generalin von Bawr in Paris ausgearbeitet, das mir einſt in Brünn die Ehre des Hervorrufs verſchaffte, hat ein Herr Kupelwieſer in Wien, der ſich eine Abſchrift davon zu verſchaffen wußte, unter ſeinem Namen drucken laſſen, und ſogar eine Gloſſe in Decimen, die ich zum Schluſſe hingeſchrieben hatte, und die ich hier wegließ, mit abgedruckt. Ich war ſchon lange von Wien abweſend und er hielt mich wahrſcheinlich für verſchollen oder todt, ſonſt würde er wol keinen Muth zu der Frechheit gehabt haben.

Das zweite verdankte der angenehmen Darſtellung Beſchort's und der Demoiſelle Lombard, welche in Männer vollen Beifall erhielt und die den jungen Gymnaſiaſten gab, eine nicht misfällige Aufnahme in Berlin.

In dem dritten endlich gab einſt Seydelmann den alten Leiermann auf wahrhaft tief ergreifende Weiſe. Der Verſuch, den ich in dem Stückchen wagte, die Rührung, welche es hervorruft, ſelbſt auf der Scene zu parodiren, mag in ſich wol gerechtfertigt erſcheinen, ſie ſchadet aber offenbar der Wirkung und iſt daher verfehlt.

Im Uebrigen ſind es noch einige anregende und praktiſche Erörterungen, die ich folgen laſſe, und die den Uebergang meiner blos theatraliſchen Thätigkeit zur ſchriftſtelleriſchen vermitteln ſollen.

Der Liebe Liſt und Rache.

Luſtſpiel in einem Akte.

(1819)

Perſonen:

Frau von Thal, junge Witwe.
Angelika, ihre Couſine.
Herr von Burg.
Herr von Stein.
Herr von Salt.
Ein Bedienter.

Der Schauplatz iſt auf dem Landſitze der Frau v. Thal.

Erſte Scene.

Burg. Stein.

Burg.

Freund, Deine Liebe iſt wohl eine Wuth zu nennen.

Stein.

Kaum iſt die Deinige als Liebe zu erkennen —

Burg.

Bei Dir, Freund, brennt's zu ſtark! —

Stein.

Bei Dir, Freund, iſt's zu kühl —

Burg.

Durch ew'ge Quälerei entrückeſt Du Dein Ziel.
War das ein toller Spuk noch geſtern — ei mein Lieber!
Angelika iſt bös, Du raſeſt wie im Fieber —

Stein.

Schon gut. Sie weiß es wohl, im Schmollen iſt ſie ſchön!
So ſind die Weiber! Ah, wie fein ſie's doch verſtehn,
Beim größten Unrecht ſtets den Schein des Rechts zu haben.

Burg.

Doch dieſer Zweifel muß die Liebe ja begraben.
Du treibſt es gar zu weit —

Stein.

Ich?

Burg.

Ja, es thut mir weh,
Wenn hinterm Rücken ich Dich ſtets belachen ſeh' —

Stein.

Belachen? mich? ſchon recht. Die Leutchen mögen lachen,
Die die Geliebte ſchnell, wie andre Modeſachen,
Vertauſchen können, ſo — — ſo recht geduldig ſind,
Als Liebende bequem, als Männer taub und blind.
Drum mag der Lacher Schwarm ſich immerhin ergötzen,

Ein feurig Herz wie meins ſollt' in Verwundrung ſetzen.
Du liebſt wol? — o fürwahr, das eiſig kalte Blut —

Burg.

Wir lieben zärtlich zwar, doch lieben nicht mit Wuth
Tyranniſch herrſchen — ei! das hieße zärtlich lieben?
Manchmal iſt's wol geſchehn, daß Fraun nicht treu
geblieben.

Stein.

Manchmal iſt's wol geſchehn — vortrefflich ausgedrückt!

Burg.

Doch der Beſonnenheit iſt oft die Kur geglückt.
Ich handle niemals blind —

Stein.

Ha — ich verſtehe!

Burg.

Binden — —

Stein (ſchnell einfallend).

Laßt uns durch Feſſeln, die wir uns aus Roſen winden.

Burg.

Wenn's immer Roſen ſind, die Feſſeln ſind dabei,
Und Feſſeln mahnen nur zu ſtark an Sklaverei.
Die Liebe ſoll uns ſtets nur Süßigkeiten ſpenden,
Ich will nur zärtlich ſein —

Stein.

Doch wenn Du's mit den Händen
Erſt greifen kannſt — wie dann? Wie wär' es, wenn
die Thal
In Deiner Gegenwart, dereinſt als Ehgemahl —
Mich übermannt die Wuth! — den Hof ſich machen ließe?
Wo nähmſt Du Zucker her, der dieſen Trank verſüße?

Burg (lächelnd).

Ein ältres Blut, mein Freund, ein kältres Temprament!
Doch um zu zeigen, daß in mir auch Feuer brennt,
So will von Heute an ich eiferſüchtig werden,
Zuerſt auf Salt — —

Stein.

Auf Salt? — Der Mann iſt an Geberden
Wie an Geſtalt ein Narr — doch kenn' ich den Geſchmack
Der Frauen nur zu ſehr, ein neuer Modefrack,
Ein was weiß ich —

Burg.

Nun ja, ich find' ihn ſehr gefährlich.

Stein.

Doch Spaß bei Seit', mein Freund, hier iſt der Spott
entbehrlich,
Ich ſag' es frei heraus, mich peinigt' auch der Salt —

Burg.

Ich zweifle gar nicht dran —

Stein.

Ich überführ' Dich bald.
Ich kenn' die Eiferſucht wahrhaftig nicht, doch ſehen
Die beiden Augen gut — nun haben ſie geſehen,
Wie Frau von Thal und auch Angelika gelacht —
(Leiſe, mit dem Tone des Entſetzens.)
Mit Salt gelacht — mit ihm — ich bitte Dich —

Burg.

Bedacht!
Auch ihn verſpottet man. Ein Knäblein faſt an Jahren,
So geckenhaft und fad, ſo dumm und unerfahren,
Der glaubt, daß ſeinem Geld und ſeinem feinen Ton
Nichts könne widerſtehn —

Stein.

Und doch ſpricht er uns Hohn;
Er dringet durch —

Burg.

Nun ja, es gibt ſchon leichte Frauen!
Doch hier wird er verlacht —

Stein.

Ich denke dran mit Grauen!
O Weibertugend! Freund, ich kenne Weiber, die
Wohl anfangs ſpröde ſind — o über die Manie
Sie zu vertheidigen! — dann plötzlich ſich erweichen;
Du ruh'ger Korydon, ich neide Deines Gleichen! —
Bedenke, lieber Burg, die Schwächen des Jahrhunderts,
Wie man die Ehen ſchließt, und rufe dann: mich wundert's! —
Bedenke doch nur ſtets die Aufklärung, die Sitten,
Die lieben Klatſcherein, allwärts ſo wohlgelitten;
Bedenke ferner noch das andere Geſchlecht,
Die Schwächen, die es hat, und gib mir dann nicht recht?
Gedenke meiner Braut, die ich im Herzen trage,
So jung und jetzt noch treu, wie lang doch iſt die Frage?
Du ahneſt nichts davon, ſonſt müßteſt du verzweifeln
Und wünſchen Lieb' und Eh' mit mir zu allen Teufeln!
Ja, ich begreif' es nicht, wie man noch freien kann,
Begreifeſt du es wol?

Burg.

Ich zweifle niemals dran.
Doch Achtung, bitte ich, dem ſchöneren Geſchlechte,
Deß Tugenden ich ſtets vor Jedermann verfechte.
Die Schwächen ſind ererbt von uns, ſein Eigenthum
Sind jene Tugenden —

Stein.

Du ſingſt nur ihren Ruhm.
Doch wenn nun meine Braut —

Burg.

Du mußt ſie gleich verſöhnen,
Nicht eiferſüchtig ſein; doch um Dein Werk zu krönen,
So handle nicht darnach, wie Du es ſtets gethan —

(Hier tritt Salt ein. Stein grüßt ihn kaum und entfernt ſich ſchnell. Jener iſt überraſcht und ſieht ihm erſtaunt nach. Burg ſchüttelt lächelnd den Kopf.)

Zweite Scene.

Salt. Burg.

Salt.

Kaum grüßt er, und ſo kalt, mir liegt nicht viel daran,
Doch wollt' ich wiſſen, was dazu ihn hat verleitet.
Ich habe auch bemerkt, daß er mit Ihnen ſtreitet —

Burg.

Nur ſelten ſind wir eins —

Salt.

Wir aber paßten gut.

Burg.

Sie ſchmeicheln mir —

Salt (leicht).

Nein, nein. — Ich hör' von ſeiner Wuth,
Der Eiferſucht, die ihn verfolgt bei Nacht und Tage:
Bedauern muß ich ihn, ich kenne ſeine Lage.
Wer wol behält ein Herz, hätt' er es gleich beſiegt?

Gott Amor iſt ein Kind — hat Flügel — flattert — fliegt!
Drum flieg' man zephyrleicht mit ihm und unter Scherzen
Nipp' man den Honigſeim aus junger Mädchen Herzen.
Die Eine rächet uns mit Freuden an der Andern,
Und wir? Wir geben nach — man ſieht uns weiter wandern,
Man nimmt, man liebet ſich, doch man verräth ſich auch,
Für Eine, Andre Zehn, das iſt nun ſo mein Brauch.

Burg.

(leiſe) Er macht mir Spaß. (laut). Jedoch Sie machen ihm
die Grillen.

Salt.

Wer — ich?

Burg.

Er eifert ſtark mit Ihnen —

Salt.

Sie enthüllen
Mir eine Neuigkeit. Mit mir? — wär's möglich! —

Burg.

Ja —
Mit Ihnen; und auch ich, der mit Befremden ſah,
Wie Sie die Frau von Thal —

Salt (ſehr beſcheiden).

Mein Herr von Burg — ich bitte —

Burg.

Nun ja — die Frau von Thal beäugeln, iſt das Sitte?
Das laſſen Sie, mein Herr —

Salt (lachend).

Sie eifern auch mit mir?

Burg.

Und hätt' ich denn nicht recht? Beklagenswerth ſind wir!
Wie fangen Sie es an nur immer zu gewinnen,
Des Sieges ſo gewiß zu ſein —

Salt (wichtig).

Ich weiß zu minnen.
Das iſt ein großes Wort, mein Freund, man muß verſtehn,
Zu ſegeln mit dem Wind' und ſich nach ihm zu drehn.
Ich ſchmeichle ſchlau und fein, ich weck' die Eigenliebe,
Bald ſcheine ich zu fliehn und reize ſo die Liebe,
Bald bin ich traurig, raſch, bald unternehmend, träg,
Bald ſchein' ich dies bald das, doch folg' ich meinem Weg' —

Burg.

Vortrefflich!

Salt.

Und dazu — warum ſollt' ich's verſchweigen?
Man ſieht ja heutzutag ſich Viele davor neigen;
Mein Geld iſt auch wol ſchuld, ich lebe mit Geſchmack —
Sehn Sie nur dieſes Haar, den göttlich ſchönen Frack,
Den Knoten hier am Tuch, die Nadel drin, zum Küſſen!
Man muß ſich elegant und fein zu tragen wiſſen,
Dies Alles iſt nicht ich, doch kommt es mir zu gut,
Und ſo verblendet man die arme Menſchenbrut —

Burg.

Sie ſind ein Philoſoph, ſo geiſtreich als beſcheiden:
O dreimal Glücklicher, wie ſind Sie zu beneiden!
Doch bitte ich recht ſehr, auf Ihrem Rieſengang
Zermalmen Sie mich nicht, mir wird ganz angſt und bang!

(Er empfiehlt ſich und geht ab.)

Dritte Scene.

Salt (allein).

Das glaube ich dir gern! Mit mir iſt nicht zu ſpaßen,
Ich weiß ein jedes Ding beim rechten End' zu faſſen.

Der Arme zitterte für ſeine Frau von Thal. —
Doch nicht die iſt's allein — zwei kirr' ich auf einmal.
Euch Beide opfert Salt, ihr ſtark verliebten Thoren!
Eh' noch die Sonne ſinkt, habt ihr die Braut verloren.
Der Einen glühend Herz kann Burgens Eis nicht brauchen,
Der Andern ſanften Sinn will Stein in Gluten tauchen,
Wenn Jene nun ſich ſehnt und dieſe nun erſchrickt,
Erſcheint ein entre deux, ein Salt! und wird beglückt. —
Billete ſind ſchon fort, gemacht, ſie mir zu kirren.
Zwar klingen Beide gleich, doch Weiberherzen girren,
Sind ſie recht ſtark verliebt, gern in der Einſamkeit.
Sie ſprechen nicht davon, und meine Schlauigkeit
Erringet hier den Sieg; ich kapre Beider Herzen
Ihr armen Korydons, mich dauern eure Schmerzen!

(Nach einer kleinen Pauſe mit der Freude der Gewißheit.)

Ja Beide auf Einmal! das Spielchen iſt pikant,
Denn, geht's mit Dieſer ſchlecht, reicht Jene mir die Hand!
Dort kommen Beide her. Man ſoll mich hier nicht ſehen,
Traf ich ſie Beide jetzt, wär's um den Spaß geſchehen.

(Schnell ab.)

Vierte Scene.

Frau von Thal, Angelika (lachend).

Frau von Thal.

Was gehet mit Dir vor? Nie haſt Du ſo gelacht —
Das geht in einem fort —

Angelika.

Ein Briefchen hat's gemacht,
So einzig ſeltner Art —

Frau von Thal.

Auch ich hab' eins empfangen,
Im wunderbarſten Ton, den je nur Stutzer ſangen,
Darf man das Deine ſehn?

(Angelika gibt ihr den Brief.)

Frau von Thal (nachdem ſie geleſen).

Ei, das iſt recht genial!
Du haſt hier die Kopie, ich das Original.
Die Briefchen ſind ſich gleich —

(Sie gibt das ihre Angelika.)

Angelika (nachdem ſie hineingeblickt).

Und Stolz nicht zu verkennen.

Frau von Thal.

Das iſt die Proſa nun. Er ſchreibt: „vor Liebe brennen“ —
Und ſchreibt ein Circulair. Wir müſſen uns verſehn,
Du ſetzeſt Dich dorthin — (Sie zeigt auf einen Schreibtiſch.)

Angelika.*

Um?

Frau von Thal.

Ganz ihn zu verdrehn.
Den Gecken brauchen wir. O herrlich ausgedacht! —
Dich quält Dein Bräutigam durch Argwohn Tag und Nacht.
Der meinige iſt Eis. Zu ſtark iſt Steinens Liebe,
Und Burg liebt mich zu ſchwach; was davon übrigbliebe
Für unſern Eheſtand, brächt' uns ein ſchlimmes Loos!

Angelika.

Ja wohl —

Frau von Thal.

Drum ſchreiben wir, jedoch zum Scherze bloß,
An Stolz —

Angelika (lachend).

Und zart und ſüß? —

Frau von Thal.

Wie er an uns geſchrieben,
Und Eiferſucht und Eis ſind beide fortgetrieben —

Angelika (nachdenkend).

Doch Salten ſchreiben? Wie? Den Bräutigam verrathen?

Frau von Thal.

Um ihn zu beſſern nur —

Angelika.

Zu ſolchen ſchlimmen Thaten
Verſtehe ich mich ſchwer —

Frau von Thal.

Ach es iſt gar zu ſchön,
Dem Manne, den man liebt, das Köpfchen zu verdrehn.
Man beſſert Fehler oft durch eben dieſe Fehler,
Verlier' denn keine Zeit und ſetze Dich —

Angelika.

Mein Quäler
Verbannt die Eiferſucht? (Sie ſetzt ſich.)

Frau von Thal.

Dies Schreiben hebt's an
(Dictirt.)
„Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich wohl daran thue,
„Ihnen zu antworten —"

Angelika (ſchreibt).

Ich thue übel dran —

Frau von Thal (dictirt).

„Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft"

Angelika (ſchreibt).

Gekämpft —

Frau von Thal.

„Aber ich bin durch Herrn von Stein auf's Aeußerſte gebracht"

Angelika (ſieht die Thal an und fragt.)

Es muß geſchrieben ſein?

Frau von Thal ([illegible] mit dem Briefe zu ſchreiben.)

„Ich bin von ihm ſo grauſam gequält —“

Angelika.

So grauſam! Liebe Thal! nein das iſt gar zu ſchlimm,
Du ſcherzeſt —

Frau von Thal.

Hundertmal haſt Du in deinem Grimm'
Es mir geſagt, daß er —

Angelika (haſtig).

Geſagt, doch nun im Schreiben —
Wie wär' es — wenn —

Frau von Thal.

Das Wort: grauſam, mag unterbleiben.

Angelika (froh).*

So meint' ich auch —

Frau von Thal (ſchreibt).

„In der That, in manchem Augenblicke des Unmuths,
„Durch ihn herbeigerufen —“

Angelika (lachend).

Scharmant!

Frau von Thal.

„Würde ich ihn ſchon längſt aufgegeben haben —“

Angelika.

Das ſchreib' ich nimmermehr!

Frau von Thal.

Wie kindiſch —

Angelika.

Nein, ach nein, ich kränk' ihn nicht ſo ſehr —

Frau von Thal.

Ein böſes Wort, mein Kind, hat wenig zu bedeuten,
Die Sache iſt nicht bös —

Angelika.

Die Kränkung dem bereiten?
Zu ſtark iſt das Billet —

Frau von Thal.

So ſtark, daß nur ein Geck
Sich dadurch täuſchen läßt, und das iſt unſer Zweck! —

Angelika (ſpottend.)

So meinſt Du, daß Tell es glauben wird, wir lieben
Ihn Beide?

Frau von Thal.

Ganz gewiß — wie das Billet geſchrieben!
Die Männer — o die ſind ſo leichtgläubig, mein Kind,
Und faſt ſo eitel — als die Frauenzimmer ſind.
Gib mir nun das Billet, ich werd' es Walten ſenden,
Du biſt mit Steinern ſtreng — und Alles wird ſich wenden.
Jetzt laß mich ſchreiben, ſchnell, den Augenblick benutzt!

(Angelika ſteht auf, ſie ſetzt ſich.)

Auch ich benutz' ihn freilich! die Feder iſt geſpitzt,
Drei Männer auf Einmal zum Narren zu bringen,
Die Netze ſind geſtellt, gib Acht! es wird gelingen!

Angelika.

Dich, böſe Freundin, freut der Andern Herzeleid. —
Dort kommen Beide her — ſchon ſind ſie nicht mehr weit;
Drum weg mit dem Papier —

Frau von Thal

(Sie lacht, daß die [illegible].)

Ich ſollte es verſtecken?
Ich kenn' die Falſchheit nicht —

Fünfte Scene.

Burg, Stein, die Vorigen.

Stein (im Vorbeigehen leiſe zu Burg.)

Sie ſchreibt —

Burg (leiſe.)

Um uns zu necken. —

Stein (zu Angelika.)

Sie find' ich endlich hier? Sie ſcheinen mich zu flieh'n —

Angelika.

Ich wüßte nicht, was mich zu Ihnen ſollte ziehn —
Sie zanken ſtets mit mir —

Stein.

Umſonſt iſt Ihr Beſtreben.
Ich folge Ihnen ſtets — ich könnte ſonſt nicht leben!

(Angelika entfernt ſich von Stein und geht zu Thal.)

Frau von Thal (leiſe.)

O Treu'! o Zärtlichkeit! ach wenn doch Burg ſo wäre!
(Zu Burg.) Auch Sie ſind da mein Herr? —

Burg.

Ich glaubte, daß ich ſtöre,
Und wollte wieder gehn. Sie ſchreiben —

Frau von Thal.

Ei, wie fein!

(Indem ſie etwas verſchließt.)

Sehr richtig, Herr von Burg, man muß beſcheiden ſein! —

Stein.

Beſcheiden — hörſt Du wol? In Deiner Gegenwart
Schreibt man ſo aufgeregt, iſt das wol Sitt' und Art?
Und Du voll von Vertrauen, wie könnt' ich ruhig bleiben! —

Frau von Thal
Und grade jetzt, da wir hier Liebesbriefchen ſchreiben —

Adam
Er hörte doch nur, Georg! — wir — Liebesbrief

Georg
Vielleicht
Beſchäftiget man ſich —

Frau von Thal
Mit wem?

Georg
Mit uns —

Frau von Thal [illegible]
Er gleicht
Dem eisumſtarrten Pol! — [illegible]

Georg
Der Inhalt muß bewegen.
Man ſieht in Ihrem Aug' ein ſchönes Feu'r ſich regen.
Die Leidenſchaft blühet, o glücklich, wer's empfängt! —
[illegible]
Doch jetzt ſchon end'gen Sie? So ſchnell! warum gelingt
In Worten geben, was das Herz will überſtrömen?

Frau von Thal [illegible]
Der Kalte ſpottet noch — er will ſich gar nicht grämen!
He, Franz! [illegible]
Beſorg' es ſchnell, wie Dir die Aufſchrift ſagt —

Georg
Vielleicht an mich?

Frau von Thal [illegible]
Gewiß! warum noch lang gefragt?
Begeben Sie ſich ſchnell nach Hauſ' es zu empfangen [illegible]

Georg [illegible]
Ich fliege ſchon dahin, zu ſtillen mein Verlangen. (Ab.)

Sechste Scene.

Stein, Angelika.

Stein.

(Angelika zurückhaltend, die zur Thüre hinaus will.)

Nur einen Augenblick —

Angelika.

Ach, laſſen Sie mich gehn! —

Stein.

Sie konnten meiner Liebe Ausbruch mißverſtehn?

Angelika.

Vergebens ſtreben Sie, mein Herr —

Stein.

Mein Herr?! —

Angelika.

Vergeben
Kann ich und werd' ich nie in meinem ganzen Leben.
Ich that es hundertmal und immer hoffnungsvoll,
Sie beſſerten ſich nie — nun wird es mir zu toll.
Selbſt geſtern ging dem Streit, dem Käſtchen meines Lebens,
Ein Andenkenſtück voran — drum ſchweigen Sie! Vergebens —

Stein (ſehr tief ergriffen.)

Doch hören Sie mich auch nur einmal gütig an;
Ich konnte nicht dafür, daß ſich der Zwiſt entſpann.
Ich ſah nur Sie — nur Sie — von Ihrem Reiz geblendet,
Indeß die Spröde mir kein einzig Blickchen ſpendet;
Ihr Witz und Ihr Verſtand entzückte den Herrn Kunz,
Doch ich — ich höre nichts und mir wird ſchwindelnd.
Der liebe Herr von Salt ſchwatzt Ihnen in die Ohren,
Und nichts als Zärtlichkeit, ich hätte drauf geſchworen.

Sie merken nicht einmal, daß mich der Spaß geniert,
Man schlägt ein L'hombre vor und — er mich engagiert.
Ich bin es auch, doch weit — wie weit von Ihrem Tische,
Zu Ihnen schweift mein Geist, wenn ich die Karten mische.
Ich fehle immerfort, verliere große Summen,
Erst lächelt man und dann — belachet man den Dummen;
Und Sie? — Sie lachen mit und zwar — mit Herrn von Salt —

Angelika.

Ich lachte nicht allein; die komische Gewalt
Riß mich dahin —

Stein.

Ja, ja, ich will es Ihnen glauben;
Doch kein Versuch wird mir die Ueberzeugung rauben,
Sie lieben nicht wie ich, Sie fühlen nicht wie ich,
Mein tugendhaftes Weib lieb' mich allein, nur mich —
Und nicht die ganze Welt —

Angelika.

Jetzt will ich mich bekämpfen,
Und sei es noch so schwer, jedwede Neigung kämpfen.
Soll ich dem tollsten Wahn denn unterwürfig seyn?
Ich darf nicht singen, gehn, nicht tanzen, mich nicht freun,
Gibt man mir einen Brief, hat ihn ein Salt geschrieben,
Das Unbedeutendste kann Ihre Stirne trüben.
Bin höflich ich mit Salt, verweisen Sie den Skandal.
Kurzum, sind Sie bei mir, erduld' ich Angst und Qual;
Viel lieber will die Lieb' ich aus dem Herzen bannen,
Als eine Sklavin sein dem wüthendsten Tyrannen.
Das werden Sie, wenn wir ein Paar geworden —

Stein.

Nein —
Sie schworen ja bereits mir ewig treu zu sein,
Dem Schwure trau' ich gern —

Angelika.

Wir paſſen nicht zuſammen!

Stein.

Ich habe Sie gewiß, wenn nicht der Liebe Flammen
Das Herz mir angeglommen, doch bringen Sie's dahin,
Daß ſich zum Fräulein Spelz hinneiget Herz und Sinn,
Die lieber mich verehrte — der ſchenk' ich Lieb' und Treue!

Angelika (ſpottend).

Ein köſtliches Geſchenk!

Stein ([illegible]).

Und nimmer fühl' ich Reue —
Doch eins noch, nennen Sie Den, der Ihr Herz mir ſtahl —

Angelika (ſtaunend).

Warum?

Stein.

Daß ich den Dienſt mit blut'ger Münz' ihm zahl' —

Angelika.

Noch immerfort im Wahn — ich muß voll Angſt entfliehen! —

(Ab.)

Stein.

O fliehen Sie immerhin und ich will weiter ziehen.

(Ihr nachrufend.)

Was kümmern Sie mich mehr, kein Name und kein Stand!
Ihr Wortbruch, ſeine Treu, Ihr Herz und ſeine Hand!

Siebente Scene.

Stein (allein).

Wie ſchmachtet man ſich ab, wie viele kleine Stunden
Verträumet man ſinnenlos, bis man einmal gefunden

Die Zeit zum Rendez-vous! — Wie glücklich man ſich wähnt!
Man fluchet jeder Uhr, daß ſie die Stunden dehnt;
Im tollen Wahn wünſcht man ſelbſt mit der Zeit zu ringen,
Zu greifen in ihr Rad und ſchneller es zu ſchwingen.
Jetzt ſchlägt die Stunde ſchon: — jetzt iſt die Wonne da!
Verſchwundnes Glück! Wie ich zum Erſtenmal ſie ſah,
Da kannt' ich nicht die Glut, die jetzo mich verzehret.
Sie hat ſie mir erregt, ſie iſt's, die ſie genähret,
Sie facht ſie ſtärker an, ſie bringet mich noch um,
Ja, ſie — ſie — ſie — allein, — ich bin doch wahrlich dumm!
Wo iſt die Feſſel, die mich an die Falſche bindet?
Ich bin ſo glücklich — ja — ich hab' ihr Herz ergründet;
Nun wohl, ich kenn' es ganz, drum wird es mir nicht ſchwer
Es aufzugeben; — doch wie der verliebte Bär
In Lili's Wunderpark, kau' ich an ihren Sohlen,
Klag' Wänden meine Noth und blicke ſtets verſtohlen
Nach ihrem Fenſter hin und fühl' mich hochbeglückt,
Wenn ſie nach meinem dann die zarten Aeuglein ſchickt. —
Ich bin kein Haſenherz, mit Teufeln wollt' ich ringen,
Mit Uebeln ſeltner Art und hoff' ſie zu bezwingen,
Giganten fürcht' ich nicht, beſtehe manchen Strauß,
Doch ſteht ſie vor mir da, iſt's mit dem Muthe aus!
„Und was bemeiſtert dich?“ ſpricht vornehm der Verſtand,
„Dich ſtarken Geiſt bezwingt ſolch ſüßlich fader Tand?
„Sieh doch die Augen nur, wie ſie der Männer Schaaren
„Anziehen im Triumph, wie in den Seidenhaaren
„Der Liebesgötter Chor die Netze ausgeſpannt,
„Und du Beſonnener biſt auch hineingerannt?“ —
Da ſollt' ein Menſchenkind nicht eiferſüchtig werden!
Die Sorgen dringen ein auf mich in ganzen Heerden. —
Wer wohl mag Jener ſein, von dem ſie vorhin ſprach?

Seh' ich ihn etwa ſchon? — Er iſt's — jetzt werd' ich wach!
Heut iſt er mehr noch Geck, als je in ſeinem Leben,
So Einen ſollte ſie wol über mich erheben? —

Achte Scene.

Vorige, Salt.

Salt (bei Seite.)

Stein! (Laut und mit Verneigung.)
Immer noch ſo ernſt und doch ſo ſtark geliebt?
Der Schönſten Reize blühn für Sie — und doch betrübt?

Stein.

Sie ſpötteln gar zu gern, doch mir will's nicht behagen,
Ich muß daher, mein Herr, ganz ernſthaft Ihnen ſagen,
Daß Ihre Gegenwart mir wünſchenswerther wäre,
Wenn — Sie —

Salt.

Wie? Herr von Stein erweiſet mir die Ehre
Und fürchtet ſich vor mir — gelt! treff' ich es nicht bald?!
Sie könnten glauben, daß —

Stein (ſehr roth einfallend.)

Gemach, mein Herr von Salt!
(Nach einer Weile.)
Für wen Sie hier erglühn, geſtehen Sie es offen —

Salt.

Erglühen? Ich erglühn? Sie ſehen mich betroffen,
Wie wenn man nun für mich —

Stein.

Erglühe? —

Salt.

Nun ja —

Stein

Sie heißt?

Salt

Pfui, das wär' indiscret

Stein (bei Seite)

Wie er mein Herz zerreißt!

([illegible] und mit Salt's Dummheit kämpfend.)

Es kann ſchon ſein — doch Sie — Sie müſſen ſie mir nennen —

Salt

Es iſt ein kiplich Ding! fürwahr ich muß bekennen;
Doch — Ihrer Ruhe bring' ich dieſes Opfer ſchon —
Ich ſeh' Sie leiden ſchwer —

Stein (bei Seite)

Ein jedes Wort iſt Hohn!

Salt

Nun alſo, theurer Freund —

(Er ſtreicht ſich [illegible], da ihm Stein's geſpannte Aufmerkſamkeit Freude macht.)

Doch ſollt' ich es verſchweigen —

Stein

([illegible] in einem Ruck [illegible].)

Bah, heut verſchweigt man nichts —

Salt

Um Ihnen nur zu zeigen,
Wie ſehr Ihr Freund ich bin — (Nach einer Pauſe geheimnißvoll.)
Soll jemand traurig ſein —
So ſind nicht Sie's —

Stein

Wie? Burg?

Salt (nachläſſig hingeworfen.)

Faſt hat es ſo den Schein.

Stein

Ich glaub' es nicht.

Halt.

Doch ja —

Stein.

Sie fragen.

Halt.

Nein —

Stein.

Auf Ehre?

Halt.

Auf Ehre! — Burg verdient's, drum geb' ich ihm die Lehre.
Die Thal — ſie hat für uns — das weiß ich ſehr genau —
Sich faſt beſtimmt erklärt — o ſie iſt fein und ſchlau!

Stein.

Doch trüget oft der Schein —

Halt (wichtig).

Hier ſpricht man nicht vom Scheinen.
Verlangen Sie Beweis? — Doch ſollte ich wol meinen,
Mein Wort ſei ſchon genug —

Stein.

Doch —

Halt.

Welche harte Probe!
Verſchwiegenheit gereicht mir ſonſt zum ſchönſten Lobe;
Doch Ihnen widerſtehn? Vergebliches Bemühn!

(Er zieht eine Brieftaſche hervor.)

Hier glüht der jüngſte Schwur, wo ältre Schwüre glühn.
Soll ich ſogleich, mein Herr —

Stein.

Wie?

Halt.

Soll ich Ihnen zeigen

Stein.

Den Schwur?

Salt.

Den Brief, gleichviel! Doch — können Sie wohl ſchweigen?

Stein.

Ich — ſchweigen? Ihnen gleich. — Doch bin ich nicht ein Thor!
Sie haben nichts —

Salt [illegible]

Ich? nichts? nun zieh' ich ihn hervor —

(Er hält ihm einen Brief vor. Stein will denſelben ihm aus der Hand reißen. Salt läßt es jedoch nicht zu. Stein [illegible]. Salt lieſt vor:)

Sie weiß im leichten Ton ihr Feuer zu verſtecken;
Erſt ſcherzend — doch gar bald flammt's auf in allen Ecken.
Dann kommt das höchſte Glück und dann die Eiferſucht,
Man fürchtet den Verluſt, nun wechſelt Kampf und Flucht,
Dann endet der Roman mit göttlich ſchönem Raſen! —
(Er lacht.) Indeſſen Herr von Berg mit froſtig faden Phraſen
Das Herz der Thal verſteint, ſucht ſie — und findet ſie —
Belachen Sie mit mir des Schlaffen Lethargie!
Sie wähnen Ihre Braut ſei untreu — und Sie wüthen;
Er aber ahnet nichts und denkt nicht ſie zu hüten! — (lacht.)

Stein.

Betrogen iſt er nun! Ich ſag' es ihm voraus.

Salt.

Seitdem die Thal mich ſah, war's mit den Beiden aus.

Stein.

Nein lange ſchon vorher. Die Weiber, ſie betrügen!
Angelika — du auch!? —

Salt.

Da müßt' ich wahrlich lügen —

Stein.

Wie tröſtlich Sie doch ſind —

Salt.

Ich nehme herzlich Theil,
Im Herzen tief — ſehr tief ſitzt der verborgne Pfeil
Der Eiferſucht. Adieu, restez dans l'inquiétude!
Les amans affligés aiment la solitude!

(Seufzend und tanzend ab.)

Neunte Scene.

Stein allein.

Ha! wie er glücklich iſt! Man haßt ihn nicht wie mich!
Du armer Burg — auch du! verrathen hat man dich!
Bloß dich? Nur dich allein? Nein, mich mit dir! Errathen
Hab' ich es längſt! Auch ſie — ſie hat mich auch verrathen!

Zehnte Scene.

Burg. Vorige.

Stein (für ſich).

Er dauert mich —

Burg.

Er ſcheint mir ſo bekümmert —

Stein.

Freund!
Die Weiber kannt' ich nicht —

Burg.

Ja wahrlich, wie mir's ſcheint.

Stein.

Ein Pfuhl von Schlechtigkeit ſind aller Weiber Herzen —

Burg.

Ihr Kopf erſinnt für uns nur immer neue Schmerzen —

Stein (bei Seite.)

Ob er ſchon etwas weiß?

Burg (ebenſo.)

Ob ich ihm Alles ſage?

Stein (ebenſo.)

Wie nehm' ich mich dabei? Das iſt nunmehr die Frage.
(Laut, einlenkend.)
Soeben ſprach ich hier mit meiner jungen Braut,
Sie war geſprächig und hat Manches mir vertraut.
Ich glaube, lieber Freund, daß Deine munt're Schöne
Mein arg'los Kind durch ihren Umgang ganz verwöhne,
(Vertraulich.)
Die Luft iſt nicht ganz rein — drum ſei auf Deiner Hut —

Burg (bei Seite.)

Er iſt beklagenswerth! (Laut.) Schon gut, mein Freund,
ſchon gut! —
(Nach einer Pauſe.)
Doch haſt Du jemals wol der Deinen Herz beſeſſen?
Ereifre Dich nur nicht — ich bitte Dich — vergeſſen
Soll man die Sorgfalt nicht — auch ich will wachſam ſein,
Denn wie mir's dünkt, ſo fällt auf Deine Braut der Schein,
Daß — — —

Stein.

Ei ganz allerliebſt — die Sorge kannſt Du ſparen,
Denk' nur an Deine Braut, ihr Herz Dir zu bewahren.

Burg.

Wie meinſt Du das?

Stein.

Je nun — das Briefchen, das ſie ſchrieb —

Burg.

Und Du dabei ſo kalt?

Stein (mit gleichem [illegible]).

Wer nicht bei Sinnen blieb,
Ein großer Narr wär's — Salt — er iſt bei mir geweſen.

Burg.

Du weißt es alſo ſchon?

Stein.

Ich hab' es ſelbſt geleſen —

Burg.

Du ſiehſt mich ganz erſtaunt. Salt glaubte uns entzweit,
Und war mit Freuden mir's zu zeigen gleich bereit.

Stein.

Zu zeigen? Was?

Burg.

Je nun, es iſt nicht zum Verzweifeln,
Da Du es weißt —

Stein.

Ich wünſch' den Salt zu allen Teufeln!
Was zeigt' er Dir?

Burg.

Das Brieflein von Angelika —

Stein.

Du irrſt Dich —

Burg.

Nimmermehr, mit dieſen Augen ſah
Ich's an und las es zweimal —

Stein (mit erſtickter Stimme).

Ha, die gift'ge Schlange.
Angelika! — Ein Weib zerreißt mit glüh'nder Zange
Dies liebevolle Herz; ich ſchwör' ihr ew'gen Haß.
Nicht wahr, Freund, Du ſchlägſt ein und thuſt desgleichen?

Burg.

Was?
Das hieß die Freundſchaft wol, mein Freund, zu weit getrieben;
Ich ſchwärmen? Haß der That? Sie iſt mir treu geblieben —
Wenn — — —

Stein (ſehr lebhaft).

Treu? O ja, recht treu! Denn höre ſie nur an!
Soeben zeigt auch mir der ehrenwerthe Mann
Den gültigſten Beweis von ihrem falſchen Heucheln.
Sie iſt Dir nicht mehr treu. Du darfſt Dir gar nicht ſchmeicheln;
Ich las es — doch von ihr, verwundert es mich nicht.
Denn Deine Kälte —

Burg (raſch).

Nun?

Stein.

Das ſüße Angeſicht
Schrieb ein Billet an Salt, ſo feurig, ſo voll Liebe —
Und er? Er zeigt' es mir. Wer dabei ruhig bliebe,
Wär' wahrlich doch ein Klotz —

Burg (nachdenkend).

Du meinſt? —

Stein.

Ein Klotz!

Burg.

Allein
Was ſagteſt Du? Ein Brief?

Stein.

Ein Brief ſo zart und fein —

Burg.

Die That?

Stein.

Nun ja, mein Herr!

Burg.

Sie ſchrieb?

Stein.

Nun ja, mein Herr!

Burg.

An Salt?

Stein.

Nun ja, mein Herr!

Burg.

Verliebt?

Stein.

Nun ja, mein Herr!

(Pauſe, während welcher Burg ſinnend auf und ab geht.)

Ich wiederhol' es Dir, nun ja und ja und ja —
Verſtanden?

Burg (ſinnend)

Hm! Hm! Hm!

Stein.

Worüber ſinnſt Du?

Burg.

Da
Hab' ich das Ganze ſchon, es iſt — ein Scherz.

Stein.

Verloren
Hat er ſein Bißchen Witz — wer wäſcht mir dieſen Mohren!

(In Burg's Ohr.)

Die Weiber täuſchen nicht, ſie ſind ſo tugendreich!
Glaub' Du es immerhin, ich glaub' es auch —

Burg.

Mir gleich —

Stein.

Die Thal geſtand es ja, ſie ſchreib' ein Billetdoux —

Burg.

Zum Wenigſten wär's wahr —

Stein.

Und Du? Du lachſt dazu?

(Sieht ihn voll Wuth feſt.)

Zum Wenigſten begreif', Du Mann mit Eis im Herzen,
Begreif, daß Herr von Salt mir unter faden Scherzen
Den Brief gezeigt — daß er den von Angelika
Dir zeigte — leidet man ſo etwas? Sprich . . .

Burg.

Nun ja —

Es ſteckt in der Natur, er ſcherzt ſo gern —

Stein.

Gehen
Will ich zum Gecken hin, er muß mir Rede ſtehen.
Mich foppt man nicht ſo leicht, ich will mir Auskunft ſuchen.
Und Hölle! Mord und Tod! (Er ſtürzt fort.)

Burg (hält ihn auf).

Warum ſo ſchrecklich fluchen
Um eine Kleinigkeit? Angelika iſt treu
Und Salt wird nicht geliebt —

Stein.

Das wäre wahrlich neu!
Bei den Beweiſen —

Burg.

Die mich ſtark vermuthen laſſen,
Die Damen wollten nur mit uns und Salten ſpaßen.

Stein.

Was?

Burg.

Ach die Weiber ſind zum Foppen gern vereint!
Sie Beide ſchreiben ihm, und er zeigt's uns. Wie ſcheint
Dir's jetzo, Freund?

Stein (ſehr lebhaft).

Du glaubſt? — —

Burg.

Ein wenig boshaft zwar,
Doch untreu ſind ſie nicht, ich kenn' ſie auf ein Haar!
Du glaubſt den Briefchen? Ich glaub' lieber ihren Herzen. —
Doch nun verſpreche mir Dein Glück nicht zu verſcherzen.
Salt lebe fortan noch pour nos menus plaisirs!

Stein (fröhlich).

Ja — Topp! Zu unſerm Spaß! Ich tödt' ihn wahrlich nie! —

Burg.

Jetzt ſchnell zu ihnen hin, die beiden Eheſcheuen
Durch falſche Eiferſucht recht weidlich zu erfreuen.

Stein.

Doch ſind wir nicht zu raſch?

Burg.

Ha, ha, die Eiferſucht —

Stein.

Noch fehlt uns der Beweis —

Burg.

Beweis?

Stein.

Nun ja — geſucht —
Geſucht mein wackrer Freund —

Burg.

Geſucht und ſchon getroffen!

Die Probe iſt ſcharmant und Spaß davon zu hoffen;
Und was noch mehr iſt — ſie — ſie werden brav geneckt —

Stein.

Geneckt? Jedoch was haſt Du denn damit bezweckt?

Burg.

Laß' mich —

Stein.

Nimm Dich in Acht —

Burg.

Du ſchwache, arme Seele!
Wir zahlen unſre Schuld —

Stein.

Daß ich Dir's nicht verhehle,
Mir wird ein wenig bang — was haſt Du vor?

Burg.

Ich dien'
Dem Freund', (lächelnd) doch zweifl' ich noch, ob Roſen mir erblühn
Aus dieſem Spaß — nur fort! (Er treibt ihn fort.)

Stein (kommt wieder).

Doch lies in ihren Augen.

Burg.

Schon gut — ſchon gut — nur fort —

Stein.

Wozu nur ſoll es taugen?

Burg (ihn immer fortſchiebend).

Marſch fort —

Stein.

Mach' ſie nicht bös —

Burg.

Dann ſieht ſie ſchöner aus —

Stein.

Was brüteſt Du? ich fürcht' —

Burg.

Jetzt trolle Dich hinaus! —

(Hier gelingt es ihm, ihn fortzutreiben. Einen Augenblick ſpäter ſchleicht Stei
wieder herein und verbirgt ſich, ohne von Burg bemerkt zu werden, in ein
Kabinet.)

Elfte Scene.

Burg (allein).

Ha, wie er gräßlich ſchrie! Das Lärmen war zu groß.
Mir ward ſchier angſt und bang! — Doch ſelbſt zum
Scherze blos
Dem Gecken zugeſtehn, ins Fäuſtchen ſich zu lachen
Und aus uns Beiden gar Vertraute ſich zu machen,
Das wär' zu arg. — Und dann? Warum ſollt's auch geſchehn
Die Damen zu zerſtreun? — Nein, nein, beim Licht beſehn
Muß man den Glimpf nicht gar zu weit bei Frauen treiben
Sie dünken Herren ſich und wolln Geſetze ſchreiben. —
Nicht ſoll die Grauſamkeit beherrſchen unſer Herz,
Doch nie geſteh' man zu, Ernſt zu verdrehn in Scherz,
Nicht nur geengelt ſtets, doch auch nicht ſtets geteufelt
Doch zwingt man Eine, daß ein wenig ſie verzweifelt,
So rächt man uns — das, leider! ſchwächere Geſchlecht,
Nennt man die Weiber ſo, verſteht man es nicht recht. —
Dort kommen Beide her. Jetzt nur die Bahn gebrochen!

Zwölfte Scene.

Frau von Thal, Angelika, Burg.

Frau von Thal.

(Leiſe im Hintergrunde zu Angelika.)

Er ſcheint mir ganz beſtürzt. Salt hat gewiß geſprochen —

Angelika (ebenſo.)

Bald wiſſen wir's genau —

Frau von Thal.

(Zu Burg, der gedankenvoll auf und abgeht.)

Wie geht's?

Burg.

So — ſo —

Frau von Thal.

Ei — ei!
Mich kümmert dieſer Ton, mir iſt's nicht einerlei
So oder ſo, Sie ſehn —

Burg.

(Immer auf und abgehend.)

Ha, ſchnöde Ungetreue!
Wer glaubte das wol je? Wär' das geprieſne Treue!
Erſt ziehet man uns an, entflammt uns, hält uns hin,
Verſpricht uns Hand und Herz und — ändert dann den Sinn.
Wie überlebt man's nur?

Frau von Thal.

Sollt' ich es wol verdienen?

Burg (bleibt ſtehen.)

Nicht ſprach ich jetzt davon, was Sie mir einſt geſchienen,
Und was Sie wirklich ſind — ich tröſte leichter mich!
Doch ſprach ich von dem Freund, ſein Schmerz iſt fürchterlich!

Gleich Roland von Angeliken ſo falſch verlaſſen,
Raſt er wie jener einſt, will alle Menſchen haſſen,
Verwünſcht die Freundſchaft mit, nicht nur die Lieb' allein,
Und würde ohne mich nicht mehr am Leben ſein;
Doch ich —

Frau von Thal.

Ich kenne Sie, ſtets ſind Sie kalt — beſonnen —

Burg.

Ich hab' für ihn zum Troſt ein Mittelchen gewonnen.

Angelika (beſtürzt).

Ein Mittelchen?

Burg.

Nun ja — ſo dacht' ich und es ging —
Sie kennen ja die Spelz, die für ihn Feuer fing,
Da er Student noch war; die artige Brunette,
Voll Leben und voll Geiſt —

Frau von Thal (ſpöttelnd).

Nun liebt er ſie — ich wette!

Burg.

Sogleich konnt' ich ihn nicht von ſeinem Wahn bekehren —

Frau von Thal.

Scharmant —

Burg.

Doch ſie iſt ſchön —

Frau von Thal (ungeduldig).

Und er flog hin?

Burg.

Sie ſchwören
In dieſem Augenblick ſich zärtlich ew'ge Treu'! —
Ich führt' ihn zu ihr hin — und war ſogar dabei.
Das war ein Zaudern — doch ich und die Klugheit ſiegte;
Wie er dann voller Luſt in ihren Arm ſich ſchmiegte! —

Frau von Thal (bei Seite.)

Das Ungeheuer!

Angelika (bei Seite.)

Gott! —

Burg.

Das Schauſpiel war zu ſchön!
Kein Wort — doch war ihr Blick genugſam zu verſtehn.

(Zu Angelika.)

O hätten Sie geſehen die Spelz in ſeinen Armen,
Der Liebe hohes Glück! Ich Kalter mußt' erwarmen.

(Zur Thal.)

Ja ja, die höchſte Luſt, zwei Liebende zu ſehn,
Der ſchönſte Sonnenſchein iſt nicht ſo warm, ſo ſchön;

(Zu Angelika.)

Sie werden glücklich ſein —

(Zur Thal.)

Und ich will ledig bleiben,
Und ſuchen als garçon die Zeit mir zu vertreiben,
Bis daß ſich eine Frau, die mich recht herzlich liebt,
Zur Wanderſchaft bequemt und Hand und Herz mir gibt.
Der glückliche Rival, Herr Salt, iſt angenommen
Und hat zur Erſten gar die Zweite noch bekommen! —

(Er grüßt artig, man dankt ihm nicht; er geht.)

Dreizehnte Scene.

Vorige, ohne Burg.

Frau von Thal.

(Nach einer Pauſe, während welcher ſie nicht ihre Augen auf Angelika zu heften wagt.)

Den konnt' ich lieben — Gott!

Angelika.

Ich, Aermſte, bin verloren!
O unglückſel'ge Liſt. Dein Kopf hat ſie geboren —
Wer hieß mich ſchreiben? Wer? Dein Witz und Dein Verſtand
Zermalmt mich nun und trennt der treu'ſten Liebe Band.

(Stein ſchleicht aus ſeinem Schlupfwinkel. Während dieſer Scene will er ſich den Damen nähern, hält ſich aber immer zurück.)

Stein (leiſe).

Was ſprechen ſie?

Frau von Thal.

Schon gut. Zum Glück iſt's ſo gekommen,
Der Schleier iſt von unſern Augen weggenommen.
Jetzt kenn' ich endlich ſie! — Sind ſie es denn wohl werth,
Daß man vor Schmerz vergeht? Sie ſind . . .

Angelika.

Ach, unerhört
Iſt, was wir thaten! Nein, ich würd' in ihrer Lage
Nicht anders handeln; denn — beſehn wir es am Tage:
Salt ſchreibt uns ein Billet, der unbeſcheidne Wicht,
Wir werden zärtlich drauf; nun — ſind wir ſtrafbar nicht?
Für ſolch einen Rival den Bräutigam verrathen!
Was ſollten ſie? O ſprich —

Frau von Thal.

Leicht iſt dies zu errathen.
Sie ſollten liebevoll wol einen Tag auch zwei
Ein wenig ſeufzen; doch — mir iſt's nun einerlei!
Hat Stein nicht oftmals ſchon, von Eiferſucht getrieben,
Geſchworen auf den Knien, er wolle ewig lieben?
Verließeſt Du ihn einſt, ſtürb' er im Augenblick?
Wer hindert ihn jetzt dran?

Angelika.

O ſchaff' ihn mir zurück!

Frau von Thal.
Ja — ſterben ſollt' er nun, das wäre ſeine Rolle!
Des Meinen Rolle wär', daß er der Liebe zolle,
Was jeglicher ihr zollt, den neckend ſie verläßt;
Die unſre ſei nun Stolz! — Doch wie? Ich ſeh' durchnäßt
Sind Deine Wimpern ſchon — verbirg ſchnell dieſe Thränen,
Die Ehre will, daß wir mit Stolz das Ende krönen.
Angelika (beinahe weinend).
Die Ehre will, daß man auch nicht zum Scherz betrüge —
Stein (hinten).
O göttlich!
Angelika.
So geliebt — wie ich von ihm —
Stein (hinten).
Ich fliege
Zu ihren Füßen hin —
Angelika.
Du ſagteſt heute Morgen,
Wär' Burg ſo heiß wie Stein, dann dürft' ich nicht beſorgen,
Er liebe mich nicht recht. — Der Spelz muß er gefallen
Durch ſeine Fehler ſelbſt; ihn zierte doch von Allen
Die glühnde Eiferſucht; wo find' ich ſolch ein Herz!
O ſäh' zum mindeſten er doch nur meinen Schmerz,
O wär' er doch nur hier, o könnt' ich ihn enttäuſchen —
Stein (vorſtürzend).
Er ſah und hörte Sie und will Verzeihung heiſchen —
Angelika.
Ach Himmel!
Stein.
Welch ein Glück — Sie lieben mich?
Angelika.
Ach — Stein —
Zu ſehr nur —

Stein.

Und mein Herz, es ſchlägt für Sie allein —
Beſtimmen Sie mein Loos, ich bin nun ganz der Ihre —

Frau von Thal.

(Halb ärgerlich, und halb freudig.)

Der böſe — falſche Burg —

Stein.

Wir waren's alle Viere,
Doch nur aus Liſt —

Angelika.

Und Sie — Sie boten Ihre Hand
Dazu?

Stein.

Doch nein — nicht ganz war mir die Liſt bekannt.
(Zur Thal.)
O zürnen Sie ihm nicht, durch Burg's geheime Ränke
Erfuhr ich ja mein Glück —

Angelika.

Sie hörten?

Stein.

Ewig denke
Ich dran, was ich gehört —

Frau von Thal (ſieht in die Couliſſe).

Jetzt ſtill — er naht!

Vierzehnte Scene.

Vorige, Burg.

Burg

(Tritt ein und ſcheint Jemand zu ſuchen, indem er Stein ſieht.)

Ha! Ha!
Ob er wol ſchwieg?

(Er ſieht alle drei an.)
Nicht wahr — die Damen wiſſen's?

Frau von Thal.

Ja. —
Sie böſer, falſcher Mann, Sie ſehen ſich gefangen.

Burg.

Doch bleiben dieſesmal wir wol noch ungehangen.
Du aber Stein — verdirbſt mir meinen ganzen Plan,
Zur Rache nicht einmal biſt Du der rechte Mann,
Nichts haben wir gemein in Zukunft —

Stein.

Bin's zufrieden —

Frau von Thal.

Doch die Vertheidigung —

Burg.

Erſt ſchließen wir den Frieden —

Stein.

Wozu Vertheidigung? Sie werden doch nicht glauben,
Daß ich die Spelz erwählt?

Angelika (ſcherzend).

Nichts kann den Argwohn rauben —

Stein.

Ich ſchwör' auf meinen Knien — (Er kniet.)

Funfzehnte Scene.

Salt, Vorige.

Salt (lachend)

Mein Freund, nur nicht zu hizig —

Stein (aufſtehend)

ich unſer Cäſar naht!

Salt

Die Liebe macht ihn witzig!

(Leiſe zu Burg, welcher lacht.)

Sie lachen auch mit mir, die Ungetreue lacht,
Die aus dem armen Stein noch einen Narren macht.

(Leiſe zu Stein, welcher auch lacht.)

Der arg gefoppte Burg, mich könnt' am End' er dauern —

(Stein und Burg lachen laut.)

Eins lacht den Andern aus! (Sie lachen alle drei.)

Burg (zu Salt).

Nur ſollten ſie hier trauern.
Sie ſind gefoppt. Damit er gleich ſich überzeugt,
Erlauben Sie Madame —

(Sie reicht ihm die Hand, er küßt ſie zärtlich.)

Frau von Thal.

Mein Herz iſt bös und ſchweigt.
Das allzuſchwache Herz, es ſollte ernſtlich ſchmollen.

Burg.

Wer wollte um den Scherz wol nur ein wenig grollen?
Verzeihung überall — nur dieſer Herr allein,
Soll für die Neckerein das ſchuld'ge Opfer ſein!

Stein.

So ſieget nun Herr Salt, ob unſrer beiden Schönen,
Und darf des Sieg's gewiß, uns Beide keck verhöhnen.

(Sie machen ihm ſpöttiſche Verbeugungen.)

Salt.

Die Launen einer Frau erkläre ſich — wer will,
Die Weiber ſind — ſie ſind —

(Beide anſehend und ſich auf den Mund ſchlagend.)

Ich ſchweige lieber ſtill!
Es ſcheint, ſie foppten mich — auch dazu will ich ſchweigen,
Doch Jener Glück wird ſich erſt nach der Trauung zeigen.

(Geht ab.)

Stein.

Er macht's wie jener Fuchs, zu hoch ſind ihm die Trauben.
(Angelika umarmend.)
Nie mehr ſoll toller Wahn uns die Gewißheit rauben —

Burg (ſchnell einfallend).

Daß Liebe nur gedeiht in Scherz und Neckerei!
Und —

Frau von Thal.

(Raſch, und mit dem Finger drohend.)
Männer — Männer ſind — und ſein ſie noch ſo treu! —
(Zum Publicum.)
Wollt ihr lieben ſonder Mühen,
Seid ſtets zärtlich, doch beſcheiden!
Eiferſucht bringt Liebe Leiden
Und vor Kälte muß ſie fliehen! —

(Der Vorhang fällt.)

Der Vaterſegen.

Drama in einem Akt.

(1823)

Perſonen:

Freiberg.
Julie, ſeine Frau.
Mathilde, ⎫ ſeine Töchter.
Klaudine, ⎭
Fritz Klar, ein junger Gutsbeſitzer.
Pollert, Freiberg's alter Schreiber.
Ein alter **Leiermann.**

Scene: Garten. Hinten Gitterthor. Links Freiberg's Haus. Rechts eine Laube mit Tiſch und Gartenſtühlen.

Erſte Scene.

Fritz Klar (kommt durch's Gitter). Ei, hier iſt noch Alles ſo früh! Ah — dort in der Laube werden ſie wol beim

Frühſtück ſitzen — (Er nähert ſich der Laube und will mit etwas erzwungenem Anſtande eintreten.) Auch noch leer! Das iſt ja ganz gegen die Gewohnheit der Leutchen. Sind wol geſtern Abend lange aufgeblieben [illegible] und da wird Batilde wahrſcheinlich wieder mit den [illegible] ſeelenvollen Liedern herausgerückt ſein und, wenn man ſie hört, da vergiſst man wol's Schlafen. Wenn Batilde mein Weibchen iſt, da muß ſie mir immer die Grillen wegſingen. Ja — die Grillen wegſingen — Batilde muß — wenn ſie mein Weibchen iſt — nun denk' ich erſt recht eigentlich mit Schrecken daran, was ich hier zu thun habe. Ich will Batilde ſagen, daß ich ſie liebe, und die Eltern bitten, daß ſie mir ihre Tochter zur Frau geben. I nu, was iſt's denn weiter? Mein Gütchen nährt ſeinen Mann — auch wol ein Pärchen! Da drüben ragt das rothe Dach aus dem Waizen hervor — weit weg von den Eltern entführ' ich ſie nicht — und — wenn ich recht geſehen habe — ſo mag ſie mich wol leiden! Drum Muth! Den Stein abgewälzt — der mir auf dem Herzen liegt!

Zweite Scene.

Pellert (zum Ausreiten gerüſtet). Voriger.

Fritz. Sieh da, Herr Pellert, ſchon fix und fertig! Und alle Andern liegen noch in den Federn, nicht wahr?

Pellert. Ils sont dans les plumes! Ja — ja — ſo iſt's! Doch mir iſt es ganz recht, da komm' ich ungewaſchen aus dem Hauſe.

Fritz. Ungewaſchen? Wie meinen Sie das?

Pollert. Wie können Sie fragen? Gewaſchen hab' ich mich heute wie alle Tage — halten Sie mich bei Leibe nicht für einen Ungewaſchenen! Aber — ich meine nur — wenn Alles erſt aufgeſtanden iſt und hier in der Laube das Frühſtück einnimmt, wenn dann die Gratulationen und Productionen, Evolutionen und Machinationen des Mannes und der Kinder vor ſich gehen und alle die Onen ohne Ende auf meine leicht reizbaren Thränendrüſen einwirken, ſo müſſen ſich dieſe über mein Antlitz avec pouvoir ergießen, und das würde mein altes visage zur Ungebühr waſchen.

Fritz. Ei! da gibt's ja wol gar ein Familienfeſt?

Pollert. Sie fragen? Freilich! Wiſſen Sie das nicht einmal? Et vous êtes le Gaſt de la maison?

Fritz. Das iſt mir gänzlich verſchwiegen worden, und welch' ein Feſt wird denn gefeiert?

Pollert. Le Geburtsfeſt de la femme de la maison. Ach mein Gott! Wenn ich nur daran denke, bin ich ſchon ganz gerührt. Sehen Sie, ich bin jetzt zwanzig Jahre im Hauſe — habe Freud' und Leid' mit den guten Leuten erlebt. Wie Herr Freiberg in dieſe Gegend kam — wie er ſich ankaufte — da ging's noch ein wenig knapp — ich war auch noch nicht ſo alt, wie ich jetzt bin, und hing noch mehr an den Freuden des Lebens — aber als ich Herrn Freiberg kennen lernte — da rührte mich der ſtille Gram des Mannes, der tiefe Kummer der Frau — ich habe manche Thräne im Stillen vergoſſen, wenn ich mir die Urſachen ihrer Leiden ſo dachte und doch gar nichts davon wußte (Er trocknet ſich die Augen.) Der Mann kaufte dies Gütchen — da ſaß er nun — deutſch konnte er wenig ſprechen — er mußte doch mit den Bauern parliren — ich wollte für mein Leben gern franzöſiſch lernen — das ſchickte ſich nun ganz göttlich! Herr Freiberg nahm mich als ſeinen Schreiber an — er lernte von mir deutſch und ich lernte von ihm franzöſiſch. Alles ging ganz vortrefflich, meine Fortſchritte waren rieſenmäßig! Aber wie er nun immer beſſer das Deutſche begriff, hing er ſeine Mutterſprache ganz an den Nagel — und ich blieb mit meiner Wiſſenſchaft ſtecken, daher kommt's denn wol, daß mir hin und wieder ein Wörtchen fehlt — mais — cela ne macht nichts — je me peux faire bien verſtändlich!

Fritz. O ja, ja, lieber Herr Pollert! Recht ſehr verſtändlich! Aber iſt denn das nicht Batilde? Die dort im Hauſe — an der offenen Thür — ſie blickt her —

Pollert. Ja — ſie blickt! Nun muß ich fort! Wenn ich das liebe — kleine Weſen anſehe, daß ich noch ungeboren kannte — das ich auf dieſen Armen wiegte — und das jetzt das Frühſtück zurecht macht — für die beſte der Mütter — für die gute kummervolle Frau — die ihren Kaffee in dieſer Laube verzehren wird — ach Gott! Wer nicht ſo weich wäre! Welche Seligkeit könnte ich genießen! Aber ſo — muß ich ja jetzt ſchon weinen, als wenn mich der Bock geſtoßen hätte — (Er wird immer mehr und mehr von Thränen unterbrochen, bis ihm zuletzt die Sprache erſtickt.)

Fritz. Aber, beſter Herr Pollert, ſo faſſen Sie ſich doch —

Pollert. Faſſen! Je me dois faſſen! Ja, ja — en dehors, dans la campagne! Ich will ins Wirthshaus — dort befindet ſich ein alter Franzoſe — ein Leiermann, der ſoll hierher kommen und ſeine Leier ertönen laſſen! Da werden Sie 'mal ſehen, was der für einen Effect macht. Die Leute werden weinen, als wenn ſie Zwiebeln röchen. Halt! Jetzt noch dies kleine Angebinde für meine liebe, gute, kummervolle Frau! Sie mag es hier finden — ich kann nicht zugegen sein! (Er legt ein [illegible] auf den Tisch in der Laube und eilt, sich den Augen [illegible], ab.)

Fritz [illegible]

Dritte Scene.

Vorige. Mathilde [illegible]

Mathilde. Mir war es doch, als hätt' ich ihn schon gesehen, wie er sich mit dem alten mürrischen Pollert unterhielt. Ei, da hätt' er auch wol lieber ins Haus treten und einen guten Morgen wünschen können! [illegible] Und nun ist er gar fort! Wahrscheinlich mit dem dummen Pollert auf's Feld gegangen, der ihm ein schönes Stück Weizen oder Gerste zeigen will, oder ihn vielleicht mit Thränen in den Augen zu den blühenden Kartoffeln führt. Das muß ich sagen — ich möchte so gern noch ein Wörtchen mit ihm sprechen, ehe Mutter und Vater herunterkommen, und nun ist er nicht da! — Ich könnte böse auf ihn sein, wenn ich überhaupt — böse auf ihn sein könnte —

Fritz [illegible]

Mathilde. Ah!

Fritz. Also — Sie können nicht böse auf ihn sein?

Mathilde. Nun ja doch — Sie Horcher!

Fritz. Darf er es glauben? Hat er nicht gehört?

Mathilde. I, er hat es ja gar nicht gehört —

Fritz. Nicht? Wen meinten Sie denn?

Mathilde. Wen anders — als Pollert —

Fritz. Pollert? — Mathilde!

Batilde. Ueber den närriſchen Namen! Ich wollte lieber Micke, Liſe oder Grete heißen! Aber das iſt nun ein Mal nicht anders. Meine Großmama, die ich gar nicht gekannt habe, hat mir dieſen Namen angehängt und nun muß ich ihn mein ganzes Leben mit mir herumſchleppen. Meine gute Großmutter wird aber wol an ihrer Batilde noch einen ganz ſtattlichen, pathetiſchen Namen gefunden haben — aber unſer Gut heißt Meppelwitz und nun denken Sie ſich: Batilde Freiberg auf Meppelwitz! Iſt das nicht zum Verzweifeln?

Fritz. Darum machen Sie, daß Sie den Namen bald los werden —

Batilde (ſtaunt und verwundert). Bald los werden? Meinen Namen? Wie meinen Sie das?

Fritz. Je nun, vertauſchen Sie ihn mit einem andern —

Batilde. Ei — ich bin ja keine Dichterin, die ſich einen andern Namen geben kann —

Fritz. Nun — ſo wird ſich wol ein Anderer dazu finden — der Ihnen einen gibt —

Batilde. Pfui! Einen Ekelnamen?

Fritz. Ach warum nicht gar! Zum Beiſpiel — (ſtockt.)

Batilde. Nun — zum Beiſpiel?

Fritz. Wie finden Sie zum Beiſpiel meinen Namen?

Batilde. Je nun — i ja — wie heißen Sie doch geſchwind?

Fritz. Fritz Klar —

Batilde. Das iſt ein recht — (als wenn ſie „lieber“ ſagen wollte und es verſchluckte) ein recht klarer Name —

Fritz. Ja, das iſt er — und nun ſehen Sie mir einmal ins Auge —

Batilde. Nun?

Fritz. Ein recht klares Auge — nicht wahr?

Bathilde. Ja wohl — recht klar! Der Mann, dem das Auge gehört, muß noch nichts Böſes gethan haben —

Fritz. Nein, ſicherlich! Das hat er nicht. Aber nun leſen Sie einmal in dem Auge — was ſteht denn darin?

Bathilde. Das Alphabet hat mich meine Mutter nich gelehrt.

Fritz. Dieſe Sprache lernt man nicht — es iſt di Sprache des Herzens.

Bathilde. Die kenn' ich noch viel weniger. Ein Bischen franzöſiſch und deutſch — das iſt mein ganzer Reichthum an Sprachkenntniß —

Fritz. Alſo leſen Sie wirklich die drei Worte nicht in meinem Auge, die mein Mund auszuſprechen fürchtet?

Bathilde. Der Mund fürchtet ſie auszuſprechen? Sind die Worte denn ſo ſchlimm?

Fritz. Das nicht — doch müſſen Sie ihm die Erlaubniß dazu geben —

Bathilde. Ach, was hab' ich Ihrem Munde zu erlauben — der mag ſprechen, was er will —

Fritz. Wenn Sie das ſagen, ſo muß er ewig ſchweigen und ſollte mir auch das Herz darüber zerſpringen —

Bathilde. Das wäre ja noch viel ſchlimmer! So ſprechen Sie denn die drei Worte in Gottes Namen heraus — es wird ja wol nichts ſo gar Schreckliches ſein —

Fritz (leiſe und zärtlich [illegible]). Ich liebe Sie —

Bathilde ([illegible]). Ach!

Fritz. Nun? Zürnen Sie mir?

Bathilde. Das nicht — aber Sie haben mich erſchreckt —

Fritz. Nun ſo will ich's denn wagen, Sie noch mehr zu erſchrecken —

Batilde. Um Gottes willen! Was wollen Sie thun?

Fritz. Ich will — ich will — ich will Sie zu meiner Frau nehmen —

Batilde. Dacht ich's doch, daß es ſo etwas ſein würde —

Fritz. Wirklich?

Batilde — J nun ja doch — Ihre Verlegenheit — Ihre Aengſtlichkeit — etwas Schlimmeres konnte es ja gar nicht ſein —

Fritz. Beruhigen Sie ſich, liebe Batilde! Ich wollt' es Ihnen denn doch früher ſagen — und nun — wenn Sie nichts dagegen haben — will ich bei Ihren lieben Eltern um Ihre Hand anhalten.

Batilde. Mein Gott! So ſchnell!

Fritz. Ei mir fehlt die Hausfrau! Ich hab' Alles, was ſich ein junger Landmann wünſchen kann. Sehen Sie dorthin, die ſchönen Aecker und Weinberge — die ſind mein! Jener dunkle Wald — jener ſilberklare Weiher — das iſt Alles mein! Dort das ſchmucke Häuschen mit den hellen Fenſterſcheiben und dem rothen Dache, worauf der Storch niſtet, das iſt mein Häuschen, aber drin iſt Alles ſo einſam und ſtill! Mein Weibchen fehlt — und — kommen Sie nur mit mir — ſo gar weit iſt's nicht hin, und drin finden Sie Alles wohl eingerichtet, kleines Hausmütterchen!

Batilde. So ſchweigen Sie für jetzt doch nur ſtill! Da kommt die naſeweiſe Klaudine!

Vierte Scene.

Klaudine (aus dem Garten, mit Blumen und dergleichen). Vorige.

Klaudine. Brav, Schweſterchen, brav! Ei guten Morgen, Herr Klar! Da ſitzen Sie ja Beide und plaudern in guter Ruh', während ich alle Hände voll zu thun habe. Mama wird gleich unten ſein und hier iſt noch Alles in der ſchönſten Unordnung. Wo ſind die Blumen? Die Kuchen? Ei — die Taſſen noch nicht einmal geordnet — mein Gott! Mathilde, ſo hilf mir doch — (Sie legt Blumen am Tiſche zurecht.)

Fritz. Zürnen Sie Ihrer Schweſter nicht — ich allein bin Schuld. Ich kam gerade zu ſehr ungelegener Zeit, um mit ihr einen wichtigen Gegenſtand zu verhandeln —

Mathilde. Ja, Schweſter —

Fritz. Der Gegenſtand war nicht nur wichtig — ſondern er litt ſogar keinen Aufſchub. Nicht wahr? Schöne Mathilde, ſo bekräftigen Sie doch, was ich ſage —

Mathilde. Ja wohl — nicht nur keinen Aufſchub — ſondern wichtig —

Klaudine. Wie biſt Du heute ſo zerſtreut! So — ſieh her! Ich bin einen Augenblick unten und ſchon iſt Alles geordnet. Halt! Was iſt denn das? (Sie nimmt ein Briefchen.)

Fritz. Dieſes Briefchen legte Vollert hin —

Klaudine. Ach, wahrſcheinlich ſeine Gratulation, die er unter Thränenergüſſen niedergeſchrieben — die muß unter der Taſſe von Mama liegen — ſo, nun kann ſie kommen! Schämſt Du Dich nicht, Mathilde? Biſt die Aeltere und läßt Dich von mir in dergleichen Dingen übertreffen!

Fritz. Schon gut, Klaudinchen! Sie hätten ja doch aber, daß der wichtige Gegenſtand —

Claudine. Und geſtern — als Mutter und Vater ſo lange auf's Abendbrot warten mußten und endlich ich ſelbſt den verbrannten Eierkuchen vom Feuer holte, war da auch der wichtige Gegenſtand —

Fritz. Vielleicht — wer kann das wiſſen?

Claudine. I ich weiß es! Am Küchenfenſter ſtand er bei Bathildchen und guckte in den Mond —

Bathilde. Da dacht' ich auch an einen wichtigen Gegenſtand —

Claudine. Ah ſieh doch! Mit Deiner Wichtigkeit! Du ſprichſt, als ob Du Heirathsgedanken im Kopfe hätteſt —

Fritz. Wer weiß! Nicht wahr, Bathilde?

Bathilde. Ah, da iſt Mama!

(Sie eilen ihr entgegen.)

Fünfte Scene.

Freiberg führt Julie aus dem Hauſe. Vorige.

Bathilde. Unſern Glückwunſch, geliebte Mutter!

Claudine. Entziehen Sie uns nie Ihre Liebe!

(Sie überreichen ihr einige Geſchenke.)

Julie. Meine Töchter! Meine lieben, guten Kinder! (küßt ſie) Hab' ich denn dieſes Glück verdient?

Freiberg (der ſelbſt gar ſtolz iſt). Nun, Kinderchen! Alles recht ſchön gemacht! Sieh — gute Julie — ſieh, Blumen! Es ſind Deine Lieblingsblumen —

Claudine. Haben wir's ſo recht gemacht, Väterchen?

Freiberg. Vollkommen! (er ſieht den Herrn, der ſich im Hintergrunde umſieht.) Ah, ſieh da! Herr Nachbar! Das iſt ſchön, daß Sie ſich eingeſtellt haben! Nun wollen wir frühlich unſer Frühſtück einnehmen. Sie kommen heut zu einem kleinen Familienfeſte. Mein geliebtes Weib feiert ihren ſechs und dreißigſten Geburtstag! Zwanzig Jahre wandeln wir jetzt mit einander hienieden und, Herr Nachbar, zwanzig Jahre ſind eine ſchöne Zeit. Viel und Schweres haben wir indeß erduldet, viel und Schweres haben wir bekämpft — aber der Himmel ſchenkte uns auch gar viele Freuden! Er gab uns Zufriedenheit, gute Kinder, wackere Freunde! (Ihm die Hand reichend.) Ja! er machte uns glücklich! (Julie an ſich ziehend.) Erheitere Dich — Julie! Er gab uns den Segen, den uns ein hartherziger Vater entzog.

Julie. Herr Klar — wenn's gefällig wäre — das Frühſtück wartet!

(Sie ſetzen ſich. Die Mädchen [illegible] Julie und dem Herrn [illegible], mit [illegible] Brief.)

Julie (öffnet ihre Serviette). Was iſt das?

Freiberg. Gewiß eine Ueberraſchung —

Julie. Ah! (Sie lieſt die Aufſchrift.) À la fête de la Geburt de Madame Freiberg, par leur serviteur fidèle Jean Michel Polleit — Ah — der gute Polleit iſt närriſch —

Freiberg. Sicher hat er ſeinen Pegaſus geſattelt! Franzöſiſch macht es ſein, und da er kein Dictionnaire beſitzt, ſo iſt manches deutſche Wort mit untergelaufen. Laß doch einmal hören —

Julie. Lies Du, Klaudine! (Gibt ihr das Blatt.)

Klaudine. Mit Vergnügen! (Sie lieſt.)

Jean Polleit vient pour ſon plaiſir
Die Madame Freiberg zur fête gratulir
Avec la bouche et [illegible] nicht [illegible],
[illegible] ge viel [illegible] [illegible],
[illegible] mit plumes auf dem Papier
[illegible] Wunſch will [illegible]

Er wünscht: Ihr Leben sei bon et bien,
Daß, was Sie unternehmen, stets gelingt!
Die Töchter Beide bald mariés
und dann petits Enfants un et deux
trois, quatre, cinq, six, sept, huit, neuf, dix, [illegible]
Le Pollert fait son Compliment!

Freiberg. Der gute Pollert! Aus seinen komischen Worten spricht sich die reinste Herzlichkeit aus —

Claudine. Ach! was er aber von den vielen Enkeln wünscht, das ist recht abscheulich. Da wünscht er, daß wir schon Beide verheirathet und Mütterchen wären, und Mama eine steinalte Großmutter —

Freiberg. Nun? Und hat meine Die nicht recht?

Claudine. Nein, nein! Ich bleibe ledig! Ich möchte mir auch noch gar keinen Bräutigam —

Freiberg. Ei, hör', Herr Klar, wenn es der nun werden wollte?

Claudine. Der? I da würde ja Schwester Mathildchen nicht bös darein schauen —

Mathilde (halb zu sich). Kleine Bosheit, warte!

Claudine. Ja, ja, Mütterchen, mit den Beiden ist's nicht richtig —

Julie (zu Freiberg). Siehst Du! So geht's, wenn man sich's einfallen läßt, mit ihr zu scherzen; ihr Muthwille kennt keine Grenzen!

Freiberg. Herr Klar wird's nicht übel nehmen —

Fritz. Ganz und gar nicht! Ihr Scherz macht mir's nur um so leichter, Ihnen meine Herzensangelegenheit mitzutheilen —

Claudine ([illegible]). Sehen Sie wol, daß ich recht hatte?

Fritz. Ja, Herr Freiberg, ich trage mich schon lange Zeit damit herum, hatte aber immer nicht den Muth, es Ihnen zu ſagen. Unſere Grenzen ſtoßen an einander, und unſe Familien können mit einander leben, weswegen dürfen S Ihr liebes Töchterchen nicht ziehen laſſen — und das wäre doch auch wol etwas werth!

Freiberg. Verſteh' ich Ihre Worte recht?

Fritz. Ei ja, gewiß! Ich weiß wol, daß die Han ſchuhe dazu angezogen werden möchten und daß Alles einer zierlichen Rede müßte vorgebracht werden. Aber w Landmann, ſoll ich das wol anſtellen? Meine Wirthſchaft ve ſtehe ich — Alles iſt im beſten Stande — mein Zimme rung, mein Zinn, mein Keller, mein Hühnerhof — das ſieht einem ordentlich an, ſo hält's meine gute Mu ter. Aber die alte Frau kann nicht mehr ſo recht fort un da ſagte ſie: Fritz, ſieh Dich nach einem Weibe um! J Weg! Umgeſehen war's bald — und gefunden war ſie au — aber wie ſollte man zum Ziele gelangen. Meiner gut Alten vertrau' ich Alles und die ſagte mir dann immer Faß' Dir ein Herz, Junge! Aber das wollte nun einma nicht gehen. Wahrhaftig! Ich hätte ſie bald ſelbſt bericht geſchickt, daß ſie meine Freiwerberin werden ſollte, das mü aber nicht recht ſchicklich geweſen, da ich faſt täglich in Hauſe komme. Na — Gott ſei Dank! Nun iſt's vo Herzen! Meine gute Alte wird ſich freuen!

Freiberg. Mein Herr, Sie überraſchen mich!

Fritz. Das iſt mir wirklich leid — und beſonders wenn ich bedenke — daß Sie weit vornehmer ſind, als ich Ihre Fräulein Mathilde wäre eigentlich eine viel zu fein Frau für mich — aber Sie dürfen mir's ſchon glauben — ei nicht wahr, Mathilde! Ich darf's wol ſagen? Sie lieb mich — und ich liebe ſie — und meine fromme alte Mut ter liebt uns Beide — und das iſt einmal gewiß — m meiner Liebe entſcheidet, da hört jeder Unterſchied des Standes und der Bildung und Gott weiß was Alles auf! Die Liebe macht Alles gleich!

Freiberg (leiſe zu Julie). Faſſung, liebes Weib!

Fritz. Darum laſſen Sie ſich erbitten! (indem er Mathilden zu den Eltern führt.) Geben Sie uns Ihren Segen! Er iſt's, der den Kindern Häuſer baut, wo er fehlt — iſt kein Gedeihen hienieden!

Freiberg (in größter Verlegenheit nach Julien blickend). Mein Herr!

Fritz. Ihren Segen, Mutter!

Julie (die im heftigſten innern Kampfe da ſtand). Nie! Nie! (Mit ausbrechenden Thränen.) Ich kann nicht! Wie ſollte ich — die Tochter ſegnen können!

Klaudine. Was iſt Dir, liebe Mutter? } (Zugleich.)
Mathilde. Großer Gott! }

Fritz. Verzeihen Sie — ich wußte nicht — meine Dreiſtigkeit —

Freiberg. Entſchuldigen Sie, mein Herr! Es wird bald vorüber ſein! Faſſe Dich, geliebtes Weib!

(Sie führen Julie ins Haus, indeß ſchleicht Pollert hervor, der mit Thränen lauſchen ſah. Er geht zur Laube und findet ſein erbrochenes Billet.)

Pollert. Richtig! Mein Gedicht — ſie hat's geleſen! Was aus dem Herzen kommt, findet den Weg zum Herzen! Das gute, liebe, weiche Weib! Ich habe auch manche Thräne dabei vergoſſen, als ich es dichtete. O mein Gott! Wenn ich mir Alles ſo recht lebhaft denke! Meine Rührung — und ihre Rührung — und der guten Kinder Rührung — und des Gatten Rührung — und nun des lieben Herrn Klar Rührung — es iſt doch nichts Göttlicheres als die Rührung! Aha! Da kommen die beiden Herren zurück — ich kann das Herzleid nicht mit anſehen und will mich daher aus dem Staube machen — das Weinen iſt mir ſo näher als das Lachen! (Schnell ab.)

Sechste Scene.

Freiberg. Fritz, aus dem Hauſe.

Freiberg. Folgen Sie mir, Herr Klar, meine Töchter ſind um ſie beſchäftigt, ſie wird ſich bald wieder erholen —

Fritz. Erlauben Sie mir — fortzugehen —

Freiberg. Warum das?

Fritz. Ich wage kaum mehr die Augen aufzuſchlagen. Meine Schuld iſt dieſe garſtige Störung Ihrer Freude. Ich ſchwagte in den Tag hinein — der Himmel weiß, wie mir mit einem Male die Zunge gelöſt wurde —

Freiberg. Es bedarf der Entſchuldigung nicht —

Fritz. Ei ja doch! Ich weiß nichts vom Anſtand und den ſoll man doch in dergleichen Fällen beobachten müſſen. Ihre Verhältniſſe —

Freiberg. Was wiſſen Sie von unſern Verhältniſſen?

Fritz. Schon längſt muthmaßte ich, daß Sie einem höhern Stande angehörten; ich weiß, daß Sie aus Frankreich ſind, daß dort blutige Unruhen vor einer Reihe von Jahren ausbrachen und die Vornehmen zwangen, das Land zu verlaſſen. Ich weiß das Alles, aber deſſenungeachtet konnte ich nicht glauben, daß der Antrag eines Bürgerlichen die ſtolze Dame ſo beleidigen konnte —

Freiberg. Mit nichten, theurer Freund! Dieſe Vermuthung zwingt mich, Sie in unſer Geheimniß einzuweihen. Setzen wir uns. (Er nimmt ein paar Stühle aus der Laube. Sie ſetzen ſich vor derſelben.) Ich bin Franzoſe. Schon früh trat ich, der jüngſte Sohn eines unbemittelten Edelmannes, in die Reihen der vaterländiſchen Krieger. Durch Fleiß und Pünktlichkeit ward ich der Liebling meines Generals, des reichen, ahnenſtolzen Grafen Rogarde. Oft um ſeine Perſon, zu ſeinen Geſellſchaften gingen, dacht' ich nicht daran, daß ich mich ſtets in einem Kreiſe von Leuten bewegte, die ihrer Meinung nach weit über mir erhaben waren, ja, daß ſelbſt der Livreebediente des altadeligen Hauſes mit einer Art von Verachtung auf den armen neuen Edelmann herabſah. Das Vertrauen des Grafen und die ſtille Zuneigung ſeiner Tochter, die ein Bild der vollkommenſten Weiblichkeit war, machten mich blind und taub gegen ſo manche Aeußerung des Neides und des Stolzes. Ach! Hätte mich das Glück nicht ſo verblendet — ich wäre glücklicher geweſen! Dem Grafen mochte die Freundlichkeit ſeines Kindes gegen mich ſchon aufgefallen ſein; Ohrenflüſtereien ſeiner Umgebung machten ſeinen Argwohn, ſeinen Zorn rege. Zu unbedeutend war ich ihm zur ernſtlichen Ermahnung, er beſchloß mich zu demüthigen, um mir die ſtolzen Grillen für immer zu vertreiben.

Fritz. Mein Gott — Sie ſind ſo angegriffen!

Freiberg. Nach zwanzig Jahren ergreift mich dieſer Vorfall noch ſo ſchrecklich, urtheilen Sie, was ich damals gelitten habe. An der Tafel, im Angeſichte vieler Damen und Cavaliere, erzählte er eine Geſchichte, die Aufſehen erregte. Die Prinzen von Courtenaye, dem königlichen Hauſe verwandt, ſollten von ihren Gläubigern verhaftet werden. Man ſchlägt dem Jüngern eine reiche Partie mit einem Fräulein vor, um ſich der Schande zu entziehen, doch dieſer wandert lieber in den Schuldthurm, ehe er eine Mißheirath ſchließt. Dieſer erbaulichen Geſchichte ſchloſſen ſich Bemerkungen an über die Anmaßungen des kleinen Adels und der Bürger, wobei mancher giftige Pfeil des Spottes ſich nach mir richtete. Endlich wandte ſich Nogarede mit den Worten zu mir: „Was meinen Sie dazu? Handelte der Prinz nicht als echter Cavalier?“ Stotternd erwiderte ich, mir kaum meiner ſelbſt bewußt: „Die Dichter ſingen zwar davon, daß die Liebe alle Stände gleich mache — aber —“ „Die Dichter!“ ſchrie der Graf, „Narrheit! Trinkt Euern Wein und ſpült die Dummheit nieder!“ Glühend vor Zorn ſprang ich auf, den Stuhl zurückſchleudernd, und zur Thür hinausrennend, fiel mein Blick noch auf die Gräfin, die ohnmächtig im Seſſel zurückgeſunken war!

Fritz. Welche Zeiten waren das!

Freiberg. Ich ſchickte hierauf meinem Chef eine Ausforderung, die nicht angenommen wurde. Ich hielt mit einigen vertrauten Freunden Tage lang im Walde, wo der Graf zu jagen pflegte. Auf offener Straße wollte ich ihn zwingen, ſich mit mir zu ſchießen. Vergebens! Man hatte ihm verrathen, ich lauere ihm auf, um ihn meuchlings zu ermorden, und der Mächtige — müde dieſes läſtigen Zwanges, reiſte ſelbſt nach Verſailles, um einen geheimen Verhaftsbefehl gegen mich auszuwirken. Da wurde ich von der jungen Gräfin zum Schloſſe beſchieden — ſie ſchilderte mir die drohende Gefahr — nur die Flucht konnte mich ihr entziehen. Aber mein Entſchluß ſtand feſt. Wo ſie war, blieb auch ich und ſollte mich das Verderben ereilen. Da ſiegte die Liebe zu mir über Kindesliebe und das ſchüchterne Mädchen entfloh mit mir aus dem väterlichen Schloſſe und nicht lange — ſo ſahen wir den Rhein hinter uns.

Fritz. Nun wird mir Alles deutlich — Ihre Gattin iſt die Gräfin Rogarde.

Freiberg. Sie iſt es. Die Kirche ſegnete unſern Bund, wir kauften uns in dieſer anmuthigen Gegend an und zwei holde Kinder ſchenkte uns der Himmel. Nichts fehlte uns zum Glücke als der Vaterſegen. Wir ſchrieben an den Grafen — wir hofften ihn zu verſöhnen, aber alle unſere Briefe kamen unerbrochen zurück. Endlich benachrichtigte uns der Haushofmeiſter, wir ſollten uns keine Mühe mehr geben, der Graf habe keine Tochter mehr und wolle nicht daran erinnert ſein, daß er einſt eine Nichtswürdige dafür gehalten habe, die ihres edeln Blutes vergeſſen konnte. Dies war das Letzte, was wir von ihm hörten. Bald darauf brach die Revolution in unſerm Vaterlande aus. Schloß Rogarède wurde zerſtört und der Graf ſoll nach England geflüchtet ſein. So meldeten die Zeitungen. Wahrſcheinlich hat der Tod bereits ſeinem glühenden Haſſe, wie ſeinem Unglücke ein Ende gemacht. Er iſt unbekannt und unbeweint in fremdem Lande geſtorben, denn alle unſere Nachforſchungen ſind fruchtlos geblieben.

Fritz. Wie ſehr mag er ſeinen Wahn beweint, die Pflege einer Tochter herbeigewünſcht haben!

Freiberg. Das iſt die Urſache, warum meine Frau mit Entſetzen ſich ſtets den Augenblick dachte, wo ſie ihre Kinder würde ſegnen ſollen. Sie ſelbſt — die Fluchbeladene — ſo ſagt ſie — könne ihren Töchtern kein Glück vom Himmel erflehen.

(Man hört im Hauſe eine alte franzöſiſche Romanze mit Begleitung von Violine und Guitarre.)

Freiberg. Hören Sie? Das iſt ein Lied aus ihrer Kindheit. Batilde ſingt es ihr vor und glaubt dadurch ihren Schmerz zu beſchwichtigen. Vielleicht vermehrt ſie ihn noch dadurch. Ich will hinein! Sie wird ſich erholen! Bemitleiden Sie unſer unglückliches Loos und laſſen Sie uns vom Himmel Linderung erwarten. (Ab ins Haus.)

Siebente Scene.

Fritz allein, dann Pollert.

Fritz. Darum lag mir's wie ein Stein auf dem Herzen! Darum wollten mir die Worte nicht aus dem Munde! Darum lief mir der verwünſchte Haſe über den Weg — alle Vorzeichen, die den aufmerkſamen Landmann zu warnen pflegen, hab' ich überſehen und nun — das hab' ich davon! (Auf- und abgehend.) Ein fataler Streich — das Ganze! Am Ende müßte ich auch Batildchen entführen. Entführen! Wie mir dabei ganz curios zu Muthe wird. Fritz Klar und Entführen! Wohin? Nach Heudorf? Drüben zu mir? Sonſt wüßt' ich ja nirgends hin — und das wär' eine ſchöne Entführung! Aber der Tauſend — was ſoll ich denn nun wol thun, um zum Ziele zu gelangen? Ich will nur gleich hinüber und meine alte Mutter fragen. Ja, ja, die wird mir guten Rath ertheilen — (Er will ab.)

Pollert. Wohin ſo ſchnell, mein guter Muſje Klar? Bleiben Sie noch ein Wenig! Nun kommt die Muſik und da können wir alle nach Noten weinen —

Fritz. Ach, lieber Pollert, laſſen Sie mich jetzt — ich habe etwas Wichtiges zu überlegen —

Pollert. Bon! bon! oder bien? bien? Das weiß ich immer noch nicht zu unterſcheiden. Ich will mich gleich drücken, je me veux presser, würden die Franzoſen wol nicht verſtehen.

Fritz. Schon gut! Schon gut!

Pollert. Déjà bon! Ich verſtehe!

(Man hört aus dem Saale eine ländliche Tanz mit Clarinetten.) (Musik.)

Pollert. Ah! Da iſt er ſchon!

Fritz. Wer?

Pollert. Der alte franzöſiſche Leiermann, den ich mir aus dem Wirthshauſe holte, woſelbſt ich ein Schnapsverrchen hinunterſtürzte. Der Mann iſt halbblind und ſieht in ſeinen weißen Locken ganz rührend aus. Auch iſt er geſprächig und fein. Er ſagte mir ſogleich, wie die Leier auf franzöſiſch heißt, was ich aber wieder vergeſſen habe. Uebrigens ſpielt er auch ſo, daß man endlich dazu tanzen kann —

Fritz. Der arme Mann kommt zur unrechten Zeit — geben Sie ihm dieſe Kleinigkeit und ſchicken Sie ihn fort —

Pollert. Ei warum nicht gar! Er kommt ſehr zur rechten Zeit — er muß mir noch einmal ſagen, wie die Leier auf franzöſiſch heißt. Sehen Sie — ici est il! Nur näher! Seulement plus proche avec la Leier!

Achte Scene.

Vorige. Der alte Leiermann.

Leiermann. Ein Herr hat die Gnade gehabt, mich zu beſtellen; ob ich wol recht gegangen bin?

Pollert. Ganz recht — ganz droit — hier iſt der Monsieur!

Leiermann. Aha! an der Stimme erkenn' ich Sie — aber mein Auge iſt ſchwach, Ihre Züge kann ich nicht ſehen. So tapp' ich Halbblinder durch die Welt —

Pollert. Ei, das iſt bien triste!

Leiermann. Ja, ja, mein lieber Herr! Das Weinen iſt den Augen ſchädlich, denn vieles Weinen hat mich um die meinigen gebracht.

Pollert. Vieles Weinen? Da muß man ſich zuſammennehmen! Armer Mann, erzählen Sie mir nichts von

Ihren Schickſalen, denn ſonſt werde ich gerührt und d
komm' ich am Ende auch um meine Augen.

Leiermann. Von meinen Schickſalen kann ich Ihnen a
nichts erzählen. Was hat der Arme für Schickſale?
haben nur die Großen dieſer Erde und ich bin ja nur
arme, alte Leiermann, der hie und da in frohen Ge
ſchaften aufſpielt —

Pollert. Das iſt nun eben ſo traurig nicht —

Leiermann. Ach nein! Es iſt nicht ſo gar traurig.
gibt gute Menſchen hier zu Lande, die machen einem arm
Greiſe das Leben erträglich und die Zeit — die ſan
Tröſterin, hat alles früher Erlittene, alles früher Erle
von meinem Gedächtniſſe weggewiſcht, und ſo leb' ich de
jetzt recht glücklich und zufrieden —

Pollert. Sie ſind wol auch zur Zeit der franzöſiſch
Revolution um das Bißchen Ihrige gekommen?

Leiermann. Nein, nein! Die Revolution nahm m
nichts mehr — ich war früher ſchon ein armer Mann!

(Die frühere Romanze wird wieder gehört.)

Leiermann (horcht auf). Mein Gott! Dieſes Lied! W
bewohnt dieſes Haus?

Pollert. Herr Freiberg — ein guter, lieber Mann
Ihr Landsmann — der nach Deutſchland kam und bei m
Deutſch lernte und mich Franzöſiſch lehrte — das ich a
zu gern parlire —

Leiermann. Freiberg — wahrſcheinlich aus dem Elſa
— der Name klingt nicht franzöſiſch. (Für ſich.) Dieſe Tö
beleben eine längſt erſtorbene Hoffnung. Nein, nein! J
ſehe ſie erſt wieder — wenn dieſe Leier verklungen ſein wi
dort! dort!

Pollert. Mein Gott! Wenn ich den guten alten Man
lange anhöre, ſo ſind meine Augen hin — ich muß we

nen. Ich will mir nur Succurs holen. Der Herr Klar ſitzt in der Laube und ſieht auch recht trübe aus. Woran er wol denken mag —

(Er nähert ſich langſam der Laube. Während deß [illegible] die Romanze [illegible] worden ſein. Der Leiermann zeigt große Bewegung.)

Pollert. He! Herr Klar! So in Gedanken? Haben Sie denn unſern Gaſt dort noch nicht wahrgenommen?

Fritz. Ach, lieber Pollert! Ich habe für nichts Augen mehr —

Pollert. Auch keine Augen mehr? Und wirklich ganz roth — geweint? Ach! iſt denn heut' die Seuche der Rührung über uns Alle hereingebrochen? Drin weint Alles — dort weint der blinde Leiermann — hier weinen Sie — und ich — großer Gott! Können — wo Alles weint — meine Augen trocken bleiben?

Leiermann. Ich will fort — mein Herr! Und ſage Ihnen tauſend Dank! Die Romanze, die ich eben hörte, hat mich alten Mann recht unruhig gemacht. Mein Blut wallt mir in den Adern, wie nach einem ängſtigenden Traume — ach! ich habe wol geträumt! Laſſen Sie mich hinaus — mir wird's bald beſſer werden — Alles ängſtigt mich hier!

Pollert. Sehen Sie nur einmal dieſen wunderlichen, rührenden, alten Mann an!

Fritz (auf den Leiermann zugehend). Was ergreift Sie denn eigentlich ſo, alter Herr?

Leiermann. Ja — wenn ich's ſelbſt wüßte! Mit dem Geſichte hat ſich auch das Gedächtniß verloren. Ach! Zu meinem Glücke, ich beſinne mich nur dunkel und dann nur zu Zeiten auf die Vergangenheit —

Fritz. Sie haben wol auch in der Revolution Ihr Vaterland verlaſſen?

Leiermann. Revolution? Ja — ſo nannten es die Leute. Eigentlich aber waren es arme Sklaven, Bauern, recht arme — arme Leute — die es nicht mehr ertragen konnten — daß — — aber ſo gar grauſam hätten ſie es denn doch nicht machen ſollen! Sie vertrieben ihre Herrſchaft von Haus und Hof — ſchleppten ſie auch wol gar unter das Beil des Henkers. Ja, Herr! Da wurden Gräuel verübt! Doch — was iſt's denn weiter —

Fritz. Wie meinen Sie das?

Leiermann. Es ſind närriſche Träume, dieſe kommen, wenn der Menſch die Augen geſchloſſen hat — und weil mein Auge nun ſtets ſo halb im Schlafe befangen iſt, da iſt es ja ganz natürlich, daß ich träume. Darum laſſen wir das! Soll Ihnen der alte Leiermann nicht das Liedchen ſingen: Ik bin ein Franzoſe, Mesdames, voll Muth wie Champagnerwein? Ha, ha, ha! Ja, ja, wie Champagnerwein — brauſend — ſchäumend — gefährlich — ſo iſt er — der Franzoſe —

Pollert. Da haben Sie's, wie er ſingen kann! O laſſen Sie ihn doch das Liedchen ſingen — es wird unſere Damen recht ſehr erfreuen —

Fritz. Ein ſeltſamer Alter! Wie heißen Sie?

Leiermann. Der alte franzöſiſche Leiermann! Gehen Sie in jede Schenke, viele Meilen in der Runde, ſo dürfen Sie nur ſo ſagen und alle Leute kennen mich. Heut' ſpiel' ich da, Morgens dort auf! Was braucht's auch eines andern Namens — wenn Einen nur die Leute kennen! Sonſt dachte ich, der Name müſſe alt ſein, und nun heiß' ich ja — der alte Leiermann! Das iſt ſchön und das iſt mir genug — mein Ehrgeiz iſt geſtillt und mein Ehrgeiz war ein recht gefräßiges Ungeheuer!

Pollert. Der Mann gefällt mir denn doch nicht —

Leiermann. Doch — wie ich Ihnen ſagte — da ſind mir einmal wieder die garſtigen Träume überkommen. Ich will mich nur zuſammennehmen. Die Bauern in den Schenken nennen mich wahnſinnig — aber ſo ein feiner Herr, wie Sie, wird wol einen Träumer von einem Wahnſinnigen unterſcheiden können — nicht wahr? Darum verzeihen Sie mir mein Plaudern und erlauben Sie jezt, daß ich mich entferne —

Fritz. Ganz und gar nicht. Sie müſſen hier bleiben. Die Familie muß Sie kennen lernen. Man wird ſich freuen, Sie hier zu ſehen. Aus welcher Gegend Frankreichs ſind Sie?

Leiermann. Ja, guter Herr, da muß ich mich beſinnen — mein widerſpenſtiges Gedächtniß! Ich bin von einem ſchönen Schloſſe, es liegt in Franche Comté, unweit des Fleckens Lauzun — je nun — hier kennt man den Namen ja doch nicht — es liegt auch nichts daran — das alte Schloß Nogarède iſt längſt verbrannt und zerſtört —

Fritz (erſtaunt zurückweichend). Wie nannten Sie das Schloß? Ich bitte — noch einmal — täuſchte ich mich nicht?

Pollert. Der Name klang wirklich ganz franzöſiſch —

Leiermann (ängſtlich). Nehmen Sie an dem Namen Nogarède ſo großen Antheil?

Fritz. Mein Gott! Träum' ich nunmehr? Sie wären — Sie ſind —

Leiermann. Bei Leibe nichts Vornehmes! Den alten Grafen haben ſie vertrieben — vielleicht ermordet! Er hatt' es verdient, er war ein ſchlimmer Mann —

Pollert. So?

Leiermann. Ich war einſt Bedienter im Schloſſe, ein armer Einwohner aus Lauzun, ich hätte eigentlich gar nicht einmal fliehen dürfen, wenn ich die dreifarbige Cocarde hätte aufſtecken wollen, aber dazu konnte ich mich nicht entſchließen —

Pollert. Sie würde Sie wahrſcheinlich nicht gekleidet haben?

Fritz. Da Sie aus jener Gegend ſind, ſo müſſen Sie hier verweilen. Die Bewohner dieſes Hauſes werden Sie mit Freuden aufnehmen — Sie werden ihnen erzählen müſſen —

Leiermann. Ach — ich weiß nichts mehr zu erzählen, als Das, was Sie ſchon wiſſen. Kein Nogarède iſt mehr übrig — das alte Geſchlecht iſt vertilgt von der Erde — drum, mein Herr — laſſen Sie den alten Leiermann ruhig ſeines Weges ziehen — hier gibt's ja doch für ihn nichts aufzuſpielen —

Fritz. Nicht doch! Dort kommen die Töchter des Hauſes — Sie müſſen vorerſt eine kleine Labung einnehmen —

Pollert. Ja, ja, eine kleine Labung — ich will ſogleich Alles beſorgen. (ab.)

Neunte Scene.

Klaudine. Batilde. Vorige.

Batilde. Jetzt iſt die Mutter wieder heiter — lieber Klar! Sie will einen Augenblick mit dem Vater allein ſein und dann kommt ſie heraus zu uns —

Klaudine. Ach mein Himmel! Was iſt denn das für ein alter Mann?

Fritz. Ein Unglücklicher! Ein Landsmann Ihrer Eltern — er iſt ein Franzoſe —

Klaudine (auf ihn zuhüpfend). Ah, vous êtes donc Français, Monsieur, soyez le bien venu!

Leiermann (aufſpringend). Hu! Die Sprache der Räuber! So klang es in jener Nacht!

Klaudine (zu Fritz laufend). Das iſt ja ein fürchterlicher Mann — ich meinte es gut mit ihm und er —

Fritz. Das müſſen Sie ihm zu Gute halten — ſeine Landsleute haben ihm arg mitgeſpielt und da iſt ihm ſeine Sonderbarkeit wol zu verzeihen. Gehen Sie zu ihm und beſchäftigen Sie ſich mit ihm — ich habe mit Batilde zu ſprechen und das ſoll er nicht hören —

Klaudine. Mein Gott! Was das für Geheimniſſe ſind

(Sie geht ſchüchtern zu dem Alten — wird dann dreiſter und führt ihn während des Folgenden zu den Blumenbeeten.)

Fritz. Ach, Batilde — denken Sie nur — dieſer Mann iſt aus Lauzun — war Diener bei Ihrem Großvater —

Batilde. Welch ein Tag iſt der heutige! Soeben erfahre ich den Namen und den Stand meiner Mutter — ſie ſelbſt erzählte mir unter Thränen — und nun — welch ein Glück! Dieſer Mann wird uns Nachrichten geben können — wir werden den Weg finden, den Vater meiner Mutter aufzuſuchen — er wird verzeihen — er wird ſegnen und wir werden glücklich ſein!

Fritz. Nicht ſo — liebe Batilde! Dieſer halbwahnſinnige Bettler floh in der Schreckensnacht, er weiß nicht, was aus dem alten Grafen geworden ſein mag — vielleicht iſt er ermordet — uns bleibt keine Hoffnung, durch ihn etwas Beſtimmtes zu erfahren —

Batilde. Nicht? Ach nein! Sie ſcherzen! Lieber Klar — wär's möglich? Leſ' ich deutlich in Ihren Blicken?

Fritz. Was glauben Sie?

Batilde. Ich erinnre mich noch aus meiner früheſten

Kindheit jener armen verhungerten, bettelnden Geſtalt der Vater: Ludwigsritter nannte — auch ſie ſollen vornehm und mächtig geweſen ſein und waren doch d ſo elend. Ja, die Revolution war fürchterlich, ſie derte Alles — Alles in Frankreich! Mir bleibt kein fel, Sie wollten mich nicht erſchrecken — jener Alte — an Klaudinens Hand — iſt es ſelbſt — es iſt der vater — der alte Graf Rogarède!

Fritz. Wie kommen Sie auf dieſen Gedanken? nein! Er iſt es nicht!

Batilde. O doch! doch! Jetzt leſ' ich deutlicher i ren Augen, als früherhin! Immerhin, beſorgen Sie von meiner Unbeſonnenheit! Ich rufe den Vater bei die Mutter ſoll es erſt nach und nach, mit aller Sch erfahren! Ach — das Glück! Das Glück! Gleich h wieder hier! Der Vater ſoll von Allem unterrichtet den! (Läuft ins Haus.)

Fritz. Aber lieber Himmel! Was wollen Sie a len? Mein Gott — da läuft ſie fort — (Will ihr nach

Klaudine (hält ihn auf). Das iſt ein rechter Grobian! Mit dem will ich nichts zu thun haben. So ein la hafter Alter iſt mir im Leben noch nicht vorgekommen

Fritz. Laſſen Sie mich — was haben Sie denn mit

Klaudine. Sehen Sie nur, wie giftig er noch au — nun kommt er gar hieher — ich fürchte mich orden vor ihm — (Sie verbirgt ſich hinter Fritz.)

Leiermann. Ich muß fort — weitweg! Man k mich hier —

Fritz. Wer — kränkte Sie? (Bei Seite.) Jetzt wei nicht mehr, ob ich ihn aufhalten — oder wegſchicken ſo

Klaudine. Ich will's Ihnen erzählen, lieber Herr — es war ſo. Ich zeige ihm dort die ſchönen Blu und denke: du muſt dem alten Manne eine Freude machen — und da er die ſchönen, bunten Farben nicht recht unterſcheiden kann, pflücke ich ihm ein paar Lilien ab, damit er ſich an ihrem Duft erfreuen könne. Er erkennt ſie auch gleich am Geruch, ſpricht: das ſind königliche Lilien, und küſt die Blumen. Ei, denk' ich in meinem Sinn, biſt du ſo ein Blumenfreund, da wird's die Mutter wol nicht übel nehmen, wenn ich dir noch einige Blumen pflücke, und nun bück' ich mich und ſuch' ihm das Schönſte aus. Die Blumen riechen nicht ſo gut, ſagt' er; und ich erwidre: es ſind auch ſchöne Blumen. Eine weiße Roſe, eine hochrothe Nelke und eine dunkelblaue Levkoje iſt dabei. Kaum hab' ich ihm nun dieſe Farben genannt, da ſchreit er: weiß — roth und blau! wirft die Blumen auf die Erde und will davon laufen.

Fritz. Das müſſen Sie ihm nicht übel nehmen. Die Farben ſind ihm verhaßt, weil ſie in ſeinem Vaterlande ein Zeichen zu Aufruhr und Mord waren und ihn einſt unglücklich machten —

Claudine. Die Farben? Da kann ich nicht klug daraus werden!

Fritz. Doch jetzt führen Sie den Alten hier nebenan in den Gartenſaal — bringen Sie ihm Kuchen und Wein — ich muß Batilden ſagen —

Claudine. Ich bleibe mit Dem nicht allein —

Fritz. Thun Sie es doch, beſte Klaudine! Wenn Batilde ſchon geplaudert hätte — dieſe Täuſchung wäre gräßlich! (Zu dem Alten.) Folgen Sie dem Kinde und halten Sie ihr Geſchwätz ihrer Jugend zu Gute —

Claudine. Was? Geſchwätz?

Fritz. Nehmen Sie es nicht übel. Ich thu' es, um den Alten zu beſänftigen — (Sieht ins Haus.) Ah — wahrhaftig — da iſt ſchon Freiberg! Führen Sie ihn fort, Klaudine — ich bitte Sie — ſchnell fort!

Klaudine. Nun — ſo kommen Sie denn — da es nicht anders ſein kann —

Leiermann. Wohin führt man mich? (Sich die Stirn reibend.) Ach Gott! Ich muß ja heut' noch in der Schenke aufſpielen! (Wird von Klaudinen abgeführt.)

Zehnte Scene.

Fritz. Freiberg.

Freiberg. Iſt es wahr? Wo iſt er? Haben Sie mit ihm geſprochen?

Fritz. So hat Ihnen Batilde denn wirklich geſagt?

Freiberg. Alles — Alles! Doch beſorgen Sie nichts — meine Frau weiß nichts. Iſt Verzeihung zu hoffen? Iſt ſein Stolz gebeugt?

Fritz. Beſter Freund, ein gräßliches Misverſtändniß — der alte Leiermann, den Batilde hier ſah, iſt nicht der Graf Nogarede —

Freiberg. Sagen Sie mir's nur getroſt, Sie ſehen mich gefaßt —

Fritz. Nein — er iſt es wirklich nicht — es iſt ein Diener des alten Grafen —

Freiberg. Was ſagen Sie?

Fritz. Batilde ſtürmte fort, ohne auf mich zu hören — ach! Wenn die Mutter bereits wüßte, es wäre zu ſchrecklich!

Freiberg. Nicht — der Graf ſelbſt?

Fritz. Was dieſer treue Diener uns erzählt, iſt leider nicht tröſtlich. Der Graf verſchwand in der Nacht — als man das Schloß ſtürmte — und wahrſcheinlich iſt er jetzt nicht mehr am Leben.

Freiberg. Himmel! Welche Täuſchung! Doch ſchnell — wo iſt der Alte — iſt er ein Diener des Grafen, ſo muß ich ihn kennen. Mir ſind Alle bekannt — ach! Vielleicht iſt es der ſchlaue Benoit, der hohnlächelnd hinter ſeinem Herrn ſtand, als mir der Schimpf widerfuhr. Doch immerhin, er iſt unglücklich und ich will ſein Elend mildern — wo iſt er?

Fritz. Hier nebenan im Gartenſaal — doch da iſt Ihre Gattin —

Eilfte Scene.

Vorige. Julie.

Julie. Wer iſt der Franzoſe, den wir bewirthen? Klaudine holte ſoeben Wein und Kuchen —

Freiberg. Es iſt ein armer Ausgewanderter, den einſt die Revolution von Haus und Hof vertrieben hat —

Julie. Ein armer Ausgewanderter? O! dann ſoll er bei uns die beſte Pflege haben — an nichts ſoll es ihm fehlen. Sahſt Du ihn ſchon? Aus welcher Gegend iſt er?

Freiberg. Aus der Franche Comté.

Julie. Wie? Aus der Franche Comté? Unſrer Heimat?

Freiberg. Noch mehr — er iſt aus Lauzun —

Julie. So muß er ja meinen Vater gekannt haben — wenn er zur Zeit der Revolution das Land verließ —

Freiberg. Das iſt wol möglich — ich hab' ihn noch nicht geſprochen —

Julie. Du haſt ihn noch nicht geſprochen — und weißt, daß er aus Lauzun iſt — dieſe Kälte iſt mir unerklärlich! Ich will — ich muß ſogleich —

Freiberg. Einen Augenblick — geliebtes Weib! Der Fremde iſt ein treuer alter Diener Deines Vaters.

Julie. Wie? Was ſagſt Du?!

Freiberg. Er floh nach Deutſchland und ein Zufall führte ihn her —

Julie. O ſchnell zu ihm! Es iſt gewiß der alte, treue Picard, der mich auf ſeinen Armen trug — oder der muntere Vonte, der mir Abends die Liedchen ſang — o täuſche mich nicht! Die Treuen haben ihren alten Herrn nicht verlaſſen — lebt er noch, ſo iſt er mit ihnen hier — ach mein Kopf! Mein Kopf! Wo? wo? Hin — hin!

Freiberg. Faſſe Dich, Julie! Nur einen Augenblick Ruhe und dann wollen wir ſogleich —

Julie (in die Couliſſe ſtarrend). Sieh dort! Aus dem Gartenſaale tritt ein Greis an der Hand Klaudinens — mein Gott! Eduard! Siehſt Du ihn? Das iſt nicht Picard — nicht Vonte — nein — nein! Ich täuſche mich nicht — das iſt — mein Vater ſelbſt! (Sie wird ohnmächtig, von Beiden unterſtützt.)

Freiberg. Ja, ja! Er iſt's!

Fritz. Graf Rogarede ſelbſt?

Julie (ſich erholend). Wo iſt er? Wo? Warum habt Ihr mich aufgeweckt? Er iſt nicht hier — und Alles war nur ein Traum? Kann ich hienieden ſeine weißen Locken nicht mehr ſehen, ſo laßt mich hinüberſchlummern in die ſeligen Träume der Ohnmacht —

Freiberg. Mein gutes Weib! Lebe und freue Dich Deines Glückes — er lebt und iſt hier.

Julie (mit Anſtrengung aufſpringend). So laßt mich hin! Zu ſeinen Füßen! Er wird der Tochter den Segen nicht länger vorenthalten — ſein Auge wird ſie mild anblicken und das Glück des Himmels wird einkehren in dieſe zerriſſene Bruſt — — (Sie will ab.)

Freiberg. Nicht ſo, Julie, der Eindruck wäre zu plötzlich — zu mächtig. Wir wollen's überlegen, wie wir am Schicklichſten —

Julie. Ach, mein Freund — ſieh dort die hohe Geſtalt meines Vaters — wie hat Kummer und Elend ſie gebeugt — und wie edel ſind dennoch die Züge des Greiſes. Er kommt — Klaudine führt ihn her — an der Hand ſeiner Enkelin durchſchreitet er den blühenden Garten ſeiner Kinder! Ja, ich fühl's, die Zeit der Buße iſt überſtanden und hohes Glück erwartet uns!

Freiberg. Ziehen wir uns zurück! Sie kommen hieher

(Sie ziehen Julie, die ſich ſträubt, in den Hintergrund.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Klaudine führt den Leiermann, ſpäter Batilde.

Klaudine. Nun ſind wir wieder gute Freunde! Wenn Sie die häßlichen Launen ablegen und hübſch ruhig und vernünftig ſprechen wollen. Aber Geduld müſſen Sie haben, man kann ja nicht gleich wiſſen, was Sie nicht gern hören. Und das hübſche Liedchen, das Sie mir drin auf Ihrer Leier vorſpielten, das wird Mutter und Schweſter Batilde recht ſehr freuen —

Leiermann. Batilde? Wer iſt das?

Klaudine. Meine ältere Schweſter heißt ſo —

Leiermann. Gute, ſelige Batilde! Ach, mein liebes Kind — dieſer Name — Alles, was ich hier höre — mein Gott! Wo bin ich denn? Meine Frau hieß auch Batilde —

Klaudine. Und da kann ja wol meine Schweſter auch ſo heißen — es wäre ſchlimm, wenn jeder Menſch einen eigenen Namen für ſich haben wollte —

Leiermann. Wo ſind Ihre Eltern?

Klaudine. Ach — heut iſt ein recht verkehrter Tag. Es iſt Mutters Geburtstag. Wir hatten uns Alle darauf gefreut und waren eben beim Frühſtück. Da kam nun ſo etwas in die Quere und mit der Freude war's gleich aus. Dort ſteht noch das Frühſtück in der Laube und iſt kalt geworden —

Leiermann. Ihre Eltern leben wol in Uneinigkeit?

Klaudine. Ei bewahre! Meine Schweſter war eigentlich ſchuld — die will heirathen und da kam ſie mit dem jungen Herrn Klar —

Leiermann (raſch einfallend). Und der Vater wollt' es nicht zugeben! Wo? Wo iſt der Vater? Laſſen Sie mich mit ihm reden — ich will ihn bitten — ihn beſchwören — er ſoll dem Glücke ſeiner Tochter nicht im Wege ſtehen — Kommen Sie, liebes Kind!

Klaudine (will ihn ins Haus führen. Die Andern, zu denen ſich auch Batilde geſellte, die aus dem Hauſe kam und von Fritz Klar unterrichtet wurde, nähern ſich. Julie bedeutet Klaudine, daß ſie nichts ſagen ſolle, ergreift in heftiger Bewegung des Alten Hand und führt ihn zu einem Stuhle, den Freiberg hinſtellte)

Leiermann. Wer nimmt meine Hand — wer iſt dieſe Dame?

Julie (mit unterdrückten Thränen). Es iſt die Frau vom Hauſe —

Leiermann. Welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Welchen Antheil nehmen Sie an dem Schickſale eines fremden Mannes —

Freiberg. Nicht fremd — wir ſind aus Lauzun — Ihr ehrwürdiges Anſehen — wenn gleich jetzt ärmliche Kleider dieſe Glieder decken — wir wiſſen es, wen wir bei uns ſehen — wir verehren das erlauchte Geſchlecht der Grafen Rogarède. —

Leiermann (bitter lachend). Spotten Sie nicht! Hier iſt kein Graf Rogarède — das Geſchlecht iſt ausgeſtorben — das hohe Schloß, wo einſt der ſtolze Graf ſeine rohen Begierden befriedigte, liegt in Schutt und Trümmern. Vertilgt iſt jede Spur davon, und ſo — ſo mußt' es kommen! Ich weiß es genau — doch ich bin nur der alte Leiermann —

Freiberg. Ja, ich fühl' es wohl, der ſtolze Graf Rogarède iſt verſchwunden, der, den wir hier bei uns ſehen, iſt ein ſanfter, frommer, guter Mann! Wie beglückt fühlen wir uns durch Ihre Anweſenheit! Sie kommen zu einem Freudenfeſte — unſere ältere Tochter verlobten wir einem jungen, braven Manne — hier iſt das Paar — es fleht um Ihren Segen —

Leiermann. Um meinen Segen? Den Segen eines Bettlers?

Freiberg. Den Segen eines Greiſes — eines Patriarchen — eines Dulders! Wir bitten — gewähren Sie unſerer Tochter Batilde —

Leiermann. Batilde?! O, meine Batilde!

Julie (halb für ſich). Ach! Der Name meiner Mutter!

Leiermann. Was ſagten Sie?

Julie. Ich — ich die Mutter — flehe — Ihr Segen — der Segen eines Greiſes iſt ſtets heilbringend —

Leiermann. Der Segen eines Vaters noch viel meh Doch meine Tochter bedurfte ſeiner nicht — ſie glaubte oh ihn glücklich werden zu können —

Julie. Nein! nein! ſie iſt es nicht geworden! V Gewiſſensbiſſen gefoltert ward ſie ihr ganzes Leben hindu — nehmen Sie weg den Fluch — ſegnen Sie — ſegn Sie Ihre unglückliche Tochter —

Leiermann. Welche Stimme?!

Julie. Ihre Tochter Julie iſt's, die in Thränen Ihren Füßen liegt!

Leiermann. Mein Kopf! Meine Bruſt! Julie — i erliege!

(Legt beide Hände gefaltet ihr auf's Haupt, ſinkt dann ſelbſt in die Knie und ſeinem Geſichte auf die gefalteten Hände. Nach einer Pauſe erhebt er ſich.)

Leiermann. Armer — armer Alter! Mußteſt du einem Momente noch einmal alle jene Gräuel durchlebe Ich hatte ſie wieder, ich war in meinem Schloſſe — i verlor ſie — Alles! Alles! Ward zum Bettler und bi es noch —

Julie. Nein, Vater! Sie ſind reich — Ihre Kind — Ihre Enkel umgeben Sie — Sie bringen den Himm über eine glückliche Familie! Tritt näher, lieber Mann — kommt hieher, meine Kinder, umgebt ihn mit Euern zär lichen Liebkoſungen, überzeugt ihn von der Wirklichkeit u ſers Glückes!

Klaudine und Bathilde. Lieber Großvater!

Leiermann. Meine Kinder! Doch er! er! Wo iſt Eu Vater?

Freiberg (Stürzt ihm zu Füßen). Zu Ihren Füßen, in bit rer Reue hat er ſein Fehl gebüßt! Verzeihung!

Leiermann. Ich verzeihe! Der Himmel ſegne Euch!

Pollert (der während deſſen dazu kam). Alles weint ſchon wieder? Nimmt das denn heute gar kein Ende?

Julie. Freudenthränen! Sie ſind ſüß — und mögen ſie nie verſiegen! Jetzt, meine Kinder, nehmt den Segen Eurer Mutter!

(Fritz und Mathilde knieen vor ihr — ſie ſegnet ſie. [illegible] unterſtützt den Alten. Pollert weint.)

Es iſt die rechte Zeit.

Luſtſpiel in zwei Akten.

(1825)

Perſonen:

Rittmeister von Nordau.
Ottilie, deſſen Schweſter.
Clarisse,
Hermine, } ihre Töchter.
Fräulein Beata, eine Verwandte des Hauſes.
Freiherr von Bergen.
Siegwart von Maienthal.
Edmund von Lenzen.
August von Rosenfrisch, Schüler des Stadtgymnaſiums.
Ein Bedienter.

Scene: **Ein Zimmer in Ottiliens Hauſe.**

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Rittmeiſter. **Siegwart.** Bedienter.

Rittmeister (im Eintreten). Ein fremdes Geſicht! Alles iſt mir in dieſem Hauſe fremd geworden. Iſt die gnädige Frau zu ſprechen?

Bedienter. Muß zuſehen. Vor einem halben Stündchen ſchliefen ſie noch. Wen hab' ich zu melden?

Rittmeister. Rittmeiſter von Nordau.

Bedienter. Wohl! (Geht ſeitwärts ab.)

Zweite Scene.

Vorige, ohne den Bedienten.

Rittmeister. Jetzt, Freund, ſind wir alſo an Ort und Stelle. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo wird der Anblick eines Bruders, eines Jugendfreundes ihren Schmerz endlich beſiegen und ſie dem Leben und ſeinen Freuden wieder ſchenken.

Siegwart. Gewiß! Ich beſiege ihr Herz oder Keiner. Du weißt ja wohl, wie ich ſonſt hieß: Cäſar, der Ueberwinder!

Rittmeister. Der Flatterhafte, der Schmetterling. Das weiß ich noch recht wohl. Aber, Freund, jene Zeiten ſind vorbei. Wir haben ſchweres Unrecht gut zu machen. Du haſt durch Deine Unbeſtändigkeit ſo manches Weib gekränkt, ich durch meinen Stolz und den Wahn, durch eine Verbindung meine Freiheit zu verſcherzen. Jetzt iſt es anders — wir ſind nun Beide in den Jahren —

Siegwart. Schweige mir davon! In dieſen ſchönen Tagen wollen wir nicht an die verfloſſenen Jahre denken. Wir bleiben jung, ſo lang' es unſer Geiſt iſt, und mit unſerm Ausſehen geht's doch auch noch ſo ganz paſſabel. Man hat ſich conſervirt.

Rittmeister. Nun, ſo, ſo! Jetzt mache alle Deine Liebenswürdigkeiten geltend, damit der erſte Eindruck, den

Du auf meine Schweſter machſt, recht günſtig iſt — welch eine Frau iſt ſie! Ich könnte Dich um ihren Beſitz beneiden. Die Feſtigkeit ihres Charakters iſt bewundernswerth. Dieſer Vorzug jedoch wird unſerm Plane ſo manches Hinderniß in den Weg legen. Es wird uns ſchwer werden, die Trauer um den Verſtorbenen zu zerſtreuen —

Siegwart. Vertraue meiner Geſchicklichkeit und meiner langen Uebung.

Rittmeister. Nimm mir's nicht übel! Ich bemerkte auf der Reiſe doch gar zu oft, daß Du eine zu hohe Meinung von Deinen Vortrefflichkeiten hegſt. Bedenke wohl, daß eine Frau von Grundſätzen, wie meine Schweſter —

Siegwart. Auch meinen Flammen nicht wird widerſtehen können. Laß ſie kommen, durchnäßt von Thränen, die Sonne meiner Augen darüber, und ſie ſitzt im Trocknen.

Rittmeister. Ich bitte Dich, ſei behutſam. Ich wünſchte dieſe Verheirathung noch aus ganz beſondern Gründen. Dein Beiſpiel ſoll mich ermuthigen, ein Gleiches zu thun. Ach! ein Hageſtolz iſt das traurigſte Geſchöpf unter der Sonne, und ſchrecklich iſt es mir zu denken, mit dem alten Chriſtian das weitläufige Schloß zu beziehen, das ich von meinen Ahnen ererbt habe, dort aus langen Röhren blaue Wolken zu blaſen und zur Abwechſelung mit den Fingern auf den Tiſch zu trommeln. Das iſt das Loos des einſtmals Schönen auf der Erde!

Siegwart. Es iſt traurig, wenn ein armer Teufel, wie Du, ſitzen bleibt. Doch, hörſt Du es kniſtern und wehen? Seidene Kleider durch die Gänge rauſchen? Leiſes Getrippel feiner Füßchen tönt an mein Ohr! Schnell, ingénu, frei und doch deutſch! wie es die Mode erheiſcht. (Er trällert.) Genießt den Reiz des Lebens, man lebt ja nur Einmal!

Rittmeister. Das iſt das Benehmen eines Gecken, eines ci-devant jeune homme. So verdirbſt Du Alles!

Siegwart. Das iſt blos ein Vorpoſtenſcharmützel! Still! man kommt — Achtung!

(Er ſtellt ſich geziert, um die Damen zu empfangen.)

Dritte Scene.

Fräulein Beata. Vorige.

Siegwart. Alle Teufel!

Fräulein. Meine Herren, die Frau vom Hauſe wird bald erſcheinen. Herr von Nordau iſt mir wohl bekannt — doch dieſer Herr?

Rittmeister. Mein Freund, der Ihnen aus früherer Zeit auch wohlbekannte Siegwart von Maienthal —

Fräulein. Herr von Maienthal? Mein Gott! welche Ewigkeit liegt zwiſchen dem Damals und Jetzt! Wir haben uns nicht wieder erkannt —

Siegwart. Nein, in der That — ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe — (für ſich) ich weiß nicht, wo ich die Alte ſchon geſehen habe —

Fräulein. Beata von Nordau — dieſelbe Beata, die vor fünfundzwanzig Jahren immer Ihre Tänzerin ſein mußte —

Siegwart. Wär' es möglich! ich wollte ſagen — ich bin ſo überraſcht — mein Gott! ſollten das ſchon fünfundzwanzig Jahre ſein?

Fräulein. Fünfundzwanzig, wohl gezählt.

Siegwart. Jetzt tanzen Sie wol nicht mehr?

Fräulein. Wo denken Sie hin, Herr von Maienthal!

das würde ſich für uns Beide wol nicht mehr ſchicken. Meine innigsgeliebte Ottilie hat mich, ihrem Hausſtande vorzuſtehen, als ſie ſich entſchloß, das Land mit der Stadt zu vertauſchen. Dies iſt die Urſache, daß ich mich hier befinde und des Glückes theilhaftig werde, Sie hier zu begrüßen.

Rittmeiſter. Mein Fräulein, auch mich erfreut es ſehr, Sie noch ſo rüſtig und wohl zu finden. Ich bin ein alter Kriegsmann und habe mich nie viel um das ſchöne Geſchlecht bekümmert, aber ich finde, daß Sie ſich gut conſervirt haben und daß ein Mädchen in Ihren vorgerückten Jahren nicht beſſer ausſehen kann —

Siegwart (für ſich). Das macht er gut —

Fräulein. Der alte Kriegsmann legt ſich auf's Schmeicheln, wie es ſcheint —

Siegwart (für ſich). Er will das alte Fort überrumpeln —

Rittmeiſter. Schmeicheln war nie meine Sache. Aber der Wahrheit die Ehre, Sie ſind eine ſehr achtbare und vortreffliche Dame. Ich habe Sie auch in jedem Briefe herzlichſt grüßen laſſen — meine Schweſter hat es ja doch wol beſtellt?

Fräulein. Sie werden meine Gegengrüße als Beweis davon empfangen haben.

Rittmeiſter. Ja, dann und wann, aber ſeit der letzten Zeit nicht mehr. Da hab' ich eine gewiſſe Nachläſſigkeit des Styls wahrgenommen, die meiner Schweſter ſonſt nicht eigenthümlich war.

Fräulein ([illegible]). Ja, die allerletzten Briefe, die ſie Ihnen geſchrieben hätte, wären wol noch ein wenig confuſer ausgefallen, aber da wußte ſie Ihren Aufenthalt nicht mehr.

Rittmeiſter. Wie ſo? Iſt meine Schweſter krank?

Siegwart. Welche Beſorgniß — die Zerſtreuungen der Stadt —

Fräulein. Ja wohl — die Zerſtreuungen — doch — da iſt ſie ſelbſt, mit ihren Töchtern. Ich entferne mich — die Sorge um das Hausweſen —

(Ab, mit Verbeugung, durch die Mitte.)

Vierte Scene.

Vorige. Ottilie. Clariſſe. Hermine. Bedienter öffnet den Damen die Seitenthür und geht dann durch die Mitte ab.

Rittmeiſter (auf ſie zueilend). Meine innigſtgeliebte Schweſter!

Ottilie. Mein guter Bruder! ([illegible]) Du hier? So unerwartet?

Clariſſe und Hermine (zugleich). Der Onkel!

Sorgwert. Welch eine Maſſe von Schönheit und Liebenswürdigkeit!

Rittmeiſter. Hab' ich Dich überraſcht, ſo iſt mir's lieb. Willſt Du mich jetzt einige Monate bei Dir beherbergen? Willſt Du erlauben, daß eines Mannes rauhe Gegenwart, das Sporengeklirr und ein wenig Tabacksdampf Deinen einſamen Wittwenſitz entweihen? Sprich, darf ich auf eine kurze Zeit bei Dir bleiben?

Ottilie. Wie glücklich machſt Du mich dadurch!

Rittmeiſter. In Deinen Augen leſ' ich Freude über meine Ankunft, wenn gleich Deine Worte nur zögernd mich willkommen heißen —

Ottilie. Lieber Bruder!

Rittmeiſter. Schon recht! Die Trauerkleider, die Du nie ablegen wollteſt, trägſt Du nicht mehr, und für dieſen erſten Schritt, Dich und Deine Kinder der Welt wiederzugeben, danke ich Dir herzlich. Hier, mein beſter Freund und ein alter Bekannter von Dir, der dieſe Bekanntſchaft zu erneuern wünſcht. In Rom trafen wir uns, ſind die Welt mit einander durchzogen und wollen nun auch den Reſt unſerer Tage mit einander verleben. Ich darf ihn Dir wol nicht erſt nennen? Du kennſt ihn wol noch?

Ottilie. In der That, ich zweifle —

Siegwart. Sie zweifeln? Bin ich nicht Siegwart von Maienthal — der eifrigſte Anbeter der ſchönen Ottilie von Rochau? Auch ich wurde „der Schöne“ benannt —

Ottilie. Ich bewundere Ihr Gedächtniß, mein Herr, welches das meinige bei weitem übertrifft. Wir Damen ſollen für dieſe Dinge kein Gedächtniß mehr haben, wenn es der Spiegel nicht mehr unterſtützt —

Rittmeiſter. Freund, wie ſteht's mit dem Conſerviren? Ich glaube ſchlimm —

Ottilie. Ach, nicht doch, Bruder! Herr von Maienthal iſt für ſeine Jahre ein ſehr wohlausſehender Mann; doch die Furchen, die der vorüberrollende Wagen des Schwagers Kronos unſerem Aeußern aufdrückt, laſſen ſich nicht wegleugnen. Die Jugend verfliegt und ſelbſt das reifere Alter rauſcht ſchnell vorüber. Die Zeit der gänzlichen Unvollkommenheit allein verweilt mit Schadenfreude bei uns und Reue tritt an die Stelle des verſäumten Genuſſes —

Rittmeiſter. Ich bin entzückt, Dich ſo ſprechen zu hören, und mein Freund wird es nicht minder ſein. Auch ſchöpfe ich aus dieſer Sinnesänderung die angenehme Hoffnung, daß Du meinen Wünſchen Gehör geben wirſt, endlich ein zweites Band zu knüpfen —

Ottilie. Iſt das Dein Ernſt, Bruder?

Rittmeiſter. Ich würde mich darüber recht ſehr freuen —

Ottilie. Ich bin entzückt, Dich ſo ſprechen zu hören —

Siegwart [illegible]. Das geht vortrefflich!

Rittmeiſter. Ich wünſchte noch heute mit Dir über dieſen Gegenſtand unter vier Augen zu ſprechen.

Ottilie. Mir ſind verſchiedene Anträge gemacht worden —

Rittmeiſter. Das kann ich mir denken —

Siegwart. Sie werden richtig zu wählen wiſſen. Wenn zum Beiſpiel —

Rittmeiſter (ſchnell einfallend). Davon ſpäter! Nun zu Euch, meine lieben Nichten! Wie das gewachſen iſt! Sind ſie noch immer ſo ſchüchtern? Wollen ſie noch immer ins Kloſter? Dieſe Kindergrille iſt wol verflogen —

Ottilie. Die Stille eines Kloſters umgab ſie bis jetzt, und ich darf annehmen, daß ſie ihnen ſehr behagt.

Rittmeiſter. Nun, liebe Nichten, warum ſchweigt Ihr?

Hermine. Wir hören zu, damit wir etwas lernen —

Clariſſe. Wenn unſere Mutter ſpricht, ſo müſſen wir ſchweigen.

Siegwart. O entzückende Einfalt!

Rittmeiſter. Man hört die Nonne aus ihnen —

Ottilie. Folgen der Erziehung. Doch für jetzt, meine Herren, entſchuldigen Sie mich. Die Sorge für Ihre Aufnahme ruft mich fort. Herr von Mailerthal, als ein alter Freund unſeres Hauſes, betrachten Sie Alles hier wie Ihr Eigenthum —

Siegwart. Ein Vielgereiſter macht wenig Umſtände.

Rittmeiſter. Säume nicht, mir ein Stündchen allein zu ſchenken. Ich habe Dir ſo viel zu ſagen —

Ottilie. Und ich habe wol noch mehr für Dich auf dem Herzen. Auf Wiederſehen. Folgt mir, meine Kinder!

(Mit beiden Töchtern ab.)

Fünfte Scene.

Vorige, ohne die Damen.

Rittmeister. Nun, was sagst Du zu dieser Aufnahme? Nicht wahr? Du hast Hoffnung geschöpft?

Siegwart. Allerdings! aber das verteufelte: „Alter Freund unsers Hauses — die Furchen vom Schwager Konrad — die Periode der gänzlichen Unvollkommenheit" — das waren mir höchst unangenehme Anspielungen. (Tritt vor einen Spiegel.) Bin ich denn so alt geworden? Seh' ich nicht noch wie ein ganz passabler Vierziger aus?

Rittmeister. Und siehst Du wie ein nicht passabler Fünfziger aus, was Du doch auch eigentlich bist, so passest Du doch ganz herrlich für meine Schwester. Der Anfang ist gemacht. Ich finde, daß die Wittwe sich wieder den Freuden des Lebens zuwendet; jetzt gehe mit Vorsicht weiter und ich prophezeihe Dir einen günstigen Erfolg —

Siegwart. Hm, Brüderchen! Deine Schwester ist zwar noch eine ganz charmante Frau, aber die Töchter sind noch charmanter. Wir Männer bleiben doch länger jung als die Frauen und daher — wahrhaftig! — nun, sieh mich nur nicht so durchbohrend an — die ältere Tochter wäre eine Partie für —

Rittmeister. Nun — doch nicht für Dich —

Siegwart. Ei — wer wollte denn das sagen — es würde ja die arme Wittwe auf's Neue in Trauer versenken, wenn ich ihr meine Flammen entzöge —

Rittmeister. Bist Du vermählt, dann müssen wir die Kinder unter die Haube. Es ist die rechte Zeit, und verdankt man dir, ſo muß man jene alten Tage mit Chriſtian auf dem öden Waldſchloſſe in langer Weile und Tabaksqualm verleben —

Sechste Scene.

Vorige. Freiherr von Bergen.

Bergen (im Eintreten für ſich). Zwei Fremde allein im Saal?

Siegwart. Trügt mich nicht mein Auge?

Bergen. Wen ſeh' ich?

Siegwart. Ich irre mich nicht — er iſt's!

Bergen. Maienthal!

Siegwart. Vetter! Umarme ich Dich denn wirklich? Tauſend Jahre, zehn Ewigkeiten ſind's, daß ich Dich nicht geſehen habe. Die Leute ſagen, ich ſei verändert — kennſt Du mich denn noch?

Bergen. Ich werde Dich doch nach einem Jahre wieder erkennen? So lange iſt es jetzt her, daß wir uns in Paris zum letzten Male ſprachen.

Siegwart. Und nicht verändert? Bruder, nicht verändert! Wenn man auf Freiers Füßen geht oder vielmehr ſteht, ſo iſt das etwas werth —

Bergen. Auf Freiers Füßen? Bravo, das hör' ich gern. Doch vor Allem, wen bringſt Du mir denn mit? Wer iſt dieſer Herr?

Siegwart. Ich bring' ihn Dir ganz und gar nicht mit, ſondern er hat mich mitgebracht — hierher — zu ſeiner Schweſter —

Bergen. Wie? Er wäre?

Rittmeiſter. Der Bruder der Dame dieſes Hauſes —

Bergen. Herzlich willkommen! ich muß Sie umarmen! Welche Freude gewährt mir Ihre glückliche Ankunft!

Rittmeiſter. Sie ſind ſehr gütig, mein Herr! Doch mit wem hab' ich die Ehre —?

Siegwart. Mein geliebter Vetter, der Freiherr von Bergen. Ein Schulkamerad von mir; wir waren ſtets ein Paar getreue Spielgeſellen, gleiche Neigungen, gleiches Alter —

Bergen. Halt! halt! Du biſt zwölf Jahre älter —

Siegwart. Was der für eine gewiſſenhafte Taufſcheincontrole führt! Du mußt wiſſen, Vetter, ich bin hier, um mich zu verheirathen und Du ſollſt auf meiner Hochzeit tanzen —

Bergen. Wärſt Du nur um einige Tage früher angekommen, ſo hätteſt Du auf der meinigen tanzen können. Ich bin ein junger Ehemann von wenigen Tagen. Die Hochzeit war luſtig; Alles hier im Hauſe nahm Theil, Alles tanzte und jauchzte —

Rittmeiſter. Auch meine Schweſter?

Bergen. Dieſe tanzte ſelbſt mit mir —

Rittmeiſter. Sie hätte den Wohlſtand berückſichtigen ſollen; ſelbſt wenn ſie entſchloſſen war, die Trauer abzulegen — ſo hätte ſie die Einladung ablehnen müſſen, und Sie, mein Herr, hätten ohne meine Schweſter Ihre Hochzeit feiern können —

Bergen. Ich — die Hochzeit feiern — ohne die Braut?

Rittmeiſter und Siegwart. Die Braut?!

Bergen. Ich bin der Mann Ihrer Schweſter —

Rittmeiſter. Sie — mein Schwager?

Bergen. Ihr Schwager! Gott Lob, nun wiſſen Sie denn das große Geheimniß, das meiner Frau, wie ſie ſagte.

unmöglich war, Ihnen zu eröffnen. Die Eile Ihrer Reise und die Unbeſtimmtheit Ihres jedesmaligen Aufenthaltes machten es uns unmöglich, Ihnen Nachricht von unſeren Verhältniſſe zukommen zu laſſen.

Rittmeiſter. Ich falle aus den Wolken —

Siegwart. Und ich werde zu Stein —

Bergen. Es wird Dich überraſcht haben, Freund.

Siegwart. Mehr als Du denkſt —

Bergen. Wie weit iſt es denn aber mit Deiner Verheirathung?

Siegwart. Mit meiner iſt es noch gar nicht weit. Ich weiß nicht — es iſt mir da eine Kleinigkeit in den Weg gekommen — ich möchte mich wahrhaftig mit Dir ſchießen.

Bergen. Was ſoll das heißen?

Siegwart. Ich wollte die junge Frau heirathen — (zum Rittmeiſter). Du biſt mir Revange ſchuldig! Ich halte Dich beim Worte und muß eine Frau aus Deiner Hand erhalten.

Siebente Scene.

Bedienter. Vorige.

Bedienter (ein Billet überreichend). Soeben wurde dies Billet für Herrn Siegwart von Maienthal abgegeben. (Ab.)

Achte Scene.

Vorige. Ohne den Bedienten.

Siegwart (nachdem er es geleſen). Bravo! Vortrefflich! Da habt Ihr's! Noch immer Gäſte! Die Schwänen fangen da wieder an, wo ſie vor meiner Abreiſe aufhörten, daß beide ſie erreichen mich.

Rittmeiſter. Nun, da hat's ja keine Noth —

Siegwart. Hört nur ſelbſt! (lieſt): „Wenn es wahr iſt, was das hundertzüngige Gerücht verkündet, daß Siegwart von Mainthal, die Zierde, der Spiegel der modernen Ritterſchaft, wieder in unſern Mauern iſt, ſo wird er höflich eingeladen, heute einem Lecture-Thee beizuwohnen bei den drei Schweſtern von Ederwig." Das ſind ja wahrhaftig die geiſtreichſten Damen aller hieſigen Kotterien, unter dem Namen der drei Grazien bekannt. Was mich nur wundert, iſt, daß ſie jetzt gemeinſchaftliche Sache machen; ſonſt vertrugen ſie ſich nicht, ſie machten einander die Verehrer abwendig — ſie waren ein wenig biſſig —

Bergen. Das hat ſich gegeben —

Siegwart. Schade, das machte mir Spaß —

Bergen. Sie haben die Zähne verloren. Auch Grazien nennt man ſie nicht mehr —

Siegwart. Nun?

Bergen. Man nennt ſie Parzen — oder Spinnen, weil ſie in ihrem Netze noch hin und wieder eine Mücke zu fangen ſtreben —

Siegwart (lachend). So?

Bergen. Du biſt ſo eine Mücke, Couſin!

Siegwart. Mich fangen ſie nicht —

Bergen. Du ſollteſt Dich ihrer erbarmen, die armen Dinger ſind ſitzen geblieben —

Rittmeiſter. Greife zu, Freund! ich biete Dir Eine davon an und lege ſo mein Wort —

Siegwart. Scherz bei Seite! jetzt ſchaffe mir eine Partie —

Bergen. Wie wär's — Fräulein Beate?

Siegwart. Per! ſchönen Dank! Doch mußte es denn gerade die Mutter ſein? Sind nicht auch Töchter da? Und ſind dieſe nicht ſchöner, liebenswürdiger, jünger? Höre, Nordau, ich habe einen Plan — wie wär's, wenn ich bei den Töchtern mein Glück verſuchte?

Rittmeiſter. Welche Tollheit! Was wollteſt Du wol mit den jungen, hübſchen Mädchen anfangen?

Siegwart. Wenn ſie mich nur wollen, ſo wird ſich das Uebrige ſchon finden. Meine Vorzüge! Die Unbefangenheit der Mädchen! Die haben gewiß noch nie den Gedanken gehabt, daß ein Mann um ſie anhalten könne. Gelt, Schwiegerpapa, Deine Einwilligung erhalte ich und für die der Mutter muß mir Nordau ein [illegible] [illegible] —

Bergen. Wir wollen ſehen — } (zugleich.)

Rittmeiſter. Du biſt ein Teufelskerl! }

Siegwart. Jetzt, Vetter, zeige mir mein Zimmer! Ich will mich ins Zeug werfen. Ihr werdet Augen machen. Meine Toilette dauert drei Stunden, aber ich flattre von ihr wie ein Schmetterling aus der Puppe.

(Singt:)

L'on ne saurait
trop embellir
le court espace de la vie!

(Tanzt ab und hinkt plötzlich.)

Der Teufel! da hab' ich mich geſtoßen!

(Stützt ſich auf Bergen und hinkt ab.)

Neunte Scene.

Rittmeiſter. Dann Fräulein Beata.

Rittmeister. Der Windbeutel kommt mit ſeiner Dreiſtigkeit zu einer Frau und am Ende muß ich allein mit Chriſtian auf das Waldſchloß ziehen und blaue Wolken blaſen. Wenn ich es nur anzuſtellen wüßte, um auch unter die Haube zu kommen. Eine Junge zu freien, dazu hab' ich keine Courage, und eine Alte, dazu hab' ich keine rechte Luſt. Wenn mir der Himmel doch einen Wink gäbe! Aber die Zeiten der Wunder ſind vorüber. Wenn mir der Himmel Eine ſenden wollte, der ich es anſehen könnte: das iſt die Rechte —

Fräulein (mit einer Taſſe.)

Rittmeister (zurückprallend). Hilf, Himmel! da iſt ſie!

Fräulein (läßt erſchrocken die Taſſe fallen). Mein Gott, Couſin! ſo in Ekſtaſe! Sie kamen nicht zum Frühſtück und da wollte ich Ihnen ſelbſt eine Taſſe Bouillon bringen — aber Sie haben mich ſo erſchreckt —

Rittmeister. Ich hatte ſoeben eine Ahnung. Was halten Sie von Ahnungen?

Fräulein. Sie wiſſen ja wohl — wir alten Perſonen —

Rittmeister. Sind ſo alt noch gar nicht —

Fräulein. Schäker! Wollen Sie zum Frühſtück kommen?

Rittmeister. Mit Vergnügen! (Er nimmt ihren Arm und ſagt, indem er ſie abführt.) Wer dem Himmel trauen dürfte!

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Rittmeiſter allein. Dann Ottilie.

Rittmeister. Sie iſt eine vortreffliche Perſon, verſteht die Wirthſchaft aus dem Grunde — und hat einen ſanftmüthigen, verträglichen Charakter. Ei! das wäre ja eine vortreffliche Partie für mich. Sie iſt 50 Jahre alt, nicht hübſch — nun, das paßt auch recht gut. Ich will mein Heil verſuchen! Hätte ich vor 20 Jahren eine Junge genommen, ſo wär' ich jetzt in demſelben Falle, ſie wäre mit mir alt geworden.

Ottilie (kommt). Nun, lieber Bruder! Du verließeſt ſo ſchnell die Geſellſchaft. Du ſiehſt finſter und nachdenkend aus. Iſt es deshalb, daß ich ohne Deine Einwilligung mich zum Zweitenmale vermählte? O, zürne mir nicht! Die Zeit tilgt jeden Gram und das Andenken meines verſtorbenen Gemahls erfüllt mich zwar noch immer mit Wehmuth, ſie iſt aber eigner, tröſtlicher Art. Warum ſollte ich heucheln? Den Freuden des Lebens konnte ich in meinem Alter noch nicht abgeſtorben ſein; Bergen erwarb ſich meine Achtung — meine Liebe, und ein Blick auf meine Kinder ſagte mir, was ich zu thun hatte.

Rittmeister. Nicht das iſt's, was mich nachdenkend macht. Du haſt recht gethan — Du warſt es Dir, Du warſt es Deinen Kindern ſchuldig. Eine andere Sorge quält mich —

Ottilie. Welche Sorge?

Rittmeiſter. Auch ich fühle mich jetzt allein. Mit Schauder denk' ich daran, was meinem ſpätern Alter vorbehalten iſt. Die ganze Welt bin ich durchzogen, alle ihre Freuden habe ich bis zum Ueberdruſſe genoſſen, das Alter ſtellt ſich ein, ich ſehne mich nach Ruhe. Ich ziehe mich auf mein altes Schloß, die Stammburg unſerer Väter, zurück.

Ottilie. Das thue, lieber Bruder!

Rittmeiſter. Das kannſt Du leicht ſagen. Aber denke Dir, ich und der alte Chriſtian und der alte Chriſtian und ich — welche Langeweile! welche Traurigkeit! Mit Hohn ſehen die alten Familiengemälde auf mich hernieder. Unſre ſchönen Ahnfrauen mit Roſen in der Hand und Hündchen auf dem Arme, und ihre Geſponſe und Ehegatten mit den leuchtenden, verliebten Blicken! und ich erbärmlicher Grauſchimmel ſchwanke wie ein altes Burggeſpenſt in den öden Gängen umher und nur mein alter Jagdhund wird einſt meiner Bahre nachheulen —

Ottilie. Ach — Du kannſt ja bei uns in der Stadt bleiben. Wir wollen Dich pflegen, Dich unterhalten —

Rittmeiſter. Das will ich auch nicht. Könnte ich mein Loos nicht ſelbſt freundlicher geſtalten? Ließe ſich denn da nichts ändern?

Ottilie. Wie meinſt Du das?

Rittmeiſter. Wie? Je nun! wenn ich nun zum Beiſpiel — Du verſtehſt mich wohl —

Ottilie. In der That — ich weiß nicht —

Rittmeiſter. Wenn — — ah! muß man Dir's denn noch deutlicher machen?

Ottilie. Wenn Du wieder auf Reiſen gingeſt —

Rittmeiſter ([illegible]). Das hätte ich ja gar nicht öthig — ich fände ja vielleicht auch hier eine Frau —

Ottilie ([illegible]). Du willſt Dich verheirathen?

Rittmeiſter. Du erſchrickſt davor? Da muß ich denn uch wol davor erſchrecken — es iſt denn doch wol nichts amit.

Ottilie. Dieſer Schritt verlangt die ruhigſte Ueber egung.

Rittmeiſter. Wollteſt Du eine Gefälligkeit für mich aben?

Ottilie. Mit Vergnügen!

Rittmeiſter. So überlege ihn einmal für mich.

Ottilie. Das wirſt Du am Beſten können — Du biſt n Mann von Erfahrung.

Rittmeiſter. Darin bin ich mit meinen Fünfzigen ganz nerfahren. Ich war ſtets Militair, habe mehre Feldzüge itgemacht, verſtehe Whiſt, L'hombre, Billard en perfection, n ein guter Reiter, ein geübter Fechter, ein vortrefflicher chwimmer und was ſonſt noch Alles; aber von der Liebe eiß heutzutage wol ein Schuljunge mehr, darum hab' ich ich nie bekümmert.

Ottilie. Du biſt ein vortrefflicher Mann und könnteſt ne Frau wol recht glücklich machen; aber Du biſt nicht el und da darf ich's Dir denn nicht verſchweigen: die ebe iſt nicht blind, wie die Leute ſagen, und —

Rittmeiſter. Ich bin gewaltig häßlich —

Ottilie. Das nicht — aber nicht mehr jung.

Rittmeiſter. Wenn ich nun aber eine Alte nähme? leich und gleich —

Ottilie. Ja, das wär' ein Anders. Wenn ſich nur ne fände, die Dich auch glücklich machte. Ah, wie wär's, Couſine Beatchen?

Rittmeiſter (verlegen). Warum nicht gar — die —

Ottilie. Das iſt eine liebe, gute, ſehr ſanfte Dame, gebildet und —

Rittmeiſter. Ich kenne ſie ja. Aber wo denkſt Du hin? Die Leute würden uns ja auslachen.

Ottilie. Die Narren, Bruder! Alle Vernünftigen würden eine ſolche Verbindung gut heißen.

Rittmeiſter. Es wär' ein Spaß! Ich habe eigentlich daran noch gar nicht gedacht. Apropos! glaubſt Du wol, daß ſie mich möchte?

Ottilie. Das käm' auf einen Verſuch an. Ich will ſie aufſuchen und Deine Freiwerberin werden.

Rittmeiſter. Das biſt Du mir auch eigentlich ſchuldig, ich wollte ja Dein Freiwerber ſein.

Zweite Scene.

Vorige. Siegwart, auffallend modern gekleidet.

Siegwart. Ah, meine gnädige Frau!

Ottilie. Ich will nicht ſtören —

Siegwart. Ich vertreibe Sie? Mein Vetter Bergen wird doch nicht eiferſüchtig ſein?

Ottilie. Ich verſtehe Sie nicht —

Siegwart. Er hat von mir nichts zu befürchten. Ich werde ihn weder fordern, noch ſein Cicisbeo werden. Ich trage reine Flammen im Buſen und die brennen einem andern Götzen.

Ottilie. Sie gefallen ſich in Bildern, Herr von Maienthal, die ich nicht zu deuten verſtehe. Ich will jetzt Deine Angelegenheit, ſo gut es geht, beſorgen, lieber Bruder! (Ab.)

Dritte Scene.

Vorige. Ohne Ottilie.

Rittmeister. Wie Du ausſiehſt!

Siegwart. Nicht wahr? teufelmäßig ſchön — ungeheuer jung —

Rittmeister. Man weiß nicht, wenn man Dich ſieht, wie alt Du biſt.

Siegwart. Wirklich?

Rittmeister. Ein Mann Deines Alters würde ſich nicht ſo geckenhaft kleiden und ein Junger würde nicht ſo alt ausſehen.

Siegwart. Höre! Du thäteſt mir einen Gefallen, wenn Du mit Deinem Witze von dannen zögeſt und mir das Terrain räumteſt, die Mädchen kommen her —

Rittmeister. Welche Mädchen?

Siegwart. Die Huldinnen! Deine Nichten! Ich will ihnen meine Anträge machen.

Rittmeister. Beiden? Ich verſtehe Dich nicht.

Siegwart. Ich richte meinen Antrag an Beide. Sie mögen dann unter ſich ausmachen, welche mich beſitzen ſoll. Sie mögen um mich looſen! Le jeune homme en loterie! Doch, Freund, mach' einen Genieſtreich! heirathe auch.

Rittmeister. Je nun — vielleicht —

Siegwart. Vor allen Dingen mußt Du aber Dein Aeußeres ein wenig umgeſtalten.

Rittmeister. Ich ſollte wol heiterer ausſehen?

Siegwart. Wenn Du nur ſehen könnteſt, was Du bei dem Worte „heiter" für ein jämmerliches Geſicht ſchneideſt.

Rittmeiſter. Du biſt guter Laune, ha, ha, ha!

Siegwart. Bei Leibe, nicht gelacht! Sieh nur, Enge da unter den Augen und in den Mundwinkeln, da bilde ſich — will man lachen — eine Unzahl von Grübchen un Furchen, ſchiefen Linien und falſchen Schatten, wie in de Geſichtern eines Schattenſpiels, wenn die Gläſer verwechſe werden. Für ewig ſollſt Du dem Lachen Valet ſagen, e macht Dich häßlich, und wenn Du es durchaus nicht laſſe kannſt, ſo geſtatte Dir dies Vergnügen nur im Dunkel wenn man Dich nicht dabei ſehen kann.

Rittmeiſter. Welch ein Zwang, nur im Dunkeln lache zu dürfen.

Siegwart. Sieh mich einmal an und dann wirf eine Blick auf Deine Jammergeſtalt.

Rittmeiſter. Nun, ſo gar jammergeſtaltet bin ich den doch wol nicht.

Siegwart. So lange Du den alten penſionirten Rit meiſter auf Deinem Waldſchloſſe vorſtellſt, biſt Du ein ganz reſpectable Figur, aber jetzt — wo Du einem junge Dämchen Kopf und Herz einnehmen ſollſt, langt Dein Au ſehen nicht hin. Doch jetzt laſſe mich allein, ich erwar meine Schönen. Heut' Abend brechen wir einer Flaſche de Hals auf das Wohl unſerer glücklichen Bräute.

Rittmeiſter (für ſich). Wohlan, ich wag's auch. (Laut.) Ic gehe einen ſauern Gang. Mir wird ganz ſchwül un ängſtlich. Ich will denken, es gehe auf eine feindliche Bat terie los, doch da war mir um Vieles leichter! (Ab.)

Vierte Scene.

Siegwart allein.

Siegwart (tritt vor den Spiegel.) Noch immer Cäſar! Jeder Zoll ein Ueberwinder! Einige Falten ſind zwar vorhanden, wenn ich aber nicht viel lache, ſondern das Geſicht hübſch ernſthaft halte, ſo ſieht man ſie nicht ſehr. Die Tabatiere ruhe in der Taſche und der Qualm von Nordau's Pfeife ſei hiermit bis auf die letzte Spur vertilgt. (Er beſprengt ſich mit kölniſchem Waſſer.) So, nun mögen ſie kommen, die kleinen Unbefangenen! Die lieben Kinder! Wie werden ſie überraſcht ſein! Die haben wol ans Heirathen noch nie gedacht. Doch vorſichtig, Freund Siegwart, vorſichtig!

Fünfte Scene.

Klariſſe. Hermine. Vorige.

Siegwart. Ah, meine Damen!

Clariſſe. Sie haben gewünſcht —

Siegwart. Mich mit Ihnen ein Stündchen zu unterhalten.

Hermine. Wenn das nur angehen wird.

Clariſſe. Wir ſind ganz unbedeutende Mädchen, mein Herr, davon werden Sie ſich wol ſchon überzeugt haben.

Siegwart. Ihre Beſcheidenheit kann nur mit Ihrer Schönheit verglichen werden.

Clariſſe. Daß wir Beides ſind, erfahren wir zum Erſtenmale von Ihnen.

Hermine. So etwas ſollen junge Mädchen nicht anh dieſe Reden dringen durch die Ohren in das Herz und t alle Freuden des Lebens.

Siegwart. O holde Einfalt!

Hermine (leiſe zu ihrer Schweſter). Schon zum Zweiten nennt er uns einfältig.

Klariſſe (ebenſo). Das meint er wol nicht ſo böſe.

Siegwart (für ſich). Sie berathen ſich leiſe — ſind l ten — ich mache Eindruck auf ſie. (Laut.) Sie ſpr vorhin vom Herzen — haben Sie ſich wol ſchon mit Angelegenheiten des Herzens befaßt.

Klariſſe. Ach nur ſehr wenig. Was etwa davo der Naturgeſchichte vorgekommen iſt.

Siegwart. Die Natur iſt eine große Lehrerin — was wiſſen Sie denn vom Herzen?

Hermine. Es iſt der größte Muskel im Menſchen zwei Kammern abgetheilt.

Siegwart. Dieſe Einfalt iſt entzückend.

Hermine (leiſe). Jetzt zum Drittenmale.

Siegwart. Ich meinte, ob Sie ſchon gewiſſe Regu des Herzens belauſcht — ob Sie ſchon daran gedacht ha ſich einen Lebensgefährten zu wählen.

Beide. Mein Gott!

Siegwart (für ſich). Wie der Gedanke ſchon die g Kinder erſchreckt! (Laut.) Mein freundſchaftliches Verhäl zu Ihrem Hauſe gibt mir ein Recht, mich ſogar in J Herzensangelegenheiten zu miſchen.

Klariſſe Ach, Sie ſehen ſo gut aus — Ihnen man vertrauen.

Hermine. Sie ſind ein alter Freund unſers Vaters ich könnte Sie auch wie einen Vater lieben.

Siegwart (gedehnt). Lieben — ſchön — wie einen Vater

Klarisse. Sie müſſen meine Zutraulichkeit nicht übel deuten, aber der milde Ernſt, der aus Ihren Zügen ſpricht —

Siegwart (für ſich). Der verwünſchte Ernſt! Ich wollte gern lachen, wenn die Runzeln nicht wären. (Laut.) Haben Sie wol ſchon daran gedacht, daß es in einem gewiſſen Alter Pflicht iſt, zu der Wahl eines Gatten zu ſchreiten.

Beide. Ach Gott! Wie kommen Sie darauf?

Siegwart. Die Sorge für Ihr Wohl läßt mich dieſe Frage an Sie richten.

Hermine (ſehr ſchüchtern.) Wenn ich Ihnen trauen dürfte?

Siegwart. Ich heiße Siegwart, wie jener Märtyrer einer ſchwärmeriſchen Liebe. Nicht bedeutungslos ſind die Taufnamen für den ganzen Lebenslauf des Menſchen — auch ich war ein Märtyrer der himmliſchen Leidenſchaft.

Klarisse. Sie liebten?

Siegwart. Ich liebe ja noch — und Sie?

Klarisse. Mein Herr!

Hermine. Ach!

Siegwart (für ſich). Sie ſind Beide in mich verliebt. (Laut.) Meine Schönen! Nur Eine kann das Herz des Geliebten beſitzen, doch darf die Andere deshalb nicht verzweifeln. Gott Lob! wir haben noch einige Männer meines Schlages. Sein Sie getroſt! die Einwilligung Ihrer Eltern iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen — ja! ich darf ſogar behaupten, Sie haben ſie ſchon, noch ehe Sie darum anhielten.

Beide (freudig). Mein Gott! wär' es möglich!

Siegwart. Ich verlaſſe Sie jetzt, um —

Klarisse. Doch eine Frage, mein Herr! Wie war es möglich, daß Sie entdeckten?

Siegwart. Durch den Zug des Herzens.

Hermine. Und wie konnten Sie wiſſen?

Siegwart. Durch die Sympathie der Seelen.

Hermine. Ach! welch ein rechtlicher Mann ſind Sie!

Klarisse. Wie kurz iſt unſre Bekanntſchaft und wie groß das Vertrauen, das Sie uns einflößen.

Siegwart (Für ſich.) Noch immer Cäſar! Jeder Zoll ein Ueberwinder! (Laut.) Auf Wiederſehen, meine Schönen! Jetzt machen Sie dieſe kleine Herzensangelegenheit friedlich unter ſich aus. Der Geliebte iſt untheilbar und nur Eine kann ihn beſitzen. In einer Viertelſtunde ſehen Sie mich wieder, Ihren Beſchluß zu vernehmen. Aber friedlich, meine Damen, friedlich! (Für ſich.) Hier war's wahrhaftig die höchſte Zeit!

(Küßt einer Jeden die Hand und ſtürzt ab.)

Sechste Scene.

Klariſſe. Hermine.

Hermine (nach einer kleinen Pauſe). Ich kann mich noch gar nicht finden!

Klarisse. Ich verſtand Alles nur halb.

Hermine. So ging mir's auch. Bald kam es mir ſo vor, als wollte der alte, freundliche Mann, ich ſolle ihn heirathen.

Klarisse. Nun, das meinte er ja auch.

Hermine. Ach, was Dir einfällt! Er ſah mich zwar zärtlich an, aber von Dir konnte nur die Rede ſein.

Klarisse. Von mir keineswegs, da der Fremde ja von Allem unterrichtet iſt.

Hermine. Eben deswegen, mein Kind!

Klarisse. Nun ſo höre denn — da die Eltern und ſelbſt der Fremde darum wiſſen, ſo darf ich Dir ja wol kein Geheimniß daraus machen. (Zögernd.) Du mußt mir eine kleine Falſchheit zu Gute halten; aber in ſolchen Fällen darf man ſelbſt gegen die leibliche Schweſter die Aufrichtigkeit nicht zu weit treiben.

Hermine. Du ſpannſt meine Neugierde.

Klarisse. Ich liebe!

Hermine. Hilf, Himmel! Klariſſe, iſt es möglich?

Klarisse. Warum erſchrickſt Du ſo?

Hermine (erſchreckend). Iſt es denn nicht entſetzlich?

Klarisse. Ich ſehe nichts Entſetzliches darin.

Hermine. Wenn das iſt — ſo lieb' ich auch!

Klarisse. Du, Hermine? Was muß ich hören?

Hermine. Es iſt ja gar nichts Entſetzliches!

Klarisse. Du! nein! Nie hätte ich das vermuthet.

Hermine. Du, Klariſſe! die ſtets die Augen niederſchlug.

Klarisse. Hermine! Bei Deiner Jugend! Ich bin ja doch die Aeltere.

Hermine. Sollte Dir das ein Vorrecht geben? Was für ein Unterſchied liegt denn wol in den Jahren? Doch, wie heißt Dein Geliebter?

Klarisse. Es iſt Edmund, der Bruder meiner zärtlichſten Freundin. Ich ſah ihn, wenn ich zu ſeiner Schweſter kam. Wir hatten uns lieb, ohne es zu wiſſen, und während der Entfernung ſelbſt wuchs unſere Neigung. Wie wir nun wieder in die Stadt zogen, geſtanden wir uns offen unſere Liebe; Edmund wird bald ein Amt erhalten und dann werden wir ein Paar.

Hermine. Und mein Geliebter iſt ein gewiſſer Auguſt, der Sohn des Präſidenten von Roſenfelſch.

Klarisse (verwundert). Das Kind!

Hermine. Nicht beleidigend, Schweſter! Ein Jüngling iſt er, mit mir von einem Alter! Als ich noch mit unſern Nachbarskindern in unſerm Hofe ſpielte — es ſind nun doch ſchon ſechs Jahre — da ſpielte Auguſt immer mit. Es war ein recht wilder Knabe. Ich mußte immer das Pferd ſein und einen langen Bindfaden in den Mund nehmen und er war der Kutſcher. Ich hätte mit keinem Andern dies rohe Spiel ſpielen mögen, aber wenn Auguſt mich dazu aufforderte, ſo ließ ich mich nicht lange bitten. Die Spielzeit war bald zu Ende, aber der junge Roſenfriſch ſah nur deſto freundlicher nach mir und zog verlegen den Hut, wenn er mich erblickte. Während unſerer Abweſenheit aus der Stadt iſt er von Claſſe zu Claſſe geſtiegen, und wie er in den Kenntniſſen weiter ſchritt, wuchs ſeine Achtung zu mir. Denke Dir, wie wir nun wieder hierher zogen, erhielt ich ſogar Verſe von ihm; ach! ich mußte wie ein Kind weinen!

Klarisse. Aber was ſoll nun daraus werden? Eine von uns muß ja dem alten Herrn die Hand reichen.

Hermine. Von einem Geliebten weiß er und die Eltern auch — iſt das nun der Meinige oder der Deinige?

Klarisse. Deine Neigung iſt lächerlich — aber ich und Edmund —

Hermine. Mit meiner Liebe können die Eltern am erſten zufrieden ſein, denn wir wollen uns ja jetzt noch gar nicht. Wir können warten und gedulden uns gern, bis Auguſt von der Univerſität kommt.

Klarisse. Warum ſtreiten? Laß uns gemeinſchaftliche Sache machen und wie Schweſtern handeln.

Hermine. Doch ſchnell! denn die Viertelſtunde iſt bald um und dann erſcheint die Schreckgeſtalt des alten verliebten Seladons.

Klarisse. Kannſt Du ihn nicht leiden?

Hermine. Ach, nicht doch —

Klarisse. Du ſagteſt ja vorhin —

Hermine. Ich glaubte, er würde Dein Mann werden. Du aber fandeſt ihn ſehr angenehm.

Klarisse. Ich wollte Dir nicht widerſprechen. Wenn ich jetzt nur meinem Edmund mittheilen könnte —

Hermine. Ja — aber wie?

Klarisse. Du wirſt bemerkt haben, daß ich um dieſe Zeit immer im Fenſter liege. Sieh nur, das muß Edmund auch bemerkt haben und geht um dieſe Zeit zufällig immer vorbei.

Hermine. Du Spitzbübin! (Am Fenſter.) Doch wenn ich nicht irre, da ſteht Edmund richtig ſchon an der Ecke und ſieht unverwandt her —

Klarisse. Und dort ſpaziert der junge Roſenfriſch — ſollte das ganz abſichtslos ſein?

Hermine. Wir pflegten uns immer, wenn er aus der Claſſe kam, unten an der Treppe zu ſprechen, und heute hat er mich vergebens erwartet, das wird ihn unruhig gemacht haben. Ich winke Beiden.

Klarisse. Mein Gott! was thuſt Du?

Hermine (nachdem ſie gewinkt, ſchnell vom Fenſter). Es iſt geſchehen!

Klarisse. Welch ein Leichtſinn!

Hermine. Es iſt die höchſte Zeit!

Siebente Scene.

Edmund. Roſenfriſch. Vorige.

Edmund. Himmliſche Klariſſe! Ich fliege her!

Rosenfrisch. Galt uns Beiden Ihr Wink?

Klarisse. Ach, Edmund — Sie ſehen mich in Verzweiflung!

Edmund. Was iſt geſchehen?

Hermine. Eine von uns ſoll einen Alten nehmen und wir ſind ja ſchon Beide verſagt.

Rosenfrisch. Was muß ich hören? Darf ich offen reden?

Hermine. Die Schweſter weiß Alles.

Rosenfrisch. So ſollſt Du mir entriſſen werden? Ein alter, bärtiger Philoſoph will Dein friſches Blütenleben knicken? Du Theure wirſt ihm gezwungen angehören und Dein Geliebter ſoll in Verzweiflung enden?

Hermine. Da habt Ihr's! Das fürchtete ich — ſeine Leidenſchaft kennt keine Grenzen.

Edmund. Klariſſe, Dich kann ich nicht aufgeben.

Rosenfrisch. Und ich werde meinen Gegner fordern.

Hermine. Um Gotteswillen!

Rosenfrisch. Beim Himmel! ich laſſe mir nicht ſo um den Bart herumfahren. Ich will ihm zeigen, wer ich bin! Ich habe ſchon vier Wochen rappirt und ſtehe meinem Mann!

Edmund. Nur ruhig, junger Freund! Mit Toben und Lärmen werden Sie hier gar nichts ausrichten.

Rosenfrisch. Da hör' ich den kalten Philoſophen, meinen alten Magiſter. Laſſen Sie ſich Ihr Liebſtes rauben, mein Herr, und lächeln Sie noch dazu — ich weiſe die Zähne.

Hermine. Nein, das dürfen Sie nicht, Guſtel! Ich verbiete es Ihnen.

Edmund. Thun Sie immerhin, was Ihnen beliebt. Ich entferne mich, meinen Antrag Klariſſens Eltern zu machen. Mein Vater willigt in unſere Verbindung.

Hermine (zu Roſenfriſch). Hören Sie wol? Gehen Sie zu Ihrem Vater, daß er ſich auch für uns intereſſire.

Rosenfrisch. Mein Vater! Wo denken Sie hin? Ich muß ja erſt auf die Univerſität und wann ich zurückkomme und ein Amt habe, dann kann ich Sie heirathen.

Hermine. Mein Gott! wozu die Weitläufigkeiten.

Rosenfrisch. Ich kann ja jetzt noch keine Frau ernähren —

Hermine (kindlich, verdrießlich). Glauben Sie denn, daß ich ſo viel eſſen werde?

Edmund. Kommen Sie zu Ihrer Mutter, Klariſſe!

Rosenfrisch. Wir folgen, Hermine!

Edmund. Was wollen Sie, junger Menſch?

Rosenfrisch. Welch ein Recht haben Sie, darnach zu fragen?

Edmund. Warten Sie, bis wir unſer Anliegen vorgebracht haben.

Rosenfrisch. Oder Sie, bis wir mit unſerm im Reinen ſind.

Edmund. Wenn Sie zu gleicher Zeit mit uns erſcheinen, ſo ſieht das Ganze wie Spaß aus, wie Parodie. Kommen Sie, Klariſſe, ich will dem jungen Herrn nicht länger Rede ſtehen.

Rosenfrisch. Und Sie werden mir Rede ſtehen, wenn ich es verlange.

Edmund. Es iſt unerhört, in Ihrem Alter ſich ſo zu betragen.

Rosenfrisch. Die Zeiten der Finſterniß ſind vorüber und Jahre entſcheiden nichts. Ich liebe wie Sie und kann wie Sie haſſen.

Edmund. Ihre Aufführung iſt thöricht!

Rosenfrisch. Ha! das war ein Tuſch! In der nächſten Minute ſehen Sie mich mit Waffen wieder — (Stürzt ab.)

Hermine. Guſtel! Du machſt mich unglücklich! (Ihm nach.)

Clarisse. Welch ein Auftritt! Wenn das Jemand mit angeſehen hätte!

Hermine (eiligſt zurück). Er war nicht aufzuhalten! Und nun kommt der alte Herr, um unſere Antwort zu hören. Was fangen wir an?

Clarisse. Edmund, ſchnell ins Nebenzimmer!

Hermine. Ach ja, damit Guſtel ihn nicht finde.

Edmund. Warum ſoll ich mich verbergen?

Clarisse. Nur auf einen Augenblick —

Hermine (die zur Thür gelaufen war). Da iſt er ſchon!

(Sehr raſch und lebendig.)

(Sie führen Edmund ſeitwärts ab.)

Achte Scene.

Klariſſe. Hermine, dann Siegwart.

Hermine. Ach Gott! ich habe allen Muth verloren.

Clarisse. Und mir kehrt er im Augenblicke der Gefahr wieder.

Hermine. Jetzt fühle ich, liebe Schweſter, daß ich doch noch zu jung bin, um mich in ſolche Händel zu begeben. Was fangen wir an? Was ſollen wir ſprechen?

Klariſſe (pathetiſch). Die Wahrheit, und wär' ſie auch Verbrechen!

Siegwart (kommt). Nun, meine Damen, da bin ich! Löſen Sie Ihr Verſprechen und theilen Sie mir Das mit, was Sie beſchloſſen haben.

Klariſſe. Ach, mein Herr, wir können uns Beide zu keinem Opfer entſchließen.

Siegwart. Ja — anders iſt es denn doch nicht möglich. Die Jüngere, denk' ich —

Hermine. Das geht gar nicht an.

Siegwart. Die Jüngere ſollte der Aeltern willig nachſtehen.

Klariſſe. Aus ſchweſterlicher Liebe haben wir Beide beſchloſſen, Ihnen nicht unſere Hand zu geben.

Hermine (für ſich). Die Muthwillige!

Klariſſe. Damit die Eine nicht neidiſch auf die Andere werde.

Siegwart. Wie ſoll ich das verſtehen?

Klariſſe. Erbarmen Sie ſich! Wir lieben bereits und zwar — unſern Jahren und Neigungen ganz angemeſſen.

Hermine. Und da wollten wir Sie bitten, ein gutes Wort für uns einzulegen.

Siegwart. Wach' ich? Träum' ich? Sie lieben bereits? Und Ihre Aeußerungen von vorhin —

Klariſſe. Bezogen ſich auf den Gegenſtand unſerer Neigung.

Siegwart. Ihre Unbefangenheit —

Hermine. Ich weiß nicht, was Sie ſo benennen.

Klarisse. Uns ward angſt und bang bei Ihrem Examen.

Siegwart.* Nein, es iſt zum Tollwerden! Sind das dieſelben Mädchen? Wie war es möglich, bei Ihrer klöſterlichen Erziehung?

Klarisse. Ach, das wiſſen wir ſelbſt nicht.

Beide (fallen ihm zu Füßen). Erbarmen Sie ſich! Legen Sie ein gutes Wort ein!

Neunte Scene.

Vorige. Bergen. Ottilie. Rittmeiſter. Beata.

Bergen. Wie ich Euch ſagte, da habt Ihr den Zauberer, ſie liegen vor ihm auf den Knien!

Rittmeister. Wahrhaftig! und bitten, daß er ſie nehme.

Siegwart. Mit nichten! Sie bitten, daß er ſie nicht nehme.

Ottilie. Welch ein Betragen, meine Töchter?

Klarisse. Ach liebe Mutter, wenn Sie wüßten —

Ottilie. Sprich Du, Hermine, Du wirſt mir ſagen —

Hermine. Erlaſſen Sie mir —

Ottilie. Du ſtockſt? Was iſt hier vorgegangen? Eure Verlegenheit macht mich beſorgt.

Rosenfrisch (vom Boden). Er kommt nicht mit dem Leben davon!

Hermine. Das fehlte noch! Da iſt er!

Zehnte Scene.

Vorige. Roſenfriſch mit zwei Degen.

(Er ſtürzt wüthend herein, prallt — wie er die Anweſenden erblickt — beſtürzt zurück und läßt die Degen fallen, indem er kindiſch beſchämt zur Erde ſieht.)

Rittmeister. Potz tauſend! das ſollte wol ein Duell geben?

Ottilie (zu ihren Töchtern). Werde ich endlich erfahren, was hier vorgehen ſollte?

Klarisse. Liebe Mutter — dieſer Herr —

Hermine. Er wollte —

Siegwart (nicht ohne Verlegenheit freundlich). Es machte mir immer Spaß, mich in das Vertrauen junger Leute zu ſtehlen. Ich beſitze ein ganz eignes Talent dazu; und da iſt es mir denn gelungen, in einer halben Stunde Geheimniſſe zu entdecken, von denen Ihr Alle in Jahren nichts erfahren hättet. Dieſe lieben Kinder cultiviren nämlich einen penchant —

Ottilie. Was ſagen Sie, mein Herr?

Rittmeister (leiſe zu Siegwart). Treibe den Scherz nicht zu weit. —

Siegwart. Was ſprichſt Du von Scherz? Ich ſpreche m Ernſte — die Kinder lieben beide — mich —

Rittmeister. Er iſt wahrhaftig toll!

Klarisse und Hermine. Was ſprechen Sie? Mein Himmel! } zugleich.

Siegwart. So laſſen Sie mich doch nur ausreden. Mich nicht — ſondern „ihren Jahren und Neigungen ganz angemeſſen“ — War's nicht ſo?

Ottilie. Klariſſe! Hermine! Welch thörichter Scherz!

Klarisse und Hermine. Ach, verzeihen Sie uns —

Rittmeister. Wen liebt Ihr denn aber?

Klarisse (geht zur Kabinetsthür und führt Edmund heraus, der ſich anſtändig verbeugt).

Edmund. Meine gnädige Frau! Ich liebe Ihre Tochter Klariſſe und wollte heute um ihre Hand anhalten. Da erfuhr ich, daß ein Anderer gleiche Abſichten hege, und dieſer Umſtand führt nun meine Erklärung auf eine ſonderbare Weiſe herbei. Mein Vater billigt von ganzem Herzen meine Wahl, und eine Stelle, die ich im Kabinete des Miniſters erhalte, ſichert mir und meiner Gattin eine ehrenvolle Exiſtenz.

Ottilie. Ihr Antrag, mein Herr, überraſcht mich und ich kann in dieſem Augenblicke Ihnen nicht ſagen —

Rittmeister. Gib Deinen Segen, liebe Schweſter! Die jungen Leutchen ſcheinen mir für einander geſchaffen.

Hermine. Ach Gott! lieber Onkel!

Rittmeister. Was? Du auch!

Hermine. Ach, ja wohl!

Rittmeister. Das iſt zu arg! Und wer iſt denn Dein Erwählter?

Hermine (Roſenfriſch vorführend). Hier iſt er!

Ottilie. Was iſt das?

Rosenfrisch. Gnädige Frau! Seit früher Jugend war Ihre Tochter Hermine mein Ideal, das mir Schlaf und Ruhe raubte. Da ich jetzt in ein reiferes Alter trete, iſt mein ernſtlichſter Wunſch, durch ihren Beſitz mein Glück zu begründen.

Ottilie (mit Staunen). Sie ſind ja aber noch ſo jung.

Rosenfrisch. Dieſen Fehler verſpreche ich mit jedem Tage mehr und mehr abzulegen. Ueberdies verlange ich jetzt noch nicht die Hand der Geliebten. Geben Sie mir

Ihren Segen anticipando und kehre ich dann von der Univerſität zurück, ſo bringe ich ein Herz mit —

Ottilie (ihn unterbrechend). Das anders fühlt und einen Kopf, der anders denkt.

Hermine. Ach nein, liebe Mutter, wir lieben uns dann noch eben ſo wie heute.

Ottilie. Du biſt noch zu jung, um das behaupten zu können.

Hermine. Alles kommt zur rechten Zeit, liebe Mutter. Du wurdeſt zur rechten Zeit über den Verluſt unſers guten Vaters getröſtet; zur rechten Zeit erhielt meine Schweſter einen Bräutigam, und zur rechten Zeit werd' ich groß geworden ſein und Auguſt wird ſeine Studien vollendet haben.

Rosenfrisch. Ganz gewiß! Wir wollen uns ſchon ſputen.

Rittmeister. Die Kinder werden jetzt wahrhaftig zu früh geſcheidt. Ihre Liebe iſt rührend und wir Alten können gar nichts dazu ſagen als —

Ottilie. Mein Segen begleite Sie auf die Univerſität. Sein Sie dort recht fleißig und kehren Sie mit unveränderten Geſinnungen zurück, ſo wollen wir die Meinung Ihrer Eltern erfahren.

Rosenfrisch und Hermine. Dank! Tauſend Dank!

Rittmeister. Bravo! Doch wie ſteht es mit Freund Maienthal?

Siegwart. Aufrichtig geſagt, gar nicht ſo ſchlimm. Er wollte einer Witwe von geſetzten Jahren ſeine Hand reichen, doch die hatte ſich ſchon vorgeſehen; er trug einem jungen Mädchen ſeine Neigung an, allein die hatte einen Geliebten; er wandte ſich hierauf an ein Kind und das trug ſogar ein Ideal im Herzen; jetzt ſchüttelt er ſeine drei Körbe ab und holt ſich den vierten. Nein, wahrhaftig! den hat er nicht zu befürchten. (Mit Anſtand:) Wie wär's, wenn ich meine Hand, mein Herz und Alles, was ich beſitze, dem ehr- und tugendſamen Fräulein Beate von Nordau —

Rittmeister. Mit Deiner Erlaubniß! Auch bei mir war es die rechte Zeit und daher hab' ich die Ehre, Dir hier meine liebe Braut vorzuſtellen — (Er führt Beata vor.)

Beata (verſchämt die Augen niederſchlagend). Sie wollen's alſo wirklich wagen?

Rittmeister. Getroſt und wohlgemuth.

Beata. So nehmen Sie denn mein Geſtändniß, daß ich Sie ſchon in früheſter Jugend verehrte, daß aber meine Verhältniſſe ſich nicht ſo günſtig geſtalteten als die jener lieben Kinder!

Rittmeister. Siehſt Du wol, Bruder? Ehen werden im Himmel geſchloſſen und zur rechten Zeit reifen ſie hier auf Erden.

Siegwart. Da gratulire ich höflich und wünſche Euch Allen recht viel Glück im Eheſtande — (ſieht nach der Uhr). Doch es iſt Zeit zum Thee — ich bin bei den Fräulein Leberwitz eingeladen — Ihr ſeht mich morgen wieder! Adieu! (Ab.)

Rittmeister. Nun, Gott ſei Dank! ſo kann ihm ja auch noch geholfen werden. Doch jetzt ſtehen wir Alle, paarweis rangirt, in Reih' und Glied. Mit Wohlgefallen überblick' ich die Gruppe! Zuerſt Klariſſe und ihr Bräutigam, das iſt das Praesens. Sie erfreuen ſich eines reinen Glücks der Gegenwart und werden im Schutze des Himmels ein ſchönes Leben führen. Hier Du, Ottilie, und Dein Gatte. Ihr ſeid das Imperfectum. Mit Wonne ſchaut Ihr auf den bereits gemachten Weg zurück und habt noch ein ganz artiges Stück, mit ſchönen Blumen bepflanzt, mit einander zurückzulegen. Dies hier iſt das Futurum. Hermine und ihr Schätzchen leben einen holden Frühlingstraum der Hoffnung. Ihnen lacht ein offner Garten voll Blüten und Luſt entgegen, den ſie ſpäterhin mit dem vollſten Bewußtſein der Seligkeit betreten werden. Hier endlich ſteht das Plusquamperfectum — ich und Beata. Wir haben wenig Freuden mehr zu pflücken, die Blumen der Jugend und Liebe ſind uns Beiden abgeblüht, aber auch wir rufen getroſt: Es iſt die rechte Zeit! (Die Paare umarmen ſich.)

Der Vorhang fällt.

Die Debüts.

Es war im kalten November des Jahres 1818. Ich ſaß im Gaſthofe des ſchwarzen Adlers zu Brünn in tiefen Gedanken. Das weite Zimmer war nur von einem Lichte ſpärlich erhellt, welches in einer Ecke auf dem gedeckten Tiſche brannte, an welchem mehre junge heitere Leute bei dampfenden Speiſen und Weinflaſchen laut ruſſiſch ſprachen. Der Winkel, in dem ich mich befand, war faſt finſter; meine Stimmung war es mehr. Ich grollte mit dem Schickſal und doch ſtand ich auf dem Punkte, einen Schritt zu thun, der mir ſeit der früheſten Jugend als ſehr wünſchenswerth erſchienen war; ich war im Begriff, eine lang genährte Hoffnung ſich verwirklichen zu ſehen, und doch war ich der Verzweiflung nahe.

„Die Glücklichen!“ dachte ich bei mir, „wie ſie ſorglos daſitzen und lachen und ſcherzen! Wahrſcheinlich eilen ſie dem ſchönen, ſüdlichen Himmel zu, dem Vaterlande der Kunſt, und überall werden ſie es ſo gut finden wie hier, ja noch beſſer, und immer wird ihr Muthwille wachſen und eine Roſenkette wird ihre Tage umſchlingen ..... Aber

Du!“..... Und dann flogen wieder die Worte durch mein Gehirn: „Les amis de mes amis sont aussi les miens, il faut s'entr' aider en ce monde, et quand il s'agit des pertes, que ce soit le Roi qui en fasse et non pas un honnête homme de nous autres!“.....

Ich muß vor Allem meine gütigen Leſer über dieſe Stimmung mit wenig Worten au fait ſetzen.

Ich war von Wien nach Brünn gekommen, um auf dem dortigen Theater zu debütiren. Wie das Schickſal den Menſchen doch ſo ſeltſam führt!

In meiner Jugend gab es kein Liebhabertheater, an dem ich nicht mit großem Vergnügen Antheil genommen hätte. Mein Talent galt für ein ſehr ausgezeichnetes, vorzüglich für das Komiſche. Peter Lorch im Hahnenſchlag, Bürgermeiſter Klippfiſch in der Brandſchatzung, Langſalm im Wirrwarr, Fliederbuſch in der Tochter Pharaonis, das waren einige von meinen Rollen, worin ich ſehr gefiel. Schon im zwölften Jahre ſpielte ich Komödie und hatte da ſchon nicht weniger als ſieben Jahre in dem Vorgefühl der Seligkeit geſchwelgt, einſt auf dieſe Weiſe zu excelliren; denn ſchon im fünften wäre ich ſo glücklich geweſen, mein erſtes Debüt zu machen, ohne die Dazwiſchenkunft eines ſtrengen Schulinſpectors, der die Sache zu ernſt nahm. Man hielt es für unmoraliſch, die Bühne zu betreten, ſelbſt in einem ſo rührenden und moraliſchen Stücke, wie Kotzebue's Huſſiten vor Naumburg ſind. Von dieſem Augenblicke an konnte ich den Gedanken an das Theater nicht mehr loswerden; ich ſah mich ſtets auf den Brettern, und ein reicher Onkel, der ſich eine Zeit lang in meinem Geburtsorte aufhielt und eine eigne Loge hatte, die ich — ſo oft ich wollte — beſuchen durfte, trug nicht wenig dazu bei, meine Luſt zu nähren.

Ich ſetzte einige Male zu dem ernſten Schritte an, die Bahn des öffentlichen Schauſpieles zu betreten. Einmal, bald nach dem Tode meines Vaters, dann aus Liebe zu einem hübſchen Mädchen, mit dem ich den abenteuerlichen Plan zu einer Entführung verabredet hatte, um unter verändertem Namen Komödie zu ſpielen; ſpäter hatte mir Frau Eliſa Bürger ein Engagement bei dem Stuttgarter Theater ausgewirkt, welches ich jedoch nicht antrat. Immer war es Etwas, das mich wie bei dem Schauen von einem Abgrunde zurückriß; ohne beſtimmten Grund unterließ ich jedesmal die Ausführung; zwiſchen Luſt und Abneigung ein beſtändiger Kampf, worin die letzte den momentanen Sieg davontrug, ohne die erſte gänzlich erſticken zu können.

Von Jugend auf las ich nicht nur Stücke, ſondern Alles, was ſich auf die Bühne bezog, mit großer Vorliebe. Das abenteuerliche Leben eines Brandes und Anderer regte mich an; auch ich war ja zu einem abenteuerlichen Leben verurtheilt worden.

In Wien erlangte endlich mein Entſchluß die volle Reife. Ich kam vom Theater an der Wien, wo mir ſoeben eine Bearbeitung des ſpaniſchen Stückes „El venganza en el despeño“ mit dem Bemerken zurückgegeben wurde, daß es zur Aufführung nicht tauge, nachdem meine ſachverſtändige Freunde und der Regiſſeur Küſtner, ein eben ſo geiſtreicher Mann als trefflicher Schauſpieler, ſie unbedingt gelobt hatten.

„So geht es nicht,“ dachte ich ergrimmt bei mir, „wenn du nicht ſelbſt bei dem Theater die Hand im Spiele haben kannſt, ſo wirſt du nie mit einem Stücke, und ſei es noch ſo gut, durchdringen. Immer werden ſie dir etwas daran auszuſetzen haben. Dem wird Das, Jenem etwas Anderes mißbehagen; ſie werden dich herumzerren und dich verhindern, dem Publikum zu geben, was du auf eine oder die andere Weise für daſſelbe erſprießlich macheſt. Alſo, der Würfel liegt. Schauſpieler geworden! Als Regiſſeur kannſt du geben laſſen, was du willſt.“

Somit packte ich mein Manuſkript mit beiden Händen, rollte es zuſammen, ging in die Modehandlung zu den drei Grazien, um von dem wackern Herrn Schickh, dem Eigenthümer der Modezeitung, einiges Honorar zu erheben, und eilte dann über das Glacis der Donau zu, um mich nach einer wohlfeilen Gelegenheit nach Preßburg umzuſehen, da ich mich meiner vielen Bekannten wegen, denen ich von meinem wohlüberlegten Vorhabe nichts geſagt hatte, ſcheute, auf irgend einem Theater Wiens meinen Probeſchuß abzudrücken. Auch hierin wich ich von ſo manchem Andern ab, der eben von ſeinen Bekannten eine günſtige Wendung für ſeinen erſten Erfolg erwartet.

Auf dem Wege zum Fluſſe begegnet mir ein Commis eines Handelshauſes, dem ich empfohlen war. Es liege ein Brief für mich da, ſagte er mir. Ich eile hin und finde ein Schreiben des Theaterdirectors in Brünn, den ich von meinem Wunſche unterrichtet hatte und der mir bereitwillig ſeine Bühne anbietet, um meine Verſuche zu machen. Dies verändert meinen Plan. Statt nach der Donau gehe ich nach der heiligen Dreifaltigkeit auf dem hohen Markte, und ſtatt nach Preßburg zu ſchiffen, kutſchire ich am andern Morgen bei guter Tageszeit nach Brünn.

Der Director war mit ſeinem erſten Intriguanten zerfallen und hatte nichts Geringeres im Sinne, als mir ſeine Rolle zu übertragen. Er ſprach mir davon, den zweiten Tag nach meiner Ankunft den Octavio in Wallenſteins Tod zu ſpielen. Das ſchien mir unmöglich, trotz meines vortrefflichen Gedächtniſſes. [illegible] erzählte mir einſt, daß als er ſich in Nürnberg für das Fach der jugendlichen Helden engagiren laſſen, der Director von ihm gefordert habe, am Abend nach ſeiner Ankunft den Max zu ſpielen, und daß er, um ſich kein Dementi zu geben, die Rolle in einer Nacht habe lernen müſſen. So etwas iſt zum wahnſinnig werden. Ich hatte mich nicht für einen fertigen Intriguantſpieler ausgegeben und war alſo in dem glücklichen Falle, jenes Beginnen ablehnen zu dürfen. Den Riccaut de la Marlinière in Leſſing's Minna nahm ich jedoch an; die Rolle war mir nicht fremd und es waren noch einige Tage bis zur Aufführung.

Je näher die Stunde derſelben kam, deſto muthloſer wurde ich jedoch. Ich war kein jugendlich feuriger Geiſt mehr, der ſich dieſes Feldes bemächtigen will, trotz Ehre oder Schande, die ihm darauf erblühen möchte. Ich kannte das Theater bereits mehr als zur Genüge, ich hatte endlich einen wohlausgebildeten Begriff von der Schande, der ein verfehlter Verſuch anklebt; ich kannte ſo ziemlich die Welt, und meine frühern Verhältniſſe, beſonders in der letzten Zeit, hatten mich ſehr empfindlich gemacht gegen Aeußerungen, welche die Perſönlichkeit betreffen und denen ſich der Schauſpieler ſo ſchonungslos hingegeben ſieht. Mein Ziel war ein anderes, als das eines gewöhnlichen Rollendarſtellers, mein Zweck war, meine dramatiſchen Arbeiten auf dieſem Wege leichter zur Aufführung zu bringen, weil mir dieſes auf andere Weiſe als unmöglich erſchienen war. Solche Zweifel beunruhigten mich ſehr, und als ich daher in dem untern Saale des Wirthes in Brünn in dem faſt finſtern Winkel ſo daſaß, meine Rolle des Riccaut im Kopfe hin und her überlegend und mir die luſtigen Worte dabei immer durch den Sinn fahren, die ich morgen vor dem verſammelten Publicum auskramen ſollte, da bemdem ich allerdings die ruſſiſchen Reiſenden und war nahe daran, Alles ſtehen und liegen zu laſſen, um Einer zu werden wie ſie.

Am andern Morgen bei früher Tageszeit rollten die ſchwerbepackten Wagen von dem Thore des Adlers dem Stadtthore zu und den Nicolsburger Bergen entgegen; ich aber ſaß mit meinem Betrübniſſe allein im Gaſthofe und dachte an mein erſtes Auftreten. Ein Italiener trat auf mich zu und ſchilderte das Erſtaunen der Meiſter gerade in der Oper König Theodor in Venedig, welche Abends vorher gegeben worden war, und äußerte ſich ſo erbarmungslos über die Gebrechen des Brünner Theaters zu jener Zeit, daß ich einmal über das andere zuſammenſchauderte, da ich ja mir ein neues Gebrechen desſelben im Voraus zu erkennen glaubte.

Der Tag der Aufführung war nun gekommen und mit dem Schuſter und Schneider, die mir Schuhe und Beinkleider zur Vorſtellung angemeſſen. Ich hatte ſie mir für eigne Rechnung machen laſſen, aber dennoch war ich nicht beſſer damit berathen, ſie paßten nicht und verunſtalteten mein gutgeformtes Bein. Ich ſah auch darin eine Vorbedeutung, daß mir Alles beim Theater mißlingen würde. Ich wurde immer muthloſer und ging zur feſtgeſetzten Zeit auf die Probe. Die Rolle wußte ich, allein die Angſt, ſtecken zu bleiben, machte, daß ich die Worte beſtändig im Gedächtniſſe wiederholte und mich ſo, ohne es zu wollen, ermüdete und verwirrte. Die langen drei Acte, die meiner Scene vorausgingen, brachten mich zur Verzweiflung. Welche Folter, ſo lange warten zu müſſen! Es war mir wie einem zum Tode Verurtheilten, der erſt ſeine Mitſchuldigen abthun ſehen muß. Nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Alle ſchon auf den Brettern heimiſch waren, die nur für mich ein Schaffot zu ſein ſchienen. Wie beneidete ich den Feldjäger und die Dame in Trauer, die ihre Scene gleich anfänglich zu ſpielen hatten und dann lachend und trällernd von der Bühne liefen, gleich als hätten ſie nichts zu beſtehen. Wie bewunderte ich da die Ruhe und Sicherheit, womit die Darſteller der Minna, des Tellheim, des Werner zu Werke gingen; wie groß erſchienen ſie mir in jenem Augenblicke, die ich noch vor wenigen Tagen als ganz unbedeutende Schauſpieler bekrittelte! O Ihr, die Ihr dieſe Kunſt ſo geringſchätzend behandelt, macht doch nur einmal den Verſuch ſelbſt, vor die Lampen zu treten; bedenkt doch nur einmal, wie viel dazu gehört, einem Publicum nur zu gefallen durch das Tragen des Körpers, durch die Ausſprache, durch den Ton der Stimme; der hohen geiſtigen Vorzüge nicht einmal zu gedenken, die erforderlich ſind, den Charakter einer Rolle gehörig zu erfaſſen und demgemäß zur gelungenen Darſtellung zu bringen. Ich kann nicht beſchreiben, wie mich das Alles in jenem Moment ergriff; ich glaube nun zu wiſſen, was es heißt, zum Richtplatz ausgeführt zu werden. Aber andere, ſtärkere Qualen ſollte ich erſt noch am Abende empfinden.

Nun kam meine Scene. Der Nachbar avertirte mich davon.

„Est-il permis, Monsieur le Major?“ rief ich hinter der Scene, gellend und zitternd, und zugleich herrſchte große Stille. Alles ſchien geſpannt, die Schauſpieler ſtellten ſich zu beiden Seiten, als ſollte ich durch ihre Reihen Spießruthen laufen; ich glaubte in einigen Logen des finſtern Theaters welche, neugierige, mir wohlbekannte Geſichter zu entdecken, ein tiefes, ein ſchwarzes, ein gähnendes, ein hämiſches — mich ergriff ein Schwindel, der Athem ſtockte, ich ſah einen ungeheuren, gähnenden, ſchwarzen Schlund vor mir, und nun glaubte ich die Ueberzeugung zu haben, daß ich für die Darſtellung auf der Bühne untauglich ſei. Ich hätte Alles darum gegeben, fortlaufen zu können, allein die Stimme des Regiſſeurs brachte mich wieder zu mir ſelbſt, mit den Worten: „Ei, Sie bleiben ja ſtecken! Noch einmal von Anfang, wenn ich bitten darf. Nur Courage! Sehen Sie, ſo!“

Und nun ging er hinaus mit „Est-il permis, Mr. le Major,“ hüpfte dann auf die Scene, nahm die Poſition eines alten Chevaliers an und ſprach die erſten Reden des Riccaut, aber durchaus falſch und nicht ſo wie ich mir vorgenommen hatte, die Rolle zu geben. In meinem Gefühle gänzlicher Vernichtung belebte mich dieſe plötzliche Anwandlung eines kritiſchen Zorns — ich faßte Muth — mein Gedächtniß kehrte wieder, und wie ein Strom, unaufhaltbar floſſen meine Reden mir von den Lippen. Niemand unterbrach mich durch eine Bemerkung, und ſo unglaublich, ſo wahr iſt es doch, daß ein junger Mann, der das Theater kannte und darüber vielfältig ſchon ein recht gediegenes Urtheil ausgeſprochen hatte, ganz unverſtändig und ſchülermäßig ſeine Rolle wie ein auswendig gelerntes Penſum herſagte.

Die Scene wurde dreimal wiederholt; Minna und Franziska, zwei junge, hübſche Schauſpielerinnen, die mir wohlwollten, unterzogen ſich aus Mitleid für mich dieſem ermüdenden Geſchäfte. Nach Beendigung der Probe hatten ſie ſogar die Güte, noch einmal mit mir allein die Scene vorzunehmen, und entließen mich hierauf mit der tröſtlichen Verſicherung, daß mein Debut nicht unglücklich ausfallen werde. Im Herzen aber hegten ſie Sorgen, wie ſie mir ſpäter geſtanden haben.

Abends war meine Stimmung durch dieſe Vorgänge um nichts ruhiger geworden. Die gewohnten Schauſpieler erſchienen pfeifend und ſcherzend und machten ihre Toilette, während ich unter den Händen des Theaterfriſeurs Jacques Clement, der eine Caricatur zum Lachen war, ſchwer aufſeufzte und mich geberdete, als gälte es die verhängnißvolle letzte Toilette eines zur Hinrichtung Verurtheilten. Dieſelbe Qual wie am Morgen, nur im erhöhten Grade, während der drei ewig langen erſten Acte. Und doch hätte ich gewünſcht, ſie dauerten ewig. Als der Augenblick meines Auftretens näher rückte, da ſchwanden die Stunden ſo ſchnell vorüber; mein Gott! ſchon iſt der dritte Act aus; der vierte geht an — ich ſteh' auf meinem Poſten — mein Stichwort kommt — und

„Est-il permis, Monsieur le Major?“

komme ohne Anſtoß aus meiner Kehle und das Publicum verhält ſich ruhig. Mechaniſch trete ich heraus, ich ſpreche, ich fühle, daß es gut geht; bei meinem

„donnez-toujours, donnez!“

greife ich kühn nach den dargebotenen Goldſtücken — man lacht — o Glück! Ich werde dreiſter:

„Corriger la fortune, être sûr de son fait, l'enchaîner sous ses doigts — das nennen die Deutſche betrüg? Was eine plumpe Sprak!“

Abermaliges Gelächter! Seliges Gefühl, das dankte ich Dir! Mein Muth wächſt — ich ſpreche die letzten Worte mit Sicherheit, ich eile ab — man applaudirt!

Was ich da fühlte, kann ich nicht beſchreiben. Der zweite Director, der den Abend über vermieden hatte, mich anzureden, weil denn ich die Todesangſt weit auf der Stirne ſaß, kam mir gerade in den Wurf, als ich durch die Couliſſenthür abtrat; ich fiel über ihn her und umarmte ihn ſtürmiſch. Er lächelte verlegen und ſagte: „Nun, es iſt ja doch recht gut gegangen!“

Er ſchien es anders erwartet zu haben. Ich lief zum Regiſſeur, der auf einer Raſenbank ſaß, im Coſtüm des Paul Werner, und ein Glas Punſch trank. Er reichte mir's hin und wünſchte mir Glück. Gleich darauf kam der Theaterdiener und beſchied mich auf den nächſten Vormittag zum Director. Der Regiſſeur ſagte: „Er wird Euch Engagementsanträge machen; ſeid vorſichtig und macht Euch gute Bedingungen aus.“

Alles drängte ſich zu mir hin und beglückwünſchte mich, nur der Intrigant machte eine Ausnahme. Er nickte mir zwar lächelnd zu, aber er zog mich in einen abgelegenen Winkel der Bühne und dort zwiſchen bläulichen Couliſſen eröffnete er mir: „Ich ſpräche ein ganz verdorbenes preußiſches Deutſch, das dem hieſigen Publicum unverſtändlich ſei; mein Organ wäre unleidlich hoch und es ſei ihm unbegreiflich, wie ich als vernünftiger Menſch dieſe Rolle ſo hätte verfehlen können. Er müſſe mir geſtehen, daß ich nicht das geringſte Talent für die Darſtellung verriethe.“

Ich war zu glücklich in dem Augenblicke, um mich darüber zu ärgern. Ich ſetzte mich wieder auf die Raſenbank, ließ mir Punſch darauf geben, plauderte mit Dieſem und Jenem und mochte mein Coſtüm gar nicht ausziehen. Ich blieb den ganzen übrigen Abend darin.

Der Intrigant aber war der Einzige, der mir die Wahrheit rein und unverhüllt eingeſchenkt hatte; die Andern Alle hatten [illegible] wie ſie ſprachen, weil der Theater[illegible] darauf, daß Einſicht und Bildung denn doch vielleicht den Sieg über meine Ungeſchicklichkeit davontragen würden werde. Im Herzen aber hegten ſie Sorgen, wie ſie uns ſpäter geſtanden haben.

Abends war meine Stimmung durch dieſe Vorgänge um nichts ruhiger geworden. Die gewählten Schauſpieler erſchienen ziſchend und ſcherzend und machten ihre Toilette, während ich unter den Händen des Theaterfriſeurs Jacques Clement, der eine Caricatur zum Lachen war, ſchwer aufſeufzte und mich geberdete, als gälte es die verhängnißvolle letzte Toilette eines zur Hinrichtung Verurtheilten. Dieſelbe Qual wie am Morgen, nur im erhöhten Grade, während der drei ewig langen erſten Acte. Und doch hätte ich gewünſcht, ſie dauerten ewig. Als der Augenblick meines Auftretens näher rückte, da ſchwanden die Scenen ſo ſchnell vorüber; mein Gott! ſchon iſt der dritte Act aus; der vierte geht an — ich ſteh' auf meinem Poſten — mein Stichwort kommt — und

„Est-il permis, Monsieur le Major?“

kommt ohne Anſtoß aus meiner Kehle und das Publicum verhält ſich ruhig. Mechaniſch trete ich heraus, ich ſpreche, ich fühle, daß es gut geht; bei meinem

„[illegible]-toujours, [illegible]!“

greife ich ſtolz nach den dargebotenen Goldſtücken — man lacht — o Glück! Ich werde dreiſter:

„[illegible] la [illegible], [illegible] — Daß nennen die Deutſche betrüg'? Weiß eine ſchlimme Sprak!“

Abermaliges Gelächter! Seliger Delling, wie dankte ich Dir! Mein Muth wächſt — ich ſpreche die letzten Worte mit Sicherheit, ich eile ab — man applaudirt!

Was ich da fühlte, kann ich nicht beſchreiben. Der ernſte Director, der den Abend über vermieden hatte, mich anzureden und dem ich die Bekenntniſſe erſt auf der Scene las, kam mir gerade in den Wurf, als ich durch die Klatterthür abtrat; ich fiel über ihn her und umarmte ihn ſtürmiſch. Er lächelte verlegen und ſagte: „Nun, es iſt ja doch recht gut gegangen!“

Er ſchien es anders erwartet zu haben. Ich lief zum Regiſſeur, der auf einer Raſenbank ſaß, im Coſtüm des Paul Werner, und ein Glas Punſch trank. Er reichte mir's hin und wünſchte mir Glück. Gleich darauf kam der Theaterdiener und beſchied mich auf den nächſten Vormittag zum Director. Der Regiſſeur ſagte: „Er wird Euch Engagementsanträge machen; ſeid vorſichtig und macht Euch gute Bedingungen aus.“

Alles drängte ſich zu mir hin und beglückwünſchte mich, nur der Intrigant machte eine Ausnahme. Er winkte mir zwar lächelnd zu, aber er zog mich in einen abgelegenen Winkel der Bühne und dort zwiſchen häuſerhohen Couliſſen eröffnete er mir: „Ich ſpräche ein ganz verteufeltes preußiſches Deutſch, das dem hieſigen Publicum unverſtändlich ſei; mein Organ wäre unleidlich hoch und es ſei ihm unbegreiflich, wie ich als vernünftiger Menſch dieſe Rolle ſo hätte verfehlen können. Er müſſe mir geſtehen, daß ich nicht das geringſte Talent für die Darſtellung verriethe.“

Ich war zu glücklich in dem Augenblicke, um mich darüber zu ärgern. Ich ſetzte mich wieder auf die Raſenbank, ließ mir Punſch herauf holen, plauderte mit Dieſem und Jenem und mochte mein Coſtüm gar nicht ausziehen. Ich blieb den ganzen übrigen Abend darin.

Der Intrigant aber war der Einzige, der mir die Wahrheit rein und unverfälſcht eingeſchenkt hatte; die Andern Alle dachten anders wie ſie ſprachen, und der Director hoffte darauf, daß Einſicht und Bildung denn doch vielleicht den Sieg über meine Ungeſchicklichkeit davontragen würden und daß ich durch anhaltenden Fleiß ihm — bei geringen Anſprüchen — denn doch ein theuereres Mitglied mit der Zeit entbehrlich machen könnte.

Ich wurde andern Tages engagirt und hatte nun mit dem erſten Schritt auch gleich den zweiten gethan. Obgleich die Verhältniſſe, unter welchen ich engagirt wurde, jedem Andern drückend erſchienen wären, ſo ſah ich darüber weg, denn die Liebe winkte mir.

Die Sorgen, die mich während der ſchrecklichen Woche, die meinem Debüt voranging, erfüllten, hatten es doch nicht verhindern können, daß ich ein junges, reizendes Weib mit beſonderem Intereſſe bemerkte, die eigentlich die Seele des ganzen Theaters war. Schlank, dunkelblond, mit großen Augen voll Feuer und Seele, ein herrlicher Mund, ein grazienhafter Wuchs, eine Weiße der Haut, die ich bei keiner Schönen noch je übertroffen ſah. Sie ſpielte, ſang und tanzte, man nannte ſie ein Genie und ich glaube, ſie verdiente dieſe Benennung im vollſten Maße. Ich begreife es noch heute nicht, wie die Aufmerkſamkeit ihr auffallen konnte, die ich ihr zollte, da Alles ihr Aufmerkſamkeit zollte und Huldigungen darbrachte. Damals aber begriff ich es noch weniger und überredete mich gern, daß wir uns gefunden hätten und daß unſere Seelen ſich ſympathetiſch anzogen. Wie gern glaubt man das mit zweiundzwanzig Jahren!

Ich dachte mir's als das höchſte Glück, dieſe Frau mein zu nennen, und ich machte im Stillen den Plan, ſie ihrem Manne zu entführen, mit dem ſie — wie ich hörte — ſehr unglücklich lebte. Meine Bewerbung fiel auf. Der Erſte, der mir darüber eine Mittheilung machte, war der Intrigant. „Laßt das gut ſein, guter Freund,“ ſagte er zu mir, „wenn ſie auch ſchlecht miteinander leben, ſo liebt ſie doch ihren Mann über die Maßen, und den auszuſtechen, ſeid Ihr nicht hübſch genug. Auch ſind ſchon Andere vor Euch, die mehr in die Wagſchale legen konnten, mit langer Naſe abgezogen.“

Dies aber hielt mich nicht ab, meine Bewerbungen fortzuſetzen.

Es war damals noch ein ziemlich freies Leben bei den Schauſpielern in Oeſtreich. Ich weiß nicht, wie es ſich ſeitdem verändert hat.

Die Schauſpielerinnen wurden in der Regel nicht glänzend bezahlt und mußten ſich dafür ihre Garderobe ſelbſt ſtellen. Da nun hierin Eine der Andern nicht nachſtehen wollte, ſo waren ſie gezwungen, einen bedeutenden Aufwand zu machen und mußten ſich, um dieſen zu beſtreiten, nach ergiebigen Quellen umſehen. So kam es, daß eine Jede eine femme entretenue war; das wußte man und davon ſprach man ohne Arg öffentlich. Einige waren ihren ſpendenden Anbetern treu, Andere wechſelten oft und liebten die Abenteuer und das Romantiſche. Manche war verheirathet dabei und lebte in fortwährendem Trübſal, das die Eiferſucht des Gatten herbeiführte; manche Andere zog es vor, als freies Weib in einer ſogenannten „wilden Ehe“ zu leben und anticipirte den St.-Simonismus um volle zwanzig Jahre.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge konnte es nicht fehlen, daß auch die Männer ſich in Abenteuern verſtrickt ſahen, und daß ein eigentlicher homme à bonnes fortunes, bei enigen Anſprüchen, nicht zu den Seltenheiten gehörte. Die in der Geſellſchaft hochgeſtellten Damen wollten auch anden Licenzen Theil nehmen, und Intriguen, Abenteuer und Fährlichkeiten wechſelten auf die prächtigſte Weiſe.

Einen Fall für Viele will ich hier erzählen, der einen Begriff geben kann, wie dieſe Angelegenheiten damals tractirt wurden.

Eine junge ſchöne Schauſpielerin wurde von einigen unbarmherzigen Gläubigern gedrängt und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Sie hatte keinen Credit mehr und ihre ganze Garderobe war verſetzt. Sie fühlte, daß ſie einen Coup ausführen müſſe, wenn ſie ſich zu ihrem frühern Glanze emporraffen wollte. Ihr bisheriger Liebhaber war kalt geworden, trug ſeine Huldigungen auf einen andern Gegenſtand über und ſie ſah kein anderes Mittel, als ſich an einen alten Herrn zu wenden, der ihr ſchon längſt nachgeſtellt hatte. Sie that es nur mit Widerwillen, allein ſie that es doch. Ihre ſchöne Hand kritzelte einige Zeilen auf Velinpapier, die ſie dem alten Herrn hinſandte. Sie ſchilderte ihm ihre Verlegenheit und bat ihn, ihr dreihundert Gulden vorzuſtrecken. Die Antwort kam: Er wolle am Abend ſelbſt erſcheinen und das Geld mitbringen. Die junge, ſchöne Frau erwartete ihn beim dampfenden Thee. Mit freundlichem Grinſen trat er ein, trank eine Taſſe und zog dann ſeine Brieftaſche aus dem Buſen. „Hier iſt das Beſtellte," ſprach er, „allein meine Gabe iſt an gewiſſe Bedingungen geknüpft." Die Schöne wurde ſchöner in dieſem Augenblicke, denn ein herrlicher Zorn bemächtigte ſich ihrer.

„Ich gebe mich nur Dem hin, den ich lieben kann," rief ſie. „Sie aber verabſcheue ich."

Hierauf öffnete ſie die Thür eines Nebenzimmers, das ein junger Schauſpieler bewohnte.

„Sehen Sie, Herr K.*," rief ſie, „wie ich dem Herrn von * * ſein Geld zu Füßen werfe. Und nun fort, mein Herr!“

Der alte Wollüſtling zog ſich mit verbiſſenem Ingrimm zurück, nachdem er die Bankzettel aufgehoben hatte; die Schöne aber reiſte am andern Morgen nach Wien und kam in acht Tagen zurück, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Man zerbrach ſich nicht ſehr den Kopf darüber, wie ſie dies ſo ſchnell hatte bewerkſtelligen können.

Meine Liebe wuchs im Stillen; ich war ſelig

Bei der mähriſchen Bäckerwittwe, wo ich wohnte, aß ich mit einigen kleinen Beamten zu Mittage. Die Unterhaltung wurde in mähriſcher Sprache geführt; das Eſſen war ſchlecht, Jeder langte mit ſeinem eignen Löffel in die Schüſſel, um ſich Poliska und Womatschka (Suppe und Sauce) zu holen — allein das that Alles nichts — ich ſchwelgte bei dieſem unappetitlichen Mahle dennoch in holden Träumereien. Sie ſchwebte mir immer vor und ich hätte meine geſammte widerwärtige Tiſchgeſellſchaft in gewiſſen Augenblicken ans Herz drücken können.

Der Macbeth wurde gegeben; ich hatte einen ſchottiſchen Großen, den Than von Angus oder von Lenox, zugetheilt erhalten. Der Mann meiner Geliebten ſpielte den Macduff und verfolgte mich mit eiferſüchtigen Blicken, wo ich ſtand und ging.

Mein Freund, der Regiſſeur, hatte die Rolle des Duncan und war bereits ermordet. Er ſtand nun, ſeinen blauen Flausmantel umgehängt, und donnerte während der Nachtſcene. Ich ging ärgerlich auf und ab, denn ein Stück, in dem meine Göttin nicht beſchäftigt war, ärgerte mich immer

Da kommt das Mädchen des Regiſſeurs aus der Garderobe, wo ſie das Coſtüm ihres Herrn, ſeinen abgelegte königlichen Ornat, geholt hat, und blinzelt mir zu. Wi ich mich ihr nähere, drückt ſie mir einen Zettel in die Hand worauf die Worte mit Bleiſtift ſtehen: „Ich warte auf Si und muß Sie heute noch ſehen!“

Dieſe Worte durchzucken mich elektriſch; jetzt oder nie denke ich. Das ſchöne Weib einen Augenblick unnöthig warten zu laſſen, ſcheint mir Verbrechen. Wie aber in dem Coſtüm eines Bergſchotten und unter der Vorſtellung zu ihr gelangen? Ich bedachte das nicht, ſondern benutzte, was mir einfiel.

Der Pförtner ſang ſein Morgenlied, Macduff mußte bald auftreten; von dieſer Seite war ich ſicher. Ich gehe zum Regiſſeur, der noch mit dem Donnerſchlägel in der Hand daſteht und mit Macduff-Othello ſpricht, und bitte ihn um ſeinen Mantel, weil ich im Tricot friere, er aber einen tüchtigen Tuchrock anhabe. Mein gefälliger Freund hängt mir lächelnd ſeinen Mantel um die Schultern und ich laufe wie vom Sturmwind getrieben vom Theater in die Nacht. Es war ſpät im November und regnete; ich aber lief in Schnürſtiefeln und Tricots, weder Schmutz noch Wetter achtend, über den finſtern Theaterhof, auf den Markt hinaus, um die Ecke, nach dem Kapuzinerplatze. Wer hatte mir dieſen Weg bezeichnet? Ich weiß es nicht zu ſagen — der Inſtinkt oder etwas Höheres leiteten mich. Dort fand ich ſie — ſie ſtand unter einem Thore — ihre kleine Hand zog mich zu ſich — wir befanden uns in einem tiefdunkeln Raume. Hier fühlte ich zum erſtenmale ihren warmen Athem mich berühren, hier begegneten ſich unſere Lippen zum erſtenmale in glühendem Kuſſe. Das Theater verſchwand — die Stadt — die Welt. Sie erinnerte mich endlich, daß es Zeit zur Trennung ſei. Ich kam zur rechten Zeit wieder auf die Bühne, meine Scene war nahe, aber das ganze Stück, ſo ergreifend tragiſch es iſt, wurde zur erheiterndſten Poſſe für mich.

Einen Spaß unter mehren will ich erzählen.

Dem Komiker war die Rolle des Banquo zugetheilt worden, die er mit weißer Perrücke und eben ſolchem Barte gab. Bei ſeiner Erſcheinung an der Tafel, als Macbeth ihm die Worte entgegenruft:

„Komm in der Geſtalt des grimmen Eisbären“ —

fängt unſer Banquo an, den Kopf rechts und links zu ſchütteln und zu neigen, gerade wie es ein eben zur Schau anweſender Eisbär machte. Man kann leicht denken, welches Gelächter dies erregte.

In jeder andern Stimmung hätte mich dieſer Verfall mit Indignation erfüllt, in dieſem Augenblicke aber war ich ſo wenig bei Shakspeare und ſeinen Trauerſpielen und ſo voll innern Jubels, daß ich den Komiker gegen den verzweifelnden Heldenſpieler glühend vertheidigte und mich für ihn geſchlagen haben würde.

Mein Leben voll Hunger und Kummer wurde ſo mit Roſen der Liebe gekrönt. Wir wechſelten Briefchen und Küſſe, auf heimlich verſtohlene Weiſe; wer wüßte nicht, wie erfinderiſch man in ſolcher Lage wird? Wir hatten einige Freunde und Freundinnen gewonnen, die ſich uns zu Vertrauten anboten und Alles thaten, um unſere Zuſammenkünfte zu vermitteln.

Um dieſe Zeit war eine arme Schauſpielerin nach Brünn gekommen, die nicht zum Spiele gelangen konnte.

Der Regiſſeur, ein Mann von weichem, verliebtem Herzen, einſt enfant chéri des Dames, nun aber über die Jahre hinaus, wo man dergleichen Anſprüche machen darf, und von einem unerträglich ſüßlichen Weſen, nahm ſich der armen Perſon an. Er hatte eine Wohnung inne, die aus zwei geſonderten Appartements beſtand, und bot das eine davon der Verlaſſenen an, die dort einzog und ſich einſtweilen mit Sticken beſchäftigte. Der wackere Mann beſuchte ſie mit Anſtand, verſprach ihr, bei Gelegenheit an ihr Auftreten zu denken und machte ihr den Vorſchlag, ob ſie ihm nicht einſtweilen erlauben wollte, ſein Mittagsmahl in ihrer Geſellſchaft zu verzehren. Hieraus entſpann ſich ein Verhältniß, dem von Seiten des Regiſſeurs Innigkeit und Zärtlichkeit verliehen wurde, welche Gefühle jedoch die Schauſpielerin nur mit Dankbarkeit entgalt.

Das Weib meiner Neigung hatte mit dieſer Fremden Freundſchaft geſchloſſen. Die Hülfloſigkeit der Einen und die hoffnungsloſe Liebe der Andern waren zum ſympathetiſchen Bunde geworden.

Obgleich ich die ſtrengſte Discretion beobachtete, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß die Kunde meines Verhältniſſes dem Manne zu Ohren kam, einem wüſten Geſellen, der nichts weniger verdiente, als ein ſchönes, gefühlvolles Weib. Die ausdrucksvollen Augen meiner Geliebten ſagten mir bei den Proben, daß ſie eine harte Behandlung zu Hauſe erfahre und daß ihr Gemüth von Kummer, ja von Beſorgniß um mich ergriffen werde.

Ich hatte nicht lange mit dem Deuten dieſer beredten Zeichenſprache mich beſchäftigt, als mir von der Seite des Mannes eine ernſte Erklärung zu Theil wurde, die ich auf die gebührende Weiſe aufnahm. Ich verſprach ihm jede Genugthuung zu geben, er ſchlug ſie aus und begnügte ſich, mich an ſeine Rechte zu erinnern und mir die Verworfenheit meines Beginnens vorzuhalten. Aber ich dachte in jenem Augenblick nicht daran, daß die ganze Welt ſeiner Meinung ſein müſſe, ſondern erblickte in ihm nur den Tyrannen, der ein himmliſches Geſchöpf auf eine gräßliche Weiſe quälte; ich fühlte mich von Liebe durchdrungen, durch Sympathie gebunden, von der Gequälten ſelbſt zum Anwald und Rächer beſtellt. Zwanzig Jahre früher, ehe einige junge Leute es unternahmen, das freie Weib als eine neue Erfindung zu proclamiren, war ich ſchon in einem ſolchen Falle, und wer wäre es nicht früher ſchon vor mir geweſen? Guter Gott, dieſe Erfindung iſt ſo alt wie die Welt!

Mit dem Duell war es nichts und das freut mich noch heute. Es wäre mir eben ſo ungelegen geweſen, wenn der erzürnte Ehemann mir mein junges Lebenslicht ausgeblaſen hätte, als wenn ich ihm das ſeinige ausgeblaſen haben würde. Wie thöricht hätte der Mann gehandelt, von ſeinem Beleidiger ſich auch noch vielleicht das Leben nehmen zu laſſen; wie verbrecheriſch wäre es von mir geweſen, zu meiner Beleidigung auch noch den Mord zu geſellen. Wir machten die Angelegenheit friedlich miteinander aus und dies gewährte mir eine tiefe und ruhige Befriedigung, denn ich lernte den Mann ganz und gar kennen und dadurch verachten; ſelbſt die rohen Aeußerungen, die er gegen ſeine Frau ausſtieß, dienten dazu, dieſe Geſinnung gegen ihn zu verſtärken. Ich verſuchte es, ihm die Unſchuld ſeiner Frau in das hellſte Licht zu ſetzen, ich wälzte die ganze Schuld der Verführung auf mich. Ich bat und beſchwor ihn, ſeine Frau nichts entgelten zu laſſen, und verſprach dafür, jeden Umgang mit ihr einzuſtellen, ſie nicht mehr mit meinen Erklärungen zu verfolgen, ja ſie nicht mehr anzuſehen.

Dies Alles aber brachte ihn nur immer mehr in Wuth.

„Meine Frau muß es wol ſehr um Sie verdient haben, daß Sie ihr ſo das Wort reden; aber eben deshalb ſoll ſie meinen Zorn fühlen, darauf verlaſſen Sie ſich.“

Ungefähr mit dieſen Worten ließ er mich ſtehen und ich ward dadurch in die größte Unruhe verſetzt. Ich umſchwärmte das Haus des Mannes einen großen Theil der Nacht hindurch, um zu vernehmen, ob es darin Lärm und Zank gebe, und als ich nichts hörte, was darauf hätte hindeuten können, begab ich mich nach Hauſe, meine Hoffnung auf den andern Morgen ſetzend, wo die Theaterprobe uns zuſammenbringen ſollte und ich Aufſchluß zu erhalten denken konnte.

Schwach, aufgelöſt, von einer Freundin geführt, erſchien meine Geliebte auf der Probe. Sie ſchlug die Augen nicht auf, begrüßte Keinen, ſprach mit Niemandem ein Wort. Ich weiß nicht, wie ich meine erſten Scenen probirte, meine Gedanken waren bei ihr, die in der Garderobe ſaß. Endlich kommt eine Scene, die ich mit ihr zu ſpielen habe. Wir treten in die Couliſſen ab und ſie drückt mir die Hand und läßt einen Blick auf mich fallen, worin ſich ihre ganze Liebe, ſowie ihr ganzer Schmerz malt. Aber kein Wort begleitet dieſen Blick und auch ich wagte nicht zu ſprechen. Nach der Probe eile ich zu unſerer Freundin, der armen Schauſpielerin. Ich erſtaune über den Reichthum, den ich in ihrem ſonſt ſo kahlen Zimmer antreffe. Ueberall ſeidene Ueberröcke, Theaterkleider, goldene Ketten, Schmuckſachen. Ich wollte ihr eben meine Verwunderung äußern, als ich mit einem Male mehre dieſer Gegenſtände erkenne. Sie gehören meiner Geliebten. Auf meine Frage ſagt mir das Mädchen, daß Jene ihren Mann, einer empörenden Mishandlung wegen, verlaſſen habe und daß ſie mit mir und ihr entfliehen wolle; daß dieſes der einzige Weg wäre, ein Glück zu beſitzen, nach dem wir uns jetzt nur vergebens ſehnten und es trotz großer Schmerzen und Qualen in unſerer Lage dennoch nie erreichen würden.

Ich war erſtarrt. Zu einem ſolchen entſcheidenden Schritte fühlte ich nicht die Kraft in mir; ich dachte an die Folgen, die dieſes haben müßte, aber beſonders war es mir läſtig, mit meiner Heldin auch die Vertraute zugleich entführen zu müſſen, die freilich nichts dabei zu verlieren hatte und ſich auf dieſe Weiſe aus einer abhängigen Lage zu befreien gedachte, welche durch die verliebten Bemühungen des geckenhaften Regiſſeurs ganz unleidlich für ſie zu werden anfing.

Das Mädchen deutete mein Erſtarren wahrſcheinlich anders, und ohne mich darüber weiter zu fragen, ergriff ſie mich beim Arm und führte mich mit heiterm Geſicht in die Stube des Regiſſeurs, wo ich meine Geliebte mit dieſem beim Eſſen fand.

Der Anblick des ſchönen, gefühlvollen Weibes drängte alle meine Beſorgniſſe wieder in den Hintergrund und ich freute mich, von ihr ſo geliebt zu werden. Der Regiſſeur ermahnte mich zur Beſonnenheit und ſprach davon, daß er es, als Vorſtand der Kunſtanſtalt, für ſeine Pflicht halte, eine ihrer eminenteſten Prieſterinnen in Schutz gegen Unbill zu nehmen; daß er von unſerm Verhältniſſe nichts wiſſen wolle, mich ſogar bitten müſſe, ſein Zimmer nicht mehr zu betreten, ſo lange es der ſchönen Flüchtigen als Aſyl dienen würde, das er ihr einzig und allein eingeräumt, um ſie den Mißhandlungen ihres rohen Gatten zu entziehen.

Wir hörten ihm mit großer Faſſung zu. Ich lobte ſehr ſein Verfahren und wir erhoben eben die Gläſer, um auf das Wohl des wackern Freundes anzuſtoßen, als die Thür aufgeriſſen wurde und der Mann, den Hut auf dem Kopfe, mit drohender Miene hereinſtürzte.

Ein gemeiner Fluch entfuhr ihm beim Anblick der Gruppe, die wir eben bildeten, dann ſchrie er: „Du kommſt mit mir!“ und riß das arme zitternde Weib vom Sitze auf.

Der Regiſſeur war ſogleich bemüht, mich aus dem Zimmer zu entfernen; die fremde Schauſpielerin zerrte gleichfalls an mir, aber ich wankte nicht und wollte mir ein Recht anmaßen, das mir keineswegs gebührte. Keine Ueberredung, keine Gewalt wäre im Stande geweſen, mich von der Stelle wegzubringen; als aber die Heldin des Drama wieder einen ihrer Blicke nach mir ſandte und mich zu bitten ſchien, da ließ ich mich geduldig wie ein Lamm von der fremden Schauſpielerin in ihr Zimmer führen. Hier ſuchte mir nun dieſe begreiflich zu machen, wie nothwendig es ſei, die beiden Eheleute in Gegenwart des Regiſſeurs ihre Angelegenheit ins Reine bringen zu laſſen; daß die Scheidung die unausbleibliche Folge dieſer letzten Zuſammenkunft ſein müßte und daß wir dann mit größerer Ruhe Alles zur Flucht vorbereiten könnten.

Ich achtete wenig auf Das, was ſie mir ſagte, ſondern lief immer zur Thür, um zu hören, was drüben im Zimmer des Regiſſeurs ſich begab. Allein ich vernahm nichts; man ſchien ruhig weiter zu ſprechen. Endlich ließ mich die Ungeduld nicht länger weilen, ich rannte hinaus; aber als ich ins andere Zimmer trat, war das Ehepaar weggegangen und der Regiſſeur ſaß auf dem Sopha, ſeine Rolle für den Abend überleſend.

„Seid Ihr noch da?“ grinzte er mich an. „Die Beiden ſind längſt fort; ſie haben ſich auf mein Zureden verſöhnt, wie es geſcheidten Leuten zukommt. Nun ſeid aber auch Ihr vernünftig und gebt den Handel auf, es kommt nichts dabei heraus als Verdruß.“

Er hatte Recht, der Mann, das ſah ich gleich ein, und eigentlich war ich am vorigen Abende darüber ſchon mit mir im Klaren; aber dennoch überraſchte mich dieſe plötzliche Wendung und ich war nicht damit zufrieden. Trotz der vielen Sorgen, in die mich die nahe Entführung geſtürzt haben würde, nun mit einem Male aus dem Himmel eines beglückten Liebhabers in die kalte Proſa einer nüchternen Entſagung herabſteigen zu müſſen! Jedoch mehr als mich ergriff dieſe Umgeſtaltung der Verhältniſſe die fremde Schauſpielerin, die von dieſem Augenblicke an den friedenſtiftenden Regiſſeur förmlich zu haſſen begann, da ſie ſich von Flucht und Entführung am meiſten eine Verbeſſerung ihrer Lage verſprochen hatte.

Andern Tages war Redoute. Ich dachte nicht daran, ſie zu beſuchen, ſo wüſt war mir zu Sinn. Welche Freude konnte ich dort erwarten? Nur der Gedanke folterte mich, ob Sie dort ſein würde, ob Sie mit ihm tanzen, lachen würde, mit ihrem Peiniger, meinem grimmigſten Feinde. Ich wollte Ueberzeugung. Ehe ich zur Redoute ging, ſteckte ich ein Fläſchchen Laudanum zu mir, das ich mir einſt in Paris gekauft hatte und das mir bei Zahnſchmerzen ſchon oft gute Dienſte geleiſtet hatte. Es ſollte auch jetzt meine kochenden Schmerzen ſtillen!

Sie ging an der Seite ihres Mannes auf und ab und ſah ſehr bleich aus. Einige Freunde hatten ſich zu ihnen geſellt und ich ſah ſie in den Speiſeſaal treten, wo ſie Platz an einem Tiſche nahmen. Der Mann ließ Wein holen, er ſchenkte ein, man hob die Gläſer, man ſtieß an — mit ihr und — ſie that Beſcheid.

Da verließ mich faſt das Bewußtſein, krampfhaft gri meine Hand in die Taſche und zog das Fläſchchen darau hervor; zitternd leerte ich ſeinen Inhalt in den vor mi ſtehenden Wein, den ich mir an dem andern Ende deſſelbe Tiſches hatte geben laſſen. Sie folgte allen meinen Bewegungen mit den Blicken, und jetzt, als ich das Glas zun Munde führen wollte, riß ſie mir es mit Haſt aus de Hand.

„Nichts!“ rief ſie mit himmliſchem Lächeln, währen ihre Stimme die innere Angſt verrieth, „Sie müſſen vo unſerm Weine trinken!“

Und ſchnell ſchob ſie mir ein eingeſchenktes Glas zu während ſie meinen vergifteten Wein auf die Erde ſchüttete

„Alles ſei vergeſſen und vergeben!“ rief ſie; „mein Mann ſtößt mit Ihnen an!“

Er ſtand auf und that es — ich ſaß da wie vernichtet War das Maske? War es die Ahnung von dem Inhalt des Fläſchchens? War ſie wirklich mit ihrem Manne jetz ſo einverſtanden? So viel wußte ich, daß dieſer Augenblick vorüber war und ich am Leben bleiben konnte. Ich habe ſeitdem oft darüber nachgedacht und war mit dieſer Wendung keineswegs unzufrieden.

Für die fremde Schauſpielerin brachte ſie jedoch noch ganz eigenthümliche Verdrießlichkeit. Der Regiſſeur wurde zudringlicher und forderte den Lohn ſeiner Anſtrengungen. Eines Tages erklärte ſie mir, ſeine ſtürmiſchen Anträge nicht länger aushalten zu können, und daß ſie genöthigt ſei, die ihr von ihm eingeräumte Wohnung mit einer andern vertauſchen zu müſſen, die ſie ſich gemiethet. Ihre wenigen Effecten hatte ſie nach und nach in den Abendſtunden dahin zu bringen gewußt und war in dem Augenblicke, wo ich ſie beſuchte, entſchloſſen, das Haus zu verlaſſen.

„Wollen Sie mich nicht begleiten?“ ſagte ſie, indem ſie mir den Arm bot.

Unbeſorgt nahm ich die Aufforderung an und wir traten auf die Straße. Der alte Regiſſeur lag im Fenſter und rief uns nach, wir möchten bald zum Eſſen kommen. Wir lachten und gingen unſers Weges. Als der Mann bald darauf dahinter kam, daß ſeine angebetete Spröde nie mehr zu ihm zurückkehren würde, da ward er wie toll und warf mir vor: ich hätte ihm ſein Glück geraubt.

Zunächſt hatte wol das Mädchen im Sinne, ihrem Entführungsplane eifriger nachzuhängen, als dies bei dem Regiſſeur möglich geweſen wäre; auch wollte ſie ihr Zimmer uns zu ungeſtörten Zuſammenkünften herleihen. Bei ihr ſah ich nun meine Geliebte ſo oft ich wollte; faſt kein Tag verging, an dem ſie nicht ihre Freundin beſuchte; kein Abend, an dem ihr Mann beſchäftigt war, wo ich nicht Stunden lang mit ihr zuſammen ſein durfte.

Ich will dieſe ſeligen Augenblicke hier nicht zu beſchreiben verſuchen; ſie würden meinen Leſern nicht den geringſten Theil von dem Vergnügen gewähren, als ſie mir damals gewährten. Nur eines tollen Abenteuers will ich hier noch erwähnen, welches die furchtbare Polizeimacht einer öſtreichiſchen Provinzialſtadt gegen unſer Verhältniß aufrief und uns die größte Vorſicht für die Folge einſchärfte, ſowie alle Plane zu Flucht und Entführung für immer entfernte.

Ich hatte jetzt in demſelben Hauſe eine Wohnung gemiethet, wo die fremde Schauſpielerin wohnte. Nach dem Theater eilte ich gewöhnlich nach Hauſe, mir die Schminke vom Geſichte zu wiſchen, meine Toilette ein wenig zu verbeſſern und Geld zu mir zu ſtecken, um dann in einem damals beliebten Weinhauſe mit meinen Freunden zu Nacht zu eſſen. Als ich eines Abends auf die Straße trete und die Hausthür verſchließen will, da es ſchon ſpät war, ſpringt ein Mann in einem Mantel auf mich zu, der den Fuß zwiſchen die Thür ſteckt, um mich zu verhindern, ſie zuzudrücken. Ich erkenne bald den Regiſſeur.

„Was wollt Ihr?“ rief ich ihm zu.

„Ins Haus!“ war ſeine lakoniſche Antwort.

„Zurück!“ rief ich wieder, „oder ich drücke zu und quetſche Euch den Fuß ab.“

Jetzt legte er ſich auf's Bitten. Er müſſe ſeine Geliebte ſprechen, nur auf einen Augenblick, ſagt er mir; ich möge ihm den Hausſchlüſſel anvertrauen, er wolle ihn mir in das Weinhaus nach Verlauf von einer Viertelſtunde bringen.

Ich zögerte, allein ſein Bitten war ſo beweglich, daß ich endlich nachgab. Ich wurde bald darauf vom Eſſen abgerufen und mein dankbarer Freund überreichte mir mit dem Ausdrucke inniger Freude den Schlüſſel.

Da ich dieſe Sache für ſehr unſchuldig hielt, ſo lieh ich ihm nun den Schlüſſel mehre Abende hintereinander, bis eines Tages die Schauſpielerin mich darüber zur Rede ſtellte und mich bat, den Hausſchlüſſel nicht mehr aus den Händen zu geben, da die ſpäten Beſuche des Regiſſeurs ſie nicht nur ſehr beläſtigten, ſondern ſie auch ſeiner exaltirten Stimmung wegen in große Unruhe verſetzten. Die nächſte Folge hiervon war, daß ich den Schmachtenden ſchmachten ließ und, gegen ſein Bitten unempfindlich, den Schlüſſel nicht hergab.

Dies brachte ihn zu einem verzweifelnden Entſchluß. Er ſchlich ſich mit einbrechender Dämmerung in das Haus und verbarg ſich in einem Ofenloche. Nachdem Alles ſich zur Ruhe gelegt zu haben ſchien, zog er ein Lichtſtümpfchen aus der Taſche und zündete es an noch glimmenden Kohlen an; hierauf ſchlich er die Treppe hinauf und pochte an die Zimmerthür der Schauſpielerin. Dieſe erwachte entſetzt und fragte, wer da ſei.

„Ich bin's!“ war die Antwort.

Sie, die ihn erkannte, rief nun mit bebender Stimme: „Was wollen Sie?“

Es iſt mir unmöglich, die Antwort hier niederzuſchreiben, die der Wahnſinnige gab. Die roheſte Sinnlichkeit ſprach ſich darin aus. Mit fürchterlicher Anſtrengung verſuchte er es, die Thür zu ſprengen. Die Schöne verließ das Bett, um Widerſtand zu leiſten, allein vergebens. Seinen Rieſenkräften gelang es, einzudringen. Sie ſchrie nun, was ſie konnte. Der Eigenthümer des Hauſes war ein Hutmacher, deſſen Geſellen noch bei den Färbekeſſeln beſchäftigt waren. Sie eilten herzu, um der Ueberfallenen beizuſtehen. Der kühne Eindringling wurde von ihnen mit einer tüchtigen Tracht Schläge bedient und zum Hauſe hinaustransportirt. Als ſie eben damit fertig waren, kehrte ich von einem Balle fröhlich und den Kopf ziemlich montirt nach Hauſe. Man denke ſich mein Entſetzen, als ich dieſen Leuten auf der Treppe begegnete: die Geſichter trugen Spuren der Färbekeſſel, die Arme hochaufgeſchürzt, den eben ausgelaſſenen Zorn und Grimm noch in allen Mienen. Bald klärte ſich jedoch das ſchauerliche Räthſel auf, ich eilte zu dem armen Mädchen, das ſich in einem kläglichen Zuſtande der Erſchöpfung befand, um es zu tröſten; dann aber mußte ich herzlich über den Vorfall lachen.

Der tolle Verliebte ließ es jedoch bei dieſem erſten Verſuche noch nicht bewenden. Einſt ſitzen wir, ich und das Mädchen, bei einem Glaſe Punſch. Sie hatte mir von meiner Geliebten Vieles mitzutheilen und entwarf mir einen nach ihrer Meinung unfehlbaren Plan, ſie endlich aus den verhaßten Banden ihrer Ehe zu befreien und durch ſie zum Glücke zu gelangen. Ihre Aufwärterin, die nicht im Hauſe wohnte, bat um die Erlaubniß, fortgehen zu dürfen, und auch ich ſchickte mich an, daſſelbe zu thun, denn es war bereits kurz vor Mitternacht. Kaum hatte die Aufwärterin uns verlaſſen, als ſie plötzlich wieder bleich wie der Tod im Zimmer erſchien und nur die Worte herausſtieß: „Er hat wieder unten gelauert, er iſt da!“

Und gleich hinter ihr trat der Regiſſeur ins Zimmer, diesmal in einen weißen Theatermantel gehüllt, wie Don Juan ihn auf ſeinen verliebten Abenteuern umzunehmen pflegte, und ein ſchwarzes Sammetbarett tief in die Stirne gedrückt.

„Aha!“ rief er hohnlachend, „da finde ich Euch ja noch beiſammen. Nun, ich wollte nur ſehen, ob mich mein Argwohn betrüge!“

Ich trat ihm feſt entgegen und hielt ihm ſein ſchmähliches Betragen vor; er antwortete mir und es hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen uns entſponnen, als plötzlich ein durchdringendes Geſchrei meine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite lenkte. Die arme Schöne war nämlich, ohne daß wir es bemerkt hatten, die Treppe hinunter in den Hof gelaufen, um jene Macht, die ſich ihr das erſte Mal ſo hülfreich bewieſen, die Hutmachergeſellen, wieder zu ihrem Beiſtande aufzurufen. Sie war jedoch noch nicht dahin gelangt, als die Gewalt des plötzlichen Schreckens ſie übermannte und ſie, von furchtbaren Krämpfen ergriffen, im Hofe niederſank. Leblos trug man ſie jetzt ins Zimmer zurück. Es darf nicht erſt geſagt werden, auf welche Weiſe der Ruheſtörer aus diesmal das Haus verlaſſen mußte.

Jetzt wurde die Sache ernſthaft genommen und die

Polizei von dieſen Vorgängen in Kenntniß geſetzt. Man fürchtete irgend einen Ausbruch der Wuth des Wahnſinnigen, und ich ſelbſt glaubte nächſtens von ihm überfallen zu werden und verſah mich daher bei meinen nächtlichen Ausflügen mit einer Waffe.

Die polizeiliche Weiſung hatte dem unglücklichen Liebhaber jedoch eine andere Rache eingegeben, deren Nachwirkung nun eben für mein eignes Verhältniß entſcheidend wurde.

Er entdeckte nämlich der Behörde, ich ginge damit um, die Frau des Schauſpielers *** zu entführen; die Schauſpielerin, die er früher bei ſich gehabt, ſei im Complot und von ihr wiſſe er, daß das ſchändliche Werk bald ausgeführt werden ſolle. Man ließ es nun an Spähern nicht fehlen, um einem Scandale zur rechten Zeit vorzubeugen.

Aber es begab ſich, daß eines ſpäten Abends die Späher mit beſonderer Aufmerkſamkeit ihren Dienſt verſahen. Ich weiß nicht, ob eine beſtimmte Anzeige des Denuncianten oder welche andere Urſache ſie dazu vermocht hatte. Sie ſtanden in der Menzergaſſe, in der Nähe des Gaſthofs zum ſchwarzen Adler vertheilt und vigilirten nach beſten Kräften. Da wollte es der Zufall, daß in jener Nacht eine bepackte Kutſche aus dem Thore des Gaſthofs rollte. Sogleich ſpringen die Sbirren darauf los, fallen dem Kutſcher in die Zügel und der allzu eifrige Regiſſeur ſelbſt, im weißen Don-Juan-Mantel und Barett, reißt den Schlag auf und ſchreit: „Da ſind ſie!“

Die erſchreckten Reiſenden, die ſich den Ueberfall in den Straßen der guten Stadt nicht zu erklären wiſſen, müſſen ausſteigen und werden auf die nahe Polizeidirection geführt. Hier ergibt ſich, daß die Angehaltenen ein alter mähriſcher

Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft und ſeine Tochter waren, die, in einer Geſellſchaft verſpätet, jetzt eben ihre Heimreiſe antreten wollten.

Statt der Arretirten erhielt der Angeber einen derben Verweis und der durch ihn angeregte Glauben verſchwand, als beabſichtige ich mit der ſchönen Frau — durchzugehen, wie es in der Theaterſprache zu heißen pflegt.

Andern Tages war der Vorfall Stadtgeſpräch. Man lachte darüber, man ſah auf mich, man verſpottete den närriſchen Malvoglio. Der Director aber ließ mich kommen und hielt mir zugleich im Namen der Polizei einen ſehr eindringlichen Sermon, dieſe verliebten Verbindungen aufzugeben, die am Ende nicht ohne einige Gefahr für mich ablaufen konnten.

Ich nahm mir das zwar nicht ſehr zu Herzen, aber andere Neigungen entfernten mich bald von meiner Schönen, die einige Monate ſpäter mit ihrem Manne zu einem andern Theater zog. Ich habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehen; ihr Mann iſt nun ſchon viele Jahre todt und ſie ſelbſt iſt in der Theaterwelt verſchollen. Der Himmel weiß, wo ſie nun ihre Tage friſtet; der Regiſſeur iſt ſpäter in ſeiner Heimat an der Cholera geſtorben; der armen Schauſpielerin blühte ein glänzenderes Loos: ſie ſoll als Maitreſſe eines reichen Mannes in Polen eine Privatanſtellung gefunden haben; ich weiß aber nicht, ob ſie dieſelbe noch bekleidet.

Unter dieſen Abenteuern lagen meine Debüts, meine Anfänge in der dramatiſchen Kunſt. Ich kann nicht eben ſagen, daß ſie meinem Zwecke ſehr förderlich geweſen ſeien. Sie zogen mich zu ſehr ab, denn ſie raubten mir Tag und Nacht meine Ruhe und oft ſogar die Beſinnung. Aber eben ſo wenig erlaube ich mir zu behaupten, daß ich ohne ſie es weiter in der Kunſt gebracht haben würde; ich glaube vielmehr, daß ich damals mehr Talent zum Liebhaber im Leben als auf dem Theater beſeſſen habe, und daß es daher ganz angemeſſen war, das Lieben zum Hauptgeſchäfte meines damaligen Lebens zu machen.

Theater-Diplomatie.

Das Iſarthor-Theater ſollte aufgelöſt werden. Ich erzähle hier eine Geſchichte, die zwanzig Jahr alt iſt. Jetzt iſt lange ſchon keine Rede mehr davon und München iſt um ein gutes Theil trauriger geworden. Das Theater an dem Iſarthor war das luſtigſte, eigenthümlichſte in der Welt. Ich glaube, daß es im Jahre 12, dem Jahre des Weltgerichts, eröffnet wurde. Der Erbauer hieß d'Herigoyen, und war ein Portugieſe von Geburt; der Herr de la Motte war derzeitiger Hoftheater-Intendant, unter deſſen Auſpicien es erbaut wurde. Er war ein praktiſcher Mann, kannte das Theater aus dem Fundamente, wußte mit den Schauſpielern umzugehen, war faſt unabhängig, und den beim Theater Angeſtellten gegenüber mit einer Art von Allmacht bekleidet; er ſchrieb Stücke, erfand Maſchinerien und kam auf allerlei Gedanken, die er dann auch in Ausführung bringen ließ, und ſo manche zweckmäßige Einrichtung, die noch jetzt dem Münchener Theater zu Gute kommt, ließ er ins Leben treten. Damals war das Iſarthor-Theater ein Hoftheater und als ſolches ſehr beliebt. Neben ihm beſtand nur das altfränkiſche Reſidenztheater; hier wurden Converſationsſtücke, kleine Opern, Poſſen gegeben, und Alles, was groß und prächtig war, ſchickte man an's Iſarthor. Doch ich muß noch bemerken, ehe ich weiter erzähle, daß es zu jener Zeit gar kein Iſarthor eigentlich gab und daß man nur einen Platz ſo zu nennen gewohnt war, wo drei baufällige Thürme ſtanden, die noch davon herrührten. Jetzt hat München wieder ein Iſarthor, aber kein Iſarthor-Theater mehr; ich glaube, die Stadt wäre für das Letztere dankbarer geweſen! — Die Sonnabende waren die Glanztage des Iſarthor-Theaters; dann erſchien der Hof in ſeiner freundlichen, blau und weiß decorirten Loge; dann erſchien die Diplomatie und der Adel, und die lange Thalſtraße hat ſeitdem nicht wieder eine ſolche Menge von Kutſchen geſehen. Hinter der Loge des Königs war ein ſchöner, runder Saal, und darin wurde, wenn die Vorſtellung zu Ende war, Cour angenommen. Die Königin beſonders gefiel ſich ſehr in jenem Theater, und um es ihr noch angenehmer zu machen, legte der Herr Karl, Regiſſeur, in dem Logenſaale eine Camera obscura an, und die Königin fuhr manchmal mit ihren Damen bei hellem Sonnenſchein hin, ſich daran zu ergötzen. War das nicht artig? Ein Regiſſeur durfte galant gegen eine Königin ſein, und die Königin nahm es huldvoll auf.

Der gute, praktiſche Herr de la Motte verlor aber die Leitung der Theatergeſchäfte und der damalige Finanzminiſter übergab ſie einem Regierungsrath, der ein guter Financier ſein ſollte und einmal in früherer Zeit eine Dilettantenbühne in Landshut oder ſonſt wo mit vorzüglichem Erfolge dirigirt hatte. Der Herr Finanzminiſter lebte damals ſelbſt in jenem Städtchen und die Dilettanten hatten ſo herrlich ihre Sachen gemacht, daß er in des Regierungsrathes Kenntniſſe eben ſo wenig, als in ſeine eigenen dramaturgiſchen Kräfte Zweifel ſetzte. Herr Stich, dies war der neue Intendant, war ganz unbekannt bei Hofe und erfreute ſich keiner Protection an demſelben; auch war ſein Aeußeres gar nicht ſo ausgeſtattet, um ſich bei Hohen und Vornehmen einzuſchmeicheln. Denn ſage man auch, was man wolle, und lache man à belles dents bei Moriers Schilderungen von Perſien, unſere Höfe und Hofleute haben doch noch immer viel von Harum-Baſchis, Effendis, Agas, Chans u. dgl. Der wackere Herr Stich, ohne von, mit ſeinem gelben, finſtern Geſichte, mit ſeinem kerzengeraden Rücken, der ſich nur ſchwerfällig verbeugte, und mit ſeiner Unkenntniß des Franzöſiſchen, machte bei Hofe eine trübſelige Figur. Das war aber auch Alles etwas ungeſchickt von dem Herrn Stich. Das gelbe Geſicht konnte er ſich freilich nicht nehmen, aber dafür hätte er es ſtets mit Freundlichkeit übergießen müſſen, und die Damen würden gefunden haben: „qu'il avait le coloris bazané, mais tout à fait à l'Espagnole! Und daß er nichts Franzöſiſch wußte, war abermals ein ſehr großer Uebelſtand, denn der verſtorbene König liebte ſehr, dieſe Sprache an ſeinem Hofe zu hören. War es ihm zu verdenken? Verlebte er nicht ſeine ſchöne Jugend in dem herrlichen Paris? War er nicht dort „Le beau prince Max? Le bel allemand?“

Wann der König ſich manchmal vergaß und ſeiner Gewohnheit nach eine Frage franzöſiſch an ſeinen Intendanten richtete, ſo mußte es ihm ſogleich einfallen: „Ja, was mach' ich denn, der gute Mann hat ja keine Erziehung genoſſen!“ Und zu jener Zeit mußte der Intendant täglich um 6 Uhr zum Könige und nach ihm erſchien der Polizeidirector; denn der freundliche Herrſcher liebte es, ſich mit Geſchichtchen des Morgens unterhalten zu laſſen, und wer konnte deren mehr vorräthig haben, als jene beiden Beamten. Damals war die Polizei noch ſehr unſchuldiger Art, ſie war der Politik ganz fremd und hatte ſich in Bezug auf den König in gar nichts zu miſchen; denn, wenn es Jemand eingefallen wäre, über Maximilian Joſeph öffentlich eine Ungebührlichkeit vorzubringen, die Münchener Bürger hätten ihn auf der Stelle ſelbſt gerichtet, d. h. er würde eine Tracht Schläge bekommen haben und die Sache wäre abgethan geweſen.

Herr Stich, der wohl fühlte, daß ihm zum Hofmann Alles fehlte, ſuchte auf andere Weiſe ſich in Achtung zu ſetzen und verbreitete einen ſo hohen Grad von äußerem Glanze um ſich und die Bühne, daß er allerdings einige Augenblicke zu blenden im Stande war. Hierbei verlor er aber den Financier ganz aus dem Geſichte und wie er am Ende ſich nur noch ſchwindelnd auf ſeiner Höhe zu erhalten vermochte, ſo ergriff er bald Dieſes, bald Jenes, um ſich daraus eine Stütze zu bilden. So kam er auch auf den unſeligen Einfall, das Theater an dem Iſarthore aufzulöſen, um dadurch deſſen Einnahmen auch dem großen Hoftheater zuzuwenden.

Es war nämlich mittlerweile das große Gebäude entſtanden, worin noch heutzutage Comödie geſpielt wird und wo ſich bereits in wenigen Jahren fünf Intendanten ablöſten, die Alle noch am Leben ſind: Herr de la Motte, Herr Stich, Herr Baron Weichs, Herr Baron Poißl, Herr Küſtner.

Gegen das Ende des Sommers, wenn das neue Etatsjahr ſich näherte, ging jederzeit das Gerücht von der Auflöſung des Iſarthor-Theaters; immer aber waren gütige Fürſprecher da, und Alles blieb beim Alten.

Es war um eben dieſe Zeit, als im Jahre 1823 daſſelbe

Gerücht ſich wiederholte. Das Theater hieß zwar noch immer Hoftheater, war aber gänzlich von der Regieverwaltung des großen Hoftheaters getrennt. Es hatte einen kleinen Zuſchuß aus der Staatskaſſe und bezahlte ſeine Schauſpieler von dieſem und ſeinen Einnahmen, die nicht unbeträchtlich waren. Die Verwaltung führte Herr Karl als Regiſſeur, mit dem Titel eines Directors, die obere Behörde war der Intendant, Herr Stich. Mehre Schauſpieler des Iſarthor-Theaters hatten die Verpflichtung, auch auf dem andern Hoftheater in der Stadt zu ſpielen, und bezogen ihre Gagen getheilt, aus beiden Kaſſen; Andere erhielten für Aushülfsrollen, die ſie in der Stadt übernahmen, ein Spielhonorar von drei bis fünf Gulden.

Herr Karl ſelbſt war ein überaus thätiger Mann, der ſelbſt als Schauſpieler ſehr beliebt war. Früher in öſterreichiſchen Militärdienſten, war er ſehr jung nach München gekommen und bekam eine kleine Anſtellung beim Theater. Er hatte ſich dem Liebhaberfache gewidmet, konnte aber kein beſonderes Glück darin machen, bis der Zufall ihm half. Ein Wiener Stück: „Der Fleiſchhauer von Oedenburg,“ war eingeſandt worden, aber Herr de la Motte wagte nicht, dieſes Stück in München aufführen zu laſſen. Karl ſieht das Buch und erbietet ſich, die Rolle des Herrn von Springerl, worin er ſpäter excellirte, zu ſpielen. De la Motte weigert ſich, Karl beſteht darauf; endlich gibt jener nach. Die Sache machte Aufſehen. Der junge Schauſpieler erſchien in der komiſchen Maske, ſprach im Wiener Jargon, machte ſeine Späße auf die beluſtigendſte Weiſe; aber das Ganze ſprach nicht an. Er war zerknirſcht und glaubte die Wette verloren; de la Motte jedoch, der ſich nun von dem Talente, das in Karl ſchlief, klar überzeugt hatte, ſetzte das Stück wieder an und was er vermuthet hatte, traf ein, der Sieg war vollkommen. Nun wurden dem jungen Komiker in einer ganz neuen Sphäre andere Rollen dieſer Art übertragen. Der Herr von Hirſchkopf im Eipeldauer und der Purzl in der Kreuzercomödie waren die nächſten; wer dieſe burlesken Charactere von Karl jemals geſehen, wird ſich über den erſten Eindruck, den ſie hervorbringen mußten, nicht wundern. Die Stimmung war Fanatismo! Karl, immer noch erſter Liebhaber, bezog von ſeinen komiſchen Darſtellungen, zu denen er nicht verpflichtet war und die der Kaſſe ſehr ergiebig zu werden verſprachen, eine Tantième, und wie endlich der „Staberl" erſchien, öffnete ſich ihm eine Quelle von Erwerb, die ihn in dieſem Augenblick bereits zu einem ſehr reichen Manne gemacht haben ſoll.

Karl's Exiſtenz hing damals gewiſſermaßen mit dem Iſarthor-Theater zuſammen. War dieſes einmal aufgelöſt, ſo hatte auch ſeine faſt unumſchränkte Herrſchaft ein Ende und er mußte in ſeine frühern Dienſtverhältniſſe zum großen Hoftheater zurückkehren, wo er in dem Fache der erſten Liebhaber hätte wirken müſſen. Hier glänzte aber Urban bereits, der noch dazu Karl's offener Feind war, und man kann denken, daß die ſubordinirte Stellung, die dieſer dort eingenommen haben würde, nicht nach ſeinem Geſchmacke ſein konnte. Die Sache wurde indeß immer ernſter, und der Zeitpunkt rückte näher, wo ein Federſtrich des Königs das Iſarthor-Theater vernichten ſollte.

Wenn gleich der König dieſem Theater nicht abgeneigt war, Karl ſelbſt perſönlich leiden mochte und über ſeine Späße herzlich zu lachen pflegte, ſo ward dem guten Herrn, der ſo gern mit offenen Händen gab, doch immer ſo viel von Erſparniſſen vorgepredigt, daß er endlich wol nachgeben zu müſſen glaubte. Dies war auch hier der Fall.

Die Dotation des Theaters, ſo gering ſie war, konnte doch immer für etwas gelten, mehr als das aber die beſſern Einnahmen, die nach der Meinung Vieler dann das große Theater machen mußte, um ſich dadurch aus ſeiner Schuldenlaſt reißen zu können.

Es wurde Alles verſucht, um den Finanzminiſter, in deſſen Händen Wohl und Wehe lag, umzuſtimmen, allein vergebens. Eine Deputation von Familienvätern, denen das Iſarthor-Theater das kümmerliche Brod bis jetzt gegeben, machte ihre Aufwartung; ein alter Comödiant ſprach rührende Worte, ein alter Muſikant weinte dazu, und ein alter, betrunkener Zimmermann that einen Kniefall; das Ganze war förmlich probirt und wirkſam in Scene geſetzt worden, aber der harte Finanzminiſter wandte ſich ungerührt ab, und ſprach: „Es muß ſein Bewenden haben.“

Die Deputation kam ziemlich gleichgültig mit dieſer Nachricht zu Karl, weil Alle unterwegs ſchon einen Plan gemacht hatten, ſich mit heiler Haut ins Hoftheater zu retten; aber Karl, der am meiſten zu verlieren hatte, überzeugte die Leute ſo triftig von der Troſtloſigkeit ihrer Lage, daß ſie wahrhaftig zu verzweifeln begannen.

Karl ſelbſt that heimlich viele Schritte, offen konnte er nichts thun, um den Schein von ſich abzuwälzen, als ſorge er für ſich. „Was ich thue,“ ſprach er, „geſchieht, um arme Familien vom Hungertode zu retten.“

Eines Tages war er ſehr heiterer Laune. Er hatte kurz zuvor den Staberl in den Reiſeabenteuern im Beiſein des Königs gegeben und Alles aufgeboten, um darin zu glänzen. Bei ſolchen Gelegenheiten mußte man Karl ſehen, wie er während der Zwiſchenacte auf dem Theater umherſprang in der Narrenmaske und mit ernſter Miene Befehle gab, die ſehr unterwürfig ausgeführt wurden. War der

König im Theater, ſo durfte ein Zwiſchenact nicht länger, als ein paar Minuten dauern, der Souffleur durfte ſich gar nicht hören laſſen, und Alles mußte ſich übermäßig anſtrengen. Aber der König war für dieſe Aufmerkſamkeiten auch immer ſehr gnädig. Einmal ließ er den Zimmerleuten und Arbeitern Filzſchuhe geben, damit ſie nicht ſo hörbar auf den Gängen herumtrampeln ſollten; ein andermal beſchenkte er das geſammte Chorperſonal, Männlein und Weiblein, mit großen, grauen Mänteln, für den Winter u. ſ. w. Auch Karl hatte ſich ſehr oft koſtbarer Geſchenke zu erfreuen.

Dießmal hatte ihm ein königlicher Kammerdiener die Nachricht hinterbracht, daß der König in der Nacht nach der Aufführung des Staberl mehrere Male im Schlafe ſeinen Namen gerufen, wie der Staberl geſprochen, und laut gelacht habe. Das war von guter Vorbedeutung, Karl fußte auf ſo etwas bedeutend, das Iſarthor-Theater konnte nun gar nicht aufgelöſt werden. Wäre der König nicht eben in Tegernſee geweſen, er hätte irgend einen Plan gleich bei der Hand gehabt und ſchnurſtracks ausgeführt. Noch verklärte die Freude ſeine Züge, als der Kammerdiener des Finanzminiſters bleich und athemlos hereinſtürzte. Sogleich wurde ihm von Karl eine geheime Audienz bewilligt; Alles im Vorzimmer ſtand erwartungsvoll; der Kammerdiener entfernte ſich wieder, ich wurde ins Cabinet gerufen.

„Denken Sie, was ich ſoeben erfahre,“ rief mir Karl voll Entſetzen entgegen, „das Reſcript wegen Aufhebung des Theaters iſt da; heute wird es nach Tegernſee geſandt, morgen iſt es unterſchrieben und dann iſt Alles verloren, denn nie iſt noch in Baiern ein Miniſterialbeſchluß zurückgenommen worden.“

„Was iſt zu machen?“ ſagte ich gleichgültig, mehr, um etwas zu ſagen, als aus beſonderem Antheile.

„Sie müſſen nach Tegernſee,“ erwiderte Karl ſchnell.

„Ich?“ wiederholte ich überraſcht, „was fällt Ihnen ein?“

„Nur Sie ſind dazu geeignet,“ fuhr er fort. „Niemand darf etwas davon wiſſen; gehe ich hin, ſo erfährt es die ganze Stadt“ — und jetzt folgten eine Menge ſchöner Redensarten und gewählter Höflichkeiten, worin er ſeines Gleichen ſuchte.

Ich war gefangen; der Spaß ſchien mir überdies nicht unintereſſant, und ich willigte ein. Er gab mir einige Briefe mit, einen an den Grafen R., einen andern an die Gräfin T., inſtruirte mich genau, und ohne einen Biſſen noch gegeſſen zu haben, mußte ich mich in einer entlegenen Straße in den Wagen ſetzen und fuhr um die Stadt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ganz heimlich, auf dem Wege nach Holzkirchen.

Unterweges durchkreuzten ſich meine Gedanken über dieſes ſeltſame Abenteuer. Ich war fremd, kannte keinen Menſchen am ganzen Hofe, und wußte nicht einmal, was in den Briefen ſtand, die ich bei mir hatte. So kam ich nach Tegernſee. Trotz meiner Eile und daß ich Poſtpferde genommen hatte, war es bereits ſehr ſpät, als ich es erreichte.

Im Wirthshauſe abgeſtiegen, überlegte ich, wie ich meine Briefe noch am ſpäten Abende abgeben ſollte. Ich ging um das Schloß und ſah bedenklich zu den erleuchteten Fenſtern hinan. „Da oben iſt der Graf R. und die Gräfin T.,“ dachte ich bei mir, „wie ſoll ich aber zu ihnen gelangen? Und heute noch muß mein Geſchäft gethan ſein, denn Morgen mit dem Früheſten iſt das Reſcript unterſchrieben und dann kann ich mit langer Naſe heimziehen.“

Hin und her ſah ich die Dienerſchaft in den langen Gängen des Schloſſes ſtreifen, aber ich ſann ſchwermüthig darüber nach, wen ich wol anreden ſollte. Alle gingen geſchäftig an mir vorüber; Niemandes Aufmerkſamkeit erregte ich. Den Grafen R. aus den Geſellſchaftszimmern des Königs herausrufen laſſen, ihm den Brief des Herrn Karl einhändigen, dies wäre ſo plump geweſen, hätte eine fatale Aufmerkſamkeit erregen, den Grafen in üble Laune verſetzen können, mit einem Worte, eine ſolche Thorheit kam mir wahrlich nicht in den Sinn.

Wie ich noch ſo in der Halle ſtand, kam aus dem hintern Ende des Ganges ein großer Mann auf mich zu, der ein Stümpchen Licht in einer Laterne trug, womit er die Lampen des Corridors angezündet hatte. Ich ſah ihm ſchon lange zu und dachte daran, daß Ofenheizer und Lampenanzünder oft in Paläſten die einflußreichſten Perſonen ſeien, und daß man auf der Hintertreppe am leichteſten zu geheimen Audienzen gelange. Jetzt ſchien der Mann ſein Geſchäft beendigt zu haben und trat aus dem Thore, um über den Weg zu ſchreiten. Ich blickte ihm nach und folgte ihm dann.

„Was iſt das hier für ein langer, erleuchteter Flügel, jenſeit der Kirche?“ hieß mich mein guter Genius ihn fragen.

„Das iſt das Bräuhaus“ entgegnete mein Mann.

Ich athmete hoch auf; das Bräuhaus! ein glücklicher Wurf! Jetzt war ich ſicher, ein erfolgreiches Geſpräch mit meinem Lampenanzünder anknüpfen zu können. Ich maß keinen Augenblick den Abſtand von ihm zum Grafen R., ſo gewiß war ich jetzt ſchon meiner Sache.

„Dort können Sie einen guten, kühlen Trunk haben; auch ich gehe dahin, wollen Sie, ſo begleiten Sie mich,“ dies waren die Worte meines Lucifers.

Ich nahm die Einladung mit großem Dank an und ließ mich von ſeinem Laternchen ins Bräuhaus leiten. Neben mir rauſchte der See; der Mond beſchien die Königsalte; ich blickte flüchtig darauf hin, jetzt aber hatte ich keinen Sinn dafür.

In der großen Trinkſtube ſaßen Lakaien von allen Farben beim Spiel und Trinken, bei Lachen und Schwatzen. Zwiſchen den blauen Baiern leuchteten Jäger und Ruſſen, Franzoſen und Engländer, deren Herren, die Geſandten, ſich an dem ländlichen Hoflager des Königs aufhielten. Mir fiel wieder gewaltig der Muth, wie ich ſah, mit welcher ſubmiſſen Miene mein fettiger und rußiger Führer zwiſchen den blanken Herren hindurchſchlüpfte und grüßend ſein Winkelchen am Ende der Stube einnahm. Ich ſetzte mich neben ihn. Er wollte Neuigkeiten aus München wiſſen, und ich rückte damit heraus, daß man das Iſarthor-Theater auflöſen wolle. Wie erſchrak da aber mein guter Führer! Ich kann es nicht beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf ihn machte. Und weshalb?

Er ſelbſt war Lampenputzer an dieſem Theater geweſen und hatte dort die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend verlebt; durch Karl's Verwenden war er endlich zu ſeinem jetzigen Poſten befördert worden, und nun ſprach er von Dankbarkeit und ſchien ungemein gerührt. Dieſe Stimmung war mir willkommen, und ich eröffnete ihm leiſe die Wichtigkeit meiner Sendung und wie Alles davon abhinge, noch heute den Grafen R. zu ſprechen.

Stillſchweigend erhob ſich mein neuer Freund und, mit bedeutender Miene mir zulächelnd, trat er zu einigen Kartenſpielern und beſprach ſich mit ihnen; dann kam er wieder zu mir.

„Jetzt den Grafen zu ſprechen, iſt durchaus nicht möglich,“ fing er an. „Er ſpielt mit dem König und dem ruſſiſchen Geſandten, und ihn von der Partie wegrufen zu laſſen, iſt nicht rathſam. In einer Stunde jedoch zieht ſich

Sr. Majeſtät zurück, und dann ſpeiſen die Herren zu Nacht im Kaiſerzimmer. Ich poſtire Sie dann an eine Stelle des Corridors, wo der Graf nach aufgehobener Tafel, wenn er ſich in ſein Schlafzimmer begibt, vorübergehen muß.“

„Wie werde ich aber den Grafen erkennen?“ fragte ich, „ich habe ihn im Leben nie geſehen.“

„Wozu wäre denn ich?“ fragte mein neuer Gönner, „ich bleibe ja bei Ihnen ſtehen, rufe dem Grafen zu, und ſage: da iſt ein Herr aus München, der Ew. Excellenz ſprechen will.“

Bravo! dacht' ich mir, das iſt eine ſeltene Vorſtellung! doch was wollte ich machen, mir ſchien die Sache auf ſolche Weiſe am leichteſten zu geben. Ein etwas plumper Abweg freilich, wenigſtens konnte ich aber darauf rechnen, nicht abgewieſen zu werden, und in der Anrede hatte ich es ja in meiner Gewalt, dem Hofmanne eine beſſere Meinung von meiner Lebensart beizubringen. Ich dankte Freund Lampenpuzer herzlich und nahm ihn mit mir ins Wirthshaus, um während des Stündchens bis zur Audienz einige Gläſer Punſch mit mir zu trinken. Dieſe ſchmeckten aber meinem Gönner ſo gut, daß er mir erwiderte, ſo oft ich aufbrechen wollte: „Wir haben noch Zeit, die Herren tafeln lang; ſein Sie unbeſorgt, ich ſtelle Sie ſchon auf den rechten Plaz.“

Endlich war es eilf Uhr und ich drängte ihn zum Aufbruch. Erhizt von Punſch führte er mich zum Schloſſe. Seinem Amte getreu konnte er keine Schnuppe ſehen und hielt ſich daher bei jeder Lampe auf, wo wir vorüberkamen. Dies Alles verurſachte noch mehr Aufenthalt. Es befremdete mich, die Gänge ſo verödet zu finden; mein Führer ſprach kein Wort, und ich folgte ihm Trepp' auf und ab.

die Kreuz und Quer, bis wir auf einen prächtigen Vorplatz gerathen waren.

„Jene Thür führt in das Kaiſerzimmer,“ ſagte mein Führer, „wo die Tafel gehalten wird.“

Aber Alles war ſtill; Niemand ließ ſich ſehen, die Lampen brannten dunkel, ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Freund Lampenputzer guckte durch's Schlüſſelloch.

„Alle Wetter!“ rief er, „ſie haben ſchon abgegeſſen!“

„Was?“ ſchrie ich entſetzt.

„Und ſind ſchlafen gegangen,“ fuhr er gelaſſen fort. Mit dieſen Worten hatte er die Thür geöffnet. Ich blickte in den prächtigen Saal, wo einige ſchläfrige Lakaien halbgeleerte Gläſer vollends austranken. Sie ſchnauzten uns an, aber mein Freund ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Er fragte nach dem Grafen N. und fügte hinzu, er habe einen Herrn aus München, der den Grafen ſogleich ſprechen müſſe. Man erwiderte: der Graf habe ſich ſchon zurückgezogen.

„Das iſt prächtig!“ rief er, „nun kommen Sie nur ſchnell!“

Und abermals Trepp' auf und ab, durch Gänge und Säle, befanden wir uns endlich in einem langen Kreuzgang, wo Thür an Thür, die Wohnungen der Geſandten und Hofkavaliere ſich befanden. Das Schloß war bekanntlich ein Kloſter geweſen und hier hatten die Mönche früher ihre Zellen gehabt.

An einer halbgeöffneten Thür blieb mein Führer ſtehen und machte ſie ein wenig weiter auf. Sie knarrte ſo ſtark, daß ich erſchrak. Wie? wenn der Graf ſchon geſchlafen hätte? Inwendig wurde heiſer gehuſtet, dann unverſtändlich geſprochen, ein ſchöner, langer Jäger erſchien und fragte barſch: „Was es gäbe?“ Ich fragte, ob es möglich wäre, Se. Excellenz zu ſprechen, ich käme eben von München und hätte eine Angelegenheit, die für mich von der größten Wichtigkeit ſei.

Der Jäger ſagte: Se. Excellenz ſchliefen bereits.

„Von wem? und was will der Menſch?“ ſchrie aber Se. Excellenz ſehr gnädig. Mein Führer merkte das gleich, lachte ſchelmiſch und ſagte: „Sehen Sie?“ Dann, ohne mir Zeit zu laſſen, rief er: „Vom Director Karl!“

„Hat er einen Brief?“ fragte der Graf. Ich hatte ihn ſchon dem Jäger gegeben und dieſer war damit ins Zimmer gegangen. In banger Erwartung blieb ich ſtehen; mein Freund beurlaubte ſich und ich drückte ihm die Hand und verſprach, ihn am andern Tage aufzuſuchen, um ihm den Erfolg zu verkündigen. Nach einer Weile wurde die Thür von innen geöffnet und der Jäger deutete mit der Hand, daß ich eintreten ſollte. Ich ſtand in dem Schlafgemache des Grafen. Er ſelbſt ſaß ganz entkleidet auf dem Bette, den Untertheil ſeines Körpers mit einem ſeidenen Schlafrocke zugedeckt, den offenen Brief in der Hand.

„Ja, was wollen Sie, daß ich jetzt in der Nacht beginnen ſoll?“ fragte er mit einem ſchläfrigen Geſichte.

Ich entſchuldigte mich mit meiner verſpäteten Abreiſe von München, und mit der dringenden Nothwendigkeit, aber der Graf ließ mich nicht ausreden:

„Schon gut, ſchon gut!“ ſagte er, „aber was iſt jetzt zu thun? Morgen um Sieben werden dem Könige die Sachen zur Unterſchrift vorgelegt und dann iſt Alles vorbei. Halt, wenn's nur nicht ſo ſpät wäre! Sieh einmal, Jean, ob beim Staatsrath K. drüben noch Licht iſt.

Der Jäger öffnete den ſeidenen Vorhang, ſchaute durch's Fenſter und meldete, daß Alles ſtockfinſter ſei.

„Nun wolan!“ ſagte Se. Excellenz, „ſo iſt für heute nichts zu machen. Morgen, mit dem Früheſten, laſſe ich den Staatsrath kommen, er hat das Portefeuille vom Finanzminiſter erhalten und legt die Sachen dem Könige vor. Wir wollen ſehen, was zu machen ſein wird.“ Er fragte nun noch Verſchiedenes über die Lage der Dinge, und ich that, was ich konnte, den Grafen für die Intereſſen des Theaters einzunehmen. Dies war in der That nicht ſchwer, da gerade zu derſelben Zeit ein junges Mädchen ſich bei dieſem Theater befand, welches Se. Excellenz ſehr in Affection genommen hatte.

Es war die Tochter eines armen Tagelöhners, der ſich mit Holzhauen den kümmerlichen Unterhalt erwarb. Sie war ſo ſchön, als ihre Lage kläglich, und Beides war ungewöhnlich. Dieſes mußte ſie aber auch dem Rande des Verderbens nahe bringen. Da wollte es der Zufall, daß eine Perſon vom höchſten Range, die ſchon damals einer großen Beſtimmung entgegenging, auf einſamem Pfade, gewiegt in dichteriſchen Phantaſien, oder vielleicht im Nachdenken über die politiſche Lage der Welt verſunken — wer vermöchte das zu beſtimmen? — dem ſchönen, armen, zerriſſenen Kinde begegnet. Alles fällt an ihr auf. So ſchön iſt Keine, ſo maleriſch lumpig Keine, ſo dumm, zutraulich ſchaut Keine aus himmliſchen Augen. Man bleibt ſtehen, man fragt und antwortet, das Intereſſe wächſt und die hohe Perſon geleitet das Kind zu ihrer Wohnung und verſpricht für ihr Schickſal zu ſorgen.

Andern Tages ſieht man die arme Schöne wieder; ihre einfache Naivetät entzückt immer mehr und es wird beſchloſſen: ſie auf den Weg der Tugend, den ſie ſchon zu verlaſſen begonnen, zurückzuführen. Das erſte Geſchenk, das ſie aus der hohen Hand erhält, iſt ein ſchwarz eingebundenes Gebetbuch: „Gott iſt die reinſte Liebe“ von ckartshauſen. Ein Blatt iſt eingeheftet und darauf ſteht: „Zur chriſtlichen Erbauung, von ...., ... Da ſie bereits eine verderbliche Verbindung eingegangen war und einige Schulden hatte, ſo erfolgte von derſelben hohen Hand eine Obligation über die unbedeutende Summe, ſolche in monatlichen Raten von 25 Gulden für die ſchöne Büßerin zurückzuzahlen. Hierauf beſchränkten ſich jedoch dieſe Wohlthaten nicht. Zur damaligen Zeit konnte man die hohe Perſon täglich den Weg zur Madame Karl nehmen ſehen, die außerhalb der Stadt wohnte, um ſie zu bewegen, das Mädchen ins Haus zu nehmen und ſie zu ihrer Schülerin zu bilden. Madame Karl mochte vorbringen, was ſie wollte, der Weg der Tugend mußte nun einmal gebahnt werden, und dazu ſchien die Bildung zur Schauſpielerin und ein Engagement am Iſarthor-Theater allerdings der feſteſte Grund zu ſein. Das Mädchen wurde endlich bei einem alten, armen Schauſpieler untergebracht, und Madame Karl fing wirklich an, ihr einige Rollen einzuſtudiren, und ſo geſchah es, daß die arme, verlaſſene, dem Verderben geweihete Schöne nach einem Jahre am Iſarthore Comödie ſpielte, die herrlichſten Kleider hatte, vielen Leuten den Kopf verrückte, aber überaus tugendhaft war, denn der hohe Gönner hatte die Vorſicht gebraucht, ſie unter Aufſicht zu ſtellen, und eben Se. Excellenz war es, welche mit dieſem Ehrenamte bekleidet worden war. Später ging die Schöne nach Wien und lebte hierauf in den Armen eines reichen ungriſchen Magnaten zu Temeswar, wie ich aus ſichern Quellen weiß. Sie ſegnete den Zufall, der ſie den Weg der Tugend finden ließ.

„Für die Nanni könnte man etwas thun,“ meinte Se. Excellenz, „die dürfte an's Hoftheater kommen.“

Ich ſtellte jedoch alle Unmöglichkeiten vor, und meinte, ſie würde, mit dem Sturze des Theaters, München gewiß verlaſſen; endlich da ich ſah, wie ſchläfrig wir Beide, ich und die Excellenz, geworden waren, beurlaubte ich mich, nachdem Letztere mir noch die Verſicherung ertheilt, Alles zum Beſten des Theaters veranſtalten zu wollen, und mich für den andern Tag um 8 Uhr zu ſich beſchieden hatte.

Ich entfernte mich, nicht ohne Hoffnung. Am andern Morgen erblickte ich zum erſten Male das Paradies, wo ich geſchlafen hatte. Der See lag in ſeiner ganzen Lieblichkeit vor mir, die Luft erquickte mich, und ich ging froh bewegt dem Schloſſe zu, um Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen.

Ich fand den Herrn Grafen bei der Morgentoilette und ſehr gedrängt. „Ich habe bereits um 6 Uhr den Staatsrath kommen laſſen,“ geruhete er mir ſehr gnädig zu verſichern, „auch er war empört über die Hartnäckigkeit, womit das arme Theater, das uns ſo vielen Spaß macht, verfolgt wird. Der Herr v. L. . . begreift nicht, was Noth thut. Will er Einſchränkungen machen, ſo fange er mit andern Dingen an. Außer der Aufhebung des Iſarthores wird die Bewilligung von zehntauſend Gulden zur Ausſtattung der Oper „Zelmira“ vorgelegt, welche bei den Vermählungsfeierlichkeiten im November aufgeführt werden ſoll. Auf dieſen Umſtand bau' ich viel; der Staatsrath wird beide Reſcripte zugleich vorlegen, und ich wette, daß dies günſtig wirken wird. Jetzt habe ich Eile. Se. Majeſtät fährt mit dem ruſſiſchen Miniſter nach Kaltenbrunn, und ich bin von der Partie. Ich werde ſuchen, von dem Theater manches gute Wort fallen zu laſſen. Um halb zwei Uhr ſein Sie hier, dann kleide ich mich zur Tafel um, und Sie ſollen das Reſultat wiſſen.“

Ich entfernte mich, machte eine Promenade am See, und bald ſah ich die königliche Gondel die Silberfluten durchſchneiden. Nun ſchien mir der Augenblick gekommen, der Gräfin T. aufzuwarten, um auch von dieſer Seite der Sache Unterſtützung zu verſchaffen. Der Vormittag war vergangen und ich ſpähete emſig nach der Gegend von Kaltenbrunn; endlich erſchien die Gondel, der König ſtieg aus, und ich verbarg mich wohlweislich, um nicht ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, weil er dann ſogleich die kleine Intrigue durchſchaut haben würde, die man ihm geſpielt hatte. Kaum war der Graf ins Schloß getreten, ſo folgte ich ihm in einiger Entfernung; er bemerkte mich und lud mich freundlich auf ſein Zimmer. Er entkleidete ſich raſch, und während der Jäger ihm ein friſches Hemd über den Kopf warf, ſing er auf franzöſiſch an: „Ich kann Ihnen gute Nachrichten geben, Alles iſt gewonnen. Se. Majeſtät haben ſich bei der Waſſerfahrt ſehr gnädig über das Theater ausgeſprochen. Sagen Sie Karl: daß er feſter ſteht als je.“

Ich verbeugte mich tief.

„Der Staatsrath K. gebrauchte den Kunſtgriff,“ fuhr er fort, „die beiden Reſcripte wegen Auflöſung und Zuſchuß zugleich vorzulegen. „Was iſt das?“ fragte Se. Majeſtät. Der Staatsrath erörterte es in wenigen Worten. Da ſagten Se. Majeſtät höchſt zornig! „F . . . . e!“ ſtampften dabei mit dem Fuße, warfen die Feder hin und ſchoben beide Reſcripte fort. Beide wurden ohne Unterſchrift wieder in das Portefeuille gepackt. Der Herr v. L . . . wird ſich wundern! Doch das war vorauszuſehen von dem guten Herzen des Königs. Hier ein Inſtitut auflöſen, einer kleinen Erſparniß wegen und dort eine ſo große Summe für Tand und Trödel wegwerfen, dieſer Gegenſatz mußte wirken. Jetzt leben Sie wohl! Sagen Sie Karl, daß er ohne Sorge ſein möge, und daß wir die Angriffe ſeiner Feinde ſchon zurückſchlagen wollen.“

Er war angekleidet und rannte, ſich den Schweiß trocknend, in die Antichambre. Ich bedauerte den wackern, gefälligen Hofmann herzlich und dankte ihm aus warmem Herzen.

Freudig trat ich meinen Rückweg an. Spät am Abend erreichte ich München. Ich fuhr bei Karl's Hauſe vor, wo die erſten Mitglieder des Theaters meiner Rückkunft ſehnſüchtig harrten. Sie ſaßen bei einer dampfenden Punſchbowle und ſchlürften das Lieblingsgetränk mit angehaltenem Athem, dem heranrollenden Wagen lauſchend. Ich brachte meine Relation kurz und bündig vor; Alle jauchzten.

„Haſt Du's gehört?“ rief Karl, „der König hat F . . . . e! geſagt, und mit dem Fuße geſtampft.“

„Ich habe nicht Alles verſtehen können,“ ſprach leiſe Madame Karl im Nebenzimmer, die, von der Migraine geplagt, im Bette lag, und ich wurde zu der hübſchen Frau geführt und mußte Alles noch einmal erzählen. Ich bekenne aufrichtig, daß ich mich diesmal nicht kurz faßte, ſondern es an Umſtändlichkeiten nicht fehlen ließ, um deſto länger in der reizenden Nähe zu bleiben.

Das Theater aber wurde nicht nur nicht aufgelöſt, ſondern es erfreuete ſich eines viel bedeutendern Zuſchuſſes als früher, und Karl wurde ſein unumſchränkter Director. Mir aber verſchaffte mein Eifer, den ich an den Tag gelegt, den Poſten eines Theaterſecretärs, den ich, nicht ohne einiges Glück, achtzehn Monate hindurch bekleidet habe. Kurz nach dem Regierungs-Antritte des jetzigen Königs zog Karl mit ſeiner ganzen Geſellſchaft nach Wien. Ich aber hatte ſchon früher meine Anſtellung aufgegeben.

Der alte Staberl.

Das Unbedeutendſte, Geringfügigſte in den Augen vieler Leute ſpielt in dem Leben Anderer oft eine große Rolle, dient ihrem Schickſale zum Wendepunkte, oder durchkreuzt ihren Lebenspfad auf eine merkwürdige Weiſe. Das Letztere war bei mir mit der bekannten ſüddeutſchen Luſtſpielfigur, Staberl genannt, der Fall. Sie erſcheint mir jetzt noch als die perſonificirte Luſtigkeit der Jugend; liebliche Gegenden, ein lebendiger Strom, eine heitere, reiche Stadt, redliche und geſellige Freunde, mein eigenes, offenes, hingebendes Gemüth, Alles, was mich damals umgab, wird wieder lebendig um mich. Ein verlornes Paradies!

Es war in Frankfurt, wo ich, ſehr jung noch, Staberl begegnete. Er machte dort große Senſation. Die Frankfurter wurden nicht ſatt, ihren poſſierlichen Gaſt zu bewundern. Die Leute drängten ſich ſo ſehr herbei, daß ein dicker Bürger aus Sachſenhauſen an der Theaterkaſſe todtgedrückt wurde. Wir bekamen gerade in jener Zeit nichts als eine hausbackene Comödie an den Schauſpielern in Frankfurt zu bewundern. Weidner leiſtete in Stücken, wie ſie Kotzebue ihm lieferte, Angenehmes; Leißring war komiſch lang, ſchon ſein Ausſehen machte die beſte Wirkung; der phantaſtiſche Lux, der vom Mönch Schauſpieler geworden war, tummelte ſich noch am Freieſten in dem Gebiete der Poſſe herum, und was er gab, ſtreifte oftmals an das Ideale. Die Leute meinten aber, er übertreibe. Da ſprang mit einem Male, geharniſcht, gleich der Minerva aus dem Götterkopfe, ein ganz fertiger Narr, ein buntſcheckiger, harmloſer, echt deutſcher Narr in nie geahnter Liebenswürdigkeit in das Alltagsleben der bretternen Welt hinein. Er kümmerte ſich nicht um Anſtand und Uebereinkommen, wie wir ſie kannten, denn er brachte Beides auf ſeine Weiſe mit, und man war bereit, es dafür gelten zu laſſen. Selbſt alte, grämliche Leute, welche dies und das dagegen vorbringen wollten und ſehr ernſthafte Geſichter ſchnitten, konnten die Worte dazu nicht ausſprechen, weil das tollſte Lachen ihnen den Mund weit aus einander riß. Er beluſtigte uns einige Wochen lang auf das Herrlichſte, dann zog er fort, und wie auch ich ſpäter Frankfurt verließ, entſchwand das bunte Bild meines lieben Clown immer mehr und mehr aus meinem Gedächtniſſe, und zuletzt erinnerte ich mich ſeiner nur noch bei Gelegenheit ſeiner jungen Frau, die er bei ſich hatte, die aber nicht zu ihm paßte, weil ſie mir weder närriſch, noch luſtig erſchienen war, ſondern recht angenehm ſentimental, mit tiefſchwarzen Augen voll Liebesfeuer, einem Geſicht, weiß und roth, und einem Näschen ſtatt der ſtolzen Naſe, welches alle jene aufgezählten Eigenthümlichkeiten einer Italienerin für die Deutſche, zwiſchen Rhein und Donau geboren, mit vollſtem Rechte in Anſpruch nahm.

Einige Jahre darauf — in Breslau — gab es eine ganz artige Theatromanie unter uns jungen Leuten. Und das hatte ſeinen guten Grund. Ein Verein von Talenten war dort beiſammen, von denen man ſich nicht zu viel verſprach. Ich nenne davon nur Seydelmann, Anſchütz und den Komiker Schmelka. Wir wurden mit ganz guter Theaterkoſt genährt und bei unſerm Appetite wählten wir nicht ſo ſtreng die Schüſſeln aus. Man tafelte uns einige ſpaniſche und engliſche Gerichte auf, Kotzebue brachte gut geſalzene Ragouts, Müllner heizte ſeinen neuen Zugofen mit Macht, und ſein ſpaniſcher Wind und andere Soufflés wurden freundlich hingenommen. Da mit einem Male erklingt es erſt fern, dann näher, erſt leiſe, dann ſtärker, der Parapluiemacher Staberl werde ſeine Aufwartung machen.

Ein ſeltſames Gefühl wie Heimweh kam über mich. Ich konnte nicht Ruhe gewinnen, bis ich die Bekanntſchaft meines Narren erneut hatte. In der ſtolzen Hauptſtadt Schleſiens, die von dem Landbewohner nur „Groß-Braſſel“ genannt wird, ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen. „Wie? ein Narr von der Donau, ein dummer Kasperl will es wagen, vor uns zu erſcheinen?“ Die Aeſthetiſchen fügten hinzu: „Wir, genährt mit Calderon's myſtiſcher Milch und Shakeſpeare's hiſtoriſchem Marke, ſollen nun mit Poſſen aus der Leopoldſtadt regalirt werden?“ Viele Patriotiſche bemerkten: „Wir ſind Preußens und nicht mehr Oeſterreichs!“ Sonſt ſprachen ſie nichts aus, aber Jeder konnte leicht denken, daß ſie ſo toll waren, ſich nunmehr für klüger zu halten. Kurz, wo man hinhorchte, ſchienen die Gemüther meinem ehrlichen Narren eher ab- als zugewendet. Die Zettel, die ſeine Erſcheinung meldeten, wurden indeß an die Straßenecken geklebt und ich konnte die Stunde kaum erwarten.

Da pocht's an meine Thür und herein tritt ein mir wohlbekannter dicker, großer Mann, der Niemand anders war, als der Regiſſeur des Theaters und erſte Heldenſpieler. Ich mochte ihn nicht leiden, ſeitdem ich ihn einmal als Wallenſtein vom Publicum bewundert ſah. Die Urſache ſeines Beſuchs war Staberl. Mein Herz ſchlug. Sein Anliegen beſtand darin, einen Vers zu haben, der am Schluſſe des Stücks transparent erſcheinen könnte, um das Ganze ſinnig zu krönen. Eine großartige Idee, die in ſeinem eigenen Hirne entſprungen war. Ich war entzückt; ich dankte ihm für das Vertrauen, das er mir ſchenkte, mit ſehr gerührten Worten, und nannte ihn in der wonnigen Zerſtreuung, welche ſich meiner bemächtigt hatte: Herr Wallenſtein. Er aber war herablaſſend genug zu erwidern, er heiße nur Nagel. Der Vers ſollte indeß gefunden werden, und die Augen feſt auf einen Punkt der Decke gerichtet, die Lippen bewegend und die Finger in leiſem Zucken begriffen, etwa wie Pipe in Peregrine Pickle, wenn er ſeinen Sang anſtimmen ſoll, war ich darüber her, eine zweite Zeile mit correſpondirendem Reime zu ſuchen, denn die erſte war mir wie ein Bliz durch's Gedächtniß gefahren. Herr Nagel durfte nicht lange warten. Der Vers war da, er lautete:

„Fortan umfang' uns Harmonie,
Uns Alle deck' Ein Parapluie!“

Er war zufrieden, ſehr zufrieden, ſprach von Honorar, von bedeutendem Talente, meinte, ich ſollte es einmal mit etwas Größerem verſuchen, da ich doch nunmehr in die Reihe deutſcher Theaterdichter rühmlichſt eingetreten ſei, und lief mit ähnlichen Verſicherungen im Munde und meinem Vers im Kopfe fort, um ihn nicht drucken, ſondern, wie die Egypter ihre Geſetzesreime in Felſen, meine Verſe in ſtarker Pappe aushauen zu laſſen. Dies Intermezzo hatte mich glücklicherweiſe um etwas Zeit gebracht, die mir bis zum Anfange des Schauſpiels ſehr lang wurde. Ich war Einer der Früheſten im Theater. Es war leer, aber Männer ſaßen darin, die für Viele gelten konnten. Die ganze Gelahrtheit, ernſte Weiſe, Naturphiloſophen und Geſchichtſchreiber hatten ſich eingefunden, bis herunter zu dem loſen Völkchen der Belletriſten. Sie ſaßen auf den Bänken da herum wie bei Shakeſpeare und Calderon, und meinten, nun werde alle Herrlichkeit der luſtigen, näſchigen und hochgeprieſenen Kaiſerſtadt an der Donau über ſie kommen, die göttliche Thorheit, der bunte Wahnſinn, eine geniale Luſtigkeit, ein Lachkrampf ohne Ende Sie freuten ſich im Voraus, einmal aus der hohen Region des Denkens und Forſchens in die höhere zu gelangen, wo man weder denkt noch forſcht, und ſich blos ſelig fühlt.

Staberl erſchien. Es war ſein rother Rock, ſein grauer Hut, die blaue Weſte, die Schnürſtiefeln à la Tyrolienne, der krumme, dünne Zopf. Mein Auge erkannte ihn ſogleich, aber mein Herz ſprang ihm nicht entgegen. Meine Blicke ſtreiften zu der Gelehrtenariſtokratie, die ſich einmal in ihrer Weisheit einen guten Abend machen wollte. Aber die Verklärung des Lachens hatte ſich noch nicht über ihre Züge verbreitet, und ſie ſaßen da, ſo ernſt, als brüteten ſie über irgend einem ihrer großen Werke, dazu hatte ſich der Ausdruck getäuſchter Erwartung geſellt, und dieſe Miſchung gab ihren ſonſt nicht bedeutenden Phyſiognomien einen Anſtrich erhabener Dummheit.

Ich war aber ſehr unglücklich, wie ich das Alles bemerkte. „Wer ſchafft mir den Rhein her und den Main mit ihren heitern Ufernbewohnern!“ dachte ich in einem fort. „Die Luſtigkeit hat viel Anſteckendes, und darum ergriff ſie dort auch mich. Dieſe Schleſier, nicht Slaven, nicht Deutſche, nicht norddeutſch, nicht ſüddeutſch, Juſte milieu-Menſchen, ſie können nicht lachen, nicht weinen. Iſt dieſer Staberl etwa nicht gut?" ſo ſagte ich in einem fort.

Aber er war in der That nicht gut, dieſer Staberl, ich ärgerte mich über ihn und ſchwärmte dann zum Rhein; meine frühern Jünglingsjahre fielen mir ein, ich ſeufzte einmal über's andre, dazwiſchen ſchwebte das Bild der holden Frau mit den nächtlichen, ſternflammenden Augen, mit der ſchwimmenden Sentimentalität im Blicke vor mir vorüber; wo war ſie? Mußte ſie nicht Staberl's Erſcheinung nothwendig ergänzen? Alles, Alles wünſchte ich mir wieder zurück; ſelbſt den todtgedrückten, dicken Bürger aus Sachſenhauſen mit dem blauen Geſichte — nein! der da vor mir war der rechte Narr nicht, oder — ich ſelbſt war es nicht mehr. Am Schluſſe ſangen ſie ein Lied. Ich ſchreckte in die Höhe, wie ich die Muſik vernahm. Die Profeſſoren und Gelehrten hatten ſich erhoben, um ſtehend, wie auf dem Sprung, noch eine Strophe des Liedes mitzunehmen, und mit einigem Stolz fiel mir nun meine Theaterdichterweihe von dieſem Morgen ein; ich blickte nach der Bühne, die mir ſeit einer Stunde ganz entſchwunden war. Das Transparent war da, aber irgend ein Sachverſtändiger, vielleicht der gelehrte Dramaturg des breslauer Theaters, der den Oſſian überſetzte und Sanscrit verſtand, hatte einen Apoſtroph ſtatt eines Buchſtaben von mir angebracht, um den Reim richtiger zu machen. Ich las:

„Fortan umfang' uns Harmonie,
Uns Alle deck' Ein Parapl'ie!"

Die Verbeſſerung war ſo, daß ſie Staberl ſelbſt gemacht haben konnte. Es war mein erſtes Lachen an jenem Abende.

Kurz darauf ſah ich Wien. Meine Freude war natürlich. Wien erſchien dem Norddeutſchen vormals wie Eldorado. Wir verſtehen heutzutage unter „vormals“ zehn Jahre. Ich wußte alle Herrlichkeiten Wiens an den Fingern herzuzählen, aber ſonderbar genug, neben der Ambraſer Sammlung und der Gemäldegallerie, dem Stephansthurm und dem Prater, dem Kinderballet, der Brühl und dem Aufreiten der ungariſchen Nobelgarde am Neujahrstage, ſprang mir immer der Gedanke jubelnd im Kopfe herum, daß ich meinen Staberl wieder ſehen würde, meinen fou chéri, meinen fou par excellence, mit ihm meine Jugend, meinen Frohſinn, kurz, den ſingenden Baum mit goldenen Blättern des Mährchens. Ich durfte nicht lange warten. Mein Glück tauchte bereits am Ende der Jägerzeile auf; es galt nur, es zu haſchen. Anſchlagzettel, klein, grau, ſchlecht gedruckt, klebten neben einander an einem Eckhauſe. Alle waren ſie gleich elend ausgeſtattet und doch waren ſie ihrem Weſen nach ſo verſchieden. Sie hatten etwas von der unſcheinbaren Tracht der hohen römiſchen Cleriſei am Aſchermittwoch. Da ſtanden die Namen aller Derer, die dem Publicum am Abende ihre Späße vormachen ſollten; ernſte und heitere, geſungene, geſprochene und getanzte. Ob auf dem Zettel ſtand: von den k. k. Hofſchauſpielern oder Hofoperiſten, ob er die mit Gold aufgewogenen Füße Roziers und der Millière für den Abend verhieß, oder ob er die belachten und verachteten Gottheiten der Volksbühne in der Leopoldſtadt nannte, die bezaubernden Genien des Wiedener Kunſttempels, die am Tage barfuß und bettelnd davor herumliefen, oder die Tableaufiguren Seligmann's, der großartigen Caryatide in den winzigen Hallen der Joſephſtadt: das Papier aller Zettel war gleich ſchlecht, der Druck gleich elend, die Namen klebten alle auf gleiche Weiſe an der Straßenecke, über Schmuz und Unrath aller Art, und nur das Einzige mochte als Vorzug gelten, je öfter die beiden

Buchſtaben k. k. auf dem Zettel zu leſen waren. Bei dem Burgtheaterzettel beliefen ſie ſich, wie ich glaube, auf 123.

Ich las dieſe Zettel jeden Morgen mit einer inſtinctmäßigen Neugier. Einſt — es war am 30. October des Jahres 1818 — ſtehe ich an einem ſchönen Herbſttage wieder vor meinen Zetteln und leſe: Taſſo, von Goethe; Aline, Ballet; der Berggeiſt, großes Kinderballet; der luſtige Fritz, von Meisl; der Elephantenrüſſel, Pantomime. Ach! es war keine Nahrung für meine ſeltſame Stimmung, ſo ſcharf ich auch hinblicken mochte, die Titel der Vorſtellung blieben dieſelben. Es ging mir wie einem Lottoſpieler, der ſtets mit Sicherheit glaubt die erhoffte Terne auf dem Aushängeſchild des Collecteurs zu ſehen, und ſich nicht überzeugen will, ſchon wieder den Satz verloren zu haben.

Noch ſah ich die Zettel an und dachte an andere Dinge dabei, als ſich plötzlich ein roher, dicker Arm mir vor die Augen ſenkt, wie eine Wolke vor meinen ſonnigen Träumereien. Denn ich will nur geſtehen, daß ich an den Rhein, an meine Jugend, an meinen Narren und ſeine Frau gedacht und, an der Ecke der Jägerzeile ſtehend, mich ganz in eine ideale Welt erhoben hatte. Der Arm war aber kein Traum, ſondern Wirklichkeit. Er war mit einem etwas zerriſſenem Aermel von grobem, ſchäbigem, dunkelblauem Tuche bekleidet und trug an ſeinem Ende eine ſtark geröthete Hand mit dicken, behaarten Fingern, welche darüber her waren, den Zettel vom luſtigen Fritz vor meinen ſehenden Augen herabzureißen. Nun erhielt ich einen ziemlich ſtarken Stoß, der mich bei Seite ſchob, und eine zweite Hand erſchien, welche die Mauer mit einer glänzenden Feuchtigkeit bepinſelte, worauf nun beide einen andern Zettel klebten, den ſie ſtreichend glätteten und befeſtigten. Dann verſchwand die Erſcheinung eben ſo ſchnell, als ſie gekommen war, und ich konnte mich wieder näher drängen. Wie ward mir aber, als ich Folgendes las: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Raimund wird heute aufgeführt: Staberl oder die Bürger in Wien.“ Taſſo, Aline, Berggeiſt und Elephantenrüſſel, die Meiſterwerke der dramatiſchen wie der choregraphiſchen Scene verſchwanden, ich bedauerte jetzt, nur die Arme und Hände und nicht den ganzen Körper jenes Engels betrachtet zu haben, durch den dieſe Zettelmetamorphoſe bewerkſtelligt worden war. Ich war geneigt, ihn für einen Boten meines Schutzgeiſtes, wenn nicht für dieſen ſelbſt zu halten. Mein trüber Sinn war fort, alles längſt Hingeſchwundene lebte wieder auf, nur Geträumtes umgab mich wirklich, ich überzeugte mich davon, daß das Leben ein Traum ſei, da Traum und Wirklichkeit ganz eins und daſſelbe ſind, und die Träume die größere und ſchönere Hälfte unſeres eigentlichſten Lebens ausmachen. „Hab' ich dich endlich wieder, meine Jugend!“ rief ich entzückt aus und dachte mir dabei den Inbegriff alles Glücks: meinen Narren! die hübſche Frau! den grünen Rhein, den gelben Main! mich ſelbſt, den ich auch verloren hatte! Ich aß dieſen Mittag vortrefflich und mit beſtem Appetite im goldnen Pfau in der Leopoldſtadt. Ich hätte mich nicht entſchließen können, dieſe Vorſtadt an jenem Tage zu verlaſſen, gleichſam als ob dort ein himmliſcher Zauber um mich waltete, deſſen Kraft erlöſchen könnte, wenn ich die Schlagbrücke paſſirt haben würde.

Der Abend ſah mich in dem dunkeln Parterre der Leopoldſtadt. Die erſten Scenen des jungen berliner Dichters mit der Tochter des Herrn Redlich, ſo klar und künſtleriſch ſie die Expoſition des Stücks bilden, erſchienen mir nichtig. Ich hatte keinen Sinn für Bäuerle's Größe; nur Staberl wollte ich haben, meinen Narren aus Prädilection! Und ein Männchen trat ein, mit preciöſen Kappenſtiefeln, ganz ernſtem Frack und anſtändigem Hute in der Hand. Seine Miene war trocken, ſeine Haltung Achtung erregend, ſein Mund weit und ſein Dialekt breit. Es war ein Bewohner Wiens, wie man ihn täglich auf dem Tandelmarkte, in der Kirche, Sonntags im Würſtelprater erblicken kann, ich ſelbſt durfte nur den Arm ausſtrecken, um einem ſolchen die Hand zu drücken, der doch noch viel echter war, als der Mann auf dem Theater, den nichts als das geſchminkte Geſicht und ein kleiner Höcker auszeichneten. Das war Staberl nicht, nicht mein rheiniſcher Staberl! Unglaublich! Und hier in ſeiner Vaterſtadt ſo entartet. Ich warf meinen Haß auf das leopoldſtädter Theater, weil es meinen letzten Traum zerſtört hatte. Ich wußte nun, daß mir meine Jugend unwiederbringlich verloren war.

Meine Jugend ſollte mir dennoch zurückkehren! Durch einen ſeltſamen Zufall, den ich bei anderer Gelegenheit erzählt habe, kam ich nach München Ich hatte wenig von dieſer Stadt gehört, weil man damals noch wenig im übrigen Deutſchland von ihr zu ſprechen pflegte. Am Abende vor meiner Abreiſe von Wien ſagten mir meine Freunde, es gebe keine Kaffeehäuſer dort, und bedauerten mich, weil ſie wußten, daß ich das ſüdliche Kaffeehausleben ſehr gern habe. Was mir nun hierdurch an Lebensannehmlichkeit entging, ſollte mir auf andere Weiſe reichlich erſetzt werden. Man denke: ich ſollte meinen Staberl dort finden, den echten, nicht zu verkennenden, nicht zu verleugnenden Narren, in ſeinem barocken Anzuge, mit der unvergleichlichen Miene, worin Dummheit und Liſt, Gutmüthigkeit und Bosheit zu ganz gleichen Theilen den ſeltſamſten Contraſt bildeten, mit der grotesken, hölzernen Beweglichkeit eines echten Policinell und den lustigen Scherzen, die von seiner anstoßenden Zunge gleich einer Cascade sprudelten.

Das war er, wie er leibte und lebte. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder, und die ganze abweichende Art und Weise, wie das bei andern Erscheinungen derbe und dabei etwas phlegmatische Publicum ihn aufnahm, wie es ihm entgegenlachte, wenn er kam, nachjauchzte, wenn er ging, bewies mir deutlich, daß er es war. Er war jung und derselbe geblieben, und neben ihm saß und ging die hübsche Frau, und ihr Auge war eben so getaucht in Schwärmerei, ihre Farbe war roth und weiß, nur ihr Umfang hatte etwas zugenommen. Aber ich war ernster und älter geworden, das fühlte ich nun, wenn ich gleich — den Jahren nach — von allen Leuten jung genannt wurde. Doch machte es mich selig genug, daß ich meinen Staberl wieder hatte, und diese Seligkeit kämpfte auf sonderbare Weise mit meinem Aerger, daß ich älter geworden war und nunmehr über Staberl's Späße hinweg in die schönsten Augen blicken konnte, und zwar nicht nur in die Augen der hübschen Frau, sondern in die eines jungen Mädchens. Ja, mein Wesen war ernster geworden, ich hatte meine Blicke auf's Solide gerichtet, ich ließ mich von Staberl's Tollheiten umschwirren und konnte mich dabei verlieben, und wie sich, meiner damaligen Richtung nach, von selbst versteht, sehr ernst. So von Liebe und Heiterkeit umgeben, nahm mein früher trüber, dann ernster Sinn eine immer lebhaftere Färbung an; das Glück kehrte wieder und es fehlte zur Jugend nichts mehr als die Jahre.

Diese wuchsen indeß mit Riesenschritten und des Lebens Mitte war längst vorüber, als ich mich zum zweiten Male in München befand. Es hatte ein imposantes Kleid von

Stein in der Zwiſchenzeit um ſich geſchlagen, mir war es aber doch noch kenntlich. Nur einige Leute wollten von großen Veränderungen ſprechen. Mein idealer Narr war zwar längſt fortgezogen, um ſeiner Heimat zu zeigen, wie gröblich ſie durch den falſchen, plumpen, ſpießbürgerlich-materiellen Narren gefoppt worden war. Mir lag nicht viel daran. Das unbeſtimmte Sehnen, das ſich unmittelbar an die fortziehende Jugend ſchließt, verſchwindet nach und nach, oder wird vielmehr von reellen Intereſſen verdrängt. Nur ſeltſame, auffallende Ereigniſſe können es wieder in uns hervorrufen. So ging es auch mir.

Von München aus iſt es ſo lockend, Italien zu beſuchen. Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen. Die erſte Muße und etwas überflüſſiges Geld, und ich ſaß im Wagen. Mein erſtes Ziel war Venedig. Bereits hatte ich einen genußreichen Tag dort verlebt; San Marco, der Palazzo ducale und eine lange Gondelfahrt nach dem Lido mit ſeinen Volksſpielen hatten ihn ausgefüllt. Der zweite Morgen trieb mich an, den Thurm des Marcusplatzes zu beſteigen. Eine deutſche Inſchrift unter einem Regenſchirm fällt mir an einem jener kleinen Laden auf, welche den Schaft des Thurmes umgeben. Ich trete näher und leſe zu meiner Verwunderung die Worte: „Niedl Staberl, bürgerlicher Parapluiemacher und Stadtführer.“ Daß ich meinen Augen kaum traute, wird man ſich denken können. Alſo keine Erdichtung, kein ſchönes Bild der Schöpferkraft eines Künſtlers! Hier holte Bäuerle ſeine Begeiſterung! Was aber iſt Bäuerle's Staberl? Jener Staberl iſt's, der mich entzückte, der Narr meines Lebens, meiner Seele, mein ſchöner Jugendtraum, der kann im Leben nur einmal wieder gefunden werden!

Ich trat in den Laden; ein junger Menſch fragte, ob ich Regenſchirme kaufen oder die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein nehmen wollte. Ich bat mir aber vor allen Dingen Entzifferung der Inſchrift aus. „Den Namen, den Sie auf dem Schilde leſen, mein Herr,“ fing er in gutem Italieniſch an, „trug mein armer Vater. Er iſt ein Wiener von Geburt und trieb neben ſeinem Geſchäfte noch das Amt eines Cicerone mit großer Virtuoſität. Allerdings hatte er gewiſſe Eigenheiten, die ihn bei allen Fremden, vorzüglich bei ſeinen Landsleuten, ſehr beliebt machten.“ — „Und iſt er geſtorben?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte der Inhaber des Ladens mit einem tiefen Seufzer. — „Gottlob!“ rief ich freudig aus, „ſo kann ich ihn ſehen und ſprechen! Wo iſt er? Wo?“ — „In San Rocco,“ ſagte der Andere betrübt. — Ich aber lachte: „Dort mußte ich ihn ja wiederfinden! Wir Menſchen ſind Thoren, daß wir der Chimäre Glück raſtlos nachrennen; es iſt ſo nahe das Glück. Einſt habe ich es beſeſſen in Frankfurt in meiner Jugend, und wie ich auch ſeitdem die Schauſpielhäuſer durchſucht, der Kunſt nachgeſpürt, wo ich ſie witterte — nichts fand ich, was mich getröſtet hätte. Mein Glück ſchien verloren; aber Gottlob! es ſchien nur ſo; ich habe es wieder im Narrenhauſe von Venedig!“ — Der junge Staberl ward verlegen. Er glaubte, einen Geiſtesverwandten ſeines Vaters vor ſich zu ſehen. Der Höflichkeit wegen mochte er mir wol noch einige Worte ſagen wollen. „Wahrſcheinlich hat mein Vater Sie einmal ſchon in Venedig herumgeführt?“ — „Keineswegs!“ rief ich ſchnell, „und dennoch kenne ich ihn und will ſogleich zu ihm, um ihn einmal wieder zu ſehen, den erſehnten Freund!“ — „Ich werde Sie begleiten,“ ſprach der junge Menſch, und während er Ueberrock und Hut nahm, fragte er noch: „Ihren Namen, mein Herr?“ — „Ich bin der Prinz Zerbino, der dem guten Geſchmacke nachreiſt," rief ich in einem Anfalle von Luſtigkeit. Und der junge Menſch verſtummte von nun an ehrerbietig, da er den Stand und Namen ſeines Gaſtes erfahren hatte. Wir beſtiegen eine Gondel; keine Unterhaltung wurde gepflogen; wie wir aber den großen Kanal hinauffuhren, nannte mein Staberl, der Cicerone, gleichſam wie aus Gewohnheit, einige Paläſte und ihre Erbauer, ich aber dachte an mein Feſt im Narrenhauſe und hörte die Namen: Palazzo Peſare, Palladio, Sanſovino, Tiziano, wie im Traum.

Wir hatten unſern Narren bald erreicht. Seine Umgebung jedoch hauchte den reinen Spiegel meiner Freudigkeit ſehr bald an und trübte das Glas. Um uns ſpreizte ſich ekelhafter Wahnſinn. Gelbe, vertrocknete Weibergeſichter mit ſchwarzrothen Augen, gleich glimmenden Kohlen, ſteife Haare, wie eines Pferdes, um den Kopf, in barok-phantaſtiſchen Lumpenkram gehüllt, ſtiegen ſtolz wie Pfauen auf und ab, dazwiſchen huſchten und ſprangen wild ausſehende Männer, reich mit Haaren bewachſen, halb nackt hin und her und ſchrien uns an mit gellender Kehle, wie Affen und Arras in einer Menagerie. Das war nicht die Narrheit, die ich ſuchte. Ich griff an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, woher ſein Drehen käme, und war froh, als ich ihn noch ganz feſt auf meinen Schultern ſah. Es war übrigens das erſte italieniſche Tollhaus, in dem ich mich befand. Nur einmal hatte ich eine wahnſinnige Italienerin geſehen. Es war die hübſche, junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers in meiner Vaterſtadt. Ich ſah ſie jeden Morgen, wenn ich in die Schule ging, auf der Brücke ſtehen, in einem feuchten Kleide, das beim ſtärkſten Winde ſie ſtarr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie ſah beſtändig den Weg zum Thore hinan. Dort ging's nach dem Rhein und ſo weiter nach Frankreich. Ein fremder Soldat hatte ihr verſprochen, ſie gewiß heimzuholen, und nun ſtand ſie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das ſie beim Abſchiede getragen, legte ſie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde ſie in einem ungewohnten nicht ſo leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, und ſie immer reinlich und geſchmückt daſtehen wollte, wuſch ſie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an, und es hatte die Farbe verloren und war hie und da zerriſſen und ganz ſo unkenntlich geworden wie ſie ſelber. Man erzählte, daß ſie auf die Frage, wer ſie ſei, nichts erwiderte, als: „Ich bin Braut!“ Ich hatte es nie gehört, denn mir fehlte das Herz, ſie durch eine vorwitzige Rede zu ſtören. Dafür aber bemerkte ich ſeit einiger Zeit, weil ich ſie deſſenungeachtet ſehr aufmerkſam beobachtete, daß ſie nicht mehr die Straße zum Thore hinan ſah, ſondern über das Brückengeländer in den Strom. Dies jagte mir Angſt ein, ich dachte an ein Unglück, aber Niemand wollte daſſelbe glauben. Eines Morgens ſtand ſie nicht mehr da und, wie ich Mittags aus der Schule kam, ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen. Dies war die einzige Italienerin, die ich toll geſehen. Sie ließ ein wehmüthiges Gefühl in mir zurück, welches jetzt in Italien wieder lebendiger in mir erwacht war; aber im venetianiſchen Tollhaus war nichts, das mir ihr Bild vergegenwärtigen konnte. Jenes hübſche, gefühlvolle, liebende Weſen möchte wol überhaupt auch unter den vernünftigen Italienern ſchwer anzutreffen ſein. Es war eben eine Jugenderinnerung.

Der alte Staberl ſaß aber wirklich vor uns. Er erſchien mir eine wichtige Perſon im Staate, die auf Penſion geſetzt worden war und ſie nun gemächlich verzehrte. „Sie ſind ein großer Diplomat, ein Sterngucker,“ hatte ihm einſt ein reiſender Lord, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe im erſten Akte der „Bürger in Wien“ zugerufen, und nie ward ich mehr davon durchdrungen, wie jetzt. Wie bei Polonius, ſchimmerte bei aller Narrheit der feinſte Hof- und Weltton hindurch, bei allem Stolze die ſcheinbar größte Herablaſſung, Nachgiebigkeit, ſogar Unterwürfigkeit. Man bemerkte es ſogleich, daß dieſer Narr im Umgange mit Vornehmen alle Feinheit, Gewandtheit und Lebensweisheit errungen hatte, und oft mochte ich mich überreden, die Narrheit ſei nur verſtellt, um die Vernunft zu täuſchen. Seine Phantaſien beſchränkten ſich übrigens auf Verhandlungen mit fremden Prinzen und großen Herren, die ſich ihm naheten, um durch ihn mit Venedigs glänzender Vorzeit und ihren Denkmälern bekannt zu werden. Es war die Verklärung ſeines früheren Geſchäfts als Cicerone, er hatte ſich in die reinſte Region des Seins erhoben und genoß das Glück eines wahrhaft Seligen.

Wie ſein Sohn mich als den Prinzen Zerbino vorſtellte, erhob er ſich ein wenig von dem Säulenſtumpfe, worauf er ſaß, verbeugte ſich und ſprach mit Würde: „Ich bitt', Ew. Gnaden, nur einen Augenblick. Es iſt mir eine große Ehr', wer aber früher kommt, der mahlt zuerſt. Ich muß nur gleich mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord von Harriſon, fertig werden, mit dem ich einſt ſo glücklich war, mich auf Reiſen zu befinden“ Nun führte er ein weitläufiges Geſpräch mit der blauen Luft; denn Niemand, außer uns, befand ſich in der Nähe. Er ſtieg in Gedanken die Rieſentreppe hinan, zeigte den Fleck, wo Marino Falieri enthauptet wurde, den Saal der Bibliothek, die kleine Treppe, die zu den Bleikammern führt, endlich dieſe ſelbſt. Und ſo eilte er von einem intereſſanten Punkt zum andern. Hunderte von Namen und Jahrzahlen aufrechnend, mit bewundernswerther Kraft des Gedächtniſſes. Ich ſtand vor ihm, ganz im Anſchauen verloren. Es war derſelbe Staberl, den ich einſt in Frankfurt gekannt, nur gealtert, ehrwürdiger, verklärter. Und den Mann haben ſie ins Tollhaus geſperrt! dachte ich bei mir ſelbſt und wagte dieſem Gedanken keine Worte zu geben. Kann die Welt glücklich ſein, wenn man ſolche Narrheit daraus verbannt? Ich mochte eine ſeltſame Miene machen, der junge Menſch, der mich hierher geführt, näherte ſich beſorgt: „Mein Vater, erhitzt von dem vielen Sprechen, wird jetzt bald in wildere Tollheit übergehen, dann ſchlägt er um ſich und könnte leicht auch Ew. Durchlaucht beleidigen.“ Er zog mich beim Arme fort, indem er noch ſagte: „Ach, der alte Mann war ein prächtiger Menſch voll Scherz und Laune, er erheiterte alle Welt und that Niemand etwas zu Leide. Da haben ſie ihn auf's Theater gebracht, und das hat er ſich zu Herzen genommen und darüber den Verſtand verloren.“

Nun erſt wurde mir's klar, daß auch ich den Verſtand verloren hatte; daß Wirklichkeit und Täuſchung ſich meiner Sinne bemächtigt hatten und ſie wild durch einander rüttelten. Mir war es lieb, wie ich das Freie erreicht hatte und das angenehme Schaukeln der Gondel fühlte; aber klar ward es mir nicht, wer der eigentliche Staberl geweſen: der ideale des Theaters, meine frühere Jugenderinnerung, oder der wirkliche im Tollhauſe zu Venedig. Die Bewegung der Gondel und das Hinſtrecken auf ihr weiches Lederpolſter ſchläferte mich ein, und mein letzter Gedanke vor dem Einſchlafen war: „Jenes war der Jugendtraum von Glück, wie ihn jeder höher begabte Menſch einmal in ſeinem Leben hat; dieſes iſt das Glück der reifern Jahre.“

Erſt da ich wieder erwachte, fiel es mir ein, daß ich ja zu fragen vergeſſen hatte, wo denn die hübſche, ſchwärmeriſche Frau hingekommen ſei. Ich wollte auch dieſes noch erſchöpfen, um mich ganz zu überzeugen. So ruhig, als es mir nur immer möglich war, trat ich wieder in den Laden Riedl Staberl's, des Parapluiemachers, am Campanile des Marcusplatzes. „Meine Mutter iſt längſt geſtorben,“ antwortete der junge Menſch mit einer gewöhnlichen Trockenheit, „jedoch war ſie weder hübſch noch ſchwärmeriſch. Da ſind Ew. Durchlaucht ſchlecht berichtet worden. Sie war eine gute Frau, die Tochter eines Krämers in Chioggia, ſehr religiös und fleißig. Und auch mein Vater war damals ein ordentlicher Mann. Sie müſſen ſich ihn nicht ſo denken, wie Sie ihn geſtern geſehen haben. Er trug ſonſt nicht die närriſche Kleidung, ſondern ging, wie ſtille, arbeitſame Bürger ſich zu kleiden pflegen.“ Und nun zeigte er mir die Garderobe des Alten, und ich ſah zu meinem Erſtaunen den wiener Staberl der Leopoldſtadt, wie ich ihn vor Jahren geſehen, Bäuerle's Staberl, wie er ihn dem Leben geraubt und auf die Bretter verpflanzt; aber der himmliſche, ideale Narr war es nicht, wie ihn mir die Kunſt und das Tollhaus gezeigt, Beide entflammte ein göttlicher Wahnſinn, Beide thronen auf den Höhen des Lebens. „O mein Glück! Mein Glück!“ ſeufzte ich in mich hinein, als mich die Gondel nach Meſtre zurücktrug, und Venedig mit allen ſeinen Herrlichkeiten verſank hinter mir in den Lagunen des adriatiſchen Meeres. Ich konnte keinen Blick mehr dahin zurückſenden.

Bald lebte ich wieder einſam in München. Der Faſching rollte dort die alten Leierwalzen von Tanz, Maſkerade und fader Thorheit ab, unbekümmert darum, welchen Anklang ſie fänden. Der Faſching iſt bereits ſeit einer großen

Reihe von Jahren in den meiſten Städten gleich langweilig, nur die Tanzluſt findet ihre Rechnung dabei. Ich glaube kaum, daß unſere Urgroßväter, lebten ſie noch, ſich erinnern könnten, wann Masken ſinnreich, ihr Geſpräch witzig, die Unterhaltung auf Bällen geiſtreich und der Faſching überhaupt erheblich genannt werden durfte. Für unſere Zeit ſcheint er die Bedeutung verloren zu haben.

Es war am Faſchingdienſtage, als ich, um einen Freund zu beſuchen, über den Platz ging, wo das Theater ſteht. Die Thüren waren weit geöffnet; die Caſſirer ſaßen da, die Wache wurde ſichtbar, die Billetteurs, die Zettelverkäufer; kein Zweifel blieb, es wurde Comödie geſpielt. Mein Gott! Am hellen, lichten Mittage! Bei dem Scheine dieſer freund- ichen Winterſonne! Arme Schauſpieler! Wenn die ganze Welt ſich vernünftig ſonnt, müßt ihr in den öden Kata- omben eurer Kunſt das abgedroſchene Spiel treiben. Niemand wird euch ſehen wollen, Niemand eurer Rede horchen, traurige Spaßmacher! Mit dieſen Gedanken war ich n die Halle getreten und inſtinktmäßig weiter in den engen Raum des Hauſes.

Wie ſehr aber hatte ich mich geirrt! Alle Thüren ſtan- en weit auf und ſelbſt in den Gängen hielt ſich regungs- os eine neugierige Menge. Ich gewann nur mit einiger Mühe einen Standpunkt, von dem mein Auge die Bühne erreichen konnte. Zuerſt erblickte ich zwei Frauen, unbe- eutende Worte, die ich nur halb verſtand, hin und herwerfend. Plötzlich ſtimmen die mir zunächſt Stehenden ein normes Gelächter an, das ſich wie ein Lauffeuer verbreitet nd wie der Donner einer ſtürzenden Lawine anwächſt. Bis n die fernſten und höchſten Winkel des Saales erſchallt es, nd nun tritt — ich ſehe es mit freudigem Erſtaunen — Staberl durch die offene Thür, ſo jung noch, wie ehemals,

in ſchönen neuen Kleidern, mit ganz hübſcher Miene u
hell klingender Stimme. Darum hatten ſich die vielen Le
verſammelt; ſie waren da, um den lieben Kerl, den e
zigen Spaßmacher zu bewundern, den wieder ewige, göt
gleiche Jugend zierte. Ich wollte mich mit ganzer Se
dem Schauſpiele leihen, mich iſoliren in der Menge u
erproben, welchen Eindruck jetzt die Erſcheinung auf m
machen würde. Das Lachen, das unaufhörlich um m
erſchallte, hätte mich nicht geſtört, wol aber der ew
Refrain: „Wie fade! Wie abgeſchmackt! Es iſt nicht au
zuhalten!“ Es waren junge Leute, die ſich ſo vernehm
ließen, in demſelben Alter, worin ich damals war, als
Staberl's Bekanntſchaft zum erſten Male in Frankfurt g
macht hatte. Aber ſie hatten nicht Unrecht; denn auch
nahm die Farce bald für Das, was ſie war: eine Maskera
für den Faſching erſonnen. Den Staberlrock hatte der Ma
kenverleiher hergegeben, Alles war dem echten Staberl a
gelauſcht worden, aber Er war es nicht. Dies war e
nüchterner Spaß, jene Thorheit hatte ihre tiefernſte Sei
Nein, ich widerſpreche nicht, ſie hatten Alle Recht, die wä
rend des Lachens behaupteten: „Es iſt fade! Nicht zu
Aushalten! Abgeſchmackt!“

Und traurig ſchlich ich heim. Ich fühlte nun wied
tief, daß ich mein Narrenideal nie mehr im Leben wied
finden würde. Er iſt nirgends mehr vorhanden, der gu
phantaſtiſche Schalk, er iſt alt geworden und penſioni
Wollt ihr ihn finden, ſo ſucht ihn in S. Rocco zu Venedi

Ganz einſam ſaß ich Abends bei meiner Lampe u
ſchrieb dieſe Erinnerung nieder. Draußen war Faſchin
die Wagen rollten durch's offene Thor meines Wohnhauſe
vor meiner Zimmerthür rauſchten die ſchönſten Masken vo
bei und über mir wurde getanzt; denn im Hauſe wur

Ball gehalten. Da ſchlug es zwölf — die Muſik verſtummte. Der Aſchermittwoch brach an und mich ergriff eine bangere Wehmuth. „Und warum dieſe Wehmuth mich ergriff?“ „Weil ich meinen Narren für ewig verloren habe!“ antwortete ich laut der Stimme, die jene Frage tiefinnerſt leiſe an mich richtete. Und nun blickte ich auf und ſah in dem Spiegel neben mir meine alternden Geſichtszüge und mein ergrauendes Haar, und Thränen drangen aus dem Auge, wie ich zu ſehen glaubte — ich mußte den Kopf wegwenden.

Dramaturgiſche Streifereien.

Erinnerungen.

Fünf und zwanzig Jahre ſind vorüber, ſeitdem Friederike Bethmann eine Reiſe von Berlin aus durch die Provinzen machte, um auch andern Leuten als den Berlinern das Vergnügen an ihrem Spiele zu gewähren. Es war im hohen Sommer und ſehr heiß, als eines Abends ein Freund zu mir mit der Meldung ins Zimmer trat, die Bethmann iſt ſoeben ganz unerwartet eingetroffen. Ich wüßte nicht zu ſagen, was jetzt wol im Stande wäre, mich in ſolche Extaſe zu verſetzen, als jene Nachricht. Nach dem erſten Taumel der Freude ſtiegen mir jedoch einige Zweifel auf. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß dies glückliche Ereigniß wirklich zugetroffen ſei, und ohne ein Wort zu ſagen, griff ich nach meinem Hute und rannte wie toll durch die ganze Länge der Stadt, wol eine halbe deutſche Meile, bis zum erſten Gaſthofe, um mir Gewißheit zu holen. Und richtig — ſie war da! Ich ſah noch die Wache vom Wagen heben, ich hörte das niedliche berliner Kammermädchen der großen Künſtlerin einen Accuſativ ſtatt des Dativs liſpeln, kurz

Sie war in unſeren Mauern, um alle Herrlichkeit ihrer Kunſt vor unſeren erſtaunten Blicken zu entfalten.

Wer wird mir's verdenken, daß ich an meinen daheim gebliebenen Freund nicht weiter dachte, ſondern mich froh, neugierig und mit einem Anſtrich von Großſtädterei unter die Fremden miſchte, die ſich um Loyal's table d'hôte reiheten. Man ließ die Suppe kalt werden und die Löffel ruhig liegen, denn das dicke Fremdenbuch ging von Einem zum Andern, um den Namen zu bewundern, den eine weibliche Hand — ob die der Künſtlerin oder des Kammermädchens, wußte man nicht — hineingekritzelt hatte. Man ſprach nur von Ihr. Ein Jeder wußte Anekdoten und — wunderbar genug! — nicht eine einzige zu ihrem Lobe. Man ſprach von ihrem freien Leben, das ſie führte; von den Witzen, welche ihr erſter Mann, der bekannte Komiker Unzelmann, über ſein eheliches Verhältniß mit einem hohen Grade von Selbſtverläugnung zu machen pflegte; von artigen und reichen Gendarme-Offiziers — wohl zu merken, daß die preußiſchen Gendarmen jener Zeit nach altfranzöſiſcher Sitte die Kron- und Leibgarde des Königs waren. Man wußte, daß ſie gar nicht mehr ſchön ſei — daß ſie fünf Schnüre Perlen trage, um ihren Kropf zu verbergen — und endlich — daß bereits achtundvierzig Sommer über ihren Scheitel dahingeflogen waren! Ich ärgerte mich im Stillen über alle dieſe Geſpräche; ſie ſtörten meinen Ideenſchwall — und bald verließ ich die Geſellſchaft, ohne das Ende der Tafel abgewartet zu haben.

Allein mit mir ſelbſt ſuchte ich mir ein Bild der Künſtlerin nach den Andeutungen der Tiſchgeſellſchaft zu entwerfen, um mich nicht vergebens in Hoffnungen zu wiegen, die nur ſchmerzlich zerſtört werden wären. Eine kleine, fünfzigjährige Frau, mit einem breiten, ziemlich unbedeutenden

Geſichte, einem ſtattlichen Kropfe und einem dadurch widerwärtig tönenden Organe, die kommt hieher, um uns die ſchöne Königin Maria, die liebliche Fanchon, ein Klärchen, eine Aline, Nina und Johanna d'Arc darzuſtellen? Ich dachte mir, ihre Kunſt muß an Zauberei grenzen, wenn ſie uns alles Das erſetzen ſoll, was ihrer Perſönlichkeit abgeht. Und wahrlich, wir waren nichts Schlechtes zu ſehen gewohnt, wir hatten, ſo gut wie andere Städte, Mädchen mit ſchmucken Geſichtern und alten und jungen Anbetern, voll derber Natürlichkeit, wie ſie auf unſeren Feldern wuchs, mit einem mildernden Couliſſenfirniß übertüncht; Frauenzimmer von tüchtigen Stimmen, die aus dünnen Röhrenhälſen tönten, die mit Anſtand ein Geſchenk anzunehmen wußten und keine Antwort ſchuldig blieben; mit einem Worte — die friſche, hausbackene Kunſt, huldigungsſüchtig, begehrlich und neidiſch, wie ſie überall zu treffen iſt. Ich überdachte das Alles genau, und da fiel mir ein, daß jene Berichterſtatter der Loyal'ſchen table d'hôte alle zu dieſer oder jener Fahne geſchworen hatten, und mithin, ihren kleinen, heimiſchen Schätzchen zu Liebe, die fremde, große Künſtlerin herabſetzen wollten. Das ärgerte mich gewaltig und als ich am nächſten Abende im Theater war, erfüllte mich eine ſolche Bosheit gegen dieſe unbedeutenden Geſchöpfe und ihre Champions, daß ich ganz verächtlich von ihnen zu mir ſelbſt ſprach: „Die langen, ſchlanken, jungen Gelbſchnäbelchen haben nicht einmal einen Kropf und wollen ſich der Bethmann vergleichen!“ Ich ſprang entzückt von meinem Sitze auf, als aus einer Seitenthür des Proſceniums, wie es damals üblich war, ein ſchwarzgekleideter Schauſpieler in escarpins heraustrat und für den andern Tag „Maria Stuart und Madame Bethmann“ verkündigte. Ich erwiderte ihm ſeine drei Reverenzen mit einem aufrichtigen Refreute und hätte gewünſcht, daß alle Andern mit mir gleich gefühlt hätten.

Am Nachmittage des folgenden Tages war ein befremdliches Leben in allen Straßen, die zu dem Komödienhauſe des Herrn van Bruinviſch führten. Auf dem Platze vor demſelben ſtand eine ſolche Menſchenmaſſe und drängte ſich hin und her mit lautem Jubelgeſchrei, daß mir angſt und bange wurde, da ich wol einſah, daß unſer beſcheidene Kunſttempel dieſe Schauluſt nicht zu befriedigen im Stande ſein würde. Um vier Uhr wurden die drei kleinen, grün angeſtrichenen Pförtlein, unter der ſchwarzen Tafel, mit der Zuſchrift: Amant alterna Camoenae, geöffnet und nun kam die Maſſe in Fluß. Es war wirklich traurig anzuſehen! Da waren keine weiten Säulenhallen, Veſtibules und Foyers, wie unſere heutigen Theater ſie zeigen. Von der Straße ſchieden nur ein gebrechliches Pförtlein und eine ſimple Schwelle den Caſſirer, und der erſte Choc der Eindringenden brachte auch jenen ſchon in die größte Verwirrung. Eine halbe Stunde ging darüber hin, bis der Tumult ſich legte — es war ein wildes, durchdringendes Geſchrei. Man bat, man klagte, hier ward Einer zerdrückt, dort erſtickt; Damen wurden emporgehoben und hineingetragen, während ihre Mäntel und Tücher in der Luft flatterten, oder eine Menge nachſtrömender Köpfe umhüllten und quetſchend mit ſich fortriſſen. Da war kein Halten — Niemand, der einmal im Strome war, konnte Widerſtand leiſten. Und als der Platz endlich frei geworden war, ſah man Schleifen, Kämme, Blumen, Tücher, Handſchuhe, zertreten und zerriſſen, fern von ihren ſchönen Eigenthümerinnen, die indeſſen im Bauche des finſteren Gebäudes dem Anfange des Schauſpiels entgegenſchwitzten. Meine Neugierde vor dem Hauſe hatte mich um den Genuß im Hauſe gebracht. Von

Sperrſitzen wußte man in dem Hauſe des Myn heer van Bruinviſch nichts, die Logen waren alle beſetzt, und mir wurde ein Winkelplätzchen an der Parterrethür zu Theil, die ſich noch dazu ſeitwärts und nahe am Proſcenium befand, ſo daß ich ſo viel wie nichts von der ganzen Tragödie zu erſchauen bekam. Nur der Bethmann erſtes und letztes Auftreten iſt mir im Gedächtniß geblieben, denn da erlaubte es eine anfänglich günſtige Stellung, aus welcher ich nachher verſchoben wurde, und das frühere Hinausgehen eines rieſigen Vordermannes, daß ich die Bühne überſehen konnte. Sie war wol nur klein, aber ein Ausdruck von Adel war dieſer kleinen Geſtalt beigegeben, von Hoheit der Dulderin, von Frauenwürde, wie ich ſie in ſolchem Verein nie ſeitdem erblickte. Ihr Organ war nicht unangenehm, ſie verſtand damit auf bewundernswerthe Weiſe zu ſchalten. In der Nähe und im lauten Affecte hörte man wol das röchelnde Nachhallen, wie bei allen Leuten, die einen Kropf haben, das ward aber bis zu den Zuſchauern nie vernehmlich. Im Vortrage des Lyriſchen, wie z. B. in dem Monologe: „Eilende Wolken!“ da erhob ſich der Ton ihrer Stimme ſelbſt bis zum Melodiöſen. Ihre Erſcheinung im weißen Gewande der Königin, von Spitzen und Perlen, am Schluſſe, gaben ihr ein verklärtes Anſehen, indeß die bekannte Händel-Schütz, welche die Vorſchrift des Dichters zu buchſtäblich nahm, in ihren alterthümlich-barocken Sammt- und Atlas-Gewändern, auch in der Poeſie der äußeren Erſcheinung, bei weitem hinter der Bethmann zurückblieb, wenn ſie gleich ein viel ſchöneres Weib war. Die Rührung erreichte in dieſer letzten Scene den höchſten Grad: Alles zerfloß in Thränen; man vergaß die Drangſale des beengten Raumes und klatſchte wie wüthend, und während man die Schnupftücher in den Mund ſteckte, jubelte man dabei mit naſſen

Augen. Ich war unmuthig, als ich das Haus verließ, daß ich den Genuß nicht ganz gehabt hatte; nicht lange währte es jedoch und das Schickſal hatte mich erhört.

Mit einer Erwartung ohne Gleichen ſaß ich zwei Stunden vor dem Anfange auf meinem diesmal geſicherten Platze, um Berton's Aline anzuſehen. Dieſe Oper gehörte damals zu den Lieblingserſcheinungen, und viele berühmte Künſtlerinnen wählten ſie, um darin ihr Talent glänzen zu laſſen. Ich habe ſie ſpäter oft von unſeren heutigen, gewöhnlichen Sängerinnen geſehen, und mich nicht mehr darüber wundern können, daß Kenner über den Verfall der Bühnenkunſt klagen. Nach dem jetzigen Stande der Dinge würde — ſollte eine Aline auf der Bühne erſcheinen — keine erſte Sängerin ſich mit dieſer Partie befaſſen, die nur ein Romänzchen zu ſingen hat. Noch weniger könnte man einer erſten Schauſpielerin ſolche Zumuthung ſtellen. Und vormals geizte man nach dergleichen, weil man ſeine Kraft fühlte, ſelbſt zu ſchaffen, und weil man nicht der nöthigen Einſicht ermangelte, ſolchen Aufgaben eine glänzende Löſung vorherbeſtimmen zu können. Ich hatte kurz vorher von Madame Händel-Schütz die Aline geſehen. Die Frau konnte keine Note ſingen, und gab ſie doch, weil ſie berühmt war und ſich etwas Großes dünkte, und ihre Kraft und Gewandtheit darin zeigen wollte.

Dieſes franzöſiſche Hirtenmädchen auf dem golcondiſchen Throne iſt allerdings in eine Situation gebracht, die nicht nur ſehr anziehend iſt, ſondern der Künſtlerin einen weiten Spielraum läßt. Die Händel-Schütz trat in einem echt orientaliſchen Coſtüme auf, hatte fünf Shawls von bedeutendem Werthe an, um und auf ſich, declamirte ein Sonnet von einem jungen Doctor, ſtatt der lieblichen Romanze: „An der Durance Geſtade," tanzte aber dafür ein baſſiſches Solo im kurzen Rocke, mit langen Zöpfen, wobei ſie faſt ausgelacht wurde, und gruppirte am Schluſſe des zweiten Aktes ein großes Tableau, wozu mehre Mohren einen rothen Teppich als Hintergrund ſchnell emporhielten, ſtatt — wie es das Stück verlangte — abzuſtürzen an der Spitze ihrer Krieger, um den Aufruhr zu dämpfen.

Ich führe dieſes an als Beweis, wie ſehr die Widerſinnigkeit ſchon damals anfing einzureißen, die Natürlichkeit zu verdrängen und der ganzen Bühnenkunſt die Richtung nach Effecten zu geben, die außer ihrem Bereiche liegen, da ich unbedingt von der Erſcheinung der Händel-Schütz und ihrer Jünger und Jüngerinnen die Verſchrobenheit des Theaterſpiels datiren möchte.

Nun aber will ich jene freundlichen Eindrücke zu ſchildern verſuchen, welche das Spiel der Bethmann in mir hervorrief.

Gleich in der erſten Scene öffnet Aline den geheimnißvollen Kaſten, worin ſie die Gegenſtände einer holden Erinnerung aufbewahrt, und macht Zelide, ihre Sklavin, zur Vertrauten. Die Romanze: „An der Durance Geſtade,“ welche ſie zu ſingen hat, konnte für ein Muſter des Vortrags gelten. Friederike Bethmann hatte eine nur ſchwache Singſtimme, aber eine Innigkeit lag darin und ein Wohllaut, der das Herz auf eine Art zu rühren vermochte, die keine Beſchreibung zuläßt.

Man hört gewöhnlich nur den Einwurf jüngerer Theaterfreunde, daß uns Aelteren die früheren Bühnenkünſtler nur deshalb ſo vortrefflich erſchienen ſeien, weil wir uns damals offener jedem Eindrucke hingeben mochten, und wenn dieſe ſo Hochgeprieſenen jetzt wiederkehrten, ſie nicht mehr im Stande ſein würden, in unſeren erkalteten Herzen den Funken der Begeiſterung anzufachen.

Vieles in dem Theaterweſen iſt zwar vervollkommnet worden. Manches bedingt ſogar bedeutendere Kraft und Kunſtfertigkeit, als ſie frühere Schauſpieler je beſeſſen haben, um dargeſtellt und ausgeführt zu werden, und in dieſer Hinſicht müßten vielleicht die geprieſenſten Künſtler ein neues Studium beginnen und ſelbſt ohne Erfolg ihre edelſten Kräfte daran verſchwenden. Aber das iſt's ja eben, was der Sache den großen, nicht zu berechnenden Schaden brachte. Die gehäuften Schwierigkeiten, welche von dem Bühnenkünſtler ein tägliches Exercitium fordern, wie von dem Jongleur, Taſchenſpieler oder Seiltänzer. Die mechaniſche Fertigkeit, die ſo ſchwer zu erlangen iſt und ſo geiſttödtend wirkt, wenn ſie als höchſte Aufgabe errungen werden ſoll, ſie kann von dem Einfältigſten, Beſchränkteſten erreicht werden und wird dabei ſtets einen Troß von blinden Anbetern an ſich reißen. Wer wird nun noch anſpruchloſere Wege einſchlagen, wenn ſolche Siegespfade winken? Kann man dem eitelſten Geſchlechte unter uns, den Schauſpielern, dergleichen wol zumuthen? Doch, um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich bemerken, daß ich in dieſem Augenblicke nur an Sänger dachte. Wie denn die Oper es ja eigentlich nur iſt, die man im Sinne hat, wenn man vom Theater heutzutage noch ſpricht. Die Oper lebt noch; das Schauſpiel iſt todt. Für die Oper gibt es noch ausgezeichnete Tonſetzer und Künſtler, welche deren Werke auszuführen verſtehen. Selbſt in ihrer wildeſten Ausſchweifung von dem hohen Pfade, den der claſſiſche Gluck und der romantiſche Mozart ihr vorzeichneten, müſſen wir mindeſtens Großartigkeit ihr anerkennen, und ihr Feuer, ihre Kühnheit und Pracht zwingen uns oft, ſie anzuſtaunen und uns dem Haufen anzuſchließen, der die glänzendſte Erſcheinung der neueſten Bühne vergöttert. Mit dem Schauſpiel iſt es an ders. Die ſparſamen Erzeugniſſe nicht hoch begabter Dichter werden nur gegeben, ſo ſcheint es, um der Gattung ein kümmerliches Andenken zu friſten. Die alten Helden der Tragödie verſchwinden nach und nach und kein junges Geſchlecht greift kühn nach Dolch und Lorbeer.

Die Schauſpieler beſitzen keine Kunſt mehr. Sie beſaßen ſie nie in Noten gebannt, gleich den Sängern; die alten, großen Schauſpieler hatten ihre Art und Weiſe, und die haben ſie mit in die Grube genommen, und nun wiſſen die jungen nicht mehr, wie man es ſonſt angefangen hat, die wahre Comödie zu ſpielen. „Sollten denn aber nicht jetzt noch Talent und Beruf die rechte Bahn finden können, worauf echte Menſchendarſteller früher ihr ſchönes Ziel erreichten?“ hör' ich fragen. Dies gehört zu den Seltenheiten, und wenn es ſich vorfindet, ſo locken böſe Beiſpiele der Anderen, ſchlechte, verzerrte Schilderungen der Dichter, der Einfluß der großen Oper ſelbſt, die armen Künſtler vom Wege ab.

Daher werfe man uns nicht Einſeitigkeit, Hang am Verjährten und Verachtung jüngerer Beſtrebungen vor, wenn wir von einer hingeſchwundenen ſchönen Zeit des deutſchen Theaters ſprechen; wir ſind deshalb nicht unempfänglich für die Genüſſe, welche uns die neueſte Scene bereitet. Man geſtatte es uns, das Andenken großer Künſtler zu erheben und ihre Darſtellungsweiſe, wenn gleich nur unvollkommen, einer neuen Generation näher zu bringen. Es bleibt ja doch nichts von den kühnſten und herrlichſten Schöpfungen dieſes Kunſtbereiches zurück; mit dem Leben des Künſtlers ſchwinden ſeine Werke und darin gleicht er dem Zauberer und Wunderthäter. Das blos leſende Publicum unterhält vielleicht eine und die andere Schilderung, das *ſelbſt* darſtellende wird — wenn es auch weder Belehrung noch Unterhaltung aus dieſen Zeilen ſchöpft — ſicher durch den Gedanken angezogen, daß es wünſchenswerth wäre, wenn ein Zeitgenoſſe nach dreißig Jahren auch einſt ſchriftliche Kunde von ſchönen und preiswürdigen Erſcheinungen der Schauſpielkunſt für ſpätere Leſer aufzeichnen wollte. — Im zweiten Akte der Oper, wo Aline als Hirtin erſcheint, ward das erſte Rondo, „Junge Schöne, von weichem Herzen,“ höchſt anziehend vorgetragen. Beſondere Kunſt ward bei den Worten entfaltet: „Wag' es nicht mit der Liebe zu ſcherzen, ihren Freuden folgen nur Schmerzen!“ Hier brachte die Bethmann ein Ritardando an, das eine unbeſchreiblich ſchöne Wirkung machte. Während des Geſanges war ſie mit einem zierlichen Milchtopfe vom Gebirge herabgeſtiegen und auf die Vorderbühne gelangt. Ihr Anzug war, der damaligen Theatermode gemäß, ein wenig ſchäferhaft. Sie trug ſchief auf dem Kopfe einen Baſthut mit vielen Blumen und ein Röckchen von grünem Flor über weißen Atlas, mit einer Roſe an der einen Seite in die Höhe geſteckt, und — wie ſie das in vielen Rollen liebte — einen ziemlich großen Blumenſtrauß vor der Bruſt. Das Ganze, obgleich etwas befremdend, würde ſelbſt jetzt noch auf dem Theater von angenehmem Eindrucke ſein. Die Art und Weiſe, wie ſie ihre Couplets während des Tanzes ſang, erinnerten ganz an den Vortrag der beſten franzöſiſchen Vaudevilliſten. Dies zeugte für ihre richtige Einſicht in das Weſen der Compoſition. Die markirte Betonung gewiſſer Sylben iſt dem melodiſchen Rhythmus dieſer Weiſen nicht nur unentbehrlich, ſondern die Pointen gewiſſer Worte und Reime verlangen auch dieſe Art des declamatoriſchen Vortrags. An dem Tanze nahm ſie keinen Theil. Sie mochte nicht, wie ſo manche Schauſpielerin unſerer Tage, an die Nachſicht der Zuſchauer apvelliren. Wer nicht Das, was er öffentlich zeigt, mit einer gewiſſen Virtuoſität zu zeigen verſteht, ſollte eigentlich keine Nachſicht erfahren. Ich will lieber Tanz und Geſang der Precioſa entbehren, als der fremden Perſon, die ſie darſtellt, dafür Nachſicht ſchenken, daß ihre Eitelkeit ſie antreibt, mich durch Mistöne und ungeſchickte Gliederverrenkungen zu martern.

Während die Hirten den Reihen um ſie ſchloſſen, begnügte ſich unſere Künſtlerin, taktmäßig in die Hände zu ſchlagen.

Nun kamen die Meldungen von dem ausgebrochenen Tumulte im Palaſte, und immer intereſſanter wurde ihr Spiel. Die Bedeutſamkeit der Befehle, die ſie ihren Vertrauten ertheilte, ward aus jeder Miene, jedem Blicke, jeder Bewegung erſichtlich. Jetzt wirkte auch der Schlaftrunk. St. Phar ſchlief ein. Nun entfalteten ſich die widerſprechendſten Gefühle ihrer Bruſt — Alles wurde den Zuſchauern klar — von Allem gab ſie uns Rechenſchaft — und doch wie harmoniſch-ſchön war Alles; da war keine Zerſtückelung, ohne Mitteltinten, bunt und ſchroff nebeneinander geſtellt.

Hier die ſtrengen Befehle der Königin, mit männlichem Geiſte begabt, dann der Schein einer reizenden Heiterkeit, um den Augenblick des Ausbruchs zu verzögern, endlich die liebliche, naive Sorgfalt für das heilige Haupt des Geſandten und zärtlich Geliebten. Noch im letzten Augenblicke, als ſie die Fahne ergreift, um an die Spitze der Krieger zu treten, wendet ſie die zärtlichen Blicke auf den entſchlummerten Liebling, welchen Sklaven auf einem Ruhebette forttragen, und richtet ſeinen Kopf in eine bequemere Lage, küßt ihm die herabhängende Hand und legt ſie ſorglich zurecht.

Der Beifall ſteigerte ſich dergeſtalt nach dieſen erſten Rollen der berühmten Künſtlerin, daß man ſelbſt auf der letzten Gallerie geſperrte Sitze einrichten laſſen mußte, welche noch für das ganze übrige Gaſtſpiel zu hohen Preiſen abonnirt wurden.

Fanchon war damals neu, und dieſe glückliche Verpflanzung eines franzöſiſchen Liederſpieles durch Kotzebue und Himmel erregte überall die größte Theilnahme. Die Bethmann gab die Hauptrolle. Es iſt nicht möglich, ein Bild von ihr zu entwerfen, wenn gleich — nach ſo vielen Jahren — es noch ſo friſch in mir lebt. Die Miſchung von naivem Weſen und feinſtem Welttone gelang ihr ſo vollkommen, wie nur ſelten einer Schauſpielerin, da gewöhnlich die Darſtellerinnen der naiven Rollen ſich in den feinen Formen der Geſellſchaft nicht zu bewegen wiſſen, die ſogenannten Anſtandsdamen aber nur ſelten den Ton der Natürlichkeit, der rührenden Einfalt und der ſchüchternen Grazie treffen können. Bei ihr war dies jedoch vereinigt. Sie war den ſie umgebenden Weltkindern gegenüber, bei aller Freiheit, welche ſie ihnen geſtattete, doch ſtets von einem Scheine der Sittlichkeit umgeben, der überaus anziehend war, und ſich in der berühmten Scene mit der Frau von Rouſſel ſo ſehr ſteigerte, daß er den Zuſchauern Thränen entlockte. Mit Eduard war ſie ganz die hingebende, Alles opfernde Geliebte, ganz Glut und Zärtlichkeit. Niemand vermag, wie ſie, die ſchmelzenden Melodien zu ſingen, die Himmel ſo lieblich erſonnen. Und wie liebenswürdig erſchien ſie nicht beim Erblicken ihres Bruders, wie verſchwand Alles rings um ſie her, ſie war ganz die kleine Savoyarde, ſie ſprang, ſie jauchzte und klatſchte in die Hände — da „war ſie wieder in ihren Bergen!“

Mit welchem Tone brachte ſie nicht dieſe Entſchuldigung bei ihren Gäſten vor!

Von großem Effecte war es, wenn ſie — nachdem St. Val und Eduard zum Duell gegangen waren — Handſchuhe und Leier fordert, Florine ſchilt und dann in den Geſang ausbricht: „Fort, daß die Leier klinge!“ Dieſes unbedeutende, kleine Liedchen von nur wenigen Tacten erhielt einen Beifallsſturm, und da war nichts von Trillern, Paſſagen, Coloraturen und Cadenzen. Es war nur Gefühl — es lag der ganze Ausdruck des geängſtigten, liebenden Herzens in dieſen Tönen — es war eine glühende, offene Menſchenbruſt — Qual und Luſt — Himmel und Hölle — es riß uns zur Bewunderung hin. Wir waren nicht im Theater, wir hörten keine Oper, ſahen keine Schauſpielerin — es war die arme, liebenswürdige, unglückliche Fanchon, in ihrem Zimmer, das drei Wände ſchloſſen und deſſen vierte Wand eingeriſſen war, um uns den Genuß zu gönnen, dies himmliſche Weſen in den intereſſanten Verhältniſſen zu belauſchen.

Der Art und Weiſe, wie ſie die lange Liebesſcene mit Eduard im letzten Akte zu beleben wußte, ſei es mir erlaubt, hier noch zu erwähnen. Wie es nun ſchon ſeit mehreren Jahrzehnten in Deutſchland üblich, werden ſolche Stücke gewöhnlich folgendermaßen auf dem Theater abgeſungen. Er ſteht rechts, ſie links vom Souffleurkaſten, ſo nahe als möglich an den Lampen, ſodaß die Füße grell beleuchtet erſcheinen, während das Geſicht in dunkles Braun verſchwimmt und man keinen Ausdruck darin zu entdecken vermag. Bei der Wiederholung des Themas wechſeln die Liebenden ihre Plätze, und dann ſteht er links und ſie rechts. Nun denke man ſich aber die Bethmann, die nicht nur ſich ſingend auf ein ſeitwärts ſtehendes Sopha warf, ſondern, wenn ſie ausgeſungen und ſich weinend, das Geſicht mit den Händen verdeckend, zurücklehnte, von dem erſten Tenore verlangte, daß er ſingend vor ihr knien, ihre Hand ergreifen und ſie ganz ernſtlich tröſten ſollte. Dann ſprang ſie auf, ſuchte ihm zu entfliehen und ſtützte ſich, in Schmerz ganz aufgelöſt, auf eine Commode, die im Hintergrunde des Zimmers ſtand, und auch hier mußte ihr der erſte Tenor folgen; und ſo ſangen ſie das Duett, fliehend, verfolgend, ſitzend, auf den Knien liegend, weinend, flehend und erlaubten ſich Alles ſo lebendig und wahr zu machen, als wäre der Geſang ihre natürliche Sprache, und als entſtrömte die Melodie nur ihren fieberglüheten Herzen! . . . .

Die unzähligen kleinen Schattirungen, womit eine ſolche Leiſtung ausgeſtattet wurde, können hier nicht alle wiedergegeben werden, obgleich ſie alle mir noch gegenwärtig ſind. So z. B. wurde im letzten Akte den Gäſten von Florine der Kaffee ſervirt. Nachdem Fanchon ihre Taſſe geleert hatte, ſchenkte ſie ſolche ſelbſt noch einmal voll und reichte ſie dem artigen Kammermädchen hin, das ſie ja mehr wie ihre Freundin behandelte, und dies dadurch andeuten wollte. Uebrigens geſchah dies Alles mit ſolcher Präciſion und feinem Takte, daß keinem Zuſchauer die Bedeutung entging, ohne daß jedoch — wie dies wol zu geſchehen pflegt — die vorwaltende Abſichtlichkeit dabei unangenehm und ſtörend wurde.

Als Nina in „Wahnſinn aus Liebe“ war der Eindruck überaus groß; ihr ſtummes, ruhiges Spiel unter dem Baume, wo ſie den Geliebten zu erblicken wähnt, war höchſt erſchütternd. Nie hat eine Künſtlerin wieder dieſe Wirkung auf mich in dieſer Partie hervorgebracht, ſelbſt als ich das herrliche Ballet, mit Perſuis ergreifender Muſik, ſpäter von großen mimiſchen Tanzkünſtlerinnen in hoher Vollendung ausführen ſah. Ein Meiſterſtück der Bethmann war ferner die Ophelia. In der Wahnſinnſcene entfaltete ſich ihr ganzer Genius. Das Singen der Volksweiſen, wozu ſie ſelbſt — im Augenblicke der Begeiſterung — die Melodie gefunden haben ſoll, kann wol ſchwerlich erreicht werden. Hiebei wirkte bei dieſer hochbegabten Künſtlerin ſo Vieles zuſammen, da ſie zu den ausgebildetſten Bravourſängerinnen, was man damals darunter verſtand, gehörte, und in ihrer Jugend ſelbſt als Conſtanze in der Entführung excellirt haben ſoll.

Ich ſpreche hier nicht von der Orſina, Phädra, Athalia, Rodogune und Iſabella der Bethmann. Wir ſind in dieſem Augenblicke noch ſo glücklich, eine bedeutende Künſtlerin für dieſe Rollen die Unſere zu nennen, die — in der Großartigkeit der Auffaſſung und im rhythmiſchen Ausdrucke — die Hingeſchwundene ſogar überragt. Merkwürdig iſt es übrigens, daß Sophia Schröder ebenfalls als Fanchon und Aline ehemals ausgezeichnet war und von dem Bereiche des höheren Drama lange entfernt blieb. Durch einen Zufall, die Krankheit einer Schauſpielerin, mußte ſie zum erſten Male in Breslau eine tragiſche Rolle übernehmen. Obgleich dies ziemlich ſpurlos für das große Publicum vorüberging, ſo erregte es doch die Aufmerkſamkeit der Kenner und Kunſtfreunde, wie ſolches ein Gedicht des damaligen Regierungsſecretairs Kapf beweiſt, worin er der jungen Künſtlerin den Flug zur Palme ganz richtig vorherſagt. Dieſe Verſe ſind vor wenigen Jahren, als die Weiſſagung nach ihrem ganzen Umfange eingetroffen war, in einem vielgeleſenen Blatte wieder abgedruckt worden.

Zur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland.

1.

Auf einem kleinen Abſtecher, den ich vor einigen Wochen nach Italien machte, fand es ſich, daß ich in Venedig mit einem Manne zuſammentraf, der mir aus früherer Zeit ſehr wohl bekannt war. Es war ein Franzoſe, der mit großer Neigung ſein ganzes Leben der Bühne gewidmet hatte. Doch glaube man nicht in dem Sinne, wie wir das heutzutage zu verſtehen gewohnt ſind. Daß er nämlich als Schauſpieler oder Sänger ſelbſt aufgetreten wäre? Nein! Seine Liebhaberei erſtreckte ſich nicht ſo weit, oder weiter, wie man's nehmen will. Dergleichen Leute ſind jetzt ſelten, bei uns gar nicht mehr zu finden. Sonſt waren wol ein Baron Braun, Graf Pachta, Graf Füger, Baron Zinneg, Graf Hahn, Graf Palffy dazu zu rechnen Vornehme, reiche Leute, die es nicht verſchmähten, ihre Zeit und ihr Vermögen dem Theater zu opfern. Ein ſolcher war auch mein Franzoſe. Er hatte unter Napoleon einen hohen Rang und ein großes Vermögen errungen, und nun war er bald bei dieſer, bald bei jener Theaterunternehmung intereſſirt. Die Eröffnung der Fenice hatte ihn nach Venedig gebracht, der Contr'alto, die Fanti ſchien es beſonders zu ſein, worauf er's abgeſehen hatte. Mein Mann hatte übrigens Geſchmack, er kannte Alles, was Italien beſaß, jeden Abend ſahen wir uns im Kafe nuovo unter der alten Procuratie, und tauſchten unſere Anſichten über einen Gegenſtand aus, der auch mich fortwährend beſchäftigte, wenn gleich nicht in dem ausſchließend hohen Grade wie meinen Freund, den ich der Wahlverwandtſchaft wegen hier Mr. Ragotin nennen will.

Auch Deutſchland war ihm nicht fremd. Zu den Zeiten des franzöſiſchen Kaiſerreichs hatte er lange unter uns gelebt und unſere theatraliſchen Notabilitäten von damals kennen gelernt. Ueber den jetzigen Zuſtand unſerer Bühnenkunſt wußte er hingegen nichts. Er war der Meinung, daß wir uns ſehr darin empor gehoben hätten. Die Sontag, die er in Paris gehört, und deutſche Ballete, die er in Mailand geſehen, hatten ihn darin beſtärkt. Beſonders wünſchte er über den letzten Kunſtzweig Näheres zu wiſſen. Er hatte viel über das Ballet gedacht, und Alles geſammelt, was zur Geſchichte deſſelben gehörte. Mehr noch als im Schauſpiele und in der Oper ſchienen ihm hier die Künſtler auf Abwegen zu ſein. Die deutſchen Ballete, die er in Mailand geſehen, hatten ihn mit hoher Achtung für ihren Erfinder erfüllt, er wollte von mir wiſſen, welchen Antheil unſer Publicum dieſen Beſtrebungen zolle, und ob denn der Meiſter wirklich als ein Reformator des geſammten Balletweſens anzuſehen ſei.

Ich erſtaunte, ihn ſo ſprechen zu hören, und ſchämte mich, ihm erwidern zu müſſen, daß man außer Berlin und Wien in Deutſchland vom Ballete ſo gut wie nichts wiſſe. Daß ſelbſt in dieſen Städten nichts Eigenthümliches zu Tage gefördert werde, und daß man noch immer geneigt ſei, die Kunſt einer Tänzerin blos in einem gradaus geſtreckten Beine und in leichten Sprüngen zu ſuchen.

„Und die Deutſchen laſſen ſich das gefallen?“ rief er verwundert aus, „die Deutſchen, die in Allem ſo ernſt, ſo tief ſind?“

„Die Deutſchen im Allgemeinen wenden ſich nicht mit beſonderer Vorliebe der ſceniſchen Tanzkunſt zu, ja Einige verachten ſie ſogar, ſchelten ſie unſittlich und ereifern ſich dagegen. Das Ballet iſt, wie jetzt die Sachen ſtehen, eine Liebhaberei für Feinſchmecker aus den höhern Ständen, wie die Trüffelpaſtete und die Terrine rother Rebhühner. Nichts weiter!“

„Und jener deutſche Künſtler, dem es in Italien gelang, ſolches Aufſehen zu erregen, der uns eine ganz neue Kunſt zeigte, deſſen Gruppirungen, deſſen Shawltänze in Maſſen uns entzückten, wirkt er nicht auf den Geſchmack ſeiner Landsleute, bringt er nicht die Tanzkunſt bei ihnen zu Ehren?“ fragte er erſtaunt. „Ich dächte doch,“ ſetzte er dann hinzu, „daß in ſeinen Compoſitionen ein Element vorherrſchend iſt, welches man vorzugsweiſe das deutſche benennen könnte. Ich meine nämlich das Phantaſtiſch-Gemüthliche der Erfindung, und den eiſernen Fleiß und die pünktliche Genauigkeit in der Ausführung.“

„Jener deutſche Künſtler?“ wiederholte ich überraſcht, und ich war beſchämt, nicht gleich zu wiſſen, wen er damit meinte.

„Nun, Ihren Balletmeiſter Horſchelt,“ rief er unwillig, derſelbe, der unſern Carneval in Mailand vor zwei Jahren ſo angenehm belebte.“

„Ja — Horſchelt,“ ſagte ich jetzt, „den kenn' ich wohl, der iſt aber ſchon lange unthätig. Man hat ihn in den Ruheſtand verſetzt.“*)

Jetzt hätte ich gewünſcht, daß meine Leſer den wackern Mr. Ragotin geſehen haben möchten, wie er vom Kopfe bis zu den Füßen Franzoſe, leidenſchaftlicher Franzoſe wurde. Ich war nicht im Stande, dem Fluß ſeiner Rede zu folgen. Es waren kurze Fragen, die er ausſtieß, aber gar nicht in der Abſicht, ſie beantwortet zu ſehen, ſondern die mehr wie Streitfragen von ihm hingeworfen wurden, um deren Löſung er ſich nicht weiter bekümmerte. Horſchelt's Genie, das er in Mailand kennen gelernt hatte, ſchien ihm eben ſo ausgezeichnet als bewundernswerth. Er wollte, zum Behufe ſeiner Geſchichte des Ballets, die er herauszugeben gedachte, auch nach Deutſchland reiſen, um ſich von den Fortſchritten zu unterrichten, welche die Kunſt durch Beſtrebungen, die er, nach den in Mailand geſehenen, vorausſetzte, nothwendig hätte machen müſſen.

Unſere Geſpräche über dieſen Gegenſtand währten noch einige Abende hindurch und was ich theils durch frühere Unterredungen mit Horſchelt ſelbſt erfahren hatte, was ich durch eigene Anſchauung ſeiner Ballete in Wien wußte, ſo wie Das, was mir Mr. Ragotin über ſeine Erfolge in Mailand mittheilte, gab unſerer Unterhaltung wechſelnden Reiz und Belehrung. Das Ganze geſtaltete ſich ſo zu einem nicht unintereſſanten Beitrage zur Kunſtgeſchichte des Ballets unter uns, und ich glaube, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſein wird, dieſe Betrachtungen hier, nicht in der ſtrengen Form einer Abhandlung, ſondern ſo wiedergegeben zu finden, wie ſie die Zufälligkeiten des Geſprächs mit ſich führten.

---

*) Horſchelt war in ſeiner beſten Kräftigkeit von ſeinem Poſten entfernt worden, und lebte, wie man es nennt, in Quieſcenz zu München.

Horſchelt ſelbſt kann in der Berührung ſeiner Perſönlichkeit hier nicht ſich verletzt fühlen. Als ſchaffender Künſtler ſcheint er geendet zu haben und ſeine italieniſche Reiſe hat ihm einen zwar glänzenden, wenn gleich allzufrühen Markſtein ſeiner Laufbahn geliefert. Was hier von ihm geſagt wird, ſeine Kunſt betreffend, gehört der Oeffentlichkeit und bedarf keiner Entſchuldigung; was über ihn und ſeine Verhältniſſe geſagt wird, war nothwendig, um das Bild eines deutſchen Meiſters nach allen Seiten hin zu berichtigen und zu begrenzen.

2.

Die Franzoſen haben lange Zeit, und faſt bis auf die neueſte, die Stoffe ihrer ernſten Ballets der Mythologie entlehnt; die Italiener hingegen mit größerem Glücke ſeit vielen Jahren hiſtoriſche Stoffe dazu gewählt. Ihre Scenen ſind voll Leben und zeichnen ſich nicht ſelten durch treffliche Charakteriſtik aus; die Sprache der Muſik wird von ihnen in einem weit höhern Grade hervorgehoben, als von den Franzoſen, und in jenen Situationen, wo die Leidenſchaften in Raſerei ausarten, wo die höchſte Angſt z. B. zur tollen Tobwuth wird, da gelten ſie für unübertrefflich. Es liegt in der That viel Ueberraſchendes in ihrer Art und Weiſe, ſolche Situationen zur Anſchauung zu bringen. Doch können ſehr leicht die Wuthausbrüche eines Nero, ſo dargeſtellt, eben ſo leicht uns die Haare zu Berge treiben, als den Mund zum Lachen aufreißen. Alles iſt nach Schritten eingerichtet, und es werden nicht ſelten zwei, auch vier auf einen Viertelstakt zuſammengetrippelt, mit dem Affecte wächſt das Stampfen und in jenen Scenen, wo ſich zwei Parteien ſtreitend gegenüber ſtehen, könnte man einen Blinden glauben machen, daß ein Bereiter ſeine Pferde dreſſire. Die Hauptſache iſt und bleibt einem italieniſchen Coregrafo die Schritteintheilung bei ſeiner Zeichenſprache. Dem dortigen Publicum iſt dieſe Behandlung übrigens ganz recht, ſie verlangen dieſe Art von Regſamkeit und, mit Ausnahme von Neapel, ſind die Meiſter Aumer und Corali, welche im Pariſer Stil componirten, nicht ſehr günſtig beurtheilt worden.

Nach Dem, was unſerm Landsmanne Horſchelt in Italien widerfuhr, dürfen wir nun aber mit einigem Stolze der deutſchen Schule das Wort ſprechen, denn das Ballet, wie es Horſchelt über die Alpen brachte, und in dem großen Theater alla Scala in Mailand zeigte, war ſo fremdartig und verſchieden von Allem, was bisher in dieſer Kunſt dort gezeigt worden war, daß die Italiener ſelbſt willig „eine deutſche Schule der Tanzkunſt“ anerkannten. Zuerſt war es das phantaſtiſche Gebiet des Mährchens, welches Horſchelt zum erſten Male in ſeiner Principeſſa del Nord eröffnet hatte. Die Kraft, womit er die mächtigen Hebel des Wunderbaren bewegte, ſeine unerſchöpfliche Erfindungsgabe, ſind ſo vielen Tauſenden unter uns noch von jener Zeit im Gedächtniſſe, da er den Wienern das einzige Schauſpiel der Kinderballete gegeben hatte. Welche Bedeutung daſſelbe für die Bühne errang, dem es angehörte, möge daraus hervorgehen, daß der Oberdirector, Graf Palffy, den 15. Mai 1820, nach der Vorſtellung des Ballets: Oberon, unſerm Meiſter amtlich ſchreiben ließ:

„In Erwägung der nun ſeit Ihrer Anſtellung bei meinem Theater durch Ihr ausgezeichnetes Talent, Ihren unermüdeten Fleiß und ſeltenen Kunſtaufwand geleiſteten Dienſte und da Ihre Ballete und Pantomimen nicht nur die Bewunderung des Inlandes und aller hier geweſenen

Souverains und Fremden erlangt, ſondern dem Theater in dem Zeitraume von kaum drei Jahren eine Brutto-Einnahme von mehr als 433,000 fl. W. W. getragen haben, ſo finde ich mich bewogen, Ihnen fünf Dienſtjahre zur Erreichung Ihrer wirklichen Penſionsfähigkeit zu erlaſſen ꝛc.“

Nächſt dem Wunderbaren, welches Horſchelt zum erſten Male als Meiſter in ſeinen Balleten gebrauchte, war es eine andere Erfindung noch, die großen Erfolg hatte und die ihm ganz und gar zuzuſchreiben iſt, ſo ſehr ſie jetzt auch von Andern, beſonders von Taglioni, benützt wird und dieſem den Beifall der Welt verſchaffte. Dies war: die gewöhnlichen ſchmalen Shawls, wie ſie bei den ſogenannten Shawltänzen gebraucht wurden, in breite zu verwandeln und mit Hülfe dieſer aus großen Maſſen Tänze zu bilden, die in einem fortwährenden Ineinanderfließen von maleriſchen Gruppen beſtehen, bei welchen aber die Hauptbedingung herrſcht: jede neue Gruppe durch die vorhergehende zu bedingen, ſie dabei in ihren Lineamenten ſcharf abweichend zu bilden, das Ganze ungeſucht erſcheinen zu laſſen, und nirgends das Ordnen und Vorbereiten ſichtlich zu machen.

Die Idee zu dieſen effectvollen Tänzen, denen Horſchelt ſpäter ſeine ſchönſten Triumphe verdankte, verwirklichte er zuerſt bei dem Kinderballet. Die gelehrigen Kleinen gaben ſich willig zu ſeinen Verſuchen her, denn anfänglich bedurfte eine von ihm erdachte Hauptgruppe 5 bis 6 Uebergangsgruppen, die ſich nach anhaltender Mühe und vielem Nachdenken auf drei reduciren ließen, ohne die mindeſte Härte zu zeigen.

Zum erſten Male erſchienen dieſe Shawlgruppen im Ballet Aſchenbrödel am 15. April 1817. Ganz Wien gerieth dabei in Entzücken und nicht zwei Jahre waren ſeit dem vergangen, ſo las man in allen Blättern, daß ſowol in Paris wie in Italien dieſe neue Weiſe die lebhafteſte Aufnahme gefunden habe.

Man erlaube mir hier eine kurze Notiz über das Wiener Kinderballet einzuſchalten.

Das Singſpiel „die Eſelshaut,“ nach dem bekannten franzöſiſchen Volksmährchen, mit Muſik von Hummel, gab die erſte Veranlaſſung, das Wiener Publicum durch ſchön erfundene Kindertänze bedeutend anzuregen. Horſchelt war damals, neben dem Balletmeiſter Aumer, als Viceballetmeiſter der k. k. Hoftheater angeſtellt. Beſonders gefielen darin Thereſe Heberle, 8 Jahre, und Angioletta Mayer, 6 Jahre alt. Auf dieſen erfreulichen Succeß erſchien nun am 14. November 1815 das erſte Kinderballet, unter dem Titel: die kleine Diebin. Man lachte und applaudirte, und rief den Meiſter und die Kleinen heraus. Am 5. März des folgenden Jahres ward das zweite Kinderballet auf die Scene gebracht. Es hieß die Wäſchermädchen. Die Hauptſcene in dieſem Ballete war eine Feuersbrunſt, die voll unzähliger Nuancen und geſpickt mit den drolligſten Einfällen, von der reichen Erfindungsgabe Horſchelt's ein genügendes Zeugniß ablegte. Jetzt glänzten neben den beiden oben genannten ſchon Mehrere, deren Namen dem Publicum bekannt wurden. Wir nennen: Wilhelmine, Betty und Auguſte Schröder, (die Erſtere iſt die jetzt ſo berühmt gewordene Sängerin,) dann Stullmiller, Laroche, Stiaßny und der kleine Erzkomiker, Siegmund d'Luppi. Das Balletcorps zählte 12 Paare.

Alles, was bisher geleiſtet worden war, erreichte jedoch mehr oder weniger nur Das, was eine billige Erwartung von dergleichen Darſtellungen forderte. Die Beifallsbezeigungen trugen den Charakter freudiger Erregung und das Publicum wurde dabei unwillkürlich in eine raſchbeſchwingte, luſtige Kinderwelt hineingezogen. Der Vortheil, den dieſe Vorſtellungen der Kaſſe jedoch verſchafften, war zu groß, als daß man nicht die Aufmerkſamkeit darauf richten ſollte, dieſem Schauſpiel mehr künſtleriſche Bedeutung und Selbſtändigkeit zu verſchaffen. Horſchelt ſelbſt wurde auf's ernſtlichſte zu feſſeln und ins Intereſſe zu ziehen geſucht, ſeine Einnahme ſtieg ſogleich auf's Sechsfache. Er bezog jetzt ſchon mit Einſchluß einer Benefiz 10,000 fl. W. W. Hiefür hatte er kontraktmäßig drei neue Arbeiten im Jahre zu liefern.

Seine nächſten Ballete waren „das Waldmädchen“ (21. Mai 1816) und „Chevalier Düpe“ (19. Okt. 1816), die ſich wie die vorhergehenden des allgemeinſten Beifalls erfreuten. Als aber am 15. April 1817 das Ballet: „Aſchenbrödel!“ erſchien, da erreichte der Enthuſiasmus des Publicums den höchſten Grad und die glänzende Aera des Kinderballets begann. Wir entlehnen folgende Zeilen einem Blatte, welches ſie ſogleich nach dem Erſcheinen der Aſchenbrödel ſeinen Leſern mittheilte:

„Bei der Erſcheinung dieſer neuen Horſchelt'ſchen Meiſterarbeit müſſen alle jene Prahler ſchweigen, die ſo gern den Prunk und die Erfindungsgabe fremder Städte anpreiſen. Hier wird dem Zuſchauer ein Ganzes dargeſtellt, welches, ohne Uebertreibung geſagt, das weite Europa noch nicht geſehen hat. Man denke ſich den Anblick, wenn gleichſam wie auf einen Zauberſchlag, aus den Wolken ein koloſſaler Feentempel herabſteigt, hundert Kinder mit ihm und eine eben ſolche Zahl aus dem Boden empordringt, ſich mit den Wolken-Genien zu verbinden; in der Mitte liegt die ſchlummernde Aſchenbrödel von einem goldlockigen, lieblichen Amor bewacht, und rings umgeben von unzähligen Amoretten. Man denke ſich ſo den ganzen Himmel mit ſchwebenden

Kindern, Guirlanden, azurnen Wolken, goldenen Strahlen beſäet und der Hintergrund mit abermals hundert Engelsköpfchen und maleriſchen Gruppen ausgefüllt, und man wird bei der lebhafteſten Phantaſie gegen die Wirklichkeit nur einen ſchwachen Begriff von dem Ganzen haben u. ſ. w."

3.

Nach dieſem glänzenden Erfolge wurden den Kindern Gehalte ausgezahlt. Thereſe Heberle und Angioletta Mayer erhielten, nebſt freier Wohnung für die ganze Familie, 2000 Gulden; Andere hatten 1000, und ſo herunter bis 200 Gulden. Zugleich wurde ihnen eine Benefizvorſtellung bewilligt, die ſelten weniger als 5000 Gulden eintrug. Auf den Unterricht in Religion und Elementargegenſtänden wurde ſtreng geſehen und hierüber Liſten und Belege der Polizei-Oberdirection halbjährig eingeſandt.

Den 13. November 1817 erſchienen „die Portraits" mit der trefflichen Muſik von Moſcheles und den 12. Februar 1818 die „Redoute." Am 7. Mai aber der „Berggeiſt" nach dem Volksmärchen: Rübezahl, von Muſäus, und mit ihm eine neue Art von Tanz, deſſen Krone aus einer aufſchwebenden Pyramidalgruppe von Genien gebildet wurde. Der Beifall, den dieſes Blatt erhielt, überſchritt alle Grenzen. Der Meiſter wurde anfänglich ſtets ſechsmal und dann in ſechs und achtzig Vorſtellungen, welche in 30 Monaten gegeben wurden, mindeſtens drei Mal gerufen. 160 Kinder waren darin beſchäftigt und von der kleinen Rottmüller (5 Jahr alt), welche den Amor gab, wurde behauptet, nie noch eine graciöſere und zugleich ſchalkhaftere Perſonificirung des Liebesgottes geſehen zu haben.

Welche unſägliche Arbeit es erfordert, ein ſolch kleines Kind mit ſeiner Aufgabe vertraut zu machen, kann nur Der beurtheilen, der jemals einer Probe oder Vorbereitung dieſer Art beigewohnt hat. Selbſt wenn das Kind alle Haupterforderniſſe in ſich vereinigt, Auffaſſungsvermögen, richtiges Gehör und angeborene Grazie, ſo möchte man bei dem bloßen Zuſehen ſchon verzweifeln; wie aber, wenn das Kind, wie ſolches häufig der Fall iſt, keines dieſer Bedingungen erfullt? Vorerſt zeigt der Meiſter dem Kinde, einige allgemeine Stellungen, dann die Art und Weiſe, wie es die vorliegende Handlung auszudrücken und zu bezeichnen habe, und zwar gleich Note für Note und Takt für Takt. Hat das Kind dieſes vollkommen begriffen, ſo daß es keinen Fehler mehr macht, dann iſt noch nichts als ein kleiner Automat gewonnen, da ihm die geſpannte Aufmerkſamkeit, dem Takte zu folgen, jede Natürlichkeit raubt und ſeine Bewegungen an einen Mälzelſchen Metronom erinnern. Jetzt muß man dem Kinde erſt die Freiheit geben, auch außer dem Takte ſeine Bewegungen machen zu dürfen. Man muß ihm ſtets zurufen, ſich nicht an die Muſik zu kehren, und ſo zu thun, als ob es mit andern Kindern ſpiele. Dies wiederholt ſich dann durch mehre Tage, wo nie ein Fehler gegen die Muſik, nur immer ſolche gegen die Natur gerügt werden. Iſt auf ſolche Art endlich das Gezwungene verſchwunden, ſo führt man nach und nach Stelle für Stelle das Kind auf die ſchon früher innegehabte Takteintheilung zurück und ſo verbindet ſich erſt die Darſtellung zu einem Ganzen. Man ſieht hieraus, wie ſchwierig es iſt, Natürlichkeit zu bezwecken und den Erzfeind derſelben, den im Ballete ſo nöthigen Rhythmus gänzlich davon zu entfernen.

Die erſte Vorſtellung des Berggeiſts war zu Horſchelt's

Einnahme, und ſie belief ſich auf 6400 Gulden W. W. Den größten Beifall trugen: der Genienflug, der Guirlandentanz, die Briefſcene mit Amor und der Shawltanz en masse davon. Am 19. October deſſelben Jahres kam „der blöde Ritter" auf die Scene, deſſen Aufnahme kaum weniger glänzend war. Die Comparſerie war dabei bedacht, wie ſie die große Oper zu Paris nicht brillanter zu bieten vermag. Das Ballet ſchloß mit einer Schlacht, in welcher über zweihundert Knaben, ein großer Theil davon in voller Rüſtung, gegen einander kämpften. Die Erſtürmung einer Burg war damit verbunden. Schon war die doppelte Reihe der Baſtionen erſtiegen, als eine dritte Partei den Stürmenden in den Rücken fiel, dieſe zwingend, ihre Streitkräfte zu theilen und nun entwickelte ſich das Handgemenge nicht nur auf allen Vertheidigungspunkten der Burg, ſondern auch durch alle Gemächer, bis zur höchſten Spitze des Wartthurms hinauf. Paniere wurden erobert und wieder zurückgewonnen, Ritter aus den zertrümmerten Bogenfenſtern in den Schloßhof geſtürzt und Waffen und Erſchlagene bedeckten den Kampfplatz. Die Zuſchauer vergaßen ganz dabei, daß dies Kinder ſeien und daß es überhaupt nur ein Schauſpiel ſei, dem man beiwohnte.

„Eliſene," am 29. März 1819, theilte den Beifall der frühern Ballete. Dann folgten den 15. Juli: „der Marktrichter" und am 7. Januar 1820 „die Wildſchützen," zwei kleinere Arbeiten.

„Oberon" das größte Kinderballet, erſchien am 25. April 1820. Der rühmlichſt bekannte Ritter v. Seyfried hatte die Muſik hiezu geliefert. Die Pracht die hierauf verwendet wurde, war außerordentlich. Die Inſcenirung koſtete 18000 Gulden. Die Opferſcene der Titania, nach welcher ſie und ihr Gefolge in Roſen- und Liliengebüſchen dem Auge entſchwebte, die Elfenſcenen, wo an funfzig Kleine von 4 bis 6 Jahren mitwirkten, und die Mohrenfeſte zu Tunis, waren das Effectvollſte und Phantaſiereichſte, was die choreographiſche Scene bieten kann.

Dieſer außerordentlichen Leiſtung folgte am 18. Januar 1821 die Pantomime: „die Silberſchlange,“ in welcher Horſchelt zwar die italieniſchen Masken beibehielt, aber die ſtehenden Prügelſcenen, durch andere, ſinnreiche Komik zu erſetzen wußte.

Am 7. Mai erſchien „die Feuernelke,“ mit Muſik vom Grafen v. Gallenberg. Der Beifall, den dieſes Ballet erhielt, veranlaßte den Pächter des Kärnthnerthortheaters Barbaja, der zugleich Impreſario von S. Carlo in Neapel war, ſich mit dem Programm und den Zeichnungen der Hauptgruppen zu verſehen, um daſſelbe durch Veſtris in Neapel auf die Scene bringen zu laſſen, wo es denn auch entſchiedenes Glück machte. Mit geringen Veränderungen erſchien es einige Jahre ſpäter wieder in Wien, unter dem Titel: „Fee und Ritter,“ worin die berühmte Brugnoli ihre größten Triumphe feierte.

So weit war das Kinderballet gediehen, als ſich ein furchtbar drohendes Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammenzog. Zuerſt erhoben die Väter des widererſtandenen Ordens Jeſu (Liguorianer) ihre Stimme dagegen und Zacharias Werner, bei deſſen Abendpredigten ſich die Zahl der Zuhörer um die Theaterzeit öfters zu vermindern begann, hielt einmal mitten in ſeinem Vortrage inne, deutete auf die Hinausgehenden und donnerte ihnen nach: „Dieſe laufen dem Teufel gerade in den Rachen — ſie gehen ins Kinderballet!“ — Dies erregte großes Aufſehen und da nun bald viele hohe Geiſtliche gleichfalls dagegen eingenommen wurden, ſo erſchien kurz darauf der Befehl: daß das Kinderballet mit Ende Nov. laufenden Jahres aufzuhören habe. Am 30. Oktober trat Horſchelt mit ſeiner letzten neuen Arbeit auf: „das Zauberglöckchen“ und während des ganzen Novembers war faſt an jedem Abende ein Kinderballet. Mit ſchwerem Herzen ſagten ſich die Wiener von dieſem Schauſpiele los. Die Kleinen erhielten noch zwei Einnahmen, die über 11000 Gulden eintrugen.

Als am 30. November 1821 das letzte Kinderballet in Wien gegeben wurde und hierzu der Berggeiſt gewählt worden war, nahm das Publicum alle Glanzmomente dieſer Compoſition noch lebhafter auf, als am Tage ihres erſten Erſcheinens. Wie ſich aber zum Schluſſe, ſtatt der großen Feengruppe, das Theater plötzlich verfinſterte, der hintere Vorhang aufflog und nun eine Gallerie von Bildern ſichtbar wurde, die Lieblingsſcenen ſämmtlicher Kinderballete verſinnlichend, da erfolgte eine augenblickliche Stille der Ueberraſchung, und wie dann alle Kinder ſich dankend zu bewegen anfingen, brach ein Beifallsſturm los, der ſich nicht beſchreiben läßt. Zweimal wurde Horſchelt noch gerufen, aber das Publicum war damit noch nicht zufrieden. „Horſchelt und alle Kinder!“ tönt es durchs ganze Haus. Die Lampen waren bereits halb ausgelöſcht, die Kinder ſchon größtentheils in ihren gewöhnlichen Anzügen; aber das Publicum ließ ſich durch Nichts beſchwichtigen. Der Lärm nahm ſtets zu. Endlich erſcheint Horſchelt zum Letztenmale, in der Mitte von hundert Kindern, ſchwarzgeſtiefelten Elfen und ſorgfältig eingehüllten Berggeiſtern, und ſo — nimmt er ſeinen rührenden Abſchied von Wien für immer, und mit ihm verſchwindet das phantaſiereichſte, blendendſte Schauſpiel, das je dort geſehen wurde und das keine andere Stadt jemals ſah.

Mit Horſchelt's Abgange verfiel das Theater an der

Wien und wurde bald ganz geſperrt, bis es lange nachher unter ganz andern Verhältniſſen wieder eröffnet wurde. Einige von den Mitgliedern des Kinderballets haben ſich einen Namen gemacht. Vornehmlich zeichneten ſich von den Knaben, Stwaßni und Occioni ſpäter als Pantomimenmeiſter aus und zeigten beſondere Anlagen zur Compoſition. Von den Mädchen wurde Thereſe Heberle die Ausgezeichnetſte. Sie erhielt in der Folge in Neapel ein Engagement mit 30,000 Franken jährlich, wurde dann die reiche Madame Falconet und iſt jung geſtorben.

Horſchelt folgte nun einem Rufe nach München. Er ſetzte, während ſeiner kurzen Thätigkeit an dieſem Theater, einige ſeiner frühern Arbeiten mit großem Beifall in die Scene. Obgleich er bisher nur für ein großes Publicum und mit ungewöhnlichen Mitteln zu arbeiten gewohnt war, ſo zeigte er ſich dennoch in ſeiner neuen, allerdings beſchränkteren Lage, nicht minder thätig und ſeiner Sache gewiß. Eine ſeiner glänzendſten Hervorbringungen, deſſen ich mich mit Freude erinnere, war „Amor's Feſt,“ am 9. Nov. 1822, zur Vermählungsfeier der k. Prinzeſſin Amalie mit dem Prinzen Johann von Sachſen, aufgeführt. Einen zweiten Erfolg dieſer Art errang er im darauf folgenden Jahre, durch das „Urtheil des Paris,“ welches er zur Feier der Vermählung der Kronprinzeſſin, jetzigen Königin von Preußen in die Scene ſetzte.

In dieſer Thätigkeit verharrte Horſchelt bei dem Münchener Theater bis zum Herbſte des Jahres 1829. Er unternahm nun eine Reiſe nach Wien, um ſeinen Berggeiſt im Theater am kärnthner Thore neu in die Scene zu ſetzen; als er nach München zurückkehrte, waren bereits große Einſchränkungen, ſowol im Schauſpiel als in der Oper geſchehen, da auf königl. Befehl die Theaterſchulden hinfort durch den eigenen Etat des Theaters gedeckt werden ſollten. So geſchah es denn auch, daß Horſchelt und deſſen Frau, geb. Eckner, eine ſehr anmuthige und talentvolle Künſtlerin, der Liebling des Publicums, ſo wie noch andere Balletmitglieder, „aus ökonomiſchen Rückſichten der Theater kaſſe,“ quieſcirt wurden. Das Ballet ſollte künftig nur noch als Divertiſſement zur Ausſchmückung der Oper beſtehen. So ſeltſam geſtalten ſich oft die Verhältniſſe! Derſelbe Mann, dem, wie wir oben geſehen haben, das Wiener Theater eine Einnahme von mehrern Hunderttauſenden verdankte, wird hier, in der vollſten Kraft ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit, aus Erſparungsrückſichten zur Seite geſchoben.

Das Publicum zeigte ſich überaus theilnehmend, als am 30. Dec. 1829 das Ballet „die Inſulaner“ gegeben wurde und ſich das Gerücht von gänzlicher Auflöſung des Ballets nun ſchon allgemein verbreitet hatte. Am Schluſſe wurde Horſchelt ſtürmiſch gerufen,, und er erſchien mit ſeinem, in ſchmerzlicher Wehmuth um ihn verſammelten Perſonal, das durch ihn zu einer ſo bedeutenden Stufe gehoben worden war. Er emfing einen Lorbeerkranz, und als der Vorhang geſunken war, mußte er ſich wieder heben, um noch einmal dem Wunſche des Publicums, den Scheidenden zu ſehen, nachzukommen.

Der noch nicht 37 Jahre alte, überaus kräftige und thätige Mann, konnte ſich jedoch unmöglich mit ſeinem ihm unfreiwillig zu Theil gewordenen Ruheſtande begnügen. Er kam um die Erlaubniß ein, ins Ausland reiſen zu dürfen, und erhielt ſie.

Zuerſt ging er nach Stuttgart, wo bereits ſeit ſechs Monaten ein, aus Pariſer erſten Tänzern und Wiener Figuranten zuſammengeſetztes Ballet, mit unglücklichem Er-

folge wirkte. Horſchelt erſchien und entſchädigte Publicu
und Theaterkaſſe während der letzten ſechs Wochen du
ſeine Schöpfungen. Was der frühere Balletmeiſter Aſt
geleiſtet hatte, war zwar leicht zu überbieten; die Stu
garter hatten jedoch mehrere Jahre Taglioni gehabt, u
Tänzerinnen wie die Taglioni und Mees bewundert, u
dies vergeſſen zu machen, war nicht leicht zu nennen. D
Sieg gelang jedoch unſerm deutſchen Meiſter vollkomme
Ein Stuttgarter Blatt meldete damals darüber: „So w
Aſtolfi von Taglioni übertroffen wurde, ſo weit ſteht un
deutſche Horſchelt über Beide. Er hat gezeigt, welche g
waltige, wirklich geiſtige Wirkungen mit Mitteln errei
werden können, die in den unrechten Händen ewig nur a
Holz, Pappe und Leinwand, Holz, Pappe und Leinwa
werden. Man wurde allmälig gewohnt, das ſämmtlic
Scenen- und Maſchinenweſen faſt als ein nothwendig
Uebel zu betrachten, aber wie gern findet man ſich hi
eines Andern belehrt!“

— Horſchelt verließ Stuttgart, reich belohnt und m
Beifall überſchüttet. Im Sommer 1830 erhielt er ei
ſehr ſchmeichelhafte Einladung, während des nächſten Carn
vals in Mailand Ballete in die Scene zu ſetzen. Er nahm
dieſen Antrag an. Wer die Italiener kennt, wer da weiſ
daß ſelbſt die Mailänder ihre angebeteten Gioja und Vigan
fallen ließen, ſo oft ſie nicht ihre gewöhnlichen hiſtoriſche
Stoffe zu behandeln unternahmen, der mußte natürlich fü
den deutſchen Meiſter einige Beſorgniß tragen, der zum
erſten Male mit einer phantaſtiſchen Mährchenwelt über di
Alpen zog. Wenn man nun hierzu noch die National
eiferſucht rechnet, ſo dürfte faſt als beſtimmt angenomme
werden, daß die Mailänder, bei der kleinſten Veranlaſſun
die bestia tedesca mit Proteſt heimſchicken würden.

Daß Horſchelt indeß ſich redlich zuſammennahm, läßt ſich wol denken, denn überdies galt es hier noch eine feſt begründete feindliche Theatereinrichtung zu überwinden, die ſich für ſeine Intentionen geradezu als unpraktiſch zeigte. Die Scala bietet nämlich weder Verſenkung noch Flugwerk, und Horſchelt, der Zauberer, ſollte daher eine Zauberei aushecken, wobei ihm Alles erlaubt ſein ſollte, nur nicht zaubern! Seine Sorgen mußten noch durch das Gerücht erhöht werden, daß auch Italien in den allgemeinen Revolutionsſchwindel mit hineingeriſſen worden wäre, daß der Haß gegen die Deutſchen dort im ſteten Wachſen begriffen ſei und daß man ſich wenig geſtimmt fühle, die harmloſen und ergötzlichen Spiele, die Horſchelt vor den Mailändern zu entfalten kam, mit Freundlichkeit aufzunehmen.

Außer dieſer höchſt ungünſtigen politiſchen Conſtellation, wirkte noch ein anderer Umſtand mit, dem deutſchen Meiſter verderbendrohend zu werden. Das Teatro Carcano war gerade in dieſem Jahre als furchtbarer Gegner der Scala aufgetreten. Ein Verein von Banquiers hatte ſich vorgenommen, ſie zu ſtürzen. Sie engagirten mit ungeheuern Geldopfern die Paſta, Rubini, Galli und noch andere der koſtbarſten Kehlen, ſo wie auch den tallentvollen Balletmeiſter Henri, nebſt einer Anzahl ſehr ausgezeichneter Tänzer. Ihr Plan war noch dazu bis dieſen Augenblick vollkommen gelungen, denn ſie hatten den Zulauf, während in der Scala jede größere Vorſtellung durchgefallen war.

Horſchelt trat mit einem kleinen Ballet auf. Das große an jenem Abende hatte ein Veteran, Sr. Clerico genannt, verfertigt. Am andern Tage las man im Censore universale dei Teatri: „Die Scala brachte uns geſtern vier Neuigkeiten: einen neu decorirten Saal, eine neue Oper, ein großes und ein kleines Ballet. Das Erſte war prächtig, das Zweite mittelmäßig, das Dritte ſchlecht, das Letzte gut.“ Deſſenungeachtet war man nicht ſehr geneigt, dieſen Succeß dem Deutſchen als großes Verdienſt anzurechnen, da auf die kleinen Ballete nur wenig Werth gelegt wurde.

Horſchelt mußte daher zu einer größeren Arbeit ſchreiten. Der achte Februar war zur Aufführung beſtimmt. Alles war im höchſten Grade geſpannt. An zweitauſend Patrioten, ſo hieß es, wollten ſich bei der Vorſtellung zu ihrem Sturze vereinigen. Die ſogenannten deutſchen Schlüſſel, worauf man ſo gut pfeifen kann, ſuchte man ſich überall zu verſchaffen. Das Teatro Carcano gab an dieſem Abende keine Vorſtellung, damit alle ſeine Anhänger ſich nach der Scala verfügen konnten, um dort in ſeinem Intereſſe zu agiren. Denn, das war gewiß, fiel die heutige Vorſtellung, ſo war die ganze Unternehmung in der Scala geſtürzt. Zu allem Dem kam noch die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Modena und den Aufſtand in Bologna ziſchelte man ſich auch in die Ohren — ſelbſt in Rom ſollten Unruhen ſtattfinden.

Was nun aber noch eine vollſtändigere Verwirrung herbeiführen mußte, war das dumpfe Gerücht, daß die heutige Vorſtellung die Veranlaſſung zu einem Tumulte werden ſolle, der eine ernſtere Komödie im Schilde führen würde.

Im Theater ſelbſt waren ſämmtliche Wachen verdoppelt und die Comparſen zum Dienſte der Scene — dies wird von Augenzeugen beſtätigt — zogen mit Ober- und Untergewehr auf, und ein Jeder führte 40 ſcharfe Patronen mit ſich. Die Verſchwörung, welche lediglich gegen den armen, deutſchen Balletmeiſter ſtattfand, nahm jedoch ganz unwillkürlich eine andere Wendung. Dieſes mag als genügender Beweis dienen, welch ein Zauber in der glücklichen Behand lung eines Mährchens für die Tanzſcene liegt. Die Aufnahme war ſo über jede Erwartung glänzend, daß Horſchelt wirklich unzähligemale gerufen wurde, und nach der Ausſage meines Bekannten, von dem ich im Kafe nuovo in Venedig alle dieſe Umſtände erfuhr, ſoll dies mindeſtens mehr als zwanzigmal, während der erſten drei Vorſtellungen ſtattgefunden haben. Welch ein Vortheil der Impreſa dadurch erwuchs, iſt leicht zu denken. Nachdem die Mailänder ſich ſatt geſehen hatten, zogen die benachbarten Städte hinzu, das deutſche Wunder anzuſtaunen und noch bei der neunundvierzigſten Vorſtellung mußte der große Shawltanz wiederholt werden. Dies war um ſo überraſchender, da man der gewöhnlichen Shawltänze in Mailand ſo überdrüſſig war, daß alles Fiasco machte und ausgepfiffen wurde, was nur im Entfernteſten daran erinnerte. „Mais, c'est le ton qui fait la musique,“ ſagte mein Franzoſe, wie er mir dieſes erzählte.

Alle Mailänder Blätter waren voll des Lobes über dieſe Arbeit. Il Censore universale dei Teatri, berichtet von dieſer Neuigkeit, ſie ſei ungewöhnlicher Art und entwickle einen ganz neuen Zauber. Dem Auge biete ſich eine ſolche Mannichfaltigkeit von Schönem, daß man in ſteter Furcht ſchweben müſſe, irgend Etwas nicht gebührend bewundert zu haben, bevor es den Blicken entrückt ward. Dies Blatt gibt ſich die Mühe, den Inhalt der reichen Compoſition ſeinen Leſern mitzutheilen und ſpendet dann dem Genie Horſchelt's das uneingeſchränkteſte Lob; das Studium, den Fleiß und die geſchickte Anwendung der reichſten ſceniſchen Mittel jemals überboten zu ſehen, dürfe Niemand hoffen.

Sanquirico, der Maler, ſoll ſich in ſeinen bewundernswerthen Schöpfungen ſelbſt übertroffen haben. Die Tänzer waren ebenſo vollendet. Neben den Namen Caſati, Galliani, Bocci, Maglietta, Olivieri und Heberle, werden die uns wohlbekannten und werthgewordenen Künſtler: Rozier und die Gattin Horſchelt's mit großer Auszeichnung genannt. Der Corriere delle Dame, das Eco, und die Gazetta di Milano ſtimmten Alle mit vollen Backen in dieſes Lob ein.

Dieſe glänzende und rauſchende Anerkennung fand nun ein Künſtler, der hierauf ſtill und in beſcheidener Zurückgezogenheit im Vaterlande lebte, ein ſchöpferiſcher Geiſt, wie Wenige in ſeinem Fache, voll glühender Phantaſie, gleich erfinderiſch in ernſten wie in komiſchen Scenen, und hierzu noch mit einem ächt deutſchen Fleiße und mit eiſerner Beharrlichkeit begabt. Sein Geburtsort iſt weder Neapel, Mailand noch Paris, ſondern Köln am Rhein, wo er am 14. April 1793 das Licht der Welt erblickte, und dies hätte ihm ohne die Mailänder Apotheoſe, hie und da im Vaterlande leicht zum Nachtheil gereichen können. Durch den entſcheidenden Sieg jedoch in der Scala ſieht ſich Horſchelt den Erſten ſeines Faches angereiht, ohne einen gegründeten Widerſpruch befürchten zu dürfen; und durch die von allen Parteien ihm unbeſtrittene Eigenthümlichkeit in ſeinen Erfindungen und ihrer Behandlung, wird er ſtets einen beſondern Platz unter den Meiſtern der choregraphiſchen Scene auf eine würdige Weiſe behaupten.

Die Bildungsgeſchichte dieſes Künſtlers wäre für jeden Kunſtfreund gewiß anziehend und ſelbſt belehrend. Von Dem, was uns hiervon bis jetzt bekannt wurde, wollen wir verſuchen eine kleine Skizze zu geben.

Horſchelt's Vater war Balletmeiſter bei der Koberweiniſchen Geſellſchaft, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Städte Düſſeldorf, Aachen, Bonn und Mainz beſuchte und eines ausgezeichneten Rufes genoß. Horſchelt's Mutter war eine geborene Koberwein. In Wien unter des bekannten Hensler's Direction entſtand Horſchelt's erſte Arbeit, die er im Alter von 18 Jahren verfertigte, als Folge einer Wette mit ſeinem Director. Es war „das unähnliche Portrait“ und brachte ihm großen Beifall. Als bei Gelegenheit der Vermählung des Fürſten Paul Eſterhazy mit der Fürſtin von Thurn und Taxis in Eiſenſtadt, außerordentlich prächtige Feſte ſtattfanden, erhielt Horſchelt die Einladung, die dabei ſtattfindenden Vorſtellungen mit Tänzen und Gruppirungen zu ſchmücken. Das Perſonal beſtand in Beamten und Bürgerskindern, die ohne alle Vorbereitung ſich ſeiner Leitung übergeben ſahen. Deſſenungeachtet erregten ſeine Arbeiten vor dieſer glänzenden Verſammlung ein ſolches Aufſehen, daß der Name rühmlichſt bekannt und der, der ihn führte, reich belohnt wurde.

Graf Palffy, Director des Theaters an der Wien, der ſich unter den Zuſchauern befand, erfüllte die Seele des ungen Künſtlers mit den glänzendſten Bildern einer ſchönen Zukunft, und dieſem mächtigen Impulſe iſt wol das ſchnelle Vorwärtsſchreiten Horſchelt's mit Recht zuzuſchreiben.

Auffallend iſt es in der That, daß in Deutſchland jetzt e wenig für den ſceniſchen Tanz geſchieht und daß man icht mehr bemüht iſt, ihm eine eigenthümliche Richtung zu eben. Ja, daß viele Theaterdirectoren mit Eifer dagegen nkämpfen und glauben, daß ein mittelmäßiges, ziemlich unſtloſes Herumhüpfen genüge. Ein ſolches Surrogat aber erdirbt den Geſchmack und verleidet die Luſt an dergleichen Beſtrebungen. Sonſt erſchien die Kunſt des Tänzers jedem Schauſpieler — ſogar dem bedeutendſten — unentbehrlich. Der große Schröder excellirte in ſeiner Jugend als Tänzer nd was Iffland darüber gedacht, mögen meine gefälligen eſer in ſeinem „Tanzmeiſter Mercau“ nachſehen.

Die Kindergeſellſchaft, womit der Tanzmeiſter Kurz vor mehren Jahren durch Deutſchland zog, und die auf ganz eigene Weiſe organiſirt war, hat der Bühne manch brauchbares Mitglied geliefert.

Man kann nicht ſo eigentlich behaupten, daß das Publicum keinen Geſchmack mehr für das Ballet zeige. Im Gegentheile, ſelbſt nach langer Entwöhnung, erfreut es ſich jeder Erſcheinung in dieſem Bereiche. Mehr ſind es die Bühnenlenker und die Schauſpieler ſelbſt, welche den Tanz zu verdrängen oder einzuſchränken ſich beſtreben. Ihr beſter Vorwand, den ſie dafür haben, iſt: „um das Schauſpiel, dem die Oper ſchon ſo großen Eintrag thut, nicht gänzlich zu begraben.“ Aber die Guten ſehen nicht ein, daß ſie ſelbſt ſeine Todtengräber ſind und einzig und allein von dem Ertrage der Oper noch ſich bezahlt machen können.

Wie das Schauſpiel jetzt beſteht, iſt es nur wie ein ſchwerer Kranker, als eine werdende Leiche zu betrachten. Und bis daß der rechte Arzt dafür erſchienen ſein wird, laſſe man dem Publicum ſeine frohen, erheiternden und erhebenden Genüſſe alle, deren es gewiß bedarf.

Unſere Geſpräche im Kafe nuovo endeten ungefähr mit dieſer Betrachtung. Mein Freund war überraſcht und gab ungern ſeine Reiſe nach Deutſchland auf, von welcher er ſich eine ſchöne Ausbeute für ſein Werk über das Ballet verſprochen hatte. Meine Mittheilungen erſchienen ihm weder genügend noch einladend.

Publicum und Kritiker.

Die Zeit, wo im Theater das Publicum in Maſſe ſeine Meinung kräftig ausſprach, liegt weit hinter uns. Die Stimme der Entrüſtung wird ſelten mehr vernommen, einen feſten Willen wagt es nie mehr auszuſprechen, und aller Antheil hat ſich jetzt in das conventionelle Händeklatſchen verflacht.

Daß dabei nichts für die Sache gewonnen iſt, ſieht Jeder ein. Ein leicht zum Zorn aufgeregtes Publicum, iſt noch ein wahrhaft liebendes, und mehr werth als ein gleichgültiges, dem Alles leicht zu Dank geſchieht. Kann einem Eßlair, einer Schröder, einer Schechner oder einem Vespermann, ein Applaus noch für irgend etwas gelten? Iſt es nicht lächerlich, wenn einige Einzelne im Hauſe es ſich anmaßen, Künſtler belohnen zu wollen, mit einer Münze, die ſie einem Jeden mit offenen Händen hinwerfen? Nur wenn dem unheilbar Schlechten, wie dem Mittelmäßigen, dem Emporſtrebenden, wie der Anmaßung, Tadel, Ermunterung und Strafe vom Publicum zugemeſſen würde, träte der Lohn für das Verdienſt in ſeine vollen Rechte ein.

um den Künſtler auf ſeiner Höhe zu halten und die Unbedeutenderen zur Nacheiferung anzufeuern. Darin liegt Gedeihen. Aber dies Alles haben nach und nach die ſchlechten Schauſpieler zerſtört, ſie lagen den ſchwachen Intendanzen beſtändig in den Ohren, hier einen Damm, dort einen Riegel den zu lauten Aeußerungen entgegen zu rücken, und mit dem vollkommenen Stillſchweigen auch nicht zufrieden, durch ein Heer von Freibilleten endlich ſich eine eigene Art von Beifall ſelbſt zu ſchaffen. Eine eben ſo originelle Erfindung, wie ſo manche andere in unſerer Bühnenkunſt, die leider für lange Zeit noch die beſte wird ſein müſſen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren waren dieſe Maßregeln jedoch noch nicht ſo ausgedehnt. Ernſte Strafen verhängte damals das Publicum über ſolche, die ſeine Gunſt verſcherzt hatten, und oft mußten unverbeſſerliche Subjecte ſeinen Augen entzogen werden, andere Künſtler fielen ſogar den Gerichten anheim. So mußte einſt die große Bethmann ſelbſt in die Hausvogtei wandern, weil ſie ſich unterſtanden hatte, dem Urtheile der Berliner einen unanſtändigen Trotz entgegenzuſetzen. Mehre ſolcher Beiſpiele ſind bekannt genug.

Bei den ganz unbeſchränkten Aeußerungen, wie ſie damals in Theatern gehört wurden, konnte es jedoch nicht fehlen, daß ſie ſich wol zuweilen auf gänzlich der Kunſt fremde Intereſſen bezogen und politiſche oder perſönliche Verhältniſſe zum Vorwande nahmen. Das Unglück war indeß ſo groß nicht. Solche Beweggründe wurden bald durchſchaut und von dem beſſern, ſtets größern, unbefangnern Theile gerecht gewürdigt. Der Gekränkte erhielt die glänzendſte Genugthuung, und je offener dies geſchah, deſto vollſtändiger war ſie. Solche Vorfälle gehörten jedoch immer nur zu den Seltenheiten. Nun ſind zwar dieſe offenkundigen Scandale gänzlich verſchwunden, dafür iſt aber der heimlich ſchleichenden Intrigue Thür und Thor geöffnet. Man kann dieſem und jenem Künſtler eine Schlappe anhängen, ohne daß er es bemerkt, ohne daß ihm von einem theilnehmenden Publicum ſein Recht werden kann. Dieſes theilnehmende Publicum aber beſchränkt ſich jetzt höchſtens auf ein paar Leute, die für Geld und gute Worte in ein Blatt einrücken laſſen: „Mamſell X. ſollte doch dieſe oder jene Rolle ſpielen, ſie ſei ihr wirklich gewachſen; Mamſell Y. wäre ganz und gar nicht ſo ſchlecht wie ſie alle Abende auf dem Theater erſchiene, man müßte ſie in ihrem Häuslichen beobachten, um ſie zu würdigen u. ſ. w." Oder ſie treten mit der höflichen Wendung auf uns zu: „Mein Herr, wer nicht findet, daß Mamſell Z. ein ſchönes Organ habe, iſt ein Eſel; nun! was ſagen Sie, mein Herr?"

So ſind die Beſchützer der Kunſt heutzutage! Jene oben gerügten Maßregeln jedoch riefen eine Art von Kritik hervor, wovon man zu den Zeiten der Leſſing'ſchen Dramaturgie noch nichts wußte. Mit dem allmäligen Verhallen der öffentlichen Stimme in den Theatern, erklangen einzelne Stimmen auf dem Papier, die — wenn ſie einiges Intereſſe erregen ſollten — nothwendig Oppoſition bilden mußten. Aber ſelbſt dieſe Kritiken vermochten noch im Publicum den Funken der Anhänglichkeit für die Sache zu erhalten. Wirkten ſie freilich nicht ſo ergreifend, wie der Ausſpruch einer ganzen entzückten oder entrüſteten Verſammlung, ſo waren ſie immer noch als ein nicht zu verwerfendes Surrogat deſſelben zu betrachten, und bildeten — wenn das Theater längſt beendigt war und vergeſſen worden wäre, einen Vereinigungspunkt in der Converſation, um wieder auf die Leiſtungen der Künſtler zurückzukommen.

Aber auch dieſer Geißel, wie ſie vermeinten, wollte ſich die Eitelkeit der Schauſpieler überheben. Es kam die Zeit der Hoftheaterchen ohne Ende. Jedes derſelben zahlte unmäßige Gagen, jedes wollte lebenslängliche Anſtellungen geben, die ſpäter — lächerlich genug — länger dauerten als die Bühnen ſelbſt, wobei ſie ſtattfanden. Die guten Schauſpieler waren ein edles Gut, ein Bedürfniß, eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden; und ſchlechte Schauſpieler ſollte es gar nicht mehr geben. Der leichteſte Tadel der Kritik verletzte ſie. Das flüchtige Werk einer vorübergehenden Begeiſterung ſollte keinem Urtheil mehr unterworfen werden, während die höchſten Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes ſich ihm nicht entziehen durften! Andre ebenfalls eitle Künſtler geſtanden doch wenigſtens Ihresgleichen, Männern vom Fache, die Fähigkeit zu, ihre Leiſtungen beurtheilen zu können, aber die Schauſpieler gingen ſogar ſo weit, einen Jeden aus ihrer Mitte zu ſtoßen, der es wagte, ein Wort über die Kunſt zu verlautbaren, die er ſelbſt übte. Ein Recenſent war ihnen ein Ungeheuer, und kam es nun dazu — wie das früher oftmals geſchah — daß ſolch ein armer Schriftſteller, der ſich mit ſchlecht bezahlter Theaterkritik befaßte, keinen guten Rock anhatte, mit ſtruppig verworrenem Haar erſchien und einen zerriſſenen Stiefel trug, ſo mußte der Menſch lächerlich gemacht werden, und die hohen Künſtler ließen ſich herab, in irgend einer Rolle von Kotzebue oder Julius von Voß, ſeine Perſönlichkeit auf die Bretter zu bringen. Jetzt ſchwieg auch dieſe Art von Kritik, hie und da ſelbſt durch höhere Verbote unterdrückt, und das Theater genoß einer ſchönen, grenzenloſen Freiheit. Im Innern herrſchte Gleichgültigkeit, im Aeußern gänzliches Stillſchweigen. Die mit Sinecuren betitten Schauſpieler konnten recht gut jede Belehrung entbehren, da ſie nicht an Vorwärtsſchreiten dachten. Wer einmal eine lebenslängliche Anſtellung errungen, hat ja damit die höchſte Staffel der Kunſt erreicht. Wie der Soldat als Feldmarſchall, der Staatsmann als regierender Miniſter ſein Ziel erſtrebt hat, ſo der Schauſpieler, wenn er Hofſchauſpieler mit Decret geworden war. Höher ging's nicht — und was ſollte ihn dann noch reizen? Wünſchte er einmal ſich und den Seinen ein Gaudium, oder einem Collegen einen Aerger zu bereiten, ſo war mit einigen Flaſchen Wein und etwelchen Freibillets ein vollſtimmiger, ſonorer Beifall für den Abend angeſchafft. Wer ſollte Einſpruch thun? Die Abonnenten etwa? oder die gleichgültige Menge? oder der rohe Haufe?

Dies Treiben konnte indeß der Verſpottung unmöglich entgehen. Es erhoben ſich Stimmen von mehren Seiten, die im Anfange alle Lacher gewannen, aber auch bald nicht mehr ſich vernehmen laſſen durften, weil nun die Schauſpieler, und jetzt zwar nicht mit Unrecht, über Verletzung ihrer Künſtler- und perſönlichen Ehre klagen konnten. Sie wünſchten eine ruhige, beſonnene, ja ſelbſt eine gründliche Kritik zurück, auf die Gefahr hin, die Letztere nicht einmal verſtehen zu können. Aber Niemand fand ſich, der ſich damit abgeben wollte. Jeder Verſtändige war es längſt überdrüſſig leeres Stroh zu dreſchen, oder ſich feindlichen Angriffen auszuſetzen, das Theater blieb ſeinem Schickſale und faſt in den meiſten deutſchen Städten einem hohen Grade von Theilnahmloſigkeit überlaſſen. Die Kritik wenigſtens, die jetzt ſo laut in allen Fächern der Kunſt und des Wiſſens ſich vernehmen ließ, wandte ſich mit Ekel von dem Theater ab. Zum letzten Male hat ſie ihre ernſte Stimme in Zimmermann's trefflichen dramaturgiſchen Blättern erhoben und verhallte faſt ungehört, jedenfalls unbeachtet.

Was ſeither in der Wiener Theaterzeitung und anderwärts erſcheint, nimmt allerdings mitunter einen Anlauf, als wollte es einen kritiſchen Standpunkt erklimmen, doch fehlt dieſen Aufſätzen, bei allem äußern Ernſte, der ihnen anklebt, der höhere, innere Ernſt der Wahrheit und Unparteilichkeit, wie ſich bei dem ſtets ungemeſſenen Lobe und ſpärlichen Tadel, deutlich darthut. Auch kann die darin herrſchende Berückſichtigung des Locals und ſeines individuellen Geſchmackes ſolchen Kritiken auf die deutſche Bühnenkunſt im Allgemeinen, keinen Einfluß verſchaffen. Vieles, was dieſe Blätter liefern, kann aber auch für nichts mehr noch weniger, als für fortlaufende Berichte über Bühnenerſcheinungen gelten, die für gewiſſe Leſer nicht unintereſſant ſein mögen, aber keinesweges in das Reich der Kritik hingehören.

Ein eigentlich dramaturgiſches Blatt, eine ernſte, gediegene Kritik der Bühne fehlt in Deutſchland.

Erſt wenn eine allgemein regere Theilnahme wieder zu erkennen ſein und die Kunſt ſich zu ihrer ganzen Würde erhoben haben wird, iſt es möglich, die Kritik walten zu laſſen, die zwar nach ſtrengen aber ewigen Geſetzen richtet. Vielen, die ſich darüber einſt freuten, ſich der Kritik zu entziehen, möchte nunmehr ſich wol die Bemerkung aufdringen, daß: außer der Kritik und unter der Kritik, in manchen Fällen, ziemlich gleich bedeutend ſei.

Schauſpielerſchulen.

Die Wiederholung eines neuen Luſtſpiels gibt mir Gelegenheit, einige Worte über die ſogenannten Schauſpielerſchulen zu ſagen, worüber in jüngſter Zeit wieder viel geſprochen wurde. Ich gedenke jedoch in dieſem Artikel nicht den Gegenſtand genügend zu erſchöpfen. Es iſt allerdings nothwendig, daß junge Leute, die ſich der Bühne widmen wollen, eine, dieſem Zwecke entſprechende, Richtung erhalten. Die Mädchen müſſen tanzen, ſingen, die Jünglinge hiezu noch fechten und exerciren lernen; engliſch, franzöſiſch und italieniſch, ſind Sprachen, deren Erlernung von großem Nutzen iſt; die Kunſt des Versbaues, und hiedurch die richtige Einſicht in den Vortrag der Verſe, möge ernſtlich zu erlernen geſtrebt werden; man erwecke den Sinn für die Schönheiten der Dichter und mache mit den angehenden Künſtlern einen Curſus durch die geſammte dramatiſche Literatur der Neuern, und beſchränke ſich nicht blos auf jene Stücke, die gerade auf unſeren heutigen Bühnen gang und gäbe ſind. Bei allen dieſen Erlernungen verbanne man jedoch ſorglich jede Oberflächlichkeit. Tanz und Geſang werden, wenn man gleich nicht, ſo zu ſagen, einſt davon leben will, dennoch in ſolcher Vollendung erlernt, als die Beſchaffenheit des jungen Künſtlers dies zuläßt. Nicht um dilettantenmäßig damit zu prunken, ſondern um eine Einſicht in das Weſen dieſer Schweſterkünſte zu erlangen, beſchäftige man ſich ernſtlich damit. Die edelſte Ausbildung der körperlichen Bewegung, ein Beherrſchen der äußern Form, von der einen Seite — die Bildung des Tons in der Kehle, die Kenntniß von dem Umfange des eigenen Sprechorgans, eine richtige Vocaliſation und der rhythmiſche Fall der Rede, auf der andern Seite — werden hievon die Folge ſein.

Das Fechten und Exerciren trägt ebenfalls zur feſten Haltung des Körpers bei, nicht zu gedenken, daß in gewiſſen Rollen von den Schauſpielern gefordert wird, daß ſie in allen dieſen Dingen eine bedeutende Fertigkeit an den Tag legen ſollen. Welchen Nachtheil die Unkenntniß der neuern Sprachen dem Schauſpieler bringt, iſt zu bekannt, als daß ich hier weitläufig darüber ſprechen ſollte. Es iſt unbegreiflich, daß einige Schauſpieler, die ſich einbilden, eine hohe Stufe erreicht zu haben, ſo wenig ſich ſelbſt achten, und faſt bei jeder Gelegenheit, wo es ein fremdes Wort auszuſprechen gibt, eine Lächerlichkeit begehen. Mit dem Versbau glauben die alltäglichen Bühnenmenſchen auch ſchnell fertig zu ſein. Sie kennen gewöhnlich nichts anders, als den fünffüßigen Jambus und, ſeit Müllner's Schuld, den vierfüßigen Trochäus. Wir würden jedoch als gute Uebung, einen ſophocleiſchen Chor, nach guter Ueberſetzung, zu ſtudiren, und dabei eine tüchtige Proſodie, etwa die von Grotefend, zum Grunde zu legen, vorſchlagen. Daß man von Shakeſpear mehr kenne, als Hamlet, Lear und Macbeth, von Calderon mehr als das Leben ein Traum und Don Guttiere wird gewiß keinem jungen Künſtler zum

Schaden gereichen, und wenn er auch nicht den Nutzen davon gleich klar einzuſehen im Stande iſt, ſo werden dieſe Kenntniſſe ihm immer zu ſtatten kommen, Fehlendes ergänzen, Vorhandenes vervollkommnen, ſeiner Einſicht leichter den Weg bahnen und ſeiner ganzen Künſtlerexiſtenz einen höhern Schwung ertheilen. Nach dieſen erſten Vorſtudien wird es, vor dem eigentlichen Auftreten, wol zu empfehlen ſein, der Berathung eines bedeutenden Künſtlers theilhaft zu werden. Dieſer möge dann mit ſeiner praktiſchen Bühnenbildung den erſten Schritten des Anfängers zu Hülfe kommen. Er prüfe ſeinen Beruf überhaupt, ſeine Fähigkeiten für dieſe oder jene Gattung von Rollen, er mache ihn mit den Convenienzen des Theaters bekannt, er beſtimme die Wahl ſeiner erſten Verſuche und ſtehe ihm bei mit ſeiner Einſicht; aber er hüte ſich wohl, ſeine eigene Darſtellungsweiſe auf den Jünger übertragen zu wollen und ihn dadurch zum Manieriſten zu bilden. Auf dieſem Wege erhält das Publicum gewöhnlich nur Verunſtaltungen. Die anziehendſte Individualität geht verloren in der Nachahmung, und es wird ſchnell und mit leichter Mühe eine Art von Brauchbarkeit erlangt, die den Keim des Verderbens für jede ächte und wahre Bühnenkunſt in ſich trägt. Schauſpieler, welche früh eine Bildung, nach dieſen Andeutungen, erhalten haben, werden ſelbſt bei beſchränkten Talenten, bald eine würdige Stelle ausfüllen, wenn ſie es ernſt mit ihrer Kunſt meinen und ihr Leben nicht an eine Erbärmlichkeit ſetzen wollen, welche ſelbſt unter der gewöhnlichſten Kritik bleibt, die im verwerflichſten Tone über ſie abzuſprechen wagt. Findet ſich nun aber wahrer Beruf zum Schauſpielerſtande vor: eine ſchöne äußere Erſcheinung, herrliche Stimmwerkzeuge, eine leicht entzündbare Phantaſie, ſcharfe Beobachtungsgabe und die ſchöpferiſche Kraft, zu geſtalten — dann iſt es nicht zu bezweifeln, daß die höchſte Stufe des Künſtlers für einen ſolchen Anfänger zu erreichen ſei.

Wenn nun auch die deutſche Bühne unter ihre Künſtler einige zählt, die ganz oder theilweiſe jene Bedingungen erfüllen, die ſie zur Bedeutendheit erheben, ſo ſind ſie doch nie auf dem Wege der anfänglichen Bildung hiezu gelangt, ſondern ſie haben erſt nach und nach, wie ihre Einſicht in das Weſen der Kunſt zunahm, auf verſchiedenen Wegen dahinſtrebend, ſich die mannichfaltigſten Schätze des Wiſſens angeeignet.

Und dies iſt es eben, was ich allen jungen Schauſpielern anempfehlen will, denen beim Beginne ihrer Bahn weder Leitung noch ſonſtige Mittel hülfreichen Beiſtand leiſteten. Es iſt nicht genug, Rollen zu lernen, die man zum täglichen Bedarf nöthig hat, und die lange Zeit, die nach ſo geringfügiger Beſchäftigung übrig bleibt, dem lockerſten Vergnügen zu widmen. Die Schauſpielerſchule dauere fort, ſo lange das Gemüth noch empfänglich iſt und der Geiſt friſch und die Thätigkeit rege. Sie erſtrecke ſich nicht auf die wenigen Monate, die unmittelbar dem erſten Auftreten vorangehen, und beſchränke ſich nicht auf den kärglichen Beſuch bei dieſem oder jenem ältern Bühnenmitgliede, dem man nun gern einmal die Künſte ablernen möchte. Sie fülle die ganze Zeit des Künſtlers aus und ſelbſt ſeine Genüſſe der Erholung wähle er nur mit Bezug auf ſeinen Beruf. Es ſcheint ſchwer, hart, unpaſſend, weil man nicht gewöhnt iſt, die Sache ſo ernſt zu nehmen. Aber man gewöhne ſich einmal daran und der Schauſpieler wird ſicherlich unter den Künſtlern einen Rang einnehmen, der ihm im höhern Sinne wohl gebührt und den ihm alsdann Niemand mißgönnen kann, ohne den Vorwurf der Gehäſſigkeit und des Neides auf ſich zu laden, während die Sache — wie ſie jetzt einmal ſteht — die beſte Meinung zu entwaffnen im Stande iſt. Jetzt, wo die Künſtlerbildung noch ſo ſehr Stückwerk iſt, müßten beſonders die Leſeproben und die erſten Theaterproben dem fühlbarſten Mangel abhelfen, damit hiedurch nach ernſtem Ermeſſen und reifer Berathung für eine gelungene Darſtellung Sorge getragen werde. Ich will keineswegs in Abrede ſtellen, daß dies — nach Fähigkeit und Einſicht — auch bei der Aufführung unſers Luſtſpiels ſtattfand, aber deſſenungeachtet ließ die erſte Vorſtellung nicht nur viel zu wünſchen übrig, ſondern es war dabei ſo viel Verkehrtes und Falſchbegriffenes zu rügen, beſonders im Vergleiche mit Dem, was darüber von andern Bühnen verlautete, die ſich deshalb des glänzendſten Erfolgs bei dieſem Stücke zu erfreuen hatten, daß man allerdings auf eine zweite Vorſtellung begierig war, um zu ſehen, wie man bemüht ſein würde, die Mängel zu verwiſchen.

Vor Allem hatte der Hauptheld des Stückes Einiges verbeſſert, Anderes gemildert, und wenn es noch immer nicht genug war, ſo wollen wir gern eingeſtehen, daß es ſchwer ſein mußte, eine größere Umwandlung mit dem einmal ſich Angeeigneten vorzunehmen, um ſo mehr, da wir jene dazu nöthige Beweglichkeit der Phantaſie und dieſe Gabe des Geſtaltens als ſehr ſchwierig vorausſetzen.

Warum aber Herr L., deſſen Aufgabe um ſo leichter zu löſen war, da ſie ihm ganz gebührte und er noch gar nichts für ſeine Rolle gethan hatte, eben ſo erſchien, wie das Erſtemal, begreift man nicht. Hier ſollte ſich die eigentliche Schauſpielerſchule geltend machen. Bei den Proben mag ſo manches Einzelne der Aufmerkſamkeit der Leitenden entgehen, die nothwendig zu ſehr mit dem Ganzen beſchäftigt ſein müſſen. Nach der erſten Vorſtellung jedoch, die man, glimpflich genug, oft für eine Hauptprobe gelten zu laſſen geneigt iſt, kann aber ein ſo grober Fehlgriff, der — je gröber — deſto leichter zu verbeſſern, Niemand mehr entgangen ſein. Dies hätte eine beſondere Berückſichtigung verdient, und ſicherlich würden die Wenigen, die eben dadurch, daß ſie zum Zweitenmal bei der Vorſtellung des Garrick erſchienen, dem Theater eine nicht genug anzuerkennende Theilnahme bewieſen, ſolchem Beſtreben ihren Beifall nicht verſagt haben.

Es iſt übrigens bei den beſſern Bühnen ſtets im Gebrauch, ſolche Mängel einer erſten Vorſtellung ſorglichſt zu verbeſſern, den jüngern Künſtlern, nachdem ſie einmal ihre Rollen vergriffen, die nöthige Anleitung zu geben, um ſo bei der zweiten Aufführung einem Stücke Freunde zu verſchaffen, das zum Erſtenmale nur Widerwillen erregte.

In dieſer Hinſicht können ältere Schauſpieler von Bedeutung, wenn ihre Kräfte ſelbſt nicht mehr für eine ſchwierige Darſtellung auslangen, dennoch mit großem Nutzen für die Bühne wirken. Davon ſah ich noch ſelbſt mehre Beiſpiele. Ein junger Schauſpieler hatte die Rolle des Iwanoff in den Strelitzen von Babo. In der Scene, wo er um das Leben ſeines Herrn bittet, und der Czaar ihn begnadigt, drückte er deſſen Hand an die Lippen, jauchzte ſeinen Dank und rannte davon. Er meinte ſeine Sache recht gut gemacht zu haben und vielleicht wäre am Abende der Applaus nicht ausgeblieben. Aber der alte Schauſpieler, der den Czaar gab, hielt ihn auf, und bat ihn darum, ihm ſagen zu dürfen, wie der berühmte Brockmann einſt dieſe Scene zu geben pflegte. Nach der Begnadigung des Czaars ſtürzte dieſer, nach Art der gemeinen Ruſſen, mit dem Geſichte zur Erde und küßte ſeinem Beherrſcher die Füße, dies war der erſte Ausbruch der Freude; nun aber erhob er ſich zögernd und blickte dem Czaar ſcharf ins Auge, um ſich zu überzeugen, ob es Wahrheit ſei, was er gehört, und erſt nachdem jener freundlich genickt, läßt er ſeiner Freude den Zügel ſchießen. Der junge Schauſpieler erntete am Abende für dieſe charakteriſtiſche Zeichnung den lauteſten Beifall. Dies war übrigens der nachmals bekannte Komiker Hopp in Wien und der einſt berühmte Künſtler Lang vom k. k. Burgtheater. Dergleichen Züge beweiſen nun aber recht augenſcheinlich, wie ſehr dieſe Art der Darſtellung ſeit Großmann, Schröder, Brockmann, Fleck, und ſelbſt ſeit Iffland und der Bethmann, von unſerer Bühne verſchwunden iſt, und daß man jetzt zwar beſſer deklamirt, aber ungleich weniger Gemüthszuſtände auszumalen verſteht.

Man möge nun dieſen, auf Erfahrung begründeten, Anſichten beipflichten oder nicht, wenigſtens wird man nicht verkennen, daß ſie mit Rückſicht auf das Beſte der Bühne hier ausgeſprochen wurden.

Das Melodrama.

1.

In Deutſchland wird wenig Brauchbares mehr für die Bühne geſchrieben*), und ſelbſt mit der Sucht, Theaterſtücke für den Druck zu liefern, ſind nur noch wenige Autoren behaftet, die eines Theils nicht genug poetiſche Kraft beſitzen, Romane und Novellen zu ſchaffen, anderen Theils aber die krankhafte Einbildung nähren, ſich durch ſolche Beſtrebungen von dem Troſſe der gewöhnlichen Tagesnovelliſten abſondern zu wollen. Der edelſte unter dieſen iſt wol ſicherlich Immermann, der troß ſeines bedeutenden Talentes und ſeiner dichteriſchen Schöpfungskraft, troß glänzender Verſuche auf anderen Bahnen, immer wieder einbiegt in das ausgefahrene Geleis des Thespiskarrens und die unwürdig ſpröde Braut umarmen will, nicht etwa die hohe Muſe, die ſich ſeinen Umarmungen nie entziehen wellen, ſondern die geſchminkte, beflitterte Bettelprinzeſſin, die wirkliche Schaubühne, wie ſie nun jetzt einmal überall im Vaterlande anzutreffen iſt. Was ſich ſonſt noch die undankbare Mühe gibt, für die Schauſpieler ſelbſtändige Werke zu ſchaffen, ſei es um des kärglichen Gewinns, oder der altmodiſchen Eitelkeit wegen, den Beifall ſeines Publicums in Klatſchen und Hervorrufen in Empfang zu nehmen, wird ſich auf wenige Namen beſchränken.

---

*) 1833

Zuerſt Raupach, der Fruchtbarſte und Ueberlegenſte, der bei ſeinen Werken eine große, glänzende Bühne ſtets im Auge hat, die ihn aber auch hätſchelt und bevorzugt, wie es die Bühne ſtets einem talentvollen Schriftſteller ſchuldig iſt, der ihr ſeine Kräfte widmet. Nächſt ihm iſt es Töpfer, der mit eigenen Werken auftritt, Bauernfeld in Wien, und — ja — ſo fürchterlich-komiſch es klingt — mit dieſen dreien ſelbſtändigen Bühnendichtern haben wir in dieſem Augenblicke Alle in Deutſchland genannt. Man wird uns hoffentlich nicht anführen wollen, daß eine Phalanx von dreizehn in Berlin allein gegen Saphir aufgeſtanden war, denn weder Cosmar noch Tietze ſind je Bühnendichter geweſen, eben ſo wenig wie es heutzutage H. Smidt, Dr. Schiff und Herr Neufeld ſind, welcher letztere Spindleriſche Romane in Stücke aufzulöſen verſucht hat. Auch haben die meiſten jener dreizehn Bühnendichter die Sache längſt von dem rechten Geſichtspunkte aus betrachtet und die Bühne, oder doch das Dichten aufgegeben. Die wenigen poetiſchen Werke Grillparzer's werden ihm ſtets einen Rang unter unſeren beſten Dichtern anweiſen, aber willig wird er ſelbſt auf das Prädicat eines Bühnen-Dichters verzichten. Grabbe dachte bei ſeinen koloſſalen Dramen wol ſelbſt nie an die Möglichkeit einer Aufführung derſelben und ſcheint nun wol für immer verſtummt zu ſein. Was hier und da manchmal noch auftaucht in den Meßkatalogen wird ſelten geſen, viel weniger aufgeführt. Ein Dichter, wie Zimmermann, der nach der Stummen von Portici einen Maſaniello dramatiſch bearbeitet, konnte wol nie daran gedacht haben, wenn er deutſche Theaterdirectionen kennt, daß ſein Werk irgendwo gegeben werden würde, und noch weniger iſt es dem Grafen Platen eingefallen, mit ſeiner Liga von Cambrai der Bühne ein Geſchenk zu machen.

Sonach muß es denn in der That mit unſerm genannten Kleeblatt ſein einförmiges Bewenden haben. Darum ſollten wir Anderen den Armen aber auch den Pfad nicht mit Dornen beſäen, den ſie ſo einſam und unerfreulich wandeln, ſie ſind in dieſem Augenblick unſer einziger Beſitz und bei dieſem Gedanken ſollte uns ja ſchon jeder Muthwille verlaſſen, denn wir müſſen es uns ſelbſt geſtehen, daß wir nicht reich zu nennen ſind. Deſſenungeachtet repräſentiren uns die Drei die altherkömmliche dramatiſche Kunſt, wie ſie bei uns bis jetzt betrieben wurde, Raupach die Tragödie, Töpfer das Rührſpiel, mit einem kleinen Beigeſchmack von Laune, Bauernfeld die feine Komödie. Nach ihnen haben wir noch eine Menge von Leuten zu nennen, die ſich mit dem Ueberſetzen befaſſen, entweder auf eigene Rechnung, oder in Fabrikanſtalten, gegen Taglohn für Rechnung eines Unternehmers. Hier wird es für jeden Buchſtaben des Alphabets einen oder mehre Namen geben. Beim Anfange ſchon verzieht ſich der Mund unwillkürlich zum Lachen, denn wir nennen Angely und Both, zwei zu bekannte Leute, als daß wir etwas hinzuzufügen brauchten. Die übrigen Ueberſetzer hier anzuführen, wäre überdrüſſig. Die Letzten endlich, von denen wir noch zu ſprechen haben, ſind ſolche, die aus gut ausgeführten, größtentheils dialogiſirten Novellen, Stücke verfertigen; das iſt ein Handwerk, das wenig Ehre bringt, und wenig Dank obenein; denn gewöhnlich misfallen dieſe

Zwitter, halb Drama, halb Erzählung, nicht nur bei der Aufführung, ſondern die Kritik fällt hintennach recht ſcharf arüber her und erzeigt den Lapaillen die unwillkommene Ehre, ſie erſt zu ſich hinaufzuheben, um ſie dann beſſer ernichten zu können. Es iſt aber wahrlich mit ſolchen Menſchen keine Barmherzigkeit zu üben, wenn man ſieht, wie grauſam ſie mit werthvollen, durch große Anſtrengungen hervorgebrachten, von ſchöner Begeiſterung durchdrungenen Werken umgehen; wie ſie unverſtändig ins Fleiſch chneiden, um ſich einen theatraliſchen Knall-Effect zu gewinnen; wie ſie ein zartes poetiſches Gewebe zerreißen, um ich einen Charakter für die grobe Einſicht eines plumpen Hiſtrionen zu backen, wie ſie einen Königsmantel zerſchnei en, um eine Harlekinsjacke zu flicken. Und das Alles nur m ein ſchlechtes Stück mehr zu haben, das im günſtigſten falle drei Abende ein dürftiges Daſein friſtet, einer kleinen Schauſpielerin Eitelkeit kitzelt, oder einem „haarbuſchigen Geſellen“ ein Bravo zuwege bringt. Nein, gegen Leute die- es Gelichters ſoll man unnachſichtlich verfahren. Die Kri k hat es ihnen ſtets geſagt und die Erfahrung hat es jedes Mal beſtätigt, daß eine Novelle, wie ſie in neuerer Zeit ge ichtet wird, nie ein gutes Drama geben kann; daß es ne Verhunzung, ein Diebſtahl genannt zu werden verdient; aß es ein Anderes ſei, eine jener altitalieniſchen Novellen, ie es Shakeſpeare gethan, in ihrer Einfachheit ſich zu grei n, ſie zu bannen und mit einem reicheren Leben zu durch auchen; aber die Leute laſſen ſich's nun einmal nicht ſagen! rdentlich Jagd machen ſie auf Stoffe, wie ſie es nen en. Alles leſen ſie deshalb, und finden ſie eine Ge hichte, die nach ihrer Meinung ein paar Aktſchlüſſe ent ält, oder wo ſich ein Abgang findet, ſo wird ſie ſchnell f den Schneidertiſch gelegt und zugeſchnitten. Und ſolchen Menſchen ſollte man Ehre und Rechte der Schriftſteller einräumen?

Man ſieht jedoch aus dem hier Angeführten, wie übel es mit dem Theater ſteht, und wenn das Schauſpiel gerettet werden ſoll — wie es nun einmal im Intereſſe der Sache zu liegen ſcheint — ernſtlich daran gedacht werden muß, für ein gutes Repertoir zu ſorgen, das in ſtetem Wechſel dennoch Beſtändigkeit zeige, wie zu jener Zeit, als Kotzebue, Iffland, Jünger für den täglichen nährenden Bedarf Sorge trugen, während Schiller und Goethe die Feſttage kränzten, Leſſing noch jung und friſch herüber leuchtete und eine große Maſſe von bedeutenderen oder geringeren Talenten, wie Schröder, Beck, Ziegler, der Bühne ein ſolches Uebergewicht von geſunden Kräften und eigenthümlicher Fülle zuwendete, daß der Lebensſtoff durch viele Jahrzehente hin ſich bis zu unſerer jüngſten Zeit noch zu erhalten vermochte.

Indeß wir uns ruhig der Hoffnung hingeben, abzuwarten, ob und wann ſich Genien, wie Leſſing, Schiller und Goethe, dem Theater wieder weihen werden, um durch ihre höhere Gewalt Schauſpieler und Publicum aus der Lethargie zu reißen, wollen wir es verſuchen, einen Weg anzudeuten, der mit Glück eingeſchlagen werden kann, wenigſtens Das zu erreichen, was durch Kotzebue, Iffland, Ziegler u. A. erreicht wurde: allgemein befriedigende Bühnenſtücke zu ſchaffen, die, weit entfernt Anſprüche eines großen Kunſtwerthes zu machen, den Werth der Eigenthümlichkeit an ſich tragen, unſere Geſinnungen von heute wiederklingen laſſen, eben ſo den jetzigen Anforderungen entſprechen, wie jene einſt ſo gern geſehenen Stücke der genannten Schriftſteller, und wie damals Iffland dem Zeitgeſchmacke huldigte, indem er Lafontaine's beliebte Romane in ſeinen Dramen wiederſpiegelte.

Ziegler dem Hange zum Abenteuerlichen, wie ihn Spieß und Cramer nährten, fröhnte, und Kotzebue Beides verband und noch überdies franzöſirenden Witz und Voltaire'ſchen Spott beifügte und deshalb der beliebteſte wurde — könnte jetzt ein ähnliches Ziel erreicht werden, wenn Talente ihre Blicke darauf richten wollten, was nunmehr den Geſchmack der Leſewelt am meiſten zu befriedigen im Stande iſt, und ſonach für die Bühne arbeiteten, wie Spindler, Döring und viele Andere noch für die Leſewelt.

Wenn es verſucht wurde, auf ſolche Weiſe oberflächlich den Stoff anzudeuten, ſo wende ich mich jetzt zu der Art, wie ich dieſen Stoff am beſten verarbeitet zu ſehen glaube.

Es gibt in Frankreich eine Gattung von Stücken, die vielfachen Spott zu erdulden hatte und noch erduldet, der es aber deſſenungeachtet nicht an Freunden, Verehrern, ja vollkommenen Anbetern fehlt. Sie iſt jetzt ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, ihr Schöpfer iſt Guilbert von Pixerécourt. Sie iſt aber ſeitdem ſo ſehr aus Form und Zuſchnitt, die ſie urſprünglich erhielt, gewichen, daß es ihm ſelbſt nicht gelingen wollte, ein brauchbares Stück zu machen; als er vor zwei Jahren ungefähr es wieder einmal nach langer Ruhe verſuchte. Der Name, den dieſe Gattung anfänglich erhielt und der ihr noch heutzutage anhängt, iſt Melodrama, der Name, den ihr ihre wahren Verehrer in Frankreich willig beilegen und der ihr jetzt im eigentlichen Sinne gebührt, iſt: le drame moderne. Wir, die wir ſchon ſeit länger als zwei Jahrzehnten mehr als wir ſollten, der franzöſiſchen Bühne entlehnten, eigneten uns das Melodrama ebenfalls an. Es erſchien bei uns mit großem Beifalle, als: Wald bei Hermannſtadt, Totila, König der Gothen und ähnliche Stücke, die ſich den ſo eben hinſchwindenden Ziegler'ſchen Schauſpielen gemächlich anreihen ließen, und daher der Muſik ganz entbehren konnten, da ſie überdies in Madame Weißenthurn eine geſchickte Bearbeiterin fanden, die ihr Publicum und deſſen Bedürfniſſe genau kannte und ſich des Rathes und der belehrenden Kritik eines gründlichen Kenners, wie Schreivogel, zu erfreuen hatte, der die Schriftſtellerin und ihr Werk gleich liebend und empfehlend in die Welt einzuführen verſtand. Andere Melodramen konnten der begleitenden Muſik nicht entbehren, z. B. die bibliſchen: wie Salomo's Urtheil, Saul, Simſon, Zerſtörung von Jeruſalem. Mehre behielten ihre urſprüngliche franzöſiſche Muſik, die größtentheils von Quaiſin herrührte, andere wurden in Deutſchland componirt, und in dieſer Hinſicht Meiſterwerke, wie Seyfried's Saul. Durch dieſe Arbeiten glaubten wir nun ein Muſter für das Melodrama zu beſitzen. Da die Gewohnheit bei uns gern wurzelt, da es eine Zeit lang Mode war, in den muſikaliſchen Compoſitionen nicht nach Beifall, ſondern nach Gründlichkeit zu ſtreben, bis Weber in neuerer Zeit zeigte, wie Beides zu vereinen ſei, da endlich die wahren, echten Talente, durch Umſtände und Verhältniſſe, die nicht hieher gehören, ſpäter ſich der Bühne mehr und mehr entzogen, da überſetzten wir noch immer jene Melodramen und machten Muſik nach unſerer Weiſe dazu, und hatten die bekannten Galeerenſclaven, Einſiedeleien im Walde, Sergeanten, Mord und Todſchlag, obgleich wir es nicht wieder zu geben, nicht zu componiren und nicht zu ſpielen wußten, und dabei ſchimpften wir weidlich auf die Franzoſen und wunderten uns, wie in Frankreich ſo etwas gefallen könne, und ſprachen vom Verfall der Kunſt und gaben uns dennoch immer die undankbare Mühe, ſchimpfend Melodramen zu verpflanzen, als wenn Frankreich unſere Bühne mit Neuigkeiten zu verſehen ſchuldig wäre. Und ſo trotz dieſes Schimpfens

eben wir noch immer Melodramen und, was das Aergſte
ſt, jene längſt veralteten, ſchlechten, von den letzten pari-
er Theatern, die dort ſelbſt nicht mehr gegeben werden kön-
en — wir geben ſie — wie ſie gar nicht gegeben werden
ollen, wie ſie keinem Menſchen Vergnügen gewähren und
aſſen das eigentliche drame moderne, das ſich auf den
Trümmern des alten Melodramas ſiegreich erhob, das dazu
erufen ſcheint, dem jetzigen Theater Etwas zu werden,
anz unbeachtet.

Dem Verſuche, es bei uns bekannt zu machen, mögen
aher dieſe Zeilen gewidmet ſein.

2.

„Alſo den franzöſiſchen Melodramen ſoll das Wort ge-
rochen werden?“ hör' ich mit dem Tone des Vorwurfs
ir zurufen. Wer nach meiner für den Gegenſtand gewiß
ernſten Einleitung mir noch einen ſo ſcherzhaften Ein-
urf machen wollte, den würde ich bitten müſſen, dieſen
rtikel erſt ruhig zu Ende zu leſen.

Niemand in Deutſchland kann wol tiefer davon über-
ugt ſein, wie ſeicht und unwahrſcheinlich und in jeder Hin-
ht unbefriedigend alle jene Melodramen waren, welche als
lche auf unſerer Bühne erſchienen. Ich nehme jene aus,
e als Schauſpiele vollkommen umgearbeitet ſich zeigten
nd in dieſer Geſtalt vor mehren Jahren ſich einige Freunde
erwerben wußten. Auch ſoll von meiner Seite ſicherlich
cht darauf hingewirkt werden, ähnliche Verſuche fortzuſetzen.

Vor allen Dingen geſtatte man mir jedoch, das Melo-
ama, wie es in Frankreich iſt, zu ſchildern, um hieraus

zu entnehmen, was dieſe Gattung unſerer Bühne werden könnte, wenn man nach Geſchmack und Bedürfniß geſchickt veränderte. Die drei Bühnen, welche in Paris vorzugsweiſe das Melodrama cultiviren, ſind das Theater der Porte-St.-Martin, das des Ambigû-comique und das der Gaîté; von den übrigen, welche auf dieſe folgen, wird nicht mehr geſprochen, wenn von Kunſt die Rede iſt.

Urſprünglich ſind dieſe Theater der Erholung der unteren Claſſen der Einwohner gewidmet; den wackern Krämern der Straße von St. Denis und von St. Martin, dieſem gewerbereichen Kanale, der wie eine Lebensader mitten durch Paris ſtrömt; den luſtigen und betriebſamen Leuten vom Boulevard des Tempels und aller daran ſtoßenden Vorſtädte, Menſchen von ſtarken Nerven und derben, arbeitgewohnten Fäuſten, dem Vergnügen ergeben, wie keine andern Bewohner der Erde, die ſich nach einem Tage anſtrengender Arbeit alle Luſt des Lebens verſchaffen, die Paris zu bieten im Stande iſt. Dieſe Leute füllen nun von den 1800 bis 2500 Plätzen, die in den genannten Theatern jeden Abend verkauft werden können, zwei gute Drittel; aber man glaube nicht, daß das andere Drittel der Plätze ſtets ungenommen bleibe.

Wäre dies der Fall, ſo ſähe die Adminiſtration ſich bald genöthigt, ihren Bankerott zu erklären. Das klingt ſeltſam und doch iſt es ſo. Die zwei Drittel des Raumes, das Parterre, Parket und die oberen Plätze werden von den Bewohnern jener Gegend beſetzt, aber dieſes ſtehende Publicum hat ſich bald ſatt geſehen, und die Direction würde genöthigt ſein, mit dem Repertoir ſo ſchnell zu wechſeln, wie dies in Deutſchland der Fall iſt. Gute Stücke, deren Aufführung große Kräfte erheiſchen und die mit Aufwand in die Scene gehen, müſſen aber ganz Paris anzuziehen im Stande ſein. Von den 800,000 Einwohnern muß ein Jeder wenigſtens einmal angetrieben werden, die merkwürdige neue Erſcheinung zu ſehen und die glänzende Kutſche vom ſtundenweit entfernten Faubourg St. Germain muß vorfahren, der ſeidene Schuh, der die mit ſeinem rothen Tuch belegte Stiege der italieniſchen Oper gewöhnlich tritt, muß durch die engen Couloirs der Boulevardstheater ſchreiten, weiß glacirte Handſchuhe müſſen in den Avant-Scènes zuſammen geſchlagen und alle Gitter vor den Logen des erſten Ranges niedergelaſſen werden. Iſt eine erſte Vorſtellung ſo ausgefallen, daß bei der zweiten die Logen entgittert und alſo gewonnen ſind, dann geht der Director mit triumphirender Miene umher; er weiß, daß der Ruf ſeines neuen Schauſpiels ſich ſchnell Bahn in die Salons gemacht hat und daß es ihm drei Monate hindurch an Zulauf nicht fehlen wird. Nun wird man mir aber eingeſtehen müſſen, daß Erſcheinungen, wie ſie uns gewöhnlich aus dieſem Gebiete der dramatiſchen Kunſt von unſern Ueberſetzern und ihren Helfershelfern den Schauſpielern vorgeführt werden, eine ſolche Völkerwanderung der vornehmſten und gebildetſten Claſſen aus den entlegenſten Gegenden der ungeheuern Stadt, nach ungeſchmückten, entfremdeten Schauſpielhäuſern, nicht hervorzubringen im Stande ſein würden. Oder glaubt man wirklich, der Geſchmack der Theaterfreunde ſei hier und dort ſo ſehr verſchieden, daß Dasjenige, worüber wir — die wir ſo wenig Gutes beſitzen — mitleidig die Achſel zucken, von den reichen, verwöhnten und überſättigten Pariſern der großen Welt, mit großen Augen angeſtaunt würde?

Es iſt wahr, daß oftmals Pracht und Aufwand, welche ie Darſtellungen begleiten, ſo außerordentlich ſind, daß ſie allein die ganze Bevölkerung auf die Beine zu bringen vermögen. Dies iſt aber nicht gewöhnlich. Nur ſelten laſſen es ſich jene Bühnen beikommen, hierin mit der großen Oper wetteifern zu wollen. Was man in Paris eine ſorgfältige und ſchöne Mise-en-Scène nennt, iſt nicht von prächtigen Decorationen und koſtbaren Coſtümen abhängig, noch weniger von den ſinnloſen Arrangements, die unſere ſogenannten Spektakelſtücke begleiten. Oft fielen Stücke durch, troß der prachtvollſten Ausſtattung, und zogen dann unmittelbar den Ruin der Adminiſtration nach ſich. So das Melodrama „Noſtradamus,“ worin eine einzige Decoration 50,000 Franken gekoſtet hatte. Es war Paris in der Vogelperſpective, vom Vollmonde beleuchtet. Das Podium war geöffnet und die Gegenſtände en relief darin aufgeſtellt. Eine einzige ungeheure Feuermaſchine, das Mondlicht repräſentirend, von des berühmten Daguerre's Erfindung, beleuchtete das Ganze. Dieſer unglückliche Verſuch ſchreckte lange von ſolchen gewagten Unternehmungen ab, bis in dieſen Tagen der glänzende Erfolg einiger Prachtſtücke in der großen Oper die neue Adminiſtration des Ambigû aufforderte, das „Feſt des Balthaſar“ mit unerhörtem Glanze in die Scene zu ſchicken.

Es iſt alſo nicht, wie unſere Theaterhelden ſo gern verbreiten möchten, Pracht und Aufwand allein, was die Melodramen in Gunſt ſeßt, am wenigſten jene nuß- und geſchmackloſe Anwendung dieſer wirkſamen Hebel, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen. Und doch ziehen ſie ſo mächtig an, das iſt erwieſen, nicht blos durch den Beifall der Pariſer, ſondern durch die Theilnahme, die ſie auch bei unſern Landsleuten erregen.

Bei meiner leßten Anweſenheit in Paris war es Heine, der ganz entzückt von der Aufführung eines Melodramas im Ambigu mich andern Tages aufſuchte, um mir zu ſagen: „Das müſſen Sie ſehen, wenn Sie von einer köſtlichen Mise-en-Scène einen Begriff haben wollen.“ Es war

„La Vallière et Monteſpan." Maltitz, ein entſchiedener Gegner der franzöſiſchen Theater, wurde von einem der gräßlichſten Melodramen: „les six degrés du Crime", ſo ergriffen, daß er ganz ernſtlich mit dem Gedanken umging, es für Deutſchland zu bearbeiten. Börne geſtand mir bei der Vorſtellung des Melodrama „il-y-a Seize ans" eine Rührung empfunden zu haben, wie nie zuvor in irgend einem Theater, und Madame Schröder-Devrient holte mich, nachdem ſie „Richard d'Arlington" geſehen hatte, am andern Abend ab, um die treffliche Darſtellung noch einmal zu genießen und mich aufzufordern, ſo ſchnell als möglich eine Bearbeitung für Deutſchland zu beſorgen. Ich aber, der ich deutſche Bühnen und ihre Fähigkeiten etwas genauer kenne, machte weder mit dieſem, noch mit irgend einem andern Stücke, ſo ſehr ich auch davon angezogen wurde, einen Verſuch dieſer Art.

Und was war es denn nun aber, was dieſe Deutſchen ſo entzückte? Heine, den geiſtreichen, ausgezeichneten Dichter, der in Deutſchland wol nie daran gedacht hatte, mich auf eine Mise-en-Scène aufmerkſam zu machen; Maltitz, ein Mann, dem das Theater nicht fremd war, der mit großer Vorliebe dem berliner anhing, das franzöſiſche jedoch verſchmähte, und durch Zufall in meine Loge geführt, das Melodrama mit anſah, das ihn faſt wider Willen ſo ergriff; Börne, den ſtrengen und geſchmackvollen Kritiker, deſſen Urtheile in ſeinen geſammelten Schriften hinlänglich für dieſen Ausſpruch bürgen, und endlich Madame Schröder-Devrient, eine ſelbſt ſchaffende Künſtlerin, mit dem Weſen der Bühnenkunſt innig vertraut und dennoch von dem Eindrucke auf eine ihr ganz neue Weiſe mächtig ergriffen. Und alles Dies von Werken größtentheils ganz unbekannter Autoren, Werke einer untergeordneten Gattung, die nicht einmal in Verſen geſchrieben ſind: Anicet und Bourgeois, Theodor und Benjamin, Victor Ducange und Mr. Dinaux (ein Pſeudonyme), das ſind die Namen, welche jene Stücke verfaßt haben, und ich wage es von ſolchen Werken zu ſprechen, als hätten ſie irgend eine Bedeutung? Wir, die wir Scribe, Melesville, Carmouche, Bayard u. ſ. w., allenfalls kennen lernten und gebührend verachteten, wir ſollen nun gar mit ſolchen Leuten, wie die Obengenannten, Bekanntſchaft ſchließen? Das wird uns zugemuthet? Aber Scribe und die Andern ſind Vaudevilledichter, und ſo ſehr ich das Melodrama für uns paſſend finde, ſo feſt bin ich überzeugt, daß das Vaudeville nie bei uns heimiſch werden kann, und auch dann nicht, wenn aus einem fein gedrehten, epigrammatiſch zugeſpitzten Vaudeville ein ungeſchicktes Luſtſpiel geſchnitzt wird. Das iſt dann wieder die Geſchichte der Novellenzuſchneider auf umgekehrte Weiſe.

Um nun die große Wirkung der Melodramen zu erklären, ſei es mir erlaubt, etwas von der Art und Weiſe zu ſagen, wie ſie behandelt werden. Zuerſt iſt es die Muſik, die in Frankreich dabei eine ganz andere Rolle ſpielt, als bei uns. Zum öfterſten wird ſie von den Componiſten aus bekannten und beliebten Werken zuſammengeſetzt. Nie aber unterbricht die Muſik den Dialog, wie in Recitativen, was bei uns gewöhnlich ſo ſtörend wirkt, nie aber auch verläßt ſie das Drama gänzlich, durch halbe oder ganze Akte, und entladet ſich dann mit einem Male wieder, fremdartig, unerwartet und darum ſtörend, als Lied, Chor oder Marſch.

Im Melodrama iſt die Muſik auf das Innigſte mit der Handlung verbunden, ſie trägt und begleitet, erklärt und befördert ſie. Oft werden ganze Scenen im Pianiſſimo vom Orcheſter begleitet, Violinen mit Sordinen ſchwirren geiſterhaft, während auf der Bühne eine geheimnißvolle Handlung verübt, oder darüber geſprochen wird. Während ein Mord vollbracht wird, ein Kampf des Schlachtopfers mit ſeinem Mörder vor unſern Augen ſich fürchterlich entſpinnt, tönt leiſe, leiſe aus dem Orcheſter ein Tanz, ein Walzer, wie aus weiter Ferne. Dieſer Contraſt ergreift uns, wir werden aufmerkſamer, und wir hören eine Melodie, die Beiden, Schlachtopfer und Mörder, im erſten Akte bei einem frohen Feſte erſchallte und die jetzt eine wehmüthige Reminiſcenz bildet. Nur ſelten tritt die Muſik im Melodrama geräuſchvoll hervor, und obgleich ſie immer in den guten Melodramen voll Bedeutung iſt, ſo bleibt ſie doch discret, die dienende Schweſter der Dichtung, um nur dem Geſammteindrucke zu huldigen.

Dieſer Geſammteindruck, auf den Alles ankommt und der bei uns, wo nur Jeder glänzen will, faſt immer vernachläſſigt wird, iſt es, der durch die Mise-en-scène, im höheren Sinne, erreicht wird, und um deutſchen Leſern einen Begriff davon zu geben, was Franzoſen darunter verſtehen, bemerke ich blos, daß ich auf meine Frage einſt, was im Ambigû probirt wurde, vier Wochen dieſelbe Antwort erhielt. Als ich in der fünften endlich noch immer den Titel des Stücks, von welchem man die Proben hielt, unverändert vernahm, und noch immer nichts von einer Aufführung zu ſpüren war, da erkundigte ich mich nach dem Zuſammenhange, und man belehrte mich, daß das neue Melodrama drei Akte habe, daß zu jedem der erſten vier Wochen erforderlich geweſen wären, ſie in die Scene zu ſetzen, da ſie ungemein ſchwierig wären, daß man mit dem dritten in drei Wochen fertig zu werden hoffe, weil er ein Tableau weniger enthalte und nicht ſo reich an Handlung ſei. Dann endlich werden noch die drei Abende, welche der erſten Vorſtellung vorangehen, zu Hauptproben verwendet, an denen keine Vorſtellungen ſtattfinden.

Daß aber das Melodrama in dieſem Sinne von den Künſtlern begriffen und von geſchickten Regiſſeurs gefördert werde, iſt nothwendig. Daher muß ich vor allen Dingen die Kenntniß und Kunſt der Franzoſen, die ſie dabei entfalten, ins hellſte Licht ſetzen, um den Beifall, den die Gattung in Paris findet, zu erklären und den Namen „Melodrama" dadurch in Deutſchland zu Ehren zu bringen, ehe ich es wage, Talente, wie wir ſie allerdings beſitzen, aufzufordern, in dieſer neuen Weiſe ſelbſtändige Werke zu liefern. Zugleich aber auch wünſche ich ihnen den Geſichtspunkt anzugeben, damit ſie ihre Arbeit mit den gehörigen Vorbereitungen, unter ihrer eigenen Sorgfalt, dem Publicum vorführen können. Dann werden ſie Bühnendichter im eigentlichen Sinne ſein, und die beſſeren Bühnen, wie das Publicum, werden ſolche Beſtrebungen ſicher nicht unfreundlich von ſich weiſen.

3.

Das Melodrama unterſcheidet ſich von *unſern* Stücken, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen, durch das echt dramatiſche Leben, wovon es durchdrungen wird. Die meiſten Stücke, wie wir ſie erhalten, ſind zu epiſch oder zu lyriſch. Entweder erzählen uns die Helden darin längſt vergangene Geſchichten von großer Bedeutung, um ein erbärmliches Ereigniß oder eine dürftige Handlung, die wir anſehen und miterleben, zu erklären; oder ſie ſchildern Gefühle, malen Stimmungen in Verſen und Reimen, ſtatt ſie uns durch

Handlungen zu verſinnlichen. In den Melodramen hat der Held nicht Zeit, viel zu malen, weil er ein ganzes Leben vor uns, in drittehalb Stunden durchzukämpfen hat, wo er im Deutſchen ſagen würde:

„Ein trüb Gefühl, ich weiß nicht, was es war,
Beſchlich mein Herz, da ich zur Kirche ging;
Ich trat hinein in ihre weiten Hallen,
Die Orgel tönte; wie mit Geiſterſchwingen
Umſäuſelt' mich Geſang vom hohen Chore
Und wie die Wehmuth mir das Herz geöffnet,
So zog die Liebe nun durch's offne Thor
Der heiligſten Gefühle, da mein Auge
Dein Bildniß aufnahm, es der Bruſt zu ſchenken."

Da muß der Melodramenheld ſich mit Folgendem begnügen: „Trüb trat ich in die Kirche; Orgel und Geſang erfüllten ſie und ergriffen mich wunderbar — ich blickte umher — ſah dich — und mein Trübſinn ward zur Wehmuth."

Oder noch einfacher:
„Beim Amte in der Kirche ſah ich dich — und, o Macht der Liebe! aus Trübſinn ward beſeligende Wehmuth!"

Aber es gibt bei uns noch Leute, welche die erſtere Art „ſchön geſchrieben" nennen. Es iſt nur traurig, daß es dann gewöhnlich heißt: „Das Stück iſt zwar ſehr ſchön geſchrieben, es hat aber wenig Handlung — es iſt langweilig" u. ſ. w. Mir fallen dabei immer die écrivains publics ein, bei denen ununterrichtete Leute Aufſätze und Briefe aller Art verfertigen laſſen. Dieſe écrivains haben nun verſchiedene Style zu unterſchiedlichen Preiſen. Die theuerſte Stylart iſt aber ein ſolcher Bombaſt, daß ihn kein Menſch mag, ausgenommen Köchinnen und Kutſcher zu ihren Liebesbriefen.

Im Allgemeinen darf man jedoch annehmen, daß eine gedankenreiche Proſa jetzt ſchon bei weitem einer bilderreichen Poeſie vorgezogen wird, und daß ein Stück mit einer lebhaft fortſchreitenden Handlung mehr Unterhaltung gewährt, als die künſtlich zuſammengebauten Genealogien, die erzählten Schandthatenregiſter, die Gemüthszuſtände aus fernliegenden Thatſachen entſprungen, wofür uns Müllner, Houwald und ihre Nachtreter, vor mehren Jahren zu intereſſiren ſuchten.

Gewöhnlich umfaßt das „drame moderne“ das ganze Leben eines Menſchen. Dies darf uns ſo fremdartig nicht erſcheinen. Goethe hat im „Götz“ ſchon etwas Aehnliches auf die Bühne gebracht; Shakeſpeare hat in ſeinem koloſſalen „Heinrich“ daſſelbe gezeigt.

Im „Richard d'Arlington“ wird im Prologe der Held des Stückes, auf der Reiſe, in dem Hauſe ein Arztes geboren. Eine Dame, die aus einer vornehmen Familie entführt wurde, iſt die Mutter. Ihr Verführer, den eine Maske uns verbirgt, vertraut das Kind den Händen des unbekannten, menſchenfreundlichen Arztes. Im erſten Akt iſt Richard achtzehn Jahre alt, voll Talent und Fleiß, jedoch von einem peinigenden, wenn gleich edeln Ehrgeiz beſeelt. Er will durch Volksgunſt zu Ehren gelangen. Ein ſtilles Glück winkt ihm. Die Tochter des Arztes, ſeines Pflegevaters, liebt ihn, er verſchmäht ſie. Da gehen die Wahlen vor ſich. Ein Fremder, der ſich ihm theilnehmend nähert, macht ihn darauf aufmerkſam, daß er leicht gewählt werden könnte, um Sitz und Stimme im Unterhauſe zu erhalten. Aber er iſt ein Baſtard. Eine Verbindung mit der Tochter des Arztes, der ihm ſein Hab und Gut, ſein Haus und Alles abtritt, hebt nun dieſen Uebelſtand. Wir ſehen eine Wahl, mit all den Eigenthümlichkeiten, wie ſie in England ſtatthat, und Richard wird gewählt. Sein theilnehmender Freund verſpricht ihn nie zu verlaſſen und ihn von Stufe zu Stufe zu begleiten. „Und womit ſoll ich dir lohnen?“ fragt der überglückliche Richard. „Ich folge dir nach London,“ erwidert der Andere, „und begnüge mich damit, ſtets dein Rathgeber zu ſein. Biſt du einſt Miniſter, ſo werde ich dein erſter Geheimſecretair.“ Der junge Menſch ſpricht im Parlamente als Vertreter der Rechte des Volks. Ein Geſetzentwurf iſt nahe daran, durch Richard's Rednertalent verworfen zu werden. Es wird Miniſterrath gehalten, man ſucht Richard zu gewinnen. Alles umſonſt. Die Lords entfernen ſich und Richard bleibt allein — groß, erhaben, im vollen Gefühle ſeines Triumphs, angebetet von ſeiner Nation. Da öffnen ſich die Flügelthüren und ein Unbekannter tritt ein. Eine merkwürdige Scene entſpinnt ſich vor uns. Sie iſt der Gipfel des Stücks — und Richard, der edle, begeiſterte Held der Freiheit, fällt vor unſern Augen, denn der Unbekannte iſt der König von England und, ehe der Akt endet, iſt Richard Graf und Lord der Schatzkammer. Von dem Effect dieſer Scene kann man ſich ſchwerlich einen Begriff machen, ohne ſie geſehen zu haben. Schneller noch als die Staffeln zum Gipfel des Glücks ſteigt er hinab zur gräßlichſten Vernichtung. Stets anziehender, ergreifender, furchtbarer werden die Scenen. Richard ſtürzt ſein armes Weib, das er weit weg in Frankreich wähnt und das ihm zufällig auf dem Landſitze begegnet, wo er die neue Braut, die Tochter eines italieniſchen Grafen erwartet, um Verlobung zu halten, vor unſern Blicken ins Waſſer, und endet, indem er erfährt, daß er ſeine Tage einem Menſchen verdanke, der in den Augen ſeiner Mitbürger das herabwürdigendſte Geſchäft treibt.

Wie dies nun Alles geſpielt, wie die mächtige Energie der neuen franzöſiſchen Proſa von Frederic Lemaitre, der Noblet, der Georges und ähnlichen Künſtlern geſprochen, die Zuſchauer ergreift, das vermag ich nicht zu ſchildern. Hören wir, wie Janin von Frederic ſpricht: „Frederic, mein ſchöner Schauſpieler, edel, leidenſchaftlich, beredt, auffahrend, ausſchweifend, liebenswürdig; Frederic, den wir in Lumpen ſahen, in der rothen Mütze, im Turban Othello's, in den Kleidern Richard d'Arlington's; Frederic, das will ſagen: der Spieler, das iſt Mephiſtopheles, vielmehr der Marſchall d'Ancre, eigentlich heißt Frederic das ganze Drama von Victor Hugo, Vigny, Dumas, Caſimir Delavigne ſogar, denn auch Der konnte Frederic nicht entbehren! Er iſt der einzige Schauſpieler, welcher das drame moderne begriffen hat, der Einzige, der es zu ſpielen verſteht, der Einzige, der dafür gemacht iſt und für den es gemacht iſt. Frederic ſteht an der Spitze des romantiſchen Drama, der Erſte und Einzige!“ Und wahrlich mir gefiel ein halbes Dutzend Anderer noch neben Frederic, bei denen ich dieſelbe Natürlichkeit im Ausdrucke der Leidenſchaft, dieſelbe Schattirung in den Charakterzeichnungen, dieſelbe Wahrheit des Lebens, den Sonnenſchein der Wirklichkeit wahrnahm, in die Nacht der Lampen hinein getragen. Wenn ich nun aber in Deutſchland ähnliche Stücke darſtellen ſehe — einen Marquis ſteif einherſchreitend, wie ein Puterhahn, gemeſſen Alles betonend, unnatürlich bei jeder Empfindung, gleich langweilig gedehnt in Gang, Haltung, Sprache und Manieren; ſo denk' ich: „Das wiſſen unſere guten deutſchen Schauſpieler nicht anders, ſie haben von franzöſiſcher Etikette viel gehört, ſie denken wol, ein Hofmann Ludwig's XV. müſſe ſo ſein. Das muß man ihnen zu Gute halten. Sie haben kein lebendiges Bild jener Zeit und kennen das Alles nur vom Hörenſagen. Wie kann man verlangen, daß ſie Erebillon den Sohn kennen ſollen, den fürchterlich wahren Geſchichtſchreiber jener in Sünden tändelnden Welt, deſſen Werke man fälſchlich bisher für ſchlüpfrige Romane gehalten hat. Aber wir ſehen den Marquis auf dem Lande, in ſeinem Schloſſe, im Kreiſe ſeiner Familie — dort wird er doch wol anders ſprechen, anders gehen, ſich ungezwungen ſetzen? Nein — es iſt daſſelbe Einerlei — es iſt Sprache, Gang, Benehmen des Schauſpielers, es iſt die Art und Weiſe des Theaters, das uns Menſchen zeigen ſoll, wie ſie einſt gelebt haben, das uns aber nur Schauſpielermanieren zeigt, Geſetze, die nirgend ihre Sanction erhalten haben, und uns nun von ungebildeten, unbefähigten Menſchen, als ſolche aufgedrungen werden ſollen. Aber nein, da bleiben wir zu Hauſe, ſagen die geſcheidten Leute, da wollen wir nicht ins Theater gehen!

Und iſt etwa dieſe Schilderung übertrieben? Kürzlich ſahen wir „den Mann mit der eiſernen Maske.“ Welch ein falſcher Pathos, welch ein geſpreizter Anſtand. Ein Marquis zeigte ſich uns ſo — je nun — wir hielten anfänglich den Mann für einen ahnenſtolzen Fant. Aber der Thürſteher betrug ſich gerade ſo. Das iſt ein trauriger Ton an dieſem Hofe. Je nun, der König wird ſich dieſem läſtigen Geſetze der Etikette doch wol nicht unterwerfen? Aber Ludwig XIII. thut es auch; und der edle Herr, der ſich für die unglückliche eiſerne Maske aufgeopfert, ganz desgleichen. Zwar am Schluſſe, als gemeiner Trabant, wird dieſer natürlich. Aber dieſe Natürlichkeit, die bei der urſprünglich edeln, vornehmen Natur ganz unnatürlich erſchien, hätten wir gern hingegeben für ein wenig Schlauheit im Anfange, die ja doch in dieſem Charakter ſchlummern muß, der einen Kampf mit der Liſt und Intrigue eingeht, und zwar mit gleichen Waffen gerüſtet, nicht aber wie ein deutder Haudegen geradezu auf den Leib rückt. Louvois erſcheint. Halt! denken wir, da wird es eine merkliche Schattirung geben. Aber dieſer gewandte Staatsmann ſteigt aus dem Fahrzeuge, um einen Gefangenen auf Marguerite zu beſuchen, im großen Coſtum und voll der preciöſeſten Etikette. Nun noch der weinerliche Singſang von einigen Frauenzimmern und das Stück iſt gegeben worden, und man wundert ſich, wie das doch ſo langweilig iſt, trotz des bunten Scenenwechſels.

Wenn nun gleich Stücke, wie das, wovon ich ſoeben ſprach, höchſt fehlerhaft ſind, und es unſern begabten Schriftſtellern leicht werden ſoll, beſſere in dieſer Gattung zu liefern, wenn ſie es verſuchen würden, ähnliche Stoffe auf ähnliche Weiſe zu bearbeiten, ſo geht doch aus dem hier Geſagten deutlich hervor, daß das „drame moderne,“ wie jedes wahrhaft dramatiſche Werk, eine andere Art des Spieles fordert, als die Manier es iſt, welche unſere Schauſpieler ſich ſeit längerer Zeit in der verbrauchten Tiradenlyrik anbequemt haben.

4.

Was wäre nun aber wol die Urſache, daß dieſe Stücke noch immer Ueberſetzer und Darſteller finden, wenn es nicht der dramatiſche Hauch wäre, der ſie durchweht, und der einen eigenthümlichen Reiz dieſen nackten, ſchmuckloſen Erzeugniſſen nicht ſehr hochbegabter Dichter verleiht? Und wie käme es, daß Dasjenige, was beim Leſen ſchon ſo leicht Geſtalt gewinnt und lebt und handelt, dahin ſtirbt, ſobald unſere Schauſpieler ſich in die Masken ſtecken und die Charaktere ſich aneignen wollen? Was wäre endlich die Urſache, daß man noch immer an ſolch ungeeigneten Vorwürfen ſeine Kräfte verſucht und hundert vorangegangene Niederlagen nicht achtet? „Unſere Armuth“ — wird mir mit vornehmer Miene geantwortet, und dieſer Contraſt von Hochmuth und Bettelprunk, von Dünkel und Unwiſſenheit, von Verachtung des Fremden bei aller Unentbehrlichkeit deſſelben iſt es, der die ganze Geſchichte überaus lächerlich macht.

Zu Leſſing's Zeiten wendeten ſich die edelſten Geiſter dem Theater zu und wurden in dem Beſtreben, es zu heben, von Nationalſtolz angefeuert. Mit Goethe und Schiller errang die deutſche Bühne eine Stufe des Glanzes, die ſie ohne beſonderen Schutz der Fürſten, bei ihrer damaligen Jugend ſo bald zu erringen, kaum hoffen durfte. Es war eine Erſcheinung wie zu den Zeiten Ludwig's XIV, und doch hatte kein deutſcher Fürſt nöthig, auf dem Theater zu tanzen, um die Scene zu würdigen Opfern einzuweihen, doch bezogen die Dichter keine großen fürſtlichen Penſionen; die Nation huldigte freiwillig ihren großen mächtigen Genien. Jetzt iſt es anders. Wenn Männer von tiefer Forſchung, reicher Erfahrung und hoher geiſtiger Bildung ſich zu den ſchönen Künſten wenden, ſo wählen ſie für ihre Gebilde andere, als die dramatiſche Form. Das Theater ſcheint eine aufgegebene Sache, und ſelbſt Tieck, der erſte Kenner der Bühne, dem Alles unter den Händen ſelbſt zum Drama wird, den ſeine Stellung dazu auffordern ſollte, für die Bühne zu arbeiten, zieht es vor, all ſein Talent in ein Taſchenbuch zu bannen, und die ſchöne, weite, bedeutungsvolle Bühne, die er noch immer liebt, ihrem Schickſale zu überlaſſen. Und die Schauſpieler ſehen dies Alles geſchehen und ſpielen ihre Rollen in unwürdigen Stücken, die ſie ſelbſt nie lernen und die das Publicum um ſo leichter vergißt.

Aber man kann ſich an täglichen Niederlagen, ſo wie an Spott und Hohn unwürdiger Kritiken gewöhnen, man kann ſtolz darüber wegſehen, wenn uns wahrer Adel inwohnt und uns die Würdigſten und Beſten in Schutz nehmen. Das Theater, deſſen Vorſtellungen Leſſing's dramaturgiſche Fragmente galten, die Bühnen Goethe's und Schiller's, Iffland's und Schreivogel's konnten das Brekekekoax der Sumpfbewohner wol überhören, aber den unbedeutenden Darſtellern überſetzter Lumpereien, die über jeden ernſten Verſuch ohnmächtig ſtolpern, kann der geiſtreiche Spott, dem alle Lacher ſich beigeſellen, die nahe Vernichtung prophezeihen.

Wie wird es nun aber möglich ſein, wirkliche Dichter zu vermögen, Stücke für den Bedarf der Bühne zu ſchaffen, und zugleich dem Schauſpieler die Unterweiſung zu ertheilen, ſie darſtellen zu können? Wie die gewöhnlichen Herren vom Theater darüber lächeln werden, wenn ſie dieſes leſen. Anweiſungen vom Dichter? Was verſteht der Dichter davon? Das Alltägliche wird auf den Leiſten geſchlagen, nach dem Alles geſpielt wird; das Ungewöhnliche, wovor die Bühnen ohnehin eine große Scheu hegen, wird dem guten Johann Ballhorn überliefert, der faſt bei jedem Theater einen wichtigen Poſten bekleidet. Wenn jedoch Schriftſteller von Bedeutung mit Ernſt ſich der Sache des Theaters wieder einmal unterziehen wollten, dann würden die Schauſpieler auch ihre natürliche Stellung zum Bühnendichter einnehmen müſſen, welche ſie nur im ſteten Umgange mit den Ueberſetzern und Novellenſchneidern ganz aus den Augen verlieren konnten.

Das ganze Unheil, womit die Theater jetzt bedroht ſcheinen, kam von oben. Man hat darnach geſtrebt, Schauſpielertalente zu gewinnen und ſie für Lebensdauer zu erhalten;

dachte man aber daran, Dichter eben ſo zu feſſeln? Dachte man daran Dichtern nur einen Theil von den Rechten einzuräumen, die ihnen gebühren? Und konnte man ſich denn wirklich einbilden, daß das „zornige Geſchlecht," wie Arnim ſie in ſeinem „Landhausleben" nennt, ſich von dem Schauſpieler, vom Theatergehilfen, vom Schneider abhängig machen ließe? Was auf der Bühne ohne Dichter wird, können Solche, die kein Ahnungsvermögen haben, in einigen Jahren deutlich zu erblicken hoffen. Ich will von allen höheren poetiſchen Rückſichten ſchweigen und blos die Finanzfrage anführen: Iſt ein noch ſo großer Schauſpieler in ſeinen alten Rollen im Stande, das Publicum anzuziehen, wie ein Anderer am rechten Platze verwendet in einem neuen, wirkſamen Drama? Was haben wir jetzt? Alternde Kräfte und veraltete Stücke, während wir ſo leicht in neuen Stücken unſere alten Schauſpieler wieder friſches Leben gewinnen ſehen würden.

Das Feld, das in dem Sinne, wie das franzöſiſche Melodrama, zu bebauen wäre, iſt weit, frei und fruchtbar. Welche Genrebilder liefert uns nicht das herrliche deutſche Mittelalter, wenn wir die Rohheit, ſo wie Frau Minnehold und jede Abenteuerlichkeit bei Seite laſſen wollen, und uns beſtreben, in die Burgen und in die Städte einzugehen, um mit den Rittern und Bürgern zu leben; welche Luſt, das Kunſttreiben deutſcher Maler kennen zu lernen; wie vielgeſtaltig zeigt ſich uns noch immer die Zeit des dreißigjährigen Krieges, trotz Schiller's Wallenſtein, bis hinab zu den neueren Novelliſten und Schmidt's Sturm von Magdeburg; wie reich iſt unſere Gallerie von Scenen an deutſchen Fürſtenhöfen? Die Zeit des ſiebenjährigen Krieges? Ungehört verhallte Fouqué's Stimme in ſeinen „Schauſpielen für

Preußen," wo in der „Familie Hallerſee," in „der Heimkehr des Churfürſten," ohnerachtet faſt Alles verfehlt ſcheint, das Einzelne dennoch die größte Aufmerkſamkeit verdient. Wie trefflich gezeichnet iſt ein „Neribiandi," ein „öſterreichiſcher Rittmeiſter," wie gut getroffen der Ton des Geſprächs. Der Dichter des „Mantel-Liedes" und der Romanze vom „Entſtehen der Haude und Spener'ſchen Zeitung" würde jedoch ſicherlich, bei ähnlichen Vorwürfen, nicht dahinter zurückbleiben.

Kommen wir nun zum Neuern und Neueſten, welche Perſpective eröffnet ſich uns nicht, wenn wir die franzöſiſche Revolution, die Invaſion, Rußland, Landſturm, Leipzig, Paris betrachten? Es iſt ja wol überflüſſig zu ſagen, daß ich den hohlen Nachklang einer feurigen Vaterlandsliebe, wie ſie uns einſt in Feſtſpielen trunken machte, nicht wieder von den Bühnen ertönen laſſen möchte. Wer jene Zeit mit Talent zu erfaſſen vermag, wird ihren Reichthum anerkennen, ohne zu Tiradenkram und Poſaunentönen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Und wollten Dichter dieſe Schätze ausbeuten, würde dann noch ſtets Armuth die Bühnen zwingen, franzöſiſche Sachen zu überſetzen, die den Franzoſen eben ſo gut zuſagen, als uns unſer Eigenthum zuſagen würde? Hätten wir noch nöthig, franzöſiſche Rührſpiele zu bearbeiten, wenn wir einen jungen Menſchen aus dem Leben greifen, wie ihn der graue Vater von der Univerſität heimkehren zu ſehen hofft und ihn, durch Umtriebe verlockt, mit Ketten belaſtet zurück empfängt, um als Richter ihn zu verurtheilen?

Um Stoffe dürfen wir nicht verlegen ſein. Warum alſo uns den Cotillon Ludwig XV. überſetzen wollen, warum Voltaire bei Ninon uns zeigen, warum uns Sitten und Bilder vorführen, die dem größten Theile des Publicums nur bald verſtändlich ſind? Aber es werden nicht immer Stoffe ſein, die ſich in die Form eines Trauerſpiels oder Luſtſpiels gießen laſſen, darum die Form des Melodramas gewählt. Es gewährt größere Freiheiten. Der Stoff kann groß, reich, bunt ſein, das Melodrama iſt weit, biegſam, mannichfaltig. An wahrhaften Talenten, die für das Theater zu arbeiten verſtehen, fehlt es nicht bei uns; nie hab' ich daran gezweifelt, und wenn ich im Anfange nur von drei Bühnendichtern ſprach, ſo halte man das nicht für Anmaßung, Eigenſinn, Unwiſſenheit. Man nenne mir andere noch als jene Drei, die in dieſem Augenblicke auf allen Theatern gegeben werden und fortwährend Neues liefern? Ich habe ſelbſt Immermann, Grabbe, Grillparzer genannt, die bedeutendere Dichter ſind, jedoch nicht die Bühne bedenken. Oder ſoll man Deinhardſtein anführen, der nur ſelten ein Stück zu Tage fördert, das nur ſehr langſam von Wien aus ſich Bahn macht? C. v. Schenk, der außer Beliſar nichts geſchrieben hat, das in Deutſchland ſich geltend machte, und deſſen dramatiſche Arbeiten man mehr „Délassemens d'un homme d'état" benennen dürfte. Oder Holtei, der nur für die Königsſtadt dichtet, oder Raimund mit ſeinen Quodlibets?

Aber dennoch ſind Talente da. Ich ſchaffte mir oft die ſeltſame Beluſtigung, jene Stücke zu leſen, die von den Directionen den Verfaſſern zurückgegeben wurden, als nicht zuläſſig zur Aufführung, und ich erſtaunte über ihre poetiſche Schönheit, über einen Reichthum, den wir kaum ahnen. Bald fehlte jedoch eine Liebelei, bald ein Aktſchluß, vor Allem einige Abgänge und ein glücklicher Ausgang; das verlangen nämlich die theatraliſchen Vormünder des Publicums ſtets, ehe ſie ihren Mündeln die Schüſſel vorſetzen und ein „Wohl bekomm's“ zurufen. Wie viele Stücke bekäme der arme Goethe zurück, wenn er jetzt ſeine Laufbahn begänne! Wer wollte den dritten Akt im Clavigo von nur drei Blättern der ruhigſten Converſation wol geben? Und welch ein Loos würde Leſſing zu Theil, der einſt ſo glücklich war, alle ſeine Stücke aufgeführt zu ſehen? Mögen alſo nun einmal die Rollen vertauſcht werden. Mögen Männer von Talent und Bühnenkenntniß ſich der Sache annehmen und das Schauſpiel wieder zu Ehren bringen, was den Vorſtänden und Darſtellern nicht gelingen konnte. Fort mit den Ueberſetzungen ohne Wahl und Geſchmack, um den täglichen Hunger zu ſtillen. Nur Umarbeitungen mit großer Auswahl ſeien geſtattet. Fort mit den dialogiſirten, verſchnittenen Novellen, wähle ſelbſt ähnliche Stoffe und ſchaffe Stücke daraus. Was endlich das Spiel betrifft, ſo wird die neue Gattung bei einiger Uebung und Nachhülfe eine ſchärfere Charakteriſtik und Individualiſirung wieder hervorrufen. So wie die verſificirten Stücke leere Declamation, hohlen Anſtand, die vollen Backen und die leeren Herzen einführten, ſo werden die lebendigen Dramen mit einer fortſchreitenden Handlung, wodurch ſich die Gemüthszuſtände entwickeln, Alles wieder zu Natürlichkeit und Einfachheit zurückführen. Die Nothwendigkeit gebiert oft wunderbare Verwandlungen, und man glaube ja nicht, daß die jetzige Unnatur, das ſogenannte „ſchöne Sprechen,“ was jeder talentloſe Anfänger kann, den wackern Künſtlern einer frühern Zeit leicht geworden ſei. Lange dauerte es, bis die Declamation und Recitation der Verſe ſich über alle Bühnen verbreitete, ſelbſt ein Iffland excellirte niemals darin. Er und viele Tüchtige opponirten gegen Dramen in Verſen; Iffland ließ die Rollen davon in Proſa ſchreiben, auch Schröder that dies, und man ſchrie Zeter über dieſe Rück-

ernheit, und ſah nicht ein, daß die poetiſche Form der
Sarg werden könnte, darin einſt alles dramatiſche Leben zu
Grabe getragen werden würde. Mehr als große, geſchicht-
iche Tragödien werden den meiſten unſerer Dichter ergrei-
ende Melodramen gelingen; dieſe Gattung kann der Bühne
iel werden, wenn dieſe einſehen wird, daß ſie eines Dich-
ers bedarf. Immermann, dem die Bühne werth blieb, wie
ndankbar ſie gleich ſich ihm bezeigte, wird von ſeiner ſteri-
en Poeſie herabſteigen und ſich dem Leben zuwenden; viele
Andere werden nach den freundlichen, lohnenden Genrebil-
ern greifen, die ſo dramatiſch ſind, daß ſelbſt das Leb-
oſe, von geſchickten Malern benutzt, in die Handlung ein-
greifen muß.

Iſt es ſo weit, dann wird der ewige Liebesjammer von
elbſt aufhören, man wird uns nicht mehr zumuthen, uns
ür einen Helden zu intereſſiren, der in der erſten Scene
ichts Anderes zu ſeiner Empfehlung zu ſagen weiß, als
Ritter Raimund in Grillparzer's Meluſina:

„Ein fremdes Streben haſt Du mir entglommen,
Von dunkler Ahnung hebt ſich mir die Bruſt,
Was ſonſt mein Glück war, iſt von mir genommen,
Und dürſtend lechz' ich nach ungekannter Luſt."

Aber wenn Stoffe, Diction, Spiel der Künſtler, Sce-
nerie, kurz Alles ſich verändern ſoll, ſo muß auch die innere
Einrichtung unſerer Theater ſich einer Reform unterwerfen.
Wir glauben ja noch immer, wenn wir unſere neuen, ſchö-
en, marmornen Schauſpielhäuſer bauen, für Wolkenzüge,
Wolkenwagen, Drähte, um Kinder fliegen zu laſſen, Sorge
ragen zu müſſen, nennen das eine herrliche Maſchinerie,
nd denken nicht daran, daß die Zeit der Donauweibchen
längſt vorüber iſt. Oder gibt es wirklich noch Leute unter
uns, die ein an Drähten jämmerlich dahängender Cherub

mit Wonne erfüllt? Ich erblicke ſie immer mit Angſt und Bedauern, mit den gradausgeſtreckten, magern Beinchen, in den zitternden Händen eine verknitterte Blume haltend, wie ſie in Raimund's baroken Zauberſpielen in den Theaterhimmeln baumeln. Nur einmal ſah ich dieſen altmodiſchen Theatertrödel mit trefflicher Ironie benutzt. Es war im „grauen Männchen“ von Horſchelt, wo dieſer geniale Künſtler eine Hetze liederlichen Pantomimengeſindels, nebſt der ganzen Polizei, die ſie arretiren will, an ſolchen Flugdrähten zu den Soffitten pyramidaliſch in die Höhe ſchweben läßt.

Auch die Langweiligkeit unſerer Zwiſchenakte muß abgeſtellt werden. Die Abtheilung in Tableaux, wie ſie in Frankreich ſtattfindet, iſt den Melodramen ſehr förderlich. Zwiſchen einem jeden derſelben fällt ein ſogenannter Rideau-de-manoeuvre zuſammen, und nun wird die Bühne mit Schnelligkeit verwandelt, und zwar nicht blos Couliſſen und eine Gardine, ſondern geſchloſſene, runde, vier- und ſechseckige Salons, Gärten mit Lauben, Terraſſen und Bogengängen, was man in der Theaterſprache „praktikabel“ zu nennen pflegt. Und ſolche Theater ſind es, welche die franzöſiſchen Theatermeiſter „théâtre-bien-machiné“ nennen; es ſind's nur wenige. Von den Vaudevillentheatern keines.

Ich ſchließe jetzt dieſen langen Verſuch, die Aufmerkſamkeit auf einen, wie ich glaube, in der Form ganz neuen Zweig dramatiſcher Dichtung hinzulenken, wovon wir durch die bisher üblichen Ueberſetzungen keinen rechten Begriff erlangen konnten. Was die Ueberſetzer und Novellenzurichter, ja, was der Troß der Bühnenſchauſpieler dazu ſagen wird, iſt mir ſehr gleichgiltig, aber ſelbſt Künſtler, denen ich Achtung zolle, werden mir zurufen: „alſo vom Melo-

rama, von einer neuen Einrichtung des Podiums, ſoll
unſer Heil erblühen?“ Und ich geſtehe offen, daß man das
Heil der Bühne, wenn vom Schauſpiel geſprochen wird, in
ieſem Augenblicke, der ſeinem gänzlichen Verfalle voran
ugehen ſcheint, nur ſchwer herbeizuführen hoffen darf, wohl
aber gebe ich zu berückſichtigen, daß der Hauch einen Aſchen
haufen wieder glühend machen kann, ſo lange das herrliche
Element noch in ſeinem Innern ſchlummert.

Die Paſſion.

Ich will hier von jenen ſeltſamen Myſterien ſprechen, die nur alle ſieben oder zehn Jahre wiederkehren und mit großem Aufwande von Geld, Mühe, Fleiß und Eifer von ſchlichten Landleuten im Gebirge aufgeführt werden, die unter Gottes freiem Himmel vor einer impoſanten Verſammlung, die von nah und fern herbeiſtrömt, Morgens ihren Anfang nehmen und am Abend enden.

Der Schauplatz iſt in dem Markte Mittenwalde, hart an der Grenze von Baiern, wo unfern die Iſar aus den Felſenklüften der Scharnitz hervorbrauſt. Die Gegend iſt mehr rauh als wild zu nennen und hat, die hohe Karwendelſpitze abgerechnet, wenig Maleriſches. Drei Viertel des Jahres haben die Leute hier Winter, denn ſelbſt noch im Mai ſind die Morgen und Abende ſehr nahe mit dieſem verwandt. Die Einwohner ſind nicht unbemittelt, ſie haben Viehzucht und treiben ſeit vielen Jahren einen weitverbreiteten Handel mit muſikaliſchen Inſtrumenten, der nur in letzterer Zeit durch ſächſiſche Concurrenz etwas gedrückt wurde. Durch dieſen Handel iſt die Muſik in dem rauhen, unfreundlichen Thale recht heimiſch geworden, und es gibt kein

Haus hier, wo ſie nicht geübt wird. Hiervon ſollte ich gleich am Abend meiner Ankunft die Ueberzeugung erhalten, wo eine recht ſtattliche Bande mit Blechinſtrumenten muſicirend durch den Markt zog, um das morgende Feſt zu verkünden.

In der Poſt, wo ich abgeſtiegen war, befanden ſich, außer wenigen Fremden, nur einige Beamte, die ſich über das Ganze luſtig machten, wahrſcheinlich, um hierdurch einen höhern Grad von Bildung zu beurkunden. Dieſe Bemerkung hatte ich oft ſchon zu machen Gelegenheit. In keinem Orte iſt man kritiſcher geſtimmt und nimmt gutwillig dargebotene Genüſſe mit ſtärkerm Naſenrümpfen hin, als wo Umſtände und Verhältniſſe ſie nur mit großen Schwierigkeiten erringen laſſen. Wo man kein Ballet hat, fallen die beſten Tänzer durch; in kleinen Provinzſtädten haben gute Schauſpieler oft Mühe, zu gefallen; und in Mittenwalde, dem nur alle zehn Jahre ein Theatervorhang aufgezogen wird, wo vom Bürgermeiſter bis zum Tagelöhner Alles Hand anlegt, um das große Werk zu fördern, rümpfen kleine Beamte vornehm die Naſe und ſitzen lieber in der verlaſſenen Schenke ſchwatzend beim Bierkruge, ehe ſie ſich, gleich den tauſend unbefangenen Zuſchauern, rühren und erſchüttern laſſen wollen.

Ich war des Geſchwätzes und des Tabaksqualms im engen Zimmer bald müde und ging hinaus, um mir den Schauplatz zu betrachten. Der Mond ſchien ins Thal und der Himmel war in ein kaltes Blaßblau gehüllt. Aus den nächtig ſchwarzen Föhrenwäldern erhoben ſich die ſcharfgekanteten, beſchneiten Spitzen des Karwendels. Ein großer Bezirk mit neuen Planken umzäunt, verrieth mir bald den Ort, wo das Schauſpiel Statt haben ſollte. Von einer Erhöhung, wo ich ſtand, überſchaute ich das Ganze.

Ich ſah in die Arena, mit Bänken gefüllt, um die Zuſchauer zu faſſen. Im Hintergrunde war das Theater erbaut, vor dem ſich das weite Proſcenium erſtreckte, mit gemalten Thürmen und Portiken von ſeltſamer Architektur umgrenzt, woraus der Chor zu treten hatte, und mit zwei Häuſern beſetzt, vor denen Balkone befindlich waren, wo andern Tages Kaiphas und Pilatus ihre Rollen ſpielen ſollten. Zwiſchen dieſen Häuſern lag die eigentliche Bühne, gehörig tief, breit und hoch, mit Couliſſen und Soffitten verſehen, die man alle betrachten konnte, da der Vorhang aufgezogen war, um verſchiedenen Arbeitern, die ſo ſpät noch dort ſchalteten und walteten, Raum und Licht zu gönnen.

Ueber dieſer Bühne war ein recht gut gemaltes allegoriſches Bild, ein Halbrund, von Emblemen aller Art umgeben, angebracht, und hoch darüber erhob ſich ein Pic, kahl und grau, hin und wieder mit langen Schneedecken angethan, die im Monde glitzerten und flunkerten, 5 bis 6000 Fuß in die Lüfte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schauſpielhaus in der Welt einen impoſantern Anblick zu bieten im Stande ſein wird. Ich ſtand lange da, ſtaunte und zeichnete, ſo kalt es auch geworden war, mit ſteifen Fingern. Was ich im Wirthshauſe gehört hatte, war nicht wohl im Stande, mir von der Kunſt der Leute eine gute Meinung zu geben. Ich war auf eine plumpe Dummheit gefaßt geweſen; das Theater, wie es nun aber vor mir ſtand, ſchien damit im Widerſpruche zu ſein; ich wußte nicht, was ich erwarten ſollte.

Die Arbeiter verließen jetzt die Bühne, wo ſie ruhig handthiert hatten; hinter ihnen ging ein langer, bleicher Mann, der mich freundlich grüßte. Ich geſellte mich zu ihm, um über Einiges Erkundigung einzuziehen. Es war einer der Unternehmer, Herr Martin Strobel, der das Ganze leitete und deſſen Perſonal aus ungefähr 150 Perſonen beſtand, lauter Einwohner des Marktes und der nächſten Umgebung, und das lange Decennium hindurch, von einer Vorſtellung zur andern, der Kunſt des Mimen und des Sängers gänzlich fremd.

Seit langer, langer Zeit war die Paſſion in Mitterwalde nicht mehr aufgeführt worden, als vor ſieben Jahren einige Männer des Ortes den König auf ſeiner Reiſe nach Italien angingen, ihnen von Neuem die Erlaubniß hierzu zu ertheilen. Sie wurde für dieſes eine Mal gegeben, aber die bedeutenden Koſten, welche weit über 3000 Gulden betragen haben, konnten nicht hereingebracht werden, und deshalb erhielten die Bewohner des Ortes abermals die königliche Erlaubniß zur Aufführung in dieſem Jahre (1834), um ihre Koſten zu decken. Die Einrichtung der Scene, einige nothwendige Verbeſſerungen an den Coſtümen und dergleichen erforderten jedoch einen abermaligen Aufwand von 1000 Gulden, und da der Rückſtand, worin die Unternehmer gerathen ſind, dadurch ſo bedeutend vermehrt worden, ſo beſorgt man, ihn auch in dieſem Jahre nicht decken zu können und nährt daher die Hoffnung, die Erlaubniß auch für die Folge zu erhalten. Und in der That iſt nicht einzuſehen, warum dieſe Hoffnung fehlſchlagen ſollte. Will man von Entweihung des Heiligſten ſprechen? Darſteller und Zuſchauer ſind durchdrungen von heiligem Eifer und von Rührung und glauben durch dieſe Spiele ſehr verdienſtliche, hochanzurechnende Handlungen zu begehen. Iſt dieſer fromme Wahn etwa ſchädlicher als ſo mancher andere?

Iſt man geſonnen, das Ganze in äſthetiſcher Hinſicht zu verdammen? Nie wird ein Schauſpiel eine erhabenere Wirkung auf die Zuſchauer hervorbringen, nie mit mehr Anſtand und Rückſicht aufgeführt werden. Die Leute haben ein angebornes Regiſſeurtalent, und dieſe Gebirgsbewohner wiſſen Scenen anzuordnen und zu Stande zu bringen, die viele Hoftheaterregiſſeurs in Verlegenheit ſetzen würden und bei der unzweckmäßigen Einrichtung unſerer Bühnen, die zwar ſchon oft gerügt, jedoch noch nie abgeändert worden, gewiß Lächerlichkeiten darbieten müßten.

Der Pfarrherr verwaltet das Amt des dramaturgiſchen Cenſors, und dem zu Mittenwalde kann ich das Zeugniß geben, daß er dies mit großer Umſicht gethan, und während der Vorſtellung ſelbſt machte er ſehr praktiſche Bemerkungen in dieſer Hinſicht, die er dann auch ſogleich dem Unternehmer und Regiſſeur zu Nutz und Frommen des Ganzen für die Folge mitzutheilen eilte.

Der Tag des Feſtes wurde mit türkiſcher Muſik begrüßt, die durch den Markt zog; hierauf ward der Frühgottesdienſt gehalten und unmittelbar hernach begab man ſich in das Theater.

Ja, das Theater in Mittenwalde beginnt, gleich der großen Oper in Paris, um halb acht Uhr; doch dieſe am Abend, jenes am Morgen. Es waren vier Plätze eingerichtet. Der erſte, dicht hinter dem Orcheſter, wurde nach Belieben bezahlt; der nächſtfolgende koſtete 48 Kreuzer, der dritte 24 Kreuzer und der letzte 12 Kreuzer. Auf allen hatten ſich ziemlich viel Zuſchauer eingefunden; auf dem erſten Honoratioren aus München und Insbruck. Die übliche Souffleurklingel wurde hier durch Böllerſchüſſe erſetzt; bei dem dritten Schuß begann das Schauſpiel.

Nach einer Ouverture trat aus den Portalen zur Seite mit raſchem Schritte der Chorus auf und ſtellte ſich im Halbkreiſe hin. Dieſer Chorus beſteht, nach dem Ausdruck der Leute, aus Schutzgeiſtern. Sie waren auf eine phantaſtiſche, jedoch heitere und keineswegs geſchmackloſe Weiſe gekleidet; einige in Roſa, Lila, Himmelblau, andere weiß und roth oder roſa und ſchwarz, Alles reich mit Gold verbrämt. Ein Paar trugen Helme mit Federn, Andere Diademe, noch Andere, Knaben und Mädchen, volle Kränze. Der Schnitt des Coſtüms näherte ſich dem Römiſchen, dabei ſchien Alles nach alten Gemälden gebildet zu ſein; die Stoffe waren größtentheils Sammet und Seide, Flor, Spitzen u. dgl. und das Ganze war in München angefertigt worden.

Nach einem kurzen Prologe wurde ein Chor geſungen, der die Handlung und das Eröffnungstableau einleitete; dann begann das Drama, von dem Einzuge in Jeruſalem bis zur Himmelfahrt, unterbrochen und verwebt mit analogen bildlichen Darſtellungen aus dem alten Teſtamente. Von den Darſtellern ſelbſt läßt ſich im Allgemeinen behaupten, daß ſie einen ganz richtigen Begriff von ihren Rollen hatten und es ſehr gut verſtanden, ihre Individualität zu verleugnen und ihren Charakteren anzupaſſen. So war Kaiphas bemüht, Gleißnerei, fanatiſchen Eifer, einſchmeichelnde Ueberredung und Stolz durch ein heftiges Geberdenſpiel, durch ſcharfe Betonung zu unterſtützen und in Gang und Haltung auszudrücken; ein Beſtreben, das dem Manne, den ich in ſeiner gewöhnlichen Kleidung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſehr ſchwer geworden ſein mußte. Minder gut gelang der Ausdruck dem Darſteller des Chriſtus: eine allerdings ſehr ſchwierige Aufgabe; doch muß ich geſtehen, daß auch er ſich beſtrebte, die derbe Gebirgsnatur und Athletengeſtalt zu weichen, runden Bewegungen zu zwingen und einen ſanften, oft rührenden Ton der Rede anzuſtimmen.

Der beſte Schauſpieler von Allen gab die Rolle des

Judas: ein im gewöhnlichen Leben gewandter, pfiffig dreinſchauender Burſche, der ohne alle Caricatur mit guter Bezeichnung und ſtets richtiger Betonung ſeine ſchwierigen Monologe hielt, worin er bald Grimm und Habſucht, bald Reue, Schmerz und Gewiſſensqualen zu ſchildern hatte. Meiſterhaft nenne ich die Scene, wo er die Silberlinge empfängt, ſie prüft, wägt, einige verwirft und dann die übrigen in den Säckel ſchiebt. Nicht minder gut wurden die wilden Kriegsknechte gegeben.

Die Scene der Verhöhnung, das Würfeln, die Auferſtehungsſcene, die Kreuzigung, Alles war ſehr fleißig eingeübt worden und die natürliche Gewandtheit, das Zuſammenſpiel konnte wahrhafte Bewunderung erregen. Man wäre geneigt, das Komödienſpiel für viel leichter zu halten, als es uns die Schauſpieler gewöhnlich zu ſchildern pflegen, oder man müßte dieſen ländlichen Künſtlern ein wahrhaft großes Talent zutrauen.

Wohl zu beachten war auch die Einſicht, mit welcher man die Rollen vertheilt hatte. Man war hierin viel weiter gegangen als die ordentlichen Theaterdirectionen, denn man fand ſogar in der äußern Form die Aehnlichkeit der Darſteller mit den darzuſtellenden Perſonen, ohne beſondere Hülfsmittel. So ſah Maria einer ſchönen italieniſchen Madonna gleich, und wenn auch Chriſtus hier in ſchwarzen Haaren erſchien, ſo drückten ſeine Züge doch Adel und Schmerz auf eine ſchöne Weiſe aus. Als Ecce homo konnte er jedem Maler als würdiges Modell dienen.

Für die Ausſprache hatten die wackern Leute ebenfalls den richtigen Weg eingeſchlagen. Sie bemühten ſich, ſehr deutlich und laut zu ſprechen, und dies mußte man zuvörderſt berückſichtigen, um in dem großen Raume verſtanden zu werden. Dann redeten ſie, mit Weglaſſung aller Inzialitäten, die ja ohnedies der gegebene Text ſchon ausſchloß, in ihrem landesüblichen Dialekte, der zwar rauh und hart iſt, aber eben dieſer Eigenſchaften wegen nicht komiſch naiv klingt, wie etwa das Schwäbiſche und Plattdeutſche. Würden ſie ſich bemüht haben, die Sprache der Vornehmen und Gebildeten nachzuäffen, wie dies hier und da von rohen Hiſtrionen geſchieht, ſo würden ſie eben ſo lächerlich erſchienen ſein als dieſe. Aber hier, wo Alle gleichmäßig ſprachen, hatte man die Empfindung, als höre man eine fremde, der unſern nahe verwandte Sprache, und nichts Störendes wirkte dabei auf die Darſtellung ein.

Um Das, was ich früher über die Kunſt der ſceniſchen Anordnung ſagte, zu erörtern, führe ich hier die Kreuzigung an. Wir ſehen vor unſern Augen die drei Kreuze aufrichten, die Körper daran befeſtigen und dann wieder abnehmen. Alles geſchieht mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit, Sorgſamkeit und Decenz. Die Sicherheit, womit die Arbeiter zu Werke gehen, ſetzt uns durchaus in keine unbehagliche Stimmung der Sorge und peinigenden Angſt um den Erfolg dieſer Bemühungen und wir können uns ungeſtört dem Eindrucke dieſer furchtbaren Scene überlaſſen.

Die Kreuzesabnahme gab ein ſchönes Bild. Wer da weiß, wie auf unſern großen Bühnen von den Leuten, welche die Kunſt der Darſtellung zu ihrem Handwerke herabgewürdigt haben, nie ein Leichnam abgetragen werden kann, ohne daß das Publicum in Gelächter über die Ungeſchicklichkeit ausbricht, wird hier mein Erſtaunen gerechtfertigt finden.

Mit eben ſo großer Sorgfalt wurden auch die ſogenannten Stichwörter behandelt. Das Krähen des Hahne, das Erdbeben mit dem begleitenden Donner, das Auf- und Abtreten der Perſonen u. ſ. w. Alles ging ohne Störung und ſehr pünktlich vor ſich.

Was die Einrichtung des Dramas und der Scene betrifft, ſo glaube ich, daß ſie uns einen richtigen Begriff von dem Theater zu Shakſpeare's Zeiten zu geben vermag, und daß wir wenig durch unſere, größtentheils aus Italien und Frankreich erhaltene Verbeſſerungen, die urſprünglich nur der Oper wegen erfunden wurden, für unſere jetzigen Stücke gewonnen haben. Man würde nach dieſer älteren Einrichtung viele Werke von Shakſpeare zuſammenhängender und verſtändlicher geben können, ja Werke, wie Tieck's Octavian und eine Menge anderer, würden auf ſolche Weiſe ſehr gut aufführbar erſcheinen. Unſere jetzigen Bühnen ſind mit den Beſtrebungen der meiſten heutigen Dichter im vollkommenſten Widerſpruche. Daher iſt uns ſo Vieles unaufführbar, daher hört man immer davon ſprechen: dies oder jenes Stück ſei für die Bühne eingerichtet, oder der Dichter habe die Bühne nicht im Auge gehabt, man müſſe die Bühne kennen u. ſ. w. *)

Nachdem die Vorſtellung um eilf Uhr unterbrochen worden war, begann ſie um ein Uhr Nachmittags wieder und endete Abends um fünf.

Ich ging auf die Bühne, um den beſcheidenen Leuten für den Genuß zu danken, den ſie mit ſo großer Anſtrengung ihren Zuſchauern bereitet hatten.

Der Schulmeiſter dirigirte das Orcheſter, der Bürgermeiſter ſpielte Cello und es war intereſſant, die übrigen ganz ländlich gekleideten Muſiker ſo brav ihre Stimmen ſpielen zu ſehen. In dem einen Zwiſchenakte wurde ſogar der erſte Satz einer Mozart'ſchen Symphonie aufgeführt.

Die Worte des Textes, ſowie der Dialog, waren ein-

---

*) Die neueſten Verſuche in Berlin beſtätigen die Richtigkeit meiner vor zehn Jahren niedergeſchriebenen Andeutungen

fach, klar, größtentheils bibliſch und ganz für die Höhe der Zuhörerſchaft berechnet; ich habe den Namen des Verfaſſers nicht erfahren können. Die Muſik iſt von Herrn Liedel in München componirt.

Die Soloſtimmen waren ein Baß, ein Tenor und drei Soprane, wobei ein ganz junges Mädchen, das noch nie öffentlich geſungen hatte, ſich durch eine angenehme Stimme bemerkbar machte und gar nicht die lächerliche Angſt zeigte, welche ſolche Anfängerinnen gewöhnlich zu plagen pflegt. Die Chöre waren in drei Wochen einſtudirt worden, und zwar konnten Knaben und Mädchen keine Note leſen; vollſtändige Theaterproben wurden nur drei gehalten, eine davon im Coſtüm. Das übrige waren Leſeproben und Proben einzelner Scenen in einem Winkel des Theaters, während des Hämmerns und Sägens der Zimmerleute.

Der Eindruck, den dieſes Spiel auf die Menge hervorbrachte, konnte mich nicht befremden; daß aber auch ich davon ſo ſehr gefeſſelt und ergriffen wurde, ſtimmte mich zu ernſtern Betrachtungen. Alles Mangelhafte verſchwand und ich fühlte zum erſten Male was es heißt: „an die Phantaſie der Zuſchauer zu appelliren;“ jenes oft ſo misbrauchte Wort, das von Tieck, der von der Shakſpear'ſchen Bühne ſpricht, bis zu dem erbärmlichen Führer eines Thespiskarrens, der damit ſeinen jämmerlichen Plunder entſchuldigen will, Jeder im Munde führt.

Dieſe feſtſtehenden, ſonderbaren und feſtlichen Decorationen des Proſceniums, wo die Haupthandlung vorgeht, dazwiſchen das Zauberreich der eigentlichen Scene, mit dem Auf- und Abrollen des Vorhangs und dem lebendigen Wechſel von Couliſſen und Verſetzſtücken, wohin die ruhigen Auftritte, die bildlichen Darſtellungen und Staatsactionen verwieſen ſind; die großen Verhältniſſe des Ganzen; das

Ungewöhnliche des Sonnenlichts in der freien Luft; alles Das iſt im Stande, unſere Phantaſie zu angenehmer Thätigkeit aufzuregen. Auch trägt das religiöſe Gefühl, das die meiſten Zuhörer dabei empfinden, gewiß nicht wenig dazu bei.

Denkt man ſich eine ſolche Bühne mit Allem ausgeſchmückt, was unſere geſchickteſten Maler und Maſchiniſten zu leiſten im Stande ſind, mit Werken, die irgend ein großes, hiſtoriſches Drama auf ergreifende Weiſe, nach dem Zuſchnitte dieſer Paſſionsgeſchichte, behandeln, und von Künſtlern belebt, denen neben Talent und Bildung auch Eifer und Wahrheit nicht fehlen, ſo iſt es leicht, an eine Regeneration der antiken Bühne zu glauben. Alle Erbärmlichkeiten des niedrigen Lebens würden von ſelbſt ausgeſchloſſen bleiben müſſen; man würde nicht immer nur nach Neuem haſchen, um von hunderttauſend Einwohnern einer Stadt nur fünfhundert gelangweilte Müßiggänger, reiche Praſſer oder eifernde Parteigänger auf Augenblicke anzuziehen; die ganze Volksmenge ſtrömte dann hinzu, um das große, einzige Schauſpiel zu genießen, und bevor dieſe nicht ganz daran geſättigt wäre, hätte man nicht Urſache, auf Wechſel zu ſinnen. Für den Winter möchten dann unſere Schauſpielhäuſer gut genug ſein, mit den unbedeutenden Vaudevilles und Poſſen, um die vornehme Welt hinzuhalten und dem Pöbel einen Spaß zu machen; dies wären die eigentlichen Surrogattheater, deren Wirkung mit der des Sommertheaters durchaus nicht den entfernteſten Vergleich aushielte.

Ich wünſchte, daß in unſerer Alles unternehmenden Zeit eine Geſellſchaft von Actionairen in irgend einer bedeutenden Stadt Deutſchlands ein weites Amphitheater bauen ließe, daß ſie dazu tüchtige Künſtler, von guter Lunge und lebhaftem Ausdruck, engagirte und vor Allem Immermann, Raupach, Holtei ins Intereſſe zöge; es könnte der bedeutendſte Aufwand beſtritten werden, da die Weite des Zuſchauerraumes, bei den niedrigſten Eintrittspreiſen, dennoch eine reiche Ausbeute geben müßte, und die erſten Stände ihre Logen und Sperrſitze für theures Geld ſo gut haben könnten, wie in den jetzigen Schauſpielhäuſern. Doch wäre es nöthig, wollte man ſo etwas ins Werk ſetzen, die Paſſion im Markte Mittenwalde vorerſt mitanzuſehen, um ſich von der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen unterrichten zu können.

— Niemand widerſpricht wol, wenn vom Verfall der Bühnenkunſt, von dem Unweſen und der Dummheit, die dabei walten, geſprochen wird; nur eine ſehr geringe Theilnahme zeigt ſich noch für ihre Leiſtungen, und der Ernſt des Lebens ſcheint auch dieſe bald gänzlich verſchlingen zu wollen. Die Zeit der großen Schauſpieler iſt vorüber; die Aeltern welken dahin und nur Seydelmann ragt aus den Jüngſten hervor, einſam und überdrüßig an Stoff und Umgebung im weiteſten Sinne. Nichts iſt geſchehen bis jetzt, dieſem Verfalle entgegenzuwirken. Von den Anſtalten ſelbſt, wie ſie jetzt beſtehen, iſt nichts zu hoffen. Unternehmungsgeiſt, auf die Sucht nach Neuem vertrauend, muß hier der guten Sache zu Hülfe kommen. Ein ganz gewöhnlicher, gemeiner Hebel wird in dieſem Falle das Höchſte fördern helfen. Einige Schauſpieler, deren Kunſt nur darin beſteht, durch Geſichterſchneiden und Grimaſſen in ſogenannten bürgerlichen Stücken weichliche Zuſchauer von geſchwächten Nerven in Angſtſchweiß zu verſetzen, werden allerdings über Profanation und Entartung ſchreien, wenn auf den großen Tagestheatern, nach antikem Maßſtabe, große Gefühle, erhabene Geſinnung, Heldenmuth, eine koloſſale Tragik und

Komik, durch großartigen Ausdruck in Wort und Geſang, vor einer Verſammlung von Tauſenden verſinnlicht werden ſollen, das neue Bedürfniß wird zwar keine neue Kunſt, denn dieſe bleibt ewig dieſelbe, wol aber manch neues Bedingniß derſelben nöthig machen.

Was ich hervorgerufen zu ſehen wünſche, darf aber durchaus nicht mit Dem verwechſelt werden, was gewinnſüchtige Theaterdirectoren hier und da unter dem Titel „Theater im Freien", verſucht haben. Rohe, unförmliche Stücke, Zoten oder Räuberthaten und ſteifes Militairgepränge, erfunden, um eine einfältige Schauluſt zu befriedigen. Dieſe Schauſpiele allgemeiner zu machen, wäre überflüſſig, und ich würde am Wenigſten ein Wort darüber verlieren.

Einige Abende, nachdem ich der Aufführung der Paſſion in Mittenwalde beigewohnt hatte, ſah ich den „Bauer als Millionair" von Raimund von einer Schauſpielertruppe auf der Wanderſchaft in dem ſchlechten Saale eines Wirthshauſes ſpielen. Welch ein Abſtand! Wie gemein, wie liederlich war Alles! Alle verdorbenen Ausſprachen aller Provinzen Deutſchlands wurden hier gehört; Niemand wußte ſeine Rolle, Alle blieben ſtecken; Couliſſenreißerei, Ziererei, Zoten und plumpe Späße wurden debitirt als geſchmackvolle Würze. Und wie frech war man mit dem Stücke umgegangen, welches allen Reiz der Decoration und des äußern Schmucks entbehren mußte, wodurch es ſeine beſten Scenen eingebüßt hatte. Man gab eben nichts ſo, wie es von dem Dichter beabſichtigt worden war, und dabei machten ſich alle Unarten des Publicums breit; man ſchrie und klatſchte und verlangte ſogar, „die Jugend", von einem bejahrten Frauenzimmer mit kurzem Athem gegeben, ſolle das „Brüderlein fein" da capo ſingen. Kurz, das Publicum benahm ſich, als ſei es das Publicum eines Hof- und Nationaltheaters. Ich konnte es nicht aushalten und mußte mich ſchon nach dem zweiten Akte entfernen: dabei aber dachte ich unwillkürlich an meine frommen, fleißigen und wahrhaften Gebirgskünſtler und an ihre ergriffenen und andächtigen Zuhörer, und meine Ueberzeugung wuchs, daß, wenn man vom Theater eine gewaltige Wirkung in jetziger Zeit erwarte, das übliche, handwerksmäßige Spiel verbannt und eine neue, freiere und künſtleriſchere Anſicht bei den Darſtellungen gewonnen werden müſſe.

Das Theater zu München.

Auf dem Maximilian-Joſephsplatze in München ſteht ein großes Haus mit einer Säulenhalle von Marmor und vier großen Candelabern von Gußeiſen; dies iſt das „Neue königliche Hof- und Nationaltheater," wie es auf dem Komödienzettel genannt wird. Das Haus iſt ante-klenziſch, der Baumeiſter hieß Fiſcher. Obgleich es mit Waſſerreſervoirs verſehen war und das Holzwerk mit einer dem Feuer widerſtehenden Materie beſtrichen wurde, ſo brannte es doch in wenigen Minuten, kurze Zeit nach der Eröffnung, ab, und obgleich es drei Millionen gekoſtet haben ſoll und manche Mängel gezeigt hatte, ſo wurde es doch aus Pietät für den verſtorbenen König, ſeinen Erbauer, ebenſo ſchnell und ganz wie es war, wieder hergeſtellt. Die Mittel dazu lieferte der ſogenannte Bierpfennig, eine Auflage, die ein Jeder, der ſeine Maß Bier in München trinkt, bekanntlich zu entrichten hat.

Das Haus, das älteſte von allen neuern Gebäuden Münchens, iſt noch immer nicht vollendet *), und man wirft

---

*) 1835.

dem Schöpfer dieſer neuern mehr als Gleichgültigkeit dagegen vor. Ich glaube überzeugt zu ſein, daß unter Klenze die Aufgabe: ein prächtiges Theater zu bauen, zweckmäßiger ausgeführt worden wäre und namentlich die Decorirung deſſelben ſich geſchmackvoller geſtaltet hätte. Es ſcheint mir nicht geeignet, unſerer Bühne, wie ſie nun einmal iſt, eine ſtarre Pracht und Ueberladung an barocken Verzierungen beizugeben und ihr allen Reiz eines modernen Geſellſchaftslocals zu rauben. Würde ſtatt des verſchwendeten Marmors und ſo mancher andern Aeußerlichkeit, die weder der dramatiſchen Kunſt noch der Geſellſchaft erſprießlich ſind, für eine beſſere Beleuchtung, für eine wohlberechnetere Platzeintheilung geſorgt worden ſein, es wäre beſſer geweſen. Hätte man einen Theil der aufgewendeten Summen auf die Pflaſterung des Platzes und ſeine Beleuchtung verwendet, würde man einen andern Theil auf Zinſen gelegt haben, um davon, ſo oft es Noth thut, dienliche Veränderungen in der Einrichtung der Scene vorzunehmen, man wäre der Idee, ein gutes Schauſpielhaus zu ſchaffen, näher gekommen.

Abends, während der Thätigkeit im Innern, zeigt die Façade ſich auf eine kümmerliche Weiſe. Nichts iſt beleuchtet, die Halle liegt ſtumm und finſter da, kein Foyer ſtrahlt tröſtlich hinaus in die herbſtlichen Nebel dieſes Klimas, über loſe Kieſel, die in die ſtehenden Pfützen geworfen werden, muß der Pilger zum Kunſttempel im Dunkeln ſeine Bahn ſuchen, bis er, von einem guten Genius geleitet, die Stufen hinanſtolpert und an einen unerbittlichen Säulenſchaft mit dem Kopfe anrennt. So iſt Münchens dramatiſche Kunſt von Außen; jetzt wollen wir ſie einmal von Innen betrachten.

Als ich im Jahre 1832 nach langer Abweſenheit wieder nach München kam, lenkte noch der Freiherr von Poißl die Zügel der ſcheu gewordenen Schauſpielmuſen. Man werfe mir nicht vor, daß dieſes ein triviales Bild ſei. Wenn ich von den Muſen ſpreche, als wären es Pferde, ſo bin ich nicht daran ſchuld, ſondern Jene, die wirklich die Göttlichen vor den Karren geſpannt haben, den einſt Theſpis ſo berühmt machte, und, ſtatt ſie auf weiche Polſter hineinzuſetzen, ſich ſelbſt dieſes Ehrenplatzes unwürdiger Weiſe bedienten.

Herr von Poißl war mir von meinem frühern Aufenthalte dem Namen nach bekannt. Er ſollte, für einen gewöhnlichen Edelmann, ſeltene Kenntniſſe beſitzen, mehre Sprachen und gründlich Muſik wiſſen. Man nannte eine Oper, die er vor langen Jahren geſchrieben, worin man eine entfernte Aehnlichkeit mit Gluck auffinden wollte. Sie hieß Athalia. Von ſpätern, die er geſchrieben, wurde nicht geſprochen.

Man war ſehr bereitwillig in München, gute Hoffnung von ſeiner Ernennung zum Intendanten zu ſchöpfen. Man hatte noch nie einen kenntnißreichen Dilettanten von höherm Stande auf dieſer Stelle erblickt, und doch ſchien Beides unumgänglich nothwendig, ſie würdig auszufüllen. War es bis dahin ein Vornehmer geweſen, ſo verſtand er zu wenig, war es ein Bürgerlicher, ſo gab es bei Hofe manchen Anſtand. Mit Poißl ſchien Alles beſeitigt.

Den Anfang machte der neue Intendant damit, daß er eine Oper dichtete und ſie dann ſelbſt componirte. Es war „Die Prinzeſſin von Provence.“ Sie wurde mit großer Anſtrengung und mit vielen Koſten in die Scene geſetzt. Damals ſchrieb man von München, daß ſeit dem Entſtehen des deutſchen Theaters eine ſolche glanzvolle Erſcheinung noch nicht darauf zum Vorſchein gekommen wäre. Man wußte gar nicht, was man zuerſt, was zuletzt loben ſollte, und pries ſich in allem Ernſte glücklich, einen ſo außerordentlichen Mann zu beſitzen, wie den Dichter und Componiſten der Prinzeſſin von Provence. Aber neben dieſen hochfliegenden Lobeserhebungen ſpazierten ganz gewöhnliche Reiſende, die, von München kommend, überall etwas Beſſeres geſehen haben wollten wie das dortige Theater. Das Repertoir zeigte eine unbegrenzte Armuth und deſſenungeachtet klagten alle Schriftſteller, die zu jener Zeit die Bühnen mit Neuigkeit verſahen, daß ihre zugeſchickten Stücke nur ſelten Berückſichtigung fänden, noch ſeltner ihnen ein anſtändiges Honorar von München zu Theil würde, kaum eine Antwort, und die knauſerige Bezahlung erſt nach langem Harren und mehrmaligem Mahnen.

Bald nach meiner Ankunft hatte ich Gelegenheit, Herrn von Poißl als Dichter und Componiſten kennen zu lernen. Zu einer Zeit, wo Niemand mehr daran denken konnte, ſo lange hatte er ſchon geſchwiegen und ſo ſehr hatten ihn jetzt andere Sorgen in ihrer Gewalt, da man ſchon ziemlich allgemein davon ſprach, daß er ſeine Stelle verlieren würde. Seine Wiedererſcheinung auf der Scene geſchah aber bei Gelegenheit der Ernennung des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland.

Es war ein ſogenanntes Feſtſpiel, das er uns gab. Nie ſind mir gewöhnlichere Ideen in langweiligern Verſen vorgekommen als hier. Nicht das Geringſte war darin enthalten, das auf echte Poeſie hätte Anſpruch machen können. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe, Hoffnung, das waren die himmliſchen Perſonen, die er uns mit ſeiner ganzen Macht nur heraufzubeſchwören verſtanden hatte. Eine ganz gewöhnliche Tänzerevolution, welche hinter einem Flor die olympiſchen Spiele verſinnlichen ſollte; ein Wolkenwagen aus Pappendeckel, worin der Glaube herniederfuhr; ein Anker, worauf ſich die Hoffnung ſtützte, und endlich ein Himmel, worin zufällig die Wolken die Geſtalt der baierſchen Wecke annahmen und dadurch das Ganze wie ein Schachbrett ausſah, das waren die Herrlichkeiten, die er uns bereitet. Was die Schauſpieler ſagten, war nicht zum Aushalten vor Langweiligkeit. Die Schröder ſprach bereits eine Stunde lang als Hellas, von nichts als von ſich. Selbſtrühmerei, aufgeblaſene Backen, hohles Versgeklingel. Man freute ſich, wie es ein Ende zu nehmen ſchien. Als aber nun gar eine Bavaria auftrat, eine ohnedies minder intereſſante Perſon, und noch dazu Madame Fries, die ſtets in ſolchen Fällen dehnt und langweilig iſt, da war ich mit Vielen der Verzweiflung nahe.

Der junge König ſaß neben ſeiner Mutter in der Loge und ſchien mit keinem Gedanken bei der theatraliſchen Poſſe zu ſein. Als aber der Dichter ſich's gar einfallen ließ, auf höchſt ungeſchickte Weiſe die Saiten der Rührung anzuſchlagen und von „Juwelen des Diadems“ ſprach, woraus jetzt das glänzendſte gebrochen ſei und für immer fehlen würde, und als Madame Fries mit kalter Beſonnenheit dieſe lang ausgeſponnene, wahrhaft folternde Allegorie der armen königlichen Mutter recht eigentlich wie eine Herzſchraube anlegte und zudrehte, da weinte die Königin und Otto blickte mit Theilnahme auf ſeine Mutter, und das Publicum klatſchte und Viele weinten, und Herr von Poißl nahm dies für einen Triumph.

Am andern Tage ward er zur königlichen Tafel gezogen, aber vier Wochen ſpäter ſprach man in der Stadt von eines neuen Intendanten Herbeirufung in der Perſon des Herrn Küſtner, obgleich Herr von Poißl noch nichts Beſtimmtes über ſein ferneres Schickſal in Erfahrung bringen konnte.

Der Herr Hofrath Küſtner fand bei ſeiner Ankunft in München ein ganz ſonderbares Theaterperſonal vor. Ich nenne vorerſt vier Hoftheater-Intendanten, die ſich in kurzer Zeit abgelöſt hatten: die Herren de la Motte, Stich, von Weichs und von Poißl, einen Hoftheater-Intendanzrath außer Function, Herrn Saphir, mehre Kapellmeiſter, worunter Chelard in London und Blangini Gott weiß wo! eine erſte Liebhaberin, Fräulein von Hagn, auf der Flucht und einen jugendlichen Helden, den armen, vielbetrauerten Urban, auf dem Todbette! Man ſage nun, ob dem neuen Intendanten nicht Glück zu wünſchen war? Hierzu kam noch, daß der zuletzt abgetretene Intendant, um die Verlegenheit des neuen zu vergrößern, die jüngſten Meiſterwerke, womit die Lieblingsdichter der Nation, Deinhardſtein und Holbein, das Theater beſchenkt hatten, ſchnell hinter einander gab und dergeſtalt mit „Garrick in Briſtol“ und dem „Doppelgänger“ eine ſehr gute Einnahme von 50 bis 60 Gulden ſeinem Nachfolger zum Schaden zu erzielen wußte.

Und Küſtner hatte dennoch den Muth, ſich auf den Karren zu ſetzen, und wenn er auch die Muſen nicht ſogleich ausſpannte, ſo fütterte er ſie doch mit Zuckerbrot, ſtatt ſie durch Hunger und Schläge zu forciren. Da ihm „Garrick“ und „Doppelgänger“ entriſſen waren, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich nach dem Auslande zu wenden, und hier leuchteten ihm Roſſini's „Tell“ und „Robert der Teufel“ entgegen, auf die er einige Hoffnung ſetzte. Und er täuſchte ſich darin nicht.

Das Schauſpiel war wirklich in jeder Hinſicht zu beklagen. Nur zwei Berühmtheiten leuchteten aus dem ganzen Perſonal hervor und dieſe waren alt und ſchwach geworden. Eßlair kann nicht lange mehr als Darſteller wirken. Er iſt ſeit einem Jahre faſt immer kränklich, ſein Gedächtniß hat ſehr gelitten, eben ſo ſein Organ und ſeine innere Kraft, und wer ihn jetzt in Rollen ſieht, die ihm einſt zu ſeinem Rufe verhalfen, begreift kaum, wie dies möglich geweſen ſein konnte. Eßlair war von der Natur mit außerordentlichen Mitteln begabt worden, wozu ſich ein glücklicher Inſtinkt geſellte, der ſogar Poetiſches geſtaltete. Aber der ſcharfe Geiſt, der in das Innere der Charaktere dringt, war ihm nicht verliehen; er wußte ſich ſelbſt keine Rechenſchaft über Das, was er that, zu geben, er beſaß daher niemals auch nur einen Funken von Selbſtkritik. Dennoch war Alles bewundernswerth Die angeführten Vorzüge leiteten und hoben ihn und dienten ihm bei Allem, was er unternahm, auf eine ſtets überraſchende Weiſe. Eßlair in ſeiner vollen Kraft war ein tragiſcher Löwe, voll herrlicher Gelenkigkeit, wilder Majeſtät und melodiſchem Gebrüll. Man verlor ſich im Angeſichte dieſer Sprünge und Sätze, dieſer Töne, dieſer ſchauererregenden Natur. Man gab ſich den Schrecken hin und ließ ſie mit nie geahnter Wolluſt auf ſich einwirken. Das moraliſche Ungeheuer Karl Moor, auf eine rieſengroße, mit gelben Nägeln beſchlagene Axt geſtützt, oder der ſchläfrig eintretende Theſeus, mit dem wunderlichen Mantelſpiel, Alles war groß und ſchön, denn Eßlair war es immer. Aber der Weihrauch, der ihm überall entgegen duftete, ließ ihn ſich mit unmäßigem Stolze den erſten deutſchen Künſtler fühlen. Die Kritik, die ſo viel ſchon in Deutſchland verdarb, brachte uns auch um unſern tragiſchen Löwen. Es war nicht genug, ihn unſern Eßlair zu nennen, man nannte ihn Eßlair-Talma! Eine der widerſinnigſten Zuſammenſetzungen, die man je wol verſucht hat. „Unſer Künſtler, ſo groß und unerreichbar, weil er im höchſten Grade nur Er war, glaubte nun mit einem Male vom

Baum der Erkenntniß geſpeiſt zu haben. Er wollte über ſeine Rollen nachdenken, Studien machen, er bildete ſich eine Theorie, er glaubte ſie aus Dem, was er leiſtete, abſtrahiren zu können, und da brachte ihn denn ſein völlig ungeübter und unklarer Geiſt auf Abwege, und ſeine angeborene Weiſe, die keiner Schönheit entbehrte, wurde jetzt durch falſche Beſtrebungen zur Manier. Wollte er aber gar uns Reſultate ſeines tiefen Forſchens vorlegen, ſo mußten wir oft über den baarſten Unſinn dabei lachen. So erſcheint uns Eßlair nunmehr, nicht kalt, nicht ſtumpf, nicht unbedeutend, ſondern ſeltſam, und wir wiſſen nur zu Zeiten Das noch an ihm aufzufinden, was einſt im Stande war, uns hinzureißen.

Die zweite Berühmtheit iſt Madame Schröder. Ihr feuriges, wahrhaft großartiges Spiel iſt bekannt genug, als daß man hier noch etwas darüber ſagen ſollte. Mir bleibt nur übrig zu erwähnen, was ſie in dieſem Augenblicke der münchner Bühne iſt. Auch ſie iſt alt geworden und hat alle körperlichen Vorzüge eingebüßt, welche ſonſt entzückten. Ihre kleine Figur hob ſie immer auf Koſten der Schönheit ein wenig zu ſehr, dadurch entſtand jener mächtige Tragödienſchritt, der ihr jetzt zur andern Natur geworden. Aber der ſüße Schmelz, der einſt in dem einzigen Worte: Phaon! ganz Wien und mich mit entzückte, wohnt nicht mehr in ihrer Kehle, und wenn ſie jetzt auch die tiefſten Seufzer ihrer Bruſt dafür heraufholt, ſo macht nichts dieſen Eindruck mehr. Ihr gewöhnlicher Vortrag iſt eine monotone, ſentimentale Declamation, in einer Rolle wie in der andern, bis zu dem Momente, wo ein verlornes Kind wieder gefunden wird, ein Fluch auszuſprechen iſt oder irgend eine pathetiſche Stelle die Künſtlerin zur Begeiſterung entflammt. Dann läßt ſie's an nichts fehlen, ihre Kraftanſtrengungen erregen auch Wirkung und das Publicum iſt nie undankbar bei ſolchen Gelegenheiten.

Ich könnte ſonſt beim beſten Willen weder einen Schauſpieler noch eine Schauſpielerin des münchner Theaters anführen, die den beiden Genannten im Entfernteſten an die Seite zu ſtellen wären. Keiner iſt berühmt, Keiner aber auch in den Leiſtungen mit Eßlair oder der Schröder, ſelbſt bei ihrer abnehmenden Kraft, zu vergleichen.

In der Tragödie nimmt gewöhnlich ein aufgeſchwollener Pathos, ein Singſang von Declamation, ein unerträglich geſpreiztes Weſen den Platz von tragiſchem Gefühl, Würde des Vortrags, höherem Anſtande ein. Die Kraft artet in Brullen, die Sanftheit in Winſeln aus. Hauptſache ſcheint die Farbe der Bärte zu ſein, nach „Zettels“ Dramaturgie, und da muß man es dem Intendanten zum Ruhme nachſagen, daß er's weder an orangegelben noch an himmelblauen fehlen läßt, zum großen Ergötzen aller wahren Kenner auf dem letzten Platze.

Einige Schauſpieler ſind jedoch da, die nicht ohne Verdienſt ſind und die man „die Altmodiſchen“ nennen könnte. Sie wurden vor mehren Jahren große Künſtler genannt und bilden ſich ein, es wirklich zu ſein oder mindeſtens noch ſo zu heißen. Es ſind die Darſteller Iffland'ſcher Charaktere, ein Bäcker Ehlers, ein Jude Baruch, ein Geheimerath Seegers, und das iſt eben ſo viel, als ob ich Herr Veſpermann, Herr Racke, Herr Meyer ſagen würde. Aber jene Stücke werden gar nicht mehr gegeben und das Spiel dieſer Leute in den leichten, frivolen, aber oft auch tiefen Schilderungen Scribe's, die ich deshalb tief nenne, weil ſie es für die Franzoſen ſind, da ſie die zerriſſenen Verhältniſſe ihrer Geſellſchaft oft wahrhaft ergreifend zeichnen, iſt nicht zu ertragen, weil ihre Komik poſſenhaft, ihr Ernſt philiſtrés und ihr Benehmen abſtoßend iſt. In der Tragödie nehmen ſich dieſe Bäcker, Juden und Geheimeräthe aber vollends wie Caricaturen aus, wie ſich ein Jeder leicht vorſtellen kann.

Seit Herr Küſtner Intendant iſt, wurden wenig Verſuche gemacht, das Schauſpiel zu heben. Von einer durchgreifenden Reform konnte hier nicht die Rede ſein, die kann von Küſtner aus ſeiner jetzt nach allen Seiten hin beſchränkten Stellung niemals ausgehen, wenn ich ihn auch im Beſitze aller dazu erforderlichen Eigenſchaften glaube. Um für Urban und die Hagn einen Erſatz herbeizuſchaffen, ſtellte er, nachdem eine ganze Muſterkarte von Bewerbern binnen Jahr und Tag dem Publicum vorgelegt worden war, Herrn Dahn und ſeine Frau vom hamburger Theater an; außerdem noch Herrn Forſt, der bis dahin umſonſt geſpielt hatte und unter den frühern Verhältniſſen wol auch nie einen Gehalt geſehen haben würde; er band den jungen Lang durch einen verbeſſerten Contract, beſchäftigte Demoiſelle Schöller mit Umſicht, wies einige alte Machthaber in beſcheidenere Schranken und entfernte ſchwache, unbrauchbare Subjecte gänzlich.

Es iſt wol überhaupt eine ſchöne Sache um's Protegiren! Eine noch viel ſchönere aber, ein ſchönes Mädchen zu protegiren. Ich kann mir Schlegel's Geſicht ſehr wohl denken, wie ſelbſtgefällig es ausgeſehen haben mag, als er den großen Gedanken während der Vorſtellung von „Romeo und Julie“ faßte, Mamſell Peche, das ſchöne Kind, vor ganz Deutſchland in Schutz zu nehmen. Es war ein kühner Gedanke eines deutſchen Profeſſors. Die blonden Locken mußten noch einmal ſo ſchön geringelt ſein, die Spitzenmanſchetten, das Jabot, kurz alles Moderne, was den alten Profeſſor des Sanſkrit ſo ſeltſam erſcheinen läßt, glänzte gewiß im vollſten Maße, als die wandernde Komödiantin andern Tages ſich auf ſein Sopha niederließ und zwiſchen Probeſtellen und Muſterrollen, die ſie ihm vordeclamirte, Biscuit mit den roſigen Lippen aus ſeinen beringten Fingern nahm und es dann mit den ſchönen Zähnen zerknupperte, während der alte Profeſſor ſich wieder einmal in ſeinen frühern Zuſtand eines jungen Dramaturgen hineinverſetzte und ſeufzend dachte: „Undankbare Nation! Du gibſt Deinen großen Männern erſt dann Fleiſch zum Brote, wenn ihnen die Zähne ausgefallen ſind!“ Deſſenungeachtet ſchrieb er ihr den bekannten Empfehlungsbrief, der ihr mehr nützte als ihre Kunſt.

Ich ſehe mich in Schlegel's Fall, ohne gerade eben ſo berühmt zu ſein wie er.

Es iſt noch nicht gar lange her, daß ein junges hübſches Mädchen, Mamſell Schöller,

„man wußte nicht, woher ſie kam“

in einigen Stücken von Schiller auf dem münchner Theater erſchien. Bei alten, bekannten Trauerſpielen iſt es gewöhnlich ſehr leer. Die wenigen Kenner im Publicum bleiben dann zu Hauſe, weil zu ſchlecht geſpielt, zu willkürlich verändert und zu ſchwach memorirt wird. Sie wiſſen die Rollen beſſer auswendig als die Schauſpieler. Die vornehme Welt und der Pöbel (das eigentliche Theaterpublicum) gehen auch nicht hin, weil ſie ſich beim geſprochenen Schauſpiele langweilen, ſeitdem das geſungene und getanzte erfunden wurde. Bleibt alſo die geringe Zahl der gerade anweſenden Beamten aus kleinen Städten und wenige Muſenſöhne, die noch einiges Feuer für Schiller in der Bruſt hegen, gern lyriſch ſchwärmen und denen das Theater noch etwas Neues iſt. Dieſe Leute ſind ſchwer zufrieden zu ſtellen, ſie wiſſen ſelten, was ſie eigentlich wollen; von einem reifen, bündigen Urtheil kann bei ihnen die Rede nie ſein. Der hübſchen Mamſell Schöller gelang es nicht, dieſen harten Herzen das kleinſte Zeichen des Beifalls zu entlocken, und ſie ſang und wimmerte doch anmuthiger wie die kleine Mamſell Senger, ſprach dialectfreier und war hübſcher wie ſie. Die allgemeine Oppoſition lenkte meine Aufmerkſamkeit auf die neue Erſcheinung. Ich erfuhr, daß ſie eine Schülerin der Madame Schröder ſei. Obſchon nun eine ſolche immer in die Fußtapfen ihrer Meiſterin tritt, ſo freute es mich doch recht ſehr, bei Mamſell Schöller auch Eigenthümliches zu entdecken. Sie beſaß Zartheit, ſie hatte ein ſchönes Organ, und wenn die tiefere Empfindung auch noch ziemlich allgemein durch das kreuzweiſe Legen der beiden Hände auf die Bruſt ausgedrückt wurde, ſo hob ſich dieſe doch ungeſtümer bei gefühlvollen Stellen und die ſchönen Augen wurden dabei reizend auf- und niedergeſchlagen. Man wird mir willig zugeſtehen, daß man nicht eben ein Dramaturg wie Schlegel ſein darf, um ſo etwas vortrefflich zu finden; auch langte in der That meine Kennerſchaft dazu vollkommen aus.

Mamſell Schöller wandelte auf ihrer Bahn fort. Sie erhielt Rollen unter Küſtner's Intendanz, ſtudirte ſie mit Hülfe der Madame Schröder ein und gefiel nun Dieſen durch ihr ſchüchternes, inniges, mädchenhaftes Weſen, Jenen durch ihr heldenmüthiges, pathetiſches, kräftiges Auftreten; hier zog ſie Blicke an, dort Herzen, und endlich gelang es ihr ſogar, die immerfort intriguirende, kleine Liebhaberin zu vertreiben und, nun zufrieden in der Schule der Madame Schröder, unter der Aegide des Hofraths Küſtner ein erſtes Liebhaberinnenleben, bei poetiſcher Koſt und einer ſehr mäßigen Gage, zu führen. Trotz dieſer idylliſchen Jugend wage ich jedoch, der jungen Künſtlerin eine Siegesbahn zu prophezeihen. Und hier nun erheb' ich mich zu der Würde eines dramaturgiſchen Weiſen, dem die Vorhänge der großen Theater aufgezogen ſind, der ihre Schwächen und Kräfte alle kennt, der viele kommende Tragödiengeſchlechter noch bei ihren Vätern als Embryonen geſehen und der da weiß, welch goldene Tage das deutſche Theater erblicken wird.

Mamſell Scholler iſt die perſonificirte Jugend, noch um Vieles poetiſcher, als ſie ſich Raimund in ſeinem „Millionär“ dachte. Sie entziehe ſich ſchnell den engen Schranken, die ſie jetzt umgeben: der Kritik in der bairiſchen Landbötin, dem Unterrichte der Madame Schröder, dem Repertoir des Hoftheaters auf dem Max-Joſephsplatze, dem daſelbſt herrſchenden Geſchmacke, der dortigen Bildung und dem dortigen Enthuſiasmus und übe ihr Talent frei und muthig. Sollte ſie dieſes jedoch in den erſten zehn Jahren verſäumen, ſo ſtehe ich für nichts mehr und nehme meine Weiſſagung zurück.

Die Oper überragt das Schauſpiel bei weitem. Hier glänzt die Schechner vor Allen. Madame Veſpermann, welche ſonſt eine ziemlich wichtige Perſon beim Theater war, hat ihren Einfluß verloren und wurde auf einige Zeit quiescirt.

Das Orcheſter könnte das Erſte in Deutſchland ſein, wenn man einige Mängel verbeſſern, ſo z. B. für die Anſtellung eines erſten Violiniſten Sorge tragen wollte.

Eine Vorſtellung der Iphigenia von Gluck in München gehört wol zu dem Vollendetſten, was man in Deutſchland hören kann. Die Schechner iſt ſo groß in dieſer Partie, daß ſie von keiner andern Künſtlerin darin erreicht werden kann; Bayer iſt ein herrlicher Oreſt, Pellegrini ein ſchöner Thoas.

Eine intereſſante Schattirung gewährt die Darſtellung talieniſcher Opern, die jeden Sommer durch die Anweſen eit Santini's, deſſen Familie hier wohnt, herbeigeführt ird.

Santini und Pellegrini kamen Beide noch ſehr jung, ie hatten kaum das Knabenalter verlaſſen, hierher; ſie rachten ihre italieniſchen, herrlichen Kehlen mit, beſaßen en italieniſchen Ernſt für die Kunſt, den Sinn endlich, er uns Deutſchen noch immer fehlt, von der Kunſt auch en ſichern Lebenserwerb zu gewinnen und ſich mit zeitlichen Gütern dabei ſo gut zu verſehen wie der Advocat, der Kaufmann, der Handwerker bei ihren Handthierungen *). Schiller's Wort von „der milchenden Kuh, die mit Butter erſorgt," iſt in Deutſchland der Wahlſpruch vieler Talentloſen, Faulen und Müßiggänger geworden; es liegt immer noch etwas von einem Troſte darin, ſelbſt für Solche, denen „die hohe, himmliſche Göttin" nie eine heimlich glühende Umarmung gewähren will.

Unſere beiden jungen Italiener waren dem ſchönen, heimatlichen Boden entriſſen und ſahen ſich darauf zurückgeführt, ſo gut es gehen wollte, unter uns ſich zu Sängern zu bilden. In München war ſonſt ein großes und herrliches muſikaliſches Treiben, das nur in neuerer Zeit zu erlahmen anfing und immer mehr bedroht, jetzt ſchon von andern deutſchen Städten übertroffen wird.

In München lebten Orlando Laſſo, Jomelli, der junge Mozart ſchrieb hier ſeinen Idomeneo, Winter ſeine Opern, von denen einige deutſche Lieblinge wurden; hier ſangen Brizzi und die Harleß, hier erheben ſich die Metzger und die Schechner. Bei ſolchen Conjuncturen hatten unſere jungen Italiener nun keine üble Ausſicht; dabei wirkten ſie

---

*) Die Zeiten haben ſich geändert!

noch mit kunſtgewandten Landsleuten in ihrer eigenthümlichen Sphäre. Doch dies ſollte bald ein Ende nehmen. Die italieniſche Oper wurde beim Regierungsantritte des jetzigen Königs aufgelöſt; die ältern Künſtler blieben zum Theil mit kleinen Gnadengehalten privatiſirend oder dem Kirchendienſte vorbehalten, Pellegrini lernte mit großer Anſtrengung deutſch, um den Verſuch zu wagen, ein deutſcher Sänger zu werden, aber Santini, der Arme! vermochte nicht unſere Ziſch- und Hauch-, unſere Gaumen- und Kehllaute hervorzubringen. Ehre ſei Pellegrini! den Kranz dieſer Ausdauer! Die Metamorphoſe iſt ihm herrlich gelungen, der Milaneſe iſt durch und durch zum Münchener geworden, und es mag in dieſer Rückſicht ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß die ſchweren, getragenen, tiefen Töne des Saraſtro ihm am Beſten gelingen und ihm vortheilhafter das vornehme Phlegma, die erhabene Schläfrigkeit des alten deutſchen Baſſes anzuſtehen pflegt als die ſchäkernde Laune, die ironiſirende Coloratur und die gewagten Sprünge, womit Roſſini, der Schöpfer, und ſeit ihm die neuern Italiener, den Baß ausgeſtattet haben. Santini verzichtete, ſeiner beſſern Kraft bewußt, auf die kleine Penſion, womit man ihn bedachte, und wandte ſich nach Paris. Dort in ſteter Umgebung der ſchönſten Blüte italieniſcher Kunſt bildete er ſich aus, ward nach und nach von den ſtrengen Beſuchern der italieniſchen Oper (den bekannten Dilettanti) zum Liebling in ſeinem Fache erkoren und kehrt nun alljährlich nach München zurück, ſtets begabter, entfalteter, ſicherer, charakteriſtiſcher, mit der Glut und dem Leben des Südens, Italiener im Spiele, im Geſange und in der ganzen Erſcheinung.

So haben Beide, auf verſchiedenem Wege, ihre Zwecke erreicht; Beide ſind im Leben ſicher und gut geſtellt. Pell-

rini ſcheint ſein Ziel erreicht zu haben; er iſt erſter Baß
n einem deutſchen Hoftheater, wo weder Laune des Publi-
ums noch Eigenſinn des Componiſten ihn bedrohen; wo
as Neue ſtets vornehme Verächter findet und ſich überhaupt
ur erſt nach und nach und ſehr beſchwerlich Bahn machen
ann. Für Pellegrini iſt keine Chance mehr möglich, es iſt
e Tag- und Nachtgleiche, die Höhe der Jahreszeit, das
unehmen iſt vorüber, das Abnehmen der Stimme und
ller Kräfte bildet die endliche Ausſicht.

Santini iſt hingegen auf der ſtets bewegten Höhe der
unſt der Pariſer; eine neue Partie kann ihn zum Abgott
achen oder in Vergeſſenheit ſtürzen. Wer componirt die
ächſte Oper? Donizetti, Bellini oder gar Roſſini? Wie
erden ſie den Baß bedenken? Tod und Leben hängt da-
n für unſern Santini ab. Das verleiht Spannung,
ifer, Lernbegierde, Studium, bedingt Aufwand der beſten,
eiſten Kräfte! Santini ſtrebt noch ſeinem Ziel entgegen;
as er uns zeigt, ſind Werke der Fortſchreitung *).

Der erſte Tenor iſt Bayer, ausgeſtattet mit einer treff-
chen Stimme und mit vielen andern Requiſiten, die ſeine
ſcheinung auf dem Theater ſehr angenehm machen. Es
äre zu wünſchen, daß er einmal reiſe, um ſeine Kraft
egen ein fremdes, unbeſtochenes Urtheil zu ſetzen und ſich
er den Umfang und den wahren Werth ſeiner Leiſtungen
cht länger zu täuſchen. Beim Sänger iſt Selbſtkritik
ſkbar, welche oft Eitelkeit im Uebermaße bei dem Schau-
ieler gänzlich vernichtet. Schon der Umfang ſeiner Stimme
eiſt ihm die Grenzen an, worüber er ſich nicht hinaus-
agen darf, und dann hat er noch ſo manche Anhalts-

---

*) Zwei Jahre, nachdem ich dieſes geſchrieben hatte, ſtarb er.
ner lebt jetzt von der Bühne zurückgezogen, gleich der Schechner

punkte in ſeiner Kunſt, ſeinem Urtheile über ſich ſelbſt Richtung und Schärfe zu geben. Es iſt noch denkbar, Herrn Bayer, als einen erſten Tenor, in Deutſchland allgemeinen Ruf erlangen zu ſehen.

Die münchner Oper hat ganz eigne Schickſale zu erleiden gehabt. Sie war ſtets im Beſitze eines außerordentlichen Talents, das ſie auf wunderbare Weiſe gewann und eben ſo ſchnell wieder verlor.

Im Neudecker Garten, in der Vorſtadt Au, ſang einſt ein unſchönes Kind Lieder zur Harfe. Unter den Leuten, die, Bier trinkend, zuhörten, befand ſich ein rieſenmäßiger Mann mit buſchigen Brauen, dicker Tabaksnaſe und plumpen Händen. Die friſche Stimme der Harfeniſtin fiel ihm auf, er nahm ſie mit ſich in ſeine Wohnung, öffnete ein Klavier und die plumpen Hände gleiteten ſeelenvoll über die Taſten und er lehrte das Mädchen die ſchöne Melodie:

„Ich war, wenn ich erwachte"

ſingen. So ward Klara Metzger Winter's Schülerin, die bald mit ihr Italien bis zur Straße von Meſſina durchzog und deren Ruf einen großen Theil von Europa erfüllte.

Nach wenigen Jahren liegt Klara todtkrank im Bette. Die Krankheit war ſo plötzlich gekommen wie ihr Glück. Beides hatte ſie unvorbereitet getroffen. Sonderbares Schickſal der Künſtlerin! Es war der luſtigſte Sonntag im Jahre, Faſching. Im Theater wurde „Das neue Sonntagskind" gegeben, worin die Künſtlerin ſonſt eine Partie zu übernehmen pflegte, um auch dem Tage ſein Recht widerfahren zu laſſen. Sie hatte ſich das Volkslied eingelegt:

„Mein Schatz iſt a Reiter"

um dem freundlichen Faſchingspublicum eine rechte Freude zu machen. An dieſem Tage ſang eine Andere das Lied.

Die Kranke lag im Fieber; die matte Lampe brannte in einer Ecke des einſamen Zimmers. Leiſe öffnet ſich die Thür, Urban tritt ein. Derſelbe Urban, der wenige Jahre ſpäter auch plötzlich durch den Tod der Kunſt entriſſen wurde.

„Ich war im Theater,“ ſpricht er, „und dachte nur immer an Sie. Wie endlich aber das Lied vom Schatz angeſtimmt wurde, übermannte mich eine ſolche Wehmuth, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Ich mußte Sie ſehen!“

Da erhob ſich Klara mit dem ſchweren, glühenden Kopfe vom Lager, warf ein Gewand um und ſchlich zum Klavier. „Sie ſollen mich hören!“ lispelt ſie. Mit bebender Hand überflog ſie die Taſten, mit ſchwacher, fieberhafter Stimme begann ſie. Ihr Zuhörer ſtand erſchüttert neben ihrem Stuhl. Da hob ſich ihre Bruſt ſtärker, ihr mattes Auge gewann Leben, aus der Kehle drangen die wunderbaren Töne und wie ſie das ſo ſicher und mächtig zu geben verſtand, tönten die Schlußworte mit vollſter Kraft:

„Der Reiter g'hört mein!“

War es die wiederkehrende Geſundheit?

Erſchöpft ließ ſie ſich ins Bett bringen. Die Geſundheit kehrte aber nicht wieder, Niemand hörte ſie mehr ſingen, nach Verlauf von wenigen Stunden war ſie ſtumm für immer *).

Ihr Gatte, der bekannte Schauſpieler Weſermann, ſorgte

---

*) Dieſe kleine Epiſode iſt in mehre Zeitſchriften, ohne Angabe der Quelle, übergegangen und auch ins Franzöſiſche überſetzt worden. Ich führe dies hier an, damit man mich nicht verdächtige, als ob ich es von Andern entlehnte.

dafür, daß die Oper wieder mit ſeinem Namen bereichert werde. Die Sängerin Sigl wurde ſeine Frau. Sie zeigte ſchon als Kind ein ſchönes Talent und reiſte ſehr jung mit ihren Eltern durch Europa, um ſich hören zu laſſen. Sie gehört der Oper nun nicht mehr an und ſingt nur noch in Concerten.

Kurz vor dem Tode der Metzger erwachte ein Talent, das einſt ihre Stelle erſetzen ſollte. Es war die Zeit des Freiſchützen. Aeltere unter uns erinnern ſich noch der „veilchenblauen Seide," die ohne Ende abgehaspelt wurde, und Friedrich Kind's in Dresden, der mit Weber gleichen Schritt halten wollte in der Erſtürmung des Nationalruhms.

In München war eine Vorſtellung des Freiſchützen ein Feſt für das Publicum und ein noch größeres für die Kaſſe. Eine Krankheit, welche die Darſtellerin des Aennchen's überfiel, drohte an einem ſchönen Sonntage beide Feſte zu ſtören. Es brachte großen Allarm hervor. Da trat ein friſches, ſchwarzbraunes Mädchen auf und ſagte: ſie wolle das Aennchen ſingen. Sie gehörte bis dahin zum italieniſchen Chore, ſonſt wußte man nichts von ihr. Man zögerte ein wenig, endlich willigte man ein, weil die Verlegenheit groß war, und das unbekannte Mädchen wurde bald von Allen genannt, angeſtaunt, bewundert. Es war Anna Schechner. So nahm ſich der Himmel immer der münchner Oper an!

Eine Schwäche, welche Anna Schechner oft befällt, verhindert ſie nun ſchon längere Zeit in der ferneren Ausbildung ihrer Kunſt. Es iſt gewiß, daß das rauhe Klima von München das zarteſte Inſtrument, die Kehle, ſo oft verſtimmt und am Ende wol gar zerſtört; doch der Himmel wird ſich der münchner Oper gewiß wieder annehmen und Anna Schechner wird wieder ſingen!

Seit Winter's Tode lebte kein Operncomponiſt von ſolch ausgebreitetem Ruhme mehr in München. Vor einigen Jahren erſchien dort ein Franzoſe, Chelard, der, wie der Ruf verkündete, ſeines Ernſtes und ſeiner Tiefe wegen bei ſeinen Landsleuten keine Anerkennung finden konnte und ſich deshalb zu uns herüberwandte. Ich bedauerte damals den Mann, denn Ernſt und Tiefe allein ſind es nicht, womit heutzutage ein Operncomponiſt bei uns Glück macht.

Aber auch Chelard gelang es nicht, wenn gleich die genannten Eigenſchaften ihm nicht hinderlich daran waren. Er iſt weder ernſter noch tiefer als alle Andere, die in dieſem Augenblicke in Frankreich ſich mit Compoſition beſchäftigen. Er ſtrebt dem Effecte nach auf Koſten der Wahrheit und behängt ſich gern mit dem Flitter einer bunten Inſtrumentirung, aber ihm iſt eine ſtarke Doſis von Unbehülflichkeit beigegeben, er vergreift ſich im Stoffe, er wird oft breit, iſt arm an Melodie und lärmt, wo es nicht hingehört. Hierin iſt er freilich vielen unſerer jetzigen deutſchen Componiſten ähnlicher als ſeinen Landsleuten und macht deshalb auch eben ſo wenig Glück. Außer Macbeth hat ſelbſt in München keine ſeiner neuern Opern gefallen, ſeine Meſſe mit Janitſcharenmuſik mußte faſt Unwillen erregen. In Deutſchland hat ſich ſein Ruf nicht verbreitet.

Stunz, der dirigirende Kapellmeiſter, erregte vor längerer Zeit in Italien einiges Aufſehen mit einer Oper von ſeiner Compoſition. Man verſprach ſich etwas von ihm, allein er erſchöpfte ſich nach und nach in kleinen Hervorbringungen, und ich glaube nicht, daß wir jetzt noch Bedeutendes von ihm zu erwarten haben. Er liefert dann und wann eine Balletmuſik, wozu unbedeutende Tänzer eine Weile herumhüpfen und die dann für immer der Vergeſſenheit übergeben wird.

Stunz könnte in ſeiner Stellung ſehr viel zum Gedeihen der Kunſt in München beitragen, aber man hört allgemein Klage über ihn führen und das von den Muſikern ſelbſt. Ganz ſonderbarer Weiſe hat die franzöſiſche Benennung eines Haarconſervativs, das urſprünglich aus Aepfeln bereitet wurde, von uns Deutſchen eine ganz andere Bedeutung erhalten. Pommade iſt ein herrliches, bezeichnendes Wort! Es ſei mir vergönnt, es auf Stunz anzuwenden.

Von dem Sängerperſonal muß ich hier noch Einen herausheben, der es verſteht, ganz allerliebſte, ſeelenvolle Lieder zu componiren. Es iſt Lenz. Würde Lenz in Norddeutſchland leben, ſo kennten ihn alle Leute; jetzt wird es dem Manne noch ſchwer, einen ordentlichen Verleger zu finden, obgleich er ſchon einige Hefte Goethe'ſcher Lieder herausgegeben hat, wozu ihm der bekannte Neureuther noch überdies Arabesken und Randzeichnungen machte. Ich will alle Freunde des deutſchen Liedes darauf aufmerkſam machen. Wir haben keinen Ueberfluß und es kommt uns wahrlich nicht zu, vornehm zu verſchmähen, was beſcheidene Anfänger bringen. Im Anfange liegt oft Kraft, Glut und Melodie, die ſpäter der Künſtelei weichen müſſen *).

Die Theaterdichter, die in andern großen Städten unzertrennlich vom Theater ſind, fehlen hier faſt gänzlich. Berlin hat ſeine Raupach, Holtei, Angeli; Wien hat Deinhardſtein, Grillparzer, Zedlitz, Bauernfeld, Raimund und wie viele Andere noch; Hamburg hat Töpfer und Lebrün u. ſ. w. In München lebt Madame Birch-Pfeiffer und ſchreibt viele Stücke, die überall gegeben werden, ohne auf München einen beſondern Einfluß zu üben. Es wäre ein ſehr undankbares Geſchäft, für dies Theater zu dichten.

---

*) Lenz hat ſeitdem dieſe Anerkennung erhalten.

as Talent der Madame Birch iſt nicht zu leugnen; ſie
die Handgriffe alle weg, um von der Bühne herab auf
Menge zu wirken. Ihre Thätigkeit ſetzt in Erſtaunen.
a ſie faſt das ganze Jahr auf Reiſen iſt, ſo macht ſie
e Stücke mitten in der Zerſtreuung, während ſie von
ßen Rollen, worin ſie als Gaſt auftritt, ganz in An-
uch genommen wird. Neben den Stücken ſchreibt ſie nun
ch Romane in mehren Bänden, bildet Schülerinnen im
eſang und in der Schauſpielkunſt und entzieht ſich keines-
gs den Annehmlichkeiten der Geſellſchaft. Während ihres
ufenthalts in München macht ſie ein angenehmes, gaſtfreies
aus, welches hier der Seltenheit wegen wol angeführt zu
rden verdient.

Ein recht ſchönes Talent für das Luſtſpiel, das an
em andern Orte, unter aufmerkſamer Pflege, ſich bedeu-
d entfaltet haben würde, verſiegte hier an der Gleichgül-
keit des Publicums und dem Unverſtande der frühern
ühnenleitung. Herr von Plötz hat einige ſehr anſprechende
tücke geliefert; jetzt lebt er gänzlich zurückgezogen vom Theater.

Als Ueberſetzer verſuchte ſich der fleißige Schauſpieler
orſt bereits einige Male mit Glück. Er hat ſich ſogar an
ictor Hugo's „Maria Tudor“ gewagt und wird es gewiß
en ſo gut als die Andern gemacht haben, die ſich daran
agten. Die Herren Ueberſetzer ſtolpern aber gemeinhin
on, wenn ſie es mit dem feinen, gewandten Scribe zu
un haben, und der gewaltige Hugo muß ſie nothgedrungen
Fall bringen. Ihn zu überſetzen genügt die Kenntniß
ht, zu wiſſen, daß oui ja und non nein heißt. Doctor
hilipp Hedwig Külb, Bibliothekar in Mainz, hat es ver-
nden, ihn deutſch zu geben, und es iſt nicht einzuſehen,
arum man zu einer andern Ueberſetzung greift, wenn eine
n ihm zu haben iſt.

Das Theater in München kann bei geſchickter Leitung und Beſeitigung einiger Hemmungen leicht das Erſte in Deutſchland werden. An leidenſchaftlicher Liebe für theatraliſche Genüſſe fehlt es hier nicht und die Kritik iſt hier noch faſt gar nicht cultivirt, und gerade Das iſt es, was der Sache Gedeihen verſpricht. Wo die Kritik ſich zu breit macht und als Hauptſache gelten will, wo ſie ihrem Gegenſtande ſchon über den Kopf gewachſen iſt, da iſt an kein Gedeihen mehr zu denken. Selbſt die beſſern Kritiker, wo ſich ſolche noch finden, gehen nicht mehr mit dem redlichen Willen ans Werk, das Kunſtwerk dem Beſchauer näher zu bringen und ihm die Vorzüge und Mängel deſſelben zu enthüllen, ſondern ſie ſind bemüht, ſelbſt ein Kunſtwerk aufzuſtellen; ſie wollen Witz, Darſtellungskraft, Phantaſie zeigen, unbekümmert, welchen Dienſt ſie damit ihrem Gegenſtande und dem Publicum leiſten.

Wir haben zu viel Kritik in unſerm deutſchen Leben und zu wenig Werke, welche die Kritik herausfordern. Die That muß dem Raiſonnement darüber vorausgehen; es iſt einmal Zeit, daß wir mehr thun und weniger raiſonniren.

Ein Mann, der ein ſchlechtes Stück geſchrieben hat, das bei der Aufführung keinen Beifall erhalten konnte, wird eher ein geiſtreicher Kritiker, ſtatt in ſeinen dichteriſchen Verſuchen fortzufahren. Und doch wäre Letzteres beſſer. Er würde ſo der Sache und dem Publicum und folglich ſich ſelbſt mehr Vortheil und Vergnügen gewähren als dadurch, daß er das troſtloſe Feld der Kritik bebaut, das wahrlich keine erfreulichen, nahrhaften Früchte trägt. Fragen wir uns: was hat die beſte Kritik für Wirkung auf die Bühne geäußert? Welchen Einfluß übt Tieck auf das deutſche Theater überhaupt und auf das dresdner insbeſondere, dem er ja zu dieſem Zwecke beigegeben wurde? Mir ſcheint man nur auf dem Wege allein etwas zu erreichen, wo man ſich ſtrenger an das Theater hält, wie es nun einmal iſt, und auf Erfahrung begründete Verbeſſerungen vorſchlägt, die ſogleich praktiſch ausgeführt werden können. Im entgegengeſetzten Falle ſcheint mir's lächerlich, weiſe Rathſchläge geben zu wollen; es kommt mir vor, als wenn man mit den größten Anſtrengungen Anſtalten träfe, ein Ding aufzubewahren und vor Verderben zu ſchützen, das man gar nicht beſitzt. Ich habe es in München verſucht, in dem oben angedeuteten Sinne für das Theater zu ſchreiben, das ich nach allen Beziehungen hin zu kennen glaube.

Meine Bemerkungen über die Bühnekunſt, die ich in den zu München herausgegebenen „Unterhaltungen für das Theaterpublicum“ niederlegte, erregten einige Aufmerkſamkeit und riefen wohlwollende Urtheile darüber hervor. Eins derſelben fand es ſeltſam, daß ich nicht öfter Tieck genannt hatte, um mich auf ihn zu beziehen. Man iſt in Deutſchland noch ſo ſehr für Autoritäten eingenommen, daß man der beſten Sache nicht traut, die es verſäumt, ſich dahinter zu verſchanzen. Ich hatte aber ſtets die praktiſche Bühne im Auge, an die Tieck nie ernſtlich dachte, ſelbſt wenn es ſo den Anſchein hatte. Von allen Verbeſſerern des Geſchmacks in Bühnenſachen, von Allen die es unternommen haben, Veränderungen vorzunehmen und lange Gewöhnungen abſtellen zu wollen, hat es wol Niemand ungeſchickter angefangen als eben Tieck. Trotz jenes mächtigen Einfluſſes, den er auf die Gebildeten übt, trotz der magiſchen Bande, die von ſeiner Theekanne aus die Shakſpeare-Dramen mit den Entfernteſten verbinden, die einmal durch Dresden gereiſt ſind, konnte es nicht verhindert werden, daß einige durch ihn vorbereitete und eingeführte Stücke verſpottet und verhöhnt wurden; — verſpottet und verhöhnt in dem Dresden, das in dieſer jungen, durchweg maliciöſen Welt von Spott und Hohn noch am wenigſten weiß, deſſen ſchärfſter ſatiriſcher Stachel noch immer der geblieben iſt, den einſt der kurfürſtlich ſächſiſche Steuerrath Rabener bei ſich führte, deſſen beißendſter Epigrammatiſt Richard Roos war. Die Dresdner ſchlugen die hellſte Lache auf und das Gelächter widerhallte in ganz Deutſchland, und Niemand unternahm es, für Tieck's Sache ein Wort zu ſprechen. Dieſes Debüt eines neuangeſtellten Dramaturgen hätte jedem Andern als Tieck verderblich werden müſſen. Er gab nun das Publicum auf und wandte ſeine Kräfte mehr nach Innen. Er wollte durch ſein Beiſpiel auf die Ausübung der Kunſt wirken, er bildete Künſtler, er las ſeit Jahren jeden Abend vor, er nannte bald Dieſen, bald Jenen einen talentvollen, einen bedeutenden Schauſpieler. Es genügte am Ende, von Dieſem oder Jenem dies zu wiſſen, um vorhinein gegen ihn eingenommen zu ſein, und was die durch Tieck gebildeten Künſtler und Künſtlerinnen betrifft, ſo nannte ſie die allgemeine Stimme verbildet und verſchroben. Ich glaube, die bedeutendſten Schauſpieler des dresdner Theaters ſind Die, welche ſich von Tieck's Einfluß am unabhängigſten erhalten konnten; Andere, wie Madame Rettig, büßten bei ihm ihre ſchöne Natürlichkeit ein, und eine Madame Mevius bleibt die verzerrteſte und widerlichſte Verkünſtlerin, ſo ſehr auch Tieck's Meinung ſie zu etwas Bedeutendem ſtempeln wollte.

Von Schröder, dem gewaltigen Reformer, bis auf Holbein und Karl wurde oft und nach allen Seiten hin wirkſamer für die Bühne gehandelt und, wenn auch durch Umwege, Beſſeres erzielt, als es je durch Tieck geſchehen konnte. Hätte aber Tieck, ſeiner durchaus dramatiſchen Natur nach, die poetiſchen Gaben, über die er gebietet, zu Dramen verwendet, er würde dem deutſchen Theater viel geworden ſein. Sein Genius hat ihn aber die Novellenform wie einen bequemen Schlafrock finden laſſen, worin er die Theeunterhaltung vom vorigen Abend fortſpinnen kann, und noch zwangloſer, da er dort einen ſchwarzen Frack, der Etikette wegen, anziehen mußte.

Alles, was für das Theater Gutes zu erhoffen iſt, kann nur vom Leben und vom Künſtler ſelbſt ausgehen. Die Kunſt, welche auf die Menge wirken ſoll, muß eine durchaus geſunde ſein. Tieck mit ſeinem ganzen Anhang wird ihr nie ein förderliches Scherflein zutragen können.

In München aber iſt ihm Thür und Thor verſperrt, das Publicum iſt nicht höher als das Urtheil im „Volksfreund“ oder das des geiſtreichen Kritikers, der ſich hinter die Maske des „Münchner Bären“ in der „Bairiſchen Landbötin“ verbirgt. Welch ein Glück für den Intendanten, der ſeine Kunſt noch aus dem friſchen Holze herausmodeln kann und nur darnach ſtreben darf, dieſem Publicum zu genügen. Daher könnte man auf den erſten Blick glauben, daß hier ein gutes Theater werden müßte, wenn man gänzlich unbefangen darnach zu ſtreben bemüht wäre. Aber nun komme ich auf die Hinderniſſe, welche ſich hier dem beſten Willen entgegenſtemmen; Hinderniſſe, welche Kuſtner vielleicht beſeitigt haben würde, wenn er den Muth dazu beſeſſen hätte. Es iſt dies die unmittelbare Einmiſchung des Königs in die ſpeciellſten Theatergeſchäfte. Da Leute aus ſeiner nächſten Umgebung demſelben alle Liebe zur Sache abſprechen wollen, ſo läßt ſich nun auch eben nicht vorausſetzen, daß ſein Einfluß der Kunſt heilſam werden könnte. Für den Intendanten kann dieſe nahe Berührung nicht angenehm ſein und muß ſein Walten nach beſter Einſicht bedeutend beſchränken. Hierzu kommt nun noch die Willfährigkeit, womit der Monarch Audienzen ertheilt, wovon die Künſtler den freieſten Gebrauch machen, um Das, wozu der Egoismus ſie antreibt, für ſich in Anſpruch zu nehmen. Wenn gleich der König ſtets bedacht iſt, Künſtler in dem Lichte ſeines unbegrenzteſten Vertrauens glänzen zu laſſen und jeder Verleumdung mit ernſter Erwiderung begegnet, ſo iſt doch wol zu berechnen, was am Ende wiederholte Mittheilungen dieſer Art auf das Gemüth für Eindruck wider Willen ausüben.

Was Küſtner bis jetzt mit größtem Erfolge zu verbeſſern gewußt, iſt der finanzielle Zuſtand der Anſtalt. Die Tageseinnahmen ſind um das Mehrfache geſtiegen, ohne daß die Leiſtungen ſo ſehr gewonnen hätten. Sein Talisman beruht in der beſſern Verwaltung, in Beſchränkungen des Billetwuchers, in der ſtrengern Controle. Man muß geſtehen, daß dieß für den geübten Geſchäftsmann ſpricht, und da die Kaſſe ein ſo weſentlicher Punkt bei der Leitung eines Theaters iſt und bleiben wird, ließen ſich ſchon hieraus günſtige Folgerungen ziehen. Ja, dieſe Bewährung als guter Finanzier iſt vielleicht im Stande, ihm einſt die Theaterwirthſchaft ganz einflußlos zu überantworten. Ich wünſche es ihm, denn ich bin überzeugt, daß ihn der beſte Wille beſeelt, die eifrigſte Neigung antreibt und Kenntniſſe, Einſichten und gänzliche Uneigennützigkeit im hohen Grade beigegeben ſind.

Möge es ihm dann glücken, neben tüchtigen Darſtellern wahre Talente zu gewinnen, die der Bühne ihre dichteriſche Thätigkeit zuwenden wollen. Möge eine Wechſelwirkung zwiſchen der Poeſie und den Lampen entſtehen, wie ſie einſt in Weimar unter Schiller und Goethe da war und ſich über ganz Deutſchland verbreitete. Möge es einmal wieder einer Intendanz gefallen, Männer von Fähigkeiten an ſich zu ziehen und in ernſtlichen Berathungen mit ihnen zu erwägen, was in jetziger Zeit zu bringen ſei. Möge der Theatervorſtand ſelbſt aufmuntern und anregen. Ein anfänglich verfehltes Stück kann oft, nach reiflicher Ueberlegung, ein ſehr brauchbares werden. Es würde vorerſt weniger darauf geſehen werden können, Meiſterſtücke, die allen Anforderungen genügen, zu gewinnen, als eine Reihe neuer, ungekannter Originalwerke, woran wir jezt ſo ſehr Mangel leiden, zu erhalten. So wäre es hinreichend, nur einmal die Uebergangsperiode zu bilden, die von dem gänzlichen Verfall wieder ablenkte, um zur fernen Höhe langſam hinanzuleiten. Dies wäre Pflicht eines jeden kunſtliebenden Mannes, den Zufall oder Wunſch an die Spize einer bedeutenden Theateranſtalt geſtellt hat. Ich ſage bedeutend, denn die Zeit iſt nicht mehr da, wo von Gotha und Weimar aus Großes hierin gewirkt werden konnte; Eckhof und Schiller würden in unſern Tagen nothwendig in bedeutenden Städten leben müſſen.

Schweiger.

Dies Bild ſollte mit Laune entworfen werden, der Gegenſtand verdient es und ſcheint beim erſten Blicke dazu aufzufordern. Weil ich aber Schmerz und Mitleid mit dem Manne fühle, ſo iſt es mir nicht möglich. Der Leſer möge mir verzeihen; ich will ihm diesmal trockene Geſchichte geben, und thun, als ob ich Janin's Meiſterſtück „Deburean“ nie geleſen hätte.

Haben Sie nie vom Lipperl gehört? Lipperl iſt die Verkleinerung von Philipp, wie Kaſperl von Kaſper. Lipperl war ein Ideal wie Kaſperl. Alle Eigenſchaften des gemeinen Münchners wurden in höchſter Potenz im Lipperl zur Anſchauung gebracht; Lipperl war zu gleicher Zeit träg, dumm, übermüthig, voll, durſtig, grob; es genügte nicht, eine jede dieſer Eigenſchaften beſonders darzuſtellen, ſondern es mußte jeden Abend Alles ſo perſonificirt im Lipperl daſitzen, und war es nicht möglich, ſo viel in gedrängtem Raum und gegebener Zeit in allen Situationen zu erſchöpfen, je nun! was thät's? wer ihn heute nicht ganz kennen lernte, kam morgen wieder, und übermorgen, und in acht Tagen, Kipperl war immer da. Man konnte ihn alle Schickſale durchkämpfen ſehen, vom Glücke getragen, vom Ungemach herabgeſchleudert, im Zelte, in der Zelle, am Hofe, in der Schenke, im Kreiſe der Familie, am Galgen, in der Hölle, als Geiſt, der aus dem Grabe aufſteigt, um unter den Lebenden zu wandeln. Und immer war es derſelbe, immer trug er daſſelbe Kleid, ſchon von Weitem erkannte man ihn, und der lauteſte Jubel brach los, ihn zu empfangen. Es war der gute Genius des Münchener Volks, der ſich auf der lichten Wolke des Scherzes zu ihm herabſenkte und ihm den Himmel zeigte, aus dem er kam, und der wirklich voller Geigen hing. War das nicht Kunſt? Die beſeligende, heitere, ideale! Ich weiß es nicht ſogleich, und es würde uns zu weit vom Wege ablenken, hier ſehr ernſte Betrachtungen darüber anzuſtellen.

Das Theater, auf welchem Kipperl erſchien, trug ſeinen Namen; der Schauſpieler, der ihn darſtellte, ebenfalls. Lorenzoni war der berühmteſte Kipperl, dies genügt, um ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Talente der Nachwelt zu überliefern. Man wird einſehen, wie ſchwer es war, dieſen Charakter darzuſtellen, der nur vom Dichter in den äußern Umriſſen leicht angedeutet wurde und der vom Schauſpieler ausgefüllt werden mußte. Welche Maſſe von geſundem Witze, welche praktiſche Lebensweisheit mußte ſich über ſeine Reden ergießen; nie durfte die Begeiſterung fehlen, ſtets rege die Kraft zum Schaffen ſein. Lorenzoni war ein herrlicher Menſch! Sein ganzes Leben hindurch bemühte er ſich, die trübe Laune ſeiner Mitbürger durch ſeine Kunſt zu verſcheuchen, und nach ſeinem Tode vermachte er ſein erworbenes Gut einer Stiftung, die noch heute blühe und das Lorenzoniſche Armenhaus genannt wird. Ich habe die guten armen Leute dort beſucht; des Stifters heiterer

Geiſt ſcheint noch in dieſen Räumen zu walten, ſo vergnügt und zufrieden ſah Alles aus.

Das Lipperltheater Lorenzoni's ging in die Hände des Schwiegerſohnes über. Schweiger war ein noch größerer Künſtler. Wer in München ſich des alten Schweiger noch erinnert, muß ſelbſt ſchon alt ſein, dann aber lacht er gewiß in der ſeligſten Rückerinnerung. O ihr herrlichen Zeiten der Kunſt! Wie reich damals die Leute waren; ſo reich, daß ſie im Entfernteſten nicht unſere jetzige Armuth geahnet hätten. In jenen Tagen, wo Marchand, Nonſeul, Zuccarini, Heigel und Huck ihre prachtvollen Kunſträder auf dem Hoftheater ſchlugen, wucherte eine Blume vor den Thoren, dicht unter den alten Stadtmauern, in einer Hütte von Holz, beim Dunſte von wenigen Talglichtern, zur innigen Ergötzlichkeit von Tauſenden — Schweiger! — Man gefällt ſich darin, München von damals voll Finſterniß und Aberglauben gegen das München von heute darzuſtellen; ich mag es nicht glauben, wenn ich mir Schweiger und ſein Lipperltheater und ſein darin ſchwelgendes Publicum denke.

Aber noch vor funfzehn Jahren hatte München ſeinen Lipperl. Der alte Schweiger war indeß geſtorben und ſein Sohn war ſein Stellvertreter geworden. Ihn hab' ich noch als Lipperl gekannt.

An einem ſonnigen Nachmittag gehe ich mit einem Freunde aus dem Karlsthor an einer Bretterbude vorüber, die mir einen Wolf, ein Kameel, einige Vögel und Affen einzuſchließen ſcheint. Für eine große Menagerie ſchien ſie mir zu klein und ärmlich zu ſein. Ich will vorübergehen, aber mein Freund ſpricht lächelnd, indem er nach der Uhr ſieht: „Es geht ſoeben an; wollen Sie unſer Nationaltheater ſehen?“ — Es war vier Uhr, der Anfang der erſten Vorſtellung, welche um ſieben endet; dann wird eine Stunde pauſirt, und um acht beginnt daſſelbe Stück, welches um elf ſein Ende erreicht.

Wir traten ein und zahlten ſechs Kreuzer. Ein Parterre mit Bänken, eine Gallerie ringsumher, woran kleine Blechleuchter mit dünnen Kerzen angebracht waren. Aus der Helle des Sommertages getreten, machten Finſterniß, Hitze und Dunſt in dieſem Raume nicht eben den angenehmſten Eindruck. Die Freude jedoch, einmal etwas ganz Neues im Bereiche einer von mir geliebten Kunſt zu erblicken, hob mich bedeutend, und ich nahm meinen Platz auf der ſchlechten Bank der Gallerie mit ſo großer Erwartung ein, als ſäße ich auf dem Balcon des glänzendſten Opernhauſes, dem prächtigſten Vorhange gegenüber. Ich kann nicht angeben, was damals auf dem Schweiger'ſchen abgebildet war. Die Muſik begann, ſie war weder melodiös noch rauſchend und zeichnete ſich durch nichts als durch Mangel an Stimmung aus. Beim Aufziehen des Vorhangs ſangen Ritter einen Chor. Sie waren alle anſtändig gekleidet. Gute, einfache, altdeutſche Röcke, was man in der Theaterſprache „Hauskleider“ benennt, breite, weiße Schärpen wie Handtücher (vielleicht waren ſie es), von der Rechten zur Linken umgehängt, ganz neu verſilberte Helme von Pappendeckel und eben ſolche Schilder. Um den rauhen Anblick des Mittelalterlichen bedeutend zu mildern, waren ſie nicht ſehr bewaffnet; nur Einige hatten einen Galanteriedegen angeſteckt, Andere hielten eine Stange in der Hand, welche eine Lanze verſinnlichen ſollte. Aber Alle hatten ein ſchwarzes kurzes Beinkleid, weiße Strümpfe und Schnallenſchuhe an, und dies gab der Ritterverſammlung wirklich ein ſehr elegantes Anſehen. Jetzt verſtand ich „das ſchwarze Beinkleid,“ wonach vormals alle Theaterprinzipale zuerſt fragten, wollten ſie ein junges Talent für ihre Unternehmung anwerben;

„das ſchwarze Beinkleid“ war de rigueur, unzertrennlich von der Kunſt, unveräußerlich für den Künſtler, das einzige outil du metier, im wahren Sinne des Worts.

Ich hörte nicht auf den Geſang dieſer Ritter im ſchwarzen Beinkleide.

Doch mit einem Male vernehm' ich ein ungeheures Lachen und ein Mann von mittler Größe, in einem gelben Knappenanzuge, mit einer breiten Halskrauſe und einem kleinen, grauen Hütchen auf dem Kopfe tritt auf. Mein Freund bemerkt, dies ſei der Lipperl, von Schweiger dargeſtellt.

Anfänglich brachte ſein Spiel keine beſonders beluſtigende Wirkung auf mich hervor, nachdem ich ihn aber mehrmals geſehen hatte und ein wenig mit den Beziehungen vertrauter geworden war, theilte ich ganz die Fröhlichkeit der Andern und klatſchte ihm Beifall wie meine Nachbarn.

Wenn Jemand durch das den Bühnenkünſtlern bekannte „Liegen laſſen“ Wirkung zu machen verſtand, ſo war es Schweiger, in ſeiner guten Zeit, denn er ließ Alles liegen. So total verneinend iſt mir nie ein Künſtler im Leben aufgeſtoßen. In ſeinen Zügen brachte keine Leidenſchaft die geringſte Veränderung hervor, und es wäre auch Schade geweſen, ſo himmliſch dumm war der Ausdruck, der ſtereotyp darin herrſchte. Seine Bewegungen ſtanden damit vollkommen im Einklange und ſein Ton ſtieg und fiel gleichförmig, um eine einfache Melodie herauszubringen, welche durch den Vortrag der localen Mundart bedingt wurde; keine andere Schattirung zeigte ſich darin. Wo iſt der Künſtler, der ſich ſo aller Mittel begibt und ähnlicher Wirkung gewiß iſt? Hatte Schweiger, ganz trocken und theilnahmlos, einen treffenden Witz gemacht, eine grelle Zote geriſſen, und ſah dann mit weit aufgeriſſenen Augen wie ein Automat, deſſen Räderwerk abgelaufen iſt, ſein Publicum eine Weile an, ſo war dies unwiderſtehlich. Alles lachte, Alles applaudirte. Es war wirklich ein Phlegma zum Küſſen!

Auch dieſer Spaß iſt untergegangen. Der Fremde, der jetzt nach Schweiger fragt, findet einen alten, von Sorgen niedergedrückten, gegen den Hungertod ankämpfenden Mann, und das Lipperltheater iſt zum Volkstheater geworden.

„Alles hat ſich bei uns in Proſa und Verſen veredelt,
Ach! doch hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!" —

Man verzeihe mir die Veränderung des Schiller'ſchen Verſes, hier iſt ſie bezeichnend.

Nachdem man in neuerer Zeit überall ans Verbeſſern zu denken anfing, konnte es nicht fehlen, daß ein Ding wie das Lipperltheater auch heran mußte. Man fand, daß dieſe ſelbſtſtändige Volkskomik den Geſchmack verderbe; die nachgemachte Komik einiger Schauſpieler aus der Iffland'ſchen Schule ſollte auch dem Volke zuſagen, wollte man. So lange Lipperl noch lebte, wäre dies unmöglich geweſen. Er, der ſo oft auf der Bühne aufgehenkt worden war, zur Beluſtigung der Menge, wurde daher nun in allem Ernſte getödtet. Und das Volk ſah zu, und Keiner bat für ihn, und Keiner forderte ſeinen Liebling wieder; Niemand trauerte um ihn und jetzt hat man ihn vergeſſen. Schweiger's Theater rivaliſirt nun mit dem Hoftheater; es hat Lumpaci vagabundus früher gegeben, Belva ſpäter, Lenore zugleich; wo bleibt da der Contraſt? Der Reiz? Das Neue? Sind Moral und Geſchmack dadurch gerettet, daß wir alles Mittelmäßige und Schlechte jetzt doppelt zu ſehen bekommen, daß es ſogar für die rohe Menge in ſeiner ekeln Nacktheit um ein Spottgeld feilgeboten wird? Iſt es erlaubt, daß in derſelben Stadt, wo für die Kunſt ſo viel geſchieht, das

Schweiger'ſche Volkstheater beſtehen darf, wie es jezt beſteht? Es wäre ſchon an dem großen Hoftheater genug, um den guten Geſchmack zu tödten. Wer mir nicht glauben will, der gehe hin und ſehe einmal die Häßlichkeit, die ſich dort für Schönheit verkauft. Jene alten, welken Brüſte der Heldin, aus der ſich die kreiſchenden Töne emporarbeiten, jene hagern Römerarme in einen faltigen Strumpf gehüllt, jene Jammergeſtalten in Toga und Rüſtung, doch genug! wer kennt nicht dies Alles? Wer dies ſchön fände, der könnte beim Anblick des Barberiniſchen Fauns und des Niobiden nichts empfinden, oder es wäre ſchnöde Heuchelei und Lüge mit allem wahren Geſchmacke.

Aber es iſt um das Schönheitsgefühl in Theaterſachen ein eigenes Ding. Der alte Director des Hamburger Theaters, Schmidt, mag als Beiſpiel dienen. Er findet den Diebſtahl ſchön, den Mord häßlich, und verändert daher, wo es nur immer angeht, einen vorkommenden Mord in einen Diebſtahl. In den „drei Tagen aus dem Leben eines Spielers" muß der Spieler den Reiſenden auf der Straße nach Ulm, dem er als Wegweiſer dient, beſtehlen, ſtatt ihn zu ermorden, wie es von Victor Ducange gedichtet wurde, blos weil es nach Schmidt's Theorie ſchöner iſt. Man könnte vielleicht das Schleichen, die krummen Wege des Diebes auf Hogarth's Schlangenlinie zurückführen, während bei dem Mörder mehr das Eckige, beim Ausholen des Armes z. B., hervorſpringt. Doch, was weiß ich? Man müßte ſich bei einer zu verſuchenden Erklärung in Acht nehmen, nicht zu weit auszuholen und nicht zu ſcharfſinnig zu ſein, weil man ſich in beiden Fällen von dem Erfinder der Theorie zu weit entfernen würde. Die Münchener Reformatoren wurden aber gewiß von ähnlichen Anſichten geleitet, als ſie das Lipperltheater abſtellten und dem jetzigen Volkstheater die Bewilligung ertheilten.

Ich will keine weite Perſpective hier eröffnen, die kürzeſte aber iſt, daß der alte Schweiger nächſtens verhungern kann. Jedenfalls eine traurige Ausſicht für ihn, ganz abgeſehen von der Kunſt. Nach meiner Meinung kann dieſer nicht ſo leicht aufgeholfen werden, als ihm, daher iſt auch dieſes in keiner andern Abſicht, als in der menſchenfreundlichſten von der Welt, niedergeſchrieben, um die Aufmerkſamkeit einiger Fremden, die vielleicht dieſes Buch leſen, auf den alten Mann im grünen Bretterhäuschen an der Iſar hinzulenken. Mögen ſie ſich dann einen Lipperl bei ihm beſtellen, er iſt gefällig und wird, durch den Wunſch geehrt, ſein moderngeſchmackvolles Hoftheater-Repertoir willig über den Haufen ſtoßen, um den volksthümlichen Geſellen wieder einmal heraufzubeſchwören, ſo gut es ihm bei den obwaltenden Verhältniſſen und ſeiner abnehmenden Kraft möglich iſt.

Der alte freie Schwung iſt freilich nicht mehr dabei; die alten Künſtler fehlen, die ihm ſonſt zur Seite ſtanden, ſeine Stimme iſt ſchwach, ſeine Laune glimmt nur noch ſpärlich unter der Aſche, aber ſeine unveränderliche Miene iſt ihm noch immer geblieben und der trockene Spaß, dieſe ſtehende Decoration ſeiner Stücke, und was gilts! ſie wird auch jetzt noch ihren Effect nicht verfehlen.

Fauſt.

Wir wollen hier nicht von Goethe's Fauſt ſprechen, noch von Leſſing's Fragment, oder dem Werke von Klinger und der genialen Fratze des Maler Müller; ich gedenke nicht die Leſer von Spohr's Fauſt oder jener verunglückten Oper zu unterhalten, welche ein junges Dämchen ſelbſt gedichtet und komponirt, den Pariſern unter dem Titel: „il fausto" auftiſchte, noch will ich den Klingemann'ſchen Fauſt hier beſprechen, der einſt auf unſern Bühnen gern geſehen wurde. Goethe iſt unaufführbar, welche Verſuche auch hie und da mit einigen Fragmenten des Rieſenwerks gemacht wurden; Leſſing iſt nur im Entwurfe da; Klinger iſt Roman; Maler Müller — an den denkt Niemand mehr; Spohr iſt nicht beliebt; von der Dame weiß man nichts unter uns; und Klingemann iſt ſeicht und hohl und mit dem beſten Willen können ihm nur einige Theatereffecte zugeſtanden werden.

Dennoch aber haben wir einen Fauſt, der ſich ganz dramatiſch präſentirt und der nur zugerichtet werden darf, um ſehr genießbar zu werden. Einen Fauſt, von dem

Tieck ſprach, auf den Goethe hinwies, der wahre Urquell, der Ahnherr des ganzen Stammes der rieſengroßen ſowol als der verkrüppelten Kinder, ſelbſt rieſengroß und uralt, und doch jung und ſchön, die Glieder voll Ebenmaß. Dies iſt der Fauſt des Volks, der wie der Greis des Dante:

> — — im Berge ſteht gar hoch und hehr,
> Nach Damiette hin die Ferſe wendet,
> Und Rom beſchaut, als obs ſein Spiegel wär' —
> (Canto XIV.)

Wir beſitzen in dieſer Sage einen Schatz, um den uns Briten und Franzoſen beneiden, weil ſie ſich trotz aller Ueberſetzungen und Bearbeitungen ihn nicht aneignen können. Kein neueres Volk hat eine Sage aufzuweiſen, die ſo zur Lieblingsſage geworden wäre. Es iſt wol aber auch keine im ganzen Sagenkreiſe zu finden, die ſo tief wäre als der Fauſt, und dabei ſo reich.

Dieſer alte Fauſt der Sage aber iſt durch die unzähligen Bearbeitungen nicht nur von der Bühne, ſondern auch aus dem Gedächtniſſe der Meiſten verdrängt. Wir wiſſen nichts mehr von ſeinen Liebſchaften am herzoglichen Hofe zu Parma, wir haben ſeinen Kloſterfrevel nie gekannt, und keinen Begriff von ſeiner Macht über die Teufel, die ihm dienen.

Selbſt die Puppenſpieler ſind nun nach und nach verſchwunden, die dieſen Hort der Nation bewahrten, und wenn nicht baldige Hülfe erſcheint, ſo werden wir den urſprünglichen Fauſt, wie ſo vieles andre ſchöne Eigenthum der extemporirten Komödie, im Strudel untergehen ſehen, ohne daß uns die jetzigen Helden des Tages Erſatz dafür zu bieten im Stande wären.

Wenn man nun mit verächtlichem Lächeln dies Bekenntniß meiner Geſchmackloſigkeit leſen wird, wenn man nach dieſem ſelbſt nicht mehr geneigt ſein ſollte, mir ein Urtheil über „den jungen Ehemann“ oder „die Drillinge“ einzuräumen, ſo geſtehe ich denn doch ganz unumwunden, daß kein Zettel unſerer Hoftheater mich ſo in freudige Bewegung ſetzte, als der Zettel des Schweigeriſchen Volkstheaters in der Vorſtadt Au, der am Donnerſtag den 22. Auguſt 1833 ſo lautete: „Doctor Fauſt's Höllenfahrt oder die Bluthochzeit in Parma, oder Lipperl's Wanderung durch die Hölle. Ein nach dem weiland extemporirten Fauſt bearbeitetes großes durch den Teufel ſchrecklich gemachtes, durch den Lipperl zum Lachen eingerichtetes und durch die Hölle und viele andre Decorationen aufgeputztes Luſt-, Schau- und Trauerſpiel in vier Acten.“

Unter den Perſonen begrüßte ich den Lucifer, Fürſt der Hölle, einen Mann, den ich ſchmerzlichſt in den neuern Bearbeitungen vermißte; auch der Herzog von Parma nebſt Braut fehlte nicht. Daß Lipperl, ein reiſender Abenteurer, mit genannt wurde, konnte mich nur in die angenehmſte Laune verſetzen, da ich weiß, daß es kein Anderer als der alte, liebliche Johannes von der Wurſt iſt, den man in vertraulichem Tone wol — ohne daß ers übel nimmt — Hanswurſt nennen darf. Angelika, die Nonne, Fauſt's Schweſter, war auch da und nur Eins nahm mich Wunder und erfüllte mich mit bangem Zweifel, daß die vier Teufel auf dem Zettel Furien genannt wurden, und daß die ſchönen Namen, wovon mir noch Auerhahn und Fizlibuzli erinnerlich waren, in dumme, nichtsbedeutende verändert erſchienen. Der einzige Fizlibuzli war beibehalten worden. Die Bemerkung unten auf dem Zettel ſtellte mich jedoch wieder zufrieden und beruhigte mich, denn ich las: „Vorkommende Darſtellungen: 1) Der reiche Praſſer und arme Lazarus. 2) Kain und Abel. 3) Judith und Holofernes. 4) Die keuſche Lucretia. 5) Abraham und Iſaak. 6) David und Goliath. 7) Die ſchöne Helena.“ Ich erwähne nicht, daß der Zettel: Holofernus, Iſak und Golliath hatte, denn wer ſich mit Zettelliteratur abgegeben, weiß, daß auch die Zettel der Hoftheater an Mängeln der Orthographie laboriren.

Einige Geſchäfte hielten mich ab, der Nachmittagsvorſtellung um 4 Uhr beizuwohnen, denn Herr Schweiger und ſeine fleißigen Künſtler ſpielen jeden Tag zwei Mal, um 4 und um 8 Uhr; und ſomit eilte ich denn um 7 Uhr, von der Glyptothek, den ſtundenlangen Weg, zur Vorſtadt Au, wo am Ufer der murmelnden Iſar, faſt umſpühlt von ihren Wellen, das beſcheidene Häuschen der Volksmuſe daliegt. Bei aller Aermlichkeit doch eine gewiſſe Art von theatraliſcher Eleganz, dachte ich, als ich den aufgeputzten, wohlerhellten Obſtladen erblickte, der wie ein Café du theatre in Paris, ſeitwärts vom Eingange errichtet iſt. Vergnügt löſte ich mein Billet, und mit einem Gefühl ſo beglückender Erwartung ſaß ich auf dieſer hölzernen Bank, dieſer ſchlechten Gallerie, in dem Qualm von einigen langbeſchnuppten, mir verhaßten Talglichtern da — aber ich muß bekennen, daß der Sitz bequemer war, als ein Drehſtühlchen der „Gallerie noble“ des Hoftheaters.

Um meine freudige Stimmung zu erhöhen, fanden ſich Leute ein. Das zweite Parterre war ſogar ſehr voll, die Muſik begann, und Fauſt ſaß auf der Scene. Hier fiel ich aus allen meinen Himmeln! „Hat ſich denn die Unnatur, der Schein einer Afterpoeſie, das ſich Brüſten, Glänzen wollen, und der Hang zum Declamiren, ſogar ſchon in dies Heiligthum verloren?“ ſagte ich betrübt zu mir ſelbſt.

Herr Müller war dieſer Fauſt. Herr Müller, der wol die Erforderniſſe dazu beſitzen mag, ein gutgewachſener, lautſprechender Mann, voll Würde und Anſtand. Was aber hat Herrn Müller vermocht, ſeine Rolle mit ganzen Stellen aus dem Goethiſchen Fauſt und langen Tiraden aus dem Klingemann'ſchen zu verderben? Macht er's auch ſchon wie die Andern, welche ſich die Schröder'ſchen Bearbeitungen des Lear und des Hamlet mit Shakeſpear'ſchen Reden behängen? Mir hat Herr Müller den ganzen Spaß dadurch verdorben — und wenn es ihm auch gleichgültig ſein mag, daß ich das ſage, — denn was kümmert ſich der darſtellende Künſtler um einen Zuſchauer, der Alles beſſer wiſſen will. Wie der Fauſt noch extemporirt wurde, da war es der wahre, ächte Fauſt des Volks! Will Herr Schweiger wieder ſein Haus zu den alten Ehren bringen, ſo laſſe er wieder extemporiren. Er nehme jedoch keinen gewöhnlichen Schauſpieler ſchlechter Bühnen dazu, ſondern er ſuche ſich tüchtige Leute, von guter Suade und mit flinkem Mutterwitze, das ſind Künſtler, denen es die Andern nicht na thun können, und wenn ſie noch ſo gut Worte auswendig zu lernen verſtehen. Was noch von Scenen aus dem alten Stücke darin war, ergötzte mich ſehr. Die Scene am Hofe Lucifers, Lipperl's Erzählung von ſeinen ſechs Vätern, ſein „berliki, berloki," und die Wanderung durch die Hölle, die von Herrn Schweiger mit Virtuoſität unter großem Beifalle ſeines Publicums im alten Sinne wirklich extemporirt wurde.

Die Scene des Herzogs von Parma, welche Rolle dem talentvollen Komiker Dor übertragen worden war, hatte jedoch beim Zuſchneiden zu ſehr verloren, um mich zufriedenſtellen zu können. Das, was noch von der alten Komödie übriggeblieben, iſt immer im Stande zu unterhalten, und allen Fremden beſonders der Beſuch des

Schweiger'ſchen Theaters ſehr zu empfehlen. In dieſer wahrhaft wohlwollenden Abſicht habe ich dieſe Zeilen geſchrieben. Mögen Bernardon, Prehauſer und vor Allem Lorenzoni wieder unter uns erſtehen, die ihr großes Talent dazu anwendeten, der ganzen Maſſe, ſo wie den Gebildeten durch ihre heitre Kunſt frohe Augenblicke zu verſchaffen.

Die Braut von Meſſina.

Es iſt ein eigenes Ding mit vielen unſerer Meiſterwerke für die Bühne. Man ſchläft dabei ein. Ich will jedoch nicht damit die Schuld auf die Meiſterwerke gewälzt haben.

Unſere Zeit, im raſchen Umſchwunge begriffen, voll großer frappanter Erſcheinungen, will nur im Fluge ſich ergötzen, und findet kein Wohlgefallen an den kalten Reflexionen des Chors, die oft eben ſo erhaben als alltäglich ſind. „Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!“ — „Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht“ — u. dgl. m., mögen als Beweis dienen. Man kann ein warmer Verehrer der Wahrheit ſein, ohne von der ewigen Wahrheit, „zwei mal zwei iſt vier,“ beſonders ſich ergriffen zu fühlen.

Man wird dies hoffentlich nicht für Blasphemie zu nehmen geneigt ſein. Schiller's Werke enthalten ewige Schönheiten, und ich würde zu allererſt in das unbegrenzteſte Lob derſelben mich ergießen, wenn es deſſen bedürfte. Aber, daß die Braut von Meſſina, unter allen ſeinen Stücken, dasjenige iſt, welches auf der Bühne geſehen, den Zuſchauer am kälteſten läßt, iſt nicht zu leugnen.

Müſſen es denn immer Schönheiten ſein, die der größte Theil von uns nicht begreift? Sollen wir denn immer nur den Genuß, etwas Höheres, Größeres zu ſchauen, als unſere Alltäglichkeit, mit grenzenloſer Langenweile erkaufen? Als die einförmigen, franzöſiſchen Trauerſpiele in Frankreich gegeben wurden, da erfreute ſich Alles daran, man begeiſterte ſich für die kalten Tiraden, womit eine verliebte Königin ihr Leid der einſilbigen Confidente mittheilte; da erſchien Beaumarchais und griff ins friſche Leben und enthüllte ſeinen boshaften Spiegel, woraus ſeine Zeitgenoſſen dem geiſtreichen Manne ſo gern ein Verbrechen gemacht hätten. Nach der blutigen Revolution, als Alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt war, hatte die kalte Poeſie wol wieder die warme, lebensfriſche Proſa verdrängt, aber nur durch Talma's, des hochverehrten Künſtlers Anſehen, konnte ſie ſich noch erhalten. Mit ihm ſtürzte die verwitterte Säulenhalle zuſammen, worin der Atriden Greuel verübt wurden und griechiſche Halbgötter mit franzöſiſchen Kammerherren den lächerlichen Verkehr trieben. Auch bei uns gab es eine Zeit, wo die Trauerſpiele von Weiße und Cronegk in Alexandrinern entzückten. Auch ſie hatten ihren Werth — und da Schiller anfing, wurden ſie noch für Meiſterwerke deutſcher Literatur erkannt. In meiner Jugend noch galten jene Herren für claſſiſche Dichter. Was würde man aber dazu ſagen, wenn es den Schauſpielern einfiele, auch dieſe zu ſpielen? Laſſen wir der Zeit ihr Recht. Die jetzigen Schauſpieler ſind nicht dazu gemacht, unſern Geſchmack zu reformiren und uns dictatoriſch zu ſagen, was uns befriedigen ſoll. Die Braut von Meſſina iſt voll der höchſten lyriſchen Schönheiten. Namentlich die Chorgeſänge ſind es, die eine Pracht, einen Farbenſchmuck der Sprache enthalten, einen bald majeſtätiſchen, bald lieblichen Fall des Verſes, wie ſie keinem deutſchen Dichter ſeitdem zu Gebote ſtanden. Was aber die Braut von Meſſina als Trauerſpiel ſelbſt betrifft, ſo darf man nur die lange Vorrede dazu leſen, um vollkommen überzeugt zu ſein von den ſchwankenden Begriffen, die dem großen Dichter vorſchwebten, als er dieſen Verſuch wagte.

Und unſere Bühnenvorſtände, Regien oder dergleichen laſſen das mit einer Unbefangenheit geben, wie alles Uebrige. Heute einen ältern franzöſiſchen Plunder von Duval, morgen die Braut von Meſſina! . Aber ſie ſind wirklich ſehr arm!

Wollte man dieſer Art von Stücken zu den Ehren der Scene verhelfen (was jedoch gar nicht nöthig wäre), ſo müßte man wenigſtens dafür ſorgen, daß ſie gleich vortrefflich dargeſtellt würden. Man müßte ſich eigene Schauſpieler dazu erziehen und ſie nur dafür verwenden. Es wird ſchon ein ganz eigener Adel in der Haltung und im Tone verlangt, um nur der Aeußerlichkeiten zu erwähnen. Ja dieſe beſtechen oft ſehr das Urtheil und ſind manchmal hinlänglich, den Mangel an Phantaſie und Gefühl ganz gehörig zu verdecken; ſo wie im entgegengeſetzten Falle Phantaſie und Gefühl nicht hinreichen, in geſchnörkelten, franzöſiſchen Ziergärten Fehler gegen die theatraliſch-tragiſche Etikette zu entſchuldigen. So wie uns oft ein genialer Menſch unter vier Augen entzückt, der in dem ſteifen Theezirkel eines alten Ariſtokraten tauſendfältigen Anſtoß gibt.

Soll es nun durchaus „Bräute von Meſſina“ geben, und hegen Intendanten und Künſtler wirklich noch den frommen Glauben, daß darin die wahre, ächte Kunſt allein zu finden ſei, ſo ſehen ſie vor Allem darauf, daß ſie ihre jungen Künſtler nicht dem Spotte und Gelächter des Jan Hagels in unwürdigen Poſſen preisgeben, von denen ſie nachher Stelzengang und Chorgeſang wollen. Nie hat Talma den Sganarelle im „medecin malgré lui“ gegeben, nie Monroſe den Nero, und der „medecin malgré lui“ iſt doch von Moliere, eine Claſſicität ſo gut wie Racine, und unter uns geſagt, tauſendmal mehr werth!

Sollen uns ferner dergleichen künſtliche Dramen gegeben werden, und beabſichtigt man wirklich damit, die Höhergebildeten im Publicum oder vielmehr Solche zu befriedigen, die ſich einbilden es zu ſein, ſo denke man daran, die Kunſt des Darſtellers wieder auf beſtimmte Regeln zurückzuführen, damit Harmonie in allen Theilen herrſche, keine Partie gegen die Abſicht des Meiſters zu viel Licht erhalte, und dadurch eine andre in einen zu tiefen Schatten geworfen werde. Man leite die Darſtellung eines ſolchen Werkes mit großer Umſicht; man gebe durchaus nicht zu, daß die eine Figur ſich auf Koſten der andern erhebe, man betrachte dann einmal das Drama von dem höhern Standpunkte aus, wie der Maler ſein Werk betrachtet. Nicht der einzelne Schauſpieler glänze, nicht Einer dränge ſich dem Andern vor, ſondern alles Einzelne unterordne ſich dem großen Zwecke des Ganzen. Der Maler kann wol manchmal eine Nebenfigur mit beſonderer Vorliebe behandeln, nie aber darf er durch Licht, Farbe, Stellung die Aufmerkſamkeit des Beſchauers ganz und ungetheilt auf ſie hinlenken wollen. Dies müßte ja nothwendig die Wirkung ſeines Gemäldes ganz vernichten.

Daß ein Stuck wie die Braut von Meſſina eine beſondere Art von Darſtellung erheiſche, wird jedem Schauſpieler einleuchten; auch wird er gewiß eben ſo gut wiſſen, wie ein Anderer, worin die verſchiedene Weiſe zu ſuchen iſt. Er wird ſich ſelbſt ſagen, daß alle Perſonen in einem ſolchen Trauerſpiele eine große Familienähnlichkeit zeigen, und zwar nicht blos, weil es die Mutter und ihre Kinder ſind. Die Leute ſind nicht individuell gezeichnet; es iſt die glückliche, die trauernde Mutter, die hingebende Liebe, der Haß u. ſ. w., ſie ſprechen nicht wie Menſchen von verſchiedenem Charakter und Temperamente, ſondern ſie ſprechen Alle dieſelbe Sprache, leidenſchaftslos, reflectirend. Sie ſtehen nicht auf verſchiedenen Stufen der Einſicht und der Bildung, ſondern ſie ſind Alle gleich hoch, erhaben, edel; der Mörder iſt kein gehäſſiger, verabſcheuungswürdiger, fürchterlicher Mörder, er iſt blos ein wenig eiferſüchtiger, als der von ihm Gemordete; und der ſo gutmüthig noch vor kurzem Pferd und Wagen, Schloß am Meere, Kuß um Kuß mit dem wieder verſöhnten Bruder tauſcht, ſtößt ihn jetzt, in thörichter Uebereilung, vor unſern Augen nieder. Aber eben dies bedingt auch eine „Gemeſſenheit im Vortrage und im Spiele, die Allen, welche Rollen in einem ſolchen Werke darzuſtellen haben, zur zweiten Natur werden muß. Dieſe Art und Weiſe gab der franzöſiſchen Tragödie eben die höhere Weihe und machte ſie zum Gegenſtande des Vergnügens für die Kenner und Liebhaber. Man hört bei uns ſo häufig wegwerfend von der Kunſt franzöſiſcher Schauſpieler im ſogenannten höhern Trauerſpiele ſprechen, und doch iſt es ohne dieſe Kunſt nicht möglich, alle Bedingungen der ſceniſchen Erſcheinung eines Werkes, wie die Braut von Meſſina, zu erfüllen. Dieſes war unter Goethe wol in Weimar der Fall, und wenn dieſe Schule, wie man es gewöhnlich zu benennen pflegt, nicht eben für die Darſtellung andrer Stücke anzuwenden ſein möchte, ja für natürliche Verhältniſſe in den gewöhnlichen ganz abgeſchmackt erſchienen iſt, ſo war ſie doch für eine Braut, eine

Iphigenia, einen Taſſo unerläßlich. Und wenn ſie eigentlich die Schauſpieler im gewöhnlichen Sinne verdarb, ſo bildete ſie doch Künſtler in einem gewiſſen.

Wenn nun aber bei uns der Schauſpieler aus der niedrigſten Sphäre hinweggeriſſen wird, um ganz ohne die nöthige Vorbereitung den Cothurn anzuſchnallen, wenn einer und derſelbe heute das Schurzfell vorbindet und morgen die Toga umhängt, wenn es dieſelben Mienen, Geberden, dieſelbe Art zu ſprechen, dieſelben Decorationen ſind, derſelbe krauſe, unkünſtleriſche Wirrwarr iſt, den wir alle Abende zu ſehen bekommen, ſo bilden die hochtrabenden Worte allein einen zu wehmüthigen Kontraſt, und es bedarf einer größern Gutmüthigkeit, einer ſchärfern Aufmerkſamkeit, eines engern Vertrautſeins mit dem Weſen der Schauſpielkunſt, als den gewöhnlichen Zuſchauern zugeſtanden werden kann, um hierin noch Elemente des Beſſern und Würdigern zu entdecken.

Wir dürfen uns nunmehr blos zu den Schauſpielern ſelbſt wenden, die jüngſt die Braut von Meſſina uns gegeben haben. Eine Hauptperſon des Stücks iſt der Chor, ſo wie wir ihn da haben, das widerſinnigſte Misverſtändniß des antiken Chores. Gleichviel, wir wollten uns gern fügen und ihn ſo nehmen, wie er iſt, wenn er ſich nur überhaupt darſtellen ließe. Eßlair's erſter Chorführer iſt eine große, vielleicht unerreichbare Leiſtung. Er hat ihn ganz richtig gedacht und in ſeinen Mitteln die reiche, anſcheinend ſo einfache Quelle gefunden, ſein Gebild zu beleben. Es iſt das Ideal eines alten Kriegers, fremd in dieſen Hallen, rieſengroß, Alles überragend, und auf ſein Schlachtbeil geſtützt, in erhabenen Worten und Tönen, bald zur Klage, bald zur Bewunderung, antik, ruhig, die herrliche Stimme erſchallen laſſend. Die Kunſt ſeiner Rede iſt hier wahrhaft bewundernswerth; faſt ohne ſtarke Erhebung oder merklichen Fall der Stimme bringt er die größte, erſchütterndſte Wirkung hervor. Herr Mayr ſprach den jüngern Chorführer. Er ſprach ihn gut, verſtändig, viel beſſer, als ich ihn noch auf irgend einer Bühne gehört habe. Aber neben Eßlair, wie ſollte er ihn da geben? Eben ſo ruhig, kalt, gemeſſen? Der Jüngere iſt feuriger, unüberlegter, ſelbſt die Worte ſagen es deutlich. Wird er ihn aber ſo geben, und das that er hier, ſo iſt der Abſtand vom Aeltern zu groß, man wird es kaum ertragen können. Selbſt Eßlair's Trefflichkeit müßte dann ſtörend wirken. Gibt er ihn ganz ſo, wie den Aeltern, ſo würde die Monotonie uns aus dem Theater verjagen. Und doch müßte er ihn, nach unſerer Meinung, ganz ſo ſprechen wie Jener, dann würde die Wirkung die vom Dichter beabſichtigte ſein.

Wenden wir uns nun zu Madame Schröder, die als Fürſtin Iſabella eine Kunſtſchöpfung von hohem Werthe gibt, ſo müſſen wir wieder tadeln, daß ſie ſo ganz iſolirt daſteht und durchaus nur immer allein betrachtet werden muß, wenn ſie uns entzücken ſoll, nie aber im ganzen Bilde den ihr gebührenden Platz, harmoniſch mit den andern Theilen deſſelben verſchmolzen, einnehmen kann. Hierin liegt der Grund unſers Mißbehagens, der Eindruck iſt kein wohlthuender und immer nur wird es dieſe oder jene Scene, nie das Ganze ſein, was uns zur Bewunderung hinreißt. Eßlair und die Schröder ſind ſo groß jedoch in dieſen Rollen, daß es ſchwer halten dürfte, die gehörigen Mitteltinten zu finden, zwiſchen dem tiefſten Schmerze der Liebe, in Ohnmacht tobend gegen das Geſchick, und dieſes Geſchick ſelbſt in den ſtarren Worten Eßlair's vernehmend.

Das Zuſammenſprechen des Chors wirkt nur ſtörend und unangenehm und hätte längſt ganz wegbleiben ſollen. Wir können ihn nicht mehr ſo ſprechen laſſen, wie die Alten, und wozu wäre es auch, unſere geſungenen Chöre ſind wahrlich effectvoll genug und erſetzen das Antike, nach unſerm Geſchmack, hinlänglich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's
geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Fünfter Theil.

[illegible]

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite

Dramaturgiſche Streifereien. (Schluß.) 1

- Das Käthchen von Heilbronn 3
- Coſtüm 13
- Theater in Püchſenhauſen 20
- „In die Scene ſetzen." 29
- Künſtler-Skizzen 93
  - Vorhalle .... —
  - Karoline Lindner 95
  - Charlotte von Hagn 97
  - Thereſe Peche 99
  - Amalie Stubenrauch 101
  - Doris Devrient 103
  - Mademoiſelle Mars 104
  - Madame Allan-Dorval 106
  - Mademoiſelle Pleſſy 108
  - † Jenny Colon 111
  - Madame Allan-Despréaux 113
  - † Jacobi 115
  - † Wilhelm Urban 118
  - Emil Devrient 120
  - Heinrich Moritz 122
  - † Karl Lebrün 124
  - Julius Cornet 127
  - Bocage 130
  - Emil Taigny 132
  - Frederic le Maitre 134
  - Chollet 136
  - Pothin-Händel 138
  - Sophie Schröder 142

Seite

Wilhelmine Schröder-Devrient 146
† Antoinette Campi 148
† Nannette Huber 149
Madame Pradher 150
Mademoiselle Falcon 152
Angelika Catalani 153
† Maria Malibran 156
Judith Pasta 159
Mademoiselle Taglioni 161
† Lang 163
† Ludwig Devrient 165
† Anton Schwarz 168
† Ferdinand Eßlair 173
Lemaitre 177
† Friedrich Ludwig Schmidt 179
Beauvallet 181
Samson 185
Cazot 187
† Santini 189
Lablache 191
† Boguslawski 194
† Raimund 196
† Ignaz Schuster 198
Karl 202
† Schmelka 205
Vernet 210
Bouffé 212
Odry 214
Arnal 217
Miſs Smithſon in Paris 219
Kleine Städte und ihr Theaterdirector 222
Eine Reliquie 230
Gelhart 244
Zwei Theaterdichter 248
.... 262

Häuſlichkeit. Nürnberg 281

Die alte Stadt Nürnberg 283
Das heimliche Gericht 309

Dramaturgiſche Streifereien.

(Schluß.)

Das Käthchen von Heilbronn.

Man gibt das „Käthchen von Heilbronn“. Ein duftend poetiſcher Strauß, gewickelt in den Lärm einer Ritterkomödie, umſprüht von Colophonium, umkracht von zuſammenſtürzenden Brücken und Mauern, verbrämt mit einem baumelnden Kinde als Cherub und einem prachtvollen Hochzeitmarſche. Aber man laſſe ſich ja nicht einfallen, den Kern, den duftigen Strauß ganz zu verlieren in dieſem wirren Glänzen und Lärmen der Theaterei. Der arme Heinrich Kleiſt glaubte ja ſeine himmliſchen Blumen nur ſo an den Mann bringen zu können. Er, dem Alles im Leben mißglückte, der, als er einſt in Berlin mit Seckendorf eine Zeitſchrift herausgab, worin des Herrlichen ſo viel zu leſen, nothgedrungen war, verlaufene Möpſe, verlorene Regenſchirme, Unglücksfälle und polizeiliche Uebertretungen anzeigen zu müſſen, um ſich durch dieſe Beigabe einen dürftigen Leſerkreis für ſeine Poeſien zu gewinnen! Ich erinnere mich im Jahre 7 oder 8, dieſes unſeres jetzigen Jahrhunderts, in einer Zeitung geleſen zu haben, daß in Hamburg ein großes Ritterſchauſpiel unter dem Titel: das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ſo nannte es Kleiſt ſelbſt, aufgeführt worden ſei. Der gute Berichterſtatter konnte dabei die Ausbrüche ſeines wohlgemeinten Zorns und Ingrimms gar nicht zügeln. Aber das Stück war in der That ausgepfiffen worden und complett durchgefallen. Die hamburger Theater-Verwaltung, die für ihr großes, gemiſchtes, ſtets wechſelndes Publicum zu ſorgen hat, iſt von jeher auf Neuigkeiten ganz beſonders hingewieſen, daher greift ſie denn oftmals zu Fremdartigem und Unvorbereitetem. Eine Poeſie, wie ſie im Käthchen, namentlich in dem Originale von Kleiſt, anzutreffen iſt, fand nun aber bei der hamburger Bühne zu allen Zeiten keine beſonderen Dollmetſcher, eben ſo wenig wie die nöthige Empfänglichkeit im hamburger Parterre; dazu kam aber noch jene ungünſtige, unempfängliche Zeit, als Norddeutſchland ſo ſehr unter dem Drucke fremder Heere zu dulden hatte, und daher iſt der Fall des Stückes leicht erklärlich.

Ungefähr zehn Jahre ſpäter, da der nunmehr verſtorbene, gelehrte Profeſſor Rhode in Breslau als Dramaturg wirkte und dieſes Theater zu einer ſo künſtleriſchen Höhe ſo wohlberechnet zu ſchrauben wußte, wurde abermals ein Verſuch mit Kleiſt's Käthchen gewagt. Das Original war mit Einſicht gekürzt worden und die Proben hielt man mit großem Fleiße. Voll hoher Erwartung ſahen viele damals in Breslau anweſende Freunde und Kenner der Bühne dieſer Erſcheinung entgegen, und es hatte ſich eine ſo günſtige Meinung davon verbreitet, daß ein übervolles Haus das günſtigſte Schickſal prophezeihte. Aber ein eigenes Fatum waltete dabei. Anſchütz ſollte den Wetter, Demoiſelle Butenop, jetzt ſeine Gattin, das Käthchen geben. Da ſtürzt Anſchütz, ganz gerüſtet, wie er ſich auf das Theater begeben will, einige Stufen, die von der Garderobe auf daſſelbe führen, herab, und verletzt ſich ſo, daß die Aufführung nicht ſtattfinden konnte. Nach einigen Wochen endlich wird ſie wieder angeſetzt und der Zudrang iſt noch größer als das erſte Mal. Der erſte Akt iſt geendigt, man iſt entzückt, man überſchüttet die Darſteller mit Beifall, als plötzlich ein furchtbarer Donner ſich hineinmiſcht. Kundige glauben, daß es der Theaterdonner ſei, womit der zweite Akt beginnen ſoll. Aber der Donner ſchallt ſo ungewöhnlich, man vernimmt zugleich ein ſeltſames Rauſchen, es iſt ein Wolkenbruch, der ſich über Breslau entladet. Ganze Gießbäche ſtrömen in das ſchlechtgebaute Theater und bald iſt das Parterre überflutet. Man ſpringt auf die Bänke, der Vorhang muß aufgezogen werden, die Damen werden von Bank zu Bank geleitet und endlich von hülfreichen Händen auf die Bühne ſelbſt gehoben, von dort kann man die Zerſtörung ruhig anſehen, und unter Rittern und Knappen, Fräuleins und Zofen, unter den Mauern von Thurneck, hinter dem „ſüßduftenden Hollunderbuſch", der noch ſeitwärts in der Couliſſe ſteht, und im Schutze des Cherubs, der bereits in den Soffiten hängt, converſiren und promeniren Breslaus Söhne und Töchter und geben den trocken gebliebenen Logen ein Schauſpiel ganz eigener Art.

Durch dieſe Störungen war der Wunſch, das „Käthchen von Heilbronn" nun endlich einmal ganz ungeſtört zu genießen, ſo ſehr rege geworden, daß es nachher eine ununterbrochene Reihe voller Schauſpielhäuſer zu Wege brachte. Das Original von Kleiſt, wie man es damals in Breslau gab, enthält Schönheiten, die der Bearbeiter Holbein für ein gewöhnliches Publicum und gewöhnliche Darſteller als ganz überflüſſig, unpaſſend und unbrauchbar davon entfernte. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob Holbein im Allgemeinen Recht hatte. So viel kann ich jedoch behaupten, daß uns damals Alles, was wir zu hören und zu ſehen bekamen, ſehr recht, lieb und werth war, daß aber auch Anſchütz und ſein Bräutchen wie geſchaffen zu den Rollen ſchienen.

Seitdem hat nur ein Schauſpieler mich als Wetter von Strahl ganz befriedigt, ſo viele ich auch darin geſehen habe. Dies war Rebenſtein in Berlin. Sein innerer Adel, ſeine Weichheit, bei der Kräftigkeit der Geſtalt, das vollklingende und doch etwas umſchleierte Organ, das man bald ſehr lieb gewann, eigneten ihn ganz vorzüglich zur Darſtellung dieſes mittelalterlichen Magnetiſeurs. Käthchen ſoll Madame Renner und dann Louiſe von Holtei, geborene Rogée, in größter Vollendung gegeben haben. Beide habe ich leider nicht geſehen. Sollte ich aber alle Käthchen nennen, die ich geſehen, ſo würde ich mein Gedächtniß ſehr martern müſſen. Ich denke vor Allem noch des Eindrucks, den die Lindner, Haizinger, Peche, Karl auf mich machten. Madame Karl war ganz wunderbar zur Darſtellung des Käthchens von der Natur ausgeſtattet. Dieſe Rolle bedingt mehr als jede andere einen Ton der Stimme, welcher Kindlichkeit athmet, einen Blick, der unbegrenztes Vertrauen ausſpricht, das Ganze muß uns dieſe unſchuldige Mädchenhaftigkeit, auf die Spitze geſtellt, ſo poetiſch verſinnlichen können, daß wir durch ihren unnennbaren Reiz Alle zu Wetter von Strahlen werden. Dies iſt allerdings ſehr ſchwer und nur unter gewiſſen Bedingungen möglich. Ein geliſpeltes „mein hoher Herr“, und lief es durch alle Tonarten und würden die Augen hundert Mal dabei auf- und niedergeſchlagen, läßt uns kalt und macht uns endlich verdroſſen gegen dieſe aufdringliche, höchſt unnatürliche Ziererei.

Jetzt iſt das Käthchen von Heilbronn ein Lieblingsſtück auf Deutſchlands Bühnen geworden, ganz in deutſche Dichterglut getaucht, dem Auslande unverſtändlich, unüberſetzbar, ſo echt und warm wie ein Volksmährchen, und Alles doch nur aus dem tiefen Gemüthe eines wunderbaren Dichters entſprungen. Soll man nun aber nicht fordern können, daß Jene, die es nicht verſtehen, oder ſich mit Unwillen dagegen ſträuben, dem franzöſiſchen Drama in der Darſtellung ſein Recht widerfahren zu laſſen, ſich für dieſes Werk mit Achtung und Liebe wenigſtens erfüllen, wenn ihnen Begeiſterung ganz verſagt ſein ſollte? Was ſoll man denn von der Kunſt des Schauſpielers noch hoffen, wenn jede, ſelbſt die beſcheidenſte Erwartung, auch hier ſo ganz leer ausgeht? Man glaube nicht, daß ich beabſichtige, Verdienſte zu ſchmälern und Intereſſen zu kränken, ich weiß, daß die Gewohnheit ſo Manches erträglich machen kann, und daß Vielen das Wichtigſte, die Bühne betreffend, als unerheblich erſcheint. Ich rechte auch nicht mit den Zufriedenen, die ihren Beifall in Wort und Schrift kundgeben, wenn aber die Hoftheater als Kunſtanſtalt betrachtet werden ſollen, wenn prachtvolle Gebäude eingeräumt, ja eigens zu ihren Zwecken erbaut wurden, wenn täglich die ganze Bevölkerung zu dieſem Tempel und ſeinen Feſten geladen wird, wenn die Erſten und Gebildetſten ſich verbindlich gemacht haben, ihnen beizuwohnen, dann mag es wol auch geſtattet ſein, einige ernſtere Betrachtungen an die Darſtellung eines Schauſpiels zu knüpfen.

Der Vorhang ging langſam in die Höhe und wir erblickten Vehmrichter in einer Höhle, einen Vater, „den alten wilden Kläger,“ wie ihn der Dichter nennen läßt, und einen gewaltigen Ritter, dem die Luſt, den Pfalzgrafen zu treffen, die Schienen am Harniſch ſprengte. Wer, beim bloßen Leſen dieſer Scene, von epiſcher Breite und ohne eigentlich dramatiſches Intereſſe, malt ſich Höhle, Vehme, Kläger und

Ritter nicht ſchauerlich-wirkſamer, wahrer und der Idee des Dichters entſprechender aus, ohne andere Mittel als die ungeübte Phantaſie eines ganz gewöhnlichen Menſchen, der leſen kann und verſteht, was er lieſt. Und ſoll man von Männern, die ſich ſelbſt Künſtler nennen, und deren Phantaſie unterſtützt wird von allen Zaubereien der Scene, nicht mehr erwarten? War es denn nicht möglich, dieſe Höhle etwas geeigneter zu decoriren, damit uns die profane Theaterei in die Ferne und die heilige Vehme näher gerückt würde? Wie ſtörend iſt es z. B., wenn die Lampen der Couliſſen der Bühne entzogen, die der Rampe aber ihr gelaſſen werden. Die grell beleuchteten Füße der im Vordergrunde befindlichen Perſonen bilden dann einen zu ſchneidenden Contraſt mit dem Uebrigen. Die Höhle war auch zu hell gemalt, zu hoch, zu weit. Sie hätte durch mehre Bogen und Pfeiler verengt erſcheinen müſſen. Die Vehmrichter ſollten entweder ſchwarze Helme mit heruntergelaſſenem Viſir, oder doch ganz ſchwarze Vermummungen tragen, da ſie ſtets gänzlich unbekannt blieben und daher nicht mit ihren fleiſchfarbenen Geſichtern da ſitzen durften. Das Einzige, was an der Decoration gelobt werden konnte, war der gemalte, ſchwarze Vorhang, hinter dem Sitze des Freigrafen. Man ſieht daraus, wie eine unbedeutende, ſinnig angebrachte Nüance den Eindruck verſtärkt und wie der aufmerkſame Zuſchauer dergleichen willig anerkennt. Dieſe kleine ſchwarze Drapperie gab der ganzen nüchternen Sache einige Bedeutung, dies machte die Höhle mehr zum Sitze der Vehme, als die Todtenköpfe, die Fackeln, die ſchwarze Tafel, die weißen Schranken, ja als die Richter ſelbſt. Dahinter konnte man ſich wenigſtens Schreckniſſe denken, und der Maler, der dieſe Drapperie ſchuf, ergänzte ſehr ſinnig und phantaſiereich die unvollkommene Aufgabe der Regie.

Dahinter lauert ſie, die eiſerne Jungfrau mit ihren Schweſtern und den ausgebreiteten Armen, der Block mit dem Beil, hundert erhobene Dolche, alle Grauen der Nacht, des Todes und des furchtbarſten Tribunals.

In dieſer Decoration, vor dieſen Richtern ſteht nun „der alte, wilde Kläger“. Der Darſteller hat das Verdienſt, ſehr verſtändig zu ſprechen, die Sätze ganz herrlich zu ſondern und ſo bündig auseinanderzuſetzen, daß Alles klar wird und nicht der leiſeſte Zweifel bleiben kann. Deshalb lieben wir ihn vorzüglich in Expoſitionen, wo ein unverſtändliches Wort uns über den Zuſammenhang des ganzen folgenden Stücks in Dunkelheit laſſen kann. Hier war aber neben der Deutlichkeit noch eine andere Aufgabe zu löſen. Der alte, wilde Kläger, der, aus dem Getoſe ſeiner Werkſtatt, durch die Schönheit und wunderbare Gemüthsſtimmung ſeines Mädchens aufgeſchreckte Vater, der ſchlichte Bürger, der dem mächtigen Grafen gegenüberſteht, der reich, jung, ſchön und herrlich iſt, und noch überdies mit Zauberkräften begabt, und Alles, nach der Meinung des Alten, anwendet, um ihn zu verderben. Dies Alles darzuſtellen iſt nicht leicht. Die umſtändliche, ganz undramatiſche Schilderung verlangt Ruhe, die Gemüthsverfaſſung grimmige Haſt. Der Schauſpieler war aber offenbar zu weich. Auch ſein Aeußeres entſprach dem alten, wilden Waffenſchmiede nicht. Von der Haarlocke des Scheitels bis zum Schuhbande wäre zu tadeln, erlaubte es der Raum, auch hierüber weitläufig zu werden. — Der Graf Wetter war der allergewöhnlichſte Ritter, den je das Theater ſah, ſeitdem Helden in Leder und Blech darauf herum ſpuken. Ihn ſehen und hören und des Vaters Ruhe war gerechtfertigt, Käthchen gehörte ins Tollhaus, und auch die Vehme, da ihr das Urtheil über den Schauſpieler nicht zuſtand, hatte Recht, das Ganze für eine Faſelei zu nehmen und den Junker frei zu ſprechen. — Was ſich nun im Walde bei der Köhlerhütte zutrug, war eben ſo erbaulich. Die ganze Scene ſah aus, als ob, wie es in den Proben alter, gut eingeübter Stücke zu geſchehen pflegt, die Schauſpieler alle nur ihre Reden markirten, um die Stichwörter zu bringen.

Was leiſe geſprochen werden ſollte, wurde laut verhandelt, man that ſo, als wußte man, die Fremden dürften es doch nicht hören. Und endlich Kunigunde! dieſe Thurneckerin, die alle deutſchen Ritter gegeneinander hetzt, wie war es möglich, dieſe Rolle ſo zur Traveſtie zu machen? Wir geben zu bedenken, daß Kunigunde ein ſtolzes, ränkeſüchtiges, reiches Fräulein war. Eine undankbare Rolle freilich, aber dennoch eine Rolle für eine Schauſpielerin im vollſten Sinne des Wortes. Die Rollen ſind nicht immer geſchrieben, um die Schauſpieler zu ergötzen, ſondern zum öfterſten dazu, auch dem Publicum einiges Vergnügen zu machen.

Im nächſten Akte ſehen wir nun wieder Kunigunde von Thurneck, wie ſie ſich von einem alten Weibe die Fiebertraumgeſchichte des Grafen erzählen läßt. Ueber Kunigunden haben wir ſchon genug geſagt und bleibt uns nur noch des alten Weibes zu erwähnen. War eine gar ſtattliche, mit Atlas und Silber garnirte, mit Locken verbrämte Frau, die Alles in eben dem Tone, in eben der Weiſe und mit eben ſo weitausgreifenden Bewegungen vortrug, wie das edle Fräulein von Thurneck ſelbſt. Der Dichter ſchafft Contraſte, des Reizes wegen, der ihnen inwohnt, der Maler, jeder Künſtler ſtrebt dahin, und das Theater, dieſes bewegliche, lebenvolle Kunſtwerk, das den weiteſten, nützlichſten Gebrauch davon machen könnte, ſollte ſich ihrer überheben dürfen? Es iſt ſo leicht, für die Scene Contraſte zu bilden. Jeder Menſch hat, wenn er ſie gehörig zu cultiviren ver ſteht, und der Schauſpieler muß es ja ohnehin, eine ſich ſchroff abſondernde Individualität. Warum nun aber Alles verwiſchen? Warum es zugeben, daß eine alte Schachtel, eine Plaudertaſche, eine Hexe, Krankenwärterin im Schloſſe, noch ſchöner ſei und bündiger ſpreche, wie das edle Fräulein von Thurneck ſelbſt?

Kommt nun die Scene in der Dorfſchenke und die Verwechſelung der Briefe. Das muß ein kurzes Theater ſein, damit dahinter Graf Wetter im Nachdenken, Gottfried im Putzen des Helmes und Brummen ſchon vertieft ſein könne. Es iſt Nacht, die Thüre verſchloſſen, warum treten da erſt Beide auf? Wir werden nicht heimiſch auf dieſer Burg, wie in dem ganzen Stück. Ueber die Leiſtungen der Gäſte in dieſer ſchönen Scene hier zu ſprechen, liegt diesmal außer unſerm Vorſatz. Endlich Verwandlung, brennende Burg, Spektakel, Lärm! Nie werden wir dieſem Unweſen das Wort reden. Leute von Geſchmack widert es an und ſelbſt für die Menge hat es allen Reiz verloren. Hier blos verſtändig anzudeuten, wäre das Beſte. Was ſoll man nun aber dazu ſagen, wenn nichts angedeutet, ſondern Alles ganz materiell und flach uns vor Augen gebracht wird, und dabei dennoch verkehrt, unordentlich, Lachen erregend! Wenn während einiger kurzen, ſchnellgeſprochenen Reden Statiſten auf ihre Schilde klappern, daß man in einer Schmiede zu ſein glaubt; wenn Alles zur unrechten Zeit zuſammenläuft und ſich begegnet; wenn ſechs grüne Kerle hierhin, ſechs gelbe dorthin rennen, wenn Kampflärm mit einem Male verſtummt, wie eine Weckuhr, die abgelaufen iſt, wenn etwas Colophonium aus den Couliſſen geblitzt, ewig ſtarke Ringmauern und Pfeiler bewegt und ſie ohne Getöſe zuſammenſtürzen läßt, wenn gutmüthige Kerle ſich langſam, bedächtig und ungeſchickt in einen Graben legen, um ſich verſchüt ten zu laſſen, wenn aus dieſem Graben ein Cherub ſteigt, ſtatt ſich aus den Wolken herabzuſenken? Soll noch mehr aufgezählt werden? Ich dächte, es wäre an Dieſem genug!

Man überlaſſe ohne Neid dieſe elenden Behelfe andern Bühnen, die Hofbühne einer Hauptſtadt ſtrebe andern Effecten nach. Studium, Geſchmack, Einſicht in das Kunſtwerk ſeien ſtets aus allen ſceniſchen Anordnungen erſichtlich. Wer den Erdgeiſt im Fauſt mit dem alltäglichen rothen Opernfeuer beleuchten wollte, würde die Scenerie des Fauſt nicht begreifen, eben ſo Der, der in der Hexenküche eine Wolfsſchlucht anbrächte. Aber in der einfachen Anordnung von Fauſt's Studirzimmer, in der Volksſcene bei Valentin's Ermordung, im Dome, im letzten Rufe von oben: „er iſt gerettet!“ da kann der Ordner zeigen, ob ihn höhere Anſichten leiten, ob ein Werk ihn begeiſtere und ob er mit den Mitteln zu ſchalten verſtehe, die ihm die Scene überantwortet.

Doch ich ſehe, daß ich von der Darſtellung unſeres Käthchen's gänzlich abgekommen bin, und ich glaube, das lange, beſchriebene Blatt nunmehr mit Schrecken betrachtend, daß es nicht der Mühe lohnt, wieder dahin zurückzukehren

Eßlair.

Lange Zeit war Eßlair entfernt, er war in Wien und in den öſterreichiſchen Provinzen; eine Tour, die er faſt alljährlich unternimmt. Nun iſt er ſeit einigen Tagen wieder zurückgekehrt, und am 30. Juli gab er den Capitain Kopp, in einem froſtig-altmodiſchen Luſtſpiele Duval's, das mindeſtens eben ſo viel Jahre, als der Juli Tage zählt.

Unſer Künſtler will in keiner neuen Rolle mehr auf der Bühne erſcheinen, wir können ihm das nicht verdenken. Andere Schauſpieler zogen ſich viel früher gänzlich zurück, um in dem Andenken ihrer Zeitgenoſſen als Heroen der Kunſt fortzuleben, Andere raffte der Tod dahin, und Jene, wie Dieſe, ſind es, von welchen die Traditionen, gleich ſchönen Sagen, im Volke leben. Eine ewige Jugend umgibt ſie, ihr Alter ward dem Publicum entzogen; die weißen Haare, die hinſchwindenden Kräfte — das geſchwächte Organ — gehören dem Herde, der Familie, nicht der Scene mehr an — und Schröder's Ruhm iſt deshalb noch ſo jung und friſch, weil er auf der Höhe des Lebens den Blicken ſeiner Zeitgenoſſen entſchwand.

Nicht Jeder darf ſich dieſes Glückes erfreuen. Eßlair's Stellung zur hieſigen Bühne, die in dieſem Augenblicke an edeln Kräften keinen Ueberfluß hat, erheiſcht ſeine fortwährende Mitwirkung, und wir erkennen es mit Dank, daß er uns noch dann und wann das ſchöne Bild des greiſen Siegers zeigen will.

Man hat in neueſter Zeit, unter uns faſt bis zur Ungebühr, die Klage erhoben über das auswärtige Gaſtiren der Künſtler, ja, man ging wol ſo weit, es ſelbſt Eßlair übel nehmen zu wollen, daß er in andern Städten ſpielte, unter dem Vorwande einer ärztlichen Verordnung: „Zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit.“ Bedenkt man aber wol dabei, daß es blos durch ſolche Auffriſchungen faſt verblichener Lebensbilder der Phantaſie noch möglich iſt, zu ſchaffen, oder glaubt man, daß in der Einförmigkeit unſerer überdrüſſigen Tagesgeſchäfte, beim Klappern der Werktags-Mühle und im Rad-Treten der großen Theateruhr, die edlern Seelenkräfte eines alternden Mannes ſehr befruchtet werden können? Kann man es ſich nicht leicht vorſtellen, wie ein Frühling in dem ſonnigen Grätz, wie eine Reiſe durch die Alpen, die Donau hinunter, wie der rauſchende Empfang einer ungewohnten kunſtſinnigen Menge auf den Gaſt begeiſternd wirken, ihn ſtärken und aus der Schlaffheit, die Winter, Alter und Krankheit um ihn geſponnen, mit freundlicher Gewalt emporreißen? Solche Reiſe ſtählt ihn dann wohl, uns noch manchmal den Eßlair von Ehemals ſchauen und bewundern zu laſſen, und wir wollen ihn noch recht lange ſo beſitzen! Oder glaubt man, die Begeiſterung kehre auf's Commando ein, die Phantaſie bedürfe keiner Nahrung, die Seele keiner Aufrichtung? Alle Tage ins Joch — für richtig gezahlten Lohn gut gelieferte Arbeit — wer ſolche Ausſprüche wagt, und es ſind deren gar Manche, hat ſicherlich keine Einſicht in das Weſen der Kunſt.

Man betrachte doch nur Männer von Eßlair's Alter, die ihr ganzes Leben im Bureau oder einem andern ertödtenden Geſchäft hingebracht haben, ſtets nur mit ihren Laſten und Sorgen kämpfend, jeden wiederkehrenden Tag in die gewohnte Stube, an den grünen Tiſch tretend, um mit dem bekannten Handwerkszeuge umzugehen; ſei dieſes nun Papier und Feder, Hobel, Raspel, Feile oder Nadel! Und nun denke man ſich einmal ſolche Greiſe nur in der Kleidung eines Helden, wie ſie Eßlair noch ſo heldenmäßig trägt. Greiſe, nicht älter als er, mit den ſchlotternden Kiefern, den Hängebäuchen, den knolligen Beinen, und nur eine Rede, eine Seite lang gebt ihnen zu memoriren — halt! — hör' ich rufen — das thut die Uebung! Eßlair's Gedächtniß iſt geübt und das der Andern nicht. Aber man kann nur ein Vermögen üben, ſo lange man es noch hat, und Eßlair hat kein Gedächtniß mehr, er iſt ſechzig Jahre ſo gut wie die Andern, und er will in keiner neuen Rolle mehr auftreten, weil er ſie nicht mehr auswendig lernen kann. Aber die höhere, die ihm innewohnende Kraft des Genius überwindet die Schwächen des Alters und läßt ihn uns ſo herrlich erſcheinen.

Und wollt Ihr noch immer nicht zugeſtehen, daß es wol beſonderer Mittel bedarf, eine ſo wunderbare Macht über Jahre und Hinfälligkeit auszuüben? Ihr ſtimmt darin überein, daß eine Luftveränderung Euch geſund und erſprießlich ſei, und Ihr wendet ſie an, um Euern Appetit zu ſtärken, damit Ihr die alte Uebung nicht aufgeben dürfet und bis ins hohe Alter lang tafeln und weidlich trinken könnt, und Ihr wollt es dem greiſen Künſtler mißgönnen, wenn er

Reiſen unternimmt, zur Stärkung ſeiner Seele, um ſeinem Berufe länger leben zu können?

Und ſo kehrte er uns denn wieder! Im vorigen Jahre erſchien er als Göz, als er von der Reiſe kam. Wir hätten wol gewünſcht, ihn in einer ähnlichen Rolle auch diesmal wieder zu ſehen. Das Edle, Große, Gediegene iſt ſeit lange ſo verwiſcht von den Tafeln unſerer Bühne, daß die Wiederkehr Eßlair's füglich hätte dazu benützt werden können, das Andenken daran aufzufriſchen. Aber das Perſonal iſt eben ſo zerriſſen als unbedeutend in dieſem Augenblicke, daß das ſtolzbenannte Hof- und Nationaltheater nun einmal durchaus kein Hof- und National-Repertoir zuläßt.

Eßlair und wir mußten uns daher mit jenem Alexander Duval begnügen, den ſeine Landsleute ſelbſt lange ſchon vergeſſen haben.

Unſer Held, der den Shakeſpeare ſelbſt ſo unvergleichlich gibt, mußte in einer ſo ſchaalen, geſchmackloſen, faden und erbärmlichen Verwäſſerung des Lieblingshelden Shakeſpeare's, ſeines geherzteſten Schooskindes, des fünften Heinrich, ein Nebenröllchen ſpielen. Die Zeichnung, wenn nämlich eine da iſt, entbehrt der Färbung, man nehme denn den unſeemänniſchen Fluch: „der Teufel ſoll mich holen!" etwa dafür. Eßlair thut eben auch nichts, ihr einen beſonders eigenthümlichen Farbenton zu geben. Es wäre auch ſchwer, ja wol unmöglich, aus dieſem Kopf einen alten, echten Kaper-Capitain, nun Wirth einer Matroſenſchenke in Londons Hafen, zu machen. Einen dickwanſtigen Burſchen mit der gebräunten narbigen Stirne, ſpärlich grauem Kraushaare am Hinterkopfe, der rothen Kupfernaſe, dem breiten Munde, der eben ſo gern lacht als trinkt und flucht. Wahrlich, wenn uns eine ſolche echte Figur in der verpfuſchten Pinſelei Duval's entgegenträte, ſie würde die Harmonie der unübertrefflichen Flachheit zerſtören, die ſich in den Worten wie in der Handlung gibt.

Eßlair ſtellte dieſe Rolle mit ſeiner ſchönen, unnachahmlichen Natürlichkeit dar, und dies gießt den Zauber über jede ſeiner Darſtellungen, und dies bringt eben die groſe Wirkung hervor. Wollten doch ſeine Mitſpielenden, namentlich die Jüngern, dieſe Weiſe beherzigen und ſie in ſich aufnehmen, ehe ſie ihnen entſchwindet. Es wäre traurig, wenn mit ſeinem Abtreten das ganz natürlich, wie ohne Abſicht, von den Zuſchauern gehört zu werden, hingeſprochene Wort nicht mehr auf unſerer Bühne erſchallen ſollte. Und wahrhaftig, wenn die jungen Leute ſich nicht bald dieſen Ton aneignen wollen, ſo dürfte es zu ſpät ſein. Wie der Page, das Mädchen, der Kronprinz, Rocheſter Alles ſo ſtark betonen, wie ſie die unbedeutendſten Worte doppelt unterſtreichen, um ſie dem Publicum recht bemerkbar zu machen, gleich als trauten ſie uns nicht Fähigkeit genug zu, einem Dialoge, wie im gegenwärtigen Luſtſpiele, ohne alle Anſtrengung zu folgen! Bedürfte es da wol der ihrigen, um uns das Alles verſtändlich zu machen? Sind denn blos Kinder und Ungebildete im Theater? Den meiſten Zuhörern vom Jahre 1833 gibt ein ſolch Duval'ſches Stück von 1800 gewiß nicht den kleinſten Stoff zum Nachdenken.

Und wie das „Bei Seite" von den Schauſpielern gemisbraucht wird — wie es alle Wahrſcheinlichkeit zernichtet! Da horcht auf Eßlair und lernt von ihm, wie man vor ſich hinmurmeln muß, wie es abſichtslos und doch ſo verſtändlich dabei geſchehen kann. Selbſt zur Beſetzung dieſes Lückenbüßers langte indeß unſer Perſonal nicht aus. Die Repräſentanten des jungen, ſo wie des alten Wüſtlings fehlten. Beide Darſteller derſelben ſind ſehr fleißige und gewiß auch brauchbare Schauſpieler, und ſie verbarben eben auch hier nichts, wo es eigentlich nichts zu verderben gab. Aber einem jungen, ſlatterhaften Prinzen, dem ſolch unglaubliche Streiche angedichtet werden, muß ein hoher Grad von Liebenswürdigkeit, von leichtem Weſen beigegeben ſein; ſein ſchönes Haupt muß ſich auf dem hohen, ſchlanken Halſe hin- und herwerfen laſſen, die Locken müſſen fliegen, der Blick glänzen, man muß ſich überreden können, daß man das fröhliche Blut in den durchſichtigen Adern hüpfen ſehe; dabei der feinſte Anſtand, der ihn auch in der Verlegenheit nicht verlaſſen darf, und dieſe ſelbſt ſoll ſich nie zur wirklichen Angſt ſteigern, ſondern uns immer zu verſichern geben, daß es nur eines Hauches bedarf, um alles Feindliche zu zerſtreuen, und daß Duval, der ſchlechte Luſtſpieldichter, nur allein Schuld daran ſei, wenn dem Kronprinzen von England Fatalitäten auf Londons Straßen begegnen.

Rocheſter war beſſer. Ihm fehlte nur etwas leichte Beweglichkeit und mehr Bosheit — ich meine damit die leichtfertige Heimtücke des ſchlauen Hofmanns.

Der Page war nicht Meiſter ſeiner Aufgabe geworden. Namentlich verdarb er das „Bei Seite“ gänzlich, und vergaß in der Maſke des Italieners oftmals den angenommenen Dialekt, der — ſo unvollkommen er ihn ſich zu eigen gemacht hatte, dennoch conſequent durchgeführt werden mußte.

Von Seite der Regie bekamen wir in Kopp's Seemannsſchenke einen Prachtſaal zu ſehen, Tapeten roth mit Gold, alte Wappen umher und eine Wand ganz von Glas, welche die Ausſicht in andere Gemächer zeigte; den Saal ſahen wir einſt bei einem Könige von Cypern und anderen hohen Herrſchaften, wo er uns mehr an ſeinem Platze ſchien. Glaubt man vielleicht, ſolcher Säle erfreuten ſich durſtige Matroſen, ſolcher Säle bedürfe es, um Zechen von

19 Guineen zu machen? Ich dächte doch, man dürſe dergleichen nicht gerade durch Autopſie kennen, um die Unſchicklichkeit davon einzuſehen. Sollten die Bewohner jenes Saales ſich wol noch über Pracht verwundern, wenn ſie in das graue einfache Vorzimmer des Kronprinzen treten, wie dies von ihnen im dritten Akte geſchieht? Und wie waren die Kellner gekleidet! Moderne grüne Jacken, mit Schößen, Weſten, Halsbinden u. ſ. w. Auf das Coſtüm des Einzelnen wird zuweilen ein Aufwand von Fleiß und Koſten gemacht, der zum öfterſten ganz überflüſſig iſt, und hier werden ſolche grobe Verſtöße geduldet.

Doch genug! Eßlair möge mir verzeihen, daß ich ſeine erſte Erſcheinung dazu benutzte, ſo manche Betrachtung, die ſich mir dabei aufdrang, hier auszuſprechen. Wir hoffen Alle auf beſſere Zeiten, und ſo glaube ich, daß es ihm auch noch vergönnt ſein werde, die ſchönen Strahlen ſeiner untergehenden Sonne in eine neue Aurora hinüber glänzen zu laſſen.

Theater in Büchſenhauſen.

Ich habe auf einer kleinen Reiſe, die ich unternommen, dieſes Theater entdeckt, darf ich ſagen, da bis jetzt von demſelben noch kein Kritiker geſprochen hat. Aber auch ich will nicht als Kritiker davon ſprechen, ſondern nur von dem Daſein dieſes liebenswürdigen Theaters meine Leſer benachrichtigen. Ich traf es zufällig an einem ſchönen Nachmittage, als ich an den Ufern des Inn nach dem alten Jagdſchloſſe Kaiſer Maximilian I. pilgerte, das die „Weiherburg“ genannt wird, und von wo man einen köſtlichen Anblick auf Innsbruck, Hall, Ambras und viele Dörfer, Klöſter und Schlöſſer hat. Dort links vom Wege, auf dem Hofe einer gutmüthigen, alten Bäuerin, ſteht das Theater, zwar nur von Bretern errichtet, aber dafür mit ſchönen und buntfarbigen Decorationen geſchmückt, wo eine Geſellſchaft ſtattlicher Landdirnen große Ritterſtücke aufführen ſoll, wie man mir ſagte, im Angeſichte des ganzen Ober- und Unterinnthales in ſeiner vollſtändigen, impoſanten Majeſtät. Eine kleine Thür war geöffnet, wo man das Eintrittsgeld erlegte und wo mir ein Zettel überreicht wurde, deſſen Inhalt ich ſogleich mit gierigen Blicken verſchlang; hier iſt er mit gewiſſenhafter Treue:

„Mit gnädiger Bewilligung wird heute Sonntag von einer Mädchengeſellſchaft aufgeführt ein Trauerſpiel unter dem Titel: die heilige Genovefa, ein wahrer Spiegel der Geduld. Es wird auch in jedem Akt der Vorſtellungen die Jugend des Egyptiſchen Joſeph entgegen vorgeſtellt. Der Schauplatz iſt bekannt. Es kann auch bei jeder Witterung geſpielt werden. Der Anfang iſt um ½ Zwei Uhr.“

Nämlich Nachmittags und das Ganze hat um 5 Uhr ſein Ende erreicht. Der erſte Platz koſtete, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu ſetzen, 12 Kreuzer. Ich zahlte mit Freuden das Doppelte. Was ich dafür zu ſehen und zu hören bekam, war zu köſtlich, als daß ich meine Wohlthätigkeit hätte bereuen können. Es war, wie es der Zettel beſagte, die Pfalzgräfin Genovefa von einem ſchmucken Mädchen dargeſtellt, aber auch Pfalzgraf Siegfried war ein Dirnlein und Golo, der Verräther, desgleichen. Eine Geſellſchaft blutjunger, zum Theil ſehr hübſcher Mädchen ſpielten wirklich Komödie, die Männer- und Frauenrollen, ſie hatten ihre Verſe, denn Alles war in Alexandrinern geſchrieben, meiſterhaft memorirt. Die Innsbrucker zwar, d. h. diejenigen, die nicht dort geweſen waren, und die ich Abends im goldenen Adler ſprach, ſpotteten gewaltig darüber und begriffen das Landgericht nicht, welches dazu die Bewilligung ertheilte; ich aber — aufrichtig geſtanden — ich begriff die Innsbrucker nicht, daß ihr k. k. Nationaltheater ſie ſo hatte verwöhnen — ſo abſtumpfen können gegen dieſen Genuß. Dabei dankte ich wirklich dem Himmel, daß er mir nun ſeit 18 Monaten ſchon den Genuß des münchener

Theaters gnädigſt geſtattet hatte. Ich war ſehr empfänglich für Alles, was ich hier ſah und hörte. Daß die tyroler Dilettantinnen die Verſe etwas pathetiſch herſagten, mitunter recht ſtark ihren Dialect nicht *ſprachen*, ſondern *unterdrückten*, wodurch eben ein ſo nervenreizendes Salmigondi entſteht, und daß ſie auch überhaupt ſo weit als möglich ſich von der Natur entfernten, dieſes ließ mich nicht im Geringſten an Zeit und Raum denken, die zweiundzwanzig Meilen verſchwanden, Innsbruck verſchwand — kurz Alles — ich war daheim wie immer, aber wie dann wieder mein Auge auf die Felskoloſſe fiel, mit Schnee bedeckt, die von der Glut der untergehenden Sonne geröthet wurden, da beſann ich mich gleich, wo ich war, und ich konnte ſelbſt nur mit Widerwillen an die Gletſcher von Battiſt im münchener Wilhelm Tell denken und an die blauen und rothen Lampenfächer dahinter, an den ſchwitzenden Regiſſeur und die ſchmuzigen Theaterleute dabei — und ich erſtärkte mich an den vielen hundert Landleuten von nah und fern, die auf dem nächſten Felſenamphitheater ernſt zuſchauend herumſaßen, und fand Alles gut — gut — und beſſer, wie die Kunſtſchüſſeln voll Anmaßung, welche uns beim kochenden Lampenöle ſervirt werden. Mein Schauſpiel war zu Ende und ich lief in meiner Eigenſchaft als alter Regiſſeur auf die Bühne, um die Bekanntſchaft der Directorin zu machen. Ich hatte wol ſchon Gelegenheit, in meinem Leben einige ſolcher Frauen von nahe zu kennen, deren Oberlippe, gleich der niederländiſchen Margaretha, von einem Bärtchen geziert wurde, und die einen Schritt am Leibe hatten, womit ſie ein Herzogthum erzittern machen konnten.

Allein auch hier ſollte ich auf das Angenehmſte überraſcht werden. Ich wurde, als ich meinen Wunſch ausgeſprechen hatte, vor dieſe moderne Maſia geführt zu werden, zu Frau Anna Prizin gebracht, welche ſich nicht mit dem ſtolzen, undeutſchen Titel: Directrice benennen läßt, ſondern viel beſcheidener und dabei bezeichnender ſich ſelbſt die „Spielführerin“ nannte.

Sie iſt die Witwe eines Schuhmachers in Pradl und hat ſonſt auch Komödie geſpielt. Jetzt begnügt ſie ſich damit, Stücke zu dichten und ſelbſt in die Scene zu ſetzen. Sie nimmt es darin mit unſern fruchtbarſten Schriftſtellerinnen in dieſem Fache auf. Es iſt hier nämlich nur von Geiſteskindern die Rede. Ja, ſie überflügelt ſie ſogar, in einer gewiſſen Hinſicht, denn — alle Stücke, die ſie ſchreibt, werden auch gegeben. Bis jetzt wurden 21 Theaterſtücke von ihr zur Welt gebracht. Hier folge nun eine Art von raiſonnirendem Katalog über ihre Hauptwerke, wie ſie ihn mir mit großer Beſcheidenheit mitzutheilen die Güte hatte.

„Mein Frühſtes war: Ritter Theodor — ſehr gut ausgefallen. Dann kam die Paſſion — 123 Perſonen ſpielten es. — Kaiſer Octavianus — prächtig ausgefallen. — Ritter Pontus, Königsſohn von Gallicien — gar ein ſchönes Stück. — Johann und Paul, die Wetterherren. — Kaiſerin Hildegarde und die heilige Cäcilia. — Lupoldus, Herzog aus Schwaben, oder Kaiſer Konradus — gar eine ſchöne Begebenheit. — Die Hochzeit auf der Alm — ausbündig ausgefallen, ein ſchönes Stück. — Euſtach und Alexis und Eugenia. — Johannes Quarinus. — Chlorus und Chloriſanthus, zwei Meuchelmörder. — Florida, das ungerathene Kind. — Mathilde von Arlſtein. — Ferdinand, oder Herzog von Arragonien. — Albert oder das belohnte Meßopfer.

Doch genug! Aus dem hier Geſagten, und wenn man bedenkt, daß dieſe Stücke alle den größten Beifall davon trugen und noch immerwährend gegeben werden, indeß meine würdige Spielführerin ſtets neue ſchreibe, wird man erſehen, daß ich früher zu ihrem Lobe nicht zu viel vorausgeſchickt habe.

Sie iſt eine Frau von ungefähr 50 Jahren und von gutem Ausſehen. Von früheſter Jugend hatte ſie dieſen Trieb zur Dichtkunſt, den ihr Mann, der ehrliche Schuſter, ſtets nährte. Es iſt ſonderbar, daß dieſer poetiſche Geiſt in dem Schuhmachergewerke ſtets heimiſch iſt. Was ihre „mise en Scène" betrifft, ſo kann ich ſie loben. Es iſt Alles ſo ſinnig und kunſtgerecht, wie man es nur wünſchen kann. Die Mädchen haben vortrefflich ihre Rollen memorirt und die Coſtüme ſind paſſend und kleidſam. Auch Briefe kommen in dieſen Stücken vor, die vorgeleſen werden, wie denn das ein Nothbehelf iſt, den ſich unſere Theaterdichter nicht nehmen laſſen und der gewöhnlich zur Ungebühr angewandt, ſo langweilig wird. Wir wollen ihn daher unſerer wackern Frau Pritzin nicht höher als den Andern anrechnen, um ſo mehr, da dieſe Briefe, weit entfernt langweilig zu ſein, zu meiner Unterhaltung beigetragen haben.

Ich habe mir einen dieſer Briefe verſchafft, der im Ritter Pontus vorgeleſen wurde; ich bin im Beſitze des koſtbaren Originals, jenes Exemplars, das die ſchöne Eleonore ſelbſt auf dem Theater las, und will es hier als Probe mittheilen:

„Liebſte Eleonore, weil ich nun des Vaters Reich jetzt gänzlich meiden muß, ſo wil ich dir noch dieſes Schreiben hinderlaſſen. So bald du das Schreiben gefunden haſt, behalt es bei dir und folge mir nach, du wirſt mich andrefen an den beſtimmten Ort. Weil nun der Vater ſo grauſam mit mir verfahret, und mich wegen ſo einer Kleinckeit aus dem Land verbannt, ſo laſen mir dieſes dem Vater nicht ungerochen, mir wollen alſo dann in ein fremdes Land hinziehen und uns Volk ſammeln. Alsdann ziehen wir als Rewelen in unßer Vaterland zurück. Dann wollen mir den alten Vater vom Throne ſtürzen, und durch Rewelliren das Leben ihm abkürzen; dieſes iſt alſo mein feſtgeſetzter Schluß daß auch Wilhelm mit ihm auch ſterben muß — dann wollen wir uns glücklich ſchätzen und uns Beide ſogleich auf den Throne ſetzen."

Um genau zu ſein, füge ich noch hinzu, daß noch eine ausgeſtrichene Zeile im vorliegenden Originale ſich findet, worin ich jedoch deutlich die Worte leſe: „und Beide wir uns glücklich ſchätzen." Es iſt offenbar eine Wiederholung, welche aber auch abſichtlich ſein kann. Man darf wol annehmen, daß dieſer zweimalige Ausbruch der Freude in den „engliſchen" Gemüthern der Cenſur, die, wie man weiß — ſehr ſtrenge im Lande iſt, zu ſtark war, und daß ſie daher die verſtärkende Wiederholung hier zu ſtreichen für rathſam hielt.

Man kann ſie nicht tadeln, vielmehr wird einem Jeden bei Durchleſung dieſes wichtigen Aktenſtücks die ungemeine Nachſicht einleuchten, welche die Handlungen dieſer milden Cenſur leitet.

Die Zwiſchenakte werden durch mimiſche Darſtellungen oder ſogenannte Tableaux ausgefüllt, deren Stoff größtentheils aus der Bibel entlehnt iſt. Ein Genius mit Flügeln und einem Scepter in der Hand geht vorn bei'm Souffleurkaſten auf und ab und ſingt die Erklärung dazu.

In allen dieſen Stücken erſcheint jederzeit eine „luſtige Perſon", die landesmäßig gekleidet iſt, nur etwas phantaſtiſcher mit Blumen und Bändern aufgeputzt. Von dem

Darſteller dieſes Charakters hängt, wie natürlich, das Gelingen und Mißlingen des Ganzen in hohem Grade ab.

Die barocke Zuſammenſetzung von wahrhaft Phantaſtiſchem und alltäglicher Trivialität, ein oft poetiſcher Schwung neben Bombaſt und falſchem Pathos, kerngeſunde Laune neben kränkelnder Sentimentalität, alles Dieſes ohne Maß und Erkenntniß gegeben, ſoll oftmals an Raimund's Schöpfungen dieſer Art erinnern, wie mir bewährte Freunde ſagten, welche öfter Gelegenheit hatten, dieſe Vorſtellungen zu ſehen.

Hier noch ein Pröbchen eines gar nicht übeln Abſchiedsbriefes, den Eva Rummelpuff an Daniel Nothnagel, Knappen auf Hohenkrehen, ſchreibt, an ihren lieben „Nichts darhinter und nichts darvon“:

„Wertheſter Freund Daniel!
Ich bedank' mich ſeiner Liebe,
Ich dank' für ſeine Treu':
Er kann machen, was er will,
Von mir aus iſt er frei.
Des Menſchen Herz und Sinn
Verändert ſich gar bald,
Er iſt mir ſonſt ſchon recht,
Aber halt viel zu alt.
Ich hab' bereits im Ausland
Schon ein' Partie gemacht,
Ich hätt' mir's nicht gehofft,
Daß mir das Glück ſo lacht.
Ein allerliebſtes Männchen
Von etlich zwanzig Jahren
Sah mich und hatt' die Gnade
Sich in mich zu vernarren.
Auch er gefiel mei'm Guſto,
Ich nahm ihn auf der Stell',
Und ſo ſchreib' ich den Abſchied
Dem Herrn Daniell.

Herr Daniel er denk' ſich
Es war nicht ſein Beruf
Ein Eheband zu ſchließen
Mit Eva Nummelgruff.

Sind das nicht Verſe, die ſich in vielen unſerer Stücke nicht beſſer vorfinden?

Die obige Aufnahme, die ich von Seiten der Spielführerin und ihrer „Mädchengeſellſchaft," wie ſie hier genannt wird, erfuhr, verpflichtete mich zur größten Dankbarkeit. Es wurden Wein, Würſte und andere Erfriſchungen herbeigeholt, und man ſaß ſchwatzend auf der Bühne, eſſend und trinkend und luſtige Weiſen ſingend. Das große Zeltdach, welches die Zuſchauer vor der Sonnenhitze geſchützt hatte, wurde nun zurückgezogen und der herrliche Abendhauch ſtrömte von den Bergen in die Bruſt der frohen Geſellſchaft, die ſich durch einige Freunde aus der Stadt noch auf angenehme Weiſe vermehrt ſah. So viel iſt gewiß, daß es kein großartigeres Schauſpielhaus geben kann, als das meiner lieben Tyroler bei Innſpruck. Das Portal iſt die Porta Claudia in ihrer einfach großen Schauerlichkeit, das Amphitheater das weitmächtige Ober- und Unterinnthal, die Verſetzſtücke ſind ſechs bis achttauſend Fuß hohe Felſen, die Soffiten der unendliche Himmel mit ſeinen ziehenden Wolken, und der Souffleur der zur Seite dahinfließende Kiesbach mit ſeinem Murmeln, wie von neckenden Erdgeiſtern erzeugt, der dieſen kernichten, wackern Schauſpielern ihre kräftigen Naturtöne anzugeben ſcheint.

Aber wenn lange die Komödie ſchwieg, und Alles ſtill und ſtumm wird, ſitzen wir noch gern am Rande des Felſens und hören dem lieblichen Souffleur zu, der unermüdlich ſein freundliches Geſchäft treibt und deſto lauter wird.

je größer die Stille um ihn. Und ruhig, wie wir ſind, werden uns dieſe Töne verſtändlich, wir ſehen dann ein, wie wenig wir von unſeren Rollen wiſſen, wie ſchlecht wir ſie ſpielen und wie weit wir uns von der Sprache der Natur entfernt haben, die uns der ſtrudelnde Bach vorſagt, der ordentlich manchmal böſe dabei zu werden ſcheint.

„In die Scene ſetzen."

In neueſter Zeit iſt der Ausdruck: „In die Scene ſetzen," bei allen deutſchen Theatern eingeführt worden; ich hörte ihn zum erſten Male im Herbſte des Jahres 18 in Wien und wußte damals nicht recht, was ich mir dabei denken ſollte. Herr Karl Blum, dem ich auf der Straße begegnete, ſagte mir: er wolle noch ſo lange in Wien verweilen, bis er ſein neueſtes Ballet „Aline" in die Scene geſetzt haben würde. Es klingt allerdings vornehmer als: geben laſſen, aufführen laſſen, und wir haben es uns offenbar von den Franzoſen angeeignet. Dieſe ſagen aber auch: „la mise en scène," die „Setzung in die Scene," was bei uns bis jetzt noch nicht gebräuchlich iſt.*)

Das Publicum hört nun ſchon ſeit geraumer Zeit dieſe Redensart und es lieſt ſie ſogar in einigen Städten gedruckt auf dem Zettel (wie z. B. in Stuttgart: „Der Vetter aus Bremen, neu in die Scene geſetzt vom Regiſſeur *" oder: „Der Jude, neu in die Scene geſetzt vom Regiſſeur **"), und muß dabei wol auf den Gedanken gerathen, daß die Kunſt, „in die Scene zu ſetzen," älter ſei als der Ausdruck dafür, da das Beiwörtchen „neu" darauf hindeutet, daß dieſe Stücke ſchon vordem in die Scene geſetzt worden waren, ohne daß frühere Zettel davon ſprachen, noch die Regiſſeure daran dachten, ſich auf ſolche Weiſe verewigen zu laſſen. Ich will hier verſuchen, über dieſen Gegenſtand einige Aufklärung zu geben, und ſchicke nur voran, daß in den uns zunächſt liegenden Fällen, wie die Sache einmal beſchaffen iſt, die Nennung des in die Scene Setzenden weniger aus Ruhmſucht geſchieht, als aus einer Regung der Gewiſſenhaftigkeit, damit dem Einen nicht Fehler und Lächerlichkeiten des Andern zu Schulden kommen möchten, die er oft durchſchlüpfen zu laſſen oder gar zu begehen gezwungen iſt. Das Nähere hiervon wird ſich im Verfolge kundgeben; jene Mängel ſind jedoch mit den Geſammtmängeln unſeres deutſchen Schauſpielweſens zu eng verzweigt, als daß an eine Abhülfe ſo bald zu denken ſein ſollte: Etwas könnte jedoch geſchehen, wenn das Publicum von dieſen Dingen mehr Kenntniß nehmen würde, um auch darüber ſtreng und kompetent urtheilen zu können.

---

*) Neueſtens iſt Inſcenirung beliebt worden.

„In die Scene ſetzen" heißt, ein dramatiſches Werk vollſtändig zur Anſchauung bringen, um durch äußere Mittel die Intention des Dichters zu ergänzen und die Wirkung des Drama zu verſtärken, doch immer, wohl verſtanden, nur im Sinne der Dichtung dabei zu verfahren. Das Geſchäft der Mise en scène — man geſtatte mir den franzöſiſchen Ausdruck für das weitläufigere „In die Scene ſetzen" — bedingt alſo nicht nur die vor Allem erforderliche Einſicht in das Weſen eines dichteriſchen Werkes und die vollkommenſte Kenntniß der Kunſt des Schauſpielers, ſondern auch die Kunſt des Maſchiniſten will begriffen ſein, um nicht das Unmögliche und Ueberſpannte von ihm zu fordern, und hierdurch gezwungen zu ſein, ſeiner vermeinten beſſern Einſicht, zum Nachtheil des Ganzen, ſich unterordnen zu müſſen; ferner ſoll man dabei für das Maleriſche ein fein gebildetes Auge vorausſetzen können, um in der Zuſammenſtellung der Decorationen nicht, wie es ſo oft geſchieht, die Linien ſich durchkreuzen und brechen zu laſſen, Schatten und Licht ſo zu vermiſchen, daß jede Täuſchung aufgehoben wird, und Felſen und Bäume auf die Köpfe zu ſtellen oder ohne Sinn und Verſtand auf einander zu bohren. Eben dieſes ausgebildete Gefühl für das Maleriſche darf aber auch bei der Anordnung der Coſtume nicht fehlen. Die Wiſſenſchaft von den Coſtümen überhaupt, ſo wie der verſchiedenen Bauſtile, muß ebenfalls vorhanden ſein, um Anachronismen zu vermeiden, welche — wenn ſie auch von der Maſſe nicht ſogleich heraus gefühlt werden ſollten — doch bei dem edleren Theile des Publicums Mißbehagen erregen und ein Vorurtheil gegen ſämmtliche Bemühungen hervorrufen, indem ſich aus ſolchen Mängeln auf einen totalen Mangel an Bildung bei dem Leitenden und Lenkenden der Schluß ſo leicht finden läßt.

Dieſes complicirte Geſchäft, deſſen hohe Bedeutung für jede Bühne einleuchtet, wird einem Manne übertragen, der den Titel „Regiſſeur“ führt und der bis zur geringſten Umſtändlichkeit für jede Vorſtellung verantwortlich gemacht werden ſoll; denn wenn gleich mehre Regiſſeure ſich im Amte theilen, ſo kann doch nur jedesmal Einer allein funktioniren, und ſein College in der Regie muß ſich dann, eben ſo wie jeder andere angeſtellte Künſtler, ſeinen Anordnungen unterwerfen.

Das Geſchäft des Regiſſeurs: die Miſe en ſcène, beginnt mit dem Vertheilen der Rollen eines neuen Stückes und endet mit dem Aufziehen des Vorhangs vor dem verſammelten Publicum. Den Gang einer von ihm gewiſſenhaft eingeleiteten und vorbereiteten Darſtellung hat er, bei wohl eingerichteten Bühnen, dann nicht mehr zu überwachen. Dies kann den Inſpicienten, Nachleſern, Requiſiteuren und den übrigen Unterbeamten getroſt überlaſſen bleiben. Ich ſage hier abſichtlich „wohleingerichtete Bühnen,“ da es die meiſten in Deutſchland nicht ſind und ſich hier die Regiſſeure noch während der Darſtellung mit allerlei geringfügigen Anordnungen im eigentlichen Sinne des Wortes abhetzen und abplagen müſſen, zum größten Nachtheil des Ganzen, der um ſo erſichtlicher werden muß, wenn der Regiſſeur zugleich Schauſpieler iſt und eine bedeutende Rolle ſelbſt darzuſtellen hat.

Ich habe oben bemerkt, daß die Maſſe des Publicums von dieſem Geſchäfte keine Einſicht hat; allein ich behaupte ſogar, daß faſt alle Diejenigen, die über das Theater zu ſchreiben und zu urtheilen ſich erlauben, ſo viel wie Nichts davon verſtehen, und hierdurch ſowol parteiiſch als auch oft ungerecht und befangen in ihrem Urtheil erſcheinen und ſelbſt in den Augen der wenigen darſtellenden Künſtler, denen eine gerechte und gründliche Kritik erwünſcht wäre, alles Anſehen verlieren. Wie oft wird einem Schauſpieler zur Laſt gelegt, was einzig und allein der mangelhaften Scenerie zuzuſchreiben iſt. Das Oben oder Unten, Hinten oder Vorn auf der Bühne, Bäume, Felſen, Raſenbänke, als Stütze, Ruhepunkt, Lager, gangbare Steige und Wege zu Gebirgen und Brücken, Möbel, Requiſiten, weite oder enge Kleidung: alles Dies kann das Spiel des Künſtlers hemmen und fördern, und alles Dies beſſer anzuordnen, ſteht oft nicht in ſeiner Macht und Willkür. Er iſt hierin ganz dem Eigenſinn des Regiſſeurs unterworfen. Nun denke man muß, wie es einen Künſtler herabſtimmen muß, ſtatt einer glänzenden oder poetiſchen Decoration, wie er ſie ſich bei ſeinem Rollenſtudium träumte, eine ganz heterogene, ihm durchaus nicht zuſagende bei der Generalprobe zu finden, oder welche Abſpannung ihn ergreift, wenn er ſich jeden Schritt Terrains, den er zur Entfaltung eines großartigen Spieles braucht, jedes Requiſit, das ihm als nothwendig für ſeinen Zweck erſcheint, durch Hader und Zank, ja oft durch offene Widerſetzlichkeit ſich zu erobern ſuchen muß.

Aber ſo und nicht anders ſind die Verhältniſſe. Daher ſollte ein Schauſpieler, von deſſen Fähigkeit und Talent man einmal die Ueberzeugung gewonnen, auf unſern Theatern, wie ſie ſind, für das Mislingen einer neuen Rolle, die übrigens ſeinem Fache angehört, nur ſelten verantwortlich gemacht werden, die Verantwortlichkeit treffe hingegen ſtets nur den Regiſſeur. Daſſelbe ſei aber auch bei untergeordneten Subjekten der Fall, die entweder gar Nichts zu leiſten im Stande ſind oder mit Rollen betheilt werden, denen ſie nicht gewachſen. Jene müſſen gänzlich entfernt werden, und zwar ſo ſchnell als möglich, um ſpäter nicht durch Hinhalten und Zuſehen an Rückſichten gebunden zu ſein, die mit der Kunſt eigentlich nichts mehr zu ſchaffen haben; die Andern aber dürfen die enge Sphäre nicht überſchreiten, die ihr beſchränktes Darſtellungsvermögen ihnen angewieſen hat. Iſt man nicht im Beſitze einer gehörigen Anzahl fähiger und geübter Schauſpieler, ſo laſſe man große hiſtoriſche Stücke, zu denen eine Maſſe bedeutender Kräfte, ſchon um des bloßen Repräſentirens geſchichtlicher Namen willen, erfordert wird, bei Seite liegen. Publicum, Kunſt und Künſtler verlieren dabei Nichts. Sie ſo geben, wie wir es gemeinhin zu ſehen bekommen, zeugt entweder für den unbeſiegbaren Egoismus des Re-

Geſtirnes, der um jeden Preis in einer Staatsrolle glänzen will, oder vom Mangel an einſichtsvollem Urtheil. Man glaubt nicht, wie ſehr ſich dieſes, im Joche des Theaterdienſtes, im Schlendrian des alltäglichen Kunſtlebens, ſelbſt bei bedeutender Organiſation, abſtumpft.

Ich habe wol manchmal in früheren Tagen mir gedacht, wenn ich ein neues, großes Werk in die Hände bekam, um es in die Scene zu ſetzen: Hätte ich doch jetzt nur die Tonangeber aus dem Publicum zur Stelle, jene Männer, die ſo viel von der Sache zu verſtehen vermeinen und ſogar Alles beſſer machen zu können glauben, um ihnen hier Gelegenheit zu geben, ihre Trefflichkeit zu bewähren. Welch ein Weg von dem Regiebureau bis zur Scene, und hier von der erſten Setzprobe bis zur Vorſtellung! Wer dies nicht mitgemacht, kann wahrlich keinen Begriff davon haben. Ja, ich wollte einen ſolchen Kritiker einmal ſehen, wie er ſich wol benehmen würde, wenn er, ſelbſt nachdem Alles ſchon in unzähligen, gewiſſenhaft abgehaltenen Proben geordnet und vorbereitet wäre, nur die Generalprobe leiten ſollte, wo das Stück eigentlich in allen ſeinen Details ſchon fertig daſteht. Hier hängen und ſtehen die Decorationen mit ihren Auf- und Abgängen, dort ſind die bezeichneten Statiſten mit ihren Anführern, hier haſt du Möbel und Requiſiten; Alles iſt beſprochen und verabredet; die Wahl iſt beſorgt und kann dich nicht mehr irren: jetzt zeige, daß du ſpringen kannſt! Mein Gott, wie troſtlos würde der arme Mann daſtehen! Der umſchwirrt von einer Menge von zwei bis dreihundert Menſchen, beſtürmt von Fragen und Forderungen, ſoll er nun ſeine Eintheilung machen, Jedem Platz und Stelle anweiſen, Jedem zutheilen, was nach ſeiner Meinung nothwendig iſt, und dabei doch auch den fremden Willen ehren, wo es angeht. Man glaube mir auf's Wort: auch der Geübteſte in dieſem Geſchäfte möchte oft verzweifeln, und es iſt ſehr erklärlich, daß auch dem Geduldigſten endlich der Faden reißt. Und doch wird ſtets von dem Regiſſeur gefordert, daß er nicht nur nicht den Anſtand verletze, ſondern auch das Inſtitut, deſſen erſter Beamter er iſt, ehre und den Künſtlern die Achtung angedeihen laſſe, welche ſie, wenn auch nicht immer perſönlich, doch als Mitglieder einer vom Staate hochbeſoldeten Anſtalt, in Anſpruch nehmen dürfen.

Proben bedeutender Werke, wenn ſie von allen Seiten mit Ernſt gehalten werden, bringen ſtets eine gereizte Stimmung bei den Theilnehmenden hervor, die nicht ſelten zur Exaltation wird. Die beſten Freunde ſtehen ſich oft als Widerſacher gegenüber; jede Ausſtellung des einen Theils wird mit Bitterkeit von dem andern hingenommen; Alles ſteht ſo zu ſagen auf Kohlen; der Eifer des Spiels erhöht dieſe Stimmung bedeutend, und ich kann hier aus Erfahrung ſprechen, daß eine erſte Probe mich gewöhnlich ganz verzweifelnd nach Hauſe gehen ließ und den Entſchluß bei mir befeſtigte, dieſem Berufe gänzlich zu entſagen. Die letzte oder Generalprobe brachte dafür nur eine Ermattung zu Wege, welche immer die Anordnungen des techniſchen und materiellen Theils der Darſtellung in hohem Grade herbeiführt, bis endlich nach der erſten Vorſtellung eine völlige Erſchöpfung eintrat, die mir Hunger und Schlaf raubte. Ich ſpreche hier natürlich nur von großen Dramen und Opern; Stücke, wie die früher bemerkten, etwa: der Vetter aus Bremen, der Jude oder dgl. bringen allerdings bei den mit ihrer Mise en scène beauftragten Regiſſeuren dieſe Wirkung nicht hervor. Auch iſt noch zu bemerken, daß es dem Regiſſeur ſo wie den Künſtlern Ernſt mit der Sache ſein muß, und daß das Theater überhaupt die gehörigen Mittel biete, auch ein großes Stück, wie es ſein ſoll, in die Scene zu ſetzen. Es gibt in Deutſchland genug Bühnen, wo weder das Eine noch das Andre ſtattfindet. Hie und da iſt der Regiſſeur wol nur dazu da, die Fehler anzuſchreiben für zu ſpätes Kommen oder andere kleine Theaterpolizei-Vergehen; zu klingeln, wenn Probe oder Vorſtellung angehen ſoll, und den Choriſten oder Statiſten, wenn's dienlich, einen Verweis zu geben. Iſt die Sache ſo beſtellt, dann machen die Künſtler, welche die erſten Rollen geben, Alles unter ſich aus; ſie beſprechen ſich auf der erſten Probe und ſagen, wie ſie es haben wollen; der Regiſſeur darf ſich nicht unterſtehen, ein Wort einzuwenden, und die Vorſtellungen gehen darum nicht ſchlechter. Ja, oft ſogar beſſer, wenn die erſten Rollen mit tüchtigen Leuten beſetzt ſind, die nur Das fordern und anordnen, was ſie für nöthig zum Effekt erachten. Freilich iſt dies Alles nur oberflächlich, wenn es ſich auf das Ganze beziehen ſoll, um das ſich der einzelne Darſteller nie kümmern zu brauchen glaubt; doch iſt es oft wirkſamer und richtiger, als wenn die Mise en scène mit uneingeſchränkter Machtvollkommenheit untergeordneten, beſchränkten Menſchen überantwortet wurde, denen man nun unverbrüchlichen Gehorſam zu erhalten ſucht, weil es der Direction einmal gefallen, aus dieſem oder jenem Grunde den Unfähigen mit dem Regiſſeurstitel zu bekleiden. Dies iſt das traurigſte Verhältniß; denn ein ſolcher Eigenſinn lähmt die Schwingen der beſten Darſteller und verhunzt oft Vorſtellungen, die trefflich werden könnten.

Ich will jetzt die Geſchäfte des Regiſſeurs oder die der Mise en scène, im weiteſten Sinne, wie ſie ihm obliegen, hier näher erörtern.

1.

Die Rollenvertheilung.

Im Durchſchnitte werden im Jahre einige hundert dramatiſche Neuigkeiten, geſchriebene und gedruckte, in Deutſchland zu Tage gefördert. Alle dieſe wandern, wie ſich von ſelbſt verſteht, in die Canzleien derjenigen Theater, die überhaupt davon Notiz nehmen, ſie aufführen und dafür Honorare zahlen. Dies thun wol am meiſten die Bühnen zu Berlin und Wien, Hamburg, Frankfurt, Leipzig und Breslau, dann Dresden, Braunſchweig und München, Letzteres ſeitdem Herr von Küſtner die Anſtalt leitet. Bei einigen der hier nicht genannten iſt es weniger der Fall, bei noch Andern gar nicht; dieſe verſchanzen ſich hinter die Ausflucht: es ſei kein Geld vorhanden, neue Sachen zu kaufen, die Theater koſteten ohnehin ſchon zu viel. Wie lächerlich! Als wenn es nicht von den Vorſtehern abhinge, die zu großen Koſten bei Unbedeutendheiten, Albernheiten und Ueberflüſſigem einzuſchränken, und im Geben von guten Neuigkeiten mit den erſten Bühnen nicht nur zu wetteifern, ſondern die beſte noch ſogar darin zu überflügeln zu trachten; als wenn ein Theater, das auf den Namen eines guten Anſpruch machen will, ohne Neues beſtehen könnte; als wenn dies nicht das einzige Lebenselement wäre, das allein, was die regſte Wechſelwirkung zwiſchen Publicum und Künſtler zu erhalten im Stande iſt!

Es iſt anzunehmen, daß nur in den wenigſten Fällen die eingeſandten Stücke alle geleſen und einer gehörigen Prüfung unterworfen werden. Ich verſtehe darunter, nicht nur ihre Zuläſſigkeit zur Darſtellung überhaupt zu prüfen, ſondern genau zu erwägen, wie ſie durch etwaige Veränderungen einer ſceniſchen Belebung angepaßt werden könnten, mit kritiſchem Blicke das Ungehörige auszuſcheiden und, wenn man hierüber zur vollkommenen Ueberzeugung gelangt iſt, ſich mit dem Dichter in Vernehmen zu ſetzen, um ihm Vorſchläge zu machen, und die Verbeſſerungen entweder von ſeiner Hand zu erwarten oder nach ſeiner Vollmacht ſelbſt vorzunehmen. Bei welchem Theater wird jetzt wol noch ſo verfahren? Ich weiß, daß es früher der Fall war.

Schröder und Iffland handelten ſo, Schreivogel in Wien desgleichen, auch Deinhardſtein jetzt, doch wol blos in einzelnen Fällen und gewöhnlich nur dann, wenn der Dichter in Wien ſelbſt lebt und ihm perſönlich bekannt iſt; Kotzebue war in dieſen Punkten gleichfalls ſehr aufmerkſam. Ich erfuhr Aehnliches noch bei dem Profeſſor Rhode in Breslau, als er die dortige Bühne leitete. Iſt es nicht auffallend, daß alle dieſe Männer keine Hofchargen bekleideten? Und ſie förderten dramatiſche Kunſt am meiſten. Ein Jeder möge hieraus nun ſelbſt den Schluß ziehen.

Wodurch eigentlich jetzt ein gewöhnlicher Bühnenvorſtand beſtimmt wird, ein neues Stück zu geben, bin ich im Stande mit kurzen Worten anzugeben. Entweder iſt eine große Bühne, worunter nur immer Wien und Berlin zu verſtehen, mit dem guten Beiſpiel vorangegangen. Dies iſt mit den Sachen von Raupach geſchehen, ferner mit denen von Halm, Zedlitz, Bauernfeld, Töpfer, Blum und den andern Wenigen, deren Stücke unſere Theaterlangeweile in dieſem Augenblicke befruchten. Oder es iſt Protection dabei im Spiele; irgend ein Mann oder eine Frau, ein Jüngling oder Mägdlein, das ſich bei dem Intendanten oder deſſen Gattin, bei dem Regiſſeur oder deſſen Gattin, oder bei ſonſt einem vielvermögenden Schauſpieler einzuſchmeicheln wußte. Solche arme Schützlinge haben jedoch viel Herbes zu koſten; hundertmal glauben ſie ſchon nahe am Ziele der Aufführung zu ſtehen, aber eben ſo oft werden ſie weit davon weggeſchleudert; und kommt endlich die Stunde, wo das Werk über die Bretter ſchreiten ſoll, welchen Demüthigungen, harten Urtheilen und anderen Unbilden ſind ſie da noch ausgeſetzt!

Das Uebrige von den eingeſandten Stücken, was nicht zu den obigen Kategorien gehört, wird unbeachtet liegen gelaſſen. Iſt das Manuſcript ſchön und ſauber geſchrieben, wol gar noch dazu elegant eingebunden, ſo heißt es in der Schlendrianſprache der Machthaber: „Das nehme ich nicht in die Hand; das iſt gewiß von einem Anfänger, der in ſeine Arbeit verliebt iſt; wer wird das noch erſt leſen, es iſt Nichts, das weiß ich vorweg!“ Oder ſieht das Manuſcript unanſehnlich aus, genial wie ein Wiſch, ſo ſpricht ſolch ein Theatermenſch: „Ich habe meine Zeit zu lieb, als ſie mit dem Entziffern dieſer Hieroglyphen hinzubringen!“ und dann geht er fort und würfelt um ſeinen Kaffee oder ſpielt Whiſt, Kegel oder dergleichen, um ſeine Zeit beſſer zu nützen.

Nachdem ich dies vorauszuſchicken für dienlich hielt, wollen wir uns einmal ein Stück denken, deſſen guter Stern ihm die Annahme verſchaffte, das der Intendant oder Director dem Regiſſeur zum Leſen übergab, dieſer nun jenem zurückhändigt und ſeine eigenmächtigen Handlungen, die er ſich damit erlaubte, auf das Devoteſte vorträgt. Zuerſt ſind es die unerläßlichen Streichungen ganzer Scenen und Reden, zu denen jeder Regiſſeur die Befugniß von Gottes Gnaden erhalten zu haben glaubt; dann ſind ein paar kleine Rollen, die überflüſſig ſchienen, ausgeſchnitten, zuſammengezogen, andern im Stück auftretenden Perſonen zugetheilt worden: Alles ohne Anfrage bei dem Autor, und doch glaubt dieſer ſelbſt, das Publicum der Stadt, ja ganz Deutſchland, daß ſein eigentliches Stück wirklich gegeben worden ſei.

Hier kann ich mich nicht enthalten, eines Hauptübelſtands zu erwähnen, der, mehr als die ſo oft angeregten pecuniären Verhältniſſe der Dichter, eine Aenderung und Annäherung an d[illegible] franzöſiſchen Geſetze in dieſer Hinſicht wünſchenswerth macht. Dies iſt: daß die deutſchen Theater unter ſich die eben ſo einſeitige als ungerechte Uebung feſtgeſtellt haben: bereits gedruckte Schauſpiele den Verfaſſern nicht mehr zu honoriren. Hierdurch ſind dieſe nun genöthigt, um nicht allen baaren Lohn zu verlieren, das Werk in Abſchrift zu verbreiten, und dies macht nun eben jene geheimen Confiscationen an geiſtigem Gut, jene Meuchelmorde von dramatiſchen Perſonen möglich, die nicht ſo frech ſtattfinden könnten, wenn das Werk früher gedruckt und dem Publicum mithin ſchon bekannt wäre. Es ſollte zunächſt darauf hingearbeitet werden, dieſen Mangel abzuſtellen.

Die erſte Frage bei einem angenommenen Stücke iſt: wie die Rollen zu beſetzen ſeien? Wenn der Dichter im Orte anweſend iſt, ſo ſollte dies nie ohne ſeine Zuziehung geſchehen und dieſer mit Freimüthigkeit und unumwunden ſeine Meinung ſagen. Allein wie wäre das in dem günſtigen Falle, daß er darum gefragt würde, wol denkbar? Die ſeltene Auszeichnung, daß ein Stück von ihm gegeben werden ſoll, die ekelhafte Vornehmheit unſerer Theaterkönige und die abſcheuliche Demuth der Meiſten, die für das Theater arbeiten, machen dies ganz unmöglich. Entweder wird nur beſcheidentlich zum geneigten Begutachten ein Vorſchlägchen der Rollenbeſetzung gewagt, oder noch beſcheidener Alles dem weiſeſten Ermeſſen hochlöblicher, hoftheaterlicher Untrüglichkeit anheimgeſtellt.

Da nun die natürlichſte Rollenvertheilung durch den Dichter nicht ſtattfindet, ſo ſollte ſie doch wenigſtens von einem Comité, aus den erſten Künſtlern beſtehend, vorgenommen werden. Um ein Uebriges zu thun, könnte man dem Regiſſeur, der ja immer im Sinne der Intendanz handeln muß, zwei Stimmen geben. Allein wo wäre dies wol üblich?

Jetzt lieſt der Regiſſeur allein das Stück und macht den Vorſchlag zur Rollenvertheilung: nicht wie er es ſeinem Gewiſſen nach ſollte, nicht wie er es ſeiner Einſicht nach vermöchte, ſondern wie er im Voraus weiß, von dem Intendanten oder Director ein beifälliges Lächeln ſich zu gewinnen. Der Zettel, worauf der Regiſſeur ſeine Rollenvertheilung geſchrieben, wird vernichtet, und der Vorſtand ſchreibt die Namen eigenhändig auf die Rollenhefte; und nun iſt das Stück beſetzt. Iſt der Regiſſeur ein Mann, der neben ſeinen Kunſtzwecken auch noch egoiſtiſche zu erreichen ſtrebt, und beſitzt er Schlauheit und die Kenntniß, „ſeine Sache geſcheidt zu machen“ (das savoir faire), ſo kann bei ſolcher Beſetzung gar Vieles mit unterlaufen. Will er, daß ein Künſtler, der nicht eben ein großer Geiſt iſt, aber Stolz im Uebermaße beſitzt, eine unbedeutende Partie ohne Weigerung übernehme, ſo ſchreibt er ſie obenan auf den Zettel und auf die Rolle gleich das Coſtüm, das in dieſem Falle ſtets prächtig ſein muß. Oft wird für eine ſolche Rolle ſogar ein eigener pomphafter Titel erfunden. Steht z. B. im Perſonal unten ein unbedeutender Herzog von Oſſuna, ſo wird — wenn der erwähnte Fall eintritt — etwa obenan geſchrieben: Don Pedro Gonzalez, Herzog von Oſſuna, Generaliſſimus der königlichen Truppen und Vorſitzer im Geheimen Rath; vieler Orden Ritter; und auf die Rolle ſchreibt man: „Ziehe dich ſchön an, lieber Bruder!

etwa kirſchrothen Sammt mit Gold und Hermelin, und laſſe es an großen Orden nicht fehlen; die Rolle will repräſentirt ſein, und wer könnte das beſſer als du? Auch ſteht dein Name obenan auf dem Zettel.“

Die armen Frauenzimmer kirrt man auf andere Art.

Will man dieſen oder jenen Schauſpieler aus Privat-Abſichten in einem neuen Stücke gar nicht beſchäftigen, ſo darf man ja nur mit der Rollenvertheilung ſo lange warten, bis der Gemeinte recht ſehr in Anſpruch genommen iſt und ſich vielleicht mit unnützem und unfruchtbarem Zeuge den Kopf zerbricht und abplagt; dann heißt es: „N. hat gerade ſo viel zu thun und wird jetzt keine neue Rolle lernen (oder in der Kunſtſprache: leiſten) können.“

Die Folge ſolchen eigenmächtigen Handelns iſt, daß nach der Vertheilung eines neuen Stückes ſich im größten Theile des Perſonals eine gereizte, feindſelige Stimmung gegen den Vorſtand, den Regiſſeur und die begünſtigten Collegen vorbereitet, die ſogar manchmal in kleinen Emeuten einen Ausweg ſucht. Oft muß der Regiſſeur, wie der Vorſtand, nach einem ſolchen Akte die Begegnung mit den Theatermitgliedern vermeiden, und ſie erbleichen dann wol, wenn ein Heldenſpieler, ein Intrigant oder eine Primadonna ſie nur etwas raſch antritt. Frucht des böſen Gewiſſens.

Es gehört ein hoher Grad von Selbſtverleugnung und gutem Willen dazu, eine Rolle, für die man nicht paßt, oder die einem durchaus nicht zuſagt, dennoch zu memoriren und mit dem ganzen Aufwande ſeines Kunſtvermögens darzuſtellen; ich möchte behaupten, daß dieſes vielleicht der ſchwerſte Theil der Kunſt des Schauſpielers iſt. Allerdings ſind es oft Ehrgeiz, Dünkel, Eitelkeit, die den Künſtler beſeſſen halten und ihn ſeine Kräfte überſchätzen laſſen; es gibt jedoch auch Fälle, wo er ſich mit dem beſcheideneren

Theil an einer Vorſtellung begnügen würde, weil er die Ueberzeugung hat, mehr darin zu leiſten, als ein Anderer, ja vielleicht das Beſte ſeiner Kunſt. Dies iſt dann wol auch Eitelkeit, aber wahrlich eine verzeihliche

Jedenfalls müßte man bei der Rollenvertheilung auf die ſchonendſte Weiſe zu Werke gehen. Man müßte dahin ſtreben, die ohnedies leicht reizbaren Künſtlergemüther nicht unmuthig zu machen; man müßte beſänftigen, verſtellen, ausgleichen. Es iſt nicht zu befürchten, durch ſolche Milde Mangel an Energie zu verrathen und Uebel zu vergrößern. Wo dies Verfahren von den Uebrigen verkannt würde, bliebe dann Nichts übrig, als den gehörigſten Nachdruck ſeinen Handlungen zu verleihen; Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft allen Ernſtes walten zu laſſen und, wenn es nicht anders ginge, bis aufs Aeußerſte das wohl Ueberlegte, als recht Erkannte und vor die Oeffentlichkeit nöthigenfalls zu Bringende zu vertreten, aber dann dies Verfahren ſeinen unausbleiblichen Folgen ruhig zu überlaſſen.

Hierdurch würden die Handlungen einer Theater-Direction einen Charakter erhalten, deſſen ſie jetzt faſt gänzlich entbehren; ſelbſt der Getroffene wäre nicht im Stande, über Unrecht zu klagen, und wenn vollends die Rollenvertheilung durch Stimmenmehrheit der beſten und erſten Mitglieder der Kunſtanſtalt geſchähe, wenn Alles dabei ſo öffentlich als möglich vor ſich ginge, dann würden auch die Fälle der Unzufriedenheit ohnedies immer ſeltener werden. Jetzt aber, wo Alles mit einer plumpen Heimlichkeit gehandhabt wird, mit einer Diplomatie de bas étage, wo die Stücke, die gegeben, und die Rollen, die vertheilt werden, oft wie Blitze aus heiterer Luft den Künſtler treffen, und Alles, was geſchieht, ſo ausſieht, als wenn es auf Inſinuationen und Machinationen eines Einzigen geſchähe — jetzt ſieht das

Innere einer Theater-Verwaltung einem gährenden Vulkane gleich, deſſen Verwüſtungen freilich nicht nach außen wirken können, da hierzu die Kraft mangelt, deſſen verderbliche Stoffe ſich aber nur deſto mehr nach innen werfen, dort die edelſten Kräfte aufzehren und dem Publicum den ihm gebührenden Genuß rauben. Das Publicum erfährt nur ſtets die Wirkung, ohne jemals die Urſache zu kennen; aber unſere Klagen über ſchlechtes Repertoir, ewiges Krankſein und Reiſen der beſten Mitglieder, ſo wie über Nachläſſigkeiten bei den Aufführungen, rühren eben von den Kabalen, Reibungen, Intriguen und Mishelligkeiten ohne Ende her, welche den Schooß einer Theaterverwaltung verwüſten; und alles Dies kommt wieder von der Unzufriedenheit her, welche die ganz unkluge und unpaſſende Verfaſſung dieſer Kunſtanſtalten über die meiſten dabei Angeſtellten verhängt.

Jetzt wollen wir annehmen, das neue Stück ſei glücklich ausgetheilt, die Rollen eigenhändig vom Intendanten mit dem Namen der Betheiligten überſchrieben und dem Theaterdiener eingehändigt, um ſie auszutragen und Tag und Stunde der Leſeprobe anzuſagen.

Dieſe Theaterdiener ſind gewöhnlich originelle Leute; ſie kennen Direction und Schauſpieler von ihren ſchwächſten Seiten und dürften ſich daher Manches herausnehmen, wenn ihre Klugheit ſie nicht davon zurückhielte. Dies ſind die eigentlichen Diplomaten einer Theateranſtalt und oft koſtbare Vermittler. Wird ihnen eine harte Botſchaft, irgend ein Ausbruch des Zorns zu Theil, den ſie überbringen ſollen, ſo verſtehen ſie ihn nach Umſtänden zu verſtärken oder zu mildern. Sie ſtehen im Vorzimmer, wenn der Regiſſeur beim Intendanten iſt, und wiſſen deshalb die Geheimniſſe des Repertoirs früher als jeder Andre; ſie tragen die Briefe auf die Poſt und kennen Die, mit denen unterhandelt wird, ſowol die neuen Engagements, als auch die Gaſtſpiele. Aus dieſem läßt ſich dann wieder leicht ſchließen, wer ganz entfernt werden ſoll, wen man ſtürzen, demuthigen will, wer auf Urlaub zu gehen die Erlaubniß erhält u. ſ. w.; je nachdem nun die Leute ſind, die man auf Gaſtrollen oder auf Engagement zu ſpielen kommen läßt. Die Theaterdiener ſind kluge Leute und plaudern zwar nie leichtſinnig, aber ſie plaudern doch. Sie wiſſen ſchon am rechten Ort mit ſchlauer Miene, oder mit ehrlichem Geſichte, gewiſſenhaft und ergeben, dies und das mitzutheilen, und oft nur, um ſich mehr in Anſehen zu ſetzen, wichtig zu machen, aber auch manchmal um baaren Lohn. Auf jeden Fall ſind die Theaterdiener Leute, die man nicht überſehen darf und deren Ergebenheit von Werth iſt; ſie wiſſen oft mehr als der Intendant, weil ſie ihn, den Regiſſeur und alle übrigen Mitglieder mit einem Blicke umfaſſen und eine Art von geheimem Rath bei Allen machen. So gefährlich dies auch werden kann, ſo ſind ſie doch, wie die Lage der Theater jetzt beſchaffen iſt, ein nothwendiges Uebel, das durch nichts Anders zu erſetzen wäre.

Wenn der Schauſpieler ſeine Rolle erhalten hat, ſo wäre es ſeine Pflicht, ſie mit Ernſt durchzuleſen und zu überdenken, um bei der Leſeprobe dem vorſitzenden Regiſſeur einen Abklatſch von dem Bilde zu geben, das die ſceniſche Darſtellung ſpäter ausführen ſoll. Zu dieſem Behufe iſt es auch nothwendig, daß die Inhaber der größeren Rollen ſich alsbald das Stück holen laſſen, um den ganzen Zuſammenhang deſſelben kennen zu lernen. Alles Dies geſchieht jedoch nur in einzelnen Fällen, von Denen, die nun eben die eigentliche Haupt- oder Titelrolle haben, die viel für den Applaus verſpricht, ſchon nach oberflächlicher Anſicht.

Die Andern, beſonders die kleineren Geiſter, denen Fleiß und Aufmerkſamkeit am meiſten zu empfehlen wäre, denken daran am wenigſten, und ich habe Künſtler (ſo nennen ſich Alle!) auf Leſeproben kommen ſehen, die ihre Rollen noch nicht einmal leſen konnten.

Einſt hörte ich Jemand mit ernſtem Ausdrucke leſen: „Sein Weib die Canaille!“ wo ſich's bald herausſtellte, daß es heißen müſſe: „Sein Weib, die Camilla.“

Ein andermal las der Wahnſinnige im Lear das bekannte froſtige Zuſammenſchauern, nach Schröder's allerdings ſonderbarer Orthographie, deutlich wie folgt: „O da, di do, di do!“

Doch genug hiervon! Die Rollen ſind vertheilt; die Leſeprobe iſt angeſagt; wir wollen ſie abhalten.

2.

Die Leſeprobe.

Die Leſeprobe iſt das wichtigſte Geſchäft bei der Mise en scène; der geheimnißvolle Moment der Kriſis, wo das poetiſche Kind eigentlich geboren wird. Jeder Einſichtige iſt von dieſer Wichtigkeit überzeugt; die weiſeſten Geſetzgeber des Theaters haben es ausgeſprochen und ſchwere Strafen für die Uebertreter der ſtreng anbefohlenen Ordnung dieſer Proben verhängt, aber dennoch herrſcht nirgend die laxe Obſervanz im höhern Grade als eben hier. Der geringſte Anlaß wird zum trivialen Scherze ausgeſponnen und der ernſte Regiſſeur ſelbſt legt ſeine Würde ab und reißt Zoten.

Um eine Leſeprobe, wie es ſich gebührt, zu halten, iſt es erforderlich, daß, außer den betheiligten Schauſpielern, auch mehre Beamte des Theaters gegenwärtig ſind, um bei allen ſceniſchen Anordnungen, die hier vorläufig beſprochen und feſtgeſetzt werden, ihre Stimme zu vernehmen. Wo dies unterlaſſen wird, geſchieht es, daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht wird und man bei den ſpäteren Scenenproben auf Hinderniſſe ſtößt, die eine ganz vorläufige Mise en scène umſtoßen können.

Der Theatermeiſter, Requiſiteur und Souffleur ſollen daher immer bei der Leſeprobe anweſend ſein, eben ſo der Muſikdirector, um über alles Muſikaliſche, was zwiſchen der Handlung ſich etwa bemerkbar macht, ſeine Erklärung abzugeben und das Erforderliche zu berathen. Dies beruht wieder auf dem von mir als einzig gedeihlich gehaltenen Verfahren der Oeffentlichkeit, allein dafür wird nun wieder gewöhnlich beliebt, an den Leſeproben keinen einzigen der Genannten Theil nehmen zu laſſen; ihnen das Stück ins Haus zu ſenden, wo ſie es ungehörig leſen und eine unverdaute Anſicht davon empfangen, die ſich nach und nach zu einem Eigenſinne geſtaltet, von dem dieſe — doch größtentheils nicht ſonderlich gebildeten Leute — ſpäter ſchwerlich loszulaſſen geſonnen ſind. Eben ſo heimlich conferiren dieſe dann wieder mit dem Regiſſeur, und das Ganze wird erſt dann öffentlich, wenn der mislungenen, verfehlten Darſtellung durch nichts mehr aufgeholfen werden kann. Daher kommt denn das ſo oft gehörte, echt handwerksmäßige: „Eine erſte Vorſtellung iſt nur ſtatt der Generalprobe!“ Das wäre aber nicht, wenn man ordentlich verführe. Man wird ſich doch wol leicht davon überzeugen, daß das laute, belebte Vorleſen eines Stücks durch Künſtler, wovon ein Jeder in ſeinem Charakter zu leſen verpflichtet iſt, für dieſe Theatermeiſter und Conſorten klarer werden muß, als wenn man ihnen ein ſolches Buch ruhig überläßt und ſie es dann nach genoſſenem Mahle zu ſich nehmen und bei den erſten Scenen vielleicht ſchon darüber einſchlafen.

An einer langen Tafel ſehen wir nun die Hauptperſonen des Drama ſitzen, die kleinen Partien im Kreiſe rings umher; der Regiſſeur präſidirt, ihm gegenüber ſitzt der Soufleur, welcher in dem für ihn zum Soufliren beſtimmten Buche nachlieſt, alle Anmerkungen und ſceniſchen Vorſchriften des Autors laut verkündet, ehe ein Akt oder eine Scene beginnt, damit ſie dann Gegenſtand der Berathung werden; und ſich Alles merkt, was auszuſchreiben iſt, wie Briefe, die auf dem Theater geleſen werden ſollen u. ſ. w. Dieſe Sorgfalt erleichtert ſpäter die erſte Theaterprobe um Vieles, und Alles geſtaltet ſich hierdurch ſchon runder darin, als es ſonſt möglich wäre.

Die Vorſchläge über das Coſtüm hat der Regiſſeur zu machen. Er ſagt, was neu verfertigt werden ſoll und was aus dem alten Vorrath zu nehmen iſt, und hört auf die Wünſche und Angaben der Betheiligten. Unſtatthaft iſt es, den Schauſpieler zwingen wollen, in welchem Coſtüm er eine Rolle ſpielen ſoll, aber eben ſo wenig darf hierin ſeiner Laune oder gar ſeinem Eigenſinne gefröhnt werden. Hat er triftige Gründe vorzubringen, weiß er ſeinen Wunſch durch Belege, Gebräuchliches bei anderen vorzüglichen Bühnen, Wiſſenſchaftliches oder ſonſt Bedeutendes zu unterſtützen, ſo muß ihm, wenn es nur immer möglich iſt, willfahrt werden, um ihm die nöthige Laune zur beſten Ausführung ſeiner Aufgabe nicht gleich von vorn herein durch Peinlichkeit und Zwang zu verderben.

Der bei der Probe gegenwärtige Coſtümbeamte hat dieſe Reſultate in ſeiner Liſte zu vermerken, um hernach mit dem Regiſſeur über die Ausführung ſich zu berathen und deſſen Anordnungen im Einzelnen entgegen zu nehmen.

Die Decorationen und Alles, was zur Scenerie gehört, hat der Theatermeiſter zu notiren, um dann auch dem Regiſſeur ſeine Anträge machen zu können und deſſen Beſtimmungen zu erfahren. Wenn neue Decorationen nöthig waren, die große Zeit erfordern, ſo hat der Maler, der bereits ſeine Arbeiten begonnen haben muß, die Skizzen ſeiner Gemälde in die Leſeprobe zu ſenden, damit bei Allem, was hierauf bezüglich anzuordnen iſt, gehörige Rückſicht genommen werden kann.

Der Requiſiteur merkt auf alle jene kleinen Gegenſtände, welche theils zum Schmuck der Scene gebraucht werden, theils für das Spiel der Künſtler erforderlich ſind. Hierzu gehören alle Arten von Möbel, Gefäße, Teppiche, Schreibmaterial, Kerzen, Fackeln, Dolche, Giftflaſchen, Kronen, Scepter, Fahnen, Blumen, Waffen u. ſ. w. Er zeigt dem Regiſſeur an, was vorhanden und was neu angeſchafft werden muß, und hat dann dafür zu ſorgen, daß bei den Proben Alles im beſten Zuſtande vorhanden ſei, um den Schauſpieler in die gehörige Illuſion zu verſetzen und ſeinem Spiel zu Hülfe zu kommen.

Fehlerhaft iſt es, jenen in einem Stücke Beſchäftig- en, die nur in einem Akte oder in einer Scene erſcheinen, u geſtatten, daß ſie ſpäter kommen oder früher dieſe Probe erlaſſen dürfen. Dies geſchieht oft, wenn Sänger oder die rmen Choriſten (die freilich genug geplagt werden) in einem Schauſpiel zu thun haben und ſich von der Singprobe ſtets ur Leſeprobe, die ſie mit einem ſehr übel angebrachten Stolze ls etwas Geringfügiges betrachten, rufen laſſen. Um dies u vermeiden, muß man in ſolchen Fällen eine Singprobe it einer Leſeprobe nie zuſammen halten, damit Beiden ihr höriges Recht widerfahren könne.

Auch der Letzte, der nur wenige Worte zu ſprechen hat, muß ſich von dem Gang des Stückes unterrichtet haben und eine Aufklärung über Das, was er iſt, ſich zu verſchaffen ſuchen, um ſpäter kein Gelächter bei ſeinem Erſcheinen vor dem Publicum zu erregen. Solche junge Leute haben oft Dünkel und Leichtſinn genug, die Wichtigkeit dieſer Anordnung, die als unverbrüchliches Geſetz betrachtet werden muß, nicht einzuſehen, allein die Folge iſt, daß ſie dann durch ihre Jämmerlichkeit die Wirkung ganzer Scenen, ja ganzer Stücke zu nichte machen. Unbegreiflich iſt es mir ſtets geweſen, daß Regiſſeure, die zugleich bedeutende Schauſpieler waren, in ihren wichtigſten Scenen durch einen ſolchen „haarbuſchigen Geſellen," der ſtecken blieb oder eine andere Dummheit beging, die lautes Lachen erregte, geſtört, ſich darüber zufrieden geben konnten, als ſei nichts geſchehen, und den Menſchen nicht entfernten, wenigſtens aus einer Sphäre, wo er den Ruf der ganzen Anſtalt gefährden konnte. Das aber iſt der leidigſte Egoismus, welcher glaubt: „Wenn ich nur glänze, ſo iſt Alles gut und das Publicum hat ſich höflichſt bei mir zu bedanken."

Wie anders dachten hierin die großen Meiſter der Kunſt. Iffland erzählt in ſeinem Theater-Almanach die Anekdote von Schröder bei der Probe des alten Stückes von Soden: Inez de Caſtro. Zwei junge Leute, welche die ſtummen Rollen ſpaniſcher Granden zu geben hatten, waren nicht bei der Probe erſchienen. Ein Spaziergang hatte ſie verſpätet und ſie kamen, wie Alles ſchon vorbei war. Ihre Entſchuldigung war die gewöhnliche: „Wir haben ja nichts zu ſprechen." „Gut," erwiderte Schröder, „Sie haben aber durch den Audienzſaal zu gehen, wo der König auf dem Throne ſitzt, und ſollen ſich im Vorübergehen vor demſelben verbeugen. Machen Sie das einmal." Die jungen

Leute lächeln über des alten Pedanten Peinlichkeit und ſchicken ſich an, ihren Auftritt nachläſſig zu verſuchen.

„Halt!“ ruft ihnen der Meiſter zu, „machen Sie es ganz ſo, als wenn das Publicum zugegen wäre. Im Hintergrunde iſt der Thron mit dem Könige; Sie gehen quer über die Bühne und verbeugen ſich; aber bemerken Sie wohl, daß von der Verbeugung eines ſpaniſchen Granden vor dem Monarchen hier die Rede iſt.“

Die jungen Leute wurden nun zwar etwas ernſter, führten aber deſſenungeachtet das Vorübergehen und das Compliment ſo erbärmlich aus, daß Schröder ſich genöthigt ſah, es den jungen Unbeſonnenen vorzumachen, denen es erſt nach mehrmaligem Probiren gelang, das Rechte zu treffen. Solch Mißlingen begegnet uns aber bei den meiſten unſerer Vorſtellungen, und immer liegt die Schuld davon am Regiſſeur, der entweder die Sache nicht verſteht, oder zu nachſichtig iſt, gehörig probiren zu laſſen und die Automaten, deren jedes Theater hat und haben muß, gehörig abzurichten.

Wenn dies nun aber ſchon bei blos conventionellen Aeußerlichkeiten in ſo hohem Grade nöthig iſt, um wie viel mehr iſt es bei Sprech-Rollen erforderlich; wie ſehr ſoll da der Leiter der Proben bemüht ſein, jene ungelenken Körper, deren Geiſt gemeinhin noch ungelenker iſt, gehörig über ihre Function aufzuklären. Das ernſte, ja, ich möchte ſagen feierliche Zugegenſein bei der Leſeprobe iſt ganz dazu geeignet, ſolchen Leuten noch nebenbei einen Begriff von der Würde der Kunſt einzuprägen, beſonders wenn die Leſeprobe ſo gehalten wird, wie es ſein ſoll, und der Einwand, daß die Rolle ja nur unbedeutend ſei, darf auf keinen Fall von dieſer Aufmerkſamkeit auf das Ganze freiſprechen.

Die Leſeprobe gibt für den Beobachter ein intereſſantes Bild; der Regiſſeur, der den Vorſitz führt, macht gewöhnlich über die richtige Ausſprache fremder Namen und Worte, und ſucht dahinter eine lächerliche Autorität zu behaupten, während er über die hervorſtechendſten Mängel und Unordnungen, wie ſchon geſagt, hinwegſieht. Die Aengſtlichkeit, womit man ſich beſtrebt, den franzöſiſchen, engliſchen, ja ſelbſt ſpaniſchen Namen auf der deutſchen Bühne ihr Recht widerfahren zu laſſen, wird doppelt lächerlich, wenn man das Reſultat dieſer Anſtrengung in Betracht nimmt. Was liegt denn überhaupt an ſo etwas? Und in welcher Beziehung ſteht es mit der von Iffland ſo genannten Menſchendarſtellung auf der Bühne? Manchmal wird ſolch ein Name, ſelbſt wenn er ganz richtig ausgeſprochen würde, der Menge, die ihn oft geleſen, aber nie ausſprechen gehört, erſt recht unverſtändlich. Und iſt dies denn ein ſo ſchönes Ziel, eine ſo unerläßliche Nothwendigkeit, daß man ſich deshalb bemühe? Kann man ſich nicht leicht darüber tröſten, ob Kenilwers oder werth, Paalet oder Paulet, Nottingham oder hem und nun gar Cantorberry, Schrinsberry u. ſ. w. geſprochen werde; ferner Eſtella, Eſtelja, Valjadolid oder Valladolid; wird doch ſtets Don Juan franzöſiſch und nicht ſpaniſch ausgeſprochen, und wir ſind niemals dadurch verhindert worden, von Mozart's Großheit nicht dennoch durchdrungen zu ſein. Und nun gar, wenn dieſe Beſtrebungen eine wirkliche babyloniſche Sprachverwirrung erſt herbeiführen! Denn einem gut organiſirten Ohre ſind nun einmal die verſchiedenen Ausſprachen eines Oeſterreichers, Preußen, Schwaben, Sachſen, Baiern, Rheinländers, Hamburgers nicht verſchleiert, und dieſe Anklänge werden faſt bei allen unſeren Bühnen durchgehört. Dies trägt ſich aber auch in die fremden Sprachen über, und der Sachſe ſpricht ſein Franzöſiſch und Engliſch mit dem von Adelung ſo hoch geprieſenen meißniſchen Accente eben ſo gut wie der Baier mit dem breiten Accente der fetten Pfalz, der Schwabe mit dem gedehnten der Neckargeſtade und die Anderen alle auch nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden. Es iſt keine Uebertreibung von den Franzoſen, wenn ſie ihre Elſäſſer ſprechen laſſen: „Bom l'amour té Tié, tonnez mona té l'archent ou la Pourse ou la Fie!“ Die Pariſer hören es wirklich ſo, auch wenn der Elſäſſer ſehr richtig auszuſprechen glaubt, und eben ſo hört der Preuße die Fehler des Sachſen, dieſer die des Baiern u. ſ. w., nur aber ſeine eigenen nicht, und doch iſt es nicht zu leugnen, daß der Preuße die Worte: Jagd, Glas, Bad: Jacht, Glaß, Batt ausſpricht; das R ſchnarrt; das Au faſt wie ein Franzoſe betont u. ſ. w.; daß der Sachſe jedes e wie ä nimmt, a einem vagen o gleichen läßt, b und p, d und t gewöhnlich verkehrt ſpricht u. ſ. w.; daß endlich der Baier b und w faſt immer verwechſelt und Liewe und Lewen ſtatt Liebe und Leben ſagt, ei wie ai betont und beinahe jede lange Sylbe kurz, jede kurze lang nimmt; ferner daß der Schwabe geradezu u wie o ſpricht: ons, Kommer, Konſt, mit dem u und ei bekanntermaßen nicht fertig iſt u. ſ. w. Alle dieſe Sonderbarkeiten aber in die Ausſprache fremder Idiome hinübergetragen, und nun ſage man, ob das dem Kenner angenehm ſein kann, und dieſem allein ſoll doch nur das Beſtreben gelten, die fremden Worte richtig ausſprechen zu laſſen.

Daß der Regiſſeur ſelbſt im ſeltenſten Falle der Mundarten mächtig iſt, deren Ausſprache er bei den Leſeproben lehren will, verſteht ſich von ſelbſt; und er hat dieſe Gelehrſamkeit entweder nur durch Tradition, wobei er nicht ſelten ſelbſt auf Abwegen ſchweift, oder durch Nachſchlagen von Handbüchern, kurz vor der Probe ſelbſt, zu erlangen geſucht. Iſt nun manchmal irgend ein boshafter Künſtler da und verlangt die Erklärung eines Ausdrucks, der außer dieſem eingelernten Bereiche liegt, ſo wird der arme fleißige Regiſſeur dennoch in große Verlegenheit geſetzt. Meinem Dafürhalten nach ſehe er deshalb nur darauf, daß die fremden Namen von Allen gleichmäßig ausgeſprochen werden, und dies hat den erſichtlichen Vortheil, daß es erſtlich nicht nur angenehm dem Ohre wirkt, ſondern auch den Zuhörer nicht aus der Aufmerkſamkeit durch ein früher nie gehörtes Wort aufſtört; zweitens, daß die Sache oder Perſon, die man meint, ſogleich Allen verſtändlich iſt. Dies kann jedoch in Abrede geſtellt werden, wenn man Rengs und Reims, Eimenn und Ivanhoe, Plantagenet und Plentedſchenet u. ſ. w. zu hören bekommt; wo noch überdies Reims deutſchen Urſprungs iſt und auch von den Franzoſen nicht Rengs ausgeſprochen wird; der ſchottiſche Name Ivanhoe ſelbſt Engländer über ſeine Ausſprache in Zweifel läßt und die engliſche fehlerhafte Ausſprache des Plantagenets wahrlich keinen vernünftigen Menſchen zur Nachahmung verleiten wird. Mehre Beiſpiele würden uns hier zu weit führen.

Conſequenz iſt das Vorzüglichſte, was ich in dieſem Falle empfehle, und dieſe beſteht nach meiner Meinung dem Genius der Sprache und dem Gebrauche folgend: Bordeaux wie gewöhnlich Bordo zu ſprechen; aber nicht mit eben ſolchem Rechte Pari für Paris ſagen zu wollen oder umgekehrt; nicht Eduar, Victoreng, Miſchel ſtatt Eduard, Victorin, Michel zu ſagen, weil vielleicht ein Franzoſe dieſe auch bei uns wohlbekannten Namen zufällig in einem Drama trägt. Daſſelbe muß nun auch von engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Namen gelten. Wo eine Lächerlichkeit entſtehen würde, wie z. B., wenn man in Bordeaux, Marſeille nach deutſcher Weiſe alle Buchſtaben hören laſſen wollte, da unterbleibe es, ſonſt aber ſpreche man Greenwich, Canter-

[illegible] u. ſ. w. aus, dieſe Buchſtabenzuſammenſtellung läßt ſich auf deutſche Weiſe ohne Zwang geben, und ſie ſind darum ſo gut wie deutſche Benennungen zu betrachten, gleich Liſſabon und Neapel, die wir ja auch nicht Lisboa und Napoli tituliren. Ueberall, in den feinſten Cirkeln wird ſo geſprochen und die Leute verſtehen einander, man erwartet daher am wenigſten in dieſen Sachen Belehrung durch die Theaterinſtitute, und was dieſe hierin zu leiſten ſtreben, iſt nicht ſowol Anmaßung, als eine lächerliche Koketterie mit einer Wiſſenſchaft, die ihnen doch gewöhnlich ſehr fern liegt.

Statt dieſer falſchen Beſtrebung ſei man dafür ſorglich bemüht, darüber zu wachen, daß Alle ihre Rollen ſo leſen, wie man es von durchaus gebildeten, von ihrem Gegenſtande ſattſam erfüllten Vorleſern erwarten kann. Wenn auch der Vortrag nicht ſchon in allen ſeinen Theilen jene dramatiſche Ausführung zeigt, die das vollendete Gemälde haben wird, ſo müſſen ſich doch alle Licht- und Schatteneffecte deſſelben ſchon herausfühlen laſſen und über die richtige Auffaſſung ein genügendes Urtheil zu fällen ſein. Es mache den Effect einer ausgeführten Skizze, wie ſie der Maler ſich zum eigenen Verſtändniß entwirft, des Modells, wie es der Bildhauer vor ſich hinſtellt, um darnach zu arbeiten. Die Schauſpieler würden ſtets den größten Vortheil empfinden, wenn ſie ihre Studien nach dieſen verwandten Künſten anſtellen und ſelbſt das Techniſche derſelben auf ihre Zuſtände anwenden wollten. Es iſt nicht nöthig, zu erwähnen, wie glücklich dies auf untergeordnete oder junge Talente einwirken würde, deren Treiben gewöhnlich ein unbeſtimmtes iſt, und die — nach dem gemeinen Ausdrucke — das Ding nicht beim rechten Ende anzufaſſen wiſſen. Aber auch die bedeutendſten und höchſten Talente werden ſich dadurch nicht erniedrigt ſehen können, wenn ſie dazu angehalten werden, in dieſer Weiſe ihre Rollen zu leſen. Nicht der Einwurf: „dies werden wir auch wol ohne das treffen können," kann hier ſtatthaft befunden werden, denn wenn man es ihnen auch gern einräumen wollte, ſo bliebe die Uebung zur nothwendigen Belehrung der Andern doch durchaus unerläßlich.

Die vorläufige Anordnung und Feſtſetzung aller zur Scene erforderlichen Decorations- und anderer Requiſiten ſind deshalb nöthig, damit die Schauſpieler beim Studiren ihrer Rollen darauf Rückſicht nehmen, um hiernach die ſceniſche Situation bemeſſen zu können, und daß ſie dann, wenn es einmal auf das Theater geht, nicht gezwungen ſind, Das, was ſie ſich für jene erſonnen haben, zu opfern und ſich in andere Verhältniſſe zu fügen. Eben ſo wird der Regiſſeur in den Stand geſetzt, bei größerem Zuſammenſpiel und bei ſceniſchen Tableaux, Aktſchlüſſen und dergleichen, nicht Dinge anzuordnen, die mit dem ausgedachten Spiel des Einzelnen geradezu im Widerſpruche ſind.

Iſt die Leſeprobe auf dieſe Weiſe eingeleitet und gehalten worden, ſo nimmt jeder Betheiligte gewiß das Gefühl großer Beruhigung mit nach Hauſe und geht mit verdoppelter Luſt an das Studium der Rolle; während er im anderen Falle ſich unbehaglich fühlt und mit unbeſtimmten Gefühlen und Begriffen zur erſten Theaterprobe kommt, um hier, wenn es das Glück will, erſt über Dunkelheiten und Zweifel Licht zu erhalten. Ich füge abſichtlich „wenn es das Glück will" hinzu, denn oft dauert der Zuſtand des Halbbewußtſeins fort und fort, den ſelbſt der ſo häufige zweifelhafte Erfolg einer erſten Vorſtellung noch nicht zu heben im Stande iſt.

3.

Die Setz- oder erſte Theaterprobe.

Das Theater iſt finſter und weit; der tiefſte Vorhang iſt gewöhnlich heruntergelaſſen und es herrſcht Stille und Reinlichkeit auf der Scene; alle Arbeiter haben ſich entfernt, um den Künſtlern das Reich zu überlaſſen. Hin und wieder ſteht ein Baum, eine Bank, ein Fenſter, oder ein Haus, die irgend etwas verſtellen — in der Kunſtſprache: markiren — was in den folgenden Proben durch das Eigentliche erſetzt wird, das bei der Vorſtellung figuriren ſoll. Ich liebe dieſe Stille ſehr und bin ſtreng dafür, daß die Arbeiter, ſo wie Jeder Ueberflüſſige von dieſen Proben entfernt gehalten werde. Der Regiſſeur ſei mit den darſtellenden Künſtlern im vertraulichſten tête-à-tête, und nur der Souffleur dränge ſich hinein, der bei dieſer Probe die Hauptrolle ſpielt, da es noch nicht verlangt werden kann, daß Alle ihre Rollen gehörig memorirt haben. Das nicht vollſtändige Auswendigkönnen der Rollen wird Niemanden vom Fach jetzt ſchon in Erſtaunen oder gar in Verzweiflung ſetzen, da die folgenden Proben Wunder wirken und dem ſchwächſten Gedächtniſſe zu Hülfe kommen. Es wird von großem Nutzen ſein, die Setzprobe der Leſeprobe ſo nahe als möglich folgen zu laſſen, dann aber einige Tage zu warten, um dem Künſtler Zeit zum Nachſtudiren zu gönnen. Nach dem jetzt eingeführten Schlendrian verſtriche von der Leſeprobe bis zur Setzprobe die ganze Zeit, die zum Einſtudiren eines neuen Stücks anberaumt wird, dann aber werden Setzprobe, zweite, dritte, Haupt- oder Generalprobe in ununterbrochener Reihefolge angeſetzt, wobei ſich die Schauſpieler faſt zu Tode abmühen und völlig

abgeſpannt und verdroſſen zur Vorſtellung gelangen, die i
günſtigſten Falle durch einen Raum von vierundzwanz
Stunden, in den meiſten Fällen aber noch ſchneller auf d
Hauptprobe folgt.

Die routinirten Künſtler ſprechen ihre Rollen auf d
erſten Theaterprobe gewöhnlich mit halber Stimme; erſten
um ſich nicht ohne Noth anzuſtrengen, zweitens, um de
Souffleur zu vernehmen. Dies kann nur gut geheißen we
den. Daß ſie aber auch oft die nachläſſigſte Haltung beo
achten, die Hände in den Taſchen haben, wo ſie dies od
das damit machen ſollen, den Hut auf dem Kopfe beha
ten, wo ſie ihn abzunehmen genöthigt ſind u. ſ. w.: di
iſt jedenfalls zu rügen, da es der Zweck der erſten Zuſam
menkunft auf dem Theater iſt, über alles Dieſes ſich
verſtehen und daher anzudeuten, was zur Verſinnlichun
der eigenen Intention, wie zur Verſtändigung der Mitw
kenden erforderlich iſt.

An dem Regiſſeur iſt es, durch Worte das Mangeln
zu ergänzen; anzugeben, wie die Decoration beſchaffen ſ
wird, wo die Auf- und Abgänge ſtattfinden können, na
Anordnung der Mittel- und Seitenthüren, der Brucken u
Stege bei Gebirgen u. ſ. w. Er muß ferner die Statiſt
repräſentiren, wenn ſolche auf der Scene bedingt ſind,
Requiſiten, die durch öfteren Gebrauch ſich abnutzen o
unſcheinbar werden könnten, durch ähnliche, gleich gr
Gegenſtände den Schauſpielern liefern laſſen, andere ab
wie Flinten, Stöcke, Brieftaſchen, Dolche u. ſ. w., in N
tura herbeiſchaffen. Die Handhabung dieſer Erfordernis
muß bei jeder Probe und oft mehrmals eingeübt werde
weil nur ſo Rundung und Sicherheit bei den Vorſtellu
gen zu erzielen iſt und hierin nichts dem Zufall überlaſ
bleiben darf.

Der Regiſſeur hat ſein Setz Scenarium in der Hand und zeigt jedem Darſteller ſeine Stelle an; dieſe hat er das Ganze im Auge — Alles genau bei ſich erwägend und überlegend, feſtgeſetzt. Wohl kann hier der Einzelne einen Vorſchlag zur Aenderung machen, die ihm als wünſchenswerth erſcheint, und wenn das Ganze nicht darunter leidet, ſo muß ihm, wie billig, nachgegeben werden, doch dürfen im Allgemeinen ſolche Einwände nicht zu ſehr berückſichtigt werden, da ſie oft einſeitig ſind und nur dazu dienen ſollen, den Einzelnen auf Koſten aller Uebrigen glänzen zu laſſen. Manchmal gehen ſie jedoch wirklich aus einer beſſern Einſicht des Darſtellers hervor, und daher mag der Regiſſeur wol auf ſeiner Hut ſein, damit er die von ihm getroffene Anordnung mit ſolchen Gründen unterſtützen kann, daß ſie in den Augen der Uebrigen Recht behält, oder daß er mit Bereitwilligkeit Das annimmt, was ihm früher entgangen war, nun aber als dem Ganzen zuträglicher erſcheint. Seine Autorität mit Eigenſinn verfechten wollen, iſt überall nicht zuläſſig, hier aber am wenigſten, wo ſich der Nachtheil ſo bald ſchon herausſtellen muß. Wenn die Regiſſeurs für ſolche Fälle überhaupt ernſtlich verantwortlich gemacht würden, ſo legte gewiß mancher ſeine Stelle nieder oder unterwürfe ſich beſſerer Einſicht. Ein Regiſſeur, der mit ſich ſelbſt nicht im Klaren auf der Setzprobe erſchiene und ſogar mit großer Bereitwilligkeit den Anordnungen der Künſtler Folge leiſtete, ohne im Stande zu ſein, ihnen etwas aus eigenen Mitteln entgegenſetzen zu können, ſei es nun aus Mangel an Kunſtvermögen oder aus Nachläſſigkeit, müßte augenblicklich gezwungen werden, ſeine Stellung aufzugeben, da er in dieſer nur mehr verwirren als ordnen kann. Aus dieſem geht nun aber deutlich hervor, daß irgend ein unterrichteter und mit dem Theater vertrau ter Mann wol Regiſſeur ſein kann, auch wenn er nicht Schauſpieler iſt, nie aber ein ſchlechter Schauſpieler, der täglich dem Publicum Beweiſe ſeiner Unzulänglichkeit gibt. Zu dem Erſtern liefern Beiſpiele: die Herren C. Blum, Treitſchke und noch einige Andere; zu dem Letztern wird man mir die Beiſpiele gern erlaſſen.

Wenn man eine gehörige Anzahl von Proben zur Vorbereitung eines neuen Stückes anberaumt hat und einer jeden ihr vollkommenes Recht widerfahren zu laſſen geſonnen iſt, ſo iſt es nicht nöthig, durch Wiederholen ganzer Scenen die ohnedies ungebührliche Länge der Leſeprobe noch auszudehnen. Sie werde nur gehalten, um ſich mit den erſten ſceniſchen Erforderniſſen der Darſtellung bekannt zu machen und dieſe gut in das Gedächtniß zu prägen; das Wiedergeben der Rolle ſelbſt iſt hierbei noch bloße Nebenſache.

Nachdem dieſe Probe im rechten Sinne gehalten wurde, kann der Schauſpieler erſt an das eigentliche Studium ſeiner Aufgabe gehen. Nun iſt ihm Alles klar geworden, und was die Leſeprobe ihm über die Dichtung und den Charakter, den er darſtellen ſoll, enthüllte, ſieht er nun durch das Verſtändniß der Scene ergänzt. Mit Strenge muß jedoch darauf gehalten werden, Dasjenige unverändert beſtehen zu laſſen, was auf ſolche Weiſe einmal feſtgeſetzt wurde. Es gibt Schauſpieler, welche nie mit ſich fertig werden und gern immerfort Veränderungen anbringen möchten. Wenn man dieſe gewähren laſſen wollte, ſo müßte nothwendig eine Unſicherheit entſtehen, da Niemand eine beſtimmte Anweiſung für ſein eigenes Spiel mehr hätte. Ich war daher immer der Meinung, nichts an der einmal getroffenen ſceniſchen Einrichtung zu ändern, wenn ſie durch das Feuer dieſer zwei erſten Proben geläutert, von Regiſſeur und Schauſpielern angenommen werden. Großes und Erhebliches kann nach gehöriger Ueberlegung und Prüfung und den damit verknüpften Debatten an dem einmal Angenommenen nicht mehr auszuſetzen gefunden werden, und Kleines, ſelbſt wenn der Effect der Scene dadurch um etwas geſteigert werden könnte, ließ ich lieber unbeachtet, ehe ich dadurch der Verwirrung und Unſicherheit gleich von vorn herein Bahn bräche. Wie es denn auch überhaupt die Wirkſamkeit eines Regiſſeurs in das ſchlechteſte Licht ſetzt, wenn Jeder nachträglich ſeinen Einfall zu Markte bringen und auf Genehmigung rechnen darf. Leider iſt dies nur zu oft der Fall. Da hört man: „Das macht ſich beſſer,“ oder: „beim Studiren iſt mir das noch eingefallen!“ Aber die Mise en scène ſoll nicht aus Einfällen beſtehen und nicht von Einfällen abhängen, eben ſo wenig aus bunten Fetzen von verſchiedenen Erfindungen, Launen und Theatereffecten zuſammengeſetzt ſein. Dies macht viele von unſeren Darſtellungen ſo charakterlos und unausſtehlich, daher hört man ſo oft das Urtheil unſerer Theaterbeſucher: „Das Ganze war nichts, aber Der oder Die hat gut geſpielt.“ Das iſt ein Unding. Iſt das Theater wie es ſein ſoll, ſo muß das Ganze immer Etwas ſein, und wenn Der oder Die gut geſpielt hat, nur noch mehr. Man ſollte ja doch annehmen dürfen, daß ein Stück, welches zur Aufführung zugelaſſen wird, immer eine gewiſſe Befriedigung hoffen läßt, wie würde man es ſonſt wol wählen? Fällt es nun durch, ſo muß nothwendig ſtets die Mise en scène daran Schuld ſein, die ſich, wie ich bis hieher zu zeigen geſucht habe, von der Rollenvertheilung bis auf das Spiel der Darſteller erſtrecken muß.

4.

Die Theaterproben.

Dieſe Proben ſetze man länger oder kürzer nach der Leſeprobe an, je nachdem man den Schauſpielern Zeit zum Studium ihrer Rollen laſſen will. Bei dieſen Proben fordere man aber ſtreng, daß ſie mit ihrer Aufgabe fertig ſeien. Wer hier noch Gedächtnißfehler zeigte, würde ſich der Stelle, die er im Perſonal einnimmt, durchaus unwürdig machen.

Das ſceniſche Bild, welches in den Vorbereitungsproben gleichſam untermalt erſchien, erhalte nun durch geſchickte Ausführung Licht und Schatten, volles Leben. Man darf ſich jedoch nicht vorſtellen, daß jetzt ſchon Alles rund und vollkommen ſich geſtaltet, vielmehr wird das Theater mit ſeinen Erforderniſſen dem ſich entwickelnden Spiele des mit ſeiner Rolle nun vertrauten Künſtlers tauſend Hinderniſſe in den Weg legen, man wird ſogar auf Schwierigkeiten ſtoßen, die zu beſeitigen nicht nur große geiſtige, ſondern ſelbſt körperliche Gewandtheit erfordern. Wir ſehen hier nun vor uns, was wir früher nur in Gedanken geträumt haben: hier ſtehen die Felſen, die Häuſer, die Leitern, die Gerüſte, hier finden wir unſere Feinde und Freunde, Vertraute und Gegner in Perſon; hier ſind die Stäbe, Waffen, Flaſchen, Dolche; hier gilt's handeln, Leben zeigen; wir gerathen ins Feuer und werden immer wieder von dem kalten Regiſſeur an Dies und Das erinnert; hier gilt's zu ſchonen, dort zu ſtürmen, hier zu zögern, dort zu eilen; dies erſcheint eckig, jenes undeutlich; ein ewiges Ermahnen und Ermahnen; eins und daſſelbe muß unendliche Male wiederholt werden.

Dieſe Proben, wenn ſie ſo abgehalten werden, wie dies gemeinhin auf unſern Theatern geſchieht, ermüden ungemein, auch ſelbſt wenn der Schauſpieler nur markirt, wie dies leider zum Nachtheil der nachherigen Vorſtellung zu oft geſchieht. Ein Uebelſtand iſt es, daß das ganze Stück immer auf einmal und nicht Akt- oder Scenenweiſe probirt wird, wie dies die Franzoſen machen; bei uns entſteht hierdurch eine bedeutende Verwirrung, nicht ſelten verwechſelt man die Anordnungen und, wenn nicht ernſtlich dafür geſorgt wird, ſo wächſt die Unſicherheit, ſtatt ſich zu verringern.

Man probire heute, morgen, übermorgen, wenn's Noth thut, den erſten Akt und erſt, wenn man mit dieſem ganz fertig iſt, gehe man zum zweiten und dann zu den folgenden über. Hier laſſe man jedoch keine Zwiſchenräume eintreten, ſondern probire unaufhaltſam, in einem fort; Alles bleibe nur mit dieſem einen Stücke beſchäftigt; die Proben, die ſich nun immer mehr und mehr entwickeln, die Freude am Geſtalten, das Ganze, welches immer mehr Weſen gewinnt, alles Dies unterhält, ſtatt abzuſpannen; wenn man die Sache recht weiſe zu progreſſiren weiß, ſo wird der Genuß bei den Proben wachſen und ein ſchönes Feuer die Künſtler beſeelen: le feu sacré, wie ſich franzöſiſche Dramatiker ausdrücken, dies muß man auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen, und das kann man nur allein durch fortgeſetzte, dem Ziele immer näher bringende Proben ohne irgend eine Unterbrechung oder Abziehung auf einen andern Gegenſtand. Geſchieht dies nur einmal, ſo iſt gewöhnlich die ganze aufgebotene Mühe verſchwendet geweſen. Man ſehe daher darauf, den mit ſolchem ernſten Studium einer neuen Leiſtung beauftragten Schauſpielern keine ſtarke Wiederholung zuzumuthen, oder wie unverſtändige Directoren oftmals dem Künſtler neben einer bedeutenden neuen Rolle noch eine kleine im Luſtſpiele etwa aufzubürden. Hier würde das Eine dem Andern unausbleiblich Schaden bringen, da irgend ein Vortheil davon bei einer ordentlichen Bühnenleitung durchaus nicht abzuſehen iſt. Geht Alles, wie es ſein ſoll, ſo muß von jedem neuen Stücke, das man mit Sorgfalt auswählt und mit Fleiß in die Scene ſetzt, ein ſicherer Erfolg zu erwarten ſein. Dieſen nach allen Kräften zu erheben und für die Anſtalt in jeder Hinſicht ſo ergiebig als möglich zu machen, iſt Sache der Bühnenleitung. Es wird daher gleichgültig, wenn nicht ſogar vortheilbringend ſein, die Zeit der Vorbereitung eines neuen Werkes von einiger Bedeutung nicht mit großen Bühneneffecten zu füllen, um dann des neuen mächtigen Eindrucks gewiſſer zu ſein. Man werfe mir nicht ein, daß neue Stücke gewöhnlich nichts machen; die Urſache iſt bekannt genug, und es mag die Mittelmäßigkeit oder gar die ausgeſprochene Schlechtheit, die man zu ſehen und zu hören bekommt, allein die Schuld. Wer könnte ſich dafür wol intereſſiren? Haben wir es nicht erlebt, daß hier ſelbſt eine Oper eines Lieblingscomponiſten mißfallen kann, die an einem andern Orte den allgemeinſten Beifall erlangte? Haben wir nicht an uns ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß uns dort etwas entzückte, was uns hier Gähnen entlockte? Hat nicht hier, an einem und demſelben Orte ſogar, heute eine Oper complett Fiasco gemacht, woran man ſich morgen, nur mit veränderter Beſetzung einer einzigen weiblichen Rolle, nicht ſatt hören und ſehen konnte? Nur ein paar Thatſachen, damit man meine Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ſchelte: Zampa und der Zweikampf waren unter Cornet's Regie und er in der Titelrolle die Zierden des braunſchweiger Repertoirs, während man in andern Städten dieſe Opern nicht gleich begriff; mich ſelbſt emzückte der Belliniſche Seeräuber in Paris, während ich den Stuttgarter Theaterfreunden Recht geben mußte, als ſie ſich von dieſer Darſtellung unbefriedigt wegwandten; die Norma wurde in Stuttgart allgemein langweilig befunden und erregte ſpäter Fanatismus, als Demoiſelle Schebeſt darin auftrat; daſſelbe war vor einigen Jahren mit der Anna Bolena, der Demoiſelle Karl, der Fall u. ſ. w. Auch im Schauſpiel bemerkten wir oft ſchon daſſelbe: der Dachdecker, ein lebensfriſches, heiteres Bild, gefällt in Berlin über die Maßen, und in Stuttgart fällt es beim erſten Male durch; der Bauer als Millionair, faſt in ganz Deutſchland beliebt, theilt hier mit dem Dachdecker daſſelbe Schickſal; andere Stücke hingegen, die anderswo ſpurlos verſchwanden, erhalten ſich hier auf dem Repertoir, wenn der Zufall den guten Kräften des Theaters ihre rechte Stelle anweiſt und ein günſtiger Stern der Darſtellung leuchtet.

Man glaube doch ja nicht, daß in Braunſchweig, Berlin, Wien, Hamburg die Leute anders ſehen und hören, verſtehen und fühlen, wie in Magdeburg, Breslau, Stuttgart, Frankfurt; auch iſt der Geſchmack in Theaterſachen keineswegs ſo verſchieden, wie man uns ſo gern glauben machen möchte. Jemand, der weit herumgekommen, darf ſich darin, ohne anmaßend zu erſcheinen, ein Urtheil zutrauen. Ich habe Frankfurter in Breslau über Schmelka lachen ſehen, und Breslauer, die den komiſchen Haſſel in Frankfurt gern ſahen; ſelbſt die in Norddeutſchland ſo fremdartige Wiener-Komik brach ſich durch Raimund's Interpretation Bahn, und andere bedeutende Künſtler haben es auf ihren Reiſen bewieſen, daß das Wahre und Schöne überall begriffen und geliebt, das Sublime überall angeſtaunt wird, und daß eine ächte, aus dem Innern ſtrömende Komik ſich überall Freunde erwirbt. Und hierin liegt das ganze Geheimniß. Bringt überall das Rechte auf echt künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung und Eure Neuigkeiten müſſen Anklang finden. Ce n'est que le ton qui fait la musique, iſt ein nicht zu verſchmähender Gemeinplatz der Franzoſen.

Um nun aber dies zu bewerkſtelligen und mit der Hoffnung auf ſicheren Erfolg die erſte Vorſtellung eines Stücks in die Scene gehen zu laſſen, gönnt Euern Künſtlern die nöthige Seelenruhe bei den vorbereitenden Proben, und verlangt nicht, daß ſie, wenn ſie mit Geiſt und Körper dem Romeo oder Hamlet hingegeben ſind, ſich zu einer andern Höhe umſtimmen und hinauf- oder hinabſchrauben; denn der wahre Künſtler muß in jeder Leiſtung auf einer Höhe ſein.

Den Theaterproben muß die Generalprobe auf dem Fuße folgen. Alle Akte ſind jetzt auf das Genaueſte einſtudiert, aber die Generalprobe iſt nun erſt dazu beſtimmt, das Ganze im raſchen Ueberblicke, faſt ohne Unterbrechung, wie bei der Vorſtellung, zur Anſchauung zu bringen. Zwiſchen der Generalprobe und der Vorſtellung müſſen dann vierundzwanzig Stunden dem Künſtler gelaſſen werden, damit die durch frühere Anſtrengungen in ihm verurſachte Aufregung des Gemüths ſich lege, ſeine phyſiſchen Kräfte ſich erholen, und er die gehörige Ruhe erlange, mit neuem Muthe an die Löſung ſeiner Aufgabe bei der Vorſtellung zu gehen. Die Hauptproben am Tage der Vorſtellung ſelbſt ſind durchaus verwerflich. Ich habe es erlebt, daß arme, geplagte Künſtler erſt wenige Stunden vor dem Beginne des Stückes aus der Probe kamen, und nun noch für Garderobe oder Sonſtiges zu ſorgen hatten, und unruhig, ängſtlich, ungewiß, wie im Taumel ſich dann wieder, nach ſchnell eingenommener Mahlzeit, in das Theater begaben, um ſich unter Schelten und Toben anzukleiden und dann vor dem

Publicum zu erſcheinen. Was kann man wol unter ſolchen Umſtänden erwarten? Und die Fälle ſind in Deutſchland wahrhaftig nicht ſelten, wo es ſo und nicht anders iſt. Zwar gibt es alte Schauſpieler, die ungefähr mit demſelben Rechte, wie man von den geſellſchaftlichen Unterhaltungen zu ſagen pflegt, daß die improviſirten anſprechender ſeien, als die lang vorbereiteten, ſagen zu können glauben: dieſes unwirſche Gefühl, dieſe peinvolle Unordnung ſetze ſie eben ſo recht in den Stand, ihre Rolle gut zu geben. Dies bilden ſich aber dieſe Irrwiſch-Naturen nur ein; ſtänden ſie vor der Bühne und ſähen ſich ſelbſt, ſie müßten anders urtheilen. Man hört ſo viel von künſtleriſcher Ruhe ſchwatzen. Ich habe ſchon Schauſpieler geſehen, die entſetzlich langſam ſprachen, eben ſo bedächtig ſchritten und ſich faſt gar nicht bewegten. Waren ſolche in einem Stücke viel beſchäftigt, ſo dauerte die Vorſtellung um eine Stunde länger. Dies nannten ſie ihre Ruhe und glaubten dadurch dem Begriffe von einem echten Künſtler zu entſprechen. Aber die künſtleriſche Ruhe iſt in ganz anderem Sinne zu verſtehen; ſie läßt ſich neben der größten äußerlichen Beweglichkeit ſehr wohl denken; es iſt nicht ſowol die Ruhe, die der Künſtler darſtellt, als die, welche ſich des Gemüths des Zuſchauers bemächtigt und aus deſſen innerſter Zufriedenheit erwächſt; es iſt die Harmonie, die im Ganzen waltet, die Uebereinſtimmung in der Färbung der Leidenſchaft, die Sicherheit in Allem, was das Auge und Ohr des Zuſchauers berührt; es iſt die Beſonnenheit, die ſelbſt die leidenſchaftlichſten Bewegungen leitet und den Geſetzen der Aeſthetik unterordnet; dieſe künſtleriſche Ruhe läßt ſich aber nur dann erringen, wenn man die Aufgabe durchdrungen, ihre Höhe erreicht hat und nun mit der Gewalt des Meiſters über dem Gebilde ſchwebt, ſich aber nicht ſelbſt von ihm mit fortreißen lich. Wie dies Alles aber bei einem ſo zuſammengeſetzten Kunſtwerke, wie die Darſtellung eines Drama, ohne die ſorgfältigſten Einübungen oder Proben möglich wäre, wird wol Niemandem begreiflich ſcheinen.

Ein Unglück iſt es, wenn nach der Generalprobe irgend ein Mitglied erkrankt und die Vorſtellung dadurch aufgeſchoben werden muß. Man glaubt nicht, wie ein ſolcher Unfall auf die Uebrigen wirkt. Es iſt ein kalter Waſſerſturz auf große Erhitzung. Die Ungeduld des Jägers auf der Jagd, endlich losdrücken zu können, ſcheint mir ein nicht genügender Vergleich mit der Luſt des Schauſpielers, der ſeine Rolle geben will; man verzeihe es mir, allein ich kann ſie mit nichts Anderm, als mit der Wuth der Rennpferde vergleichen, die von ihren Reitern noch zurückgehalten werden, um im nächſten Augenblicke die Bahn zu durchfliegen. Den bis zum Uebermaß geſpannten Nerven ſind auf Augenblicke nur noch Sordinen aufgedrückt, die innere Bewegung wird gewaltſam zurückgedrängt, das edelſte Künſtlergefühl glimmt unter einer dünnen Schichte, um bald in lauten Flammen loszubrechen, die Muskeln ſind zum Zerberſten geſchwellt. Ich ſpreche hier nur von echten Künſtlern, und ich habe ſolche gekannt, die Nachts vor einer erſten Vorſtellung kein Auge ſchließen konnten, am Tage ſelbſt keinen Biſſen aßen und nach geſchaffenem Werke die vollkommenſte Erſchöpfung ſpürten; bei zarten Frauen traten wol ſelbſt noch bedenklichere Zuſtände ein. Auf ſolche erhöhete Stimmung darf aber nur die Vorſtellung folgen, um ſie wohlthätig zu entladen; folgt darauf getäuſchte Erwartung, muß die Vorſtellung aufgeſchoben werden, ſo tritt eine Mißſtimmung ein, deren Qualen nicht beſchreiben, deren Folgen nicht gehemmt werden können. Das Feuer iſt hin und ein Ueberdruß bleibt zurück; die frühere Flamme raucht nichts mehr ins Leben zurück, und ich habe mit allem Rechte gehoffte Erfolge lediglich an ſolchem Aufſchub ſcheitern ſehen.

Wenn es daher möglich iſt, ſo beſetze man eine Rolle lieber doppelt, um nur die angeſetzte erſte Vorſtellung ſogleich geben zu können und ſie nicht einmal um vier und zwanzig Stunden aufſchieben zu dürfen.

Die erſte Vorſtellung iſt aus dieſem Grunde aber auch immer das Herrlichſte, was ein Theater zu leiſten vermag, und deshalb drängten ſich bei großen, trefflichen Bühnen die Kunſtfreunde auch ſtets mit ſolchem Eifer zu denſelben. Nicht als Hauptproben wollen ſie dort angeſehen ſein, wie es die Halb- und Viertelsbühnen Deutſchlands im Handwerks-Schlendrian gern möchten, ſondern dieſe erſte Vorſtellung ſoll das Geiſtigſte, Feinſte und Gelungenſte geben, deſſen die Künſtler nur immer fähig ſind.

3.

Die Haupt- oder Generalprobe.

Hier hätten wir uns denn nun endlich mit Dem zu beſchäftigen, was man dem beſchränkteſten Sinne nach das Sceniſche zu benennen pflegt, nämlich Dasjenige, was von außen her einem Drama hinzugefügt wird, nicht nur um die Täuſchung, die durch das Spiel der Darſteller hervorgebracht wird, zu vervollſtändigen, ſondern ſogar die Wirkung deſſelben zu erhöhen. Dieſes iſt ein Ziel, wonach die Bühne mit allen ihren Kräften zu ſtreben hat. Manchmal auch gehen Regiſſeure und Directoren ſo weit, eine ſolche

Menge von Aeußerlichkeiten einer ſceniſchen Darſtellung hinzuzudichten und anzuhängen, um nach ihrer Meinung etwas recht Gutes zu bewirken, allein ſie drängen dadurch nur den Schauſpieler wie den Dichter in den Hintergrund, um den Decorateur und Maſchiniſten glänzen zu laſſen. Wie es ſich denn auch oft ſchon in Deutſchland ereignet hat, daß Maler und Maſchiniſt mit Applaus und Hervorruf belohnt wurden, während man von den Sängern und Schauſpielern, von dem Dichter und Componiſten keine Notiz nahm.

Ich will hier nicht behaupten, daß den Malern oder Maſchiniſten nicht auch Beifall gebühre; auch ſie ſind Künſtler in ihrer Sphäre und leiſten zuweilen, was in der That der höchſten Anerkennung würdig iſt. Allein in dem Bereich der Scene müſſen ſie ſtets nur als dienende Glieder betrachtet werden, und es iſt ein übles Zeichen, wenn man die Leiſtung des Sängers oder Schauſpielers über eine Decoration oder Flugmaſchine gänzlich vergeſſen kann. Daher ſoll ein Theater, das nicht auch vortreffliche ausübende Künſtler beſitzt, nie darnach ſtreben, eine große ſceniſche Pracht zur Schau zu bringen. Dies heißt dann mit Recht den Geſchmack verderben und wird daher von allen wahren Kunſtfreunden mit ſchweren Rügen verfolgt. Bei gänzlichem Mangel an guten ſingenden und recitirenden Kräften, bei ſchlechtem Orcheſter und ungenügendem Chorperſonal aber, treffliche Opern blos als Schauſtücke geben wollen und durch Aufzüge, Coſtüme, Decorationen und dergleichen der Menge einen Genuß zu bereiten, iſt höchſt verwerflich, und als der größte Misbrauch der ſceniſchen Kräfte zu betrachten.

Große, gutbeſetzte Anſtalten mögen ſo viel Glanz als immer beliebt in den Nebenſachen zeigen, es wird Niemandem einfallen, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Ja, man legt es ihnen ſogar zur Pflicht auf, den Solitär in einer ihm gebührenden Faſſung ſtrahlen zu laſſen. Allein dieſer Vergleich muß auch überall feſtgehalten werden. Der Künſtler ſei der hellſtrahlende Solitär, aber die ſceniſchen Acceſſorien, ſeien ſie auch noch ſo prächtig, müſſen nur die ihn umgebenden Steine ſein. Nach dem Werthe jenes Steins ſind auch dieſe immer zu wählen. Wenn eine Malibran ſingt, eine Elsler tanzt, ein Devrient ſpielt, wer denkt da wol noch über die gemalte Leinwand nach, die den Hintergrund bildet und wenn ſie anfänglich noch ſo ſehr das Auge erfreute?

Mehr aber iſt dies Alles noch bei dem ſogenannten Statiſtenweſen, bei den Tänzen u. ſ. w. der Fall, wodurch bei uns manchmal recht gute Darſtellungen verunſtaltet und die ſchlechten ganz unerträglich gemacht werden.

Gewöhnlich überſteigt Das, was wir auf deutſchen Theatern (ich ſpreche hier natürlich nicht von Wien und Berlin) von Tänzen ſehen, ſelten die Mittelmäßigkeit; öfter jedoch bleibt es noch unter derſelben. Unverantwortlich iſt es, auf dieſen Zweig bedeutende Ausgaben zu verſchwenden, da man doch damit nichts Weſentliches erzielen wird. Entweder ſind die pekuniären und ſonſtigen Kräfte einer Anſtalt ſo groß, daß man dem Ballet ein Augenmerk widmen kann, wodurch es auch zu einer Hauptſache wird, eine ganz für ſich beſtehende Kunſtabgrenzung mit allen ihren Attributen, oder man begnüge ſich damit, ein Tänzercorps für die Oper zu halten und gut unterrichten zu laſſen, nicht ſowol um großen Kunſtanſprüchen zu genügen, als vielmehr um die Balletmuſik, die in einigen Opern Meiſterſtücke enthält, nicht aus den Partituren wegſtreichen zu dürfen. Wo dieſes aber deſſenungeachtet zum großen Verdruß der Muſikfreunde geſchieht und die ſchlechten Ballettänzer dafür wöchentlich einmal ihre Sprünge und Lazzi in alten, abgedroſchenen

Pantomimen zeigen, die gar Nichts enthalten, was irgend einen Geſchmack in der Welt zu befriedigen im Stande wäre, da iſt man auf Abwegen, und es thäte Noth, hier an die Verantwortlichkeit zu mahnen, der man als Verwalter anvertrauter Capitalien doch ſtets unterworfen bleibt, die zum Frommen der Kunſt, zum Vergnügen des Publicums und zum Glanze einer fürſtlichen Hofhaltung lediglich beſtimmt wurden.

Eben ſo arg iſt es mit dem Statiſtenſchlendrian beſchaffen. Statiſten, wenn ſie wohl eingeübt ſind, können bei gewiſſen Vorſtellungen den Eindruck mächtig verſtärken und dürfen daher nicht ganz beſeitigt werden. Wie aber Alles, durch Misbrauch von ſeiner Stelle gerückt, ſeinen eigentlichen Werth verliert, ſo iſt es auch hiermit der Fall. Wie es bei uns gewöhnlich mit den Statiſten gehalten wird, verdient, ſtatt Beifall, Rüge, da ſtatt der beabſichtigten Wirkung: Erhöhung eines mächtigen Eindrucks, gewöhnlich das Gegentheil erlangt, nämlich irgend ein großartiger Moment eines Drama in das Gebiet der Poſſe, des Lächerlichen hinabgeſtoßen wird.

Wenn man ein großes Stück in die Scene zu ſetzen hat, ſo erwäge man ſorgfältig, ob der Dichter ſelbſt auf einen pomphaften Zug, ein Bankett, eine Schlacht, einen Volksauflauf und dergleichen Vorſtellungen, die nothwendig eine große Menſchenmenge bedingen, einen beſonderen Werth legt, oder ob ſie ſogar den Schlußpunkt des Ganzen bilden und ſonach mit beſonderem Fleiße hervorgehoben werden müſſen. Iſt dies Letztere der Fall, ſo nehme man die Sache nicht leicht, ſondern bemühe ſich mit großem Fleiße, die Mittel alle, welche die Bühne zur Verſinnlichung der Aufgabe bietet, anzuwenden, um einen wahrhaft großen Erfolg mit Sicherheit zu erzielen. Hierin auch läßt ſich immerhin

Einſicht in das Weſen der Kunſt zeigen und zugleich poetiſchen Anſprüchen genügen. Iſt jedoch die Erwähnung einer ſolchen großartigen Scene nur vorübergehend, ſo begnüge man ſich auch ſtreng damit, nur anzudeuten und Alles zu entfernen, was darauf eine ungebührliche Aufmerkſamkeit der Zuſchauer hinlenken könnte und wie Anmaßung ausſehen würde. In beiden Fällen jedoch widme man dieſen Anordnungen fleißige Proben und richte es ſo ein, daß ſie vollkommen einſtudirt ſeien, wenn die Hauptprobe angeſetzt wird, damit wenigſtens einmal die Statiſten mit den Schauſpielern zuſammen probiren können. In einigen Fällen wird es ſogar nöthig ſein, daß dies öfter geſchieht.

Eine wohl organiſirte Bühne muß eine Anzahl von feſtbeſoldeten Statiſten beſitzen, die mit der Scene vertraut ſind und Neulinge nöthigenfalls ſelbſt abzurichten im Stande wären. Da Das, was ihnen zu thun aufgetragen wird, faſt immer daſſelbe iſt und nur in der Zuſammenſetzung einige Verſchiedenheiten und Abwechslungen erleidet, ſo erlangen ſolche oft gebrauchte Statiſten endlich Schule und Uebung, die ihnen für die Bühne, der ſie angehören, wirklich einen Grad von Wichtigkeit verleiht.

Um mich verſtändlicher über dieſen Punkt zu machen will ich hier einige nähere Erklärungen geben.

Die Vorſchriften in einem Stücke, wie z. B. Fiesko von Schiller, ſind durchaus nicht bis ins Umſtändliche auszuführen. Der Ball, womit das Stück beginnt, kann durch die Ausſicht in einen hell erleuchteten Saal, aus dem Muſik ſchallt, bezeichnet werden. Tänzer würden die Aufmerkſamkeit von der Expoſition abziehen und kleinlich wirken. Sie würden zerſtreuen oder ſelbſt lächerlich werden. Eben daſſelbe iſt mit dem Aufruhr am Schluſſe des Stückes der Fall. Glockengeläute, Trommeln und Schießen, in gehöriger Entfernung hinter der Scene, bald lauter, bald ſchwächer, je nachdem die Sprechenden auf dem Theater dies bedingen, wären hinlänglich. Gedränge und Katzbalgerei, ein Aneinanderſtoßen hölzerner Spieße, Flinten oder Commißſäbel erregt immer Gelächter: warum ſchafft man nun den Schlendrian nicht ab? Das Gruppiren der Leibwache um den Dogen, der charakteriſtiſchen „deutſchen Hiebe" wegen, darf natürlich nicht wegbleiben, iſt aber von einem halbwegs geſchickten Regiſſeur, der einmal darauf eingehen will, die ſogenannten „Gefechte" zu ſtreichen, leicht und wirkſam zu bewerkſtelligen. Die erlangte Freiheit Genua's durch rieſenlange Kerle darzuſtellen, die in Reih' und Glied auf ein Paar perſpektiviſch gemalte Schiffe geſtellt waren, auf welche nach den Regeln der Perſpektive Püppchen von einigen Zoll Höhe hingehört haben würden: dies war einem bekannten Regiſſeur eingefallen, als der Fiesko am Gedächtnißtage Schiller's gegeben wurde. Ich würde dieſen Unſinn nicht anführen, wenn es nicht ſo oft vorfiele, auf gemalte Seeſchiffe, die ganz für die Ferne berechnet ſind und im verkleinerten Maßſtabe erſcheinen, große Menſchen hinzupflanzen und ſo die Wirkung einer Decoration gänzlich zu zerſtören. Dies ſah ich neulich wieder im Othello, wo noch überdies zwei Tritonen in Wappenröcken neben dem Schiffe hertrabten, um es im Meere zu bugſiren. Wenn man nun ſolche Lächerlichkeiten treibt, ließe ſich nicht leicht begreifen, wenn man ſie nicht der Nachläſſigkeit zuſchreiben wollte. Ich ſah einſt von Othello's Flotte hinter einem hohen Bollwerke nur Maſten und Wimpel erſcheinen, und er und ſein Gefolge ſtiegen aus der Verſenkung herauf, als kämen ſie aus den Schiffen, die auf dem tiefer liegenden Meere einherſchwimmend angenommen wurden, das in weiteſter Ferne ſeinen Spiegel zeigte und ihn mit den Wolken am Horizont vermiſchte.

Ich kann dieſe Dinge hier nur oberflächlich berühren; um ſie erſchöpfend beſprechen zu können, gehörte ein eigenes Werk dazu.

In den Dramen, wo ſolche Angaben des Dichters nicht angedeutet, ſondern auf großartige Weiſe ausgeführt werden müſſen, zähle ich: Zriny mit ſeiner Schlacht am Schluſſe, ebenſo die in Lodoiska, der ſchönen Oper von Cherubini, den Zug in Schiller's Jungfrau, die Volksſcenen in Egmont, den Schloßbrand im Käthchen von Heilbronn u. ſ. w. Hier müſſen ſich die Statiſten in großartigen Tableaux entwickeln; Coſtüme, Schminke, Perrücken, Bärte: Alles ſei mit Fleiß bedacht und ſo eingerichtet, daß es mit Leichtigkeit angezogen werden kann und keiner großen Toilettenkünſte bedarf, wenn ſich der Mann darin gut ausnehmen ſoll. Alle Stücke des Anzugs müſſen zuſammenhängen, Röcke, Beinkleider, Gürtel; man muß nur hineinfahren können und einige Knöpfe müſſen dann das Ganze halten. Der Stoff muß dauerhaft und ſtark ſein, und nur auf die Farben iſt hierbei die meiſte Rückſicht zu nehmen.

Eine detaillirte Anweiſung, wie Schlachten, Volksaufläufe und dergl. anzuordnen ſind, kann hier nicht erwartet werden. Es iſt indeß wahrlich nicht leicht, wie man ſich täglich auf unſern Bühnen überzeugen kann, wo dieſe Beſtrebungen gewöhnlich nur Gelächter erregen; allein daß es möglich iſt, hiermit auch eine entſprechende Wirkung zu erzielen, wird man zugeſtehen, wenn man ſo Etwas von Karl, Holbein, Franconi angeordnet, oder auf dem Theater der Porte St. Martin und andern ähnlichen jemals hat darſtellen ſehen.

Was ich beſonders abzuſtellen empfehle, iſt das Aufmarſchiren langer Züge von Trabanten und Rittern, oder Bauern und Bäuerinnen, worin ſich unſere Regiſſeure gern hervorthun, um ihre Armuth an Ideen ſo recht an den Tag zu legen. Was iſt wohl erbärmlicher anzuſehen, als dieſe gemeinen Geſichter, unordentlich gekleidet, in ſchlotteriger Haltung, vorn bei den Lampen des Proſceniums ganz ungebührlich lang vorbei marſchiren zu ſehen und, dem Publicum zum Hohne, die Handlung durch einen bis zum Ueberdruß wiederholten Marſch zu unterbrechen? Wo ſelbſt der Dichter einen ſolchen Zug vorſchriebe, wäre es rathſam, ihn wegzuſtreichen; ihn aber, wie Einige thun, an einem, wie ſie glauben, ſchicklichen Ort einzuſchalten, iſt wahrlich unſinnig. Selbſt in den Opern, wo eine Muſik oft die Veranlaſſung zu ſein ſcheint, einen Marſch aufziehen zu laſſen, gebe man der Verſuchung nicht nach; denn ein Jeder fühlt wohl, daß man damit Niemand mehr Vergnügen zu machen im Stande iſt. Wie geſchmacklos iſt es nicht, im Fidelio einen langen Zug von Soldaten hereinkommen und einen Contremarſch ausführen zu ſehen! Man laſſe das ſchöne Tempo di Marcia, das Beethoven beim Auftreten Pizarro's zu ſetzen für gut hielt, nur getroſt einige Takte fortſpielen, ohne daß etwas auf der Bühne geſchieht; dann komme Jacquino und öffne das Thor, und nun wird noch gerade ſo viel Muſik übrigbleiben, daß die zur folgenden Scene nöthigen Choriſten ſich aufſtellen und Pizarro auftreten kann.

Einen ähnlichen Statiſtenunfug ſah ich auch einſt im Waſſerträger, wo der bekannte militäriſche Zwiſchenakt mit dem Trommelwirbel hinter der Gardine vor derſelben ſceniſch verſinnlicht wurde, durch Zapfenſtreich und dergl., was man alle Tage in weit größerer Vollendung auf den Gaſſen ſehen kann.

Ebenſo fängt auch die Stumme von Portici mit dem hölzernen Aufmarſchiren von Statiſten hier und dort an, ſtatt daß einige Abtheilungen Soldaten nur raſch auftreten und ihren Poſten einnehmen ſollen. In den meiſten Fällen dürfen die Statiſten nur zum Begrenzen und Füllen der Scene dienen und ſich im beſcheidenſten Hintergrunde halten. Es wird dem Bühnengemälde nur mehr zur Folie dienen, wenn man ſie ſich im Halbdunkel halten läßt, wo ſie jedoch ganz wegbleiben können, wird man, wie ſchon geſagt, beſſer thun, ſelbſt dies zu berückſichtigen.

Unſer Decorationenweſen iſt eben ſo mangelhaft, wie das Uebrige. Ein théâtre le mieux machiné in Frankreich, und wäre es ſelbſt die große Oper von Paris, iſt nicht einmal im Stande, unſern Wilhelm Tell von Schiller oder ein anderes Stück nach ſolchem Zuſchnitte zu geben. Man berief einſt einen der erſten Theatermeiſter von Paris zu einer deutſchen Bühne; allein der Mann ſchlug verzweiflungsvoll die Hände über dem Kopf zuſammen, als man von ihm verlangte, eines unſerer großen romantiſchen Stücke einzurichten, und bat, man möchte ihn ſeines Kontraktes entlaſſen. Dieſe unzähligen Changemens à vue, wie ſie es nennen, können die Franzoſen nicht begreifen. Daß ſie nun aber auch nicht die Illuſion befördern, wird wol ein Jeder zugeſtehen; denn mit einem Sprunge aus dem Walde in das Zimmer, aus der Kirche in den Garten u. ſ. w. ſich verſetzt zu ſehen, das verträgt nicht jede Phantaſie. Wenn eine ſolche Verwandlung auf dem franzöſiſchen Theater vorgeht, ſo fällt immer eine Gardine auf wenige Augenblicke, die die Bühne den Blicken entzieht, und dieſen Vorhang nennt man Rideau de manoeuvre. Er bildet die Unterabtheilung der Akte, welche die Franzoſen Tableaux nennen. Daher ein Drama in 3 Akten und 9 oder 12 Tableaux, die nicht mehr noch minder als Verwandlungen bedeuten. Unſre Ueberſetzer behalten oft dieſe Bezeichnung bei, ohne daß unſere Regiſſeure darauf Rückſicht nehmen und unſer Publicum ſich etwas dabei denken kann.

Wenn nun gleich der Rideau de manoeuvre nur auf eine oder zwei Minuten ein Tableau von dem andern trennt, ſo weiß der franzöſiſche Theatermeiſter dieſe wenige Zeit mit ſeinen wohlabgerichteten Leuten ſo gut zu nützen, daß er Das, was nach ſeinen und ſeines Publicums Begriffen zur vollſtändigen Scene gehört, mit Genauigkeit herſtellen kann. Das iſt aber in allen Fällen mehr, als man bei uns zu ſehen bekommt und ſelbſt erwartet.

Da die Couliſſen bei Zimmerdecorationen allgemein verbannt ſind, ſo werden mit ganzen Wänden die artigſten Gemächer zuſammengeſetzt; runde, ſechseckige, mit Alkoven oder ſelbſt mit mehren Cabinetten, in die man hineinblickt. Salons mit der Ausſicht auf eine Reihe von Zimmern, und Alles ſo reich und geſchmackvoll und den Anſprüchen angemeſſen, dabei ſo leicht aufzuſtellen, daß man ſich darüber doppelt verwundern muß, wenn man die Schwerfälligkeit unſerer Theatereinrichtung kennt. Daſſelbe iſt mit Gärten, Wald u. ſ. w. der Fall; da ſchlagen ſich Klappen im Boden auf und ganze Gebüſche und Mauerwerk, Statuen oder dergl. ſteigen aus den Verſenkungen herauf. Ein ſolcher Garten auf dem franzöſiſchen Theater zeigt ſtets ſeine durchbrochenen Laubgänge, einzeln ſtehende Bäume und Hecken, kurz, Alles iſt weit natürlicher als bei uns, wo in der Mitte der große, leere, gedielte Raum und die gebrochenen Linien der Seitencouliſſen jede Täuſchung ja zerſtören müſſen.

Da ich hier einmal bei dem ſogenannten „Techniſchen“ bin, ſo will ich auch noch der unvollkommenen Weiſe erwähnen, wie auf vielen deutſchen Bühnen Tag und Nacht verſinnlicht werden. Es iſt oft ein ſinnloſes Wechſelſpiel mit Licht und Schatten, das den Augen wehethut und nur ſtörend wirkt. Neulich ſah ich im Don Juan Folgendes:

Nacht bedeckte das Theater; der Gouverneur tritt auf, ein winziges Licht in der Hand; Don Juan ſchlägt es ihm aus der Hand und, o Wunder! es wird plötzlich hell. Doch welch ein neues Wunder! vier Bediente mit Fackeln treten auf und nun wird es eben ſo ſchnell wieder ſtockfinſter. Was hatte wol dieſes Lichtmanöver zu bedeuten? Wer das Theaterweſen genau kennt, wird ſich's leicht zu rklären wiſſen.

Man pflegt, ſobald Lichter in die dunkle Scene gebracht werden, anzunehmen, daß dieſe ganz erhellt werde; gleich- iel, ob dieſes Licht in einem dunklen Walde, Kerker, Saale, Keller oder Zimmer erſcheint. Nun wird man mir ber zugeben, daß eine Kerze, welche eine kleine Stube ganz erhellt, nicht auch im Stande ſein wird, große Räume mit dunklen Vertiefungen, wie Keller und Wälder, ebenſo nach allen Richtungen mit Licht zu erfüllen. Es iſt auch ewiß hinlänglich, wenn ſolch ein Licht ſich nur ſpärlich erbreitet und vielleicht nur eine Perſon oder Gruppe etwas tärker beleuchtet, während alles Uebrige ſich in unbeſtimmten mriſſen im Schatten zeigt. Dieſe Wahrheit berückſichtigt an jedoch nie, und ſo oft ein Licht, gleichviel wohin, auf e Scene gebracht wird," ſo wird auch immer in das Sce- arium „Tag" geſchrieben, und darauf hin dreht man die oulissenlampen um. Im obigen Falle nun war der Gou- erneur kaum mit dem Lichte aufgetreten, ſo ſchlug es ihm ach der allzuraſche Don Juan ſchon aus der Hand, und e tagſpendenden Diener des Theatermeiſters hatten ihr eſchäft erſt begonnen, als nach der Vorſchrift ſchon wieder ckfinſtere Nacht nach dem zur Erde gefallenen Lichte hätte eintreten ſollen. Als ſie nun aber endlich mit dem Umdrehen der Lampen fertig geworden waren, um die Nacht auf der Scene eintreten zu laſſen, war die Handlung ſo weit vorgeſchritten, daß die Diener mit den Fackeln eintraten und der Bemühung der Tag- und Nacht-Fabrikanten abermals ſpotteten. Wie ſoll man nun aber ſolche Anordnungen und Beſtrebungen nennen? Und dergleichen ſieht man faſt täglich, ohne zu wiſſen, was das bedeuten ſoll, und die Herren Regiſſeure nennen das: „In die Scene ſetzen.“ Obigen Fall jedoch ausgenommen, wüßte ich Nichts anzuführen, was ſich in der Mise en scène des Don Juan auf jenem Theater beſonders bemerkbar gemacht hätte; und welch ein Stoff wäre gerade in dieſer, in ſolcher Hinſicht ſchwer vernachläßigten Oper* für einen Regiſſeur, der ſein Fach verſtünde!

Am allerbeſten bleibe das „Tag- und Nachtmachen,“ wie es in der Couliſſenſprache heißt, dem Souffleur überlaſſen. Alle Lampen, der Couliſſen ſowol als der Rampe, müſſen ſeiner Direction überantwortet ſein; er weiß, da er das ganze Stück durch die Proben am genaueſten kennt und das Buch vor ſich hat, am beſten, wenn die Lichtveränderung plötzlich oder nach und nach einzutreten hat, und kann, wenn es ihm der Theatermeiſter geſchickt einrichtet, durch das Drehen eines einzigen Rades alle Lampen in Bewegung ſetzen. Schirme von farbigem Tafft, roth, gelb, blau und grün, in gehörigen Schattirungen, werden dann die Uebergänge, eine letzte Kapſel von Blech vollkommene Nacht bewerkſtelligen, und er ſelbſt, durch ein, zwei oder mehrmaliges Umdrehen des Rades, dieſes Alles leicht zu Wege bringen.

Einen ſchönen Mondſcheineffect ſah ich einmal in der berühmten Kirchhofsſcene im Don Juan, die ich hier ſchildern will.

Das ganze Theater war finſter; die Lampen ruhten alle in ihren Hülſen von Blech; die Decoration war eigens zu dieſem Lichterſpiele gemalt worden: ganz dunkel mit grellen Mondſcheinreflexen. In der Mitte ſtand der Commandant zu Pferde aus Stein, und unweit davon, etwas ſeitwärts, ein breiter Baum mit voller Blätterkrone, hinter welcher ſich ein großer Kaſten verbarg, der mit einer ungeheuern Menge von Lampen mit bläulichen Gläſern angefüllt war. Dieſer Kaſten war mit einem dichten Vorhange verſehen, der nach Gefallen ganz oder zum Theil geſchloſſen werden konnte.

Vor der Hintergardine, die den Nachthimmel vorſtellte, war ein anderer Vorhang von Flor, bald lichter, bald feiner; von der größten Dünne bis zur Undurchſichtigkeit mit Wolken bemalt. Zwiſchen beiden Vorhängen ſchwebte ein täuſchend ausgeführter, transparenter Mond, der von dem Theatermeiſter quer über die Hinterwand von unten nach oben langſam gezogen wurde. So wie nun der Mond jedesmal ſichtbar wurde, öffnete einer der Maſchiniſten hinter dem Baume den Kaſten, und das bläuliche Licht verbreitete ſich über die Decoration, die nun ganz täuſchend, wie vom Mond erhellt wurde. Trat aber der Mond hinter die Wolken, ſo war die Bühne in eben dem Grade bald matter, bald ſtärker erhellt, bis zum Schluß ein dichtes Gewölk den Mond aufnahm und Alles dadurch wieder mit Finſterniß umhüllte.

Obgleich dieſe Maſchinerie eine ſehr ſchöne Wirkung hervorbrachte, ſo will ich ihr doch in dieſer Scene von ſo mächtiger Wirkung keineswegs das Wort reden. Dergleichen zieht die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, oder hier vielmehr der Hörer, ungebührlich von der Hauptſache ab und gehörte eigentlich in ein Diorama. Anwendbar wäre ſo etwas, wenn der Mondaufgang etwa in einer Oper eine Zwiſchenſcene bildete und von Muſik begleitet würde. Für den Don Juan genügt eine paſſende dunkle Decoration und der weiße Reiter in der Mitte. Aber das Pferd muß gut gemalt ſein und der Reiter ſich darauf ſo majeſtätiſch als nur immer möglich ausnehmen.

Das zu Viel und zu Wenig gehörig zu erwägen, iſt das Schwierigſte im Geſchäfte eines Regiſſeurs, und dies bedingt eine Einſicht, die man von einem alltäglichen, alten Uebungmenſchen nie erwarten darf. Die Tafelſcene im Macbeth, der Ball in Romeo und Julie, die Geiſter im Fauſt, der Geiſt im Hamlet würden einem ſolchen mißlingen, und wenn er im Pfefferröſel das glänzendſte Bankett, im Maskenball von Auber den ſchönſten Galopp, und in Roſſini's Semiramis den Geiſt des Ninus mit dem prächtigſten bengaliſchen Feuer erſcheinen ließe.

Im Fauſt alltäglichen Opernpomp verſchwenden, hieß die größte Verſündigung begehen. Wie aber ſoll man e machen, da doch ſo viel Zauber- und anderer Spektakel darin vorkommt?

Vor allen Dingen werde hier, wie überall, das Charakteriſtiſche des Gedichtes ins Auge gefaßt und nur di Aufgabe gelöſt, der Phantaſie des Zuſchauers auf erlaubten Wegen dabei zu Hülfe zu kommen. Nicht lege man ſich als Pflicht auf, bei der Hexenküche und den andern wunderbaren Erſcheinungen übertriebene Anſtrengungen de Maſchinerie zu zeigen, ſondern das ſtille, gothiſche Studierzimmer des Doctors, mittelalterlich und vor Allem deutſch, in welchem die erſten, gewichtigen Scenen des großen Gedichtes ſpielen, nehme die beſonderſte Aufmerkſamkeit un Sorgfalt in Anſpruch. Hierzu taugt nicht der gothiſch Saal aus der Dame von Avenel, oder irgend ein anderer, und wäre er noch ſo ſchön gemalt. Hoch und eng iſt das Zimmer nach des Dichters Vorſchrift; der breite Kachelofen, der die Erſcheinung des Hundes vorbereiten hilft, die Schränke und Geſimſe, wo die geheimnißvolle Phiole und das ſeltſame Kryſtallglas ſtehen, die Gerippe, unzertrennlich von der Wohnung eines vorzeitigen Gelehrten, die Folianten, kurz Alles ſei ſchön und maleriſch zugleich geordnet.

Die Glasmalereien des Fenſters, wodurch der Mond fällt und einen Theil der Wand beleuchtet, dann wieder verſchwindet und jene Wand finſter erſcheinen läßt; vor Allem aber die Erſcheinung der Traumgeiſter, wobei ſich der Hintergrund des Zimmers zauberhaft erhellt (durch transparente Flore zu bewerkſtelligen), um den Worten des Dichters:

„Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben!"

ihr unantaſtbares Recht angedeihen zu laſſen; dies Alles iſt großartig aufzufaſſen und pünktlich wiederzugeben. Ebenſo iſt die Erſcheinung des Erdgeiſtes hier zu weſentlich, als daß mich nicht die verfehlte Art und Weiſe, ihn aus einer gewöhnlichen Verſenkung kommen zu laſſen, angewidert haben ſollte.

Die Größe des Herrn Hinz oder Peter, der gewöhnlich dieſe Nebenrolle, wie die Herren in ihrer Weisheit vermeinen, zu ſpielen erhält, reicht nicht hin zu einer ſolchen Erſcheinung und wären jene Leute Flügelmänner; das Oeffnen der Verſenkung, das Sehen des Apparats ſtört auch dabei. Man laſſe daher die Verſenkung durch irgend einen alterthümlichen Hausrath maskirt ſein und den Geiſt auf einem Fußgeſtelle ſtehen; dann gebe man ihm eine Maske und dieſe, ſowie die Umhüllung der Geſtalt — am beſten mit dunkelgrauen, ſich abſchattirenden Flören zu bewerkſtelligen — ſtehen in Einklang mit der nun künſtlich erlangten Größe; damit das Ganze ſich koloſſal zeige. Eine Erzſtufe zur Seite diene als Stütze.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier Angaben ertheilen, wie man das Requiem, die Ermordung Valentins, die Kellerſcene, die Spaziergänge u. ſ. w. wirkſam und richtig anzuordnen habe. Selten fand ich dies Alles auch nur mit einem Anflug von Verſtändniß. Sollte man es glauben, daß bei einem Theater, wo faſt Nichts für die Scenerie geſchah und das Meiſte gar nicht einmal entſprechend angeordnet war, der Regiſſeur einen Luxus mit — Obſtweibern trieb, die er bei der Spaziergängerſcene hinſitzen und dann in dem Geſpräche Wagner's und Fauſt's, im Momente, wo der Pudel bemerkt wird, von einigen Laternbuben abholen und nach Hauſe leuchten ließ? Mir iſt noch nie auf dem Theater Widerſinnigeres oder vielmehr Unerklärlicheres begegnet, da jener Regiſſeur den Fauſt ſelbſt für die Bühne eingerichtet hat und der Mephiſtopheles zu ſeinen bedeutendſten Leiſtungen gehört.

Leicht vermag eine Kleinigkeit die Poeſie einer Scene und die Stimmung der Zuſchauer zu erhöhen. So z. B. macht es gewiß dieſe Wirkung, wenn man aus dem hohen, ungeſchmückten Zimmer, in welchem Enzio und Lucia in ihr Grab ſteigen, einen Blick durch ein hohes Bogenfenſter in eine mailiche, italieniſche Landſchaft hat. Dieſer Contraſt gibt einem Gefühle Nahrung, das in manchem Zuſchauer noch lange, wenn der Vorhang gefallen iſt, nachwirken dürfte.

Es ſind ſchon mancherlei Verſuche gemacht worden, dem läſtigen Auf- und Abräumen der Möbel bei den Verwandlungen abzuhelfen. Man hat dies und das vorgeſchlagen. Hie und da ließ man ſie aus den Verſenkungen oder ſogenannten Freifahrten kommen, welches Letztere die ganze Bühne durchſchneidende Oeffnungen mit Klappen ſind.

auf welchen man große Decorationen bis mitten auf die Bühne frei laufen laſſen kann, wo ſie ohne weitere Stütze auf derſelben feſtſtehen bleiben, da ſie unter dem Boden befeſtigt werden können. Allein die zu einer Scene nöthigen Möbel ſo erſcheinen zu laſſen, hatte etwas Ungewohntes und mahnte zu ſehr an Zauberei, wenigſtens raubte dies den Zauberſtücken offenbar allen Credit. Denn wie konnten die täglich zur Erſcheinung eines Stuhles oder Tiſches in einem nüchternen Converſationsſtücke profanirten Maſchinerien wol noch Glauben bei übernatürlichen Veranſtaltungen verlangen?

Eine andere Art iſt, alle Möbel, die erſcheinen ſollten, mit guten engliſchen Rollen zu verſehen und ſie dann aus den Couliſſen durch geübte Hände bis zu einem bezeichneten Fleck ſchieben zu laſſen. Ebenſo wurden ſie von denſelben Händen durch lange Haken in die Couliſſen gezogen, wenn verwandelt werden ſollte.

Das Ueblichſte iſt, ſie von Bedienten in einer Kleidung, die der Scene entſpricht, auf- und abräumen zu laſſen. Ich kann mich nur unter gewiſſen Bedingungen für das Eine oder Andere erklären, und wünſche daher, daß die beiden Arten bei einem gut eingerichteten Theater ſtattfänden. Wo nämlich die Verwandlungen ſich häufen und eine Scene der andern ſchnell folgen ſoll, iſt es gut, auf die erſt angeführte Weiſe zu verfahren; wo jedoch eine Pauſe und die damit eintretende Abſpannung wohlthätig wirken könnte, laſſe man nur die Bedienten ihr Weſen treiben. Immer ſeien dies jedoch gut abgerichtete, wohl gekleidete und ſattſam bekannte Leute, an deren Anblick das Publicum ſchon gewöhnt iſt; denn Nichts erregt leichter Tumult und Störung, als ein fremdes Geſicht in ſolchen Fällen. Vor allen Dingen aber vereinfache man die Erſcheinung der Möbel auf der Scene bis zum Nothwendigſten; nur in den modernen Salonſtücken ohne andere Verwandlung, als in den Zwiſchenakten, darf man ſich den Anforderungen hingeben, welche die Mode und Eleganz in dieſer Hinſicht machen; höheren poetiſchen Zwecken muß aber, wie natürlich, alles Uebrige nachſtehen. Ich kenne Bühnen, wo bei jeder Verwandlung, und ſeien ihrer in einem Akte auch noch ſo viele, ſtets anders bedeckte Tiſche und anders bezogene Stühle von Bedienten in verſchiedenen Livreen aufgetragen werden, und dieſe Kleinlichkeit liefert nicht ſelten ein komiſches Intermezzo, das den Effect einer Scene geradezu verwiſcht, und dehnt noch nebenbei eine Vorſtellung um Viertelſtunden aus.

Was ich nun noch über das Coſtüm zu ſagen habe, wird mit wenigen Worten abzumachen ſein.

Auch hierin muß, wie überall bei ſceniſchen Anordnungen, das Poetiſche und Maleriſche die Richtung geben.

Nichts iſt aber oft dieſem widerſprechender, als wenn man mit hiſtoriſcher Genauigkeit verfahren will. Auch ſollte es den meiſten unſerer Bühnen ſchwer werden, bei dieſer Uebung conſequent zu bleiben. Am weiteſten ging hierin bekanntlich der nunmehr verſtorbene Graf Brühl, als er Intendant des Kön. Theaters in Berlin war; allein es gelang ihm ungefähr wie den Alterthümlern im Peregrine Pikle mit ihrem römiſchen Gaſtmahle. Wie ſie, mußte auch er zu Surrogaten greifen, die er ſich ziemlich eigenmächtig zuſammenſetzte, und wie ſie, erlangte er oftmals nichts als Spott und Gelächter zum Lohn für ſeine Bemühungen. Dabei gab es ſtets Kämpfe mit den Künſtlern; der wollte nicht ohne Handſchuhe, jener nicht ohne Bart ſpielen. Die Schauſpielerinnen hatten es am ſchlimmſten; denn wollten ſie dem Grafen nicht gutwillig nachgeben, ſo ſahen ſie ſelbſt ihre Anſtellung bedroht. Man kennt dieſe

Beſtrebungen genugſam aus den colorirten Figurinen, die Graf Brühl unter ſeiner Patronanz erſcheinen ließ, und nicht nur mit erklärenden Einleitungen, ſondern ſelbſt mit polemiſchen Ergüſſen gegen die widerſtrebenden Künſtler begleitete. Das zu Viel abgerechnet, enthalten jene Blätter jedoch manche ſchätzbare Belehrung.

In dieſem Falle leuchtete doch ein ernſtes, auf Wiſſenſchaft gegründetes Beſtreben vor, das immer ſelbſt dem Gegner einen Grad von Achtung abnöthigt. Ich kenne aber Bühnen, wo keine Spur davon zu finden und wo doch mit großer Anmaßlichkeit von dieſen Dingen die Rede iſt; wo man ohne Sinn und Verſtand den Künſtlern Geſetze geben will, nach welchen ſie ſich auf der Bühne coſtümiren ſollen, blos weil der Regiſſeur ſich das Recht anmaßt, zu befehlen.

Nirgends hört man ſo viel Unverdautes, als gerade in dieſem Bereiche des Sceniſchen. Es genügte aber in den meiſten Fällen, guten Geſchmack in der Wahl der Farben und dem Schnitte und, ſo gut es gehen wollte, Einklang mit Allem darin zu zeigen; damit ließen ſich füglich alle archäologiſchen und hiſtoriſchen Studien entbehrlich machen und die Zuſchauer vollſtändig befriedigen.

Zu Dem, was die Theaterconvenienz erfordert und was von den alten Regiſſeuren als unverbrüchlich gehalten wird, gehört auch, daß der Schauſpieler nie dem Publicum den Rücken zukehre, ſondern höchſtens nur Dreiviertel der ganzen Geſtalt von ihm abwendet; ferner daß die auf der Bühne Anweſenden immer vorn am Souffleurkaſten einen Halbkreis bilden. Nach und nach, und mit Recht, haben ſich die Schauſpieler ſelbſt von dieſer ſteifen Förmlichkeit emancipirt. Ich erinnere mich, vor Jahren eine nur mittelmäßige Schauſpielerin, Madame Brand, als Königin Eliſabeth geſehen zu haben, die dadurch Aufſehen machte, daß ſie — ſtatt wie es üblich — vorn auf der Bühne hin und her zu gehen, in einer Scene von vorn nach hinten auf und ab ging und ſo dem Publicum zum Oefterſten ihren Rücken zeigte. Man fand dieſe Neuerung ſehr kühn. Eßlair und andere Künſtler, die mit einem ſtarken Organ begabt waren, hielten ganze Anreden, das Geſicht gegen die Hintergardine gewendet.

Der Halbkreis im Vordergrunde war eine eben ſo nichtsſagende Regel. Die unbedeutende Figur ſoll die bedeutendere nie verdecken, ſich nicht vordrängen und dadurch läſtig werden, dies iſt allein zu berückſichtigen; übrigens ſoll dahin geſtrebt werden, daß die Stellung der Einzelnen ſtets ſchöne Gruppen bilde, die einen maleriſchen Effect hervorbringen. Daß man hierbei auch auf die Farbe der Kleider ſehe, iſt keine Ueberflüſſigkeit. Ueberhaupt ſollte hierauf, namentlich in ſogenannten Converſationsſtücken, wo die Wahl von den Schauſpielern ſtets ſelbſt abhängt, mit Fleiß geachtet werden, und die Mitſpielenden nie unterlaſſen, ſich darüber zu verſtändigen. Oft laſſen ſie jedoch abſichtlich Nichts davon laut werden, um Abends bei der Vorſtellung mit der Wahl ihres Anzugs zu imponiren oder irgend eine andere überraſchende Wirkung hervorzubringen. Und ſo kommt es denn wol, daß Damen in den heterogenſten Farben, oder Alles ganz übereinſtimmend in einer Farbe, roſa, blau oder ſchwarz erſcheint, welches aber nur einen ſchlechten Eindruck macht.

Wenn es gleich geſtattet ſein ſoll, in einzelnen Momenten ſich ganz von dem Publicum abzuwenden und die Rede nach dem Hintergrunde der Bühne zu richten, ſo iſt damit doch nicht geſagt, daß dies zu oft und am unrechten Ort angebracht werden darf. Manchen Schauſpieler von ſchwacher Stimme würde dies ſogar in große Verlegenheit bringen können. Daher iſt bei den ſceniſchen Anordnungen darauf gebührend Rückſicht zu nehmen. Es iſt bei einigen Theatern eingeführt, daß untergeordnete Rollen in einem Stücke, Diener, meldende Officiere u. dgl. hinten am Eingange ſtehen bleiben und den Schauſpieler im Vordergrunde zwingen, bei ſeiner Replik ſich nach ihnen zu kehren und ſo die oben angeführte Stellung gegen das Publicum anzunehmen. Dies iſt zu vermeiden. Der Unterſchied des Standes, der Grad der Hochachtung und der Ergebenheit werde zwar durch die Entfernung der Sprechenden von einander ausgedrückt, doch können dieſelben ſo viel als möglich dabei auf gleicher Linie ſtehen und nicht Einer hinter dem Andern. Einen weiteren Fehler berühre ich hier: daß meldende Diener ihrer Herrſchaft ſtets ein Compliment beim Eintreten in den Salon machen zu müſſen glauben. Dies aber findet nirgends in guten Häuſern ſtatt.

Die Stellung der Spielenden auf der Bühne iſt Dasjenige, was das Hauptaugenmerk des Regiſſeurs erfordert. Hierdurch wird eine Scene oft erſt dem Zuſchauer deutlich, ja überhaupt möglich; aber ebenſo kann ſie auch widerſinnig dadurch erſcheinen. Die Worte, die vor ſich hin oder Andern heimlich geſagt werden ſollen, gewinnen nicht nur an höherer Bedeutung, ſondern werden erſt dann gehörig verſtändlich, wenn auf die Stellung die rechte Rückſicht genommen worden iſt.

Die Veränderung der Stellung, das Hin- und Hergehen, um zu einander zu kommen, iſt oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, wenn man dies natürlich aus der früher behaupteten Situation ſich entwickeln laſſen will. Hier kann der Regiſſeur Scharfſinn und Bühnenkenntniß zeigen und in ſolchen Anordnungen ſich wahrhaft die

Achtung der Künſtler erwerben. Dem Publicum imponirt er zwar mit dieſen Vorzügen nicht, allein es wird ſich des runden Zuſammenſpielens erfreuen, ohne zu wiſſen, worin der Zauber liegt und wodurch er herbeigeführt wurde.

In dieſen Dingen ſieht man oft die unverantwortlichſten Fehler begehen, die einem Stück den Fall bereiten können, und deshalb nehmen franzöſiſche Schriftſteller es ſtets ſehr genau damit, indem ſie am Eingange der Scenen die Stellung den Schauſpielern vorſchreiben und auch jede Veränderung in derſelben anzeigen. Deutſche Dichter unterlaſſen dies gewöhnlich; theils weil ſie nicht mit einer ſo genauen Kenntniß der Bühne, wie die Franzoſen, arbeiten und daher die beſte Stellung ſelbſt nicht anzugeben wiſſen, oder weil ſie ſich's bequem machen, oder endlich weil ſie zu ſubmiß ſind, um einem hochlöblichen Hoftheater-Regiſſeur etwas vorſchreiben zu wollen, und auch überzeugt ſind, daß er ſich nicht nach den ihm gemachten Angaben richten werde.

Wenn ich nun nach dieſen ſkizzenhaft gegebenen Andeutungen das Ueberſichtliche zuſammenfaſſen will, ſo bedingt das Amt eines Regiſſeurs allerdings Kenntniſſe und Fähigkeiten von Belang; dabei Unparteilichkeit und das Herz auf dem rechten Flecke, um mit Ernſt jeder Anmaßung entgegen zu treten; ferner unermüdlichen Eifer, dabei aber auch die Gewandtheit und Milde des Vermittlers und die Leichtigkeit, ſich beſſeren Anſichten zu fügen. Wie oft mag aber wol dieſe ſeltene Vereinigung in einem Manne angetroffen werden? Und von einem ſolchen iſt die poetiſche, wirkſame, allen Anforderungen entſprechende Mise en scène doch nur allein zu erwarten.

Ich kann dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne den dramatiſchen Dichtern zuzurufen, daß ſie ſich beſtreben mögen, vor Allem die Scene kennen zu lernen; alle Hülfsmittel, welche ſie reichlich bietet, mit Ernſt zu ſtudiren und ſogar darauf bedacht zu ſein ſie durch neue zu bereichern.

Ich glaube in dem Früheren dargethan zu haben, daß ich hierunter nicht leeres Schaugepränge und die Kunſt des Maſchiniſten allein verſtehe. Der Dichter, der jene Bühnenkenntniß vernachläßigt, wird vielleicht ein Werk ſchaffen, das der Poeſie, der Literatur von Werth ſein kann, aber ein Schauſpiel wird es nie werden, das — wie ſein Name ja beſagt — geſchaut werden ſoll. Und wünſcht nicht jeder Dichter wol, daß ſein Werk auch gegeben werde? Und iſt es nicht, um ſeine Kränkung über dieſe getäuſchte Erwartung zu verbergen, wenn er ſich ſtolz, wie Immermann, hinter die Aeußerung verſchanzt: „Es ſei ihm gleichgültig, ob er geſpielt werde oder nicht; er füge ſich nicht den Anforderungen ſolcher depravirten Anſtalten, wie unſere Theater?“

Ein Theater, das gänzlich der Literatur angehört, iſt jetzt nicht mehr denkbar. Eben jene effectvollen Hülfsmittel der Scene werden von allen Arten des Drama ſo ſehr in Anſpruch genommen und mit ſo großem Glücke ausgebeutet, daß man nicht umhin kann, nach ihnen zu greifen, oder das Feld zu räumen. Daß ich nicht die ſogenannten großen Spektakel meine, ſchalte ich hier abermals ein. Auch ein Stück, das einfache Familienbegebenheiten ergreifend ſchildert, das leichte Spiel, ein Canevas aus alltäglichen Ereigniſſen, können gefallen, ergötzen, hinreißen. Was mit der Kenntniß des Theaters allein ſchon bewirkt werden kann, lehren uns Scribe und Raupach, die Beide keine ächten Dichter ſind; was von wirklichen Dichtern aber hierdurch erreicht werden könnte, iſt leicht zu errathen. Und hat denn Shakeſpeare das Sceniſche verſchmäht? Hat er nicht dadurch die ungeheuerſte Wirkung erreicht? Selbſt den großen Spektakel hat er zu Hülfe genommen, und wenn ſeine Bühne auch von unſerer jetzigen verſchieden war, ſo werden die geſchickten Regiſſeurs der damaligen Zeit ſchon gewußt haben, ihn ihren Zuſchauern zu verſinnlichen. Begnügte ſich das damalige Publicum mit Andeutungen, gut! unſer Parterre iſt zu verwöhnt und abgeſtumpft, und wir müſſen nothwendig weiter gehen. Die Mittel dazu ſind durchaus nicht verwerflich, nur die Art, ſie anzuwenden, kann es werden.

Ein Jüngling, der aus ſeiner einſamen Studirſtube heraus die Bühne mit einem neuen Werke beglücken will, wird wol immer einen Fehlſchuß thun, ſelbſt wenn es im günſtigſten Falle aufgeführt würde und die Freunde ihm lauten Beifall klatſchten. Er ſtudire aber die Scene und ſein Talent wird neue Bahnen finden, um ſich der Menge zu bemeiſtern. Im Theater lernt er die Welt kennen, und hier rechtfertigt ſich vollkommener, als irgendwo, das Wort von den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Der Dichter, der das Theater beherrſchen will, gebe dem Schauſpieler, dem Maſchiniſten, kurz allen Mitwirkenden Gelegenheit, ihre Poeſie zu entfalten; er nehme die Domaine der Poeſie nicht blos für ſich allein in Anſpruch; er bedenke, daß, wenn man die Geliebte ſeines Herzens ganz ſein eigen nennen will, man ihr auch, allen Stolz verleugnend, recht von Herzensgrunde dienen muß.

Künſtler-Skizzen.

Vorhalle.

Ich mache mich hier zum Cicerone einer Bilderreihe. Alles, was die freundlichen Beſchauer hier finden, iſt von mir genau gekannt und beobachtet worden; Alles, was ich zur Erklärung des Bildes hinzufüge, iſt aus der Erinnerung flüchtig zuſammengetragen und weder ſind hierbei die Originale, noch todte Quellen um Rath gefragt worden. Die Portraits ſind daher nur in leichter Weiſe ſkizzirt und das Andere macht keinen Anſpruch auf biographiſche Treue und Ausführlichkeit. Ob ausgeführtere Gemälde und weitſchweifigere Nachrichten über Lebensverhältniſſe intereſſanter geweſen wären, wage ich hier nicht zu beſtimmen; zu meinem Zwecke hätte ich ſie nicht brauchen können.

Dieſe Skizzen ſollen dazu dienen, Das, was in dieſer troſtlos dahinſchwindenden Kunſt für immer verloren iſt, mindeſtens in leichten, doch treuen Zügen feſtzuhalten, Fremdes dem Vaterlande näher zu bringen und auf den Reichthum aufmerkſam zu machen, den unſere Bühne beſitzt.

wenn ſie ſich gleich bei ihrer unſeligen Zerſplitterung deſſelben nicht erfreuen kann.

Jetzt, wo das Luſtſpiel und Trauerſpiel, die Poſſe und das Singſpiel an den meiſten Bühnen von denſelben Künſtlern geſpielt werden müſſen, werden ſelbſt eminente Talente dazu gezwungen, ihre ſchwachen Seiten zu zeigen; welch ein Theater hätten wir aber, wenn alle Trefflichen an demſelben Orte vereinigt wären und Jedem zur Entfaltung ſeiner ſchönſten Kraft der würdigſte und entſprechendſte Raum anheimgeſtellt würde!

Dann aber müßten jedoch auch unſere Theater eine andere Verfaſſung erhalten, damit ſich die großen Genien nicht aneinander die Spitzen der Schwingen abſtoßen, die Liebenswürdigen ſich nicht den brillanten Schmetterlingſtaub derſelben abſtreifen; an die Fabel von den im engen Raum eingeſperrten Spinnen dürfte dann ohnedies nicht gedacht werden

* * *

Vor dem Eintritte noch dieſe Entſchuldigung: der baren Mittelmäßigkeit ward dieſe Gallerie verſchloſſen und anerkannte Künſtler, die ich nur nicht genugſam kannte, dürfen nicht zürnen, wenn ich es vorzog, ihre Bilder wegzulaſſen, als eine Charge ſtatt eines Portraits von ihnen zu liefern. Ich gebe jedoch hiermit das Verſprechen, ſie eheſtens kennen zu lernen, um dieſer meiner Liebhaberei, die, wie ich glaube, mir keine Tadler zuziehen kann, eine größere und gedeihlichere Ausdehnung zu verleihen.

Karoline Lindner

Eins der größten Talente, das jemals der Bühne angehörte. Ein Auge voll Seele, ein Organ ſo einſchmeichelnd und gewinnend, eine Haltung ſo anmuthig und frei, eine ſo raſch bewegliche Phantaſie endlich, alles Dies zuſammen, wie ſollte es nicht im Stande ſein, auf dem Theater zu glänzen? Demoiſelle Lindner beſitzt aber bei dieſen Vorzügen noch die Gabe zu geſtalten, wie ſie bei Künſtlerinnen faſt nie, bei Künſtlern in ſolchem Grade nur höchſt ſelten angetroffen wird.

Lehrerin und Vorbild war ihr Madame Renner und ihr verdankt ſie zunächſt die Ausbildung ihrer ſchönen Fähigkeit, wodurch ſie im heitern Genre excellirt. Das kleine Stück: „die Proberollen", möge einen Beweis hierzu ablegen. Hier treibt ſie die Kunſt, ſich umzuwandeln, ſo weit als es nur angeht, und ſie wird ſtets in der neuen Maske von einem unvorbereiteten Zuſchauer nur ſchwer wieder erkannt werden können. Hierzu ſind ihr aber nicht nur die äußern Toilettenkünſte behülflich, ſondern es zeigt ſich in der Auffaſſung und Ausmalung dieſer kleinen Scenen eine ans Wunderbare ſtreifende Beobachtung, die ſelbſt die verborgenſten Züge des Individuums abzulauſchen und auf künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung zu bringen verſteht.

Ihr Klärchen im Egmont, Käthchen von Heilbronn, Gretchen im Fauſt ſind ihrem deutſchen Grundelemente nach ganz für die Kraft unſerer Künſtlerin geſchaffen. Margarethe in den Hageſtolzen und das ganze Heer kerniger Naivetäten bis zu den widerlich ſentimentalen herab gehören ihr von Talentes Gnaden. Ueberall wird ihre ſchöne Natürlichkeit, ihr ſanfter Ton, ihre Herzlichkeit ſelbſt den verzerrteſten Gebilden dieſer Art den Hauch der Poeſie beigeſellen. So war das weinerliche Suschen von Mexiko lange Zeit hindurch eine Lieblingsrolle der Künſtlerin.

Im feineren Converſationsſtücke, als Dame von Welt, iſt Karoline Lindner ebenfalls eine willkommene Erſcheinung. Die Koketterie, welche ſie dann entfaltet, borgt ſo viel von der natürlichen Grazie, die mit ihrem ganzen Weſen innig verſchmolzen iſt, daß man darüber den Flimmer des Salons gern vergißt, der ihr vielleicht noch mangeln ſollte.

Demoiſelle Lindner iſt ſeit ihrer früheſten Zeit bei dem frankfurter Theater angeſtellt geweſen. Ihre erſten Engagements waren in Mainz und Würzburg. Dieſes lange Verweilen an einem und demſelben Orte hat denn auch die daraus gewöhnlich entſpringenden Vortheile und Nachtheile für die Künſtlerin gehabt. Sie haben es oft ſchon mit ihr in Frankfurt wie in Paris mit der Mamſell Mars gemacht. Es war die Rede davon, daß ſie ſich zurückziehen würde, aber immer iſt ſie wieder auf's Neue gewonnen worden. Demoiſelle Lindner hätte längſt daran denken ſollen, das frankfurter Theater aufzugeben und an den erſten Bühnen Gaſtrollen zu geben, als es für ſie noch Zeit dazu war; ſie würde überall mit Beifall begrüßt worden ſein. Sie hat ihre Erſparniſſe zu Rathe gehalten und befindet ſich in dem für deutſche Künſtler ſo ſeltenen Falle, ein unabhängiges Leben ſchon jetzt führen zu können, wo ſie noch in Kraft ſich ihrem Berufe zu widmen vermag.

Charlotte von Hagn.

Nach zehnjähriger Abweſenheit war ich nach München
kommen und hatte am erſten Abend das dortige Theater
ſucht. Wie das einem manchmal ſo geht! Mein Unſtern
ollte, daß ein alter Lückenbüßer, mit alten Schauſpielern
ſetzt, die ich alle aus früherer Zeit kannte, gerade gegeben
urde. Eine troſtloſe Langeweile folterte mich! Die Leute
aren alle in ihren Fehlern ergraut, ſie hatten ſchlecht me-
orirt, ihre Stimmen, ihre körperlichen Vorzüge hatten ab-
nommen, ſie krächzten und ſchnarrten und ſpielten „unan-
nlich," um mich des glimpflichſten Ausdrucks zu bedienen.
hon wollte ich unmuthig das Haus verlaſſen, als ich auf
en Freund ſtieß, mit dem ich ein intereſſantes Geſpräch
nüpfte, welches einen ewig langen Zwiſchenakt währte.
war jetzt wieder aufgezogen worden und mein Blick fiel
willkürlich auf die Bühne. Ein junges Mädchen ſpielte
en eine lange Eingangsſcene in ſo widerlicher, unnatür-
r Weiſe, ſo geziert, näſelnd, winſelnd, daß ich nach mei-
Hute griff, meinem Freund die Hand drückte und fort-
„Wo willſt Du hin?" raunte mir dieſer leiſe zu;
llſt Du denn unſere Hagn nicht ſehen?"

— Ach, mit eurer Hagn! rief ich unwillig aus. Ich
genug an all' dem Zeuge. Iſt das ein Sprechen! Iſt
ein Agiren!

— Dies iſt ja aber nicht die Hagn, dies iſt ja nur die
eer — ſo warte doch!

Und in demſelben Augenblick ward ich durch eine Er-
nung auf der Bühne wie an meinem Platze gefeſſelt —
achte nicht mehr ans Fortgehen; denn hereinſchwebte ein
es, grazienhaftes Mädchen, ſo ſchelmiſch, ſchalkhaft und

liebenswürdig, wie ich mich nicht erinnern konnte, es je auf dem deutſchen Theater geſehen zu haben und wie ich es am wenigſten hier erwartete.

In der That, es mußte dieſer Erſcheinung ein mächtiger Zauber innewohnen, mich auf einmal aus der Stimmung, worin ich war, in dieſes wirkliche Entzücken zu verſetzen. Mit immer gleicher Aufmerkſamkeit verfolgte ich dieſes Spiel bis zum Schluſſe, und als der Vorhang gefallen war, hatte ich nur die Bemerkung zu machen, daß eine etwas übertriebene Häufung von an ſich allerliebſten Manierchen und Koketterien mir einzig und allein den Genuß geſtört hatte.

Der nächſte Zettel, der mir wieder die Künſtlerin verhieß, lockte mich auch wieder ins Theater. Sie war dieſelbe — nur liebenswürdiger noch. Es war ein Talent für das Heitere, Luſtige, Fröhliche, wie es mir noch nie vorgekommen war. Dabei reine Natur, von künſtleriſchem Studium wenig bemerkbar, doch eben ſo wenig von Verkünſtelung. Ein richtiger Takt leitete das junge Mädchen; ſie that nichts, was zu gewagt, zu auffallend geweſen wäre, und doch war manches keck und genial. Das echte Zeichen des angebornen Talents.

Die Münchner freuten ſich dieſer beſondern Gunſt des Himmels nicht aus vollem Herzen. Charlotte von Hagn war, was dort ſehr in Anſchlag kommt, „im Thal geboren," nämlich in der Hauptſtadt Baierns ſelbſt, wo bekanntlich eine Straße ſo heißt, und doch ſahen Viele ſcheel auf ihre Triumphe und wußten manches Nachtheilige über ſie zu verbreiten.

Dies ward der jungen Künſtlerin Glück; ſie überließ das kleinliche Feld ihrer erſten Verſuche ihren Neidern und wagte einen weitern Flug. Daß ſie es dabei mit Contract, Dankbarkeit gegen König und Vaterland und wie die ſchönen Dinge alle heißen mögen, nicht ganz genau nahm, kann ich ihr nicht ſehr zum Vorwurfe anrechnen. Sie ging bekanntlich nach Berlin und wirkt jezt in dem dortigen glänzenden Kunſtkreiſe, während ſie München einer neidiſchen Nebenbuhlerin überließ, die jedoch keine Früchte daraus zog, ſondern bald ſelbſt genöthigt war, ihre dortige Anſtellung aufzugeben und bei kleinen Theatern ein herumirrendes Leben zu führen.

Charlotte von Hagn verbindet mit einer zarten Geſtalt ein ausdrucksvolles Geſicht und ein herrliches Organ. Ihr Mienenſpiel iſt bewundernswerth. In früherer Zeit, als ich ſie ſah, war ihre Toilette hin und wieder etwas überladen, dieſer Uebelſtand wird jezt wol verſchwunden ſein. Nächſt Karoline Müller in Wien, die ich leider nie geſehen, mag ſie wol das erſte Talent für muntere und kokette Partien im Luſtſpiel ſein. Madame Haizinger, die Beiden an Jugend und Friſche nachſteht, liebt es mehr, ſich in einer andern Sphäre zu bewegen, und auch die unerreichbare Lindner ſteht ganz ſeitwärts von den Genannten, wenn gleich auf einer eben ſolchen Höhe.

Thereſe Peche.

Man kennt A. W. von Schlegel's Brief, der die junge Thereſe in die eigentliche Kunſtwelt der Bühne einführte. Ob ſie ohne dieſe Protection ihren jezigen Standpunkt erreicht haben würde, ich mag es nicht zu beſtimmen.

Man halte es nicht für übertrieben: wer aber das erſte Auftreten von Julia Capulet durch Thereſe Peche darſteller ſah, verſpürte etwas von Verzauberung an ſich. Dieſes poetiſche Moment des großen Dramas kann nicht poetiſcher wiedergegeben werden. Zum Ruhme der jungen Künſtlerin ſei es geſagt, daß gerade dieſe zart poetiſchen Scenen ihr am beſten gelangen. Rollen im modernen Luſtſpiele, namentlich in franzöſiſchen, ſind ihr bei weitem nicht ſo wohl anſtehend, aber eben ſo wenig ſolche von tiefer tragiſcher Wirkung und großem Ernſte, wo auch ihre phyſiſche Kraft nicht auslangt.

Bei Thereſe Peche liegt die Poeſie auch in der äußerlichen Erſcheinung. Man ſehe darüber nicht geringſchätzend weg. Es iſt eine herrliche Gabe des Himmels, poetiſch-ſchön anzuſehen, und für eine Schauſpielerin iſt es überwiegend. Was ihr noch abging an geläuterterm Urtheil, an ſicherm Blick, an ſcharfem Verſtand, das machte die Erſcheinung gut.

Wie ſchön war Thereſe Peche als Preciosa; wie gab ſie dieſes Waldmädchen! Da war nichts Geſchniegeltes, nichts Ballettmäßiges, es war die himmliſche Zigeunerin ganz und gar, und die kalten, ſteifen Worte einer ſich für den Beifall bedankenden Schauſpielerin, das fade Sonett:

„Gedenkt ihr mein, bin ich am ſchönen Ziele!"

wurden bei ihr zur rührenden Elegie!

In Hamburg, wo man immer was mäkelte, nachdem der erſte Rauſch verflogen war, wollte es der Strebenden nicht länger gefallen. Man muß geſtehen, daß es wol verzeihlich iſt, wenn eine junge Künſtlerin von andern Triumphen träumt als von einer Einladung zum Balle bei irgend einem Senator, oder von einem Lob in den Originalien oder im Freiſchützen. Demoiſelle Thereſe Peche verließ Hamburg und ging nach Wien. Welcher Unparteiiſche wollte ihr das verdenken? Die Hamburger allein konnten es nicht begreifen.

da doch die Auſtern nirgend in Deutſchland ſo friſch ſind wie dort, die hamburger Beutel aus dem feinſten Silber beſtehen und Demoiſelle Peche noch überdies die ausgezeichnete Ehre genoſſen hatte, mit einem der reichſten Kaufmannsſöhne auf dem Balle im Stadthauſe zu tanzen, anderer Vorzüge nicht zu gedenken.

Seit jener Zeit lebt Demoiſelle Peche in Wien, in einem Verein von ſo bedeutenden und glänzenden Talenten, daß ihr das Alleinglänzen wol ſehr erſchwert, wol auch unmöglich gemacht iſt. Sie nimmt indeß, ſo viel man dies aus der Ferne beurtheilen kann, noch immer einen der ehrenvollſten Plätze in der Reihe der dortigen Künſtlerinnen ein.

Amalie Stubenrauch.

Ich ſah vor etwas mehr als zehn Jahren *) einige junge Mädchen an einem ſchönen Sonntage im kleinen Hoftheater neben der Reſidenz in München ihre theatraliſchen Probeſchritte machen. Für alle Drei — ſo Viele, glaube ich, waren es — war gefälliger Beifall von Verwandten und Freunden vorhanden, eine aber nur iſt Künſtlerin geworden. Die Namen der Andern ſind verſchollen.

Dieſe Anfängerin, die damals als Amalie im „Taſchenbuch von Kotzebue" ſo viel verſprach, was ſie redlich gehalten hat, iſt Demoiſelle Stubenrauch, die nunmehr bei dem Stuttgarter Theater das Fach der erſten tragiſchen und ſentimentalen Rollen mit Ruhm bekleidet und ſich als eine höchſt lebensvolle und geiſtreiche Darſtellerin auszeichnet.

---

*) 1826.

Demoiſelle Stubenrauch iſt von ſchönem, hohem Wuchſe, den ſie durch die geſchmackvollſte, oft durch eine wahrhaft maleriſche Toilette zu heben weiß. Ihre Züge ſind angenehm und ausdrucksvoll; ihr Organ iſt wohlklingend, ihre Ausſprache weich. Eigenſchaften, die ſie zu liebenden Mädchen wie zu jungen Heldinnen gleich ſehr befähigen.

Was ich an den Darſtellungen dieſer Künſtlerin beſonders zu ſchätzen weiß, iſt das ſchöne Maß, das ſie in Allem richtig zu halten weiß. Dieſes iſt mehr als Das, was man im gewöhnlichen Leben Takt zu nennen pflegt, und es geht von einem tiefen künſtleriſchen Bewußtſein aus. Die Harmonie, die dadurch in den einzelnen Theilen der Leiſtung herrſcht, macht den wohlthätigſten Eindruck und erweckt Befriedigung. Ein ſolches Maßhalten iſt jedoch von dem ſteten Bemeſſen und Rückſichtnehmen ſehr verſchieden; dies wirkt erkältend; die Darſtellerin aber, die Maß vorwalten läßt, kann eine ſchöne Wärme, ja ſelbſt glühendes Gefühl zur Anſchauung bringen, wie dies eben bei Demoiſelle Stubenrauch der Fall iſt.

Iphigenie, Portia, Julia, Raphaele, Lady Rutland, Thekla, Maria Stuart, dies ſind die Rollen, worin mich noch in neueſter Zeit die Künſtlerin in hohem Grade befriedigte. Ich war bei Wiederholungen einiger dieſer Rollen zugegen, z. B. der Portia, und da ich ein aufmerkſamer Zuſchauer war, ſo konnte ich mit Vergnügen wahrnehmen, welch ein Streben nach Vollendung die Künſtlerin beſeelt, und daß ſich zu der ſeltenen Gabe der Selbſtkritik auch noch das Talent geſellt, auf wohlmeinende Stimmen Anderer zu hören, um unabläſſig an dem Gebilde zu feilen und zu beſſern. Ich nenne dies ein Talent, und es iſt eins wie jedes andere, womit uns die gütige Natur beſchenkte. Demoiſelle Stubenrauch wird zwar nie die Gewalt einer

Schauder erwecken, womit dieſe die Gemüther an ſich zu reißen vermag, und ſie ſtrebt wol auch nicht darnach, aber ſie wird uns ſanft bewegen und erheben, zur Rührung wie zur Freude ſtimmen können, dieſen Sieg wird ihr Niemand ſtreitig machen.

Doris Devrient.

Vor zehn Jahren machte das damals neuerbaute Theater in Leipzig Epoche in der Kunſtwelt. Ein Mann mit Geſchmack und mit den erforderlichen Mitteln dazu verſehen, hatte es mit großen Opfern aus dem Nichts erſchaffen. Unter den jungen Talenten, die er damals um ſich zu verſammeln wußte, befanden ſich zwei weibliche: die Schweſtern Böhler. Die jüngere, Doris, glänzte beſonders in Rollen der heitern Gattung, und da ſie zugleich eine angemeſſene Stimme und ein feines Ohr beſaß, ſo war ſie auch in der Oper und dem Singſpiel mit Vortheil zu beſchäftigen, und im Zauberglöckchen von Herold und ähnlichen Partien ſchwang ſie ſich bald zum Liebling der Leipziger empor.

Nachdem ſich das Theater in Leipzig unter der Direction des Herrn Hofrath Küſtner aufgelöſt hatte, folgte Doris Böhler ihrem Gatten Emil Devrient nach Hamburg. Inzwiſchen hatten ſie einen vorübergehenden Aufenthalt an dem magdeburger Theater genommen. Von Hamburg ging dieſes talentvolle Künſtlerpaar nach Dresden.

Madame Doris Devrient iſt von kleinem Wuchſe; aus ihrem Auge blickt Schalkhaftigkeit und feiner Muthwille, eine Miſchung, welche die Franzoſen ſehr uneigentlich mit malignité benennen. Unſere Künſtlerin iſt im wahren Sinne des Mars eine komiſche Schauſpielerin, eine Gattung, die in dieſer Reinheit ſehr ſelten in Deutſchland anzutreffen iſt. In Paris findet ſie in der allerliebſten Dejazet wol ein ebenbürtiges Seitenſtück; doch beſitzt unſere Deutſche bei allem Muthwillen mehr Zartheit und Empfindung und den feinern Ausdruck der Sitte. Es iſt ſchade, daß wir ſo wenig Stücke beſitzen, in welchen für dieſes eigenthümliche Talent ſich entſprechende Vorwürfe finden. Würde Madame Devrient in einer bedeutenden Stadt leben oder hätten wir überhaupt dramatiſche Schriftſteller, welche mit den Bühnen Hand in Hand gehen und jedes ausgezeichnete Talent mit gleicher Liebe zu berückſichtigen ſtreben, ſo würde durch ſie ein wahrhaft bedeutender Gewinn dem Theater erwachſen. Ich bin überzeugt, daß dieſe begabte Frau mit ihrem heitern Gemüthe ſelbſt anregte und förderte und unter gewiſſen Umſtänden für die Belebung des Repertoirs kräftig mitwirkte.

Mademoiſelle Mars.

Die dramatiſche Kunſt hat wie die Politik ihre Revolutionen, Reactionen und Reſtaurationen. Die Romantiker hatten die Claſſiker faſt in ihrem eignen Tempel, dem Théâtre français, zum Schweigen gebracht. Da geht nun mit einem Male der längſt verſtorbene Molière einen Kampf mit dem Romanticismus ein und ſcheint mit Hülfe ſeiner herrlichen Auslegerin, der Mars, einen großen Sieg davontragen zu wollen.

Mademoiſelle Mars hat wie ein zweiter Coriolan in beiden Lagern gefochten; für die Könige und für die

Molière; die Römer haben sie endlich niedergerungen und nun glänzt sie mehr als je in der graziöſen Züchtigkeit einer Elmire, in der feinen Verſchlagenheit einer Araminthe, in der ſchillernden Koketterie einer Celimene. Damit iſt jedoch nicht gemeint, als habe ſie jeder neuen Schöpfung entſagt, wie viele Rollen des jüngſten Repertoirs zeugen nicht für die unverſiegbare Kraft dieſer Künſtlerin. Gleich jener Celimene, die wir eben anführten, die in ihrer unerſättlichen Koketterie neben Alceſte auch noch den Marquis, den Chevalier und Andere als Anbeter ſich erhalten will, hat Mademoiſelle Mars mit mehr Eifer als Glück die junge Literatur auf allen ihren Abwegen verfolgt, endlich verweilte ſie bei der Juſte-Milieu-Kunſt Delavigne's und trat jetzt wieder in der glänzenden, freien, wahren, ſchönen und jede Vermiſchung verſchmähenden alten Comödie des franzöſiſchen großen Zeitalters über.

Wie jener Landmann der alten Zeit, der den Ariſtides proſcribirte, aus Ueberdruß, ihn immer nur den Gerechten nennen zu hören, ſo treibt es auch mich manchmal, wenn ich über das Theater ſchreibe, mich gegen die feſtſtehenden Lob der Mademoiſelle Mars, der „vollkommenen Schauſpielerin, des Juwels der Comédie française,“ aufzulehnen; aber was hilft es mir? Sah ich ſie wieder, ſo war es mir unmöglich, mein Syſtem durchzuführen. Welche Eleganz der Bewegung, welch ſanftes Organ, welche reine Diction! Und nöthigte mir wie jedem Andern den Ausſpruch ab, daß die Künſtlerin ohne Gleichen ſei und daß ſie auf dem Théâtre français ſowol durch ihr Talent als durch die eigenthümliche natürliche Grazie mit Recht herrſche.

Sie iſt die Tochter des Schauſpielers und Theaterdichters Monvel und debütirte als Kind auf dem Theater des Palais royal in der Zaïre: „*Le désespoir de* [illegible]" *), worin Baptiſte der Jüngere den komiſchen Helden gab. Sie machte einen kleinen Bruder deſſelben. Einige Zeit darauf, im Jahre 1793, erſchien ſie auf dem Théâtre français. Sie war damals fünfzehn Jahre alt; man bemerkte bei ihrem erſten Auftreten, daß ſie ein ſchönes Geſicht und ein bezauberndes Organ beſitze, aber ihre außerordentliche Schüchternheit und ihre Kälte ſtellten ſie für lange Zeit in den Hintergrund; ſie mußte die ſogenannten [illegible] ſpielen.

Mademoiſelle Mars iſt nicht mehr Sociétaire des Theaters; ſie erhält 300 Francs, ſo oft ſie ſpielt. Dieſes iſt nicht viel für die dortigen Verhältniſſe. Die feinen Sitten und Manieren der Künſtlerin machten immer ihren Salon zu einem Stelldichein der Gelehrten und Künſtler. In der Geſellſchaft entzückt ſie mehr durch Grazie und Abandon als durch ihren Geiſt. Ihr Abtreten von dem Theater kann, das ſieht man voraus, nicht lange mehr hinausgeſchoben werden; es wird ein Tag der Trauer für alle wahren Freunde der Kunſt ſein.

Madame Allan-Dorval.

Die Anweſenheit dieſer Künſtlerin auf dem geweihten Boden des Théâtre français ſcheint gewiſſen Stationairen und retardirten Geiſtern eine Unzuläſſigkeit zu ſein. Nach ihrer Meinung iſt die Kunſt, Theaterſtücke zu verfertigen, mit Corneille, Molière und Racine verloren gegangen, ſowie die Clairon, Lekain, Molé, Fleury und Talma das Ge-

---

*) In der deutſchen Bearbeitung „Das Hausgeſinde."

heimniß, die Komödie oder Tragödie darzuſtellen, mit ſich in das Grab genommen haben. Allein dieſe Künſtler ſind eben ſo gut wie der Cid und die Frauenſchule von der Kritik getadelt worden. Jetzt werden jene Stücke und Schauſpieler mit einer erblichen Glorie von Bewunderung umgeben und den jetzt lebenden wie eine entmuthigende Vollkommenheit entgegengehalten, die Niemand mehr zu erreichen im Stande iſt. Will man aber das Schöne und Wahre auf anderem Wege zu erreichen ſuchen, ſo wird man gleich der Uebertreibung und Anmaßung beſchuldigt.

Man tadelt an Madame Dorval, daß ſie eine ſchlechte Haltung beſitze, daß ſie ſchnarre und ihr Organ ohne Schmelz ſei; aber dennoch haben die neuern Dichter in ihr die große Schauſpielerin der Epoche erkannt und für ſie die Elena in Marino Faliero, die Marion de Lorme und die Adele Hervey in Antony geſchrieben. Als Jeanne Vaubernier zeigte ſie auch, daß ſie die Komödie auf feine, geiſtreiche Weiſe darzuſtellen wiſſe.

Man möge der Claſſicität noch ſo zugethan ſein, ſo ſollte man doch eine Schauſpielerin in ihrer vollſten Kraft und Unabhängigkeit voll edler Inſpiration ihren Weg für ſich machen laſſen, die auf dieſe Weiſe die Frau des Spielers, die Thekla in der „Familie zu den Zeiten Luther's“ und auf's Neue nach der Mars die Lady Grey in den Kindern Eduard's und die Herzogin von Guiſe in Heinrich III. geſchaffen hat; ferner die liebliche, ganz raffaeliſche Geſtalt der Ketty Bell in Vigny's Chatterton, ein Bild, wie man es zuvor nie auf dem franzöſiſchen Theater geſehen. Dieſe Ketty, die uns rührt und endlich aus Mitleid, Enthuſiasmus und Liebe ſtirbt und alle dieſe Gefühle ſo fein ſchattirt, wie es keiner Künſtlerin vor ihr gelungen.

Bewundernswerth iſt die Dorval noch in der Thisbe im

Trauerſpiel Angelo von Victor Hugo. Wie malt ſie uns dieſe Geſtalt, welcher Alles fehlt zum Weibe: voll Kraft, Spott, Herrſchaft, heftiger Geberde, ganz wie ein Mann, und die dennoch liebt, unterwürfig, dankbar, demüthig, flehend wie ein Kind. Man frage einmal den Zuſchauer, der nicht das Unglück hat, auf das Organ und die Ausſprache der Künſtlerin zu merken, wenn ſie ihn hinreißt und in Erſtaunen ſetzt durch Worte, welche die Seele erſchüttern, und durch eine Pantomime, die eben ſo beredt iſt als Worte. Wer liebte nicht mehr die ungezwungene Haltung eines durch leidenſchaftliche Stürme bewegten Körpers, als den ſteifen kalten Corſetzwang, das barbariſche Product unſerer Civiliſation.

Sollte einſt ein Kammerbeſchluß das Geſetz geben, daß nur die claſſiſchen Meiſterwerke des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das pariſer Publicum erfreuen ſollen, ſo mag Madame Dorval ſich vom Theater zurückziehen. Allein wenn in den Verſuchen zur Bildung eines modernen romantiſchen Dramas in Frankreich fortgeſchritten wird, ſo würde auch dieſer Künſtlerin geſtattet werden müſſen, ihre glänzende Bahn zu vollenden. Sie wird darin glänzen, ſo lange Seele, Leidenſchaft, wahre Begeiſterung und ein unverkünſtelter Vortrag für Etwas in der Kunſt des Schauſpielers gelten werden.

Mademoiſelle Pleſſy.

Wird die Kunſt des Schauſpielers angeboren oder erlernt? Dieſe Frage iſt ſchon längſt aufgeworfen worden, ohne gehörig erledigt zu werden. Sie wird jetzt wieder intereſſanter, da man von vielen Orten hört, daß unter der Leitung berühmter Künſtler ſogenannte Declamations- und Bildungsſchulen errichtet werden. Wenn man die Thatſachen befragt, ſo findet man, daß unſere erſten Schauſpieler ſich ſelbſt gebildet haben. Die Franzoſen nennen hier zuerſt ihre Mars, Bouffé, Vernet und Andere; wir unſern Devrient, Seydelmann, Anſchütz u. ſ. w. Wer hat ſie gelehrt, Das zu ſein, was ſie wurden? Auf der andern Seite aber haben wir nicht minder ſchätzenswerthe Talente aufzuweiſen, die durch Bildung erſt ihre Höhe errangen.

Vor Allen nenne ich hier die Lindner, eine Schülerin der Renner, und die zahlloſen, mehr oder minder glücklichen Schüler Iffland's. So haben die Franzoſen auch der Lehre ihres Samſon die liebenswürdige Pleſſy zu verdanken.

Sylvanie Pleſſy wurde 1819 in Metz geboren. Ihr Vater ſpielte die ſogenannten Pères nobles und iſt jung geſtorben. Ihre Mutter reiſte mit ihr nach Paris, um ſie beim Conſervatorium unterzubringen; allein mit Cherubini, der niemals begreifen wollte, wie ſehr eine Declamirſchule bei ſeinem Inſtitute Noth thue, und eine Geſangſchule für vollkommen hinreichend hielt, um Schauſpielerinnen zu bilden, war nicht zu unterhandeln. Das junge ſchöne Mädchen, vom innern Genius getrieben, bat daher ihre Mutter, ſie zu Samſon zu führen, und dieſer ſah ſogleich die glänzende Zukunft vor Augen, die der liebenswürdigen Sylvanie bevorſtehen würde, wenn er ſie zu ſeiner Schülerin machte. Er öffnete und erleichterte ihr die theatraliſche Laufbahn. In dem Augenblick, als ſie eine beſcheidene Anſtellung am Théâtre français erhielt, wurden ihr von dem Director des Gymnaſe die glänzendſten Anerbietungen gemacht, die ſie jedoch feſt ausſchlug, ihr Augenmerk nach der höchſten Stufe der Kunſt richtend. Man hat kein Beiſpiel in der pariſer

Theatergeſchichte von einem ſchnellern Glück. Kaum ſiebzehn Jahre alt, ſpielte Mademoiſelle Pleſſy in der Komödie und im Drama die vorzüglichſten Rollen und iſt membre-sociétaire des erſten Theaters der Nation.

Kann man es der jungen Künſtlerin verdenken, wenn ihr davon das Köpfchen ein wenig dreht und es oftmals Noth thut, ihr gleich Philipp von Macedonien zuzurufen, daß ſie ſterblich ſei? Die pariſer Kritiker werfen ihr beſonders ihre ſchlechte Haltung vor und geben ihr den Rath, gymnaſtiſche Uebungen vorzunehmen und Unterricht im Tanzen und Fechten ſich geben zu laſſen. Ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich ihre Haltung im Vergleich mit mehren unſerer geprieſenſten Schauſpielerinnen trefflich fand. Der Hauptfehler der Pleſſy iſt in den Augen der pariſer Kritiker, daß ſie nicht in Paris geboren iſt; „Sie riecht nach der Provinz,“ wie man dort zu ſagen pflegt. Sie werfen ihr ihre kurzen Taillen vor: iſt das nicht kleinlich?

Trotz ihrer großen Jugend beſitzt die Pleſſy Geiſt und weiß aus ermunternden wie aus ſtrengen Stimmen, die ſich über ſie vernehmen laſſen, Nutzen zu ziehen. Sie dreht nicht mehr ſo oft den Kopf; ſie ſtreckt die Arme nicht mehr ſo ſteif aus; aber ſie ſingt immer noch ein wenig in pathetiſchen Stellen und dies iſt ihr noch aus der Schule hängen geblieben.

Sie iſt ein liebenswürdiges naives Mädchen in der Passion secrète; ſie iſt hinreißend, kokett in Le mariage raisonnable und es bleibt ihr nun nichts übrig, als nach dem Abgange der Mars die Celimene im Misanthrope zu geben.

Da die Dorval und Volnys das Fach der premiers rôles oder der grandes coquettes nie ſpielen werden, ſo bleibt es der Pleſſy vorbehalten, die noch ſo glücklich iſt, die große und einzige Repräſentantin dieſes Faches in ihren Leiſtungen zu ſtudiren.

---

† Jenny Colon.

Das Theater Feydeau war die dramatiſche Wiege von Eleonore und Jenny Colon; die beiden Schweſtern traten dort in den kleinen Savoyarden auf. Eleonore war längere Zeit bei der komiſchen Oper und ſchuf hier einige Rollen. Sie beſitzt eine leichte und glänzende Stimme und iſt, wie wir glauben, in dieſem Augenblicke bei einem Provinztheater in Frankreich als erſte Sängerin angeſtellt. Ihre Schweſter verließ die komiſche Oper bald, um beim Vaudeville eine beliebte Primadonna zu werden. Wer erinnerte ſich nicht des lieblichen Milchmädchens von Montfermeil, welches das Publicum in Schaaren zu dem Vaudeville-Theater zog. Jenny Colon zählte man von dieſem Augenblicke an zu den beliebteſten Künſtlerinnen in Paris. Hierauf ging ſie bald nach London und erntete hier gleichen Beifall.

Stets blieb ſie den Huldigungen wie den Verführungen der engliſchen Ariſtokratie unzugänglich und kehrte von dort unter dem ehrbaren Namen einer Madame Lafont zu ihren Landsleuten zurück. Als ſie aber ſah, daß eine verheirathete Schauſpielerin den Nimbus der Poeſie entbehre, ſo ließ ſie ihre Ehe auflöſen und wurde wieder die reizende Jenny Colon, als wenn ſie nie etwas Anderes geweſen wäre.

Das Gymnaſe bewarb ſich um ſie und ſie wurde ſein; allein bald löſte ſie auch dieſes Band und trat zu dem

Varieté-Theater über, dem ſie der Natur ihres Talentes nach urſprünglich angehörte. Hier hat ſie eine Menge von Rollen geſchaffen, worin ſie Naivetät, Leichtigkeit, doch vor Allem die liebenswürdigſte Natürlichkeit entfaltete.

Stets war ſie dabei mit der Ausbildung ihres Geſanges beſchäftigt und ſie ſtattete ihre Rollen ſo lyriſch als es nur möglich war aus, und als es das antimuſikaliſche Publicum der Vaudeville-Theater geſtattete, das eine nicht zu erweichende Abneigung gegen jedes Muſikſtück hegt, welches mehr als zwanzig Takte hat. Jenny träumte während ihrer glänzendſten Erfolge von der komiſchen Oper und endlich wurden dieſe Träume erfüllt: ſie iſt jetzt ein Mitglied derſelben. Man ſprach lange in Paris davon, daß ſie Madame Pradher erſetzen ſolle; dies iſt aber nicht der Fall, denn Jenny wird ſtets das eigentliche Spielfach der komiſchen Oper ausfüllen.

Sie iſt graziös und heiter, hat den richtigen Ausdruck und prägt allen ihren Rollen das Siegel der Wahrheit auf; ſie iſt mehr durch ihre Anlagen als durch Studium Schauſpielerin geworden. Sie iſt keine plumpe Bäuerin, eben ſo wenig ein ſentimentales, nervenſchwaches Mädchen, ſondern ſtets ein heiteres, gutmüthiges, lachendes, ſingendes, lebensluſtiges Kind, das ſich nur ein wenig verliebt, aber immer über die Maßen lieben läßt und dabei faſt gar nicht kokett. Ich ſpreche hier nämlich nur von dem Charakter, den dieſe Künſtlerin ihren Rollen verleiht.

In muſikaliſcher Hinſicht beſitzt ſie gleichfalls Vorzüge. Ihre Stimme iſt friſch, rein und gut geübt; ſie gehört zu den Mezzo-Sopranen. Der Umfang iſt freilich nicht groß, aber ihre Töne ſind klang- und ausdrucksvoll; dabei iſt ſie muſikaliſch und ſpielt gut das Piano.

Ihr Hang, den italieniſchen Geſang nachzuahmen, konnte ſie auf Abwege führen! Zum Scherz mag dieſes hingehen. Ich hörte ſie in dem Vaudeville „Der Dey von Algier“ die Malibran ganz allerliebſt copiren, aber immer auf [illegible] vocaliſiren wollen und mit einer Sonntag und Griſi wetteifern, mußte ihr nicht in den Sinn kommen. Franzöſiſche Kunſtrichter räumen ihr einſtimmig im Geſang den Platz neben einer Dureſt und Caſimir, im Spiel neben einer St.-Aubin und Gavaudan ein, und wer das franzöſiſche Theater kennt, weiß, was das ſagen will.

— Sie iſt ſeitdem als Madame Leplus, noch in der Blüte ihrer Jahre, geſtorben.

Madame Allan-Despréaux.

Dieſe junge hübſche Schauſpielerin, die jetzt die beſte am Theater des Gymnaſe iſt, fing ihre dramatiſche Laufbahn unter den glücklichſten Auſpicien beim Théâtre français an. Der junge König Joas in Athalia war ihre erſte Rolle und Talma hatte ſie ihr einſtudiert. Die junge Künſtlerin hatte das zu dieſem edeln und rührenden Charakter paſſende Alter und Ausſehen. Mademoiſelle Despréaux zog in dieſer Rolle einen Wechſel auf ihre Zukunft, den das Publicum des Gymnaſe ſpäter honorirt hat, da zu jener Zeit für die Debütanten des Théâtre français keine Ausſichten waren. Ungeachtet ihrer glänzenden Anlagen wurde ſie doch nur mit Nebenrollen betheiligt.

Firmin vollendete die dramatiſche Erziehung der Mademoiſelle Despréaux, die Talma begonnen hatte. Nun übernahm ſie das Fach der amoureuses oder zweiten Liebhaberinnen, worin ſie ſich bald auszeichnete. Die kleine Rolle des Pagen in Heinrich III., in der unſerm Don Carlos nachgeahmten Scene, gab ſie mit Glück. Sie verband eine elegante und reine Diction mit tiefem und wahrem Gefühl.

Deleſtre-Poirſon, der Director des Gymnaſe, machte ihr einen Antrag, die ſie annahm. Ihr Debut im Gymnaſe war glänzend in der Rolle der Favorite, die ſie bald zu einer Favorite des Publicums machte. Die Rollen der Camilla, in Bruder und Schweſter, Hortenſe in dem Mißgeſchick eines glücklichen Liebhabers, beſonders aber die Vorleſerin verſchafften ihr Gelegenheit, ſich als vortreffliche Künſtlerin zu zeigen. Ihre zu lebendige und, wenn ich ſo ſagen darf, zu ausgiebige Leidenſchaftlichkeit iſt Schuld, daß ihr manchmal die rechte Wirkung entgeht, da ſie ihr Gefühl nicht zu beherrſchen verſteht. Es wäre ihr, ſowie mancher deutſchen Künſtlerin, anzurathen, „Le Paradoxe du comédien" von Diderot zu leſen. Daraus würde ſie erkennen, bis zu welchem Grade der dramatiſche Künſtler ſelbſt bewegt ſein darf, um ſeine Bewegung in die Seele des Zuſchauers übergehen zu laſſen. Die Gabe, ſchön zu weinen, iſt eine allerdings nicht zu tadelnde Eigenſchaft einer jungen Künſtlerin, allein ſie darf nie gemißbraucht werden. Die Stimme der Madame Allan-Despréaux iſt ſchwach, aber rein, und da ſie muſikaliſch iſt, ſo weiß ſie ſie mit Kunſt und Geſchick zu gebrauchen. wenn gleich ihr Organ der Kraft und des Nachdrucks im Dialog entbehrt, ſo deckt die Grazie des Vortrags dieſen Mangel zu

Uebrigens treibt es dieſe Künſtlerin, wie es heutzutage in Paris Sitte iſt: ſie vergißt ihre Kaſſe nicht über die Kunſt; ſie kümmert ſich wenig um das Feuer, welches ihre ſchönen Augen überall entzünden, aber mehr um die Feuer, die ſie und ihr Gatte jeden Abend erhalten, denn bekanntlich nennen franzöſiſche Schauſpieler „Feuer" (feux), was unſere deutſchen Spielhonorar oder Spielgeld nennen. Außer dem benutzt ſie ihren doppelten Urlaub zu Gaſtſpielen, die ihr ebenfalls ſehr einträglich werden. Es iſt hiergegen im Ganzen nichts einzuwenden und im Gegentheil ſehe ich es lieber, wenn junge Künſtler ſich auf dieſe Weiſe bereichern, als wenn ſie gleich Andern an der Börſe mitſpielen, wie dies namentlich bei Mademoiſelle Mars der Fall iſt.

† Jacobi.

Wenn ich Jacobi den naivſten deutſchen Künſtler nenne, ſo hoffe ich bei allen Denen, die ihn kannten, auf keinen Widerſpruch zu ſtoßen. Was Jacobi auf der Bühne ſchuf, trug dieſen Charakter in den ſtärkſten Zügen an ſich. Deshalb war er auch im höchſten Grade liebenswürdig.

Jacobi kam jung nach Hamburg. Ohne groß gewachſen zu ſein, war er doch kräftig und männlich ſchön; das blitzende Auge, die ſchwarzen Haare, eine ſtarke, ernſte Naſe, ein ſchön geformter Mund und ein Organ, das wahrhaft bezaubernd genannt zu werden verdiente. Nie konnte ein Organ dieſe Macht ausüben; es erſchütterte bald, bald entlockte es Thränen. Die erſte Erſcheinung des jungen Menſchen auf der hamburger Bühne erregte Aufſehen und ſchon im Jahre 1809 wurde von dem Jacobi in Hamburg wie von etwas Bedeutendem geſprochen.

Zu den Vorzügen, womit die Natur ihn ſo reichlich ausgeſtattet hatte, geſellte ſich das Glück, daß Schröder, der auf ſeinem Landſitze als Dalai Lama der dramatiſchen Kunſt noch lebte, ſich ſeiner mit Liebe annahm. Er gab ſich dazu her, dem jungen Jacobi einige Rollen, wie den

Don Carlos z. B., einzuſtudiren. Daß dies einen Einfluß auf ihn ausübte, kann mit Beſtimmtheit angenommen werden, wenn gleich die Begriffe ſtets etwas verworren in dieſem Kopfe ruhten und er zum klaren Bewußtſein über einen darzuſtellenden Charakter eigentlich nie gelangte. Dies geht aus der Unzahl von Anmerkungen hervor, womit er gewöhnlich ſeine darzuſtellenden Rollen zu illuſtriren pflegte und die neben manchem Blitze des Genies manche Trivialität enthalten, immer aber in die barockeſte Form gekleidet ſind.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich Jacobi die Zierde des hamburger Theaters durch eine lange Reihe von Jahren nenne; er wäre ſie eines jeden andern Theaters eben ſo geweſen. In ſeiner Jugend wurden ihm vielfältig Anträge gemacht, die er aus Anhänglichkeit für ſeinen Wohnort ausſchlug. Später hatte er Gelegenheit, dieſe Aufopferung zu bereuen; denn als ihm in Hamburg Schmälerungen am Gehalt und am Rollenfache gemacht wurden, verſuchte er einen Ausflug, der ihm jedoch keine Lorbeern mehr brachte.

Die Zeit hatte manche Veränderung ſeitdem in der äußern Form der Darſtellung, dem Vortrage u. ſ. w. bedingt, und wenn die Wahrheit auch immer unverrückt bleiben ſollte und für den Kenner auch immer das erſte Augenmerk iſt, wohin er ſeine Blicke richtet, ſo wird es oft mittelmäßigen Subjecten doch gar zu leicht, eben durch die Außenſeite den Haufen zu beſtechen und über das Beſſere im unmodernen Kleide den Sieg davonzutragen.

Jacobi kehrte, den Wurm im Herzen, nach Hamburg zurück; die einzige Hoffnung, die er genährt hatte, anderwärts die Anerkennung wiederzufinden, wie ſie ihm bei frühern Reiſen zu Theil geworden und wie ſie ihm die Heimat nun verſagte, war mit einem Male von ihm gewichen; die Berichte über ſein auswärtiges Mislingen verbreiteten ſich in Hamburg und neue Einſchränkungen bedrohten ihn. Jacobi beſaß eine zahlreiche Familie, für die er noch nicht geſorgt hatte; ſein Zuſtand war mehr als gereizt, er nahm den Charakter der Exaltation an. Einſt faßte er den Entſchluß, alle ſeine Kinder an die Hand zu nehmen und mit ihnen vor den Vorhang zu treten, um ſich und ſein Heil dem Publicum zu übergeben. Er führte dies nicht aus.

Mehre auf einander folgende Blutſtürze hoben zwar dieſe geſpannte Aufregung, ſtürzten ihn aber in den entgegengeſetzten Zuſtand: eine, ſeine Tage ernſthaft bedrohende Schwäche. Eine langwierige Kränklichkeit folgte; das ſchöne Organ war bis zu ſeinem Schattenbilde geſchwunden. Noch einmal war es ihm erlaubt, die Bühne zu betreten, und zwar in jener Rolle, die Raupach für den kranken Wolf in Berlin geſchaffen hatte, der auch ſeines Organs beraubt, zur Freude des Publicums nur noch in einer ſtummen Rolle ſich ſehen ließ. Es war der ſtumme Ritter. So nahm Jacobi Abſchied; dann wurde er penſionnirt. Er überlebte dieſen Wechſel nur wenige Monate und ſtarb 1835, ehe er das funfzigſte Jahr erreicht hatte.

Jacobi war, wie man aus dem Vorhergehenden leicht einſehen wird, kein zuverläſſiger Schauſpieler, deſſen Leiſtung voraus zu beſtimmen war, der einmal ſeine Sache ſo wie das anderemal machte, auf den ſich ſeine Mitſpieler ſowie das Publicum verlaſſen konnten. Man wurde heut' von Jacobi hoch entzückt und erkannte morgen in ihm nicht denſelben Schauſpieler wieder. Ich ſah einſt den erſten Akt in Kotzebue's Kind der Liebe, wo Fritz die am Wege ſitzende Mutter findet, ſo herrlich von ihm darſtellen als nie im Leben ſelbſt die trefflichſte Rolle im herrlichſten Drama jemals dieſen Eindruck auf mich hervorbrachte. Die einfältigen Worte durchliefen den ganzen Reichthum ſeiner melodiſchen Stimme; es war ein Gefühl, eine Innigkeit, eine Seele darin, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Einen ſeiner letzten Triumphe feierte er in Hans Sachs von Deinhardſtein; die biedere Naivetät und herzliche Geſinnung in dieſer Rolle ſagten ihm beſonders zu. Es war bewundernswerth, wie der vierzigjährige Mann auf der Bühne ausſah; er beſchämte Jünglinge.

Im Leben benahm er ſich drollig, unbefangen und unbekümmert, welchen Eindruck er hervorbringe. Es ſind eine Menge Anekdoten von ihm im Schwunge.

Als nach dem Tode Schröder's deſſen Witwe ihm darüber Vorwürfe machte, daß er ſich nicht bei ihr habe ſehen laſſen, entſchuldigte er ſich in derben Ausdrücken und verſchwor ſich ſo ſehr, daß es ein Greuel anzuhören war.

„Aber Jacobi," ſagte die Dame ſanft verweiſend, „iſt es denn artig, ſo zu ſprechen?"

„Iſt es nicht?" fragte er verwundert, „ſo bitte ich um Verzeihung. Aber wie ſollte ich wol wiſſen, was Artigkeit und Lebensart fordern; ich beſuche ſo ſchlechte Geſellſchaften und beim Theater lernt man das auch nicht!"

Jacobi war von Allen, die ihn kannten, geliebt und ſein früher Tod wurde allgemein betrauert.

† Wilhelm Urban

Von einer kaufmänniſchen Schreibſtube in Frankfurt kam Urban, noch ſehr jung, nach München und ſuchte eine Anſtellung bei dem dortigen Hoftheater zu erhalten. Nur nach langem Sollicitiren gelang es dem ſchönen, feingewachſenen Menſchen und er zeigte mir noch die Stelle auf der Treppe des Iſarthortheaters, wo er Stunden lang in Verzweiflung auf den Intendanten wartete, um aus ſeinem Munde die Entſcheidung über Leben und Tod zu vernehmen.

Er blieb dem Theater in München bis zu ſeinem Tode treu, der ihn bekanntlich in ſeiner beſten Kraft ereilte.

Urban's Kopf war einer der ſchönſten und ausdrucksvollſten, die ſich ein junger Liebhaber nur wünſchen mag; ſein Wuchs war klein und mädchenhaft, ſein Organ kräftig und angenehm. Er verband mit einer ungeſtümen Leidenſchaft einen ungemeſſenen Ehrgeiz, und dieſen beiden Eigenſchaften hatte er wol zunächſt die eminente Stellung zu verdanken, die er bei dem münchner Theater einnahm. Ein ernſtes Studium iſt ihm jedoch auch nicht abzuſprechen und man muß es ihm nachſagen, daß er großen Aufgaben ſich mit wahrem Eifer und mit Aufbietung ſeiner beſten Kräfte überließ. Sein Vortrag war in Proſa natürlich, in Verſen litt er zuweilen an geſangartiger Declamation. Ausbrüche des Gefühls gelangen ihm vollkommen.

Sein Don Carlos, Ferdinand von Walter, Don Ceſar waren ſchöne Leiſtungen; auch Beaumarchais, eine Rolle, die ſeiner Perſönlichkeit auf den erſten Blick nicht zuzuſagen ſchien, wußte er auf eine Weiſe aufzufaſſen, die ſie ſehr intereſſant machte und wodurch ſie unbedingt zu einer ſeiner beſten wurde. Im bürgerlichen Drama feierte er ſeine ſchönſten Triumphe und ſein Eduard Ruhberg könnte jedem jungen Künſtler als Studium empfohlen werden, wenn es dieſer ſchönen Kunſt gegeben wäre, den Gebilden eine längere Dauer, als ihren Schöpfern bemeſſen iſt, verleihen zu können.

In einigen Rollen des Luſtſpiels war Urban ebenfalls ausgezeichnet, ſo als Wieburg in „Stille Waſſer ſind tief“ und in ähnlichen. In lebhaftern verleitete ihn ſein Hang manchmal zu Uebertreibungen, die ihm ſein Publicum nicht übel zu nehmen pflegte, die aber fremden Zuſchauern unangenehm auffallen mußten.

Eine räthſelhafte Krankheit, die ſcheinbar gefahrlos begann, machte dem Leben dieſes ausgezeichneten Kunſtlers ein plötzliches Ende. Er hat das vierzigſte Jahr nicht erreicht. Urban war einer von den Wenigen, die tief im Herzen einen nagenden Gram über den Verfall des deutſchen Schauſpieles nährten, und dies verdiente ſchon allein, ihm die Sympathie aller edeln Theaterfreunde unter uns zuzuwenden.

Emil Devrient.

Dieſer Kunſtler iſt jetzt vielleicht einer der Vorzüglichſten in dem Fache der erſten Liebhaber auf dem deutſchen Theater. Schon ſeine Erſcheinung iſt durch und durch poetiſch. Mir iſt im weiten Reiche der Scene, ſo weit ich es durchzog und kennen lernte, keine ähnliche vorgekommen. Kräftiger, jugendlicher, männlich-ſchöner ſah ich Manche, aber keinen Einzigen, der den Spanier Poſa, den Italiener Taſſo ſo ins Deutſche zu überſetzen gewußt hätte als Emil; ich meine damit, der im Stande geweſen wäre, Poſa und Taſſo der deutſchen Dichter ſo zu repräſentiren, als es ihm möglich wurde.

Dieſe edle, ſchlanke Geſtalt, in der etwas gekrümmten, deutſch vernachläſſigten Haltung, dieſer anmuthige, tiefe

Bruſtton, der ſeelenvolle Blick, nichts glänzt hier — Alles zieht an — es iſt kein mannhafter Held, aber ein poetiſcher Jüngling, ein Bild unſerer Phantaſie: ſo haben wir uns den Max gedacht und Egmont und Taſſo und alle Lieblingsgeſtalten unſerer Poeten; es wird uns ſchwer werden, hierzu eine Thekla, ein Clärchen zu finden.

Emil Devrient, das möchte ich geradezu behaupten, würde weder dem Franzoſen noch dem Engländer Das gelten, was uns; er iſt ein Typus für unſere Scene.

Zuerſt machte er ſeine Verſuche in Bremen als Saraſtro. Seine ſonore Baßſtimme und der Ruhm ſeines großen Onkels erweckten in ihm die Luſt, ſich vom Handelsſtande, für den er beſtimmt war, auf das Theater zu ſchwingen. Bald zeigte es ſich jedoch, daß weder Stimme noch muſikaliſche Bildung hinreichend waren, um dem ſtrebenden Jünglinge eine glänzende Laufbahn zu verſprechen, und er warf ſich daher der Schauſpielkunſt in die Arme, die ihn als ihren gewonnenen Liebling nun nicht mehr losließ.

Das bedeutende Darſtellungstalent Emil's gibt ſich daraus kund, mit welchem Glück er jetzt ſchon ältere, ja Greiſenrollen darſtellt. Ich ſah ihn ſeine jugendlich-edle Geſtalt, ſein kräftiges Organ ſo herabſtimmen, daß er als Alpenkönig den Rappelkopf trefflich wiedergab, in einem Stücke: Avant, pendant et après, einen fünfzigjährigen franzöſiſchen General und endlich ſogar den hundertjährigen Greis in dem Vaudeville gleichen Namens.

Emil's Vortrag iſt etwas ſchleppend; er ſpart die Momente auf, wo er feurig, hinreißend werden ſoll; dies thut er weniger, um nach Effecten zu jagen, als um ſeine Mittel zu ſchonen, da ſeine Bruſt zu heftiger, anhaltender Anſtrengung unterliegen würde. Dieſes Aufſparen der

Effecte thut übrigens dem ſinnigen Zuhörer wohl, da es bei Emil nie auf Koſten der Wahrheit geſchieht, und nur ein ganz rohes Publicum wird bei ſeinen Darſtellungen Mangel an Kraft vermiſſen.

Heinrich Moritz.

Heinrich Moritz iſt ein Leipziger und ging nach kurzen Studien auf dortiger Univerſität zum Theater. Ein vortheilhaftes Aeußere ſchien ihn in der erſten Zeit vor allem Andern dazu zu befähigen.

Nachdem er ſeine erſte Waffenweihe unter Küſtner's Leitung in ſeinem Geburtsorte erhalten hatte, wandte er ſich nach Oeſtreich und kam im Frühjahre des Jahres 1821 nach Brünn. Hier blieb er zwei Jahre, ging dann nach München, von hier nach Prag, wo er mehre Jahre hindurch der Liebling des Publicums war, und endlich nach Stuttgart, wo er erſt kürzlich in einer lebenslänglichen Anſtellung den ſchmeichelhafteſten Beweis erhielt, welchen Werth dieſe Bühne auf ſeinen Beſitz legt *).

Moritz iſt von ſehr gefälligem Aeußern und ſeine edle Geſichtsbildung hat ſich eine ſo ſeltene Friſche erhalten, daß er noch jetzt jugendliche Rollen mit großem Glücke darſtellen kann. Liebenswürdige Jovialität, guter Ton, eine ſich hingebende Geſelligkeit, die dieſen Künſtler im Leben auszeichnen, begleiten auch ſeine Leiſtungen auf der Bühne und machen ihn beſonders für die Darſtellungen der feinern

*) Er iſt ſeitdem Oberregiſſeur des Schauſpiels und der Oper geworden.

Komödie ſehr geeignet. In einer gewiſſen Sphäre derſelben hat Moritz von allen mir bekannten Künſtlern die höchſte Stufe errungen. Erſt neuerdings machte er dieſe Meiſterſchaft in zwei dem Franzöſiſchen nachgebildeten Stücken: „Sie iſt wahnſinnig" und „Schüchtern und Dreiſt," in hohem Grade geltend.

Im höhern Drama gelingen ihm beſonders jene Rollen, die warme Liebesglut, Zartheit der Empfindung und Schwärmerei als Hauptelemente enthalten; es mag jedoch als ein Beweis ſeines bedeutenden Talentes und ſeines ernſten Studiums hier noch angeführt werden, daß auch Rollen, wie Percival in der Griſeldis, ihm ſehr wohl gelingen, die eine ſo rauhe Kraft zu ihrer Darſtellung erfordern. Wenn er im Othello Vorzügliches leiſtete und große Anerkennung darin empfing und verdiente, ſo war es beſonders die naive Seite des Mohren und das Phantaſtiſche, das er ihm beizugeſellen verſtand, was ihm jene verſchaffte.

In der Komödie kann man ſich keinen leichtern, natürlichern, fließendern Vortrag denken als den, den Moritz beſitzt; im Trauerſpiele in Verſen wirkt eine manchmal zu oft wiederkehrende fragende Betonung, eine im zärtlich Tän-elnden angenehm wirkende Spielerei, wozu er wol haupt-ächlich durch ſein jugendlich hohes Organ verleitet wird, onoton. Es war genügend, ihn auf dieſe Angewöhnung ufmerkſam zu machen, und der raſtlos nach Vervollkomm-ung Strebende iſt eifrig bemüht, ſie los zu werden.

Unſere Liebhaber auf dem Theater ſind gewöhnlich zu ürmiſch oder zu kalt; ſie wiſſen ferner zu ſelten Das, as feiner Ton in der Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, fordert, mit dem Poetiſchen der Rolle eng zu verbinden, daß dieſe disparaten, ſich oft widerſprechenden Partien in ins verſchmelzen: dieſe Vorzüge ſind es, die Moritz auf zeichnen; er zeigt esprit de salon, den er ſich im Leben anzueignen wußte, neben deutſcher Gemüthlichkeit, die ihm angeboren iſt.

---

† Karl Lebrün.

Lebrun hat ſeine frühere Zeit bei den Theatern von Mainz und Würzburg verlebt und gedenkt immer noch der Rhein- und Maingegenden mit innigem Entzücken. Zuerſt gefiel er in den ſogenannten Bonvivants, den franzöſiſchen Kammerdienern u. ſ. w. Er zeigte eine erſtaunliche Beweglichkeit, eine bedeutende Geläufigkeit der Zunge und eine deutliche Ausſprache, die von einem kräftigen und angenehmen Organ getragen wurde. Vorzüge, die ihn noch jetzt auszeichnen. Lebrün iſt von unterſetztem Wuchſe, trägt den Kopf etwas vor und an ſeinem intereſſanten Geſichte iſt es nur zu bedauern, daß darin die Naſe einen etwas zu großen Platz einnimmt. Dieſer Umſtand und ein Bart, der ſeine bläuliche Fläche bis unter die Augen erſtreckt, laſſen ſein Geſicht vom Theater unſchön erſcheinen; in einigen Rollen, die in das Liebhaberfach eingreifen, thut ihm dies einigen Schaden.

Noch jung kam Lebrün nach Hamburg, wo ſich damals unter der Aegide des neuen Apollotheaters ein Verein jugendlicher Kräfte verſammelt hatte, die den alten Künſtlern des Stadttheaters den Sieg in der Meinung des Publicums ſtreitig machen wollten. Unſerm Künſtler gelang es bald, ſich in die vollkommenſte Gunſt bei demſelben zu ſetzen, und nachdem — wie die Sage geht — durch Beſtechung und Felonie das Apollotheater zu Grunde gerichtet wurde, war Lebrün einer von Denen, die mit Vortheil zum Stadttheater gezogen werden konnten. Hier ſchwang ſich Lebrün, nachdem Herzfeld geſtorben war, bis zum Director, theils durch ſein Talent und ſeine Beliebtheit, theils durch reiche Verwandte dabei begünſtigt. Seit dieſer Zeit wurde er ſehr angefochten; man maß ihm den Verfall der Anſtalt zu, obgleich man ihm nur den Vorwurf machen konnte, daß er nicht thätig genug eingriff, um alte Uebelſtände abzuſchaffen und Eigenſinn und Laune zu brechen. Allerdings darf ein Vorſtand eines ſolchen Theaters nicht mit Aengſtlichkeit jedem kleinen Strauße aus dem Wege gehen und um des lieben Friedens willen zu Allem Ja ſagen. Um ſo mehr, wenn ſeine beſſere Einſicht ihn dabei nicht verläßt und er es daher nicht unterlaſſen kann, gegen Vertraute ſeine Unluſt und ſeine Klagen — die zu Anklagen werden — laut zu äußern. Dies wirft einen Zwitterſchein auf den Charakter des Mannes und der Verdruß, dem er früher mit zu großer Beſorgniß ausweichen wollte, bricht dann um deſto heller hervor.

Wenn Lebrun in dieſer Hinſicht nicht tadelfrei erſcheint, ſo kann man ſeinem Charakter von der andern Seite nur Lob und Ruhm nachſagen, und als ausübender Künſtler war er ſtets von einer Gewiſſenhaftigkeit beſeelt, die ſelten genannt werden kann, bis eine ungünſtige Stimmung, vielleicht durch die äußern Umſtände, die wir oben berührten, herbeigeführt, Manches ſtörte und hinderte. Wir wollen dieſen Punkt hier nur der Wahrheit gemäß berichten, ohne jedoch dabei ins Umſtändliche zu gehen.

Lebrün's Bonhomie, die ſich auch im Leben in ſeiner ganzen Erſcheinung ausſpricht, ein leichter Anflug von burſchikoſem Weſen, eine Natürlichkeit, die ſich geben darf wie ſie iſt, weil ſie zu den angenehmſten gehört, dies ſind die

Vorzüge, die Lebrün's Theaterſpiel charakteriſiren. Selbſt ſeine Franzoſen, ſeine Gecken erhalten ſo viel davon, daß ſie nie widerlich werden, wie bei ſo vielen Andern, die uns Caricaturen für treue Zeichnung geben. Dabei belebt ihn die glücklichſte Laune und die momentanen Eingebungen derſelben feiern ſtets den vollſtändigſten Sieg. Nie wird Lebrün den guten Geſchmack beleidigen, der Mann von Bildung zeigt ſich ſtets; ſeine Komik iſt durchaus gutmüthiger Art und deshalb wird ſie nie verletzen.

In Rollen wie Linden in den Quälgeiſtern, den er ganz vortrefflich gibt, ſchadet ihm der oben gerügte Fehler ſeines Geſichts. Solche Perſonen bedingen eine gewiſſe Aeußerlichkeit, die ihm nun einmal dafür mangelt. Noch weniger ſagen ihm Rollen wie Poſa zu, den er lange darſtellte. Dieſe Art von poetiſcher Begeiſterung mangelt ihm. Als Perin in der Donna Diana iſt er hingegen an ſeinem Platze; den Mercutio gibt er ſehr gut und den Zettel im Sommernachtstraum, den er einſt in einem von mir zum Faſching zuſammengeſetzten Quodlibet gab, unübertrefflich. Sein Schniffelinski im Kammerdiener iſt ein köſtliches Bild, eben ſo der Kalinski in den Humoriſtiſchen Studien; dieſe Rollen ſind es eben, die für den feinern Geſchmack manches Anſtößige zeigen und unter den Händen ihrer gewöhnlichen Darſteller leicht unleidlich werden, welche durch Lebrün's äußerliche Würde — ſo möchte ich es nennen — durch ſeine Bonhomie, durch ſeinen Geiſt und ſeine Bildung einen eigenthümlichen Schliff erhalten, der äußerſt wohlthätig wirkt. Hierher gehört auch der Habakuk in Raimund's Alpenkönig und Menſchenfeind, der Schneider Franziskus in den Mänteln u. ſ. w. Sein franzöſiſcher Kammerdiener iſt in der äußern Erſcheinung ganz Franzoſe, aber in der Ausführung gibt ihm Lebrün, faſt wider ſeinen Willen, eine ſolche

Beimiſchung von deutſchen Tinten, daß er uns nur lieber dadurch wird. Als Till in den Raupach'ſchen Luſtſpielen mag er als Typus gelten. Dieſer kalte, vernünftelnde Witzling in der pedantiſchen Schale darf unnachahmlich genannt werden.

Seine Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen ſind größtentheils Bearbeitungen und zeichnen ſich gewiß vor vielen andern aus. Auch läßt geübter Takt und Bühnenkenntniß ihn nur nach wirkſamen Stücken greifen, welche die Lampenprobe vollkommen zu beſtehen im Stande ſind.

Wie die Sage geht, wird ſich Lebrün vom Theater zurückziehen; es iſt Schade für die Kunſt: er iſt ein Mann im Anfange der Vierziger.

Er zog ſich wirklich zurück und iſt bald darauf geſtorben.

Julius Cornet

Im Puſterthale, in dem rauhen Innichen geboren, trägt dieſer Künſtler auch den Stempel des Charakters ſeiner Landsleute an ſich. Sein Vater war Forſtbeamter und Julius, der Jüngſte von vielen Geſchwiſtern, war des Vaters Liebling, an dem ihn die frühe Entwickelung eines ſcharfen Geiſtes beſonders erfreute. Julius Cornet wurde den Studien beſtimmt und ging nach dem Kloſter Wiltau bei Insbruck und dem Stifte Admont, um denſelben obzuliegen; aber die Liebe zur Tonkunſt trug den Sieg davon und nachdem er ſich ihr ganz gewidmet, brachte ihn ſeine ſchöne Tenorſtimme und die glänzende Ausſicht, die ſich dem

Sänger öffnet, auf das Theater. Wien und Grätz beſaßen ihn zuerſt, dann ging er, noch jung, nach dem Norden von Deutſchland. Klingemann zog ihn nach Braunſchweig, von hier wurde er in Hamburg auf das Vortheilhafteſte angeſtellt, verließ jedoch dieſen Ort nach einigen Jahren und trat wieder in Braunſchweig ein, um die Regieführung der herzoglichen Oper zu übernehmen. Hier wird er nun wol ſeine theatraliſche Laufbahn beſchließen *). Er gedenkt ſich in der Kraft der ſchönſten Mannesjahre zurückzuziehen um in künſtleriſcher Ruhe auf ſeinem romantiſchen Schloſſe Fragsburg, im ſüdlichen Theile des Etſchthales gelegen, ſeiner Familie und ſeinen Freunden zu leben. Seine Landsleute ſind ſtolz auf ihn; ſo weit verbreitet auch das Geſangstalent der Tyroler iſt, nie noch hat Einer im kunſtgemäßen Geſange ſolchen Ruhm erworben. Die Concerte, die er bei ſeiner Anweſenheit im Vaterlande zu geben pflegt, ſind eben ſo viele Triumphbogen auf ſeiner Künſtlerlaufbahn.

Was Cornet beſonders auszeichnet, iſt das Lebhafte und Charakteriſtiſche in Spiel und Vortrag, wie man es gewiß nur ſelten und in dieſer Verbindung vielleicht nie auf der deutſchen Opernſcene antrifft. Die Aufgaben des franzöſiſchen Singſpiels ſind es daher zuvörderſt, deren Löſung ihm gelingt.

Sein George Brown in der weißen Frau, ſein Maurer, Fra Diavolo, Cantarelli im Zweikampf, Zampa ſind die unwiderlegbarſten Beweiſe des hier Geſagten. Die Zeit iſt freilich vorüber, wo er als Sargines excellirte und im Belmonte zur Bewunderung hinriß, dafür aber übernimmt er, als ein Künſtler voll der ſeltenſten Selbſtkritik, in derſelben

---

*) Er ging wieder nach Hamburg, wo er jetzt Director des Stadttheaters iſt.

Oper, worin er früher die erſte Tenorpartie ſang, die zweite und weiſt ſich auf dieſe Art ſelbſt ſeinen ehrenvollſten Wirkungskreis an. Als Beweis führe ich ſeinen Pedrillo in Mozart's Entführung an: eine Partie, die nicht lebendiger, wirkſamer und der Intention des Componiſten nach richtiger darzuſtellen iſt. Ohne Neid hörte er die ſonſt von ihm geſungenen ſchmelzenden Arien beklatſchen und tummelte ſich con amore mit ſeinen Liedchen zur großen Ergötzung des Publicums umher. Dies iſt's aber zunächſt, wodurch Cornet's Einſicht in das Weſen des theatraliſchen Geſangs dargethan werden ſoll.

Einen ſeiner größten Triumphe bereitete unſerm Künſtler der Maſaniello. Auf einer Reiſe nach Paris ſah er dieſe, damals noch neue Oper zum erſten Male und wurde ſo davon ergriffen, daß er ſich ſogleich die Partitur verſchaffte, um ſie zu überſetzen und auf die deutſche Scene zu bringen. Wir übernahmen die Arbeit gemeinſchaftlich; ich überſetzte und Cornet legte die Worte unter die Noten, wobei Alles genau nach den Forderungen des ſtrengen, bühnenkundigen Sängers von mir eingerichtet werden mußte. Dies brachte denn auch wirklich etwas recht Gutes zu Stande und viele Sänger von Bedeutung gaben unſerm Texte vor andern unbedingt den Vorzug.

Als Maſaniello darf man Cornet groß nennen, namentlich iſt ſein Wahnſinn im letzten Akte ſo ergreifend und großartig ausgeführt, daß der berühmte Ludwig Devrient, welcher dieſer Vorſtellung in Hamburg beiwohnte, nach derſelben Cornet aufſuchte und ihn mit Thränen in den Augen umarmte. Bis dahin hatte man von dieſem Spiele in der Oper keine Ahnung. Eine gleiche Virtuoſität entwickelte er als Othello. Einem zarten, jugendlichen Organe wäre dergleichen Anſtrengung keineswegs anzurathen, wo aber jener zarte Schmelz nicht mehr vorhanden iſt und das geſtählte Organ des Mannes ſie vertragen kann, gewährt ſie im gehörigen Maße und richtig angewandt einen hohen Genuß. Cornet wird hierbei von dem richtigſten Gefühle und einem ſichern Takte geleitet; es wäre zu wünſchen, daß viele unſerer ſteifen Opernfiguren, in ſeine Fußtapfen tretend, ihn ſich zum Muſter wählten.

Was Cornet als Opernregiſſeur leiſtet, iſt vielfach anerkannt worden.

Bocage.

— Das moderne hiſtoriſche Drama der Franzoſen hat zwei Schauſpieler erſchaffen, die alle Proportionen überragen, gleich den Werken, die ſie darſtellen. Da ſie berufen ſind, uns Uebertreibungen in Sitten und Charakteren zu ſchildern, ſo übertreiben ſie auch die Größe ihres Talents wie ihre ſociale Stellung.

Es iſt die Frage, ob eine ſtark ausgeſprochene naive Eigenliebe ein Zeichen des wirklichen Talents ſei. Wir wollen hier nicht Unterſuchungen hierüber anſtellen, aber wir bemerken blos, daß dieſe Schwachheit von der Profeſſion des Schauſpielers unzertrennlich iſt. Ihre Iſolirung in der Geſellſchaft, ſowie der fanatiſche Beifall, den ſie von dem Publicum erhalten, tragen ohne Zweifel dazu bei, ſie mit Illuſionen zu nähren.

Bocage ſteht in der erſten Reihe der pariſer dramatiſchen Hierarchie. Er hat Bildung genoſſen und ſollte Advocat werden; allein er wurde Schauſpieler wie ſo viele Andere, aus Laune, Eitelkeit, überſpannter Einbildungskraft.

Liebe zum Gelde, kurz was man gewöhnlich Beruf zu nennen pflegt. Nachdem er, ohne großes Aufſehen zu erregen, auf dem Odeontheater in den alten Repertoir-Stücken geſpielt hatte, trat er zu dem Theater der Porte St.-Martin über, wo er ſich mit ſchwerem Herzen zu den modernen Stücken bequemte. Er präludirte in ſeiner neuen Sphäre mit dem *homme du monde* und gab dann den Shylok, worin er mit ziemlichem Glück den berühmten Engländer Kean nachahmte, den die Pariſer 1827 zu bewundern Gelegenheit hatten. Als hierauf Alexander Dumas mit ſeinem Antony erſchien, ſo wußte er dieſe exaltirte Rolle mit ſolchem Feuer zu geben, daß der anhaltendſte Beifall ihm zum Lohne wurde.

Wenn das Organ Bocage's ein wenig naſentönend iſt, wenn es ſeiner Haltung auch dann und wann an Eleganz fehlt, ſo ſind dafür ſeine Bewegungen leicht, natürlich und feurig und ſein Auge iſt ausdrucksvoll und leidenſchaftlich. Er entwirft ſeine Rolle in großen Zügen und er hat es ewieſen, daß ſeine ſchöpferiſchen Kräfte ſich nicht auf die Grenzen eines Faches beſchränken. Seinen größten Ruf rlangte er als Buridan in dem bekannten Schreckensſtücke *a tour de Nesle*. Die Schauſpieler pflegen zu ſagen: Gute Rollen machen den guten Schauſpieler. Wir wollen ieſen Ausdruck hier nicht widerlegen. Wie jede überraſchende rſcheinung der Scene, ſo hat auch Bocage ſeine ungemeſſe-
en Lobhudler. Dies brachte ihn auf das Théâtre français, llein er konnte auf dem großen Trottoir, wie man es in r franzöſiſchen Couliſſenwelt benamt, nicht durchdringen. ie Rolle des Lovelace, die für ihn in Clariſſe Harlowe gens geſchrieben worden war, konnte ihn bei der Comédie ançaiſe nicht naturaliſiren und er kehrte daher zum Theater r Porte St.-Martin zurück, um hier als Don Juan de

Marana mit allen ſeinen ſyſtematiſchen Fehlern und glänzenden Eigenſchaften, die ihn charakteriſiren, das Publicum hinzureißen. Wäre Bocage vollkommener, ſo wäre er vielleicht kein ſo großer Schauſpieler und entbehrte an Genie, was er an Studium gewänne.

Emil Taigny.

Man verſteht in Frankreich unter der Benennung Jeunes premiers, Amoureux, Colins, Ellevious und Gonthiers das Rollenfach, das bei uns wenig bezeichnend „erſte Liebhaber" genannt wird, das eigentliche Fach, dem es übertragen wird, die Damen zu entzücken. Ein guter Liebhaber iſt übrigens auch in Frankreich nicht leicht zu finden und viele Theater ſind Jahre lang bemüht, einen aufzutreiben.

Die erſte Eigenſchaft eines Liebhabers iſt, ein angenehmes Aeußere zu haben, obgleich man ſehr verliebt ſein kann, ohne hübſch zu ſein. Was nicht minder erfordert wird, iſt ein reines tönendes Organ, Reizbarkeit, Gefühl, ausgezeichnete Manieren, eine hinreichende Kenntniß der Fecht- und Tanzkunſt und eine Menge anderer Dinge, die man durch eine eben ſo ſonderbare als treffliche Ausgleichung in der Natur öfter bei Männern findet, die nicht eben ſchön genannt werden können, als bei eigentlich ſchönen.

Emil Taigny iſt als Liebhaber nicht übel, ſagen die Männer; ſehr einnehmend, fügen die Damen hinzu. Seine erſten dramatiſchen Waffen lernte er auf dem Kindertheater des Taſchenſpielers Comte führen. Es iſt der erſte ausgezeichnete Schauſpieler, der aus dem Kindertheater hervor ging; indeß vollendete Taigny ſeine Studien in der Provinz. Lyon und Bordeaux zählten ihn unter ihren beliebteſten Künſtlern. Bei ſeiner Rückkunft nach Paris ſtellte er ſich ſogleich in die Reihe der beſten Schauſpieler des Vaudeville-Theaters. Er beſitzt Wärme und Grazie, dabei ein ausdrucksvolles Geſicht, aber ſeiner Auffaſſung fehlt es vielleicht an Tiefe, an Kenntniß und ſeine Diction iſt oft übereilt. Dieſe Fehler verleihen ihm den Schein von Geſchwätzigkeit, die ſeiner natürlichen Anmuth ſehr ſchädlich wird. Hauptſächlich ſchadet es ihm bei dem Vortrage der Couplets, wo er Takt und Intonation ganz unverzeihlich außer Acht läßt. Wir wiſſen wohl, daß franzöſiſche Liebhaber dieſes Genres es mit den Worten: dire oder parler le Vaudeville, bezeichnen, und auch deutſche Nachahmer haben ſich gefunden, die ähnliche Verſuche machen. Allein wir müſſen geſtehen, daß jedes nur etwas delicat geformte, muſikaliſch gebildete Ohr es auf die Länge nicht auszuhalten im Stande iſt.

Ein Neapolitaner, der zum erſten Male in Paris der Aufführung eines Vaudevilles beiwohnte, rief verwundert über die Kürze dieſer Melodien einmal über das andere aus: „Che cos' è!“ Dann preßte ihm die Taktloſigkeit ein „Ohime!“ aus, wobei er eine fürchterliche Grimaſſe ſchnitt.

Unſer junge Künſtler hat indeß trotz dieſes Mangels bereits in vielen Rollen ſich einen Namen gemacht, wie z. B. als Faublas, l'Escroq du grand monde, le Cheva-ier in den Liaisons dangereuses und erſt ganz kürzlich im vorigen Sommer als Prinz im Démon de la nuit. Zu en Zeiten Ludwig XIV., der Regentſchaft, des Directo-iums und ſelbſt des Kaiſerreichs würde unſer Emil Taigny leich Baron, Jeliotte, Elleviou und Michu der Acten la mode und von den Frauen vergöttert geweſen ſein aber er folgte der jetzt auch bei den franzöſiſchen Künſtlern eingeriſſenen Matrimoniomanie, die das dramatiſche Corps der Moral in die Arme treibt. Er hat ſich neulich mit einer Mamſell Herdliska-Tourterelle verehlicht. Dieſer Name ſcheint ein gutes Zeichen für die eheliche Treue zu ſein. Wir gratuliren den dramatiſchen Künſtlern zur Verbeſſerung ihres moraliſchen Zuſtandes von ganzem Herzen, und müſſen geſtehen, daß es wahrhaft ein Verdienſt ſei, ein guter, treuer Ehemann zu bleiben, wenn man nichts weiter nöthig hat, als jeden Abend, gleich dem Marquis in Regnard's Spieler, ſeinen Mantel couleur de muraille umzunehmen, um auf verliebte Abenteuer auszugehen.

Frederic le Maitre.

Dies iſt nach Ausſage der pariſer Kunſtrichter der erſte Schauſpieler aller Zeiten, aller Länder, aller Nationen. Er ſoll in ſich Alles vereinigen, was von je große Mimen ausgezeichnet hat, die Talente von Garrick, Lekain, Preville, Laronnet, Talma, aber beſonders von Kean. Gleich dieſem engliſchen Schauſpieler iſt er ein großer Künſtler und beherrſcht zugleich ſeine Directoren und ſeine Cameraden, und dabei iſt er, nach dem gemeinen Ausdrucke, „ein guter Kerl.“ Er liebt das Geld über die Maßen und wirft es mit vollen Händen weg; obgleich er ſchon ein Original von Geburt iſt, ſo affectirt er noch Original zu ſein, aus Laune ſpielt er, aus Leidenſchaft trinkt er; bald iſt er ſo, bald ſo. Er ſcheint unbewußt gleichſam durch Inſpiration Komödie zu ſpielen, und dabei analyſirt er nicht nur den Geiſt und den Charakter ſeiner eignen Rolle auf das Vollſtändigſte, ſondern zugleich das ganze Werk, worin er dieſe Rolle hat.

Was ſoll man von Frederic's früherer Zeit mittheilen? Was liegt daran, wo und wann er geboren? Ob er in Paris oder in Konſtantinopel vor ungefähr vierzig Jahren das Licht der Welt erblickte? Daß er Seiltänzer und Zigeuner war? Daß das Conſervatorium ihn heranbildete, um aus ihm einen ſteifen Vertrauten in der klaſſiſchen Tragödie des Odeons zu machen? Eine trockene Biographie würde den poetiſchen Nimbus von Frederic abſtreifen, und der gute Bürger von Paris wird ſich nie überreden können, daß Georges im Spieler, Cartouche, den er mit ſo poetiſcher Kühnheit gab, Richard d'Arlington, worin er den Ehrgeiz ſo ſchrecklich ſchilderte, gewöhnliche Menſchen ſeyn können, und darin täuſcht er ſich auch nicht. Frederic iſt ein Niederſchlag der Geſellſchaft, wie ſie iſt; Cynismus, Neuerie, jede Art des Charlatanismus neben vielen guten und ſchönen Dingen herrſchen in der Zeit, in der wir leben, und von allem Dem finden wir etwas in Frederic's Charakter. Nur die Liebe zu zeichnen iſt ihm nicht in gleichem Maße vergönnt. Seine letzte große Rolle war der Barbier des Königs von Aragonien. Hier war er ein ſchlauer Verſchwörer, tapfer, feige, höfiſch, gewandt, komiſch, gemein; dabei zeichnete er in dieſer Rolle die ſpaniſche Eiferſucht mit lebendiger Wahrheit und Kraft.

Hiſtoriſche Charaktere hat er bis jetzt noch nicht gegeben; nächſtens wird er den Schauſpieler Kean auf die Scene bringen; auch ſpricht man von Friedrich dem Großen in einem neuen Drama.

Kann man auch nicht unbedingt unterſchreiben, daß Frederic der erſte franzöſiſche Schauſpieler der gegenwärtigen Epoche in Frankreich iſt — denn es gibt mindeſtens ein Dutzend, welche dieſe Ehre für ſich in Anſpruch nehmen — ſo muß man wenigſtens eingeſtehen, daß er von Allen der vielſeitigſte und originellſte genannt zu werden verdient.

Chollet.

Chollet wurde in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren. Sein Vater war Muſiker von Profeſſion, deshalb lernte er ſchon als Kind ſingen, und in den glänzenden Tagen des Kaiſerreichs ſang er das Lob des Herrn als Chorknabe in der Kirche St. Euſtache. Bald darauf wurde er bei dem Chor der Oper angeſtellt, wo auch ſein Vater war. Nur mit Mühe wurde er im Conſervatorium angenommen. Man wollte weder Talent, noch Stimme an ihm entdecken. So iſt es Manchem gegangen. Wurde ja auch die Cinti, jetzt Madame Damoreau, zum Piano hingewieſen, da ſie für den Geſang nicht geeignet ſein ſollte. Der junge Chollet mühte ſich ab, Baß zu ſingen, wie es ſein Profeſſor Plantade durchaus von ihm verlangte, da eben damals Baßſtimmen geſucht wurden. Allein umſonſt; es blieb bei ſeiner Tenorſtimme, die in der That köſtlich war, ohne daß Jemand auf den Gedanken kam, ſie dafür zu erkennen.

Nur durch Zufall geſchah es, daß er eines Abends für einen kranken Collegen eine kleine Partie in Sacchini's „Oedip" übernehmen mußte, wo man an ihm zum erſten Mal eine reine und ausgezeichnete Stimme wahrnahm. Die Stelle:

Audacieux vieillard, quel funeste destin
A, sur ce mont sacré, porté vos pas impies?

die gewöhnlich das Lachen des Parterres erregte, wurde an dieſem Abend applaudirt, und Chollet der Vater zwang ſeinen Sohn hierauf, ein Engagement in der Provinz anzunehmen, um ihn in Uebung zu ſetzen und zugleich dem pariſer Künſtlerleben zu entfremden, welches auf die Stimme ſo leicht nachtheilige Wirkungen äußert.

Nun war er einige Zeit in Genf und Brüſſel und kam dann zur komiſchen Oper, die ſich unter der Leitung des Herrn Guilbert de Pixerecourt befand. Hier trat er in des berühmten Martin's Fußſtapfen und entzückte Alles durch den Reiz ſeiner Stimme und die Reinheit ſeiner Methode. In Herold's Marie errang er den höchſten Beifall, und nun ſtieg er von Succeß zu Succeß. Es wäre nicht möglich, hier alle Rollen anzuführen, die er geſchaffen. Fra Diavolo und Zampa mögen für das deutſche Publicum die bekannteſten ſein.

Nach der Auflöſung der komiſchen Oper vor einigen Jahren begab er ſich wieder in die Provinz. Bei ſeiner Rückkunft nach Paris wollte man an ihm einige Manieren bemerken, die dem Geſchmacke der Pariſer nicht zuſagten und die man eben dem Einfluſſe ſeiner Abweſenheit zuſchreiben wollte. Chollet iſt zugleich ein gewandter Schauſpieler voll Feuer, Laune und Kraft, ſeine Geſangsweiſe iſt correct, elegant und ſein Vortrag geht zum Herzen. Im Dialog hat er den Fehler, ein wenig zu ſingen.

Pythia-Händel.

Es war zu Anfange dieſes Jahrhunderts, zu einer Zeit, da die Welt von den Kriegen Napoleon's erſchüttert wurde, als im Norden von Deutſchland eine milde Erſcheinung der Kunſt auftauchte und einen hohen Grad von Aufmerkſamkeit erregte.

Madame Händel war es, die von der Politik und von den wichtigſten Intereſſen, welche damals die europäiſche Geſellſchaft beſchäftigte, uns ab- und dem Theater zuwendete. Man ſollte es faſt nicht glauben, und doch war es ſo.

Eine gewöhnliche Schauſpielerin als Demoiſelle Schüler in Berlin hatte ſie zuerſt den Tenoriſt Eunicke, dann den Arzt Meyer geheirathet, und nachdem auch dieſe Ehe getrennt worden war, ſich mit dem Stadtarzt Händel in Stettin verbunden; nach deſſen Tode ward der Profeſſor Schütz ihr Gatte und betrat an ihrer Seite das Theater. Sie hieß nunmehr Händel-Schütz und erlangte unter dieſem Namen ihre höchſte Berühmtheit; Pythia-Händel aber nannte ſie Zacharias Werner in ſeinen Gedichten an ſie, und dieſe Benennung wählte auch ich zur Ueberſchrift.

Ein finſteres Schauſpielhaus; die kurze Scene ſchwarz aufgeſchlagen; in der Mitte eine kleine Erhöhung auf Stufen; an der einen Seite, auf hohem Fuße, eine durchſchnittene Glocke von Blech, worin ſich eine Menge Wachskerzen befinden, die ihr Licht ſchräg von oben auf die Scene fallen laſſen. Madame Händel erſcheint in einer einfachen weißen Tunika, die bis auf die Ferſen geht. Eine volle, ſchöne Frauengeſtalt, das Geſicht mit ernſten, wohlausgeprägten Zügen, das dunkle Haar liegt in Flechten antik um den Kopf. Sie ergreift einen weißen Schleier, ſchlingt ihn mit großem Ernſt, mit Feierlichkeit um den Kopf, ſie kniet nieder, legt die ſchönen vollen Arme auf ein kleines Poſtament, die Hände platt ausgebreitet; die Züge nehmen eine ſtarre Unbeweglichkeit an; Alles wird ſteinern; es iſt die Sphinx: eine egyptiſche Sphinx, wie ſie leibt und lebt! Nur nicht ſo coloſſal, ſo verwittert, ſo altergrau, ſo erhaben. Es iſt ein ſchönes Weib, in den edelſten Verhältniſſen, die ſich vor uns hinwirft, um uns ſo die Ungeheuer der Urwelt darzuſtellen; es iſt ſonderbar: das Merkwürdigſte dabei iſt, wie ſie nur auf den Gedanken dazu gekommen iſt. Die Verirrung geht noch weiter: ſie ſtellt ſich vor uns hin; ſie drängt die Bruſt gewaltſam heraus; ſie erhebt die Arme über den Kopf, als ſollten ſie eine ſchwere Laſt tragen; das Geſicht zeigt deutlich die Anſtrengung; die Augen treten aus ihren Kreiſen, Mund und Wange ziehen ſich herunter, ſie werden weicher: eine Karyatide iſt's! Sie verändert die Stellung, jetzt ſo — jetzt ſo — immer andere Karyatiden! Man ſchüttelt den Kopf und wundert ſich. Aber Madame Händel ſchwebt aus der erzwungenen Stellung einige Schritte vorwärts, mit dem Weſen eines Taſchenſpielers, welcher ausruft: „Nur Geſchwindigkeit, keine Hexerei!“ kniet anmuthig und lächelt und wendet ſich zu anderen Thema's, zu anderen Stellungen. So wandeln wir nun von der egyptiſchen zur italieniſchen, niederländiſchen und deutſchen Schule. Von den ſtarren weißen Steingebilden gelangen wir zu den bewegteren in Farben prangenden Schöpfungen der Maler. Zuerſt Galathee, die nach und nach zum Leben erwacht, wie ſie den erſten Schritt vom Piedeſtal kaum wagt und dann mit himmliſchem Ausdrucke dem Künſtler an die Bruſt ſinkt; dann Magdalena, die weltliche, wie ſie ſich mit Koſtbarkeiten ſchmückt, prächtige

Caſchemir um die ſchönen, üppigen Glieder legt, und ſie eben ſo ſchnell wieder von ſich wirft, um noch prächtigere zu wählen; dann wie ſie dicht neben Todtenkopf und Buch; zeigt die Herrſcherin der Himmel ſelbſt, wie ſie den alten frommen Meiſtern erſchienen, mit dem Knaben am Herzen, dann aufſchwebend zur Glorie und endlich umgeben von den himmliſchen Chören im vollſten Glanze.

Alles Dies wurde mit einer religiöſen Andacht aufgenommen, und wenn gleich das Volk ſich nicht hinzudrängte, ſo trieb dafür die Kunſtkennerei ein abgöttiſches Weſen damit; Sonette erblühten und ſchwanden hin, um neuen Platz zu machen, und eine ganze Schaar Wiſſender und Eingeweihter drängte ſich um die Meiſterin und machte ihr auf die ſinnigſte Weiſe den Hof.

Daß die Erſcheinung der Künſtlerin im Drama zu den wunderlichen gezählt werden konnte, wird Jeder leicht vermuthen. Das Coſtüm ward immer ſtreng beobachtet. Als Aline hatte ſie nicht weniger als fünf der koſtbarſten Shawls um ſich geſchlungen, gehängt und gewickelt, wie ſie eine golkondiſche Fürſtin nur in der Wirklichkeit tragen konnte, und als provenzale Bäuerin gingen die langen Zöpfe bis auf die Zehen, während die kurzen Röcke kaum das Knie bedeckten. Als Maria Stuart, die man in der letzten Scene faſt in einem idealen Geſchmacke, in Gewändern von feinen Spitzenarbeiten und Perlen zu erblicken gewohnt war, erſchien Madame Händel-Schütz im Purpurſammet, nach altfränkiſchem Schnitt, mit der Krone auf dem Kopfe, wie man es auf alten Königsbildern ſehen kann. Dieſe Wahrheit ſtörte, dieſer ſteife Putz in grellen Farben that wehe, während die Königin im weißen zarten Schmucke gleich einer Verklärten erſchienen war. Eben ſo zeigte uns die Künſtlerin als Bianca della Porta die italieniſche Matrone zum erſten Male im mittelalterlichen Hauskleide, dieſe Sucht ging ſo weit, daß ſie oft Rollen übernahm allein in der Abſicht, um ein Coſtüm vorzuführen, wie die Margaretha, Richard's königliche Freundin bewies, die ſie in der Oper Richard Löwenherz darſtellte, um auf ſtolzem Zelter im breiten Federhute und dem Reitkleide von Sammet vor unſerem überraſchten Blicke zu figuriren.

In allen Rollen jedoch war die großartige Auffaſſung zu bewundern, und es fehlte in keiner an ergreifenden Momenten. Mit der Art des Vortrags jedoch mußte man ſich abgefunden haben, um einem ungeſtörten Genuſſe ſich hingeben zu können. Die Declamation war durchaus gemeſſen, oft ſcandirt, eine immer wiederkehrende Melodie, ſingend, klagend, fremdartig. Vieles davon iſt auf unſere jetzt noch übliche Art, die Verſe zu ſprechen, übergegangen.

Madame Händel-Schütz wurde durch den Beifall, den ſie in Königsberg fand, bewogen, ſich des dortigen verwaiſten Kunſttempels anzunehmen und eröffnete die Theater mit der Jungfrau von Orleans, die ſie ſelbſt gab. Es war in früherer Zeit eine ihrer berühmteſten Rollen, und deshalb war es mir intereſſant, ſie nochmals von ihr darſtellen zu ſehen. Das Myſtiſche, Heroiſche, Begeiſterte hob ſie trefflich darin hervor, und ich glaube nicht, daß die Jungfrau wol beſſer darzuſtellen wäre. Mit dem Zuge hatte ſie ſich übrigens alle nur erdenkliche Mühe gegeben, und er war in ſeiner ganzen Anordnung das Product ernſtlicher Studien, wobei ſie von mehren Gelehrten theilnehmend unterſtützt worden war.

Das ernſtliche Beſtreben, die Kunſt in ihrer Würde zu erhalten und den Geſchmack des Publicums zu verbeſſern, und die gemeine Luſt an theatraliſchen Vorſtellungen in eine Lehre zu verwandeln, mußte ihr unbedingt zugeſtanden werden.

Sie hatte ſich nur in Zeit und Ort verrechnet, um dieſen Plan durchzuſetzen. Königsberg im Jahre 1811 war voll Handel und Schacher, wie ihn der Krieg und die Continentalſperre eben angewieſen hatten, und man ließ es ſich nicht träumen, im Theater etwas Anderes, als Ruhe von Geſchäften und eine raſche, heitere Unterhaltung zu finden. Man ging ſo weit, alle wohlgemeinte Verſuche der Directrice für Anmaßung zu erklären und ihr geradezu übel zu nehmen. Dies nicht berückſichtigend, ging ſie vielmehr immer weiter, und bereitete ſich ſo eine unvermeidliche Beſchimpfung vor, die ſie plötzlich die Direction niederzulegen zwang.

Noch einige Jahre nach dieſem Vorfalle reiſte Madame Händel-Schütz in der Welt umher, um ihre mimiſchen Darſtellungen zu geben, dann zog ſie ſich nach Halle zurück, wo ſie ſich der Geburtshülfe gewidmet haben ſoll und ein ſtilles, eingezogenes Leben im Hauſe ihres Schwiegervaters führte.

Sophie Schröder.

Eine merkwürdige Frau. Beim Theater geboren und erzogen, ſpielte ſie in ihrer Jugend das Donauweibchen, Fanchon, Lilli und andere Dutzendwaare des leichteren Singſpiels. Sie ſoll darin ſehr Anmuthiges geleiſtet haben, obgleich man wol nicht aus dieſen Leiſtungen ihre ſpätere Größe ahnen konnte. Erſt als ſie in Breslau an die Stelle einer krank gewordenen Schauſpielerin trat, um eine Rolle im Trauerſpiele aufzuführen, zeigte ſich ihr großes Talent auf entſchiedene Weiſe, und Herr Kapf in Breslau legte damals in einem Gedichte die Prophezeiung nieder, daß ſie einſt die erſte Künſtlerin des Vaterlandes werden würde.

In der That ein richtiges Vorherſagungsvermögen, wenn man nicht an eine Schmeichelei, der jungen hübſchen Frau dargebracht, dabei denken mag.

Die früheſte Laufbahn der Künſtlerin war zufällig; ſie reiſte viel bei den Theatern des Nordens umher und war bis nach Riga vorgedrungen. Sie war damals unter dem Namen Madame Stelmers in der Theaterwelt bekannt. Sehr jung hatte ſie dieſe Verbindung geſchloſſen, und noch früher eine andere, aus der ſie einen Sohn gebar, der nun als Geiſtlicher am Rheine lebt, den als Dichter bekannten Herrn Wilhelm Smets. Später erſt heirathete ſie Schröder, einen jungen Mann, der den Don Juan und ähnliche Partien darſtellte, aber nicht bedeutend darin war.

In Hamburg, wo ſie mit ihrem Gatten lebte, entfaltete ſich zuerſt ihr Beruf zur höhern Kunſt. Man bewunderte ſie allgemein und ſie wurde dem Vaterlande als eine Künſtlerin erſter Bedeutung genannt. Es iſt bekannt, wie ſie, während noch Davouſt ſein Schreckensſcepter über Hamburg ſchwang, mit der hanſeatiſchen Kokarde an der Bruſt auf dem Theater erſchien und welche Folgen dies für ſie hatte. Ich erwähne dieſes Zuges hier, um die Skizze des muthvoll-kräftigen Charakters dieſer Frau zu vervollſtändigen.

Sie ging hierauf nach Prag mit einem kränklichen Manne und fünf Kindern, deren Erziehung und Ernährung ihr allein oblagen. Ihr Augenmerk war auf Wien gerichtet, um ihren künſtleriſchen Wirkungskreis zu erweitern und ſich von drückenden Nahrungsſorgen zu befreien. Es gelang ihr, nach ihren mit Enthuſiasmus aufgenommenen Gaſtrollen dort eine feſte und glänzende Anſtellung zu erhalten. Jetzt hatte ſie die Stufe erreicht, die ihr gebührte; ſie war die erſte tragiſche Künſtlerin des Vaterlandes, überall bewundert und angeſtaunt. Ihre vortheilhafte Stellung wendete ſie nun neben der freiern und ungetrübteren Ausübung ihrer Kunſt dazu an, ihre Kinder zu erziehen, und man muß ihr zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſtets die ſorgſamſte, zärtlichſte Mutter war.

Dieſe höchſt weibliche Eigenſchaft des Herzens war es beſonders, welche auch den ſtärkſten Kraftäußerungen der Künſtlerin immer etwas von Milde beigeſellte und ſie nie abſchreckend erſcheinen ließ. Wie denn überhaupt das weiche Gemüth der Künſtlerin, Schwärmerei in der Liebe, Kühnheit und Entſchloſſenheit ihr auch im Leben angehörten und ſich auf ihre Kunſtgebilde auf die natürlichſte Weiſe übertrugen. So ſchuf ſie ihre Lady Macbeth, ihre Medea — wir ſprechen hier von Grillparzer's — die troz ihrer ſchauervollen Großartigkeit nie das Weib verkennen ließen.

Nachdem ſie den Gipfel ihres Strebens wol in der Sappho erreicht hatte, verließ ſie plözlich, im Herunterſchreiten von der höchſten Höhe ihrer Kräfte ſchon begriffen, das Burgtheater und Wien, und begann einen abenteuerlichen Zug nach dem Norden, in Begleitung ihres älteſten Sohnes, den ſie theatraliſche Verſuche machen ließ, der aber jezt davon zurückgekommen, die militairiſche Laufbahn ergriffen hat. Mitten im unerbittlichen Winter des Nordens, krank mit dem kranken Kinde, erreichte ſie Moskau und St. Petersburg und kam endlich wieder in Hamburg an, wo ſie, gleichſam erfreut über eine faſt wunderbare Rettung, eine lange Reihe von Gaſtrollen gab.

Ein Ruf zum münchener Hoftheater machte dieſen ein Ende. Sie lebte in München einige Jahre, bis ſich für ſie, noch unter der Regierung des vorigen Kaiſers, der ihr ihre Entfernung von Wien huldvoll verzieh, ein Gaſtſpiel am Burgtheater ermitteln ließ. Dieſes hatte eine neue Anſtellung zur Folge, das ſie nunmehr angetreten und das hoffentlich dem bewegten Leben dieſer Frau bis zu deſſen Ende bleiben wird.

Sophie Schröder iſt nur von mittelmäßigem, faſt kleinem Wuchſe, ihre Geſichtszüge — dies ſagt ſie ſelbſt — waren ſelbſt zur Zeit, als ſie die größten Eroberungen machte, nie ſchön. Ihr Auge iſt ausdrucksvoll, wie wäre aber auch ohne das ein großer Schauſpieler zu denken möglich! Keine Schauſpielerin beſitzt die Gabe der maleriſchen Stellungen in ſo hohem Grade wie ſie; ihre erſten Scenen in der Braut von Meſſina ſind eine Reihe akademiſcher Studien, die ſich ungezwungen eine aus der anderen entwickeln und vor unſeren Blicken vorüberſchweben. Was bei anderen gerühmten Künſtlerinnen wie kalte Berechnung erſcheint, das ſogenannte Mantelſpiel, erſcheint bei ihr naturgemäß und durchaus harmoniſch. Das Bewundernswertheſte war ſonſt ihr Organ. Wo ſie es mit allem ihm eigenthümlichen Zauber walten ließ, z. B. als Sappho, war es unwiderſtehlich. Kraft und Schmelz, vom Donner zum Girren, eine Herrlichkeit ohne Gleichen lag darin! Mit ihrer gewaltigen Phantaſie umfaßte ſie das Werk des Dichters, mit ihren gewaltigen Mitteln ſtellte ſie es ins Leben. Ihre Impetuoſität überwältigte Alles, riß aber Alles hin. Sie gab nicht Rechenſchaft über ihre Leiſtungen mit kaltem, klügelndem Verſtande; es ward ſo, weil es ihr ſo vorgeſchwebt. Bekam ſie manchmal eine neue Rolle, ſo ſagte ſie: „das iſt Waſſer auf meine Mühle; aus der Rolle läßt ſich 'was Großes machen!“ Fragte man nach dem Warum und wie? ſo war die Antwort: „das weiß ich nicht auseinanderzuſetzen; aber inwendig ſteht Alles und ſo gebe ich es!“ Dies iſt die hohe Schule von Gott, wie der mir ſehr werthe Künſtler Coſtenoble in Wien ſich ausdrückte, und die geht über alle andern.

Sophie Schröder leiſtet mitunter noch Großes. Ihre Kraft iſt noch immer bewundernswerth; in anderer Hinſicht aber muß ſie ihre Zuflucht zu Behelfen nehmen, die ihre früheren Vorzüge nur entfernt ahnen laſſen. So geht's und ſo ging es jedem großen Darſteller, deſſen Triumphe mit den bedeutendſten Naturgaben in zu naher Verbindung ſtehen und mit dieſen daher nothwendig ſinken müſſen. Sollten die minder Begabten aber deshalb wol glücklicher genannt werden?

Wilhelmine Schröder-Devrient

Wilhelmine Devrient iſt die älteſte Tochter von Sophie Schröder und Gattin von Karl Devrient, einem Neffen des berühmten Künſtlers dieſes Namens. Ihre berühmte Mutter gab ihr die erſten Anleitungen zur Kunſt und ſie betrat an ihrer Hand die Bühne als Maria im Blaubart und als Emmeline in der Schweizerfamilie. Wien war elektriſirt von der Erſcheinung. Das junge, ſchöne Mädchen, ſchlank und blond, das Bild einer edeln Jungfrau, mit der ſeelenvollen Glockenſtimme, mit der Glut der hinreißendſten Leidenſchaftlichkeit. Man muß geſtehen, daß dies ein Verein von Eigenſchaften war, um auch auf ein minder empfängliches Publicum, wie das wiener, den zauberhafteſten Eindruck zu üben. Dieſer ſteigerte ſich zum Fanatismus, wenn Blaubart die langen blonden Flechten um die Fauſt wickelte und das ſchöne Mädchen über die Scene zerrte, und wenn es ſich dann losriß und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Angſt und Schmerz betend niederſank. Als Emmeline war der Erfolg eben ſo groß.

wenn gleich der Eindruck ſanfterer Art war; auch hier wirkte die Perſönlichkeit der jungen Künſtlerin auf zauberiſche Weiſe mit. Die neue Oper von Weber mußte dazukommen, um ihr ein neues Feld zu eröffnen und ſie mit einem glücklichen Schwunge auf den Gipfel des theatraliſchen Ruhmes zu heben, den Andere, unter weniger begünſtigenden Verhältniſſen, erſt nach langen Jahren mühſam erringen. Weber kam ſelbſt nach Wien, um das damals wichtige Wort auszuſprechen: Wilhelmine Schröder ſei die erſte Agathe der Welt und habe Alles übertroffen, was er in dieſe Partie hineingelegt zu haben glaubte.

Ich ſah ſie als ſechzehnjähriges Mädchen darin. Weber dirigirte an jenem Abende, das Haus war zum Erdrücken voll; alle Anweſenden waren voll Freude und Anerkennung und hatten für Alles Kränze des Beifalls in Bereitſchaft: für das Orcheſter, für die Kranzjungfern, für die Jäger, für die Wolfsſchlucht. Aennchen: Demoiſelle Vio, Max: Röſner, Caspar: Forti, dieſe herrlichen Künſtler gingen nicht leer aus, wie ſich Jeder leicht denken kann, aber Agathe, Demoiſelle Schröder, erhielt neben dem Meiſter den ſchönſten, gefühlteſten, feurigſten Applaus. Es war ein Abend voll Enthuſiasmus, wie ich ihn in Deutſchland mich nicht erlebt zu haben entſinne.

Das bedeutende Talent, das hier erwacht war, konnte nicht lange den Wienern allein gehören, auch andere Städte erfreuten ſich bald deſſelben und ſein Ruhm wurde allgemein. Eine frühe Ehe, die unmöglich glücklich ſein konnte, wurde bald gelöſt. Die freie Künſtlerin zog nach Paris und London, mehr um ihr Geſangstalent auszubilden und den eigenen Werth neben den größten Muſtern dieſer Kunſt zu prüfen und zu bewahrheiten, als aus anderen Rückſichten.

Als Fidelio war der Triumph vollkommen; ſie erwarb ſich durch dieſe Leiſtung einen europäiſchen Ruf. Im italieniſchen Geſange konnte ſie mit der Malibran und Paſta nicht glücklich wetteifern, wenn gleich ihre unbeſtreitbaren Vorzüge überall Anerkennung finden mußten.

Aber erſt nachdem ſie, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris und London, wieder in Deutſchland auftrat, begannen ihre größten Triumphe und ſie verſchafften ihr ohne Widerſpruch den Titel unſerer erſten Sängerin, einer Prima-Donna Deutſchlands. Beſonders glänzte ſie in den Opern Bellini's, deſſen Imogene ich von ihr in Paris darſtellen ſah. Romeo und Norma werden jetzt allgemein für ihre vollendetſten Rollen anerkannt. Ich habe ſie nicht darin geſehen, zweifle aber nicht, daß ſie Studien darin zur Anſchauung bringt, die ſie während ihres Aufenthalts im Auslande zu machen Gelegenheit hatte.

Wilhelmine Schröder-Devrient iſt eine der ausgezeichnetſten Weiber, die ich kennen gelernt habe. Sie iſt ganz Gefühl und Leidenſchaft und ſchön, wenn Eine den Namen verdiente. Ich ſpreche hier nicht von der Regelmäßigkeit der Züge, von dem Auge, der Naſe, und ſolchen Einzelnheiten, ich will damit die Vereinigung ſo vieler edeln Eigenſchaften des Körpers und der Seele bezeichnen, und hoffe auf keinen Widerſpruch zu ſtoßen.

Wenn dieſe Frau am Flügel ſaß und den Erlkönig oder Gretchen's Klage vor der mater dolorosa von Schubert ſang, dann mußte man die Pariſer lauſchen und endlich in Ekſtaſe gerathen ſehen. Sie war es, die den Franzoſen eine Sehnſucht nach Deutſchland erweckte, mehr als St. Marc-Girardin, L'Herminier und die Vorleſungen des Herrn Sarone, und wer wird ſich dann wol noch wundern, daß ihretwegen bei den leicht aufflammenden Franzoſen manchmal

Kugeln gewechſelt wurden und ihr ganzer Lebenslauf eine Kette von Liebeshändeln war, woran die Gefeierte jedoch nur ſelten Theil nahm und oft vom Hader und Streit, vom ſtillen Glück und ſeliger Hoffnung nicht im Entfernteſten eine Kenntniß hatte.

† Antoinette Campi.

Sie war in Warſchau geboren und vertauſchte ihren polniſchen Namen gegen den italieniſchen, indem ſie ſich mit dem Buffo der Guardaſoniſchen Truppe in Prag, Herrn Campi, verband. Sie hat den größten Theil ihres Lebens in Wien zugebracht und hier neben ihren Kunſtleiſtungen Geſangsunterricht ertheilt. Sie war muſterhaft, in der alten italieniſchen Weiſe zu ſingen, und war Das, was man Bravourſängerin zu nennen pflegte; im eigentlichſten Sinne des Worts ein Profeſſor der Geſangskunſt. Im Leben erſchien ſie anſpruchlos, und als bei der Aufhebung der deutſchen Hofoper in Wien viele der bisherigen Mitglieder derſelben ein für allemal mit einer Abfindungsſumme entlaſſen wurden, reichte ſie eine rührende Bittſchrift ein, worin ſie unter Anderm ungefähr Folgendes ſagte:

„Sie wiſſe wohl, daß ſie nicht mehr im Stande ſei, mit den neuen Geſangesſternen um die Wette zu glänzen, ſie betrachte ſich aber wie eines jener alterthümlichen Geräthe, die man wol bei Höfen aufzubewahren pflegt, und ſie bäte um die Gnade, nur dann und wann noch bei Feſtlichkeiten ſingen zu dürfen, um der jüngeren Generation zu zeigen, wie man einſt geſungen und was die Väter an dieſer Kunſt als ſchön bewundert haben.“

Madame Campi ſang aber, als ſie dieſe Bitte ſtellte, noch immer ausgezeichnet, und war damals keineswegs als invalid zu betrachten.

Nachdem ſie unweigerlich ihre Entlaſſung erhalten hatte, wandte ſie ſich nach München. Hier erkrankte ſie ſogleich nach ihrer Ankunft und ſtarb an einer Hirnentzündung binnen vier Tagen. Ich hatte acht Tage vorher an einem freundlichen Mahle bei ihr in Wien Theil genommen und ſtand jetzt in München wahrhaft betrübt an ihrem offenen Grabe.

Man ſagt, daß der kalte Empfang des damaligen Intendanten des münchener Hoftheaters, der — wie es ſchien — nie von der Sängerin Campi etwas gehört hatte, den ſchmerzlichſten Eindruck auf die ohnehin durch ihre Entlaſſung tief gekränkte Künſtlerin gemacht haben ſoll. Ich wiederhole hier nur ein Gerücht; gewiß aber iſt es, daß ſie den Intendanten verließ, um ſich krank aufs Lager zu werfen, das ihr letztes wurde. Sie hatte die Fünfzig noch nicht erreicht und war Mutter von eilf Kindern.

† Nannette Huber.

Einſt die Grazie der Leopoldſtadt. Wie ſehr auch die nach ihr erſchienene Thereſe Krones glänzte, welch' großes Talent dieſe auch entwickelte, in der Grazie mußte ſie der Huber nachſtehen. Die Huber verletzte nie den Anſtand, ſie beſaß einen feinen natürlichen Takt und Alles, was eine echte Künſtlerin auch in einer anderen Sphäre auszeichnet.

Die Huber war eine der ſchönſten Frauen, die jemals auf dem Theater erſchienen ſind. Ein außerordentlich weißer

Teint, dunkelbraune Haare, ein Veilchen-Augenpaar und die regelmäßigſten, weißeſten Zahnreihen, die man ſich denken kann. Rechnet man hierzu einen üppigen Wuchs von mittlerer Größe und den liebenswürdigſten Humor mit einem faſt komiſchen Anſtrich natürlicher Schwärmerei gepaart, ſo wird man ſich leicht denken können, daß dieſe Frau unwiderſtehlich war. Auch fehlte es ihr nicht an den glänzendſten Verbindungen und oft umgab ſie ein an's Fabelhafte glänzender Luxus, den ihre Anbeter um ſie verbreiteten.

Die Stücke, worin die Huber ihre Siege errang, ſind jetzt faſt alle von der Bühne verſchwunden; unſere Generation kennt ſie nicht mehr. Das Luſtſpiel: „das abgebrannte Haus“ von Emanuel Schikaneder, gab ihr Gelegenheit, ihr eigenthümlichſtes Talent zu entfalten. Sie gab darin die junge kokette Frau eines Schuſters, eines alten, ſtets betrunkenen Kerls. Man erwartet den König in dem Städtchen, und ſie will ihn um ein Sümmchen bitten, das vom Blitz eingeäſcherte Haus wieder aufbauen zu können.

Die groteske Naivetät, als ſie ſich zu dieſem Schritte vorbereitet; wie ſie ſich heimlich mit rothen Rüben ſchminkt, wie ſie auf eine Anrede ſtudirt, alles Das machte die Huber unübertrefflich; dann wie der König ihr jeden Kuß mit einem Ducaten bezahlt, wie ſie die Vorzüge des jungen Fürſten gegen ihren Eheherrn abwägt, die Hand, die jener ihr reichte, gegen die Hände des alten Schuhflickers, und wie ſie endlich in die Worte ausbricht:

„Und was mein Mann für einen Bart hat —“

das werden Alle, die es von der Huber ſahen und hörten, dem Schönſten beizählen, was ſie im natürlichen Spiel auf der Bühne je geſehen und gehört.

Und dieſe Liebenswürdigkeit wußte ſie in alle dieſe Rollen zu tragen, die durch ſie zu etwas Bedeutendem wurden.

Nie nahm ſie ihre Zuflucht zu Uebertreibungen und Verzerrungen und, wenn ſie ſich auch ganz dem Ausbruch ihrer Heiterkeit überließ, ſo war es doch nur ſtets die liebenswürdigſte Perſönlichkeit, die ſie uns zur Anſchauung brachte.

Sie war in jeder Hinſicht eine ſeltene Künſtlerin, deren Beſitz — wenn ſie, ſtatt die wiener Mundart zu ſprechen, ſich des reinen Deutſch befleißigt haben würde — jeder Bühne und ſelbſt dem herrlichen Burgtheater ihrer Vaterſtadt eine willkommene Bereicherung geweſen wäre.

Madame Pradher

Heut zu Tage vergeſſen die Mitglieder der komiſchen Oper zu oft, daß dieſe eigentlich aus der italieniſchen Komödie entſtanden iſt und daß ſie eben ſo gut ſprechen als ſingen ſollten. Daſſelbe müſſen wir freilich von unſeren deutſchen Sängern auch klagen; allein unſere Oper iſt auch nicht aus der italieniſchen Komödie entſtanden. Die alten Liebhaber dieſes Genres erinnern ſich noch mit Vergnügen der Damen Favart, Dugazon und St. Aubin, der liebenswürdigen Künſtlerinnen, welche in der Oper ſo gut ſpielten, wie man es im Théâtre français zu ſehen gewohnt iſt. Und auch wir erinnern uns, die Bethmann und die Schröder in „Wahnſinn aus Liebe“ und in der „Aline“ geſehen zu haben. Nach den oben genannten franzöſiſchen Künſtlerinnen erſchienen die Scio, die Lemonnier und die Gavaudan, die ſich würdig ihren Vorgängerinnen anreiheten und die Kunſt der Komödie im Théâtre Feydeau nicht ſinken ließen. Ihnen ſchloß ſich Mademoiſelle More, jetzige Madame Pradher, an, welche im Jahr 1816 die Bühne der komiſchen Oper betrat. Sie hat ſeit dieſer Zeit eine Menge von Rollen neu geſchaffen und ältere immerfort en vogue erhalten, wie z. B. Clara in den beiden Gefangenen und das kleine Rothkäppchen, Bertha im Schnee, Henriette in der Braut, die Wirthin im Ludovic, die Kaiſerin in Leſtocq, Peki im ehernen Pferd und Madame Darbel in der neueſten Oper von Halevy „der Blitz“ waren die Rollen, worin ſie den meiſten Beifall erhielt. Sie entfaltete darin den guten Ton der höheren Komödie, die feinſten Manieren, wobei ihr ein bezauberndes Organ zu Hülfe kam. Wenn gleich Madame Pradher eine tiefere Empfindung, mehr Kraft und Leidenſchaft in dramatiſchen Situationen zu wünſchen übrig läßt, ſo gewinnt ſie dafür an Grazie, Geſchmack und melodiſchem Ausdruck.

Scribe, der ſo gern wieder die Komödie neben der Oper Platz greifen ſähe, hat ſtets dieſe Künſtlerin in ſeinen Werken bedacht und nur zu ſeinem Vortheil. Sie wird nicht mit Unrecht die Mars der Oper genannt. Wie es heißt, wird ſich Madame Pradher von der Bühne zurückziehen, welches ein großer Verluſt für dieſelbe wäre.

Mademoiſelle Falcon.

Sobald als Madame Damoreau die Oper verlaſſen hatte, empfanden Madame Dorus-Gras und Mademoiſelle Falcon, die früher nie daran gedacht hatten, jener Künſtlerin den Rang einer Prima-Donna ſtreitig zu machen, dennoch einige Luſt, ſich auf den erſten Platz zu ſtellen.

Mademoiſelle Falcon, eine junge und intereſſante actrice cantatrice, wie es in der pariſer Kunſtwelt heißt, iſt kein

Zögling des Conſervatoirs, ſondern hat nur einigen Unterricht von Nourrit erhalten und erſchien plötzlich auf dem großen Theater der Oper, wie Mademoiſelle Pleſſis auf dem Théâtre français erſchien. So ſchimmern nun dieſe beiden ſchönen Geſtirne mit gleichem Glanze an dem dramatiſchen Horizont.

Obgleich ein wenig zu klein von Geſtalt für die große Opernbühne, erſcheint Mademoiſelle Falcon doch voll Ausdruck. Ihr ſchönes Auge mit den ſtarken Brauen malt eben ſo den Zorn, wie den Schmerz. Ihr Geſicht hat den Charakter der verführeriſchen Rebekka aus Ivanhoe. Man könnte ſich einbilden, daß Moſes und die Jüdin durch dieſe ſchöne und melancholiſche Iſraelitin ihren Componiſten inſpirirt worden ſeien.

Ungeachtet Roſſini und Madame Damoreau den wahren Geſang in die Académie de musique eingeführt haben, bemühen ſich dennoch franzöſiſche Feuilletoniſten, wie man die Kritiker nennt, ſich in der Erinnerung an die Damen St. Huberti, Maillard, Branchu, Graſſari und Dabadie zu begeiſtern und den verhaßten und verſpotteten urlo francese wieder einzuführen. Sie begreifen nicht, daß es unmöglich iſt, die Reinheit der Methode und Intonation, die Dehnbarkeit des Athems, die Zartheit der Vocaliſation mit den heftigen Erſchütterungen des Drama zu verbinden, und daß alle zu großen phyſiſchen Anſtrengungen dem muſikaliſchen Ausdrucke — auf einer lyriſchen Scene wohlverſtanden — nachſtehen ſollen. Mademoiſelle Falcon, die ſich mehr der Tragödie zuwendet, wird von ungeſchickten Lobesſpendern dahin vermocht, mehr nach dem ſceniſchen Effect, als nach einer guten muſikaliſchen Ausführung zu ſtreben. So z. B. läßt ſie in den friſchen franco-auſoniſchen Melodien, welche die Dame im Grafen Ory zu ſingen hat, den feinſten muſikaliſchen Takt vermiſſen, ohne welchen die ſchöne Kunſt des Geſanges ihre Magie und ganze Macht einbüßt. Dieſes behaupten wir nicht, als ob Mademoiſelle Falcon nicht tief in ihrer Seele die Muſik empfände, die ſie zu ſingen hat, ſondern weil ihr das Inſtrument, das ihr dabei dient, nicht weich und geübt genug erſcheint, um ihrem feurigen Gefühle ſtets folgen zu können und immer eine gleich reine Intonation zu behaupten.

Die Dilettanti, welche ſtets tragiſche Erregung in der Oper ſuchen, finden es zwar ſehr ſchön, daß Rachel in den Momenten der Leidenſchaft und Wuth ihre Hände parallel über dem Kopfe erhebt und ſo die Stellung einer Karyatide nachahmt, welche einen Balcon zu tragen hat. Auch applaudiren ſie enthuſiaſtiſch, wenn Valentine in den Hugenotten mit den Händen an den Schläfen ebenmäßig herunterfährt, als wollte ſie ihr Haar glätten, ſo wie man das von Madame Dorval und andern Heldinnen des modernen Dramas oft genug ſehen kann. Allein die Sängerin beſitzt andere Kräfte, um den Zuſchauer, der hier mehr Zuhörer ſein ſoll, hinzureißen; und dies bleibt der Mademoiſelle Falcon wohl zu bedenken.

Wenn die Regelmäßigkeit der Züge, der edle und ſanfte Ausdruck von Melancholie, ihr dramatiſches Bewußtſein, ihre ſtets wahre Pantomime, ihr leidenſchaftlicher, kühner und mächtiger Schritt, das Leben, das ſie jeder ſceniſchen Situation zu geben weiß, eine Schauſpielerin erſten Ranges aus Mademoiſelle Falcon machen, ſo zeigt der chromatiſche Lauf durch zwei Octaven, den ſie im fünften Akt der Hugenotten macht, bevor ſie den Segen des alten Marcel's erhält, daß ſie auch wol mit der Zeit eine vollendete Sängerin werden kann, wenn ſie ihre Stellung begrifſen haben wird, die ihr vorſchreibt, Mozart, Roſſini und Meyerbeer den Herren Guilbert de Pixerecourt und Conſorten vorzuziehen.

Angelika Catalani.

In früheſter Jugend hörte ich einmal die ſechzigjährige Glorie, aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, die große Mara, in einem Concerte ſingen. Sie reiſte nach Moskau und wollte noch einmal die Einwohner meiner Vaterſtadt für einen Ducaten Entree beglücken. Dieſe Ruinen machten mich ſtaunen und ich trug die Erinnerung davon Jahre lang mit mir herum, bis ſie dann ſpäter durch eine glänzendere Erſcheinung bedeutend verwiſcht wurden.

Im Jahre 1815 ſaß ich mit vielen preußiſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen und engliſchen Offizieren und Angeſtellten aller Art vor dem Vorhange der Salle Favart in Paris. Madame Angelika Catalani war aus London herüber gekommen, um die Direction dieſes Theaters zu übernehmen. Mit ihr war ein junger, hübſcher Tenoriſt, Monſieur Comte, und ein kräftiger Baſſiſt, Monſieur Levaſſeur, gekommen, der noch jetzt die Pariſer entzückt und erſt neuerlich noch den Marcel in den Hugenotten geſchaffen hat.

Die Catalani hatte zuerſt in Rom in Männerrollen großes Aufſehen gemacht. Ich beſitze ein italieniſches Theaterjournal, worin ihrer zuerſt, als eines jugendlichen, vielverſprechenden Talents, erwähnt wird. Sie wird wie ein höchſt liebenswürdiger Jüngling dort geſchildert.

Im Jahre 1815 ſah ich ſie als ſchöne Frau. Ihre Erſcheinung war großartig, ſo wie ihre Manier zu ſingen. Sie hatte eine Manier für ſich, à elle, wie die Franzoſen ſich ausdrücken. Sie ſang, wie ich nie zuvor ſingen gehört habe und wie ich nie wieder ſeitdem ſingen hörte. Manches daran war ſeltſam und nicht der Nachahmung zu empfehlen. Sie ſchleuderte, ſo zu ſagen, die Triller und Coloraturen von ſich, indem ſie den Unterkiefer mit undenkbarer Kraft und Schnelligkeit hin und her warf. Das würde nicht anzuſehen und zu ertragen geweſen ſein, wenn ihr Mund minder ſchön geweſen wäre. Der aber war nun eben auch damals undenkbar ſchön zu nennen.

Ihre Stimme war gewaltig. Der Ausdruck iſt hier natürlich. Sie übertönte — nicht überſchrie — das ganze Orcheſter. So trug ſie God save the King vor und eine Hymne „E viva Luigi“ auf Ludwig XVIII.

Aber auch das Tändeln ſtand ihr herrlich an. Wie ſang ſie la placida campagna, la biondina in gondoletta! Die Idee, Violinvariationen von Rhode zu ſingen, kam ihr auch zuerſt in den Sinn, und nie hörte ich dieſe Caprice wieder ſo ausführen, die von unſern gewöhnlichen Geſangsautomaten ganz unerträglich nachgepfiffen wird. Damals hörte ich auch das ſanfte Dictirduett aus Figaro und die ſchmelzende Arie des Sextus von dieſer Sängerin. Und wie ein trauerndes Gemüth, wenn es die Veilchen wieder blühen ſieht, wol an die blauen Augen ſeiner verſtorbenen Geliebten wieder denkt, ſo mußte auch ich, wenn ich ſpäter ſo oft von deutſchen Provinzſängerinnen Mozart vortragen hörte, mit großer Wehmuth an die jugendliche Erſcheinung der großen Catalani zurückdenken.

Im Jahre 1820 hörte ich die Sängerin wieder. Sie erntete großen Beifall in Wien. Man verehrte ſie noch immer als Regina del Canto.

Sechs Jahre darauf gab ſie ein Concert in Bamberg.

Hier war ihr Ruf ſchon ſo im Abnehmen, daß man ſich nicht mehr hinzudrängte, ſie zu hören, und daß ſie ohne die Unterſtützung des kunſtſinnigen Herzogs Wilhelm von Baiern, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ſchlechte Geſchäfte gemacht haben würde.

Als ich ihr zum letzten Male in Hamburg begegnete, ward es ihr ſogar nicht mehr möglich, ein Concert zu Stande zu bringen, ſo wenig Theilnahme zeigte ſich dafür.

Sie ſelbſt ſagte mir, daß der Verluſt eines großen Theiles ihres Vermögens bei dem Bankerott eines londoner Bankhauſes ſie allein dazu vermögen könne, ihre Reiſen noch für einige Zeit fortzuſetzen, um ihren Kindern einen Theil des Verlorenen wieder zu erringen.

Und die Catalani war kaum vierzig Jahre alt, als ſie mir dies ſagte. Betrachtet man nun, wie ſchnell das Glück einer Sängerin verſchwinden kann, ſo möge man Demoiſelle Sonntag nicht ſchelten, daß ſie ſo bald darnach ſtrebte, eine diplomatiſche Carrière zu ergreifen.

Jetzt lebt die Catalani als Madame Valabregue auf ihrer Villa bei Florenz, in einem Kreiſe heißer Verehrer und kunſtſinniger Menſchen. Sonntags ſingt ſie in ihrer Dorfkirche und Abends hört man in ihren Salons echte Muſik machen. Der franzöſiſche Dichter Mery entwirft uns eine begeiſterte Schilderung von dieſem zauberiſchen Aufenthalte.

† Maria Malibran.

Ich lief die Stufen vom italieniſchen Theater hinab; beim Eingange der erſten Loge ſtand eine junge ſchwarzgekleidete Dame im einfach geſcheitelten Haare, meine Begleiterin freundlich grüßend. „Es iſt die Malibran,“ flüſterte mir dieſe zu.

Ach! wie mich dieſe Erinnerung jetzt mit Wehmuth erfüllt; da wir noch ſo friſch den Verluſt dieſer herrlichen Frau beklagen.

Von dem Leben der Malibran iſt alles Bemerkenswerthe bekannt; die Zeitungen haben es bei ihrem jüngſt erfolgten Tode eine von der andern abgeſchrieben. Man weiß, daß ſie die Tochter des Sängers Garcia war, daß ihr zweiter Mann der Violinſpieler Beriot iſt, daß ſie jung, ſchön, über die Maßen leidenſchaftlich war, eben ſo gern ritt als ſang, Alles, was ſie ergriff, mit großer Genialität trieb, und daß eben dieſem unruhigen, lebhaften Geiſte ihre frühe Auflöſung zuzuſchreiben iſt.

Ihre Erſcheinung auf der Scene war eigenthümlich. Man muß bei dieſen italieniſchen Primadonnen ſtets zweierlei im Auge behalten, zuerſt die Primadonna ſelbſt, dann ihren darzuſtellenden Charakter.

Als Primadonna erſcheinen ſie jederzeit beim erſten Auftreten in der Sortita, die der Componiſt immer ſchon ſo einrichten muß, das die Sängerin ſich als ſolche zeigen kann. Es iſt dies wie ein reflectirender Monolog einer Schauſpielerin. Man wird es keiner Primadonna zumuthen, daß ſie gleich in der erſten Scene mit einem gewaltigen Ausbruche der Leidenſchaft vor dem Publicum erſcheine. Die Sortita iſt wie der erſte Satz eines Concerts, in dem der Virtuoſe ſeine höchſte Kunſtfertigkeit entfaltet. Was auch noch ſpäter in dem Adagio passionato, in dem Scherzo, im Rondo für Herrlichkeiten von dem Componiſten hineingelegt wurden, der erſte Satz zeigt uns den Virtuoſen in ſeiner eigenthümlichſten Geſtalt.

So auch mit den Primadonnen. Wird im weitern Verfolg die Künſtlerin ganz Desdemona, ganz Roſine, Imogene, Semiramis, beim erſten Auftritt iſt ſie Madame Malibran, die dem Publicum ihr Compliment macht und von ihm wieder begrüßt ſein will.

Jede Künſtlerin hat nun aber für dieſe Intrada eine ſtereotype Manier ſich angeeignet, die mehr oder weniger in allen folgenden Monologen, das heißt großen Arien, wiederkehrt. Bei Madame Malibran war dies ſo der Fall:

Eine hübſche Frau, das Geſicht, ein liebliches Oval, ein großes, ſehr ſprechendes Auge, etwas großer Mund, die Geſtalt zierlich, doch mager, erſcheint vor uns. Ihre Stimme iſt mit einer herrlichen Tiefe begabt und beſitzt darin eine bedeutende Kraft; die Höhe erſcheint dagegen etwas dünn. Die Ausführung iſt bei weitem nicht ſo vollkommen, wie bei der Paſta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geſchmackvollſten und lieblichſten Verzierungen wimmelt. Beim Singen hält ſie den Kopf ſchief, blinzelt freundlich mit den Augen, zieht den Mund auseinander, daß man alle Zähne zu ſehen bekommt, und bei den letzten Tönen einer Cadenz wirft ſie den Kopf herum, welches auch allemal das Ende eines ganzen Stücks begleitet und den Beifall herausfordert. Die Erſcheinung der Malibran war ſtets freundlich, und ſelbſt dieſe gerügten Eigenheiten machen, zumal in komiſchen Partien, keinen unangenehmen Eindruck; doch eine kleine Linie weiter und die vollkommenſte Caricatur iſt da.

In leidenſchaftlichen Scenen war der Ausdruck der Malibran über die Maßen hinreißend, doch ſtreifte er mitunter an das Groteske. Ihre Kraftanſtrengungen waren ſelbſt ihre glühende Natur überbietend. Im Othello ließ ſie ſich dadurch zu einem beſtändigen Zähnefletſchen verleiten. Ich ſpreche hier von dem unglücklichen Verſuch, den ſie in London machte, den eiferſüchtigen Mohren ſelbſt zu ſpielen; ein Verſuch, den ich ſie ein Mal ſpäter in Paris wiederholen ſah.

Wenn ſie Desdemona gab, war ſie jedoch bezaubernd. Bezaubernd ſowol durch die Kunſt des Geſangs, als durch die Kunſt der Darſtellung.

Im Heitern ſuchte ſie ihresgleichen. Nie habe ich Zerlina ſo geſehen; ihre liebenswürdige Koketterie als Roſina war entzückend; ihre drollige Komik in der Prova d'un Opera Seria, dies Zuſammenſpiel, dies Sichverſtehen mit ihrem liebſten Freunde Lablache, der den Campanone gab, überſtrömte von den freundlichſten Eingaben der Laune.

Im Leben war die Malibran eine freundliche, geiſtreiche Geſellſchafterin, die ſich im weiteſten Kreiſe Freunde zu ſchaffen wußte.

Judith Paſta.

Die Paſta iſt eine der mächtigſten Darſtellerinnen der italieniſchen Oper geweſen, und ihr Auftreten in Wien, als ſie von dem Impreſario Barbaja mit Lablache, David, Ambrogi zum erſten Male dahin gezogen wurde, erregte einen Fanatismo, wie er nur in San Carlo zu denken iſt.

Seitdem hat ihre Stimme bedeutend abgenommen und wie ich ſie in Paris im Jahre 1831 ſah und hörte, machte ſie ungefähr folgenden Eindruck auf mich:

Die Paſta, die große Judith Paſta iſt eine Frau von mittler Größe, doch in den Vierzigen, mit männlichen Geſichtszügen und einem Gange, den man in Deutſchland unbedingt watſchelnd nennen würde. Sie wirft die Perlen ihres Geſanges ſo recht eigentlich vor das Publicum, welches ſie dankbar auflieſt. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Miene beginnt ſie den Geſang, die Schwierigkeiten häufen ſich, ſie wird immer freundlicher, ſie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf leicht in den Nacken, dann neigt ſie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jetzt ein Ausſtrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerſpitzen, nach dem Parterre hin — eine Art von Huldigung — zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augenbrauen und ihre Piece iſt geendet. Donnernder Applaus erfolgt und die Paſta wackelt mit vieler Nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend iſt, oder ſie wieder zu ſingen anfangen muß. Dieſes iſt Manier, feſtſtehende Manier; wer ſich darüber nicht wegzuſetzen vermag, iſt zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man die Paſta nur mehre Male hören, ſo wird man die Manier gewohnt und denkt nicht mehr daran.

Die Stimme dieſer Sängerin iſt in der Mitte etwas umſchleiert, doch in der Höhe ſehr ſchön. Ihre Geläufigkeit, ſo wie der ihr eigenthümliche, geſchmackvolle Vortrag ſind hinreißend. In der Somnambula war ſie ſtets die große Sängerin im Bauerröckchen. Was ſie in dem herrlichen Finale dieſer Oper leiſtete, war jedoch im höchſten Grade ausgezeichnet; in dem Duett mit Rubini iſt ſie unnachahmlich.

Seitdem hat ſich Signora Giuditta in ihrer herrlichen Villa am Comer-See zur Ruhe geſetzt, und wenn man Abends, auf dem lieblichen See dahinſchiffend, holde Töne einer Frauenſtimme vernimmt, ſo ſchreibe man ſie nicht den Nixen der Gewäſſer zu, noch weniger den Engländerinnen, welche die Ufer bewohnen und mit ihrem liſpelnden Idiome die Stille beleben, ſondern der herrlichen Künſtlerin, die müde, die glänzenden Parterres zu entzücken, hier horchenden Nymphen und Dryaden ihre Zaubereien zum Beſten gibt.

Mademoiselle Taglioni.

Maria Taglioni iſt in Stockholm geboren. Ihr Großvater von mütterlicher Seite war Karſtein, Schwedens Talma und noch mehr, denn er war zugleich ein ausgezeichneter Sänger. Der königliche Dichter Guſtav III. liebte ihn ſehr und hatte ihn zu ſeinem Hofſecretair ernannt. Die Tochter dieſes hochgeſtellten Künſtlers hatte den Sicilianer Taglioni geheirathet, der damals erſter Tänzer des königlichen Theaters in Stockholm war, und aus dieſer Ehe wurde die Sylphide geboren, die — wenn wir uns des veralteten Styls bedienen wollen — Terpſichore ſelbſt auf den Knien ſchaukelte.

Mademoiſelle Taglioni debütirte im Jahr 1822 in Wien in einem Ballet ihres Vaters. Ihr Ruf flog durch ganz Deutſchland. Sie erhielt Anträge von Stuttgart und München. Aus dieſer letztern Stadt, wo ſie den größten Enthuſiasmus erregte, reiſte ſie nach Frankreich. Hier debütirte ſie den 23. Juli 1827 auf dem Theater der Académie royale in dem Ballete der „Sicilianer.“ Nach ihrem abgelaufenen Urlaub von einem Monat mußte ſie wieder nach Deutſchland zurück und nahm im „Carneval von Venedig" Abſchied von den Pariſern. Erſt im Jahr 1828 erſchien ſie wieder in Paris in den „Bajaderen".

Mademoiſelle Goſſelin „la désossée", wie ſie Geoffroy, der berühmte Kritiker, nannte, die unnachahmliche Madame Gardel und wie die großen Lichter des Ballets alle heißen, wurden von der Taglioni verdunkelt. Die Preſſe, dieſer wichtige Hebel in Frankreich, kam ihrem graziöſen und herrlichen Talente zu Hülfe und erhob ſie bis zu den Wolken. Gedichte und Blumen von allen Seiten; nie ſah man einen ähnlichen Enthuſiasmus.

Sie ſchuf „die ſchlafende Schöne im Walde", „Flora", den zauberiſchen Pas zur Tyrolienne im „Wilhelm Tell", „die Sylphide", „Nathalie", „den Aufruhr im Serail", „Brezilia", und erſt neulich „das Donauweibchen", und alle dieſe Partien erhöhten die Bewunderung, den Fanatismus für die Künſtlerin. Gleich der Sonntag wird ſie Gräfin und verändert ihren Namen; aber für das Publicum bleibt ſie ſtets die graciöſe und decente Taglioni, ein Weſen, das mehr den Lüften als der Erde anzugehören ſcheint, voll Poeſie, ein Schatten, eine Blume, die der Zephyr ſchaukelt, ein Ideal, ein nicht zu erklärendes Wunder.

Mademoiſelle Taglioni verbannte die telegraphiſchen und geometriſchen Linien aus den Stellungen, die gezwungenen und manierirten Weiſen der alten Schule; ſie wußte das Theater und den Salon in ihrer Tanzkunſt zu vereinigen. Ein franzöſiſcher Kritiker ſagte ſehr richtig von ihr: ihr Tanz iſt kein Metier, nicht einmal eine Kunſt, ſondern eine Gabe der Natur, die ihr eigenthümlich iſt. Die Taglioni zeigt nichts von den mouchetirten Pirouetten, von den Verdrehungen der Hüften und Arme der anderen Tänzerinnen, die man ſonſt Grazien benannte; ſie iſt reizend und dieſes Wort drückt Alles aus.

In der Stummen von Portici, nachdem Guarache und Bolero getanzt ſind, kommt ein alter Bauer und bittet um die Erlaubniß, ſeine Tochter auch tanzen zu laſſen. Die Taglioni erſcheint nun und tanzt hinreißend die Napolitaine. Wenn ſie geendet, tanzt ſie zu allen Umſtehenden hin und bettelt um eine kleine Gabe — das muß man geſehen haben, um das Entzücken zu begreifen, das ſich der Zuſchauer bemeiſtert.

† Lang.

Als eine Erſcheinung aus einer frühern Theaterperiode iſt mir Lang am Wiener Burgtheater ſtets merkwürdig geweſen. Als ich ihn kennen lernte, hatte er bereits das ſiebzigſte Jahr erreicht; ſeine Blüthe fiel mit Brockmann's und Schröder's Meiſterſchaft, mit Iffland's und Beil's erſter Jugend zuſammen. Lang müßte, wenn er jetzt noch lebte, wol ſchon das neunzigſte Jahr erreicht haben.

Er war ein künſtelnder Künſtler und ſeine Verehrer rechneten ihm beſonders ſein Organ als hohe Schönheit an, was aber eben am Meiſten an der Verkünſtelung litt. Wollte er das Unbedeutendſte, Gewöhnlichſte ſagen, ſo durchlief er nicht ſelten den ganzen Umfang ſeiner Tonleiter. Er fing im tiefen Baß an und endete im höchſten Discant, mit einer nadelfeinen Frageſpitze, die faſt unleidlich war. Eben ſo künſtelte und tupfelte er ſeine Stellungen aus. Er war ein recht geſchickter Maler und daher wollte er vor allen Dingen das Maleriſche in ſeinen Leiſtungen zur Anſchauung bringen. Sein Mantelſpiel in den römiſchen und griechiſchen Tragödien der Franzoſen des großen Zeitalters, war für einen geſunden, natürlichen Zuſtand nicht zu ertragen, obgleich ſeine ganze Spielweiſe für jene Werke ſich noch am beſten ſchickte.

Neben dieſen Irrthümern, die blos äußerlich waren, machten ſich jedoch alle jene innern Vorzüge des Geiſtes und Gemüths bemerkbar, die in ſo hohem Grade die ältere Schauſpielerſchule charakteriſirten und wol zunächſt durch den ſpätern Weimar'ſchen Einfluß ausgelöſcht worden ſind.

Ich ſah Lang noch in hohem Alter Eſſer, Verrina, Theſeus, den Patriarchen im Nathan, Peter in den Strelitzen ſpielen. Als Eſſer war er in ein glänzend kokettes Theaterkoſtüm gekleidet. Ein enges Wamms von dunkelblauem Sammt, mit anliegenden Aermeln von Scharlach, das Ganze mit einer Unzahl von kleinen Stahlknöpfen und Stahlperlen verbrämt. Er ſagte, dies ſei treu nach einem Bilde jener Zeit. Es war Winter; er ſtand in einen Pelz gehüllt in der Couliſſe und wartete auf ſein Stichwort. In ſich zuſammengeſunken, blau vor Kälte, ganz hinfällig ſtand er da, der alte Mann. Die blonde Lockenperrücke contraſtirte gewaltig mit den großen mächtigen Thränenſäcken unter den erloſchenen Augen und ließen das greiſe Geſicht noch mehr hervortreten. „Armer Eſſer!“ dachte ich beim Anblick dieſer Jammergeſtalt. Doch plötzlich hebt ſich der Greis, ſtreckt ſich und läßt den Pelz von den Schultern in die Hände ſeiner Tochter gleiten, die mit einem wärmenden Getränke dem Vater zur Seite ſteht. Die Königin hatte die Rede begonnen, die ſeinem Auftreten unmittelbar vorangeht. Die Züge beleben ſich, das Auge gewinnt Feuer; er lächelt freundlich die Umſtehenden an

Bewundernswerth war ſein Schritt und ſeine Haltung, wie er nun unmittelbar hierauf hinaus geht, vor der Königin niederkniet und ihr den Commandoſtab zu Füßen legt; wie er ſich dann erhebt und ſtolz in den Vordergrund tritt. Niemand hätte da in ihm den Siebzigjährigen vermuthet; nun bot ſich Alles der Täuſchung willig dar: Schminke, blonde Lockenperrücke, koketter Anzug; Alles, was früher den Contraſt ſo ſchmerzlich hervortreten ließ.

Lang hatte an jenem Abende, der Kälte zum Trotze, die ſeidenen Tricots aufs bloße Bein angezogen, ohne ſich des Behelfs zu bedienen, den jüngere Schauſpieler oft anzuwenden pflegen. Sein Bein war noch gut geformt, und er ſagte mir: das Publicum ſei bei ihm gewohnt die lebendige Muskel, nicht todte Watte zu ſehen. Dies bilde einen bedeutenden Unterſchied

„Der alte Brockmann," ſagte mir Lang, „pflegte nie auf das Theater zu gehen, ohne ein Stückchen Bindfaden, etwas Zwirn, eine Nähnadel und dergleichen zu ſich zu ſtecken, um im Falle ein Band oder ein Knopf riß, in die erſte, beſte Couliſſe zu treten und dem Mangel abzuhelfen."

Bei den Proben machte der alte Lang den Schauſpielern Bemerkungen, die für weiſe Lehren gelten konnten und es verdienten für eine ſpätere Zeit aufbewahrt zu werden. Es war dieſen alten Herren viel mehr Ernſt um die Sache, auch waren ſie von einem edlern Stolze beſeelt als die jetzige Künſtlerwelt.

Damals lebten Männer wie Lang und Ziegler bei dem Burgtheater in Wien, die von dem fünfzigjährigen Klingmann, wie von einem naſeweiſen, neuerungsſüchtigen Burſchen ſprachen.

Goldene Zeit der Einfalt und wahren Kunſt! Damals rächten ſich die Schauſpieler dafür, daß die Geſellſchaft ſie in den Bann gethan hatte, dadurch, daß ſie ſich der Geſellſchaft gegenüber mit einem unmäßigen Stolze wappneten.

Lang ſpielte in einer Provinzſtadt. Der Adel hatte dort ein prächtiges Carouſſel veranſtaltet. Lang macht eine elegante Toilette und begibt ſich ohne Billet, ohne Einladung auf den Weg, um der Feſtlichkeit beizuwohnen. Die natürliche Folge war, daß er an der Thür zurückgewieſen wurde. „Ich bin der Hofſchauſpieler Lang aus Wien!“ — Hilft nichts, nur das Billet verſchafft Einlaß, nicht der Name. „In Wien würde der alte Lang von keinem Hoffeſte zurückgewieſen.“ — brummte der erzürnte Künſtler. Ich ſehe die Verlegenheit, eile hinzu, um ihn zu beruhigen, und mache mich anheiſchig, einen der Kavaliere herbeizurufen, denen die Anordnung des Feſtes oblag. Der Kavalier kommt, aber Lang will nichts von ihm wiſſen, kehrt uns den Rücken und verläßt brummend das Haus.

† Ludwig Devrient.

Ich ſtand einſt einem unbekannten Manne gegenüber, der auf den erſten Blick den wunderbarſten Eindruck auf mich machte. Solche Augen habe ich nie wieder geſehen. Der Mann war Ludwig Devrient. In ſeinen Augen lag etwas Dämoniſches, das uns feſſelte, von dem wir uns nicht losmachen konnten. Jemand ging einmal ſeiner ſchönen Zähne wegen zum Theater, mit größerm Rechte konnte Meiſter Ludwig ſeiner Augen wegen dieſe Laufbahn erwählen.

Er war der Sohn eines begüterten Kaufmanns in Berlin und lief aus unüberwindlichem Hang der Bühne zu. Bei ſeinem erſten Debut ſoll er aus Ungeſchicklichkeit auf dem Theater hingefallen ſein; der Director wollte verzweifeln und ſagte: „aus dem Menſchen wird ſein Lebtag nichts werden.“ Aber ſolche weiſe Thebaner irren zum Glück manchmal. Aus Devrient wurde viel, wie Jedermann weiß, nur zum Unglück kein alter Mann. Er ſtarb mit 49 Jahren, nachdem die letzten ſeines Lebens ihm von ſeinen geiſtigen wie körperlichen Kräften ſo viel geraubt hatten, daß nur der Schatten ſeiner frühern Größe geblieben war.

Devrient war wie jeder andre Menſch als Kind geboren; was aber nicht jedem Menſchen zu geſchehen pflegt: er war ein Kind bis zu ſeinem Tode geblieben. Wie ſich ein großer Künſtler im Leben aufzuführen habe, was ein guter Hausvater thun müſſe, wie man das Seine zu Rathe halte, ſei es nun Kraft, Geſundheit, Geld, dies Alles hat er nie begriffen. Wie oft ſeine Schulden von der Großmuth ſeines Königs auch getilgt worden waren, immer von Neuem wuchſen ſie ihm wieder über den Kopf; wie drohend ihn auch ſchon plötzliche Erkrankungen betroffen hatten, immer von Neuem ſetzte er ſich ihren Anfällen durch ſein höchſt ungeregeltes Leben aus. Man ſagte: es iſt Schade um ihn! aber das war nicht das Rechte; wäre Devrient im Leben anders geweſen, ſo hätte er uns nie der Künſtler Devrient, wie er war, werden können.

In Breslau war vielleicht der Culminationspunkt ſeiner Kunſt, wenn er gleich erſt ſpäter, als er nach Iffland's Tode nach Berlin berufen wurde, die höchſte Stufe des Ruhmes beſchreiten durfte; in Breslau, wo er den Franz Moor und den Rochus Pumpernickel, den König Lear und den Schneider in den Schweſtern von Prag gab; dort, wo das überſprudelnde Genie nach Allem griff, was ſich ihm darbot, und es mit ſeiner urſprünglichen Kraft zum Außerordentlichen umſchuf.

Im Jahr 1808 ſchlug der Name Devrient zuerſt an mein Ohr; die Breslauer vergötterten ſchon damals einen jungen Künſtler, der ſo hieß, aber Niemand wollte daran glauben, daß ſie wirklich ſolch ein Licht beſäßen; die Folge ſollte uns Alle eines Beſſern belehren. Wer Devrient kennen lernen wollte, mußte Schall über ihn ſprechen hören. Karl Schall, ſelbſt originell, der ſicher keinem Theaterfreund unbekannt geblieben ſein kann.

Alle Schwankungen des jugendlichen Herzens, alle Poeſie ſeiner erſten Liebe, ſeine an Wahnſinn grenzende Eiferſucht, ſeine Thränen, ſeinen Gram, ſeine wieder erwachende Liebe, ſein Glück! Armer Devrient! Und dabei ſtets eine Laune, eine Verve, eine tolle Komik, wie ſie kein Menſch bis dahin geſehen, noch jemals wieder ſehen wird.

Rochus Pumpernickel wurde gegeben. Devrient erſchien erſt ſpät auf dem Theater und zum Schrecken Aller im höchſten Grade betrunken. Die Scene war da, wo er den Klepper beſteigen und hinaus reiten ſollte. Man hob ihn hinauf, aber lallend und lachend fiel er ſtets wieder herab; rechts hob man ihn, links lag er wieder unten. Die Verzweiflung wuchs; die Gaſſenjungen ſammelten ſich bereits, und das Orcheſter ſtimmte das berühmteſte der Ritornelle an. Dieſe Töne ſchlugen zauberhaft an Devrient's Ohr; man verſuchte es noch einmal, ihn auf den Gaul zu heben, diesmal klammerte er ſich verzweiflungsvoll an; ein Schlag mit der Gerte und das Thier ſtand mitten auf der Scene. Der Jubel der Gaſſenjungen wuchs und Devrient begann ſeine Rolle ſo zu ſpielen, daß Niemand eine Spur des Rauſches an ihm wahrgenommen hätte, der noch vor wenig Minuten ihn faſt des Verſtandes beraubte.

Sonnabends lag Devrient auf ſeinem Sopha; Zehner, der wackere Theaterdiener, bringt die Gage, die der Caſſirer

Sorgfalt in blanke Thaler umgeſetzt hat. Es war eine ziemliche Menge von Thalern, die Devrient damals für ſich und ſeine Frau wöchentlich aus der Theaterkaſſe bezog. Jochner will zählen; Devrient ſpricht aber kurz: „Nur dort in den Ofen!“ und Jener öffnet die eiſerne Ofenthür und legt die Thaler ruhig hinein. Devrient denkt nicht weiter daran und ſchlummert ein wenig. Ein Geräuſch erweckt ihn. Es iſt einer von den alten Bettlern, die ihn gewöhnlich Sonnabends heimzuſuchen pflegen, um am Zahltage ein kleines Almoſen von ſeinem Ueberfluſſe zu erhalten. Devrient hat nichts bei ſich und iſt ungehalten, den Mann fortſchicken zu müſſen; da fällt ihm die ſoeben erhaltene Gage ein: „Macht nur die Ofenthür dort auf,“ ruft er, „und nehmt Euch etwas von dem Gelde!“ Der Bettler thut wie ihm geboten wird; aber er zögert, da er die großen Stücke erblickt, zuzugreifen. „Nehmt nur, guter Alter!“ tönt die zweite Aufforderung, und nun nimmt der beſcheidene Bettler einen Thaler und entfernt ſich. So geſchieht es mit den folgenden Bettlern und als die Frau nach Hauſe kommt, bemerkt ſie mit Schrecken das bedeutende Deficit und erſchrickt noch mehr, als ſie die Urſache vernimmt, da ſie an ihres Mannes Verſtand zu zweifeln anfängt.

So war Devrient als Menſch.

Als Künſtler grenzten ſeine Leiſtungen oft ans Wunderbare. Man kann ſich keinen Begriff davon machen, wenn man ſie nicht ſelbſt von ihm geſehen, denn Das, was Andere für ſeine Nachahmung verkaufen, iſt Verzerrung, nichts weiter. Waren ſeine Nerven oft ſo ſtark verzogen, daß ſeine Handknöchel ſich krumm bogen und ſeine Geſichtsmuskeln ſich dabei verzerrten, ſo machen ſie ihm dies wol nach, aber der magnetiſche Rapport fehlt — und warum ſollte ich es nicht geradezu ſo nennen — worin der große

Künſtler ſein Auditorium zu ſich zu ſetzen vermag. Dasſelbe iſt bei Paganini und ſeinen Nachahmern der Fall; dieſe wirken widerlich, während er Alles entzückte.

Kleine vom Dichter wenig bedachte und ausgeführte Rollen waren ſein höchſter Triumph; zu großen, breit angelegten Gemälden war dieſe Irrlichtnatur nicht angemeſſen. In ſolchen gelangen eben auch nur Momente, die im Halbſchatten lagen. Devrient war ein Rembrand; durch den Lichtpunkt, den er grell aufſetzte, ließ er errathen, was im tiefſten, verfinſterten Schatten verborgen lag, und dies war im Stande, eine haarſträubende Wirkung zu machen. An dem eigentlich Fratzenhaften hat er ſich nie verſucht; allein oft wurde Das, was er gab, fratzenhaft, ohne daß er es wollte. Die Phantaſien ſeines Buſenfreundes Hoffmann ſpiegelten ſich in ſeinen Leiſtungen ab, und er müßte vor einem Pariſer Publicum den ungeheuerſten Triumph erlebt haben, die bei ihrer Unkenntniß geglaubt haben würden, durch ihn die Hirngeſpinnſte Hoffmann's in jeder Rolle verwirklicht zu ſehen.

Einige Rollen mißlangen ihm gänzlich: ſo Don Gutierre; andere werden ihm von einer gewiſſen Seite zum Vorwurf gemacht: wie Falſtaff. Er gab ihn ſchmutzig, unflätig, gemein, heißt es: der Prinz würde ſich mit dieſem Burſchen nicht befaſſen. Aber man mußte herzlich über Devrient lachen, der ſich mit dem tollſten Humor wie ein volles Faß über die Scene kugelte.

Manchmal fiel er in anſtrengenden Rollen auf der Scene nieder und war nicht vermögend zu Ende zu ſpielen, dann aber erholte er ſich auch ſchnell wieder und erſchien im nächſten Akte, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dieſe Zufälle waren nervös; er lag ausgeſtreckt, ſeine Bruſt athmete ſchwer und die Finger zupften und hüpften, wie beim Flockenhaſchen der Sterbenden. Dabei hatte ihn der Verſtand nicht verlaſſen, und er ſprach in abgeriſſenen Sätzen mit ſeiner Umgebung.

Ludwig Devrient war vielleicht die originellſte Erſcheinung, welche nicht nur das deutſche Theater, ſondern das Theater aller Völker und Zeiten aufzuweiſen hatte.

† Anton Schwarz

Aus meiner Kindheit ſchwebt ein Bild in dieſe Reihe, das trotz jener roſenfarbenen Zeit von einer trüben Tinte umfloſſen iſt. Wir Königsberger, vor fünf und zwanzig Jahren, wußten nichts Größeres in Sachen der Schauſpielkunſt, als Anton Schwarz, wir ſchwuren bei ihm, wenn es galt über Künſtler-Fähigkeiten zu urtheilen.

Anton Schwarz war ein Mann mittler Größe mit einem feinen Geſichte; ſein Organ war dumpf und naſentönig; er ſprach ſtets wie mit aufeinander gepreßten Zähnen; ſein Dialect war höchſt ſeltſam, mit ſchwäbiſchem Anklang, aber durch die Bemühung, die er ſich gab, dieſen zu verwiſchen, ganz fremdartig für jedes Ohr. Trotz dieſer Manier war ſeine Darſtellung ſo wahr und dadurch ſo groß, daß ihm alle Herzen gehörten, ſo oft er ſie wollte. Kein Menſch ſtieß ſich an die Unvollkommenheiten ſeines Vortrags. Das war die Macht der Schauſpielkunſt von ehemals!

Schwarz war aber nicht nur ein großer Schauſpieler, ſondern er war auch noch dazu ein wahrhaft großer Theaterdirector, der in Schröder's Schule dieſe Kunſt ſtudirt hatte. Der verſtand es die Stücke in die Scene zu ſetzen; Alles, was ich ſpäter in dieſer Art geſehen, erreicht den Eindruck me, den ich damals empfing. Ich ſpreche hier natürlich nicht von ſolchen ungeheuerlichen Spektakeln, wie ſie die Theater an der Wien und am Iſarthor mir zu ſchauen Gelegenheit gaben; davon war auf der Königsberger Bühne damals nichts zu finden. Aber Fanchon mußte man ſehen, wie Schwarz dieſe Oper in die Scene gehen ließ! Wie ich junge Regiſſeure dabei im Geiſte mitleidig lächeln ſehe, die es nicht begreifen können, daß ein Stück wie Fanchon auf eine beſondere Weiſe in die Scene geſetzt werden kann. Es iſt mir leid, dieſes Thema hier nicht ausgedehnter behandeln zu können, und ich füge nur hinzu, daß es mich noch in der Seele freut, wenn ich mich in jene Zeit zurückträume, wo wir die Blicke in das höchſt elegante Innere der Wohnung des berühmten Leiermädchens warfen und bei allem Glanz, bei aller Pracht, einen Abandon fanden, einen eleganten Scherz, dem die vornehmen Perſonen ſich hier hinzugeben erlaubten und über welche die liebenswürdige und zartfühlende Fanchon großmüthig hinwegſah.

Im Tell und in Salomo's Urtheil zeigte jedoch Schwarz, daß er es auch verſtand, großartige Schauſpiele zu arrangiren.

Er ſelbſt wußte — das ächte Merkmal befähigter Directoren — bis dahin unbekannte Talente ans Licht zu ziehen und vortheilhaft zu beſchäftigen, und leuchtete Allen dann als Muſter im Wahren und Rechten vor.

Sein Vater im „Brief aus Cadix;" ſein Maler Coberti in den „beiden Füchſen," ſein Odoardo Galotti, Oberförſter, Muſikant Miller, Regulus waren herrliche Leiſtungen.

Nachdem er zweimal in Königsberg geweſen und dem dortigen Theater jedesmal einen bedeutenden Aufſchwung gegeben hatte, verließ er dieſen Ort, um nicht wieder hinzukommen. Er hatte ſich nach Hamburg gewendet, dem er ſchon früher angekauft, um dort den Reſt ſeiner Tage zuzubringen.

Viele Jahre waren ſeitdem vergangen, als ich eines Tages in Hamburg vor dem Landhauſe eines Freundes ſtand, einen alten Mann, in gebückter Stellung, an der Straße beſchwerlich ſich hinſchleppen ſah. Er war überaus abgemagert und die Kleider hingen ihm auf dem Leibe. Dieſe Mitleidsgeſtalt hatte der Gram aus Schwarz gemacht, den ich zuletzt als rüſtigen Mann, mit dunkelm Haare geſehen. Er war ſehr harthörig geworden und dieſes, verbunden mit ſeiner geſchwächten Bruſt und der Lähmung des einen Fußes, hatte ſeine Penſionirung herbeigeführt. Man war ſo zart geweſen ihm dabei zu bemerken, daß die Größe des neuen Schauſpielhauſes, das ſoeben in Hamburg eröffnet worden war, ſeiner Verſtändlichkeit von der Bühne herab Eintrag thun würde, und gedachte dabei ſeiner anderen Mängel und Gebrechen mit keiner Silbe. Die ihm zukommende Penſion von dreihundert Thalern erhöheten die Directoren des Hamburger Stadttheaters aus eigenen Mitteln auf achthundert und verſprachen ihm, dieſe drei Jahre hindurch auszuzahlen, dann aber behielten ſie ſich das Recht vor, es bei den normalmäßigen dreihundert bewenden zu laſſen. Dem armen Schwarz mußte es ſehr weh thun von ſeines Gleichen Almoſen anzunehmen. Auch ſchreckte ihn das in ſich zurück und er haßte das Theater, wie es jetzt war, und die Schauſpielkunſt, wie ſie jetzt getrieben wurde. Nur ſehr ſelten und dann nur um irgend einer alten Erinnerung nachzuhangen, beſuchte er das Theater.

Obgleich mir ſein menſchenfeindlicher Sinn geſchildert wurde, beſchloß ich es doch, mich ihm zu nähern. Ich hoffte ihn lebhaft an Königsberg zu erinnern und auf dieſe Weiſe ſein Gemüth aufzuheitern. Und in der That dies gelang mir. Ich ſprach ihm von jenen Tagen ſeiner Siege und er lächelte ſchmerzhaft. „Das ſei nun vorbei!“ ſeufzte er. Ich aber hörte ſeine Stimme, ſeine Art zu ſprechen, und nun fand ich in den abgelebten Zügen den Mann wieder, den ich ſuchte, und den ich wahrlich eben ſo innig verehrte als bedauerte.

In jedem Frühjahre zog er auf das Land, in jedem Herbſte in die Stadt zurück und immer glaubte er, daß es das letzte Mal ſein würde; immer ſagte er: „Jetzt werden ſie mich wol von da hinaustragen.“ Allein er täuſchte ſich und es war ihm vergönnt, noch einige Jahre dieſen Wechſel vorzunehmen und unter Schmerzen ein Pflanzenleben zu führen. Der Dichter Maltitz, gleich wie ein Königsberger und ſein großer Verehrer, brachte viel Zeit bei ihm zu, um ihm ſeine letzten Augenblicke nach Kräften zu erheitern. Die ältern Hamburger Theaterfreunde ſprachen noch mit Entzücken von ſeinen Leiſtungen, aber das Publicum hatte ihn vergeſſen und wer den alten, kranken Greis noch kannte, näherte ſich ihm nicht, ſeinen ſtörriſchen Unmuth fürchtend.

So war er denn endlich zum letzten Male in die Stadt gezogen. Die drei Jahre der Penſionserhöhung waren auch um und die ſchmale Zeit der dreihundert Thaler nahm ihren Anfang. Eines Morgens, nach einer ſchmerzvoll durchwachten Nacht, ließ er den zweiten Director des Stadttheaters, Herrn Lebrün, zu ſich rufen: „um nicht ſo allein zu ſterben!“ Als Lebrün gekommen war, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Seiner Leiche folgten alle Künſtler und Angeſtellten des Theaters. Aber kein Lied, keine Rede erſchallte an ſeinem offenen Grabe.

Maltitz ließ einige gefühlvolle Verſe in eine Zeitſchrift einrücken.

Zur Unterſcheidung von ſeinem Namensvettern beim Theater, wurde er aber wol manchmal der große Schwarz genannt.

Er hatte einſt eine ſchöne Frau, die ihn verließ, auch Söhne hatte er, die fern von ihm lebten. Durch ſeine Sparſamkeit konnte er ihnen ein kleines Capital hinterlaſſen. Seine Frau friſtete ihre Tage im Elend und büßte ſchwer den Fehltritt ihrer Jugend, der zuerſt das Lebensglück ihres Gatten geſtürzt hatte.

† Ferdinand Eßlair.

Eine Biographie dieſes Künſtlers führt Eſſek in Slavonien als ſeinen Geburtsort an und nennt ſeinen wirklichen Familiennamen von Khevenhüller. Ich habe darüber keine nähere Erkundigung eingezogen.

Eßlair's Jugend fiel noch in eine Zeit, da die Theater ganz anders als heutzutage organiſirt waren. Er mußte viel wandern und hat deshalb viel an ſeinen Augen vorüberſtreichen ſehen.

Nachdem er Nürnberg verlaſſen und in Stuttgart eine Anſtellung gefunden hatte, fing ſein Name an durch Deutſchland zu tönen. Selbſt am fernſten Geſtade der Oſtſee, weiter als die deutſche Zunge reicht, wo die [illegible] Kuren und Letten wohnen, ging die Sage von der fabelhaften, mit Nägeln beſchlagenen Axt, worauf ſich der herriſche Karl Moor am Neckargeſtade ſtützte.

Eßlair iſt mit ſeltenen Gaben von der Natur ausgeſtattet. Eine hohe Heldengeſtalt, eine Löwenſtimme, das ſind keine zu verwerfende Geſchenke, wenn man ſich dem

Theater widmen will. Eßlair's Erſcheinung iſt edel, großartig, würdevoll. Dies iſt ſie noch jetzt, wo bereits das Alter und ein mannichfach verarbeitetes Leben an jenen Vorzügen ſtark zu nagen und zu rütteln begonnen haben.

Mehr als je ein anderer Schauſpieler von ſo großem Rufe war Eßlair darauf hingewieſen, ſeinem innern Inſtinkte allein zu folgen; aber eine unerklärliche Manie, Das zu durchdringen, was ihm ſeiner ganzen Natur nach undurchdringlich bleiben mußte, führte ſein Talent auf Abwege, wodurch die bedauerlichſten Reſultate zu Tage gefördert und die ſchönſten Ergüſſe eines angeborenen Talents vereitelt wurden.

So begnügte ſich Ferdinand Eßlair nicht damit, im Theſeus den Halbgott darzuſtellen, der er ja ſelbſt von Natur war und der ihm darum ſo leicht werden mußte, ſondern er ſetzte ſich mit philoſophiſcher Ausdauer darüber hin, um über den Charakter nachzudenken, und darum trat er ſo unbegreiflich ſchläfrig im Anfange auf und ſein Theſeus wurde ein Räthſel ſtatt einer Löſung.

Im Vortrage ließ Eßlair zwar eine Manier vorherrſchen, aber eine Manier, die ihm wohl anſtand; eine Manier, die nach ſeinem Wuchſe zugeſchnitten war, d. h. edel und groß. Nichts war daran gut bürgerlich, oder ſentimental. So gab er ſeinen Beliſar, eine ſeiner trefflichſten Rollen. Wie er ſich den Kopf vor dem Senate verhüllt, als ſeine Gattin gegen ihn die Klage erhebt! Wie er als nackter Bettler daſteht, in die Welt hinausgeſtoßen, von ſeiner Tochter geführt! Wahrlich, wer den großen Künſtler ſo begriffen, um ihm dieſe Rolle zu ſchreiben, muß ein dramatiſcher Dichter ſein, und Beliſar wird daher trotz aller Mängel, welche die geſchichtliche Kritik daran ausſetzte, doch immer eine bedeutende Erſcheinung in der dramatiſchen Wüſte der letzten Jahre bleiben.

Rechten wir auch hier mit dem greiſen Künſtler nicht weiter, daß er ſo und nicht anders ſeine Kunſt geübt. Er tritt ab von der Bühne und uns bleibt das Bedauern, denn Keiner iſt da, der Eßlair's hohe Naturgaben in dem Maße beſäße, wie er, um Halbgötter und Helden uns Poamäen im lebendigen Abbild zu zeigen.

Heurteur.

Dieſer Künſtler war von der Natur mit den ſchönſten Mitteln ausgeſtattet worden, und es gab eine Zeit, wo er der Abgott der Wiener war.

Damals ſpielte das Theater an der Wien das große Drama, wie man es jetzt an der Porte St. Martin in Paris findet, nur unter veränderten Modificationen, und ein Verein bedeutender Kräfte war dazu vereinigt, den beliebten Werken Leben zu ertheilen. Heurteur und Küſtner ſtanden obenan. Jener als Held, dieſer als Intrigant. Jener wurde ſeiner Vorzüge wegen bei dem Burgtheater angeſtellt, dieſer erſchoß ſich, weil er einen auf ſich ruhenden Verdacht nicht zu ertragen vermochte. Dies geſchah im Jahre 1821.

Heurteur war der erſte Jaromir, in des viel verſprechenden Grillparzer's Ahnfrau. Ich erinnere mich nicht, jemals ſo wildes Feuer, ſo ſchöne Kraft bewundert zu haben. Seine Scenen im zweiten Akte, wo ihn die Furien im Hauſe ſeines Vaters während der Nacht vom Lager jagen, erregten Staunen und ergriffen wunderbar. Sein Guelfo in Klinger's Zwillingen läßt ſich dieſer Leiſtung an die Seite ſetzen. Namentlich war die ſogenannte Spiegelſcene von höchſter Wirkung. Die Rolle des Guelfo verlangt ſo große Kraftanſtrengung, daß in früheren Zeiten des deutſchen Theaters nur ſehr Wenige fähig waren, ſie gehörig durchzuführen. Der berühmte Czechtizki wurde mir ſtets als einer genannt, der darin excellirte. Aber Czechtizki ſoll eben auch ein auf merkwürdige Weiſe bevorzugter Menſch geweſen ſein.

Heurteur iſt von mäßiger Größe, breitſchulterig, ein ſchön gewachſener Mann. Der Kopf ſteht im angemeſſenſten Verhältniß zu ſeinem Körper, was z. B. bei Eßlair nicht der Fall war, deſſen Kopf für die mächtige Körperlänge zu klein erſchien. Das Geſicht Heurteur's war in ſeiner Jugend männlich ſchön und des belebteſten Ausdrucks fähig. Namentlich ſtand ihm der Zorn vorzüglich. Sein Organ war voll, ſtark und von großem Umfang. Er konnte den alten Lang trefflich copiren, und wie er dieſes ſpäter zum Scherze that, ſo verdankte er bei ſeinen erſten Debüts dieſer Gabe die Gunſt des Publicums, die ihren Liebling in verjüngter Geſtalt wieder vor ſich auferſtehen zu ſehen glaubte.

Im Leben war Heurteur ſtets ein ruhiger, friedlich-ſtiller Bürger, von den einfachſten Sitten, und man ſah ihm nie etwas von jener Genialität an, die er auf der Bühne entwickelte. Trotz den Anforderungen, die in dem glänzenden Wien an den Künſtler en vogue auch im Aeußern gemacht werden, erſchien Heurteur ſtets in ſo einfachen Kleidern und ſo fern der Mode gehalten, daß man ſich darüber mit Recht verwunderte. Dann aber erſchien er nicht als Repräſentant des Künſtlers, der den Jaromir, den Guelfo, den Otto von Wittelsbach ſo treu und wahr darſtellte, ſondern als wohlhabender Bürger von Wien und Inhaber einer Badeanſtalt an der Donau, die, abgeſehen von dem Gehalte des Hofſchauſpielers, wol auch ihren Mann gut nährte.

Dieſe ſichere bürgerliche Stellung im Leben macht einen andern Eindruck als eine lebenslängliche Anſtellung, und zeigt ſich auch anders in ihren Aeußerungen. Heurteur erlangte dadurch ein Aplomb, ein Etwas, was ich nur in ſolchem Grade bei einigen franzöſiſchen Schauſpielern wiedergefunden habe.

In ſeinem jetzigen Wirkungskreiſe, den ihm das ſtolze Burgtheater eingeräumt hat, ſpielt Heurteur kräftige Greiſe; in großen, tragiſchen Rollen ſieht man ihn nur noch ſelten; er alternirte mit Anſchütz im Lear u. ſ. w. Der größte Reiz beſtand ſonſt in ſeiner Erſcheinung und in ſeinem Donner-Organ; es iſt ſchade, daß die Zeit ſo ſchnell ſolche Vorzüge aufreibt. Noch ſind es wol nicht mehr als fünfzehn Jahre, daß ich ihn mit ganz Wien bewunderte!

† Friedrich Ludwig Schmidt.

Herr Schmidt hat als Director des Hamburger Theaters einen bedeutenden Namen gewonnen. Er wird auch als Darſteller geprieſen.

In ſeiner Jugend war Herr Schmidt ein hübſcher Mann mit einem feinen Geſichte, der das Glück hatte zeitig genug nach Hamburg zu kommen, dort noch Schröder's nähere Bekanntſchaft zu machen und von dieſem zur Mitdirection des Stadttheaters empfohlen zu werden. Herr Schmidt iſt ein geborener Hannoveraner, war zuerſt in Magdeburg angeſtellt und hat, außer dieſen Städten und Hamburg, wenig von der übrigen Welt geſehen. Kant ſagte: „Wer das Glück hat, in einer großen Handelsſtadt zu leben, kann das Reiſen entbehren, weil alles Merkwürdige fremder Menſchen, Sitten und Gebräuche doch nach und nach an ſeinem Auge anſtrengung, daß in früheren Zeiten des deutſchen Theaters nur ſehr Wenige fähig waren, ſie gehörig durchzuführen. Der berühmte Czechtizki wurde mir ſtets als einer genannt, der darin excellirte. Aber Czechtizki ſoll eben auch ein auf merkwürdige Weiſe bevorzugter Menſch geweſen ſein.

Heurteur iſt von mäßiger Größe, breitſchulterig, ein ſchön gewachſener Mann. Der Kopf ſteht im angemeſſenſten Verhältniß zu ſeinem Körper, was z. B. bei Eßlair nicht der Fall war, deſſen Kopf für die mächtige Körperlänge zu klein erſchien. Das Geſicht Heurteur's war in ſeiner Jugend männlich ſchön und des belebteſten Ausdrucks fähig. Namentlich ſtand ihm der Zorn vorzüglich. Sein Organ war voll, ſtark und von großem Umfang. Er konnte den alten Lang trefflich copiren, und wie er dieſes ſpäter zum Scherze that, ſo verdankte er bei ſeinen erſten Debüts dieſer Gabe die Gunſt des Publicums, die ihren Liebling in verjüngter Geſtalt wieder vor ſich auferſtehen zu ſehen glaubte.

Im Leben war Heurteur ſtets ein ruhiger, friedlich-ſtiller Bürger, von den einfachſten Sitten, und man ſah ihm nie etwas von jener Genialität an, die er auf der Bühne entwickelte. Trotz den Anforderungen, die in dem glänzenden Wien an den Künſtler en vogue auch im Aeußern gemacht werden, erſchien Heurteur ſtets in ſo einfachen Kleidern und ſo fern der Mode gehalten, daß man ſich darüber mit Recht verwunderte. Dann aber erſchien er nicht als Repräſentant des Künſtlers, der den Jaromir, den Guelfo, den Otto von Wittelsbach ſo treu und wahr darſtellte, ſondern als wohlhabender Bürger von Wien und Inhaber einer Badeanſtalt an der Donau, die, abgeſehen von dem Gehalte des Hofſchauſpielers, wol auch ihren Mann gut nährte.

Dieſe ſichere bürgerliche Stellung im Leben macht einen andern Eindruck als eine lebenslängliche Anſtellung, und zeigt ſich auch anders in ihren Aeußerungen. Heurteur erlangte dadurch ein Aplomb, ein Etwas, was ich nur in ſolchem Grade bei einigen franzöſiſchen Schauſpielern wiedergefunden habe.

In ſeinem jetzigen Wirkungskreiſe, den ihm das ſtolze Burgtheater eingeräumt hat, ſpielt Heurteur kräftige Greiſe; in großen, tragiſchen Rollen ſieht man ihn nur noch ſelten; er alternirte mit Anſchütz im Lear u. ſ. w. Der größte Reiz beſtand ſonſt in ſeiner Erſcheinung und in ſeinem Donner-Organ; es iſt ſchade, daß die Zeit ſo ſchnell ſolche Vorzüge aufreibt. Noch ſind es wol nicht mehr als fünfzehn Jahre, daß ich ihn mit ganz Wien bewunderte!

† Friedrich Ludwig Schmidt

Herr Schmidt hat als Director des Hamburger Theaters einen bedeutenden Namen gewonnen. Er wird auch als Darſteller geprieſen.

In ſeiner Jugend war Herr Schmidt ein hübſcher Mann mit einem feinen Geſichte, der das Glück hatte zeitig genug nach Hamburg zu kommen, dort noch Schröder's nähere Bekanntſchaft zu machen und von dieſem zur Mitdirection des Stadttheaters empfohlen zu werden. Herr Schmidt iſt ein geborener Hannoveraner, war zuerſt in Magdeburg angeſtellt und hat, außer dieſen Städten und Hamburg, wenig von der übrigen Welt geſehen. Kant ſagte: „Wer das Glück hat, in einer großen Handelsſtadt zu leben, kann das Reiſen entbehren, weil alles Merkwürdige fremder Menſchen, Sitten und Gebräuche doch nach und nach an ſeinem Auge vorüberzieht.“ Herr Schmidt kann ſich damit tröſten, denn er verbrachte den größten und wichtigſten Theil ſeines Lebens in Hamburg und hat dort merkwürdige Epochen erlebt, und nächſt einem großen Stücke der neueſten Weltgeſchichte auch andere erhebliche und unerhebliche Dinge genug an ſich vorüberwandeln ſehen.

Herr Schmidt iſt ein unterſetzter, breitſchulteriger Mann; ſein feines Geſicht iſt jetzt nicht wirkſam mehr auf der Bühne; früher, als die Augen feuriger, die Wangen voller geweſen ſein mögen, mochten auch dieſer eng zuſammengekniffene Mund, dieſe zierliche Naſe eher am Platze geweſen ſein. Was er nun je zuweilen vornimmt, um durch ſchief aufgeklebte buſchige Brauen und aufgeſetzte Naſen von Baumwolle oder Pappendeckel ſeiner Phyſiognomie mehr Bedeutung zu verleihen, bezieht ſich auf ſeine eigene Theorie, kann aber von mir nicht als beſonders wirkſam anerkannt werden und nur höchſtens als Uebertreibung gelten. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber in ſeinen dramaturgiſchen Aphorismen weitläufig das Wort.

Dieſen Uebelſtand abgerechnet, iſt es mir aber ſtets wunderbar vorgekommen, wie man mit ſolch' einem Organ, das ſo eigentlich kein Organ iſt, Schauſpieler ſein wollte. Herr Schmidt ſpricht nämlich leiſe, heiſer, ſchnarrend, krächzend und zu Zeiten durch die Naſe. Ich übertreibe hier nicht und bin eben ſo wenig Willens, Herrn Schmidt, den ich in einem gewiſſen Fache für einen ganz ausgezeichneten Schauſpieler halte, etwas Böſes nachzuſagen. Ich führe dies hier nur als eine große Merkwürdigkeit an, und wenn ich auch nicht wünſche, daß Viele von der Natur ſo offenbar Vernachläßigte ſich dadurch ermuntern ließen, zum Theater zu gehen, ſo würde es mich freuen, wenn mancher an ſeinem Fortkommen verzweifelnde junge Schauſpieler hierdurch erführe, daß es durch Beſtreben am rechten Flecke möglich iſt, es dennoch bis zu einer gewiſſen Höhe zu bringen.

Dieſe beſchränkte Perſönlichkeit weiſt, wie Jeder leicht ſieht, Herrn Schmidt genau den Rollenkreis an, worin er ſich mit Erfolg zu bewegen hoffen darf.

Ein Wirth in Minna von Barnhelm, ein Wirth in Meißen, ein Dorfrichter Adam, ein Schulze in den Jägern, u. dergl. ſind Menſchen, die ganz ſo angethan ſein können, wie Herr Schmidt. Schwerer wird es ſchon ihm Glauben zu ſchenken, wenn er uns Miniſter und andere Standesperſonen vorführt. Sein Anſtand nimmt dann eine Geſpreiztheit an, die ihn um ſo weniger kleidet, da ſie ihm im Leben nicht anklebt und er ſich hier ſo ungezwungen und derb zu geben gewohnt iſt, wie es ſeine Stellung als unumſchränkter Director einer Anſtalt, die ſich nur durch ſeine Induſtrie erhält und Niemandem eine Rückſicht ſchuldig zu ſein glaubt, denn auch mit ſich bringt. Es iſt das Benehmen eines Kaufmanns, der an die Börſe geht und Herr in ſeinem Comptoir iſt; Herr Schmidt hatte nie nöthig einem Großen zu ſchmeicheln und ſeinen Rücken übermäßig zu krümmen; Künſtler konnte er ſtets für Geld haben, wie er ſie brauchte; ſeine Stellung iſt ſehr ſicher und ſelbſt den Ehrgeiz jedes Hamburger Bürgers ſah er zeitig genug befriedigt, ſeine nächſten Verwandten im Rathe ſitzen zu ſehen.

Ich hatte das Unglück, Herrn Schmidt als Obriſt Wrangel zum erſten Male auf der Bühne zu erblicken. Sein Anzug, ſeine volle, ihn faſt erſtickende Halskrauſe, ſein breiter Hut, ſein großes Schwert, ſeine Sporen — das ſah ich auf den erſten Blick — war dem Manne gar ſehr hinderlich. Aber als er ſich nun ſetzte, als dieſe Sporen in eine unmittelbare Berührung geriethen, als dieſes Schwert zwiſchen die Beine kam, da zeigte ſich mir eine Verlegenheit in dem ganzen Weſen des Darſtellers, die mir bei dieſem ganz unerklärlich ſchien. Wie? war in dem ganzen, langen Leben und auf dieſer Stelle nicht Zeit dafür da, ſich in dieſen Punkten zu vervollſtändigen?

In zärtlichen Vätern wirkten dieſe Uebelſtände zwar auch mit, hier aber iſt es dem Darſteller gelungen, durch ein Uebermaß von Gefühl, durch einen faſt Erſchöpfung erzeugenden Nachdruck, den er in den Hauptſcenen ſolcher Rollen verſchwendet, eine Wirkung zu erzielen, die ihm bei einem Publicum, dem er nicht fremd iſt, auch oft zum volltönendſten Danke verhilft.

Die oben bezeichneten Rollen ſind es allein, und die mit ihnen verwandten, die Herrn Schmidt vollkommen und zwar in außerordentlichem Grade gelingen. Ein glücklicher Humor bemeiſtert ſich ſeiner, es fehlt nicht an Eingebungen des Augenblicks, ſeine große Vertrautheit mit ſeiner Bühne und ſeinem Publicum leiſtet ihm dabei die trefflichſten Dienſte. Oft aber auch verleitet ihn dieſes ein wenig zu weit zu gehen.

Als Director ſtand er dem Inſtitute lange mit Glück und Ruhm vor; eine gewiſſe Einſeitigkeit in der Anordnung der zur Aufführung beſtimmten Stücke, blinde Vorliebe für alte Traditionen, Eigenmächtigkeit in der Veränderung von Dichterwerken ſind ihm jedoch nicht mit Unrecht vorzuwerfen.

Nachgerade iſt wol die Zeit des Rückzuges für Herrn Schmidt gekommen; er ſteht den Siebzigen nahe; allein wie es den Anſchein hat, iſt er noch lange nicht gewillt, die Zügel der Herrſchaft aus den Händen zu geben *).

---

*) Er zog ſich zurück und ſtarb bald darauf.

Beauvallet

Es gibt Schauſpieler, die, nur ſelten beſchäftigt, faſt vor den Augen der Zuſchauer verſchwinden und ſich dann wieder mächtig durch eine einzige Rolle, die ihren ſceniſchen Facultäten anpaßt, zur höchſten Gunſt hinaufſchwingen. In dieſe Kategorie kann Beauvallet geſetzt werden.

Nicht eben läßt ſich auf Beauvallet's Aeußeres die erſte Silbe ſeines Namens anwenden; ſeine finſtere und tragiſche Phyſiognomie wird nur wenig von der Leidenſchaft bewegt. Seine hohle und eintönige Stimme hat einige Aehnlichkeit mit Talma's Organ, zeigt aber noch weniger Ausdehnung und Umfang als die des großen Tragikers, der übrigens Beauvallet's Lehrer wurde. Cinna, Oreſte, Mahomet geben ihm zuweilen Gelegenheit, die vibrirende Kraft ſeiner Lunge vernehmen zu laſſen; er kann nur zwei Saiten anſchlagen, eine dumpfe Tiefe und eine ſpitze Höhe.

Als die Tragödie nach Talma's Tod auszuſterben drohte, da war es Beauvallet, mit Ligier und Joanny, die ſie dann und wann galvaniſirten. Allein ſeine ſchönſten Rollen waren nicht tief genug aufgefaßt, um ihnen eine neue und lange Exiſtenz verbürgen zu können. Da er zugleich Maler iſt, ſucht er ſo genau als möglich die Treue des Coſtüms beizubehalten und zeigt ſich hier mindeſtens als einen würdigen Schüler Talma's.

Beauvallet iſt kein gewöhnlicher Menſch; er iſt unterrichtet und kennt die Literatur. Das Théâtre français hat von ihm ein Drama in fünf Akten und in Verſen gegeben, das einige Vorſtellungen erlebte. Als Landſchaftsmaler kann er zu den ausgezeichnetſten Dilettanten gezählt werden; allein das Publicum hält, wie man weiß, dergleichen Nebentalente einem Schauſpieler nicht zu Gute. Es will, daß der Künſtler, der ſich unter ſeiner Autorität befindet, auf dem Theater, nicht im Leben vielſeitig erſcheine, und bemerkt ungern, daß Beauvallet eine enge und beſchränkte Sentimentalität verräth, die ſich nach außen nicht Licht zu machen im Stande iſt. Wenn Schrecken und Mitleid die beſtändigen Wirkungen des Drama ſein ſollen, ſo iſt es auch nothwendig, daß wir dieſe beiden Elemente in der Stimme des wahren Tragöden wiederfinden.

Man würde verſucht, den ehernen Larynx Beauvallet's, wenn er rauhe Worte ausſtößt, mit dem geflügelten Löwen auf dem Markusplatze zu vergleichen, wenn es dieſem einmal einfiele, ſeine Flügel von Erz zu entfalten, um ſich von ſeiner Säule in die Lüfte zu erheben. Aber dennoch iſt Beauvallet ein Schauſpieler von höherer Einſicht.

Wenn er ſo finſter, rauh und ſchrecklich vor dem Publicum agirt, ſo iſt es nicht möglich, ihn ſich als heitern, tollen Kameraden zu denken, der zwiſchen den Couliſſen und in dem Foyer tauſend loſe Streiche treibt. Eine kleine Anekdote möge hier ihren Platz finden.

In Charlotte Corday, einem Stücke, welches nach der Julirevolution auf dem Théâtre français gegeben wurde, ſpielte Beauvallet die Rolle Marat's. Der Dichter hatte dem verwöhnten Publicum dieſer Bühne die Ermordung Marat's entziehen wollen; man dachte ihn ſich hinter der erſten Couliſſe im Bade, von wo der Zuſchauer ihn ſprechen hören konnte. Die Heldin befand ſich auf der Scene und redete den furchtbaren Demokraten von dort an, bevor ſie ihn niederſtieß. Will man aber wiſſen, womit ſich Beauvallet während dieſes dramatiſchen Dialogs beſchäftigte? Er kletterte die Couliſſenleiter hinauf und ſprach, unter den Soffitten ſchwebend, ſeine Reden herunter, ſo daß, als die Schauſpielerin abſtürzte, um den Mord zu vollbringen, ſie alle Mühe hatte, das Lachen zurückzuhalten, als ſie den Tribun auf jenem Platz ſah, zu welchem ſie ſich nicht hinaufſchwingen konnte, um ihre heroiſche That zu vollbringen.

Dieſe Ausbrüche einer heitern Laune verhindern den Künſtler jedoch nicht, die Rollen, die man ihm anvertraut, mit Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit auszuführen. Seitdem er aber im Théâtre français angeſtellt iſt, erhält er wenig Gelegenheit, ſeinen Eifer zu zeigen und ſeine ſchönen Eigenſchaften zu entfalten.

Samſon.

Samſon iſt der vollkommenſte Schauſpieler aller in Paris lebenden. In ihm hat die Kunſt alle Gaben der Natur auf das Vollſtändigſte erſetzt. Er ſchien von Natur eben ſo wenig dazu berufen auf der Scene zu glänzen, wie Demoſthenes auf der Rednerbühne, und er hat wahrſcheinlich dieſelbe Rieſenarbeit unternehmen müſſen, wie jener große Redner, um zum Publicum vernehmlich ſprechen zu können. Obgleich nicht ohne Beweglichkeit, ſo fehlt doch dem Auge Samſon's Leben und Seele. Die Wangenmuskeln haben wenig Elaſticität und daher iſt das Geſicht ziemlich untheilnehmend. Seine Kopfſtimme, ſeine ſchnarrende Ausſprache, ſeine ſchwere Zunge und ſeine anſcheinende Kälte machten ihn gewiß wenig für das Theater geeignet, aber was überwände nicht ein eiſerner Wille und ein hartnäckiger Fleiß? Kein Schauſpieler verſteht es beſſer ſeinem Mitſpielenden zuzuhören, wie Samſon; ſeine Ruhe verbirgt nur das innere Feuer, das jedoch mehr werth iſt, als vulkaniſche

Aeußerungen, die ſich durch Geſchrei und übertriebene Geſten bemerkbar machen. Sein kreiſchendes Organ, das er jedoch in ruhigen Rollen zu bemeiſtern weiß, verleiht ihm eine komiſche Kraft, die ihm trefflich in den Frontin's und Crispin's des alten Repertoirs zu ſtatten kommt.

Er geizt weniger darnach, der Menge zu gefallen, als den wahren Kennern. So zeigt er ſich als Dubois in den „falſchen Vertraulichkeiten“ nicht als einen unverſchämten Lakai, der, um Dorante's Angelegenheit zu befördern, ſich Effronterien aller Art zu Schulden kommen läßt und deshalb feineren Zuſchauern den Ausſpruch abnöthigt: ein ſolcher Diener verdiene zur Thüre hinaus geworfen zu werden. Samſon gibt ihn einſchmeichelnd, falſch, naiv, gewandt, fein; ganz nach der Idee des geiſtreichen Marivaux.

Samſon iſt ein Mann von Geſchmack und Kenntniſſen und hat ein ſehr hübſches Charakterſtück unter dem Titel: „Die Schwiegermutter und ihr Schwiegerſohn“ geliefert, das noch immer auf dem Repertoir ſich erhält und mit Vergnügen geſehen wird. Er weiß als Dichter, wie nothwendig es iſt, daß alle Rollen gleich gut beſetzt werden, und hat daher noch nie eine Rolle zu übernehmen verweigert. Er war einer der Haupthebel, daß Moliere wieder auf die Scene gebracht wurde, obgleich er den Neuerungen keineswegs abhold iſt und ſich noch viel weniger ewige Declamationen dagegen erlaubt.

In neuen Stücken hat er durch die Uebernahme des Bertrand in Scribe's „Bertrand et Raton,“ des Ranzau in „Chriſtine“ und des Lord Novart in dem in Deutſchland noch ungekannten Stücke gleiches Namens ſich einen ausgezeichneten Ruf erworben, ohne jedoch deshalb den komiſchen Rollen Regnard's, Beaumarchais' und Moliere's zu entſagen. In den Werken des letztgenannten großen Dramatikers dringt ihm der Geiſt der wahren Komödie aus allen Poren. Er beweiſt gleich Garrick, daß es für den Schauſpieler im eigentlichen Sinn des Worts kein eingeſchränktes Fach gebe.

In dem neueſten Werke Delavigne's: „Eine Familie zu Luther's Zeiten, war er als Marco vor allen Uebrigen im beſten Verſtändniß ſeiner Rolle.

Sein Coſtüm iſt immer wahr, denn er weiß ſich trefflich darin zu bewegen. Und wer behaupten wollte, daß die Kunſt, Komödie zu ſpielen, ſich nicht lehren laſſe und am wenigſten von Männern Damen, dem darf Samſon ſtolz ſeine Schülerin, Mademoiſelle Pleſſy, zeigen, die erſt ſeit Kurzem der Bühne gehört, und dieſes Beiſpiel wird allem Zweifel darüber ein Ende machen.

Samſon kann von allen franzöſiſchen Schauſpielern am erſten mit unſerm Seydelmann verglichen werden.

Cazot.

Cazot, der jetzt die Rollen des ſogenannten Père-dindon ſpielt, iſt 1777 in Paris geboren. Zu den Zeiten des Directoriums und des Conſulats war er einer der erſten Incroyables. Er unternahm Seereiſen nach den indiſchen Meeren, kämpfte mit arabiſchen und malayiſchen Seeräubern und machte reiche Priſen, die er jedoch den Engländern überlaſſen mußte, als ſie ihn und ſein Schiff gefangen nahmen. Nachdem er in den Colonien Komödie geſpielt hatte, kam er nach langer Zwiſchenzeit wieder an. In Bordeaux bildete er ſich nach Martelli, Lecouvreur, Brochard und Maveur, die damals mit jedem Künſtler der Hauptſtadt in die Schranken treten konnten. Die Zweikämpfe Lercaro's, Chodruc-Duclos' und anderer Coryphäen der damaligen faſhionablen Welt in Bordeaux, die viel von ſich reden machten, trugen nicht wenig dazu bei, auch in Cazot's Kopfe dergleichen Ideen zu entwickeln. Man kann ſich nichts Komiſcheres denken, als von ihm ſelbſt einen dieſer Kämpfe beſchreiben zu hören, den er mit einem Muſiker beſtand. Das Duell war auf Piſtolen. Cazot hatte den erſten Schuß gehabt, aber ſeinen Gegner gefehlt, obgleich die Entfernung nur wenige Schritte war. Wie er nun ſah, daß der Andere ganz gegen alle Menſchlichkeit ihn mehre Minuten lang aufs Korn nahm, ſo dachte er bei ſich ſelbſt aus einer ſehr natürlichen in ihm erwachenden Liebe zum Leben: „der Spitzbube will mich wahrhaftig todtſchießen und hat doch kein Recht dazu." In demſelben Augenblick wirft er ſich auf ſeinen Gegner, packt ihn um den Leib und wirft ihn zu Boden und das Ganze endigt mit Fauſtſchlägen zur Beluſtigung der Anweſenden.

Der bekannte, bei andern Gelegenheiten oft bewieſene Muth Cazot's erlaubte ihm wohl, einen ernſten Handel auf dieſe groteske Weiſe auszumachen.

Nachdem er die Liebhaber im Gaité-Theater geſpielt hatte, trat er in demſelben Rollenfache zu den Variétés über. Auch zeigte er ſich in verſchiedenen komiſchen Rollen. Er war ſtets etwas ſteif und in ſeiner Haltung und Sprechweiſe gezwängt; ſeine Bewegungen ſind nicht mannichfaltig genug; doch iſt er ein fleißiger Schauſpieler, der ſeine Rollen ſtets ſorglich überdenkt. Die Jahre haben ihn genöthigt, ein anderes Fach zu ergreifen. In den alten Junggeſellen excellirt er jetzt. In der école de danse und der hübſchen Komödie: la camerade de pension hatte er ganz kürzlich Gelegenheit, ſich in verjüngter Kraft zu bewähren. Seit dreißig Jahren gehört er nun ſchon dem Variétés-Theater an und, obgleich er vorzüglich alte Junggeſellen und liebenswürdige Hageſtolze ſpielt, hat er ſich doch erſt ganz kürzlich verheirathet.

† Santini.

Der arme Santini iſt in dieſen Tagen noch jung bei ſeiner Familie in München geſtorben. Er war kaum in die Jünglingsjahre getreten, aus Italien nach Deutſchland gekommen und, obgleich er hier faſt funfzehn Jahre gelebt, ſo blieb er doch ſeinen Sitten und ſeiner Sprache getreu, aß Polenta und Paſta, brachte ganze Tage im münchener Hofgarten im dolce far niente zu und wußte nicht einmal einen zudringlichen Betteljungen auf Deutſch wegzujagen.

Er war hager über die Maßen und, obgleich den größten Theil des Jahres in Pelz gekleidet, den er auch auf dem bloßen Leibe zu tragen pflegte, ſah er doch ſpindeldürr aus. Sein Kopf nahm mehr als den gewöhnlichen Theil der Länge des ganzen Menſchen in Anſpruch und ſeine Geſichtszüge waren auffallend. In der Jugend waren ſie hübſch zu nennen, allein ſpäter, als das hervortretende Auge ſein Feuer verlor, als die Unterlippe ſchlaff herabhing und ſtets die großen Zähne ſehen ließ, und die Geſichtsfarbe in ein ſchmuziges Gelb übergegangen war, konnte nur noch die oben gewählte Bezeichnung mit Recht gebraucht werden. Die Haare hatte Santini frühe verloren und trug eine modiſche Perücke, „une chevelure touffue“, die er im Scherze oftmals abzunehmen pflegte. Als er einſt den Fernando Villabella in der diebiſchen Elſter darſtellte, erſchien er in ſeinem haarloſen Haupte, deſſen ſich ein griechiſcher Weiſer nicht zu ſchämen gehabt haben würde, und die Pariſer verwunderten ſich über die herrliche Glatze, die noch nie dem geſchickteſten Friſeur ſo natürlich darzuſtellen gelungen war. Niemand traute nämlich dem erſt dreißigjährigen Manne ein ſolches Greiſenhaupt zu.

Schwere Krankheiten hatten dieſe frühe Metamorphoſe in dem Aeußern des Künſtlers hervorgebracht, wobei es zu bewundern iſt, daß die Stimme bis zur letzten Zeit eine unverwüſtliche Kraft jenen Verheerungen entgegenſetzte.

Als kunſtgewandter Sänger konnte Santini nie mit Lablache oder Tamburini verglichen werden; er kam zu jung nach Deutſchland, wo Das, was er zu leiſten vermochte, ſchon Beifall die Fülle erhielt und hinlänglich belohnt wurde, um den allen Vergnügungen einer heitern Stadt, wie München damals war, ſich übermäßig hingebenden jungen Menſchen von ſeinen Studien abzuhalten, dem überdies auch noch die erforderlichen Muſter fehlten. Santini's Stimme behielt immer etwas Hartes, Rauhes, den Rouladen Widerſtrebendes, aber ſie war deſſenungeachtet ſchön und kräftig und ſein Vortrag charakteriſtiſch und dramatiſch im höchſten Grade.

Sein Darſtellungstalent hielt mit Dem, was er als Sänger leiſtete, gleichen Schritt. Er beſaß eine bedeutende vis comica, die ihn jedoch manchmal zu Uebertreibungen verleitete, denen er ſich beſonders gern bei ſeinen Gaſtdarſtellungen in München überließ. Hier fühlte er ſich der Erſte und war alſo dreiſter; auch nahm es das gemiſchte Publicum des münchener Hoftheaters niemals ſehr genau in dieſen Sachen. In Paris war er ſtets discreter.

Er führte ein Amphibienleben und gehörte theils Deutſchland, theils Frankreich an. Nachdem nämlich die italieniſche Hofoper in München aufgelöſt worden war, wandte

r ſich nach Paris, wo ſeine beſcheidenen Forderungen neben
inen unleugbaren trefflichen Eigenſchaften und ſein gefälli-
es, verträgliches Weſen ihm alle Jahre bei jeder neuen
aiſon wieder eine Anſtellung finden ließen.

Als Leporello war er ausgezeichnet. Es war ſeine Mei-
errolle. Sowol im Geſang, wie im Spiel, gab er hier
n ihm allein angehöriges Bild, von der glücklichſten Laune
rchzogen. In München fand man, daß er einige Far-
n zu ſtark auftrage, allein dies war der deutſchen Um-
bung zur Laſt zu legen, wie ich ſchon oben erwähnte.
h ſah die Rolle auch in Paris von ihm, und muß ge-
hen, daß ſie mir dort bei weitem weniger grell erſchie-
n iſt.

Neben Leporello ſtelle ich ſeinen Dandini in der Cene-
tola. Auch den Geronimo in der heimlichen Ehe gab
ſehr gut. Er iſt zur rechten Zeit geſtorben, denn er
ging dadurch einer ſchneidenden Kränkung. Stets hatte
gewünſcht, dieſes alte Meiſterwerk Cimaroſa's wieder auf
Theater Roſſini's zu bringen, um ſich den Pariſern
Geronimo darin zu zeigen. Er rechnete auf einen
en Triumph. Im vorigen Jahre erzählte er mir froh-
nd, daß nun endlich ſeine Bemühungen bei der Admi-
ation Anklang gefunden hätten und daß im Laufe des
ſten Winters il matrimonio segreto aufgeführt werden
de. Aber die Austheilung war ſchon getroffen und in
Blättern lange vor dem Beginne der stagione be-
t gemacht, ehe man noch einmal wußte, daß der Tod
tini abhalten würde, nach Paris zu kommen. Und
ache hatte den Geronimo.

Lablache.

Er iſt der Sohn franzöſiſcher Eltern. Sein Vater war Kaufmann in Neapel. Zuerſt bekannt wurde uns dieſer treffliche Sänger im Jahre 1822, als ihn der Impreſario Barbaja nach Wien kommen ließ.

Lablache iſt ſehr groß und dick, hat einen ausdrucksvollen Kopf, muskulöſe Wangen, einen großen Mund, ein ſprechendes Auge, ſtarkes Doppelkinn und einen buſchigen Wald von ſchwarzen, ſtark mit weiß gemiſchten Haaren auf dem Kopfe. Wenn man ihn im langen, weiten Carrik, die Hände in den Seitentaſchen und den breitrandigen Hut in die Augen gedrückt, auf dem Boulevard umherſchlendern ſah, ſo konnte man nicht dem Gedanken Raum geben, daß dieſe Figur uns am Abend als Don Juan oder Figaro entzücken würde. Viel eher aber dachte man ſich, wenn der große Mund eine weithin ſchallende Lache ausſtrömen ließ, daß man ſich dem König der Buffoſänger gegenüber befinde.

Schon bei ſeinem erſten Erſcheinen machte Lablache einen tiefen Eindruck. Heiterkeit wie Ernſt weiß er in ſeiner ganzen Haltung mit ſo beſtimmten und wahren Zügen auszuprägen, daß er ſich das Auditorium gewinnt, noch ehe er einen Ton geſungen hat. Wer aber vermöchte ihm zu widerſtehen, wenn er dieſe ſonore, markige, zum Herzen dringende Stimme vernahm!

Meiſter im vollſten Umfange des Worts, in der Kunſt des Geſangs, ſpielt er mit den Schwierigkeiten, und ſein coloſſales Organ, das ein fortissimo des Orcheſters übertönt, darf es wagen, ſich auf ſäuſelnde Coloraturen in Duetten mit einer Sängerin einzulaſſen. Er weiß in der

Rührung einen ſolchen Zauber in ſeinen Ton zu legen, daß Alles dadurch tief erſchüttert wird. Wenn er aber als Figaro, vor ſeinem Auftreten, in der Couliſſe das Tralala vernehmen ließ, bemächtigte ſich eben ſo eine ungemeſſene Heiterkeit der ganzen Verſammlung und Alles jauchzte ihm entgegen. Ich ſage mit Abſicht „jauchzte," denn die Vorempfindung eines ſchönen Genuſſes durchſtrömte hier das Publicum und die Wirkung war von dem Klatſchen, womit man hier und da in Deutſchland irgend ein altbackenes Hoftheatermitglied aus angeſtammter Zuneigung empfängt, himmelweit verſchieden.

Eine Leiſtung, die von unnachahmlicher Laune und unübertrefflicher Grazie durchzogen iſt und die ich gern als Studium unſern Komikern empfehlen möchte, iſt der Campanone in der Prova d'un opera seria. Wie leicht gleitet er hier an der äußerſten Linie des Anſtandes hin, ohne ſie im tollſten Sprudeln losgelaſſener Komik, beim Wirbel der luſtigſten Muſik, keinen Augenblick zu verletzen. Stets ſeiner hohen Künſtlerſchaft bewußt, die ſich vor den Augen des feinſten und vornehmſten Publicums bewegt und entfaltet, nehmen alle dieſe Scherze einen ſolchen Anſtrich von Takt und Anſtand an, daß es ganz die Wirkung macht, als ob irgend ein wahrhaft vornehmer Mann ſich zu ſolchen Scherzen herabläßt. Und wo iſt ein Gebildeter, der nicht dieſen Eindruck an ſich erprobt und zu würdigen gewußt hätte?

Dabei denke man jedoch nicht an Steifheit, Geſpreiztheit, Manier, an „nicht kalt, noch warm." Alles kommt aus dem Innerſten; beſeelt, durchglüht von der heiligen Flamme; Laune überall, von der Zehſpitze zur Augenbraue; ein ſich Hingeben dem Momente; aber die angeborene Zurückhaltung des wahren Künſtlers iſt es, nichts darzuſtellen, was den guten Geſchmack beleidigen könnte.

Als Campanone copirt Lablache die Sängerin, mit welcher er ein Duett zu ſingen hat, in Gang, Geſtalt, Manier, Stimme, Art zu ſingen; dann tanzt er auf groteske Weiſe mit dem Dichter einer von ihm componirten Oper; zuletzt ſingt er eine große Arie, worin er ſeine Symphonie vom Orcheſter probiren läßt. Ein Spaß, der ſchon oft da war, der aber von ihm auf ganz neue und originelle Weiſe vorgetragen wird. Dieſe Prova habe ich unzählige Male von Lablache geſehen, aber jedes Mal zog mich's von Neuem in die Oper, wenn ſie gegeben wurde, und noch bei meiner letzten Anweſenheit in Paris konnte ich es nicht über mich gewinnen, der willkommenen Anzeige zu widerſtehen, und ergötzte mich ſo ſehr an dem unvergeßlichen Buffo, als da er mir ſeine Späße zum erſten Male zeigte.

† Boguslawski.

Nur mit einem Strich will ich es verſuchen, dieſen bedeutſamen Künſtler zu ſkizziren. Die Warſchauer, wahrſcheinlich durch die dortigen Preußen darauf gebracht, gefielen ſich darin, Boguslawski ihren Iffland zu nennen. Allein er war mehr. Darin kam er Iffland am nächſten, daß er, wie dieſer, ein vornehmer Mann war; aber er war noch vornehmer, reicher und angeſehener.

Boguslawski war ein hoher Mann, von ſchönem Aeußern; dabei gebildet und von der feinſten Lebensart. Wie ich ihn kennen lernte, ſtand er in ſeinem ſiebzigſten Jahre, und doch ſah ich ihn in einer und derſelben Woche den Lear und den Axur darſtellen.

Er hatte ſich nach der älteren franzöſiſchen Darſtellungsweiſe gebildet, die mit Talma ihr Ende erreichte. Er declamirte ſingend, tremulirte ſtark und trug in Rede und Action übermäßig auf. Hatte er einen Greis darzuſtellen, ſo ging er ſehr gebückt, auf den Stab geſtützt und zitterte mit tiefſter Stimme. Im Lear ſah er zunächſt den Greis, und hieran hielt er ſich bei ſeiner Darſtellung. Dafür gab er uns aber im Axur den morgenländiſchen Despoten in allen Theilen eben ſo ſcharf und präcis gezeichnet.

Wenn dies nun im Allgemeinen nicht zu loben iſt, ſo darf doch auch die andere Seite nicht verſchwiegen werden, daß es zu wünſchen wäre, wenn die heutige Schauſpielkunſt ſolche Bezeichnungen nicht gar zu leicht in den Wind ſchlüge. Unſere Künſtler bewegen ſich in ihren weißen Perrücken oft raſch, ſchreien wie ſtarke Männer und machen Schritte, wie ſie den kräftigſten Helden ziemten. Weil ihnen hierin überall Maß und Einſicht gebrechen, ſo muß eben die weiße Perrücke für Alles gelten, und ſie ſetzen ſie daher auf, ſobald ſie einen Alten zu ſpielen haben, er mag funfzig oder achtzig Jahre alt ſein.

Boguslawski hatte auf der polniſchen Bühne eine Schule gebildet, die poetiſche Werke mit großer Würde darzuſtellen wußte. Ihm zur Seite ſtand der gebildete Dmuſchewski, die tragiſche Ledochowska, die liebliche Dmuſchewska, der kräftige Sczurowski, endlich der luſtige Zulkowski, der, aus altfürſtlichem Geblüte, ſeiner Lieblingsneigung fröhnend, die Kunſt ergriffen hatte.

Boguslawski iſt in ſehr hohem Alter vor einigen Jahren in Warſchau geſtorben. Die Schauſpielkunſt iſt in deß auch hier mit der Zeit fortgegangen und unterſcheidet ſich in dieſem Augenblicke nur wenig von der Darſtellungsweiſe der modernſten Franzoſen.

† Raimund.

Noch iſt die Klage um dieſen Künſtler nicht verhallt, der vor Kurzem ſeinem Leben ein ſo gewaltſames Ende bereitete.

Raimund hat Schuſter entthront, aber zugleich auch den harmloſen Scherz, die tolle, ungebundene Luſtigkeit, den göttlichen Wahnſinn, der vor ihm das ausſchließliche Eigenthum der wiener Volksbühne geweſen war. Er brachte dafür eine krankhafte Luſtigkeit, zu ſehr mit dem Ernſt des Lebens gemiſcht, ein Gebräu, das mich niemals entzücken konnte. Man lobt an ihm, daß er die Menſchen weinen und lachen machte; aber welch ein Verdienſt iſt das? Geht man in ſolch ein Theater, um zu weinen? Will man einen Komiker bewundern, der auch die Gabe hat, zu gleicher Zeit zu rühren, oder will man über einen Komiker ſich vor Lachen ausſchütten? Ich dächte das Letztere.

Und welche Mittel ergriff Raimund, um Rührung zu erregen? Er zeigt uns eine heruntergekommene Köhlerfamilie, einen gemeinen, betrunkenen Kerl, eine alte huſtende Großmutter, unartige, ſchreiende Kinder, Jammer und Noth in allen Ecken und Enden, und dies Alles ſtimmt einen rührenden Refrain an, worein noch das Bellen eines Pudels ſich miſcht, um die Wirkung zu ſteigern. Eine ganz niedrige, verzerrte Sentimentalität, deren Eindruck die darauf folgenden heiterſten Scenen nicht zu tilgen im Stande ſind. Eine andere Widerwärtigkeit bildet die Sucht, große gereimte Tiraden den allegoriſchen Perſonen in den Mund zu legen, worin matte Bilder und Gleichniſſe, Alltäglichkeiten auf Stelzen paradiren, ohne wahre Kraft und Originalität.

Durch dieſe zwei Hebel aber war es vorzüglich, wodurch Raimund ſich ſeines Publicums zu bemeiſtern ſtrebte: die Rührung und die ſchöne Sprache, Dinge, denen allerdings ein deutſches Parterre nicht gut zu widerſtehen vermag. Mehr jedoch, als hierin, verdienten Raimund's Mährchen in der That durch ihren dramatiſchen Gang, durch klare Handlung und endlich durch das ausgezeichnete Darſtellungstalent ihres Verfaſſers, das ſich darin kundgab, Anerkennung.

Raimund ſpielte, als er ſich dem Theater widmete, die ſogenannten Intriguants, Franz Moor und dergleichen, dazu genügte ſein Talent jedoch nicht, und er mußte, um fortzukommen, Rollen in wiener Localpoſſen übernehmen. Seine Sucht, ſich in einer andern Sphäre als einen großen Künſtler zu zeigen, ließ ihn jedoch den Verſuch wagen, Charaktere in dieſe Poſſen zu bringen, welche ſich vielgeſtaltig dem Publicum vorführen ließen. Dergleichen waren nicht vorhanden und er wandte ſich daher an den bekannten Volksdichter Gleich, mit deſſen Tochter er ein ernſtliches Liebesverhältniß pflog, das ſpäter zu einer Ehe von ein paar Stunden ausgeſponnen wurde. Herr Gleich lieferte nun ſeinen „Eheteufel auf Reiſen“, den „Idor, Wanderer aus dem Waſſerreiche“, ein anderer geiſtesverwandter Dichter, Herr Meisl, den „roſenfarbenen Geiſt“ und den „luſtigen Fritz“, worin die Hauptfigur, irgend ein guter Wiener der gewöhnlichſten Art, um vom Schlemmerleben, Verſchwenden gebeſſert zu werden, mit Hülfe der Zauberei, die ſeine beſorgten „Gobeln, Mahmen und Vettern“ herbei zu beſchwören wiſſen, in eine Menge von Verdrießlichkeiten, oft ſogar Gefährlichkeiten geworfen wurde, um hierdurch zur Erkenntniß zu gelangen und dann gebeſſert in das gewöhnliche Geleiſe des proſaiſchen Lebens zurückgeleitet zu werden. Zu dieſem Zwecke mußte die Seele des armen Teufels in die Leiber von Wucherern, Blutſaugern, elenden Bettlern, Reichen und Armen, Böſen und Guten fahren, damit er den Becher des Lebens bis auf die Hefe leere und es ſonach in ſeinen Höhen und Tiefen, in ſeinen Freuden und Leiden gehörig kennen lerne. Dieſe Idee zu Volksſtücken wäre ſo übel nicht und Manches iſt den Verfaſſern auch in der Ausführung gelungen, im Ganzen war dieſe aber ſtets zu einſeitig und litt gar zu ſehr an Trivialitäten. Raimund hatte ſich jedoch in dieſer Sphäre bald großen Ruf erworben. Die Kraft, die nicht ausreichte, für ein wahres, echtes Kunſtwerk von längerer Dauer, war gerade hinlänglich für eine Muſterkarte, wie ſie in ſolchen Stücken vorkam, wo jeder Charakter nur in einer Scene erſchien, und was ihm an feineren Beziehungen abging, durch Charge und Uebertreibung ſtraflos erſetzt werden durfte, da die Erſcheinung ſo ſchnell vorüberging und an einen Totaleindruck dabei nicht zu denken war.

Der große Ruf, einmal errungen, beſtimmte Raimund, mit Ernſt daran zu denken, die verſiegende Kraft der Herren Gleich und Meisl aus eigenen Mitteln zu erſetzen, und ſo trat er denn ſchüchtern mit ſeiner erſten Dichtung „der Barometermacher auf der Zauberinſel“ hervor, worauf in kurzen Zwiſchenräumen die andern folgten. Er ſelbſt ſagte, daß er Gozzi erſt ſpäter kennen gelernt habe, wenn gleich Wahl der Stoffe und Zuſchnitt auf eine Bekanntſchaft mit jenem großen Volksdichter ſchließen ließe. Andere wollten behaupten, Raimund habe viel aus den in einigen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie von den Landleuten aufgeführten Komödien geſchöpft; ich kenne deren zu wenig, um mir hierüber ein Urtheil zu erlauben. Was ihn überhaupt dazu getrieben, Stücke zu ſchreiben, glaube ich oben richtig angegeben zu haben. Ihn trieb das natürlichſte Bedürfniß dazu, der Mangel an paſſenden Rollen für ſein eigenthümliches Darſtellungstalent.

Bei allem wechſelnden Reichthum der Einzelheiten, die den Compoſitionen Raimund's nicht abzuſprechen iſt, wird jedoch eine wiederkehrende Monotonie in der Grundidee eben ſo wenig zu leugnen ſein. Stets iſt es ein übermüthiger Emporkömmling, der von ſeinem durch Zufall erlangten Reichthum einen ſchlechten Gebrauch macht. Stets wird darin gezeigt, wie elend Zorn, Neid, Trunk, Verſchwendung, Spiel machen und welch ein Glück in der Mäßigkeit und Zufriedenheit liegt. Moralität iſt ſeinen Stücken nicht abzuſprechen und wenn dies die höchſte Bedingung eines dramatiſchen Kunſtwerks iſt, ſo verdienen Raimund's Stücke das übertriebene Lob, das ihnen hier und da von Kritikern geſpendet worden iſt.

Im Leben erſchien Raimund mit den Helden ſeiner Stücke nahe verwandt. Er war mißtrauiſch, leicht gereizt, krankhaft, weich und trübſinnig. In ſeinem Zorn war er komiſch, ſein Trübſinn war anſteckend, luſtig aber war er eigentlich nie. Dabei war er mildthätig und gutmüthig und im Ganzen ein ſchätzenswerther Menſch.

† Ignaz Schuſter.

Nach Weidmann, dem großen wiener Komiker, der den Dorfbarbier geſchaffen, Baumann, dem unvergleichlichen dummen Jungen, und Haſenhut, dem Tadädl, war es Ignaz Schuſter, der den Beifall ſeiner Landsleute im höchſten Grade in Anſpruch nahm und auf die längſte Zeit zu feſſeln wußte.

Die wiener Komik hat zu verſchiedener Zeit auch verſchiedenen Charakter angenommen. Man kann ſagen, daß ſie der Mode unterworfen war.

Hafner war phantaſtiſch und burlesk, Weidmann ſtieg ſchon zur bürgerlichen Sphäre hinab, verpflanzte aber ein Uebergewicht von derbem Humor dahin, Baumann glänzte in der Charge und Haſenhut-Tadädl ſchweifte ſelbſt in das Gebiet der Poeſie hinüber. In Schuſter hatte der wiener Spießbürger endlich die Freude, ſein idealiſirtes Ebenbild vor ſich erſcheinen zu ſehen.

Ignaz Schuſter hatte zwei Brüder, Joſeph und Anton, die ſich ebenfalls in bürgerlichen Charakteren oder Volksposſen einen Namen machten, ohne jedoch den Ruhm ihres Bruders zu erreichen. Dieſes komiſche Kleeblatt gab Veranlaſſung, daß man zum Neujahr 1822 ein Gelegenheitsſtück in der Leopoldſtadt zur Aufführung brachte, das den Titel führte: Die drei Schuſter und das folgende Beſetzung zeigte: Herr Anton Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Anton Schuſter; Herr Joſeph Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Joſeph Schuſter; Herr Ignaz Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Herr Ignaz Schuſter. Das Stück begann mit folgenden unnachahmlichen Verſen, die ein Schuſterlehrling ſpricht:

„Das neue Jahr iſt angekommen,
Was wird es wol für Eines ſein?
Mir iſt das Herz gar ſehr beklommen,
Vor lauter Gratulaterein!“

Das waren die ſchönen Tage des leopoldſtädter Theaters! Die Charakteriſirung der Stücke, worin ſie wirkten, liefern das beſte Bild dieſer wiener Volkskomiker, denn jene wurden nach dem allerinnigſten Weſen derſelben gemodelt und fabricirt.

Schuſter's Zeit bezeichnen die Scenen der Bürgerlichkeit, wie die „Bürger in Wien“, worin er das unvergleichliche Vorbild des Staberl treu und wahr geſchaffen, der nachmals zur Fratze und Uebertreibung wurde, wozu die übrigens in ihrer Art einzige Darſtellung dieſes Charakters durch Karl die Veranlaſſung war. Ferner fielen in dieſe Periode: der Leopoldstag oder kein Menſchenhaß und keine Reue, die Eipeldauer Geſchichten, der Freund in der Noth und ähnliche. Bäuerle's Muſe regierte zunächſt in jener Zeit. Wenn ſich nun Schuſter's Komik hier in einer luſtigen Auffaſſung der Wirklichkeit zeigte und er daher von Vielen ein tüchtiger Charakteriſtiker genannt wurde, obgleich hier nicht ſowol von Charakteren als von Individuen die Rede ſein konnte und er nur ſtrenge Portraits nach dem Leben gab, ſo zeigte er ſich nicht minder vollendet, ja noch bewunderswerther, im phantaſtiſchen Genre, wie „im lebendig-todten Hausherrn“, in „Fauſt's Zaubermantel“, und wirklich unnachahmlich in den mythologiſchen Caricaturen: die Prinzeſſin Europa, die Alceſte u. ſ. w. Wer Schuſter als Oberprieſter in der Alceſte einſt tanzen geſehen, wird geſtehen müſſen, daß ihm ſelten etwas Beluſtigenderes auf dem Theater geboten worden. Dieſer harmloſe Scherz, in der Luft ſchwebend, wie gaukelnde Elfen, iſt verſchwunden und mag man noch ſo viel von Ehrenrettung des guten Geſchmacks ſprechen, die reine echte Luſtigkeit, ohne andere Abſicht als zu beluſtigen, iſt eben durch alle neuern Verſuche getödtet.

Schuſter war klein und hatte einen Höcker. Schon ſeine Geſtalt flößte Lachen ein. Sein Geſicht war ernſt, philiſtrös, ſeine Augen verriethen Geiſt und faßten ſcharf ihren Gegenſtand. Sein Mund war übermäßig groß und komiſch. Die Stimme war beim Sprechen etwas gepreßt, wie dies bei Verwachſenen gewöhnlich iſt: die Ausſprache konnte in den ernſteſten Scenen und ſelbſt wenn es ihr Inhaber wollte, den Wiener nicht verbergen. Solche Anſtrengungen wirkten dann mit doppelter Gewalt. Er war ein wohlunterrichteter Muſiker und führte den Titel eines Hof-Kapellſängers. Der Komiker, der auf der Volksbühne ſeine Lazzi machte, ſang Sonntags bei dem feierlichen Hochamte. Eine ſeltene Vereinigung von Aemtern! Seiner muſikaliſchen Fähigkeit verdanken wir manche gelungene Compoſition in den von ihm dargeſtellten Poſſen, ſo wie die gelungene Aufführung des Tancredi, des Kapellmeiſters u. a.

Im Leben erſchien Schuſter mit Anſtand; nichts verrieth an ihm den Spaßmacher; er war ſtets fein, oft ſogar elegant gekleidet. Es fehlte nicht an goldenen Ketten, Brillant-Ringen und dergleichen, den äußern Eindruck zu heben und zu verſtärken. Er bezog bedeutende Einnahmen, hielt aber nichts zu Rathe. Seine Verbindung mit einer Gräfin D. koſtete ihn Summen. Während des Congreſſes in Troppau wurde er dahin berufen und erhielt außer hohen Diäten auch noch werthvolle Geſchenke. Alles Dieſes wandte er auf, um ſich in der Gunſt ſeiner Geliebten feſter zu ſetzen. Der König von Preußen ſchätzte Schuſter und ſah ihn gern auf der Bühne. Als er jedoch einer Einladung nach Berlin gefolgt war, konnte er ſeinen Darſtellungen dort keinen beſondern Antheil gewinnen. Die ſo echte wiener Komik erſchien damals noch den Norddeutſchen zu fremd, ſie kannten die Originale nicht, auf welche ſie Schuſter's Geſtalten anwenden ſollten. Für ihre heimiſchen Verhältniſſe wollten dieſe nirgends recht paſſen. Durch Raimund's Reiſen und andere Beſtrebungen iſt man ſeitdem damit vertrauter geworden. Schuſter ſtarb einige Tage, nachdem er ſich von der Bühne zurückgezogen hatte, zum großen Leidweſen ſeiner zahlreichen Freunde.

Karl.

Karl iſt der Sohn eines wiener Banquiers, des Freiherrn von Bernbrunn, hat in früherer Jugend in Militairdienſten geſtanden und iſt dann — ſeinen Familien-Namen ablegend — in München zum Theater gegangen. Seinen erſten Verſuchen im Fache der Liebhaber ſtellten ſich Hinderniſſe in den Weg; er ſtieß mit der Zunge an, ſein Organ war rauh und ſeine Geſichtsbildung nichts weniger als einnehmend. Ein Zufall brachte ihn auf die rechte Bahn. Der damalige Intendant des münchner Hof-Theaters, Herr Lamotte, hatte ein Luſtſpiel aus Wien eingeſchickt erhalten, welches den Titel führte: Der Fleiſchhauer aus Oedenburg. Er zögerte mit der Aufführung, weil dieſe Art von Luſtſpielen, in der ſogenannten wiener Localſprache, der niedrig komiſchen Gattung angehörig, damals noch etwas ganz Neues war, und ihm auch die Beſetzung der Hauptrolle ein Hinderniß ſchien. Karl's Anweſenheit brachte ihn nun auf die Idee, dieſem den Vorſchlag zu machen, den Pantoffelhelden, Herrn von Springerl, zu übernehmen. Der junge Mann, der nur Max Piccolomini und Carlos geträumt hatte, war nicht wenig über dieſen Antrag überraſcht. Einen alten, lächerlichen Ehekrüppel zu ſpielen, welche Zumuthung! Doch wollte er es in Erwägung ziehen; er nahm das Buch mit nach Hauſe, las die Rolle und alsbald geſtaltete ſich vor ſeiner Phantaſie ein ſo fertiges, ausgeführtes Bild, daß er dem Drange nicht widerſtehen konnte und die Zuſage machte: ſich dem Publicum als Herr von Springerl zu zeigen.

Der Erfolg blieb am erſten Abende zweifelhaft; die Erſcheinung überraſchte zu ſehr, als daß ſich gleich ein durchweg günſtiges Reſultat daraus hätte abnehmen laſſen können. Dies ſchreckte jedoch nicht ab und bei den Wiederholungen brachte ſich das neue Genre ſo zu Ehren, daß man ſich ſogleich nach Seitenſtücken umſah und Karl die Seele dieſer Unternehmungen zu werden verſprach. Man täuſchte ſich darin nicht. Der Herr von Hirſchkopf, in den drei Theilen des „Eipeldauers in Wien“, und vor allen andern der Charakter des Staberl, den Karl zu einer ſtehenden Maske des localen Luſtſpiels mit großem Glücke umzuſchaffen wußte, machten ſolche Aenderung in dem bis dahin in München herrſchenden Geſchmack, daß man nach und nach daran denken mußte, eine eigene Bühne dieſen Spielen einzuräumen, deren Director Karl wurde. Er und ſeine Anſtalt hatten ſich der allgemeinſten Gunſt zu erfreuen und wenn je eine Bühne das Prädicat „Volksbühne“ verdiente, ſo war es dieſe. Hier wurde nichts übel genommen, ſelbſt Geſchmackloſigkeiten wurden huldvollſt verziehen, denn man mußte ja von Herzen dabei lachen und ein Mund, der lacht, kann nicht zugleich zum Pfeifen geſpitzt werden.

Karl fand ſich bei dieſem Unternehmen ſehr gut; er kaufte ſich ein artiges Wohnhaus in der Stadt und ein kleines Landgut, hielt Pferd' und Wagen, Kutſcher und Bediente und führte ein über die Maßen luxuriöſes Leben. Nach Verlauf einiger Jahre wußte er es dahin zu bringen, daß ihm die Direction des zweiten Theaters mit einem Doppel-Zuſchuſſe vom Staate und aus der Schatulle des Königs für eigene Rechnung überlaſſen wurde. Hier ſtand er ſich nun noch beſſer. Er machte glückliche Speculationen, die beſonders aus Parodien der auf dem Hof-Theater gegebenen Stücke, aus ſinnreich und geſchmackvoll arrangirten Ballfeſten, prächtigen Decorirungen des Schauſpielhauſes und dergleichen mehr beſtanden. Die Kunſt hatte keinen Gewinn davon, und ihn ſelbſt im komiſchen und ſeine Gattin im ſentimentalen und naiven Fache ausgenommen, zählte ſeine Bühne faſt keinen Schauſpieler von Namen und Bedeutung.

Mit dem Regierungswechſel in München erloſch momentan die Theilnahme, die bisher von oben ſich auf dieſes Inſtitut gelenkt hatte, und Karl, der dieſes Zeichen der Ungunſt nicht zu tragen gewohnt war, erſann den abenteuerlichen Plan, ſich mit ſeiner ganzen Truppe auf einem Floße einzuſchiffen und die Donau hinab nach Wien zu ſchwimmen, um dort in einem der Vorſtadt-Theater für einige Wochen Gaſtrollen zu geben.

Es gewährte einen muntern Anblick, das Floß mit der „luſtigen Landsmannſchaft“ vom grünen Baum in München auf der Iſar abfahren zu ſehen. Es war mit den bairiſchen Farben beflaggt und mit Kränzen geſchmückt. Hier war einer Dame Dieſes, dort einem Herrn Jenes auf das Floß gefallen und den durchplätſchernden Waſſern der grünen Iſar zur Beute geworden; Schmerz und Freude, Abſchied und Ausſicht in die luſtige Ferne, Alles drückten die Reiſenden auf gewohnte lebhaft-dramatiſche Weiſe aus.

zum großen Ergötzen der zahlreich am Ufer versammelten Zuschauer.

Die Geſchäfte in Wien gingen trefflich. Schuſter und Raimund, die angebeteten Volks-Komiker, lebten und wirkten noch, aber Karl gelang es auch, das Publicum zu intereſſiren. Namentlich machte ſein „Staberl im Floßbad“ unerhörtes Glück und trug ihm eine bedeutende Summe ein. Er kehrte nach dieſem Verſuche nur noch auf kurze Zeit nach München zurück, um ſeine dortigen Geſchäfte zum Abſchluß zu bringen und hierauf nach Wien zurückzukehren, wo er die Direction des Theaters an der Wien übernahm und noch im gegenwärtigen Augenblicke führt. Sein Glück, auf die Beutel der Wiener zu ſpeculiren, verließ ihn nicht, und es iſt bis jetzt wol noch keinem deutſchen Schauſpieler gelungen — ſelbſt Schröder in Hamburg nicht ausgenommen — ſich ein ſo großes Vermögen zu erwerben. Er iſt Eigenthümer der Theater an der Wien und in der Leopoldſtadt und hat außerdem noch ſchöne Beſitzungen, ſo unter andern ließ er eine neue Straße in Hietzing bei Wien, die Karlsſtraße, aus eigenen Mitteln anlegen.

Von der Ausübung ſeiner Kunſt hat er ſich in neuerer Zeit zurückgezogen und das Theater iſt unter ſeiner Leitung zu einem Grade der Erniedrigung herabgeſunken, wie nie vorher. Deſſenungeachtet macht irgend ein neues Stück von Neſtroy, oder eine Rolle des beliebten Komikers Scholz unvermuthet Glück und das neugierige Publicum läßt ſich dadurch verleiten, ſich in Maſſe nach dem entwürdigten Tempel zu begeben, und vergißt, daß ihm einſt dort die ſchönſten Kunſtgenüſſe geboten wurden.

Karl iſt von kleinem Wuchſe, aber ſein Körper iſt muskulös und von einer überraſchenden Gewandtheit. Er beſitzt Geiſt und die Gabe, ſich auf lächerliche Weiſe umgeſtalten zu können. Dies ſind ſeine bedeutendſten Vorzüge. Da er ſich nie Zwang auferlegte und jeden Einfall auf dem Theater zum Beſten gab, ſo entſtand daraus allerdings ein überraſchendes Feuerwerk von Witzfunken, unter denen jedoch auch viel ſchlechter Witz mit in den Kauf genommen werden mußte. Karl ſcheute nichts, wenn es ihm darauf ankam, einen Einfall auszuführen, einen Witz zu Markte zu bringen. Es fehlte ihm nicht an Muth, was auch ſeine Feinde gegen ihn darüber ausgeſagt haben mögen. Er war mehr als einmal in dem Fall, ernſte Händel auszufechten.

Wenn es gleich nicht möglich iſt, einem ähnlichen Treiben im Bereiche der Kunſt unter allen Bedingungen das Wort zu ſprechen, ſo kann man ihm in einer Stadt wie Wien, ſo reich an echten Kunſtſpenden der verſchiedenſten Art, wol mit Ruhe zuſchauen. Die letztern werden dem erſtern immer die Wage halten, und die Parodie iſt ein heilſames Gegengift gegen manche Gebrechen der Zeit, wie Jedermann weiß.

In einem kleinen, verſumpften Städtchen, bei einem ſtabilen, unregſamen Publicum, das mit Miſerabilitäten geſtopft wird und ſich dafür noch bedanken muß, könnte ſich ein induſtrieller Mann, mit Karl's Talent, Geſchick und Einſicht begabt, wol viel Unheil anſtiften — wenn dieſes überhaupt Unheil zu nennen und ein ſolcher Fall überall zu denken wäre.

† Schmelka.

Einer der luſtigſten Schauſpieler Deutſchlands, der ein improviſirendes Talent in ſeltenem Grade beſaß. In ſeiner Jugend, als er nach Devrient's Abgang die Breslauer zu tröſten berufen wurde, war er von einer überſprudelnden Laune beſeelt, die faſt keine Schranken kannte. Eine unwiderſtehliche Wirkung brachte er durch ſeinen komiſchen Ernſt hervor, wenn ſich ſeine ausdrucksvolle Phyſiognomie, mit den großen ſchwarzen Augen und den ſtark gezogenen Brauen willig hergab. In ſolchen Momenten ſoll er Fleck ähnlich geſehen haben, wie mir von Leuten verſichert wurde, die ſich Fleck's Erſcheinung noch erinnerten.

Schmelka iſt in Riga geboren und ſeine Kenntniß des wiener Dialekts hat er vermuthlich ſeinem langen Aufenthalt in Prag und Wien zu verdanken. Haſenhut, der in den Rollen des Thaddädl von den Wienern ſo hoch gehalten wurde, war ſein frühestes Muſter. Als Haſenhut es ſich in ſeinen alten Tagen beikommen ließ, nach Norddeutſchland zu reiſen, um Gaſtrollen zu geben, und in Berlin als Lorenz im Hausgeſinde ausgepfiffen wurde, befand ſich Schmelka im Parterre und weinte. Dieſer Zug böte nach meiner Meinung Stoff zu einem ganz artigen Vaudeville in der Art der Franzoſen.

Schmelka war wol nie ſtrenger Charakteriſtiker, ſondern er erfaßte Alles der augenblicklichen Eingebung ſeiner Laune, haben ihn deshalb auch Einige einen Spaßmacher genannt, ſo möge er ſich damit tröſten, daß Shakeſpeare ſagt: „es ſei wahrlich minder Leichtes und Verwerfliches, ernſte, ehrbare Leute zum Lachen zu bringen."

Und dieſes verſtand er denn.

Wer wol konnte ernſthaft bleiben, wenn er in den Schweſtern von Prag, als Bedienter in der Staatslivree, ſeinen Tanz begann und dabei die Becken zu ſchlagen ſchien, oder wenn er mit einem Handtuche den Shawltanz aufführte, oder wenn er an einer der Proſceniumsſäulen emporkletterte und mit irgend einem Bekannten in den Logen converſirte. Glückliche Zeit, wo ſolcher Spaß noch nicht verpönt war und wo der Komiker ein Privilegium beſaß, das ihm ſtreitig zu machen Niemandem im Ernſte einfallen durfte, der nicht ſelbſt lächerlich zu erſcheinen Luſt hatte.

Schmelka hatte aber auch ſeine ernſte Seite. Er war phantaſtiſch ſeiner Natur nach und ſelbſt durch ſeinen Scherz leuchtete manchmal auf wahrhaft dämoniſche Weiſe ein tragiſcher Wahnſinn, der jedoch von dem rohen Haufen, der ſchon lachte, wenn er nur ſeinen Liebling auftreten ſah, nie begriffen wurde.

Jetzt iſt Schmelka alt geworden und ſpielt am königſtädtiſchen Theater in Berlin ſeit einer Reihe von Jahren, was ihm dort geboten wird. Es liegt eine lange Zeit zwiſchen jenen Tagen, nach denen ich dieſe Skizze entwerfe, und jetzt. Ich muß daher annehmen, daß Manches ſich bei unſerem Künſtler anders geſtaltet haben mag; doch wie er in ſeiner ſchönſten Kraft war, ſollte er unter uns fortleben.

Schmelka iſt vor Kurzem geſtorben.

Vernet.

Man könnte ſagen, daß das Theater des Variétés für Vernet errichtet worden ſei, oder daß Vernet für das Theater des Variétés geſchaffen wurde. Dieſe Bühne iſt Vernet's Geliebte und, wenn es gleich, wie ſolches üblich, zwiſchen beiden Geliebten manchen kleinen Zwiſt gibt, ſo kommt doch ſtets eine Verſöhnung zu Stande, welcher das Publicum mit großem Vergnügen beiwohnt.

Vernet iſt ein pariſer Kind und ſo zu ſagen ein Zögling ſeines Theaters; er war nie in der Provinz. Im Theater des Capucins, das jetzt nicht mehr exiſtirt, begann er ſeine Laufbahn, dann kam er als Choriſt zu dem Variétés-Theater und verſuchte ſich daneben in kleinen Rollen.

Brunet, Tiercelin und Potier ſtrahlten damals in ihrem vollen Glanze und unter dem Einfluſſe dieſer drei Sonnen der wahrſten und natürlichſten Komik entzündete ſich Vernet's Talent. Er iſt der Reflex davon, verſchmolz alle drei Manieren in eine einzige, die nun ſein Eigenthum iſt, und überragte ſo ſeine Nebenbuhler Odry, Arnal und Legrand.

Sein feines und angenehmes Geſicht beſtimmte Vernet anfänglich, Liebhaber zu ſpielen, allein ſeine mit Kehllauten kämpfende Ausſprache und eine ſtattliche Körperfülle veranlaßten ihn, ſich mit dem komiſchen Fache zu begnügen, worin ihm Wenige gleich kommen.

Man möchte manchmal Vernet den erſten Schauſpieler von Paris nennen, obgleich er den Zuſchauer nicht hinzureißen im Stande iſt, gleich Potier, Arnal und ſelbſt Odry. Vielleicht fehlt ihm Originalität, Bizarrerie, jenes Unerwartete, wodurch das Publicum frappirt wird. Obgleich man dieſe Eigenſchaft nicht zu definiren im Stande iſt, ſo darf man aber doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſie vorhanden ſei

Nie wurde ein Schauſpieler mehr von dem Publicum geliebt als Vernet und nie war ein Schauſpieler auch ein gewiſſenhafterer Beobachter und dabei wärmer, wahrer und vielſeitiger als er. Wir wünſchen ihm nicht einmal jene allerdings überraſchende Eigenſchaft, von welcher wir oben ſprachen, wodurch der Schauſpieler den Beifall auf die Spitze treibt, indem er den guten Geſchmack oftmals auf Koſten der Wahrheit und der Natur beleidigt.

Einige Male errang Vernet auch dieſen Erfolg, wie z. B. in der Rolle des Triſtapatte in Bär und Baſſa. Dies geſchah jedoch gleichſam wider ſeinen Willen und ohne den Ausdruck einer liebenswürdigen Naivetät bei Seite zu laſſen, den er nie aufgibt. Da war kein Bemühen ſichtbar, ſich mit dem Publicum in Rapport zu ſetzen. Er ſchien ſtets vollkommen überzeugt, daß er eine mögliche Perſon vorſtellte, und dieſe Ueberzeugung war er bemüht auch auf den Zuſchauer überzutragen.

Unter der Maſſe von Rollen, die er geſchaffen hat, kann man folgende als Typen anführen, um die Vielſeitigkeit ſeines Talentes zu zeigen: Jeanjean in den „Bonnes d'enfans", den jungen Handwerker in den „Schneidermamſells", den Kellner in dem „ſchönen Soldaten", einen alten Uhrmacher in „Fünf Uhr Abends", Madame Pochet in der Poſſe gleichen Namens und Proſper et Vincent.

Vernet kann über ſeine Kunſt keine Rechenſchaft geben; er weiß nicht zu ſagen, wie er eine Rolle ſpielt, er empfängt ſie, modellirt ſie und gibt ſie aus einem Guß.

Sein Leben wurde von ſtarken Leidenſchaften und Täuſchungen in der Liebe bewegt, wie es das Theaterleben einer talentvollen Schauſpielers faſt ſtets mit ſich bringt. Er heirathete ſehr jung die Schweſter eines Figuranten der Variétés, welche, wie man ſagt, aus Eiferſucht toll wurde und dann ſtarb. Hierauf verheirathete er ſich zum zweiten Male mit einer ſchönen Italienerin, die nun auch faſt närriſch — aus Liebe zu ihm — geworden iſt.

Vernet iſt jetzt ein gemachter Mann, der ſich ein hübſches Haus bei Charenton gebaut, aber unglücklicher Weiſe das Podagra hat. Dieſe Krankheit der reichen Leute und dieſes von ſeinem Theater etwas zuweit entfernte Haus hatten zwiſchen Vernet und ſeiner Direction einige Spannung verurſacht. Hiezu kamen noch die Debüts von Frederic Lemaitre an ſeinem Theater; allein dieſe Wolken waren nur vorübergehend und Vernet iſt wieder im vollen Beſitz der Gunſt eines Publicums, das ſo oft ſchon ſeinen Siegen beiwohnte.

Bouffé.

Bouffé iſt das achte oder neunte Kind eines Vergolders. Das Geſchäft ſeines Vaters, das er anfänglich ergriff, iſt vielleicht Schuld, daß ſeine Geſundheit jetzt fortwährend ſehr leidend iſt. Von früher Kindheit entwickelte ſich in ihm eine große Luſt am Komödienſpiel. Zuerſt zeichnete er ſich bei dem Theater des Panorama dramatique aus, welches damals von Herrn Taylor dirigirt wurde, der ſpäter Director des Théâtre français wurde.

Obgleich Bouffé noch ſehr jung war, ſo excellirte er doch ſchon in Greiſenrollen. Am Théâtre des Nouveautés ſchuf er zuerſt die Rolle eines Zimmermanns auf ſo originelle

Weiſe, daß er ſich dadurch einen bedeutenden Namen machte; dann nahm er eine Anſtellung bei dem Theater des Gymnaſe, wo er ſeinen Ruhm begründete, indem er die verſchiedenartigſten Rollen ſpielte. Für einen Theil des Publikums iſt Bouffé jetzt der erſte Schauſpieler der Epoche; Andere ſehen in ihm nur einen Nachahmer Potier's. Dieſer Vorwurf iſt jedoch nicht gegründet. Beide Künſtler beſitzen dieſelbe ſchwache und kränkliche Organiſation; gleich wie Potier verläßt auch Bouffé auf dem Gipfel der Komik plötzlich alle Kraft und er wird ohnmächtig, wie Molière, mitten unter dem Lachen des Parterres.

Muß ein Schauſpieler durchaus heiterer Laune ſein, wenn er Heiterkeit von der Scene herab verbreiten ſoll? Muß er durchaus Geiſt haben und unterrichtet ſein, wenn auch ſein Spiel geiſtreich und unterhaltend ſein ſoll? Beobachtende und unterrichtete Schauſpieler haben ſich oft verneinend über dieſe beiden Fragen ausgeſprochen und Bouffé ſelbſt ſcheint dieſe Meinung zu beſtätigen. Er zeichnet ſich weder durch ſein Wiſſen, noch durch ſeine Luſtigkeit aus, und aus Erfahrung darf ich behaupten, daß unſere beſten Komiker melancholiſchen Temperaments ſind.

Bouffé iſt ein Künſtler, der Freude verbreitet, ohne dieſes Gefühl zu theilen, der zwölf bis fünfzehnhundert Perſonen alle Abend weinen oder lachen machen kann, ohne daß er es zu ahnen ſcheint. Wenn auch ſeinem Organ der Klang fehlt, wenn ſein Wuchs unbedeutend iſt, wenn er etwas zu viel herumtrippelt, wenn ſein ewiges Augenblinzeln ihm mehr ironiſchen Ausdruck als komiſche Kraft in den Blick legt, ſo iſt er dennoch ein intelligenter, geſchickter, feiner, geiſtreicher und praktiſcher Künſtler. Bouffé's Talent berührt beide Enden der Kunſt: die Komödie und das Drama. Derſelbe Menſch, der eben zur tollſten Luſtigkeit aufſtachelte, wird uns gleich zum Weinen bringen. Um aber dieſe beiden entgegengeſetzten Gefühle in uns hervorzurufen, greift Bouffé nie zu Uebertreibungen, ſein Naturell und ſeine Naivetät machen ihn zum Komiker, und eben ſo rührt er ohne Anſtrengung und Vorbereitung durch die ſtrenge Wahrheit der Uebergänge.

Wir ſprechen hier nur von Bouffé aus dem ernſteſten Geſichtspunkte, obgleich in dieſem liebenswürdigen Schauſpieler noch eine andere Seite hervorzuheben iſt, die eben ſo ausgezeichnet erſcheint: derſelbe Künſtler, ſo zurückhaltend, ſo gemeſſen, ſo wahr, ſo voll guten Geſchmacks, kann die Nachahmung des Lächerlichen bis zu den burlesken Formen der Charge und Karikatur treiben.

Wenn er ſich ganz ſeiner ausgelaſſenſten Laune und ſeinen tollſten Erfindungen überläßt, wenn er ſich Zeit dazu nimmt, ſein Geſicht, ſeine Arme und Beine, ſein Kleid, kurz, ſeine ganze Perſon umzugeſtalten, ſo erblicken wir eine ganze Reihe von Originalen, wie ſie nur aus dem Hirne Dantan's, Grandville's und Charlet's entſpringen.

In der Tiefe und im Feuer erreicht er Grandmenil im Geizigen; in der Unbefangenheit und Bonhomie Brunet im Michel Perrin, Potier in den Vieux péchés, mit Vernet rivaliſirt er in dem Zimmermann und dem Gamin de Paris. Es iſt nicht zu leugnen, daß Bouffé in dieſem Augenblick der erſte Schauſpieler in der Hauptſtadt Frankreichs iſt und daß ihm nur vielleicht einer den Rang ſtreitig macht.

Odry.

Verſailles gebar um 1778 den großen Komiker Odry. Es war das Jahr, in dem die Mars geboren wurde, und in dem Lekain ſtarb und mit ihm Voltaire, Jean Jacques Rouſſeau und der Weltumſegler Cook. Die eifrigen Freunde der dramatiſchen Kunſt hätten damals, wenn ſie Odry's Talent ſchon gekannt hätten, eben ſo gut lachen als weinen können; weinen um Lekain's Verluſt, lachen um Odry's Gewinn.

Odry, fils de Thalie,
Bercé par la folie . . . . . .

wie er ſelbſt in einem ſeiner Stücke recht poetiſch von ſich ſagt.

Odry trieb zuerſt die Profeſſion des ewigen Juden, denn er war Stiefelmacher. Endlich aber ward er dieſes Handwerks müde und rief, wie jener große italieniſche Maler, doch mit einer kleinen Variante: anch' io son comico! Und damit wurde er Figurant bei dem Theater der Gaité. Im Jahr 1806 ging er zu dem Theater der Porte St. Martin über, um das Fach der ſogenannten Utilités auszufüllen. Endlich gelang es ihm in den Variétés aufgenommen zu werden, wo damals eine große Anzahl der erſten komiſchen Talente vereinigt war. In einem kleinen Stücke von Désaugiers, betitelt: „un quart d'heure de folie“ machte er ſich zuerſt in einer unbedeutenden Rolle bemerkbar; aber erſt in dem allerliebſten Vaudeville „Quinze ans d'absence“ zeigte er ſich als einen originellen und natürlichen Komiker in der Rolle eines dummen Bauern, der von ſeiner Frau beherrſcht wird und die ihm nur zwei Worte zu ſprechen erlaubt, ihm aber ſogleich über das Maul fährt, wenn er nicht ſprechen will. Er brachte in dieſer faſt ſtummen Rolle einen außerordentlichen Effect hervor, der um ſo merkwürdiger war, als Tiercelin und andere Komiker die Rolle zurückgegeben hatten, weil ſie ſolche für zu ſchlecht hielten.

Von dieſem Augenblicke an wurde Odry von dem Publicum begriffen und ſtieg von gewöhnlichen Erfolgen zu vollſtändigen Siegen. Zu gleicher Zeit wurde Odry der Liebling der Habitués ſeines Theaters und auch außer demſelben in Kaffeehäuſern und in Privatgeſellſchaften. Er war der originellſte, bizarreſte Luſtigmacher, den man ſich denken kann. Odry glänzt nicht durch den Calembourg, den er verſchmäht, ſondern durch groteske und überraſchende Züge und wahrhaft phantaſtiſche Ideen. Sein Mährchen von den drei Mühlen hat in dieſer Hinſicht große Vorzüge und bedeutenden Beifall erhalten. Man muß ihn über Geſchichte oder höhere Politik ſprechen hören, um ihn ganz würdigen zu können.

„Bah, bah!“ ſagte er einſt in einer Geſellſchaft, „ſprecht mir nicht von Eurem Ludwig XIV., dem wir das Edict von Nantes verdanken!“ — „Das heißt,“ ſagte ein daneben Stehender, um ihm ſeinen hiſtoriſchen Irrthum bemerkbar zu machen, es war nicht Ludwig XIV., der das Edict von Nantes gab, ſondern er war es im Gegentheil, der es aufhob.“ — „So hatte er deſto größeres Unrecht!“ rief Odry verächtlich aus.

Odry hat auch, wie unſer Raimund, moraliſche Romanzen und Lieder gedichtet. Eines davon, la figurante, iſt ſo ergreifend wahr, daß manche junge Perſon dadurch leicht von ihrem ſogenannten Beruf für das Theater geheilt werden könnte. Es wäre unmöglich, alle Werke dieſer Art hier aufzuzählen, die man Odry verdankt. Eben ſo wenig aber iſt es möglich, die große Menge von Rollen herauszählen, die er geſchaffen und mit ſo origineller Färbung zu geben gewußt. Wer ihn als Phyſiker im Bademantel in der Ecole de natation die Erklärung der Wärmelampe vortragen hörte, wird mit mir übereinſtimmen, daß man nichts Komiſcheres ſehen kann.

Nachdem Odry ſich von den Variétés zurückgezogen hatte, erſchien er auf dem kleinen Theater der Folies dramatiques und iſt in dieſem Augenblicke wieder Mitglied der Porte St. Martin, die den Anfang ſeiner Leiſtungen ſah und nun auch wahrſcheinlich ſeinen Abſchied empfangen wird. Ob ihn die Liebe zur Kunſt oder zum Gelde ſo von Theater zu Theater treibt, möge hier unentſchieden bleiben. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Beides wol daran Antheil haben mag.

Odry hat ſeit Kurzem ſeine Perrücke abgelegt und erſcheint im Leben mit einem weißen Patriarchenhaupte. Dies ſteht ihm beſonders gut als Eigenthümer eines ſchönen Landhauſes in Corbeil an der Seine. Als er es kaufte, ſagte er zu ſeinen Freunden, es geſchähe deshalb, weil er „l'habitude de la Seine“ habe. Dies war nämlich ein Calembourg und zwar kein übler.

Arnal.

Man geht zum Theater, wie man ſich bei einem Regiment anwerben läßt, gewöhnlich, weil man nichts Anderes anzufangen weiß. Manchmal treibt uns die Leidenſchaft, die Laune, die Eitelkeit, das Bedürfniß dazu; nur im ſeltenſten Falle iſt es ein unbezwinglicher Beruf. Es wäre wirklich intereſſant zu wiſſen, was unſere berühmteſten dramatiſchen Künſtler trieben, bevor ſie es wurden. Ohne uns hier in genealogiſche Unterſuchungen einzulaſſen, wollen wir von Arnal berichten, was er war, bevor er es unternahm, einer der erſten Aerzte für Milzkranke zu werden.

Arnal wurde 1797 geboren und mit neun Jahren zu einem Ciſeleur in die Lehre gegeben. Später war er bei der königlichen Münze und namentlich in dem Bureau der Fünffrankenſtücke angeſtellt. Der Krieg entriß ihn aber bald dem traurigen Vergnügen, Thaler zu zählen, von denen er keinen einzigen behalten durfte, und warf ihn zu den ſogenannten Pupilles de la garde. Dies war im Jahr 1812. Da er ſehr geſchickt in der Handhabung der Waffen war, ſo machte er Fortſchritte bis zum Sergeanten und befand ſich 1814 bei der Vertheidigung vor Paris. Wer ſollte ihm dieſe kriegeriſchen Eigenſchaften zutrauen, wenn man ihn den Poltron in dem gleichnamigen Stücke mit ſo vieler Wahrheit ſpielen ſieht!

Allein der militairiſche Ruhm war Arnal's Sache nicht. Er verſchmähte die Epaulettes des Unterlieutenants, um in Gemeinſchaft mit dem Regimentsſchneider die Uniformen zu liefern. Nachdem die Reſtauration ihm dieſes Geſchäft genommen hatte, wurde Arnal Polirer bei einem Fabrikanten von Metallknöpfen und gewann durch drei Jahre täglich fünf Franken. In dieſer unbedeutenden Stellung ergriff ihn zuerſt die Luſt, Komödie zu ſpielen.

Nachdem er ſich eine kurze Zeit bei einem Theater ohne Namen herumgetrieben, wurde er Figurant bei dem Variétés-Theater und blieb daſelbſt zehn Jahre nur in den untergeordnetſten Partien beſchäftigt. Hierauf ging er zum Vaudeville über, wo ſein Ruf zuſehends wuchs. Jetzt ſteht er in der Reihe der beliebteſten Schauſpieler von Paris.

Wenn ſein Talent nicht ſo echt iſt als Bouffé's und

Vernet's, wenn er gleich nicht ſo gewiſſenhaft bei ſeinen Studien zu Werke geht, als dieſe Künſtler, ſo beſitzt er hingegen Potier's und Odry's Kühnheit, ihre glückliche Gabe, ſich mit dem Publicum zu verbrüdern, ohne jedoch ſeine Reizbarkeit zu beleidigen. Arnal weiß am beſten den Zuſchauer vergeſſen zu laſſen, daß er Comödie ſpielt. Oftmals ſcheint er ſich auf ſeine Antwort zu beſinnen, nicht aber, weil er ſeine Rolle nicht kann, ſondern um dem barocken und bizarren Dialoge, mit dem er ſein Gedächtniß anfüllen mußte, einen Schein von Wahrheit zu ertheilen. Ein bekannter franzöſiſcher Kritiker nennt ihn unterhaltend, ohne Abſicht es ſein zu wollen, ſtets neu ohne Studium, geiſtreich ohne es zu wiſſen; er iſt Schauſpieler mit ganzer Seele, aufrichtig, nicht aus Eitelkeit; es iſt ihm Bedürfniß, daß man über ihn lache, und nie übertreibt er dabei.

Arnal's Luſtigkeit iſt nicht lebendig, nicht ſprühend, nicht gemein, nicht volksthümlich, ſondern ſie iſt bürgerlich. Jedermann begreift ſie; es iſt die Luſtigkeit eines Menſchen, der weder gut noch ſchlecht erzogen worden, ſondern der ſich allein erzogen hat, der nicht boshaft lacht, ſondern nur aus innerer Luſtigkeit und weil er lachen muß, lacht. Deshalb liebt und beklatſcht man ihn; immer will man Arnal wiederſehen, ſobald er eine neue Rolle gibt. Eine ſeiner neueſten, die er mit dem größten Beifall ausführt und die bei Allen, die ihn darin ſahen, dieſen ihm ertheilten Lobſpruch gewiß nicht als übertrieben erſcheinen laſſen wird, iſt Renaudin de Caen.

Miß Smithſon in Paris.

(Zum Theil nach Janin.)

Wandelbar iſt Alles in der Welt; mehr als Alles jedoch die Gunſt des Publicums. Wer hätte nicht ſchon in ſeinem Leben, an ſich oder Andern, dieſe Erfahrung beſtätigt gefunden? Am meiſten aber ſind die Schauſpieler dieſem Wechſel unterworfen. Zeigte dies uns nicht das Beiſpiel mancher Künſtlerin, deren erſtes Erſcheinen auf einigen Bühnen alle Köpfe in Exaltation verſetzte, und die dann kaum mehr im Stande war, ein Händepaar zum Klatſchen und ein anderes zum Niederſchreiben eines dürftigen Sonetts zu bewegen? Ein ähnliches, wenn gleich tiefer ergreifendes Beiſpiel liefert in unſern Tagen die berühmte engliſche Schauſpielerin Miß Smithſon.

Es ſind nun ſechs Jahre*), als ſie zum Erſtenmale in Paris erſchien, umgeben von der Elite des engliſchen Theaters, um den nach neuen Genüſſen ſtets lüſternen Pariſern die engliſche Tragödie und Komödie vorzuführen.

---

*) 1833.

Bis dahin war Shakeſpeare mit dem bekannten Bann der Klaſſiker in Frankreich belegt und „ce sauvage ivre“, wie ihn Meiſter Arouet benannte, galt bei den habitués für ein mit Blut und Unzucht beſudeltes Ungeheuer, deſſen Stücke in der wohlerzogenen, parfümirten Geſellſchaft der erſten Hauptſtadt des civiliſirten Europa nicht einmal genannt werden durften. Ueberdies waren die Engländer ein Gegenſtand der allgemeinſten Verſpottung und wenn man gleich bei den Aermſten unter ihnen wohlgeſpickte Börſen mit Wohlgefallen wahrnahm, ſich gegen ihre Guineen ſehr gaſtfrei bezeigte und ihrem comfort ſich ſehr gern bequemte, ſo fehlte es doch nicht daran, daß man ihre Figuren, ihre Ausſprache, ihr Benehmen aufs Theater brachte und dort lächerlich machte. Man war ſo abergläubiſch, anzunehmen, es gebe keinen brünetten Engländer, und alle Caricaturen jener Zeit ſtellen uns John Bull und Jack Pudding dar, als dicke, rothe, blonde, unbehülfliche Jungen in langen, weiten Röcken und kleinen Spitzhüten. Und dieſe Leute wollten in demſelben Paris, das ſo voller Vorurtheile gegen ſie war, ein Theater errichten. Sie wollten verſuchen; durch Verſe in ihrer verhöhnten Sprache auf eine Verſammlung zu wirken, die ihren Gedankenreichthum nicht verſtand und nur jene quäkenden, näſelnden und lispelnden Laute vernahm. Ein thörichtes Beginnen! hörte man überall rufen, ſie werden unſer Mitleiden erregen und unſere gaſtfreundſchaftliche Höflichkeit wird ihnen ihre Kühnheit nicht in dem Maße entgelten laſſen, als ſie es wol verdiente, und ſie werden ſo eilig als möglich mit dem Palladium ihrer Scene, dem wilden Shakeſpeare, den Kanal zurückmeſſen, um nicht dort Huldigungen für ihn zu begehren, wo Corneille's Heldengeiſter ſchalten und Racine's harmoniſches Liebesgeflüſter ertönt! .... Und ſie trafen ein, die engliſchen Mimen, Engländer durch und durch, wenn gleich nicht Alle rothblond, doch ziemlich der vorgefaßten Meinung entſprechend. In langen Röcken, die Hände in den weiten Seitentaſchen, den Hut mehr oder weniger im Nacken, auf dem Boulevard hin- und herſchlendernd.

Sie gaben Hamlet — Othello — Romeo und Julie! Und die Pariſer ſahen eine Ophelia, Desdemona, Julia — wie ſie nie zuvor geſehen. Es war nicht die von Leidenſchaften durchwühlte Bruſt der mächtigen Georges, die in ihrer ungeſtümen Kraft ſtets über die richtige Cäſur im heroiſchen Alexandriner zu wachen weiß; es war nicht die weichere Mars, die nach den Regeln der feinſten Lebensart Salonmenſchen erſchüttern kann, mit maleriſcher Grazie in Ohnmacht fällt und ſo delicat franzöſiſch ſpricht; es war endlich keine von den Halbgöttinnen der Melodramentheater, die tragiſch zu ſchäumen und zu knirſchen verſtehen und den Menſchen zermalmen, ohne ihn zu erheben . . . . es war ein ſchönes, bleiches Mädchen, dieſe Smithſon, immer bleich, immer ſchön, die geiſtige Erſcheinung einer nordiſchen Nebelnacht, aber ſie ſprach — nicht engliſch — ſondern Wohllaut — ſie weinte wie ein armes Kind — ſie ſchluchzte wirklich — die Franzoſen hörten dies zum Erſtenmale auf ihrem Theater — und dann trocknete ſie die Thränen mit ihren langen, wunderſchönen, herabhängenden Haaren.

Dies begründete den großen Antheil am engliſchen Theater. Ein ſolcher Genius in ſeinem Geleite forderte zur bewunderndſten Aufmerkſamkeit auf. Nun verſtanden ſie den großen Briten, nun ſchauderten ſie, wenn ſeine Geiſter über dieſelben Bretter ſchritten, die früher nur den Geiſt des Ninus geſehen hatten, den belachenswertheſten Couliſſengeiſt, worauf Voltaire ſich einſt ſo viel einbildete und ob ſeiner allzu großen Kühnheit faſt erſchrocken wäre.

Dem Romantiſmus, der damals eben den Kampf gegen das Jahrhundert von Ludwig XIV. begann, kam dieſe Erſcheinung ſehr erwünſcht. Er ſtürzte ſich mit Ungeſtüm in die geheimnißvollen Schachte der Shakeſpeare'ſchen Poeſie und ſuchte ſie auf gut Glück auszubeuten. Man ſchwelgte in dieſen großartigen Labyrinthen menſchlicher Leidenſchaften, in dieſem künſtlichſten Spiegel der Weltgeſchichte, in dieſem zauberiſchen Garten der ächteſten Poeſie, die ſelbſt nur erſt halb verſtanden und nicht erfaßt in ihren tiefſten Tiefen, ſchon Alle über jedes Vorurtheil erhoben hatte; und den rauhen Accent des alten celtiſch normanniſchen Idioms, herber und unbeugſamer als die gefügige germaniſche Schweſter, prieſen die Jünger des Romantiſmus begeiſtert und beredt und ſtellten ihn ſelbſt im Wohlklange dem Italieniſchen zur Seite. Aber ſie dachten hauptſächlich, dieſe jungen, galanten Pariſer, wenn ſie von Shakeſpeare ſprachen, an die Darſtellungen der Smithſon, wenn ſie über den Laut des Engliſchen urtheilten, an die Ausſprache der Smithſon, und wenn ſie von der Wirkung auf das Gemüth, von ihrer Bekehrung, von allen Wundern der Erſcheinung Erwähnung thaten, ſo war es immer nur die Smithſon, das ſchöne, blaſſe, zitternde, tragiſche Mädchen, welches vor dem Publicum ſo reizend ſchluchzte und mit langen, weichen Haaren ihre milden, großen Augen trocknete.

Die Mimen zogen heim und des großen Meiſter William ſ Geiſter mit ihnen über den Pas de Calais, und als ſie in Dover ans Land ſtiegen, verſchwammen die Genien wieder n dem wohlbekannten, feuchten Elemente der Heimat und ehnten ſich auf ihren Nebelgewölken, indeß die in Frankeich, wie die Meerkatzen im Fauſt, mit Kronen, Sceptern, Dolchen, Särgen und Todtenſchädeln klapperten und wirth ſchafteten, und den tollſten Spuk verübten, ohne eigentlich zu wiſſen, wo es damit hinaus ſollte.

Aber Miß Smithſon trug in ihrer weichen Seele eine ſüße Erinnerung von dem Pariſer Glanze und der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit mit ſich. Alles hatte ſich beſtrebt, ihr gefällig zu ſein, ihr Huldigungen darzubringen, und ſogar die innerſt-eigenſte Nationalität hatte ſich ſo weit verläugnet, daß ein Vaudeville ihr zu Ehren gedichtet wurde, worin ſie eine Engländerin darzuſtellen hatte, die mitten in die Couplets hinein, immer ihr Engliſch ſprach, und zwar nicht, um, wie bisher, verlacht zu werden, ſondern ſich würdig durch den glänzendſten Beifall belohnt zu ſehen. Sechs Jahre zehrte die ſchöne Miß an dieſer Erinnerung, endlich wurden die Bilder matter und die Sehnſucht ſtärker, und ſie nahm ſich vor, noch einmal auf dem Schauplatze früherer Siege zu erſcheinen. Wenn früher Befangenheit ihre Bruſt beengte, ſo hob ſie jetzt Muth und Sicherheit des Erfolgs.

Aber das Meerkatzenſpiel hatte während der ſechs Jahre immer fortgedauert. War es früher die neue Shakeſpeare'ſche Welt, die ſo hoch Alles zu entzücken ſchien, war es die natürliche Thräne, welche rührte, der Mord auf der Scene, welcher erſchütterte, ein Sarg, ein Geiſt, ein Todtenſchädel, lauter unerhörte Dinge, die mit einem Male ſo plötzlich auf das Gemüth wirkten, und alles Dies noch angethan mit dem feenhafteſten Reize . . . was konnten die armen Inſulaner wol jetzt den reichen Pariſern noch bringen von niegeſehenen, niegeahnten Künſten? Sie hatten aus den finſterſten Schachten Dinge hervorgeholt und mit zum Theil großartigen, zum Theil poetiſchen, ſtets aber überraſchenden Farben hinzuſtellen gewußt, die beſſer vor den Augen der

Zuſchauer in ewige Nacht begraben geblieben wären. Gift ſchäumte, Blut floß in Strömen, die ſcheußlichſten Laſter gohren in allen neuen Dramen, und Hamlet's Geiſt — Julia's Sarg — Othello's That, — ja ſelbſt Macbeth mit den grauen Hexen, dem Königsmorde, der nachtwandelnden Lady und allen Schauern der nordiſchen Zauberwelt — wie verſchwand dieß Alles vor den Gräßlichkeiten der neuern Tragiker der Franzoſen — vor der Giftmahlzeit und den fünf Särgen der Lukretia Borgia und den Feſten im Neslethurm.

Und Miß Smithſon war ſechs Jahre älter geworden — und ſie kam wieder, mit denſelben Thränen, denſelben Klagen, denſelben weißen Gewanden und einfachen Schleiern, und immer war es wieder Shakeſpeare — der alte — derſelbe Shakeſpeare aus den Zeiten der Queen Elizabeth. Kein engliſcher Hugo, Dumas, Gaillardet hatte daran gedacht, ihn überbieten zu wollen, und die ſtumpfen Briten in ihrer ſchwerfälligen Porterlaune ſind immer noch mit dem Alten ſo zufrieden, wie vor zweihundert Jahren. Bei den Franzoſen ſind ſechs Jahre ſchon eine enorme Zeit.

Miß Smithſon betrat mit ihrer Geſellſchaft engliſcher Mimen nur einige Male das dem vornehmſten Publicum geweihte Théâtre-royal-italien. Da aber die Theilnahme nur gering war und man um ihretwillen dort nicht die Griſi und Boccabadati, Rubini und Tamburini entbehren wollte, ſo wurde ſie mit den Ihrigen aus jenem Raume verwieſen und die ſtolze Britin, kaum erwacht aus ihrem beſeligenden Traume von früherer Herrlichkeit, mußte nach dem kleinſten, ſchmuzigſten Theater der Hauptſtadt, der Salle-Chantereine, wandern, um dort noch gleichſam ſchlaftrunken die Vorwürfe ihrer Künſtler und den Hohn ihrer Gegner zu vernehmen und einen langen, traurigen Winter hindurch, mit Mangel kämpfend, ihre herrlichſte Kunſt vor einigen patriotiſchen Landsleuten zu entfalten, die aus der nahen Roaſtbeef-Küche kamen, um hier eine leichtere Verdauung zu erreichen, indem ſie bei den gewohnten Tönen einſchlummerten.

Endlich am Schluſſe des Winters und der Vorſtellungen bricht Miß Smithſon ein Bein, indem ſie in den Wagen ſteigen will, und ſieht ſich noch ſechs ſchmerzensvolle Wochen in dem Paris zurückgehalten, das ihr eine ſo alte Lehre auf eine furchtbare Weiſe neu einſchärfte.

Endlich iſt auch dieſe Zeit überſtanden und Miß Smithſon ſieht ſich genöthigt, um einigermaßen ihren großen erlittenen Schaden zu decken, vielleicht um rohe Gläubiger zu befriedigen, eine Einnahme für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Die Pächter des Théâtre-royal-italien laſſen ſich erweichen, der Fremden ihre Hallen wieder zu öffnen. Die Saiſon geht ohnedies zu Ende und dann iſt das Haus für 500 Franken für Jedermann alle Abende zu benützen.

Miß Smithſon wird erſcheinen; umgeben von allem Reize ihrer Kunſt, ihres Unglücks, wird ſie die Gaſtfreundſchaft der Pariſer, das Mitgefühl der Tauſende ihrer reichen Landsleute in Anſpruch nehmen und wie Arion wird ſie „reichbeladen den heimiſchen Geſtaden“ entgegenziehen.

Aber ſie muß Auxiliartruppen werben, um ſich zu ſichern, und während das mächtige Vaudeville, das blühendſte aller Schauſpiele in Paris, die Koſten des Abends beſtreiten wird, ſoll es ihr vergönnt ſein, einige abgeriſſene Akte und Scenen Shakeſpeare's darzuſtellen.

Und der täppiſche, närriſche Arnal, der Grazioſo des Vaudeville's, wird auf dieſen Rieſentrümmern britiſcher Poeſie ein obſcönes Liedchen krähen! . . . .

Und engliſche Matadore, die immer in Paris gegenwärtig ſind, geben zu, daß in den Blättern um Theilnahme für die in Paris ins Unglück gerathene erſte Mimin ihres Vaterlandes gebettelt wird! Wie iſt das mit dem Nationalſtolze zu vereinbaren? Oder wird das Theater in andern Ländern noch weniger beachtet, wie in Deutſchland? Wie dem auch ſei; dieſer Fall mußte zu regerer Theilnahme auffordern, und Engländer ſollten, da es ſich hier blos ums Geben handelte, nicht von Arnal und Compagnie für ihre Smithſon ein Reiſegeld herbeiſchaffen laſſen. Jules Janin ſagt: „Geht ein franzöſiſcher Künſtler nach England, ſo genügt ein Schreiben an irgend einen vornehmen, mächtigen Mann, den Herzog von Devonſhire etwa, um ſein Glück zu begründen. Bei uns braucht ein fremder Künſtler die Protection des Vaudeville's, das iſt die größte Autorität des Jahrhunderts und wird alle Gattungen der dramatiſchen Poeſie überleben!“ *)

---

*) Sie blieb in Paris und wurde die Gattin des Tonſetzers Berlioz.

Kleine Städte und ihr Theaterdirector.

In meiner Jugend war Hof für mich eine Stadt der Sehnſucht. Ich betete mit vielen Jünglingen Jean Paul an und ſeine Vorreden-Bulletins waren ja faſt alle aus „Hof im Voigtlande“ datirt. Der herrliche Mann hatte dieſe Stadt viele Jahre hindurch bewohnt. Der Feldzug ſollte mich als „Mitbefreier Deutſchlands“ dahinbringen. Von Plauen zogen ſie über Gfrees heran; ich war unter ihnen. Das war nun Hof; keine Stadt, nur eine lange, ziemlich breite Straße, von altfränkiſchen, ſpitzgiebeligen Häuſern eingefaßt. Sie gefiel mir nicht im Geringſten, bis auf einen Mädchenkopf, der zwiſchen Blumen, der Poſt gegenüber, aus dem Fenſter blickte. Das war eines von jenen Geſichtern, denen ihr [illegible] viel unverkennbar auf Stirne, Mund und Augen gedrückt iſt, die kein Männerauge ungeſtraft anſehen kann, die ſogleich in jedes Herz ihren ſiegenden Einzug halten, um wenigſtens eine Ewigkeit — von vierundzwanzig Stunden darin zu thronen.

Mein Schickſal, d. h. mein Quartierbillet, führte mich nicht zu dem Engel, ſondern zu einem Bäcker, der in dem gelben Eckhauſe, dem Gaſthofe gegenüber, wohnte, welches in der Vorſtadt gen Bayreuth gelegen iſt, wie es noch jeder Reiſende in Augenſchein nehmen kann, der die Straße fährt, denn es iſt vom großen Brande verſchont geblieben.

Der heiße Juni-Raſttag in dieſem Bäckerhauſe wird mir ewig unvergeßlich bleiben! Marſch in Staub und Mittagsglut wäre mit dieſer Raſt Eins geweſen. Das ganze Haus war ein Ofen und noch dazu waren die Annehmlichkeiten eines geheizten und ausgekühlten dort vereinigt; denn zu der unerträglichſten Hitze geſellte ſich ein Heer ſchwarzer Schaben, das gemüthlich aus ſeinen Winkeln kroch, als ich ungebetener Gaſt mich auf das ſchlechte Lager meiner Bleikammer geworfen hatte.

Dies Lager mußte ich noch überdies mit einem Kameraden theilen, und neben uns, nur durch eine mit breiten Ritzen verſehene Bretterwand geſchieden, erblickten wir die Reize einer geſunden Magd, die ſich ſoeben anſchickte, ihr Hemde zu wechſeln, vorerſt aber noch einigen ſchnellfüßigen Bewohnern des alten den Untergang geſchworen zu haben ſchien. Wir ſahen die Blutdürſtige die Finger lecken, ſie dann ſpitzen und mit gierigen Blicken in die tiefſten Falten des Hemdes ſtoßen, als ob jede Hand mit fünf Dolchen bewaffnet wäre. Dieſer Krieg ſchien uns gefährlich, da wir den entſpringenden Feind jeden Augenblick ſich auf uns ſtürzen zu ſehen wähnten, die wir im Zuſtande völliger Auflöſung zu dieſer Art von kleinem Krieg gar nicht geeignet waren und offenbar ſeine Beute hätten werden müſſen.

Ein Entſchluß war bald gefaßt, wir entſchlüpften der Bleikammer, zwar nicht ſo abenteuerlich wie Caſanova, aber doch mit dem Gefühle, als entzögen wir uns einer peinigenden Lage.

Wir durchſtrichen das Städtchen und ſeine nächſte Umgebung. Beides bot nichts Tröſtliches dar und die laue

Nacht wurde auf der Steinbank vor dem Gaſthofe, unter dem herrlichſten Sternenhimmel, bei nordiſchem Punſche zugebracht, während wir dabei der fernen Lieben und der trauten Heimat gedachten.

Zehn Jahre ſpäter ſollte ich Hof wiederſehen. Eine furchtbare Kataſtrophe war indeß darüber hereingebrochen. Faſt die ganze Stadt bis auf wenige Häuſer war ein Raub der Flammen geworden.

„Sie werden dort eine Straße finden,“ ſagte mir der Poſthalter in Würgau, „wie Sie ſie in Paris nicht finden.“

Wir fuhren mit friſchen Pferden weiter.

Als wir auf die Höhe von Hof gekommen waren und die ſchlechten Häuſer der alten Vorſtadt, die ſtehen geblieben war, wie einen unentwirrten Knäuel vor uns erblickten, aus dem ſich der von den Flammen geſchwärzte Thurm der Kirche erhob, konnten wir uns eines Lächelns nicht erwehren. Nichts verrieth uns das Daſein einer Straße, wie ſie uns von dem Poſthalter in Würgau verheißen worden war. Wir ſollten aber bald enttäuſcht werden.

Immer tiefer rollten wir hinab zwiſchen den Getreidefeldern, die ſich über die baumloſen Höhen des Voigtlandes ausbreiten. Tief unten fließt die Saale zwiſchen grünen Ufern, und dort iſt es, an der linken Seite dieſes lieblichen Fluſſes, wo ſich die neue Häuſerreihe erhebt.

Hof hat ſeit vielen Jahren einen nicht unbedeutenden Speditionshandel getrieben, dies gewann ihm denn auch die ausgebreitetſte Theilnahme in der Handelswelt, als es abbrannte. Es liefen ſehr bedeutende Summen ein und man ſah ſich in den Stand geſetzt, ſtatt der verlorenen Maſuren ſtattliche Hotels zu errichten, die wenigſtens in ſolch einem Landſtädtchen, an der Grenze zwiſchen Baiern und Sachſen, dafür gelten konnten. Es wurde eine Commiſſion nievergeſetzt, welche die Bauplane zu prüfen hatte, und man kam überein, daß zwei, drei, vier Bürger ihre kleinen Häuſer nach einem größern Plane bauen ſollten, um ihnen nur ein Dach und eine Façade zu geben. Dies brachte denn in der That ganz erhebliche Fenſterreihen zu Wege. Nun kam noch hinzu, daß in dem damaligen Magiſtrate einige junge Männer ſaßen, welche neben einem ſtark patriotiſchen Sinne auch einen für das Ueberſchwängliche recht empfänglichen Geiſt beſaßen und den Rieſengedanken faßten, aus Hof ein zweites München zu machen. Da Glyptotheken und Pinakotheken aber zunächſt nicht paſſend erſchienen, ſo nahmen ſie ſich vor, in dem Rathhauſe und in der Hauptkirche ſich Denkmäler ewigen Ruhms und der Stadt ewige Zierden zu ſetzen.

Einheimiſche Baukünſtler entwarfen die Plane und einheimiſche Handwerker führten ſie aus. Gothiſche Zierrathen, geſchmückte Erker, bunte — nicht gemalte — Fenſterſcheiben, nichts wurde vernachläſſigt, um die kleine Stadt, die ſich zu hoch verſteigt, recht deutlich zu veranſchaulichen. In einer alten Kirche wurde ſogar ein Schauſpielſaal erbaut. Das Theater war im Chore und die Emporkirchen bildeten Logen und Gallerie.

Viele Einwohner waren nun freilich mit dieſen Einrichtungen nicht zufrieden; ſie wußten nichts von Geſchmack und Schönheitsſinn und verlangten dies und das: Verbeſſerung des Feuerlöſch-Syſtems, Brücken, Wege, Pflaſter, Beleuchtung — was weiß ich? Man kennt ja die faden Anforderungen ſolcher nüchterner Nützlichkeitsmenſchen! Die Stadträthe überhörten jedoch dieſes widerſetzliche Murren und fuhren in ihrem Verſchönerungsſyſteme fort und machten aus dem reichen und gewerbfleißigen Hof die ſeltſamſte Erſcheinung in der Reihe kleiner deutſcher Städte.

Die Gegend um Hof iſt in der nächſten Umgebung nicht ſehr begünſtigt zu nennen. Die Hügel ſind nicht maleriſch; ſchöne Dörfer und Schlöſſer fehlen; ebenſo Gehölz. Schloß Hofen, Höfchen ganz nahe vor der Stadt, die Harmonie-Geſellſchaft und Klein-Lamitz ſind die angenehmſten Punkte. Der Schatten weniger alter Bäume gewährt in dieſer kahlen Gegend ſchon einigen Reiz. In einem weitern Rayon um die Stadt wird es dagegen beſſer. Das Voigtland zählt eine Reihe herrlicher Schlöſſer, die von bewaldeten Höhen die lieblichſten Thäler beherrſchen.

Das Leben in Hof iſt ungezwungen und angenehm. Die Einwohner, die größtentheils aus Fabrikanten und Spediteuren beſtehen, haben ſich in der Welt umgeſehen und leben auf eine behagliche, großſtädtiſche Weiſe.

Man kann in Hof die Honoratioren Morgens bei Wein, Lachs und Caviar antreffen, ſo gut wie in Leipzig und Dresden; Mittags iſt die trefflich beſtellte Wirthstafel im Hirſch von Gäſten dicht beſetzt und Abends verſammeln ſich Herren und Damen in dieſem oder jenem Garten, um bei ziemlich gut beſetzter Muſik reichliche Mahlzeiten zu halten.

Ein Vogelſchießen iſt in Hof ein gar nicht zu verachtender Spaß und ich rathe jedem Freund der Volksfeſte ihn einmal mitzumachen. Drei Tage, glaub' ich, bietet die Schießwieſe ihre Freuden der Menge dar. Hier erlabt ſich unter Zelten und grünen Tannenlauben Jedermann an Speiſe und Trank; Muſik ertönt und das Knallen der Schützen ſchallt munter darein. Beluſtigend iſt es, wenn der König, mit der großen Kette geſchmückt und unter Nachtragung der Inſignien, den dreimaligen Umzug hält. Mit einbrechender Nacht füllen ſich die Säle und der Tanz nimmt ſeinen Anfang, während unten der Feuerwerkdilettantiſmus oft gar argen Unfug treibt. Dicht vor den Ohren ziſchen rieſenhohe Schwärmer empor, aus dem grünen Verſtecke eines Gebüſches brauſen Feuerräder und erſchrecken den einſamen, in Betrachtungen verlorenen Wanderer, und muthwillig ſpringende Fröſche bringen zechende Tafelrunden und koſende Mädchenkreiſe in die tollſte Verwirrung. Bis tief in die Nacht hinein währt die Luſt, und andern Tages ſind die lebensfrohen Menſchen doch nicht müde und ihre Taſchen ſind zu neuen Ausgaben gefüllt. Wenn man bedenkt, daß hier ſtets daſſelbe Publicum die Ehren des Feſtes beſtreitet, eine gewiß auffallende Erſcheinung.

Hier war es, wo ich mit meinem Thespiskarren einſt Einzug hielt, um die wackern Einwohner durch theatraliſche Vorſtellungen zu erfreuen; ein Genuß, den ſie ſeit dem Brande und dem darauf erfolgten Wiederaufbau ihrer Stadt, alſo ſeit ſechs Jahren ungefähr, nicht gehabt hatten. Die Kirche wurde mir bereitwilligſt eingeräumt und der Zimmermaler des Städtchens angewieſen, mir alle nöthigen Decorationen, nach meiner Angabe und wie ſie die von mir zur Aufführung zu bringenden Stücke erheiſchen würden, zu pinſeln. Der Bürgermeiſter, Herr v. O., ein eben ſo gebildeter als freundlicher Mann, verſprach ſich nach Kräften für das neue Theater zu intereſſiren.

Ein Bote wurde in die Umgegend geſchickt, um auf den Schlöſſern und in den Dörfern Abonnenten zu ſammeln, und dieſe Maßregel war von Wichtigkeit, denn trotz der Neuheit des Schauſpiels, des guten Rufes meiner Truppe und der Vergnügungsſucht der Hofer war die Abonnentenliſte hier nicht ſehr zahlreich ausgefallen. Man vertröſtete mich auf die Einnahme an der Kaſſe und dieſe überſtieg in den erſten Tagen wirklich meine Erwartung.

Das Theater begann erſt nach acht Uhr, wann die Leute vom Spaziergange kamen, und dauerte bis Mitternacht, gleich wie in Paris. In einer Sacriſtei war das reich beſetzte Buffet errichtet, wo das Publicum mit warmen und kalten Speiſen, mit Bier, Wein und Punſch bedient wurde.

Hier ſaßen denn oft die ſchlemmenden Honoratioren und überhörten die ſchwierigen Rouladen meiner Primadonna, den donnernden Abgang meines Helden. Das Orcheſter beſtand theils aus der Stadtmuſik, theils aus Dilettanten, die mein talentvoller Muſikdirector, den ich mit mir führte, einübte und dirigirte. Der geſammte Clauren war hier noch ganz neu, Iſidor und Olga und Laßt die Todten ruhn, die ſieben Mädchen und die Staberliaden waren die beliebteſten Vorſtellungen. In der Oper verſtieg ich mich ſogar bis zum Waſſerträger, zu Camilla und zum Freiſchützen. Ueber das Was bin ich gern bereit Rechenſchaft zu geben; das Wie erlaſſe man mir! Beim Freiſchützen wurden keine Koſten geſpart. Die Regimentsmuſik aus Bayreuth kam auf drei Wagen gepackt zu dieſer Vorſtellung herbei; Pumpen wurden gebohrt, um aus einem unterirdiſchen Baſſin den Waſſerfall zu ſpeiſen, der ſeine dunkeln Fluthen über hölzerne Gerüſte in der Wolfsſchlucht ergoß, und das wilde Heer, wie alle übrigen Erſcheinungen, waren von der Art, dem an ſolchen Dingen nicht erprobten Schauſinn der Leute gewaltig zu imponiren.

Es war nach Aller Ausſage zu dieſer Vorſtellung das Außerordentlichſte geſchehen, und ich darf wol nicht hinzufügen, mit welchem Eifer die Truppe mitwirkte, die nicht allein ihren Ruhm und ihre Ehre in das Gelingen dieſer Vorſtellung ſetzte, ſondern mehr noch eine Abhülfe ihrer Noth davon erhoffte, da mit dem Ertrage einiger Wiederholungen der Oper die rückſtändige Gage gedeckt werden ſollte.

Ohne mich über die Details unſerer Leiſtungen und den Kunſtſinn des Publicums hier auszuſprechen, will ich nur die Schilderung eines Abends verſuchen, der mir unvergeßlich bleiben wird und es wol verdiente, in den Annalen des deutſchen Theaters aufgezeichnet zu werden.

Der Geburtstag des Königs erſchien und wir — in der äußerſten Grenzſtadt des kleinen Reiches — kamen auf den barocken Gedanken, eine Feier im Theater zu veranſtalten, wie ſie die Hauptſtadt begehen ſieht, wo die Unterſtützung des Hofes und die Anweſenheit deſſelben eine ſolche Ausnahme von den gewöhnlichen Kunſtfeſten, die allein nur gefeiert werden ſollten, gewiſſermaßen bedingt und entſchuldigt.

Außerordentliche Ereigniſſe hatten damals die Liebe der Unterthanen noch nicht ſo geſteigert, daß ſie bei jeder Gelegenheit in Exploſion geriethen, und man kann kaum denken, wie flau und lau ein Allerhöchſter Geburtstag in einem von der Hauptſtadt viele Tagereiſen weit entfernten Städtchen, deſſen Einwohner, worunter die wenigſten Beamten waren, alle Stunden auf dem Territorium eines anderen Herren ſpazieren gehen konnten, aufgenommen wurde. Ich will hiermit keineswegs den allgemein bekannten Patriotismus der Hofer in Zweifel ziehen, der ſich bei jeder Gelegenheit dargethan, ſondern obige Beobachtung nur im allgemeinſten Sinne mitgetheilt haben. Mir iſt dieſe Art von Patriotismus ſtets wie ein Steinwurf ins Waſſer erſchienen. Wo der Stein hineinplumpte, ſind die Kreiſe am dichteſten und ausgeprägteſten, dann aber werden ſie immer weitläufiger und unſcheinbarer, wenn gleich ein ſcharfes Auge bis zum fernen Rande des Waſſers die leichten, kreisförmigen Schwingungen bemerken kann.

Der patriotiſche Schönheitsſinn des Magiſtrats bewilligte alle Koſten zu tragen, und ich durfte meine Anordnungen treffen. Die Umgegend wurde aufgeboten, den Schmuck ihren Gärten zu rauben, um unſern Kunſttempel oder vielmehr unſere Kunſtkirche zu ſchmücken. Die Ernte fiel jedoch ſehr ſchlecht aus. Hofs Umgegend iſt bekannt wegen ihrer Unfruchtbarkeit an feinem Obſte, Gemüſen und Blumen, kurz an der Poeſie der Felder. Man nennt es daher im üppigen Bamberg, inmitten der überwogendſten Fruchtbarkeit, Baierns Sibirien. Bamberger Rettige kommen hier zu Markte und zwei Mal wöchentlich fährt der ſchwerbeladene Wagen heran, der Erbſen, Kohl, Rüben, Grünzeug aus dem geſegneten Unterlande bringt, den die hier domicilirten bamberger Gemüſehändlerinnen feil halten, in ihren breiten, fledermausähnlichen, ſchwarzen Bandhauben. Ohne dieſe wohlthätige Einrichtung würde die Küche in Hof ihrer angenehmſten Reize verluſtig gehen.

Man kann nun aber leicht denken, daß der gehoffte bunte Reichthum ſich nur auf grünen beſchränkte. Laub und Tannen waren faſt das Einzige, was herbeigeſchafft werden konnte. Dies zu langen Gewinden verarbeitet und mit Papierſchnitzeln durchflochten, wie wir es an den Weihnachtsbäumen ſehen, gab aber der Kirche eine nicht unpaſſende Zierde und ein ganz paſſables feſtliches Anſehen. Kleine Blechleuchter mit Talglichtern wurden dazwiſchen angebracht, um den Ausdruck: „bei ungewöhnlicher Beleuchtung des äußern Schauplatzes,“ auf dem Zettel zu rechtfertigen. Dabei aber wurde der Billeteurfrau eingeſchärft, das Putzen fleißig vorzunehmen, damit die Freude des Abends nicht etwa durch Feuerlärm gräßlich geſtört wurde, nach dem bekannten Sprichwort: „der Verbrannte fürchtet das Feuer.“ Durch dieſes Dazwiſchentreten der lichterputzenden alten Frau wurde nun freilich das Publicum aus der ſchönſten Illuſion geriſſen, und es wäre beſſer geweſen, die Beleuchtung gänzlich zu unterlaſſen.

Auf der Scene waren nicht minder verherrlichende Vorbereitungen angeſtellt worden.

Der Zimmermaler hatte ein ganz neues Wolkentheater aus Indigofarbe und Pappendeckel veranſtaltet, und eine Maſchinerie dazu erfunden, die ich unbedingt zu den ſinnreichſten und zugleich einfachſten zählen darf, die ich jemals geſehen.

Eine ſchmale Latte lief in der Höhe von fünf Fuß über das Theater, der Breite nach. Sie war mit kleinzackigen Abſchnitzeln von Pappendeckel bekleidet, welche blau angeſtrichen, azurfarbenes Gewölke vorſtellen ſollten. In dieſer Latte war eine Rinne geſchnitten und an jedem Ende derſelben verdeckten einige größere Wolkenſtücke den Zuſchauern die himmliſchſte Ueberraſchung. Rechts war ein L, von Glasſteinen, links ein eben ſolches T, die Anfangsbuchſtaben des Namens des Königs und der Königin von Baiern, die der ſtädtiſche kunſtfertige Glaſermeiſter aus weißem und farbigem Glaſe in Draht und Pappe gefaßt hatte. Dahinter hatte der eben ſo kunſtvolle Schreiner eine Vorrichtung zur Beleuchtung und der wackere Lichtzieher einige Lichter ſeiner eigenen Erfindung, kürzer, dicker und weniger dem Ablaufen ausgeſetzt, geſteckt. Beide Buchſtaben ſaßen auf der Rinne und konnten, an dünnen Bindfäden gezogen, ſich langſam fortrutſchend darin bewegen, bis ſie in der Mitte, Eines durch das Andere aufgehalten, ſtehen blieben. Es war ein Effect wie jeder andere und bildete den Schlußpunkt eines von Eduard v. Schenk für dieſelbe Gelegenheit in München gedichteten Vorſpiels: „Kaiſer Ludwig's Traum", mit einigen für die Localität zweckmäßig befundenen Abänderungen.

Die Autoritäten der Stadt wohnten der Probe bei, die mit dem der bedeutendſten Kunſtanſtalt würdigen Ernſte abgehalten wurde, und man ſah, daß Rinne und Bindfaden ihre Schuldigkeit thaten, und war ſehr zufrieden von allen Seiten.

Acht Uhr hatte es bereits lange geſchlagen und die Schauſpielkirche ſah außer ihrem ungewöhnlichen Schmuck noch nichts Ungewöhnliches. Wir hatten, in ſanguiniſchen Hoffnungen gewiegt, an ähnliche Feſte in Wien und München gedacht und an den glänzenden Schmuck der adeligen Damen u. ſ. w. Konnte hier auch der Schmuck ſich nicht zeigen, ſo rechneten wir doch mit einiger Zuverſicht auf Sonntagsſtaat und dergleichen. Aber der fatale Sonnabend hatte die guten Hausmütter Hofs zu ſehr mit Scheuern und andern ſonntägigen Vorbereitungen in Anſpruch genommen, ſo daß die meiſten zu Hauſe blieben und die wenigſten erſt ſpät erſchienen und ſich ſcheu in eine Ecke des Parterres drückten, in Nachthauben und Schlafröcken, um den Spektakel mit anzuſehen, ihn aber nicht ſelbſt zu liefern.

Die geſchmückten und beleuchteten Emporkirchen blieben leer und man ſah nur alle Viertelſtunden die alte Billeteinnehmerin erſcheinen, um an den ſchnellen Verlauf der Stunden zu erinnern und die Lichter zu putzen. Sie erregte dann immer mehr Aufſehen, als alle Herrlichkeiten der Scene, und die Vermiſchung der Talglichter mit dem Sonnenlichte, das der herrlichſte Sommerabend durch die hohen Fenſter im Uebermaße hereinfluten ließ, ſtörte noch überdies jede Illuſion und machte die widerwärtigſte Wirkung.

Um halb neun traten zwei Magiſtratsräthe in eine Art von königlicher Mittelloge und wurden von einem Tuſche empfangen. Unmittelbar darauf hob ſich der Vorhang und man ſah Kaiſer Ludwig auf der Steinbank ſitzen, wie es vom Dichter vorgeſchrieben war.

Jedem, der Aehnliches in Hauptſtädten und an Hoflagern jemals mit angeſehen, mußte das Herz ſchwellen; aber die Hofer begriffen nichts davon; Niemand applaudirte, aber die Repräſentanten der Gewalt verbeugten ſich doch in ihrem beſchränkten Käfig, als wenn etwas der Art geſchehen wäre, ſich nach allen Seiten verneigend. Niemand nahm es wahr, denn Niemand drehte den Kopf nach ihnen hin; bis auf die alte Lichtputzerin, die in ihrem Geſchäfte innehielt und ſich zierlich, den Gruß erwiedernd, verbeugte. Ich ſah zufällig hin und konnte das Lachen nicht verbergen. Was ſind alle gemachten Parodien gegen ſolche, die uns das Leben bietet. Der Gruß, der Applaus, die ſich in Ehrfurcht erhebende Ariſtokratie und dieſe wackern Stadträthe, und dieſer Tuſch, und dieſe höflich knixende Lichtputzerin. Dabei hatte ſich ein friſcher Geruch im ganzen Gebäude verbreitet. Man glaubte eher in einem Tannenwalde, als in einem Schauſpielhauſe zu ſein.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß die Blätter von dieſer eben ſo herzlichen als erhebenden Feier ſprachen und den Behörden, dem Schauſpieldirector, den Künſtlern, ſo wie dem Publicum die beſten Lobſprüche zollten. Nach ihnen war das zwar kleine, aber geſchmackvolle Theater in einen blühenden Feengarten umgeſchaffen worden; die Bühne zeigte eine überraſchende Maſchinerie und der Jubel der verſammelten Menge wollte nicht enden.

Nach der Vorſtellung begab ich mich in die Gruft unter der Kirche, wo in dem von einigen Oellampen erzeugten Dunſte und den modrigen Exhalationen des Orts die armen Schauſpieler, gleich Schatten der Unterwelt, ihre Toilette machten. Hier waren nämlich die Garderoben. Ein jeder

Licht hatte seinen Hof und alle Umriſſe verſchwanden im feuchten Nebel. Ich brachte den armen Leuten die frohe Kunde, daß ihrer nach der Vorſtellung ein Eſſen im Hirſch warte, wozu ſie ein Mäcen einladen ließ. Man kann denken, wie gern ſie es annahmen; ſie ſtreckten mir die feuchten Hände aus ihrem Nebel entgegen und ſagten es mit freudiger Stimme, die ſich jedoch an den Gruftgewölben ſchauerig brach.

Der Gipfel unſerer Vorſtellungen war „Staberl in Floribus“, wo eine mit Ochſen beſpannte Equipage auf das Theater kam, zum großen Ergötzen der guten Leute.

Die Gaſtfreundſchaft wird in Hof großartig geübt. Nicht nur daß alle geſelligen Vereine den fremden Herumzüglern willig geöffnet worden, ſondern auch die Familien gewährten uns Eintritt in ihre Kreiſe, und kein Feſt, kein Banket wurde gegeben, zu dem nicht Einige von uns geladen waren. Dies iſt ein Lob, das ich dieſer Stadt zu zollen mich gedrungen fühle.

Zu den angenehmſten Erinnerungen meines Lebens zähle ich den mehrmaligen Aufenthalt auf dem Schloſſe H., einer ältern Freundin gehörig, die ich einſt in andern Lebensverhältniſſen kennen gelernt hatte. Die Beſſeren meiner Geſellſchaft waren mitgenommen worden und ſie ließen es ſich in dem Kreiſe wohl ſein und entſchädigten ſich für die Strapazen und Entbehrungen ihres Lebens reichlich.

An Bildung fehlt es den Hofern nicht; für das literariſche Bedürfniß ſorgt die bekannte Grau'ſche Buchhandlung, welche zugleich das ganze Voigtländchen mit Literatur verſieht.

Im Ganzen lieferte mir dieſe kleine Stadt den abermaligen Beweis, daß da, wo die Natur weniger gethan, die Menſchen ſich liebenswürdiger und gefälliger zeigen, als wo ſie in den Reizen der Schöpfung ſchwelgen können. Ver zwiſchen den kahlen Hügeln gleichſam begraben, öffneten ſich die Herzen dem Scherze und der Heiterkeit auf die ungezwungenſte Weiſe, während unſern Damen, an den reizenden Abhängen des Fichtelgebirgs, in dem geradlinigen Bayreuth ſchon ſteifer Zwang und Etikette herrſchten. Hier geben aber wohlhabende Kaufleute, zum Theil weit gereiſt, dort langbekleidete Regierungsräthe den Ton an, die ſeit ihren Studentenjahren nichts von der Welt, als ihren Winkel, in dem ſie leben, zu ſehen bekommen haben.

Eine Reliquie.

In der hamburgiſchen Theatergarderobe, wo die Kleider der Comparſen, die Bären, Affen und anderes Gethier aufbewahrt werden, hängt ein alter Wamms, von fahlgrauem Mancheſter, mit kleinen, ſchwarzen Pünktchen, ähnlichen Puffen von ſchwarzem Seidenzeuge und braunen, ganz unſcheinbaren Silberſchnürchen kärglich verziert, die an der Schulter Schleifen bilden, wie es die ſpaniſche Mode erforderte. Der originelle Aufſeher dieſes Theils der Garderobe, ein ehemaliger Zieten'ſcher Huſar, der einſt bei Schröder ſich als Sänger anwerben laſſen wollte, aber als ſein Leibſchneider bei ihm blieb, der ſehr Vielen in und außer Hamburg weltbekannte Gerhart, deſſen Leben zu ſchreiben ich mir vorgeſetzt hatte, zeigte mir einſt dies Wamms mit der ihm eigenthümlichen, komiſchen Ceremonie. Er meinte: „es hätte längſt verdient, einmal in einem eignen Glasſchranke aufbewahrt zu werden und ein Pergament hätten, um die Bedeutung dieſes Wammſes einer ſpätern Zeit aufzubewahren. Aber die Herren laſſen es ſo verkommen,“ fügte er hinzu, „und bekümmern ſich nicht darum.“ Ich ſah ihn lächelnd an, denn der alte, ſchwerhörige Mann erlaubte ſich allerlei gutmüthige Scherze mit mir, den er ſeinen Schulkameraden nannte, weil er ſo wie ich das altſtädtiſche Gymnaſium in Königsberg beſucht hatte, mit dem einzigen Unterſchiede, daß beinahe funfzig Jahre dazwiſchen lagen. „Und was iſt's denn damit?“ fragte ich, als er ſich über mein Zweifeln zu erheitern ſchien. „Dies Wamms,“ erklärte er mit großem Ernſte, „hat unſer ſeliger Herr Schröder in London in der Verſteigerung erſtehen laſſen, die nach dem Tode des berühmten engliſchen Schauſpielers mit ſeinen Effekten vorgenommen wurde.“

„Was wäre das?“ rief ich, indem ich das Wamms aufmerkſamer betrachtete. „Dies ein Stück aus Garrick's Garderobe?“

„Ja, Garrick, ganz richtig!“ fiel mir der alte Gebhart ins Wort. „Der ſelige Herr Schröder hat bis an ſein Ende den Doctor Bartolo im Barbier von Sevilla in keinem andern Kleide geſpielt als in dieſem. Es war auch ein ſchwarzer Mantel dabei, der iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden, weil er ganz zerfetzt wurde.“

Er meinte den Bartolo, im Luſtſpiele von Beaumarchais.

Ich ſah das Wamms genauer an. Es hing, von langen grauen Spinnweben umſponnen, zwiſchen dem weißen und ſchwarzen Bärenfelle, die zu „Bär und Paſcha“ gebraucht wurden. Unter ihm baumelten die blauen Röcke der Waiſenkinder, aus der Oper „Das Waiſenhaus,“ und darüber ſchwebte ein alter däniſcher Schlafrock, den Schröder als Lear zu tragen pflegte.

Bei dieſen todten Zeugen einer längſtvergangenen Zeit zog die ganze Kunſtgeſchichte des deutſchen Theaters wie ein lebendiges Panorama an mir vorüber. Ich ſtand auf einem Höhen, ich träumte Garrick und Schröder zu erblicken und ſchwelgte bis hinab zu Bär und Baſſa. Mein Arm ſtreckte ſich unwillkürlich aus, meine Hand ergriff mechaniſch Garrick's Wammſe, ich glaube, ich wollte es anziehen, da drangen alte Spinnen daraus hervor, eine Menge von Inſekten ſchwirrten aus den Aermeln und Nähten und flatterten übermüthig um meinen Kopf. Ich gedachte der Inſekten im Fauſt's Talare; aber dieſe in Garrick's Wammſe ſangen nicht wie jene — nur der alte Gebhart nieſte wiederholt, weil ihm der Staub kitzelte.

„Iſt dies Alles," dachte ich, „was von euch und eurer Kunſt auf die Nachwelt kommt, große Männer, und wird ſelbſt dieſe Hülle ſo wenig von euren kleinen Nachfolgern beachtet? Nichts iſt im Stande, uns zu zeigen, wie ihr waret, aber dieſes graue, einfache Wammſe, worin einſt die ehrlichen Männer wirkten und ſchufen, ſollte mir dennoch dazu dienen, eine erbaulichere Stimmung in ſo manchem modernen Kunſtjünger hervorzurufen. Den erſten Liebhaber wollte ich hierher führen, wenn ihm das Kleid nicht reich genug ſcheint, der Anzug nicht balletmäßig genug ſein kann, und ihm die Worte: Einfachheit, Garrick und Schröder! zurufen. Wenn er ſich brüſtet mit ſeiner Kunſthöhe und die Statiſten überſieht, worauf er ſchwört, dann ſollte der alte Gebhart ihm das Wammſe vorhalten und ihm ſagen, daß einſt Größere da war und ſpurlos hinſchwand. Und wenn er es unter ſeiner Würde hält, dieſe oder jene Rolle zu übernehmen, dann zeige man ihm die Gewänder der beiden Prieſter, das Kleid Garrick's und den Mantel Lear's, den Schröder trug, wie ſie hingen bei den Wollenfetzern, die längſt geſtorben ſind wie ſie, und bei den Bären, die nur allein noch leben, und den ekeln Inſekten, die das Leben der Großen beerbten. Wenn euch dann eure ge-

[illegible] Brüste nicht mit Schmerz erfüllt, die Herzen der [illegible] Bühne, so hält ihr nun [illegible] [illegible] und [illegible], den Theaterbau in der hamburger [illegible] nie jemals zu erblicken.“

Meine Gedanken waren laut geworden und der alte Gesellen hatte sich verwundert von mir entfernt.

Ich stieg hinab und sprach von meinem Zweck. Nur [illegible] wußten noch Einige darum. Das Monument hängt aber auch noch am alten Platze und auch der alte Geselle ist ledig geblieben.

Gelhart.

Armer, guter Gelhart! Ich habe Dir Dein Denkmal verſprochen, empfang' es hier in der leichten Aquarellmanier.

Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein junger [illegible] Holſate ſich bei dem berühmten Director des hamburger Theaters, Herrn Schröder, meldete, um ein Mitglied deſſelben zu werden. Dies war unſer Gelhart. Er wollte Tenor ſingen.

Ich vermag nicht zu ſagen, wie er damals ausgeſehen haben mag; wie ich ihn kennen lernte, mußte er ſich wol ſehr verändert haben. Dieſe Naſe, dieſe Augen, dieſen Rücken bringt man nicht mit auf die Welt; ſo etwas erwirbt ſich erſt nach und nach, wenn die Glätte, die Friſche, das Neue und Blanke ſich abgenutzt haben. Jene Naturen ſind die Bevorzugten, die ſich ſolcher Vorzüge erfreuen; ſie beſitzen eine ſtille Reproductionskraft; wenn das bei den Andern Alles einſchrumpft und vertrocknet, ſetzt ſich hier etwas Neues an, wächſt, gedeiht, nimmt Geſtalt und Farbe an.

Aber Schröder wollte von der Tenorſängerſchaft des jungen Holſaten nichts wiſſen — vielleicht nicht einmal hören.

„Was hat man ſonſt gelernt?“ fragte er, der junge ~~Menſch mußte ihm denn doch~~ wol gefallen.

„Das Schneidermeiſter,“ erwiderte Gebhart, der Huſar.

Schröder lächelte. Die Schneider waren damals noch nicht ſo nöthig bei den Bühnen wie jetzt. Es gab nicht ſo viel für ſie zu thun. Faſt Alles ſpielte man in den weitläufigen, aufgeſchmückten Kleidern, die man auch auf der Straße und in Geſellſchaft trug, und war es einmal ein großer Shakſpeare-Charakter, ſo ließ man Hiſtorie Hiſtorie ſein und hielt es mit der Phantaſie. Schröder kümmerte ſich zum Beiſpiel nicht darum, wie ſich die alten Britannier zur Zeit ihres fabelhaften Königs Lear wol gekleidet haben mochten, und ſtellte deshalb auch keine Forſchungen und eben ſo wenig Schneider an. Aber im eigenen Frack mochte er ihn auch nicht geben, und in einem ſpaniſchen Mantelkleide bei der Theilung ſeines Reiches zu erſcheinen, ſchien ihm gleichfalls nicht paſſend. Das war ihm ſo phantaſielos, ſo kokett, ſo prächtig. Da kam ein Chinafahrer unſerm großen Schröder zu Hülfe; der brachte einen Schlafrock nach Hamburg, den irgend ein Mandarin einmal getragen haben mochte; ſchwarz, mit großen, ineinander verwickelten Drachen geziert, und in dieſen hüllte der unvergeßliche Darſteller des Lear, der König des deutſchen Theaters, die langen Glieder, das war ſein Learcoſtüm. Ich kann mir ihn denken, wie er ihn in die Höhe hob, wie er darin einherſchritt. Ich habe den alten chineſiſchen Schlafrock oft in meinen Händen gehabt. Jetzt dient er dazu, einen Theil von Schahabaham's Hofſtaat in Bär und Baſſa zu zieren, einen Lear ſah ich aber dort, der ſeinen dicken Bauch in ein enges Wämschen und Höschen geſteckt hatte, wie es ihm die heutige Theatermode gewährte, und ſeinen Wahnſinn darin herunterraſend mit lüderlicher Grimaſſe

Der gute Gelhart mußte ſogleich den Damen helfen, welche da ſaßen und die großen Reifröcke ſtickten. Madame Schröder und die Ackermann, die Bendet und die Jaime, ſie tranken Kaffee, die Nadel in der Hand, und ſtickten ganze Klumpen von Flittern aufeinander. Eine Pracht für eine Ewigkeit. Und der gute Gelhart, wie er bereits alt geworden war, ſo ein fünfzig Jährchen ſpäter, hatte er Muße, dieſe Stickereien auseinander zu zupfen und die Flittern nach ihrer Größe und Art zu ſortiren, um damit bei der Hand zu ſein, wenn zu neuen Stickereien welche gebraucht wurden. Der alte Mann war von einer wunderbaren Rührigkeit. Von Morgens früh bis zum ſpäten Abend war er mit der Garderobe beſchäftigt und dazwiſchen plauderte er gern von vergangenen Zeiten. Er wußte von den alten hamburger Theaterdirectoren viel zu erzählen. Er hatte Andenken von ihnen aufzuweiſen; ſie hatten ihn Alle lieb gehabt. Aber wie hielt er auch ſeine Garderobe in Ordnung; ſeine Garderobe beſtand nämlich aus alten ausrangirten Stücken und den Kleidern für die Statiſten. Alles hatte ſeinen Platz bei ihm, Alles ſeinen Zettel, wie in einem Muſeum; die alten ſtaubigen, von Motten zerfreſſenen Habite, worin ſich eine längſt verblichene Herrlichkeit einſt kund gab, ihm war dieſe noch gegenwärtig, ihm lebte ſie!

Hier ſahen wir einen weißen, daneben einen ſchwarzen Bärenkopf; Beide zierlich aufgehängt und darüber in großen Buchſtaben: „Dat is der weiße Bärenkopp.“ und „Dat is der ſchwarze Bärenkopp!“ Nicht weit davon hingen einige graue Jäckchen, über denen eine Tafel mit den Worten hing: „Dat ſind die dreizehn Röckchen aus dem Waiſenhaus, es ſind aber nur ſiebene.“ Es waren nämlich einige davon zu andern

Zwecken verbraucht worden. Ebenſo fanden wir Etwas, das die Aufſchrift führte: „Macbeth's Heim," dann „Sarcaſtro's Mantel," „Tarkeleon's Schlangenſchürze" u. ſ. w. aber Alles lebhaft erinnernd an Lichtenberg's Curioſitäten-Sammlung, worin ſich „ein Meſſer ohne Klinge" befand, „woran das Heft fehlte."

Gelhart war ein Königsberger, wie man gleich am Dialecte hörte. Er hatte in ſeiner Jugend als Schüler das altſtädtiſche Gymnaſium beſucht und nannte mich ſeinen Schulkameraden. Deßhalb hatte er aber auch ein ſo unbegrenztes Zutrauen zu mir, wie man es nur zu einem Jugendfreunde hegen kann.

Sein Liebling war aber eine Katze. „De Katte" ging ihm über Alles. Wenn er Morgens auf ſeinem Stübchen ſaß, um ſeine Garderobe auszubeſſern, und nun bald ein Schlückchen, bald ein Schnittchen Butterbrot dazwiſchen genommen wurde, ſo ſaßen ihm der alte Zander, ſein Factotum, und die gelbe „Katte," ſein Liebling, gegenüber.

„Sieh, Zander, dat Vieh hat Menſchenverſtand!" ſprach er dann wol.

Und „Ja, Gelhart, Du haſt Recht!" erwiderte der Andere.

Was er von ſeinem Frühſtücksbrote übrig ließ, hing er aber wohlweislich, in einer Schachtel verſchloſſen, auf, die wie eine Laterne mitten im Zimmer frei von der Decke herabhing. Denn hätte er es liegen laſſen, ſo würde das Vieh mit Menſchenverſtand ſich wol, nach Art ſolchen Viehes, undankbarerweiſe darüber hergemacht haben.

War das Theater beendigt, ſo wurde der Katze Gelhart's die Thür geöffnet und ſie durfte im ganzen Schauſpielhauſe ihre Function als Kammerjäger üben, d. h. auf die Mäuſejagd aufgeben. Sie hatte darin einen feinen Tact und lag Stunden lang auf der Lauer, bis der Vorhang zum letzten Male gefallen war, um dann ihre nächtliche Runde anzutreten.

Einſt wurde Maria Stuart gegeben. Das Stück dauerte lange und Gelhart's Katze hatte lange Weile. Sie lag harrend, mit den Augen blinzelnd, auf den Treppenpfoſten und wünſchte, wie man es ihr anſehen konnte, ſehnlichſt das Ende herbei. Die Ohren richtete ſie bald vor-, bald rückwärts, um zu erhorchen, ob denn noch nicht Alles ſtill und ruhig werden wollte. Da kommt der erſehnte Augenblick, ſie erhebt ſich und macht einen Buckel; rings ruht Stille; das Ende iſt da, ſie wagt einige leichte Schritte auf Sammetpfötchen. Sie ſchleicht unbemerkt vor, immer weiter — jetzt tritt ſie aus den Couliſſen, um im raſchern Tempo — huſch — huſch über die Bühne zu ſetzen. Aber welch ein Entſetzen ergreift ſie — ein lautes Bravo und Applaudiren empfängt die arme Katze. Niemand weiß auf der Bühne, was der Lärm bedeuten ſoll.

Es war die letzte Scene der Maria Stuart. Leiceſter lag auf den Boden gebückt und horchte, wie unter ihm der Schemel gerückt wurde. Dies war die Grabesſtille; die lange, zum Unglück zu lange Pauſe. Man kann ſich denken, was erfolgte. Der Director war wüthend; der Vorhang fiel und Leiceſter wollte die Katze und Gelhart dazu zerreißen. Endlich wurde dahin entſchieden, daß die Verbrecherin getödtet werden müſſe. Alle Vorſtellungen von Seiten Gelhart's halfen nichts; ſelbſt die Hindeutung auf Hatto's grauenvolles Schickſal, da die Mäuſe ſich auf eine furchtbare Weiſe vermehrten, fruchtete nichts; das Leben der Katze war verwirkt.

„Wir wollen die Katze denn erſäufen,“ ſprach Gelhart zum alten Zander, als er tiefbetrübt in ſein Zimmer hinaufſtieg. „Fang' ſie, ohler Zander!“ ſetzte er dann faſt weinend hinzu.

Und Zander fing ſie und that ſie in einen alten Sack und quetſchte dieſen unter den Arm.

„Dat arme Beeſt!“ ſagten ſie Beide, als ſie aus dem Theater gingen.

„Und mußt Du ſie denn tödten?“ fragte der weichere Zander, indem er die rothe Naſe wiſchte.

„Und wenn ik ſie nach Hauſe nehme, ſo läuft ſie mir ja wieder ins Theater und ik komm ums Brot,“ ſprach Gelbart mit einem Seufzer.

Sie hatten nun das Alſterbaſſin erreicht, das den Jungfernſtieg beſpült. Seufzend traten ſie auf ein Brett, das am Tage Wäſcherinnen dient und weit in das Baſſin hineinführt, dann ſagte Gelbart: „Laß ſie heraus!“ Und Zander öffnete den Sack und ſtill und traurig ſetzten ſie ihren Weg fort. Die „Katze“ lag tief unten in der Alſter.

Am andern Morgen, zu früher Stunde, ſehen wir den alten Gelbart mit ſeinem getreuen Zander über den Jungfernſtieg ins Theater wandern. Wie ſie an die Stelle kommen, wo die Katze ihr Ende gefunden, ſeufzen ſie Beide laut auf.

Betrübt ſteigen ſie die Treppe hinan; Gelbart ſteckt den Schlüſſel an, dreht um und tritt ins Zimmer.

Aber welch ein Schrecken bemeiſtert ſich ſeiner! Die gelbe Katze ſitzt, als ob ſie leibt' und lebte, auf ihrem alten Platze am Fenſter.

„Zander! iſt's kein Traum!“ ruft er, und Zander ſieht daſſelbe. Sie nahen ſich furchtſam zögernd dem Katzengeſpenſte, denn für die wirkliche Katze will es Keiner halten. Jetzt ſtrecken ſie die Hand aus und ergreifen das

Fell; nein — es iſt keine Täuſchung — ſie ſtreicheln ſie — ſie ſpinnt!

„Alter Zander!" ruft Gelhart, „was habt Ihr denn für einen Sack gehabt? Seht doch einmal nach."

Und Zander holt den Sack herbei, aber dieſer hatte ein Loch, ſo groß, daß die Katze dadurch entkommen konnte. Und ſie war wirklich ſo geſcheidt geweſen, ſich dieſes Loches zu bedienen, um ihr Leben zu retten.

„Aber jetzt," rief Gelhart freudig aus, „ſoll mir ſie auch Keiner mehr ins Waſſer tragen. Wer es auch ſei! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr meines Lebens gehabt. Wir behalten ſie hier oben und wollen ſchon Acht geben, daß ſie nicht mehr im letzten Act der Maria Stuart mitſpielt."

Einſt wurde die Zauberflöte neu in die Scene geſetzt, wozu prächtige Garderobe gemacht werden ſollte. Die Arbeiter waren übermäßig angeſtrengt und ſchneiderten vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Ich war daher nicht wenig überraſcht, als ich mitten unter dieſen fleißigen Leuten großen Lärm und Tumult vernehme, von einem unbändigen Lachen begleitet. Mein Befremden war jedoch bald erklärt. Der alte Gelhart hatte ſich in den älteſten Papageno-Anzug geworfen, der ganz aus Federn beſtand und für den Erſten, der dieſe Rolle in Hamburg geſungen, angefertigt worden war. So gab er ſeinen Collegen eine Buffo-Darſtellung der luſtigſten Art. Auf meine Zurechtweiſung, daß ſich ein ſolches Beginnen für den alten Mann nicht ſchicke und daß er damit die Andern von der Arbeit abhalte, war er mit tauſend Späßen bereit, auch mich in den Kreis der Lacher zu ziehen und wußte ſogleich mir die Geſchichte des alten Papageno-Coſtüms, mit einer Menge launiger Umſtände und von komiſchen Anekdoten begleitet, mitzutheilen, wie er wohl wußte, daß ich es gern hörte.

Seine geſchichtlichen Notizen über die hamburger Garderobe waren überhaupt intereſſant; manchmal ſelbſt in kunſthiſtoriſcher Hinſicht. Das hamburger Theater hat nämlich bis jetzt des ſeltenen Glückes genoſſen, ſeit ſeiner Begründung vom Feuer verſchont geblieben zu ſein. Daher enthält es denn ſo manche Reliquien.

Von dem merkwürdigen Kleide, das Schröder auf Garrick's Auction in London erſtehen ließ und worin er dann ſelbſt den Bartolo in Beaumarchais' Luſtſpiel: „Der Barbier von Sevilla," ſpielte, habe ich ſchon an einem andern Orte geſprochen. Eben ſo intereſſant iſt wol auch der chineſiſche Schlafrock des Lear, deſſen ich ſchon oben erwähnte, und ein anderer Schlafrock Macbeth's; ferner die Coſtume zu den Schäferſpielen und zu einigen alten Opern. Auch findet ſich noch viel von Schröder's Garderobe zu bürgerlichen Rollen vor, ſein Eſſighändler-Rock, Weſte und Beinkleid von rothem Tuche, und der ſchwarze Frack, den er ſchnell anzog, wenn er das Publicum anzureden hatte. Alle dieſe Kleider ſind leicht kenntlich an ihrer Länge und Weite und würden unverändert von keinem der jetzigen Mitglieder des hamburger Theaters gebraucht werden können.

Nachdem Schröder von der Direction abgetreten war und dieſe in die Hände Mehrer überging, griff das gewöhnliche Unweſen auch in dieſem Verwaltungszweige um ſich, und die erſten Spuren von Geſchmack und Ordnung finden ſich erſt zu jenem Zeitpunkte wieder, als Schröder zum Zweitenmale, zu Ende des erſten Jahrzehnts dieſes Jahrhunderts, die Direction übernahm. Er ſetzte nämlich damals ſein Drama: „Adelheid von Salisburn," in die Scene und ließ dazu eine Anzahl mittelalterlicher Hofkleider verfertigen, die noch ſpäter häufig erſchienen und beim Perſonal unter dem Namen der „Adelheidskleider“ bekannt waren. Dieſes Drama war eines von denen, die er für ſeine neue Unternehmung vorbereitet hatte und die er dann ſpäter in Bauſch und Bogen um 500 Thaler den andern Bühnen anbot. Nur Iffland hat ſie angekauft und ihm die verlangte Summe dafür bezahlt. Wahrſcheinlich aus rückſichtsvoller Höflichkeit, denn die Stücke hatten nur wenig Werth, waren veraltet und konnten kein Glück bei der Darſtellung mehr machen. Die Verſuche, die man in Berlin, namentlich mit dem Ruhmredigen, einer Bearbeitung des Glorieux von Néricault-Destouches, machte, und die, welche Schröder ſelbſt während ſeiner einjährigen Directionsführung unternahm, mögen als Beweiſe dienen. So konnte ſich der erfahrene Mann täuſchen und ſo täuſcht ſich Jeder, der nicht mit der Zeit fortſchreitet. Ehe Schröder ſeine zweite Direction eröffnete, antwortete er auf die Fragen, die man ihm wegen der Hoffnungen ſtellte, die er von ſeinem neuen Unternehmen hatte, nur durch ſtumme Hindeutung auf ſein Schreibpult, wo die Manuſcripte jener Stücke lagen, die ſonderbar genug Niemandem mehr außer ihm gefallen wollten.

Ich kehre aber zu Gelhart zurück.

Er ſang für ſein Leben gern die alten ſchönen Lieder aus dem ſiebenjährigen Kriege, die er noch in ſeiner Jugend vernommen. Das Lied vom „glückſeligen Schwerin“ und das feierlich zärtliche:

„[illegible] wollen wir —
Mein Schatz, wie gefällt es Dir?“

klingen mir noch immer in die Ohren, wie er ſie ſo ſchön mit ſeiner leiſen, zitternden Baßſtimme vorzutragen wußte. Seine Stimme hatte etwas Geheimnißvolles, gleich dem

Geſange gewiſſer wunderbar beſchwingter Inſecten, welche die Töne mit ihren Flügeldecken hervorzuzaubern verſtehen. Es wäre offenbar Verleumdung, wenn man dem alten guten Manne nachſagen wollte, er habe zu viel Branntwein zu ſich genommen; wenn ich aber behaupte, daß er dem Genuſſe des Branntweins dieſe ſeltſame Stimme, dieſe ſanfte Kraft, dieſes harmoniſche Zittern, dieſen leiſen und doch ſo kernigen Hauch verdankte, ſo gründet ſich das auf Beobachtung, die ich ſchon oft an Leuten gemacht, die ſich dem Branntweintrinken hingeben.

Ich könnte hier z. B. den bekannten Muſikdirector Hiller anführen. Da fällt mir ein, daß unſere leichtfertige Salonwelt, die es mir vielleicht ſchon ſtark verübelt, daß ich hier von Branntweintrinkern ſpreche, nur an den Klavierſpieler Hiller in Paris denken wird, indem ſie wahrſcheinlich ganz vergeſſen hat, daß es einſt einen Hiller in Leipzig gegeben, dem unſere Väter ihren höchſten theatraliſchen Genuß verdankten, da er die allerliebſten Opern: Die Jagd, Der luſtige Schuſter, Lottchen am Hofe, und viele andere noch geſchaffen. Der Hiller, von dem ich ſpreche, war nun aber ein Sohn des leipziger, und Jener, den ich ungern mit dieſem verwechſelt ſähe, iſt der Sohn eines frankfurter Banquiers und zur Zeit ein Bijou de Salon der vornehmen und muſikliebenden Welt in Paris.

Hiller hieß wie ſein Vater Adam und war einer der gründlichſten Muſiker und dabei ein ſehr genialer Componiſt. Man hat einige Opern und eine Menge ſehr hübſcher Lieder von ihm. Noch ſeh' ich ihn, wenn er Morgens in ſeinem kurzen, gelben Flausmantel, woran die Zeit kein gutes Haar mehr gelaſſen hatte, händereibend in das Kaffeehaus der Witwe Gran zu Königsberg hereinſprang und ſeine kleinen Gläschen ſchnell hintereinander leerte. Er war

Muſikdirector bei dem dortigen Theater. Was für glückliche, ſorgloſe Armuth da unter den Leuten herrſchte! Wie froh, wie beneidenswerth ſie Alle waren! Und wie grämlich, begehrlich, neidiſch jetzt Alles in dieſer Künſtlerwelt erſcheint. Wie man ſo viel gelten will und ſo große Anſprüche macht. Und Hiller war wahrhaftig ein tüchtiger Muſiker und noch mehr als das. Er hielt Vorleſungen über den Generalbaß, wie ſie nicht Jeder halten kann, der nichts weiter iſt als ein tüchtiger Muſiker. Und mit Hiller kamen Andere zu Grau, nicht minder werth als er, doch mit eben ſo wenig Geld in der Taſche.

Hiller's Stimme zeigte aber dieſelbe Eigenthümlichkeit wie die meines guten, alten Gelhart.

Mit dieſer Stimme wußte dieſer nun auch ganz beſondere Effecte hervorzubringen, namentlich in der Declamation. So ſprach er z. B. eine poetiſche Erzählung von einem Eremiten und dem Tod, die ihre Wirkung nie verfehlte. Gewöhnlich regalirte er fremde Schauſpielerinnen damit, die dann von Jemand, der den Spaß ſchon kannte, in Kenntniß geſetzt wurden, um bei der Stelle, die er mit dem ganzen Aufwande ſeiner Kunſt recitirte und mit Geſten begleitete, auf recht pittoreske Weiſe erſchrecken zu können. Dann freute er ſich kindiſch. Die liebenswürdige Devrient-Bohler that ihm ſogar den Gefallen, in ihrer graciös-neckiſchen Art in Ohnmacht zu fallen, weshalb der arme Alte wirklich in Todesangſt gerieth.

Den alten Gelhart hatten Alle lieb, die ihn kannten, ſelbſt Damen mochten ihn leiden, obgleich ſein Aeußeres keineswegs liebenswürdig war.

Morgens ging er, in einen ganz ſtattlichen Mantel gehüllt, ſein Pfeifchen ſchmauchend, auf dem hamburger Berge ſpazieren. Beides — Mantel und Pfeife — waren Andenken von dem verſtorbenen Theaterdirector Herzfeld, der ein berühmter Schauſpieler und auch unſers Gelbart's Freund geweſen war. Den Tag über bis zum ſpäten Abend war er im Theatergebäude zu treffen. Man ſah ihn dann in den langen, dunkeln Gängen auf leiſen Filzſocken wie ein wohlbekanntes, freundliches Hausgeſpenſt dahinſchweben. Ging es an Menſchen vorüber, die es kannte, ſo nickte es freundlich und ſprach ſie an und Niemand fürchtete ſich vor ihm. Dieſe Erſcheinung war Allen ſo vertraulich und gewohnt, daß man ſie noch immer zu haben glaubte, als Gelbart ſchon längſt todt war.

Es war im Faſching, als er ſtarb, am Morgen nach einem Maskenballe im Theater.

Ich war früh hingegangen und fand ein wildes Durcheinanderrennen der Arbeitsleute. Ich fragte, was es gäbe. „Der alte Gelbart ſei total betrunken,“ wurde mir lachend zur Antwort gegeben.

Ich trat in eins der Garderobezimmer, wo ſie ihn auf ein Sopha gelegt hatten; er war ſprachlos. „Das iſt der Schlag,“ ſagte ich ſogleich. „Iſt nach dem Arzt geſchickt?“

Es war kein Arzt aufzutreiben; ſie trugen den Alten in einer Sänfte fort. Im Wegtragen öffnete er die Augen und ſeine Blicke fielen auf mich. Er ſah mich unverwandt an, bis daß er in der Sänfte ſaß, und ſeine ſteifgewordenen Arme verſuchten es, mir, wie zum Abſchiede, Küſſe zuzuwerfen. Man lache mich immerhin über meine Sentimentalität aus — ich mußte weinen.

Gelbart war ein alter, häßlicher Mann, an jenem Morgen insonders, wo die Spuren des Schlaganfalls ſich noch überdies ſeinen grotesken Zügen aufgedrückt hatten; wer ihn kannte, lacht gewiß, wenn er ihn ſich denkt mit Zärtlichkeit Kußhände werfen. Lache, wer will! ich weinte. Ich ging vor's Thor, um mich zu zerſtreuen — dann kam ich ins Theater zurück, aber mein alter Freund wollte mir nicht aus dem Sinn. Am Morgen darauf war er eine Leiche.

Am Tage ſeines Begräbniſſes ſagte der alte, einfältige Zander zu mir: „Was wird die Frau Gelhart heute wol dazu ſagen, wenn der Alte dieſe Nacht zum erſten Mal in ſeinem Leben nicht nach Hauſe kommt. Er war ſonſt ſo ordentlich, jetzt wird er liderlich.“

So ſpottete ein ſelbſt am Rande des Grabes ſtehender Greis; und Gelhart war ſein Freund und ſein Wohlthäter, dem allein er ſeinen Platz beim Theater verdankte. Dieſe Rohheit empörte mich ſo, daß ich von Stunde an den alten Zander nicht ausſtehen konnte.

Gelhart's Frau, ſeine treue, greiſe Lebensgefährtin, mußte, da man ſie ganz vergeſſen hatte, bittend bei der Direction um eine Unterſtützung einkommen. Man ſchenkte ihr ein für allemal eine kleine Summe. Zum Glücke konnten ſich die Söhne, die der Alte zu wackern Leuten erzogen hat, der Mutter annehmen. Sie überlebte jedoch ihren Mann nicht lange. Auch ſie heiterte er auf, auch ihr war er ein angenehmer Geſellſchafter geweſen; ſie ſehnte ſich nach ihm und „er holte ſie bald nach,“ wie die Leute zu ſagen pflegen.

Obgleich die wohlfeile Lithographie es jetzt einem Jeden ſo leicht macht, ſeine Züge auf die Nachkommen zu bringen, ſo war doch kein hamburger Künſtler darauf bedacht geweſen, dieſe merkwürdige Phyſiognomie feſtzuhalten. Nur Ein ausgezeichneter Mann der Kunſt, Herr Cocchi aus Bologna, der als Theatermaler in Hamburg angeſtellt war, entwarf einen flüchtigen Umriß der ganzen Geſtalt. Wem nun darum zu thun iſt, der wende ſich an ihn, um ein deutliches Bild unſers Gelhart zu erhalten. Zu meiner Zeit hing die Zeichnung in dem Malerſaale des Theaters. Für die Aehnlichkeit bürge ich, der ich Gelbart's Perſönlichkeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie man ſieht, ſehr genau ſtudirt habe.

Im Faſching iſt er geſtorben und mit Lachen haben ſie ihn nach dem Maskenballe in die Sänfte getragen, weil ſie ihn für betrunken hielten. Nach ſeinem Tode machte ſein beſter Freund einen Witz auf ihn und ich errichte ihm ein Denkmal, wobei man eher lachen als Thränen vergießen wird.

So lebte, ſo ſtarb der alte Ziethen'ſche Huſar, der den Säbel mit der Nadel vermählte, der Tenor ſingen wollte und Schneider ward. Mancher Menſch ſcheint für den Contraſt geboren worden zu ſein. In Gelbart zeigte ſich der groteske Spaß perſonificirt; es lag etwas Shakſpeare'ſches darin. Nun iſt das hamburger Theater ein ernſtes Ding geworden; die alten Säulen ſeines trefflichen Luſtſpiels ſchwanken und ſinken zuſammen, und die neuen, die dazukommen, wiſſen nichts mehr von den alten. Ich wünſchte, daß der Geiſt des alten Gelbart's ihnen erſchiene und ihnen erzählen wollte von den frühern Tagen, wie er mir es gethan. Wenn er ihnen nur die alten Röcke zeigte und erklärte, es webt Etwas um dieſe alten Stücke, das Achtung abnöthigt. Und wäre es auch nur ihre hohe Einfachheit und die ſtolzen Namen, die ſich in der Erinnerung daran knüpfen.

Zwei Theaterdichter.

1.

Mit freundlichem Scheine übergießen die letzten Sonnenſtrahlen die Höhen Preßburgs; die Donau rauſcht majeſtätiſch an ihnen vorüber und empfängt wie im Fluge das wandelnde Bild der merkwürdigen Stadt, die das ſeltene Schickſal hat, halb ungariſch, halb deutſch zu ſein. Ein ſtattliches, luftiges, von Bäumen umgebenes Gebäude liegt vor uns; Stille erfüllt es und doch ſcheint es ſchon auf den erſten Blick bewohnt. Ein Wanderer, ſchlecht gekleidet, krank, mit hoch aufathmender Bruſt, ſtrengt ſeine letzten Kräfte an, dies Aſyl zu erreichen. Es ſind ſeine letzten, hier wünſcht er zu ſterben. Er fühlt, daß dieſer Bau aus Sehnen, Bein und Muskeln nicht länger zuſammenzuhalten vermag; daß dieſe Bruſt, die einſt ſo glühend alles Hohe und Schöne empfand, nicht einmal mehr den nöthigen Athem beherbergen kann, der zum dürftigſten Leben erforderlich iſt; daß das ſonſt ſo glühend ſtrömende Blut nun langſamer, in dicken Tropfen zum Herzen perlt, daß dieſes ſelbſt gebrochen iſt und gern ſtill ſtehen möchte. Der Unglückliche will keine Hülfe, keinen erkräftigenden Stoß, der den Mechanismus für eine kurze Dauer noch in Bewegung erhält; er will ſterben, denn er hofft nichts mehr von der Erde. Nur Linderung ſeiner Schmerzen ſucht er; er will eine künſtlich bereitete Wärme dem Froſt entgegenſetzen, der ſo unbarmherzig ſeine ſchlotternden Gebeine zuſammenſchlägt; er will einen milden Trank für ſeinen verzehrenden Durſt, und endlich — er will nicht auf der Landſtraße ſterben! Iſt das zu viel verlangt von der Geſellſchaft, welcher er angehörte und gegen die er nichts verbrochen hat? Sein ſchwankender Fuß iſt nicht im Stande, die funfzig Schritte bis zu dem Gebäude ohne Unterbrechung zurückzulegen; er ſetzt ſich auf einen Stein am Wege und bedeckt mit den zitternden Händen das Geſicht. Es ſcheint, daß ein Traum durch ſein Inneres zieht, er lächelt, er mag wol denken ſeiner Jugend, einer holden Schönen, er träumt von einem Traume, aber ſein Lächeln verzieht ſich zur Bitterkeit; er war nur zum Unglück geboren! Er ſeufzt, ſteht auf und ſchwankt weiter; jetzt hat er das Thor des Gebäudes erreicht und den Klingelzug ergriffen.

Ein ernſter Mann in ſchwarzer Ordenstracht öffnet und führt ihn ein. Der arme kranke Pilger iſt im letzten Hafen angelangt: Dies iſt das Hoſpiz der barmherzigen Brüder, hier ſoll er Pflege und ein Grab erhalten.

Wie wohl es ihm wird, als er die todesmüden Glieder zwiſchen dem glatten, weißen, duftenden Linnen, das milde Hände von ihrem Ueberfluſſe hierher geſpendet, auf dem warmen, weichen Lager dehnen und ſtrecken kann, als die langentbehrte, erquickende Nahrung über ſeine bleichen Lippen gleitet, als der erſte ruhige Schlummer ihn beſeligend umfängt! Er träumt, aber kein ängſtigender Traum iſt dies, er bringt ihm die wenigen Lichtpunkte ſeines Daſeins vor das innere Auge, er ſieht noch einmal im raſchen Sturze die karge Seligkeit vorüberſchweben, die ihm zu Theil ward; das Leben will ſich ſo mit ihm abfinden, daß ſeine Klage nicht zu laut werde über Vernachläſſigung und Vergeſſenwerden; denn er hatte Anſprüche zu machen, ſo gut wie Einer, aber ſie wurden nicht erfüllt. Jetzt ward ihm ein Traum dafür.

Der Arme, den wir hier ſchlummern ſehen, wurde in dem heitern Wien, das an allen Lebensgenüſſen ſo reich iſt, geboren. Er lernte Sprachen und gewann ſich Kenntniſſe mancherlei Art, er hatte ein für das Schöne empfängliches Gemüth, vor Allem aber war es die Schauſpielkunſt, die ihn anzog. Ein reicher Kaufmann in einer Provinzſtadt, der Wohlgefallen an dem jungen Manne hatte, nahm ihn zu ſich und ſchenkte ihm ſein Vertrauen; aber nicht lange währte dieſe Herrlichkeit, ein Bankerott raubte dem Kaufmann ſein Vermögen und ſtürzte unſern Schläfer von der Höhe ſeines Glücks und ſeiner Hoffnung. Er ſah ſich mit einem Male ſeiner Stelle, ſeines Schutzes beraubt, aber noch war er nicht unglücklich. Er konnte hoffen und träumen. Ein ſchönes, verſtändiges Weib, Polin von Geburt, die in ſeinem Wohnorte als Schauſpielerin ein glänzendes Leben führte, nahm ſich ſeiner an, und er glaubte, daß ſie ihn liebe. Dieſe Täuſchung war der Gipfel ſeines Lebens; was ihn auch Widerwärtiges betraf, der Gedanke, von ihr geliebt zu ſein, erfüllte ihn mit Seligkeit; was galt ihm Glück und Reichthum zu jener Zeit? Er wollte nicht mehr, als er hatte. Fror er im Winter in ſeinen Sommerkleidern, ſo erwärmte ihn der Gedanke, daß ſie ihn um ſich duldete; hungerte er Tage lang, ſo ſättigte ihn das Gefühl, Abends nach dem Theater einige Minuten um die Angebetete ſein zu dürfen; der Beglückte, im gewöhnlichen Sinne, war nicht, er, und doch war er gewiß der Glücklichere. Dieſe Neigung führte ihn zuerſt auf die Bahn des Schriftſtellers; er dichtete Sonette und ſchrieb Theaterkritiken.

Das Leben machte jedoch ſeine Rechte geltend; es will mehr als das Glück der Liebe; man kann Tage lang hungern, am Ende aber unterliegt man den roheſten Anforderungen. Um nun den Hunger ſtillen zu können und ein Obdach für die Nacht zu haben, mußte zu einer Thätigkeit gegriffen werden. Unſer Träumer wurde Corrector. Jetzt erſt fühlte er den Druck ſeiner Lage; nichts eſſen, aber auch nichts Anderes thun, als ſich in Gedanken mit ihr beſchäftigen, das vermochte ihn in ſeinem glücklichen Wahne zu erhalten, r ſei ein freier Mann und des Gegenſtandes ſeiner Liebe ollkommen würdig; jetzt — in der untergeordneten Sphäre, in Knecht bei Knechten, geſchoren und geplackt, gezwungen, eine Aufmerkſamkeit fremdartigen Dingen zu leihen, dies erſtimmte ihn zuerſt, und obgleich ſeine innerliche Gutmüthigkeit, das ſchöne Eigenthum des gebornen Wieners, nverändert blieb, ſo nahm ſein Charakter doch einen Grad on Schärfe an, der ihn nicht zierte und ihm Feinde machte, elche von Neid, Mißgunſt, Unzufriedenheit und dem Unermögen ſprachen, ſich in eine günſtigere Stellung zu ereben. Als nun auch noch die letzte Stütze brach, die ihn ſeinem Kummer aufrecht erhalten, als die Schauſpielerin, r die er wahrhaft glühte, die Stadt verließ, da ward ihm unmöglich, länger Correcturen zu leſen, und er ſchloß, den Tiſch zu verlaſſen, an dem er den Tag über ngebannt ſaß, und den feuchten Winkel, den ihm Freunde ngeräumt hatten, um ſein Bett dort aufzuſchlagen, und verließ das mittelmäßige Theater, das er mit bitterm ohne verfolgte, obgleich es ihm doch ſo werth war, und n traulichen Kreis des Abends, der ihn ſchätzte und liebte.

und er nahm ſich vor, einen ernſten Schritt, einen Gang mit dem Schickſal zu wagen. Mit ſeinem Ränzel beladen, zog er an einem ſchönen Morgen aus den Thoren. Es war wenig Wäſche darin, aber einige Luſtſpiele, die er ganz im Stillen neben ſeinen Correcturen ausgearbeitet hatte. Es mochten manche Druckfehler deswegen ſtehen geblieben ſein!

Jeder wird beſonders freudig bewegt, wenn er nach längerer Abweſenheit von Wien endlich dahin zurückkehrt und die Nadel des Stephanthurms am Horizont emporſchießen ſieht, wenn alle hohen und prächtigen Gebäude mit ihren Thürmen und Kuppeln noch lange unter demſelben bleiben. Es iſt dies der erſte freudige Gruß, den der ehrwürdige Koloß ſo gaſtlich dem Fremden, ſo traut dem Einheimiſchen entgegenwinkt; man fühlt es, die große, glänzende, geräuſchvolle Stadt ſei eine deutſche Stätte, eine liebe Heimat. Welch anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir uns Paris und London nähern! Auch dort winken Notre-Dame und Weſtminſter, aber keinen ſo erfreulichen Gruß wie von Stephan's Pyramide. Welch Gefühl regt ſich nun aber erſt in der Bruſt eines Wieners, der ſie Jahre lang nicht erblickte und ſich heiß darnach ſehnte! Ich glaube wol, daß unſerm Schläfer damals die Augen überfloſſen.

Seine Luſtſpiele machten ſich Bahn. Sie wurden ſogar auf dem Burgtheater von k. k. Hofſchauſpielern aufgeführt; wer in Theaterſachen bewandert iſt, weiß ohnehin, was das ſagen will, und für Andere wäre es unerfreulich, hier zu erzählen, welche Wege zu machen ſind, welche Gunſt zu erwerben, welche Vorſicht anzuwenden, welche Stufenleiter von Angſt und Hoffnung durchzumachen iſt, und welch ein Grad von Selbſtverläugnung dazu gehört, um unbekannt und fremd ſolch ein Ziel zu erringen. Unſerm Schläfer war es gelungen, und da er nichts Einſchmeichelndes auf den erſten Blick beſaß und außer ſeinem Talente keine Empfehlungen aufweiſen konnte, ſo darf angenommen werden, daß dieſes von hinlänglichem Gewichte geweſen ſein mag, um den Bühnenlenkern Achtung einzuflößen. Der Erfolg, den die Stücke bei der Darſtellung hatten, war kein glänzender; es lagen ihnen zu einfache Elemente zum Grunde, die Handlung war natürlich, der Dialog gefeilt, aber nicht geſpitzt; das Ganze war zwar verſtändig, aber man weiß ja wohl, daß das nicht allein die Keime des Gefallens für unſer heutiges Theater-Publicum in ſich trägt.

Dieſe Erfolge, ſo gering ſie auch an und für ſich ſein mochten, waren jedoch hinreichend, unſern Schläfer anzuſeuern, deſſen Genügſamkeit leicht zu befriedigen war. Sie war ſo groß, daß er ſogar davon zu träumen anfing, ein deutſcher Theaterdichter werden zu wollen; ein deutſcher Theaterdichter! und doch wurde ſelbſt dieſe beſcheidene Genügſamkeit auf das bitterſte getäuſcht, denn das Verhungern lag doch wohl außer der Berechnung! Er machte ſich auf, um in einer der anmuthigſten Provinzſtädte der öſtreichiſchen Monarchie eine Anſtellung als Theater-Sekretär anzunehmen. Der gutmüthige Thor! Dort hoffte er ſeine Kenntniſſe von den Couliſſen erweitern zu können und dabei Muße, Stoff und Gelegenheit zu neuen Stücken zu finden. Allein ſeine Studien waren nicht ergiebig. Bald gab er wieder ſeine Stelle auf, die ihn nicht befriedigte, und wandte ſich mit neuen Luſtſpielen, die er während der Zeit verfertigt hatte, zum zweiten Male nach Wien. Er fühlte ſich ſtärker als in ſeinen erſten Verſuchen und erwartete daher Ermunterung durch anerkennende Aufnahme. Er konnte ſich auf das Vorhergegangene berufen und durfte nicht zweifeln, daß ihm Alles gelingen würde. Und was war dieſes Alles? — Ein Nichts! ſo wenig! — daß ein paar Stücke, die ſicherlich nicht ganz ſchlecht waren, aufgeführt würden, wie ſo manches andere, das wirklich ſchlecht iſt. Aber das iſt ſchwerer, als man denken ſollte. Das Wohlwollen, das ihn ſo wunderbar bei ſeinem erſten Erſcheinen empfangen hatte, war durch nichts mehr hervorzurufen. Durchkreuzten ſich hier die Intereſſen? War er einem Andern im Wege? Hatte er durch eine Aeußerung Misfallen erregt? Wer kann das wiſſen! Genug, er wurde abgewieſen. Dies brach aber noch nicht ſeinen Muth. Das Wiener Burgtheater iſt, Gott Lob! nicht das einzige in Deutſchland. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb Briefe; zuerſt an Freunde und Bekannte, die er von ſeinem großen Glücke benachrichtigte, daß es ihm gelungen ſei, einige Luſtſpiele zu ſchreiben, die ſogar im Burgtheater mit Beifall gegeben worden ſeien, und daß er, dadurch aufgemuntert, zu ſchreiben fortfahren wolle, und ſo hoffe, dem deutſchen Theater nach und nach brauchbare Originalſtücke liefern zu können, über deren Mangel jetzt große Klage geführt werde. Dann ſchrieb er an alle Directoren und Intendanten und bot ſeine Luſtſpiele zum Verkaufe aus. Aber Niemand wollte den Verſuch wagen. Was liegt den Bühnen auch daran, ob ein Original mehr da iſt? Warum die Mühe des Einſtudirens und das Honorar an zweifelhaften Erfolg ſetzen? Warum ſich durch Hinderniſſe einen Weg bahnen, wenn die ausgefahrne Straße zur Seite läuft? Unſer Schläfer hatte nicht eine einzige Antwort auf alle ſeine Briefe aufzuweiſen.

Doch halt! weit weg von Wien, weit weg von Oeſtreichs Grenzen, an der fernen Nordſee, ſcheint unſerem Schläfer, den wir jetzt Dichter nennen wollen, ein günſtiger Stern aufzugehen. Eines ſeiner längſt eingeſandten Stücke wird aus dem Wuſt weggelegter von Freundes Hand hervorgeſucht und von Freundes Wort empfohlen. Der friſche Dialog, der originelle Gang der Handlung überraſchen; man begreift nicht, wie man das bei der erſten Durchſicht nicht wahrgenommen habe, man findet, daß ſogar dankbare Rollen in das Gewebe verflochten ſind, Rollen, die der Mühe lohnen, Rollen, nach denen Directoren und Regiſſeurs mit beiden Händen zu langen pflegen; und ſolch ein Stück zurückzulegen! es iſt unbegreiflich! Doch die Wahrheit war, man hatte es, wie ſo vieles Andere, nicht geleſen! „Wer kann Alles leſen!“ iſt der ewige Refrain, und doch werden keine fünfzig Stücke einem Theater im Jahre eingeſandt; aber jede Woche ein Stück zu durchfliegen — welche Rieſenaufgabe!

Daß das Stück glänzende Rollen hatte, gereichte ihm zum Unglück. Es waren Rollen, welche die Mächtigen reizten; man denke hier nicht an politiſche Tendenzen, das Luſtſpiel war in Oeſtreich entſtanden und ausgeführt. Es iſt hier nur von den Machthabern in der Theaterwelt die Rede, die im Stande ſind, ſich jedes Unrecht zu erlauben, auf Koſten des Publicums, der Künſtler und der Kunſt. So wurden denn auch dieſe Rollen mit einer heißen Gier für gute Priſe erklärt und ebenſo geſpielt. Sie paßten nicht im geringſten für Die, welche ſich ihrer zwar bemächtigt, aber nicht bemeiſtert hatten; das Publicum blieb kalt, man wunderte ſich und wollte den Beifall erzwingen; das Publicum ſah verdroſſen den übertriebenen Beſtrebungen zu; man übertrieb noch mehr, man ſchrie, ſtatt laut zu reden, man ſprudelte, ſtatt leicht zu ſchwatzen, man raffte, ſtatt zu greifen, man erdrückte, ſtatt zu umarmen, man miaute, krähte, krächzte, man zerarbeitete ſich ganz jämmerlich — doch wer kennte das nicht? Das Publicum wurde unwillig und ziſchte — und das Stück fiel durch. Des Dichters Bruſt im fernen Oeſtreich blieb zwar verſchont von dem Kummer dieſes Unfalls, allein ſein Beutel blieb es auch von dem Honorar.

Es iſt eine anerkannte Erfahrung, daß Stücke, von denen ſich die Matadore einer Bühne viel verſprechen, bei der Aufführung den Unwillen des Publicums erregen, und andere, deren betrübtes Schickſale eben jene Matadore mit Beſtimmtheit vorausſehen zu können glauben, ſich den vollſtändigſten Beifall erringen. Dieſes ſcheinbare Räthſel iſt leicht zu löſen: es liegt nur in der Beſetzung. Ein Stück, von deſſen Wirkſamkeit man viel hofft, wird gewöhnlich unter die Matadore vertheilt: alte wackere Männer mit Schlotterbäuchen, ohne Gebiß und Haare, voll Dünkel und Manier, und die ſorgen dann ſchon dafür, daß der Aberglaube ſeine Nahrung finde und die Prophezeihung aus dem Sattel gehoben werde; allein ein Stück, von dem man annimmt, daß es durchfallen muſſe, erhält gewöhnlich in der Beſetzung ſein volles Recht. Da wird ein junger, ſtrebender Mann mit der Rolle bedacht, die ihm gebührt; andere fleißige, anſpruchsloſe Leute ſtehen ihm zur Seite, greifen willig ein, und Alles bemüht ſich, ſo gut es kann, den Kahn über dem Waſſer zu halten, und ſiehe da! er wird getragen und ſchwimmt wohlbehalten in den Hafen der allgemeinen Gunſt. Dann heißt es gewöhnlich: Was das Publicum doch für verkehrten Geſchmack hat! Wer erklärt uns den Eigenſinn? und die hochmögenden Herrn bedenken nicht, daß das Publicum eine gute Darſtellung ſehen will und daß ein altmodiſches übertriebenes Theaterſpiel ihm die Natur, die es verlangt, nie erſetzen kann. So kam es auch, daß unſeres armen Dichters gutes Luſtſpiel in jener Stadt, am fernen Geſtade der Nordſee, Fiasco machte.

Ich brauche hier nicht zu verſichern, welchen Verdruß dies dem wohlmeinenden Freunde verurſachte, wenn ich ihn gleich hier ſchildern könnte, als ob ich ihn ſelbſt empfunden hätte.

Dem armen Dichter ging es nun immer ſchlechter. Er wußte nicht, wovon er leben ſollte; er verſuchte es, ſeinen Witz in eine Bonbonniere zu bannen, und gab unter der, in der feineren Geſellſchaft angenommenen franzöſiſchen Benennung Rebus eine artige Sammlung ſolcher Scherze heraus. Wer nimmt aber wol aus der Hand des Bettlers Süßigkeiten an? Hätte irgend ein bekannter Elegant der Schriftſtellerwelt dieſe Sammlung der ſchönen Welt dargeboten, hätte irgend ein reicher Verleger, im Vertrauen darauf, eine glänzende Ausſtattung hinzugefügt, man würde ſie nicht verſchmäht haben.

Der arme Dichter war nun dem tiefſten Elende preisgegeben. Die Buchhändler wollten Stücke nicht drucken, die nicht ſchon durch die Aufführung vortheilhaft bekannt geworden waren, und die Theater, die jeden Abend ihre Pforten öffneten und ihre Scenen beleuchteten, ſtießen ihn von ſich, den Armen, und zeigten es ihm unverhohlen, daß ſie ſeiner nicht bedürften. So pilgerte er denn unbekannt, — ein Bettler — in ſeinem Vaterlande umher. Er nannte ſich ſelbſt Theaterdichter, um eine frühere Leidenſchaft zu verſpotten. Ach! er wußte nicht, welchen Spott er damit auf unſere ſtolzen Nationaltheater wälzte! Er war ein gutes Gemüth!

Ich weiß nicht zu ſagen, woher er an jenem Abende kam, als er im Kloſter der Barmherzigen zu Preßburg Aufnahme gefunden. Vielleicht kam er bettelnd von Ungarn her; vielleicht auch hatte er eben erſt Wien verlaſſen und wollte eine weitere Wanderſchaft antreten. Er bat ſie wirklich angetreten, denn er iſt in dem Kloſter geſtorben. Die frommen Brüder haben ihn geätzt und chriſtlich begraben. Ihnen ſei Dank dafür! In ſeinem Ränzel fand man die Luſtſpiele, womit die frommen Männer nichts anzufangen wußten, auch Bruchſtücke von neuen. Es verlohnte ſich der Mühe, daß irgend ein ſchreibſeliger Autor von größerem Glück und geringerem Talent dieſe Reſte in dem Kloſter aufzuſtöbern ſuchte.

Des Unglücklichen Namen hier zu nennen, mag unnöthig erſcheinen; Niemand kennt ihn und ich werde ihn nicht bekannter machen können; doch der Vollſtändigkeit wegen geſchehe es. Er hieß Karl Eduard Grammerſtötter.

Wie zum Hohne ſetzte ihm noch eine Bühne ein Denkmal durch die mislungene Aufführung eines ſeiner Stücke. Es war dies das Theater in der Königsſtadt zu Berlin. Man wußte kaum, wie es dazu gekommen; der Dichter hatte ſich aber früher das Honorar verbeten, weil er mittlerweile zufällig geſtorben war.

2.

Mein zweites Bild enthüllt größern Farbenreichthum, bei tieferm Schmerz. Der Theaterdichter, den es zeigt, trug einen hohen Namen, er war Graf, von alter Familie, und von den Muſen begünſtigter, als der Erſtere, aber dennoch unglücklicher. Als Knabe ſoll er ſtill geweſen ſein und hatte die klaren Augen mehr in ſich hineingekehrt, als auf die Dinge draußen in der Welt. Das Dichtergemüth ſpiegelte aber Menſchen und Begebenheiten ſo wunderbar wieder, daß er Alles in ſeinem Innern zu erſchauen wähnte. Obgleich ſo geheimnißvoll in ſich gekehrt, verlebt ſolch ein geb[illegible]chter doch eine fröhliche Jugend. Die Verſe ſchoſſen [illegible]or, wie die poetiſchen Gedanken es wollten, denn w[illegible] der innerliche Born der Poeſie quillt, macht die äußere Form nie verlegen. Sie wird gefunden, wie im Traum, und was iſt Dichten anders, als Träumen der ſeligſten Art?

Als der junge Dichter und Graf ins Leben trat, zeigten ſich ihm zwei lockende Bahnen, zu Ehre und Ruhm, zu Siegen mit einem Worte. Er beſann ſich nicht lange und wählte beide. Als Dichter hatte er das Theater im Auge, der Graf mußte die Uniform anziehen. So geſchah es denn, daß um das Jahr 1822 ein junger Lieutenant noch wenig Lorbeern geſammelt, aber ſchon manches Theaterſtück geſchrieben hatte, dabei zeigte der Friede auch eine ſo reizende Perſpective auf ruhige und gedeihliche Jahre, daß auf mehr Stücke als Schlachten die gewiſſe Rechnung vorläufig gemacht werden konnte.

Die Theater kümmerten ſich um die Stücke nicht, und das war unrecht von ihnen; daß ſie ſie nicht gaben, daran hatten ſie aber recht. Die Stücke waren zu poetiſch für die Theater; wir wollen hier Künſtler und Publicum damit bezeichnen. Allein der Dichter hätte ihre Aufmerkſamkeit erregen ſollen. Solch ein Saamenkorn mußte in das Erdreich fallen, das Leſſing, Schiller und Goethe bebaut hatten, und das ſo lange ſchon keine edle Frucht mehr getragen. Gewiß, ihr Leute, der Mann hätte euch Rollen geſchrieben, woran ihr ſo gut die Stärke eurer Lungen erproben könntet, als an euern beliebteſten Couliſſen reißern; er hätte dir, ſanft flötende Nachtigall, die zarteſten, weichſten Verſe auf die Zunge gelegt, damit du im ſüßeſten Schmerze wimmernd dabei vergehen könnteſt; er hätte für dich Anſtand, pomphafte, prahlende, ſtrahlende Würde, für dich Bosheit, ſchleichende, kriechende, ſchwarzgelbe Niederträchtigkeit, für dich Komik, grelle, ſchillernde, poſſenhafte Luſtigkeit geſchaffen, kurz, für jeden, was jeder will; warum erzogt ihr ihn euch nicht? Ha! wie ſie lüſtern werden! Doch bemüht euch nicht, ihr beklagenswerthen Hiſtrionen, der Dichter iſt unterdeſſen geſtorben. Wollt ihr mir aber nicht aufs Wort glauben, ſo leſ't ſeine Werke.

Jetzt genügt ihm freilich das engſte Gehäuſe; ſo lang er aber lebte, wollte er ſichs gern bequem machen, und der Rock eines Lieutenants iſt ein gar enges Kleid. Der günſtige Zeitpunkt erſchien; die Thronbeſteigung eines kunſtliebenden Monarchen, von deſſen Regierung Alles, was der Kunſt angehörte, ſich goldene Tage verſprach, rief eine ſo begeiſtert rauſchende Ode aus der Bruſt unſers Dichters hervor, daß der junge Fürſt von dieſem Glanze ſeltſam ſich ergriffen fühlte. Der Lieutenant wurde der Suite zugetheilt und der Dichter durfte jetzt die Flügel freier bewegen. Und er regte ſich nach Kräften. Zuerſt zog er in die Nähe eines hochverehrten Lehrers, dem er ſich ganz zuwendete; dann ſchuf er immer fort und fort und wurde nicht müde daran, aber Schmerz begann nun an ſeinem Herzen zu nagen. Er fühlte, daß die Nation ſich nicht um ihn kümmerte; ſeine Theaterſpiele, die beſtimmt waren, die Menge zu erfreuen, lagen um ihn her, gedruckt, ſchwarz auf weiß, traurige Leichen, verwelkte Blätter. Wo ſind die Künſtler, die Zauberer, die ſie zum Leben erwecken? Herbei die Schminke, ſtreicht Muſikanten, klingelt zum

Anfang! Macht Alles ſchlecht, verhunzt das Gedicht, nur laßt's tönen, ſchreiten, leben! Trauriges Loos! Niemand hilft von Denen, die allein helfen können. Da ſollte Hülfe werden; zwar nur ein Schimmer von Troſt, und dennoch willkommen für den Augenblick.

Es war ein ſchöner Abend, er muß dem Dichter ganz beſonders ſchön geweſen ſein. Draußen ſangen die Vögel und die weichen Winde ſtrichen durch duftende Zweige. Es war Frühling. Die luſtigen Höhen um Erlangen waren öde und ſtill. Was trieb die Studenten und Lehrer, die Bürger und Frauen, die Jünglinge und Mädchen ſo früh in das Thor? Warum verließen ſie heute ſo ſchnell die freien, kühlen Abendlüfte und den friſchen Trunk aus dem Felſenkeller und munteres, lautes Geſchwätz und luſtigen Geſang? Doch ſelbſt Wirth und Kellner ſchauen den Gäſten nicht trübſelig nach, ſondern auch ſie binden die Werktagsſchürzen ab und ziehen ganz feſttäglich zur Stadt. Seitwärts im Hofgarten liegt ein altes Gebäude, unanſehnlich von außen, von innen mit alterthümlicher Pracht reich verſehen; das wird heute wieder einmal geöffnet. Finſter ſieht es im Innern aus und die langen hohen Gänge und Hallen ſind hier und da nur ſpärlich mit dünnen Talglichtern erhellt. Trotz dieſes trüben Apparates bereitet ſich dennoch ein Feſt, und hierher ziehen die Studenten und Bürger, um demſelben beizuwohnen. Eine kleine Geſellſchaft mittelmäßiger Schauſpieler hat ſich darüber hergemacht, ein Drama des Dichters aufzuführen. Sie haben fleißig gelernt, ihre beſten Gewänder angezogen und ſpielen wahrlich ſo gut ſie können. Es iſt ein altes Spiel, deſſen wunderliebliche Weiſe in vielen Liedern bereits erklungen iſt. Die Sage von Romeo und Julie ſcheint ſich darin zu ſpiegeln; hier heißen die Liebenden Aucaſſin und Nicolette. Der Dichter entfaltet vor uns einen reizenden Wechſel der Scene; bald ſehen wir uns als Zuſchauer der Handlung in dem romantiſchen Gebirge von Toulouſe, wo die Lieder der Troubadours erklangen; bald wieder an der nahen Küſte des nördlichen Afrika am fabelhaften Hofe eines mauriſchen Fürſten. Der Charakter der Scenen wechſelt eben ſo; bald ſind ſie rührend, bald kriegeriſch, bald heiter; es fehlt nichts, um das ſchöne und poetiſche Spiel zu bilden, nur wenig, um es zu einem ſogenannten Effektſtücke zu machen. Die herrlichſten Verſe ergießen ſich darüber hin; man hört, daß hier ein mächtiger Dichter ſchuf; welch reicher Born von Bildern, Sprüchen, Reimen! Trimeter und Tetrameter wechſeln mit den kunſtvoll verſchlungenen Verſen, die den Troubadours nachgebildet ſind; das zarte Lai und Virelai erklingt vor unſerm Ohr. Und wie die Jugend das Gedicht empfängt! Wie ſie jauchzt bei jedem kühnen Schwunge, den der Dichter nimmt! Der Beifall hat kein Ende! Und wie die wackern Bürgersleute mit fortgeriſſen werden, wie ſie ſich freuen! Sie verſtehen Alles ſo gut wie Einer; ſie begreifen, daß dies ein Theaterſtück iſt von einem Dichter. Und die Schauſpieler ſelbſt empfinden es; nichts von Couliſſenreißerei; ſie dämpfen den Ton ihrer Stimme, ſie zähmen ihre Kraft, ſie laſſen den rhythmiſchen Tonfall der Stimmen hören, ſie ſcheinen begeiſtert.

Ja wohl war es ein ſchöner Abend, und noch mehr, es war ein ſeltener. Der Vorhang fällt zum letztenmal und eine augenblickliche Stille tritt ein; da plötzlich wird ein Name gerufen, viele vereinzelte Stimmen wiederholen ihn; man glaubt anfänglich, es ſei die Liebhaberin oder der Held.

die Weihe es wol verdient haben, gerufen zu werden; man freut ſich und lächelt, daß auch hier die Gebräuche der großen Städte nachgeahmt werden ſollen, wo jeder Theaterabend ſeinen leichten Kranz dem Alltäglichen zuwirft. Allein hier iſt nicht davon die Rede; das Ungewöhnliche begibt ſich: man ruft den Dichter, und ſtatt der Entſchuldigung kalter Prudenz: der Dichter ſei nicht gegenwärtig oder habe ſchon das Haus verlaſſen, erſcheint er wirklich, begeiſtert, hingeriſſen von der Freude, einmal auf eine Verſammlung ſeiner Mitbürger gewirkt zu haben, den Bann gebrochen zu ſehen, der ihn dazu verdammte, nie zu erfahren, welche Empfindungen er in der Bruſt des einſamen Leſers erweckte. Der Vorhang geht langſam, feierlich in die Höhe; es wird wieder die letzte Decoration des Stückes ſichtbar, aber ſtatt der bunten, geſchmückten Mimen erblickt man die bleiche, ruhige Geſtalt eines Jünglings, der vortritt zu den Lampen und nachzuſinnen ſcheint. Einem rauſchenden Beifallsrufe folgte die tiefſte Stille, und nun ſchallen vom Schauplatze her leiſe, tiefbetonte Worte, die, anfänglich unverſtändlich, bald an Klang und Gehalt wachſen und keinen der Anweſenden mehr in Zweifel laſſen, daß der Dichter ſeinen Dank dem Publicum improviſire. Die Ueberraſchung feſſelt Zunge und Hände; lauſchend ſtehen Meiſter und Handlanger in den Couliſſen; die Schauſpielerin wiſcht weinend die Schminke von den Wangen und der Alte bleibt mit abgenommener Perrücke und vorgewandtem Kopfe an der Garderobethür, um das Ende zu erwarten, dem ein dreimaliges Vivat folgt.

Dies war gewiß ein glänzendes Debüt eines Theaterdichters, wie es nur ſelten wol in unſerer kalten, unpoetiſchen Zeit ſich findet. Die Blätter bemächtigten ſich der

Neuigkeit und trugen ſie fort in die weite Welt, und es war als gewiß anzunehmen, daß die Directionen der Bühnen ſich nun herzudrängen würden, um den Dichter in ihr Intereſſe zu ziehen und vor allen Dingen ſich das Drama zu verſchaffen, das ſolche Wirkung hervorgebracht hatte; denn mochte man auch noch ſo viel von dem Beifalle auf Rechnung des perſönlichen Wohlwollens und des Orts der Darſtellung zu ſetzen geneigt ſein, ſo blieb doch genug übrig, um einen ſchönen Kranz für das Verdienſt zu flechten.

Armer Dichter, ſo groß deine Wonne war, ſo tief war der Schmerz deiner Enttäuſchung! Niemand von Allen, die es anging, nahmen ſich deiner an; die Stücke hätten eben ſo gut auf Sand geſchrieben ſein können; einige Freunde entzückten die flüchtigen Charaktere, dann waren ſie für Alle verſchwunden, als ob der Wind ſie verweht hätte.

Der Dichter war nicht zu ſtolz, ſeinem tiefen Schmerze darüber Worte zu geben; weil aber ſich Bitterkeit hineinmiſchte, nannte man dieſe Ergießungen Stolz. Und immer bitterer und trüber klangen die Worte, und er zog fort über die Alpen, einem mildern Himmel zu, wo, umſchwebt von einem Leben, das ſeinen Dichterträumen ähnlicher ſah, er den Gram ſeiner Bruſt zu beſchwichtigen glaubte. Und er ward hier beſchwichtigt.

Am ſüdlichſten Geſtade Europas trat ein Unbekannter in ein elendes Wirthshaus. Das Fieber ſchüttelt ſeinen Körper und die braunen, wildblickenden Menſchen nehmen ihn mitleidig auf und räumen ihm ein ſchlechtes Lager ein. Das Fieber wächſt und ſonderbare Phantaſien erfüllen den Kranken. Er ſingt in einer fremden, rauhen Sprache, die Jene nicht verſtehen, die voll Theilnahme um ſein Lager gereiht ſind. Es tönt ſo kräftig und dann wieder milder.

er weint und zerpflückt ein Lorbeerreis, das ein Kind ſpielend als ſeine Decke gelegt hatte. Die armen Leute, die nichts haben als den Saft der wilden Orangen, die ihre Hütte umwuchern, eilen in die nahe Stadt, um den deutſchen Conſul herbeizurufen, weil ſie ſich wol denken, der blonde, bleiche Mann, der die fremden rauhen Worte ſpricht, müſſe ſeiner Nation angehören. Wie der Conſul in der Hütte erſcheint, waren es die letzten Augenblicke des Kranken; er träumte noch einmal von der Anerkennung, die ihm im Vaterlande geworden, als er auf einem kleinen Winkeltheater von armen Komödianten ſich dargeſtellt ſah. Dann verſchied er.

Die Nation baut ihm kein Mauſoleum. Günſtigere Recenſionen, wie es in Deutſchland üblich, wird ſein Tod vielleicht nun hervorrufen; er weiß nichts mehr davon; mit dem erhebenden Bewußtſein jenes einzigen Triumphes und dem rührenden Gedanken an die alte Mutter iſt er bei Syrakus geſtorben. Dieſer Dichter, wenn ihn die Leſer noch nicht errathen haben ſollten, war Auguſt Graf Platen-Hallermund.

Ich könnte euch auch die Geſchichte Heinrich's von Kleiſt hier erzählen, auch Lenau's, der Schauſpiele für Preußen gedichtet hat, die in Berlin nie zur Darſtellung kamen, und der Dichter Grabbe und Immermann und vieler Anderer, deren Namen nie bekannt geworden iſt; aber das wären zu traurige Geſchichten; begnügen wir uns für jetzt mit dem Schickſal dieſer beiden deutſchen Theaterdichter; doch laßt euch dadurch nicht abſchrecken, ihr Anderen! Blickt her! Die Theater, die Raupach, Angely und die Birch-Pfeiffer beſchäftigen, laſſen euch auch gewiß nicht verhungern; ſeid nur hübſch wie Jene und ihr werdet ſicher gedeihen! Es anders hier ſagen zu wollen, wäre gräßliche Verleumdung. Und das iſt der Humor davon! Große Gedanken laſſen ſich freilich nicht daran knüpfen, aber doch manche nützliche Betrachtung darüber anſtellen.

Häuslichkeit.

Nürnberg.

Die alte Stadt Nürnberg.

Eine Schilderung.

Mitten in Deutſchland, auf einer langgeſtreckten fruchtbaren Ebene liegt das alte Nürnberg. Ich möchte gern ſagen: das Herz von Deutſchland — wo aber wäre dieſes zu finden? Seiner geographiſchen Lage nach könnte Nürnberg ſehr ſchicklich Deutſchlands Hauptſtadt abgeben; jedoch in keiner andern Beziehung.

Ueber Nürnbergs Alter, ſeine ſchönen Denkmäler, ſeinen Kunſtfleiß iſt man hinlänglich unterrichtet. Es iſt, ſo viel auch ſchon darüber geſagt und geſchrieben wurde, doch nicht zu viel geſagt; es iſt Alles wahr und Jeder, der die alte Stadt beſucht, wird es beſtätigt finden. Nur Eines iſt auffallend. Was und wie viel auch in den Zeiten des größten Glanzes hier unternommen wurde, ſo iſt doch ſo eigentlich Großartiges, Staunenerregendes nie entſtanden. Dieſes ſowohl, wie manche kleinliche Gebäude, haben der guten, ſchönen Stadt, einen Schein von Geringfügigkeit, ja ſelbſt Liederlichkeit im Vaterlande umgehängt, den ſie wahrlich nicht verlieren. Wer weiß nicht, wie oft Etwas, das aus Nürnberg kommt, blos deshalb belächelt wird? Und was verdankt die Welt nicht Alles den Nürnbergern? Was wurde hier nicht erfunden? Das alte Wort „Nürnberger Tand geht durch alle Land“ gereicht der Stadt wahrlich nicht zur Schande und unter „Nürnberger Tand“ mag man ſich hier immerhin ſehr mögliche, ſelbſt ausgezeichnete Hervorbringungen denken. Die Nürnberger Kirchen ſind nun zwar keine Straßburger Münſter, die Burg iſt kein prachtvolles Heidelberger Schloß, der ſchöne Brunnen, die Marienkirche ſind reizende Schönheiten in ihrer Art, aber klein, und ſelbſt der Fremde, der ſchon Viel von dem Sebaldusgrab gehört und voll Ehrfurcht vor dem großen Meiſter Peter Viſcher ſich demſelben naht, hat ſich gewiß etwas dem Umfange nach Größeres vorgeſtellt, wenn er endlich davor ſteht und bei genauerm Beſchauen den Köpfen und der Ausarbeitung die höchſte Bewunderung zollen muß. Charakteriſtiſch bleibt in dieſer Hinſicht Adam Kraft's Sacramentshäuschen; dies iſt ſo groß im Kleinen, als klein im Großen. Ein Miniaturwerk, ein Deſſert-Aufſatz von ſechzig Fuß Höhe! Nichts gibt uns den rechten Begriff von der Einfältigkeit der altdeutſchen Meiſter, wenn nicht dieſes hochzierliche Kunſtwerk.

Seit vollen zehn Jahren habe ich Nürnberg nicht wieder geſehen, allein ein Mann, der mit ſcharfem Blicke ſein Vaterland beobachtete, wird mit mir darin übereinſtimmen, daß zehn Jahre nicht hinreichen, um eine vollkommene Umgeſtaltung unſerer Verhältniſſe hervorzubringen. Es werden Häuſer gebaut, ja ganze Straßen, man ändert den Geſchmack an öffentlichen Vergnügungen, Einiges ſteigt und fällt in der Mode des Tages, das iſt Alles; im Ganzen aber hat ſich Nürnberg ſeit Jahrhunderten nicht verändert.

wie es dem profanen Sinne auch erſcheinen mag. Ein Tiefblickender, deſſen Auge nicht blos auf der Oberfläche haftet, ſieht noch immer den Umzug der weiß und roth gekleideten Waiſenkinder, das geräuſchvolle Urbanreiten, das luſtige Schönbartlaufen und die heitern Volksfeſte alle auf der Allerwieſe, wenn auch gleich andere Zeiten und Sitten dieſe urſprünglichen Gebräuche abbeſtellt haben mögen. Und dies ſind keine Viſionen.

Als ich einmal als Jüngling eine Nacht in Rheims zubrachte, da lief ich im Mondſchein zur Kathedrale hin, ſetzte mich auf einen Stein und glaubte den Zug aus Schiller's Jungfrau in helllichter Krönungspracht zwiſchen bekränzten Säulen an mir vorüber ziehen zu ſehen. Das war ein Spiel der Phantaſie; denn die jetzige Zeit zeigt mit jener romantiſchen nicht die geringſte Aehnlichkeit und der bloße Anblick des innern Domes iſt ſchon im Stande, ſelbſt jedes Spiel der glühendſten, lebendigſten Phantaſie zu zerſtören. In Nürnberg iſt das aber anders. Dort lebt das Mittelalter und wir in ihm; nichts Gewaltſames hat die ehrbaren Spuren verlöſcht, die unſre Eltern dort zurückließen; der alte Reichsadler herrſcht an den Thoren der Veſte, die den neuen König gaſtlich beherbergt, dem zu Ehren ſich die ſpitzen Giebeldächer der alten Reichsſtadt mit blau-weißen Fahnen ſchmücken; man glaubt die Fußtapfen überall zu ſehen, die jene alten bärtigen Patrizier mit ihren breiten Schuhen den Steinen eingedrückt, wie den wunderbaren Huf des Roſſes Eppelein's von Gailingen auf der Bruſtwehr ihrer Veſte. Nein, es iſt hier kein bloßes Spiel einer für das Alte erwärmten Phantaſie! Es iſt nicht Das, was Victor Hugo mit den Worten meint: „man könne den Charakter einer Zeit aus dem Thürklopfer an einem Hauſe erkennen;“ ſondern hier kommt uns etwas Wirkliches zu

Hülfe und wer gleich mit Abends durch Nürnbergs Straßen zieht, wird ſie ſehen, die mittelalterlichen Männer, Künſtler, Patrizier, Gewerbsleute, wie ſie an uns vorübergehen, mit den ehrenfeſten Geſichtern, auf denen der anhaltende Fleiß und die ernſte Bemühung unverkennbare Furchen gezogen haben und die nun der Heiterkeit ſich zuwenden; dem kargen Lohne für ſo lange Entbehrung, den ſie ſich ſelbſt zumeſſen mit weiſer Hand. So war es und ſo iſt es noch. Die äußere Phyſiognomie der Städte in Deutſchland kann unter beſonders glücklichem oder unglücklichem Zuſammentreffen von Umſtänden theilweiſe eine andre werden, das innere, eigentliche Leben, der Kern wird nicht ſo leicht verwiſcht. Aber darum iſt eben eine Reiſe unter uns ſo belehrend und unterhaltend, ſo bunt und mannichfaltig wie bei keinem andern Volke. Hier iſt nichts ſo nivellirt und in unſern kleinen Reichen und Staaten gibt es mehr zu ſehen und zu beobachten, als nur Gegenden und Fabriken.

Theures Deutſchland! du biſt mir ſtets als das intereſſanteſte Land der Welt erſchienen. Wohl gibt es in den ſüdlichen Himmelsſtrichen Europas dunkelfarbige Menſchen mit ausgeprägtern Geſichtern und Charakteren; die Sinnlichkeit gibt dem Leben dort einen Farbenreiz, eine Glut, welche mächtig feſſelt; ſchön iſt's, im fernen Hafen als Fremder zu ſitzen und die ſeltſamen Geſtalten zu betrachten, die ſich dort hintreiben und durch einander drängen, und Bedeutſames zu vernehmen von Solchen, die Viel geſehen und erlebt in noch weiter entfernten Zonen. Was wöge aber wol den Reiz auf, in das Caſino oder Muſeum eines kleinern oder größern deutſchen Städtchens die Herren Mitglieder eintreten zu ſehen. Auch hier ſind es ausgeprägte Geſichter und Charaktere, die uns auffallen, und wahrlich nicht minder entſprechender Art.

Hier der ſtille Mann, mit dem Bauche, dem gekrümmten Nacken, den ſpärlichen Haaren. Zeigt nicht jeder Zoll an dem Manne, daß er zum Gehorſam geboren, dieſer Pflicht ſein ganzes, langes Leben hindurch ſchuldigſt nachgekommen? Zuerſt gehorſam dem Vater, wurde er ſittig und wohlerzogen, dann gehorſam den Lehrern, lernte er etwas Ordentliches und war der Stolz und die Freude der ganzen Familie, die ſich von ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften nur Großes verſprach; hierauf beim Eintritt in den Staatsdienſt gehorſam den Vorgeſetzten, ſtieg er von Stufe zu Stufe und brachte es bis zum Gehalte und Range eines in der Kanzlei einer hohen Stelle hochgeachteten Rathes. Nachdem er dies funfzig Jahre ruhig und gehorſam ausgehalten, erhielt er das kleinſte Kreuz eines kleinen Ordens, ſeine Obern ließen ſich zu ihm herab, ihm zu ſeinem Jubiläum zu gratuliren, und wenn er Abends auf die „Erholung“ kommt, rückt ſelbſt der reichſte Mann des Städtchens ſeinen Stuhl vor ihm, wenn er vorbei will.

O! man glaube nicht, was ſolch ein Lebenslauf dem Geſichte aufprägt!

Solche Geſichter aber kann man eigentlich ausſtudiren, in unſern kleinen Staaten, wo die Schreiber Legionen bilden und wo ſie nicht blos den Titel haben, ſondern wirklich ſchreiben müſſen. Dies ewige Schreiben aber verwandelt den ganzen Menſchen und hängt ihm neben gekrümmtem Nacken und Hängebauch, den unausbleiblichen Folgen der ſitzenden Lebensart, auch noch eine Schlaffheit der Geſichtszüge, wäſſerige Augen, und eine Tabaksnaſe in den meiſten Fällen an, deren Reihe ich hier nicht zergliedern will. Daneben aber leuchtet der Stolz nicht undeutlich in Schritt und Haltung, den das Bewußtſein erzeugt, daß doch den eigentlich Schreibern allein obliegt, die Wohlfarth des Ganzen zu wahren und zuſammenzuhalten.

Ich darf wol nicht erwähnen, daß ich hier nicht von Bücherſchreibern ſpreche; dieſe ſtehen nicht ſo hoch im Anſehen, ſind aber größtentheils im Stande ſich ſelbſt Schreiber zu halten, denen ſie dictiren, und entgehen dadurch glücklicherweiſe den von dieſem Handwerk unzertrennlichen Gebrechen; der andern Vorzüge nicht zu gedenken, deren ſie, wenn ſie ihre Sache verſtehen, theilhaft werden können.

In größern Staaten haben, ſonderbar genug, die Angeſtellten weniger zu thun; daß ſie beſſer bezahlt ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Die vielen wahrhaft Vornehmen und Hohen laſſen den Stolz der Untergebenen nicht ſo reifen, und dieſe lernen überdies Herablaſſung von den edelſten Beiſpielen.

In Nürnberg iſt dem Schreiberſtande nicht eben die größte Rolle angewieſen; es iſt eine Handelsſtadt. Eine Handelsſtadt en miniature, die ſich zur großen weltverbindenden Idee des Handels verhält, wie ihre Spielzeugfabrikation zu den Birminghamfabriken. Gewiß iſt es aber, daß hier der Kaufmann etwas gilt und daß in dem, dem Handel nur wenig günſtigen Baiern es Nürnberg allein verdient, neben Augsburg genannt zu werden.

* * *

Ich war einſt in Begleitung eines vornehmen Ruſſen von Paris nach Bamberg gekommen, wo wir theils wegen Geſchäfte, theils wegen Kränklichkeit einige Wochen aufgehalten wurden. Wir hatten grimmige Langeweile und mein vornehmer Freund bat mich für Unterhaltung zu ſorgen. „Ein Abſtecher nach Nürnberg!“ das lag ſo nahe, wurde deſhalb vorgeſchlagen und ebenſo mit Vergnügen ergriffen. Der Weg von Bamberg nach Nürnberg iſt jetzt eine treffliche Straße, damals war es nicht ſo. Wir fuhren mit eigenen, ſtarken Pferden von Morgen bis Abend, und hatten ſogar das Vergnügen, ohne Schaden zu nehmen, umgeworfen zu werden.

„Könnten wir wol dem wackern Herrn Grübel aufwarten?“ dies war die erſte Frage, die ich in Nürnberg that.

„O ja,“ verſetzte der närriſche Kauz von Lohnbedienten im rothen Roß, der wahrſcheinlich die Frage weder verſtanden noch begriffen hatte.

„So melden Sie uns und fragen Sie an, um welche Stunde wir kommen können.“

„Sehr wohl.“

Und er ſprang fort. Aber Stunden vergingen, ehe er wieder kam.

Endlich ſahen wir ihn mit demſelben freundlichen Geſichte zu uns eintreten. Er kramte eine Menge Commiſſionen aus, die er beſorgt hatte.

„Und Grübel?“ fragte ich endlich.

„Der läßt ſich entſchuldigen,“ war die Antwort, „er iſt bereits ſeit einigen Jahren draußen.“

„Draußen? — wo draußen?“ —

„Auf Sanct Johannis-Kirchhof.“

„Je nun, ſo wollen wir ihm denn dort den zugedachten Beſuch abſtatten.“

Und wir verlangten vor allen Dingen nach dem Kirchhofe geführt zu werden.

Es war nicht unpaſſend, dorthin zuerſt unſere Schritte zu lenken; denn wie viel große Männer auch das heutige Nürnberg in ſeinen Mauern haben mag, ich kenne ſie nicht und will daher Niemandem perſönlich zu nahe treten; das mittelalterliche Nürnberg beſaß deren einige, die bei Mitwelt und Nachwelt des ausgebreitetſten Ruhmes genoßen, und die es verdienen, daß man ihr Andenken ehre.

Der Kirchhof von Sanct Johann liegt ganz gegen die Gewohnheit alter Städte außerhalb der Ringmauern. Dieſe, der Geſundheit ſo zuträgliche Sitte, hatte das damals ſo reiche und prächtige Nürnberg alſo ſchon lang vor andern Städten angenommen.

Die Lage des Kirchhofs iſt reizend, beſonders wenn die Strahlen der Früh- oder Spätſonne das ihn umgebende fruchtbare Land, einem Garten ähnlich, beſcheinen.

Hier findet man die Denkmale Dürer's, Pirkheimer's, Hans Sachſens, Grubel's, Peter Viſcher's, Adam Kraft's. Wir luſtwandelten dort ein Stündchen unter Gräbern und verließen den Nürnberger Campo Santo in anderer Stimmung, als wir hingekommen waren, denn ſie war ziemlich heiter geweſen.

Die wenigen neuen Häuſer in Nürnberg, mit gelbem, rothem und grünem Anſtrich, verſchwinden unter der Maſſe der alten, gleich Veſten ausſehenden Wohngebäude, mit Erkern und Thürmchen und unregelmäßigen Fenſterreihen. Die Ringmauern der Stadt haben nicht erweitert werden dürfen, ſie umſchließen ſo viel freie Plätze, daß der ganze Zuwachs, der Nürnberg in den nächſten Zeiten bevorſteht, bequem hineingeht. Die Mauern ſind hie und da mit Epheu bewachſen und ſehen ſehr maleriſch aus; von Zeit zu Zeit ſieht man viereckige Thürmchen ſtehen, aber an den Thoren erblickt man ungeheure runde Thürme aus großen, röthlichen Quadern. Dieſe ließ die Stadt gleich ſteinernen Mänteln um die kleinen Thürmchen ſchlagen, irgend einem Kaiſer zu Freuden und Ehren, als er in die alte Reichsſtadt ſeinen Einzug biete. Dieſe Thurmungeheuer gelten ſeitdem als Wahrzeichen und ihre Erbauung hat der Stadt ſo viel Geld gekoſtet, daß ſich von hieran ihre Schuldenlaſt herſchreiben ſoll.

Jeder Reiſende, der im rothen Roß abgeſtiegen iſt, hat nur wenige Schritte, von dort einige von Nürnbergs größten Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen.

Zuerſt lockt ihn wol die Kirche an, die ehrwürdig ſchwarz da liegt und deren Bauart zum Theil älteſte byzantiniſche Formen zeigt. Dies iſt die St. Sebalduskirche. Sie imponirt nicht durch ihre Größe, gehört jedoch zu einem der ſchönſten Denkmale dieſer Art, die wir in Deutſchland beſitzen. Im Innern ſucht man zuerſt das in Erz von Peter Viſcher gegoſſene Grabmal des Dänenprinzen St. Sebaldus auf, der auch Ewald oder Säwald genannt wird und mit dem heiligen Bonifaz zur Bekehrung der Heiden zu uns gekommen ſein ſoll. Es iſt ein bewundernswürdiges Werk, mit großer Vollendung ausgeführt. Die ſinnreichſten Verzierungen umgeben Geſtalten von hohem Ernſte, die Köpfe zeigen den verſchiedenartigſten Ausdruck und unter den heiligen und hohen Figuren erblicken wir auch den Meiſter in ſeinem Werktagskleide, in der Lederſchürze und Kappe, ſchlicht, wie er ſich bei der Arbeit ſtehend, abkonterfeite. Die herrlichen Geſtalten dieſes trefflichen Werkes ſind oft ſchon durch den Grabſtichel und neuerlich erſt in Gyps vervielfältigt worden.

Der Chor dieſer Kirche kehrt ſich dem Rathhauſe zu, das einem altitalieniſchen Palaſte nicht unähnlich ſieht. Es iſt gleichfalls aus Quadern gebaut, die einſt röthlich waren, jetzt aber von der Zeit geſchwärzt worden ſind. Hier befindet ſich der große Saal, den Dürer durch ſeine Fresken verherrlichte und wo ſich die ehrlichgemeinte Schmeichelei auf „den letzten Ritter“ befindet, die eine ganze Wand einnimmt. Das Bild war dunkel und unſcheinbar geworden und wurde erſt vor wenigen Jahren von dem Portugieſen Stanislas Pereira reſtaurirt und gereinigt.

Die Hauptwand enthält den Triumphzug des Kaiſers, der auf einem phantaſtiſch geſtalteten Wagen, ein ernſtes, grämlich weiſe ausſehendes Männchen, daſitzt, und ſich von allen Tugenden, von den Wiſſenſchaften und Künſten und andern allegoriſchen Perſonen einherkutſchiren läßt. Die bekannten großen Triumphzüge Titian's ſind anders gedacht und ausgeführt, an dieſe reicht die Arbeit Dürer's nicht hin. Der übrige Saal, der für ſeine Länge zu niedrig iſt, zeigt noch andere Freskobilder in Medaillons von Blumen und Bändern arabeskenartig umgeben, die jedoch der Leichtigkeit entbehren. Nur in kunſthiſtoriſcher Hinſicht kann dieſem Werke ein Werth zuerkannt werden und in ſolcher Beziehung wird ein Verweilen in dieſem Raume angenehm und ſelbſt bedeutende Empfindungen erwecken.

In den unterirdiſchen Räumen dieſes Rathhauſes kann man noch die ſchrecklichen Werkzeuge ſehen, deren ſich die weltliche Gerechtigkeit im Mittelalter bediente, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich konnte dieſe Gegenſtände nicht ohne innern Schauder betrachten, obgleich ich die Zeit glücklich pries, die ſolche Barbarei längſt aus ihren Geſetzgebungen verbannt hatte. Jetzt würde jener Schauder ſich aber bedeutend ſteigern, da wir dem Augenblicke vielleicht nicht mehr ſo fern ſind, wo dieſe Anſtalten wenigſtens zum Theil wieder belebt werden könnten. Wie viele Stimmen erheben ſich nicht in neueſter Zeit gegen unſere zu weit getriebene Menſchlichkeit? Wie oft hörte man nicht ſchon unſere jetzigen zuphilanthropiſchen Geſinnungen ſchmähen und von ſogenannter Philanthropie und

ergleichen ſprechen? Man iſt ſchon ſo weit gekommen, die
Verbrechen, die begangen werden, hier und dort der Ab-
haffung der Folter zuzuſchreiben! Mein Gott! und wir
aben doch noch Pranger und Schaffot, Zuchthäuſer und
Bagnos! Ich glaube, daran ſollten die Verbrecher und die
ichter wol hinlänglich genug haben.

Vom Rathhauſe abwärts, der Pegnitz zu, ſtoßen wir
uf den ſogenannten „ſchönen Brunnen“, eine zierliche,
othiſche Pyramide mit Rittern und Fähnchen umſtellt,
Propheten und Helden, Heiden und Chriſten, und die ſie-
en Churfürſten dazu, in allerliebſter Ausführung, und da-
eben die St. Marienkirche, dem katholiſchen Gottesdienſte
eweiht, im reinſten gothiſchen Style. Die Façade der
Kirche iſt zwar nur klein, aber von vollendeter Arbeit, und
Schade iſt es, daß ein kleiner Ausbau, der einer künſtlichen
hr zu liebe angebracht wurde, die den Kaiſer zeigt, an
elchem Schlag zwölf Uhr die Churfürſten vorüberziehen,
en Eindruck des Ganzen ſtört; jetzt iſt noch überdies das
Werk und der Spaß verdorben.

Von hier beginnt der Marktplatz, weit und mit groß-
rtigen, zum Theil ſonderbaren Gebäuden umgeben. In
Deutſchland wird man nichts Aehnliches finden; Aachen
wa ausgenommen.

Mitten auf dem Markte iſt ein großes Quadrat aus
ölzernen Buden gebildet, vor denen eben ſolche Arcaden
inlaufen. Hier verkauft man, was zum nächſten Bedürf-
s gehört; es iſt ein Bazar, der lange zuvor ſchon in der
ten, eben ſo gewerbfleißigen als kundigen Stadt eingeführt
ar, ehe andere bedeutendere Städte dieſen morgenländiſchen
ebrauch nachahmten. Ich ſah ihn ſchon vor zwanzig Jah-
n, als ich in Nürnberg zum erſten Male war. Die Meſſe,
elche auf dieſem Platze am St. Thomastag vor Weihnach-

ten gehalten wird, heißt „Kindlasmark“, und iſt mit Recht berühmt, des ausgezeichneten Spielzeuges wegen, das man hier antrifft. Es iſt das Eldorado der Kinderwelt und ich wünſche allen guten Kindern die Freude von Herzen, daß ſie von ihren Eltern einmal hiehergeführt werden könnten!

Von hier führt die Fleiſchbrücke über die ſchleichende und ſchmutzige Pegnitz von dem Sebalder nach dem andern Stadttheil. Die ſtolzen reichsſtädtiſchen Bürger wollten es in Allem den Beſten ihrer Zeit gleich thun und beorderten ihren Baumeiſter, er ſolle es den Venetianern wett machen und ihnen auch einen Ponte rialto über ihr Flüßchen ſchlagen. Bei dem regen Verkehr und der nahen Verſchwägerung Nürnbergs und Venedigs zu jener Zeit lag hiezu eine bedeutende Aufforderung vor. Nun iſt die Fleiſchbrücke zwar keine Rialtobrücke geworden, da auch die Pegnitz kein großer Kanal war, allein es wurde doch ein Bogen daraus, der ſich ſehen laſſen darf und von wenigen überboten werden wird.

Jenſeit der Pegnitz dehnt ſich nun die Stadt in breiten langen Straßen aus. Hier finden wir die zweite oder St. Lorenz Kirche, mit zwei ſchönen, ſchlanken Thürmen, von denen einer mit blankvergoldeten Schindeln gedeckt iſt. Dieſe Kirche ſieht bei weitem nicht ſo alt und ſchwarz aus, als die zu St. Sebald. Die Fenſtermalereien ſind darin ſehr ausgezeichnet und beſonders iſt dem ſogenannten Volkamerſchen Fenſter Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Hier bewundert man auch Adam Kraft's Sacramentshäuslein. Man ſagt, der edle Meiſter ſoll das Geheimniß verſtanden haben, den Stein, den er zu ſeiner Arbeit verwendete, zu erweichen, um ihn in die Form zu preſſen, weil man daran zweifelt, daß er mit dem Meißel dieſe überaus feinen und zierlichen Ausſchmückungen habe zu

Wege bringen können. Unten kniet der kräftige Meiſter ſelbſt, mit krauſem Bart und athletiſchen Formen und trägt ſein Kunſtwerk; ſeine Geſellen unterſtützen ihn dabei; und nun erhebt es ſich gleich einer herrlichen Pflanze in höchſter Wunderpracht, auf deren Stielen und aus deren Kelchen ein Heer von Figuren, Menſchen und Thiere, emporblüht, bis ſich Alles in einer Höhe von 60 Fuß in lieblichen Blumenarabesken endet. Die Idee iſt reich und beurkundet die Phantaſie des Meiſters eben ſo ſehr, als die Arbeit von ſeiner hohen Kunſtfertigkeit Zeugniß ablegt.

Das Großartigſte einer neuern Kunſtperiode, was die Stadt aufzuweiſen hat, iſt der Torſo der Kirche des deutſchen Hauſes, die zwar in einem, Nürnberg ganz fremdartigen, Style erbaut, dennoch in ihrer Vollendung der Stadt zur höchſten Zierde gereicht haben würde.

Unter den alten Thürmen und Thürmchen ſtrahlt das koloſſale goldene Kreuz von der Kuppel dieſes Baues weit hinaus und gewährt einen impoſanten Anblick.

Wenn wir nun nach dem andern Ufer der Pegnitz wieder zurückkehren und vom Rathhauſe die Höhe, „Veſtner Berg" geheißen, hinanſteigen, wenden wir uns zuerſt rechts, um den ſchönen Aegidien-Platz mit der darauf liegenden Kirche zu beſuchen, die ein koſtbares Altarblatt von Van Dyk bewahrt; dann ſteigen wir höher und gelangen zu Nürnbergs alter, auf Felſen gegründeter Burg, auch „die Veſtk" genannt, wo die Burggrafen hauſten, und die noch ſo ſchön erhalten iſt, wie Weniges aus jenen Tagen.

Ich will die alte ehrwürdige Linde, welche die Kaiſerin Kunigunde gepflanzt haben ſoll, hier nur vorübergehend nennen, ebenſo den tiefen Brunnen Karl's des Großen, wo ihr dreihundert zählen könnt, bis ein hineingeworfener Stein den Grund erreicht, aber ich will euch hinführen vor die Evangeliſten Meiſter Albrecht's, vor das Bild Karl's des Großen, vor Meiſter Cranach's Venus, mit der Goldkette um den nackten Leib, und vor Holbein's Luther. Alte Kunſt umfängt uns hier; gute Nacht neue Zeit! Wir treten hinaus auf den Söller und blicken auf Stadt und Land und ein Blatt rollt ſich auf: „Mittelalter" überſchrieben. Nicht in kalten Worten, ſondern in friſchen lebendigen Bildern, ſchweben hier mehr als ſonſtwo die Perſonen handelnd, die Thatſachen lebend an uns vorüber.

Dort ſprengt der Gailinger Eppelein, jener gefürchtete Raubritter, über die Bruſtwehr und hinterläßt die Hufesſpuren für ſpätere Jahrhunderte, und aus jener Thür, dem Thiergärtnerthor zunächſt, das wir hier ſo nahe haben, ſchreitet ein ernſter Mann, im dunkelrothen Talare mit Gelb geſchlitzt, das Barett auf die langgekräuſelten Haare gedrückt, und ſchlägt den Weg zur Allerwieſe ein; es iſt ſein täglicher Spaziergang. Dort athmet er freier als in ſeinem Hauſe, das ein unruhiger, böſer Geiſt mit ihm theilt.

Wer ſich über dieſes Verhältniß ſattſam aufklären will, der leſe Leopold Schefer's beſte Novelle „Künſtlerehe." Jener Mann iſt aber Albrecht Dürer. In ſeinem Hauſe hat ſich jetzt aus Künſtlern der „Dürerverein" gebildet, mit einem „Düreralbum" und allem modernen Drum und Dran ſolcher Inſtitute. Die frühe Morgenſtunde des Todestages des großen Malers ruft die Mitglieder des Vereins nach dem St. Johanniskirchhofe, wo ſie auf Dürer's Grabe ſein Andenken durch Rede und Geſang feiern.

Und drüben auf den Feldern, „dem Knobeler Lande" (von Knoblauch), wie es die Leute nennen, arbeiten die fleißigen Menſchen und ſchaffen den Sand in blühende Küchengärten um. Hier gedeiht das beſte Gemüſe, was Deutſchland hervorbringt, mit Spargeln ſind ganze große Aecker bepflanzt, und die Peterſilie wird hier ſo zart gezogen, daß man ſie wie Spinat und Sauerampfer bereitet und mit großem Wohlgefallen unter dem Namen „Peiterl“ als Lieblingsgericht verſpeiſet.

* * *

Streichen wir nun noch ſo hin durch Nürnbergs Straßen, ſo drängen ſich uns mit jedem Schritte andere Erinnerungen auf. Dort das Arſenal, mit ſeinen feſten Thürmen, mahnt an der ſtark bevölkerten Reichsſtadt Waffenmacht, die in ihrer guten Zeit 70 bis 80,000 Einwohner zählte; hier meldet eine Aufſchrift „zum Hanns Sachs“ und wir erfahren, daß wir uns am Hauſe des Dichter-Schuſters befinden, dem zu Ehren man hier ein Bierhaus anlegte, um ſein Andenken mit Bier und Würſten gebührend zu feiern.

Wie ich ſo in Nürnberg lebte, kam ich einſt auf den Gedanken, den Geburtstag dieſes Altmeiſters der deutſchen Komödie auf dem Theater feſtlich zu begehen. Ich ſtrebte den Gang zu verſinnlichen, den unſer Luſtſpiel ſeit Sachſens Zeiten genommen, und wählte mir hierzu die Beiſpiele, die ich durch Prologe einleitete und zu erläutern verſuchte.

Der populäre Dichter Grübel, wohl bei weitem kein Hans Sachs, jedoch in neuerer Zeit berühmt genug, durfte ſeinen Namen auch der Straße verleihen, die er bewohnte. Sein Haus ſteht unweit der Pegnitz; dort trieb er die Stadtflaſchnerei, Das, was man in Norddeutſchland ein Klempner-, oder in München ein Spenglerhandwerk nennen würde. Dieſe verſchiedenartigſten Benennungen entſchuldigen wol hinlänglich den Schriftſteller, wenn er manchmal ein Wort aus fremder Sprache entlehnt, um von ſeinen Landsleuten nicht mißverſtanden zu werden. Es iſt, bei unſerer Sucht fremde Sprachen zu erlernen und bei der allgemein verbreiteten Kenntniß des Franzöſiſchen am Ende nicht zu kühn, wenn man behaupten wollte, Jedermann würde eher wiſſen, was ich meine, wenn ich den guten Grübel einen „ferblantier“ nenne, während Spengler hier und Flaſchner dort nicht verſtanden werden? Das iſt aber freilich nicht gut und ich wünſchte recht ſehr, daß es bald damit anders würde.

Durer's Wohnhaus, das in neueſter Zeit wieder zu einem Kunſthauſe erhoben wurde, hat der Straße, in der es liegt, ebenfalls den Namen des großen Meiſters beigegeben. Es iſt Schade, daß das Haus den Erker verloren hat, in welchem Albrecht Durer ſeine Werkſtätte hatte. Er war baufällig und mußte abgetragen werden.

Eine intereſſante Erinnerung rief in mir auch die Inſel Schutt hervor, die ſich mitten in der Pegnitz befindet und keiner beſondern Auszeichnung werth iſt. Aber die bekannten und bei der Jugend ſo beliebten Muſchelkaſten werden hier gemacht und in früheſter Kindheit ſchon las ich mit einer Art von verzeihlicher Sehnſucht die Worte darauf: „Zu finden auf der Inſel Schütt bei Nürnberg.“ Daß ich mir dabei etwas Anderes dachte, als ich nun wirklich an der Inſel Schutt fand, wird Jeder leicht einſehen. Ich ſtellte mir eine grüne Inſel mit ſchönen Bäumen, von lieblichem Gewäſſer umfloſſen, vor, eine Art von Inſel der Seligen. Dort nur findet man die ſchönen Muſchelkaſten, mit den bunten prächtigen Farben, woraus man ſo viel herrliche Sachen ſchaffen konnte, Pferde, Menſchen, Häuſer, Hunde u. ſ. w. u. ſ. w. Der Muſchelkaſten war das Urei aller Dinge und ſolches Wunder hat die Inſel Schutt; das findet man, wenn man dort am Ufer

ſpazieren geht. Ob denn wol Nürnberg am Meere liegt?
o dacht' ich damals oft.

Vieles hat ſich ſeitdem verändert; ich — die Inſel
Schütt — und manch Anderes noch, aber jene Farbenkaſten
ind ſich gleich geblieben. Die Kinder von heute, die dieſes
twa leſen, dürfen die Verſicherung hinnehmen, daß die
Kinder, welche jetzt vierzig bis fünfzig Jahre zählen, ſie
inſt ebenſo in die Hände bekommen haben: ſchwärzlich
nit den ſchönen, unregelmäßigen, grünen Flecken, als wenn
nan einigen kleinen Vögeln die Füßchen hellgrün angeſtri-
hen hätte, und dann geſagt: Allons, Vögelchen! ſpringt
ach eurer Luſt und verziert uns dieſe Muſchelkäſtchen zur
Freude der Kinder!

Wie einfältig-lieblich! Und die urerſten Erfinder hat
en eben ſo recht wie ihre Nachfolger; an gewiſſen Din-
en ſoll man weder rücken noch rütteln; ſie ſind gleich
nfänglich ſo vollkommen und erfüllen ihren Zweck ſo
nt, daß ſich nur zu ihrem Nachtheile etwas daran ver-
ndern ließe.

Darum kommt auch der gute, alte Korreſpondent von
nd für Deutſchland, mein langjähriger Freund, ſtets in
iner länglichen Geſtalt heraus, der ihn von allen deutſchen
eitungen unterſcheidet. Dieſer Hang zur Unveränderlichkeit
einigen andern Dingen noch in Nürnberg beigegeben,
nd ich bin wahrlich nicht geneigt, deßhalb irgend Jeman-
m einen Vorwurf machen zu wollen.

Der Dutzendteich iſt Nürnbergs Bois de Boulogne.
s iſt ein Wald, worin ſich ein Dutzend Teiche befinden
ll, wovon man dem größten, dem einzigen, mit dem ich
ekanntſchaft machte, den Namen „Dutzendteich“ gegeben
t, nach der Analogie des alten Kinderliedes am heil-
reikönigs-Abend:

„Und wenn noch Einer bei uns wär',
So wär' ein heil'ger Dreikönig mehr!“

Dieſer Dutzendteich hat ein gutes Wirthshaus und einen Platz unter Bäumen, wo man Bier und Kaffee trinkt, Tabak raucht und allerlei Speiſen verzehrt, worunter die Karpfen des Teiches nicht den letzten Rang einnehmen. Hieher geht und fährt Nürnbergs ſchöne Welt und an ſchönen Sonntagen gewährt es Vergnügen, die langen geputzten Reihen die Königsſtraße hinab, dem alten Frauenthore zuwandeln zu ſehen.

Auf dem Wege zum Dutzendteiche, hart an der Chauſſee, liegt der St. Peter, ein Wirthshaus, neben einem Kirchlein, das auch ſtark beſucht wird.

St. Leonhard, der Mondſchein in Goſtenhof, Sünderbühel (die vormalige Richtſtätte),*) Hummelſtein, die Vorſtadt Wöhrd, Groß- und Kleinreuth u. a., ſind Spazierorte in der nächſten Umgebung. Der Hahnenbergzwinger, der Frauenthor- und der Schloßzwinger ſind Vereinigungspunkte der beſſern Geſellſchaft in den Ringmauern ſelbſt. Jeder Platz hat ſeinen beſtimmten Tag, wo die Geſellſchaft ſich dort zu verſammeln pflegt, ſo daß es den Nürnbergern, Kaufleuten, Beamten, Militairperſonen und Künſtlern, durchaus nicht an Unterhaltung fehlt; die zahlreiche Klaſſe der Handwerker iſt jedoch in der Woche zu fleißig, als daß ſie hierunter verſtanden werden könnte.

Man kann die Gegend um Nürnberg nicht ſchön nennen, aber intereſſant iſt ſie gewiß. Ueberall flach, zeigen ſich nur nach Südweſten einige bewaldete, ſanftanſteigende

---

*) Bühel, Hügel.

„Am Bühel, da rettet Euch —
Harret derweil. —“

Joh. Wolf. v. Goethe.

Höhen. Hier liegt die ſogenannte „alte Veſte“ mit ihren Erinnerungen an Wallenſtein.

Wo man ſich nun aber auch befinden mag, bildet die alterthümliche Stadt, in gerader Linie, mit ihrer Veſte, ihren ſtattlichen Thürmen und Domen und den dicken Mauerthürmen, einen maleriſchen Hintergrund. Nach allen Seiten zeigen ſich hohe, einzelnſtehende Landhäuſer, wie kleinere oder größere Schlöſſer, roth oder gelb angeſtrichen, mit Erkern, ſpitzen Thürmchen und dreieckigen Giebeln, von Mauern umgeben. Sie gehören den alten Patrizier-Familien, die hieran auch wieder nichts geändert haben, ſondern Alles ſo ließen, wie ſie es von den Vätern ererbten. Es iſt noch Alles ganz ſo, wie es im Mittelalter war.

Eine glänzende, wenn gleich nur vorübergehende Erſcheinung war der Schmaußenbuck, der von einem wohlhabenden Kaufmann mit großen Koſten angelegt worden war. Hier wurde dem Könige von Baiern, als er Nürnberg beſuchte, ein ſinnreiches und geſchmackvolles Feſt gegeben, das den Eigenthümer zu Grunde gerichtet haben ſoll. Ueberraſchungen auf Ueberraſchungen drängten ſich; mit jedem Schritte entfaltete der Schmaußenbuck dem erſtaunten Monarchen neue Reize. Eine Meſſe war improviſirt worden, wo in zierlichen Boutiken junge Mädchen in dem eigenthümlichen Coſtüm jeder Provinz des Königreichs die Hervorbringungen derſelben feil hielt. Der Eigenthümer zeigte Sinn und Geſchmack; es iſt Schade, daß ſeine Mittel nicht uslangten.

Das Feſt ſoll 7000 Gulden gekoſtet haben; das war iel für einen Nürnberger Patrizier; allein 600 Pfund was wäre das für einen Engliſchen?

Die Gaſthöfe ſind im Ganzen zu loben; doch ſind ſie, wie Alles hier, von modernem Luxus und feinſter Eleganz ſehr entfernt, wenn ſie gleich einen ächt deutſchen Comfort, der zunächſt in Reinlichkeit und Ordnung beſteht, blicken laſſen. Der Baier'ſche Hof von Auernheimer iſt zu nennen. Man findet ſich dort bald wohl und heimiſch und lernt die bedeutendſten Männer der Stadt kennen.

* * *

Die Frauenholziſche Kunſthandlung und die damit verbundene Bildergallerie war einſt berühmt; die Campe'ſche Sammlung verdient ebenfalls geſehen zu werden; die Riegel- und Wießener'ſche Sortimentshandlung iſt bedeutend. Das Beſtelmaier'ſche Magazin, wo man vom Spielzeug, dem ſprichwörtlichen Nurnberger Tand, bis zur Möblirung eines Palaſtes, Alles finden konnte, ſteht jetzt nicht mehr ſo einzig da, wie zur Zeit ſeiner Gründung. Auch andere Stadte haben nun ähnliche Einrichtungen, die jedoch weit glänzender und großartiger ſind.

Hinter dem Beſtelmaier'ſchen Magazin wird an gewiſſen Tagen der Woche eine Art von Markt gehalten, die „Leipziger Meſſe“ genannt, wo man oft Curioſitäten und alterthümliche Gegenſtände kaufen kann, die hier auf dem Pflaſter von den Verkäufern ausgelegt werden. Zur Nachricht fur Rococo-Freunde!

Der Nurnberger iſt fleißig und zum Handel und Wandel ſehr geneigt, doch eben ſo ſehr für Zerſtreuung empfänglich, die aber nie mit großen Koſten verknüpft ſein darf, wenn ſie ihm Genuß gewähren ſoll. Er lebt ſehr mäßig. Reichthum herrſcht hier nicht, ſondern ein behaglicher Wohlſtand, der lediglich durch Sparſamkeit erzielt und vom Vater auf den Sohn vererbt wird.

In den Wohnhäuſern entfaltet ſich dieſer angeerbte Wohlſtand auf eigenthümliche Weiſe in den Prunkzimmern, aber mehr noch in den Prunkkuchen, wo man hinter blanken Spiegelfenſtern die Prachtgeſchirre des Hauſes in Zinn, Meſſing und Steingut, die nur an den höchſten Familientagen zum Gebrauch verwendet werden, aufbewahrt ſieht. Es waren dies die Etageren des Mittelalters.

Die Ausgabe, die wol jeder gemüthliche Nürnberger gern außer dem Hauſe macht, beſteht in Bier, und wenn's hoch kommt, werden ein paar Würſte dazu gegeſſen, die ihrer Vortrefflichkeit wegen weit und breit bekannt ſind. Man kann nicht ſagen, daß es keine dicken Leute in Nürnberg gebe, aber behaupten wollen, daß man dort vielen Leuten begegne, denen das Schlemmen und Nichtsthun anzuſehen ſei, hieße verläumden.

Der Nürnberger iſt groß, bleich, mit eingefallenen Wangen, in der Woche eben nicht rein gewaſchen und nur Sonntags im Staate. Die vornehmen Nürnberger mögen ſich nicht beleidigt finden, von ihnen ſpreche ich hier nicht. Die meiſten Einwohner ſind Handwerker, Feuerarbeiter zum größten Theile, und dieſe ſind hier gemeint. Man durchſtreiche an einem heißen Tage die lange Lauferſtraße bis zum Thore oder eine andere und gucke in die offenen Fenſter und Thüren, wie ſie da ſtehen und ihr mühſames Tagewerk vollbringen, emſig hämmernd oder drehend, oder bohrend, in aufgeſtreiften Hemdsärmeln, und gebe mir Unrecht, wenn man kann.

Man hat hier ſonderbare Hantirungen, von denen nicht abzuſehen iſt, daß ſie ihren Mann nähren, und doch thun ſie es. So iſt z. B. das Fabriciren der kleinen Nachtlichter ein wunderbares Geſchäft; ich ſah Familien, vom Vater bis zum kleinen fünfjährigen Töchterchen, im Dachſtübchen ſitzen und ſich dabei im Hungern und in der Geduld üben. Man denke nur, daß man hundert Stück für einige Kreuzer erhält und dazu noch einen ſogenannten Schwimmer, ein Zängchen von Blech, eine hölzerne Schachtel und eine Beſchreibung und Anleitung in vier Sprachen. Was wäre dabei wol zu verdienen? —

Allein die Sache wird fabrikmäßig betrieben und eine ordentliche Familie kann mehre tauſend Nachtlichter in einem Tage machen.

Seit dem Mittelalter ſind die ſogenannten Gelb- und Rothgießereien von Nürnberg hochberühmt. Die Kunſtwerke am Sebaldusgrab, die Figuren am ſchönen Brunnen und an der Liebfrauenuhr, das Gänſemännchen auf dem Obſtmarkte und vieles Andere noch ſind daraus hervorgegangen. Jetzt wird ſo etwas nicht mehr von ihnen gemacht; Mörſer, Leuchter, Schnallen und dergleichen ſind an die Stelle getreten. Die Arbeiter bilden jedoch noch immer die alte Innung und werden „die Rußigen" genannt. Der Name bedarf keines Commentars.

Es ſind große und ſtarke Menſchen, rauh und grob in der Regel. Sie ſtehen in dem Rufe, tüchtige Klopffechter zu ſein, und man pflegte ſich ihrer bei Privatrachen zu bedienen, wenn es galt, Jemanden „das Leder durchzubläuen." Sie ſollen ſich leicht dazu hergeben; zu Mord und Todſchlag nie, und es wäre daher unrecht, ſie mit den venetianiſchen Bravos zu vergleichen.

Hier Burgſchmidt's Namen zu erwähnen, iſt mir Bedürfniß. Solchen Künſtlern gibt die Neuzeit jetzt wol ſtolzere Titel, dem einfach ſchlichten Sinne des Meiſters genügt es aber gewiß, wenn ich ihn nach alter Sitte zu Peter Viſcher's Innung zähle, deſſen Meiſterwerken er ein neues, zu Nürnbergs Schmuck und Zierde, beigeſellt.

Poeſie iſt in Nürnberg wenig zu Hauſe, wenn gleich hier der „Pegneſiſche Blumenorden“ blühte, eine poetiſche Innung „zur Beförderung der deutſchen Sprache und der edeln Reimkunſt.“ Zwei Nürnberger, Harsdörfer und Klai, ſtifteten ſie 1644 und nannten ſie den „löblichen Hirten- und Blumenorden von der Pegnitz.“ Jedes Mitglied führt den Namen und das Sinnbild einer Blume; das Wappen des Ordens iſt die Paſſionsblume. Die Zuſammenkünfte werden in dem ſogenannten Irrgarten oder Kraftshof an der Straße nach Erlangen gehalten. Das Ganze artete bald in eine ſüßliche Spielerei aus und hat jetzt weder Bedeutung noch Anklang mehr. Eines der intereſſanteſten Mitglieder des Ordens, die ich kennen lernte, war der greiſe Dichter Julius, Reichsgraf Soden von Saſſanfarth, deſſen Dramen: Janez de Caſtro, Aurora, das Kind der Hölle und viele andere noch, einſt ſo großen Beifall in Deutſchland erhielten. Er war Erbauer des Bamberger Theaters und einſt ſein Director geweſen, unter ihm war Hoffmann Muſikdirector. Es machte einen ſonderbaren Eindruck, den alten Mann im ſchmuzigſten Aufzuge gleich einem Bettler, dabei einen ungeheuern Stern auf dem Rocke, einhergehen zu ſehen. Das Theater blieb bis an ſein Ende ſeine Liebhaberei; doch hatte er ſich der praktiſchen Landwirthſchaft mit Eifer zugewendet. Auf ſeinem Gute Saſſanfarth, unweit Bamberg, welches jetzt ſeiner Nichte, einer liebenswürdigen Dichterin, der Baroneſſe Sidonie von Seefried gehört, hatte der alte Graf eine Colonie angelegt, die er mit Anſiedlern aus allen Gegenden bevölkerte. Sie bekamen ein Stück Land und Material, um ein Häuschen zu bauen. Dieſes gutgemeinte Werk hatte aber zur Folge, daß ſich Abenteurer dort anſiedelten, Zigeuner und Geſindel, welche lange Zeit hindurch den Wald zwiſchen Forchheim und Bamberg unſicher machten.

Der Nürnberger iſt ſtolz; er nennt ſich gern einen Großſtädter und, wenn er recht im Zuge iſt, auch einen Republikaner.

Ich kannte einen Mann, der Grübel's Freund geweſen war und eben ſo ſchöne Gedichte machte. Ein langer Mann; auf dem dürren Halſe ſaß das vertrocknete Geſicht, in dem zwei tiefliegende, ſchwärmeriſche Augen brannten; ein dünner Haarſtreif ſäumte die hohe Stirne. Er war Schneider und arbeitete übermäßig fleißig, fabricirte in den Freiſtunden Nachtlichter, und dichtete Sonntags; dazu ſpielte er ſeine Rollen an den drei Abenden, wo im Stadttheater Vorſtellungen gegeben wurden, denn er war zugleich Schauſpieler. Kann man ihm vorwerfen, daß er ſeine Zeit nicht gut angewandt habe? Und doch war der Mann oft mürriſch, wenn er ſeine Zeit überdachte und fand, daß er ſie nicht gehörig angewendet; dann war mit ihm kein Auskommen. Der kleinſte Widerſpruch reizte ihn bis zur Wuth, er bäumte ſich und ſagte mit Bitterkeit: „Ich bin ein Republikaner! was wollt Ihr Sklavengezüchte?“ In ſeinem Herzen war Nürnberg noch nicht an Baiern übergeben worden, er ſah noch immer die alte freie Reichsſtadt vor ſich, ohne Polizei und Gendarmen, mit ihren Stadtſoldaten und reich und glücklich bei ihren mangelhaften Inſtitutionen.

In Nürnberg ſind treffliche Kneipen zu finden; jene kleinen, finſtern Stübchen, wo die Decke den Gäſten auf dem Scheitel liegt, mit hölzernen Bänken und langen Tiſchen, dicken, grünen Oefen und räucherigen Bildern an der Wand. Hier werden ſie noch durch hochrothe Vorhänge an den Fenſtern ausgezeichnet, die mit weißen Franſen beſetzt ſind, welches einen prächtigen Eindruck gewährt, wie man denken kann.

Vormittags und Abends verſammeln ſich hier bunte Reihen von Bürgern und Honoratioren, um ein Gläschen nach Guſto gemiſchten Reben- oder trefflichen Gerſtenſaftes zu trinken und dabei über „Krieg und Kriegsgeſchrei“ ein lautes Wort vernehmen zu laſſen.

Obgleich Nürnberg nach Wien das erſte Kaffeehaus in Deutſchland gehabt haben ſoll, welches es wahrſcheinlich ſeinem Verkehr mit der Levante verdankte, ſo gab es zu meiner Zeit doch nur zwei im Orte, die blos Abends ſtark beſucht wurden. Ich weiß eigentlich noch jetzt nicht recht, wie ſie zu ihrem Namen gekommen ſind, da hier eben auch nichts Anderes als in den Bierhäuſern genoſſen wird und von Kaffee und Thee ſelten, aber von Conſerven, Chocolate und Gefrorenem nie die Rede war. Conditoren gibt es wenig; Lebküchler viele; alle Näſchereien nämlich, die hier bereitet werden, riechen nach friſchem Honig und getrockneten Feigen und nehmen mehr oder weniger den Charakter von Lebkuchen an.

Nürnberger Witz, der in der Vorzeit zum Sprichwort wurde, zeichnet noch immer die Einwohner aus; es iſt damit jener Mutterwitz gemeint, der allem Nützlichen förderich iſt. Es iſt hier ſchon viel erfunden worden, aber noch mehr wurde nachgeahmt. Die Nürnberger haben bereits eit vielen Jahren ihre Kettenbrücke und dann hatten ſie hre Eiſenbahn, die erſte in Deutſchland.

Fürth, das man jetzt in wenigen Minuten im Dampfwagen erreichen kann, gehört nunmehr gleichſam zu Nürnerg; es iſt die Vorſtadt, wo die Handelsleute wohnen. Hier iſt Alles freundlich; Neubauten entſtehen und werden chnell vollendet; gerade Straßen; überall Fabriken, viel Handel.

Juden, die in Nürnberg nicht übernachten dürfen, haen ihren Wohnſitz in Fürth aufgeſchlagen. Aber auch dies gibt beiden Städten eine Eigenthümlichkeit im Aeußern. Eine Stadt ohne Juden hat eine andere Phyſiognomie, als eine andre, deren Einwohner ſtark mit Jenen gemiſcht ſind. Tieck lobt Fürth ſehr, er geht aber als Enthuſiaſt offenbar zu weit. Im Innern von Deutſchland zeichnet dieſe kleine Stadt ſich allerdings durch einen ſtark ausgeprägten merkantiliſchen Anſtrich aus; was wäre dies aber an der Seeküſte?

Unvergeßlich wird mir der Eindruck bleiben, den mir mein erſter Eintritt in Nürnberg durch das Veſtnerthor erregte, als ich in die enge Straße hineinrollte, wo eben viele Frachtwagen bepackt wurden. Ich war zum erſten Male hier und doch ſchien mir Alles ſo bekannt! Es war mir wie ein Traum und erſt nach und nach gelang es mir, die Erklärung dieſes ſonderbaren Gefühls aufzufinden. Ich hatte wirklich Alles ſchon geſehen; im Bilde, wohlverſtanden, denn die Bilderbücher, die zerſchnittenen Geduldſpiele, die Landſchaften und Gärten, welche Kinder zum Aufſtellen erhalten, Alles kommt aus Nürnberg — es iſt Nürnberger Spielzeug, was unſer erſtes Glück ausmacht — und dieſes gibt nur die Gegenſtände wieder, wie ſie hier gefunden werden, die Häuſer, Menſchen u. ſ. w.

Wir Alle verleben auf ſolche Weiſe unſere Jugend in Nürnberg, was Wunder alſo, wenn wir uns in reifern Jahren dort für einige Zeit ſo wohl, wie in der zweiten Heimath befinden?

Das heimliche Gericht.

„Kuno von Koburg nahm die Geliebte des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heimlichen Gerichts.“

Kuno von Koburg.

1.

Dort liegt das große Haus in der Schmauſengaſſe, mit
elfarbe angeſtrichen, die unzähligen Fenſter und Fenſter-
en glänzen im Mondſchein, das Chörla, ein weit her-
rſpringender Erker, mit ſeidenen Vorhängen und gothi-
en Verzierungen, ſieht ſo ſtattlich aus, die Wetterfahnen
f den Thürmchen an den Ecken des Hauſes kreiſchen ſo
elodiſch im Nachtwinde, Alles an dem Hauſe iſt ſo trau-
h und wohnlich, daß es einem Jeden wohl auffallen muß,
n Fenſter erleuchtet, die ungeheure gelbe, mit ſtarken
ägeln beſchlagene Thür feſt verſchloſſen und überdies zwei
nge Männer davor hin- und hergehen zu ſehen, mit einer
t von Morgenſternen bewaffnet, die unbezweifelt das alte
iegsarſenal der ehemaligen heil. röm. Reichs freien Stadt
ürnberg hergeliehen hatte.

Wüßte man nicht, daß der wohlbekannte Stadtflaſchner, auch Magiſtratsrath Puttfarken in dieſem Hauſe, ſeinem vom Vater ererbten Eigenthume, der in den Stadtchroniken ſeit Jahrhunderten oft erwähnten „grünen Peiterlſtauden,“ wohne und rin durchaus hochzuachtender Mann ſei, man müßte auf den Gedanken gerathen, das ſchöne Gebäude ſei, troß der freundlichen Außenſeite, eine Frohnveſte, zum Gewahrſam loſen Geſindels beſtimmt.

Die beiden bewaffneten Männer vor der Thür ſchreiten mit ſtampfenden Füßen nebeneinander und ſcheinen zu frieren, und in der That iſt der durch die Schmauſengaſſe wehende Wind eben kein angenehmer.

Wir wollen das Geſpräch der beiden Männer belauſchen.

„Heut Nacht kommt nichts, Gevatter!“ — ſagte der Nachtlichterfabrikant Kleinlein, deſſen armſeliges Gewerbe ihn zwang, zu Zeiten, auf beſondere Veranlaſſung, Nachtwächterdienſte zu thun. — „Ich glaube, das Ganze war ein Hirngeſpinnſt des Herrn Magiſtratsraths, das in dem Magen ſeinen Siß hat; denn wo in aller Welt ſollen bei unſerer guten Polizei, die überall ihre Naſe hat und ſelbſt auf das Vieh vigilirt, ſolche Undinge ſich einſchleichen, wie der Herr Rath ſich einbildet? Die barbariſchen Zeiten ſind nun vorbei, wir ſind jeßt aufgeklärt und haben, Gott ſei Dank, Stellen und Behörden, die uns nach Noten ſchinden und dem Ehrlichen wie dem Spißbuben den Hafer hoch hängen.“

„Daran erkenn' ich den Republikaner und das iſt Verrina!“ — rief mit Feuer der Nebenmann des Sprechenden, der Theaterſchneidergehülfe und Hausſtatiſt des Nürnberger Nationaltheaters, Weichelt, aus, ein langer, völlig ausgetrockneter Mann, mit hoher Glaße und einem ſchwärmeriſchen Blicke. — „Euere Geſinnungen freuen mich, Ge vatter Kleinlein, aber deſſenungeachtet kann ich Euch doch verſichern, daß ich in jetziger Zeit der Gährung nur zu oft an die barbariſchen Zeiten des Mittelalters denken muß. Denn ſeht — es iſt natürlich — die Leute wiſſen nicht, was ſie eigentlich wollen, und da kommt dummes Zeug heraus. Ich wünſchte, daß das Mittelalter an die Reihe käme — da paßte ich recht hinein. Ich bin zum Schwärmer geboren und ein Republikaner bin ich — wenn ich einen Tyrannenknecht ſehe, ſo wackelt mir die Lanze. Drum mag ich für mein Leben gern den Otto von Wittelsbach — ſeht, ſo ein Kerl bin ich! Ich habe Scherererei vom Teufel drin, muß mich dreimal umziehen; erſtlich Wappenherold im Hochzeitzuge, dann räum' ich ab beim alten Reuß und drauf komm' ich mit Konrad von Aicha — aber dennoch iſt's mein Lieblingsſtück, weil ich mit Leib und Seel' ein Republikaner bin. Seht, Kleinlein, ich bin wahrhaftig ein guter Kerl und eine ehrliche Nürnberger Haut — aber eine dampfende Schüſſel mit Griesknödeln und Peterl — oder den Kaiſer umbringen? — und mein' Seel'! ich bringe den Kaiſer um —“

„Mein Gott! Ihr blutdürſtiger Mörder! Mir wird angſt und bang vor Euch!“

„Verſteht mich wohl, Gevatter, wenn er mir nicht Wort hält, wie dem Otto von Wittelsbach: das heißt, wenn mir der Kaiſer erſt die eine Tochter verſpricht und ann die andere und dann die dritte, und wenn er mich nach Polen ſchlecht recommandirt.“

„Apropos, die Polen, Gevatter Weichelt, die ſind auch iel ſchuld, die haben vollends die Köpfe in Aufruhr ebracht.“

„Alles iſt in Aufruhr, Alles! das iſt es ja eben, was h meine. Neulich ging ich durch unſer Rathhaus; das iſt noch ſo auf dem Mittelalter, dacht' ich mir, drum hätt's auch noch ſo gut. Es iſt ein Meiſterſtück, ein Italiener hat's gebaut und jeder gute Mann in Nürnberg ſollte ſeinen Namen wiſſen und ſtolz auf ihn ſein. Beſonders ſind die Keller ein bewunderungswerthes Stück Arbeit. Die Gewölbe, Gevatter, und die eiſernen Ringe und die Ketten daran und die abſonderlichen, abenteuerlichen Werkzeuge — das waren die Marterkammern. Ich kann mich, wenn ich da herumgerathe, ganz in das Mittelalter vertiefen — ſeht! ſolch ein Schwärmer bin ich! So mit einer Pluderhoſe von ſtreifigem Atlas, mit Silberlitzen garnirt, und mit einem Barett von Mancheſter auf'm Kopfe und einem langen Barte — ja, wenn ich Euch ſo dort hätte in der Kammer, ich wollte Euch martern, Gevatter, daß ſich die lieben Engel im Himmel darüber freuen ſollten!"

„Ach warum nicht gar! Ich habe Euch immer für einen überſpannten Kopf gehalten, das bringt ſchon Eure Hantirung, die Schauſpielkunſt, ſo mit ſich; doch von ſolch entſetzlichem Humore habe ich Euch mir nie gedacht."

„Das macht, weil Ihr blos Nachtlichter macht, ſie aber ſelbſt nie brennt — ich meine nämlich, weil Ihr niemals Nachts ſtudirt —"

„Nein, Gevatter, das fehlte mir noch. Weib und Kind arbeiten bis neun, dann ſprechen ſie den Abendſegen und legen ſich ſchlafen, ich ſpreche ihn mit, hänge aber mein Horn um und rufe die Stunden aus. Wozu ſollte ich denn da wol ein Nachtlicht brennen?"

„Ja, und wenn man nicht ſtudirt, abſonderlich des Nachts, und die Chronik kennt und die Zeiten mit einander vergleicht und dann einmal ordentlich rückwärts geht — denn, mein Seel! ich ſollte einmal den Kaspar Hauser verkriegen — ich ſag' Euch — ich wollte Euch Dinge herausbringen — aber ſtill — halt — da iſt's! dort! ſeht Ihr nichts?“ —

Der Mond war längſt unter und es war ſtockfinſter in der krummen, engen, ſtark abſchüſſigen Schmauſengaſſe. Die hohen Häuſer, deren zackige, thurmgezierte Giebel noch vor Kurzem ſich ſcharf am hellblauen Firmamente abkanteten, ſtanden jetzt wie ungeheure, formloſe ſchwarze Wände da, die mit den Wolken in eins zerfloſſen. Die ganze Schmauſengaſſe ſah dadurch wie ein Krankenzimmer aus, deſſen beengte Luft den Athem verſetzt.

Drüben, unfern der plötzlich verſtummten Nachtwächter, die ſich feſt an die Mauer gedrückt hatten, kroch es von der Pegnitz her, neben der ſprudelnden Goſſe, die wie ein Gebirgsbach herniederſchoß, das holperige, herzerſchütternde Pflaſter an den Häuſern herauf. Schnaufend und keuchend kam es näher, immer an den Wänden forttappend, ſtolpernd bei jedem Schritte.

„Der Verdacht iſt gerechtfertigt, o drei Mal glückſelige Stunde! ſagte Weichelt leiſe zu Kleinlein.

„Ihr glaubt?“ flüſterte Jener.

„Das iſt ein Mörder!“

„So, ſo!“

„St! — “ ziſchte Weichelt wie eine Klapperſchlange, und feſt den Gevatter unter'm Arme, den rechten Fuß vorgelegt und den Spieß weit vorhaltend, rief er donnernd: „Steh', halt! weder vor noch rückwärts! oder wir durchbohren Euch ohne allen Scherz, daß kein Hahn darnach kräht!“

Der auf dieſe Weiſe Angedonnerte kam nicht nur buchſtäblich dem Befehle Weichelt's nach, ſondern er ſetzte ſich unwillkürlich und ziemlich unſanft in die Goſſe und benahm dergeſtalt den fürchterlichen Sbirren Augenblicks jeden Verdacht einer beabſichtigten Flucht.

„Da liegt er!“ rief Kleinlein.

„Eine Falle!“ — ſagte Weichelt — „bücken wir uns, ihn aufzuheben, ſo drückt er uns ein Stilet in die Weichen. Da müßte ich den Fackeljungen von Cremona nicht kennen!“

„Ihr mögt Recht haben,“ — ſprach Kleinlein — „aber der Kerl rührt und regt ſich nicht und iſt am Ende todt. Daß wir auch keine Laterne bei uns haben!“

„Wir bewachen ihn hier in dieſer Stellung bis zum Morgen!“ ſprach der Andere.

„Und laſſen ihn hier in der Goſſe?“

„Und laſſen ihn in der Goſſe. Iſt ein Verbrecher etwas Beſſeres werth?“

„Wißt Ihr denn aber, daß der arme Teufel ein Verbrecher iſt?“

„Und wißt Ihr denn, ob der arme Teufel ein ehrlicher Kerl iſt? Er bleibt in der Goſſe und wir erwarten den Aufgang der Sonne zuſammen. Das iſt ſtets, in allen Verhältniſſen, ein ſchönes Schauſpiel. Auch ſcheint es ihm ganz behaglich zu ſein; er rührt ſich noch immer nicht.“

„Das macht Eure ſchreckliche Drohung von vorhin, ihn zu durchbohren.“

„Ja, ich kann erſchrecklich drohen, das lernt man auf allen Straßen,“ ſprach ſelbſtgefällig Weichelt.

In dieſem Augenblicke kam, als ob eine Schleuſe aufgezogen würde, aus einem der Nachbarhäuſer eine furchtbar ſtinkende Fluth hervorgeſchoſſen und ſchäumte die Goſſe hinab, um ſich mit den Gewäſſern der Pegnitz zu vermiſchen.

„Ei, das iſt unſer fleißiger Gevatter, der Gerber

Mondweibe, der ſeine geſchorenen Schaffelle auswäſcht," bemerkte Kleinlein.

Der Delinquent in der Goſſe richtete ſich aber, wie aus einem wilden Schlummer unſanft aufgeweckt, ſchnaubend und pruſtend in die Höhe; in dem Augenblicke guckte der erſte helle Morgenſtrahl neugierig über die Spitzgiebel, um das Abenteuer in der Schmauſengaſſe zu beleuchten, und die beiden Nachtwächter erblickten zu ihrem Leidweſen einen ihrer beliebteſten Mitbürger in dem beklagenswertheſten Zuſtande von der Welt.

Der ſich aus der Goſſe Erhebende war nämlich Niemand anders als der wohlbekannte Pfeifenkopfbohrer und Volksdichter Dünkelſpiel, ein echt poetiſcher Kopf und himmliſcher Geſellſchafter. Er war aus einer heitern Stimmung und Geſellſchaft, die ſich in einem Häuschen auf der Inſel Schütt, ſtets am erſten Mittwoch eines jeden Monats, zu Luſt und Geſelligkeit zu vereinigen pflegte, nach Hauſe gefahren und hatte hier, wie eben erzählt worden, den Ueberfall und Unfall erlitten. Wie der Mann ausſah, läßt ſich nicht beſchreiben. Die ganze Nacht hindurch hatten ein Hutmacher und ein Färber, die als fleißige Nürnberger ihrer Arbeit kein Ziel wußten, die tiefe Goſſe mit ihren Abflüſſen verſehen und den armen Sänger mit einer unvertilgbaren Lauge gewaſchen, wenn jetzt noch der [illegible] Duft des Gerbers ſich geſellte.

Dünkelſpiel war Pegnitzſchäfer und hatte demnach einen großen Blumenſtrauß an der Bruſt, von dem weder Farbe noch Geruch mehr zu erkennen waren. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

„Aber Herr Dünkelſpiel!" fing Kleinlein an —

„Herr Dünkelſpiel, wie iſt es möglich?" fiel Winkeln ihm ins Wort.

„Nennet meinen Namen nicht, ſondern richtet mich auf!“ — ſagte leiſe der Sänger, dem beim Anbruche des Morgens mit einem Male Alles klar wurde. — „Ein Dichter erlebt oft wunderbar,“ — ſagte er während des Aufſtehens hinzu — „ſprecht nicht davon, Freunde, daß Ihr mich ſchwach geſehen.“ — ſagte er dann noch und gab Jedem der Beiden ein naſſes Zwölfkreuzerſtück, das er mit ſchwarzer Hand aus der triefenden Weſte holte.

Lange ſtanden die Freunde noch und blickten ihm nach, als er mit ſchweren Schritten ſich die Straße hinanzog, dem Egidienplatze zu, wo er wohnte, indem ſeine, von den Wellen geſättigten Kleider eine Spur, gleich einer ſchwarzen Milchſtraße, auf dem Straßenpflaſter zurückließen.

„Ohne uns“ — ſagte Kleinlein, indem er ſein geſchenktes Zwölfkreuzerſtück beſah und abwiſchte — „läge unſer Dunkelheit noch in der Goſſe, zum Geſpötte der erwachenden Menſchheit, denn dort ſchließt ſchon der Rothgießer ſeinen Laden auf. So ſind wir denn doch nicht vergebens dieſe Nacht hier geweſen.“

„Vergebens hier geweſen?“ — rief entrüſtet Weichelt und ſchwang ſeine Lanze, ſo gut er es mit dem ſteckendürren Arm zu thun vermochte. — „Und haben wir nicht Gevatter Puttfarkens Haus bewacht? und haben wir nicht unſere Schuldigkeit gethan? und haben wir nicht unſern Nachtwächterlohn verdient und ein Trankgeld dazu? Vergebens hier geweſen! was das närriſch geſprochen iſt!“

Und darauf wandte er ſich gegen das Haus des Magiſtratsraths, das ſeiner nächtlichen Obhut anvertraut geweſen war und ſprach mit gerührter Stimme: „Schlafe ſüß, edler Mann, dem geſegneten Mittage entgegen. So lange Du mir Dein Haus anvertrauſt, darf kein Die [illegible] Dir nahen. Gleich zwei aus Stein gehauenen Ungeheuern bewachen wir den Eingang Deiner Burg.“

Und ſomit warf er die roſtige Lanze mit zierlicher Leichtigkeit auf die Schulter und ein „Recht ſche,“ den gewöhnlichen Gruß der Nürnberger, einer vom Laufertor herabtrabenden Milchfrau entgegen und bog um die Ecke, ſeine ermüdeten Glieder auf dem kürzeſten Wege zur Ruhe zu bringen. Kleinlein nahm einen andern Weg.

9.

Im weichgepolſterten Armſtuhle, mit einem übernächtigen Geſichte, das aus niederliegenden Augen unter der Schlafmütze hervorblickte, ſaß der Magiſtratsrath Puttlacken vor einer mächtigen Kaffeekanne, deren braunen Inhalt er mit tiefem Seufzen hinabſchlürfte und große Nürnberger „Eierweckla“ dazu voll Gram hinunterwürgte.

Er hätte keinen Sinn mit Wein
Und trank am [illegible] dazu.

Vor ihm ſaß, mit vor dem Leibe gefalteten Händen, Fräulein Jacobe Puttlacken, ſeine ehelosliche Schweſter, Haushälterin und präſumtive Erbin, und ſeufzte die zweite Stimme zu den Seufzern ihres Bruders und grämte ſich ebenfalls dazu.

Beide ſprachen lange kein Wort.

„Wieder eine ſchreckliche Nacht vorüber,“ fing endlich der Magiſtratsrath an, „eine ganz entſetzliche Nacht, wo gar nichts vorgefallen iſt und wir mit der bloßen Angſt davongekommen ſind.“

„Ich bin doch begierig, wie lange die Noth noch ge-

Ruhe laſſen werden, lieber Bruder," ſagte Jacobe, „mich dünkt, daß Dein Stündlein bald geſchlagen haben wird."

„Rede doch nicht ſo dumm, geliebte Schweſter," ſprach gelaſſen der Rath, „was ſollen ſie denn von mir wollen, die Aufrührer?"

„Die Aufrührer? nichts — gar nichts — aber die Gerichte."

„Die Gerichte? habe ich denn etwas verbrochen?"

„I nun, daß Du die Sache nicht zur Kenntniß der Behörden bringſt, daß Du das Schlangengezücht ruhig ſeinen Gang gehen läßt, bis das Staatsgebäude in Flammen ſteht. Biſt Du denn nicht ſtrafbar? Biſt Du nicht Bürger? Beamter? Hältſt Du es mit dem Könige oder mit den Wüglern?"

Jacobe, eine fromme Seele, die einſt jenſeits ſelig zu werden hoffte, befleißigte ſich ſchon hienieden mindeſtens redſelig zu ſein, deſſen ungeachtet glaubte ſie ſich kurz auszudrücken, wenn ſie dann und wann ihrer Converſation an Sylben entzog, was ſie ihr an Worten ſchenkte, daher ſie Wügler ſtatt Aufwiegler und dergleichen mehr zu ſagen pflegte.

„Mein Gott! was ſoll ich thun?" fragte der Rath.

„Alles angeben!" rief Jacobe, indem ſie ſich in dem Seſſel herumwarf und dabei ihr Hündchen trat.

„Kuſch!" — ſchrie der Rath, das ſchreiende Hündchen meinend, aber die Schweſter warf ihm einen ſchrecklichen Blick zu, der ihn ſelbſt verſtummen machte.

„Ich ſchweige nicht vor Dir!" ſchrie ſie, „ich habe Dir Alles geſagt, was ich weiß. Ich bin als eine ſorgſam liebende Schweſter Nachts hinuntergeſchlichen auf die Tenne, um Alles zu belauſchen, und habe mir Huſten und Schnupfen geholt, wie mir der Doctor Jugemarſch nach deutlichem

Gewiſſen bewegen kann — ich bin hinter Alles gekommen und Du machſt keinen Gebrauch davon."

„Ich keinen Gebrauch davon machen?" ſchrie verwundert der Bruder, „und ängſtige ich mich denn nicht, daß mir der Schweiß ausbricht? Schmeckt mir Eſſen und Trinken? Schlafe ich? Laſſe ich nicht mein Haus bewachen? Schelten mich nicht die Nachbarn verrückt und toll? Munkelt man nicht närriſches Zeug von mir?"

„Eben weil Du die Sache nicht recht angreifſt," ſprach ruhiger die Schweſter. „Wie ich Dir ſagte, Dein Neffe, der Friede, ſei wieder hier, und ſtecke am ſpäten Abend vor der Hausthür mit Lottchen zuſammen, da hätteſt Du ſogleich als Mann dazwiſchentreten müſſen."

„Ach Gott!" ſeufzte der Rath.

„Wie ich Dir endlich meine Entdeckungen mittheilte, wie ich Dir ſagte, daß ich mit meinen beiden feinen Ohren gehört habe, daß Friede einen Dolch bei ſich trage, mit dem er nöthigen Falls Jeden erſtechen wollte, der ſich ihm in den Weg ſtellen würde, da hätteſt Du Dich ihm gerade in den Weg ſtellen müſſen — —"

„Damit er mich doch gütigſt erſtechen möchte? Nein, Schweſter, das wäre nicht recht von mir geweſen. Aber ich erwiderte Dir ja ſchon oft, daß Friede ſtets ein großer Freſſer war, daß er gern etwas Gutes zu ſich nahm, wie das nun einmal in unſerer Familie liegt, und daß er von Morcheln und Sardellen geſprochen hat, und Du haſt Dolchen und Stellen verſtanden."

„Du ungläubiger Thomas! glaubſt Du mir nicht, ſo überzeuge Dich ſelbſt. Laß einmal Deine fürchterlichen Nachtwächter weg, bleibe Deine Thür unbewacht, was gilt's, ſo iſt er wieder da und courtiſirt Lottchen und wir können lauſchen, und dann wirſt Du hören."

„Ja, ſchönen Dank“ meine Nachtwächter weglaſſen!“ krächzte der Rath. „Dieſen Rath kann mir keine Schweſter gegeben haben. Die Nachtwächter ſind meine einzige Stütze, ohne Nachtwächter wäre ich wol ſchon längſt des blaſſen Todes.“

„Nun gut,“ — ſprach Jacobe — „ſo triff mit den Leuten ganz heimlich die Abrede, daß ſie die Nacht im Innern des Hauſes, im Erdgeſchoſſe neben der Thür, zubringen ſollen, um im Falle der Noth bei der Hand zu ſein. Wir lauern indeß hier oben und ſchleichen dann ſachte nach, wenn Lieschen zu ihrem Amanten hinabhuſcht.“

„Ja — oben auf der Treppe wir — und die Wächter unten im Erdgeſchoſſe an der Thür — das geht, und ſo meinſt Du, werd' ich dahinter kommen?“

„So und nicht anders — und zum Ueberfluß kann unſer Hans uns den Rücken decken!“ — bemerkte die Schweſter.

„Ach der Haſenfuß!“ ſagte der Rath, doch gleich fügte er hinzu, „ja, er mag den Rücken decken, beſſer ein Haſenfuß im Rücken als keiner.“

Das Geſchwiſterpaar wollte noch weiter über dieſen Gegenſtand verhandeln, als mit heiterer Miene Lieschen hereinhüpfte und einen freundlichen guten Morgen wünſchte. Sie bot dem alten grämlichen Onkel ein Mäulchen, und er hielt gezwungen das verzerrte Geſicht dem roſigen Dirnchen entgegen.

Tauſende in Deutſchland würden dieſen Kuß freundlicher empfangen haben.

B.

Der ehemalige Stadtflaſchner, nunmehrige Magiſtratsrath Putfarken, würde in England unbezweifelt nur ein armer Teufel geweſen ſein, in Nürnberg aber war er ein ſteinreicher Mann. Er hatte auf der Gotteswelt faſt keine Beſchäftigung und wußte oftmals nicht, was er vor langer Weile machen ſollte, daher machte er ſich allerlei Gedanken. Wär' er ein Britte geweſen, man hätte ſagen müſſen, er habe den Spleen, ſo trübſelig ſah es um den Mann aus.

Seitdem die demagogiſchen Umtriebe Mode wurden, hatte er keine ruhige Stunde, und ſeit Kotzebue's Ermordung wurde er faſt wahnſinnig.

Man fragt mit vollem Rechte, was Putfarken mit dem Allen zu ſchaffen hatte, und in welcher Beziehung Sand's That zu ihm ſtand. Aber er erklärte ſich ſelbſt für einen höhern Staatsbeamten und für einen Mann, der bei der beſtehenden Ordnung der Dinge um Rath gefragt würde, der aber bei etwaiger Umwälzung des Staats und der Ordnung nothwendiger Weiſe mit umgewälzt werden müſſe. Ferner war er ſich bewußt, für ein ruſſiſches Jägerregiment, als er noch die Flaſchnerei trieb, Feldflaſchen von Blech geliefert zu haben, die er nicht bezahlt erhalten hatte, weshalb er mehrmals nach Rußland ſchreiben müſſen. Dieſe Correſpondenz konnte von den jungen, exaltirten Brauſeköpfen falſch gedeutet und ihm unheilbringend werden. Er fürchtete mehr für ſeinen Kopf, als für die Köpfe aller Staatsmänner von Europa, weil ihm der ſeinige am liebſten war, den er mit keinem andern vertauſcht haben würde.

Während dieſer großen Angſt, die mit ihm noch ſo Mancher in Deutſchland theilte, zog er ſich in ſein feſtes, gutes Haus, wie eine Schildkröte in ihre Schale, zurück und brach allen Umgang ab.

Mehre Jahre vergingen und die Angſt verlor ſich, da die Gefahr vorüber zu ſein ſchien. Es wurde nach und nach Alles verrathen, die prächtigſten Unterſuchungen brachten Licht in die Irrgänge einer jugendlichen Politik, und Wit's großartige Enthüllungen brachen endlich dem Unweſen ganz den Hals. Ein Ehrenmann wie Puttfarken konnte wieder ruhig ſchlafen und durfte ſich getroſt in die Arme einer wachſamen Polizei werfen.

In dieſer Zeit wurde der Rath wieder zum Menſchen. Sein Herz thaute auf nach dem langen Winterſchlafe, und das Bärenfett der Güte, das bis jetzt nur zur eignen Nahrung gedient hatte, ſollte auf einige Angehörige niederträufeln. Er ging mit ſeiner getreuen Schweſter Jacobe zu Rathe und die Wahl fiel auf einen luſtigen Jungen, Friede, der die Univerſität Erlangen auf des Onkels Koſten beziehen ſollte, und auf **Bäschen** Lieschen, die als arme Waiſe ins Haus genommen wurde.

Auch dies hatte in Ruh' und Güte zwei Jahre gedauert, als böſe Händel den Burſchen Friede von der Univerſität trieben. Er floh nach Frankreich und hinterließ bedeutende Schulden. Dort hatte er, wie es verlautete, geheime Verbindungen angeknüpft. Lieschen war troſtlos und nun kam es heraus, wovon man bis jetzt keine Ahnung hatte, Lieschen und Friede waren bis über die Ohren ineinander verliebt.

Seit der Flucht hörte man nichts von dem jungen Menſchen.

Mittlerweile nahmen die Proceſſe des berühmten Nürnberger Findlings und der Bremer Giftmiſcherin, wodurch beide Städte eine längſt entſchlafene Berühmtheit wieder erweckten, das ganze gebildete und ungebildete Deutſchland in Anſpruch. Puttfarken lag in der Mitte. Seine Beſorgniſſe wurden wieder mächtig angeregt. Er träumte wachend und ſchlafend von großen geheimen Verbrechen. Er hatte ordentlich eine Scheu vor allem Geheimen erhalten und würde gewiß das Prädicat „geheim," wenn es vor ſeinem Magiſtratsrath möglich geweſen wäre, abgelehnt haben. So aber gibt es noch zu Zeiten keine geheimen Magiſtratsräthe.

Nun brach die Julirevolution in Frankreich los, und auch Deutſchlands politiſcher Himmel trübte ſich. Unſer Puttfarken gerieth außer ſich. Er konnte ſich ſeinen jugendtollen Vetter, den relegirten, entflohenen, nicht aus en Gedanken ſchlagen. Er ſah ihn ſchon im Geiſte an er Spitze eines Haufens Rebellen über den Rhein ziehen, ine mehrfarbige Fahne auf das herzoglich naſſauiſche Schloß Biberich pflanzen und rings umher den Aufruhr predigen. „Einen ſolchen Prediger glaubte ich nicht aus ihm zu ma-hen, als ich ihn Theologie ſtudieren ließ," pflegte er dann it einem unterdrückten Seufzer zu ſagen, der wie Schluch-n klang.

So wuchs ſeine Angſt immer mehr und mehr. Jeden ag nahm er den Nürnberger Friedens- und Kriegs-Cou-er zitternder in die Hand, aus Beſorgniß, ſeinen Namen arin zu finden, denn als er ſein Stadtflaſchnergeſchäft ufgab, war dies zum letzten Mal der Fall geweſen, und itdem iſt kein Zeitungsartikel mehr von ihm erſchienen. a er wußte, wie gern die Franzoſen deutſche Namen verümmeln, erſchrak er einſt ungemein, als er den Namen apefigue fand, und meinte, das könnte wol Puttfarken heißen. Er war lange nicht davon abzubringen. Endlich hob ihn ſeine geliebte Schweſter Jacobe auf den Gipfel der Aengſtlichkeit durch eine Mittheilung, die ſie ihm machte, die wir aber unſern Leſern erſt im folgenden Kapitel offenbaren wollen.

4.

Es war um die Mitte des Sommers und ein wunderherrlicher Abend. Die Nachbarn ſtanden in aufgeſchürzten Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, unter den Thüren und führten laute, heitere Geſpräche in ihrer breiten Mundart. Die Weiber hatten Bänke herbeigeholt, ſaßen in ganzen Klatſchconventen beiſammen und ſtrickten, wobei die Zungen ſich noch ſchneller als die Nadeln bewegten. Schmuzige Kinder ſpielten auf behauenem Bauholze mit zerriſſenen Blumen, und Jungfrauen begoſſen mit hochklopfendem Buſen ihre Blumen an offenen Fenſtern. Von den Zwingern her ſtellte die ſchöne Welt aber bereits ihren Heimweg an und hatte ſich ergötzt. — So freute ſich jedes Menſchenkind nach ſeiner Weiſe.

In dem alten Hauſe des Magiſtratsraths, ſo wie in der Schmaußengaſſe herrſchte ein Scirocco. Die vielen Feuerarbeiter waren Schuld an dieſem italieniſchen Clima.

In jener Zeit war eben ein Angſtſtilleſtand eingetreten.

Puttfarken war ins „Colleg“ gegangen, das älteſte Caſino Deutſchlands. Sein gedeckter Abendtiſch erwartete ihn, und Jacobe ſtand am Herde, um für ihren geliebten Bruder einige Speiſen mit Sorgfalt zu bereiten. Denn der Magiſtratsrath galt weit und breit für einen der erſten Feinſchmecker.

Plötzlich kam Hans, mit ſteifen Beinen, ſo gut er es vermochte, in die Küche geſprungen.

„Sehen Sie, Fräulein, ſehen Sie einmal, was dort los iſt!“

Jacobe, welche glaubte, es ſei eine ihrer falſchen Locken losgegangen, griff danach und ſagte: „es iſt ja nichts!“

Hans aber hatte ſie beim Arme genommen und ſchleppte ſie, die Bratpfanne in der Hand, wie ſie war, zur Thür und deutete mit dem Finger nach der Straßenecke.

Dort erblickte man Lieschen im eifrigſten Geſpräch mit einem jungen Manne, der einen polniſchen Rock trug und deſſen jugendlich ſchöne Züge noch durch einen ſtattlichen Schnurrbart einen Reiz mehr erhielten.

Es war gar nicht ſchwer für Jacobe, ſogleich den relegirten Erlanger Studenten Friede zu entdecken.

„Hm, hm!“ ſagte ſie, „alſo wieder hier — und Lieschen iſt die Vertraute.“

Sonſt ſagte ſie nichts und blieb unverwandten Blickes, die Bratpfanne in der Hand, unter der Thür ſtehen und bemerkte nicht die Grüße der Vorübergehenden. Was in ihrem Innern vorging, iſt unbeſchreiblich, denn ſie ſelbſt liebte Friede und haßte Lieschen.

Der junge Menſch bog um die Ecke und das Mädchen kehrte mit verweinten Augen ins Haus zurück und ging, an ihrer Tante vorüberſtreifend, in ihr Zimmerchen hinauf.

Jacobe ſah ihr mit Hohnlächeln nach, und erhob die Bratpfanne drohend am Stiele in der Luft: „Ich will dir die ſentimentalen Ideen aus dem Kopfe rupfen, wie ich jene Tauben ſo eben rupfte; ich will eine Wildbeize über euer girrendes Herzensragout gießen, als ob ich Schnepfen einmachte, ich will euch bei langſamem Feuer röſten, ihr weichen Eierſeelen!“

Die gute Perſon war in ihrer Wuth offenbar zu weit gegangen und drückte ſich ganz bombaſtiſch aus. Aber fürchterlich ſtand es ihr an; ſie hatte etwas von irgend einer alten Rachegöttin. Hans ſchauderte. —

Mittlerweile kam der Magiſtratsrath aus dem Colleg nach Hauſe. Er hatte Hunger und freute ſich auf das Abendbrot und dies verſetzte ihn ſtets in eine heitre Stimmung.

Den Hut im Nacken, die Halsbinde los, mit ſchlotternden Modeſten und offenem Frack, in der einen Hand ein weißes Schnupftuch, in der andern ſeinen Stock, den er wie ein Gewehr geſchultert hatte, ſo trabte Puttfarken die Straße hinan, ein Bild des Sommerabends.

Er begrüßte die Schweſter, gab Hans Hut und Stock und wollte ſich eben erkundigen, welche Tafelfreuden ihn erwarteten, als Jacobe mit einem Mal, ernſt wie ein finſterer Schatten, in den heiterſten Sonnenſtrahl ſeiner Hoffnungen trat.

„Was wirſt Du haben?“ fing ſie an, ſeine Frage nach dem Eſſen beantwortend — „ein Cotelett und Salat! Aber weißt Du, wer hier iſt? Ich will Dir den Appetit nicht verderben. Dann eingemachte Tauben und eine geſpickte Kalbsniere — aber was hilft das Alles? Du ißt nichts davon, wenn Du einmal wiſſen wirſt, wer hier iſt.“

Mehr bedurfte es nicht, um aus dem heitern Manne ein Bild der Angſt und des Schreckens zu machen.

„Und wer iſt denn hier, Satan!“ rief er. „Wer will mir meine ruhige Lebensfreude vergällen?“

„Friede iſt hier!“ ſagte ſie kalt und richtete an.

Der Bruder hielt ihren Arm zurück, der eben Sauce auf die Schüſſel gießen wollte, und ſagte: „Friede — mein Gott! laß jetzt Alles ſtehn und liegen und ſprich: war er hier im Hauſe, wollte er mich ſprechen?“

„Er wird ſich hüten,“ rief Jacobe, „mit der Dirne hat er am Eckſtein geſprochen; aber laß meinen Arm los!“

„Mit der Dirne — mit Lieschen nur?“ — wiederholte langaufathmend der Rath, indem er in das Wohnzimmer eintrat und ſich an den gedeckten Tiſch ſetzte — „trag' das Eſſen auf!“ — ſagte er nach einer Weile ſanft zu Jacobe — „liebe Schweſter, mich hungert!“

Sie konnte diesmal aus dem Bruder nicht klug werden, der bei ſolchen Ereigniſſen Kopf genug behielt, das Eſſen zu verlangen. Sie trug die Schüſſeln herbei mit dem feſten Vorſatze, dem armen Manne ſtärker anzuſetzen.

„Der Junge kommt aus Frankreich, wo ſie vor ſechs Wochen erſt den König fortgejagt haben!“ ſagte Jacobe.

„Es iſt Alles dort wieder beim Alten,“ erwiderte kauend der Rath.

„Er iſt nicht ohne Abſicht hier“ — fuhr die Schweſter fort — „er führt Großes im Schilde, ſonſt würde er ſich nicht hier eingeſtellt haben. Er hat gewiß etwas Gefährliches zu unternehmen im Sinne, denn Lieschen weinte, wie ſie von ihm zurückkam — es wird wohl das theure Leben des Taugenichts auf dem Spiele ſtehn.“

Puttfarken würgte am Biſſen, den er im Munde hatte, der Schlund war ihm trocken, er war nicht mehr im Stande zu ſchlucken.

„Wie ſo?“ fragte er heiſer.

„I nun,“ ſagte Jacobe, die ſich von der Wirkung ihrer Rede genugſam überzeugt hatte und als verſtändige Köchin jetzt einen Deckel über die Pfanne deckte und den Rath ſchwitzen ließ.

„Wie meinſt Du?“ fragte gedehnt, mit ſtarkem Fragezeichen der Bruder.

Sonderbar! Jacobe hatte Hunger bekommen und aß mit beiden Backen. Sie ſprach nie unter dem Eſſen und antwortete daher nicht.

Puttfarkens Appetit war hin; er ſah wie ſeine Schweſter eben eine Taubenbruſt zwiſchen einem Paar langer gelber Zähne zermalmte, die ſie noch in beiden Kiefern mit großer Vorliebe pflegte, und ſagte freundlich: „Sie iſt Dir zu zäh — Du wirſt unruhig darauf ſchlafen. Kaue ſie ja recht klein und wenn Du ſie hinuntergeſchluckt haſt, ſo ſage mir, warum des Taugenichts Leben auf dem Spiele ſtehen wird.“

„Man kann nicht einmal in Ruhe eſſen“ — ſagte noch immer kauend Jacobe — „weil er wahrſcheinlich à la Sand“ —

Mehr ſprach ſie diesmal nicht und mehr brauchte ſie auch nicht zu ſprechen. Mit beiden Füßen ſchob Puttfarken ſich den Tiſch vom Leibe, ſtand auf und faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf. Er hatte ſich ſchon längſt gedacht, daß ſein Neffe in irgend einer geheimen Verbindung ſtehe, er wußte längſt ſchon, was ſeine Schweſter ſagen wollte, aber deſſen ungeachtet war er ruhig geblieben, er hatte ſich ſelbſt nicht ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen getraut. Die beſtimmt ausgeſprochene Muthmaßung Jacobe's gab aber den Ausſchlag, nun war kein Halten mehr und er peinigte ſich ab, irgend etwas zu erſinnen, was ihn vor der vermeinten Gefahr zu ſchützen im Stande geweſen wäre.

„Vor allen Dingen muß Lieschen herbei, ich will ſie verhören als Onkel und Magiſtratsrath, und wenn ſie noch einen Funken Menſchlichkeit im Herzen hat, ſo muß ſie Alles geſtehen.“

Jacobe lachte. — „Ei, warum nicht gar der Mamſell einen ſolchen Triumph gönnen. Nichts wird ſie ſagen —

nichts geſtehen, und die Sache wird deſſen ungeachtet ihren Gang gehen.“

„Welchen Gang?“ fragte der Rath ängſtlich, obgleich er wußte, was ſeine Schweſter ſagen wollte. Sie kannte dergleichen Fragen und beantwortete ſie nicht.

„Das Einzige, was uns zu einem Reſultate führen kann, iſt das Lauſchen. Wir wollen ſcheinbar freundlich gegen Lieschen ſein, ihr alle Freiheit gönnen, die Thür etwas länger als gewöhnlich offen laſſen und für das Uebrige will ich dann ſorgen. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, oder der verliebte Burſche umſchleicht unſer Haus und Lieschen zu ihm hinunter.“

Puttfarken ſah nicht ſogleich ein, zu welchem Reſultate dies führen ſollte.

„Und dann?“ fragte er, „was dann?“

„Dann will ich ihr Geſpräch belauſchen und Dir Alles hinterbringen; dann mußt Du handeln, wie es einem Manne in Amt und Würden ziemt“ — ſprach Jacobe.

Dies nahm der Rath an und beruhigte ſich für den Augenblick dabei.

Aber die Thür blieb die halbe Nacht offen, Lieschen konnte ein- und ausgehen, ſo viel ſie mochte, der Rath und Jacobe konnten ſo freundlich als möglich mit ihr ſein, das Mädchen war traurig und dachte nicht daran, Nachts vor die Thür zu ſchleichen. Auch von Friede war nichts mehr zu hören noch zu ſehen.

Es war ja augenſcheinlich, daß er nur durch Nürnberg gereiſt war und in einem und demſelben Geſpräche die Freuden des Wiederſehens mit dem Schmerze des Abſchieds verſchmolzen hatte. Wohin er gereiſt war, wußte, außer Lieschen, Niemand.

Dies war im Sommer geſchehn. Als im November deſſelben Jahres der Aufſtand in Warſchau losbrach, konnte man an Lieschen den Ausdruck großer Bangigkeit wahrnehmen.

5.

Der Winter verſtrich im Puttfarkenſchen Hauſe wie überall in Nürnberg.

Um Weihnachten wurden Lebkuchen, weiße und braune, gebacken und Karpfen gegeſſen, dann wurde ein Muſeumball mitgemacht und alle vierzehn Tage ein Theekränzchen gegeben. Trotz aller dieſer Freuden und Luſtbarkeiten war Lieschens Gemüth von Trauer umfangen und dem Rath, der jetzt wieder ein wenig ruhig zu werden anfing, konnte nur des Mädchens Traurigkeit einige Unruhe erregen, denn dabei fiel ihm gleich Friede ein und dann dachte er an den Unfrieden der Völker und daß ihm noch einmal von dieſem Jungen Unheil erwachſen könne.

Er dachte daran, ſich Lieschen vom Halſe zu ſchaffen, und hoffte auch dadurch der einſtmaligen Rückkehr ſeines Neffen einen Riegel vorzuſchieben. Iſt ſie einmal weg, weit weg und verheirathet, dachte er, dann mag der Junge kommen, wann er will, er bleibt ſicher nicht lange hier, er läuft Lieschen nach und hat es dann mit ihrem Manne zu thun, ich aber waſche meine Hände.

Seine Wahl ſchwankte nicht lange. Seit vielen Jahren ſchon ſtand er mit dem Hauſe der Herren Johann Peter Raſchmann und Compagnie in Frankfurt am Main in Verbindung. Er bezog nämlich ſeinen Bedarf an Gänſeleberpaſteten von dieſem Hauſe. Der Sohn deſſelben, der junge Monſieur Louis Raſchmann, ein Jüngling wie eine Cigarre, gerade gewachſen, ſchlank, nicht groß, trocken, leicht Feuer fangend, von feinem Geruch und ganz geſchmacklos, war oftmals in Nürnberg anweſend, weil er für das Haus ſeines Vaters reiſte, das, nach dem Kunſtausdrucke der reiſenden Handelswelt, in Paſteten machte.

Er wußte viel von der Jagd der Trüffeln zu erzählen, die Puttfarken jeder andern vorzog, weil dabei kein Blut vergoſſen wurde; er zergliederte die Beſtandtheile der Farce von Gänſefleiſch und Trüffeln, die dem Rathe ein freundlicheres Lächeln abgewann, als die beſte Farce auf dem Theater, das Puttfarken nie beſuchte; kurz er ergötzte ihn auf die mannigfachſte Weiſe, bis auf die Erzählung von der Durſtmarter der Gänſe, woraus hervorging, daß der durch die abſcheulichſte Künſtelei erzielte Leckerbiſſen eigentlich eine kranke, in Eiterung übergegangene Leber ſei.

„Wenn ich mir das nicht aus dem Sinne ſchlage, ſo kann ich nie wieder mit Andacht eine Paſtete genießen,“ ſagte ſehr ernſt der Rath und verbat ſich's für die Folge. Er pflegte auch von dieſem Augenblicke an nie eine Paſtete zu öffnen, ohne die Worte auszuſtoßen: „müſſen denn unſere herrlichſten Genüſſe ſich ſtets auf die Leiden unſerer Mitgeſchöpfe gründen? Nein, dieſe Welt iſt nicht die beſte!“

Und damit ſtieß er die ganze Lehre vom Optimismus über den Haufen.

Auf Raſchmann junior hatte Puttfarken ſeine Hoffnung gebaut, der ſollte ihn von ſeiner Marter befreien; dann mag er ſich mit Friede dereinſt abfinden, dachte er bei ſich.

Raſchmann ſchien nicht übel Luſt zu haben, anzubeißen, denn er hielt den Rath, ſeinen Beſtellungen nach, für einen reichen Mann. Er war noch nie in ſeinem Hauſe geweſen, als um irgend eine Beſtellung anzunehmen oder einen Saldo einzucaſſiren. Ihre nähere Bekanntſchaft ſchrieb ſich vom Muſeum her.

An dem Tage des Frühlingserwachens, wo Alles in Nürnberg ſchon Spargel und junge Peterſilie im Ueberfluſſe hatte, machte Puttfarken dem Frankfurter den Vorſchlag, ſein Lieschen zu ehelichen, und lud ihn zur Beſichtigung derſelben andern Tages ins Haus ein.

Der junge Menſch empfing den Antrag, der ihm nicht mehr unerwartet kam, mit vieler Artigkeit, lehnte aber die Einladung zum Beſuche mit der höflichen Entſchuldigung ab, daß er andern Tages eine Reiſe nach Bamberg antreten müſſe, woſelbſt ſein Haus eine bedeutende Trüffel- und Paſtetenlieferung an einige fette Domherren zu machen habe, er daher das Vergnügen, ſeine Braut kennen zu lernen, bis zu ſeiner Rückkunft aufſparen müſſe, wo er auch alsdann die Antwort von ſeinen Principalen, reſp. Vater, vorfinden würde, ohne deſſen Ermächtigung er dies erſte Geſchäft à conto suo ſich nicht abzuſchließen getraute.

Raſchmann erſchien als Sohn und Commis gleich ehrenwerth, und Puttfarken war damit zufrieden und ließ ihn reiſen.

Nun hatte er ſeine Ruhe, ſein Lebensglück, wie der Knabe den Schmetterling am Faden, den er ſpielend vor ſich herflattern läßt, des Beſitzes gewiß, da trat ſeine Schweſter gleich der Parze mit einer furchtbaren Scheere ihm entgegen und durchſchnitt ihm Alles bis aufs innerſte Herz mit den Worten:

„Weißt Du's ſchon? Der Friede iſt wieder da!“

Und er war wieder da im polniſchen Rocke, mit dem Schnurrbarte und alle Gräuel der polniſchen Revolution traten dem armen Magiſtratsrathe vor die geängſtete Seele.

„Es iſt eine ewige Vereinigung zwiſchen den Rebellen, denen kein Staat klug genug iſt. Gott weiß, wo das Alles noch hinaus will. Ich verſtehe die Kanzeliſten nicht.“ Er meinte damit die Staatskanzler, die über der Völker Wohl zu wachen hätten. Er für ſein Theil jedoch verrieth nichts von der Sache, ſondern hielt auf eigene Koſten zwei Nachtwächter. Dies machte Aufſehen und es konnte nicht fehlen, daß die abenteuerlichſten Gerüchte bald im Schwange waren, von einem Neffen, der dem Onkel das Haus über dem Kopfe anſtecken wollte, und dergleichen mehr. Niemand wußte jedoch das Wahre als das arme Lieschen, das ein recht betrübtes Leben im Hauſe des Onkels dahinbrachte.

Wir aber haben jetzt nachgeholt, was zu wiſſen nöthig war, und ſtehen jetzt wieder beim Anfange dieſer Geſchichte.

6.

Der große Entſchluß war nunmehr gefaßt. Die Nachtwächter wurden eingezogen, das heißt ganz leiſe ins Haus eingelaſſen, und die ſcheinbar unbewachte Thür blieb den Verliebten offen. Der Rath, Jacobe und Hans ſteckten lauernd im Hintergrunde voll der ſchlaueſten Liſt. Ein paar Nächte war dies bereits geſchehen und noch immer nichts erfolgt.

Die dritte Nacht brach an. Sie war finſterer als die früheren, weil eine ſchwarze Wetterwolke über der Schmaußengaſſe ſchwebte. Die Nachtwächter Weichelt und Kleinlein ſaßen bei gutem Bier und Karten im Erdgeſchoſſe, ihre Lanzen waren an die Wand gelehnt und ſie ſich keines Ueberfalls gewärtig.

Horch! da knarrte die Thür. Die Wächter merkten nichts davon. Ein Paar Füßchen huſchten die Treppe kaum hörbar herab. Wie hätten das ſolche Ohren, wie Weichelt's und Kleinlein's, wol hören ſollen? Und zwiſchen der halbgeöffneten Hausthür umfing ſich's und flüſterte und drückte ſich und küßte und auf der Schwelle des Puttfarkenſchen Hauſes erblühte eine Glückſeligkeit, von der die Bewohner deſſelben keine Ahnung hatten. Sie blieb aber auf der Schwelle und wollte keinen Schritt über dieſelbe machen. Indeſſen ſchnauften oben im Verſtecke an der Treppe, wie alte Ohreulen im wüſten Gemäuer, voll Angſt, Sorge und Neugier der Rath und ſeine Schweſter. Dem alten dummen Hans machten die jungen Leute Spaß.

War es, daß das Pärchen mehr küßte als ſprach, aber die Horcher verſtanden nichts Rechtes; denn wenn auch Jacobe ihrem Bruder zuflüſterte: „Hörteſt Du, o Gräuel! deutlich von Dolch und Strafgericht ſprechen ſie! mit Feuer verheeren! u. ſ. w." ſo wiſſen wir ſchon, was das ſagen will. Der Rath ſchüttelte bedenklich den Kopf und fragte ſich zurückwendend: „Hans, haſt Du etwas verſtanden?" — und der antwortete ein ziemlich vernehmliches: „Ne!"

Die Verliebten hörten es zum Glücke nicht, denn ſie hielten ſich zu feſt umſchlungen.

Schon wurde dem Rathe die Zeit lang, da fing Lieschen zu ſprechen an. Aber der geſpannteſten Neugier zum Trotze waren nur einzelne Worte zu verſtehen, dieſe jedoch im Stande, das ſchrecklichſte Licht über die Verbindungen des aus Polen zurückgekehrten jungen Menſchen zu verbreiten.

Ohne Kotzebue's und Clauren's mächtiges Talent zu beſitzen, die aus zwölf aufgegebenen Worten einen artigen Roman zu machen verſtanden, indem die zwölf Worte über jedem Kapitel als Ueberſchrift prangten, konnte der ehrliche Stadtflaſchner Puttfarken ein gleiches Wunder mit leichter Mühe zu Stande bringen. Was er erlauſchte, war Folgendes:

Sauerkraut und Schinken — Dolch — Polen — Begeiſterung — Mundkoch — Was da! — Großfürſt — Verſchwörung — Gift — Trüffeln — Grauſamkeit — Heimliches Gericht. —

Dies waren die zwölf Ueberſchriften zu dem fürchterlichen Romane, den Puttfarken's Phantaſie ganz ohne Mühe ausheckte.

Er war noch mit der Ausarbeitung ſeiner Dichtung beſchäftigt, als Jacobe mit ihren Nägeln, die ſie chineſiſch wachſen ließ, ihn am Schlafrockärmel mit ſolcher Gewalt in ein anſtoßendes Zimmer riß, daß ſie das Fleiſch des brüderlichen Armes mit zu packen bekam und blaue Spuren darin zurückließ.

Friede hatte Lieschen noch einen Kuß gegeben und war fortgelaufen; Lieschen aber war noch einen Augenblick ſtehen geblieben, um dem Geliebten nachzuſehen, dann huſchte ſie eben ſo leiſe die Treppe hinauf, wie ſie herabgekommen war.

„Was ſagſt Du nun?“ ſprach mit ihrer gewöhnlichen Altſtimme Jacobe, da ſie ſich nicht mehr Zwang aufzulegen brauchte, „iſt was an der Sache, oder nicht?“

„Ich begreife nunmehr Alles und weiß, wo es hinaus will!“ ſprach zitternd der Rath. „Was er ihr mittheilte, war eine Art von Lebensgeſchichte; es bezog ſich Alles auf die Revolutionen, die er mitgemacht hat und worin er es wahrſcheinlich zur Meiſterſchaft brachte. Das Einzige, wobei ich mir am wenigſten etwas denken kann, iſt das heimliche Gericht.“

„Das kannſt Du nicht begreifen?“ fragte ironiſch Jacobe, „und haſt Du Kuno von Kyburg, Alf von Dülmen, Ida Münſter, und all die ſchönen Bücher nicht geleſen? Weißt Du nicht, was Freigrafen, Freiſchöffen, Freifrohnen, Freiſtühle ſind? Und muß jetzt nicht Alles frei ſein? Drei Splitter mit dem Dolche aus der Thür geſchnitten, in allen Wunden derſelbe Dolch — die unſichtbaren Richter des verborgenen Verbrechens“ —

„Und das ſollte wieder aufkommen?“ fragte Puttfarken.

„Wie denn anders?“ entgegnete Jacobe.

„Und der Junge ſollte auch mit dem heimlichen Gerichte etwas zu ſchaffen haben?“ fragte Puttfarken weiter. „Glaubſt Du das, Schweſter?“

„Natürlich!“ bejahte dieſe.

„Aber das konnte mir ja keinen Nachtheil bringen“ — ſagte Puttfarken halbfragend, halb mit Gewißheit.

„Biſt Du Dir keiner That bewußt, die in den Augen junger Schwindelköpfe Strafe verdiente?“ fragte ihn ernſt die Schweſter.

Puttfarken ſagte nichts. Ihm fielen die Blechflaſchen für das ruſſiſche Regiment ein und manches Andere noch. Aber er ſprach nicht weiter davon. Gramvoll ſtieg er in ſein Schlafzimmer hinauf. Die Hausthür knarrte, er ſchauerte zuſammen und ſchlich zum Fenſter. Hans ließ die Wächter hinaus und ſchloß zu. Er erkannte ſie Beide, denn der Morgen dämmerte bereits. Weichelt bückte ſich und hob etwas auf, das er Kleinlein zeigte — und, o Graus! der Rath ſah es deutlich, es waren drei Spähne, aus ſeiner gelben Thür geſchnitten.

Er warf ſich angekleidet aufs Bett, zog die Decke über den Kopf und entſchlummerte bald, aber er träumte von Vehmgerichten, Blutzeugen und Dolchen.

7.

Erſt ſpät ſtand andern Tages der Magiſtratsrath auf und klingelte. Hans kam und brachte Kaffee und Morgenpfeife.

Mit ſchleifenden Schritten und herabhängenden Armen nahete er ſich dem Tiſche, um die Pfeife zu ergreifen; denn was ihm auch Böſes im Leben begegnet war, dieſes Morgen- und Rauchopfer unterließ er nie. Es zerſtreue die Sorgen und erleichtre die Bruſt, ſagte er; und in der That wollen die Aerzte der herba nicotiana eine ſtark abführende Kraft zuſchreiben.

Schon hatte er die Hand nach der kölniſchen Pfeife ausgeſtreckt, als er mit Entſetzen weit vom Tiſche zurückſprang und in einen Lehnſtuhl fiel. So erſchrickt der Bramin, wenn er unter den heiligen Bäumen am Ganges einen ſchlummernden Paria erblickt, ſo ſpringt der Jäger zurück, deſſen Fuß einer Klapperſchlange zu nahe kam. Und wirklich war, was Puttfarken erblickt hatte, eben ſo arg. Denn auf dem geöffneten Tabacksbeutel, von Jacobe's Händen geſtickt, worauf in friedlicher Eintracht ein Scorpion und ein Krebs, die Himmelszeichen der Geburt der Geſchwiſter, zu ſehen waren, lagen drei gelbe Spähnchen, etwas größer als gewöhnliche Schwefelhölzchen.

Der Rath ſchloß ſogleich die Augen und ſuchte die Beſinnung zu verlieren, indem er ſich ſo ſchnell als möglich ſeine magiſtratualiſche Wirkſamkeit vorzuhalten bemühte. Es glückte ihm nur halb. Da fiel ihm ein, ſich vorzuſtellen, es ſei nur ein böſer Traum, wie er in voriger Nacht ja mehre noch unſinnigere geträumt; dieſe Träume haben aber ihren Urſprung aus dem Magen, und da Tabacksrauch den Magen erleichtern könne, ſo ſei es gerathen, zur Pfeife zu greifen, und hiermit öffnete er wieder die Augen.

Aber, o Graus! das Erſte, was er erblickte, war Hans mit den verhängnißvollen drei Spähnen in der Hand.

„Ja, Herr Rath,“ fing er an, „die Frevler haben mit einem ſchneidenden Inſtrumente unſere Thür zerſchnitten. Das ſind die drei Splitter, die mir der Kleinlein, einer von unſern Nachtwächtern, heut Morgen übergab.“

„Mit einem ſchneidenden Inſtrument?“ wiederholte Puttfarken. „Vielleicht mit einem gläſernen Dolche“ —

„Ach nein,“ ſagte Hans, „das iſt mit einem guten Meſſer geſchnitten, das ſieht man. Unſere Thür iſt von hartem Eichenholze und da mußte das Meſſer ſchon recht ſcharf ſein. Aber der Henker mag auch wiſſen, was ſie denn immer nur mit unſerm Hauſe vorhaben?“

„Ja — wo iſt der Henker, der das wiſſen mag?“ ſeufzte Puttfarken in ſich hinein — „ich wollte ihn umarmen dieſen Henker, er ſollte mein Bruder ſein!“

Und in dieſem Augenblicke trat ſeine Schweſter zur Thür herein.

Auf ihren herriſchen Wink entfernte ſich Hans ſogleich.

„Na,“ rief ſie barſch im Alt, „haſt Du einen Entſchluß gefaßt?“

Der Bruder hielt die drei gelben Spähnchen wie ein Vergißmeinnicht ihr entgegen.

Sie, welche glaubte, es ſeien Zahnſtocher, brummte:

„Was ſoll das? Ich habe heut noch nichts Fleiſchiges gegeſſen.“

Von dem Mangel an Zähnen ſchwieg ſie aus weiblicher Eitelkeit.

Dem Rath, deſſen ohnehin zartes Nervenſyſtem ſehr gereizt war, kam ſie in dieſem Augenblicke wie ein ordinaires fleiſchfreſſendes Thier vor, und er mußte ſich, halb mit Ekel erfüllt, von der ihm ſonſt werthen Perſon wegwenden.

„Nun, was hältſt Du ſie denn noch immer?“ ſchrie ſie heftig, „ich frage, ob Du daran gedacht haſt, was jetzt in der Sache zu thun ſei?“

„Vor allen Dingen, Jacobe,“ ſprach der Rath, „bemerke die drei Spähne aus meiner Thür, ach! es ſind Spähne zu meinem Sarge.“

Jacobe blickte hin. „Und?“ fragte ſie.

„Was Du geſtern von den Vehmrichtern ſagteſt, hat ſeine Richtigkeit,“ ſeufzte Puttfarken, „ſie ſind hier geweſen, ſie haben die fürchterliche Mahnung ergehen laſſen, ich muß mich ſtellen am Kreuzwege, ſie werden mir die Augen verbinden, ſie werden mich richten in Nacht und Blut und ich werde getilgt ſein von der Erde, als wenn ich nie darauf geweſen wäre.“

„I warum nicht gar!“ ſprach die Schweſter, „ſo weit kommt's nicht, aber die Hände darfſt Du nicht in den Schooß legen. Mit dieſen drei Spähnen ging' ich hin zur Polizei und zeigte Alles an, was ich wußte.“

„Und was iſt damit gewonnen?“ fragte der Bruder, „was kann die arme Polizei gegen ein heimliches Gericht ausrichten? Straßenkoth, Wanderbücher, Reiſepäſſe, Diebſtähle und Prügeleien, das ſind ihre Reiche und da übt ſie Wunder aus, aber Vehmen — ich bitte Dich, Vehmen! Was kann da eine ſo dumme Polizei? Ich muß ja das wiſſen als Magiſtratsrath, da die Polizei zum Magiſtrate gehört.“

„Nun, ſo denke Dir ſelber etwas aus, wenn Du Alles beſſer wiſſen willſt!“ brummte die Alte. „Ich bin der Meinung, eine wohleingerichtete Polizei könne Alles, was ſie will.“

„Dem iſt nicht ſo!“ ſprach wichtig Puttfarken, „aber ausgehen will ich und einige Freunde von meiner Lage in Kenntniß ſetzen. Bewährte Männer ſind's, die werden mir rathen, denn mit Deinem alten Jungfernverſtande iſt's doch nicht weit her, Sobchen.“ So nannte er ſie, um den „alten Jungfernverſtand“ zu verſüßen, der ihm nur ſo herausgefahren war.

Sie aber ſah ihn höhniſch an, wollte mit den Zähnen knirſchen, beſann ſich aber gleich, ſtampfte dafür mit dem Fuße und verließ das Zimmer.

„Gut, herzensgut, nur etwas jähzornig!“ ſagte der Rath vor ſich hin, indem er ſich anzog und zum Ausgehen anſchickte.

Er ſuchte ſeine bewährten Freunde auf, die drei Mann hoch in einem Weinſtübchen hinter dem Rathhauſe ſaßen und ſich ihren Lieblingswein, den vaterländiſchen Affenthaler, gutſchmecken ließen und dazu aus abenteuerlichen Zinngefäßen ganz vortreffliche Bratwürſte verſchmauſten. Sie freuten ſich, als ſie den ehrenwerthen Magiſtratsrath Puttfarken zu ſich eintreten ſahen.

Nach der erſten Bewillkommnung und nachdem der Wirth das volle Glas vor den Rath hingeſetzt hatte, fiel ihnen ſämmtlich ſeine ſeltſam verſtörte Miene auf. Sie durften nicht lange nach der Urſache fragen. Puttfarken geſtand Alles offen.

„Abgeſehen von der Gefahr,“ nahm der uns von dem Abenteuer in der Goſſe her noch wohlbekannte Volksdichter Dünkelſpiel das Wort, „hat die Sache ſehr viel Romantiſches, und ich würde Euch rathen, Freund Puttfarken, das Abenteuer zu beſtehen.“

„Wie meint Ihr das, Menſch?“ rief ganz außer ſich der Rath.

„Ich ſähe Alles ruhig mit an, bis ich wüßte, wo es hinaus wollte; ich ließ mich laden, ich ſtellte mich, den Hals wird es nicht koſten.“

„Nein, das kann er nicht!“ ſagte kopfſchüttelnd der Wirth, indem er die Gläſer abtrocknete.

„Nein, das darf er nicht!“ ſchrien die andern Beiden.

„Nein, das kann und darf ich nicht,“ ſagte feſt der Rath, indem er tief Athem holte.

„Und warum nicht?“ warf Dünkelſpiel ein und ſchlug auf den Tiſch; „wär' ich's, ich thät's — ich hätte einen köſtlichen Stoff, um ein Gedicht zu fabriziren.“

„Iſt das ein Stoff für einen Volksdichter?“ ſprach ein ſtattlicher Mann mit einem ziemlich ſatyriſchen Geſichte, der Mediziner, Doctor Ziegengeiſt, „wie Alles in der Welt, ſo geht auch unſere Volkspoeſie herunter.“

„Ei was, Volkspoeſie!“ fiel ihm erbittert Dünkelſpiel ins Wort, den es ſtets verdroß, ſich einen Volksdichter nennen zu hören, „gibt es ein nürnberger Volk? nein, mithin kann es auch keine nürnberger Volkspoeſie geben.“

„Mit Verlaub!“ bemerkte der Dritte im Bunde, der Flitterfabrikant Süßlein aus Fürth, „meine gelehrten Herren, da muß ich widerſprechen. Halten ſich die Nürnberger etwa zu vornehm, um Volk zu ſein? Sind es etwa lauter Patrizier? Haben wir in Fürth und Erlangen und Vorchheim Volk, ſo muß es auch ein nürnberger Volk geben; oder iſt dies etwa keines?“

Hier riß er ein Fenſter auf und zeigte auf die zankenden Obſtweiber und die arbeitenden Rußigen, dieſe nürnberger Bravo's, die für einige Batzen dem Feinde die Knochen zu Brei ſchlagen.

Doctor Ziegengeiſt lächelte ſtumm.

Dünkelſpiel hatte nicht zugehört und ſah nicht hin.

„Ich bin Mitglied des Blumenordens, pegneſiſcher Schäfer, und muß als ſolcher dichten und dichte daher. Ich möchte mich den Teufel um eure Völker ſcheeren und am allerwenigſten um das nürnberger Volk. Nennt euern Griebel Volksdichter, er war es, ich habe mit ihm nichts gemein. Herr von Goethe, Excellenz, nennt ihn einmal einen Philiſter.“

„Die Volkspoeſie liegt im Verfall,“ ſeufzte Ziegengeiſt, „wir werden am Ende nichts mehr haben, was uns vor Andern auszeichnet.“

„Bitte, bitte! unſern ſchönen Brunnen, die Spargel, die Lebkuchen und Kaspar Hauſer nicht zu vergeſſen,“ ſagte der Wirth und lüftete dabei ein wenig die grüne Mütze, die in jener Gegend der Wirth tragen darf, während die bezahlenden Gäſte unbedeckt daſitzen müſſen.

„Haßte ich die Franzoſen nicht ſo ſehr von Herzensgrunde und ſtände ich ihnen das kleinſte Fünkchen Poeſie zu, ich würde mich unſern Beranger gern nennen, wie mich neulich einige preußiſche Poſtbeamte benannten, die hier durch zu ihrem Chef, dem Herrn von Nagler, nach Frankfurt reiſten. Die Leute waren weit herumgekommen und ſollen jenen Chanſonnier perſönlich gekannt haben,“ ſagte ſich blähend Dünkelſpiel, dem der Wein ſchon zu Kopfe zu ſteigen begann, „es gefiel mir gar nicht übel und ich nahm es faſt für ein Compliment.“

„Aber Freunde,“ fing nun wieder Puttfarken an, „ihr ſtreitet, wie mir ſcheint, um des Kaiſers Bart, und laßt mich im Stiche. Sprechet, rathet, helft, was ſoll ich beginnen? Hier ſind die Spähne — das Daſein des Gerichtes iſt erwieſen, mein eigener Neffe ſteckt darunter, er kann mich nicht leiden, er iſt vielleicht ſelbſt mein Ankläger — was ſoll ich thun?"

Hier ſprachen Alle durcheinander und machten den gewaltigen Lärm, den die ſtillen denkenden Deutſchen gewöhnlich in Wein- und Bierhäuſern zu machen pflegen.

„Was bringt Euch aber auf den Gedanken," ſagte Ziegengeiſt, raſch eine Pauſe benutzend, „daß Euer Neffe einen Haß gegen Euch nähre?"

„Seht, Freund," verſetzte Puttfarken, „ich habe den Jungen ins Haus genommen, habe ihn auf die Schule geſchickt und dann nach Erlangen. Es war das beſte Herz von der Welt, aber die verdammten Zeitſchwindel haben ihn mir ſo verdorben."

„Die Zeitſchwindel?" lachte Ziegengeiſt, der ein Liberaler war, wie Keiner, „Ihr ſelbſt ſchwindelt wol?"

„Mit nichten!" nahm der Rath wieder das Wort. „Aber kann es anders ſein? Wenn ſolch ein Menſch nach Frankreich geht und dort zuſehen kann, wie man einen alten ſiebenzigjährigen König fortjagt, wie man Miniſter anklagt, verurtheilt, feſtſetzt; wenn er ferner nach Polen überſchifft" —

„Das hat er nicht gethan," ſchrie Dunkelſpiel.

„Das hat er gethan," ſchrie entrüſtet Puttfarken.

„Nach Polen ſchifft man nicht," bemerkte Ziegengeiſt, „man reiſt dahin."

„Gleichviel, unterbrecht ihn nicht!" verlangte Süßlein.

Hier ſprang mit offenem Rocke, ohne Hut, der Buchhändler **Wieſel** herein und verlangte, ſich die Hände reibend, Wurſt und Wein.

„Was gibt es? Was iſt los? Wißt ihr was Neues? Ich bin den ganzen Morgen nicht aus der Offizin gekommen;“ ſo ſprach er mit vollem Munde und fließender Suade.

Man bat ihn, ſich ſtill zu verhalten und zuzuhören, Puttfarken gab nun Alles von ſich und ſchloß mit dem Bemerken, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als ſeine Nichte Lieschen aus dem Hauſe zu haben, weil dieſe ihm der Magnet zu ſein ſcheine, der ihm das Unglück über den Hals zöge. Auch hielt er nicht hinter dem Berge mit dem jungen frankfurter Gänſeleberfabrikanten und ſeinen Hoffnungen, die er an ihn knüpfte.

Ziegengeiſt und Dünkelſpiel, die ſo ſtark in ihren Anſichten über Volkspoeſie divergirten, waren hierin einig, daß die Furcht Puttfarken's denn doch übertrieben ſei, und daß es mit dem heimlichen Gerichte vollends keinen Halt habe; aber Wieſel bat ums Wort und ſtand auf: „Was iſt heutzutag unglaublich? Iſt es nicht ein Greuel, wenn man Alles ſo recht bedenkt, was vor unſern Augen paſſirt? Wir Buchhändler wiſſen das am beſten zu beurtheilen, wenn wir den Meßkatalog ſtudiren. Ich wünſchte, Einer ſchriebe ſeine Vermuthungen auf, über das Daſein einer heiligen Vehme im Jahre 1832, ich wollte Verleger dazu ſein.“

Ziegengeiſt ſtand auf, ſtrich ſich die Haare nach hinten, machte einen Gang durchs Zimmer, ſchnupfte ſtark und machte dann einen Knoten ins Schnupftuch. Er ſtellte ſich vor den Spiegel und ſah den Autor des zukünftigen Werkes lange bedeutungsvoll an.

„Vergeſſen wir das Wunderbarſte des Wunderbaren, das unſere Mauern in ſich ſchließen?" fragte Wieſel, ſich rings umblickend.

„Ihr meint die Kurfürſten, die um den Kaiſer gehn, an der Lieb-Frauenuhr?" fragte Süßlein.

„Schnack!" ſchnob Wieſel, „ich meine Kaspar Hauſer, dieſen nürnberger Nil, deſſen Quelle ſtets in Dunkel gehüllt bleibt."

Er hatte Recht, den Findling „Nil" zu nennen, weil einige Verlagsſchriften, womit er Deutſchland überſchwemmt hatte, ſeine dürre Buchhändlerkaſſe befruchteten.

„Wer löſt dieſes Räthſel?" fragte Wieſel weiter, „und iſt es nicht da? Iſt es unglaublicher, ſchrecklicher, romantiſcher, daß Puttfarken durch drei Spähne zum Gericht geladen wird, als daß man Hauſer am hellen Mittage im eigenen Hauſe mit einer Axt niederſchlägt? Ich glaube ſogar, daß alles Dies zuſammenhängt."

Puttfarken zitterte laut.

„Ja, da iſt ſchlimm rathen. Nichts thun iſt das Beſte und abwarten," meinte Süßlein, ſeinen Hut nehmend.

Die andern Freunde ſtimmten ſo ziemlich dieſer Anſicht bei. Und Wieſel fügte noch hinzu:

„Da es erwieſen iſt, daß Lieschen den Burſchen ins Haus zieht, und da für Lieschen die Ausſicht zu einer Partie ſich findet, ſo iſt es das Beſte, über Hals und Kopf mit Raſchmann abzuſchließen und ihm das Mädel zu geben. Ein paar Tauſend Gulden herauf oder herunter, darauf darf es in dieſem Falle nicht angeſehen werden, das iſt meine Meinung."

„Ja, Gevatter, das wird das Beſte ſein! ſagten Alle.

„Er iſt aber nicht hier, ſondern zur Zeit in Bamberg," bemerkte Puttfarken.

„So muß keine Zeit verloren werden, hinzuſchreiben!"

ſagte Wieſel, „ſchnell, Dinte, Feder und Papier und geſchrieben: er möge bald hereilen, wollte er das Mädel heimführen, weil Ihr — Puttfarken, der Oheim, ſonſt anders über ihre Hand disponirtet. Uebrigens laßt von reichlicher Mitgift einige Wörtchen einfließen und macht es dringend.“

Puttfarken ſchrieb mit zitternder Hand große Buchſtaben, eine Art von Klempner-Fractur, da er, ſeit er die Stadtflaſchnerei aufgegeben hatte, auch nicht einmal mehr Rechnungen ſchrieb und ihm die Uebung fehlte.

Aus dem Weinhauſe ging er zur Poſt, um den Brief ſelbſt hinzubringen.

8.

Wer jemals des Morgens aus Bamberg fuhr und die liebliche Gegend bis Erlangen mit einem Lohnkutſcher durchzog, weiß, wie heißhungrig man in die gaſtliche Pforte des goldenen Kreuzes in Bayersdorf tritt und weder nach dem Urſprunge der nahen Ruine fragt, noch wiſſen will, ob Bayersdorf ein Lehn der Freifrau gleichen Namens in München ſei, ſondern einzig und allein bemüht iſt, einen jener blaugeſottenen Karpfen zu erlangen, welche die freundliche, dicke Wirthin ſo herrlich zu bereiten verſteht. Das köſtliche Naturproduct, das Bayersdorf in der Küchenhandelswelt berühmt macht, der Meerrettig, weiß wie carrariſcher Marmor, gerad gewachſen, hart und doch nicht holzig, würzt das Mahl und der nettare di Bayersdorf, eines der vortrefflichſten Biere zwiſchen der Iſar und dem Main, labt den Durſtigen mit nie verſiegender Flut.

Mittag war bereits lange vorüber, wie die Berge von Karpfengräten, die vor einigen Reiſenden auf den Tiſchen lagen, bezeugen konnten, und die kleine Gaſtſtube füllte ſich außer jenen Fremden mit Geſchrei, Tabacksrauch und Bayersdorfern, die ſich um dieſe Zeit gewöhnlich einzuſtellen pflegten. Ein junger Mann ſitzt in der einen Ecke und raucht nachdenkend ſeine Pfeife. Jetzt erſchallen aus dem Nebenzimmer die Klänge eines jammervollen Klaviers. Es iſt der Sohn der Wirthin, der eine muſikaliſche Uebung anſtellt. Der Fremde ſteht auf, hört freundlich zu und zeigt dem Jungen die rechte Fingerſetzung zur Freude der Bier einſchenkenden Mutter und des Bier trinkenden Vaters.

Am andern Ende der Stube, bei trübbrennendem Lichte und ganz in Dampf gehüllt, ſitzen drei Jünglinge, dem Anſcheine nach Muſenſöhne, in leiſem Geſpräche. Der Eine von ihnen, ein hübſcher Burſche mit ſtattlichem Schnurrbarte, ſteht auf, um einen Fidibus zu ſuchen, und da er ein zuſammengerolltes Papier, deſſen Ende bereits angebrannt iſt, auf dem leeren Platze des Fremden findet, ſo will er ſich deſſen bedienen.

Schon hat er es zum Lichte geführt, als ſein Arm plötzlich, wie vom Blitze gerührt, hinabſinkt, denn er erkennt die Runenſchrift ſeines Oheims und lieſt den Namen Lieschen.

Der junge Menſch iſt nämlich Niemand anders als Friede.

Die Gefährten wollen wiſſen, was ihn ſo ſeltſam bewegt; er aber, ohne zu antworten, führt das Papier abermals zum Lichte, doch nur, um zu leſen. Es iſt Puttfarken's Brief an den jungen Monſieur Raſchmann aus Frankfurt am Main, mit dem dieſer ſich die Pfeife angezündet hatte, ehe er ſeinen muſikaliſchen Unterricht im Ne-

Kunſtkammer begonnen. Friede gerieth außer ſich. „Wie ſchnöde handelt mein alter Onkel, des himmliſchen Lieschens Hand ſolchergeſtalt zu verkuppeln. Dem Fremden, der ſie nimmt, noch volle Geldſäcke an den Hals zu werfen und dann um ſchnelle Entſcheidung zu bitten, um nur das Mädchen recht bald loszuwerden. Nein, Freunde, jetzt iſt die höchſte Zeit, ich darf nicht länger zaudern, mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiele.“

„Aber Du haſt denn doch Rückſichten,“ ſagte einer der Freunde.

„Ich kenne keine mehr!“ rief Friede. „Ich habe eine ernſte Schule durchgemacht, Brüder, und es gelernt, daß unſere Vorurtheile längſt in faule Gährung übergegangen ſind und als ungenießbare Speiſe weggeworfen werden müſſen. Was ich gethan habe, kann ich vor mir ſelbſt verantworten und Niemandem geſtehe ich ein Recht zu, mich darüber zur Rede zu ſtellen. Deshalb hoffte ich auch mit meinem Onkel fertig zu werden, denn ich habe Mittel in Händen, die ihn bekehren ſollen. Ich glaubte, auf Alles gefaßt zu ſein, aber jetzt, da ich dieſes leſe, iſt mein Muth gebrochen. Was ſoll ich beginnen? Jener Menſch, der ſo eben durch ſeine falſchen Griffe auf dem ſchlechten Inſtrumente unſer Zuſammenſein ſtörte, iſt der Amerikaner, dem [illegible] die Hand meines Mädchens beſtimmt hat. Er bittet ihn, ſchnell nach Nürnberg zu kommen und ſie in Empfang zu nehmen, wie man eine Waare in Empfang nimmt, und was läßt ſich anders erwarten, als daß er hinreiſen wird, um Lieschens Mann zu werden.“

„Ei, das ſoll er wohl bleiben laſſen!“ rief, den Fremden, der noch immer klimperte, ſcharf ins Auge faſſend, einer von Friede's Freunden. „Es wurde an dieſem Platze ja ſchon ſo mancher Burſchenſtreich ausgeheckt und ausgeſucht. Laßt uns nachdenken! Sollte denn das Kerlchen dort nicht einen einzigen ſchwachen Zipfel haben, woran er zu packen wäre? Hatte Achill doch einen und war mehr als der!"

„Wir wollen uns mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen," ſagte der Andere, „doch da iſt er ſchon, er ſcheint mit uns anbinden zu wollen."

Der junge Maßmann trat auf Fricke zu, der gedankenvoll in ſeines Onkels Brief ſtarrte.

„Ich ſuchte meinen Fidibus und fand ihn nicht," fing er an, „wollten Sie mir mal den Ihrigen — ei, der Tauſend! das iſt ja mein Brief — wie kommen Sie dazu?"

„Verzeihen Sie," erwiderte Fricke, indem er ihm das Papier zurückgab, „ich kenne den Schreiber dieſes Briefes und erkannte ihn an der Handſchrift."

„Schreibt eine ſaubere Pfote, der Gimpel!" ſagte Maßmann, „muß ſich nicht viel in ſeinem Leben mit Correſpondenz befaßt haben. Na, konnten Sie's herausbringen, was er will? Mir iſt's ſchwer genug geworden. Ich ſoll ſein Mädchen von Rechts bewachen, habe aber gar keine rechte Luſt dazu. Man hört ſo ſeltſame Dinge von dem Manne — doch — Sie kennen ihn ja."

Die drei Freunde blickten ſich bedeutend an. Die Offenheit, womit der Milchbart ſeine geheimen Angelegenheiten zum Beſten gab, lieferte einen Gradmeſſer ſeiner Einfalt. Auf Fricke machte ſeine Aeußerung den beſten Eindruck.

„Was, werd' ich ihn nicht kennen?" fing der eine von Fricke's Freunden ſogleich im jüdiſchen Dialekte an, „unſer Eins kommt öfters mit Leuten in Berührung, die an der Verſchwendungsſucht leiden; doch, wenn ich ſage-

Herzbeutel, ſo verſtehe ich darunter: Geldbeutel, verſtehen Sie mich?"

„Wie das? Erklären Sie ſich deutlicher!" ſagte neugierig Reichmann.

„Nun, ich meine," ſagte der Erſte, „es iſt ein ſonderbares Ungefähr, daß wir Alle hier gerade zuſammenkommen müſſen. Wir Alle nämlich ſtehen mit dem guten, braven Herrn Puttfarken in naher Berührung. Dies nämlich," indem er auf Friede deutete, „iſt der Reiſende von einem Handelshauſe in Bremen, dem der Herr Magiſtratsrath die fälligen Wechſel für Auſtern, Schellfiſche und Kabeljaue nicht bezahlen kann; der Andere hier iſt der junge Herr Dicander aus Trieſt, der in gleicher Abſicht nach Nürnberg kam, aber eben ſo ſeine Wechſel für gelieferte Weine proteſtiren laſſen mußte, und ich bin, mit Ehren zu melden, Süßkind Nathan aus Berchheim, der Sohn von dem alten Nathan Süßkind Berchheimer, der nach Nürnberg reiſt, um mit dem Herrn Puttfarken ſich freundſchaftlich auseinander zu ſetzen; wenn ich ſage: freundſchaftlich auseinander zu ſetzen, ſo verſtehe ich doch damit auspfänden zu laſſen; verſtehen Sie mich?"

Reichmann war außer ſich. Die drei Fremden ſprachen, ihrem Willen gemäß, fort. Es blieb dem Frankfurter faſt kein Zweifel, daß Puttfarken ein durch übermäßige Verſchwendung, namentlich durch Völlerei und Schlemmen, gänzlich zu Grunde gerichteter Mann ſei.

„Zwar hat er mir die Poſten ſtets richtig bezahlt," ſagte der junge Reichmann, „aber es war denn doch merkwürdig, was er nur allein in dieſem Artikel verſchwendete."

„Natürlich!" ſchrie Süßkind Nathan, „er iſt ja der größte Gourmand unter der Sonne. Der frißt Ihnen Alles auf. Equipage, vier Pferde, Mobiliar, Waarenlager, ein Haus mit einem Garten — ich ſag' Ihnen, einen Garten mit Alleen, Fontainen und ſteinernen Statuen. Alles hat er aufgefreſſen! Der hat einen Magen! Sein ganzes Vermögen liegt darin begraben. Wär' er ein ruſſiſcher Fürſt, deſſen Vermögen nach Seelen berechnet wird, ſo hätte er eine halbe Million Seelen wie Nichts verſchlungen. Kann das ein Haifiſch?"

„Und der will ſich mit unſerem Hauſe verbinden!" rief Kaldemann, „das fehlte mir noch! Nein, es war recht gut, daß Sie meinen Abſchied nahmen; ich danke Ihnen für Ihre Aufklärungen. Sie gehen alſo Alle nach Nürnberg, um ſich von dem Kerl bezahlen zu laſſen?"

„I nun ja, meinetwegen!" rief luſtig Süßkind Nathan, „wir wollen Alle miteinander. Kann man auch von ihm nichts Baares kriegen, ſo iſt doch vielleicht ein Geſchäftchen in Nürnberg zu machen."

Während nun Kaldemann nach dem Stalle ging, um ſein Pferd herauszuziehen, ſtanden die drei Freunde unter Gottes freiem Himmel und beſprachen ſich darüber, wie ſie ihre Liſt zu Ende bringen wollten. Friede umarmte den ehrlichen Bruder, der die Rolle des Süßkind Nathan ſo trefflich ſpielte, und war wieder ganz glücklich. Dann ſprach er ernſt: „Nun hab' ich's feſt beſchloſſen, kein Aufſchub mehr! Dem heimlichen Gerichte werde das Uebrige anheimgeſtellt!"

Das Hinaustreten Kaldemann's, der ſein Pferd am Zaume führte, machte ihrem Geſpräche ein Ende. Sie zogen ihre Pferdchen ebenfalls aus dem Stalle und ritten die Straße nach Nürnberg, die der Mond beleuchtete.

9.

Während Pattiesken von seinem geliebten Befreier, dem jungen Nathmann, stündlich erwartete, war Alles ruhig im Hause geblieben.

Lieschen war Nachts in ihrem Zimmer, es gab nichts zu erlauschen und die Wächter brachten am Morgen weder Späher noch sonst Verdächtiges.

Pattiesken gab sich der angenehmen Hoffnung hin, daß geheime Gericht sei vielleicht durch die geheime Polizei entdeckt und von der öffentlichen sodann aufgehoben worden, und die Gefahr sei für diesmal glücklich vorüber. Wenn auch Niemand in der guten Stadt Nürnberg bis jetzt etwas von einer geheimen Polizei gehört hatte, so dachte Pattiesken bei sich selbst: Von einem heimlichen Gerichte ahnen sie auch nichts, die Schafsköpfe! und doch ist es, da es Späher aus Steinen schmiedet!

Es wäre wieder ganz ruhig gewesen, hätte nicht Jacobe jeden Leckerbissen, den sie dem Bruder bereitete, mit einer Brühe von Besorgnissen und Beängstigungen versehen, die sie ihm in großen Dosen nachzuschlucken gab.

Eines Tages, da er ihren entsetzlichen Wehklagungen entgehen wollte und zeitig einen Freund besucht hatte, der mit ihm „gleiche Gesinnung brüderlich theilend," ihm ein treffliches Frühstück vorlegte und er eben, das Gemüth fast übervoll, um die Mittagsstunde wieder in die Schmiedegasse trat, um sich nach Hause zu begeben, fiel es ihm auf, daß aus dem obern Stockwerke desselben eine Menge kleiner Papierstückchen herabflatterte, die wie Eintagsschmetterlinge am Abend ihres Lebenstages weit und breit die Schmiedegasse bedeckten.

Weil ihm weder dieser Akt unmöglich schien, so stutzte er einen Augenblick, da es ihm aber in seiner jetzigen Verfassung, das Frühstück im Leibe, nicht möglich war, die Stückchen aufzutreiben, so ging er, darüber nachdenkend, ins Haus, was wol auf jenem Papiere geschrieben gewesen sein möchte. An der Thür fand er Hans, der mit geheimnißvoller Miene ihn in die sogenannte Prachtstube winkte, die im Vorhause, mit ihren kleinen Zinn- und Porzellangefäßen, den Erbstücken einiger Jahrhunderte, als Jacobi's grünes Gewölbe und Raritäten Cabinet prangte.

„Was gibt es, Hans?" fragte neugierig der Rath.

„Ach, mein Herr, viel Neues und nichts Gutes!" sagte dieser sehr geheimnißvoll, „den ganzen Morgen ein Kommen und Gehen, Bekannte und Unbekannte. Erst ein Herr Rahlmann aus Frankfurt, dann ein Mann mit einem Schnauzbart — —"

„Schnauzbart?" schrie wild der Rath.

„Nicht weiter Friede," sagte Hans, „sie gingen dann wieder zur Thür hinaus, der Herr Rahlmann und der Schnauzbärtige. Nun kommt aber das Beste — ein fremder Jude — —"

„Ist ein Jude das Beste, Esel?" rief ungeduldig [illegible]

„Unterbrechen Sie mich nicht, denn ich kann so nicht ordentlich erzählen," fuhr Hans fort. — „Dieser fremde Jude fragte nach Mamsell Lieschen und ging die Treppe hinauf, als wäre er ganz bekannt. Ich sage, er möchte nur ins Vorzimmer treten, ich wollte Lieschen herunterholen. Halt, denk' ich mir, da kannst lange warten, und laufe schnell zur Mamsell Schneider, die ihn ausforschen soll. Die Mamsell ist, beim Henker, grade auch nicht zu finden und zieht sich an. Bis sie mich hereinläßt, ich die

Alles mittheile und wir nach dem Vorzimmer herauskommen, ist dieß leer, kein Jude zu hören noch zu sehen, und wir stehen da und haben das Nachsehen. Aber mitgenommen hat er nichts."

„Und Du kannst glauben, daß er wieder fortgegangen ist?" fragte Portiarken und ein ungemeiner Scharfsinn lagerte sich zwischen seinen Brauen. „Der ist noch hier im Hauſe, hier verſteckt. Brav! man hat mich geliefert. Das war eben ſo wenig ein Jude, wie ich einer bin. Ein Vehmrichter war es! Ein heimlicher Richter! Sie wollen mich heimlich richten!"

Bei dieſen Worten trat dem armen Manne der Schweiß vom Geſichte, das glühend roth, vom Schreck und Zorn durchleuchtet, dem bekannten „Sturm der Zeiten" zu vergleichen war. Er nahm mit Ungeſtüm ſeinen breitrandigen Hut ab, um ſich die Stirne zu trocknen, ſiehe, da fielen mehrere von den Papierkügelchen, die aus dem Fenſter geworfen waren, und die ein günſtiger Wind auf den Hut des Rathes geführt hatte, zur Erde.

Schnell bückte er ſich darnach, legte die Bälle auf und las folgende Wort-Fragmente:

„Heimliches Ger — Meſſer — Feu — — Veit — — —

„Nun iſt's richtig!" ſchrie er entſetzt, „den Veit, den armen alten Teufel, meinen unglücklichen alten Veit wollen ſie richten! Mit Meſſer und Feuer! Gräßliche Strafen verhängen! O Böſewicht! Böſewicht! Was hat Dir der Teufel armer Veit gethan?"

Er bedeckte mit beiden Händen das Geſicht, dann ſprang er auf.

„Wo iſt meine Schweſter?" fragte er.

„Oben in der Küche," antwortete Franz.

„Das kalte Ungeheuer ſteht am Feuer und ſieht, wenn heimlich hier im Hauſe Gericht gehalten wird," brummte er, „aber komm' nur mit, Hans, wir wollen das Haus durchſuchen."

Bei dieſen Worten zog er Hans mit ſich und ſie ſchlichen leiſe die Treppe hinauf. Die Thür des Vorzimmers war offen. Der Rath trat ein.

„Hier auf dieſem Flecke ſtand er, als ich ihn verließ," ſagte Hans leiſe.

Der Rath ward aber wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt und deutete ihm an, nicht zu ſprechen, denn ſeine Blicke fielen auf einen großen braunen Schrank, deſſen Schlüſſel ſteckte, und der in einer Ecke des geräumigen Zimmers ſtand. Nun begann die lächerlichſte Pantomime, die man ſehen konnte. Der Rath hatte nämlich die Gewißheit, der Jude ſtecke in dieſem Schranke und deutete dies Hans mit großen Geberden an. Dann winkte er ihm in ſeine anſtoßende Stube und zog leiſe die Thür nach ſich zu.

Mamſell Jacobe, die eben an Daniels Thür die Märchen erlauſcht zu haben glaubte, war wie gewöhnlich — wenn ſie auf der Lauer ſich befand — mit einer Bratpfanne in der Hand, herausgekommen, um ihrem Bruder eine Mittheilung hierüber zu machen. Da ſie ſtets auf Zehenſpitzen, um Alles beſſer beobachten zu können, einherſchlich, ſo war ſie ungehört zur Thür des Vorzimmers gekommen und hatte bemerkt, wie ihr Bruder und Hans ſich Zeichen vormachten, als wären ſie vom Veitstanz geplagt.

Nachdem Beide fort waren, trieb ſie die Neugier, den Schrank zu öffnen, dem die Zeichen offenbar gegolten hatten.

Sie hatte aber kaum den Schlüſſel umgedreht, als ſie die Schritte der Zurückkehrenden vernahm, und beſann ſich nicht lange, um vielleicht einem anderen Geheimniß auf die Thür zu kommen, da sie ihrem schwachköpfigen Bruder nicht mehr recht traute, und sprang in den Schrank, dessen Thür ins Schloß fiel.

Hans und der Rath kamen mit einem langen Papierstreifen, Siegellack, Petschaft und Licht zurück und versiegelten den Schrank.

Hans konnte sich nicht enthalten durch's Schlüsselloch zu gucken, dann schlichen Beide davon und Hans sagte draußen zum Rathe: „Der Kerl ist noch darin, ich habe ihn selbst gesehen mit seinem ruppigen Judenbarte, der mag schmoren!"

Und der Rath schob ihn zur Thür hinaus und sagte: „Schnell vier Mann mit Ober- und Untergewehr, wenn der Kerl sich etwa zur Wehre setzen sollte. Jetzt laufe, Engel!" Er selbst ging aber schnell in seine Stube und schloß sich ein, festen Willens, nicht eher zu öffnen, bis Wache kommen würde.

Jacobe harrte schweigend im Schranke der Dinge, die da kommen sollten.

169.

Unterdessen war Rathmann wiedergekommen, ruhig und allein sich für die angethane Ehre zu bedanken und nebenbei seinen kleinen [illegible]. Er wunderte sich, auf Niemanden im ganzen Hause zu stoßen, und trat, den Hut auf dem Kopfe, ins Vorzimmer.

„Eine schöne Wirthschaft," brummte er vor sich hin; als er aber den versiegelten Schrank erblickte, rief er „Ha, ha!" und glaubte sich Alles erklären zu können.

Er ging mit ſtarken Schritten auf und ab, um ſich vernehmlich zu machen und einen der Hausbewohner herbeizuziehen. Wirklich ging auch Hans vorbei und ſteckte ſeinen Kopf durch die Thür; denn obgleich ihm der Rath die größte Eile auf die Seele gebunden hatte, ſo mußte er doch erſt in der Küche die Mamſell ſuchen, um ihr Alles zu ſtecken, auch ſeinen Hut mußte er holen. Er war böſe, Jacobe nicht gefunden zu haben.

Wie Raſchmann ihn ſah, wollte er durch ihn bei dem Rath gemeldet ſein.

„Ei was, hat ſich was zu melden," ſchrie der Alte im Weglaufen, „arretirt wird mit Ober- und Untergewehr. Wir haben den ſaubern Vogel gefangen."

Der ſaubere Vogel war in Raſchmann's Idee kein Anderer als der Rath.

„Das dacht' ich wahrlich nicht, daß ſie ihn heut ſchon einſtecken würden!" ſagte Raſchmann laut, „aber ſo iſt's, der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht."

Mit dieſer Sentenz wollte er das Zimmer verlaſſen, als er ein Wimmern vernahm, wie das eines gequälten Thiers, etwa einer Katze. Unſer Raſchmann hatte ein gutes Herz und konnte kein Thier quälen ſehen, mit Ausnahme der Gänſe, und das aus dem ſehr vernünftigen Grunde, weil er davon ganz eigentlich lebte. Denn abgeſehen von der Paſtetenfabrikation, wurde in ſeinem Hauſe faſt nichts wie Gänſefleiſch gegeſſen.

„Wo ſteckſt du, armes Beeſt?" ſagte er mit einem Ton der Stimme, der Katzen rühren konnte, und wendete um.

Da erſcholl es deutlicher wie Schimpfen aus dem Schranke, denn Mamſell Jacobe war nahe daran zu erſticken.

„Mein Seel'! Da ſteckt's im Schranke und iſt wie ein Menſch!" ſagte verwundert unſer Frankfurter.

„Was Menſch? Ich bin kein Menſch!“ ſchrie Jacobe, „machen Sie auf, ich erſticke!“

„Ich werde mich hüten, Gerichtsſiegel zu erbrechen, man wird wol gute Urſachen zu dieſer ſeltſamen Verſiegelung gehabt haben,“ ſprach Raſchmann bedächtig, der, wie jeder gute Bürger, die Obrigkeit ehrte.

„Was ſchwatzen Sie da für Unſinn?“ rief Jacobe, „Was? Gerichtsſiegel?“

„Sie ſind ja verſiegelt! Ein Papierſtreif klebt quer vor dem Schlüſſelloche!“ ſprach ganz kalt und ohne beſonderen Ausdruck der Fremde.

„Wer darf mich verſiegeln?“ tobte Jacobe, indem ſie mit Fauſt, Fuß und Bratpfanne einen furchtbaren Lärm im Schranke machte.

„Gedulden Sie ſich, meine Schöne!“ ſagte Raſchmann.

„Ach was, ich bin nicht ſchön!“ ſchrie ſie.

„Die Gerichte werden ſchon öffnen, wenn's Zeit iſt,“ ſprach er höhniſch weiter.

„Hier hat kein Gericht etwas zu öffnen!“ ſchrie ſie immer dazwiſchen.

Der Lärm hatte den höchſten Gipfel erreicht. Puttfarken, der ihn in ſeinem Zimmer hörte, ſchwitzte vor Todesangſt. Ueberdies vernahm er im Nebenzimmer, welches Lieschen bewohnte, ein leiſes Sprechen, ein Klopfen und Dröhnen, Alles mit Vorſicht, aber doch vernehmbar, das ihm zur Höllenmarter wurde, da er ſich nichts Gutes damit zuſammenreimen konnte. Aus ſeinem Verſtecke hätte ihn jedoch nichts herausgebracht, als die Anweſenheit der Wache, die er jeden Augenblick erwartete.

Jetzt ſchoß Wiesel wie wahnſinnig zur Thür herein.

„Was iſt hier los?“ rief er. „Hans holt Wache? Wo iſt der Rath?“

Raichmann zeigte lachend auf den Schrank. Jacobe war theils aus Erſchöpfung, theils um zu hören, was geſprochen wurde, ganz ruhig geworden.

„Verſiegelt?“ ſchrie Wieſel. „Ei! wer kann denn hier verſiegeln?“

„Die Gerichte!“ fiel Jener raſch ein.

„Was haben hier bei meinem reichen Freunde die Gerichte zu verſiegeln?“ rief heftig Wieſel. „Das ſind Späße. Herunter damit — ich reiße ſie ab — da werden wir gleich der Sache auf dem Grunde ſein.“

Und ſchon eilte er hin, als Puttfarken's Stimme aus ſeiner Stube tönte und mit größter Anſtrengung: „Bei Leibe nicht!“ ſchrie.

Wieſel, der ſonſt immer ſehr raſch in allen Stücken zu Werke ging und ohne viel Raiſonnement doch ſtets mitraiſonnirte, ſtutzte, als er dieſe Worte vernahm. Aber Jacobe begnügte ſich nicht, das Werk ihrer Befreiung wieder unterbrochen zu ſehen, und fing etwas weniges zu ſchimpfen an.

„Ei, wenn der geſchloſſene Schrank die gellende Stimme nicht dämpfte, ſo glaubte ich die Schweſter des Herrn Raths zu hören,“ rief, über die Maßen verwundert, Wieſel.

„Ja, ſie iſt es, Jacobe Puttfarken, macht auf, ihr Ungethüme, wenn ihr ſie noch lebendig haben wollt!“ tönte es aus dem Schranke.

„Es gilt ein Menſchenleben!“ ſprach mit Nachdruck Wieſel. „Gott ſieht, was ich thue!“ und riß den Papierſtreif ab.

Aber das Schloß hielt feſt und wich nicht ohne Schlüſſel.

„Laßt mir den Juden nicht entwiſchen!“ rief Puttfarken in einem fort aus ſeinem Zimmer.

Dunkelſpiel's und Ziegengeiſt's Ankunft, die mit Hans und Wache hereintraten, machten dem Lärm ein Ende.

„Was geht hier vor?!“ ſchrien die Freunde.

Wieſel wollte ſeiner Zunge freien Lauf laſſen und ſeine Muthmaßungen mittheilen, aber der Rath ſelbſt, dem die Ankunft der bewaffneten Macht Muth gab, trat aus ſeinem Zimmer, um Alles zu erzählen.

Da er keinen Harniſch bei der Hand gehabt und einen plötzlichen Ueberfall beſorgte, ſo hatte er ſich ein großes Kiſſen vor den Bauch gebunden und ein anderes als Schild in die Hand genommen, um nöthigenfalls den Kopf damit zu decken, und war ſolchergeſtalt hieb- und ſtichfeſt.

„Eine Verſchwörung, die vielleicht die Stadt, den Staat, Deutſchland, ja Europa bedroht,“ krähete er mit empor gerecktem Halſe in größter Haſt, „und die in meinem Hauſe ihren Sitz hat. Ich glaube, daß in dieſem Augenblicke einige Rädelsführer bei mir feſtgenommen und gleich gerädert werden könnten. Es handelt ſich um ein geheimes Gericht, eine ſogenannte heilige Vehme, und räthſelhafte Weſen, wie z. B. Juden in Schränken, ſind vorhanden, deß bin ich gewiß. Daher thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren, mit Ober- und Untergewehr!“

Bei dieſen Worten übergab er den Schlüſſel und der Schrank wurde geöffnet.

Putſfarken ſprang ſehr weit zurück, aus Furcht, der vermeinte Jude könne ſich wild auf ihn ſtürzen.

Wie aber erſtaunten Alle, als im Winkel des Rieſenſchranks gekauert, gleich einem Lebendigbegrabenen, ein Weſen bemerkt wurde, in dem man, hätten es nicht die Kleider verrathen, ſchwerlich Jungfer Jacobe entdeckt haben würde. Sie hatte ſich in ihrer Verzweiflung, und wie ihre Kräfte nachzulaſſen anfingen, ganz gehen laſſen, und lag daher in Schweiß und Thränen gebadet, denen der Ruß der Bratpfanne eine gräuliche Farbe mitgetheilt hatte, in einem erbarmungswürdigen Zuſtande. Man hob ſie auf und trug ſie an Luft und Licht, wo Ziegengeiſt Beleb- und Reinigungsverſuche mit ihr anſtellte.

„Wer erklärt mir dieſe Räthſel?“ rief Puttfarken aus, „Schweſter Jacobe im Schranke! Hund von einem Eſel!“ fuhr er auf Hans los, „hat denn die einen Bart? Was faſelt er von einem Juden, der hereinſchlich und nicht fortging?“

Dünkelſpiel, ein ſanfter Mann und Pegnitzſchäfer, der Gewaltthätigkeiten für den Tod nicht leiden konnte, trat begütigend dazwiſchen. „So laßt uns Hausſuchung halten,“ ſagte er, „wir finden ihn wol noch.“

Man ſtimmte ein und zog, gleich Teufelsbannern, zuerſt auf Lieschens Zimmer los.

Man klopfte ſtark.

„Wer iſt da?“ rief Lieschen ängſtlich.

„Dein Onkel iſt's!“ antwortete Puttfarken.

„Sie können jetzt nicht herein,“ ſchrie das Mädchen noch ängſtlicher wie vorhin.

„Da wird man wol lange fragen!“ ſagte Wieſel, nahm einem von der Wache das Gewehr aus der Hand, und rief: „Mir nach, Brüder, wenn der Staat in Gefahr iſt!“

Nach einigen Kolbenſtößen ſprang die Thür auf und Lieschens Zimmer war mit Sturm genommen.

Die Andringenden waren darauf gefaßt, irgend etwas Räthſelhaftes zu finden. Die Hauptperſon, Puttfarken, dachte einen ſchwarzbehängten Tiſch mit Todtenköpfen zu erblicken, und berechnete im Voraus, ob ſie auch ſtark genug wären, das Gericht aufzuheben. Wieſel, ſein Adjutant und Belagerungscommandant, der das Wurfgeſchütz mit eigener Fauſt dirigirt hatte, hoffte eine Geſchichte für die Weinſtube, oder eine Broſchüre für ſeinen Verlag, mindeſtens ſo intereſſant wie Hauſer, zu erwiſchen. Die anderen Männer hatten unbeſtimmte Gefühle und Jacobe, als Repräſentantin des zarteren Geſchlechts, hoffte Lieschen mit dem Liebhaber zu überraſchen. Aber welch ein Anblick ſtellte ſich ihnen dar.

Erſtarrt blieben Alle ſtehen.

Auf einem großen Kohlenbecken brannte eine düſterrothe Glut, im Ofen praſſelte ein luſtiges Feuer, ein kräftiger, wohlthuender Dampf erfüllte das Gemach, deſſen Fenſter geöffnet waren, und in der Mitte ſtand ein junger Menſch in weißer Jacke und Mütze, ein großes Meſſer hoch emporgehoben, um jeden gewaltſamen Angriff kräftig zurückzuweiſen.

Vor den Trümmern einer Schüſſel, deren Inhalt am Boden rauchte, lag, die Schürze vor dem Geſicht, Lieschen jammernd auf den Knien.

„Was iſt das?“ ſchrien die Eintretenden bis auf Puttken, der, ſeinen Neffen ſogleich erkennend, ausrief: „Das iſt er! Greift ihn!“

„Der iſt des Todes, der ſich mir naht!“ ſchrie Friede in feſter, drohender Stellung.

„Was wollt Ihr von ihm!“ rief Lieschen aufſpringend und ſich vor ihn ſtellend.

„Geh' Natter!“ kreiſchte Puttfarken, „ich weiß Alles! Seit Jahren ertrage ich Angſt und Pein. Aber nun hat es ein Ende. Keine Schonung! Kein Pardon! Wir haben Alles belauſcht — ſchriftlich und mündlich haben wir Beweiſe. Nun ſeid Ihr auf der That ertappt. Streckt die Waffen und entdeckt, was es mit dem heimlichen Gerichte für Bewandtniß hat.“

„Mit dem heimlichen Gerichte?“ ſagte Friede überraſcht, „und wer hat denn das ſchon wieder verrathen?“

„Wer?“ riefen Alle. „O wir ſind feine Füchſe! Uns fängt man nicht! Die Polizei wacht!“ riefen einzelne Stimmen.

„Die Polizei?“ fragte abermals noch überraſchter Friede, „was hat denn die Polizei damit zu ſchaffen?“

„Das wirſt Du ſchon ſehen!“ ſagte der Onkel, „laß Dich nur erſt ruhig arretiren, dann wirſt Du über Alles Rechenſchaft geben müſſen. Erſtlich über dieſe drei Spähnchen. He! haſt Du ſie aus meiner Thür geſchnitten?“

„Ach, Gott, ja,“ erwiderte Friede, „da muß ich recht ſehr um Verzeihung bitten, das iſt ſo meine fatale Gewohnheit, wenn ich ein Meſſer in der Hand habe, und neulich Abend —“

„Schnitteſt Du ſie in Deiner Unſchuld aus meiner Thür!“ rief Puttfarken aus, „da hören Sie es Alle!“

„Fatale Gewohnheit!“ wiederholte Dünkelſpiel.

„Des Abends hat er ein Meſſer in der Hand —“ ſprach Jacobe bedächtig.

„Und ſchneidet Spähne — drei — aus Thüren des Onkels!“ ſchrie Wieſel aufgebracht.

„Und was iſt es denn mit dieſem Papiere?“ fragte Puttfarken weiter und hielt ihm die Stücke vor, die aus dem Fenſter geflogen kamen. „Hier: Heimliches Ger — Meſſer — Feu — Leid — iſt hier nicht von meinem Leid die Rede?“

„Allerdings!“ ſagte Friede, in unmäßiges Lachen ausbrechend.

„O Böſewicht!“ ſchrien Alle entſetzt. Lieschen jammerte laut.

„Nun wird's?“ ſchrie Wieſel durch, „hier ſind Männer von Anſehn und Wache auch, und damit ſpaßt man nicht.“

„Nun denn!“ ſprach Friede pathetiſch, „jener Zettel von Lieschens Hand war eine Einladung, mich hier einzufinden, die — als ich ungerufen kam — von ihr zerriſſen und den Winden übergeben wurde. Das, was hier zertrümmert auf der Erde liegt, was Lieschens Händen entſank, als Ihr fürchterlicher Ueberfall ſie erſchreckte, das iſt das heimliche Gericht! Nichts als ein wilder Schweinskopf in polniſcher Sauce, den der Mundkoch des Fürſten Czartoriski Ihnen an Ihrem ſechzigſten Geburtstage zur Ueberraſchung heimlich in dem Zimmer ihrer Nichte bereitet hatte.“

Den Meiſten ging nun ein Licht auf, nicht ſo dem Rathe.

„Ei was!“ ſchrie er, abſurde Lügen! Kenne ich einen Fürſten Scherwenski? Wird der mir ſeinen Mundkoch ſchicken?“

„Dieſer Mundkoch bin ich ſelbſt,“ ſagte Friede, die Mütze abnehmend. „Wie meine Studien in Erlangen unterbrochen wurden, wiſſen Sie. In Frankreich war ich nahe daran, Hungers zu ſterben; das that weh, und ich ergriff, was ſich mir darbot. Ein Unterkommen bei einem Koche war offen, ich trat in ſeine Dienſte und lernte ſeine Kunſt. Von ihm ward ich nach Warſchau in die Küche des Fürſten empfohlen. Der Wunſch, Lieschen wiederzuſehen, ward immer ſtärker in mir und beim Ausbruche der polniſchen Revolution kam ich nach Deutſchland. Lieschen war die Alte. Um Sie uns jedoch zu gewinnen, erſannen wir den unſchuldigen Scherz, an Ihrem Geburtstage Sie mit einem köſtlichen Gerichte zu überraſchen, das ich Ihnen heimlich bereiten wollte. Dann ſollte Ihnen Alles entdeckt und um Ihre Einwilligung gebeten werden. Ich erkläre mir jetzt

Ihre Beſorgniſſe, die aus Ihrer übertriebenen Aengſtlichkeit entſprangen, und hoffe, Sie werden dieſe für immer verbannen, mir aber Lieschens Hand nicht verſagen.“

Puttfarken holte tief Athem; mit dem Kiſſen, das er losband, fielen ihm Centner vom Leibe; er beklagte nun nichts mehr als das leider! zerſtörte heimliche Gericht!

Jacobe kniff die Lippen zuſammen und ſchielte auf Lieschen und Friede, die ſich umarmt hielten. Wieſel ärgerte ſich, daß aus der beabſichtigten Broſchüre: „Das heimliche Gericht im Jahre 1831 in Nürnberg“ nichts wurde. Er hatte ſchon an Format, Typen und Papier gedacht und das Büchlein im Geiſte leibhaftig vor ſich geſehen.

Hans führte die Wache in die Küche, um ſie dort, auf des neugeborenen Rathes Wohl, einige Flaſchen leeren zu laſſen.

Dunkelſpiel, der Pegnitzſchäfer, aber trat mitten in die Stube und rief der abziehenden bewaffneten Macht mit donnernder Stimme und mit einem Stolze die Worte nach, als ob er ſie ſelbſt gedichtet hätte:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Mann erzittert nicht!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite

Häuslichkeit. Hamburg ... 1

Haidebilder ... 3
Häusliche Bilder ... 15
G. A. Freiherr von Maltitz ... 24
Heine ... 37
Regentage auf Helgoland ... 67

Gadsalûnah. Erinnerungen aus Hamburg ... 129

Häuslichkeit.

Hamburg.

Haidebilder.

„— — — Ein weit gedehntes Sandgebiet, nur ſpärlich
Mit braunem Haidekraut und dunkelm Mooſe
Und mit Wachholderſträuchen nur bewachſen;
Die Menſchen dort, ein eigenthümlich Volk;
Von breiter Mundart und von plumpen Sitten.
Weit liegen ihre Hütten auseinander.
Nicht Dörfer und nicht Weiler ſieht man hier —
Und doch iſt — glaubt es mir — der öde Strich
Zur Schwärmerei gemacht.“

[illegible] II. Teil.

Wenn man Hannover hinter ſich hat, nimmt Deutſchland einen eigenen Charakter an.

Der ſchwarze, weiche moorartige Boden iſt mit einer mehr oder minder dicken Schichte weißen Flugſandes überdeckt, welches ihm einen traurigen öden Anſchein gibt, und nah und fern fangen die weiten Haideflächen an, ſich auszudehnen, die nichts hervorbringen, als gutes Futter für Schafe, die unter dem Namen der Haidſchnucken im ganzen Norden unſeres Vaterlandes eine armſelige Berühmtheit erlangt haben. Die eigentliche Haide beginnt erſt bei Celle.

Ich reiſte zu verſchiedenen Malen durch dieſe alte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat. Die Wälle ſind ſchöne Spaziergänge und es ſoll hier ein angenehmerer Ton als in Hannover herrſchen. In dem Schloſſe von Celle verlebte eine unglückliche Königin, Caroline Mathilde von Dänemark, traurig ihre Tage. Ihr Denkmal von Oeſer ſteht im Schloßgarten. Von hier aus ſchrieb ſie die rührenden Briefe an ihren Bruder, den König von England. Welchen Antheil dieſes königliche Unglück zu ſeiner Zeit erregte, mag daraus einleuchten, daß man in Kopenhagen dieſe Briefe auswendig lernte und mit Thränen dabei der Königin gedachte. Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, erzählte mir gar oft von jenen Begebenheiten, deren Augenzeuge ſie geweſen war, und unterließ dann nie, eines jener Schreiben aus dem Gedächtniſſe beizufügen, das mit den Worten anfing: „Mein königlicher Bruder!“ und in dem ſich ſo viel Demuth und Entſagung, als moraliſche Erhebung und Gottvertrauen verkündeten. Brand und Struenſee waren hingegen von den Dänen gehaßt und die Fleiſcher in Kopenhagen machten rohe Witze, als die geviertheilten Körper der beiden Staatsmänner auf Pfälen zur Schau geſtellt wurden und Brand's Fleiſch ſich ſchwarz und vertrocknet darſtellte, während Struenſee's Ueberreſte zart und fett waren. Welche Barbarei! Und nur erſt fünfzig Jahre ſind ſeitdem vorüber!

Ich fuhr mit einem Kutſcher aus Weimar, der den Weg nicht wußte. Auch ich befand mich damals zum erſten Mal in dieſer Gegend. Statt von Celle aus den geraden Weg auf der Poſtſtraße nach Haarburg zu wählen, geriethen wir öſtlich, mitten durch die Haide, nach Winſen, eine Straße, die ſeit der Franzoſenzeit nicht mehr befahren wurde.

Sehr bald war es mir aufgefallen, die tiefen Furchen, die eine befahrene Straße bezeichneten, mit Sand überweht und mit Gras bewachſen zu finden, dabei war die Gegend ſo öde, weit und breit kein Dach zu ſehen. Das Land war hügelig, mit kurzem, bräunlichem Graſe, dem Haidekraute, bedeckt, und hatte das Anſehen einer Hochalpe, nur war es kein ſaftiges Grün und auch die Sennhütten fehlten, ſo wie die ganze ubrige Staffage.

Würde dieſe Straße bereiſt, ſo müßten ſich doch von Zeit zu Zeit Wirthshäuſer zeigen, dies machte ſich uns bemerklich und wir hatten bald die traurige Gewißheit, uns in der Haide verirrt zu haben. Aber Niemand war da, um uns zurecht zu weiſen. So fuhren wir vom frühen Morgen bis zum Mittag und nichts Troſtliches wollte uns aufſtoßen. Die Karte zeigte in der Richtung, die wir eingeſchlagen, den Namen „Schaafſtall,“ und ſo uneinladend auch dieſer Name klang, ſo ſehnten wir uns doch darnach, die Bekanntſchaft des Orts zu machen.

Endlich erblickten wir hinter einem Hügel einige Bäume: wir athmen froh; es iſt eine Oaſe; ein Quell wird dort ſprudeln und wir werden wenigſtens Ruhe und Erquickung finden. Im Naherkommen bemerken wir ein niedriges einſames Haus, das ſich beſcheiden hinter den Bäumen verbirgt.

Kein lebendes Weſen in ſeiner Umgebung ſcheint anzudeuten, daß dieſes Haus bewohnt. Wir klopfen an die Thür — laut — lauter — endlich wird geöffnet. Ein altes ſchmuziges Weib erſcheint und wir treten in das große, einzige Gemach, das den untern Theil des Hauſes einnimmt. Die Wände ſind einmal weiß geweſen, jetzt erkennt man die Farbe nur noch ſtellenweiſe; ein paar gebrechliche Bänke und ein langer Tiſch ſind die einzigen Möbel; auf dem Tiſche ſitzen ein paar ſchmuzige, faſt nackte, ſchreiende Kinder. Wir fragen, ob dies ein Wirthshaus, und erhalten bejahende Antwort; wie wir nun aber

Erfriſchung für uns und die Pferde verlangen, ſagt man uns, daß man darauf nicht eingerichtet ſei, weil Reiſende hier nie des Weges ziehen. Dabei ſieht uns das Weib mit verdächtigen Blicken an, und ſcheint zu wünſchen, daß wir ſo bald als möglich ihr Haus verlaſſen möchten.

„Labmallna ſei nicht weit,“ ruft ſie immerfort, und da wurden wir gewiß beſſer unſre Rechnung finden als hier im Schaafſtall.

Was war zu machen: Hungrig und ermüdet, wie wir waren, wollten wir uns ſchon verſtehen, nach „Labmallna“ aufzubrechen, und erkundigten uns eben nach dem Wege, als ein rettender Engel uns erſchien.

Es trat ein Mann in das Haus, deſſen alter, blauer Ueberrock und abgetragene Tuchkappe uns in dieſer Oede wie ein ganz beſonderes Zeichen der Civiliſation und feinen Sitten erſchien. Wir irrten uns nicht. Der Mann zeigte ein feines Geſicht und ſprach ein gutes hannöverſches Deutſch, das ſüß in unſere Ohren klang, die ſeit vielen Stunden, außer dem Haidenpatois, das wir kaum verſtanden, keinen menſchlichen Laut vernommen hatten.

Er ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen, als er den Reiſewagen erblickte, denn ſeit dem Jahre 12 war man hier nicht mehr gewohnt, dergleichen Maſchinen zu ſehen. Es war der Hauptmann v. L., den wir bei dieſer Gelegenheit kennen lernten, der in der Haide ein weitläuftiges Gut bewohnte und uns verſicherte, daß das Leben keineswegs ſo abſchreckend ſei, als es ausſehe, und daß es auch durchaus nicht an Verkehr gebreche.

Er forderte von dem Weibe Brot und Branntwein, und als ſie es mit einem ſchnellen Blicke auf uns herbeibrachte, da nahmen wir uns die Freiheit, uns auch daran — ſo ſchlecht es war, zu ſtärken.

Der Branntwein war nämlich nicht entfuſelt und das Brot beſtand aus einer Miſchung, worin Haidekorn die erſte Stimme hatte; es war weich und feucht, wie roher Teig, und hatte einen bittern, dumpfigen Geſchmack. Herr v. L. hatte die Güte, uns auf die Straße zu führen, die uns am Kürzeſten nach Laubmühlen — denn dies war das Labmallna des Haideweibes — geleiten würde. Dort, meinte er jedoch, dürften wir auch auf keine ſehr tröſtliche Aufnahme rechnen, aber für den Abend konnte er uns in Wolfſoda, oder Wolſo im Munde der Bewohner, ein deſto herrlicheres Nachtquartier verſprechen.

Wir verließen den freundlichen Mann unter Aeußerungen des lebhafteſten Dankes.

Bald waren wir wieder auf der Irrfahrt. Die Haide nahm immer mehr den Charakter eines unbekannten Meeres für uns an. Die Hügel ſahen wie Wellen aus und nichts war ſichtbar als ſolche Wellenhügel und Himmel.

Um zu erforſchen, ob wir die Hoffnung, Laubmühlen zu erreichen, nicht aufgeben dürften, legten wir manchmal eine bedeutende Strecke haſtig zurück, um einen fernen am Horizonte auftauchenden Hirten zu fragen, der ſehr unarkadiſch daſaß, während ſeine graue, unanſehnliche Lämmerheerde um ihn weidete.

Endlich am ſpäten Nachmittag, als ſich die Sonne zum Untergange neigte und ein heftiger Sturm über das weite Feld daher zu toſen begann, ſahen wir ein Haus vor uns, das wir bald zu erreichen hoffen durften. Allein gleich wie auf der See, ſo täuſchten auch hier die Entfernungen, und unſern müden Pferden blies noch dazu der Sturm entgegen, was unſerer Schnelligkeit nicht eben förderlich war. Nach einer halben Stunde erſt hielten wir vor dem Hauſe, deſſen Namen ich nicht herausbekommen konnte, denn Laubmühlen hieß es nicht.

Es hatte ein Stockwerk und war auf holländiſche Art von Ziegeln erbaut, deren Zwiſchenräume mit Kalk beworfen waren, welches ihnen ein zwar buntes, aber freundliches Ausſehen verleiht. Auf den Mauern ruhte ein hohes Strohdach, reichlich mit Moos bewachſen; ein herrlicher Fund für jeden Landſchaftsmaler. Hier ſchien Wohlſtand zu herrſchen. Die Mitte des Hauſes nahm die Küche und Familienhalle ein, welches nämlich ein und derſelbe Raum war. Ein unförmlich großer Herd befand ſich unter einer Oeffnung im Dache, die des Windes wegen den Rauch nicht herauslaſſen konnte, weshalb er die Küche erfüllte und durch die Thür ſich Bahn zu machen ſuchte. Fenſter waren nicht da. An dieſen Raum ſtieß, nur durch eine ein paar Fuß hohe Bretterwand geſchieden, der Kuhſtall, wo Kühe und Ochſen, einander gegenüber ſtehend, eine Gaſſe bildend und käuend und muhend, mit großen Augen die Fremden anſtarrten, die hindurchgingen. Den Hintertheil nahm der Schafſtall ein und ſeitwärts von außen war ein kleiner Behälter angebaut, deſſen glückliche Bewohner ſich durch unverſtelltes Grunzen zu erkennen gaben.

Bis auf den letzten waren die Ställe von der Küche nicht geſchieden, und die hier Befindlichen ſchwelgten in der mit animaliſchen Partikeln überſättigten Atmoſphäre, wonach hektiſche Engländerinnen ſo geizen. In dem Augenblicke, da wir dieſe Haidewohnung mit unſerem Beſuche beehrten, machte der niedergeſchlagene Rauch, im Vereine mit den Stallausdünſtungen, einen ſo unangenehmen Effekt, daß wir Hunger und Ermüdung vergaßen und uns wieder ins Freie ſehnten.

Die Wirthin, die am Herde ſaß, hatte feinen Takt genug, unſer Gefühl zu errathen; ſie ſprang auf und öffnete uns ein Seitenkabinet, das ein Fenſter hatte und ſich gleich neben der Hausthür befand. Hier war ein Wohlſtand ſichtbar, den uns ſchon früher die Küche verrathen hatte. Ein Bett, ein Spiegel, einige Zinnteller, zwei Stühle und ein Tiſch! Mein Gott! Was iſt es doch um unſere Bedürfniſſe? Wo beginnt der Luxus und wo hört er auf? Offenbar war hier Comfort und Bequemlichkeit, im Vergleiche mit Schafſtall, wo wir Branntwein und Brot genoſſen hatten. Auf unſere Frage, ob wir etwas zu eſſen erhalten könnten, wurde uns mit Ja erwidert. Dies machte den hellſten Eindruck auf uns. „Hier wird die Haide ſchon menſchlich!“ konnten wir uns nicht enthalten, einander zuzurufen, und wünſchten uns Glück dazu.

Die Wirthin deckte ein Tuch, ſo grob und grau, als wär' es aus Asbeſt gewebt, über den Tiſch, und ſetzte die Zinnteller nebſt eiſernen Meſſern und Gabeln darauf. Dann brachte ſie Brot, das dem im Schafſtall genoſſenen nicht nachſtand, und ſetzte eine Wurſt und Schaafkäſe dazu. Branntwein war auch zu haben, andere künſtliche Getränke nicht. Das Waſſer war indeß ziemlich und konnte uns ſchadlos halten.

Wurſt und Käſe ſind gute Speiſen, beſonders wenn man durch Hunger und Bewegung den Magen zu ihrer Aufnahme tüchtig vorbereitet hat. Allein Wurſt und Käſe können auch ſehr ſchlechte Speiſen ſein und jeden Magen, wenn er auch der hungrigſte und gefälligſte iſt, in große Verlegenheit bringen.

Dieſer Käſe war ein gelblich weißes Etwas, das die Mitte zwiſchen Gummi elaſticum und Handſchuhleder hielt, dabei ungeſalzen und von ſehr üblem, wenn gleich mattem

Geruch; eine Eigenſchaft, die nur ganz gemeine und verwerfliche Käſeſorten auszeichnen, da der feine Käſe ſich wie ein vornehmer Mann, der nach nichts fragt, deutlich ausſpricht und ſo viel Geſtank als möglich verbreitet.

Die Wurſt beſtand aus Blut und Haidekorn, eine Miſchung, vor der ein Teufel zurückſchrecken müßte. Wir fanden ſie ſo unſchmackhaft und ekelhaft, daß wir ſelbſt den Lederkäſe vorzogen und es verſuchten, einige kleine Mundvoll davon hinunter zu würgen.

Nach kurzer Raſt brachen wir wieder auf. Selbſt der Hund des Kutſchers, der die Reſte des Mahles verſchlang, zeigte Symptome von Vergiftung. Nach dieſem Karavanſerai fanden wir bis zur einbrechenden Nacht weder Menſchenwohnung noch Abenteuer. Ein dichter Nebelflor umzog die Haide und wir fuhren wie Schiffer ohne Kompaß auf gutes Glück weiter. Des Weimariſchen Kutſchers Geduld fing an zu reißen und entlud ſich in fluchähnliches Krachen. Plötzlich ſehen wir einige Lichter aus dem Nebel herausbrechen. War dies aber wol im Stande, unſern Unmuth zu beſiegen? Was war hier zu hoffen und welches Nachtquartier ſtand uns wol bevor, nach den traurigen Erfahrungen des Tages zu ſchließen?

Ein ſtattliches, weißgetünchtes Haus ſtand plötzlich vor uns, aus deſſen Fenſtern im Erdgeſchoſſe das Licht ſtrömte. Ein würziger Dungergeruch erfüllte die Atmoſphäre und dies, ſo wie die langen Gebäude an der Seite, gaben uns zu erkennen, daß hier die Wohnungen der Menſchen und des Viehes vernünftiger Weiſe abgeſondert beſtanden.

Ein Knecht und eine Magd empfingen uns hochverwundert mit Licht unter der Thür, aber ein großer breitſchulteriger Mann machte ihrer Verwunderung bald ein Ende, und lud uns, nachdem er in uns hülfsbedürftige Reiſende erkannt hatte, ein, über ſeine Schwelle zu treten.

Hier ſah es anders aus, als in dem Frühſtück- und Mittagslocal. Das Zimmer ländlich zwar, doch reinlich. Wir erzählten unſer Abenteuer und wie wir durch Zufall auf dieſe alte, längſt unwegbare Römerſtraße geworfen wurden. Man hörte uns theilnehmend zu und bediente uns, ehe das Abendeſſen fertig war, mit trefflichem Schinken, auf weiß geſcheuerten Tellern von Holz, gutem franzöſiſchen Rothweine, ſchmackhaftem ſchwarzen Roggenbrote und friſcher Butter. Wer unſern Hunger begriffen hat, wird unſere Ueberraſchung und Rührung zu ermeſſen wiſſen! Auf dieſe Aufnahme waren wir nicht vorbereitet.

„Iſt denn hier noch Luneburger Haide?“ fragte ich erſtaunt.

„Sie ſind mitten darin,“ erwiderte unſer freundlicher Wirth.

Der Tiſch wurde jetzt ſogar elegant gedeckt. Wir bekamen Fiſche aus der nahen Luhe, Krammetsvögel, Aepfelcompot, Kalbsbraten, eine herrliche Mahlzeit; dazu weißen und rothen Wein und zum Schluſſe ein Glas warmen Punſch, aus der Bowle, die der Wirth für ſich und ſeine Freunde bereitet hatte, wie er ſelbſt ſagte.

„Für Ihre Freunde?“ fragte ich, „darunter verſtehn Sie wol Ihre Hausgenoſſen?“

„Mit nichten,“ antwortete mein Mann, „meine Freunde ſind die Nachbarn, die mich alten treuen Geſellen Abends ſpät zu beſuchen pflegen.“

Wir ſahen uns an, das roch nach einer alten Räubergeſchichte und uns konnte in dieſem einſamen Hauſe leicht ein blutiges Abenteuer bevorſtehen.

Nicht lange ſaßen wir, ſo klopfte es an's Fenſter.

„Ha ha, Sie ſind's! Mach auf!" ſprach der Wirth. Die Hunde ſchlugen an und ein großer Mann in ſchwarzem Rocke trat ein. „Ei, guten Abend, Herr Schulmeiſter Lammfromm!" rief unſer Wirth. Begrüßungen von beiden Seiten folgten und der Herr Schulmeiſter ſetzte ſich dann, mit ernſter Miene uns betrachtend, ſeine Pfeife dampfend nieder und ſchlürfte den wärmenden Punſch.

Draußen ſchien der Vollmond, aber der Sturm hatte bedeutend zugenommen.

Bald darauf klopfte es wieder und ein Mann mit einem großen Schnurrbarte, und von zwei dürren Rüden gefolgt, trat zu uns ein. So erſchienen nach und nach fünf bis ſechs Männer, die es ſich ganz wohl ſein ließen und über Krieg und Frieden diſcutirten.

„Sie wundern ſich wol, daß wir hier ſo gute Nachbarſchaft halten," rief mir lachend der Wirth zu, „ſo iſt's einmal bei uns. Herbſt und Winter kriechen wir zuſammen, um uns die Zeit zu vertreiben. Aber glauben Sie ja nicht, daß das ſolche Nachbarn ſind, wie Sie ſie wol zu Hauſe haben; Leute, die ſich in die Fenſter und in die Töpfe gucken können; nein! unſere Nachbarſchaft iſt etwas weiter entlegen. Dieſer Herr hier hat zwei und eine halbe Meile, jener eine Meile, dieſer zwei Meilen zu machen, ehe er zu den Seinigen kommt. Dadurch läßt man ſich aber in der Haide nicht abſchrecken. Ja, ja, Sie haben heute von unſerer Haide keinen guten Begriff bekommen, allein Sie können mir glauben, ſie iſt ſo übel nicht. Unſer Wollhandel iſt bedeutend und ernährt uns reichlich, und an Annehmlichkeiten des Lebens fehlt es uns auch nicht. Das nahe Hamburg verſieht uns mit Allem und die Einſamkeit iſt uns nicht fühlbar, da die lange Gewohnheit uns die Entfernungen kürzt. Zwei Stunden Wegs, um einen

Freund zu ſehen, iſt uns nichts, und Gaſtfreundſchaft üben wir gern und oft."

Ich entdeckte nun, daß ich gerade den ärmſten Theil der Haide durchzogen hatte und daß ſich von hier nach der hannöverſchen Seite bis Haarburg in der That ein Landſtrich ausbreite, dem es keineswegs an den Annehmlichkeiten des Lebens ſo mangle, wie es auf den erſten Blick den Anſchein haben könnte.

Da wir ſehr ermüdet waren, verlangten wir uns zur Ruhe zu begeben. Das Lager war dem Uebrigen entſprechend. Den Wirth und ſeine Gäſte ließen wir noch beim dampfenden Punſch.

Am andern Morgen, nachdem wir Kaffee, Eier und geröſtetes Brot zu uns genommen, verließen wir das gaſtfreundliche Dach zu Wilſeda. Der hochbetagte Eigenthümer ſchlief noch und ließ uns durch ſeine Magd eine glückliche Reiſe wünſchen. Die Zeche war ſo gering, daß wir uns ſchämten, ſo unmäßig gezehrt zu haben. Wir erfuhren jetzt, daß wir bei dem reichſten Eigenthümer der Haide geweſen waren, der durch den Wollhandel zu einem für die Verhältniſſe ungeheuern Vermögen gelangt war.

Der Morgen war friſch und der Sturm dauerte fort. Die öde Haide hatte jetzt nicht mehr das Abſchreckende für uns, da wir gaſtfreie Menſchen in ihr getroffen hatten. Wie ich ſie nun mit andern Augen beſah, ſchien ſie mir ſogar nicht unpoetiſch zu ſein und zum Nachhängen ſchwärmeriſcher Empfindungen ganz gut geeignet.

Vormittags ſahen wir des ſalzreichen und handeltreibenden Lüneburgs Thürme emporragen, das dem ganzen Striche den Namen gibt. Wir kehrten dort nicht ein, da ich auf meinen Reiſen nie Jagd nach alltäglichen Merkwürdigkeiten mache und weder wie Weber lüſtern nach

Neunaugen, noch nach dem Schinken des berühmten Schweines war, welches die Saline entdeckt haben ſoll. Auch Bardewicks Ruinen hatten das Intereſſe nicht für mich, was ſie dem Geſchichtsforſcher bieten.

Bis Mittag hatten wir faſt das Ende des öden Striches erreicht, ſchon lachte uns ein kleines Dorf mit einem Wirthshauſe hergebrachtermaßen entgegen, wo wir es zwar nicht ſo fanden, wie in unſerm geſtrigen Nachtquartier, allein wo wir doch zufriedengeſtellt wurden.

Bis zum Abende hatten wir wieder nur einzelne Häuſer gefunden, dann erreichten wir das Städtchen Winſen an der Luhe, mit ſeinen rothen holländiſchen Häuſern und einem Schloſſe. Der Weg war hier mit Bäumen eingefaßt, was einen wirklich feſtlichen Eindruck nach ſo langer Entbehrung auf uns machte. Wir hatten das Ende der Haide glücklich erreicht.

Beim Mondſchein, mit einbrechender Nacht, kamen wir nach Hoopte, wo uns andern Tages die Fähre über die Elbe nach den Vierlanden bringen ſollte.

Alles war hier in Bewegung. Viele Hamburger ſaßen an der gut beſetzten Tafel, an der auch wir eine freundliche Aufnahme fanden.

In größern Karavanen und mit gehörigem Mundvorrath und Zelten verſehen, dürfte eine Reiſe durch die Lüneburger Haide nicht unerſprießlich ſein und ſelbſt zu nicht unintereſſanten Entdeckungen führen.

Warum ſucht man die Wüſte in Afrika auf, während ſie doch vor unſern Thoren liegt?

Häusliche Bilder.

1.

Ich liebe euch nicht, engbegrenzte häusliche Zellen, mit kranken Kindern, keifenden Mägden, geſchäftigen Frauen und kummer- und ſorgenbelaſteten Männern. Ihr Stillleben! wie euch ein unerlaubter Sprachgebrauch ſo gern betitelt.

Ein Stillleben iſt in der Malerei eine naturgetreue Darſtellung lebloſer Gegenſtände, deren Anordnung künſtleriſche Abſicht verräth; wo iſt nun die Aehnlichkeit zwiſchen Dieſem und Jenem aufzufinden, was gewöhnlich „bürgerliche Häuslichkeit“ benannt wird? Wo wäre hier von künſtleriſcher Abſicht — wo von lebloſen Gegenſtänden die Rede? Leben herrſcht hier überall — und welch ein Leben?

Daß die Menſchen ſelbſt ſich doch ſo gern ihr Leben vergällen und verſalzen! Alles ſucht den Schein zu erhaſchen und verliert den Kern darüber. Der Beamte ohne Vermögen heirathet und richtet ſich ſeine Wohnung ein, die aller nöthigen Bequemlichkeit entbehrt, aber das Putzzimmer hat, den ſpießbürgerlichen Salon, um die Klatſchſchweſtern der Frau bei Kaffee und Kuchen zu verſammeln. Er darbt und müht ſich ab, um den Putz zu erſchwingen, den ſie anlegen, wenn ſie Sonntags ſich in Tabaksqualm niederlaſſen, um eine Flaſche Bier zu leeren. Welche Verkehrtheit! Doch „das muß ſo ſein," hört man ſagen.

Die Kinder mehren ſich; Unterricht, Krankheiten, Winterkleider, Schulbücher — ſo viel Bedürfniſſe, ſo viel Sorgen. Der Mann wird verdrießlicher ſtets; die von ihm geplagte Frau läßt ihre üble Laune bei den Kindern und Dienſtboten aus; die Kinder, von dem Beiſpiele der Eltern angeſteckt, werden auch zänkiſch und grämlich; die Dienſtboten ſind geſchunden und geſchoren; am Ende mag kein Kind guter Eltern mehr in dem Hauſe dienen; nur das Schlechteſte zieht zu und wird bald wieder fortgejagt. Verwirrung, Gezänk, Elend aller Art nimmt zu; das Alter kommt und die guten Leute ſtehen am Rande ihres Lebens, ihren Kindern das Beiſpiel hinterlaſſend, aber keine Lehre, es beſſer anzuſtellen, um es glücklicher zu verbringen.

Wie viel Elend iſt in der Welt, lediglich aus Mangel an Erkenntniß Deſſen, was Noth thut. Wie ſelten hat der Menſch die Eigenſchaften, die ſo hoch für die Proſa des Lebens anzuſchlagen ſind, und die ihn zum „fertigen," zum „praktiſchen Menſchen" machen.

Wahrhaft poetiſche Naturen, die aber jetzt faſt gänzlich ausgeſtorben ſind, brauchen nichts davon. Der Poetiſche denkt nicht daran, ſich ein Putzzimmer einzurichten, oft ſogar verſchmäht er alle Einrichtung überhaupt. Er lebt im Himmel und wandelt nicht auf Blumen, ſondern auf Wolken. Wo zwei Liebende ſind, iſt der Himmel — und er und ſein Weibchen lieben ſich über die Maßen. Iſt die Suppe verbrannt — was kümmert das ihn! Er ſelbſt verherum an den Augenſtrahlen ſeiner Frau; kommt nach der Suppe nichts mehr — je nun, ſo tröſtet er ſich damit, daß er nicht in den Fall geräth, ſich den Magen zu überladen. Sind die Kinder krank, ſo ſtimmt ihn dies zum ſtillen Danke gegen die Vorſehung, die ihn durch Dulden prüfen will; er ſieht den Kummer ſeiner Frau und das facht ſeine Liebe ſtärker an, und erhebt ihn nur; denkt er ſich vollends den Moment der Geneſung, ſo will er vor Wonne und Entzücken aus der Haut fahren, und nur das Leiden, das ihn wirklich umgibt, leitet die brauſende Luſt in das ſtille Bett der Ergebung. Der wahrhaft Poetiſche lebt in einer andern, in einer höhern Welt; er braucht nichts von den Eigenſchaften, welche die Andern nöthig haben, um ſich das Leben erträglicher zu machen.

2.

Am beklagenswertheſten ſind mir immer in unſerm häuslichen Stillleben die Gruppen der Dienenden erſchienen. Arme Geſchöpfe! Wer nimmt ſich die Mühe euch zu verſtehen!

Der von der Obrigkeit anberaumte Tag erſcheint und ſolch ein Mädchen fällt, wie vom Himmel geſchneit, plötzlich mitten in eine Familie. Alles iſt ihr fremd; ſie weiß nichts von den Angewohnungen, von den Eigenthümlichkeiten, von den guten oder böſen Sitten im Hauſe. Schüchtern, ängſtlich tritt ſie auf; ſie wünſcht ſich Allen gefällig zu zeigen; ſicherlich betritt Keine die Schwelle einer neuen Herrſchaft mit dem Vorſatze, Verdruß zu erregen und ſich und Andern das Leben zu verbittern. Und doch — wie oft wird dies vorausgeſetzt!

Nähert ſich Jemand dem armen Geſchöpfe freundlich? Nimmt ſich Jemand die Mühe, ihm ein Bild von der Familie zu entwerfen, was doch ſo nöthig wäre? Würde das Mädchen im Hauſe Nachrichten einzuſammeln ſuchen, und erführe es die Herrſchaft, wäre man nicht ſogleich bereit ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Die Frau vom Hauſe tritt ihr herriſch entgegen; ſie muß von den fremden Leuten rauhe Befehle hinnehmen; ſie muß ſie ſchnell und zitternd ausführen, weil ſie nicht weiß, ob es ihr gelingen wird, ſie recht auszuführen. Das Glück, der Zufall wird entſcheiden über die precäre Exiſtenz von wenigen Monaten.

Ich wohnte in Hamburg eine Zeit lang in einem Kaffeehauſe. Die Wirthin war eine dicke, luſtige Frau; dieſe Art pflegt auch gewöhnlich gemüthlich zu ſein; meine Wirthin war es in der That.

Das Dienſtmädchen, das auch mich zu bedienen hatte, war ſtill und ſchweigſam. Sie war nicht ſchön, aber in ihren edeln Zügen lag etwas von Schwermuth und Trauer, das ſie ſehr anziehend machte. Ihr Geſicht war breit, die Wangen gut gefärbt, die dunkeln Augen hob ſie ſelten empor und ſtarke Brauen, die über der Naſe zuſammenwuchſen, gaben ihrem Blick, wenn ſie ihn nach einem Gegenſtande richtete, einen finſtern Charakter. Ihr Wuchs war üppig, voll; ſie trug ſich gebückt. Die beſcheidene Frage, die ſie dann und wann an mich richtete, kam aus einem hübſchgeformten Munde. Sie beſorgte ihr Geſchäft pünktlich; nie war eine Nachläßigkeit, ein Fehler zu rügen; es war ein kalter Winter und der Dienſt ſchwer. Man ſagte im ganzen Hauſe nur Rühmliches dem Mädchen nach. „Sie iſt zu langſam," meinte die Wirthin dann und wann, aber die gute heitere Frau hatte Nachſicht und nie hörte man ſie ſchmählen.

Am auffallendſten war mir Mariannens Langſamkeit, wenn ſie in meinem Schlafzimmer aufbettete. Man hörte dann unaufhörlich im Hauſe ihren Namen rufen, weil ſie überall fehlte; dann eilte ſie dahin, dorthin, beſorgte die Geſchäfte, die man von ihr verlangte, und kehrte immer wieder zurück, um in meinem Schlafzimmer zu hantiren, wo ſie niemals fertig werden konnte.

Von ihrer Ehrlichkeit überzeugt, ließ ich ſie gewähren; aber die Wirthin bat mich, Marianne zu belauſchen.

Ich überließ es ihr.

Bald hatte ſie es heraus. Das Mädchen zogen meine Bücher an. Sie las aufmerkſam darin und vergaß darüber ihre Geſchäfte im Hauſe. Ich mochte ſie weder darin ſtören, noch es ihr verbieten. So verging der Winter. Freunde, die mich beſuchten, ſahen Marianne auch mit Wohlgefallen, Allen fiel ihr ſtilles Weſen auf.

An einem der erſten Frühlingsmorgen trat ein fremdes Geſicht mit dem Kaffee zu mir ins Zimmer. „Wo iſt Marianne?“ fragte ich ſchnell. „Sie hat geſtern den Dienſt verlaſſen;“ war die Antwort. Später verwunderte ſich die Wirthin, daß ſie ſich nicht bei mir empfohlen hatte, und ſagte: „es iſt doch ein recht ſonderbares Geſchöpf.“ Sie ſei zu träg geweſen, ſetzte ſie dann hinzu, und wenn ſie auch mit ihr Geduld gehabt hätte, ſo wären doch die Gäſte bald und oft ungeduldig geworden. Eine ſolche Schnecke tauge nicht in einem Hauſe, wie das ihrige; ſie hätte ſich nun, wie ſie wiſſe, in das Haus eines bemittelten Handwerkers begeben, der keine Kinder habe, da paſſe ſie eher hin.

Mir that das Mädchen leid. Hier war ſie nun ſchon ſo vertraut geweſen, man nahm Theil an ihr, Niemand ſagte ihr ein böſes Wort, und dort neue Ordnung, neue Gewohnheiten, bis ſie ſich darin gefunden haben wird! und wenn die Frau noch dazu recht böſe wäre! Arme Marianne!

Nach einigen Tagen ſeh' ich meine Wirthin in großer Beſtürzung zu mir kommen. „Wiſſen Sie ſchon?“ ruft ſie, „man hat ein Mädchen an der Lombardsbrücke aus der Alſter gezogen, und nach der Beſchreibung zu urtheilen, iſt es keine Andre als Marianne! Wer hätte das glauben ſollen? Aber das Leſen — das Leſen!“

Und Marianne war es wirklich. Die Unglückliche war zu einem jener zankſüchtigen Teufel gerathen, welche die Dienſtboten methodiſch zu Tode martern. Sie war zum Dienen beſtimmt und ſah ihres Elends kein Ende; der frühe Tod in der Alſter war ihr daher ein willkommener Freund. Sie hatte ſich ſchön geſchmückt; ihre ſchönſten Kleider, eine ſeidene Schürze und goldene Ohrringe hatte ſie angelegt.

Wir trauerten Alle im Hauſe; die gute Wirthin machte ſich nun ein Gewiſſen daraus, ſie weggethan zu haben. Hätte ſie ſie behalten, glaubte ſie, ſo würde ſie ſich nicht ins Waſſer geſtürzt haben.

Wahrſcheinlich iſt es, daß ſie es noch nicht jetzt gethan haben würde, und was ſpäter ſich mit ihr ereignet hätte, konnte es nicht ihren Sinn erheitern und ihr das Leben von der freundlichen Seite zeigen? Ich wage hierüber nichts zu beſtimmen.

3.

Ein anderer Fall trug ſich in dem Hauſe eines Freundes zu. Es waren ihm Zwillinge geboren worden, die von einer jungen Amme geſäugt wurden, da die Frau an der Bruſt litt und die Kinder nicht ſelbſt ſtillen durfte.

Die Amme war groß gewachſen und ſchön, die Tochter eines evangeliſchen Landpfarrers in der Nähe von Danzig, die das Unglück gehabt hatte, den Verführungen des General Rapp, der damals in jener Stadt Befehlshaber war, zu erliegen. Cöleſtine hatte ein feines Benehmen und da ſie die beſten Zeugniſſe und Empfehlungen für ſich mitbrachte, ſo wurde ſie im Hauſe meines Freundes wie eine Unglückliche aufgenommen, welche die allgemeine Theilnahme verdiente. Ich unterhielt mich, wie jeder Andere, gern mit dem Mädchen, deſſen trübe Scheu, welche ihr ihre Lage anfänglich auferlegte, nach und nach vor der guten Behandlung zu verſchwinden begann. Ihre Anmuth und Schönheit machte ſich nun erſt geltend und bezauberte Alles, was ſich ihr nahete.

Nicht ohne Beſorgniß bemerkten die Eltern bald rothe Flecken an den Kindern; man machte den Arzt darauf aufmerkſam, der aber erklärte ſie, nach einer oberflächlichen Beſichtigung, für die Folgen der eben herrſchenden Hitze.

Die Kinder wurden indeß immer unruhiger und die Flecken vermehrten ſich; die Amme wurde bleicher, und wie ſie geſtand, konnte ſie ſeit mehrern Wochen keine Nacht mehr ſchlafen, weil ihre Säuglinge ſie mit ihrem Geſchrei aufweckten.

Im Hauſe diente mit ihr eine jener alten Hexen, Kinderfrauen genannt, denen viele Eltern noch jetzt auf eine gewiſſenloſe Weiſe die erſte Erziehung ihrer Kinder überlaſſen: Es war ein altes Weib, ein verrunzeltes Zigeunergeſicht, das unerſchöpflich an Kindermährchen war und auf dieſe Weiſe ſich die jungen Herzchen wieder geneigt zu machen wußte, welche eine tyranniſche Zuchtruthe in der Kinderſtube ihr ſonſt längſt für immer abwendig gemacht haben würde.

Dieſe Frau beklagte Cöleſtine ſehr: „Wo wird das mit ihr noch hin kommen,“ ſagte ſie, „ſie härmt ſich ja zu viel ab mit den Bälgen; keine Nacht ſchlafen, wer könnte das wol aushalten? Ich will ihr ein Mittelchen geben, eine unſchuldige Salbe, die ſtreicht ſie beiden Kindern auf die Fußſohlen und ich verwette ihr meinen Kopf, ſie laſſen ſie bis an den Morgen ruhig ſchlafen. Ich weiß ſchon, wo es den Kindern fehlt!“

Die Amme fragte, ob es denn auch wirklich eine unſchuldige Salbe ſei, und das Weib verſchwor ſich hoch und theuer, indem ſie ihr ein Büchschen von Blech in die Hand drückte, worin ſich eine ſchwarze Salbe befand.

Cöleſtine machte noch denſelben Abend Gebrauch davon und ſiehe da! die Zwillinge rührten ſich nicht und ließen ſie richtig bis zum Morgen ſchlafen. So ging es drei Nächte hintereinander, und was noch mehr war, die rothen Flecken verſchwanden zuſehends. Ruhig waren die Kinder geworden und immer ruhiger, als plötzlich Krämpfe ſich einſtellten und ein kurzer Todeskampf ſie bald ganz zur Ruhe brachte.

Cöleſtine zerfloß in Thränen und geſtand die Hülfe, welche ihr die Alte hatte angedeihen laſſen. Sie war unbewußt die Mörderin dieſer Kinder geworden. Die Salbe beſtand aus Mercur.

Die verzweifelnden Eltern überſchütteten das unglückliche Mädchen mit Vorwürfen, welches nun vom Arzt noch einmal unterſucht wurde. Es fand ſich, daß eine entſetzliche Krankheit in ihrem Innern wüthete, von der ſie ſelbſt nichts gewußt hatte, da ſie erſt jetzt ſich zu äußern anfing, und die ſie ihrem Verführer verdankte. Man beſchloß ſie ins Krankenhaus zu ſenden. Das alte Weib wurde mit Flüchen und Schmähungen aus dem Hauſe gejagt.

Ich kam an jenem Abende zufällig zu dieſer Scene. Die Leichen der Kinder, die grenzenloſe Wuth des Vaters, die ſich gegen die alte Hexe ergoß, die ſtill in ſich hineinjammernde Mutter, welche Linnen, Thee und andere Gegenſtände zuſammenſuchte, um ſie der unglücklichen Cöleſtine mitzugeben. Dieſe endlich ſelbſt, wie ein Geſpenſt, im ſtummen Schmerze aufgelöſt, ſich als Mörderin anklagend und des Bewußtſeins voll, daß auch ſie einem elenden Tode entgegengehe, die häßliche Alte, auf den Knien liegend und mit unterwürfigem Ton um Vergebung flehend. Es war ein Auftritt, den ich nie vergeſſen werde.

Als ich nach einigen Wochen wieder jenes Haus betrat, ſagte mir die Dame deſſelben: „Wiſſen Sie es ſchon, daß die arme Cöleſtine todt iſt? Sie hat mich um meine lieben Kinder gebracht — aber ich kann der Unglücklichen nicht zürnen — ſie hat ihren Fehltritt mit dem Leben gebüßt.“

G. A. Freiherr von Maltitz.

Es war im Frühjahr 1828, als ich in Hamburg aus meinem Fenſter einen kleinen, etwas verwachſenen Mann von auffallendem Ausſehen in mein Haus treten ſah. Er trug einen polniſchen Pelzrock, eine ſchmale, ſchwarze Halsbinde mit darübergelegtem Hemdekragen und einen runden Hut; ſein Gang war raſch mit weiten Schritten und die übermäßig langen Arme ruderten kräftig beim Gehen, als ſollten ſie ihn mit fortbewegen helfen. So wie die Arme, war auch der Kopf zu groß für den übrigen Körper, und es hatte den Anſchein, als wenn die Natur, durch irgend ein plötzliches Hinderniß in ihrem Wachsthum unterbrochen, mitten in der Formation ſtehen geblieben wäre und der Mann, der eigentlich ein Rieſe hätte werden ſollen, jetzt nur halbvollendet durch's Leben wandelte. Bei etwas genauerer Beobachtung ſah man denn auch bald, wo das Uebel ſteckte; dies war eine Art von Knoten, der an der einen Seite des Rückgrats ſich gebildet hatte und der Entwickelung deſſelben hemmend entgegengetreten war. Dies ſeltſame Naturſpiel in der körperlichen Ausbildung zeigte ſich auch bei näherer

Bekanntſchaft in der geiſtigen bei dieſem Menſchen. Auch hier war plötzlich alles Wachsthum unterbrochen worden und einige große Glieder ließen bedauern, daß das Ganze nur ſo klein geblieben war.

Der Mann, der ſich mir vorſtellte, war der Baron von Maltitz, ein Königsberger von Geburt und, wie er mir ſagte, mein Schulkamerad, wenn ich mich gleich nicht mehr darauf zu beſinnen wußte. Er erzählte mir, daß er aus Preußen verbannt worden ſei und nun nach Hamburg komme, um ſich ein Aſyl zu ſuchen; er beſchäftige ſich mit dem Theater und die Direction habe ſein Trauerſpiel „Kohlhaas“ zur Aufführung angenommen, weshalb er mit mir Rückſprache über deſſen Inſcenirung nehmen wolle.

Seit dieſem erſten Beſuche kam Maltitz öfter zu mir und wurde bald mein täglicher Gaſt. Ich geſtehe es hier offen, daß mir anfänglich ſein Weſen nicht zuſagte und daß, wenn ich ſpät aus dem Theater nach Hauſe kam und ſeine laute Stimme in meinem Zimmer hörte, ich ſtatt die Thür aufzumachen, wieder umkehrte, um in einem Gaſthofe die Zeit, die er dem Beſuche widmete, zu überſtehen. Worin dieſe Abneigung lag, will ich eben ſo offen geſtehen. Zuerſt liebe ich nach vollbrachtem Tagewerke ein erfriſchendes Geſpräch, das ſich ohne große Anſtrengung oder Leidenſchaftlichkeit führen läßt; dann iſt es mir nicht möglich, mit kaltem Blute Dinge anzuhören, denen ein hoher Grad von Unwahrſcheinlichkeit anklebt und die mir für baare Münze gegeben werden. Beiden Uebelſtänden war aber in der Unterhaltung mit Maltitz nicht auszuweichen und erſt bei genauerer Bekanntſchaft mit einigen vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Charakters wurde es mir möglich, meine Abneigung zu überwinden.

Die Urſache ſeiner ſogenannten Verbannung aus Preußen, die in nichts als einer polizeilichen Weiſung, Berlin zu verlaſſen, beſtanden haben ſoll, iſt bekannt genug. Das Luſtſpiel: „Der arme Student,“ war Schuld daran geweſen. Es ſoll für einige Stellen, welche die Cenſur geſtrichen, von ihm die Verantwortlichkeit übernommen worden ſein, wenn ſie die Schauſpieler dennoch am Abende ſagen würden; es ſollen die im Theater anweſenden polniſchen Studenten am Schluſſe des Stückes ihrem Vaterlande ein Vivat gebracht haben; ſo erzählte mir's der Dichter ſelbſt. Nach Andern ſollte er jedoch ſchon längſt durch unbeſonnenes und zu lautes Reden an öffentlichen Orten über misliche Gegenſtände Misfallen höhern Orts erregt und dieſes die Verweiſung herbeigeführt haben. Jedenfalls muß die letztere Urſache dabei im Spiele geweſen ſein.

In Hamburg erregten „Kohlhaas“ und „Der arme Student“ einige Senſation, wozu die Perſönlichkeit des Dichters, der ſich in gewiſſen Kreiſen bald Freunde zu machen gewußt hatte, und ſelbſt ſeine Verbannung nicht wenig beitrugen. Maltitz fühlte ſich dadurch begeiſtert. Er reichte bald ein neues Trauerſpiel: „Cromwell,“ ein, das — wie er ſagte — nur durch eine Intrigue Raupach's in Berlin nicht zur Aufführung gekommen war, der ſeinen Cromwell in den Royaliſten auf die Bühne bringen wollte. Allein auch die hamburger Direction wies ſein Stück zurück und Maltitz ward dadurch zwar tief verletzt, jedoch nicht zurückgeſchreckt, bald wieder einen neuen Verſuch zu machen, beſonders da man, um ein Pflaſter auf die Wunde zu legen, ſogleich eine kleine, bereits gedruckte Poſſe von ihm, den „Ritter Roſtſtaub,“ hervorſuchte, um ſie ſchnell in die Scene gehen zu laſſen.

Maltitz wollte nun ein recht zeitgemäßes Drama ſchreiden und darin durch die Vermiſchung von ernſten, die Intereſſen der Zeit behandelnden Reden in hochtrabenden Jamben und grell poſſenhaften Elementen in ſchlichter Proſa die höchſte Wirkung erzielen. Er war voll von dem Gegenſtande. Eine ſeiner Perſonen ſollte alle jene Weltverbeſſerungsideen, womit er gleich vielen Tauſenden ſich herumtrug, in begeiſterter Rede proclamiren, während die Polizei, die er ſo ſehr haßte, durch dumme Menſchen repräſentirt, alle Pfeile ſeiner bitterſten Satire auffangen ſollte. Dazu kam noch, daß er mit ſtrenger Rückſicht auf das damalige hamburger Perſonal ſeine Rollen zuſchnitt. Dem von ihm vergötterten Jacobi wurde der neuaufgelegte, bürgerliche Poſa zugedacht, dem er ſeine ſchönſten, erhabenſten Gedanken, ſeine ſchilleriſirendſten Verſe in den Mund gelegt hatte; Schmidt ſollte die Rolle des alten Polizeidirectors haben, dumm, boshaft, mistrauiſch und taub dazu. Ein Misverſtändniß, daß dieſer taube Polizeidirector für Schmähſchrift Blähgift verſteht und glaubt, man wolle ihm ein Gift beibringen, das ihm den Leib aufblähen würde, erſchien Maltitz als der Gipfel der Komik, und er konnte dieſen Spaß nicht erzählen, ohne ſelbſt in das unbeſchreiblichſte Lachen dabei zu gerathen.

Allein auch dieſes Stück, auf das er ſo große Hoffnungen gebaut, wurde von Herrn Schmidt nicht nur nicht angenommen, ſondern noch mit Bemerkungen zurückgegeben, welche zu kränkend für den reizbaren Dichter waren, als daß ſie ihn nicht für lange von den verhängnißvollen Brettern zurückgeſcheucht haben ſollten. Er trug mit gebrochenem Herzen ſeine beiden Kinder, Cromwell und das Pasquill, zu dem Buchhändler Campe, der ihnen das Imprimatur ertheilte. Sie liegen ſeit lange ſchon dem Leſepublicum vor und ſind auch von der Kritik bitter mitgenommen worden; ich kann mich daher hier um ſo mehr eines Urtheils enthalten.

Maltitz das Theater entziehen, hieß ihm geradezu den Lebensfaden abſchneiden, und wirklich fing er zu dieſer Zeit an, körperliche Gebrechen zu fühlen. Meine Theilnahme für ihn war nun ſchon bedeutend gewachſen und ich ertrug willfähriger als früher ſeine kleinen Rodomontaden, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, da ich ſah, daß ihm der Umgang mit einem Landsmanne in dieſer Lage zum angenehmen Bedürfniß werden mußte. Meiner Frau waren die Vorleſungen ſeiner frühern Gedichte vorbehalten, da ich erklärt hatte, unter keiner Bedingung ſelbſt die ſchönſten anhören zu können, indem ich ein abgeſagter Feind des Vorleſens ſei; dafür aber mußte ich die italieniſche Reiſe hinnehmen und bekam ſchon damals einen kleinen Vorſchmack vom weltberühmten Nicolai.

Einſt, bei einem Spaziergange vor dem Dammthore, ſagte Maltitz zu mir, indem er auf einige verkrüppelte Bäume hindeutete, die ſich neben einer Pappel, am Rande einer Haidefläche, zeigten: „Da haben Sie eine italieniſche Landſchaft! So ſieht es überall in Italien aus!“

Doch wollte er bis Neapel gekommen ſein! Und welche Abenteuer hatte er nicht erlebt!

Einſt wacht er in Neapel Nachts mit brennenden Schmerzen auf. Ein Stechen und Jucken; es iſt nicht auszuhalten. Mit anbrechendem Tage muß er den Arzt kommen laſſen. Was findet ſich nun? Die Haut des ganzen Oberkörpers war ihm geborſten und überall in den Ritzen zeigt ſich kryſtalliſirtes reines Salz. Er war nämlich am vorigen Abende, nachdem er lange im Golf gebadet, ohne ſich vorher abzutrocknen, auf einem Steine am Ufer ſitzen geblieben und hatte ſich von der untergehenden Sonne beſcheinen laſſen. Auf ſolche Weiſe war das Seewaſſer in ſeinen Poren zu Salz geworden.

Da Seume von Jugend auf ſein Abgott geweſen, ſo war nichts natürlicher, als daß er auch wie Jener einen Spaziergang nach Syrakus zu machen wünſchte. Bei ſeinen beſchränkten Mitteln war dies jedoch nicht eher möglich, als bis ein Oheim ihm in ſeinem Teſtamente eine namhafte Summe zu dieſem Zwecke ausgeſetzt hatte. Vorerſt ging's nun nach der Schweiz und hier äußert ſich ſein ſchöner Charakter durch folgenden Zug. Er erinnerte ſich, daß ſein alter Zeichenlehrer, Herr Weidner in Königsberg, ein Mann, dem auch ich die Anfangsgründe in dieſer Kunſt verdanke, ſtets mit Rührung davon geſprochen, wie glücklich es ihn machen würde, die Schweiz ſehen zu können. Sogleich ſchreibt er an ihn, läßt ihn zu ſich kommen und nimmt ihn auf ſeine Koſten mit. Die Freude, die er dem alten Manne hierdurch bereitet, gewährte ihm ſtets die heiterſte Rückerinnerung, obgleich deſſen Geſellſchaft ihm eher ſtörend als fördernd geweſen war.

Die Frucht ſeiner italieniſchen Reiſe war das komiſche Heldengedicht: „Hans Kix's Reiſe ins Pomeranzenland." Hans Kix, ein junger Jude, reiſt in Begleitung des Schulmeiſters Made, ſeines Hofmeiſters, und des Dichters Wandalor nach Welſchland. Die ganze Satire iſt ziemlich unbefangen und harmlos und dabei nur ſehr allgemein gehalten. Schon der Name Hans Kix läßt auf Alles eher als auf den Juden ſchließen, und ſo iſt es mit allem Andern auch.

In dieſer Zeit zeigte ſich des Dichters größte Productivität. Er ſchrieb einen Roman, ich glaube „Der Kirchhof" betitelt, ſeine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: „Ränzel und Reiſetaſche," einen Band Gedichte, ein Erbauungsbuch:

„Die Sonnenblicke," das viele Auflagen erlebte, ein dramaturgiſches Wochenblatt: „Thalia," und vieles Andere noch. Der Gipfel dieſer Thätigkeit war aber der erſte Theil eines großen poetiſchen Werkes: „Gelaſius der graue Wanderer," das er ſelbſt ſehr hochhielt und worin ſich in der That ein bedeutendes dichteriſches Talent beurkundet.

Der Knoten, der dem vollſtändigen Wachsthum widerſtrebte, war nur hier, ſowie überall, wieder erſichtlich und trübte den Eindruck bedeutend.

Maltitz war ſchwarzer Huſar, von den ſogenannten Todtenköpfen, geweſen, dann Forſteleve in Tharand. In beiden Lagen hat er ſchöne, kräftige Lieder gedichtet. In der letztern ſogar hat er ſo manches Buch geſchrieben, das bei den Waidmännern gute Aufnahme gefunden haben ſoll. Seine Raupen und Schnurren, ſeine Waldſatiren ſind bei ihrem Erſcheinen auch von Andern geleſen worden. Auf ſeinen Reiſen pflegte er die grünen Röcke vorzugsweiſe aufzuſuchen und bei ihnen mit großem Vergnügen die Gaſtfreundſchaft anzuſprechen, die ſie in den umbuſchten Forſthäuſern ja ſo gern gewähren.

Maltitz gerieth in Hamburg in peinliche Geldverlegenheit, von der er früher in Berlin, wo er zehn Jahre wohnte, nichts gewußt hatte. In Berlin wollte er bald eine Anſtellung als Regiſſeur, dann als Lehrer junger Künſtler gehabt haben. Man achtete und ſchätzte ihn beim Theater. Sein Kohlhaas wurde mit Beifall empfangen. Nach der Vorſtellung hatte der damalige Intendant, Herr Graf von Brühl, ihn und die Künſtler zu einem Eſſen eingeladen, wobei die feine, wenn gleich nicht gaſtronomiſch berechnete Aufmerkſamkeit vorherrſchte, daß die Schüſſeln nur mit Haſen und Kohl gefüllt waren. Sein Leben in Berlin floß ihm auf das angenehmſte hin.

In Hamburg war an keine Anſtellung zu denken; der literariſche Erwerb war karg zugemeſſen und da das Theater ſich ſeinen Stücken verſchloß, ſo war er doch nur auf jenen angewieſen; dabei blieben ſeine kleinen Einkünfte aus Lithauen, Mißwachs und anderer übeln Verhältniſſe wegen, aus. Maltitz mußte eine Zeit lang darben, das weiß ich; doch beſaß er edeln Stolz genug, ſelbſt von dem beſten Freunde jede Anleihe zu verſchmähen. Er half ſich ſo gut er konnte und ſchränkte ſich ein, gleich ſeinem großen Vorbilde Seume. Wer die wenigſten Bedürfniſſe hat, iſt in der That der Reichſte.

Jetzt übernahm er die Redaction eines Blattes, das ſeit einiger Zeit ſchon beſtanden hatte, ohne eine beſondere Theilnahme zu erwecken. Dies war der „Norddeutſche Courier,“ dem er noch den Beititel: „Eine Zeitſchrift für Männer,“ nebſt dem Motto: „Es werde Licht!“ hinzufügte. Maltitz genoß damals eines populären Rufes, der dem Unternehmen förderlich werden konnte; doch waren die Cenſurverhältniſſe der freien Hanſeſtadt und der Mangel an guten Mitarbeitern zu wenig günſtig. Der Redacteur erhielt von den Verlegern während der beſten Zeit dieſes Blattes nicht mehr als fünf Mark wöchentlich, wie er mir ſelbſt ſagte. Endlich gab er, mehr durch Schwierigkeiten, die unerſteiglich waren, als durch den geringen pecuniären Erfolg überdrüſſig gemacht, das Blatt auf und wandte ſich einer in jeder Hinſicht ergiebigern Thätigkeit zu *).

Es war im Jahre 1830. Die Stimmung des Dichters war längſt ſchon dieſen Ereigniſſen vorausgeeilt. Wenn er mich ſonſt aus meinen ſanguiniſchen Träumen

---

*) Seine Beiträge zum Norddeutſchen Courier ſind unter dem Titel „Pfefferkörner“ geſammelt erſchienen.

eines Kunſtmenſchen mit dem Ausrufe aufſchreckte: „Es naht eine finſtere Zeit und wir werden blutige Tage ſehen!“ und ich ihm nur mit einem Lächeln darauf erwiderte, ſo nahm er jetzt die Miene eines Propheten an und rief: „Was hab' ich verkündet? Geſchieht es nicht ſo?“

Da ihm das Schwert verſagt war, ſo griff er zur Feder, der tauſendjährige Baron, wie ich ihn im Scherz zu nennen pflegte, da er es liebte, von dem erſten Maltitz unter Karl dem Großen zu ſprechen. Jetzt entſtanden ſeine Reden in ununterbrochener Reihe: „An die Fürſten,“ „An die Künſtler,“ „An die Dichter,“ „An die Nation,“ und viele Andere noch. Sie wurden zwei-, dreimal neu aufgelegt und der Verleger muß ein gutes Geſchäft damit gemacht haben. Maltitz bekam für jede Rede, wie ich aus ſeinem Munde weiß, zwei Louisd'or.

Die polniſche Revolution regte ſeine alte Theilnahme für dieſe Nation wieder an und er nahm ſich vor, ihr ein unvergeßliches Denkmal in einem Gedichte zu ſtiften. Dies ward die „Polonia.“ Nach dieſem Schwanengeſange wollte er Deutſchland für immer verlaſſen, wo er ſich nicht mehr ſicher wähnte, indem er zu kühn die Saiten geſchlagen zu haben glaubte. Ich meine nicht, daß ihm etwas Unangenehmes dieſerhalb bevorgeſtanden hätte, da jene poetiſche Stimme zu ſchnell verhallte und im Ganzen zu wenig beachtet wurde.

Er wollte Paris wiederſehen, wo er 1813 mit den Preußen geweſen war. Mit dem Honorar für die Polonia in der Taſche machte ſich der beſcheidene Mann auf den Weg und erreichte Paris im Auguſt 1831. In Kaſſel hatte er einen kleinen Raſttag gehalten, um ſich von den freiſinnigen Männern damaliger Zeit umräuchern zu laſſen.

Als er Herbold beſuchte, ſaß dieſer ſchlichte Bürgersmann eben bei ſeiner Schüſſel Erbſen oder Kartoffeln im Kreiſe ſeiner Familie. Mit den Worten: „Ich bin der Maltitz!“ trat unſer gutmüthige Dichter zu dem Eſſenden heran und mußte die ſchmerzliche Ueberraſchung erleben, daß ſeine Popularität nicht einmal bis hierher gedrungen war. Was war nun aber erſt in weitern Kreiſen zu erwarten?

Und in der That fühlte ſich der wackere Mann bald mehr und mehr enttäuſcht. Frankreich, den damals gährenden Herd, hatte er ſich ganz anders gedacht, als er es wirklich fand.

Maltitz war gewohnt, in Deutſchland die geheimſten Sachen öffentlich in Kaffeehäuſern verhandelt zu ſehen; er ſelbſt perorirte mitten in einem großen Kreiſe oft Stunden lang und ließ die weiſeſte Politik von den Lippen ſtrömen; in Frankreich dachte er dies Alles noch in höherm Maße zu können. Sprach er auch nur ſchlecht oder faſt gar nicht die Sprache des Landes, ſo hatte er von dem Studium unſerer Mutterſprache bei den Franzoſen ſo viel gehört, daß er ſich mit ihnen ſehr gut verſtändigen zu können hoffte.

Nun aber überraſchte ihn höchlich dieſes ernſte, ſtille und gemeſſene Weſen der Franzoſen an allen öffentlichen Orten. Sie kamen eben nur in ein Kaffeehaus, um eine Taſſe zu leeren und die Zeitungen zu leſen. Es machte ihn toll und trieb ihn zu den ſeltſamſten Vorausſetzungen. Alles ſei mit geheimer Polizei geſpickt, ſagte er, und kein Franzoſe traue mehr dem andern. Er warf bald einen unſäglichen Haß auf die Nation, und da er, des Franzöſiſchen unkundig, in der pariſer Geſellſchaft gar keine Rolle ſpielte, obgleich er ſie ſeiner Geburt und ſeinem Stande nach wol hätte behaupten können, ſo verließ er nach einem halben Jahre wieder Paris, um in Deutſchland ſein Leben zu beſchließen.

Nach einem kurzen Verweilen in Karlsruhe und Stuttgart wählte er Dresden zu ſeinem Aufenthalte, wo er ſeither in ſtiller Zurückgezogenheit lebte und nur in langen Zwiſchenräumen durch kleine Dichtungen ſeinen Freunden von ſeinem Daſein Kunde gab. Eine Reiſe nach Oſtpreußen und dem Norden von Deutſchland hat er noch von hier aus unternommen.

Seine Liebe zum Theater wucherte fort und fort und konnte ſelbſt von den unangenehmſten Erfahrungen nicht gänzlich erſtickt werden. Dieſe Liebe ſchrieb ſich bei ihm aus früheſter Jugend her. Er erzählte mir, daß er einſt in Danzig ſelbſt aufgetreten ſei und ſeines Rückenauswuchſes wegen einen faltigen Talar zum Coſtüm gewählt habe. Er hatte den Verrina im Fiesco geſpielt und ſich den Namen Grün auf dem Zettel beilegen laſſen. Der Erfolg ſoll ſehr günſtig geweſen ſein. Als er in Hamburg zum erſtenmale die niederſchlagenden Nachrichten von ſeinem Gütchen in Preußen erhielt, ging er wieder mit dem Gedanken um, Schauſpieler zu werden. Wir ſprachen viel darüber hin und her, bis es mir gelang, ihn davon abzubringen.

Sein Vater ſoll ein eigenſinniger alter Herr geweſen ſein und er erzählte viele komiſche Schnurren von ihm, die ſich im Munde des Sohnes ſeltſam vernehmen ließen. Jedes Kind mußte ein Handwerk lernen und unſer Maltitz das Buchbinden und elegante Futteralmachen. Er hatte viele ſeiner Bücher ſelbſt gebunden und machte ſehr geſchmackvolle Käſtchen, Urnen und Vaſen, von denen ich noch einige beſitze. In Paris, wo er bei einem Buchbinder wohnte, erſchrak dieſer nicht wenig, als der Herr Baron eines Tages mit Lineal und Kleiſter zu handthieren begann und das Handwerk grüßte.

Maltitz mußte alltäglich große Spaziergänge machen, wenn er einigermaßen geſund bleiben wollte. Er litt ſtets an nervöſen Uebeln, ſchwacher Verdauung und Rheumatismen. Er war früh gealtert; ſeine Züge waren tief gefurcht und ernſt, ſein Blick der eines Mannes, ſeine Stimme ſtark und kräftig. Er war gerad und ohne Rückhalt, gutmüthig bis zur Naivetät, conſequent und von unabhängiger Geſinnung. Trotz ſeiner populären Sitten mochte er den Ariſtokraten nie bei Seite ſchieben und verweilte mit großem Wohlgefallen bei ſeinem Stammbaum und Wappen; eine Vermiſchung, die jetzt häufig vorkommt. Er war ein treuer Freund, voll ſich aufopfernder Wärme, durchaus edel und keines ſchmuzigen Gedankens fähig.

Damit meine Leſer dieſen Worten größern Glauben beimeſſen mögen, habe ich die kleinen Schwächen, welche Maltitz anklebten, eben ſo unumwunden zur Schau gebracht. Wahrheit geht mir über Alles und dies einzige Verdienſt will ich in Anſpruch nehmen, wenn dieſer leichten Zeichnung auch ſonſt kein anderes gebührte.

Seine letzte Zeit in Dresden widmete er dem mehr als achtzigjährigen Sänger der Urania, der in ihm einen treuen Freund beweint. Nach den Nachrichten, die ich darüber erhalten, lebte er reich und ſagte aus, daß er ein bedeutendes Vermögen beſitze. In ſeinem Nachlaſſe befanden ſich Bruchſtücke eines Luſtſpiels: „Tauſch und Täuſchung," und hiſtoriſche Unterſuchungen über ſeinen Stammbaum.

Der ſiebente Juni war ſein Todestag; am zehnten wurde er in der Morgenfrühe begraben; zahlreiche Freunde folgten ſeinem Sarge, der mit Epheu, Eichen und Blumen ganz bedeckt war. Er iſt nur zwei und vierzig Jahre alt geworden.

Heine.

Im Jahre 1827 ſprach man in Süddeutſchland noch nicht von Heinrich Heine, obgleich ſeine Reiſebilder doch ſchon erſchienen waren. Und in jenem Jahre war es, als ich nach Hamburg reiſte. Ich erinnerte mich, im „Geſellſchafter“ die Bruchſtücke aus dem erſten Bande der „Reiſebilder“ geleſen zu haben. Die ungemeine Friſche, der glänzende Witz hatten meine Aufmerkſamkeit auf einen Namen hingelenkt, der mir damals noch gänzlich neu war.

Im Hôtel de Saxe, auf dem Camp in Hamburg, hörte ich dieſen Namen wieder nennen. Es war eine gemiſchte Geſellſchaft, die dort ihren Hunger zu ſtillen kam. Schauſpieler, Makler, Dramaturgen, durchreiſende Virtuoſen, Alles ſchrie durcheinander und wollte ſeine Meinung hören laſſen. Tabacksblätter, Kaffee, Metalliques, die Mamſell Peche, der große Schröder und die hamburger Staatsverfaſſung mußten nicht nur der Reihe nach herbei, ſondern wurden ſogar ſo durcheinander geworfen, daß dieſes Salmigondis für den ruhigen Zuhörer unerträglich werden mußte. Ich gehörte zu dieſen. Unter ſolchen Geſprächen fiſchte ſich dann aber auch manchmal ein guter, zuſammenhängender Brocken heraus, den ein Reinhold, Meyer oder Lenz in den Schwall der Unterhaltung hatte fallen laſſen. So tauchte denn auch einmal der Name Heine vor meinem Ohre auf und der Titel ſeines neueſten Buches und ich erinnerte mich wieder der anmuthigen Schilderungen im Berliner Geſellſchafter.

Es war nicht eben Lob, was dem jungen Dichter geſpendet wurde. Ein ältlicher Herr, der in der Geſellſchaft für einen Kenner galt, meinte: „Heine werde nie ein Buch ſchreiben; es ſeien zwar neue und gute Gedanken, die er zu Markte bringe, aber Alles ohne Anfang und ohne Ende; man könne das eben kein Buch benennen.“

Ich will dieſe vortreffliche Behauptung hier nicht widerlegen, weil es ganz unnütz wäre, ſondern vielmehr geſtehen, daß Das, was ich ſonſt noch von dem Buche und ſeinem Verfaſſer hörte, meine Neugier mächtig erregte, Beide kennen zu lernen.

Einige Zeit nach dieſem Geſpräche zeigte mir ein guter Freund einen jungen Menſchen, der eben zum Dammthor hereinkam. Er hatte den Hut bedeutend nach vorn gerückt, ſo daß ſein Rand die Naſe beſchattete; der Rock war offen und beide Hände ſteckten in den Taſchen der Beinkleider. Sein Gang war nachläſſig, ſtolpernd und er gaffte links und rechts die Häuſer an. Dies war Heine. Es lag in der Erſcheinung eine vornehme Gleichgültigkeit, die es verſchmähte, bei dieſen Hamburgern ein anſtändiges Aufſehen zu erregen. Das Geſicht war fein geröthet und auf den erſten Blick verrieth es durchaus nichts Auffallendes; es war ein unbefangenes, jugendliches, neugierig in die Welt ſchauendes Geſicht.

Ich begegnete nun Heinen öfter und faſt immer auf dieſelbe Weiſe; allein, ſchlendernd und gaffend; es ſchien ſich in ſeinem Weſen eine unendliche Langeweile auszuſprechen.

Der Zufall brachte uns nie zuſammen. Ich hörte, daß er faſt täglich, gleich mir, den Schweizer-Pavillon beſuche, aber nie traf ich ihn dort. Die Bekanntſchaft, die ich inzwiſchen mit ſeinen Büchern gemacht hatte, „welche keine Bücher waren,“ flößte mir eine innige Zuneigung zu Heine ein. Mein Wunſch wuchs, ihm bekannt zu werden. Wie nahe ich der Erfüllung deſſelben war und auf welche höchſt angenehme Weiſe dies geſchehen ſollte, ahnete ich jedoch noch nicht.

Eines Morgens hatte ich mich im Schweizer-Pavillon in irgend eine Zeitung ſo hineingeleſen, daß ich nichts von Dem bemerkte, was um mich vorging, und ſchreckte daher nicht wenig auf, als ein Freund mich beim Namen rief und mir ſagte: „Er wünſche mir Herrn Doctor Heine vorzuſtellen.“

Ueberraſcht ſprang ich in die Höhe, um meine Freude darüber auszudrücken.

Er ſtand wirklich vor mir, der kleine Unbefangene. Sein im ruhigen Zuſtande ſo gleichgültiges Geſicht hatte ſich aber jetzt mit einem Lächeln geſchmückt, das tauſend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechſelnd Hohn und Muthwillen darüber ergoſſen. Dies Lächeln, das mir nachher ganz gewöhnlich wurde, ſchien mir in dieſem erſten Augenblicke ſeine Züge nicht zu verſchönern.

Er kam mir mit einer feinen Artigkeit entgegen.

„Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntſchaft gemacht,“ ſagte er. „Ihre Novelle: „Der Familienſchmuck,“ hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, Sie in Hamburg zu finden. Sie glauben nicht, wie troſtlos es auf Norderney iſt;

wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt und wie froh man iſt“ —

„Dieſem Umſtande,“ fiel ich ihm ins Wort, „habe ich es denn auch zu danken, daß ſie meinen Familienſchmuck laſen und gut fanden.“

Er lächelte wiederholt. Ich erzählte ihm, daß ich bereits in Hoopte Jemanden getroffen hätte, der wahrſcheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als ſich für ihn auszugeben, daß ich aber damals in meiner ſüddeutſchen Unbeleſenheit nicht gewußt, welche Berühmtheit ſich an ſeinen Namen knüpfe. Er wünſchte das Nähere zu wiſſen, weil er einen Vetter habe, der ihm manchmal den Streich ſpiele, den Namen Heinrich Heine anzunehmen, und weil er hoffte, ihn wieder einmal zu ertappen.

Der Fall war ganz einfach. In Hoopte, wo die Fähre über die Elbe, aus dem Königreiche Hanover ins hanſeſtädtiſche Gebiet Billwärder, die Reiſenden bringt, kam ich Abends ſpät an. Ein einſamer Reiter war mit mir zugleich angelangt, den Weg von Lüneburg her, der auch nach Hamburg wollte. Wir aßen zuſammen und der Reiter war ſehr geſprächig.

„Ach, mein Bruder!“ unterbrach mich Heine.

Ich fuhr fort ihm zu erzählen, daß der junge Menſch uns eine Menge Geſchichtchen zum Beſten gab, Abenteuer mit Schauſpielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und was dergleichen mehr war. Am andern Morgen ließen wir uns bei ſtarkem Regen nach dem Zollenſpeicher überſetzen und der Reiter hielt an dem Schlage unſeres Wagens, um uns durch ſein fortwährendes Geſpräch die Langſamkeit der Ueberfahrt vergeſſen zu machen, und als er endlich drüben von uns Abſchied nahm und, in ſeinen Mantel gehüllt, auf dem Damme davonſprengte, überreichte er mir noch eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte hinzu, ich möchte ihn doch in ſeiner Wohnung in Hamburg auf dem „großen Burſtah" beſuchen.

Auch von ſeinen Dichtungen hatte er erzählt und mir blieb kein Zweifel, daß ich einen jener jungen Schriftſteller vor mir hatte, wie ſie in Norddeutſchland ſo häufig ſind, der ſoeben in den romantiſchen Gehegen der Lüneburger Haide bei dieſer herbſtlichen Witterung Stoff zu einem neuen Werke ſich geholt.

Wären mir damals ſchon die Reiſebilder bekannt geweſen, ſo hätte dieſe Begegnung mir ein bedeutendes Intereſſe eingeflößt. Der Reiter mochte jedoch in ſeinem Innern mich für einen recht unwiſſenden Menſchen halten, da ich den Namen Heine hören konnte, ohne ſogleich auszurufen: „Sind Sie etwa — jener berühmte;" — ich glaube kaum, daß er mich lange im Zweifel gelaſſen haben würde.

Ich hatte nach dieſer erſten Zuſammenkunft Heine lange nicht geſehen, als er mich einſt aus meinem Nachmittagſchlummer aufweckte. Ich war überraſcht. Er kam, wie er mir ſagte, meine Wohnung kennen zu lernen, um ſie zu miethen, wenn ſie ihm anſtände, da er gehört hatte, daß ich ſie verlaſſen wollte. Sie war ihm aber zu geräuſchvoll, wie er ſich bald überzeugte. Er litte ſehr an den Kopfnerven, ſagte er, und deßhalb müſſe es ſtets ganz ſtill um ihn ſein.

Dieſes Kopfnervenleiden iſt von Vielen in Zweifel gezogen worden; man ſagt, er kokettire damit, und ſein: „Ach! ich bin ſehr krank!" womit er jedes Geſpräch anfängt, habe eigentlich nichts zu bedeuten. Damen wollen ſogar behaupten, es geſchähe blos, um dabei mit der Hand an die Stirne zu fahren und ſo dieſe feine, weiße Hand bemerken zu laſſen, worauf ſich der Dichter nicht wenig einbilde. Ich will der letztern Behauptung nicht geradezu widerſprechen, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre, daß ein deutſcher Dichter auch mit einer ſchönen Hand die Leier ſchlage und ſich auf die Hand faſt mehr als auf die Leier einbilde. Es liegt etwas Ausländiſches darin. Von Byron erzählt man Aehnliches, und Roſſini, bei deſſen Lever mehre Schmeichler verſammelt waren, die ſeine Partituren lobten, rief aus, indem er ſein ſchöngeformtes Bein aus dem Bette ſtreckte: „Solche Partituren und beſſere können viele Menſchen machen, ſolch ein Bein hab' aber nur Ich!“

Ich glaube an Heine's Kopfleiden. Seine Conſtitution iſt ſchwächlich; er wird oft plötzlich glühend roth, ohne äußere Veranlaſſung; er iſt faſt immer in einem gereizten Zuſtande; ſeine Art zu leben kann eben nicht für Leute, die ihre Geſundheit ſehr in Acht zu nehmen haben, zur Nachahmung empfohlen werden. Heine ſchlief mehrmals bei mir und nicht nur die Uhr in ſeinem Schlafzimmer mußte dann entfernt, ſondern ſelbſt die im Nebenzimmer gänzlich zum Schweigen gebracht werden. Dies Tiktak und Schlagen hätte ihn ſo ſtark angegriffen, wie er verſicherte, daß er am andern Morgen das ſtärkſte Kopfweh gehabt haben würde. Seine Liebe für Ruhe und Stille in ſeiner Umgebung hat mich aber oft ſeinetwegen in Sorgen geſetzt. In Paris wählt er lange, bis er eine Wohnung findet, die ihn in der bezeichneten Hinſicht zufriedenſtellt. Die einſamſten, entlegenſten Straßen ſind ihm die liebſten; und nun wählt er wieder einen einſamen, ſtillen Hof, oft den zweiten, dritten, wenn es ſein kann, weit weg vom Geräuſche und Treiben des Lebens; kein Stall, kein Waſchhaus, kein Handwerker darf in der Nähe ſein. Dann erſt fühlt er ſich wohl. Nun weiß man aber, daß ſolche Quartiere eben nicht in Paris zu den ſicherſten gehören, bei der Unzahl von Verbrechen, die man dort täglich verübt.

Kurz vorher, ehe ich Paris verließ, bezog Heine eine neue Wohnung in der rue de l'Echiquier, au second, die er von einer alten Dame gemiethet hatte; ſie lag im zweiten Hofe eines geräumigen Hôtels, in welchem Gras wuchs und eine Todtenſtille lagerte. Hier inſtallirte ſich Heine und machte ſich's im eigentlichen Sinne des Worts bequem; ein häßlicher Mohr brachte ihm das Theewaſſer und machte ſein petit ménage, wie es die Pariſer nennen. Er überließ ſich vertrauensvoll dieſem Bedienten, deſſen Vorſätze leicht noch ſchwärzer ſein konnten als ſein Geſicht. Hier ſchrieb er die „Franzöſiſchen Zuſtände“ für die Allgemeine Zeitung; hier glaubte er ſich von Spionen aller Nationen umgeben, denn auch wegen ſeiner kühnen Aeußerungen über Louis Philipp hielt er ſich nicht für ſicher. Es war merkwürdig, ihn zu beobachten, mit welcher Verachtung der Gefahr er ſeine Meinung ins Publicum ſandte.

Heine's erſter Beſuch war nur kurz, aber dennoch erfreute er mich. Es lag viel Schmeichelhaftes für mich darin, wie dieſer ausgezeichnete Mann mich aufgeſucht hatte; es war mir augenſcheinlich, daß er mit mir in nähere Berührung zu kommen wünſchte.

Ich ſah ihn von nun an öfter in Hamburg; er gefiel ſich ſo gut in meinem Hauſe, daß er mir bald täglich ſeinen Beſuch machte.

Er forderte mich auf, mehre Novellen, die ich in früherer Zeit verfaßt hatte und die in der Abendzeitung, im

Morgenblatte und an andern Orten abgedruckt waren, zu ſammeln und herauszugeben. Er intereſſirte ſich auf das freundſchaftlichſte dafür und ſprach mit ſeinem Verleger Julius Campe, der ſie annahm.

Ich habe es ihm oft lachend geſagt: „Er lade den Fluch der Leſewelt auf ſich, wenn ich nun nach und nach, gleich andern Novelliſten, ſo ein funfzig Bändchen zu Tage fördern ſollte.“ Dem erſten Bande Novellen, der die ältern enthielt, folgte bald der zweite. Die fünf, die ihn füllten, wurden ſchnell hintereinander geſchrieben, und Heine nahm ſich die Mühe, ſie im Manuſcripte, mit dem Bleiſtifte in der Hand, zu leſen und mir ſeine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Begebenheiten in Polen forderten mich auf, mehre Erlebniſſe aus jenem Lande zu Papier zu bringen und unter dem Titel „Warſchau“ herauszugeben. Auch dieſes Manuſcript ſah Heine durch. „Das iſt keine Novelle,“ ſagte er, „Sie müſſen es anders nennen.“ Und er erfand den Namen „Zeitbild“ dafür, wie er früher „Reiſebilder“ erfunden hatte und wie er ſpäter „Zuſtände“ erfand. Dieſe Benennungen haben ſeitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Als die Sonntag nach Hamburg kam, ſchrieb ich eine kleine Broſchüre: „Die Prima Donna in Hamburg.“ Die Art und Weiſe ihres Auftretens, zwei Ehrencavaliere von der berliner Garde, die ſie begleiteten und ſich wie närriſch geberdeten, ein hamburger Enthuſiaſt, der ſich vor ſeinen Mitbürgern lächerlich machte, alles Dies zuſammen gab Stoff zur Satire.

Sollte man es wol glauben, daß die Berliner, die um ſie waren, mit dem Shawl in der Couliſſe ſtanden, ihr den Fußſack brachten, worin ſie bei den Proben die Füße ſteckte, kurz wie die Kammerdiener ſich benahmen und auch allgemein dafür gehalten wurden. Wie erſtaunte man aber nun am Abende des Conzerts, dieſe Herren feingekleidet und mit Orden behängt zu ſehen und zu erfahren, daß der Eine Graf, der Andere Baron ſei.

Sie umſchwebten ſtets die Sängerin und notirten in ihre Schreibtafel jede Note, die ſie auf andere Weiſe als gewöhnlich ſang. „Hörten Sie wol, Graf?“ „Das B — das hat ſie hier nie genommen, das war heute zum erſten Mal.“ „Und jetzt, Baron, o göttlich! dieſen chromatiſchen Lauf — den gibt ſie den Hamburgern zum Beſten — ach! wenn das die Berliner hörten! Der böſe Engel! das hat nie die Spree vernommen — ſo etwas hier für die Elbe.“

Es war zum Tollwerden! Ich ſetzte mich nieder und ſchrieb einige ſcherzhafte Sonette und Romanzen und Campe ließ ſie drucken.

Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, Heine hätte eine Broſchüre gegen die Sonntag herausgegeben. Obgleich ich nicht daran gedacht hatte, das Publicum auf dieſe Vermuthung hinzulenken, ſo wollten Einige doch eine Aehnlichkeit mit der Heine'ſchen Manier gefunden haben, und es iſt ſehr möglich, daß die Buchhandlung ſelbſt dieſe Meinung bereitwillig unterhielt. Heine war es nicht angenehm, wie man ſich leicht denken kann; er that aber nichts, den Wahn zu zerſtören.

Spazierengehend zog er einmal die Broſchüre aus der Taſche und recitirte eine Romanze daraus, die mit den Worten anfängt:

Amphion erbaute Theben,
Dem Arion dient' ein Fiſch —

„Dieſe Romanze iſt mein Unglück,“ ſagte er in ſeiner Weiſe bitter lachend

Ich hatte Campe das Verſprechen abgenommen, mich nicht eher zu nennen, als bis die Sonntag weggereiſt ſein würde. Daß er es dann thun würde, war vorauszuſehen. Nun wußte es auch Heine bald und es beluſtigte ihn ſehr. Doch konnte er ſich eine kleine Rache nicht verſagen.

Eines Abends war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tiſche gehen, als er ſeinen Hut ergriff und verſicherte, nicht da bleiben zu können. So auf dem Sprunge brachte er noch die Broſchüre auf's Tapet. Er warf die Frage auf: ob man ihn noch für ihren Verfaſſer halte? Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoß ſich in ſeinem Eifer in Schmähungen über das Machwerk und wie er nie geglaubt habe, daß Heine deſſen Verfaſſer ſein konnte. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre es wahrlich nie eingefallen. Einige Andere noch ſtimmten Maltitz bei und läſterten und ſchimpften gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wiſſen, daß ſie mit ihren Pfeilen ihren armen Wirth ſelbſt trafen. Heine aber empfahl ſich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfaſſer der Broſchüre iſt Herr Lewald, und es wird ihm eben ſo leid thun als mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!" Er ergötzte ſich noch eine Weile an der verlegenen Miene meiner Gäſte, dann drückte er mir lachend die Hand und lief hinaus.

Heine ſchrieb zu jener Zeit den dritten Band der Reiſebilder. Die harten Ausfälle, die er ſich darin gegen Platen erlaubte, wollte er nie zurücknehmen; auch ſind ſie in der zweiten Auflage geblieben, und er erklärte, daß er daran nichts zu ändern wüßte. Auf des Verlegers Wunſch ſchrieb er die Vorrede zu Kahldorf's Antwort an den Grafen Moltke. Nachdem er die Nachträge zu den Reiſebildern geſchrieben hatte, beſchloß er endlich Deutſchland zu verlaſſen, obgleich in Hamburg ſeine perſönliche Sicherheit nie gefährdet war.

Heine's Oheim, Salomon Heine, genießt die allgemeinſte Achtung. Seine Wohlthaten haben ihm die ärmern Claſſen in Liebe zugewendet. Als der Pöbel im Herbſte des Jahres 1830 Exceſſe gegen reiche Juden verübte, erhoben Einige ſchon die Steine, um ſie gegen das ſtattliche Haus am Jungfernſtieg zu ſchleudern, welches Heine bewohnt; aber ſogleich brachten ihm Tauſende ein Hurrah! und riefen zur Ordnung, um den Ehrenmann nicht zu beleidigen. Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit ſah ich das Baſſin der Alſter mit Holzkähnen bedeckt, und auf meine Frage erfuhr ich, daß es Holz für die Armen ſei, das Heine vertheilen laſſe. Heinrich Heine ſteht im beſten Vernehmen mit ſeinem Oheim; er hat ihm ſeine Zuneigung offen ausgeſprochen durch die Widmung des einen Theiles der Reiſebilder. Sie trug ihm eine Banknote von hundert Pfund ein, die er zu der Reiſe nach England verwendete. Herr Salomon Heine war für die Anerkennung, die ſein Neffe ſchon damals in der gelehrten Welt genoß, nicht unempfindlich.

Bekanntlich war man der Meinung, daß Heinrich Heine mit ſeinem Gumpelino einen bekannten hamburger Banquier gemeint habe. In der That hatte er aber nur den Namen Gumpel von ihm entlehnt, im Uebrigen iſt auch nicht das Geringſte in Heine's Schilderung, das zu jener Meinung Veranlaſſung gegeben haben könnte. Die Sache machte indeß großes Aufſehen, denn Herr Gumpel iſt ein ſchwerer Mann an Hamburgs Börſe. Er ſelbſt, obgleich er wohl wußte, wie wenig er dem Heine'ſchen Ideale glich, ſchien die Sache übel zu nehmen; ſo zog er ſich zum Beiſpiel auch von mir zurück, ſeitdem er von meinem nähern Verhältniſſe mit Heine Kunde bekam. Nun traf es ſich aber oft, daß Salomon Heine in Gegenwart Gumpel's gewiſſe Stellen aus den Reiſebildern anzog und ſich an der Verlegenheit ſeines Neffen weidete, die dieſer nicht verbergen konnte.

Heine's Mutter lebt zurückgezogen; ihr Sohn verehrt ſie innig. Er erfuhr in Italien den Tod ſeines Vaters, der plötzlich erfolgte, und ſogleich reiſte er nach Hauſe, Alles im Stiche laſſend, weil er nun glaubte, „daß ſeine Mutter auch ſterben müſſe," wie er mir ſagte. Sein Vater war ein unglücklicher Mann, erzählte er mir einſt, dem es ſein ganzes Leben mit Nichts recht glücken wollte. Er iſt jung geſtorben. Seine Schweſter, eine feine, hübſche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, die einer Engländerin ähnlicher als einer Deutſchen ſieht, wird ſehr von ihm geliebt. Sie hat viel von ſeinem Geiſte. Mit dem einen Bruder, deſſen Bekanntſchaft ich auf der Elbe machte, war er nicht im freundſchaftlichſten Vernehmen. Dieſer iſt jetzt in öſtreichiſchen Militair[illegible]ſten; der andere Bruder Max, der in ruſſiſchen Dien[illegible]n ſteht, war damals zu weit von ihm entfernt, als daß er ſich viel um ihn bekümmern ſollte. Außer den Kindern ſeines Oheims hat er keine Verwandten in Hamburg, obgleich es noch eine Menge ſeines Namens dort gibt. Die Inhaber der großen hamburger Lotterie, die Gebrüder Heine, ſind mit dem Dichter der Reiſebilder in keiner Beziehung verwandt.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verſchlungen, aber um ihn kümmerte man ſich nicht. Deſto ungezwungener konnte er leben. Er hatte wenig Umgang. Nächſt ſeiner Schweſter beſuchte er wol mich am häufigſten. Nachmittags ſah man ihn zuweilen in einem Cirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Gornet, Joſt, Emil Devrient, einige junge Advocaten und Mediciner, der Luſtſpieldichter Töpfer und ich waren dabei. Es wurde gewöhnlich bis zum Anfang des Theaters geſpielt. Heine ſah zu; er ſpielte niemals mit. Später beſuchte er gern den Salon von Peter Ahrends, wie man jene berüchtigten Bälle in Hamburg zu nennen pflegt, die jeden Abend ſtattfinden. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," ſagte er lachend, „ohne jedoch zu wiſſen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrends' Salon vereinigt die anſtändigſte Geſellſchaft. Ich finde da ſtets den feinſten, ungenirteſten Ton in Hamburg und ſehr gute Geſchöpfe."

Vormittags ſah man ihn bei ſeinem Verleger Campe, beſonders wenn der Ballen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchflog. Er hatte Campe ſehr gern. „So lange er noch ſo bleibt," pflegte er zu ſagen, „bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht," fügte er dann lachend hinzu, „wie ſehr er ſich verändert hat. Ehe er nach Italien reiſte, war er ein vortrefflicher Menſch."

Campe war daran gewöhnt, über ſich ſcherzen zu laſſen, und nahm es Heine vollends nicht übel.

„Der Börne koſtet ihm zu viel," ſagte dieſer, „und will noch immer nicht recht ziehen."

„Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längſt vergeſſen ſein werden," gab dann Campe zurück.

„Das iſt ein Unglück für ihn und für Sie," erwiderte Heine, „daß ſo lange darauf gewartet werden muß."

Als Paganini in Hamburg war, intereſſirte es ihn ſehr, ihn zu hören, jedoch nicht ohne Eiferſucht ſchien er bei dem ungeheuren Aufſehen, das er machte. Wir aßen einige Male mit dem berühmten Virtuoſen und Heine beobachtete ihn genau; er ſchien damals mit dem Gedanken umzugehen, ihn zum Gegenſtande einer Schilderung zu wählen. Später forderte er mich dazu auf und ich ſagte es ihm zu. Als ich dann aber nicht meinem Verſprechen nachkam, machte er mir Vorwürfe darüber und ſagte, er hätte ihn mir freundſchaftlich überlaſſen wollen, und es wäre unrecht, daß ich ihn nun liegen ließe. Beſonders verliebt ſchien er in den Begleiter Paganini's, einen bekannten Schriftſteller aus Hanover, den er ſich gar ergötzlich zu ſchildern vorgenommen hatte.

Solcher Scherze war er ſtets voll; ſehr ſchnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie.

Einſt gingen wir nach dem Steinfang. Auf dem Wege dahin ſtehen zwei Windmühlen. „Sehen Sie," ſagte Heine zu mir, „dieſe armen Geſchöpfe, wie ſie ſich ſehnen und doch nie zuſammen kommen können. Dieſes hier iſt der Mühlerich, das andere dort iſt die Mühle. Ich werde einen Romancyclus dieſer Unglücklichen bekannt machen."

Den Sommer über wohnte er in dem ſtillen Dörfchen Wandsbeck; melancholiſcher, friedlicher gibt es wol keins auf der Welt. Hier lebte er ſeinen Studien und kam nur ſelten zur Stadt. Ich beſuchte ihn einige Male mit meiner Frau und dann warf er die Bücher bei Seite und gehörte uns.

Ins Theater ging er nur ſelten. Er ſprach mit mir davon, daß es ihn verdrieße, von den Directoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den ſie einem Jeden bewilligten, der in dem unbedeutendſten Blatte eine Correſpondenz einzuſchmuggeln wußte. Er legte wahrlich keinen Werth darauf, aber es ſchien ihm erbärmlich von den

Leuten. Er rächte ſich jedoch nicht dafür, ſondern that des hamburger Theaters niemals Erwähnung.

Im Frühjahr 1831 beſchloß er endlich nach Paris zu gehen. Auf den erſten Mai wurde die Abreiſe beſtimmt. Tags vorher brachte ich noch viele Stunden in ſeiner Geſellſchaft zu. Er theilte mir ſeine Vorſätze und Pläne mit und wir beriethen uns als treue Freunde. Eine hübſche Zeichnung von Leſer aus der Harzreiſe ſchenkte er meiner Frau. Er ſelbſt ſaß darin, in luſtiger Wandertracht, nachläſſig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit ſeinem ſpinnenden Weibe halb abgewendet am Fenſter hockte und Zither ſpielte. Der Mond ſchien herein. Vor ihm lag das junge Mädchen, auf dem Fußſchemel knieend, und ſprach die Worte, die er ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben hatte:

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer;
Dieſes Zucken Deiner Lippen
Kommt wol nicht vom Beten her.“

Mir gab er die Abbildung einer Kirche in Lucca beim Abſchiede. Er hatte darunter geſchrieben:

„Die Kirche ſiehſt Du auf dieſem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franſcheska und Lady Mathilde
Mit Doctor Heine die Meſſe gehört.“

Das Liebſte aber, was ich von ihm erhielt, waren ſeine neueſten Lieder im Manuſcript, auf einzelnen Blättchen, wie er ſie niedergeſchrieben hatte, mit allen Veränderungen. Er ließ ſie ſpäter unter dem Titel: „Neuer Frühling,“ im Morgenblatt abdrucken. Zuerſt ſollten ſie um Neujahr mit Compoſitionen von Methfeſſel erſcheinen. Dieſer etwas ſchläf rige Menſch wußte aber die Auszeichnung, die ihm durch den Antrag eines ſolchen Dichters zu Theil wurde, nicht gehörig zu würdigen und zögerte mit ſeinen Noten ſo lange, bis Heine andere Gedanken bekam.

Dieſe Lieder in der Handſchrift zeigen deutlich, wie emſig Heine an Gedanken und Form feilt. Wie gern überredete man ſich nicht, daß der Dichter ſie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſcripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit, es iſt Alles die Frucht des ſorglichſten Nachdenkens; die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung. Heine'ſche Lieder! und gibt es etwas Naiv-Graziöſeres als viele von ihnen in dem weiten Bereiche unſerer Literatur? Staunte man ihn nicht an, als er mit den neubeſchwingten Weiſen auftrat und das Frühere — und ſelbſt das Leichteſte darunter — ſchwerfällig erſchien?

Man hat in neueſter Zeit ſo viel von den Nachahmern Heine's gehört und ſie ſelbſt haben wol am meiſten von ſich geſprochen. Einer der Glücklichſten iſt unſtreitig Gaudy, und, wie ich glaube, auch der Erſte. Er ſandte ſeine Gedichte, in Heine'ſchem Geſchmacke, dieſem ſelbſt, als er noch in Hamburg war, und Heine freute ſich darüber und nannte ſie gelungen. Unter der großen Zahl der Uebrigen, die größtentheils in Pommern und der Mark niſten und die Gutzkow mit dem Namen der „Pommerſchen Dichterſchule" bezeichnet, iſt mir kein Einziger vorgekommen, der ſeinem Vorbilde auch nur im Entfernteſten gleich käme.

Keiner von ihnen hat bis jetzt Seitenſtücke zu den

„Nordſee-Liedern" geliefert; worin ſie die Nachahmung hauptſächlich kund thun, iſt die Form, deren Schönheit bei Heine ſie aber nicht verſtanden haben und nur glauben, je nachläſſiger, deſto trefflicher! Ich kann es nicht begreifen, wie man bei nur einigem muſikaliſchen Gehör den Wohlklang Heine'ſcher Verſe nicht herausfindet.

Um zu zeigen, welche Mühe er ſich gibt, ſeinen Liedern das Gepräge der Vollendung aufzudrücken, möchte ich hier ein paar nach ſeinen Manuſcripten abdrucken laſſen können, mit allen Verbeſſerungen, die er darin anbrachte. Es wäre kein Verrath an der Freundſchaft, wenn ich meine Leſer in die Werkſtätte des Dichters einführte und ihnen denſelben zeigte, am runden Tiſche, mit offnem Halſe, die zarte weiße Hand in den braunen, weichen Haaren wühlend und mit flüchtigen Charakteren die Worte des Liedes auf kleine Zettelchen und Papierſchnitzel ſchreibend.

Aus Frankfurt erhielt ich ein Schreiben. Heine war überraſcht von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ. Er ging am frühen Morgen aus und als er Mittags nach Hauſe kam, war ſein Tiſch mit Viſitenkarten belegt. Man beſtrebte ſich, ihm alle möglichen Auszeichnungen zu gewähren.

Seit Heine's Abgang von Hamburg war mir der Aufenthalt dort unerträglich geworden. Auch mein Landsmann Maltiz, der drei Jahre lang jeden Abend bei mir zubrachte, reiſte fort und ich war mit einem Male wie verwaiſt. Dies und die herannahende Cholera brachte mich zu dem Entſchluſſe, Hamburg zu verlaſſen und meinen lieben Freunden in Paris nachzueilen.

Heideloff und Campe, die ich ſogleich aufſuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen, ſagten ſie.

An dieſem Abende kam er jedoch nicht zur gewohnten Stunde. Schon wollte ich mißmuthig nach Hauſe gehen, als aus dem Gewühle des Trottoirs ſich eine Geſtalt im weißen Hute abſondert und mit dem Ausrufe: „Er iſt's!" in den Laden ſpringt. Er war es!

Es fing ihm nachgerade an in Paris zu gefallen; er hatte einige Bekanntſchaften gemacht, die ihn intereſſirten. Ein junger Menſch von bedeutendem Talente hatte ſich darüber gemacht, unter ſeinen Augen die Reiſebilder zu überſetzen. Heine freute ſich darauf, den Franzoſen nun bald bekannt zu werden. Leider war aber der Ueberſetzer zugleich Nachtwandler, ſtieg einige Wochen ſpäter auf's Dach und ſtürzte ſich zu Tode, ehe er ſeine Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück!" ſagte Heine.

In Rothſ[illegible] Cirkeln hatte er Gelegenheit, ſich den ausgezeichnetſten Männern des Tages zu nähern; auch die Soiréen bei Lafayette pflegte er zu beſuchen. Die St.-Simoniſten bemühten ſich, ihn für ihr Intereſſe zu gewinnen. Man ſah ihn in ihren Soiréen, die ſie in der Rue Taitbout gaben, wo er ſich ſehr unterhielt, und er hörte gern die Reden, die bei ihrem ſogenannten Gottesdienſte gehalten wurden. Olinde Rodrigues und den Père Enfantin, die er perſönlich kannte, ſchätzte er, ohne ſich jedoch ihren Wünſchen hinzugeben.

Was auch Gegner von Heine's Meinungen und Sinnesänderungen geſprochen und geſchrieben haben, ſo muß jeder Unbefangene die Reinheit ſeines Charakters und ein durchaus edles Benehmen an ihm ſchätzen und erkennen. Er hat ſich fern von den Cliquen gehalten, die ſich in Deutſchland bildeten, und zog ſeine Straße ruhig fort, ohne ſich irre machen zu laſſen. Er floh jede Berührung mit der Gemeinheit, und ſowie er im Leben die Ellenbogen an ſich zieht, um nirgend anzuſtoßen, ſo ſtreckte er ſeine geiſtigen Fühlhörner aus, um ſtets das Terrain zu recognoſciren, das er betreten wollte.

In London half ihm ein bedeutendes Banquierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daß Heine im Sinne habe, ein Buch herauszugeben, das von den Brüdern Rothſchild handeln ſollte. Als Heine erfuhr, daß dieſes Banquierhaus zu den entſchiedenſten Gegnern der Rothſchild gehöre und ſehr wünſche, daß die ihm erwieſene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß ſein möchte, übermachte er demſelben ſogleich die vorgeſchoſſene ſtarke Summe, obgleich ihm dieſes zu jener Zeit bedeutende Opfer koſtete, um ſeine vollkommenſte Unabhängigkeit ſich zu bewahren und die londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinn haben konnte.

Ebenſo war ich Zeuge, daß er die Anträge von Buchhändlern zurückwies, deren Geſinnung ihm nicht anſtändig war. Zu der Zeit, als er die Franzöſiſchen Zuſtände ſchrieb, wurde ihm von einem pariſer Buchhändler eine bedeutende Summe dafür geboten. Man machte ihm in meiner Gegenwart Vorwürfe darüber, daß er das Geld nicht abholen laſſe, welches für ihn bereit liege; er ſchlug aber ſtandhaft alle Anträge dieſer Art aus. „Man muß ſich vor ſolchen Berührungen hüten,“ ſagte er zu mir, „das bringt keine Ehre.“

Wie gern er Freunden dient, hat er oft bewieſen.

Für Theodor von Kobbe ſchrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andere Intereſſen ſehr in Anſpruch genommen hatten, eine kleine allerliebſte Skizze: „Die Theegeſellſchaft in den Appeninen,“ die wenig bekannt worden iſt, um ſein ihm gegebenes Wort zu löſen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verſchiedener norddeutſcher Autoren ſein Scherflein beizutragen.

Wie er mir zu Anfang meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn beiſtand, mich ermunterte und unterſtützte, habe ich ſchon erwähnt.

Heine iſt einer echten Aufopferung für ſeine Freunde fähig. Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris, als die Cholera an allen Enden wüthete, ging er — der mehr als Andere reizbar und empfänglich war — in die engſten, ſchmuzigſten Straßen, um ein Geſchäft für mich in Ordnung zu bringen, woran mir viel gelegen war. Selbſt leidend, kam er mehremals des Tages zu mir und warf ſich ermattet auf einen Seſſel, um mir Nachricht zu bringen. Mit gleicher Aufopferung pflegte er einen kranken Vetter zu jener Zeit [redacted] deshalb in Paris zurück, während alle ſeine [redacted] daraus flohen und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Er ſagte mir, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, ſeinem Oheim dieſen Sohn zu erhalten, da er ſchon mehre Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde geſtorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus.

Ich würde dieſe Züge hier nicht anführen, wenn ſie nicht dazu dienen könnten, von dem berühmten Dichter der Reiſebilder ein Bild zu ergänzen, das von denen, die bis jetzt im Publicum umlaufen, ſehr verſchieden iſt. Daß es treu ſei, darf ich verbürgen.

In Paris iſt es ſehr ſchwer, ſeine Freunde aufzufinden, wenn man ſich kein Rendezvous gegeben hat. Heine fand ich jederzeit, ſo oft ich wollte.

Sein Lieblingsſpaziergang war die Paſſage der Panoramas, wo man Abends gern vermeidet hindurchzugehen, wenn man eine Dame am Arme führt. Am Tage iſt es anders. Die Magazine von Suſſe, ein reicher Bijouterieladen und der Patiſſier Felix lockten wol ſchöne Welt genug dahin. Heine ſchlenderte hier auf und ab, die Hände in den Taſchen, den Kopf in den Nacken geworfen, mit aufgeſetzter Brille. Hier beobachtete er das pariſer Treiben und nebenher zogen ihn auch wol die „Zoen, Aglaen, Deſireen, Clariſſen, Amelien u. ſ. w." an, die hier beſtändig luſtwandeln und denen er die hübſchen Lieder gewidmet hat, die er in ſeinem erſten Theile des Salons abdrucken ließ.

Anfänglich waren ihm die Franzöſinnen zu klein. „Wenn man die langen deutſchen Glieder gewöhnt iſt," ſagte er, „ſo iſt es ſchwer, ſich hier einzurichten."

Eine lange Schöne, die ihn in Hamburg zu feſſeln wußte, konnte er nicht vergeſſen. „Ueberall ſehe ich ſie, überall finde ich ſie wieder," ſagte er ſcherzend zu mir in der Galerie des Louvre, indem wir vor der coloſſalen Melpomene ſtanden; und in der That, ich fand einige Aehnlichkeit mit der Hamburgerin.

Dieſe Neigungen gehen jedoch nicht ſehr tief bei Heine, obgleich ſie im Ganzen wol einen großen Theil ſeines Weſens ausmachen.

Sein letzter Brief, der mich vor wenigen Wochen erfreute, ſpricht von einer ernſten Neigung, die alle andern in den Hintergrund dränge und ihn ſogar von ſeinen Freunden, ſeinen Beſchäftigungen abziehe.

Ich wußte, daß Heine mit großer Vorliebe des deutſchen

Theaters gedenkt. Er hat eine Menge Stoffe und Scenen da liegen, die nur der Zuſammenfügung und Belebung zu einem dramatiſchen Ganzen harren. Schon längſt hatte er im Sinne, der Bühne ein Geſchenk damit zu machen.

Dies beſtimmte mich, ihn gelegenheitlich der Herausgabe der Allgemeinen Theater-Revue aufzufordern, mir irgend ein Bruchſtück einer ſolchen dramatiſchen Dichtung zu überſenden. Er ſagte zu für die Folge und ſchloß ſeinen Brief mit den Worten:

„Seit October hat Nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, Niemand ſehe ich und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke .... und ſo hab' ich oft darüber geſeufzt, daß ſie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das iſt Alles, was ich Ihnen heute ſagen kann, denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte. Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Komödien und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Leſen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann."

Sein offnes Zerwürfniß mit Börne ſah ich lange voraus; Jeder, der Heine näher kannte, mußte dies.

Parteilichkeit, Haß und blinde Wuth hatten es ſich in Deutſchland ordentlich zum Geſetz gemacht, Heine und Börne immer zuſammen zu nennen, als ob ſie zuſammen gehörten. Der Janhagel betete dies nach. Aber nie ſind mir zwei entſchiedenere Gegner vorgekommen; ſchon auf den erſten Blick mußte man das erkennen.

Heine, der Poet durch und durch, und Börne, der nichts vom Dichter in ſich verſpürte; Heine, der ſinnliche, lebensfrohe, der ſich allen Genüſſen willig hingibt, welche die Welthauptſtadt ſo willfährig ihm bietet; Börne, der ängſtlich zugeknöpft an den Häuſern hinſchleicht und oft wochenlang ſeine Wohnung nicht verläßt und nur wenig unter Leute geht; Heine, der außer ſeiner Migraine, die ſelbſt noch in Zweifel gezogen werden kann, friſch und geſund iſt, gut ißt und trinkt und halbe Nächte in Soiréen zubringt; Börne, der einſam iſt, mitten in Paris, und höchſtens den Thee der Madame Valentin belebt; Heine, der ſtill und traurig wohnt, im Hofe, in den obern Regionen, wie ein deutſcher Junggeſelle; Börne, der ſich gern mit Behaglichkeit umgibt und darin weniger deutſch iſt.

Und nun erſt, welche Thätigkeit erfüllt Börne, welche Heine! Börne ging im Jahre 1832 auf den Mont-Martre, um zu deutſchen Schmieden und Schuhmachern zu ſprechen, und hielt Reden in der Paſſage du Saumon, während Heine im Stillen darüber lächelte und ſich überall entfernt hielt, wo es Lärm geben konnte. Börne iſt mehr der Mann der That als Heine. Heine ſchlendert tagelang im dolce far niente umher und ſinnt auf ſchöne Lieder.

Er verfolgte Börne's Treiben gern mit Spöttereien, wenn er gleich ſeinem Charakter Achtung nie verſagte.

„Mir iſt es leicht erklärlich, warum Börne ſich der Gefahr ausſetzen würde, wenn ſie ſich ihm zeigte,“ pflegte er zu ſagen. „Börne hat einen ſchlechten Magen und das Podagra und dabei hat er nicht viel zu verlieren. Bei mir iſt das ein Anderes.“

Wenn Abends das Feuer im Kamine brannte und in der Marmite das Waſſer zum Thee ſeine Aeolsharfenmuſik begann, dann verſammelten ſich die Freunde, um im heitern Geſpräche eine Stunde bis zum Theater oder länger bis zur Soirée bei mir zuzubringen. Dann fehlte auch Heine nie. Er warf den Mantel ab und ſtreckte ſich in den Lehnſtuhl, ſtrich mit der Hand über die Stirne, bat um Thee und klagte über Kopfſchmerzen.

Dies war ſtereotyp.

Wo er auch ſeinen eigentlichen pariſer Abend, und der währt bekanntlich lange, zubringen wollte, immer ſtellte er ſich ein, um ein Stündchen bei mir zu verplaudern.

Als die Cholera in Paris ihre Verwüſtungen begann, hatte er im Sinne, nach Verſailles zu ziehen. Er unterließ es jedoch, als die luſtigen, breiten Straßen dieſer menſchenleeren Stadt dennoch nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Verſailles war ihm zu allen Zeiten intereſſant; „ſeine Langeweil voll Majeſtät nährt große Gedanken,“ ſagte er. Ich führte ihn zum erſten Male dahin und machte ihn auf die Merkwürdigkeiten aufmerkſam, die ich ſchon aus meinem frühern Aufenthalte in Paris genau kannte.

Er ſtrich mit mir zwiſchen den großen Häuſern umher, deren Aufſchriften noch die glänzende Hofhaltung des Königs verrathen, die aus Verſailles einſt den Gipfel der europäiſchen

Geſellſchaft machte. Die erſten Capitel von Janin's Barnave müſſen hier geleſen werden, um ſie ihrer ganzen Bedeutung nach zu verſtehen.

Wir hatten uns zu lange im Park aufgehalten, der herbſtliche Abend fröſtelte uns an und die unzähligen Marmorbilder ſahen in den ſchwarzen Taxusbüſchen wie Geſpenſter aus.

„Nun ſo ſchnell als möglich nach Paris!“ ſagte Heine. Wir hatten beſchloſſen, unſer Diner in St.-Cloud zu nehmen, das wir aber jetzt ein anderes Mal beſuchen wollten.

Soeben war die Diligence nach Paris abgefahren. In Verſailles die Abfahrt einer neuen abzuwarten, erſchien uns langweilig. Wir wollten auf der Straße fortgehen, bis ſie uns einholen würde; denn in jeder Viertelſtunde geht eine neue ab. Am Morgen waren ſo viele Plätze leer; es ſchien keinem Zweifel unterworfen, daß wir nur einzuſteigen brauchten. Wir machten uns daher einſtweilen zu Fuß auf den Weg.

Das Knallen der Peitſche erſcholl; die Diligence rollte daher, und wahrlich es war hohe Zeit, denn ein ſanfter Regen begann niederzuträufeln und ſchwarzes, bedrohliches Gewölk verhieß uns ein ergiebiges Bad. Wir erwarteten den Wagen unter einer breiten Linde, die noch Laub genug hatte, uns vor Näſſe zu ſchützen. Schon von Weitem machten wir dem Poſtillon Zeichen, allein ſein immer deutlicher werdendes Kopfſchütteln nahm uns bald die Hoffnung; die Diligence raſſelte an uns vorüber. Ruhige Geſichter, auf denen hier und da ein Blick von Schadenfreude zu glänzen ſchien, ſahen nach uns. Der Wagen war voll!

Wir blickten uns zuſammenſchauernd an; Heine's Mund umgab jener bittere Byron'ſche Zug, der ihn ſo intereſſant macht. Es war kein andres Mittel, als im Regen weiter zu wandern, um nach Paris zu kommen. Wir zogen es jedoch vor, in ein nahegelegenes Haus zu treten und die nächſte Diligence wiederum abzuwarten. Eine häßliche Bäuerin öffnete die Thür. Ich hätte nie geglaubt, daß in der Nähe von Paris und auf dem Wege nach Verſailles ein ſolches Exemplar angetroffen werden könnte. Elend und Schmuz wohnten hier und machten ſich den Raum ſtreitig. Wir baten ſie, uns verweilen zu laſſen; es wurde uns bereitwillig gewährt. Die Bäuerin brachte ſauern Landwein und einen ungeheuern Käſefladen. Es war frommage de Brie, den ich mi ſchmecken ließ. Indeß dunkelte es draußen und man konnte die Diligence in dem Nebel faſt nicht mehr erkennen, der mit ihr auf der Straße daher kam. Wir eilten vor die Thür und erwarteten ſie mit Sehnſucht. Wir ließen weiß Tücher wehen; der Wagen hielt.

Ein Plaz war nur noch leer. Ein edler Wetteifer der Freundſchaft entſpann ſich nun; Jeder wollte dem Andern den Plaz überlaſſen, Jeder wollte zurückbleiben. Wir kämpften dieſen ſchönen Wettkampf auf deutſch, und da Keiner von uns Miene machte einzuſteigen, ſo fluchte der Conducteur und befahl fortzufahren, welches der Poſtillon denn auch ſchimpfend that.

Käſe und Wein wurden abermals unſer Troſt. Das ſchön geträumte Diner in St.-Cloud bei unſerer Abfahrt am Morgen! Was ſind Vorſäze, was ſind Entwürfe?

Da die Nacht immer ſchwärzer ward und der Regen in Strömen niedergoß, wurden unſere Gedanken auch immer ernſter. Dies war die lezte Diligence geweſen; für heut kam keine mehr vorbei. Und hier in der Hütte zu übernachten, war ein fürchterlicher Gedanke. So zu übernachten zwiſchen Paris und Verſailles! Entſezlich! Im Elend zwiſchen Glanz und Herrlichkeit! Wir ſprachen nicht mehr. Auch

Wein und Käſe waren verzehrt. Ich pfiff „Lieber Auguſtin“ und dachte an das Vaterland. Da rollt etwas durch die Nacht! Die Bäuerin läuft vor die Thür. „Un Coucou!“ ruft ſie, und es hält wirklich, ein pruhſtendes Pferd und ein Gewirr von Männer- und Frauenſtimmen wird vernehmbar. Wir ſtehen im herabſtrömenden Regen vor der Thür. Der Kutſcher des Coucou will uns aufſteigen laſſen, die ganze Geſellſchaft wird rebelliſch. „Alles ſei voll! Man erſticke!“ ſo ſchreien ſie wie toll durcheinander.

Der Kutſcher erklärt, er wolle ſeinen eignen Platz dem Herrn einräumen und ſich ſeitwärts auf dem einen Schenkel der Gabeldeichſel placiren; die Herren und Damen ſollten durchaus nicht incommodirt werden. Man beruhigt ſich im Innern des Coucous bei dieſer Erklärung. Der Spitzbube von Kutſcher aber wußte wohl, daß es ſich um mehr als eine Perſon handle. Wir waren unſer Drei, denn meine Frau war mit von der Partie.

Einer nach dem Andern ſteigt nun beſchwerlich hinauf und nimmt auf einem ſchmalen Bretchen Platz, das den Sitz des Kutſchers ausmachte. Der Zorn der im Coucou Sitzenden weicht nunmehr der Heiterkeit und bei jedem neuen Aufſteigenden erſchallt ein wieherndes Gelächter. Wie wir uns rücken und ſtrecken, ſchwankt und kracht das zerbrechliche Fuhrwerk hin und her und verſchiedenes Geſchrei im Discant aus dem Departement des Innern wird ſtets dabei vernommen. Endlich gibt es einen tüchtigen Ruck, der Alles ins Gleichgewicht bringt; der Kutſcher hat Poſto gefaßt und das in die Gabel geſpannte Pferd beginnt ſeinen ſchwerfälligen Trott und hebt bei jedem Schritt die ganze, vollgepfropfte Maſchine balancirend in die Höhe.

Das war eine Fahrt, an die ich zeitlebens denke!

Die Nacht war rabenſchwarz und das Vordach zu kurz.

um unſern Sitz zu beſchirmen. Es endete dergeſtalt über unſerm Haupte, daß große Tropfen und oft, wenn es einen Stoß gab, eine ganze Flut angeſammelten Waſſers ſich über unſere Naſenſpitze in unſern Schooß ergoß. Wir klapperten mit den Zähnen und thaten kläglich genug. Der mitleidige Vetturin hüllte ſeine übelriechende, alte Pferdedecke um unſere erſtarrten Glieder.

Erleuchtete Häuſer! Ein langer Palaſt! Wir ſind in Sevres; das iſt die Porzellanfabrik. Heine will ausſteigen und hier übernachten. Ich ſtelle ihm vor, daß es ihm an allen Bequemlichkeiten fehlen würde; daß er weder Kleider noch Wäſche wechſeln könne und daß ja nun bald das Ziel unſerer Leiden erreicht ſei. Er bequemte ſich zu bleiben.

Wir nähern uns jetzt Paris. Schon tauchen die Tauſende von Lichtern an den langen Quais wie ein Sternenmeer aus dem Nebel. Wir erreichen die Barrière. Jetzt erſt fällt es uns mit Centnerlaſt auf's Herz, daß der Coucou nicht weiter als bis zu den elyſäiſchen Feldern fährt und daß wir nun noch zu Fuße in dieſem Wetter eine halbe Stunde zurückzulegen haben. Dies iſt der Fluch einer großen Weltſtadt! Was war zu thun? Der Coucou darf nicht weiter fahren; er iſt gebannt an die Stelle; die Worte: Tête de la place des Coucous! bezeichnen ihm die Grenze, die er nicht überſchreitet. An einem kleinen, erleuchteten Häuschen wird gehalten; dies iſt das Bureau der Coucous; man drängt ſich, um ſeine Zahlung zu leiſten und ſo ſchnell als möglich die Arcaden der Rue de Rivoli zu erreichen, die uns ein gutes Trottoir und Schutz vor dem Regen gewähren. Wir ſegnen ihres großen Erbauers Gedächtniß, der uns in dieſem Momente recht augenſcheinlich als Wohlthäter der Menſchheit erſcheint.

Wir athmen froh und frei, da wir in die Hallen des Palais Royal treten. Wie iſt es hier ſo warm, ſo durchduftet, ſo häuslich; welch einen Segen verbreitet die Civiliſation! Der Glanz, die Pracht umfängt uns ſo vertraut; wir ſind zu Hauſe in Paris! welch ſchönes Gefühl! Nur dann genießt man ganz vollkommen das Glück, in Paris zu leben, wenn man ſich erſt heimiſch dort fühlt.

Unſer gewöhnlicher Reſtaurant damaliger Zeit, Peſtel, hatte ſchon zugemacht. Dieſe Leute geben nur bis acht Uhr zu eſſen, weil man ſpäter ſelten dinirt. Wir gingen daher zu Périgord, einem der eleganteſten Café-Reſtaurants. Und wir ſäumten nicht, uns bei leckern Speiſen und trefflichen Weinen von den Mühſeligkeiten des Abends zu erholen.

Was ich hier über Heine niedergeſchrieben, enthält, genau betrachtet, nichts als Aeußerlichkeiten; aber dieſe geben immer ein Bild und ich wünſchte ihm Züge beigemiſcht zu haben, die Das verleihen könnten, was man Leben bei Portraiten nennt; was im Stande wäre, den Geiſt ſeiner Phyſionomie wiederzugeben, worin ſich ſein Dichtercharakter ſo ſchön abſpiegelt. Eine Reihe von Erlebniſſen und Anekdoten vermag dies wol zum Theil zu erreichen.

Man hat ſo viel über ſeine Werke verkündet; leidenſchaftliche Verehrung und leidenſchaftlicher Haß ſind darüber laut geworden; ſie ſelbſt endlich liegen vor den Augen des Publicums da, in vielen tauſend Exemplaren verbreitet.

Was wäre hier noch zu ſagen, als Dem oder Jenem beizuſtimmen. Er ſelbſt iſt noch nicht treu nach dem Leben gezeichnet worden. Ich verſuchte es in dieſen Zeilen.

In der Zeit, als er mir geſeſſen, ſchrieb er die Nachträge zu den Reiſebildern, die Vorrede zu Kahldorf's Adel und die Franzöſiſchen Zuſtände.

Es war die Zeit, wo er an ſeinem Ruhme emſig wirkte.

Regentage auf Helgoland.

Der rothe Felſen Helgoland, der ſich unweit von den Mündungen der Elbe, mitten in der Nordſee, hoch und maleriſch erhebt, obgleich nackt und kahl, und nur von wenigen freundlichen Häuschen auf der Höhe bekränzt, iſt ein wichtiger Punkt für Großbritanniens Handelsmacht, die hier einen Gouverneur eingeſetzt hat. Wichtiger aber iſt dieſer Fels ſeit einigen Jahren allen nervenſchwachen und überreizten Perſonen geworden, die ſich hier während der, in dieſen nördlichen Seebreiten nur kurzen, ſchönen Jahreszeit zuſammenfinden, um das belebende Wellenſpiel des herrlichen deutſchen Meeres auf ſich einwirken und die mit Jod und Brom reichgenährte Luft in ihre trägen Lungenflügel den milden Einzug halten zu laſſen. Mehr als jedes Bad der Küſte iſt der Fels von Helgoland dem Kranken heilſam; denn hier bleibt er ſtets im Meere, ſelbſt wenn er dem Bade längſt entſtiegen iſt; hier gibt es keine ſchädlichen Ausdünſtungen, wie ſie die flache Küſte gebiert; denn immer nur iſt es dieſelbe wohlthuende Meeresluft, rein und unverfälſcht, die ihn hier umgibt. Gar freundlich iſt es bei ſchönem Wetter, einen Gang um den Fels zu machen; und obgleich hier nicht von überraſchenden Ausſichten die Rede ſein kann, und die Herrlichkeit mit Einem Male genoſſen wird, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß der beſtändige Wechſel der Staffage und Scenerie am Meere, der Zug der Wolken und das Spiel der Wogen, von einem unendlichen, ſtets neu ſich erzeugenden Reize iſt; und wenn das Leben in Gebirgen ſüße Schwärmerei nährt, ſo erweckt dafür das Leben am Meere eine Sehnſucht, die jungen, tief fühlenden Herzen eben ſolche Wonne zu bereiten vermag. Auch iſt es luſtig, wenn früh Morgens der Kahn die Gäſte über die Meerenge zur Düne führt, wo das Bad genommen wird – eine Fahrt, die bei ſtarkem Winde und hohen Wellen am liebſten unternommen wird, weil dann das Bad am heilſamſten wirkt, aber dann auch bei Neulingen einen leichten Anflug von Seekrankheit hervorbringt, während die Habitués des Bades von Helgoland vor Luſt jauchzen und jede heranrollende Woge mit Jubel begrüßen. Wenn aber trübe Regenwolken dieſen Felſen umhängen, wenn Meer und Himmel Eins zu ſein ſcheinen und, wie durch misfarbenen Flor geſehen, ſich den Blicken darſtellen; wenn der rothe Fels, der weiße Strand, die gelbe Düne, die Häuschen, die Blumen, das wenige Grün, Alles nur grau in grau ſich zeigt, Alles den Stempel der Feuchtigkeit, des naſſen Elements an ſich trägt, des ewig zürnenden Meeres, welches jene Gegenſtände wie einen frech begangenen Raub wieder zurückzufodern ſcheint, dann iſt es traurig hier, trauriger als in den Bergen, wenn auch dort der einförmige Regen herabrieſelt und die Wildbäche anſchwellt, trauriger als in der Ebene, wenn die Wieſe zum See wird und weder Weg noch Steg gefunden werden kann. Dann erwächſt hier auf dieſem naſſen Felſen, den die grollenden Wogen peitſchen, in dem Gemüthe des Patienten eine Stimmung ſo trüber Art, man fühlt ſich ſo verlaſſen, beängſtigt, verzweifelnd, daß nur eine kleine Tinte anglomaniſchen Sinnes dazu gehört, dieſe Troſtloſigkeit in vollſtändigen Spleen auszubilden.

So war das Loos einer, durch längeres Beiſammenſein innig befreundeten Badegeſellſchaft, welche im Jahre 1832 während einiger greulichen Regentage das Felſeneiland der Nordſee für ſich zum Felſen des Heils erkoren hatte. Man ſah ſich auf ſeine Wohnung beſchränkt, alle Lectüre war bereits erſchöpft, die Herren zogen lange Geſichter und die Damen ſeufzten, und wenn dies einige Stunden gewährt hatte, ſo löſte ſich Beides in trübſeliges Gähnen auf, dem ein trockenes Commerzſpiel folgte. — „So kann es wahrhaftig nicht bleiben,“ rief ich eines Tages, „oder wir werden hier Alle noch aus langer Weile begraben! Wir müſſen eine Unterhaltung erſinnen, die uns wenigſtens während der Abendſtunden auf angenehme Weiſe beſchäftigt. Wie wäre es, wenn Jeder von uns es übernähme, eine Novelle, ein Ereigniß, ein Abenteuer, ein Genrebild zu entwerfen und es in kurzem, aber bündigem Vortrage den Anderen mittheilte? Der Einfall iſt nicht neu, werden Sie mir einwenden, aber er iſt probat. Und in einer Hinſicht ſoll er doch etwas Neues oder Friſcheres vielmehr an ſich tragen, als die gewöhnlichen Behelfe dieſer Art; denn hier iſt nicht die Rede davon, alte, zum Theil verlegene Waare, die verſchiedene Zeiten entſtehen ſahen und verſchiedenen Leſern ſchon aufgetiſcht wurden, durch ein gemeinſchaftliches Band, als da ſind: Kunſtgeſpräche, kritiſche Raiſonnements u. dergl. zu verbinden und in einen ſcheinbaren, nicht ſehr unterhaltenden Zuſammenhang zu bringen, ſondern hier iſt es wirklich eine nach Unterhaltung lechzende Geſellſchaft, die ſich durch ſolche Mittheilungen die lange Weile vertreiben will. Jeder bringe uns Etwas, das ſeiner Heimat angehört, oder noch beſſer etwas Erlebtes, dem er um ſo leichter eine charakteriſtiſche Färbung ertheilen kann. Auf ſolche Weiſe, hoffe ich, ſoll den Geſchichten ein Erſatz zu Theil werden für Das, was die Ungeübtheit der Erzähler ihnen vielleicht nicht zu gewähren im Stande iſt. Die Elemente unſerer Geſellſchaft ſind ſo verſchieden, daß es an buntem Wechſel nicht fehlen wird, wenn Jeder ſich auf eine Mittheilung beſchränken will, die meinem Wunſche entſpricht.“ — Man blickte ſich im Kreiſe ringsum an, und das freundliche Lächeln, das ſchon ſeit vielen Tagen verſchwunden war und ſich nun plötzlich auf den Geſichtern einſtellte, machte einen ſo angenehmen Eindruck, als ob der erſte Sonnenſtrahl wieder durch die Regennebel bräche. Man griff nach dem Vorſchlage, wie nach einem Rettungsmittel der ſicherſten Art. Ich wurde auf der Stelle zum „Bad-Commiſſair bei Regenwetter“ proclamirt, und mir der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die weiteren Anſtalten zu dieſem neuen „Serapionsbrüder-Bunde der Nordſee“ zu entwerfen. Meine Maßregeln waren bald getroffen. Ich hatte eine genaue Kenntniß von den Individualitäten und erwählte daher vorläufig ſechs Perſonen zu Scheherazaden, während ich aus den übrigen eine Reſerve bildete, die — nicht ſo geübt und geläufig — einſtweilen ſich vorbereiten konnten, um einzurücken, wenn der Fonds der erſten Sechs erſchöpft ſein würde, der unbarmherzige Regen aber immer noch über Helgoland ſich ergöſſe. Dieſer Tag verging ſchneller, während man den Unterhaltung verheißenden Abend erwartete, und auch dies erſchien ſchon Allen wie ein ſegensreicher Gewinn. Endlich kam die erſehnte Stunde. Die Geſellſchaft fand ſich in den geräumigen Zimmern ein, welche die Familie eines reichen wiener Banquiers bewohnte. Unter den Erzählern ſollte das Loos die Reihenfolge beſtimmen. Es war die Tochter des Banquiers; ein junger Pair aus Frankreich, der auf einer maleriſchen Reiſe zu den Lappländern hier ſeine Station machte; ein engliſcher Capitain von der leichten Infanterie, der einige ſchlecht geheilte Wunden von Waterloo mit ſich führte; ein Magiſter aus Sachſen und ein junger Hamburger, welcher in einem der dortigen großen Häuſer die Handlung erlernte. Zu dieſen Fünfen kam ich als der Sechſte, der die Looſe ſorgfältig gemiſcht hatte und ſie jetzt im Kreiſe präſentirte. Von der zahlreichen Reſerve aus Herren und Damen zu ſprechen, halte ich für überflüſſig; auch ſie nimmt ihren Antheil, jedoch vorläufig von den Kartentiſchen aus. Nummer Eins hatte die wiener Dame gezogen, die in ſichtbarer Verlegenheit geſtand, daß es ihr unmöglich ſei, den Anfang zu machen. Der Franzoſe erbot ſich ſogleich, ſie abzulöſen. Man war es zufrieden und er nahm ſeinen Seſſel am oberen Ende des Zimmers ein und begann, nach einem kurzen Beſinnen, die ſchönen, dunkeln Augen feſt auf die Geſellſchaft richtend, bald Den, bald Jenen fixirend, mit heller Stimme und angenehmer Gewandtheit ſeine Geſchichte:

„Es war Nacht und nur wenige Kerzen erleuchteten eine kleine, beſcheidene Kapelle. Ein Prieſter ſtand am Altare, dem ein anderer Geiſtlicher aſſiſtirte. Ein ältliches, einfach gekleidetes Paar kniete auf rothen Polſtern; zwei ziemlich bejahrte Männer ſtanden in einiger Entfernung hinter demſelben. Dies war Harlay von Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, im Begriffe, die Heirath Ludwig's von Bourbon, vierzehnten dieſes Namens, einzuſegnen mit Franciska von Aubigné, der Wittwe von Paul Scarron. Der aſſiſtirende Geiſtliche war der Pater La Chaiſe, Beichtvater des Königs; die zwei Zeugen waren Montchevreuil und Bontems, des Königs Kammerdiener. Dies geschah zu Anfang des Jahres 1686 im Schloſſe zu Verſailles, in jener Kapelle, die ſpäter zu dem Appartement des Herzogs von Bourgogne gehörte. Die Ceremonie wurde ſehr geheim gehalten, und die Heirath iſt für den Hof ſtets ein Problem geblieben. Offenkundig jedoch war es, daß die Wittwe Scarron das Gut Maintenon gekauft hatte, welches zum Marquiſat erhoben wurde, und wovon ſie bis an ihren Tod den Titel führte, ohne jemals darauf Anſpruch zu machen, als Gemahlin des Königs öffentlich anerkannt zu werden. Das Schickſal dieſer Frau grenzt in der That an's Wunderbare. Zwar führt die Geſchichte mehr Beiſpiele an, wo Frauen ihrer Schönheit wegen zur Herrſcherwürde erhoben, ja ſelbſt, dem Namen nach, Königinnen geworden ſind. Die Gemahlinnen von Victor Amadeus, von Peter dem Großen und Jacob II. waren zum Theil noch unter dem Stande, den Scarron's Wittwe in der Geſellſchaft einnahm, wenn man nach den Vorurtheilen unſerer ſogenannten gebildeten Welt urtheilen wollte. Dieſe Erhebungen geſchahen aber in Zeiten und an Höfen, die noch nicht zu jenem Gipfel der Civiliſation, der Macht, der Majeſtät und der Etikette gelangt waren, wie dies unter Ludwig XIV. in Frankreich der Fall war. Ferner läßt ſich jenes erſtaunliche Glück einiger Frauen durch ihre Schönheit oder durch die Jugend der Fürſten erklären, die ſie auf den Thron erhoben. Eine *erſte* Leidenſchaft vermag wol in kurzer Zeit große Hinderniſſe zu überflügeln. Aber Ludwig war bereits funfzig Jahre alt, und die Gemahlin, die er ſich erwählte, noch um Einiges älter; und Ludwig war die ſtolzeſte und erhabenſte Majeſtät, die gedacht werden kann, und ſeine Dame die Wittwe des armen, groteſken und verſpotteten Scarron;

hierin liegt nach meiner Anſicht das Räthſel! Vor Allem muß man hier den Charakter der Frau von Maintenon in Erwägung ziehen, wenn man die Löſung verſuchen will. Obgleich er ſehr verſchieden beurtheilt worden iſt, obgleich man ſich von ihm eben ſo leicht angezogen als abgeſtoßen fühlen kann — Größe läßt ſich ihm nicht abſprechen, und dies beſtätigt auch den alten Satz, daß ſie ſich nie mit der Mittelmäßigkeit befreundet, noch weniger aber lange bei ihr verweilt habe. Auf einer Dornenbahn gelangte dieſe berühmte Frau zu ihrer Höhe. Ihr Geburtsort war ein Kerker zu Niort, wo ihre Eltern aus politiſchen Gründen gefangen gehalten wurden. Ihr Vater hieß Conſtant d'Aubigné, ein Sohn von Theodor Agrippa d'Aubigné, Kammerherrn Heinrich's IV.; ihre Mutter war Anna von Cordillac. Das Elend dieſer Leute war ſo groß, daß die arme Mutter kaum Nahrung genug für ihr Kind hatte und dennoch ihre Bruſt bald ihrem Säugling, bald ihrem Gatten reichte, dem Verzweiflung und Kummer den Verſtand zerrüttet hatten. Im Jahre 1639, als Franziska vier Jahre alt war, ſchifften ſich die unglücklichen Eltern, welche wieder zur Freiheit gelangt waren, mit ihr nach Amerika ein, um dort ihr Glück zu verſuchen. Während der Reiſe wurde ſie ſo krank, daß ſie für todt gehalten wurde. Ein Matroſe will ſie ſchon den Armen der Mutter entreißen, um ſie auf Seemannsweiſe in den Ocean zu ſenken, als bei dem letzten Kuſſe, den die unglückliche Frau ihrem einzigen Troſte im Elende unter Schluchzen aufdrücken will, ein leichter Hauch das Leben verräth, das noch in dem kleinen Herzchen ſchlummerte. Für den Augenblick iſt ſie zwar dem Leben gewonnen, aber ſchon in der folgenden Nacht greift ein Korſar das Schiff an, und die ganze Mannſchaft ſteht auf dem Punkte, über die Klinge zu ſpringen, wenn nicht die muthigſte Gegenwehr ſie rettet. Auch dieſe Gefahr geht glücklich vorüber und die Auswanderer landen endlich auf Martinique. Unter Mühſeligkeiten mancherlei Art haben ſie ſich kaum dort eingerichtet, als das Feuer ihre Beſitzungen verzehrt und ſie Alle mit dem Flammentode bedroht. Später finden die Eltern die ſchlafende Franziska, von einer Schlange umringelt, die ſchon den Rachen öffnet, um ihr Opfer zu tödten. Nach dem Hingang ihres Vaters, der in ihrem zwölften Jahre erfolgt, kann endlich die Mutter mit den Trümmern ihres Vermögens nach Frankreich zurückkehren. Franziska wird einer Verwandten, der Frau von Neuillant, anvertraut, die ſie ſchlecht hält und zu den niedrigſten Handleiſtungen verwendet. Sie mußte die Hühner und Gänſe austreiben und dem Kutſcher im Stalle zur Hand ſein. Ein junger Bauer verliebt ſich in ſie und begehrt ſie zur Frau; aber Frau von Neuillant ſchickt ſie auf Zureden einer Frau von Stillette, welche auch die Penſion für ſie zu bezahlen übernimmt, zu den Urſulinerinnen. Hier geht Franziska, die im reformirten Glauben erzogen war, zum Katholicismus über; und dies veranlaßt ihre Wohlthäterin, eine exaltirte Calviniſtin, die Penſion nicht mehr für ſie zu entrichten. Umſonſt aber wollen ſie die frommen Schweſtern nicht behalten und ſchreiben an Madame d'Aubigné, daß ſie ihre Tochter abholen möge. So kam denn Franziska wieder nach Paris. Mutter und Tochter ſind hier dem Elende und Mangel auf's Neue preisgegeben. — Unweit von ihrer Wohnung, in der Rue de l'Enfer, wohnte damals der Dichter Scarron. Der ausgezeichnete Geiſt dieſes Mannes war durch Mangel und Krankheit zwar gebeugt worden, deſſenungeachtet aber beſaß er ein offenes Gemüth und einen edeln und uneigennützigen Charakter. Bei Hofe genoß er eines bedeutenden Anſehens. Einige von den vornehmen Herren hielten ihm ſeinen Cynismus, ſeines vortrefflichen Herzens wegen, zu gut; Andere ſahen über gewiſſe, bei Hofe nicht beliebte einfache Tugenden leichter hinweg, aus Rückſicht für ſeinen Freimuth, der ſie ergötzte. So war er beiden Theilen recht. Die Witwe d'Aubigné beſuchte dieſen Mann oft, und weil ſich ſtets die beſte Geſellſchaft bei ihm einfand, ſo hoffte ſie hier einmal einen mächtigen Beſchützer zu gewinnen; allein ſie ſtarb, ehe ſie dieſen Wunſch erfüllt ſah, und hinterließ ihr Kind hülflos und ohne Stütze. Da trägt eines Tages der häßliche, krüppelhafte, halbgelähmte Scarron der ſchönen Franziska ſeine Hand an, oder, wenn ſie ihn nicht zum Manne wollte, eine Summe, um die Penſion bezahlen zu können und zu den frommen Urſulinerinnen zurückzukehren. Wer hätte es wol denken können — das reizende Fräulein von Aubigné wählt das Erſtere und wird die Gattin Scarron's. Sie zählte damals achtzehn Jahre und entzückte durch Geſtalt und Geiſt. Bis 1660 lebte ſie mit ihrem Gatten, in deſſen Hauſe ſie ſich nun vornehme Gönner genug erwerben konnte; als aber Scarron ſtarb, hinterließ er ihr nur Schulden. Sie wurde abermals dem tiefſten Elende zur Beute, ſchlug aber muthig alle Anerbietungen zurück, die man ihr aus niedriger Geſinnung zu machen wagte. Ihre wahren Freunde bemühen ſich indeſſen, die Fortdauer der Penſion ihres Gatten für ſie zu erwirken, die jener in ſeiner burlesken Eigenſchaft als Malade de la Reine bezogen hatte. Dieſe Bemühungen mislingen und zum zweiten Mal entſchließt ſich die Arme auszuwandern, um unter einem andern Himmel ein Glück zu ſuchen, das ſie im Vaterland zu fliehen ſcheint. Noch Eines will ſie wagen, bevor ſie ihre Reiſe antritt; ſie läßt ſich der Frau von Montespan vorſtellen, welche damals in Frankreich allmächtig herrſchte. Die Favorite iſt ſo überraſcht von ihrem Betragen, ſo voll Bewunderung für ihren Verſtand, daß ſie ſie ſogleich dem König vorſtellt, der ihr eine Penſion von 2000 Franken bewilligt und ſie zur Erzieherin des Grafen von Toulouſe und des Herzogs von Maine ernennt. Ludwig lernte ſie in dieſen Verhältniſſen aufrichtig ſchätzen, wenn er ſie gleich nicht eben liebte. Als im Jahr 1672 Madame Scarron ihre Zöglinge, die jungen Prinzen, in die Bäder von Barèges begleitete, ſchrieb ſie von dort einige Male an den König, der von ihren Briefen ſonderbar ergriffen wurde. Die Folge war, daß er ſie nach ihrer Zurückkunft öfter ſah und ſich daran gewöhnte, ihre geiſtreichen Einfälle anzuhören, und ſo ward die Grundlage zu dem Vertrauen gelegt, aus dem ſpäter Liebe wurde. Ihre beſcheidene Frömmigkeit, ihre tugendhafte Mäßigung bezauberten den König, der von allen anderen Reizen der Verführung zu oft ſchon gefeſſelt worden war und nur dieſe nicht kannte.

So bemächtigte ſie ſich bald ſeines Herzens und wußte ihm dabei die ernſteſten Wahrheiten mit einer unendlichen Anmuth zu ſagen. Ludwig XIV. wünſchte zu dieſer Zeit nicht nur unterhalten, ſondern auch zart behandelt zu ſein; er bedurfte einer Geſellſchafterin von überlegenem Verſtande, deren Laune ſich leicht der ſeinigen unterwarf. Die Königin war todt und Pater La Chaiſe ſchlug ihm vor, ſich heimlich mit Madame Scarron zu verbinden, die bereits zur Marquiſe von Maintenon erhoben worden war. Der König willigte ein. Kaum war aber der wichtige Schritt geſchehen und Frau von Maintenon erblickte ſich als die erſte Dame in Frankreich, ſo zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück und ſah Niemand mehr als den König und zwei bis drei Damen von älteren Jahren. Ein mächtiger Kummer ſchien ſie mitten in dem Glanze der Macht und des Reichthums heimzuſuchen; noch in demſelben Jahre bittet ſie um die Erlaubniß, am Ende des Parks von Verſailles die religiöſe Stiftung von St. Cyr zu errichten, wo 300 arme Fräulein auf ihre Koſten erzogen werden ſollen. Wahrſcheinlich gedachte die edle Stifterin dabei ihrer eigenen hülfloſen Jugend und dies läßt uns die ganze Größe ihrer früheren Leiden mitempfinden. Ludwig beſchenkte dies Haus wahrhaft königlich und Frau von Maintenon entwarf ſelbſt die Statuten in Gemeinſchaft mit Godet und Desmarets, dem Biſchof von Chartres. Nur Fräulein von ſieben bis zwölf Jahren wurden dort aufgenommen, die man mit einundzwanzig Jahren und drei Monaten wieder entließ. Alsdann erhielten ſie eine Ausſtattung von tauſend Thalern. Sie wurden in der Religion und Tugendlehre, im Styl und in der Compoſition, in Weltgeſchichte, Geographie, Muſik und Zeichnen unterrichtet. Frau von Maintenon ſelbſt führte die Oberaufſicht, und dies waren ihre reinſten Freuden während ihrer geheimen Regentſchaft, wie ſie ſelbſt zu ſagen pflegte. Als im Jahr 1715 der König ſtarb, zog ſich ſeine Gattin nach St. Cyr zurück und widmete ſich gänzlich dem mühſamen Geſchäfte des Unterrichts und miſchte ſich in die heiteren Spiele ihrer angenommenen geliebten Kinder. So verlebte ſie noch vier Jahre und ſchloß dann die ſchönen Augen in einem Kloſter, die ſie in einem Gefängniſſe dem Licht der Welt geöffnet hatte. Es iſt wahrlich nicht ohne Bedeutung und wohl im Stande, Stoff zum Nachdenken zu geben, wenn man ſich der Aeußerungen erinnert, welche berühmt gewordene Perſonen in ihrer früheren Kindheit gethan haben. So ſpielte einſt Franziska von Aubigny, als ſie vier Jahre alt war, mit der Tochter des Schloßwärters von demſelben Alter in dem Gefängniſſe ihrer Eltern. Jene hatte einiges Spielzeug von Silber und brüſtete ſich damit, indem ſie Franziſka ihre Armuth vorwarf. „Bin ich auch nicht ſo reich wie Du," erwiderte dieſe, „ſo bin ich dafür ein Fräulein und Du nicht." — Als die Korſaren auf der Reiſe nach Amerika ihr Schiff angriffen und Alles in Angſt war, blieb ſie ruhig und ſagte zu ihrem Bruder: „Wenn wir gefangen werden, wird man uns wenigſtens nicht mehr ſo auszanken dürfen, wie jetzt." — Als ihr Haus auf Martinique abbrannte, weinte ſie ganz entſetzlich. Ihr Vater verwies es ihr und ſprach: „Iſt es recht, um ein Haus in Verzweiflung zu gerathen?" — „Ach, ich weine nicht um das Haus," antwortete Franziſka, „aber meine Puppe brennt." — Einſt ſprach ihr Bruder mit Schrecken von den Qualen, welche die Böſen in der Hölle auszuſtehen haben würden. „Nicht doch," entgegnete Franziſka, welche damals erſt fünf Jahre alt war, „es wird nicht ewig dauern und der liebe Gott wird auch wieder gut werden." Ihre Mutter erzählte gern von den Heldenthaten ihres Großvaters und den Ehren, womit Heinrich IV. ihn überhäuft hatte. „Und ich," ſprach ſie dann trotzig, „ſoll ich denn gar nichts werden?" — „Und was willſt Du denn werden, mein Kind?" fragte die Mutter. — „Königin von Navarra," antwortete ſie ſtolz. Sollte man nicht ſagen, daß bei dieſer Antwort eine Ahnung durch die Seele des Kindes zog? Mit dreizehn Jahren wollte man ſie zum Katholiciſmus bekehren. „Ich verſtehe mich zu Allem," ſagte ſie zu den Nonnen, „wenn man mich nur nicht zwingen will, zu glauben, daß meine gute Tante von Villette einſt verdammt werden wird." Und dieſelbe kleine Calviniſtin war es, die ſpäter dem König den Widerruf des Edicts von Nantes anrieth. Welche Widerſprüche im Leben und Gemüthe der Menſchen! Als Madame Scarron pflegte ſie ihre Soupers, die nur aus wenig Schüſſeln beſtanden, mit ſo anmuthigen Geſprächen zu würzen, daß die Gäſte, im Zuhören begriffen, Eſſen und Trinken vergaßen. Manchmal ſagte der aufwartende Bediente leiſe zu ihr: „Madame, noch ein Geſchichtchen, heute haben wir keinen Braten." Die ſeltſame Schwermuth, welche ſie an den Stufen des Thrones ergriffen hatte, wurde bald ihre beſtändige Begleiterin. Faſt alle ihre Briefe tragen dieſen Ausdruck, obgleich ſich darin nicht ſelten eine große Geſinnung mit der ihr eigenthümlichen Anmuth verbindet. „Warum kann ich Ihnen nicht meine Erfahrung ſchenken?" ſchrieb ſie an Frau von Maiſonfort, „warum kann ich Ihnen nicht den Ueberdruß zu koſten geben, welcher das Leben der Hohen dieſer Erde umgibt und verzehrt? Welche Mühe ſie ſich geben, ihre Tage hinzuleben? O daß Sie ſähen, wie ich in Trübſal vergehe, bei einem Glücke, das gewöhnlichen Sterblichen kaum glaublich erſcheint!" — „Welche Qual liegt darin," ſchreibt ſie an Lady Bolingbroke, „einen Mann unterhalten zu müſſen, der nicht unterhaltend iſt! Schreiben Sie uns Neuigkeiten, denn die Langeweile tödtet uns." Dieſe Verpflichtung, ſtets liebenswürdig zu erſcheinen, dieſe ewige Nachgiebigkeit, dieſe Selbſtverleugnung für die eigenſinnigſte Selbſtſucht eines zwar großmüthigen und zärtlichen, aber dabei herriſchen und ſtolzen Gebieters erſcheinen uns als ein um ſo drückenderes Märterthum, da es ein freiwillig auferlegtes war und durch einen natürlichen Stolz unabwendbar wurde. In allen Verhältniſſen des Lebens iſt nichts mehr zu vermeiden, als eine falſche Stellung, und ſei ſie auch noch ſo glänzend. Frau von Maintenon befand ſich in einer ſolchen. Ihre niemals anerkannte Verheirathung, der Titel, deſſen ſie ſich nicht öffentlich rühmen durfte, wurden Zwang und Sklaverei für ſie, und entriſſen ihrem gebrochenen Herzen mehr Klagen, als die Armuth und das

Unglück ihrer früheren Jahre. Alle Ehren, die ihr im Stillen gezollt wurden, entſchädigten ſie nicht für die falſchen Deutungen und gehäſſigen Gerüchte im Volke und am Hofe, deren Gegenſtand zu ſein ſie vollkommen überzeugt war. Ihr Gewiſſen war ruhig, aber ihre Ehre war in einem ſteten Kampfe begriffen; der Ehrgeiz war befriedigt, nicht aber die Eigenliebe, die eiferſüchtigſte und anmaßendſte unſerer Leidenſchaften. Frau von Maintenon pflegte die Meſſe auf einer Tribüne hinter vergoldetem Gitter zu hören, wie man ſie für die königliche Familie eingerichtet hatte; aber weder Offiziere noch Edelleute ihres Hauſes begleiteten ſie und ſtanden hinter ihrem Seſſel. Sie durfte ſich in Gegenwart des Königs ankleiden und friſiren laſſen: er titulirte ſie kurzweg: Madame. Traten die königlichen Prinzen in ihr Gemach, ſo erhob ſie ſich nur einen Augenblick und ſetzte ſich dann gleich wieder. Den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt wurde von ihr nur dann eine Audienz bewilligt, wenn ſie darum gebeten hatten, oder wenn ſie ſie ſelbſt holen ließ, um ihnen einen Verweis zu geben. Die Herzogin von Bourgogne nannte ſie nur ſtets: Mignonne, und Jene gab ihr den Titel: Tante. Außerhalb des Palaſtes aber und in ihren Beziehungen zur Welt verſchwanden alle dieſe Symptome von Macht und Ehren.

Einſt ſchloß die Prinzeſſin von Soubiſe einen Brief an ſie mit den Worten: „mit Achtung;“ hierauf erwiderte die Maintenon: „Was die Achtung betrifft, ſo ſoll davon zwiſchen uns nie die Rede ſein; Sie könnten ſie nur wegen meiner Jahre hegen und ich halte Sie für zu höflich, um mich daran erinnern zu wollen.“ So waren Gefühl und Stellung bei ihr im ſteten Widerſpruche. Sie blieb immer der Perſon des Königs auf das Treueſte ergeben und konnte es ihm doch nie verzeihen, daß er ſie nicht zur Königin erhoben hatte. Ihre Erhöhung erzeugte nur den Zwang, ihre Tage in ſteter Zurückgezogenheit auf die einförmigſte Weiſe zu verleben. Der König beſuchte ſie gewöhnlich nach der Tafel und vor und nach ſeinem Souper. Er arbeitete dann bei ihr mit den Miniſtern, während ſie ſelbſt las oder mit einer Handarbeit beſchäftigt war. Sie ſchien ſtets ſehr zerſtreut und antheillos, obgleich ſie das Staatsruder im Stillen lenkte. Deſſenungeachtet verleugnete ſie niemals die weiſe Mäßigung, welche ihr zur anderen Natur geworden war. Sie benutzte nie ihren Einfluß, um ihre Familie auf Koſten Anderer zu erheben oder zu bereichern, ſie forderte aber auch von Andern dieſelbe Uneigennützigkeit. Arme oder Leute von Verdienſt, was zuweilen gleichbedeutend iſt, vergaß ſie nie. Der Marquis von Angeau, Barillon, Racine, Boileau, Buſſy, die Scudery und die Deshouillères mögen unter vielen Andern hier als Beiſpiel genannt werden. Sie betrachtete ihre hohe Stellung wie eine Laſt, welche nur durch Wohlthaten erleichtert werden konnte. Außerdem verſtand ſie es, den König und ſeinen Hof durch unabläſſige und erfolgreiche Bemühungen wieder auf die Bahn der Zucht und Sitte zu lenken. Dies allein muß ſie gegen den Vorwurf politiſcher Intrigue entſchuldigen. Zwar könnte man einwenden, daß ſie oft ſo ſchlau für das Gute intriguirte, als Andere es für das Böſe thun. Ihr größtes Unrecht war die Undankbarkeit gegen Frau von Montespan, welcher ſie Alles zu verdanken hatte, und ihre Unduldſamkeit gegen die Proteſtanten, denen ſie in ihrer Jugend ſelbſt angehört. Beides hat ſie nie bereut, weil ſie feſt überzeugt zu ſein glaubte, daß ſie ſo handeln müſſe, um Moral und wahren Glauben aufrecht zu erhalten. Sie pflegte und tröſtete Ludwig XIV., als des Schickſals harte Schläge ihn trafen, die ihn leicht hätten überwältigen können, wenn ihre ſanften und beredten Ermahnungen ihm nicht zu Theil geworden wären. So aber vermochten Unglücksfälle nie die Seelenruhe des Königs zu ſtören, wie früher der überwiegende Hang zu Ergötzlichkeiten und Liebesverhältniſſen keine Unordnung in den Regierungsgeſchäften herbeizuführen vermochte. Ludwig XIV. wird ſtets als der kräftigſte Repräſentant des Königthums, als eine Sonne irdiſcher Majeſtät erſcheinen. Der Hang zur Poeſie verleugnete ſich nie bei dieſer merkwürdigen Frau. Auf ihren Wunſch dichtete Racine ſein an poetiſchem Schmucke ſo reiches Trauerſpiel „Eſther“ und ſeine „Athalia“, welche ſie von ihren geliebten Zöglingen in St. Cyr darſtellen ließ. Es war ein einziges und dabei höchſt anziehendes Schauſpiel, die Rollen von ſchönen jungen Kindern ausführen zu ſehen, während Prälaten und Jeſuiten ſich leidenſchaftlich zum Einlaß drängten, und der größte König ſeiner Zeit dem größten Dichter derſelben eigenhändig Beifall klatſchte. Und derſelbe Dichter ſtarb einige Jahre darauf aus Schmerz, dieſem Könige ein wenig misfallen zu haben. Wer jene Zeit begreifen will, muß ſolche Züge ſammeln und ſie in einem Bilde zu vereinigen ſuchen. Es war nicht die Kleinmüthigkeit des Racine'ſchen Geiſtes, der ihn vor Kummer ſterben ließ, ſondern es war die Größe und Wichtigkeit der Urſache. Der Hof war damals das All und der König das ſtrahlende Geſtirn, von dem alle Bedingniſſe des Lebens ausgingen. Als Beweis erzähle ich den Vorgang ſelbſt. Die Maintenon hatte von Racine ein Memoire fertigen laſſen, worin er mit ſtarken Zügen das Elend und die Leiden des Volks ſchilderte, um es dem Könige zu übergeben. Dieſer ward ungehalten darüber. Da hatte die große Frau die Schwäche, ihm den Verfaſſer zu nennen, ohne ihn zu vertheidigen, ſie, der dies ſo leicht geworden wäre und die es bei anderer Gelegenheit ſo oft gethan. Aber man darf der Maintenon hier nicht böſe Abſichten, Haß gegen Racine oder Intrigue zuſchreiben. Auch ſie vermochte den Unwillen des Königs nicht zu ertragen, und wenn ſie beſorgen mußte, ſein Gefühl unzart berührt zu haben, ſo vergaß ſie Alles, ihre Geiſteskraft verließ ſie. Racine war noch ſchwächer und verlor das Leben darüber. Das waren Myſterien des damaligen Hoflebens, von denen ſchon längſt alle Spuren verſchwunden ſind. Nicht ſo unbegreiflich ſcheint es mir, daß die Gattin des Königs von Frankreich und Navarra ihres erſten Mannes, des armen verkrüppelten Scarron, oft und mit Bedauern gedachte. Madame Scarron war jung und ſchön, gehuldigt ward ihr von den eleganteſten und geiſtreichſten Herren des Hofes, während die Frau Marquiſe von Maintenon mit den Jahren, die ſie gewonnen, viele Reize verloren hatte und als Anbeter nur einen alten König beſaß, zur beſtändigen Geſellſchaft nur drei bis vier alte Frauen. Gold und Macht konnten nicht die ſchöne Jugend, den Scherz und die ungemeſſene Fröhlichkeit wieder zurückbringen. So waltet das gerechte Geſchick. Voltaire bemerkt ſehr richtig, daß die Herren der Akademie nicht wohl daran thaten, auf dem Grabſtein der Frau von Maintenon den Namen Scarron wegzulaſſen. Dieſer Name wäre keineswegs erniedrigend für ihr Andenken geweſen; aber ſeine Weglaſſung fordert vielleicht zu kränkenden Bemerkungen auf. Wie oft verrechnen ſich die Schmeichler der Könige! Das Grab der Frau von Maintenon iſt in der Mitte ihrer Stiftung zu St. Cyr. Von dort ſollte ihr Geiſt noch über ihre Adoptivtöchter wachen, die ihr Andenken ſegneten. Die Revolution zerſtörte den beſcheidenen Hügel, als bedeckte er die Aſche einer Königin. Aber ſchon im dritten Jahre des Conſulats durften die

Zöglinge von St. Cyr ihrer Wohlthäterin ein neues Monument errichten, deſſen Inſchrift man noch jetzt lieſt:

Elle fonda St. Cyr, édifia la France;
Son tombeau fut détruit, ses restes outragés;
La jeunesse en gémit, et la reconnaissance
Erige une autre tombe à ses mânes vengés.

Napoleon ehrte ihr Gedächtniß, indem er die prächtigen Stiftungen von Ecouen und St. Denis zum Theil nach den Grundſätzen und Einrichtungen gründete, welche Frau von Maintenon für St. Cyr entworfen hatte. Als eine bizarre Laune des Schickſals möge es aber betrachtet werden, daß das Kloſter von St. Cyr, welches zur Erziehung von dreihundert armen Fräulein erbaut wurde, nunmehr eine berühmte Militair-Schule iſt, daß aber dafür fünfhundert Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion an die Stelle der alten Mönche von St. Denis gekommen ſind. Ich ſchließe meine Erzählung, hocherfreut, wenn die darin mitgetheilten Züge im Stande ſind, den Ruf einer ſeltenen Frau von ſo manchem ihr gemachten Vorwurfe zu befreien. In Frankreich iſt man längſt darüber einig, der Frau von Maintenon eine Stelle in der Geſchichte zu gönnen.“

Der junge Pair ſchwieg. Ich hätte gewünſcht, ihn ſchon von den Lappländern zurückgekehrt zu ſehen, weil er uns dann vielleicht mit einer überraſchenderen Schilderung erfreut haben würde, da mir das Meiſte von dem Mitgetheilten ſchon bekannt geweſen war. Die andern Zuhörer waren nicht meiner Meinung. Man drängte ſich um ihn, während der Thee gereicht wurde, um ihm in mittelmäßigem Franzöſiſch Dank und Ehre zu erweiſen. Selbſt vom Whiſttiſche bog ſich eine liebenswürdige Frau, die Tante der jungen Wienerin, zu dem Biographen der Maintenon herüber, um ihm einige Artigkeiten zu ſagen. „Das iſt ſo recht für Damen!“ liſpelte der Magiſter aus Sachſen mit zu, und ſchien über einen ähnlichen Stoff zu ſinnen, um dem Franken den Preis zu entwinden. Bald ſaß man wieder im Kreiſe und ſchien eine neue Erzählung zu erwarten; denn der Abend war noch lange nicht vorüber. Ich als Bad-Commiſſair hielt es meines Amtes, die junge Wienerin, die das erſte Loos gezogen hatte, an ihre Pflicht zu erinnern. Und ohne ſich lange bitten zu laſſen, ſah ſie zu ihrer Tante hinüber, die ihr mit dem Finger drohte, ſeufzte tief, bat recht anmuthig um Nachſicht und fing dann folgende Geſchichte an, während neue Regenſtröme ſich im Uniſono an den Fenſtern raſſelnd bemerkbar machten:

„In dem Jahre, wo die Reduction der Staatspapiere ſo viele Familien von Reichthum und Glück in Armuth und Elend geſtürzt hatte, kam eine noch junge Frau mit ihren zwei Töchtern nach Wien, die weder Aufmerkſamkeit noch Antheil zu erregen vermochte. Sie gab ſelbſt vor, fremd zu ſein, und Niemand in der großen Stadt, der ſie zufällig ſah, wußte ſich ihrer zu erinnern. Sie mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre haben und zeigte eine edle Geſichtsbildung; ihr Anzug war reinlich, wenn gleich von einer Einfachheit, welche an Armuth grenzte. Sie trug ein Kleid von ſchlichtem Linnenzeuge und ihr Hut war nach alter Mode und von der Sonne verdorben. Am Arme führte ſie ſtets ein Mädchen von ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren von der einnehmendſten Geſtalt und an der Hand ein ſchönes Kind in zarter Jugend, friſch, heiter und muthwillig plaudernd, was den auf ihrem Geſichte ausgeprägten Kummer für Augenblicke zu verſcheuchen ſchien. So konnte man ſie an manchem ſchönen Sommerabend auf dem einſamen Theile des Glacis ſpazierengehen ſehen, wol eine ganze Stunde und darüber; dann aber ſuchte die Familie ihre beſcheidene Wohnung auf, die in einem entfernten Gäßchen der Vorſtadt gelegen war und zu welcher vier enge finſtere Treppen führten. Hier lebten ſie ihre ſtillen, arbeitſamen Tage hin, einſam für ſich, ohne irgend eine Berührung mit ihrer Nachbarſchaft zu ſuchen, aber auch eben ſo wenig ſie ängſtlich vermeidend. Fremde Beſuche empfingen ſie nie, und ſo wußte denn auch die Frau des Hausmeiſters, die über alle Einwohner des weitläufigen Bienenſtocks, den irgend ein reicher Beſitzer zu ſogenannten Armenwohnungen hatte einrichten laſſen, genaue Controle führte, nichts Nachtheiliges von ihnen zu berichten.

Die Frau, welche wir dieſes Leben in Wien führen ſehen, war jedoch nicht immer zu ſo ſchweren Entſagungen genöthigt geweſen; noch vor Kurzem erſt hatte ſie ſich von Glanz und Reichthum umgeben geſehen. Sie war die Witwe eines bekannten Banquiers in Prag, welcher durch die entwertheten Papiere ſeinen Fall beſchleunigt ſah und freiwillig vom Leben ſchied, als er merkte, daß ſeine Ehre an der Börſe nicht mehr zu retten ſei. Seiner Familie hinterließ er nichts als ein trauriges Andenken, und das Wenige, was mitleidsvolle Gläubiger ihr abzutreten geneigt waren. Es war der armen Witwe nicht möglich, an dem Orte zu bleiben, wo jeder Augenblick ihr den traurigen Wechſel ihrer Lage vor Augen führen mußte, und ſie beſchloß daher, mit ihren Töchtern Prag zu verlaſſen. Aber wohin ſich wenden? Ihren geringen Geldvorrath während einer großen Reiſe und zur Einrichtung an einem gänzlich fremden Orte erſchöpfen, ſchien ihr zu abenteuerlich; ſich nach einer der kleinen böhmiſchen Städte zurückzuziehen, war eben ſo wenig rathſam. Dort, wo die Erwerbsquellen nur in ſcharfer Begrenzung vorhanden ſind, durfte ſie nicht hoffen, ſo viel zu verdienen, als ſie für ſich und die Ihrigen brauchte, und überdies drängt ſich an kleinen Orten ſo viel Neugierde um den Unglücklichen, daß ihm ſein hartes Loos bis zur Verzweiflung unerträglich gemacht wird. Mit Entwürfen und Planen für die trübe Zukunft wurde die erſte Zeit nach dem tragiſchen Ereigniſſe hingebracht, und bald folgte jene Erleichterung, die der Himmel tugendhaften Gemüthern ſendet. Die arme Mutter erſtarkte durch den Gedanken, daß ſie Kinder beſitze, für die ſie zu ſorgen habe, und dieſer heiligen Pflicht ſich hingebend, zog ſie nach Wien, um ungekannt in der großen Stadt durch Handarbeit, wobei ſie ſchon auf die Unterſtützung ihrer ältern Tochter zählen durfte, ihr Loos zu verbeſſern. Die Witwe hatte dort einen nahen Verwandten, der ſie in früheſter Jugend wie eine Schweſter geliebt hatte. Er lebte von ſeinen großen Einkünften, die ihm die von ſeinem Vater ererbten Beſitzungen abwarfen, in einem prächtigen Hotel in Glanz und Ueberfluß. Mit heimlicher Scheu war ſie bald nach ihrer Ankunft ſchon an dem Portale vorübergegangen und hatte gemeint, ſich dieſem Jugendfreunde zu offenbaren, um ihre Kinder mit Einem Male der drückenden Lage entriſſen zu ſehen; aber immer noch hatte ihr der Muth zu dieſem Schritte gefehlt. Eines Tages ſieht ſie ſich von einem alten Bedienten mit Aufmerkſamkeit betrachten, wie ſie mit einem Blicke, worin ſich ein nur mit Mühe unterdrückter Wunſch malt, zu den hohen Fenſtern hinaufſchaut. Ihre Verlegenheit wächſt, und ſie glaubt, um keinen Argwohn zu erregen, eine unbedeutende Frage an den Alten richten zu müſſen. Sie bittet ihn, ihr zu ſagen, ob Herr v. M. dies Hotel bewohne, und ob er jetzt in Wien anweſend ſei. Mit der einem alten Wiener eigenthümlichen Freundlichkeit wurde ihr die erſehnte Auskunft; aber mit ſchwerem Herzen ging ſie weiter, denn auch jene Hoffnung, welche ſie ſich für einen ſchlimmen Fall ſtets bewahrt hatte, war ihr geraubt. Herr v. M. reiſte bereits ſeit ſechs Monaten in der Fremde umher, und es hieß ſogar, er werde in vielen Jahren nicht zurückkehren und ſeinen Wohnſitz in Rom nehmen, wo ſein Sohn dem Studium der Malerkunſt oblag. Mit einem ziemlichen Grade von Muth begabt, ſah die gute Frau nun wol ein, daß ſie ſich einzig und allein durch Arbeitſamkeit erhalten könne und ein beſſeres Loos von dem Schickſal erringen müſſe. Ihre ältere Tochter Johanna beſaß Einſicht und Charakter, tröſtete ſie und verſprach thätig mitzuwirken. Sie fingen an, verſchiedene weibliche Arbeiten zu verfertigen, welche die Mutter in eine jener ſogenannten Induſtrie-Anſtalten trug, die ſich mit deren Verkauf beſchäftigen. Sie waren vom frühen Morgen bis zum Abend fleißig, und dabei nahm ſich noch die edle, liebenswürdige Johanna der kleinen Wirthſchaft an, kochte für die Mutter eine ſtärkende Suppe und hielt das kleine Hausweſen in der beſten Ordnung. Wurden nun mit einbrechendem Abend die Nadeln von allen Dreien weggelegt — denn auch die kleine Julie half nach Kräften mit — ſo war es ihre Freude, aus dem engen Stübchen zu eilen, um die freie Luft auf einem langen Spaziergange um das heitere Glacis zu athmen. Hier gingen ſie, oft mitten im Gewühl, einſam und unbeachtet; denn ſelbſt Johanna's Schönheit, von keiner Toilette gehoben, zog die Blicke nicht auf ſie. Das ſchöne Auge heftete ſich auf den Boden, beſchattet von dem großen Rande eines unförmlichen Strohhutes. Eines Abends, auf ihrem Heimwege begriffen, werden ſie unfern von ihrer Wohnung, in einem öffentlichen Garten, den nur ein Zaun von der Straße trennt, eine große Menſchenmenge gewahr, welche einer Stimme zuhorcht, die gar anmuthig italieniſche Barcarolen ſingt. Die Sängerin war in einen ſchwarzen, großen Schleier gehüllt, ſo daß man von ihrem Geſichte nichts erſpähen konnte; das Anziehende lag nicht in der äußeren Erſcheinung, ſondern in dem rührenden Tone der Stimme und in dem geſchmackvollen Vortrage, der bei einer Künſtlerin dieſer Gattung auffallen mußte. Nach jedem Liede wechſelten die Zuhörer und die Fortgehenden drängten ſich dann immer eifrig hinzu, um einiges Kupfergeld, als Opfer ihrer Bewunderung, in einen Teller zu werfen, der vor der Sängerin auf der Erde ſtand. „Dieſe Sängerin iſt wirklich ausgezeichnet," ſprach Johanna, in tiefem Sinnen verloren, und bat ihre Mutter um Erlaubniß, ihr auch einen kleinen Tribut zollen zu dürfen. Zu Hauſe wurde das Geſpräch über Geſangkunſt und über den reichen Erwerb, den ihre Ausübung ſelbſt in ſo untergeordneter Sphäre zu verſchaffen vermöge, fortgeſetzt, und noch am nächſten Morgen hatte Johanna ihr Köpfchen ſo voll von dieſer Erſcheinung, daß ſie die Frau des Hausmeiſters angelegentlich fragte, ob ſie von den näheren Verhältniſſen der ambulirenden Künſtlerin unterrichtet ſei. „Haben's auch gehört?" fing jetzt die Hausmeiſterin an, „nit wahr? Die hat a Kröpferl! Die ſingt wie a Nachtigall'n! Aber ſie hat auch ein Einnahm'; i wär' a ganze Wochen mit Dem zufrieden, was ſie in ei'm Abend einnimmt." — „Glauben Sie denn wol, daß ſolch ein Singen ſo viel abwerfe?" fragte Johanna wieder. — Die Hausmeiſterin betrachtete ſie mit großen Augen und lächelte verſchmitzt; aber ein ernſter Blick der Mutter brachte ihren Mund wieder in die Normalfalten zurück. „I mein's ſchon," ſagte ſie ernſt, „die muß ſchon a Geld haben." — „Würde aber dann die arme, unglückliche Sängrin," fuhr Johanna fort, „ihre Kunſt auf dieſe betrübende Weiſe treiben?" — „Ah, mein ſchönes Fräulein," erwiderte die Hausmeiſterin, „das kennen Sie nit — das iſt a Gſind'l über einander, das kann nit ſparen, das lebt z'viel, das kann nie g'nug haben." — „Kennen Sie ſie alſo?" fragte jetzt die Mutter. — „Nit im Geringſten," antwortete ſtolz die Hausmeiſterin; „ich? kennen? Wo denken Sie hin, meine liebe gnädige Frau? Alles, was i Eu'r Gnaden ſagen kann, iſt, daß die Landſtreicherin ſeit ſechs Wochen alle Donnerſtag ſich im Mondſcheingarten am Eck hinſtellt und ihre Lieder ſingt, und viel Leut' herumſtehen und ihr zuhör'n mögen." Hier wurde die Unterhaltung abgebrochen; Johanna haßte üble Nachreden, und das Talent der armen Unbekannten hatte ſie für ſie eingenommen. Ihr Mitleid konnte durch die rohen Aeußerungen der Hausmeiſterin nicht unterdrückt werden. Johanna hatte noch vor Kurzem in dem muſikliebenden Prag den Unterricht der berühmteſten Meiſter genoſſen; ihr Geſchmack war gebildet und ſie hatte eine wunderliebliche Stimme. Jetzt, da ſie kein Inſtrument beſaß, konnte ſie ihr Talent nicht ferner ausbilden; aber ſelten ſaß ſie neben ihrer Mutter bei der Arbeit, ohne eine Romanze mit leiſer Stimme vor ſich hinzuſingen, die ihr aus glücklicheren Tagen im Gedächtniß geblieben war. Kaum hatte ſich an jenem Morgen die Hausmeiſterin entfernt und ſich zur gewohnten Beſchäftigung angeſchickt, als ſie die Barcarole mit bewundernswürdiger Genauigkeit nachſang, die ſie am Abend vorher von der Sängerin gehört hatte. „Wie Schade iſt's doch," ſagte die kleine Julie traurig, „daß Du nicht mehr Deinen Flügel haſt." — Die Mutter ſeufzte und wandte ſich weg. — „Oder mindeſtens eine Guitarre," ſagte Johanna unbefangen, „denn dieſe Muſik nimmt ſich ohne Begleitung nicht aus." Zum erſten Male drückte das Mädchen ein Bedauern ihres früheren Wohlſtandes aus; die Mutter merkte es und ſah mildlächelnd auf ihre Tochter, und als ſie Tages darauf, wie gewöhnlich, mit der Wochenarbeit fortgegangen war, brachte ſie eine hübſche Guitarre heim, die ſie gekauft hatte, und gab ſie dem hocherröthenden Mädchen. „Ach Mutter!“ rief Johanna, indem ſie die Hände, die ſie beſchenkten, mit Küſſen und Thränen bedeckte, „warum war ich ſo thöricht, ſolche Gedanken laut werden zu laſſen. Nun haſt Du ſo viel Geld für mich ausgegeben.“ — „Für uns Alle, mein Kind!“ ſprach die gute Mutter, „denn jetzt wirſt Du uns öfter vorſingen und uns erheitern. Das wird Dich und uns glücklicher machen.“ — Von nun an wurde jeden Abend, wenn die Arbeit beendigt war, zur Guitarre geſungen, und dieſe holde Gewohnheit verſüßte ihr und ihren Zuhörerinnen ernſte und mühevolle Tage. So verſtrich der Sommer allmälig. Aber der kleine Erwerb genügte keineswegs zum Unterhalte, und die unbedeutende Summe, welche die Witwe mitgebracht hatte, zehrte ſich in Zuſchüſſen auf und wurde täglich geringer. Johanna wollte freudig entbehren, wenn nur für Mutter und Schweſter geſorgt war; beſonders ſchienen manche Dinge für die erſtere unerläßlich, weil Alter und Gewohnheit ſie ihr unentbehrlich gemacht hatten. Sie widmete ihr eine deſto größere Aufmerkſamkeit, da die Geſundheit der geliebten Mutter heftig angegriffen ſchien. Sie magerte ab, ihr Abendſpaziergang ermüdete ſie mehr als ſonſt und mußte immer mehr beſchränkt werden. Bald begnügte man ſich damit, nur das Glacis zu erreichen, um ſich dort auf eine Bank niederzulaſſen und friſche Luft zu ſchöpfen. Dies geſchah nicht weit von dem Garten, wo jeden Donnerſtag die fremde Virtuoſin zu ſingen pflegte. Johanna hatte hier Muße genug, ſie zu beobachten. Es konnte ihr nicht zweifelhaft ſein, daß ſie viel Geld gewann, und nach und nach glaubte ſie, nicht ohne inneres Widerſtreben, ſich zu der

Meinung der Hausmeiſterin hinneigen zu müſſen. Plötzlich war die Sängerin verſchwunden. Schon waren mehre Wochen verſtrichen und ſie kam nicht wieder an den gewohnten Platz. Trieb ſie ihre Kunſt in einem anderen Theile der Stadt, oder war ſie wirklich zu einem kleinen Vermögen gelangt, war ſie krank oder wol gar geſtorben? Johanna's Gedanken beſchäftigten ſich ernſtlich mit ihr. Die Geſundheit ihrer Mutter nahm mit den Tagen ab; ein langſames Fieber zehrte ſie auf und der Eintritt der rauhen Jahreszeit ſchien ihrem Leben bedrohlich zu werden. Man mußte den Arzt zu Rathe ziehen und dieſer erklärte ihren Zuſtand bedenklich und verbot Arbeit und friſche Luft. Johanna mußte nun der Wirthſchaft und den Geſchäften in und außer dem Hauſe allein vorſtehen und wurde dadurch die Bewahrerin des kleinen zuſammengeſchwundenen Familiencapitals, das noch aus einer kleinen Anzahl verſchiedener Goldmünzen beſtand. Sie war hierüber ſehr erfreut; denn nun konnte ſie die kräftigſten Arzneien, die heilſamſten Nahrungsmittel herbeiſchaffen, ohne der guten Mutter ihren wahren Preis angeben zu dürfen, da dieſe ſonſt nie eingewilligt haben würde. So ſetzte das gute Kind getroſten Muthes ein Goldſtück nach dem andern um, und überließ ſich der Hoffnung, ihre geliebte Mutter bald wieder durch Sorgfalt und Pflege geneſen zu ſehen. Aber zu allem Uebel ward Johanna's Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie nur wenig an Arbeit denken konnte, die ja überdies noch zweier geübten Hände entbehren mußte. Wenn das Mädchen jetzt heimlich die Goldſtücke zählte, geſchah es nur unter Thränen; denn der Vorrath reichte kaum hin, um noch einen Monat die gewohnten Bedürfniſſe zu beſtreiten. An außerordentliche Fälle durfte gar nicht gedacht werden. Die Witwe mußte jetzt das Bett hüten und ihre Lage wurde peinlicher. Jede Stunde vergrößerte den Kummer, vermehrte den Gram des Mädchens, das dennoch bemüht war, ſeinen Schmerz zu verbergen. Nachts aber, wenn Julie ruhig an ihrer Seite ſchlief, benetzten heiße Thränen ihr Kiſſen; ſie bat Gott mit zerriſſenem Herzen um ſeinen Beiſtand und wußte nicht, wo ſie Troſt hernehmen ſollte. Mit Tagesanbruch erhob ſie ſich von ihrem Lager, trocknete die Augen und trat zu ihrer Mutter mit heiterer Miene, ein Engelslächeln auf ihren Lippen. Endlich kam der ſchreckliche Augenblick, den ſie ſo lange gefürchtet hatte. Es war nur noch etwas Kupfergeld in ihrer Börſe und bereits eine Woche lang hatte die Hausmeiſterin Brot und Fleiſch auf Credit genommen. Johanna ſah den Hungertod, die Schande vor Augen. „Morgen ſchon,“ — ſeufzte ſie leiſe, — „kann ich unſer Elend nicht mehr verbergen, und muß Alles enthüllen.“ Das unglückliche Mädchen hatte eben das ſpärliche Mittagbrot weggetragen, von dem Julie nur allein genoſſen hatte, und ſaß an dem Bette der Mutter, in trübe Gedanken verſenkt, die ſich mit ſolch' furchtbarer Schnelligkeit jagten, daß ſie nahe daran war, den Verſtand zu verlieren. Es war das traurige Halbdunkel eines Nachmittags im November, nicht mehr hell genug, um zu arbeiten, noch nicht dunkel genug, um die einzige ſchmale Kerze anzubrennen, die im Hauſe der Armuth vorräthig war. „Du haſt ſchon ſo lange nicht deine Guitarre zur Hand genommen,“ — ſagte die Kranke, — „ſinge mir etwas, das wird mir Vergnügen machen.“ Obgleich es ihr Zwang koſtete, ſo mochte ſie doch der Mutter dieſe letzte Freude nicht verſagen. Sie gehorchte und, das Herz von Seufzern geſchwellt, die Augen mit Thränen gefüllt, ſang ſie:

„Wer nie ſein Brot in Thränen aß,“

aber bei den Worten:

„Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“ flog ihr ein Gedanke durch den Sinn, ein erſchreckender, überraſchender Gedanke zwar, aber doch mit ſeltenem Muth ſie belebend — ſie gedachte der ſchwarzgekleideten Sängerin an der Straßenecke. Die Frau iſt verſchwunden; die an derſelben Stelle nach ihr ſingen würde, könnte auf dieſelbe Einnahme rechnen — aber es iſt Almoſen! Doch wenn auch — ſie ſieht ein, daß ſie Alles thun kann für zwei hülfloſe geliebte Weſen, deren alleinige Stütze ſie iſt. Seitdem die Mutter nicht mehr ausgehen konnte, war ſie es, welche die fertige Arbeit austrug. Sie wartete gewöhnlich, bis es dunkler war, um ihren kleinen Weg deſto unbemerkter machen zu können. Am folgenden Abend nimmt ſie Abſchied von ihrer Mutter und, unter dem Vorwande, die Arbeit fortzutragen, geht ſie in ihr Schlafkämmerlein, hüllt ſich in einen ſchwarzen Schleier, nimmt ihre Guitarre und gewinnt unbemerkt den Garten. Das Herz ſchlägt ihr ſo gewaltig, daß ſie befürchten muß, ihr Vorhaben nicht ausführen zu können. Aber der Gedanke an Mutter und Schweſter hält ſie aufrecht. Sie ſtellt einen kleinen Korb vor ſich auf die Erde, um die Gaben zu empfangen, und beginnt ein italieniſches Lied. Schon nach den erſten Tacten bleiben einige Leute ſtehen und bald umgibt ein zahlloſer Volkshaufe die junge Sängerin. Alle zeigen Ueberraſchung und Bewunderung. Johanna hörte zwar nichts davon; aber das Geld, das ſich in dem Körbchen mehrte, zeigte ihr, wie ſehr ſie Allen gefiel. Nach dem erſten Liede hatten Viele von den Umſtehenden einen Beitrag geſpendet, und ſie ſang das zweite, mehr in der Abſicht, ihren Dank auszudrücken, als ihre Ernte zu vergrößern. Ein junger Menſch näherte ſich, nachdem ſie geendet hatte, und warf etwas hin, indem er einige Worte ſprach, welche ſie jedoch nicht verſtand. Kaum hatte ſie ihr Kämmerchen wieder erreicht, ſo beſchäftigte ſie ſich, ihren Schatz zu zählen. Aber welches Staunen ergriff ſie, als ſie unter den Münzen ein Goldſtück fand. Sie rechnete zuſammen, machte den Ueberſchlag und fand, daß ſie genug habe, um ihren Bedürfniſſen für eine ganze Woche zu genügen. „Künftigen Donnerſtag ſinge ich wieder und ſo jeden Donnerſtag, bis die Mutter geneſen iſt!“ ſagte ſie freudig zu ſich ſelbſt. „O mein Gott, wie dank ich Dir, daß Du mir dieſen Gedanken gabſt!“ Wie ſie ſich vorgenommen, ſo ſtand ſie auch den nächſten Donnerſtag ſingend auf demſelben Platze an der Straßenecke. Sie wollte eben ~~ein deutſches Lied~~ beginnen, als eine Stimme in ihrer Nähe ſehr ſanft und leiſe ſprach: „Die Barcarole von neulich, ich bitte!“ „Ich will thun, was man wünſcht,“ — denkt das arme Kind, und wagt es nicht, die Augen aufzuſchlagen. Die Barcarole wird mit einſtimmigem Beifall aufgenommen, und als ſie geendet war, nahete ſich derſelbe junge Mann, um ſein Geldſtück in den Korb zu werfen, ſo daß ſie, als ſie wieder ein Goldſtück darin fand, es Niemandem, als dieſem großmüthigen Freunde ihres Geſanges zuſchreiben konnte. Während ihrer Krankheit hatte die arme Witwe einmal einen Brief in das Hotel ihres abweſenden Vetters geſandt, mit der Bitte, ihm denſelben bei ſeiner zufälligen Rückkehr einzuhändigen. Am kommenden Donnerſtag, wo Johanna zum dritten Male ihren Geſang an der Straßenecke ertönen laſſen wollte, hielt ein eleganter Wagen vor ihrem Hauſe. Ein ältlicher Herr ſtieg aus und fragte nach der Wohnung der Witwe, eilte die engen Treppen haſtig hinauf und trat in das ärmliche, doch reinliche Zimmer, aber nur um die ſeitherigen Bewohner daraus zu entführen. Es war der lang erſehnte, von

Reiſen zurückgekommene Verwandte. Noch an demſelben Abende ſah ſich die Witwe mit ihren Töchtern in das prachtvolle Hotel am Graben verſetzt „Ich glaube zu träumen!“ ſagte die Witwe, wunderbarer geſtärkt als von allen Arzneien. „Ach welch' ein Glück!“ rief Johanna aus, indem ſie der Mutter Hände mit Heftigkeit küßte. „Es war hohe Zeit, denn wir hatten nichts mehr im Hauſe.“ Aber die Freude machte ſie nicht ſo ſchwatzhaft, der Mutter zu geſtehen, durch welche Mittel ſie ſeit vierzehn Tagen Geld herbeigeſchafft hatte. Sie beſorgte die Mutter dadurch zu betrüben und wollte daher ihr Geheimniß verſchließen. Die Hausmeiſterin ſollte andern Tages die wenigen Effekten der Witwe in das Hotel am Graben bringen, weil im erſten Augenblick der freudigſten Ueberraſchung nicht daran gedacht werden konnte. Sie erſchien pünktlich zu früher Morgenſtunde. Johanna half ihr die Sachen in Ordnung bringen. „Ich bin recht froh,“ — fing die geſchwätzige Alte an, — „daß wir zwei Weibe allein ſind, gnädiges Fräulein, denn ich hab' was auf dem Herzen, das mich ſchier zerdruckt.“ „Und was denn?“ fragte Johanna. „Was glauben's wol?“ — ſagte Jene. „Geſtern, gegen acht Uhr Abends, wie's ſchon ganz finſter war — alle Laternen im Haus und auf der Gaſſen waren ſchon angezündet — ſtehe ich vor unſerer Thür und ſchwatz' á wen'g mit dem Nachbar, dem Salzſtößler, kommt á junger Herr daher, angelegt wie á Graf, und fragt nach der gewiſſen jungen Sängerin, die immer Donnerſtags die ſchönen G'ſetzlen an dem Eck ſingt, und bei uns im Haus wohnen ſoll — bei uns im Haus, wie i's Ihnen hier zu vermelden die Ehr' hab'. Ich ſchwör' ihm hoch und theuer, daß ſo 'ne Landſtreicherin niemals bei uns gewohnt hat, er aber behaupt't franchement, daß er ſie hat die Stiegen hinaufgehn ſehn; aber was hab' ich zu thun? Ich muß ihm alle Parteien im ganzen, weiten Haus hernennen und herzählen, daß es a Freud' war.“ „Und auch meine Mutter haben Sie ihm genannt?“ fragte Johanna mit ſichtbarer Verwirrung. „Nu, das will i meinen,“ ſchrie die wackere Hausmeiſterin — „die Frau Mutter und die zwei Töchter. Hätt' ich's wol nit thun ſollen?“ „Warum nicht,“ erwiderte Johanna, die ſich ſchnell wieder erholt hatte — „wenn Sie ihm nur nicht unſere jetzige Wohnung angezeigt haben.“ „Das kann i nit mit G'wißheit verſprechen,“ ſagte die Hausmeiſterin nicht ohne Verlegenheit — „aber i glaub's halt nit, daß . . . .“ Hier trat die Mutter ins Zimmer; Johanna gab der Alten einen Wink und dieſe entfernte ſich mit vielen höflichen Empfehlungen, ohne mehr entdeckt zu haben als Das, was ſchon hinreichte, um Johanna zu beunruhigen. — Der reiche Vetter der Witwe lebte mit ſeinem Sohne allein in dem ausgedehnten Hotel; es war keine Dame in ihrer Umgebung, um die Ehren des Hauſes zu beſorgen. Dieſes Geſchäft ſollte nunmehr der Witwe übertragen werden, welche es nach ihrer vollſtändigen Geneſung anzunehmen verſprach. Einſtweilen blieb ſie jedoch mit ihren Töchtern in den angenehmen Gemächern, die ihr der wohlwollende Verwandte eingeräumt hatte, der Alles, was Zärtlichkeit und Feinheit der Geſinnung einem edeln Gemüthe eingeben können, erſchöpfte, um ſeine liebenswürdigen Gäſte ihr früheres Ungemach vergeſſen und eine neue ſchönere Heimat bei ihm finden zu laſſen. Nach einer Woche ſchon war die Witwe durch den wohlthätigen Einfluß dieſes Wechſels fühlbar kräftiger, und der Vetter konnte den Wunſch äußern, ihr ſeinen Sohn vorſtellen zu dürfen. „Mein Otto iſt jung und ein glühendes Künſtlergemüth,“ ſprach er — „aber dabei iſt er auch geſetzt und beſcheiden. Er durfte von Ihrem Schickſale unterrichtet werden, das Sie ſo unverſchuldet getroffen, und wird nur deſto mehr Achtung, deſto zärtlichere Neigung für Sie im Herzen tragen.“ Man freute ſich auf die neue Bekanntſchaft, und der Vater verſprach, ihn Abends in den Kreis der Verwandten einzuführen. Otto erſchien. Der Jüngling verband mit einem angenehmen Aeußern eine edle Bildung, und es bedurfte nur kurze Zeit, um ein Verhältniß zu begründen, welches ſich auf längere Bekanntſchaft zu beziehen ſchien. Otto betrachtete ſeine Tante mit großem Intereſſe, und führte unmerklich, obgleich nicht abſichtlos, das Geſpräch auf ihre frühern Verhältniſſe und jenen unangenehmen Aufenthalt unter Armuth und Elend, den ſie zu erwählen gezwungen worden war. Die Tante ſah dieſe Erinnerung nicht ungern. „Meine Tochter Johanna allein erhielt uns,“ ſchloß ſie gerührt ihre Erzählung — „ohne ſie lebte ich nicht mehr.“ Und während nun das holde Mädchen die Augen ſenkte, erzählte Julie, mit vieler Umſtändlichkeit, wie ſehr ihre Schweſter ſich um ihr kleines Hausweſen hätte mühen müſſen. Johanna unterbrach ſie mit den Worten: „Genug davon, was that ich denn? Nur eure Liebe hob meine kleinen Dienſte.“ Otto's Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich zuſehends und ſeine Blicke hefteten ſich immer feſter auf Johanna. Er ſchien ihr ſanftes Bild, wie es jetzt vor ihm lebte, mit einem frühern, nicht minder holden, in der Erinnerung zu vergleichen. So war der Abend verſtrichen und die Verwandten erfreuten ſich wechſelsweiſe ihrer kurzen Bekanntſchaft, und trennten ſich, ſcheinbar ſehr zufrieden mit dem Eindruck, den ſie auf einander gemacht. Otto verließ die Tante träumend und gab ſeinem Vater keine befriedigende Antwort, als dieſer ihn beim Abſchiede fragte, wie Mutter und Töchter ihm gefallen hätten! Von jetzt an brachte Otto jeden Abend ein paar Stunden bei ſeiner Tante zu. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung von Johanna's Vortrefflichkeit und begriff nun ganz jene enthuſiaſtiſche Zärtlichkeit, welche das ſeelenvolle Geſchöpf ihrer Mutter und Schweſter eingeflößt hatte. Mit lebhafter Ungeduld erwartete er täglich die Stunde, die ihn zu der reizenden Abendgeſellſchaft rief, und, um offen zu ſein, muß man geſtehen, daß auch Johanna öfter nach der Uhr ſah, wie ſonſt. Einſt wurde von Muſik geſprochen und zum erſten Mal fragte Otto ſein Bäschen, ob ſie ſinge. „Das will ich meinen," antwortete Julie ſchnell — „ſie hat ja in Prag bei den erſten Meiſtern gelernt." „Johanna, meine liebe Tochter," ſetzte die Mutter hinzu — nimm Deine Guitarre und ſinge dem Vetter etwas!" Seit jenem Donnerſtage, wo ſie an der Ecke geſungen, hatte ſie keine Muſik mehr gemacht. Die Bitte ihrer Mutter wirkte ſo tief, daß ſie glühend roth wurde. Um jedoch keine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſuchte ſie ihrer Verlegenheit Meiſter zu werden, und ſtand zitternd auf, ihre Guitarre zu holen. „Was ſoll ich ſingen?" fragte ſie dann mit geſenkten Blicken und hochklopfendem Herzen. Otto nahte ſich und flüſterte ihr leiſe zu: „Die Barcarole von neulich." Bei dieſen Worten entfällt Johannen die Guitarre und, auf einen Stuhl ſinkend, ruft ſie, die Augen mit beiden Händen bedeckend: „Alſo — Himmel! Sie — Sie — —" Mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen. Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, mußte ſie nun freilich ihr Geheimniß enthüllen. Man kann denken, welche Rührung ihre Erzählung hervorbrachte. „Gott wird Dir vergelten!" ſprach die Mutter, indem ſie die Stirne ihres Kindes mit Thränen und Küſſen bedeckte. Am andern Tage erſchien der Vater des jungen Mannes, um Johanna's Hand für ihn zu erbitten. „Haben Sie wol überlegt,“ ſprach die glückliche, arme Frau — „daß Sie reich ſind, ich aber meinem Kinde nichts mitgeben kann?“ „Ich habe Alles überlegt,“ erwiderte er froh. „Otto wird unſern Enkeln einſt ſeinen Reichthum hinterlaſſen, Johanna aber ihre Tugend und die Guitarre, womit ſie ihre Mutter ernährte.“

Hier ſchloß die liebliche Wienerin ihre Erzählung, die bei allen Anweſenden jene angenehme Rührung hervorbrachte, wie man ſie in ſolchen Geſellſchaften gern erregt ſieht. Lobeserhebungen und Anerkennungen folgten, ſo daß ſich das anſpruchloſe Mädchen beſchämt fühlte. „Sie müſſen mir keine ſo große Erfindungsgabe zutrauen,“ ſagte ſie mit graziöſer Naivetät; „denn ſo einfach die Geſchichte auch iſt, ſo wäre ich doch nicht im Stande geweſen, ſie zu erfinden. Alles, was ich Ihnen hier erzählte, iſt die reine Wahrheit.“ Neues Staunen, neue Betheuerungen: der Vortrag, der Ausdruck, der Ton, die Erzählungsweiſe ſeien unübertrefflich. Der ſächſiſche Magiſter verſicherte ſogar, man dürfe die Erzählung ganz füglich: „die Sängerin im ſchwarzen Schleier oder Tochterliebe und Muttertreue“ betiteln, und dann könnte ſie für Das gelten, was er gewöhnlich eine gute Almanachs-Erzählung zu nennen pflege. Er ſchien nicht übel Luſt zu haben, ſelbſt dieſen Gebrauch davon zu machen.

Hier brach das Geſpräch ab. Man brachte eine Guitarre und es wurden einige Lieder geſungen. Die junge Wienerin ſchien verſtimmt und ihre Tante am Whiſttiſche ſah ernſt auf ihre Karten. Ich bemerkte dies nicht ſobald, als ich auf die Vermuthung kam, die Erzählung gründe ſich auf ein Familienereigniß. Meine vertrautere Bekanntſchaft machte mich ſo dreiſt, die Erzählerin zu fragen, ob ich richtig vermuthe. „Nun ja,“ — ſagte ſie mir leiſe, — „meine

Tante dort iſt die Guitarreſängerin, meine Mutter das Julchen, das in der Geſchichte vorkam. Ich habe nichts dagegen, wenn auch Alles wahr und einfach, jedoch mit Verſchweigung der Namen, zur Oeffentlichkeit kommt; wenn aber dazugeſetzt würde, um eine Novelle mit pretiöſem Titel und ſchwülſtigem Styl daraus zu machen, ſo müßte ich bereuen, unſer Familienarchiv ſeines ſchönſten Schmuckes beraubt zu haben.“ „„Unter dieſem Vorbehalt alſo wären Sie es zufrieden?““ fragte ich ſchnell. Sie bejahte. „So will ich dem Magiſter zuvorkommen,“ — rief ich — „und ihm ſeine Almanachs-Erzählung vor dem Munde wegfiſchen.“ „„Was wollen Sie thun?““ fragte ſie erſchreckt. „Unſere Abende auf Helgoland drucken laſſen,“ — ſagte ich. Man trennte ſich, und ob ich gleich noch nicht wußte, welchen Gebrauch ich davon machen würde, ſchrieb ich die beiden Geſchichten nieder, ſobald ich auf meinem Zimmer war. Man hatte ſich am nächſten Nachmittage ſchon beim Kaffee zuſammengefunden. Das Wetter war ganz unausſtehlich geworden und machte das Einheizen nöthig. Der Spieltiſch wurde zum kniſternden Kohlenfeuer gerückt und die Geſellſchaft verlangte einſtimmig, daß mit dem Erzählen fortgefahren werden ſollte. Ich ließ die noch übrigen vier Looſe ziehen und die Rangordnung traf den jungen Kaufmann, den ſächſiſchen Magiſter, den engliſchen Offizier, und mich, als den Beſchließer des erſten Erzählerkreiſes. Der junge Hamburger ſchien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo ſich die Zuhörer um ihn geſetzt haben würden, um zu beginnen. Ich kannte ihn und wußte, daß er ſeinem Stande anhänglich ergeben ſei. Ich war daher auf ein trockenes Handelsabenteuer zu Lande oder zur See, irgend eine Conjunctur oder dergleichen, im beſten Falle auf eine Haverie gefaßt. Aber ich ſollte beſchämt werden. Mercur wollte ſich uns im höchſten Grade ſentimental zeigen. Daran war eine Liebe des jungen Mannes ſchuld, und ihr Gegenſtand, der am Kaffeetiſche ihm gegenüber ſaß und horchend ſchlürfte und ſchlürfend horchte. Dies that übrigens ein großer Theil der übrigen Geſellſchaft auch. Der Erzähler begann. Er ſchien ſich trefflich präparirt zu haben. Meine Leſer werden bald ſehen, wie gut es ihm gelang, die Gegenwart mit der Vergangenheit geiſtreich zu verknüpfen. Der Arme! Wir ahnten nicht, welchem tragiſchen Looſe er entgegenging!

„Man leugnet dem Kaufmanne,“ ſprach er — „gern höhere Geſinnungen, ſchönere Gefühle ab; man denkt ſich den Handelsſtand zu eng mit der Proſa des Lebens verknüpft, als daß Diejenigen, die ihm angehören, Größeres fähig ſein könnten. Man geht oft ſo weit, ſelbſt ſeinen reſpectabelſten Mitgliedern Krämerneid und Krämerſinn vorzuwerfen, und bedenkt dabei nicht, daß die Ariſtokratie des Beſitzes vielleicht die einzige in unſer Zeitalter paſſende iſt, und daß ſie eben ſo gut, wie die mittelalterliche der Geburt, Muth, Kraft, Entſchloſſenheit, Geradſinn und andere Gaben des Geiſtes und Gemüths vereinige. Ich dürfte viele Beiſpiele anführen, die dem Stande, dem ich mich aus freiem Willen gewidmet, in Ihren Augen zu Ehren verhelfen, glaubte ich, daß Sie hier — umgeben von dem allmächtigen Elemente des Handels, auf dieſem Felſen, von wo Sie zu jeder Stunde Dampfſchiffe und Handelsflotten in den belebteſten Hafen des Feſtlandes einlaufen ſehen, unter dem Schutze der großartigſten Nation — noch Geſinnungen hegen, die im Binnenlande keimen und in engen Beamtenherzen oder phantaſtiſch glühenden Künſtlerſeelen ihren Sitz zu haben ſcheinen. Ich will aber, um mich des ſchmeichelhaften Auftrags zu entledigen, dieſer Geſellſchaft eine trübe

Regenſtunde zu erheitern, einen rührenden Zug von Aufopferung berichten, der lediglich im Intereſſe des Handels Nahrung fand und um ſo freundlicheren Eingang finden dürfte, als wir Alle in dieſem Augenblick den Gegenſtand der Erzählung vor uns haben, ihn mit großer Befriedigung zu uns nehmen, und ich ſelbſt es war, der den Stoff dazu unſerm gemeinſchaftlichen Wirthe lieferte, indem mein Haus bedeutende Geſchäfte in dem Artikel macht. Ich ſpreche von ächtem Domingo-Kaffee.“ Die Geſellſchaft ſetzte ihre Kaffeetaſſen, die ſie eben zum Munde führte, nieder und ſah ſich bei dieſen Worten verlegen an. Die Einleitung zeigte ſchon ſo viel trocken Merkantiliſches, daß man ſich von der Geſchichte ſelbſt nicht viel verſprach. Man beſorgte, irgend einen Fall, auf langweilige Weiſe erzählt, mit preiscourantlichen Belegen und Facturen-Details, in romantiſchem Gewande aufgetiſcht, zu bekommen. Ganz beſonders rückte der ſächſiſche Magiſter, der ein eben ſo abgeſagter Feind des Handels, als begeiſterter Freund des Mittelalters war, verlegen auf dem Stuhl und ſuchte ein ſatyriſch ſein ſollendes Lächeln zu verbergen, indem er nach der Uhr ſah. Der junge Kaufmann bemerkte es ſogleich und verſicherte, daß er ſeine Geſchichte ſo kurz als möglich faſſen wolle; denn da die Barometer geſtiegen ſeien und es den Anſchein habe, daß der Regen aufhöre, ſo werde dann auch dieſe Art von Unterhaltung bald überflüßig; er aber habe nicht im Sinne, irgend Jemand um die Ehre zu bringen, ſeine Geſchichte der achtbaren Geſellſchaft zum Beſten zu geben. Dieſe Verſicherung beruhigte Alle, inſonderheit den Magiſter, der etwas Pikantes in petto haben mußte. Ich, als Bad-Commiſſär, bat ihn, ohne weitere Umſchweife ſeine gewiß intereſſante Mittheilung zu beginnen, und man machte den kleinen Lärm, der ſtets einer ehrbaren Sammlung und ge ſpannten Aufmerkſamkeit in größern Geſellſchaften voran zugehen pflegt. Der Erzähler fing an:

„Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts brachte man einen Zweig der Kaffeeſtaude aus Arabien nach Paris, wo er in dem königlichen Garten gepflanzt wurde und ſich dort ſchnell vermehrte. Da kam die Regierung auf den Gedanken, daß man dies Gewächs nach den neuen franzöſiſchen Colonien verpflanzen und auf dieſe Weiſe einſt eine Quelle unſchäzbaren Reichthums beſitzen konnte. Ein junger Mann, der Chevalier Deſclieux, erhielt den ehrenvollen Auftrag, dieſen Verſuch ins Werk zu ſetzen, und reiſte mit einem keimenden Ableger von Nantes ab, um ihn dem Boden von Martinique anzuvertrauen. Das Pflänzchen aus Arabiens heißen Gefilden war zart und weichlich, die Reiſe über den Ocean lang und beſchwerlich, und die Ueberſiedlung mußte daher mit beſonderer Vorſicht unternommen werden. Als man den zarten Sprößling nach Paris brachte, war er noch von dem heimatlichen Schooße umgeben, von arabiſcher Erde. Die erfahrenſten Ackerbauer von Yemen waren um die gehörige Pflege befragt worden, welche die Pflanze nothwendig erheiſchte; und ehe Deſclieux mit dem ihm anvertrauten Hort Frankreich verließ, holte er Erkundigungen hieruber bei dem berühmten Reiſenden Tournefort ein. Man ließ nach deſſen Angabe dem theuren Verbannten ein kleines Häuschen bauen, nicht größer, als einen Quadratſchuh, vom ſtärkſten Eichenholze, mit Glasſcheiben verſehen, welche ſo angebracht waren, daß ſie den kleinſten Sonnenblick verſtärkten; fur den Fall aber, daß die Sonne fehlte, konnte eine kleine, runde und ſorgfältig verſchloſſene Röhre ſoviel erwärmte Luft auf die Pflanze ſtrömen laſſen, als man fur nothig erachtete, gleich wie eine zärtliche Mutter ihrem ſiechenden Kinde den wohlthätig erwärmenden Hauch ihres Mundes ſpendet. Ich ſchildre Ihnen abſichtlich dieſe ſorgfältigen Rückſichten, die man dem zarten Kaffeeſäugling angedeihen ließ, weil ich überzeugt bin, daß die edle, aromatiſche Bohne, welche die Milch in Ihrer Taſſe mit einer ſo ſanften Tinte durchdringt und einen ſo würzigen Duft im Raume hier verbreitet, Ihnen nur deſto beſſer munden wird. Man kann denken, wie ſehr die koſtbare Pflanze dem Chevalier Desclieux noch in dem Augenblicke empfohlen wurde, wo er unter Segel gehen wollte; dies war jedoch überflüſſig. Der junge Mann, der kaum dreißig Jahre alt war, überſah mit einem Blicke die hohe Wichtigkeit ſeiner Sendung, ſeinen eigenen Ruhm und die Quelle des Reichthums, die ſeinem Lande aus der glücklichen Vollbringung des Auftrags für ewige Zeiten erwachſen würde. Er ergriff daher das Käſtchen mit einem hohen patriotiſchen Gefühle, und verſprach, ſich ihm zu widmen als ſeinem Theuerſten auf Erden; und wie man noch zum Abſchied ihn ermahnte, die Pflanze jeden Tag reichlich und gewiſſenhaft zu begießen, ſo ſchwur er bei ſeiner Ehre, lieber ſelbſt vor Durſt umkommen zu wollen, als dem ihm anvertrauten Schatz die nöthige Libation fehlen zu laſſen. Das Fahrzeug ſtach in See. Es befanden ſich auf ihm eine Beſatzung von 100 Mann und einige Paſſagiere, welche ſich auf den Antillen anſiedeln wollten, unter andern eine liebenswürdige Familie, aus Vater und Mutter und ihrer einzigen, achtzehnjährigen Tochter Luiſe beſtehend. Auf Seereiſen wird man bald vertraut. Man lebt einander ſo nahe und fühlt ſich demſelben Element, vielleicht demſelben Tode preisgegeben. Solche Empfindungen ſchaffen oft dauerhaftere Bündniſſe, als das Leben auf dem Lande, und dies war auch mit Louiſens Eltern und Desclieux der Fall. Man muß aber auch geſtehen, daß die zarte Pflanze, die jeden

Augenblick eine gemeinſchaftliche Sorge in Anſpruch nahm, nicht wenig dazu beitrug. Erſchien ſie doch Allen wie eine Blume, die man ihrem Boden entriſſen, wie ein Kind, das ſeiner Mutter geraubt war. Mit Augen voll liebender Theilnahme blickte Louiſe nach dem Häuschen, welches auf dem Verdecke den Strahlen der Mittagsſonne ausgeſetzt wurde; ſie vertrieb ſich die lange Zeit der Ueberfahrt damit, daß ſie unaufhörlich dem langſamen Fortkeimen nachſpürte, das ſie in dem ſchwachen Sprößling wahrnahm. Ihr Intereſſe wuchs, nachdem der Chevalier ihr erklärt hatte, daß damit Ruhm und Ehre für ihn verknupft ſeien, und es iſt ein ſchöner Beweis für den Edelſinn der Frauen, daß ſie Beiden ſtets mit Liebe zugethan ſind. Fünf Tage war man bereits auf dem Meere und die junge Kaffeeſtaude hatte ſichtlich zugenommen; ſogar zwei kleine Blättchen von einem uberaus zarten Grün ſah man hervorſproſſen. Louiſe dachte nach ihrem Morgengebete ſogleich an die Pflanze; aber erſt wenn der Chevalier auf dem Verdecke erſchien, konnte man ſie wiederſehen, weil er ſich nie von ihr trennte. Jeden Abend begoß er ſie reichlich, dann ließ er erwärmte Luft zu ihr einſtrömen, und ſchlief er ein, ſo mußte das Treibhäuschen ſo nahe als möglich ſeinem Lager ſtehen, um ſelbſt Nachts, wenn er erwachte, darnach ſehen zu können. Der brutende Vogel zeigt nicht größere Sorgfalt für ſein Ei, die treueſte Amme hält nicht gewiſſenhafter das anvertraute Pfand im Arm, der Dichter trägt nicht zärtlicher ſein Gedicht im Buſen. Sobald der Chevalier ſein Kleinod Morgens der heitern Sonnenwärme entgegen trug, lief auch Louiſe herbei und bemerkte die geringen Fortſchritte, welche die Pflanze während der Nacht gemacht hatte, ſo wie ſie ein gleichgultigeres Auge gewiß nicht entdeckt haben würde. Gleichwie man an geliebten Perſonen Veränderungen gewahrt, die der Fremde überſieht, fand ſie bald, daß der Stamm etwas ſtärker geworden war, oder die Blätter länger, die Triebe zahlreicher, und Desclieux ward von Dankgefühl durchdrungen, wenn er ſah, das liebenswürdige Kind intereſſire ſich für Etwas, das ihm auf die Seele gebunden und über Alles theuer war. Sie hatten bereits Madeira hinter ſich und genoſſen des herrlichſten Wetters. Die Sonne ſtrahlte noch einmal ſo prächtig auf das Waſſer herab und Alles athmete Glut und Leben. Desclieux ließ die Kaffeepflanze den ganzen Tag dieſen wohlthätigen Einflüſſen ausgeſetzt und ſaß neben Louiſe und ihren Eltern, die Augen auf den Zögling gerichtet, der ſich immer ſchöner entfaltete und gleichſam den Strahlen, die ihn ſo wohlthätig durchdrangen, entgegenlächelte. Auf der Stirn des Chevaliers zeigte ſich aber ein beſonderer Ernſt; es waren weite, große Gedanken, die ſich darunter bildeten. Er erblickte im Geiſte die kleinen ſternförmigen Blüten, die duftenden Bohnen, auf weiten, lachenden Fluren verbreitet, wie ein Meer von Farbe und Wohlgeruch, und ſchwarze Menſchen, die reiche Ernte ſammelnd, und beladene Schiffe, welche damit in die Häfen Frankreichs einliefen. Mit Feuer erzählte er Louiſen ſeinen ſchönen Traum. Ihre eigene Neigung zu der Pflanze wuchs nur um ſo höher und ſie widmete ihr ſtets größere Aufmerkſamkeit. Sie hatte einen kleinen Vorhang von grüner Seide genäht, um die Wiege ihres Lieblings gegen allzu große Hitze zu ſchirmen; dann ſaß ſie neben ihm und hörte, wie Desclieux ihr von dem arabiſchen Kaffeebaume erzählte, der in Moccas Gefilden wächſt, und von der Pracht des Orients. Dieſes Beiſammenſein, dieſes Heften der Gedanken auf einen und denſelben Gegenſtand, brachte Louiſe und den Chevalier immer näher und ihre gemeinſchaftliche Neigung wurde nach und nach bedeutſamer; ihre Herzen ſympathiſirten und ihre Gefühle wurden lauter. Die Eltern ſahen dies mit Vergnügen und man ſchien von beiden Seiten eine Verbindung zu wünſchen. Die erſten Schritte wurden ohne Zaudern gethan und an dem Tage, wo die bekannte Schiffs-Ceremonie der ſogenannten Taufe des Wendekreiſes ſtattfand, erklärte man ſich gegenſeitig; die Verlobung ward geſchloſſen und nach glücklich erfolgter Landung ſollte die Vermählung vollzogen werden. Eines Morgens aber — welch ein Schrecken bemeiſterte ſich ihrer — ſieht Louiſe, daß die Pflanze die Blätter hängen ließ, mit dem Auge des Weibes, das ſchärfer als das der Männer auf den Gegenſtänden zärtlicher Neigung haftet. Sie theilte Niemanden ihre Beſorgniß mit, weil ſie glaubte, daß es ihren Bemühungen gelingen werde, das drohende Unheil zu entfernen. Am andern Morgen jedoch wuchs ihr Kummer, denn die Pflanze welkte ſichtbar; auch Desclieux wurde aufmerkſam und dachte beunruhigt über die Urſache dieſer Erſcheinung nach. Er fand bald, daß eine reichlichere Erfriſchung unter dem glühenden Hauche des Wendekreiſes nothwendig werde, und gab daher willig den größten Theil ſeiner Waſſer-Ration zum Begießen der Pflanze hin. In der That erhielt ſie bald darauf ihre Friſche und Farbe wieder und Louiſe fiel dankend ihrem Geliebten um den Hals. Noch war man einige hundert Meilen von Martinique entfernt, als ein heftiger Windſtoß, die letzte Wirkung eines jener furchtbaren Stürme, wie ſie ſo oft die Antillen verheeren, das Schiff traf. Ein fürchterliches Leck hatte die Flanken deſſelben zerriſſen und die Pumpen vermochten nicht mehr, es über dem Waſſer zu erhalten. Man ſah ſich genöthigt, alle Waaren, einen Theil des Ballaſtes und ſelbſt einige Waſſerfäſſer über Bord zu werfen. Mit ungeheurer Anſtrengung war es endlich gelungen, das Leck zu verſtopfen, und ein friſcher Wind trieb das Schiff ſeiner Beſtimmung entgegen. Auf die Kaffeepflanze hatte der bewegte Zuſtand der Atmoſphäre wie gewöhnlich eine heilſame Wirkung hervorgebracht; ſie hatte neue Keime angeſetzt und junge Blätter getrieben. Braut und Bräutigam blickten mit ſtiller Freude darauf hin, als auf eine Verheißung zu häuslichem Segen und Glück. Aber nach kurzem Wechſel ſteht der Wind; die Segel hängen ſchlaff am Maſte; kein Hauch bewegt ſie, keine Welle ſchlägt an das Schiff; das Meer ruht — ein Wunder auf den vorangegangenen Aufruhr der Natur. Die Hitze dieſer Zone fiel mit ihrem erſtickenden Gewicht auf die Mannſchaft. Man vertrocknete, man fühlte den brennendſten Durſt, und bereits mangelte das Waſſer; man ſah ſich genöthigt, die Portionen zu beſchränken. Wenn nun Menſchen, deren Wille große Hinderniſſe zu beſiegen vermag, dieſem Unſtern nicht zu trotzen im Stande waren, was ſollte aus der zarten Pflanze werden, die mit jedem Augenblicke an Kraft zu verlieren ſchien? Sie bekam zwar auch ihren Antheil; er war aber unzureichend, und Deſclieux gab ihr jeden Morgen, jeden Abend den ſeinigen, um ſie, wenn auch nur kümmerlich, vor einem gänzlichen Hinſterben zu retten. Louiſe wunderte ſich, daß die Pflanze noch immer Stand halten konnte; denn ſie wußte nichts von Deſclieux' großmüthiger Aufopferung. Zum Glücke hatte er oft ſchon in heißen Himmelsſtrichen gelebt und konnte daher dieſes Drangſal beſſer als irgend ein Anderer ertragen. Indeß nahm das Trinkwaſſer täglich mehr ab und die Windſtille dauerte fort. Die Lage auf dem Schiffe ward gefährlicher. Man durfte nicht hoffen, ein fremdes Schiff zur Hülfe herbeieilen zu ſehen, wie es wol in andern Nöthen der Fall ſein kann. Es war unmöglich zu ſegeln. Schon war die Waſſer-Ration auf ein kleines Glas für den Tag beſchränkt, dann auf einen Schluck, und Desclieux ſpendete ſelbſt dieſen ſeinem armen Pflegling. Louiſe ſah eines Tages mit Entſetzen, wie Desclieux bläſſer wurde, wie er abmagerte, wie ihn Ohnmachten ergriffen. Sie ſchrieb es der unmäßigen Hitze zu. Er fühlte wohl, daß ihn ſeine Kräfte mehr und mehr verließen, aber er hatte gelobt, die Pflanze zu begießen, ſollte er auch darüber verſchmachten, und er hielt redlich Wort und ſchwieg. Eines Abends aber, da er zu ſterben meinte, ſagte er zu dem Vater ſeiner Braut, der ihn theilnehmend um ſeinen Zuſtand befragte: „Ja, ich fühle, daß ich umkommen muß, aber meine Pflicht erheiſcht, die Pflanze zu erhalten, die man mir anvertraute.“ Er drückte ſeine brennenden, bleichen Lippen auf den Mund ſeines Schwiegervaters; dann fuhr er fort: „Sterbe ich, ſo ſchenken Sie der Pflanze alle Sorgfalt, die uns eine ſo reiche Zukunft von Glück und Ehre zu verſprechen ſchien. Ich vermache Ihnen allen Ruhm, den ich durch ſie erwarten durfte.“ Man vertheilte ſoeben die kleine Waſſer-Portion und der Leidende goß die ſeinige mit verklärten Blicken über die Pflanze aus. Louiſe war hinzugetreten; ſie konnte vor Schmerz nicht ſprechen — aber ſie that daſſelbe. Wer hat nicht ſchon Wonnegefühl empfunden, einer dürſtenden Pflanze den belebenden Guß zu ſpenden? Wem war es nicht dabei, als ob die Wohlthat ihn ſelbſt erfriſchte? Ein gleiches Gefühl durchdrang in dieſem ſchmerzlichen Augenblick auch die beiden Liebenden. Aber welche Seligkeit ergreift ſie? Iſt es ein Traum, ein Wahn? Ein leiſer Hauch berührte ihre Wangen, Louiſens Locken ſchienen leicht bewegt zu werden, wie das Schiff in dem kaum aufgeregten Elemente. Man überließ ſich der Freude und erwartete den

Morgen, welchen die ſchönſte Hoffnung vergoldete. Desclieux und Louiſe goſſen das koſtbare Getränk mit heitern Blicken über die Pflanze aus, und litten Pein, um Ruhm und Ehre zu bewahren. In der Nacht erhob ſich endlich der Wind, deſſen Annäherung ſie ſchon verſpürt hatten, aber es war kein Tropfen Waſſer mehr am Bord, als das Schiff auf der Rhede von Saint-Pierre angekommen war. Die Kaffeeſtaude war gerettet, die Wohlfahrt der Colonie geſichert und der ſieggekrönte Desclieux empfing ſeinen Lohn und drei Monate ſpäter Louiſens Hand am Altare. Und der Trieb zu dieſer edeln Selbſtaufopferung gründete ſich nur auf eine Handels-Speculation! Ich aber kann keinen Kaffeeballen in unſerm Speicher öffnen ſehen, ohne mich an dieſe rührende Geſchichte zu erinnern, und wünſche daſſelbe bei meinen Zuhörern, ſo oft ſie die Taſſe zum Munde führen."

Ueber die Geſchichte war der Kaffee kalt geworden. „Zu kurz! zu kurz!" hörte man ausrufen; der junge Kaufmann nahm es für ein Kompliment und dankte. In der That aber war man beſorgt, daß bei ſo beſchränktem Umfang des Mitgetheilten der Vorrath allzuſchnell zu Ende gehen möchte. Beſonders ergriff mich dieſe Sorge; allein ein Blick auf den Magiſter, der mit muthigen Geſten den Seſſel des Erzählers wieder einnahm, entfernte ſie, und ich hoffte hier einmal eine Erzählung von gehöriger Länge für den ganzen Reſt des Abends zu erhalten, ſo daß der Engländer und ich uns für morgen aufſparen konnten.

„Es war zur Zeit der letzten Kreuzzüge," begann nach einigem Räuſpern der ſächſiſche Magiſter, indem er durch ſeine grüne Brille ganz beſonders die hübſche Wienerin zu fixiren ſchien — „am zweiundzwanzigſten December des Jahres . . . ., die Jahreszahl war in der alten Chronik, welcher ich nacherzähle, unleſerlich geworden — alſo am vierundzwanzigſten December, zur Zeit der letzten Kreuzzüge, um ſieben Uhr und wenige Minuten Abends, als man in einer Meierei, an der Grenze des Elſaß und Breisgau ein großes Feuer auf dem Herde erblickte, Kerzen im Zimmer angezündet und ein Hin- und Herlaufen der Mägde bemerkte, welches Alles auf irgend ein Feſt hinzudeuten ſchien, das im Hauſe gefeiert werden ſollte.“ Nach dieſer langathmigen Introduction ſah er bedeutungsvoll im Kreiſe umher, hielt inne, da er ſah, wie der Fronzoſe ſeinem Nachbar etwas ins Ohr flüſterte, und fuhr erſt fort, nachdem Alles ihm wieder die größte Aufmerkſamkeit zu widmen ſchien. „Es war aber Vater Kurt, der wackere Meier, der alle ſeine Kinder und Kindeskinder, um den Weihnachtsabend zu feiern, zu ſich eingeladen hatte. Die große Stube war mit Heiligenbildern geſchmückt, mit Eulenflügeln und Hirſchgeweihen, und zwiſchendurch prangten Bündel von Pfeilen, Armbruſten, Jagdhörner, Lanzen und andere Waffen des ernſten Kampfes wie des edeln Waidwerks. Außer einer ungeheuern Lampe von Eiſen, welche am ſchweren Gebälke der Decke hing, leuchteten vier hohe Wachskerzen in den Ecken der Stube und im großen Kamin brannte ein ganzer Baum und verbreitete eine ſchöne rothe Helle, das Gemach erwärmend. Längs der Wand erhob ſich der zierliche Tiſch von Nußbaum, mit gedrehten Füßen, prangend mit ſchweren Gefäßen von blankem Zinn, worin ſich die jungen Mädchen unaufhörlich ſpiegelten. In der Mitte endlich wurde das Mahl gerichtet auf dem viereckigten, ſchweren Tiſch von Eichenholz, mit blendend weißem Linnen bedeckt. Hier dampften bereits ſäuerlich duftender Hirſchbraten, braun gebackene Seiten von jungem Schweine, die fette gebratene Gans, ungeheure Mehlklöße und die Schüſſel mit ſpeckgewürzten Linſen, ſo ein beſonderes Leibgericht des Alten war. Vater Kurt trat in das Zimmer, mit ihm der Geiſtliche, der Gerichtsfrohn, Hieronymus, ein junger Burſche aus der Nachbarſchaft, der erſt am Morgen deſſelben Tages aus dem gelobten Lande heimgekehrt war, und Gertraud, ſein jüngſtes Töchterlein, das der Alte ganz beſonders liebte, erſt ſiebzehn Jahre alt; der Himmel hatte ihn damit beſchenkt, als er bereits ſechzig zählte. Sie war ihrer Mutter bis auf den Namen ähnlich, die geſtorben war, als ſie ihr das Leben gegeben hatte. Wenn der Alte ſie anſah, ſo vermeinte er nicht mehr Witwer zu ſein, ſondern er glaubte ſich wieder um vierzig Jahre jünger. Doch wir wollen nicht die alte Amme Gertraudens überſehen, eine gar wackere Bäuerin, ſtolz auf das Mädchen, welches ſie geſäugt, und ſehr kenntnißreich in allen Wirthſchafts-Angelegenheiten und in tauſend wunderbaren Geheimniſſen, kurz eine Frau, die Alles wußte, Alles kannte, bis auf die unbedeutende Kenntniß des Leſens und Schreibens, wovon ſie nichts verſtand. In jenen Tagen hielt man noch nicht viel darauf, und die Leute waren deshalb nicht eben unglücklicher als wir. Als dieſer impoſante Zug zur Thüre hereinſchritt, eilten die beiden ältern Töchter, mit ihren Männern und ihrer Schar von Kindern, welche ſchon früher angelangt waren und ſich am Kamin wärmten, auf Vater Kurten los und umringten ihn mit holdem Jubel. Es dauerte einige Zeit, bis dieſer ſich gelegt hatte und der alte Großvater ſich mit einer noch ziemlich kräftigen Stimme alſo vernehmen laſſen konnte: „Zu Tiſche!“ Mehr ſprach er für diesmal nicht; es wurde aber ſogleich von Allen verſtanden, und nach dem Benedicite nahm Jeder ſeinen beſtimmten Platz ein; er ſelbſt und der Geiſtliche auf zwei blickte dann auf ſich und ſah ſie dann noch einmal an. Der alte Vater Kurt fuhr aber fort: „Ich muß euch noch ſagen, daß ich die zwei letzten Zahlungsfriſten an dieſem Gut nicht habe tilgen können, und daß mein Freund, der Herr Gerichtsfrohn, euch allein durch ſeine Aushülfe das Erbe erhalten hat. „Gebt mir Eure Tochter, ſo geb' ich Euch das Geld" das waren ſeine Worte, „es ſoll als Gertraudens Mitgift gelten. Wollt Ihr, ſo ſchlagt ein!" „Ach, mein Gold, mein Gold!" ſeufzte Hieronymus bitter in ſich hinein, indem er die Fauſt ballte. „Noch ehegeſtern beſaß ich mein blankes Gold; wer hat es mir geſtohlen?" „Damit unſer Glück aber vollkommen ſei," fügte der glückliche Alte freundlich hinzu, „hat der Himmel uns den Nachbar Hieronymus wieder in die Heimat geführt, der zwei Jahre lang gegen die Ungläubigen gefochten und das Feſt der Geburt des Heilandes mit uns froh begehen will, nachdem er auf ſeinem heiligen Grabe gebetet hat." Hier trat Gertraud mit den Flaſchen ins Zimmer. „Warum ſind Deine Augen ſo roth?" fragte Kurt; „ſollte es vielleicht von dem Rauch der Küche herrühren?" „Ich glaube, ja, lieber Vater," ſprach das Mädchen und ſetzte den friſchen Wein auf den Tiſch und ſchenkte dem Vater ein.

Hierauf wurde ein großer ſchmackhafter Honigkuchen aufgetragen, der den Gäſten, beſonders den Kindern, in die Augen ſtach. „Meine Tochter!" ſagte der Alte — „eine Hand, die noch nicht der Brautring ſchmückt, ſoll den Feſtkuchen anſchneiden, ſo will es die Sitte. Alſo thue Deine Pflicht; vielleicht kannſt Du dieſes Amt nur noch dieſes eine Mal erfüllen." Der geiſtliche Herr winkte ſcherzend mit den Augen, und alle Uebrigen, einen Einzigen ausgenommen, lächelten dazu; Gertraud aber ſtand auf, um das Ehrenamt zu verrichten. Zuerſt ſchnitt ſie aus der Mitte das Stück für den lieben Gott und die Armen und legte es auf einen blanken Zinnteller, dann für die übrigen Tiſchgenoſſen, einem Jeden ein Stück. Wie nun aber Alle ſich anſchickten, den erſten Biſſen des appetitlichen Fladens in den Mund zu ſchieben, erkrachte ein furchtbarer Donnerſchlag und in demſelben Augenblick ſchoß ein Regenguß auf das Dach des Hauſes nieder. Die Anweſenden erſchraken heftig und blieben ſtarr ſitzen. Da hörte man an dem äußern Hofthor ein wiederholtes heftiges Pochen. Vater Kurt ſtand auf und rief zum Fenſter hinunter: „Macht auf und laſſet ein, wer es auch ſei! Selbſt ein Mörder verdient Obdach in dieſer entſetzlichen Nacht. Iſt das ein Wetter!“ Dann ſetzte er ſich wieder zum Tiſche und ſagte freundlich: „Daß es ein Jude oder Hexenmeiſter ſei, haben wir wol nicht zu fürchten, meine Kinder; denn ſeit der letzte Jude zu Oſtern verbrannt wurde, mag es wol keiner mehr wagen, ins Land zu kommen, um ſeine verfluchten Künſte an uns zu üben. Mögen ſie dafür in der Hölle büßen!“ Kaum hatte der Alte dieſe Worte ausgeſprochen, als ein hinfälliger Greis in die Stube trat und, auf einen langen Stab geſtützt, in demüthiger Stellung an der Thüre verweilte, indem er den kahlen Kopf mit dem langen weißen Bart dreimal gegen die Geſellſchaft neigte. „Gott überſchütte euch mit ſeinen Segnungen!“ ſprach er leiſe und ſetzte ſich zum Feuer, das dem Verglimmen nahe, von Gertraud ſoeben angeſchürt wurde. „Wer Ihr auch ſein möget,“ ſprach Kurt, „Ihr bleibt mein Gaſt für dieſe Nacht.“ Und hierauf den Fremden aufmerkſamer ins Auge faſſend, ſetzte er hinzu: „Aber Euer zerriſſenes, unſcheinbares Gewand, der Strick, der es umgürtet, der braune Mantel, die Filzkappe und die

Seſſeln mit ſauber geſchnitzten hohen Lehnen, die andern Männer und die Kinder auf Bänken, die Frauen auf Schemeln. Indem ſich aber Gertraud auf ihren Sitz niederließ, fühlte ſie etwas Unheimliches unter ſich, als ob ſie ihren großen Kater oder ein anderes Thier erdrückt hätte; ſie ſprang laut ſchreiend in die Höhe und in der That, es war das Fell eines Thieres, aber keines Hausthieres, ſondern eines gewaltigen Wolfs. „Ich möchte wetten, daß dies eine Aufmerkſamkeit von dem Hieronymus iſt,“ ſagte freundlich der alte Kurt, indem er ſein hohes Stengelglas zum dritten Male leerte; — „ſeitdem er es mit Saracenen und Löwen aufgenommen hat, ſchlägt er unſer gemeines Raubgethier hier zu Lande wie die Fliegen todt.“ Hieronymus erröthete; die holde Gertraud dankte ihm mit einem zärtlichen Blicke, darob der neidiſche Gerichtsfrohn ſchwer ergrimmte und zwiſchen ſeinem ſchlechten Gebiß die Worte hervorſtieß: „Ei, welch ein zarter Scherz! ſolch einer armen Dirne Schreck einzujagen! Eine feine Ueberraſchung! He, he, he!“ — „Was iſt's denn weiter,“ ſagte der ſanftmüthige Geiſtliche — davon ſtirbt man nicht. Es iſt vielleicht ein Hochzeitgeſchenk und wenn unſre kleine Gertraud dort erſt Hausfrau ſein wird, ſo ſoll mit der ſtattlichen Wildſchur die Familienbank in der Kapelle zu Sanct Wolfgang geſchmückt werden.“ Alle gaben dem würdigen Manne Gottes ihren Beifall kund und überſtimmten das Murren des Frohns und die verſtohlenen Seufzer der beiden jungen Leute. Der alte Kurt merkte davon nichts; denn wenn ſolch ein alter Mann beim Weine ſitzt, ſo will er auch Alles luſtig um ſich verſammelt ſchauen, und nimmt nicht wahr, wenn Wangen von zwanzig Jahren Kummer bleicht oder Thränen benetzen. Die Alten wollen nicht mehr einſehen, wie man um ſolche Dinge traurig werden kann, lachen dazu und brüſten ſich, luſtiger als die Jungen zu ſein. Endlich nahm Vater Kurt das Wort und begehrte volle Flaſchen, und Gertraud ſtand auf, um ſie aus dem Keller zu holen. Während ſie fort war, ſagte Kurt geheimnißvoll: „Wißt, es iſt heute ein Doppelfeſt, und während mein Töchterlein draußen iſt, laßt euch nur ſagen, daß neben dem Weihnachtsabend auch die Verlobung des Dirnleins gefeiert werden ſoll. Ich wollte nicht davon ſprechen, ſo lange Gertraud am Tiſche ſaß. Kinder ſind oft eigenſinnig und nicht damit zufrieden, was man zu ihrem Glücke auserſinnt, ob ſie auch ſeit geſtern ſchon darum weiß. Aber nun rathet einmal den Bräutigam!“ „Bei der heiligen Jungfrau!“ platzte ſchnell die Amme heraus, „dazu braucht's keiner großen Hexerei! Hieronymus iſt der Bräutigam.“ „Schweig ſtille, Alte!“ brummte Kurt, „man muß Niemanden verſpotten. Daß Hieronymus eine arme Waiſe iſt, die an ſolch eine Verbindung nie denken darf, brauchſt Du ihm gerade nicht vorzuwerfen. Sei ruhig, armer Junge!“ ſetzte er dann in ſanfterem Tone hinzu, „ich liebe Dich gleich meinen Kindern und werde Dir gewiß dereinſt eine wackere Dirne zur Hausfrau wählen, welche Tugend und Arbeitſamkeit, Geſundheit und Zuneigung als Mitgift ins Haus bringt, und für Deine kleine Einrichtung will ich dann ſchon Sorge tragen.“ „Ach, der arme Hieronymus!“ ſeufzte die Amme. „Oh meine Goldſtücke!“ murmelte Hieronymus ſtill vor ſich hin, indem ſein Blick verzweiflungsvoll auf den Teller ſtierte. „Alſo, meine lieben Freunde,“ ſprach Kurt weiter, „grüßet mir Alle den Herrn Gerichtsfrohn als meinen künftigen Eidam.“ Die Amme konnte ſich nicht enthalten, einen lauten Ausruf hören zu laſſen. Der Gerichtsfrohn ſah ſie verwundert an.

blickte dann auf ſich und ſah ſie dann noch einmal an. Der alte Vater Kurt fuhr aber fort: „Ich muß euch noch ſagen, daß ich die zwei letzten Zahlungsfriſten an dieſem Gut nicht habe tilgen können, und daß mein Freund, der Herr Gerichtsfrohn, euch allein durch ſeine Aushülfe das Erbe erhalten hat. „Gebt mir Eure Tochter, ſo geb' ich Euch das Geld“ das waren ſeine Worte, „es ſoll als Gertraudens Mitgift gelten. Wollt Ihr, ſo ſchlagt ein!“ „Ach, mein Gold, mein Gold!“ ſeufzte Hieronymus bitter in ſich hinein, indem er die Fauſt ballte. „Noch ehegeſtern beſaß ich mein blankes Gold; wer hat es mir geſtohlen?“ „Damit unſer Glück aber vollkommen ſei,“ fügte der glückliche Alte freundlich hinzu, „hat der Himmel uns den Nachbar Hieronymus wieder in die Heimat geführt, der zwei Jahre lang gegen die Ungläubigen gefochten und das Feſt der Geburt des Heilandes mit uns froh begehen will, nachdem er auf ſeinem heiligen Grabe gebetet hat.“ Hier trat Gertraud mit den Flaſchen ins Zimmer. „Warum ſind Deine Augen ſo roth?“ fragte Kurt; „ſollte es vielleicht von dem Rauch der Kuche herrühren?“ „Ich glaube, ja, lieber Vater,“ ſprach das Mädchen und ſetzte den friſchen Wein auf den Tiſch und ſchenkte dem Vater ein.

Hierauf wurde ein großer ſchmackhafter Honigkuchen aufgetragen, der den Gäſten, beſonders den Kindern, in die Augen ſtach. „Meine Tochter!“ ſagte der Alte — „eine Hand, die noch nicht der Brautring ſchmückt, ſoll den Feſtkuchen anſchneiden, ſo will es die Sitte. Alſo thue Deine Pflicht; vielleicht kannſt Du dieſes Amt nur noch dieſes eine Mal erfüllen.“ Der geiſtliche Herr winkte ſcherzend mit den Augen, und alle Uebrigen, einen Einzigen ausgenommen, lächelten dazu; Gertraud aber ſtand auf, um das Ehrenamt zu verrichten. Zuerſt ſchnitt ſie aus der Mitte das Stuck für den lieben Gott und die Armen und legte es auf einen blanken Zinnteller, dann für die übrigen Tiſchgenoſſen, einem Jeden ein Stück. Wie nun aber Alle ſich anſchickten, den erſten Biſſen des appetitlichen Fladens in den Mund zu ſchieben, erkrachte ein furchtbarer Donnerſchlag und in demſelben Augenblick ſchoß ein Regenguß auf das Dach des Hauſes nieder. Die Anweſenden erſchraken heftig und blieben ſtarr ſitzen. Da hörte man an dem äußern Hofthor ein wiederholtes heftiges Pochen. Vater Kurt ſtand auf und rief zum Fenſter hinunter: „Macht auf und laſſet ein, wer es auch ſei! Selbſt ein Mörder verdient Obdach in dieſer entſetzlichen Nacht. Iſt das ein Wetter!“ Dann ſetzte er ſich wieder zum Tiſche und ſagte freundlich: „Daß es ein Jude oder Hexenmeiſter ſei, haben wir wol nicht zu fürchten, meine Kinder; denn ſeit der letzte Jude zu Oſtern verbrannt wurde, mag es wol keiner mehr wagen, ins Land zu kommen, um ſeine verfluchten Kunſte an uns zu üben. Mögen ſie dafür in der Hölle büßen!“ Kaum hatte der Alte dieſe Worte ausgeſprochen, als ein hinfälliger Greis in die Stube trat und, auf einen langen Stab geſtützt, in demüthiger Stellung an der Thüre verweilte, indem er den kahlen Kopf mit dem langen weißen Bart dreimal gegen die Geſellſchaft neigte. „Gott überſchütte euch mit ſeinen Segnungen!“ ſprach er leiſe und ſetzte ſich zum Feuer, das dem Verglimmen nahe, von Gertraud ſoeben angeſchürt wurde. „Wer Ihr auch ſein möget,“ ſprach Kurt, „Ihr bleibt mein Gaſt für dieſe Nacht.“ Und hierauf den Fremden aufmerkſamer ins Auge faſſend, ſetzte er hinzu: „Aber Euer zerriſſenes, unſcheinbares Gewand, der Strick, der es umgürtet, der braune Mantel, die Filzkappe und die

Sandalen. Alles deutet an, daß Ihr von einer weiten Reiſe kommt, Eure Züge ſind ſo heilig und ehrwürdig; wäret Ihr ein Pilgrim, der geraden Weges von Jeruſalem heimkehrt?" „Jeruſalem!" ſeufzte der Fremde dumpf, als hätte er die Anrede nicht verſtanden. „Dann kommt näher, heiliger Mann," fuhr Kurt fort, „nehmt hier Euern Platz ein und erzählt uns. Wir haben dort einen wackern Freund, der mit ſeiner Lanze wol ſchon mehr als fünfzig Sarazenen erlegt hat ...." „Mir iſt kalt und ich habe nichts gegeſſen ...." war des Fremden Antwort. „Verzeiht, mein ehrwürdiger Gaſt!" ſprach der Alte, „ich dachte nicht daran. Aber Ihr kommt zur rechten Zeit. Wir ſchnitten ſoeben den Feſtkuchen und das Stück für den lieben Gott gehört dem Fremden, den er uns ſendet." Gertraud lief bei den Worten ihres Vaters mit dem zirkelrunden Stücke aus der Mitte des Kuchens zu dem Fremden hin und ſtellte es nebſt einem vollen Becher alten Weins vor ihm auf. Die Geſellſchaft kümmerte ſich nun nicht weiter um ihn, ſondern ließ ſich's wohl ſein und führte mannichfaltige Geſpräche. Aber während Alle den zarteſten Kuchen ſchmauſten, der wol je von den weißen Händen einer ſchönen Dirne geknetet worden, ſaß der Gaſt ſtumm da und hatte ſein Theil nicht angerührt. „Was ſoll das heißen?" rief Kurt ihm zu, als er es bemerkte, „Ihr eſſet nicht von dieſem ſchmackhaften Kuchen und ſaget doch ſelbſt, daß Ihr Hunger verſpürt! Man muß eſſen, um trinken zu können, und wir warten Alle darauf, mit Euch anzuſtoßen. Ei, was macht Ihr für ein grämlich Geſicht! Seht nur, die armen Kleinen fangen ſchon an, ſich zu fürchten. He, Gertraud, vielleicht mag unſer Gaſt nichts Süßes; geh' hin, und ſchneide ihm von dieſen Schweinsrippen ein gutes, ſaftiges

Stück herunter; das wird dem vom weiten Wege Ermüdeten hoffentlich beſſer munden." Gertraud gehorchte; aber der Fremde aß und trank nicht. „Das iſt doch ſeltſam!" ſprach der Geiſtliche. „Ich leide ſehr, habt Mitleid!" ſprach der Unbekannte, indem er den Kopf ſenkte. Gertraud, das ſanfte Kind, war um ihn beſchäftigt, ihm den ſchweren Mantel abzunehmen und den Strick zu löſen, der ſeine Hüften umſchlang. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. „Wie? Keinen Roſenkranz? Kein Kreuz? Kein Heiligenbild?" murmelte die Geſellſchaft betroffen.

„Was wäre das für ein Pilgrim?" ſprach Kurt mit ernſtem Tone und erhob ſich. Alles folgte ſeinem Beiſpiel. „Wär' es vielleicht gar . . .?" „Ach Vater, hier iſt ein kleines Kreuz!" rief Gertraud haſtig, mit dem Ausdrucke höchſter Angſt, und der Fremde ergriff zitternd ihre Hand und drückte ſie mit geheimnißvollen Worten an ſeine Bruſt. „Hieher, Gertraud, zu mir!" ſchrie Kurt ſtreng. „Du aber, ſonderbarer Fremdling, zeichne ſogleich Stirn und Bruſt mit dem Zeichen des Heils, oder — ſelbſt wenn Du mit der Macht der Hölle ausgerüſtet wäreſt — wir werfen Dich auf die Landſtraße, eine Beute den Räubern, Wölfen und den Stürmen und Unbilden der Nacht!" Der Fremde machte kein Zeichen und ſchwankte der Thür zu, aber der Gerichtsfrohn ſprang wild auf und ergriff ihn bei ſeinem langen Barte: „Mache das Kreuz, das Kreuz!" ſchrie er. Der Fremde ſtürzte auf die Knie. „Gnade! Gnade! ihr guten Nazarener!" wimmerte er. „Seht ihr wol," kreiſchte der Gerichtsfrohn, indem er ſein Meſſer zückte, „es iſt ein Jude." „Ein Jude!" wiederholten Alle voll Entſetzen. Und die Männer erhoben Stöcke und Meſſer, die Frauen verhüllten ihr Angeſicht, die Kinder weinten und warfen

Gläſer und Ueberbleibſel der Gerichte auf den Greis. Nur Bertrand und Hieronymus ſuchten ihn zu ſchützen und der Geiſtliche ſtand ihnen ruhig zur Seite. „Haltet ein, ihr Wahnſinnigen!“ ſprach er mit Kraft, „Gott iſt für Alle geſtorben; er aber hat Niemanden getödtet.“

Der Jude, der laut flehend ſich bald hier- bald dorthin vor den Verfolgungen zu ſichern bemüht war, ließ in dieſem Augenblicke etwas laut Klirrendes zu Boden fallen. „Ei, ſchaut doch einmal her!“ rief der Gerichtsfrohn, „ein Sack von Golde ſchwer! Wie, Jude, konnteſt Du bei ſolchem Reichthum Hunger und Mangel leiden? Du hatteſt wahrſcheinlich etwas Anderes bei uns im Sinne, als Dich zu wärmen, alter Straßenräuber!“ „Ach nein, Herr!“ jammerte der Jude; „dies Geld gehört nicht mir und ich würde lieber ſterben, als es anrühren. Tödtet mich immerhin, vorerſt aber hört, was ich ſage, damit ihr ſelbſt dies Geld ſeinem Eigenthümer zurückerſtatten könnt.“ Alles war nun ſtille geworden, jedoch ohne die drohende Stellung aufzugeben, und der alte Fremdling fuhr alſo fort: „Geſtern, mit Anbruch der Nacht, zog ich wie gewöhnlich aus meiner Herberge; denn ich reiſe nur zur Nachtzeit, weil ich mich ja, während die Sonne ſcheint, vor Niemanden ſehen laſſen darf. Ich hatte ſoeben mein Kind begraben, Sahra, meine geliebte Tochter, die mir der Herr über Leben und Tod nach kurzer Zeit der Freude wiedergenommen hatte. Wenn ihr auch glaubt, ein Jude ſei ein Ungeheuer, ſo hat er doch ſeine Kinder lieb, und wenn ſie ihm ſterben, ſo iſt ſein Herz nur einer blutenden Wunde zu vergleichen. Wie ich nun geſtern, unter leiſen Gebeten und Thränen, meine nächtliche, einſame Straße wandle, höre ich lauten Angſtruf unfern von mir, und laufe, um zu helfen, wenn es meine ſchwache Kraft im Stande ſein würde. Bald ſehe ich einen jungen Menſchen fliehen, der um Hülfe ſchreit, und zwei Räuber, welche unter einem Baume ſitzen und den Inhalt eines ſchönen ſeidenen Beutels theilen, der eitel Goldſtücke enthielt. Sie bemerkten mich nicht, und ich ſtand plötzlich vor ihnen, eine breite Damascenerklinge in der Hand. Sie mochten in mir wol ein Geſpenſt erblicken, denn das böſe Gewiſſen hatte ihnen jede Kraft geraubt; ſie ſprangen auf und liefen heulend davon. Die Nacht hatte ihnen glücklicherweiſe mein Alter und meine Hinfälligkeit verborgen. Meinen Säbel warf ich jetzt weg, aber den Beutel hob ich auf und eilte, ſo ſchnell als ichs vermochte, dem Reiſenden nach, um ihm ſein Gut zurückzuerſtatten. Ich holte ihn nicht mehr ein und mußte mit meiner Laſt fortwandern, um ſie bei einem wackern Nazarener niederzulegen, der in mir dem Juden nicht flucht und den ich in dieſer Gegend kenne. Dieſer hätte, den Eigenthümer auszukundſchaften, Alles aufbieten müſſen. Auf dem Wege zu ihm überraſchte mich das Gewitter und zwang mich, um Einlaß bei Euch zu bitten. Ihr habt mir gaſtfrei die Pforte öffnen laſſen, um mich nun grauſam zu tödten. Thut, was ihr wollt! Nur ſtellt das Geld ſeinem Eigenthümer wieder zu, damit dieſe gute Handlung einen Theil des Mordes ſühne, den ihr an dem Unſchuldigen verüben wollt.“ Hieronymus, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, rief jetzt freudig aus: „Nein, beim Heiland der Welt! Du wirſt hier nicht ſterben, oder ſie tödten mich mit dir! Dieſer Beutel gehört mir, ich bin jener Reiſende. O, und Du weißt nicht, daß Du mir nicht blos Goldſtücke gerettet haſt, nein! das Leben ſchenkſt Du mir wieder und mehr als das. Gib her!“ – „Halt, junger Menſch!“ ſprach der Jude mit mißtrauiſcher

Miene, „wie viel Zechinen hatteſt Du in dem Beutel?“ „Zweitauſend.“ „Und war ſonſt nichts darin?“ „Ja wol, und andere Dinge von weit höherem Werth, als alles Gold.“ Und Hieronymus neigte ſich zum Ohre des Alten und ſagte ihm leiſe einige Worte. „So nimm dieſen Sack,“ ſprach der Greis, „Du wirſt darin den ſeidenen Beutel finden. Dir gehört er!“ Alle Anweſenden waren von dieſer Scene höchlich überraſcht, und Gertraud fühlte ſich tief bewegt, und eine ſchwankende Hoffnung glimmte beſeligend in ihrem Blick. Die treue Amme bemächtigte ſich ſogleich des Beutels und ſuchte in den Geldſtücken, die ſie mitten auf den Tiſch ſchüttete. Bald zog ſie daraus ein Päckchen, das ſie öffnete. Eine trockene Blume lag darin, ein ſchlecht gezeichnetes Bild und ein Blatt Papier, worauf mit Blut geſchrieben ſtand: „Der Ritter von Freiburg gab mir in Jeruſalem ſterbend dieſe zweitauſend Zechinen, weil ich ihm einſt das Leben gerettet. Ich aber, der nach dem heiligen Lande gezogen war, um dort zu ſterben, oder reich genug zurückzukehren, um meine geliebte Gertraud zu freien, ich ziehe jetzt mit Hoffnung im Herzen ins Vaterland. Wenn aber Gertraudens Hand nicht mehr zu haben wäre, ſo mag es auch nicht lange mehr gehen mit mir, und ſie erſehen, daß ich . . . .“ So weit hatte der Geiſtliche geleſen, als die Amme ihm mit Ungeſtüm ins Wort fiel: „Was iſt denn nöthig, noch weiter zu leſen? Will der liebe Gott nicht ſelbſt, daß die Hände der guten Kinder zuſammengegeben werden? Hier ſind zuerſt fünfhundert Zechinen für den wackern Hebräer, fünfhundert, um die Meierei ſchuldenfrei zu machen, und tauſend als Mitgift für Gertraud, die ihren Hieronymus wieder gewonnen.“ Eine tiefe Stille folgte. Alle ſahen auf das Paar, das hochaufathmend die

Blicke niederſchlug. Endlich ſprach Kurt: „Und dennoch, meine Tochter, wollteſt Du den Herrn Gerichtsfrohn dort heirathen?“ „Ja, mein Vater,“ erwiderte das gute Kind, „denn ich wollte Eure Zufriedenheit und das Glück Eurer alten Tage wiederherſtellen. Ich fügte mich in mein Schickſal, das mich ja doch bald von der Erde abgefordert hätte.“ „Nein, ſie lebe! lebe lange und hoch!“ riefen Alle einſtimmig. „Amen!“ ſprach der Geiſtliche. „Urtheilet von ſelbſt,“ ſagte Kurt zu dem Gerichtsfrohn, der die Augen aufriß und mit dem Kopf nickte. „So kommt denn, meine Kinder, damit ich euch ſegne,“ ſagte der Vater, und Beide hingen an ſeinem Halſe. — „Habe ich nicht immer geſagt, der Hieronymus und Gertraudchen“ — rief die Amme, vor Freuden weinend. „Vor Allem aber noch einige Flaſchen Alten herbei,“ fiel ihr Vater Kurt ins Wort. Und wie er ſich jetzt milden Sinnes und mit freundlicher Rede nach dem alten Hebräer wenden wollte, bemerkte man erſt, daß dieſer ſich heimlich fortgeſchlichen, wie ein Unglücklicher, der an keiner Freude hienieden Theil nehmen darf. Auch von der ihm zugedachten Belohnung hatte er nichts angenommen.“

So ſchloß der ſächſiſche Magiſter mit einem ſiegreichen Ausdruck auf dem Geſichte. Er war den Nachkommen Abraham's nicht eben geneigt und hatte dies auch offen und zu verſchiedenen Malen kundgethan; aber die Gegenwart der ſchönen und reichen Banquierstochter, die ziemlich allgemein für eine Jüdin gehalten wurde, mit der liebenswürdigen Laune und dem Benehmen einer Dame von Welt, ſchien die Grundſätze eines feſt eingewurzelten Widerwillens in ihm wankend gemacht zu haben. Er glaubte mit ſeiner Erzählung ihr Herz zu erobern. Als ſie jedoch, mit ihrer

Tapiſſerie beſchäftigt, keinen Blick des Dankes auf ihn richtete und mit einem Male aufbrach, um ihrer Couſine, die am Nebentiſche Whiſt ſpielte, einige Worte zuzuflüſtern, zog er die Schultern in die Höhe, ſteckte das glatte Kinn tiefer in die Halsbinde und ſah glotzend über die Brille weg, was ſeinem Auge etwas ungemein Pikantes verlieh. Er ſprach nichts mehr, aber einen Scheiterhaufen errichtete er in ſeinem Herzen und das Bild einer ſchönen Jüdin wurde ohne Erbarmen verbrannt.

„Et puis?“ hieß es nach einer Weile. Es half nichts, der Engländer mußte an dieſem Abende noch ſeine Geſchichte zum Beſten geben. Man hatte zu früh begonnen und es war bis zum Aufbruch noch ein Stündchen hinzubringen. Er war ein Mann, der ſich in der Welt umgeſehen hatte, und man durfte ſich auf ein intereſſantes Reiſeabenteuer gefaßt machen:

„Von allen Heilquellen, welche ich auf meinen großen Reiſen kennen gelernt habe, iſt Bagnères-de-Luchon in den Pyrenäen die reizendſte. Sie ſprudelt in einem tiefen Keſſel, von Waldgebirgen umgeben, deren höchſte Scheitel mit Schnee bedeckt ſind. Das Städtchen ſelbſt liegt mitten in einer reichen Landſchaft, und von den Höhen, die ſie beherrſchen, nimmt es ſich wie ein Veilchen aus, das im duftigen Graſe ruht. Rechts und links erblickt man neue, ſchöne Häuſer, die blos zur Aufnahme der Badegäſte beſtimmt ſind, und wo man, von ſtädtiſchem Luxus und moderner Eleganz umgeben, alle Freuden des Landlebens genießen kann. Die zahlloſen Heerden, wenn ſie zur Weide getrieben werden oder von daher heimkehren, bezeichnen den Anfang und das Ende des Tages. Man kennt dort keine andern Wächter als Ziegen und Schafe, mit ihren

Glöckchen am Halſe. Vernimmt man ihr anmuthiges Geklingel am frühen Morgen, ſo rafft man ſich vom Lager auf und beginnt Excurſionen. Die Führer in den Pyrenäen bilden eine eigene Zunft. Ehrlichkeit, Vorſicht, Kraft und Ausdauer, und die Kenntniß aller Wege und Stege ihres Gebirgs, zeichnen dieſe Leute beſonders aus. Sie betrachten jeden Fremden wie ein nutzbringendes Capital, für deſſen Sicherheit ſie verantwortlich ſind. Sie ſind unermüdlich in ihrer Dienſtbefliſſenheit. Jede Commiſſion, jeden Einkauf, jeden Handel übernimmt der Führer für den Reiſenden. Und wenn ihn auch die Liebe zum Gewinn mehr als eine andere Rückſicht dazu antreibt, ſo weiß er dies doch immer unter einem Schein von heiterer Treuherzigkeit zu verbergen. Ein ſolcher Führer begnügt ſich übrigens nicht blos, voranzugehen und die Reiſenden vor den Gefahren des Weges zu behüten; er ſorgt zugleich dafür, ihnen die Zeit durch ſeine Geſpräche abzukürzen. Bald ſind es Abenteuer auf Reiſen oder Jagdvorfälle, dann die Erſcheinungen im Gebirge, welche einen ſtehenden Artikel dieſer lebendigen Chroniken bilden. Sie kommen ſo häufig an den Orten vorüber, wo ſich ein Unglück ereignet; wie ſollten ſie anſtehen, die Theilnahme ihrer Schutzbefohlenen in Anſpruch zu nehmen? Und wahrlich, das Leben dieſer Leute, das ſtets am Rande des Todes ſchwebt, bietet merkwürdige und rührende Fälle genug dar. Eines Tages, als ich bei dem Felſen la Maladetta vorüberging, rief mein Führer aus: „Hier, wo jetzt der friſche Schnee gefallen iſt, habe ich einmal viele heiße Thränen vergießen ſehen.“ Ich fragte ihn und er erzählte mir Folgendes: „In Luchon wohnte vor einigen Jahren noch ein Führer, Namens Jao Iberac, der Aelteſte und Geachtetſte von allen meinen Kameraden. Er führte einſt einige berühmte Reiſende über das Gebirge und dieſe hatten ihm dafür im Auslande einen ſo großen Ruf gemacht, daß jeder Fremde ſich ſogleich nur nach ihm erkundigte, um von ihm geführt zu werden. Nur wenn er nicht daheim war, kam die Reihe an uns. Aber er war auch ein tüchtiger Mann, das muß man ſagen. Den gefährlichſten Gebirgspaß konntet ihr an ſeiner Seite ſo ſicher zurücklegen, als ginget ihr auf gebahnter Straße, und jede Blume am Wege wußte er euch zu nennen. Ginget ihr mit ihm einem Hauſe vorbei, ſo riefen ihm die Leute zu, er möchte doch ein wenig einkehren; er aber pflegte lachend zu erwidern: ein guter Führer kehrt nicht ein, bis er ſeinen Weg zurückgelegt und die Leute riefen ihm eine glückliche Reiſe nach und wünſchten auch euch eine fröhliche Heimkehr, und was mehr von dergleichen frommen und gutgemeinten Sprüchen ihnen in den Sinn kam. Und ſo gelangte er bis zu zweiundachtzig Jahren, ohne daß ihm das Mindeſte zugeſtoßen wäre. Viele ſchrieben es ſeiner Einſicht zu, Andere aber wollten wiſſen, daß er dieſes ſeltene Glück einem geweihten Roſenkranze verdanke, den ihm einſt ein Fremder aus weitem Lande verehrt, weil er ihm das Leben gerettet hatte. Während des letzten Sommers klopften bei frühem Morgen zwei junge Leute an Iberac's Thür und wollten ſich von ihm führen laſſen. „Ich bin zu alt," antwortet er, „aber ich habe Sohn und Enkel, die euch eben ſo gut bedienen werden. He, Jacob, ſteh' auf und nimm Deinen eiſenbeſchlagenen Stock!" Während ſich Jakob zurecht machte, plauderte der Alte mit den Reiſenden, und hörte, daß ſie im Sinne hatten, bis nach Spanien zu gehen. „Das iſt noch zu zeitig, meine Herren," ſagte er, „die Wege ſind ſchwer zu paſſiren." Die jungen Leute verſicherten aber, daß ſie vor keinem Hinderniß zurückweichen würden, ſondern ihr Vergnügen dadurch nur vergrößert ſähen. Da der gute Iderac ſie ſo entſchloſſen ſah, ſagte er ihnen zu, ſie ſelbſt zu führen, weil es denn doch beſſer ſei, wenn — auf ſo weiter Tour — Erfahrung ihnen in der Geſtalt eines Greiſes zur Seite ginge, als junge Kraft und Muth allein. Und ſomit machte er ſich auf den Weg. „Vater!“ rief ihm Jakob nach, der ſehr ſchnell gerüſtet war, „ſo laßt doch mich nur gehen, ihr habt ja noch nicht einmal gefrühſtückt!“ „Gleichviel,“ rief der Alte, „ich habe ein Brot im Sack, man muß Reiſende niemals warten laſſen. Lebt wohl! In zwei Tagen bin ich wieder bei euch!“ Die Wanderer fingen an zu ſteigen. Wer Iderac aus der Ferne ſah, hätte ihn unmöglich für einen Achtziger halten können. Er war an den ſteilſten Orten ſtets rüſtig voraus, wo die jungen Leute nur mühſam nachkeuchten. Oft ermahnte er ſie auszuruhen und ſich mit dem Rücken an einen Felſen zu lehnen, um dem Winde nicht bloßgeſtellt zu ſein. Wenn ſie über ſolche Fürſorge ſpöttelten, gab er ſich ein väterliches Anſehen und ſagte: „Ihr ſeid jung, ihr Herren, und glaubt, das Leben könnte gar nicht aufhören, aber eben deshalb müßt ihr doppelt vorſichtig ſein. Wäre ich es nicht in meiner Jugend geweſen, ſo läge ich ſchon längſt in irgend einer Schlucht begraben. Und iſt es nicht beſſer, daß euch der Alte mit ſeinen achtzig Jahren heute führt, als daß er da unten liegt? Und wenn ihr nicht zu lang in Spanien bleiben wollt, ſo könnt ihr ihn auch wol noch bei eurer Rückkehr wiederfinden.“ Jetzt hatten ſie bereits den erſten Gletſcher erreicht. Die gefährlichſten Stellen kamen und des guten Iderac's Sorgſamkeit verdoppelte ſich. Kaum ſieht der Alte, daß die beiden Fremden ſich ein wenig von der genauen Linie entfernen, die er im Vorſchreiten ihnen angegeben hatte, ſo ruft er ihnen zu: „Wohin? Wohin, meine Herren? Verlieren Sie ſich nicht, folgen Sie mir!“ und indem er dieſe Worte ſpricht, macht er noch wenig Schritte zu ihnen, um ſie zurechtzuweiſen; aber augenblicks iſt er vor ihren Augen verſchwunden. Er iſt in einen Abgrund geſtürzt, der zu ſeinen Füßen, von einer dünnen Schneeſchichte verdeckt, lag, und keinen Laut hört man mehr von ihm. Nach einem Moment des Entſetzens eilen die Fremden, die jetzt an ihre eigene Gefahr denken, den Weg zurück, den ſie ſoeben gekommen waren, und rufen mit lauter Stimme um Hülfe. Aber Niemand hört ſie in dieſen Regionen, und die erſte Hütte, die ſie antreffen, iſt die ihres unglücklichen Führers, deſſen Kinder harmlos mit ihrer Wirthſchaft beſchäftigt ſind und das Schickſal ihres guten Vaters noch nicht ahnen. Kaum haben ſie es vernommen, ſo erfüllen ſie die Luft mit Wehklagen; ihr Schmerz macht ſie jedoch nicht unfähig, die Rettung des Vaters zu verſuchen. Sie holen Stricke, Balken, Leitern herbei und eilen den Berg hinan; eine Menge von Landleuten folgte ihnen mit Inſtrumenten aller Art, um das Hinabſteigen in den Schlund möglich zu machen, und die allgemeine Theilnahme und Trauer an dem unglücklichen Ereigniſſe iſt das beredteſte Zeugniß für die Tugend des guten alten Iderac. Bald war man zu der Stelle gekommen, wo eine enge Spalte im Schnee den Ort bezeichnete, an welchem ſich der Unfall ereignet hatte — ſie ſtanden am eiſigen Grabe des Greiſes. Man ſucht eine ſchnell erfundene Maſchinerie mit Sicherheit zu befeſtigen, und die beiden Söhne Iderac's ſtreiten um das Vorrecht, ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen. Während ſie ſich nicht einigen können, läßt ſich der jüngſte Sohn

Jakob's das Tau um den Leib legen. „Ich werde mich hinablaſſen," ruft er, „ich habe weder Weib noch Kind wie ihr; ich bin ſtets der Liebling des Großvaters geweſen, ich will ihm zurufen, und er wird mich am erſten dort unten vernehmen. Vater, gib mir Deinen Segen!" Die Andern geben ſeinen Bitten nach; das Tauwerk iſt gehörig befeſtigt, wie man ſich überzeugt hat; der Vater ſegnet ſein Kind und ringt dann ſtumm die Hände.

Schon ſchwebt der Knabe über dem Abgrunde, da ſchlingt der Vater noch einmal ſeinen Arm um ihn! „Mein Sohn," ſpricht er, „ſchreie ſchnell und laut, wenn Dir etwas zuſtößt, damit wir Dich ſogleich heraufziehen können." „Ich werde das Gebet herſagen," antwortete der gute Sohn, „das unſer Großvater alle Abend zu ſprechen pflegte. Hört ihr das nicht mehr, ſo wißt ihr, daß ich die Beſinnung verloren habe." „Wir wollen Alle für Dich beten," rieſen die Andern und warfen ſich am Rande des Abgrunds auf die Knie, während die Stärkſten den muthigen Burſchen in das Innere des Schlundes vorſichtig hinabfahren ließen. Anfangs hörte man deutlich die Worte des Gebets mit feſter Stimme; bald aber tönten ſie ſchwächer, endlich verſtummten ſie ganz. War dies die Folge der größern Entfernung? Aller Herzen ſchlagen ſtärker, kein Mund wagt zu athmen, die Köpfe ſind nach der Tiefe geſenkt. Aber kein Ton iſt hörbar, das Gebet iſt vollendet. Da ſpringen Alle auf und drängen ſich herzu; der Vater iſt der Erſte; man beeilt ſich, den Knaben wieder an das Licht zu ziehen. Er erſcheint auf der Oberfläche der Erde und hatte wirklich die Beſinnung verloren; man iſt bemüht, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Von tauſend Fragen beſtürmt vermag er nur zu ſagen, daß er plötzlich ſeine Glieder erſtarren fühlte, ſeine

Zunge wurde kalt und die Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo wollte er die Gefahr aufs Neue beſtehen. Er habe ihn geſehen, verſichert er, „er liege auf dem Schnee da, der alte Großvater, wie in ſeinem Bette ſchlafend.“ Und dabei weinte er bitterlich. Jakob hatte ſeinen Sohn von den Tauen losgemacht und befeſtigte ſie jetzt ſtill und ernſt um ſeinen eigenen Leib. „Ich bin ſtärker,“ denkt er, ich darf eher hoffen, ihn heraufzubringen. Man läßt ihn auf ſein Verlangen hinab, aber nur wenig tiefer als ſeinen Knaben; da erfaßt auch ihn die tödtliche Kälte; das Auge ſchließt ſich, das noch zum letzten Male den Vater geſehen hatte. Und ſo hat der alte gute Jao Iderac bis auf dieſe Stunde kein anderes Grab erhalten können. „Ihr fragt mich vielleicht,“ fügte mein Führer hinzu, „wie es kam, daß der Alte den Weg nicht beſſer kannte? Es hatte die ganze Nacht hindurch geſchneit und friſcher Schnee iſt uns immer gefährlich. Uebrigens hatte Iderac auch an jenem Morgen, weil die Fremden zu eilig waren, ſeinen geweihten Roſenkranz vergeſſen. Die Kinder fanden ihn ſpäter zu Häupten ſeines Lagers. Der Enkel, der ſich zuerſt hinunterließ, hat ſich dies einzige Erbſtück von ſeinem Großvater erbeten und bewahrt es wie den heiligſten Hort ſeiner Hütte. Oft ſieht man ihn noch jetzt, den alten Roſenkranz zwiſchen den Fingern, bei dem kleinen hölzernen Kreuze knien, das er ſelbſt dem Andenken des Verunglückten dicht neben der Eisſpalte aufgerichtet hat.“

„Der Mond ſcheint! Schönes Wetter!“ rief jetzt die Tochter des Wirths, mit artiger Verneigung in das Zimmer tretend. Sogleich liefen Alle ans Fenſter und wurden durch den prächtigen Anblick der ſilbernen Sichel überraſcht, die am faſt wolkenleeren Firmamente zu ſchwimmen ſchien. „Alſo vorbei mit Regen und trüben Wolken, rief ich freudig aus „vorbei mit dieſen Surrogaten von Unterhaltung. Hinaus auf das Meer! Uns baden wollen wir in der freien, friſchen, lebendigen Luft, uns umſpülen laſſen von den mächtigen Wogen!“ Wir trennten uns in der froheſten Laune. Ein dithyrambiſcher Schwindel hatte uns Alle ergriffen. Es war uns wol zu verzeihen. Man reiſt wahrlich nicht nach Helgoland, um im engen Zimmer, in Steinkohlendunſt und Kaffee- oder Theedämpfen, Geſchichten zuzuhorchen, die bei allem Intereſſe doch ihre Entſtehung verrathen, und wobei man ſich der Diſcretion einer oft phantaſieloſen Badegeſellſchaft überlaſſen muß. Was uns noch vor Kurzem unterhalten und wozu ich ſelbſt die Veranlaſſung gegeben, erſchien mir jetzt unerträglich. Alle meine Pulſe ſchlugen dem ſchönen Wetter entgegen. Wir nahmen fröhlichen Abſchied und begaben uns voll Hoffnung ſämmtlich nach Hauſe. Schon früh brachen die Sonnenſtrahlen, welche uns Mondenſichel und Wettergläſer Abends vorher verkündigt hatten, durch die lichtern Wolkenpartien und ließen große Felder des reinſten Azurs durchſchimmern. Es iſt ein Sprichwort der engliſchen Seeleute, daß der Himmel nicht eher gut Wetter verheiße, bis er ein Stück Blau von der Größe zeige, aus der ein holländiſcher Schiffer ſeine Pumphoſe ſchneiden könne. Dies war der Fall und ein ſtarker Nordoſt wehte ſo heftig, daß in Kurzem auch die letzte Spur der Regenwolken vom Horizont verjagt wurde und er ſich im reinſten Ultramarin zeigte. Aber die See ging bedeutend hoch, und da überdies dieſer Wind, ſeiner austrocknenden, ſcharfen Natur nach, den Gicht- und Bruſtkranken ſehr ſchädlich iſt, ſo konnte für jetzt noch nicht daran gedacht werden, um Düne zu ſchiffen, um das Bad zu nehmen. Ich ging daher nach dem gewöhnlichen Orte der Zuſammenkunft, in der Abſicht, die Rüſtigen der Geſellſchaft mindeſtens zu einem Spaziergange aufgelegt zu finden, nicht entfernt daran denkend, daß man die ſchuldige Erzählung von mir fordern würde, weshalb ich mich auch nicht vorbereitet hatte. Ich fand die Damen bei der Arbeit, mit den Herren im Geſpräche, im weiten Kreiſe umherſitzend.

„Nicht mit Sonnenſchirmen und Hüten, Schleiern und Shawls, meine Damen?“ fragte ich ganz verwundert. „Tragen Sie nicht Verlangen, dem ſchönen Wetter entgegenzugehen, nachdem Sie es ſo lange entbehren mußten?“ Es fehlt noch Einer im Kreiſe der Erzähler,“ ſagte die ſchöne Wienerin, „und ſo lange dieſer nicht ſeiner Geſchichte quitt geworden, wird die Sonne zögern, uns mit ihren vollen, durch nichts mehr getrübten Strahlen zu erfreuen. Sein Sie davon überzeugt, mein Herr!“ Ich verſtand ſogleich die Anſpielung. Was ich auch vorſchützen mochte, wurde nicht angenommen, und Alles, was ich erlangen konnte, war, mich ſo kurz als möglich faſſen zu dürfen, da es draußen von Minute zu Minute einladender wurde und man einſtimmig einen Gang an den Strand projectirt hatte. Was war zu thun? Ich ſah, daß ich nicht mehr entrinnen konnte; aber je mehr ich mich abquälte, deſto weniger fiel mir bei. Ich ſtand da, den Hut in der Hand, und fühlte mich immer verlegener. Ein Zufall befreite mich. „Her mit dem Hute, mein Herr!“ rief der junge Franzoſe, „wer kann ſo bedenklich ſein, wenn er ſchöne Damen unterhalten ſoll?“ Bei dieſen Worten wollte er mir den Hut aus der Hand nehmen, den ich in meiner Zerſtreutheit wol ein wenig zu feſt halten mochte. Indem er ſich nun bemühte, meine Finger davon loszubringen, ritzte er mich mit ſeinen Nägeln, die er, wie andere Herren nach der Mode, unmäßig lang und zugeſpitzt trug. Ich ſah die kleine rothe Schmarre mit Vergnügen, denn der Stoff ſchien mir gefunden; ich lachte über die günſtige Epiſode und fing alſo an:

„Sehen Sie dieſe Wunde, meine verehrten Herren und Damen? Je nun, es mag Ihnen nicht auffallend erſcheinen, wenn ich behaupte, ſie der franzöſiſchen Revolution von 1830 zu verdanken. Betrachten Sie nur einmal dieſen jungen Herrn aus Paris. Er gehört zur jeune France, wie Jedermann ſogleich erkennen wird. Dieſe Chevelüre, die großmächtige Locke, die wie ein kriegeriſcher Panache ſich vom Scheitel hebt, oder wie der Kamm des Seerobben; dieſe Haare zwiſchen Mund und Naſe und von einem Ohr zum andern, ein wildes Gehege, mehr dem zürnenden Krieger als dem friedlichen Künſtler zukommend. Und nun ganz beſonders dieſe Nägel an den Fingern, furchtbare Waffen, welche ſchon beim freundlichen Händedruck verwunden, da der Menſch die Nägel nicht einzuziehen verſteht, ſondern ſie nothgedrungen auch in das Fleiſch des Freundes drücken muß. Iſt es nicht ſo weit gekommen, daß Menſchen die Organiſation der Katzen beneiden müſſen? Bis zu den berühmten Julitagen trug man nur bei den Chineſen die Nägel ſo übermäßig lang. Wir Europäer hatten ſie, bis auf gewiſſe Klaſſen der Geſellſchaft, modeſt beſchnitten, ſanft geründet, und ein Scherz, wie ihn dieſer junge Mann mit mir im Sinne hatte, wäre ſonſt nicht im Stande geweſen, die Haut aufzuritzen und Blut fließen zu laſſen. Man mag aus dieſem einzigen Falle einen neuen Beweis ſchöpfen, wie ſehr die franzöſiſche Revolution Alles auf die Spitze getrieben hat. Uebrigens ſoll man aber auch bekennen, daß dieſe Mode bei einem Volk, welches die richtigſten Begriffe von Reinlichkeit und Anſtand zu beſitzen vorgibt, ſich nicht lange in Ehren erhalten dürfte. Die langen Nägel geben auch der ſchönſten Hand etwas unbeſtreitbar Klauen-artiges. Ich ſage mit Vorbedacht artig. Die Damen werden es mir Dank wiſſen, daß ich nicht von Klauen-ähnlichem ſpreche, ebenſo wie die langen, borſtigen Haare der jungen Herren, die Backen-, Schnurr- und Schnauzbärte, ihren Köpfen einige Aehnlichkeit mit den Köpfen der Wildſchweine verleihen, das heißt, ehe ſie farcirt und mit Trüffeln gefüllt ſind. Denn ſo erſcheinen ſie Vielen graciöſer. Seit der Juli-Revolution haben beſonders die Pariſer eine große Vorliebe für Alles gezeigt, was lang iſt. Man fand Zeitungen von 12 Spalten, Bücher von 1000 Seiten, Dramen in 18 Tableaux höchſt unterhaltend, gleich dem wachſenden Bart, den Haupthaaren, den Nägeln — ich glaube, daß die Mode ſich bis auf die Hühneraugen erſtreckt. Aber was wäre wol häßlicher, als lange Nägel an der Hand einer ſchönen Frau? Lieber wollte ich die Damen in kurzen Haaren ſehen, ſo ſchrecklich es mir auch ſchiene. Wozu dienen jene Nägel? Höchſtens, die Fingerſpitzen der Handſchuhe zu zerreißen. Nicht wahr, meine verehrteſten Zuhörerinnen? Hält man etwa mit den langbenägelten Fingern den Fächer und das Bouquet ſchöner? Iſt man langbenägelt etwa zurückhaltender gegen den Anbeter, coquetter mit dem Manne? Schläft man ſeltener über einem guten Buche ein? Leidet man weniger an Migräne? Singt man beſſer, ſpricht man weniger, iſt man glücklicher in der Ehe, in der Liebe oder in der Lotterie? Antwort: Nein! Folglich würden ſie nur dazu dienen, um beſſer kratzen zu können, was bis jetzt, ſoviel ich weiß, in der guten Geſellſchaft noch nicht Mode geworden iſt. Vor einer Geliebten mit langen Nägeln hätte ich übrigens den tiefſten Reſpect; ſie erſchiene mir ebenſowenig einnehmend, wie eine allzu ſentimentale Gräfin, oder eine Bürgerfrau, die auf Etikette hält, oder gar eine Griſette, die mit ſchöner Literatur prunken wollte. Und iſt es denn ſo nöthig, daß eine Geliebte lange Nägel habe, um ſie im vertrauten Tone: mein Kätzchen! zu nennen? Kräftiger, romantiſcher und unſerer Zeit angemeſſener dürften es die Anhänger der neuen Mode freilich finden, eine Geliebte „meine Löwin“ zu tituliren. Doch das ſind Extravaganzen. Ich gehöre zur alten Schule; denn läge etwas Wahrheit in ſolchen Liebesbenennungen, ſo gehörten die Frauen eher in das Gebiet der Zoologie, als in das der Liebe, und das reizende Serail des Sultans würde zur Menagerie. Bei Männern ſind die langen Nägel noch weniger zu dulden. Sie gehören bei ihnen in die Kategorie der verborgenen Waffen, Stockdegen, Aermelſtilete u. ſ. w. Man ſehe nur einmal die rothe Schramme auf meiner Hand. Der erſte, der dieſe Mode erfand, hat wahrlich ein faſhionables Majeſtäts-Verbrechen begangen. Wer ſich nicht die Nägel ſchneiden will, ſollte dazu verdammt werden, ſie abbeißen zu müſſen. Es wäre endlich einmal Zeit für unſere, an zu großer Aufklärung und Geſchmacksverfeinerung leidende junge Welt, einzuſehen, wie lächerlich es iſt, dieſe alten galliſchen, germaniſchen, gothiſchen oder vielleicht gar hunniſchen und vandaliſchen Moden wieder hervorzuſuchen, ſie ſogar anzuerkennen und allen Ernſtes einzuführen. Dergleichen Vorrechte ſollte man billig nur den niedern Ständen überlaſſen.“

Meine Hand betrachtend, ſchloß ich mit betrübtem Geſichte den Sermon, der als à propos nicht ohne Freundlichkeit aufgenommen wurde. Der Franzoſe hatte ſo vielen Takt, meinen harmloſen Scherz nicht nur nicht übelzunehmen, ſondern noch ein Stückchen Gummitafft aus ſeiner eleganten Brieftaſche zu holen und mit beſorgter Miene aufzuheften. Die Sonne war indeß immer ſiegreicher hervorgetreten und auch der Wind hatte ſich gelegt. Das Wetter lud zu einem angenehmen Spaziergange ein. Wie begierig wir dieſe friſche Meeresluft einſchlürften! Wie ſich unſere Herzen erweiterten! Wie ſchön es war auf dieſem meerumſpülten Felſenhaupte, bei ſeinen coloſſalen Bewohnern, unter fremden Menſchen, aus allen Himmelsſtrichen und Ländern, die doch bald ſo vertraut werden müſſen, weil ſo klein der Raum iſt, wo ſie ſich bewegen, und die umgürtende See ihnen trautheimliche Plätzchen für freundliche Abenteuer ſichert! Die Prachtgebäude mit ihrem Lärm ſtören zu oft den mannichfaltigen Genuß der Natur mit ihrer ſchönen Landſchaft, und doch iſt ein Badeort außer der Saiſon nur ein Aufenthalt für ſich abſchließende Gemüther. Die Fremden, die ihn dann noch beleben, bilden den abwechſelndſten Reiz, und dieſe Vermiſchung großſtädtiſcher Sitten mit ländlicher Einfalt, Paris und London in einem Park, auf einem Felſen im Meer, ſind auch der Zauber von Helgoland.

Ich kam im Spätherbſt wieder dahin zurück. Meine Stimmung war trübe wie das Wetter. Alles war leer, die gelben Blätter lagen auf der Erde und nur einige Aſtern trotzten noch hie und da der Jahreszeit. Wo war die Geſellſchaft hingekommen, die ſich hier gemeinſchaftlich unterhalten? Der Franzoſe zeichnete und malte bereits ſeine curiosités japonnes; der Engländer war in ſeiner Garniſon;

die Wienerinnen ſaßen in der italieniſchen Oper am Kärnthner Thor; der Magiſter aus Leipzig verbarg ſich im engen Stübchen und recenſirte. So mußte ich annehmen. Nur das Schickſal eines Einzigen kannte ich mit Beſtimmtheit: es war vollendet. Der junge Freund aus Hamburg, der die Geſchichte vom Kaffee erzählt hatte, war durch eine unerwiderte Liebe zum Selbſtmord gebracht worden. Er hatte ſich auf einem Felſenvorſprunge erſchoſſen, wo er während des Sommers mit der Unerbittlichen zu ſitzen pflegte. Der junge Menſch war ſtets ſolid, rein merkantiliſch gebildet, und hatte bei einem großen Hange zur Sentimentalität und einer ſtarken Doſis von Lebensverachtung wenig Poetiſches an ſich. Er ſchmeichelte ſich, geliebt zu werden; ſeine endliche Erklärung wurde verlacht und der raſche Entſchluß ließ eine beklagenswerthe Ausführung auf dem Fuße folgen. Der Gegenſtand ſeiner Liebe darf aus Rückſichten nicht näher bezeichnet werden. Fiſcher erzählten mir die traurige Geſchichte. Ich brachte eine ſchwermüthige Stunde auf ſeinem Grabe zu. Er ruhe in Frieden! Abends ſaß ich in ſeinem Zimmer; er ſchwebte meinem Gedächtniſſe lebhaft vor — dieſe kurzen, glatten, blonden Haare, dieſe großen feuchten Blauaugen, dieſe friſchrothen Lippen, ſo lebendig bewegt bei der Erzählung von der rührenden Kaffeeſtaude, den beiden Liebenden, der Windſtille und — der Langeweile! O ſie iſt gräßlich, die Langeweile! Ich fühlte in jenem Augenblicke, daß ſie die finſterſten Gedanken erſchaffen kann. Ich vervollſtändigte die Erzählungen der Geſellſchaft, von denen ich zwei ſchon früher zu Papier gebracht hatte. So gebe ich ſie hier wieder. Sie tragen den Stempel der trüben Regenzeit, die ſie entſtehen ſah; traurig genug, wenn ſie nicht frei von dem treuloſen Elemente wären; ſie wurden geboren unter den Strömen des Himmels, unter dem Rauſchen des Meeres. Der mündliche Vortrag verlieh den Stoffen einigen Reiz; ich wage nicht, vorauszuſagen, ob ſie bei der Lectüre im einſamen Zimmer etwas davon bewahret haben werden.

Gadſalúnah.

Erinnerungen aus Hamburg.

1.

Weit hinter uns die öde Küſte der See,
Verlaſſen freudig wir das bewegte Schiff,
Das enge Bett, wo neben unſerm Tiſch
Der grimme Tod gähnt, den die ſchwache Planke,
Ein roſtiger Nagel abhält, uns zu treffen;
Und Angſt und Pein und Siechthum ſchnell vergeſſen
Wir, bei dem [illegible] [illegible] Land.

Es war eine mondhelle Herbſtnacht. Die breite Elbe plätſcherte an den hohen Ufern Blankeneſe's, in deſſen freundlichen Häuſerchen faſt alle Lichter erloſchen waren. Nur hin und wieder zwiſchen dem Geſtein ſah man ein erleuchtetes Fenſter hervorſchimmern, andeutend, daß dort eine kühne Fiſcherfamilie ſich zur frühen Meeresfahrt rüſte. Die dunkeln Fahrzeuge ſchaukelten ſich an ſtarken Ketten unter dem hohen Süllberge, der wie ein Rieſe ſein ſchwarzes Abbild auf den ſilberflutenden Strom warf. Die weißen Fiſchleichname, an Stricken zum Trocknen aufgehängt, welche gleich feſtlichen Gewinden die Felſen, Hütten und Geſtade bekränzten, leuchteten, von einem leiſen Winde bewegt, wie Geſpenſter dieſer Fiſcherwelt und die großen, glänzenden, lebenden Fiſche im Waſſer ſchlugen mit Floſſen und Schwänzen, und ſchoſſen empor zur Luft und dann wieder in die Tiefe hinab und freuten ſich ihres Glücks in dem friſchen, herrlichen Elemente, wo ſie vor der erſtarrenden Luft ſich trefflich geſichert fühlten.

In der Mitte des Stroms, mit nur zur Hälfte ausgedehnten Segeln, ſchwimmt ein großes Seeſchiff majeſtätiſch einher und zieht einen langen Streif funkelnder Sterne hinter ſich her, wie ein Prachtgeleite dienender Meeresgötter, die ihrem Gebieter folgen.

Auf dem Verdecke iſt Alles lebendig. Matroſen, die hin und herrennen und Taue raſſelnd durch Schlingen laufen laſſen, der Capitain, die Paſſagiere, Niemand ſchläft. Jeder hat die Blicke auf das Ufer gerichtet, wo ſich mit ihren Thürmen und ſtattlichen Gebäuden, von einem Maſtenwalde begrenzt, zwei ſtolze Handelsſtädte erheben. Aller Herzen ſind von dem freudigſten Gefühle geſchwellt. Die Reiſenden befinden ſich am Ziele, das ſie nach unſäglichen Mühen doch glücklich erreicht haben. Es iſt ſtets befriedigend das Gefühl, am Ziele zu ſtehen, und doppelt ſüß, wenn man nicht ohne Mühe dahin gelangt iſt. Selbſt der braune Steuermann, mit den ruhigen und kalten Augen und dem Herzen von Stein, ſetzt die Schnapsflaſche an den Mund und hält ſein Steuer mit einer Hand. Jetzt noch einen Ruck, nun läßt er's los, das Schiff liegt hart am Ufer, vor ihm der Baum, der Hamburgs Binnenhafen ſchließt.

„Hier bleiben wir bis morgen, Herr,“ ſprach der Capitain zu einem jungen Menſchen in eleganter Reiſetracht, der neben ihm auf dem Verdecke ſtand; „mit dem Früheſten gehe ich an's Land und ſehe zu, wie bald ich löſſen kann.“

„Ich aber werde mich nicht ſo lange gedulden,“ erwiderte Jener mit einiger Beſtimmtheit, „ich verlange hier an's Land geſetzt zu werden.“ „Wie Sie wollen,“ ſagte höflich der Capitain, und während der Andere in die Kajüte hinabſtieg, ließ er die kleine Jölle herbeiziehen, die auf der Höhe von Curhaven ſchon ins Waſſer gelaſſen worden war und nun dem Schiffe nachſchleppte, und beorderte einen ſeiner Lieblinge unter den Matroſen, den jungen Menſchen an's Land zu ſetzen, um ihm das reichliche Trinkgeld zuzuwenden.

In dem dumpfen Raume der Kajüte waren die, gleich Wandſchränken übereinander gereihten Lagerſtätten alle leer, bis auf eine, aus deren weißlichen Kiſſen ſich beim Eintritte des jungen Menſchen ein bräunliches Frauenantlitz mit lang herabhängenden ſchwarzen Haaren erhob und mit weiten, milden Augen nach der Thür ſtarrte, während eine zierliche Hand die Decke über den entblößten, hochwallenden Buſen emporzog.

„Wir ſind in Hamburg, Gadſalünah,“ ſagte mit Freundlichkeit der Jüngling, „und obgleich es Nacht iſt, wollen wir doch ſogleich an's Land gehen.“

Und wie die Sklavin des Pflanzers, die dem Blicke des Gebieters zu folgen verſteht, warf ſich das kleine, ſchlanke Geſchöpf aus dem Bette, ſchüttelte behende den Schlaf von den gelenken Gliedern und hüllte ſich in ein weißes Gewand vom feinſten Neſſeltuche. Die emporgereckten zierlichen Arme, von Goldſpangen umzirkt, ließen die weiten Aermel zurückfallen und neſtelten die langen Haare auf dem Kopfe zuſammen, dann wurde mit wunderbarer Geſchicklichkeit ein langes, buntfarbiges Madras darum gewickelt, und mit freundlichem, doch demüthigem Ausdrucke ſagte die Reizende: „Ich bin zu Deinem Befehle, Herr!“

Der Jüngling reichte ihr die Hand, um ſie die ſchmale, unbequeme Treppe hinaufzuführen; aber im Begriffe die erſte Stufe zu betreten, riß ſie ſich los und rannte nach dem ſoeben verlaſſenen Lager zurück. Finſter blickte ihr Begleiter, da er ſah, wie ſie eine kleine Kapſel von ſeltſamer Arbeit, an einer Kette hängend, von der Wand nahm und ſchnell in den Buſen ſchob.

„Blicke nicht ſo finſter, mein Herr und Gatte," ſprach die kleine Gadſalimah, „es iſt ein Talisman, den mir der weiſe Virakandatoa gab. Ich ſehe nun wol ein, daß Dein Glaube auch mich beglücken wird, daß ihr der ewigen, großen Natur nicht bedürft und doch glücklich ſeid in euerer kalten, verfeinerten Welt, in der ich mich überſelig fühlen werde, da ich Dich habe. Aber dies kleine Andenken an meine Heimat laſſe mir immerhin, ich habe es noch nicht geöffnet und der Hauch meiner Ufer, ſo mein' ich, iſt darin verſchloſſen und ſoll mich einſt wunderbar ſtärken in einem entſcheidenden Augenblicke."

Sie ſtanden auf dem Decke. Ein Matroſe ſchwang ſich leicht über Bord und, auf der an der Flanke des Meerſchiffs hängenden Leiter fußend, reichte er die Hand der kleinen, braunen Frauengeſtalt, die mit Gelenkigkeit in die Jölle ſprang, welche alsbald unter der ſüßen Laſt zu ſchäkern ſchien und auf dem Rücken der alten Elbe zierliche Sprünge zu machen begann. Erſt als der Jüngling auch hinabgeſtiegen war, ſenkte ſich der eine Theil der Jölle tiefer ins Waſſer und der Matroſe ſtieß rüſtig ab.

„Auf morgen beim Herrn Rheder!" rief der Capitain den Fortſchiffenden nach, und die andern Paſſagiere ſtanden in ſtummen, grellbeleuchteten Maſſen oben und ſahen, wie die Kleine den braunen Arm um die weiße Halsbinde des jungen Hamburgers liebend geſchmiegt hatte.

2.

Wir kommen aus dem alten Fabellande,
Wo ſich die Wüſten dehnen, wilde Thiere
Den Reiſenden bedrohn und wildre Menſchen,
Und ſetzen unſern Fuß an dieſe Küſte,
Die weltberühmte — was erblicken wir?
Iſt das Europa? . . . .

Zwiſchen Holz- und Kohlenplätzen von ſtets qualmenden Theerküchen umgeben, einer Cyclopenwerkſtätte vergleichbar, liegt ein Häufchen nicht unanſehnlicher Häuſer am hohen Elbgeſtade, zur Aufnahme des weit dahergereiſten Seemanns beſtimmt und die alten gewohnten Laſter in Bereitſchaft haltend, um ſie dem Heimkehrenden nach langer Entbehrung zu kredenzen.

Der Matroſe betrachtete noch das Goldſtück, das ihm von dem jungen Herrn in die von Theer geſchwärzte Hand gedrückt worden war, und die Jölle ſchaukelte noch zwiſchen dem Ufer und dem Oſtindienfahrer, als das Pärchen den ſteilen Abhang des Pinnasberges bereits erklommen hatte und vor einem jener Häuſer ſtand, die ich ſoeben bezeichnet habe.

Es hatte nur ein Erdgeſchoß, worauf ein ſchweres Dach ruhete, und über der niedern, in zwei Hälften ſich öffnenden Thür prangte ein Schild, worauf ein Schiff mit Sturm und Wellen kämpfend, abgebildet war, darüber ein Anker in Wolken, mit der Umſchrift in engliſcher Sprache: „Zur Hoffnung der Seefahrer.“

Die kleinen Fenſter waren mit zerbrechlichen Läden ſchlecht verſchloſſen, und das ganze Gebäude hatte ein etwas verwittertes Ausſehen, welches von den zahlreichen Steinwürfen herkam, womit das Volk nicht ſelten dieſe Schlupfwinkel der Liederlichkeit zu begrüßen pflegte.

„Werden wir hier übernachten?“ fragte Gadſalunah ihren

Führer. — „Wir müſſen dieſe Chauderie vor dem Thore wählen," erwiderte der Jüngling, „denn die Stadt iſt geſperrt und Niemand wird jetzt eingelaſſen." — „Dieſe Chauderie?" wiederholte das Mädchen ſeufzend, und ihr ſtiegen mit einem Male jene luftigen, auf Stufen erhöhten Hallen ihres Vaterlandes vor dem innern Blicke auf, wo die Wanderer unter der Sternendecke in der milden Luft, auf dem duftenden Boden die ermüdeten Glieder erquicken, und oft ein geheimnißvolles Lied aus der Ferne tönt, das ein Perſermädchen ſehnſüchtig dem Saadi nachhaucht.

Es währte ziemlich lange, bis das Klopfen des Jünglings die Bewohner der „Hoffnung der Seeleute" erweckt hatte. Nun fing ſich's drin zu regen an, man hörte deutlich das Feuerſchlagen, dazwiſchen ein Brummen, daß der Schwamm nicht fangen wolle, und endlich blickte ein Strahl des eben angezündeten Lichts durch die Ritzen der Laden und ließ unſere frierenden Seeleute eine baldige Oeffnung der gaſtlichen Pforte erhoffen.

Eine rauhe Baßſtimme ließ ſich nun von innen in der plattdeutſchen Mundart fragend vernehmen. Statt aller Antwort nannte der Jüngling ſeinen Namen und mit einem donnernden Fluche wurde die Thür aufgeriſſen.

Vorleuchtend eilte der Wirth in die Stube, ſetzte das Licht auf den Tiſch und ſchlug freudig erſtaunt die Hände zuſammen.

„Sind Sie's denn wirklich, Herr Pöckmöſer? Und iſt die „Frau Margarethe" wohlbehalten von der dreijährigen Fahrt heimgekehrt? Und was Liebes und Schönes aus fremden Landen mitgebracht — na — das wird eine Freude ſein! Der Herr Papa — die Frau Mama — und das Fräulein Minchen. Nein, das laſſ' ich mir nicht nehmen, ich habe morgen eine Höllenwirthſchaft im Hauſe, aber die

Freude muß ich mit anſehen und begleite meinen alten, jungen Herrn bis zum Hürter auf's Comptoir.“

„Das kannſt Du thun, alter Spitzbube, aber vor allen Dingen — haſt Du noch Dein grünes Stübchen oben im Erker, wo das weiße Himmelbett ſteht, das Du mir wol ſonſt gelegentlich einzuräumen pflegteſt? Denn wir ſind müde und wollen ſehen, ob wir die wenigen Stunden bis zum Morgen noch verſchlafen können.“

„Das grüne Stübchen iſt ſeit lange unbewohnt, das Bett iſt unbezogen und meine Tochter hat ihren Wintervorrath an Aepfeln und Zwiebeln darin aufgeſchüttet. Dem iſt aber leicht abgeholfen.“

Er eilte in die Kammer und weckte mit Schelten und Fluchen ſeine Tochter und ſeine Mägde, die bald darauf nur halbbekleidet und mit ſcheuen Blicken nach den Fremden hinüberſehend, hin und her durch die Stube gingen, um das obere Zimmer zur Aufnahme der ſchläfrigen Gäſte herzurichten.

Gadſalünah hatte ſich auf die glatte Bank von ſchlechtem Holze, die längs der Wand fortlief, geſetzt und betrachtete ängſtlich die Gegenſtände ringsumher in der erſten Chauderie, die ſie in dem Vaterlande ihres Gatten betreten hatte. Wie ein Nebel zog ſich ein bläulicher Dunſt durch den weiten niedrigen Raum, der, zum Theile mit ſchlechtem Tabaksrauche geſchwängert, die Bruſt beengte und den Athem verſetzte. Auf den unbedeckten ſchmuzigen Tiſchen lagen überall die ekelhaften Ueberreſte gehaltener Mahlzeiten, dazwiſchen geleerte Punſchbowlen und zertrümmerte Gläſer. Ganz hinten ſchnarchten einige Kerle auf Stroh, die ſich beim Eintreten der Fremden halb emporgehoben hatten und ſie wie Kettenhunde anknurrten. Es waren herrenloſe Matroſen, die hier ſo lange auf Credit zehrten, bis ein rekrutirender Capitain ſie auslöſte.

Der Wirth brachte die grune Wachholderflaſche herbei und nachdem er ſich ein großes Glas davon, mit Waſſer gemiſcht, zu Gemüthe gezogen hatte, zündete er ſeine Cigarre an und ſetzte ſich zutraulich zu dem Pärchen, um über die Reiſe und die nähern Verhältniſſe der beiden jungen Leute etwas zu erfahren. Aber ſeine Tochter machte der eben beginnenden Unterhaltung ein ſchnelles Ende. Sie meldete in gutem Engliſch, daß oben Alles bereitet ſei, und ging, ohne ein freundliches Wort hinzuzufügen, in ihre Schlafkammer. Der Wirth geleitete aber ſeine Gäſte bis zur Treppe, gab dem Junglinge das Licht in die Hand und zog ſich dann, „gute Nacht" wünſchend, zurück.

Sie ſtiegen die ächzende Treppe hinan und traten in das niedrige grune Stübchen.

Die Ausdünſtungen des aufgeſtapelten Obſtes machten in dem engen Raume das Athmen faſt unmöglich.

Gadſalunah mußte ein Fenſter öffnen und ihr Blick voll Thränen ſchweifte über die Elbe, die unten flutete, nach dem Sullberge hin, und darüber hinweg, wo der unendliche Ocean ſeine Rieſenwogen thürmte, ihr Herz voll ſeltſamer Gefühle ſchwamm darauf hin, wie ein ſingender Schwan, denn es war gebrochen und ſterbend und doch ſo ſelig.

„Schließe das Fenſter, Gadſalünah," ſagte der Jüngling, „die Nacht weht hier kälter, wie in Indien." Und gehorſam wie immer wendete ſie ihr Auge in die Stube und ſah vom Mondlicht beglänzt das Geſicht ihres Gefährten und eine ſelige Erinnerung ſchien ſich darin zu ſpiegeln.

Und das lieblichſte Weib, aus dem Stamme der Dewadoſchi, ſchlüpfte zu dem jungen, blonden Europäer und ruhete an der Seite Deſſen, der ſchon längſt ihr Gatte geworden war.

3.

Haſt du kein Mitgefühl in deiner Bruſt
Für deiner guten Eltern Schmerz und Luſt?

Auf dem Hüxter, in dem Hauſe des reichen Rheders Pöckmöſer, herrſchte große Freude. Es war kurz vor Weihnachten und obgleich der Hafen noch frei vom Eiſe war, ſo beſorgte man doch täglich, die Jahreszeit würde ihr Recht behaupten und die Schifffahrt plötzlich unterbrechen. Der glücklichſte Wurf war es nun, daß die „Frau Margaretha“ noch die reiche Ladung vor dem Ueberwintern in den Hafen gebracht hatte.

Heinrich Pöckmöſer, der Sohn des Hauſes, der bereits auf St. Croix und in Mexiko den Handel erlernt hatte, war dem großen Schiffe als Cargadör beigegeben worden, und von Oſtindien aus, wohin es urſprünglich beſtimmt geweſen war, hatte er glückliche Fahrten nach Canton und dem Cap unternommen und brachte nun die reiche Ladung wohlbehalten in die weiten väterlichen Speicher.

Vom frühen Morgen ward geſcheuert und gewaſchen. Das ganze Haus ſchien überſchwemmt zu ſein und alle ſeine Bewohner mußten bei ſolchen Gelegenheiten nach dem Befehl der Madame Pöckmöſer ſich zu einem Amphibienleben bequemen.

Die Ankunft des Oſtindienfahrers in Cuxhaven war bereits gemeldet worden und heute durfte man hoffen, den langentbehrten Sohn wieder an's Herz drücken zu können.

In dem alterthümlichen Comptoir ſaß der Rheder hinter ſeinem Pulte, den Sohn erwartend, während die Commis, die Feder in der Hand und dem Anſcheine nach emſig ſchreibend, bei jedem Eintretenden den Kopf neugierig erhoben, da ſie den Erwarteten endlich zu erblicken hofften.

Madame ſchickte von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ihr Stubenmädchen hinab, um zu hören, ob der junge Herr ſchon da wäre, aber immer noch blieb die bejahende Antwort aus.

Schon wurde der Befehl zum Anſpannen gegeben, und Herr Pöckmöſer wollte ſich zur Toilette anſchicken, um nach dem Hafen zu fahren und ſelbſt die Urſache dieſer Verzögerung zu erforſchen, als die Thür weit aufgeriſſen wurde und mit einem heitern Seemannsgruße der Capitain Robinſon, führend das hamburger, mit Kupfer beſchlagene, ſchnellſegelnde Schiff, „die Frau Margaretha," das er ſoeben in den Binnenhafen gebracht hatte, zur Thür eintrat. Ueberraſcht ſchritt jedoch der kleine dicke Mann ein Weniges zurück und in ſeinem feiſten violettröthlichen Geſichte malte ſich ſo viel Erſtaunen, als möglich war, da ſein Herr Rheder das lange, bleiche Antlitz um ein bedeutendes länger zog und nur zögernd die knöcherne Rechte in die dargereichte kräftige des Capitains legte.

„Was iſt dem Herrn Patron?" fragte der Capitain, „bin ich eines beſſern Grußes nicht werth? J ſo wünſcht' ich doch, die ganze Ladung wäre in Grund und Boden."

„Halt, Freund Capitain," unterbrach ihn Pöckmöſer, „flucht nicht gleich ſo greulich. Eure Ladung, ſo wie Ihr, ſind mir von Herzen willkommen. Warum ſeh' ich aber Harry nicht an Euerer Seite? Was iſt's mit ihm?"

„Ho, ho!" rief lachend der Capitain, „den wird doch im Hafen kein Haifiſch verſchlungen haben! Iſt der noch nicht hier?"

Pöckmöſer verlangte eine deutlichere Erklärung.

„J nu —" ſprach Robinſon, „er wird ſchon kommen. Sei der Herr Patron nur unbeſorgt. So viel kann ich ſagen, Herr Heinrich iſt ein entſchloſſener Seemann und ſo muthig wie einer. Der erreicht gewiß das Ufer und wenn das Schiff mitten in See auf ein Riff ſtößt. Denn Glück hat er auch, und will der Herr Patron ſicher gehen, ſo übergebe er ſtets die reichſte Ladung dem Herrn Sohn als Cargadór, dann darf er ſchon mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſie zur rechten Zeit einläuft. Ich bin nicht abergläubiſch, aber wir haben denn ſo gewiſſe Zeichen.“

Pöckmöſer erwartete mit einiger Ungeduld das Ende dieſer Rede und verlangte ſehr nach einer möglichen Urſache des Ausbleibens ſeines Sohnes.

„Ei,“ verſetzte Robinſon immer lachend, zur Verwunderung ſeines Patrons, der ſich dieſe Luſtigkeit wahrlich nicht zu erklären wußte, „mein junger Herr Heinrich hat einige oſtindiſche Seltenheiten mitgebracht, von großem Werthe und leicht zerbrechlich, für die Frau Mama, verſteht ſich, die hat er wol erſt in Sicherheit bringen wollen.“

Da öffnete ſich zum zweiten Male die Thür und Heinrich trat raſch ein, grüßte die Commis mit ernſter Förmlichkeit, umarmte dann den Vater kurz und gab dem Capitain die Hand; Alles ohne ein Wort zu ſagen.

„Gottlob!“ rief der alte Pöckmöſer, „da iſt er — und geſund ſieht er aus! Jetzt, Capitain Robinſon, kann ich Euch erſt recht von Herzen willkommen heißen, nun ich den Jungen wieder hier habe und meiner Frau Angſt ein Ende hat. Vor allen Dingen, Harry, geh' mit mir hinauf zur Fau Mutter, die ſchon hundert Mal ſich nach Dir erkundigen ließ und die Zeit knapp erwarten kann.“

Bei dieſen Worten wollte er den Sohn beim Arm nehmen und mit ihm zum Comptoir hinausgehen, dieſer aber hatte aus Weſte und Rock Waarenproben, Briefe, Facturen und viele andere Kleinigkeiten auszukramen, und war ſo erpicht auf das Ordnen dieſer Gegenſtände, daß er nicht einmal das Auge nach dem drängenden Vater erhob.

„Laſſen Sie mich nur erſt von dieſem hier befreit ſein," rief er etwas unwillig, „und werfen Sie einen Blick in dieſe Factura und auf dieſen Domingo. Was ſagen Sie dazu? Die Mutter — meinen Sie? Je nun — hat ſie mich drei Jahre nicht geſehen, ſo wird ſie ſich wol noch einige Minuten gedulden können. Vor der Börſe mache ich ihr noch meine Aufwartung. Dieſe Zuckerkiſten, von denen hier Probe, haben etwas Havarie gelitten, dafür ſind ſie aber ſehr billig eingekauft, wie aus beiliegender Factura erſichtlich. Dies ſind die Pecco und Haiſanthee's, die uns Hantſchmann und Zoonen in Canton conſignirt — von dieſem Indigo bringe ich nur fünfzig Seronen — es muß aber etwas Erkleckliches daran übrig bleiben — bitte nur mit dem Nagel zu kratzen und auf den Bruch zu merken; daß Macis flauer geht, wie mir Makler Trietſch auf dem Herweg ſagte, thut mir herzlich weh, doch wir werden eine beſſere Conjunctur abwarten können, da unſerer der Letzte iſt, der am Markte kommt."

Es war erſichtlich, daß er hinter dieſe Geſchäftigkeit eine heftige Gemüthsbewegung verbergen wollte, und während er nun Papiere und Schächtelchen öffnete, Briefe und Facturen ausbreitete, umſtanden ſämmtliche Comptoiriſten, die Feder hinter dem Ohre oder zwiſchen den Lippen, im dichten Kreiſe den Tiſch, und der alte Pöckmöſer war darüber her, Alles in die Hand zu nehmen und mit prüfendem Kennerauge und allen anderen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, zu unterſuchen.

Mittlerweile war das Stubenmädchen wieder mit einer Anfrage von Madame erſchienen. Diesmal konnte ſie die erfreuliche Botſchaft mitnehmen, daß der Erſehnte angekommen ſei und ſogleich der Frau Mutter die Aufwartung machen wurde.

Einige Mäkler, die mit geſchäftiger Eile hereinſtürmten, den Ankömmling herzlich bewillkommten und um Aufträge baten, verzögerten jedoch noch den Moment des Wiederſehens. Dieſer bekam Macis, jener Kaffee, ein dritter Indigo-Proben; hier wurde ein Auftrag in Pfund Sterling, dort in Livres Vlamisch ertheilt; Alle verſprachen bis zur Börſe ihre Aufträge vollzogen zu haben und eilten davon. Auch Capitain Robinſon beurlaubte ſich, wurde jedoch von dem Herrn Pöckmöſer Vater zum Mittage, Schlag halb Sechs, geladen. Als man hierauf nach der Uhr ſah, zeigte es ſich, daß man noch ein halbes Stündchen bis zur Börſe verplaudern könne, da man nur eine Viertel Stunde vor Anfang derſelben auf der Börſenhalle ſein mußte.

Ganz vergnügt ſchritt der Vater neben dem Sohne die breite Steintreppe, die mit einem ſchönen brüſſeler Teppich belegt war, hinan, und Beide traten nun in das reiche Gemach, wo Madame Pöckmöſer und Fräulein Wilhelmine Sohn und Bruder ſehnſüchtig erwarteten.

4.

Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
Es lebe noch Alles!

Mit Rührung erhob ſich die Frau des Rheders, um dem eintretenden Sohne einige Schritte entgegenzugehen, während Wilhelmine im leichten Gewande und mit fliegenden Locken auf den Bruder zueilte und ihn mit herzlichen Küſſen in die Arme ſchloß.

Ernſt wie immer empfing Heinrich dieſe Liebkoſungen und ſetzte ſich an der Mutter Seite auf das weiche Sopha.

Sein Blick ſchweifte im Zimmer umher und er muſterte die bekannten Geſichter an den Wänden, treue Abbildungen ſeiner häßlichen Verwandten von kunſtgeübter Malerhand um hohen Preis ausgeführt. Die Mutter wußte ihm allerlei von den Originalen zu berichten, welche zu dieſen Portraits geſeſſen hatten, denn in den drei Jahren ſeiner Abweſenheit hatte ſich vielerlei in der Familie ereignet.

Er nahm dieſe Mittheilungen ziemlich gleichgültig hin, als plötzlich ſeine Augen auf zwei weibliche Bildniſſe fielen, die ihn — obgleich er von der Malerei, wie von den Künſten überhaupt wenig verſtand — wegen der lebensfriſchen Wahrheit, die aus ihnen leuchtete, auf ganz eigene Weiſe anſprachen. Das eine dieſer Bildniſſe war Wilhelmine, wie ſie leibte und lebte, mit dem rothen Vollgeſichtchen, dem Stumpfnäschen, den großen, ſtieren, blauen Augen und der reichen Fülle gelber, ſeidenähnlicher Locken, mit der weißen durchſichtigen Haut, worin die blauen Adern ſich ſchlängelten, und Alles mit ſolcher Vorliebe wiedergegeben, daß man dem Maler mit vollem Rechte Schmeichelei vorwerfen konnte. Das andere Bild, ebenfalls ein weiblicher Kopf, war mit mehr Nachläſſigkeit ausgeführt, wenn gleich eben ſolches Leben daraus athmete. Es war in allen Theilen ein Gegenſtück zu Wilhelminens Kopf zu nennen. Das Geſicht ein zierliches Oval, die Haut bräunlich, ein fein gezogener Mund, eine längliche Naſe, große ſchwarze Augen von ziemlich ſtarken Brauen und langen Wimpern beſchattet, die Wangen wenig gefärbt und um die hohe, leuchtende Stirn das luftig wallende Haupthaar von dunkler Kaſtanienfarbe.

Der aufmerkſamen Mutter entging es nicht, daß dieſe Bilder Heinrich's Blicke anzogen.

„Du kennſt dieſe Portraits noch nicht in unſerer Sammtung," ſprach ſie, „es iſt Minchen und ihre Freundin Blanche, ein liebes Kind, das Du in unſerm Hauſe kennen lernen wirſt, ihr Bruder hat Beide gemalt."

„Die Schweſter eines franzöſiſchen Malers alſo?" fragte Heinrich.

„Nicht doch," verſetzte die Mutter, „ihr Bruder iſt der Chevalier Hippolyt von Clichette, ein liebenswürdiger junger Mann und die Seele unſerer Geſellſchaften. Er malt, ſingt, muſicirt, Alles zum Entzücken — und Niemand weiß Touren im Cotillon wie Er."

Wilhelmine hatte ſich im Nebenzimmer zum Flügel geſetzt und ſuchte aus dem Gedächtniſſe eine Romanze zuſammen, die ſie wie abſichtslos zu ſpielen ſchien.

„Hörſt Du?" ſagte, den Kopf hin und herwiegend, Madame Pöckmeſer, „das iſt jetzt in Hamburg die Favoritromanze, die hat er componirt, ſie hat Bertrand's Abſchied ganz verdrängt."

„Ei der Tauſend!" ſagte gleichgültig Heinrich, „bitten Sie aber Minchen, daß ſie für jetzt aufhöre. Und was iſt dieſer Chevalier denn eigentlich?"

„Er arbeitet unten auf dem Comptoir," erwiderte hierauf der Vater, „er führt die franzöſiſche und italieniſche Correſpondenz und ich habe alle Urſache mit ihm ſehr zufrieden zu ſein."

„So, ſo," ſprach Heinrich gedehnt und man konnte nicht deutlich abnehmen, was er mit dem ſonderbaren Tone eigentlich ausdrücken wollte, womit er dieſe zwei Einſilbler ausſprach. Aber das Augenglas aus der Weſtentaſche ziehend, ſtellte er ſich recht dicht vor Blanchens Bild und, es aufmerkſam betrachtend, ſprach er in einem Tone, der nicht im Geringſten zweifelhaft war: „Alle Wetter, es iſt wacker gemalt."

„Du wirſt das Original heute beim Eſſen ſehen und dann erſt über die enorme Aehnlichkeit erſtaunen,“ ſagte die Mutter.

Aber Herr Pöckmeier Vater ergriff den geliebten Sohn am Arme, wie er ſolches ſtets zu thun gewohnt war, und ſagte: „Empfiehl Dich, mein Junge, wir müſſen zur Halle!“

Hierauf verließ er mit ſeinem Sohne die Damen, nahm Hut und Stock und ſchritt ſtolz mit ſeinem Herrn Cargadör durch die Groninger Straße, der Börſe vorbei, der Bohnenſtraße zu, wo das weitläufige und weltberühmte Etabliſſement des Herrn von Hoorrupp gelegen iſt, und wo bald ein dichter Schwarm von neugierigen jungen Freunden den langentbehrten friſchen Ankömmling umſtand, während er nur halbe Auskunft gab und mit Sorglichkeit auf Courſe und Preiſe zu horchen ſchien.

3.

Seht Ihr die armen Kleinen dort marſchiren?
Sie gehen Hand in Hand und ſprechen nicht —
Sie hungern nicht — doch waren ſie gut gekleidet —
Und doch ſcheint keine [illegible] [illegible]
Denn Sie ſind Waiſen . . . . .

Die Mittagstafel im Pöckmeier'ſchen Hauſe war mit mehr Speiſen als Gäſten beſetzt. Außer Vater und Mutter, Heinrich und Wilhelmine, waren der Capitain Robinſon, Chevalier Glicherie und ſeine Schweſter Blanche zugegen.

Das Geſpräch führte ausſchließend der Capitain mit dem Chevalier. Jener nämlich erzählte Abenteuer, ſelbſt erlebte oder überlieferte, und dieſer unterſtützte ihn aus ſeinem Gedächtniſſe, das ſich in wunderbarer Stärke entfaltete. Bald waren dem redſeligen Seemann Namen entfallen, bald mußte er ſich auf kleine Umſtände beſinnen und immer half ihm der Chevalier auf die Sprünge.

Herr und Madame Peckmeier hörten während des Eſſens mit einer eigenen Aufmerkſamkeit, die faſt wie Andacht ausſah, dem wackern Robinſon zu, denn ſie verehrten in ihm den von Gott in ſichtbaren Schutz genommenen Sterblichen, der durch Sturm und Wellen, durch Fährlichkeit und Mühſeligkeit, durch Haifiſche und wilde Völkerſchaften ihnen ihre reiche Habe und den Sohn wohlbehalten zugeführt hatte.

Der Capitain fühlte wohl ſeinen Werth und das dadurch erlangte Anſehen in dem Kreiſe, worin er ſich befand, denn während er mit beiden Backen kaute und die dunkle Röthe ſeines Antlitzes durch ganze Fluten Portweins noch ſteigerte, ſprach er ſo laut und anhaltend und wählte ſo rückſichtslos ſeine Redensarten, daß jede andere Zuhörerſchaft, als die ihm ſo ſehr geneigte, ſich wol nicht ganz ohne Widerwillen von ihm weggewandt haben würde.

Die Mädchen ſaßen indeß ſtill vor ſich, ſchielten vom Teller nur dann und wann in die Höhe und flüſterten einander ein leiſes Wort zu, dem ein verſtecktes Kichern folgte.

Von Heinrich kann eigentlich noch weniger berichtet werden als von den Mädchen. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welchen Antheil er an dem Tiſchgeſpräche nahm. Er ſaß ſtumm, aß wenig, blickte oft nach Blanche und ſchien manchmal abweſend.

Eine übergroße Sentimentalität wird man bei einem jungen hamburger Kaufmanne, der bereits in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren ſechs Jahre zur See zugebracht hatte, vergebens ſuchen. Eben ſo wenig wird man in ſeinem Gemüthe Spuren von großer Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften finden. Seinen Kopf füllen dafür Combinationen im merkantiliſchen und Finanzfache, er ſchweift nicht wie andere junge Leute in Gedanken nach ſüdlichen Gegenden, die er ſich mit Harfenklängen, Romanzen und Poeſien ausfüllt und mit lauter glücklichen Menſchen bevölkert; er ſieht jene Gegenden geſengt vom tropiſchen Sonnenſtrahle, er weiß, daß die prachtvollſte Blume dort Gifte haucht, daß Schlangen darunter brüten und keuchende Neger, unter Streichen heulend, das Zuckerrohr zermalmen müſſen, womit Madame Pockmeſer jetzt ganz gleichgültig ihre Mehlſpeiſe verſüßt.

In dem ſtets wachſenden Reichthume und dem daraus entſpringenden Anſehen an der Börſe hatte Heinrich, faſt noch Knabe, volle Befriedigung gefunden. Sein Ehrgeiz ging nicht weiter. Sein Glück ruhete, ſo dachte er ſich's ſonſt wol, in der freien Ungebundenheit, deren ein reicher hamburger Kaufmann genießt, und die ihm die üppigſten Lebensgenüſſe, einen fürſtlichen Prunk und die ehrerbietigſte Huldigung, von freien Leuten aus freiem Antriebe dargebracht, überall zu Theil werden ließ.

Mit ſolchen Gedanken war Heinrich's Kopf erfüllt geweſen, als er in einem Alter von zwanzig Jahren Hamburg verließ, um ſeine große Oſtindienfahrt anzutreten, von der er jetzt eben zurückkehrte. Er betrat das väterliche Haus mit einiger Scheu, von einer innern Sorge belaſtet, die er nicht laut werden laſſen durfte. Vergebens ſtrebte er, wie wir bereits geſehen haben, durch äußere Geſchäftigkeit ſein Inneres zu betäuben. Wir ſahen ihn kaum die ihm zu Theil gewordene liebevolle Bewillkommnung von Vater und Mutter erwidern, und ſich, von einer eigenthümlichen Lebendigkeit getrieben, mit Waarenproben, Facturen und Mäklern abgeben. Wir wollen jedoch deshalb nicht Gefühlloſigkeit dem armen Heinrich vorwerfen, ſondern ſein ganz eigenes Verhältniß zum elterlichen Hauſe in wenig Worten erörtern.

Wenn, wie es wol manchmal zu geſchehen pflegt, die Geſinnungen der Kinder in offenbarem Widerſpruche mit denen der Eltern ſind, wenn ſich trotz vernachläſſigter oder verwilderter Erziehung in dem Kinde beſſere Einſichten, zartere Gefühle regen, wenn das Thun und Treiben der Eltern dem Kinde verabſcheuungswürdig erſcheint, ſo mag es wol im gerechten Unmuthe mit der Natur zürnen, daß ſie eben durch ſolche Menſchen ihm das Licht ſchenkte, und wie ein Fluch ſeines Daſeins, den ihm die Geburt ſchon an die Ferſen heftete, wird es ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgen: daß es dennoch an jenen Menſchen hängen muß, von denen ſein beſſeres Selbſt es bei reiferer Erkenntniß immer weiter entfernen ſollte.

Wenn aber ein armes Weſen, das vielleicht den vortrefflichſten Menſchen ſein Daſein verdankt, welche durch Unglück für ewig getrennt, es fremder Barmherzigkeit zur erſten Pflege überantworten mußten — wenn es wie im Würfelſpiele zum Gewinnſte ſo zu ſeinen Eltern gekommen iſt, die nicht im Stande ſind, jene heiße Liebe in ſein Herz zu pflanzen, die für die wahrſcheinlich unglücklichen Unbekannten ſtets heimlich darin keimt; ſo iſt dieſes ein Fluch, der zu noch ſtärkerm Unmuthe, ja zu gänzlicher Verwilderung die Veranlaſſung werden kann.

Es war im wonnigen Mai, als in Hamburg nach althergebrachter Sitte mit frühem Morgen ſich die Thore des Waiſenhauſes öffneten und mit friſchen, von Geſundheit gerötheten Geſichtern ein Zug von Kindern, feierlich die Vorſteher, Proviſoren und Lehrer an der Spitze, von den Stadtwachen gefolgt, hinausſchritt, in die kühlen Straßen der Altſtadt, um einen Rundgang zu halten, und ſowol der wohlthätigen Stiftung im Allgemeinen, als auch für Einzelne unter ſich insbeſondere, milde Spenden zu empfangen, die von den Einwohnern reichlich dargebracht zu werden pflegten.

Die verſchiedenen Abtheilungen des Zuges führten kleine Hauptleute an, die ſchönſten oder fleißigſten Knaben, geſchmückt mit den Farben der Stadt und volle Blumenkränze auf den Locken, die blanken Büchſen rechts und links hinreichend, um die Gabe hineinwerfen zu laſſen und nebenbei ſo manches blanke Silberſtück für ſich in Empfang zu nehmen.

Durch die Schlangenwindungen der Straßen, welche um Rathhaus und Börſe ſich erſtrecken, von unzähligen Kanälen oder Fleeten durchſchnitten, hatten ſich die Waiſenkinder mehre Stunden fortbewegt, als ſie um die Frühſtückszeit ſich jenem Theile der Stadt naheten, wo damals die Reichſten des Kaufmannsſtandes ihre ſtattlichen Wohnſitze hatten.

Sie kamen ſoeben vom großen Wandrahm und bogen in den [illegible] ein. Ueberall ſtanden die geputzten Stubenmädchen oder Haushälterinnen vor der Thür, eine Taſche mit Silbermünzen am Gürtel hängend, wo ſie in fortwährender Bewegung ein- und auslangten. Aber an der breiten Steintreppe des Pickmüller'ſchen Hauſes, die zu dem mit zierlichem Eiſengeländer eingefaßten Beiſchlage führte, ſtanden zwei Bediente in glänzender Livrée, die ſich bei Annäherung des Zuges den Führern deſſelben nahten und ſie höflichſt einluden, das für ſie in Bereitſchaft gehaltene Frühſtück bei ihrer Herrſchaft einnehmen zu wollen.

Dergleichen Einladungen waren nicht ſelten und wurden nie abgelehnt. Während nun die Lehrer, Proviſoren, nebſt den kleinen Hauptleuten die Treppe hinauf in die prächtigſten Zimmer des Hauſes geführt wurden, wo eine reichbeſetzte Tafel ihrer harrte und Herr und Madame Pickmüller die freundliche Einladung wiederholten, wurden die übrigen

Kleinen an langen reinlichen Tiſchen auf der ſämmtlichen Diele bewirthet und ſelbſt die den Zug begleitenden Soldaten erhielten Stücke Braten, Wein und Schmaus die Hülle und Fülle auf die Straße hinausgereicht.

Vor Allen zog ein junger Knabe, Heinrich geheißen, die Blicke der damals noch jungen Frau des reichen Rheders auf ſich. Er hatte ein ſo hübſches, klug dareinſchauendes Geſicht, ſo wunderſchöne Goldlocken, er wußte auf alle an ihn gerichtete Fragen ſo geſcheidt zu antworten, er aß mit ſo geſundem Appetite und die Lehrer wußten nichts als Gutes von dem Knaben zu berichten, daß in Madame Pück-mayer's Buſen ſich ein ganz eignes Gefühl regte, welches freilich einen tiefern Sitz hatte, als die Augen der Menſchen zu erſpähen vermochten.

Zehn Jahre war ſie bereits verheirathet und es ſchien, als ob der Himmel ihr die Mutterfreuden für immer verſagt hätte. Dieſen lieblichen Knaben hatte er ihr, wie ſie behauptete, zu ſeinem Glücke zugeführt. Sie erkundigte ſich nach allen Umſtänden auf das Genaueſte. Er war als Säugling von einer unbekannten Frau gebracht und in das Waiſenhaus aufgenommen worden. Von ſeinen Eltern war keine Spur zu finden geweſen.

Noch während des Frühſtücks wurde ſo Manches von der guten Abſicht der Madame Pückmayer laut, die ſie mit dem armen Heinrich hatte; die Lehrer prieſen den Knaben, daß die reiche Frau ihre Augen auf ihn geworfen hatte, und prophezeiheten ihm ſchon die glücklichſte Zukunft. Heinrich ſelbſt, der damals in ſeinem achten Jahre ſtand, begriff nichts von Dem, was man mit ihm vorhatte. Reich beſchenkt verließ er mit den Uebrigen das ſchöne Haus und ſetzte ſeine Wanderung bis zum ſpäten Abend fort, und als er ermüdet und matt ſich in dem großen Schlafzimmer auf ſeinen armen Kameraden zur Ruhe legte, ſaßen Herr und Madame Pöckmöſer beym Thee und beſprachen ſich darüber, daß ſie den armen Heinrich an Sohnes Statt annehmen wollten, und als dieſer am andern Tage in der Morgenſtunde aus der Schule zu dem Vorſteher gerufen wurde, deutete man ihm an, daß er ſeinen neuen Eltern folgen müſſe, und er ſtieg mit der geſchmückten Frau in die Kutſche, als der Adoptivſohn der reichſten Leute Hamburgs, und verließ das ſtille, friedliche Waiſenhaus und ſeine alten Spielkameraden für immer, wiewol mit ſchwerem Herzen, thränenvollen Augen und gänzlich wider Willen.

Er erhielt ſogleich einen Hofmeiſter und jeden Unterricht, der ihm als Kaufmann einſt nützlich werden könnte, denn dieß war ſeine Beſtimmung. Zur großen Freude ſeines Adoptivvaters machte er bedeutende Fortſchritte. Aber wie durch eine ſonderbare Schickung ſollte Madame Pöckmöſer nach zehnjährigem vergeblichen Harren ſchon in dem folgenden Jahre Mutterfreuden empfinden, denn im nächſten Mai war die kleine Wilhelmine da und ſpielte auf ihrem Schooße.

Heinrich genoß jedoch die ungetrübte Zuneigung der Eheleute, die ihn ſtets ihren Sohn nannten. Er trat in das Geſchäft ein, worin er eine bedeutende Umſicht und Thätigkeit zeigte und ſich ganz unentbehrlich gemacht hatte. Dabei krönte ſtets der glücklichſte Erfolg alle ſeine Unternehmungen und mit ſchlauem Lächeln pflegte Herr Pöckmöſer wol manchmal ganz im Geheim zu ſeiner Ehehälfte zu ſagen: „Sprüchwort, wahres Wort, die Kinder der Liebe ſind gewöhnlich geſcheidt und glücklich.“

Und er war im doppelten Sinne ein Kind der Liebe, denn Vater und Mutter liebten ihn wie ihr eignes, ſelbſtgebornes.

Heinrich wurde aber mit den Jahren ſtets verſchloſſener und kälter; Melancholie konnte man ſeine Stimmung nicht nennen, obgleich ſeinem Gemüthe die dazu erforderliche poetiſche Tiefe nicht zu gebrechen ſchien. Der Abgrund, worin vielleicht die Keime zu jener zerſtörenden Gemüthsſtimmung ſchlummerten, war von einer dünnen Rinde bedeckt, die der kleinſte Zufall durchbrechen konnte. War es die Sehnſucht, ſeine Entſtehung zu kennen, war es eine geheime Neigung zu einem geliebten Gegenſtande, die er zu bekämpfen gezwungen war; konnte er vielleicht, wie ich faſt vermuthen möchte, ſeine Eltern, die ſich ihm aufgedrungen hatten, nicht recht von Herzen lieben? Noch wiſſen wir dieſen Schleier nicht zu lüften. Gewiß aber iſt es, daß er mit trübe umflortem Blicke an dem Waiſenhauſe vorüberging, dem er einſt durch ein Geſchick entriſſen worden war, das die Menſchen ein glückliches nennen.

6.

Vom erſten Blick ins wohlbekannte Land
Trübt alle Sinne, aufgeregt zum Herz;
Und wie im Traume nahen ſich Geſtalten,
Die einſt er ſchaute, fern von dieſem Ufer.

Das Wetter war für die Jahreszeit ungemein milde, der Mond ſtand im vollen Glanze am Himmel und Madame Pöckmöſer beſchloß, ehe ſie ins Theater fuhr, einen Umweg längs des Hafens zu machen und das ſtolze Kauffahrteiſchiff zu bewillkommen, das neuen Reichthum ihrem Hauſe und ihr ſelbſt außer einigen Shawls und ſeltenen oſtindiſchen Stoffen echte japaniſche Meubel von Papiermaché für ihren Gartenſalon mitgebracht hatte.

Heinrich, Wilhelmine und Blanche wurden aufgefordert, ſie zu begleiten, während ihr Gatte und der Chevalier ſich beurlaubten, um den Poſttag zu beenden, und Robinſon ſich empfahl, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen.

Wenn gleich dieſe Einladung unſerm Freunde nicht angenehm war, ſo fand er doch keinen ſchicklichen Vorwand, ſie abzulehnen.

Bald meldete der Diener, daß der Wagen vor der Thür ſei, und die Damen ſtellten ſich, in Boas und Shawls gehüllt, die Atlaskapuzen tief über die Locken gezogen, ein und ließen ſich von ihrem Begleiter in den bequemen Wagen heben.

Die herrlichen Pferde flogen wie der Blitz davon und ehe noch ein gehöriger Geſprächsfaden angeknüpft war, zog ſich die Straße bergan, der von den alten Elbſtationen noch übrig gebliebenen Erhöhung zu, welche Stintfang genannt wird, eine ſchöne Ausſicht nach der Stadt und dem gegenüberliegenden Harburg gewährt und deshalb ein Lieblingsſpaziergang der Einwohner iſt.

Man muß jedoch der Wahrheit gemäß geſtehen, daß die hamburger Börſenariſtokratie in dieſer Jahreszeit und um dieſe Stunde den Stintfang nicht zum Vereinigungspunkte zu machen pflegte und daß es einer ganz eignen Laune der Madame Pockmöſer zuzuſchreiben war, die ihr eingab, jetzt den Kauffahrer zu betrachten, da am andern Vormittage ſich hierzu eine weit beſſere Gelegenheit gefunden haben würde. Allein es ſchien ihr etwas ganz Anderes auf dem Herzen zu liegen als die Sehnſucht, ein vor Anker liegendes Schiff aus der Ferne zu begrüßen.

Die Geſellſchaft trat auf die runde Plattform, die über den Waſſerſpiegel hinausragt. In den dem Stintfange zunächſtliegenden Umgebungen herrſchte tiefe Stille. Es waren Steinkohlenlager, Werfte, Holzplätze, wo die Arbeit ruhte.

und die nun von den treuen zottigen Hunden als Wächter ganz ſtill umkreiſt wurden.

Nur weiter, vom Pinnasberge her, tönten verworrene Stimmen und Muſiklärm aus erleuchteten Häuſern und oben auf der Straße zwiſchen Hamburg und Altona rollten Wagen, wandelten Fußgänger, und der lebendige Verkehr zwiſchen den beiden Städten wogte dort in ſeiner ganzen Regſamkeit vorüber. Hoch droben am Thore prangte mit ſeiner antiken Säulenhalle der Elbpavillon und eine vollſtimmige Muſik erſchallte gar anmuthig daraus hervor. Die Elbe aber, von ſilbernen Lichtern durchfunkelt, ruhig, nur in kleinen Wellen um die Meerkoloſſe plätſchernd, ſchien damit zu ſpielen und ſie in ihrem Flutenſchooß zu ſchaukeln. Jenſeit hob ſich ein durchſichtiger Duft von den Inſeln und aus den entblätterten Baumgruppen von Moorburg und Wilhelmsburg blinzten Lichterchen auf und verſchwanden ſchnell wieder, gleich als wären es Fackeln von Elfenhänden geſchwungen, deren Träger auf luſtigen Pferdchen dahinhuſchten. Weiter landeinwärts ſpannte ſich ein weißes Gezelt von der Erde zum Sternenhimmel auf und vollendete ſo den Charakter der herrlichen Fernſicht: ſtille Erhabenheit.

Während Waſſer und Land dieſen Anblick boten, ſtanden die dunkeln Schiffe mit ihren weißen Maſten, winterlich abgetakelt, in dichtgeſcharten Reihen und ſchienen auszuruhen von ihren Mühen und Strapazen.

Dieſe kühngeformten Gebäude lagen bewegungslos da, gebannt an der Stelle, im ſchützenden Hafen, umgewandelt zu traulichen Wohnungen des Schiffsvolks, das die Seinen am Bord empfing und ſich freute an dem bläulichen Rauch, der aus der Schiffsküche emporſtieg; und wie der Landmann vor ſeiner Hüttenthür den lachenden Säugling auf dem Schooße wiegt, ſo ſaß hier der Seemann mit ſeinem Kleinen und zeigte ihm die grob geſchnitzte Puppe des Schiffs, deren Gold herrlich im Mondenſtrahle glitzerte, und das Kind hatte daran ſeine Freude.

Abgeſondert von der Maſſe der länger vor Anker liegenden Schiffe, ungefähr hundert gute Schritte vom Stintfang, ſchaukelte ſich ſtolz die „Frau Margarethe,“ noch prangend im vollen Schmucke ihrer Wimpel und Takelage. Sie bildete den Vorgrund in dem großartigen Panorama des Maſtenwaldes, der ſich weit den Strom hinauf erſtreckte.

Madame Pöckmeſer richtete ihre Augen, mit vortrefflichen Gläſern bewaffnet, dorthin und wendete ſich immer dazwiſchen recht liebevoll an Heinrich, der ihr dies und jenes erklären mußte.

So hatte ſich nach und nach ein Geſpräch zwiſchen Mutter und Sohn entſponnen, welche allein an das die Plattform umgebende Geländer lehnten, während die beiden Mädchen auf den hartgefrornen Kiespfaden dem Elbufer zugewandelt waren, von dem Bedienten in einiger Entfernung gefolgt.

„Nun, Harry, wird Dein Reiſen wol ein Ende haben,“ ſprach Madame Pöckmöſer, „Du haſt mehr von der Welt geſehen wie ich und der Vater; wo willſt Du am Ende noch hin. Du biſt ja ſogar bis zu den Schwarzen hingekommen — es wird jetzt Zeit ſein, Dich nach einer Partie umzuſehen.“

„Kommt Zeit, kommt Rath,“ entgegnete Heinrich ernſt und trocken.

„Die Zeit iſt gekommen, guter Harry,“ fuhr Madame fort, „und mein Rath ſoll Dir auch zur Seite ſtehen. Ich kenne unſere hamburger junge Welt ganz und gar. Da wird wenig für uns zu holen ſein.“

Heinrich blickte ihr aufmerkſam ins Auge

„Betrachte Dir einmal die Schweſter des Chevaliers,“ ſagte Madame Pöckmöſer, die ſeine Aufmerkſamkeit ſich günſtig auslegte, die niedliche Blanche, wäre die nicht — “

Heinrich ließ ſie nicht weiter reden, ſondern ſagte ſchnell und in ſeiner gewohnten Trockenheit: „Mir ſcheinen die Leute Abenteurer.“

„Abenteurer?“ wiederholte Madame, „ein voreiliges Urtheil über Menſchen, die Du nur ſeit wenigen Stunden zu ſehen Gelegenheit hatteſt. Wenn mir auch die Familie der Clichette nicht perſönlich bekannt iſt, ſo ſind uns dieſe beiden Glieder derſelben, die ſehr viel Einnehmendes beſitzen, von beſter Hand empfohlen, und ſowol der Chevalier wie ſeine Schweſter machten bis jetzt dieſer Empfehlung alle Ehre.“

Heinrich's offene und kalte Züge erſchienen mit einem Male ſeltſam bewegt und in ſeinen Augen zog ein trüber Schleier empor, welches ihm ein ſehr ungewohntes Ausſehen gab. Sein klarer Verſtand zeigte es ihm deutlich in dieſem Augenblicke, daß ihm — dem angenommenen Kinde von unbekannten Eltern — und wenn er gleich Fleiß, Einſicht, Reichthum und einen unbeſcholtenen Ruf in die Wage zu legen vermochte, die Börſenmatadore ihre Töchter verweigert haben würden, falls er um ſie anhielte.

„Du ſcheinſt nachdenkend, mein Sohn,“ ſagte Madame Pöckmöſer; „je nun, ich will Deine Entſcheidung hier nicht abpreſſen.“

„Nicht hier und nicht zu Hauſe,“ ſprach Heinrich, ſeinen Gleichmuth ganz bei Seite legend, in heftigſter Bewegung. „Meine Entſcheidung wird von ſelbſt und ganz aus eignem Antriebe erfolgen. Ich bin kein willenloſer Knabe mehr, der für jede Gabe ſich höflich bedanken muß und ſogar ſeine Eltern wie ſein erſtes Spielzeug nicht dem Himmel, ſondern barmherzigen Wohlthätern verdankt. Ich werde ein Mädchen mir erwählen, daß eine gleiche Neigung mit verbindet, und dieſer Wahl werden Sie dann Ihre Zuſtimmung ſicher nicht verſagen. Ich überhebe Sie dadurch nur einer Sorge; es iſt ſchwer, für ſeiner Kinder Glück zu handeln; man betrügt ſich oft, und Ihnen bleibt ja noch eine Sorge für Wilhelmine. Mir gab der Himmel reife Einſicht und erforderliche Kenntniß des menſchlichen Herzens."

Madame Pöckmöſer ward etwas bräunlich im Geſichte, mäßigte jedoch ihre Aufwallung ſogleich und ſagte: „Je nun, Du wirſt Blanche kennen lernen, Harry. Vielleicht iſt ſie's denn doch, nach eigner Wahl."

Der Jüngling bereute im Augenblicke, daß er ſich hatte hinreißen laſſen, und lenkte mit etwas mehr Beſcheidenheit ein: „Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, werthgeſchätzte Frau Mutter, daß mein Blut noch zu ſtark von der großen Seereiſe aufgeregt iſt und meine Gedanken zu ſehr um den Ausgang der von mir eingeleiteten Geſchäfte beſorgt ſind, als daß ich im Stande wäre, ein Geſpräch dieſer Art mit der gehörigen Ruhe und Ueberlegung zu führen. Laſſen Sie mich über jenen Punkt für jetzt unangefochten. Mein Sein iſt zwiſchen Comptoir, Börſe und Speicher getheilt, mein Geiſt ſchwelgt in Ziffern und meine Gedanken ſind in den Colonien, in den Kaffeeplantagen und Zuckermühlen. Eine Kriſe ſteht dem Handel bevor, iſt dieſe glücklich überſtanden, dann vielleicht — ja."

Hier unterbrach ein ängſtlicher Schrei am Fuße des Hügels den Sprechenden. Zugleich ſah man die Mädchen heraufeilen. Erſchreckt ging ihnen Madame Pöckmoſer ſo ſchnell, als es ihr möglich war, entgegen.

„Ach, mein Gott," ſagte Wilhelmine, „was haben wir geſehen! Blanche iſt an Allem ſchuld; ich wäre nie am ſpäten Abende dort hinunter gegangen."

„Nun, was iſt's denn?“ fragte Heinrich, indeß die Mutter des hochaufathmenden Mädchens Hand ergriff.

„Dort unten auf der Bank ſaßen wir,“ ſetzte Blanche den von ihrer Freundin begonnenen Bericht fort, „als plötzlich hinter uns ſich etwas regte; wir blicken uns um, da gewahren wir ein Paar feuerſprühende Augen, einen blutrothen Rachen mit furchtbaren Zähnen, ein wildes Schnauben, ach! es bleibt kein Zweifel, ein wildes Thier war's — ein Tiger, der uns bedrohte.“

„Eine Dogge wahrſcheinlich; o, über die Heldinnen!“ ſagte Heinrich mit ſpöttiſchem Tone.

Der Bediente aber trat hinzu und verſicherte, es ſei der indianiſche Jongleur, der in einer Bude auf dem hamburger Berge wilde Thiere und dabei ſeine Kunſtſtücke zeige und der an dem für die Jahreszeit ſehr milden Abende mit ſeiner trächtigen, zahmen Löwin einen Spaziergang machte, um ihr die ihrer Geſundheit zuträgliche Bewegung zu verſchaffen.

In der That erblickte man unten am Waſſer den weißen Turban leuchtend auf der dunkeln Geſtalt und das mächtige Thier aus Bengalens ſumpfigen Wildniſſen, die gelenken, ſprunggewandten Glieder zum mäßigen Trabe herabſtimmend, wie eine zahme Katze Schritt vor Schritt ſeinem Herrn folgen.

„Das ſollte die Polizei längſt verboten haben,“ ſagte Madame Pockmeſer, und befahl, daß der Kutſcher umwende. Sie war ſichtbar verſtimmt.

Doch plötzlich zog ein unerwartetes Schauſpiel Aller Aufmerkſamkeit auf ſich. Ein Boot mit Laternen ſtieß von der „Frau Margaretha“ ab und ſteuerte nach dem Stintfang. Zu gleicher Zeit wurde die Puppe des Schiffs mit vielen Laternen beleuchtet, die Flagge wurde am Hauptmaſt achzt und Capitain Robinſon, der die Geſellſchaft wahrgenommen hatte, ſtieg in Begleitung des Hafencapitains an's Land, um die Damen zu erſuchen, am Bord des Oſtindienfahrers den Thee mit ihm zu trinken.

Dies heiterte die Damen auf, doch Heinrich's Geſicht zeigte noch Schatten. Man ſah es ihm an, daß ihm dieſe Höflichkeit ſehr ungelegen kam.

Man beſtieg das Boot, in dem Bänke und Boden mit weichen wärmenden Teppichen belegt waren, und ließ ſich nach dem Schiffe fahren.

Am Ufer ſah man einen Haufen halbbetrunkener Matroſen, die dem Jongleur mit ſeiner Löwin begegneten und mit Entſetzen davonliefen, während das edle Thier ein dumpfes Gebrüll ausſtieß und einen kurzen Satz ſeitwärts wagte, ſogleich aber wieder auf einen ſtarken Zuruf des Gebieters in den frühern ruhigen Schritt kam.

Die Damen im Bote, wie ſie dies ſahen, ergriff eine ſo ſtarke Bewegung des Entſetzens, daß das kleine Fahrzeug heftig zu ſchaukeln begann und ſich ſo dem Schiffe näherte, während die Pöckmöſer'ſche Kutſche, von dem zu Fuße daneben hergehenden Bedienten begleitet, in derſelben Richtung am Ufer langſam dahinfuhr.

7.

Das lärmt, und [illegible], und [illegible], und [illegible] —
Ein wahres [illegible]"

In der Schenke „Zur Hoffnung der Seefahrer“ hatte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft nach gewohnter Weiſe eingefunden Matroſen und herrenloſes Geſindel, Dirnen und Schmuggler, Taſchenſpieler und Landſtreicher aller Art ſaßen an langen Tiſchen und befeuerten den Fluß ihrer Rede mit Gin und Grog, während mit Mühe in der Mitte des Zimmers ſo viel freier Raum erhalten wurde, als nöthig war, einen Long-Jack zu tanzen, wobei jedoch nicht vermieden werden konnte, daß die rüſtigen Tänzer beim Hin- und Herſchleudern ihrer Füße irgend einen unter dem Stuhle ſeines Herrn ſchnarchenden Hund ſehr unſanft berührten, der ſein Geheul ganz unmelodiſch in die Naſentöne der verſtimmten Drehorgel, welche das ganze Orcheſter ausmachte, ertönen ließ. Bei einem nur mäßigen Sprunge ſtießen die Köpfe der Tänzer an eine Sammlung von Polypen, Fiſchen und andern Meerungeheuern, die unter der niedrigen Stubendecke aufgehängt waren und dadurch nicht nur in klappernde Berührung untereinander geriethen, ſondern eine Maſſe von Staub und kriechenden oder fliegenden Inſecten, welche friedlich darauf niſteten, zur großen Unbequemlichkeit der Gäſte in Bewegung ſetzten.

Beim Eintreten in dieſen langen, weiten und dabei außer allem Verhältniß niedrigen Raum machte es auf den Fremden einen beengenden Eindruck, in dicken Tabackswolken eingehüllt die glühend rothen, ausgezeichneten Geſichter der Zechenden zu ſehen, in deren Mitte die ſchlotternden, hin und her zappelnden Tänzer des wilden Long-Jack, von unzähligen dicken Winterfliegen umſummt, und über ihren Häuptern die hin und her ſchwankenden, eingeräucherten Exemplare eines Hai's, „des Meeres Hyäne,“ oder eines Meduſenhauptes, eines langmäuligen Alligators oder eines ſpitznaſigen Schwertfiſches. Einer Hexenküche ſah dieſes Kaffeehaus nicht unähnlich, und nun denke man ſich die Zoten, die hier unter wildem Gelächter, in den verderbteſten Mundarten des Holländiſchen, Engliſchen, Spaniſchen und Deutſchen jeden Augenblick geriſſen wurden.

Unweit des Ofens ſaß in dem grellrothen Flanellhemde eines Schiffers, eine wollene ſchottiſche Mütze ſchief aufgeſetzt, die Cigarre zwiſchen den Wulſtlippen und den Kopf in beiden Händen, Harms Hanſen, der Wirth, und ſchaute dem Treiben ſehr gleichgültig zu.

Da trat ein anſtändig, auf bürgerliche Weiſe gekleideter Mann zu ihm und ſetzte ſich mit vertraulicher Miene neben ihn.

„Gott zum Gruß!“ brummte Harms Hanſen, die Mütze rückend.

„Gleichfalls,“ erwiderte der Andere. „Muß doch einmal ſehen, was mein alter College treibt. Wie ich ſehe, kannſt Du nicht klagen; Leben vollauf in Deiner Seemannsſchenke und geſund biſt Du auch!“

„God dam!“ ſchrie Harms; „Schererei vom Düwel! Iſt das Kleinigkeit, mit dem Kram fertig zu werden? Alle Nächte Meſſerſtiche und Wache im Haus — wo bleibt am Ende der ehrliche Name? Der hochweiſe Herr Senator, unſer Landherr hier draußen, und ſein geſtrenger Statthalter, der Sandvoigt vom Hamburgerberg, haben auch alle Minuten was zu zwacken und zu knurren — und verſauern Einem das Bischen Hundeleben! Slach un Düwel! wenn ſie mir's zu bunt machen, geh' ich ins Däniſche; da hat man mehr Ruhe als in unſerer freien Stadt, wo ſie dem Bürger gern am Fell zupfen — God dam!“ und dieſen letzten Fluch ließ er dumpf aus dem tiefen Glaſe widertönen, woraus er eben einen tüchtigen Schluck nahm.

Lachend that der Andere mit dem üblichen „Ping“ Beſcheid, das noch länger während des Schlucks tönte als der Fluch des Wirths, und lachend ſetzte er wieder das Glas mit den Worten auf den Tiſch:

„Nun nun, Maſter Hanſen, Du thuſt ja gar, als wenn

Dir ein Ruf auf die Diele des Sandvoigts oder eine vom Landherrn dictirte Strafe das Leben bis auf die Neige verbitterte! Sprichſt gar davon, dieſen freien Grund und Boden zu verlaſſen, willſt ins Däniſche ziehen — he he! im Däniſchen ſind die Goldvögel nicht ſo dick geſäet wie bei uns auf'm hamburgiſchen Gebiet und die Goldvögel kehren oftmals auch in die Neſter des Wiedehopfs und legen dort ihre koſtbaren Eier!"

„Snakt der Kerl nicht wie ein Narr und quakſcht mir da ſein dummes Zeug her vom Goldvogel und vom Wiedehopf und von koſtbaren Eiern! Halt's Maul und ſauf Deinen Grog! He, Mete, komm hier! Schenk' dem Jürgen Claaßen wieder voll!"

„Ich meinte nur," ſagte bedächtig Jürgen Claaßen Holzmann, indem er den Arm um die hochſtämmige Tochter des Wirths legte, die das heiße Waſſer und den Rum mit beiden Händen zugleich in das leere Glas goß, „daß Du nicht allein von dem kleinlichen Profit leben darfſt, den Dir ein paar hundert Gläſer Punſch und Grog, ein Funfzig Beefſteaks und ein halb Tauſend Domingocigarren alle Abende abwerfen, ſondern daß Dir bei Deinem Gewerbe auch noch ein anderes Gewinnſtchen blüht!"

„Mach', daß Du einmal fertig wirſt und ſcheer' Dich, Mete!" rief der Wirth und fuhr dann mit etwas gedämpfter Stimme fort: „Soll mich und meine Hoffnung der Seefahrer ein Blitzſtrahl ſogleich in den Abgrund ſchlagen, wenn ich einen Schilling von dem ganzen Höllentrödel ziehe. Moleſten macht mir das Weibsvolk, nichts weiter. Wenn's die Matroſen hier weidlich geneckt hat, ſo läßt ſich's nach Haus begleiten."

„Das glaub' ich ja und darauf wollt' ich auch gar nicht hinſticheln," brachte verſchmitzt lächelnd, auf ſeine ſilberne Cigarrenſpitze beißend, Jürgen hervor; „wirſt Dich ja damit nicht abgeben — brauchſt's ja nicht — ſprechen ja Vornehme bei Dir ein."

„Slach un Duwel!" brüllte Hanſen; „glaubt das Seekalb etwa, daß meine Mete ſolche Beſuche annimmt?" Und ſchnell war der Alte aufgeſprungen und nahm die Stellung eines engliſchen Gladiators an, der, die Arme vor dem Bauch gekreuzt, mit geballten Fäuſten und gekrümmten Mittelfingern ſeinen Gegner ſchlagfertig erwartet.

„Ho, ho! ich denk' nicht daran, Deine Tochter zu beſchimpfen noch mit Dir zu boxen, alter Kamerad!" ſprach gelaſſen Jürgen Claaßen Holzmann; „komm, ſetze Dich her und lache einmal, denn ſieh nur dorthin, wie ſie Alle aufſtehen und herüberſchielen nach uns, ſo ſkandallüſtern, daß es nur noch eines lauten Worts bedurfte, um eine Höllenſchlägerei herbeizuführen!"

Dieſe Worte wirkten; Hanſen ſah ſich um, und in der That waren durch den dicken Qualm ſo viele brennende Augen und Naſen mit ihren rohen Geſichtern nach unſern Beiden gerichtet, daß er es für das Beſte hielt, mit einer lauten Lache ſich wieder zu ſetzen, worauf der Leiermann, deſſen Arm ſogleich von einem der Gäſte feſtgehalten worden war, nun wieder freigegeben ſein eintöniges Pirumlarum erſchallen ließ und Alles ſeinen gewohnten Zug mit Lärm, Tanz und Muſik fortging.

„Nun, was willſt Du denn mit Deinem dummen Gequatſche, Düwelskerl?" ſagte Hanſen wieder gemäßigt. „Zeig einmal deutlich, wo Du eigentlich hinwillſt."

„Sieh nur, wie Du Dich ſtellſt. Wohnen nicht droben in dem kleinen Stübchen gewiſſe ſchöne Kinder —?" ſprach Jürgen gedehnt.

„Aepfel und Zwiebeln, ſtinkende Waare, wenn Du willſt: geh' hinauf und überzeug' Dich“ — brummte Hanſen.

„Alſo ſchon fortgebracht!“ ſagte der Andere bedächtig. „Na, da könnt' ich's wol wiſſen, wenn ich's eben wiſſen wollte. Iſt mir aber gleich — wollt' nur von meinem alten Bruder etwas Näheres erfahren — nichts weiter! Laß noch einmal einſchenken.“

„He, Mete!“ rief Hanſen und deutete auf Jürgen's leeres Glas, während er ſeines ſchnell austrank und ihr unter den dampfenden Keſſel hinſchob.

„'S war geſcheidt vom jungen Herrn, daß er ſich was Liebes mitgebracht hat; iſt ja reich genug dazu und hat ſich an die ſchwarzen Schönheiten zu ſehr gewöhnt — verſtanden?“ ſprach Jürgen weiter.

„Aber wie weißt denn Du ſchon davon?“ fragte der Wirth.

„I nu,“ ſagte der Andere, „was iſt denn Heimliches dabei? Kann der junge Herr denn wol alle Wege ſelbſt machen? Braucht er nicht einen Vertrauten? Na — und dieſer Vertraute bin ich.“

„Spitzbube! Hund!“ brach Hanſen heraus; „erhorcht haſt Du was und neugierig biſt Du nun, Alles zu wiſſen. Wenn Du des jungen Patrons Vertrauter wäreſt, hätte er Dir nicht geſagt, daß das kleine ſchöne Mädchen, mit der er geſtern hier an's Land ſtieg, nicht ſchwarz iſt, ſondern ſo weiß wie ich und Du?“

„Na, dann wär' ſie doch ziemlich kupferfarben,“ lachte Jürgen in ſich hinein.

„Und hätte er Dir nicht ſagen müſſen,“ fuhr der Wirth fort, der in ſeinem Eifer auf Jürgen's Bemerkung nicht gehört hatte, „daß er ſie heute Morgen ganz früh von hier mit ſich fortnahm? Jetzt ſpür', Hund, wo er ſie hingebracht hat, aber mich laß in Ruh'; denn ſo wahr ich ein ehrliches hamburger Kind bin und mein Vater Faßzieher war und auf dem Katrepel einen Sahl bewohnte, von mir erfährſt Du kein Wort mehr, ſelbſt wenn ich noch etwas von der Sache wüßte.“ Dabei ſtand er auf und ging zu einigen Everführern, die ſich luſtig getrunken hatten und ſich mit Volkswitzen unter dem Namen „Dönnchens“ unterhielten. „Kannſt mir ſo nichts mehr ſagen, dummer Hanns,“ ziſchte Jürgen leiſe vor ſich hin und winkte Meta, um ſeine Zeche zu machen. Darauf knöpfte er ſeinen Rock zu, drückte ſeine Mütze in die Augen, nahm ſeinen ſchweren, eiſenbeſchlagenen Stock zur Hand und ging zur Thür hinaus.

Draußen im finſtern Raume trat ein kleiner Kerl hart an ihn und brummte: „Na, Herr, hab' ich Euch nicht Wahrheit berichtet?“

„Zum Teufel, ja,“ ſagte leiſe Jürgen. „Na, ich ſah's ja wohl vom Lager, wie er mit ihr eintrat, und dachte mir gleich, es iſt etwas Heimliches und da thu' ich vielleicht Jemandem in Pöckmöſer's Hauſe einen Gefallen, wenn ich's dem pfiffigen Jürgen Claaßen ſtecke. Na, ich wünſche, daß es Euch reichen Lohn eintragen möge! Vergeßt mich nicht!“ ſprach der Andere.

„Er hat ſie ſchon wieder fortgebracht,“ ſagte Jürgen, „und das iſt das Fatalſte dabei; doch es iſt mir ſchon genug, daß ich nun weiß, er habe ein Schätzchen mitgebracht. Das Weitere wird ſich finden. Hier, Cav, mach' die Hand auf!“

Der kleine Kerl hielt ihm die ſchmuzige Hand dicht vor's Geſicht und Jürgen legte ihm zwei blanke Drittelſtücke hinein.

„Denkt an mich, Jürgen Claaßen,“ rief er dem Fortgehenden nach, „wenn Ihr mich einem Capitain empfehlen könnt; bin für 'ne Waſſerratte lang' genug auf'm Trocknen geweſen.“

Jürgen Claaßen ſchlug den Weg nach Hamburg ein, und Can, der herrenloſe Matroſe, ging in die Schenke zurück und ließ ſich zur Verwunderung ſeiner Kameraden Glas auf Glas bis am hellen Morgen einſchenken.

Der ſpionirende Bote, der eigentlich die Aufſicht über die Speicher des Pöckmöſer'ſchen Hauſes führte, ging aber noch an demſelben Abende, ehe er ſich in ſeine Wohnung verfügte, zu dem Chevalier Clichette, der unruhig ſeiner wartete.

8.

> C'estoyt ung chevallier sans banniere, lequel n'avoyt pas hérité sur son fief, assez de bois pour se faire mesme ung cure-dent, et ne se cognoissant pas de plus beaulx biens que la riche beaulté dont sa défuncte mère l'avoyt garni fort à propous, comptoyt d'en tirer rente et prouffict — —

Hippolyt, Chevalier de Clichette, deſſen nähere Bekanntſchaft wir jetzt zu machen gezwungen ſind, war der Sohn eines Einwohners von Montpellier, der früher, als die Hand des Uſurpators ſchwer auf Hamburg ruhte, einer der Finger derſelben geweſen war. Er hatte nämlich eine bedeutende Stelle bei der Verwaltung inne und man kann ſich wol denken, daß ſein Name in Hamburg nicht zu den beliebteſten gehörte. Daher hatte er nach der Wiedereinſetzung der Bourbons den Namen Belfort, der ihm eigentlich zukam, mit dem de Clichette vertauſcht, welchen er von einer erkauften kleinen Herrſchaft angenommen hatte, um ſeine Kinder auf dem Schauplatze ſeiner frühern Siege mit Ehren auftreten laſſen zu können. Denn, was er auch ſein ganzes Leben hindurch gewagt und unternommen hatte, ſo war er einer Derjenigen, die nichts vor ſich bringen konnten, nach dem gewöhnlichen Ausdruck der Leute.

Hippolyt hatte ſeine Jugend in Paris zugebracht und dort mit der ſeinen Landsleuten angebornen Leichtigkeit ſich eine Bildung erworben, die ganz dazu geeignet war, in der feinen Geſellſchaft jener Hauptſtadt zu glänzen, um wie viel mehr aber von unſern ehrlichen Landsleuten, die nun einmal das Fremde gern überſchätzen, angeſtaunt zu werden. So geſchah es, daß ſelbſt jene Hamburger, die ſich noch in finſtern Stunden des Drucks, des Hohns, der tyranniſchen Geißel, der politiſchen Vernichtung recht gut erinnern konnten, die ſie einſt von den Franzoſen zu erdulden hatten, ſich nun ergötzten an dem bunten Glanze pariſer Modemenſchen und ſie als Zierde in ihren wohlanſtändigen, ehrbaren häuslichen Kreiſen gern ſahen. Unbegreiflicher jedoch iſt es, daß ſie ſelbſt von der „Großen Nation“ mit Begeiſterung ſprechen und den Namen „Napoleon's“ preiſen und erhöhen konnten, da es doch nur erſt wenige Jahre waren, als eines Satrapen rohe Willkür über ihr Eigenthum und ihre Rechte ſchaltete und fremde Libertinage ihr häusliches Glück zerſtörte.

Hippolyt oder der Chevalier, wie wir ihn im Verlauf dieſer Erzählung oft nennen werden, war ſich einer gewiſſen Ueberlegenheit bewußt und rechnete mit gutmaskirter Anmaßung auf die Anerkennung derſelben. Er war mit einem einnehmenden Aeußern ausgeſtattet, muſicirte, tanzte und malte und wußte in ſeiner ſchmieg- und biegſamen Mutterſprache mit überſchwellender Geläufigkeit geiſtreich zu unterhalten. Dabei fehlte es ihm auch an der Kenntniß fremder Sprachen nicht und ſelbſt das Deutſche hatte ihm der elſaſſer Profeſſor Braun in Paris beibringen müſſen, weil ſein Vater ſchon lange den Plan gehegt hatte, ihn einſt nach Deutſchland zu ſchicken.

Von Seiten des Herzens und der Geſinnungen kann wenig Zufriedenſtellendes berichtet werden. Wer die junge Welt des heutigen Frankreichs kennt, wird das ſehr begreiflich finden.

Die Wiſſenſchaft iſt es allein noch, welche die Schüler den Lehrern geſtatten, ihnen beizubringen; die Bildung des Herzens, die Richtung ihrer Geſinnungen überlaſſen ſie Ihresgleichen, und ſowie ſie ſich von dieſem oder jenem Kameraden angezogen oder abgeſtoßen fühlen, dieſem oder jenem eine Ueberlegenheit aus freiem Antriebe zugeſtehen, ſo modeln ſie ſich hiernach ein Syſtem und nennen das ihre politiſche Erziehung. In extravagantem Uebermuthe umfaſſen ſie daher oftmals das Verkehrte, das in ihrer Ummodelung zum Verkehrteſten, zum Abgeſchmackteſten, zum Verabſcheuungswürdigſten werden kann. Es wird ein gährendes Meer der engherzigſten und ſelbſtſüchtigſten Triebe, die ſie äußerſt praktiſch finden, und obſchon darin auch das Edelſte, wie Liebe, Freundſchaft, Patriotismus und Freiheitsgefühl, auftaucht, ſo findet ſich die Liebe doch nur in einer verflüchtigten Sinnlichkeit vor, die Freundſchaft findet ihre Nahrung im wechſelſeitigen Vortheil, der Patriotismus in einem unbegrenzten und ungerechten Nationalſtolze und das Freiheitsgefühl in einer vagen und rückſichtsloſen Parteiwuth.

Aus dieſer Schule war der Chevalier hervorgegangen, deren ſchicklichſter Repräſentant er genannt werden durfte. Mit einer glühenden Einbildungskraft, die nicht ſelten — wenn eine begünſtigende Conſtellation es zuließ — bis zum Ueberſpannten ſtreifte, war er der Sinnlichkeit früh zum Opfer geworden. Alle jene ungezügelten Lüſte, die in Paris als geweihete Myſterien der Wolluſt einen unheiligen Opferdienſt erhalten, zählten in ihm ihren eifrigſten Prieſter. Alle andern Genüſſe ekelten ihn bereits an, als ſeine Jahre ihm erſt ein Recht gaben, ſie kennen zu lernen. Er war als Jüngling ſchon überſättigt an Allem und zählte ſich ſelbſt mit einer Art von Stolz zur Claſſe der „Ennuyeux,“ die wir nach dem Obengeſagten nicht mit dem entſprechenden Worte der „Langweiligen,“ viel eher mit dem der „Ueberdrüſſigen“ überſetzen werden.

Was war dieſem jungen Franzoſen häusliches Glück, ein wackeres Weib, Kinder — eine Familie! Was war in ſeinen Augen ein ſchönes Mädchen! Was der ehrliche Erwerb, die bürgerliche Betriebſamkeit! Der Dienſt auf Ruderbänken, das Leben im Bagno ſchienen ihm ein eben ſo wünſchenswerthes Loos, als den langweiligen Weg zurückzulegen, um zu ſolch' nichtigem Ziele zu gelangen.

Nur Eines fachte noch ſeine Thatkraft an, wenn es nicht Verſündigung iſt, den Impuls ſo zu nennen, der ihn dazu trieb, die Karte zu ergreifen. Es war die Sucht nach Geld. Sehr viel zu haben, um ſehr viel verſchwenden zu können, um ſich jeden Genuß, und ſei er vom unerhörteſten Wunſche erzeugt, zu gewähren, — dies ſchien ihm das elende Leben erträglich zu machen und einem Daſein ohne allen Werth für ihn einen kleinen Reiz zu verleihen.

Aber der Himmel, der ihm ſo Manches gewährt hatte, wonach Andere gegeizt haben würden und das ihm ſo ganz nichtig erſchien, hatte ihm Reichthum verſagt. Bei ſeiner Zurückkunft nach Montpellier ſah ſein weltkluger Vater nicht ohne Sorge den Seelenzuſtand ſeines Sohnes. Gräßliche Verbrechen, die ſich zu jeder Zeit in dem ſüdlichen Frankreich zugetragen haben, folgten ſich damals gerade mit ſo grauſenerregender Fruchtbarkeit, daß es ſchien, als ob eins das andere zeuge und in die Welt ſetze.

Die rieſenhafte Verworfenheit des jungen Menſchen war dem Vater zu fürchterlich für ſeine nächſte Umgebung. Er ſann hin und her, ſie abzuleiten. Nicht fehlte es an Vorſchlägen, in fremden Welttheilen ſein Glück zu ſuchen. Das freie, helle Amerika, der märchenhafte, üppige Orient, der kalte Norden mit ſeinen reichen, gaſtfreundlichen Bewohnern, Alles wurde der Reihe nach gemuſtert, um dorthin ſeine Unternehmungen zu verlegen. Aber Alles wurde verworfen — der leidige Ueberdruß an Allem war ſchuld daran.

Endlich erhielten des Nordens reiche, gaſtfreundliche Bewohner Gnade vor den Augen des jungen Abenteurers.

„Waren Sie nicht in Ihrer Jugend auch dort, Papa, und glücklich?“ fragte er den alten Belfort. „Die Rückerinnerung jenes Glückes malt ſich in dieſen vom Alter faſt erloſchenen Augen und belebt ſie mit einem heiligen Feuer der Begeiſterung. Ich erlaſſe Ihnen die Beichte, braver Militair; es wäre zu viel verlangt und widerſpräche auch alten Vorurtheilen, wollte der Sohn hierin Aufrichtigkeit vom Vater begehren. Wir ſind nun einmal durch Ihre Schuld nicht reich. Wäre meine Jugend in Napoleon's Zeit gefallen, ich hätte mein Glück dauerhafter gezimmert; mindeſtens ſo gut wie die Herzöge und Marſchälle, die ihren jungen Stammbaum mit Millionen ſtatt mit verroſteten Schildern ſchmücken können. Doch immerhin! Laſſen Sie's mich verſuchen und übergeben Sie mir zugleich meine Schweſter Blanche, ich will mir Deutſchland erwählen — das Land des Aberglaubens, der Zigeuner, der Phantaſten, der Märchenkrämer und der Philoſophen! Hahaha! Ich habe Deutſche in Paris kennen gelernt — die Menſchen ſagen mir zu. Aber ſie haben kein Geld — werden Sie mir einwenden! Doch — einen Ort glaube ich zu kennen, wo das meiſte Geld des europäiſchen Continents zuſammenfließt — Sie ſelbſt haben mir oft eine lockende Schilderung davon entworfen. Sie müſſen dort Bekannte haben, wenn Sie ſich dort auch nicht gut nennen dürfen. Doch das iſt gleichviel. Ihre Localkenntniß wird mir von Nutzen ſein! An Empfehlungen wird es auch nicht fehlen — ein Sümmchen geben Sie mir mit, um für die erſte Zeit meines Aufenthalts einen anſtändigen Aufwand zu machen — und ich wette, daß ich in einem Jahre für mich und Blanche eine reiche Partie geſchloſſen habe. Für das Uebrige laſſen Sie mich dann ſorgen" — ſo endigte er mit einer abſtoßenden Frechheit dieſe Rede, dann ſetzte er jedoch noch hinzu: „Es kann Ihnen kein Räthſel ſein, daß ich Hamburg meine."

Dem Vater kam dieſer Plan ganz erwünſcht, und da er ſeit Jahren Witwer war, ſo entſchloß er ſich zwar nicht leicht dazu, ſeine einzige Tochter Blanche dem Bruder mitzugeben, doch mußte er den dringenden Zumuthungen des Sohnes endlich weichen. Blanche war eine junge Franzöſin aus der ſüdlichen Provinz, von einem höchſt reizbaren Nervenſyſtem, leicht zu erregen und von jugendlich froher Gemüthsſtimmung, die bis jetzt nur Feſttage kennen gelernt hatte. Das Leben hatte ſie angeweht wie die milden Lüftchen unter den Oel- und Mandelbäumen ihres Vaterlandes. Die Ausſicht, die Fremde zu ſehen und vielleicht an der Seite eines geliebten, reichen Mannes in ihre Heimat zurückzukehren, war ihr erfreulich. Ihren Bruder, dem ſie der Vater anvertraute, kannte ſie nicht. Sie liebte ihn als Schweſter, und wenn ſie ihn ſelbſt öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, ſo wär's ihr dennoch nicht möglich geweſen, den Abgrund zu entdecken, den er in ſeinem Innern verbarg und vor dem ſie mit Entſetzen hätte zurückſchaudern müſſen.

Die Abreiſe wurde beſchleunigt; Empfehlungen bedeutender Handelshäuſer waren verſchafft worden, denen der alte Vater noch Eins hinzufügte, das er mit einer eignen geheimnißvollen Weiſung dem Chevalier einhändigte; dann wurde die Summe nicht verſäumt, um den täuſchenden Schimmer von Reichthum um ſich verbreiten zu können, und mit dieſen friedlichen Waffen ausgerüſtet, ſehen wir unſere jungen Abenteurer in Marſeille ſich einſchiffen, den Mündungen der ſchönen Elbe zu, die Deutſchlands Fleiß fernen Welttheilen bekannt macht und ſo manches Verderbliche dafür dem Vaterlande zuführt und deren Geſtaden ſich auch jetzt ein Menſchenpaar nahte, das für die Ruhe irgend einer deutſchen Familie verderbliche Elemente in ſich trägt.

Wir aber trafen Beide, den Bruder und die Schweſter, am Eingange dieſer Erzählung in Pöckmöſer's Hauſe an, wo ſie ſich die allgemeinſte Anerkennung erworben hatten.

Der Chevalier, dem es bei ſeiner Ankunft in Hamburg nicht an den beſten Empfehlungen fehlte, machte dabei einen ſo anſtändigen Aufwand als nöthig war, der hamburger Kaufmannſchaft keinen Zweifel über auslangende Mittel zu laſſen und ihr dabei jeden Argwohn über Verſchwendung, Glücksritterſchaft und Abenteuerlichkeit zu rauben. Seine angenehme Perſönlichkeit, ſeine Kenntniſſe und geſelligen Talente hatten ihm Zutritt in die erſten Häuſer verſchafft, und als man ſich gar bald überzeugte, daß die Geſchwiſter alle jene Eigenſchaften beſaßen, um die Seele jeder Geſellſchaft zu werden, und man zu entbehren ſchien, wenn die liebenswürdigen Fremden in einem Kreiſe fehlten, ſo verlangte es der gute Ton, kein Feſt ohne den Chevalier und die holde Blanche zu veranſtalten, und endlich machte es die ſtrenge Tyrannei, die Mode, zum unerläßlichen Gebot, die liebenswürdigen Gäſte überall einzuladen, wo feine Sitte, Luxus, höhere Geſelligkeit, kurz die geiſtreichſten Elemente eleganter Vereinigungen ſtattfinden ſollten. Wer in Hamburg war, weiß, wie ſehr ſich die dort herrſchende Gaſtfreundſchaft darin gefällt, ſolche Geſetze zu dictiren und ſich durch deren Aufrechthaltung im ſchönſten Lichte zu zeigen.

Das Geſchwiſterpaar, obgleich von einer in Hamburg dem Namen nach faſt nicht gekannten Familie in Montpellier abſtammend, da man den bekannten Namen Belfort weislich verſchwieg, war an das reiche Haus Johann Lauritz Pöckmöſer ganz beſonders und angelegentlich empfohlen; und da der junge Chevalier ſeinen Wunſch zu erkennen gab, dem Handel ſich zu widmen, ſo zeigte ſich Herr Pöckmöſer bald bereit, ihm einen Platz in ſeinem Comptoir anzuweiſen und zu gleicher Zeit die liebenswürdige Schweſter des Chevaliers ins Haus und in die Geſellſchaft ſeiner Gattin und Tochter zu nehmen. So war bereits ein Jahr in dieſem Verhältniſſe hingeſchwunden. Die Zufriedenheit mit dem Betragen der beiden jungen Franzoſen war allgemein. Die Erſcheinung war ſo ſelten, daß ſie Aufſehen erregen mußte, denn nicht eine einzige Stimme des Neides oder des Haſſes regte ſich gegen den Chevalier. Er verſtand es ungemein geſchickt, Alles zu ſeinen Gunſten zu vereinigen, ohne deshalb irgend eine Schwäche in ſeinem Charakter zu offenbaren, oder ein ihn ſehr wohl kleidendes Selbſtgefühl zu verhehlen. Daß eine junge Franzöſin, voll Leben, Temperament, Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit, die nie in Geſellſchaften erſcheint, als wenn ſie vollkommen heiter, geſund und aufgelegt iſt, keinen Tanz zu verſagen, und in ihrem häuslichen Kreiſe eine ganz beſondere Beugſamkeit des Willens und Willfährigkeit zeigt, ſich keine Feinde machen kann, liegt klar am Tage.

Heinrich's Rückkehr ſollte jedoch dem Chevalier endlich die Früchte dieſer ewig langen Verſtellung, die ihn ſo ſehr drückte, verſchaffen. Wie oft ſchon hatte er es bereut, nach Deutſchland gegangen zu ſein, wie ſehr verwünſchte er das nüchterne, alltägliche Leben, und wenn er ſich manchmal, die Feder in der Hand, am Pulte, im Spiegel ſah, ſo konnte er ſich eines recht erbitterten Lachens nicht erwehren. Nur dann und wann, wenn der Zufall einen Franzoſen gleicher Geſinnung und Abenteuer ſuchend, des Weges führte, erſchloß er ihm ſein Inneres zum Theil und ergoß ſich in Schmähungen über ſein erbärmliches Loos, welches der Handelsgeiſt eines ſehr ſtrengen Vaters ihm dann bereitet haben ſollte.

Daß ihm die Hand der Tochter des Hauſes gewiß ſei, davon war er ganz überzeugt; das war ihm aber noch nicht genug, er wollte, daß Heinrich der Mann ſeiner Schweſter werde, um ſo auch dieſe zu verſorgen. Seine Zuverſichtlichkeit, womit er dies ſeinem Vater verheißen hatte, machte dieſe Negociation für ihn zu einer Art von Ehrenſache und es kann nicht geleugnet werden, daß er hierzu einen gewiſſen Grad von Tüchtigkeit beſaß. Heinrich's Ankunft, welche er ſo ſehnlich erwartet hatte, entſprach jedoch keineswegs den von ihr gehegten Erwartungen. Des jungen Deutſchen Charakter, ernſt und zurückhaltend, gewiegt in Geſchäften, abgehärtet in den Stürmen des Oceans und unter dem Stiche der tropiſchen Sonne, konnte ſich nicht zu dem Ideale eines Freundes fügen, wie es Clichette ſich ausmalte.

Dort war ein Leben aus Sturm und Drang hervorgegangen, in vollſter Kraft der Mannheit blühend, praktiſch geſtählt im wahren Sinne des Wortes und tauglich zu jeder tüchtigen Unternehmung; während hier ein überſpannter, gereizter Zuſtand ſich auf Höhen träumte, die von ihm nie zu erreichen waren und voll Hohn und Verachtung gegen die Welt, ſich die Selbſtvernichtung bereitete.

Daß keine Annäherung zwiſchen Beiden ſtattfand, kann man leicht vorausſetzen, und wenn dies bei Heinrich gleich keine angenehme Empfindung hervorrief, ſo war ſein gerader Sinn doch nicht im Entfernteſten geneigt, dem Fremden im Hauſe ſeines Pflegevaters deshalb übelzuwollen. Der Chevalier aber ſah nunmehr in Heinrich einen Widerſacher, der ſich allen ſeinen Planen, die er mit der Familie hatte, entgegenſetzen würde, wie denn ſchon der Umſtand von Heinrich's Geliebten, die ihm durch ſeinen Vertrauten Holzmann verrathen worden war, ihn zu ſchnellern Anſtalten antrieb.

Holzmann, den wir ſchon kennen, war dem Chevalier ſeit ſeinem Erſcheinen im Hauſe Pöckmöſer's ſo ergeben, als Leute ſeines Schlages es ſein können. Er hatte ſich ſogleich mit Gewandtheit dem jungen Franzoſen zu nähern gewußt, und dieſer, der alsbald den Fuchs in Holzmann entdeckte, zog es klüglich vor, ihn ganz für ſich zu gewinnen, um ihn nicht als ein Werkzeug gegen ſich und ſeine Plane Andern zu überlaſſen.

Es war faſt elf Uhr und der Chevalier hatte bereits in unruhiger Haſt vor dem Spiegel hundert Mal ſeinen Backenbart in das Geſicht gekämmt, hundert Mal die Halsbinden gewechſelt, den Lockenbau auf der Stirne bald ſo, bald anders gerichtet, kurz alle jene Toilettenkünſte vollendet und wieder zerſtört, um ſie dann auf's Neue zu beginnen und ſo eine tödtlich lange Stunde ermüdenden Wartens hinzubringen. Es war überdies die Zeit, welche ihn zu ſeiner gewöhnlichen Partie Ecarté rief. Doch war ihm die Botſchaft noch wichtiger, die er durch ſeinen nach Hanſens Schenke Abgeſandten erwartete.

Er hatte nunmehr, von dem vergeblichen Warten ermüdet, ſeinen Secretair geöffnet und in einigen Schriften zu kramen angefangen. Er legte verſchiedene Pakete mit

Briefen, die er mit ſeinem Vater gewechſelt hatte, bei Seite, und ergriff ein mit fünf Siegeln verſchloſſenes Couvert, das die Adreſſe an Madame Pöckmöſer trug, von ſeines Vaters Hand geſchrieben. Es war daſſelbe, das er ihm beim Abſchiede mit der geheimnißvollen Weiſung übergeben hatte, falls er in bedrängter Lage ſich befinden ſollte, von dieſem Schreiben Gebrauch zu machen. Lachend warf er es wieder hin. „Mein alter Papa," ſo ſprach er, „mißt dieſem Schreiben die Kraft eines Talismans zu, den ich in irgend einer Verlegenheit zu meinem Heile gebrauchen ſoll. Ich fürchte mich wahrlich, lächerlich damit zu werden! Wahrſcheinlich ſind es einige aufgewärmte Jugenderinnerungen, ein Herzensragout voll ranziger Empfindungen, ein Fricaſſée verroſteter Gefühle, verrauchte Seufzer, zerſchmolzene Baiſers und ein ganzer Küchenzettel übriggebliebener Waare der Verliebten. Und das ſollte mir nützen können? Doch er hat es gut gemeint — und darum heb' ich den Brief noch auf, ſonſt — wahrhaftig! hätt' ich nicht übel Luſt, ihn zu erbrechen, um mir durch die Lecture einen Spaß zu machen. Mein Spiel ſtünde verdammt ſchlecht, wenn dieſer antiquariſche Liebesbrief, zuſammengelegt und verſiegelt wie ein Zauberbann, mir es gewinnen könnte! Bin ich erſt der Sohn des Hauſes und iſt Blanche des deutſchen Bären Weib, dann mache ich mir vielleicht den Spaß und dem Papa die Freude, unſerer Schwiegermutter das Schreiben einzuhändigen — jedoch wie einen Scherz — als nichts weiter. Hollah! Wer iſt draußen? Herein!"

Er hörte ein Geräuſch auf dem Gange vor ſeinem Zimmer, verbarg ſchnell das Päckchen, ſchloß den Secretair und erwartete den Eintretenden, der ſich durch ein leiſes Klopfen angemeldet hatte.

Es war ſein getreuer Bote Holzmann. „Nun, ohne

Complimente, hingeſetzt und raſch rapportirt," ſagte der Chevalier mit ſeiner gewohnten leutſeligen Art, indem er ihm einen Stuhl zum Ofen ſchob, worin ein dunkeles Steinkohlenfeuer glimmte, und ſich traulich ganz dicht zu ihm rückte.

„Es iſt richtig," ſagte Holzmann, „er hat Eine mitgebracht, eine Schwarze oder Braune, kurz eine Indianerin. Aus der Kneipe hat er ſie aber bereits entführt, wohin? weiß der Himmel, aber morgen ſollen Sie's auch wiſſen, Herr Chevalier. Er hat ihr ein Zimmerchen gemiethet, wo nun eben ſolche Dirnchen einquartirt zu werden pflegen. Weit her wird's damit nicht ſein. Vom Heirathen iſt bei ſolch einem Weſen die Rede nicht, und ich denke, es iſt eher Vortheil als Nachtheil daraus zu ziehen. Ich darf wol nicht mehr hinzufügen, es würde ſich auch nicht in Gegenwart des Herrn Chevaliers ſchicken, wenn ich von Dero Herrn Schwager eine Unziemlichkeit nur zu denken mich erkühnte."

Hier hielt Holzmann inne, wie ein Uhrwerk, das plötzlich abſchnappt, und glotzte mit ſeinen von Natur blanken Augen, welche durch den in der Schenke genoſſenen Grog ein glasartiges Anſehen erhielten, ſeinen franzöſiſchen Gönner anhaltend an.

Dieſer ſaß eine Weile ſtumm da, hielt die zierlichen Füße zur Glut hin, warf ſich in die Lehne des Seſſels und pfiff ein Vaudeville zwiſchen den Zähnen. Wie ein Schatten flog es über ſeine Augen und ſeine Stirne zeigte ein tiefes Nachdenken. Faſt eine Viertelſtunde war ſo vergangen, dann ſprang der Chevalier plötzlich auf, zog eine Börſe und gab dem Boten zwei Napoleons mit den Worten: „Für Eure gemachten Auslagen! Verfolgt mit Feinheit Eure Nachforſchungen und ſeid des Lohnes gewiß. Jetzt ſeid ſo gut und holt mir einen Fiaker."

Holzmann eilte hinaus und Clichette ging indeß mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zu ſich ſelbſt ſprechend: „Ein Mädchen mitgebracht — aus Indien vielleicht — irgend eine Amazilly, oder wie die Dinger heißen mögen. Dieſem Verhältniſſe muß man näher rücken. Man muß die Bekanntſchaft der Indianerin machen. Die neuen Romane unſerer Schriftſteller haben eine große Neigung für dieſe Art von Geſchöpfen in den Herzen der eleganten Welt aufgeregt. Sie ihm abwendig machen — Bah! das kann ſo ſchwer nicht ſein — und während dieſe Intrigue ſich hier anſpinnt, müſſen Blanchens Reize den jungen Bären zum Tanzen bringen, wie die Flöte Tamino's in ihrer faden Oper: les mystères d'Isis, die Affen und Löwen. Mein Gott, was hat die Erziehung nicht für Wunder gewirkt! Wie hat Franconi ſeine Pferde dreſſirt und wie vortrefflich manövrirt der alte Bär Martin im Jardin du Roi! Was Güte nicht thut, müſſen Schläge thun! — und peinigen ſoll ihn mein pikantes Schweſterchen mit der Miene voll Geiſt und den Augen voll Schelmerei!"

Gerade bei dieſen ſehr erbaulichen Betrachtungen trat Holzmann ein und meldete, daß der Fiaker unten halte.

9.

Die Sonne ſchwand — es kommt die ſtille Nacht,
Wie eine rieſengroße Fledermaus,
Die weichen Flügel kühlungfächelnd aus —
Und hält mit tauſend Feueraugen Wacht;
Ruht unbeſorgt, die Ihr den Tag vollbracht —
Schlaft, Kinder, ſchlaft! . . . .

Dies waren die Ereigniſſe des erſten Tages nach der Ankunft der „Frau Margaretha", denn es iſt Mitternacht und ich kann als gewiſſenhafter Erzähler den Tag nunmehr als geſchloſſen betrachten. Das Theater iſt längſt beendigt, das Comptoir längſt geſchloſſen, das Souper eingenommen und Herr und Madame Pöckmeier ruhen bereits ſeit einer Stunde, ſanft gewiegt von einem geſunden Schlafe, und nur die pariſer Nachtlampe ſpielt den Schlummernden den argen Streich, daß ſie durch die ſchweren grünſeidenen Vorhänge einen mißfarbigen Schein auf die dicken, ſtark gerötheten Geſichter der Eheleute wirft und den unſchönen Zügen ein leichenhaftes Anſehen dadurch verleiht. Würden die Schläfer ſich ſo ſehen können, ſie ſprängen erſchreckt auf und ſchliefen ohne den luxuriöſen Apparat, der ihnen den trügenden Schein des Todes, den ſie Beide fürchten, ins Antlitz malt.

Auch Wilhelmine und Blanche ſchliefen in zwei nebeneinander liegenden, heitern Gemächern, deren Verbindungsthür geöffnet war. Wenn es erlaubt wäre, einen Blick in dies von Männeraugen unentweihte Heiligthum der Jungfräulichkeit zu werfen, ſo wäre zu berichten, daß Minchen von allen Ereigniſſen des Tages nichts in die Traumwelt hinüberbegleitete, als der Vorfall mit dem luſtwandelnden Löwen und ſeinem Herrn, dann durchkreuzte die Geſtalt des Chevaliers dieſes Bild, der nun einmal allnächtlich ihr im Traume ſeinen Beſuch abſtattete. Heute war ſein Erſcheinen jedoch nicht ſo erfreulich wie ſonſt. Der Löwe, der ihr ſo nahe geweſen war, der Rachen, der ſich ſo dicht hinter ihr öffnete, die glühenden Augen, die ſie zu durchbohren ſchienen, alles Das ängſtigte ſie noch immer und dann ſtellte ſich auf einen Augenblick der Chevalier dar, und dann träumte ſie von ihm, von ſeinem Munde, von ſeinen Augen, die ihr ſo nahe waren, wie ſie noch nie geweſen und wie ſie ſich wol ſchon gewünſcht haben möchte, aber plötzlich war es wieder das Raubthier, die Rieſenkatze, und ſo unruhig bewegt von lieblichen Gefühlen und von Schrecken geſchaukelt, ſirrten Chevalier und Raubthier ewig vor ihren innern Blicken, und ſie athmete doch auf und ſeufzte ſchwer im Schlafe. Manche lag ſeitwärts, das Köpfchen auf den zierlichen Arm geſtützt, ihr hübſches Geſicht von dem Scheine der Lampe beleuchtet, welcher durch ein Hautrelief von Biscuit fiel und dadurch magiſcher geworden war. Sie ſchien zu lächeln im Schlummer. Ein angenehmes Gefühl hob ihren Buſen, die langen Wimpern zuckten leicht und der große Augenſtern ſchoß mitunter einen Blitz über ihre Züge, den zu belauſchen die jungen Herren, welche ſie gewöhnlich umſchwärmten, große Summen bezahlt hätten. Denn ein Jeder würde ſich als den Gegenſtand gedacht haben, der dieſe holde Unruhe in der Schläferin erzeugte. Und in der That hatte wol ein Jeder einigen Antheil daran; die kleine kokette Franzöſin träumte von Allen, denen ſie vorgeſungen, oder mit denen ſie getanzt hatte, an den Löwen dachte ſie nicht mehr im Entfernteſten, und von dem heutigen Abende hatte nur die erſte Erſcheinung des jungen rückgekehrten Bockmeier einen Eindruck auf ſie gemacht, und da ſie ſich deutlich bewußt war, welche Abſichten man mit ihr und ihm im Hauſe hegte und ſie dadurch in eine glückliche Zukunft voll Reichthum und Vergnügen blicken konnte, ſo glaubte ſie, daß ſeine Kälte doch wol nur ſeiner Schüchternheit zuzuſchreiben ſei, und ſtreckte ſich recht behaglich und wickelte ihre feinen Glieder in die ſeidene, weiche Decke, indem ſie im Traume ſprach: „en attendant, dormons!“

Doch weit vom Hôtel, in einer breiten Straße, die keineswegs zu den verrufenen gezählt wurde, ziemlich einſam und ſtill, in dem reinlichen Hauſe einer alten, gefälligen Witwe wurden jetzt zwei ſchöne Augen vom ſüßeſten

Schlummer geſchloſſen, und Lider ſenkten ſich darüber hin, die noch vom Abſchiedsküſſe des Geliebten erglühten. Zwei ſchönere Augen waren dies, als die von Minchen und Blanche, Augen, in deren tiefer Nacht alle Zauber des Orients glühten, auf deren Strahl die Düfte von Hindoſtans Blütenwelt einherſchwammen, deren Thräne jeder der dreißigtauſend Gottheiten Indiens eine Lieblichkeit geweiht hatte, deren Liebesblitze jedesmal von dem Bogen des indiſchen Amors ein ſtechendes Bienchen mit ſich führte. Gadſalunah's Augen waren es, die von den rabenſchwarzen Locken des Köpfchens faſt bedeckt waren, ſie athmete ruhig; die kleinen, mit vielen Ringen bedeckten Finger lagen ausgeſtreckt auf der Decke, auf der entblößten Bruſt glänzte ihr Amulet, ihre Glieder waren mit der Hülle von Neſſeltuch bedeckt, wie ſie es in ihrem Vaterlande gewohnt war, ſie konnte die ſchweren Decken nicht ertragen. Nur ihn träumte ſie, den einzig Geliebten, und kein holderer Ausdruck läßt ſich denken, als der in ihren ſo beredten Zügen; ſie lag da wie ein kleines, zierlich geſchmücktes Götzenbild, der reinſten, heiligſten Anbetung würdig. Einem Kenner indianiſcher Gebräuche, der ein wenig dem Aberglauben ergeben geweſen wäre, hätte bei ihrem Anblicke der Gedanke aufkeimen können, als ſei ſie eine zum Verbrennen geſchmückte Leiche, und ſelbſt Heinrich, hätte er ſie ſo geſehen, er würde ſie mit Entſetzen geweckt haben; jetzt aber durfte ſie ruhig fortſchlafen und wahrlich ſie that es. Die Natur fordert ihre Rechte und die Ermüdung hatte ſie eingewiegt.

Heinrich war Abends noch auf einen Augenblick bei Gadſalunah geweſen, nachdem er die Damen vom Bord des Schiffes in das Theater begleitet hatte. Er fand ſie, ein heimiſches Liedchen ſingend und recht zufrieden mit ihrem Looſe, wie ſie es denn ſtets war, mit Dem, was er über ſie verhängte. Er verſprach ihr, in den nächſten Tagen mehr um ſie zu ſein. „Wenn es ſeine Geſchäfte zuließen,“ fügte ſie ſelbſt liebevoll hinzu. An eine pünktliche Ordnung von Jugend auf gewöhnt, ging er, ehe das Thor im väterlichen Hauſe geſchloſſen wurde, von ihr. Ohne an Schlaf zu denken, ſaß er vor ſeinem Schreibtiſche und überdachte ſeine Lage. „Nein,“ waren ſeine ſtillen, heimlichen Gedanken, „länger kann ich mich den Zwecken dieſer Menſchen nicht hingeben. Doch wie ſoll ich mich ihnen entziehen? Soll ich ferner dazu beitragen einen Reichthum zu vergrößern, worauf der Fluch ſo vieler Tauſend Menſchen ruht, der groß ward unter Thränen der Gequälten, deſſen Blüten ſich erſchloſſen unter dem Geheul der Unglücklichen, deſſen Früchte ich aber nicht pflücken will! Nein, es iſt nicht möglich, daß Gottes richtende Allgewalt nicht dieſen Glanz in Nacht ſtürze, nicht dieſe Reichthümer wie Spreu zerſtiebe! Seitdem ich davon weiß, iſt meine Ruhe hin — und ich werde ſie nicht wiederfinden, bis ich mich aus dieſer Verwicklung, worin das Schickſal mich Willenloſen warf, gerettet haben werde. Mein durch ehrlichen Fleiß, durch kaufmänniſche Einſicht und treues Glück, das Niemanden beeinträchtigt, erworbenes Vermögen ſoll nicht länger in dieſen Pfuhl der Hölle ſtrömen. Möge mir der Himmel einen Lichtſtrahl ſenden!“

Und unter dieſen Gedanken entkleidete er ſich, löſchte das Licht und warf ſich in ſein knarrendes Feldbett, worin er von Jugend auf ſchlief, da er gegen die üppigen Ruhelager des Hauſes eine angeborene Abneigung hegte.

Von dem Chevalier, der beim Spiele wachte und ſeine ganze Aufmerkſamkeit nur dahin wandte, ſo wie von Holzmann, der in dumpfiger Stube neben ſeinem häßlichen Weibe und ſeinen ſieben Kindern ſchnarchte, iſt eben ſo wenig zu berichten, was von Intereſſe wäre, als von dem herrenloſen Matroſen Sam, der mit anbrechendem Morgen in Hanſens Schenke betrunken unter den Tiſch fiel, und ſomit wünſchen wir dem Leſer, ſollten ihm nicht bereits die Augen zugefallen ſein, daß eine Geſtalt wie die der kleinen Gadſalunah ihm ſeinen Traum beleben möge.

10.

Da iſt die Sonne wieder hell und klar —
Doch neue Luſt und neue Plage bringet ſie.

Ganz munter und vergnügt ſaßen Herr und Madame Lochmeier beim Frühſtücke und genoſſen ihres Reichthums mit leichtem Herzen. Nicht im Entfernteſten quälte ſie einer jener trüben Gedanken, wie ſie Heinrich in voriger Nacht gehegt hatte.

„Alſo Dein Wille geſchehe, Bianca," ſagte er zu ihr, „wo ſollten wir auch höher mit Wilhelminen hinaus? Es iſt ja gerade kein Beſſerer am Platze, der preiswürdiger wäre, als der Chevalier. Seine Empfehlungen ſind alle vollwichtig wie unbeſchnittene Ducaten; in Marſeille, Cette, Montpellier iſt ſein Name bekannt genug, und wie ich bereits Erkundigungen eingezogen habe, ſo hat ſein Vater ein artiges Vermögen, das ſich zwar mit dem unſrigen nicht meſſen kann, jedoch keineswegs verachtet zu werden verdient. In der Handlung gebe ich ihm einen Antheil, ein tüchtiger Arbeiter iſt er, und ſomit bliebe von dieſer Seite gar nichts zu wünſchen übrig."

„Und Minchen kann ihn gut leiden, wie mir's ſcheint," fügte Madame hinzu.

„Darauf kommt's gar nicht an," bemerkte er, „daß

Du mich leiden können, Bianca? War das nicht eine Säure in Deinem Geſichte, wenn Du, lieber Panzig! ſagen ſollteſt, und konnteſt Du mich küſſen, ohne Dir den Mund abzuwiſchen?"

Madame lächelte ſeufzend.

„Du warſt zu romantiſch geſinnt, und ich war damals nicht von dem romantiſchen genre à la Mode, ich war nur ein ganz gewöhnlicher bürgerlicher Zwiſchenhändler," fuhr Pöckmeier fort, „ja, wenn ich Capello ſtatt Pöckmeier geheißen hätte, da wäre ich Dir ſchon recht geweſen, dann wärſt Du durch mich zur Bianca Capello geworden." Er lachte über den Witz, daß er zu huſten begann.

„Sieh, ſieh, wie bewandert in den romantiſchen Gebehren," ſprach die Dame mit Selbſtzufriedenheit, indem ſie ihre Gorge ſtolz aufblies, „Bianca iſt freilich ein ſchöner Name und klingt beſſer als Blanche, obgleich er daſſelbe bedeutet. Um nun von der Kleinen, meiner Blanche zu ſprechen, ſo wüßte ich in der That nicht, welche Partie ſich beſſer für unſern Harry ſchickte. Sie iſt die Schweſter ſeines Schwagers und beſitzt alle Vorzüge ihres Bruders."

„Ei, das verſteht ſich! Es gibt eine Doppelmariage und ich nehme Heinrich als zweiten Compagnon und ändere die Firma in „Pöckmeier und Söhne." Die ganze Partie weiß es ja gar nicht anders," ſagte der Mann.

„Wenn der junge Herr nun aber nicht will?" erwiderte Madame.

„Wird ſchon wollen," ſprach er.

„Glaube nur, lieber Mann, daß ich ſchon auf den Buſch geſchlagen habe und daß er mich anlaufen ließ," ſagte ſie.

„Und was denkt denn der Mosje?" rief Pöckmeier ſich ereifernd, „wo will er denn hinaus? Weiß er nicht, daß es mit ſeinem Taufſchein hapert? Ein gelegtes Kind und will vielleicht gar in eine Senatorenfamilie, meint vielleicht ſelbſt in den Rath zu kommen! Hochmuth kommt vor dem Fall — er ſoll ſich hüten.“

Hier konnte man bemerken, daß Madame Pöckmüller unruhige Blicke nach allen Seiten ſchoß, ſich heftig hin und her rückte und den Schweiß abtrocknete, bis daß ihr Mann geendet hatte.

„Wie Du doch gleich ſo heftig wirſt,“ ſprach ſie endlich, ihre innere Bewegung mühſam niederdrückend, „willſt Du's ihm nicht gar vorwerfen, was wir an ihm Gutes gethan haben? Kann er dafür, daß er gelegt wurde,“ fügte ſie mit leiſerer Stimme hinzu, die ein wahrlich überraſchendes Zartgefühl verrieth, „kann überhaupt Jemand für ſein Schickſal, ſind wir nicht die Spielbälle in der mächtigen Hand des Fatums, Laurizchen?“

„Das iſt mir Alles gleich,“ rief er, „ich kann mich nur über den arroganten Moſje erboßen. Weil wir ihn zu etwas gemacht haben, iſt ihm das Mädchen zu ſchlecht, das wir ihm beſtimmen!“

„Mit Deinem Zürnen wird nichts ausgerichtet — ich dächte vielmehr, wenn wir das Ganze ignorirten und auf eine energiſche Weiſe zu Werke gingen —“ ſprach Madame.

„Nun — und wie denkſt Du das anzufangen?“ fragte er.

„Wenn Harro gleich einen eigenſinnigen Kopf zeigt,“ fing ſie nun mit kluger Miene wohlbedächtig an, „ſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ihn das Gefühl der regſten Dankbarkeit an uns feſſelt und daß er um keinen Preis uns wahrhaft betrüben wird. Von dieſer Seite kenne ich ihn. Der Chevalier hat ſchon mehrmals ſeinen Wunſch von fern zu erkennen gegeben, daß es ſein höchſtes Glück ſein würde, Minna's Hand zu beſitzen. Der blöde, junge Menſch wagte noch nicht förmlich darum anzuhalten. Es iſt Deine Pflicht ihm darin entgegenzukommen. Mache ihn mit unſeren guten Abſichten für ihn und ſeine Schweſter bekannt, und fordere ihn auf, daß er ſich gegen unſere Tochter erkläre. Unterdeß will ich ſchon das Mädchen inſtruiren, wie ſie ſich zu benehmen hat. Wir ſetzen den Tag der Verlobung feſt und laden einen auserwählten Kreis unſerer nächſten und reichſten Bekannten dazu. Dann will ich Blanche zu Heinrich führen und ihm einige mütterliche Worte dabei ſagen. Du trittſt auf und ſprichſt ihm zum Herzen, wie es unſer Wunſch wäre, ihn glücklich zu ſehen, und wie dieſe herrliche Wahl für ihn getroffen haben, proclamirſt zugleich Harry und den Chevalier als Deine Compagnons. Alles wird mit Glückwünſchungen über ihn zuſammenſtürmen, und es iſt nicht leicht zu denken, daß Harry dem hübſchen Mädchen vor den Leuten einen Korb gibt und uns zu Schanden werden läßt, wir legen ihre Hände ſchnell ineinander und geben unſeren Segen, und haben die Sorge vom Halſe; denn Sorge bleibt es immer! Mit einer Vornehmen iſt es nichts, und wer weiß, was er uns für Eine noch einmal ins Haus ſetzt!“

„Herrlich ausgedacht!“ ſagte der Mann, „noch heute will ich mit dem Chevalier ſprechen. Ein Paar tüchtige Leute ſind es. Harry an der Börſe, der Chevalier im Comptoir, ich ziehe mich bald ganz zurück, denn mein Blutandrang nach dem Kopfe nimmt immer mehr überhand.“

Es wurde geklopft und herein trat ein vertrauter Freund des Hauſes, der Colonial-Mäkler Friedrich.

„Gratulire ſchönſtens! Gratulire!“ rief er dem Ehepaar mit wichtiger Miene zu.

Dieſer glaubte, er habe das Geheimniß behorcht, und zog ein verlegenes Geſicht.

„Die Wahl iſt durchgegangen und Ihr, Freund Johannes, ſeid nunmehr ſtatt des dahingeſchiedenen Senators Ruſchbrand, hochweiſer Rathsherr unſerer guten freien Stadt,“ ſagte der Mäkler gleich hinzu.

„Iſt es möglich?“ rief Madame Pockmöſer; „Alſo wirklich?“ der Gatte.

„Wie ich Euch ſage,“ fuhr Trietſch fort. „Ihr ſeid es und im Comptoir unten ſteht ſchon ein ganzes Heer von Gratulanten.“

„Nun meinetwegen, wie Gott will!“ ſagte hierauf Pockmöſer.

„Werdet nur nicht zu ſtolz, hochweiſer Herr,“ ſcherzte der Mäkler, „und laßt Euch bei Euern Aufträgen Euern alten Trietſch empfohlen ſein.“

„Bleibt Alles beim Alten,“ rief der neue Senator und ſchüttelte ſeinem Freunde die Hand. „Nun iſt's aber Zeit ins Comptoir zu gehen und auch Du, Frau, wirf Dich ins Zeug, um die Gratulationsviſiten zu empfangen. Nächſten Freitag werd' ich dann wol in die Sitzung eingeführt werden und an dieſem feierlichen Tage ſoll Verlobung ſein.“

„Verlobung?“ ſchrie Trietſch, „nochmals Gratulation! Bravo! Heil und Segen! Ihr ſeid glückliche Leute! Das muß wahr ſein! Und ſicherlich, wie es allgemein heißt, der liebe, ſcharmante Kerl, der Clichette, mit Fräulein Wilhelmine, und der prächtige Zahlenmenſch, der Waarenkenner, der Börſenkönig, Baruch verſteht ſich, ich meine Niemand anders als Euern Pflegeſohn mit der liebenswürdigen Blanche!“

Bei dieſen Worten, die er in verſchiedenen Abſätzen vorbrachte, hatte er ſeinem vor dem Spiegel ſtehenden Freunde die nöthigen Handreichungen bei deſſen Toilette geleiſtet.

„Doch haltet darüber noch reinen Mund, man aber umi!" ſagte der Senator, „ich mag nicht, daß Familiengegenſtände früher im Publicum beſprochen werden."

„Wenn's die ganze Stadt nicht ſchon wußte," ſprach Krietſch. „Geſtern biete ich ſein Havannah dem alten Kramkrämer an der Ecke vom Bäckerbreitengang an, da ſagt er zu mir: „Iſt's denn wahr, daß der reiche Pockmöſer ſeine Kinder verheirathet?" Von dort geh' ich in Böhling's Auſternkeller, und wie er mir ein Dutzend holſteiniſche aufmacht, wovon ſpricht er? Von der Doppelmariage bei Pockmöſer's. Auf dem Börſenſaal iſt eine Blumenauction, ich ſtehe neben einem Bekannten, und wir ſehen, wie Deiner Frauen Oheim, der alte Doctor Schaale, eine große Menge Blumen kauft. Nun iſt das bei dem alten Botaniker nicht zu verwundern, mein Bekannter flüſtert mir aber zu: „das iſt Alles zu den Feſtivitäten im Pöckmöſer'ſchen Hauſe die Partien ſind richtig." Wie ich Abends in der Theaterſchenke mein Butterbrot und mein Glas Grog, wie gewöhnlich, verzehre, kommt der Chevalier und kauft eine Düte voll Süßigkeiten: — „ſicher für das Fräulein Braut," ſpricht der Wirth, indem er ihm die Düte übergibt, und Alle ſehen nach dem jungen Menſchen hin, der gar verſchmitzt dabei gelächelt haben ſoll."

„Es iſt doch ein Krähwinkel!" ſagte Pockmöſer, welcher nun angekleidet war, „alſo auf den Freitag wird Verlobung gehalten, darauf richte Dich ein, Bianka."

Ein reitender Diener wurde gemeldet. Dieſe Garde des regierenden Senats verſieht einen dreifachen Dienſt und verändert demnach auch nach ihren verſchiedenen Functionen ihre Kleidung. Zunächſt erſcheinen ſie in ledernen Kollets mit Silber, großen dreieckigen Federhüten, Stulphandſchuhen und Küraſſierſäbeln, in martialiſcher Haltung zu Pferde, als Stadtdragoner und begleiten die Bürgermeiſter und Senatoren in die feierlichen Sitzungen; dann dürfen ſie bei vornehmen Hochzeiten und ſtädtiſchen oder bürgerlichen Feſtlichkeiten nicht fehlen, wo ſie in einer blauen Livrée reich mit Silber, Escarpins und weiß ſeidenen Strümpfen, den Degen an der Seite, gekleidet ſind; endlich ſieht man ſie in alt ſpaniſcher Tracht von ſchwarzem Tuche, in kurzen, in tauſend Falten gelegten Aermelmänteln, in ungeheuer weiten Beinkleidern und weißen Lockenperrücken auf den Köpfen, die Leichen vornehmer Bürger zur Erde beſtatten, wobei ſie noch verſilberte Zweizacke, ähnlich dem Attribute Pluto's, in den Händen tragen, um welche ſchwarze Flöre gewunden ſind.

Einer von dieſen chamäleontiſchen Erſcheinungen trat jetzt in das Zimmer, er hatte einen großen hellblauen Mantel, reich mit breiten Silbertreſſen verbrämt, umgeworfen und machte ſeine Meldung der neuen Standeserhöhung mit unterwürfiger Miene, wofür ihm der Herr Senator vorläufig einen halben Portugaleſer, nach altem Schrot und Korn, in die Hand drückte.

Die Männer verließen das Zimmer und Madame Pöckmöſer machte eine ſchnelle Toilette. Vor allen Dingen ließ ſie einen jungen Doctor herbeirufen, um bei ihm ein Feſtſpiel zu beſtellen, das die Feier des Freitags erheben und dem Glanze ihres Hauſes entſprechen ſollte. Denn ſo ward es bei den reichen hamburger Kaufleuten zu jener Zeit gehalten. Während ſie den gewandten Gelegenheitsdichter erwartete, ließ ſie die Tochter kommen, um ſie von ihrem Glücke in Kenntniß zu ſetzen.

II.

Das [illegible] [illegible] iſt ein [illegible],
Der ſich zu einem tauben [illegible] ſchickt —
Doch [illegible] [illegible] — die hier heimlich weben —
Die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] legen,
Denn mehr als Trunkenheit und [illegible] ſchändet
Der liſtige Betrug ſein [illegible] [illegible].

Abends bei heftigem Schneegeſtöber hielt ein Cabriolet vor der bekannten Schenke zur „Hoffnung der Seeleute.“

Holzmann ſpringt heraus und geht ins Haus.

Cav, der alte Matroſe, tritt ihn an und fragt, ob er ihm gute Nachricht bringe von einem abreiſenden Capitain und eine Handvoll Piaſter als Drangeld.

Holzmann ſtößt ihn bei Seite und eilt mit drängender Haſt auf den Wirth zu, den er in der gewöhnlichen Stellung an ſeinem Platze findet. „Sag, Bruder Hanſen,“ fängt Jener an, kannſt Du mir nicht für ein halbes Stündchen Dein grünes Erkerſtübchen ablaſſen? Es iſt etwas dabei zu verdienen.“

Hanſen, welcher glaubte, Holzmann fange wieder auf ſeine Weiſe zu ſticheln an und ſei gewillt, das Geſpräch des letzten Abends fortzuſetzen, drehte ihm den Rücken, ſtützte den weggewandten Kopf auf den Ellenbogen und würdigte ihn keiner Antwort.

„Vertrackter Grobian,“ rief Holzmann, indem er zwei Ducaten auf den Tiſch warf, „ich weiß ja ſchon, daß das Neſt leer und das Vögelchen ausgeflogen iſt.“

Hier wandte ſich der Wirth um, da der tonloſe Fall der Geldſtücke ihm das Metall verrathen hatte, woraus ſie beſtanden.

„Ei, zwei Füchſe,“ ſagte er, „blank und neu, thut mir aber leid, Deine Nachrichten, Jürgen Claaßen, ſind eben ſo unrichtig wie neulich. Damals war das Neſt leer, jetzt iſt's aber beſetzt."

„Laß Deinen Scherz bei Seite!" ſprach immer dringender der Andere, „ein vornehmer junger Herr, kurz — eine wichtige Perſon aus unſerm Hauſe, vor der Du allen Reſpect hegſt, hält draußen im Wagen, vor Deiner Thür — und will einen Augenblick hier abtreten, um unbelauſcht mit Jemandem eine Unterredung zu haben."

„Geht ja nicht an," ſchrie Hanſen, „und wenn's der hochweiſe Herr Senator Johann Lauritz Pöckmöſer ſelbſt wäre. Hab' keinen unbelauſchten Winkel in der ganzen Hoffnung — und im grünen Stübchen, wo das Obſt liegt, hat der Capitain Robinſon von der Frau Margaretha ſein Abſteigequartier."

Kaum daß er dieſe Worte geendigt hatte, ſo trat ein junger Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, zur Thür der Schenkſtube herein und rief laut: „Wo iſt der Wirth?"

Holzmann, welchem die Stimme bekannt war, eilte dem Eintretenden entgegen.

„Eine verwünſchte Wirthſchaft!" ſagte er leiſe, „das grüne Stübchen iſt beſetzt."

„Und der Mann wird bald hier ſein," ſagte der Andere.

Hanſen hatte den Eintretenden ſogleich erkannt und war ihm entgegengegangen. „Gott zum Gruß, Herr Chevalier," fing er an.

„Nennt mich nicht," fiel ihm dieſer ſchnell in die Rede, „ſondern zeigt mir vielmehr den Weg, wie ich in dieſem Augenblick einen Mann, der mich hier aufſuchen wird, ungeſehen und unbelauſcht ſprechen kann."

„Alſo doch ſicher ein Mann?" forſchte grinzend der Wirth, „nicht etwa —"

„Wie ich Dir ſage, mein Wort darauf!" ſprach der

Chevalier, denn Niemand Anders war es, den Holzmann zur Schenke begleitet hatte.

„Nun denn,“ ſagte darauf Hanſen, „ſo treten Sie gefälligſt nur hier in meiner Tochter Kammer, da wird Sie Niemand ſtören.“

Und damit öffnete er eine Seitenthür und führte die Beiden in Meta's Heiligthum ein.

„Befehlen Sie Licht?“ fragte er.

„Nein, wir bleiben im Halbdunkel, das Schneegeſtöber hat nachgelaſſen und der Mondſtrahl durch Wolkenriſſe erleuchtet die Kammer zur Genüge,“ erwiderte der Chevalier.

Hanſen ergriff die Klinke der Thür. „Und wenn der Fremde nach Ihnen verlangt, ſo werd' ich ihn herſchicken,“ ſagte er noch, indem er ſich zurückziehen wollte.

Aber Holzmann, der die Gelegenheit ſehr gut zu kennen ſchien, hatte eine andere Thür geöffnet, die auf die Diele führte, und rief zurück: „Iſt gar nicht vonnöthen. Ich warte draußen auf den Fremden und führ' ihn ſelber her.“ —

„Aber es iſt doch ſicher ein Mann?“ brummte noch einmal der Wirth; doch der Chevalier hatte ihn hinausgeſchoben und die Verbindung der Kammer mit der Wirthsſtube durch einen tüchtigen Riegel gehemmt. Der Raum, in dem er ſich befand, war nur klein und mit dürftigen Möbeln verſehen. Auf dem Tiſche am Fenſter lag eine unvollendete Handarbeit, womit ſich Meta während des Tages wahrſcheinlich beſchäftigt haben mochte, Abends hatte das Mädchen nicht Zeit dazu. Drei Thüren waren in dem Gemach, die eine nach der Gaſtſtube war von dem Chevalier ſelbſt verriegelt worden, die andere nach der Diele, aus welcher Holzmann dem Fremden entgegengegangen war, und eine dritte kleinere, wahrſcheinlich ins Innere des Gebäudes führend.

Der Chevalier ging mit ſtarken Schritten auf und ab und ſchien in widerſtreitenden Gedanken verſunken; oftmals ſchüttelte er den Kopf, dann und wann murmelte er ein Wort vor ſich hin.

Da kam Holzmann mit dem Erwarteten. Es war ein bräunlicher Mann, mit einem weißglänzenden Turban auf dem Kopfe, ſonſt aber nach europäiſcher Weiſe gekleidet.

„Sie ſind entſchloſſen, mir in der bewußten Sache zu dienen?“ fragte der Chevalier den Eintretenden auf Engliſch.

„Ich bin ganz zu Ihren Dienſten,“ erwiderte der Andere in derſelben Sprache.

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein,“ nahm hierauf wieder Clichette das Wort.

„Doch die Summe, mein Herr,“ ſagte der Fremde.

„Sie haben es mit keinem Knauſer zu thun,“ entgegnete der Chevalier, „Ihre Bemühung ſchon ſoll reichlichen Lohn finden; doch wenn ſie zu einem glücklichen Reſultat führt, ſo wird Ihre größte Erwartung in dieſer Hinſicht befriedigt werden.“

„Sie ſind zu gütig,“ nahm der Fremde wieder das Wort, indem er ein rauhes Lächeln hören ließ, „aber Sie geben mir Verſprechungen und ich muß denn doch ſogleich handeln. Auch werde ich einige baare Auslagen machen müſſen, des Koſtümes wegen, wie mir Ihr Diener hier bereits ſagte.“ Hier wies er auf Holzmann.

Clichette ſagte nicht ohne einige Verlegenheit: „Eine Verſchreibung kann in dieſer Sache von mir nicht wohl gegeben werden, ein Papier iſt ſchon oft verloren worden man kann nicht wiſſen, wie wir am Ende der Geſchichte zu einander ſtehen und dann hätten Sie eine Waffe gegen mich in Händen —“

„Das iſt es eben, mein Herr, das iſt der rechte Punkt,“

fiel ihm der Andere in die Rede, „mit einer Verſchreibung wäre mir auch nicht einmal gedient. In einem Weigerungsfalle, Ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, müßte ich klagen — ich, ein Fremder, der ſich zu einer Schurkerei brauchen ließ, gegen Sie, einen Einheimiſchen, der den Schurken brauchte. Die Erfahrung belehrt uns hierüber deutlich genug, was ich mit meiner Klage ausrichten würde. Daher wünſchte ich nichts als einen baaren Vorſchuß, eine Abſchlagsſumme auf die Hand, und ſogleich ſollen meine Bemühungen beginnen und Sie werden treue Dienſte von mir erhalten.“

Der Chevalier war in dieſem Momente gerade nicht Herr, über eine namhafte Summe zu ſchalten, da das Ecarté ihn bedeutend mitgenommen hatte; er zögerte daher einen Augenblick, nicht aus Mistrauen, ſondern um zu überlegen, wie er ſich aus dem Handel ziehen ſolle.

Der Fremde ſtand ſtumm, ſeinen Entſchluß erwartend, ihm gegenüber.

Endlich ſagte Glichette: „Ich war auf dieſe Forderung nicht vorbereitet, und man trägt, wie Sie wol ſelbſt einſehen, bei Abenteuern, die uns in Matroſenkneipen nach dem hamburger Berg führen, nicht hundert Pfund Banknoten bei ſich. Mir bleibt daher nichts übrig, als Ihnen ein Kleinod von bedeutendem Werthe anzuvertrauen, um Sie von der Aufrichtigkeit meiner Verſprechungen hinlänglich zu überzeugen.“

Somit nahm er ein kleines Medaillon an goldener Kette vom Halſe, das ein Portrait verbarg und mit großen citrongelben Brillanten eingefaßt war.

„Sie werden mir dieſe koſtbare Reliquie wie ein Heiligthum aufbewahren, bis ich ſie auf eine ſchickliche Weiſe aus Ihren Händen einlöſe,“ ſetzte er hinzu; „einſtweilen glaube ich Ihr Mißtrauen beſchwichtigt zu haben und rechne auf Ihre getreue Anhänglichkeit.“

Der Andere ließ die Steine im Mondenſtrahle funkeln, ſteckte ſie in ſeine Bruſttaſche, legte dann ſeine braune Hand in die dargebotene des Chevaliers und ſprach feierlich dazu, indem er die andere an ſeine Stirn brachte, wo einige Zeichen mit Farbe und Gold eingeäzt erſchienen: „ich diene Ihnen treu!“

„Vor allen Dingen,“ ſagte der Chevalier, „begeben Sie ſich zu Ihrer Landsmännin, deren Wohnung Ihnen mein Diener hier anzeigen wird, und ſuchen Sie ſich in Ihr engſtes Vertrauen zu ſtehlen.“

„Dazu habe ich den Schlüſſel,“ ſprach der Schwarze, „ich nahe mich ihr als reiſender Bramin, deren jezt einige den ungeheuern Verſuch gewagt haben, nach Europa zu kommen, um den Kreis ihrer Kenntniſſe zu erweitern.“

„Wenn ſie aber ſchon zum Chriſtenthume übergetreten wäre?“ bemerkte Clichette.

„Und wenn auch,“ ſagte der Indianer, „ich kenne die Macht der Prieſter auf ein weibliches Gemüth. Sie in den Schoß unſerer Religion zurückzuführen, ſie dem Kreuze abtrünnig zu machen, wird mir eine leichte Mühe ſein. Sie ließen mir durch Ihren Diener ſagen, daß ein junger Europäer ſie hieher gebracht habe“ —

„So iſt es,“ verſezte der Chevalier, „und über dieſes Verhältniß wünſch' ich eben die genaueſte Auskunft zu erhalten. Das Glück meiner Zukunft hängt davon ab. Ein glücklicher Zufall läßt Sie eben hier im Orte anweſend ſein, und Ihre Bereitwilligkeit, ſich als Mittel gebrauchen zu laſſen, iſt in der That ſo unſchuldig,“ ſezte der Franzoſe ſein hinzu, „daß ſie die gehäſſige Benennung, womit Sie ſie vorhin ſelbſt belegten, wahrlich nicht verdient, darum“ —

„Schon gut, mein Herr, ſchon gut, nichts weiter davon!“ ſagte der Andere. „Wir verſtehen uns. Für heute iſt's ſchon zu ſpät noch einen Schritt zu machen. Morgen werden meine Bemühungen ihren Anfang nehmen und Abends erfahren Sie, was ich ausgekundſchaftet habe. Es iſt jedoch nicht mehr nöthig, daß Sie ſich hieher bemühen, ich werde in den Vormittagsſtunden in meiner Bude auf dem Berge ſtets für Sie zu ſprechen ſein. Meinen Namen ſagt Ihnen übrigens der Anſchlagzettel meiner Kunſtſtücke, ich heiße Kirtam-Balaja, oder, wie man mich in der Taufe genannt hat, Chriſtoph Beaulean.“

Er empfahl ſich hierauf dem Chevalier und wurde von Holzmann gleich wie bei ſeinem Eintritte begleitet. Nach einer Weile kam dieſer wieder zurück: „Ich habe ihm das Haus, wo die kleine Indianerin wohnt, ganz deutlich beſchrieben, er kann nicht fehlen, und morgen um dieſe Zeit, oder beſſer übermorgen früh, werden wir das Nähere wiſſen, Herr Chevalier.“

Dieſer hüllte ſich wieder in ſeinen Mantel und ging mit Holzmann aus der Kammer, ohne von dem Wirthe Abſchied zu nehmen.

Nach einer Weile entſtand jedoch in der Wirthsſtube ein lautes Rufen nach Meta. Sie hatte ſich ſeit einer Stunde nicht blicken laſſen und es war vollauf zu thun. Hanſen ſelbſt durchzog fluchend und ſchreiend das Haus und machte auch endlich, ſich ſo fein entſchuldigend, als er es nur vermochte, die Kammerthür auf, weil er den Chevalier und das Mädchen vielleicht bei ihm darin vermuthete.

Es war aber Alles leer und finſter. Doch die dritte kleine Thür wurde nun von innen aufgeſchloſſen, als der Alte ſich entfernt hatte, und zwei Menſchen traten mit einer Lampe daraus hervor, wovon der Eine, kopfſchüttelnd und die Worte: „Hunde und Schurken,“ brummend, nach der Diele ſchlüpfte, von wo er die Treppen hinan, zum grünen Zimmerchen ſtieg, der Andere jedoch mit ziemlich verſtörter Miene ſich in das Gedränge der Gaſtſtube miſchte und, ehe noch der Wirth von ſeiner Hausſuchung zurückgekehrt war, bereits mit Gläſern und Tellern klapperte und nach Allem rüſtig ſah und regſam handthierte.

Was aber der brave Capitain Robinſon von der Frau Margaretha bei Jungfer Margaretha Hanſen, der Tochter der Hoffnung der Seeleute, verſchloſſen, neben der Schlafkammer der Letzteren zu ſchaffen hatte, wird der weitere Verlauf der Geſchichte dem geneigten Leſer nicht vorenthalten.

12.

Geflügelt gleich dem Amor — doch nicht Pfeile
Mit ſcharfer Spitze in die Herzen ſendend,
Iſt hier ſein Bogen ſchwankes Zuckerrohr,
Und deſſen Sehne — honigtrunkne Bienchen
Was ſchießt mit ſolcher Waffe man? — Nur Blumen —
Ja — und von Blumen ſchwillt ſein Köcher über —
Die fallen aus den Lüften reichlich nieder,
Wo er den Weg nimmt, dieſer holde Gott!
Auf ſchillernd farb'gem Sittich froh hinſchwebend,
Der Sohn des Himmels und der Täuſchung, den
Man Kamadewa nennt: den Herzgeborenen! —

Fern von der ſtets ſchmuzigen Altſtadt voll reger Lebendigkeit, nach den Straßen der Neuſtadt zu, wo freundlichere Behauſungen, von Baumgruppen beſchattet, in geraden Reihen, breite Straßen bilden, wo der Handel ſchweigt und fleißige Gewerbsleute oder reiche Nichtsthuer ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben, finden wir das reinliche Häuschen der Witwe, wo Heinrich ſeine Gadſalünah hingebracht hat.

Ich belauſche meine Freunde am Liebſten des Abends und zeige ſie dann meinen Leſern. Der Tag bringt uns gewöhnlichen Erdenſöhnen nur ſtets das gleiche Geſchäft. Jedoch wenn Abends, in trüben Herbſttagen, die Sonne den frühen Abſchied nahm und nun ein trauliches Helldunkel ſich überall verbreitet; wenn wir da ſitzen im fremden Stübchen, weit weg von der Heimat, wo uns der Mutter Schoß wiegte, uns Jugendträume lächelten, uns wohlwollende Lehrer entgegenkamen, und wenn wir nun, ein langes Leben hinter uns, rüſtig vorwärts klimmen, ohne ein Ziel unſerer Mühen zu finden, dann labt dies zweifelhafte Halblicht, dieſe heimliche Dunkelheit wunderbar unſer Herz. Mit der Pupille, die ſich nach und nach erweitert, öffnen ſich die innern Augen unſerer Phantaſie und Gedanken ziehen herauf aus dem Jugendlande, und verkörpern ſich und ſind. Wir ſitzen im halbwachen Traume. Es iſt die Stube im väterlichen Hauſe, es ſind die altmodiſchen Vorhänge, die Bilder an den Wänden, es naht der alte Onkel mit den ſtrotzenden Taſchen, der Abends zu kommen pflegte und Zuckerſachen mitbringt; auf der Straße an den dunkeln Häuſern gehen alte Weiber und Männer leiſe mit Laternen vorüber, drüben erhellen ſich bei dem reichen Grafen die Fenſter, wo die geſchmückten Herren und Damen ſtets herauszuſehen pflegten, ach! wer nur einmal mit ihnen in den glänzenden Gemächern auf und abwandeln könnte! Hier endet der Traum. Es wird Licht gebracht und wir finden uns wieder — wir ſind ſeitdem ſchon in den glänzendſten Gemächern geweſen — ſind darin mit edeln, herrlichen Geſtalten auf- und abgewandelt — und ſehnten uns nur nach jenem ſtillen Kinderleben, nach jenem Chiaroscuro unſers Bewußtſeins, nach jenen wohlthuenden Düften der Vergangenheit. Nur der eitle Thor hofft von der Zukunft, der kalten, fremden, die Befriedigung ſeiner Unerſättlichkeit; nur der Egoiſt lebt in der Gegenwart und ſetzt den ſinnlichen Genuß über Alles; der gemüthvolle Menſch bleibet treu der Vergangenheit, wie eine wohlthätige Amme nährt ſie die abnehmenden Kräfte, ſie enthielt ja das Paradies des Lebens, im Glücke wie im Unglücke iſt es ſüß in ihr zu ſchwelgen, und ihr allerfernſtes Gebiet hüllt ſich für uns in das liebliche Licht der Wunder.

Nun denke man ſich Gadſalûnah! Nur wenige Monden trennten ſie von der wundervollſten Umgebung und ihre feurige morgenländiſche Phantaſie holte ſie ihr lebendig herbei. Sie ſah den Ocean vor ſich, dunkelgrün und leiſe bewegt, ſeinen fernſten Saum beſtrahlte die untergehende Sonne und ließ ihre Lichter in den Wellen widerſcheinen, und in der glühenden Röthe wie Fata Morgana ſchwammen die Palmen der Heimat, die luſtig leichten Hallen, die bunten Thiere, die reichgekleideten, phantaſtiſchen, geliebten Menſchen.

Sie erblickte den Hof der Tempel, wo ſie ihre Tänze mit den Schweſtern zu üben pflegte, wo die gläubigen Hindu mit einer Miſchung von wollüſtiger Erhebung und ſinnlicher Andacht ihnen zuſchauten. Sie fühlte, wie die Palmen einen kühlen Schatten verbreiteten, ſie hörte das Rieſeln der Waſſer, das Murmeln der Pilger, welche die Klüfte der Eisgebirge, die Uferbrüche der heiligen Flüſſe, Perſiens Wollheerden, und die leichten Gezelte der Wüſte verlaſſen hatten, um hier der Gottheit näher zu ſein, und ſich eben ſo an den entſetzlichen Peinigungen der Fakire, wie an den myſtiſchen Tänzen der Dewadeſchis und den heiligen Opfern der Braminen zu erheben.

Sie dachte einer Nacht, es war die ſchönſte ihres kurzen Lebens, alle Sterne der Schöpfung leuchteten in ihr, und alle Düfte der indiſchen Blumenwelt belebten ſie. Die

Mythen der tauſendjährigen Sänger erwachten neu, Duſchmanta, der Göttliche, durchzog den prieſterlichen Hain und ſchenkte ſeinen Ring der ſchlanken Blume Sakontala. Priamwada, die Liebliche, ſang ihr in die Seele, die ſich wie ein Lotoskelch dem Mondenſtrahle öffnete. Und es zogen Dufte und Melodien ihr durch Bruſt und Herz, die ſie ſonſt geathmet und geſungen, deren Quelle die alte Wüſte war, wo das Menſchengeſchlecht gewiegt wurde, wo alle Wunder und Sagen ruhen und manchmal wach werden und hinüberklingen in die nachbarlich verwandte Welt Hindoſtans, die alt iſt wie die Schöpfung und von ewiger Jugend wie ſie.

Da ſah ſie ihn. Sie wollte tanzen und ſie flog, ſie rauſchte auf mit glänzendem Gefieder, ſie ſchwebte und wußte nicht wohin? Aller irdiſchen Bande los, ſtieß ſie mit dem goldbeſohlten Fuße den Erdball zurück und Wolken hoben ſie zu Wolken. Ein Taumel, wie nie zuvor, hatte ſie ergriffen, und als ſie daraus zu ſich ſelbſt kam, war es noch dieſelbe Nacht, derſelbe Vorhof, aber alles Leben ſchwieg, die Zelte der Pilger waren geſchloſſen, nur eine Araberin tönte eine wehmüthige Weiſe aus einem fernen Winkel und die Tänzerin Gadſalünah lag in den Armen eines blonden Mannes, aber die ewigen Sterne ſtrahlten ruhig und mild auf Beide herab . . . . . .

Unwillkürlich ſtand das liebliche Mädchen auf und bewegte Arme und Fuße im Takte, der ganze Körper folgte bald in den ebenmäßigſten Wendungen, und ſie führte, ohne es zu wollen und zu wiſſen, einen jener begeiſterten Tänze auf, wovon unſere armſelige, kalte Kunſt keinen Begriff gibt und unſere todte Sprache keine Beſchreibung zuläßt.

Die alte Witwe nebſt ihren häßlichen, langen und dürren Töchtern kauerten draußen an der Thür und blickten durch

Schlüſſelloch und Ritzen und unterdrückten ein heiſeres Gelächter nur mit Mühe, als ſie den Göttertanz der Bajadere im Zwielicht ſahen, den ihre ſtumpfen Sinne nicht zu faſſen vermochten. Der Beſuch eines Fremden ſtörte die Scene.

Die ältere Tochter trat mit einer Lampe ein, die ſie auf den Tiſch ſtellte, und meldete in engliſcher Sprache, daß ein Landsmann der Dame gehört habe von ihrer Anweſenheit und gekommen ſei, ſie zu begrüßen.

Gadſalûnah war überraſcht und hatte noch keine Antwort in Bereitſchaft, als ſchon der Gaſt eintrat und ſich die Tochter der Witwe entfernte. Der Mann war in der Tracht der Braminen, und Gadſalûnah empfing ihn mit ſtummer, doch froher Verwunderung.

„Ich bin,“ ſagte der Bramin in der Landesſprache des Volks zu ihr, „im Gefolge des weiſen Ramohun-Roy nach Europa gekommen und heiße Schalikram. Ich erfuhr von Schiffern im Hafen Deine Ankunft und darum bin ich hier, Dir den Gruß der Göttin Bhavani zu bringen und zu erforſchen Deinen Wandel und zu vernehmen Deine Klagen, wenn Dich vielleicht ſchnöde Sklaverei hier zurückhalten ſollte. Ich würde Alles aufbieten, Dich daraus zu befreien.“

„Weiſer Mann,“ erwiderte Gadſalûnah, „Dein Anblick macht mich froh, weil er mir die Heimat vergegenwärtigt, in deren Erinnerung ich eben ſchwelgte. Was jedoch Deine Tröſtungen betrifft, die Du mir zu bringen wähnſt, ſo muß ich Dir geſtehen — doch zürne mir nicht, heiliger Mann! daß ich abgeſchworen habe der Lehre Bramas im Herzen, daß ich die Gattin bin eines Europäers und hier die Taufe empfangen werde, die mich zur Chriſtin machen und bis auf den Namen meinen Urſprung vertilgen ſoll.“

„Ich beklage Dich, armes Mädchen,“ ſprach trüben

Blickes der Bramin, „ein Heer von Leiden wartet Dein, Du wirſt dahinſterben in der unfreundlichen Oede, nicht Indiens Luft wird einſt Deinen letzten Schmerzenshauch zu den Göttern tragen, nicht Indiens geweihter Boden Deine Aſche empfangen, nicht die heilige Flamme Deinen Leib verzehren. Und wofür haſt Du dies Alles geopfert? Für Schmach und Elend.“

„Ich liebe meinen Gatten unausſprechlich — ich werde mit ihm glücklich ſein,“ rief Gadſalünah.

„Deinen Gatten?“ ſprach der Bramin, „wo iſt er? Kennſt Du die Satzungen dieſer grauſamen Europäer? Wähnſt Du des Geliebten Gattin zu ſein, wenn Du ſein Weib biſt? Du eine Hindu, er ein Chriſt“ —

„Aber er wird mich zur Chriſtin machen,“ ſprach, in ihrer frommen Einfalt die Händchen faltend, das liebliche Geſchöpf. „Weiß ich auch gleich noch nicht, worin dieſes beſteht, denn mein Heinrich hat mich darin nicht belehrt, ſo hat er mir doch verſprochen, daß einer der Braminen ſeiner Religion mir ihre Lehren hier offenbaren ſoll.“

„Hat er das?“ ſagte der Bramin“, und indeß Du darauf warteſt, weißt Du wol, in welche Kaſte Dich die Europäer hier werfen?“

Die Miene, womit er dieſe Worte ausſprach, war ungemein ernſt und drohend geworden, und Gadſalünah wagte kaum, mit ihren ſtarr auf ihn gehefteten Augen eine Frage auszudrücken.

„Zu den Parias wirſt Du hier gezählt, zu den verworfenſten Weſen, unwerth, von der Sonne beſchienen zu werden,“ ſetzte der Bramin dumpf hinzu. „Keiner ihrer Prieſter wird ſich Dir nahen, an Dir das Werk der Erbarmung zu üben, verloren für ewig biſt Du in der Mitte dieſer Menſchen!“

„O Brama, Allerhalter, ſchütze mich!“ rief ſie aus.

„Nach unſerem milden Geſetze iſt das Weib nicht verdammt, das ſich den Umarmungen des Mannes hingibt, des Bramins heilige Perſon ſelbſt entweiht ſich nicht durch ihre Berührung, aber wie ſo andere Lehren gaben die Götter von ihren wolkigen Thronen dieſen Europäern. Es ſind nicht unſere milden Blumen- und Waſſergötter, die auf Flammenſtrahlen reiten, in duftenden Dolden thronen, wie befruchtende Saamenſtäubchen die Sommernacht durchdringen und belebend mit der Flut über das Erdreich rauſchen; es ſind nicht die heiligen Elemente der Natur, die ſie anbeten, es ſind Wunder aus Schmerzen, Heilige durch Qualen und Pein. Ihre Tempel ſind finſtre Gewölbe von Stein, voll Moder und Dunſt, die künſtlicher Wohlduft vertreiben ſoll; es iſt endlich ein Himmel, den ſie ſich träumen, da kein wirklicher ſie freundlich beſchützt.“ Mit dieſen Worten ergriff der Bramin die zuſammenſchauernde Gadſalünah bei der Hand und riß ſie zum Fenſter: „Blicke hinauf zu dieſem Himmel,“ rief er, „und hole Dir Troſt von ihm.“ Die Geängſtigte hob ihr Auge empor und in der That zeigte der nordiſche Weihnachtshimmel der guten alten Hanſeſtadt eben nicht ſein feſtlichſtes Antlitz. Es waren graue und ſchwarze Wolken, die im raſchen Fluge dahinzogen, gleich phantaſtiſchen Geſtalten unſerer alten Götterlehre, eine oſſianiſche Nebelwelt, und der bleiche Vollmond warf, je nachdem es ihm der Wolkenzug geſtattete, grelle Lichter auf die Gegenſtände umher.

So beleuchtete er auch Gadſalunah's Züge, und der Bramin, welcher bis jetzt im Zimmer, bei dem Schein der Lampe, nur unſtat ſeinen Blick auf ſie geworfen hatte, ſah ihr jetzt zum erſten Male ganz nahe in das große, milde Auge. Wie mit einem elektriſchen Schlage durchzuckte es ihn, er ließ ihre Hand fahren, trat einen Schritt zurück und fragte:

„Wie nennt man Dich?“

„Gadſalünah.“

„Du biſt Dewadaſche.“

„Wie? Du kennſt meinen Stand, frommer Mann?“

„Ich ſah Dich einſt bei den Feſten im heiligen Thale von Jagernaut.“

Hier ſchlug es acht Uhr. Es war ein Poſttag und Heinrich verließ in einer halben Stunde das Comptoir. Dies konnte mit Beſtimmtheit angenommen werden.

„Ich verlaſſe Dich, Gadſalunah,“ ſprach der Bramin, der Tamtam meldet die achte Stunde nach europäiſcher Weiſe, es iſt die Zeit der Abendreinigung nach der unſrigen. Ich gehe in meine Herberge. Doch wirſt Du mich bald wiederſehen und meine Lehren, ſo wie mein Troſt ſollen Dir zu Theil werden.“

Plötzlich nahmen ſeine Züge den Ausdruck einer innern Freude an: „Du trägſt noch Deinen Talisman, wie ich ſehe,“ ſprach er ſchnell, indem er auf die Kapſel zeigte, die an ihrem Halſe an einem goldenen Kettchen hing. „Nun wolan, ſo lange Du dies bewahrſt, biſt Du geborgen. Lege es nie ab, Mädchen!“ Er wandte ſich zum Weggehn.

„Und werde ich Dich bald wiederſehen, mein Bramin?“ fragte ſie.

„Wenn Du mir verſprichſt, dem Europäer meine Beſuche zu verſchweigen,“ erwiderte er.

Gadſalünah ſtutzte einen Augenblick. „Es könnte mich bei den Braminen ſeines Glaubens Verfolgungen ausſetzen,“ fügte er ſchnell hinzu, „und ich hätte nicht Luſt, in dieſem Lande ſchmählich unterzugehen.“

Gadſalünah ſagte feſt: „So ſchwer es mir wird — ſo muß ich doch, Dein Vertrauen zu ehren — ſchweigen. Ich werde Niemandem, auch ihm nicht ſagen, daß Du mich beſucht, aber die Andern, die mich umgeben?"

„Die werde ich durch Geſchenke zum Schweigen bringen," erwiderte der Bramin. Er grüßte ſie hierauf nach hergebrachter Sitte und verließ das Zimmer.

Gadſalunah warf ſich in einen Seſſel und ſchloß die Augen. Hatte ſie geträumt, ſo wollte ſie den Traum weiter fortſpinnen. Aber vergebens. Ihre Phantaſie brachte ihr nichts wieder von jener Bildergallerie, die ſie eben erſt durchſchwegt hatte, die Erſcheinung des Braminen war Wirklichkeit geweſen, und das Zaubernetz der Träume zerriſſen, und ſie ſah nichts als Nordlands Himmel, und Sturm und Schnee, die ſich erhoben hatten und an die kleinen, feſtverſchloſſenen Fenſter ſchlugen, und ſie hörte die kniſternde Flamme im Ofen und fühlte ſich verlaſſen, geſtoßen in den Pfuhl der Verworfenheit, ſie — die angebetete Dewadoſche, die reine Prieſterin der Natur, eine elende Paria, deren Mund gräuelhafte, zauberwirkende Flüche emporſchickt, zu dem Menſchen, deſſen Fuß ſie mit Entſetzen von ſich ſtößt, und die verdammt iſt, mit dem Gewürm des Schlammes zu leben.

In einer eben ſo trüben Stimmung wie die ihrige trat nun Heinrich zu ihr ein. Die Vorbereitungen zu dem Verlobungsfeſte des Chevaliers mit Wilhelminen, die fragenden Blicke von Mutter und Vater, welche ihn zu verfolgen ſchienen, die Erhebung des Rheders in den Rath, und die vermehrten Beſuche, kurz das ganze lebendige Tableau, worin auch er berufen zu ſein ſchien, Platz und Stellung einzunehmen, dies Alles laſtete ſchwer auf ihm. Umſonſt gab er ſich nach ſeiner Gewohnheit den Geſchäften ganz hin, immer wieder mahnte es ihn tauſendfach, daß Alle eigentlich in dieſen Tagen nicht an Geſchäften dachten, und daß nur er es war, der ſich damit abmühete, um ſein Inneres zu betäuben. Er erſchien den Comptoiriſten wie ein Plagegeiſt, wie ein Despot, der der Plackereien nie ſatt werden konnte, und es kam dahin, daß, wenn ſeine zornigen Ausbrüche über ihre Köpfe dahinfuhren, der alte Prinzipal ihn ſelbſt, hinter ſeinem Rücken, einen Sonderling ſchalt und ſie mit freundlichem Zureden wieder beſchwichtigte.

Gadſalünah's dumpfes Brüten fand in dem ſeinigen Nahrung und ſie ſaßen lange ſtumm nebeneinander.

„Morgen wird meine Schweſter mit einem jungen Franzoſen verlobt," ſprach er endlich, „ich bin gezwungen, dieſer Feierlichkeit beizuwohnen, und Du wirſt mich nicht ſehen, Gadſalünah."

Sie ſeufzte: „Da bin ich denn ſo ganz allein."

„Das ſollſt Du nicht," ſetzte er hinzu, „morgen wird Dein Unterricht beginnen, ein würdiger Geiſtlicher wird Dich beſuchen. Wenn Du ſeinen Lehren Aufmerkſamkeit ſchenkſt, werden ſie Dich genugſam beſchäftigen, und Du wirſt meine Abweſenheit gar nicht merken."

„O doch," ſagte ſie, und blickte ihn an.

„Iſt Dein Unterricht dann vollendet," ſprach er weiter, „ſo ſollſt Du getauft werden und Catharina heißen, weil ich Dich am Catharinentage zuerſt geſehen habe, und dann wirſt auch Du mir verlobt, wie meine Schweſter dem jungen Franzoſen."

„Iſt denn auch Deine Schweſter des jungen Franzoſen Weib?" fragte Gadſalünah raſch.

„Sie ſoll es werden," ſagte hocherröthend der Jüngling, indem er ſie nicht anſah.

„Und bin ich es nicht ſchon?" fragte unbefangen Gadſalünah.

„Ja, Du biſt es!“ ſprach nun, den Blick erhebend, von einem ſeltenen Feuer durchglüht, Heinrich.

Gadſalünah athmete hoch auf und warf ſich ihm an das Herz.

„Nicht wahr?“ ſprach ſie leiſe, „Dein Weib dürfen ſie nicht verachten? nicht mit Füßen von ſich ſtoßen, wie die Radſchahs und Braminen den Parias thun?“

„Wer ſollte das wagen?“ ſagte Heinrich, indem er ſie umſchlang. Nur noch eine kurze Zeit dieſe Heimlichkeit unſerer Liebe, dann mein Weib vor allen meinen Mitbürgern, und geachtet und geliebt von ihnen, wie Du es verdienſt.“

Dieſe Worte, mit einer männlich freundlichen Milde aufgeſprochen, erheiterten das Geſichtchen der Hindu, eine Thräne perlte in dem großen Auge, während der liebliche Mund lächelte, und dieſer holde Widerſpruch machte auch auf Heinrich einen freundlichen Eindruck.

Die Einſilbigkeit entwich und ſie ſprachen traulich von kommenden Tagen, die alte Witwe brachte Thee, und bei der dampfenden Taſſe überhörte unſer Hamburger Stundenſchlag und Wächter und trennte ſich erſt ſpät von ſeiner Geliebten. Glückliche Stunden verrinnen ſchnell. Auch dieſe waren vorüber wie ein Traum. Gadſalünah ſah ſich plötzlich wieder allein, aber nichts von dem ganzen Abende war ihr mehr gegenwärtig als Heinrich's Worte: „Ja, du biſt es!“ und ſie ſtets wiederholend und, ſeinen Ton dabei in Gedanken hörend, ſchlief ſie ein.

13.

Dieſelbe Glocke läutet heitern Feſten,
Die auch der Trauer ihre Klänge leiht.

Mit der Morgenſonne des Freitags ſtrahlte nichts als Glanz und Freude im Pöckmöſer'ſchen Hauſe wieder.

Am Vormittage ſollte der alte Herr in den Senat eingeführt werden und am Abende war große Geſellſchaft gebeten, um das Verlobungsfeſt zu feiern.

Wir übergehen das ſteife Ceremoniel bei der Einführung eines neuen Senators.

Der neue Rathsherr ſtieg eine Straße weit von der Curie aus dem Wagen, und begab ſich, von ſeinen nächſten Verwandten, mit den ſeidenen Bürgermänteln angethan, begleitet, zu Fuße dahin. So wollte es die altherkömmliche Sitte. Beim Nachhauſefahren ſprengten reitende Diener in Galla neben ſeiner Kutſche.

Ein intereſſanteres Feſt wurde im Pöckmöſer'ſchen Hauſe für den Abend bereitet. Die großen Prunk- und Beſuchzimmer wurden abgeſtäubt und erwärmt, die Thee- und Spieltiſche geſtellt, ein Blumenflor aus den Gewächshäuſern des Landhauſes hereingebracht und in die reichen Gemächer vertheilt, und als am Abende die Kronleuchter und Lampen angezündet waren, zeigte ſich den Blicken der geladenen Gäſte eine Reihe von Sälen und Kabinetten, worin ein mehr als europäiſcher Luxus mit Dem, was die Briten Comfort nennen, vereinigt war, wie man es auf dem Continente Europas wol nur allein in den Häuſern der reichen hamburger Kaufleute antreffen kann.

Während dieſer Vorrichtungen und Ausſchmückungen, welche die Hände aller Diener des Hauſes in Anſpruch nahmen, ſaßen die Hauptperſonen des Feſtes bei der Toilette.

Allem Anſcheine nach waren dies die beiden Freundinnen Wilhelmine und Blanche; wenigſtens wurden ſie von aller Welt dafür erkannt.

Sie ſteckten ſelbſt einander Blumen in die Locken und halfen nach, wo die Kunſt des franzöſiſchen Haarkräuslers, eines Schülers von Mr. Plaiſir in der Richelieuſtraße zu Paris, nach ihrer Meinung nicht ausgelangt hatte. Sie richteten und ſchoben an ihren Kleidern, an den ungeheuern Ermeln, ohne Unterlaß, ſie kamen ſich ſo außerordentlich ſchön vor, und doch nicht ſchön genug, ſie wollten an dem heutigen Abende Alles verdunkeln.

Dabei hoben ſich die Buſen der beiden jungen Mädchen ſo zagend, es wurde in ihrem Herzen eine leiſe Frage wach, die ſie nicht zu beantworten vermochten; ſie wußten, daß ſie ihrem unvermeidlichen Geſchicke entgegengingen, und der Augenblick war ſchon ſo nahe.

„Wilhelmine,“ ſagte Blanche, indem ſie den Ankleideſpiegel ſchief ſtellte, um ihren kleinen Fuß im weißen Atlasſchuh darin zu beſehen, „noch ein Stündchen und Du biſt Braut — glückliches Mädchen!“ „Und wirſt Du nicht auch die Braut meines Bruders ſein?“ fragte Wilhelmine. „Biſt Du etwa minder glücklich?“

„Ja wol, ſo heißt's — aber —“ Blanche ſprach dieſe Worte mit erſtickter Stimme und drückte die Hand auf die Augen. Sogleich war Wilhelmine zu ihr hingeſprungen. Sie ſah ihr mit den friſchen, von keinem Kummer noch berührten Zügen recht treuherzig in das bleiche Geſichtchen. „Ei, was iſt denn das? Du biſt verſtimmt,“ ſagte ſie.

Blanche athmete tief auf — doch plötzlich war es, als ob ihre Zunge gelöſt würde, und als habe ſie lange dieſen Augenblick erſehnt. „Und warum ſollte ich Dir's verhehlen, da Du nun einmal meine einzige Freundin in dieſem Lande biſſ. Zu welchem Spiele muß ich mich hergeben? Glaubſt Du, daß es mir gleichgültig ſein kann, in dem entſcheidendſten Augenblicke meines Lebens gänzlich mich der Willkür Anderer zu überlaſſen? Du biſt Hippolyt's Braut, ihr Beide ſeid's zufrieden, Ihr habt Euch erklärt, Deine Eltern veranſtalten ein Feſt, um es ihren Freunden bekannt zu machen. Doch in welchem Falle befinde ich mich? Gab es je eine ſeltſamere Grille, je eine tollere Eigenmächtigkeit? Man nennt auch mich Braut, und weder ich noch der Bräutigam wiſſen ſo eigentlich etwas davon. Man bezeichnet als meinen Bräutigam einen jungen Mann, den ich nicht kenne, der mich nicht kennt, den ich vielleicht haſſen müßte, wenn ich ihn ganz kennen würde, der mich vielleicht verabſcheute, wenn er mich näher kennte. Und auf welche Weiſe ſollen wir von dem Vorhaben, das man mit uns hat, in Kenntniß geſetzt werden? Vor aller Welt, vor einem glänzenden Kreiſe, der mit geſpitzten Lippen daſteht, um zu gratuliren. Man will uns ſo eigentlich überrumpeln. Was werde ich ſagen können, wenn man ihn mir zuführt? Meinen Blick werde ich ſenken, vielleicht ſeinen Namen lispeln, das iſt Alles — heißt das nicht meine Einwilligung auf ganz eigene Art erzwingen? Und er — was kann er Anders thun, als meine Hand ergreifen — ſie drücken — zum Munde führen? und wenn es auch wider Willen geſchähe — wie aber — wenn er — nein, nein! das iſt wol nicht möglich! dieſer Fall iſt nicht zu denken."

Freilich mußt Du ſo etwas nicht denken," ſagte Wilhelmine, die gar nicht verſtand, was Blanche mit ihrem letzten Zweifel wollte. „Einſtweilen ſind wir Beide Bräute, und Du wirſt noch überdies meine Schwägerin, liebſte Blanche! Ich werde die Frau Deines Bruders, und Du die Frau des meinigen — denn obgleich es Heinrich nicht ſo eigentlich iſt, ſo liebe ich ihn doch, als ob er es wäre" —

„Du liebſt ihn wirklich?“ fragte Blanche haſtig. „Sprich, Mädchen, Du kennſt ihn ja, iſt er ſo liebenswerth, als ihn der erſte Anblick ſcheinen läßt?“

„Ich weiß nicht, was Du darunter verſtehſt,“ ſagte Wilhelmine, „ich liebe ihn aber wie einen Bruder, wir ſind ja zuſammen aufgewachſen.“

„So,“ ſagte Blanche kalt.

„Und wird er nicht glücklich ſein, wenn er erfährt, daß Du ſeine Braut biſt? Du, die ſchöne, liebenswürdige Blanche! ich kenne kein Mädchen, das Dir gleichkäme. Alle jungen Männer drängen ſich um Dich, wo Du Dich blicken läßt,“ ſprach gutmüthig Wilhelmine.

Blanche hatte unverwandt in den Spiegel geblickt und es ſchien als ob ſie halb auf dieſe Worte gehört habe — aber es ſchien nur ſo. „Wer kennt die Launen dieſer Deutſchen?“ ſagte ſie endlich unmuthig, „und wenn er mich verſchmähte? Nein, es wäre nicht zu ertragen!“

Hier ſprang ſie plötzlich auf und klingelte. „Ich muß Hippolyt ſprechen, ſo kann es wahrlich nicht geſchehen, er muß ſich mir darüber erklären,“ rief ſie, indem ſie ſich ungeduldig die Lippen biß und dabei auf- und abging.

Aber Wilhelmine trat ihr in den Weg und ſagte mit ungewohnter Heftigkeit: „Was willſt Du thun? Hippolyt in dieſem Augenblicke auf mein Zimmer rufen laſſen?“

„Und warum nicht?“ entgegnete Blanche, „iſt er uns fremd? Iſt er nicht mein Bruder und Dein Bräutigam?“

„Nein, nein,“ rief Wilhelmine ängſtlich, „das geht nicht an, das läuft gegen den Anſtand“ —

Blanche lächelte und wollte noch einmal ſchellen, aber der Bediente trat ein und meldete den Chevalier.

Wilhelmine ſtand in ängſtlicher Verlegenheit da, dem auf Antwort harrenden Diener gegenüber.

Aber Blanche nahm ſpöttelnd das Wort: „Da Du zu keinem Entſchluſſe kommen kannſt, thörichtes Mädchen, ſo erlaube denn, daß ich den Bruder hier ſpreche, während Du Dich in das Nebenzimmer zurückziehſt.“

Sie winkte, der Bediente ging hinaus, und Wilhelmine ſchlüpfte, ohne ein Wort zu ſagen, durch die Seitenthür.

Gleich darauf trat der Chevalier ein und ſah ſich verwundert im Zimmer um. Er war ganz ſchwarz gekleidet, bis auf die weißen Handſchuhe, ſein Geſicht war bleich und das ſchwarze Haar bildete eine dicke Locke hoch droben auf der glänzenden Stirne, über dem brennenden Augenpaar.

„Wo iſt Wilhelmine?“ fragte er leiſe in franzöſiſcher Sprache.

„Sie hat das Zimmer verlaſſen, um vor der Verlobung Dir kein Rendezvous darin zu geben,“ ſprach lächelnd Blanche.

Der Chevalier zuckte die Achſeln und ſetzte ſich.

„Dieſe Deutſchen ſind Leute von Grundſätzen,“ fuhr Blanche ſpöttiſch fort, „und ſie ſind ſchwer zu bekämpfen, dieſe Grundſätze. Glaubſt Du denn wol, daß eine kleine Franzöſin, von meiner Taille, nicht häßlicher als ich, und eben ſo geiſtreich, dazu gemacht ſei, deutſche Grundſätze zum Wanken zu bringen?“

„Allerdings,“ ſagte der Chevalier, „ich muß Dir ſelbſt huldigen, Du ſiehſt in dieſer Toilette unwiderſtehlich aus. Aber Alles wäre geſcheitert, wenn ich nicht die letzte Mine hätte ſpringen laſſen.“

„Dacht' ich's doch!“ ſagte plötzlich, die ſchäkernde Laune zum finſterſten Ernſt herabſtimmend, die Schweſter. „Alles geſcheitert? Und ich, Deine arme Schweſter, wäre ohne Rettung verloren geweſen! Und ſind denn jetzt wirklich die drohenden Felſen geſprengt, durch Deine letzte Mine? Dürfen wir ruhig ſegeln?“

„Wir dürfen es!“ entgegnete Hippolyt, „ich hatte erfahren, daß Heinrich ein Verhältniß mit einem Mädchen gegen den Willen ſeiner Eltern unterhalte. Ich machte in dieſem Augenblick die Mittheilung davon der Mutter bekannt, die im höchſten Grad darüber entrüſtet ſchien. Der junge Menſch verdankt den Leuten hier Alles, er iſt von unbekannter Herkunft, im Findelhauſe aufgewachſen, und aus Mitleid an Kindes Statt angenommen. Ziemt es einem ſolchen Menſchen, den Planen zu widerſtreben, welche die wohlwollendſten Leute mit ihm haben? Kann er einer flüchtigen Liebſchaft wegen das Glück ſeines Lebens mit Füßen von ſich ſtoßen? denn das würde er — wie nun die Sachen ſtehen. Er müßte das Haus zur Stelle verlaſſen, wenn er es wagen ſollte, Deine Hand auszuſchlagen.“

„Und wenn er es dennoch thäte?“ ſprach ſeufzend Blanche. „Der Augenblick entſcheidet über mein Schickſal, wenn auch nachher ihn das größte Elend treffen ſollte. War denn auf keine Weiſe die Oeffentlichkeit zu umgehen?“

„Ich habe jeder möglichen Widerwärtigkeit den Paß abgeſchnitten,“ ſagte der Chevalier. „Unſer Vater hatte mit mir in der letzen Nacht, die unſerer Abreiſe vorausging, eine wichtige Unterredung — aber wir ſind doch allein, Blanche? Wilhelmine iſt hier nirgend verſteckt?

Blanche hüpfte zur Seitenthür und, nachdem ſie durch's Schlüſſelloch geguckt hatte, erwiderte ſie, indem ſie ihren vorigen Platz einnahm: „die ſitzt vor dem Spiegel, die Hände im Schooße, und blickt unverwandt hinein. Alſo erzähle!“

„Er ſagte mir nämlich,“ fuhr nun der Bruder fort,

„daß ſeine Vermögensumſtände nicht von der Art ſeien, uns eine glänzende Zukunft zu bereiten, obgleich dieſes das Streben ſeines langen Lebens geweſen. Ich weiß ſelbſt nicht, ob ich den Schein retten kann, wenn ich noch lange das lecke Schiff durch Sturm und Wellen führen muß, ſetzte er am Schluſſe der Schilderung ſeiner Verhältniſſe mit einem Tone hinzu, der noch in meinem Innern widerhallt. Ich ſende Euch nach Hamburg, fing er dann nach einer Pauſe wieder an, während er ſich geſammelt hatte. Dort verlebte ich einſt eine freundliche Jugend. Mit Napoleon's Siegesfahne, unter einem Namen, den ich jetzt nicht mehr führe, war auch ich bis zur Elbe gedrungen. Meine Wunden hatten mich zum fernern Kriegsdienſt untauglich gemacht und ich erhielt eine Anſtellung bei der Behörde, welche das Departement der Elbmündungen regierte. Ich lebte dort in einer ſehr angenehmen Umgebung. Die Gaſtfreundſchaft der Einwohner, die reichſten Leute des europäiſchen Continents, kam mir überall entgegen. Nun werdet Ihr dorthin reiſen, mit Empfehlungen verſehen, und die reichſten Häuſer werden Euch geöffnet ſein. Ihr tragt einen vornehmern Namen, als den, worunter ich damals bekannt war, und den ich gewiſſer Rückſichten wegen dort nicht nennen darf. Seid nunmehr ſchnell bemüht, Euch zu verſorgen. In dem Hauſe des bekannten Kaufmanns Pöckmöſer, dem Ihr empfohlen werdet, ſind zwei Bündniſſe zu ſchließen, wie ich durch zuverläßige Freunde erfahren habe. Er hat einen Sohn und eine Tochter. Ich werde für Euch werben, und von der Eltern Seite wird Euch nichts im Wege ſtehen. Sollten jedoch wider Vermuthen Hinderniſſe ſich zeigen, die ſchwer zu beſeitigen ſind, ſo nimm dieſen Talisman hier aus meinen Händen, mein Sohn! Du übergibſt ihn im entſcheidenden Augenblicke der Dame des Hauſes, er berührt geheime Familienverhältniſſe, und alle Hinderniſſe werden beſeitigt ſein. Sobald Ihr am Ziele ſteht und mit den reichen Erben verbunden ſeid, mögen dann meines Vermögens letzte Trümmer zu Grunde gehen, die ich mit Aufopferung meiner letzten Lebenskraft nicht zu retten im Stande wäre — Euer Glück kann Euch der Unſtern des Vaters dann nicht mehr rauben. Bei dieſen Worten händigte er mir ein Schreiben ein, das fünf Siegel verſchloſſen, und welches die Aufſchrift an Madame Bianca Pockmeſer von ſeiner Hand trug. Der entſcheidende Augenblick ſchien mir heute gekommen. Heute noch mußte das Schreiben abgegeben werden, ſollte ſein Inhalt, der Verheißung des Vaters zufolge, uns Glück bringen. Und in dieſem Augenblicke komme ich von unſerer Schwiegermutter her. Sie ſaß geſchmückt zum Feſte auf ihrem Sopha, ich überreichte ihr das Schreiben. Die fünf Siegel überraſchten ſie, die Aufſchrift ſchien eine Erinnerung in ihr zu erwecken. Sie erbrach das Papier und las. Du wirſt mir geſtehen, daß es ſchwer iſt, in dem fetten Geſichte unſerer lieben Schwiegermutter zu leſen. Aber eine Unruhe malte ſich darin, das iſt gewiß, die Lippen zuckten ſeltſam, und die großen, hervorſtehenden Augen füllten ſich mit einer Feuchtigkeit, die ich für Thränen hielt. „Und warum geben Sie mir das eben jetzt?“ fragte ſie nach einer Pauſe, mit einem leiſen, zitternden Tone. Ich wollte ihr antworten, da trat der Bediente herein und meldete Heinrich. Zur glücklichen Stunde, dachte ich und eilte fort, ohne mich beurlaubt zu haben. An der Thür begrüßte ich höflich den Eintretenden, der eben ſo dankte. Nun bin ich hier, um Deine Hoffnung zu beleben. Du gehſt nicht leer aus, die Unterredung der Mutter mit Heinrich iſt in dieſem Augenblicke entſcheidend. Das Schreiben des Vaters erſchien mir wie eine Arznei eines geſchickten Hei-

Konflicts, welche eine Kriſe herbeiführt. Doch jetzt will ich zur Geſellſchaft gehen. Laſſe Dich nicht lange erwarten und folge mir bald mit Wilhelminen. Die nächſte Stunde wird alle Deine Beſorgniſſe gehoben ſehen.“

Hier endete der Chevalier ſeine Rede und ließ den Blick lange auf ſeiner Schweſter verweilen. Er erkannte die Wichtigkeit des Momentes und wünſchte ſie in einer Verfaſſung, um alle ihre Reize zu beherrſchen und ſie mit Ruhe in den Kampf zu führen. Darum legte er ſelbſt dem Briefe eine Wichtigkeit bei, die er in ſeinen Augen gar nicht hatte, blos um die heftige Gemüthsbewegung ſeiner reizbaren Schweſter zu beruhigen. Darum vertraute er ihr die Worte des Vaters mit einem Ernſte, obgleich er ſich heimlich darüber luſtig machte. Er hatte den Brief übergeben, in dem alltäglichen Sinne: hilft es nichts, ſo ſchadet's nichts! und erſt als er die Wirkung auf Madame Pockmöſer's Gemüth, die augenſcheinlich war, bemerkte, hatte ein leiſes Vertrauen zu dem Talisman in ſeinem Herzen Wurzel gefaßt.

„Und was denkſt Du, das in dem Briefe ſtand?“ fragte Blanche nach einer Pauſe.

„Worte, die vielleicht für ein zartes Mädchen-Ohr unſerer Tage nicht paſſend ſind. Ein Liebhaber jener kriegeriſchen Zeit, ein ſiegender Franzoſen-Jüngling unter Napoleon's Fahnen ſang andere Weiſen den hamburger Schönen vor fünfundzwanzig Jahren vor, da handelte es ſich nicht darum, verſiegelte Schreiben mit diplomatiſcher Schlauheit den Müttern in die Hände zu ſpielen, um zum Ziele zu gelangen, da hieß es, nach Cäſar's Wahlſpruch: kommen, ſehen, ſiegen! Kurz unſer Vater hat langverjährte, vielleicht heilige Rechte geltend gemacht, was weiß ich? Madame Pockmöſer ſah mich unter dem Leſen einmal lange an, aber, wie ich Dir ſchon ſagte, man kann eben nichts aus dieſen Zügen entnehmen, denen das Fett alle Beweglichkeit geraubt hat.“

„Sie iſt richtig vor dem Spiegel eingeſchlafen,“ ſprach hier Blanche, die wieder durch das Schlüſſelloch geblickt hatte.

„So wecke ſie!“ rief der Chevalier lachend zurück, indem er das Zimmer verließ.

Blanche jedoch weckte ihre Freundin nicht ſogleich. Sie blieb eine Weile ſtehen, legte den Zeigefinger an die Lippen, und dachte über Alles nach, was ihr der Bruder geſagt hatte. Ihre Sache ſtand nicht ſchlechter, ſagte ſie ſich, als vor der Einhändigung des Schreibens, was aber die Löſung dieſes Räthſels zu ihrem Glücke beitragen ſollte, konnte ſie nicht erklügeln. Sie ſtellte ſich noch einmal vor den Spiegel, um ihre Reize der Reihe nach zu durchmuſtern. „Man muß ein wenig Muth beſitzen,“ ſagte ſie hierauf ſelbſtgefällig, und ging in das Nebenzimmer, die ſchlafende Braut zu holen.

Wilhelmine ſprang auf, denn die loſe Blanche hatte ſie durch einen Kuß geweckt. Dieſer Kuß mit einem der jungen Braut wol zu verzeihenden Traum in Verbindung geſetzt, hatte eine Gluth über das Geſicht des armen Mädchens gegoſſen, die von ihrer ſchäkernden Freundin, am Arm genommen, und die Treppe hinab, zu den Geſellſchaftszimmern geführt wurde. In der That ſuchte Blanche ſelbſt, durch dieſe erzwungene Lebhaftigkeit eine innere Unruhe zu verbergen. Die Mädchen waren durch einen Seitencorridor, der mit einem weichen Teppich belegt war, zu der Mahagonithür gehuſcht, die in den Verſammlungsſaal führte, aus dem ihnen ein dumpfes Gemurmel zutönte. Hier hielt Blanche einen Augenblick, ſchlug die Augen empor und that einen hörbaren Athemzug aus tiefſter Bruſt. Beide Mädchen wären wahrſcheinlich noch länger ſtehen geblieben, aber ein Bedienter öffnete von innen die Thür, und ſie traten ein in den blendend erhellten Saal und in das Getümmel der Gäſte, die ſich ſogleich zu beiden Seiten reiheten, um die ſchönen Königinnen des Feſtes vorbeizulaſſen.

14.

Herr Pöckmöſer empfing ſie freundlich und führte ſie in den Damenkreis, der in lautem Geſpräch um den großen Theetiſch ſaß. Einige Unzufriedenheit wurde an ihm bemerkbar, da er von keiner Seite ſeine Gattin nahen ſah.

Jetzt öffneten ſich die Flügelthüren und unter erwartungsvollen Mienen und dem Ach! der Gäſte, ſprang der Colonialmäkler Trietſch, mit Flügeln an den Füßen, als Gott Merkur gekleidet, in den Saal, gefolgt von acht bis zwölf Perſonen in verſchiedenartigen Maskencoſtümen. Dieſe Perſonen hatten über Hals und Kopf das Feſtſpiel des jungen Doctors einſtudirt, das Madame Pöckmöſer bei dieſem zur Verherrlichung des Abends beſtellt hatte. Des jungen Mannes Arbeit war nicht zu verwerfen, beſonders wenn man die geringe Zeit in Anſchlag brachte, die er darauf verwenden konnte. Aber die Spielenden befanden ſich in einer jämmerlichen Lage. Sie waren ſo wenig Meiſter ihrer Partien, daß ſie erbarmungslos ſtecken geblieben wären, wenn nicht eine höhere Macht ſich ins Mittel gelegt hätte.

Nach kurzem Komplimente fing Trietſch in des Himmels Namen an ſeine Reime herzuſagen, unbekümmert um Das, was um ihn vorging. Wie ein losgelaſſenes Wehr in die Schaufeln eines Mühlrads, warf er ſich zügellos in das poetiſche Getriebe und klapperte mit den Verſen ganz prächtig im rhythmiſchen Takte. Was er ſagte, oder vielmehr war man davon verſtand, mußte gefallen, denn der artige Dichter hatte dem wackern Merkur, der hier nur als Götterbote und Schutzherr des Handels erſchien, mit den Dieben aber nichts zu ſchaffen haben wollte, ganz vortreffliche Komplimente für Hamburg und des Senators Haus in den Mund gelegt. Lag ja in der Erſcheinung, ſo alltäglich ſie auch war, ein Kompliment; dies fühlten auch Alle ſogleich.

Man war ſehr aufmerkſam auf des guten Trietſch Rede und muſterte dabei die hübſchen jungen Herren und Damen in zierlichen Kleidern, die, zum Feſtſpiel gehörig, rings im Kreiſe den Sprecher umgaben und in ängſtlicher Geſpanntheit auf ihr Stichwort harrten. Es waren einige Genien mit Roſen geſchmückt, ein hagerer Hymen und ein kleiner Amor, ein Paar Vierlander Bauerdirnen mit Blumenkörbchen, die Elbe mit Haaren und Bart von grünen Atlasſtreifen, welche Schilf bedeuten ſollten, und die Hammonia mit einem Füllhorn in der Hand und einer papiernen Mauerkrone auf dem Kopfe. Man konnte ſchon aus der Zuſammenſtellung dieſer Perſonen des Dichters ganz löbliche Intention abnehmen, und ihm keinen Unſinn dabei vorwerfen, daher riefen auch mehre Kenner, einmal über das Andere, mit gedämpfter Stimme: „ſehr ſinnig! o wie ſinnig!“ Die Scene hatte bereits ein Weilchen gedauert und Trietſchen begann ſchon Athem und Gedächtniß treulos zu werden, als mit Einemmale ein Gemurmel entſtand, das ihm offenbar zu Hülfe kam.

Man ſah die Köpfe hin- und herfahren, man hörte ängſtliche Fragen, die Unterbrechung war allgemein, und Merkur mußte innehalten.

„Madame Pückwöſer iſt bedeutend erkrankt!“ Dies waren die inhaltſchweren Worte, welche ſich dem Gemurmel verſtändlich entwanden und ſogleich Alles erklärten.

Die Perſonen des Feſtſpiels traten auf Reih' und Glied. Merkur wollte vor lauter Theilnahme umkommen, Herr Pockmeier und Wilhelmine hatten ſogleich den Saal verlaſſen.

Der Chevalier und Blanche ſtanden ſtumm und bleich da in der Verſammlung und ließen den Schwall der Glückwünſchungen froſtig und kalt an ſich abgleiten. Ein wehmüthiges Lächeln ſchwebte grell um Blanche's ſchönen Mund, indeß der Chevalier alle ſeine Feinheit und Faſſung zuſammennahm, um zu verbergen, was ſein ſtierer Blick zu verrathen drohte. Da erſchien Heinrich in der Verſammlung. Seine Kleidung war modiſch elegant, wie immer, doch zeigte ſie durchaus nichts Feſtliches an. Seine Miene war heiter, wenn auch die Bläſſe der Wangen, der Glanz der Augen und das unordentliche Haar die Spuren einer ſoeben erlebten großen innern Bewegung verkündete.

Er näherte ſich einigen Bekannten und bedauerte die Unterbrechung der Feſtlichkeit auf ſo unangenehme Weiſe.

„Ich glaube nicht, daß die Krankheit meiner Mutter Folgen haben wird," ſagte er, „ein plötzlicher Schreck hat ſie ihr zugezogen, und es wird bald vorübergehen."

Er näherte ſich dann dem Chevalier und ſagte mit freundlichem Gruße zu ihm: „Die Störung des heutigen Abends möge Ihnen von keiner ſchlimmen Vorbedeutung ſein. Ich hoffe, daß ſich nunmehr auch zwiſchen uns Manches freundlicher geſtalten werde. Sehen Sie jedenfalls in mir keinen Menſchen, der Ihre Intereſſen durchkreuzen will, und laſſen Sie mich ſtill und ungeſtört meines Weges ziehen. Unſere Ziele ſind wahrlich eben ſo verſchieden, wie die Wege, die wir dahin einſchlagen, daher fordern Sie mich nicht unnöthig zum Kampfe heraus." Die letzteren Worte hatte Heinrich ſo leiſe geſprochen, daß ſie von Niemandem als dem Chevalier verſtanden werden konnten. Dieſer, mit einer nur ſolchen Weltkindern zu Gebote ſtehenden Macht jede unangenehme Regung unterdrückend, erwiderte: „Obgleich ich Sie nicht ganz verſtehe, ſo begreife ich doch die Drohung genugſam, die in Ihren Worten verborgen liegt. Ich bekümmere mich nicht um Ihr Ziel, noch um den Weg, den Sie dahin einſchlagen, weil ſich Beides nicht ſchicken würde. Unſer gemeinſames Ziel ſcheint mir zu ſein, mit rüſtiger Kraft dem ehrenwerthen Hauſe, worin wir als zwei gänzlich Fremde an Sohnesſtatt getreten ſind, unſer Streben zu weihen. Hierin, glaube ich, begegnen ſich unſere Intereſſen.“

Heinrich neigte ein wenig den Kopf, als ſtimme er ſtillſchweigend dieſer Meinung bei.

„Was die engeren Familienbande betrifft, die uns nun umſchlingen,“ fuhr mit affectirter Wärme der Chevalier fort, „ſo ſehe ich nicht ein —“

„Laſſen wir dieſen Punkt,“ fiel ihm Heinrich ſchnell in die Rede. „Sie heirathen die Tochter des Hauſes und ich wünſche Ihnen Glück dazu —“

„Und wenn das allgemeine Gerücht nicht log, wenn es wahr iſt, was mir meine Schwiegereltern verſicherten, kurz wenn es dem Bruder erlaubt iſt, etwas von den ihn ſo nahe angehenden Verhältniſſen ſeiner Schweſter zu wiſſen, ſo ſind Sie es, den ich als den Bräutigam meiner Schweſter betrachten darf,“ ſagte ruhig und gemeſſen der Franzoſe.

„Alle Ihre Vorausſetzungen in Ehren,“ erwiderte Heinrich kalt, „ſo hat man dabei vergeſſen, die beiden Hauptperſonen, Heinrich Pöckmeier und Blanche de Clichette, zu fragen.“

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie dem unbeſcholtenen Rufe meiner Schweſter etwas anhaben werden. Ihre Weigerung wäre eine Beſchimpfung meines Namens.“ ſagte raſch der Chevalier.

„Davon kann hier nicht die Rede ſeyn," entgegnete mit immer gleicher Kälte der Andere.

„Sicher nicht," ſprach leiſer, doch mit innerer Bosheit und ſprühendem Blicke der Franzoſe, „denn der namenloſe Findling kann das Haus der Clichette nicht beleidigen."

„Doch" rief jetzt Heinrich mit ſchneidendem Tone, „dieſer Name iſt Euch ſo fremd als ihm. Wollte Gott, daß es der Name der Beſſern auch wäre!"

„Was wollen Sie damit ſagen?" fragte der Chevalier erblaſſend, der das Geheimniß ſeines Vaters verrathen ſah.

„Wir wollen das Geſpräch hier abbrechen," ſprach gemäßigt Heinrich, „man umſpäht uns mit neugierigen Augen und Ohren. Was den Namen betrifft, den ich ſoeben nannte," ſetzte er ſehr leiſe hinzu, „und der Sie ſtark zu erſchüttern ſchien, ſo iſt es der Ihres Vaters, wie mir meine Mutter ſagte, und der eben nicht ſehr geliebt von meinen Mitbürgern wurde. Das iſt Alles, was ich Ihnen hierüber zu ſagen weiß — ich bitte Sie übrigens, keinen Feind in mir zu ſehen."

Nachdem er dies mit Ruhe und Nachdruck geſagt hatte, wandte er ſich von dem Chevalier und deſſen Schweſter weg, welche unfern davon, halb verſteckt durch einen faltigen Fenſtervorhang, dieſe Unterhaltung behorcht hatte.

Bleich und verſtört ging ſie jetzt an ihrem Bruder vorüber, der wie feſtgebannt an ſeinem Platze ſtehen geblieben war und auf Rache ſann, und heftete ihren fragenden Blick auf ihn.

„Ich zernichte alle ſeine Vorhaben," flüſterte ihr dieſer, vor Wuth bebend, zu, „und der heimatloſe Abenteurer wird noch betteln um die Gunſt, die er jetzt von ſich zurückweiſt."

„Sein Benehmen war edel," ſprach die Schweſter leiſe; „o daß er mein Herz kennte."

„Faſſe Dich, Blanche,“ rief ihr finſter der Bruder zu.

„Wie kann ich's — da ich ihn liebe!“ ſagte mit unterdrückten Thränen das Mädchen, indem ſie ihre Hand aus der ſeinigen riß und zur Thür hinausſtürzte.

Da trat Trietſch mit ſchlaffen Fittigen und umgekehrtem Schlangenſtabe, gleich einem Genius des Todes, zum Chevalier mit trüber Miene hin: „Aus iſt's mit Spiel und Tanz und jeder Luſt für heute. Madame Pöckmöſer hat die heftigſte Migräne und wird nicht erſcheinen. Die Gäſte verlieren ſich nach und nach. Ihre Braut iſt auch nicht ſichtbar — Ihr Schwager hat curioſe Launen — Ihr Herr Schwiegervater allein iſt eben im Saale und ſpricht mit einigen alten Herren über das Budget unſerer Stadt. Sie müſſen geſtehen, daß das für einen Merkur, wie ich bin, kein Terrain iſt. Ich wollte Ihnen daher nochmals meinen herzlichen Glückwunſch abſtatten und mich Ihren geneigten Aufträgen auch für die Zukunft empfehlen — aha! da iſt meine Geſellſchaft, die Elbe, eine Vierländerin, und der Amor, die ſich Ihnen auch empfehlen wollen.“ Und ſomit verließen alle Vier den Saal.

Hippolyt forſchte nun nach ſeiner Braut; ſie befand ſich noch immer bei der kranken Mutter.

Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke. War Alles geſcheitert? War es Heinrich gelungen, das Herz der Mutter ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie in Alles gewilligt, was er von ihr gefordert hatte? Er eilte zu ſeiner Schweſter, die er weinend am Buſen ſeiner Braut fand.

Plötzlich und mit unbezwingbarer Macht war die Liebe in Blanche erwacht und, daß das Unglück die Wiege, die Troſtloſigkeit die Amme der jungen Leidenſchaft waren, daß ein Thränenbad ſie netzte, vermochte nicht ihr Wachsthum zu hemmen, ſondern wie ein Polyp ſchwoll ſie an in dem kleinen Herzen und umklammerte mit tauſend zerſtörenden Armen ſeine Lebenskeime.

„Vernichtung! Elend!“ rief das Mädchen dem eintretenden Bruder entgegen. „Wie konnte ich's denken, daß ich ihn einſt ſo lieben würde; ihn, der mich verſtößt und der nie mein werden kann!“

Ihre Aufregung war zu ſtark, unter Thränen ſtieß ſie die Worte einzeln heraus; der Chevalier wandte ſich daher an Wilhelmine, um Aufſchluß zu erhalten; „die gute Mutter gab mir ihren Segen zu dem Bündniſſe mit“ — hier machte die Sprechende eine kurze Pauſe und ſetzte dann leiſer: „Dir,“ hinzu; „aber Heinrich, ſagte ſie, könne nie Blanche's Gatte werden. Es ſolle nie wieder davon die Rede ſein.“

„Nun beim Himmel!“ rief außer ſich der Chevalier, „ſo iſt es denn doch ſeiner glatten Zunge geglückt, das Herz der guten Dame zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Wie er dies im Stande war, bleibt mir ein Räthſel. Aber ſie ſoll Alles erfahren. Sie ſehe Dich verzweifeln um des Unwürdigen willen — folge mir, Blanche, ſogleich! — wie Du jetzt vor mir daſitzeſt, mit dieſen aufgelöſten Locken, dieſen überſtrömenden Augen, dieſen zerdrückten Schleifen — ein wehmüthiges Bild der gebrochenen Hoffnung eines jugendlichen Herzens.“

Er hatte ſeiner Schweſter Hand ergriffen, die willenlos ſich von ihm in die Höhe reißen ließ.

„Sie ſoll Dich ſehen und des Vaters gedenken, deſſen Schreiben ich ihr vertrauensvoll in die Mutterhände legte. Nicht gab er uns dieſen Talisman mit, um uns zu vernichten.“

„Was willſt Du thun?“ rief außer ſich Wilhelmine.

„Zur Mutter wollen wir — Du — ich — und ſie —

ſie möge ſich weiden an unſerm Schmerz — ſie möge ſehen, welch Opfer ihrer Schwäche fällt — um der jämmerlichen Leidenſchaft ihres Lieblings zu fröhnen."

Er zerrte, außer ſich wie er war, die halb ohnmächtige Blanche hinter ſich her, indeß Wilhelmine in ſtummer Beſorgniß Beiden folgte. So waren ſie in das Vorzimmer gekommen, woraus man in das Schlafzimmer der Madame Pöckmoſer gelangte. Auf das Geräuſch, das die Eintretenden verurſachten, kam die Wärterin leiſe heraus.

„Es dürfe Niemand vorgelaſſen werden," ſagte ſie, „der Arzt habe es verboten!"

„Nun wolan, ſo möge denn die Rache walten!" ſprach dumpf der Chevalier. Er ließ ſeiner Schweſter Hand fahren und ſtürzte aus dem Zimmer. Blanche ſtieß einen Schrei aus und fiel beſinnungslos in die Arme ihrer weinenden Freundin. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich bereits entfernt. Die Zimmer waren von der aufräumenden Dienerſchaft eingenommen worden. Der Chevalier ſtrich durch die Gänge und ſuchte ſein einſames Gemach, wo eine halb heruntergeſchraubte Nachtlampe ein trübes Licht verbreitete.

Indem er zum Tiſche trat und die Schraube drehte und ſich nun der Raum freundlich erhellte, gewahrte er am Ofen das häßliche Geſicht Holzmann's.

„Was willſt Du noch hier?" rief ihm Clichette zu.

„Ich bin zu Ihren Dienſten, Herr Chevalier," antwortete Jener. „Ich dachte wol, daß nach dem heutigen Feſte für mich etwas zu thun ſei dürfte."

„Du ſpotteſt! Ein ſchönes Feſt das!" murmelte der Chevalier.

„Ich weiß Alles — Alles — und muthmaße noch mehr," ſprach Holzmann; „aber ich habe auch viel zu berichten. Unſer Bramin hat die Indianerin gehörig bearbeitet.

Sie iſt noch nicht einmal Chriſtin — nun denken Sie einmal, wenn man das nun der Madame verriethe, würde ſie dann wol auch ja dazu ſagen?“

„Von dieſer Seite haben wir keine Hoffnung mehr. Weiß ich's, womit er die Alte ſich gewonnen hat?“ rief unmuthig Clichette. „Jetzt liegt mir nur Eins am Herzen. Seine Hoffnung will ich ihm ſo zernichten, wie er mir die meinige zernichtete. Dieſe Indianerin muß ihm untreu — darf nie Chriſtin werden — er ſoll ſie nie beſitzen und mit Schmach bedeckt dies Haus verlaſſen müſſen, wo ich jetzt größere Rechte habe, ich, der Schwiegerſohn, als er, der Findling.“

„Das Alles iſt — wenn gleich ſchwer — doch nicht unmöglich“ — ſagte Holzmann.

„Unmöglich?“ rief wild lachend der Andere. „Nichts iſt unmöglich! Doch auf Deine Treue muß ich mich verlaſſen können.“

Holzmann gab eine betheuernde Verſicherung.

„Sattle mir mein Pferd!“ ſagte der Chevalier.

Ueberraſcht blieb Holzmann einen Augenblick auf ſeiner Stelle, als Jener den Befehl noch einmal wiederholte.

„Ich will meinen Gedanken nachhängen,“ fügte Hippolyt hinzu; „die Morgenluft wird meinen wirren Sinn erfriſchen und der Zufall wird mir ein Mittel zeigen.“

„Es währte nicht lange, als der Diener die Nachricht brachte, daß der Braune geſattelt unten ſtehe.

Der Chevalier ſchwang ſich auf und Holzmann führte einen Schimmel vor und bat um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen.

„Meinetwegen,“ ſagte der Chevalier, „ſtöre mich aber durch keine Anrede.“

Das Hausthor war die ganze Nacht nicht geſchloſſen worden; des Feſtes wegen war der Portier auf ſeinem

Platz geblieben. Treppen und Corridors waren noch erleuchtet, Alles trug ſeltſam feſtliche Zeichen, aber kein Ton der Freude war vernehmbar und die Gäſte fehlten; dies gab dem Hauſe ein unheimliches Anſehen, das nun die zwei finſtern Männer, die ſtumm hintereinander auf die Straße hinaustritten, noch vermehrten. Sie durchzogen die weite, ſtille Stadt. Am Jungfernſtieg hatte der Winter ſein reinliches Gewand über Bäume und Baſſin gebreitet und von der glänzend erleuchteten Façade eines Hotels tönten Freudengeklänge über die Straße. Clichette zog den Mantel dichter, ein Schauer durchrieſelte ihn; er glaubte, es ſei der Morgenwind; es war aber die Freude, welche hier herrſchte und die Heiterkeit der Gegend. Ueber den ſtillen, ſchmutzigen Kamp, den Dragonerſtällen vorbei, zogen unſere Reiter, wo hin und wieder ein ſchlaftrunkener Gaſt, ſein feiles Liebchen verlaſſend, über die Straße taumelte. Sie näherten ſich nun dem Thore. Der Morgen war angebrochen und die Flügel öffneten ſich den davor harrenden Landleuten.

Seitwärts bogen unſere Reiter. Die Sonne war nicht freundlich heraufgeſtiegen. Ein Gefolge von dichten Nebeln ſenkte ſich auf das Feld. Clichette ritt in Gedanken immer ſtumm vor ſich hin, es mochten wol einige Stunden darüber verſtrichen ſein.

Plötzlich hielt er ſein Pferd an. Verwundert blickte er auf. Vor ihm lag ein weitläufiges, düſtres Gebäude, unheimlich und unfreundlich, das vom nebligen Morgen noch mehr ſolcher Reize entlehnte.

Er wendete ſich im Sattel und fragte ſeinen Begleiter, was dies für ein Gebäude ſei.

„Eine Räuberhöhle, ein Unkenneſt!“ erwiderte dieſer, indem er zu ſeinem Herrn heranritt. „Und doch wohnt hier ein recht naher Verwandter von Ew. Gnaden.“

„Vielleicht" — ſprach zögernd Hippolyt.

„So iſt es" — fiel ſchnell der Andere ein, der nun ſogleich begriff, daß der Chevalier den Bewohner kenne. „Es wohnt hier der alte wahnſinnige Jude, der Erzwucherer, der Blutſauger — Ew. Gnaden verzeihen ſchon, daß ich von Ihrem Herrn Onkel mich ſolcher Ausdrücke bediene, aber die ganze Stadt ſpricht ſo von ihm."

Elichette hörte nicht auf den Schwätzer, ſondern war über die verfallene Brücke von Holz zu dem ſchwarzen Eingangsthore geritten, das ſchon ſehr lange nicht geöffnet ſein mochte, da eine Menge Unrath und Schnee davor aufgehäuft lag.

„Ich möchte dem alten Herrn einen Beſuch machen," ſagte Hippolyt, „ich befinde mich gerade in der rechten Stimmung dazu."

„So müſſen wir uns einer Liſt bedienen, die mir recht wohl bekannt iſt," rief Holzmann. „Fremden verweigert er ſonſt den Eintritt."

Und ſomit lenkte dieſer ſein Pferd zu einem kleinen Thürchen, welches an dem einen Ende der Mauer hervorragte, ſtieg ab, ergriff den alten Drahtring und zog, worauf eine helle, langtönende Glocke vernehmbar wurde. Nach einer Weile guckte ein alter ſchwarzer Kopf durch eine Art von Schießſcharte auf unſere beiden Leute herab.

Holzmann, der lange Zeit in Amerika geweſen war und ſpaniſch ſprach, rief dem Alten zu: „Zwei reuige Sünder mit blutenden Herzen wollen dem Morgenſühnungsopfer beiwohnen."

Im Hui flog der Mohrenkopf zurück und ein kleines kahles Greiſenhaupt, mit einer gelben, ganz krauſen Haut bedeckt, fuhr nun auf langem Halſe zur Schießſcharte heraus.

Die matten Augen waren nach den beiden unten haltenden Männern gerichtet.

„Reuig? Sünder? Blutend?“ kreiſchte der Kopf hernieder; „hui! drauß iſt's kalt — drinn heiß! Will doch lieber in der warmen Höll', als auf der kalten Haide ſein. Seid Ihr auch keine Häſcher? Wollt Ihr mir auch nichts anhaben? Ich armer Mann habe ja Alles dabei verloren — weil nichts verſichert war! Könnt mir's glauben — könnt mir's ſicherlich glauben!“

„Laßt uns ein, Señor Don Pedro, habt Erbarmen! Wir erfrieren!“ rief Holzmann, immer ſpaniſch redend.

Da zog ſich der ſcheußliche Kopf des Alten zurück.

„Um Gottes Liebe! wer war das?“ fragte entſep Elichette.

„Der alte Herr Peter Peckmeſer, der früher in Merik etablirt war und den die Leute deshalb Don Pedro nennen,“ erwiderte Holzmann ſchnell, „von dem nun eben der groſ Reichthum des Hauſes herdatirt, der aber hier troß ſeine großen Leibrente ſeine alten Tage elend im Wahnſinn hin bringt und armen Leuten, die Courage haben, ſich ihm z nähern, Geld auf wucheriſche Zinſen leiht.“

Da öffnete ſich das Thor knarrend. Der Chevali ſchien Anſtand zu nehmen, aber Holzmann ſprengte vo indem er leiſe zu ſeinem Herrn ſagte:

„Herr und Diener ſind hier gleich. Laſſen Sie mi einmal den Herrn vorſtellen und folgen Sie mir nur.“

Sie ritten in den weiten, öden Hof und das Thor ſchl ſich hinter ihnen wieder.

15.

Wo der Winter Roſen ließ,
Giebt der Frühling bleiche Lilien,
Leben iſt oft nur ein Sterben —
Und im Tode blüht erſt Leben.

Die Sonne ſchien bereits wärmer, der Elbe Wellen trieben ihr Eis im luſtigen Tanze und im Hafen begann das gewohnte Treiben.

Auf Pöckmöſer's Comptoir ward es lebhafter mit der wieder offenen Schiffahrt. Auch die „Frau Margaretha,“ von der langen Reiſe erholt und ausgebeſſert, nahm in ihrem weiten Bauche Waaren ein, um ſie an fremden Küſten abzuſetzen. Es war noch zweifelhaft, ob Heinrich diesmal ſelbſt als Cargadör die Reiſe mitmachen würde.

Seit dem geſtörten Verlobungsabende herrſchte eine ſonderbare Stimmung im ganzen Hauſe.

Madame Pöckmöſer hielt ſich ſehr zurückgezogen und, wenn gleich ihre Krankheit vorübergegangen war, ſo gab ſie doch immer vor, leidend zu ſein, und in der That bezeugte es ihr Ausſehen. Dabei war ſie ſanfter als je zuvor, behandelte ihren Mann mit einer ungewöhnlichen unterwürfigen Aufmerkſamkeit, welche man eben ſonſt nicht an ihr zu bemerken Gelegenheit hatte, und war liebevoll gegen Wilhelmine, Heinrich und Blanche. Den Chevalier vermied ſie gern und, ſah ſie ſich ihm gegenüber, ſo ward eine Beängſtigung, eine Befangenheit an ihr ſichtbar, die ſich Niemand zu erklären wußte. Man kann nicht daran zweifeln, daß der inhaltſchwere Brief, den ihr der junge Franzoſe an jenem Abende eingehändigt hatte, dieſe tiefe Wirkung auf ſie hervorbrachte und daß ſeine Erſcheinung ſchon ihr ſo Manches vergegenwärtigte, was ſie gern mit dem Schleier ewiger Vergeſſenheit gedeckt zu ſehen wünſchte. Am merkwürdigſten blieb jedoch immer dabei die entſchiedene Abneigung, die ſie gegen die Verbindung Heinrich's und Blanche's äußerte. Die Sache ſchien nun für immer beſeitigt zu ſein und Niemand ſprach mehr davon. Herr Pöckmöſer nahm von jeher nur ſo viel Antheil an dem Familiendepartement ſeines Hauſes, als des Anſtandes wegen nöthig war. Da ihn ſeine Ehehälfte jetzt darüber völlig in Ruhe ließ, ſo kümmerte er ſich auch nicht weiter darum, weil ihn der neu erwachende Frühling in ein geräuſchvolles Geſchäftsleben verſenkte. Er ſah nicht die blühenden Blümchen, er fühlte nicht den lauen, belebenden Hauch, der die Natur durchzog, aber er ſah Wimpel flattern und Segel ſchwellen, ihm dufteten große Gewürzballen des fernen Indiens, und eine Ladung Blauholz war ihm lieber als alle Veilchen der ganzen Schöpfung. So ſind die Lenzgenüſſe eines echten Kaufmanns beſchaffen! .....

Wilhelmine war Braut. Das konnte nicht in Abrede geſtellt werden. Ob ſie in dem neuen Stande ſich beſonders glücklich fühlte? Wer kann's wiſſen? Sie hatte keine zärtliche Buſenfreundin, der ſie ſich mit aller Offenheit anvertrauen wollte, oder vielmehr keine, die ihr die kleinen Geheimniſſe ihres Herzens abgefragt hätte. Wo ſie erſchien, war ſie geputzter als ſonſt und wurde von ihrem Bräutigam begleitet, den alle Welt, mit Ausnahme eines einzigen Menſchen, ſchön und liebenswürdig fand. Dieſer Einzige war Heinrich. Und in der That hatte der Chevalier bis jetzt gegen Jedermann ſeinen angenommenen Charakter behauptet, bis auf Heinrich. Dieſem gegenüber war er aus der Rolle gefallen; und wie er ſeit der Zeit auch wieder einzulenken beſtrebt war, ſo wollte es ihm doch nicht gelingen, eine Annäherung mit Heinrich zu Wege zu bringen.

Dieſer war zu ſehr ernſter Mann, um einer frivolen Unterhaltung wegen ein loſes Verhältniß zu ſchürzen, welches den Schein einer tiefen Vertraulichkeit zu leicht annahm, ohne ihre wahre Bedeutung zu haben.

Ueberdies war Heinrich jetzt zurückgezogener als je. Seine Kälte war in Schroffheit, ſeine Bedächtigkeit in Bekümmerniß übergegangen. Er lebte nur in ſeinem Geſchäfte und unterhielt nur noch ſolche Verbindungen, die damit in Beziehung ſtanden. Dem äußern Anſcheine nach war er ein Kaufmann durch und durch. Den ganzen Tag ſah man ihn in Papieren und Büchern vergraben, Rechnungen durchſehen, Briefe ſchreiben, Proben unterſuchen und Aufträge ertheilen oder deren Ausführung anhörend. Und wahrlich, dieſe Welt voll Thätigkeit und Leben war wohl im Stande, ſein Herz abzukühlen, das warm ſchlug und voll Liebe war, und ſeinen Gram zu beſchwichtigen, der daran nagte und nun nur ſich fühlbar machte in den ſtillen Stunden der Nacht.

Noch Jemand war im Hauſe, der ſeit jenem verhängnißvollen Abende ein ſtilleres Leben führte. Es war dieſes die reizende Blanche, welche nicht mehr wie ſonſt die Sonne aller Cirkel war, die Alle erwärmte und belebte. Durch eine ſeltſame, doch nicht ungewöhnliche Laune des weiblichen Herzens ward ſie von der Liebe mächtig berührt in dem Augenblicke, da Entſagung von ihr gefordert wurde. Die wenigen Worte Heinrich's, ſein feſtes Benehmen, Alles, was ſie an jenem Abende belauſcht hatte, machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz. Das Gefühl, von dieſem Manne verſchmäht zu werden, ward ihr unerträglich; unerträglicher noch, da ſie wohl einſah, daß dieſer durch keine jener Künſte, die ſich ihr als eine ſo ergiebige Quelle neuer Eroberungen bewährt hatten, gewonnen werden konnte. Ihr Stolz war gebrochen. Sie verbarg nicht ihren Gram, der immer größere Veränderungen in ihrem Geſichte vornahm, aber ſanftere Reize darauf zum Vorſchein kommen ließ, indem er den Roſenglanz des Frohſinns und die Geſundheit daraus verwiſchte. Ihre Bläſſe, ihr feſtgeſchloſſener Mund, ihr dunkelbrennendes Auge waren anziehender als je. Sie vermied es, Heinrich zu ſehen, ſo viel ſolches von ihr abhing. Sah er aber manchmal in ihr Auge, verweilte ſein Blick länger als gewöhnlich auf ihren Lippen, als erwartete er, ſie ſollten ſich öffnen zur Klage, dann tobte das Blut ungeſtümer in dem armen Herzen. Eine Frage nur, dachte ſie, ein Bedauern — und der gebrochene Stolz hätte ſich in ihrer Bruſt wieder mächtig erhoben und ſie hätte ihm die offene Wunde gezeigt, aber den Arzt und jede Hülfe mit Hohn fortgewieſen.

Heinrich ſah ſie jedoch manchmal theilnehmend an; ſie war die Einzige, die dieſe Aufmerkſamkeit, wenn man ſeine Blicke ſo deuten will, erregte; nie aber kam der erſehnte Augenblick für Blanche, ihr wundes Herz ſchnell verbluten zu laſſen. Am unbegreiflichſten erſchien der Chevalier. Seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen Jedermann hatte ſich auf eine auffallende Weiſe geſteigert. Er kannte jedoch ſein Publicum und wußte, daß dies Benehmen ihm nur Freunde machte. Als zukünftiger Schwiegerſohn des Hauſes genoß er der allgemeinſten Achtung. Der Gram ſeiner Schweſter ſchien keinen Eindruck auf ihn zu machen; er fügte ſich dem Anſcheine nach gehorſam in den Willen ſeiner Schwiegermutter, und der war es ja, welcher ſich der Verheirathung Heinrich's und Blanche's widerſetzt hatte. Er war ſichtlich bemüht, eine andere Verbindung mit einem angeſehenen Hauſe für ſeine Schweſter zu ſuchen. Dieſe ruhige Oberfläche deckte aber eine innere Glut, die wie die

Lava in den Klüften des Vulcans tobte. Rache an Dem, der ſeinen Plan vernichtet, der ihn perſönlich beleidigt hatte, war ſein Hauptgedanke. Sich dann in den Alleinbeſitz des unermeßlichen Vermögens zu ſetzen, war ſein zweiter. Wie viele Wege er auch einſchlug, wie viele Fäden er auch anknüpfte, immer war kein gewiſſer Erfolg zu berechnen, immer noch kein Ziel zu erſpähen. Heinrich's Kälte und Felſenfeſtigkeit trotzten jeder Schlangenliſt, jeder ohnmächtigen Wuth. Aber unermüdet war des Chevaliers Beſtreben dahin gerichtet, Heinrich zu vernichten, und was wäre dem unermüdeten Beſtreben nicht zu erreichen möglich?

Zeigt uns nicht der fallende Tropfen, der den harten Stein höhlt, die beredte Wahrheit dieſes Satzes? Und wenn gleich der Tropfen nichts dabei gewinnt, wenn ihm dadurch nicht die geringe Feſtigkeit eines Sandkorns zu Theil wird, — wenn der erſte Sonnenſtrahl ihn aufſaugt, ein einziger ſcharfer Luftzug ihn wegtrocknet, — der ſchöne harte Marmor hat ihm doch weichen müſſen und deſſen glatte Oberfläche trägt die traurigen Narben davon.

16.

Dieſes Leben nennt Ihr Feſte?
Die Vermummten dort ſind Gäſte?
Mit den ſtarren Leichenzügen,
Augen, die in Höhlen liegen,
Stimmen, die ſo dumpf erſchallen —
Und Ihr habt daran Gefallen? —

Heinrich ſaß an Gadſalimah's Seite. Einige ſeltſame Kleidungsſtücke lagen in bunter Unordnung vor ihnen auf dem Tiſche, welche früher der Kleinen Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregt hatten, nun aber von ihr nicht mehr betrachtet wurden, da ſie ihre großen Augen unverwandt auf Heinrich ruhen ließ.

„Nun, Gadſalünah!“ ſagte dieſer endlich, „es wird bald Zeit ſein, Dich anzukleiden und mit mir zum Feſte zu fahren. Du mußt doch auch einmal ſehen, wie die Europäerinnen tanzen.“

„Welcher Gottheit zu Ehren tanzen ſie?“ fragte ſie.

„Wir ehren die Gottheit nicht durch Tanz,“ erwiderte Heinrich. „Das wüßteſt Du längſt, wenn der Geiſtliche, der Deinen Unterricht ſchon beginnen wollte, nicht plötzlich erkrankt wäre, in einigen Tagen jedoch wird ſeine Herſtellung erfolgt ſein.“

Gadſalünah ſeufzte tief.

„Du biſt betrübt“ — ſagte der Jüngling. „Welch ein Gram drückt Dich nieder?“

Gadſalünah ſchüttelte den Kopf: „Und Du kannſt noch fragen? Verläßt Du mich nicht?“

„Auf einige Tage nur,“ ſprach Heinrich in beruhigendem Tone. „Ich mache eine kleine Reiſe in der Umgegend.“

„Wohin gehſt Du?“ fragte ſie.

„An den Ufern der Elbe hinab bis zum Meere,“ erwiderte er, „dann jenſeit des Stromes durch einen öden, wüſten Landſtrich, den man die Lüneburger Haide nennt.“

„Eine Wüſte?“ ſchrie Gadſalünah auf, welche dabei an die Schrecken dachte, die ihr von den Wüſten ihres Vaterlandes erzählt worden waren. „Du zieheſt durch die Wüſte? O nimm mich mit! Ich will alle Gefahren mit Dir theilen. Ich will Dir den Waſſerſchlauch tragen, ich will an Deiner Seite wachen, wenn der Schlaf Dich beſchleicht. Ich kann zaubern, den Schlangen ihr Gift entziehen, ich kenne die Heilkräuter, die man auf Wunden legt; ich will Dich bedecken, wenn der Gluthauch des Sonnenlöwen einherſauſt;

ich weiß ſein Nahen vorherzuſagen." Es hatte Heinrich ſichtlich erfreut, dieſe liebevolle Beſorgniß zu bemerken, daher wollte er den Strom ihrer Rede nicht unterbrechen.

„Unſere Wüſten ſind nicht ſo ſchrecklich, als Du Dir denkſt," fing er endlich lächelnd an. „Bei uns fährt kein ſengender Wind daher, der die Quellen vertrocknet, die Gebeine verſengt und das Blut ſiedend macht. Nicht wilde Thiere hauſen dort, nicht Räuber durchziehen ſie. Wir nennen jenes Land eine wüſte Haide, weil Du meilenweit oft nicht Städte und Dörfer ſiehſt; weil nur Hirten mit ihren Schafen ſie bewohnen, die arm, aber ehrlich, dem Reiſenden nichts Uebles zufügen."

Gadſalünah horchte hoch auf. „Das — Eure Wüſte?" rief ſie erſtaunt aus. „So wollte ich dort leben — aber" — fügte ſie ſchnell hinzu — „iſt es dort auch kalt und Schnee und Eis, wie auf dem Gipfel des Dawalaghiri? Fliegen dort auch die krächzenden ſchwarzen Vögel umher, gräßlicher als unſere Kolikas?"

„Das iſt Alles dort ſo wie hier," ſagte Heinrich. „Und noch trauriger erſcheint es, weil es dort ſo öde und einſam iſt."

Die Kleine wurde nachdenkend, dann ſeufzte ſie tief und preßte ihre Hände an den Kopf. Dies war ein Zeichen großen Schmerzes. Heinrich ergriff ihre Hand und drückte ſie ſanft.

„Ich will mit Dir!" rief ſie endlich.

— „Du kannſt nicht."

„Darf das Weib ihren Mann nicht begleiten?" fragte ſie.

— „Jetzt darfſt Du's noch nicht."

„Und wer wird mir von Dir Kunde bringen?" rief ſie bewegt. „Ihr ſchreibt einander und aus weiten Entfernungen könnt Ihr Euern Lieben Freuden und Leiden mittheilen aber ich — kann ich leſen? Und hab' ich hier einen Vertrauten, der Deine Worte — das innerſte Geheimniß unſerer Liebe — die Blume Deines Herzens — der Gattin enthüllte? Werde ich wiſſen, wie Dir's ergeht? Ob Du geſund — ob Du bald heimkehren wirſt — ob ich mich ſchmücken ſoll, Dich zu empfangen? Vielleicht trittſt Du überraſchend zur Thür herein und ich habe mich in Thränen, weil ich Dich noch fern glaube — und welche Vorbedeutung wäre das, wenn Du heimkehrend Dein Weib weinend wiederfändeſt?“

„Die Reiſen in unſerm Lande ſind nicht mit Gefahren verknüpft, wie in dem Eurigen,“ ſagte Heinrich ruhig, „drum laſſe jede Sorge fahren. Ich werde zurückſein, ehe der Schmerz in Dir Raum gewinnen kann. Noch wird Dich Rückerinnerung unſers genoſſenen Glücks beleben und ſchon werd' ich Dich wieder an mein Herz drücken. Du wirſt meine Abweſenheit kaum inne werden, denn nur acht Tage bleibe ich fort.“

„Acht Tage?“ rief entſetzt Gadſalünah. „Braucht das Leben ſo lange, um den Körper zu verlaſſen? Und wenn Du ſtürbeſt! — wo würde ich Deine Leiche ſuchen müſſen, um mich ihr auf ewig zu vermählen?“

Den Jüngling erfaßte ein Schauder. Er blickte ſie feſt an. Sie ſtand vor ihm, den verklärten Blick nach oben gewendet, die leichten Hüllen waren, wie zum Entkleiden, ſchon halb abgeſtreift und er ſah den luftigen Bau, das zarte Ebenmaß dieſer himmliſchen Glieder, in welchen ſich die Schönheit der reinſten Menſchenform mit dem charakteriſtiſchen Ausdrucke der Schnelligkeit, wie wir ihn am Wilde bewundern, vereinigt hatten.

„Was meinſt Du damit, Gadſalünah?“ fragte er zögernd nach einer Pauſe.

„Wo werd' ich Deinen Scheiterhaufen ſuchen?" fragte ſie; „muß die Gattin ſich nicht dort mit dem Gatten vereinen?"

„Dieſen grauſamen Gebrauch geſtattet unſere Kirche nicht," ſprach ernſt Heinrich.

„Grauſam?" fragte Gadſalünah überraſcht. „Glaubſt Du, daß ich Deinen Tod überleben könnte? Iſt es nicht ſchrecklich, im Gram dahinzuwelken? Fremder, böſer Menſchen Hohn auszuſtehen, bis der Tod ſich freiwillig der Unglücklichen erbarmt? Iſt es nicht herrlicher, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu umfaſſen und dieſe armſelige Hülle von dem reinen Element verzehren zu laſſen, während man ſich ſelbſt göttlich aufſchwingt zum Throne des Weltenherrſchers?"

„Unſere Witwen beweinen den Gatten," ſagte er; „ſie legen Trauer an um ihn. Die Zeit jedoch lindert den Schmerz und dann dürfen ſie einem andern Manne ihre Hand reichen."

„Ihre Hand reichen?" fragte ſie verwundert.

— „Und ſeine Gattin werden" —

„Wie iſt das möglich?" rief ſie aus. „Können denn eure Gebräuche die ewigen Geſetze der Natur umſtoßen? Ach, eure Gebräuche ſind unnatürlich und grauſam! Wer weiß, was ſie mir zufügen, wenn Du fern biſt. Ich fürchte mich, hier allein zurückzubleiben; laß mich bei Dir ſein!"

Heinrich ſchwieg.

„Und trübe Vorbedeutungen brachte mir der heutige Tag. Die ſchwarzen, krächzenden Vögel kamen an mein Fenſter geflogen, ſetzten ſich auf das Geſims und riſſen mit ihren Schnäbeln ein Stück blutendes Fleiſch hin und her. Heute iſt der Mond im Abnehmen und die Tage nehmen zu, da bedeutet's nichts Gutes. Auch hingen, wie ich heute mit Waſſer zu meinen Blumen trat, zwei weiße Glocken an dem ſchönen Bäumchen dort, die geſtern zum Aufblühen reif waren, verwelkt am Stiele und die grünen Blätter ſenkten ſich zur Erde, als trauerten ſie. Ich kann nichts thun in dieſem Lande, um das Unglück abzuwehren, das uns bedroht. Ich darf ja nicht zum Fluſſe gehen, um ein Opfer zu vollbringen — oder mir von dem heiligen Bramin" — hier ſtockte ſie plötzlich, ſie zitterte leiſe, es ſtieg in ihr wie Hoffnung auf, ihre reizbaren Nerven erbebten, in ihrem Blicke leuchtete es wunderbar und eine innere Glut ſtrömte durch ihre Adern, ohne ihren verrätheriſchen Schimmer der dunkeln Haut mitzutheilen.

Heinrich lächelte und ſtrich ihr die glatten ſchwarzen Haare aus der Stirn, die, wenn ſie den Bund von Neſſeltuche abgelegt hatte, in reizender Unordnung ihr um die Schläfe wallten.

„Nun höre einmal auf mit Deinem närriſchen Aberglauben, Gadſalunah," ſagte er und umfing ſie dabei; „bis daß ich ſterbe, wirſt Du wol andere Geſinnungen hegen. Du wirſt dann Europäerin genug ſein, um meinem Sarge zu folgen, einige Blumen auf meinem Hügel zu pflanzen, in ſchwarze Wolle Dich zu kleiden, dann aber für unſere Kinder zu leben. Doch jetzt wollen wir uns der finſtern Gedanken entſchlagen. Das Leben ſoll uns umfangen, das heiterſte. Komm, wirf Dich in jene Kleider, die ich Dir mitgebracht habe, und hilf mir, daß ich dieſe hier ablege — der Wagen wartet unten ſchon lange; wir wollen zum Maskenballe fahren."

Gadſalunah ging ſtillſchweigend in die Nebenſtube, um ſeinem Willen zu gehorchen. Heinrich blieb indeß nachdenkend ſitzen. Bald trat ſie wieder ein; ſie drückte durch ihren Gang aus, wie ſchwerfällig ſie ſich in der Vermummung aufnahm; als ſie aber gar die Larve vorbinden ſollte, da glaubte ſie erſticken zu müſſen.

„Und ſo kleidet ihr euch zu heitern Feſten an?“ fragte ſie betrübt, „und glaubt nicht einmal eure Götter dadurch zu verſöhnen, wie unſere Fakirs, wenn ſie ſich freiwillige Qualen auferlegen?“

Unterdeß hatte ſich Heinrich auch angezogen. Sie trugen phantaſtiſche Maskenanzüge, welche ein Schneider aus Paris hatte kommen laſſen und die, mit einer Menge Schleifen und Federn beſetzt, zu dem Koſtbarſten und Geſchmackvollſten gehörten, was aufzutreiben geweſen war.

Das maskirte Paar ſtieg in den Wagen und ließ ſich zu dem Maskenballe im Stadttheater hinfahren. Gadſalunah ſchmiegte ſich ängſtlich an ihren Gatten, als ſie in das wogende Gedränge eintrat; der Glanz der Lampen blendete ſie, die lärmende Muſik betäubte ſie, der drückende Dunſt verurſachte ihr Beklemmungen; dazu die engende Tracht, die vorgebundene Larve, Alles war ihr unerträglich.

„Und was iſt das?“ rief ſie im Innern zuſammenſchaudernd, leiſe, indem ſie auf die tanzenden Paare in der Mitte des Saales hinwies.

„Sie tanzen?“ rief die Bajadere verwundert und blickte mit einer Miſchung von Neugier und Widerwillen nach den Tänzern hin.

Es war einer jener einförmigen Nationaltänze, Dreher genannt, der im Norden unſers Vaterlandes mit einer ungraziöſen Geſchäftigkeit, mit einer erſchöpfenden Anſtrengung getanzt wird, daß man wahrlich nicht begreifen kann, welchen Genuß die Tänzer dabei haben können, wenn man nicht etwa das bis zum Ueberſtürzen erhitzte Blut und die ſinnlichſte Aufregung in Anſchlag brächte.

Dieſes Umfaſſen, dieſe enge Vermiſchung der Geſchlechter, dieſes raſende Toben, dieſes muthwillige Stampfen, dieſe gierigen, glühenden Blicke, dieſe hochklopfenden Buſen, aus denen ſich keuchend der Athem rang — und welche Rohheit in allen Geberden! Dieſes Stoßen mit den Ellenbogen, um ſich Platz zu machen, wie empörend — wie abſchreckend mußten dieſe Sitten der kleinen hindoſtaniſchen Tänzerin vorkommen!

„Werden die armen Leute bezahlt?" fragte der Chineſe, der zum erſten Male auf dem Balle eines Europäers die vornehme Welt tanzen ſah — und wer müßte nicht eben ſo fragen, der zum erſten Mal in ſeinem Leben einem ähnlichen Schauſpiele beiwohnte?

„Wir tanzen anders," ſagte leiſe und furchtſam Gadſalunah zu ihrem Begleiter. Und ſie dachte an ihren Tanzſaal, der ein blühender Platz im Vorhofe eines Tempels oder einer Chanderie geweſen war, erfriſcht von kühlen Lüften, plätſchernden Waſſern und Blumenkelchen, die ſich beim Mondlichte erſchloſſen hatten. Sie, im Kreiſe ihrer Geſpielinnen, Dewadoſchi's wie ſie, erzogen zu dem Dienſte bei den geheiligten Gebräuchen, nicht berührt von den Armen der Männer, vor den Augen der Leute. Bald mit den Andern eine lebende Blumenkette bildend, dann ſich ſondernd und in üppigen Stellungen, in ſchwierigen Schwebungen das Gleichgewicht haltend und ſo die laute Bewunderung der Zuſchauer erregend. Und das Alles mit einer Leichtigkeit ausgeführt, die gelenken Glieder zu jedem Dienſte gehorſam, in der luftigen Tracht und der ſtärkend erfriſchenden Abendluft. Dort war Tanz — Luſt; dort erregte er Entzücken, Bewunderung; dort war es eine edlere Sinnlichkeit, die er ausathmete, die den Naturdienſt jener Menſchen belebte, befeuerte und die in der Dewadoſche opfernde Prieſterin und gewährende Gottheit zugleich erblicken ließ . . . .

Heinrich und Gadſalünah hatten einige Gänge durch den Saal gemacht. Er war bereits erkannt und beobachtet worden. Der Chevalier, der einem verliebten Abenteuer nachjagte, trieb ſich allein in dem Gewühle umher und näherte ſich jetzt einem Domino.

„Dort geht der Schäfer mit ſeiner Geliebten,“ flüſterte er dieſem auf engliſch zu.

„Bald wird er ſie verlaſſen und dann werden auch Sie ihre nähere Bekanntſchaft machen, Herr!“ ſagte der Domino im tiefen Tone.

Ein großer Kreis hatte ſich mitten im Saale gebildet, auch Heinrich und Gadſalünah geſellten ſich dazu.

Man ſah einem Contretanze zu. Das Hüpfen und Schreiten ſchien auf die Bajadere einen angenehmern Eindruck zu machen als das Drehen. Heinrich ſtand da, in ſich verſunken. Er dachte nicht an den Ball, er ſah nicht die Tanzenden, er hörte nicht die Muſik. Wir haben Alle wol ſchon ähnliche Momente gehabt. Er dachte an ſeine Reiſe, an ſeine Rückkehr, an die damit verknüpfte Entwickelung ſeiner Verhältniſſe, an ſeine Verheirathung mit Gadſalünah und ſeine Trennung von Pöckmöſer's Hauſe. Er ſtand vor dem wichtigſten Abſchnitte ſeines Lebens. Wie er in dieſer Stimmung dazu kam, den Ball zu beſuchen, hatte einen eignen Grund. Am andern Tage gedachte er fortzureiſen und dieſen Abend noch mußte er den Capitain Robinſon wegen einer wichtigen Angelegenheit ſprechen. Der hatte ihm verheißen, auf den Ball zu kommen.

Nicht lange währte es, ſo trat Robinſon mit einer koloſſalen vorgeſteckten Naſe zu ihm hin. Heinrich bat Gadſalünah, ruhig an demſelben Platze ſtehen zu bleiben, bis daß er ſie wieder holen würde, und folgte dem Capitain.

Die kleine Bajadere, welche durchaus nichts Fremdarti ges in ihrer äußern Erſcheinung zeigte, ſtand bereits unbeachtet eine Weile da, immer aufmerkſam dem Tanze zuſchauend, als ſich ihr eine als Fledermaus verhüllte Maske näherte und ſie auf engliſch anredete.

Die Maske ſagte ihr, daß ſie ihr ſehr gefiele, und bat ſie, einen leerſtehenden Stuhl an ihrer Seite einnehmen zu wollen, bis daß ihr Begleiter zurückgekehrt ſein würde.

Gadſalûnah, obgleich ſie ſtets Allem, was ihr Heinrich ſagte, die ſtrengſte Folge leiſtete, glaubte dies jedoch thun zu können, da der Stuhl wirklich nur zwei Schritte von dem Platze ſtand, wo er ſie verlaſſen hatte und wo er ſie wieder finden wollte.

„Ich habe Dich den ganzen Abend mit Bewunderung angeſtaunt, ſchönes Mädchen,“ tönte eine dumpfe Stimme aus der Vermummung hervor, „und muß Dir bekennen, daß der Eindruck, den Du in der Maske auf mich machteſt, ſo beunruhigend für mich iſt, daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als Dich in Deiner eignen Geſtalt zu ſehen.“

„Und wer biſt Du denn?“ fragte unbefangen Gadſalûnah.

„Dieſe Frage könnte ich mit eben ſolchem Rechte machen,“ ſprach die andere Maske; „aber wir ſind ja nicht hier, uns unſere Geheimniſſe abzufragen. Masken ſagen nicht, wer ſie ſind; das Spiel erfordert, daß man ſie errathe. Nur das Eine bejahe mir, wenn ich es errathen haben ſollte: Du biſt die Fremde, die mit Heinrich Pöckmöſer hier ankam“ —

Gadſalûnah, die keinen Grund zu haben glaubte, dies zu verheimlichen, bejahete.

„Nun denn,“ fuhr die Fledermaus mit bewegter Stimme fort, „ſo erzeige mir die Gefälligkeit, mir Dein Geſicht zu enthüllen. Ich muß ſeine Geliebte ſehen“ —

„Sein Weib“ — ſagte Gadſalünah in etwas befremdetem Tone.

„Und könnteſt Du es leugnen?“ rief die Andere; doch ſetzte ſie ſogleich gemäßigter hinzu: „und wenn Du's auch verſuchen wollteſt — wie könnteſt Du mich täuſchen wollen — mich, die ſein ganzes Vertrauen beſitzt!“

„So biſt Du ſeine Schweſter wol, von der er mir ſagte,“ ſprach Gadſalünah.

„Ich bin — nun ja — ich bin ſeine Schweſter — der Anſtand erlaubte nicht, daß er Dich, mein Kind, in unſer Haus brachte; aber ich hege nun einmal die wohl verzeihliche Neugierde, Dich näher kennen zu lernen“ — erwiderte die Maske, deren dumpfer Redeton immer unterbrochener, immer ſeltſamer wurde.

„Deine Neugier will ich gern befriedigen. Je nun, ich heiße Gadſalünah, aus dem Stamme der Dewadoſchi“ —

„Welche Namen!“ rief immer drängender die Maske — „lüfte ein wenig die Larve, damit ich Deine Züge ſehe“ —

Die kleine Hindoſtanerin zögerte einen Augenblick, ſah ſich ängſtlich rings um und da ſie Heinrich nirgend erblickte, den ſie gar zu gern um Rath gefragt hätte, aber ſich ſonſt auch von Niemand belauſcht ſah, ſprach ſie leiſe:

„Wenn es Dir Freude macht, ſo komm recht nahe mit Deinem Geſichte an das meinige, damit mich Niemand bemerke; denn ich weiß wahrlich nicht, ob ich recht daran thue.“

Und ſomit löſte ſie das Band vom Ohre und hob die Larve, während die Maske ſich ihr ſo genähert hatte, daß ſie mit Entſetzen die blitzenden Augen jener aus den Höhlen des künſtlichen Geſichts bemerkte und den glühendheißen Athem fühlte, der zwiſchen den wächſernen Lippen hervordrang.

„Sieh hier die Gattin Deines Bruders," liſpelte die Liebliche, und das bräunliche Geſichtchen richtete die großen milden Augen freundlich auf die Maske.

„Die Gattin," ſagte dieſe verächtlich. „Arme Thörin — die Gattin!"

Verwundert blickte Gadſalünah nach ihr hin.

„Thörin! Verachtung und Verderben iſt Dein Loos! Nicht einmal ſchön iſt ſie!" rief die Maske und entfernte ſich ſchnell.

Gadſalünah war wie verſteinert ſitzen geblieben. Was hatte das zu bedeuten gehabt? Das unheimliche Gefühl, das ſie ſelbſt in der Vermummung unter den Vermummten den Abend über empfunden hatte, war neben der räthſelhaften Maske immer peinlicher geworden, jetzt hatte ſie ein namenloſer Schrecken ergriffen.

Wie troſtlos fand ſie ſich unter dieſen Menſchen, wie ängſtigend war ihr der Gedanke, hier auch nur auf wenige Tage von Heinrich verlaſſen allein zurückzubleiben. Sie nahm ſich vor, in ihren Bitten zu beharren, daß er ſie mitnehmen möchte. Sie blieb auf ihrem Platze ſitzen. Niemand bekümmerte ſich weiter um die kleine, unſcheinbare Maske, und ſie ſelbſt nahm an nichts Theil, nur mit ihren Sorgen beſchäftigt.

Endlich kehrte Heinrich wieder. Er war allein.

„Wir wollen nun nach Hauſe fahren," ſagte er.

Mechaniſch ließ ſie ſich von ihm leiten. Sie war nicht im Stande, ſo ſehr ſie auch die Heimlichkeit drückte, ihm etwas von dem Vorfalle mitzutheilen.

Er merkte ihre Verſtimmung und freute ſich innerlich, daß ihr der Ball nicht zugeſagt hatte.

Wie wäre dies wol möglich geweſen? dachte er bei ſich ſelbſt. Hatte ſie einen Begriff von Dem, was man Koketterie oder Gefallſucht in Europa nennt? War ihr übrigens nicht Alles hier zu auffallend fremd, zu beängſtigend und verwirrend?

Im Begriffe, den Saal zu verlaſſen, drängte ſich jener Domino zu Gadſalünah und ſummte ihr leiſe in ihrer Sprache zu: „Morgen ſehe ich Dich wieder!“

Sie erſchrak und preßte ſich an Heinrich's Arm, dann ſah ſie ſich um, aber der Domino war im Getümmel verſchwunden. Sie hatte die Stimme erkannt und auch ihre Landesſprache war es ja — kein Zweifel blieb, daß es der Bramin geweſen war. Seine Worte klangen ihr wie Troſt.

„So bin ich doch nicht in dieſer fremden Welt allein,“ dachte ſie, „da Brama, der Schöpfer, mir zum Schutze mich den Heiligen hier finden ließ.“

17.

Seit ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt — —

Heinrich hatte bereits ſeine Wanderung angetreten, auf welcher ihm die erſten Frühlingslüftchen, worin ſich ſingende Vögel wiegten, das Geleit gaben. Der breiter flutende Strom wälzte ſich, der Winterhaft entledigt, mit muthwilligem Ungeſtüm über Inſeln und Flachland, und im Sonnenlichte verklärt rauſchte aus der heitern Höhe ſtrichweiſe der erſte warme Regen zur Erde.

In den Häuſern der Stadt waren alle Fenſter geöffnet, um den milden Gott zur Einkehr einzuladen; man ſtellte Blumentöpfe, denen der Winter Schmuck und Blüte im gewärmten Zimmer verliehen hatte, vor die Fenſter, um ihm einen feſtlichen Empfang zu bereiten, und die Schönen hatten leichte Flortücher umgebunden, ſeinen milden Lüftchen zum Spiele, da ſie ihre Schalkhaftigkeit ſeit Jahren kannten.

Gadſalünah war allein. Ihre Gedanken waren zu Schiffe und ſuchten mit heiliger Wolluſt die Gefahren der Reiſe an ſeiner Seite ſich zu vergegenwärtigen. Untergang, Vernichtung mit ihm — welche Seligkeit gegen dieſes einſame Dahinwelken! Welchen unbekannten Gefahren war ſie hier ſtündlich ausgeſetzt! Was bedeuteten jene Vermummungen, jene Tänze, jene lärmenden Verſammlungen? War ihr nicht ſelbſt die Schweſter ihres Gatten in ſcheußlicher Geſtalt vermummt genaht und hatte ſie mit räthſelhaften Drohungen erſchreckt? Welche Abſichten hatte Hein-rich hier? Warum überließ er ſich nicht ſo ſorglos ihren Liebkoſungen wie in Hindoſtan? Warum führte er ſie nich zu ſeinem Vater? Welcher Kaſte gehörte er an? War es wie der Bramin ihr geſagt hatte, daß ſie hier zu den Unreinen gezählt wurde?

Sie ſah auf die Straße, um ſich zu zerſtreuen. Abe ſie bemerkte nichts von der Annäherung des Frühlings. In ihrer Heimat verkündete er ſich anders. Hier wurde ihm kein Hooly gefeiert — hier war er nicht der Freund de Liebesgottes Kamadewa, deſſen Mutter die Täuſchung, deſſen Vater der Himmel, deſſen Gattin die Zärtlichkeit iſ die er alle mit ſich herabführt, zu den glücklichen Bewoh-nern der Erde, wenn er im beſeligenden Kuſſe ihnen naht.

Der Bramin trat zu ihr ein. Er hatte einen weite ſchottiſchen Mantel um ſein weißes Gewand geſchlagen, de er beim Eintreten abwarf. Seine Ankunft erfüllte ſie m der innigſten Freude. Sie durfte Troſt von dem heilige Manne erwarten.

„Gegrüßet ſei mir, Gadſalûnah,“ ſagte er in einem höhniſchen Tone zu ihr. „Ich komme Dich zu tröſten, weil ich weiß, daß Du allein biſt, daß Dein Beſchützer Dich verlaſſen hat und Dich blosgab den Nachſtellungen Deiner Feinde.“

„Meiner Feinde?“ rief ſie ängſtlich überraſcht, „und wer ſind dieſe? Wodurch habe ich, die Fremde, mir in dieſem Lande Feinde zugezogen?“

„Und was bedürfte es deſſen?“ nahm der Bramin das Wort. „Kennſt Du die Natur des Löwen, der zornig durch die Wälder zieht? Wer reizt ſeinen Grimm? Iſt es etwa das heitre Reh oder der zierliche Hirſch, die friedlich Moos und Blätter ſich zur Nahrung ſuchen? Wer wagt' es wol der Alles Leben vernichtenden Klapperſchlange in den Weg zu treten, wenn ſie daherrauſcht durch die hohen Gräſer der Sümpfe? Ruhig könnte ſie ihrem Raube nachſchleichen, aber in blinder Wuth ſchießt ſie todtbringend auf jeden Gegenſtand, ohne einen Nutzen davon zu haben; denn ſie lebt vom Gewürm und den hohen Leichnam des Menſchen, den ihr Giftrachen fällt, läßt ſie hungernden Tigern und Hyänen zur Beute.“

Gadſalûnah horchte aufmerkſam zu.

„So auch hier,“ fuhr der Bramin fort. „Dies Land erzeugt keine Löwen, keine Klapperſchlangen. Die Wälder bergen nur zahme Thiere, denen des Menſchen Geſchoß nachſtellt. Der Menſch hat in eiferſüchtiger Wuth die gefleckten Räuber mit weißem Gebiß und ſcharfen Klauen, die vom Himmel eingeſetzten Fürſten des Waldes beſiegt und von der Erde vertilgt, damit er allein in ihren Gehegen morden könne nach Belieben. Kein offener Feind bedroht ihn hier, keiner unbekannten Seuche kann er zur Beute werden, wie bei uns, wo der Sonnenbrand das Gift auffaugt aus den unermeßlichen Sümpfen, wo ewige Fäulniß brütet, die dann herabſtrömt in mondhellen Nächten auf die Körper der Schlafenden und ſie hinwürgt zu Millionen. Dafür aber haben die Menſchen ſelbſt einen Charakter angenommen, der ſie zu ihren eigenen fürchterlichſten Feinden macht. Sie wähnen ſich glücklich in ihrer Bildung — ſie bedauern uns, die ſie im Aberglauben verſunken und von Schreckniſſen umgeben glauben. Die Thoren! Wir ſind es, die zurückſchaudern müſſen, wenn wir einen Blick auf das Treiben dieſer Menſchen werfen! Unſere Löwen laſſen ſich zähmen — unſere Elephanten werden von Kindern regiert — aber dieſe von wilden Leidenſchaften beherrſchten Ungeheuer, dieſe Europäer, kennen keine Feſſel, keinen Damm — Alles opfern ſie dem ſchmuzigen Eigennutze, dem Neide, ihrer Wuth. Sie morden heimlich und treffen ſicher. Die ſchönen Schreckniſſe unſerer Natur, machen dieſe ſie etwa minder ſchön? Wenn Du Abends auf den Stufen eines Tempels ſaßeſt und in dem Anblick der blühenden Gegend ſchwelgteſt, fühlteſt Du Deine Seligkeit bei dem Gedanken geſtört, daß in dem fernen Walde ein Löwe brüllte und durch die Blumen zu Deinen Füßen die Schlange kroch? Muß nicht unter jenen dunkeln, himmelanſtrebenden Palmen das goldene Bließ des Löwen hervorſchimmern, muß nicht der graue Elephant durch die Felder traben, das zierliche Gewürm die bunten Ufer des Fluſſes durchziehen? Gehört das nicht Alles ſo zur glanzumwobenen Schöpfung Brama's, wie das Donnergewölke um ſeinen Thron, oder das bunte Menſchengewühl im Hafen und auf dem Markte?"

Gadſalünah blickte ſtumm hinaus auf die Straße, eine Thräne lag in ihrer langen Wimper und zögerte zu fallen, gleich als könnte ſie ſich von ihrer lieblichen Quelle nicht trennen. Die Worte des Braminen tönten ſo feierlich und entriegelten die innerſten Pforten ihres warmen Herzens, alle Laute ihres Vaterlandes wurden darin erweckt, die ein hartnäckiger Zauberſchlaf bis jetzt umfangen gehalten — und ihre Augen ſahen dabei ein ekelhaftes Maskengewühl, die ſchweſterliche Fledermaus, die drehenden Tänzer, das wilde Geräuſch, obgleich die Straße davon nichts zeigte, ſondern nordiſch-lenzlich von ſpielenden Kindern, handelnden Juden und kreiſchenden Fiſchweibern durchzogen wurde.

Der Bramin freute ſich, in Gadſalünah's Geſicht die Frucht ſeiner eindringlichen Rede bemerkt zu haben. Sein Auge lag leuchtend in ſeinem Kopfe und ſog des Weibes Bild gierig ein — der Mund war lüſtern halbgeöffnet — ſeine Hand hatte die ihrige gefaßt.

„Wollteſt Du dies Land verlaſſen und mit mir ziehen an die Ufer der heiligen Ströme?" fragte er.

Gadſalünah ſchüttelte den Kopf.

„Warſt Du daheim nicht glücklich?" fragte er weiter.

Gadſalünah war im Nachdenken verloren.

„Du biſt noch nicht zu dem Glauben der Europäer übergetreten," ſprach er ſehr ernſt, „auf Deiner Bruſt ruht noch das Amulet, das Dich ſchützt — wirſt Du es je von Dir laſſen?"

Gadſalünah drückte es mit beiden Händen feſt an die Bruſt und ſprach:

„Nie — nie!"

„Und wenn ich Dich nun mit der mir von Brama anvertrauten Macht von dem Abgrund, der Dir droht, zurückreiße? Wenn ich Dich zwinge, dieſen Banden zu entſagen und mir ins Vaterland zu folgen."

„Das kannſt Du nicht mehr, heiliger Bramin, das kann keine Macht der Erde," ſprach Gadſalünah. „Ich bin ſein! — ſein für ewig! Sein Leben iſt das meinige — ſtirbt er — ſo muß auch ich ſterben — ich bin ſein Weib! Ihm angelobt durch die heilige Satzung Gandharwa!"

„Sein Weib alſo nach unſern Begriffen," ſagte der Bramin, mit einem Tone, der ſchneidend gegen den vorigen abſtach.

„Nach unſern Begriffen ja! Nichts kann mich von ihm trennen — da ich ihm verbunden bin durch die heiligſten, göttlichſten Bande!"

„Und wo fand er Dich — wo entbrannte dieſe Liebe — von welchen Umſtänden war der Augenblick begleitet? Theile mir's mit, damit ich Dir Deine Zukunft daraus vorherſagen kann," ſprach der Bramin, mit ſeltſam leuchtenden Augen und einer Erwartung in ſeinen Zügen, die ſchon im Voraus die Befriedigung verkündigte, welche die Erzählung in ihm hervorbringen ſollte.

„Es war an jenem Feſte, da ich ihn zum erſten Male erblickte. Ein Trupp Tänzerinnen, worunter auch ich mich befand, traten in den Hof der großen Chauderie, welche am öſtlichen Thore von Benares, unweit des Palaſtes von Ramnagher, gelegen iſt, um unſere Kunſt zu zeigen. Es war zur Zeit der großen Wallfahrt und der Hof der Chauderie war von Tauſenden von Menſchen der verſchiedenartigſten Länder belebt. Obgleich der Abend ſchon tief hereingebrochen war, ſo ſchlief noch Niemand als ein Haufe chineſiſcher Schiffer, welche ihre Hemden über den Kopf gezogen hatten und, gleich Säcken, leblos umherlagen. Alles Andere wachte und athmete die heiligſtille Luft des Abends und blickte uns an mit leuchtenden Augen. Ach — mir iſt dieſer Abend mit ſeinen Reizen noch ſo ganz gegenwärtig, daß ich ihn Dir ausmalen kann mit den lebendigſten Farben. Dort lagen die Gruppen um den Brunnen und ſchauten in behaglicher Ruhe uns zu. Hier zogen die braunen Söhne der Wüſte umher, die ihre langgehalſten Laſtthiere zur Tränke ſchwang; weiter hin lagerten reiche Perſer in ihren Zelten — aber inmitten ſeiner Sklaven, die ihn wie ihren Vater liebten, ſaß der reiche alte Hindu, tief den Kopf in dem ſchattigen Turban von Neſſeltuche, dem feinſten Gewebe, das Indien hervorbringt, dem glänzendſten, das ſeine Sonne an den Geſtaden des Ganges bleicht, auf der Stirne das Wappen ſeines Stammes in Gold und Azurblau ſtrahlend. Er, der die Märkte im fernen Perſien bezog und hinaufſtieg bis in die Päſſe des Himalajah, um mit den Gebirgsvölkern zu verkehren und an der Quelle ſein Haupt in die Gewäſſer des heiligen Fluſſes zu tauchen.“

Gadiatunah machte hier eine Pauſe, ihr Auge ſtrahlte Freude; ſo lebendig erwachte die Erinnerung in ihr.

„Und ſonſt erblickteſt Du Niemand?“ fragte trübe der Bramin.

„O doch,“ rief ſie ſchnell, „einen jungen Europäer, der halbentkleidet, des ungewohnten Klimas wegen, noch in dem Palankin lag und ſeiner Träger wartete, die indeß, der Abendreinigung wegen, ein Bad zu nehmen gegangen waren. Meine Schweſtern hörten nicht auf, ihm ihre Blumen zuzuwerfen und in den lieblichſten Verrenkungen ihm die Schönheit ihrer Glieder zu zeigen. Ich aber war faſt unfähig nach den Regeln zu tanzen — ich ſchwebte nur ſtets hin und her, und es flimmerte mir dabei wie blaue Sterne vor den Augen und dazwiſchen ſchoſſen goldene Strahlen, und ich weiß es noch heute nicht, was es war. Aber er hatte ſo ſchöne, blaue Augen und gelbe Haare, wie ich ſie nimmer geſehen, und der Mond ſchien ſo herrlich, und in meinen Augen ſtanden Thränen, und alles Dies zuſammen mag wol die ſeltſam zündende Zauberei hervorgebracht haben.“

Hier ſchwieg ſie wieder einen Augenblick und der Bramin füllte die Pauſe mit der Frage aus:

„Und was begab ſich ſonſt mit Dir?“

„Erſchöpft hatten wir uns auf die Stufen des Brunnens geſetzt, als die Kulis von ihrer Abendandacht am Fluſſe zurückkehrten,“ fuhr ſie fort. „Sie wollten rüſtig den Palankin auf die Schultern laden, um nach Art dieſer Leute in der Nachtkühle gemächlich weiter zu reiſen, aber der junge Reiſende befahl, indem er aufſtand, den Palankin in einen Winkel des großen Hofes zu tragen, wo unter Säulen und Vordach ein noch freies und kühles Plätzchen ſich fand, indeß ging er wie träumend umher und ſah ſich die Menſchenhaufen an, die ihn umgaben. Dann und wann fiel ein ſcheuer Blick auf mich. Nun war völlige Nacht hereingebrochen. Tiefe Ruhe lagerte ſich ringsum. Meine Schweſtern mahnten zum Aufbruch und mit leiſem tönendem Geſang verließen wir den Hof, eine nahegelegene Pagode zu unſerm Nachtlager erkieſend. Dort, unter luftigen Hallen, waren meine Schweſtern in tiefem Schlafe, nur ich, die Beglückte, wachte allein. Alle Mährchen, voll der wunderbarſten Dinge, die ich wußte, ſchwammen vor meinem Gedächtniſſe umher, ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Seltſam geformte Blumen erſchloßen vor mir ihre ſtark duftende Rieſenkelche und hauchten dazu unverſtandene, liebliche Geſänge einander zu. Reizende, halbentblößte Mädchen, in zarten Glanzgewändern, taumelten rings um mich und boten mir Erfriſchungen in koſtbaren Gefäßen dar — und hohe, geſchmückte Krieger, gleich Fürſten, neigten ſich von weißen Elephanten zu mir nieder. Unſere reiche Götterwelt war zur Erde geſtiegen, um mich in ſich aufzunehmen; ich flog zu ihm, er harrte meiner, und Kaſyapa ließ ſeine tiefe Wundermacht in einer weitſtrahlenden Garbe über der Schöpfung dahinbrauſen. In jener Nacht liebten ſich alle Weſen — blutige Kämpfe ruhten — es war Kamas unendliche Feier!“

Der Bramin ſeufzte tief.

„Und wie der glühende Morgen an den Mauern des Hofes emporglomm,“ fuhr ſie fort, „da wand ich mich aus ſeinen Armen und ſprach: „Gadſatunah nennt man mich, und wenn auch nicht ſo heilig, wie die Jungfrauen von Jagernaut, hochdroben im erhabenen Thale der Pagoden, wo die Pilger hinanrutſchen auf tauſend Stufen, ſo wiſſe, daß Dich eine Geweihte dieſe Nacht umfing und Dich liebt und Dein iſt für ewig!“

Hier ſchwieg die Kleine und ſenkte den Blick, und der Bramin ſtellte wieder in dumpfem Tone ſeine einförmige Frage:

„Und ſonſt erblickteſt Du Niemanden?“

„Nur ihn! Nur ihn!“ rief ſie begeiſtert; „doch höre weiter, heiliger, frommer Mann! Mit dem Palankin des Europäers ſah ich alle meine Wünſche forttragen. Meine liebſten Freundinnen waren mir gleichgültig geworden, wie hätten da wol die zahmen Thiere der frommen Tempelbewohner mich noch anmuthig beſchäftigen können? Nur die Blumen rührten mich noch und die üppige Dolde des Amra, von der Madhawiſtaude umſchlungen, leuchtete mir freudig in die Seele, denn ſie bog ſich mit unendlichem Wohlduft über mein glühendes Geſicht, als mich jene heilige Nacht in ſeinen Armen ruhen ſah. Ich ſonderte mich von den übrigen Tänzerinnen ab und folgte dem Jünglinge allein auf rauhen Bahnen. Ich achtete nicht Ungemach und Gefahr, und in ſeinem erſten Nachtlager, das er unweit einer europäiſchen Niederlaſſung hielt, trat ich vor ihn hin zu ſeinem großen Erſtaunen. Er ſchrie laut auf vor Ueber

Rührung, als er mich erblickte, und gestand mir, daß seine Gedanken den ganzen Tag über nur mit mir beschäftigt gewesen wären. „Nun wohlan denn," rief ich freudig aus, „jetzt hast Du mich, denn ich bin ja Dein Weib. Ich bin entschlossen mit Dir zu leben als Deine treue Genossin und Dein zu sein auf ewig, und mein Land zu verlassen und mit Dir hinzuziehen, wohin Du Deine Schritte lenken wirst."

„Und was muß ich thun, um so hohe Liebe zu verdienen?" fragte der edle Jüngling. „Dich mir anverloben nach der Sitte des Landes," erwiderte ich; „hier nimm meinen Kranz, den ich in den Locken getragen, bewahre ihn wohl, denn ich bin Dein Weib geworden. Gib mir einen Ring und sprich: ‚es sei wahr!'" Und er nahm und gab und sprach und wir umarmten uns — und ich war, nach Gandharva's Satzung, das Weib des Mannes meines Herzens, den Kamas Blumenpfeil tief verwundet hatte. Ich kleidete mich nun in europäische Tracht, um durch nichts den früheren Stand zu verrathen, dem ich angehörte. So folgte ich ihm überall, wohin seine vielverzweigten Geschäfte ihn führten. Wir waren bereits weit weg von dem Orte, wo meine Gespielinnen die heiligen Gebräuche übten, und der Augenblick näherte sich, wo er die Rückreise nach Europa antreten sollte."

Gulistanah that einen tiefen Athemzug, und der Braman murmelte dumpf vor sich hin: „O, daß Du blind wärst und in Dein Verderben rennest."

Sie war zu sehr mit der Erinnerung beschäftigt, als daß sie diese Worte verstanden haben sollte, und fuhr sogleich weiter fort:

„Wir befanden uns in Madras. Mein Gatte wohnte bei einem Geschäftsfreunde am Ufer. Ich konnte aus meinem Fenster ein schönes Schiff erblicken, welches bald die ganze

Ladung angenommen hatte und mit dem wir dann nach Europa ſegeln ſollten. Ich war ſo glücklich und hatte keinen Wunſch mehr auf Erden. Mit banger Ungeduld erwartete ich unſere Abfahrt. Der Tag erſchien endlich, doch zuerſt ſollte mein Gatte noch einem prächtigen Feſte beiwohnen, das ihm zu Ehren ein alter Handelsfreund veranſtaltete. Als die Hitze ſich gelegt hatte, machte er ſich auf den Weg, nachdem er zärtlich von mir Abſchied genommen. Kaum war er fort, als ſich meiner eine entſetzliche Angſt bemächtigte, die ich vergebens zu bekämpfen ſuchte. Bereits war es ganz dunkel geworden. Ich konnte in unſerem Hauſe nicht bleiben und ging an's Ufer; dort überſah ich den ganzen Hafenrand, an deſſen entfernteſtem Ende ein greller Schein von Lampen und Fackeln, der ſich im Waſſer ſpiegelte, mir den Ort des Feſtes verrieth. Ich nahm meine Richtung dorthin und ging, eine dunkle Geſtalt, in der Dunkelheit der Nacht am Geſtade fort. Da befand ich mich mit einem Male unter einer großen Volksmenge, die bloß durch ein Gitter von dem Garten des reichen Holländers getrennt, ſeinem Feſte zuſchaute. Alle Blumenbeete waren erleuchtet, Lauben, worin Springbrunnen ſich erhoben, waren im Innern mit Spiegeln getäfelt und mit Lampen erhellt. Es war ein Glanz, der die Sinne verwirrte und den ich nicht zu beſchreiben im Stande bin, ich glaubte Nandana, den Garten des Herrſchers der drei Welten, vor mir zu ſehen! Vor mir erhob ſich die prächtige Tafel, mit Gold und Silber ganz bedeckt, rings um ſie her die Gäſte gereiht, mir gegenüber mein Gatte, er ſah bleich aus. Es war nicht vom Widerſchein der Lampen und Fackeln, er ſchaute ſich nach mir, er war mit ſeinen Gedanken nicht bei der Tafel, ſo dachte ich mir. Plötzlich fällt es mir ein, daß er mich an meinem Platze bemerken, daß er meine Er-

Stimmung für eine Sinnentäuſchung halten, daß er ſich dabei Zauberei denken oder ſich ſelbſt krank wähnen könne und Augenblicks wende ich mich und dränge mich durch den Haufen der neugierigen Gaffer. Aber nach Hauſe konnte ich noch immer nicht gehen. Es war gleichſam, als riefe mir eine innere Stimme zu, an dieſem Orte zu verweilen. Wie ich nun ſo, auf dieſe Stimme horchend, nach einer andern Seite gehe, wo hohe, duftige Bäume den Lichtern den Eingang verwehren und ein dunkles Gebüſch die Straße ſperrt, vernehme ich ein leiſes Sprechen. Es iſt Malaiiſch. Brama hat dich hierhergeleitet, denke ich bei mir, als ich die erſten Worte verſtanden habe, und drücke mich, ſo leiſ' es mir möglich iſt, zwiſchen die Bäume hindurch, erhebe mich am Gartenſpaliergitter des Gartens und hänge mein ſchwebend Haupt, um über das Laub weg, die Sprechenden beobachten zu können. Ein ängſtlicher Krampf ſchnürt mir die Bruſt zuſammen; ich war ihnen ſo nahe, daß ein leiſer Athemzug mich verrathen haben würde. Am Boden, zum Theile zwiſchen den wildſproſſenden Stauden und Geſträuchen, lagen mehre Schwarze, deren Augen im Dunkeln zu leuchten ſchienen. Es waren arme Menſchen, die von Afrika's Küſte durch Sklavenſchiffe hierhergebracht waren und mit knirſchender Wuth ihr Elend verfluchten — ein Mann in ihrer Mitte, der malaiiſch ſprach, reizte ſie an, dieſen Augenblick des Feſtes nicht ungenützt vorbeigehen zu laſſen und mit ihm ihre Rache zu bewerkſtelligen."

„Und erkannteſt Du den Malaien?" fragte hier der Braman ſichtbar bewegt.

„Wie willſt Du, weiſer Braman," erwiderte Gaſſalamah, „daß ich in der dicken Dunkelheit, die mich umgab, als worin nur die Augen der Neger zu leuchten ſchienen, an ihm Züge gemerkt haben ſoll? ...... Der Holländer bei welchem das Feſt ſtattfand, hatte den ſchändlichen Menſchenhandel getrieben und war dadurch zu dem großen Vermögen gelangt. Dies wurde mir bald klar und die Schwarzen warteten noch auf einige ihrer Mitverſchwornen, um dann das Haus des Sklavenhändlers anzuzünden, ſich die Verwirrung des Feſtes zu Nutze zu machen, zu rauben und zu morden, und dann Gemeinſchaft mit dem müßigen Volke, das zuſchaute, zu machen, und alle Europäer zu ſchlachten. Ungehört entwiſchte ich aus meinem Verſtecke, Dank ſei es meiner Leichtigkeit und meinen gelenken Gliedern. Da war nicht Zeit zu ſäumen und doch konnte ich ſo ſchnell keinen Entſchluß faſſen. Ich umrannte das weite Gehege, das den Garten nach allen Seiten einzäunte, und gelangte endlich nach der großen Eingangspforte. Ich war erſchöpft und im höchſten Grade beängſtigt, denn ich glaubte in den finſtern Gebüſchen und tiefen Gräben ſchwarze Geſtalten mit Feuerbüchſen geſehen zu haben, die darin herumkrochen, um das Verderben des Hauſes zu beſchleunigen. Man wollte mich nicht einlaſſen. Vergebens ſagte ich, daß ich meinen Herrn ſprechen müſſe. Endlich wurde ich zu einer Art von Oberaufſeher der Dienerſchaft, ich weiß nicht, wie die Europäer dergleichen nennen, geführt, allein dieſer erklärte ſeine Meinung unumwunden, ich wolle mir die Gelegenheit zu Nutze machen und ſtehlen, und ſomit wurde ich, ohne daß man mich hörte, fortgeſtoßen. Weinend und vor Angſt bebend, ſtand ich am Eingange, und hatte Niemanden, dem ich das entſetzliche Geheimniß verrathen konnte. Das Volk, das mich umgab, war ſelbſt verdächtig, und die Worte in die leere Luft ſchreien, würde meinem Daſein bald ein Ende gemacht haben, da wahrſcheinlich ſchon überall Vertraute mit ſcharfen Meſſern lauernd, in Bereitſchaft waren. Ich fing an, das hereinbrechende Verderben als ein unvermeidloſes Geſchick zu betrachten, welches über die Europäer Beamte verhängt habe, und bei allem Abſcheu gegen die häßlichen Neger, deren Anblick mir faſt ſo ſchrecklich war, wie jener der Parias, konnte ich ihre unmenſchliche Rache, die ſie üben wollten, nicht ungerecht ſchelten. Aber er war ja auch unter den Europäern — dachte ich dann wieder — ſeine Haut, ſein Haar, ſeine ſchönen Augen, ſeine Kleidung und Sprache — Alles muß ihn auf den erſten Blick verrathen. Ihn — ihn nur allein wollte ich retten; dieſer Gedanke beſchäftigte mich ganz und gar. Wie aus Inſtinct lief ich an's Ufer — nur dort konnte Rettung ſtattfinden. Die Angſt, die Stunde ſei gekommen, beflügelte meine Schritte. Ich lief das Ufer hinab und hinauf. Ich wußte nicht, was ich eigentlich ſuchte. Da ſehe ich ein großes Boot, es iſt durch ein Tau an einem großen Pfahl befeſtigt. Ich blicke auf das Boot und zurück nach dem Hauſe des Holländers. Der gerade Weg iſt kurz und die Rettung iſt von dort bald erreicht. Ich fliege hin. Alles iſt noch ruhig im Hauſe. Das Haus ſteht feſt, nur die Fenſter ſind erleuchtet, nur die Gäſte im Garten lärmen, vom Weine erhitzt, an der Prachttafel. Ich dränge mich wieder in ihre Nähe, Alles um mich her vergeſſend, nur auf ihn meine Blicke gerichtet. So bleibe ich wie angewurzelt ſtehen. Schon erheben ſich einige zum Aufbruche und ich hoffe, daß die ganze Feſtlichkeit beendigt ſein werde, ehe der Plan der Neger zum Ausbruche gekommen iſt. Doch welch ein ſeltſamer Ton wird mit einem Male vernehmlich? Ein Schuß iſt's — ein Pfeifen, bald gefolgt von einem wilden Geſchrei. Die Flammen ſchlagen empor. An allen Ecken lodert das Haus und ſchon dringen die Mörder ein; hier verkündet das Angſtgeſchrei der Diener, jener thörichten Wächter des Hauſes, die den Rettungsengel von ſich ſtießen. Die Gäſte laufen verwirrt durcheinander, doch ich weiß von nun an nicht mehr, was um mich vorgeht. Ich klettre wie ein Maki am Gitter in die Höhe und laſſe mich in den Garten hinabfallen. Der weiche Boden und meine nachgebende Geſchmeidigkeit bewahren mich vor Verletzung. Dabei hatte ich ihn nicht aus den Augen verloren. Mit fliegender Haſt habe ich ſeine Hand ergriffen, er iſt überraſcht, mich zu ſehen, doch ich laſſe ihm nicht Zeit zu fragen, ſondern ſchleppe ihn, indem ich laut auf Malayiſch ſchrie, gleichſam wie zum Opfertode, durch die allgemeine Verwirrung. Dank ſei es Brama, daß er den Glauben an mich in meines Gatten Bruſt geſenkt hatte! Wäre ein Argwohn in ihm laut geworden, ſo hätte er mich, das ſchwache Weſen, von ſich geſchleudert und wäre verloren geweſen. So aber erkannte er ſogleich meine Liſt und vertraute mir. Da ich mich auf dem einſamen, dunkeln Pfade zum Ufer ſah, ſagte ich leiſe auf gebrochenes Engliſch, wie ich es damals ſprach, zu ihm: „Dort iſt das Boot, wir ſind gerettet!“ Bald hatten wir es erreicht — wir ſtießen mit vereinten Kräften ab — und ſein unfern liegendes Schiff nahm uns auf, wo wir Alles zur Abfahrt bereit fanden, da uns der Capitain bereits mit Sehnſucht erwartete. Auf dem Verdecke ſtehend, ſahen wir die ſich dahinwälzenden Flammen, wir hörten den wüthenden Haufen, aber das Schiff entfernte ſich ſogleich vom Ufer, weil man die Folgen des Aufſtandes nicht berechnen konnte und die reiche Ladung in Sicherheit gebracht werden mußte. Bald waren wir weit weg von der Küſte — das Meer nur umgab uns und des Himmels Sterne, und ein ſchwachröthlicher Rauch in Südoſt zeigte uns die Stelle, wo Brand und Mord wütheten. Ich erzählte meinem Gatten, was ich von der Urſache dieſer Meuterei wußte, und er hörte tiefnachſinnend zu. Während der ganzen mondenlangen Reiſe ſchien er von Sorgen bedrückt, und wir näherten uns doch ſeinem Vaterlande, das er an der Seite ſeiner geliebten Gattin betreten ſollte. In London hielten ihn Geſchäfte zurück, bis daß der herannahende Winter, der hier die Flüſſe und das Meer erſtarren läßt, ihn aufbrechen hieß, um noch mit offenem Waſſer Hamburg zu erreichen. So ſind wir denn nun hier und ich muß Dir geſtehen, heiliger Bramin, daß böſe Zweifel mich oftmals beunruhigen. Manchmal denke ich: „liebt er dich wohl?" Aber dann ſchelte ich mich ſelbſt, daß ich ſo etwas nur denken konnte. Warum aber hält er mich hier ſo verborgen? Warum bringt er mich zu dieſer fremden Frau? Wo iſt ſein Vater? Wie ſah ich ſeine Schweſter! Wie ſcheußlich war ſie angethan und wie böſe ſchnitten ihre Worte mir in das Herz! Und ſelbſt Deine Warnungsſtimme, mein Lehrer, wie ängſtigt ſie mich! Was ſoll ich von ihm, was von all' den Leuten denken? Seine Verbindung mit dem alten Holländer in Madras, deutete ſie darauf hin, daß auch er Theil genommen an dem blutigen Menſchenhandel? Bin ich vielleicht nur als Sklavin hierhergekommen und hält nur eine ſchwache Neigung zu mir ihn noch ab, mich auf den öffentlichen Markt zu führen? O . . . . warum hat er mich verlaſſen? . . . ."

Gabſalunah war heftig aufgeregt, ihr zierlicher Buſen hob ſich gewaltſam, ihr großes Auge ſtarrte thränenlos, aber mit dem Ausdrucke des höchſten Schmerzes, auf den Bramin. Dieſer ergriff ihre Hand. „Mädchen," begann er mit großem Ernſte, „Du biſt hintergangen, übergib Dich gänzlich mir und folge mir nach Indien, wo Brama's heilige Quellen unter ewig grünen Palmen rauſchen. Noch biſt Du nicht unſerer Lehre abtrünnig worden, noch drängt das Amulet an Deinem Halſe, das Dich ſchützt vor jeder Gefahr, bleibe ſtandhaft . . . .“

„Ja, das will ich . . . das werde ich . . .“ rief ſie begeiſtert, „doch ihn verlaſſen, das kann ich nicht. Das Weib als Gattin iſt unzertrennlich von ihm, dem ſie liebend angehört — ſo will es Brama's Lehre.“

„Fluch dem Betrüger, der Dich im Sinnenrauſche bethörte!“ ſchrie wild der vermeintliche Bramin, ſeinen heiligen Charakter vergeſſend. „So wiſſe denn, daß der Gott der Chriſten das Band nicht ſegnet, das Du mit dem Europäer knüpfeſt, daß Du verabſcheut wirſt von ihm und den Seinigen, daß die Frucht Deines Schooßes den Fluch der Geburt durch's ganze Leben mit ſich ſchleppen wird, daß er ſelbſt, den Du, im Wahne befangen, Deinen Gatten nennſt, einer ſolchen verabſcheuungswürdigen Verbindung ſein Daſein verdankt, daß er ſeine Hände, wie ſeine Seele, befleckt hat mit dem ſchändlichen Menſchenhandel, um des rothen Goldes willen rothes Blut vergoſſen hat, und daß Ich jener Malaye war, der im Dunkel der Nacht die Neger zur Rache aufforderte, daß ich nun hier bin, jener Rache, welcher er entrann, ihn zu opfern!“

Entſetzt und ſchaudernd wandte Gadſalünah ſich von dem Fürchterlichen weg und ſtammelte leiſe und furchtſam: „Das wollteſt Du, heiliger Bramin? Du — Blut vergießen?“

„Mich übermannte der Zorn,“ fuhr dieſer ruhiger fort, indem er bemüht war, den ſanfteſten Ton, deſſen ſeine Kehle fähig war, anzuſtimmen. „Aber retten will — muß ich Dich! Es hat oft Fälle gegeben, wo ſelbſt heilige Männer den Mädchen Deines Standes ihre Hand gereicht haben. Ich will mich dazu entſchließen, Du ſollſt die Gattin des Bramins werden, das Band Gandharwi, das Du knüpf teſt, kann ich löſen, und nach Perabſchapur-Satzung wirſt Du dann die Meine!“

Gabſalunah ſchauderte: „Ich bin ſchon die Seinige ....“ ſprach ſie leiſe.

„Und wenn er ſtirbt?“

„So werde ich ihm folgen!“ rief ſie erſchöpft von der langen Folter und ſank mit dem Geſichte in die Polſter ihres Serbas. Wie ſie nach einer Pauſe ſich wieder erhob, ſuchte ſie vergebens den Bramin. Sie war ganz allein im Zimmer.

18.

Ein weit gedehntes Sandgebiet, auf ſpärlich
Mit braunem Haidekraut und dunklem Moos
Und mit Wachholdergeſträuchen nur bewachſen;
Die Menſchen hier, ein eigenthümlich Volk,
Von breiter Mundart und von ſtumpfen Sitten;
Weit liegen ihre Hütten auseinander,
Nicht Dörfer und nicht Weiler ſieht man hier —
Und doch iſt — glaubt es mir — der öde Strich
Zur Schwärmerei gemacht.

Heinrich durchzog indeß in Geſellſchaft eines kleinen unterſetzten Mannes zu Pferde jenen öden Strich Landes, der das bergige und romantiſche Mitteldeutſchland von den geſegneten Fluren Holſteins trennt und gleichnißweiſe die deutſche „Sahara“ genannt werden darf. Der nordiſche Frühling machte ſich durch die ſtechende Nachmittagsſonne bemerkbar, die hier und da im dürren Sande ein Büſchelchen Haidekraut emporgrünen ließ, und die Reiter hatten ihre zuſammengerollten Mäntel auf die Thiere geſchnallt und ließen dieſe gemächlich im Schritte gehen.

„Mein' Seel', ein herrliches Land!“ rief endlich der Begleiter Heinrich's aus, „man kann die Kreuz und Quere reiten, wie man will. Weg iſt überall, er führt aber nirgends hin. Da will ich mich ja eher im unbekannteſten Meere zurechtfinden, als auf dieſer verwünſchten lüneburger Haide! Paſſen Sie auf, Herr Pöckmöſer! Wir werden heute Abend, wie die Franzoſen ſich auszudrücken pflegen, „à la belle étoile“ campiren können — denn — Neptunus möge mir helfen! weit und breit — und mein Auge ſieht ſcharf — erblicke ich weder Hütte, noch Stall, auch nicht einmal eine Heerde Haidſchnuken, deren Treiber man fragen könnte!“

„Seid nur unbeſorgt, Capitain Robinſon!“ ſprach Heinrich, „ich finde in dieſem Lande wol ohne Compaß und ohne Wegweiſer, was ich ſuche. Seht nur dorthin, wo das ſchwarze Tannenſtrauchwerk den fernſten Sehepunkt begrenzt, dort iſt der Hof des alten Wittein gelegen. Denn links weg, jene Nadelſpitze, iſt der Thurm von Lüneburg, und rechts die weißliche Höhe iſt die Straße nach Hannover.“

„Je nun,“ rief lachend der Capitain, „hier will ich mich gern Ihrer Führung anvertrauen, ich glaube, daß Sie mich wohlbehalten durch Sturm und Riffe zu meiner Meta zurückbringen werden.“

„Seid deſſen verſichert, wackerer Mann,“ erwiderte Heinrich, „und nehmt meinen Dank für Eure treue, freundliche Begleitung.“

„Mein' Seel'!“ rief wieder der Capitain, „es iſt nicht halb ſo viel werth, weil mich auch Neugier dazu antrieb. Wie ich an jenem Abende mit meiner Meta in ihrer ſeligen Mutter Kammer war und wir die förmliche Belagerung aushalten mußten, da freute ich mich ſchon im Voraus auf dieſen Ritt. Denn daß Sie den alten Spitzbuben aufſuchen würden, das dachte ich gleich, und daß ich Sie begleiten würde, das wußte ich auch, denn Ihnen lag ja auf der ganzen Reiſe nichts Anders im Kopfe.“

„Und in der Kammer von Hanſen's Frau fanden ſich die Papiere?“ fragte Heinrich.

„Wie denn anders?“ erwiderte der Capitain, mit einem ſchlauen Schmunzeln. „Der alte Wittrin hatte mit Frau Hanſen ein intimes Einverſtändniß, und bei ihr deponirte er, wenn er große Reiſen unternahm, wichtige Documente und Geld und Geldeswerth. Das Letztere wird der alte Robbe wol ſtets zurückgefordert haben, die Documente hat er vergeſſen. So iſt es gekommen, daß meine Meta das Käſtchen in ihrer Mutter Schranke fand und daß ſie mich von dem Funde unterrichtete. Das Mädel iſt mir zu wacker für die Wirthſchaft; und je eher je lieber nähm' ich ſie fort, wenn ich nur wüßte, wo ich ſie hinthun ſollte. Der alte Hanſen ſteht mit allerlei Teufelszeug in Berührung. An jenem Abende, wo ich mit Meta in der Kammer ſteckte, war auch ſolch ein zweideutiger Beſuch in ihrem Stübchen, der damit umging, irgend einen Schurkenſtreich wegen eines Mädchens auszuüben. Ich konnte den Zuſammenhang nicht recht erwiſchen, denn ſie ſprachen zu abgebrochen und leiſe, aber ich hatte an Dem genug, was ich verſtand. Ich ſag's noch einmal, beim alten Hanſen geht's nicht nach meinem Sinne zu und meine Meta muß mir fort. Ja, wie ihre Mutter noch lebte —“

„O daß ſie noch lebte!“ rief Heinrich mit innigem Tone aus, „Alles Glück des Lebens, was meiner noch wartet, würde ich mit Freuden dafür hingeben.“

„Ei, ei, junger Herr!“ ſprach Robinſon bedächtig, „Sie ſtehen beim Eintritte in dies Leben, und Ihre Ausſicht iſt ſo gar trübe wahrhaftig nicht, als daß Sie Ihren Antheil an Lebensglück ſo leicht für das Leben einer guten Alten dahingeben ſollten. Ich habe die Frau Lotte auch gern gehabt, wenn ſie rüſtig in „der Hoffnung der Seefahrer“

herumklapperte und jedem Seemanne Beſcheid that, wenn ſie ihm das Glas heißen Grogs kredenzte; was kann aber einem jungen Herrn, wie Ihnen, daran liegen, ob ſie noch lebt oder nicht?"

„Wackerer Robinſon," ſagte Heinrich mit einem ſehr trüben Blicke, „Ihr ſeid zu brav und ein zu bewährter Freund, als daß ich Euch nicht Alles mittheilen ſollte, was mir auf dem Herzen liegt. Das Käſtchen des alten Wittrin, das Ihr mir einhändigtet, enthielt, wie Ihr wißt, eine Menge Papiere jener unglückſeligen Handelsgeſellſchaft, wozu mein Pflegevater gehörte. Wittrin ſelbſt war der Capitain eines Schiffes, das Sklavenhandel trieb, und mit einiger Liſt wird es mir gelingen, durch mündliche Unterredung alle Lücken jener Papiere zu ergänzen und einer Sache auf den Grund zu kommen, worin ich ſonſt auf keine Weiſe Licht erlangen kann."

„Und ſo wahr mir Neptunus helfe!" rief der Capitain, „ich bin wahrhaftig nicht minder neugierig, den alten Seedrachen zu ſehen. Muß ein häßlicher Patron ſein!"

„Aber ein anderes Papier lag noch in dem Käſtchen, Freund!" ſprach Heinrich mit tiefem Seufzen. „Das erſte Zeichen, das mir der Himmel ſendet, der erſte Lichtſtrahl, der die Nacht meiner Entſtehung ſchwach erhellt. Es iſt eine Beſcheinigung, daß eine arme Frau im Mai des Jahres 18 . . einen Knaben, Heinrich getauft, ins Waiſenhaus brachte, den ſie in einem Korbe, worin ein Zettel mit ſeinem Namen lag, gefunden zu haben vorgab. Dieſer Knabe bin ich, dieſe Frau war Hanſen's Frau, o! daß ſie noch lebte! Sie würde mir geſtehen müſſen, wer meine Eltern waren, ſie war eingeweiht in die Geheimniſſe einer unglücklichen Liebe, die mir das Daſein gab. Wer weiß, in welchem Lande meine Eltern, für ewig getrennt, ein trauriges

Leben führen. Wer weiß, wie oft meine arme Mutter mit Sehnſucht ihres Kindes gedenkt, auf dem ihr zärtlicher Blick nie ruhen durfte. Meine arme Mutter, ſage ich — und iſt ſie nicht das grauſamſte, herzloſeſte Geſchöpf der Erde! Leichtſinnig bis zur Sünde und dann verworfen genug, ihren Fehltritt durch nichts gut machen zu wollen — nein! ihn ſogar durch eine fühlloſe Handlung den Augen der Welt zu entziehen. Ich kann es nicht denken, daß ich mein Leben zwei edeln Weſen verdanke! Aus der Hefe des Volks, aus dem Schlamme der Geſellſchaft, waren, die mich zeugten. Es iſt gut, daß das Weib des Hanſen nicht mehr lebt — ich will ſie nicht kennen, die mich geboren!“

Heinrich ſpornte ſein Pferd. Die trübſte Stimmung hatte ihn ergriffen. Er haderte mit der Vorſehung, er war ganz vernichtet. Robinſon ſchwieg und ſuchte mit ihm gleich zu traben. So hatten ſie bald die öde Fläche durchritten, an deren Saum das dunkele Tannengeſtrüpp ſich zeigte, und waren nunmehr nur noch auf einen Büchſenſchuß davon entfernt. Eine große Wollheerde weidete einen kleinen Abhang hinunter, der rechts an ihrem Wege ſich ſenkte, und zwei halbnackte Jungen kugelten fröhlich im Sande kopf über und unter.

„O wer ſo glücklich wäre, wie dieſe Jungen,“ rief Heinrich voll Wehmuth aus, „ſie wiſſen, wo ihr Vaterhaus ſteht, wo ſie hingehören, und ich . . . . . .“

„Sie können ja doch von Glück ſagen,“ fiel der Capitain ihm in die Rede, „Sie haben für Ihre unbekannten Eltern, die wahrlich — aber nehmen Sie mir's nicht übel — nicht viel werth geweſen ſein müſſen, die ſchönſten Leute von der Welt, die Sie Vater und Mutter nennen dürfen —“

„Das iſt's ja eben, was mich peinigt!“ ſagte Heinrich gereizt.

„Ei da ſchlag' das Wetter drein!“ ſchrie Robinſon gutmüthig erboßt, „peinigt Sie's, junger Herr, daß Sie einmal ein paar Millionen erben werden? Nein, nein, man muß die Sache nicht zu weit treiben.“

„Nun ſo hört denn, alter Sturm- und Wetterkamerad, was ich Niemandem anvertrauen würde,“ ſagte Heinrich, indem er das Pferd ganz nahe zu dem Capitain hinlenkte. „Ich ſage mich los von Allem, mag die durch Sklavenhandel erworbenen Millionen nicht, es iſt kein Segen dabei und verlaſſe nächſtens Europa für immer!“

„So!“ brummte Robinſon, „na — werden ſich noch bedenken. Vor Allem rathe ich nicht wieder nach der Küſte von Coromandel zu gehen, denn da fängt's Liebchen wieder an zu tanzen!“

Heinrich hatte dieſe Worte, die ein gutmeinender Unmuth dem wackern Capitain erpreßte, nicht mehr gehört, denn ſeinem Pferde die Seiten drückend, ſprengte er voraus in den Hof des alten Wittrin, dem ſie während ihres Geſprächs ſich nun genähert hatten.

In der Thür des nach holländiſcher Art aus unbeworfenen Ziegeln erbauten Hauſes, aus dem ſich ein räucheriger Dampf, vermiſcht mit ſtarkem Düngergeruche, verbreitete, empfing ſie, mit einiger Verwunderung auf dem Geſichte, ein ſtattlicher Greis, deſſen hochrothe Farbe das weiße Haar, das in langen Locken um die Schläfe floß, zum Lügner zu machen ſuchte. Er trug nach dortiger Weiſe weite Beinkleider von ſchwarzem Zeuge, die von den Hüften bis zu den Knien reichten und hier, ſowie auf dem Bauche, mit großen, flachen, ſilbernen Knöpfen beſetzt waren, worauf man ein ſegelndes Schiff eingegraben ſah. Ein feines

Hemde von holländiſcher Leinwand, mit ſehr weiten, faltigen Ermeln, war von einer offenen Weſte von dunkelgrünem Mancheſter bedeckt, mit ähnlichen Knöpfen reichlich beſetzt, und ein rothes Tuch von oſtindiſcher Seide war loſe um den Hals geſchlungen. Auf der Bruſt waren, wie dies bei Seeleuten gewöhnlich iſt, Figuren eingeätzt, die man durch das halboffene Hemde deutlich wahrnehmen konnte.

Bei unſern Reiſenden blieb kein Zweifel, daß der Mann, den ſie vor ſich ſahen, der ehemalige Capitain des Sklavenſchiffes war, und Robinſon ärgerte ſich innerlich darüber, daß er dem Bilde, welches er ſich von dem alten „Seedrachen,“ wie er ihn nannte, entworfen hatte, ſo gar nicht ähnlich ſah.

„Sind Sie der Capitain Wittrin?“ fragte Heinrich den Greis.

Zu ihrem Erſtaunen antwortete dieſer hingegen: „Bin nur ſein Steuermann, Ihr Herren, der alte Scott, der mit ihm, will's Gott, ohne Sturm mehr zu befahren, in den Hafen geruhig einzulaufen gedenkt. Mein Patron ſitzt drin am Ofen, er iſt nicht ſo rüſtig mehr, wie ich, und muß Jahr ein, Jahr aus an ſeinem morſchen Rumpf kalfatern, daß er nicht gar zum untauglichen Wrack werde, ſondern noch über Waſſer ſich halten kann. Sagt mir Euere Namen, Ihr Herren, damit ich ihm Euere Ankunft melde, es wird ihm lieb ſein, mit Euch ein Stündchen zu verplaudern, denn wir haben ſelten Gäſte, die uns Neues zu erzählen wiſſen.“

Nachdem Heinrich ſeinen Namen und den ſeines Begleiters dem alten Steuermann zu deſſen großer Freude genannt hatte, ging dieſer in die Stube, um ſie ſeinem Patron zu melden.

„Mein' Seel'!“ brummte Robinſon, „thun die alten

Seehunde, als ob ſie in ihrem Leben kein Waſſer getrübt hätten, und ſprechen vom Hafen und von Ruhe — wie der ehrlichſte Kerl!“

„Stille, Freund!“ ſagte Heinrich ſchnell, auf den die Figur und die Rede des alten Scott ebenfalls einen ſeltſamen Eindruck gemacht hatte, denn dieſer kam zurück und bat die Fremden einzutreten.

Das Haus war im Innern der Quere nach durch eine mannshohe Bretterwand geſchieden. In dem vordern Theile befand ſich der große Herd, unter einer Dachöffnung, im hintern Theile war der reinliche Stall, worin die friedlichen Hausthiere eine Gaſſe bildeten und die verſchiedenſten Töne hören ließen. Aber ſeitwärts öffnete ſich eine Thür, wodurch man in ein überaus reinliches, mit Hausrath und andern Gegenſtänden überfülltes Zimmer einging. Ein wildes Geſchrei von Papagaien, Aras und Affen tönte den Fremden entgegen, und nackte Hunde, dick und nicht im Stande zu bellen, einem andern Welttheile angehörend, liefen auf ſie zu und ließen ſie kaum weiter ſchreiten. Am warmen Ofen ſaß ein alter, hagerer Mann. Sein Geſicht war lang, gelblicht und gefurcht, und zwei milde, blaue Augen ſchauten recht klar unter den ſtarken, weißen Brauen hervor. Seine Kleidung war derjenigen des greiſen Steuermanns ähnlich, nur hatte er ein ſonderbar zugeſchnittenes Wamms über die Weſte gezogen, das mit bunten amerikaniſchen Vogelbälgen, der Wärme wegen, gefüttert war. Mit zitternder Hand zog er die Kappe von dem faſt kahlen Kopfe, auf dem nur wenige ſilberweiße Haare glänzten, und rief mit einer überraſchend ſtarken Stimme, die man dem Greiſe nicht zugetraut haben würde: „Sein Sie willkommen, Herr Pöckmöſer, unter dem Dache des alten Wittrin. Was bringt Sie denn her in dieſe Gegend? Geht ja doch kein Fahrwaſſer hier vorbei, weder nach Lüneburg, noch nach Hannover.“

„Ich komme zu Ihnen, Herr Capitain, in wichtigen Familienangelegenheiten,“ ſagte Heinrich, „worüber nur Sie im Stande ſind, die nöthigen Aufſchlüſſe zu ertheilen.“

„Stehe wie immer zu Dienſten!“ ſprach der Alte. „Doch ehe Sie mit dieſen ernſten Gegenſtänden anrücken, laſſen Sie vorerſt mich meine Neugierde befriedigen, und verſchmähen Sie nicht ein kleines Frühſtück, das Ihnen herzlich und gaſtfrei geboten wird. Sie müſſen ja doch ſehen, wie wir alte Haidſchnucken in unſerer Wüſtenei hier leben!“

Er gab dem Steuermann einige Winke, und alsbald trug dieſer Schüſſel, hölzerne Teller, Gläſer und Flaſchen herbei, die er auf einen unfernſtehenden Tiſch ſtellte. Dann deckte er mit glänzend weißem Linnenzeug einen Tiſch, der vor dem Alten ſtand, und ſetzte flink dunkelrothen Schinken und Wurſt, treffliche Butter und engliſchen Käſe, Gin und Porter vor die Fremden und lud ſie mit artiger Rede ein, zuzulangen und ſich's ſchmecken zu laſſen.

Robinſon ſchüttelte den Kopf und Heinrich vergaß, daß er ſich bei dem alten, verhaßten Wittrin, dem Capitain des Sklavenſchiffes, befand.

10.

Hebe mir den Vorhang ganz,
Daß ich klar ſchau', was mich tödtet!

Die Papiere, welche Robinſon an jenem Abende, da der Chevalier den indianiſchen Jongleur in Hanſen's Kneipe für ſeine Zwecke erkaufte, dort von Meta erhalten hatte, lagen nun in einem Pakete wohleingewickelt vor dem alten Wittrin, nachdem das Frühſtück beendigt war, und jener die gewöhnliche Neugier ſolcher Leute, die ſelten Fremde ſehen, befriedigt hatte.

„Und was ſoll ich Euch denn nun beichten, Herr,“ ſprach dieſer mit offener Miene, „die Papiere hier mach' ich gar nicht auf, denn es würde zu nichts fruchten, da ich mich nie viel mit Leſen abgegeben habe und meine Augen ganz ſchwach und widerſpenſtig geworden ſind.“

„Nun wolan,“ ſagte Heinrich, „ſo mögt Ihr mir wenigſtens Rede ſtehen, Wittrin. Ich bin Pockmöſer's Sohn, deſſen Schiff „Cornelia“ Ihr einſt geführt habt; ich bin von Allem gehörig unterrichtet und weiß, welche Ladung Ihr inne hattet, ohne Vorwiſſen meines Vaters, als Ihr es ſtranden ließet.“

„Was wäre das?“ ſchrie der Alte, „ohne Vorwiſſen Eures Vaters? Wer kann das behaupten! Euer Vater, Johannes Lauritz, war freilich damals noch Commis, aber er hatte die Procura ſeines Onkels Peter oder Don Pedros, wie ſie den alten Mexicaner nannten. Ich führte die Cornelia, aber ich that, wie man mir befohlen hatte. Schiff und Mannſchaft und Ladung ſind dem Capitain anvertraut. Will der Rheder, daß Schiff und Ladung ſinke, nun immerhin! Es iſt ſein Eigenthum — die Mannſchaft hab' ich geborgen!“

„Worin beſtand aber die Ladung?“ ſprach Heinrich nur noch mit Mühe an ſich haltend.

„Worin anders als in rohem Zucker, Pfeffer, Cacao, Elephantenzähnen und Ebenholz?“ erwiderte trotzig der Alte, „wir kamen von der Küſte Guinea und ſtrandeten im Angeſichte.“

„Schon gut, Wittrin, ſchon gut,“ fiel ihm Heinrich in die Rede, „und Ihr behauptet, daß mein Vater darum wußte?“

„Das kann ich beſchwören bei dieſen weißen Haaren, die ich bereits achtundachtzig Jahre auf dem Kopfe trage, und die ich nun bald in die Grube legen will.“

„Und Ihr entblödet Euch nicht, ſo nahe dem Tode, einen Meineid zu leiſten?“ rief Heinrich entſetzt.

„Junger Herr, was ich beſchwöre, iſt wahr, Euer Vater wußte darum!“ erwiderte der Greis.

„O ewige Vorſicht!“ rief Heinrich aus, „er wußte darum, daß unglückliche Neger auf dem Schiffe waren, die Alle lebend erſäuft wurden?“

Hier erhob ſich Wittrin aus ſeinem Seſſel, trat hart vor Heinrich hin und ſah ihn ſcharf an, dann winkte er Scott hinauszugehen und ſchoß einen durchdringenden Blick nach Robinſon. „Wer iſt Jener dort?“ fragte er barſch.

„Ein Freund, der mich hierherbegleitet,“ antwortete Heinrich.

„Hinaus!“ rief der Alte, und als Robinſon nicht Folge leiſtete, wiederholte er ſeinen Ruf und fügte hinzu: „Wenn Ihr meine Zunge löſen wollt, ſo müßt Ihr mir allein gegenüberſtehen.“

Heinrich ſagte hierauf leiſe einige Worte ſeinem Freunde und dieſer entfernte ſich zögernd.

„Ich bin weit entfernt eine That leugnen zu wollen,“ fing nun Wittrin ruhig an, nachdem er ſich wieder in ſeinen Seſſel zurechtgeſetzt hatte, „deren Verantwortlichkeit auf Andere fällt, da ich nur ein blindes Werkzeug in ihren Händen war. Viele Jahre ſind ſeitdem verſtrichen und die Alles mildernde Zeit hat jene Ereigniſſe in ſo weite Ferne zurückgedrängt, wie alle meine damaligen Leiden und Freuden, wie meine unerlaubte Brunſt zur Frau Lotte und ſo weiter und ſo weiter. Ihr wißt Dinge, junger Herr Pöckmöſer, die Euch Euer Vater wahrlich nicht erzählt haben wird; wie kommt Ihr dazu?“

„Er iſt mein Vater nicht,“ ſagte ſchnell Heinrich, „ich ſage mich los von ihm.“

„Ja, wenn Ihr das könntet!“ fuhr der Alte fort. „Er hat Euch nicht darum gefragt, wie er Euch machte. Wir Menſchen ſind nun einmal nicht Herren unſers Willens, wir werden wie Bälle hin und hergeworfen, und ſo geſchah es auch mir.“

„Er iſt mein Vater nicht!“ ſprach Heinrich mit feſtem Nachdruck, „und wohl ſteht es bei mir, mich von ihm losſagen. Ich bin ein Findling,“ ſetzte er ſeufzend hinzu.

„So beklag' ich Euch doppelt,“ erwiderte der Andere, „Ihr bedankt Euch für dieſen Vater, ehe Ihr wißt, welcher Andere Euch noch einmal bevorſteht. Doch das geht mich nichts an. Vielmehr möchte ich wiſſen, wie Ihr hinter den Schlich gekommen ſeid. Alle Papiere und Rechnungen ſind ſorgfältig vernichtet, die ſich auf jene ſaubere Handelſchaft bezogen haben, die Cornelia und ihre geheimnißvolle Ladung ruhen im tiefen Schooße des Oceans, die Matroſen ſind Alle reichlich belohnt worden und in Indien geblieben, nur ich und mein Steuermann Scott leben hier beiſammen auf der lüneburger Haide; darum wollet mir vor allen Dingen ſagen, was das für Papiere ſind, die hier vor mir liegen und die mein ſchwaches Auge nicht leſen, mein altes Gedächtniß nicht wiedererkennen kann, und die Euch unbezweifelt Kunde von der Geſchichte gegeben haben.“

„Dieſe Papiere fanden ſich unter dem Nachlaſſe der Frau des Wirthes Hanſen, „zur Hoffnung der Seefahrer auf dem Pinnasberge,“ ſagte Heinrich.

„Nun ſo wollte ich doch — ich Eſel!“ ſchrie der Greis, „ich gab ſie ihr zum Aufheben, ehe ich meine letzte Reiſe nach den Weſtindias machte. Dort mußte mich der Satan vom gelben Fieber reiten, und ich lag in St.-Thomas ein halbes Jahr ſiech und elend, wobei ich Alles rein vergaß, was mir jemals im Leben begegnet war. Ich ſage Euch, junger Herr, wie ich nach meiner Krankheit wieder nach Europa kam, war ich wie ein neugebornes Kind. Ich kannte Niemanden mehr und wußte nur noch mit Noth deutſch zu reden. Es war ein Glück, daß ehrliche Freunde mir meine ſieben Zwetſchchen aufbewahrt hatten, mit deren Hülfe ich mich hier ankaufte. Erſt nach und nach ward die Erinnerung wieder in mir lebendig, aber wie durch einen Nebel ſah ich manchmal die Ereigniſſe vergangener Tage. Das rührte mich auch nicht ſehr. Ich lebte hier einſam, heirathete die Tochter eines Nachbars, der fünf Stunden von meinem Hofe wohnt, denn näher ſind ſich die Nachbarn der Haide nicht; doch begrub ich mein Weib ſchon nach ein paar Jahren. So iſt mein Alter recht ruhig herangebrochen und meine Jugend liegt mir nun ſo fern, daß es mir vorkommt, als habe ich gar nicht ſie durchlebt, ſondern Alles wäre einem Fremden begegnet, der mir's nur ſo wiedererzählt habe. So ſeht Ihr mich nun hier — Euer Beſuch, es iſt wahr, iſt mir unangenehm — aber Ihr ſeid daran unſchuldig — wer hieß mich auch dem Weibe die Papiere anvertrauen und ſie ihr dann nicht abfordern? Und warum hat ſie dieſe Euch denn nun gegeben? Ihr ſeid doch wol nicht bei ihr in meine Rechte eingetreten?“

„Sie iſt todt,“ ſagte Heinrich.

„Immerhin,“ ſprach Witrin. „Wir Alle müſſen ſterben. Da habt Ihr's denn wol jetzt mit der Tochter und die hat Euch die Papiere gegeben. Meinetwegen! Will hinter Eure Geheimniſſe nicht kommen, wie Ihr hinter die meinigen. Alſo ich will Euch denn die lautere Wahrheit ſagen, frei und offen; mein Gedächtniß wird mir wol treu genug bleiben. Und wenn mich ſelbſt meine Offenheit in ſchwere Unterſuchung brächte, was ſchiert's mich? Mit Achtundachtzig lacht man die Richter auf der Erde getroſt ins Geſicht. Ehe der Proceß hier zu Ende iſt, geht der droben an — nicht wahr? Ehe mich der Henker auf's Schaffot holt, hat mich der Tod beim Genick! Achtundachtzig Jahre muß die irdiſche Gerechtigkeit nicht ſäumen, da ſind wir einer andern verfallen, die gnädig waltet." Die letzten Worte hatte er mit großem Ernſte hinzugefügt, während er das Frühere mit einer brutalen Luſtigkeit vorbrachte.

„Seht nur, wie ich in der Mitte meiner Lebensjahre ſtand, kam ein reicher Hamburger, einige Jahre älter als ich, er kann jetzt wol ſchon die Hundert voll haben, von Mexiko mit vielem Gelde in ſein Vaterland zurück. Was er in Mexiko getrieben, um zu dem Reichthum zu gelangen — wer fragt darnach? Das iſt eine Erſcheinung, die ſich täglich vor unſern Augen erneuert. Der reiche Herr kaufte ein Schiff, ließ es im Innern auf eine ganz eigne Art einrichten, worüber dazumal viel geſchnattert wurde, befrachtete es und da ich gerade zu haben war, ſo übergab er es meiner Führung. Wenn Ihr mich todtſchlagt, ſo weiß ich nicht, was ich auf der erſten Fahrt geladen hatte; ſeht, ſo iſt mein Gedächtniß treulos. Aber des Abends vor der Abreiſe kann ich mich noch wohl erinnern, als mich mein Rheder in ſein Cabinet kommen ließ und mir mit ſüßen Worten und großen Verſprechungen um den Bart ging, ſo lange, bis ich ihm mein Leben und meine Seligkeit verſchrieb für blankes Gold. Und ſo haben wir denn Beide

Wort gehalten. Der Teufel Don Pedro oder Peter Pöckmöſer, das war mein Rheder, machte mich reich und ich führte, mit falſchen Papieren verſehen, ſein Schiff Cornelia, das den zwar damals noch nicht verpönten Sklavenhandel trieb — jedoch in Hamburg, wo ſie voller Vorurtheile ſind und dem Don Pedro ohnedies gern am Zeuche flicken wollten, mit dem tiefſten Schleier des Geheimniſſes verdeckt wurde. So ging es lange Zeit hindurch und reichen Gewinn brachte dieſer Handel. Ich war am Ende ſo daran gewöhnt, Schwarze zu laden, daß ich ſie in den Räumen, die ſchon dazu eingerichtet waren, neben einander ſchichten ließ, als wären's Waaren ohne Empfindung und Gefühl. Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier. Anfänglich machte das Ding einen curioſen Eindruck auf mich. Dann aber ging ich Morgens ſelbſt durch die Räume, um Alle, die etwa erkrankt oder gar ſchon todt waren, ſogleich — der Reinlichkeit wegen — ins Meer werfen zu laſſen; und dieſer Ordnung und Sorgfalt verdanke ich's, daß ſelbſt bei den längſten und beſchwerlichſtem Ueberfahrten nur wenig Verluſt an Sklaven war und ſtets ein bedeutender Gewinn abgeworfen wurde. Aber, mein' Seel'! ich weiß nicht — die Geſchichte greift mich an. Ich dachte nur ſelten mehr daran. Seid von der Güte, junger Herr, und reicht mir einen Schluck Gin!... Brr! 'runter iſt er!.... Dieſe Morgenviſiten waren keineswegs angenehm — es war ein fauler, verteufelter Geſtank bei den Sklaven und ſie lagen gar unbequem da, trotz meiner Sorgfalt und Reinlichkeit. Als nun aber der Sklavenhandel abgeſchafft worden war, da wollte Don Pedro den guten Gewinn doch nicht fahren laſſen. Noch als die Franzoſen Hamburg beſetzten, wußte er es ſo geſchickt einzuleiten, daß ihm die falſchen Certificate nie fehlten. Ein gewiſſer Belfort, der damals eine kurze Zeit hindurch die rechte Hand des Generalconſuls war, verſchaffte ſie ihm immer“ —

„Belfort, ſagt Ihr?“ rief Heinrich aus — „derſelbe, der jetzt die Herrſchaft Elichette bei Montpellier beſitzt, wonach er ſich nennt?“

„Verlangt doch nicht von mir, junger Herr,“ ſagte der Greis, „daß ich ſo etwas auch wiſſen ſoll — es nimmt mich Wunder, daß mir der Name Belfort eingefallen iſt.“

„Alſo weiter; fahrt fort!“ ſagte Heinrich, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörte.

„So ging es denn viele Jahre hindurch fort. Kein Menſch hatte Arges dabei. Don Pedro wurde reicher und reicher, das iſt aber eine Erſcheinung, die an der hamburger Börſe Niemanden Wunder nimmt. Die letzte Reiſe machte mein Rheder mit. Er wollte einen wichtigen Punkt perſönlich ſchlichten und eine bedeutende Summe von einem Hauſe eintreiben, an deſſen Solidität er zu zweifeln begann und Niemanden damit beauftragen konnte, weil ſonſt ein Licht über die Natur der Verbindung mit dieſem Hauſe einem Dritten hätte angezündet werden müſſen. Gerade wie der Alte an Bord war, ging Alles conträr, als hätte der Teufel ſelbſt ſeine Hand im Spiel. Windſtille, Krankheiten, und Alles ſchien rettungslos verloren. „Wie weit ſind wir vom Lande?“ fragte mich in einer mondhellen Nacht Don Pedro. „Land iſt ganz in der Nähe,“ erwiderte ich, „aber nicht das, wohin wir ſteuern und wohin wir unſere Sklaven zu bringen denken. Dies hier iſt eine franzöſiſche Beſitzung.“ „Kann man mit einem Boote ohne Gefahr die Küſte erreichen?“ fragte er wieder. „Das iſt ein Leichtes,“ ſprach ich. „Nun wohlan,“ ſagte er darauf,

„ſo wollen wir das Schiff ſinken laſſen mit der ganzen Ladung. Wir und die Mannſchaft werden in den Böten die Küſte erreichen.“ „Man rief die Matroſen zuſammen; man ſtellte ihnen ihre hoffnungsloſe Lage vor, da die Sklaven von der Peſt befallen ſeien und wir noch ſo weit mit ihnen vom Beſtimmungsorte wären, daß wir Alle nothwendig zu Grunde gehen müßten, wenn wir nicht zu dem äußerſten Mittel ſchritten. Alle waren's zufrieden. Don Pedro, der alte Teufel, gab nun den Befehl, das Schiff leck zu machen; wir blieben ſo lange an Bord, bis es ſtark zu ſinken begann, ſprangen dann in die Boote und hörten das verzweifelnde Gebrüll der untergehenden Schwarzen, die nicht im Stande waren, ſich zu rühren, geſchweige denn zu retten. Aber das größere Boot, das mit vielen Menſchen und einer Menge von Gegenſtänden überladen war, ging im Angeſichte der Küſte unter; nur das kleinere, worauf Don Pedro, ich und die geringere Anzahl der Matroſen uns befanden, erreichten dieſelbe. Wir waren Schiffbrüchige, ſo hieß es, und die Verſicherungsſumme für Schiff und Ladung wurde, nach unſern falſchen Papieren, dem Eigenthümer ausbezahlt.“

Der Alte machte hier eine Pauſe und nahm wieder einen Schluck Gin.

„Es war eine entſetzliche Nacht, obgleich das Meer ruhig war und der Mond angenehm leuchtete. Aber das ſinkende Schiff, das Geſchrei — es machte denn doch auf unſere rohen Seemannsſeelen einen abſcheulichen Eindruck. Es ſchien uns auch, als wenn es in den Wellen von Haien und andern Ungeheuern wimmelte, die Alle wild herbeiſchoſſen, um ihren Theil am Fang zu haben. Es war recht gut, daß das gelbe Fieber mir mein Gedächtniß nahm — ich hätte es die langen Jahre hindurch nicht ausgehalten und wäre vielleicht ſo toll und verrückt worden wie Euer Onkel, der alte hundertjährige Peter.“

„Mein Onkel?“ rief Heinrich voll Unwillen, „wer iſt mein Onkel?“

„Ja ſo,“ ſprach Wittrin; „nu, nu, nehmt's nur nicht übel — ich vergaß, daß Ihr nicht Pöckmöſer's Sohn ſeid. Jetzt hab' ich Eure Neugier befriedigt und, wahrhaftig! es hat mich angepackt. Aber nun müßt Ihr mir dieſe Papiere hier laſſen — darum bitt' ich Euch — was ſollen ſie bei Euch? Ich will ſie vernichten.“

„Nehmt ſie hin!“ ſagte Heinrich trocken, „mein Vorſatz ſteht feſt — die Rache will ich nicht heraufbeſchwören — doch halt!“ rief er ſchnell, indem er die Papiere, die ſchon Wittrin ergriffen hatte, dieſem ſchnell wieder entriß. „Eins gehört nicht dazu — dieſes hier!“ Und damit nahm er einen Zettel davon und wollte ihn zu ſich ſtecken.

„Was iſt das für ein Zettel?“ fragte Wittrin.

„Er kann vielleicht einmal mir meinen Urſprung enthüllen“ — ſagte Heinrich, „und das iſt mir von Wichtigkeit; ich ſtehe auf dem Punkte, alle Bande abzuſtreifen, die mich an Pöckmöſer's Haus feſſeln, und ſehnlich wünſchte ich die Enthüllung, wer meine Eltern waren.“

„Dieſer Zettel unter dieſen Papieren?“ fragte Wittrin mit Neugier, „was kann es damit für ein Bewandtniß haben? Seid von der Güte und leſ't ihn mir, denn meine Augen ſind es nicht im Stande.“

Heinrich las, „daß eine arme Frau im Mai des Jahres 18.. einen Knaben, Heinrich getauft, ins Waiſenhaus brachte, den ſie in einem Korbe, worin ein Zettel mit ſeinem Namen lag, gefunden zu haben vorgab.“

„Heinrich!“ ſchrie der Alte — „nun ſo höre denn mein letztes Geſtändniß, das Dir Deines enthüllt. Ich war rüſtig und reich — wenn gleich alt — und hatte ſträflichen Umgang mit Lotten, Hanſen's Weib; ſie ward guter Hoffnung von mir, da ihr Mann über Jahr und Tag zur See war. Sie mußte ihren Ruf retten — Mörderin an ihrem Kinde wollte ſie nicht werden — daher trug ſie ihr Neugebornes ins Findelhaus — und dieſes Kind biſt Du — biſt mein Heinrich!“

„O Himmel und Erde!“ ſchrie dieſer voll Entſetzen und fiel gleich darauf beſinnungslos zur Erde.

20.

Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?

Die Nachricht, daß Heinrich unterwegs, auf der Heimreiſe begriffen, von einer Unpäßlichkeit befallen worden ſei, war bereits im Pöckmöſer'ſchen Hauſe angelangt. In der That hatte die überraſchende Entdeckung, die Heinrich im erſten Augenblick ſeiner Sinne beraubte, ihm ein Fieber zugezogen, das nur den angewandten Mitteln des herbeigerufenen lüneburger Arztes weichen wollte. Sein wackerer Begleiter und Vertrauter, der Capitain Robinſon, mußte ihn auch verlaſſen, da ſeine „Frau Margaretha“ jeden Tag ſegelfertig ſein konnte, und ſo befand er ſich in dem Hauſe, das nunmehr ſein väterliches war, unter Leuten, die er ohne Scheu nicht anſehen konnte, in der öden Haide, von Stürmen umſauſt und von innerer Glut verzehrt. Heinrich's Krankheit kam dem Chevalier erwünſcht.

Er hatte deſſen Abweſenheit dazu angewandt, die nähern Verhältniſſe des indianiſchen Mädchens zu Heinrich durch ſeinen erkauften Spion, den indianiſchen Jongleur, erſpähen zu laſſen. Was er durch ihn vernahm, war ihm jedoch keineswegs befriedigend. Die Schilderung, welche der verkappte Bramin von den Reizen ſeiner Landsmännin machte, erſchienen ſo überſpannt, daß der Chevalier ſich nicht des Spottes enthalten konnte. Des doppelten Spottes, weil eine ſolche braune Wilde, wie er ſie nannte, zwar pikant ſein könne, nach ſeiner Meinung, jedoch nie ſchön — und weil er daraus abzunehmen glaubte, der wackere Gaukler hege ſelbſt zärtliche Neigung für den fremden Schatz.

Wie dieſer ihm nun vollends von der Alles überſteigenden, ſich ſelbſt vergeſſenden, aufopfernden Liebe des Mädchens vorſchwatzte, da wies er den Botſchafter unwillig von ſich.

„Eine Bajadere!“ rief er, und er glaubte die Bedeutung zu kennen; „es iſt ein feiner Betrug, doch nur von Indianern für Indianer erſonnen. Ein Franzoſe ſieht weiter. Ich will Euch ſelbſt überzeugen. Der braune Burſche iſt in ſie vernarrt. Ich werde mit der hindoſtaniſchen Schönheit ein Verhältniß anknüpfen, es iſt der kürzeſte Weg. Bis Heinrich von ſeiner Haidekrankheit geneſen ſein wird, bin ich am Ziel — das iſt gewiß — bei ſeiner Heidin!“

Als ein naher Verwandter Heinrich's ließ er ſich bei Gadſalûnah melden, die, in Gram aufgelöſt, der Rückkehr ihres Heißgeliebten vergebens harrte.

Bei ſeinem Eintreten machte die natürliche Anmuth, womit die Kleine ſich ihrem Schmerze hingab, einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Weit ab ſchwärmten ſeine Gedanken von dem Wege, der ihn hierher geführt hatte. Er gedachte nicht mehr Heinrich's und ſeiner Reiſe, eine Liebeserklärung ſchwebte bereits auf ſeinen Lippen.

Da plötzlich erwachte in ihm der Gedanke, daß dieſer zur Schau getragene Schmerz Verſtellung ſei; daß ſeinem Golde, ſeiner Liebenswürdigkeit die Reize der feilen Bajadere, die zu dieſem Handwerke ja ſeit der Geburt ſchon abgerichtet war, zum Opfer fallen müßte; er erblickte in ihr nur des Dichters „verlornes ſchönes Kind."

Die Pauſe, die dieſe Betrachtung einnahm, hätte Gadſalûnah's Aufmerkſamkeit erregen müſſen, da der fremde Mann ohne zu ſprechen ihr lange gegenübergeſtanden hatte; doch ſie war ſo verloren in ihrem Grame und ſie erwartete nichts Tröſtliches von dem bleichen, ſchwarzgekleideten Manne, daß ſie, ohne ihm beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſtumm und betrübt auf der Erde ſitzen blieb, wie es bei den Hindoſtanern in Zeiten tiefer Trauer üblich iſt.

Elichette brach endlich das Schweigen, um in engliſche Sprache der Kleinen die Nachricht von Heinrich's ſchwere Erkrankung zu überbringen, wozu er, wie er ſagte, als ei naher Verwandter des Hauſes den Auftrag erhalten habe.

„Wo liegt er krank?" fragte Gadſalûnah, „da ich zu ihm gehen kann, um ihn zu tröſten in ſeine Schmerzen."

„Weit von hier," erwiderte Elichette.

„O wär's in meiner Heimat," ſprach ſie, „do würde ihn die milde Luft und meine Liebe gleich geſunde laſſen. Aber wo iſt es? Schnell — ſchnell — ich da nicht ſäumen. Er kann nicht gefährlich krank ſein! Sein Jugend, ſeine Kraft, die halten ihn aufrecht, die wird Gram nicht ſo ſchnell verſiegen laſſen. Er wird nach mir ſi ſehnen, führe mich zu ihm!

Elichette's Scharfblick konnte hier nichts unterſcheide Der Ausdruck, womit dieſe Worte geſprochen wurden, ſchie ihm in der That natürlich zu ſein. Er wollte die Sache daher auf das Aeußerſte treiben.

„Dich zu ihm führen?“ wiederholte gedehnt der Franzoſe; „glaubſt Du wirklich, daß Deine Gegenwart im Stande ſein wird, ihm die Geſundheit wiederzugeben? Im Gegentheil, ich beſorge, daß Deine Reize, ſchönes Kind, ſeine Nerven, ſein Blut, alle ſeine Sinne zu ſehr aufregen würden, und glaube, daß es daher beſſer ſei, wenn Du Deine Künſte hier an Geſunden verſchwendeteſt.“

Dabei hatte er ihre Hand ergriffen, die ſie ihm ruhig ließ.

„Viel hörte ich bereits von den Reizen Eures Tanzes, aber meine Nation thut es darin hier im Abendlande allen andern zuvor,“ fuhr er fort, „und ich ſelbſt ſchmeichle mir einiger Meiſterſchaft; daher mag es Dir verzeihlich erſcheinen, wenn ich Dich bitte, vor mir eine kleine Probe abzulegen. Nun, Mädchen, tanze! Du ſollſt Dich keinem Undankbaren gefällig erweiſen.“

„So müßten mich ja Indras' Donnerkeile zerſchmettern,“ rief Gadſalünah, indem ſie ſich mit Abſcheu von ihm losmachte, „wenn ich jetzt, da mein Gatte krank daniederliegt, vor Dir tanzen wollte, wenn ich es überhaupt thäte, ohne daß mir ſein Befehl dazu ward. Und nie — nie würde er mir's befehlen! Ich bin nicht mehr die begeiſterte Tänzerin, die bei Kriſchna's anmuthigen Feſten zum Klange der Cymbeln und Becken die Glieder bewegt — ich bin ausgeſchieden aus der Zahl der Schweſtern und die Gattin werden eines Mannes, den ich liebe — und meine Pflicht iſt es, ſein zu warten mit treuer Sorgfalt.“

„Und verunreinigt Euch nicht die Nähe des Sterbenden?“ fragte Clichette.

„Des Sterbenden?“ ſchrie ſie; wer ſtirbt? Bei dem

Gotte des hundertfältigen Opfers, verſchweige mir nichts, Europäer!"

„Je nun, ſo wiſſe denn, daß Der, den Du Deinen Gatten nennſt," fuhr der Chevalier fort, „an einer gefährlichen Krankheit danieder liegt, die ihm das Leben koſten wird. Ich wollte Dir's anfänglich verſchweigen, um Dich zu ſchonen."

„Mich zu ſchonen?" ſprach Gadſalünah, „und Du wähnteſt, das ſei Barmherzigkeit? Nein, nun dank' ich Dir, daß Du mir die Wahrheit ſagteſt. Sogleich will ich ein Ghih bereiten, um den Ausgang ſeiner Krankheit zu erfahren."

„Ein Ghih?" fragte Elichette, „was iſt das?

„Ein Brandopfer, das untrüglich prophezeiht," rief ſie ſchnell; „o halte mich nicht auf!" Bei dieſen Worten wollte ſie das Zimmer verlaſſen.

„Du kannſt Deine Mühe ſparen!" fuhr ihr Peiniger fort, der jenem Arzte glich, der mit kaltem Blute ſeine mörderiſchen Experimente an lebenden Thieren anſtellt, „er iſt" — —

„O ſprich nicht aus!" ſchrie mit zerreißendem Accente das arme Weib und warf ſich mit dem Geſichte auf den Boden, indem ſie dabei in ein erſticktes, convulſiviſches Schluchzen ausbrach.

Elichette erhob ſie mit Mühe und trug ſie, die an allen Gliedern wie gelähmt ſchien, auf das nahe Sopha. Sie ſah gelb und verſtört aus, der heftige Fall hatte ihr zierliches Geſichtchen an mehren Stellen blutrünſtig geſchlagen.

Der Chevalier ſtand ſeltſam ergriffen vor ihr. „Dies wäre bei einer Europäerin Wahrheit," ſo dachte er bei ſich, „aber eine Bajadere iſt keiner ſo tiefen Empfindung fähig, wie dieſe hier heuchelt. Wer weiß nicht, wie dieſe Indianer den körperlichen Schmerz gering achten. Welche Proben davon gibt uns nicht der religiöſe Wahnſinn der Fakire; wer würde ſeinem Leibe Zumuthungen ſtellen, wie die in Europa allbekannten indianiſchen Jongleurs, die ſich Degen bis in den Magen hinabſtoßen und mit ſtarken Nadeln jeden Theil ihres Körpers durchſtechen?"

Der Ausbruch ihres Schmerzes hatte einen widrigen Eindruck auf den entnervten Franzoſen hervorgebracht; er wollte daher ſeine Botſchaft wie ſeinen Beſuch endigen und auf ein andermal deren Wirkung erſpähen. „Ich ſehe Deinen Schmerz," ſagte er, „und beklage, daß ich ihn noch vergrößern muß. Wiſſe denn — Dein Heinrich iſt bereits todt."

„Todt?" ſchrie ſie mit einem Ausdrucke, der ſelbſt eine leichte Regung von Mitgefühl in Clichette's Herzen von Stein hervorrief. „Nun denn, wohl ihm und mir!" ſetzte ſie gemäßigt hinzu. „Wir waren im Leben Eins, wir werden im Tode nicht getrennt ſein. Mit ſeiner Leiche will ich den Scheiterhaufen beſteigen, wie es dem Weibe ziemt — ach!" rief ſie aber ſogleich wieder mit dem ſchmerzlichſten Ausdrucke, „ich vergaß, daß Ihr den Körper nicht der reinen, läuternden Flamme übergebt, ſondern daß Ihr ihn in den dunkeln Schoos der Erde, in Nacht und Verweſung vergrabt. O ich Unglückliche! Der letzte Troſt wird mir in dieſem Lande geraubt: der Troſt, mit ihm zu ſterben!"

„Was wollteſt Du thun?" ſprach mit tückiſchem Lächeln der Chevalier. „Mit Deinem todten Liebchen den Scheiterhaufen beſteigen? Du biſt wol närriſch, mein Kind — und Du kennſt noch zu wenig unſere europäiſchen Gebräuche. Der Todte wird in die Erde geſenkt — Du aber bleibſt auf der Erde, zur Freude Deiner Mitmenſchen, wovon ich einer zu ſein die Ehre habe."

„Ich verſtehe Dich nicht," ſchienen Gabſalimah's verſtörte Blicke zu fragen.

Er fuhr fort: „Sieh, mein Kind, ich will Dir ja gern Deinen Schmerz glauben und fordere gar nicht ſo ſchreckliche Beweiſe von Dir. Verbrennen! Weißt Du, was das heißt? Feuer thut weh — haſt Du ſchon jemals den Finger zum Licht gehalten und erprobt, wie das thut?"

„Den Finger — die ganze Hand verbrennt ſich die Witwe, um ihrer Familie zu zeigen, daß es ihr Ernſt ſei, den Scheiterhaufen zu beſteigen. Der herzgeborene Liebesgott umfächelt das treue Weib in den Flammen und trägt ſie hinauf nach Waidſchanama, dem Götterpalaſte. Wa iſt der Schmerz? Haſt Du jemals von unſerm Volke gehört — von den Jogis und Saniaſſis? Ich ſah einen ſolchen im Thale von Jagernaut, mit emporgeſträubtem Haare, welches ſeine Arme hielten, ſtarren Auges in die Sonn ſehen, und ſo ſtand er viele, viele Jahre — nur genährt von Dem, was die frommen Pilger ihm in den Mund ſteckte Tag und Nacht ſtand er, offenen Auges, und Schlingpflanzen wucherten an ihm empor und Termiten hatten bis zu halben Leibe ihre Wohnungen an ihm gebaut und Vöge umflatterten ihre junge Brut in den Neſtern unter ſeine Achſelhöhlen. Seit ich Das geſehen, wußte ich, daß de Körper nichts ſei und die Seele Alles — und ſollte ich nich freudig in die Flammen mich werfen, um mich ihm dor oben zu verbinden?"

Der Chevalier beobachtete ſie lange und ſchwieg. Abe in ſeinem Innern bildete ſich ein ſo kühner Gedanke, wa er nur je in dem Kopfe eines entarteten Wollüſtlings ent ſprang.

Daß es Gabſalimah nicht Ernſt ſein könne, ſich mi der Leiche Heinrich's verbrennen zu laſſen, das glaubte e deutlich zu ſehen; aber er war neugierig, wo ſie eigentlich hinauswollte. Sie will ſich damit intereſſanter machen, dachte er, aber ſie will die Gewißheit von ſeinem Tode haben, um nachher andere Saiten aufzuziehen.

„Je nun," ſprach endlich tückiſch forſchend der Chevalier, „es gäbe auch in dieſem Lande wol Mittel, Dir den ſehnlich herbeigewünſchten Troſt zu verſchaffen. Es halten ſich hier zu allen Zeiten Prieſter Deiner Lehre auf, die mit unſern Schiffen aus Deinem Lande hierher kommen; es wäre ſogar möglich, für eine bedeutende Summe die Erlaubniß der Regierung zu erhalten, ein Todtenopfer nach Deiner Weiſe zu begehen. Was uns betrifft, ſo ſind wir darin zu aufgeklärt, um nicht Deinen Ceremonien freien Lauf zu laſſen; was mit dem entſeelten Körper vorgenommen wird, ob er verbrannt oder beerdigt werde, iſt uns gleich; auf dem Meere erſäufen wir unſere Leichen. Wenn ich wüßte, daß es Dir Ernſt wäre, ſo wollte ich die nöthigen Anſtalten ſogleich treffen."

Er hielt, Gaſſalamah ſcharf beobachtend, inne. Dieſe aber ſchien mit einem Male neue Lebenskraft zu erlangen, ihre Wange färbte ein glühender Schimmer, ihr Auge glänzte verklärt; ſie erhob ſich mit Kraft und warf ſich vor dem Chevalier auf die Knie, wie vor einem göttlichen Weſen.

„Wenn Du mir Das in dieſem Lande zu gewähren im Stande biſt, ſo will ich den Augenblick ſegnen, wo ich ſeine Küſte betrat, und Dich wie einen Strahl der ewigen Macht verehren und anbeten," ſagte ſie.

Clichette trat einen Schritt zurück. Ein ſeltſamer Kampf erhob ſich in ſeinem Innern. Sollte er nach leichter, franzöſiſcher Weiſe den Spaß nun weiter treiben mit der Bajadere? ſie hintergehen und aus dem Verbrennungsfeſte einer erdichten Witwe, das nur bis zu dem Anzünden des Scheiterhaufens getrieben werden durfte, ſeinen luſtigen Brüdern einen originellen Scherz bereiten, die, als Braminen verkleidet, bei dem Verbrennen der intereſſanten Büßerin Rollen übernehmen konnten? Dann dachte er wieder, wie — wenn es wirklich dahin käme — daß ich dieſes ſchöne Weib allein hätte, an entlegenem Orte, und es ſich mir nicht hingeben wollte — und ich ließe ihrem religiös-ſinnlichen Fanatismus freien Lauf und ſetzte ihrem freiwilligen Tode nichts in den Weg — und ein finſterer Geiſt, der ihn beherrſchte, trieb ihn dazu an.

„Komm' es denn, wie es komme," ſprach er zu ſich; „ich beginn' es als Scherz, mag es wie Ernſt enden."

„Ich betrachte Dein Stillſchweigen wie Theilnahme," fing Gabſalimah wieder zu ſprechen an; „Du denkſt darüber nach, wie Du mein Vorhaben ausführen willſt. Ich danke Dir dafür, theurer Mann. Doch vor Allem bitte ich Dich, daß Du mir den weiſen, frommen Schaikham ſendeſt, der hier im Orte lebt und der mich kennt und mich beſucht hat, damit er mich zu meinem großen Werke erſtärken möge."

„Erſtärken?" ſprach Elcherre höhniſch, denn der Betrug ſchien ihm jetzt augenſcheinlich, da ſie den von ihm gutgekannten Indianer ſelbſt verlangte. „Wozu wäre das nöthig? Du ſprichſt ja mit einer Ruhe davon, als ſollteſt Du zum Tanze gehen? Du haſt Dich wunderbar ſchnell erholt und zeigſt wahrlich nicht die geringſte Schwäche."

„Und ſollte ich ſchwach ſein," erwiderte Gabſalimah, „da ſich mir die glänzendſte Ausſicht zeigt? Werde ich ihn nicht in meinem Arme halten, dem mein Leben geweiht war? Werde ich nicht ſeinen frommen Mund an den meinen drücken dürfen? nicht ſeine klaren Augen nach mir lebten, wenn das heilige Sandelholz zum Brautbett uns aufgeſchichtet ſein wird? In dem Augenblicke, wo die Flamme unſere Glieder verzehrend berührt, werde ich ihn glühend umſchlingen, wie zum erſten Male ich es that, und in dieſer Seligkeit keine Schmerzen achten und unſer Weſen in Eins untheilbar und ewig verſchmelzen!"

„Ich begreife Deine Sehnſucht, Bajadere," ſprach trocken der Franzoſe; „ein ſolcher Tod beut himmliſche Luſt — und ich will ſehen, ſie Dir nach Kräften zu beſchleunigen. Bald ſiehſt Du mich wieder."

Und mit dieſen Worten verließ er die arme Witwe, noch immer unentſchloſſen, wie er das begonnene Werk der Nacht wenden: ob er ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel daraus machen ſollte. Er wollte noch dieſen Abend Beautran, den verkappten Bramin, davon unterrichten. Die Ausführung ſchien ihm nicht ſchwierig. Das einſam gelegene Haus des alten Don Pedro, welches er auf jenem trüben morgendlichen Ritte mit Holzmann durch Zufall kennen gelernt hatte und von dem ohnedies im Volke die Sage ging, daß der tollſte Spuk darin gehalten würde, ſchien ihm eine Scene zu jedem ſchauerlichen Abenteuer zu ſein und daher auch zu dieſer Gelegenheit willkommen. Mit dem wahnſinnigen Greiſe hoffte er leichtes Spiel zu haben, und daß ihm dieſer in ſeinem Hauſe jeden Unfug unter Vorſpiegelungen, die ſeinem Geize und ſeiner Narrheit fröhnten, geſtatten würde.

Im Comptoir ließ er ſich an dieſem Tage nicht ſehen, ſo ſtark beſchäftigte ihn die Sache. Nur Blanche ſagte er leiſe im Vorbeigehen, daß die Stunde einer fürchterlichen Rache tage, worauf ſie wie gewöhnlich mit einem wehmüthig ſchmerzlichen Lächeln antwortete.

Gadjalimah aber legte, ſobald der Franzoſe ſie verlaſſen hatte, weiße Gewänder an und harrte ſtumpfſinnend in ſtummem Schmerze und ſtillem Gebete der Ankunft des Bramines, wie es den Witwen in ihrer Heimat durch das Geſetz vorgeſchrieben iſt.

21.

[illegible]
Die feindlichen Gewalten, die ihn [illegible] —

Wilhelmine Tiſchmöller war keine glückliche Braut zu nennen. Ihr Bräutigam kam ihr fremd, räthſelhaft und geheimnißvoll vor und ſie wünſchte manchmal im Stillen, daß die Wahl ihrer geliebten Eltern auf einen Andern gefallen ſein möchte als auf den Franzoſen. Maler Trietſch, obgleich er keineswegs die glänzenden Eigenſchaften des Chevaliers beſaß, wäre ihr als ein viel willkommenerer Freier erſchienen. Sie konnte nicht wegleugnen, was alle Welt an dem Chevalier pries; aber alle Welt ſah ihn nur aus der Ferne und zu gewiſſen Stunden; wer ihn aber — wie es nun bei ihr wol der Fall geweſen war — zerſtreut, brütend, überwacht, unfreundlich, wol gar mürriſch geſehen hatte, konnte ſich unmöglich eines unheimlichen Gefühls in ſeiner Nähe erwehren.

Die arme Wilhelmine trug jedoch ihr Schickſal in Geduld; in keinem Falle hätte ſie, die gehorſame Tochter, durch Klage oder Unzufriedenheit mit ihrem Looſe die Beſorgniß ihrer Eltern erregen wollen. Anfänglich glaubte ſie, durch ihre innigſte Neigung, die ſie ihrem Bräutigam bemerkbar zu machen bemüht war, würde ſie deſſen Sorge verſcheuchen und ſeinen Zügen ihre frühere ewige Heiterkeit wieder zu verleihen im Stande ſein. Sie erſchöpfte ſich in

Liebkoſungen, in zärtlicher Sorgfalt, in jenen kleinen Zudringlichkeiten, die nach ihrer Meinung einer Geliebten ſo wohl anſtehen; dadurch machte ſie aber das Uebel ärger und es ſchien, als verſchwände ſie ihm faſt gänzlich aus ihrer Nähe. Sie forſchte nunmehr, jedoch einzig und allein mit ſich zu Rathe gehend, welches die Urſache von Eichorne's Benehmen ſein könne, und da ihre Erfahrung nur gering war, leitete ſie der gewöhnliche Inſtinct der Verliebten zur Eiferſucht.

Eine Andere mußte es ſein, welcher der Chevalier alle ſeine Liebenswürdigkeit weihte, mithin ſie vernachläſſigte; das ſtand feſt bei ihr. Sie muſterte alle Schönen und Unſchönen in dem Kreiſe, wo ſie ſich bewegte; und war es bald die Eine, bald die Andere, gegen welche ſie Argwohn ſchöpfte, ſo zeigte ſich's doch, daß ihr Verdacht keinen Halt hatte und ſie ward auf's Neue in dem unendlichen Meere banger Zweifel umhergeworfen.

Lange ſchwankte ſie, ob ſie dem Chevalier ſelbſt ihren Gemüthszuſtand enthüllen ſollte, um endlich einmal klar zu ſehen; aber immer hielt ſie die Scheu davon zurück und ſie wandte ſich, da ſie nicht mehr im Stande war, dieſe Pein allein zu tragen, an Blanche, um durch eine Mittheilung ihr Herz zu erleichtern.

Ach, Blanche, die zierliche, muntere Blanche! wie war die auch ſo verändert. Alle Munterkeit war von ihr gewichen — ſie ſtarb dahin im trüben Gram. Mein Gott! wie die Liebe doch ſo ſchreckliche Veränderungen in dem Menſchen hervorbringen kann, dachte Minchen mit Schaudern; denn ſie wußte nicht, welcher Art das Gefühl der Verſchmähten iſt, der gebrochene Stolz das Herzchen verzehrt, und daß in der kranken Bruſt jetzt eine fürchterliche Leidenſchaftlichkeit lebte, zu ohnmächtig, um ſich [illegible] zu wirken und ihre Pflegerin ſelbſt der Vernichtung preisgibt.

Troſt konnte Wilhelmine von Blanche nicht erwarten; nicht einmal jene Redſeligkeit fand ſie bei ihr, die, eine ergiebige Quelle, wie ein Wunder auf dem erſten Schlag der Wünſchelruthe aus dem Felſen ſpringt, im ſtrömenden Schwall gleiche Empfindungen wiederbringt und ſich unwillig ergießt über Treuloſigkeit und Unempfindlichkeit der Männer und zuletzt über das Thema: „So ſind ſie Alle,“ eine prächtige Caſcade bildet.

Blanche konnte ihrer Freundin nichts ſagen, weil ſie wohl fühlte, daß dieſe ſie nicht verſtanden hätte; ſie konnte ihr auch keinen Troſt bieten, denn ſie wußte, daß ſie mit ihrem Bruder nie ſich glücklich fühlen würde; das Einzige war, daß ſie ſie zur Geduld ermahnte, da Alles hienieden, was uns geheimnißvoll, betrübend, ja peinigend erſcheint, ſeiner endlichen Löſung entgegenreift und ſei es auch an dem Rande des Grabes. Daß dieſe Worte nicht im Stande waren, die Zweifel einer Braut zu beſchwichtigen, kann Niemand befremden; ebenſo darf man aber verſichert ſein, daß ſie immer fortdauerten.

Dies, ſowie ihre beiderſeitige Stimmung, hatte die Mädchen mehr und mehr von einander entfernt. Madame Pockmeier ſuchte auch nicht mehr den gewohnten Vergnügungen und ſie lebten daher ziemlich einſam und einförmig auf ihrer Villa, die ſie vor dem Thore beſaßen.

Eines Abends, da Blanche und Wilhelmine einer häuslichen Verrichtung wegen zur Stadt gekommen waren und die Erſtere im Beſuchzimmer ſaß, den Wagen erwartend, ſtürzte Wilhelmine in großer Aufregung zu ihr herein, kaum eines Wortes mächtig. Blanche hatte ſich einen feſten Gleichmuth zu eigen gemacht und wäre bei Wilhelminens

Erſcheinung ſonderbar beunruhigt worden, wenn nicht gerade ihre Gedanken bei Heinrich verweilt hätten, deſſen plötzliche Erkrankung in dem Hauſe des alten Morein ſich erſt geſtern bis zu ihr verbreitete. Wie ein Blitz durchzuckte es ihre Seele, ſie ſprang auf und fragte mit Entſetzen: „Iſt er todt?“

Wilhelmine ſtarrte ſie an; „Wer?“ entwand ſich ihrer gepreßten Bruſt.

Blanche rief geſteigert: „Er — Dein Bruder!“

Wilhelmine ſchüttelte den Kopf: „Nein — die Italienerin — die Kleine — Schwarze!“

„Seine Geliebte?“ fragte wieder Blanche und eine krankhafte Röthe überflog das bleiche Antlitz. „Die Italienerin iſt todt?“

„Ach, wer ſpricht davon,“ ſagte Wilhelmine mit leiſem Unwillen, „die Italienerin, die hübſche, kleine, ſchwarze — — mit den Wachslarven — ſie iſt bei ihm — jetzt — und es iſt ja doch in dieſer Jahreszeit von keiner Maskerade die Rede!“ Dabei warf ſie ſich an Blanche's Bruſt. Dieſe merkte nun ſogleich, daß hier von Eiferſucht die Rede war und daß eine niedliche Italienerin, welche mit feinen Wachslarven, die ihr Vater verfertigte, hauſiren ging, ſich zur Abendſtunde bei ihrem Bruder eingefunden habe.

Verächtlich machte ſich Blanche von dem Mädchen los und nahm ihren früheren Platz wieder ein.

„Welche Erbärmlichkeit!“ ſprach ſie ſchroff und kalt, und wie Du mich damit erſchreckt haſt! Sage mir lieber, weißt Du nichts von Heinrich? Iſt ſeine Krankheit von Bedeutung? Du haſt Deinen Vater geſehen — was haſt Du erfahren?“

„Nichts — nichts“ — rief Wilhelmine, deren Aufregung ſich mit jeder Minute ſteigerte, „es hat gar nichts zu belauſchen — er wird bald wieder hier ſein — aber dort — bei ihm — bei Hippolyt — jetzt, in dieſem Augenblicke — o Blanche! bei unſerer Freundſchaft! bei Deiner Liebe! bei unſerm Heilande beſchwöre ich Dich! rette mich, es ſteht bei Dir — reiße mich aus meinen Zweifeln — in Deinem Zimmer kann ich ſie belauſchen — gib mir den Schlüſſel!"

„Wie unwürdig!" ſagte Blanche mit einem leiſen Anflug von Entrüſtung. „Lauſchen, wenn Wäſcherinnen, Näherinnen und ähnliche Geſchöpfe ſich häuslicher Angelegenheiten wegen einfinden — welche Entdeckung könnteſt Du machen?"

„O doch" — erwiderte Wilhelmine; „ein Geheimniß wird ausgebrütet, das iſt gewiß. Das Mädchen iſt nicht allein bei Hippolyt, ſonſt — und wüßte ich dadurch ſeine Treue oder Untreue klar wie den Tag zu ſchauen — würde ich die Lauſcherin nicht abgeben wollen — aber auch Andere ſind bei ihm zugegen."

„Um ſo mehr," ſprach nun ernſtlich unwillig Blanche, „ſie werden ein Gelag haben, einen Scherz veranſtalten — was weiß ich — laß mich, Wilhelmine — ich will davon nichts wiſſen. Es wird ſpät, wir wollen zur Mutter hinaufgehen."

Wilhelmine jedoch beruhigte ſich dabei nicht; ſie warf ſich mit einem, an ihr nie zuvor bemerkten Feuer vor Blanche nieder und umfaßte ihre Knie: „Kannſt Du mich ſo kalt verzweifeln laſſen? Sieh — ich fühl' es, daß von dieſer Stunde mein — Dein Geſchick abhängt. Ich muß hinter den Vorhang blicken, der mir meine Zukunft verbirgt. Ich ſtehe nicht auf, bis Du mir den Schlüſſel gegeben haſt."

Die weichere Blanche ſah ſich von der ungewöhnlichen Stimmung des Mädchens ſeltſam ergriffen, ſie — die jetzt ohnedies geneigt war, innern Stimmen, Ahnungen, Andeutungen Raum zu geben — betrachtete die Kniende einen Augenblick, hob ſie dann auf und indem ſie in ihre thränenden Augen einen tiefen Blick ſenkte, ſprach ſie, unter einem verlegnen Lächeln ihre eigne Gemüthsſtimmung ſchwach verbergend: „Genug, Närrchen! beruhige Dich — wie ſollt' ich denn ſo hartherzig ſein. Ehe wir fahren, muß ich ja Hut und Shawl aus meinem Zimmer holen; Du magſt mich dahin begleiten, wenn Du willſt, und Deine ſeltſame Neubegier befriedigen.“

Hierauf ergriff ſie die Zitternde bei der Hand, führte ſie nach ihrem Zimmer, ſteckte leiſe den Schlüſſel an und mit hochklopfendem Herzen und angehaltenem Athem ſtanden Beide, ohne ein Wort weiter zu verlieren, an die Thür geheftet, die Blanche's Zimmer von dem ihres Bruders trennte.

Sie konnten von dort aus den ganzen Raum überſehen. Der Chevalier ſaß auf dem Sopha, eine Cigarre im Munde, vor ihm auf einem Seſſel ein brauner Mann, in einem weißen Turban, in dem die Mädchen mit Entſetzen jene Erſcheinung wiedererkannten, die ſie vor einiger Zeit, in Begleitung eines Löwen, auf dem Steinſange ſahen, als ſie mit der Mutter und Heinrich hingefahren waren, um die zurückgekehrte „Frau Margaretha“ zu begrüßen.

„So hängt denn Alles dies zuſammen!“ flüſterte Wilhelmine ſo leiſe als möglich, aber Blanche deutete ihr — den Finger auf den Mund gelegt — Stillſchweigen an.

Unfern der Thür hielt ſich der häßliche Holzmann, den Niemand im Hauſe leiden mochte, und in der Mitte des Zimmers ſtand, ein Körbchen am Arm, mit freiem Blicke umherſchauend, die zierliche Geſtalt der kleinen Jtalienerin.

„Du haſt nichts weiter zu thun, als nach dem Bilde hier zu arbeiten,“ ſprach Hippolyt, indem er auf ein Bildniß zeigte, das vor ihm auf dem Tiſche lag, welches große Brillanten zierten, die gar herrlich im Scheine der Lampen leuchteten. „Die Aehnlichkeit darf nicht ſklaviſch ſein; Du thuſt ſogar wohl daran, die Naſe eingefallen, die Lippen halbgeöffnet und die obere bedeutend hervorſtehend, die Augen aber geſchloſſen zu formen, da es einen Todten vorſtellen ſoll. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du die Farbe ganz bleich gibſt. Wenn Du das Bild bis morgen Abend geliefert haben wirſt, ſo erhältſt Du den verlangten Preis ohne Widerrede.“

„Bis morgen Abend?“ ſagte das Mädchen mit fremdem Accente, „bis morgen Abend iſt das Ding rein unmöglich. Der Vater muß die Form modeln und das iſt ſo bald nicht geſchehen, wenn die Larve ähnlich und treu ſein ſoll.“

„Er arbeite die Nacht hindurch,“ rief der Chevalier, „und ich lege zwei Ducaten zu — aber unerläßlich iſt es, daß ich die Maſke bis morgen Abend habe.“

„Das iſt eine blanke Unmöglichkeit,“ behauptete das Mädchen.

„Je nun,“ ſprach mit beſcheidenem Tone Holzmann, der bis dahin ſeinen ekelhaften Mund noch nicht geöffnet hatte, „wenn Ew. Gnaden die Larve auch erſt übermorgen haben würden, was thut's? Zur Maſkerade immer noch Zeit genug.“

„Schweig'!“ herrſchte ihn der Chevalier an.

„Wenn's zur großen Maſkerade am Polterabende der reichen Dame auf dem Landhauſe vor dem Dammthore ſein ſoll,“ ſagte nun das Mädchen, „da wär's freilich noch lange hin — aber — was dabei die Todtenmaſke ſoll“ —

„Es iſt gut,“ warf ihr Clichette hin und, ſich zum Indianer wendend, fragte er auf engliſch: „Was meint Ihr dazu?“

„Je nun,“ erwiderte der, „und wenn wir die Sache noch ſo ſehr beſchleunigen, ſo ſind nach den Vorſchriften unſerer Religion drei Vorbereitungstage unerläßlich.“

„Teufel! das iſt lange!“ rief Clichette unwillig aus; „wenn uns nur bis dahin nicht der Todte auferſteht! Nun gut,“ wandte er ſich hierauf wieder zu dem Mädchen, „ſo mag's denn ſein bis übermorgen! dann aber ſicher.“

„Wir halten Wort,“ ſprach ſie, „und das hier“ — auf das Bildniß zeigend — „nehm' ich mit.“

Sie hatte ſchon die Hand danach ausgeſtreckt, als der Indianer mit Schnelligkeit darauf zuſprang und es an ſich riß.

„Halt!“ ſchrie er, mit einem ſcharfen Blicke nach dem Chevalier, „das kann ich nicht aus der Hand geben — was ſoll mir Bürge ſein, daß“ —

Jener ergriff es aber und ſagte ſtolz: „Dem Mädchen hätt' ich ohnedies nicht die koſtbare Einfaſſung mitgegeben“ — und mit einem geſchickten Drucke hatte er das Bildniß aus dem Brillantenreife gepreßt und, es ſie der Italienerin überreichend, ſprach er: „Dies genügt, um die Larve zu verfertigen.“

Das Mädchen ſah den Herrn lächend an, als fände ſie dies Verfahren ganz in der Ordnung, und empfahl ſich mit einem leichten Knixe; Clichette aber behielt die Steine in der Hand, bis ſie von Holzmann zur Thür hinausbegleitet worden war; dann warf er ſie dem Indianer mit den Worten hin: „Da iſt der Lohn voraus! Ich will ſehen, wie Ihr ihn verdient!“

Wilhelmine hatte ſich mit dieſer Frage an Blanche geſchmiegt, dieſe lag aber, mit ihrem Blicke gierig ſaugend, an der Thürritze und ſtieß ſie, ohne Antwort zu geben, rauh von ſich.

Aber Wilhelmine, die das Ganze nicht begriff, hatte nun Alles geſehen, was ſie ſehen wollte, und ſetzte ſich halb ſchmollend, halb grübelnd auf's Canapee, recht böſe auf Blanche, die jetzt, nachdem die Italienerin ſchon fortgegangen war und die Männer wahrſcheinlich von der bevorſtehenden Maskerade zu ſprechen anfangen würden, noch immer von ihrer Neugier an der Thür gefeſſelt blieb.

„Und ſoll nun Gabſalunah wirklich verbrannt werden?“ fragte forſchend der Indianer.

„Ah!“ ſchrie dumpf Blanche.

„Was gibt's!“ rief die aufſpringende Wilhelmine.

Jene winkte mit der Hand — es ſei nichts.

„Dumme Frage,“ ſprach Clichette, „was hätte ich davon? Ich will nur ſehen, wie weit es die Buhldirnen bei Euch zu Lande in der Verſtellung treiben können, — wie weit ſie es bei uns darin gebracht haben, weiß ich. Sie mag ſich zu ihrer Wachspuppe auf den Scheiterhaufen legen — ich laſſe, der Teufel hole mich, anzünden — und — wetten wir — daß ſie ſchreit?“

„Kann ſein!“ ſagte der Indianer, der bei ſich wol einen andern Plan mochte ausgeheckt haben.

„Ich laſſe ſie dann nur unter einer einzigen Bedingung leben, verſteht Ihr mich?“ fuhr lachend der Chevalier fort, „ſie ſoll den Flammentod in meinen Armen finden — o über den Thoren, der einer ſolchen Indianerin wegen die Hand eines europäiſchen Mädchens von Familie verſchmähte! Sie beluſtige mich dann zu gewiſſen Stunden — wir laſſen ſie einſtweilen in dem Hauſe des aberwitzigen Alten, wo ſie Niemand ſuchen wird, und den ich morgen mit dem Früheſten dazu bearbeiten werde. Ihr geht zur Bajadere, als Bramin, und macht Ernſt — Ihr ſeid doch in den Gebräuchen bewandert?"

Der Indianer verſicherte es.

„Es wäre verwünſcht, wenn ſie die Heuchlermaſke früher fallen ließe und mir den Spaß verdürbe," rief mit übermüthigem Tone Clichette, „vom Scheiterhaufen herab will ich ſie heben und mich dann ihrer Gunſt erfreuen" —

„Zweifelt nicht, daß ſie ihn beſteigen wird," ſagte ernſt der Indianer, „und beſorgt indeß alles Nöthige bei dem Alten, während ich bei Gadſalünah mein Amt beginne."

„Verlaßt Euch darauf und lebt wohl!" ſprach der Chevalier.

Aber der Indianer trat hart zu ihm hin, mit den Worten: „Ich hatte mir das Ding ganz anders gedacht, nun erſt begreife ich, was Ihr wollt. Ihr ſelbſt ſeid lüſtern nach dem Mädchen und ich bin weiter nichts bei dem abenteuerlichen Handel als Euer Kuppler. Wozu nun aber dies Alles? Am Ende könnte denn doch Gefahr dabei herauskommen. Warum geht Ihr nicht gerade zu" —

„Wollt Ihr, daß ich mit einer Liebeserklärung, mit Verſprechungen herausrücke?" rief Clichette, „ſoll ich etwa den empfindſamen Narren bei einer ſolchen Dirne machen und mich am Ende noch von ihr auslachen laſſen? Nein — mag doch der Spaß jetzt zu Ende getrieben werden, wie er begonnen! Wie ich ihr den Tod Heinrich's meldete, dachte ich nicht daran, daß ſie darauf beſtehen würde, ſich mit ihm verbrennen zu laſſen; nun ſie das wollte, ward es mir erſt recht klar, wie falſch dieſe kindiſche Gauklerin mit uns Allen ſpielt. Sie finde nun ihren Mann an mir! Alles iſt günſtig für unſern Plan und ſelbſt meine Bekanntſchaft mit Don Pedro, die ich ſo ganz zufällig machte, kommt mir dabei zu Hilfe.

Gehet jetzt, Beaulean! und verſäume nicht, mir morgen zu rapportiren, wie ihr die Heuchlerin fandet.“

„Ihr ſollt mit meinen Dienſten vollkommen zufrieden ſein,“ ſprach der Indianer, indem er Clichette verließ.

Nun eilte Blanche auf Wilhelmine zu: „Höre, beſte Freundin,“ ſagte ſie leiſe hauchend zu ihr, „welchen Dienſt ich von Dir fordre. Du fährſt allein hinaus zur Mutter, und ſagſt, ich wäre unwohl in der Stadt geblieben. Und in der That, ich befinde mich nicht wohl, und die Abendluft an der Alſter könnte mir ein Fieber zuziehen“ —

„Um Gotteswillen!“ rief Wilhelmine, die jetzt erſt wie aus einem Traume erwachte, „was iſt vorgefallen, warum ſoll ich allein“ —

Blanche hielt ihr den Mund zu und ſah ſich beſorgt um, aus Furcht, ihr Bruder oder Holzmann könnten nun die Lauſcher machen.

„Kein Wort oder wir ſind verloren!“ ſprach ſie wieder in ihrem vorigen Tone.

Wilhelmine zitterte an allen Gliedern und ſtarrte die Furchtbare an, die jetzt ein kleines goldenes Crucifix, das ſie am Buſen trug, hervorzog und leiſe zu ihr ſprach: „Knie nieder und lege die Finger auf das Bild des Gekreuzigten und ſchwöre mir, Niemanden irgend etwas zu verrathen von Dem, was Du hier gehört und geſehen“ —

Wilhelmine zögerte voll ängſtlichen Erſtaunens.

„Eben ſo wenig,“ fuhr Blanche fort, „daß ich nicht krank ſei, zu entdecken — dies ſchwöre mir, wie ich es Dir gebot, denn wenn Du mich verriethest, ich weiß nicht, ob unſer Beider Leben nicht auf dem Spiele ſtünde, ich kenne den Schrecklichen!“

Die letzten Worte hatten Wilhelmine ganz außer Faſſung gebracht.

Zögre nicht, die Stunde ruft und ich muß handeln, um fürchterliche Folgen von uns abzuwenden — knie nieder und ſchwöre!“

Ein leiſer Druck ihrer Hand auf Wilhelminens Schultern hatte dieſe in die Knie ſinken laſſen, Blanche hielt ihr das Crucifix hin und jene ſchwur ängſtlich, mit bebender Stimme und hochklopfender Bruſt den Eid ewigen Schweigens.

Es wäre ein Bild, werth eines großen Meiſters geweſen, die zwei leuchtenden Mädchengeſtalten, in dem vom Zwielichte matt erhellten Zimmer, die Eine knieend, die Andere vor ihr mit dem funkelnden Kreuzchen ſtehend, die Knieende die Lippen zu faſt unhörbaren, ſchauerlichen Worten bewegend. Nicht wie ein Schwur, einer Beſchwörung gleich, war es zu vernehmen, und als regten ſich in dem dunkeln Raume, unweit der Thür, geheimnißvolle Weſen, Geiſter der Rache, die ein leiſes Rauſchen vernehmlich machte, und die, wenn ihre Nähe gleich der Unſchuld Schutz verhieß, ſie dennoch mit Grauſen beſchlich.

Der Schwur war geleiſtet und wie von unſichtbaren Schrecken gejagt ſprang Wilhelmine auf und huſchte, auf ihrer Freundin Ermahnen, ſo leiſe, als ſie es vermochte, den hellen Gang entlang zur Hausthür, vor welcher der Wagen ſtand. Hier erſt athmete ſie wieder frei. Das wohlbekannte, zierliche Haus war ihr entſetzlich erſchienen, einige Ruhe kehrte erſt wieder in ihr Gemüth, da ihr die erhellten Fenſter der Villa entgegenleuchteten, am Ufer der Alſter, wo freundliche Boote mit Sängern und Spielleuten im lauen Sommerabendwinde hin und her wogten.

Aber in Pechmöſer's Hauſe auf dem Hütter begab ſich jetzt eine ſtürmiſche Scene. Blanche war wieder zur Thür getreten und hatte durch die Ritze ihren Bruder beobachtet, der Hofmann für dieſen Abend verabſchiedete und dann allein im ſeinem Zimmer auf- und abging.

Dies ſchien ihr der rechte Augenblick, nach kurzer Ueberlegung trat ſie zu ihm ein.

Ihr blaſſes, verſtörtes Ausſehen, ſo wie ihr plötzliches Erſcheinen, machte ſichtlich keinen guten Eindruck auf ihren Bruder, der ſie um die Urſache fragte, warum ſie nicht auf dem Landhauſe ſei.

Sie verhehlte ihm nicht, daß ſie ſeine Unterredung an dieſem Abende belauſcht habe, doch verſchwieg ſie ihm, daß auch Wilhelmine einen Theil davon wiſſe.

Entrüſtet fuhr er ſie an: „Und was ſoll nun Dein Beſuch zu dieſer Stunde? Willſt Du mich etwa zur Rede ſtellen?“

„Zur Rede ſtellen!“ wiederholte Blanche mit Hohn, „einen Wahnſinnigen zur Rede ſtellen? Was nützte das? Denn wahnſinnig biſt Du — und uns Beide wirſt Du elend machen. Was ſollen dieſe tollen Streiche? Mit welchen Menſchen gehſt Du um? Was hab ich hören müſſen?“

Sie ergriff ihn beim Arme, ſah ihn feſt an und rief wie außer ſich: „Rede, Ungeheuer!“

Er riß ſich gewaltſam los.

„Du biſt nicht in der Stimmung, daß ich Dir meinen großen, wohlüberlegten Plan mittheilen könnte. Morgen, Blanche, morgen.“

Und damit wollte er das Zimmer verlaſſen; aber ſie warf ſich ihm in den Weg: „Nein, ich laſſe Dich nicht, bis Du mir ſagſt, wohin Dein Wahnſinn führen ſoll.“

„Wahnſinnige ſelbſt!“ ſchrie er in Wuth, indem er ſie fortſchleuderte. „Bringſt Du mich auf's Aeußerſte —

„Willſt Du mich morden? Thu's!" rief ſie. „Mir iſt das Leben zur Laſt — und unerträglich ſcheint es mir, wenn ich die lange Kette von Abenteuerlichkeiten überblicke, worin wir hier verwickelt werden. Hippolyt! laß Dich erflehen, — kehr' um!" ſetzte ſie dann ſanfter hinzu — „genieße das Glück, das Dir hier zu Theil wurde, lege Deinen Ungeſtüm ab, entſage dem Spiel — und überlaſſe mein ſtilles Loos dem Himmel allein."

„Da haben wir Moral," unterbrach ſie lachend der Bruder, „es iſt mir nur leid, daß dieſe Waare keinen Werth für mich hat. Es wäre mir lieber, wenn Du mir angeben könnteſt, wie ich ſicher bei Heinrich's kleiner Indianerin zum Ziele komme. Sie iſt wahrlich allerliebſt, eine Schönheit, wie man ſie in Europa ſelten erblickt. Du mußt ſchon verzeihen, daß ich offen mit Dir ſpreche."

„Schändlicher!" ſagte ſie, ihrer Sinne kaum mächtig —

„Und mein Wort darauf," ſetzte er hinzu, „Heinrich wird Dir ſeine Hand reichen müſſen, wenn er nicht mit Hohn aus dieſem Hauſe ſich geſtoßen ſehen will, das ihn einſt mitleidig aufnahm."

„Mir — ſeine Hand," ſagte hohnlachend Blanche. „O ſpare Deine Mühe, ich wünſche, ich begehre ſie nicht."

„Immerhin, mein Kind," erwiderte der Chevalier, „auch mir wäre ſie ganz gleichgiltig, wenn nicht davon die Hälfte des Pöckmöſer'ſchen Vermögens abhinge, das ich nun einmal keinem Andern zukommen laſſen will, als Dir. Darum noch einmal, beruhige Dich und laſſe mich für mein und Dein Wohl handeln."

„Ich gehe nicht von der Stelle, bis Du mir gelobt haben wirſt, die Sache aufzugeben. Sie führt zu nichts. Ich habe dem Glücke entſagt, je Heinrich's Gattin zu werden — ich werde ihm nie gezwungen die Hand reichen, viel eher wollte ich ſterben!“ Die letzten Worte ſagte ſie mit einem furchtbar ernſten Tone, indem ſie wieder ihres Bruders Arm ergriff, gleichſam als wollte ſie ihn nicht eher loslaſſen, bis daß er ihr das verlangte Gelöbniß abgelegt haben würde.

„Mein Kind,“ rief unwillig Clichette, „Du wirſt mir läſtig! Laſſe meinen Arm los — ich bitte Dich! Nun, Blanche, was ſoll's?“

Sie hielt ſeinen Arm mit Anſtrengung und ſah ihn mit feſtem Blicke an.

„Die Zeit verrinnt und ich muß für meine kleine Indianerin ein ſtilles, einſames Oertchen miethen, wo ſie ihrer Laune ungeſtört fröhnen kann, ohne daß es Aufſehen macht. Sie hat nun einmal Luſt, ſich mit dem Leichnam ihres Heinrich's zu verbrennen — Du magſt ein Beiſpiel daran nehmen! — und ich laſſe mich's viel Geld koſten — Du haſt mit angehört, wie ich das Wachsconterfei beſtellte. Doch jetzt — he! mein Kind! — meinen Arm losgelaſſen! Für einen Spaß wird mir das Ding zu lang.“

Er zerrte ſich los — aber Blanche ſtürzte vor ihm nieder:

„Hippolyt!“ rief ſie, wie außer ſich, „Du liebſt mich nicht — Du haſt nie Liebe in Deinem Herzen gehabt, und ich weiß nicht, welche Saite ich rühren ſoll, um Dich Deinem Vorhaben abwendig zu machen. Wenn Du aber an eine höhere Macht glaubſt, ſo folge mir, denn eine fürchterliche Angſt ſagt es mir in dieſem Augenblicke: Du gehſt einem finſtern Geſchicke entgegen. Sei es die Furcht — die Dich abhält ſchlecht zu handeln — wenn es keinen edlern Beweggrund für Dich gibt. Ich werde nie Heinrich's Herz beſitzen — und nie — nie werde ich darein willigen, was Du von mir verlangen könnteſt!“

Hier umſchlang ſie ihn knieend in Verzweiflung.

„Nun ſo ſeh' ich denn, daß ich's mit einer Wahnſinnigen zu thun habe," ſprach er kalt. „Du biſt mondſüchtig, der Mond iſt ſoeben aufgegangen, ich will warten, bis es Morgen iſt, und dann Deinen Gemüthszuſtand prüfen."

Mit dieſen Worten ſtieß er ſie von ſich und verließ das Zimmer, das er von außen verſchloß.

Lange horchte Blanche ängſtlich geſpannt auf des Bruders Rückkehr — vergebens! Er war bereits zum Hauſe hinaus, und ſie befand ſich allein und verlaſſen. Im ſtummen Brüten verſunken waren ihr Stunden verfloſſen — der Schlag der großen Hausuhr weckte ſie endlich aus ihren Träumereien.

„Wo iſt er hin?" war ihr erſter Gedanke; „beſchleunigt er vielleicht das Werk ſeiner abenteuerlichen Rache?" ihr zweiter. Sie erinnerte ſich der Worte des Indianers, daß drei Tage zu den religiöſen Vorbereitungen erforderlich ſeien. „Gottlob!" ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „in drei Tagen kann ich Alles vereiteln. Doch wie? Er hat mich hier eingeſperrt, welche Maaßregeln wird er ergreifen, um meine Anſtrengungen fruchtlos zu machen? Kann ich als öffentliche Anklägerin gegen ihn auftreten und Elend und Schande auf unſern Namen häufen? Und muß ich nicht das Entſetzliche zu verhindern ſuchen, was Lüſternheit und Rachſucht und ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden ſeinem Hirne entkeimen [illegible] Wer hilft mir aus dieſem Labyrinthe? Wer rathet mir?"

Sie war mit thränenloſem Auge, doch voll innern Schmerzes, an's Fenſter getreten und blickte auf die mondерhellte Straße. Es war ein Seitengäßchen, welches von dem Hauſe und der Mauer eines gegenüberliegenden Gartens gebildet wurde. In den Scheiben zeigten ſich Chiffern mit dem Brillant eingeſchnitten. Eine davon war beſonders kunſtvoll, ſie las deutlich die Worte: Henri Belfort et Blanche, alliance eternelle. Ein leiſer Schauer durchrieſelte ſie. Dies Haus hatte den Eltern der Madame Pöckmöſer zugehört, und ihr Vater, der ſich damals Belfort nannte, lag hier zur „Franzoſenzeit“ im Quartier. Madame Pöckmöſer hieß Blanka, oder wie ſie, Blanche, und dieſer Name in der Fenſterſcheibe deutete auf ein inniges Einverſtändniß, denn es war der Namenszug ihres Vaters. Dies war alſo das Zimmer, das er bewohnt hatte, wo er von Jugend, Liebe und Ehre durchglüht, ein zartes Verhältniß mit der Tochter des Hauſes unterhielt, dem er ewige Dauer gelobte, dem die Verhältniſſe feindlich entgegengetreten waren. Sie mußten jedoch gelöſt worden ſein, wie es die Ehre erheiſcht, denn eine zarte Freundſchaft beſtand noch zwiſchen den Häuſern; der Vater hatte ſeine Kinder vertrauensvoll hierher geſendet, ſo dachte ſie, und welche Aufnahme ward ihnen zu Theil? Und hier — in demſelben Zimmer, das des Vaters Schwüre hörte, vor dem Fenſter, das ſeine Betheuerungen noch bewahrte, hatte der Sohn den ſchnödeſten Verrath gebrütet, unwürdig ihres Namens — ihn ſtempelnd zum gewiſſenloſen Abenteurer — im frechſten Leichtſinne frevelnd. Ihre aufgeregte Phantaſie zeigte ihr das Bild ihres Vaters. Er ſtand mit tief bekümmerter Miene vor ihr, und ſchien zu ſagen: „Rechtfertigt Ihr ſo mein Vertrauen? Sandte ich Euch deshalb in das Haus meiner Freundin und [illegible] Euch die väterlichen Zeilen mit, die Euch zu Kindern des Hauſes machen ſollten?“

Es war ihr als ſpräche dies ſeine Stimme laut und vernehmlich. Es war die Einbildung, die es ihr vorſpiegelte, oder ſie ſprach es ſelbſt, ohne es zu wiſſen.

„Zu Kindern des Hauſes?“ rief ſie nun in den öden, dunkeln Raum, „und war denn ſein Herz noch frei? Und liebte ich ihn denn, bis daß er mich verſchmähte? O ich Thörin! Ich unglückliche, wahnwitzige Dirne! Aber was nützen die Klagen — er verſchmäht mich und ich lieb' ihn — ja, ich lieb' ihn wahr, innig, mit aller Glut — mit aller Selbſtaufopferung, deren die Liebe fähig iſt — ja, Vater, ich lieb' ihn! Wird er gleich nie der Meine! Mein Bruder iſt ein Ungeheuer, das ſein Glück zerſtören will — aber ich durchkreuze ſeine Plane — hinaus! hinaus! Ich rette ſie ihm, der mich ſo grenzenlos elend machte!"

Mit verzweiflungsvoller Kraft rüttelte ſie an der Thür — aber umſonſt — das Schloß hielt feſt — und Niemand hörte ſie. Rings war es ſtill im weiten Hauſe. Bis auf die Diener waren Alle auf der Villa, und der Einzige, der zurückgeblieben war, erfreute ſich in dieſem Augenblicke bei luſtigen Geſellen.

Erſchöpft ſchleppte ſie ſich zum Fenſter. Sie öffnete es und ſtieg in halber Ohnmacht hinaus. Es war eine ziemliche Höhe. Sie ſchauderte — doch die kühle Nachtluft und die Gefahr ließen Kraft und Leben in ihr wiedererwachen. Mit dem Ausrufe: „Der Himmel genade!" warf ſie ſich hinab und hatte lebend den Boden erreicht, doch wie ſie weiter gehen wollte, fühlte ſie, daß ihr die Füße wehe thaten und ſie faſt nicht ſie zu bewegen im Stande war. Sie ſchleppte ſich das Gäßchen neben der Gartenmauer hin, aber an deſſen Ende erſtarrte ſie vor Schrecken, denn es war durch eine verſchloſſene Pforte geſperrt. Alles Beſtreben, ſie zu öffnen, war vergebens.

„Ich kann nicht mehr!" rief ſie ſchmerzvoll und ſank zuſammen. Da bewegte ſich ein Lichtchen aus einem Seitenflügel des Gebäudes. Ein Mann hatte dort gearbeitet, das Geräuſch vernommen und näherte ſich jetzt. Ohne zu fragen, wer es ſei, hob er die Ohnmächtige auf und trug ſie in den Packraum, wo er noch allein beſchäftigt war. Dieſer Mann war aber der Capitain Robinſon, der zu ſo ſpäter Zeit noch mit ſeinen einzunehmenden Schiffsgütern zu thun hatte.

22.

Schwerbäuch'ge Kröten und zum Plagen toll,
Und Molch und Aff', ſcheußliche Rattenzucht,
Bewohnen dieſen Raum — doch übertrifft
Sie Alle noch das Menſchenbild, das hier
Unheimlich zauberhaftes Weſen treibt.

Nachdem der Chevalier ſeine Schweſter verlaſſen hatte, war er ohne alle Begleitung nach dem einſamen Landhauſe Don Pedro's geritten, in deſſen unheimlicher Umgebung er die Nacht zubrachte. Er wollte mit ihm über die Unterkunft der Indianerin verhandeln, und hatte ſich bereits eine Liſt erdacht, die dem Wahnſinne des Greiſes entſprach und ihn ſchnell zum Ziele führen konnte.

Die bekannte Formel des Einlaſſes hatte er ſich vom erſten Beſuche gemerkt und ritt nun quer über die öde Haide, vom Winde gefolgt, der in den Kräutern ſpielte, und hie und da Nachtvögel aufſtöbernd, welche über ihre blutige Atzung her waren.

Da lag vor ihm das finſtere Gemäuer, die verfallene Brücke, das ſchwarze Thor. Hätten ihn fromme Bauersleute erblickt, wie er ſich zu dieſer Stunde dieſem Orte näherte, ſie hätten ihn warnend davon abgehalten, oder ſie würden, ein leiſes Gebet ſprechend, vor ihm geflohen ſein. Man dachte ſich Don Pedro als den eingefleiſchten Teufel, und im ſteten Verkehr mit böſen Geiſtern, und es gehört wahrlich viel dazu, ſich unter den vernünftigen, muthigen, Leuten, welche Hamburg und das herrliche Holſtein bewohnen, einen ſolchen Ruf zu erwerben.

Mehr jedoch als dieſe Furcht, die doch nur Menſchen eines gewiſſen Schlages eigen ſein konnte, war es der Haß, der alle Welt von dem alten Peter Pöckmöſer fern hielt, und dieſer erſtreckte ſich ſogar bei einigen wenigen ſehr ſtrengen Männern von altem Schrot und Korn auf Alle, die ſeinen Namen führten. Wenn man auch nichts davon wußte, was meine Leſer bereits durch die Mittheilung des alten Wittrin erfahren haben, ſo ſprach man doch ziemlich allgemein von unrechtmäßig erworbenem Vermögen, und hatte ſich daran gewöhnt, den ſcheußlichen Wahnſinn des Alten als die gerechte Strafe des Himmels anzuſehen.

„Hier,“ dachte Clichette, „ſucht er gewiß nicht das Schätzchen mit großen Augen und langem Rabenhaar — dieſen Aufenthalt verräth ihm Niemand — und in dieſem abenteuerlichen Gehäuſe ſollen mich die üppigen Liebeleien einer hindoſtaniſchen Tänzerin entzücken. Man muß geſtehen, ein ſehr ſeltener Genuß in unſerm Erdſtriche, und deßhalb ſchon einiger Mühe werth. Und wie wird das Hochgefühl der Rache dieſen Genuß noch verſüßen!“

Sein Pferd ſtolperte polternd über die Holzbrücke, die helle Glocke erſchallte lang. Der Mohrenkopf erſchien in der Mauerſcharte; die Anrede erfolgte; der Wahnſinnige guckte hinaus, kreiſchte ein paar Worte in die Nacht und das Thor wurde geöffnet, Alles wie das erſte Mal. Tag und Nacht ſchienen bis hierher bei dem Bewohner keinen Unterſchied zu machen.

Wenn man in Don Pedro's Wohnung eintrat, ſo zeigte ſich den Blicken ein viereckiges, einſtöckiges Gebäude, ohne Anwurf und verfallen, das einen kleinen, ungepflaſterten Hof umgab. Dieſes ganze Viereck war jedoch öde und leer, und die Glocke erklang deßhalb ſo hell und lang, um den Pförtner und den Herrn herbeizurufen, die jenſeit des Hofes, hinter dem Gebäude, das ſich den Blicken zeigte, ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten.

„Was fällt Euch ein, närriſcher Kerl, mich um Mitternacht zu wecken," rief Don Pedro dem Chevalier mit wie zum Lächeln verzerrtem Munde und ſtechendem Blicke entgegen, gleich als habe er einen alten Bekannten vor ſich. „Glaubt Ihr etwa, mein Gewiſſen laſſe mich nicht ſchlafen, wie Euch? Hei! Hei! Hei!" Dabei brach er in Gelächter aus, das eine Miſchung von heiſerem Keuchhuſten und hohlem Heulen war, und dazwiſchen erklangen die Worte abgebrochen und erſtickt: „Ich hab' mich abgefunden — und finde mich noch ab. Das Geld — das Sündengeld haben Andere — ich kaſteie mich — habe knapp zu leben — hungre und dürſte — und thue gute Werke — ja — ich predige und bekehre — drum legt Euch auf's Ohr und laßt mich ſchlafen. Morgen früh könnt Ihr meiner Predigt beiwohnen." Somit kehrte er ſich um und trippelte über den Hof, ſtampfend und mit kleinen Schritten, wie es Kinder machen, die an den Füßen frieren; hinterher huſchte der Mohr, wie ein geſpenſtiſcher Schatten, und der Chevalier hatte Mühe, den beiden Tollen zu folgen.

Jetzt waren ſie in dem zweiten Hofe, wo ein Paar großer Bullenbeißer auf den Alten wedelnd zuſprangen, den Fremden anknurrten, es aber für dieſes Mal dabei bewenden ließen und, als gehörten ſie mit dazu, den Dreien in das Wohnhaus folgten.

Es war eine große Stube, wüſt und verwittert wie alles Uebrige. Obgleich die Nacht warm war, ſo herrſchte hier eine kühle, dumpfe Luft, gleich wie in einem Keller. Die kleinen, zum Theil zerbrochenen, zum Theil verklebten

Fenſter beförderten eine Finſterniß, die mit der hellen, freundlichen Nacht draußen nicht angenehm contraſtirte.

Clichette hörte den Alten immerfort trippeln, obgleich er ihn nicht mehr ſah, und tappte beſorgt, er könne vielleicht in irgend eine offene Fallthür ſtürzen, mehre Schritte weiter, bis er ſich — da er noch immer von keinem Gegenſtande aufgehalten wurde — ſeiner Meinung nach in der Mitte des Gemachs befand.

Wie nun nach und nach ſein Auge heller ſah, bemerkte er den unwirſchen Alten um ſich herum kreiſen, in die Hände hauchen und ſich ganz entſetzlich froſtig gebehrden.

„'s iſt verteufelt grimmkalt draußen!" ſchrie er endlich, „was kommſt auch, edler Wittrin, zu ſolcher Stunde? Was weckſt Deinen Herrn?"

Hierauf ſprang er auf Clichette zu, packte ihn an beiden Schultern, glotzte ihn an, ſchüttelte ſich und pruhſtete dabei wie ein Kater: „Was machen die Schwarzen? Sind ſie naß geworden? Thut nichts — die See wirft ſie ſchon wieder auf den Sand — und da trocknet ſie die gute, liebe, heilige Sonne! Jetzt iſt mir wieder warm — leg' Dich ſchlafen."

Während dies vorging, regte ſich's in allen Winkeln, man hörte kleine Füßchen hin und her trappeln, ſchnaufen, ſah leuchtende Augen, es ſtrich wol auch warm und weich an dem Chevalier vorüber, die Dunkelheit ließ aber nicht zu, etwas zu erkennen. Nach den Worten: „Leg' Dich ſchlafen!" war Don Pedro ruhig geworden; er hatte das Trippeln eingeſtellt und war verſchwunden mit ſeinem ſchwarzen Begleiter, gleich als ob Beide die Erde verſchlungen hätte. Das unheimliche Umherſchwirren der unſichtbaren Mitbewohner dieſes unlieblichen Aufenthaltes dauerte jedoch noch eine ziemliche Weile fort, und obgleich der Chevalier ſehr müde war, getraute er ſich doch nicht, ſich weiter tappend nach einem Lager oder Sitze umzuſehen, aus Furcht, er könne von irgend einem Thiere angefallen werden; er verhielt ſich daher ganz ruhig, mit dem Vorſatze, ſtandhaft den Morgen zu erwarten und ſeine Lage, wie ſein Vorhaben reiflich zu überdenken.

Schon verzweifelte er an der Möglichkeit, den Wahnſinnigen zur Aufnahme des Mädchens zu bewegen, denn, als er ihn das erſte Mal beſucht hatte, fand er ihn viel geeigneter, irgend einen Antrag, den man ſeinem fixen Ideenkreis anzupaſſen wußte, geneigt aufzunehmen.

Alles, was ihn jetzt im Finſtern beängſtigte, hatte er damals kaum bemerkt, und nachdem er eine Weile mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen war, geſtand er ſich, daß die Nacht, die, nach der Ausſage der Leute, keines Menſchen Freund iſt, den Wahnſinnigen am meiſten abhold ſei, ſie noch mehr verwirre und abſchreckender erſcheinen laſſe. „Morgen wird der Alte wieder lichte Augenblicke zeigen und das geſpenſtiſche Schnaufen und Schwirren wird ſich auch aufklären, das werden einige unfreundliche Hauskater ſein. Drum Geduld — es kann ja ſo nicht lange die Nacht mehr währen.“

Er hätte gern ſeine Uhr repetiren laſſen, er unterließ es aber, aus Beſorgniß den Alten wieder aufzuwecken.

So waren dem Chevalier Stunden verſtrichen, die ihm eine Ewigkeit ſchienen, aber er ſtand noch immer unverrückt und unbeweglich auf ſeiner Stelle, als plötzlich die Scene aus tiefem Schwarz in Braun ſich verwandelte und hier und da einige Gegenſtände ſich in einem ſtaubigen Grau zeigten, indem es ſich von den kleinen Fenſtern herab, die nun deutlich ſichtbar wurden, wie ein blaſſer Nebelſtreif in den dunkelſten Winkel des Raumes ergoß.

Ellchette bemerkte jetzt kleine Holzblöcke im Kreiſe geſtellt, auf einen derſelben, der ihm am nächſten war, ſetzte er ſich und beobachtete, was ſich rings um ihn zutrug, mit ſo vieler Gemüthsruhe, als ihm in dieſem Augenblicke zu Gebote ſtand.

Gleich als ginge die Alles belebende Sonne über eine ſchlummernde Landſchaft auf, ſo erweckte ſie auch hier die matten, trüben Schläfer und ſandte ihnen ſo viele ihrer goldenen Strahlen, als nöthig dazu waren, durch alle Oeffnungen und Ritzen freundlich herein. Und ſo wie dort jauchzend und trillernd, rauſchend und wehend, Sangvögel und Blumen, Bäume und Geſträuche, Wild des Waldes und Fiſche im Waſſer ihr den Morgengruß darbrachten, ſo ward ſie auch hier begrüßt von den Weſen, die zum neuen Leben in dieſem Raum erwachten.

Zuerſt erhoben ſich von einem ſchmalen Geſimſe, faſt unter der Decke, zwei ſcheußliche Meerkatzen, ſetzten ſich zu rechte, dehnten ſich und hüpften auf und nieder, ſchwangen ſich dann mit Hülfe ihrer langen Schweife auf einen halbabgebrochenen Ofen und kletterten von dort herab auf den Boden, wo ſie träge fortkrochen und dann mit flinkem Satze auf einem Holzblocke neben einander Platz nahmen und ſich, gleich als erwarteten ſie etwas, hinkauerten, ohne auf den Fremden zu merken.

Unweit davon ſchlichen alte, zottige Hunde aus einem Winkel hervor, die ſtreckten ſich gähnend und nahmen auf zwei andern Holzblöcken ihren Platz ein.

Des fremden Zuſchauers Verwunderung wuchs zum größten Erſtaunen, als nun aus allen Winkeln und von allen Geſimſen eine Menge ähnlicher Thiere herbeikroch und herniederſprang, und als wären ſie dazu abgerichtet, ohne Störung und Lärm, die noch leeren Holzblöcke der Reihe nach einnahmen.

Clichette gedachte der Verſuchung des heiligen Antonius, die er oft im Bilde geſehen hatte, da er ſich von ſolchen Geſchöpfen umgeben ſah.

Doch jetzt erhoben ſich unter der Treppe, die zu dem obern Stockwerke zu führen ſchien, Herr und Sklave, Don Pedro und ſein Mohr, vom ſchlechten Strohlager, und traten in die Mitte der Verſammlung.

„Hei! dummes Rattengeſchmeiß! Wißt ihr nicht, wie man ſich gegen einen Fremden zu benehmen hat?“ kreiſchte der Wahnſinnige, und nun fühlte erſt Clichette einen ſtechenden Schmerz am Fuße und ſah vor ſich auf der Erde fünf der größten und dickſten Ratten, die zähnefletſchend vor ihm ſtanden und wovon eine ihn in die Zehe gebiſſen hatte, um ihn zu nöthigen, den Holzklotz zu verlaſſen, der eigentlich von ihnen eingenommen werden ſollte. Auf den Ruf des Alten, zu dem ſich noch ein Fußtritt des Mohren geſellte, zogen ſie ſich pfeifend zurück und flohen unter den Ofen.

„Ihr werdet mir erlauben, werther Fremdling,“ ſprach nun Don Pedro ſehr ernſt, „daß ich erſt mit meinen Hausgenoſſen hier die Morgenandacht halte. Es iſt dummes, beißendes Vieh, das erſt nach und nach durch mich zur zahmen Sitte und zur Verſtändigkeit geführt wird. Da dieſe Leute einmal meine ungeheuern Schätze erben werden, ſo iſt es nothwendig, daß ich ſie bilde, denn an der Erziehung liegt Alles; damit ſie dereinſt einen guten Gebrauch davon machen und mir, meinen alten Schwarzen hier wie 'nen Menſchen behandeln. Denn die Schwarzen ſind Menſchen — und man darf ſie nicht verſchachern wie 'ne Trift Ochſen —

ei! bei Leibe nicht! Doch darüber werde ich heute predigen — und dies — meine andächtigen Zuhörer, iſt der Text, den ich gewählt habe.“

Bei dieſen Worten kletterte die kleine, zuſammengetrocknete Geſtalt mit wunderbarer Behendigkeit, von dem Mohren unterſtützt, auf den Ofen, deſſen oberer Theil abgebrochen war, ſchwang ſich hinein und ſtand jetzt da, als wenn ſie auf der Kanzel wäre.

Es iſt unnöthig, die aberwitzigen Worte hier zu wiederholen, die der entſetzliche Prediger im Ofen den gezähmten Unthieren vorſagte. Nur ſo viel ſei erlaubt zu verſichern, daß ſein ganzes Weſen einen Ausdruck dabei annahm, der dem Lachen keinen Raum ließ. So wie die funkelnden Augen aus ihren Kreiſen traten, Schaum ſich auf den bläulichten Lippen zeigte, und zwiſchen den immer mehr und mehr verworrenen und unverſtändlichen Worten ſein heulenartiges Huſten ertönte, wobei die dürren, langen Knochenhände klappernd auf das Ofenſims niederſchlugen und ſich dann, wie vor Schmerz daran krümmend, anklammerten, wie die Fänge eines Raubvogels, da vergingen dem Chevalier faſt die Sinne, er biß ſich die Lippen blutig, um zu erproben, ob er nicht träume; ſein Haar ſträubte ſich, als er den Schmerz empfand und ihm der Troſt entwich, als ſei Alles dies nur die Vorſpiegelung einer übermäßig aufgereizten Phantaſie. Erſchöpft ſank der Prediger im Ofen zurück, während der Mohr mit einem großen Wedel unter die Zuhörerſchaft herumſprang und dieſe heulend und brummend in ihre Winkel zurückkroch, wo ſie aus der Hand ihres Vertreibers nun ein ſpärliches Futter erhielt.

Der Chevalier verzweifelte jetzt immer mehr an dem Erfolg ſeines Vorhabens; das ſah er wohl ein, hier konnte er nicht daran denken, die Bajadere unterzubringen, um ſein verliebtes Poſſenſpiel auszuführen, und doch war ihm bei ſeinem erſten Beſuche Alles ſo anders vorgekommen, der Alte ſo geſprächig, gewinnlüſtern und als nichts anders erſcheinend, wie ein Geizhalz, der dann und wann mit einer fixen Idee behaftet iſt.

Dieſe Täuſchung ſollte ſich ihm bald wieder bereiten.

Während der Mohr auf dem Herde, der ſich unter der rußigen Eſſe in einem Winkel zeigte, Feuer machte und in einem Keſſel eine Speiſe zum Frühſtücke für ſich und ſeinen Herrn bereitete, hatte ſich dieſer vollkommen erholt, war aus dem Ofen herausgekrochen und näherte ſich mit einer grinzenden Miene dem Gaſte.

„Na, was ſoll's, Señor," rief er, ſich die Knochenfinger brechend, um zu ſehen, ob die Gelenke noch knacken wollten, „was gibt's zu verdienen? Geld kann ich immer brauchen — Räume leer — Speicher leer — Begehr am Markte — tragt mir etwas auf — laßt 'nem armen Kerl etwas zukommen! Ich dien' Euch gern und mit Allem; — wollt Ihr mir 'nen neuen Penſionnair anvertrauen? Ueberzeugt Euch ſelbſt, fragt ſie nur — ich halte ſie gut und erziehe ſie zu redlichen, wackern Leuten!"

Dies war ganz der Ton, den der Wahnſinnige beim erſten Beſuche angeſtimmt hatte, und nun ſammelte ſich der junge Franzoſe, dem es an Geiſtesgegenwart, wie an Muth nicht im Geringſten fehlte, um dem Alten erwidern zu können:

„Guter Señor Don Pedro, allerdings bin ich hier, Euch für gutes, blankes Gold einen neuen Penſionnair zu bringen, muß Euch aber bitten, mit ein eignes Zimmer für denſelben in einem von Euren Seitengebäuden einzuräumen, weil er noch nicht geeignet iſt in Euerer Nähe zu verweilen und an Euren Uebungen Theil zu nehmen. Ich weiß, Ihr verſchmäht es nicht, ein ſchönes Stück Geld zu verdienen, wenn es auf eine ehrliche Art geſchehen kann, und Geld ſollt Ihr haben und im Voraus, das kann ich Euch verſichern."

„Nun ſo geduldet Euch doch gütigſt, werther Señor, bis ich mein ärmliches Frühſtück genommen," krächzte der Alte, „he, ſpute Dich, Chriſtiano! Dann will ich Euch alle meine disponibeln Gemächer zeigen. Wollet Euch ſetzen indeß."

Chriſtiano, der Mohr, brachte jetzt unbehülflich genug einen kleinen ſchwarzen Keſſel herbei, den er vor ſeinem Herrn auf einen der Holzblöcke ſtellte, und dieſer verzehrte den rauchenden Inhalt mit Heißgier, wobei er ſich theils eines alten, hölzernen Löffels, theils ſeiner langen, dürren Finger bediente, die Speiſe, welche aus dem Thierreiche war, nach dem Munde zu führen.

Die kleinen, dünnen Knöchelchen, die er dann und wann hinaus warf, und die ſchwarze, blutähnliche Sauce, die ihm Lippe und Bart färbte, ließen darauf ſchließen, daß dies Frühſtück ekeler Art aus einem oder dem andern ſeiner gemäſteten Zuhörer bereitet worden ſei.

„Nun iſt der alte Pedro geſättigt, werther Señor, und zu Euern Dienſten," ſprach der Greis, indem er mit dem Aermel ſich den Mund wiſchte; „gefällt's Euch, ſo wollen wir uns in die Gemächer verfügen, die ſich ganz wohl für Euern Pflegbefohlenen ſchicken werden. Vorausgeſetzt, daß Ihr zahlen könnt — he?"

Dieſe letzten Worte waren wieder von einem durchdringend ſtechenden Blick auf Hippolyt begleitet, der jedoch wiederholt die Zuſicherung darüber gab. Der Wahnſinnige ſchlurfte jetzt durch das Gemach und öffnete eine Thür, die auf einen hintern, kleinern Hof ging. Hier lehnte ſich ein niedriges Gebäude in edelm Style an die Einfaſſungsmauer. Ein zerſtörtes Baſſin in der Mitte, hohes, wucherndes Unkraut, einige Statuen von Sandſtein, ſowie auch die Conſtruction des Gebäudes, gaben bald zu erkennen, daß dies ein Garten mit ſeinem Luſthauſe vormals wol geweſen ſein mochte.

Don Pedro führte ſeinen Gaſt nun hinein. Es zeigte ſich ein Saal mit verwitterten Tapeten, reichen goldenen Leiſten und Verzierungen und eben ſolchen Möbeln, doch Alles — wie natürlich — von Staub und Spinnengeweben hinlänglich bedeckt. Daran ſtießen ein paar kleine Cabinete und eine Küche. Alles mit dem nöthigen Hausrath reichlich verſehen, der — wenn man den Staub der Jahre davon wiſchte — wol noch hinlänglich brauchbar erfunden werden konnte.

„Das iſt Alles, wie ich's wünſche, für meine Tochter und ihren Diener," ſprach Hippolyt, „bis auf die Betten; und die werd' ich herbeiſchaffen können; denn da Ihr ſelbſt auf Stroh ſchlaft, Señor Don Pedro, ſo ſeid Ihr damit wol nicht verſehen."

„Hei! Hei!" grinzte der Alte, „auf Stroh ſchlaf' ich, weil ich mich kaſteie, zum Beiſpiel meiner Mitgeſchöpfe, aber an Betten für Gäſte, die noch im Sündenpfuhle kriechen und zahlen wollen, habe ich keinen Mangel im Hauſe."

Hierauf öffnete er am andern Ende des Saales eine Tapetenthür, wo ein ſchönes, breites Bett, reich vergoldet, mit rothen Vorhängen, ſtand, das in dem von ſo vielen ſeltſamen und beunruhigenden Erſcheinungen gepreßten Herzen Hippolyt's plötzlich wieder eine angenehme Regung aufkeimen ließ. Er zog eine Börſe, bei deren Anblick der Alt ſein ſcheußliches Grinzen wieder zeigte.

„Dieſes Gold iſt Euer, Don Pedro!" ſagte Clichette

„und die Gabe wiederholt ſich, wenn Ihr meine Tochter im ungeſtörteſten Beſitze dieſer Gemächer laſſet, Euch gar nicht um ſie bekümmert und ſie gänzlich unangefochten von Euch bleibt, bis ich ſie Euch ſelbſt einſt überantworten werde. Verſprecht mir das — und der Handel iſt richtig — die kleinſte Indiscretion von Euerer Seite hebt ihn nicht nur auf, ſondern es könnte wol noch andere Unannehmlichkeiten auf Euer Haupt ziehen.“

Mit Haſt die Hand nach dem Golde ausſtreckend, rief der Alte:

„Ihr ſollt hier Herr ſein und bleiben, wofern Ihr mich ehrlich bezahlt, Señor, weder ich, noch Chriſtiano werden Euch ſtören, und einen Schlüſſel erhaltet Ihr zur hintern Pforte, wo Ihr ein- und ausgehen möget unbemerkt von meinen Hausgenoſſen.“

Hierbei zog er einen ſchweren, verroſteten Schlüſſel hervor.

„Das iſt's eben, warum ich Euch noch bitten wollte, Don Pedro,“ ſagte der Chevalier, „dieſer Schlüſſel iſt durchaus vonnöthen, damit wir Euch nicht ſtören in Eueren Andachtsübungen.“

„Nicht ſtören in meinen Andachtsübungen, wohl gut,“ rief Don Pedro, „hei! hei! aber —“ und er zog den Schlüſſel wieder zurück, den er ſchon dem Chevalier hingereicht hatte.

„Nun reut Euch der Handel?“ fragte dieſer, „ſo ſagt's frei, es gibt der Wohnungen mehre in dieſer Gegend, die mir wohl zuſagten; ich kann für mein Geld wählen.“

„So laßt doch nur — einen Augenblick,“ ſchrie Don Pedro, „man kann ſich ja wol beſinnen, denn ſeht — wenn der Schlüſſel — in unrechte Hände käme — ich wär' ein unglücklicher Mann —“

„Sorgt nicht," beruhigte ihn Clichette, „das übernehme ich — und ich ſtehe Euch dafür mit Hab' und Gut."

„Nun denn ſo gebt! Hei! Hei!" huſtete und lachte er wieder zuſammen, da er die Börſe mit leichtem Griffe dem Chevalier entriſſen hatte, ſie einen Augenblick in der Hand wog und dann ſchnell wegſteckte: „Da habt Ihr den Schlüſſel — und nun macht, daß Ihr fortkommt. Wir haben nichts mehr miteinander zu ſchaffen. Holt Euer Töchterlein her — macht hier mit ihr, was Ihr wollt — aber zahlt fein noch ein Mal ſo viel — ſonſt geht's Euch ſchlecht. Nun packt Euch und laßt mich ungeſchoren."

Unter dieſen Worten hatte er ſeinen Miether bis zum Pförtchen in der hintern Mauer fortgeſchoben, dieſer probirte ſeinen Schlüſſel, er paßte und bald ſah er ſich wieder im freien Felde. Er umging das ganze Gemäuer, welches die Wohnung umgab, und fand vorn, unter dem Vordache, ſein angebundenes Pferd, wie er es verlaſſen hatte.

Er überdachte Alles, was er dieſe Nacht erlebt, und fühlte ſich jetzt um Vieles beruhigter; doch wie er ſo in der frühen, hellen Morgenſonne dahintrabte, fielen ihm auch die Ereigniſſe des vergangenen Abends wieder ein.

Er glaubte, daß er nunmehr am Morgen ſeine Schweſter in einer ruhigeren Stimmung finden, und daß ſie ſeinen Plan gutheißen, oder ſich vielmehr nicht darum kümmern würde.

Es war noch ſehr zeitig, da zog er den Klingeldraht des einſamen Hauſes auf dem Hütter und ward von dem Thürhuter, den das frühe Nachhauſekommen nicht mehr befremdete, eingelaſſen. Er ſtieg leiſe die Treppen hinan, ſteckte eben ſo den Schlüſſel an die Thür ſeines Zimmers und öffnete. „Sie wird ſchlafen," dachte er, da er Alles ſo ſtille fand, und er nahm ſich vor, ſie nicht plötzlich zu wecken, um die ſanftere Stimmung, die vielleicht der Schlaf in ihr hervorgerufen haben möchte, nicht auf eine rauhe Weiſe zu verſcheuchen.

Behutſam trat er ein und ſchlich ſachte zum Bette, deſſen Vorhänge er öffnete. Wer ſchildert aber das Entſetzen, das ihn ergriff; ein kühler Zugwind weht ihn an; er wendet den Kopf — das Fenſter ſteht weit offen — er blickt hinab — eine himmelblaue Schleife liegt am Boden — kein Zweifel, daß ſich Blanche hier hinabgeſtürzt habe. Gedankenlos ſtarrt er im erſten Augenblicke in das Gäßchen hinab, welches am Tage nicht mehr geſchloſſen iſt — ein Schauer nach dem andern durchrieſelt ihn — von dort nach dem Waſſer des Fleets ſind nur wenige Schritte — dort hat ſeine Schweſter ſich hineingeſtürzt, das wird ihm bald zur ſchrecklichen Gewißheit. Noch eine Hoffnung erwacht in ihm. Er klopft an Blanche's Zimmer — doch vergebens — es bleibt verſchloſſen. Nun macht er Lärm im Hauſe — die Thür wird mit Gewalt geöffnet — Alles leer — keine Spur — keine Zeile, die von dem tragiſchen Ende der Beſitzerin Auskunft gäbe. Das ganze Haus wird durchſucht, aber nichts entdeckt; es verbreitet ſich unter den Hausleuten, die Unglückliche, an der man ſchon lange Spuren tiefer Schwermuth wollte bemerkt haben, ſei in einem Anfalle von Wahnſinn aus dem Fenſter geſprungen, um ihr Leben in dem nächſten Fleete auf eine gewaltſame Weiſe zu endigen. Dieſe Kunde empfängt Herrn Pöckmöſer, der zur gewohnten Zeit von ſeinem Landhauſe zur Stadt gefahren iſt, um die Comptoirgeſchäfte zu beginnen. Die überraſchenden Fälle, welche ſeit kurzem in ſeiner Familie ſich zutrugen, erſchüttern den ſonſt ſo gleichgültigen Mann. Man nimmt ſich vor, der Madame Pöckmöſer, die ohnedies ſeit jenem Verlobungsabende noch immer leidend war, und die jetzt eben von Heinrich's kläglichem Erkranken ſtark ergriffen iſt, dieſes neue Unglück vorläufig zu verſchweigen.

Der Chevalier ſetzt indeß ſeine Nachforſchungen fort, aber Blanche iſt verſchwunden, und die Urſache ihres Todes iſt ihm, dem Bruder, nur ein halbes Räthſel. Ueberreizte Nerven, bis zum Wahnſinn geſteigert, haben ſie zu dem Schritte getrieben, ſo heißt es. Was die troſtloſe Stimmung in ihr hervorrief, bleibt unerklärt. Wie die Liebe zu einem Manne ſo ſtark in dem Augenblicke erwachen konnte, wo ſie von ihm verſchmäht wurde, vermag ſelbſt der Chevalier ſich nicht zu erklären.

Mit der Gewißheit von ſeiner Schweſter Tode iſt ſeine Stellung im Hauſe verändert. Die Hoffnung, Heinrich's Hand noch einmal für ſie zu gewinnen, war die Triebfeder aller ſeiner Machinationen. Jetzt mußte er dran denken, ihn ganz zu vernichten, und dieſe Sorge nahm ihn mächtig in Anſpruch.

Unter ſolchen Gedanken überraſchte ihn die Botſchaft, daß man, trotz aller Nachforſchungen, den Leichnam ſeiner Schweſter nirgends gefunden habe. Man mußte es nun dem Ungefähr überlaſſen, daß irgend ein Wehr ihn aufhalten und irgend ein Müller ihn dann auffinden würde, wie es bei der Verbindung unter den verſchiedenen Fleeten und Kanälen in jener waſſerreichen Gegend gar oft der Fall zu ſein pflegt, daß oft ein Körper nach mehren Monaten erſt, faſt unkenntlich und zerſtört, aufgefiſcht und auf gut Glück alsdann für den oder jenen Vermißten ausgegeben und anerkannt wird.

Aber in Clochette's Kopfe erheben ſich jetzt Zweifel anderer Art. „Wie, wenn Blanche ſich gar nicht ins Waſſer ſtürzte?“ dachte er bei ſich ſelbſt, „wenn ſie nur entflohen iſt, um gegen mich aufzutreten, wenn die Raſende mich und ſich unglücklich machte?“ Nach kurzem Nachdenken beſann er ſich wieder. „Nein, als Klägerin gegen mich aufzutreten, würde ſie das Herz nicht haben — aber den Wohnort der Indianerin erſpähen, dorthin eilen, ſchwatzen, vereiteln, ein Geklatſche erheben, das ärger wie eine Anklage ſein kann, das muß ich Alles von ihr befürchten, darum ſchnell ihr den Paß verrammt.“

Während er Holzmann geheime Inſtructionen gab, ohne Aufſehen zu erregen, die Forſchungen nach Blanche fortzuſetzen, eilte er ſelbſt zu Gabſalinah, um ſie aus dem Hauſe der Witwe fortzubringen und ſie vor Aller Augen zu verbergen.

Dies ſchien ihm jetzt die eigene Sicherheit vorzuſchreiben.

23.

Rothkäppchen. Ei Großmutter, was haſt Du für ſo große Augen?
Wolf. Damit ich Dich beſſer zu ſehen vermag.
Rothkäppchen. Ach, und was für einen großen Mund?
Wolf. Daß ich Dich beſſer freſſen kann.

Man ſieht noch an demſelben Tage einen Mann durch das Hinterpförtchen der Mauer, die das Grundſtück des tollen alten Pockmöſer umgibt, ungeſtört ein- und ausgehen, um — wie ſeine Geſchäftigkeit anzeigt — wichtige Anordnungen in der gemietheten Wohnung zu treffen, damit ſie zur Aufnahme des lieblichen Gaſtes, dem ſie beſtimmt iſt, tauglich werde.

Und gegen Abend, als die nebelloſe, trockene Haide, noch vom letzten Golde der Sonne beſtrahlt, ein freundticheres Anſehen gewinnt, während die Ferne in ſanftere Farbentöne ſich verliert, rollt ein dichtgeſchloſſener Wagen vor jenes Pförtchen, aus welchem der Bramin ſchnell ein verſchleiertes Weib hebt und in das Gebäude einführt.

Gabſalinah legt bei ihrem Eintritte den Schleier ab und fragt mit Ruhe und Feſtigkeit, ob ſie endlich am Ziele ihrer Wünſche ſtehe, und ob dies der Ort ſei, wo die Reinigungen beginnen können, um ſie mit ihrem Gatten auf ewig zu verbinden.

Ihr Begleiter bleibt ihr ſtumm gegenüber und ſeine dunkelbrennenden Augen ruhen feſt auf ihrer zierlichen Geſtalt.

„Was brütet Ihr?“ fragte Gabſalinah beſtürzt. „Euer Stillſchweigen erſchreckt mich, ſagt mir, ob der Scheiterhaufen ſchon errichtet iſt, ob ich mich anſchicken ſoll mit Euch das Friedensmahl einzunehmen?“

Nach einer abermaligen Pauſe ſagte er endlich: „Gabſalinah! Du wirſt nie wieder das geweihte Mahl mit uns verzehren im Vorhofe der Tempel, Du ſollſt aber auch nicht in dieſem Lande untergehen.“

Ihr ſtiegen mit einem Male jetzt ängſtliche Erinnerungen auf, welche ihre Troſtloſigkeit ihr bereits verwiſcht hatte. Sie gedachte jenes Momentes in dem Zimmer der Witwe, als der Bramin ihr die treue Liebe ihres Gatten hatte verdächtig machen wollen.

„Sprecht, heiliger Mann!“ rief ſie, „was hat man mit mir vor? Werde ich ſeinen Leichnam ſchauen? Werde ich mich mit ihm in Flammen vereinigen?“

„Erwarte die Nacht!“ erwiderte der Bramin, „ich habe Dich hierher geleitet, um von hier aus Deine Rettung leichter zu bewerkſtelligen. Du ſollſt und mußt mir folgen — denn ſchnöder Verrath umlauert Dich hier.“

„Welche Furcht flößeſt Du mir ein, heiliger Bramin?“ rief ſie ängſtlich. „Du willſt mich retten? Verrath umlauert mich, ſprichſt Du? Verrath? Von wem? Hat mich ſein Tod ſo hülflos in dieſem Lande gelaſſen — o ſo vergönne, daß ich noch heute ihm folgen darf.“

„Ihm folgen — ja — das ſollſt Du, Gabſalimah!“ rief mit einem Male der Indianer in einem ganz andern Tone wie bisher. „Ihm folgen, der Dich liebt — der allein es werth iſt Dich zu beſitzen.“

Er ergriff ihre Hand.

„So wiſſe denn — daß ich Dich liebte, als Du noch unter den Palmen der Heimat wandelteſt,“ fuhr er mit geſteigertem Ausdrucke fort, „daß ich mein Auge aber nicht zu Dir erheben durfte — denn —“

Er ſtockte.

Gabſalimah rief entſetzt: „Was muß ich hören? Du gehöreſt nicht dem heiligen Stande an, deſſen Kleid Du trägſt? Du hätteſt mich ſo ſchrecklich betrogen? Und Du warnteſt mich vor den Europäern? Vor ihm — meinem Gatten — deſſen Namen meine heilige Ehrfurcht mir zu nennen verbietet?“

Sie entwich aus ſeiner Nähe mit bewunderungswerther Schnelligkeit und ſtellte ſich ängſtlich, mit pochendem Herzen, weit weg von ihm in eine Ecke des Zimmers, das Auge unverrückt nach ihm gewandt.

„Warum erſchrickſt Du ſo?“ ſprach wieder ruhiger der Indianer, „hier ſind wir in Europa, wo man die Scheidewände nicht kennt, die in unſerm Vaterlande Menſch vom Menſchen trennen. Wähne jedoch nicht, daß ich ein Paria ſei — einer jener Weſen, dem der Fluch der Geburt ſchon als Stempel ſeinem Aeußern aufgedruckt iſt — meine Züge und meine Geſtalt, das Ebenmaß meiner Glieder und meine

Sprache werden Dir längſt beſtätigt haben, daß ich — wenn gleich nicht dem Prieſter- oder Fürſtenſtande — doch auch nicht dem Abſchaum der Menſchheit angehöre. Ich bin aus der Kaſte der Schudders."

„Und Du wagteſt dies heilige Gewand zu entweihen — Du wagteſt erhabene Namen zu läſtern?" rief Gadſalimah.

„Was ſind uns jetzt heilige Gewande, erhabene Namen? Haben wir noch Theil an dem Himmel Brama's — an den Segnungen Wiſchnu's? Lebteſt Du nicht mit dem Fremdlinge — ſaheſt Du nicht die Tempel — folgteſt Du ihm nicht hierher? Und wollteſt Du nicht — ihm angehören — abtrünnig werden der Lehre unſerer Prieſter? Auch ich — Du magſt es nun wiſſen — bin Chriſt — nicht mehr dem thörichten Vorurtheil verfallen, darf ich meinen Blick nicht niederſchlagen, wenn die Tochter der reinern Kaſte ihm begegnet. Ich liebte Dich unendlich — weil ich Deine hohen Vorzüge begriff — nicht wie jener Europäer, weil er Dich beſitzen und in Deinen Reizen ſchwelgen wollte — ich mußte Dich anbeten, weil Du mir wie eine Ueberirdiſche erſchienen warſt, weil es die hohe Göttervollkommenheit war, die ich in Deiner Menſchengeſtalt bewunderte. So zog ich Deiner tanzenden Schar überall nach, ein armſeliger Gaukler, verachtet und verloren. Was hätte ich thun unternehmen ſollen, um mich Dir zu nähern? Fühlteſt Du nicht ſchon, wenn mein unſeliger, verzweiflungsvoller Anblick ſich Dir offenbarte? Ich trug meinen Schmerz und ließ mir wolluſtig von ihm das Herz zerfleiſchen. Da folgteſt Du dem Europäer, ich lauſchte in der hochſtämmigen Veranda, als die erſte ſelige Nacht Du in ſeinen Armen durchſchwelgteſt. Wie eine Eidechſe kroch ich unter das Stroh ſeines Lagers, das Du mit ihm theilteſt, gewandt und unbemerkt erwacht ich Euch mit meiner Unterthänigkeit ſelbſt und

Begier an meinen Schmerzen. Ich konnte nicht ſatt werden mein unendliches Elend zu ſchauen. So war ich Euch bis Madras gefolgt. Hier miſchte ich mich, unter der Maske eines treuloſen Malayen, in die Verſchwörung der Negerſklaven und fachte ſie zum Aufſtande an. Ich hatte mir bereits Plätze auf einem europäiſchen Schiffe gemiethet, im Tumulte wollte ich Dich ihm rauben und mit Dir in ein Land fliehen, wo uns keine Satzungen ſcheiden. Der Zufall wollte, daß Du mir entkamſt. Ich erblickte Dich, wie Du' ihm aus dem Gedränge zum einſamen Ufer folgteſt, mein Meſſer war erhoben, ihn niederzuſtoßen, aber die Hand ſank, denn mein Kopf ſagte mir, daß dieſer Mord mich nicht glücklicher machen würde. Ich wollte Dich vergeſſen und ſchiffte mich nach Europa ein. Meine Künſte erregten in kurzem Aufſehen; von London, wo ich gelandet war, ging ich nach Hamburg. In dem Gewühle der engliſchen Hauptſtadt ſah ich Dich nicht, obgleich wir Beide zu gleicher Zeit dort waren; hier brachte mich der Zufall in Deine Nähe. Ja — der Zufall war es, der mich an einem Betruge Theil nehmen ließ, den Dir dieſe Europäer bereiten. Du weißt jetzt Alles, Du ſiehſt in mir keinen Bramin — wohl aber einen Chriſten — zugleich einen Landsmann — einen Freund — der den feſten Willen hat, Dich zu befreien und zu retten!"

Gadſalinah ſtarrte ihn noch immer an, als er ſchon geendet hatte. Sie war nicht im Stande, den Zuſammenhang zu begreifen, ſie konnte nicht faſſen, welche Abſichten man mit ihr hatte, ſie wußte nicht, wer es eigentlich war, der ſie betrügen wollte.

„Und Er?" fragte ſie endlich mit klangloſer, ſchaudernder Stimme, „iſt Er wirklich todt?"

Der Indianer ſchien mit ſich zu kämpfen, ob er ihr auch dieſen Theil des Geheimniſſes verrathen ſollte.

„Du zögerſt mit der Antwort?" fuhr ſie fort. „Du willſt mich nicht niederſchmettern — jetzt — da mir der Troſt genommen iſt, von Dir — den ich als reinen Prieſter der Gottheit verehrte — dem Tode geweiht zu werden? O ſage es gerade heraus und foltere mich nicht länger. Brama wird gnädiger ſein als Ihr Alle und mir den ſchnellſten Tod ſenden — ich flehe darum!"

Da riß ſich der Indianer aus ſeiner Erſtarrung auf.

„Du wirſt mich auf den Abend hier wiederſehen!" rief er ſchnell, „hier kann ich Dich retten, dieſer Ort iſt dazu günſtig gelegen. In der Stadt wäre es unmöglich geweſen. Auf den Abend trägt Dich Lirtam-Palana auf ſeinen ſtarken Armen in das rettende Fahrzeug!"

Mit dieſen Worten ſtürmte er hinaus und ließ die arme Verlaſſene in dem öden Gemache zurück, von ihren fürchterlichen Qualen umgeben.

21.

[illegible] — auf [illegible] — [illegible]
Das [illegible], das [illegible]
[illegible]
Die [illegible] — [illegible] — [illegible]

Allein lag Gobijalmah, gefoltert von der ſchrecklichen Ungewißheit über ihr bevorſtehendes Schickſal.

„Iſt mein Gatte nicht todt," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ſo lebt mir in ihm die ſtärkſte Hoffnung meiner Rettung. Wo aber ließ er mich laſſen? Wohin hat man mich geſchleppt? Was hat man mit mir vor? Will man mich lebendig verbrennen?"

Ein kalter Schauer durchrieſelte ſie. „Ihrem!“ — fuhr ſie dann in ihren Gedanken fort. „Verbrennen? Und zu welchem Zwecke? Verbrennen — und mit wem? Wo iſt ſein Leichnam? — Sein Leichnam! Und wenn er todt wäre — wirklich todt? Was auch vorgefallen ſei — ob mein Gatte lebt oder todt iſt — das ſeh' ich wohl ein — die arme Gattin auch iſt in dieſem Lande gänzlich verloren!“ Sie verſank in eine dumpfe Abſpannung. Es war ein trüber Abend. Nachdem die Sonne am Horizonte verſchwunden war, hatten ſich dunkle Wolken darauf hingelagert, die für die Nacht ein Gewitter prophezeiten.

„Ihr werdet ſehen, Jürgen Claaſen,“ ſagte im vertraulich gedämpften Baſſe ein roher Kerl, der bemüht war, verſchiedene Gegenſtände von einem Wagen abzuladen, der an dem Hinterpförtchen der Wohnung Don Pedro's hielt, „dieſe Nacht gibt's ein Wetter und das ein tüchtiges. Vom Südberge her peitſcht's die Elbe ſtromauf und die Möwen ſtreichen am Waſſer. 'S iſt kein Wetter zu 'ner Landpartie.“

Jürgen Claaſen oder Holzmann, wie wir ihn nennen, ſtreckte die Naſe in die Höhe und ſchnupperte. „Kannſt Recht haben, Sam,“ ſprach er nach einer Weile, „der Torfrauch bläſt herunter, 's iſt dicke Luft. Vor Mitternacht wird aber nichts daraus. Bis dahin fällt vom Himmel kein Tropfen und bis dahin muß längſt die ganze Illumination zu Ende ſein. Doch jetzt faßt muthig an — ſo! — das Brennholz kann hier im Winkel bleiben — nun hebt den Korb herunter — halt! Fein behutſam! Es iſt zerbrechliche Waare darin!“

Hier ſprang Holzmann hinzu und half dem alten Matroſen Sam, dem eben nicht die feinſten Handgriffe zu Gebote ſtanden, einen dicken, länglichen Korb vom Wagen heben, den er ſachte und vorſichtig unter eine Art von Schirm ren Ecke. Cay lüftete neugierig den Deckel und prallte zurück. „Hu! das iſt ja ein Menſch!“ rief er mit Entſetzen.

„Laß das gut ſein!“ ſagte Holzmann, „mußt Du auch Deine Naſe überall haben? Hilf mir nun dies Holz aufſtapeln, ſo! — im Quadrat!“

„Das wird ja ein ordentlicher Scheiterhaufen, Jürgen Claaßen,“ ſprach Cay.

„Scheert's Dich ‚was?“ brummte der Andere. „Neugieriger Hummer! Thue, was Dir befohlen wird, und halt's Maul!“

„Ho! ho! ho!“ lachte plump der Matroſe, „das wird ein Donnerwetterſkandal werden! Na — ich möcht' nicht dabeiſein — da kommt nichts Gutes dabei heraus — denn wißt Ihr ſchon, Jürgen Claaßen?“

Holzmann bückte ſich, um das Holz zuſammenzuleſen, das er aufſchichtete.

„Jürgen Claaßen!“ rief Cay lauter, „hört Ihr denn nicht?“

„Was ſoll's?“ ſchnauzte ihn dieſer an.

„Ich möchte um nichts in der Welt ſolch Zeug mitmachen, wie Ihr hier vorhabt,“ ſagte Cay.

„Was für Zeug? Was weißt denn Du davon?“ fragte der Andere, indem er ſich mit halbem Leibe erhob und die Arme in die Seite ſtemmte.

„Je nun — dort im Korbe habt Ihr einen Todten — hier macht Ihr einen Holzſtoß zurecht — da bleibt nicht viel zu rathen,“ erwiderte Cay. „Aber das könnt Ihr mir glauben, daß es hier im Hauſe nicht mit rechten Dingen zugeht — ich fürchte mich nicht auf der See, obgleich es ſo gut See-, wie Landgeſpenſter gibt — aber auf dem Lande — Brr! — da bin ich kleinlaut, wie ich etwas [illegible] ſehe.“

Holzmann ließ ihn ſchwatzen und trug jetzt verſchiedene blühende Gebüſche heran, die er in die vier Ecken des Holzſtoßes ſteckte und dort zu befeſtigen ſuchte.

„Im ſtillen Meere, mein Seel', Ihr dürft mir's glauben," plauderte Cap immerfort und ſteckte dabei aus dem Lederbeutel ein wohlzuſammengerolltes Tabaksblatt zwiſchen Backe und Zahnfleiſch, „im ſtillen Meere habe ich mit eigenen Augen, ich ſaß im Maſt oben, das Geiſterſchiff: den fliegenden Holländer, geſehen. Es ſtrich hart an uns vorüber und keine Seele war auf dem Deck zu erblicken, aber ich — ich wiegte mich oben im Tauwerk und pfiff mein Lieblingslied: „mach' mir keine Wippchens vor!" und ſah wie es gleich dem Wetter dahinſauſte — und machte mir nichts daraus — obſchon es Unglück bedeuten ſoll. Ich fiel auch andern Tages über Bord — und Gevatter Hai ſchnappte ſchon mit ſeinen dreihundert Zähnchen nach dieſem linken Bein da — ich war aber ſchneller wie er und hatt's eher aus dem Waſſer, als er es im Rachen."

Als Cap bemerkte, daß Holzmann ihm kein geneigtes Ohr ſchenkte, ging er auf ihn zu und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Was ſoll's?" brummte Jener.

„Alſo wie ich Euch ſage," ſprach ernſt der alte Matroſe, „ich weiß nicht, was Furcht iſt zur See, aber ſo ein Landteufel, der einem das Genick umdreht — brr! Habt Ihr nicht 'nen Schluck Gin bei Euch? — Nicht? — Gott's Wetter! 's wird finſter — macht, daß wir weiter kommen — und 's friert mich."

„Hat der Haaſe Furcht?" lachte Holzmann.

„Haaſe?" ſchrie Cap wild, „Haaſe? der das Geiſterſchiff geſehen und gepfiffen dazu? He? Aber — Freund hört Ihr nichts? — Denn wißt — hier auf dem Lande iſ ein Anderes — und mein Seel' — neulich ging's hier nebe auf dem Schulterblatt um — und beim Windmüller hi ter Ottenſen auch — jetzt wahrhaftig! Jetzt müßt Ihr's g hört haben.“

Er hielt den Athem an und reckte den Kopf am B den hin, um zu horchen.

„Richtig!“ ſprach Holzmann leiſe und ſetzte gleich da auf mit lächelnder Miene hinzu: „Das iſt der alte D Pedro, der ſeine Abendandacht hält mit ſeinen geliebt Schülern und Hausgenoſſen.“

„Das mögen ſchöne Hausgenoſſen ſein!“ ſagte C leiſe. „Aber hört nun, von jener Seite auch — was denn das?“

Holzmann horchte wieder hoch auf.

„Das iſt die kleine Witwe, die ihre Bußgeſänge a ſtimmt,“ ſagte er.

„Der Himmel ſei uns gnädig,“ ſprach der Matr „was ſind das für Leute, die hier in dem alten Wrack ha ſen. Seht nur, es iſt ganz finſter worden — macht b einmal, daß Ihr fertig werdet, Jürgen Claaßen.“

„Nun bin ich mit Allem zu Ende,“ ſprach Holzma „jetzt kommt mit, ich will Euch einige Gläſer Grog e ſchenken laſſen. Dann muß ich wieder hierher.“

Er ſah nach der Uhr.

„'s iſt Neun!“ ſprach er. „Um Elf muß ich hier ſ Kommt, Cap, wir wollen indeß den Wagen draußen in nächſten Wirths Stall führen.“

Im Begriff, den Ort zu verlaſſen, unweit von Pforte, lief Cap, der wenige Schritte zurückgeblieben w ſchnaufend dem Holzmann nach, hing ſich an ihn und leiſe ihm zu: „Habt Ihr das auch nicht geſehen?“

„Was denn, alter Trunkenbold?“ fragte Holzmann, „hätt' er mich doch faſt erſchreckt.“

„Trunkenbold? Bin ſo nüchtern wie 'ne Scholle!“ ſagte Gay, „aber Gott verdamm' mich — ein weißes Weib hab' ich dort ſchleichen ſehen.“

„Schon recht! ſchon recht! Das dürfen wir nicht in ſeiner Andacht ſtören,“ erwiderte lachend Holzmann und zog ſeinen Begleiter hinter ſich zum Pförtchen hinaus.

Der verwilderte Platz, der ehemals ein Garten geweſen war, den jetzt aber üppig wucherndes Unkraut deckte, war ſtill und öde geworden. Der Wind, der das Waſſer ſtromauf und die Wolken über den Süllberg herüberjagte, raſchelte in den Reiſern, die auf dem Holzfloß befeſtigt waren.

Von drüben aus dem wüſten Hauſe tönte Don Pedro's kreiſchende Stimme und dazwiſchen ſchrien die von ihm gegeißelten Meerkatzen, die er zu ſeinen Zwecken abrichtete, aus dem Seitengebäude hörte man das einförmige Lied der kleinen Bajadere, das ſich aus ihrer von Todesangſt erfüllten Bruſt zum Himmel hob und unter dem Schoppen regte ſich's und ſah ſich vorſichtig um — erhob ſich dann — und ſchlich leiſe wie ein Geſpenſt an dem Holzfloß vorüber, und trat in das Gemach Gadſalunah's, deren Lied in der Kehle erſtickte, und die mit weitaufgeriſſenen Augen, an allen Gliedern bebend, die weiße Erſcheinung anſtarrte.

„Beruhige Dich, mein Kind,“ ſprach eine ſanfte Stimme, welche jedoch keineswegs ſelbſt ruhig zu ſein ſchien. „Ich bin hierher gekommen, um Dich zu ſchützen.“

Gadſalünah erbebte ſtärker, da ſie die Stimme zu kennen glaubte; eine wirre Erinnerung flog an ihr vorüber, endlich ermannte ſie ſich zu der Frage: „Du biſt — nicht wahr — Du biſt ſeine Schweſter?“

„Ich bin's, ja,“ ſagte tiefaufſeufzend der unbekannte weiße Gaſt. „Ich bin ſeine Schweſter, die Du ſahſt auf dem Maskenballe; ſei getroſt, der Himmel hat mich zu Deinem Schutze geſendet.“

„Sage mir vor Allem, wo ſtarb Dein Bruder, mein heißbeweinter, zärtlichgeliebter Gatte — wie ſtarb er?“ fragte die Kleine.

„Er lebt,“ ſprach die Erſcheinung, „für Dich!“ ſetzte ſie dumpf hinzu.

„Er lebt?“ ſchrie Gadſalunah mit durchdringendem Tone. „O Brama ſei geprieſen! Wo? wo? Führe mich zu ihm! Aber,“ ſetzte ſie ſogleich wieder hinzu, „wie ſoll ich hier entkommen — Schalikram und die Andern — was hat man mit mir vor?“

„Einen Betrug der ſchändlichſten Art, der jedoch nunmehr vereitelt iſt. Du ſollſt Alles wiſſen, folge mir!“

Die weiße Unbekannte ergriff mit kalter Hand die fieberhaft brennende Gadſalunah's und führte ſie hinaus in den Hof, in den nunmehr das ſchwarze Gewölk wie ein Trauerſchleier hereinhing.

„Sieh hier — doch fürchte nichts,“ ſprach die Unbekannte, „dieſen Holzſtoß.“

Gadſalunah blickte ſcheu darauf hin, indem ſie tief Athem holte.

„Und hier,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſie unter den Schoppen zog, „erblickſt Du klar die ganze Liſt Deiner Verfolger.“

Sie ſchlug den Deckel des Korbes zurück — und Gadſalunah ſtürzte mit dem Ausrufe: „o mein Heinrich!“ auf den vermeinten Todten.

Es war das erſte Mal, daß der nach ihren Begriffen geheiligte Name ihres Gatten über ihre Lippen kam, da — nach indiſchen Begriffen — ihn die Wittwe erſt an ſeiner Leiche ausſprechen darf.

„Ueberzeuge Dich," ſprach ſchnell die Unbekannte, „es iſt eine Wachsfigur, dem lebenden Originale nachgebildet, das zwar jetzt fern von Dir, aber aus geſunder Bruſt zum Himmel athmet."

Gadſalúnah hatte den Kopf der Figur jetzt erhoben und überzeugte ſich von dem Betruge.

„Und was ſoll dieſer Frevel bezwecken?" rief ſie heftig. „Er iſt noch fern, er — der allein mich retten kann — und ich hier hülflos in der Hand unbekannter Feinde."

Die Fremde war auf ein Geräuſch, das ſich an der Pforte hören ließ und welches Gadſalúnah nicht beachtet hatte, einen Schritt zum Schoppen hinausgetreten. Der erſte Blitz zerriß hier das Gewölk und geſtattete einen Blick in die Ferne.

„Er iſt's!" ſprach die Fremde. „Fort, zeige Dich in Deinem Schmerze, als beweinteſt Du Heinrich's Tod und ſeieſt bereit, zu ſterben. Schnell kehre in Dein Zimmer zurück! Thue, wie ich Dir ſage, und zähle auf meinen Beiſtand."

Die weiße Geſtalt hatte Gadſalúnah's Hand ergriffen und zog ſie mit Blitzesſchnelle nach dem an der Seite liegenden Gebäude.

23.

„Des Lebens biſt du ledig —
Gott ſei der Seele gnädig."

Es waren zwei Männer, die, tief in Mäntel gehüllt, den Hof betraten.

Sie ſprachen leiſe miteinander.

„Es iſt Alles hergerichtet, wie Sie befohlen haben," ſagte der Eine, in dem wir Holzmann erkennen. „Unter jenem Schoppen ſteht die Wachsfigur und dort iſt der Scheiterhaufen. Es iſt nur fatal, daß ein Regenwetter droht.“

„Es iſt ein unangenehmer Abend,“ ſprach der Andere, indem er ſeinen Mantel feſter umwickelte, „ich werde den Spaß aufſchieben müſſen. Auch hat mich die Nachricht verſtimmt, die Du mir eben mittheilteſt, obgleich ſie mich in gewiſſer Hinſicht beruhigt.“

„Sie meinen das Auffinden des Leichnams,“ ſagte der Erſte wieder, „leider iſt es ſo! Ich war ſelbſt auf der Zollenbrücke, als man das Fräulein Blanche herauszog. Das Geſicht war freilich nicht ganz kenntlich mehr — aber Geſtalt, Wuchs, Kleidung — Alles traf zu.“

„Ich bin nicht ſchuld an ihrem Tode,“ murmelte der Andere vor ſich hin, „im Gegentheile — ich hatte ſie ſorglich eingeſchloſſen, ihren Wahnſinn vorherſehend. Aber Der — der ſie dahinbrachte, ſoll's büßen — das ſchwör' ich hier unter dieſem zürnenden Himmel!“

„Ja mein' Seel'!“ nahm recht heimtückiſch, ſchadenfroh der Erſte wieder das Wort, „ich bin zwar nur ein Diener im Hauſe — aber — ſo ruhig ließ ich's ihm denn doch nicht hingehen.“

„Es iſt ihm ſchwer beizukommen,“ ſprach der Andere nachdenkend, „ihn fordern? ihn? Und wird er mir Rede ſtehen als Mann von Ehre? Und wenn gleich in meinem Vaterlande keine Vorurtheile der Geburt mehr gelten, ſo iſt es doch hier der Fall. Kann ſich der Chevalier de Clichette mit dem namenloſen Findling ſchlagen? Und iſt es überhaupt Sitte, daß Kaufleute auf dieſe Weiſe ihre Händel ausmachen?“

„Aber wollen Sie denn die kleine Indianerin gar nicht einmal ſehen? Warum wären Sie denn hierher gefahren?“ fragte Holzmann, „und wenn Sie denn auch die Verbre nerei aufſchieben — es tröpfelt ohnedies ſchon recht ordentlich und die Blitze fahren die Kreuz und quer — es wird einen tüchtigen Platzregen ſetzen — Sie müſſen eintreten, Herr Chevalier, bei der kleinen indianiſchen Witwe und ſehen, wie ſie ſich in ihre Trauer findet.“

Hier war er an die niedrigen Fenſter des Gebäudes gelaufen und rief zurück:

„O ſehen Sie doch, wie niedlich ſie an der Erde ſitzt und weint — ſie hat ein Kapſelchen in der Hand und küßt es — und Kranz und Armſpangen von Schilfgras — ſie ſieht wie das Meerfräulein aus, das auf dem Springbrunnen in unſeres Herrn Pöckmeier's Garten ſteht — mein' Seel'! der Sünde wär' ſie ſchon werth — ein kleines, nettes Ding! Und wenn man bedenkt, wie leicht es ſolch ein Herr, wie Sie, haben kann.“

Der Chevalier war hinzugetreten und ſah in dem matterleuchteten Zimmer Gabſalünah, ſo wie Holzmann es ihm eben beſchrieben hatte.

Gefühle und Gedanken ſtürmten ihm durch Bruſt und Kopf, wie die Wolken, welche der Orkan, der dem Gewitter voranging, am Himmel vorüberjagte. Die, welche er verſcheuchte, waren noch nicht die ſchwärzeſten, unheilſchwangerſten, immer neue ſchwärzere, verderbendere zogen herauf und immer dumpfer donnerte es in ihnen, immer häufiger entluden ſich ihre Flammen. So war der Schmerz um Blanche dahingezogen, und Haß gegen Heinrich füllte ihn ganz, ſo war der Haß verſchwunden und Rache war nun wieder ſein einziger Gedanke. Am Himmel ſchwebte jetzt ein Gewölke herauf, das mit einem falben phosphoriſchen Scheine leuchtete, es kreiſte in ſeinem Innern, es wirbelte und dröhnte, daß dem Verbrecher das Herz zitterte vor dem ewigen Weltgerichte und der Unſchuldige zagend emporblickte und die Bruſt erhob im leiſen Gebete. Und Verderben brütend ſchwoll Hippolyt's Herz an, fürchterliche Gedanken gediehen unter dieſer ſchrecklichen Conſtellation zur Reife, die er betäuben wollte in ſinnlichem Genuſſe, und er blickte hinan zu der drohenden Wolke, deren Blitz ſich entladen konnte, um den Brand zu ſenden auf das Dach des Gebäudes, wo Gabſalünah wohnte.

„Nur noch ſo lange," flehte er, „verſchone ſie, Himmel! bis ſie ſich vor Wolluſt glühend meinen Armen entwindet!"

In wildern Aufruhr ſtets geriethen ſeine Sinne, erhitzt von dem Champagner, den er im Kreiſe einiger Freunde genoſſen hatte, um ſich zu dem bevorſtehenden Abenteuer zu ſtärken.

Ein furchtbarer Schlag, der unmittelbar einem herabſtrömenden Feuerſtrahl folgte, und ein Regenguß, als ſollte die Schöpfung in einer neuen Sündfluth untergehen, praſſelte nieder.

Holzmann riß ſeinen Herrn in das Gebäude und rief: „Bei dieſem Wetter iſt es doch wahrhaftig beſſer, wenn man's haben kann, ſein Liebchen im Trocknen zu umarmen, als es von draußen durch's Fenſter zu beobachten."

„Erwarte mich hier!" ſagte ſchnell der Chevalier und zögerte noch einen Augenblick, dann trat er in Gabſalünah's Zimmer, um wie vernichtet bei dem Anblicke zurückzutaumeln.

Die bleiche Geſtalt ſeiner Schweſter, mit naſſen Haaren und Kleidern, wie man ſie aus dem Waſſer gezogen hatte, ſchwebte in einiger Entfernung von ihm, das ſchwarze Auge durchdringend auf ihn gerichtet und mit furchtbarer Geberde ihm drohend, zu gleicher Zeit ertönte Holzmann's furchtbarer Schrei: „Weh uns! das Haus brennt!" Und ein praſſelnder Schlag begleitete dieſen Schrei und verſchlang ihn zur Hälfte. Das Licht im Zimmer war erloſchen von dem Drucke der elektriſchen Luft, aber draußen glimmte und flammte Alles einige Secunden lang mit grünlichem Loheſchein, bis daß die dunkelrothe Flamme am Gewitterhimmel wie die glühende Zunge des Höllenrachens emporleckte. Dieſe Röthe überfluthete die ganze Gegend und ſenkte ſich auch in das Gemach, wo Hippolyt noch immer ſeiner Schweſter Geiſt ſah, der ſich vor die bebende Gadſalünah ſchützend geſtellt hatte.

Nur ein Augenblick nach dem Schlage war verſchwunden und noch verhinderte die Betäubung und Beklemmung den Chevalier ein Wort hervorzubringen oder eine freie Bewegung zu machen, als ihn plötzlich Holzmann's Angſtruf zum zweiten Mal erſchreckte, dem ein gräßliches Röcheln und ein ſchwerer Fall ſogleich folgte. Er wollte zur Thür eilen, aber ſchwindelig taumelte er noch hin und her, da ward er unſichtbar von einem Stoße in die Bruſt getroffen, ein wüthender Schmerz übermannte ihn und ſein Auge, das von unten herauf ein ſchwarzer Flor zu umziehen ſchien, ſah noch, wie eine neue dunkle Geſtalt ſich zwiſchen Blanche's Lichterſcheinung und Gadſalünah drängte und, wie vom Wirbelwind ergriffen, mit Beiden fortjagte; dann deckte ſie eine öde, todte Nacht.

Draußen aber peitſchte der heulende Sturm die tanzenden Feuer von Sparre zu Sparre, von Giebel zu Giebel, kniſternd und flackernd zehrten ſie luſtig am alten Gebälke — und im Innern dieſes hölliſchen Flammenfeſtes heulten die ekelhaften Thiere um die Wette mit dem Wahnſinnigen, der ſeinen treuen Mohren umklammert hatte und mit den wilden Augen unverwandt in den Tod ſtarrte, ohne nur einen Schritt zu ſeiner Rettung zu verſuchen.

26.

„Macht Eure Rechnung mit dem Himmel!" — —

„Ein furchtbares Wetter — und eingeſchlagen hat es auch," ſagte Herr Pöckmöſer zu ſeiner Ehehälfte, die ihm unter dem bunten Zeltdache vor der Thür der Villa, hart am Geſtade der Alſter, den Thee kredenzte. „Eine fürchterliche Röthe ſah man gegen Nord-Weſt; es muß ein gewaltiger Brand geweſen ſein. Heut' iſt nun wieder Alles ſo ſchön blau und warm, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ja — ſo iſt die Natur! Alles reſtaurirt ſich in ihr! Aber wie iſt's denn mit Dir, Blanka? Deine geſunde Farbe will noch immer nicht wiederkehren — es wird Noth thun, daß Du ins Bad reiſeſt — ich will noch heute mit dem Arzte ſprechen."

„Ich fühle mich zu ſchwach und werde keine Reiſe unternehmen können," erwiderte ſie. „Ich muß es Dir nur geſtehen, ich fühle mich der gänzlichen Auflöſung nahe und hoffe, daß der nächſte Herbſt meinen irdiſchen Leiden ein Ende machen werde."

„Ei, das verhüte der Himmel, Blanka!" rief der Gatte; „ſollte unſere häusliche Glückſeligkeit ſo bald ſchon ein Ende nehmen? Ich dachte nun erſt in meinen alten Tagen mich an Deiner Seite recht des Lebens freuen zu können. Der Himmel hat meine Unternehmungen geſegnet — ich bin ein ſehr reicher Mann."

Madame Pöckmöſer unterbrach dieſe Worte mit einem tiefen Seufzer.

„Nun? und warum ſeufzeſt Du, Blanka?" fragte er. „Iſt der Reichthum eine ſolche Laſt, die Seufzer erpreßt?"

„Lauritz!“ ſprach ſie ſehr ernſt, „in Krankheiten kommen dem Menſchen oft wunderliche Gedanken. Wie ich ſo dalag auf meinem Schmerzenslager, ging mein ganzer Lebenslauf an mir vorüber, zur innigen Erbauung. Ich ſah, daß ich unter den Verworfenen hienieden nicht die Verworfenſte ſein werde — ich habe in meiner Ueppigkeit weniger der Sünde gefröhnt als Andere — ich habe, wie Du ja ſelbſt weißt, Dich genommen, weil es mein Vater ſo wollte, und ich bin Dir ein treues, in Liebe zugethanes Weib geweſen. Ich habe meine anfängliche Abneigung gegen Dich, der Du mir ein ganz fremder Mann warſt, nach und nach überwunden — und habe Dir nie eine ſchwärmeriſche Liebe geheuchelt, die ich nicht empfand. Ich habe, als ich Dir die Hand reichte, allem Lebensglücke entſagt, denn Du weißt es, daß ich bereits geliebt hatte — und man liebt nur einmal im Leben! Nennſt Du nun dies eine im Glücke zurückgelegte Bahn und kann es Dich mit Freude erfüllen, darauf fortzuwandeln?“

„Aber ſage mir doch, gutes Kind,“ fiel ihr Herr Pöckmöſer in die Rede, „iſt das ein Thema für einen ſo himmliſchen Sommermorgen? Wir können ja Beide nicht über einander klagen — wir haben uns Eins in des Andern Launen vortrefflich gefunden. Ich war ſehr reich und Deine Eltern ſuchten für Dich einen ſolchen Mann, eben weil Du die frühere Liebſchaft ſchon cultivirt hatteſt und ſie nicht viel wählen konnten. Dein Vater war von der anerkannteſten Rechtlichkeit und ſein Name der geachtetſte an der Börſe; darum griff ich mit beiden Händen zu, denn mein verrückter Oheim, der alte Don Pedro, hatte unſerm Hauſe einen argen Leumund angehängt. So brachte man uns zuſammen und wir brachten einander zu, was Jeder brauchte. Nun ſage mir einmal, ob das nicht eine herrliche Partie war und ob jemals eine paſſendere abgeſchloſſen wurde, ſeitdem unſere alte Börſe ſteht.“

„Und Dein alter Don Pedro, Lauritz,“ nahm wieder Madame das Wort, „koſtet Dich der keine trübe Stunde?“

„Der?“ rief ihr Gatte heftig, „nur dann, wenn ich ihm die Leibrente auszahlen muß. Der alte Gauner iſt ſchon hundert Jahre alt und führt ſo lange ein ſo jämmerliches Leben, blos um andere Leute zu ärgern.“

„Als eine gerechte Strafe des Himmels wurden ihm ſeine Tage verlängert,“ ſprach ſie; „er war ein böſer Chriſt in ſeinem Leben und wenn auch nur die Hälfte von Dem wahr ſein ſollte, was ſich die Welt von ihm erzählt. Sage mir, Lauritz, ſollte man nicht, ehe man aus dieſer Welt ſcheidet, zur Sühnung begangener Frevel noch irgend ein gutes Werk vollbringen? Bei einem ſo großen Reichthum, wie wir ihn beſitzen, den wir ererbt haben von unſern Vätern, Oheimen, Tanten, der Jahrhunderte zuſammengeſcharrt worden iſt, ſollte da nicht mancher Pfennig auf unrechtmäßige Weiſe hereingefloſſen ſein? Sprich ſelbſt, ob wir nicht einen großen Theil unſers Vermögens eben dem alten Don Pedro verdanken? Und Jedermann weiß denn doch, auf welche Weiſe er zu dem vielen Gelde gekommen iſt; Du ſelbſt weißt es ja zu gut, da Du zur ſelben Zeit in ſeinem Geſchäfte ſtandeſt und ihm hülfreiche Hand leiſten mußteſt.“

„Brechen wir ab davon,“ ſagte haſtig ihr Gatte. „Ich weiß nicht, was Dir heute Alles in den Sinn kommt. Glaubſt ſo dumme Geſchichten, wie ſie die Fiſchweiber auf dem Hopfenmarkte einander erzählen. Was ſoll denn der Alte getrieben haben? He? Sklavenhandel etwa? Es wäre der Mühe werth, ſich mit ſo etwas zu befaſſen, ſo lange es noch Zucker und Kaffee zu laden gibt und man dabei einen tüchtigen Profit notiren kann.“

„Doch,“ ſprach ſie mit ſtarker Betonung, „es war eine Zeit, wo Zucker und Kaffee nach Europa zu bringen eben ſo verpönt und gefahrbringend war, wie Schwarze von der Küſte Guinea nach den Colonien zu verhandeln. Damals war Kaperei erlaubt und Alles wurde getrieben; und die Kaper, die Räuber zur See, erſchienen mit ſtolzem Hohne an der Börſe, wo ihre armen Beraubten mit niedergeſchlagenen Blicken umhergingen. Es war eine böſe Zeit. Aller Handel lag, die Rheder vieler Schiffe konnten dieſe doch nicht im Hafen verfaulen laſſen, da ließ man ſich von den Gewalthabern Erlaubnißſcheine geben, man wog ſie mit Golde auf und trieb das Unerlaubte!“

„Sieh, wie bewandert!“ polterte Herr Pöckmöſer heraus, der ſie ſchon lange hatte unterbrechen wollen. „Du thuſt Unrecht, mich an jene Zeit zu mahnen, an die Gewalthaber und an die falſchen Certificate, die ſie ausfertigten. Auch Du ſtandeſt mit einem von ihnen auf ziemlich vertraulichem Fuße und ſeinen Mittheilungen haſt Du wahrſcheinlich Deine genaue Kenntniß jener Verhältniſſe und Umſtände zuzuſchreiben.“

„Du kommſt mir entgegen,“ fuhr ſie fort; „war ich doch weit entfernt, Dir eine Neigung verbergen zu wollen, die ich damals hegte und die ich ſo öffentlich zur Schau trug, daß ſie für Niemanden mehr ein Geheimniß bleiben konnte. Macht es mich ſtrafbar, daß ich jugendlich fühlte? Liebteſt Du nie?“

Sie machte eine Pauſe, wartete aber vergebens auf Antwort, denn ihr Gatte zündete eben unter heftigem Paffen ſeine Cigarre an, die nicht brennen wollte.

„Ich bin in einer Stimmung, mit Dir nun über gewiſſe Dinge zu ſprechen,“ ſagte ſie; „ſchon längſt mußt Du mir es angeſehen haben, daß ich mit dieſem Leben fertig bin. Was ich hienieden noch hoffen darf, iſt von geringem Belang. Die Verſorgung meiner Kinder war mir eine heilige Pflicht — ſie iſt erfüllt. Wilhelmine erhält in dem Chevalier einen Mann, den ſie wird lieben können, er beſitzt alle Eigenſchaften dazu. Harry, mein Sohn, hat ein Mädchen nach eigner Wahl ſich erkoren, wie er mir geſtanden hat, und nur ſeine Abweſenheit iſt Schuld daran, daß er ſie noch nicht in das väterliche Haus einführte. Die Unglücksfälle, welche ſo raſch aufeinander ſich folgten, haben nun freilich den Fortgang dieſer freundlichen Angelegenheiten gehemmt. Harry's Erkrankung auf der Reiſe, meine körperliche Unfähigkeit, zu ihm zu eilen, um ſeiner zu pflegen, und endlich das Betrübendſte von Allem — der unglückliche Selbſtmord der armen Blanche — alles Dies bringt mich immer mehr in die Stimmung, Abſchied von dieſem Leben zu nehmen.“

„Blanka!“ rief nun wirklich mit einiger Rührung ihr Gatte aus und nahm ſie bei der Hand.

„Der heutige Morgen nach der beängſtigenden Nacht bringt eine ruhig freundliche Stimmung in meinem kranken Gemüthe hervor,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihn traulich dabei anſah; „wir wiſſen nicht, wie lange wir noch beiſammen ſein werden, darum will ich nicht länger ſäumen. Erlaube mir, daß ich eine Summe, ungefähr dem Vermögen des alten Don Pedro gleich, zu einer frommen Stiftung der Wohlthätigkeit anwende, und wenn Du mir dies gewährſt, ſo erfahre denn auch mein Geheimniß, das ich nicht mit hinübernehmen will, und daß — “

Herr Pockmöſer, den ſchon, als von der Herausgabe des Vermögens ſeines Onkels die Rede war, alle Aufmerkſamkeit verlaſſen hatte, ſprang jetzt heftig auf, als ſehne er ſich gar nicht ſehr, das tiefe Geheimniß ſeiner Gattin entſchleiert zu erblicken; in der That aber war es die Ankunft eines Fremden, die ihn der Verlegenheit überhob, den ihm in der That ſehr läſtig gewordenen Vortrag von Madame Unger anzuhören.

Ein Gig hielt am Gartenthor, und in dem Manne, der ſich jetzt näherte, erkannte man zu großem Erſtaunen einen Beamten der Polizeibehörde.

„Es iſt mir leid, daß ich ſtören muß," fing dieſer nach üblicher Höflichkeitsform an; „aber ich zog es vor, den hochweiſen Herrn Senator hier aufzuſuchen, weil mein Beſuch auf Ihrem Comptoir —"

„Schon gut, mein Herr! ſchon gut!" rief Pöckmöſer mit ſichtbarer Unruhe über die befremdende Erſcheinung, „was ſteht zu Ihren Dienſten?"

„Wenn es gelegen wäre, mir eine Privataudienz zu ertheilen," fuhr Jener fort.

„Mein Herr!" fiel hier Madame Pöckmöſer raſch ein, „eine innere Ahnung ſagte es mir ſchon bei Ihrem Eintreten in unſern Garten, daß Sie den herben Kelch uns abermals darreichen wollen, den das Schickſal ſeit einiger Zeit nicht müde wird, für uns zu füllen. Sie ſehen mich gefaßter, als Sie vorausſetzen können, jede Unglücksbotſchaft zu vernehmen, und wäre es, daß der Blitz in voriger Nacht unſer Eigenthum angezündet und uns zu Bettlern gemacht hätte."

„Das iſt nun wirklich nicht der Fall," ſagte der Beamte und forſchte mit den Blicken nach Pöckmöſer's Zuſtimmung, ob er ſeinen Bericht hier beginnen ſolle; dieſer aber rief jetzt in höchlicher Ungeduld über die Zögerung:

„Nun? wird man's endlich hören?"

„Der Blitz hat allerdings gezündet," ſprach der Beamte, „und zwar wurde das alte verfallene Eigenthum von Dero

Herrn Onkel Peter Pöckmöſer vor den Thoren der Stadt eingeäſchert.“

„So?“ ſagte kalt der Neffe.

„Und leider iſt durch eine ſeltſame Fügung des Schickſals,“ fuhr Jener fort, „der alte Herr Onkel nebſt ſeinem ſchwarzen Bedienten und allen andern Geſchöpfen, die mit ihm jenes wüſte Gebäude bewohnten, ein Raub der Flammen geworden, ehe Hülfe möglich war.“

„Hat ein ſchmähliches Ende genommen,“ ſagte Pöckmöſer dumpf.

„Gerechter Himmel!“ rief gleichzeitig, mit nach oben gekehrten Blicken, ſeine Gattin aus.

„Iſt ein fataler Fall,“ nahm dann ſich faſſend der Senator das Wort; „der Alte hatte Koſtbarkeiten, wichtige Documente und mehres Andere noch, und das iſt nun Alles unwiederbringlich verloren. Aber Sie ſcheinen noch etwas auf dem Herzen zu haben; ſagen Sie es heraus, rund und ohne Umſchweife.“

„Ich beklage,“ ſagte Jener, „daß ich gerade dazu erkoren wurde, Ihnen den ſchönen Morgen zu verderben; aber da es nun einmal nicht anders ſein kann und da ich Erlaubniß erhielt, hier in Gegenwart der Dame Alles zu ſagen, ſo will ich mich denn in Kürze meines Auftrags gänzlich entledigen. Welch ein Zufall gerade den Herrn Chevalier von Clichette zur Nachtzeit nach jenem Orte geführt haben mochte —“

„Den Chevalier?“ ſchrie Pöckmöſer auf.

„So iſt auch er verbrannt?“ rief mit Entſetzen Madame.

„Das nicht,“ fügte der Beamte ruhig und gelaſſen ſeinem Berichte bei, „aber er wurde in einem Seitenflügel, einem ehemaligen Gartenſalon, den die Flammen verſchonten, in ſeinem Blute ſchwimmend von den hinzugeeilten Feuerleuten am Boden gefunden."

„Mein Gott, wie iſt das möglich!" riefen Mann und Frau zugleich aus.

„Und lebt er noch?" fragte ſchnell Madame.

„Noch lebt er — aber ein ſchwaches Leben iſt das," ſagte mit trübem Geſichte der Beamte, „und vorläufig muß man darauf verzichten, irgend eine Auskunft von dem Verwundeten ſelbſt zu erhalten."

„Ich will ſogleich hin," ſagte Madame, „um für alles Nöthige zu ſorgen."

„Iſt er nach meinem Hauſe gebracht worden?" fiel Pöckmöſer raſch ein.

„Man bringt ihn hierher, um das ohnedies ſtarke Aufſehen, welches der Fall macht, nicht noch zu ſteigern," ſprach der Beamte; „man fährt mit ihm um die Stadt und bald werden ſie hier ſein."

„Und hat man noch keine Muthmaßung?" fragte Pöckmöſer.

„Leider ja — höchſt ſeltſame und betrübende — der Gartenſalon, wohin ſich alſobald Beamte unſerer Behörde begaben," fuhr er fort, „ſchien bewohnt geweſen zu ſein, bewohnt von weiblichen Weſen, wie Schleier, Schleifen und andere Utenſilien hinlänglich darthaten."

„Ich werde ſogleich ſelbſt zur Stadt fahren, mein Herr," ſprach haſtig der Senator, „um Licht in dieſer Angelegenheit zu verſchaffen. Die Sache iſt mir unangenehmer als Sie glauben, da mein Schwiegerſohn wahrſcheinlich ein Mädchen frequentirte, und daher wünſche ich, daß Alles darüber gänzlich verſchwiegen bleibe."

„Das wird leider nicht mehr möglich ſein," ſagte der Andere. „Eine Menge Menſchen drang hinzu und durchſtöberte alle Winkel, und dabei fanden ſich viele der ſamſten Gegenſtände, als z. B. eine völlig angekl Wachsfigur, einen Todten vorſtellend, eine Art von S terhaufen im Hofe errichtet, und was ich beinahe zu richten vergeſſen hätte — auch Dero allbekannter D Holzmann — der eben nicht des beſten Leumundes nieſt“ —

„Holzmann?“ rief Pöckmöſer verwundert; „der ha wiß den wackern jungen Mann zu dieſer Debauche verl Man hat ſich doch ſeiner ſogleich verſichert?“

„O mein wertheſter Herr Senator, Ew. Wohlwei werden verzeihen,“ ſagte achſelzuckend der Beamte, „der läuft uns nicht mehr, denn ſeine Wunde ging tiefer — hat das Zeitliche bereits geſegnet.“

„Auch Er? Gerechter Gott!“ rief Madame, einer macht nahe.

„Er lag ermordet vor der Thür des Zimmers, w der Herr Chevalier von Clichette blos verwundet angetr wurde. Es iſt Alles von den daſelbſt gefundenen G ſtänden unberührt an Ort und Stelle liegen geblieben, es von der Behörde beſichtigt worden ſein wird — auc Holzmann liegt noch draußen. Aber dieſes hier“ — e ein Papier aus der Taſche, welches er dem Senator gab — „fand ich auf der Erde; wahrſcheinlich hat e Herr Chevalier verloren; da es von großem Werthe entſpann ſich vielleicht deshalb der Kampf auf Tod Leben.“

Pöckmöſer öffnete das Papier.

„Ein Reif großer gelber Brillanten,“ ſagte er; glaube, es ſind die Deinigen, Blanka!“

Sie betrachtete ſie genau.

„Es iſt die Einfaſſung eines Portraits,“ ſagte ſie e chend, „das ich einſt einem nahen Verwandten zum Geſchenk gemacht hatte; es iſt nicht unmöglich, daß der Chevalier — es“ — —

Mehr vermochte ſie nicht zu ſagen; eine Ohnmacht warf ſie in den Seſſel zurück.

27.

Nur umſonſt verklärſt Du mit Deinem Lichte den Aether:
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.

Der Orkan war bereits weiter ins Land gezogen und ſchon begann hier und da ein blaues Sternenfeld wieder ſichtbar zu werden, als ein einſamer Reiter den Zollenſpeicher verließ, wo er mit einbrechendem Unwetter auf der Fähre angekommen war. Die Elbe, die noch immer hohe Wellen warf, verlaſſend, zog er auf dem Damme, von Weidenbäumen eingefaßt, weiter, des Weges kundig und ſich bald am Ziele ſeiner Reiſe wähnend.

Es war Heinrich, den wir hier wiederſehen. Von ſeiner Krankheit geneſen, ließ ihn die Ungeduld in dem Hauſe auf der lüneburger Haide nicht länger weilen. Die Entdeckung, welche er dort gemacht hatte, erfüllte ihn mit ſtiller Wehmuth. Einen ſolchen Vater — eine ſolche Mutter — ein ſolches Entſtehen! Es ſchien ihm nun gänzlich unmöglich, in Europa zu bleiben. Fliehen wollte er in eine ferne Gegend, wo ihn Niemand kannte, wo nur er allein ſeinen Schmerz mit ſich trug, ohne dem Hohne, ohne der Verachtung preisgegeben zu ſein. Der Zufall hatte ihn auf einen Standpunkt gehoben, den er behaupten mußte. Nicht er war es, der durch anmaßende Beſtrebungen dahin zu gelangen getrachtet hatte; ſein Mismuth ſteigerte ſich und er fluchte jenem Zufall und wünſchte, roh und ungebildet in ſeinem Elende geblieben zu ſein, damit er es jetzt als ein Glück betrachten könnte, der Sohn Wittrin's und Eigenthümer eines ſtattlichen Hofes auf der lüneburger Haide ſich zu wiſſen.

Eine unangenehme Scene ſtand ihm noch bevor, ehe er Hamburg verlaſſen konnte. Der Greis Wittrin mit ſeinen ſtumpfen Sinnen, der es nicht faſſen konnte, welchen Antheil ſeine Hand an dem hundertfältigen Morde hatte, wozu er ſich einſt brauchen ließ; der in dieſer thieriſchen Behaglichkeit ruhig zu ſo hohen Jahren gekommen war; er fühlte den Inſtinct der Elternliebe bei dem Anblicke ſeines Kindes, das ihm vom Schickſal ſo unverhofft zugeführt worden war. Obgleich Heinrich ihm erklärte, ſeines Erbes nicht zu bedürfen, ſo ließ der barſche Seemann ſich's nicht ausreden, daß es von ihm ſchnöde gehandelt wäre an ſeinem eignen Blute, wollte er Heinrich noch ferner von der Gnade fremder Menſchen abhängen laſſen; er wollte vor allen Dingen nach Hamburg reiſen, um dort ſeinen Sohn von Pöckmöſer zu reclamiren und ihn nach Fug und Recht für den ſeinigen zu erklären.

Nach dieſer Förmlichkeit, die nicht zu umgehen war, wollte Heinrich Europa für ewig den Rücken kehren und mit einer mäßigen Summe, der Erſparniß von ſeinem bedeutenden Gehalte und einigen kleinen, für eigne Rechnung unternommenen Geſchäften, in den Freiſtaaten ſein Glück verſuchen. Dort hoffte er an der Seite ſeiner geliebten Gadſalunah die Ruhe zu finden, die ihm ſeine Jugend verſagt hatte.

Dieſe Ausſicht allein hielt ihn aufrecht, wenn ſeine trübe Laune ihn ängſtlich zu unterjochen drohte

Der anbrechende Morgen zeigte ihm ſchon die herrliche Pyramide von St.-Peter; ſein Herz pochte ſtärker, das Bild ſeiner Geliebten erwachte darin mit glühendern Farben.

Sein Weg hob ſich jetzt von den Dämmen, welche das fruchtbare Gartenland in allen Richtungen durchſchneiden, nach der Kunſtſtraße, die in gerader Richtung der Königin der Handelsſtädte auf dem europäiſchen Feſtlande zuführt. Er ſchwang ſich nunmehr aus dem duftigen Dickicht der Bäume in eine kahle Ebene, die eine ungeheure Fernſicht auf Moor- und Haideland geſtattete. Da gewahrte er den Schein einer furchtbaren Feuersbrunſt nicht weit ab vom Wege. Er erkannte an der Richtung, daß es unweit der Wohnung des alten Pedro ſein müſſe. Mit Abſcheu nur dachte er an den ſcheußlichen Wahnſinnigen, dem er ſich noch nie genähert hatte; doch der Gedanke, daß er vielleicht zur Rettung etwas beitragen könne, verdrängte jeden andern; er ſpornte ſein Pferd und war bald dort.

Noch immer rauchte und qualmte der eingeäſcherte oder niedergeriſſene Theil des Gebäudes, gelbe Flammen zuckten aus dem noch ſtehenden empor. Mit Entſetzen vernahm er die Kunde von dem Verbrennen des Eigenthümers, ſowie von dem vorgefallenen Morde von Leuten, die damit beſchäftigt waren, zu retten, was noch zu retten war.

Er war vom Pferde geſtiegen und hatte ſich dem unverſehrt gebliebenen Seitenflügel genähert. Bewaffnete Bauern verwehrten ihm aber den Eingang. Noch war er damit beſchäftigt, Erkundigungen über den Vorfall einzuziehen, als ein Wagen heranfuhr, worin Betten lagen, um einen Verwundeten aufzunehmen.

Einigen Beamten, welche den Wagen begleiteten, nannte ſich Heinrich, und es wurde ihm geſtattet, ihnen zu folgen.

Sein Haar ſträubte ſich vor Entſetzen, als er beim Eintritte über den Leichnam des ermordeten Holzmann ſchreiten mußte, der in derſelben Lage, wie man ihn gefunden, bis nach ſtattgehabter Unterſuchung des Gerichts liegen bleiben mußte.

Das ohnedies häßliche Geſicht des Todten war durch eine breite klaffende Wunde entſtellt, die ſich durch einen Stoß ins linke Auge bemerkbar machte und dann in einen tiefen Schnitt ſich endigte, der die Naſe und die rechte Wange mitten theilte. Eine andere Wunde in der Bruſt verrieth ein Blutſtrom, der aus einem weiten Riſſe des zugeknöpften Ueberrocks ſich auf den Boden ergoſſen hatte und einer ſchwarzen Pfütze glich, worin der ſcheußliche Leichnam lag.

Im Zimmer ſelbſt herrſchte große Unordnung. Auf dem Tiſche befanden ſich zwei umgeworfene Leuchter, ein weißer Schleier, zur Hälfte verbrannt; ein Fenſtervorhang war herabgeriſſen. Durch eine offenſtehende Tapetenthür ſah man in ein Cabinet, deſſen Fenſter geöffnet war; ein Stuhl davor zeigte Spuren, daß man ſich ſeiner zum Hinausſteigen bedient hatte.

Auf dem Sopha ruhte der verwundete Chevalier mit geſchloſſenen Augen, in ſeinen Mantel gehüllt. Todesbläſſe deckte ſein Geſicht und ſeine ſtarren Haare ſträubten ſich empor. Er hatte nur einen Stoß in die Bruſt empfangen, da er aber lange in ſeinem Blute gelegen hatte, ſo waren die Haare und der Mantel damit getränkt. Ein Wundarzt, der neben ihm ſtand, hob ſeinen Kopf in die Höhe, als die Beamten mit Heinrich ſich näherten, und ſagte ihm leiſe, um zu erforſchen, ob er bei Beſinnung ſei: „Der Wagen iſt da, mein Herr, man wird Sie nach Ihrer Wohnung bringen.“

Hierauf öffnete Clichette die gebrochenen Augen und blickte, wie aus dem Schlafe erwachend, rund um ſich: „Ja — ja — ſchon gut — dort wird mir beſſer ſein!“ ſagte er mit ungemein ſchwacher Stimme, doch aber ſo verſtändlich, daß Niemand über ſeinen ruhigen Gemüthszuſtand in Zweifel ſein konnte. Man richtete ihn auf und er wandte den Kopf, ſein Blick erreichte Heinrich, der das ſtumme Entſetzen, das ſich ſeiner anfänglich bemächtigt hatte, nun zu bezwingen ſchien und an den Chevalier einige Worte richtete. Da fingen deſſen faſt todtenähnliche Züge ſich plötzlich zu beleben an, ſeine Mundwinkel begannen krampfhaft zu zucken, die Augen blinzelten, ein ſeltſamliches Hüpfen ward an den Wangenmuskeln bemerkbar — man ſah es ihm an, daß es ihm einen fürchterlichen Kampf koſte, einige Worte mit Gewalt hervorzubringen; Alles war im höchſten Grade geſpannt und ſah begierig nach dem Verwundeten, als plötzlich ſich ſeiner Bruſt die Worte entrangen: „Der hier — ergreift ihn — iſt's — der mich ermorden wollte!“

Er ſank zurück und wurde mit eiliger Beſorgniß, weil man ſein baldiges Verſcheiden befürchtete, in den Wagen getragen, um ſo ſchnell als möglich nach ſeiner Behauſung gebracht zu werden.

Heinrich aber wurde ſogleich unter Bedeckung nach Altona geführt, da der Mord ſich auf däniſchem Grund und Boden zugetragen hatte.

28.

— — —
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht! — —
— — —
Mich umfängt ein kaltes Grauſen,
Immer öder wird die Oede,
Immer todter wird das Herz! —

Auf von Blitzen erleuchteter Bahn, von fernhinrollenden Donnerſchlägen begleitet, war die „Frau Margaretha“ zwiſchen den hohen Deichen an Stade und Glückſtadt vorübergeſegelt und hatte am Mittage die Stelle erreicht, wo ſich die Wellen der Nordſee mit denen der Elbe vereinigen. Links erblickte man die Kugelbake, und der Capitain ließ auf der Rhede von Kuxhaven die Anker werfen. Das Schiff war befrachtet und legte ſich vor den Hafen, um jeden Augenblick in die See ſtechen zu können. Als Ueberfracht jedoch erblicken wir die arme Blanche darauf, welche ſeit jenem Sprunge aus dem Fenſter ſich unter dem Schutze des trefflichen Robinſon befand. Er hatte ſie an Bord gebracht und hier, ihrem Wunſche gemäß, verborgen gehalten und war ihr dazu behülflich geweſen, den Aufenthalt Gadſalünah's auszukundſchaften. Von ihm begleitet war ſie dort erſchienen, um ihrem frechen Bruder bei ſeinen Unternehmungen entgegenzutreten und ſeinem Frevelmuthe zu trotzen. Als aber ſo plötzlich der finſtre, blutige Mord hereinbrach, zugleich mit dem vernichtenden Feuer des Himmels, da war ihr Begleiter herbeigeeilt und hatte ſie mit unerſchrockenem Muthe auf ſeinen Armen davongetragen und ſie ſicher und treu an Bord geborgen.

Hier finden wir ſie wieder.

„Haben Sie ſich erholt, mein Fräulein?“ fragte er, in dem er ſich ſo höflich, als es dem guten Capitain Robinſon nur möglich war, zu der bleichen Dame wandte, welche in einem der in der Schiffswand befindlichen Ruhebetten lag. „Das war eine verzweifelte Nacht — unſer Eins ſteht ſeinem Mann jederzeit — ſo etwas aber wollte ich nicht zum zweiten Mal erleben. Und ausgerichtet haben wir auch nichts dabei.“

Blanche ſeufzte tief und ſchwer.

„Unſer Schutz hat wenig geholfen,“ fuhr Robinſon fort. „Ich glaube wol, daß der Herr Chevalier ſich hätte durch Ihr plötzliches Dazwiſchentreten ſo verblüffen laſſen, daß wir ohne Weiteres mit der kleinen Indianerin uns aus dem Staube gemacht haben würden, ehe es Jemand eingefallen wäre, uns aufhalten zu wollen. Aber da mußte gerade das Donnerwetter am Himmel ſein und dann der Teufel ſelbſt ſich ins Spiel miſchen. Ich ſage Ihnen, Fräulein, es war Zeit, daß ich Sie forttrug — es ging nicht mit rechten Dingen zu.“

„Es hat eingeſchlagen,“ ſagte ſie. „Wo mag aber das arme Mädchen hingekommen ſein? So nahe ſeiner Rettung mußte Alles ſcheitern. Sollte ſie mein Bruder auf's Neue entführt haben? Sollte er nicht abgeſchreckt worden ſein durch das Feuer, das der Himmel ſelbſt ſandte, die Hölle des Laſters zu zertrümmern?“

„Ihr Bruder?“ ſprach mit verlegenem Tone der Capitain. „Der wird der Indianerin und keinem Andern etwas mehr zu Leide thun — es ſei denn, er käme als Geſpenſt.“

„Was meinen Sie damit?“ rief Blanche.

„Je nun, Sie waren mehr todt als lebendig, Fräulein, und ſahen und hörten nichts von Dem, was um uns vorging,“ fuhr Robinſon fort; „ich aber ſah, indem ich Sie auf den Arm nahm und mit Ihnen zum Fenſter hinausſtieg, einen dunkeln Kerl mit einem blinkenden Meſſer wie wahnſinnig zuſtoßen und ganz entſetzlich hinterdrein ſchrein. Ja, ja! da iſt eine Mordthat vorgefallen.“

„Und Sie glauben, Capitain,“ rief Blanche, „daß mein Bruder ermordet wurde?“

„Ihr Bruder, Fräulein,“ ſagte Jener, „auch wol die kleine Indianerin — wer kann das wiſſen? Ich machte, daß ich ſo ſchnell als möglich fortkam, und wie ich Sie in den Wagen mehr geworfen als gelegt hatte — Sie nehmen's mir ſchon nicht übel — ſo jagte ich auf und davon.“

Blanche hatte ſich erhoben und ſagte: „Laſſen Sie mich an's Land, Capitain. Ich muß Ueberzeugung in dieſer Sache gewinnen.“

„An's Land?“ erwiderte lächelnd der Capitain; „glauben Sie denn noch immer im hamburger Hafen zu ſein? Belieben Sie doch nur einen Blick hinauszuwerfen.“

Bei dieſen Worten öffnete er das Fenſter der Kajüte, Blanche wandte den Kopf und konnte keinen Augenblick mehr im Zweifel ſein, wo ſie ſich befand. Vor ihr rollten die unermeßlichen grünen Wogen und ein Himmel voll Wolkenſchichten ſenkte ſich wie ein geheimnißvoller Vorhang hinein, und ein friſcher, Alles belebender Wind drang in den dumpfen Raum und führte den durchdringenden, nur dem Meere ganz eigenthümlichen Duft mit ſich.

„Das iſt die Nordſee!“ ſagte heiter der Capitain „kommen Sie nur einmal an's Fenſter und ſehen Sie di muntern Burſche da, zwei junge Delphine, wie ſie den Kop heben und ſchnell untertauchen, gleichſam als ſpielten ſi mit der „Frau Margaretha,“ wie mit einer alten Bekannten.“

„Um Gott!“ rief Blanche, die einige Augenblicke nöthig gehabt hatte, ihre ganze Lage zu überdenken. „So bin ich denn nun vom Lande ſchon abgeſchnitten? Wir ſind auf der Reiſe? Ihr ſegelt nach einem fernen Welttheile? O ich leichtſinniges Geſchöpf! was ſoll nun aus mir werden?“

„Sind noch nicht vom Lande abgeſchnitten, ſegeln noch nicht nach einem fernen Welttheile,“ wiederholte mit beſchwichtigendem Tone der wackere Capitain; „die große Schaluppe tanzt noch unten und wir können in einer Viertelſtunde die Küſte erreichen. Habe mich nur vor den Hafen gelegt, muß aber ſelbſt noch einmal nach Hamburg, mir alle meine Papiere richtig machen zu laſſen.“

„Ihr geht nach Hamburg zurück?“ rief freudig Blanche, „o ſo nehmt Ihr mich wol mit?“

„Ja, wie denn anders, mein liebes Fräulein?“ ſprach Robinſon; „an Bord iſt ja doch ſo Ihres Bleibens nicht — oder wollen Sie etwa mit nach Bahia oder Laguayra, da geht vorerſt meine Reiſe hin,“ ſetzte er ſcherzend hinzu.

„Gern würd' ich Euch überall folgen, wenn es ſich für mein Geſchlecht ſchickte. Ich denke nur mit Schaudern daran, welch einem Schickſal ich hier entgegengehe,“ ſagte ſie ſeufzend.

„Wo aber ſoll ich Sie hinbringen?“ fragte Robinſon. „Wollen Sie ſo knall und fall wieder bei Herrn Pöckmöſer erſcheinen? Das ſcheint mir denn doch nicht gut anzugehen, obgleich ich von dergleichen Dinge gar nichts verſtehe. Ich denke, da müßte erſt eine kleine Einleitung getroffen werden.“

„Allerdings,“ ſagte Blanche; „aber wohin können Sie mich bringen, von wo ich, unbemerkt von der Welt, Nachrichten aus dem Pockmeſſer'ſchen Hauſe empfinge und vielleicht mich meinem Bruder wieder nähern könnte?"

„Ihr Bruder — ja — wie ich Ihnen ſagte" — bemerkte Robinſon, indem er ſeufzte.

„Und wenn er wirklich, wie Sie vermuthen, todt wäre," fuhr Blanche düſter fort, „ſo wollte ich an dem Orte mich ſo lange verborgen halten können, bis ich meinen Vater von dem entſetzlichen Schickſal ſeiner Kinder in Kenntniß geſetzt hätte und er mir die nöthigen Mittel zur Rückreiſe geſchickt haben würde. Oh, wie ſträubte ſich mein Herz gegen alle dieſe abenteuerlichen Unternehmungen! Mußte ich darum das liebliche Montpellier verlaſſen, wo ich umgeben war von Liebe, Zärtlichkeit und Achtung, um hier an dieſer unwirthlichen Küſte als ſchmähliches Opfer eines fremden Ehrgeizes zu fallen! Unter den blühenden Mandelbäumen auf dem Gute meines Vaters hatte ich keine Thränen in den Augen wie hier, wo [illegible] Alles beweint: Frieden — Jugend — Glück und Ehre!"

Sie bedeckte mit ihren zarten Fingern das brennende Augenpaar, das keine Thräne netzte, weil ſelbſt dieſe Linderung der Armen entzogen war.

„Sie kehren nicht mehr bei mir ein, die milden Thränen," jammerte ſie, „ich ſoll troſtlos verſchmachten."

Robinſon war indeß, auf die Scheiben leiſe trommelnd, zum Fenſter getreten, theils um nicht die Klage des Mädchens zu hören, weil er eher ein Schiff mit Mann und Maus untergehen, als ein ſchönes Weib weinen ſehen konnte. Denn daß Blanche verliebt war, das ſtand feſt bei ihm.

„Hm!" fing er dann wieder an, indem er ſich nach Blanche herumdrehte, „ich wüßte wol Etwas, aber der Tauſend, Sie müſſen ſich nur nicht daran ſtoßen, wenn ich Ihnen den Namen nenne. Gut aufgehoben wären Sie dort, wie in Abraham's Schooß. Ich würde Sie noch ganz beſonders empfehlen und ich gelte 'was im Hauſe. Was ſonſt dort vorgeht, das müßte Sie im Uebrigen nicht kümmern."

Blanche wurde ungeduldig, weil der Capitain ſo viel Worte machte.

„Und wie heißt jener Ort, wo Sie mich hinbringen wollen?" fragte ſie.

„Es iſt die Hoffnung der Seeleute," ſprach der Capitain, „ſo ein Mittelding von Matroſenkneipe und anſtändiger Taverne. Aber was mir den Ort beſonders werth macht, iſt, daß meine herzliebſte Braut dort weilt, und ihr wollt' ich Sie empfehlen und da wären Sie wahrlich trefflich bedient; denn eine edlere Seele, als meine Meta iſt, gibt's auf Erden nicht."

„Und glauben Sie, daß ich dort ganz unbemerkt bleiben könnte, bis ich die Antwort meines Vaters erhalten haben werde?" fragte Blanche.

„Es kommen zwar allerhand Leute in die Hoffnung der Seeleute hin," ſprach der Capitain, „ſelbſt der junge Herr Heinrich ſteckt mit dem Wirthe Harms Hanſen zuſammen und war ſchon manchmal dort zu treffen; wenn er Ihnen aber ſein grünes Stübchen eben einräumt und man ihm eiſernes Stillſchweigen auferlegt, ſo wird Sie kein Menſch dort entdecken, weil ſchon Niemand eine Dame von Ihrem Schlage dort vermuthet."

„Dank, tauſend Dank!" rief Blanche mit bewegter Stimme; „und wann führen Sie mich dahin?"

„Das kann ſogleich geſchehen," erwiderte Robinſon. „Der Abend iſt uns günſtig, unbemerkt zur Hoffnung zu gelangen; denn wenn auch dort das tollſte Leben losgeht, ſo kann man doch ſicher ſein, auf keine Geſichter zu ſtoßen, die man gern vermeiden möchte, denn in dem Trubel ſehen ſie uns nicht.“

„O ſo laßt uns nicht ſäumen, guter Mann!“ ſprach Blanche.

Der Capitain ging hinaus, um die Dame ungeſtört das Nothwendigſte ihrer Toilette beſorgen zu laſſen. Es währte nicht lange, ſo trat ſie zu ihm auf das Verdeck hinaus.

Er gab dem Schiffsvolke einige Befehle, wandte ſich dann mit Artigkeit zu Blanche und ſtieg mit ihr in das große Boot, das mit günſtigem Winde und vollen Segeln die Elbe hinaufflog. Mit Anbruch der Nacht legten ſie hart unter dem Pinnasberg an.

„Ziehen Sie die Kapuze über das Geſichtchen, liebes Fräulein,“ ſprach Robinſon, „und folgen Sie mir nur getroſt und ohne Zagen. Erlauben müſſen Sie mir aber, Sie eben beim alten Hanſen „Du“ zu nennen, ſonſt macht das Ding zu viel Aufhebens. Er muß nicht anders denken im erſten Augenblicke, als ich hätte mir vor meiner langen Waſſerpartie noch ſo ein Landvergnügen zugedacht. Müſſen's ſchon nicht für ungut nehmen — wenn ich den alten Kerl allein habe, will ich's ihm ſchon bedeuten, wen er vor ſich hat.“

Blanche that, wie ihr Führer es verlangte, und folgte ihm zitternd denſelben Weg hinan zur „Hoffnung der Seeleute,“ wo wenige Monate früher Heinrich ſeine kleine Gabſalonah geführt hatte.

Was hatte ſich Alles in dieſem kurzen Zeitraume zugetragen! Begebenheiten zwar, von denen die Weltgeſchichte keine Meldung thun wird, die aber auf das Schickſal vieler Menſchen erheblich einwirkten und, dem Anſcheine nach.

ganz Glückliche in hülflos Verſcheuchte, Verfolgte, dem Tode Verfallene verwandelt hatten.

Meta machte große Augen, als ſie vernahm, der Herr Capitain Robinſon verlange abermals das grüne Stübchen, jedoch nicht für ſich, ſondern für ein Frauenzimmer. Vergebens winkte ihr vertraulich unſer Seeheld, es wollte nichts fruchten und die hochſtämmige, tüchtige Dirne warf den Mund auf und zürnte ernſtlich.

Nach langem Harren endlich gelang es dem Capitain, den Schlüſſel zur Stube von ihr zu erhalten, während deß Lady Blanche in ihrer Vermummung in einen Winkel der finſtern Diele gedrückt und hörte unter ängſtlichem Herzklopfen dem Lärmen der trinkenden und tanzenden Gäſte zu.

„Na, wo ſteckſt Du?“ ſchrie der Capitain der Verabredung gemäß und leitete ſie nun an der Hand die Treppen hinauf in das grüne Stübchen, von Meta gefolgt, die lediglich aus einer Anwandelung böſer Neugier das Licht der Magd entriſſen hatte und es ſelbſt hinauftrug.

„Hier, mein Fräulein, dürfen Sie ſich enthüllen,“ ſprach, oben angelangt, Robinſon; „dies hier iſt mein braves, liebes Bräutchen, das ſich Ihnen zu Allem willig und gehorſam bequemen wird.“

Als ſie dieſe Worte vernahm und das bleiche, doch feine und ſchöne Geſicht der Fremden erblickte, taumelte die ehrliche Tochter des Hauſes drei Schritte zurück.

Der Capitain bemühte ſich, ſo kurz als möglich ſie von Allem in Kenntniß zu ſetzen, und ſagte dann:

„Jetzt, ſchöne Dame! beurlauben wir uns, ich und meine Meta; genießen Sie der Ruhe und verſcheuchen Sie alle trüben Gedanken. Morgen mit dem Früheſten eile ich zur Stadt und bis Mittag ſehen Sie mich wieder mit Neuigkeiten; der Himmel gebe, daß ſie gut ausfallen mögen!“

Damit verließ er das Zimmer, während Meta noch mit emſiger Geſchäftigkeit das Bett bereitete, dann der Dame entkleiden half und ſich entfernte. Wie ſie nun allein war, wich jede freudige Ausſicht von Blanche, als könnte ſie noch einmal auf Erden glücklich ſeyn; ihre Hülfloſigkeit unter fremden Menſchen trat mit einem Male groß und ſtarr vor ihr Auge — ſie hatte nichts mehr zu hoffen — Alles war für ſie verloren. Da ſenkte ſich ein Engel zu ihr, vom Himmel geſandt — ihr Herz wurde leichter — ſie konnte weinen!

29.

[illegible]
[illegible]

Mit ſchwererem Herzen hätte ſich unſer Robinſon nicht nach dem Hauſe ſeines Rheders begeben können, ſelbſt wenn Schiff und Ladung durch ſeine Schuld bei Helgoland geſcheitert wären. Dies peinliche Gefühl wuchs, je näher er dem Hauſe zuſchritt, und mit einem derben Seemannsfluche, den er, unwillig über die fatale Geſchichte, vor ſich in den Bart brummte, zog er die Klingel.

„Der Herr Senator ſei oben,“ hieß es, und der Capitain ſtieg die breite Treppe hinan und klopfte leiſe an die wohlbekannte Thür.

Es wurde nicht „Herein!“ gerufen und er ſah ſich genöthigt, nach wiederholtem Klopfen zu öffnen.

Bleich und mit vom Wachen gerötheten Augen ſaß der Senator Lauritz Böckmeier auf dem türkiſchen Divan allein im Zimmer und ſah ſtumm vor ſich hin. Mehre Briefſchaften lagen erbrochen vor ihm, das Waſſer im Theekeſſel ſprudelte über, unbeachtet, und der brennende Wachsſtock, der zum Anzünden der Cigarre daſtand, hatte eine lange Schnuppe fallen laſſen, die ein Loch in die feine Serviette brannte.

Robinſon ſah ſich genöthigt, das Stillſchweigen endlich zu brechen.

„Ich bin gekommen, hochweiſer Herr," ſprach er, „die letzten Connoſſemente noch zu holen, denn ich liege ſchon bei Curhaven und mit erſtem Nordoſt ſtech' ich in See."

Pöckmüller blickte in die Höhe, als erwache er ſoeben aus einem Traume.

„Ach, ſeid Ihr's, Robinſon?" rief er; „was ſagt Ihr zu den neuen Unglücksfällen? Alle Schiffe kommen glücklich und zur rechten Zeit einlaufen — ihre Ladung kann um hundert Procent im Preiſe ſteigen — und man kann doch bankrott machen. Bankrott an häuslichem Glück — an der Ehre — kurz an Allem!"

Robinſon brachte einen Gemeinplatz als Tröſtung ſtammelnd hervor.

„Sprecht nicht ſo, wackrer Mann," fiel ihm der Senator in die Rede. „Ich weiß, was Ihr meint — Eure Worte mögen ausdrücken, was ſie wollen. Gut — ich bin aber ſelbſt Schuld. Warum gab ich den überſpannten Ideen meiner Frau nach. Iſt es nicht ein altes Sprüchwort: „Was ſoll uns das Kukuksei im Neſte?" All unſer Unglück kommt von dem Teufelsjungen her, der meiner Blanka ſo in die Augen ſtach, daß ſie ihn an Sohnes Statt annahm. Und glaubt Ihr — daß der Burſch' — es ihr je Dank wiſſen wollte? Geärgert hat er ſie auf Steg und Weg — manche Thräne hat ſie um ſeinetwillen vergoſſen und mir dann vorlamentirt, daß ich hätte toll werden mögen. Und nun iſt das End' vom Liede, daß er und Neid, blinder Racheſucht — aber was weiß ich — ſich ſo weit vergißt — nein! nein! wie ich Euch ſage! ich glaube an Vorherbeſtimmung — bei ſolch' einem Schößling, wie der Heinrich war, hilft die ſorgfältigſte Erziehung nichts — der Galgenvogel ſchlägt durch!"

Entſetzt rief der Capitain, der hin und her ſann, um die verworrene Rede des Senators ſich in gutes Deutſch zu überſetzen — nun aber durch den Namen Heinrich mit einem Male Licht bekam: „Wär's möglich? Den würdigen Herrn Heinrich meinen Sie? Und was hat er denn verbrochen, daß Sie ihn alſo ſchelten? Er — der keinem Kinde was zu Leide that — und der ganz unverſchuldet auf der Reiſe erkrankte und nun als Reconvalescent auf der lüneburger Haide vor langer Weile umkommen kann."

„Das lüneburger Haide?" rief mit bitterm Hohne der Senator, indem ein grimmiger Strahl dabei aus ſeinem grauen Auge ſchoß — „wenn er nicht ſchon im Criminalgefängniß in Altona ſäße!"

„Cri — min — al?!" — ſchrie Robinſon, indem er vom Tiſche hinſprang und, ſich ganz vergeſſend, beide geballte Fäuſte daraufſtemmte und dem Senator ganz nah' ins Angeſicht glotzte. „Daß mir Neptunus helfe! Habe ich meine Ohren verloren oder iſt Johann Lorenz Pickmeier verrückt und toll worden? Heraus — mit Allem — ich muß es wiſſen!"

„Je nun, ein wenig Mäßigung könnte nicht ſchaden, Robinſon!" entgegnete, gelaſſen ſich erhebend, der Senator; „ich weiß, daß Ihr den Burſchen leiden mochtet, aber deſſenungeachtet iſt er ein Taugenichts!"

„Herr Senator!" ſprach, nur mit Mühe an ſich haltend, der Capitain, „Sie haben an Heinrichen Vaterſtelle vertreten und ihn zu 'nem Manne gemacht, aber das der er Ihnen, ſo wahr mir Neptunus helfe, wahrlich vergönnt! Er war auf St.-Thomas, als das gelbe Fieber wüthete, und hat mit Gefahr ſeines Lebens über Ihr Vermögen gewacht, das draufgegangen wäre ohne ihn — und kein Hahn hätte darum gekräht. Er hat drei Jahre mit mir die Welt umſchifft, während Sie hier Theater und Bälle beſucht haben, und hat ſich's kalt und heiß werden laſſen. zweimal den Aequator paſſiren, iſt — hol' mich Dieſer und Jener! keine Kleinigkeit. Ich kenn' ihn — und ich laſſ' mein Leben für ihn! Darum muß mich's giften und beißen, daß ich jetzt höre, wie Sie von ihm ſprechen, Herr Senator. Reſpect dem, Reſpect der! Aber der Heinrich, den ich drei Jahre lang auf meinem Schiffe gehabt habe, der kann über Nacht kein ſchlechter Kerl worden ſein, das ſag' ich noch und wieder einmal! Und dem Heinrich, den ich hier ans Land geſetzt habe, in der Nacht vom ſiebenzehnten zum achtzehnten December, im Angeſicht des Pinnasberges, dem kann das Criminalgericht nichts anhaben, ſo wahr ich Heimbert Peter getauft bin und von meiner jetzigen Reiſe heimzukehren hoffe und Meta Hanſen heirathen will!“

„Nun — nun — ſchon gut — ſchon gut!“ ſagte der Senator, dem Robinſon's Zorn nicht behagte und der es dennoch nicht für räthlich hielt, eine Autorität gegen ihn geltend zu machen. „Alle Eure Verantwortungen entſpringen aus Eurem geraden Charakter und aus der Freundſchaft, die Ihr für den Menſchen vorgefaßt habt“ —

„Den Menſchen?“ unterbrach ihn grimmig der Capitain.

„Den Menſchen“ — wiederholte Pickmeier, „ja — denn mein Sohn iſt er nicht und iſt es nie geweſen. Einer, der ſeinen Nebenmenſchen ermordet“ —

„Nein!“ ſchrie wieder Robinſon, „nun wird mir's zu arg! das hätte Heinrich gethan?“

„Wie ich Euch ſage," fuhr Pöckmeier fort, „er wurde faſt auf der That ertappt — der Unglückliche, den ſein Dolch nur verwundet, nicht getödtet hatte, hat ihn ſelbſt ſeinen Mörder genannt. Geht hinaus nach meinem Landhauſe und überzeugt Euch ſelbſt — dort liegt der arme Chevalier de Cliſſette!"

„Der Chevalier?" rief Robinſon entſetzt, „und den ſoll Heinrich ermordet haben? O nichtswürdige Bosheit! ſchnöde Niederträchtigkeit! Lüge, wie ſie kein Teufel ſchändlicher erſinnen könnte! Heinrich — der krank — funfzehn Meilen von hier —"

„Heinrich, der geſund — auf dem Landhauſe des alten Peter's," fiel ihm der Senator in's Wort.

„Er war dort?" fragte beſtürzt Robinſon.

„Wie denn anders?" erwiderte der Senator, „dort haben ihn ja gleich die Gerichte ergriffen, vom ſchwerſten Verdachte belaſtet."

„Dort — zur Stelle ergriffen!" brummte der Capitain. „Wer nur frei darüber ſprechen könnte — aber — wer weiß, was da aufgefunden wird und — wie man ſich damit das Maul verbrennen kann. Je nun," ſetzte er dann mit erhobener Stimme hinzu, „der gute alte Gott lebt noch und wird's recht machen!"

„So!" ſprach ſehr gedehnt der Senator, „nun zieht Ihr auch die Segel ein — nicht wahr? Und wenn Ihr erſt alle Umſtände wiſſen würdet, wie ſie mir hinterbracht worden ſind, da ſtänden Euch vollends die Haare zu Berge. Weiß der Himmel, was Alles dabei im Spiele war, und wie man den feinen, wohlerzogenen Chevalier dort, zu dem tollen Peter hinauscomplimentirt hat, — ich fürchte, daß noch ſehr artige Dinge an den Tag kommen werden."

„Haben der Herr Senator den armen Heinrich ſchon geſprochen?“ fragte Robinſon.

„Ich? Wo denkt Ihr hin? Ich würde mir den Schlag an den Hals ärgern, wenn er mir unter die Augen käme,“ ſchrie Pöckmöſer.

„Und ſitzt er denn ſo ganz ohne Tröſtung in ſeinem Kerker? Weiß die Mutter von dem Unglücke?“ fragte der Capitain weiter.

Nicht ein Wort,“ erwiderte Pöckmöſer. „Das arme Weib iſt krank vor Schreck und Kummer. Iſt es nicht genug, den auf den Tod verwundeten Schwiegerſohn im Hauſe zu haben, die unglückliche Blanche, die ſich in's Waſſer ſtürzte, beweinen zu müſſen — und warum that ſie das? War nicht auch der Burſche ſchuld daran?“

Und was wird denn nun daraus werden ſollen?“ fragte Robinſon. „Was gedenken der Herr Senator anzufangen in der Sache?“

Das war's eben, worüber ich dachte, als Ihr eintratet, Capitain!“ ſprach in gemäßigterem Tone Pöckmöſer. „Ich kann der Gerechtigkeit ihren Lauf nicht laſſen. Eine Verurtheilung des Menſchen, der doch nun ein Mal meinen Namen führt, könnte ich nicht überleben. Meine Maxime, iſt von jeher geweſen, jedes Aufſehen zu vermeiden, — daher — fortgeſchafft muß er werden! Was meint Ihr?“

„Das iſt ein himmliſcher Einfall, beſter Herr Senator,“ rief Robinſon ganz erfreut. „Und welche beſſere Gelegenheit könnte ſich wol finden, als mein abſegelndes Schiff. Wir bringen ihn bei Nacht und Nebel an Bord und dann heidi! mit ihm auf und davon — wohin er will — ein Kapitälchen werden ihm der Herr Senator wol anweiſen — denn das hat er durch die langen Jahre verdient — den Handel verſteht er — und was gilt's! Heinrich Pöckmöſer, wird noch einmal eine berühmte Firma in New-York, Mexiko oder irgendwo ſonſt!" —

„Heinrich Pöckmöſer?" ſchrie wieder mit Erbitterung dazwiſchen der Senator. „Nicht ſo — meinen Namen muß er mir zurückgeben, ehe er zu Schiffe geht."

„Nun gleichviel — wenn's nur ſchon ſo weit wäre," rief der ehrliche Seemann aus voller Bruſt, „ich will ihm dafür mit Freuden den meinigen geben, Heinrich Robinſon iſt auch nicht zu verachten. Aber nun, Herr Senator, kommen Sie, wo ſitzt er? Ich begleite Sie" —

„Ich ſollte mich zu ihm in's Gefängniß verfügen — wo denkt Ihr hin?" ſprach Pöckmöſer, „geht Ihr zu ihm, ich gebe Euch Vollmacht, in der Sache zu handeln, doch ſeht zu, daß Ihr's zu 'nem ſchnellen Abſchluß bringt. Hat er eingewilligt — und was wird er nicht? — er kommt ſo leichtern Kaufs davon, als er ſich wohl eingebildet hat — ſo benachrichtigt mich ſobald als möglich. Ich will ſodann es dahin bringen, daß er den dieſſeitigen Gerichten ausgeliefert werde — und dann laſſen wir ihn entfliehen — wie das ſchon häufig in ähnlichen Fällen geſchah, um ehrenwerthe Namen vor dem Schimpfe einer öffentlichen Beſtrafung zu erretten."

„Tauſend Dank, tauſend Dank! Herr Senator," rief Robinſon, „ich fliege nach Altona — und in ein paar Stunden ſehen Sie mich wieder, um auf das Schnellſte Alles zu regulieren!"

Pöckmöſer war an ſeinen Secretair getreten, um ſeinem Geſandten einige Zeilen mitzugeben, die ihm den Eintritt in Heinrich's Gefängniß erleichtern ſollten, und Robinſon warf ſich damit ſogleich in eine Droſchke, zum Millernthor hinauszufahren.

Er fand Heinrich ruhig über ſeine Lage, wie die Unſchuld es nur ſein kann, und herzlich erfreut über die Beweiſe von Robinſon's Freundſchaft.

„Weiß ich doch nichts von dem ganzen Zuſammenhange jener ſchrecklichen Begebenheit,“ ſagte der Gefangene, „obgleich mir des Franzoſen Bosheit wol klar iſt, der mich verderben will, um allein Pöckmöſer's Vermögen ſich anzueignen. Er hätte ſich leicht dieſe Sünde erſparen können, denn ich ſtand ja auf dem Punkte, Allem hier zu entſagen und meinem Adoptivvater Alles bis auf den Namen zurückzugeben.“

„Bis auf den Namen?“ fragte der Capitain verwundert, der hierin eine höchſt ſeltſame Uebereinſtimmung mit des Senators Geſinnung bemerkte.

„Nun ja,“ fuhr Heinrich fort, „ich habe meinen Vater wiedergefunden, ehrlicher Mann. — Oh, ſo war es denn daran nicht genug, mir jede Hoffnung des Lebens zu vernichten, mußte ich auch noch peinlich angeklagt werden einer That, die ich nie zu begehen fähig wäre — und muß nun vielleicht mein Leben unter dem Schwerte des Nachrichters —“

Er ſchauderte zuſammen.

„Das wird der Himmel verhüten,“ fiel Robinſon ein. „Dahin kommt's nicht mit einem Heinrich Ihresgleichen — mögen Sie doch nun Pöckmöſer oder anders heißen. Ich bin jetzt hier, um Ihnen Freiheit und die ſchönſten Ausſichten zu verkünden. Ich habe carta bianca von dem Herrn Senator — fordern Sie, was Sie wollen — Sie erhalten es; und auf meinem Schiffe ſind Sie mir willkommen und ich bringe Sie, wohin Sie Verlangen tragen. Dort etabliren Sie ſich unter eigener Firma — und da Sie mir ſagen, daß Sie Ihren Vater gefunden haben, ſo können Sie freilich meinen Namen nicht gebrauchen, aber ſonſt ſtände er gern zu Dienſten, und ich würde mir's zur Ehre anrechnen, einen ſolchen Sohn zu beſitzen.“

„Ehrliches Blut!“ rief Heinrich, dem biedern Seemann die Hand ſchüttelnd, „können Sie aber mir im Ernſte dazu rathen, vor der Bosheit das Feld zu räumen, aus Hamburg zu fliehen wie ein Verbrecher, meinen Ruf belaſtet mit Mord?“

Robinſon's Auge ruhete ernſt auf ihm.

„Ich bin ein vom Schickſal hart Verfolgter von meiner Geburt an,“ fuhr Heinrich fort. „Ich habe meinen Vater gefunden und will ihn nicht nennen, nicht, weil ich mich meines Urſprungs ſchäme — nein! denn ich würde ihn Vater nennen und wäre er ein Bettler, und hätte nie des Prieſters Segen ihm meine Mutter angetraut, ich würde ihr die Hände küſſen, wo ich ſie fände. Aber ich fürchte ſeinen Namen auszuſprechen, weil er hier nicht mehr genannt werden darf, ich fürchte ein altes Verbrechen zu enthüllen, die entſchlafene Rache heraufzubeſchwören — der ich nun als Opfer verfalle — wohl mir — daß es mich trifft! Die Strafe des Himmels iſt ſchwer — wer wollte, durch mein Beiſpiel belehrt — daran zweifeln?“

Robinſon ſchob dieſe Aeußerungen auf die fürchterliche Lage des Gefangenen, und bat ihn, ſeine Gemüthsbewegung zu bekämpfen und den Weg der Rettung zu überdenken, den er ihm zeigte.

„Die Zeit wird Ihre Unſchuld an den Tag bringen,“ fügte er hinzu, „wenn Sie lange im Hafen der Ruhe und des Glücks ſein werden.“

Dieſe Worte machten plötzlich einen ſichtbaren Eindruck auf Heinrich, er wiederholte ſie mit inniger Empfindung.

„Robinſon, Freund!“ rief er dann, „welche Hoffnungen werden in mir wach? Aber — darf ich in meiner jetzigen Lage ſie Hoffnungen nennen?“

Und er verſank in dumpfes Brüten

„Gadjalùnah!“ ſagte er hierauf, wie aus einem Traum erwachend, „o meine Gadjalùnah! wie hilflos und verlaſſen biſt Du jetzt? Wer wird ſich Deiner annehmen? Robinſon — Ihr?“

„Mit tauſend Freuden! ſo wahr mir Neptunus helfe!“ betheuerte dieſer, „aber, Engelsfreund, wo iſt ſie?“

Heinrich bezeichnete ihm das Haus der Witwe, in deren Obhut er ſie gelaſſen hatte. Aber der Capitain zerſtörte bald dieſe Hoffnung durch die Mittheilung der Vorfälle, die er durch Blanche wußte. Denn dieſe hatte ihm in ihrer höchſt aufgeregten Stimmung eine Schilderung von Allem gemacht, was ſie an der Thür ihres Bruders erlauſchte. Räthſelhaft blieb es nur, wohin Gadjalùnah gebracht wurde, in weſſen Händen ſie ſich nunmehr befand. Nur der Chevalier, ſo ſchien es, konnte Auskunft darüber geben; wie aber ſollte man ihn dazu vermögen?

„Und während deß die Arme ſich in den Klauen der Bosheit befindet,“ rief der Gefangene ſchmerzlich aus, „bin ich hier im Gewahrſam meiner ſogenannten Richter auf die Anklage eines niederträchtigen Abenteurers. Sagen Sie, Robinſon! kann man bei ſolchen Begebniſſen ſeinen Glauben an eine allwaltende Gerechtigkeit behalten?“

„Und wenn Sie nun ſelbſt dieſer Meinung ſind, wollen Sie denn dem blinden Zufalle, der Sie der Bosheit zu Theil werden ließ, preisgegeben bleiben?“ ſprach der Capitain. „Warum nehmen Sie nicht an, was ich Ihnen im Namen Ihres bisherigen Adoptivvaters offerire? Ein Sümmchen Geldes — freie Ueberfahrt auf meinem Schiffe — an Empfehlungen aller Art wird es auch nicht fehlen.“

„Nimmermehr! dieſen Triumph gönne ich der Bosheit nicht,“ rief Heinrich. „Nein — ich will mich verhören laſſen, ich will den bittern Kelch leeren, ſo weit ſein Inhalt reicht — der Himmel kann mich nicht ſchuldlos untergehen laſſen, dieſer Glaube hält mich aufrecht. Ihr und die Wenigen, die mich näher kannten, ſchalten mich oft eigenſinnig. Jetzt in dieſem entſcheidenden Augenblicke, dem entſcheidendſten meines Lebens, fühle ich ſelbſt, daß ich einen Kopf von Eiſen habe. Ich begnüge mich nicht ſo leicht mit Dem, was andere Menſchen zufrieden ſtellt — ich bin geſonnen, einen Kampf mit der Bosheit, die mich verfolgt, zu beſtehen. Wir wollen ſehen, wer Sieger bleibt! Robinſon, Sie ſind mein einziger Freund, dem ich mich anvertraue. Die Sorge um Gadſalünah iſt das Einzige, was mich peinigt. Von ihrem Schickſale Nachricht zu erhalten, iſt mir das dringendſte Bedürfniß. Forſchen Sie, unterlaſſen Sie nichts.“

„Ich werde thun, was ich kann,“ verſicherte der ehrliche Seemann.

„Das ſeltene Mädchen, die Schweſter des Chevalier, iſt ja — wie Sie mir vorhin mittheilten, unter Ihrem Schutze, in Hanſen's Schenke — vertrauen Sie ihr Alles — vielleicht kann ſie auf das Gewiſſen ihres Bruders wirken — ich will dadurch nichts für mich gewinnen — denn mehr als meine Freiheit iſt es Gadſalünah's Schickſal, was mich in Anſpruch nimmt.“

„Gut, gut!“ ſprach Robinſon, „was aber ſoll ich dem Herrn Senator berichten?“

„Dem Herrn Senator berichten Sie,“ ſagte Heinrich mit Bitterkeit, „daß Heinrich Wittrin ihm für alles Gute danken läßt, was er bis jetzt für ihn gethan und noch habe thun wollen; daß aber der alte Capitain der Cornelia ſelbſt kommen werde, um ſeinen echten, leiblichen Sohn aus dem Kerker zu führen — und ſei es auf das Schaffot. Lieber unſchuldig den Tod erleiden, als die Gnade des Verbrechers erdulden!“

„Das wird den Herrn Vater tief ſchmerzen,“ bemerkte Robinſon.

„Er war mein Vater nie,“ rief Heinrich entrüſtet; „dieſe Heuchelei mit den heiligſten Gefühlen war mir ſtets läſtig. Ich haſſe jeden Betrug! Es ſchnürte mir die Kehle zuſammen, wenn ich ihn Vater nennen mußte. — Doch genug jetzt davon! Die Zeit drängt — ich muß wiſſen, wo Gadſalünah lebt — wie ſie lebt — ob ſie in Gefahr ſchwebt. Eilen Sie, wackerer Freund, ſagen Sie der armen Blanche, daß ich ſelbſt in meinem tiefen Elend das wärmſte Mitgefühl für ſie empfinde, und daß ich ſie beſchwören laſſe, Alles bei ihrem Bruder aufzubieten — damit er ihr ſage, wo meine zärtlich geliebte Gadſalünah weilt!“

Robinſon verſprach baldige Auskunft und verließ mit tiefer Rührung den Gefangenen.

30.

Und es werden hohe Mächte
Aus den Sternen herbeiſchweben,
Um zu retten und zu rächen
Ihn — den ſelbſt ich hab' verloren.

Bekümmerten Herzens war Robinſon wieder vor dem Senator erſchienen und hatte ihm das Reſultat ſeiner Unterredung mit dem Gefangenen offenbart.

„Wittrin? Heinrich Wittrin?“ ſchrie Pöckmeſer entſetzt. „Der Capitain der Cornelia wird herkommen, ſeinen Sohn von mir zu fordern? Welche Scene wird das geben? Robinſon, wenn ich Euch Alles ſagen könnte, was meine Seele ängſtigt! Wo verberg' ich mich vor dem ſchrecklichen Menſchen?“

„Schrecklich? der alte Wittrin — ſchrecklich?“ erwiderte Robinſon mit anſcheinender Verwunderung, „das ſcheint mir die ehrlichſte Haut von der Welt zu ſein. Der lebt ſo recht wie ein Patriarch in ſeinem freundlichen Häuschen auf der Lüneburger Haide mit ſeinem Vieh und ſeinem alten Steuermann.“

„Wie? Ihr kennt ihn? Was habt Ihr mit ihm gehabt?“ rief ſchnell Pöckmöſer.

„Ich habe ihn beſucht,“ ſagte Robinſon kalt.

„Beſucht? Mit ihm — mit ſeinem Sohne — mit dem ſaubern Heinrich!“ waren die ängſtlichen Worte, welche Pöckmöſer raſch ausſtieß. „Sprecht aufrichtig, Capitain, es wird Euer Schade nicht ſein, welche Vertraulichkeit findet zwiſchen Wittrin und Heinrich ſtatt, woher ſchreibt ſich die Entdeckung, daß er deſſen Sohn ſei? Was wißt Ihr ſonſt von des alten Wittrin Verhältniß zu meinem Hauſe?“

Robinſon ſagte ausweichend: „Herr Senator, ich habe mich nie in Familiengeheimniſſe drängen mögen, am wenigſten jedoch in die Ihres Hauſes. Heinrich forderte mich auf, ihn auf einer kleinen Reiſe zu begleiten, und da ich mich gern in ſeiner Geſellſchaft befinde und hier eben nichts verſäumte, ſo that ich's. Auf dieſe Weiſe lernte ich den alten Wittrin kennen. Daß Heinrich bei ihm erkrankte, iſt kein Geheimniß — ich ließ ihn allein dort — weil mich meine Geſchäfte zurückriefen. Was ſich dann zwiſchen Beiden zugetragen und ergeben hat, mag der Himmel wiſſen — vielleicht wird Ihnen Alles durch den alten Wittrin ſelbſt klar werden.“

„Vortrefflich!“ rief Pöckmöſer mit einem verzweifelten Geſichte, „durch ihn ſoll mir's klar werden. Sollte e denn aber wirklich die Kühnheit haben, hier zu erſcheinen Ein verwegener Kerl war er ſtets — aber — ich laſſe mi nicht von ihm ſprechen — ich will keinen Theil mehr an ihm haben.“

„Das können der Herr Senator halten wie Sie wollen,“ ſagte Robinſon, der zu lange hier ſchon verweilte und den es jetzt hintrieb zu Blanche, um den intereſſanteren Theil ſeines Auftrags zu beſtellen.

Er verließ Pöckmeyer, der, ungehalten über ihn und in Sorgen mancherlei Art vertieft, ſein Abſchiedscompliment nicht einmal zu erwidern würdigte.

In banger Erwartung fand er Blanche. Er brachte ihr die Gewißheit, daß ihr Bruder noch am Leben ſei, zugleich aber auch die Trauerbotſchaft von Heinrich's Einkerkerung auf Hippolyt's Anklage. Sie ſchauderte zurück vor dieſer Bosheit. Aber wer beſchreibt die Rührung, welche ſie ergriff, da der Capitain ſich des Auftrags entledigte, den Heinrich ihm für Blanche ertheilt hatte.

„Sagen Sie der armen Blanche, daß ich ſelbſt in meinem tiefen Elende das wärmſte Mitgefühl für ſie empfinde,“ ſo lauteten ſeine Worte, die der treuherzige Capitain ebenſo überbrachte.

In Blanche's Kopf bildete ſich ein kühner Plan, wozu abermals Robinſon die Hand bieten und der noch dieſen Abend ausgeführt werden ſollte.

„Im Hauſe Pöckmeyer's hält man mich für todt, wie wir bereits wiſſen,“ ſagte ſie zu ihrem Freunde; „der Zufall ließ an dem Tage meines Verſchwindens ja die Leiche im Waſſer finden, die mir ähnlich ſah und daher unbedingt für mich gehalten wurde; darauf baue ich meine Hoffnung. Sie begeben ſich ſogleich nach dem Landhauſe an der Alſter und erforſchen, ob die Gelegenheit dazu günſtig ſei, daß ich ſpät am Abende oder mit einbrechender Nacht unbemerkt mich dem Lager meines Bruders nähern kann. Iſt dies der Fall, ſo begleiten Sie mich hin und überlaſſen das Weitere mir.“

„Und was wollen Sie thun?“ fragte der Capitain.

„Der Beſuch der abgeſchiedenen Schweſter wird unbezweifelt einen tiefen Eindruck auf ihn machen,“ ſprach ſie, „und meine ernſte Stimme ſoll ihn daran mahnen, das Gewebe ſeiner Bosheit ſelbſt zu vernichten und der Wahrheit Raum zu gönnen, damit ſie die Nacht dieſer verwickelten Begebenheit erhelle!“

„Und wenn man Sie entdeckte?“ fragte Robinſon.

„Was wage ich dabei?“ erwiderte Blanche, „ich müßte dann freilich mich mit der Familie wieder in geheime Beziehung ſetzen, da ich die öffentliche Anklägerin meines Bruders nicht werden kann. Jene geheimen Beziehungen möchte ich aber eben ſo gern vermeiden, denn nie will ich wieder zu den Leuten zurückkehren. Der Brief an meinen Vater in Montpellier iſt bereits abgegangen — und ſobald ſich dieſe Angelegenheit — wollte Gott! durch meinen Beiſtand — geſchlichtet haben wird — wünſchte ich unbemerkt Hamburg für ewig zu verlaſſen und hier wie eine wirklich Geſtorbene betrauert zu werden. Ach — ich bin es ja in der That — und mein Wirken — das den Schein eines abgeſchiedenen Geiſtes erborgen ſoll — iſt geſpenſtiſch und unheimlich.“

Sie drang in Robinſon, ſogleich ihrer Bitte zu willfahren und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und nach einigen Stunden erſchien er wieder und hinterbrachte ihr Alles zu ihrer vollkommenſten Zufriedenheit, ſodaß der Abend kaum hereingebrochen war, als ſie ſchon Anſtalten machte, ihren Vorſatz ins Werk zu ſetzen. Sie kleidete ſich in ein leichtes weißes Gewand und warf einen eben ſolchen langen Schleier über ihre aufgelöſten ſchwarzen Haare. Sie hatt wol nie in ihrem Leben mit lauter ſchlagendem Herzen eine Toilette gemacht, ſelbſt die an jenem vermeintlichen Verlobungsabende nicht ausgenommen. Sie hüllte ſich in Meta's Mantel und fuhr, als bereits der Wächter die zehnte Stunde rief, an der Seite des Capitains um die Stadt herum nach Pöckmöſer's Landhauſe an der Alſter, das jetzt weder freundlich erleuchtet war, noch heiteres Leben zeigte. Nur aus zwei Fenſtern, das eine ging nach dem Garten, das andere nach dem Fluſſe, flimmten ſchwache Lichter aus den Krankenſtuben der Madame Pöckmöſer und des verwundeten Chevaliers.

Robinſon hielt an dem Ende der niedrigen Umzäunung des Blumengartens und, nachdem er die Dame herausgehoben hatte, band er ſein Pferd an eine mächtige Wallfiſchrippe, die nach Hamburger Art zu beiden Seiten der Straße als Einfaſſung diente.

„Hier muß nun freilich ein ordentlicher Schritt gewagt werden, denn die Pforte iſt verſchloſſen,“ ſagte der Capitain leiſe, „doch,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wer den Sprung zum Fenſter hinaus wagte, wird ſich vor dieſem viel kleinern nicht entſetzen.“

Er führte das zitternde Mädchen an eine Stelle, wo ein großer Stein dicht an der Umzäunung lag und das Ueberſteigen erleichterte, und nun ſtanden ſie in dem Laubgang, der gerade zum Gartenſaale führte, in welchem Hippolyt, in der überraſchenden Eile und Beſtürzung ſeiner Ankunft, gerettet worden war.

„Jetzt machen Sie Ihre Sache gut, der Salon iſt offen, wie Sie ſehen,“ ſprach ſehr leiſe der Capitain, „die Wärterin iſt im Nebenzimmer — ich werde ſo nahe als möglich ſein, um Sie ſogleich bei Ihrem Heraustreten in Empfang zu nehmen und zum Wagen zu geleiten.“

Sie ließ den Mantel zurück, zog die Schuhe aus und huſchte durch die ſchwarzen Gebüſche auf die Thür des Salons zu. Von finſtern Gedanken geplagt, von brennenden Schmerzen gefoltert, lag der Chevalier in ſeinem Bette und ſtarrte vor ſich hin, als ſeine Schweſter ſich ihm nahete. Jetzt ſtand ſie vor ihm, die Rechte drohend erhoben, die Linke auf der Bruſt und mit dem Kopfe nickend.

„Hippolyt!“ hauchte ſie leiſe.

Dieſer aber, gleich als packten ihn die Schrecken der Hölle, warf ſich mit einem Schrei des Entſetzens und dem Ausrufe: „meine Schweſter!“ herum und kehrte ſein Geſicht weg von der Erſcheinung. Im Nebenzimmer regte ſich die eingeſchlafene Wärterin und Blanche ſchlüpfte hinter die ſpaniſche Wand, die, in einiger Entfernung vom Bette, zur Abwendung des Zugwindes ſtand.

Die Wärterin ging auf den Kranken zu, der zwar mehrmals die Worte: „Blanche! meine Schweſter!“ wiederholte, die aber wenig von ihr beachtet wurden, da ſie wahrſcheinlich daran gewöhnt war, daß er ſie oft, von böſen Träumen beunruhigt, zur Nachtzeit auszurufen pflegte. Sie machte ſich etwas mit der Lampe zu ſchaffen, ſah auf die Uhr und ging dann wieder ins Nebenzimmer, um einzuſchlafen.

Nachdem Alles wieder ruhig geworden war, ſchlich Blanche behutſam hervor und näherte ſich abermals dem Bette des Chevaliers.

Er lag noch immer mit von ihr abgewandtem Geſichte, die krampfhaft zuckenden Hände wühlten in dem Pfühle, das ihn deckte.

Zwar fühlte das Mädchen eine Regung des Mitleids bei dem Anblicke ſeiner Leiden, aber der Gedanke an Heinrich und Gadſalünah gab ihr Kraft.

„Hippolyt, erſchrick nicht!" ſprach ſie wieder leiſe, und der Chevalier blieb in ſeiner Lage und athmete laut und ſchwer. „Ich bin nicht todt — ich lebe — aber ich leide um Dich — wende Dich zum Guten — rette die durch Dich unglücklich Gemachten — geſtehe die Wahrheit!"

„Fort! fort!" ächzte der Verwundete.

„Geſtehe die Wahrheit!" rief ſie dumpf.

„Ach!" ſtöhnte er — gleich als ſtürzten Felſen auf ihn hernieder.

„Rette! Rette!" ſprach ſie noch und beugte ſich über ihn, um nach Gadſalünah zu fragen, aber ihr warmer Athem ſtreifte ſeine Wange und er fühlte, daß ein lebendes Weſen um ihn ſei — und mit dem Rufe: „Sie lebt!", ſtreckte er die ſchwachen Arme nach ihr aus — ſein mattes Auge öffnete ſich — aber er griff nur die leere Luft und ſah, wie die weiße Geſtalt zur offenen Thür entſchlüpfte.

31.

Seht — es ziehen durch die Haide,
Wenn die Sonne ſank — Geſtalten,
Die dem Meere dort entſtiegen,
Luftig — eine Elfenjagd —
Iſt es Eine — die mir naht?

An einem herrlichen Sommerabende ſaß Wittrin vor ſeiner Wohnung auf der Haide, ſein ehemaliger Steuermann Scott, der jetzt ſeinen Wirthſchafts-Inſpector und Haushofmeiſter vorſtellte, ſtand vor ihm.

„Den blauen Rock mit den großen Knöpfen von vergoldetem Kupfer, die rothe Weſte und die ſchwarzen Beinkleider von ſchwerem Genueſerſammt zieh' ich morgen an, den alten grauen Kaſtor mit breitem Rande und den Goldſchnüren bürſte ſäuberlich und mein algieriſches Meſſer an der ſtarken Silberkette holſt mir aus dem Schranke oben — das will ich umhängen. Dann ſoll mir ein feines Hemd mit den brüſſeler Kanten herausgelegt werden, grauſeidene Strümpfe; auf die umgewandten Latſchenſchuhe kommen die brillantirten großen Goldſchnallen. So will ich mich wieder einmal herausputzen und als ein echter Kauffartheicapitain der guten alten Zeit an der hamburger Börſe erſcheinen."

„Wohl, wohl," ſprach Scott freundlich. „Ich wollte, daß ich mit dürfte."

„Mußt mir indeß das Haus hüten," ſagte Wittrin, „kommſt wol noch einmal nach Hamburg mit dem Jungen. Jetzt geh' nur hinein und beſorge Alles."

Scott that, wie es ihm befohlen ward, und der alte Capitain blieb noch in heiterer Stimmung vor der Schwelle ſitzen und ließ mit innigem Behagen die lauen Abendwindchen in den feinen weißen Härchen ſpielen, die ſpärlich ſeinen Scheitel umgaben. Stille hatte ſich bereits auf der öden Haide verbreitet. Der Teich vor ſeinen Blicken lag ruhig und eben, wie eine polirte Metallfläche, das Schilf am Ufer ſtarrte unbeweglich wie Lanzen in die Höhe, und nur das Riedgras und die hohen, dünnen Halme am Ufer ſchwankten unmerklich hin und her. In dem Tannengeſtrüpp, das auf dem Wege nach Hamburg ſich ausbreitete und ſich ſeitwärts gen Lüneburg erſtreckte, hatte ſich tiefe Nacht verbreitet und der bläuliche Dampf von ſeinem Herde zog aus der obern Hälfte ſeiner Thür, die geöffnet war, feierlich in die reine Abendluft.

Wenn gleich der alte Wittrin ſich in dieſem Augenblicke in Gedanken mit „alter Sünder" anredete, ſo wiſſen meine

Leſer ſchon, daß dies bei dem Manne mehr bloße Gewohnheit war, als die Reue über ſeine wirklich begangenen Sünden. Er lebte in der Meinung, alle Menſchen ſeien Sünder, der Eine mehr, der Andere weniger, doch darauf komme wenig an.

„Hätt' ich, alter Sünder!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „doch nicht gedacht, noch im achtundachtzigſten Jahre ſolche Freude zu erleben. Wird Augen machen der Johann Lauritz Pöckmöſer, wenn er mir den Sohn wird herausgeben müſſen. Wird mir am Ende Schwierigkeiten auf den Hals laden wollen — aber gleichviel, ich führe den Beweis. Hab' ich doch die Beſcheinigung des Waiſenhauſes in Händen und einen tüchtigen Advocaten nehm' ich mir auch — der ficht's ſchon durch. Um der armen Frau Lotte wegen iſt mir's leid — doch wer kann helfen? Ich darf ſie nicht verſchonen, wenn ich unſern Jungen zurückhaben will.“

So weit war er mit ſeinen Betrachtungen gekommen, als er, mit der Hand die Augen beſchattend, mit Anſtrengung in die Ferne ſchauete, nach der Seite des Tannengeſtrüpps. Mehr war es die Dunkelheit, als ſeine vorgerückten Jahre, die ihn verhinderten, zu erkennen, was ſich auf jenem Wege ſeinem Hauſe zu bewegte.

Es war ein Geſchöpf, das mit ungemeiner Schnelligkeit zu laufen ſchien, bald war es ganz ſichtbar und ſah einem eben nicht groß gewachſenen Menſchen gleich, dann wieder verſchwand es gänzlich, oder es war nur der Kopf und ein Theil des Oberleibes davon wahrzunehmen. Dieſe Erſcheinung erklärte ſich Wittrin durch das ſtark wellenförmige Erdreich der Haide, das von größern und kleinern Hügeln durchſchnitten war, wo dann der ſich nähernde Gegenſtand bald auf ihrer Höhe, bald in den kleinen Thälern dazwiſchen ſich befand.

Bei der Schnelligkeit, die er anwandte, konnte es nicht lange währen, daß er das Haus Wittrin's erreichte, und dieſer war aufgeſtanden, um ihm einige Schritte entgegenzugehen.

Jetzt erkannte der Greis ſchon deutlich ein zartgebautes Weib von fremdartigem Ausſehen, das ſich ſtets ängſtlich umſchaute, als fürchte es Verfolger auf der Ferſe. Seine Kenntniß, auf Reiſen erlangt, ließ ihn nicht ohne Befremden ſogleich eine Eingeborene des ſüdlichen Aſiens in der Flüchtigen entdecken; denn ſie war zartgebaut, von einer gelblichen Hautfarbe, die flatternden Haare glänzend ſchwarz, ſtark und glatt, und der Bau des Geſichts, der Schnitt der Augen und die Zeichnung des Mundes waren ſehr weit von den andern Menſchenracen des Südens oder Oſtens verſchieden und zeigten die reine Abſtammung von den Urbewohnern Hindoſtans.

Faſt athemlos, große Thränen in den erſterbenden Augen, ähnlich einer zu Tode gehetzten Antelope, ſtürzte die Fremde vor dem Alten zur Erde, umklammerte mit ihren lieblichen Aermchen ſeine Knie und goß, in Erſchöpfung aufgelöſt, die weichen Glieder in die rauhen Diſtelgewächſe, die den Boden deckten. Mit beruhigenden Worten ſtreichelte Wittrin ihre eiskalten Wangen und ließ ſie vor ſich liegen, theils weil er nicht kräftig genug ſich fühlte, ſie zu erheben, theils auch weil er ihr die momentane Ruhe für dienlich erachtete.

Die Fremde ſchloß die Augen, athmete immer ruhiger, eine belebende Wärme trat wieder aus dem Körper auf ſeine Oberfläche hervor und ſie ſchien von der übergroßen Anſtrengung zu geneſen.

Gebeugt ſtand der Greis neben ihr. Sein etwas vorgeſtrecktes Knie diente der Hingeſunkenen zur Stütze des

Kopfes, während ſeine Arme ihren Leib umfangen hielten, um ihn in der halbliegenden Stellung zu erhalten.

Mehre Minuten waren ſo vergangen, endlich entfuhren ſchnell auf einander Seufzer ihrer Bruſt und ein reichlicher Thränenſtrom badete ihre bleichen Wangen.

„Wo bin ich?“ fragte ſie leiſe, „bin ich gerettet?“

Die Sprache, worin ſie dieſe Frage that, war jedoch dem Greiſe unverſtändlich. Er muthmaßte, daß es das Pehlwi ſei, das von den Beſſern im Volke an den Ufern des Ganges und Indus geſprochen wird.

„Sei ruhig, mein Kind!“ ſagte er auf Engliſch, in der richtigen Vorausſetzung, daß einer Eingeborenen jener Gegend die Sprache der dortigen Machthaber wenigſtens verſtändlich ſein müſſe. „Du biſt bei einem Manne, der Theil an Deinem Schickſale nimmt und Dich gern pflegen wird. Erhebe Dich vom Boden, ſobald Du Dich erholt haben wirſt, und folge mir in mein Haus, wo ſo manches Hülfsmittel bereit ſein wird, Dir Deine erſchöpften Kräfte wieder zu verſchaffen.“

Die Fremde verſuchte es, ſich zu erheben, aber ſie ſank wieder zurück. Unfähig war ſie dem Greiſe zu folgen.

Da trat Scott vor die Thür, um nach dem Herrn zu ſehen, der ſo lange nicht draußen zu bleiben pflegte. Ueberraſcht erblickte er die Gruppe und ſprang hinzu, um ſich zu überzeugen, was es gebe. Der rüſtigere Alte unterſtützte nun kräftig die Bemühungen der Fremden und ſo gelang es ihm, ſie in das Haus zu bringen, wo ſie ſogleich in des Patrons weichgepolſtertem Lehnſtuhl Platz nehmen mußte.

Die Bewohner überließen ihren Gaſt, nachdem ihm einige ſtärkende Tropfen eingeflößt worden waren, der Ruhe, ohne ihn durch neugierige Fragen zu beſtürmen. So vergingen Stunden; da öffnete die Fremde die hellen, großen Augen wieder, ſah ihre gütigen Wirthe an und grüßte ſie mit freundlichen Worten auf Engliſch.

„Verzeiht mir, ihr wackern Leute,“ fing ſie an, „daß euch meine Erſcheinung erſchreckt hat. Aber ich mußte ja den Klauen eines Ungeheuers entfliehen, das mich raubte, und konnte nicht anders, als mich den erſten Menſchen, die mir auf meiner Flucht begegneten, um Schutz flehend in die Arme zu werfen. Ihr wart es — dieſer würdige Greis — und — Brama ſei geprieſen! Ich täuſchte mich nicht — er nahm ſich meiner mitleidsvoll an.“

Sie mußte eine Pauſe machen, weil das Sprechen ſie ſichtlich anſtrengte, und Scott eilte mit einer Taſſe aromatiſchen Thee hinzu, um ihre erwachte Lebenskraft zu erhöhen.

„Ich bin mit meinem Gatten,“ fuhr dann die Fremde fort, „aus meiner Heimat nach Europa gekommen. Eine Reiſe, auf welcher er erkrankte, hielt ihn längere Zeit von mir entfernt. Mein Leichtſinn und meine Unbefangenheit brachte mich in die Hände zweier Böſewichter. Der Eine war mir unter dem Namen eines Verwandten meines Gatten genaht und meldete mir ſeinen Tod — der Andere ſtellte ſich mir unter der Verkleidung eines heiligen Braminen dar, und Beide hatten ſich das Wort gegeben, mich ſchändlich zu berucken, aber Beide betrogen ſich unter einander. In einer fürchterlichen Nacht erſchien mir der vermeintliche Verwandte meines Gatten, mit erhitzten Sinnen und wollüſtiger Wuth in Blicken und Geberden; ich ward von einem unbekannten Weſen, das einer Nymphe aus Indra's Palaſte ähnlich ſah, geſchützt. Aber das Feuer des Himmels ſchoß auf das Dach meiner Wohnung hernieder und in den bläulichen Flammen erblickte ich die entſetzliche Geſtalt des falſchen Braminen, einen funkelnden Mordſtahl in der Hand, und Mordgeſchrei und Flammen rings um mich her, vergingen mir die Sinne — und als ich wieder zu mir ſelber kam, lag ich auf einem rings geſchloſſenen Wagen, in wärmende Decken gehüllt, und vernahm um mich her wildes Schnauben und Gebrüll von Raubthieren, und bemerkte dabei, daß der Wagen von der Stelle ging und daß ich mich alſo auf der Reiſe befand.“

Wittrin und Scott, alle Beide mit dem Engliſchen wohl vertraut, hatten aufmerkſam zugehört und ſahen einander befremdet an. Sie hielten ihren Gaſt für eine Arme, welche in Folge ihrer Unglücksfälle den Verſtand verloren hatte.

„Im erſten Nachtquartier näherte ſich mir mein wilder Entführer,“ fuhr ſie fort. „Er hatte das Gewand eines Braminen abgelegt, das er entweihte, da er aus der Kaſte der Schudders ſtammt. Er ging nach Art der Europäer gekleidet und ſprach mir von Liebe und Ehe vor, daß ich — die doch ſchon das Weib eines Andern war — mich empört von ihm wegwenden mußte. Alle meine Sinne waren nunmehr auf Flucht gerichtet. Am zweiten Abende kamen wir in eine Stadt. Das Gewerbe, das der Böſewicht hier ausübte, ward mir bald deutlich. Er zeigte jene Gaukeleien den Leuten, die ſeine Stammverwandten auch bei uns zu zeigen pflegen, und die ſie der allgemeinen Geringſchätzung preisgeben. Dabei hatte er einige wilde Thiere durch Kunſtgriffe gezähmt, die in meiner Heimat nicht ſelten ſind, und die gewiſſen Zauberformeln zugeſchrieben werden, welche das Erbtheil der letzten Kaſten ſind. Während ich nun ſtille Ergebung in mein Schickſal heuchelte, und dem Anſcheine nach ganz ruhig war, dabei von einer großen Schwäche ergriffen zu ſein vorgab, wußte ich ſein Mistrauen gegen mich geſchickt einzuſchläfern. Er verließ mich ſeiner Geſchäfte wegen, da er mir ſagte, daß er einen Saal gemiethet habe, um ſeine Kunſtſtücke und ſeine gezähmten Thiere dort für Geld zu zeigen. So ward es Abend und die Dunkelheit ſchien meinem Vorſatz zur Flucht günſtig zu ſein. Ich ſchlich aus dem Gaſthauſe, ging durch's Stadtthor, und wie ich mich im freien Felde ſah, gebrauchte ich meine Füße ſo gut ich konnte, und ich glaube, daß ſo leicht ſich Niemand mit meiner Schnelligkeit wird meſſen können. Nur wenig ruhete ich aus und erhob mich dann wieder, um mit erneueter Haſt zu laufen. Je mehr meine Angſt ſich ſteigerte, deſto mehr gewann ich Kräfte, ſo ſchien es. So lief ich denn die ganze Nacht hindurch hin und her, ohne eine Hütte oder nur einen Menſchen zu finden. Den Tag über hielt ich mich in einer Baumgruppe verſteckt, und war in die Krone des höchſten Baumes geklommen, wo ich einige eßbare Früchte, von herbem Geſchmacke, antraf. Mit anbrechendem Abende verließ ich behutſam meinen Verſteck — da ich aber keinen Menſchen weit und breit erblickte, und alſo auch vor meinem Verfolger ſicher war, ſo fing ich ſogleich wieder zu laufen an und war ſo glücklich, in Euch einen mitleidigen Mann zu treffen, der ſich meiner annimmt. Dieſe öde Gegend erſcheint mir übrigens zu merkwürdig, als daß ich Euch nicht fragen ſollte, ob dies die europäiſche Wüſte ſei, von der mir mein Gatte erzählte."

„Die europäiſche Wüſte?" wiederholte Scott kopfſchüttelnd.

Aber der alte Wittrin ſagte: „Ja, ja, dies iſt allerdings die europäiſche, oder vielmehr die deutſche Wüſte; doch was hat Dir Dein Gatte davon mitgetheilt?"

„Er erzählte mir davon, da er ſeine Reiſe hierher antrat," ſprach die Fremde. „Ich hatte gleich eine trübe Ahnung und wollte ihn begleiten — aber er gab es nicht zu.

Oh! Wenn er mich doch mitgenommen hätte, ich würde hn gepflegt haben, als er erkrankte."

„Er erkrankte?" fragte Wittrin und ſah den Andern geſpannt an, „wie heißt denn Dein Gatte, liebes Weibchen?"

„Heinrich heißt Gadſalünah's Gatte," ſagte ſie, „er iſt er Sohn eines reichen Mannes in Hamburg. Ach, aber ein Vater muß hart und grauſam ſein, denn noch hat er ein Weib nicht zu ihm führen dürfen, und in dem väter-ichen Hauſe iſt ja doch ihr Platz, allein — dort iſt ſie keien Verfolgungen blosgeſtellt."

„Heinrich Pöckmöſer vielleicht," ſprach mit zitterndem one der Greis.

„Ja, ja," rief Gadſalünah freudig, „ſo heißt er, ich ermag den Namen nicht auszuſprechen!"

„Nun ſo biſt Du jetzt in dem Hauſe ſeines Vaters!" agte Wittrin, indem er ſie in die Arme ſchloß. „Hat der öſe Junge doch kein Wort davon geſagt, daß er in fremen Landen ſich ſolch ein liebes Weibchen gefreit hat. Sei ir aber dennoch herzlich willkommen! Alles, was Du mir agſt, trägt den Stempel der Wahrheit. Morgen früh reiſe h nach Hamburg zu meinem Sohne, der geſund und wohl ort meiner wartet — und Du begleiteſt mich."

Gadſalünah ſah betroffen den Greis an, dann Scott. ie begriff nicht, was ſie hörte, und verſtand es doch ſo ut. Sie mußten es ihr mehrmals wiederholen und nun egann ein liebliches Wechſelſpiel von Fragen und Antwor n, das den übrigen Abend währte.

Seltſam ergriffen fragte Gadſalünah auch nach Heinch's Schweſter, der ſchwarzen, geheimnißvollen Erſcheinung f dem Maskenballe gedenkend.

„Schweſter?" ſprach Wittrin, „ich war bis jetzt kinrlos."

„So war dies auch Betrug! O die böſen Menſchen!“ ſprach Gabſalünah ſeufzend.

„Nun, meine liebe Tochter,“ nahm endlich der Greis das Wort, „Du wirſt Ruhe nöthig haben, und meine achtundachtzig Jahre mahnen mich auch daran, wenn ich die morgige Fahrt nach Hamburg in Erwägung ziehe. Scott verrammle Läden und Thor und dann wollen wir Alle ſchlafen gehen, um morgen Schlag vier Uhr die Sonne zu begrüßen!“

Er legte die runzlige Rechte liebkoſend an Gabſalünah's Geſichtchen, und dieſe küßte ſie unter Thränen, dann ſuchte ſie den Schlaf an der ihr angewieſenen Stätte, konnte aber lange kein Auge ſchließen, ſo ſehr hatte ſie das Gefühl ihrer vollkommenen Sicherheit ergriffen und die Hoffnung, das Ziel aller ihrer Leiden erreicht zu haben.

Der muntere Hahnenſchrei weckte den rüſtigen Greis, und nach einem derben norddeutſchen Frühſtücke ſaß Wittrin mit ſeiner gefundenen Schwiegertochter im offenen Holſteiner und kutſchirte ſie über die trockene Haide, die von der dunſtfreien runden Sonnenſcheibe, über Lüneburgs Thurm herauf, golden beſtrahlt wurde.

32.

Nicht klopft's an die Thür — wenn's den Wucher beſchleicht

Nicht harrt's bis „Herein“ zu gerufen.

Es mochte um die zehnte Vormittagsſtunde ſein, als zwei ſeltſame Gäſte in das Zimmer des Senators Pöckmeſer traten, ohne ſich vorher anmelden zu laſſen.

„Es iſt 'ne Ueberraſchung," rief der alte Wittrin, indem er Gabſalünah an die Hand nahm und den jungen Bedienten, der ihn nach ſeinem Namen fragte, zurückſtieß; denn er beſorgte, der ſtolze Mann könne ſich vielleicht vor hm verleugnen laſſen.

„Gott zum Gruß, Herr Patron!" ſprach kräftig der Eintretende, „da bin ich endlich 'mal wieder nach langer Zeit flott worden und zeige mich im alten Hamburg. Die Steeven ſind noch immer gut und auch der Kiel will noch vorhalten, hoffe ein Gleiches zu hören;" und bei dieſen Worten ſetzte er ſich mit Vertraulichkeit auf das Kanapee, an die Seite des Senators, indem er ſein Töchterchen, wie er Gabſalünah auf der Reiſe getauft hatte, zwiſchen ſeine Knien zog und ihre Hand in der ſeinigen hielt.

Lange ſaß der Senator, ſtumm nach ſeinen Gäſten blickend, als hätte er vor Erſtaunen über die Kühnheit des alten Seemanns die Sprache verloren. Dann ſprang er auf und ſagte zornig:

„Iſt denn kein Menſch im Vorzimmer oder auf der Diele, daß Jedermann ſo zu mir hereinplatzen kann? Ich will doch ſogleich —"

„Halt! Halt! Herr Patron!" ſagte der Alte, „meinetwegen ſoll Niemand geſcholten werden. Ich ſelbſt habe das Bürſchchen zurückgeſtoßen, das uns melden wollte — weil ich den Herrn Patron zu überraſchen im Sinne hatte."

„Ueberraſchen! Eine ſaubere Ueberraſchung!" brummte der Senator. „Weiß ſchon Alles, Ihr wollt Euern Sohn von mir abfordern, Euern Heinrich — je nun! Das iſt mir recht — ich werde Euch nichts in den Weg legen."

„Ei, wiſſen's wol ſchon durch ihn," rief freudig der Greis aus. „Na, das iſt mir lieb! So braucht's alſo keines Proceſſes weiter darum. Das hätt' ich mir wahrlich nicht gedacht. Hätte geglaubt, der Herr Patron würden mehr Umſtände machen; denn mein Sohn iſt ein brauchbarer Geſchäftsmann, wie ich lange ſchon höre, und ſo zu ſagen, der Stolz und die Stütze des Hauſes.“

Der Senator ſeufzte. „Na — und was ſoll's denn weiter?“ fragte er barſch.

„Und bei dieſer Gelegenheit,“ ſprach mit einer ſeltſam förmlichen Miene Wittrin, indem er Gadſalunah dem Senator präſentirte, „ſtelle ich Ihnen hier meine Schwiegertochter vor. Ich weiß zwar ſelbſt noch nichts Näheres über dieſe Verbindung, aber dennoch leidet es keinen Zweifel, daß ſie Heinrich's Gattin iſt. Der Herr Patron werden mir wol am beſten eine vorläufige Auskunft darüber ertheilen können.“

„Schwiegertochter? Ich? Auskunft? Ich glaube, bei dem Alten iſt's nicht richtig,“ rief Pockmeſer. „Aber,“ ſprach er dann wieder einlenkend, „ich möchte ſelbſt etwas Näheres von Euch über dieſe Geſchichte vernehmen — da wird etwas Sauberes zum Vorſchein kommen, das vielleicht Licht in der Unterſuchung geben kann.“

„Das ſind mir wunderliche Räthſel!“ ſagte Wittrin, „der Herr Patron ſollten von Heinrich's Verheirathung nichts wiſſen — obgleich er denn doch bis jetzt für Ihren Herrn Sohn galt? Sprich Tochter,“ wandte er ſich auf Engliſch zu Gadſalunah, „haſt Du dieſen Herrn nie geſehen?“

„Nein,“ ſagte ſchüchtern die Kleine, die von dem ganzen Geſpräche, das deutſch geführt wurde, bis jetzt nichts verſtanden hatte.

„Und glaubt Ihr mir denn nicht, wenn ich's ſage? Bedarf's noch der Beſtätigung dieſer Landſtreicherin?“ ſchrie der Senator. „Aber recht gut, daß ſie hier iſt, wie ich ſchon ſagte, das wird den Criminalrichtern angenehm ſein.“

„O ja!“ ſagte ruhig ernſt der Greis, „alſo iſt's denn doch wahr, was mir das liebe Kind hier erzählt hat — und da iſt ſie denn keine Landſtreicherin. Wir wollen auch ſogleich Heinrich aufſuchen und ihm Alles mittheilen, was wir wiſſen — ſein Weibchen hier war bei dem Vorfalle die Hauptperſon — und wurde während ſeiner Abweſenheit auf das Schändlichſte von Böſewichtern misbraucht, aus deren Klauen ſie nur ein Wunder rettete.“

„Ihr wollt Heinrich aufſuchen — und das ſprecht Ihr ſo unbefangen?“ ſagte hämiſch der Senator, „ſo wißt Ihr denn wol noch nicht, daß Euer ſauberer Herr Sohn, des Mordes angeklagt, im Criminalgefängniſſe zu Altona ſitzt?“

„Himmel und Erde!“ ſchrie Wittrin, „was wäre das? Wen ſoll er ermordet haben?“

„Leider ſteht der von ihm auf den Tod Verwundete mir ſehr nahe — es iſt der Bräutigam meiner einzigen, ehe leiblichen Tochter,“ ſagte Pöckmöſer. „Der junge Menſch, dem man vielleicht jugendlichen Leichtſinn zum Vorwurf machen kann, ging in die Falle, die ihm ſchlaue Verräther legten. Er wurde an einen abgelegenen, verrufenen Ort gelockt, dort wahrſcheinlich mit verworfenen Luſtdirnen zuſammengebracht und während einer Orgie ihm der Stahl in die Bruſt geſtoßen.“

„Und wann iſt das geſchehen? Geſtern etwa?“ fragte heftig Wittrin.

„Vor vier Tagen,“ erwiderte Pöckmöſer, der für ſich in Gedanken nachrechnete.

„Und da war er noch bei mir auf der Haide und reiſte erſt gegen Abend fort, um die kühle Nacht durch zu reiten,“ ſagte der Greis. „Nein — Heinrich kann von dieſem Vorfalle keine Kunde geben, deſto mehr aber dieſes junge Weib. Nicht verworfene Frauenzimmer waren dort, dieſe unſchuldige Fremde wurde von Nichtswürdigen an den Rand des Verderbens gelockt.“

Hier wandte ſich der Greis zu Gadſalünah und ſagte ihr auf Engliſch den Gegenſtand des Geſprächs.

„Was?“ rief dieſe voll Entſetzen. „Mein Gatte angeklagt eines Mordes? Er ſoll in jener fürchterlichen Nacht dort geweſen ſein, während ſie ſeine Witwe mit ihm verbrennen wollten, die Schändlichen! und eine ihm ähnliche Wachsfigur dazu hatten verfertigen laſſen? Wäre er dort geweſen, ſo würde vielleicht Manches verhütet worden ſein, denn er iſt weiſe, gemäßigt und tugendhaft. Komm', Vater, zu den Richtern, ich will laut ſeine Unſchuld verkünden.“

Mit unbeſchreiblicher Unruhe vertrat der Senator der Indianerin den Weg, welche den alten Wittrin ergriffen hatte und mit ſich fortziehen wollte. Der Umſtand mit der Wachsfigur und dem Scheiterhaufen, der Allen, die von dem Vorfalle in Kenntniß geſetzt worden waren, ſo unerklärlich geſchienen, erhielt mit einem Male durch die blos hingeworfenen Worte des fremden Weibes eine fürchterliche Deutung. Wie? wenn wirklich nur Bosheit die Schuld auf Heinrich gewälzt hätte? Daß er eine Indianerin ſich zu ſeiner Luſt mitgebracht habe, war längſt, ob durch den ermordeten Holzmann oder durch andere Diener des Hauſes, verrathen worden und auch zu des Senators Ohren gekommen. Wenn nun fremde Begierden nach dieſem Geſchöpfe, während Heinrich's Abweſenheit, lüſtern geworden wären? Wenn man allerlei Liſt erſonnen hätte, um ſie in die Falle zu locken? Auf jede Weiſe mußte hier nun mit Vorſicht zu Werke gegangen werden, wollte man Namen ſchonen, die leicht auf häßliche Weiſe compromittirt, ja ſelbſt als Verbrecher geſtempelt werden konnten.

„Bleibe! Bleibe! fremdes Weib!“ rief der Senator, nun plötzlich auch des Engliſchen ſich bedienend. „Du ſcheinſt allerdings Licht in dieſer entſetzlichen Sache verbreiten zu können. Erzähle mir Alles — ich bin einer der Richter!“

„Ihr?“ ſchrie voll Hohn Wittrin, „Ihr — Richter? Partei ſeid Ihr — ſo ſcheint mir's. Ein ſchändliches Complott iſt hier gemacht worden, Heinrich, meinen Sohn, zu verderben! Es ſoll Euch aber nicht gelingen. Was Euch dazu vermochte, dieſen Ehrenwerthen, Tugendhaften zu haſſen — das kann ich nicht herausklügeln — aber gleichviel! Er wird mir's ſchon ſagen — oh! er weiß es gewiß — drum ſchnell hin zu ihm — nicht länger dürfen wir ſäumen — ſeine Gattin iſt hier — ſein Vater — er kann noch nicht verloren ſein, ſo lange wir athmen!“

Pöckmöſer war auf's Aeußerſte gebracht. Kein Zeuge war zugegen, er hatte alſo keine Urſache, ſeinen Stolz zu behaupten und ſeine Angſt zu verbergen. Daß der Schwall ſeiner Beredtſamkeit von dem achtundachtzigjährigen Felſen abprallen würde, ohne ihn zu erſchüttern, das ſah er wohl ein; aber das ſchwache Weib durfte er hoffen zu bewegen, zu rühren. Er ſprang den Forteilenden nach, warf ſich ungeſtüm mit dem Rücken an die Stubenthür und ſpreizte die Arme weit auseinander, als wollte er alle ſeine Freunde darin empfangen, in der That aber, um ſeine gefürchteten Gäſte vom Fortgehen abzuhalten.

„Keine Uebereilung!“ rief er mit halber Stimme, bleich und bebend. „Hier ſteht mehr auf dem Spiele als Ihr denkt; ein Wort, das über die Lippen einmal iſt, kann nicht wieder zurückgenommen werden. Weib! Du kennſt nicht die Strenge unſerer Geſetze; Dich — ihn — mich und mein Haus — kannſt Du verderben! Bleibe hier und wage keinen Schritt; dieſer Greis, der Dich führt, iſt thöricht, wird von langgenährter Rache getrieben; er will mich längſt verderben, aber er weiß es nicht, welche Krallen er herausfordert; ihn werden ſie auch zerreißen — ihn auch! Darum ſeid ruhig, bleibt hier, ich will handeln! Ich verſpreche Euch, Heinrich ſoll, ehe der heutige Tag verſtreicht, in Euern Armen liegen!"

„Wir brauchen Euch nicht," ſchrie Wittrin ihm zu. „Ihr habt ſtets nur für Euch geſorgt, den Schein zu erhalten geſucht und mit fremden Pfoten die Kaſtanien aus dem Feuer geholt. Wer hat die Früchte genoſſen von Eures Onkels Peter Pockmöſer furchtbarer That?"

„Was ſoll das nun?" fragte der Senator voll Angſt.

„Ihr ſchwelgt noch in Ueppigkeit, indeß er von Euch eine magere Leibrente bezieht — ihn foltert Wahnſinn."

„Seid Ihr bei Sinnen?" fragte der Senator; „was ſoll mir Das jetzt? Handelt es ſich darum, Familienverhältniſſe zu beſprechen? Wittrin, was hab' ich Euch zu Leide gethan, daß Ihr ſo mich foltert?"

„Kennt Ihr mich nun?" ſchrie immer heftiger der Greis. „Ich kam, meinen Sohn von Euch zu fordern — und wie ſchnöde wolltet Ihr mich abfertigen! Meinen Sohn, den Ihr lange den Euern nanntet, der Euch werth ſein mußte durch ſeine Treue und Anhänglichkeit — habt Ihr einkerkern laſſen, auf Tod und Leben proceſſiren, und Alles, weil Ihr nicht im Stande ſeid, einen Menſchen zu lieben, weil Ihr Euch ſelbſt nur über Alles geht; weil Euer Hochmuth, Euer Geiz, Eure Heuchelei kein menſchliches Gefühl in Eurem Herzen aufkommen läßt!"

„Ich will mit Euch nicht rechten, undankbarer Böſewicht!" ſprach Pockmöſer, der gar nicht mehr wußte, wie er die Leute von einem Schritte abhalten ſollte, der ſeiner

Meinung nach den Schleier von dem fürchterlichen Geheimniſſe ziehen und Dinge zur Sprache kommen laſſen würde, die längſt in Nacht begraben lagen. „Zu Dir, Weib! wende ich mich! Höre mich — der als Vater zu Dir ſpricht!“ rief er, indem er Gadſalimah krampfhaft packte. „Nicht verlaſſe dieſes Zimmer — ich eile fort — ich bringe ihn zu Dir — ich öffne alle Behälter meines Reichthums und leeren will ich ſie, um Dich wieder glücklich zu machen.“

„Nein, ich traue Dir nicht, ich traue Keinem mehr, ihr Alle ſeid treulos!“ ſprach Gadſalimah; „heimtückiſch morden würdeſt Du ihn, die Richter beſtechen, um für ewig ſeinen Mund zu ſchließen! Komm, Vater! Zu lange ſchon ſäumten wir; mögen doch Die, ſo ſchwarzer Bosheit ſich bewußt ſind, zittern! Mein Gatte iſt unſchuldig und rein; wie ein am Mondenſtrahl erſchloſſener Lotoskelch iſt ſeine Seele! Eilen wir, um für ihn zu ſprechen!“

Mit faſt unglaublicher Stärke riß ſie ſich von dem ſie haltenden Pöckmoſer los und verließ an der Hand Wittrin's das Zimmer. Jener aber machte einige Gänge auf und ab, klingelte, ließ vorfahren und warf ſich im Morgenanzuge, wie er war, den Hut tief in die Augen gedrückt, in den Wagen.

33.

— [illegible] — —

Der Chevalier lag am Morgen ermattet in ſeinem Bette und dachte an die Erſcheinung ſeiner Schweſter in vergangener Nacht. Der geſpenſtiſche Schein, den die Nacht um ſie gewoben hatte, verſchwand nun gänzlich am hellen

Strahle der Sonne, und da auch ſeine Wunde beſſer zu werden anfing und das Fieber zu weichen begann, ſo war er im Stande, klare Blicke in die Ereigniſſe, die ſich mit ihm in letzter Zeit zugetragen hatten, zu werfen und ihren möglichen Zuſammenhang in reifliche Erwägung zu ziehen.

Schon einmal, erinnerte er ſich, nach dem vermeinten Selbſtmorde ſeiner Schweſter dieſelbe Erſcheinung gehabt zu haben. Es war dies in jener Nacht geweſen, als er erhitzt und glühend zur Bajadere eintrat, um in ihren Umarmungen zu ſchwelgen. Damals trat Blanche, gleich der Leiche einer Ertrunkenen, bleich und naß ihm gegenüber und ſchien ihm zu drohen. Die Wirkung auf ſeine Sinne war ſchauerlich und lähmte für den Augenblick jeden Entſchluß; aber wie konnte dies auch anders ſein? Zu neu war das Ereigniß, das ihn ſtark ergriffen hatte, und ſoeben war ihm die Gewißheit von dem Auffinden der theuern Leiche zu Theil worden. Als nach einem kurzen Verweilen ihm die völlige Beſinnung zurückkehrte, da fühlte er ſich verwundet und ſank ohnmächtig zuſammen.

Nun war ihm Blanche zum zweiten Male erſchienen. Es unterlag keinem Zweifel, daß ſie noch am Leben ſei. Allein welche Urſache konnte ſie haben, ſich nur in ſo geheimnißvoller Art zu zeigen? Warum gab ſie ihm keine zweifelloſe Nachricht von ihrem Daſein? In welcher Verbindung ſtand ſie mit allen dieſen Begebenheiten? Sie ermahnte ihn, Heinrich zu retten; ſie wußte alſo von ſeiner Anklage, doch wollte ſie ſelbſt nicht gegen ihn auftreten, ſie zog es vor, ihn durch Schrecken und Furcht zum Widerruf zu bewegen.

Ueber Heinrich's Anklage war er jetzt auch im Stande, ruhig nachzudenken. Er hatte ſeinen Mörder nicht erkannt, weil ſeine Sinne durch den Einſchlag des Gewitters, durch

Blanche's Erſcheinung und durch Holzmann's Schrei betäubt waren; auch traf ihn zu ſchnell der Stoß hinterrücks. Noch halb von Ohnmacht umfangen, fiel ſein erſter unſicherer Blick, als er die Augen aufſchlug, auf Heinrich's Geſtalt, die er am wenigſten zu ſehen vermuthete. Ein unbeſtimmtes Gefühl ſagte ihm, daß dieſer es war, der die ſeiner Geliebten angethane Schmach an ihm habe rächen wollen; der Gedanke, ſo jung von dem ſchönen „Genuſſe des Daſeins und Wirkens“ ſcheiden zu müſſen, erfüllte ihn mit doppeltem Haß gegen die Urſache ſeines Todes, und ſo ſtieß er in einem, ſeiner Verſtandeskräfte nicht ganz mächtigen Momente die Anklage heraus. Jetzt ward es ihm klarer, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach der Indianer der Mörder geweſen war. Dieſes Menſchen zweideutige Worte, die jedoch ſeinen Eigennutz wie ſeine Neigung für die Bajadere nicht undeutlich ausſprachen, erhielten nun erſt in Clichette's Augen die rechte Bedeutung. Er wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich ohne Aufſehen nach ihm zu erkundigen, er hatte aber noch keine ſchickliche Gelegenheit dazu finden können.

Mehr noch als Alles beſtärkte ihn in der Meinung von der Schuld des Indianers der Umſtand, daß er vergebens nach dem Reife großer gelber Brillanten ſuchte, womit das Heinrich ſo ähnliche Bildniß eingefaßt geweſen war und das er dem Indianer als Unterpfand ſeines Lohnes eingehändigt hatte. Da der Betrug mit jenem Abende ſein Ende erreicht hatte, ſo mußte der Chevalier dem heftigen Mahnen ſeines Helfershelfers nachgeben und ihm die verſprochene Summe zahlen; dafür aber hatte ihm Jener den Brillantreif zurückgegeben. In dem Augenblicke, da er ſich verwundet fühlte, wollte man ihm das Kleinod aus der Ta-

Brieftaſche rauben, deſſen war er ſich jetzt ganz deutlich bewußt, jedoch feſt entſchloſſen, es nicht in fremden Händen zu laſſen, hatte er es mit ſeiner letzten Anſtrengung zu behalten geſtrebt, bis ihn Ohnmacht gefeſſelt hatte.

Es nun nicht zu finden, beunruhigte ihn nicht nur, ſondern der Glaube, daß der Indianer und nicht Heinrich der Mörder ſei, war dadurch bei ihm ſtärker geworden.

Er ſann hin und her, wem er ſich anvertrauen könnte, um Aufſchluß zu erhalten und zu ertheilen, und da fiel ihm der Brief ſeines Vaters ein, den er an jenem Verlobungsabende der Frau des Hauſes eingehändigt hatte.

„Die Zeit iſt gekommen," ſprach er zu ſich, „wo ich die Maske abwerfen muß. Ich habe mich garſtig verrechnet. Wer konnte alles Das ſo kommen ſehen? So nichtig, wie meine Unternehmungen waren, ſo vernichtende Folgen hatten ſie für mich. Drei furchtbare Ankläger leben in meiner Nähe, und ich muß jeden Augenblick gewärtig ſein, daß ſie ihre Stimmen erheben. Blanche, die ich todt wähnte, Heinrich, den ich zu zertreten glaubte, und ſelbſt jener Schändliche, der mich ermorden wollte, wird er nicht, wenn er den Gerichten in die Hände fällt, gegen mich zeugen? Und die Indianerin — die kleine Italienerin, welche die Maske verfertigte, Alles, Alles wird gegen mich ſein und ich bin in einen Strudel hinabgeriſſen, der mich für immer hat vernichtet. Der Geſcheidte verſpielt nicht Alles, wenn ihm das Glück den Rücken zu drehen beginnt, darum will ich mir eine Vertraute erwählen und freimüthig geſtehen, damit es mir zu Gute komme, was, ohne mich verrathen, mir jeden Ausweg zum glimpflichen Davonkommen verſperrt, und wer könnte dieſe Vertraute anders ſein, als die Freundin meines Vaters? Sie ſoll wiſſen, daß Blanche lebt, daß Heinrich unſchuldig iſt — ich will ihr ſagen, daß ich meiner Sinne noch nicht mächtig war, als ich die Anklage vorbrachte. So entgehe ich der Schande, wenn seine Unschuld ohne mein Hinzuthun an den Tag käme und eine falsche Anklage auf mir lastete. Und wenn mir selbst Pockmeier's Einfluß hilft, so ist mein Name doch für ewig in Hamburg gebrandmarkt. Darum will ich fort, ehe es so weit kommt. Ich will die Freundin meines Vaters zu bewegen suchen, mich mit Mitteln zu unterstützen, und es soll dann heißen, daß meine Wunde mir den Gebrauch eines südlichen Bades nöthig machte.“

An diesen Gedanken erstarkte er immer mehr. Es schien ihm der einzige Weg, das für ihn verlorene Spiel mit der Rettung des äußern Scheines zu enden, und dieser gilt ja den Leuten seines **Schlages** mehr als das innere Bewußtsein.

Wilhelmine, die ihre Sorge zwischen ihrer kranken Mutter und ihm getheilt hatte, befand sich gerade bei ihm, um ihm Grüße von Jener zu bringen.

„Und warum sehe ich sie nicht hier?“ fragte er mit sanftem Vorwurfe; „habe ich ihre Liebe durch mein Unglück verscherzt?“

„Die Mutter“ — begann stotternd seine Braut, denn sie wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, da man ihm auf Verordnung des Arztes die bedenkliche Krankheit seiner Schwiegermutter verheimlicht hatte — „die Mutter ist nicht böse — sie liebt Dich noch immer — aber —“

„Du stockst?“ fragte der Verwundete; „ist sie vielleicht krank?“

„Du hast's errathen, Herzelein,“ sprach das Mädchen, m ein Stein vom Herzen fiel, da sie dadurch überhoben ar, dem Befehle zuwiderzuhandeln.

„Doch nicht gefährlich?“ fragte besorgt der Chevalier.

ein jezt nicht gefährlich, dachte er, denn von ihr hing in dieſem Augenblicke ja ſeine Rettung ab.

„Das nicht,“ erwiederte das Mädchen, „aber recht ſchwach iſt ſie und kann ihr Zimmer nicht verlaſſen. Sie kränkelt ſeit unſerem Verlobungsabende, doch konnte ſie ſchon wieder in dem Garten ſpazieren gehen. Nun aber — ſeit der armen Blanche Tod — und ſeit Deiner Verwundung — hat ſie einen Rückfall —“ Thränen unterbrachen hier die Sprecherin.

Der Chevalier, den nun ganz andere Gedanken beſchäftigten, vergaß es, ſeine junge Braut zu tröſten, und blickte ſinnend vor ſich hin. „Was ich hier erfahre,“ fing er darauf an, „ergreift mich ſehr ſchmerzlich. Ich fühle mich ſtark genug, unſerer guten Mutter ſogleich aufzuwarten. Vielleicht iſt mein Beſuch im Stande, ſie zu tröſten. Geh, Wilhelmine, und bereite ſie vor auf meine Erſcheinung.“

Seine Braut zögerte und ſah ihn bedenklich an. Er aber bat wiederholt darum und ſie entfernte ſich endlich mit beſorgter Miene, während der Chevalier ſich von ſeinem Bedienten ankleiden und in das Zimmer der Madame Pöckmeier leiten ließ.

Dieſe hatte kaum aus ihrer Tochter Munde die höchſt überraſchende Nachricht von dieſem Beſuche vernommen, als der Chevalier ſchon zur Thüre eintrat.

Auf den Wink der Mutter entfernte ſich Wilhelmine und ein anderer lud den bleich wie der Tod ausſehenden jungen Mann zum Sitzen ein.

„Sie kommen meinem ſehnlichſten Wunſche durch Ihren Beſuch zuvor,“ begann Madame Pöckmeier. „Schon längſt hoffte ich durch Sie ſelbſt von dem Zuſtande Ihrer Wunde Nachricht zu erhalten und war leider zu ſchwach, Sie zu beſuchen. Ihr Erſcheinen an meinem Krankenbette gibt uns den unwiderlegbaren Beweis, daß Sie auf dem Wege der Beſſerung ſind. Welch ein Unglück für uns Alle wäre es geweſen, wenn wir auch Ihren Tod zu beweinen gehabt hätten."

„Ich freue mich nicht ſowol dieſer Theilnahme," erwiderte Clichette, „ſondern zugleich, daß ich im Stande ſein werde, ſo manche trübe Täuſchung aufzuheben und auf dieſe Weiſe auch zu Ihrer Geneſung beitragen zu können. So hören Sie denn vor allen Dingen, würdige Mutter, daß meine Schweſter Blanche nicht den Tod in den Wellen fand und daß Heinrich, Ihr geliebter Sohn, völlig unſchuldig iſt."

„Was ſprechen Sie, Hippolyt?" fragte mit zweifelhafter Miene die Mutter, gleich als ob ſie fürchte, die Verſtandeskräfte des Chevaliers hätten gelitten und man habe es ihr aus Schonung verſchwiegen. „Blanche, deren Körper man aus dem Waſſer zog, ſoll nicht todt ſein? Und Heinrich, an deſſen Unſchuld wol noch kein Menſch je zweifelte, bedarf der einer Vertheidigung?"

„Was den erſten Punkt betrifft," erwiderte der Chevalier, „ſo werde ich in wenig Worten Ihnen eine genügende Ueberzeugung verſchaffen können, denn meine Schweſter hat ſich die Mühe genommen, mich zweimal zu beſuchen."

Madame Poſtmeiſter betrachtete ihn mit ſichtbarem Mitleiden, wozu ſich geſteigerte Aengſtlichkeit geſellte.

„Sie blicken mich verwundert an," ſprach Hippolyt, „und mögen wol beſorgt ſein, daß ein armer Patient, den der Blutverluſt und der Gram um ſeinen Verſtand gebracht, Sie, wider den Willen und gegen die Vorſichtsmaßregeln ſeiner Wächter, zu beſuchen gekommen iſt; doch ſagen Sie dieſe Beſorgniß nur getroſt bei Seite. Ich habe die vollkommene Ueberzeugung, daß die geſpenſtiſche Erſcheinung meiner Schweſter, die ich jetzt ſchon zweimal hatte, mir ihr Leben verbürgt. In unſern Tagen iſt der Wahn geſchwunden, als hätten Abgeſchiedene die Macht, ſich ihre Gewänder aus den Gräbern, wie Vermummungen vom Maskenverleiher, zu holen, um ihre Angehörigen damit zu erſchrecken. In meinem Vaterlande kennt man keine Art des Aberglaubens, und ich hätte meiner feinen Schweſter den Schreck vergolten, wenn mir die Kraft dieſer Arme nicht treulos geworden wäre; aber ſowie ich ſie, um die Erſcheinung zu bannen, ausſtrecken wollte, ſanken ſie zurück und Jene entkam."

Madame Pickmeier ſah nun wohl ein, daß in dieſem Wahnſinn Methode ſei und daß man wichtige Aufſchlüſſe zu erhalten rechnen könne, wenn man ihn ungeſtört forterzählen ließe. Sie bat ihn daher um eine genaue Mittheilung dieſer Vorfälle, und der Chevalier war mit aller Offenheit bereit, Alles, was meine Leſer bereits wiſſen, ihr umſtändlich zu erzählen.

Die arme Zuhörerin war ergriffen von Ueberraſchung und Entſetzen, und nur die größte Spannung aller ihrer Sinne hielt ſie von einer Ohnmacht ab, die mehr als einmal ihr anzuwandeln drohte. Was vernahm ſie nun Alles von dunkeln Geſchicken, die ihrem Hauſe drohten; von entfeſſelten Leidenſchaften, die darin wütheten, von verfolgter Unſchuld, zertretenen Gefühlen, verhöhntem Gaſtrechte und gräßlichem Verbrechen! Welch ein ſtarkes Band verkettete alle dieſe Ereigniſſe, die vereinzelt und wie vom Zufalle herbeigeführt ſchon ihre Geſundheit und ihr Glück gänzlich zerſtört hatten und die jetzt noch gräßlicher in einem innern Zuſammenhange erſchienen.

Sie hatte Mühe, ſich zu faſſen, um Worte zu ſammeln. Sie zog die Stirne in Falten und verſuchte ihre Gedanken auf einen Punkt zu concentriren; ſie bewegte die Lippen, als wollte ſie ſprechen, und vermochte es nicht. Der Chevalier ſah ihren innern Kampf und bereute, ſo viel geſagt zu haben. Endlich begann er wieder:

„Was ich Ihnen hier offenbarte, betrachten Sie als ein reuiges Geſtändniß. Mit meiner Entfernung wird Glück und Zufriedenheit wieder hier einkehren. Ich werde dieſes Land verlaſſen, wo mein Leichtſinn mich und Andere an den Rand des Verderbens geführt hat. Es klingt wie ein Märchen, daß einige im Anfange ſo unbedeutende Intriguen Folgen von ſolcher Bedeutung haben konnten. Und unſerer trocknen, proſaiſchen Zeit iſt es zuzuſchreiben, daß Alles ein ſo jämmerliches Ende nehmen mußte. Unter andern Verhältniſſen hätten ſich die Charaktere großartiger entwickelt, irgend ein ungeheures Verbrechen hätten ſie erzeugt, indeß nun das Schickſal einen großen Anſatz nimmt, plötzlich aber, als erſchräke es ſelbſt vor den zum Kampfe mit ihm untauglichen Pygmäen, auf halbem Wege umkehrt. So will denn auch ich, der Hauptheld dieſes bürgerlichen Trauerſpiels, umkehren und mit dem Verſprechen, mich zu beſſern, in ein ſüdliches Bad reiſen, um vor allen Dingen meine Wunde vernarben zu laſſen.“

Der kalte ironiſche Ton, womit er dieſe Worte vorbrachte, waren nicht im Stande, Madame Pockmeyer mit Mitleid für ihn zu erfüllen, das bei dem erſten Theile ſeiner Eröffnungen ſich ſchon mächtig in ihrer Bruſt zu regen begonnen hatte. Sie fühlte ſich jetzt kräftig genug, ihm zu entgegnen:

„Wir wollen uns nicht bemühen, die Vorgänge der letzten Zeit in dieſem Hauſe zu beſchönigen. Verbrechen ſind geſchehen und ſie heiſchen Sühne — und geſühnt ſollten ſie werden — durch Ihr Blut, das fließen mußte, durch das zerſtörte Glück aller Glieder dieſer Familie, durch meinen Tod endlich, denn ich fühle, daß ich ſterben werde. Aber darum verbergen Sie einer Sterbenden, die Sie darum bittet, dieſen ſchneidenden Spott, der Eis in die brennende Wunde ihrer Bruſt ſenkt. Sprechen Sie warm, heucheln Sie mindeſtens Wärme und lindern Sie ſo Schmerzen, die Sie verurſachten. Ich werde ſogleich meinem Manne alle Ihre Geſtändniſſe wiederholen; Ihre Schweſter ſoll aufgeſucht, Heinrich's Unſchuld ſoll an's Licht gezogen werden. Man wird ſich bemühen, den Indianer einzuziehen."

„Den Indianer?“ ſchrie Hippolyt entſetzt, „damit er Alles vor Gericht ausſage und mich entehre?“

„Und wie wollen Sie, daß Heinrich's Unſchuld — —?“ fragte die Mutter.

„Iſt meine Ausſage nicht genug? Hat der reiche Mann, der bis jetzt für Heinrich's Vater galt, nicht Mittel genug in Händen, ihn entfliehen zu laſſen? Muß er es nicht ſchon deshalb wünſchen, um nicht Dinge zur Sprache kommen zu laſſen, Vermuthungen zu beſtätigen?“

„Welche Vermuthungen?“ fiel ihm Madame Pockmoſer ins Wort. „Sie ſagen, daß mein Mann bis jetzt für Heinrich's Vater galt und nicht mehr gilt? O, ich bitte Sie, Chevalier! was wiſſen Sie darüber? Theilen Sie mir's mit!“

„Je nun,“ ſagte Hippolyt kalt, „man ſpricht davon, Heinrich habe ſeinen rechten Vater gefunden.“

„Auch Das noch?“ ſchrie ſchmerzhaft die Kranke und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen. Dann ſagte ſie nach einer Pauſe mit anſcheinend ruhigem Tone: „Ich ſehe, daß Alles ſeiner endlichen Löſung entgegenreiſt. An jenem Morgen, da uns die Kunde gebracht wurde von dem Verbrennen des alten Don Pedro und Ihrer Verwundung, überreichte mir der Beamte dieſen Reif von gelben Edelſteinen."

Hier öffnete ſie ein Käſtchen, das neben ihrem Bette ſtand, und zog die bereits oft erwähnte Einfaſſung daraus hervor, die ſie dem Chevalier hinhielt.

„Der Reif gehörte einſt mir," ſetzte ſie dann hinzu, „ſpäter übergab ich ihn einem geliebten Freunde zum Geſchenk. Die Steine ſind von großem Werthe, aber das kann hier nicht in Betracht kommen; mir war das Bild, das ſie enthielten und das jetzt herausgenommen iſt, von einem viel größern. Dieſes Bildniß ſollte mir an einem Abende der bittern Trennung überreicht werden, aber ein furchtbares Verhängniß riß den Geliebten meiner Seele von meiner Seite, ohne daß ich je ihn wieder ſah. So waren auch dieſe Steine mir entſchwunden, bis jener unglückſelige Morgen ſie mir wieder vor die Augen brachte. Sagen Sie mir, wie Sie zu dieſen Steinen gekommen ſind, denn in Ihrem Beſitze waren ſie, als Sie verwundet wurden, und geſtehen Sie mir, wo das Bild hinkam, welches ſie enthielten."

„Hätt' ich doch nie geglaubt," ſagte Hippolyt mit ſteigendem Befremden, „daß auch dieſe allerdings ſehr koſtbaren Steine noch eine Rolle in unſerm Drama ſpielen würden. Durch einen Zufall fand ich ſie in dem geheimen Schubfache eines Wandſchranks in dem Zimmer meiner Schweſter, als ich einſt, ihre Abweſenheit benutzend, in ihren Papieren kramte, um einem Liebesverhältniſſe, deſſen ich ſie beargwöhnte, auf die Spur zu kommen. In der That ward ich ſehr überraſcht, des Findlings Heinrich Portrait in ſolch herrlicher Faſſung dort zu finden, und ſo ſehr ich auch darüber grübelte, ſo konnt' ich mir keinen Vers daraus machen und begnügte mich endlich damit, um kein Aufſehen zu erregen, das wahrſcheinlich längſt vergeſſene Bildniß in meinen Gewahrſam zu nehmen. Auch hat bis dieſen Augenblick es Niemand zurückgefordert.

„Und das Bild — war Heinrich's?“ fragte die Kranke und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen.

„Es war in der Art, welche die Maler unſerer Nation portrait caché zu nennen pflegen. Das ſehr lebhaft gemalte Geſicht ſah aus einem wohlgeordneten Blumenſtrauße hervor. Von dem übrigen Körper, ſowie von der Kleidung ließ ſich keine Spur wahrnehmen.“

„Und wo iſt dieſes Bild, damit ich es noch einmal ſehe, bevor ich ſcheide? damit ich — —“ die Sprache verſagte ihr, Thränen zitterten in ihren Augen — „damit ich Abſchied von Dem nehme, der mein Lebensglück hienieden war“ ſetzte ſie mit gebrochenem Tone hinzu.

„Was bedarf's des Bildes?“ fragte der Chevalier. „Mir hatten die Steine einen größern Werth und darum behielt ich ſie, während ich das Bild des Gehaßten in den Händen eines italieniſchen Wachsboſſirers ließ, der die Maske danach fertigte. Heinrich lebt und wird, ſobald er auf freien Fuß geſtellt ſein wird, hierhereilen.“

„Heinrich? hierhereilen?“ rief die Kranke; „und erkannten Sie nicht das Bildniß? Wär' es möglich, daß die Zeit ihn ſo veränderte? Es muß der Fall ſein, denn ſonſt würde Heinrich's Ankunft Ihnen bereits ein Verhältniß enthüllt haben, welches das Glück meiner Jugend machte. Ja, die Zeit geht nicht ſpurlos an unſerm Aeußern vorüber; erinnern Sie ſich nie, ein weibliches Bild, ebenfalls als portrait caché in einem Bouquet gemalt, in Brillanten, doch nicht ſo reich gefaßt, bei Ihrem Vater geſehen zu haben?"

„Beim Himmel! ja!" rief der Chevalier; „eine ſchmachtende Blondine, ungefähr wie meine Braut — wie Wilhelmine" — ſetzte er mit Zagen hinzu. Ich ſah es einſt bei meinem Vater — und — wahrlich! wenn ich mir das Bild zu vergegenwärtigen ſuche, ſo zeigt es mir eine Aehnlichkeit, — jetzt — in dieſem Augenblicke, da die Krankheit Ihnen Ihr Embonpoint raubte, und ebenſo, wenn ich mir jenes Bild denke, welches dieſe Steine umgaben, ſo finde ich, daß es — ihm — ähnlich ſieht. Die Augen — die Naſe — wär' es möglich? Aber ſonſt keine Spur — Alles verwiſcht. Mein Vater iſt ſehr alt geworden und bei Waterloo wurde ſein Geſicht mit Narben durchfurcht."

„Und doch — war es das Bild Ihres Vaters, Hippolyt, das Sie in dieſer Einfaſſung fanden. An jenem Abende, wo er es mir einhändigen wollte, kam der plötzliche Befehl zum Aufbruche, und ſo wurden zwei liebende Herzen für dies ganze Leben von einander geriſſen," ſagte die Kranke.

„Alſo doch — meine Ahnung!" rief der Chevalier.

„Wie Sie und Ihre Schweſter in dies Haus kamen, glaubte ich nicht, die Kinder meines Freundes zu empfangen," fuhr ſie fort. Sie nannten ſich Clichette — er hieß Belfort. Erſt ſpäter iſt mir Alles klar worden durch den Brief, den Sie mir einhändigten, den fünf Siegel verſchloſſen."

„Und jener Brief," ſagte bitter Clichette, „jener Brief, den mir mein guter Vater ſo vertrauensvoll übergab, war er es nicht eben, der unſere Hoffnungen mit einemmale vernichtete und den Dingen hier dieſe Wendung gab? Jetzt frag' ich Sie ernſt und ſtreng, warum waren Sie ſo grauſam?"

„Ach, laſſen Sie mir dies Geheimniß, der Tod wird es auch enthüllen!“ ſprach ſie ſchwach.

„Nein!“ rief der Chevalier, indem er ihre Hand ergriff, „Vertrauen für Vertrauen! Ich ſtehe wie ein Kind der Sünde vor Ihnen und Sie wollen mir in dem Scheine eines Tugendengels entſchweben. Sehen Sie — die mir einſt Mutter werden wollte — ich habe Ihnen alle meine Anſprüche zurückgegeben. Reich an Geſundheit und Hoffnung betrat ich Ihre Schwelle, krank und hoffnungslos werd' ich Ihr Haus verlaſſen. Möge Wilhelmine mit einem Andern glücklich ſein, mit mir kann ſie es nicht mehr werden; die Kinder Belfort's de Clichette können es hier nicht mehr werden — wir ſcheiden ſehr elend von hinnen. Aber der erſte Keim zu dieſem Elende lag in jenem Briefe; darum geſtehen Sie mir ſeinen Inhalt; ich weiche nicht von dieſer Stelle, bis Sie mir ihn entdecken.“

Die Kranke lag im heftigen Kampfe vor ihm — ihre Bruſt hob ſich ungeſtüm.

„Denken Sie, Madame,“ ſprach er ernſt, „Sie ſeien eine Sterbende, die ihr Geheimniß einem Sterbenden enthüllt! Blicken Sie hierher!“ rief er wild und riß ſeine Bruſt auf, die der blutende Verband deckte; „dieſe Lunge athmet nicht lange mehr; ſehen Sie dieſe eingefallenen Wangen, dieſe erloſchenen Augen — Alles dem Grabe verfallen; und dem Grabe vertraut man, denn in ihm wohnt das Schweigen.“

„Sie foltern mich,“ ſprach die Arme; „Sie wollen mir ein Geſtändniß abtrotzen, und ſage Ihnen denn die Redlichkeit nicht — ?“

„Heinrich —“ rief außer ſich der Chevalier —

„Iſt Ihr — iſt Blanche's Bruder“ — ſagte mit ſchwacher Stimme die Kranke.

„Die Aehnlichkeit ſpricht zu laut,“ ſagte Hyppolyt. „wer konnte noch zweifeln?“

Eine lange Pauſe folgte. Endlich ermannte ſich die Kranke.

„Ich war mir ſelbſt überlaſſen in dem Hauſe meines Vaters, der Wittwer war,“ ſprach ſie. „Henri Belfort war mir, mit allen Vorzügen ausgeſtattet, erſchienen, die ein jugendliches, warmfühlendes Herz für ſich einnehmen konnten; nichts ſtand unſerer Verbindung im Wege; mein Vater liebte mich zu ſehr, um meiner Neigung zu widerſtreben — und ich — ich wäre meinem Geliebten mit Freuden in ſein Vaterland gefolgt. Da zerriß Napoleon’s welterſchütterndes Geſchick auch unſere ſtille Glückſeligkeit. Er mußte fort, in jener Nacht, da er mir eben das nun ſo verhängnißvolle Bildniß überreichen und dabei ſeine Schwüre ewiger Treue erneuern wollte. Und — oh, daß ich jetzt ſeinem Sohne dies Geſtändniß machen muß! — er hinterließ mich als Mutter — Mutter ſeines Sohnes — Mutter des von Ihnen verfolgten Heinrich’s — von Angſt und Elend gefoltert ließ er mich zurück. Eine Krankheit vorſchützend, reiſte ich ins Bad, ſo hieß es. In der That aber verbarg mich eine vertraute, treue Dienerin, die Frau des Wirthes Hanſen auf dem Pinnasberge. Sie war eine erfahrene Frau und durch ihre Hülfe genas ich eines Knaben, den ſie in das Waiſenhaus brachte. Ich hatte meinem gütigen Vater den Fehltritt geſtanden; er machte mir keine Vorwürfe, um mein Leiden nicht zu vergrößern, aber in meinen Vorſatz, unverheirathet zu bleiben, dem Andenken meiner erſten Liebe treu mein Leben zu beſchließen, willigte er nicht ein. So mußte ich denn, um mich für ſeine Güte dankbar zu bezeigen, dem reichen Pöckmeyer meine Hand reichen, und ich knüpfte dies Band mit Widerwillen; nicht Neigung.

nicht Achtung folgten mir in meinen Eheſtand, und ſo verlebte ich viele traurige Jahre. Aber das Kind meiner Liebe hatte ich nicht aus den Augen verloren, und wie es in die Jahre getreten war, wo es einer ſorgfältigen Erziehung bedurfte und ſein Lebensglück ihm begründet werden mußte, entzog ich es der wohlthätigen Anſtalt, die es bis dahin ſorglich gepflegt hatte, und wir nahmen es an Sohnes Statt an. Bei Ihrem Eintritte in unſer Haus malten ſich mir die reizendſten Hoffnungen aus. Ich hatte noch immer große Vorliebe für Ihre Nation und Sie waren Zeuge meiner liebenden Zuneigung für Ihre Schweſter und für Sie. Da zerriß der verhängnißvolle Brief den Schleier auf eine plötzliche und ſchreckliche Weiſe. Ich überblickte den Abgrund, an dem ich ſtand. Ich wollte die Hände von Geſchwiſtern ineinanderlegen. Mit einemmale trat mir mein jugendlicher Fehltritt, den ich lange gewohnt war, nicht als ſolchen zu betrachten, in allen ſeinen ſchrecklichen Folgen vor die Augen. Mein ganzes Weſen war umgewandelt. Sie durften Wilhelminen heirathen, aber nicht Heinrich Blanche, denn ſie hatten Einen Vater. Als er mir ſeine Leidenſchaft für eine junge Indianerin entdeckte, wie hätte ich da — das unglückliche Opfer der Convenienz — meinen geliebten Sohn ebenfalls opfern können? Ich verſprach ihm, der Partie mit Blanche entgegen zu wirken, und als er in mich drang, ihm meine Gründe mitzutheilen, die mich dazu beſtimmten, begnügte ich mich, ihm zu ſagen, daß mir ſoeben die Entdeckung gemacht worden, Ihr Name ſei angenommen und Sie hießen eigentlich Belfort; daß dieſer Name jedoch in Hamburg nicht guten Klang, noch von der Franzoſenherrſchaft her, habe, und daß mich dieſe Entdeckung beunruhige um Ihretwillen. Hier haben Sie die wahre Geſchichte meines Unglücks, das — ich hoffe es zum Himmel — nicht lange mehr dauern wird. Ich machte Ihnen dieſe Entdeckung, um auch Ihre Irrthümer zu entwirren. Meinem Gatten war ohnedies meine frühere Liebe kein Geheimniß mehr. Dieſe Eröffnung konnte unſerm ſchroffen Beiſammenſein keine Unannehmlichkeit mehr hinzufügen. Ich war, ſeitdem ich ihm die Hand reichte, darauf gefaßt, auf Lebensglück zu verzichten."

Erſchöpft ſank die Erzählerin in die Kiſſen und winkte mit der Hand, der Chevalier möge ihr ein ſtarkriechendes Fläſchchen bringen. Hierauf erholte ſie ſich ein wenig, um noch die Worte zu ſagen: „Verlaſſen Sie mich jetzt. Ich muß Kräfte ſammeln, meinem Gatten Blanche's Aufſuchung und Heinrich's Rettung an das Herz zu legen; denn keine Zeit iſt zu verſäumen. Der Faden meines Lebens rollt ſchnell ab und dann dürfte Alles zu ſpät ſein. Dieſen Abend, wenn Sie, ſelbſt ſo ſchwach noch, es im Stande ſind, wünſchte ich Sie wieder zu ſehen."

Sie ſchellte. Die Wärterin trat ein. Der Diener, der den Chevalier hierher geführt hatte, wurde hereingerufen, um den Patienten wieder nach ſeinem Zimmer zu geleiten, der dort in einer ſeltſamen Stimmung und heftig angegriffen wieder eintraf.

34.

[illegible]

Das Oeffnen der Kerkerthür weckte Heinrich aus einem ſanften Schlummer, womit der freundliche Morgen, der durch Laub und Geſträuche den grünlichen Strahl in ſein enges Zimmer warf, ihn für die ſchlaflos hingebrachte Nacht ſchadlos gehalten hatte.

Vor ihm ſtand der Senator mit bleichem Geſichte. Heinrich warf einen finſtern Blick auf ihn, weil er nicht geſonnen war, Vorwürfe aus dieſem Munde hinzunehmen.

„Heinrich!“ ſprach Pöckmöſer, „ſo iſt es endlich dahin gekommen, daß ich, um Dich zu ſprechen, die Schwelle des Criminalgefängniſſes überſchreiten muß. Ich habe Dir meinen ganzen Einfluß und jede Unterſtützung durch Deinen Freund Robinſon anbieten laſſen, um aus dieſem Orte entkommen zu können, Du haſt es ausgeſchlagen. Und doch hatte Dir die Klugheit gebieten ſollen, es anzunehmen; denn von der Anklage Dich freizuſprechen, das vermag ich nicht, das vermag nicht der wohlweiſe Rath unſers freien Staats.“

„Mein Gewiſſen thut es,“ antwortete der Gefangene ruhig, „und die Richter werden es müſſen, dafern ſie gerecht ſein wollen. Ich wünſchte längſt Sie zu ſprechen; ich verlange die Gewährung einer Bitte von Ihnen. Hören Sie mich ruhig an! Ich hatte ein Mädchen aus Oſtindien nach Hamburg gebracht — durch die innigſten Verhältniſſe ſind wir aneinander geknüpft. Die ſollte mein Weib werden nach den Satzungen unſerer Kirche, nachdem ſie Chriſtin geworden wäre. Ich verließ ſie, wie ich wähnte, auf kurze Zeit; während deß aber gelang es der Bosheit, ihren Aufenthalt auszuſpähen und ſie durch Verlockungen —“

„Ich weiß von dieſer Geſchichte,“ fiel ihm der Senator ins Wort, „das Mädchen iſt hier. Obgleich ich mich um dergleichen Verhältniſſe meiner Commis nicht weiter kümmre, ſo bin ich zu dieſer Kenntniß ganz wider Willen gekommen.“

„Dergleichen Verhältniſſe Ihrer Commis?“ rief Heinrich mit Verachtung; „doch gleichviel, wo iſt Gadſalünah — die

Arme, Gekränkte, Verlaſſene! Ich will ſie ſchützen gegen ihren Verfolger. Oh ich Aermſter!“ ſetzte er dann ſchmerzlich hinzu, „ich will ſie ſchützen — ich!“

„Das iſt's ja eben!“ ſagte Pöckmöſer; „Stolz und Hochmuth und ſitzt da auf Tod und Leben! Das kleine Gadſa — — wie heißt's doch gleich! — iſt hier — das heißt hier im Gefängniß iſt's freilich nicht, aber in Hamburg iſt's; und wenn das Sehnen nach ihr wirklich ſo groß iſt, ſo ſollte denn doch mein Antrag zur Flucht einige Berückſichtigung verdienen. Ich würde dabei nur das Aufſehen, den Proceß, die Verhöre vermeiden wollen; iſt das einem Manne von Anſehen an der Börſe zu verdenken? Ja, ja — das kommt davon her, wenn man Kinder ins Haus nimmt, die uns nichts angehen.“

„O hätten Sie mich meinem Schickſale überlaſſen!“ ſeufzte der Gefangene. „Aber wo iſt Gadſalünah? Machen Sie, daß ich ſie hier im Kerker ſprechen darf, und ich will ſagen, daß Sie ein Mann ſind, der meinen Dank verdient.“

„Gadſalünah iſt in guten Händen,“ ſprach Pöckmöſer, „und wenn die Leute nur nicht eigenſinnig wären, ſo würde Alles gut gehen. Aber wie ſie nun einmal ſind, iſt ihnen ja auch nicht zu helfen. Sie wollen mit dem Kopfe durch die Wand rennen — ſie laſſen ſich ja nichts ſagen.“

„Bei wem iſt ſie?“ fragte Heinrich raſch.

„Bei dem alten Wittrin,“ antwortete der Senator.

„Welch ein neues Räthſel? Wie kommt ſie zu dem?“ fragte Heinrich erſtaunt.

„Er kam mit ihr heute Morgen hier an; er will Dich reclamiren — von mir reclamiren — ich bitte Dich!“ ſchrie der Senator, deſſen Aengſtlichkeit nun bis zu einem Grade des Komiſchen geſteigert war, wovon er ſelbſt keine Ahnung hatte und die der Gefangene in ſeiner trüben Stimmung nicht zu bemerken im Stande war. „Hätte ich gemuthmaßt, daß jemals dieſer Wittrin auf den Gedanken kommen könnte, Du wärſt ſein Sohn, wie würde ich Dich da wol ins Haus genommen haben? Ach mein guter Himmel! ich hatte ganz andere Vermuthungen und ſetzte mich mit ſchwerem Herzen darüber weg. Will nun aber der Menſch mit Gewalt Dein Vater ſein, ſo ſei er's, ich habe nichts dagegen. Wozu aber das Geſchrei, das Auftreten? Wie will er ſeine Vaterſchaft beweiſen? Es können da ſeltſame Compromittirungen geſchehen, an die kein Menſch denkt. Darum, Heinrich, ſieh mich an! Haſt Du denn kein Mitleid mit mir? Du haſt einen Vater, eine Geliebte, die Freiheit — Alles! — Geld, ſo viel Du willſt — die „Frau Margaretha" iſt Dein — haſt ſie verdient bei mir — was willſt Du noch mehr? Und was hab' ich? Nichts! Eine kranke Frau daheim, mit der ich nicht einmal gut lebe; die nicht einmal wiſſen darf, daß Du hier ſitzeſt. Sie hätte den Tod davon und es gäb' einen neuen Scandal! Darum folge mir, dieſe Nacht ſollſt Du heraus können; ich ſelbſt will auf Dich im Fiaker am Nobisthore warten und dann mit Dir nach Cuxhaven, wo die „Frau Margaretha" liegt und Dich aufnimmt. Dort ſollſt Du den Vater und die Geliebte finden und die Verſchreibung wegen des Schiffes und alle Verſchreibungen und Abtretungen, die Du noch wünſchen konnteſt. Heinrich! Du willigſt nicht ein? Gott! und die Zeit verrinnt! Und hat der alte Wittrin einmal ſeine Schritte gemacht und haben die Verhöre begonnen, ſo iſt Alles verloren — ſo wird der Arreſt geſchärft — ſo ſtecken ſie die Landſtreicherin auch ein — verzeihe mir! ich meine die Indianerin, ich habe mich nur verſprochen. O mein Gott! biſt Du denn ganz unerweichlich? Willige ein und ich fliege und bewerkſtellige alles Nothige und in wenigen Stunden ſiehſt Du alle Deine lieben Angehörigen, die ich ſogleich aufſuchen will, um ſie von dummen Streichen abzuhalten.“

„Ich fliehe nicht unwürdig — das bin ich meiner Ehre ſchuldig! Gadſalünah iſt hier, das iſt mir genug; nun kann die Wahrheit nicht lange mehr im Dunkel bleiben. Der Himmel drückt ihr einen Stempel auf, der untrüglich glänzt, den jeder gerechte Richter von dem falſchen Schimmer des Truges unterſcheiden muß.“

„Aber ich bitte Dich — oder Sie! hab' ich denn noch ein Recht, Sie zu duzen,“ fuhr Pöckmöſer immer verwirrter fort; „iſt es nicht eine Schande — ach! mein Gott! oder vielmehr — es iſt ja ſo keine große Ehre, von dem alten Wittrin ſo auf einem Abwege — ich muß es denn doch ſagen — “

„Halt!“ rief Heinrich mit furchtbarem Ernſte, „bis hierher und nicht weiter, Herr Senator. Nichts gegen meinen Vater, wenn ich bitten darf; oder haben Sie vielleicht eine Anklage gegen ihn?“

„Ich? Eine Anklage? Wie denn ſo?“ fragte zitternd Pöckmöſer.

„Es können Leute durch einen Schurkenſtreich — ja noch mehr — durch Verbrechen — durch blutige, ſchwarze Verbrechen zu großem Reichthum gelangen; ſie können ſich über Alles hinwegſetzen, was darüber im Umlauf iſt; ſie können ſogar einen Heiligenſchein der Tugend um ſich verbreiten — ja ſie können zu Amt und Würden dadurch kommen,“ donnerte er dem vor ihm wie ein armer Sünder Stehenden in die Ohren, aber eine Stunde erſcheint, wo die röchelnde Bruſt unter den Qualen einer ſchweren Schuld erliegt, wo die höchſte Macht den Sünder ſchüttelt, und ſo gräßlich mir der Gedanke daran iſt, ſo iſt dieſe Stunde von dem alten Manne nicht mehr fern, der nun einmal mein Vater zu ſein vorgibt, und, Herr Senator! pfuſchen Sie dem Himmel nicht in ſeine ewigen Rechte, greifen Sie dem Gerichte jener Stunde nicht vor; überlaſſen Sie es Gott, das Gewiſſen des Schuldigen zu rühren, und denken Sie an Ihre eigne letzte Stunde!“

Mit verdrehten Augen und ſchlotternden Knien, die Halsbinde losgeknüpft, in offner Weſte ſtand der Senator da, ein treues Bild der Qualen, die ihn zerriſſen. Stolz und Anmaßung waren geſchmolzen vor dem drohenden Feuerſtrahle der Unſchuld und Wahrheit, der aus Heinrich's Augen wie aus Heinrich's Worten leuchtete.

„Das fürchterliche Complot gegen Menſchenwohl, das Verbrechen am Völkerrecht, das Sie und Ihr wahnſinniger Wüthrich von Onkel einſt ausgeheckt haben, um ſich zu bereichern, iſt mir bekannt. Sie waren ein Mitglied jener fluchbeladenen Compagnie, welche arme Menſchen von Afrikas Küſten nach den Colonien führte und dort verſchacherte. Sie hatten ſelbſt auf frühern Reiſen die Verbindungen mit den barbariſchen Fürſten des Innern geſchloſſen, die für Waffen, Pulver und luxuriöſen Tand Ihnen Menſchen lieferten. Ich erfuhr dies Alles aus glaubwürdiger Quelle, und Sie können noch denken, daß ein Fünkchen Liebe für Sie in meinem Herzen keimte? Sie können glauben, daß ich mit frohem Sinne mich Ihren ſchwelgeriſchen Feſten hätte hingeben können, wobei mir immer die gepeinigten Schwarzen, die Thränen der Mütter und Bräute, die Thränen der armen Gegeißelten ſelbſt in jeden Tropfen Wein zu träufeln ſchienen? Nein, ich verabſcheue Sie und Ihr Haus, in das ich wider Willen gezogen worden bin und das ich jetzt — in dieſem Augenblicke — freiwillig verlaſſen haben würde, wenn mich nicht die Bosheit in den Kerker geworfen hätte. Aber hier will ich Ihnen, mein Herr, nichts mehr zu verdanken haben — von hier muß mich meine Unſchuld befreien oder ich will gern auf dem Schaffote blutend dieſe Erde verlaſſen, wo Sie mir Freiheit bieten dürfen, wo Sie von allmächtigem Einfluß ſprechen — Sie, mein Herr, der Galeere und Brandmark verdient hat, da nach dem Vertrage, den eine menſchliche Regung der Politik eingegeben, Sie es noch wagten, ihrer zu ſpotten und Sklavenhandel trieben."

„Das fürchtete ich! O mein Gott!" rief Pöckmöſer. „Und Wittrin, iſt er denn unſchuldig? Was ſteht denn darauf, wenn —"

„Halt! Halt!" ſagte Heinrich. „Auch er iſt es nicht. Er hat ſeine Hand zu dem ſchrecklichen Morde von mehr als zweihundert Menſchen geboten — Sie ſehen, daß ich von Allem unterrichtet bin. Aber er that, was ihm befohlen wurde. Er hätte freilich den alten Hund Peter, der es ihm befahl, über Bord werfen ſollen, wie eine todte Katze; aber was hätte er damit gewonnen? Das wilde Matroſenvolk würde es ihm vergolten haben — es war wirklich die Peſt an Bord — und hätte er ſich auch ſelbſt geopfert, die armen Sklaven wären nicht gerettet worden. Bei dem rohen Seemanne fehlen die feinern Gefühle ſtets; als Beweis diene Ihnen, wie ruhig er ſein langes Leben durchlebte, von keiner Reue getrubt — das ganze Gewicht der That ſchleudert er auf Sie — und wahrhaftig, Sie keuchen darunter. Peter befiel ein fürchterlicher Wahnſinn, den er erſt in dem Feuer des Himmels endete; und Sie ſelbſt, wie elend ſtehen Sie jetzt vor mir! Gäben Sie nicht allen Ihren Reichthum mit Freuden, um dem Gerichte zu entgehen, das Entehrung über Sie verhängt? Erzittern

Sie nicht bei jedem zufälligen Worte, das an Ihr
brechen erinnert? Und ſtehen Sie nicht am Abend
Tage allein und verlaſſen? Alle Ihre Plane zu
verbrannt, die der Sturm verweht? O mein Hin
Ihre Gattin krank — einen Sohn, den Sie ſich
Himmel ertrotzten, Sie voll Abſcheu verlaſſend — und
ſelbſt ſehen ſich in den Händen eines verworfenen Abe
rers, an den Sie Ihre einzige Tochter verſchleuderten
das ſind die Früchte Ihrer Saaten; mein Herr, kehren
zurück zu Ihren Schätzen und laſſen Sie mich in me
Kerker, meine Unſchuld iſt bei mir!“

„So iſt denn Alles verloren!“ rief verzweifelnd
moſer aus, meinen Untergang hat der Fürchterliche
ſchloſſen! Das iſt der Dank für Alles, was ich that,
er mich nun verderben will. Ja, Sie ſind unſchu
Sie werden rein wie die Sonne dieſes Zimmer verlaſſe
dieſe Genugthuung werden Sie haben; aber Sie we
mich, mit Verbrechen belaſtet, zur Karre ſchleifen ſ
Ich habe mächtige Gönner, ſo lange ich der reiche
möſer bin; wenn aber eine ſolche entſetzliche Anklage
gegen mich auftauchte, ſo bin ich verloren — dann
ſich meine Feinde, und das ſind alle Jene, die nicht ſo
ſind als ich! Darum ſprechen Sie — was wollen
thun? Wollen Sie mich verderben? Wollen Sie
anklagen, daß, als ich noch in den Geſchäften meines Oh
arbeitete —“

„Sprechen Sie nicht aus, mein Herr!“ ſagte Hein
„Ich werde nie als Kläger gegen Sie auftreten.
werde nie vergeſſen, welchen theuern Namen Sie ſich
anlegten, wenn gleich aus eigner Macht. Das Ein
was mich dazu antrieb, Ihnen dieſen Spiegel vorzuhal
war Ihre Anmaßung, die Rohheit Ihrer Geſinnungen,

Hohn, den Sie jedem zarten Gefühle damit ſprachen, daß Sie, mit Ihrem Reichthum ſich brüſtend, in den Kerker des ſchuldlos Angeklagten traten und Protection, Befreiung durch Ihren Einfluß verhießen. Das regte den längſt in meiner Bruſt verſchloſſenen Grimm auf; doch ſchlafen Sie immerhin ruhig, Sie haben von mir nichts zu befürchten.“

„Und kann ich denn ſo gar nichts für Sie thun?“ fragte nach einer Weile zaghaft der Senator.

„Suchen Sie Gadſalünah auf,“ ſagte raſch Heinrich, „und verſchaffen Sie ihr die Erlaubniß, mich in meinem Gefängniſſe zu beſuchen. Auch meinen alten Vater wünſchte ich zu ſprechen. Im Uebrigen geſchehe, was der Himmel verhängt hat.“

Der Gefangene ſetzte ſich jetzt mit weggewandtem Geſichte auf ſeine harte Lagerſtätte und blickte nach dem vergitterten Fenſter hoch droben, wo die Sonnenſtrahlen ſpielten und die grünen Zweige von draußen winkten. Der Senator ſtand noch eine Weile ſtumm, ihn betrachtend, da und klopfte dann lautſeufzend an die Thür des Gefängniſſes, welche der Wärter von außen öffnete, um ihn hinauszulaſſen.

35.

Die Leidenſchaft ruht
Die Liebe muß leiden!

Wer den allbekannten, ſteinreichen Senator Johann Lauritz Pockmöſer zufällig ſah, wie er, Heinrich's Gefängniß verlaſſend, in ſeinen Wagen ſtieg, konnte ſich gewiß nicht enthalten bei ſich zu denken: „Der arme Mann, das hat er nun davon — wie er ausſieht! Was ihm der ungerathene

Menſch, für den er ſo viel gethan hat, für Kumm
macht!“

Der Senator überlegte jedoch bei ſich ſelbſt, was
thun ſei in dieſer verzweifelten Angelegenheit, und wünſc
vor allen Dingen Wittrin und Gadſalünah auszukundſchaft
um dem Wunſche des Gefangenen nachzukommen und
ihm zu ſenden. Er hoffte von dieſem zärtlichen Wiederſeh
eine mildere Stimmung bei Heinrich hervorzurufen, die ihm d
Glück der Freiheit und den ungetrübten Beſitz ſeiner Gel
ten, verbunden mit dem Genuſſe eines anſehnlichen Verm
gens in einem weit entfernten Lande, auf recht anſchauli
Weiſe nahe bringen ſollte. In ſolchen Gedanken verti
erreichte er ſein Haus auf dem Hürter, wo ihn zwei P
ſonen ungeduldig erwarteten. Die eine war Capitain Rob
ſon, der mit ſeiner vollen Ladung bereits vor Curhaven l
und beim erſten günſtigen Winde die Anker lichten kon
wenn ihn nicht noch ſo manch geheimnißvolles Band an
Land geknüpft hätte. Er wollte wiſſen, ob er ſeinen H
zensfreund Heinrich noch an Bord bekommen würde,
was er in dieſer Abſicht vielleicht noch für Aufträge erhal
konnte.

Das Ausſehen Pöckmöſer's ſchien ihm nichts Gutes
weiſſagen, und er wollte ſich ihm eben erkundigend na
als ein Bedienter, der vom Landhauſe zur Stadt geſ
worden war, den Heimkehrenden in Beſchlag nahm, ſo
dieſer, ohne ein Wort an Robinſon, noch an ſonſt Jem
zu richten, ſich wieder in den vor der Thür haltenden W
warf und in größter Eile fort zu fahren befahl.

„Madame ſei plötzlich ſehr erkrankt und man ſehe j
Augenblick ihrem Ende entgegen,“ ſo hieß es, und Ro
ſon mußte ſich entfernen, ohne etwas über Heinrich
fahren zu haben, und verwünſchte alle unvorhergeſe

Unglücksfälle, die in ununterbrochener Folge, Schlag auf Schlag, dies Haus trafen.

In der „Hoffnung der Seeleute“ ſaßen indeß im grünen Stübchen drei Perſonen, die der Zufall in nahe Berührung gebracht hatte, neben einander, auf des Capitains Rückkehr wartend. Es war Blanche, die nunmehrige Bewohnerin des Stübchens, und ihre Gäſte Gadſalünah und Wittrin, welche Robinſon auf ſeinem Gange in die Stadt angetroffen hatte, als ſie eben ſich den Weg in Heinrich's Gefängniß zu bahnen verſuchen wollten, und deßhalb im Begriffe ſtanden, nach Altona zu wandern. Robinſon hatte ſie davon abgehalten und fand es zweckmäßiger, vorerſt noch einmal Heinrich's Befreiung auf anderm Wege zu verſuchen.

„Geben Sie ſich zu erkennen,“ ſagte er zu Gadſalünah, „und erzählen Sie den Hergang der Sache, ſo werden Sie auf der Stelle Ihrer Freiheit beraubt und mit ins Verhör gezogen. Die Sache wird dadurch nur verwickelter. Folgen Sie mir lieber in eine ruhige Zuflucht, bis daß der verwirrte Handel ein wenig gelichteter erſcheint. Ich werde mich indeß auf Kundſchaft begeben.“

So hatte er ſie zu ſeiner Schützlingin geführt, die nicht wenig überraſcht von dem Beſuche war, den ihr der Freund zuführte.

Welch ein anderes Gefühl war es, als Blanche zum Erſtenmale Gadſalünah auf dem Maskenballe geſehen hatte. Auch damals hatte ſie ſchon auf Heinrich verzichtet, ſo dachte ſie — wie ſie aber die Glückliche erblickte, die, wie im Triumphe, an der Seite des Geliebten einherſchwebte, wie ſie da jeden Blick tief ihr Herz durchbohren fühlte, der, aus Heinrich's Larve brennend, auf die zierliche, kleine, verhüllte Geſtalt neben ihm fiel, wie ſie von einem elektriſchen

Schlage durchdrungen ward, als dieſe ſich an ſeine Seite enger ſchmiegte — welche Flut widerſprechender Gefühle ſich da durch ihr Herz ergoß, faſt Haß — faſt Liebe — wie ſie ihn vergöttern mußte und verabſcheuen wollte — und wie ſie das Weib an ſeiner Seite ſo gern vernichtet hätte — durch einen Blick — durch einen Kuß — in einer Umarmung. Das war nicht Entſagung — es war das ungeſtüme Feuer der Leidenſchaft zurückgedrängt in den kleinen Raum eines Weiberherzens, es zerſtörend und verkohlend. Damals ſah ſie Beide glücklich — Eins im Andern ſchwelgend. — Und wie ſie jetzt Gadſalünah zu ſich eintreten ſah in ihr kleines, grünes Stübchen, in der Schenke voll Lärm. Sie ſelbſt, ohnmächtig ihr Unglück beklagend, dahingeſchleudert von einem finſtern Geſchicke, das ſie nicht heraufbeſchworen, und das ſie im Lenze der Jugend, im Schwalle der Freuden herausgeriſſen hatte aus dem Schooße des Glücks, wo ſie als verhätſcheltes Kind ſpielte. Aber auch Gadſalünah war jetzt unglücklich wie ſie — unglücklicher noch — denn ſie war fertig mit ihrem Herzen, deſſen Wunde ſich verblutet hatte — und jene klagte hoffend, und hoffte zitternd und bangend. So lange noch das unglückliche Herz zu hoffen hat, währt ewig der verzehrende Schmerz — mit der verlöſchenden Hoffnung kehrt erſt die Ruhe ein — und linde Mooſe umziehen weich und tröſtlich die ſtarren Ruinen, wo einſt die Flamme gewüthet hat, und die kleinen Häckchen, womit der wuchernde Epheu ſich feſthält, thun nicht weh, aber die grüne Fülle verleiht Leben dem ausgeſtorbenen Geſtein. So lindert Alles die Zeit! — Dem Schmerze folgt die ſtarre Unempfindlichkeit, und aus dieſer erhebt ſich die ſtille Tröſterin Wehmuth.

Blanche, die von den Menſchen todtgeglaubte Blanche, konnte jetzt wirken für die Geängſtigte, die an der Hand eines achtzigjährigen Greiſes, mit dieſem den Theuern beweinend — verfolgt von den Gerichten, ſich zu ihr flüchtete. Dies erhob ſie.

Sie ließ ſich von ihren Gäſten erzählen, wie ihre Abenteuer ſie zuſammengeführt hatten; ſie ſchauderte zurück vor den Handlungen ihres Bruders, die ihr nun alle klar wurden. So, noch erzählend, anhörend und Rath pflegend, traf Robinſon das Kleeblatt. Die Kunde von dem hoffnungsloſen Zuſtande der Madame Pöckmöſer war nicht im Stande, die kleine Geſellſchaft trübgeſtimmter Menſchen aufzuheitern.

„Ich muß ſie noch einmal ſehen!“ rief Blanche, „ſie iſt eine Unglückliche, wie ich — ihr Tod wird uns ſo Manches entſchleiern. Oft habe ich ſie belauſcht in einſamen Stunden, wenn ſie Briefe durchlas oder ein Bildniß lange betrachtete. Sie hatte einſt geliebt — und mußte entſagen. Es iſt das Härteſte! Tod allein kann heilen und tröſten!“ Sie ſchwieg innig bewegt.

Hierauf entwarf ſie ſo manchen Plan, ſich der Patientin zu nähern.

„Ich wollte nie mehr jenes Haus betreten,“ ſagte ſie, „wo jeder Schritt die trübſten Erinnerungen mir erweckt — wo die Verbrechen des Bruders leben und ſich malen auf den bleichen Geſichtern, in den verſtörten Blicken der Bewohner.“

„Nicht ſo, meine ſchöne Dame,“ fiel ihr ernſt Robinſon ins Wort, „andere Verbrechen weben dort ein unſichtbares, doch undurchdringliches Netz, womit ſie Alles gefangen halten, was ſich jenem verderblichen Kreiſe nahet. Wir wollen nichts Näheres in dieſer Stunde darüber laut werden laſſen, denn es dunkelt bereits, und warum ſollt' ich wohl Ihren ohnedies gereizten Zuſtand durch Erzählungen dieſer Art erhöhen? Wir wollen an die arme Sterbende denken — auch ich beklage ſie; wenn ich auch nicht ſo viel um ſie war und ſie in einſamen Stunden bei Briefen und Gemälden nicht belauſchen konnte, ſo komme ich doch ſchon eine ſchöne Zeit in das Haus, und mir iſt Manches bekannt worden von frühern Verhältniſſen. Je nun — jetzt wird ſie's bald überſtanden haben! Der Himmel verleihe ihr" — —

Hier unterbrach Wittrin mit einem Schrei den einförmigen Ton des Erzählers. Das ſpärliche Licht, das durch die kleinen Fenſter des Stübchens fiel, konnte in den Winkel, wo er ſaß, nicht dringen, ſo daß man nur ſein weißes Haar leuchten ſah, ohne von ſeinen Umriſſen ſonſt etwas zu entdecken, welches einen eigenen Eindruck auf die Uebrigen hervorbrachte, die ſich jetzt erſchreckt nach ihm umſahen.

„Ueber das Schwatzen im Dunkeln!" rief er böſe — „die Kleine iſt ja fort!"

Wirklich hatte ſich Gadſalünah unbemerkt entfernt und trotz aller Nachforſchungen war es nicht möglich, ſie zu entdecken.

Man kann leicht denken, welch ein Heer von Beſorgniſſen dies neue Ereigniß in die Gemüther der Bewohner des grünen Stübchens heraufrief. Der Matroſe Cay, der ſchmutzige Caliban dieſer Seemannswirthſchaft, deſſen Kommen und Gehen bei Niemandem Aufſehen zu erregen im Stande war, wurde jedoch bei der, von Hanſen ſelbſt ſcharf vorgenommenen Hausunterſuchung vermißt. Nur ein kleines, etwa elfjähriges Mädchen wollte ihn, ein anderes kleines Mädchen bei der Hand führend, blitzſchnell davonlaufen geſehen haben.

So ſehr alles Aufſehen zu vermeiden gewünſcht werden mußte, ſo durfte hier doch nicht länger gezögert werden;

denn irgend ein neues Unglück bedrohte die Unſchuld, das durch ſchnell angewendete Sorgfalt vielleicht entfernt werden konnte. Robinſon eilte daher zum unfern wohnenden Sandvoigt, der mit Handhabung der Polizei in dem unruhigen Quartier des Hamburger Berges beauftragt war, und dem einige Sbirren zu dieſem Zwecke untergeordnet waren, die jedoch ſich beſſer dazu eigneten, im Handgemenge der Kneipen, unter gehobenen Meſſern und geballten Fäuſten Ruhe herzuſtellen, als ſchlaue Späher abzugeben.

Während ſeiner Abweſenheit auf der Diele des Sandvoigts wurden aber die in ängſtlicher Erwartung im grünen Stübchen Zurückgebliebenen durch einen neuen, ganz unerwarteten Beſuch überraſcht.

36.

Wer iſt's? —
— Je nun — ich bin's — ich — das
— kleine Käthchen von Heilbronn! —

Es hat wol oft ſchon einen ſchicklichen Gegenſtand zu einer ausgeführten Schilderung abgegeben, jene Gemüthsſtimmung, die ſich des Verbrechers bemächtigt, wenn die Sonne untergeht, und er allein daſitzt mit ſeinem belaſteten Gewiſſen in dem engen, finſtern Kerkerraume. Wenn ſich die Oede um ihn belebt mit Schreckgeſtalten und nicht blos ſeine Gemordeten und durch ihn Unglücklichen einherſchweben, ſondern auch alle jene Lüſte, die ihn verführten, von der Hölle heraufbeſchworen, in ihm lebendig werden und ihn foltern wie mit ſcharfen Geierſchnäbeln.

Aber dem unſchuldig Verfolgten hinter Riegeln und

Schlöſſern, wenn das Dunkel zu ihm hereinbricht, früher als zu den freien Menſchen draußen, bringt es auf ſeinem weichen, leiſen Fittig Thränenthau und Erinnerungsbalſam — denn die erwachende Vergangenheit ſchlägt ſich nicht, wie das Schlangenungethüm des Meeres, um ſeine Glieder und haut ihm das Gebiß ins Herz; ſie legt ſich heilend an ſeine Wunden und haucht ihm ein Wort von Zukunft hinein, das Alles zu ſtillen vermag, was ihn ſchmerzt.

Unbeſorgt hätte Heinrich ſeinem Schickſale entgegen geblickt, nur das Schickſal Gadſalünah's beunruhigte ihn. Er glaubte ſo gewiß, Pöckmöſer würde noch vor Abend ihm eine erwünſchte Kunde zu Theil werden laſſen, aber der letzte gelbe Strahl am Fenſter oben, von dem Schatten der ſchweren Gitter in ſchrägen Streifen abgetheilt, ward bläſſer und verſchwand endlich ganz — und noch immer wußte der Gefangene nichts von dem einzig geliebten Gegenſtande ſeiner Seele. Es war ihm, als würde die Sonne noch einmal zurückkehren, denn heute ſollte er Gadſalünah ſehen — ſo ſtand es bei ihm feſt — wie denn ſo manchmal recht ſehnliche Wünſche, die uns unaufhörlich beſchäftigen, den Schein der gewiſſen Erfüllung annehmen, ohne daß wir uns dieſe beruhigende Erſcheinung anders zu erklären wiſſen, als durch die Stimme der Ahnung, die manchmal, wie ein Klang aus einer höhern Welt, unſer ganzes Sein durchweht.

„Es ſind nur die Schatten von Wolken, die mir dort oben den Sonnenſtrahl entziehen," ſprach er zu ſich ſelbſt, „noch kann es nicht Abend ſein."

Aber Abend war es geworden und die Wand ſah grau und düſter aus und blieb es — und er ſah den ſchwarzen Ofen nicht mehr im nahen Winkel des Kerkers und die Todtenuhr pickte im alten Getäfel der Decke. Er ſchloß die

Augen, um die Nacht nicht zu ſehen und vom Tage und in ihm von ihr zu träumen. Sein Kopf, worin ein gar lieblicher Maler ſeine Farben gemiſcht hatte, der Indiens Gegenden und Gadſalünah treu und lebendig zu entwerfen verſtand, lehnte zurückgebogen an dem kalten Mauerſtein, die geſchloſſenen Augen hatten noch immer die Richtung nach oben, wo das verdunkelte Fenſterchen herabſchaute, die Füße waren ausgeſtreckt und die geöffneten Hände ruheten auf den Knien. Seine Züge lächelten im wachen Traume, denn er ſah Gadſalünah die lieblichen Glieder zum üppigen Tanze bewegen, wie das erſte Mal, da ſie ihm erſchienen war.

Aus dieſer geträumten Umgebung rüttelte ihn mit einem Male ein Geräuſch, wie wenn ein Finger leiſe an ein Fenſter klopft, und nur langſam ſich erhebend, weil die Bilder ſeiner Phantaſie eben ſo ſich entfernten und in Duft zerfloſſen, reckte er den Kopf in die Höhe, öffnete die Augen und blickte auf. Und war es die Lebendigkeit ſeines Traumes, oder ein neckender Geiſt, der ſeine Macht über ihn ausüben durfte, er ſah hoch droben am Fenſter ſeine Gadſalünah ſelbſt das dunkle Geſichtchen mit dem Ausdrucke holden Schmerzes nach ihm niederſenken.

„Es iſt nicht möglich!“ rief er heftig, indem er ſich die Augen mit dem Tuche rieb, gleich als wollte er ſie von einem leichten Hauche reinigen, der wie Thau in ihren Wimpern hing, den ſeine weiche Stimmung erpreßt hatte.

Und in der That, es war nicht möglich, denn finſtere Nacht bedeckte das Fenſter, und den Kopf, den er zu ſehen vermeinte, hatte ihm ſein eigener vorgeſpiegelt. Aber das leiſe Klopfen wiederholte ſich, und es erſcholl ſo abgemeſſen und dabei ſo ſchüchtern, daß es der Wind nicht ſein konnte, der manchmal mit zerbröckeltem Mauerwerke ſpielte und es an die Scheiben warf.

„Wer Du auch ſeieſt da droben," rief laut der Gefangene, „Dein Erſcheinen iſt mir tröſtlich — und brächteſt Du mir ſelbſt nur das Zeichen, daß ſie nicht mehr iſt" — ſetzte er dann leiſer hinzu, indem er ſeufzte.

Von oben jedoch drangen jetzt Worte durch die Dunkelheit zu ihm nieder:

„O my dearest Harry!" verſtand er.

„Kein Zweifel iſt es mehr — Gadſalünah ſelbſt," ſchrie er, wie außer ſich, und ſchnell hatte er den ſchweren Tiſch zum Fenſter geſchleppt, den einzigen Strohſtuhl, der im Zimmer war, hinaufgeſtellt und nun, mit Hülfe dieſes Gerüſtes, ſah er ſich dem Fenſter näher. Er vermochte dem noch immer unſichtbaren Weſen draußen einige verſtändliche Worte zuzurufen und konnte auch die oben leiſe geſprochenen deutlicher vernehmen.

„Gadſalünah!" ſprach er.

„Ich bin's ſelbſt — o Glück! daß ich nun weiß, wo Du biſt, daß ich Dich habe — ſpreche — morgen ſehen kann! O Lieber, Beſter, wie geht es Dir?" ſo lauteten die Worte von oben ſchnell und leiſe, die jetzt in den Kerker drangen, und er erkannte den Ton der holden Stimme deutlich.

„Höre, mein Engel! was ich Dir jetzt ſagen werde," ſprach er wieder. „Zerbrich, wenn Du kannſt, zwei, drei der kleinen Scheiben."

Statt aller Antwort ging's klirr! klirr! und die Glasſcherben fielen ins Zimmer und ein Ruf kam zugleich mit ihnen herab: „Biege den Kopf bei Seite, daß ſie Dich nicht treffen!"

Heinrich ſprach jetzt wieder: „Paſſe wohl auf, mein Herzchen! Ich werfe Dir das Ende meines Handtuchs hinauf, das knüpfe, ſo feſt Du es vermagſt, an die Eiſenſtäbe."

„Wirf nur zu," rief's von oben.

Eine lange Pauſe folgte, nachdem Heinrich geworfen hatte.

„Hält's feſt?" fragte er. „Nun, warum antworteſt Du nicht?"

„Ach!" ſtöhnte die Kleine oben. „Ich konnte nicht ſo recht dazu, ich halte mich nur mit Mühe auf den ſchwächſten Sproſſen des Baumes, den ich erklettert habe, und weil ich nur eine Hand frei gebrauchen kann, ſo mußte ich mit den Zähnen den Knoten zuſammenziehen, ſo feſt ich konnte, und darum antwortete ich nicht. Nun glaube ich aber, daß das Tuch Dich halten ſoll, ſchwinge Dich nur herauf."

Und Heinrich war oben im Nu, ohne viel die Feſtigkeit des von Gadſalünah geſchlungenen Knotens zu erproben. Jetzt, durch die zerbrochenen Scheiben, hatte er wirklich das liebe Geſichtchen, mit den mildſtrahlenden, großen Augen, dicht vor ſich, und ohne die ſcharfen Ränder des Glaſes zu entfernen, waren ſich Beide ſo nahe gekommen, daß ihre Lippen ſich im langen, glühenden Kuſſe vereinigten.

Was ſie ſprachen? Wer wollte das wiedergeben — wer anhören? Süßes Stammeln der Leidenſchaft, oben in der grünen Krone einer duftenden Linde, deren ſchwankendſte Spangen ein holdes Kind über einen Abgrund hielten, und erwidert aus der kleinen, runden Oeffnung eines finſtern Gemäuers. Fragen auf Fragen wechſelten, ohne die Antwort abzuwarten — Küſſe verſchlangen ſich gierig untereinander und erſtickten die Fragen — die der Nachtwind forttrug, ehe ſie der Berauſchte, an den ſie gerichtet waren, vernommen hatte.

Die Thür des Gefängniſſes öffnete ſich unten mit Gerauſch, von den Seligen unbemerkt. Ein trübes Licht hatte ſich dann verbreitet, deſſen Schein ihre Zaubernacht droben nicht zu ſtören vermochte.

„Er hat ſich richtig aufgehängt!“ ſagte eine barſche Stimme, dort baumelt er!“

„Herr meines Lebens!“ rief voll Entſetzen eine andere, „das wäre ja die verwünſchteſte Geſchichte! Aber ſo leuchtet doch einmal her, Meiſter — J! was iſt denn das? Der hat ein Vögelchen vor dem Fenſter drauß', von dem er ſich etwas vorzwitſchern läßt,“ ſetzte er dann leiſer hinzu, von Schmunzeln begleitet.

„He! he! Hier entwiſcht man nicht!“ ſchrie nun die barſche Stimme wie beſeſſen, indem Der, dem ſie gehörte, Heinrich beim Fuße packte und herunter zu ziehen bemüht war, „hier entkommt man nicht, ohne ſeine Zeche zu bezahlen!“

„Nur ſachte!“ rief Heinrich hinab zu den Leuten, die ſich ihm ſo zudringlich und ſtörend genähert hatten, „wer ſeid Ihr und was wollt Ihr?“

Aber von außen ertönte jetzt ein durchdringender Schmerzensſchrei und Gabſalünah war vom Baume verſchwunden, und drunten in undurchdringliche Finſterniß gehüllt, ehe er ſich's verſah.

„Wo biſt Du? Licht meines Lebens? Gabſalünah? Hörſt Du mich?“ ſo rief Heinrich hinab — aber nicht die leiſeſte Antwort erfolgte, ſo ſehr er ſich auch anſtrengen mochte, ſie zu vernehmen, und ſo ſcharf er auch hinausblickte, er ſah nichts als einen leeren ſchwarzen Raum, gleich einer bodenloſen Tiefe.

Mit einem Satze war Heinrich auf dem Tiſche und mit einem andern von dieſem zur Erde geſprungen.

Zur Thür rennend, ſchrie er: „Keine Macht der Erde ſoll mich jetzt hier mehr zurückhalten! Ich muß hinaus, um ſie zu ſuchen — wer mich aufhält, iſt des Todes!“

„So erlauben Sie nur, mein Herr!“ rief der Eine der Eingetretenen, indem Beide auf ihn losſprangen, auf die Gefahr hin, des Todes zu ſein. „Sie ſind völlig frei und Herr, zu thun und zu laſſen, was Ihnen beliebt, aber was da eben auch am Fenſter geweſen ſein mag, in die Erde hinein kann es nicht geſunken ſein und es ſoll ſogleich darnach ausgeſandt werden, um es zu erhaſchen. He, Meiſter, geht einmal um die Ecke und ſeht zu, ob Ihr's kriegt. Was war es doch gleich?“

„Ein Mädchen — aber —“ rief Heinrich und wollte hinaus.

„Dacht' ich's doch,“ fiel der Andere ſchnell ein und hielt den Jüngling mit allen Kräften auf, „ein Mädchen — Meiſter! Lauft! Ihr habt's ja nun gehört — bringt ein Mädchen, das ſich an jener Ecke, unter der Linde, findet.“

Der Andere war aber ſchon hinausgerannt.

„Mein Herr! Sie ſind frei,“ fuhr nun der Erſte weiter fort, „die Thür ſteht offen, oder vielmehr, Sie ſind noch nicht gänzlich frei, denn ich habe Befehl erhalten, Sie irgendwo hinzubringen, und Sie mögen nun gern oder ungern, ſo läßt ſich's denn doch nicht von Ihnen ablehnen — weil es den Willen einer ſterbenden, ſo zu ſagen ſchon todten, Perſon betrifft.“

Heinrich, der den Mann ſchon oft geſehen hatte, welcher dieſe Worte an ihn richtete, und in ihm einen Beamten des Gerichts erkannte, verſtand nichts von Allem, was er vorbrachte, denn ſeine ganze Aufmerkſamkeit war mit der Zurückkunft des ausgeſandten Boten beſchäftigt.

Mit einem Schrei ſprang er jetzt auf ihn zu, als er ihn erblickte, dieſer aber brachte Entſchuldigungen auf Entſchuldigungen vor, ſchob Alles auf die finſtere Nacht und auf die winkelichten Gäßchen und Gemäuer, welche das Gefängniß umgaben.

„Was ſoll das heißen?“ fuhr Heinrich, ihn unterbrechend, heraus, „ſie muß gefunden werden!“ Er wollte forteilen.

„So entſchuldigen Sie doch aber,“ wandte der Beamte beſcheiden ein, indem er ihm abermals den Weg vertrat, „ich habe die gemeſſenſten Befehle, Sie zur Madame Pöckmeier zu führen, die noch heute ſterben wird.“

„Noch heute — ſterben?!“ ſchrie Heinrich auf — und ein finſterer Schmerz lagerte ſich auf ſein Geſicht, „und ſie will mich ſprechen — noch ein Mal?“

„Wie denn anders, des Herrn Senators Wagen erwartet Sie — es ſoll von der höchſten Wichtigkeit ſein, iſt mir eingeſchärft worden,“ ſagte der Beamte.

„Wohl — ich folge,“ ſprach Heinrich, „aber vorerſt muß hier Alles von uns durchſucht werden.“

„Von uns nicht, werther Herr!“ erwiderte der Andere, „würde zu gar nichts fruchten, kennen Beide nicht einmal die Schlupfwinkel; — he! Meiſter! Nehmt den Rottmeiſter und die andern Vier, die draußen paſſen, und durchſucht Alles nach dem Mädchen — wie ſieht ſie aus? Groß — klein — wie heißt ſie? Wie war ſie gekleidet, wie ſie draußen vor dem Fenſter hing? — Donnerwetter! Unglaublich ſchön klettern muß ſie können! Aber was können Die vom hamburger Berg nicht Alles!“

„Halt!“ unterbrach ihn Heinrich entrüſtet, „die Sie ſuchen ſollen, iſt meine Frau — meine arme, geängſtigte Frau — eine Fremde — eine Indianerin, die nichts verſteht von unſern Geſetzen und Gebräuchen, und die Ihr rauher Eintritt verblendete — in der Angſt ihres Herzens hat ſie die Flucht ergriffen. Daß man ihr ja mit aller Achtung begegne, wenn man ſie findet."

„J das verſteht ſich — Meiſter — mit aller Achtung! Verſteht Ihr, Mann Gottes? Aber wie heißt ſie?" fragte der Beamte weiter.

„Gadſalimah," ſagte Heinrich raſch. „Aber nun keine Zeit verſäumt."

„Ihr habt's gehört — die Frau Gemahlin des Herrn hier — und den Namen werdet Ihr Euch auch gemerkt haben — eilends, Meiſter! Macht Eure Sachen geſcheidt! Und nun, wenn's gefällig wäre —" ſetzte der Beamte höflich hinzu.

„Ich dieſen Ort verlaſſen, ohne Sie?" rief Heinrich ſchmerzlich aus.

„Sie finden ſie, meine Leute, ſein Sie außer Sorgen; aber die Frau Senatorin finden wir vielleicht nicht mehr — bedenken Sie, mein Herr! Von der höchſten Wichtigkeit — und der letzte Athemzug kehrt ſich daran nicht."

„So muß ich denn abermals in der gräßlichſten Beſorgniß um ihr Schickſal ſein!" rief Heinrich aus, und ſchalt innerlich die faſt an's Zauberhafte grenzende Schnelligkeit der Bajadere, die ihr bei ihrem Verſchwinden behülflich war.

Auf die wiederholte Mahnung des Beamten ſtieg er jedoch in den Wagen, an welchem zwei Laternen brannten, und nun ging es über Stock und Stein rings um die Stadt, in finſterer Nacht, zum Landhauſe des Senators an der Alſter gelegen. — Es war ein Sterbehaus, in das er trat. Leiſe gingen die Bewohner umher, mit verweinten Geſichtern. Eine Reihe von matterhellten Zimmern war geöffnet, in deren letztem die kranke, ſterbende Frau lag, die ſchon abgeſtreift hatte jeden Schein von Lüge, den das Leben und die Verhältniſſe um ſie geweſen, und mit ausgeſtreckte Hand und einem Blicke, worin ihre ganze Mutterliebe ſich ſpiegelte, ihren Sohn empfing, den die zitternde Blanche an das Bett führte.

37.

„[illegible] — [illegible]“

[illegible]

Als Robinſon, um Gabſatonach ſuchen zu laſſen, ſich — wie meinen Leſern erinnerlich ſein wird — zum Landvog begab, traf ihn die Botſchaft Pockmeier's, die Heinrich ab entgegen geſandt war, und auch ihm die Nachricht von dem nahen Verſcheiden der Kranken brachte. Er durfte dies Ereigniß vor Blanche nicht verbergen, und ſie drang in ihn — nachdem er vergeblich Sorgfalt empfohlen hatte — ſie nach dem Landhauſe zu begleiten.

Mit ſchonender Vorſicht wurde die Kranke von dem Daſein Blanche's unterrichtet. Was ſie aber ſchon von dem Chevalier wußte, machte dieſe Vorſicht zum Theile unnöthig. Wie denn überhaupt in den letzten Augenblicken hienieden der Schmerz, der Schrecken, die Ueberraſchung und die Freude, und alle jene Gefühle, die uns das Erdenleben erheitern und umdunkeln, verſchwinden und dem einzigen be Ruhe Platz machen müſſen. Wie ſchwer auch der Kampf ſein mochte, der letzte Moment gebiert Ruhe und in i athmen wir aus.

Mit dem ſanften Lächeln einer Verklärten hatte d Zitternde Blanche empfangen: „Ich ſehe Dich hier wi der," ſprach ſie, „ich wußte wohl, daß ich Dich dort noch nicht finden würde. Du warſt bei dem Chevalier?"

Blanche bejahete.

„Er ſagte Dir davon?"

„Alles — meine Mutter!" ſprach Blanche heftig bewegt.

„Heinrich iſt Dein Bruder!" hauchte die Mutter — gleichſam um ihr die Ausſage des Chevaliers feierlich zu bekräftigen.

Wie nun Heinrich, von Blanche geführt, zu dem Sterbebette hintrat, belebten ſich wunderbar die Augen ſeiner Mutter, Lippen und Wangen rötheten ſich auf's Neue, und es ſchien, als wollte ſie wieder zum Leben erſtarken. Und wahrlich, es war wie junges, friſches Leben, was durch ihre erſchlafften Nerven, durch ihre ruhigen Adern ſtrömte, das Herz bewegte ſich, die Bruſt hob ſich, es war ein Wunderhauch, der im faſt erſterbenen Aſchenhaufen die Flamme erweckt, es war ein Leben — aber ein raſch ſich verzehrendes — ein Leben von wenigen Minuten — aber voller Seligkeit! Jedes beengende Gefühl, das die Arme ſo lange Jahre hindurch um den Ausbruch der Mutterfreude gebracht hatte, war verſchwunden, ſie — welche den Sohn nur immer aus der Ferne mit Entzücken betrachten durfte, ſchloß ihn jetzt an die Bruſt — die Scham, von Rückſichten erzeugt, verſchwand nunmehr — das ewige Recht der Natur machte ſich geltend — und laut, ſo laut es die erſterbende Stimme zu ſagen vermochte, bekannte ſie: „Dies iſt mein Sohn — den ich in Liebe empfangen und in Qualen geboren; den die Welt verſtieß und den ich mit großen Aufopferungen wie einen fremden erzog — der aber ſtets das Kind meiner Liebe war. Wer wollte ihm einen Vorwurf daraus machen?" Aber gleich wandte ſie ſich zu der leiſe weinenden Wilhelmine, umfaßte mit dem ſchwachen Arme deren Hals und beugte das Köpfchen zu ihrer Wange, indem ſie es liebevoll ſtreichelte: „Auch Du biſt mein ſüßes Zuckerchen und haſt unter meinem Herzen geruht!“

Hierauf ſchloß ſie die Augen, um auszuruhen von dieſen gewaltſamen Bewegungen.

Da nahete ſich ein Bedienter auf den Fußſpitzen und meldete Heinrich, daß ein Frauenzimmer draußen ſei, das ihn zu ſprechen wünſche, ſie habe durchaus hereingewollt, aber ihr verſtörtes Ausſehen und ihre unordentliche Kleidung, ſo wie das Fremdartige ihrer Erſcheinung, habe es nicht räthlich erſcheinen laſſen.

Voll Ungeduld war Heinrich hinausgeeilt und Gabſalanah ſtürzte ſich laut ſchluchzend an ſeine Bruſt.

Es währte eine geraume Zeit, bis ihre Worte zuſammenhängend wurden, nun vernahm Heinrich, daß ſie ſich unter einer kleinen Brücke verſteckt gehalten hätte, bis ſie ſeinen Wagen dahinrollen ſah. Von Angſt durchdrungen, daß die böſen Menſchen ihn in einen andern, ihr unzugänglichen Kerker entführten, war ſie dem Wagen nachgeeilt, und obgleich ihn einzuholen ihr unmöglich geweſen war, ſo hatten ihr doch die Laternen als Wegweiſer gedient, und ſo konnte ſie ihn bis zu dem Landhauſe mit den Augen verfolgen. Ihr Anzug war freilich durch das Klettern auf die Linde, das Verſtecken unter die Brücke und durch den ſtundenlangen Lauf über ein unwegſames Feld, in finſterer Nacht, verſchoben und zerriſſen, aber Alles, was ſonſt Rückſichten erregt haben würde, verſchwand nunmehr, und Heinrich führte ſie an das Sterbebette ſeiner Mutter, deren ſchon halbgebrochenes Auge auf den Zügen ihrer Schwiegertochter ruhete. Hierauf knieten Heinrich und Gabſalanah, Blanche und Wilhelmine zu beiden Seiten nieder, und die kalten Hände der Sterbenden ſtreckten ſich ſegnend nach ihnen aus.

Nur leiſes Schluchzen war vernehmbar, ſonſt herrſchte überall tiefes, feierliches Schweigen.

„Sie hat vollendet!“ ſagte endlich Blanche, und Alle blickten auf und ſahen eine ruhig Schlafende vor ſich, deren halboffene Lippen im Segen erſtarrt waren.

Heinrich hatte keine Thräne für ſeine Mutter, die er ja nur einen Moment ſein genannt hatte, und er machte ſich ſein ganzes früheres Leben vor die Augen ziehen, um zu wiſſen und zu fühlen, wie ſie ihm Mutter geweſen. Dann erſt löſten ſich ſeine Thränen und er umarmte Gabſalimah, indem er ſagte: „Sie iſt mir ſtets eine Mutter voll Liebe geweſen!“

Der Senator ſaß ſtumm und finſter in dem anſtoßenden Kabinete. Er fühlte ſich fremd in dem Kreiſe der Trauernden, ſchwere Sorgen fuhren ihm durch den Kopf und erſt, als Wilhelmine mit lautem Schmerze zu ihm kam, erfuhr er, was ſich ereignet hatte und daß er Witwer geworden war.

Gabſalimah und Heinrich blieben, Hand in Hand, neben der Leiche ſitzen und Blanche war zu ihrem Bruder gegangen, der noch immer ſchwach in ſeinem Bette lag und von dieſen Vorgängen keine Kunde vernommen hatte.

„Was gedenkſt Du jetzt anzufangen?“ fragte er, nachdem er Alles wußte.

„Nach Frankreich — in das Vaterhaus,“ erwiderte das bleiche, unglückliche Mädchen; und einige lange Thränen rollten ihr mitleidig über die Wangen, um den innern herben Schmerz zu erleichtern. Sie dachte daran, mit welcher Lebenshoffnung ſie hier erſchienen war, und wie ſie von dieſem Schauplatze ihres kurzen Glanzes nun zurückkehrte. War es zu verlangen, daß ſelbſt bis auf dieſe Rückerinnerung die Entſagung ſich ihres Herzens bemächtigt hätte?

Hyppolyt ſah ſie finſter an und ſchwieg.

„Und was willſt Du beginnen?“ fragte ihn jetzt Blanche.

„Mich hat die Großmuth der Sterbenden in den Stand geſetzt, eine neue Bahn, die mir wünſchenswerth ſcheint, einzuſchlagen,“ ſprach er. „Ich werde meine vollkommene Geneſung in einem ſüdlichen Bade vollenden und dann nach Algier gehen, um dort ein neues Leben zu beginnen und den Kampf mit dem Glücke von vorn anzufangen. Ich reiſe morgen ab.“

„Schon morgen?“ ſeufzte Blanche. „Gut,“ ſetzte ſie dann feſt hinzu, „ich werde mit Dir reiſen.“

Er ſchwieg.

Die Geſchwiſter blieben den Reſt der Nacht zuſammen, ohne miteinander zu ſprechen.

Der Unterſuchungsproceß wegen Holzmann's Ermordung hatte nunmehr eine andere Wendung genommen und war mit größerem Eifer fortgeſetzt worden. Die Italienerin, welche die Wachslarve verfertigt hatte, ward verhört, der Matroſe Cox eingezogen und ſelbſt des Chevaliers Ausſage beſtätigte ſich nun in der Art, daß der augenſcheinlichſte Verdacht auf dem indianiſchen Jongleur ruhte, der am Tage nach dem Vorfalle mit ſeinen wilden Thieren, die er zeigte, Hamburg verlaſſen und den Weg nach Lüneburg eingeſchlagen hatte. Dort befand er ſich jetzt.

Kurze Zeit vorher, ehe ſeine gewöhnliche Vorſtellung beendigt war, langte der Verhaftsbefehl an. Die Behörde ſandte in ſeine Bude, wo ein zahlreiches Publicum verſammelt war. Mit kalter Miene hörte er die Botſchaft, daß er nach Hamburg zur peinlichen Unterſuchung gebracht werden ſollte. Nur um die Erlaubniß bat er, ſeine heutige Vorſtellung zu beendigen, um das Publicum nicht unbefriedigt entlaſſen zu dürfen. Er fügte hinzu, daß ſeine Unſchuld klar wie der Tag ſei und er mit der größten Ruhe dem Befehle Folge leiſten werde.

Es wurde ihm geſtattet, und er trat auf's Neue vor das Publicum, während die Häſcher in Stille die Thür beſetzten und die Beamten ihren Fang nicht aus den Augen ließen.

Der Indianer ſchickte ſich jetzt an, in den Käfig ſeiner zahmen Löwin zu ſteigen, worin ſie mit dem jungen Wurfe lag, den ſie ſäugte, während ſie ſelbſt ihren blutigen Fraß verzehrte. Ihr Gebieter entriß dieſen ihren Klauen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, und ſchlug mit ſeiner Gerte von Fiſchbein ihr auf die mächtig ſchnaubenden Nüſtern. Das Thier riß den Rachen pruſtend auf, blickte falſchblinzelnd nach ihm hin und ſtreckte ſich gemächlich, weil es den alten Spaß verſtand. Da trat jedoch der Indianer zu der Löwenwiege, dem zerwühlten Strohlager, wo die fürſtlichen Thiere dalagen an den Brüſten der Königin des Waldes, und raubte ihr zwei davon. Das edle Raubthier wurde aufmerkſamer, doch vertraute es der Hand, die ihm ſo lange ſchon das tägliche Futter gereicht hatte und ihm die Schmerzen linderte, die es zuweilen plagten. Indeß verließ der ſtarre Blick nicht einen Augenblick den Indianer, der, ſinnend, die beiden kleinen Löwen auf ſeinem Arme betrachtete. Den Zuſchauern wandelte Angſt an, die Scene hatte etwas ungewöhnlich Peinigendes. Es ſchien ein unvorbereitetes Schauſpiel ihrer zu warten.

Jetzt warf der Indianer einen furchtbaren Blick zum Himmel und ſchleuderte dann die Löwen mit aller Macht gegen die Eiſengitter, daß der Käfig erbebte und ſie zuckend am Boden lagen. Aengſtlich ſah die Mutter nach ihrem Letzten, das ſie noch lebend hatte, ſtellte ſich davor und ſtieß

einen fürchterlichen Ton heraus, aber im nächſten Mom
lag Kirtam-Balana's zerriſſener Leichnam neben den
zuckenden Körpern des jungen Löwenpaares.

38.

Schwindet ihr dunkeln
Wölbungen droben,
Freundlicher ſchaue,
Lächelnd der blaue
Aether herein!

Im Hauſe der Trauer blühete ſtilles Glück neben
dem Schmerze. So wie aus der Aſche der Verweſe
die bunte Blumenheerde entſprießt und Wehmuth in
zen träufelt.

Heinrich hatte Papiere erhalten, die ihm über ſeine
ren Eltern keinen Zweifel ließen. Auch das Teſtament
ner Mutter wurde geöffnet, wonach er, nach Abzug ei
Legate, zum Univerſalerben eingeſetzt war.

Gadſalimah hatte das Haus eines befreundeten G
lichen aufgenommen, wo die treue, ſeltſam Geprüfte
den Lehren des Chriſtenthums bekannt gemacht wurde,
ſich zur Taufe vorzubereiten.

Des Chevaliers Abreiſe verzögerte ſich, weil der
ſeinen Zuſtand für zu ſchwach erklärte, um eine weite
unternehmen zu können. Er lebte gänzlich zurückge
von allen Mitbewohnern des Hauſes, gepflegt von ſ
Schweſter, die in ſtiller Duldung ſich langſam verze
Der Senator führte ein einſames Leben, vermieden von
len, die ich ſoeben genannt habe, war er allein auf

Kind Wilhelmine beſchränkt, das ihm mit Zärtlichkeit und Liebe anhing. Er wünſchte den Augenblick herannahen zu ſehen, wo jene Perſonen ſein Haus geräumt haben würden, denn obgleich er ſie nicht ſah, ſo drückte ihn ihre Anweſenheit.

Endlich nahete der Tag. In ſtiller Morgenfrühe eines ſchönen Herbſttages wurde in der großen Sacriſtei der Hauptpfarrkirche die Taufe an Gabſalünah vollzogen.

Nach beendigter Feierlichkeit, als die junge Chriſtin, von dem Geiſtlichen und Heinrich begleitet, in dem Landhauſe an der Alſter erſchien, trat Blanche, im Reiſemantel und Schleier, bleich und ſchwach zu ihnen hin

„Ich gehe nach Frankreich — uns wird das Schickſal nie wieder zuſammenführen. Es iſt das letzte Mal, daß ich euch ſehe, um die Ueberzeugung eures Glückes mit mir zu nehmen.“

Dies ſagend, ergriff ſie Beider Hand und, indem ihr Blick auf ihnen ruhte, ſchien ſie ſich zu ſammeln, um das Nachfolgende zu ſprechen:

„Es iſt ein ſeltſames Ding um die Schickſale der Menſchen — die kleine indianiſche Tänzerin ſieht nach vielen gefahrdrohenden Ereigniſſen am gehofften Ziele ihrer Wünſche, indeß die muntere Franzöſin, die einſt Alles von der Welt erwartete, nun lebendigtodt aus ihr entflieht und ſich in den Schooß der tiefſten Einſamkeit begräbt! Und was iſt's weiter? Was iſt das Schickſal eines armen Mädchens? Kümmert ſich die Welt darum? Die Welt! — ſo groß — ſo weit — ſo erhaben! Aber jene Welt, deren Sonne Sie einſt war? Wird ſie nun verdunkelt ſein? Nein . . . . . . Sie ſieht die Sonne fallen — lächelt ihr einen Augenblick mitleidig nach — und dreht ſich dann um eine neue Sonne! Oh — mein Kind! Glücklich, wer eines edeln Mannes

Herz erfüllt — ſei ihm ganz — was ich ihm nicht ſein durfte!"

Hervorſtürzende Thränen hemmten ihre Rede, ſie warf den Schleier über das Geſicht — und ſtürzte hinaus.

Der Chevalier harrte ihrer im dichtgeſchloſſenen Wagen, der mit beiden Geſchwiſtern davonrollte.

Der Senator hatte eine kleine Reiſe unternommen, um dem peinlichen Abſchiede zu entgehen.

Die Ladung, welche das Schiff, die „Frau Margaretha," bereits eingenommen hatte, war längſt in andere, dem Rheder gehörige, Fahrzeuge umgeladen, denn jenes war Heinrich als Eigenthum abgetreten und für ſeine Rechnung befrachtet worden.

Robinſon, der treue Freund, ſollte darauf ſeinen nunmehrigen Patron und deſſen Gattin nach Amerika führen, dem jugendlichen Vaterlande der Freiheit und des Lichtes. Unter den Paſſagieren, welche die Ueberfahrt mitmachten, befand ſich ein Geiſtlicher, der die feierliche Trauung, nach den Satzungen der Kirche, an Heinrich und Gadſalünah, nunmehr Katharina getauft, auf offenem Meere vollziehen wollte.

Sie begaben ſich nach dem Pinnasberge, wo im Angeſichte der Hafen beider Städte ſich ihr ſtolzes Schiff im Waſſer ſpiegelte.

„Vor der Thür der „Hoffnung der Seefahrer" hatten ſich viele Menſchen eingefunden, niedern Standes zwar, doch treuen Herzens, um den Abreiſenden „Lebewohl" zu ſagen. Die Leute aus Pöckmöſer's Hauſe waren daheimgeblieben, aus Furcht, ihrem Principale zu mißfallen.

Ein tiefbewegter Mann befand ſich aber noch unter den Menſchen am Ufer, der von Heinrich einen kurzen, herzzerſchneidenden Abſchied nahm. Es war der achtundachtzigjährige Wittrin, deſſen Geſicht und Haltung, die noch vor Kurzem den Jahren zu trotzen geſchienen hatten, nunmehr fahl und gekrümmt, eine baldige Leiche verkündeten.

Mit dem hohlen Auge ſuchte er ihn noch zurückzuhalten, nachdem die kalte Hand ihn losgelaſſen, und die Worte rief er ihm nach: „Segle glücklich hinweg über den Abgrund, der meine That birgt! Mein Glück war ein kurzer Traum — ich kehre zurück in die Haide, um mir mein Grab ſelbſt zu graben, wo mich Scott hineinlegen ſoll — unbeweint und ganz vergeſſen!“

In demſelben Augenblicke nahm ihn ein Nachen auf, der ihn durch den Köhlbrand nach Haarburg überſetzte.

Der ausgeflaggte Kauffahrer ſteuerte majeſtätiſch die Elbe hinab; von dem däniſchen Wachtſchiffe begrüßte ihn das Krachen des Feſtſchießens, und während Heinrich, in ſich gekehrt, in die Wellen blickte, leuchteten Katharina's milde Augen der Gegend zu, wo die lichten Wolken dem Ocean entſtiegen.

Nach mehrſtündiger Fahrt, auf der Höhe von Cuxhaven, wo ſich die Nordſee vor ihren Blicken dehnte, zogen die Schiffer, nach üblichem Herkommen, die Boote auf das Schiff, um anzudeuten, daß nun jede Verbindung mit dem Lande abgeſchnitten ſei und ſie das Flußbette in ſeiner weiteſten Ausdehnung verlaſſen haben. Neulinge ſieht man dabei erbleichen, weil ſie dieſe Entfernung vom Lande mit Troſtloſigkeit erfüllt, geübte Seeleute aber fühlen ihre Bruſt erhoben von einem mächtigen, nicht zu beſchreibenden Gefühl.

Der Capitain ließ die Anker werfen. Es war ein herrlicher Morgen. Das mächtige Element ließ ſich zu freundlichen Scherzen herab, wie der kleinſte Gebirgsſee. Eine Unzahl von krauſen Wellen, vergoldet von dem Sonnenſtrahl, der das Waſſer bis auf den Grund erhellte, umſpielte traulich die „Frau Margaretha,“ wie zum Willkom men, und nur in der Ferne hoben ſich Waſſerhügel von b trächtlicherer Höhe, mit beſchäumten Häuptern, welches ma das „Hochgehen der See“ nennt.

Auf dem Decke, vor dem Compaſſe, war ein zierlich Tiſch, mit weißem Tuche behängt, feſtgeſtellt worden, v welchem die Trauung vollzogen werden ſollte. Der Gei liche, im Ornate der evangeliſchen Kirche, erſchien und na einer kurzen Anrede wurden die Ringe gewechſelt.

Alle Flaggen und Wimpel flatterten in der Luft u unter Hurrah und Glückwünſchungen der Paſſagiere u des Schiffsvolks wurden die Anker wieder gelichtet. N wurde eine Reiſe unter glücklichern und freudigern Vorb deutungen angetreten. Am Abende, beim Mondſcheine, ſta den die beiden glücklichen Gatten am Steuer und blickt in die Wellen. Es war noch kein Jahr verſtrichen, als ſich dem Hafen näherten, den ſie jetzt verließen. Zuv ſichtlich hatten ſie das feſte Land Europas betreten und w chen Gefahren gingen ſie damals entgegen? Zuverſichtli ſteuern ſie jetzt auf dem Meere der fremden Erde zu und welches Loos wird dort ihrer warten? Wie viel z ſtörtes Glück, wie viel verwüſtete Hoffnungsſaaten, wie v gebrochene Lebenskraft ließen ſie zurück — ſie allein hat ſich aus dem Schiffbruche gerettet! Dieſe Gedanken ſchäftigten die Glücklichen.

„Was blinkt an Deiner Bruſt?“ fragte Heinrich

„Es iſt —“ antwortete ſtockend Katharina.

„Das Amulet,“ ſprach er. „O wirf es von Dir verbanne jeden Aberglauben. Ob Feuer oder Erde unſ Leichnam aufnimmt — ob das treue Weib nach Jahren ihrem Gatten folgt — dort oben werden wir vereint w den! Nicht wahr, Katharina?“

Und ſie nahm das heidniſche Kleinod an der Kette vom Halſe und liſpelte: „Ich bin ja jetzt Chriſtin und Deine Gattin — will ich denn mehr auf dieſer Erde?“ und damit warf ſie es in die Wellen.

Ein leiſer Schauder durchbebte ſie zwar in Heinrich's Armen — aber das Meer nahm den Zauber ruhig auf — und das Schiff ſchaukelte ſich majeſtätiſch in der Stille der Nacht darüber hinweg.

Und ſomit endige dieſe Erzählung aus unſern Tagen, die ſich wunderbar genug, nach mannigfachen Abſchweifungen, auf demſelben Schiffe endigt, wo ſie begann. Dieſelben Menſchen finden wir ſogar darauf wieder, und alle Andern, die im Verlaufe der Begebenheiten vor uns erſchienen, ſind eben ſo ſchnell wieder verſchwunden. Selbſt die beiden Hauptperſonen, die beim Beginne wir ſchon auf das Innigſte und Feſteſte verbunden ſahen, ſind es jetzt eben ſo — und doch hat ſich ſo mächtige Veränderung mit ihnen zugetragen und ihr Glück, das uns mit Bangen und Beſorgniß erfüllte, da wir ſie ankommen ſahen, ſcheint uns jetzt gegründet bei ihrer Abfahrt.

Heinrich, der nach ſeinem Vater: Henri, den Namen „Heinrichſohn,“ wie es in nordiſchen Landen üblich iſt, annahm, hat ein Handelshaus in New-York errichtet, welches blüht und gedeiht, und ſeine Gattin und ſeine Kinder verſprechen ihm ein glückliches Alter.

Der wackere Robinſon ſchwankt noch ſtets mit ſeinem Schiffe zwiſchen beiden Welten, und obgleich er ſchon längſt ſeine Meta heimführte, ſo kann er doch nur kurze Zeit ſich den häuslichen Freuden auf dem Pinnasberge hingeben.

Werfen wir nun noch zum Abſchiede einen flüchtigen Blick auf unſere Bekanntſchaften von einigen Stunden, ſo finden wir unter den Glücklichen: Wilhelmine als Gattin des Colonialmäklers Frietſch, den alten, trüben Tagen ihres Vaters einigen Sonnenſchein ſpendend; ein einſames Grab auf der Haide, deſſen Bewohner Niemand mehr nennt, denn auch Scott iſt todt; und fern am Geſtade der mittelländiſchen See, unter den Mandelbäumen ihres Vaters, den Blumenhügel über der Aſche einer Unglücklichen, die von ihren Landsleuten nach ihrer Zurückkunft nur mit wehmüthigem Spotte: „La dame Blanche“ genannt wurde.

Welch ein Loos dem Chevalier an Afrikas Küſte fiel, hat der Erzähler, trotz ſeiner genaueſten Erkundigungen, nicht erfahren können.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Siebenter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Inhalt.

Seite

Paris 1
  Einleitung 3
  Przebracki 16
  Der Sohn des Verbannten 192
  Album aus Paris (1832) 230
    Physiognomie der Stadt .... —
    Palais-royal 234
    Louvre 246
    Die Sühne 255
    Café des Nouveautés 258
    Der Boulevard 262
    Die Börse 280
    Père la Chaise 289
    Savoyarden 293
    Die Le Normant 303
    Meine Landsleute 308
    Die drei Tage 311
    Memento mori 315
    Kempelen's Schachmaschine 320
    La bonne galette 325
    Ein Dilettant 331
    Restaurants 334
    Fahrt mit dem Omnibus 341
    Ein Frühstück bei Daguerre 348

Paris.

Einleitung.

So hatte ich mir denn für immer die Schminke von den Wangen gewiſcht; hinter mir lagen viele Träume und Hoffnungen und ich ſetze hier mit Wehmuth hinzu: ſie waren mir die ſchönſten meines Lebens. Der Vorhang fiel zu und das Drama war aus, deſſen Scenenwechſel nicht ohne Intereſſe und heftige Bewegung geweſen, deſſen Schluß aber unbefriedigend war. So ſieht der Menſch, der ſich ohne verſtändige Prüfung in neue Lebensbahnen wagt, der ſeine Verſuche an ſich ſelbſt vornimmt, eine Illuſion nach der andern ſchwinden und tritt, wenngleich bereichert durch Erfahrung, immer ärmer und zweifelvoller wieder an einen Anfang hin.

Ich ſah Paris nach funfzehn Jahren wieder; verändert im Innern und Aeußern. Damals jung, voll unbeſtimmter Erwartungen und mit nur halbbewußten Foderungen an das Leben; durch die allgemeine Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte, ganz unerwartet aus einem träumeriſchen, poetiſchen Stillleben aufgerüttelt, aus gewohnten, geliebten Verhältniſſen herausgeriſſen, in ein Gewirre neuer Elemente verſetzt, die ſich mit den angeborenen und erwordenen Fähigkeiten auf die bizarrſte Weiſe durchkreuzten. Wie erſchien mir damals Paris? Ich jagte, ein zwanzigjähriger Jüngling, dem Genuſſe nach; ich genoß die Freuden, welche dieſe Stadt in ſo vollem Maße Demjenigen bietet, der ſie ſucht und der ſich, geſund an Seele und Körper, ihnen unbeſorgt überlaſſen darf. In dieſer Beziehung hatte ich keinen Verluſt zu betrauern. Ich hatte mich nicht verloren.

Jetzt erwarteten mich geliebte Freunde dort und ich dachte daran, mir einen dauernden Wohnſitz in Paris zu erwerben. Ich hatte den Wünſchen dieſer Freunde nachgegeben und Einiges von meinen Aufzeichnungen veröffentlicht. Es war nicht ohne Theilnahme aufgenommen worden. Mein Vorrath reichte noch hin und wenn neue Anſchauungen hinzukämen, ſo dachte ich ihn mit einigem Geſchicke wohl bereichern zu können. Bald nach der Revolution von 1830, knüpften ſich viele Fäden aus Frankreichs Hauptſtadt an deutſches Leben; der Gedanke, eine deutſche Zeitſchrift in Paris für Deutſchland erſcheinen zu laſſen, lag nahe. Damals hätte dies Unternehmen, das ſpäter oftmals verſucht, nie die Probe beſtanden hat, vielleicht für eine Zeit lang glücken können. Alle Bedingungen waren anders. Der Plan, von mir entworfen, fand Beifall und es waren bald Actionäre da, um die nothwendigen Koſten zu decken. Zu gleicher Zeit gelangte manche Auffoderung an mich, die Pariſer mit unſerer dramatiſchen Kunſt bekannt zu machen. Man wollte den damals in Frankreich zuerſt genannten Fauſt in der Urſprache, von deutſchen Schauſpielern, dargeſtellt ſehen, man wollte ſich dem Eindrucke überlaſſen, den die phantaſtiſche Romantik — wie ſie ſich ausdrückten — auf ſie üben würde. Für einen gewöhnlichen Theaterdirector, der mit irgend einer fertigen Geſellſchaft aus Köln, Aachen oder ſonſt woher, herbeigezogen wäre, würde ein ſolches Unternehmen mehr als zweifelhaft geweſen ſein, vom reinartiſtiſchen, mehr aber noch vom literariſchen Standpunkte erfaßt und ausgeführt, konnte ein Erfolg faſt mit Gewißheit vorausgeſehen werden.

Während ich nun nach der einen Seite das Geſchäft der Zeitſchrift in's Reine zu bringen ſuchte, ſetzte ich mich nach der andern mit den deutſchen Künſtlern in Verbindung und hatte das Vergnügen, daß Alle meiner Auffoderung entſprachen. Mad. Schröder und Mad. Rettich, Karl und Emil Devrient, Marr, Urban, Jerrmann, der ſich damals in Paris befand, und einige Andere hatten bereits zugeſagt. In Paris war die Preſſe ſchon vollſtändig in's Intereſſe gezogen worden; der Moniteur brachte einen Artikel von der bevorſtehenden Eröffnung des deutſchen Schauſpiels und nannte bei dieſer Gelegenheit unſere Sophie Schröter: la première tragédienne de l'époque. Die vornehme Geſellſchaft, ſelbſt der König, erklärten ſich ein Abonnement zu nehmen und Alles verhieß den beſten Fortgang, als plötzlich die Cholera hereinbrach und das Begonnene mit einem Male zu einer Unmöglichkeit machte. Für den Augenblick war an nichts mehr zu denken; alle Köpfe waren voll ängſtlicher Beſorgniß; die abſcheuliche Krankheit kehrte die Blicke zu ſehr auf die gemeinſten Gegenſtände, als daß ſie ſich noch auf etwas Anderes hätten richten können; ein deutſches Theater und eine deutſche Zeitſchrift lagen für Jeden gleich weit weg vom Wege. Man mußte die gehegten Vorhaben aufgeben. Dieſe Vereitelung zweier durch viele Monate vorbereiteter Unternehmungen, verſtimmte mich; hiezu kam noch, daß einige meiner Freunde, die ich täglich zu ſehen pflegte, Paris verließen; dies Alles und das Elend, das man täglich vor Augen hatte, beſtimmte mich nach Deutſchland zurückzukehren, um bei günſtiger Gelegenheit, wenn ſie ſich bieten ſollte, eine neue Reiſe nach Paris zu unternehmen, um zu verſuchen, ob ſich die alten, nun ſo plötzlich abgeriſſenen Beziehungen, wieder anknüpfen laſſen würden.

Ich ging vorerſt nach München, wo ich zwei Jahre verweilte und von wo ich eine Reiſe nach Tyrol und eine andere nach Venedig unternahm. Dann ging ich nach Stuttgart, ohne Abſicht, dort zu bleiben und lediglich um ein paar Bücher, die mittlerweile entſtanden waren, dem Drucke zu übergeben.

Was hier nun zunächſt folgt, ſind die Ergebniſſe meines pariſer Aufenthalts.

Die polniſche Revolution hatte alte Erinnerungen an dortige Zuſtände in mir erweckt und es drängte mich ſie niederzuſchreiben. Das Andere ſind Erlebniſſe; Anſchauungen und Eindrücke, die ich in Paris empfing. Den Schluß bilden einige Novellen, die durch äußere Anregungen hervorgerufen wurden. Der Einfluß, den die neuere Literatur Frankreichs darauf übte, iſt unverkennbar und wird ſich hoffentlich entſchuldigen laſſen.

Ueber eine Einſchaltung, welche ich in die bis jetzt beobachtete chronologiſche Folge eindrängte, habe ich mich zu rechtfertigen. Ich meine die pariſer Tabletten aus dem Jahre 1836, die auf meiner letzten Reiſe nach Paris, die ich von Stuttgart aus dahin machte, von mir aufnotirt wurden. Allein ich glaubte dieſe hier einſchalten zu müſſen, weil ſie dazu dienen, mein Album einigermaßen zu ergänzen, und es mir nicht ſtatthaft erſchienen wäre, ſpäter wieder auf denſelben Gegenſtand zurückzukommen, da ſie in ihrer abgeriſſenen Form einen zu vereinzelten Platz gefunden haben würden.

Seitdem bin ich nicht in Paris geweſen; ich fühlte ſchon längſt keine innere Auffoderung mehr dazu, wenn auch die äußern ſich oft boten. Die Verhältniſſe ſind dort wie hier andere geworden. Was ſonſt die Wißbegierde reizte, iſt jetzt eine tief ausgefahrene Bahn und Manches, was ich noch der Aufzeichnung werth hielt, mag wol jetzt ſeiner Unwichtigkeit wegen von Vielen belächelt werden. Anderer Umſtände nicht zu gedenken. Die Mittheilungen, die ich mache, wollen daher nur als Anſchauungen einer beſtimmten Perſönlichkeit und eines beſtimmten Zeitraumes betrachtet ſein und machen keine höhern Anſprüche.

Przebracki.

Ein Zeitbild.

„Unſere Verbindung endigt nur der Tod!“ —

1.

In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen trat ein Mann vor die Thür der jüdiſchen Branntweinſchenke, der von einer weiten Fußreiſe zu kommen ſchien. Sein Anzug, von der grünen Jagdmütze bis zu den, nach dem neueſten pariſer Schnitte geformten Stiefeln, ſchien einem Manne der feinen Welt anzugehören, und obgleich mit Schmuz und Staub bedeckt, konnte man doch die guten Stoffe des Anzugs leicht erkennen. Dieſem Allen entſprach das Geſicht des Mannes, das, trotz der Bläſſe, regelmäßig zu nennen war und im ruhigen Zuſtande auch wol anziehend ſein mochte. Jetzt jedoch ſpielte um den Mund der Ausdruck einer vorwärts ſtrebenden Bangigkeit, und die Augen ſchoſſen ihre Blicke flüchtig nach der eben überſchrittenen Grenze zurück, als fürchteten ſie einen Verfolger.

Der alte Jude ſaß in behaglichem Schmuze auf der Steinbank vor der Thür und nickte unmerklich mit dem bärtigen Haupte, als der Fremde ſich zeigte.

Er bat um eine Erfriſchung. Der unhöfliche Wirth wies ſtillſchweigend mit der Hand nach der Thür und der ermattete Fremde trat über die ungaſtliche Schwelle.

Indem er nun in der leeren Kammer, die zur Aufnahme der Gäſte beſtimmt ſchien, auf einer leeren Bettſtelle ſitzend, ein Glas Kornbranntwein vor ſich, auf dem als Tiſch dienenden hölzernen Stuhle, ſeinen Gedanken nachhing, ward er plötzlich daraus durch ein lautes Reden vor der Thür geſtört. Ein junger Menſch trat herein und ſagte ihm, er ſolle ſich mit ſeinem Paſſe in das Bureau der hohen Polizei begeben.

Der Fremde öffnete eine zierliche Brieftaſche und zog aus mehren Papieren einen Paß hervor, den er dem jungen Menſchen mit der Bitte hinreichte: er möge ihm denſelben viſiren laſſen, da er ſelbſt zu ermüdet ſei, um auf dem Paßbureau zu erſcheinen.

„Es iſt nicht weit," erwiderte der Andere, „nur hier drüben, und jeder Fremde iſt gehalten, ſeinen Paß in eigener Perſon abzugeben."

Am andern Ende des Hausflurs befand ſich in einer niedrigen, eingeräucherten Stube das Bureau der hohen Polizei, in das nun der Fußreiſende, man ſah es ihm an, mit beklommenem Herzen trat. An der Wand, dem Eingange gegenüber, befand ſich die koloſſale Namenschiffre des Kaiſers und zu beiden Seiten des Einganges ſelbſt ſtanden unbeweglich zwei rieſige Koſacken mit gezogenen Pallaſchen, den Dienern Jupiters gleich im gefeſſelten Prometheus.

Alles athmete in dem kleinen Zimmer die Macht und Gewalt des Selbſtherrſchers, eine Todtenſtille herrſchte. Aber einen faſt komiſchen Eindruck machte es, als ſich hinter dem Holztiſche, mit ſpärlichen Acten bedeckt, eine lange Geſtalt im blauen Ueberrock erhob, aus deren tiefgefurchtem Geſichte ein Paar milde, blaue Augen unter ſtarken, weißlichen Brauen recht freundlich hervorglänzten, und aus deſſen etwas ſchief verzogenem Munde die gutmüthig breite ſächſiſche Mundart ſich vernehmen ließ.

Der ſüße Ton der Sprache von Oc konnte auf Wieland's Helden keinen belebendern Einfluß üben, als er in den Wildniſſen des Libanon auf ſeinen treuen Knappen ſtieß, als das barſche: „gäben Se mer ihren Baß!“ auf unſern Fremden. In derſelben Mundart rief es in ſeinem Innern: „I Herr Je, das is ja en Sachſe!“ und wie ein Sonnenblick durch Wolken flog es über ſein Geſicht.

Er überreichte mit dem ſichern Vertrauen ſeinen Paß, ihn ohne Aufenthalt wiederzuerhalten, und ſeine Reiſe fortſetzen zu können.

„Nach Warſchau!“ fügte er hinzu, um dem ehrlichen Sachſen die Frage nach ſeinem Beſtimmungsorte zu erſparen.

Dieſer aber ſchien nicht darauf zu hören; das Geſicht, das eben erſt eine angeborne, zuvorkommende Freundlichkeit bedeutend in die Breite gezogen hatte, fing nunmehr an, immer länger und länger zu werden. Eine grüne Quetſchbrille wurde auf die rothe Naſe geſetzt, und der dadurch entſtehende ſchillernde Farbenwechſel verlieh dem häßlichen Geſichte eben keinen Reiz. Murmelnd wurde des Paſſes Inhalt durchflogen, dann ſchritt der Polizeibeamte zur Wand, wo ein Zettel klebte, der — ſo ſchien es — ein Namensverzeichniß verdächtiger Perſonen enthielt; kopfſchüttelnd wurde der Paß aus der Hand gelegt und dann dem mit hochklopfendem Herzen harrenden Fremden eröffnet, daß er nicht weiter reiſen könne. Ein durchs Fenſter hereingerufener Koſack erhielt das verhängnißvolle Papier nebſt einer ruſſiſchen Weiſung, und mit dem Worte: „Pascholl!“ wurde dem Fremden angedeutet, dem Koſacken zu folgen.

2.

Auf dem ungepflaſterten Marktplatze des Städtchens lag das Haus des Commandanten, aus deſſen geöffneten Fenſtern ein lauter Jubel ſcholl.

Der Capitain, dem die Commandantſchaft übertragen war, ein junger, lebensluſtiger Mann, ſuchte ſich die Langeweile in dem elenden Grenzorte, ſo gut es ging, zu vertreiben. Er hatte eben einige Kameraden um den begeiſterten Dampf einer ruſſiſchen Punſchbowle verſammelt, der aus glühendem Stahl emporſtieg, den Trinkern angenehmer denn Weihrauchdüfte.

Sie ergötzten ſich an Rückerinnerungen aus dem ſchönen Deutſchlande, das — nach ihrer Meinung — die dummen, ehrlichen Zopfmenſchen nicht werth waren zu bewohnen, und deſſen holdſelige Mädchen ſie während der letzten Feldzüge mit ſo mancherlei Verſprechungen und andern Dingen beſchenkt hatten — als die Thür ſich öffnete und der Koſack, in ſtrenger Dienſthaltung, mit unſerm Fremden in die fröhliche Verſammlung trat. Nachdem der Koſack ſeinen Rapport in ruſſiſcher Sprache gemacht hatte, zog er ſich reſpectvoll zurück, indeß der Commandant ſich auf franzöſiſch an den Reiſenden wandte.

„So leid es mir thut,“ ſagte er, „ſo muß ich dennoch Ihre Reiſe unterbrechen, bis ich auf meinen unterthänigſten Rapport aus Warſchau einen Beſcheid erhalten habe. Ihr Name iſt mit auf einer Liſte verdächtiger Perſonen verzeichnet, und dies iſt uns genug, Sie hier zurückzuhalten und die Anzeige höhern Orts zu machen."

Der Fremde wollte höfliche Einwendungen machen. Er ſprach von Namenähnlichkeiten, er bat, man möge, ſtatt ihn zurückzuhalten, ihn lieber gleich nach Warſchau transportiren laſſen, allein ſeine Bemühungen blieben fruchtlos.

„Es muß hierbei ſein Bewenden haben," bemerkte der Commandant, „ſo lautet die Vorſchrift meiner Vorgeſetzten, und ich bin nicht im Stande, darin willkürliche Aenderungen vorzunehmen. Fürchten Sie übrigens nicht," fügte er hinzu, „daß Sie hier wie ein Gefangener gehalten werden ſollen. Sie werden eine nach hieſigem Maßſtabe anſtändige Wohnung erhalten, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, unſern Zirkel zu beſuchen, ſo werden Sie uns ſtets willkommen ſein."

Der Fremde ſchien dieſe Höflichkeit gleichgültig hinzunehmen. Der Koſack wurde hereingerufen, erhielt eine ruſſiſche Weiſung, und bat den Fremden durch ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Commandant begleitete ſeinen gefangenen Gaſt bis vor die Thür. Doch als er eben ſich mit vieler Höflichkeit von ihm beurlauben wollte, erblickte er einen baumſtarken Koſacken, der — gleich als ob er einen Befehl erwartete — den Kantſchu in der Hand, neben einem bleichen, zitternden Menſchen in Bauerntracht ſtand. Unter Ausſtoßung eines wilden Fluches winkte der Commandant, und alsbald lag der bleiche Menſch auf den Knien im Kothe; der Koſack nahm ſeinen Kopf zwiſchen die Beine, und der Kantſchu flog unbarmherzig in Doppelſchlägen auf den gekrümmten Rücken.

Gleichgültig, als gehörte die haarſträubende Execution zur Tagesordnung, reichte der kleine Gewalthaber, ſeine höfliche Einladung noch verbindlicher wiederholend, dem

Fremden die Hand, der ſich mit ſeinem Koſacken eiligſt entfernte, um dem Geſchrei des Gegeißelten zu entfliehen, das ihn ſtraßenweit verfolgte.

3.

Am Abende deſſelben Tages ſaß der Fremde in der beſten Stube der jüdiſchen Branntweinſchenke.

Der Wirth, der ſo unhöflich und ſchnöde den freien, zu ihm eintretenden Wanderer empfing, erſchöpfte ſich jetzt in kriechender Höflichkeit, den ruſſiſchen Staatsgefangenen zu bewirthen. So nachdrücklich lautete der Befehl des Commandanten, den der Koſack wörtlich hinterbracht hatte.

Vor dem Gefangenen ſtand ein mit Fiſchen, Geflügel und Wein wohlbeſetzter Tiſch. Aber Alles war unberührt, und nachdenklich ſtarrte er auf ein weibliches Bild, das er in goldener Kapſel in ſeiner Hand hielt. Da wurde die Thür geöffnet, und, die lange Pfeife im Munde, trat unter vielen Entſchuldigungen der Beamte vom Paßbureau herein.

„Es iſt mir wahrlich ſehr leid,“ fing er in ſeinem Dialecte an, den hier zu wiederholen, eben ſo unerſprießlich als unangenehm wäre, „daß ich die unſchuldige Urſache Ihres Hierſeins werden mußte. Aber das iſt eben meine traurige, und mit vollem Rechte ſag' ichs, meine verfluchte Schuldigkeit. Das verzettelte Blatt über meinem Schreibetiſche enthält die Namen Derjenigen, die wir nicht paſſiren laſſen dürfen, bevor wir nicht Allerhöchſten Ortes die Autoriſation dazu erhalten haben. Das iſt nun bei Ihnen auch der Fall. Ich will nicht hoffen und wünſchen, daß es etwas zu ſagen haben wird, und ſie werden ja am beſten wiſſen, in wie fern Sie über die Maßregel ruhig ſein können. Im Uebrigen, mein Beſter, obgleich ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu ſein, darf ich hinzufügen, daß Sie alle Freiheit genießen werden. Sie können hingehen, wohin ſie wollen, das heißt, mit einer Begleitung. Sobald ich nicht du jour bin, habe ich gar nichts auf der Gottes Welt zu thun, und offerire mich ſelbſt dazu. Auch werden ſie an dem Herrn Commandanten einen ganz charmanten Mann gefunden haben — und lange kann es auch nicht währen, bis der Befehl aus Warſchau hier ſein wird. Drum laſſen Sie ſichs bei uns nicht im geringſten verdrießen."

Obgleich die Störung dem Fremden anfänglich nicht angenehm zu ſein ſchien, ſo machte doch die gutmüthige Suade des alten Sachſen keinen übeln Eindruck auf ihn und der Wunſch ward rege in ihm, zu wiſſen, durch welch ſonderbares Ungefähr der Mann in dieſes Amt gekommen war.

„Sehen Sie, das will ich Ihnen gern ſagen," fing er an. „Ich bin eigentlich aus Finſterwalde geboren und diente lange Jahre unter den königlichen, damals kurfürſtlichen Leibgrenadieren, wo ich es bis zum Unteroffizier brachte. Als ich nun anfing ſteif zu werden, und meine Dienſtzeit um war, kriegte ich den Abſchied und lebte von meiner kleinen Penſion in der Neuſtadt Dresden. Ich war Witwer, und mein Malchen lebte bei mir und unterſtützte mich mit ihrer Handarbeit. Hören Sie, Herr, wenn das Sprichwort jemals wahr genannt werden konnte: In Sachſen, wo die ſchönen Mädchen wachſen; ſo iſt dies bei meinem Malchen der Fall geweſen. Ein feineres Stumpfnäschen und ein veilchenblaueres Auge unter Seidenwimpern haben Sie in Ihrem Leben nicht geſehen. Ach ja! wenn ſie Sonntags aus der katholiſchen Kirche kam, wir ſind katholiſch und Ihre königliche Hoheit, die Amalia, ſind ihre Pathin geweſen, ſo machte ordentlich Alles in der Schloßgaſſe und auf der Brücke Spalier, um die Schönheit durchzulaſſen — und in Zucht und Ehren, ſag' ich Ihnen — ja — das weiß der Himmel!“

Hier wiſchte ſich der alte Grenadier-Unteroffizier eine Thräne aus den Augen. Dem Fremden ſchien die Erzählung wunderbar zu zerſtreuen. Er hatte das Bildniß in ſeine Bruſttaſche geſteckt und blickte feſt auf den Sprechenden.

„So lebten wir ſtill und recht glücklich,“ fuhr der Sachſe fort, „bis die Herren Ruſſen nach Dresden kamen. Der Fürſt Repnin war ein gnädiger Mann und es kam viel Geld unter die Leute. Aber wer eine ſchöne Tochter hatte, durfte ſich vorſehen. Doch, was wußte ich davon. Ich machte, theils zum Vergnügen, theils, um etwas zu verdienen — man muß ja doch eine Beſchäftigung haben — Vogelbauer — und ging faſt gar nicht aus. Deſto mehr mein Malchen. Sie hatte mit einem vornehmen Herrn von den Ruſſen eine heimliche Liebſchaft, und ich wußte nichts davon und merkte auch nichts, bis es mir die Nachbarin ſagte. Ich ſtellte mein Malchen zur Rede — und ſie leugnete es gar nicht — ſie ſagte aber, Vater, unſer Glück iſt gemacht, denn mein geliebter Fedor iſt Graf und er meint es gut mit mir! — Sehen Sie, was wollt' ich machen? Ich fluchte zwar auf die Romane, die mein Malchen immer gern geleſen hatte, aber einen grauſamen Tyrannenvater zu ſpielen, dazu ſchien mir die Zeit gar nicht mehr zu ſein. Denn man muß ja immer mit der Zeit gehen, und ſo dacht' ich denn: wie Gott will! Malchen ſagte mir immer, ſie ſei ſehr glücklich, und wirklich hatte ſich ein Wohlſtand um uns verbreitet, der mir ſelbſt ganz wohl that. Ihre Liebe hatte ihren ſtillen Gang fort, und wenn ich fragte ſo hieß es: nun wird er bald kommen und um meine Hand anhalten. Ja — wie gedacht, ſo geſchehen — es ging im Stillen fort — und an dem Tage, wo die ruſſiſche Treppe zur brühlſchen Terraſſe fertig wurde, die allerdings die Dresdner dem Fürſten Repnin zu danken haben — machte mich mein Malchen zum Großpapa — von einem ruſſiſchen Grafen.“

Die letzten Worte ſprach der alte Mann im bitter ſchneidenden Tone, und machte eine Pauſe, während welcher er ſich zu ſammeln ſchien.

„Wie ich nun hierher und zu dieſem Amte komme,“ fing er dann wieder an, „wird Ihnen wol jetzt kein Räthſel mehr ſein. Der Graf Fedor, den ich nie geſehen hatte, war ſo rechtlich, als er es ſeinem Stande nach nur ſein durfte. Er hinterließ bei dem erſten Banquierhauſe in Dresden eine Summe, von deren Intereſſen Mutter und Kind gemächlich leben konnten, und für mich alten Kerl ſorgte er, indem er mich in den Staatsdienſt brachte. So ward ich hierher verſetzt, und muß, von Allem, was ich liebe, getrennt, ein recht elendes Leben führen. Doch man muß nicht murren. Ich bin verſorgt und habe zu leben — auch ſind meine hohen Obern, der Herr Commandant und die andern Herren, mit mir zufrieden.“

Der Alte ſchwieg, rückte ſein Käppchen, ſchenkte ſich von dem daſtehenden Weine ein und trank auf die Geſundheit des Fremden, ſaß dann noch eine Weile, als erwartete er, man werde Vertrauen mit Vertrauen wett machen. Da aber der ihm Gegenüberſitzende in ſeinem Stillſchweigen verharrte, entfernte er ſich bald, eine gute Nacht wünſchend.

4.

Eine ſchwatzhafte Polizeiperſon iſt für einen Staatsgefangenen ſtets eine Falle; unſer Fremder ſchien dies zu kennen.

Mehre Tage vergingen und der Ruf von der Gefangennehmung eines polniſchen Grafen, deſſen Name eine weltgeſchichtliche Celebrität erlangt hatte, verbreitete ſich bald in der ganzen Gegend. Der junge ruſſiſche Commandant erſchöpfte ſich in Artigkeiten. Bald war es eine Spazierfahrt, bald ein Schmaus, woran der Fremde Theil nehmen mußte. Mehr jedoch bemühten ſich die Vornehmen, die auf ihren Schlöſſern in jener Gegend wohnten, dem Fremden die Dauer ſeiner Gefangenſchaft angenehm zu machen. Oft ward er zu Gelagen und Jagdpartien eingeladen, die zwei bis drei Tage währten, und der gefällige Commandant erlaubte das gern und übte nur die Vorſicht, einen Offizier oder Beamten zur Begleitung zu beordern, der dann immer den Gefangenen richtig ins Gewahrſam zurücklieferte. So ſchwand nach und nach der Verdacht, der Fremde könne daran denken, ſich zu befreien, und ſeine Bewachung wurde gänzlich dem alten ſächſiſchen Unteroffizier übertragen.

Es war in der zweiten Hälfte des Sommers, als eine kleine Abtheilung franzöſiſcher Kriegsgefangener, die noch ſeit dem letzten Napoleoniſchen Heereszuge in den Einöden Sibiriens zurückgehalten worden war und nun nach halbjährigem Marſche in die Freiheit und Heimath das Grenzſtädtchen berührte. Die armen Leute waren aufgeregt und dünkten ſich ſchon zu Hauſe, da ſie die unfernen Pfähle ſahen, wo das Reich des Selbſtherrſchers ein Ende hatte. Sie wähnten, jenſeit jener Grenzpfähle winkten ihnen ſchon deutſche Rebenhügel und ein ſchönerer Himmel und mildere Sitte empfinge ſie dort. Sie überließen ſich einer ungezügelten Luſtigkeit, die der ihnen von unbekannter Hand geſpendete Labetrank ihres Vaterlandes mit erzeugen half, und indem ſie den Sand der Wüſte von ihren Sohlen ſchüttelten, lagerten ſie ſich auf dem grünen Raſen vor der Stadt und hatten unverwehrt ihr luſtiges Lager mit dreifarbigen Stücken Zeug an langen Stangen ausgeſchmückt, die wie Flaggen und Wimpel hoch in der Luft wehten.

Auch unſer Freund hatte dieſes Lager beſucht, wo heitere franzöſiſche Volksweiſen und Vaudevilles der pariſer Theater ertönten, wo Salat, reich mit Oel getränkt, gegeſſen wurde und die Champagnerflaſchenbatterie einen lieblichen Kanonendonner erſchallen ließ.

Wer der Wohlthäter der Armen, durch den Marſch Entkräfteten war, wußte man nicht, denn die Luxusgegenſtände der Tafel, die den Franzoſen geſpendet wurden, waren in jener Gegend ſelbſt nicht für Geld anzuſchaffen und mußten daher aus vornehmer Quelle geliefert werden.

Mochte es nun die Aufregung ſein, worein ihn das lärmend bunte Treiben der Ankömmlinge verſetzte, war es die feuchte Nachtluft und der auf den Wieſen aufſteigende Nebel, der in dieſer Jahreszeit nachtheilig wirkte; unſer Fremder ſpürte einen ſtarken Fieberanfall, der ihn nöthigte, ſchnell ſeine Wohnung zu ſuchen und ſich ſogleich in ein erwärmtes Bett zu legen.

Sein alter Wächter bediente ihn nach gewohnter Sorgfalt mit Thee, und war recht böſe, daß der Fieberpatient nicht im Stande war, ihm ſeine Vermuthungen über die Luſtigkeit der Franzoſen und was er ſonſt wol in ihrem Lager bemerkt habe, mitzutheilen. Endlich ſchien der Anfaſt nachzulaſſen, der Kranke ſchloß die Augen und der Alte verließ das Zimmer auf den Zehen.

Nicht lange währte es, ſo wurde es unter der Krankenſtube im Hauſe lebendig. der Fremde, der keineswegs ſchlief, ſondern ſich bald nach der Entfernung ſeines Wächters, wie in tiefem Sinnen verloren, im Bette aufgeſetzt hatte, wurde durch das Aufreißen der Stubenthür erſchreckt.

Der alte Sachſe war's, der zu ihm hereinſtürzte.

„Ein Feldjäger iſt da,“ rief er mit ängſtlichen Mienen. „Sie müſſen ſogleich nach Warſchau, der Großfürſt will Sie ſehen und ſprechen. Ich weiß nicht, was es zu bedeuten haben kann.“

„Ich bin auch gar nicht neugierig es zu wiſſen,“ brummte unwillig der Fremde, und ſein aufblitzendes Auge ſchien einen glücklichen Gedanken erjagen zu wollen.

Schnell ſagte er mit gedämpfter Stimme zu dem Alten: „Keine Zeit iſt zu verlieren — ich muß fliehen. Sein Sie mir zur Flucht behilflich und — —“

Der Alte ließ ihn nicht ausſprechen: „Ach Herr Je! das geht nun und nimmer!“ fiel er ihm ins Wort. „Gut,“ ſagte der Andere, „ſo verlaſſen Sie mich — ich will mich ankleiden!“ „Nein, mein Herr!“ rief der Beamte in Todesangſt. „Wiſſen Sie, was ‚Knut‘ und Sibirien heißt? Das führen dieſe Leute ſo im Munde, wie unſer Eins Butterbrot und Schinken, gleich als gehörte es zuſammen. Nein, ich darf nicht — ich wäre die unglücklichſte Perſon — —“

„Nun wolan! Lange dürfen wir nicht unterhandeln — die Zeit drängt — fliehen Sie mit mir — verlaſſen Sie ſich auf mich — die herrlichſten Verſicherungen ſind getroffen — ich bringe Sie in Sicherheit — nach Sachſen — entſchließen Sie ſich ſchnell!“ So ſprach der Gefangene in größten Haß zu dem alten Sachſen, dem das Herz zwar doch aufpochte, wie er von der Flucht in ſein Vaterland hörte, der aber vor der Gefahr zitterte, als mit Ungeſtüm zur Thür herein ein ruſſiſcher Feldjäger ſtolperte, der in der Vorausſetzung, daß der Gefangene nicht Ruſſiſch verſtände, in gebrochenem Deutſch ihm zurief: „Biſt Du Gefangener? Mußt gleich mit nach Warſchau zum Großfürſt!“ Auf die Entgegnung des Andern, daß er krank ſei und um Aufſchub bäte, ſchrie der Feldjäger: „Gleichviel! todt oder lebendig, Großfürſt will Dich ſprechen!“ und dann ſagte er freundlich zum alten Sachſen, er möge ihn in die Schenke führen und indem er ihm die Backen klopfte und „Batuſchka“ nannte, verſprach er, in einer halben Stunde wiederzukommen, um mit ſeinem Gefangenen die Reiſe nach Warſchau anzutreten.

Kaum war der Sachſe, mit einem ängſtlichen Blicke auf den Gefangenen, dem Ruſſen gefolgt, um ihn zur Schenke zu führen, ſo ſprang Jener aus dem Bette, raffte einige Papiere zuſammen und warf ſich in die Kleider. Dann band er die Betten in das Laken und wollte ſie eben durch's Fenſter in den Hof werfen, als ſein Wächter zur Thür hereintrat. Eine geladene Piſtole, die ihm vorgehalten wurde, zeigte demſelben deutlich, daß hier an Widerſtand nicht zu denken war, und ein Beſtreben die Flucht des Fremden zu hindern ganz zwecklos und gefahrbringend für ihn ſein würde. Er ließ dieſen daher die Betten zum Fenſter hinauswerfen und nachdem dieſer herausgeſprungen war, machte er von der Einladung, ſein Vaterland Sachſen wiederzuſehen, den ſchnellſten Gebrauch und plumpte ohne langes Beſinnen, dem Flüchtlinge nach, auf die untenliegenden Betten. Die Nacht war finſter und ſtolpernd keuchte er hinter dem Fremden her, der ſich nicht weiter um ſich bekümmerte, aber zu ſeiner großen Verwunderung, den Weg keineswegs ins Freie nahm, wie er anfänglich wol vermuthet hatte, ſondern geradezu auf ein großes, erleuchtetes Haus am Markte hinlief, woſelbſt ein Wagen, mit Sechſen beſpannt, zur Abreiſe fertig, vor der Thür hielt.

Wie ſie die Treppe hinanſtiegen und in ein ſchönes Zimmer getreten waren, fanden ſie eine hohe Dame in eleganter Reiſetracht, die den Flüchtling mit großer Theilnahme empfing und, nachdem auf ihren Befehl die Bedienten ihm einen warmen Mantel umgehängt hatten, ſtiegen ſie in den Reiſewagen mit einer Gemächlichkeit, als ginge es zu einer Reiſe ins Bad, nicht aber als gält' es der Knute und Sibirien zu entfliehen. Der Sachſe ſetzte ſich zu dem bewaffneten Diener auf den Bock.

Mittlerweile war es aber im Städtchen lebendig geworden. Die Ruſſen hatten die Flucht des Gefangenen bemerkt, der betrunkene Feldjäger wüthete wie beſeſſen und drohte mit Einäſcherung des verruchten Neſtes. Alles wurde aufgeboten des Flüchtigen habhaft zu werden. Wo ihn aber ſuchen in der finſtern Nacht? Man zerſtreute ſich mit Laternen auf den Feldern, man ſuchte in den Gräben und Gebüſchen, man kroch unter die Brücken und Stege, dort im Sumpfe, im Teichmeere wird er ſich wol verborgen halten bis zu Tagesanbruch. So dachte man; doch vergebens.

Während nun ſo faſt die ganze Bevölkerung des Städtchens ſuchend umherzog, brach eine neue Verwirrung über daſſelbe herein. Die betrunkenen Franzoſen verließen ſingend ihr Lager und zogen durch die Straßen, indem ſie die monarchiſchen Zeichen mit unzweideutigem Hohne begrüßten, hie und da Wappenſchilder abriſſen und ihre freifarbige Fetzen dafür hinaufſchwangen, Napoleon III. leben ließen und dergleichen Unfug trieben.

Die ganze Hölle ſchien losgelaſſen. Der arme Commandant wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte.

Da rollte der Reiſewagen mit Sechſen eben zum Schlage hinaus, als der trunkene Feldjäger mit einem Haufen vom Sachen im Graben ſeinen Rückzug nahm.

„Steh!“ donnerte er dem Poſtillon entgegen. Der aber knallte ihm um die Ohren, daß er rücklings niederfiel, vom Bock herab wurden ein Paar Piſtolen abgefeuert, und die ſchnaubenden Pferde riſſen den Wagen in ſchneller Haſt über die polternde Knüppelbrücke.

„Da ſaß er drin!“ ſagte aufſtehend der Feldjäger und hatte plötzlich ſeine ganze Nüchternheit wieder erlangt. „Wir müſſen ihm nach — aber wie —“

Da unterbrach ihn eine ſchnell hinzugetretene Wache, die ihm im Namen des Commandanten den Säbel abforderte und ihn in vorläufiges Gewahrſam brachte, um ihn als Gefangenen zur Unterſuchung nach Warſchau zu liefern.

Dies war der Schritt, den der Dienſt dem armen Commandanten vorzeichnete, der ſich ſelbſt einer ſtrengen Unterſuchung und harten Beſtrafung ausgeſetzt ſah, da ein wichtiger Staatsgefangener, den der Großfürſt perſönlich ſprechen wollte, durch ſeine Unvorſichtigkeit entkommen war.

Er fertigte mit zitternder Hand den unterthänigſten Rapport ab und legte ein beſonderes Gewicht auf den Umſtand, daß der vom Grafen Fedor M. empfohlene alte ſächſiſche Unteroffizier, der als Tſchinownik der hohen Polizei dem Gefangenen beigegeben worden war, mit ihm entflohen ſei. Hieraus wollte er eine Verbindung mit Sachſen oder mit dem genannten Grafen folgern, und hielt es für ſeine Pflicht, darauf hinzudeuten.

Der Unglückliche! ſeine klugen und wohlgemeinten Hindeutungen halfen ihm nicht. Nur einige Tage währte es und er wurde gefangen nach Warſchau geführt, um eine entehrende Strafe zu dulden.

Wir verlaſſen aber nunmehr das polniſche Grenzſtädtchen, um uns nach intereſſantern Gegenden zu wenden, und ich glaube ſchwerlich wieder im Verlaufe dieſer Geſchichte, meine Leſer dahin zurückzuführen.

5.

Während der eben erzählten Vorfälle verſammelten ſich in den Abendſtunden, wenn Alles ſich in den Gärten an den lachenden Elbufern der milden Luft nach ſchwülen Tagen erfreute, in einem weitläufigen, doch unbewohnten Hauſe der Neuſtadt Dresden Männer mit finſtern Mienen, um, wie es ſchien, ſich über wichtige Gegenſtände zu berathen.

Es waren zehn an der Zahl. Die meiſten ſchienen dem Militair anzugehören, dies zeigte der Schnurrbart und die ſonderbare Haltung, die, ſelbſt in der Tracht des friedlichen Bürgers, dem Kriegsmanne immer eigen iſt. Man ſchien in der Stadt ſelbſt keine Notiz von dieſen Verſammlungen zu nehmen, und die Nachbarn des Hauſes, worin ſie gehalten wurden, nannten ſie ſchlechtweg: die polniſche Loge; dies hatten ſie von der Dienerſchaft der Frau v. B., Eigenthümerin des Hauſes, gehört, die nach ihren Gütern in der Lauſitz gezogen war.

Die polniſche Loge erregte keine Neugier. Es ſind Freimaurer aus Polen, die ſich hier aufhalten und durch Stra che und Sitte verbunden, ihre eigene Loge errichtet haben, ſo dachte man darüber. Ein alter Pole lebte als Pförtner in dem Hauſe, das den ganzen Tag verſchloſſen blieb und nur Abends, auf drei gemeſſene Hammerſchläge, ſich den Beſuchern öffnete.

Tief hinten im obern Stocke war der Verſammlungsſaal, und wenn auch alle Fenſter nach der Straße hin durch eine glänzende Kerzenmaſſe erleuchtet waren, ſo konnte man dreiſt annehmen, daß ſich kein Menſch in den Zimmern befand, und dieſe Lichter nur angezündet wurden, um über die Geſellſchaft ein falſches Licht zu verbreiten. Im Kreiſe ſaßen die zehn Mitglieder der Loge. Auf dem runden Tiſche lagen mehre offene Briefe, deren Inhalt wol eben nicht erfreulich ſein mochte, denn finſtere Sorge zeigte ſich auf den Geſichtern. Es waren Nachrichten aus Polen eingelaufen, die alle Gemüther beunruhigten, und von den dahin Abgeſandten war keine Kunde angelangt. Es ſchien als ob große Hinderniſſe der directen Verbindung ſich in den Weg geſtellt haben müßten, oder durch Verrath der ganze Plan bereits den Machthabern entdeckt worden ſei.

Indem dieſe zehn Männer in trübem Brüten ſo beſaßen und keinen Entſchluß zu faſſen wußten, trat ein junger Mann, zur großen Verwunderung Aller, in den Saal.

Dieſe Verwunderung ſtieg, als er ihnen ſeine Abenteuer erzählte. „Seid überzeugt,“ fügte er hinzu, „mit ordentlichen Papieren und auf geraden Wegen kommt Keiner von uns mehr über die Grenze. Die Hunde ſind auf der richtigen Fährte. Jeder Lump von Beamten hat die Liſte unſerer Namen deutlich aufgeſchrieben und unſer Signalement dazu. Wir werden feſtgehalten, wo wir uns blicken laſſen, und wäre mir der Zufall nicht ſo günſtig geweſen, mich von Allem zu unterrichten, ich wäre jetzt wahrſcheinlich ſchon in Sibirien. Hier ſind die mir anvertrauten Papiere,“ ſagte er, indem er einige Briefſchaften in einem ſeidenen Beutel auf den Tiſch warf, „jetzt laßt uns darauf ſinnen, wie wir ſie zu den Obern gelangen laſſen.“

„Ich weiß kein anderes Mittel,“ ſprach, ſich erhebend, ein hoher Kriegsmann mit grauen Locken, „als zur Aufnahme des bekannten Kundſchafters Przebracki zu ſchreiten, ehemals Schulmeiſter in Rochloſchizza, wie er vorgibt. Er beſitzt Verwegenheit und Liſt und läßt ſich vom Golde blenden.“

„Er wird uns verrathen!“ riefen Mehrere auf einmal.

„Sind unſere Dolche nicht allgegenwärtig? Wird er ſeinen Verrath überleben, um ſeine Früchte zu genießen?“ wendete der erſte Sprecher ein.

„Nein, er verräth uns nicht,“ fiel ein Anderer ein, „er haßt die Ruſſen, die die Monopolien ſeinem Feinde, dem Lew Nowachowicz, gegeben haben; er wurde von ihnen, unter dem Vorwande, falſche Banknoten in Umlauf geſetzt zu haben, einſt um ſein Vermögen gebracht, und mußte froh ſein, ſo wohlfeilen Kaufes wegzukommen. Er diente den Franzoſen als Spion,' er meint es ehrlich mit der Sache der Polen.“

„Wie aber kommt er jetzt hierher — und was treibt er hier?“ fragte ein Mitglied der Verſammlung.

„Was er hier treibt? Spionage!“ erwiderte ein Anderer. „Er iſt in Aufträgen des geheimen Amtes hier — das iſt gewiß.“

„Wie Ihr Euch doch vom Scheine blenden laſſet,“ ſagte raſch der Erſte. „Er dient dem geheimen Amte nur, um uns beſſer dienen zu können. Ich bin davon überzeugt, daß er es mit Polens Sache gut meint. Die wichtigen Nachrichten, die ich geſtern hatte, verdanke ich ihm.“

„Man ſollte ſich verſehen,“ meinten Einige.

„Wir bürgen für ihn,“ riefen Andere.

Der erſte Sprecher ſah lange im Kreiſe umher. Zweifel war auf allen Geſichtern zu leſen.

„Ich will ihn Euch vorſtellen,“ ſagte er dann, „des Mannes Unbefangenheit wird ſich Euch ſogleich kundgeben. Er iſt offen mit uns, und ſeine Schlauheit hat er nur gegen die Ruſſen gekehrt. Iſt ſeine Hingebung für die Sache des Vaterlandes auch nicht aus reiner Quelle entſprungen, ſo kann ſie dieſer Sache doch ſehr nützlich werden — alſo dächte ich, man ſchritte zu ſeiner Aufnahme, da mit der Abſendung dieſer Dokumente an die Obern des Bundes nicht gezögert werden darf, und leider ſchon ſo viel Zeit verloren ging. Mein Mann harret bereits den dritten Abend an der Pforte, er iſt vorbereitet; wenn alle Brüder hierüber einig ſind, ſo möge ſie ihm geöffnet werden.“

Eine tiefe Stille und die aufgehobene linke Hand zeugte für die Einigkeit der Verſammlung.

Man öffnete eine Flügelthür, die zum Aufnahmſaale führte, der mit dem gehörigen Gepränge ausſtaffirt war, um dem Aufzunehmenden Ehrfurcht einzuflößen. Bei Przebracki handelte es ſich blos um den zu leiſtenden Eid, da er kein Wiſſender werden, ſondern nur zu blindem Gehorſam verpflichtet werden ſollte.

Die Brüder hatten aus einem Schranke Zeichen hervorgeholt, die ſie, ihrer Würde nach, anlegten, und nun ſtellten ſie ſich in weitem Halbkreiſe. Zwei Lanzen, woran Fähnchen in den Nationalfarben hingen, ſteckten in der Mitte des Saales im Boden, und zwiſchen ihnen ſtand ein Altar, auf dem zehn ſcharf geſchliffene Dolche bereit lagen.

Ein Abgeordneter ging hinaus und führte Przebracki in den Kreis.

Er ſchien ein gewandter Mann, ungefähr dreißig Jahre alt, deſſen braunes Geſicht ſchön zu nennen war, da ſich ein ſtarker Ausdruck von Muth und Entſchloſſenheit darin kund gab.

„Przebracki!“ redete ihn der Großmeiſter an, „wir wollen Deinem Wunſche genügen, Du ſollſt Theil nehmen an unſerm großen Werke, wenn Du uns Treue und Gehorſam unverbrüchlich geloben willſt.“

„Treue und Gehorſam,“ wiederholte Przebracki bedächtig, „dafern ſie ſich auf das große Werk, die Befreiung des Vaterlandes beziehen. Aber vor Allem wollen wir einmal die Verſammlung anſehen! Ei — lauter bekannte Geſichter und wahrhaftig keine ſchlechten Leute! Wenn ſolche Männer zuſammenſtehen — da bin ich gern dabei!“

„Was geht das Alles Dich an? Du mußt uns gar nicht kennen!“ riefen Einige nicht ohne Beſorgniß.

„Nu, hier werd' ich Sie doch kennen dürfen, meine Herren!“ ſagte jener lächelnd. „Vertrauen Sie nur mir, ich weiß, wo ich reden und wo ich ſchweigen muß.“

Auf einen Ruf des Großmeiſters endete dies Geſpräch. „Hier haſt Du eine volle Börſe,“ ſprach dieſer, „nie ſoll es Dir an Golde fehlen, ſo lange Du uns treu dieneſt —“

„Ich bin nicht gewohnt, meinen Lohn vorweg zu nehmen,“ erwiderte hingeworfen der Andere. „Wenn ich Ihnen diene, ſo geſchieht es für die gute Sache. Hat dieſe geſiegt, ſo werde ich meine Forderung ſtellen und Sie werden ſie mir bewilligen — weiß Gott!“

„Du zeigſt Dich uneigennützig, und das gefällt mir,“ ſprach der Großmeiſter, „wir wollen nun zur Aufnahme ſchreiten.“

Przebracki mußte einen furchtbaren Eid, der ihm von dem Sekretär des Ordens vorgeleſen wurde, Wort für Wort nachſprechen, und erhielt dann eine weiße Binde und einen eiſernen Ring, worauf die Erkennungsworte der Verbündeten eingegraben waren.

„Verräthſt Du uns!“ ſprach der Großmeiſter, „ſo entgehſt Du ſicherm Tode nicht, unſere Dolche treffen Dich und würdeſt Du Schutz in des Kaiſers Schlafgemach finden!“

Bei dieſen Worten ergriffen die Brüder die daliegenden Dolche und zückten ſie.

„Ich wollte ihn lieber gleich morden,“ murmelte Einer abgewendet, „denn der Kerl verräth uns ſicher.“

Aber Przebracki ſprach mit erhobener Stimme: „Bei dieſem und jenem Leben ſchwör' ich Treue und Gehorſam und will nicht eingehen zu den ewigen Freuden!“ Dieſer Schwur des Polen verbürgte zur Genüge ſeine gute Geſinnung.

Er empfing nunmehr die Dokumente und die Weiſung, ſie abzugeben, und ſteckte ſie in die Bruſttaſche ſeines modernen Fracks, da er nach deutſcher Sitte gekleidet war. Nichts deſtoweniger fuhr er am andern Tage in der Tracht eines polniſchen Juden, mit langem ſchwarzen Barte, auf dem Weg nach Bautzen hin, zur Freude einiger Bundesbrüder, die ihm am Thore begegneten, doch traurig darüber, daß er das von dem Bunde angebotene Gold ausgeſchlagen hatte, lediglich um Zutrauen einzuflößen.

6.

Wo den Fremden, beim Ueberſchreiten der Grenze, ſich mächtige Schwierigkeiten entgegenſtellten, da waren für den pilgernden Hebräer keine vorhanden.

Er verſtand ſich mit den Grenzkoſacken und eine Flaſche Schnapps, zur rechten Zeit geſpendet, erſetzte den giltigſten Paß.

So kam er denn unangefochten nach Warſchau und war bemüht, die Leute aufzufinden, die ihm von dem Bunde in Dresden zum Empfange der Papiere bezeichnet worden waren.

Der Befehl lautete, wenn er den Erſten, Wichtigſten, nicht anweſend treffen ſollte, ſeine Depeſchen dem Zweiten, minder Wichtigen einzuhändigen, und ſo fort dem Dritten, Vierten u. ſ. w. Ein günſtiger Zufall wollte es, daß er den erſten der Genannten anweſend fand und ihm ſogleich ſeine Aufwartung machen konnte.

Der polniſche General Graf C. war ſoeben von einem Ritte heimgekommen, den er zur Beſichtigung eines, ſeiner Aufſicht übergebenen, Hospitals täglich zu machen pflegte, als Przebracki in flehender Stellung ſich auf der breiten Rampe vor dem Palaſte ihm näherte.

Der General, ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts, war gewohnt, auf dieſe Weiſe Anträge jüdiſcher Kuppler zu empfangen, die ihm ſo manche Schöne des Podwals oder Pferdemarktes im günſtigen Augenblicke empfahlen, und blieb daher mit gnädig leuchtendem Antlitze vor dem Gebeugten ſtehen. Die Worte jedoch, die dieſer unter dem falſchen Barte hervormurmelte, lauteten anders und brachten plötzlich eine gänzliche Umwandlung in dem Geſichte des vornehmen Polen hervor. Ein Wink der Hand erlaubte dem Fremden zu folgen.

Mit ſtolzem, klirrenden Schritte ging der General durch das Vorzimmer, wo Militärperſonen aller Grade in ehrerbietiger Haltung ihn zu erwarten ſchienen, und begab ſich dann in ſein Kabinet, deſſen Thür er, nachdem der Fremde ihm gefolgt war, ſorgfältig verriegelte.

Forſchend blickte er den Bundesgeſandten an, während dieſer, in einen Winkel gekauert, die Bundſchuhe auszog, und aus der Doppelſohle derſelben den ſeidenen Beutel, in eben nicht erbaulichem Zuſtande, hervorholte, worin jedoch die Papiere unverſehrt und reinlich enthalten waren.

„Entfalte ſie!“ rief der General dem Ueberbringer zu, und während dieſer zum Tiſche trat, um dem Befehle nachzukommen, zündete jener ſeine Stambulka an und ſchwängerte die Luft des Gemachs mit dem lieblichen Arom des türkiſchen Roſentabaks.

Ein flüchtiger Blick genügte, um den Inhalt der Papiere zu kennen. „Die Herren in Dresden treiben recht artige Poſſen!“ rief der General. „Statuten, Bundeszeichen, Filiallogen, wiſſende und unwiſſende Brüder, für Alles iſt geſorgt — und Juden und Studenten und Laien und Kleriker, Alles wird hineingezogen. Ei, da kann's ja gar nicht fehlen! da muß Polen ja eheſtens frei ſein! Mein Freund, ich habe den Herren Dresdnern nichts ſagen zu laſſen. Was hier geſchehen ſoll, wird ſich ſo blitzſchnell verbreiten, daß kein Menſch im Stande ſein wird, mit der Kunde um die Wette zu reiten. Willſt Du aber hier bleiben, ſo wird es Dir an einträglicher Beſchäftigung nicht fehlen. Melde Dich morgen wieder in meinem Vorzimmer und ich werde Dich ſprechen.“

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Przebracki das Gemach und in ſeinen Gedanken vertieft, und um Neuigkeiten über den jetzigen Zuſtand der Dinge zu erfahren, wandte er ſich nach der Gegend des Arſenals, wo viele Juden ihre Waare feil hielten und Handel und Wandel auf- und abwogte. Da plötzlich gewahrte er eine bekannte Phyſiognomie, die im eifrigen Geſpräche mit einem ruſſiſchen Beamten an ihm vorüberſtrich. „Halt!“ ſchrie der Bekannte, wie erfreut, indem er Przebracki's ſchwarzen Talar zu packen kriegte. „Ei, biſt Du's wirklich? und wieder im Ornate?“

„Im Ornate? wirklich? was ſollen die Fragen?“ entgegnete Przebracki. „Haben gewiſſe Leute darnach zu berichten?“

„Gewiſſe Leute! Pah! Haſt Du Dich vor gewiſſen Leuten zu fürchten?“ fragte jener. „Bin ich doch auch ſchon ſo wie Du einhergegangen, in Frack und Pantalons mit rundem Hute, wenn's „das geheime Amt“ verlangte, und bin doch eigentlich ein wahrhafter Jude, wie Du ihn heute vor Dir erblickſt, Baruch aus Wilna. Komm da hinein, im rothen Bären iſt herrlicher Ratafia, da wollen wir ein Gläschen trinken — oder liebſt Du Lipc', den bekömmſt Du nirgends ſo weiß und ſüß, wie hier nebenan bei meinem Glaubensbruder Hirſch.“

„Wie komm' ich zu der Ehre, daß Du mich tractiren willſt?“ entgegnete Przebracki. „Iſt Seine Gnaden der Herr Baron von Saß ſo ſplendid geweſen, Deinen Sack mit Dukaten zu füllen, ſo weinen gewiß ein Paar Augen blutige Thränen über Dich — und an dem Thränenopfer will ich meinen Theil nicht haben.“

„Empfindſame Seele,“ ſpottete der Jude, „was ſoll der Herr Rittmeiſter hier an meiner Seite davon denken, der gerade ſo viel Polniſch kann, um Deine treffliche Schilderung von meiner Hantirung zu verſtehen!“

„Der Herr Rittmeiſter,“ ſagte Przebracki ſchlau lächelnd, „den hab' ich auch ſchon einmal geſehen hinter ſeinem Herrn herreiten, die Epauletts ſind ihm auch nicht angewachſen, doch was geht das mich an! Du haſt Recht, ich will Theil nehmen an Eurer edeln Compagnie, laß un eintreten zu Hirſch und einen Schluck Prager Lipe' verſuchen.“

Im niedrigen Zimmer des Erdgeſchoſſes, am reinlichen Tiſche, wurde den Dreien von dem geſchäftigen Hirſch mit vieler Höflichkeit Lipe' ſervirt, denn Baruch war bekannt als einer der ſchlaueſten Diener des allgefürchteten Polizeimeiſters.

„Iſt er noch nicht hier?“ warf Baruch leicht im Eintreten hin, worauf eine verneinende Antwort des Wirthes folgte.

„Und was treibſt denn Du hier?“ fragte Przebracki, nachdem er mit Baruch angeſtoßen hatte.

„Was jeder ehrliche Kerl treibt!“ antwortete der Gefragte. „Wir wollen uns Beide über unſer Treiben keine Rechenſchaft geben —“

„Aha, ich verſtehe!“ brummte der Schulmeiſter. „Angeſtoßen!“

Sie klirrten mit den Bechern zuſammen.

„Wir wollen, bis daß er kommt, ein Spielchen machen,“ ſagte der Rittmeiſter, indem er eine goldene Doſe aus der Taſche nahm und die glänzend beringten Finger darauf ſpielen ließ.

„Ein Spielchen?“ lächelte Przebracki. „Ich habe noch nichts in Warſchau verdient, und habe daher auch kein Geld zum Verſpielen.“

„So ſieh zu!“ rief der Rittmeiſter. „Hirſch, Knöcheln! oder — Baruch, wie wär's? Tatteln! das mögt Ihr ja gern?“

„Ein Franzefuß? meinetwegen! aber nicht hoch,“ entgegnete, ſich zum Tiſche rückend, der Hebräer. Die Karten wurden gebracht und das Spiel begann.

Baruch verlor. Seine Gedanken waren nicht beim

Spiele. Die Abſichtlichkeit der Zuſammenkunft bei Hirſch war auch Przebracki gleich deutlich geworden. Die Frage: „iſt er noch nicht hier?“ war ihm aufgefallen, und endlich erregte der ſogenannte Rittmeiſter mit Doſe und Ringen ſeinen Verdacht.

Baruch ſchnallte ſeine Katze vom Leibe, worin neben den Gebetriemen in einem ſeidnen Beutelchen, einem kleinen ſchmuzig abgegriffenen Gebetbuche, einigen Stücken Kreide und einem großen Brotmeſſer, in ſchmuziger Hülle ein Bündelchen Ducaten war. Dieſes öffnete er mit den Zähnen, nahm einen heraus, um ihn zu wechſeln und die verlorene Partie zu bezahlen, und erklärte dann, daß er nicht mehr ſpielen wollte. Wie der Rittmeiſter die Dukaten erblickte, warf er die polniſche Tarokkarte aus der Hand und indem er aus ſeiner Rocktaſche einige Spiele franzöſiſcher Karten zog, forderte er zum Pharao auf; aber der Andere ſchalt ihn und meinte, es wäre beſſer, ſich zu der bevorſtehenden Partie zu ſammeln, wo man nur gewinnen könne, als ſein ehrlich erworbenes Geld einander abzunehmen.

Kaum hatte er dieſe Worte geendet, als die Thür aufging und ein langer Mann im blauen Ueberrocke mit einem leichtfüßigen, elegant gekleideten Burſchen eintrat, der ſoeben von der Reiſe zu kommen ſchien. Der lange Mann war Niemand anders, als der wohlbekannte ſächſiſche Unteroffizier, den wir bereits in dem Grenzſtädtchen kennen gelernt haben. Wie er hier lebte und was er trieb, wird uns nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben.

Dem ſcharf beobachtenden Przebracki entging es nicht, daß Baruch dem eintretenden Unteroffizier einen bedeutenden, wenn gleich flüchtigen Wink zuwarf.

„Wir ſind erhitzt!“ rief der Unteroffizier, „gebt uns einen Trunk, Hirſch! Da ſollen Sie einmal etwas Delikates zu koſten kriegen, Herrchen!“ fuhr er fort, zu ſeinem Begleiter gewendet. Der entſchuldigte ſich aber in gebrochenem Deutſch und drückte ſein Verlangen aus weiter zu gehen.

Dies ſchien Baruch's Aufmerkſamkeit zu erregen. Er rückte näher und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Fremden. Er nannte ſich garçon d'atour der Herzogin von G., der in Familienangelegenheiten nach Frankreich geſchickt worden ſei, von wo er jetzt zurückkehre. Zufällig habe er auf der Poſt einen Diener des Hauſes gefunden, der ihn ſogleich zu dem ſeiner Gebieterin, die erſt kürzlich in Warſchau angekommen ſei, zu führen verſprochen habe.

„Der gute Mann iſt aber ein Deutſcher!“ ſetzte er lächelnd bei, „und wie man mir ſtets geſagt hat, leiden ſie an Durſt, darum mußt' ich mich denn ſchon bequemen, ihm hierher zu folgen, um ein paar Gläſer dieſer ſüßen Tiſane zu ſchlürfen, obgleich ich es nicht bereue, ſchon bei meiner Ankunft die Bekanntſchaft edler Polen gemacht zu haben,“ ſchloß er mit franzöſiſcher Höflichkeit.

Der Unteroffizier ließ ſich's jedoch immer beſſer ſchmecken, und wenn auch der Rittmeiſter den garçon d'atour in ſehr anziehende Geſpräche von dem pariſer Ballet, den Spielhäuſern und den Nymphen des Palais Royal zu verwickeln wußte, ſo bemerkte dieſer doch ſehr gut, daß er bereits zu lange hier verweilt habe, und drang darauf, den Ort zu verlaſſen, um ſich zu ſeiner Gebieterin zu begeben. Er ſprang in die Höhe und foderte den Unteroffizier auf, mit ihm zu gehen. Dieſer wollte ihm Folge leiſten und leerte ſchnell den letzten Becher, doch der Rittmeiſter, der ſchon längſt mit ängſtlicher Miene ſuchend hin und her gegangen war, ſagte etwas dem Wirthe und dieſer ſtellte ſich vor die Thür, höflich bittend, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Sie werden entſchuldigen und es nicht dem Mißtrauen zuſchreiben,“ ſagte Hirſch, „aber mein ehrlicher Name und mein unbeſcholtenes Haus zwingen mich dazu, Sie zu erſuchen, dem Herrn Rittmeiſter hier, der mir als ein reicher und vornehmer Kavalier bekannt iſt, die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß keiner von Ihnen aus Verſehen ſeine Doſe eingeſteckt hat.“

Alle ſtutzten bei dieſen Worten, am meiſten ſchien Baruch die Bitte übel zu nehmen.

Przebracki lächelte liſtig, denn er witterte einen Gaunerkniff. Seine Augenbrauen zogen ſich zuſammen und ſein Geſicht zeigte die ſchärfſte Beobachtung alles Deſſen, was um ihn vorging.

„Was hilft das Zaudern, meine Herren?“ rief der Rittmeiſter, „leeren Sie Ihre Taſchen und zeigen Sie mir das Futter, um mich zu überzeugen. Sie ſind mir fremd und meine Doſe iſt von großem Werthe. Wollen Sie nicht im Guten, ſo zwingen Sie mich Gewalt zu brauchen.“

Der junge Franzoſe, dem dieſe Worte von Przebracki verdollmetſcht wurden, war nicht ſowol über den frechen Antrag entrüſtet, als ängſtlich bemüht, ſeine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich habe nichts in meinen Taſchen,“ ſagte er, und in einem Nu waren Rock-, Weſten- und Hoſentaſchen umgekehrt, die außer einigen Geldſtücken und einem ſeidenen Schnupftuche nichts enthielten.

„Sie haben noch eine Bruſttaſche,“ ſagte der Rittmeiſter.

Mein Portefeuille!“ erwiderte der Franzoſe —

„Wenn ich bitten darf,“ foderte jener —

„So geben Sie es doch her!“ rief der Sachſe und hatte es ihm auch in dem Augenblicke aus der Bruſttaſche geriſſen und auf den Tiſch geworfen, ohne daß es jener zu verhindern im Stande war.

Schnell warfen nun der Jude, der Unteroffizier und der Wirth eine ſolche Menge kleiner Gegenſtände aus ihren Taſchen auf den Tiſch, daß dieſer augenblicklich davon bedeckt und die Brieftaſche darunter vergraben war. Auch Przebracki legte nun bedächtig ſein Taſcheneingeweide zu dem Haufen, den der Rittmeiſter mit ſeinen beringten Fingern durchwühlte — allein vergebens, die Doſe war nicht zu finden.

Endlich ſtopfte jeder ſeine Taſchen wieder voll und der garçon d'atour ergriff, mit einem verdrießlichen Geſichte, ſeine rothe Brieftaſche, indem er in ziemlich barſchen Worten erklärte, wie froh er ſei, eine Geſellſchaft von ſolcher Extraction verlaſſen zu können. Der Unteroffizier, nach dem er ſich nicht weiter umſah, konnte ihm kaum folgen, als er raſch ohne Gruß das Zimmer verließ.

Als die drei, der Schulmeiſter Przebracki, der Rittmeiſter und Baruch, mit dem Wirthe allein waren, blieben ſie eine Weile mit zurückgehaltenem Athem ſitzen und lauſchten, ob die Fortgegangenen nicht wiederkehrten. Dann fing der Rittmeiſter leiſe an: „Haſt Du 's?“ —

„Die Doſe?“ fragte Baruch.

„Die iſt hier!“ ſagte der Wirth, indem er ſie aus dem Ofen holte.

„Ach was — die Brieftaſche!“ ſagte der Rittmeiſter.

„Die hab' ich!“ ſagte Baruch, indem er eine rothe Brieftaſche, dieſelbe, die der junge Franzoſe auf den Tiſch gelegt hatte, unter der Weſte hervorzog.

„Was iſt das?“ ſagte der Schulmeiſter ſcheinbar verwundert, „der Franzos hat ja ſeine Brieftaſche mitgenommen.“

„Wie Du Dich dumm ſtellſt!“ ſpottete Baruch. „Wir waren von der Sendung dieſes garçon d'atour genau unterrichtet. Seine Brieftaſche zu erbeuten war für uns von der größten Wichtigkeit. Sie mit einer ähnlichen zu vertauſchen und nur ſeine zu erwiſchen, war die Aufgabe. Eine Farbe mußte ſie doch haben — daher haben wir uns mit pariſer Brieftaſchen von allen Farben verſehen. Wie wir es machten, wird Dir klar geworden ſein!“

„Ei Gott's Wunder, Baruch — wie klug!“ rief der Schulmeiſter, den Juden, parodirend „klar — was klar — dumm macht Ihr mich. Wer war denn der große Mann im blauen Rock, der ihn Euch in die Hand ſpielte?“

Dieſer Menſch hat Sibirien verdient und wäre ſchon dort, wenn er nicht durch ſeine Stellung uns ſehr nützlich geworden wäre,“ ſprach Baruch — „er iſt“ —

„Willſt Du ſchweigen?“ ſchrie der Rittmeiſter. „Braucht er denn das zu wiſſen? Weißt Du, was er für Abſichten hat und wem er dient?“

„Und weißt Du denn nicht, was Baruch weiß?“ verſetzte der Jude. „Kennt Przebracki denn nicht die Geſchichte von dem Baron Kaminski und ſeinem Kammerdiener, Herr Rittmeiſter?“

„Schon gut, Plaudertaſche!“ warf zornig der Rittmeiſter hin.

„Nun, mein Gott! was brauchen Sie ſich zu fürchten, mein gnädiger Herr!“ ſprach boshaft lachend der Schulmeiſter. „Baruch hat recht, dem Baron Kaminski ſeine Knochen bleichen bei Szas-Varòs, tief in Siebenbürgen, und es iſt ja auch ſchon lange her, daß Sie in Baden bei Wien Baron Kaminski geheißen haben und ein Schrecken der Spieler und der Ehemänner waren. Von des Barons Dukaten haben Sie keinen einzigen mehr — haben Sie noch die Papiere, die Sie damals bei ihm gefunden haben?"

„Du ſiehſt," ſagte ruhig der Jude, „daß er Alles weiß und Dich und mich und uns Alle verderben könnte —"

„Ich möchte den Kerl ermorden!" fiel der Rittmeiſter ihm ins Wort.

„Haben Sie noch ſolche Gedanken?" ſprach ernſt Przebracki. „Laſſen Sie ſich ſagen, bei Ihrem jetzigen Geſchäftchen kommen Sie ohne das weiter. Laſſen Sie mich nur leben, wir dienen einem Herrn und ich kann ſchweigen. Ich bin auch kein Heiliger."

„Nein, fürwahr nicht!" fuhr lebhaft der Baruch fort, „ich weiß Stückchen von ihm; wenn ich eins davon am rechten Orte erzählte, ſo würde er unter der Knute den Geiſt aufgeben —"

„Mein Gott!" ſagte Przebracki, „was das für blutdürſtige Menſchen ſind. Bei unſerm Handwerk kann man leicht zu ſo etwas kommen, und ein Eſel ſoll den andern nie Langohr ſchelten. Doch ſtatt die edle Zeit mit unnützen Worten zu tödten, erzählt mir lieber, was es mit dem Manne im blauen Rocke für Bewandtniß hat."

„Der Mann," ſagte Baruch, „war Tſchinownik der hohen Polizei an der Grenze. Dort gelang es ihm eine der Behörde verdächtige Perſon zu fangen. Sein Glück war gemacht, denn der Großfürſt ſelbſt wollte den Gefangenen perſönlich ſprechen, und ein Feldjäger wird abgeſchickt, um ihn nach Warſchau zu bringen. Unſer Tſchinownik muß ihn entfliehen laſſen. Eine Menge zuſammentreffender Umſtände machen es ihm unmöglich, die Flucht zu verhindern, und um nicht ſtatt der erwarteten Belohnung furchtbare

Strafe zu empfangen, flieht er mit, doch nicht, wie er gehofft hatte, über die Grenze, ſondern nach der Hauptſtadt. Eine Dame iſt dabei, eine Polin von vornehmer Geburt, die Witwe eines berühmten franzöſiſchen Marſchalls, der zu Napoleon's Lieblingen gehörte, und der Verdächtige, ein Pole, der bis zum Ausbruche der Julirevolution in Frankreich lebte, wird für einen Franzoſen und den Schwager der Dame ausgegeben. Seine Papiere ſind falſch, das weiß man, doch läßt man ihn ſein Weſen treiben und begnügt ſich damit, ihn ſcharf zu beobachten. Der ſächſiſche Tſchinownik, der alles Dies ſogleich verrathen hat, ſicherte ſich hierdurch vor der Strafe und dient unſern Zwecken getreulich. So wußte er auch, daß ein Page einer hohen Perſon, die den größten Antheil an den neueſten Ereigniſſen in Frankreich nahm, mit Briefen an ihre ehemalige Palaſtdame, der Marſchallswitwe, eintreffen würde. Dieſe Briefe zu erhalten war nun von höchſter Wichtigkeit. Der alte Tſchinownik ward von ſeiner jetzigen Herrſchaft auf die Poſt geſchickt, um auf die Ankunft des Pagen zu harren und ihn dann ſogleich zu ihr zu führen. Daß wir davon Wind hatten, wird Dir nunmehr einleuchtend ſein, und wie wir uns in den Beſitz des wichtigen Geheimniſſes geſetzt haben, haſt Du mit angeſehen. Ein geſchickter Taſchenſpielergriff iſt Dir ja auch bekannt, da ich Dich ſchon auf vielen Jahrmärkten das Becherſpiel am kleinen Tiſche habe ausführen ſehen.“

„Haſt Du nun endlich Deiner Zunge Luft verſchafft?“ ſagte unwillig der Rittmeiſter. „Wenn Du Meth getrunken haſt, iſt kein Geheimniß mehr bei Dir ſicher.“

„Was, Meth!“ ſchrie Przebracki, „er iſt nüchtern und kein ehrlicher Kerl ſoll's anders ſagen. Aber er hält nicht hinterm Berge, wenn er einen Kameraden vor ſich hat.

Ich erkenne daraus, daß man ihm vertrauen kann, und will Gleiches mit Gleichem erwidern."

„Topp!" entgegnete Baruch, einen blinzelnden Seitenblick auf den Rittmeiſter werfend, „ich weiß ja, mit wem ich's zu thun habe!"

„Nun iſt's aber ſpät geworden!" ſagte Przebracki, „kommt Kinder, wir wollen uns einen vergnügten Abend machen."

„Einen vergnügten Abend? wozu?" bemerkte Baruch, „ich habe einen vergnügten Tag gehabt und danke nicht dafür, denn ich habe mich faſt um den Verſtand getrunken und wenig dabei verdient."

„Ah, das wird ſich finden," fiel ihm der Rittmeiſter ein. „Uebrigens komm nur mit, es ſoll Dir nicht einen Groß koſten — ich habe heute ſo viel verdient, daß ich Dich freihalten will —"

„Und den hier auch!" ſetzte er aufgeblaſen hinzu, auf Przebracki zeigend. „Ich habe mir im Voraus funfzig Dukaten für geheime Ausgaben zahlen laſſen, da man dem Pagen doch einige Stationen weit entgegenfahren mußte und ein feſtliches Diner dort veranſtalten, um ihn da hineinzuziehen, ihn zu berauſchen u. ſ. w. u. ſ. w."

„Nun iſt freilich Alles mit einigen Timpfen in der Methſchenke des alten Hirſch abgemacht geweſen," fügte lächelnd der Schulmeiſter hinzu.

„Spitzbube!" murmelte Baruch.

„Komm, Kamerad!" rief Przebracki, und indem der Rittmeiſter und der Schulmeiſter den Hebräer lachend unterm Arm packten und zur Thür hinausſchreiten wollten, näherte ſich ihnen Hirſch und fragte, was er denn von dem guten Handel, der in ſeinen vier Pfählen geſchloſſen worden, abhaben ſollte.

„Was?“ ſchrie der Rittmeiſter, „abhaben? Pack, wenn's beliebt — die hohe Kriegs-Polizei wird ſich Seiner dafür einmal annehmen!“

Aber der Schulmeiſter warf ihm lachend ein paar Bankozettel auf den Tiſch.

„Ich habe ſie vor Kurzem auf meinen Theil bei Arretirung von falſchen Spielern erhalten,“ rief er zurück, „das ehrlich verdiente Geld reißt mir die Taſche entzwei, darum ſollſt Du es haben.“

Und dabei verließen ſie Hirſch, auf der dunkeln Straße riefen ſie einer Droſchke und befahlen ihr in den Hof eines kleinen Hauſes in der Zelna Ulica zu fahren, um ſich dort einen vergnügten Abend zu machen. *)

7.

Am Ende der ſogenannten Grünſtraße, wo der Weg zu den Marimonter Mühlen ſich hinwendet, liegt ein altes Gebäude, vor dem an dieſem Abend eine bunte Laterne brannte, wie ſie in katholiſchen Städten vor den Statuen der Heiligen angezündet werden. Unter dieſer Lampe klebte ein großer Zettel an der ſchwarzen Mauer, worauf mit rieſengroßen Buchſtaben die Worte: „Wielky Ball“ zu leſen waren, und darunter in kleinerer Schrift eine genaue Beſchreibung aller Herrlichkeiten, die den glücklichen Erdenſohn erwarteten, der den Eintritt um den geringen Preis von einem halben polniſchen Gulden, unge-

---

*) Z im Anfange immer wie das franzöſiſche ge zu ſprechen: c wie z.

fähr zwei preußiſche Groſchen, ſich erkaufen wollte. Die Droſchke fuhr durch einen Thorweg, in einen ſtockfinſtern ungepflaſterten Hof, von bedeutendem Umfange. Um nicht ſo nahe am Ziele umgeworfen zu werden, befahl der Rittmeiſter zu halten, und unſere Ballgäſte ſtiegen aus, um auf ungebahntem Wege zu dem Orte des Vergnügens zu gelangen. Steil und rauh wie der Pfad zur Tugend war dieſer Weg und doch führte er nicht zu ihr. Man ſchritt durch eine kleine Pforte, einen langen Gang hindurch, man ſtieg mehre Treppen hinab, keine Beleuchtung, kein Schall der Inſtrumente, kein Diener in glänzender Livree verkündete die Nähe des Feſtes, und doch hatte man am Eingange deutlich: „Wielky Ball“ geleſen.

Endlich, nachdem man ſo tief geſtiegen war, daß man glauben durfte, wenn auch nicht den Mittelpunkt der Erde, doch einen ziemlich tiefen Weinkeller erreicht zu haben, ließen ſich die ſchnarrenden Töne eines Brummbaſſes und das „Gequik der quergehalſten Flöte“ vernehmen.

„Nun ſind wir bald zur Stelle!“ ſagte der Rittmeiſter lächelnd, „ſo muß ſich heutzutage die Tugend verbergen.“

Ein Vorhang von ſchmutzigem Zeuche diente ſtatt der Thür, dahinter ſaß eine Dirne mit gemalten Wangen, die den halben Gulden Eintrittsgeld einſtrich, und die ehrenwerthen Gäſte traten in den Tanzſaal.

Ein runder Keller, deſſen tief hereinliegende Decke durch einen mächtigen gemauerten Pfeiler in der Mitte geſtützt wurde, ſodaß ihn der übriggebliebene Raum wie ein Ring den Finger umgab, war durch zwei Thranlampen erhellt, die an dem Pfeiler befeſtigt waren, und um welche ſich die feuchten Ausdünſtungen des Kellers, gleich einem Hof um den Mond, geſammelt hatten. Auf einem alten Holztiſche an der Wand hielten ſich mitten unter den Erfriſchungen, die nur aus zweierlei Schnaps und Meth beſtanden, zwei Muſikanten mit Baß und Flöte mühevoll aufrecht. Vor ihnen ſtand ein polniſcher Jude als Grimacier, eine große Brille auf der Naſe, worin Schellen hingen, die er zum Schlußvers eines zotigen Liedes ſehr geſchickt durch die Bewegung des Naſenbeines erklingen laſſen konnte, und um die Säule wand ſich ein Kranz von berauſchten Tänzern und Dirnen, die auf dem hohlklingenden Eſtrich einen wilden Mazurek ſtampften.

Die drei Ankömmlinge hatten bald Bekannte getroffen, die von vornehmerer Art, wie die grüne Uniform zeigte, in einer zweiten Abtheilung des Kellers ſich bei einer Punſchbowle erluſtigten.

Der Rittmeiſter war in der beſten Unterhaltung begriffen, **Baruch** ſchien es zu ſein, aber Przebracki benutzte dieſen Augenblick, ſich heimlich zu entfernen. Er hatte die rothe Brieftaſche des Franzoſen ſeinem Begleiter geſchickt zu entwenden gewußt und eilte nun hinaus auf die Straße, warf ſich in eine zufällig dort haltende Droſchke und ließ ſich in größter Eile bis zur Krakauer Vorſtadt fahren. Dort, wo die Senatorenſtraße ſich endet, ließ er halten, ſprang ſchnell aus der Droſchke, und ohne ſich umzublicken, eilte er im Schatten mit der Schnelligkeit einer Eidechſe an den Häuſern gedrückt fort, bis er den Palaſt des Grafen S., des vornehmſten polniſchen Magnaten, erreicht hatte, in deſſen Thorhalle er verſchwand.

„Graf S., der empfängt die Brieftaſche und nicht der Großfürſt!“ murmelte der Schulmeiſter in ſich hinein, „wartet ihr Gauner, ihr ſollt mich kennen lernen!“

8.

Im weiten Lehnſtuhle an einem Tiſche mit vielen Papieren bedeckt, ſaß der faſt achtzigjährige Graf S. und beendete ſoeben einen Brief an ſeinen Bruder in Ungarn.

Polens Lage hatte den warmen Patrioten ſo ergriffen, daß er ſelbſt die Stunden der Ruhe opferte, um auf Mittel zu ſinnen, wie es dem Verderben zu entreißen ſei. Fruchtloſe Klagen waren es nicht, die er ausſtieß, eben ſo wenig gefiel er ſich darin, ſich den geheimen Verbindungen anzuſchließen, die in weiten Verzweigungen beſtanden und auch myſtiſche Formen und abenteuerliche Gebräuche ſuchten, um ihren Veranſtaltungen Anſehen und Gewicht zu verſchaffen. Er berieth nur mit wenigen Erwählten die Angelegenheiten des Landes. Seine Combinationen waren kühn und hatten ſtets die Befreiung Polens von aufgedrungener Herrſchaft zum nächſten Zweck.

„Was den Schweizern gelang, als Oeſtreichs Druck ihnen unerträglich wurde und Landvögte ſich die Herrſchermacht anmaßten, das wird den Polen auch gelingen. Den Polen, die heldenmüthiger und kriegeriſcher ſind, als jenes friedliche Volk von Hirten, und die ihm nur an Ausdauer vielleicht nachſtehen. Darum darf der Plan nicht weitausſehend ſein, damit die Ausdauer nicht daran erlahme; raſch geführt werde der Schlag, ſicher treffe er wie der Blitz, und der Phönix wird ſich erheben aus der Aſche. Europas große Ebene von der Weichſel bis zur Drau, von dem reichen Gürtel der Karpathen durchzogen und mit Rebengehängen geſchmückt, ſie bewohnen nahverwandte Völkerſchaften. Tracht, Sitte, ſelbſt der männliche Schmuck des Bartes und der kriegeriſche des Säbels, den jeder Ungar, jeder Pole trägt, zeugen davon. Die höchſten Bürgertugenden vereinigen ſich in Beiden und ſie ſind werth in der Reihe der ſelbſtändigen Nationen fortzubeſtehen, nicht daß der Name Ungar ſchwinde und der Name Pole nicht mehr genannt werde, damit die Geſchichte der Folgezeiten nur noch von Oeſtreichern und Ruſſen ſpreche. Sieh zu," ſchloß er ſeinen Brief, „was Dir bei ſolchen Aeußerungen im Kreiſe Deiner Vertrauten für Meinung entgegentreten wird, und theile ſie mir dann mit. Hier iſt viel vorbereitet. Dem aufmerkſamen Beobachter wird es nur zu deutlich, wie überall Minen gelegt ſind, um auf einen Wink zu ſpringen — aber leider ſind ſie es auch den ſpähenden Blicken, die uns bewachen, nicht um uns zu ſchützen, ſondern um uns zu verrathen."

Ein leiſes Klopfen an der verborgenen Tapetenthür unterbrach hier den Schreiber. Aus Beſorgniß, der wichtige Inhalt des Schreibens würde dem geheimen Poſtbureau zur Beute werden, hatte Graf S. beſchloſſen, einen Boten an ſeinen Bruder zu ſenden, der ihm den Brief mit den nöthigen Vorſichtsmaßregeln überbringen ſollte.

„Es wird mein Bote ſein, der vielleicht aus übertriebenem Dienſteifer ſchon jetzt kommt, das Schreiben zu holen," dachte der Graf und nach der Uhr ſehend, die bereits weit vorgerückt war, erhob er ſich, wankenden Schrittes, um die Thür zu öffnen, die nach einer kleinen Wendeltreppe führte, die nur wenigen Vertrauten bekannt war, und zu welcher man gelangte, ohne die Vorzimmer zu betreten.

Erſtarrt trat der Graf zurück, als ſich ihm eine ganz andere Geſtalt als die des Erwarteten zeigte, worin er auf den erſten Blick einen ſehr verrufenen Spürhund der geheimen Polizei entdeckte.

Mit einer Schnelligkeit, wie ſie nur ſeine Jahre zuließen, ging der Greis zu ſeinem Schreibtiſche, ergriff den unvollendeten Brief und brachte ihn der Flamme des Licht nahe, aber der viel ſchnellere Spürhund war herbeigeeilt um den Arm des Grafen zurückzuhalten.

„Wozu wollten Sie ſich die Mühe geben, Erlaucht!" ſagte raſch der Menſch, „dieſen Brief noch einmal zu ſchreiben; laſſen Sie ihn immer unverſehrt daliegen, denn ich bin wahrlich nicht gekommen, Ihre Geheimniſſe zu leſen."

Und dabei ſtellte er ſich in weiter Entfernung von dem Tiſche mit einer ehrerbietigen Haltung dem Grafen gegenüber.

Dieſer aber rief entſetzt:

„Welche Frevel werden jetzt ungeſtraft in unſerer Stadt verübt! Mahnen Erſcheinungen, wie die gegenwärtige, doch an die abenteuerlichſten Geſchichten von italieniſchen Banditen. Willſt Du mich ermorden, ſo wiſſe, daß ich nur dieſe Klingelſchnur berühren darf, um Dich zu meinen Füßen in Stücken gehauen zu ſehen, denn meine Diener liegen ſtets wohlbewaffnet im Vorzimmer."

„Machen Sie bei Leibe nicht ſolche Anſtalten, Erlaucht," rief ſchnell der Andere, „denn Sie haben von mir nicht das Geringſte zu fürchten. Ich bin in keiner blutigen Abſicht hergekommen, und wünſche daher auch nicht, daß die lieben Diener um meinetwillen aus ihrem ſanften Schlummer geweckt würden und ihre Waffen ſchmuzig machten. Ich meine es ſo gut mit Ew. Erlaucht und Ihren patriotiſchen Abſichten, daß Sie mir getroſt jenen Brief, deſſen Inhalt ich zwar nicht kenne, wohl aber vermuthe, überantworten dürfen, um ihn an ſeine Behörde zu beſtellen, und nicht das Geringſte von einem Verrathe zu beſorgen hätten. Glauben Sie mir — wenn auch der Schein gegen mich iſt — ich liebe Ew. Erlaucht, denn ich bin auf Ihren Gütern geboren und Sie haben meinem Vater Gutes gethan."

„Und wie heißt Du?" fragte überraſcht der Graf.

„Sie haben Recht nach meinem Namen zu fragen,“ erwiderte der Andere, „denn Sie kennen mich längſt, ohne jenen zu wiſſen. Ich heiße Przebracki und war zuletzt Schulmeiſter in Rochloſchizza; jetzt komm' ich aus Dresden, in Geſchäften des Bundes, denn ich diene dem Vaterlande und der guten Sache!“

Der Graf wiederholte Przebracki's letzte Worte mit dem Ausdrucke einer tiefen Verachtung.

„Doch, doch, Erlaucht!“ ſprach jener mit einer Art von gutmüthiger Keckheit, die an ihm ſonſt nicht zu bemerken war. „Und zum Beweiſe will ich Ihnen hiermit ein wichtiges Geheimniß mittheilen, das für ganz andere Augen und Ohren beſtimmt war, als die Ihrigen.“ Hierbei zog er die zweimal entwendete rothe Brieftaſche hervor, öffnete ſie und legte zwei dicke Schreiben in des Grafen Hand.

Dieſer, der noch immer an einen mörderiſchen Anſchlag auf ſein Leben dachte, warf die Briefe jedoch ſchnell weg, an die bekannt gewordenen tödtenden Exploſionen denkend, die ſich beim Entfalten von Briefen ſchon oft ereignet haben.

„Herr Graf,“ ſagte der Schulmeiſter, „die Erhaltung des Lebens iſt wol bei den meiſten Menſchen von gleichem Werth, jedoch ſollte ein bereits achtzig Jahre durchlebtes nicht geringer jenen Werth ſtellen, als eines, das ſich nur erſt dreißig Jahre ſeines Daſeins zu erfreuen hat? Glauben Sie, ich, der ich die geheime Treppe, die Tapetenthür und den Weg zu beiden zu gelangen ſo genau kannte, wäre nicht von jener Klingelſchnur und Ihren bewaffneten Dienern eben ſo wohl unterrichtet geweſen? Und können Sie ſich einbilden, ich würde mein junges Leben gegen Ihr achtzigjähriges wagen und um gewiſſen Verluſt ſpielen?“

Der Graf ſah mit Intereſſe feſt auf den Redenden

„Ich bin im Dienſte der geheimen Polizei,“ fuhr er fort, „ich kann es nicht läugnen. Aber die Dienſte, die ich ihr erzeige, kennt man nicht. Würden ſie einſt offenbar, ſo könnten mich meine Landsleute auf dem Marktplatze in der Altſtadt zu Tode peitſchen ſehen. Ich will mich keineswegs brüſten mit einer übergroßen Ehrlichkeit, mit einer ſtaunenerregenden Vaterlandsliebe, mit einer Liebe zu meinen Mitmenſchen. Von dem Allen beſitze ich nichts. Aber ich haſſe die Ruſſen mehr als die Polen, darum laſſe ich mich von ihnen bezahlen und betrüge ſie; ich liebe Ausſchweifungen und Lüſte, daher trage ich Schande, um Geld zu verdienen, und ich beſitze Ruhmſucht genug, um mich von dem angenehmen Gedanken beherrſchen zu laſſen, einſt in der Geſchichte meines Landes fortzuleben und bei ſeiner Befreiung mitgewirkt zu haben. Dies iſt mein Glaubensbekenntniß, das ich ſelbſt vor dem Allmächtigen noch nie ſo aufrichtig abgelegt habe, da ich es für unnöthig erachte, ihn von Dingen, die ihm ja längſt bekannt ſein müſſen, zu unterhalten, aber Ew. Erlaucht, die zwar ſehr vornehm, aber doch nicht allwiſſend ſind, mit meinem Charakter bekannt zu machen, und durch die ſchlechte Schilderung, die ich von mir entwerfe, jeden Zweifel an meiner Aufrichtigkeit zu tilgen, ſchien mir in dieſem Augenblicke zweckmäßig zu ſein.“

„So unempfehlend Deine Schilderung auch war, Przebracki,“ ſprach der Graf, „ſo iſt doch Deine Offenheit nicht zu verkennen. Sage mir, was Dich zu mir führt in dieſer Stunde und was es mit jenen Briefen auf ſich hat.“

Der Schulmeiſter berichtete nun, wie er zu dieſen Briefen gekommen war und welchen Werth die andere Partei darauf gelegt hatte, ihren Inhalt kennen zu lernen. Wie er jedoch es vorziehe dem Grafen ſie mitzutheilen, von deſſen

Wirken er bereits Kenntniß habe, und andere Briefe anfertigen wolle, die Neugierde ſeiner Behörde zu befriedigen.

Mit einem Ausrufe der Verwunderung hatte der Greis dieſe Erzählung angehört. Er ermaß zum erſten Male die ganze Tiefe des Abgrunds, die auch ihn umgab und zu vernichten drohte. Die heiligſten Gefühle der Entweihung einer feilen Horde ausgeſetzt, der Deutung der hinterliſtigen Beamten überlaſſen und ſo der Rache eines furchtbaren Despotismus preisgegeben. Welche Lage! Wen mußte ſie nicht mit Abſcheu und Bangigkeit erfüllen?

Entrüſtet wandte er ſich nach einigem Beſinnen zu dem Schulmeiſter: „Und was willſt Du, daß ich mit dieſen Briefen mache?“ fragte er.

„Sie ſelbſt auf die Poſt tragen, damit ſie richtig an ihre Adreſſe abgegeben werden können!“ erwiderte Przebracki verdrießlich.

„An ihre Adreſſe abgeben —“ wiederholte der Graf und die Schreiben vom Tiſche nehmend, wo er ſie im erſten Augenblicke hingeworfen hatte, beſah er die Aufſchrift.

„An die Marſchallin von G.!“ las er. „Gut und der andere — die Aufſchrift iſt in Chiffern! Sie ſollen beide der Marſchallin eingehändigt werden. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Ihr könntet für die gute Sache davon einen vielleicht ſehr erſprießlichen Gebrauch — “ ſagte verwundert der Andere.

„Den erſprießlichſten haſt Du davon gemacht!“ rief der Graf, „und wenn gleich — nimm mir's nicht übel — ein arger Spitzbube, ſo muß ich Dir doch die Hand dafür drücken.“

Przebracki ſchmunzelte im ſtolzen Selbſtbewußtſein und brummte: „Erkennt Ihr das nun?“

„Doch,“ ſagte ſchnell Graf S., „ein anderer Druck in der Hand wird Dir, wie ich Dich nach Deiner eigenen

Charakteriſtik von kenne, wol lieber ſein. Drum nimm dies als Handgeld für weitere Dienſte. Du darfſt damit nicht haushalten, denn ich werde ſtets genug davon für Deine Bedürfniſſe haben.“ Hierbei drückte er ihm eine ſtrotzend volle Börſe in die Hand.

„Ich kann ziemlich viel davon brauchen, rief luſtig der Schulmeiſter, „denn da bekannt iſt, weſſen Lied ich ſinge, ſo erregt es keinen Argwohn, wenn ich viel aufgehen laſſe. Doch der Vorrath Ew. Erlaucht reicht wol noch hin bis Polen frei iſt, ich kenne Ihre Beſitzungen — und lang wird es ja nicht werden, ſo iſt es frei und ich hänge an der Laterne.“

„Da will ich ſchon zur rechten Zeit Dir zu Hülfe kommen. Was mit dieſen Briefen geſchehen ſoll, laſſe meine Sorge ſein, die Deine ſei, neue zu ſchmieden, mit zur Hälfte geringfügigen, zur Hälfte ſcheinbar geheimnißvollen Dingen anzufüllen, und ſie ſo Deiner Behörde zu überliefern. An den nöthigen Mitteln hierzu wird es Dir wol nicht fehlen. Mich beſuche am Tage, wenn es Dir beliebt, zu jeder Stunde, es iſt mir lieb, wenn der allbekannte Agent der Spionage mich vor den Augen der Welt umlagert.“

„Nicht wahr? So ſprechen Ew. Erlaucht vernünftig!“ rief freudig der Schulmeiſter. „Uebrigens ſegne ich mein Geſchick, daß mich der Zufall ſo in Schutz nahm. Denn aus Geldnoth kann der Ehrlichſte zum Spitzbuben werden, durch Ihre Schatulle aber iſt meine Ehrlichkeit geſichert und ich bleibe meinem Schwure und der guten Sache treu. Morgen hat der Polizeimeiſter die falſchen Briefe, von denen hier die Originale ſind, und Baruch ſoll glauben, ich habe ſie ihm geſtohlen, um den Lohn zu erhaſchen, und mich für einen pfiffigen Kerl und ſeines Gleichen halten.“

„Gut, mein Freund,“ ſagte der Graf, „jetzt aber, Praebracki, ſollſt Du noch ein ganz eigenes Amt übernehmen," und indem er leiſe die Thür des Vorzimmers öffnete und ſogleich wieder zumachte. „Ich will meinen eingeſchlafenen Kammerdiener nicht wecken, es iſt ſo weit in der Nacht, daß mein langes Aufbleiben Aufſehen machen und zu vielen Fragen im ganzen Hauſe Veranlaſſung geben würde. Begleite mich daher hier nebenan in mein Schlafzimmer, hilf mir beim Entkleiden und Baden, wie ich es jedesmal vor dem Schlafen zu thun gewohnt bin."

Praebracki freute ſich des ihm geſchenkten Vertrauens und bediente den alten Magnaten mit einer Gewandtheit, als wenn er die Zeit ſeines Lebens Kammerdiener geweſen wäre. Dann entfernte er ſich froh wie ein König unter Verſicherungen treueſter Ergebenheit.

Auf dem verborgenen Wege, eben ſo unbemerkt wie er gekommen war, entſchwand er aus dem Palaſte. Es war bereits Morgennähe, ein heller Schein lichtete den Nebel, und gegenüber auf einem Eckpilaſter eines Portals ſaß eine Geſtalt wie kandirt, Haare, Bart und Kleidung mit heller Tropfen bereift. Praebracki ſtrich an ihr vorüber und erkannte Baruch. Er hatte ſich auf des Schulmeiſters Droſchke hinten aufgeſetzt, um zu ſehen, wo dieſer hinfahre, und mit Erſtaunen bemerkt, wie er ihn zum Grafen S. ſchleichen ſah. Hier wollte er ſeine Rückkunft abwarten und war ſoeben eingeſchlummert.

Der Schulmeiſter ſtutzte. Daß er lange hier geſeſſen hatte, dafür zeugte die Kälte der Hände und der ſtarre Reif, der ihn umgab. Im Augenblicke war es ihm klar, daß er ihn belauſcht habe. „Der Sache müſſen wir auf die Spur kommen!" ſagte er zu ſich und den Schlaftrunkenen unterm Arm nehmend, rief er: „Nun, das nenne ich mir eine tolle Nacht und ſchön verſchwärmt. Kenner wir wollen uns den übernächtlichen Rauſch durch ein warmes Frühſtück verſcheuchen."

„Wa — was?" ſchrie Jener, ſich die Augen reibend.

„So komm nur!" ſagte Przebracki, „es ſoll Dir bald Alles klar werden."

9.

Am andern Morgen ſehen wir Graf S. große Toilette machen, und die Staatsuniform wird angelegt, und wie der Kammerdiener die Schachtel mit den Ordensinſignien hinhält, wählt der Graf aus der Menge das große Band des Stanislausordens, und um der ruſſiſchen Autoritäten willen den Brillant-Stern von Alexander Newski. In dieſem glänzenden Aufzuge fährt der ſtattliche Greis zur Herzogin, Marſchallin von S., die ihn bei ihrem Lever angenommen hat.

In einem prächtigen Negligé ruht ſie in einem Bette von Roſenholz, über welchem ſich ein reicher Thronhimmel von gelbem Seidenſtoffe wölbt, und hat die warme Decke bis über die Bruſt gezogen. Lächelnd ſtreckt ſie dem eintretenden Grafen die blendend weiße Hand entgegen und ſagt ihm eine Artigkeit, daß er ſich in einer Angelegenheit, ſie betreffend, wie er ihr hatte ſagen laſſen, zu ihr bemühe.

Er nimmt Platz auf einem der Armſeſſel, die in zwei Reihen vom Bette bis zur Thür das Zimmer theilen, und langt die Brieftaſche hervor, die er mit folgenden Worten überreicht:

„Ein Zufall, Madame, brachte mich in den Beſitz dieſer Schreiben, und mache mich ſo glücklich, ſie Ihnen unverletzt zuzuſtellen. Wie ſie in meine Hände gekommen ſind, verlangen Sie nicht zu wiſſen, ich möchte nicht gern Ihnen Abſcheu und Furcht einflößen, da Sie ſo kurz erſt in dieſem Lande wieder ſind, das — ſeitdem Sie es das erſte Mal verließen, freilich eine andere Phyſiognomie bekommen hat.“

Die Herzogin ſah bedeutend den Grafen an, betrachtete flüchtig die Siegel und die Aufſchriften, und ſagte dann gerührt:

„Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig, mein Herr. Obgleich dieſe Schreiben in der That nichts enthalten, was nur einigermaßen auf die dem ganzen Europa bevorſtehenden großen Ereigniſſe Einfluß haben könnte, ſo würde mich doch dieſer Verrath in Verlegenheit gebracht haben, indem vertraute Freundſchafts- und Familienverhältniſſe zu Kenntniß Anderer dadurch gekommen wären. Nehmen Sie alſo nochmals meinen innigſten Dank.“

Der Graf entfernte ſich vom Bette der Herzogin, damit ſie die Briefe ungeſtört leſen könne, und begab ſich in ein Nebenzimmer, wo mehre junge Herren im eifrigen Geſpräch begriffen waren. Es waren Ruſſen, die nach kurzer Begrüßung nicht eben dem eingetretenen Magnaten große Aufmerkſamkeit ſchenkten. Ein Beweis, daß kein Agent der geheimen Polizei unter ihnen war.

Ihr Geſpräch drehte ſich um die Lieblingsthemas der jungen Ruſſen von gutem Tone, die Mädchen und die Orden, oder Auszeichnungen, wie ſie es nannten. Man ſprach mit einem Eifer davon, daß Der das Annenband erhalten habe, daß es Jenem entgangen ſei, und daß der heutige Courier mit einem halben Dutzend neuer Ukaſen mehre Dutzende neuer Auszeichnungen mitgebracht habe.

Man ſagte vorher, wer den Annenorden am Degen, den Wladimir mit der Schleife, oder das Commandeurkreuz erhalten würde, und man ſtritt ſich darüber, als wenn dieß Dinge von der größten Wichtigkeit wären. Eben ſo hitzig ging es bei dem Kapitel der Mädchen zu. Doch war von einem Geiſte mittelalterlicher Ritterlichkeit wenig bei dieſen modernen Rittern des Annen- oder Wladimirordens zu entdecken.

Unterdeſſen waren einige Polen in das Zimmer getreten, die mit Ehrerbietung den Grafen E. umgaben und ſich freuten, ihn in dem Zirkel der Marſchallin zu erblicken. Auch der Schwager derſelben war erſchienen.

Obgleich die Jahre und das Leben in Schlachten und auf Märſchen das Aeußere ſehr verändern, ſo gehörte doch ein hoher Grad von Kühnheit dazu, ſich unter angenommenem Namen, von einer Menge wachſamer Polizeiſpione ſtets umgeben, in der Hauptſtadt des Reiches, der Reſidenz des Statthalters, zu zeigen. Die jungen Ruſſen ſchienen keinen Argwohn zu haben und umringten den intereſſanten Mann, den ſie für einen franzöſiſchen Grafen, den Schwager der Herzogin, hielten, indeß die anweſenden Polen ſich begnügten, ihn aus der Ferne ſtillſchweigend zu beobachten. Während dieſes Zwiſchenſpiels hatte ſich die Dame des Hauſes hinter einer ſpaniſchen Wand völlig angekleidet aus dem Bette erhoben, und erſchien nun in dem Zirkel ihrer Gäſte im Beſuchzimmer.

Man brachte Chocolade und einer der Anweſenden trug zur Harfe eine zärtlich ſchmachtende Romanze in ruſſiſcher Sprache vor.

Man hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und war entzückt, als der Sänger geendet hatte.

„Welch ein himmliſches Lied!“ rief ein junger Ruſſe.

„Wer ſagt nun noch, daß unſere Sprache nicht melodiſch ſei und des zarteſten Ausdrucks fähig? Iſt nicht das Tschi, Tscha eben ſo häufig da, wie im Italieniſchen, und haben wir nicht auch Ueberfluß an Vocalen a, o und u? Haben Tarutino, Bereſina, Kaluga, nicht ſo ſchönen Klang, als ob es italieniſche Namen wären, und kann man an Demidow, Amiljanikow, Tſchernoi und dergleichen wohlklingenden Worten etwas ausſetzen?"

„Nicht alle ruſſiſchen Lieder laſſen ſich ſo leicht ſingen, als das, welches hier ſoeben vorgetragen wurde," ſagte die Herzogin, „und glauben Sie nicht, meine Herren, daß es eine blinde Vorliebe für meine Mutterſprache verräth, wenn ich den polniſchen Liedern hierin den Vorzug gebe. Die polniſche Sprache in dem Munde einer gebildeten Frau ſoll ja wie die lingua toscana in bocca romana das Wohllautendſte ſein, was die ſarmatiſchen Sprachen aufweiſen können."

Die anweſenden Polen nickten beifällig und umſtanden ihre Landsmännin, als ſie dieſes ſprach, während die Ruſſen ſpöttiſch lächelten. So unverholen gab ſich eine kleinliche Eiferſucht in Allem kund, was ſich auf Nationalität bezog.

„Wer iſt der Dichter und wer der Tonſetzer der Romanze, die uns ſoeben entzückte?" fragte Graf S., augenſcheinlich um dem Geſpräche einen neuen Umſchwung zu geben.

„Der Ceſarewitſch —" erwiderte hingeworfen der Sänger.

„Conſtantin?" riefen verwundert die Polen.

„Der Großfürſt?" ſchrie laut auflachend ein junger ruſſiſcher Fürſt in der Uniform der litthauiſchen Garde, deſſen jugendliches Herz unter zwölf Ordenszeichen verſchiedener

Monarchen ſchlug, für die er nichts gethan hatte und die ihm die wichtigen Dienſte ſeines Vaters erwarben. „Seit wann treiben Se. Kaiſerliche Hoheit dergleichen Spielereien?“ ſetzte er hinzu.

„Jetzt treibt er ſie wol nicht mehr. Aber es iſt wahr,“ ſprach die Herzogin, „daß er mehre Lieder gedichtet und componirt hat, die ihm die Liebe zu einer ſchönen Franzöſin einflößte. Sie hat mir einige davon mitgetheilt —“

„Doch wird er ſie ihr wahrſcheinlich nicht vorgeſungen haben,“ bemerkte ein junger Pole ziemlich vorlaut. „Denn ſo melodiſch die ruſſiſche Sprache auch iſt, das Organ und die Ausſprache des Ceſarewitſch würde ihr allen Wohlklang rauben — ſo viel Macht er auch über ſie auszuüben vermag und ſo kräftig er ſich in ihr auszudrücken verſteht.“

Die Marſchallin blickte verweiſend nach dem Sprecher, die Ruſſen ſahen wild nach ihm hin, und der alte Graf S. ſuchte ſchnell die augenblickliche Pauſe mit einer Bemerkung auszufüllen.

„Es ſcheint, daß die ſlaviſchen Sprachen eben ſo leicht wie die ſüdlichen ſich den Improviſationen leihen und daß die Gabe hierzu vorzugsweiſe uns angeboren wird. Man denke an die niedlichen Liedchen, die von dem ruſſiſchen Landmanne gehört, werden, die entſtehen — Niemand weiß auf welche Weiſe — die viele Jahre ſich erhalten und von den immer neu entſtehenden nicht verdrängt werden.“

Der alte Herr hatte offenbar dieſe geringfügige Bemerkung angebracht, um den Ruſſen ein kleines Compliment zu machen, da es ſich ja hier lediglich um den Vorrang der Sprachen handelte. Aber ſogleich war ein junger Pole da, der anzuführen wußte, daß „die Gabe der Improviſation am überraſchendſten ſich bei den Krakuſen offenbarte, die bei ihrem Nationaltanze, „dem Krakowiak“, die niedlichſten Verſe, ſchalkhaft, fein, derb — doch immer geiſtreich und witzig improviſirten."

„Und man erinnere ſich nur noch," ſetzte ein älterer Herr hinzu, „was unſere berühmte Landsmännin, die Signora Campi äußerte, als ſie bei uns Roſſini's Tancred zum Erſtenmale in polniſcher Sprache auf die Bühne brachte. Sie erklärte, daß ſich ihr die Worte der Ueberſetzung leichter zum Geſange fügten, als die Worte des urſprünglichen Textes."

„Gedenken Sie noch des wahren kaiſerlichen Geſchenkes, das ihr Alexander überreichen ließ," fügte ſchnell Graf S. hinzu, „ihr unſchönes Geſicht nahm ſich an demſelben Abende, wo ich mit ihr in Geſellſchaft war, in dem blendenden Strahle der diademartigen Aigrette ganz paſſabel aus —"

„Ich hörte die Campi damals als achtjähriger Knabe," ſagte dreiſt ein polniſcher Cadett, „und obgleich ich nichts von ihrer Kunſt verſtand, ſo intereſſirte mich doch der Umſtand, daß die berühmte Frau eine Polin war und mir das „di tanti palpiti" verſtändlich vorbrachte. Aber daß die große Sonntag unſerer herrlichen Sprache ein Lob ertheilte, nachdem ſie mehre Nationalmelodien in einer Abendgeſellſchaft bei meinem Vater vorgetragen hatte, das hörte ich aus ihrem eigenen Munde und das machte mir eine überraſchende Freude."

Die Ruſſen waren ziemlich einſilbig geworden. Einige lächelten ſpöttiſch und äußerten unverhohlen, wie die Weichheit der polniſchen Sprache ſich auch auf den Charakter des Volkes übertrüge, der leicht jedes Eindrucks fähig bei allen Gelegenheiten ſich gezeigt habe; Andere wandten ſich mit vornehmer Miene zu andern Gegenſtänden und die Herzogin war verlegen, wie ſie die getrennten Intereſſen nach einem gemeinſamen Berührungspunkte leiten ſollte, welches unter den obwaltenden Umſtänden ſelbſt für die feinſte Weltdame ziemlich ſchwierig erſchien, als ein günſtiger Zufall ihr zur Hülfe kam. Die Thür wurde nämlich weit aufgeriſſen und der voranſchreitende Diener rief laut den Namen eines neuen Gaſtes aus.

10.

Im einfachen Frack, ohne irgend ein Zeichen ſeiner hohen Würde, trat nun ein großer, ziemlich ſtarker Mann mit freundlichem Lächeln in das Zimmer.

Der Mann ward gehaßt von allen Polen, wie noch nie ein Feind gehaßt worden war; dabei wurde er gefürchtet, wie noch nie ein unumſchränkter Machthaber. Und weshalb? weil er ganz und gar Ruſſe war. Von dem Gefühle ſeiner hohen Würde durchdrungen, die er im Staate bekleidete, war er übermäßig ſtolz; in ſeinem Amte, das ihm auferlegte, die widerſpenſtigen Polen dem ruſſiſchen Scepter zu beugen, war er übermäßig ſtreng; als Staatsdiener hielt er feſt an den ihm ertheilten Vorſchriften, und nur wo dieſe nicht ausreichten, trat ſeine Willkür ein; dabei beſchützte er eine Menge von Günſtlingen, beförderte eine Menge von Leuten, die ihm die auf unerlaubtem Wege Andern entlockten Geheimniſſe hinterbrachten, und war nicht frei von Nationalſtolz wie von Nationalhaß.

Zu dieſem Allen kommt hinzu, daß er ſtets im öffentlichen Leben eine Freundlichkeit und Herablaſſung affectirte, die ihm nicht wohl kleidete, da jener noble Anſtand ihm fehlte, ce sourire héréditaire des grands, wie Victor Hugo ſich ſo treffend ausdrückt.

Seine Erſcheinung im Privatleben charakteriſirte ganz und gar nicht den Mann von feiner Welt. Hier konnte man von ihm den Ausdruck gebrauchen: „er ließ ſich gehen.“ Seine Familiarität, die mit einem ziemlichen Grade von Gutmüthigkeit verſchwiſtert ſchien, erſchreckte die Meiſten ſeiner nähern Umgebung, und man glaubte die Kralle zu fühlen, wenn er ſeine Hand auf die Schulter eines Andern legte. Wie leicht war es auch möglich, daß eine vorlaute Aeußerung ein Mißverſtändniß herbeiführte, das ſogleich die Willkür des Mächtigen hervorrufen konnte, die ſchrankenlos nach einem Bereiche ſchweifen durfte, an den ein bloßer Gedanke ſchon Grauen erweckte. Nicht Sklavenſinn, nicht eine peinliche Furcht vor dem ſicher Eintreffenden, ließ ſchwache Menſchen in ſolcher Nähe bleich werden, nein — auch der Stärkſte, der jeder Gefahr — wenn ſie erſchien — kühn entgegentrat — fühlte ſich unheimlich, — denn eine ſtete Beſorgniß war es, die ihn quälte, die Beſorgniß vor möglichen, nicht zu berechnenden Folgen.

Die Polen traten verwirrt zurück bei dieſer Erſcheinung, die ſie hier nicht vermuthet hatten. Die Ruſſen ſchwiegen in Ehrfurcht vor dem Höhern.

Eine Pauſe war eingetreten, welche die Verlegenheit der Dame durch einige allgemeine Fragen zu heben gedachte.

Der Fremde, den ich Herr v. N. nennen will, ſah mit ſcharfem Blicke im Kreiſe umher, der ſich verneigend rings um ihn gereiht hatte; dann wandte er ſich zur Herzogin, mit den Worten: „Es thut mir wahrlich leid, durch mein Erſcheinen die Unterhaltung geſtört zu haben. Ich will mich ſogleich wieder entfernen, und hoffe, daß Sie den Faden bald wieder auffinden werden."

Noch ehe die Herzogin ihre höfliche Einwendung machen konnte, rief der polniſche Cadett: „O nicht doch, unſere Unterhaltung paßte nicht für dieſe Geſellſchaft, ſie war auf dem Punkte, in eine akademiſche Disputation über die Vorzüge der verſchiedenen Zweige der ſlaviſchen Zungen auszuarten, und Ew. Excellenz mögen von ſolchen Dingen eben ſo wenig ſprechen hören als ich."

Die Anſpielung auf die Zungen oder Landsmannſchaften in den geheimen Verbindungen auf den Univerſitäten, die unter dem Namen: der ſlaviſche Bund, bekannt geworden waren, wurde verſtanden und obgleich ſehr unüberlegt vorgebracht, erregte ſie doch Vergnügen bei dem einen Theile der Geſellſchaft, da der Mann, auf den das Geſchoß gerichtet war, eine linkiſche Verlegenheit nicht verbergen konnte.

„Wasche . . . (die gewöhnliche Abkürzung der ruſſiſchen Höflichkeitsformel, das vuestra merced des Spaniers) werden uns gern mittheilen, was wir von der neuen Sängerin zu erwarten haben, die geſtern im Salon Sr. Kaiſerlichen Hoheit Proben ihrer Kunſt abgelegt hat," warf ſchnell ein Ruſſe hin, um Herrn v. R. in ein gern durchjagtes Revier zu bringen, allein der Empfang hatte zu unvortheilhaft auf die Laune des Geſtrengen gewirkt und kurz fertigte er den Frager ab, der übrigens wenig Tact bewieſen hatte.

„Ich komme lediglich, ſagte Herr v. R. zur Herzogin gewendet, „um Ihnen ſelbſt einige Briefe einzuhändigen, die von der Behörde einem eingefangenen Spitzbuben abgenommen worden ſind. Wie er dazu gelangt ſein mag, iſt noch nicht ermittelt, wahrſcheinlich hat er ſie mit der Brieftaſche, worin er Banknoten vermuthete, dem Eigenthümer aus der Taſche gezogen. Es gereicht mir zum Vergnügen, daß der Zufall es ſo günſtig lenkte, Sie in den Beſitz dieſer Briefe gelangen zu laſſen, die durch einen Privatcourier aus Frankreich geſandt, vielleicht des Angenehmen und Intereſſanten recht viel enthalten mögen.“

Da er dieſe Worte geendet hatte, überreichte er der Herzogin die Briefe, welche Przebracki nach jenen verfertigte, die er dem Grafen S. in vergangener Nacht gebracht, und welche ſich bereits durch dieſen in den Händen der Herzogin befanden.

Es entging den ſcharfen Blicken des Staatsmannes nicht, wie zögernd und hocherröthend unter der Schminke, die Dame Briefe aus ſeiner Hand empfing, die ſie nach ihrer Meinung ſchon erhalten hatte, oder nur mit Beſorgniß vor Verrath von ihm empfangen konnte. Sie trat kopfſchüttelnd einen Schritt zurück, indem ſie in eine Falle zu gehen befürchtete, doch als ſie die hingehaltenen Briefe nehmen mußte, die Aufſchrift und das Siegel betrachtete, ſagte ſie mit Befremden, Hand und Siegel ſind mir ganz fremd, und ich würde nicht glauben, daß an mich dieſe Schreiben gerichtet ſind, wenn nicht die Aufſchriften ganz deutlich es ausſprächen. Es iſt alſo eine verzeihliche Neugierde, wenn ich zu entſchuldigen bitte — —“ und ſomit zog ſie ſich mit ihren Briefen in eine Fenſterecke zurück, um ſie zu öffnen.

Herr v. N., der in dem Erſtaunen der Herzogin eine künſtliche Verſtellung ſah und ſchon hierdurch die Ueberzeugung ihrer geheimnißvollen Verbindungen mit bedeutenden Perſonen des Auslandes geſchöpft haben würde, wenn er nicht ſchon vor ihrem Eintreffen davon zur völligen Gewißheit überzeugt geweſen wäre, wandte ſich lächelnd ab, da er den unbedeutenden Inhalt der Briefe ja bereits kannte, indem ſie in ſeinem „bureau secret“ geöffnet worden waren. Er rief daher, um die Leſerin unbekümmert, einem Garde-

Obriſten freundlich zu: „wie ihm ſeine neue Tachetworka gefalle, die er erſt ſeit einigen Tagen von ſeinen Gütern am Don erhalten habe.“

Der Obriſt hatte ſie noch nicht geſehen.

„Sie hält unten,“ ſagte Herr v. R., und alsbald ſtürzte Alles nach den Fenſtern, um das prächtige Viergeſpann zu ſehen, das an der leichten Wurſt auf antike Weiſe vorgelegt war.

Alles erſchöpfte ſich in Bewunderung der vier falben kleinen Pferde, deren lange weiße Mähnen und Schweife den Boden kehrten. „Sie ſollen ſie laufen ſehen,“ ſprach Herr v. R., „die Gallopins an der Seite haben Mühe, es den Paßgängern in der Mitte gleich zu thun. He, Iwan!“ ſchrie er zum geöffneten Fenſter hinaus, „jage zehnmal um den Platz —“

Und kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erſcholl ein gellendes „Paddi!“ dem ein durchdringender Pfiff folgte, und den breiten Hut feſter auf die glattliegenden, fetten, gradgeſchnittenen Haare gedrückt, jagte Iwan mit ſeinen Vieren um den Platz herum, daß den Zuſehern Hören und Sehen verging und ſpielende Kinder, Obſtverkäuferinnen, vorübergehende Gewerbsleute, und vornehme Pflaſtertreter ſchreiend und fluchend auseinanderſtoben, bis ſie, auf Treppen und in Thüren poſtirt, in Sicherheit frei aufathmend ihre Blicke zu dem Fenſter der Herzogin ſandten, und darin ein Geſicht erblickten, das ihnen mehr Schrecken einflößte, als das ſchnaubende Viergeſpann und der ſchreiende Kutſcher.

Das Staunen der Zuſchauer wuchs immer mehr und mehr. Ruſſen und Polen ſind geborne Pferdeliebhaber und beſonders wird dieſe kleine Raſſe ſehr geſchätzt, wenn ſie ausgezeichnet ſchön und gut eingefahren iſt. Die kleinen Paßgänger in der Mitte, die mit unzähligen kleinen, trippeinden Wechſelſchritten eben ſo ſchnell zum Ziele kommen müſſen, während die beiden Größern in der Wildbahn im fliegenden Galopp dahinſauſen, waren nach dem Ausdrucke jener Herren: „zum Küſſen,“ und als ſie endlich ihrem Character getreu, der ihnen durchaus verbietet, in Galopp zu kommen, indem ſonſt der Kutſcher von den vier Galoppirenden gezogen, unfehlbar den „Hals brechen müßte,“ auf die Hinterfüße geſtemmt, ſich von den wilden Kameraden fortreißen ließen, da brach der Jubel unaufhaltſam los, der ſo lange währte, bis zehnmal die Räder um die Arena gedonnert hatten, ein Ruck des geſchickten Kutſchers zeigte, wie der ſcheinbar ungebändigte Taumel der Roſſe ſich durch eine Bewegung der Hand in ſtarren Gehorſam verwandelte, und die ruhigen Einwohner den öffentlichen Platz wieder für ihre mannigfaltigen Geſchäfte benutzen durften.

Die Anweſenden warfen dem Dentſchik einige Goldſtücke als Lohn ſeiner Geſchicklichkeit zum Fenſter hinaus und die Geſellſchaft wandte ſich mit lauten Acclamationen der Bewunderung nach dem Zimmer zurück, wo bis dahin unbemerkt Graf S. bemüht geweſen war, der Herzogin einigen Aufſchluß über die Briefgeſchichte zu ertheilen.

II.

Noch ſtanden die Meiſten am Fenſter, aber nicht mehr ihr Augenmerk auf die Pferde gerichtet, ſondern die Blicke von ſeltſamem Feuer erglänzend, da ſie eine Erſcheinung gewahr wurden, die damals im Stande war alle Herzen zu elektriſiren und Polen und Ruſſen zu einem Gefühle der Bewunderung zu ſtimmen.

Die Seiltänzerin! Die Seiltänzerin!“ murmelten die jungen Herren, und ſchnell wurden Augenwaffen herausgezogen, ja einige armirten ihre Sehwerkzeuge doppelt und wähnten, ſo mehr von der Lieblichkeit der Vorüberwandelnden in ſich aufnehmen zu können.

Das Mädchen war in Warſchau unter dem Namen der Seiltänzerin bekannt, obgleich ſie Niemand auf dem Seile tanzen geſehen hatte.

Ihr Vater, bei dem ſie lebte, war nämlich der als Seiltänzer, Kunſtreiter und Taſchenſpieler wohlbekannte van Pool, unter welchem — wie man allgemein glaubte — angenommenen Namen er vor ungefähr zehn Jahren ſich großen Ruhm und viel Geld erworben hatte. Ein Kind, das ihm damals bei ſeinen Künſten half, erregte durch ſeine Schönheit und Geſchicklichkeit die größte Bewunderung. Nun hatte ſich der Mann in ſeiner Heimat in Ruhe geſetzt und führte ein zurückgezogenes Leben. Mit keinem Menſchen ging er um, und ſein räthſelhaftes, geheimnißvolles Weſen, ſowie ſein abſchreckendes Aeußere, war auch nicht dazu geeignet ihm Herzen zu gewinnen.

Aus dem geſchickten, lieblichen Kinde war ein Mädchen von ſo ſeltenen Reizen geworden, daß ihr Anblick Alles entzückte. So ſchwebte ſie denn auch hier vorüber, und welch artig Ungefähr! Ihre Schritte lenkte ſie dem Palaſte zu, von wo ein Herr von Augen gierige Blicke nach ihr ſchoß.

„Sie macht der Herzogin ihre Aufwartung,“ ſpottete ein junger Ruſſe.

„Sie wird durch Dich angezogen, wie ein Schiff vom Magnetfelſen,“ warf ein Anderer ihm leicht hin.

„Ich möchte ſie einmal gar zu gern in der Nähe ſehen,“ äußerte der Garde-Obriſt.

„Und haben Sie das noch nie?“ fragte Herr v. N.

„Sie nimmt keine Beſuche an und ſoll ſehr ſpröde ſein —" erwiderte der Andere.

„Wenn gleich" ſagte Herr v. N., „es bleibt immer der Mühe werth." Und einen ſcheuen Blick warf er zurück ins Zimmer, um zu ſehen, ob er von der Herzogin bemerkt würde, dieſe jedoch ſtand noch immer im eifrigen Geſpräche mit dem Grafen S., Alles um ſich her unbeachtet laſſend.

Da ſchob Herr von N. das große Fenſter raſch in die Höhe und rief ſeinem Dentſchik einige ruſſiſche Worte zu, die von einem Winke nach der Schönen begleitet waren, welche nunmehr die Mitte des großen Platzes erreicht haben mochte.

Der Kutſcher ſchien für ſolche Weiſung gut einſtudirt zu ſein und machte mit ſeinem wilden Viergeſpann ordentlich Jagd auf das Mädchen.

Wie ein Heer von Irrwiſchen umflirrte es den Platz, die ruſſiſche Equipage ſchien zu fliegen; das Mädchen in der Mitte des weiten Platzes, fern von der ſchützenden Nähe der Häuſer, ſchwankte hin und her wie ein Nachen beim Sturme auf offenem Meere. Sie ſtrengte alle ihre Kräfte an zu entkommen, aber welche Richtung ſie auch nehmen mochte, der geſchickte Kutſcher verrannte ihr den Weg und trieb ſie endlich ſo in die Enge, daß ſie halb ohnmächtig in das Portal des Palaſtes ſtürzte, in welchem die Urheber dieſer teufliſchen Luſtbarkeit ſie erwarteten.

„Jetzt haben Sie ſie ganz in der Nähe," ſagte Herr v. N. leiſe zum Garde-Obriſten, „und in einem Zuſtande, wie Sie ihn nicht beſſer wünſchen können."

Die Herren verließen ſchnell das Zimmer, um — Hülfe zu leiſten.

Die Herzogin fragte: „was den plötzlichen Ausbruch veranlaſſe?"

„Ein Mädchen iſt faſt überfahren worden und flüchtete ſich in den Palaſt,“ war die Antwort.

Die mitleidige Dame ſandte ſogleich ihren Flacon mit Eau de Luce, den ſie am Halſe trug, durch ihre Kammerfrau hinunter und ließ ſich nach dem Namen des Mädchens erkundigen, indem ſie recht böſe ſagte: „die Barbaren — ſie ſtiften nichts als Unheil an!“

12.

Unter der Vorhalle im wohnlichen Zimmer des Erdgeſchoſſes, das der Burggraf (Hausmeiſter) mit ſeiner Familie bewohnte, lag auf dem Sopha das Mädchen, die Seiltänzerin genannt, in einem bedauernswürdigen Zuſtande, von einem Kreiſe junger und alter Wollüſtlinge umſtanden, die ihre Augen an dem Anblicke weideten.

Das einfache weiße Kleid, das den ängſtlich athmenden Buſen der Armen beengte, war geöffnet und das kurze, ſchnell aufeinander folgende Luftſchöpfen hob und ſenkte mit ſtetem Wechſel die Bruſt: die Adern am Halſe waren angelaufen und hatten ein Incarnat in die Wangen ergoſſen, das ſich bis in die großen Augen erſtreckte und ſichtbar wurde, wenn die geſenkten Wimpern ſich hoben und ein ſchnellſchießend wilder Blick über die Verſammlung hinweg flog. Die Lippen waren trocken und halbgeöffnet, und dann und wann wand ſich ein leiſer Seufzer daraus hervor. Die weißen, eiskalten Hände fuhren von Zeit zu Zeit über die Stirne, um die losgegangenen Haare daraus wegzuſtreichen.

Die Familie des Burggrafen und die Kammerfrauen der Herzogin waren froh, das Leben wieder in dem Mädchen hervorgerufen zu haben, die alsbald, wie ſie in das Zimmer getreten war, todtenähnlich zuſammenſtürzte. Jetzt da die größte Gefahr vorüber war, wandte ſich die Sorge der guten Leute auch auf andere Gegenſtände und da bemerkten ſie das Ungeziemende der Umgebung, und beſorgten ſogleich, daß das Schauſpiel den unlautern Männerblicken durch eine ſpaniſche Wand entzogen würde.

Die Herren verließen nunmehr das Zimmer, nicht ohne reiche Spenden zurückgelaſſen zu haben, und verſprachen, ſich nach dem Zuſtande der Patientin zu erkundigen.

„Sie iſt wahrlich ſchön!“ ſagte entzückt der Garde-Obriſt, indem er die Treppe wieder hinaufſtieg.

„Sagt' ich's Ihnen nicht?“ fügte Herr v. R. hinzu.

„Und tugendhaft?“ fragte der Andere.

„So viel bis jetzt von ihr verlautete, ja —“ erwiderte v. R.

Hier hatten ſie das Beſuchzimmer erreicht. Die Herzogin erkundigte ſich ängſtlich nach dem Zuſtande des Mädchens und als ſie darüber beruhigt wurde, beſchloß ſie, dem Vater Nachricht ertheilen zu laſſen, daß ſeine Tochter, des Unfalls wegen, dieſe Nacht in ihrem Palaſte zubringen würde.

Die Geſellſchaft entfernte ſich. Man bedauerte ſcheinbar die unangenehme Störung, doch nicht ohne Neid ſchielten die jungen Herren nach dem Zimmer des Burggrafen, wie deſſen Thür ſich dem mächtigen Worte des Herrn v. R. öffnete, der an der Seite des Garde-Obriſten zu dem Lager der entſchlummerten Kranken treten durfte.

13.

Van Pool's Wohnung war von dem Palaſte der Herzogin ſehr weit entfernt und Abend war's, als der Vater die Nachricht von dem Unfall erhielt, der ſein Kind betroffen hatte. Er machte ſich ſogleich auf den Weg, indem er einen kleinen Wagen beſpannte, um die Kranke darauf nach Hauſe zu fahren, denn es ſchien ihm unangenehmer noch, als der Unfall ſelbſt, ſie des Nachts in der fremden Umgebung zu laſſen.

Im matt erhellten Zimmer lag das Mädchen noch im halb ohnmächtigen Schlummer da, die ſorgliche Hausfrau neben dem Sopha ſitzend, einige Kinder ſprachen leiſe, um die Kranke nicht zu wecken, da öffnete ſich knarrend die Thür und alle fuhren entſetzt in die Höhe.

Man muß bedenken, daß einem Jeden, der die Geſtalt des Eintretenden zum erſten Male erblickte, Grauen und Entſetzen natürlicherweiſe nicht fern bleiben konnte. Eine Athletengeſtalt, worauf ein großer Kopf ſaß, in deſſen Geſicht ſich alles Abſtoßende vereinigt zu haben ſchien. Struppiges, rothes Haar, ein eben ſolcher ſehr buſchiger Backenbart und Augenbrauen, eine ungeheure Naſe und ein Mund, der füglich ein Rachen genannt werden konnte. Zu dem Allen noch zwei große ſchielende Augen und das Schreckensbild iſt fertig, das in die Stube des Burggrafen eintrat. Es war van Pool.

„Wo iſt meine Tochter?“ fragte er mit einer Haſt, worin ſich eine große Aengſtlichkeit zeigte, „hat ſie die Beſinnung verloren? redet ſie irre?“

Die Burggräfin ſtand auf, nachdem ſie ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, und ließ ihn am Bette Platz nehmen.

Er betrachtete das Mädchen lange Zeit aufmerkſam, endlich fragte er: „und in dieſem Zuſtande befindet ſie ſich nur? hat ſie nicht getobt — geraſt — hat ſie nicht verworrene Dinge gefaſelt?“ Die Hausfrau verneinte.

„So iſt's gut! ſo hat's nichts zu ſagen!“ ſprach er mit tiefer Stimme. „Legen Sie ſich nur zur Ruhe, ich will ihren Schlaf bewachen,“ ſetzte er hinzu.

„Daß ich auch meinen Wagen mitnehmen mußte,“ brummte er mürriſch.

„Mein Mann ſoll ihn in den Stall ziehen,“ ſagte die Hausfrau.

„Nicht doch,“ rief er ſchnell, „die wenigen Stunden bis zum Morgen kann er vor der Thür ſtehen. Mein Pferd iſt nicht von Zucker — und wer weiß — ob ich nicht, wenn ſich mein Kind erholt hat, noch in der Nacht nach Hauſe fahre.“

„Die Halle bleibt offen,“ bemerkte die Frau, die den unheimlichen Gaſt gern fortgehabt hätte, denn die Kinder hatten ſich an ihren Rock geklammert und ſchrien ängſtlich, als ſie in die finſtre Kammer zu Bette gebracht wurden.

Es war Mitternacht, der Burggraf hatte die Lichter und Lampen in den Gängen alle ausgelöſcht und ging zur Ruhe, beim Vorübergehen an van Pool, der eingeſchlafen zu ſein ſchien, ſtutzte er zurückprallend, die Frau rief ihn aber in die Kammer und unterrichtete ihn von Allem.

Es war ein Uhr nach Mitternacht, die Hausleute ſchnarchten laut im Bette, die Wanduhr pickte, die Kranke ſchlief ſanft, auf van Pool's Augen hatte ſich noch kein Schlaf geſenkt. Funkelnd ſpäheten ſie zu gleicher Zeit nach rechts und links, die Ohren ſpitzten ſich, wie die eines Raubthieres auf dem Lager von getrockneten Blättern in der

Wildniß, wenn es lauſchend emporfährt und den Fraß wittert.

Er erhob ſich leiſe, zog eine kleine Blendlaterne hervor, um die Thür zu finden, und verſteckte ſie dann wieder unter die lange Weſte, indem er in die Halle hinaustrat. Der kühle Luftzug durchſchüttelte ihn, ſein Pferd wieherte ihn an, der Hofhund heulte und die Hähne der Nachbarſchaft kräheten dem Morgen entgegen. Mit einem unterdrückten Fluche über den Lärm, zog er wieder die Blendlaterne, um die Treppe zu finden, er hatte ſie und ſtieg hinauf.

Alles ſtill, mit angezogenem Athem und Filzſchuhen über den Stiefeln, ſchritt er einen langen Gang entlang. Er war ſich ſelbſt nicht bewußt, was er eigentlich wollte. Er mußte vor Allem die Gelegenheit kennen lernen. Durch die Ritze einer Thür ſchimmerte Licht. Er näherte ſich. Ein lebhaftes Geſpräch wurde in dieſem Gemache gehört. Eine Frau und ein Mann waren darin. Die geheimſten Dinge wurden beſprochen, da man den Lauſcher nicht vermuthete. Van Pool horchte; kein Wort entging ihm. Jetzt beugte er ſich knirſchend zum Schlüſſelloch — er blickte hindurch — und genug hatte er geſehen und gehört, wie ein Tiger ſprang er leis in wilden Sätzen den Gang entlang die Treppe hinunter in das Zimmer des Burggrafen. Hier ergriff er ſeine Tochter mit ſtarkem Arme und warf ſie ſich über die Schulter, wie ein Fiſcher das Netz, ein leiſes Ach, das der Schlafenden entfuhr, erſtickte das Schnupftuch, das er ihr vor den Mund hielt. Hinein in den Wagen und fort ging es, unhörbar über die ungepflaſterten Stellen des Platzes, wie ein Geiſterfuhrwerk.

Der Morgen dämmerte grau, als er bei dem Hotel des Herrn v. N. vorüberfuhr.

„Im Vorbeiziehen nur,“ brummte er, und hinein eilte er, über die Seitentreppe im Hofe, durch die geheimen Gänge, wie ſie alle Großen in ihren Hotels haben, um ihre Vertrauten ungeſehen vor ſich zu laſſen. Er ſtand an der Fallthür und ſtieß mit dem Kopfe daran, daß der Riegel ſich hob.

Herr v. N., der nicht ſchlafen konnte, bemerkte die Bewegung.

„Wer iſt's?" rief er leiſe.

Mit innerm Grauen vernahm er die Antwort. Er ſchob den Riegel weg und van Pool's ſchreckliche Geſtalt ſtieg aus dem Boden vor ihm auf, gleich dem böſen Geiſte, von dem unſichern Flimmer der Nachtlampe ſchaurig beleuchtet.

„Ich weiß, was Ihr mir für Streiche macht, geſtrenge Erlaucht!" ſchnob er den Mächtigen an; „doch heut hat's große Dinge zu Wege gebracht. Ich habe Entdeckungen gemacht, die uns nützen. Doch laſt jetzt nur einmal die Spionage aus dem Spiel und handelt. Gebt mir und meines Gleichen zu thun. Blut muß fließen, ſonſt verliert Ihr das Spiel — und —" hiebei zog er den Dolch — „Ihr wißt, ich führe meine Streiche geſchickt aus."

„Was haſt Du erfahren, Freund?" ſagte N., das Grauen bezwingend und ſeine Hand auf van Pool's Schulter legend.

„Jetzt iſt nicht Zeit dazu — die Dirne — die Ew. Erlaucht faſt zu Tode gehetzt haben —" rief er ihm zu — „muß ich erſt nach Hauſe bringen. Doch morgen zu gelegener Stunde beſucht mich. Ich werde meinen vornehmen Gaſt gebührend empfangen und ihm Nachrichten, *friſchgebackene*, vorſetzen, aber die Sauce darf nicht fehlen — Blut — Blut muß fließen! Das Geſchwür iſt reif!" Hierauf kicherte er heiſer und verſchwand in dem Boden, unter welchem ſich das Kichern bald verloren hatte.

Herr von N. ſagte zu ſich: „Blut! Blut! ja — wer ſich damit ſo leicht abfinden könnte, als mit dem Andern!“ und legte ſich ins Fenſter, wo er ſah, wie van Pool mit ſeinem ſchnellen Fuhrwerke wie der Wind davonjagte.

14.

Welche Urſache am Abende des ſiebzehnten Septembers des Jahres 1830 in dem Ceſarewitſch eine überaus heitere Laune erweckte, weiß der Mittheiler dieſer Begebenheiten nicht, doch iſt es nicht zu leugnen, daß ſie ſo anhaltend — wir ſprechen von einigen Stunden — die Bewohner von Belvedere nicht beglückt hatte.

Es überfiel dieſe Leute eine ſonderbare Beklemmung. Faſt ein ganzer Tag war verſtrichen, wenn auch keiner von den längſten — und der Großfürſt hatte kein mündliches Strafurtheil gefällt, pfiff, trällerte, ſang auch wol mitunter, was ihm bei der Bildung ſeiner Stimmwerkzeuge wirklich ſchwer wurde, und erſchöpfte ſich in theils drolligen, theils derben Witzſpielen, wozu es ihm keineswegs an Geiſt gebrach.

Er hatte eine lange Unterredung mit der Fürſtin v. L. gehabt.

Dem Einfluſſe dieſes Engels mochte wol ein Hauptgrund ſeiner Munterkeit beizumeſſen ſein. Es konnte dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, welchen großen Einfluß Frauen auf dieſen unzähmbaren Charakter auszuüben vermochten. Rohheit und Wildheit, die ſich darin paarten, waren keineswegs die Hauptzüge deſſelben, ſondern ſchienen vielmehr in ihm gleich Schlangeneiern gelegen zu haben, die von der angeborenen Macht, von dem Gefühle der rechtmäßigen Gewalt über Alles, zu jenen Ungeheuern ausgebrütet wurden, die Alles zerriſſen, ſelbſt die wenigen urſprünglich zarten Saiten dieſes Charakters.

Die Feſſeln der Convenienzheirath waren dem Großfürſten läſtig geweſen; was ſonſt noch das Unglück dieſer Ehe herbeigeführt haben mag, deckt der Schleier, hinter welchem ſich die Familienverhältniſſe hoher wie niederer Perſonen verbergen. Vieles iſt von den Qualen bekannt worden, die der Gatte der Gattin bereitet haben ſoll; Einiges mag einem müßigen Erfindungsgeiſte ſein Entſtehen verdanken. Wir erinnern an die Sage der zwölf Trommelſchläger, die vor dem Kabinet der an Migräne leidenden Fürſtin, auf Befehl, wirbeln mußten.

Die aufgedrungenen Feſſeln zu ſprengen, war des Großfürſten eifrigſtes Beſtreben. Je mehr Beharrlichkeit ihm entgegengeſetzt wurde, deſto ausſchweifender griff er nach Mitteln, die ſeiner Macht willig entgegentraten. Die Trennung mußte erfolgen und Conſtantin ſah ſich frei.

Der wilde, dahinbrauſende, unzähmbare, jeder Begier fröhnende, jeder Laune ſich hingebende, keine Schranken kennende Gewalthaber, welch ein entſetzlicher Gedanke! Auch der Schatten von Zwang war gewichen, der freie Griffe in das Reich der Tugend und Züchtigkeit noch umhüllte, der Sittenloſigkeit war keine Schranke mehr gezogen, wer wird dem Mächtigen verübeln, was ſo oft ſich der Mindermächtige, der Vornehme, der Beſitzer von wenigen tauſend Seelen erlaubte? Welch ein Unterſchied von einem bloßen Fürſten zu ih... — dem Großfürſten, eine ſolch ungeheuere Kluft, daß dem Kühnſten davor ſchwindelte. Ueber die Kluft vom Leibeigenen zum Fürſten konnte des Selbſtherrſchers Gnade die gefahrloſe Brücke bauen aber den Fürſten zum Großfürſten machen, war das Werk des Entſtehens.

Und dieſer Mächtige war frei, hatte eine drückende Feſſel abgeworfen, die einzige, die ihm Zwang auferlegte, um ſeinen Begierden zu folgen. Arme Väter! Bedauernswerthe Töchter des Landes! Das Heiligthum der Häuslichkeit wird entweiht, die Ehre der Familie wird geſchändet werden. Welche Scenen werden wir zu ſchildern haben? Scenen, wie ein Prinz von Guaſtalla ſie in ſeinem Duodezſtaate auszuüben wagt, wo von einer Grenze zur andern ſie ſich die Nachbarn zurufen können, ſie wird der Zweite im weiten Czaarsthum um ſo eher ausüben, da Raub und Verrath in einer Provinz ausgeübt, nie zur Kenntniß der andern Millionen kommen. Aber der Gewaltige kennt keine Begierden, er folgt ſeiner Neigung. Eine liebliche Franzöſin, Madame F., hält ihn ganz und gar gefangen, und ſeine Roheit ſchmilzt bei ihren ſanftern Sitten und die Liebe macht ihn menſchlicher. Da beruft ihn die Vorſicht auf einen Thron. Sein kaiſerlicher Bruder verleiht ihm das Herrſcheramt in ſeinem Namen über die dem ruſſiſchen Scepter anheimgefallenen Polen.

Ob dieſe Wahl nicht von dem falſchen Geſichtspunkte entſtand, das trotzige, ungeſtüme, zum Aufruhr geneigte Volk der Polen bedürfe einer Zuchtruthe, und Energie ſei dem Großfürſten, bei ſchnellen Unternehmungen, die die Umſtände erheiſchen könnten, nicht abzuſprechen? Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, weil wir darnach ſtreben, eine kurze Andeutung über die Charakteriſtik eines Mannes zu geben, über den in letzterer Zeit viel Oberflächliches geſagt worden iſt, und wie wir ſie zum Behufe dieſer Erzählung bedürfen, nicht aber uns in politiſche Erörterungen einzulaſſen.

Das Band mit Madame F. wurde zerriſſen. Die Liebe rührte Conſtantin's Herz. Uns werden Mährchen aufgebürdet, hör' ich rufen; und doch berichten wir nur Wahrheit.

Die junge himmliſche Gräfin von G. erregte dies Gefühl — der Großfürſt bewarb ſich um ihre Gunſt, und ſie — noch dazu eine Polin, mithin eine geborne Feindin des Tyrannen, der ihrem Lande ſo manche Wunde zugefügt hatte, die nur wenige Jahre älter war, als ſeine verwünſchte Herrſchaft im Lande — ſie liebte ihn wieder. Das Räthſel wäre gelöſt, hätte Conſtantin den unwiderſtehlichen Zauber der Schönheit beſeſſen, aber das weiß der Himmel am beſten, daß er ihn damit nicht beſonders ausgeſtattet hatte. Außer einem, wenn gleich ſtarken, doch ebenmäßig ſchönen Wuchs, der ſich jedoch nicht in der beſten Haltung gefiel, war ihm nichts zu Theil geworden, was ihm das Auge eines Weibes gewinnen mochte. Sein Geſicht trug den Stempel der ruſſiſchen Nationalphyſiognomie, jedoch auf eine Weiſe, daß ſie an Karikatur grenzte. Dabei war ſeine Stimme mit grunzenden Gaumen- und Naſentönen untermiſcht, ſeine Ausſprache hatte durch das herriſche Befehlen von Jugend auf etwas kurz Stoßendes angenommen, das den unangenehmen Eindruck alles Uebrigen nur vermehren konnte. Und dieſer Mann war liebenswürdig? Er muß eine Eigenſchaft, die ihn dazu machte, in ſo hohem Grade beſeſſen haben, daß ſie alle eben hergenannten verdunkelte. Und er beſaß ſie. Er war von gutem Herzen — eine Gutmüthigkeit war bei ihm unverkennbar, die um ſo mehr anzog, als ſie mit ſeinem Weſen im völligen Widerſpruche ſtand, und den Gegenſatz zu ſeinem übrigen Charakter abgab, von dem ſie doch ein Theil war.

Wer das weibliche Herz kennt, weiß, welch einen Eindruck gerade dieſe Miſchung auf daſſelbe zu machen im Stande iſt.

Es überredet ſich ſo gern, daß es allein jene gute Saite zu ſtimmen verſteht, daß es ſie ſo mächtig zu ſchlagen weiß, die andern zu übertönen. Es überredet ſich oft, daß ihm allein es gelingt, jenen beglückenden Contraſt zu bilden, und ſchreibt ſich alles Gute zu, was daraus entſpringt. Und in dieſem Falle war das Gute von Bedeutung und wog ſchwer in der einen Schale. Sicher iſt es anzunehmen, daß ſo mancher allzu raſche Entſchluß Aufſchub, ſo manches rauhe Verfahren Milderung, ſo manche Thräne Linderung durch dieſe Frauen erhielt. Daß der Kaiſer die Gräfin in den Fürſtenſtand emporhob, dies allein hätte ſie wahrlich nicht beſtimmen können, ſich in der Blüthe der Jugend und Schönheit, ſelbſt von dem Schimmer der Geburt umgeben, einem ungeliebten Manne zu opfern, den der Ruf ihrer kindlichen Phantaſie wie ein Ungeheuer geſchildert hatte, und deſſen erſtes Erſcheinen bei ihr ſie wahrſcheinlich mit innerm Beben erfüllte.

Dies Band beſtand noch, in ſeiner ganzen Stärke, am Abende des ſiebzehnten Septembers, deſſen Vorfälle wir hier aufzeichnen, und die nächſte Urſache der frohen Stimmung Conſtantin's wurde von ſeiner Umgebung, wie ſchon erwähnt, aus ſeiner Unterredung mit der Fürſtin gefolgert.

Der Thee war ſervirt worden, der koſtbarſte, den die Karavanen von Chinas Grenzen herbeiführen und den die Ruſſen auf eine eigenthümliche Weiſe zu bereiten pflegen. Einige Spieltiſche hatten ſich gebildet und der Großfürſt ging bald zu dieſem, bald zu jenem, den Spielern in die Karte blickend und ſich dann und wann auf die Schulter ſeines Lieblings, des Generals G. lehnend.

Nicht im entfernteſten war es ihm anzuſehen, daß ihm das neu organiſirte polniſche Linienregiment bei der Parade auf dem ſächſiſchen Platze ſo viel Aerger gemacht habe.

Jeder vermied in ſolchen Fällen gern, das Geſpräch auf dieſe Gegenſtände zu lenken.

Es befanden ſich mehre Polen in der Geſellſchaft, nicht eben von hoher Geburt und Anſehen, ſondern ſolche, die ſich beſonders in die Launen des Großfürſten zu fügen wußten, oder der ruſſiſchen Herrſchaft günſtig geſtimmt und von ihr perſönlichen Vortheil ziehend.

„Nach und nach," ſagte Conſtantin lächelnd zu einem armen polniſchen Edelmann, der in der polniſchen Kanzelei ein Aemtchen erlangt hatte und auch für „das geheime Fach" mitunter thätig wirkte, „nach und nach werdet Ihr ſchon einſehen lernen, daß wir Ausländer Euch zu Euerm Glücke leiten. Laßt nur erſt die jetzige Generation heranwachſen, laßt nur erſt die Kadetten der Militärſchule in der Armee Stellen bekleiden — die haben ſchon mehr Sinn für Ordnung und Recht, weil ſie dazu erzogen wurden. Ihr ſeid in Eurer Jugend vernachläſſigt. Was habt Ihr vor Augen geſehen? wie ein Staat durch Unordnung und freche Empörung zu Grunde geht — und welche Lehre habt Ihr daraus gezogen? Keine! Was kann man von Euch daher erwarten? Bei den Haaren muß man Euch zu Dem hinziehen, was Euch nützt, und die Hand, die Euch dabei einige ſtörriſche Haare ausreißt, verwünſcht Ihr — aber nur ruhig! In zehn Jahren wird es anders ſein."

Dieſe ſchnell ausgeſtoßenen, nichts weniger als freundlichen Worte machten auf die anweſenden Polen einen nicht angenehmen Eindruck. Sie blickten auf die Karten oder lächelten, Keiner ſah den Sprechenden an.

Das Bittere, was darin lag, daß der Großfürſt die Ruſſen „Ausländer" nannte, fühlte Jeder. Der arme Pole, an den die Worte anfänglich gerichtet worden waren, wollte bemerken, daß beide Völker eines Stammes wären und was dergleichen allbekannte Dinge mehr waren.

Aber der Großfürſt nahm das Kompliment übel auf und entwarf ſo ſchnell ein Bild der Eigenthümlichkeiten beider Völker in ſo grellen Farben, daß die Polen im Ingrimm verſtummten und die Ruſſen ein lautſchallendes Gelächter ertönen ließen.

„Was Stamm? was Aehnlichkeit?“ rief Conſtantin. „War der Vater ein und derſelbe, ſo gab es der Mütter zwei, eine Edeldame und eine Hure. Und waren beide Eltern dieſelben, ſo iſt das Eine ein ungerathenes Kind geworden. Worin beſteht die Aehnlichkeit? ſagt mir einmal: der Ruſſe iſt reinlich, trägt glattes, kurzgeſchnittenes Haar, das ihm wie Seide die Stirn bedeckt, badet ſehr viel, und iſt geſchickt zu jeder Arbeit und erfinderiſch; der Pole iſt ſchmuzig wie ein Schwein, hat gefilzte Weichſelzöpfe, wäſcht ſich nie und iſt faul und zu nichts in der Welt tauglich, als Soldat zu ſein, wenn er ſich an Ordnung gewöhnen könnte. Des Ruſſen ärmſtes Dorf beſteht aus reinlichen Holzhäuſern, mit artigem Schnitzwerk geziert, von Gräben und Kanälen durchſchnitten, mit Bäumen beſlanzt; die Städte der Polen ſind ein Haufen ſchwarzer, ſchmuziger Hütten, die einen großen Miſthaufen in ſich ſchließen, wo man ſich die Stiefel früher hineinſtecken laſſen muß, will man ausgehen, um dann die Füße immer wieder herausziehen und in die folgenden treten zu können, weil man ſie ſonſt bei jedem Schritte in dem Schlamme verlöre. Daher iſt denn auch der eine Bruder, wenn ihr es durchaus ſo haben wollt, dem andern ſo unähnlich geworden, daß an eine Verwandtſchaft gar nicht mehr zu denken iſt. Der Pole iſt ein Nichts und kann erſt für die Folgezeit ein Etwas werden, wenn er ſich unſerer Erziehung überlaſſen will; die Ruſſen ſind nunmehr die erſte, mächtigſte Nation, und Nicolai Pawlowitſch iſt Europas Dictator!"

Es war eine gute Laune, wenn der Großfürſt ſich ſo ausſprach, und weit entfernt, von Familiengeheimniſſen den Schleier ziehen zu wollen, oder Etwas, das uns nicht bekannt wurde, durch eine Erfindung aus eigenen Mitteln erſetzen zu wollen, es mußte dem Cäſarewitſch eine günſtige Stunde bei der Fürſtin geſchlagen haben.

Lachend trat er auf einen jungen Polen hinzu, den jungen Fürſten Lunowski, der erſt ſeit wenigen Tagen als Kadett den Gardelanciers einverleibt worden war.

„Seht doch hier gleich das Beiſpiel!" ſchrie er unter beſtändigem Lachen, „ſingt doch: „Polen iſt noch nicht verloren!" wenn Ihr ſolche Helden zählt. Der dort ſoll ein Gardelancier ſein, nun wißt Ihr ja wol Alle, wie ſolch ein Ding ausſehen ſollte, und nun blickt hin und unterſucht, ob's Einer iſt."

Wirklich hatte der blutjunge Fürſt nicht die beſte Haltung. Er war nur mit Widerwillen und weil es ſeine Familie ſo wünſchte, in Dienſte getreten, und liebte Bücher mehr als Pferde und Waffen. Sein bleiches Geſicht überflog eine feine Röthe, als alle Augen auf ihn gerichtet waren, und ſchnell emporgerückt mit hochgezogenen Schultern und vorgeſtreckter Bruſt, griff die Hand an den Säbel, um ſich die militäriſche Haltung zu geben.

Die Verlegenheit und der mit Gewalt zurückgehaltene Zorn hatte aber dem ohnedies ſchüchternen Fürſten eine ſo ungeſchickte Stellung aufgezwungen, daß die Anweſenden zum Lächeln die Mienen verzogen und dann erſt, als Conſtantin ſelbſt dazu das Signal gab, in einem weitſchallenden Gelächter ſich Luft machten.

Das Blut war dem jungen Menſchen in die Augen getreten, ein Schwindel ſchien ihn ergriffen zu haben, der ihm faſt die Beſinnung raubte.

„Ja, woran liegt's?“ ſchrie der Großfürſt, der nun ſchon aufgebracht ſchien, wie man aus dem plötzlich verſtummenden Lachen, von dem auch mit einem Mal jede Spur aus dem Geſichte verſchwunden war, wahrnehmen konnte, „an der Leichtfertigkeit in Befolgung der Befehle. Iſt das nach Vorſchrift die Uniform getragen? Was iſt das für eine Bruſt? ein Kameel hat eine ebenmäßigere!“

Bei dieſen Worten riß er dem Kadett die Uniform auf und ein ſeidenes Tuch, eine Damenhaube mit blauen Schleifen und ein Buch in rothem Einbande fielen daraus hervor. Des Großfürſten Zorn ſteigerte ſich zur Wuth, er griff mit der Hand dem jungen Menſchen an die Bruſt und zerrte an goldener Kette ein weibliches Bild heraus. Aber der Jüngling packte ſeinen Arm und riß mit der größten Kraftanſtrengung dieſen Raub wieder an ſich. Hiedurch ſprengte er aber ein Glied der Kette und das Bildniß blieb in des Großfürſten Hand.

In dieſem Augenblicke hörte man einen dumpfen Schrei und ſo ſchnell, daß man die Urſache nicht wahrzunehmen im Stande war, hatte ſich ein dichter Kreis um den jungen Menſchen gebildet, der ohnmächtig geworden war und von einigen ſeiner Landsleute in ein anſtoßendes Kabinet gebracht wurde, um ſogleich fortgefahren zu werden. Conſtantin hatte ſich in ein Fenſter geſtellt und blickte auf die Straße hinaus. Die höhern ruſſiſchen Offiziere waren in anſtoßenden Zimmern vertheilt, kein Diener wagte es einzutreten, um die noch am Boden zerſtreuten Gegenſtände, Haube, Tuch und Buch, aufzuheben, wozu jetzt noch das Bildniß gekommen war, welches Conſtantin auf die Erde geworfen hatte.

Eine ziemlich lange Pauſe war ſeit dem plötzlichen Auftritte verfloſſen, der die angenehme Laune dem Großfürſten geraubt hatte, da wurde die Stille mit einem Mal durch die Eintönigkeit einer militäriſchen Meldung unterbrochen.

Es war der Offizier von der unfernen Lazarethwache, der Folgendes hinterbrachte: „Als die Patrouille ihre Tour beendigt hat und eben den Weg um die Ecke der Mauer einbiegt, die den Militärkirchhof hinter dem Lazarethe umgibt, wird Etwas über jene Mauer geworfen, das ſchwer zu ihren Füßen fällt, und obgleich rund, doch nicht weiter kugelt. Es gibt beim Fallen einen eigenthümlichen dumpfen Klang, und alles Dies zuſammen erregt die Aufmerkſamkeit des Unteroffiziers, der ſich bückt, um das Ding aufzuheben. Nun ſieht er, daß es ein friſch abgeſchnittener, blutiger Menſchenkopf iſt, und will über die Mauer ſteigen, um den Thäter zu erwiſchen, der erleichtert ihm aber den Fang. Denn nicht lange währt's, ſo ſchwingt er ſich an derſelben Stelle, wo der Wurf geſchehen war, herüber. Wie er die Patrouille ſieht, will er zurück, aber die Leute greifen ihm ans Bein und reißen ihn herunter. So haben ſie ſich ſeiner nicht ohne große Mühe bemächtigt, und wir haben ihn im Vorzimmer draußen.“

Dieſe Unterſuchung, die ſchon an ſich intereſſant war, kam dem Großfürſten jetzt ſehr gelegen. Er befahl dem Offizier, den Gefangenen hereinzubringen. Die Thüren öffneten ſich und ein rieſengroßer, häßlicher Mann trat vor Conſtantin und zeigte ihm mit frechem Grinzen den blutenden Menſchenkopf, den er bei den Haaren hoch emporhielt.

„Was treibſt Du?“ ſchnob der Großfürſt den Fremden an. Dieſer aber ließ ſich nicht im geringſten aus ſeiner Faſſung bringen und antwortete mit tiefer Verneigung in gutem Ruſſiſch:

„Gossudar! *) ich bin ein Zahnarzt. Bei unſerm jetzigen Geſchlechte taugen die Säfte nicht gar viel und die verderben dann auch die Zähne. Gute Zähne will aber die junge, vornehme Welt immer haben, denn ſie hat etwas zu beißen. Dieſem armen Kerl hier nützte aber ſein ſchönes Elfenbeingebiß nichts mehr, denn er wird gebiſſen, von den Würmern nämlich. Glaube ja nicht, Conſtantin Pawlowitſch, daß ich den Kopf einem Lebenden abgeſchnitten habe. J, Gott behüte! Ich hatte erfahren, daß ein geſtern im Lazarethe verſtorbener Zigan, von Deinem Regimente, dieſen Abend begraben werde. Die Zigans haben die ſchönſten Zähne von allen Menſchen, ſage ich zu mir ſelbſt, da kannſt du dir zweiunddreißig Scherwonzi aus dem Munde des Todten erbeuten; denn ſo viel kriege ich dafür, wenn keiner fehlt, und du beraubſt Niemand, denn den Würmern iſt die Speiſe ja ohnedies zu hart. Sie laſſen ſie ſtehen. Geſagt, gethan! Ich ſchwinge mich über die Mauer, finde das friſche Grab, öffne es und ſchneide mit meinem türkiſchen Meſſer da dem Jungen den Kopf ab und werfe ihn vorerſt über die Mauer, um mich beſſer nachſchwingen zu können. Da will der Teufel, daß die Patrouille gerade vorbeigeht und mich und den Kopf da arretirt. Mein Profit, den ich ſchon in der Taſche glaubte, iſt nun zur Hölle, denn ich hatte mich nicht getäuſcht, mein Zigan hatte ein Gebiß, deſſen ſich kein Herr am Hofe ſchämen dürfte!"

Bei dieſen Worten ſchob er die Lippen des Kopfes in

---

*) Herr! So redet der gemeine Ruſſe den Kaiſer und die Großfürſten an.

ie Höhe und zeigte zwei Reihen herrlicher Zähne, die der
Todeskrampf feſt geſchloſſen hatte.

„Und wer biſt Du, Kerl!“ donnerte der Großfürſt,
weißt Du, daß Knut und Sibirien darauf ſteht, wer die
Ruhe der Todten ſtört?“

Die Herren der Nebengemächer hatten ſich zwar um
hren Gebieter verſammelt, aber die Scheu vor dem ab-
hreckenden Gegenſtande der Unterſuchung ſchien ſie in wei-
r Entfernung zu halten.

„J, das wäre mir ungelegen,“ rief der Andere frech,
ich wollte hier in Warſchau noch manchen Zahn ausziehen
nd auch einſetzen.“ Der Großfürſt ſtutzte.

„Führt ihn vorerſt auf die Wache. Morgen ſoll die
ache verhandelt werden, um auszumitteln, ob ſich nicht
was Anderes dahinter verſteckt. Laßt ſogleich ein Proto-
ll aufnehmen.“

„Nun, wenn's denn ſein muß,“ ſagte der Gefangene,
ne aus ſeinem Gleichmuthe zu kommen, aber indem er
h zum Weggehen wenden wollte, blieb er mit einem Mal
hen: „Ja ſo, das Geſtohlene darf aber der Dieb nicht
tnehmen,“ und mit dieſen Worten näherte er ſich dem
heetiſche, um ſeinen Kopf mitten unter die prächtigen Taſ-
hinzuſtellen. Bei dieſer Bewegung kam er den Sachen
he, die am Boden liegen geblieben waren, und wie ſein
ielendes Augenpaar nach zwei Seiten zugleich zu blicken
rmochte, ſo hatte er ſie auch im Augenblicke bemerkt und
annt.

„Ei, Gott helfe mir! Das Zeug da kenn' ich,“ ſchrie
freudig überraſcht auf. „Das iſt das Gebetbuch und
die Haube meiner Tochter, woran ſie geſtern noch
ete und die ſie heute zum erſten Mal aufſetzte. Beim
ifel, ich will nicht hoffen, daß ſie ſo vornehme Geſell-

ſchaften beſucht und noch weniger, daß ſie ſich hier entkleidet hat. Sie machen mir zu ſtarke Jagd auf die Dirne. Aber da iſt ſie ja ſelbſt —" bei dieſen Worten hob er das Bild auf und ſetzte ernſt hinzu, indem er es dem Großfürſten überreichte, „das hat ein Anderer verloren."

Conſtantin betrachtete den Kerl forſchend und fragte: „Wie heißt Du, Pan Lekarcz?"

„Van Pool!" ſagte der Gefangene dreiſt, „ich bin nicht Wundarzt, wie Ew. Kaiſerliche Hoheit vermeinen, und pfuſche eigentlich nur den Zahnärzten ins Handwerk, bin aber auch nicht ungeſchickt in wundärztlichen Operationen, und wenn mir Zutrauen geſchenkt wird — ſo —"

„Schon gut!" unterbrach ihn der Großfürſt. „Morgen ſollſt Du mir berichten. Jetzt führt ihn auf die Wache!"

„Bravo!" brummte van Pool in ſich hinein, „das wollte ich nur. Es lebe ein gerechter und weiſer Fürſt!"

Er wurde abgeführt. Der Offizier der Wache nahm den Kopf mit. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in Gruppen und ſprach über die Vorfälle des Abends; der Großfürſt hatte bald darauf unbemerkt die Verſammlung verlaſſen und ſich in ſeine innern Gemächer zurückgezogen.

15.

Wenn meine Leſer aus dem bisher Erzählten erfahren haben, welch ein Gemiſch von weitausgreifenden Maßregeln ohne Plan und Zuſammenhang von den Parteien ergriffen wurde, wenn ſie verwirrt ſind von den bunten Erſcheinungen, die auftauchten, um wieder zu verſchwinden, ſo haben ſie ein getreues Bild des politiſchen Treibens in Warſchau erhalten, wie es dem Ausbruche der Revolution voranging und ſich dem flüchtigen Blicke des Beobachters zeigte.

Von der einen Seite die ruſſiſchen Behörden, den Großfürſten an der Spitze, im vollen Gefühle der Macht, wähnend, mit dieſer Rieſenkraft Alles zu bezwingen, und doch wieder zu unzähligen kleinen Mitteln ihre Zuflucht nehmend, um jeden möglichen Verſuch, dieſer Macht zu widerſtreben, im Keime zu erſticken. Auf der andern Seite der reinſte Patriotismus in den Herzen der Vornehmſten des Landes, doch, niedergehalten von großem Schmerze, in Vereinen, die ſich durch Ceremoniell und Statuten gegen Entweihung zu verwahren ſuchen, ihr Elend beklagend und ohnmächtige Mühe daran ſetzend, eine große Einheit zu Wege zu bringen. Dazwiſchen hin und herſpielend, wie bunte Flackerfeuer, die Emiſſärs und Agenten, deren Gewerbe Verrath iſt, unzweckmäßige, verderbliche Inſtrumente, die meiſtentheils Demjenigen, der ſie bezahlt, den größten Schaden zufügen. Zu dieſem Allen noch eine Jugend voll Feuer und Kraft, die der tyranniſche Druck, worunter ſie ſeufzte, nur ſtärker anfachte; ſchnell bereit, bei der erſten Zugluft, die entſtehen würde, in hellen Flammen dahinzuraſen.

So beſtand auch eine Verbindung in dem Herzen der Hauptſtadt, die ihre Verzweigungen weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitete. Die polniſchen Studenten auf deutſchen Univerſitäten hatten Filiale derſelben errichtet, und angeſehene Polen, die in Deutſchland als Privatmänner lebten, waren in gleiche Vereine zuſammengetreten. Vieles iſt davon in den darüber verhängten gerichtlichen Unterſuchungen bekannt geworden, obgleich der Einfluß, den dieſe Verbindungen auf Polens Schickſal und den Ausbruch der Revolution hatten, noch nicht genau ermittelt iſt. Denn dieſe brach aus, da ſchon Verrath und Angeberei Aufhebungen und Arretirungen herbeigeführt hatten und der ſogenannte: „Slaviſche Bund,“ wie ſich jene Vereine bezeichneten, ſchon als vernichtet betrachtet werden konnte. Aber die Deviſe des Bundes: „Unſere Verbindung endigt nur der Tod!“ deutete auf ein längeres Fortbeſtehen, als bis zu dem Ende eines winzigen Unterſuchungsproceſſes, und ſo iſt es gewiß, daß ſein Wirken noch in die Umwälzung mächtig eingriff. Die große Kataſtrophe in Frankreich hatte den Polen gezeigt, was ſie zu thun hätten, wie nur ein ſchneller Entſchluß nöthig ſei, wenn man der Einmüthigkeit gewiß ſein konnte. Die Polen, die in Frankreich lebten, begnügten ſich nicht damit, ſehnſüchtige Blicke nach ihrer Heimat zu ſenden, ſondern ſie unternahmen es ſo ſchnell als möglich, ſie zu erreichen, um ſich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge zu unterrichten und das Auflodern der heiligen Flamme zu bewirken. Die alten Anhänger Napoleon's, ſeine Gefährten auf der Bahn des Ruhmes, denen in dem reichen Lorbeerkranze von dem Blatte der Pyramiden bis zu dem letzten der großen Tragödie, die wie ein Flügelſchlag des goldenen Rieſenadlers an uns vorüberrauſchte, keines fehlte — dieſe Männer regten ſich auf allen Enden, unterſtützten, ſchürten, verhießen, begünſtigten. Es waren ergraute Praktiker, die mit Revolutionen umzugehen wußten, ſie hatten Proben ihrer Meiſterſchaft abgelegt und man durfte ihnen getroſt vertrauen.

Die andere Seite jedoch war nicht blind gegen die Erſcheinungen, die ſich ſo bedrohlich am Horizonte blicken ließen. Was zur Aufhebung der beſtehenden Vereine, ſo weit dieſe den Machthabern bekannt geworden waren, geſchehen konnte, iſt bereits erwähnt. Was durch eine wachſame, lebendige Polizei, die man fälſchlich „geheime“ nennt, da ein Jeder ihre Mitglieder kennt, auszumitteln war, konnte gleichfalls der Regierung nicht vorenthalten werden, in ſo fern ſie auf getreue Mittheilungen zu rechnen hatte. Dieſer beſchränkte ſich jedoch lediglich neben unbedeutenden Thatſachen, deren Einwirkung auf die zu erwartenden, groſen Bewegungen nur errathen werden konnten, auf das Verdächtigmachen gewiſſer Perſonen, deren Namen auf dieſe Weiſe eine polizeiliche Acht erhielten.

Waren dieſe Leute bereits im Lande, ſo wurden ſie mit einer Maſſe von Spürhunden umgarben, die ſich um ſie drängten, ſo daß vom Stiefelputzer bis zum Arzte, vom Barbier bis zum Maître de langue oder d'escrime, Alles im Solde des Generalpolizeimeiſters war. Befanden ſich die Verdächtigten jedoch außer den Grenzen, ſo hatte man es an der nöthigen Vorſicht nicht fehlen laſſen, ihre Ueberſchreitung derſelben zu verhindern.

So war es denn auch dem Manne widerfahren, deſſen Namen wir im Anfange dieſer Erzählung als „verdächtig" in dem Paßbureau verzeichnet gefunden haben und deſſen Gefangennehmung und Befreiung unter ſonderbaren Umſtänden wir gewiſſenhaft melden.

Elba und St. Helena hatte der Mann geſehen und war Zeuge geweſen von den Julitagen in Paris. Es war C. v. D., der eiligſt Frankreich verlaſſen hatte, um Polen wiederzuſehen, das Männer ſeiner Art bedurfte. Die Eile, die ihn trieb, hatte ihn die falſchen Papiere nicht abwarten laſſen, die ihn ſicher ins Vaterland geleiten ſollten, und er reiſte daher durch Deutſchland und erreichte Dresden, ohne daß ihn das nach ſeiner Meinung Nachgeſandte eingeholt hatte.

Ein längerer Aufenthalt in Dresden, den ihm das Erwarten der Papiere nöthig machte, überzeugte ihn von dem Daſein der geheimen Verbindungen ſeiner Landsleute, die ſeine ſchleunige Anweſenheit in Warſchau zu fordern ſchie nen. Er machte ſich daher auf den Weg, ſich vertrauensvoll ſeinem guten Sterne überlaſſend, und erreichte ohne beſondere Gefährde, doch nicht ohne Bangigkeit, die Grenze. Zu ſeinem Schmerze mußte er jedoch hier erfahren, daß ſein Name bekannt ſei, und ſeine Beſorgniß traf ein; er ſah ſich, nahe ſeinem Ziele, gefangen. Seine Lage wurde bedenklich, als der Feldjäger ihn zum Großfürſten bringen ſollte. Er entſchloß ſich zur Flucht über die Grenze zurück, um in Deutſchland ſeine Papiere und eine günſtige Gelegenheit zum Hinüberkommen abzuwarten. Da wollte der Zufall, daß gerade im entſcheidenden Augenblicke die Herzogin eintraf, die ihm die falſchen Päſſe, worin er als Franzoſe und ihr Verwandter bezeichnet war, überbrachte und ſeine Flucht auf die glücklichſte Weiſe beförderte. Den Polizeibeamten mußten beide, wie die Sachen einmal ſtanden, mitnehmen, und obgleich ſie ihm nicht trauten, ſo wußten ſie jedoch nicht, ſich ſeiner auf eine Weiſe zu entledigen, die kein Aufſehen erregt hätte. Auch nahmen ſie an, daß ihn Dankbarkeit gefeſſelt hielt und ſie mithin weniger von ihm zu befürchten haben würden, als wenn ſie ihn einem ungünſtigen Schickſale überließen. Der Spitzbube verrieth ſie aber dennoch. Dies erfuhren ſie zuerſt durch die Briefgeſchichte, die ihnen Graf S. mittheilte, und die ſie veranlaßte, die größte Vorſicht anzuwenden.

Was neben den politiſchen Verhältniſſen den Patrioten zur Eile trieb, ſein Vaterland wiederzuſehen, muthmaßen wir ſelbſt nur noch, werden aber im Verlaufe der Begebenheiten die Kunde, die wir davon erhalten, getreulich den Leſern mittheilen.

16.

Die ſchöne Seiltänzerin hatte ſich noch nicht von dem Schrecken erholt, den ihr die ruſſiſche Jagd verurſachte, und die Bläſſe ihrer Wangen zeigte es deutlich, welchen Eindruck jener Vorfall auf ſie gemacht hatte. Eine innere Wuth hatte ſich ihrer bemächtigt, die deſto verzehrender ſie ergriff, da ſie mit Ohnmacht gepaart war. Täglich mußte ſie beleidigenden, oft empörenden Anträgen ihr Ohr leihen, die ihr von den ruſſiſchen Herren gemacht wurden, die zu ihrem Vater bald in dieſer, bald in jener Abſicht kamen, und oft mußte der Rachen Como's, des großen Bullenbeißers, den ſie noch von ihren Reiſen her hatte, die frechen Bewerber von ihr abhalten. Das lezte Ereigniß auf offener Straße, deſſen Bedeutung ſie ſogleich verſtand, da ſie es mit vorhergegangenen Geſchichten der Art in Verbindung zu ſezen wußte, hatte ſie der Verzweiflung nahe gebracht. Jedem Hohne, jedem noch ſo frechen Unternehmen bloßgeſtellt, ohne Schuz, ohne Stüze, war ihre Lage ſchrecklich.

Sie galt für eine Schönheit erſten Ranges, aber Tochter eines ſolchen Vaters, in der Jugend gezwungen durch Verdrehungen und halsbrechende Kunſtſtücke das Leben zu friſten, jezt in der vollſten Blüthe der Jugend, ein einſames, räthſelhaftes Leben führend — unter dieſen Umſtänden war — was Andern ein wünſchenswerther Vorzug — ihr nur eine Plage — eine Laſt — deren Erleichterung nur Verbrechen ſein konnte, das ſie mehr noch haßte, als das Elend, worin ſie leben mußte.

Erinnerten ſich nicht die meiſten vornehmen und geringen Herren, daß dieſe zarten, weißen Hände den Boden berührten, wenn die lieblichen Säulen der Arme, gleich Beinen, den üppigen Körper trugen, und dieſe, in weite Höschen gekleider, buntfarbige Fahnen umklammernd, in die Luft gehoben worden waren? Konnte man ſich bei dem Anblicke des himmliſchen Wunders, der ſo reizend ſich öffnete, des Gedankens erwehren, daß auf der regelmäßigen Reihe elfenbeinener Zähne ein ſchwerer Stuhl oder eine flatternde Fahne balancirt wurden? daß die ſchmachtenden Augen ſich gräßlich verdrehten in dem blutrothen Geſichte, wenn, den Kopf auf den Boden gekehrt, das niedliche Kind wie ein kriechendes Ungeheuer, auf Händen und Füßen, mit hochſchlagender Bruſt ſich am Boden fortbewegte?

Und nach allen dieſen Erinnerungen verbrachter und zum Misbrauche entweihter Glieder ſollte man den Herren zumuthen, in dieſem Körper reine, edlere Gefühle vorauszuſetzen? Um ſo mehr, da das Benehmen der ſchönen Seiltänzerin — war es nicht ohne Reiz und Anmuth, dennoch durch eine rohe Natürlichkeit entſtellt wurde, welche nicht ganz geeignet war, das Feuer ihrer Anbeter zu unterhalten. Von Liebe mochte ſie nichts hören. So oft ein Geſpräch dieſe Wendung nahm, lachte ſie laut auf und ihr ſchöner, klarer Blick ſchoß einen boshaften Blitz, ehe er ſich von dem ihr Sprechenden gänzlich wegwandte.

Nach dem Vorfalle vor dem Palaſte der Herzogin ſtieg es jedoch in ihrer Seele wie eine dunkle Ahnung auf, die ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Unter all dem Haſſe — gehaßt und haſſend — denn welch anderes Gefühl beherrſchte jene abgewieſenen Verfolger wol als Haß — ſehnte ſie ſich zum erſten Male nach einem Herzen voll Mitgefühls, nach einem Arme des Schutzes, nach einer treuen Bruſt, an der ſie ausruhen konnte, ihre Thränen zu weinen — dies wünſchte ſie nur, ohne noch an Liebe zu denken.

17.

Das Mädchen hatte ihre langen Rabenhaare, die bei dem faſt ausgeführten Salto mortale flatternd die zierliche Geſtalt umgaben, hoch aufgeſchlagen und ſuchte nach dem ſelbſtverfertigten Häubchen, um es aufzuſetzen. Sie konnte es nicht finden.

„Ach“, ſagte ſie verdrießlich vor ſich hin, „der Närriſche! Er hat es mitgenommen geſtern, da er zum Thee bei dem Großfürſten ging und verſprach mir im Scherz, es Conſtantin zu präſentiren. Er ſteckte es ſich in die Uniform als Bruſtwattirung — mein armes Häubchen — das wird ſchön ausſehen!“

Sie ſuchte nach einem andern, da trat der junge Fürſt zu ihr ins Zimmer, der am Tage vorher ihr das Häubchen entwendet hatte.

„Wo iſt meine Haube?“ rief ſie ihm unwillig entgegen.

„Beim Großfürſten,“ antwortete er bitter.

„Laſſe Deinen Spaß, mein Freund!“ ſagte ſie noch unwilliger, „und gib mir meine Haube. Der Vater iſt nicht alle Tage ſo freundlich, mir Geld zu Spitzen und himmelblauem Bande zu geben — auch habe ich nicht alle Tage Luſt, mich beim Nähen in die Finger zu ſtechen.“

Der Fürſt ſetzte ſich nachdenkend, ernſt in den Lehnſeſſel am Ofen, wo der Alte zu ſitzen pflegte.

Das Mädchen trat nahe auf ihn zu.

„Wirſt Du mir die Haube im Guten geben?“ ſagte ſie in einem ungezogenen Ton. — „Hole ſie Dir beim Großfürſten,“ ſagte er eben ſo wie das erſte Mal.

„Nun wolan, weil Du es wiederholſt,“ ſchrie ſie muthwillig auflachend, „will ich hingehen und ſprechen: Groß-

Fürſt, gib mir meine Haube, welche Fürſt Joſef Lomowski mir geſtern ſtahl, um ſie Dir zu überbringen.“

Bei dieſen Worten hatte ſie die Thürklinke ergriffen und ſchwang ſich mit einer Leichtigkeit, die an ihren früheren Stand erinnerte, zur Stube hinaus. Der Fürſt ergriff ſie beim Rocke und bat ſie dazubleiben.

„Nein, nicht eher, bis Du mir meine Haube gibſt, oder ich gehe zu Conſtantin!“ rief ſie wieder böſe, mit dem Fuße ſtampfend.

„Nun ſo höre denn ernſtlich, und glaube nicht, daß ich ſpaße,“ ſprach der Fürſt, „Conſtantin hat mir Deine Haube geſtern entriſſen, Dein Bildniß geraubt und hat mich beſchimpft vor einer Geſellſchaft von Edelleuten, daß ich nicht im Stande bin, die Schmach zu tragen, und herkomme, um auf ewig von Dir Abſchied zu nehmen.“

Der tiefernſte Ton, womit der Jüngling dies ſagte, ſtimmte das Weſen des Mädchens plötzlich um.

„Was iſt geſchehen?“ rief ſie erſtaunt, und folgte willig dem Fürſten ins Zimmer zurück.

„Sind wir allein?“ fragte der Fürſt, „wo iſt Dein Vater?“

„Er iſt dieſe ganze Nacht nicht zu Hauſe geweſen,“ erwiderte ſie.

„Nun wohlan, Rozalka! *)“ ſprach Fürſt Lomowski, „ich verlaſſe dieſes Land und Du ſollſt mir folgen — morgen — heute noch — in dieſer Stunde — “

„Ei, was Du Dir nicht einbildeſt!“ rief das Mädchen, von der mit einem Male wieder aller Ernſt gewichen war. „Schön! ich ſoll dem jungen Herrn Erſatz für die Haube

---

*) Wie das franzöſiſche z, recht weich, zu ſprechen: Rozalka.

ſein, die nicht einmal ſein eigen war — oder halt! ſoll ich für die Ehre Dich vielleicht ſchadlos halten, die Du durch Conſtantin's Beſchimpfung verloren haſt? O wie ſchön iſt es, [illegible] Beſchimpfer aus dem Wege zu gehen!“

„Was ſoll ich thun?“ ſagte verzweifelnd der junge Menſch, „geſtern, zur Stelle hätte ich ihn ermordet, aber die leidigen Nerven, der Schreck — der Zorn — eine Ohnmacht übermannte mich und meine Freunde trugen mich fort. Was kann ich heute unternehmen? darf ich es wagen, ihn zu fordern? und wenn ich es wagte, wird er ſich mir ſtellen? Was that Fürſt S., als ihm vor fünfzehn Jahren auf dem ſächſiſchen Platze Aehnliches geſchehen war? Er kehrte ſeinem geſchändeten Vaterlande den Rücken, um in glücklichern Tagen wiederzukehren. Das will auch ich thun. Du, Rozalka, ſollſt mir folgen! Wir wollen nach Italien, Spanien, nach einer lieblichen Inſel, wo friſche Lüfte ſich mit den glühenden Sonnenſtrahlen vermählen, wir wollen nach allen ſchönen Punkten hin, wo fühlende Menſchen ſelig empfanden, wünſche Dir einen Ort — und ich fliege mit Dir dahin! Rozalka, komm, laß uns dieſer Hölle entfliehen, wo ein raſender Teufel mit ſeinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmern will.“

Er hatte das Mädchen umſchlungen und Rozalka, die ſich ſonſt gleich loswand, ließ es diesmal ruhig geſchehen und ſah ihm feſt ins Auge.

„Der unmännliche Schmerz bedarf vieler Worte,“ ſprach ſie ernſt, „der männliche bedient ſich ihrer gar nicht. Ich will es Dir nicht verdenken, daß die Ruhe des Mannes bei Dir noch nicht eingekehrt iſt, denn erſtlich: biſt Du noch kein Mann — zweitens: iſt Dein Blut noch zu aufgeregt. Du willſt entfliehen — entfliehen mit mir. J nun ja — ich kann mir leicht denken, was in Dir den Wunſch erzeugt hat. Hier — das ſtrenge Leben in der Militärſchule, die Beleidigung von geſtern Abend — und in der Fremde — Freiheit — und — nun ja. Du kannſt mich gut leiden, und möchteſt mich immer gern um Dich haben. [illegible] Du eine Freude fern von hier rein genießen können, wenn Du an den raſenden Teufel zurückdenkſt, der hier mit ſeinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmert? wirſt Du den Gedanken ertragen können, ich bin beſchimpft, und der Freche, der es wagte, athmet noch und häuft täglich neue Frevel in meinem Vaterlande?"

„Rozalka!" rief entzückt der Fürſt, überraſcht von der hohen Geſinnung des Mädchens.

„Ich bin eine Polin!" ſprach das Mädchen, „willſt Du frei ſein, ſo werde es im Vaterlande, verdiene es zu ſein, dann werde ich Dein ſein, Joſef, mit ganzer, heißer Ergebung. Wähne nicht, daß ich darnach ſtrebe, die Deine zu werden — Du biſt Fürſt und ich bin ein verachtetes Geſchöpf. Aber, wenn Du mich liebſt, ſo will ich Dein ſein, wenn Du mich gern bei Dir haſt, ſo will ich um Dich ſein wie eine Magd, keine andern Anſprüche machend, als eine ſolche, ich wollte Dich verehren, wenn Du unſer Vaterland frei machteſt, wenn wir wieder Polen ſein dürften, Hausherren im angeſtammten Erbe unſerer Väter, nicht wie die Urbewohner des Waldes, das freie Wild, eingehegt vom Staroſten und zu ſeiner Luſt gehetzt — wie ſie mich neulich hetzten!"

Sie biß ins Schnupftuch vor innerer Wuth und zwei große Perlen drückte das grollende Auge durch die lange Seidenwimper.

„Rozalka! Heldenmädchen!" ſprach der Fürſt. „Hegſt Du ſolche Geſinnungen? wie bewundere ich Dich! aber was kann ich thun? und wenn ich Conſtantin ermorde — was wird die Folge ſein? Wird ſein Tod Polen frei machen?"

„Ermorden?“ ſchrie von innerm Grauen ergriffen das Mädchen, „nein, nicht morden! — Sieh zu, ob der Vater nicht draußen iſt.“

[illegible] Fürſt ging zur Thür, um nachzuſehen; Rozalka [illegible] auf einen Stuhl geworfen.

„[illegible] iſt Niemand, der uns belauſcht,“ ſagte der zurückkehrende Fürſt.

„Nun wolan, Fürſt Joſef,“ ſprach das Mädchen. „Mein Vater weiß von einer geheimen Verbindung in der Militärſchule. Es iſt eine Verſchwörung im Werke, der Boden iſt untergraben, auf dem die Ruſſen ihre Roſſe tummeln. Nur klein iſt jener Kreis, aber er hängt mit größern Kreiſen zuſammen, die ſich bis an unſere Grenzen und über dieſelben hinaus erſtrecken, wie die Ringe im Teiche, in immer weitern Bogen, um den hineingefallenen Stein. Alles wartet auf den günſtigen Augenblick, der nicht fern mehr iſt. Daß Du von dem Allen nichts wußteſt, iſt mir erklärbar. Du warſt zum Gelehrtenſtande beſtimmt und zeigteſt in Deinem ganzen Weſen nicht eine Spur vom Helden, ſelbſt Dein Name, der in den Reihen ruſſiſcher Staatsdiener prangt, und Dein Erſcheinen unter dem Geſindel, das die Machthaber umgibt und den Namen: Pole, brandmarkt, hat Dich den Gefährten entfremdet. Jetzt nähere Dich ihnen; der Schimpf, der Dir widerfuhr, gibt Dir die Gelegenheit, befördere das Werk der gerechteſten Rache und in der Nacht, wenn Warſchaus Glocken im heulenden Sturme die Schläfer wecken, wenn ich Dich erblicke unter den Befreiern, dann will ich Dir als Sklavin zu Füßen ſtürzen und nur Du und Niemand anders ſoll über Rozalka befehlen. Hier ſind die Namen der Verbündeten.“

Sie ſuchte in einem Käſtchen, das ſie durch den Druck an eine Feder öffnete, und worin van Pool wichtige Papiere aufhob. Sie zog einen Zettel mit Namen beſchrieben hervor, den ſie dem Fürſten einhändigte. Kaum war der junge Fürſt im Beſitze dieſes Zettels, und da[illegible] wieder an Ort und Stelle gebracht, als man v[illegible]s rauhe Stimme einen derben Fluch auf der H[illegible]lur ausſtoßen hörte.

„Der Vater!“ rief das Mädchen, „entferne Dich bald. Was wir uns noch zu ſagen haben, dieſen Abend bei den Piariſten zur Veſper.“

„Ho ho! Pan Xiąże!“ *) ſchrie mit argem Hohne der Eintretende, „ſich ein Pflaſter geholt auf die Wunde von geſtern Abend? Nun, nun, legen Sie ſich keinen Zwang auf. Wenn Sie meine Tochter ernſtlich lieben, iſt es mir ſchon recht. Wenn Sie ihr Portrait und Hauben und Schleifen und Tücher von ihr an der Bruſt tragen wollen, meinetwegen! Aber Sie müſſen aus Liebe zu ihr nur nicht den Verſtand verlieren und dies Alles dem Großfürſten zu Füßen legen, wie Sie geſtern Abend thaten. Das muß ein Spaß zum Todtlachen geweſen ſein, wie ich mir es habe erzählen laſſen. Ich kam kurz darauf hin, hatte ein Geſchäftchen dort.“

Dies geſagt, ſtemmte er beide Arme in die Seite und ſah bald Rozalka, bald den Fürſten an.

„Liebesleute, es thut mir leid, Euch trennen zu müſſen,“ ſagte er, denn dieſen Abend reiſe ich mit Rozalka fort von hier. Man will hier meine Dienſte nicht, nun wolan, ſo muß ich mich auf eigene Hand beſchäftigen!“

„Ihr wollt fort?“ ſprach der Fürſt, „und ſo plötzlich?“

---

*) Etwa wie Xionge: Herr Fürſt.

„Ja, mein Herrchen,“ erwiderte van Pool. „Morgen mit dem Früheſten geht es fort.“

„Morgen — ſchon!“ wiederholte der Fürſt — „lebe wohl, [illegible] auf Wiederſehen!“

[illegible] Mädchen nickte ſtumm, der Fürſt ging und van Pool warf ſich in den Lehnſtuhl und brummte: „die ganze Nacht kein Auge zugethan! Ich muß ſchlafen.“ Dann ſtreckte er die Füße weit von ſich, warf den unförmlichen Kopf in den Nacken und ſchloß die ſchielenden Augen. Bevor er völlig eingeſchlafen war, hörte man ihn noch abgeriſſene Worte hervorbrummen, wie: „Braucht nicht des Mordes? — Habt Bajonette? Rieſenmacht? Seid im Rechte?“ und dazwiſchen tönte immer ſein widerlich rauhes Gelächter.

18.

Im langen Kreuz-Gange vor der Kirche der Piariſten ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, eine grüne Mütze in die Augen gedrückt, der junge Fürſt Jozef Lunowski, in großer Ungeduld auf Rozalka harrend, die diesmal Veſper und Verſprechen verſäumt hatte. Es beunruhigte ihn, ſie ſo lange erwarten zu müſſen, er mußte ſie noch vor der Abreiſe ſprechen und über dieſelbe von ihr Aufſchluß erhalten.

Er ging eben mit ſich zu Rathe, ob er ſie im Hauſe van Pools noch einmal beſuchen ſollte, da raſchelte etwas am andern Ende des finſtern Ganges. Es zu erkennen, war unmöglich. Aber näher kam es, näher und näher und mit einer Herzhaftigkeit, die bei Mädchen wohl ſelten iſt, ſchritt es auf den Fürſten zu, und bald fühlte dieſer den warmen Hauch Rozalka's, da ſie ſich auf die Zehen geſtellt hatte, um ihm — athemlos wie ſie war — ins Geſicht zu blicken.

„Rozalka!" rief freudig der Fürſt, ſie umfaſſen[illegible]s iſt ſchön — daß Du kommſt, ich warte ſchon ſo [illegible]

„Ach, der Vater —" verſetzte ſie. „Nun komm, auf den Stein dort wollen wir uns ſetzen, ich bin nicht gegangen, ſondern geflogen — und mir ſteckt der Athem."

Sie ſetzten ſich auf einen Stein, der unter einem Bilde der ſchmerzhaften Mutter angebracht war, und von dem ein Lämpchen, hoch oben im Gewölbe, einen matten, unſichern Flimmer herabfallen ließ.

Rozalka lüftete einen kleinen Mantel von Kattun, deſſen Kappe ſie über den Kopf gezogen hatte, und hob jetzt den Hals aus der beengenden Hülle, und beugte ihn und legte das glühende Geſicht an des Fürſten Arm.

Des Jünglings Blicke ruheten auf der ſchönen Bürde, die der gütige Himmel ihm auf die Schulter gelegt hatte — er fühlte ſich ſo glücklich ſie anzuſehen — was ſie auch ihm Wichtiges zu ſagen hatte, dies ſtumme Spiel des Augenblicks ſchien ihm bei Weitem wichtiger zu ſein. Er fürchtete, ſie würde zu früh den Mund öffnen, ihre Mittheilungen zu beginnen, weil ſie dann ja auch um ſo viel früher ſie enden würde, und dieſe Seligkeit war zu groß, um ruhig an ihr Aufhören denken zu können.

Rozalka ſtrich ſich die ſchwarzen Haare von der Stirn, verzog ſeltſam die ſchön geformte Lippe und blickte zu dem Fürſten, von ſeiner Schulter auf. Im Munde — Schmerz, im Auge — Lächeln; der Buſen hob ſich noch ſtark. Der Fürſt ſuchte den Gürtel zu öffnen, in der Abſicht, es ihr bequemer zu machen. Er bemühte ſich eine Schnalle oder Schleife zu finden.

„Was willſt Du thun?“ ſprach ſie befremdet und rückte von ihm weg —

„Dir das Athmen erleichtern, Rozalka,“ ſprach er gut[illegible]

Sie lächelte: „So thu's!“ und rückte wieder an ihren vorigen Platz. „Die Schnalle iſt hier.“ Sie führte ſeine Hand an den Ort, er löſte die Schnalle und der Gürtel fiel ihr in den Schooß.

Ein tiefer Athemzug folgte.

„Jetzt iſt mir leichter, ich danke Dir,“ ſagte ſie freundlich. „Doch die Zeit drängt, dieſe Nacht noch reiſen wir fort. Ach, wie bangt mir vor dieſer Reiſe und doch wie wichtig erſcheint ſie mir —“

„So bleibe hier!“ ſprach der Fürſt.

„Kann ich das?“ erwiderte ſie mit Nachdruck. „Er will, daß ich ihn begleite, und es iſt mir auch recht. Nach Wilna geht's! ſo ſagt er, aber ich fürchte —“

„Nun?“ unterbrach ſie Lunowski, „was fürchteſt Du? Theil' es mir mit, jeder Gefahr, die Dich bedroht, trete ich ja entgegen —“

„Ach, was willſt Du machen?“ ſagte ſie lächelnd. „Im Vertrauen, ich glaube noch nicht ſehr an Deinen Schutz. Du biſt einmal nicht zum Helden geboren, aber auch nicht zu ihm verdorben, und ich hoffe, die Liebe wird Dich dazu machen — aber — liebſt Du mich auch wirklich?“

„Rozalka und wie!“ rief der Fürſt, und ſein Knie berührte den Boden, indem er an ihrer Seite ſich zur Erde gleiten ließ und ſie feſt dabei umarmte.

„Nun ſo höre — es ſind große Plane im Werke,“ fuhr ſie fort. Mein Vater hält mich für zu unbedeutend und dumm und verwahrt ſeine Geheimniſſe nicht gar ſtrenge vor mir. Ich bin daher wieder hinter Dinge gekommen, die mir nicht erfreulich waren —“

Sie ſeufzte tief und innerlich zuſammen ſchauernd warf ſie einen ſcheuen Blick nach hinten, wie wenn ſie fürchte, irgend ein grauenvolles Weſen ſtände dort.

„Mein Vater“, ſprach ſie weiter, „ſteht in geheimer Verbindung mit Leuten, die uns großes Unheil bringen können. Ich kann Dir meine Vermuthungen darüber nicht alle mittheilen, weil es eben nur Vermuthungen ſind, und zu ſchrecklich, um, wenn ſie wahr wären, mich nicht zur Elendeſten zu machen, die ihr Daſein verfluchen müßte.“

„Theile mir Alles mit, Rozalka!“ rief der Fürſt.

„Stille, Guter! Laſſe mir meine Zweifel und mein Geheimniß. Was auch Wahres daran ſein mag, und wie unglücklich ich auch einſt noch dadurch werde, ich bin unſchuldig und rein, dieſes Geſtändniß mache ich Dir in dieſer Stunde, und daran glaube. Doch genug hab ich Dir von mir geſagt, meine Abſicht war eine andere und wir müſſen eilen. Wiſſe: mein Vater reiſt in geheimen Angelegenheiten nach Wilna. Man hat von Verſchwörungen Wind erhalten. Unter dem Namen Senſenmänner hat ſich dort ein Verein gebildet; in Preußen, Kurland, Rußland ſind ähnliche Verbindungen entſtanden. Ich habe es mir aus den abgeriſſenen Redensarten meines Vaters gemerkt, der ſich darüber mit einem gewiſſen Rittmeiſter Kaminski, einem ganz ſchrecklichen Menſchen, beſprach, und Du glaubſt nicht, wie ich aufpaßte. Aber für Dich iſt jetzt keine Minute zu verlieren — nicht ſo lange darfſt Du an mich denken — und wenn Du mich auch noch ſo lieb hätteſt — als mein Wagen noch auf dem Pflaſter Warſchaus raſſeln wird. Denke gleich an die Freiheit, Jozef, und an Polen — hörſt Du?“

Jozef blickte ſie zärtlich an: „Ich will Dich Freiheit nennen — Du ſollſt mir als Polens Freiheit vorſchweben — ſo darf ich doch an Dich denken?“

„Das iſt herrlich! denn ſo erringſt Du mich auch!“ rief begeiſtert das Mädchen. „Du mußt hineilen zu Deinen Kameraden, die — ich weiß es durch die Vertrauten, die zu uns kommen — viel, ſehr viel vorbereitet haben. Theile ihnen mit, was ich Dir ſagte, ſo wenig es auch iſt, von ſo großem Intereſſe iſt es. Die geheime Polizei ſchickt ihre fürchterlichſten Diener nach Wilna. Es wird ein Kampf von Tigern und Hyänen werden. Liſt und Grauſamkeit wird ſich bekriegen, um zum Ziele zu gelangen.“

Der Fürſt fühlte ſich zum erſten Male erhoben durch dieſes Mädchen. Wie lieb er ſie auch früher ſchon gehabt, einen ſo tiefen Blick in ihre glühende Seele hatte er noch nie geworfen. So beleuchtet oft ein einziger Moment ein Leben, das Jahre lang im tiefen Schatten unbeachtet ſchlummerte. Ein Ereigniß gibt ihm Bedeutung, die Zeit trägt es auf ihren Wellen zur rettenden Klippe oder zum Todesſchlunde.

„Rozalka!“ ſagte der Fürſt, indem er einen heißen Kuß ihr auf die Lippen drückte. „Wir ſehen uns wieder!“ „dort,“ fiel ſie ihm ins Wort, „oben! gewiß. Hier — zweifelhaft! Wir ſpielen ein gewagtes Spiel —“ „Und werden untergehen —“ fügte Lunewski hinzu — „warum es ſpielen? Alles wird ſcheitern und wir werden als Hochverräther enden und Millionen werden durch uns ihr zertrümmertes Glück beweinen!“

„Und wär's! Käme Alles ſo, wie Du Unglücksprophet es vorher ſagſt,“ rief Rozalka und ihr emporgeworfenes Geſicht erſchien in dem Scheine der Lampe wunderbar verklärt, „ſo iſt es ſchöner und erhebender, über ein geſcheitertes Glück zu weinen, wenn man es mit ſeinen edelſten

Kräften zu erringen ſtrebte, als, dieſer edeln Kräfte ſich bewußt, keinen Verſuch darum zu wagen. Dieſes Gefühl macht grenzenlos elend!“

Des Fürſten Bewunderung hatte den höchſten Grad erreicht.

„Ich ſtaune Dich an, Mädchen!“ ſprach er.

Sie zog zwei Dolche aus dem Buſen, deren funkelnde Schneide das Wort:

szczęsliwa,*)

in Gold zierte.

„Einer für mich, der andere für Dich! Vertheidigung des Rechtes! Glück! wie die Inſchrift es verheißt!“ ſie umarmte ihn heftig und hing feſt an ſeinen Lippen — es war eine Begeiſterung über das Mädchen gekommen — „Nun, mein Geliebter!“ ſchrie ſie —

„Wenn die Tyrannei am Boden liegt,
„Und hoch der weiße Adler fliegt! —“

Schnell warf ſie den Mantel um, die Kappe über den Kopf, und wie ein Reh flog ſie den langen Gang hinab. Lunowski blickte ihr mit einem unbeſchreiblichen Gefühle nach. Er fühlte, daß ſie ſein innerſtes Leben umgewandelt hatte.

19.

Raſchelnde, falbe Blätter kräuſelten ſich durch einander und fielen wie Schneeflocken auf das unſcheinbare Fuhrwerk mit drei Pferden beſpannt, das unter den entlaubten Bäumen dahinfuhr. Ein altes, ungeſchwärztes Leder bedeckte den Wagen, eine ſogenannte Britſchka, und die Bleche, die nebſt langen, rothen Lappen von dem Halſe der Pferde herunterhingen, verurſachten ein einförmiges Getön, das nur von einer heulenden Aeolsharfe im Walde begleitet wurde.

---

*) Schzenſliwa: Glück

Unter ſtetem Antreiben und Zurufen ſaß van Pool auf dem Vorderſitze, Rozalka lag ausgeſtreckt auf dem Federbette, das nach polniſcher Sitte im Innern der Britſchka ſich befand. Es war noch kein Schnee gefallen, denn ſonſt wäre das Fahren im Wagen unmöglich geweſen. Die Wege waren nach dem dort üblichen Sprachgebrauche: „grundlos,“ die Räder fielen bis zur Axe in den lehmigen Boden und mußten durch die ungeheuerſte Anſtrengung der Pferde bei jedem Schritte wieder herausgezogen werden. So ging es nur langſam vorwärts, und die ſchöne Ruhende auf den Betten im Wagen wurde dabei von einer Seite zur andern geworfen, gleich als läge ſie in einer Kajüte auf ſtürmiſchem Meere, und ohne die ſchützende Kraft der Bettfedern würde der liebliche Körper mit blauen Flecken, wie von den Krallen eines nächtlichen Kobolds, geziert worden ſein.

Rozalka ſchlummerte halb. Sie wußte eigentlich nicht, was ſie in Wilna ſollte, ihr Geiſt beſchäftigte ſich wachend damit, und nun träumte ſie von der Reiſe dahin, die ſie wirklich machte. Gefahren ſcheute ſie nicht, ſie freute ſich darauf, denn unter Gefahren mancherlei Art wird das Volk ſich die Freiheit erringen, dachte ſie. So lange es ſeine Tage in gefahrloſer Ruhe verlebt und ſich unter der geſchwungenen Knute beugt, ſo lange werden Ruſſen uns zu Tode hetzen dürfen und uns und unſere Sitten mit ihren frechen Verlockungen verſpotten. Wenn aber die Wuth losgelaſſen raſen wird, wenn Haß und Haß ſtürmiſch auf einander ſtoßen, dann wird's das Leben koſten, das Jeder gern hinwirft in dem großen Spiel. So träumte das Mädchen. Dann trat Fürſt Jozef's Bild vor ihre Seele. Sie liebte ihn, den Fürſten Jozef, den ſie nur im Bilde kannte, den Polenhelden, der bei Leipzig ertrank, das war das Ideal der Schönheit, des Muthes, des edeln Sinnes aller polniſchen Mädchen. Ihm gleich ſah freilich nicht der Jüngling, der ſie zu lieben vorgab. Er war kein Held, er war nicht ſchön. Die Polin Rozalka konnte nur den ſchönen Helden wahrhaft lieben. Aber ſie hatte Lunowski erweckt aus der Abſpannung, die ihn bis dahin umfangen gehalten hatte, ſie hoffte, er werde ſich anſchließen der Schaar der Befreier, ſie hatte ihm Mittel an die Hand gegeben, ihr Vertrauen zu gewinnen, er auch konnte zum Heldenmuthe erwachen, und dieſer verſchönt ihn dann, ſo dachte ſie, und dann will ich ihn lieben. Der Wagen hielt, ſie öffnete die Augen. Es lag ein ſchwarzes Gebäude von Holz, nur einige Fuß hoch über der Erde, die Fenſter mit Papier verklebt, die Thür, aus der ein dicker Rauch ſich hervorwälzte, weit offen, ſeitwärts am Wege, von einem Halbkreiſe finſterer Tannen dicht umgeben, die, wie bärtige Rieſen, ihre langen Arme nach dem ſchwarzen Maulwurfshaufen unter ſich ausſtreckten.

Da waren keine hellblinkenden Fenſterſcheiben, aus denen Blumen und die kniſternde Flamme des Herdes gaſtlich und einladend herausblinkte, kein reinlicher Hof, wo das Holz aufgeſchichtet dalag, das zierliche Hausgeflügel mit ſeinem mannichfachen Geräuſch hin und her ſpazierte, da war keine ſchützende Umzäunung, kein wachſamer Haushund, der die Gäſte abhielt, und doch wieder ſo einladend die bergende Wohnung ſtiller Ordnung und häuslichen Glücks dem

Wanderer verrieth; keine verſchloſſene Thür endlich, die auf den erſten Ruf ſich dennoch freundlich öffnete. Alles war hier offen, kein Mißtrauen herrſchte, mitten im Walde, ſo einſam, ſo todt — kein Hund, kein Schloß, kein Zaun — aber das große Geheimniß lag darin — hier war nichts zu rauben.

„Rozalka," ſagte van Pool, „hier werden wir übernachten, trage die Betten und den Freßkorb in das Haus, während ich die Pferde in den Stall ziehe."

Der Alte ſpannte die Gäule aus, indeß Rozalka bemüht war, die ſchweren Gegenſtände vom Wagen zu heben und in das Haus zu ſchleppen. Ein altes Weib ſtand mit einem jungen Burſchen unter der Thür und ſah zu, ohne mit Hand anzulegen.

Das Mädchen war mit dem Geſchäfte fertig, als auch ihr Vater in das Zimmer trat und guten Abend wünſchte.

Der Freßkorb wurde geöffnet und van Pool nahm eine Kalbskeule daraus hervor und begehrte Zwiebeln, Butter und Pfeffer, um ſie zuzubereiten. Er erhielt aber zur Antwort, daß von dieſen Dingen nichts vorräthig ſei. Er foderte Kartoffeln — dieſe waren auch nicht da.

„Ho, ho!" lachte er in ſich hinein, „iſt's hier ſo beſtellt? Na, wartet, Ihr werdet Euch wundern!"

Er ſetzte ſich mit ſeiner Tochter auf den Boden, wo ſie ihm Betten ausgebreitet hatte, ſchnitt mit ſeinem Dolche ein gutes Stück von dem Fleiſche herunter, rieb es tüchtig mit Schießpulver, ſpießte es dann und hielt es zum Feuer, bis es braun war, dann aß er es mit großem Appetit, indem er dabei weidlich der Schnapsflaſche zuſprach. Rozalka wollte an dieſem Mahle nicht Theil nehmen. Sie war nicht hungrig.

Das alte Weib und der Burſche hatten ſich auf den

Ofen gelegt und ſchliefen. Es war ſchon ſpät. „Der Vater iſt noch im Walde," ſagte das Weib, „laßt Euch nicht ſtören, wenn er nach Hauſe kommt."

Die Thür blieb nur angelehnt und der Wind warf ſie hin und her. Obgleich die dadurch entſtehende Zugluft ſehr beſchwerlich wurde, ſo war es doch für die Bewohner des innern Raumes ſehr nothwendig, da ſie ſonſt der Rauch erſtickt haben würde.

Van Pool und Rozalka ſchloſſen kein Auge, der unheimliche Aufenthalt war nicht einladend zum Schlummer, und doch war nach van Pools Meinung kein beſſerer Ort auf zwanzig Meilen in der Runde.

Der Eigenthümer der Hütte ließ nicht lange auf ſich warten. Er kam, die Axt auf der Schulter, ſehr ſpät nach Hauſe, und nachdem er einen Haufen Reiſig, den er auf einem großen Handſchlitten hinter ſich herſchleppte, am Ofen niedergeworfen hatte, fragte er leiſe ſeine Frau, wer die Fremden wären. Eben ſo leiſe antwortete ſie, und nun ging das Ziſcheln eine Weile ſo fort, wovon unſere Reiſenden nichts verſtanden.

Plötzlich hörte man draußen Pfeifen. Van Pool fuhr wie ein Pfeil in die Höhe und antwortete. Mann und Frau auf dem Ofen blickten ſich verwundert an, aber noch ehe ſie eine Frage hervorbringen konnten, traten vier Kerle herein, deren Ausſehen eben nicht zierlich genannt werden konnte.

Der Eine, ein großer, ſtarker Mann, hatte hohe Waſſerſtiefeln an, die ihm bis unter den Bauch gingen, eine grüne Pelzjacke, eine Fuchsmütze, woran der Schwanz lang herunterhing, ein blutrothes Tuch um Hals und Kinn gebunden und eine lange Flinte um die Schulter.

Der Zweite ſah einem ruſſiſchen Beamten gleich, wie ſie bei den Grenzzöllen angeſtellt ſind; er war nur klein und trug einen Säbel und zwei Piſtolen im breiten Ledergurt.

Der Dritte war ein polniſcher Jude in ſeiner gewöhnlichen Tracht und hatte keine andere Waffe, als einen keulenförmigen Knotenſtock.

Der Vierte endlich war ein junger Burſche von ungefähr zwanzig Jahren, ſchlank, hochaufgeſchoſſen, mit einem ſchönen, kühnen Geſichte. Er war wie ein Bauer gekleidet und hatte ſich einen dicken Strick mehrmals um den Leib gewickelt.

Van Pool erhob ſich vom Bette und grüßte die Eintretenden auf ruſſiſch, was ſie in derſelben Sprache erwiderten. Rozalka ſchloß feſt das Auge und ahmte eine Schlafende nach. Sie hatte auf ihren früheren Reiſen in Rußland die Landesſprache gelernt und hoffte ſo hinter das Geheimniß kommen zu können.

Die vier Ankömmlinge ſetzten ſich zum Ofen; die Wirthe auf demſelben zitterten und wagten nicht, ein Wort hören zu laſſen. Van Pool theilte ſeinen Vorrath mit. Sie ſchnitten die blutigen Fetzen vom Knochen herunter, röſteten ſie halb und verſchlangen ſie dann wie Kannibalen, indem ſie durch zahlloſe Schlücke aus den Branntwein- und Rumflaſchen der zähen Speiſe ihre Unverdaulichkeit zu benehmen bemüht waren.

Rozalka blinzte mit halbgeöffneter Wimper nach dieſem ſcheußlichen Gaſtmahle, hörte die rauhen Stimmen im eifrigen Geſpräche, aber verſtehen konnte ſie nichts, denn die Unterhaltung wurde jetzt in einer Mundart geführt, die ihr gänzlich unverſtändlich war.

Es war das Rothwälſch der Räuber, was ſie ſprachen.

Rozalka fühlte einen heftigen Schauer ihre Glieder durch beben; was ſie oft ſchon gemuthmaßt, was ſie jedoch nie ſich zu ſagen getraut hatte, es war ihr nun gewiß, ihr Vater hielt Gemeinſchaft mit den Rasboiniks, die ihr Unweſen in den Wäldern trieben. Ihre unverſtändliche Sprache klärte ihr das ſchreckliche Geheimniß auf. Es war ihr, als ob ihr eine innere Stimme mit furchtbarem Tone die Gewißheit zuriefe und alle tröſtlichen Zweifel zerſtöre. Es war, als habe ſie ſchon einmal dieſe Sprache gehört — ja — als habe ſie ſie geſprochen — verſtanden!

Dann, dachte ſie, Alles ſei nur ein ängſtlicher Traum. Der Mann auf dem Ofen hatte aber bei dem Zuhören der Unterredung ein ganz anderes Gefühl wie Rozalka. Seine frühere Angſt hatte ſich nicht nur ſogleich gelegt, wie die erſten ruſſiſchen Begrüßungen der Fremden vorüber waren, ſondern ſeine Miene heiterte ſich zuſehends auf, da er das weiche, buntſcheckige Rothwälſch vernahm.

Das Geſpräch der Fremden hatte den lebhafteſten Schwung erreicht, ſie hielten Rundtrunk und kreuzten die Arme, indem ſie ſich, unter lauten Schwüren die Hände reichten, da ſprang der Wirth mit einem Satze vom Ofen herunter mitten in den Kreis hinein.

„Zum guten Tag und zur guten Stunde, gut Glück und Segen bei mir, ihr Kaudenwecker, Kittenſchieber, Morgengänger und Chasne melochener!“ ſchrie er.

Alle ſahen ihn überraſcht an. „Ich bin Einer wie Ihr!“ fuhr er fort. „Ich habe Alles gehört und verſtanden und diene Euch gern. Ich bin dabei, wo's Arbeit gibt. Ich war am Rhein und in Moskau, in Wilna und am ſchwarzen Thor, ich weiß überall Beſcheid!“

Der zuerſt Eingetretene, der wie ein Jäger ausſah, richtete einige Fragen an ihn, die jener beantwortete. Dann aber rief er ſchnell: wozu ſo viel Federleſens! Ich ſehe ja wohl, daß ich es mit ehrlichen Kerlen zu thun habe, denen es lieb ſein muß, einen Kameraden zu finden. Alſo zweifelt nicht länger und ſehet her —“

Bei dieſen Worten zerrte er den Handſchlitten zur Flamme, warf die noch übrigen Reiſigbündel herab, und man erblickte eine Leiche in blutgefärbten Kleidern, deren bleiches entſtelltes Geſicht der Schein des Ofens mit einer trügenden Röthe übergoß.

Rozalka warf ſich mit dem Munde in die Kiſſen und erſtickte den Seufzer der Angſt, der aus ihrer Bruſt entſtieg.

Selbſt die vier Kerle, die doch ziemlich vertraut mit dem Geſchäfte ſchienen, waren durch die allzu plötzliche Ueberraſchung nicht ſehr erfreut.

Aber van Pool trat auf den Wirth zu: „Bravs Kerl biſt!“ ſchrie er, „auch Du ſollſt Arbeit vollauf haben. Es wird eine tolle Verwirrung hereinbrechen, und da werden wir Fiſcher reichen Fang thun. Von Polen oder Ruſſen iſt uns gleich. Wer iſt Freund? Wer iſt Feind? Ich denke, wir zählen nur Feinde!“ —

„Doch nicht, van Pool,“ ſagte der zwanzigjährige, ſchlanke Mörder, deſſen nervige Arme wohl ſo Manchem ſchon den tödtenden Stahl in die Bruſt getaucht hatten — „hier auf der Erde liegt ein Geſchöpf, das nicht wie ein Feind ausſieht —“

„Es iſt meine Tochter,“ brummte der Alte, „laſſe ſie ſchlafen —“

„Nein, das ſoll ſie nicht,“ ſagte der Burſche, wir wollen ſie wecken und ſie ſoll uns die Zeit vertreiben —“

„Meinetwegen! wenn ſie will“ — ſprach van Pool.

„Doch vorerſt bringt dieſen weg,“ ſchrie der Jude ängſtlich. „Was ſoll uns der Todte? das iſt kein ſchöner Anblick.“

Der Eigenthümer der Hütte winkte, ſein Weib kroch vom Ofen herunter wie ein ſcheußliches, hundertfüßiges Inſekt, und öffnete im Winkel eine Fallthür. Ein Modergeruch verbreitete ſich. Der Mann zog den Leichnam bei den Haaren hin und warf ihn angekleidet, wie er war, in das Loch, wo ſchon viele vor ihm hinabgeworfen worden waren, dann deckte er ſchnell die Fallthür darüber.

„Und was machſt Du mit den Kleidern?“ fragte ſchnell der Jude.

„Die verfaulen drunten,“ erwiderte der Wirth.

„Wie Schade!“ rief jener.

„Ha,“ ſchrie der Wirth mit wildem Hohne, „wer ſoll mir die Lumpen hier abkaufen! und meine Hütte wäre voll von dem Bettel, denn ich arbeite fleißig, wenn gleich nicht viel dabei abfällt. So ein einſamer Wanderer hat nicht Viel.“

Und damit zeigte er in der blutigen Hand einige kleine Münzen, etwa zehn polniſche Gulden an Werth.

„Nun ſeid ſtille,“ rief der Jüngſte der Geſellſchaft, „ich wecke mir mein Schätzchen mit Spiel und Geſang.“

Er trommelte auf Kinn und Hirnſchädel ſo geſchickt, daß es einen ganz artigen Ton gab, und fing an mit einer hellen Stimme das rothwälſche Schelmenlied zu ſingen:

„Achlum dum deinum
Steht ein ſchein Heißel,
Kutzen zwa Terntel 'raus,
Singen Weis Weißel!“

„Halts Maul! ſchrien die Andern, „mit Deinem Singſang, wir haben eine weite Reiſe vor und ſind müde.“

Sie hatten ſich auf dem Ofen gelagert, den ihnen der gefällige Wirth aus gaſtfreundlichem Triebe eingeräumt hatte.

„Nun, meinetwegen, Faullenzer!“ ſchrie der Burſche — „ein köſtliches Mädchen, mein Seel! Der Sünde ſchon werth!“

Van Pool zog ſtillſchweigend ſeinen Sarras und legte ſich mit demſelben neben ſeine Tochter. Da der Burſche dieſe Anſtalten ſah, legte auch er ſich in eine Ecke zur Ruhe.

Alles wurde bald ſtille. Dann ſchnarchte hie und da ein Schläfer.

Rozalka erhob ſich in wilder Angſt ſitzend auf ihrem Lager, und warf aus ihrem ſchönen Auge einen ſcheuen Blick umher.

Die Glut im Ofen deckte bereits graue Aſche und die Kälte drängte ſich empfindlich zur Thürſpalte herein. Durch die trüben Papierſcheiben fiel ein röthlicher Schimmer, wie wenn die Morgenſonne bereits in den alten Wald hineinzubrechen verſuchte.

20

Und ſie brach wirklich herein. Ein friſcher Spätherbſtmorgen ſtrömte ſeinen kräftigen Hauch über die Tannen- und Föhrenwipfel aus, und der goldene Strahl der Sonne eilte ihm nach, um den weißen Reif wegzuküſſen, der Alles ringsumher bedeckte. Die Thiere erwachten und guckten, ſich ſtreckend, aus ihren Höhlen und ſchüttelten die trockenen Zweige und Blätter des nächtlichen Lagers aus ihren Fellen, die Wintervögel flogen munter ſchreiend umher, und der einſame Wanderer öffnete froh ſeine Bruſt dem ſchützenden Tage und ließ ein Morgengebet aus ihr ſtrömen.

Doch in der Hütte war es noch trübe und ſtille. Die dumpfen Schläfer lagen regungslos da, von der Halbnacht umgeben, die durch die verklebten Fenſter verbreitet wurde.

und nur der Morgenhauch, der zur Thür hereinfuhr, zeigte Rozalka an, daß die Schreckensnacht vorüber war.

Welch ein Morgen für die Arme! Was ſie Nachts mit halbgeſchloſſenen Augen geträumt zu haben dachte, es war Wirklichkeit. Da lag ihr Vater, neben ihm ſein ausgezogener Sarras, dort lagen ſeine blutigen Gefährten, der freche Burſche, deſſen wildes Lied noch in ihren Ohren wiederhallte, in jenem Winkel war die ſchreckliche Fallthür, wo die Gemordeten vermoderten!

Wer zeigte ihr einen Ausweg zur Flucht? Und wie hätte ſie ihrem ſchrecklichen Schickſale entfliehen können, war ihr Vater nicht ein Mörder?

Der Schlaf entwich von den Augen der ruhenden Böſewichte und ſie erhoben ſich rüſtig und fröhlich.

„Nun auf, nach Wilna!“ ſchrien ſie.

„Durch den Wald wollen wir zuſammen marſchiren,“ ſprach van Pool, „meine Pferde ziehen uns alle Sechs, dann trennen wir uns. In Wilna kennt Ihr die Herberge.“

„Haſt ein ſchönes Töchterchen,“ ſagte Mannkatz, der junge Räuber.

„Gefällt ſie Dir?“ fragte van Pool.

„Ei, das will ich meinen!“ rief der Andere.

„Nun — wer weiß — dazu wird Rath. Ich möchte ſie gern los werden, die Zeit, wo ſie mir nützlich war, iſt vorüber, und jetzt iſt ſie mir eine Laſt. Einem Manne, der ſie verſorgen könnte, daß ſie mir nicht wieder über den Hals käme, gäbe ich ſie gern.“

„Ich wollte ſie gut halten,“ ſprach Mannkatz, wenn Du ſie mir —“

„Stille davon“ — erwiderte van Pool halbleiſe, „ſie darf's nicht hören. Wir wollen ſpäter davon ſprechen.“

„Iſt's das Kind, das auf dem Seile die ſchönen Künſte machte?" fragte ein Anderer.

„Das iſt's!" antwortete van Pool kurz, da ihn die vielen Fragen verdroſſen, die Rozalka erregte.

„Eine ſchmucke Magd," ſchmunzelte der Jude, „ſo wahr mir Gott helfe, es wäre ein gutes Geſchäft mit dem Artikel zu machen!"

Van Pool befahl dem Wirth, ſeine Britſchka anzuſpannen. Während dies geſchah, traten die Andern plaudernd zuſammen, und Mannkatz trat vor die Thür zu Rozalka, die bleich, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, mit ſtarren Blicken, auf einem Steine ſaß. Der Burſche wußte nicht, was er ſagen ſollte, denn eine Scheu hatte ihn befallen, daß er ſeine gewöhnlichen, rohen Späße zurückhielt; er begnügte ſich daher, ein Lied pfeifend, an einen Baum gelehnt, dazuſtehen und ſie immerfort anzuſehen. Rozalka bemerkte ihn nicht.

Unterdeſſen ging van Pool mit dem Aelteſten des Geſindels, der wie ein herrſchaftlicher Jäger gekleidet war und die Fuchsmütze trug, in der Hütte auf und ab.

„Es iſt ſo, wie ich Dir ſage, Liworski," rief van Pool. „Die Gährung iſt allgemein und der Ausbruch kann nicht lange mehr zurückgehalten werden. In Wilna wird jetzt ein großer Congreß gehalten, Abgeſandte von allen Enden kommen zuſammen, und wer weiß, ob es nicht da ſchon losgeht. Wenigſtens haben die Ruſſen Wind davon und ſchickten den Auswurf ihrer geheimen Polizei dahin. Wo die hinzieht, müſſen wir nachziehen, wie die Raben dem Heere und die Haifiſche den Flotten. Bricht's los, dann können wir in einer Nacht für unſer ganzes Leben genug haben. Aber ich hatte noch einen andern Grund, Warſchau zu verlaſſen."

„Und welchen?“ unterbrach ihn Liworski.

„Das gehört nicht hierher!“ entgegnete der Andere. „Ich machte durch Zufall die wichtigſten Entdeckungen. Ich erfuhr durch Zufall, daß Graf S., der reichſte und vornehmſte Magnat, es nicht gut mit den Ruſſen meine, daß eine franzöſiſche Marſchallswitwe und ein ehemaliger Begleiter Napoleon's, der unter angenommenem Namen ſich bei ihr aufhält — doch das ſind Nebenſachen — daß aber die Ruſſen ihr Geld zum Fenſter hinauswerfen und von ihren Polizeiſpionen ſelbſt betrogen werden — alles Das erfuhr ich — und ich gebrauchte eine Liſt, damit ich vor Conſtantin geführt würde; ich ſprach ihn ſelbſt, ich ſprach ihn im Vertrauen, ich machte ihm meine Entdeckungen, ich bot ihm meinen Dolch an, ich wollte ihn in kurzer Zeit von allen Widerſachern befreien und die Ruhe herſtellen. „Wir brauchen keine Banditen!“ gab er mir zur Antwort. „Wir haben Bajonette, ſind mächtig und im Rechte; mithin weg mit den Dolchen! und Du“ — rief er mir zu, entferne Dich ſogleich aus Warſchau, denn bei dem erſten Morde, der Aufſehen erregt, werden wir Dich für den Thäter anſehen und einziehen laſſen.“ Das war deutlich geſprochen. Ich machte mich daher auf den Weg, und da ich von der Zuſammenkunft der Verſchworenen in Wilna hörte, hatte ich meine guten Gründe, Euch hier im Walde zu mir ſtoßen zu laſſen.“

Die Pferde waren angeſpannt. Die vier Räuber, van Pool und Rozalka ſetzten ſich auf. Der Wirth nahm freundlich Abſchied und verſprach bald nachzukommen. Mannkatz ſang ſein Schelmenlied:

„Kubens braun Agelan,
Schönem Schell Sieben!“

daß es laut im Walde wiederhallte; die ſcharf trabenden

Pferde trappelten auf der gefrorenen Straße und klingelten mit ihren Blechen dazu; der Dampf der Tabakspfeifen ſtieg geſellig in die reine Luft, und wer die dahinfliegende Britſchka ſah, mußte glauben, daß ſie die gemüthlichſten Menſchen zum freundlichſten, heilſamſten Geſchäfte trug. Aber im Hintergrunde ſaß mit geſchloſſenen Augen, tief in die Kiſſen gedrückt, die bleiche Geſtalt Rozalka's, die man für eine Leiche gehalten haben würde, wenn nicht dann und wann ein leiſer Schauer ihre zart geformten Glieder durchbebt hätte.

21.

In Wilna angekommen bezog von Pool ein Zimmer n dem Hauſe einer Freundin, wie er ſagte, die in einer iemlich entlegenen Straße wohnte. Einige Mädchen, die ei dieſer Freundin lebten und recht anmuthige Geſchöpfe u ſein ſchienen, kamen der leidenden Rozalka, die von der chnellen Reiſe angegriffen zu ſein vorgab, theilnehmend ntgegen. Die bejahrte Freundin van Pool's ließ es gleichalls an Aufmerkſamkeiten nicht fehlen und verſicherte, ſie volle Rozalka's zweite Mutter ſein.

Dieſe Troſtesworte machten einen wohlthätigen Eindruck auf das zerriſſene Herz des Mädchens. Sie hatte ihre Mutter nie gekannt, oft wenn der rauhe Vater ſie kränkte, venn er ſie in früherer Zeit, da er noch als Seiltänzer erumzog, mißhandelte, dann wünſchte ſie manchmal o glücklich zu ſein, als das Kind auf den Armen der Bettlerin, die als liebende Mutter es mit den Lumpen gegen Kälte ſchützte, ihm die erflehete Brotrinde in den

Mund ſteckte und dann den Mund des Kindes an die Lippen drückte. Wie wohl mußte ein ſolcher Kuß dem armen Kinde thun, wie wohl mußte er der Armen thun, die nie den Mund der Mutter berühren durfte.

Van Pool ging viel aus. Rozalka war bei der Freundin. Am Tage lebten ſie ſtill, nur Abends wurde viel an der Glocke gezogen, da aber die Frauen allein in dem einſamen Stadtviertel wohnten, ſo ſahen ſie vorſichtig zum Fenſter hinaus, ehe ſie die Thür öffneten; ſie öffneten aber jedesmal. Wer eigentlich kam, erfuhr Rozalka nicht. Die Hausfrau ging hinaus, erſchien aber dann bald wieder und eines der Mädchen, die ſich der Haushaltung thätig annahmen, mußte dann ſchnell fort, denn bald war es der Fleiſcher, bald die Wäſcherin, bald ein Handelsmann, der abgefertigt werden mußte. Ein Paar alte Herren von ſtattlichem Anſehen hatten Zutritt bei der achtungswerthen Familie. Sie waren ſehr freundlich gegen die Damen und ſchienen ſie recht väterlich zu lieben. Auch begleitete ſie beſtändig eines der Mädchen bis zur Hausthür, wenn ſie fortgingen. Rozalka erwarb auch bald die Gunſt dieſer alten freundlichen Herren in hohem Grade. Sie ſprachen gern mit ihr, griffen ihr ans Kinn, drückten ihr die Hand und ließen, wenn ſie etwas erzählte, Blicke auf ihr ruhen, aus denen nur zu deutlich die wohlwollendſte Zuneigung leuchtete. Alles Dies machte auf die Unglückliche den beſten Eindruck. Es kam ihr vor, als wenn nun erſt — unter gleichgeſtimmten, tugendhaften Menſchen, ein neues Daſein für ſie begann.

Wochen verſtrichen und in dem kleinen Häuschen, wie in dem großen Wilna hatte ſich noch nichts zugetragen, was auf eine außerordentliche Weiſe die gewöhnliche Ordnung der Zeit und der Dinge geſtört hätte.

22.

An einem frühen Morgen ſehen wir einen geſchäftigen, raſchen Kerl durch die belebteſten Straßen ſtreichen, ſein ſpähendes Auge ſcheint Jemand zu ſuchen und er wird immer ungeduldiger, ihn nicht zu finden.

Er trägt die Kleidung eines deutſchen Juden, einen ſchmierigen, polniſchen Rock von gräulichem Nankin, einen alten Hut mit breiter Krämpe, und einen Stock in der Hand. Es iſt der wohlbekannte Schulmeiſter Przebracki aus Rochloſchizza, und der, den er ſucht, iſt Baruch von Wilna, ſein vertrauter Freund, beide in Dienſten der geheimen Polizei.

Endlich findet er den Erſehnten.

„Ich hab' eine Nachricht, hundert Dukaten werth, Baruch!“ flüſtert er dieſem zu.

„Was ſchreiſt Du ſo laut, Schote?“ fragt jener erzürnt. „Wenn ich ſchon Deine Nachricht wiſſen will, hab' ich doch nicht nach dem Preiſe gefragt. Wenn Du mir etwas zu ſagen haſt, tritt mit mir ein bei Tankel Minsk, der iſt mein Freund und wohnt allein, denn ſeine Leut' ſind auf der Meſſe in Koriczin.“

„Ich habe hier eine alte Bekannte,“ ſagte dort eingetreten der Schulmeiſter, „eine gewiſſe Panna Oſſepowa, die ſeit einer Reihe von Jahren die ehrenwerthe Hantierung der Kuppelei treibt. Daß ſie aber auch Raubgeſindel bei ſich verbirgt, wußte ich bis jetzt noch nicht — “

„Nicht möglich,“ unterbrach ihn Baruch, „die Oſſepowa kenne ich lange und von der beſten Seite. Meine Frau handelt mit ihr und Alles gegen baare Bezahlung.“

„Und doch iſt's, wie ich Dir ſage,“ fuhr Przebracki fort; „der berüchtigte van Pool wohnt bei ihr, und noch eine Hetze ſeines Gelichters verſammelt ſich in den Abendſtunden dort. Du weißt, daß wir von dieſem Volke für unſer Leben zu fürchten haben. Darum habe ich mir ein Plänchen erdacht, mit einem Male Alle dort an Ort und Stelle gefangen zu nehmen.“

„Wie willſt Du das anfangen?“ fragte Baruch.

„Sieh,“ ſprach der Schulmeiſter, ich ſagte Dir bereits, daß die Oſſepowa eine alte Bekannte von mir iſt. Das verhält ſich ſo. Ich genoß in ihrem Hauſe eines unbeſchränkten Credits. Wein und Mädchen, Alles ſtand mir zu Dienſten. Aber ich habe ſie vor ungefähr zehn Jahren abſcheulich betrogen. Ich bin ihr nicht nur mit einer bedeutenden Summe durchgegangen, ſondern ich habe, bevor ich fortging, einen gräulichen Exzeß verübt, habe ihr Spiegel und Gläſer zertrümmert, und war die Urſache, daß ihr ein Jahr hindurch das Geſchäft ganz gelegt wurde. Einer hübſchen Unſchuld, die dem Civilgouverneur gefiel und die ſie zu kirren wußte, hat ſie es zu danken, daß ſie wieder aufmachen durfte. — Mein Plan iſt daher, daß wir dieſen Abend mit einigen Vertrauten ihr einen Beſuch abſtatten. Ihr zieht Alle gute Kleider an, ſteckt Ringe auf und dergleichen, ich aber will mich unter Euch drücken und unbemerkt hinein zu kommen ſuchen, ſonſt weiſ't ſie Alle ab. Bin ich einmal im Heiligthume drin, dann dürft Ihr für den Skandal nicht ſorgen. Es ſoll eine Schlägerei entſtehen, daß ſich die gefallenen Engel darüber freuen werden, dann ruft einer ſchnell die Wache herbei, wir laſſen uns Alle arretiren, die ſaubern Gäſte, van Pool und ſeine Kameraden, ſind dabei, die bleiben hängen, wir ſind am andern Tage frei. Jetzt wollen wir alles Nöthige vorbereiten. Abends neun Uhr treffen wir uns im großen Kaffeehauſe am Markte. Der Rittmeiſter und noch fünf bis ſechs wackre Jungen können mit dabei ſein! Vor Allem ſchärfe ihnen ein, daß ſie heitere Laune mitbringen.“

Die wackern Freunde trennten ſich, um die Kameraden aufzuſuchen.

23.

Am Abende dieſes Tages ſah man Panna Oſſepowa in nicht geringer Geſchäftigkeit ihr Häuschen durchlaufen. In dem größten Zimmer, das nach dem einſamen Garten hinaus lag, war eine Geſellſchaft verſammelt, deren wildes Ausſehen ſeltſam mit ihrem geheimnißvollen Weſen abſtach. Sie hatten ſchon mehre Bowlen Punſch geleert und unterhielten ſich dabei höchſt anſtändig, ohne Lärm, wie das an dieſen Orten ſelten iſt — wie es ſchien — über wichtige Dinge. Einige Zöſchen waren abgeſandt worden, um zur Aufheiterung des ernſten Kreiſes beizutragen. Außer dieſen Leuten war ein Paar feiner Herren an der Pforte erſchienen, die ſich ihnen gern öffnete. Der Eine, ein alter Bekannter, reich und vornehm, der ſeit Jahren ſchon gewohnt war mit ſeinen Aufträgen bei der Oſſepowa einzuſprechen, hatte einen Fremden mitgebracht, der ernſt und zerſtreut, wider Willen ſeinem Freunde hierher gefolgt zu ſein ſchien.

„Höre Weib,“ ſagte der Bekannte zur Kupplerin, „ich habe hier einen melancholiſchen Bruder mitgebracht, der ſich bei Dir aufheitern ſoll. Ich kann es Dir verſichern, daß er aus keinem andern Grunde hierher kommt, als mir gefällig zu ſein, weil ich es wünſchte und wir von hier einen Weg zuſammen zu machen haben, und daß es ihm nicht einfallen wird, irgend ein Gelüſten zu befriedigen. Aber ſo ganz allein kann er die Zeit ja nicht hinbringen. Haſt Du daher etwa ein Novizchen im Hauſe, die ſich üben ſoll, ein Blümchen, die Du keiner rohen Fauſt zu pflücken geben willſt, ſo ſende ſie zu ihm, während ich mich mit der Malnika unterhalten will.“

„Ich kann Alles ſo einrichten, wie Sie es wünſchen,“ ſagte freundlich die Oſſepowa, „ich habe gerade ſo etwas für den fremden Melancholikus. He, Malnika,“ rief ſie, und die kleine, freundliche Blondine ſprang heraus, und da ſie den Wohlbekannten erblickte, ihm an den Hals, ihn herzend und küſſend.

„Ich verlaſſe Dich auf kurze Zeit, ſagte lachend der Eine am Arme des Mädchens, ſuche indeß Dich ſo gut zu unterhalten, als es gehen will.“

„Wenn's beliebt,“ ſprach höflich die Kupplerin, die Thür eines wohnlichen Zimmers öffnend, „mein Häuschen iſt heut ſo ſtark beſetzt, daß ich bitten muß, einſtweilen mit meiner Wohnſtube fürlieb zu nehmen.“

Der Fremde nickte verbindlich und folgte der Einladung. Die Oſſepowa ging aber nicht mit, ſondern zog ſich leiſe zurück und machte die Thür zu.

Am runden Tiſche, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, den Eintretenden, ohne aufzublicken, grüßend, ſaß in einem reinlichen, doch nachläſſigen Anzuge, ein reizendes Mädchen, das ſelbſt den, in finſtern Gedanken vertieften Fremden angenehm überraſchte.

Das Weſen dieſes Mädchens trug den Stempel einer ſo echten Unbefangenheit, ſie ſaß ſo beſchäftigt da, ohne ſich um den Gaſt zu bekümmern, ſie zog ihren Faden durch Wachs, biß deſſen Ende ab, fädelte ihn ein, Alles ſo liebenswürdig nachläſſig, ganz unbelauſcht ſich wähnend und nicht vermuthend, daß ſie die Aufmerkſamkeit eines Fremden auf ſich zog, zu deſſen Unterhaltung ſie eigentlich beſtimmt war.

In einem ſolchen Hauſe auf Unbefangenheit zu ſtoßen, übt ſtets einen mächtigen Zauber. Der Fremde, der eine gewöhnliche Phryne zu finden dachte und dann gewiß das Stillſchweigen eines Trappiſten bewahrt haben würde, fühlte ſich veranlaßt dieſes Mädchen anzureden. Er ſetzte ſich zu ihr, ſah ihr eine Weile zu und ſagte dann:

„Du näheſt ja, mein Kind, mit einer Emſigkeit, als gälte es die Ausſteuer zur morgenden Hochzeit. Kannſt Du denn nicht die Arbeit bei Seite legen und mir einen Blick in Deine ſchönen Augen gönnen, damit ich auch wiſſe, von welcher Farbe ſie ſind?"

„Ach," ſagte das Mädchen, „ich muß wohl nähen; die Mutter iſt ſo gut, und es iſt das Einzige, womit ich dafür danken kann."

Der Fremde, der ihr näher gerückt war und die Arbeit genau betrachtete, lachte.

„Nun dieſe Näherei, mein Kind, iſt aber eben nicht zu loben," ſagte er; „obgleich ich kein Schneider bin, ſo ſehe ich denn doch ein, daß Deine Naht ſchlecht iſt und daß Du mehr in Deine Finger ſtichſt, als in die Leinwand."

Die Kleine wurde blutroth und liſpelte leiſe: „Das macht, weil ich's noch nicht lange treibe, ich habe es erſt vor Kurzem gelernt das Nähen."

„Biſt wohl vom Lande?" fragte der Fremde.

Die Kleine ſchwieg.

„Die Leibeigene irgend eines Fürſten, der Dich nach der Stadt und dann hierher in dies Haus brachte?"

Das Mädchen antwortete nicht, ſtampfte mit dem niedlichen Fuße, zerbrach einige Nadeln und biß ſich in die Lippen.

„Ei, Du antworteſt ja nicht?“ rief der Fremde und legte ſeinen Arm um ihren Nacken. „Biſt Du böſe? Hätte ich Deine Arbeit loben ſollen? Willſt Du auch geſchmeichelt ſein? Sieh doch!“

Und die andre Hand griff ihr an das Kinn, um den Kopf ſo zu drehen, daß der Fremde ihr bequem einen Kuß geben konnte. Das Mädchen ſprang auf und ſagte: „Die Mutter wird bald hier ſein.“

„Nein,“ rief lachend der Fremde, „die Mutter kommt nicht eher, als bis ich ſie rufe. Sei nicht ſo ſpröde, mein Kind, oder ſcheine wenigſtens nicht ſo. Komm' und ſetze Dich, ich will Dir nichts zu Leide thun.“

„Ich ſetze mich nicht,“ ſprach das Mädchen entrüſtet, die von dem Tone unangenehm berührt wurde, in dem der Fremde ſprach. „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie ſich in einem anſtändigen Hauſe befinden —“

„Das weiß ich ja, liebe Kleine,“ ſagte immer ſcherzend der Herr, deſſen üble Laune ihn während dieſes Geſpräches gänzlich verlaſſen zu haben ſchien. „Obgleich ich dieſe Art von Häuſern nicht oft beſuchte, und überdies in Wilna gänzlich fremd bin, ſo will ich doch gern glauben, daß es ſchlechtere gibt —“

„Dieſe Art von Häuſern? ſchlechtere!“ rief das Mädchen mit aufgeriſſenen Augen, indem das Nähzeug ihrer Hand entfiel.

„Nun, treibe Deine Verſtellung nicht zu weit, ſonſt wird ſie abgeſchmackt,“ ſagte jetzt ernſt der Fremde, „komm her und ſetze Dich zu mir — ich bin kein Menſchenfreſſer —“

„Nein, erlauben Sie, mein Herr,“ ſprach das Mädchen,

„daß ich die Mutter —" und damit wollte ſie zur Thür hinaus.

„Was haſt Du denn immer mit der Mutter?" fragte der Fremde, „biſt Du die Tochter des Hauſes?"

„Ich bin leider nur eine arme Fremde, aber die Töchter des Hauſes lieben mich wie ihre Schweſter —" ſagte das Mädchen.

Da leuchtete das Auge des Fremden und ein furchtbarer Ernſt legte ſich auf ſeine Züge.

„Mutter? Schweſter?" wiederholte er, „ſo ſollte das arme Weſen wirklich ſo ſchrecklich hintergangen ſein? Sprich, Mädchen, aber aufrichtig, als wenn Du vor Gott ſtändeſt: weißt Du wirklich nicht, wo Du Dich befindeſt?"

„In dem Hauſe einer Freundin," ſagte frei das Mädchen.

„In dem Hauſe der frechſten, geſuchteſten Kupplerin — die Du für Schweſtern hältſt — ſind feile Dirnen — die Hausfreunde ſind Wollüſtlinge, die hier ihren Lüſten fröhnen — Du ſtehſt am Rande eines fürchterlichen Abgrunds!" ſprach der Fremde.

Das Mädchen hatte den Mund geöffnet, die Zunge lag ſchwer wie Blei, die Augen ſtierten, der Buſen hob ſich krampfhaft, die Finger waren weit auseinander geſpreizt.

„Gerechter Gott!" ſtöhnte ſie endlich mit furchtbarer Anſtrengung und ſank zur Erde.

Der Fremde bemühte ſich, ſie wieder zu ſich zu bringen und trug ſie auf das Sopha.

„Wer brachte Dich hierher, Unglückliche?" fragte er.

Mit einem innern Schauer antwortete ſie ſchwach, erſterbend, kaum hörbar: „Mein Vater!"

„Und wer biſt Du?" fragte er wieder.

„Rozalka, die Seiltänzerin!" ſagte das Mädchen.

„Sei unbeſorgt, mein Kind,“ verſicherte der Fremde, „ich werde Dich retten —“

Alle Kräfte zuſammenraffend ſprang das Mädchen vom Sopha auf, und mit der nur ihr eigenthümlichen Gelenkigkeit ſchnellte ſie ihren reizenden Körper zu Boden, wie einen Pfeil, der von der Sehne fliegt. Da lag die rührende Geſtalt, die Hände gefaltet, die Bruſt weit vorgebeugt, den Kopf geſenkt, mit von Thränen überſtrömenden Augen.

„Ja, mein Herr, wer Sie auch ſein mögen, retten Sie mich,“ ſchrie ſie mit Ungeſtüm, „retten Sie mich aus den Händen dieſer Mutter — aus den Händen dieſes Vaters!“

Der Fremde hob ſie auf und wollte ſoeben neue Fragen an ſie richten, als im Hauſe ein furchtbarer Lärm entſtand, der ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

24.

Der Verabredung des Schulmeiſters zufolge hatten ſich ſeine Geſellen mit ihm in geziemender Kleidung vor dem Hauſe der Panna Oſſepowa eingefunden.

Sie klopften; die Dame öffnete das Fenſter. Das Loſungswort der alten Kunden, denen ſich ſogleich die Thür öffnete, ertönte, dennoch zögerte die Oſſepowa ſogleich zu öffnen. Sie überſchaute die Menge der neuen Gäſte auf der Straße, ſie überzählte im Gedanken ihre Zimmer, ihre Mädchen, die ungefähre Verſtärkung, die ſie in der Geſchwindigkeit herbeirufen konnte, und ſie befand ſich in Verlegenheit.

Da ertönte das Loſungswort noch einmal von der Straße herauf von einigen Fauſtſchlägen an die Thür und von Flüchen begleitet.

Das kann nichts helfen, dachte ſie, ging hinunter mit dem Lichte und öffnete.

Alle zugleich drängten ſich wild herein. Einer von ihnen blies ihr das Licht aus, und dennoch ſtürmten ſie nun die Treppe hinauf, nach dem kleinen Schlafzimmer der Hausfrau, als kennten ſie genau die innere Einrichtung dieſer Wirthſchaft.

Während die Oſſepowa Licht herbeiholte und einige Flaſchen Wein, waren die Fremden bereits mit dem Zimmer ganz vertraut geworden. Sie hatten ſich auf Sopha und Stühle hingelagert, Pfeifen angezündet, und trällerten und pfiffen durcheinander, daß es keine Luſt war. Die Kupplerin überſchaute nun ihre Gäſte, deren Geſammtzahl ſie früher nur in Betracht gezogen hatte, Mann für Mann, und war unangenehm überraſcht, unter der ſaubern Hülle Blicke und Mienen hervorgucken zu ſehen, die den feinen Fühlhörnern der Hexe nichts Gutes anzuzeigen ſchienen. Die Geſellen van Pool's, die im hintern Zimmer ſich vergnügten, machten ihr ſchon Sorgen, aber das war nicht zu ändern. Van Pool, ein alter Freund, aus frühern Zeiten ihr eng verbunden, den ſie fürchtete, der endlich ſein ſchönes Töchterchen ihrer Obhut anvertrauen wollte; aber dennoch war ſie für den guten Ruf ihres Hauſes beſorgt, das gewöhnlich nur den feinſten Herren geöffnet wurde, daher denn auch ein eigenthümliches: „Seſam thu' Dich auf!" eingeführt worden war, ſollten ſich dieſe „Schreckenspforten" dem Eingeweihten öffnen.

Die Oſſepowa bat die Herren ſich zu gedulden, ſie würde ihnen gleich einige Geſellſchafterinnen ſchicken, als ihr Blick auf ihr eigenes, im Winkel der Stube, unter bunten, bauſchigen Gardinen, hervorleuchtendes, reines Wittwenbette fiel und ſie an deſſen unterm Ende ein Paar Stiefel hervorgucken ſah, deren Sohlen eine ſtarke Lage Wilnaer Straßenkothes mitgenommen hatten.

Erſtarrt blieb ſie ſtehen.

„Was ſoll das bedeuten?“ rief ſie, die Hände in die Seiten geſtemmt; „in welchem Hauſe glauben Sie zu ſein, meine Herren?“

Und hin zum Bette eilte und an den hervorſteckenden Stiefeln zerrte ſie den fremden Mann hervor, der ſich wie ein Todter daraus ziehen ließ, und plump zur Erde fiel.

„Herr Gott! was iſt das?“ rief ſie erſchreckt, ſprang mit dem Lichte hinzu und taumelte voll Abſcheu und Aerger zurück, als das wohlbekannte Geſicht des verhaßten Schulmeiſters ihr vom Boden entgegengrinzte.

„Wie? Er unterſteht ſich, mir wieder vor die Augen zu kommen!“ ſchrie ſie mit der Stimme einer Beſenreiterin zum Blocksberg. „Er wagt es, mein unbeſcholtenes Haus zum zweiten Mal zu verunreinigen, und bringt mir ſeine ſaubern Spießgeſellen mit, kommt in guter Anzahl, um mir Furcht einzujagen; aber, weit gefehlt! Wir werden die feinen Gäſte ſchon fortzubringen wiſſen — nur Geduld!“

Sie ſtand noch eine Weile da, um zu ſehen, welchen Eindruck dieſe Rede auf die Eingedrungenen machen würde, und hoffte auf ihren Abzug. Als aber ſtatt deſſen ein unvertilgbares Gelächter aus den rauhen Kehlen fuhr und Niemand ſich anſchickte, den Platz zu räumen, verlor die Kupplerin ihre Beſinnung.

Alle guten Vorſätze, die ſie ſeit Jahren gefaßt und in ruhigen Tagen in ihrem Gemüthe die feſteſten Wurzeln geſchlagen hatten, flogen in einem Augenblicke in die Luft. Was galt ihr jetzt wohl Scandal, Legung des Handwerks, Arretirung, Pranger? Nur Wuth, blinde Wuth kannte ſie.

Sie bot die ganze Kraft ihrer Lunge auf, und es ſchallte ein Ton aus der breiten Bruſt der Schreierin, daß er Straßen weit die Trommelfelle erſchütterte.

Alle Mädchen ſtürzten herbei, van Pool mit ſeinen Geſellen trat hinzu, der Schulmeiſter und die Seinen löſchten ſchnell die Lichter, und Geſchrei und Kampf wälzte ſich im Finſtern durch das ganze Haus. Im Zimmer, auf der Treppe, auf der Hausflur, in der Küche, überall wurde gerungen, geſchlagen, gekniffen, gebiſſen, geſchrien und gejauchzt. Ja, der gewiſſenhafte Berichterſtatter muß mit dem Dichter ausrufen:

„Von Kampf und ſüßer Minne,“

denn nie wol hatte ein Feind den andern ſo umarmt, wie es hier auf dieſem Schlachtfelde mitunter wohl auch der Fall geweſen war.

Die Hausthiere, beſonders die Katzen, deren eine große Anzahl hier vorräthig war, kamen, von dem Lärm im Finſtern aufgeſchreckt, dazu, die bedrängten Dirnen bedienten ſich ihrer als Waffen. Sie ergriffen ſie bei den Schwänzen und ſchlugen ihre Gegner damit an den Kopf, ſie ſchleuderten ſie durch die Luft, und dieſe neuen congreviſchen Raketen fielen heulend auf den Feind, und wo ſie hinfielen, krallten und biſſen ſie ſich feſt, bis auf die Knochen, in der gräßlichſten Todesangſt. Andere hatten ihre Waffen aus der Küche geholt. Mehre Rindszungen und Stücken Fleiſch lagen für den Bedarf des andern Tages auf dem Küchentiſche. Die Dirnen griffen in ihrer Bedrängniß danach und hieben ſo tapfer damit herum, daß, wo ſie hinhieben, die blutigen Spuren zurückblieben, nämlich des Blutes, das durch den Schlag aus dem rohen Fleiſche ſich herauspreßte.

Die Verwirrung hatte den höchſten Grad erreicht, als der Fremde, der bei Rozalka ſich befand, die Thür öffnete, und beide mit hoch emporgehobenen Lichten die tragikomiſche Scene beleuchteten.

Das Getümmel löſte ſich, durch die ſchnell dazwiſchen tretende Erhellung geſtört, in eine momentan feſt ſtehende Gruppe auf.

Man ſah die Oſſepoma mit einem großen Kohlenbecken, woraus ſich Wolken von Wachholder wälzten, einherſchreiten, gleichſam als wolle ſie ihr Haus reinigen von dem Schimpfe, den die unreinen Geſellen darüber ausgeſchüttet hatten.

Jeder war bemüht, ſo gut es ging, ſich von ſeinem überlegenen Feinde loszumachen, und ſtarrte der lichten Erſcheinung befremdet entgegen.

Vor Allem war es jedoch die Rieſengeſtalt van Pool's, die wie von Erſtarrung ergriffen war. Er riß einen ungeheuern Kater, der ſich an ſeiner Schulter feſtgeklammert hatte, ſo heftig in die Höhe, daß ihm ein nicht unbeträchtliches Stück ſeines Fleiſches zwiſchen den Krallen blieb, und indem er ihm die Kehle zudrückte, daß dem raſenden Thiere die gelben, leuchtenden Augen wie ein Paar flammende Kugeln aus dem Kopfe traten, brüllte er laut: „Du hier? Juble, Hölle — der Vater bei der Tochter!"

Alles blickte nach ihm hin, und er würde wahrſcheinlich nicht lange auf die Erklärung dieſer räthſelhaften Worte haben warten laſſen, wenn nicht ein wichtigerer Gegenſtand, der von der Straße her ſich zeigte, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregt hätte.

Es trat nämlich der Schulmeiſter mit einer Anzahl Soldaten herein, die er ſogleich beim Beginne der nächtlichen Schlacht herbeizuholen, fortgeſchlichen war. Er zog jetzt eine kleine Karte aus der Taſche, zeigte ſie dem Unteroffizier und ſprach ernſt, doch ohne beſondern Nachdruck: „Im Namen der hohen Kriegspolizei.“

Van Pool und ſeine Geſellen wurden ſogleich ergriffen, die Oſſerowa mit ihren Dirnen ebenfalls, für ſeine Begleiter wollte Przebracki Bürgſchaft leiſten, ſie wurde aber nicht angenommen, ſondern die guten Leute mußten, als Störer der öffentlichen Ruhe, ſich zum Arreſte bequemen, aus dem ſie jedoch — wie ſie voraus wußten — am andern Tage, in ihrer Eigenſchaft als Polizeiagenten, wieder freigelaſſen wurden.

Der Fremde, neben Rozalka, ſpähte ängſtlich nach ſeinem Freunde, mit dem er dies Haus betreten hatte, und deſſen Anſehen ihm bei der Wache durchgeholfen haben würde. Der Freund war jedoch beim Beginne des Lärms entflohen, indem er vorausſetzte, ſein Begleiter würde daſſelbe gethan haben, und nicht vermuthete, daß das Mädchen im Stande geweſen wäre, dem finſtern Melancholiker eine Theilnahme einzuflößen, daß er darüber den Beginn des gräßlichen Scandals nicht hörte.

Der Unteroffizier näherte ſich nun dem Fremden, um nach ſeinem Namen zu fragen.

„Arretirt ihn nur!“ ſchrie van Pool's rauhe Stimme dazwiſchen, mit ſeinem heiſern Gelächter, „der Großfürſt wird's Euch Dank wiſſen. Er iſt ein Landesverräther.“

Przebracki blickte hin und erkannte C. d. D., den alten Begleiter des Franzoſenkaiſers, der lange ſchon ein Gegenſtand ihrer Spähungen war und von deſſen Anweſenheit in Wilna ſie noch nichts gewußt hatten.

„Arretirt ihn!“ ſagte Przebracki finſter.

„Feind meiner Seele!“ ſagte van Pool, der von zwei Soldaten gehalten wurde, „ich habe Dich immer ermorden wollen und dachte mir dies als die höchſte Seligkeit. Aber ich danke der Hölle, daß mir hierzu nicht die Gelegenheit wurde. Dieſer Augenblick iſt köſtlicher. Hier, im Hauſe der Schande, fandeſt Du ſie wieder — die lang Entbehrte, die zu ſuchen Du Dich der Todesgefahr entgegenwarfeſt — Du haſt ſie umarmt — geküßt — hahaha! ans Vaterherz gedrückt — denn jene Bleiche dort — die Du genoſſeſt im Hauſe der Schande — iſt Deine Tochter!“

Rozalka fiel ohnmächtig nieder. Die Wache führte die Gefangenen fort — die Ohnmächtige blieb im Tumulte unbeachtet liegen. Przebracki hob ſie auf und trug ſie mitleidig fort, während ein Beamter der Stadtpolizei die Lichter löſchte, die Thür des ſtillen Hauſes verſchloß und die Schlüſſel an ſich nahm.

25.

Die Expedition der geheimen Polizei nach Wilna geſchah allerdings, um die Mitglieder des vaterländiſchen Bundes, der nach Einigen gar nicht mehr der Slavenbund genannt wurde, in der Nähe zu umſrähen.

Es war den Machthabern bekannt geworden, daß er ſich immer weiter ausbreitete und ihm jetzt Mittel zu Gebote ſtanden, die ihn der Regierung gefährlich machen konnten. Man wußte, daß ſich im Herzen von Litthauen eine Verſchwörung zu bilden anfing und daß die Edelſten des Landes eine Generalverſammlung in ihrer Hauptſtadt hielten. Nach den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands, die früher zu Polen gehörten, wurden Agenten geſchickt, um die Stimmung zu erforſchen, nach Wolhynien und Podolien, wo man die günſtige Stimmung kannte, wurden Bevollmächtigte geſandt, um Filial-Vereine zu bilden und die Unzufriedenheit der

Truppen zu benutzen, eine Empörung herbeizuführen. Man ſprach ſogar davon mit ziemlicher Gewißheit, ſelbſt die Ruſſen für die allgemeine Sache der Freiheit zu gewinnen, jener Ruſſen, die ſich in wilder Ungezähmtheit unter dem eiſernen Zwangsjoche krümmten, gleich dem Pferde der Steppe, das den erſten Halfter fühlt — man ſchwärmte von einer Rieſenrepublik des Nordens, von einem freien Vereine aller ſlaviſchen Stämme, ein Gedanke, vor deſſen Verwirklichung Europa erbeben mußte — aber, man bedachte nicht, daß ein ewiger Haß zwiſchen Brüdern tiefer wurzelt und unverſöhnlicher wuchert, als unter Fremden, und daß Pole und Ruſſe nie Hand in Hand gehen können.

Die Namen Zolkiewſki, Czarniecki, Poniatowſki und Koſciuſko waren die Loſungsworte der Freiheit; dies und mehre andere Formen, woran ſich die Verbündeten erkannten, war den Machthabern entdeckt worden. Sie wußten, daß Graf S., der vornehmſte Cavalier des Landes und ein Greis von achtzig Jahren, an der Spitze der Verſchwörung ſtand; ſie wußten, daß Viele aus den erſten Familien dazu gehörten, daß Gelehrte und Profeſſoren, der Stolz der Nation, ſich ihr anſchloſſen, daß endlich ſelbſt die Jugend den Funken nährte, der bald das Land in Flammen ſetzen ſollte. Sie wußten dies Alles und begnügten ſich damit, die Zahl ihrer Polizeiſpione zu vervielfachen, die Verbündeten damit zu umgeben, und hofften, ihre Macht dadurch zu ſichern, wenn ſie nach den falſchen und echten Angaben, die ſie erhielten, Strafen verhängten und die abſcheulichſten Gefängniſſe mit Unglücklichen bevölkerten.

Von Wilna hoffte man eine bedeutende Ausbeute zu erhalten. Man glaubte, daß es den Spähern gelingen würde, die tiefſten Schleichwege der Verſchwörer zu entdecken, die ihr Spiel bereits viel zu offen trieben, um nicht verrathen zu werden. Man hatte erfahren, daß der Präſident, Graf S., unter dem Vorwande, auf ſeine Güter zu reiſen, nach Wilna gegangen ſei, und erwartete nunmehr mit Gewißheit, ihn bald, ſeiner Würden und Güter beraubt, nach Sibirien ſchicken zu können. Dieſen Einzigen umgaben Hunderte von Spionen; wie eine lauernde Meute von Windhunden, die nach beendigter Hetzjagd auf den erſten Biſſen harrt, mit bis an die Ohren aufgeriſſenen Mäulern, die blutrothe Zunge, trocken und vor Gier hüpfend, zwiſchen den ſpitzigen Zähnen hängend, ſo lauſchten ſie an jeder Ecke, wenn Graf S. ausging, ſo ſchlichen ſie ſich in ſein Haus, wenn er Beſuche annahm, ſo umſtanden ſie ſeine Wohnung zur Nachtzeit, wie am Tage.

Aber dieſe unſcheinbare Wohnung — denn der Greis hatte ſein Hotel nicht bezogen, da er ſich in Wilna incognito aufzuhalten wähnte — dieſe unſcheinbare Wohnung bewachte gegen dies Heer von furchtbaren Schlangen eine einzige Schlange, liſtiger und darum gefährlicher als Alle, des Grafen treuer Begleiter und Diener, und dieſer war Przebracki.

Er war, das wiſſen wir, ſchon längſt dem Grafen ergeben; um ihn nun zu ſichern vor den gefährlichen Fallſtricken, die ihn umgaben, hatte er ſich ihm zum Begleiter angetragen. So war er mit dem Grafen nach Wilna gekommen, zur großen Freude der Behörde, die ihn nun in den Klauen des liſtigſten Spitzbuben wußte.

Aber der Graf führte ein ſtilles, zurückgezogenes Leben. Der Greis war ſchwach, die Jahreszeit rauh, er verließ ſelten das Zimmer und ſah faſt Niemand bei ſich. Der geübteſte Blick konnte den Spinnefaden nicht entdecken, wodurch der Graf mit einer Verſchwörung zuſammenhing. Przebracki verſicherte, es ſei das langweiligſte Leben von der Welt, und außer den vielen Uebeln und Kränklichkeiten, und den Mitteln, die dafür angewandt würden, habe er nichts Neues in Bezug auf ſeinen Patron erfahren.

Man fing bereits an, dem Przebracki nicht recht mehr zu trauen, denn was wäre mißtrauiſcher als Spitzbuben gegen einander; Jener merkte es und mußte bedacht ſein, durch einen glänzenden Zug ſeiner ſchwankenden Partie ein neues Intereſſe zu verſchaffen.

Er lief umher in den Straßen, um Etwas zu erſchnüffeln. Van Pool's wohlbekannte Geſtalt war das Erſte, was ihm auffiel. Einige Figuren, die ihn umgaben, waren ihm auch nicht fremd. Er erinnerte ſich, ſie in den Kloaken der fleiſchlichen Luſt angetroffen zu haben, und wußte, daß ſie Stegreifritter waren, die vom Gurgel- und Beutelſchneiden lebten. Sie waren ihm bald aus dem Geſichte geſchwunden, doch hoffte er, ſie leicht wiederzufinden. Er durchſtrich die verrufenſten Winkel, er befaßte ſich mehre Tage mit den gefährlichſten Gaunern und bald wußte er, daß van Pool bei einer reichen Kupplerin wohnte, die den vornehmſten Herren ihren Bedarf verſchaffte, die aber früher, ehe ſie zu dieſem Glanze gelangt war, das Handwerk einer Hehlerin und Verkäuferin geſtohlener Sachen getrieben hatte. Hier verſammelte ſich der Kreis würdiger Genoſſen um van Pool, die nur die ausbrechende Verwirrung abwarteten, um ſie durch Mord und Plünderung zu vergrößern.

Przebracki entbot ſeine Vertrauten zu dem Unternehmen, van Pool und die Seinen aufzuheben. Wie dies ihm gelungen war, iſt bereits mitgetheilt, was jedoch außerdem dabei vorfiel, lag außerhalb der Berechnung des Schulmeiſters.

Ein Verbündeter, C. v. D., den er kannte, der thätig für die gute Sache wirkte, den Graf S. mit dem größten Vertrauen beehrte, war verhaftet worden, und deſſen Tochter, dafür erklärte ſie nämlich van Pool, war dem Schulmeiſter als Erbtheil zugefallen. Was ſich ſonſt noch zwiſchen Vater und Tochter zugetragen haben ſollte, machte eben auf Przebracki keinen ſonderlichen Eindruck; auch war er nicht neugierig, der Verkettung dieſer ſonderbaren Hiſtorie nachzuſpüren, weil ihn wichtigere Intereſſen erfüllten.

Mit nicht geringem Staunen ſah Graf S. ſeinen heimkehrenden Kammerdiener, ein Mädchen auf dem Arme, das, im weißen Kleide mit dem bleichen Geſichte, wie eine Schneeflocke ihm auf die Schulter geweht war.

Graf S. trat näher zu ihr, da ſie der Schulmeiſter auf das Sopha gelegt hatte, und er erinnerte ſich, dieſe ſchönen Züge, dieſen reizenden, leichten Gliederbaum ſchon einmal in demſelben Zuſtande einer feſſelnden Ohnmacht geſehen zu haben.

„Iſt denn dieſer Engel beſtändig in dem Zuſtande ſolcher Abſpannung?“ rief Graf S. aus, „ich erinnere mich, ihm ſchon einmal in Warſchau begegnet zu ſein — und,“ hier fiel ihm mit einem Mal der Vorfall mit allen Umſtändlichkeiten wieder ein — „bei der Marſchallin von G. war es, als ein ruſſiſcher Herr ſie von ſeiner Tſchetwerka verfolgen ließ und ſie ohnmächtig in der Stube des Burggrafen da lag. Wie kommſt Du zu ihr?“

„Ich muß geſtehen, daß, wenn ich den Ort nenne, wo ich dies Mädchen traf, dies nicht eben in den Augen Ew. Erlaucht ihr zur Empfehlung gereichen dürfte, indeß, die Sache verhält ſich nun einmal ſo, und ich bin es Ihnen ſchuldig, die Wahrheit zu ſagen. So will ich Ihnen denn auch aufrichtig die dummen Streiche geſtehen, die ich heute begangen habe —“

„Schon gut, ſchon gut," bemerkte ſorglich der Graf, „aber, mein guter Freund, was ſoll ich hier mit dem Mädchen? Auf meinem Sopha? Und wie werden wir die Ohnmächtige erwecken? Ich dächte, Du holteſt ſogleich einen Arzt —"

„Nicht nöthig," ſprach der Schulmeiſter, „für ſolche Fälle weiß ich Rath."

Und er bemühte ſich eifrig um Rozalka, rieb die Fußſohlen, ſtrich die Schläfe mit kölniſchem Waſſer, ließ ihr Salzdämpfe in die Naſe ſteigen, und erzählte dabei ſein Abenteuer, ohne das Kleinſte zu vergeſſen, und ſchloß mit dem Bedauern, daß C. d. D. bei dieſer Gelegenheit verhaftet worden. Als ſeine Geſchichte beendet war, hatte er die Freude, daß das Mädchen die Augen öffnete und der Name: „Jezef!" leiſe von ihren Lippen ſchwebte.

„Wahrſcheinlich der Geliebte!" ſagte der Graf.

„Die — und ein Geliebter!" ſchmunzelte Przebracki, „da kenn' ich das Haus der Oſſepowa beſſer, Ew. Erlaucht!"

„Schweige," ſagte der Graf S., „das arme Kind! Wer weiß, wie es in jenes Haus gekommen ſein mag. Lange war es noch nicht dort, denn vor wenigen Tagen noch war ich Zeuge von dem Vorfalle in Warſchau, der ſich mit dieſem Mädchen zutrug. Es ſcheint mir von einem finſtern Geſchicke verfolgt."

Dann wandte er ſich zu Rozalka, die mit mattem Auge befremdet rings um ſich blickte und ſich einige Löffel alten Ungarweins von dem Schulmeiſter einflößen ließ, ſprechend: „Sei nur ruhig, mein liebes Kind, Du biſt gerettet, dies ſei Dir für heute genug. Morgen ſoll ſich Dir Alles aufklären. Jetzt danke Gott und ſchlafe unter dem Gebete ein, damit Dir die Kräfte wiederkehren."

Seine Hand, die Rozalka's Wange ſtreichelte, benetzten ihre Thränen, ſie blickte vertrauensvoll auf den edeln Greis, küßte ſeine Hand, und ein brünſtiges Gebet ſtieg aus der ſchwerathmenden Bruſt.

„Wo werden aber Ew. Erlaucht dieſe Nacht zubringen?“ fragte ſchelmiſch Przebracki, „da das Mädchen hier in Ihrem Schlafzimmer liegt, ſo wird es wohl nicht angehen, daß Sie in Ihrem Bette —“

„Ich werde im Vorzimmer auf dem Sopha liegend die Nacht hinbringen,“ erwiderte der Graf, ſeinem Kammerdiener winkend, ihm zu folgen, und die Thür leiſe hinter ſich zuziehend, „damit wir die Kleine nicht ſtören. Schlafen kann ich nicht und daher ſollſt Du mich unterhalten. Weißt Du was, Przebracki, erzähle mir Einiges aus Deinem Leben.“

„Willkommener Befehl,“ ſagte der Kammerdiener. „Ich will Ew. Erlaucht erzählen, wie ich meine Schule aufgab und zur geheimen Polizei kam. Das heißt, die große Metamorphoſe ſchildern, die aus einem Dorfbakel, dem einfältigſten, der zwiſchen der Weichſel und dem Dnieper ſchmuzige Jungen das ABC lehrte, den ſchlaueſten Fuchs machte, der in unſern Gehegen anzutreffen iſt. Eigentlich verdanke ich dies einem ſchönen Weibe, einer Schauſpielerin. Belieben Ew. Erlaucht, dieſe lehrreiche Schilderung in Huld und Nachſicht anzuhören.“

26.

„Ich heiße Roman Przebracki, und war Schulmeiſter in Rechloſchizza, woſelbſt ich mich bemühete, die Jugend mit Liebe und Strenge das ABC zu lehren. Meine Seele war unſchuldig, wie die Hantierung, die ich trieb, und mein einziger Fehler war, daß ich gern Hühner ſah, die auf meines Nachbars Hofe gackerten. Ich mochte wohl auch noch einige andere Fehler gehabt haben — die Wahrheit zu geſtehen, ich betrachtete es immer als eine große Eitelkeit, ſich ſelbſt zu beobachten.

Außer meiner Neigung zu fremden Hühnern weiß ich mir daher nichts vorzuwerfen, und deshalb genoß ich die Freuden des ruhigen Bewußtſeins im hohen Grade.

Ich glaubte damals — und ich irrte mich wahrlich nicht — mein Glück ruhe in meiner Unwiſſenheit, und darum bemühte ich mich redlich, meinen Schülern dieſe Quelle des Glücks zu eröffnen.

Ob ich Gutes wirkte, weiß ich nicht zu ſagen; war es nicht der Fall, ſo fällt die Schuld auf Diejenigen, die mir das Schulſcepter in die Hand gegeben hatten.

Von der Liebe wußte ich damals blutwenig, das heißt: nicht mehr als ich mit gutem Gewiſſen meiner kleinen Schaar mittheilen konnte. Ich muß auch aufrichtig geſtehen, daß das zweite Geſchlecht in Rechloſchizza nicht eben auf das Prädicat „ſchön“ Anſpruch machen durfte. Stämmige Waden, von ſchmutzigen Füßen durch den Straßenkoth geſchleppt, können, wenn die Röcke auch noch ſo hoch aufgehoben werden, die Sinne eben nicht ſehr in Aufruhr bringen.

Aha, ich verſtehe Ihren Wink, Herr Graf, ich ſoll leiſer ſprechen — das Kind drin ſchläft feſt und hört mich nicht.

Um dieſe Zeit ſtarb mir ein Verwandter in Warſchau, der mich mit einigen Hundert Gulden in ſeinem Teſtamente bedacht hatte. Ich reiſte hin, um ſie abzuholen.

Warſchau machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich ſah, daß die Häuſer und Straßen um Vieles anders als in Rechloſchizza waren, daß die Mädchen ſchöner einhergingen, daß die Männer ſich freier benahmen, und ich fühlte zum erſten Mal, daß man ſich wohl noch etwas Anders, als die Hühner ſeiner Nachbaren wünſchen könnte.

Ich hatte ſo viel vom Theater gehört. Der Tauſend, dachte ich, ſollteſt du das Ding denn nicht auch einmal kennen lernen? Es war am Vorabende meiner Abreiſe, denn am andern Tage gedachte ich, mit einigen polniſchen Erbauungsbüchern, einem ſchönen, gemalten Bierglaſe, worauf das warſchauer Stadtwappen abgebildet war, und einer Kaffeemühle, die noch in meiner Wirthſchaft gefehlt hatte, indem ich immer meinen Kaffee mit einem Steine zerquetſchen mußte, nach Rochloſchizza zurückzukehren.

Ich hatte mein Geld in das Futter meiner Jacke eingenäht, aus Furcht, etwas zu verlieren. Ich hatte aber eine ſo große Luſt, einmal das Spiel der Komödianten anzuſehen, und es verdroß mich nur, daß ich nicht früher daran gedacht hatte. Doch zu ändern war's nun nicht. Ich trennte daher einen Thaler aus meinem Futter, und ſtellte mich mit einem Gefühle vor das Theater, mit einer Miſchung von Sehnſucht und Verlangen, als hätte es den Hühnern meines Nachbars gegolten.

Die Thür wurde geöffnet, ich bezahlte meinen Eintritt und freute mich meiner Unſchuld, daß die Armenvorſteher auch ihren Antheil begehrten. Der erſte Eindruck, den der weite, leere Raum, in dem nur Finſterniß herrſchte, auf mich machte, war keinesweges angenehm zu nennen.

Nachdem ich eine Weile da geweſen, tauchten die Porträts an den Logenbrüſtungen wie aus Nebel und Staub auf, und ich ſah die Galerien, den Halbkreis von dem Rieſenvorhange geſchloſſen, und dachte in meinem Sinne, das ſoll dich doch wundern, was damit geſchehen wird.

Nun fingen nach und nach die Zuſchauer an, ſich einzuſtellen. Sie ſchwatzten laut, ſtießen mich hin und her und ſtörten mich — der ich, mit offenem Maule, meine Augen immer im Kreiſe herumſchweiſen ließ — in meiner Andacht.

Die Damen in den Logen gefielen mir ganz beſonders, ich ſah ſie wirklich mit dem Gefühle an, als guckte ich in meines Nachbars Hühnerhof.

Die Kleine ſchläft ganz ruhig. Ew. Erlaucht ſcheinen mir auch an fremde Hühner zu denken — ich will die Thür feſter anziehen, dann weckt ſie mein lautes Sprechen gewiß nicht auf. –

Ganz beſonders war es ein Dämchen im zweiten Range, das mit recht ſchelmiſchen Augen mich gepackt hatte, mich feſt hielt und gar nicht Luſt zu haben ſchien, mich wieder herauszugeben.

Ich zappelte recht zwiſchen dieſen Augen, und wenn's auch nur Blicke waren, die mich hielten, ſo konnte ich mich nicht daraus los winden, ich mochte mich krümmen wie ich wollte.

Es ſchien mir, als ob die Andern es merkten, daß mich die Augen ſo hielten, und dachte, ſich nicht mehr hin. Darauf ließ ich denn meinen Kopf ſich hindrehen, wohin er nur immer Luſt hatte, ohne ihm den geringſten Zwang anzuthun; aber, ehe ich mich deſſen verſah, hatte eine unſichtbare Hand mir wieder, im eigentlichen Sinne des Worts, das Genick umgedreht, mein Geſicht ſtand im Nacken, und die zwei ſchönen, ſchattigen, finſtern Arzen des Dämchens hatten meinen Augenſtern ſo feſt an ſich geſogen, daß ich weder links, noch rechts zu blicken vermochte.

Was das Tollſte war — es tönte eine allerliebſte Muſik in meinen Ohren, auch ſchöne Stimmen ſangen dazu — dies machte mich ganz wirbelig. Anfangs dachte ich wohl noch, das wird die Komödie ſein, drehe dich doch nur um und ſieh hin, dann ſprach aber wieder eine innere Stimme: „was da, Komödie! Zauberei iſt's! hier ſitzen die Muſikanten!“ und das Hühnergefühl wurde ſo ſtark in mir; daß es mir Uebelkeit verurſachte.

Sie hat nur gehuſtet — ſie legt ſich auf die andere Seite. Stöhnſt du, armes Herzchen? St! — Nun iſt ſie wieder eingeſchlafen.

Ich glaube, ich würde noch an meinem Platze feſtgebannt ſein, und mein Fuß würde Wurzeln geſchlagen haben, wie ein Baum, wenn nicht Alles zum Weggehen aufgebrochen und ſelbſt das Dämchen aufgeſtanden wäre.

Sie verließ die Loge, aber ſonderbar genug, wie ein Krebs, das Geſicht rückgehend, immer nach mir gekehrt. So entſchwand ſie mir wie ein Traumgeſicht.

Ich ging ganz ſelig nach Hauſe, obgleich ich gar nicht wußte, was das Alles zu bedeuten hatte. Am andern Morgen befand ich mich wie nach einem Rauſche. Was kann das Alles helfen, die ſiehſt du nicht mehr wieder! und indem ich nun darüber nachdachte, ob's nicht beſſer geweſen wäre, ich hätte das Dämchen nie geſehen, packte ich Erbauungsbücher, Bierglas und Kaffeemühle auf und wanderte getroſt die Leſchno hinauf, um nach Rochloſchizza zurückzukehren.

Unterwegs fliegen mir finſtere Gedanken auf. Mir kam die Schulſtube wie die Hölle vor, die Jungen wie kleine Teufel, die mich zwickten und zwackten, und ich mußte immer dazwiſchen laut zu mir ſelbſt ſagen: das ſind keine Hirngeſpinnſte! das iſt wirklich ſo! wie konnteſt du nur ſo blind ſein, das nicht früher einzuſehen. Der Peter hat ja einen Pferdefuß und der Caſimir hat rothes Haar und ein Horn mitten auf der Stirn — das iſt ja keine

Schule! Du Eſel biſt ja kein Schulmeiſter! Du biſt ein Schauſpieler und mußt Komödie ſpielen! — So mochte ich wol mehre Stunden hin und hergelaufen ſein, denn wie ich zu mir ſelbſt kam, ſo war ich nicht auf dem Wege nach Rochloſchizza, ſondern ich ſtand vor der ſchwarzen Thür auf dem kraszinski'ſchen Platze und harrte darauf, daß ſie geöffnet würde.

Alles trug ſich wie am geſtrigen Tage zu. Ich bekümmerte mich wenig darum, was hinter meinem Rücken verging, ſondern ich ſah einen Blumengarten, worin die bunteſten, ſchönſten Hennen pickend und gackernd umhergingen, und all mein Begehren war dahin gerichtet, wie mein Auge.

„Ob man denn nicht zu ihr hinaufſteigen darf?“ dachte ich bei mir, ich ging zur Kaſſe, man verlangte noch etwas Geld, ich weiß nicht gleich wie viel, und ich flog ein paar Treppen hinan, und ſtand bald, ganz kurzathmig, in meinem ſchwarzen Schulmeiſterrock neben der Schönen und mochte mich ausgenommen haben, wie eine Pferdebremſe, die ſich auf ein Roſenblatt geſetzt hat.

Das Dämchen war mir mit den himmliſchen, finſtern Augen gefolgt und blickte mich jetzt ganz dreiſt an, wie ich ihr zur Seite ſtand. Jetzt ſah ich ſie in der Nähe. Das war ein Farbenſpiel! von roſa, braun, bläulich, weiß, ſchwarz, ach Gott! das war ein Schauſpiel, das einen zehnfachen Eintrittspreis werth geweſen wäre!

Ein leerer Stuhl ſtand in der Loge, ich ſetzte mich. Meine Füße waren müde geworden, meine Augen nicht. Da ich nun ſo ganz nahe bei meinem Dämchen ſaß, ſo bemerkte ich deutlich, daß es mich mit den ſchönen, finſtern Augen ſcharf durchwühlte.

„Sie ſcheinen hier fremd zu ſein,“ ſagte ſie leiſe. Ich hatte keine Urſache, eine Unwahrheit zu ſagen, und hielt daher mit meinem Vor- und Zunamen, wie mit meinem ganzen Titel nicht zurück.

„Schulmeiſter!“ rief ſie verwundert, „wie kann man mit ſo viel Geiſt im Blicke ein Dorfſchulmeiſter ſein.“

Ich bemerkte ihr, daß Rochloſchizza kein Dorf ſei, und ſetzte ihr dies Alles ſo lehrreich auseinander, wie ich es meinen Jungen zu thun pflegte, ſie lächelte aber und meinte, wir könnten von andern Dingen ſprechen, dies Thema ſei ihr ziemlich gleichgültig. Sie fragte, was ich zu der Schauſpielerin ſagte, die jetzt eben ſpielte, es wäre Panna Ledochowska, die erſte tragiſche Künſtlerin der Welt.

Ich blickte erſt verlegen ſie an, dann ließ ich meine Augen ringsumher in die Logen ſchweifen, denn an etwas außer dem Dämchen hatte ich gar nicht gedacht. Bei dieſer Gelegenheit kam mir das Theater zum erſten Male zu Geſichte, wo eben die genannte große Künſtlerin gewaltig ſchrie und geſtikulirte.

Sie lächeln, Herr Graf, daß ich ſo über eine Ledochowska abſpreche, aber nehmen Sie es als eine Aufrichtigkeit an, denn ich habe nie Sinn für erhabene Gegenſtände gehabt.

Ich wußte nicht, was ich meiner Schönen antworten ſollte, und befand mich in einiger Verlegenheit, als eine neue Frage mich wieder zurechtſetzte.

„Sie bleiben ja wol noch einige Zeit in Warſchau?“ ſo ging's aus ihrem Mündchen heraus, es war nur Frage, mir aber klang es wie Befehl, dem ich nicht widerſprechen durfte.

Ich ſagte: „O gewiß! wie könnt' es anders ſein!“ und rückte dabei ſchnell mit meinem Stuhle näher zu ihr hin, daß Bierglas und Kaffeemühle, die ich — reiſefertiger Wanderer in meinem Schnupftuche auf dem Schoße hielt, in eine unangenehm klappernde Berührung geriethen.

„Mein Gott! was haben Sie denn da?" fragte ſie.

Obgleich ich nun wohl wußte, daß mein Reiſegepäck nichts Unanſtändiges enthielt, ſo kam ich doch in Verlegenheit es zu nennen. Ich zog den ſchwarzen Rücken des einen Erbauungsbuches heraus und ſagte kurz: „Mein Handwerkszeug."

„Aha, Gelehrſamkeit!" das dacht' ich wohl, ſagte ſie ſchelmiſch lächelnd. Und indem ſie lächelte, ſah ich keine Roſenlippen, keine holde Mundöffnung, keine Zungenſpitze, keine Zähne, nein! ich ſah über eine Roſenhecke in den Hühnerhof, wo ſie rein und weiß in einer Reihe ſtanden, mit ihren rothen Kopfzeugen — ach! und ich hätte ſie greifen mögen!

Ich merke, daß Ew. Erlaucht die Augen zufallen. Wenn Sie befehlen, höre ich auf, wir ſind ja noch mehre Abende zuſammen, wo Sie mir wol fortzufahren erlauben. Doch dieſen Theaterabend laſſen Sie mich noch beſchließen. Es wird gleich aus ſein.

Das Theater war beendet. Alle Stühle rutſchten, Alles erhob ſich, ein lautes Getümmel entſtand. Mein Dämchen ſtand auf, hielt ihren Mantel zwiſchen den Fingern, und ſah mich an. Ich war ſchon daran gewöhnt und freute mich, daß ſie ſich nicht nach dem dummen Schauſpiel und den dummen Leuten kehrte, und mich auch jetzt noch immer anſehen wollte. Ich hielt daher meinen Hut und mein Bündel ungefähr eben ſo, wie ſie ihren Mantel, ſtellte mich ihr gegenüber und ſah ſie wiederum an.

Darauf lächelte ſie verſtohlen, warf den Mantel um die ſchönen, bloßen Schultern und fragte: „Kommen Sie morgen wieder?" Da mir jede ihrer Fragen wie in Befehl vorkam, ſo bejahte ich ohne Weiteres: „Gut," ſagte ſie, „morgen können Sie mich auf dem Theater ſehen, ich werde ſpielen."

„Alſo nicht hier?" bemerkte ich traurig.

„Die Pflicht, lieber Freund!" ſagte ſie, „ich bin Schauſpielerin."

Das „„Lieber Freund,"" hatte mir Feuer in die Adern gejagt; bin ich dein lieber Freund, dachte ich, ſo darf ich mich wol wie ein alter Bekannter benehmen. Ich drückte meinen Hut in die Augen, warf mein Bündel unter den Arm und ging neben ihr zur Loge hinaus.

„Wo gehen Sie hin?" fragte ſie.

„Ich werde mit Ihnen gehen," erwiderte ich unbefangen.

„Das geht nicht," flüſterte ſie leiſe. „Morgen am Tage können Sie mich ſehen. Ich wohne in der langen Gaſſe, bei dem Uhrmacher, eine Treppe hoch. Kommen Sie um zwölf, dann iſt die Probe beendigt."

„Aha," dacht' ich bei mir, „ſie hat dich alſo jetzt nur probiren wollen. Nimm dich zuſammen, daß du gut beſtehſt!"

Wie ich noch ſo dachte, kam ein ſchöner, blanker Herr, mit großem Geräuſche, der ſie ohne Umſtände von meiner Seite riß und auf mich einen Blick aus zwar finſtern Augen ſchoß, die aber gar nicht ſchön waren.

Als Przebracki aufhören wollte, befahl ihm der Graf fortzufahren, weil es für dieſe Nacht denn doch mit dem Schlafe vorüber ſei.

„Ich ging mit ſeltſamen Gedanken nach Hauſe," hob jener nach einer Pauſe den Faden wieder auf. „Das Abenteuer gefiel mir. Meine Erbauungs- und Wirthſchafts-Utenſilien wurden bei Seite geſtellt und mein Futter aufgetrennt, um das Erbtheil meines Vetters daraus hervorzunehmen. Was eigentlich daraus werden ſollte, konnte ich mir nicht recht denken — aber es war mir genug, zu wiſſen, daß das Dämchen „lieber Freund" zu mir geſagt hatte, daß ich mithin „der liebe Freund" des Dämchens war. Ich war vorläufig mit dieſer Anſtellung zufrieden, und dachte: „laſſ' Schule, Schule ſein!" Ich konnte das Handwerk ja ſo niemals leiden.

Am andern Tage dachte ich Nichts, als das Theater. Ich ging des Morgens auf den kraſzinski'ſchen Platz, aß zu Mittag dort und war der Erſte an der Kaſſe. Mit Ungeduld erwartete ich das Aufziehen des Vorhanges, mit Wehmuth blickte ich nach dem Platze in der Loge; ach! mein Auge erſpähte ſie nirgends. —

Endlich ging die Ouverture an; der Vorhang hob ſich. Einige Sänger traten heraus. Sie ſchienen im Streite begriffen. Ich konnte den Grund nicht erfahren — bildete mir jedoch in meiner Dummheit ein — meine Bekanntſchaft könnte Veranlaſſung dazu gegeben haben.

Kaum konnte ich dieſe Bemerkungen machen, ſo erweckte mich das Orcheſter mit einem prächtigen Marſche, und eine ganze Heerde weißgekleideter Dämchen hüpfte ſingend herein. Es war ein köſtlicher Anblick! Alle konnten an Schönheit und Reiz mit meinem Dämchen wetteifern, die ich bis jetzt noch nie vom Zauber der Schminke und der Lichter umfloſſen, in theatraliſcher Halbnacktheit geſehen hatte, aber ſie hatte deſſenungeachtet das vor dieſen voraus, daß ſie „lieber Freund" zu mir geſagt, und daß ſie mir erlaubt hatte, ſie zu beſuchen.

Sapperment! jetzt fiel mir erſt der Uhrmacher in der langen Gaſſe mit Zentnerlaſt aufs Herz. Statt den ganzen Tag mich auf dem kraſzinski'ſchen Platze umherzutreiben und die ſchwarzen Pforten des Theaters anzuſchauen, hätte ich das Dämchen beſuchen ſollen. Nun wird ſie recht böſe auf Dich ſein, dachte ich in meinem Sinn.

Ich blickte wie ein Falke auf's Theater, Alle ſangen und ſchrien, und ich konnte immer nicht ſehen, wo denn meine Erwählte war. Endlich erblickte ich ſie. Ach, wie ſchön ſie war! Sie hatte zwar nur ein kurzes Röckchen an, das nur knapp bis ans Knie reichte, aber das mußte kein König bezahlen können, ſo reich war es von Silber und koſtbaren Steinen. Alles Uebrige an ihr war nackt, und das war mir ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Ew. Erlaucht ſehen daraus, wie dumm ich war, da ich von dem Theaterprunk und von ſeidenen fleiſchfarbigen Strümpfen nicht das Geringſte wußte.

Wie ich nun ſo daſtand und mich gar nicht ſatt ſehen konnte, dreht ſie plötzlich das Geſicht nach mir und nun — wahrhaftig! guckt ſie, daß ich ordentlich verlegen werde, nach mir hin, und läßt kein Auge von mir. Ich blicke ängſtlich umher und denke, alle meine Nachbaren müßten das merken, aber kein Menſch bekümmert ſich um mich und Alle gaffen nach dem Theater hin, wo gerade eine häßliche, alte Perſon mit einer ungeheuer feinen und ſpitzen Stimme nach einer garſtigen Melodie etwas abſingt.

Schade war's, daß, wie ich ſo recht heißhungrig hinblickte, Alle plötzlich fortlaufen und Andre kommen, die mir gar kein Vergnügen machen. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte, aber es wollte gar kein Ende nehmen. Endlich kam mein Dämchen wieder, mit Allen zugleich, ſie ſangen wieder recht ſchön, aber Alle zuſammen, und wie es mir wieder ſo recht zu gefallen anfing, war es aus, ehe ich's dachte.

Ich hätte ſie ſo gern in dem ſchönen Prachtkleide, das ſo eigentlich gar kein Kleid war, geſprochen, aber ich wußte es nicht anzuſtellen. Morgen aber, dacht' ich, beſuchſt du ſie, es mag daraus werden, was da wolle.

Geſagt, gethan! Am andern Tage, es war ungefähr acht, und nach meiner Rechnung waren in Rochloſchizza bereits lange Schweine und Gänſe ausgetrieben, ſtand ich im Hauſe des Uhrmachers in der langen Gaſſe und fragte nach der Mamſell vom Theater. Man ſchickte mich in das zweite Stockwerk. Da war Alles ſtille, öde und finſter. Ich tappte umher und kriegte den Drücker einer Thür in die Hand, ich öffnete ſie leiſe und war in einem allerliebſten kleinen Zimmer. Die bunten Vorhänge waren heruntergelaſſen und vor dem Sopha ſtand ein gedeckter Tiſch, der die Ueberbleibſel der geſtrigen Abendmahlzeit trug. Ein ſtarker Punſchgeruch war im Zimmer verbreitet, und eine große Unordnung herrſchte überall. Bänder, Strümpfe, Tücher, Kleider, ſelbſt das glänzende Theaterkleidchen, Alles lag auf Stühlen, auf Tiſchen und am Boden, und dazwiſchen ein Teller, auf dem Hühnerknochen lagen, die zum Theil herausgezerrt waren.

Ein Blick ins Zimmer genügte, um dies Alles zu überſchauen, denn wie ich den erſten Schritt hinein that, da ich mit großen Nägeln beſchlagene Stiefel trug, wie ſie in Rochloſchizza gewöhnlich getragen werden, ſo ward durch das Geräuſch im Nebenzimmer ein heiſer bellendes Hündchen wach und noch eine rauhe Stimme rief dazu: „Mein Gott biſt Du's, Maruſcha?"

Ich war nicht die Maruſcha, hielt es daher für meine Pflicht, der Fragerin dieſen Irrthum zu benehmen, und ging nun mit drei oder vier langen, ſtarkdröhnenden Schritten in dem Zimmer, woraus die Stimme ſcholl.

Ein furchtbares Gekreiſch und der Kopf meines Dämchens, ich hatte ſie gleich erkannt, auch leitete mich eine innere Stimme, flog unter die Bettdecke. Zu gleicher Zeit ſprang ein kleines Möpschen aus dem Bette, das ſich ſtreckte und dehnte, dann ein paar Mal ſein heiſeres Stimmchen ertönen ließ, aber gleich wieder gut war, aufſprang und wedelte.

Ich lachte laut, ging zum Bette des Dämchens, hob mit Gewalt die Decke auf und rief: „So ſehen ſie doch nur, ich bin's ja, Ihr lieber Freund, und kein Anderer.“

Ich mußte alle meine Kraft anſtrengen, ſo feſt hielt ſie die Decke. Endlich aber mußte ſie loslaſſen, weil ich gar zu ſtark riß und ihr wahrſcheinlich wehe gethan hatte.

„Aber, mein Gott, was iſt Ihnen?“ rief ſie, „wie können Sie jetzt —“

Sie vermochte nichts weiter zu ſagen, denn ich fiel ihr mit der Entſchuldigung in die Rede, daß ich wahrlich ihre Einladung vergeſſen hätte, ſie möge es daher nicht übel nehmen, mich nicht geſtern ſchon bei ſich geſehen zu haben, erſt im Theater wäre es mir eingefallen, als ich ihre ſehnſüchtigen Blicke bemerkte, und nun wäre ich da, um mich mit ihr zu unterhalten, da ich denn doch nun die Ueberzeugung habe, wie ſehr ſie mich liebe.

„I nun ja, ich liebe Sie,“ wiederholte ſie lächelnd. „Aber es iſt deſſenungeachtet nicht ſchön, daß Sie mich aus dem Schlafe wecken. Doch nun da Sie einmal hier ſind, ſollen Sie mit mir frühſtücken. Es iſt mir ganz recht, daß Sie hier ſind. Gehen Sie nur in die andere Stube, ich will indeſſen aufſtehen.“

Ich folgte ihrem Befehle. Sie klingelte und nun kam brummend und verſchlafen die Maruſcha, im nicht reizenden Negligée, und ſchien nicht begreifen zu können, warum ihre Gebieterin ſo früh aufſtehen wollte, noch mehr aber war ſie überraſcht, als ſie mich erblickte.

Dieſe Bemerkung hatte ich kaum gemacht, als mein Dämchen in einem grünſeidenen Talare hereintrat, der auf die Weiſe gemacht war, wie ihn die Juden zu tragen pflegen, und der eben ſo ſchmuzig war. Die Haare hingen unordentlich um den Kopf, die Nacht ſaß ihr in den Augen, und der geſtrige Abend in den Mundwinkeln. Sie gefiel mir nicht halb ſo gut, wie in der Loge, und nicht ein Viertel ſo gut, als in dem kurzen Flitterröckchen, worauf ſich nun das Möpschen, einen Knochen abnagend, gelegt hatte. Wahrhaftig! wenn ich das voraus gewußt hätte, ich wäre nicht ſo früh zu ihr gegangen.

Maruſcha brachte Chocolade, die ich damals noch nicht getrunken hatte und die mir nicht ſchmeckte. Mein Dämchen zog die Vorhänge auf, und wir ſetzten uns an das Fenſter. Sie war ſehr freundlich und geſprächig, und blickte immer verſtohlen ſeitwärts zum Fenſter hinaus. Ich folgte ihren Augen und ſah drüben den feinen Herrn, in der griechiſchen Morgenmütze, die Pfeife in dem Munde, der ſie neulich, mit dem finſtern Blicke nach mir, aus der Loge geführt hatte. Ihr ſonderbares Betragen war mir ganz unerklärbar und da ſie mir ohnedieß nicht beſonders an jenem Morgen gefiel, ſo ſah ich mehr den Herrn drüben im Fenſter, als mein Dämchen an.

Der Herr ſchnitt aber grämliche Geſichter, endlich ſprang er auf, warf die Pfeife hin, ſpühlte ſich den Mund aus und fort war er. Es dauerte nicht lange, da ſtand er vor uns.

In einem Tone, der mich ordentlich in Harniſch brachte, ſchrie er: „Wer iſt der Herr?“ Sie ſprang ihm fröhlich entgegen und mich bei der Hand ergreifend, rief ſie: „Mein Bräutigam.“

Ich erſchrak ſo heftig, daß die Taſſe, die ich noch nicht geleert hatte, mir aus der Hand fiel. Er lachte, ſprach in einer fremden Sprache mit dem Dämchen und rief mir zu, indem er fortlief: „Wir werden uns morgen ſchießen!" Hören und Sehen verging mir. Ich wußte nicht, was er damit ſagen wollte. Meine Braut lachte und ſagte, indem ſie in die Hände klatſchte: „So iſts Recht!" Ich bat ſie, ſie möchte mir doch erklären, wie dies Alles zuſammenhinge, aber ſie antwortete, ich möge mich nicht fürchten, mit der Heirath wär's nichts und nur ein Scherz von ihr geweſen. „Aber mit dem Schießen?" fragte ich ängſtlich.

„Auch das kann nicht ſtatt finden," antwortete ſie, „Sie ſind ja kein Edelmann. Höchſtens läßt er Sie von ſeinen Leibeigenen durchprügeln."

Ich war froh wie ein Kind, als ſie mir das ſagte; bei ſolchen Abenteuern konnte ich mich auf meine Fäuſte verlaſſen. Was ſie aber von mir wollte, wünſchte ich zu wiſſen, und da erfuhr ich, daß ſie zum Sterben in mich verliebt ſei; ich möge doch nie im Theater fehlen, und wenn ich auch nicht gerade zu ihr hinaufkäme, das wäre nun eben nicht nöthig, ſo möchte ich ſie doch ſtets im Auge behalten und keinen Blick von ihr laſſen.

Ich verſprach getreulich, was ſie verlangte. Für jetzt verließ ich ſie, aber Abends ſtand ich unten, ſie kam, und das Anſchauen nahm kein Ende. Die Komödie war aus und an einer finſtern Straßenecke fielen richtig ein halb Dutzend Kerle über mich her, die mich halbtodt prügelten.

Mit zerſtampften Gliedern ſchleppte ich mich am andern Morgen, doch nicht ſo früh als das erſte Mal, zu meinem Dämchen. Aber wie wurd' ich abgeführt. Schon beim Eintritte ſah ich den abſcheulichen Menſchen neben ihr auf dem Sopha ſitzen. Er hatte ſeinen Arm um ihren Nacken gelegt. Sein Hohngelächter empfing mich. Mein

Dämchen ſah mich böſe an und ſprach: „Incommodiren Sie mich nicht mehr, mit uns iſt es aus. Leute, die ſich ruhig prügeln laſſen, können nie meine Gunſt beſitzen!"

Ich wollte ſprechen, aber die Kehle war mir zugeſchnürt. Ich muß komiſch ausgeſehen haben, denn Beide lachten ganz erſchrecklich. Das verdroß mich und ich ging, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thür hinaus, von ihrem Lachen begleitet.

Wie ich auf der Treppe war, blieb ich ſtehen und drückte meine Taſche zwiſchen den Fingern. Mein Geld war ſehr zuſammengeſchmolzen, denn ich habe zu melden vergeſſen, daß ich ihr ein ſchönes Geſchenk, zwar weiß ich nicht wofür, gemacht hatte.

Indem ich ſo daſtehe und ſinne, fällt mir ein ſauberes Brieftäſchchen in die Augen. Aha, denk' ich, ſie haben ſich Briefe geſchrieben, und ein Gefühl, das mich ſonſt nur bei fremden Hühnern beſchlich, überfiel mich. Ich war ganz um und umgewandelt.

Im Brieftäſchchen war ein einziger Brief. Es war polniſch und ich las ihn. Mein Gott! das war kein Liebesbriefchen. Da handelte es ſich um ganz andere Dinge. Wie ein Blitz flog mir's durch den Kopf, ich weiß ſelbſt nicht, wo ich's mit einem Male herkriegte: das mußt du zum Generalpolizeimeiſter tragen, der Kerl da oben iſt ein fremder Spion und du kannſt ihm deine Prügel vergelten.

Geſagt, gethan! Der Polizeimeiſter freute ſich, ich erhielt zehn Dukaten, ein kleiner Erſatz für mein verſchwendetes Geld, und der Liebhaber der Choriſtin, denn Anders war ſie ja nichts, hatte am Abende deſſelben Tages ſchon ein eiſernes Geſchmeide an Hand und Fuß.

Von nun an ſchloß ich mit mehren Polizeiagenten Freundſchaft, die zehn Dukaten machten mich lüſtern, noch andere auf ſolche Weiſe zu erhalten, ich ließ mich willig gebrauchen, zeigte Talent, und ſo ward ich, was ich bin.

In ſpäterer Zeit ließ mich Maruſcha oftmals nach dem Theater zu ihrer Gebieterin und ich drückte ihr dann beim Weggehen ein reichliches Trinkgeld in die Hand.

Dies iſt die Geſchichte, wie ich geheimer Agent wurde; doch die Sonne iſt da, und drin rührt ſich, wenn ich recht höre, die niedliche Dirne, die ich vorige Nacht Beute gemacht habe. Ich bin neugierig, was ſie uns erzählen wird."

27.

Der Graf trat zu Rozalka hin, die, wie aus einem ſchweren Traume erwachend, mit verſtörten Blicken umherſchaute.

Sie wußte nicht, wie ſie hierher gekommen war, und wähnte im erſten Augenblicke, ſie ſei in Warſchau und geſtern von dem ruſſiſchen Kutſcher gehetzt worden.

„Ich werde nach Hauſe gehen können," ſagte ſie, „ich fühle mich wohl und geſtärkt!"

Sie wußte nicht, daß ſie heimathlos und allein daſtand und nur um ſo glücklicher, da ſie dadurch dem ſichern Verderben entronnen war.

Graf S. ſetzte ſich zu ihr und fragte theilnehmend: „Nach Hauſe? Wo iſt das, mein Kind?"

Ein innerer Schauer durchrieſelte ſie, ſie verbarg ihr Geſicht mit den kleinen Händen und ſagte dumpf: „Muß ich denn wieder hin?"

Der Graf betrachtete ſie ernſt: „Wie kamſt Du hin?“ fragte er.

Und wie wenn mit einem Male ein Vorhang vor ihr aufgezogen würde, ihr den Anblick eines dahinter verborgenen Chaos, das ſie längſt geahnt hatte, gewährend, ſo hob ſie den Kopf aus den niederſinkenden Händen und vor ſich hinſtarrend, ſagte ſie faſt ohne Betonung: „Mein Himmel! Was iſt denn das Alles? War ich nicht bei der Freundin meines Vaters? War Er mein Vater, den ich dafür hielt? oder fand ich meinen rechten Vater, in dem Augenblicke, da eine ewige Trennung über uns hereinbrach? Wo iſt er? Führten ſie ihn in den Kerker — o ſo laßt mich zu ihm — dort gehört auch die Tochter hin. Mein ganzes Leben will ich dort in einem ſeligen Augenblicke verleben und dann ſterben! O laßt mich hin zu ihm.“

Der Graf fühlte das innigſte Mitleiden mit Rozalka: „Du wirſt ihn wiederſehen, mein Kind, Deinen Vater. Nur jetzt nicht. Wir müſſen eine günſtige Zeit abwarten. Danke dem Himmel, der Dich einer großen Gefahr entriß.“

Rozalka ſchien ſich bei dieſen Worten zu beruhigen. Graf S. ging mit Przebracki zu Rathe, was man mit dem Mädchen anfangen ſollte.

Der Schulmeiſter ſchlug eine Muhme vor, die er in Wilna hatte, und die einen kleinen Handel trieb, aber der Graf ſchüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das ſchöne Mädchen könne, wenn gleich aus den Klauen der Oſſepowa gerettet, aus dem Regen in die Traufe kommen.

Er ſelbſt war, wie ſchon erwähnt, im ſtrengſten Incognito in Wilna, und es war daher ſchwer, ſeine ſchöne Schützlingin zu einer angeſehenen Dame zu bringen, und das war nöthig, ſollte ſie vollkommen ſicher ſein.

Eine einzige Dame, der guten Sache der Verbündeten treu ergeben, fremd in Wilna, war es, mit welcher Graf S. in Verbindung ſtand. Zu ihr wollte er Rozalka bringen. Es war dies die Marſchallin von G.

Er hatte den Abend dazu beſtimmt und ſich und ein junges, unglückliches Mädchen bei der Dame anmelden laſſen, die jedoch nicht zu Hauſe war, als Przebracki dieſe Botſchaft des Grafen ihr hinterbringen ſollte.

Graf S. tröſtete Rozalka und verſicherte, ſie würde nun bald in ſicherer Obhut nach Warſchau reiſen können und ihren Jozef — dieſen Namen hatte ſie während der Ohnmacht und im Schlafe oft gerufen — wiederſehen.

Mit Ungeduld wurde von ihr der Abend erwartet. Schon begann es zu dunkeln und nicht mehr fern war der Augenblick, wo Graf S. ſie zu der Marſchallin bringen wollte, als der Schulmeiſter, der den Tag über wenig zu Hauſe geweſen war, athemlos hereinſtürzte, Angſt und Schrecken auf dem Geſichte, und den Grafen um des Himmels willen bat, nicht auszugehen.

Przebracki war kein Kind der bleichen Furcht. Ein Mann, der zwölf Feuerröhre ſchon auf ſeine Bruſt gerichtet geſehen, der unter dem unbarmherzig ausgeſtreckten Arm der hölzernen Gerechtigkeit daſtand, Hanf um die Kehle, und nur den Henker neben ſich, ein ſolcher Mann erſchrickt nicht mehr bei Kleinigkeiten.

„Die Gefangennehmung van Pool's hat das Geſindel aus den Wäldern, das er hierher gezogen hat, und dem ich lange aufſpüre, zur Rache aufgereizt. Sie umſtehen dies Haus, wie hungrige Wölfe. Jeder, der von jetzt an, wo die Dämmerung heranſchleicht, und die Straße öder wird, dies Haus verläßt, iſt ein Kind des Todes. Ich kenne das und war ſchon oft in ähnlichen Lagen. Darum die Läden geſchloſſen, kein Licht nach der Straße, die Thüren verrammelt und barrikadirt. Heute iſt nicht an Ausgehen mehr zu denken.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als er mit Eifer begann die Vorſichtsmaßregeln alle ins Werk zu ſetzen, während daß er einige Fragen, die der Graf an ihn richtete, flüchtig und leiſe beantwortete.

Zuerſt wurden die Läden feſtgeſchloſſen, eine Lampe in dem Hinterzimmer angezündet, wohin ſich der Graf und Rozalka begeben mußten, dann wurden die Thüren verriegelt und verſchloſſen, und Tiſche und Stühle davorgeſtellt. Przebracki ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, im Vorzimmer auf die Erde, mit vorgerecktem Kopfe und geſpitzten Ohren, und ſchien auf jedes Geräuſch zu horchen, das ſich auf der Straße vernehmen ließ. Seine Ohren ſchienen die Organiſation des Raubthieres zu haben. Das leiſeſte Sprechen, die kleinſte Bewegung der Leute, die nach ſeiner Ausſage auf der Straße das Haus umlauerten, ward ihm deutlich. Oft lächelte er in ſich hinein und ſchüttelte den Kopf, oft knirſchte er mit den Zähnen.

Der Graf war in einer Sophaecke eingeſchlummert, ihm gegenüber ſaß Rozalka und warf beſorgliche Blicke in ihre verhüllte Zukunft.

Plötzlich ſchreckte ein Geräuſch den Schlafenden und das Mädchen auf.

Ein ſchwerer Körper fiel hart an dem Fenſter vorbei auf das Straßenpflaſter, es war zu hören, wie wenn eine Menge naſſes Zeug, in einen Haufen zuſammengebunden, von groſer Höhe herabgeworfen würde.

Przebracki lachte dumpf.

„Das iſt eine Leiche, rief der Graf. „Um Gott, ein Mord, in meiner Nähe — die Schrecklichen! Schnell öffne ein Fenſter, wir wollen uns überzeugen —“

„Was wollen Sie thun?“ ſprach leiſe der Schulmeiſter. „Das Ganze iſt eine Liſt, um mich zur Nachtzeit hinauszulocken und mir den Garaus zu geben. Oeffnen Sie das Fenſter, ſo ſind zwanzig Arme da, die Ihnen nicht mehr erlauben, den Kopf wieder zurückzuziehen. Sie packen ihn und zerren ihn hinaus auf die Straße, unbekümmert, ob ſie ihn vom Rumpfe abreißen oder nicht. Etwas Todtes ward herabgeworfen, das hört man am Fallen. Aber ſei es nun ein Pferd, ein großer Hund, oder ſelbſt ein Menſch, uns kann das gleich ſein. Sie werden's ſchon bis morgen früh fortſchaffen, dafür ſteh' ich Ihnen.“

„Und wenn ſie's nicht thun, die Böſen,“ ſagte der Graf, „wenn man morgen die Leiche vor unſerm Fenſter findet, wird man uns nicht für die Mörder halten?“

„Was ſprechen da Ew. Erlaucht? Wäre ich nur Ihr Kammerdiener, ſo könnte uns der Spaß theuer zu ſtehen kommen. Aber morgen am Tage bin ich noch etwas Anderes. Dann bin ich Przebracki, klage das Geſindel an, biete Alles auf, was mir zu Gebote ſteht, und bis Abends liegen ſie Alle in Ketten. Glauben Sie mir, morgen laſſen ſie uns in Ruhe. Heute haben ſie mich überraſcht.“

Noch mehre Verſuche wurden auf der Straße gemacht, um die Bewohner des Hauſes aus ihrem ſichern Verſtecke zu locken, doch eben ſo fruchtlos als der erſte.

Endlich ward es ſtille draußen. Przebracki brummte „ſie ſind müde geworden,“ und ſtreckte ſich auf ſeinen Mantel in einem Winkel des Zimmers.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als heftig an die Hausthür gepocht wurde. Przebracki, der Graf und Rozalka fuhren zu gleicher Zeit in die Höhe.

„Was iſt das?“ fragte der Graf.

„Kann uns gleich ſein,“ ſagte der Schulmeiſter, indem er ſeinen Mantel zurechtrückte und ſich recht behaglich darauf ſtreckte.

„Nein, nein,“ rief der Graf, mir war's als hörte ich einen Wagen — nicht wahr? Iſt das nicht das Schnauben von Pferden?“ fügte er hinzu, das Ohr zum Fenſterladen gehalten.

„Ein Wagen?“ ſagte Przebracki verwundert, „das ändert die Sache.“ Er ſtand auf, zog ſich die verſchobenen Kleider zurecht und lauſchte.

„Ja, richtig, das ſind vornehme Gäſte,“ brummte er lachend, ja, wer ihnen traute!“

Und ſchon wollte er ſich wieder, zum großen Verdruſſe des Grafen, auf ſein Lager ſtrecken, als eine feine Weiberſtimme zu ihnen drang, die hart unterm Fenſter die Worte ſprach: „Unſere Verbindung endigt nur der Tod.“

„Mein Gott, ich täuſche mich nicht,“ rief der Graf, „das iſt — “

„Der Teufel, der uns foppt,“ ſchrie unwillig Przebracki.

„Nein, nein, das iſt eine Frau, eine arme Frau,“ rief ängſtlich Rozalka, „die Eure Hülfe anfleht. O, laßt ſie nicht vergebens in der Nacht zu Euch flehen, öffnet ihr die Thür — “

Die kleine Rozalka machte mit dem holden Klang ihrer Stimme ſtets einen freundlichen Eindruck auf den Schulmeiſter. Es ſchien eine Jugenderinnerung, wie an die Hühner ſeines Nachbars, in ihm wach zu werden, und die einfache Bitte des lieben Mädchens wirkte mehr auf ihn, als die ängſtliche Klage einer vielleicht hart Bedrängten, die in der bitterſten Noth von der Straße her zu ihm ſchallte. Er ging zur Hausthür, um durchs Schlüſſelloch zu ſpähen, und ſah wirklich einen Wagen halten und eine dunkelgekleidete Frau im Schleier an der Thür, harrend, daß ſie geöffnet werde. Rozalka's Bitte tönte noch in ſeinen Ohren wieder, er beſann ſich nicht lange und öffnete.

Der Graf hatte die Lampe ergriffen und war auf die Schwelle getreten. Zum größten Erſtaunen erkannte er die Marſchallin von S., die in ſichtbarer Verwirrung zu ihm eintrat. So groß indeß dieſe auch war, ſo konnte die ehrwürdige Dame dennoch ihr Betreten nicht verbergen, als ſie das junge, reizende Mädchen bei dem Grafen fand.

„Ach, Herr Graf,“ ſagte ſie, „wenn ich gleich ſtöre, ſo entſchuldigen Sie mich damit, daß ich nicht wiſſen konnte, daß —“

Der Graf merkte ihre Verlegenheit und fiel ihr in die Rede. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Madam, jedoch jetzt iſt nicht Zeit, Ihnen dieſe ſonderbare Geſchichte aufzuklären, worein Sie auch verwickelt werden ſollten. Es handelt ſich vielmehr darum, ſo ſchnell als möglich zu erfahren, was Sie bewog, zu dieſer Zeit mich aufzuſuchen, und alle Unterſtützung Ihrer Angelegenheit zu widmen. Reden Sie!“

„Und wiſſen Sie nicht?“ rief die Dame, „Alles ſteht auf dem Spiele. Man hat C. v. D. verhaftet, er iſt wie ein Verbrecher nach Warſchau abgeführt worden, ſein Leben ſteht auf dem Spiele, und wenn man ſeiner Brieftaſche habhaft wird, die er — wie ich glaube — ſtets bei ſich trägt, ſo iſt Alles verrathen, denn er hatte die jüngſten Nachrichten von unſerem Bunde in Dresden und den Unternehmungen in Warſchau, von ſeinen Vertrauten mitgetheilt, darin aufbewahrt.“

Ein augenblickliches Stillſchweigen deutete an, wie ſehr dieſe Nachricht den Grafen und den Schulmeiſter ergriffen hatte.

Der Letztere erhielt zuerſt die Sprache wieder. „Alſo wirklich nach Warſchau abgeführt?“ fragte er.

„Ich ſah es mit eigenen Augen,“ ſagte die Dame mit jenem klagenden Ausdrucke, der den Polinnen eigen iſt und ihnen ſo wohl anſteht. „Wie ein Verbrecher war er gekettet, zuſammengekettet mit dem fürchterlichen Menſchen, den ich einige Mal in Warſchau ſah —“

„Van Pool,“ ſagte Przebracki, „wer ihn ein Mal geſehen hat, erkennt ihn wieder. Ich glaube, es gibt auf Erden kein zweites Exemplar einer ſolchen Schönheit.“

„Ich hatte mich zu dem Gouverneur begeben, um mit ihm wegen der Freilaſſung des Armen zu ſprechen. Ich durfte es thun, da er ſich ja für einen Verwandten meines Gatten ausgegeben hatte, und er daher als geborner Franzoſe andere Rechte in Anſpruch nehmen durfte. Ich wurde mit unzweideutigem Hohne abgewieſen, der mir deutlich ſagte, wie tief die Ruſſen in unſere Karte ſchauen. Der Herr Franzoſe müſſe nach Warſchau, der Ceſarewitſch hätte ſich ſchon längſt auf eine Unterredung mit ihm gefreut, war die Antwort. So wurde ich entlaſſen. Unten in der Halle waren die Gefangenen, zum Transport beſtimmt, die Eſcorte erwartend. Ich habe die wandelnde Kette auf dem Wege nach Toulon erblickt und das Herz erſtarrte mir — was war aber jenes Schauſpiel gegen dieſes! Sie waren paarweis zuſammengekettet und waren durch Trunk und Verzweiflung in eine Art von Wuth verſetzt, die ſich nicht beſchreiben läßt. C. d. D. erblickte ich durch eine lange Kette an jenen van Pool geſchmiedet, der ſie dreifach zuſammennahm, um ſeinen Gefährten recht nahe an ſich zu ziehen. Er ſtellte ſich dabei wie ein Raſender im Fieber, hieb, ſtampfte, biß, ſchäumte, der Schweiß rann in großen Tropfen ihm über das entſetzliche Geſicht und eine trübe

Gluth flammte in ſeinen Augen. Sein Gefährte war niedergedrückt von ſeinen Leiden, aufgelöſt in Hoffnungsloſigkeit, und ſchien im verſtörten Blick keinen andern Wunſch zu haben, als ſchnell zu ſterben.“

Rozalka hatte aufmerkſam zugehört: „Schnell zu ſterben? Er? Iſt es der, den ich geſtern fand? Ich weiß nicht, wie er heißt — aber eine innere Stimme ſagt es mir — daß er's iſt!“

Dieſe Worte, mit einer ängſtlichen Haſt und einem Ausdrucke herausgeſtoßen, der alles Gefühl für ſich anſprach, erregten die Herzogin ſelbſt in dieſem Augenblicke noch, der ihre ganze Geiſtesthätigkeit, ihr innerſtes Empfindungsvermögen auf einen einzigen Gegenſtand hingelenkt hatte.

„Wen meinſt Du, Kind?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ihn — meinen Vater — den ich geſtern fand und auch gleich wieder verlor“, rief Rozalka, ängſtlich, als wenn jeder Augenblick ihr ein Vaterleben rauben konnte.

„Deinen Vater? Er?“ ſagte die Herzogin in wachſendem Erſtaunen — „Wer ſagte ihr?“

„Van Pool, den ſie bis jetzt für ihren Vater hielt“ — erwiderte der Schulmeiſter.

„O Himmel — ſie die Tochter van Pool's, die einſt in meinem Hauſe war, die er wieder daraus ſtahl, der ſchreckliche Verbrecher! Sie? — ſie wäre? — ſie iſt meine Enkelin? die ich ſo lange mit Thränen ſuchte, ſie — das Kind meiner unglücklichen Tochter!“

Rozalka warf ſich mit Ungeſtüm auf die Erde und umklammerte das Knie der Dame. „Ach, verſtoßen Sie mich nicht wieder, laſſen Sie mich Ihr Kind ſein, ich will Sie lieben, ich will Sie ehren! Wie konnten Sie mich ſo lange verſtoßen? Ich bin ja wirklich Ihr armes, unglückliches Kind!“

So rief ſie in ſteigender Verzweiflung. Sie wähnte, eine Entdeckung, vom Zufall herbeigeführt, könne Alles wieder in Nichts verwandeln.

Die Dame hob ſie mitleidsvoll auf und betrachtete ſie aufmerkſam unter häufigen Thränen:

„Ja, Deine Züge, Kind, täuſchen nicht. Dies iſt das Auge meiner Tochter, es iſt ſelbſt der Ton ihrer Stimme. Du warſt ſehr unglücklich! Deine Eltern waren es auch —“

„O, mein Vater!“ ſchrie Rozalka, „zuſammengekettet mit dem Furchtbaren! Und warum? Was hat mein Vater gethan?“

„So iſt ſie wirklich Ihre Enkelin, Madam?“ fragte, hinzutretend, der Graf.

Die Marſchallin hatte indeß den Kopf der knieenden Rozalka im Schooße, und über ihr gebeugt, ihr Nacken, Hals und Schultern geküßt; ſtatt aller Antwort zeigte die würdige Dame jetzt auf ſieben braune Pünktchen, die wie das Himmelszeichen des großen Bären das Mädchen auf ſeinem Elfenhälschen trug.

Sie hielt ſich nicht mehr, riß Rozalka vom Boden auf und eine lange Umarmung folgte.

Ich will es nicht verſuchen, eine Schilderung davon zu entwerfen.

28.

Es iſt wahr, daß die Dichter ſtets der Muttermaale bedürfen, um verlorene Kinder wieder erkennen zu laſſen, und daß von vielen Seiten ihnen der Vorwurf gemacht wird: es ſei abgedroſchen. Aber eben ſo wahr iſt es, daß die gütige Natur jenen armen Kindern dieſe Kennzeichen wirklich verleiht, die auf dem nackten Körperchen gleich nach der Geburt von den Eltern wahrgenommen werden, um mit ihrer Hülfe die Verlorenen wiederzufinden. Ich kann mich z. B. nie des Gedankens erwehren, ſeh' ich einen Menſchen, der eine tüchtige Zeichnung dieſer Art aufzuweiſen hat, daß dies wohl der Zipfel ſein könnte, woran eine hohe Verwandtſchaft ihr entwendetes Eigenthum wieder an ſich zu bringen im Stande iſt.

Rozalka's großer Bär nahm ſich übrigens recht reizend aus und erhöhete den weißen Grund, worauf ihn die Malerin Natur ſehr regelmäßig aufgetragen hatte.

In dieſem Augenblicke war nicht Zeit, um Aufklärung über dieſe ſonderbare Geſchichte zu bitten. Graf E. wurde überdies noch durch Zartgefühl davon abgehalten. Der feine Weltmann konnte ſich denken, daß hier wohl nicht Alles ſo zugegangen ſein möchte, als es zugehen ſollte.

Nachdem die Marſchallin ſich aus dem erſten Freudentaumel erholt hatte, wollte ſie wiſſen, wie Rozalka zu dem Grafen gekommen war.

Der Graf verſprach dieſe Erklärung ſpäter zu geben und entſchuldigte ſich mit der Eile, die erforderlich ſei, die beſten Maßregeln zur Befreiung des Vaters der Armen zu ergreifen. Przebracki mußte dabei thätig ſein. Er ſollte ohne Aufenthalt nach Warſchau und dort ſogleich Alles anwenden, was ihm zu Gebote ſtand. Vor Allem aber ſich in den Beſitz der wichtigen Brieftaſche des Gefangenen ſetzen. Der Schulmeiſter mußte ſogleich fort. Rozalka wollte ihn begleiten und ſelbſt ihren Vater befreien. Aber ihre Großmutter hielt ſie zurück.

„Du würdeſt die Bemühungen dieſes feinen, ſchlauen Mannes nur hemmen,“ ſagte ſie, „der uns ſicher den Vater wiederbringt. Nicht wahr, Przebracki, Ihr macht ihn frei — Ihr könnt es!“

„So gewiß als es meine Schuld war, daß er gefangen wurde,“ antwortete er. „Eigentlich war's nur auf van Pool und die Andern abgeſehen, aber, zum Henker! wer konnte auch glauben, die hochanſehnliche Familie dort anzutreffen.“

Er tröſtete Rozalka, die er ganz beſonders liebgewonnen hatte, und ſchied mit der Verſicherung, dem Vater ſie in die Arme zu führen. Er war dabei gerührt, wie man es dem Kerle nicht zugetraut hätte.

Den Grafen hielten Geſchäfte von höchſter Wichtigkeit noch einige Tage in Wilna.

„Es iſt auch hier Alles vorbereitet zu dem entſcheidenden Schlage,“ ſagte er, „ich muß nur noch die Ankunft einiger Boten aus den entferntern Provinzen abwarten. Iſt dies erfolgt, ſo eile ich nach Warſchau, um den Aufſtand zu organiſiren. Unſere Feinde werden durch ihre kleinliche Aufmerkſamkeit auf Nebendinge irregeleitet und merken nicht, daß die Erde nur in dünnen Schichten über glühender Lava bebt. Bald beginnt das große Werk. Ich preiſe mich, daß mich die Natur ſo lange aufgeſpart hat, es mitzukämpfen. Przebracki fliegt nach Warſchau, wir folgen ihm bald, und wir finden dort C. d. D. ohne Ketten, und die Tyrannei in den letzten Zügen!“

Przebracki war fortgeeilt, kam aber ſogleich wieder, einen großen breiten Juden an der Hand, den er mit folgenden Worten vorſtellte: „Hier, Erlaucht, iſt ein ehrlicher Factor, für den ich mit Leib und Leben gutſtehe. Vielleicht haben Sie von ihm gehört, es iſt Baruch von Wilna, ein anſäſſiger Mann hier in der Stadt. Sie können Sich ihm ganz anvertrauen. Er iſt ein Vertrauter!“

Baruch gab ſich ſogleich als ſolchen zu erkennen, da er die Zeichen des Bundes der Slaven kennen gelernt hatte, und der Graf bewillkommte ihn freundlich. Der Schulmeiſter empfahl ſich unter Zuſicherungen, E. v. D.'s Freiheit gewiß zu bewerkſtelligen, und lief, von den guten Wünſchen der Marſchallin und Rozalka's begleitet, hinaus vor die Thür, wo ihn eine ſchlechte Kibitke erwartete, worauf er ſich nachläſſig ſetzte und, die hin- und herbaumelnden Füße hinaushängen laſſend, mit einer Sorgloſigkeit einige Birnen verſpeiſte, als wenn ihm Nichts in der Welt von Bedeutung obläge. In der Kibitke lagen aber zwei ſcharf geladene Doppelläufe, die erprobt waren und nie verſagten, und am Gürtel hatte er ein vergiftetes Stilet, von dem der kleinſte Stich tödtete, in einem Futterale von Büffelleder; denn er hatte große Wälder und einige Nachtlager zu überſtehen, und die Gefährten von Pool's ſtellten ihm nach.

29.

Während nun die an einander geketteten Gefangenen in traurigem Zuge zur Hauptſtadt gebracht wurden, bereiteten ſich dort Dinge vor, welche die Aufmerkſamkeit der Machthaber ganz auf ſich zogen.

Alle Tage fanden Verhaftungen ſtatt, die abſcheulichſten Kerker, die ſchrecklichen Ueberbleibſel eines barbariſchen

Zeitalters, ſeit lange unbevölkert, öffneten jetzt ihre roſtigen Eiſengitter, um in ihrem ſumpfigen Schooße, nur den lichtſcheuen Geburten des Schlammes und Geſteins ein nährendes Element, die traurigen Schlachtopfer eines ewig fürchtenden Verdachtes aufzunehmen. Hüpfende Flämmchen, welche die Lampe des Kerkermeiſters in den mephitiſchen Dämpfen dieſer Schreckensorte entzündeten und die dann mit ihm wieder verſchwanden, machten dem armen Eingeſperrten die Nacht, die ihn umgab, nur noch finſterer. Was half es dem Elenden, daß ihm die Natur Alles gegeben hatte, was ſie dem andern Sterblichen zu Theil werden ließ. Er hatte Augen, Gefühl, Sprache, Verſtand, ach! und er lag hier blind — ſtumpf — ſtumm — blödſinnig, die wunden Glieder ſchleppten mühſam die centnerſchwere Kette vom feuchten Lagerſteine, acht Schritte ins Gevierte, und der glühende Schädel berührte ſchon die furchtbaren Quaderwände, und der Unglückliche ſank heulend auf den Boden hin. Man konnte mit Rechte ſagen, daß die Vornehmen in Warſchau zur damaligen Zeit auf den Köpfen der Verdammten tanzten und jubelten, denn während in den Sälen Feſte und Bälle gefeiert wurden, klapperten tief unten in den alten Familiengefängniſſen die Gebiſſe halbverhungerter Gefangenen zuſammen, die von den verſchrumpften Lippen nicht mehr bedeckt wurden und nicht Kraft genug hatten, die verſchimmelte Rinde abzunagen.

In einem weiten, öden Gebäude, das einen ſchmutzigen, großen Hofraum umſchloß, ſehen wir viele alte Kellerthüren, mit neuen Eiſenbändern beſchlagen, mit neuen Schlöſſern verſehen. Die kleinen runden Lichtöffnungen, mit eiſernen Querſtäben verwahrt, erhalten ſtärkere Eiſenſtäbe der Länge nach. Einige Strohſäcke werden abgeladen und in die Keller geſchafft, kurz Alles deutet darauf hin, daß die Kerker für die jetzige Bevölkerung zu klein geworden ſind und ein neues Staatsgefängniß eingerichtet wird.

Nur einen Tag war erſt dieſe Einrichtung getroffen worden, als ein Zug zuſammengeketteter Menſchen von ihren bewaffneten Treibern in den Hofraum gejagt wurde.

Mit dem Schmutze des Weges bedeckt, von den ſtarken Eiſenringen an den Gelenken wund gerieben, ermattet von den Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, kamen die Unglücklichen mit jenem freudigen Gefühl in dem Hofe an, das den Müden ergreift, wenn er ſich auf das Lager werfen kann. „Wir werden doch wenigſtens ausruhen dürfen und ſchlafen!“ ſeufzten ſie. Und ſo wurden ſie hinabgeſtoßen, wo ſie ausruhen durften und ſchlafen, die Thüren fielen hinter ihnen ins Schloß — da riſſen ſie die Augen auf — da hoben ſich die Lungenflügel gewaltig — Luft und Licht waren fort! Ach, draußen war's doch beſſer!

Eine dieſer Grüfte ſchloß ſich hinter C. d. D. und van Pool. Eine gräßliche Gemeinſchaft! Des Letzten Wüthen hatte aufgehört, er war ſtiller geworden, denn der Wahnſinn des Fiebers brütete nun in ihm, und ein inneres Feuer hatte ſeine gewaltige Tobſucht in Erſchlaffung aufgelöſt.

Wie ſich die beiden Gefangenen in ihrem Kerker befanden, warf ſich van Pool ſogleich auf den Boden. Man hörte ihn plätſchern, wie einen Fiſch. Sein Gefährte tappte ſich bis zur Wand hin, wo einige vorſpringende Steine ihm einen trocknen Sitz gewährten. Alte Kröten ſprangen, unwillig über die Störung, hinab und plätſcherten in der Pfütze gleich van Pool.

Nachdem C. d. D. wol eine Stunde in dem Loche mochte verfloſſen ſein, färbte ein falber Lichtſtrahl den dicken Dunſt, der ihn umgab, mit einem graufarbigen

Schimmer, und es ſchienen ſich ihm die Gegenſtände, wie aus Nebel auftauchend, zu zeigen. Langes, ſchwarzes Moosgeflechte hing von dem Gewölbe und er freute ſich, als er den braunen Tropfen ſah, der aus dem Geſteine ſich preßte, gleich einer Thräne, deſſen Fallen im Waſſer ein Geräuſch machte, das ein leiſes, trauriges Echo erweckte, um die Todtenſtille ringsumher noch bemerkbarer zu machen. Er ſah die grauen Kröten aus dem Schlamme die weitmäuligen Köpfe recken und die großen Augen ihn anſtieren, und er freute ſich ihrer Geſellſchaft und ſah immer nach ihnen hin, denn hinter ihm lag ruhig die Kette am Boden, wie eine gräßliche Schlange; ſein Gefährte ſchlummerte und rührte ſich nicht.

C. d. D. hatte Beſonnenheit genug, das Ganze ſeiner Lage zu überdenken. Sie war ſchrecklich und doch fürchtete er, ein Druck von der Fauſt ſeines Mitgefangenen, ein Schlag mit der ſchweren Kette, könne ſeinem Leben ein nicht erwünſchtes Ende machen, ſeinem Leben — das er für die Rettung ſeines Vaterlandes — für ſeine Tochter gern hingegeben und doch auch wieder ſo gern erhalten hätte.

Nach und nach wurde die graue Färbung der Gegenſtände dunkler, ſeine nähere Umgebung wurde braun, die fernere ſchwarz. Er ſah die Kröten, die Flechten, die Kette nicht mehr, es verſetzte ihm den Athem, er fürchtete mit einem Male blind zu werden. Endlich kehrte die Beſinnung wieder, ein Geräuſch ließ ſich vernehmen, die Thür wurde aufgeriſſen, mit vorleuchtendem Arme erſchien der Kerkermeiſter und ſetzte Brot und Waſſer auf die Stufen des Einganges. Es klirrte wieder und das Licht war verſchwunden. Van Poel regte ſich, der Schlaf hatte ihn geſtärkt, er wußte, was das Klirren zu bedeuten hatte, er war an dieſe Art von Quartier und Koſt gewöhnt.

„Unſer Abendbrot!“ murmelte er, und fluchend durch's Waſſer platſchend ging er zum Eingange, nahm das Brot und den Krug und ſetzte ſich klirrend zu ſeinem Gefährten.

„Ho, ho,“ tönte ſein hohles Lachen, „ſo habe ich mir's nicht gedacht, Dich wiederzuſehen. Sieh, jetzt bin ich ruhig und thue Dir nichts mehr zu Leide. Einſt — es iſt ja wol ſchon eine Weile her — da wir noch Beide denſelben Rock trugen; nur auf den Schultern hatteſt Du goldene Epaulettes, ich keine — da haßte ich Dich, weil ſie Dich liebte — und ich liebte ſie auch ſo ſehr — ſo ſehr! ich ſchwör's, ſeitdem hab' ich keinen Menſchen mehr liebgehabt.“

Er zog die Kette raſſelnd an ſich und E. d. D. war ihm nun ganz nahe und hörte die dumpfe Stimme und fühlte ihren glühenden Hauch ſein Ohr berühren.

„In der Nacht, da das Schloß abbrannte, ehe Du mit Deinem flüchtigen Regimente Polen verließeſt auf viele Jahre, da gabſt Du der Kleinen das Leben, die Du geſtern — war es nicht geſtern? — wiederfandeſt — bei der Oſſepowa. Ich fand die ohnmächtige Gräfin im brennenden Gemache, ſie war noch glühend von Deiner Umarmung, die vielleicht noch länger gedauert haben würde, wenn die Flammen von außen Deine innere nicht gekühlt hätten. Du hörteſt mich nahen, und floheſt wie ein Dieb — ließeſt Dein Liebchen am Rande des Schreckentodes — das war nicht recht — wußteſt Du denn gewiß, daß ich ſie retten würde? Ich hätte ſie ja auch in die Flamme werfen können! Aber das that ich nicht — nein! ich küßte ſie — küßte ſie zum erſten Male — dieſes einzige Mal — ſo lang bis die herabfallenden Funken der Decke ſie aufweckten und ich ſie forttragen mußte, weil ſie ſchrie. Wir wären ſonſt vielleicht Beide verbrannt; o wär' es geſchehen!"

Sein Arm hatte ſich um ſeines Gefährten Nacken geſchlungen und der kalte Eiſenring drückte ſich tief in deſſen Halsmuskeln.

„In jener Nacht," fuhr er fort, „verlorſt Du einen braven Soldaten von Deinem Regimente, aber Deine kleine Tochter bekam dafür einen Vater. Ich blieb zurück im Vaterlande und ſtahl die Kleine, fünf Jahr alt. Ich hatte was gelernt und blieb im Lande und nährte mich redlich. Das Kind lernte mein Handwerk. Sie tanzte auf dem Seile und auf Eiern. Sie hatte es nicht ſchlecht bei mir, und als die Mutter aus Gram geſtorben war, da hatte ſie es ſogar gut. Wie ich Geld genug hatte, ſetzte ich mich zur Ruhe und ſie konnte leben, wie's ihr Vergnügen machte. Nun iſt's freilich damit aus — aber dafür hab' ich nun Dich!"

Hier umarmte er wüthend ſeinen Gefährten, ohne daß es dieſer wehren konnte. In demſelben Augenblicke tönte von außen, leiſe, mit heiſerer Stimme geſungen, das Lied:

„Polen iſt noch nicht verloren!"

C. d. D. wollte ſich aus der Umarmung losreißen, van Peel hielt ihn aber wie ein nächtlicher Alp mit unſichtbaren Krallen in der dicken Finſterniß.

30.

Przebracki, der glücklich nach Warſchau gekommen war, gelang es, des Großfürſten Aufmerkſamkeit von Neuem auf C. d. D. hinzulenken. Er wußte geſchickt zu verbreiten, daß ſeine Bemühungen ihn in Wilna ins Netz gelockt hatten, und daß mit ihm zugleich das Haupt einer ausgebreiteten Räuberbande und einige ſeiner Spießgeſellen eingefangen worden. Dies hob ſeinen Ruf und es fehlte nicht an Belohnungen von Seiten der Behörde. „Iſt es weiter nichts, ſo wird C. d. D. doch in ein anderes Gefängniß kommen, das für ihn minder unangenehm und für uns zugänglicher ſein wird,“ dachte er. „Auch muß ich ja dem Großfürſten meine großen Dienſte ins Gedächtniß rufen.“

Es war ſpät des Abends, als ein Offizier mit einem anſtändigen Wagen vor dem Kerker hielt, in welchem C. d. D. und van Pool eingeſperrt waren. Der Gefangenwärter trat ein und löſte ſtillſchweigend die Kette von C. d. D.

„Frei?“ rief van Pool.

Stillſchweigend warf der Gefangenwärter das Ende der Kette durch einen ſtarken Mauerring und ſchloß ſie feſt.

Zu C. d. D. ſagte er: „Folgt mir!“ Er ſtieg die Stufen zur Pforte hinan, C. d. D. folgte ihm ſchwankend, und van Pool heulte und biß in die Ketten. Wie der Gefangene den Himmel über ſich ſah, die Sterne, welche daran ſchimmerten, und einen tiefen Zug that, um Luft zu ſchöpfen, eine Nahrung, die er ſo lange entbehren mußte, da war es ihm freudig zu Muthe und wehmüthig zugleich. Er hatte ſich im dunkeln Kerker manchmal überredet, die Welt ſei in Trümmern zerfallen und ihn hätte ein furchtbares Erdbeben verſchlungen, nun aber — als Gottes Schöpfung in ihrer ewigen Ordnung ihn wieder umgab, ſtieg in ihm der Gedanke auf: „Und dies Alles dürfen die Menſchen einem Mitmenſchen entziehen?“ — Er war ſo ſchwach, daß man ihn in den Wagen heben mußte. Hier fand er den Offizier.

„Man wird dich nach Sibirien bringen," dachte er, „ohne Verhör, ohne Recht," dann aber bemerkte er wieder, daß der Wagen nicht zu einer ſolchen Reiſe eingerichtet ſei.

„Wohin bringt man mich?" fragte er nach einer Weile.

Keine Antwort erfolgte. Die Begleiter von bedeutenden Gefangenen wiſſen durch ein wichtigſcheinendes Stillſchweigen gewöhnlich ihre Unwiſſenheit zu bemänteln.

Sie waren nicht lange gefahren, ſo hielt der Wagen vor einem ſtattlichen Hauſe, unter deſſen Portal, von hohen Bäumen beſchattet, eine ſtarke Wache poſtirt war.

Der Offizier deutete C. d. D. an, daß er hier ausſteigen müſſe. Im Portale ſtand ein alter Mann, der die beiden Ankömmlinge eine breite Treppe hinan und dann einen langen Korridor hinunter führte. Die Thür eines kleinen, doch reinlichen Zimmers war geöffnet, in welches ſie eintraten.

Auf einem Tiſche war Alles zur Toilette bereitet, wie C. d. D. mit Erſtaunen wahrnahm. Der alte Führer ſagte ihm, er möge ſich dieſer Dinge nach Bequemlichkeit bedienen. Mit welchem wollüſtigen Gefühle ließ der Gefangene die lang entbehrte Labung des kalten Waſſers ſeine Haut erfriſchen, auch an einer ſtärkenden Eſſenz fehlte es nicht, reine Wäſche lag bereit, und er durfte ſich den langgewachſenen Bart abnehmen. Nachdem er dieſe Reinigung mit ſich vorgenommen hatte, erhielt er andere Kleider, und der Offizier deutete ihm an, daß er ihm zu folgen habe. Stillſchweigend ſetzten ſie ſich wieder in den Wagen. Es ging die Krakauer Vorſtadt hinunter. „Zum Großfürſten!" ſtieg in ihm der Gedanke auf. Jetzt galt's ſich zu ſammeln. Aber er war damit noch nicht recht zu Stande, als der dahinfliegende Wagen ſchon am beſcheidenen Portale des Belvedere hielt.

Sie gingen durch den Wachenſaal, wo der Gefangene blieb, indeß ſein Begleiter zum Rapport in die Dujourſtwo*) trat. Bald erſchien ein Adjutant, ſeinem Winke folgte C. d. D. und einen Augenblick ſpäter ſtand er in einem hellerleuchteten Kabinete, dem Ceſarewitſch gegenüber. „Wer biſt Du?“ ſchrie ihm dieſer barſch entgegen.

Solche ungeziemende Fragen erleichtern ſtets das Antworten. „Ich ſetze voraus, Ew. Kaiſerlichen Hoheit bekannt zu ſein, wie hätte ich ſonſt wol die Gnade hier zu ſtehen,“ entgegnete der Gefangene.

„Du verhehlſt alſo nicht, daß Du ein Pole und nicht jener Franzoſe biſt, für den Du Dich ausgibſt,“ ſagte Conſtantin, ihn ſcharf anſehend.

„Ich habe nie geglaubt, durch eine ſolche Angabe meine Regierung zu täuſchen, ja ich hatte ſogar die feſte Ueberzeugung, daß ſie in ihrer weiſen Wachſamkeit davon genau unterrichtet war,“ erwiderte C. d. D. mit beſcheidener Ruhe.

„Und was hat Dich dazu gebracht, unter fremdem Namen Dich hier einzuſchleichen?“ fragte Conſtant.

„Herr,“ ſprach C. d. D., „das hohe Verbot, mein Vaterland betreten zu dürfen.“

„Ha ha!“ rief wild der Großfürſt, „Verbot! und dennoch biſt Du hier — was wollteſt Du hier?“

„Familienverhältniſſe, wichtige, die ganz mein Herz erfüllen,“ ſagte mit immer gleicher Ruhe der Gefangene.

„Du meinſt die große Familie der Polen,“ erwiderte der Großfürſt, indem er ſich ſetzte. „Nun, und was iſt's denn eigentlich, was Dein Herz erfüllt? Nicht wahr, ich ſoll weg, Ihr könnt mich nicht leiden, ich paſſe nicht in Eure Familie." Er lachte, indem er dieſe Worte ſprach.

---

*) Kanzlei der dienſtthuenden Offiziere, von „du jour ſein.“

„Ew. Kaiſerliche Hoheit," ſprach mit Beſcheidenheit C. v. D., „interpretiren meine Worte, ich muß es ſagen, auf unrichtige Weiſe. Allerdings gehöre auch ich zu dem großen Verbande, den Sie die polniſche Familie zu nennen belieben. Um zu wiſſen, ob ihre Klagen gerecht ſind, bin ich zu kurze Zeit hier; um hier frei zu ſagen, was ich für das Wohl dieſer Familie als dienlich erachte, müßte ich nicht als Gefangener vor dem Großfürſten, ſondern als freier Pole vor dem gerechten Stellvertreter meines Königs ſtehen. Doch," fügte er ſchnell einlenkend hinzu, „ich muß die feierliche Verſicherung geben, daß mein hieſiger Aufenthalt das Auffinden einer verloren gegangenen Tochter zum Ziel hatte, über deren ungewiſſes Schickſal die Mutter im Grame ſtarb, und Kummer mein Leben verzehrte. Treue Freunde ſchrieben mir nach Frankreich, daß ſie jetzt eine Spur entdeckt hätten, und ich eilte mit meiner Schwiegermutter, der Witwe des Herzogs v. G., nach Polen, um jene Spur zu verfolgen. Ich konnte nicht ahnen, daß man mich wie einen Landesverräther behandeln würde."

Conſtantin ging während dieſer langen Rede, die er ſonſt gewiß unterbrochen haben würde, ſinnend auf und ab. Endlich ſtellte er ſich vor den Gefangenen mit untergeſtemmten Armen: „Wie macht man eine Revolution?" fragte er ſchnell.

„Herr," ſagte betreten über die unerwartete Wendung C. v. D.

„Du kommſt aus Frankreich," ſprach raſch der Großfürſt, „und wirſt es mir ſagen können."

„Die Revolution macht nicht —" fing der Gefangene zögernd an.

„Erſt laufen Straßenjungen zuſammen,“ ſagte der Großfürſt, „dann geſellt ſich der Pöbel dazu, und dann werden ein paar Kartätſchen abgefeuert und die Verräther gehenkt, ſo macht und ſo beendigt man Revolutionen. Du ſiehſt, daß ich das Alles ſo gut weiß, wie Einer. Aber es thut mir recht leid, daß ich Dir noch nicht erlauben kann, Deine Tochter aufzuſuchen. Doch Du kannſt ja darüber ganz ruhig ſein, die Herzogin iſt ja frei und wird ſich gewiß alle Mühe geben. Ich will mich ſelbſt erkundigen laſſen und Dir dann Nachricht darüber geben.“

Er notirte einige Worte in eine kleine Schreibtafel.

„Die Polen ſind Thoren,“ ſagte er dann, „ſie ſpringen im Wahnſinn mit den Köpfen gegen einen Stein, und bedenken nicht, daß dieſer härter als ein Kopf iſt. Nur zu! nur zu! Sie ſollen den Lohn ihrer Empörungsſucht empfangen!“

Hier drehte er dem Gefangenen den Rücken und verließ ſchnell das Zimmer. Der Adjutant du jour trat ein und führte C. d. D. in den Saal der Wachen zurück, wo ihn ſein früherer Begleiter in Empfang nahm und mit ihm Belvedere verließ.

Als ſie in den Wagen ſteigen wollten, drängte ſich dreiſt und unbekümmert um die Schildwachen ein Mann in einem Mantel zu C. d. D., ſah ihn feſt an, machte ihm einige Zeichen, und als der Gefangene nicht darauf merkte, flüſterte er ihm einige Worte zu. Auch dies wurde nicht bemerkt und der Mann ſtieß einen derben Fluch aus, da die Schildwachen ihn zurückdrängten und der Wagen mit derſelben Eile fortrollte, wie er gekommen war.

Der Mann im Mantel war aber Przebracki.

31.

Am 29. November am frühen Morgen ſehen wir bei dem Juden Hirſch, in der wohlbekannten Methſchenke unweit des Arſenals, ein Paar alte Bekannte mit einander frühſtücken. Sie haben einen Häring und einige rohe, ſaftige Zwiebeln unter einander geſchnitten, das Ganze mit Pfeffer geſchwärzt, und würzen ſich dies frugale, ſtarkriechende Mahl durch angelegentliche Mittheilungen, wie es den Anſchein hat.

Es iſt Baruch, der den Grafen S., die Herzogin und Rozalka nach Warſchau begleitet hat und ſogleich Przebracki aufſuchte, um Neuigkeiten von ihm zu erfahren.

„Es iſt ein Elend,“ ſagte Przebracki, „daß ich noch nicht im Stande war, den armen Mann zu befreien, der durch mein Verſchulden eigentlich arretirt worden iſt. Bis jetzt iſt es mir nur gelungen, ihm eine Unterredung mit dem Großfürſten zu verſchaffen, der neugierig war, E. d. D. kennen zu lernen, dadurch iſt er wenigſtens zu beſſerer Haft und reinlicher Kleidung gelangt und iſt auch von dem ſchrecklichen van Pool losgekommen, mit dem er zuſammengeſchmiedet war.“

„Sitzt van Pool noch?“ fragte Baruch.

„Bis zum jüngſten Tag, kein Menſch kümmert ſich um ihn,“ erwiderte der Schulmeiſter. „Was hilft's ihm jetzt, daß er zu jedem niederträchtigen Streiche, den die vornehmen Herren gern ausüben wollten, willig die Hand bot? Was trägt's ihm für Früchte, daß er dem N. die ſchönſten Kinder brachte, und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht kommen durfte? Ich weiß es, daß N. ihn fürchtete wie den Teufel und nun froh iſt, daß er ihn vergeſſen kann.

Ja — und ſie vergeſſen ihn Alle — er kann vermodern bei lebendigem Leib.“

„Und was wird unſer Schickſal ſein?“ ſprach Baruch bedenklich. „Wir bieten unſere Hände zu einem guten Werke, wie man ſagt, wenn's aber zum ſchlechten wäre?“

„Wie meinſt Du das, Baruch?“ fragte Przebracki.

„Ich möchte mir doch die Hände abhacken, die ich zum Schlechten hingereicht hätte,“ ſagte Baruch. „Ich hab' ſpionirt und hab's Dir hinterbracht, der Du's hinterbracht haſt dem General K. und dem Profeſſor L. und dem Kaſtellan N., was weiß ich! gut! ich hab' mich laſſen bezahlen von den Ruſſen und hab' ſie belogen — gut! ich hab' gewußt von der Verſchwörung, und von der Verbindung und von der Verbrüderung — und hab' nicht gemuckſt — gut! aber, was wird ſein das Ende vom Lied? Sie werden ſich erheben in ihrem Wahne, die Polen, und werden verjagen die Ruſſen, die ſich deſſen nicht verſehen — gut! Aber die Ruſſen werden ſich ermannen und es werden doch kommen aus Aſien die Baſchkirches und die Kalmükches und die Koſakches mit langen Piken und mit dicken Kantſchuhs, und der Meiech wird ſchicken die großen Grenadierches aus Petersburg mit den Kanonen, und ſie werden kommen und ſchlagen die wenigen Polen, und ſie werden hereinkommen nach Warſchau, und ſie werden ſuchen Przebracki und Baruch und noch Einige, die es haben gehalten mit der ehemaligen guten Sache, die da iſt geworden eine faule Sache, und ſie werden geben viel Palk, und werden aufreißen die Naſenlöcher und werden ſchicken nach Sibirien in die Bergwerke —“

„Feiger Jude,“ unterbrach ihn hier der Schulmeiſter voll Unwillen, „dahin kommt es nicht — die gute Sache wird und muß ſiegen!“

„Feiger Jude!“ wiederholte der Andere ſpöttiſch. „O mai! mai! Herr von Przebracki, was ſind Sie doch geworden ſo hochmüthig! Man kann zwanzig Mal daran ſein, erſchoſſen und gehenkt zu werden, und iſt deßhalb doch kein Held. Recht! Die gute Sache wird ſiegen — ich will's doch glauben, aber was wird ſein das Ende vom Lied? frage ich immer. Sie werden brauchen Geld, unſere großen Patrioten, und werden uns wegnehmen, was wir von den Ruſſen für unſere Dienſte bekommen haben; ſie werden brauchen Soldaten und wir werden alle müſſen werden Soldaten, oder wir werden uns wieder müſſen loskaufen mit ſchwerem Gelde. Ich ſehe keine Glückſeligkeit dabei — aber es iſt die gute Sache, und ich ſtecke einmal drin, und habe mich laſſen verblenden von dem Teufel, und nun kann ich nicht loskommen von dem Patriotismus.“

„So geht's mit Euch, Memmen,“ rief Przebracki; „wenn ſich die Gefahr auch nur dem Anſcheine nach nahet, ſo werdet ihr bleich und bebet. Heute Nacht wird's etwas geben, das iſt gewiß. Ich ſehe Mienen und Schritte, die auf einen nahen Ausbruch deuten, und ich bin bemüht, die Aufmerkſamkeit der Spione nach einer andern Richtung zu lenken. Ich ſage Dir, Baruch, der Augenblick des Zuſchlagens iſt nicht mehr fern.“

„Darum iſt ja eben Graf S. ſo ſchnell als möglich von Wilna hieher gereiſt,“ ſagte Baruch mit ernſter Ruhe, ohne den geringſten Ausdruck von Angſt, indem er ſich die Ueberbleibſel des Mahles aus dem ſchönen, in zwei Hälften getheilten Barte wiſchte, „glaube nicht, daß ich eine Revolution fürchte, da gibt's gewiß etwas zu fiſchen. Aber ihr Ende fürchte ich.“

32.

In dem Hotel des Grafen S. war ein reges Leben. Er war ſoeben von ſeiner Reiſe zurückgekehrt und hatte, dem Anſcheine nach, ſehr werthe Gäſte mitgebracht, die in den prächtigſten Gaſtzimmern einquartiert wurden. Es war dies die Herzogin von G., Witwe des franzöſiſchen Reichsmarſchalls, eine Landsmännin des Grafen, mit ihrer ſchönen Enkelin, Gräſin Rozalka d. D., die hier ihre Verlobung mit dem jungen Fürſten Jozef Lunowski feiern ſollte, der aus dem ruſſiſchen Militairdienſt getreten war, um fortan den Wiſſenſchaften zu leben.

Die Vorbereitungen zu den Feſtlichkeiten wurden mit einem ſo lärmenden Eifer betrieben, eine Menge von Handwerkern ſollte dabei beſchäftigt werden, die zahlreiche Dienerſchaft des Grafen wurde verſtärkt — Alles deutete auf einen Glanz hin, dem der achtzigjährige Graf wohl in ſeiner Jugend gefröhnt, nun aber ſeit lange ſchon entſagt hatte.

In dem alten Familienſaale ſaß der Greis mit ſeinen Gäſten, den Bräutigam erwartend. Gräſin Rozalka in Fiebergluth.

Da öffnete ſich die Thür und hereintrat der Fürſt, der nun nicht mehr in der beengenden Uniform, ſondern im ſchwarzen Kleide zwar bläſſer, aber doch in ungezwungener, edler Haltung erſchien.

Er hatte die Einladung zum Grafen erhalten, unbewußt des hohen Glückes, das ſeiner wartete.

„Fürſt Jozef,“ rief Graf S. dem Eintretenden entgegen, „ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Ihnen Ihre Braut vorzuſtellen.“

Der Fürſt, der den Damen eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ohne ſie anzublicken, erröthete in ſichtbarer Verlegenheit und wandte ſich mit einem fragenden Blicke hin zum Grafen, keines Wortes mächtig.

„Nun ja," fuhr der Graf lächelnd fort, „glauben Sie, wir Patrioten hätten nicht Zeit, uns auch um die Liebes'händel unſerer jungen Herren zu bekümmern? Sehen Sie her, nicht wahr? Sie liebten dieſes Mädchen."

Hier ſchlug Jozef die Augen auf und ſtarrte Rozalka an. Sie war es und war es nicht — er getraute ſich nicht, ſie anzureden, aus Furcht, die Erſcheinung könnte verſchwinden.

„Ich bin's, Jozef!" hauchte Rozalka.

Bei dem Ton dieſer Stimme blieb ihm kein Zweifel mehr.

„Rozalka!" rief er aus und hatte ſie umarmt.

„Ja, mein Herr," ſprach aufſtehend die Herzogin, „meine Enkelin und Ihre Braut!"

„Liebſt Du mich denn?" fragte leiſe der Fürſt.

„Ich werde Dich lieben!" ſagte mit leiſem Nachdruck Rozalka. Er verſtand die Bedeutung.

„Wie aber hängt dies zuſammen?" fragte der Fürſt.

„Sie ſollen Alles erfahren. Rozalka iſt das Kind eines ſchwer verfolgten Mannes, des Schwiegerſohnes dieſer Dame, der hier im Kerker ſchmachtet und noch in dieſer Nacht mit unſerm Lande frei werden ſoll. Ich weiß, was hier vorbereitet iſt, auch von andern Seiten iſt viel geſchehen. Alles iſt in den beſten Händen, Muth beſeligt uns — nur Ausdauer und des Himmels Schutz, ſo gelingt's! Hier werde Verlobung gefeiert, die Gäſte ſind geladen, und Alles habe den Anſchein eines friedlichen Feſtes, das ſo lange währt, bis die Sturmglocke ruft, dann zu den Waffen und das Geburtsfeſt des Vaterlandes gefeiert. Gibt's ein Höheres?"

Er drückte den Fürſten an ſich.

Bald rollten glänzende Wagen in den Hof. Edle Polen füllten die Säle, man überließ ſich der Freude, den Glückwünſchungen, dem Zauber der feinſten Geſelligkeit, den Genüſſen der Tafel. Man ſtieß mit ſtummen, vielſagenden Blicken an, es galt dem Auferſtehungsfeſte Polens.

Fürſt Jozef ſagte leiſe zu ſeiner Braut: „Ein ſchöneres Verlobungsfeſt feierten nie ſterbliche Menſchen!“

Sie aber erwiderte ernſt: „Noch ſind wir Sklaven und können uns nicht von Herzen freuen. Morgen ſind wir Polen und der Vater ſegnet uns!“

33.

Noch waren die Gäſte beim Grafen S. verſammelt, der Champagner perlte im Glaſe, die Augen leuchteten, und Alles ſchien mit geſpannter Erwartung die ſiebente Stunde zu erwarten. Schon hatte ſie geſchlagen, und ungeduldig trat der Graf in einen Erker, der eine weite Ausſicht über eine Reihe kleiner Häuſer auf dem linken Weichſelufer nach Lazienka gewährte. Ein finſterer Nachthimmel hatte ſich über die Gegend gebreitet und Stille herrſchte ringsumher. Plötzlich tönte es wie Schüſſe. Alles horchte freudig auf. Der Eine wurde bleich, der Andere roth. Rozalka umſchlang krampfhaft ihren Bräutigam. „Hörſt Du's?“ rief ſie mit halber Stimme.

„Sie ſind dabei, meine Kameraden,“ ſagte der Fürſt, „theure Braut, nun darf auch ich nicht ſäumen!“

„So eile! eile!“ ſprach ſie drängend, „der Himmel ſegne Deinen Arm!“

Er riß ſich los von ihr und ſagte:

„Bei der Univerſität verſammeln wir uns, und während ſie draußen den Großfürſten fangen, treiben wir hier den Feind aus. Führt mich der Weg hier vorbei, ſo werde ich wol auf einen Augenblick zu Dir hinaufeilen und mir einen Kuß holen.“

Er ſtürzte fort, um auf dem Sammelplatze nicht zu fehlen, wo die Waffen ausgetheilt werden ſollten.

Rozalka rief ihn zurück, und ihr glühender Mund brannte ihm einen beſeligenden Kuß auf die Stirne. Ihr Herz pochte, ſie wünſchte, daß erſt der Kampf allgemein werden möchte, um im Getümmel mitfechten zu können.

Während dieſes flüchtigen Abſchiedes waren die Gäſte auf den Balcon getreten, um zu beobachten, was ſich in den Straßen begebe.

Von den Schüſſen aufgeſchreckt, die nun auch im Norden der Stadt vernommen wurden, eilten die Ruſſen flüchtig nach allen Seiten, und die friedlichen Einwohner Warſchau's, die nicht wußten, was im Werke ſei, öffneten neugierig die Thüren ihrer Häuſer und ſtellten Licht vor die Fenſter. Mehre waren da hinausgeeilt, von wo der Lärm herkam, auch Flüchtige kamen zurück.

„Sie ſtürmen Belvedere! Der Großfürſt iſt gefangen! Sie ſtecken die Caſernen in Brand!“ So lauteten die erſten Kunden, und die hin- und herlaufenden Ruſſen wurden mit Hohn und Mißhandlungen überhäuft.

Mittlerweile war die Vorſtellung im Theater unterbrochen worden. Eine Stimme hatte gerufen: „Polen, zu den Waffen! Die Stunde der Freiheit hat geſchlagen!“ Die Leute ſtürzten ſich bei dieſen Worten zur Thür hinaus, verbreiteten ſich in der ganzen Stadt, und der Ruf: „Polen, zu den Waffen!“ erſcholl in allen Straßen.

Dabei wurden hie und da ſchon die Glocken gezogen, die Lärmtrommeln geſchlagen und das Schießen verſtärkte ſich auf verſchiedenen Punkten. Ruſſiſche Generale ſaßen auf und ſprengten nach den Plätzen, wo ihre Truppen ſich ſammelten.

Es war eine dumpfe Geſchäftigkeit überall ſichtbar. Ein Aufſtand war ausgebrochen, das wußte man, aber man kannte nicht das Umfaſſende deſſelben, man wußte nicht, ob es auf einen Mord des Großfürſten, oder aller Ruſſen, oder nur auf eine Staatsumwälzung abgeſehen war.

Nun kamen die erſten Nachrichten von dem Wahlplatze herein. Es wurden Verwundete gebracht, die ausſagten: daß die Militärſchule in Lazienka zuerſt zu den Waffen gegriffen habe. Bei der Sobieskibrücke ſei den Ruſſen ein mörderiſches Scharmützel geliefert worden, und die unbärtigen Polen hätten ſich wie Helden nach dem Belvedere hinüber geſchlagen."

Hier war der Berichterſtatter verwundet worden, und die Nachrichten gingen nicht weiter.

Ein Anderer nahm das Wort und verkündete dem ihn umſtehenden Haufen: „die Schüler hätten erfahren, daß der Großfürſt ſie Alle vor ein Kriegsgericht ziehen wolle, das in vierundzwanzig Stunden ſie richten ſollte, und daher hätten ſie ihm den Tod geſchworen. Er ſei aber mit Hülfe ſeines Kammerdieners entwiſcht, und die wuthentbrannten Jünglinge hätten Alles, ohne Schonung, niedergemacht, was ihnen im Schloſſe in den Weg getreten wäre. So hätten ſie ihre Siegesbahn zur Stadt mit Blut gefärbt und ſeien bereits innerhalb der Rogatka, um ſich mit ihren Brüdern, den Studenten und den andern Gutgeſinnten zu vereinigen."

Der Tumult wuchs immer mehr. Man hörte wildes

Schreien und das Stürmen einzelner Häuſer, ſolcher Leute, die das allgemeine Mißfallen erregt hatten.

Ganze Haufen erſchienen nun in den Straßen, mit den beſten Vertheidigungswaffen ausgerüſtet, unter Jubelgeſchrei wurde es verkündet, daß das Zeughaus erſtürmt ſei und daß es nun Waffen vollauf gäbe. Tauſende ſtürzten ſich nach jener Gegend, um Flinten, Säbel, Pulver und Blei zu haben, wonach ſie lechzten, wie nach der Luft.

Indeß war es in des Grafen Hauſe ſtill geworden. Das Feſt war beendigt. Bewaffnete Diener ſtanden innerhalb der wohlverſchloſſenen Thür. Die Gäſte hatten ſich zu Pferde geſetzt und waren in den Kampf geeilt. Der achtzigjährige Wirth war in die Verſammlung gefahren, die ſich auf die Bitte des Fürſten Lubecki, als vorläufiger Adminiſtrationsrath des wiedergeborenen Polens, ſchnell gebildet hatte.

Rozalka ſtand am Fenſter und legte ſich weit hinaus, um die ganze, breite Straße überſchauen zu können. Der rauhe Nachtwind ſpielte mit dem bräutlichen Kranze in ihren Haaren. Ein ſtürmendes Gefühl durchzog nach dem andern ihre Bruſt. „Nun werde ich bald Jozef und den Vater die Straße heraufkommen ſehen!“ dachte ſie.

Da plötzlich ſtürzt ein wilder Haufe vorüber. „Nach den Gefängniſſen!“ hört ſie ſchreien. Und ſchnell, wie ein gejagtes Wild, eilt ſie die Treppe hinab, ein unten im Hauſe liegender Mantel wird umgeworfen, eine Mütze in's Geſicht gedrückt, und durch die unbewachte Seitenthür, die nur den Hausbewohnern bekannt iſt, tritt ſie auf die Straße. Der Haufe iſt ſchon weit weg. Sie fliegt ihm nach, holt ihn ein, und zur Leſchno wendet ſie ſich mit einer Abtheilung, wo — wie ſie gehört hatte, ihr Vater gefangen iſt.

34.

Im Belvedere hatte man, auf die Nachricht, daß Unruhen während der Nacht ausbrechen könnten, in der Eile Vorſichtsmaßregeln getroffen, ſo gut es gehen wollte. Conſtantin beruhigte ſich dabei und hatte ſich eben zu Bette gelegt, als einer ſeiner Dentſchicken mit angſtverſtörter Miene zu ihm ins Zimmer trat und ihm meldete, daß man bereits von Lazienka her Schießen vernehme und das Geſchrei wildverworrener Stimmen. Der Großfürſt ſprang zum Fenſter, unangekleidet, wie er war.

„Die Polen ſind tüchtige Kerle," murmelte er unter der Naſe, „und ſie werden uns zu ſchaffen machen."

Er befahl, daß man ihn ankleide, und während dies in Eile geſchah, pfiff er die Melodie der Dombrowski-Polonaiſe: „Polen iſt noch nicht verloren." Er war entſchloſſen, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen. Einige Adjutanten ſprangen herein und meldeten, daß ſich die Aufrührer dem Schloſſe näherten. Conſtantin gerieth in Wuth, und eben als er in den Hof hinabeilen wollte, ertönten die erſten Schüſſe in ſeiner Nähe und raubten ſeinem Lieblinge, dem General Gendre, das Leben.

Alles, was Waffen trug, hatte ihn verlaſſen, um ſich zur Gegenwehr zu ſtellen, der treue Dentſchick drückte den ſchnaubenden Ceſarewitſch mit aller Anſtrengung zu einer Tapetenthür: „erhalte Dein Leben, Conſtantin Pawlowitſch!" ſchrie der Sklave ihm zu, „denn ſie morden Dich, den Wohlthäter ſo vieler Tauſende!"

Das Schlafgemach war eine kurze Zeit leer. Die wüthenden Polen ſtürmten die Treppe hinan, ſie erbrachen die Glasthüren des Corridors, die Wachen röchelten in ihrem

Blute, und über ihren Leichen ſchritten ſie zur Thür, deren Schloß ihren Streichen wich.

Sie ſtürzten ſich auf das Bett. Es war noch warm — aber leer; und während ſie nun die Gemächer durchzogen, war der Großfürſt auf dem oberſten Boden des Schloſſes verſteckt, um ein Leben zu retten — das dennoch vor der Beendigung dieſes Kampfes von dem ewigen Richter abgefordert werden ſollte.

Man hielt ſich nicht lange mit dem Suchen auf. Wichtigere Dinge harrten ihrer Entſcheidung entgegen. Die Polen drängten ſich auf die Straße nach Warſchau hin, um ihren kämpfenden Brüdern beizuſtehen, während Conſtantin, von der Nacht gedeckt, ſich hinter die Barrieren jenſeits der Stadt zurückzog, bemüht, die Truppen um ſich zu verſammeln.

35.

Der wüthende Volkshaufe strömte, gleich einer Sturmfluth, über die Straßen. Die Ruſſen ſprangen hin und her, den toſenden Wellen aus dem Wege, und wurden Alle von ihnen verſchlungen. Die Thürme ragten wie erleuchtete Maſtbäume im Sturm empor, und ließen ihre heulende Stimme erſchallen, dazwiſchen krachten Schüſſe, donnerten Kanonen, wirbelten Trommeln. Kein Auge war in dieſer Nacht geſchloſſen. Die Kranken ſtöhnten ungeduldig und phantaſirten von Krieg und Mord, die Sterbenden wähnten ſchon todt zu ſein und den Donner des Weltenrichters zu vernehmen, die Lebenden kämpften, wer frei war zog ein Schwert, und die Eingekerkerten horchten auf den Lärm in ihren engen, tiefen Höhlen und gedachten zum erſten Mal ihrer Befreiung.

„Freiheit! Freiheit!“ tönte es im wilden Rauſche der Begeiſterung und man warf ſich wie hungrige Rieſen auf die langentbehrte Speiſe.

„Wo ſind freiwillige Sklaven?“ ſchrie es hier, „nieder mit Ihnen!“

„Wo ſind unfreiwillige Sklaven?“ dort, „ſie werden frei! Wir machen ſie frei! Hervor, an die Luft! ſie iſt für Alle! wer durfte ſie Euch entziehen?“

Die Kerker wurden geſprengt, langjährige Feſſeln zerborſten und hervor ſtieg aus den feuchten Gewölben an die glutherhellte Nacht ein fremd Geſchlecht in Lumpen mit bleichen Geſichtern. Die hohlen Augen ſchweiften im Kreiſe umher, um unter den Befreiern auch einen Bekannten zu erblicken, die zitternden Hände wurden ausgeſtreckt, um eine befreundete zu berühren. Aber Wenigen nur war dies Glück beſchieden, und traf es ſich ſo, dann war es ein recht herzzerſchneidendes. Die Meiſten waren hier fremd. Aus entfernten Gegenden hierher geſchleppt, oft einer andern Nation angehörig, wegen eines leiſen Verdachtes, den Niemand mehr hegte, ſeit Jahren lebendig begraben und vergeſſen; dem Schergen allein — der den Unglücklichen hergeliefert hatte — wohl nur bekannt — doch, wo war jener Scherge?

Einige der Befreieten wurden auch ſogleich Erlöſte, denn die Luft wirkte ſo mächtig auf ſie ein, daß ſie umfielen und den ſchönſten Gebrauch von ihrer Freiheit machten, indem ſie ſtarben und ſich für Alles bedankten, was Menſchen und Erde ihnen anbieten konnten. Andere, von ſtärkern Nerven und Muskeln, jubelten bald, nach einigen Gläſern ſtärkenden Weines, begriffen ſogleich Alles und ſchloſſen ſich dem ſiegberauſchten Haufen an.

Die Waſſergefängniſſe hart an der Weichſel, worin van

Pool und ſeine Mitgefangenen in ſchwerer Haft ſaßen, wurden als die ſchrecklichſten ſogleich erbrochen, um die am meiſten bedauerten Gefangenen daraus zu befreien.

Die kühnen Geſellen waren bald in der gewohnten Stimmung; van Pool feuerte ſie an, und nachdem ſie Waffen erhalten hatten, bildeten ſie einen eigenen Haufen, den bald Geſindel aller Art vergrößerte, und der einzig und allein auf Mord und Plünderung es abgeſehn hatte.

Mit Mühe nur wurden Exceſſe verhindert; die bewaffnete Gewalt des Volks zu zerſplittern, um Ordnung aufrecht zu halten, ſchien von nicht ſo großem Belang, man hatte die Blicke nach einem höhern Ziele gerichtet, und mußte in ſeiner ganzen Kraft zuſammenbleiben.

Przebracki huſchte im dunkeln Mantel wie ein Geſpenſt durch finſtre Straßen. Er war beim Volke zu übel angeſchrieben, um nicht Alles für ſein Leben fürchten zu müſſen; doch konnte er ſich noch nicht von Warſchau trennen. Er wollte bis zum Morgen darin bleiben, um zu ſehen, wie die gehaßten Ruſſen ihr Spiel verlören, und dann mit ſeinen Wechſeln und der geſpickten Geldkatze über die Grenze eilen. Ueber das Entkommen war er unbeſorgt, denn er kannte jeden Schlupfwinkel. Auch Graf S., Rozalka, alle Perſonen, die er kannte und deren Schickſal ihn intereſſirte, wünſchte er noch einmal zu ſehen. Aus der Ferne ſchien ihm von der Methgaſſe grelles Licht entgegen. Es hatte ſich dort ein tobender Volkshaufe mit vielen Fackeln verſammelt. Er ſtutzte und dachte nach, wohin er ſich wenden ſollte. Der Haufe zog lärmend fort und warf ſich in die Senatorska, die Methgaſſe war leer und finſter, er wagte ſich vorwärts. Einige Leichen lagen im Wege, er ſtolperte darüber fort, plötzlich ſchlug ihn Etwas heftig ins Geſicht. Er blickte auf. Es war ein am Laternenpfahl Gehengter, deſſen Schlinge ſich geſenkt hatte und deſſen lange Beine nun um die Köpfe der Vorübergehenden ſchlotterten. „Wer nickt mir da ſo traurig guten Abend," dachte Przebracki und ergriff einen weggeſchleuderten Brand einer Pechfackel, um dem Gehengten damit ins Geſicht zu leuchten. Ein blaues, verzerrtes Geſicht mit weit geöffnetem Munde ſah aus den ſchwarzen Barthaaren auf ihn herab und ſchien ihm zuzurufen: „Das iſt das Ende vom Liede." Ein inneres Grauen überfiel ihn. Er mochte den Gehenkten nicht erkennen, es war ihm, als wenn es ſein Bekannter Baruch von Wilna wäre. Er kehrte um und eilte nach der Leſchno.

36.

Immer ruhiger wurde es in den Hauptſtraßen der Stadt. Die noch lebenden Ruſſen waren gefangen oder hatten Warſchau verlaſſen. Nur in den entfernteren Gegenden trieben ſich einzelne Haufen umher und befehdeten das Eigenthum der Bürger, indem ſie in verlaſſene Häuſer einbrachen. Der ſchnell zuſammengetretene Adminiſtrationsrath des Königreichs hatte in größter Eile bereits mehre zweckmäßige Verordnungen erlaſſen, um die Ruhe wieder herzuſtellen.

Rozalka war zur Heldin geworden. Mit einem Muthe ſetzte ſie ſich Gefahren aus, der ihre Begleiter in Erſtaunen ſetzte und ihnen eine hohe Achtung einflößte. Sie glaubten, eine vom Himmel Geſendete führe ſie an, und eine Menge junger Edelleute hatte ſich Rozalka's Zuge angeſchloſſen. Sie eilte von Kerker zu Kerker und ſetzte die Gefangenen in Freiheit. Gleichviel, ob verſchuldet oder unverſchuldet eingekerkert, Alle wurden des hohen Gutes theilhaftig um des Einen willen, der noch nicht aufgefunden war, obgleich viele Hunderte ſchon dem Leben wiedergegeben wurden.

So waren nun alle Gefängniſſe geleert, man wußte keins mehr und Rozalka blickte troſtlos auf zum Himmel, den bereits der Morgen zu erhellen begann, aus der nahen Kirche ſcholl Dankgebet und das Volk drängte ſich dahin, doch in des Mädchens Bruſt kämpfte Verzweiflung, denn der Gedanke ſtieg darin auf, der Vater könne wol heimlich ermordet oder bereits nach Sibirien geſchickt ſein.

Da ſchrie Einer aus dem Haufen: „Dort bei den Karmelitern, in den neuen Gefängniſſen, ſitzen auch noch Einige, ſeit wenigen Tagen ſind ſie erſt eingerichtet worden.“

Und dahin flog Rozalka, daß die Andern kaum folgen konnten. Die Wache war bereits abgezogen, Niemand leiſtete hier mehr Widerſtand, die nicht ſtark verwahrten Thüren fielen unter den Streichen der Stürmenden, Rozalka ſtürzte, die Erſte, in ein erbrochenes Gemach und ihr Vater ſah ſich befrembet von dem Mädchen umfangen. Bald löſte ſich jedoch das Räthſel. Für Rozalka war jetzt das Höchſte erreicht. Der Haufe ſtürmte andere Thüren, ſie blieb zurück, allein bei ihrem Vater, küßte ihn und erzählte ihm von ihrem unausſprechlichen Glücke.

„Nun wollen auch wir zum Dankfeſte hinüber in die Kirche,“ ſagte ſie endlich, „und dann wollen wir nach Hauſe, wo uns die Großmutter gewiß in ängſtlicher Sorge erwartet. Der Tag bricht an und es wird ein ſchönes Feſt werden!“

Von eben dieſem Tage verſcheucht, der dem unheimlichen nächtlichen Treiben van Pool's ein Ende machte, hatte ſich dieſer von ſeinem Haufen getrennt und kehrte mit Beute beladen, wie ein geſättigter Tiger, von ſeinem Raubzuge zurück. Er bog ſoeben aus einem kleinen, ſchmuzigen Gäßchen in die breite gradlinige Leſchno ein, als — ſeinen Weg durchkreuzend — Rozalka mit dem geretteten Vater ſich zum Dankfeſte in die Kirche begeben wollte. Der aufgehobene Fuß berührte nur zögernd den Boden, er blieb an der Stelle gebannt. Kaum waren Beide vorüber, ſo ſtürzte er ſich ihnen mit gezücktem Dolche nach und verwundete Rozalka. Sie ſank mit einem Schrei zuſammen, ihr Vater kehrte ſich entſetzt um, und hohnlachend hob van Pool noch einmal den Arm, um den Unbewaffneten hinzuſtrecken.

Doch den Schrei der Verwundeten hatten viele Menſchen in der Vorhalle der Kirche gehört. Sie eilten ſchnell genug herbei, um van Pool's zweite Frevelthat zu verhindern. Man umzingelte und entwaffnete ihn, während Andere um Rozalka beſchäftigt waren. Der unglückliche C. v. D. ſah ſich mit einem Male wieder von der Höhe des Glücks ins tiefſte Elend geſtürzt. Er kniete faſt beſinnungslos neben ſeinem Kinde, das immer ſchwächer wurde, und hörte nicht, wie van Pool's Stimme neben ihm brüllte: „Ich machte ihn jetzt elend und war mitleidig genug, wollte ihm ſein Elend mit meinem Dolche verkürzen. Er aber machte mich namenlos elend ein ganzes, langes Leben hindurch. Rache iſt kein erfreuliches Geſchäft — ich trieb es. Er umarmte ſie im warmen Zimmer, während meine Zähne vor Wuth und Kälte zuſammenſchlugen. Meine Tochter iſt's, ich habe ſie mir erzogen — nein! und ich laſſe ſie Dir nicht!"

So ſchrie er. — Mehre Leute hatten ihn jetzt erkannt. Er war gefürchtet und gehaßt. Der nächſte Laternenpfahl machte ſeinem Daſein ein Ende, das in einem halben Fluche erſtickte.

Noch athmete ein leiſes Leben in Rozalka's Bruſt, als mit dem fliegenden weißen Adler in der blutrothen Fahne ein Haufe Studenten heranzog, um dem Ewigen zu danken und das Panier der Freiheit vor dem Altar ſegnen zu laſſen. Die Gruppe um die Ermordete hielt den ſiegestrunkenen Zug auf. Ein Jüngling ſtürzte neben Rozalka nieder, aus vielen Wunden war ſein Blut gefloſſen, jetzt floſſen ſeine Augen von Thränen über, er konnte nichts als den Namen des Mädchens rufen.

Sie öffnete die Augen, ſah den rothgefärbten Verband um ſeine Stirn und lächelte ihn ſelig an.

„Sie iſt meine Braut!“ rief Fürſt Jozef Lunowski.

„O mein Kind!“ jammerte C. d. D.

Mädchen trugen die Verſcheidende in die Kirche, man legte ſie vor dem Altar nieder. Der Prieſter legte ihre kalte Hand in die Hand des Jünglings, der im Kampfe für die Freiheit ihrer würdig geworden war, und ſprach den Segen über dieſen Bund. Dann ſchloß Rozalka, als Fürſtin Lunowska, die ſchönen Augen für ewig.

Aus dem Haufen drängte ſich ein ſtiller Mann zur Leiche, wiſchte eine Thräne aus dem Auge, und verſchwand ſchnell und unbemerkt.

Es war der fliehende Przebracki, der ſein auferſtandenes Vaterland auf immer verließ.

Der Sohn des Verbannten.

Ein Zeitbild.

Wenn wird der Haß entſchwinden aus der Welt,
Und ſich die Liebe herrlicher entfalten?
Soll nie ſie werden unſer Eigenthum? ....
Tritt ein zum Ruſſen, in die reine Hütte,
Sieh' ihn umſitzen mit den treuen Seinen
In frommer Sitte ſeinen heil'gen Herd —
Und haß' ihn, wenn Du kannſt.... Und wer am Ende
Verdiente Haß auf Erden? — Mitleid nur,
Und ſtille Thränen ſchenke der Verblendung,
Die jetzt ſich aus dem wirren Thatenkreiſe
Mit Nebelſchwingen, die nur Selbſtſucht regt,
Verderbend auch auf klare Augen legt. —

Die Ankunft vieler Polen in Frankreichs Hauptſtadt hatte dazu beigetragen; den heiligen Opferrauch zu zerſtreuen, der ſich in anbetender Weihe um den Namen dieſes, durch ſo rührende Beweiſe heldenmüthiger Vaterlandsliebe berühmten und unglücklichen Volkes zog.

Das Mißgeſchick eines Lelewel, Hube und Anderer, die eine ehrenvolle Armuth in fremdem Lande nicht zur Schau trugen, ſondern ſich kümmerlich in ihren traurigen Wohnungen behalfen, ſich wenig im Volke zeigten, und nun die einzelnen Züge des erhabenen Trauerſpiels in ein großes Gemälde zu vereinigen bemüht waren — kontraſtirte unangenehm mit jenem öffentlichen Elende mancher jungen Leute, aller Nationen, die für Polens Sache gefochten hatten, und nun — wie Bettler Wunden und Schaden mit lautem Geheul zeigen — ſo die Spuren tyranniſcher Verfolgung gegen ſie, die Flüchtlinge, Heimatloſen, überall den Augen der Leute bloßſtellten. Zu ihnen geſellte ſich gern ein Schwarm jüngerer Köpfe, voll exaltirter, älterer, voll abenteuerlicher Ideen, die über drei durchlebte Tage Jahrtauſende der Weltgeſchichte vergaßen, alle Lehren und alles Wiſſen verſchmäheten und von ſich ſtießen, und ſich damit begnügten, die Klopffechter der Gegenwart zu machen, und ihr allein alles Heil anheimzuſtellen, während doch nie die eherne Stimme der Vergangenheit überhört werden darf, wenn man ſich über die Zukunft belehren will. Wem wol hätte ſich dieſe Wahrheit tiefer einprägen ſollen, als den Franzoſen?

Mehr noch als dieſes letztere Treiben, das gemäßigte Leute, und namentlich ruhig dahinlebende Fremde, welche wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Zwecke in Paris verfolgten, von jenen Orten entfernt hielt, wo die Verfechter polniſcher Freiheit hinkamen, war es die anmaßende Art, womit ſie ihren Anſichten Eingang zu verſchaffen ſuchten, die Heftigkeit, womit ſie Theilnahme ſoderten, und die Ueberſchwänglichkeit ihrer Erwartungen, die ſelten eine gutgemeinte Theilnahme zu erfüllen im Stande war. Oft erfolgte ſtatt des Dankes eine Herausſoderung, und Letzteres war ſo an der Tagesordnung, daß Jeder, der ſich nicht ganz rückſichtslos der Vergötterung der polniſchen Sache hingab, mit allem Antheile, den er ihr widmete, die Zuſammenkünfte jener jungen Leute zu vermeiden gezwungen war.

Es war die Ankunft Romarino's, welche wieder einige Spannung in den Gemüthern der Pariſer hervorzubringen im Stande war. Die perſönlichen Schickſale des Helden, ſowie ſeine Nationalität, nahmen neben dem polniſchen noch ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Man iſt hinlänglich von den Begrüßungsaufzügen unterrichtet, womit die Studenten von Paris ihn zu beehren im Sinne hätten, und wie das zu einigen unangenehmen Auftritten, die man mit dem Namen „Emeute" belegte, die Veranlaſſung gab. Die Stadtſergeanten, die gehaßteſten Schergen der ausübenden Polizei, die nach der allgemeinen Meinung aus entlaſſenen Galeerenſklaven und ähnlichem Gelichter geworben werden ſollen, obgleich der Präfect laut und öffentlich dieſer Meinung widerſprach, zeichneten ſich durch Rohheit und Liſt, wie immer, ſo auch bei dieſen Vorgängen aus, indem ſie den Durchgang „passage bergère," wo der General wohnte, ſchnell ſchloſſen und ſo die Jugendblüthe vieler der erſten Familien dem Niedermetzeln heranſprengender Cavallerie preisgaben, während hier nur von der Behörde ein Auseinanderſprengen beabſichtigt worden war.

Dieſe Oppoſition fruchtete jedoch zu nichts, und der ungeſtüme Drang, den geliebten Gaſt zu verehren und vor ihm dem einſt ſo laut beklagten Untergange Polens ein glänzendes Sühnopfer zu feiern, gab ſich durch verſchiedenartige Feſtlichkeiten kund, woran ſich zahlreiche Theilnehmer von Namen und politiſcher Bedeutung anſchloſſen.

Eine davon ward mit einem Mahle auf dem Chateletplatze gefeiert, wovon ſogar auswärtige Zeitungen geſprochen haben. Es war anzunehmen, daß an jenem Tage kein Pole von guter Herkunft in Paris lebte, der nicht bei dem Feſte gegenwärtig geweſen wäre.

Mein gewöhnlicher Abendſpaziergang hatte mich nach dem

Boulevard des Tempels geführt, wo das Volk für die Mühen des Tages ſich ſeine Luſtbarkeiten holt.

Das Pariſer Volk iſt hierin ein recht glückliches zu nennen. Solch' allerliebſte, zum Theil glänzende, zum Theil ſinnreiche Erholungen hat kein anderes der Erde; und weil ſie es dort einſehen, und eher mühevoll und ärmlich den Tag über leben wollen, um nur Abends ſchlaraffen zu können, ſo halten ſie ſich recht con amore ſchadlos, und dehnen die Erntezeit ihrer Genüſſe bis zur Mitternacht hinaus, ſchwärmen vom Schauſpiel zum Wein, vom Wein zur Liebe, was man auf dem Tempelboulevard nämlich ſo nennt, und hetzen ſich dabei in lauter Luſt und Fröhlichkeit mit Lärmen und Geſchrei, die höchſt ſelten nur Streit und Raufen unterbrechen, müde und matt, bis ſie dem Schlaf eine Beute werden.

Dieſes Volksleben zog mich an, mehr als glänzende Salons mit Klängen und Geſchwätz, voll Dilettantiſm und Politik. Ward mir, als ruhigem Zuſchauer und ſtill theilnehmendem Nachtwandler, der Lärm zu bunt und betäubend, ſo hatte ich unſern von da, die ſchönſten, hochſchattigen, ſtillen Alleen, wie ſie der ganze Boulevard nicht noch einmal aufweiſen konnte, die nach der St. Antoinevorſtadt hinführen, wo ich mich mit meinen Gedanken ganz einſam befand, und nur beim Umbiegen den fernen Lärm und die Lichter wahrnahm, die mir dann wie ein grelles Mährchen vorkamen, das mir wol zu Zeiten einfällt und gar kecklich eine ernſttrübe Stimmung zu durchkreuzen ſich unterfängt.

Ein bekanntes Kaffeehaus nahm mich müden Wanderer an dieſem Abende auf. Es war leer, ein Kellner ſchlief im Winkel und die Wirthin hatte ſich von ihrem gewöhnlichen Platze hinter den Taſſen und Zuckerſchalen entfernt.

Dies ſchien darauf hinzudeuten, daß man ſich keines Beſuches mehr verſah — denn wirklich beſtand dieſes Kaffeehaus nicht durch ſeine Abendgäſte, ſondern durch jene Leute, welche vom père la chaise rückkehrend, ein Frühſtück nehmen wollten, oder ſolche, die am Kanal oder in den Holzgärten der Umgegend ihre Frühſtunden zubrachten und dem erſten Café des Boulevard, das ſich ihnen zeigte, denen der ſchmuzigen Vorſtadt den Vorzug zu geben verſtanden. Meine Bavaroiſe hatte ich zur Hälfte ausgetrunken, als ein junger Menſch eintrat, der an einem Tiſchchen mir gegenüber ſo Platz nahm, daß ich — obgleich er mir den Rücken zukehrte — in einem Spiegel unbemerkt ſein Geſicht und ſein Benehmen, das mir merkwürdig erſchien, genau beobachten konnte. Er war nur eben in die Jünglingsjahre getreten, dies zeigten bei allem Grame, der aus ihnen ſprach, ſeine weichen Züge, das ſchüchterne Feuer ſeiner Augen, der ſchwellende Mund und der keimende Flaum, der das Kinn umgab und eine leichte Schattirung auf der Oberlippe bildete. Seine Geſtalt war hochaufgeſchoſſen, mädchenhaft ſchlank, und in der ſchmalen Bruſt und den ſchmächtigen Schultern zeigte ſich noch keine ausgeſprochene Männlichkeit. Seine Kleidung beſtand in einer anliegenden polniſchen Kurtka, und die vollen, dunkeln Locken waren von der blutrothen Konfederatka bedeckt, die er jedoch beim Niederſitzen abgenommen hatte, um mit der weiſſen, zartgeformten Hand in den Haaren zu wühlen — nicht wie es der Modeton mit ſich bringt — ſondern gleichſam um finſtere Gedanken, die ſich gleich dräuenden Gewitterwolken unter der Hirnſchale zuſammenballten, zu zertheilen und von einem peinlichen Schmerze ſich Linderung zu verſchaffen.

Da ihn nichts ſtörte — der Kellner, welcher wieder eingeſchlafen war, hatte ſein Hereinkommen nicht bemerkt, und ich verhielt mich ruhig, — ſo überließ er ſich ſeiner finſtern Laune ganz und gar, die ſich endlich in abgeriſſenen Worten entlud — welche ein dumpfes Lachen von Zeit zu Zeit begleitete.

Was ſchon ſeine Kleidung als Vermuthung in mir erweckte, denn wer wollte bei unſerer Jugend Stand oder Nationalität mit Sicherheit aus dem Aeußern abzunehmen hoffen dürfen, ward mir durch dieſe einzelnen Ausrufe klar, die, wie fliegende Streiflichter, einen finſtern Abgrund, ſein vom tiefſten Schmerze zerfleiſchtes Herz erleuchteten.

Er war ein Pole, ein armer verwaiſ'ter, verbannter Pole, der mit dem Vaterlande einen Vater, eine Geliebte, alles Glück der Erde verloren hatte, und der nun — ſo jung noch — in ein Leben trat, das ihm nur Freuden bringen ſollte, keine Schmerzen, da er den vollſten Kelch davon gleich beim Beginne des Bankets bis auf den Boden geleert hatte. So viel verriethen mir die wenigen Worte, die er in ſeiner Mutterſprache vor ſich ausſtieß, um ſeine beladene Bruſt zu erleichtern, und froh, daß ſie kein Späher hier zu verſtehen und zu deuten im Stande ſei.

Ich erkannte nicht ſobald ſeine Meinung hierüber, als ich mir ein Gewiſſen aus meiner ehrlich erlangten und bis jetzt ſehr ehrlich angewandten Kenntniß der polniſchen Sprache machte, und es für meine Pflicht hielt, dem jungen Fremdling zu ſagen, daß hier allerdings ein unſchuldiger Lauſcher ſich gegenwärtig befinde, der jedoch — weit entfernt, ſich in fremde Geheimniſſe dringen zu wollen — ihnen eine rege Theilnahme zuwende, wenn ſie, wie es hier der Fall zu ſein ſchien, ſich ſchon in ihrer Aeußerlichkeit ſo rührend anziehend und des innigſten Mitgefühls werth verkündigten.

Ich hatte dieſe Worte von meinem etwas entfernten Platze ausgeſprochen und war nun aufgeſtanden, um einen leeren Sitz an ſeinem Tiſche einzunehmen. Jetzt — ſo nahe — machte das ſchöne Geſicht des jungen Polen, der kaum ſiebzehn Jahre zählen konnte — einen noch tiefern Eindruck, als früher, auf mich. Es iſt wunderbar — und wer fühlte es nicht ſchon mit mir — wie ſtark und erſchütternd die Vereinigung von Jugend, Schönheit und Trauer auf uns einwirkt, und ich muß geſtehen, daß mich ein ſeltſames Zagen ergriff, wie ſich nun das große Auge, voll Seele, zu mir aufſchlug, und jene von monotonen Klagen überfließenden Lippen mir einen leiſen Gruß boten; denn mir war, als erbräche meine frevelnde Hand ein verſiegeltes Geheimniß, und es ergöſſe ſich nun in unaufhaltſamem Schwalle, um mir alle ſeine blutigen Greuel, ſchwarzen Nächte voll Wehklage und Flammenſchein, alle ſeine nie zu hemmenden Qualen vorzuführen, wie der dahinflutende Eisbruch die Trümmer ſtillen Menſchenglücks dem Zuſchauer auf dem, jedem Andrang trotzenden, für eine Ewigkeit ſicher gewölbten Brückenbogen.

„Ein Pole — und nicht beim Nationalfeſte?“ begann ich die nähere Unterhaltung.

„National?“ fragte er — „wo iſt die Nation? Doch nicht etwa bei Auſtern und Champagner auf dem Chateletplatze? Die polniſche Nation ſuchen Sie in den Sümpfen von Oſtrolenka, unter den Wällen von Praga, oder“ — hier ſchoß Wuth aus ſeinem Auge und die Zähne knirſchten — „weit hinten in Aſien, wo ſie Zobel fangen muß, um ruſſiſche Ueberröcke auszuſchlagen.“

Jugendliche Unbeſonnenheit war es nicht, die ihn gegen einen gänzlich Fremden dieſe Worte ausſprechen ließ, es war vielmehr — ſo erſchien es deutlich — der Lebensüberdruß des reifen Mannes, der nicht achtend, was ihn bedrohen könnte, ſeine Sache rettungslos verloren gebend, ſich ausläßt wie ein Orkan und ſtürmend verhallt.

Ich ſtand ihm bewundernd gegenüber. Der ſchmerzvolle Jüngling, voll bittern, vernichtenden Hohnes in den warmen Geſichtszügen, die dazu geſchaffen ſchienen, die Augen der Schönſten zu entzücken; der da ſaß fern vom theuern Vaterlande, nicht Hoffnung, nicht Liebe mehr im Herzen, und ſich nicht gleich andern großen Geiſtern erfreuen konnte an der Verklärung, die Polen noch ſelbſt im Untergange umglänzte!

„Ihre bitt're Klage tönt aus einem ſchwerverwundeten Herzen," fing ich nach einer Pauſe an; „allein die kleine Zahl edler und großer Männer, die der entehrenden Strafe entflohen ſind, womit ſie der Sieger bedrohte, verdient, meiner Anſicht nach, keinen Vorwurf. Nicht einem jeden war es vergönnt, in der Schlacht bei Oſtrolenka, oder beim Sturm von Warſchau zu bleiben. Männer des Rathes waren genöthigt, Ordnung zu erhalten und Verwirrungen zu ſchlichten, als ſchon die, welche blos Krieger waren, dem Waffenglücke längſt zu entſagen gezwungen wurden. So kam es, daß viele Patrioten Revolution und Vaterland überlebten und für den Augenblick nichts Beſſeres ergreifen konnten, als ſich in befreundete Länder zu begeben, wo ihr Unglück Achtung, ihre Lage Mitleid, ihre Größe Bewunderung erregt, und iſt es nicht gerecht, ihnen das Alles in vollem Maße angedeihen zu laſſen?"

„O, über die Eitelkeit!" rief der junge Pole, und ſein Mund verzog ſich zu grimmem Spott; „aber eitel ſind ſie ſtets geweſen. Alles, was wie Tugend an ihnen ausſieht, entſpringt aus ihrer Eitelkeit — ſelbſt ihre Vaterlandsliebe. Nur Eine beſitzt der Sarmate, rein und lauter, er iſt

Held — doch auch das borgt ſchon wieder vom eitlen Schimmer — drum ſag' ich lieber, er iſt Krieger. Das klingt anſpruchsloſer! — Solche Lehre habe ich aus dieſer Revolution mir gezogen, die unter meinen Augen verging. Ach! wie ſehnte ich mich — wenn ich die blutigen Blätter unſerer Geſchichte nachſchlug — ähnliche Tage zu erleben. Ich dachte mir Alles ſo groß — und daß es jetzt noch größer würde ſein — müßte ſein; denn länger bereits währte die Schule des Unglücks, tiefer hatte noch nie die Zuchtruthe in unſere Rücken eingehauen, und die Nation war geſtählt und erhoben durch die Tage unter Napoleon's Fahnen, und wir zählten *ſeine* Generale unter uns, die hundert Mal geſiegt hatten, während unſere Feinde nur einen höchſt beklagenswerthen Sieg aufzuzählen wußten, den ihnen Abfall und Treuloſigkeit erwarb. Wie täuſchte ich mich! Armes Land, das deine eigenen Kinder aufgaben! Was edel und gerecht war, ruht in deinem Schoße. Leicht verſcharrt bleichen die Heldengebeine in deinem gelben Uferſande, mächtige Weichſel! Und wenn der rauhe Wind durch Preußens Wildniſſe vom Meere herſtreicht, in herbſtlichen Nächten, dann führt er davon die dünnen Schichten, die Euch bedecken, und die Geiſter der Helden beleben die morſchen Knochen, und ſie erheben ſich, nicht berührend den entweihten Boden, und ſchweben in der freien Luft, in Polens Luft, die der Ruſſe jetzt ungeſtraft athmet, und jubeln geiſterhaft um eine zerriſſene Fahne. Am Irtiſch, oder wo der Brodem den Gifthütten entſteigt, ſieht es der Verbannte im Traum, und ſingt im Schlaf: *Polen iſt noch nicht verloren.* Er darf es — denn eher bricht er die Kette und ſtürmt einſt hervor mit den Mongolen der Wüſte, den ruſſiſchen Zwingherren aus unſerem Lager zu vertreiben, als jene Schlemmer, die weichlich geretteten, die jetzt zehren vom Ruhm, und Champagner trinken auf Polens Wohl! — Polens Untergang! — Blasphemie! — o ihr ohnmächtigen Helden! — o welch' feiſte Ruhmſeligkeit! — Ja — mein Herr, glauben Sie mir's, ſehr edle Männer athmen jetzt in Nertſchinsks Arſenikhütten — aus" ſetzte er dann, mit von Schmerz unterdrückter Stimme hinzu, die gegen ſeinen frühern, begeiſterten Ton abſtach.

„Jedoch, wenn Sie," nahm ich wieder das Wort, „Ihren Landsleuten es zum Vorwurf machen, daß ſie nicht als abgeſchiedene Geiſter um Polens zerriſſene Fahne jubeln, oder Erze in den Giftfang ſteigen laſſen, warum Sie ſelbſt" —

„Ich verſtehe Sie, mein Herr!" unterbrach er mich. „Dieſer Zweifel könnte mich nur dann beleidigen, wenn ich die Eitelkeit meiner Landsleute theilte. Die Vorſehung ließ mich aus den Kämpfen allen, die ich mitmachte, unverſehrt entkommen, obgleich ich mich nicht der Gefahr entzog. Ich hatte Augenblicke, wo ich wähnte, ſie ſpare mich zu großen Zwecken auf, zum Frommen des Vaterlandes. Als es gefallen war, da fluchte ich meiner Kugelfeſtigkeit, trotzte der Vorſehung und verabſcheute mein Daſein. — O mein Herr! welchem Elende war ich aufgeſpart — wie verſchwand da alles Andere vor meinen Blicken! wie wenn edles Metall im Fluß iſt, und ſie neue, große Stücke edeln Metalls hinzuwerfen, ſo verſchlang die glühende Glut meines Innern mit Gier den hohen Schmerz, der ſich nun hineintauchte — Alles war Ein Feuermeer der Leiden und ich war das eherne, unvertilgbare Gefäß, das es umſchloß — auf deſſen Höhe ſich nun mit königlichem Blick, gleich geſchmolzenem Golde, die Rache zeigte, das göttliche Gefühl, woran ich nun ſchweige, das mich nährt, das mich erhält. Ja, die Rache iſt hochheilig! Eine Rache, wie ich ſie empfinde, kann Zweck, Bedingung des Daſeins werden. Meinen Sie etwa nicht, mein Herr?"

Ich blickte ihn unverwandt an und wagte nicht, ihm etwas einzuwenden.

„Ich kann die Leute nicht begreifen" — fuhr er ſogleich fort — „die ihren Schmerz, ihre Rache und ſo viel heilig erworbenes Eigenthum ſich abkaufen laſſen, wie eine Waare, und ſich dann zufrieden geben, und obgleich ſie wiſſen, daß es aufhört, Das zu ſein, was es bei dem urſprünglichen Eigenthümer war, es dennoch thun. Denn erkaufter Schmerz, abgekaufte Rache, ſie werden in den Händen des Käufers nichts als gute Eiſenwaaren, Schloß und Riegel, wohinter er ſicher und ohne Furcht ſchlafen oder ſchweigen kann. Viel lieber wollt' ich meinen Schatten verkaufen, als ſo etwas. Wenn ich mir jenen Prinzen von der Moskowa denke, Himmel und Herrgott! Wie kann er umhergehen auf den weichen Teppichen ſeiner Säle, und nicht bei jedem Schritte der blutigen Lorbeeren ſeines Vaters gedenken, die er mit Füßen tritt? Wie kann er die unzähligen Wiederholungen von Größe und Ruhm Frankreichs vernehmen, und nicht über ſeine eigene Schmach erröthen? Wie kann er die Worte: Vaterland und Nation, ausſprechen, ohne daß es ihm einfällt, wie beide hohe Dienſte lohnen? Er gibt die glänzendſten Jagdpartien — Er! wie kann er eine Büchſe knallen hören — ohne an ſeines Vaters Mord zu denken? — Oder hat er nicht das rührende Bild des engliſchen Malers in allen ſeinen Prunkgemächern? Weh' ihm! kein anderes ſollte darin hängen! Wie er daliegt — eine halbe Stunde nach dem Erſchießen — mit offener Bruſt — durchlöchert von ihren tückiſchen Kugeln — von den Kugeln ſeiner eigenen Getreuen, denen er Ruhm in vollem Maße ſchenkte — die breite Heldenbruſt, die des Feindes Kugeln verſchonten. Ein einziger Franzoſe lebte an jenem Tage, der Veteran, der ſein Gewehr in die Luft abſchoß. Und der junge Prinz, der Enkel des Elſäſſiſchen Müllers, hat nichts von ſeinem Heldenvater ererbt, als Schlöſſer, Pferde und Hunde, gibt Feſte ſeinen Mördern, zählt ſeine beſten Freunde unter ihren Kindern — und als ihm einſt der geharniſchte Geiſt in dunkler Nacht erſcheint und ſeine Donnerworte ihn erſchüttern, ſammelt er ſich zu Reflexionen über „Sein und Nichtſein" und läßt die Prozeßakten unterſuchen. — Ich bin ein Neuling in dieſer Welt! — Die Polen machen es noch beſſer — ſie laſſen ſich von ihren Mördern freihalten und ſtoßen mit ihnen an auf Frankreichs Größe — die ſie einſt ſchufen — wenn je eine exiſtirt hat!"

Er drückte ſeine Konfederatka auf den Kof und ſtand auf. Ein leichtes Roth hatte ſeine Wangen gefärbt und ſein Auge umſchattete ſich ſchnell.

„Warum ich mit dieſen Geſinnungen am Leben bleiben mußte, werden Sie nun wiſſen, mein Herr! Warum ich mit ſolchen Geſinnungen hieher kam?" Hier machte er eine Pauſe und ſah mich an; dann fuhr er fort: „Warum ſollt' ich denn wol — als ſie mir die Hände feſſelten — auch die Füße geduldig hinhalten und bitten, feſſelt mir die auch! da ich doch noch damit zertreten kann. Warum — als ſie mir dort den Mund verſchloſſen, meine guten Zähne preisgeben — die im Nothfalle auch noch Waffen ſind — warum endlich — als ſie mir dort die Waffen entwanden, nicht hieher eilen, wo mir jeder Schmied neue gibt? Warum das Treibhaus zertrümmern laſſen, wo ſie emporblüht in üppiger Fülle, die bittre, heilſame, heilige Aloe, mit den Stachelblättern und der duftenden Seltenheit im Schoße. — Meine Erklärung, warum ich an dem Diner auf dem Chateletplatze nicht Theil genommen, iſt etwas lang ausgefallen — es gibt aber gewiſſe Dinge, wo es Verbrechen wäre mit leichten Worten darüber hinzugehen, und die gleich einen Stummen zum Sprechen bewegen; denn Redſeligkeit iſt ſonſt mein Fehler nicht, außer — wie man mir oft ſagte — wenn ich allein bin. Ihre Unterbrechung von vorhin kam mir erwünſcht, denn Ihre Aufrichtigkeit freute mich, und Ihre Ausſprache des Polniſchen verrieth mir den Ausländer. Ich hätte mit einem Polen keine Sylbe gewechſelt. Leben Sie wohl, mein Herr, ſollten Sie die unbedeutenden Schickſale des heutigen Polens noch einiger Aufmerkſamkeit werth halten — denn wer kümmert ſich wohl noch um eine aufgegebene Sache — ſo könnte es der Fall ſein, daß Sie auch noch von mir hören."

„Von Ihnen?" rief ich ſchnell und ergriff ſeine Hand, um ihn zurückzuhalten. „Wie wäre das möglich — weiß ich doch nicht Ihren Namen."

„O mein Gott!" ſagte er ſchmerzhaft, „Staupenſchlag hat ihn weggewiſcht von der Tafel der Geſchlechter. Ich wußte ihn ſelbſt nicht — und als ich ihn zum Erſtenmale hörte, da war es ein blutiger Herold, der ihn verkündete. Der Henker rief ihn laut und ich erblickte einen hohen Mann — nie! nie! werde ich ſein Bild aus dem Gedächtniß verlieren. In tiefen Höhlen blitzte es in himmliſchem Zorn — das waren ſeine Augen — trübe Wolken umſtarrten ſein majeſtätiſches Haupt, das emporragte, wie Fels im Sturm — das waren ſeine Haare — ein Blutſtrom trat breit und rauchend aus der Mitte des göttlichen Antlitzes und verdeckte überſtrömend Bart und Bruſt — der floß aus den Wunden, womit mörderiſche Zangen ſeine edle Naſe zerfleiſcht hatten, auf der noch vor einer Sekunde die ſtolzeſte Verachtung ihren Sitz hatte. Dann wurde der nervige Rücken entblößt, ein Torſo der Mannes-Schönheit, ein Bild der Kraft — den die Knute der Gewalt zerhieb — daß das edle Blut herabrieſelte in den gelben Sand, den wir Vaterland nennen. Mit ſtarren Blicken war ich an der Scene gebannt, da traf ein leiſer Ton mein Ohr — der wie die Donner des Gerichts in mir wiederhallte — ich verlor die Beſinnung — ich war todt — obgleich ich wie ein Lebender ſtehen blieb — und als ich wieder erwachte, wußte ich, daß ich meinen Vater geſehen hatte. Aber ich war weit weg vom Richtplatze, an der Seite meines Pflegers, eines alten, lithauiſchen Staroſten, der mich bis zur Grenze geleitete und dann zurückkehrte — um mir mein Eigenthum zu retten. Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſehr reich bin und in Frascati alle Tage meine Karte biegen und auch mein Couvert beim Diner bezahlen könnte. Ich habe aber weder Luſt noch Appetit dazu.“

Mein Herz war voll Beſorgniß um den Jüngling, deſſen Hand ich noch immer in der meinigen hielt. Sein Geſchick war mir klar — ſo dacht' ich — obgleich ich noch gar nichts wußte — im Vergleich mit Dem, was ich ſpäter davon erfahren ſollte. Ich wollte nicht zudringlich nach ſeinem Namen forſchen, um nicht durch Neugier ſein Vertrauen gänzlich zu verſcheuchen, das bei ſeiner Jugend und ſeiner Exaltation ich durch warme, ruhigſtille Theilnahme mir zu erwecken hoffen durfte.

„Und werd' ich Sie wiederſehen?“ fragte ich, da er mir die Hand drückte und mir dann die ſeinige entzog.

„Ich werde morgen Abend hier ſein,“ ſprach er — und wir trennten uns.

In ſeiner Geſellſchaft vergingen mehre Abende, und als er wußte, welch ſtarke Bande mich an Polen knüpften, ward er offen und hingebend.

„Ich liebe Sie, weil Sie kein Pole ſind und dennoch mein Land zu lieben vorgeben,“ ſagte er; „wären Sie ein Pole, ich glaubte Ihnen nicht. Wären Sie ein Pole, ſo liebten Sie das Land, wie ein Bruder ſeine Schweſter, oder wie ein Sohn die Mutter; das iſt nicht die rechte Liebe. Mütter lieben Söhne -- aber Söhne Mütter — hm! — ich weiß nicht. Nun aber lieben Sie Polen, wie einer ſein Liebchen liebt — und wahrlich Ihr Liebchen iſt nicht ſchön — Sie kennen es, und ich brauch' es Ihnen daher nicht zu ſchildern — wer aber ein häßliches Liebchen liebt — der liebt warm und treu.“

— — — Er war in Lithauen, auf dem Schloſſe eines alten Staroſten, erzogen worden und dort im Kreiſe ſchöner Frauen aufgewachſen. Weder Vater noch Mutter hatte er gekannt. Beide ſeien todt, wurde ihm geſagt, oder verſchollen, oder in die weite Welt gelaufen; kurz er ſei von unbekannter Herkunft. Auf der Jagd habe ihn der Staroſt ſelbſt gefunden in einer Höhle auf weichem Mooſe und trockenen Blättern gebettet, irgend ein Wild müſſe ihn bei dem Nahen des Menſchen ſcheu verlaſſen haben, das ihn bis dahin getreulich genährt hatte. Er war noch ſehr jung, als er den Thieren des Waldes geraubt wurde; wann er dieſen zu Theil geworden war, ließ ſich nicht beſtimmen, daher war ſein Alter nicht genau zu ermitteln. Nachdem er aber bereits drei Jahre im Schloſſe war, ſo fielen ihm die Milchzähne aus, und da dieß im ſechsten oder ſiebenten Jahre zu geſchehen pflegte, ſo war er zur Zeit ſeines Auffindens wohl ungefähr drei Jahre alt geweſen. Im Schloſſe empfing er ſogleich die Taufe und der Staroſt nannte ihn:

Witold, nach dem alten Großfürſten von Lithauen; weil er ſagte, der Knabe ſei zu großen Schickſalen beſtimmt, und das ſoll der Name ſchon andeuten.

Dies erzählte er mir, und es ſchien eine ſüße Ruhe ſich in ſeinem ſtürmiſchen Innern zu verbreiten, wenn er von jenen Tagen einer nicht lange erſt dahingeſchwundenen Kindheit erzählen konnte.

„Von allen hohen, ſchönen und milden Frauen, die um mich waren," ſagte er mir einſt, „war es beſonders Eine, die ſich meiner liebevoll annahm. Von ihrer ſanften Schönheit ein Bild mit Worten zu entwerfen, iſt unmöglich, und leider beſitze ich's nicht von Künſtlerhand. Ich müßte meine Zuflucht zu andern Bildern nehmen, die Ihnen bekannt ſind, um Ihnen einen Begriff zu machen; doch auch das würde am Ende wol phantaſtiſch und überſpannt laſſen. Was iſt der milde Glanz der Perlen, das friſche Zartroth der Roſe, der duftige Glanz in einem Lilienkelche, der himmelklare Aether, der allmächtige Sonnenglanz, gegen die Reize jener Frau, die das Alles in ſich vereinigte, und es bei weitem übertraf; denn ſie war milder und ſeltener, wie Perlen; friſcher und erquickender, wie Roſen; reiner und heiliger, wie Lilienkelche; belebender, wie der Aether, und mächtiger und entzückender, wie die Sonne! Wo ſie ging, war Alles Leben, höheres, reineres; und wer nie ſolch einem Weſen nahe athmen durfte, weiß nicht, was das Weib iſt, und was die begeiſterten Dichter in allen Sprachen und in unendlichen Weiſen von ihnen geſungen, von dem großen Petrarca bis zum hehren Schiller — es erſchöpft den Gegenſtand nicht. Ich ſah ſie — und mir wurde klar, wie unendlich wenig in jenen Dichtungen enthalten iſt, und ich fühlte den erſten Schmerz, daß meine Lippe nicht entſiegelt wurde.

und die innere, glühende Begeiſterung ihre Schwelle nicht überſtrömen durfte. Und dieſe Hohe, Edle war — o laſſen Sie mich es ausſprechen — jetzt — gleich — denn ich beabſichtige ja nicht Sie, wie ein ſchlechter Romanſchreiber, durch Erwartung zu foltern und durch eine Ueberraſchung zu erſchüttern. Sie war meine Mutter! und nun nennen Sie meinen Verluſt — nicht groß — nicht unerſetzlich — denn ich habe ſie nicht mehr! Schon eine Mutter zu verlieren, wie troſtlos! und erſt — eine ſolche! — Aber ich wuchs auf, ohne es zu wiſſen, daß die Anbetungswürdige mir von ihrem Leben mitgegeben hatte, genug zur weiten Pilgerfahrt bis an's Grab — und dieſe Mitgabe, dieſes heilige Erbtheil iſt es, was mich abhielt, Hand zu legen an meine Tage, und ſie mir werth machte. Lieben mußte ich ſie dennoch mit heiliger Liebe, unbewußt als Sohn."

„Sahen Sie jemals ſolch ein Leben auf dem alten, ehrwürdigen Stammſitze einer erlauchten Familie? Eine ſolche Verſammlung herrlicher, edler Menſchen, erhoben über die Bedrängniſſe des Lebens, ausgeſtattet mit Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſich Alle nahe verwandt, und nur athmend in lauter Liebe zu und für einander! O, es iſt herrlich! Und ſo herrlich lebte ich meine Jugend hin — jene Tage — die ſonſt ſchon unter ſchlimmen Verhältniſſen unſere glücklichſten ſind — urtheilen Sie jetzt, ob das Glück mich verzog?"

„Aus der nahen Gouvernementſtadt erhielten wir oft Beſuch. Erſchienen die Gäſte in unſerm engern Kreiſe, ſo waren ſie ihm ebenbürtig an Rang, Geiſt und Gemüth. Menſchen geringeren Schlages, die blos Neugier zu befriedigen, oder Geſchäfte abzumachen, kamen, wurden zwar, unſern Sitten gemäß, gaſtfrei behandelt, doch dem Familienheiligthume fern gehalten. Ein alter, ſtrenger Mann, in des ruſſiſchen Kaiſers Dienſten ergraut, und mit Orden geſchmückt, einen hohen Poſten in der Provinz bekleidend, und als Held aus frühern Kriegen bekannt, erſchien oft mit ſeiner Tochter. Er war unſerm engern Kreiſe nicht fremd, denn er war edel in jedem Betracht, und die ihn begleitete, war nur der Sonne unſers Syſtems vergleichbar, doch jünger und voll Holdſeligkeit ſtatt der Majeſtät. War jene Maria auf der Wolke — ſo war ſie der ſchönſte, ſchlankeſte Engel, der die Wolke emportrug nach der Idee des begeiſterten Malers. Ich — der ich von Jugend auf nur in Liebe gewiegt, Liebe athmend, von Liebe zehrte, der von Schönheit umgeben, ihr ſein reinſtes Gefühl weihte — wie wäre es möglich geweſen — daß ich nicht die hohen Vorzüge der Fremden mit inniger Bewunderung betrachtet hätte? So oft ſie erſchien, war ich ſelig, und je öfter ſich ihr Erſcheinen wiederholte, deſto größer ward meine Seligkeit. Eine andere Liebe hatte ſich meines Weſens bemächtigt — war es früher gleich der Andacht geweſen, was mild beglückend mein Inneres durchzog, ſo war es jetzt eine verzehrende Flamme, die mein Herz ergriff; mein Blut brauſte, ich fühlte meine Kraft entweichen, und dieſe Ohnmacht that wohl, und wenn ſie mir faſt Auflöſung drohte, nur wohler."

„Der Engel hieß Sophia. Er mochte ungefähr das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben. Ich war wol ein Jahr älter — rein und keuſch, wie ſie — mein Herz ein Heiligthum wie das ihre — und wir Beide liebten — liebten einander — es war ein Gefühl, zu hehr und göttlich beſeligend für dieſe Welt! Es hatte ſich dahin verirrt — der Himmel ſelbſt wußte nicht wie — wir zitterten in unſerm Glück — denn, obgleich wir die Erde nicht kannten, ſo hatten wir nicht das Beſte von ihr gehört.

„Da wurden die Beſuche unſers ruſſiſchen Gaſtes ſeltener, und ich mußte Sophia entbehren — und als ich lange genug meinen Schmerz ſtill mit mir umhergetragen hatte — fragte ich nach der Urſache, weil mir beſorgte, unruhige Mienen, wie ich ſie nie zuvor erblickte, nichts Gutes weiſſagten. Es war an einem ſpäten Abend im Herbſte, als ich darum fragte. „Er iſt unſer Feind — der Ruſſe!“ war die Antwort meines Pflegevaters, und kaum von meinem Erſtaunen erholt, und kaum die Lippen zu erneueter Frage geöffnet, kamen die Frauen herein, mit herrlich leuchtenden Augen und ſtolzen Geberden und nahmen mich in ihre Mitte und führten mich hinab in die Schloßkapelle, wo ſie ſich weihen ließen zum Untergange im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, wo ſie Vergebung vom Himmel erfleheten und Rache an dem Unterdrücker zu üben gelobten, wo ſie ſich dem Tode weiheten, gleich Spartanerinnen, und alle Glückſeligkeit des Weibes und der Mutter, die ihrer ja ſo bald ſchon wartete, hinausſchoben bis zum Tage der Freiheit. Und hier war es, an der heiligen Stelle, wo Troſt und Troſtloſigkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Gram mich ſo unerwartet und ſtürmiſch wiegten, daß ſie — die Hebe, mich im heftigen Kuſſe an ſich riß und mir die Worte: „mein Sohn!“ zwiſchen die geöffneten Lippen in das Herz hineinſtrömen ließ. „In dieſer großen Zeit ſchwinden kleinliche Rückſichten. Ja — mein Sohn biſt Du — wenn gleich kein Prieſter den Bund geſegnet.“

„Und wo iſt der Vater?“ fragte ich noch während des beſeligenden Kuſſes meine ſchöne Mutter.

„Draußen,“ ſagte ſie, ſich aus meinen Armen emporrichtend. „Er ſtreitet bereits! Die langen Jahre ſtrich er umher, fern von Weib und Kind — denn er ſuchte die

Freiheit. Wie ein Ritter der Mährchen auſzieht, um die Quelle der Jugend, den ſingenden Baum, oder ein anderes Wunder, von Drachen gehütet, zu bekämpfen und heimzubringen. Nun hat's begonnen. Ritter und Drachen ſind aneinander und wir wollen unſern Rittern zu Hülfe eilen. Mögen andere Damen goldene Preiſe ſpenden nach geendetem Kampfe — wir Polinnen kämpfen mit, und ſind dann ſelbſt Preiſe — der hohen Kämpfer werth. Komm' mein Sohn!“

„Die Andern hatten die Kapelle ſchon verlaſſen, und die Mutter nahm mich mit in ihre Gemächer, die ich in jener Weihenacht zum erſten Male betreten durfte. Ein edles Bild ſprang mir von der Wand entgegen, es war meines Vaters Bild.“

„Unterhalte Dich mit ihm, mein Sohn! ſeine edeln, göttergleichen Züge mögen Dir ſagen, wer er iſt — der Dir das Leben gab!“ ſprach ſie und verließ mich.

„In Einem fort ſchwebte mir die Frage auf den Lippen nach Sophia; jetzt aber wußte ich nichts Anderes, als laut mit dem Bilde zu ſprechen, wie es die Mutter mir befohlen hatte, und ſo traf ſie mich noch, als ſie wieder eintrat in männlich kriegeriſcher Landestracht. Sie gab auch mir ein Schwert, das ich mit Inbrunſt küßte, und wir gingen raſch in den fackelumgebenen Schloßplatz hinab.“

„Nun wogte der Kampf und gierig tranken unſere Steppen das Blut von Freund und Feind. Die Damen, die mit den Kriegern fortgezogen waren, verbanden, heilten, pflegten, fochten ſelbſt. Das ganze Volk war in Aufruhr! Gold, Juwelen, Steine, Eiſen, Alles wurde zur Vertheidigung des Landes angewendet, die Arbeiter zu belohnen und unglaubliche Anſtrengungen hervorzurufen, den Feind durch offene Waffenmacht zu vernichten, oder den Verräther zu erkaufen. Und ſo, wie jedes Mittel gut war, um den einzigen Zweck zu erreichen, ſo mußte auch ein Jeder Theil nehmen an der allgemeinen, großen Sache. Vornehm und Gering, Jung und Alt, Edelmann und Leibeigener! Aus den Wäldern ſprengten die Bären und Wölfe bekämpfenden Slachtſchitzen auf ſchnaubenden Roſſen heran, und in der fruchtbeladenen Ebene erſtanden die muthigen Ackerleute und erhoben die Alles vernichtenden, furchtbaren Senſen. — Soll ich Ihnen eine Schilderung von Dem entwerfen, was ganz Europa bereits in Erſtaunen ſetzte? O, daß es ein ſo ſchmähliches Ende nehmen mußte!“

„Man hatte ſich in die Nähe der Stadt gezogen, wo jener Ruſſe mit ſeiner Tochter, dem Engel, lebte und dort das Commando führte. Es war ein entſcheidender Schlag vorbereitet worden. Ich wußte darum, und der feindliche Befehlshaber ſollte der gerechten Rache fallen, denn man hatte an ihm Bedrückungen und Willkürlichkeiten zu rächen. Und was wird aus ſeiner Tochter werden — aus Sophia? fragte ich mich heimlich, leiſe, vor dem bloßen Gedanken erbebend. Ich war Zeuge geweſen, wenn die Koſſynier hereinbrachen in der Feinde warme Neſter. Blut wurde damals weniger geachtet, als Branntwein, denn dieſen tranken ſie nur, unähnlich den Franzoſen von 93. Und die Mädchen? und eine Sophia? Sie hätten in ihr nicht den Engel erblickt — nur das ſchöne Weib! — Ich konnte dies Beginnen nicht ruhig vollführen laſſen. — Nachts ſchlich ich mich in die Stadt — durch tauſend Mühſeligkeiten gelang es mir glücklich — denn der Himmel wollte, daß ſie gerettet würde. Ich ſprach ſie — ſie erfuhr die Gefahr, die ihrem Vater drohte, und er nahm ſolche Maßregeln, daß diesmal die Polen nichts ausrichten konnten. Ich dachte, er werde fliehen — ſie in Sicherheit bringen — ich war noch ſo jung und unerfahren, und kannte nichts als meine Liebe — und fragte nichts um Rath, als ſie. Er aber blieb, denn er hatte Muth und Kraft, das Vorhaben ſeiner Feinde zu vereiteln. Und wie ich das Blut der Polen fließen ſah — da klagte ich mich an — aber ſie war gerettet — und wie ich das Geheul meiner Brüder hörte — da zerriß es mich — aber ſie ſaß in dem wohlbeſchützten Schloſſe — und als die Augen der Sterbenden ſich auf der Wahlſtatt zum ewigen Schlafe ſenkten, da leuchteten die ihrigen, und hafteten auf dem geretteten Helden, der ihr Vater war. Aber ich war ein Volksverräther geworden!"

Hier ſprang er auf, der Jüngling, und ging einige Male auf und ab. Ich war ſelbſt ergriffen und wagte es nicht, ſeine ſtürmiſche Gemüthsbewegung durch einige Worte beſänftigen zu wollen. Endlich ſetzte er ſich wieder zu mir hin und fuhr fort:

„Jene Nacht, da ich in Bauerntracht vor ihr ſtand und ihr den Verrath enthüllte, zu ihrer Rettung, es war die letzte, wo ich ſie ſah. Ich hatte bis dahin den Gedanken nicht faſſen können, daß ihr Vater mein Feind — unſer Feind ſei — daß ſie die Tochter des Feindes — — o, welch ein Beiſammenſein von wenigen Minuten war das! „Ich fühle das Opfer, das Du mir bringſt — Du machſt Dich elend — um mir den Vater zu erhalten — denn was wär' ich — wie käme ich in Betracht? O, möge die Liebe zu mir Dir deine nagenden Vorwürfe zerſchmelzen — und Dich lohnen — denn ich liebe Dich!" — So ſprach ſie in jener Nacht — genug, um einen Tiefgefallenen zum Range eines Seligen zu erheben — und dieſe Worte — ſie tröſteten mich — als meine Augen am folgenden Tage blutige Thränen weinten."

„Ich focht im Sande und in Sümpfen — in Wäldern und auf Haiden — ich ſchonte mein Blut nicht — es war friſchroth, wie Polens Farbe — ich ein ächter Sohn des Landes! Doch alles Blut, das wir ſo verſchwenderiſch vergoſſen, war nicht genug, um den dürren, gierigen Sandboden Polens ſatt zu tränken — die verſchränkten Gebeine unſerer gefallenen Brüder ſtauten Flüſſe und dämmten Sümpfe — aber das Land wollte nicht tragen die Früchte der Freiheit — obgleich es ſo viel Saaten freien Heldenmuthes in ſeinem Schoße empfing.... In Warſchau ſaßen ſie bei innerm Hader, Mißgunſt und Parteiung. Drei Wälle umgaben die Stadt, aber den erſten durchbrach Gold — den zweiten Stolz — den dritten Eiferſucht — und auf der Brücke von Erſchlagenen, die unordentlich durch einander lagen, zog ein Heer in Reihen mit Trommeln und Spiel in die ausgeſtorbenen Gaſſen der alten Warſzawa. Nun ſollte man doch glauben, es wäre genug geweſen. Die Furie des Krieges ſchwieg freilich — aber die Furie der ſogenannten Gerechtigkeit fing ihr Wüthen an. Prozeſſe begannen, und aus Schlöſſern und aus Hütten, von den Schreibtiſchen, den Lehrſtühlen, von ihren Fahnen, und ihren Heerden wurden edle Männer zur ſtrengen, peinlichen Verantwortung gezogen, die gethan hatten, was ſie mußten. Ich irrte mit meinem alten Pflegevater an der Grenze herum, die wir im glücklichen Augenblicke zu überſchreiten gedachten, ſo glaubte ich — er hatte aber Anderes im Sinne. Meine Mutter war geſtorben, und Sophia — je nun — die war bei ihrem Vater, der Präſident eines Gerichts geworden war, das Rebellen verdammte.“

„Ich folgte meinem alten Führer, wie im wachen Traume. Ich wußte nicht, wohin ich ſollte. Was ſollte ich in der Welt — da Polen nicht mehr war, meine Mutter todt — und ſie für mich verloren! Aber ich hatte noch einen Vater, und den ſollte ich finden.“

„So kamen wir eines Abends in ein Städtchen — unfern der ſchleſiſchen Grenze. Wir waren in Bauerkleidung und hatten Päſſe oder Vorweis — wie man es nennt. Stumm gingen wir durch die ſchmuzigen Gaſſen und erreichten den Marktplatz. Ein Gerüſt in der Mitte. Ruthenhaufen — ein Pfahl. Ich ſah meinen Führer an — ſein ſtummer, bedeutungsvoller Blick ermahnte mich zu ſchweigen. So thaten auch alle andern Leute, deren eine große Zahl ſchüchtern herumſchlich, traurig dareinſah und ſtumm. In der Herberge erſt fragte ich leiſe. — Mein Führer ſeufzte tief — ächzend — durchdringend — dann ſchwieg er — ſah auf mich — und eine Thräne perlte in ſeinem Auge. Ich konnte mir dieſen Blick nicht deuten. Wie die wirklichen Bauern noch am Tiſche ſaßen, um im Branntwein Troſt zu holen — krochen wir Beide ſchon in den Winkel, hin an die Streu, und legten uns zur Ruhe — ſo ſchien es den Andern. Und da preßten mich des Alten Arme, wie ineinander geſchmiedete, glühende Ketten, an die Bruſt, die hoch ſchlug, und die Worte hauchte er mir zu, wie Gluthluft eines Schmelzofens:

„Wiſſe, Du biſt mein Enkel — Deine Mutter meine Tochter — das Andere morgen.“

Er ließ mich los — drückte mir mächtig die Hand und ſagte:

„Jetzt nichts mehr!“

„Nun lagen wir ſtumm da — ob er ſchlief? ich bezweifle es; ich lag wachend noch am Morgen. Als aber die Bauern kamen, um ſich zu mir zu legen — ſchloß ich die Augen, um mich zu verſtellen.“

„Andern Tages erhoben wir uns Alle — und in trauriger Prozeſſion zogen wir zum Markte, um Gericht halten zu ſehen. Die Ruthenhaufen lagen nicht mehr in ſo ſchöner Ordnung da — ſie waren zerrauft und zerknickt am Boden — wer hieß uns auch ſo ſpät kommen, und doch hatten wir nicht verſchlafen! Die leichten Strafen, die hundert und aberhundert Ruthenſtreiche waren ſchon ausgegeben — aber nun kamen die großen Strafen und dazu erſchienen wir zu Recht.“

„Sie traten hervor auf dem Gerüſte, vor aller Welt — und grüßten den Henker, und der durfte die Hand legen an Alles, was ſonſt bei Menſchen von Ehre Niemand frevelnd berühren darf. Sie waren aber keine Menſchen mehr — und daher über Vorurtheile erhaben — alſo auch über Das, was wir Andern Ehre nennen. Und der Henker ſtreckte die Hand aus nach der Uniform und riß Klappen und Epauletts und alle Zeichen herab, die ſie zur Uniform machten, und geſtaltete ſie zu einem formloſen Fetzen, der flatternd um Etwas hing — das kein Mitleid — kein Bedauern — nein — Entſetzen einflößte. Nun zog der Henker den Degen. — Er wird ihn — aus Erbarmen für uns Zuſchauer — dem Weſen vor ihm in die Bruſt ſtoßen, dachte ich. Aber Henker und Erbarmen! Er zerbrach den Degen und warf ihn vor die Füße — und nun wurde der letzte Fetzen herabgeriſſen, und dies Alles mit einer Art — o wer das nicht geſehen hat — weiß nicht, was Henkersverfahren iſt! Und nun traten Andre hinzu und es fielen Streiche auf die Rücken — und ich ſah Blut rieſeln — ich war kein Weichling — ich hatte oft Blut — mein eigenes gleichmüthig fließen ſehen — aber ich wandte mich ab und wollte gehen. Ja — gehen — denn ich ſah Sophia's Vater, hoch zu Roß — im Glanz und mit Orden geſchmückt — von Adjutanten umgeben — der Exekution zuſehen — die er angeordnet hatte, denn er war Präſident des Kriegstribunals. — Ja — nun war er mein Feind — der Ruſſe — dieſer hier, deſſen kaltes Wort der Knute Einhalt thun konnte, und deſſen ſtummer Blick die Schwingungen der furchtbaren Schlange belebte, die vielköpfig ſich in die bloßen Rücken edler Polen einbiß, und wenn ſie in die Lüfte flog, Blut und Fleiſch als Trophäe zeigte. Ja — er war mein Feind — mein Herz, in Wuth und Groll empört, gelobte Rache an ihm zu nehmen — wo ich ihn treffe — ach! und er war Sophia's Vater!.... Ich wendete mich und machte einige Schritte....“

„Nur noch Einen“ — ſagte leiſe mein Großvater. Und der Eine erſchien und ich ſah ihn verſtümmeln — züchtigen — hinabſchleppen — in den Schlitten werfen — und abfahren — und noch athmete ich nicht — als mein Führer mir leiſ' und erſtickt zurief — „der — Dein Vater!“ und mit mir dem Gedränge entfloh.“

„Er?.... ſchrie ich entſetzt — und ein Krampf erſtickte mir die Stimme. Aber denken konnte ich noch — wild — verworren — aber immer daſſelbe. Und ihn hatte ich gerettet — der meinen Vater ſo züchtigen ließ.... ich ſah auf meinen Führer — ob er vielleicht wahnſinnig geworden — der aber ſchritt ſtumm und trüb an meiner Seite. — Es war alſo wahr! Mein — Ihr Vater! o Sophia! Sophia!....“

Hier hatte die Wildheit ſeines Tones eine wehmüthige Stimmung angenommen — dann ſchwieg er.

Nach einer kurzen Pauſe ſagte er ganz verändert: „Mein Gott — wie ſpät — ſchon Mitternacht“ — und ſeine Mütze nehmend und mir die Hand drückend, ſtürzte er hinaus. Wir hatten keine Verabredung des Wiederſehens genommen, und Wochen vergingen, ehe ich ihm wieder begegnete.

Vergebens ſuchte ich meinen jungen Unglücklichen an den gewohnten Orten. Er war wie verſchwunden von der Erde, und ſchon glaubte ich, er ſei erkrankt, oder ſein Lebensüberdruß ſei zu Ende und — ihm wohl. — Es waren mehre Wochen verſtrichen, und ich gab die Hoffnung auf, ihn wiederzuſehen, als ich an einem dunkeln Abende durch die Richelieu-Straße ſchlendernd — eine Geſtalt an dem Portale des großen Spielhauſes lehnen ſehe, die mir mit der ſeinigen Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Ich trete auf ſie zu und ſein bleiches Geſicht ſtarrt mich an. Er erkennt mich nicht ſogleich. „Sie hier?“ fragte ich — und ich weiß nicht, welch' ein Ton des Verwurfs ſich meiner Frage beigemiſcht haben mochte, denn er bezog ſie auf das Spielhaus hinter uns, und indem er den Blick verächtlich dahin wandte, erwiderte er: „Ich? dort? nein — aber —“ er ſtreckte ohne ein Wort hinzuzufügen, ſeine Hand nach dem gegenüber liegenden Prinzenhotel. Ich folgte der Hand mit den Augen und bemerkte nichts, als die Reihe erleuchteter Fenſter. Mit Bedauern blickte ich meinen armen Witold an und zweifelte faſt nicht mehr an ſeinem Wahnſinn, doch mit einem Male durchzuckte es mich: „Sophia?“ rief ich. Und nun, als wenn alle Wehmuth los würde in ſeinem ſchmerzvoll zerriſſenen Innern, warf er ſich an meinen Hals, und ſeine Augen ergoſſen einen Strom von Thränen, die meine Kleidung bis auf die Haut durchdrangen. Um Aufſehen zu vermeiden, zog ich ihn unter das Portal des Spielhauſes.

Nach einer Weile erhob er den Kopf: „Sie iſt hier“ — ſagte er — „ich ſah ſie geſtern — heute — ich werde ſie morgen ſehen — ſie ſprechen — und dann“ — er ſchwieg mit einem tiefen Seufzer.

Ich wollte ihm Tröſtliches ſagen — und brachte nur Lächerliches und Gemeines vor — ſo daß ich mich ſelbſt ſchämen mußte, doch hörte er zum Glück nicht darauf.

„Er iſt hier — der Alte — den ich rettete, und der mir den Vater ſchändete,“ ſprach er dumpf — „er iſt hier, an dem ich Rache zu nehmen gelobt habe — und ſie kam mit ihm hieher, um Augenzeuge zu ſein von ſeinem Ende. O, daß ſie hieher kommen mußte! Wäre ſie dort geblieben in der Heimath, und die Kunde von ſeinem Tode hätte ſie getroffen, ſie würde nie erfahren haben, daß ich ihn tödtete, und das würde ihren Schmerz gelindert haben.“

Der feſte Ton, den er angenommen hatte, die Beſtimmtheit, mit der er von ſeiner Rache, wie von einem Geſchäfte ſprach, das abzumachen war, erſtarrte mich ganz. Ich blickte auf den ſchönen, zerriſſenen Jüngling und ſprach: „Ein Mörder alſo —“

Er riß ſich von mir los. Er war nicht vermögend, viel zu ſprechen, nur zwei Worte ſtieß er aus: „Ein Rächer!“

Er wollte forteilen — ich hing mich an ſeinen Arm. Stumm und unwillig ließ er ſich von mir leiten, bald in dieſe, bald in jene Straße. Endlich hielt ich vor einem Hauſe in der Rue de Lille und klopfte.

„Wo führen Sie mich hin?“ fragte er, wie erwachend.

„Hier wohne ich“ — war meine Antwort.

Er ging mit mir hinauf — ich erſchrak, als ich Licht gemacht hatte und ihn anſah. Eine furchtbare Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wie eine Landſchaft, voll ſtill melancholiſchen Ausdrucks, die ein Orkan nun verwüſtet hat — ſo waren ſeine frühern Züge gegen ſeine jetzigen.

Er fing endlich an: „Was wollen Sie von mir? Warum führen Sie mich hieher? Wollen Sie etwa mein Vertrauen mißbrauchen, um mich an meiner Rache zu hindern? Das gelingt Ihnen ſicher nicht.“

Ich war bemüht, ſeinen Argwohn zu zerſtreuen und jenes Zutrauen in ihm wieder zu erwecken, das er gleich bei unſerer erſten Bekanntſchaft für mich zu faſſen geſchienen hatte. Ich fing an von Glück zu ſprechen — von Glück an ihrer Seite —

Er lachte fürchterlich.

Ich fühlte wohl, daß er auf Glück nicht hoffen durfte, und ich ſchlug eine andere Saite an.

„Verlaſſen Sie Paris ſo ſchnell als möglich — Sie werden das Mädchen vergeſſen — nie das Vaterland. Gehen Sie nach Avignon — der himmliſche Aufenthalt, der claſſiſche Boden entſagender Liebe wird Ihre Schwermuth mit unnennbaren Reizen umgeben, während die Trümmer von Polens Helden ein edleres Rachegefühl dort in Ihnen hervorrufen werden. Sie finden dort Waffengeführten — die —“

Die Worte, die jetzt ſich aus ſeiner Bruſt loswanden, zeigten, daß ſeine Gedanken in den Steppen eines fürchterlichen Wahnſinns umherirrten und er mir kein Gehör ſchenkte.

„Ob ich ſie erſchöſſe? Sie — in ſeiner Gegenwart?“ fragte er ſich — als hörte ihm Niemand zu — „dann enden ihre Leiden mit Einem Male — und er weint über ihre Leiche — und dann mich? Nein — ich will leben um zu genießen — und hin zu meinem Vater, es ihm erzählen, wie ich ihn gerächt —“

„Das könnten Sie?“ fragte ich bebend.

„Und das konnte Er — und ich hatte ihm doch das Leben gerettet?“ ſchrie er. „Mit dem Leben von tauſend Polen ihm das ſeine gerettet — um ihretwillen! Mich zum Verräther geſtempelt — um den Fluch durch mein ganzes Leben, wie der Gefangene des Bagno die Kugel, nachzuſchleppen, und ich bin hier — und meinen edlen Vater ließ er mißhandeln und in die Bergwerke ſenden! — Jetzt durchzieht er die Welt wie ein Held, mit ſeiner ſchönen Tochter, und erntet doppelte Bewunderung. Die fernſten Heilbäder müſſen ſeine Tage friſten, und ich ſoll das zugeben, da er meinen Vater verurtheilt hat? Mein ſind ſeine Tage, denn mir dankt er ſie — nun ſo will ich denn jetzt mein Geſchenk zurücknehmen. Auch die wenigen ſind des Dankes werth, die ich ihm gönnte, im Uebermuthe hinzuleben — er mag jetzt auch einmal Thränen und Schmerz kennen lernen.“

Der Reſt des Abends verfloß ſtumm. Mein Gaſt ſchien ermattet, er ſank auf den Divan zurück und entſchlief.

Es blieb mir kein Zweifel, daß ſein Geiſt verwirrt ſei. Ich nahte mich ihm leiſe — ſein Schlaf ſchien ſehr feſt — faſt dem Scheintode gleich, ſo ſtark hatte ſich Abſpannung ſeiner bemächtigt. Ich wagte es nunmehr, ſeine Taſchen zu durchſuchen — nach Waffen — aber er trug keine bei ſich. Dies beruhigte mich zum Theil. Ich löſchte das Licht und ſuchte mein Bett, obgleich ich während der ganzen Nacht kein Auge ſchloß.

Der Morgen kam — mein Gaſt regte ſich nicht — beſorgt ſtand ich auf, um nach ihm zu ſehen — er ſchlief noch ruhig fort, in derſelben unveränderten Lage. Eine Angſt befiel mich — ich hielt ihm einen Spiegel vor — ſein Hauch trübte die glatte Fläche. Ich wollte ſeine tiefe

Ruhe nicht ſtören, weil ich eine günſtige Kriſe darin ſah, die ſeinem Gemüthe Stille, ſeinem Verſtande Klarheit, die Dinge zu überdenken, wiedergeben würde.

Er erwachte durch ein Geräuſch, das zufällig auf der Straße entſtand. Erſchreckt ſprang er in die Höhe und ſah ſich befremdet um. Wie er mich erblickte, ſchien er ſich vergebens auf ſein Hieherkommen zu beſinnen. Ich half ihm darauf.

„Nun? iſt es Ihnen heute beſſer?" fragte ich ihn.

Er lächelte ſtumm — ich nahm das für ein gutes Zeichen. Noch mehr erfreute es mich — als er mit mir in ein Café trat und ein Frühſtück forderte, die Zeitungen las und über ein paar Witze im Corſaire laut lachte. Wir trennten uns als Freunde; und ich entließ ihn völlig beruhigt aus meiner Geſellſchaft, ohne auch nur mit einer Sylbe ein Wort über unſer geſtriges Zuſammentreffen verloren zu haben. Ich fürchtete einen Rückfall.

Er hatte mir verſprochen, mich um Sechs in meiner Wohnung zu treffen, und dann mit mir eine Mahlzeit zu nehmen.

Vergebens erwartete ich ihn zwei volle Stunden. Meine Unruhe wuchs von Minute zu Minute, und ſchon wollte ich nach dem Prinzenhotel in der Richelieuſtraße gehen, das Schrecklichſte befürchtend. Da ſtürmt es die Treppen herauf. Meine Thür wird aufgeriſſen. Es iſt Witold.

Mit Schauder wendete ich mich von ihm weg — ich glaubte einen Mörder in ihm zu ſehen.

„Wie ein Sterbender kämpfte ich einen ſchweren, tagelangen, letzten Kampf" — rief er aus. „O wie ſchwer iſt es vom Leben zu ſcheiden, und doch iſt es nicht möglich — daß die Sonne um Mitternacht ſcheine!" Dies ſchrie er furchtbar und ergriff meine Hand.

„Ich habe ſie geſehen — ſie geſprochen — ich wollte mich auf ſie werfen — ſie tödten — mich — ihn — die Mordgedanken zogen wie bleiche Geſpenſter durch mein Inneres — aber ſie ſchwanden dahin, als ſie das erſte Wort geſprochen hatte. Sie iſt mir nachgereiſ't — mir nachgereiſ't — haben Sie Sinn für das? Sie wußte mich hier — ihr Vater will mir wohl — er weiß Alles von ihr — durch ſie. Sie iſt das Glück ſeiner Tage — er hat mir Verzeihung vom Monarchen erwirkt, will mir ſeine Tochter geben, ich würde auch im Heere eine Anſtellung mit der Zeit finden — kurz — ganz glücklich ſein! — Ja, wenn nur mein Vater nicht dahinten in Nertſchinsk Arſenik machte, meine Mutter nicht todt wäre, und Polen frei! Drei Kleinigkeiten — Bah! darüber kann man ſich ſchon wegſetzen — wenn man Sophia hat — nicht wahr?"

„Ich hoffte Sie ruhiger zu ſehen — Sie waren es heute Morgen" — ſprach ich ſanft ihm zu.

„Ich ſchien es, weil ich mit mir im Reinen war, und Sie ganz entſchloſſen verließ," ſagte er. „Aber nun ich ſie geſehen — den weißen Buſen, worin ein Herz ſchlägt, für mich — das himmliſche Auge — kurz, ſie ganz mein!.... Ich riß mich von ihr los, denn es ſchien mir Verbrechen, in dem Anblick dieſer Reize zu ſchwelgen — die nie mein werden ſollen — nie — nie!"

„Und ſind ſie es nicht ſchon? Wollen Sie dieſe aufopfernde Liebe, die Ihnen nachreiſ't, von ſich ſtoßen, wollen Sie — ſo jung noch — dem Glücke entſagen, das ſich Ihnen aufdringt? Was gab Ihnen Polen — daß Sie ihm mehr noch opfern wollen? Was ſind Ihnen Ihre Landsleute, die Sie ſelbſt nicht ſchätzen können, von denen Sie ſich zurückziehen?"

„Sie haben Recht" — ſagte er mit Hohn — „wir ſollen an uns zuerſt denken, und das wollt' ich auch in der That; darum vertraute ich Sophia Alles — wie ich dafür belohnt wurde, daß ich Verräther ward, um ihren Vater zu retten. Wie ich ihn dafür ſah — den meinigen — — — Doch er war nur ein gerechter Richter — ein treuer Diener — ein wack'rer Mann! wer kann dafür? — Das iſt der Lauf der Welt — und wir Thoren beſſern nichts daran, denn ſie iſt die beſte. — Und Sophia hörte mich an und ſprach — den Tod will ich, wenn ich nicht Dein werden kann — hören Sie? den Tod!"

Er ſtarrte mit großem Schweigen vor ſich nieder.

„Fliehen Sie mit mir auf's Land — nur wenige Tage. Kommen Sie zur See," ſagte ich, „es wird Sie zerſtreuen! Die Seeluſt erſtärkt wunderbar Herz und Sinn —"

„So?" ſagte er gedehnt, und ſah mich an — „haben Sie Trelawney geleſen?"

Ich kannte ihn nicht.

„Ich aber kenne ihn. Sie gebiert Thaten — die See — ſie entwickelt Gedanken — dieſe Luſt — große — entſetzliche! Auf dem Lande ſchaudern Sie davor. — Doch — ja — ich will zur See! Nach Amerika, und von dort — — —"

Er verlor ſich in die Ferne — ſein Geiſt ſchweifte weit ab — doch war es mir angenehm, daß er ſich daran freute. Eine Thätigkeit, gleichviel welche, würde ihn heilen, und nun gar eine weite Seereiſe — dachte ich mir.

„Dieſer Trelawney! was iſt er, ein Halbgott, oder ein Teufel? Wie nennen Sie ihn? Doch — Sie kennen ihn nicht! Wie er im funfzehnten Jahre Alles verloren hatte — Alles — Alles — Vaterland und Eltern — Glück — Hoffnung — da bot ihm der Ocean mit ſeinen Stürmen und Schreckniſſen — das weite Reich der Wunder — Erſatz für Alles — Freunde — Ehre — Liebe! Und ich habe noch einen Vater — den beſuch' ich, wenn ich an Aſiens Oſtküſte lande; es kann nicht weit ſein!"

Ich fragte ihn, wann er abreiſen wolle, ich würde ihn begleiten.

„Bald — in Kurzem — ſehr bald!" rief er. „Nur erſt ein Geſchäft noch. Sie haben's gehört — Sie will ſterben, wenn ſie nicht die Meine werden kann. Das wird ſie nie!"

Sein Ton erfüllte mich mit neuer Beſorgniß.

„Daß ich einem ſchmachtenden Liebhaber gleich, mich hinterher — Sie verſtehen mich" — ſagte er mit fürchterlicher Ruhe — „das wäre doch ſo gar nichts. Nein, mit dem Fluche auf dem Haupte, und der Folter im Herzen, auf dem Meere hinausgepeiſcht von allen Furien — in ruhigen Nächten ihr bleiches Bild aus den Wellen tauchen ſehen — im Sturm ihren letzten Schrei — ihr Röcheln zu vernehmen — das iſt mehr als Sterben! — Und ſo will ich leiden — dulden — und — nicht erliegen, bis ich zu meinem verſtümmelten Vater komme und ihn als Sohn begrüße. Der wird mich nicht eintreten laſſen in ſeine Hütte, denn Gifthauch erfüllt ſie, und trocknete die Säfte des unglücklichen Bewohners, bleichte ſein Haar, höhlte ihm Wangen und Auge — ich aber werde mich drängen an ſeinen Herd — einathmen die Luft, die verderbliche, in vollen Zügen, ſie noch giftiger ſchwängern mit der Erzählung — wie ich ihn gerächt — und dann umarmt wollen wir eintreten in die Giftküche, mit offenen, freien, unmaskirten Geſichtern — und hinſinken vor dem Arſenikherde, wie vor dem Altare der wahren Freiheit!"

Der Portier unterbrach uns und brachte mir ein verſiegeltes Handbillet des Polizeipräfecten, das mich zu ihm ſoderte. Witold machte große Augen. Es mochte in ihm ſich ein Verdacht regen. Er empfahl ſich ſchnell und war fort — noch eh' ich ſelbſt mich von meiner Ueberraſchung erholt hatte.

Andern Tages, zur beſtimmten Stunde, fand ich mich zur Audienz beim Präfecten ein.

„Mein Herr," ſagte er, „man weiß, daß Sie mit einem jungen Polen öfters zuſammen ſind, deſſen Aufenthalt ſo unbekannt iſt, daß man ſeiner habhaft zu werden ſich ſchon einige Tage fruchtlos bemüht. Ich erſuche Sie daher, uns auf die Spur helfen zu wollen."

Ich zögerte noch mit der Antwort, als der Präfect, der in meinem Geſichte Unwillen leſen mochte, ſchnell hinzufügte:

„Glauben Sie nicht, daß man dem jungen Menſchen Uebels will, die Nachforſchung bei einem ſeiner Freunde würde ſonſt auf anderm Wege erfolgt ſein. Es iſt im Gegentheile eine erfreuliche Nachricht, die ſeiner erwartet. Eine Ueberraſchung."

Ich konnte den Ausbruch meiner Neugierde nicht zurückhalten.

„Nun wohlan, damit Sie um ſo eher bewogen werden, uns Ihren jungen Freund zuzuführen," ſprach der Präfect — „Er iſt der Sohn eines armen polniſchen Edelmanns, der durch ſeine körperlichen und geiſtigen Vorzüge die Sprödigkeit einer reichen und vornehmen jungen Dame beſiegte. Dieſer heimlichen Verbindung verdankt Ihr Freund, Witold von G....., wie er mir genannt wird, ſein Entſtehen. Der alte Vater wüthete darüber, und nur die Geſinnung des Verführers, die ſich in einem glühenden Haſſe gegen die Uſurpatoren von Lithauen ausſprach, beſänftigte einigermaßen die ſpartaniſche Geſinnung des Edelmanns. Er zog es vor — ein Mährchen zu erſinnen — freilich nicht mit ſolchem Aufwande von Phantaſie, wie unſere Janin und Balzac — aber für einen lithauiſchen Landbewohner ſinnreich genug. Er wollte nämlich das Kind auf der Jagd gefunden haben, und in dieſem Wahne ließ er Alle im Schloſſe; ſeine Tochter galt ſtets für unverheirathet, und durch eine beſondere Idioſyncraſie bekannte ſie ſich der Ehe abhold. Der Vater durfte ſich dem Schloſſe nicht nähern und führte ein umherſchweifendes Leben — bis daß die geheimen Unternehmungen gegen Rußland ihren Anfang nahmen. Dies gab dem alten Edelmann, der in ſeinen Rachegedanken ſchwelgte, eine wilde Beſchäftigung. Alles bot er auf, die Zahl der Feinde ſeines Monarchen zu vergrößern und kein Opfer zu ſcheuen. Auch den Vater ſeines Enkels ſuchte er auf, und da er ihn als einen unternehmenden Mann voll Kraft und feſten Sinnes erkannte, ſtattete er ihn reichlich aus, um Parteigänger zu werden, und knüpfte an die glückliche Beendigung des Kampfes die Ausſicht auf eine Verbindung mit ſeiner Tochter und Einſetzung als Erben ſeines Vermögens. Wir Alle wiſſen, wie Polens Angelegenheiten endeten. Der alte lithauiſche Edelmann, der Großvater Ihres Freundes, konnte nicht lange den Gram über den Fall des Vaterlandes ertragen, er ſtarb. Doch bevor er ſtarb, legte er ſein Teſtament in die Hand des ruſſiſchen Kommandanten, um ſein Vermögen Ihrem Freunde zu ſichern. Dieſer, von ſeinem Monarchen ehrenvoll entlaſſen, um von ſeinen Wunden in einem heilſamen Klima zu geneſen, iſt jetzt hier, verſehen mit Allem, um Ihren jungen Freund glücklich zu machen, denn auch ſeine ſchöne Tochter iſt mit ihm hier, die ſeine Gattin werden ſoll. Der alte wackere General ſagt, er habe ſein Leben Ihrem Freunde zu danken, und dies wolle er lohnen, ſo ſehr er es im Stande wäre. Sie werden nach dieſem Berichte hoffentlich nicht anſtehen, den jungen Menſchen, den das Unglück vielleicht von Klippen zu Klippen, ja in Abgründe führen könnte, auf das Schnellſte zu ſeinem Heile in die Arme der ihn erwartenden Geliebten zu führen."

„Er hat ſie ſchon geſehen und geſprochen" — ſagte ich trüb'.

„Wann?" fragte überraſcht der Präfect — „ſoeben noch war der ruſſiſche General hier — um mich um Beſchleunigung zu erſuchen, und ich griff daher zu dem kürzeſten Mittel — Sie herzubemühen." —

„Mein Herr Präfect," ſprach ich ſeufzend, „ich fürchte, der junge Menſch, den wir ſuchen — denn auch ich ſehe ihn nur zufällig, und oft Wochen lang nicht — iſt nicht mehr im Stande, irgend ein Glück auf dieſer Welt zu empfangen — ſeine Sinne — —"

„Das wäre ſchrecklich!" rief der kalte Mann aus, der bis dahin eine trockne Geſchäftsmiene während der ganzen Verhandlung beobachtet hatte. „Doch — da Sie ſich für ſein Schickſal intereſſiren, ſo eilen Sie, laſſen Sie ihn nicht aus den Augen — bis er bei ihr iſt, deren Gegenwart ihm Leben, Luſt zum Leben, Verſtand — kurz Alles wiedergeben wird, was er verlor. Säumen Sie nicht!"

Ich ſtürzte fort — und eilte in die Richelieuſtraße. Er war nicht zu finden. Aber in den Fenſtern des erſten Stockes des Prinzenhotels ſah ich einen Graukopf mit einem ſchönen alten Heldengeſichte, und daneben ein liebliches Oval. Es war kein Zweifel für mich, wen ich ſah. Zum erſten und zum letzten Male.

Sophia war ſehr ſchön. —

Umſonſt ſuchte ich ihn an allen Orten, wo ich ihn manchmal zu treffen pflegte. So verfloſſen Stunden, denn

Paris iſt groß. Mit ſchwer bekümmertem Herzen betrat ich meine Schwelle. Die Uhr zeigte die Stunde, wo er mich manchmal zum Eſſen abholte. Ach, wenn er nur heute käme — dachte ich. Und es war ſein Schritt auf der Treppe — mit hochklopfender Bruſt — eine entſetzliche bange Erwartung darin — horchte ich ihm entgegen — er öffnete die Thür. Aber welch ein Anblick! War das Witold, der ſchöne im tiefen Schmerze noch ſo anziehende Jüngling, wie er mir das erſte Mal erſchienen war?

„Was iſt?“ ſtammelte ich —

„Nichts — Nichts — jetzt kann ich zu Schiffe gehen! — Ich habe Nichts mehr in Europa, was mich hält.“

„Sie haben das Schreckliche verübt?“

„Was nennen Sie ſo? Iſt der Tod ſchrecklich? Das Leben iſt's! — Ihr iſt wohl — ich habe Ihr viel Kummer erſpart — o wär' ich bei Ihr! — Aber zuerſt zu meinem Vater —“

„O wüßten Sie — wer —“ ſchrie ich außer mir — aber ich ſchwieg ſogleich, um ihn nicht noch elender zu machen.

„Ich gehe nach Amerika — von dort aus nach Aſiens Oſtküſte. Mein Grab iſt in Nertſchinsk — dort, wo Giftqualm aufſteigt — dort geht die Sonne auf — und von dorther wird ſich einſt das Verderben entladen über das altgewordene Scheuſal Europa! Heil Euch Allen!“

Mit wildem Hohne ſtürzte er fort — ich werde ihn nie wiederſehen.

Andern Tages hatte die Gazette des Tribunaux eine traurige Geſchichte mehr für ihre Leſer.

Album aus Paris.

(1832.)

„Si le monde était toujours en empirant, et que les pères en général fussent toujours meilleurs que leurs enfans, il y a longtemps que nous serions arrivés au dernier degré du mal, qui n'eût plus pu empirer.“
(*Diverses leçons de Louis Guyon.*)

„Si ainsi estoit, au long temps que le monde a duré, nous serions tous [illegible], il n'y auroit plus rien qui valust entre nous.“
(*Considérations sur l'hist. de France par Louis Leroy.* 1570.)

„Si cela était vrai, les hommes seraient à présent pires que des ours.“
(*Montesquieu, Pensées diverses.*)

Phyſiognomie der Stadt.

Durch ſeine ſechzig Barrieren kann man einziehen in Paris, deſſen Einwohner ihm ſelbſt gern den Beinamen „le gouffre“ geben. Da liegt er vor uns der ungeheure Schlund mit ſeinen 1091 Straßen, 47 Märkten, 119 Sackgäßchen, 121 Paſſagen und 71 Plätzen, mit ſeinen Gärten, Paläſten, Kerkern, Spielhäuſern, mit ſeinen Freuden, mit ſeinem Elend, das lebendige Paris an beiden Ufern der Seine und die Stadt der Todten auf den Hügeln des Père la Chaiſe und in den Katakomben! Welchen Geſchichtscurſus machen wir durch, wenn wir dieſe Stadt nach allen Richtungen durchziehen, wie reich an Erfahrungen, an Lebensweisheit, verlaſſen wir dieſe Schule, wenn wir ſie recht zu benutzen wußten.

Werfen wir uns vorerſt ohne Wahl in das Labyrinth der Straßen und ſehen wir, welchen Eindruck ſie im Allgemeinen auf uns machen werden. Kommen wir mit den Begriffen von einer ſogenannten ſchönen Stadt nach Paris, ſo finden wir unſere Erwartung ſehr getäuſcht. Täglich wird an der Verſchönerung gearbeitet, Millionen werden darauf verſchwendet, und doch will dieſe ungeheure Stadt keine ſchöne werden. Da gibt es keine mit freundlichen Farben angeſtrichene Häuſer, keine rothen Dächer, ganz Paris iſt grau und auf den Dächern ragen thurmähnliche Feuereſſen und Schornſteine hervor, und Schutt und Kalk, vom Wind herabgeweht, lagern darauf und geben ihnen ein demolirtes Ausſehen.

Wird ein Haus abgebrochen, um eine Straße breiter zu machen, ſo bleibt die Mauer, wo das abgebrochene Haus lehnte, unverändert, mit den Brandmalen der Rauchfänge und Herde, den Spuren der Treppen und hin und wieder mit den bunten Tapetenfetzen der verſchiedenen Zimmer beklebt, bis Regen und Wind ſie nach und nach vertilgen.

Andere Häuſer ſind vom Dache bis zu den Kellern mit fußlangen Charakteren beſchrieben, oder mit Schuhen bemalt, oder mit Stiefeln, Hüten und dergleichen, um anzuzeigen, welch ein Gewerbe die Bewohner treiben. In den Straßen lagern Jahr ein und aus Kehrichthaufen, ſchmutzige Gewäſſer fließen beſtändig aus dem Innern der Häuſer über die Trottoirs und der Straßenkoth trocknet nie.

Doch wächſt hin und wieder Gras, wie in dem kleinſten Städtchen Deutſchlands; wilde Tauben fliegen herbei und picken ihr Futter aus den Ritzen des Pflaſters, Paris wird nicht heimlicher, traulicher dadurch; zierliche Blumengärten, nur durch ein Gitter von der Straße getrennt, prangen im Schmucke der Farben und des Wohlduftes, Paris wird deshalb nicht freundlicher. Kunſtvoll gemalte Schilder zieren die Fronten der Häuſer, man bemerkt ſie nicht. Es iſt ſtets das graue, ſchmuzige, ungeheure Paris, das — trotz des lebendigen Treibens einer Million hungriger, betriebſamer, reicher, armer Menſchen, die in einem ewigen Wirbeltanz begriffen zu ſein ſcheinen, — den Fremdling verſtimmt und ihn mit dem unheimlichen Gefühl beſchleicht, daß er allein daſtehe in einem brandenden Meere von ſchroffen, alten Felſen umgeben.

Eine einzige Straße nehmen wir von dieſer allgemeinen Phyſiognomie der Stadt aus: es iſt dies die Straße, welche während der Kaiſerherrſchaft gebaut wurde, als Napoleon bemüht war, die kurzen Beinkleider, die gradgeſchnittenen Röcke, die Hüte, welche man unter dem Arm trägt, ſtatt ſie auf den Kopf zu ſetzen, kurz alle jene Lächerlichkeiten der alten Höfe wieder einzuführen. Dieſe Straße trägt ganz den dahin gehörigen Charakter, in ihrer langweiligen Majeſtät, mit ihrer öden und einförmigen Arkaden-Verbrämung und der reſpectabeln Ausdehnung eines Gardiſten unter Friedrich II. Kein Portal, das Größe verkündet, ſtört dies Einerlei, und man muß es wahrlich einigen Eigenthümern der Rue de Rivoli Dank wiſſen, daß ſie Gründe vorſchützten, um nicht gleich den Nachbarn bauen zu dürfen, wodurch ihre Häuſer, außer Reih' und Glied, wie ein „die Fortſetzung folgt“ unter den monotonen Geſchichten in unſern Journalen erſcheinen.

Dagegen wie romantiſch erſcheint die wahrhaft ſchöne Straße der Boulevards, wie liebenswürdig, abenteuerlich die

Straßen St. Honoré und Richelieu mit ihrem bunten Wechſel und ihrer grellen Lebendigkeit; wie ernſt und impoſant die Straße Lafitte, wo hinter Mauern und Thoren ſich die Paläſte der Millionäre verbergen; wie prächtig die Rue la Paix, die zur Siegesſäule führt und gerade nicht länger iſt, als es der Pracht geſtattet werden kann; wie ſtürmiſch bewegt der Marché des Innocents, mit Fiſchweibern, Juligräbern, Miſthaufen und der prächtigſten Fontaine; wie großartig endlich der Quai, der zu beiden Seiten die Seine einfaßt, mit den Denkmälern aller Zeiten und ſeinen verbindenden Brücken, von denen jede wieder einen andern Charakter trägt.

Betrachten wir einmal die vorzüglichſten. Dort die wahrhaft prächtige Brücke von Auſterlitz, am äußerſten Ende der Stadt, ein Seitenſtück zur Rue de Rivoli, nur wenig benutzt; dann die Brücken, die von den Inſeln nach den beſuchterſten Stadttheilen führen, unſcheinbar, aber nützlich, unverziert, aber den Verkehr befördernd; dann den alten Pont-neuf mit der Standſäule des ten Heinrich und den Kramläden und den Handelsleuten, den Charlatans und den Spitzbuben zu beiden Seiten; weiterhin den Pont des Arts, zierlich von Eiſenſtäben, nur für ſolche Fußgänger beſtimmt, die einen Sous daran ſetzen können, um an das andere Ufer zu gelangen; dann die königliche Brücke, eine der beſuchteſten nach dem Pont-neuf; die Brücke Ludwig's XVI., die zu beiden Seiten die Heroen des alten Königthums in weißem Marmor zu tragen hat, ſteinerne Helden in theatraliſch affectirten Stellungen, und zuletzt die Brücke von Jena, in ihren leichten, gefälligen Formen, ſchlank und geſtreckt wie ein Wild, das über den Fluß ſetzt.

Wie man den Montanvert-Gletſcher mit einem Meere verglichen hat, das mitten im wildeſten Wogen von der eiſigen Hand des Froſtes berührt, zu ewigem Eiſe erſtarrte, ſo iſt Paris ein Meer zu Stein erſtarrt, aus dem ſich wie Inſeln die Kuppeln und Dome der Kirchen und Paläſte erheben und das gleich dem Weltmeere ein ewiges Leben und ein ewiges Grab bedeckt.

Paris ſah alle Weltereigniſſe ruhig an ſich vorübergehen. Dieſes Steinmeer behielt ſeine ſtereotypen Formen. Alle Schändlichkeiten und Greuel ſind für das Land, für die Welt zerſtörend daraus hervorgegangen, und unveränderlich ſchaut die alte graue Babel drein und wird nicht müde, ſich ſtolz in den ſeichten Gewäſſern der Seine zu ſpiegeln und von der um ſie gaukelnden Mode mit Flittertand behängen und mit Schönpfläſterchen bekleben zu laſſen.

Palais-royal.

Jeden Fremden zieht es gewiß zuerſt nach dieſem ehemaligen Mittelpunkte der Weltſtadt.

Erblickt man das Palais-royal von der Seite der Rue de Valois oder der gegenüberſtehenden, ſo weiß man nicht, ob man ſeinen Augen trauen ſoll. Ein langes, vier Stockwerke hohes Gebäude, ohne architektoniſchen Schmuck, ſchmuzig, hervorſtehende Eſſen, zerbrochene Fenſterſcheiben, weite Ausgüſſe voll der eckelhafteſten Ueberbleibſel menſchlicher Nahrungsmittel, welche die Luft rings umher verpeſten, und dabei eine ununterbrochene Reihe von Inſchriften, welche die Wohnung von Speiſewirthen, Goldſchmieden, Juwelieren, Geldwechslern, Zahnärzten verkünden, die man in Paris als die Erſten kennt. Man ſtaunt dies Alles an und überläßt ſich willig der Hand eines leitenden Freundes, der durch eine kleine unanſehnliche Thür uns einführt in dies ſogenannte Palais, und über Kehricht und Schmuz folgen wir ihm durch einen engen Gang, treten endlich in eine der Galerien, welche den Hof des Gebäudes umgeben, und nun haben wir die Herrlichkeit vor uns.

Der Hof iſt mit mehren Baumreihen bepflanzt, in deren Mitte ſich ein Springbrunnen in Form einer dicken Waſſergarbe erhebt, der einen hübſchen Effect macht; rings um dieſen Hof laufen nun vier hochgewölbte Bogengänge, wovon drei auf der einen Seite ſich nach dem Hofe öffnen, während ſie von der andern eine fortlaufende Reihe der eleganteſten Läden, Reſtaurants und Kaffeehäuſer zeigen. Die vierte Galerie, welche den Hof in zwei ungleiche Hälften theilt und ihn von der Wohnung des Herzogs von Orleans trennt, iſt von beiden Seiten mit Läden beſetzt und mit einem kuppelförmigen Glasdache bedeckt. Hieran ſchließen ſich große weite Säulenhallen mit Verkäufern von Gegenſtänden aller Art.

Im funfzehnten Jahrhunderte war hier das Ende von Paris. Mauern und Gräben liefen quer durch den Hof des Gebäudes, der allgemein „der Garten des Palais-royal“ genannt wird. Der alte Connetable von Armagnac beſaß dieſen Grund, auf dem ſpäter die Hôtels Mercoeur und Rambouillet ſtanden, welche im Jahre 1621 der Cardinal Richelieu kaufte.

Dieſer prachtliebende Miniſter erbaute ſich hier einen Palaſt, welcher Alles enthielt, was ihm nach ſeinem blutigen Tagewerke Zerſtreuung und Erholung verſchaffen konnte. Zwei Theater, üppige Bäder, Gemächer mit orientaliſcher Pracht zum verbotenen Genuſſe eingerichtet, ſchlüpfrige Gemälde von den berühmteſten Meiſtern, eine koſtbare Bibliothek, Alles hatte der Allmächtige hier vereinigt.

und an den Pforten prangte die goldene Inſchrift: Palais-cardinal.

Faſt vierzig Jahre barg dieſe prächtige Reſidenz den alten Tiger und ſeine geheimen Schändlichkeiten, und hier war es, wo mit ſeinem letzten Athemzuge er Paris von einer ſchrecklichen Geißel befreite.

Nach ihm bezog Ludwig XIII. dieſen Palaſt, den er von dem Erbauer ererbt hatte, und von dieſem Augenblicke ward er Palais-royal genannt. Ludwig XIV. machte ſeinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, ein Geſchenk damit, deſſen Eigenthum es bis zur Revolution blieb. Nach der Reſtauration nahm Ludwig Philipp von Orleans wieder von ſeinem angeſtammten Erbe Beſitz und wohnte noch als König darin, bis im Sommer des Jahres 1831, bei Gelegenheit einer Emeute, Bürgerblut darin vergoſſen wurde. Theils dieſer Umſtand, worüber die Journaliſten viel ſprachen, wie auch das Unſchickliche, das darin lag, den König inmitten eines Haufens von Handelsleuten wohnen zu ſehen, die ihm Alle für das Plätzchen, wo ſie ihre Artikel feil bieten, theure Miethe zahlen mußten, bewog Ludwig Philipp, ſeinen Wohnſitz nach den königlichen Tuilerien zu verlegen.

Nun bewohnt der älteſte Sohn des Königs, als Herzog von Orleans, das Palais-royal. Die Einkünfte, welche das Haus Orleans aus dieſem Etabliſſement zieht, ſollen ſich auf 16 Millionen Franken jährlich belaufen.

Zur Zeit als die Alliirten in Paris waren, zeigte ſich das Palais-royal in ſeiner größten Pracht. Dort war ein ſtetes Gedränge der ſchönſten Uniformen aller Heere der Welt; junge Feldherren im Siegerübermuthe, Günſtlinge mächtiger Monarchen, die über eine beſtändige gute Laune ihrer Gebieter ſchalteten; Abenteurer, denen das Glück der

Schlachten mannichfaltigen Gelderwerb zugewandt hatte; fette Lieferanten; junge Leute, die ſich durch Waffenglück mit einem Male in Paris ſahen und der Hyder Napoleon, wie ſie vermeinten, ſo recht den Kopf zertreten hatten, Alles ſo lebensfroh, kraftbewußt, ſiegberauſcht, hoffnungsreich ſich dem tauſendfältigen, überreichen, ungekannten Genuſſe gänzlich hingebend, welch ein himmliſcher Sommer war es, den eine fremde Jugend in dieſen Arkaden und Hallen verlebte! Hier der ſteife Oeſtreicher in unſchuldiges Weiß gekleidet, dort der zuſammengeſchnürte Ruſſe mit der hochwattirten Bruſt, oder der kräftige Oſtpreuße in ſeiner lithauiſchen Litewka, das weiße Kreuz auf der niedern Kappe; weiter der ſehnige Bergſchotte mit den nackten behaarten Lenden, in ſeiner bunten, auffallenden Tracht, und der engliſche Gardehuſar in weißſeidenen Strümpfen, der ſich nach dem Mittageſſen auf den bereitgehaltenen Eſel ſchwingt, um ſeine leichtere Verdauung durch den geſunden Trott dieſes Thieres zu bewerkſtelligen. Dazwiſchen die vielen vornehmen Herren mit den Ordensbändern aller Nationen im Knopfloche, und rings ſchwirrend und ſchäkernd die 10,000 Dirnen mit Schmetterlingsflügeln und Sirenenſtimmen, welche zu jener Zeit die oberſten Stockwerke des Palais-royal bewohnten.

Damals gab es noch ein Café des mille colonnes, wo eine Schönheit ſich befand, die Jedermann geſehen haben mußte. Sie ſaß auf einer Eſtrade unter Blumen und Orangen, als das — was man in andern Cafés femme de bureau nennt.

Um zehn Sous zu bezahlen, gab man ihr ein zwanzig Franken Stück hin, und war beglückt, wenn ſie den Handſchuh auszog und den ſchönſten Arm entblößte, um das Silbergeld herauszugeben.

Dies war die ſogenannte belle limonadière, von der die

Sage berichtete, ſie habe nur für den Preis von 25,000 Franken ihre Gunſtbezeigungen ertheilt.

Alles Das iſt nunmehr verſchwunden, wie die Schönheit der belle limonadière, und ſelbſt von den Freudenmädchen hat die Polizei jene Hallen geſäubert, die jetzt mühſelig in Regen und Wind, in den ſchmuzigſten Gäßchen, ihre Liebkoſungen feil halten müſſen.

Der berühmte Véry, von dem die Fremden glaubten, daß nur bei ihm dinirt werden könne, ſieht jetzt nur leere Tiſche; das Café de la rotonde, ſonſt der Sammelplatz, das Stelldichein der vornehmen Welt; das große Spielhaus, wo Blücher in einem Abende 100,000 Franken verlor, Alles iſt öde und herabgekommen; nur in dem alten Café des aveugles ſieht man noch jeden Abend das bekannte Blindenquartett, die Alte, an einem Stocke ſich haltend, von einem Staarblinden, der noch ein wenig Schimmer hat, geführt werden, wallfahrten, und aus ſeinem Souterrain tönt Muſik und der althergebrachte Jubel. Das Volk liebt dieſen Ort fortwährend, ein ſeltenes Beiſpiel von dauernder Volksgunſt.

In den Morgenſtunden iſt jetzt das Palais-royal ganz öde und wird nur von Leuten durchzogen, welche ihr Weg hier durchführt.

Die Mittagsſtunde verkündet der Knall einer kleinen Kanone, die von dem Stral der Sonne, der dann durch ein Brennglas auf das Zündloch fällt, abgefeuert wird. Um dieſe Zeit ſieht der Garten zum Theil wie ein Hoſpital, zum Theil wie eine Kinderſtube aus.

Alles, was die Krankenſtube verlaſſen kann, ſchleppt ſich her, um hier etwas friſche Luft zu ſchöpfen, und unzählige Bonnen führen ihre lieben Anbefohlenen hierher, die zwiſchen den Gruppen von Kranken das Reifen- oder Ballſpiel treiben und mit ihren jugendlich friſchen Geſichtern zu den elenden, abgehärmten einen grellen Contraſt bilden.

Mehr als Alles ziehen mich aber jene Leute an, die ernſt und eilig auf- und abgehen. Ihre Kleidung zeugt nicht für Wohlſtand. Sie ſprechen nicht mit einander, ja ſie weichen einander ſcheu aus, und doch verſammelt ſie Alle dieſelbe Allee. Nur ſelten nimmt ein des Locals kundiger Pariſer ſeinen Weg durch ihre Mitte.

Dies ſind Leute, die kein Obdach haben, das ſie Nachts ſchützt; keinen Tiſch, der für ſie gedeckt wird; kein Stück Brot, um ihren Hunger zu ſtillen, und die dennoch durch ihren Stand vom Betteln abgehalten werden. Sie ſchlafen im Sommer an einem der vielen Springbrunnen, im Winter in einer Diligence, in einem Stalle, in der Loge eines Portiers, unter dem Vorwande, auf Jemanden zu warten. Am Morgen waſchen ſie ſich mit dem Waſſer einer öffentlichen Fontaine, ziehen einen Kamm und einen kleinen Spiegel, die Ueberbleibſel ehemaligen Wohlſtandes, hervor und ordnen ihre Toilette ſo gut es gehen will, die der Savoyard an der Straßenecke vollendet. Eine Rinde vom vorigen Tage wird aus der Taſche geholt und in einem Winkel verſchmauſt; kann man hierbei den picanten Geruch aus der Küche eines Reſtaurants einſchlürfen und gleichſam das harte Stück Brot damit ſchwängern und genießbarer machen, ſo wird das Frühſtück dadurch köſtlich. Nun wird der Boulevard durchzogen, man hofft alle Tage darauf irgend ein Glück zu finden, und weiß doch nur zu gut, daß alle Wege hierzu abgeſchnitten ſind. Jetzt ſchlägt es Mittag. Die Stunde ruft zum Vereinigungsplatze, der Allee des Palais-royal.

Von Mittag bis acht Uhr Abends wird hier auf- und abgewandelt. So lange haben die Reſtaurants ihre Säle offen. Manch alter Kamerad, der glücklicher war, nimmt hierher ſeinen Weg und holt ſich einen der Hungrigen heraus, als Gaſt beim reichlich beſetzten Mittagstiſch. So mancher Speculant, der einen bedeutenden Gewinn hatte, eilt hierher, um einen dieſer armen Teufel mit Auſtern und Wein zu tractiren. Aber Allen wird dies Loos nicht zu Theil. Die achte Stunde naht und noch gehen Viele hier auf und ab, die nicht abgeholt wurden; ſchon verlöſchen die Lichter in den Sälen der Reſtaurants und mit ihnen die Hoffnung auf eine Mahlzeit, und hungrig ſchleichen die Armen davon, um am andern Tage wiederzukommen, und immer bringen ſie denſelben Hunger, immer wieder dieſelbe Hoffnung mit.

Den prächtigſten Anblick gewährt das Palais-royal, wenn ſich aus allen den tauſend Röhren die Stralen des entzündeten Gaſes verbreiten und nun Arkaden, Gänge, Galerien, Säle und Butiken im prachtvollen Widerſcheine ihre köſtlichen Ausſchmückungen zeigen. Dann erſcheint auch die ſchöne Welt, um hier ihre Einkäufe zu machen.

Wir gehen an den reichen Juwelenladen, den reizenden Modemagazinen, den Goldſchmieden und Geldwechslern vorüber, die Haufen von fremden Goldmünzen, Gold- und Silberbarren und fremde Staatspapiere hinter ihren ſtark vergitterten Fenſtern zur Schau auskramen, und treten in die Galerie von Orleans, den Sammelplatz der eleganten Abendbeſucher. Hier befindet ſich das Café d'Orléans, deſſen Glaswände es von allen Seiten durchſichtig machen. Zwiſchen dieſen Glaswänden befinden ſich Malereien und dieſe, ſowie die gleichfalls damit gezierte Decke, ſind mit Glas bekleidet. Die Treppe, die in den obern Stock führt, iſt ganz von Bronze; ebenſo die Tiſche, deren Platten jedoch hier wie überall aus Marmor beſtehen. In jenem Kryſtallladen hat die Treppe ein Geländer von dicken Kryſtallſtäben; bei dem Juwelier Daur erblicken wir ſeinen Namen aus großen, die Brillanten nachahmenden Steinen zuſammengeſetzt; der Zahnarzt Deſirabode hat ſein Aushängeſchild aus einer künſtlichen Moſaik von ausgeriſſenen Zähnen verfertigen laſſen; dazwiſchen prangen Leckereien der Küche und des Nachttiſches, und daneben hängen glänzend erleuchtete Kaſten, worin ein Hühneraugenoperateur die ekelhaften Trophäen ſeiner Kunſt prahleriſch ausgelegt hat; oder ein Wachsboſſirer die Eingeweide eines Huhns, oder ein Geſchwür, ein entzündetes Auge und dergleichen, auf's Täuſchendſte nachgeahmt, den Vorübergehenden präſentirt.

Zwiſchendurch huſcht der abenteuerliche Duclos, der Mann mit dem Barte, wie ihn die Pariſer nennen. Aus ſeinen zerriſſenen Stiefeln gucken die Zehen hervor, den in Fetzen herabhängenden Rock hält ein Strick um die Hüften zuſammen, während aus allen Löchern und Ritzen und aufgetrennten Nähten mit echtfranzöſiſcher Koketterie ein weißes feines Hemd herausgezogen iſt, das ſich ungefähr wie die Puffen an einem Ritterwamms auf unſern Theatern ausnimmt. Unter dem alten großen Hute ſieht das ernſte, doch wohlgenährte Geſicht eines Funfzigers ſtarr vor ſich hin und ein langer grauer Bart fällt auf die Bruſt herab. Der Mann konnte, obgleich er früher den Bourbons gedient hätte, keine Unterſtützung von ihnen erhalten und kam dadurch ins Elend. Jetzt wird er von ihren Gegnern unterſtützt, um ſich alle Tage in dieſem Aufzuge im Palais-royal zu zeigen, als ein lebendiges Beiſpiel von der Dankbarkeit jenes Fürſtenhauſes. Dieſe Sage iſt, ſowie manche andere, noch von dem Sonderlinge im Schwange. Nie habe ich ihn mit Jemand ſprechen ſehen, obgleich er täglich hier anzutreffen iſt. Auf den Tiſchen der Broſchürenverkäufer wird ſeine Lebensbeſchreibung ausgerufen, während er ſelbſt daran ſtill und ſtumm vorübergeht *).

Im Palais-royal befinden ſich zwei Theater, das Théâtre français, welches im Jahre 1790 als Théâtre des variétés amuſantes eröffnet und nach dem Brande des Odéon 1799 von den Schauſpielern deſſelben, worunter Talma, Michaud, die Veſtris und Grandmesnil ſich befanden, occupirt wurde. Damals erhielt es den Namen Théâtre de la république, den es ſpäter gegen den der Comédie française vertauſchte. Es hat ſeit Talma's Tode und der Einführung des Romantism ſehr viel verloren und wird nur noch von alten Habitués beſucht und durch die berühmte Mars in Anſehen erhalten.

Das zweite dieſer Theater wird Théâtre du palais-royal genannt, früher Théâtre beaujolais, dann der Dem. Montanſier überlaſſen, wo es den Namen Théâtre montanſier führte. Dem. Montanſier war Directrice des Theaters in Verſailles und kam, als Ludwig XVI. im October 1790 die Tuilerien bezog, nach Paris, weil ſie gleich der Nationalverſammlung erklärte, daß ſie „unzertrennlich von Sr. Majeſtät" ſei. Vor mehren Jahren war dieſes Theater in ein Café umgewandelt, jetzt werden hier luſtige Vaudevilles, „du genre grivois", wie die Pariſer ſie nennen, gegeben, und der alte Potier, der auf dieſem Theater hervorgin machte hier ſeine letzten Streiche vor dem Publicum.

Ich ſprach davon, welchen Anblick das Palais-royal z der Zeit gewährte, als die Alliirten in Paris waren, und ſtets war es zu gewiſſen Tageszeiten ein ſolcher Sammelplatz alles Merkwürdigen, was Paris in ſeinen Mauern barg. Beſuchen wir es einmal unter der Regierung des

---

*) Er iſt ſeitdem geſtorben.

16ten Ludwig, wo Monſieur Metra, der berühmte Neuigkeitskrämer, ſtets von einem Haufen von Liebhabern umgeben, mit einem großen goldbordirten Hute auf dem Kopfe, der rothen, hervorſtehenden Naſe und den vielen Papieren in der Hand, ſeine Nachrichten auskramte. — Wo ein bekannter Ludwigsritter, den man nur ſpottweiſe den „Chevalier Tapecul“ nannte, in dem Garten des Palais-royal auf und ab ſpazierte und es nicht laſſen konnte, jeder Dame, die ihm begegnete, leicht und unbemerkt auf den H — zu ſchlagen. Schon von fern erkannte man ſein rothes Geſicht mit den weißen Haaren und das große Ludwigskreuz auf dem weißen Kleide voll Schmutz und Flecken. In der einen Hand trug er ein Rohr, das er beſtändig bewegte, während ſeine andere auf dem Rücken ruhte. Dieſe war es, welche ſein Lüſtchen befriedigte. Kam er des Weges daher, ſo mußte man die Damen alle in der Hauptallee ſehen, wie ſie ſich zurechtſtellten, um ihn vorbeizulaſſen und ſeinen Berührungen zu entgehen. Gewöhnlich wurde er mit Schimpfreden verfolgt, oft auch ſchlugen die Begleiter der Damen auf die breiten Schultern des Ritters ganz unbarmherzig los, aber dieſer ließ dies Alles über ſich ergehen und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

Weiterhin erblickte man einen kleinen Neger, den Hut unterem Arm, ſchwarz gekleidet, eine Papierrolle, die aus der Taſche hervorguckt, den Degen an der Seite und mit Schuhen, welche rothe Abſätze zieren. Dieſer Neger war Niemand Anders als der Erbprinz der Molucken. Sein Vater hatte ihn der Erziehung eines Dominikaners anvertraut, der ihn bekehrte und mit ihm auf Reiſen ging. Der Vater hatte ſeinem Sohne Koſtbarkeiten und Geld mitgegeben. Aber der gute Dominikaner macht dem jungen ſchwarzen Prinzen weis, die Franzoſen ſeien Ungeheuer, die jeden König oder Königsſohn tödten, um ſich von ihrem Fleiſch zu nähren. Daher nimmt er ihm Alles weg, kleidet ihn ärmlich und läßt ihn auf dem Schiffe zurück, während er in Portugal ans Land geht. Der Prinz muß, um ſein Leben zu friſten, zu den niedrigſten Dienſten ſich verſtehen, und iſt endlich noch glücklich genug, einen Zufluchtsort in Paris zu finden.

Dort erblicken wir den Ritter d'Eon, den geſchickteſten Fechter ſeiner Zeit, Diplomat, Krieger, Schriftſteller, voll Seelenſtärke und Muth — in Weiberkleidern. Die Diplomatie wollte, daß er ein Weib ſei, und er galt dafür, bis nach ſeinem Tode am 21. April 1810 das Zeugniß der Aerzte die Masculinität dieſes merkwürdigen Menſchen beſtätigte. Hier ſehe ich Beaumarchais, vom glühenden Durſt nach Reichthümern und Ruhm verzehrt, im glänzendſten Aufzuge der damaligen Zeit, im geſtickten Kleide, das man vorzugsweiſe „l'habit français" nannte, die Haare mit Mehl beſtaubt, vier ſymmetriſche Haarwulſte an jeder Seite und die Hinterhaare in einen ſchwarzſeidenen Sack geſteckt, der auf den Rücken herabhängt, vorübergehen und die Aufmerkſamkeit aller Schönen auf ſich ziehen, mit denen er einige „heureuses galanteries" treibt. Auf ſeinen feinen Schuhen prangen ungeheure Schnallen, wie an den Pferdegeſchirren, und zwei Uhrketten, mit hunderten von klingenden Brelocke[illegible] an ihren Enden, hängen ihm lang bis zu den Knien he[illegible]unter. So erſcheint er ein Bild der neueſten Eleganz!

Wer iſt jener Mann mit dem emporgerichteten Blicke, den zurückgekämmten Haaren, in dem nachläſſigen Anzuge? Es iſt ein übernatürliches Weſen, das ſein Leben im Umgange mit Geiſtern zubringt, das ein Geheimniß beſitzt, ſtets jung zu bleiben, alle Krankheiten zu heilen verſteht und ſelbſt zweihundert Jahre alt iſt; der Menſch heißt

Joſeph Balſamo, berühmt unter dem Namen des Grafen Caglioſtro. Er lebt mit den erſten Prinzen auf dem vertrauteſten Fuße — dort ſpricht er ſoeben mit dem Cardinal von Rohan. Er war es, der die Prophezeihung ausſprach: „Die Baſtille wird zerſtört werden und man wird auf jener Stelle einſt ſpazieren gehen.“ Der Mann dort im ſchlichten ſchwarzen Kleide iſt der deutſche Arzt Mesmer, im Geſpräche mit dem gelehrten Bertholet, der ſein Schüler wird; hier erblicke ich Franklin, den Geſandten der amerikaniſchen Freiſtaaten, mit den ſchlicht herabgekämmten Haaren, auf denen ein großer runder Hut ſitzt, der ſoeben einen nach ſeiner Angabe auf das Palais geſetzten Blitzableiter in Augenſchein nimmt; dieſer kleine Franzoſe iſt Jacques Etienne Montgolfier, der Erfinder der Luftballons.

Solchen Leuten wären wir begegnet, hätten wir vor der Revolution das Palais beſucht. Eine große Umwälzung iſt ſeitdem hereingebrochen und hat Sitten und Art der Pariſer verändert, und was damals allgemeine Aufmerkſamkeit in gleichem Grade erregte, erhält jetzt von dem ruhigen Beobachter der Menſchen und der Begebenheiten ſeinen Platz angewieſen.

Paris iſt aber noch ſtets daſſelbe! Dort zieht etwas Aller Augen auf ſich, was anderwärts nicht die kleinſte Beachtung erhielte, dort wird etwas Jahrelang geduldet, was anderwärts im Augenblicke des Entſtehens vernichtet würde, dort werden Berühmtheiten gemacht und als ſolche der übrigen Welt aufgedrungen.

Vom Palais-royal aus will ich meine Wanderung
„mit bedächt'ger Schnelle“
weiter fortſetzen und ſehen, welche berühmte und berüchtigte Namen mir aufſtoßen, welche Sitten ich antreffe und welche

nähere Bekanntſchaften ich ſchließen werde, um ſie meinen gütigen Begleitern auf dieſer Wanderung nach und nach vorzuſtellen.

Louvre.

Vom Carouſſelplatze aus erblickt man den mittlern Pavillon des alten Louvreſchloſſes, das lange Zeit hindurch die Wohnung der Könige von Frankreich war. Napoleon hatte im Sinne, alle Häuſer, welche zwiſchen den Tuilerien und dem Louvre ſich befinden, abbrechen zu laſſen, um dergeſtalt ſeiner guten Stadt Paris einen Platz zu geben, wie ihn keine andere Hauptſtadt wol aufzuweiſen vermag. Die vier Seiten hätten die Tuilerien, der Louvre und die langen, prächtigen Galerien, welche beide Schlöſſer verbinden ſollten, gebildet.

Nun ſteht Alles unvollendet da, und nur zwiſchen den zum Theil abgebrochenen Häuſern lugt der alte weiße Louvre, todt und ſtill, wie ein Geſpenſt, in das bunte Treiben des Platzes und gleichſam neidiſch auf die mit Draperie und Kerzenglanz geſchmückte lange Fenſterreihe der Wohnung des Bürgerkönigs.

Ich war bereits mehre Tage in Paris geweſen und hatte Alles geſehen, was die Leute gewöhnlich als merkwürdig anpreiſen und der Aufmerkſamkeit empfehlen. Ich war oft über den Carouſſelplatz gegangen, hatte Alles in Augenſchein genommen, was er an Sehenswürdigkeiten bietet, von dem marmornen Soldaten auf dem Triumphbogen und dem davor haltenden Reiterpoſten mit blankem Säbel bis zu dem Trauermonument an dem Kaffeehauſe, welches einem

Julikämpfer errichtet wurde. Aber den ſeitwärts liegenden Louvre hatte ich noch unbeachtet gelaſſen.

Am Abende vor dem Sanct Bartholomäustage lagerte eine ſchwere Gewitterluft auf Paris. Der Tag war ungemein ſchön geweſen, alle meine Freunde hatten Ausflüge nach nahen und fernen Campagnen gemacht, wo ſie den morgenden Sonntag zubringen wollten. Mich hatte ein Geſchäft in der Stadt zurückgehalten. Allein ging ich in den Straßen umher. Alles war thätig wie an jedem andern Tage der Woche. Nicht wie in Deutſchland wird hier die Sonntagsfeier durch ein Waſchen und Reinigen der Wohnungen vorbereitet. Ich ſtrich durch das belebteſte Viertel und vertiefte mich in jene Straßen, welche am untern Ende der Rue St. Martin den Quai der Seine begrenzen. Ich hatte ziemlich lange bei einem Streite verweilt, der ſich zwiſchen dem Treiber eines langen Geſpanns von Maulthieren, die einen in Marſeille beladenen Laſtwagen zogen, und dem Führer eines Karrens mit Auſtern, der von Oſtende direct nach der Rue-montorgueil beſtimmt war, entſponnen hatte. Es machte mir Spaß, die beiden Kerle in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Patois einander gegenüber zu ſehen. Eine Auſternfrau (écaillère), wie ſie bei jedem Wein- und Speiſehauſe anzutreffen iſt, hatte die Partie des Flammänders, eine Fruchthändlerin (fruitière) die Partie des Provençalen ergriffen, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie einander in die Haare kamen. Viele Zuſchauer hatten ſich verſammelt und ſahen müßig zu, während ein Burſche von ungefähr 15 Jahren mit größter Ruhe bemüht war, die Weiber auseinander zu bringen. Endlich gelang es ihm. Einige Hinzugekommene wollten wiſſen, was es gegeben habe: „rien," antwortete er ihnen kalt, „c'étaient deux chats qui se mordaient!"

Dieſe Scene, deren es in jenem Theile der Stadt viele gibt, hatte lange gewährt und es war dunkel geworden. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel und die Schwüle ward in dieſem ſo ſtark bevölkerten Raume unerträglich. Ich eilte dem Quai zu.

Ein Wirbelwind hob den Staub in die Luft und trieb von Weſten her das Gewölk herauf; die Menſchen ſtoben, aus Furcht naß zu werden, auseinander, die „dames blanches,“ welche den Quai auf und ab bis zur Barriere fahren, füllten ſich mit Paſſagieren und rollten geiſterhaft durch die Gewitternacht mit ihren weißen Wagen, weißen Kutſchern und glänzenden Schimmeln. Hin und wieder fuhr ein Bliz hervor und von Zeit zu Zeit hörte man einen fernen Donnerſchlag. Durch die Eile der Menſchen, die, von beiden Ufern ſich kreuzend, ihr Obdach ſuchten, war es recht lebendig auf den Brücken und unter den Schwibbogen geworden, während unten am Waſſer die Schiffer auf den Kähnen ſehr geſchäftig wurden, hier zudeckten, dort feſtbanden und lautrufend hin- und herliefen. Die vielen Laternen klirrten, die Schilder und ausgehängten Tafeln ſchlugen klappernd aneinander und die Windfahnen ſchrillten. Nur die Seine, das ſeichte, kalte, ſchmuzige Waſſer, floß gleichmäßig und unaufgeregt dahin, kein Plätſchern ward darin vernehmbar; ſo ſchleicht ſie ſeit Jahrhunderten hier vorüber, gefärbt von Blut oder wiederſtralend vom Glanz der Freudenfeſte; ſie bleibt immer dieſelbe und begeht nur ſelten einen Exceß; ſie begnügt ſich ſtets damit, die Unreinigkeiten von Paris aufzunehmen und manchmal einem unglücklichen Selbſtmörder die lezte Zuflucht zu gönnen.

Ich hatte die Seine hinangeſehen. Die dreifarbige Fahne in der Hand des guten Heinrich flatterte knatternd im Sturm, die beiden Thürme von Notredame waren meinen

Blicken durch die Dunkelheit entzogen und ich ſah nichts von dem Häuſerlabyrinth der Cité-Inſel und der unabſehbaren Linie der Quais. Heinrich's Fahne ſchwirrte um ſeinen Kopf wie eine ſcheue Taube, die ein Habicht verfolgt, oft auch ſah es aus, als wenn Lilien vom Himmel regneten. Hätte ich dieſe Träumereien an dieſem Orte laut werden laſſen, ſo wäre alsbald gefälliges Volk genug da geweſen, um eine Emeute anzufangen.

Die zunehmende Dunkelheit, welche meinen Blicken die Gegenſtände rings umher entzog, bewaffnete die Sehwerkzeuge meiner Phantaſie mit wunderbaren Ferngläſern, und ich ſah die lange Reihe vorübergeflogener Jahrhunderte an meinem Innern vorüberziehen. Das Seineufer, jetzt eingefaßt von Bollwerken von Granit, hoch genug, um ſpielende Kinder vor dem Hinabſtürzen zu ſchützen, umgeben von dem heitern Tand der Gegenwart, zeigte ſich mir mit ſeinen ſchwarzen, engen, himmelanſtrebenden Thürmen; dort der Nesle-Thurm, weiter das Chatelet, unfern davon der feſte Thurm des Louvre mit ſeinen Gräben und Zugbrücken. Dazwiſchen loſes Gezüchte von Dienern und Pagen, mit barbariſchem Muthwillen mordend und plündernd, geſchützt von bärtigen Ungeheuern mit bunten Wappenſchildern, die gleich Löwen und Tigern als Herren in dieſer Wildniß hauſten.

Ich wendete den Kopf. Vor mir lag die Steinmaſſe des jetzigen Louvre, kalt und todt. Welch fürchterliches Leben könnte hier laut werden, wenn ſie erwachten die Greuel alle, die Todesſeufzer, die blutigen Schatten, die in dieſen Mauern Geſchändeten, Gemordeten. Alle dieſe tauſend Fenſter, die jetzt ſo hohläugig auf mich herabblicken, ſie würden ſich mit Köpfen füllen, wenn es den unſchuldigen Opfern vergönnt würde, jene Hallen wieder zu beleben.

Der weibiſche Heinrich III. mit dem geſchminkten Geſichte und entblößten Buſen, umgeben von ſeinen abſcheulichen Mignons, die falſche Katharina von Medicis, der kalte Mörder Karl IX., ich ſah ſie Alle vor mir. Drüben St. Germain des Prés, wo die Höflinge gleichſam unter den Augen ihrer Könige ihre Händel im Zweikampfe ſchlichteten; hier, wo ſie kecke Diebſtähle von ihren Pagen in den Straßen verüben ließen; dort lüſterne Weiber, die ſich ihnen hingaben und zu jedem frechen Spiele mit Ehre und Zucht willig die Hand boten.

Hinter einem modernen Eiſengitter ſah ich ſpärlich einige Blumen blühen — daneben ſprang ein ſchwarzes Gebäude bedeutend vor und verengte den Quai. Dies iſt der ſogenannte Pavillon der Königin, und das unbedeutende Blumenparterre wird mit dem ſtolzen Namen: „Der Garten der Infantin,“ belegt. Hier wohnte die ränkevolle Katharina, von hier aus machte ſie ihre ſchwachköpfigen Plane, die den Hof verwirrten und die Einwohner in unabſehbares Elend brachten. Hier ſaß ſie, von Zauberern und Aſtrologen umgeben, in ihrem ſteifen Spitzenkragen und der kleinen, perlengeſtickten Haube, mit dem breiten, todten Geſichte, und zog die Fäden ihrer ſchwachen Marionetten, die wie der Beſen des Zauberlehrlings ihr bald über den Kopf wuchſen und ſich toll und widerſpenſtig geberdeten, obgleich ſie immer noch die Fäden in der Hand hielt und ſie zu regieren vermeinte. An ihrer Seite ſehe ich ihren ſcheußlichen Sohn, den böſen Buben, mit dem kalten, regelmäßigen Geſichte, den zierlichen Bart um den feſtgeſchloſſenen Mund und den kleinen, tückiſchen Augen. Er war nicht häßlich, dieſer Karl IX., aber eine froſtige Bosheit ſpricht aus ſeinen Zügen, die nicht Worte zu ſchildern im Stande ſind. Man muß es ſehen, dieſes gemeine Henkergeſicht, in ſeiner bleichen

Hübſchheit, den ſchlanken Leib im anliegenden ſpaniſchen Wammſe, das hinaufreicht bis zum Halſe; die reiche Krauſe, die das Oval des Geſichts einſchließt; den Sammthut von der Juwelenkette umſchlungen, und die kleine herabhängende Straußfeder, die den zierlichen Anzug vollendet. Dort eben iſt das Fenſter, von wo er herabſchoß. Ich ſehe ihn leibhaftig darin ſtehen, wie er ſich von ſeinem Diener die vorräthig geladenen Flinten geben läßt und herabſchießt auf die halbnackten Flüchtlinge, die aus den Betten geſprungen ſind, um, von ihres Königs eigner Hand getroffen, in die kalten Gewäſſer der Seine zu ſtürzen. Ich ſehe ihn, wie er ſchießt, er zielt nicht lange, er drückt los; das Getümmel iſt ſo lebendig, daß jeder Kugel ihr Opfer fällt; ſtarren Blickes ſchaut er auf das Blutbad, der Diener legt die neue Flinte in die Hand ſeines Herrn, der ihm die losgedrückte zurückreicht, ohne ſeine Augen von dem Gemetzel zu wenden. Starr ſind ſeine Züge, ſtumm ſein Mund, er lacht nicht; die ganze Luſt, welche ihm das Morden verurſacht, ſpiegelt ſich in ſeinem Auge, aus dem die Blutgier ſtralt, und der heiſere Ruf: „tue! tue!“ den ein augenblickliches Verziehen des Mundes begleitet.

Eine nahe Glocke ertönte hier in hellen Schlägen. Ich wandte mich nach der Seite von St. Germain l'Auxerrois, von wo ſie herzutönen ſchien. Dort waren aber die Glocken ſeit lange ſchon verſtummt. Das entrüſtete Volk wollte längſt ſchon dies Gebäude zerſtören, das einen ſchönen Platz verunziert und an deſſen verfallendem Gemäuer ſo viele gräßliche Erinnerungen kleben.

Hier wurde auf die Bitten Katharina's um eine Stunde früher die Sturmglocke geläutet, welche das Signal zum Morden gab. Auf dieſen Platz wurden die Leichen der ausgezeichnetſten Proteſtanten geſchleift, damit ſich die

Augen der laſterhaften Königin und ihrer Damen an dem Anblicke weiden und ſie ihre ſchändlichen Bemerkungen bei dem Betrachten dieſer nackten Leichen machen konnten.

Damals wie heute war es ein Sonnabend; die armen Proteſtanten hatten ſich in ihre Häuſer zurückgezogen oder heimlich verſammelt, um über ihre drohende Lage zu berathſchlagen, obgleich ſie von König und Königin die tröſtlichſten Verſicherungen erhalten hatten. Aber der Schuß, der aus jenem Eckhauſe auf den ehrwürdigen, furchtloſen Coligny am hellen Mittage fiel, hatte ſie aufgeſchreckt. Das pariſer Volk, ſo lange allen Bedrückungen eines übermüthigen, mächtigen Adels ausgeſetzt, deſſen Blut bei jeder Gelegenheit vergoſſen ward, deſſen Eigenthum einem jeden Hofmann, ſobald es ihm gefiel, zur Beute wurde, freute ſich unmäßig, durch die Lärmglocke von St. Germain l'Auxerrois erweckt zu werden und nun auch einmal ſich recht ſatt morden und plündern zu können.

Guter Heinrich, der du dort eben ſo kalt und ernſt auf deinem Pferde von Erz ſitzeſt, die dreifarbige Fahne eben ſo geduldig hältſt, wie du ſonſt die weiße hielteſt, Ludwig XIV. und Napoleon Millionen verſchwenden ſahſt an dem alten Louvre, der immer noch unvollendet daſteht, wenn ich mir denke, wie du damals in jener Schreckensnacht eingeſchloſſen, gefangen in jenen grauenhaften Mauern alle die Greuel ſehen mußteſt, ſogar der blutige Mord die Schwelle deines Schlafgemachs beſudelte!

Dieſe Erinnerungen erweckt der Louvre! Das Gewitter hatte ſich bereits lange ſeitwärts gezogen und blitzte jetzt hinter dem Invalidendome, deſſen vergoldete Kuppel beleuchtend, die — ein Denkmal der unnützen Pracht, welche die Regierung Ludwig XIV. charakteriſirt — ſich ſtolz in die dunkeln Wolken erhebt. Er baute ein Verpflegungshaus für die armen Verſtümmelten, die ſeine tollen Kriege aus eitler Ruhmſucht dem Vaterlande brachten und die bis dahin vom Betteln leben mußten, und verſchwendete Millionen dabei, eine Kirche und eine Kuppel zu bauen, um ſeiner Eitelkeit darin ein Denkmal zu ſetzen, während die Invaliden in ungeſunden, feuchten Kammern einquartiert werden.

Auch den Louvre hat er verſchönert. Es ſollte das Außerordentlichſte geleiſtet werden. Alle Architekten Frankreichs mußten Plane einreichen. Es wurde gebaut und eingeriſſen und ungeheure Summen verſchwendet. Der weiſe Colbert unterhielt die Bauluſt des Königs. „Wenn ich ihm nicht dieſe Zerſtreuung mache, ſo fängt er einen neuen Krieg an!“ ſagte er. Man ſuchte den Ritter Bernini nach Paris zu ziehen. Der alte, ſtolze und faule Italiener ließ ſich lange bitten und gab erſt nach, als der franzöſiſche Geſandte ihn in Perſon im Namen des Königs eingeladen hatte und ihm ein Jahresgehalt von dreitauſend Piſtolen und zwölftauſend Livres für ſeinen Sohn und ſeinen Schüler Mathias bewilligt worden war. Jetzt erſt machte er ſich auf den Weg und erhielt in ganz Frankreich die Ehren eines Souverains. Die Städte ſchickten ihm Deputationen entgegen und bewillkommneten ihn. In Paris wurde er auf das feierlichſte empfangen und der König überhäufte ihn mit Geſchenken und Ehren. Aber Alles, was Bernini machte, gefiel nicht. Endlich mußte man ſich ſeiner entledigen und es mit ſchweren Opfern erkaufen. Perrault war es nunmehr vorbehalten, die Hauptfaçade zu vollenden.

Unter Ludwig XV. wuchs Gras im Hofe, der zugleich mit Baracken angefüllt war. Ueberall waren nur Nothdächer ſichtbar und der Einfluß der Witterung fing an, ein Gebäude, worauf ſo viel verſchwendet worden war, in Ruinen aufzulöſen.

Da griff Napoleon's mächtiger Arm auch hier ein, und was ſeinen Vorgängern in Jahrhunderten nicht gelungen war, beſchloß er in einigen Jahren zu beendigen. In der That las man unter ſeiner Regierung an der Hauptfaçade die Worte: Napoléon le grand a achevé le Louvre.

Im Jahre 1815 verſchwand dieſe Inſchrift und man ſetzte dafür: Ludovico Magno. Jetzt ſind an dem Fuße ſeiner Prachtcolonnade die Opfer der drei Tage eingeſcharrt, die in dieſer Gegend ſielen. Dreifarbige Fahnen, Immortellenkränze, hölzerne Kreuze und galliſche Hähne füllen den Raum, den ein hölzernes Gitter umgibt, wo die Leichname der Freiheitskämpfer ruhen. Vorüberziehende Truppen ſenkten hier die Fahnen und die Trommler wirbelten den ſogenannten Todten-Appel. Obgleich die Leichen unter dieſen Hügeln noch nicht gänzlich verweſ't ſind, ſo fängt man ſchon an, ihnen dieſe Ehre nicht mehr zu erzeigen.

Das Gewitter hatte nun ganz aufgehört. Der Himmel blickte klar durch die dahinfliegenden Wolken. Die alte Notredame tauchte auf aus dem Lichtermeere der Cité. Ich überſah nun die ungeheure Stadt, welche die Seine von beiden Seiten eingeſchloſſen hat, hinan bis zum Jardin du roi, hinab bis zu den fernſten Lichtern des Groscaillou. Ich warf noch einen Blick nach den Fenſtern Karl IX., nach der halbdemolirten Kirche St. Germain l'Auxerrois und den Gräbern der Juliuskämpfer, und ging den Quai hinab, an der Wohnung Ludwig Philipp's und ſeinem kleinen Gärtchen mit den Wällen und Gräben zum Spaß vorüber, den Champs élyſées zu, wo mich die in Paris übliche Fröhlichkeit mit Muſik und anderm Schalle freundlich empfing.

Die Sühne.

Nachdem die frommen Bourbons wieder eingeſetzt waren, hatten ſie nichts Beſſeres, ihrer Meinung nach, zu thun, als zu ſühnen und zu rächen. Sie wollten es nicht vergeſſen, wie ihnen dieſe Franzoſen einſt mitgeſpielt hatten, ſie liebten daher nicht ſie, ſondern Frankreich, wovon ſie auch den Königstitel annahmen, das ſchöne Land, wo die Bordeaux, Burgunder und Champagner Weine wachſen, das Schlaraffenland der Heiterkeit und des Wohllebens, wo in ruhigen Zeiten von der Nordſee bis zu den Pyrenäen ein ewiger Karneval gehalten wird.

Von ihrer Rache will ich ſchweigen, ſie füllt mehr als ein Blatt der Weltgeſchichte, doch die Sühne iſt ſchwächerer Art geweſen, ſchon jetzt zerbröckeln ihre Monumente, bald wird man nichts mehr von ihr wiſſen und ich will gern dies Blättchen von der Sühne meinem Album hinzufügen. — An einem ſchönen Morgen trat ein alter Mann mit gebleichten Haaren und in ſchlechter Kleidung in die Halle der Tuilerien. Die Wichtigkeit ſeiner Nachricht verſchaffte ihm bald die Ehre, vor den König geführt zu werden. Er hatte nebſt einigen Andern den unglücklichen Ludwig XVI. vom Schaffot herabgetragen und ihn auf dem entlegenen Platze vergraben, wo ſchon viele Opfer der Revolution ruheten. Nachdem Maria Antoinette guillotinirt worden war, hatte er dafür geſorgt, ſie neben ihren Gatten einzuſcharren, und war gewiß, den Platz wiederzufinden.

Sogleich wurde eine Kommiſſion hinbeordert und Arbeiter mit Hacken und Schaufeln durchwühlten die Erde eines Holzplatzes, den in dem langen Zeitraum ein Bürger hier angelegt hatte.

Bald wurden dieſe Bemühungen gekrönt.

Die Arbeiter warfen eine ungeheure Menge Beine und Schädel auf und kein Zweifel blieb mehr, daß hier ein Knochenfeld der Revolution ſei. Abgeſondert von der Maſſe fand man auch die Skelette des Königs und der Königin, wie der alte Mann es geſagt hatte, zwar ſehr mangelhaft, aber doch wollte man keinen Zweifel erheben und gefiel ſich darin, ſie anzuerkennen.

Nun begann das Werk der Sühne. — Dem Bürger ſollte der Holzplatz abgekauft werden, da er jedoch eine zu große Summe dafür begehrte, ſo verſtand man ſich nur dazu, einen unregelmäßigen Winkel zu erſtehen, welcher mit Kies geebnet und mit Pappeln bepflanzt wurde. Dann erbauete man darauf eine Kapelle im mauriſchen Geſchmack, deren innerer Hof mit der Erde des Holzplatzes gefüllt wurde, worin ſich der Staub von 7000 Revolutionsopfern concentrirt haben ſoll, die alle auf dieſe Sühnungs-Auferſtehung hier geharrt hatten. Jetzt entſprießen kokette Tulpen und hoffärtige Sammt-Aurikeln dieſer Blutaſche, die Lilien, die gewiß unzählig hier geſäet worden, wollten nicht gedeihen, denn ich habe keine geſehen.

Von beiden Seiten des Hofes ſind Sarkophage angebracht, um das Andenken jener erlauchten Opfer zu verewigen, die für die Sache der Bourbonen fielen, aber der zehnte Karl hatte eher die Ordonnanzen des Juli unterſchrieben, als er die Namen zu den Lapidar-Inſchriften dictiren konnte. Nun ſind die Felder leer und man kann ſich Allerlei dabei denken. Die Gebeine des Königs und der Königin ruhen nun in der Gruft von St. Denis, die Stelle, wo man ſie ausgrub, bezeichnet eine Inſchrift. An beiden Seiten dieſer Gruft ſind die Knochen alle, die hier gefunden wurden, vermauert, wie dies ebenfalls Inſchriften verkünden. Ueber denſelben in der Kapelle wird Meſſe geleſen, und der Mann, der uns begleitete, verſicherte, daß der Raum zu klein wäre, die Zahl der Andächtigen zu faſſen, die zum größern Theil in glänzenden Equipagen ſich hier einſtellten. So ſühnten die rückkehrenden Bourbons, ſo ſühnen noch täglich die Bewohner der St. Germain-Vorſtadt die blutigen Frevel des Volks von 1793, während eben dieſes Volk in ſeinen Freveln zu beharren ſich gefällt, und ſtatt hier an dieſer Schädelſtätte Buße zu thun, Immortellenkronen, Lorbeerzweige, dreifarbige Kokarden und Ehrenlegionbänder vor der Baals-Säule auf dem Vendomeplatze opfert.

Man verläßt die Kapelle mit ganz eigenen Gefühlen, beſonders wenn man wie ich einem alten Ludwigsritter dort begegnet, der ſich ſeinen Antheil an der Emigrirtenmilliarde gut bekommen zu laſſen ſcheint und nun auch das Herz recht weich zur Sühne geſtimmt, hierherkommt. Er war mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern hier, wahrſcheinlich aus der Provinz, und nachdem er oben mit leiſer, zitternder Stimme ihnen Ludwig's rührendes Teſtament, das mit Goldlettern auf ſeinem Denkmale ſteht, vorgeleſen hatte, ſtieg er in die Gruft hinab. Hier gerieth der Ludwigsritter in einen ſonderbaren Zwieſpalt. Er war dick und ſchwitzte, der Puder rieſelte ihm in weißen Bächen über das rothbräunliche Antlitz. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit dieſes Ortes zwang den Ritter, den Hut abzunehmen, die Ehrfurcht vor dem Schlagfluſſe, in dieſer Kellerluft, zwang den Ritter den Hut aufzuſetzen. Die letztere Ehrfurcht ſiegte endlich und er drückte den Hut in die Stirne, indem er laut um Verzeihung bat, nicht ſowol ſeine Familie, wie es ſchien, ſondern die Manen des Königs.

Wie ich hinaustrat, lag der unvollendete Ruhmestempel vor mir, deſſen Idee Napoleon faßte, und woraus die Bourbons wieder eine Kirche für die heilige Magdalena machen wollten. Die jetzige Zeit wird die Kirche wol nicht ausbauen, aber den Ruhmestempel zu vollenden, ſcheint ihr auch nicht vorbehalten zu ſein.

Ich ſtand lange, das Gebäude betrachtend, da fiel mein Blick zufällig auf die Laterne, die links am Platze Ludwig's XV., unweit des ſogenannten Garde-meuble, ſteht. Hier war's, wo das Blutgerüſt errichtet war, nicht in der Mitte, wie man gewöhnlich glaubt, und wo vor den drei Tagen ein Sühnungsdenkmal ſich erheben ſollte, das nun unvollendet bleibt.

Von hier konnte der König die Tuilerien nicht mehr ſehen, die dicken Kaſtanienbäume raubten ihm den Anblick.

Ich gedachte von Schauer ergriffen der blutigen Saat, die in dieſem Winkel geſäet wurde und die nach ſo vielen Jahren noch ſo wenigen Segen der Welt gebracht hat.

Den Mann, der die Hut der königlichen Gebeine dreißig Jahre hindurch verſah, ſprach ich in Verſailles, der Langeweile voll Majeſtät, wohin ihn die Gnade der Bourbons als Concierge verſetzt hatte.

Café des Nouveautés.

Was wäre ein pariſer Café in irgend einer deutſchen Stadt? Das Langweiligſte, das Fadeſte, was nur erſonnen werden kann. Welche nüchterne Verſchwendung! Welch unzweckmäßiger Prunk! Warum denn, um eine Taſſe Kaffee zu trinken, den königlichen Luxus? Was bedarf's des Marmors, der Kryſtalle und Bronzen, um ein müßiges Domino zu machen? Aber in Paris iſt ein Café das eigentliche

Leben, es iſt der Centralpunkt der pariſer Exiſtenz, ohne ein Café müßte ein Pariſer verhungern, inmitten der herrlichſten Speiſen und Getränke. Eine halbe Taſſe, eine Flöte (ein längliches Brot) und ein Journal, davon lebt der Pariſer vierundzwanzig Stunden, wenn es ſein muß, kann er es nämlich in ſeiner gewohnten Art genießen.

Der Pariſer iſt ein Weltmann, lebt gern auf großem Fuß, d. h. nach der Weiſe von Paris, und ſchätzt dieſe Weiſe über Alles. Seine Stadt beut der Vergnügungen, der Genüſſe ſo mannichfaltige, doch der Tauſendſte kann ihrer nicht habhaft werden. Aber das Café, dieſer Inbegriff der höchſten Eleganz in einer Nuß, iſt für einen Jeden leicht erreichbar.

Kaum ſteigt ein armer Teufel von ſeinem ſechſten Stock herab, ſo eilt er dem Café zu und kann für einige Sous, die er verzehrt, ſtundenlang in den herrlichſten Gemächern verweilen. Er ſtreckt ſich auf einem prächtigen Sammtpolſter, er ſchlürft aus der feinſten Porzellanſchaale, die er auf den Bronzetiſch vor ſich ſtellt, er beſchaut ſich in der herrlichſten Spiegelwand, er ſieht ein liebliches Dämchen am Büreau ſitzen, die ſeiner Winke lauſcht, um ſogleich zwanzig geſchäftige Hände, ihn zu bedienen, herbeizurufen, er befindet ſich in zahlreicher Geſellſchaft, und iſt während dieſer Zeit ebenſo vornehm, reich und glücklich, wie jener Vicomte, Duc, Banquier und wie die Bevorrechteten alle heißen mögen.

Das iſt aber auch Alles. Von dem fröhlichen Beiſammenſein, wie wir Deutſche ſolches in den Rauchkneipen, die wir Kaffeehäuſer benennen, gewohnt ſind, findet ſich keine Spur. Jeder trinkt, ißt und lieſt für ſich, geſprochen wird wenig, man kennt ſich nicht. Einige Cafés haben ihre beſtimmten Beſucher, hier die Ariſtokraten, dort die Liberalen, hier die Charles-diriſten, dort die Henriquinquiſten u. ſ. w. Doch dieſe tragen ſchon mehr die Farbe der Clu[illegible] und werden von den Gleichgültigen vermieden.

Mit dem Geiſt des Romantismus iſt aber auch manch anderer Geiſt über den Rhein nach Frankreich geflogen und hat den leicht erregbaren Franzoſen die Köpfe verdreht.

Unerhörte Umwandlungen! Sie übertreten die Geſetze des Ariſtoteles — ſie dichten phantaſtiſche Mährchen — ſie ſagen, Schiller ſei ein großer Dichter, und ſie eſſen zu Nacht — ein förmliches Abendbrot! Wer hätte je glauben ſollen, daß es dahin kommen würde? Wer vor 10 Jahren in Paris um Mitternacht aus dem Theater kam und nicht verhungern wollte, mußte mit einer „bavaroise“, wozu ſelten noch Brot zu haben war, oder einem „riz au lait“ fürlieb nehmen. Aber jetzt iſt beſſer für ihn geſorgt; man höre!

An dem Platze, wo der Nachkomme des großen Koches des großen Ludwig, der ſich einer verunglückten Sauce wegen das Leben nahm, ſein weltberühmtes Magazin der höhern Kochkunſt, wo Vatel ſeine Leckerbiſſen den Vorübergehenden zur Schau ſtellte, iſt jetzt ein zierliches Café, das nach dem anſtoßenden Theater, Café des Nouveautés heißt. Das Café iſt jeden Abend übervoll von Fremden aller Stände, aller Farben, aller Meinungen. Denn dies iſt der Börſenplatz und da ſind die Cafés alle beſucht.

Man trinkt und lieſt. Endlich ſind die Theater geſchloſſen, die Mitternacht rückt heran und die eigentlichen Habitués dieſes Cafés kommen hinzu.

Es ſind dies die Blüthen der Literatur, die jungen Romantiker, die Redactoren gleichgeſinnter Blätter, zu denen ſich einige Fremde geſellen, die durch Kunſt oder Schriftthumverwandtſchaft ſich für dieſen Kreis eignen.

Die Ankommenden muſtern kurz die Gäſte und gehen hinauf, um eine Poule-Partie zu machen. Mittlerweile verliert ſich die Menge, es wird im untern Café ſtiller, man ſchließt Läden und Thüren. Aber im Innern deſſelben entfaltet ſich ein herrliches Leben. Man deckt eine lange Tafel im eleganten Entreſol, Blumen duften hier, Silber und glänzendes Gedeck ſchmückt ſie und die verdeckten Entrées werden auf die comfortabeln Rechauds geſtellt.

Der gefällige Wirth, dem die Neuerung ſelbſt zu gefallen ſcheint, tritt zum Billard, die Serviette über dem Arm, und meldet, daß ſervirt ſei.

Im frohen Jubel eilt Alles zur Tafel und macht eine Abendmahlzeit mit deutſcher Gemüthlichkeit und pariſer Luxus. Man ſpricht über Alles, man ſtreitet, man urtheilt, man wird witzig. Die freieſte Unterhaltung wird geiſtreich geführt. Die Weine werden nicht geſpart und der Cafétier des Nouveautés, ein Bonhomme, wie es keinen gibt, iſt der gefälligſte Wirth von der Welt und erfüllt jeden Wunſch ſeiner Gäſte.

Unten zieht die Patrouille über den ſtillen Platz. Die erleuchteten Fenſter, der allnächtlich ſich erneuende Lärm, erregt ihre Aufmerkſamkeit, ſie hält einen Augenblick, ſieht hinauf und weiß nicht, was ſie für ein Geſicht dazu machen ſoll. Aber ein junger Dichter, ein echter Romantiker, vom Weine erhitzt, iſt auf den Balcon hinausgetreten, um ein paar Züge friſcher Nachtluft zu nehmen. Vom Himmel, zu deſſen Sternen er das Haupt gekehrt hatte, fällt ſein Blick auf die finſtre Patrouille mit blanken Waffen drunten, er muthmaßt den Grund ihres Anhaltens, und das volle Champagnerglas, das er in der Hand hält, ihnen zeigend, auf dem Eiſengeländer des Balcons reitend, ruft er den Schergen der ängſtlicher Polizei fröhlich herunter:

„daß der Lärm nichts zu bedeuten habe und man hier nur auf deutſch ſoupire!“

Der Boulevard.

Von Allem, was das merkwürdige Paris dem neugierigen Beſchauer bietet, das Merkwürdigſte iſt die majeſtätiſche Straße, die von dem Baſtillen-Platze im weiten Halbkreiſe bis zur Magdalenenkirche die ungeheure Häuſermaſſe wie ein Gürtel zuſammenhält. Mögen in allen andern Herrlichkeiten andere Hauptſtädte mit Paris wetteifern und es ſogar übertreffen, den Boulevard hat keine Stadt der Welt.

Hier iſt das eigentliche Pariſer Leben den Blicken aufgethan, von der eleganteſten Welt bis zur niedrigſten Hefe, Alles findet hier Befriedigung ſeiner Gelüſte; jeder Trübſinn ſchwindet, wenn Du Dich in dies Gedränge miſcheſt, ohne Geſellſchaft biſt Du hier nie allein, willſt Du Paris kennen lernen, ſo beſuche den Boulevard! Weder die Berliner Linden, noch der Wiener Kohlmarkt, oder der Hamburger Jungfernſtieg können im Entfernteſten nur mit dem Boulevard verglichen werden.

Ich muß geſtehen, daß ich ſtets einige Vorliebe fü[illegible] Boulevard hatte, und ſo oft ich in Paris war, mein[illegible]nung von ihm beſtätigt fand. Wenn ich nun auch vo[illegible]ſer Vorliebe erfüllt, meine Schilderung beginne, ſo ſol[illegible] dennoch treu entworfen werden.

Am frühen Morgen, wenn in der innern Stadt noch Alles ruht, und Milch- und Gemüſeladen hie und da geöffnet werden, dann zeigt uns der Boulevard ein ganz eigenes Treiben, das mit ſeinem ſpätern einen grellen Contraſt bildet. Die Bewohner der breiten, reinlichen Straße ruhen noch alle, kein Café iſt offen, kein Reſtaurant duftet Arome, kein Handelsmann ſchreit; kein Omnibus fährt, kein Elegant endlich iſt ſo ſentimental, unter dieſen Bäumen zu dieſer Stunde eine Morgenpromenade zu machen. Aber von den Vorſtädten her, die ſich hart vom Boulevard in gerader Richtung bis zu den Barrieren hinziehen, kommen die Landbewohner mit Karren und Wagen

. . . . pour apporter dans ce vaste séjour
l'ordinaire tribut des moissons d'alentour.

Hier iſt's der kräft'ge Schlag der Kohlenbrenner, die mit ihrer ſchwarzen Ladung, worauf hoch oben bald ein niedliches Weibchen, bald ein dicker Junge ſitzt, fröhlich und wohlgemuth die Straße durchſchneiden, oder die Weiber von Lavillette in ihren Holzſchuhen, die auf ihrem Karren ſo viel köſtliches Gemüſe geladen haben, daß der kleine magere Eſel die Laſt faſt nicht fortzuziehen im Stande iſt; hier rollt ein Wagen daher, worauf eine zierliche Bäuerin ſitzt und ſelbſt die Pferde lenkt, ſie bringt herrliche Milch aus Montmorency zur Stadt; dort ziehen die Gärtner herbei mit köſtlichen Ladungen von Calville-Aepfeln und zuckerſüßen Weintrauben, die alle in Fontainebleau gewachſen ſein müſſen.

Alle dieſe Wagen tragen in großen Buchſtaben den [illegible] ihrer Waaren, ihrer Beſitzer und ihres Ortes zur [illegible] Nun kommen die Blanchiſſerien, worauf ſcherzende und lachende Burſchen und Dirnen, dann die ſchweren, von vierſchrötigen Kerlen gezogenen Waſſerfäſſer aus dem Etabliſſement-royal des gereinigten Seinewaſſers, wie die Aufſchrift verkündet. Aus dem Innern der Stadt rollen leere Wagen mit luſtigen Menſchen der Porte St. Denis zu, die in der Nacht ihre großen Fiſchladungen hereingebracht haben.

und nun froh, daß ſie den lärmenden Verkauf, der allnächtlich auf der Place des Innocents gehalten wird, hinter ſich und den Gewinn in der Taſche haben, nach Hauſe fahren.

Die Weinhändler an den Straßenecken öffnen zuerſt ihre von außen grellroth angetünchten, im Innern ſchmuzigen Kneipen und ſtellen ſich mit untergeſchlagenen Armen und überwachten Geſichtern vor die Thür. Aber nicht lange genießen ſie der Ruhe. Alsbald hat ſich ein Haufe von Bauer-, Kohlen-, Fiſcher-, Wäſcher- und Gärtner-Wagen vor dem Hauſe kreuz und quer verfahren, um ſich ein Glas ſauern Chablis aus dem Broc ſchöpfen zu laſſen, und mit luſtigem Schwatzen eine halbe Stunde hinzubringen.

Dieſe halb ländlichen Morgenſcenen ließen vielleicht den Fremdling eine Tages-Idylle erwarten, doch mit dem neunten Glockenſchlage iſt die Idylle vorbei, und wir dürfen uns gefaßt machen, den Boulevard lyriſch, epiſch, doch am meiſten dramatiſch zu ſehen.

Die Bewohner der ungeheuern Häuſer fangen ſich nun an zu rühren, und eine Regſamkeit wird ſichtbar, die nach allen Andeutungen ſehr lebendig zu werden verſpricht, und wie die Lavine von Minute zu Minute wächſt und ſich immer brauſender entwickelt, immer mächtiger dahinrollt.

Hunderte von Kellnern ſpringen in blendend [illegible] Jacken und Schürzen vor den eleganteſten Cafés hin und her, putzen die Spiegelgläſer, welche die Wände bekleiden, füllen die zierlichen Körbchen mit dem auserleſenſten [illegible] ſtellen Taſſen und Kannen von goldumrändetem Porzellan auf die erwärmte Marmorplatte, bedecken die kleinen Tiſchchen und treffen alle Anſtalten zum Empfange der täglich erſcheinenden Gäſte und zum Herbeilocken von neuen. Die Herumträger von Zeitungen werfen im Vorüberrennen die neuen Tagesblätter zur Thür hinein, die von den Kellnern geordnet werden, denn kein Pariſer wird ſein Frühſtück nehmen, ohne ein Journal dabei zu leſen.

Die Reſtaurants machen noch keine ſo ernſtlichen Anſtalten, weil ihre Thätigkeit vor 12 Uhr ſelten beginnt. Sie begnügen ſich damit, Spiegel und Fenſter abzuwiſchen, die Tageskarte mit ihren Hunderten von Gerichten durchzuſehen, mit einem M. zu bezeichnen, was dieſen Tag nicht vorräthig ſein wird, und hinzuzufügen, was an Neuigkeiten der Jahreszeit u. ſ. w. der Küchenaufſeher ſoeben in einem Tragkorbe aufgehäuft vom Markte heimſchleppt. Die maleriſche Unordnung dieſes niederländiſchen Küchenſtücks bei offenen Thüren lockt manchen Vorübergehenden zum Stilleſtehen. Man erblickt die buntgefleckte, zierliche ſpaniſche Artiſchocke, den mailändiſchen Broccoli, die Hammelkeule von Presalé, den Rheinkarpfen aus Straßburg, des „Rochen ſcheußliche Ungeſtalt,“ die noch ſcheußlichere „Lune d'Afrique,“ die Algiers Eroberung erſt in Paris bekannt machte, die bemooſten Hummer, die roſenrothen Krabben, die vortrefflichen Ananaskartoffeln, und über dieſen Küchentrophäen, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſchwebend, eine prächtige Schneegans.

Die Waarenhändler zur „ſchönen Jeannette“, zum „Robert le diable“ oder zu den „Bayaderen“, deren Glaswände jeden Tag neue Stoffe zur Schau bieten, ſind eben damit beſchäftigt, die köſtlichſten Erfindungen im Gebiete der Mode, in dieſer oder jener Form, den Vorübergehenden ins rechte Licht und recht dicht ans Herz zu legen. Von außen umklettern Ladendiener auf langen Leitern die Magazine und drappiren ganze Häuſer mit hunderteIlenlangen Stücken Zeug.

Ein Uhrenhändler hat den zerbrechlichen Gedanken, ein paar hundert Uhren, mit ihren Sturzgläſern verſehen, auf eine Eſtrade vor ſeiner Thür, die ſich weit in die Straße hinein erſtreckt, aufzuſtellen; ſein Nachbar, der Porzellanhändler, will nicht zurückbleiben und macht es mit ſeinen Taſſen und Tellern ebenſo, der Glashändler endlich kann unmöglich nachſtehen und ſtellt eine ſolche Maſſe der ſchönſten Kryſtallgefäße, worunter ſchöne Baſſins mit Goldfiſchen, künſtliche Blumen und dergleichen ſich befinden, recht eigentlich auf das Straßenpflaſter, daß die Vorübergehenden einen veritabeln Eiertanz zu gehen haben, wenn ſie an dieſen Theil des Boulevards gelangen.

Vor den Kleidermagazinen geht es ſo ſtill nicht ab. Der Mann hat ſeine Herrlichkeiten, ſo gut er's verſteht — und er verſteht es vollkommen — zur Schau gehängt und gelegt, aber da rollen auf leichten Karren die Weſten- und Pantalons-Vorräthe herbei, welche — Dank ſei es den Bemühungen Appert's — die armen Gefangenen verfertigen und für ihre Rechnung verkaufen laſſen. Mit dieſen Leuten, die keine theuern Geſellen halten, keine Laden am Boulevard miethen dürfen, iſt die Concurrenz ſchwer zu beſtehen. Es wird alſo ein junger Kerl gedungen, der eine ungeheure Lunge beſitzt, und der ſtellt ſich nun vor den Schneiderladen und ſchreit mit ſtarker Stimme: „Hier verkauft man mit einem unglaublichen Rabat, fünfzig Procent unter dem Courſe! Eine fertige Atlasweſte für 5 Franken!“ u. ſ. w.

Die großen Bilderladen zeigen Gallerien von Por[illegible] aller Berühmtheiten, die in dieſem Augenblicke in [illegible] anzutreffen ſind, die barocken „Diablerien“, die „Chinoiſe[illegible] die Carikaturen und Chargen endlich.

Bei den Kopfputzverfertigern ſieht man bereits hinter dem leichten Wall von Gaze, Federn, Blumen und Stroh mit emſiger Nadel die zierlichſten Händchen, die manchen lüſternen Blick von der Arbeit zur Straße hinausſenden.

Aber wer könnte nun Alles herzählen, was von allen Winkeln herbeizieht, um vor dieſen Laden, zu beiden Seiten der Alleen, eine Gaſſe zu bilden und den Vorübergehenden die mannigfaltigſten Gegenſtände anzubieten.

Auf dieſem Tiſche ſind Hunderte von Dingen, vom engliſchen Raſiermeſſer bis zum Stiefelknecht, und von der Nadelbüchſe bis zum Kamme, die, wie es die dabei hängende Tafel und der Ausruf des Mannes beſagt, zu fünf Sous das Stück verkauft werden.

Daneben lehnt eine Reihe von Kupferſtichen in Goldrahmen an Brunnen, Eckſteinen und Kothhaufen, und wird zu ſpottwohlfeilen Preiſen angeboten.

Hier eine Roulette, wo man Zuckernüſſe gewinnt; dort ein Trödelkram von Kunſtgegenſtänden in Elfenbein, Porzellan, Horn, Schildkröte oder Kryſtall, auf der Erde eine Wahl aufgekramt. Zwirn, Band, Bücher, Hirſchgeweihe, Obſt, Confituren, Alles in bunter, ununterbrochener Reihe, neben dem Rinnſtein, die Straße hinab. Zwiſchen dieſen feſtſtehenden Handelsleuten ſtreifen nun gleich Kometen, bald dieſem bald jenem Waarenhaufen den Umflug; drohend, die wandernden Hauſirer herum. Bald tragen zwei Kerle ein zierliches Geſtell von Bronze, das wie ein orientaliſcher Tragſeſſel geſtaltet iſt, wie wir's auf unſern Theatern ſehen, und mit einer Menge von Männerhüten behängt iſt; oder man trägt ungeheure Gerüſte mit Gypsfiguren einher, man rollt Karren mit Rheimſer Zwiebacken, Blumentöpfen, neuerfundenen Kaminen unter die Leute; dazwiſchen tönt die Glocke der Hydromelverkäufer, die eine Tiſane von Süßholz in einem thurmähnlichen Behälter auf dem Rücken tragen und zu allen Tageszeiten verkaufen. Karren mit Bürſten und Beſen, von Eſeln langſam hin und hergezogen, die ſich ebenfalls durch den eigenthümlichen Schall einer Glocke bemerkbar machen, vermehren das Gedränge.

In gewiſſen Entfernungen von einander werden Hunderte von Strohſtühlen aufgeſchichtet, um den Müden für zwei Sous vermiethet zu werden. Die Pächter dieſer Ruheanſtalt, es gibt deren einen im Tuileriengarten, einen auf dem Boulevard, zahlen der Stadt eine bedeutende Summe, es geſchieht jedoch an ſchönen Sonntagen, daß ein jeder von ihnen an 700 Franken Stuhlmiethe einnimmt.

Die Sträußebinderinnen ſtellen ſich mit ihrem Blumenvorrath in Reih' und Glied, beſonders am Ausgange der Panoramenpaſſage, auf, und laſſen in einem fort ihren Refrain: la violette, le joli bouquet, hören.

Unweit davon nehmen Kerle in rothen Hoſen und blauen Jacken Poſto, die auf ihren viereckigen Hüten mit großen Buchſtaben das Wort „Weynen" tragen. Sie verkaufen das beliebteſte „Papier Weynen." Jedes Plätzchen, das nun noch frei iſt, wird von Leuten eingenommen, wie es der Zufall oder das Bedürfniß will.

Dieſer Mann zieht mit einem Drahte Pfropfen aus dem Innern der Flaſchen. Er erklärt ſein Experiment, zeigt ſtets triumphirend ſeinen herausgezogenen Propfen, ſtößt ihn dann wieder hinein, um von vorne anfangen zu können. Jener dort preiſ't ſein neuerfundenes Mittel, Hühneraugen zu vertilgen; ein Anderer ſchreit dazwiſchen: „keine rothen Feuerzeuge mehr! die Wiſſenſchaft lebe! hier ſeht die gelben an, nur dieſe taugen etwas!" ein Dritter ſteht ſchweigend daneben, zündet mit ganz einfacher Procedur ein Licht an, bläſ't es dann wieder aus, und zündet es von Neuem wieder an; ein Vierter verkauft Dintenfäſſer, die ohne Dinte zum Schreiben dienen, und präſentirt den Vorübergehenden eine Feder, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen.

Hier iſt ein Kerl mit einem Stocke, dort einer mit einer Brille, ſtets das Allerletzte, das er um jeden Preis losſchlagen will, und kaum hat er das Allerletzte verkauft, ſo hat er wieder einen Stock oder eine Brille in der Hand.

Am ſonderbarſten ſpeculiren die Fleckenausputzer oder Dégraiſſeurs, die jederzeit eine Menge todter Vögel vor ſich auf kleine Grashäufchen legen und den Leuten weißmachen, daß ſie das Geheimniß beſitzen, dieſe Vögel wieder fortfliegen laſſen zu können. Während nun ſtets ein Kreis um ſie auf dieſes Experiment wartet, preiſen ſie ihre Fleckſeife an, und ehe man ſich's verſieht, hat ſolch ein Kerl eine ſchwache Stelle an Rock oder Pantalon erſpäht und iſt ſchnell darüber her, ſie mit ſeiner Seife zu beſchmieren und hinterher zu bürſten. Für dieſe freiwilligen Verſuche ſchlägt er anhaltend jede Bezahlung aus, bittet aber dann ſeiner fernern Behandlung die übrigen Flecken gütigſt anzuvertrauen.

Ein Mann, der ein Brevet für die Erfindung einer neuen Glanzwichſe erhalten hat, putzt ſtets ſeinen Stiefel und beſchmiert ihn hinterher wieder mit Straßenkoth, um ihn von Neuem zu putzen.

Alle dieſe Handtierungen werden von lauten Erklärungen begleitet, worin die gemeinſten Franzoſen ein nicht genug zu bewunderndes Rednertalent entwickeln.

Zwiſchen dieſem reichhaltigen Gemälde der verſchiedenartigſten freundlichen Gruppen ziehen ſich die dunkelſten Schattenpartien des Elends. Hier ſind es kleine Kinder von 3 bis 4 Jahren, die in Lumpen gehüllt auf einem Haufen ſitzen und nichts thun als hungern, frieren und weinen; ein vor ihnen ausgebreitetes Tuch ſoll die Spende des Mitleids empfangen, würde aber am Abende längſt vom Winde fortgetragen worden ſein, wenn nicht ein ſchwerer Stein an jeder Ecke darauf läge. Eine Mutter mit ihrem kranken — und unweit davon — es iſt faſt nicht zu glauben — eine Andere mit ihrem todten, ſoeben auf dem Boulevard geſtorbenen Kinde in den Armen, ohne Thränen, aber feſten Blicks zum Himmel ſchauend. Neben dieſem tiefſten Elende kommt gleich das luſtige Unglück, das am Tage ſich faſt zu Tode hetzt und allgemeinen Ekel erregt, um Abends ſich zu betrinken. Ein Blinder, der aufgeigt, indeß ſein Pudel für ihn ſammelt; ein Kerl mit einem Beine, der tanzt und ſpringt; ein Mädchen, das ohne Hände näht; eine hungrige Familie, die Schmähcouplets auf die Miniſter abſingt; der ſtets betrunkene Geiger, der auf dem Eckſteine vor jedem Muſikſtücke ſeine Lebensgeſchichte und ſein widerwärtiges Schickſal erzählt; der größte Charlatan der Bänkelvirtuoſen; der allgemein bekannte Gaſſenpaganini! Und unter allem dieſem Gedränge die ſchmutzigen Savoyarden mit ihren Affen und Murmelthieren; die Stadtſergeanten und Gendarmen; die Ausrufer von Journalen und Flugſchriften, und das vorüberhüpfende Heer der loſen Dirnen.

Trotz dieſer bunten Menge iſt der Boulevard noch leer. Alle dieſe Leute ſind nur da, um die eigentlichen Beſucher zu empfangen, die erſt von 4 bis 6, den Stunden, die dem Mittagseſſen vorangehen, ſich regelmäßig einzuſtellen pflegen.

Der Omnibus fährt im langſamen Schritte von der Baſtille zur Madeleine und von dieſer zur Baſtille; die Citadines, Ecoſſaiſes, Bearnaiſes, Tricycles und wie dieſe bequemen Transportanſtalten alle heißen mögen, durchziehen und durchſchneiden nach allen Richtungen den Boulevard, indem der Kutſcher von Zeit zu Zeit eine Art von Blaswerk unter ſeinem Bocke anzieht, was einen trompetenähnlichen Ton von ſich gibt.

In den Kaffeehäuſern und Reſtaurants wird gefrühſtückt; bei Tortoni findet ſich die vornehme Welt ein, und die Geſchäftsleute ſuchen politiſche Neuigkeiten und den heutigen Cours zu erſchnappen. Die Schauſpieler ſieht man in die Proben laufen, die Cabriolets ſchwirren hin und her, und ihre Führer klatſchen und ſchreien in einem fort ihr: „gare! gare!“

Endlich kommt von der Rue de la Paix und aus der Rue de Richelieu der Zug von glänzenden Equipagen des Faubourg St. Germain, die ihre Promenade auf den Boulevards beginnen, indeß aus der Rue Lafitte und der Chauſſée d'Antin die nicht minder glänzenden der „Haute Finance“ ihnen begegnen. Ein wohlunterrichteter Freund erkennt die Livreen des Prinzen von der Moskwa und Caſimir Périer's, des Herzogs von Dalmatien und des Barons Rothſchild, des Portugieſen Aguado und des Berliners Schickler. Herrlichere Pferde, glänzendere Wagen, reichere Livreen, wo wollte man ſie wol ſehen, als hier? und welche Maſſe von berühmten, intereſſanten, verrufenen Menſchen ſieht man mit einem Blicke, wenn man dieſe Wagenreihe muſtert. Mehr aber als ſie zieht mich der Troß der Fußgänger an, der ſich ſo gemächlich fortdrängt und fortſtößt, daß ich, der ich ſehr bequem auf drei gemietheten Stühlen Platz genommen habe, wovon mir einer zum Sitz, ein anderer zur Lehne und der dritte zum Fußſchemel dient, Alles gehörig in Augenſchein nehmen kann. Drei Reihen ſolcher geſetzten Leute ſäumen zu beiden Seiten, gleich Schutzwehren, den Fußpfad und laſſen die Vorbeigehenden die Revue paſſiren, oder ſie eſſen Gefrornes, oder trinken Chocolade, oder leſen Zeitungen. Hier der Mann mit dem blaſſen Geſichte, der länglichen Naſe, den geiſtreichen Augen und der hohen Stirne, der die liebenswürdige Frau am Arme führt, iſt der gewaltige Victor Hugo, der [illegible] ſeiner [illegible] den [illegible], im erſt wochenlangen Genuſſe des ehelichen Glückes ſeine furchtbaren „letzten Tag eines Verdammten" ſchuf.

Dort der bleiche, hagere Kopf mit dem krauſen Negerhaar und den großen Augenſternen gehört dem genialen Alexander Dumas. Er ſtürmt lachend mit vielen Jünglingen vorüber. Der Lange mit dem Ernſt in den Zügen, im mittelalterlichen Barte und dem ſeltſam geformten Hute iſt der Maler Camille Roqueplan, der Kleine daneben, eleganter und zierlicher, mit den favoris à la jeune France, iſt Neſtor, ſein Bruder, der Redakteur des einſt witzigen Figaro, der es jetzt nicht mehr iſt, ſeitdem ihn das Miniſterium für ſich gewann.

Jules Janin, Paul de Kock, Eugène Sue, und ein ganzer Haufe ihnen verwandter Geiſter wandeln vorüber. Sie kommen Alle von ihrem gewöhnlichen Vereinigungspunkte, dem Café der Romantiker auf dem Börſenplatze.

Jener ſchwammige, etwas bleich ausſehende junge Mann, der mit den vielen Damen, ſtets lachend eine Zahnlücke zeigend, in nicht gehöriger Toilettenverfaſſung, iſt der Vielſchreiber, der Romancier der Salons, Herr von Balzac.

Unweit davon ſchleicht, wie ein Geſpenſt, in zwei weiten Röcken, beide mit dem rothen Band geziert, ein literariſcher Ladenhüter, der Vicomte d'Arlincourt. Sein bleiches, trübſeliges Geſicht ſcheint einem Manne von 35 Jahren anzugehören.

Der dort iſt der ſtürmiſche Sänger der Nemeſis, der Provençale Barthélemy, der ſoeben ſeinen Journalladen am Börſenplatze verläßt, um ſich von ſeinem poetiſch-mercantiliſchen Tagewerk ein wenig zu verſchnaufen.

Hier geht mit ſtarken Schritten der Held vom St.

Martinotſcher Fiſcher, der Liebling der Pariſer, Frederic Lemaitre, der gefeierte Darſteller des Richard Darlington, der ſoeben einen Roman aus ſeiner Feder angekündigt hat. Seine kräftige, unfeine Figur, ſeine noble Haltung und ſeine nicht eben ſchönen Geſichtszüge verrathen nichts von ſeinem Talente.

Der daherſchlendernde Dicke, mit den aufgeriſſenen matten Augen und dem gut arrangirten Backenbart, den Hut auf einem Ohr, mit vorgeſtrecktem Bauche, der ſich an Paganini's allgemein gekannte phantaſtiſche Geſtalt hängt, iſt Peſaro's ſüßer Schwan, der Schöpfer des Tancred und des Wilhelm Tell.

Jener, der dahin huſcht, klein, mit offenem Rock, markirtem Geſichte, jeden Bekannten höflich grüßend, die Arme an den Leib gezogen, um Niemandem zu nahe zu kommen, iſt der in dieſem Augenblicke gefeiertſte Künſtler von Paris, der Componiſt des „Robert le diable“.

Gleich hinter ihm kommt Wilhelm von Schlegel, der in Deutſchland vielgekannte Xeniendichter des jüngſten Muſenalmanachs, im eifrigſten Geſpräche mit Michael Beer, einem Trauerſpieldichter, und den übrigen Verwandten des berühmten Tonſetzers.

Dort zieht mich die ſchlanke Leontine Fay mit den himmliſchen Augen, hier die blonde, irrig volle Jenny Colon, dieſe Säulen des „Gymnaſe dramatique“, an, etwas weiter erkenne ich Sylphide-Taglioni, die ich deutſch begrüßen kann, und unſere treffliche Sängerin Devrient in Begleitung des göttlichen Rubini.

Daneben gaukelt der poſſierliche Maler Lepaule, der neben ſeiner Kunſt ſo vortrefflich die Stimmen aller Thiere nachzuahmen weiß, und der alle Augenblicke zu einer Caricatur herhalten muß, und eine ganze Menge berühmter und unberühmten Maler, die ihre neueſten Erzeugniſſe bei Rittner und in andern Kunſtmagazinen aufgeſtellt ſehen wollen.

Ich bin müde vom Sitzen, ich ſtehe auf, ich finde Bekannte, es geht an ein Schwatzen, man weiß nicht, was man zuerſt, was zuletzt beſprechen ſoll.

Mein Gott! Veſtris mit fünfundſiebenzig Jahren, in moderner Perücke und Schuhen, geht vor mir, ja er bleibt der erſte Tänzer bis an's Grab. Welche Schritte, wie elegant — wie ſchwebend — wie ungeziert! Wer nur ſo gehen könnte — ſeine Sprünge wollte ich ihm gern laſſen.

Der alte Sänger Lais, einſt der Abgott von Paris, kriecht als faſt achtzigjähriger Greis, in ſeiner blonden Lockenperücke, um noch ein wenig Frühlingsſonnenſchein mit in die Grube zu nehmen, er, den ich vor zwanzig Jahren als Ritter Rinaldo, in Armida's Zauberfeſſeln, die ſchöne Welt von Paris noch bezaubern ſah.

Ah! dort ſeh' ich endlich meinen Freund, mit ihm noch eine kleine Tour gemacht, und dann zum Eſſen gegangen.

Ein feingebauter Mann, ganz ſchwarz und modiſch gekleidet, mit bleichem, intereſſantem Geſichte, kommt nachläſſig durch die Menge. Er erkennt mich nicht gleich, und erſt nachdem er die Brille, die er in der Hand trug, aufgeſetzt, verzieht ſich ſein Mund zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln. Ich fodere ihn auf, mit mir zu eſſen, ſeine weißglacirten Hände deuten mir aber ſogleich an, daß er es nicht annehmen könne. Es iſt dies der Dichter der Reiſebilder, deſſen „Franzöſiſche Zuſtände“ in dieſem Augenblicke die Allgemeine Zeitung in Paris zur allgemeinſten machen. Er ißt heute in einem großen Cirkel, und ich bin genöthigt, meine Wanderung nach den entfernten Boulevards allein fortzuſetzen.

Schon drängen ſich die Leute ins Theater des St.

Martinsthors, um Richard Darlington, das Lieblingsſtück, zu ſehen. Die Gasflammen entzünden ſich überall, und je weiter ich gehe, deſto mehr entſchwindet das elegante Gedränge und ein neues Leben umgibt mich. Auf der Höhe an dem St. Martinsthore wende ich die Blicke und überſehe nun die ganze Strecke des zurückgelegten Weges. Ein Menſchenmeer wogt dahin und dazwiſchen wandelnde Lichter ohne Zahl, in den Kaffeehäuſern, Reſtaurants und Butiken, die feſtſtehenden, prächtigen Gasflammen von dem Glanz der Spiegel vervielfältigt, die Omnibus mit ihren rothen Laternen, die Cabriolets, die zu Hunderten dahinrollen, wovon jedes zwei Laternen hat, die Wagen der vornehmen Leute, königliche Wagen endlich, vor denen Stallmeiſter mit Fackeln einherſprengen, dazu die wandelnden Hauſirer, die ihren Beleuchtungsapparat mit ſich ſchleppen, und die Feſtſtehenden, die einige Lichter vor ſich auf das Pflaſter ſtellen, die Bänkelſänger, Taſchenſpieler, Alles will ſehen und geſehen werden. Welch ein ungeheurer Fackeltanz! grandioſer gewiß wie der, den die alten Miniſter bei der Vermählung eines Prinzen in Berlin tanzen müſſen.

Es iſt zu ſpät, um das intereſſante Neorama oder das bewundernswerthe Diorama zu beſuchen, die Gruppen von Taſchenſpielern, um die ſtets ein großer Kreis von Zuſchauern ſich bildet, die junge, ſchöne Dame mit dem Barte, das Kind mit der Naſe ſtatt der Hand und dem Geſichte ſtatt des Fußes, Katze, Sperling und Hund friedlich aus derſelben Schaale mit einander freſſend, die Automaten von Wachs, die ſich bei der Hand nehmen, ſich küſſen u. ſ. w. Alle dieſe Herrlichkeiten, denen ich im Vorübergehen einen flüchtigen Blick ſchenke, können mich eben ſo wenig zum Verweilen anziehen, als das Theater de l'Ambigu, wo heute ein gräßliches Melodram ſein Publikum erſchüttert.

Ich wandle immer weiter, und ſchon blinken mir die rieſelnden Spiegelwände des Chateau d'Eau entgegen, das tauſend Flammen widerſtrahlt. Um dieſen plätſchernden Springbrunnen reiht ſich ein luſtiger Kreis von alten Spielgeſellen, die ſich hier, an dem angenehmen Platze, in der freien Abendluft durch Tänze, Geſellſchaftsſpiele, Ringen, Bolzenſchießen und dergleichen ergötzen, hier nimmt Alles einen andern Charakter an, denn wir ſind auf dem Boulevard du Temple.

Ihr träumt von Emeuten und Revolutionen, ihr finſtern Staatsmänner, ihr laßt euch das Schreien der Bewohner der Cité und die Klagen der Volksfreunde ſtets zu Herzen bringen, und ihr wißt nicht abzuhelfen. Hier kommt her! Seht mit eigenen Augen, wie leicht der Pariſer das Leben nimmt, wie leicht ſeine Wünſche zu befriedigen ſind, gebt ihm Brot zur Sättigung und ſeinen Boulevard du Temple, und er iſt zufrieden.

In langer Reihe iſt hier der Weihnachtstiſch für das pariſer Volk, wenn wir uns dieſes Ausdrucks hier zur Bezeichnung des Gegenſatzes der höhern Stände bedienen dürfen, jeden Abend gedeckt, und dies Volk klatſcht unermüdet in die Hände, es umſpringt den Tiſch, wenn es die Lichterchen angezündet ſieht.

Den Reihen beginnt der großartige Circus Franconi's. Es iſt ein eigenthümlich intereſſantes Schauſpiel und das ungeheuerſte Pferdeſpektakel, das man ſehen kann, deſſen Ausführung nur allein durch die innere Einrichtung möglich gemacht wird. Sobald nämlich die ſchönen, ſogenannten akademiſchen Poſituren zu Pferde vorüber ſind und das Stück beginnt, ſo wird das Orcheſter zuſammengerückt und im Nu zwei Verlängerungen der Bühne angehängt, die ſich abſchüſſig bis mitten in den Raum erſtrecken, welcher in Schauſpielhäuſern das Parterre genannt wird. Das coloſſale Stück, das hierauf ſeinen Anfang nimmt, zeigt in 12 bis 15 ſogenannten Tableaux oder kurzen Akten ein ganzes, großes Weltereigniß, wie z. B. Napoleon's Leben, oder die polniſche Revolution. Wir ſehen das Directorium, die Schlacht bei den Pyramiden, das Innere des Conſular-Palaſtes, die Kaiſerkrönung, den Aufſtand in Madrid, den Brand von Moskau, den Uebergang über die Berezina, den Abſchied von Fontainebleau, die Aufnahme am Bord des Northumberland, den Tod auf St. Helena und die Verklärung des Kaiſers. Alles folgt mit unglaublicher Schnelligkeit hintereinander, Worte ſind bei dieſem Schauſpiel gerade nur ſo viel als nöthig, um die Uebergänge zu motiviren und die Handlung zu erklären; die Schauſpieler, die hier ſelten einzeln, ſondern ſtets in Maſſen von 100 bis 300 agiren, ſind ſo vorzüglich einſtudirt, wie man es ſelten auf ruhigern Bühnen ſehen kann, die Coſtüme und Decorationen ſind mit Treue und Wahrheit wiedergegeben, und dies Schauſpiel würde zu den anziehendſten gehören, wenn nicht der Pulverdampf, der Trommellärm und der Stallgeruch es für ſchwächere Nerven, als die des dort gewöhnlichen Publikums, ganz unleidlich machte.

Neben dem Circus iſt das Theater de la Gaité, das unter der Leitung des vielerfahrenen Guilbert de Pixérécourt herrlich gedeiht. Er war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren der eigentliche Schöpfer des Melodramas, und ſein „Wald bei Herrmannſtadt“ iſt wol auch hie und da noch bei uns im Andenken. Lange ließ er hierauf die melodramatiſche Leyer im Winkel ruhen und dirigirte ein Jahrzehent die komiſche Oper in der Feydeau-Straße. Seitdem dieſe vergrößert und verlegt wurde, und ſchon dreimal bankerottirte dirigirte er das Theater de la Gaité. Neuere

Verſuche, die er als melodramatiſcher Dichter machte, wollten dem jetzigen Geſchmacke nicht mehr munden, und er hat die goldbeſaitete Leyer nunmehr Victor Ducange anvertraut, der ſie mit Virtuoſität zu ſchlagen weiß. Sein „il y a seize ans,“ mit Rührung à la Iffland, das auch in Deutſchland gewiß gefallen würde, hatte faſt ununterbrochen nacheinander 200 Vorſtellungen erlebt. Die drei Spielertage von dieſem Schriftſteller waren auch für deutſche Bühnen ein willkommener Fund.

Dicht an das Gaité-Theater ſtößt das Theater de folies dramatiques, das einen ganz vortrefflichen Komiker beſitzt und ſehr beſucht wird.

Nun drängt ſich das kleine, ſchmutzige Theater „Funambules“ zwiſchen die „Folies dramatiques“ und „Madame Saqui.“ Die avant-scènes oder Portallogen koſten hier 15 Sous. Hier werden Unfläthereien aufgeführt, von denen man keinen Begriff hat, und ein Kerl vor der Thüre ladet zum Beſuche mit lautem Geſchrei ein.

Madame Saqui, die vor zwanzig Jahren im Tivoli auf dem Seile tanzte, hat das nun folgende Theater zu dirigiren und gibt in dem möglich kleinſten Raume die möglich größten Schauſpiele. Auch ſie hat einen „Publicum-Herbeirufer“ vor der Thüre.

Nun folgen noch „Le petit Lazare“, und „Mr. Pierre“, dann iſt die Theaterreihe geſchloſſen und fängt erſt wieder bei den Batignoles an.

An Kaffeehäuſern, Weinbutiken und öffentlichen Gärten iſt jedoch kein Mangel und Alles iſt überfüllt, und überall tönt Jubel und Luſtigkeit, als ob alle Tage Sonntag wäre.

Vor Allem zieht der türkiſche Garten mit ſeinem prächtigen Kaffeehauſe im türkiſchen Geſchmacke und ſeinen bunten Laternen die Blicke des Fremden auf ſich, und man iſt überraſcht, hier keine gewähltere Geſellſchaft zu finden. Man iſt aber auf dem Boulevard du Temple und da verliert ſich die gewählte Geſellſchaft nicht hin.

Nun werden die Alleen duſtiger und die Lichter wie die Menſchenmaſſen werden ſeltener; man erblickt die öden, finſtern Häuſer des Marais, den Faubourg St. Germain zu den Zeiten Ludwig's XIV. Man bemerkt deutlich, daß man ſich dem Ende der Stadt nähert und daß die Herrlichkeit zu verſchwinden anfängt.

Ein unregelmäßiger, ungepflaſterter Platz zeigt ſich: hier ſtand die Baſtille; jene dunkle Maſſe iſt das Modell des Elephanten, den Napoleon von Bronze auf jenem Poſtament wollte errichten laſſen und der einen Waſſerſtrahl von 200 Fuß aus ſeinem Rüſſel ſpritzen ſollte. Seine Nachfolger wollten bis jetzt die großartig-bizarre Idee nicht ausführen und der Elephant ſteht nunmehr da, im Thon gemodelt und mit Oelfarbe angeſtrichen, und harrt ſeiner baldigen Auflöſung entgegen.

Ein Fröſteln überfällt mich. Wie ſo einſam iſt es hier nach all' dem fröhlichen und glänzenden Leben. Links führt der Weg zum Père la chaiſe, rechts zur Brücke von Auſterlitz! Ueberall wie viel verſunkene Größe!

Ein Cabrioletführer, der zurückfährt, ruft mir zu; ich ſetze mich zu ihm und lege im Fluge den Boulevard zurück; an der Rue de la Paix ſteige ich aus, wo der Mond ſoeben die kahle Siegesſäule beſcheint. *)

---

*) Napoleon's Bild ſtand im Jahre 1832 noch nicht oben.

Die Börſe — nach ziemlich allgemeiner Meinung das ſchönſte Gebäude in Paris. Ein großes Viereck, deſſen Façaden mit gleichartig ſchönen Säulenreihen geſchmückt und auf Stufen erhöht iſt. Man ſagt, daß es weit über 20 Millionen Franken gekoſtet haben ſoll. Das Gewölbe iſt mit Gemälden geſchmückt, welche Basreliefs nachahmen ſollen, und das Ganze iſt mit Glas gedeckt. Ringsumher laufen Arkaden, zwiſchen welchen eine Galerie angebracht iſt. Statt aller Verzierungen lieſt man an den Wänden die Namen aller Handelsplätze Europas und eine Inſchrift, wonach die Börſe unter den Schutz des Königs und des Herzogs von Orleans geſtellt iſt. Hier iſt die dreifarbige Fahne, wie natürlich, aufgehängt. Dieſe Inſchriften, welche mir jenen böhmiſchen Gelehrten ins Gedächtniß riefen, der die Wände ſeines Zimmers von oben herunter mit den Alphabeten aller Nationen beſchreiben ließ, ſchmücken das Innere der Börſe eben nicht aus, ſondern geben ihm ein kahles Anſehen. Von zwei bis vier verſammelt ſich nun hier eine Menge Menſchen aus den verſchiedenſten Claſſen der pariſer Einwohnerſchaft; es iſt das „Stelldichein“ eines Jeden, der auch nicht mit der Rente ſpeculirt.

Wer die Börſe von Hamburg geſehen hat, wer den Zug der Kaufleute und Mäkler ſah, wenn er ſich von der Halle nach der eigentlichen Börſe begibt, und die verſchiedenen Gruppen beobachtete: hier den ſtolzen Rheder, der dreißig Schiffe in den fernſten Gewäſſern ſein eigen nennt, umgeben von ſeinen Cargadörs und den Colonialmäklern, die Kaffee, Zucker, Indigo und feine Gewürze für Europas Bedarf haben wollen; dort den reichen Bankier, der, die

Hände in der Taſche, Gold durch die Finger rollen läßt und dem vor ihm ſtehenden Wechſelſenſal den Cours angibt; oder die fremden Fabrikanten, die in Verzweiflung darüber, daß die Deutſchen ſo weit ſind, ihre Erzeugniſſe um jeden Preis losſchlagen müſſen — wer all dies bunte Treiben der hamburger Weltbörſe ſah und dergleichen in Paris wieder anzutreffen hofft, der irrt gewaltig.

Eine doppelte Reihe von Cabriolets verſperrt, gleich einer Wagenburg, das Eingangsgitter. Gleich den Bienen am Stocke, die ſummend in einem fort aus- und einfliegen, ſo ſieht man hier ein ewiges Ein- und Ausgehen. Mit dem Strome muß man nun hineindringen und dem herausdringenden Strome ausweichen. Nur mit Mühe kann man im Innern weiter gehen und gelangt zu dem Foyer, wo Regenſchirme, Stöcke und Waffen abgegeben werden müſſen. Ein verworrenes Geräuſch tönt dem Eintretenden entgegen, dazwiſchen der Ruf der agents de change, die den Stand der Rente verkünden. Auf dieſen Ruf paßt man Alles. — Findet der Uneingeweihte hier einen Bekannten, mit dem er geſtern ein intereſſantes Geſpräch führte, das er nun fortzuſetzen gedenkt, oder bringt er das Neueſte auf's Tapet, das ſeinen Freund ſonſt gewiß zu feſſeln im Stande wäre, ſo wird er bald bemerken, daß der Freund ihm nur ein halbes Ohr ſchenkt, oft nach der Uhr ſieht und ängſtlich hinhorcht, wenn jener Ruf der agents de change ertönt. Hier hört man nur Politik und was darauf Bezug hat, denn dies allein iſt im Stande, über das Wohl und Wehe der Börſenbeſucher zu entſcheiden.

Man kann die pariſer Börſe als das vornehmſte Spielhaus der Stadt betrachten, und wirklich zeigt es ſich auch ſogleich bei einigem Beobachtungstalente.

Alles drängt ſich nach dem Centrum, wo, gleichwie am grünen Tiſche, die Würfel fallen, wo die agents de change mit den Schlußzetteln hin- und herlaufen; wo endlich eine Menge Municipal- und Polizeibeamte ſtets gegenwärtig ſind, um, wie in Spielhäuſern, Exceſſe zu verhüten, welche in dem Börſenſaale nicht zu den Seltenheiten gehören.

Es genügt, dem agent de change eine unbedeutende Summe zu geben, um durch den Mann in recht bedeutende Geſchäfte verwickelt zu werden. Denn da die erkaufte Summe von Staatspapieren nie abverlangt und daher auch nie bezahlt wird und es ſich ſtets nur um den Unterſchied des Courſes am Verkauf- und Ablieferungstage handelt, ſo kauft der Agent ſo lange, als er durch die deponirte Summe für den Ausfall gedeckt zu ſein glaubt. Da der Courswechſel nur unbedeutenden Gewinn abwirft, wenn man ſich in den Schranken der Mäßigkeit hält, ſo werden bald ungeheure Summen gewagt, deren Differenz bei einem bedeutenden Fallen oder Steigen mit allem gewonnenen und erſpeculirten Gelde nicht gedeckt werden kann. Auch der Credit iſt am Ende übermäßig angeſtrengt und erſchöpft. Ein weit hinausgeſtreckter Lieferungstermin rückt heran. Mit der größten Spannung wird er erwartet. Alle Ausſichten ſind da, daß der Cours ſich vortheilhaft geſtalten muß, ſeit acht Tagen iſt er im ſteten Steigen; in tiefem Frieden ruhen die Reiche und noch 21 Stunden wird dieſer Frieden wol halten. Im eleganten Cabriolet fährt unſer Speculant vor. Er iſt noch im Negligé, weil er in Damengeſellſchaft dinirt und daher erſt nach der Börſe Toilette machen will. Stolz ſchreitet er die breiten Stufen zur Säulenhalle hinan: wenn er dieſelben Stufen herabſteigt, iſt er Millionär. Da fällt ihm ein ſeltſames Treiben auf. Viele agents de change drängen haſtig an ihm vorbei, werfen ſich in die Cabriolets und nehmen den Weg nach der Rue Lafitte, wo Rothſchild wohnt. Die Eile, die Verwirrung läßt auf etwas Außerordentliches ſchließen. Mit beengter Bruſt tritt er in den Saal; ein Freund, der ihm entgegengeſetzt ſpeculirt hat, ſtürmt hinaus und ruft ihm mit freudiger Miene einen Gruß zu.

Er forſcht, wie die Rente ſteht; aber bald löſt ſich ihm das ſchreckliche Räthſel: die Krankheit eines Miniſters, die Nachricht, daß in Oeſtreich Truppenmärſche ſtattfinden, die ſchnelle Abreiſe eines Geſandten hat zu den beunruhigendſten Muthmaßungen Veranlaſſung gegeben und das ſtolze Gebäude des Speculanten iſt in einem Augenblicke, wie das Kartenhäuschen eines Kindes, über den Haufen gefallen; ſtatt der geträumten Million hat er nichts — er iſt ruinirt. Der Agent, der dem Speculanten das Zutrauen ſchenkte, darf nicht Klage führen, da dieſe Art von Handel nicht erlaubt iſt. Oftmals endigen ſich daher dieſe unglücklichen Verbindungen mit Injurien und Ohrfeigen, denen dann wol ein Duell unausbleiblich folgt. Will der Ruinirte ſolchem Ausgange entgehen, ſo muß er die Börſe meiden. Mitunter ſieht man beſchimpfte Bankrottirer, die einſt ihre Ohrfeigen geduldig in die Taſche ſteckten, um dann ihre Unternehmungen mit größerem Glücke zu beginnen, und jetzt im Beſitze mehrer Millionen ſind. Dieſe Leute ſind jedoch einem gewiſſen Zwange unterworfen. Sie dürfen kein Eigenthum beſitzen, weil ſonſt die Gläubiger ſich daraus ſogleich bezahlt machen würden. Ihr koſtbar eingerichtetes Hotel iſt daher nur gemiethet; ihr Landhaus in Neuilly gehört ihrem Hausmeiſter, und ich ſelbſt ſah einen ſolchen Menſchen in dem eleganteſten Cabriolet zur Börſe fahren, welches aber — ſeinem Kutſcher gehörte und auf deſſen Namen polizeilich eingetragen war.

Als Gegenſatz zu dieſen Glücklichen, denen Geld und

Schande gleich leicht zu tragen iſt, erblickt man hin und wieder Leute in abgetragenen Röcken, mit welken Geſichtern und ergrauten Haaren, erloſchenen Augen, bleichen Lippen, die mit aufmerkſamer Gier an ihrem Stockknopf oder an den Nägeln nagen und ängſtlich hinhorchen auf den Stand des Courſes. Dieſe Unglücklichen hatten einſt Alles verloren, aber alles Ihrige hingegeben, um mit einer ehrenvollen Armuth ihren guten Namen zu erkaufen. Sie können es nicht laſſen, wenigſtens auf der Börſe zu erſcheinen und entweder in Gedanken ſich dem zerſtörenden Vergnügen hinzugeben, ein großes Spiel zu wagen, oder mit einem winzigkleinen Sümmchen mitzuſpielen.

Scheinbar die Diener der Spielenden, mit bloßem Haupte und auf einen Wink ihrer Clienten mit Schweiß bedeckt, von einem Ende des Saales in den andern und Trepp' auf, Trepp' ab fliegend, um Befehle einzuholen, in der That aber als Vaſallen eines mächtigen Lenkers aller dieſer Dinge und ihres ſichern Vortheiles wegen die Herren der Börſe, erblickt man die agents de change, die einen ſolchen Platz mit mehren Hunderttauſend Franken erkaufen müſſen und von denen die Erſten ſämmtlich Millionäre ſind.

Aber dieſe Millionäre beugen ſich vor dem Millionen-Vater, dem Urmillionär von Europa, der in ſeinem Cabinet in der Rue Lafitte daſitzt und ihnen Audienz gibt. Dann drängt's und wogt's in die Antichambre; der Baron Rothſchild läßt einen Jeden einzeln vor und ein Jeder erhält ſeine Aufträge. Dann fliegt der Beauftragte fort und erhält im Fortfliegen hier einen Auftrag, dort ein Sümmchen von einem jungen Commis der Rothſchild'ſchen Bureaux, die ja das Millionärwerden auf dieſer hohen Schule ſtudiren und auf dieſe Art die erſten Flüge wagen, obgleich ſie von dem Principale ſtreng unterſagt ſind.

Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde beeifern ſich nun die Agenten, ihren Herrn und Meiſter von dem Stand der Dinge an der Börſe zu unterrichten; das Vorzimmer und Cabinet des Herrn von Rothſchild wird nicht leer und nicht ſelten ſieht man dieſen Fürſten der Banquiers in großer Unruhe auf- und abgehen, die Nachricht vom Schlachtfelde erwartend.

Es wäre nicht unintereſſant, einen Blick in das Hauptbuch der Gebrüder von Rothſchild zu werfen, welches nach dem großen Buche Napoleon's, worin, wie mir ein Augenzeuge verſicherte, die Staaten ein offenes Conto hatten, wo ihre ſchuldige und bezahlte Kriegsſteuer nach der doppelten italieniſchen Buchhaltung eingetragen war, wol das intereſſanteſte Werk dieſer Gattung ſein mag.

Iſt die Börſe geendigt und ſind die letzten Agenten abgefertigt, ſo wirft ſich der Baron, bald vergnügt dreinſchauend, bald in finſterm Unmuth ins bereitſtehende Cabriolet und rollt ſeiner Campagne in Boulogne oder irgend einem Vereine eleganter Welt zu.

Hier ſtoßen wir auf eine eigne Art von Speculation, die lediglich auf die Privatbörſe des reichen Mannes ſich richtet. Das arme Volk wirft ſich nämlich unter die Hufe ſeines Pferdes oder unter die Räder ſeines Wagens, um ſich dann erkleckliche Schmerzengelder zu erwirken. Selbſt die Aerzte in den Dörfern um Paris, die von ihrer Kundſchaft kaum zu leben haben, ſehen eine ſolche Ueberfahrung als eine gute Priſe an und machen ungeheure Rechnungen, die dann vom Tribunal auf den vierten Theil manchmal reducirt werden und dann noch immer ſtark genug ſind. Niemand in Paris überfährt ſo viele Leute wie Rothſchild, und doch fährt der Mann nicht wilder als ein Anderer und hat wol einen eben ſo ſichern Kutſcher wie Jeder. Aber die Noth iſt groß in Paris, und was iſt für den Verhungernden eine leichte Quetſchung, wenn in der nächſten Viertelſtunde ſtärkender Wein, gute Suppen, ärztliche Hülfe und Unterſtützung an Geld da ſind und das während einer Cur von mehren Wochen ſo fortwährt.

Wie ich das erſte Mal die Börſe beſuchte, war ich überraſcht, des Buffo Lablache Rieſengeſtalt zu begegnen, der jeden Tag hier anzutreffen war und an dieſem 15,000 Franken gewonnen hatte. Weiterhin erblickte ich mehre andere Künſtler, die Redacteurs der Zeitungen und viele Dichter und Schriftſteller. Ancelot, der Abends dem Vaudeville durch ſeine Stücke volle Häuſer macht und einen großen Vortheil daraus zieht, ſpielt während der Börſenzeit mit einem Jeden um die Wette.

Die Galerien rings umher ſind mit Damen beſetzt, die ich anfänglich für Zuſchauerinnen hielt, und es war mir unbegreiflich, was ſie denn ſtundenlang hier feſſeln konnte. Die Hitze, ein übler Geruch, keine Eleganz unter den Beſuchern, das wilde Durcheinanderſummen, das Geſchrei, ſelbſt unangenehme Auftritte, die nicht ſelten ſind: — was lockte hier die Beſucherinnen an? — Das Spiel. — Auch dieſe Damen ſpeculiren — auch dieſe Damen winken ihren Agenten zu ſich herauf und ertheilen ihm dann ihre Aufträge — auch dieſe Damen gewinnen — auch ſie verlieren — in einem Spiele, wobei keine Galanterie ſie vor harten Unfällen zu ſchützen im Stande iſt.

Wer die politiſche Erziehung der Frauen in Frankreich kennt, wird ſich hierüber nicht wundern. Man kann nicht leugnen, daß den Franzöſinnen eine Emancipation zu Theil wurde, die ich nicht eben für meine liebenswürdigen Landsmänninnen wünſchenswerth fände. Schon von Jugend auf werden ſie in den Externats und Penſionats in allen Gegenſtänden unterrichtet, die bei uns nur für Männer geeignet ſcheinen. So lernen z. B. die Mädchen aus dem Bürgerſtande, die einſt einem ehrlichen Ladeninhaber in der Straße St. Denis, einem Epicier, Fabrikanten oder Buchdrucker ihre Hand reichen ſollen, das Rechnen und Buchführen nach der doppelten italieniſchen Art, denn damit müſſen ſie ſich in ihrer Ehe beſchäftigen. Die Kinder werden gleich nach der Geburt in ein nahes Dorf einer Amme übergeben; die Küche und der Einkauf wird den Mägden überlaſſen; all' die kleinen Häuslichkeiten, womit unſere Bürgerfrauen ſo wichtig thun und oft ein despotiſches Hausregiment ausüben, ſind den Franzöſinnen fremd, welche dafür, die Feder hinter dem Ohr, am Schreibpulte ſitzen und dem Manne in ſeinen Geſchäften als erſter Commis und Buchhalter getreulich zur Seite ſtehen. Dieſe männlichen Beſchäftigungen und das Bewußtſein, nicht blos zu dem Geſchäfte der Mägde verdammt zu ſein, geben ihnen eine gewiſſe Entſchloſſenheit und ein Selbſtbewußtſein, das im erſten Augenblicke einen Fremden in ihrer Nähe ſeltſam befängt. Hierzu kommt noch, daß die Mädchen, ſo ſchüchtern und züchtig ſie faſt alle dem äußern Anſcheine nach ſind, da ſie von dem ſentimentalen Verlieben der Deutſchen wenig wiſſen, indem ihnen Phantaſie fehlt und Schwärmerei und Ueberſpanntheit gänzlich fremd ſind, ſich, ſobald ſie verheirathet ſind, in einem ganz andern Lichte zeigen. Sie werden aus der Penſion geholt, um verheirathet zu werden. Dies thun ſie dann auch mit der größten Folgſamkeit; dann aber erwachen, wie natürlich, Begierden, deren Befriedigung ſie ſich ebenſo zwanglos hingeben wie die Männer, die bei uns nur allein dazu bevorrechtet zu ſein glauben. Dieſes lockere Band der Ehe in Frankreich, das ohne das Ceremoniell des Prieſterſegens nur auf der Mairie durch ein ſache Protokollsunterſchrift geknüpft wird, genießt wen[illegible] Achtung. Die St. Simoniſten, die deſſen Abſchaffung [illegible]digen, erſcheinen dort gar nicht ſo widerſinnig oder unmor[illegible]liſch, wie man anderswo glauben möchte. Dieſer heuchleriſchen Maskerade, dieſem Spiel mit Wort und Treue ein Ende zu machen, heißt keineswegs die Bande der beſtehenden Geſellſchaft zerſtören, die eben durch die Ehe, wie ſie jetzt in Frankreich iſt, in ihren heiligſten Intereſſen ganz zerrüttet erſcheint. — Dabei nehmen die Frauen in Frankreich eine Achtung für ſich in Anſpruch und erhalten ſie ebenſo willig zugeſtanden, wovon man in Deutſchland kein Beiſpiel ſieht. Selbſt unter dem roheſten Volke findet dies im Allgemeinen ſtatt, und ich wollte es Niemandem rathen, einem Fiſchweibe unartig zu begegnen oder einem Freudenmädchen eine Grobheit zuzufügen; im erſten Falle würde die Beleidigte ſelbſt ſogleich die ſchrecklichſte Rache nehmen, im letztern ſprängen im Momente viele Escrocs hinzu, die mit den Phrynen leben und ſtets über ihre Sicherheit wachen; und zur Nachtzeit könnte man leichtlich ſein Leben zur Stelle einbüßen.

So ſind die Frauen in Frankreich und ſo ſind ſie im bürgerlichen Leben geſtellt: — Was Wunder alſo, daß ſie an die Börſe gehen! Und auch die berühmte Mars ſah ich dort faſt täglich, ſelbſt wenn ſie Abends im Theater beſchäftigt war. Molière wußte ſie ſeit 30 Jahren auswendig und ihr Publicum kannte ſie; aber der heutige Cours war ihr fremd und an der Börſe warteten ihrer Neuigkeiten von größerem Belange. Ich beobachtete ſie oft und lange und bemerkte nie beim Fallen oder Steigen der Rente eine Aenderung in ihren Zügen, die auf dem Theater, bei vieler Beweglichkeit, doch nur ſtets den freundlichen Ausdruck der guten Geſellſchaft, eines geglätteten Theecirkels zeigen. Spiegeln ſich tiefere Leidenſchaften in dieſem Geſichte nicht ab? — oder kann ſie ihren Zügen ſo gebieten? Im erſten Falle iſt ſie eine ſchlechte, im letztern eine große Schauſpielerin — eine Frage, die ich an einem andern Orte weitläufiger zu erörtern gedenke. — Theilnahmlos kann ſie, die tägliche Beſucherin dieſes Spielhauſes, den Wellenbewegungen des Courſes nicht zugeſehen haben. Sie verlor oft bedeutende Summen im letzten Winter.

Wir wollen nunmehr die Börſe verlaſſen. Es iſt ein Viertel nach vier Uhr. Freunde und Bekannte, die nebeneinander ſtanden, ohne ſich zu ſehen, finden ſich jetzt und nun erſt wird daran gedacht, irgend ein Anliegen zu beſprechen oder Arm in Arm dem Boulevard zuzuſchlendern, oder im Cabriolet eine Fahrt durch's Bois de Boulogne zu machen.

Père la Chaiſe.

Als ich das erſte Mal Paris verließ, geſchah es mit ſchwerem Herzen.

Es war in den Jahren der Maienwonne — nach dem gewöhnlichen Sinne — zu früh, um dieſe hohe Schule des Lebens zu beſuchen.

Jedoch mein echt deutſches Gemüth, eine rege Phantaſie, ein ungeheurer Vorrath von Sentimentalität, ich las noch den Siegwart in meiner Jugend „thränen- und freudenvoll,“ ließen mich die Klippen glücklich umſchiffen, denn ich verliebte mich ernſthaft und zu meinem Glücke höchſt unglücklich, d. h. ohne Gegenliebe zu finden.

Damals ſtieg ich hinan zum „Père la chaiſe“, um von meiner Geliebten, der Stadt nämlich, wo meine Geliebte wohnte, Abſchied zu nehmen. In meiner damaligen Stimmung erſchien mir der weite Kirchhof, dieſes heilige Gefilde der Ruhe einer großen Nation, am geeignetſten dazu. Von den Stufen eines Mauſoleums herab beherrſchte ich das ſtarre Häuſermeer mit dem darin wogenden Leben; dort unten war ich todt und allein, hier bei den Todten lebte ich und mein Schmerz ward ſtill. Wie ich vom Kirchhof hinabſtieg und mich in den Wagen ſetzte, weinte ich, und als in der St. Antoinevorſtadt meine Pferde durchgingen, merkte ich nichts von der Lebensgefahr, worin ich ſchwebte, denn ich verſpürte noch viel von der Ruhe der Seligen in mir, die mir der herrliche Kirchhof mitgetheilt hatte. Seit dieſer Zeit fühle ich eine große Vorliebe für den „Père la chaiſe“ und beneide die Todten, die dieſe würdige Ruheſtätte fanden.

Schon die Straße, die dahin führt, ſtimmt zu einer erhabenen Feier. Von beiden Seiten Gärtner und Bildhauer, von beiden Seiten Todtenkränze und Monumente, die noch ihrer Beſtimmung harren, zum Verkaufe ausgeſtellt für Die, welche ſie nicht brauchen, um von heuchleriſchem Eigennutze oder von großprahlendem Dünkel, oder von gebrochenen Herzen gekauft zu werden. Dieſe ſtarren Todtenblumen werden bald mit Thränen begoſſen werden, doch ſie können darum nicht ſchöner blühen, jene Marmorſäule bleibt kalt, von heißen Thränen benetzt, und die Trauerinſchrift läßt ſich nicht verwiſchen.

Durch ein Doppelthor tritt man ein; ſelten iſt es, hier keinen Leichenwagen anzutreffen, der entweder ſeinen ſtillen Paſſagier abſetzt oder von der letzten Station leer nach Hauſe fährt. Ein dichter Cypreſſenhain, der ſich nach allen Richtungen hin verbreitet, empfängt den Wanderer. Hier ruhen ſie die guten Pariſer alle, nach einem Leben voll

Geräuſch und Unruhe. Der Spaziergang durch Lenotre's ſonnige Alleen iſt geendet und der engliſche Garten des Père la chaiſe gibt kühlenden Schatten. Wer kennt ſie Alle, die hier ſchlafen? Verwitterte Monumente! verblichene Inſchriften! Ihr ſagt daſſelbe: „Wir, die wir hier ruhen, Helden, Staatsmänner, Künſtler, die wir die Welt erfüllten mit unſerm Ruhm, und wir ſtille, thätige Bürger, Modemenſchen oder Nichtsthuer, wir lebten Alle in Paris, wir tummelten uns auf dem Boulevard, wir klatſchten in den Theatern, wir ſchmauſten an guten Tafeln, wir waren verliebt und genoſſen das Leben. Ja — und wenn wir ſelbſt nicht Alle beglückt zu nennen waren und wenn der größte Theil unſers Lebens trüb und ſorgenvoll dahinfloß, ſo gab es dennoch einmal eine Zeit, wo wir Boulevard, Theater, gute Tafeln, Liebe und Leben hatten und genoſſen!"

Wie oft ſchwärmte ich ſtundenlang hier umher, ſtieg von Abhang zu Abhang, von Terraſſe zu Terraſſe, ging an den ſtolzen Mauſoleen der Feldherren und Staatsmänner vorüber und grüßte den heitern Sänger Deſaugiers unter dem Roſengebüſch, das ihm gern trinkende Freunde pflanzten; kehrte dem Prachtſtücke des Kirchhofs, das ſich über dem Gerippe einer Fürſtin Demidoff erhebt, den Rücken, um den kleinen Stein zu betrachten, den der weinende Gatte ſeiner Gefährtin weihte. Was will die Kunſt ſich hier mit ihrer erhabenen Kälte hineindrängen, wo die Aſche der Geliebten ſich lindernd und ſtillend auf's blutende Herz legt? Wer kann hier ein Kunſtwerk bewundern, das der Menſch für Jahrtauſende aus Stein meißelt, wenn er darüber in Schmerz vergeht, daß das höchſte Kunſtwerk der Natur, in Staub zerfallend, nur ſo viel Leben enthält, um einige arme Blumen der Erde entkeimen zu laſſen?

Ich umkroch nie dieſe große Schädelſtätte, um zu ſehen, wie die Nachkommen mit Denkmälern prahlten.

Es war Abend und der Mond beſchien den weißdüſchblinkten Cypreſſenhain. Ich durchſtreifte die niedern Gräber der Unbekannten. Plötzlich bleibe ich ſtehen wie angewurzelt. Vor mir ein Monument unter einem zeltähnlichen Dache. Ringsumher Blumen, eine Wachsfigur, wie ein junges Mädchen gekleidet, Hüte, Flortücher, Kränze, kleine Stückchen Zeuch, Bücher, Zeichnungen — und davor eine Frau mit einem bleichen Geſichte, ſtarren Augen ohne Thränen, geſchloſſenen, bleichen Lippen ohne Klage und doch ein Sinnbild des tiefſten Grames. Mein Nahen erregte nicht ihre Aufmerkſamkeit; ich beobachtete ſie lange und ſie verrieth durch keine Bewegung, daß Leben in ihr war.

Nachdem ich mich entfernt hatte, nahete ſich mir ein fader Menſch und wollte mir die Geſchichte erzählen; ich wies ihn ſtumm ab — der Thor! als wenn man nicht ein ſolches Bild avant la lettre verſtände.

Ich verließ den Kirchhof in einer der düſterſten Stimmungen. Der Nachtwind fröſtelte mich an. Das arme Weib dort oben, dachte ich, die um ihr Kind trauert, fühlt ihn nicht. Sie ſitzt da von all' dem bunten Tand umgeben, den ſie ihrer Lieblingspuppe umhing, und wähnt, ſie habe ſie noch. — Das arme Weib kam mir wie Frankreich vor.

Ich blickte um mich. Da ſtanden die weißen Obelisken auf der Höhe, die Danzig's, Reggio's und Albufera's Gebeine drücken. Sie blicken alle nach dem Rheine hin, dem Strome, den ſie oft ſiegend überſchritten, um ihre Waffentänze überall aufzuführen. Warum das laſtende Geſtein auf den alten Marſchällen? Die haben ihre Stäbe längſt zurückgegeben und werden nicht mehr ihre bequeme Lage verlaſſen, um ſie wieder zu nehmen.

Frankreichs Heroenzeit iſt vorüber. Die alten Braven der Kaiſer-Elite, wo ſind ſie? Sollte ihr Geiſt in die rothbehoſten jungen Conſcribirten gefahren ſein? Und wo ſind die Führer? Sie wurden reich, dick, alt, bekamen das Podagra und ruhen nun faulend auf ihren Lorbern. Der eine alte Kumpan, der Dalmatien iſt noch da. Der kann aber nicht mehr zu Pferde ſteigen.

Alter Knochenberg! Du biſt der heiligſte Schatz Frankreichs; deine Cypreſſenhügel ſind die grünen Gewölbe ſeines Ruhmes, deine Denkſteine das beredte Muſeum der Nation, ſtolzer als das erbeutete, ererbte und erkaufte im Louvre! Zu dieſem Steinwald werden die Väter ihre Söhne einſt führen und ſie werden hier das Buch ihrer Geſchichte in ſtarren Schriftzügen ſehen und es ſtudiren.

Welche Stadt iſt Paris! Frascati und Père la Chaiſe! Das Panthéon und die Morgue! Ein bal de l'opéra und die Courtille!

Savoyarden.

Ueber die kahlen Höhen, welche Paris einſchließen, ſehen wir einen kleinen Mann, mit Schmutz und Lumpen bedeckt, in ſtarken Schritten dahinſchreiten. Er trägt einen Querſack um den Leib, einen ſtarken Stock in der Hand und einen grauen Hut mit breiten Rändern. Neben ihm trippeln in ängſtlicher Haſt drei kleine Jungen mit rothbraunen Geſichtern. Sie ſind barfuß, haben Pantalons von Leinwand an, darüber Jacken, weit und grob, die ihnen faſt bis zum Knie reichen, und auf dem Kopfe eine Art von Nachtmütze aus einem plumper Gewebe. Alles hellbraun und dabei ſchmuzig. Die Kinder ſehen in dieſer Kleidung wie ungeleckte Bären aus, und doch gucken die kleinen Händchen und Füßchen und die artigen, geſunden Geſichter recht lieblich aus der entſtellenden Hülle hervor. Sie ſehen ängſtlich zu dem Vater hinan; ſie wiſſen nicht, wo es hingeht; ſie ſind hungrig und durſtig und freuen ſich dabei wie Kinder auf die Beſcheerung.

Plötzlich taucht am Horizonte eine unabſehbare Häuſermaſſe auf, von Baumgruppen durchzogen, aus welcher Kuppeln und Thürme majeſtätiſch emporragen. Es iſt Paris, das ſich ihren Blicken zeigt. Der Mann verdoppelt ſeine Schritte, ohne ein Wort zu ſagen. Bald haben die Wanderer die Barriere erreicht. Der Vater öffnet ſeinen Zwerchſack, gibt jedem der Kleinen ein Stück Brot, küßt den Kleinſten und ſagt: „Hier iſt die Stadt; Euer Vater hat Euch treu hierher geleitet, nun macht's wie er und bringt Euch fort. Gott hat noch keinen Savoyarden verhungern laſſen. Wenn Ihr etwas erworben habt, ſo kehrt heim in unſer Thal. Der Himmel ſegne Euch!“

Und ſomit kehrt er den Kleinen den Rücken, die ſich hingeſetzt haben und vor allen Dingen das Brot aufeſſen, das ihnen der Vater hinterlaſſen hat. Die Mahlzeit wäre nun wol gemacht, wenn nicht auch ein Trunk dazu gehörte. Doch der gute Himmel ſorgt für Alles. Unweit von ihnen ſteht ein Faß, um Regenwaſſer aufzufangen. Der Größte klettert daran empor, ſchöpft mit der Mütze daraus und reicht es ſeinen Geſchwiſtern. So erfriſcht und geſtärkt wandeln ſie auf der Straße weiter, die ſie der Zufall betreten ließ und die ſicherlich immer zum Ziele führt.

Vor einem Hauſe ſitzt ein freundlicher Mann. Ei der Tauſend! wie glotzen die drei Buben, als er ſie zu ſich hinruft und fragt, ob ſie ein Glas ſüßen Weines wollen.

Mit Freuden greifen ſie zu. So etwas haben ſie nie gekoſtet.

Der Mann geht mit ihnen ins Haus und führt ſie in ein ſchönes Zimmer. Er nimmt den Kleinſten von ihnen auf den Schooß, während die andern die ſchönen Bilder an der Wand betrachten und ſich glücklich preiſen.

Plötzlich hören ſie ein furchtbares Geſchrei. Sie drehen ſich um und ſehen, daß der freundliche Herr dem kleinen Bruder die Finger in den Mund geſteckt hat, ſie aber jetzt ſchnell wieder herauszieht und den Jungen auf die Erde ſetzt, der nun mit blutendem Munde daſitzt und ſchreit.

„Was iſt's denn weiter?" ſagt der freundliche Herr; „hier — nimm ein wenig Waſſer! Und da ſind drei Franken für Deinen Zahn." Dabei wiſcht er ihn ab, beſieht ihn und ſteckt ihn in die Taſche.

Der Kleine ſieht das Geld und hört auf zu ſchreien.

„Wollt ihr Andern auch drei Franken verdienen," ſagt der freundliche Herr, „ſo macht Euern Mund auf und laſt Euch zwei Zähne ausziehen; Ihr behaltet doch noch genug für das Wenige, was Ihr mit ihnen zu beißen haben werdet."

Wie hungrige Küchlein die Schnäbel, ſo halten die Jungen ſogleich die offenen Mäuler dem Zahnarzt entgegen, der lange wählt und prüft, denn die Zähne ſind alle ohne Makel und er zöge ſie ihnen gerne alle aus. Endlich hat er bei einem Jeden zwei der herrlichſten Schneidezähne ſich erwählt und ſeine Beute in der Taſche, verläßt der Gehülfe des Herrn Deſirabode, der alle Straßenecken in Paris mit Zahnreihen verziert, die armen Savoyarden mit blutenden Mäulern. Niemand bekümmert ſich um ſie und ſie weinen und bluten wol einige Stunden. Endlich ſchleichen ſie betrübt zum Hauſe hinaus.

Der Abend dämmert bereits und ſie laufen in den Straßen hin und her; doch ſie haben ja Geld in der Taſche, ſie kaufen ſich ein Brot, legen ſich, indem ſie es wohlgemuth verzehren, an einen ſanftplätſchernden Springbrunnen und ergötzen ſich daran, die ſchöngeputzten Leute an ſich vorüberziehen zu laſſen. Sie preiſen ſich ſelig, daß ſie der Vater in die Stadt geführt hat.

Auf einmal erblicken ſie eine Menge anderer Buben wie ſie; die tanzen und ſingen, haben poſſirliche Thiere auf dem Arme, welche ihnen gleich ſehen, und die ſchönen vorübergehenden Leute werfen ihnen Geldſtücke zu. Sie ſtehen auf, nahen ſich den Andern und werden bald mit ihnen bekannt. Anfangs ſtehen ſie als ſtumme Zuſchauer und betrachten Alles mit der größten Aufmerkſamkeit; endlich aber erkennen ſie in dem Geſange ihre heimatlichen Lieder, in dem Tanze ihren Tanz; ſie ſehen, daß man hier auf dieſe Weiſe Geld verdienen kann und ſie werden es auch ſo verſuchen.

So ſind viele Stunden ihnen ſchnell hingeſchwunden, die Lichter erlöſchen nach und nach, die ſchönen Leute verlieren ſich und ihre neuen Kameraden verlaſſen den Platz. Sie beſinnen ſich nicht lange und ſchließen ſich ihnen an.

In der fernſten Vorſtadt ſteht ein altes wüſtes Gebäude, das den Savoyarden als Herberge dient. Eine ungeheure Halle nimmt ſie Alle auf. Sie liegen dort theils auf Stroh, theils auf dem harten Stein. Ueber manchem Lager iſt ein Kreuzlein oder ein Heiligenbildchen an der Wand; daneben ſteht das Murmelthier oder die Schildkröte; der Affe ſchläft neben ſeinem Eigenthümer. Hier und da brennt eine düſtre Lampe und erhellt zur Noth die abenteuerlichen Gruppen.

Die Meiſten werfen ſich ermüdet zur Ruhe, Einige jedoch öffnen die Taſchen, die ſie an der Seite tragen, und theilen ihren Inhalt; Andere treiben Tauſchhandel; Andere endlich ſpielen um verſchiedene erbettelte Gegenſtände oder nagen einen Knochen ab, oder kauen einige Sallatblätter, die Ihnen ein mitleidiger Koch aus einer vornehmen Küche zugeworfen.

Endlich herrſcht tiefe Stille und Alles in dieſem Raume wird von einem Schlafe umfangen, den kein beängſtigender Traum ſtört, denn die armen Teufel hier haben ein gutes Gewiſſen.

Kaum graut der Morgen, ſo regt ſich's. Alles wird mit einem Male lebendig, und froh und vergnügt, ohne irgend eine Sorge, geht Alles wieder ans Tagesgeſchäft. Die Tafel iſt gedeckt wie geſtern und Erwerb gibt's gewiß, der die Baarſchaft mehrt. Wer iſt ſo glücklich wie ein Savoyarde? In einer halben Stunde iſt die ganze Halle leer und der Haufe der kleinen Thalbewohner hat ſich in die verſchiedenen Viertel der ungeheuern Weltſtadt verbreitet und bildet einen ganz originellen Theil ihrer Bevölkerung. Unſere drei Neulinge ſtehen noch unentſchloſſen da und wiſſen nicht, welchen Stand ſie ergreifen ſollen. Nach kurzem Berathen mit Einigen, die ſich ihnen freundlich genähert haben, entſcheidet ſich der Aeltere für eine Drehorgel, der Zweite für einen Affen und der Dritte, der Kleinſte und Schwächlichſte von Allen, ſoll ſich nach dem Rathe eines ihrer neuen Freunde, der viel Erfahrung hat, vor die Thür des erſten Reſtaurants zuſammengekauert hinlegen, um ſo das Mitleid er Vorüber- und Hineingehenden zu erregen. Seine Rolle cheint am leichteſten und ſie verſpricht dankbar zu ſein; daei behält er ſeine drei Franken, welche die Andern als Miethe für Affe und Drehorgel im Voraus hergeben müſſen.

Am Morgen gehen die Savoyarden mit ihren Drehorgeln und Affen in die Gegend der Tuilerien; dort in den Prachtſtraßen de Rivoli und de la Paix umſchwirren ſie wie neckende Kobolde die Spaziergänger und machen in ihrem ſchmutzigen Aufzuge zur eleganten Welt durchaus keinen Contraſt, denn ſie gehören in dies großartige Getümmel, wie die Kothhaufen an die Palaſtportale und die Verhungernden vor die Thüren der Reſtaurants. Paris iſt die Welt im Kleinen — dort überſieht man mit einem Blicke alles Große und Bewundernswerthe, ſowie alles Erbärmliche und Thörichte unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen.

Dort ſteigt eine Herzogin aus der Prachtkutſche, ſie zieht ihren Beutel und ein Frankenſtück gleitet in die Hand des Savoyarden, der ſie mit tollen Lazzi umſpringt. Hier gehen einige Herren im traulichen Geſpräche mit ihren Damen und zwei Savoyarden accompagniren ſo lange mit ihren Drehorgeln dieſes Geſpräch, bis ſie ein ſilberner Regen erfreut. Dort auf dem harten Pflaſter ſitzt einer dieſer armen Jungen mit ſeinem Affen; er ſieht ihm ſo ähnlich und theilt mit ihm einige Kohlblätter, von denen bald er, bald der Affe geſellſchaftlich und verträglich abbeißt. Einige junge Prinzeſſinnen gehen mit ihrer Bonne vorüber.

„Ach mein Gott! der arme Savoyarde!“ ſchallt es einſtimmig, und die Bonne gibt ihnen Geld, damit ſie ſelbſt es dem Savoyarden geben und ſich daran gewöhnen, Gutes zu thun. Der Junge ſteckt das Geld ein und kaut mit ſeinem Compagnon fort und fort ſeine Kohlblätter, um mehr Mitleid und Geld zu verdienen.

Die Promenade in den Tuilerien iſt geendet, es wird leer in den ſie umgebenden Straßen, die Reſtaurants im Palais-royal ſehen ihre Gäſte ankommen und die Savoyarden bevölkern nun die Rue St. Honoré, Rue de Valois und das untere Ende der Rue de Richelieu.

Im Begriffe, mit geſundem Appetit über die Schwelle eines Reſtaurants zu treten, der uns eine königliche Tafel zu ſerviren bereit iſt, ſtößt unſer Fuß an einen armen Knaben, der, in Lumpen gehüllt, auf einem Kothhaufen zuſammengekauert, zitternd vor Kälte und Hunger daliegt. Wer wird da nicht, von Mitleid gerührt, willig ihm einige Sous zuwerfen? Der Junge ſteckt ſie ruhig ein und bleibt liegen.

Die Tiſche des Reſtaurants ſind nun alle beſetzt, die Fenſter ſtehen offen und es zieht ein Gemiſch von aromatiſchen Dämpfen auf die Straße hinaus. Savoyarden ſind es wieder, die mit ihren Drehorgeln und Affen von dieſen Dämpfen herbeigezogen werden. Die Eſſenden an den Tiſchen, um den Lärm und den läſtigen Anblick los zu werden, reichen Brot, Stücke Braten, Würſte und dergl. zum Fenſter hinaus und die Jungen balgen ſich lachend darum und verlaſſen dieſen Reſtaurant, um bei einem andern den Spaß von vorn anzufangen.

Die Gutſchmecker begeben ſich in die Cafés und unſere Savoyarden verſchwinden auf einen Augenblick, um in ſchmuzigen Winkeln eine Art von Sieſte zu halten. Oftmals legen ſie ſich auch mitten auf das Trottoir hin, wie ein kleiner netter Junge, den ich ſtets ſo in der belebten Rue Vivienne fand. Auch hier ſind ſie wieder Gegenſtände des Mitleids und erhalten manche Spende.

Bald erſcheinen ſie jedoch auf dem Boulevard und hier iſt der eigentliche Schauplatz ihrer Thätigkeit.

Wenn die vornehme Welt bei Tortoni ihre Plätze eingenommen und von dort in unabſehbarer Reihe ſich die Stühle erſtrecken und dieſe großartigſte Abendgeſellſchaft ſich verſammelt hat, dann ſind wieder die kleinen, braunen, ſchmuzigen Jungen da, um mit der ſchnarrenden Veille, dem plumpeſten Tanze und der abgeſchmackten Belle Cathérine die Leute eher zu beläſtigen als zu unterhalten.

Häufig geſchieht's aber, daß eine reiche Engländerin in einer Anwandlung von sentimental humour einem ſolchen armen Jungen eine Guinée hinwirft, oder daß ein vornehmer junger Herr, der ſich von ſeiner Gebieterin beobachtet weiß, dem Savoyarden einige Fünffranken-Stücke reicht, um bei ihr ſich in dem ſchönen Lichte eines freigebigen, edeln Menſchen zu zeigen. Viele von den artigſten dieſer Jungen bringen oftmals reichen Erwerb in die allgemeine Nachtherberge; dennoch leben ſie ſchlecht, nur von Dem, was ihnen Gäſte und Köche der Reſtaurants auf die Straße hinausreichen.

Iſt der kleine Savoyard ein wenig herangewachſen, ſo iſt ſeine Beſtimmung, Kaminfeger zu werden. Das Kratzeiſen, das in ſeinem ledernen Gurte ſteckt, iſt das Zeichen ſeiner neuen Würde.

Nicht Drehorgeln, Affen und dergleichen führt er jetzt mehr. Sie gehen in Haufen mit ihren Reinigungsinſtrumenten durch die Straßen ihrem neuen Gewerbe nach, unbekümmert um die Spaziergänger und ihre jüngern Brüder, die ihnen nun ſelbſt ihre Lazzi vormachen.

Nur Abends ſieht man ſie noch an den Spielen ihrer Landsleute Theil nehmen, wenn dieſe bei einbrechender Nacht einen Haufen Kaſtanienſchalen und andern Kehricht auf den Plätzen zuſammenſchleppen, um ſich ein Feuer zu machen. Seltſam genug ſieht es aus, wenn die kleinen ſchwarzen Geſtalten für einen Sous durch die Flamme ſpringen und allerlei andere Kurzweil treiben. Die Kaminfeger präſidiren ſodann dieſen Spielen, und ſehr oft ſah ich mit flinkem

Griffe ihre Waffe, das Kratzeiſen, aus dem Gürtel ziehen und drohend in die Luft ſchwingen. Aber ſchnell ſinkt der Arm nieder, denn der Schlag mit dem Eiſen würde unfehlbar den Gegner tödten, und nie ſieht man bei ihren Spielen wie bei ihren Zwiſten Blut fließen.

Der Bube wird nun größer und kann nicht mehr durch die engen Kaminlöcher kriechen; er muß auf andern Erwerb denken. Er wird Kaufmann. Dank ſei es den Großmeiſtern der franzöſiſchen Küche, welche bereits Würmer, Inſecten und Polypen zum Opfer der Gourmandiſe erklärt haben, daß ſie bis jetzt nur die Haſen als Civet und Gibelotte behandeln, aber noch nicht ihre Felle zu einem Ragout zu bereiten belieben. Dieſe Haſenfelle ſind nun ein Legat der untern Küchenbedienten und machen den Haupterwerb der handelnden Savoyarden aus. Vom frühen Morgen bis zur ſpäten Nacht durchziehen ſie mit einem eignen Rufe, der ihre Ankunft in den Häuſern anmeldet, alle Straßen, um Haſenfelle aufzuſtöbern. Dieſer Handel bringt bedeutenden Gewinn; ſie bilden unter ſich Geſellſchaften, um ihn zu betreiben. In einem Winkel an der Porte St. Denis kann man ſie ſtehen ſehen, wo ſie mit großem Geſchrei und einer komiſchen Geſchäftigkeit ihre Abrechnungen halten, Gewinn- und Verluſtconto abſchließen und gegenſeitig ſaldiren.

Sonderbar iſt es, daß die ſchmuzige Geſichtsfarbe dem Savoyarden ſtets eigen iſt, er mag treiben, was er will. Der kleine Junge von vier Jahren, der ſoeben aus ſeinen Thälern in Paris eintrifft, iſt ſchon ebenſo eingerußt im Geſichte wie der Rauchfangkehrer, und dieſer bleicht ſich nicht im mindeſten als Haſenhändler. Ja ich ſah Savoyarden, die ihr ganzes Leben in Paris als Waſſerträger bleiben, ebenſo ſchwarz im Geſicht wie die Kohlenträger, und man ſollte doch glauben, daß die das Waſchen ſo leicht haben könnten und jeden Augenblick daran erinnert werden.

Nach zehn bis funfzehn Jahren endlich hat der Savoyard, der als kleiner Junge an der Barriere zwei Zähne einbüßte, durch Hungern und Betriebſamkeit ein Vermögen von einigen Hundert bis tauſend Franken und mehr. Nun wendet er getroſt dem prächtigen Paris den Rücken, um in ſeinem armen, rauhen Lande ein Weib zu nehmen und ſeine Tage ſo lange in Ruhe zu verleben, bis der Himmel ihm ein paar Jungen ſchenkt, die er — ſowie ſein Vater einſt ihn — nach Paris geleitet.

Die, welche in Paris bleiben, erwählen das Gewerbe der Waſſerträger, der Kohlenträger, der Stiefelputzer an den Straßenecken und der Commiſſionäre. Ihre Eigenthümlichkeiten verlieren ſich jedoch nie. An Entbehrungen aller Art von Jugend auf gewöhnt, führen ſie ein nüchternes, arbeitſames Leben, haben durchaus keinen Begriff von den gewöhnlichſten Bequemlichkeiten, tragen keine Sorge für Geſundheit oder Reinlichkeit und bringen ihre Zeit faſt immer unter freiem Himmel zu.

Mein Stiefelputzer war ein Savoyarde, Joſeph mit Namen, ein ehrlicher Burſche, der ſtets mich mit der größten Pünktlichkeit bediente. Eines Tages läßt er mich im Stiche. Als er am andern Morgen erſcheint, bringt er verlegen ſtammelnd folgende Entſchuldigung vor: „Mein Weib, die mir Morgens ſtets bei der Arbeit hilft, bekam geſtern plötzlich, als wir an der Ecke der Straße, auf meinem gewöhnlichen Platze, die Stiefel putzen, heftige Wehen und in wenigen Minuten war ein Knäbchen da — ein Söhnchen, das mir ſo eigentlich auf dem Eckſtein geboren wurde. Ich und mein Bruder brachten ſie nach Hauſe, und da ſie ſo geſund und friſch war und der Junge auch, ſo konnte ich dem Drang der Freude nicht widerſtehen und trank beim Nachbar Weinhändler einige Gläſer. Es mochte wol zu viel geweſen ſein, ich habe ſie wahrhaftig nicht gezählt; „mais", ſetzte er mit beſcheiden geſenktem Blicke und großem Ernſte hinzu, „ce qu'il y a de vrai, je me trouvais dans une situation, où je n'osais me présenter devant Monsieur, pour exploiter mon ouvrage."

So drückte ſich mein Stiefelwichſer aus, der die Schicklichkeit beſaß, mich eher im Stiche zu laſſen, als in einem unanſtändigen Zuſtande vor mir zu erſcheinen.

Die Le Normant.

Im neunzehnten Jahrhunderte iſt es ſchwer, den Ruf einer Wahrſagerin, Wunderthäterin oder Hexe zu erlangen; dafür iſt aber auch die Ehre des Verbrennens nicht mit dieſem Titel verknüpft.

Jene fromme, reiche Bürgersfrau, ich glaube, ſie lebte in Augsburg, die, Eine der Erſten, die Bibel auf ihre Koſten drucken ließ, worin unglücklicherweiſe der Druckfehler ſtand: „Du ſollt ehebrechen!" wurde als Hexe erklärt und mußte den Scheiterhaufen beſteigen. So leicht wurde es damals den Leuten gemacht und dabei doch als etwas Außerordentliches betrachtet. Nicht ſo heutzutage. In dem frivolen Paris, das ſo wenig an Wunder glaubt, lebt eine Frau ſeit vielen Jahren, die in dem Rufe ſteht, in die Zukunft zu ſchauen und dem Menſchen ſeine Schickſale vorauszuſagen.

Ehe der Kaiſer ins Feld zog, ließ er die Le Normant heimlich zu ſich kommen, um ſich von ihr prophezeihen zu laſſen. Man wußte, daß ihr Ausſpruch ſtets zutraf, und ſie kam in großes Anſehen. Die ungeheure Bevölkerung ſtrömte ihr zu; ſie wußte in allen Lebensverhältniſſen durch ihr Wahrſagen den richtigen Weg zu bezeichnen.

Da dennoch aber den Franzoſen, gleich andern Leuten, ſo Vieles fehlſchlug, ſo müſſen ſie wol den Weg der Le Normant nicht ſtets befolgt haben.

Die Folgen der letzten Revolution hat ſie auch alle voraus gewußt, ſie hat höchſt merkwürdige Träume gehabt, und dieſe Träume ſind im Druck erſchienen, angethan mit myſtiſchem Zeuge, kabbaliſtiſchen Zeichen und Hieroglyphen.

Sie hat in dieſen Seher-Träumen Unterredungen mit allen vergangenen und kommenden Dynaſtien Frankreichs gehabt, und man kann nicht leugnen, daß „Methode in ihrem Wahnſinne“ iſt.

Aber nicht blos um Weltenſchickſale bekümmert ſich die Hohe, ſondern ſie läßt ſich herab, auch dem armen Erdenſohne, der nichts hat wie eine Geliebte, oder eine zu erhoffende Erbſchaft, oder ein Plätzchen in irgend einem Bureau, die Zukunft zu erſchließen. Ganz entgegen der Schiller'ſchen Jungfrau, die ſich um ſolche Lappalien nicht kümmern will, und die arme Agnes Sorel ſo unbarmherzig abziehen läßt.

Die Zukunft zu erfahren iſt eine verzeihliche Neugierde, mich trieb aber nicht dieſe, ſondern eine für den Herausgeber eines „Pariſer Album's“ viel verzeihlichere, die Bekanntſchaft der modernen Hexe zu machen, um ſie ſodann meinen Leſern ſchildern zu können.

Da man mir ſagte, daß ſie ſehr beſetzt ſei, und man immer ſich eine Audienz ausbitten müſſe, ſo ſchickte ich am Montage zu ihr, und erhielt die Erlaubniß, mich Donnerſtag zwiſchen vier und fünf Uhr bei ihr einzufinden.

Es war im Herbſte und ein regneriſcher Tag. Mein Wagen rollte durch viele Gaſſen und Gäßchen, bis er endlich durch einen Thorweg in einen Hof fuhr, wo bereits andere elegantere Wagen hielten.

Ich ſtieg eine unanſehnliche Treppe hinan und ward in ein kleines Zimmer geführt, das von einer Hängelampe erleuchtet wurde. Vorhänge und Meubel waren nicht prächtig, doch modern und zierlich. Ich ſetze mich zum Kamine und blicke die Flamme an. Mein Blick fällt in den Spiegel über demſelben und ich bemerke darin ein weibliches Bildniß. Ich wende den Kopf und ſehe es in Lebensgröße vor mir. Eine majeſtätiſche Dame, im grünen Sammetüberrocke, eine Toque mit Federn auf die blonden Locken gedrückt. „Es iſt die Le Normant," ſage ich zu mir ſelbſt, und bin bemüht, meine phyſiognomiſchen Kenntniſſe an dieſen merkwürdigen Zügen geltend zu machen. Dies mochte eine Weile geſchehen ſein, und immer kam die Dame nicht — ſie wird mich doch nicht vergeſſen haben? Ich trete an's Fenſter — die Wagen halten noch — ich erkenne ſogar einige Livreen. „Es gibt in dieſer Zeit viel zu prophezeihen!" denke ich, und drücke mich in einen Winkel des Sophas und ſchlummere ein. Die Leſer werden denken, daß dies ein magnetiſcher Zauberſchlaf geweſen iſt, und daß ich daraus zur Clairvoyance erwacht ſein werde; ich will aber gleich bekennen, daß mein Schlaf wie mein Erwachen gleich natürlich waren, daß aber, als das letztere eintrat, die Uhr bereits ſieben zeigte, ich alſo ſchon dritthalb Stunden wartete.

Schon wollte ich ins Vorzimmer hinaus, um mein Daſein höflichſt in Erinnerung bringen zu laſſen, als ſich dem Sopha gegenüber, zur Seite des Kamins, eine Tapetenthüre öffnete und ein kleines Frauengebild im cramoiſiſammtenen Ueberrock, mit Blondenkranze und Toque, zu mir eintrat. Dem alten, runzligen Geſichte gaben die falſchen blonden Locken einen widerwärtigen Anſtrich von Jugend und der üble Eindruck, den die unanſehnliche Geſtalt machte, wurde noch durch die kokette Tracht ſehr verſchlimmert.

Ich ward von ihrer Gegenwart unangenehm berührt; wenn ich mir aber ſchnell in Gedanken die Bilder von Macbeth's Hexen und Van der Velde's Pulmeiſe hervorrief, ſo konnte ich denn doch mit Derjenigen, welche vor mir ſtand, recht zufrieden ſein.

Mamſell Le Normant betrachtete mich einen Augenblick bedeutſam und fragte dann, zu welchem Preiſe ich mir wahrſagen laſſen wollte.

Ich muß bekennen, daß dieſe erſte Anrede mich verwirrte.

Dieſe Pariſer machen von Allem gleich ein Gewerbe. Es iſt Alles ſo baar von Poeſie, ſo materiell, es dreht ſich um den leidigen Gewinn. Man denke ſich einmal eine deutſche Le Normant in Berlin und nun dieſe Pariſerin mit ihrer nüchternen Einrichtung, ihren blonden Vorderlocken und ihrem Prophezeihungstarif.

Die alte Schauſpielerin Schick, die doch gar nicht zu zaubern verſtand, machte bei ihren maleriſchen Poſituren mehr myſtiſche Flauſen und zog hierdurch mehr die Deutſchen an, als durch ihre Kunſt. Werner nannte ſie Pythia, und wir würden ſie noch bewundern und Gedichte auf ſie machen und ihr allerlei Namen geben, wenn ſie nicht ſelbſt der Spaß ſatt bekommen hätte und Hebamme geworden wäre.

Die myſtiſche Poſiturenmacherin wurde aber von denſelben Pariſern ausgelacht, welche die ſich in den geſellſchaftlichen Formen bewegende Le Normant als Zauberin verloren. Mit den Wahrſagern im Tivoli und anderswo, die ihre Kunſt wol eben ſo verſtehen, als jene, aber wie die Zauberer im Talare und der Spitzmütze daſtehen, treiben die Pariſer loſe Scherze und Neckereien.

Ich bat, Madame möge mir ſagen, wie die Preiſe beſchaffen ſind.

Sie antwortete trocken: der allerniedrigſte ſei 10 Franken, und hierfür erführe man natürlich faſt ſo viel als nichts, dann ging es zu 20, 30, 100 bis 300 Franken, das wären die theuerſten Prophezeihungen und, wie natürlich, die ausführlichſten. Ich bat um eine recht gute für 20 Franken, und ſetzte mich, auf einen Wink von der Hexe, auf das Sopha.

Sie hatte ſogleich ein Spiel Karten zur Hand, und man denke ſich — ſie legte mir auf ganz gewöhnliche Weiſe die Karte — ſtrich die 20 Franken ein und begleitete mich bis an die Thüre des Zimmers.

Was ſie mir offenbarte, erlaube mir der geneigte Leſer ihm zu verſchweigen, es war nicht ſehr erheblich; aber wie viel kann man denn für 20 Franken von ſeinem Schickſale erfahren? Ich will gern glauben, daß man für 300 Franken etwas Erkleckliches wiſſen wird; aber ein deutſcher Schriftſteller darf ſolche Extravaganzen nicht begehen, um ſeine Album-Artikel intereſſanter zu machen, überzeugt, daß es mir mein Verleger nicht Dank gewußt, noch weniger die Auslagen erſtattet hätte.

Meine Landsleute.

Langſam zieht ſich ein Zug von Weibern und Kindern aus der ſchmutzigen Vorſtadt St. Denis nach dem Boulevard hin. Einige derbe Burſche folgen träg. Laut ſchreiend ſpringt ein fluchender Kerl ihnen nach, die eine Hand gerade hin ausgeſtreckt, als wollte er die Langſamen damit erreichen, die andere Hand beſchäftigt, mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzuſtreichen.

Die Andern wandern ruhig fort und brummen ihm maulfaul eine Antwort, ohne ſich umzudrehen.

Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerkſam und bilden eine Reihe, um den Zug vorbeizulaſſen. Der ſchreiende Kerl hat ſich nun zu den Andern geſellt und hört mit Schelten und Fluchen nicht auf.

Ich ſitze da auf einem gemietheten Stuhle und leſe den National; plötzlich werde ich aufmerkſamer auf die Fremden, die mir ſchon aus der Ferne als ſolche erſchienen waren. Es ſind die ſüßen Töne meiner Sprache, die ich vernehme — mein Geſicht legt ſich in die freundlichſten Falten — denn ich höre: „Vreneli und Hansli,“ und „was papperſcht denn a ſo mit dei'm Schnäbeli?“ oder, ich träume es zu hören.

Es ſind ehrliche Schwarzwälder oder Breisgauer, die ihr ſchönes Land verlaſſen, um über den Pariſer Boulevard und den Ocean ein Plätzchen zu ſuchen, das ſie einem Tiger oder Wilden abdringen, und worauf ſie ſich ein Hüttchen bauen können. Das müſſen ruhm- oder gewinnſüchtige Leute ſein, würde man ſagen, wenn man es nicht beſſer wüßte!

Die guten, einfachen Leute, die genügſamen, arbeitſamen Süddeutſchen, welchen Gefahren werden ſie Tag hinzu müſſen! welchem Elende werden ſie ſich preisgegeben ſehen! Die Männer werden zu der ſchwerſten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Ueberfahrt zu bezahlen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil dieſe tief unten im unterſten Raume verſchmachten.

Die Armen! ſolchem Elende entgegen zu gehen — und als Vorſchule dieſer Plagen durch zwei Reihen ſchäkernden Geſindels durchwandern zu müſſen.

„Ce sont de véritables Allemands!" hörte ich die Gaffer ſagen, als wären ihnen ſchon oft falſche für ächte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, ſo gut wie die Franzoſen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper; etwa wie ſich der Huf des Boulogner Pferdes zum luſtigern des Normannes verhält; und ſtatt der vielgeſtaltigen, buntſcheckigen franzöſiſchen Casquets trugen Jene geſtrickte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unförmlichen Hut.

Die Weiber hatten ſehr lange Röcke an, und konnten alſo nicht vogelartig wie Franzöſinnen einhertrippeln, ſondern ſchleppten ſich vielmehr, als wären ihre Beine gefeſſelt, wie Baugefangene auf dem glatten Trottoir. Die Jacke war ſehr kurz, daher erſchien der obere Theil ihres Körpers unverhältnißmäßig zum untern. Auf dem Hinterkopfe, faſt in den Nacken geſchoben, trugen ſie gepolſterte Mützen, ähnlich den Fallhüten der Kinder. Am Buſen einer Jeden flimmerte aber ein ſilbernes Kreuzlein, das Erbſtück des Hauſes, ſeit Jahrhunderten vom Halſe der Töchter ſo herabhängend — die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich ſo in Ehren halten.

Meine reinlichen Deutſchen blieben unfern von mir ſtehen und kauften einen Kamm.

Im Kreiſe ringsumher ſtellten ſich die Franzoſen, die großſtädtiſchen Pariſer, und machten ihre Gloſſen. Sie, welche die tollſten Fratzen, die verrückteſten Maskeraden täglich auf ihrem Boulevard zu ſehen bekommen, konnten ſich nicht ſatt verwundern über dieſe Handvoll Auswanderer!

Ein Menſch, der ſich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abenteuerliche Mütze zuſammengelegt hatte, die er ſchief auf dem einen Ohre trug und deshalb von Niemandem ausgelacht wurde, hatte ſo wenig Savoir vivre, den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut zu beſpötteln.

Ein Anderer in plumpen Sabots und ohne Strümpfe betrachtete die breiten Meſſingſchnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden.

Ein altes, ſchmutziges Weib mit fliegenden Haaren und einer zerdrückten und zerriſſenen Dormeuſe, ſagte im abſprechenden Tone, als wäre ſie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „In der That, dieſe Hauben ſtehen den Frauen ganz artig, ſie ſehen darin beſſer aus, als wenn ſie ihre ſchwarzen Kappen tragen, die ihnen das Anſehen von Fledermäuſen geben.“

Der Raum war geſchafft und die Deutſchen zogen ihres Weges weiter.

Der alte ſchwarzwälder Bauer, der früher ſo geſchrieen und geflucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm Eines der jungen Weiber bei der Hand — es war vielleicht ſeine Tochter — und ging mit ihr an der Spitze des Zuges.

„Tiens,“ ſagte ein Gaſſenjunge vor ſich hin, „der Deutſche führt ſeine Dame“ —

„Er gibt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine niedliche Blumenverkäuferin, die im Gehen einen Strauß band und den Zwirnsfaden aus dem Munde hängen hatte.

„Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaiſerreichs," brummte un vieux brave mit einem Stelzfuße mir zu, da er mich für einen Franzoſen halten mochte. „Dort muß man dieſe Leute ſehen. Dort iſt nichts als pommes de terre, viel Dreck und dieſe Deutſchen!"

„Nicht möglich!" rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengaſſe, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Verſpotter zu bekümmern.

Die drei Tage.

Nach ſolchen Tagen, wie die drei letzten des Julius 1830, iſt nichts wol im Stande, die Hefe in Paris ſo von Grund aus aufzurühren, als die letzten Faſchingstage. Da bekommen die Habitués des Boulevard-des-Italiens Beſuche, die ſich im ganzen übrigen Theile des Jahres vergebens dort erwarten laſſen. Der arbeitſame und gewerbfleißige Vorſtädter von S. Denis, der mit Feuer und Thon wirthſchaftende von St. Antoine vertauſchen ihre Werkeltagskleidung gegen bunte Maskentracht; der in Elend hinbarbende Lumpenſammler von St. Marceau flickt ſein Wamms und trinkt ſich einen Rauſch, und der von allen Freuden der glänzenden Hauptſtadt entfernte Bewohner von St. Jacques erſcheint — obgleich Pariſer — fremd in dem lebendigen Treiben der Boulevards.

Dieſer Sonntag ſah nur wenige Masken; der Montag keine, der Dienſtag endlich brachte Regen und verdarb der Polizei die Freude, denn ſie hatte den Escrocs und ihren

Dirnen bedeutend Geld austheilen laſſen, um die Luſtigkeit des Volksfeſtes zu erhöhen, da dem ruhigen Beſchauer, deren es ſo manchen gab, ſonſt leicht die bedenklichen Zeiten einfallen mußten.

Trotz des bedeutenden Regens durchzogen nun die erkauften Fröhlichen der Polizei auf Wagen und zu Fuße die Straßen, hielten bei den Weinwirthen, ließen ſich Wein herausbringen, tranken viel und anſtändig und machten wol auch Hörnermuſik. Hunderte von Menſchen umſtanden dann den Wagen, gafften und lachten, aber recht ausgelaſſen wollte es nicht werden. Von den Masken zu Fuße waren viele als Cholera verkleidet; als alte zerlumpte Weiber nämlich, mit dicken Bäuchen immer durch Pantomime Kolik ausdrückend. Ein Paar Kerle in zerriſſenen Röcken und ſtrotzenden Taſchen brachten viel Leben in den Haufen. Sie liefen den Boulevard auf und ab und Volk in Menge hinterher. Ein kleines Mädchen fragte ihren Vater, was die Masken vorſtellten, und er antwortete ganz ernſt: „ils se sont déguisés en scélérats, mon enfant!“

An Freiheitsbäumen, Schildern und Fahnen, an galliſchen Hähnen und Inſchriften fehlte es auch nicht, doch war dabei Alles fein ehrbar, „einige chie-en-lit“ (eben ſo unüberſetzbar für zarte deutſche Ohren wie „cul de sac“) ausgenommen.

In der Woche, welche den „jours gras“ voranging, wurde an allen Straßenecken ausgerufen:

„Ordre et marche du boeuf-gras.“

Herr Cornet aus Caen war derjenige, der dieſes Wunderthier mit ſieben Anderen auf den Markt gebracht hatte. Der Schlächtermeiſter (im pariſer Tone: marchand boucher) Herr Denaux, wohnhaft place Maubert Nr. 44., kaufte ihn. Aber der Preis iſt Staatsgeheimniß geblieben. Einige mir befreundete Collegen des Käufers taxirten ihn auf 2000 Franken. Sein Gewicht kann ungefähr 3000 Pfund geweſen ſein; das Beſtimmtere war nicht auszumitteln. Herrn Cornet die Ehre, der ſeit zehn Jahren die ſchönſten Vieh-Eleven der Normandie zu Markte brachte.

Der Zug des Ochſen ging am Sonntage den 4ten März, wie das gedruckte Programm beſagte, aus den Schlachthöfen in Ville-juif nach der Polizei-Präfectur und dem Stadthauſe, und begab ſich dann wieder in ſein Standquartier zurück.

Am Montage erhob ſich der Zug, um die Tuilerien und das Palais-royal zu beſuchen. Am Dienſtage endlich machte der Ochſe dem Palais Bourbon und den Boulevards ſeine Aufwartung.

Die meiſten öffentlichen Inſtitute, ſowie auch reiche Privatleute, wurden von dem boeuf-gras im Vorbeigehen mit einem kurzen Beſuche beehrt; doch wurde hierbei der reichſte Mann in Paris, ein weltberühmter Banquier, ganz unbegreiflicherweiſe übergangen, der bereits 500 Franken zurecht gelegt hatte, um ſich über dieſe Auszeichnung gebührend zu bedanken, wenn ſie ihm zu Theil geworden wäre. Ich lag im Fenſter und ſchaute aufs tolle Treiben hinab, wie Jupiter in der bekannten Wiener Poſſe. Mein Nachbar, der Weinwirth, ließ eine herzzerreißende Muſik machen, ſeine Thür war geöffnet, Maſken hielten in Haufen davor mit Geſchrei und ausgelaſſener Fröhlichkeit; mein Aufwärter, der wohlbekannte Pierre aus dem Café-anglais, machte die Honneurs.

Plötzlich wendet ſich mein Auge nach dem Boulevard hin, wo Trommeln und Pfeifen ertönen. „Le boeuf-gras!“ ſchreit Alles.

Einige Gendarmen eröffnen den Zug, der im Geſchwindſchritt vorübereilt. Dann kamen Trommeln und Pfeifer, Spanier und Wilde zu Pferde und zu Fuße, Genien mit Guirlanden, die bereits drei Tage durch den pariſer Straßenkoth gehetzt worden waren; Männer in Perücken, welche den Ochſen führten, der mit einer rothen Decke behängt war, worauf ein ſchmutziger Amor ſaß; alsdann folgte ein Hercules mit der Keule, deſſen Statur ebenſo bewundernswerth war wie die des Ochſen. Den Beſchluß machte ein großer Wagen, worauf ſich ein Quodlibet von Maſken befand. Einige Freudenmädchen als Göttinnen zeichneten ſich beſonders darunter aus. In ihrer Mitte ragte ein langer Stab hervor, worauf ſich ein kleines goldnes Oechſlein befand.

Straßenjungen und müßiger Pöbel, der kein Geld hatte, um die allgemeine Luſtigkeit auf andere Weiſe mitzumachen, erhob einiges Geſchrei und ſtürzte dem Ochſen nach.

Während dieſer bunte Zug nun links von meinem Fenſter auf dem Boulevard des Italiens ſich vorübertrollte, zog ein anderer mit feierlichem Ernſte rechts die parallellaufende Rue favart hinab.

Dort Freudenmädchen, Metzgerknechte, Stadtpfeifer, Escrocs, Pöbel und Straßenjungen, die einen Ochſen buntbehängt und als einen Gegenſtand toller Verehrung zum Schlachtbeil führen; hier in demſelben Augenblicke ein Zug, an deſſen Spitze ich Humboldt, Sylveſter de Sacy, kurz die glänzendſte Gelahrtheit erblicke, die Elite der Rednerbühne, welche einen berühmten Mann zu Grabe geleiten. In dem ſchwarzen Sarge liegt Champollion der Jüngere, derſelbe, der in Aegypten die Hieroglyphen entziffern lernte, und nur die einzige nicht verſtand, die ihm am Leben zehrte und es im 41ſten Jahre endete.

Es lag eine bittere Ironie darin, daß beide Züge zu gleicher Zeit hier den Ochſen, dort den Gelehrten den letzten Gang führten. „Den Weg zu ihrer Beſtimmung,“ wie die Franzoſen ſich ſo gern in ihrer Sprache ausdrücken.

Ich lag am Fenſter und wendete den Kopf bald rechts, bald links — ich wurde dadurch geſtört, genaue Bemerkungen zu machen, und bitte mich daher zu entſchuldigen, wenn ich nicht genau anzugeben weiß, wie viele Kutſchen Champollion's Sarge folgten.

Memento mori!

1.

Sie ſaß mir gegenüber in ihrem Bureau, die zierliche Frau, und grüßte alle Leute und ſchrieb in die großen Bücher, die vor ihr lagen, und zog wol tauſendmal des Tages die Handſchuhe von den weißen, feinen Händchen, um kleines Geld herauszugeben. Und dabei ſchauete ſie mit den großen Augen den Mann, der vor ihr ſtand, recht feſt an, doch ohne einen beſonderen Ausdruck in ihren Blick zu legen, der denn auch, war das Geſchäft beendigt — ſich wieder auf Andere hinlenkte. Ich ſah der Frau Stundenlang zu und zerriß ſelbſt mehr Handſchuhe als gewöhnlich, um neue bei ihr zu kaufen; man muß aber auch in Paris einen ganz eigenen Handſchuhluxus machen.

Den Mann ſah man ſelten, er war in ſeiner Fabrik von Morgens bis Abends beſchäftigt, und nur an Tagen, wo die Nationalgarde paradiren mußte, trat er in ſeiner hohen Bärenmütze, ſich tief bückend, aus der niedern Thür. Er war ein lang aufgeſchoſſner Mann mit einem bleichen

Geſichte ohne Bart. Die Farbe ſeiner Haare konnte ich nie ſehen, weil ich nie andere als Bärenhaare auf ſeinem Kopfe erblickte. Ich wohnte nun drei Monate dem Handſchuhmacher gegenüber, und hatte nur bemerkt, daß unter den Kunden, die am öfterſten wiederkehrten, ſich ein junger Mann in Huſarenkleidung und ſtattlichem Backenbarte ganz beſonders auszeichnete. Da meine Beobachtungen am Fenſter mit Aufmerkſamkeit fortgeſetzt wurden, ſo hatte ich es bald weg, daß der bärtige Huſar von der zierlichen kleinen Frau ſehr begünſtigt wurde, denn für ihn hatte ſie nicht nur Handſchuhe — ſondern . . . . kurz die Sache ſchien dem Novellenjäger eine gute Beute zu verhelfen, und ich forſchte mit verdoppelter Emſigkeit dem Verhältniſſe nach.

2.

An einem ſchönen Nachmittage verließ ich den Schreibtiſch, um mich in das Gedränge der Boulevards zu miſchen. Meine Handſchuhe waren ſchlecht, ich mußte ein Paar neue haben, und trat daher zur Nachbarin in den Laden. Im Winkel ſaß der Huſar, eine Taſſe Bouillon trinkend, am Morgen hatte ich den Mann auf die Wache ziehen ſehen. Das Weibchen war ſehr vergnügt, und ſah mit den blitzenden Augen über die Handſchuhe hinweg, die ſie mir zur Auswahl vorgelegt hatte, nach dem frühſtückenden Huſaren hin. So ſind die Frauen alle in Paris. Die Mädchen haben mehr Züchtigkeit als anderswo, aber ſo wie der Contract beim Maire unterſchrieben iſt, haben ſie ein Recht, ſich einen Cicisbeo anzuſchaffen.

Ich trat aus dem Laden und grüßte Madame und ihren Vetter aus der Provinz, denn ſo hatte ſie mir den Huſaren vorgeſtellt, ich lächelte und drückte ihr das Händchen, denn ich konnte mir das ſchon erlauben als dreimonatlicher

Nachbar, und fragte, ob ſie nicht auch vom ſchönen Wetter profitiren wollte.

Sie zuckte die Achſeln und antwortete, ſie ſei die Sklavin ihres Handſchuhmagazins, und überdies heute — wo ihr Mann auf der Wache ſei, und die ganze Nacht nicht einmal nach Hauſe komme, wo ihr alſo die Aufſicht über Alles auf dem Nacken läge.

Ich lächelte — ich weiß ſelbſt nicht warum. Der Huſar legte die Hand an den Kalpack und nickte ihr freundlich Dank für die Suppe — auch ich ſagte Adieu und wir gingen zu gleicher Zeit aus der Thür — ich und der Huſar — er rechts — ich links.

3.

Spaziergang und Mittagseſſen waren längſt vorüber. Ich lag rauchend im Fenſter. Die Handſchuhmacherin trat, ſich die Hände reibend, unter die offene Thür und trällerte ein Vaudeville, das wie Nachtigallenſchlag klang. Die Geſellen verließen grüßend das Haus. Das Tagewerk war abgethan. Es war 11 Uhr und mit Hülfe des Concierge machte das Weibchen ſelbſt ihren Laden zu. Die Straße war ganz finſter geworden. Meine Pfeife ſchmeckte mir beſonders gut, ich blieb am Fenſter. Es dauerte nicht lange, ſchleicht's die enge Straße herauf. Es iſt der Huſar. Er klopft ein einziges Mal leiſe an und die Thür wird von innen geöffnet und leiſe angelehnt. Dem Manne, dem ehrlichen Handſchuhmacher, wird's das Leben nicht koſten, denke ich, der liegt gut und warm bei den Kameraden auf der Pritſche. O, Weiber! Weiber! denke ich und verweile recht lange bei dieſem Gedanken. Aber wer weiß auch, was der Handſchuhmacher für ein Mann iſt. Horch! Geräuſch im Hauſe. Sollten die Liebenden bei ihrem Frevel verrathen ſein? Es reißt die Hausthür auf — es ſtürzt auf [illegible] Straße. Der Huſar iſt's — aber viel kleiner — es [illegible] die niedliche Frau, die in den Kleidern des Buhlen mit Blitzesſchnelle die Straße hinabläuft. Ich höre ihr angſtvolles Schnaufen aus gepreßter Bruſt — gleich als wenn Furien ihr folgten, ſtürzte ſie fort. — Sie hat die Stiefel in der Hand, die Uniformpantalons ſcheinen ihre Eile zu hemmen und ſie ſtolpert an der Straßenecke — da rafft ſie ſich auf und iſt auch ſogleich meinen Blicken entſchwunden.

4.

Jetzt bin ich am Fenſter feſtgebannt. Im Hauſe rührt ſich nichts mehr. Der Huſar iſt alſo noch drinnen. Eine Stunde iſt ungefähr verfloſſen, ſeit ich die Frau verſchwinden ſah, und kein Schlaf kommt in meine Augen. Da trabt's an dem entgegengeſetzten Ende der Straße. Es kommt näher. Ich erkenne den Nationalgardiſten-Handſchuhmacher, meinen Nachbar. Hat ihn die kleine Frau herbeigerufen? Sie iſt nicht bei ihm — auch kommt er vom andern Ende der Straße. Wie wird das ablaufen?

Der Mann ſteckt den Schlüſſel in das ihm wohlbekannte Schloß und öffnet leiſe die Thür. Alles iſt und bleibt ſtille.

Schon will ich mich vom Fenſter in das Bett verfügen, und denke, das tolle Abenteuer will ja gar kein Ende nehmen. Da plötzlich wird's laut gegenüber. Lichter flackern Trepp auf und ab. Die Fenſter in des Handſchuhmachers Entreſol werden hell. Man reißt die Thür auf. Man läuft fort und kommt mit fremden Leuten zurück. Die Nachbarn erſcheinen auf der Straße und das Haus des

Handſchuhmachers füllt ſich mit Neugierigen. Auch ich geſelle mich zu ihnen.

Der Polizeikommiſſär nimmt einen Proces-Verbal auf und ich höre folgende Ausſage des Mannes.

„Eine Unpäßlichkeit, die mich auf der Wache überfiel, war die Urſache, daß mir der Commandant erlaubte, nach Hauſe zu gehen, um mich in mein warmes Bett zu legen. Um meine Frau nicht zu wecken, trete ich leiſe ein, ziehe mich ebenſo aus und lege mich — wie ich meine — an ihre Seite. Doch ſtatt deſſen verſpüre ich bald einen kalten Körper neben mir. Eine Todesangſt überfällt mich. Ich greife im Finſtern mit den Händen umher und berühre einen ſtarken Backenbart, jetzt rufe ich meine Frau und erhalte keine Antwort; Ich hole Licht und finde einen todten Mann in meinem Bette, und von meinem Weibe keine Spur.“

In der That lag die Leiche des Huſaren, den ich ſogleich erkannte, vor meinen Augen. Man forſchte die ganze Nacht umher, um die kleine Frau aufzutreiben, aber vergebens. Den Stand des Todten verrieth nichts, da ſie die Kleider mitgenommen hatte.

5.

Am andern Morgen führt mich der Weg in die Cité. An der Morgue iſt ein Auflauf. Man hat ſoeben einen Leichnam dahin gebracht. Ich laſſe mich maſchinenmäßig von dem Gedränge hineinſchieben.

Da lag die kleine zierliche Frau todt am Boden — die naſſen Huſarenkleider hingen wehmüthig träufelnd über ihrem Antlitz.

Kempelen's Schachmaſchine.

Der Deutſche, der nie in Paris war, macht ſich oft ſeltſame Begriffe von dieſer Stadt. Man ſpricht von Paris, und dabei denkt man ſogleich an Sittenverderbniß — Spiel — Betrug — Liederlichkeit — Spitzbuben aller Art, und — Freudenmädchen.

Was das Erſte betrifft, ſo kann man wol in Deutſchland auch nicht darüber klagen. Eine deutſche Stadt von 80,000 Einwohnern verhält ſich in dieſer Hinſicht zu Paris wie 80,000 zu 800,000. Der geheimen Sünder gibt es überall in großer Menge; es kommt alſo nur darauf an, den Grad der Sittenverderbniß zu tariren, und da wird dann gewöhnlich der Maßſtab angelegt, inwiefern Laſter und Gemeinheit ſich mit Frechheit paaren und zur Schau gelegt werden. Es iſt wahr, daß es in Paris Reviere gibt, wo den ganzen Tag über eine Menge verlorner Kinder mit geſchminkten Wangen, kichernd und einander neckend, hüpfend und tändelnd auf- und abwandeln. Im Anfange erregen ſie die Aufmerkſamkeit des Fremden, der ſich jedoch bald von ihnen mit Abſcheu wegwendet, wenn er ihr Treiben erkannt hat, und der dennoch damit endigt, Eine oder die Andere von ihnen wieder mit größerer Aufmerkſamkeit zu betrachten. — Dieſe Geſchöpfe beläſtigen jedoch weder den einſamen Denker im Jardin du Luxembourg, noch den eleganten Stutzer in den Tuilerien, noch den aufmerkſamen Zuhörer im Theater der vornehmen Welt; alle dieſe Orte ſind rein von ihnen; und ſelbſt das alte, verrufene Palais-royal iſt durch Gisquet's Bemühungen um ſeine Weltberühmtheit gekommen. Ein Viertel iſt nun aber ganz von den „verlornen Kindern" eingenommen, und hier ſchweifen ſie umher zu allen Tageszeiten, bald wie ein

Irrwiſch, der hin und her flackernd endlich vor einem ſumpfigen Winkel mit lockender Miene ſtehen bleibt, oder wie ein Schmetterling, der mit ſeinen bunten Flügeln eine Pfütze ſtreift und hineinfällt. Dies Viertel iſt vom Börſenplatz nach der Panoramenpaſſage, und von der Feydeau- und Säulenſtraße eingeſchloſſen; vermeidet man dieſe Orte, ſo iſt der Züchtigſte geſichert, ſeine Augen nicht beleidigt zu ſehen.

In einer dieſer verrufenen Straßen, der Rue des Colonnes, befindet ſich ein Haus, Hôtel Feydeau genannt, mit einem ſchmuzigen und unanſehnlichen Kaffeehauſe, einem Winkel für Kommiſſionäre und Handelsleute, die hier ihr petit-verre nehmen und ihre kleinen Abrechnungen halten. — Betrachten wir einmal jenen kleinen Mann, der die Pfeife im Munde mit gekrümmtem Rücken leſend am Ofen ſitzt. Ein ſonderbares, vergelbtes und verſchrumpftes Menſchengeſicht, die Haut nicht unähnlich einem gewaſchenen, nicht geglätteten Handſchuhe, die großen Augen gleich denen einer Eule am Tage, aus ihren weiten Kreiſen theilnahmlos in die Welt glotzend und geſpenſtiſche Blicke daraus verſendend, eine kleine, gelbliche Perücke nur knapp den blanken ſchön gewölbten Schädel bedeckend. Die Kleidung nachläſſig, ſchmuzig, doch nicht unmodern.

„Und wer iſt dieſer Mann?" höre ich fragen, „der mit inem Aufwand von Hoffmann'ſchen Farben hier geſchildert urde?" — Mr. Alexandre aus Würzburg, ein Mann, er einſt ganz Europa in Erſtaunen ſetzte, und ſich dafür ur einige Unbequemlichkeiten holte — ein Mann, der den rößten Mechanikern, Mathematikern und Phyſikern ein naufgelöſtes Räthſel zu rathen gab und dafür jeden Tag vei Louisdors in die Taſche ſteckte — ein Mann, der un- ſehen ſeine kleine Tabakspfeife rauchte und ſeinen Gegner dabei in Wuth und Verzweiflung ſetzte, — kurz — Mr. Alexandre iſt einer der erſten jetzt lebenden Schachſpieler, derſelbe, der einſt des Herrn v. Kempelen's Schachmaſchine belebte, und nunmehriger Inhaber des Café Alexandre, Rue des Colonnes Nr. 11. in Paris. Wer hätte wol von Kempelens Türken nicht gehört, der da ſaß mit dem gravitätiſchen Ernſte eines Muſelmannes, unbeweglich und ſtarr, wie es einem wohlgezogenen, unaufgezogenen Automaten geziemt? vor ſich ein Schachbret mit den aufgeſtellten Figuren, ihm gegenüber der Gegner, ein Menſch von Fleiſch und Bein und warmem Blut, ein lebendes, vernünftiges Weſen, ein gelernter Schachſpieler. Der Menſch bedachte ſich lange, lange; endlich that er ſeinen wohlüberlegten Zug; da ſchnurrten die Räder einen Augenblick im Innern des Türken; er erhob den Arm, ergriff, ohne ſich zu beſinnen, den richtigen Stein, that damit den richtigen Zug und mit Geſchnurr fiel der Arm ſogleich wieder in die vorige Lage und Alles ward ſtill. Dies wiederholte ſich einige Male, und der Menſch war matt und der Klotz hatte die Partie gewonnen. Dieſes Spiel eines Menſchen mit dem lebloſen unbekannten Hexenkerl hatte ſchon für den Zuſchauer etwas Peinliches, größer aber mußte dieſer Eindruck auf den Spielenden ſelbſt wirken, und man will davon es herleiten, daß viele vortreffliche Schachſpieler die Partie gegen den Automaten verloren. Ob eine Möglichkeit da ſei, mit gewiſſen, beſtimmten Zügen jede Partie zu gewinnen, ſcheint problematiſch; ich wage hierüber nicht zu entſcheiden.

Gewiß iſt es, daß, wenn gleich ſelten, doch Fälle eintraten, in welchen der Automat unterlegen. Alles Verwirrende und Geſpenſtiſche an der Erſcheinung wäre aber für einen Jeden verſchwunden, wenn man Mr. Alexandre zuſammengekauert im Fußgeſtelle der Maſchine ſitzen geſehen hätte; ja man würde ſich nicht des Lachens haben erwehren können, hätte man ihn erblickt in dem kleinen Raume, mit verſchobener Perücke, ängſtlich das Spiel berechnend, den Schweiß in hellen Tropfen im Geſichte, dem Erſticken nahe, da er ein Licht bei ſich hatte und ſeine Pfeife rauchte, indem es ihm, ohne zu rauchen, unmöglich war, eine Partie zu gewinnen.

Oeffnete nun Kempelen die Maſchine und das Fußgeſtell, um den Zuſchauern zu zeigen, daß Beides leer ſei, ſo mußte der kleine, gnomenartige Alexandre in eine andere Abtheilung ſchlüpfen, und nur wer den Mann ſah, wird dies begreiflich finden.

Der abenteuerliche Gewinn ſagte ihm aber nicht auf die Länge zu, er war nach der beendigten Produktion, wenn er das Gehäuſe ohne Gefahr verlaſſen durfte, mehr todt, als lebendig, und konnte, ſo ſehr er als armer Teufel das Geld liebte, ſeines Erwerbes nicht froh werden. Er ſchlug es dem Kempelen ab, ihm länger zu folgen, und trat in Paris in den erſten Jahren der Kaiſerherrſchaft als Schachſpieler auf. Im Café de la Régence, das ſeit Rouſſeau ſchon im Rufe ſteht, der Verein der größten Schachſpieler zu ſein, fand er bald ein weites Feld, ſich einen Namen zu machen. Er gewann ſehr bedeutende Summen und ward hierauf ſelbſt Caffetier. Sei es aber, daß er in der Wahl des Lokals unglücklich war, ſei es, daß er ſelbſt, das Schachſpiel zu ſeinem Haupterwerb machend, ſich zu wenig um ſein Haus und ſeine Gäſte bekümmerte, und auch hiezu die nöthigen Eigenſchaften nicht beſaß; — er ſah ſein Café nicht von den Leuten beſucht, die er gern dahin gezogen hätte, und war genöthigt, um zu ſpielen, den alten Schachklubb in Café de la Régence nicht aufzugeben.

Dorthin begibt er ſich noch täglich und nimmt an den

Partien und Wetten Theil, die daſelbſt veranſtaltet werden, und wozu ſich Leute aus der Provinz und dem Auslande ſtets einfinden. Obgleich das Schachſpiel durch viele darüber erſchienene Werke, die dem Scharfſinn der Lernenden zu Hülfe kommen, ſowie durch die größere Verbreitung der Klubbs jetzt allgemeiner und vollkommener geſpielt wird, ſo wird Mr. Alexandre denn doch noch immer unter die erſten Virtuoſen dieſes Spieles gezählt, und kein Tag vergeht, wo er nicht ein mehr oder minder bedeutendes Sümmchen gewinnt.

In einem halben Jahre wird die Rue des Colonnes und das Café Alexandre vom Erdballe verſchwunden ſein. Nicht, als ob der Himmel, erzürnt über das loſe Treiben unter den Säulengängen, oder über Alexander's Hülfeleiſtung zum Kempelenſchen Betruge, die Vernichtung jener verrufenen Straße beſchloſſen hätte, ſondern weil die Behörde den Börſenplatz zu vergrößern willens iſt, und weil die belebteſte Straße von Paris, die Rue vivienne, eine elegante Verlängerung erhält, wodurch ſie den Perron am Palais-royal mit dem Boulevard des Italiens verbindet. Das Gedränge in der Paſſage des Panoramas, ſowie die Rue des Colonnes mit ihren Eigenthümlichkeiten wird bei dieſer Verſchönerung der Hauptſtadt allerdings verloren gehen, und es iſt nicht meine Abſicht, dem Fremden anzugeben, wo er dies Alles bei einem ſpätern Beſuche wiederfinden werde; aber Mr. Alexandre findet er, ſo lange er lebt, während der Vormittagsſtunden in dem alten Café de la Régence, der Façade des Palais-royal gegenüber.

La bonne galette.

Unter den vielen glänzenden Butiken, welche den ſchönen Boulevard bonne nouvelle einfaſſen, ſieht man eine unſcheinbare Bude, mit rother Farbe angeſtrichen und von einem blau und weißgeſtreiften Zeltdache gegen Wind und Wetter geſchützt, eine goldgemalte Ruhmesgöttin ſtößt als Aushängeſchild in die Trompete, und darunter ſteht ganz einfach: à la renommée.

Es liegt ein übergroßer Stolz in dieſer kleinen Inſchrift, worauf ich meine Leſer vor Allem aufmerkſam machen will. Ich gedenke keine ſprachforſchlichen Unterſuchungen anzuſtellen und bitte, daß man mir erlaube La renommée hier mit „Ruhm“ zu überſetzten. Ich weiß recht gut, daß „la gloire“ gewöhnlich ſo überſetzt wird, und daß man „la renommeé“ gern mit „Ruf“ verdeutſchen möchte; aber dieſes Wort iſt dem franzöſiſchen „reputation“ ganz entſprechend und „la gloire“ iſt der Ruhm in engſter und erhabenſter Beziehung, der eigentliche deutſche „Ruhmesglanz.“ A la renommée alſo, und wenn es mir auch nicht ſchon die bausbackige Ruhmesgöttin deutlich mit ihrer Trompete zublieſe, welcher das Wort doch eigentlich nur zur Unterſchrift dient, heißt in dieſem Sinne: „zum Ruhme!“ Mit der Renommée ſpringen Garköche, Paſtetenbäcker, Haarkräusler, Gemüſehöker und dergleichen in Paris leicht um, und man lieſt auf ihren Schildern: à la renommée de la bonne volaille, oder à la renommée des bonnes meringues, oder de la bonne coupe des cheveux, de la bonne choucroute etc. Es wird aber keinem dieſer Leute einfallen, ſich à la renommée ſchlechtweg zu nennen, und durch dieſes ſchlechtweg eben ſich nicht nur den Ruhm aller ſeiner Mitbürger, ſondern den Ruhm des ganzen Erdballes zuzueignen.

Mein Mann folgert als ächter Pariſer ganz nach Voltaire's Weiſe ſo: „Europa iſt der berühmteſte Welttheil, Frankreich das berühmteſte Land in Europa, Paris die berühmteſte Stadt in Frankreich, der Boulevard die berühmteſte Straße in Paris, der Boulevard bonne nouvelle der berühmteſte Theil davon; mein Laden der berühmteſte in dieſem Theile der Straße; ich der berühmteſte Mann in meinem Laden, weil außer meinem Jungen Niemand darin iſt! folglich bin ich der berühmteſte Mann in der Welt und die Aufſchrift „à la renommée“ iſt gerechtfertigt.“ Und in der That verdient der Mann, der zuerſt auf den Gedanken kam, dieſe Bude hier zu errichten, ſeiner Fähigkeit wegen, aus dem Geſchmacke ſeiner Landsleute, bei einem Aufwande ſo geringer Mittel, den ungeheuerſten Vortheil zu ziehen, mit ſeinem Namen auf die Nachwelt zu kommen; und es iſt mir leid, daß ich ihn nicht zu ſagen weiß.

La galette iſt ein Backwerk der unverdaulichſten Art, nicht eben wohlſchmeckend, und doch ein Leibgericht der Kinder, Handwerksburſche, Mägde, ja der ganzen untern Volksklaſſe. Jeder Patiſſier am Boulevard hat ſie daliegen, und ringsum ſieht man alle Mäuler Galette verſpeiſen und ſich's wohl ſein laſſen.

Der Mann im rothen Laden dachte ſich nun, die Patiſſiers ſind Narren, ſie müſſen große Lokale haben, backen Torten und Kuchen neben ihrer Galette und was ſie an dieſer verdienen, ſetzen ſie an dem übriggebliebenen Zeuge wieder zu. Ich will mir ein Lokal miethen, wo gerade vorn ein Tiſch ſtehen kann, um ſtets eine mäßig große Galette darauf ſtellen zu können, während hinten ein kleiner Backofen immer neue und warme Galetten zu Tage fördert.

Ich und ein Junge ſind das hierzu nöthige Perſonal; meine Gäſte ſtehen vor dem Tiſche auf dem herrlichen Boulevard, unter Gottes freiem Himmel, und können gewiß in keinem ſchönern Lokal aufgenommen werden. Es kann nicht fehlen, daß ein ſchöſter Seſſelverleiher ſich bald in meiner Nähe etablirt, ſobald er den zahlreichen Beſuch vor meinem Tiſche wahrnimmt; daneben wird ſich ein Regenſchirmvermiether aufhalten, um meine Gäſte für ein paar Sous zu beſchirmen, falls es regnen ſollte, und es iſt ſomit für alle Bequemlichkeiten geſorgt. Meinen Tiſch kann ich ſo weit hinausrücken, als ich will, ohne die Façade des Hauſes zu verändern, und ſteht er endlich ſo, daß jeder Vorübergehende faſt darüber fällt und die Düfte der Galette ihm unwiderſtehlich in die Naſe ſteigen, ſo will ich doch einmal ſehen, wer der Verſuchung widerſteht.

Dieſem Vorſatze folgte die Ausführung auf dem Fuße; „*la renommée*“ wurde eröffnet und nach zehn Jahren zog ſich unſer Mann mit bedeutenden Renten (wie man mir ſagte, 20,000 Franken) auf ſein Landgut zurück und überließ das bedeutende Geſchäft in dem kleinen rothen Laden, unter dem blauen Zeltdache, ſeinem Sohne.

Da ſah ich nun den jungen Mann in ſchlichter, grauer Jacke mit bloßem Kopfe ſtehen, ein großes Meſſer in der Hand, das er immerwährend fallen läßt, wobei ein vor ihm ſtehender Galettenfreund das abgeſchnittene Stück unter dem Meſſer ſchnell wegzieht und einen Sous dafür hinwirft. Man berechne, wie oft das Meſſer in einer Minute fällt und wie viele Sous in 10 bis 12 Stunden auf dieſe Weiſe eingenommen werden, wenn ich der Wahrheit gemäß bemerke, daß ich zu allen Tageszeiten vorüberging, oft ſtundenlang aus der Nähe den kleinen Laden beobachtete und den Mann in fortwährender Thätigkeit fand. Wenn ich oftmals in der Mittagsſonne oder Abends den Mann ſtehen ſah, im Schweiß gebadet, alle Adern im Geſichte aufgelaufen, mit ſtieren Augen auf die Galette [illegible] das hingeworfene Geld blickend, nur dann und wann dem Jungen am Ofen mit heiſerer Stimme: la Galette! zurufend, wenn die eben angeſchnittene bald zu Ende war, und den Haufen Geld neben ihm bemerkte; während er am Morgen ſtets fröhlich an ſeine Arbeit ging, die erſten Galetten luſtig zerſchnitt, ſie den Kunden freundlich hinreichte, wol auch ein paar Worte dabei ſagte, während nur einige Sous-Stücke erſt vor ihm lagen: dann fielen mir alle die thörichten Menſchen ein, die nie genug von dem leidigen Metalle haben können und darüber ihr Lebensglück und jeden Genuß verſcherzen. Dieſer Mann lebt nun mitten in Paris, und alle Herrlichkeiten dieſer Stadt ſind nicht für ihn da. Iſt ſein Loos nicht mit dem eines Galeerenſklaven auf der Ruderbank zu vergleichen, und ſind die vielen Tauſend Sous-Stücke, die er täglich nach Hauſe ſchleppt, nicht eine ebenſo ſtarke Kette, als die, welche der Ruderſklave nach ſich zieht?

So lebt aber mit wenigen Ausnahmen faſt Jeder, der einen offenen Laden in Paris hat. Wohl ihm, wenn er, wie der wackere Bürger mit ſeiner Galette, nur immer unter der Laſt der Arbeit faſt erliegt und nicht vor Langerweile und Hunger umkommt. Vom frühen Morgen bis Abends 12 Uhr ſind die Magazine geöffnet, an Wochen- wie an Feſttagen. Da gibt es keine Erholungen, keine Bierkneipen, keine Kegelbahnen, wie bei uns; jeder Tag bringt ohne Abwechſelung dieſelbe Sklaverei zehn bis funfzehn Jahre lang; dann muß der Bürger ſo viel erübrigt haben, daß er ſein Geſchäft jüngern Leuten überlaſſen und ſich mit einem größern oder kleinern Einkommen in die

Provinz zurückziehen kann, um dort ſeines Lebens erſt froh zu werden.

Die kleine Bude à la renommée iſt ſtets ein Standquartier einer Menge Savoyarden, die theils ſich um die Broſamen raufen, die von dem Tiſch auf die Gaſſe fallen, oder von irgend einem mildthätigen Käufer wohl auch mit einem Stückchen Galette regalirt werden.

Gehen Bonnen mit ihren Kleinen vorüber, ſo klatſchen dieſe ſchon 100 Schritte von der Renommée in die Hände und beflügeln ihren Gang, um nur recht bald ihr Stück verzehren zu können. Wegen des ſtarken Abſatzes iſt die Galette ſtets friſch und heiß; ihr Duft ſteigt der Bonne in die Naſe und auch ſie muß ein Stück für ſich haben. — Ein junges Mädchen, blühend und züchtig, die nur ſelten ihre Penſion verläßt, geht vorüber; ſie muß ſich den für ſie ſeltenen Genuß verſchaffen, bei der Renommée ein Stück Galette zu kaufen. — Natürlich zieht dies einige junge Elegants herbei, die eben im Rocher de cancale ſich mit allen Leckerbiſſen des Weltmeeres vollgeſtopft haben, um die Kleine in der Nähe zu beſehen, und ſich an ihrer zitternden Verlegenheit zu ergötzen, womit ſie das Sous-Stück aus einem Winkel ihres Strickbeutels hervorſucht und, von andern Hungrigen gedrängt, dann ſchnell den Tiſch verläßt. Jeder dieſer Elegants hat ein Stück Galette gekauft, das er nun den ausgehungerten Savoyarden hinwirft, die darüber herfallen und das lebhafte Gewirre um die Bude vermehren.

Hier hat ein Militär und ein Dämchen ſich lange ſchon im Auge, die Renommée iſt am geeignetſten, ſich einige Worte zu ſagen. Beide treten faſt zu gleicher Zeit an den Tiſch und der Verkäufer hat ſchon zwanzigmal ſein: „plait-il?“ wiederholt, ehe die beiden, im Geſpräch vertieft, es bemerken, ihre Sous hinlegen und an die Seite treten. Mitunter kommt dann wieder ein Menſch, der hungrig, wie er iſt, die verdienten Sous nicht beſſer anzuwenden weiß, als daß er ein dreifaches Stück Galette kauft. — Hier naht ſich eine abgezehrte Geſtalt in einem abgeſchabten Kleide, das ein rothes Band ziert. Die Züge ſind edel, wenn gleich ein tiefer Gram darin gewühlt hat; der Mann tritt an den Tiſch und fordert ein Stück; indem er es erhält, macht er einen Blick auf die Galette und den Geldhaufen, einen Blick, ſo heißhungrig, ſo neidiſch, daß mir unheimlich wird. Er ſpricht Etwas mit heiſerer Stimme, das ich nicht verſtehen kann; der Verkäufer wickelt ſein Stückchen in ein Blatt Papier und der Käufer ſteckt es in die Taſche. Aber einige Schritte weiter ſtellt er ſich in die Dunkelheit eines Thorweges, öffnet gierig ſein Papier und ißt ſeine Galette mit einem Appetite, als wäre ſie das Köſtlichſte, und nimmt ſich ſorgfältig in Acht, daß nicht ein Krümchen auf die Erde fällt. Falſche Scham hielt den armen Mann davon ab, wie die Andern am Tiſche ſelbſt zu eſſen. Einſt ging er ſtolz an der Galette vorüber; nun iſt dieſes ſein Frühſtück, ſein Mittag-, ſein Abendbrod. Der daheim noch eine gute Suppe und Fleiſch zum Mittag findet, ſchämt ſich nicht dieſes winzigen Frühſtücks. Der Arme aber meint, ein Jeder ſähe es ihm an, daß dies Alles ſei, wovon er 24 Stunden lebt — und in der That könnte man es ihm anſehen, vom tiefſten Mitleiden durchdrungen. — Ich erkundigte mich nach dem Manne, und erfuhr, daß er ſich ſtandhaft weigerte, von irgend einem Freunde eine Unterſtützung anzunehmen; und daß der Staat, dem er ſeine Thätigkeit in früherer Zeit gewidmet habe, ſich nicht um ihn bekümmere. — Zwei Verſuche hatte er gemacht, ſich durch Kohlendampf zu erſticken, und beide Male hatten mitleidige Freunde die Grauſamkeit begangen, ihn ins Leben zurückzurufen und ihn zur Galettenmahlzeit noch länger zu verdammen.

Ich hatte nach dieſer Mittheilung, die mir ein vorübergehender Freund machte, genug an meinen Beobachtungen am Galettentiſch, den nun, da zufällig eine kurze Pauſe für den geplagten Verkäufer eingetreten war, die täppiſchen Savoyarden-Jungen umſprangen und, einen zu grellen Contraſt mit meiner Stimmung abgebend, mich ſchnell aus ſeiner Nähe vertrieben.

Ein Dilettant.

Seht ihr in jener Loge des erſten Ranges den fetten Mann, in ganz anſtändigem Coſtüm, mit den großen, weit aufgeriſſenen Augen, den dicken Lippen, die ſich mit Salbung zuſammenziehen, ehe ſie zu ſprechen anfangen, den zuckenden Fingern, dem hin- und herwackelnden Kopfe? Den wollen wir beobachten.

Die Ouvertüre endet ſoeben und unſer Mann wirft ſich in die Lehne ſeines Seſſels, bläſt ſich Luft zu und ſcheint ſehr angegriffen und in der That, er hat gearbeitet wie ein Kapellmeiſter, mit den Armen die Luft zerſägt, mit dem Kopf den Tact angegeben, mit den Füßen leiſe getrommelt, und am Ende nicht aufhören wollen „Bravo" zu ſchreien und zu klatſchen. Den Moment des Aufziehens der Gardine und den erſten Chor füllt er damit aus, ſeinem Nachbar die Herrlichkeit dieſer muſikaliſchen Schöpfung auseinander zu ſetzen. Es geſchieht ohne Zuſammenhang, ſein Vortrag beſteht in enthuſiaſtiſchen

Ausrufungen, er wiederholt ſich dariñ und — bricht ab, weil er wirklich nichts mehr zu ſagen weiß.

Nun erſcheint der erſte Tenor, ſein Gott — ſeine Seligkeit! Das Wort erſtickt ihm auf der Lippe, er beißt dem eben angefangenen den Kopf ab und ſchluckt den Reſt hinunter. Er lehnt ſich weit über die Logenbrüſtung, rückt ſeinen Sitz zurück und ſtreckt die Füße weit hinter ſich. Er ſcheint nicht nur zu ſchwimmen, ſondern er ſchwimmt wirklich in Wonne und Entzücken. Das Wort „felicità“ ſchlägt an ſein Trommelfell, hallt in ſeinem Herzbeutel wieder, pulſirt in ſeinen Venen und Arterien, er iſt ganz Glück, l'homme-bonheur, wie ſich die Franzoſen ausdrücken.

Nun tritt die Prima Donna auf; des Sängers Tenor irrt nicht mehr liebeklagend allein; der ſingende Sopran geſellt ſich trillernd dazu, aus unſerm bisher ruhigen, entzückten Schwimmer wird nunmehr auch ein Künſtler.

Er ſtützt ſich auf ſeine Arme und erhebt ſich halb, läßt ſich aber gleich wieder mit aller Macht zurückfallen.

Die ſchmelzenden Läufe beider Stimmen wiegen lind ſeine Gefühle. Er wirft den Kopf in den Nacken, dann ſchnell und taktwidrig hin und her — was fragt ſolche Exaltation viel nach Takt! — er wiegt ſich auf ſeinem Stuhle, um den Eindruck zu vergrößern und einen künſtlichen Schwindel hervorzubringen. Leiſe und ohne Melodie, wie eine Aeolsharfe, ſingt er mit, und als ſeine Nachbarn ziſchen, ſieht er ſich befremdet um und ſchilt ſie innerlich: rohes Geſindel.

Das Duett ſchließt heroiſch mit:

„Al campo! Addio! alla gloria! und vittoria!“

Nun wird er ein Held: er ballt die Fauſt, ſtreckt den Arm weit hinaus, als ob er drohte, ſetzt ſich zurecht, und fällt erſt wieder zurück, um wie wüthend zu klatſchen. Das

Duett iſt geendet, ſeine Lieblinge treten ab und was nun folgt, iſt nicht im Stande, ihm die geringſte Aufmerkſamkeit abzunöthigen. Er wendet ſich zu ſeinem Nachbar, ſchwatzt, huſtet, lorgnirt in die Logen umher.

Aber das Ritornell eines Siegerchors beginnt. Pauken und Trompeten verkünden das Nahen des erſten Tenors, der im Triumph hereingetragen wird. Unſer Mann wird nun ſelbſt zum Triumphator. Wie ſeine Augen glänzen von geſtillter Kampfluſt und Siegesfreude! Er ſitzt wie zu Pferde, in die Bruſt geworfen, den Kopf erhoben, und grüßt freundlich zu beiden Seiten, den rechten Arm ſtämmt er in die Seite. Der Tenor erſcheint auf der Scene und Alles applaudirt. Aber unſer Triumphator klatſcht nicht mit, er reitet immer zu, ſo lange der Marſch dauert, ſeine Stellung wird immer erhabener, jedoch ſein inneres Entzücken gibt ſich auf andere Weiſe kund. Er wird völlig närriſch. Er ſtößt unartikulirte Töne aus, er nickt ſeinem geliebten Sänger zu, er möchte ihn verſchlingen, ſo ſcheint es.

Während des Schlußchors ſcheint er theilnahmlos. Er iſt abweſend, erſchöpft, er ſammelt ſich nach und nach und das Abſchieds-Compliment der Künſtler erwidert er ganz ernſt und tief.

Von dem Augenblicke, daß der Vorhang zu fallen beginnt, bis zum letzten Striche im Orcheſter klatſcht er ununterbrochen, dann hüllt er ſich in ſeinen Mantel, ſchöpft tief Athem, drückt ſich ſchnell in einen Winkel der Loge, legt den emporgehobenen Kopf in die Ecke, ſchließt die Augen und verweilt ſo einige Minuten, dies iſt eine kleine Recapitulation ſeiner Seligkeit. Er hat die Oper mitgelebt und träumt jetzt von ihr. Doch ſeine Einbildungskraft verläßt ihn und der Zauber ſchwindet. Er läuft durch die

Corridors, die Treppen hinab, auf die Straße und ſingt dabei immerfort in den Bart. Er fängt mit der Ouverture an — er ſetzt ſich in ein Café, geht noch ein wenig ſpazieren, und wenn er in's Bett ſteigt, ſingt er den Schlußchor.

Von dieſen nicht eben himmliſchen Harmonien eingewiegt, ſchläft er ein und träumt — er ſei eine Oper, oder eine Note, oder ein Terzenlauf, und werde geſungen, und kollere aus der Kehle einer Sängerin, und dieſer Traum ſpiegelt ihm abermals ſo lange ſein Glück vor, bis daß er am andern Morgen erwacht, ſein Auge auf den Opernzettel fällt, und er dieſe ſeine Lieblingslectüre mit Heißgier hinunterſchlingt.

Ich kenne dieſen Mann ſchon lange, und oftmals in der Oper, während er nach ſeiner Weiſe hörte, begnügte ich mich nach der meinigen zu ſehen.

Er iſt ein Deutſcher, dreißig Jahre in Paris. In ſeiner Jugend war er, was wir „Enthuſiaſt“ nennen, und aus einem ſolchen wird dann im Alter, wenn's hoch kommt, ein Dilettant!

Restaurants.

Ich habe die meiſten Nationen bei ihrem Eſſen und Trinken belauſcht und mir manchen abſonderlichen Appetit nicht erklären können. Ein Reſultat meiner Beobachtungen war jedoch: in einem fremden Lande ſtets ſo zu leben, wie es die Einwohner gewohnt ſind, und ſich nach und nach ihre Weiſe anzueignen, ſelbſt wenn es für die erſte Zeit mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft ſein ſollte.

Der columbiſche General Santander machte während ſeines Aufenthalts in Hamburg im Winter bei achtzehn Grad Kälte einen Spaziergang. Erſtarrt trat er in den Schweizer-Pavillon und lief ſogleich zum Ofen. Seine in Hamburg einheimiſchen Begleiter foderten Madeira, Port, Punſch, Necus. Er wollte von all Dem nichts, ſondern begehrte nach ächt ſüdamerikaniſcher Weiſe: Limonade. Man kann ſich denken, welche Wirkung dieſer Trank in Bogota, und welche entgegengeſetzte er im hamburg'ſchen Winter machte. — Einwohner von Laguayra und Bahia aßen zu Heringen, um ihren Durſt zu ſtillen, Kirſchen, weil ſie während des Tages in ihrem Klima nicht zu trinken pflegen; Reiſende aus den nordamerikaniſchen Staaten ſchmauſten zu Erdbeeren und Milch: Cheſterkäſe mit Butterbrot.

Iſt der Geſchmack in allen Dingen verſchieden, ſo iſt er's in der Art und Weiſe ſich zu nähren wol am meiſten.

Die Gewohnheiten der Lebensweiſe in den verſchiedenen Ländern beruhen größtentheils auf diätetiſchen Grundſätzen. So hat es ſeine guten Gründe, daß der Oeſterreicher ſeinen Wein wäſſert, der Franzoſe ſein Waſſer rougirt, der Engländer zu ſeinem Rindfleiſche den feurigen Portwein ohne alle Beimiſchung trinkt, und der Nordländer vom Branntweine häufigen Gebrauch macht.

Ich habe, wie ſchon geſagt, in verſchiedenen Gegenden und Klimaten gelebt und mir ſtets nach jener Lebensweiſe die meinige gemodelt, beſſer aber — als wenn ich nach der franzöſiſchen lebte — habe ich mich nie befunden.

Es gibt in Paris verſchiedene Arten, um ſeinen Hunger und Durſt zu befriedigen. Die kleinen Laden der Weinhändler und Traiteurs übergehe ich, weil ſie mehr oder weniger unſern Kneipen entſprechen und nur für die untern Volksklaſſen vorhanden ſind.

Die ſchlechteſte Art, ſich mit Anſtand ſatt zu eſſen, ſind die „Salons à prix fixe." Ich fange auch hier nicht mit den allerletzten an, weil ich das Wort: „mit Anſtand" vorausgeſchickt habe. Man hat hier in engen, nicht eben ſehr reinlichen Lokalen das Recht, für einen Franken und fünf Sous von einer Speiſekarte, die wol funfzig Gerichte zählt, die alle mit ſtolzen Namen prangen, vier Schüſſeln, die Suppe, mitbegriffen und ein Deſſert zu wählen, wozu man Brot ſo viel man will und eine halbe Flaſche leichten Burgunder erhält.

Die Wäſche iſt weiß, das Beſteck iſt Silber und die Teller ſind feines Porzellan. Statt der Garçons wird man jedoch von Mädchen bedient, ſogenannten Griſetten, die Abends, wenn die Anſtalt geſchloſſen wird, ein anderes Handwerk zu treiben wiſſen.

Bedeutend höher ſtehen ſchon die Reſtaurants zu dreißig Sous. Hier trifft man bereits paſſable Geſellſchaft und an der Ecke der Rue de Valois wie in der Paſſage des panoramas und du Saumon iſt die Küche auch reinlich und ſchmackhaft. Ein eleganteres Lokal und etwas größere Auswahl bieten die Reſtaurants zu zwei Franken. Hier findet man ſchon recht anſtändige Leute, mitunter Damen, und wenn gleich die Küche von dem Ideal franzöſiſcher Kochkunſt noch weit entfernt iſt, ſo findet der Gourmand von kleinen Mitteln und großen Anſprüchen doch wenigſtens auf der Karte von Peſtel, Follet und Richard alle vornehmen Artikel und kann mit einiger Phantaſie ſich den fehlenden Feingeſchmack ergänzen. Das genügt dem Franzoſen!

Die Deutſchen geben hingegen ſelbſt den kleinſten Reſtaurants, die jeder Speiſe einen Preis geben, nicht aber zu einem feſten Preiſe dem Gaſte die Wahl überlaſſen, den Vorzug. Es iſt, oberflächlich betrachtet, nicht gut einzuſehen, wie man es den Gäſten freiſtellen kann, ſich koſtbare Seefiſche, oder ſeltene Gemüſe, oder Trüffeln und dergleichen, Alles zu demſelben Preiſe zu wählen. Allerdings ſind dieſe Gegenſtände immer aus der zweiten Hand, aber die Menge der Beſucher macht es dem Wirthe leichter, als man denkt, die Speiſen beſſer zu geben. Ja er muß Alles aufbieten, ſie ſo gut als möglich zu haben, um die Menge anzulocken, denn nur dadurch kann er beſtehen. Die Einrichtung eines ſolchen Reſtaurants koſtet gewöhnlich 100 bis 200,000 Franken. Rechnet er nun die Zinſen ſeines Kapitals, die Koſten des Locals, der Bedienung, Beleuchtung, Wäſche, der Utenſilien und des Küchenbedarfs, und das berechnen dieſe praktiſchen Menſchen auf einen Liard, ſo bleibt ihm gewöhnlich an einem Couvert von zwei Franken kein größerer Profit als vier Centimes. Von zwölf Uhr Mittags bis acht Uhr Abends wird gefrühſtückt und dinirt. Bei einigem Glücke füttert er zweihundert Perſonen täglich ab, und ſomit fallen acht Franken am Abend in ſeinen Sparhafen, welches im Jahre an dreitauſend Franken beträgt, die als Zins tragendes Kapital nach zwanzigjähriger Wirthſchaft ein ſchönes Sümmchen ausmachen.

Von den Reſtaurants, die ſich nach der Anzahl und Güte bezahlen laſſen, gibt es wieder mehre Klaſſen. Die letzte iſt die, wo die gewöhnliche Schüſſel fünf und ſechs Sous und die theuerſte nicht mehr als einen Franken koſtet. Dann kommt eine andere, welche die gewöhnlichen Schüſſeln zu acht bis zehn Sous liefern, und endlich diejenigen, wo man das Allergewöhnlichſte mit funfzehn Sous bis einen Franken bezahlen muß.

Was nun kommt, ſind die vornehmſten Reſtaurationen, wo man entweder zu einem beſtimmten Preiſe in den

Cabinets de Société dinirt, oder nach einer koſtbaren Karte die Speiſen wählen kann.

Hier wird es einer Perſon mit etwas Appetit leicht, 20 bis 30 Franken zu verzehren. Der theuerſte Ort dieſer Art iſt der weltberühmte Rocher de Canale, wo man alle Delicateſſen, welche der Ozean bietet, im Uebermaße ſtets vorräthig findet.

Es liegt ein großer Unterſchied darin, wie der Deutſche, der Brite, der Franzoſe ißt. Der Deutſche, in ſeiner ungünſtigen Zeitabtheilung befangen, befindet ſich dabei am unbequemſten. Zwiſchen den Geſchäften und Sorgen des Tages ſchlingt er ſein frugales Mahl hinunter, das bei dem Norddeutſchen mehr aus Fleiſch oder Fiſch, bei dem Süddeutſchen mehr aus Mehl und Gemüſen beſteht. Auf eine beſondere Ausſchmückung und Verlängerung des Genuſſes kann hiebei nicht gedacht werden. Das Geſpräch dreht ſich um die nächſten Intereſſen, die oft ärgerlich genug ſind und eine empfindliche Mißſtimmung hervorrufen. Das Eſſen der Briten kommt der Fütterung der Thiere am nächſten. Er will nur das Bedürfniß des Hungers befriedigen. In einer kleinen Abtheilung eines großen Zimmers ſitzt er mit ſich allein, vor ſich einen Fleiſchberg, wovon er herunterſchneidet, bis er geſättigt iſt. Ein durchbrochenes Geländer ſcheidet ihn von ſeinem Tiſchnachbar, und er zieht einen Vorhang zu, um von dieſem nicht einmal die Naſenſpitze zu ſehen. — Wie anders iſt nun aber der Franzoſe! Die Tafelſtunde iſt für ihn die Feierſtunde des Tages, das Thor der angenehmſten Genüſſe, durch das er, bis dahin erdrückt von Laſten und Geſchäften, mit frohem Herzen ſchreitet. Nachdem der Franzoſe den ganzen Morgen bei der Arbeit zubrachte, die Börſe und den Boulevard beſucht hat, begibt er ſich um fünf Uhr nach

Hauſe, um ſich mit mehr Sorgfalt zu kleiden und dann ſein Mittagsmahl einzunehmen.

Die Reſtaurants haben ihre ſchönen Säle bereits vortrefflich erleuchtet, Alles iſt zum Empfange ihrer Gäſte eingerichtet. Die kleinen Tiſche werden nun nach und nach beſetzt. Man macht ſich im eigentlichen Sinne des Wortes breit, und von dem Augenblicke an, da der Franzoſe die Serviette durch's Knopfloch zieht, bis zu dem, wo er die Rechnung fodert und zu dem für deutſche Augen nicht eben ergötzlichen Gebrauch des Händewaſchens und Mundausſpülens ſchreitet, iſt er ganz Bequemlichkeit, ganz genießend, ganz Glück und Zufriedenheit.

Welche freudige Erwartung ſpiegelt ſich in den Mienen jener beiden alten Herren ab! Sie haben ein salmi de bécasse beſtellt und würzen ſich die Zeit des Wartens mit Jagdgeſchichten, Anekdoten von Hunden und naturgeſchichtlichen oder küchlichen Bemerkungen. Die Schüſſel kommt endlich, während der Unterhaltung ſind zwei lange Brote aufgegeſſen und die Flaſche Wein in kleinen Zügen ausgetrunken worden, beides wird erſetzt. Und mit welcher Salbung werden nun die Stücke auseinandergelegt, mit dem Kopfe Beifall oder Mißfallen geſchüttelt, die Sauce gekoſtet und dann die Kinnbacken in Bewegung geſetzt. Kaum iſt der erſte Biſſen hinunter, ſo muß der Garçon ein ernſtes Examen beſtehen, er muß den alten Herren, die hier viel Geld verzehren, auf Gewiſſen bekennen, was das Friſcheſte, Vorzüglichſte, Vollendetſte der heutigen Küchenliſte ſei.

Er fängt an zu bekennen.

„Halt!“ ſchreien Beide — „ein filet de poulet à la maréchale aux truffes“ und der Garçon ſpringt fort mit einem: on va vous servir à l'instant, Messieurs!“

Jene Militairs mit den narbigen Heldengeſichtern und den rothen Bändern, was eſſen ſie? „Einen Kariz, oder ägyptiſchen Reis,“ und ein „poulet à la Marengo,“ die Lieblingsſpeiſe ihres alten Feldherrn. Sie haben die Pyramiden geſehen und bei Marengo mitgefochten.

Dort die jungen Dämchen, von Stutzern umgeben, laſſen ſich einen „vol au vent à la financière“ reichen und theilen unter einander den bunten Inhalt.

Alles iſt vergnügt und läßt ſich's ſchmecken. Alles ſchwimmt in Aromen, eine heitere Converſation iſt an allen Enden der Säle angeſponnen worden, man verabredet Partien für den Abend. Welches Theater ſoll beſucht werden, in welche Soirée ſoll man ſich verfügen? Die gaſtfreundliche Geſelligkeit der Pariſer läßt es nie an Einladungen fehlen, und man weiß nicht, welcher man den Vorzug geben ſoll.

An jenem Tiſche erblick' ich Leute bei ſtark dampfenden Schüſſeln Sauerkrauts. Man nehme es nicht für Scherz, aber daran erkennt man gleich Landsleute. Choucroute iſt ein Spottname für Allemand geworden. Die Deutſchen ſind im Himmel, daß ſie dieſe Lieblingsſpeiſe unter dem Gewirre von Gibelottes, Civets, Salmis, Ragouts und Fricaſſées herausfanden.

Jener dort iſt auch ein Fremder. Seine mürriſche Miene zeigt jedoch an, daß er nicht ſo zufrieden iſt, wie unſere genügſamen Deutſchen. Es iſt ein Engländer, er verlangte „tête de veau en tortue,“ weil man ihm ſagte, daß dies mit ſeinem „mock turtle“ gleichbedeutend ſei, und wendet ſich nun verdrießlich von dieſem Gerichte weg, denn hier Madeira, Carry und alle Reize der engliſchen Küche abgehen.

Aber wer wird denn auch, wenn man engliſch eſſen will, zu den Franzoſen gehen, wo alle engliſchen Gerichte verfeinert und verpfuſcht erſcheinen? Da wende man ſich zu den Roaſtbeef-Köchen, wo vortreffliches Rindfleiſch, Waſſergemüſe, Fiſche mit Soya und Plumpudding in höchſter Vollkommenheit zu haben ſind.

Will man Taglierini, Ravioli, Maccaroni, kurz die weichen, mit Käſe und Oel geſättigten italieniſchen Mehlſpeiſen, die hart geräucherten Würſte und Schinken, die glühenden Weine, ſo beſuche man Viſſi und Conſorten. Liebt man zu feinem Rindfleiſche Melonenſchnitte, mit Tabak beſtreut, zu verſpeiſen, oder die köſtlich bereitete Olla, ſo wende man ſich zu den ſpaniſchen Köchen, wo die Flüchtlinge der unglücklichen Halbinſel ſich zum gemeinſchaftlichen Mahle zu verſammeln pflegen. Dort kann man Mina und manche andere weltgeſchichtliche Namen finden. Ich machte dort die Bekanntſchaft eines Mannes, deſſen Frau, die in Spanien zurückgeblieben war, zum Galgen verurtheilt wurde und die man nur auf Verwenden der Königin der Franzoſen nach langen Todesqualen freigab.

Am ſchlechteſten iſt man, wo das Aushängeſchild in deutſcher Sprache eine deutſche Table d'hôte, oder Bürgerküche verheißt. Unſer liebes Vaterland iſt groß und die Kücheneinrichtungen ſind noch verſchiedener darin, wie die politiſchen. In jedem kleinen Staate richtet man nach einem andern Coder — an. Ich gebe der hamburgiſchen und rheiniſchen Küchenverfaſſung unbedingt den Vorzug. Der Himmel weiß aber, nach welchen Grundgeſetzen die deutſchen Tables d'hôtes in Paris regiert werden. So viel iſt gewiß, daß ſie weder reinlich noch reichlich waren, wie ich ſie kannte.

Als Ideal einer vorzüglichen Küchenanſtalt kann man jedoch das Hôtel des Princes anführen. Hier gattet ſich deutſche Reinlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Ordnung mit dem Glanze und Reichthum der franzöſiſchen Kochkunſt. Dort ſtehen die geſchickteſten einheimiſchen Köche unter der Direction einer deutſchen Muſterwirthin, Madame Prina.

Außer dieſen Reſtaurants geben auch die vorzüglichſten Kaffeehäuſer und Patiſſiers zu eſſen und hier iſt Alles am gewählteſten, aber auch am theuerſten. Ferner gibt es offene Läden, wo man alle Gegenſtände zur Beſetzung der feinſten Tafel ſtets vorräthig findet, die auf Verlangen auch daſelbſt zubereitet werden.

Der vornehmſte dieſer Läden iſt der des ehemaligen Mundkochs des Herzogs von Orleans, der — als er noch im Palais-royal wohnte, von ihm zu einem beſtimmten Preiſe ſeine Tafel beſtellen ließ. Der Mann heißt Chevet und ſein Magazin iſt in ſeiner Art wol das Außerordentlichſte, was man ſehen kann. Alles, was die Gewäſſer, die Wälder, die Gebirge von nah und fern Ausgezeichnetes liefern, was in den Provinzen und Städten der Heimat und Fremde in beſonderer Vollkommenheit bereitet wird, ja ſelbſt Seltenheiten werden hieher geſchickt und zur Schau gelegt. Auch iſt dieſer Laden im Palais-royal ſtets von hundert gierigen Augen umlagert.

Karpfen und Salme vom Rhein, Forellen aus den Vogeſengewäſſern, Hechte aus dem Rhone, Hummer und Seeſpinnen aus der Nordſee, Meeraale, Störe, Kabliaus, Makrelen, und ein Berg von andern großen und kleinen Schuppen- und Schaalthieren liegt hier aufgeſchichtet.

Oftmals müſſen gelehrte Naturforſcher um Rath gefragt werden, irgend einen Fiſch zu taufen, den Niemand kennt. Denn wenn ein Fiſcher an der entfernteſten Küſte einen ſeltenen Fang thut, ſo wird er ſogleich auf das ſchnellſte an Chevet geſandt, um auf der Tafel irgend eines Reichen zu prangen.

Auf einem andern Tiſche erblicken wir herrliches Wild aus den Ardennen, Rehe, Hirſche, Wildſchweine, Geflügel aller Art, daneben Lerchen auf ſilberne Spieße gereiht, und kleine Schachteln, worin die im eigenen Fette erſtickten Ortolane dutzendweiſe als koſtbare Biſſen wie Heringe zuſammengepackt ſind.

Geht man weiter, ſo ſieht man die ausgeſuchteſten Artikel aus dem Pflanzenreiche. Hier die gefleckte Artiſchocke, den italieniſchen Brocoli, den kleinen Knoſpenkohl von Brüſſel, den Selleri aus der Champagne und den Meerrettig aus Elſaß.

Jenes Fenſter bietet uns eine Auswahl von hermetiſch verſchloſſenen Terrinen, die koſtbarſten Paſteten enthaltend. Gänſelebern von Straßburg, rothe Rebhühner von Perigord, Wachteln, Schnepfen, Droſſeln von Amiens, Chartres und Pithiviers. Daneben kommen die gekochten und zur Küche dreſſirten Speiſen in wahrhaft maleriſcher Anordnung, mit buntem Aufputze, in appetitlicher Form zur Schau geſtellt. Die kleinen Schinken von Rheims, die farcirten Schweinsköpfe, die Galantinen von kalekutiſchen Hühnern mit ihren bläulichen, von Trüffeln ſtrotzenden Bäuchen.

Neben allen dieſen todten Herrlichkeiten kriechen langweilige Krebſe in marmornen Becken hin und her.

Dort blüht in nie geſehener Pracht ein Garten von Ananas, Trauben, Aepfeln und andern Früchten der köſtlichſten Gattung und bildet mit einigen Torten und Konfitüren eine reiche Auswahl, um den Nachtiſch eines Königs zu beſetzen.

Selbſt der vorzüglichſte Mocca fehlt nicht und die feinſten Weine und Liköre ſtehen mit vielverſprechenden Etiketten zur Auswahl bereit.

Während man auf den Blicken der Beobachter vor dem Laden ehemals die bitterſte Reſignation ſpricht, iſt im Innern desſelben ein reges Leben. Einkäufe aller Art werden gemacht, es wird abgewogen, gerupft, geſpickt, gehackt, geſchnitten, Geld eingenommen, kurz es iſt das eigenthümlichſte, großartigſte Küchengeſchäft, das man ſehen kann.

So mancher verarmte Gourmand geht hieher, kaut ſeine trockene Rinde, würzt ſie mit den Düften, die aus dieſem Laboratorium ſteigen, und gedenkt dabei einer beſſern Vergangenheit.

Fahrt mit dem Omnibus.

Es regnete und ich hatte meinen Schirm zu Hauſe gelaſſen. Zum Glücke höre ich das trompetenähnliche Gequicke eines daherfahrenden Omnibus. Ich winke, er hält und ich ſteige ein.

Der Omnibus iſt zu 15 Perſonen eingerichtet, ohne den Conducteur, der auf dem Tritte zwiſchen den Hinterrädern ſteht, ſo lange die Paſſagiere nicht vollzählig ſind. Ich fand nur zehn vorräthig, die alle nahe an der Oeffnung Platz genommen hatten und nicht rückten, wodurch ich gezwungen wurde, öfter wiederholten: mille excuses! über deren Füßen dem Hintertheile des Wagens zuzuſchreiten. Es war eine Hitze zum Erſticken und ich öffnete ein Fenſter.

Man ſprach kein Wort und ich erkannte daran, daß ich unter Pariſern mich befand, die mit Unbekannten nicht gern ſich ins Geſpräch einlaſſen. Sie waren einander Alle wildfremd.

Ich hatte Muße, ihre Geſichter zu ſtudiren. Ausgezeichnet war ein junger Menſch mit bleichem Geſichte und blondem Schnurbarte, der einen gewichſten Hut à la bousingot trug. Dies bezeichnete nach damals allgemein verbreiteter Meinung einen Karliſten, ſo wie die grauen Hüte einen Republikaner, und ſicher griffen die Sergents de ville, wenn eine Emeute losbrach, zuerſt im Getümmel nach dieſen Hüten. Der junge Menſch ſaß da, mit langen vorgeſtreckten Beinen, rührte ſich nicht, hielt die Fauſt vor dem Geſichte und nagte an dem Nagel des Daumens. Ihm gegenüber ſaß ein dicker Mann ſehr breit, ſich ſtützend auf ſeinen Fäuſten, mit hoch emporgezogenen Augenbraunen, den Kopf im Nacken. Bei näherer Bekanntſchaft ergab ſich's, daß dies ein Engländer war.

Das Uebrige war alltägliches, zum Theil ſchmutziges Volk.

Wir waren kaum ein hundert Schritte gefahren, als wieder gehalten wurde. Eine dicke alte Dame ſtieg ein. Sie mochte funfzig Jahr alt ſein, hatte ein Hütchen à la Mimi auf, war ſtark geſchminkt, und lachte zwiſchen falſchen Zähnen etwas übelriechend hervor. Sie taumelte, wie betrunken, indem ſie ihren Platz wählte, fiel endlich auf mich, entſchuldigte ſich unter ſtarkem Lachen und nahm ihren Sitz neben dem meinigen, wozu ich ihr mit großer Willfährigkeit einen ſo weiten Raum ließ, als mir nur möglich war.

Das Erſte war, daß ſie ſich über Zugluft beſchwerte, welche die Pariſer über Alles haſſen, und ohne Weiteres das Fenſter zumachte, das ich geöffnet hatte. Nun ging es an ein Schwatzen. Sie ſprach vom Wetter, vom Theater, vom Pflaſter, von den Moden, ſie ſprach in einem fort und bemerkte es nicht, daß Niemand zuhörte, und freute ſich nur, daß ſie keine Antwort bekam und immer fort plaudern konnte.

Wir waren nun zwölf im Wagen, der noch immer langſam einherrollte, bis die Paſſagiere vollzählig wurden.

Es wurde abermals gehalten.

Zwei lange Menſchen in ganz durchnäßten Kleidern, die wie Dachrinnen herabſtrömten, ſtiegen in lautem Wortwechſel begriffen ein. Sie drängten ſich ohne Umſtände durch unſere Beine und Füße und nahmen die letzten Plätze obenan ein.

Kaum hatte meine Nachbarin abgelauſcht, worüber die beiden Menſchen disputirten, als ſie Augenblicks ſich hineinmiſchte und mit wahrhaft männlicher Entſchloſſenheit dem Einen Recht, dem Andern Unrecht ertheilte. Dadurch wurde der Streit lebendiger, ſie wandte ſich mehrermale an mich, und ihre Nachbarſchaft wurde mir hiedurch noch unerträglicher. Die Hitze war drückend, aber der Regen goß in Strömen herunter und ich hatte noch weit bis zum Ziele meiner Wanderung, daher mußte ich in dieſer Marterkammer bleiben, die ich ſonſt augenblicklich verlaſſen hätte.

Da wurde wieder angehalten.

Ein kleiner buckliger Mann, mit einem niedlichen Mädchen am Arm, hielt vor der Pforte des Omnibus, unter einem Regenſchirme, und begehrte Einlaß. Wir waren bereits vierzehn und nur ein Platz war noch frei, unter dem kleinen Spiegel ganz am obern Ende des Wagens. Es erhob ſich ein ſchöner Wettſtreit zwiſchen der Niedlichen und dem Buckligen. Jedes wollte dem Andern das Glück des Omnibus zu Theil werden laſſen. Die Paſſagiere wurden Alle ungeduldig über den langen Aufenthalt. Man rief dem Conducteur zu, fortzufahren.

Endlich ſtieg das liebe Mädchen ein, und brachte, indem ſie uns auf die Füße trat, ihre „mille excuses," allerliebſt vor. Wie verwundert waren wir jedoch Alle, als ihr buckliger Begleiter ſich auch anſchickte in den Omnibus zu ſteigen.

„Conducteur, wir ſind vollzählig!“ ſchrie es von allen Seiten.

„Und habe ich nicht das Recht meine Banquette hier dieſem Herrn abzutreten?“ antwortete der Führer. „Verdiene ich nicht Ihren Dank, daß ich die Geſellſchaft ſo angenehm vermehre?“ fügte er lächelnd hinzu.

Und alsbald hatte er ein ſchmales Bret heruntergelaſſen, das den Eingang ſperrte, worauf ſich der Bucklige ſetzte, den triefenden Regenſchirm zwiſchen den Beinen, worauf er zu reiten ſchien, und ſich mit beiden Händen an den Pfoſten feſthaltend, um nicht hinauszufallen.

„Haben Sie keine Furcht,“ rief ihm der Conducteur zu, „wir werden uns ſchon arrangiren.“ Und er ſtämmte ſich mit aller Macht gegen den Buckel des Kleinen und diente ihm ſo als lebendige Rückenlehne.

„Voll!“ ſchrie er hierauf dem Kutſcher zu und donnernd raſſelte der ſchwere Omnibus durch die Straße, wobei der Bucklige das Gleichgewicht auf ſeinem ſchmalen Sitze ſuchte und wir Alle lachten, während die Niedliche ängſtlich auf ihren ſchwebenden Begleiter blickte.

Ich war innerlich froh, daß es jetzt raſch vorwärts ging, aber meine Freude war von kurzer Dauer, denn „arrêtez, Conducteur!“ ſchallte es und der gewichſte Hut ſtieg aus dem Schlage.

Dies war der Erlöſungsmoment des Kleinen, der nun mein Nachbar wurde. Aus ſeiner unbequemen Balancierlage befreit, wurde er geſprächig und nachdem er tief Athem geſchöpft und der Niedlichen ein „ma mie, wie geht's?“ zugerufen hatte, bewunderte er Paris und die bequemen Einrichtungen der Omnibus, und wußte des Lobes kein

Ende und gab ſich für einen Bewohner von Heiltz-le-Maurupt (wird: Elle moru geſprochen) zu erkennen, der mit ſeiner kleinen Braut nach Paris gekommen war —

Die Kleine ſchlug die Augen nieder.

„Halt! halt!“ ſchrien viele Stimmen zugleich. Der Regen hatte aufgehört und wir krochen ſchwindelig und ſeekrank aus unſerm engen Behälter an Luft und Licht.

Im Hinaufſteigen begegneten wir einigen Hereinſteigenden, worunter ſich ein Bauer mit einer Gans, eine alte Dame mit einem Hündchen und eine Bonne mit einem Knäbchen befanden.

Ich pries mich glücklich, mich meiner Füße wieder bedienen zu können, und ſchaute ſeelenvergnügt darein, wie der nunmehr wieder nicht vollſtändig beſetzte Omnibus im langſamen Schritte davonrollte.

Ein Frühſtück bei Daguerre.

Wir ſaßen in fröhlicher Runde bei einem Freunde in Neuilly. Es war ein herrlicher Abend — wir athmeten die von tauſend Blüten durchduftete Luft, die unſere Lungen erweiterte und uns ein Gefühl von unendlichem Wohlbehagen mittheilte, und ließen dies in freundlichen Scherzen und anmuthigen Geſprächen ausſtrömen. Eine junge, ſchöne Engländerin, die in einigen Tagen nach Genf und von dort nach Chamouny abreiſen wollte und die mich ſehr intereſſirte, ſchien allein unſere Unterhaltung nicht zu theilen. Es konnte an Spöttereien nicht fehlen, die ſich um die gewöhnliche Achſe drehten, und wenn ſie gleich ſich in den ſtrengſten Grenzen hielten, dennoch der jungen Miß nicht zu gefallen ſchienen. Ich merkte ihre Verſtimmung, winkte meinen Freunden und wir ließen ſie in Ruhe.

Nach einer Pauſe theilte ſie uns unaufgefodert ihre momentane Verſtimmung mit. Sie war aus einer jener romantiſchen Gegenden ihres Vaterlandes, wo üppig grüne Höhen mit maleriſchen Felſenpartien abwechſeln; ſie dachte daran, der ſtillen Einſamkeit, und verglich dies Alles mit dem ſtädtiſchen Treiben hier, ſelbſt auf dem Lande, und dies rief die wehmüthige Stimmung in ihr hervor.

„Und glauben Sie denn, daß Sie nicht Ihre Berge, Ihre ländlichen Sitten, kurz Alles, was Sie ſo ſchmerzlich vermiſſen, hier wieder finden können?" fragte ich.

> Paris est pour un riche un pays de cocagne,
> Sans sortir de la ville il trouve la campagne.
> Il peut dans son jardin parsemé d'arbres verts
> Receler le printemps au milieu des hivers! *)

„Und umgekehrt! Sie ſollen morgen, wenn Sie es wünſchen, in einem Thale frühſtücken, das dem von Chamouny in Nichts nachſtehen wird. Sie ſollen mitten in dieſer ſchönen Frühlingszeit ſich an den Tyrol verſetzt wähnen und die von ihren Landsleuten ſo hoch geſchätzten Eigenthümlichkeiten eins der höchſten Thäler der bewohnten Erde durchaus nicht vermiſſen."

Meine Freunde, die den Spaß verſtanden, lächelten; die Engländerin, welche erſt ſeit ſehr kurzer Zeit in Paris war, glaubte, daß man ſie zum Beſten haben wolle.

„Und wo werden Sie mir das Frühſtück ſerviren laſſen?" fragte ſie ſpöttiſch.

„Bei Daguerre!" erwiderte ich ernſt, „im Palais des Miracles."

---

*) Boileau IV. Satyre.

„Doch nicht in der Cour des Miracles!“ rief ſie mit komiſchem Entſetzen; ſie hatte Victor Hugo's „Notre dame“ geleſen.

„Sehr weit davon,“ erwiderte ich; „hier, Miß, iſt von keinem Scherz die Rede. Herr Daguerre iſt Inſpector der Natur im Wunderpalaſte, eine Art von Zauberer; Gott weiß, wie er es anfängt, aber er iſt es. Ich hole Sie morgen recht zeitig ab, alle dieſe Sommervögel von Neuilly, die hier gegenwärtig ſind, begleiten uns und wir frühſtücken am Fuße des Montblanc.“

Somit empfahl ich mich, warf mich in mein Cabriolet und jagte nach Paris zurück. Ich ſuchte ſchnell meine Freunde auf, deren Mitwirkung ich brauchte, und Dank ſei es dem herrlichen Paris! in nicht vollen zwei Stunden war die Gebirgsſcene vollkommen arrangirt.

Es ſchlug 6 Uhr, als mich Neuilly wiederſah. Die Engländerin war bereits angekleidet, die Uebrigen ſtellten ſich ein. Alle hatten Blouſen, Strohhüte, Mappen, große Stöcke, ganz wie es bei Gebirgsreiſen gewöhnlich iſt. Unſere Miß lachte ſpöttiſch über die Maskerade, wie ſie es nannte.

Wir fuhren in die Stadt. Der Boulevard war noch leer. Am Chateau d'eau hielten einige Sänften.

„Nun geht es bergan und da müſſen wir uns tragen laſſen,“ ſagte ich.

Die Engländerin ſetzte ſich in die eine, wir Andern folgten zu Fuße. Endlich wurde in einem finſtern Gange ſtill gehalten.

„Sind wir ſchon in Chamouny?“ fragte lachend die Miß.

„Noch mehr,“ erwiderte ich, „wir ſind bereits im Hauſe meines Milchpächters, wo wir frühſtücken wollen. Der Kerl hätte hier auch Licht anzünden können; ich ließ ihm ja ſagen, daß wir kommen würden. Bemühen Sie ſich jene Stufen hinauf" — ich reichte ihr die Hand.

„Wir ſind in irgend einem Theater," ſagte ſie, „und ich werde wol eine ſchöne Decoration zu ſehen bekommen."

Wir traten jetzt auf eine kleine Plattform, wo einige Geräthſchaften in Unordnung herumlagen.

„Dacht' ich's doch!" ſagte Miß, „wir ſind hinter den Couliſſen, die Leute haben noch nicht einmal aufgeräumt."

Kaum hatte ſie aber dieſe Worte geſagt und ſich umgeſchaut, als ſie, die Hände faltend, mit weitaufgeriſſenen Augen daſtand und nichts als ein Ach! ihrem offnen Munde entfuhr.

Hier war kein Theater, hier waren keine Couliſſen, wir befanden uns unter dem Vordache eines Schweizerbauernhauſes. Einige ländliche Geräthſchaften lagen hier und da zerſtreut; es ſchien, als wenn unſere unvorbereitete Ankunft die ſchüchternen Bewohner verſcheucht hätte.

Unter uns ſahen wir einen kleinen Hof mit Gebäuden umgeben. Rechts war ein Fenſterchen geöffnet und darin einige Tücher zum Trocknen aufgehängt; ein Rocken ſtand da, eine Axt und etwas behauenes Holz lag unter der Stallthür und links meckerte eine Ziege in ihrem Stalle, und wir hörten die Glöckchen der Heerde melodiſch aus der Ferne läuten.

Aber etwas weiter, welch ein Anblick! Das beſchneite Thal von ſeinen Gebirgsrieſen bewacht. Es war keine Frage mehr, was wir vor uns ſahen; ich ſtreckte den Finger aus und erklärte Alles.

Vor uns lag Chamouny, 3171 Fuß über der Meeresfläche; links der Montanvert, ſein weißes Haupt aus der grünen Nacht der Fichtenwälder herausſtreckend, in der

Mitte des Thales der majeſtätiſche Höcker des Dromedars, jener höchſte Punkt des Montblanc, 14,700 Fuß hoch; rechts davon, noch in Wolken gehüllt, der Dom du Gouté, unter dem Montblanc der prachtvolle Boſſen-Gletſcher, deſſen eiſiger Fuß im Thale ſelbſt wurzelt, und unweit davon der Brevent. Links ſtreckten ſich die rieſigen Granitnadeln zum dunkeln Himmel empor, mitten durch's Thal rieſelte über Eis und Schnee der Arveiron. Im Schnee zeigten ſich betretene Pfade, einige Häuſer lagen friedlich da, von ernſten Tannen umhegt, auf denen Schnee lag.

„Wir ſind im April, der bei uns freilich wärmer iſt als hier," endete ich meine Erklärung. „Den Raum konnten wir überſtiegen, das Zeitenrad vorwärts zu treiben liegt in keines Menſchen Macht. Einen Monat ſpäter und dies erhabene Thal hätte in dem Schmucke ſeiner grünen Matten ſich lieblicher gezeigt."

Alles ſtand noch voll Erſtaunen da, aber eine Ueberraſchung ſollte die andere verdrängen.

Es klapperte hinter uns mit hölzernen Tellern, Löffeln, Gläſern. Wir ſahen uns um und erblickten junge Mädchen in der Tracht der Gebirgsbewohner, die ein ländliches Frühſtück, Milch, Käſe, Schwarzbrot, Wurſt ſervirten, während ein Jockei aus einem eleganten Flaſchenfutter Madeira, Portwein und Champagner in die Kryſtallgläſer ſchenkte.

„Ich bin verzaubert!" ſagte die Engländerin, indem ich ſie zum reinlichen Tiſche führte, und drückte mir die Hand.

Wir waren beim Frühſtück, als ſich Alpenhörner hören ließen, die ein kurzes, feierliches Ritornell blieſen, worauf eine kräftige Mannsſtimme ein Nationallied: „Die Gemſenjäger," in dem Idiom des Chamounythales aus der Tiefe ertönen ließ.

Wir waren Alle wunderbar ergriffen. Miß hatte Thränen im Auge.

„Dies iſt nicht Malerei, ſo weit erſtreckt ſich ihr Zauber nicht,“ ſagte ſie endlich. „Es waltet hier eine ſo außerordentliche Miſchung von Kunſt und Natur, die den ungeheuerſten Effect hervorbringt, ohne daß man zu beſtimmen vermag, wo die Natur aufhörte und die Kunſt beginnt. Jenes Haus iſt gebaut, jene Bäume ſind natürlich, und weiter — ja weiter —“ ſagte ſie ſinnend. „Man verliert ſich — wer iſt [illegible] Künſtler, der dies erſchuf?“

„Mein Freund Daguerre!“ rief ich begeiſtert, „er ſoll leben!“

Alle ſtießen die Gläſer klirrend zuſammen und Daguerre nahte ſich dankend und freute ſich, daß er uns in ſeinem Diorama dieſen angenehmen Scherz bereiten konnte.

„Viele Kunſtrichter wollten mir eben aus dieſer Vermiſchung von Natur und Kunſt ein Verbrechen machen; ſie ſagten, meine lebendige Ziege, mein gebautes Haus, meine wirklichen Tannenbäume ſeien unerlaubte Hülfsmittel für den Maler; dies mag ſein! Mein einziges Ziel war: Täuſchung, die höchſte, hervorzubringen; ich wollte die Natur beſtehlen und mußte daher ein Dieb werden. Sie werden, wenn Sie das Chamounythal bereiſen, Alles hier beſtätigt finden, und ſelbſt dieſe Hütte, dieſes Vordach finden Sie dort, und Alles, was Sie hier an Geräthſchaften ſehen, ſelbſt die Ziege dort unten, habe ich aus Chamouny mitgebracht.“

„Ich bin alſo im Diorama?“ fragte Miß.

„Ja“ —

„Aber die Sänger, das Frühſtück“ —

„Wir ſind in Paris. Tänzer, Sänger, Coſtüme, Frühſtücke aller Nationen und Länder liefert unſer Boulevard.

„Unvergleichlich! Ja, dieſe Ueberraſchungen kann n
Paris bieten“ —

„Und ein ſolches Frühſtück nur Daguerre, der erſte jetzt lebende Künſtler in ſeinem Fache. Kommen Sie, wir wollen jene Stufen hinanſteigen und die kleinern Gemälde des Dio-rama bewundern.“*)

Wir ſtanden unter einer prächtigen Kuppel und wurd gedreht; da ſchwebte das herrliche Edinburg, von ein Feuersbrunſt beleuchtet, und Napoleon's Grab im Lichte de Sonnenuntergangs an unſern entzückten Augen vorüber.

---

*) Ich bemerke, daß dies bereits 1833 geſchrieben wurde, der Name Daguerre noch wenig unter uns gekannt war. Seit iſt er berühmter geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's
geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Inhalt.

Seite
Paris 1
  Album aus Paris (Fortſetzung.) 3
    Chargen, Chinoiſerien, Diablerien .... —
    Paganini 8
    Maler Lepaulle 10
    Ali-Baba 16
    Jules Janin 24
    Schickſale eines namenloſen Bühnendichters 41
    Von Paris nach München 71
  Pariſer Tabletten 101
  Pariſer Anregungen 205
    Graue Geſchichten .... —
  Eine Schauergeſchichte 231
  Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten 241
  Der Selbſtmörder 265
  Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt 311

Paris.

(Fortſetzung.)

Album aus Paris.

(1832.)

(Fortſetzung.)

Chargen, Chinoiserien, Diablerien.

Einen eignen Genuß gewähren die Kupferſtichläden, die wir Deutſchen, titelſüchtig wie wir ſind, mit dem prunkhaft lächerlichen Worte: „Kunſthandlungen“ benennen.

Die Menge der jungen Künſtler, die einen Theil der Paris bevölkernden Million ausmachen, geben ſich alle Mühe, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, um ſich die Annehmlichkeiten und Genüſſe zu verſchaffen, die der Aufenthalt in dieſer herrlichen Stadt darbietet, und da arbeiten ſie denn gar fleißig und bringen viel ans Tageslicht.

Es iſt jedoch nicht Allen zu Theil geworden, große hiſtoriſche Compoſitionen auszuführen; für dieſe Gegenſtände ſind auch nicht in jedem Augenblicke Käufer da. Daher werfen ſie ſich auf Dieſes und Jenes, ſuchen Moden aufzubringen und Neues zu erſinnen, und zeigen ſie Geiſt in dieſen Beſtrebungen, ſo krönt ſie ein goldner Erfolg.

Ich ſchweige hier von den boshaft witzigen Caricaturen und wende mich zu einigen ihnen verwandten Gattungen.

Die ſogenannten „Chargen," harmloſerer Art, ſind die traveſtirten Köpfe irgend berühmter oder Aufſehen erregender Menſchen, von dem geſchickten Bildhauer Dantan in Gyps ausgeführt.

Ihre Zahl wächſt von Tag zu Tage und ſie nehmen ſchon eine ziemliche Reihe ein.

Hier die Künſtler der italieniſchen Oper: Lablache mit der Guitarre als Figaro, wie er leibt und lebt — nur noch dicker; die Malibran erkennt man auf den erſten Blick und doch reicht der Mund faſt von einem Ohr zum andern, die Augen liegen ſchief und die Naſe iſt lang und bildet faſt keine Erhöhung; und endlich Santini in ganzer Figur, mit den aufgeriſſenen Augen, den langen Zähnen, den ſteifen dicken Locken, worauf der kleine Hut ſchief ſitzt, der unmenſchlich große Kopf, der mit dem langen Halſe faſt ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht, und dann die ſchiefe Stellung des einen Beines, man glaubt das ihm eigenthümliche Zucken der Knieſcheibe zu bemerken.

Ciceri, der berühmte Theatermaler, deſſen Naſe in den Mund reicht und deſſen Kinn in der ungeheuern Cravatte ſteckt, welche den ganzen übrigen Menſchen verſchlingt; Adolph Nourrit, mit verklärten Augen und dem fürchterlich angeſchwollenen Doppelkinn; ein Tänzer der großen Oper mit ſeinen Thränenſäcken, der aufgeworfenen Naſe, den eingefallenen Backen und dem halboffenen Munde, nach Luft ſchnappend. Roſſini, in deſſen Geſicht eine Miſchung von Poſaune und grande caisse unverkennbar iſt. Hier iſt ein Geſicht auf einen Vogelleib gepfropft, dort an einem Pferdehals, hier an einem Hündchen, das ſich auf einem weichen Polſter ſtreckt.

Jeden Morgen findet man Neues der Art und man eilt hin, um zu ſehen, wer in dieſer Lotterie herausgekommen iſt; man ſucht die Räthſel der Embleme, oft auch die der Geſichtszüge zu löſen, und iſt dies geglückt, ſo kauft man die Charge und hat ſeinen Spaß damit. Niemand nimmt's übel, ſich ſo dargeſtellt zu finden; ja da Dantan nur ausgezeichnete Perſonen wählt, ſo fühlt man ſich ſogar dadurch geſchmeichelt.

Eine andere Erfindung der Mode waren die „Chinoiſerien," welche mit der „Chinomanie" aufkamen.

Man weiß, daß vor einiger Zeit eine Sucht nach chineſiſchen Gegenſtänden aller Art in Paris einriß und ſich von hier wie immer auch nach den andern Hauptſtädten verbreitete. Die Urſache davon war wol zunächſt die Ankunft einiger Chinafahrer in London, die eine große Menge von Luxusgegenſtänden mitgebracht hatten und womit erwerbgierige Speculanten mit einem Male alle Märkte überfüllten.

Die Reichen ſuchten ſich die zierlich bunten, eleganten, mitunter prächtigen Arbeiten der Chineſen um jeden Preis zu verſchaffen. Zu dem längſt-gekannten Reis und Thee und zu den unſchmackhaften Vogelneſtern geſellten ſich die präparirten Haifloſſen und die ſchwammigen Molusken der chineſiſchen Gewäſſer; die Nachtiſche zierten die nationellen Tſchau-Tſchau, welche bei Geringern die „Chinois" erſetzten, und im engern Kreiſe wurde ſelbſt die gefährliche Probe des Opiumrauchens beſtanden.

So weit langten die aus China mitgebrachten Gegenſtände aus, aber nun ging's an die Nachahmungen ins Unendliche.

Der ſchöne Schmuck der Locken wurde verbannt und die Haare widernatürlich in die Höhe gezogen und in einen Knoten zuſammengebunden. Man achtete nicht darauf, daß dieſe Mode im Stande war, in einem kurzen Zeitraume den ſchönſten Haarwuchs zu vernichten. Die Nägel ließ man wachſen und ſpitzte ſie dann klauenartig zu, die Augenbrauen wurden gefärbt und weiße Schminke, mehr als ſonſt, aufgelegt. Hierzu die weiten Aermel, die bis auf die Hände hingen, die großblumigen Stoffe, die Shawls von Crèpe de Chine und die Chineſerin war fertig.

Dies gab Veranlaſſung zu den Chinoiſerien. Wir ſehen auf dieſen Blättern Darſtellungen aus dem häuslichen Leben im chineſiſchen Coſtüm. Aber das Lächerliche dabei iſt, daß die Darſtellungen aus unſerm Leben genommen ſind. Kindergruppen, die Ball ſpielen, Seifenblaſen machen, Drachen fliegen laſſen, ein Gourmand, Spaziergeher, Alles ins Chineſiſche traveſtirt und mit ſo vieler Laune behandelt, daß man ſich beim Anſchauen des Lachens nicht erwehren kann.

Wie ſchon mehrmals in dieſem Buche erwähnt, fuhr mit dem Romantism der Teufel in die Franzoſen und ſpukte auf dem Theater und in der Literatur und Kunſt.

Es konnten bei dieſer Gelegenheit die Perſiflagen nicht fehlen und ich muß geſtehen, ſowie Mephiſto hoch über einem Chineſen ſteht, ſo ſtehen auch die „Diablerien“ über den „Chinoiſerien.“

Da iſt Hoffmann'ſche Laune und Humor und ich wünſchte, daß er noch lebte, um einige dieſer geiſtreichen Blätter zu commentiren, wie er es mit Callot in der „Prinzeſſin Brambilla“ machte.

Hier ſehen wir einen kleinen Teufel, deſſen Geſicht uns ſehr bekannt ſcheint, eine dicke Dame abkonterfeien. Er ſteht auf einer Kugel mit dem einen Fuße, während der andere in der Luft ſchwebt, und müht ſich ab beim Malen, indeß ſein Schweif, der in einem Pinſel endigt, eine greuliche Fratze an die Wand zeichnet.

Oder ein hübſches Dämchen, in der Tracht der pariſer Phrynen, der ein Teufelchen als Page vorleuchtet, ein anderes ihr die Schleppe nachträgt und ein drittes ganz kleines ihr aus dem Buſen guckt.

Alle nur möglichen Zuſammenſetzungen von Menſchen- und Teufelgeſtalten. Endlich Alles, was man täglich in Paris ſieht, mit Teufeleien verbrämt, den Teufel ſo innig verwebt mit Paris und ſeinen Bewohnern, nicht mehr, wie bei den Chinoiſerien, ſo zahm und harmlos, ſondern mit recht teufliſcher Laune und von tieferer Bedeutung.

Dieſe Scherze werden zu den unſchuldigen gezählt, weil ſie nur ſelten eine entfernte politiſche Anſpielung ſich erlauben. Nun kommen aber die unzähligen Blätter, die theils Caricaturen mit politiſcher Tendenz vorſtellen oder irgend eine Beziehung zulaſſen.

Die Geſchichte von der Birne iſt genugſam bekannt; der kleine Pilger, die kleinen Schotten, die nach Frankreich wallen, für Frankreich beten, ſieht man kaum, ſo müſſen die Verfertiger Strafe zahlen.

Der Künſtler, der den Einfall hatte, die wohlgetroffenen Portraits von Vater und Sohn, mit den Unterſchriften: Napoleon der Erſte und Napoleon der Zweite, und einigen paſſenden Verſen zu publiciren, wurde auch gleich vor Gericht gezogen, jedoch freigeſprochen.

Es iſt ein ſteter Kampf zwiſchen dieſen Künſtlern und der Regierung. Jene werden nicht müde, Caricaturen zu verfertigen, und dieſe wird nicht müde, ſie zu verfolgen.

Paganini.

Paganini hat ſeit kurzem in Paris alle gefühlvollen Herzen gegen ſich aufgebracht. Man findet ihn häßlich, abſcheulich! Wie wäre es wol möglich, daß eine ſchöne Seele in ſolchem Körper wohne? hört man jetzt allgemein. Dieſes fahle, gerunzelte Antlitz, dieſe verwirrten Haare, dieſer ſeltſame Bart — der ſeltſamſte, den man ſah, ſeitdem Männer ihn als Zierde tragen — dieſes düſter blickende Auge, dieſer ſchlotternde, dürre Körper in den weiten Hüllen der Röcke — die ganze Lebensweiſe endlich — ſeine Art zu eſſen, mit Andern umzugehen — der Hohn, der Zorn, die Geldgier, alles Dies — es iſt keinem Zweifel unterworfen — er iſt ein Dämon, ein heimtückiſcher Dämon, ohne Herz, ohne Mitgefühl, der für das leidige Violinſpiel allem Beſſern im Menſchen abgeſchworen hat! — Und warum dieſe Veränderung? hört man mit Erſtaunen fragen. Fand man nicht ſonſt ſein Ausſehen geiſtreich, phantaſtiſch, harmoniſch? Ergötzte man ſich nicht daran, ihn ſo cyniſch ſeine Nahrung nehmen zu ſehen? War nicht Alles an ihm pikant, außerordentlich, originell? — Wie war es möglich, ſo ſchnell in der allgemeinen Meinung zu ſinken? — Die Smithſon, die arme, unglückliche Smithſon, um die ſich das weite, reiche, kunſtſinnige, romantiſche, neugierige Paris einen langen, furchtbaren Winter hindurch nicht kümmerte, hatte an Paganini geſchrieben, er möge in ihrer Benefizvorſtellung ſpielen, und er hatte es ihr rund abgeſchlagen. Die ſchöne Fremde hatte von ihrem Schmerzenlager, mit Mangel kämpfend, ihre weißen Hände bittend, beſchwörend aufgehoben.... und er konnte es abſchlagen! Und die franzöſiſchen Künſtler waren ja nun ſelbſt zuſammengetreten, um jenen

Abend zu verherrlichen und die Einnahme ergiebiger zu machen; ſelbſt Arnal war mit dem Vaudeville herbeigeſprungen und Paganini wollte ſeinen Bogen nicht rühren! Das reizte die Pariſer ſo furchtbar gegen ihn auf. Gegen die bleiche, kranke, bittende Smithſon kein Mitgefühl haben, das iſt unmenſchlich! Man hatte ſie vergeſſen, da ſie ihre glänzende Kunſt allein übte — aber krank und bittend und von Arnal und dem Vaudeville unterſtützt, kehrte ſie plötzlich in aller Pariſer Gedächtniß zurück.

Und vor wenigen Tagen nun kündigte Paganini ſein Concert an. Er ſtieg herab von ſeinem ſechſten Stockwerke, das er den ganzen Winter über bewohnt hatte; er mied wieder jene kleinen Traiteurs, wo er gegeſſen hatte, und man ſah den reichen Sonderling, dem London noch beim letzten Beſuche 700,000 Franken gezollt, aus dem Dunkel der ärmſten und erbärmlichſten Umgebung hervorkriechen, um ſich wieder auf dem Boulevard zu zeigen und im Hôtel d'Italie zu 5 Franken zu diniren. Er fuhr im Cabriolet umher, er ſtattete Beſuch ab — er wollte *für ſich* wieder einmal ſeinen Violinkaſten öffnen, für ſich dieſe Zauberſaiten erzittern laſſen; denn nur für ſich darf er ihn ſchwingen, dieſen mächtigen Bogen, der, wie ein ſicher treffendes Geſchoß, das Innerſte der Menſchenbruſt erreicht. Nur *ihm* zu dienen, iſt jene geheimnißvolle Macht verbunden; nie noch ſpielte er für einen Andern; es liegt etwas Entſetzliches in dem Gedanken. Nur *ihm* bringen dieſe Töne, ſo grell, ſo zerreißend, doch immer bezaubernd — Ehre und Reichthümer; er darf es nicht wagen, Andern damit zu helfen; ohne ſeinen perſönlichen Vortheil darf er dieſe Töne nicht den Saiten entlocken; es iſt ein Aberglauben dabei, der ihn beherrſcht — er würde Alles verlieren — ſein Inſtrument würde mit furchtbarem Krachen zerberſten — eine Geſtalt erſchiene auf der Scene vor den Augen der Verſammlung und würde ihre Rechte geltend machen wegen der Verletzung des Pactes....

Das Concert, welches er für ſich veranſtaltet hatte, war — trotz der feindſeligen Stimmung gegen ihn — ſtark beſucht. Nur mit dem Beifalle war man ſpärlicher als ſonſt. Aber er ſtand da wie ein Zauberer, und ſein Inſtrument ächzte ſchmerzvoll, ſeufzte ſchmachtend, liſpelte keuſch, tollte, zürnte, ſchwatzte, neckte und jubelte unter ſeinen mächtigen Händen.

Und wie das Concert beendigt war legte er ſtill im einſamen Zimmer, bei der düſter brennenden Lampe — denn ſein kleiner Achilles ſchlief ſchon in des Vaters Bette — die ſchweren Geldrollen zu den früher erworbenen Schätzen. Dann ſchlich er leiſe hinzu, blickte auf den lieblichen ſchlafenden Knaben und das bizarre Geſicht verzog ſich zu einer rein menſchlichen Freundlichkeit.

Für Achilles, ſein Söhnchen, ſein Leben, ſcharrt, ſpart und geizt er — und am Ende iſt der phantaſtiſche, unheimliche Italiener nichts mehr als ein guter, ſorgender Vater.

Maler Lepaulle.

Ein in der pariſer Geſellſchaft wohlbekannter Charakter iſt der Maler Lepaulle; ein Ueberall und Nirgends; ein Spaßmacher; dabei ein talentvoller Künſtler und ein Pariſer durch und durch. Er umſchwärmt alle ſchönen Theaterprinzeſſinnen und beſonders weiht er neuaufgehenden Geſtirnen ſeine Verehrung. Er iſt von einer oft inſolenten

Naivetät, die unſere Prüderie nicht vertragen würde, allein pariſer Schauſpielerinnen wiſſen nichts davon. Der bekannte Chargenverfertiger Dantan hat Lepaulle als ein Hündchen dargeſtellt, das des Malers Geſichtszüge treffend zeigt. Er ſieht wirklich im Leben einem kläffenden Möpschen nicht unähnlich und iſt ſehr klein, ohne beſonders zierlich zu ſein.

Man zieht ihn in die beſte Geſellſchaft, wie ſie nun eben jetzt in Paris beſteht. Wer weiß nicht, wie das von ehemals himmelweit verſchieden iſt? Er beſucht die Bälle des Baron Vigier und die Soiréen von Rothſchild, er wohnt den Künſtlerſoiréen bei Madame Merlin bei und dinirt bei Mamſell Mars. Sehr verſchiedene Kreiſe, ſehr verſchiedene Abſtufungen! Lepaulle verliert ſich hier mit ſo vielen Andern; allein er ſchwebt im ſchwarzen Kleide und in gelben Glacéhandſchuhen bei den Italienern von einer Loge zur andern und kann auf die Frage, wo er ſeinen Abend zubringe, ſtets den Sammelplatz der feinen Welt nennen, der gerade in dem Zeitraume von vierundzwanzig Stunden am meiſten von ſich ſprechen macht und den Neid Derjenigen erregt, die nicht ſo glücklich wie Lepaulle ſind.

Im vertrauten Kreiſe, en petit comité, iſt Lepaulle ſtets die Seele der Unterhaltung. Er iſt groß im Nachäffen aller Gattungen von Thieren. Freſſende Enten ſind ſein Triumph; dieſes Schnatteln — nicht Schnattern — iſt für jeden Andern unausführbar. Seine grunzenden Schweine ſind fürchterlich ſchöne Kunſtwerke, und der ſcharrende Hahn, der ſeine Hennen zuſammenruft, dieſe gackernd herbeilaufend und die pipenden Küchlein ſind unübertrefflich. Am glänzendſten aber zeigt er ſich, wenn er eine durch einen langen Corridor trottirende Bulldogge verſinnlicht, die von einer Schar in Zimmern eingeſchloſſener Kläffer der verſchiedenartigſten Gattung angebellt wird, bis ſie ſelbſt knurrend, wie ein fern heraufziehendes Gewitter, beginnt und dann ihren tiefen Baß herrlich zur vollſten Kraftentwickelung ſteigert.

Bei allen dieſen mannichfaltigen Uebungen, die ein ergötzendes Lachen hervorrufen, beobachtet der Künſtler ſtets den ſtricteſten Anſtand, und um nicht durch das Verzerren der Geſichtsmuskeln Abneigung gegen ſein Talent zu erwecken, wie auch aus einer ſehr richtig berechnenden Eitelkeit, trägt er jederzeit Sorge, bei Darſtellung der Enten und Schweine ſich in einen Winkel zu ſtellen und ſein Geſicht den Zuhörern zu entziehen. Ich erlebte es oft, daß ähnliche Spaßmacher in Deutſchland, die aber — beiläufig geſagt — ihre Sache nicht halb ſo gut wie dieſer Lepaulle verſtanden, dadurch, daß ſie ſein Verfahren nicht berückſichtigten, den widerwärtigſten Eindruck hervorbrachten, während er nur Lachen und Beifall erzielt.

Seine Kunſt im Malen ſteht übrigens nicht in ganz gleicher Höhe mit dieſen gerühmten Eigenſchaften. Obgleich er gern portraitirt und namentlich vorzugsweiſe weibliche Köpfe zu ſeinen Vorwürfen wählt, ſo iſt ſein Pinſel nicht dazu geeignet. Die feinſten Züge gibt er wie im Vergrößerungsſpiegel wieder; Alles wird leicht grotesk unter ſeiner Hand; die ſanfte Melancholie, die zauberiſch um Mund und Auge ſchwebt, wird bei ihm zur ſchwärzeſten Schwermuth, die auf Vernichtung zu denken ſcheint; Offenheit wird zur Frechheit, Heiterkeit zur Fratze. Die Farben ſind grell, weiche Tinten fehlen. Glücklicher iſt er im Darſtellen der Thiere; hierin machen ihm wenige pariſer Maler das Terrain ſtreitig. Deshalb wird er auch ſtets von den vornehmen und reichen Beſitzern ſchöner Meuten und trefflicher Pferde ſtark in Anſpruch genommen. Schickler, Hope, der Prinz von der Moskowa beſchäftigen ihn fortwährend. Hier halten Jäger am Rande des Waldes und die prächtigen Vorſtehhunde harren des Zeichens; dort verfolgen Solofänger ein Wild; hier endet der Hirſch und das Halali ertönt; dort zeigen ſich Vollblutpferde im Rennen begriffen. Der Prinz von der Moskowa hat keinen Hund, kein Pferd, keine Equipage, die er nicht von Lepaulle portraitiren ließ. Vier- bis ſechstauſend Franken ſind der gewöhnliche Preis für ein ſolches Bild und dabei lebt drei Viertel des Jahres der Künſtler auf einem der Schlöſſer des Beſtellers, um ſeinen Gegenſtand mit Muße nach der Natur zu ſtudiren.

Lepaulle arbeitet ſtets nach ſeiner Neigung und denkt nicht daran, ſich übermäßig anzuſtrengen, um viel Geld zu verdienen. Hat er ein Bild abgeliefert und den Preis dafür empfangen, ſo portraitirt er hübſche Mädchenköpfe, um ſeine Sammlung zu bereichern oder ſich in ihre Gunſt zu ſtehlen, ohne eine andere Bezahlung, und vollendet nichts von den angefangenen Arbeiten, worüber die Beſteller verzweifeln möchten. Iſt er mit dem Gelde fertig, das er verdient hatte — wozu gewöhnlich ein Winter, oft nur ein Carneval hinreichen — ſo geht er erſt wieder ernſtlich ans Werk, malt Hunde und Pferde und denkt daran, ſeine hohen und reichen Gönner zu befriedigen.

Eine junge, hübſche Künſtlerin hatte Lepaulle's Bekanntſchaft gemacht und er ſich ihr angetragen, ſie in einer Rolle zu malen. Sie war bereits einmal in ſeinem Atelier geweſen, das damals ſehr einſam, in einem Hofe in der Rue des petites écuries gelegen war, aber ſie fürchtete ſich, wie ſie mir ſagte, ohne Begleitung wieder hin zu gehen. Der wunderliche Menſch erſchien in dieſem Locale wirklich verdächtig; dabei die Stille der ganzen Umgebung; die Seltſamkeit der Gegenſtände, welche das Atelier füllten; die Toilettenveränderung, die dort auf den Wunſch des Malers vorgenommen werden mußte, und die ſonderbaren Poſitionen, die er vorſchrieb; alles Dies ſchilderte mir die junge Künſtlerin ſo beredt, daß ich mich entſchloß, ihr für die Folge meine Begleitung anzutragen.

Wir gingen durch zwei Höfe eines großen Hôtels in der Straße des petites écuries, wo faſt nichts als Stallungen und Remiſen zu ſehen waren. In einem Winkel jenes zweiten Hofes ſtiegen wir eine enge Wendeltreppe hinan und gelangten an eine Thür, die uns auf das erſte leiſe Klopfen geöffnet wurde. Es war Lepaulle ſelbſt, der uns horchend erwartet zu haben ſchien und uns ein „Soyez la bienvenue" entgegenrief, weil er wähnte, daß die Dame allein gekommen ſei. Als wir aus dem ſtockfinſtern Vorgemache in das Nebenzimmer getreten waren, erkannte er erſt mich und bewillkommte mich mit ſaurer Miene.

Er bewohnte vier Zimmer, von denen drei ſein Atelier ausmachten, und dieſe waren mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden überfüllt. Zwiſchen eleganten Möbeln, rothſammtnen Tabourets, großen Spiegeln in reichen Rahmen, Etagèren und Kaminen mit den niedlichſten Chinoiſerien, Uhren, Lampen und Leuchtern beſetzt, ſtanden, lagen und hingen Gemälde von allen Dimenſionen an der Wand, in den Ecken und auf Staffeleien, die wie der Maſtenwald eines Hafens über einander hervorragten. Dann gab es noch die widerwärtigen Zugaben eines Malerateliers: eine Reihe von Todtenköpfen, Todtenmaſken, ferner Puppen und Akte, Theatercoſtüme, Waffen, Harniſche, Blumen aller Art und dergleichen Gegenſtände mehr, die nach der Natur gemalt werden wollen. An der Decke hingen ausgeſtopfte Vögel an ſeidenen Fäden und anderes Gethier. Kurz, kein Platz war leer gelaſſen und was man hier ſah, verwirrte und beängſtigte den Sinn.

Nur das Schlafzimmer des Künſtlers machte eine anſtändige Ausnahme. Dies war hübſch und elegant meblirt, ohne Ueberladung, und zeigte außer einigen guten Bildern nichts, was nicht in dem Zimmer jedes andern vernünftigen Mannes hätte angetroffen werden können. Hier machte meine Schutzbefohlene eine maleriſche Toilette, während ich Lepaulle in ein Geſpräch zu verwickeln ſuchte, aus dem er jedoch mehrmals aufſprang, um durch die Thür zu blicken und allerlei Scherze der Künſtlerin zuzurufen. Jetzt trat ſie zu uns in dem reizendſten Coſtüme, das man ſich denken kann. Der ſchwarze Sammet war von den blendend weißen Schultern herabgeglitten und die dicken blonden Flechten wallten über Buſen und Nacken in reicher Fülle herab. Der ſchöne Arm aufgeſtützt, der ſeelenvolle Blick erhoben, ſo ließ ſich jetzt das ſchöne Weib in einen verblichenen Armſeſſel nieder und der Maler fing nun an, alle dieſe Reize mit prüfendem Blicke zu durchforſchen und der Pinſel bewegte ſich auf der Leinwand.

Die mechaniſche Arbeit langweilte mich tödtlich, und da in der Decoration nicht die geringſte Veränderung eintrat, ſo bemächtigte ſich meiner der Schlummer. Vor mir ſtand das gut ausgeführte Bild der Amigo, jener ſtrengen ſpaniſchen Schönheit der italieniſchen Oper, mit dem anmuthigen Organ und mit dieſem liebenswürdigen Gegenſtand beſchäftigt, ſchlief ich ein. Ich muß zu Lepaulle's Ehre geſtehen, daß ich während der ganzen Sitzung ſchlief, ohne auch nur ein einziges Mal durch ängſtliches Rufen meiner Schutzbefohlenen geweckt zu werden. Allein ich hatte mein Wächteramt doch ſo ſchlecht verſehen, daß ich die folgenden Male nicht mehr in die Rue des petites écuries mitgenommen wurde. Die Furcht vor dem wunderlichen Maler und dem abgelegenen Äußere war auch wol verſchwunden; ſo etwas verliert ſich leicht bei näherer Bekanntſchaft.

Ali-Baba.

I.

Es war das Concert des Herrn von Beriot. Er, der ſo glücklich iſt, wie Paganini zu ſpielen und die ſchöne, liebliche Malibran zur Frau zu haben. Ich trat in die Loge einer berühmten Künſtlerin. Der Glanz überraſchte mich. Alles ringsumher in blendender Toilette und im reichſten Schmucke. Die Loge ſelbſt mit blauer Seide tapezirt, Atlasſeſſel von gleicher Farbe, Fußſchemel, Teppich, Spiegel. „Es iſt Rothſchild's Loge," ſagte man mir, „ſie haben ſie zum heutigen Concerte nicht behalten." Gerade wie bei uns, dachte ich in meinem Sinn, das müſſen ſie noch von Frankfurt her gewohnt ſein. Wie könnt' ich eine ſo koſtbar eingerichtete Loge auch nur für einen Abend einem Andern überlaſſen!

Beriot ſpielte und Alles horchte und war entzückt; nun ſang Signora Tadolini, eine Frau, der man wahrhaftig bei mancher deutſchen Hofbühne freudig zuhören würde; aber da plauderte Alles. Die Künſtlerin, die an dieſem Abende den Fauteuil der Frau von Rothſchild uſurpirt hatte, zog mehr an wie die gute Signora, trotz aller Mühe, die ſich dieſe gab, und trotz aller Unabſichtlichkeit Jener. Es kam ein dicker Redacteur des Courrier français, Officier der Ehrenlegion, ein Gönner der Kunſt in einem gewiſſen

Sphäre; zu ihm geſellte ſich ein talentvoller Maler, der das echt geſellige Talent eines jungen Pariſers in ſich vervollkommnet hatte, mit jungen Leuten über die Schnur zu hauen, in höherer Geſellſchaft aber den Mann von Erziehung zu zeigen, was bei uns zu den größten Seltenheiten gezählt werden darf; dann traten ein Banquier, ein Militair, lauter ſchöne, ſtattliche Leute in ſehr feinem, geſchmackvollem Anzuge zu uns ein. Meine ſchöne Künſtlerin war nicht ſehr geſprächig. Man ſpendete ihr die ſchönſten Blumen der vorübergehenden Bouquetiere, man erwähnte des glänzenden Balles, der nach dem Concerte ſtatthaben ſollte; man ſprach Politik, Literatur, Kunſt, „on parla raison enfin,“ was in der Regel viel ſagen will. Meine ſchöne Künſtlerin trommelte mit den Fingern auf das Atlaspolſter der Logenbrüſtung, ein ſicheres Zeichen, daß die Herren ſie Alle ennuyirten. Mit einem Male belebt ſich ihr Blick. Sie richtet ſich aus ihrer nachläſſig zurückgelehnten Stellung in die Höhe; ſie ſcheint einen erſehnten Gegenſtand zu erwarten. Ich folge ihren Augen und erblicke unweit von uns mühſam auf dem etwas abſchüſſigen Balcon, der vor den Logen hinläuft, einen kleinen alten Mann ſich fortbewegen, durch die Sitze ſich drängen und mit einiger Haſt zu uns hinſtrebend. Die Künſtlerin ſteht auf, beugt ſich zu ihm hinüber, ergreift ſeine Hand und neigt den ſchönen Kopf ſo nahe darauf hin, daß es den Anſchein hat, als wolle ſie ſie küſſen. Meine Verwunderung wächſt, ich betrachte den Fremden mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, der freundliche Worte, voll einfach treuherzigen Wohlwollens, an die Künſtlerin richtet. Das iſt kein Franzoſe, denk' ich mir — ich hör's am Accente; aber auch kein Deutſcher — mir zeigt's ſein Ausſehen. Und doch hat der Ausdruck ſeines Weſens ſo viel vom Deutſchen, daß ich ihn gern dafür halten möchte. Er war klein, etwas gebeugt, der Kopf groß im Verhältniß zu ſeinem Körper; die Geſichtszüge ernſt, tief; die Naſe ſtark; die Augen klein, gutmüthig; die grauen Haare kurzgeſchnitten, doch voll und etwas emporſtehend. Er trug einen alten dunkelgrauen Frack und das rothe Band im Knopfloche.

2.

„Er wird alt," ſagte der Redacteur Mr. L. B......, nachdem ſich der Fremde entfernt hatte.

„Ach es wirkt ſo wohlthätig auf mich, wenn ich ihn ſehe und ſpreche," rief die Künſtlerin aus. „Wie ſehr verehre ich ihn — ſeit Mozart und Beethoven todt ſind, lebt nur der Einzige noch."

„Wer war der Mann?" fragte ich ſchnell, denn meine Neugier ließ ſich nicht länger zurückhalten.

„Cherubini," war die Antwort.

„Ja, Cherubini," fiel unſer dicker Redacteur ein, indem mein Auge auf den Platz des Balcons mit Aufmerkſamkeit ſich heftete, den der Meiſter jetzt wieder eingenommen hatte. „Kerubini, nicht Scherubini, wie ihn Napoleon ſtets in einer Anwandlung böſer Laune zu nennen pflegte. Napoleon war dem alten grämlichen Maeſtro niemals hold; je nun, dafür wird er jetzt von ſchönen Damen fromm verehrt."

„Sie ſagen, daß Napoleon ihn haßte?" fragte ich neugierig.

„Haß — das iſt zu viel geſagt — nicht leiden mochte er ihn," erwiederte mein dicker Freund. „Man erzählt vielerlei Geſchichten davon. Es war im Jahre 1800, als Cherubini ſeinen Waſſerträger aufführen ließ. Damals hatte er wol den Gipfel ſeiner Celebrität erlangt und damals war es, daß er zum erſten Male dem General Bonaparte bekannt wurde. — Das Conſervatorium war organiſirt worden und man benachrichtigte den Director, daß Bonaparte einen Marſch von Paiſiello aus Italien mitgebracht habe, den er zu hören wünſche. Der Director wollte aber dieſe Gelegenheit benutzen, dem General ſeine Muſiker in einem bedeutendern Tonſtücke zu zeigen. Er wählte hierzu eine Trauermuſik, die Cherubini auf den Tod des Generals Hoche geſetzt hatte. — Bonaparte ſagte, daß man ihm mehr gab, als er verlangte. Er glaubte, man wolle ihm eine gute Lehre geben, in Zukunft keine fremde Muſik nach Frankreich zu bringen. Vielleicht auch ward er empfindlich, als man ihm Hoche's Lob verſang; kurz er ward auffallend verſtimmt und ungehalten und nach Beendigung des Stücks ging er auf Cherubini zu und erſchöpfte ſich in Lob über Paiſiello und ſeine Werke. „Das iſt der Erſte Componiſt,“ ſagte er, und um Cherubini ſelbſt die Hoffnung zu rauben, noch als Zweiter glänzen zu können, beeilte er ſich, nach Paiſiello gleich Zingarelli zu nennen. So oft ſeit jenem Augenblicke Napoleon mit Cherubini ſprach, fing er immer mit dem Lobe Paiſiello's und Zingarelli's an. — Einſt wurde Cherubini vom erſten Conſul zur Tafel geladen. Man ſpeiſte im Erdgeſchoſſe, in den Zimmern von Madame Bonaparte. Dieſe Mahlzeit war ſo kurz, daß der arme Cherubini, der mäßigſte Muſiker der Welt, kaum Zeit hatte, eine Cotelette zu verſpeiſen. Man ſteht auf, man verfügt ſich in den Salon, zum großen Erſtaunen des Componiſten kommt der erſte Conſul gerade auf ihn zu. Er hatte die Eigenheit angenommen, den Namen Cherubini immer franzöſiſch auszuſprechen. „Alſo Mr. Cherubini,“ fing er an, „die Franzoſen ſind in Italien!“ Gott Lob! daß es die franzöſiſche Muſik nicht iſt, welche ihm wahrſcheinlich der ſchwerſte

Italiener erwidern; er ward aber, ſo ſauer es ihm ankam, zum Hofmann und erwiderte: „Wohin ſollten ſie nicht unter einem ſolchen Führer noch gelangen!“ Freunde von mir, die ihn bei dieſer Gelegenheit beobachteten, konnten die Miene nicht komiſch genug ſchildern, die er annahm, um dieſe Schmeichelei vorzubringen. Nun kam Bonaparte gleich auf franzöſiſche und italieniſche Muſik und das Lob Paeſiello's und Zingarelli's war da. Bald wurde das Geſpräch italieniſch, bald franzöſiſch geführt. Wenn Cherubini im Zuge war, italieniſch zu ſprechen, unterbrach ihn Bonaparte franzöſiſch und, ſowie in dieſen Sprüngen, mußte er ihm auch in den Evolutionen folgen, die es ihm die Kreuz und Quere zu machen beliebte. — „Ich liebe ſehr Paeſiello's Muſik, ſie wiegt mich ſo ſanft. Sie haben auch Talent, aber Ihre Begleitung iſt zu ſtark.“ — „Bürger-Conſul, ich habe mich nach dem Geſchmacke der Franzoſen gebildet. Paese che vai, usanza che trovi.“ — „Sie haben eine Lodoiska gemacht, die ſehr gefallen hat.“ Von dem Waſſerträger, der eben im Zuge war, erwähnte er nichts; endlich ſagte er kurz: „Mit einem Worte, ich liebe die monotone Muſik.“ — „Aber, Bürger-Conſul, die Monotonie ſcheint mir in jeder Kunſt verwerflich.“ — Nun erklärte Bonaparte, was er darunter verſtehe: nämlich eine ſolche, die ihn „ſanft wiegte.“ „Aha, ich verſtehe,“ ſagte Cherubini, „Sie lieben eine Muſik, die Sie nicht hindert, an Staatsangelegenheiten zu denken.“ Der erſte Conſul wandte ſich ab; die Unterredung war beendigt. — Während ſpäter in Wien Cherubini Faniska ganz friedlich componirte, war es Napoleon eingefallen, die Schlacht bei Auſterlitz zu gewinnen. Er erfuhr von Maret, daß der Componiſt in Wien ſich befinde. Er ließ ihn kommen. „Wie? Sie ſind hier?“ — „Man hat mich kommen laſſen, zwei Opern zu compomen.“ — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgeſetzten?“ — „Der Miniſter hat mir den Abſchied ertheilt.“ — „Je nun, da Sie einmal hier ſind, ſo wollen wir Muſik machen. Sie ſollen meine Concerte dirigiren.“ — Und ſo war abermals der Bewunderer Paeſiello's von Cherubini übertrumpft worden. Doch verläugnete ſich der Liebhaber der ſanften Muſik keinen Augenblick. Während des erſten Concerts zeigte er ſich überaus ungeduldig. „Mr. Cherubini, das Orcheſter iſt zu hoch.“ „Sire, ich muß mir erlauben, zu widerſprechen.“ — „Wenn ich ſage, es ſpielt zu hoch, ſo meine ich, es iſt zu ſtark, es macht zu viel Lärm.“ — Cherubini ließ pianiſſimo ſpielen und der Kaiſer wurde ſogleich wieder heiterer. So ſehr war er zur Milde geſtimmt! — Einſt zu Schönbrunn war eine kleine muſikaliſche Unterhaltung. Cherubini ſtand am Flügel, Creſcentini ſang. Dazwiſchen ſprach immer der Kaiſer, und zwar, ſeinem Syſteme getreu, von Paeſiello mit Cherubini, von Marcheſi mit Creſcentini. „Das nächſte Mal, Creſcentini,“ ſagte er zu dem Sänger, „werden Sie mir die Arie des Vaters aus Paeſiello's Nina vorſingen.“ — „Aber, Sire,“ ſprach ganz entſetzt der Soprano, „das iſt eine Baßarie.“ — „Was liegt daran?“ und hierbei wandte ſich der Kaiſer zu Cherubini: „Kann er ſie nicht ſingen?“ — „Sire,“ entgegnete dieſer, „er kann ſie ſingen, aber eine Octave höher.“ — „Je nun, ſo ſoll er's machen, wie er's kann.“ — Er liebte in der That die Muſik nicht. Man behauptet, daß der Donner der Kanonen ihm das Trommelfell verdorben hatte. — Dabei blieb es nun. Creſcentini hatte nicht nöthig, eine Octave höher zu ſingen. Der Friede ward unterzeichnet, Napoleon verließ Schönbrunn, Cherubini aber blieb in Wien und ließ 1806 ſeine Faniska aufführen, die alle Kenner entzückte.“

Hier klatſchte man. Das Concert war geendet; ich hatte nichts davon gehört, wol aber war ich voll innerer Muſik und zwar der tiefen und erhabenen des von mir ſo hoch verehrten Meiſters Cherubini.

II.

Andern Tages beſuchte ich einen bekannten Muſikfreund. Ich nannte ihm nur Cherubini's Namen, um ihn ſogleich zu elektriſiren. „Iſt es nicht entſetzlich," ſagte ich, „daß der Mann noch bei ſeinem Leben von ſeinen Zeitgenoſſen faſt vergeſſen iſt?" „Vergeſſen?" rief lachend mein Freund. „Wer könnte ihn vergeſſen? dafür ſorgt er ſchon ſelbſt. Mehr als ein halbes Jahrhundert voll Arbeit, Glück und Ruhm ruht zwar auf dem Scheitel des ehrwürdigen Greiſes, aber noch ſteht er rüſtig da. In Ihrem Vaterlande iſt die Muſik eine Religion, man feiert Muſikfeſte, aber auch uns bereitet ſich ein ſolches Feſt vor, ein ſo großes, ſchönes und erhabenes, daß keinem ähnlichen weichen wird. Es wird von allen Verehrern der hohen Tonkunſt feierlich begangen werden, wenn der glorreiche Componiſt der Lodoiska, Medea und des Waſſerträgers, der dreiſtimmigen Meſſe und noch ſo vieler göttlichen Werke uns das Reſultat ſeines Lebens, ſeine letzte Studie, das gewiſſenhafteſte Bekenntniß ſeines Künſtlerbewußtſeins darbringen wird. Es wird ein Meiſterwerk ſein, denn Cherubini iſt einer jener großen Genien, welche die Zeit achtend verſchont. Für dieſe Begünſtigten des Himmels bringen die Jahre nicht das Alter, ſondern die Erfahrung und die Kraft."

Er ſchien begeiſtert. Das Werk, wovon er ſprach, war Ali Baba. — Der Lebenslauf des Künſtlers Cherubini, der ſo große Meiſterwerke hervorbrachte, war noch nicht beendigt, Ali Baba ſollte erſt den Schlußſtein bilden. —

Ich verließ meinen Kenner und Freund, begierig, wie Paris, wie die Welt das letzte Werk des greiſen Meiſters aufnehmen werde.

Cherubini iſt ein Florentiner, geboren 1760. Seit dem 9ten Jahre componirt er. Seine erſten Meiſter waren Bartolomeo und Aleſſandro Felici. Im 18. Jahre ſtudirte er unter Sarti in Bologna, auf Koſten Leopold's II. Großherzogs von Toscana. 1784 hatte er bereits einen ſolchen Namen, daß er nach London berufen wurde, wo er la finta principessa und Giulio Sabino ſchrieb. Auf ſeiner Reiſe wurde er in Paris mit Viotti bekannt. Sie blieben Freunde. Seit 1786 gehörte er und ſein Ruhm Frankreich. 1788 erſchien Ifigenia in Aulide und der herrliche Demophon, wozu ihm Marmontel das höchſt unpoetiſche Buch lieferte. Für die Italiener in Paris ſchrieb er: I Viaggatori felici und das berühmte Quartett: Cara, da voi dipende. 1791 wurde im Theater Feydeau Lodoiska gegeben. Hier begann eine neue Aera für dieſe Bühne. Berton gab Montano und le delire; Mehul Euphroſine; Leſueur la caverne. Dann folgten Medea, Eliſa und l'hôtellerie portugaise; 1800 erſchien der Waſſerträger. Faniska 1806, in Wien; 1815 ging er nach England, um die philharmoniſchen Konzerte zu dirigiren. 1809 ſchrieb er Pimmalione für den Hof. 1810 Crescendo für die komiſche Oper. 1816 die Abencerragen für die große Oper.

In den letzten Jahren ſchrieb er ſeine herrlichen Meſſen, Pſalmen und ſein Requiem. Carl X. ernannte ihn zum Officier der Ehrenlegion und 1822 ward er Director des Conſervatoriums, das ihn damals noch mit Stolz an ſeiner Spitze ſah.

Jules Janin.

Janin's Name wurde in Deutſchland kurz nach dem Erſcheinen ſeines Buches: „Der todte Eſel und die guillotinirte Frau" bekannt. Dies Buch machte auch bei uns Aufſehen in einem gewiſſen Grade. Man ging ſo weit, dem Verfaſſer eine Aehnlichkeit mit Jean Paul zuzugeſtehen, und wahrlich zum Erſtaunen iſt es, wie ſolche in dem ſchrecklichen und dabei bizarren Romane, den ich eben nannte, gefunden werden konnte, der alle Mängel und alle eben ſo verrufenen, wie geprieſenen Vorzüge der neuern franzöſiſchen Schule, wenngleich auf originelle Weiſe, an der Stirne trägt. Jean Paul, unſer keuſcher Träumer, deſſen ſtärkſte Schlüpfrigkeit, deſſen ſinnlichſte Flamme ſich zu Janin verhält, wie das üppig-frivole Foyer im Variétés-Theater zur geſetzten, abonnirten Geſellſchaft der Harmonie in Bayreuth. Jean Paul, der ſein ganzes Leben dazu verurtheilt war, auf dem holprigen, hügeligen Bürgerſteige voigtländiſcher Städtchen herumzuklettern, und Jules Janin, der gemächliche Pflaſtertreter des breiten Marmortrottoirs der Rue la Paix. Jean Paul, der ſeine ganze poetiſche Welt in ſich trägt, der ſich entweder in unbeſtimmten, vagen Ergüſſen gefällt, die wie leuchtende Springbrunnen ins Ungemeſſene ſteigen, oder der die Natur wiederſpiegelt, wie ſie um ihn her lebt und webt, und dem eine reiſende Engländerin, welche bei der alten Rollwenzel einkehrt, zur wunderſeltſamen Erſcheinung wird, um wochenlang daraus poetiſche Nahrung zu ziehen. — Und dieſer Jules Janin, der, einfach und ärmlich erzogen, ſich in den Strudel des literariſchen Lebens ganz unbeſonnen ſtürzt, Alles wagen zu können ſich berechtigt glaubt, weil er ſo eigentlich nichts dabei wagt, und nun — zu ſeiner eigenen

Verwunderung — ſtatt verſchlungen zu werden, ſich emporgetragen fühlt zur wärmenden, erquickenden Sonne der Volksgunſt, zum Ruhme der Mitwelt, zu Reichthum und Glück. Was er uns bringt, iſt zunächſt immer das ihn umgebende Leben, die Geſellſchaft, in der er lebt, Paris mit ſeinen grauen, ſtinkenden Straßen, und der bunten, lärmenden Volksmenge darin; dies äußere Treiben erweckt in Janin die Poeſie. Er träumt von poetiſchen Stücken, wenn er im Theater unpoetiſche Machwerke anſehen muß; er gedenkt einfacher Sitten beim Anblicke verderbter; ihm iſt Paris Werkſtätte und Stoff zu ſeinen Arbeiten. Jules Janin würde in Bayreuth oder Hof kein Dichter geweſen ſein, und Quintus Fixlein und Leibgeber ſchlummerten nie in ſeiner Seele.

Was wol zumeiſt die Veranlaſſung zu dem Vergleiche gegeben haben mag, iſt — wie mir oft angeführt wurde — das Aufblitzen mächtiger Gedanken, ohne alle Vorbereitung, das Abſpringen von einem Gegenſtande zum andern, wie wir das ſo oft auch bei Jean Paul antreffen. Dieſe Erſcheinung iſt bei dem Franzoſen jedenfalls neu. Janin hat das bunte Kleid des Humoriſten angelegt; eine Tracht, worin ſich ſeit Rabelais in Frankreich Niemand gezeigt hat; denn das Gewand, was Balzac manchmal anzieht, iſt mehr einer buntgeflickten Narrenjacke zu vergleichen und keiner Erwähnung werth. Janin beſitzt wirklich Humor, ächten, tiefen Humor, aber mehr als jede andere Eigenſchaft des Gemüthes und Geiſtes iſt dieſe nationell; der Humor gedeiht anders in dem Kohlen- und Nebeldunſt an der Themſe, ſeinem eigentlichen Vaterlande; anders in den reinen und lieblichen Bezirken des Fichtelgebirges; anders in dem Dunſtkreiſe von Paris, geſchwängert mit der Thorheit und Weisheit der ganzen

Erde. Selbſt Sterne und Hippel würden in Paris andern Humor gezeigt haben.

Unſer Janin iſt nun aber Pariſer durch und durch, und zeigt ſich uns als pariſer Humoriſt, weil er ganz natürlich iſt. Denn der Humor iſt bei den heutigen Franzoſen keineswegs eine Seltenheit. Ihre Schriftſteller zeigen ſich uns nur nicht ſo, weil ſie affektiren, nachahmen, oder gelehrt ſcheinen wollen. Junge Autoren, die einen feurigen Roman alle Augenblicke unterbrechen, um über dies und das Rechenſchaft zu geben, wie man gar nicht von ihnen verlangt; die wegen eines unbedeutenden, verfehlten Charakters auf mehren Seiten eine Theorie aufſtellen, die ſie ſich ſelbſt aus Trugſchlüſſen erbaut haben, ſind nicht ſelten und ekeln uns an. Bei Janin finden wir nichts von dieſer Prätenſion. Er läßt ſich von einem richtigen Gefühle leiten, und beſitzt dabei „un esprit à-part", einer ſeiner Lieblingsausdrucke, und auf dieſem Wege fortwandernd, mit dieſen Mitteln ſchaltend, wurde er ein glücklicher Dichter und ein gefürchteter Kritiker. Janin als Schriftſteller wird uns daher als ein treues Bild eines jungen, geiſtreichen Pariſers gelten, der freilich von den Pariſern unter Ludwig XV. und unter Napoleon himmelweit verſchieden iſt. Die oberflächliche Liebenswürdigkeit, welche man ſtets an ihnen zu rühmen fand, hat eine tiefere Färbung angenommen; das Gemuth wurde vorherrſchend und der Geiſt folgte leicht den lebhaften Eingebungen deſſelben.

Die Schriften Janin's ſind nicht das Reſultat einſamen Nachdenkens. Er iſt darin nicht mit ſo vielen Schriftſtellern Deutſchlands zu vergleichen, die in einem dunkeln Dachſtübchen den ganzen Olymp um ſich verſammelten, eine fremdartige Geſellſchaft, unerfreulich und trocken, dünne Schatten, durch deren Geſtalt man die Sparren der Wände zählen konnte, und die Armſeligkeit der Umgebung nie aus dem Geſichte verlor. Was Janin ſchreibt, das hat er erlebt, gehandelt, durchſprochen; ſchildert er eine üppige Nacht, ſo hat er ſie erſt vorige Woche durchſchwelgt; will er von reichem Luxus, von Kunſtgegenſtänden ſprechen, ſo hat er nur nöthig, ſein Auge von dem Papier zu erheben, um es im eigenen Zimmer herumſchweifen zu laſſen; und beabſichtigt er, uns den kühnen Mirabeau ſelbſt im treuen Portrait zu zeigen, ſo denkt er ſich ſchnell das Souper am vergangenen Abende, dem Raſpail und Andere beiwohnten, und mit einem kleinen Zuſatze ſeiner Einbildungskraft hat er das Treffendſte geliefert, was uns Mirabeau zu vergegenwärtigen im Stande iſt.

Janin lebt in einem auf- und abwogenden Meere herrlicher Genüſſe. Von Künſtlern aller Art umgeben, die ſeine Freunde ſind, bald in den Zirkeln der höhern Geſellſchaft, dann wieder im traulichen Kreiſe einer freundlichen Familie, wo die verheirathete Tochter Abends mit ihrem Manne erſcheint, um mit ihren noch unverheiratheten Geſchwiſtern den Eltern einen frohen Abend zu bereiten. Da wird Muſik gemacht, bald ein converſationelles Quartett, bald ein gefühlvolles Duo, oder eine geiſtreich feurige Rhapſodie am Flügel. Wenn es ſpäter wird, ſetzt ſich der jüngſte Sohn zum Inſtrumente, er iſt nicht älter als elf Jahre und darf noch nicht tanzen, aber im Klavierſpiel wetteifert er mit dem wunderbaren Ungarn, dem kleinen Liſzt. Er muß die neueſten Kontratänze unermüdlich ſpielen, den Galopp aus „le bal masque“, und die jungen Leute tanzen die halbe Nacht, und die Mutter ſieht freundlich nickend zu, der Vater rückt zum Kamin, um ein Abendjournal zu leſen, das ihm ſoeben der Nachbar zuſchickte, und ſelbſt Dame Marguerite, die Köchin, eine alte Freundin, mehr als Dienerin des Hauſes, hat ein reines Häubchen und ein großes ſeidenes Tuch angelegt, um hinter dem Stuhle der Hausfrau, auf die Seſſellehne ſich ſtützend, wohlgefällig die Jugend ſo zierlich ſpringen zu ſehen.

Solche häusliche Freuden ſind in keiner Familie ſelten; ſie ſind in Paris mehr als anderwärts zu finden. Der Durchreiſende hat keine Ahnung davon; man ſieht es dieſer großen Stadt nicht an, welche Gemüthlichkeit darin anzutreffen iſt. Der blos die Straßen durchzieht und überall auf verlorene ſchöne und unſchöne Kinder ſtößt, hat freilich keinen Begriff von der Züchtigkeit einer jungen Pariſerin, und Jene, die ſtets bereit ſind, das läppiſche Stichwort von der Pariſer Sittenloſigkeit nachzubeten, mögen bedenken, daß an den Thoren kleiner deutſcher Städtchen kleine Jungen ſich als Wegweiſer „zum Madel" anbieten; in Städtchen von 3 bis 5000 Einwohnern — wo Alle nur gleichſam Eine Familie machen, wo ſich Alles kennt, Alles grüßt, Alles „wohl geſpeiſt zu haben" und „zur Geſundheit" wünſcht. Und dann wäge man die Sittenverderbniß ab zwiſchen Paris und dieſen Städtchen. Der wogende Ozean und der ſtagnirende Teich — welcher wird vom faulenden Leichnam verpeſtet?

Dieſe Abſchweifung war nöthig, um Janin's aufrichtige in ſeiner Seele begründete Natürlichkeit zu retten, die ich eben zu ſeinen Gunſten anführte und die man dem Pariſer gewöhnlich nicht zutraut. Seine Schilderungen von Sittenreinheit, von gemüthlicher Einfachheit ſind wahr, er hat ebenſo ſeine lebenden Beiſpiele dazu bei der Hand, wie zu denen koloſſaler Neuerer genialer Verworfenheit im Barnave oder zu denen koketter Herzloſigkeit in der guillotinirten Frau. Aber, werden mir viele Leſer ſeiner Schriften einwerfen, hat Janin nicht auch Perſonen und Verhältniſſe geſchildert, welche ihm ſeine Umgebung nicht darbieten konnte? — Allerdings iſt dies der Fall. Entweder aber geſchieht es flüchtig, mit einigen kräftigen Strichen, die eine durch Kombination von Geleſenem und Gehörtem, Beſchreibendem und Geſchichtlichem erlangte Kenntniß verrathen und dann immer bewundernswerth wahr und zugleich anziehend ſind. Oft aber auch modelt unſer Autor eine ſolche Schilderung zu ſeinen Zwecken, und dann iſt es wol geiſtreich genug, um ſein nächſtes Publikum in die Irre zu führen, muß aber bei ſeinen kältern Leſern in Deutſchland, und wenn ſie auch zu ſeinen Freunden gehören, einigen Widerwillen erregen. Ein gleiches Loos wird ihm zu Theil, wenn er ſich in einen Schwall von Beiwörtern, Vergleichungen und Eigenſchaften bei Erwähnung von Gegenſtänden ergießt, denen er entweder ſeine Liebe oder ſeinen Haß zuwendet. Hier widerfährt es ihm wohl manchmal, daß Eines dem Andern geradezu entgegenläuft, Eines das Andere aufhebe und oftmals ihm über Ein und Daſſelbe widerſprechende Meinungen in den Mund legt. Von dieſer Seite iſt Janin nicht zu loben; in neuſter Zeit hat man nun wol die Sache ein wenig zu ſchwer genommen und ihm in allem Ernſte den Proceß gemacht, um ihm Schlechtigkeiten aufzubürden, ihn zur Wetterfahne zu ſtempeln und ihm auf dieſe Weiſe die Gunſt des Publikums zu entziehen. Es war freilich vorauszuſehen, daß es dahin kommen mußte. — Wenn ſelbſt die ernſten Deutſchen bei Janin's erſter Erſcheinung auf den Vergleich mit Jean Paul geriethen, wie ſehr war es ſeinen Landsleuten zu verzeihen, daß ſie ſeinem geiſtreichen Glanze, ſeinem Gemüthe, wie ſeinem Witze, einen Rang anwieſen, den er nicht verdiente und nicht zu behaupten im Stande war. Dieſe Fälle ſind in der jüngſten Literatur Frankreichs nicht ſelten. Victor Hugo wird als Dichter der Notre-Dame von ſeinen Landsleuten zu den Wolken erhoben, während ſeine Theaterſtücke nur Skandal erregen und überall angegriffen werden; Eugène Sue gilt bei Vielen für den genialſten Schriftſteller, während Andere ſich von ſeinen atrocen Schilderungen mit Abſcheu abwenden; Jules Janin hat die jetzige Epoche ſelbſt am treffendſten bezeichnet, indem er von ihr ſagte: daß ſie große Talente zwar, aber noch kein einziges Meiſterwerk, des Nachruhms würdig, hervorgebracht habe.

Jules Janin gehört der jetzigen Epoche ganz an; er iſt erſt dreißig Jahre alt und war zur Zeit der Reſtauration ein zwölfjähriger Knabe. Er half die ſtolzen Machthaber der ſchönen Literatur des Kaiſerreichs ſtürzen, ja er war einer der Thätigſten, Muthigſten und Kraftvollſten dabei, wie er ſich ſelber deſſen rühmt, und er ſtrebte mit den jungen Romantikern nach demſelben Ziele, einer neuen Literatur in Frankreich Bahn zu machen, wenn er gleich ſeinen eigenen Weg dabei ging. Er iſt durchaus den Romantikern beizuzählen, wenn er auch keinen Stoff aus dem Mittelalter bis jetzt behandelte und mithin ſeine Ausdrücke nicht aus jener Zeit entlehnt ſind, und wenn er ſelbſt oft, von einer übermüthigen Laune verleitet, die Romantiker, ſeine Brüder, mit Sarkasmen überſchüttet. Daß ihn manchmal die Antiromantiker als ehrenvolle Ausnahme von den jungen Schriftſtellern gelten laſſen wollen, daß ſie mit Emphaſe ihn als Beiſpiel aufſtellen und dabei ausrufen: „wenn es denn einmal Romantismus geben ſoll, ſo müſſe es einer ſein, wie Janin's!“ dies geſchieht weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht, da man ihn als ſcharfen Spötter kennt, deſſen Waffen ſchneidend ſind und ſicher treffen. Wie wenig es mit ſolchem Lobe ernſtlich gemeint ſei, erkennt man leichtlich daraus, daß in dieſem Augenblicke — wo die öffentliche

Gunſt unſerm Autor nicht mehr im vollſten Maße zugewendet ſcheint — Alles bemüht iſt, ſeine Schwächen herauszukehren, und es Keinem einfällt, ihn auf würdige Weiſe zu vertreten.

Wie dem auch ſei, Janin hat, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die erſte Abtheilung ſeines Schriftſtellerlebens beſchloſſen und verſpricht ernſtere, größere Werke, von anderer Bedeutung, als die bisherigen, zu liefern. Er denkt dergeſtalt gewiſſenhaft die Erwartungen zu befriedigen, welche ſeine Nation von ihm hegt.

Er jagt für einen Augenblick die Phantaſie aus dem Hauſe, die junge Schöne, die ſich ihm ergeben, und mit welcher er Kinder erzeugte, die nun alle ſchon Zähne haben und ſie zeigen, da er der Mutter die Thür weiſt. Aber es muß ſo ſein.

Die Jahre kommen, die ernſten, mit den nervigen, zur Arbeit tauglichen Händen; und der blonde Frühling, das ſchöne Kind mit blauen Augen, entflieht. Er nimmt Abſchied von ſeiner jugendlichen Poeſie und ſie ſchnürt ihr Bündel und verläßt ihn.

Er ſucht Alles zuſammen, was er bis jetzt geſchrieben, ſeine erſten Skizzen und Entwürfe, und übergibt ſie dem Publikum. Dies iſt eine Handlung der Redlichkeit gegen ſich und ſeine Leſer. Mit der Herausgabe der kleinen Sammlung zerſtreuter Aufſätze, die alle ſchon hie und da abgedruckt waren, und die er ſeine „ſämmtlichen Werke‟ nennt, ein Titel, gegen deſſen ſcheinbare Anmaßlichkeit er ſich eifrig verwahret, iſt die erſte Epoche des Schriftſtellers geſchloſſen.

Dieſe Herausgabe ſämmtlicher Werke iſt nicht, wie bei Andern, der Eitelkeit, ſondern der Beſcheidenheit des Autors zuzuſchreiben. Ich hege zu Jules Janin das Vertrauen, daß er Wort halten und alle Hoffnungen erfüllen werde. *)

Was wir bis jetzt von ihm kennen, berechtigt dazu vollkommen. Und wenn wir ihm auch die aufgedrungene Aehnlichkeit mit Jean Paul gleich anfänglich ſtreitig machten, wenn wir in ihm nur ſtets ein Kind der Zeit und einen jungen Pariſer erblicken können, ſo räumen wir ihm doch willig alle Vorzüge ein, die ihm unter den jetzigen Literatoren Frankreichs einen ausgezeichneten Platz anweiſen. Die geniale Auffaſſung der Revolution in ſeinem Barnave mag vor Allem den Beleg dazu geben, beſonders wenn wir das ſprühende Leben, das den darin handelnden Perſonen aus allen Poren dringt und ſie zu wirklichen macht, und den Reichthum in allen Beziehungen, der in dieſem Werke waltet, mit den ton- und farbloſen Schilderungen derſelben Zeit, eines zur Zeit geprieſenen deutſchen Autors, vergleichen wollen, der uns in dem Hauſe Robespierre's nichts Anderes zu zeigen weiß, als den großen Eigenthümer deſſelben, Apfelſinen verſpeiſend.

Janin charakteriſirt ſeine Werke ſelbſt auf folgende Weiſe:

— — „Der todte Eſel iſt ein glühender Traum meines zwanzigſten Jahres; eines Alters, in dem man Miſanthrop iſt, weil man noch nichts Anderes ſein kann; die Beichte iſt eine neue Beſchuldigung gegen die Gewaltthätigkeiten, nicht etwa der chriſtlichen Religion, ſondern der katholiſchen Prieſter, was wol nicht daſſelbe iſt; Barnave iſt eine zwar unvollſtändige, aber lebendige Studie, worin man jenen flüchtigen Moment feſtzuhalten geſucht hat, wo die alte Monarchie und das alte Volk ſich trenn-

---

*) Dieſe Hoffnung iſt bis jetzt nicht erfüllt worden.

ten, um nie wider ſich zu begegnen, oder nie wieder ſich zu erkennen; denn ſo ſtark hat die Monarchie die Emigration, das Volk der Sieg verändert. Die phantaſtiſchen Erzählungen endlich ſind literariſche Verſuche, die größtentheils dazu beigetragen haben, die Revues zu begründen, eine neue Art periodiſcher Schriften, die ſeitdem ſehr zugenommen haben. Dies nun ſind die ernſteſten Erholungen meines kritiſchen Lebenslaufs."

Denn eigentlich iſt Janin Kritiker. Er nennt ſich ſelbſt am liebſten ſo, und möchte gern, wie unſer Leſſing, dem Komplimente, das man ihm als Dichter macht, mit ſtolzer Beſcheidenheit ausweichen. Man denke ſich jedoch keine gründlichen Kritiken, wie wir ſie in Deutſchland gewöhnt ſind, wenn wir von Janin's Art, zu kritiſiren, ſprechen. Hier iſt von keiner Gelehrſamkeit die Rede. Es iſt Lob oder Tadel über Alles, was ihm in den Weg kommt, verſchwenderiſch ergoſſen. Bald iſt es der ſpottende Witz, bald eine Saite der Rührung, die er anſchlägt, Alles muß in ſeinen Händen zur Waffe werden, ſeinen Gegner zu bekämpfen. Stets aber iſt er geiſtreich und blendend.

Dieſe Eigenſchaften begleiten ihn nun auf jedes Gebiet, das er betritt. Alles lebt und handelt in ſeiner Schilderung, Alles wird zum Drama, er ſelbſt iſt l'homme-drame durch und durch. — Wenn man ſeinen Barnave lieſt und dann Verſailles beſucht, wie wahr und treffend wird dann Alles in dem originellen Werke. Man glaubt die Thür zu ſehen, wo die alte Gräfin von Wolfenbüttel Abends zur Audienz bei Maria Antoinette vorfährt, und ſetzt man ſich im Mondſcheine auf eine Marmorbank unweit des kleinen Trianon, ſo glaubt man, „le fou de la Reine" werde kommen und ſeinen Platz neben uns nehmen.

Alle dieſe Figuren im Barnave ſind nach dem Leben gezeichnet, alle jene Scenen der aufglimmenden und rieſig fortſchreitenden Revolution ſind ſo da, als ob ſie Girodet, der Maler, gemacht hätte, der während der Greuelſcenen auf dem Eckſteine ſaß und die Köpfe mit feſter Hand zeichnete, wenn ſie vom Pöbel zur Guillotine geſchleppt wurden, und ſpäter, wenn ſie der Pöbel auf der Pike trug. Ich kenne Blätter von ihm, z. B. eines mit der Ueberſchrift: „So ſah Herr von Briſſac aus, Offizier in der Armee des Königs und Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig.“ Man ſieht darauf einen Mann mit einem ſtolzen vornehmen Geſichte, nur der Mund hängt etwas ſchlaff herab und deutet auf Muthloſigkeit. Etwas weiter unten zeigt uns der ſchrecklich wahre Maler einen unförmlichen Fetzen mit fliegendem Haare, auf eine Pike geſpießt, und darunter das fürchterliche Epigramm: „So ſah Herr von Briſſac eine Stunde ſpäter aus.“ Bei näherer Beſichtigung finden wir wirklich unter den ſchwarzen Löchern, wo die Augen angenommen werden dürfen, die Naſe, unverſtümmelt und ſo getroffen, daß wir ſie für des Herrn von Briſſac Naſe erkennen müſſen, aber der Mund mit den Zeichen der Muthloſigkeit iſt verſchwunden. Unter der Naſe hängt ein ausgefranztes Stück. Die Pike hat den Kopf aus dem Kothe aufgeſtoßen, wo vielleicht ſchon die Hunde daran gefreſſen, oder ihnen ähnliche Poiſſarden ihre Wuth daran gekühlt haben mochten.

Und Janin kennt das Alles. Er hat Girodet's blutige Galerie geſchaut, die der Künſtler ſo lange bereicherte, bis das Beil der Guillotine ſeine Hand aufhielt; er hat ſo viele Augenzeugen geſprochen, er kennt alle dieſe Orte genau, den „trompette blessé“, wo der erſte Klubb gehalten wurde und wo Mirabeau donnerte; und er ſah noch kürzlich, während der Vergiftungsemeuten in der Cholerazeit, wie die alten Weiber ihre hölzernen Schuhe von den Füßen zogen, um dem noch zuckend daliegenden Schlachtopfer aus angebornem Mitleid das Hirn einzuſchlagen; er war Zeuge, mit welcher Schnelligkeit dieſe gräßlichen Weiber einem jungen armen Menſchen die Kleider vom Leibe reißen: kein Kammerdiener der Welt kann es ſchneller, aber freilich mußte das Hemd, ſelbſt die Haut mit und die hölliſchen Kammerzofen zeigten bluttriefende Nägel. . . . . .

Wer Revolutionsſcenen ſchildern will, muß in Paris leben. Ein jeder Reiſende weiß, welche Düfte oft nicht eben angenehmer Art die Atmoſphäre dieſer Stadt ſchwängern; wer aber eine eigends organiſirte Naſe hat und längere Zeit dort bleibt, der riecht in gewiſſen Straßen und Winkeln das revolutionäre Element, wie es ſeit ſo vielen Jahren gährt und gährt und ſäuert, und ſich dann und wann durch einen Knall entläd't, aber gleich wieder friſche Blaſen bildet.

Welch ein Wunder nun, daß ein Janin alles Das ſo richtig heraus zu buchſtabiren weiß, als hätte er, wie der von ihm mit *einem* Zuge ſo herrlich gezeichnete Graf St. Germain, zu allen Zeiten und mit allen Menſchen zugleich gelebt. Kann doch, wie Victor Hugo ſagt, Einer, der zu ſehen verſteht, „aus dem Klopfer an der Hausthür die Phyſiognomie des Bewohners“ ſich ausmalen.

Wer alſo forſchend und begreifend Paris und Verſailles durchſtreift, wird die Schilderungen im Barnave meiſterhaft finden und den Maler derſelben ſo hoch verehren, wie dies in ſeinem Vaterlande der Fall war.

Zu dem Herrlichſten im Buche iſt wol der Abend bei der Königin, der Morgen im „trompette blessé“, dann die Flucht des Königs und der Königin zu zählen.

Wo iſt ein Maler, der eine lieblichere Gruppe je erſunden hätte, als jene der Damen um ihre Gebieterin bei der erſten Audienz, welche die Gräfin von Wolfenbüttel erhält:

„Plötzlich öffnet man eine Thür und meine Mutter und ich befinden uns in einem modernen Saal, der nur ſchwach erleuchtet iſt, mehren Frauen im Negligé gegenüber, die mir von einer blendenden Schönheit zu ſein ſcheinen. Nie habe ich eine gewähltere Sammlung ſchöner Köpfe erblickt. Sie waren alle in einer Ecke des Saales gruppirt, die Augen geöffnet, der Mund gleichfalls, neugierig wie es ſchien, voll Erwartung und mit einem halben Lächeln auf den Lippen, das nur eines Zeichens bedurfte, um ſich zur vollkommenſten Ironie zu geſtalten. Am untern Ende des Saales bildeten dieſe Köpfe eine Maſſe von Schönheit aller Art, blond und braun, freudig, traurig, ernſt und lachend; die Körper waren durcheinander, übereinander, Alles verwirrte ſich auf eine unbeſchreiblich reizende Weiſe. Beim erſten Blicke wäre es unmöglich geweſen, die Schönſte aus dieſem Haufen herauszuwählen; man unterſchied nichts, ſelbſt nicht die Königin. — Nun galt es aber, wer ſich von den Frauen am dichteſten hin zu ihr drängen konnte! Die Königin ſaß auf einem Taburet, einige vor ihr zu ihren Füßen, andere, welche neben ihr knieten, dienten ihr als Stützen, wie die Armlehnen eines Seſſels; mehre ſtanden hinter ihr, über ſie gebeugt, gleichſam ſie unter dem Schutze ihrer hinabgebogenen Brüſte bergend, dieſe athmeten faſt nicht. Die Männer aber ſtanden am entgegengeſetzten Ende des Saales, ſie hatten ſich bei unſerm Eintritt erhoben, um uns zu empfangen."

Dies war der Hofhalt jener unglücklichen Frau, deren Schlafzimmer er mit ebenſo reizenden Farben ſchildert.

— — „Ihr glaubt vielleicht", ſagt er bei dieſer Gelegenheit,“ daß mich hier die Wirkung jenes geheimnißvollen Einfluſſes ergriff, der unſichtbaren Düfte, der unnennbar holden Spuren, welche ein junges und ſchönes Weib überall zurückläßt, wo ſie weilt; jene Reize, die ſie ſo verſchwenderiſch um ſich her verbreitet, woran man ihr Daſein erkennt; nein, ſicher nicht! Hier war es weder der Duft noch die Eleganz. Wider meinen Willen, ja ſelbſt ohne daß dies von der Königin ausgegangen wäre, fühlte ich mich in einem höhern Luftkreiſe, weiter, reiner. Man verzeihe mir dieſe närriſchen Redensarten, der richtige Ausdruck fehlt mir. Ich bin genöthigt, meinen Gedanken zu karikiren, da ich ihn nicht auszumalen im Stande bin. Dies geſchieht oft, wenn man ſich außer ſeiner Sphäre befindet, und darum ſchätze ich Marivaux.“

Dieſe Ironie am Schluſſe macht einen köſtlichen Eindruck, und ſo natürlich und ungeſucht ſie erſcheint, ſo deutlich beweiſt ſie Janin's Meiſterſchaft.

Ich glaube nicht, meinen Autor zu überſchätzen, wenn ich dergleichen Schilderungen nebſt der Zeichnung einiger Charaktere im Barnave zu dem Ausgezeichnetſten rechne, was — nicht nur bei den Franzoſen — ſondern in der ganzen neuern Literatur in dieſer Art geleiſtet wurde.

Wie matt erſcheint dagegen Walter Scott's heraldiſch-bunte Weitſchweifigkeit, wie viel matter aber noch der verblichene Widerſchein davon in ſeinen franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Nachahmern, die ihre ganze Poeſie aus einem alten Kleiderſchranke holen, deſſen Inhalt ſie umſtändlich beſchreiben. Selten nur zeugen dieſe Beſchreibungen von wahrhafter Poeſie, und höchſt ſelten gelingt es, dadurch eine ſo vollſtändige Wirkung hervorzubringen, wie Grattan in „der Erbin von Brügge“, wo die Abgeſandten der Bürgerſchaft, als ſie bei den ſpaniſchen Regenten an der Tafel regalirt werden, ihre ſchweren Mäntel, von genueſiſchem Sammt, abnehmen und ſich darauf ſetzen, um anzudeuten, daß ihnen die Sitze zu ſchlecht ſeien, die koſtbaren Mäntel aber nur geringen Werth in ihren Augen hätten. Ein herrlicher Zug ſpießbürgerlichen Dummſtolzes, der dadurch noch eine Folie erhält, daß die ſpaniſchen Hofleute ihn nicht verſtehen und über die Ungeſchicklichkeit der Bürger lachen.

Wo eine ſolche Wirkung erreicht wird, ſei es erlaubt, ähnliche Schilderungen mit der Umſtändlichkeit eines Mode- oder Schneiderjournals zu entwerfen, und dies finden wir auch bei Janin, wenn er uns Mirabeau vorführt, oder in andern ſolchen Fällen.

Aber lieber und einziger iſt er uns, wenn er mit kräftiger Hand und mit zwei feſten Strichen lebende Figuren zeichnet. Wie z. B. Mirabeau, der dem Herzog von Orleans, dem erſten Prinzen von Geblüt, voll Verachtung den Rücken kehrt, um mit jungen Offizieren im Spiel zu wetten, während die Königin der „petite maison“, die liebliche, launenhafte, nur ihm ergebene Claro, ſich — halbeingeſchlafen — auf ſeine Schulter lehnt.

Nach dem Geſagten wird man mir wol den Vorwurf machen, daß ich zu ſehr von Janin eingenommen ſei, eine Vorliebe für ihn hege, die nur Wenige in Deutſchland mit mir theilen werden. Doch ich weiß ſehr gut, was ihm vorgeworfen wird; ich ſelbſt bin nicht ſo einſeitig, über ſeinen Vorzügen ſeine Fehler [illegible] vergeſſen. Ich fühle wohl, daß ſeine ſpöttiſche, launenhafte, über den Ernſt des Lebens oft zu oberflächlich abſprechende Weiſe manches Gemüth verletzen mag.

Janin wurde von ſeinem Publikum verzogen; es nahm, bis auf ſeine Unarten, Alles für Ergüſſe eines herrlichen Geiſtes. Wenn das Verziehen überhaupt eine ſchöne Sache iſt für Den, der verzogen wird, ſo liegt in dem Verziehen der Pariſer etwas ſo Benebelndes, daß Janin doppelt zu entſchuldigen iſt, wenn er auf Augenblicke ſich uns ganz als verzogenes Kind der Mode zeigt. Strenge genommen, glauben wir nicht, daß ihm in ſpäterer Zeit ein anderer Rang gebühre, als der iſt, den er ſelbſt in ſeinem „Verſuche über das achtzehnte Jahrhundert“ dem jüngern Crebillon anweiſt. Mit dem einzigen Unterſchiede, daß Janin über dieſem ebenſo viel höher ſteht, als ſeine Zeit über dem Zeitalter Crebillon's. Janin iſt ein treuer Spiegel der Geſinnungen, Meinungen und des Lebens ſeiner Zeit, wie Crebillon es war; der einzige Unterſchied zwiſchen Beiden iſt ein tiefer Krater zwiſchen dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und unſerer jetzigen Zeit, ein noch nicht ausgebrannter Krater, in den die Revolutionskämpfe und Napoleon's Kriege hinabſanken, und aus dem noch immer Flammen ſteigen. Ein ſpäterer Janin wird einſt aus des jetzigen Schriften eine eben ſolche Charakteriſtik aller geſelligen, literäriſchen und künſtleriſchen Verhältniſſe Frankreichs im Jahre 1832 abſtrahiren können, wie Janin ſie uns aus Crebillon's Romanen von dem Zeitraume, der unmittelbar der Revolution vorherging, entworfen hat. Und finden wir uns dort von der Flachheit und Seichtigkeit der Geſinnungen und Leidenſchaften, von dem Mangel höherer Beziehungen zum geiſtigen Leben unangenehm berührt, erblicken wir eine völlig entartete Geſellſchaft, unfähig irgend eines großen Gedankens, treu in den Schriften eines Lieblingsſchriftſtellers damaliger Zeit abgeſpiegelt; ſo iſt es hier ein junger feuriger Mann, mit tiefem Gemüthe und einem aufgeweckten Geiſte, Alles umfaſſend in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, ſich mit brauſendem Ungeſtüm in das Triebwerk der periodiſchen Preſſe ſtützend und alle Erſcheinungen des Tages bunt durcheinander mahlend.

Waren es nun früher die ſchmachtenden Originale der Cidaliſen und Clelien, die beim petit-lever und Chaise-longue liegend, den ambraduftenden Crebillon zur Hand nahmen; ſo ſind es heut zu Tage die Damen mit den Schreibfedern in der Hand, die liebenswürdigen Herausgeberinnen welterfahrener Memoiren, die Erfinderinnen geiſtreicher Novellen, die ſie ſelbſt erlebten, ehe ſie ſie niederſchreiben, welche unſern Autor lebend hören und genießen, nachdem ſie ihn geleſen haben.

Ein ſolcher Schriftſteller muß der Mittelpunkt des geſelligen Lebens ſein; und man denke ſich, was das in Paris wol bedeutet. Welche Strahlen ſich in ſeinem Brennpunkte ſammeln.

Die jungen franzöſiſchen Schriftſteller haben einen Rieſenſchritt gewagt. Wenn man die Romane der Kaiſerzeit, einen Oncle Botte oder Lettres de Gustave de Linar à Erneste de G* und ähnliche Erzeugniſſe mit Dem vergleicht, was jetzt auf demſelben Boden emporkeimt, ſo kann man ſich des Erſtaunens nicht erwehren. Größer aber noch wird dies Erſtaunen, wenn man bedenkt, das dies Alles im Angeſichte der geſtürzten Götzen geſchieht, die nichts zu unternehmen wagen, ihren Zerſtörern entgegenzuwirken; ſo ſehr ſind ſie von ihrer Ohnmacht überzeugt. Es muß ein niederſchmetterndes Gefühl für dieſe veralteten und doch noch gar nicht alten Autoritäten ſein.

Aber man denke ſich die ſchaalen, klappernden Alexandriner Baour-Lormian's und ähnlicher Reimſchmiede, neben den von Kraft ſtrotzenden und gedankenreichen Jamben Barbier's, neben der Poeſie in den „Herbſtblättern" Hugo's! Welche Maſſe jugendlich ſtrebender Kräfte! — Eugène Sue mit der ſchrecklich vernichtenden Wahrheit, dem der zürnende Ozean mit ſeinen weißen Wellen ein ſchaumbedecktes Roß iſt, das er nach Willkür reitet; Maſſon oder Raymond mit ſeinen glühenden Lebensbildern, mit dem Tageslichte des Canaleto und der treuen Ausführlichkeit Denner's; Merimée endlich, der klare, ſicher forſchende, der uns Spanien mit ſeinen Wundern ſo herrlich vorführt und die Chronik eines verwitterten Jahrhunderts ſo ſicher ſchreibt, ſo ſaftig und farbenreich, als hätt' er Alles ſelbſt erlebt; der ſanfte, reflektirende Drouinot, der geiſtreiche Delatouche, der ſchwärmeriſche und dabei ſatyriſche Karr!*)

Es iſt ein ſo lebhafter Umſchung in dieſem Allen ſichtbar, ein ſo großartiges Emporſtreben aus früherer Beengung, daß man — trotz aller Verirrungen und Anmaßungen — die Bewunderung nicht zurückhalten kann.

Schickſale eines namenloſen Bühnendichters.

I.

Mit meiner kleinen fahrenden Habe und einem einaktigen Vaudeville kam ich gänzlich unbekannt in Paris an.

Mein dramatiſches Kindlein war von allen deutſchen Bühnen zurückgewieſen worden, und ich faßte den kühnen Plan, es ins Franzöſiſche zu überſetzen, um es auf einem Boulevard-Theater geben zu laſſen.

Was thut ein Vater nicht für ſein Kind? Ich ſuchte bald die Bekanntſchaft einiger Auteurs zu machen. Es waren Leute ohne Gelehrſamkeit, wie man dies wol auch in Deutſchland antrifft, aber auch ohne Doctortitel, was in Deutſchland zu den Seltenheiten gehört. Sie kamen mir freundlich entgegen und beehrten mich einſtimmig mit den Titeln: confrère et collègue.

---

*) George Sand und die Neueren konnten hier noch nicht genannt werden.

Das mußte ich rechtfertigen! Ich machte ernſte Anſtalten, mit meinem Stückchen herauszurücken. Alle meine befreundeten Auteurs feuerten mich dazu an; Einer ſchien's dem Andern an bereitwilligem Eifer, mir zu dienen, zuvorzuthun. Jeder ſchlug mir ſeine Bühne vor; dieſer meinte, jene Direction, mit welcher er zwar nicht befreundet ſei, böte bedeutendere Garantie, als jede andere; der hier hingegen verſicherte, daß man auf längern Erfolg rechnen könne, wenn man es auf einem andern Theater geben ließe, weil dort ein Liebling der Pariſer die Hauptrolle geben könnte.

Alle beeilten ſich, mit ihren beſten Rathſchlägen mir zur Hand zu gehen.

Ein Agent präſentirte ſich mir, der mit der Einkaſſirung der droits d'auteur, oder dem Antheil an den Tageseinnahmen in der Provinz, von ſämmtlichen Schriftſtellern beauftragt iſt. Er lud mich zu ſich ein, um mich von der Pünktlichkeit in ſeinen Geſchäften zu überzeugen. Wie ich hörte, ſoll der Mann ein Jahreseinkommen von 20 bis 25,000 Franken haben, obgleich er nur eine ganz gewöhnliche Proviſion für ſich in Anſpruch nimmt.

Ein anderer Geſchäftsmann machte mir ſeine Aufwartung, der den Schriftſtellern oftmals eine Summe in Bauſch und Bogen für ihren Antheil bietet, nachdem er das Stück geleſen hat.

Alle dieſe Vorbereitungen ſchienen mir ſo erdrückend, ſo weitläuftig, ſo unnöthig. In Deutſchland iſt das Ganze ſo einfach, ſo harmlos.

Wie kann man von einem Dichter erwarten, daß er ſich mit Agenten, Prozenten und Renten einlaſſe?

Iſt das Stück aufgeführt, ſo erhalte er einige Monate ſpäter drei bis ſechs Dukaten, das iſt der Ehrenſold, und damit Punktum!

2.

Ich wandte mich mit meinem Anliegen an eine Bühne, die erſt ſeit Kurzem unter der Adminiſtration zweier alter Herren ſtand, die viel guten Willen, ein Paarmal hunderttauſend Franken und keine Kenntniß vom Theater beſaßen.

Es war Mr. Rococo, ein ehemaliger Beſitzer einer Stickereifabrik, und Mr. de la vieille Ganache, ein alter Militär mit einem Stelzfuße. Beide nahe an den Siebzigen.

Bei dergleichen Unternehmungen denkt hier kein Menſch an die Kunſt, ſondern man ſucht ſein Kapital zu den höchſten Zinſen anzulegen.

Doch war dies nicht ganz bei unſern alten Herren der Fall.

Mr. Rococo konnte man nicht jedes Gefühl abſprechen und hegte er es auch nicht für die Kunſt, ſo fühlte er doch für die Künſtlerin. Es war dies eine kleine geſchickte Stickerin, Mamſell Deſirée, die den alten Herrn eigentlich dazu gebracht hatte, Theaterdirector zu werden. Sie war nämlich feſt entſchloſſen, auf die Bühne zu gehen, und er mußte ſich bequemen, ſie zu dirigiren, wollte er nicht ſeine geſchickteſte Handarbeiterin für immer aus ſeiner Fabrik verlieren.

Mit Mr. de la vieille Ganache hatte es eine andere

Bewandtniß. Der Mann fühlte wirklich theilweis wie ein Deutſcher und ſtand daher den ächtfranzöſiſchen Prinzipien ſeines Co-Adminiſtrateurs ſchroff gegenüber.

Er hatte bei ſeiner Tochter, einem zwölfjährigen Dirnchen, das entſchiedenſte Talent für dramatiſche Dichtung bemerkt und ſie machte, nach ſeiner Verſicherung, Stücke, die, bis auf die Liebesſcenen, die man ja von einer zwölfjährigen Schriftſtellerin nicht ganz vollendet erwarten durfte, faſt Meiſterſtücke zu nennen waren. Die Liebesſcenen nahm er nun über ſich, weil ihm dabei viel zu Gebote ſtand, und ſomit gedachte er den Meiſterſtücken den Schlußſtein einzufügen, die er als Director ohne Umſtände den Pariſern vorſetzen durfte, wie er meinte.

Der zweite Plan, den er als Director in Ausführung zu bringen ſtrebte, wurde ihm von inniger Freundſchaft vorgezeichnet. Als er noch in ſeiner Jugend zu Beſançon in Garniſon lag, machte es einem jungen Offizier ſeines Regiments Freude, Trauerſpiele zu dichten. Eines dieſer Stücke, Cato betitelt, das er ſeinen Kameraden vorlas, war in der regelrechteſten Manier der franzöſiſchen Tragödie gedichtet und Corneille's Name fehlte nur auf dem Titel, um Frankreich in einen Freudenrauſch zu verſetzen.

Stets war unſerm alten Herrn de la vieille Ganache die Vortrefflichkeit des Stücks im Gedächtniſſe geblieben, noch immer tönte der Wohllaut der Verſe in ſeinem Ohre wieder, nie war er ſeitdem von einer dramatiſchen Dichtung in dieſem Grade ergriffen worden. Mit dieſem klaſſiſch-ſchweren Geſchütz wollte er nun anfahren gegen die leichten Truppen des Romantism; ſein alter Freund, der nunmehr capitaine en retraite war, ſollte das Bürſchchen Victor Hugo zu Paaren treiben und da ihm Mars die Lorbeern des Kriegers ſtets verſagt hatte, doch mindeſtens den

Kranz Melpomenens im Auge behalten. Dies waren ſeine großen Vorſätze und unbekümmert um die Ephemeren der Tagesliteratur und ihrer Markthelfer, überließ er die kleinliche Laſt und Plage ſeinem Confrater, um der Erreichung ſeiner Lieblingsideen mit allen Kräften und auf allen Wegen rüſtig entgegenzuſtreben.

3.

Ich ward den beiden Herren durch ihren Generalſekretär, einen höflichen jungen Mann, vorgeſtellt. Er ſagte ihnen, ich wäre ein Deutſcher, und habe folglich den fataliſtiſch-fantaſtiſchen genre ganz in meiner Gewalt; ich wüßte mit dem destin, „que les allemands nomment le Faust," ſehr gut umzuſpringen, man könne ſich etwas von mir verſprechen; auch hätte ich die Journale für mich, weil ich als deutſcher Schriftſteller gewiß von der Cenſur gehubelt worden wäre, und mithin dadurch ſchon auf Compaſſion Anſpruch zu machen hätte, wenn ich nicht als Romantiker des vollſten Lobes im Voraus gewiß wäre.

Dies leuchtete den beiden Vorſtänden ein, wenn es auch mit Mr. de la vieille Ganache's Anſichten nicht übereinſtimmte. Dieſer hatte aber ſogleich einen kühnen Plan mit mir, wie ſich aus dem weitern Verlauf dieſer wahren Begebenheit zeigen wird.

Man war gerade ſo höflich mit mir, als nöthig war, um nicht grob zu ſcheinen, nahm mir mein Manuſcript aus den Händen, der Generalſekretär ſchrieb eine Nummer darauf und bat mich, in acht Tagen um Antwort wiederzukommen.

„Sie erhalten drei Prozent jeder Einnahme der Vorſtellungen, von denen Ihr Vaudeville einen Theil ausmacht," ſagte Mr. Rococo beim Abſchiede, und Sie haben uns dagegen bei der Annahme Ihres Stücks zwei Abſchriften in Folio und ſämmtliche Rollen einzuhändigen. Ich entſchuldigte mich noch wegen der Germanismen, die bei meiner Ueberſetzung mit untergelaufen ſein könnten, aber der Generalſekretär meinte, das würde mein Collaborateur mit leichter Mühe ausmerzen, und ich möchte ihn morgen in ſeinem Bureau beſuchen, wo er mich mit einem Manne bekannt machen wolle, der ſich für mich ganz zum Collaborateur ſchicke.

Ich nahm unter tauſend Verſicherungen ſteter Freundſchaft von ihm Abſchied, die von ihm kalt hingenommen und ſtets mit dem höflichen: „Mais, Monsieur, est-ce que Vous me connaissez donc?“ unterbrochen wurden. Auf der Straße gelang es mir, mich im Gewühle des Boulevards zu iſoliren, und ich dachte an das Geſchäft, in das ich nun verwickelt war.

Mein kleines Vaudeville hatte mit einem Male ſo viele Menſchen in Anſpruch genommen und mich mit ihnen in die engſte Berührung gebracht. Es wurde alles ſich darauf Beziehende von den Leuten mit einem Eifer betrieben, als wenn das Wohl des Theaters davon abhinge, und wie ſonderbar mich das ergriff, wird man leicht erklärlich finden, da ich in Deutſchland nicht im Stande geweſen war, auch nur die kleinſte Aufmerkſamkeit auf meine Arbeit hinzulenken.

Sollte denn wirklich das Gedeihen der Bühne von den Dichtern zuerſt ausgehen? und iſt die franzöſiſche oder deutſche Art, mit ihnen zu verfahren, die richtige? Ich wagte dies nicht zu entſcheiden.

4.

Am andern Tage zur feſtgeſetzten Stunde war ich im Theaterbureau und fand meinen Mann beim Generalſekretär mich bereits erwartend.

Er war Kaufmann geweſen und hatte nunmehr ſeine Kapitalien „dans les grandes affaires," wie er einen Kanalbau nannte, der nicht vorwärts ging und ihn zwang, andere Wege zu ſeiner Exiſtenz zu ſuchen.

Er hatte die Bekanntſchaft eines Deutſchen gemacht, der Schulden halber in St. Pélagie ſaß, und dieſer überſetzte einige Stücke von Kotzebue, die er corrigirte und durch Scribe's und Anderer Einfluß auf die Bühne brachte. So war er zum dramatiſchen Dichter geworden und da „le chevreuil de Mr. de Kosbou" ihm in ſechs Wochen über 10,000 Franken eingetragen hatte, ſo war ihm dies die ſchmeichelhafteſte Ermunterung, in ſeinen dramatiſchen Verſuchen fortzufahren. Aus dieſem Grunde hatte er eine leichterklärliche Vorliebe für die Deutſchen und ihn wählte grade der feine Generalſekretär zu meinem Mitarbeiter.

„Das Theater iſt hier eine Rente," ſagte Mr. Blin, „und wir Andern, wir haben den Grundſatz, leben und leben laſſen. Ich will mich gern der Correktur Ihres Stückes unterziehen und zugleich Alles ausmerzen, was vielleicht dem franzöſiſchen Geſchmacke anſtößig ſein könnte, ohne jedoch Ihrer Originalität zu ſchaden und das Fremdartige zu verwiſchen, was man hier ſo liebt. Aber vor allen Dingen muß Ihr Stuck angenommen ſein, und dazu iſt mein Einfluß zu gering, wir müſſen den Regiſſeur général als Mitarbeiter annehmen, damit er ſeinen Antheil von den Benefizien ziehe. Er wird übrigens an unſerm Werke nicht das Geringſte ändern, dafür ſtehe ich Ihnen, und daß er ſeinen Namen mit den unſrigen nennen läßt, wenn das Publikum es verlangen ſollte, das nehme ich auf mich. Sie werden ihm dann einige freundliche Worte ſagen und Alles iſt abgethan.“

„Und ich werde gewiß nicht unterlaſſen, was in meinen Kräften iſt“ — ſetzte der Generalſekretär hinzu. „Und was in ſeinen Kräften iſt, will viel ſagen,“ fiel ihm Mr. Blin ins Wort. „Die Autoren kommen nur der Reihe nach heran, wie ſie ihre Werke eingereicht haben. Einem Jeden iſt ein gewiſſer Zeitraum für die Aufführung ſeines Stückes geſetzt. Trifft es ſich nun, daß der Beifall nicht ſo anhält, um durch wiederholte Aufführungen jenen Zeitraum ausfüllen zu laſſen, ſo tritt ein Interregnum ein, deſſen Ausfüllung lediglich von dem Generalſekretäre abhängt. Denn nicht das angenommene Stück des nächſtfolgenden Autors kommt an die Reihe, ſondern irgend eines, das unſer Freund hier in Vorſchlag bringt. Deshalb iſt er uns ſehr nützlich, um früher zum Ziele zu gelangen, und es iſt billig, ihm dafür ſtillſchweigend einen gleichen Autorantheil zu gönnen, wenn auch ſein Name nicht dabei genannt wird.“

Ich gab, ſtumm mich verbeugend, meine Einwilligung. Nun war mir des höflichen Mannes: „mais est-ce que vous me connaissez donc?“ erſt klar geworden, und ich verließ meine neuen Freunde ohne weitere Freundſchaftsverſicherungen, da uns ja das Geſchäft ſchon zu innig verbunden hatte.

Auf dem Heimwege mühete ich mich ab, drei Prozent in vier gleiche Theile zu ſondern, da ich aber ſtets ein ſchlechter Rechner war, ſo mußte ich dieſe Verſuche einſtellen, ohne ein Facit herauszubringen.

5.

Ich hatte von dieſem Augenblicke an meinen freien Eintritt zu allen Plätzen und auf die Bühne.

„Vous êtes de la maison et vous n'avez qu'à vous nommer au controle,“ dies ſagte mir Mr. Rococo. Ich benutzte dieſe Erlaubniß und ſtieg beſonders Abends hinter den Couliſſen umher. Das Merkwürdigſte waren mir die kurzen Mäntelchen, welche die Schauſpielerinnen um die entblößten Schultern werfen, ſobald ſie von der Scene abgegangen ſind.

Mit dieſen Mäntelchen wird ein großer Luxus getrieben, und ich ſah eins von ſchwarzem Sammet mit duvet de Cygne gefüttert, welches die weiße Schminke der Huldin um ein Bedeutendes hervorhob.

Sobald das Stichwort die Schöne auf die Scene ruft, wirft ſie ihren Mantel ab, dann nimmt ihn ein Herr in Empfang, der dafür ſtehen muß und daher die Dame zu dieſem Zwecke den ganzen Abend begleitet. Leute, die nicht davon unterrichtet ſind, könnten bei dieſen Begleitern ſich ganz andere Dinge denken. Es iſt aber nicht der Fall.

Die Sitte mit den Mäntelchen iſt allerliebſt, und ich dächte, man könnte ſie in Deutſchland ohne Mühe in Aufnahme bringen.

In den Zwiſchenakten lernte ich „le malin Figaro, le spirituel Corsaire und l'espiègle Entr'acte“ kennen. Es waren die jungen Redacteurs oder Beſoldete jener Journale, denen die Pflicht obliegt, über dieſes Theater zu referiren. Dergleichen hat jedes dieſer kleinen Journale für eine jede Bühne. Auch ward ich den erſten Künſtlern, ſowie dem Régiſſeur-général vorgeſtellt; dieſer, der ſchon von ſeiner Mitautorſchaft gehört hatte, war zuvorkommend und freundlich. Alsdann ſah ich noch einen Regiſſeur und ſpäter noch einen; der vierte Regiſſeur endlich ſtellte ſich mir ſelbſt als ſolcher vor.

Es war dies ein kleiner Burſche von ungefähr 17 Jahren, ohne Bart und in Pantoffeln, der vor einigen Wochen ſein Debut machen wollte, aber von der Probe fortgeſchickt worden war. Da er aus eignen Mitteln nothdürftig zu leben hatte und das Theater der Frauenzimmer wegen ſehr liebte, ſo wurde er als vierter Regiſſeur angeſtellt. Sein Geſchäft beſtand darin, zu klingeln, wann der Akt anging, und die Tagesordonnanzen zu ſchreiben, welches ihn dem Regiſſeur-général unentbehrlich machte, der „leider mit der Feder nicht umzugehen wußte.“

Die Leute waren übrigens Alle recht höflich mit mir und nach beendigtem Theater mußte ich mit einigen von ihnen in ein Café gehen pour me rafraîchir.

6.

An dem Tage, da mein Vaudeville geleſen wurde, wo ich zugegen war, ereignete ſich der erſte Sturm. Einer meiner beſten Freunde, der Dichter Leon, drang mit Ungeſtüm in die Verſammlung und unterbrach ſie.

Er iſt ein dicker, junger Mann, den die vornehmſten Reſtaurants zu den Ihrigen zählen.

Er trug an dem Tage mehrere Weſten, ein foulard [illegible] um das Kinn, einen Biberrock mit einem Chinchilla-Kragen und darüber einen weiten grünen Mantel von Seidenzeuch mit rothem Unterfutter. Dies war ſein gewöhnliches Coſtüm bei den Proben, da das Theater voll Zugwind war. Er ließ unten das zweite Tableau ſeines neueſten Melodramas probiren, als er hörte, das Vaudeville eines Fremden werde geleſen, um aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeinem Melodrama in der Reihenfolge den Rang abzulaufen. Er ſprach lange und leiſe mit den Adminiſtratoren und mit dem Regiſſeur-general und ſchrie endlich, indem er fortlaufen wollte: „Je retire donc ma pièce.“ Man hielt ihn auf und ſchien ihm neue Vorſchläge zu machen. Die Unterhandlung fing an laut zu werden und ich merkte, daß vom Retiriren des Stückes nicht mehr die Rede war. Nun handelte es ſich um die Ausſtattung deſſelben. Er beſtand auf 7000 Franken, eine Summe, die er mit dem Maſchiniſten, dem Maler und dem Coſtumier bereits auf's Genaueſte berechnet hatte, und die Adminiſtration wollte nur 5000 Franken bewilligen. Die Debatten nahmen kein Ende. Der Dichter Leon ſah nach der Uhr. Die Stunde rief ihn in ein anderes Theater, um der Probe eines Stückes beizuwohnen, bei dem er mit gearbeitet hatte.

„Alſo bis morgen!“ rief er leicht hingeworfen; „einſtweilen bleiben die Proben ſuſpendirt, bis ich Ihren Entſchluß weiß.“

Und zu mir wandte er ſich lachend mit den höflichſten Entſchuldigungen, die Leſung meines Vaudevilles, von dem er ſchon ſo viel Gutes gehört und auf deſſen Aufführung Alles geſpannt ſei, unverſchuldet unterbrochen zu haben.

Und wirklich war es für heute aus mit dem Leſen. Die Stunde rief die Herren und Damen hinunter auf die Bühne und ich folgte, „étant de la maison,“ um Zeuge eines für mich ebenſo neuen als überraſchenden Auftrittes zu ſein.

3.

Ein junger Dichter hatte ein Vaudeville eingereicht und nachdem es angenommen und der Tag zur Aufführung anberaumt worden war, forderte er, daß ſeine Gattin in der Hauptrolle ihren erſten theatraliſchen Verſuch machen ſollte.

Vergebens ſtellte man ihm das Mißliche der Sache vor. War das Vaudeville gut, ſo konnte das ungeſchickte Spiel der Debutantin Alles verderben; mißfiel das Vaudeville, ſo war es um die Debutantin zugleich geſchehen. Umſonſt waren alle dieſe Vorſtellungen geweſen. Die kleine Frau hatte ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, mit ihrem Manne die Luftfahrt zu wagen, und war nicht davon abzubringen.

Dieſe Probe ſollte jetzt ſtattfinden.

Mr. Theophile, das Orcheſterhaupt, ſtand mit der Geige da, der Souffleur befand ſich in der Geſtalt eines Siegers neben ſeinem Kaſten, den er mit dem linken Fuße trat, indem er das Manuſcript dicht vor die Augen hielt, und der Dichter und ſeine Gattin trippelten auf und ab, die darſtellenden Künſtler erwartend.

Endlich kam Alles an; der Dichter küßte ſeine Frau und lief fort, um ſich in eine Loge zu placiren, mit den Worten: „du courage, mamie!" Sie ſchlug ein Schnippchen und lachte.

Dies Selbſtvertrauen gefiel mir und ich lächelte der jungen Novize recht gemüthlich zu, die mich darob befremdet anäugte. Die Probe nahm ihren Anfang; der Regiſſeur-general ſetzte ſich mit ſehr ernſter Amtsmiene ins Proſcenium.

Das Dichterweibchen trat auf. Aber welch ein Spiel war das! Die Schritte abgemeſſen wie beim Contretanz, die Bewegungen im Uebermaße und unpaſſend, die Declamation unerträglich monoton und endlich der Geſang! .... den ſchlechteſten Vaudevillegeſang an Disharmonie und Taktloſigkeit übertreffend.

So ging es bis in die Hälfte des Stücks fort. Eine Stimme aus dem finſtern Auditorium rief: Bravo! und zwei Hände klatſchten dazu. Beides gehörte dem Dichter und Gatten an.

Der Régiſſeur verließ auf einen Augenblick ſeinen Platz, um alsbald an der Seite des Herrn Rococo wieder zurückzukehren.

Sie traten in die Mitte der Bühne und unterbrachen die Probe; ſodann eröffnete Mr. Rococo der jungen Frau, daß ſie zwar ſehr viel Talent zeige, auch himmliſch ſinge, aber denn doch noch ſo Manches ablegen müſſe, um die ſchwer zu befriedigenden Pariſer gänzlich für ſich einzunehmen. Er zweifle übrigens nicht daran, daß es ihrem Fleiße gelingen würde, für die Folge ....

Weiter ließ die Dame Mr. Rococo nicht ſprechen. „Ich werde alſo nicht ſpielen?“ fragte ſie, indem die Naſe ſpitz wurde und die Lippen zu beben anfingen.

„Für dieſes Mal nicht,“ ſagte kalt der Régiſſeur-général, hinter den ſich Mr. Rococo zurückgezogen hatte.

„Jules! Jules!“ ſchrie die Dame in den finſteren Raum hinab ihrem Manne zu.

Aber Jules ſtand ſchon hinter ihr, ſie mit ſanften Worten beſchwichtigend und ſie einmal über's andere „ma bonne amie“ nennend.

„Nichts da!“ ſchrie indeß ma bonne amie, „Du nimmſt Dein Stück zurück, oder wirſt Du zugeben, daß eine Mamſell Claire oder Hortenſe die Rolle, die Du für mich geſchrieben, verhunze? Spiele ich etwa ſchlechter als die Mamſell Claire oder Hortenſe, daß ſie von einer Bühne mich zurückweiſen, wo jene Damen alle Abende ihre ſchlechten Künſte dem Publicum vormachen dürfen?“

Ein lautes Gelächter erſchallte von links und rechts, wo Claire und Hortenſe, von ihren Mantelträgern begleitet, in den Couliſſen ſaßen.

Die junge Frau wurde durch dieſes Gelächter zur ausgelaſſenſten Wuth geſteigert; ſie zeigte eine Leidenſchaftlichkeit, deren nur eine Franzöſin fähig iſt. Sie knirſchte mit den Zähnen, daß es mir durch Leib und Seele ging, und ſtampfte dabei mit den Füßen. Der Shawl war ihr von der einen Schulter gefallen und ſchleppte ihr wie ein Königsmantel nach, der Hut war ihr vom Kopfe in den Nacken gerutſcht und die Fäuſte hob ſie geballt in die Höhe.

„Siehſt Du denn nicht die feine Intrigue, Jules? oder willſt Du ſie nicht ſehen? Spricht das Gefühl des Herrn Regiſſeur-général für Claire und das Deinige etwa für Hortenſe?“

Hier ſprangen von beiden Seiten die genannten Damen herbei; ſie waren dies ihren Mantelträgern und ihrer Ehre ſchuldig.

Es entſpann ſich ein ziemlich heftiger, doch ſehr kurzer Wortwechſel, da Krämpfe ihm bald ein Ende machten.

Ein herbeigerufener Fiaker führte den Dichter und ſeine kranke Frau zu ihrer Wohnung und das Vaudeville wurde für den Augenblick dem Theater entzogen. Ich rieb mir vergnügt die Hände und dachte: „So etwas kann dir nicht paſſiren, denn dein Stückchen wird längſtens in 14 Tagen aufgeführt und bis dahin haſt du noch keine Frau.“

8.

Am andern Tage ging die Leſung ohne Unterbrechung von Statten. Herr Pive war zum fünften Collaborateur angenommen und von allen Seiten wünſchte man mir Glück dazu. Es ſchien einem Jeden billig, daß er — da die Aufführung ſeines Stücks durch meines verzögert wurde — auch einen Antheil an meinem Benefice habe, um für den Zeitverluſt gedeckt zu ſein.

Nun war mir's mit einem Male klar, was ich in Deutſchland nie begreifen konnte, wie fünf Autoren ſich ein kleines Vaudeville zuſammen verfertigen; da alle Collaborateurs bei dem Feſten zugegen waren und Alle Stimmen von großem Gewichte hatten, ſo konnten die einſtimmigſten Lobpreiſungen nicht fehlen. Nach der Soirée bat mich Mr. de la vieille Ganache auf ſein Zimmer, um mir eine vertraute Mittheilung zu machen.

Ich mußte vor allen Dingen viel Lob hinnehmen über die Vortrefflichkeit meiner Arbeit und das köſtliche Phlegma des Deutſchen, dem einzig und allein ſolche Vollendung zu Gebote ſtand.

Ich bedankte mich für das zweideutige Compliment mit ſüßlich-ſaurer Miene.

„Nun," ſagte er endlich, „da ich Sie zu kennen glaube, will ich mich Ihnen ganz anvertrauen. Fürchten Sie nichts, ich bin ein alter Edelmann, und wenn ich Sie in mein Geheimniß ziehe, ſo rechne ich darauf, daß Sie mich und meine Verbündeten nie verrathen werden."

Ich rückte weit weg von ihm. Mir fielen Karliſten und Conſpirationen ein und ich wollte damit nichts zu thun haben. Mein alter Freund merkte nichts von meiner innern Bewegung und fuhr alſo fort:

„Einige von unſern Künſtlern, mir ſeit lange ergeben, haben ganz im Stillen das jüngſte Stück meiner Tochter einſtudirt, welches ſich auf das neue Geſetz der Eheſcheidung bezieht und eine ſtreng moraliſche Tendenz hat. Ich bin überzeugt, daß es das Publicum elektriſiren wird, wenn Niemand den Verfaſſer kennt. An dem Abende alſo, wo Ihr neues Vaudeville angekündigt ſein wird, werde ich einen kleinen unruhigen Auftritt im Theater veranlaſſen. Vertraute Freunde, auf die ich mich verlaſſen kann, werden ein anderes Stück verlangen; man wird toben und schreien. Dann werde ich erscheinen und sagen, daß wir stets bereitwillig sind, den Wünschen des Publicums nachzukommen und glücklicherweise ein neues Stück zur Aufführung bereit haben, das für das angekündigte Vaudeville gegeben werden soll. Eine einzige Zimmerdecoration ist dazu nöthig und die Aufführung wird ohne große Vorbereitung stattfinden können. Das überraschte Publicum verlangt dann den Namen des Autors, ich selbst werde meine Tochter nennen und der glücklichste Vater sein, doch Sie sein, mein Herr, der übrigens nichts dabei verlieren soll, denn andern Tages wird Ihr Vaudeville als spectacle demandé angekündigt.“

Mir stand der Verstand still und die Worte fehlten mir. Meinen alten Freund entzückte das und er umarmte mich mit Thränen in den Augen.

„Ergötzen Sie sich an dem Anblicke einer glücklichen Familie, Sie sind dessen werth!“ schrie er, packte mich beim Arme und führte mich geradeswegs nach seiner Wohnung, wo mich seine alte Frau und die junge Dichterin der Ehescheidung, ein blasses Kind mit langer, gebogener Nase und großen, schwarzen Augen, die etwas schielten, in der Salle à manger am gedeckten Tische erwarteten.

9.

Ich lag am andern Tage noch im Bette, mit geschlossenen Augen, doch ohne zu schlafen, und suchte mir die Scene vom ersten Aufführungsabende meines Vaudevilles auszumalen.

Das zahlreich versammelte Publicum, die neugierigen Pariser, die gekommen waren, mein Vaudeville zu sehen; der verschmitzte und entschuldigende Director, der durch seine List Ehren und Alles seinem Töchterchen zuwandte und mir und meinen vier unſchuldigen Mitarbeitern ſieht. Das Geſchrei, das Toben: „A porte!" das Pfeifen, die Polizei, die Sergents de ville, eine Emeute, Arretirungen! ach, ich wußte nicht, hatte ich nur die Ehre dieſer Auftritte zuzuſchreiben?......

In meinen Träumen vertieft, hörte ich ziemlich ſtark klopfen und ein großer, ſtattlicher Mann in feiner Kleidung trat mit wichtiger Miene ein und rieb ſich die fleiſchigen, großen Hände ſo ſtark, als ob es Funken geben ſollte.

„Mein Herr, ich werde Ihnen bereits bekannt ſein"...

Ich verneinte.

„Ich bin der Chef des claqueurs und komme, um mit Ihnen die nöthige Rückſprache wegen der bevorſtehenden Aufführung Ihres Vaudevilles zu nehmen; denn ſobald ein Stück probirt wird, ſetze ich mich ſogleich mit dem Verfaſſer in Rapport, zumal wenn er ein Neuling iſt."

Die Wichtigkeit des Mannes war mir längſt bekannt; unter tauſend Entſchuldigungen ſchlüpfte ich in den Schlafrock und eilte zum Kamin, wohin ich ihn höflichſt einlud, indem ich einen Stuhl zurechtrückte.

„Haben Sie die Güte mir zu ſagen," fing er an, „auf wie viel Billets de faveur Sie rechnen können, mit und ohne droits, und wie viel Sie davon für Ihre Freunde gebrauchen; die andern bin ich dann ſo frei für meine Leute in Anſpruch zu nehmen, um Ihnen beſſer dienen zu können. Denn, ſie bei der erſten Vorſtellung verkaufen zu laſſen, das rathe ich Ihnen nicht, da es das neue Stück nicht ſehr empfehlen würde, die Billets bedeutend unter dem Preiſe ausbieten zu ſehen."

Alles, was der Mann mir ſagte, war mir völlig unverſtändlich. Ich gab ihm das unumwunden zu verſtehen.

„Wie, mein Herr?" rief er überraſcht. „Sie haben den aber noch nichts mit der Direction abgemacht und die Aufführung Ihres Stückes ist schon so nahe? Ja, wenn die Herren einen Neuling vor sich haben, so rupfen sie ihn tüchtig. Und der Generalsecretair, der, wie ich höre, sich Ihren Freund nennt — ah! welch ein Freund ist das! Sie sind sehr schlecht bedient worden, mein Herr; doch gleichviel, das ist nicht meines Amtes. Ihre Mitarbeiter haben sich Ihnen aufgedrungen — aber mein Herr! das ist [illegible]*). Doch lassen wir das nun bei Seite. Für die Loge werden Sie [illegible] sein. Aber von den Freibillets dürfen Sie nicht abgehen, die müssen sie Ihnen geben, „c'est de rigueur" und zwar ohne droits, ganz ohne droits."

Ich fragte, was er darunter verstehe. Er sagte es mir mit wenig Worten. Die Direction gebe nämlich Freibillets aus, die jedoch eine kleine Abgabe an der Controle zu entrichten haben, welches mit andern Worten heiße: sie verkaufe Billets bedeutend unter dem Preise. Mit einem solchen Freibillet aber, wofür der Inhaber noch etwas zahlen müsse, und sei es auch noch so wenig, sei ihm und seinen Leuten jedoch nicht gedient. „Die Logen und gesperrten Sitze, die Ihnen die Direction geben wird, mögen Sie immerhin Ihren Freunden überlassen."

Ich unterbrach ihn mit der Versicherung, daß ich wenig Freunde in Paris habe und diese gewiß die Billet gern bezahlen würden.

Aber Mr. le Chef des claqueurs nahm mit ernster Miene wieder das Wort:

„Mein Herr, Sie kennen Ihre Freunde in Paris ebenso wenig wie Ihre Feinde. Ja, Ihre ärgsten Feinde sind Ihre Mitarbeiter, der Régisseur-général und Mr. [illegible], der

---

*) „[illegible]" ein unvergleichliches Wort.

Dichter, deſſen Melodrama um Ihretwillen zurückgeſchoben wurde.

Ich fragte erſtaunt, woher er das wiſſe.

„Aus dem eignen Munde jener Herren," erwiderte er. „Ich will Ihnen nicht die Galle erhitzen, daher erlaſſen Sie mir, Ihnen die Ausdrücke hier zu wiederholen, deren ſie ſich bedienten. Aber die Proben Ihres Stückes ſchreiten deſſenungeachtet vorwärts und der Tag der Aufführung iſt nicht mehr fern. Darum hören Sie meine Foderung, denn die Direction iſt zu knauſerig und erbärmlich, als daß ich mich um einiger extraordinairen Vergünſtigungen an ſie wenden ſollte. Die Logen und geſperrten Sitze behalten Sie nur, daran mache ich keinen Anſpruch; aber viele Parterrebillets habe ich noch nöthig; ich will meine Phalanx in die Mitte des Parterres ſtellen, das wird wirken; es ſind dies conditionnirte Leute, die in den Zwiſchenakten gern hinausgehen mögen. Das dürfen meine Streifcorps, die ich ohne Billet ſelbſt bei der Controle vorbeiführe, nicht, und Sie werden mir geſtehen, daß es drückend iſt, ſelbſt bei den dringendſten Bedürfniſſen nicht hinausgehen zu dürfen."

„Das iſt ja grauſam!" rief ich erſtaunt aus, „und warum das?"

„Es iſt Geſindel," ſagte der Chef, „das ſeine Contremarken verkaufen würde. Ich kann dieſe Maßregel der Direction nicht ganz mißbilligen, denn ich ſelbſt mag für dies Volk nicht ſtehen. Sie finden ſich beim Theater ein, kurz vor dem Anfange, und ich kenne ſie ſelbſt nicht einmal. Um dieſe Truppe nun im Zaume zu halten, brauche ich meine Phalanx in der Mitte. Denn mein loſes Geſindel klatſcht überall und ſo unmäßig, daß es die Oppoſition weckt und den Fall eines Stückes herbeiführen kann. Das Klatſchen allein iſt nicht genug. Man muß wiſſen, wo und wie es anzuwenden. Das verſicht die Elite, die ſich Ihrer Billets bedienen ſoll. Auf den Flügeln des Amphitheaters poſtire ich Ihnen zu jeder Seite ein zwanzig bis dreißig junger Burſche, feurig und mit guten Kehlen, die in den Zwiſchenakten den Scandal unterhalten ſollen, um eine lebhafte Stimmung beim Publicum zu erregen; denn das wollen die Pariſer. Mit dieſen Hülfsquellen kann es Ihnen nicht fehlen, deſſen ſein Sie überzeugt. Sie ſollen von mir gut bedient werden, mein Herr!“

Ich dankte ihm ganz erſtaunt über Alles, was ich hörte. Ehe er fortging, mußte ich mir die Zahl der Billets notiren, die er bei der erſten Vorſtellung von mir zu erhalten zur unerläßlichſten Bedingung ſeines mir verheißenen Dienſteifers machte. Ich war feſt entſchloſſen, ihm das Verlangte zu bewilligen, ſelbſt wenn ich die Billets bezahlen mußte, da mir hiervon allein das Gelingen meines erſten Debuts abzuhängen ſchien.

10.

Ich hatte mich um die Proben meines Vaudevilles nicht mehr bekümmert, als mich eines Tages der Generalſecretair mit der Frage überraſchte, ob ich denn nicht einmal der Generalprobe beiwohnen wollte?

Um 10 Uhr ſtand ich auf dem Theater, wenig beachtet von den Künſtlern aller Art, die hin- und herliefen, um das große Werk bereiten zu helfen, das am andern Tage Paris entzücken ſollte.

Die ganze Bühne war voll von Decorationsſtücken, Mobilien, Gruppen von beſchäftigten und unbeſchäftigten Menſchen. Zwiſchendurch machten ſich die Darſteller Bahn und ihre Stimmen vernehmlich, und Alles übertönte der ordnende Baß des Regiſſeur-général.

Ein hageres Männchen in ſchlichter Weiſe, eine Brille auf der Naſe und einen alten perſiſchen Turban auf dem Kopfe, das ich ſchon längſt beobachtet hatte, wie es ſo emſig Notizen in ſein Taſchenbuch niederſchrieb, näherte ſich mir und ſprach mit einer feinen Stimme, indem es die Hand zum militairiſchen Gruße an den Turban legte.

„Ich bin Mr. Neron, der Coſtümier des Theaters; da ich wenig Haare habe, ſo ſetze ich auf, was mir gerade unter die Hände kommt.“ — Er meinte den Turban.

„Bei den Generalproben lerne ich das Stück kennen und weiß dann, was ich meinen Leuten anziehen muß. Verlaſſen Sie ſich auf mich, in dieſem Falle werde ich meine ganze Aufmerkſamkeit anſtrengen. Ich werde mehr thun, als meine Pflicht erheiſcht, und Ihnen als Künſtler zur Seite ſtehen.“

Er verließ mich. Ein anderer Mann in einem braunen ſchäbigen Rocke, mit rothem, aufgedunſenem Geſichte und eben ſolchem Backenbarte, näherte ſich: „Ich bin Hector, der Chef der Maſchiniſten dieſes Theaters,“ ſprach er in rauhem Baſſe; „Sie geben mir zwar wenig Gelegenheit, mich in Ihrem Stücke zu zeigen, aber Sie ſollen mit meinen Dienſten zufrieden ſein. Ich werde Ihnen die Decoration zuſammenſtellen, daß das Publicum glauben ſoll, Neues zu ſehen. Künſtler müſſen ſich vertragen und der Einheimiſche muß dem Fremden hülfreich entgegenkommen. Das iſt meine Philoſophie!“

Ich dankte ihm verbindlichſt.

Ein langer, hagerer, ſtotternder Alter trat jetzt auf mich an und fragte mit höflicher Verbeugung: „Sie ſind ein Deutſcher, mein Herr?“

Ich bejahete.

„Oh, ich wußte längſt, daß die Deutſchen den Franzoſen in Nichts nachſtehen. Nicht wahr? Sie haben in Ihrer Hauptſtadt auch ein Theater?“

— Ich ſeufzte laut auf, da ich an unſere Hauptſtadt dachte.

„Ich weiß das Alles. Sie geben dort Stücke von einem gewiſſen Schillére und dem célèbre Mr. Goet. Es ſoll ganz artig ſein! Sein Sie überzeugt, man wird Sie hier ganz gut bedienen. Ich kenne Néron und Hector, das ſind Künſtler wie ich und wir werden uns als ſolche aufführen. Wir lieben ein wenig die Ehre! Beſonders ich — ſeit meiner früheſten Jugend wollte ich Künſtler werden und ich ruhete nicht, bis ich zum Theater kam. Nun bin ich dreiſſig Jahre dabei. Sie können daraus abnehmen, wie ich mein Geſchäft kenne. Hier auf dem Bogen habe ich mir alle Requiſiten notirt, und wenn auch jetzt noch nicht Alles da iſt, ſo wird morgen gewiß nichts fehlen. Ich bin nämlich Mr. Minos, mit Beſorgung der Acceſſoirs beauftragt. Hier neben an iſt mein Bureau. Er wendete ſich zum Weggehen, doch plötzlich nahm er den Faden ſeiner Rede wieder auf.

„Sehen Sie dort den dicken, jovialen Jungen? Es iſt Queue-de-Chat, unſer Coiffeur; er wendet ſich mit keiner Anrede an Sie, darum iſt es recht, wenn Sie ihm das erſte Wort gönnen. Er iſt gegen alles Neue eingenommen und daher nicht ſehr freundlich für Sie geſtimmt; doch einige Worte von Ihnen können das leichtlich ausgleichen.“ — Kaum hatte er geendet, als ich mich von einem Haufen ſchmutziger Kerle umringt ſah, deren Einer ſich mir auf drei Schritte näherte und mir mit zierlicher Verbeugung einen mächtigen Blumenſtrauß überreichte, aus dem eine Pomeranze hervorragte. Es waren die Maſchiniſten, die mir nach herkömmlicher Weiſe ihre Huldigung darbrachten.

Ich war verlegen, wo ich das Bouquet laſſen ſollte; da kicherten einige Tänzerinnen, die ſeitwärts ſaßen, mich ſchelmiſch aus, die niedliche Mamſell Deſirée an der Spitze.

Schnell war ich entſchloſſen; ich zerſtückelte den Strauß in kleine Sträußchen und überreichte einer jeden Dame eins davon. Mamſell Deſirée erhielt die Pomeranze.

Alsbald klopfte mich eine ſchwere Hand auf die Schulter. Es war Mr. Rococo, dem dieſe ſeiner Favoritin erzeigte Aufmerkſamkeit nicht behagen mochte. „Dort iſt der libraire du théâtre," ſagte er ziemlich barſch, „mit dem Sie noch immer nicht geſprochen haben." Ich war höchlich überraſcht, daß Mr. Rococo mir ſolch einen Vorwurf machte; was hatte ich mit dem libraire du théâtre zu ſchaffen?

Der Mann ſelbſt belehrte mich bald eines Beſſern.

„Mir ſteht es zu, während der Zwiſchenakte die Abendjournale und die Geſänge der Stücke ausrufen zu laſſen und zu verkaufen. Ich will mich deshalb mit Ihnen einigen. Welchen Preis ſetzen Sie auf die Geſänge Ihres Vaudevilles?"

Ich wußte nicht, was ich fordern ſollte. In Deutſchland iſt das ein Accidenzchen für die Theaterverwaltung oder den Caſſirer und Niemand denkt dabei an den Dichter.

„Schon gut," ſagte der Mann, „ich werde Ihnen eine Indemnität bieten, womit Sie und Ihre Herren Mitarbeiter zufrieden ſein ſollen. Einſtweilen beſorge ich den Druck."

Somit verließ er mich.

Unter dieſen Geſprächen war das Ende der Probe herbeigekommen, von der ich nichts gehört hatte, und ein lautes Bravo tönte mir in die Ohren. Die Herren und Damen überſchütteten mich mit Lobſprüchen und Artigkeiten. Aus dem Orcheſter kletterten die Muſiker auf's Theater, um mir Glück zu wünſchen.

„Ça fera courir tout Paris! — c'est du neuf! — C'est bien curieux!" ſchallte es von allen Seiten mir in die Ohren.

Der Souffleur umarmte mich und wie ich gleichſam im Triumphe zur Thür hinausgeſchoben wurde, präſentirten ſich mir zum zweiten Male, die Hüte ſchwenkend, ſämmtliche Maſchiniſten, denen ich für ihr Bouquet ein Hundert-Sous-ſtück hinwarf.

II.

Wie der erſte Tagesſchimmer durch meine Vorhänge fiel, ſprang ich von meinem Lager auf. Ein ſchwerer Nebel lag drückend auf den Dächern und ließ Alles in verwiſchten Umriſſen erblicken.

Die Gegenſtände verſchwammen mit dem Nebel und ein ferner Kirchthurm ſah einem Gebirge, die an der Ecke ſitzende Milchhökerin einem Miſthaufen nicht unähnlich. Endlich ſchwankte aus dem trüben Schleier ein unförmliches Schattenbild hervor. Dicker Bauch, flatternder Mantel, Stelzfuß, Krücke aufgehoben ...... eine verzweifelt phantaſtiſche Geſtalt .... ein Archivarius Lindhorſt von ſeinem flatternden Schlafrock getragen .... und doch kein Anderer als mein Director, Monſieur de la vieille Ganache. Die aufgehobene Krücke galt nur als Zeichen für ein dahinrollendes Cabriolet, anzuhalten und den Pilgrim im flatternden Mantel aufzunehmen.

„Was der Mann nicht Alles zu thun hat an dem Tage einer erſten Aufführung!" ſagte ich zu mir ſelbſt. „Aber auch ich will nicht zurückbleiben. Mich geht ja die Sache nicht minder an."

Die beſten Kleider wurden angelegt; es war ja heute mein Ehren- und Feſttag, und die Bruſt voll Hoffnung, das Auge muthig auf alle Gegenſtände hin- und herwerfend, ſtieg ich den Boulevard hinab, bis endlich an der Ecke der Straße des heiligen Fiakers ich unter dreißig Zetteln hervorlas:

Mäuſekönig und Nußknacker,
phantaſtiſches Vaudeville in 1 Akt.

Die Namen der Autoren nannte der Zettel noch nicht, die mußten erſt von dem Publicum verlangt werden.

Ich trat ins Theaterbureau, wo bereits der Generalſecretair, der Generalrégiſſeur und die Dichter Blin und Léon, ſämmtlich meine Mitarbeiter, verſammelt waren. Sie ſchienen angelegentlich über einen Gegenſtand zu ſprechen und ließen mich unberückſichtigt am Fenſter ſtehen.

„Ah, ſieh da!" fing endlich mein ſpecieller Freund, der Generalſecretair, an, „Sie wiſſen noch nicht, worüber wir hier discutiren? Ob das neue Vaudeville heute Abend aufgeführt wird oder nicht?"

Ich erſtarrte.

„Der Miniſter hat den Director ſoeben durch ein Handbillet vor ſich beſcheiden laſſen."

„Nun? und muß denn das eben des Vaudevilles wegen ſein?"

„Natürlicherweiſe! Wir ſind ſehr geſpannt auf die Zurückkunft des Mr. de la vieille Ganache."

„Es muß unter jeder Bedingung gegeben werden," rief Blin.

„Das wäre ſchön, wenn ſich der Miniſter um die Vaudevilles kümmern wollte," ſchrie Léon.

„Man könnte es ihm ja vorlegen und er würde ſich bei Leſung überzeugen," ſagte gemäßigt der Generalſecretair.

„Das wäre eine Cenſur!“ ſchrieen die Andern wüthend durcheinander. „Wäre das die Frucht der drei Tage?“

„Das bedeutete alſo Deine aufgehobene Krücke, Nebelgeſtalt des alten Directors,“ ſagte ich ſchwermüthig zu mir ſelbſt und blickte wie ein Menſch, dem ſein ganzes Glück zertrümmert zu Füßen liegt, mit ſtarren Augen auf den Boden.

Da wurde die Thür aufgeriſſen und ſchweißtriefend ſtolperte der Director herein.

17.

„Ihr müßt wiſſen, meine Herren,“ hub er an, „daß ich und der Miniſter intime Freunde in der Jugend waren. Wir ſind aus derſelben Stadt und fiſchten und jagten zuſammen, und trennten uns erſt, als wir in Staatsdienſte traten. Daher verſah ich mich denn eines freundlichen Empfangs und begab mich, ſo wie ich hier bin, auf dieſe Einladung“ — hier zeigte er das Billet vor — „in das Hôtel des Miniſters. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und obgleich es ſeit den drei Tagen nicht mehr üblich iſt, ſo nannte ich den Miniſter Monſeigneur und Excellenz. Das nahm er ſcheinbar freundlich auf. Er ſagte: Ei, Monſieur, Sie haben da ein Vaudeville angekündigt, das der Moral eine arge Schlappe anhängt. Ich kann nicht zugeben, daß der Scandal geſpielt werde. — Ich entgegnete: Monſeigneur werden ſich noch meiner aus Ihrer Jugend erinnern; wir ſind aus derſelben Stadt; Wälder und Seen gibt's viele in unſerer Heimat und gleich beim Eintreten bemerkte ich, daß Ew. Excellenz noch immer eine große Vorliebe dafür haben. — Hierbei zeigte ich auf vier Kaſtanienbäume und einen kleinen Springbrunnen im Hofe unten und hoffte durch die Erinnerung an Jugend und Heimat ihn günſtig für mich zu ſtimmen. — Schon recht, erwiederte der Miniſter, indem er zum Fenſter trat und gleichgültig in den Hof hinabſah, aber das Vaudeville kann nicht aufgeführt werden. — Monſeigneur können die Verſicherung hinnehmen, daß es im ſtrengſten Sinne des Wortes moraliſch zu nennen iſt. — Ich habe mir darüber referiren laſſen: der Nußknacker ſtrebt ſeinem Vetter, dem Mäuſekönig, nach der Krone. Dieſer, ein großer Freund der Jagd . . . . doch wozu dieſe Weitläufigkeiten? Können Sie es leugnen, daß der Leichnam eines Frauenzimmers auf dem Theater geſchändet wird? Und iſt dergleichen wol je, ſelbſt in dem atroceſten Melodrama, vorgekommen? — Nicht der Leichnam, Monſeigneur, die Dame iſt lebendig, und die Dichter haben es ſo hinzuſtellen gewußt; daß der moraliſche Zweck in die Augen ſpringt. — Unglaublich! Auf jeden Fall müßte das Stück früher eingereicht worden ſein, um Anſtößiges auszumerzen. Jetzt iſt es dazu zu ſpät und die Aufführung kann unter keiner Bedingung geſtattet werden. — Und ich verſichere Ew. Excellenz, daß die Aufführung unter jeder Bedingung ſtattfinden wird."

Bravo! unterbrachen hier Alle den Director.

„Sein Sie verſichert," ſetzte der Miniſter feſt hinzu, „daß alle Maßregeln getroffen ſind, um die Aufführung zu verhindern." — „Es wird Alles fruchtlos ſein; Ew. Excellenz werden eine Emeute auf den Boulevards herbeiführen, die von Bedeutung werden kann." — „Immerhin; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Ihr Vaudeville wird nicht gegeben, Monsieur le Directeur!" — „Und ich ſetze meines dagegen, ich laſſe es ſpielen, Monsieur le Ministre!" — Mit dieſen Worten verließ ich das Zimmer und nun bin ich hier, um mich mit Ihnen zu berathen, was in dieſer Sache zu thun iſt."

Willkür! Gewalt! Gekränkte Rechte! ſo ſchrien Alle in größter Erbitterung.

„Spielen wir?“ fragte der Director.

„Wir ſpielen!“ rief Alles.

In dieſem Augenblicke traten viele Leute herein, die ſich erkundigten, ob es denn wahr wäre, daß das neue Vaudeville verboten worden ſei, und als dies bejaht wurde, nahmen ſie haſtig Logen, aus Furcht, daß andere Leute, die nach ihnen kämen, ſie ihnen wegnehmen würden. Die vielen Fragen und Forderungen, die dies verurſachte, zwangen uns, in das Cabinet der Adminiſtration unſern Rückzug zu nehmen.

Der Chef des claqueurs wurde nun herbeigeholt.

„Das ganze Parterre iſt heute zu Ihrer Dispoſition,“ ſagte ihm der Director, „nicht ein einziges Billet wird verkauft und hier haben Sie 100 zur Vertheilung an Ihre Leute. Eine einzige Bedingung wird dabei gemacht. Sämmtliche 100 müſſen ſich ſo ſchnell als möglich vor dem Hauſe einfinden und, wenn es erforderlich wird, die Thür des Theaters mit Gewalt öffnen. Der Concierge erhält den Befehl, die Klammern und Angeln der Thür loszuſchrauben, damit bei dem Chor das Haus nicht leide und keine große Kraft angewendet werden darf. Dann eilen ſie ſtürmend in den Saal und breiten ſich ſogleich im ganzen Parterre aus, damit Niemand mehr Platz findet, der nach Ihren Leuten hineindringen wollte. Iſt das Miniſterium tollkühn genug, Gewalt zu brauchen, ſo iſt der Boulevard und der jetzige Zeitpunkt ſchlecht zu einem ſolchen Spaße gewählt und die Verantwortlichkeit wird ſchwerer ſein, als die Herren ſie ſich denken mögen.“

Allgemein war man mit dieſen Maßregeln zufrieden. Nur ich verwünſchte im Stillen mein Vaudeville, das, ganz unſchuldiger Art, da es ja urſprünglich für Deutſchland gedichtet worden war, zu ſolchem Argwohne die Veranlaſſung gegeben hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, wer wol dieſen Verdacht beim Miniſterium erregt haben mochte, und bemerkte lange nicht Léon's hämiſche Schadenfreude, deſſen Melodram mein Mäuſekönig zurückgedrängt hatte, bis der aufrichtige Chef des claqueurs, mein Freund, mich durch deutliche Winke darauf aufmerkſam machte.

Wir waren Alle noch beiſammen bis auf meinen eben genannten Freund. Dieſer hatte unten einen formidabeln Janhagel zuſammengefegt, den Kehricht der Boulevards, nicht ein einziges honoriges Menſchenkind mit einem Rocke, der ordentlich über die Hüften reichte, und kein Kopf, den ein Hut bedeckte.

Mit Geſichtern voll Munterkeit und Mäulern, die nach Scandal wäſſerten, die Hände reibend, herumſpringend und loſe Streiche und Kurzweil treibend, füllten ſie den Platz vor dem Theater, von ſpähender Polizei umſchlichen, ſo ſorglos, als könnte in der nächſten Viertelſtunde nicht ſchon ihr Blut fließen: um einen Bettel wie die Aufführung meines Mäuſekönigs und Nußknackers. Und wofür? für ein Freibillet! . . . .

Endlich wurden die Thüren von innen geöffnet, der Haufe hielt pfeifend und hohnlachend ſeinen Einzug und ein commisaire de police trat zu uns mit der Meldung ein, nach reiflicher Erwägung habe das Gouvernement die Aufführung des Vaudeville geſtattet.

Und der Miniſter hatte doch ſein Ehrenwort gegeben, oder Mr. de la vieille Ganache war ein Lügner! . . . . .

13.

Ich kann über die erſte Aufführung des Vaudeville nicht viel mehr berichten, als daß ſie mit obligatem Pfeifen von einem Ende zum andern begleitet wurde. Auch ſprach das Publicum an paſſenden Stellen bedeutend mit und ſo luſtig die Sache auch für jeden Unbetheiligten ſein mochte, mich ergriff ſie ſchmerzhaft. Ich, der ich noch nie die Ehre gehabt hatte, ſich aufgeführt zu ſehen, ſah mich nun mit einem Male ausgepfiffen und verhöhnt. Die Journale werden über dich herfallen, dachte ich mir, und die Bahn des dramatiſchen Schriftſtellers iſt für immer für Dich geſchloſſen!

Bei dieſen Betrachtungen fielen mir die freundlichen Geſichter der Directoren auf, die mir Glück zu wünſchen ſchienen.

Mr. de la vieille Ganache, welchen der ſtürmiſche Abend von ſeinem Projecte mit dem Stücke ſeines Töchterchens abgebracht hatte, ſagte: „dies ſei ein succès complet de scandale und ſo viel werth wie jeder andere, ſelbſt für die Caſſe.“

Nach Beendigung des Stücks verlangte man die Namen der Schriftſteller und man nannte alle fünf, doch vergebens! Denn der ungeheure Lärm geſtattete nicht, daß ſie verſtanden wurden. Dafür aber war andern Tages auf dem Anſchlagzettel zu leſen:

„Le roi des souris et casse-noisette, bêtise par M. M. Blin, Léon, Eugène, Victor et Auguste.“

Das Wort Vaudeville war in das bezeichnendere „bêtise“ verwandelt und die Namen der Autoren hinzugefügt worden.

Mir, als dem eigentlichen Gaſtgeber, ward, wie man ſieht, der Platz am untern Ende der Tafel eingeräumt; das iſt nicht mehr als üblich, den Gäſten die Ehrenplätze.

Die Journale hatten einſtimmig über das neue Stück geurtheilt: „c'est une horreur, mais enfin il faut la voir!“ und da konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Pariſer gehorchten, um das horrible Ding in Augenſchein zu nehmen.

Das Haus war beim zweiten Male ſo gedrängt voll, als wenn Les Polonais von Franconi zu ſehen wären. Die Directoren und meine Wenigkeit waren ſehr übereinſtimmend zur Freude geſtimmt.

„Haben wir's nicht vorausgeſagt?“ ſagte Mr. Rococo, „dummes Zeug und ein Verbot der Regierung, mehr braucht es nicht, um unſern Weizen blühen zu laſſen. Das Ding erlebt über hundert Vorſtellungen.“

Hier erhob das Publicum ein fürchterlich Geſchrei, mit Pfeifen, Stampfen und Singen untermiſcht.

Der Director ſah nach der Uhr.

„Warum geht's denn nicht an?“ fragte er überraſcht. „Es iſt längſt Zeit.“

Der vierte Régiſſeur klingelte. Aber bald kam die Nachricht, daß Mamſell Hortenſe ſich in einem Zuſtande von défaillance befinde, der ihr Auftreten ganz unmöglich mache.

Der Director wurde bleich. Ich ſah ihn ängſtlich an.

„Das iſt der Einfluß von Mr. Léon,“ ſagte er leiſe. „Die Dame iſt ſeine Geliebte, ſie iſt erbittert, daß ſein Melodrama zurückgelegt wurde, worin ſie eine ausgezeichnet ſchöne Rolle hat. Die heutige Einnahme, von deren Belauf ſie gewiß ſchon in Kenntniß geſetzt worden iſt, läßt ſie nicht zweifeln, daß der Mäuſekönig viele Vorſtellungen erleben wird und nun — von Liebe und Haß durchdrungen, von Wuth beherrſcht, fällt ſie in Ohnmacht, in Krämpfe, in was weiß ich! und wir werden genöthigt ſein an der Kaſſe den Leuten Contremarken zu geben.“

„Was? eine ſolche Einnahme in Rauch aufgehen zu laſſen?“ rief der Generalſecretair, „nimmermehr! ſie muß ſpielen und ſollte ſie vom wüthenden Pöbel auf die Bühne geſchleppt werden.“

„Ruhig! Ruhig!“ ſagte beſänftigend de la vieille Ganache. „Sie wiſſen nun, Mr. Léon, was ich mit Ihnen Gutes im Sinne habe;“ es bezog ſich auf die nahe Aufführung ſeines Melodrams und die bewilligten 7000 Franken zu deſſen Ausſtattung; „gehen Sie jetzt hinauf in die Loge der Mamſell Hortenſe und zeigen Sie uns, was Sie über ſie vermögen. Bringen Sie ſie herunter und es wird Alles gut gehen, denn das Publicum iſt ſoeben wieder in der freudigſten Stimmung.“

In der That ſangen die Zuſchauer die Marſellaiſe im Chore und das Orcheſter accompagnirte.

Dies hatte eine Weile gedauert, als Mamſell Hortenſe, bleich und mit noch zuckenden Geſichtsmuskeln, auf der Bühne erſchien. Sie ſprach nichts und winkte mit der Hand, wenn man ſie nach ihrem Befinden fragte.

„Mein Gott!“ ſagte ich ängſtlich, „wie iſt es möglich, daß dieſe Perſon ſpiele?“

„Laſſen Sie's nur gut ſein,“ ſagte der Generalſecretair, „ſie ſpielt, ich kenne das.“

Der Vorhang rollte in die Höhe und die bêtise ſollte vor ſich gehen. Aber, o Himmel! Hatte ſich denn die ganze Hölle verſchworen?

Mr. Iſidore, der die erſten Worte zu ſprechen hatte und an den bis jetzt nicht gedacht worden war, da der Zuſtand der Primadonna Aller Sorge in Anſpruch nahm, taumelte auf die Bühne und lallte unverſtändliches Zeug. Ein Diner hatte ihn in eine unwillkommene Begeiſterung verſetzt und er war faſt nicht im Stande ſich aufrecht zu erhalten.

Unaufhörliches Pfeifen und Schimpfen begleitete ſeinen Auftritt und dauerte noch lange nach ſeinem Abgange fort. Unterdeſſen war Hortenſe von der andern Seite aufgetreten, das erbitterte Publicum pfiff fort, die Schauſpielerin glaubte, das ſolle ihr gelten, ſie beſann ſich keinen Augenblick und fiel leblos zur Erde.

Ein Geſchrei des Entſetzens erſchallte von allen Plätzen.

„Au rideau!“ tönte es dazwiſchen und der Vorhang fiel.

Einige Polizeicommiſſärs erſchienen ſogleich auf der Bühne und verlangten, da das Toben der Menge in Raſerei ausartete, man ſolle die Vorſtellung für den andern Tag ankündigen und den Leuten das Geld zurückgeben. Aber das war tauben Ohren gepredigt! Eher gibt der Wolf das Lamm, das er zwiſchen den Zähnen hat, dem Schäfer zurück, ehe Rococo und vieille Ganache einen Sous der Einnahme und ſollte Alles darüber in Trümmer gehen.

Salze und Eſſenzen wurden über Hortenſe gegoſſen; Iſidore wurde mit Kaffee vollgeſchwemmt; das Theater glich einer Apotheke, und nicht lange dauerte es, ſo war Iſidore, den der Schreck ausgenüchtert hatte, vollkommen im Stande zu erſcheinen, und Hortenſe, die von dem Misverſtändniſſe unterrichtet worden war, ſchien auch in ſo weit wieder hergeſtellt, ihre Rolle mit halber Stimme zu Ende zu führen.

In demſelben Augenblicke ſprang Léon herbei, der mittlerweile ſeine Freunde im Saale geſprochen hatte, und ertheilte die Zuſicherung, Hortenſe könne ſich auf eine gerechte Reparation gefaßt machen.

So wurde denn der Vorhang zum Zweitenmale geöffnet.

Man empfing Iſidore mit Lärmen. Einige pfiffen, Ardere geboten Ruhe und kein Menſch verſtand ein Wort von der Expoſition. Da trat Hortenſe auf und ein Klatſchen ertönte, von dem ich bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Auch wirkte der Lärm und das Ergreifende der Scene ſo ſehr auf die ſchwachen Nerven der Dame, daß ſie ſich an eine Stuhllehne halten mußte und ich in Todesangſt glaubte, ſie würde wieder umfallen.

Aber ſie erſtarkte an dem Gefühle ihres Werthes und dem Gedanken an der ungemeſſenen Liebe des Publicums; das Toben hörte auf und das Stück ging ſeinen Gang.

Das Pfeifen legte ſich jedoch erſt lange, als der Vorhang geſunken war; deſſenungeachtet war das Stück am andern Tage wieder und ſo zwei Monate oder 61 Tage hintereinander und dann im dritten Monate in Zwiſchenräumen.

Die drei Procente wurden mir jederzeit richtig berechnet und bezahlt und meine vier Mitarbeiter theilten ehrlich mit mir.

— Und geht es denn bei allen Theatern in Paris ſo zu? höre ich fragen. Nicht bei allen trifft Alles ſo zu, wie ich es hier erzählt habe, aber die Couliſſen ſind ein Reich der Intriguen und Revolten, der Anmaßungen und Prellereien. Wer ruhig leben will, bleibe ihnen fern.

Von Paris nach München.

1.

Von dem Tage, wo zweitauſend Menſchen in Paris von der Cholera befallen wurden, beſtellte ich meinen Platz auf der Diligence. Dies war Montag den 9. April; aber bis zum Freitag, den 13., waren bereits alle Plätze genommen, und ſo mußte ich denn bis dahin mich gedulden, und ſo noch vielmal den „Omnibus des morts," wie die Pariſer den ſchwarzbehängten Cholera-Leichenwagen ſcherzend nannten, mit ſeinen 10 weißen Todtentruhen an mir vorüberfahren ſehen. — Ich zählte unruhig die Augenblicke bis zum Morgen des 13. Paris, das liebliche, große, prächtige, das mir einen genußreichen Frühling verſprach, wie öde und traurig erſchien es jetzt! Ein kalter Wind herrſchte ſeit langer Zeit und wirbelte ganze Kehrichthaufen in die Luft, die zum Beſten der Lumpenſammler tagelang auf den Straßen liegen bleiben. — Der Boulevard, dieſer Sammelplatz alles Schönen, Reichen und Berühmten, blieb leer, ſelbſt in den Stunden, die dem Mittageſſen vorausgehn, von 1 bis 6 Uhr. Hin und wieder ſchoſſen winterlich eingehüllte ängſtliche Menſchen, die ihr Geſchäft hinaustrieb, über den breiten öden Boulevard, und hielten ſich mit Eſſig getränkte Tücher vor Mund und Naſe. Man kann denken, welche ſaure Mienen ſie dabei ſchnitten. Allen bunten Tand und alle frivolen Spielzeuge hatten Flanellbinden, wollene Strümpfe und Choleraflaſchen von den Seiten der Alleen verdrängt, und ſtatt des lauten Ausrufes, der in ſteter Mannichfaltigkeit bald ein neues Journal, bald den allerwohlfeilſten Verkauf von Kleidungsſtücken, oder ein rein vegetabiliſches Mittel gegen den Ausſatz anpries, tönte jetzt nur ein verworrenes Geſchrei von Instructions, remèdes oder invasions, deſſen ewiger Refrain immer war: „Choléra morbus!"

Nun muß man wiſſen, wie dieſe Ausrufer das fatale Wort betonen. Es klingt nicht, wie bei uns Deutſchen, ſchnell mit polternder Haſt das Trommelfell berührend, wie der Reim auf das holde — „Kuß“ — nein; das wird von den gemeinſten Kerlen mit einer Art gelehrter Koketterie, wie ihre Profeſſoren es in den Vorleſungen machen, hinausgezogen ins Unendliche; — dieſes büs, oder vielmehr bühs — wie Grabgeläute tönte es in die Ohren der Vorübergehenden!

Da ich mich ganz wohl fühlte, ſehr mäßig lebte, und aus dieſem Grunde vortrefflich ſchlief, ſo erwachte ich an jedem Morgen wahrhaft geſtärkt und kerngeſund. Der Kaffee ſchmeckte mir vortrefflich, und ich kleidete mich in beſter Laune an, vermeinend: da die Sonne ſo freundlich ſcheint, ich mich wohl befinde, und alle Nachbarn, wie geſtern, wie der vor ihren Thüren ſtehen, ſo wird wol das Uebel nachgelaſſen haben. Es kann ja nicht immer fort ſteigen. — Nun ging ich aus. Da las ich die Anzahl der Sterbefälle und eine „augmentation sur le chiffre d'hier“ von 300. Ich erſah, daß in meinem Arrondiſſement, welches bis jetzt am verſchonteſten geblieben war, die Sterblichkeit rieſenmäßig wachſe, und ich fühlte in dem Augenblick, daß ich zu viel kalte Milch in den Kaffee gegoſen hatte. Ich begegnete einem bekannten Arzte. Mit traurigem Geſichte verkündete er mir, daß 25 Kranke in ſeinem Hoſpitale, die geſtern noch Hoffnung zur Geneſung gegeben hatten, in dieſer Nacht alle verſchieden ſeien. „Aber, mein Gott, wie geht das zu?“ rufe ich beſtürzt. „Der Wechſel des Windes, und der Uebergang zur Wärme,“ — ſagt er bedenklich. Und ſogleich ſpürte ich einen Scirocco mich anwehen und mir den Athem verſetzen und den Kopf einnehmen. „Was ſoll man thun?“ frage ich verzweifelnd den Arzt. „Doppelte Vorſicht vor Erkältung!“ ſchreit er mir forteilend zu. Ich gehe ſinnend weiter, aber die Luft wird wirklich drückend, und ich mit meinem Kamiſol, mit meiner Binde von Flanell, mit meinen Geſundheitsſocken und Geſundheitsſohlen, ich gerathe in Schweiß, und aus dieſer Paſſage weht eine kalte Zugluft mich an. Wo ſoll ich bleiben? — Dort in dem Bazar bin ich geſchützt. Es iſt bei den Verkäufern Frühſtückszeit. Alle bewegen die Mäuler — aber, o Himmel! Aller Mäuler ſind grün. Sie kauen rohe Sallatblätter mit ſchlechtem Oehl und giftſauerm Eſſig gewürzt. Muß denn dieſes Volk immer auf die Weide gehen? Iſt es da ein Wunder, wenn Tauſende jede Stunde in den Rachen dieſer Peſt ſtürzen, die nun einmal den Sallat nicht leiden kann? Jenes hübſche Mädchen dort — die ſoeben ihren nicht kleinen Mund weit öffnet und mit der Gabel einen Sallatberg hineinſtopft — wie ſie mich lächelnd dabei anſieht, — ich wollte mich auf ſie ſtürzen und ihr das lange Zichorienblatt aus den Zähnen reißen. Sie fragt lachend „plait-il?“ — Aber mein Himmel, wie können Sie Sallat eſſen? rufe ich ſtotternd. „Warum nicht,“ erwidert ſie; „Sie fürchten doch nicht die Cholera? ce n'est qu'une bêtise! Doch dieſe Säckchen ſollen ein gutes Präſervativ enthalten für Leute, die ſie fürchten, wohlverſtanden! Man trägt ſie auf der Bruſt, kaufen Sie immerhin, zu 50 Sous ſind ſie zu haben.“ Der Sallat war bei Seite geſtellt und die Säckchen wurden zur Schau gelegt. Die Sallateſſerin erhielt meine 50 Sous und ich ihr Sachet anticholérique, mit dem ich mich nunmehr gewappnet wieder an Luft und Licht wagte.

2.

Der Morgen des 13. April erſchien. Die Sonne war freundlich, und ich begab mich, zwei Flaſchen des beſten Madera in den Händen, und ein Päckchen mit Pfeffermünze, Kamillen und Schwefeläther in der Taſche, in den

Hof der königl. Meſſagerien. Nach allen Richtungen flogen vollgepfropfte Diligencen davon. Dieſe ſuchten ihr Heil im fernen Süden und eilten der Quarantaine an den Pyrenäen zu; jene wollten ſich der reinen Alpenluft anvertrauen, und die endlich wünſchten im reinlichen, behaglichen Süddeutſchland die Schreckensperiode der Cholera-Invaſion zu beſtehen. Zu dieſen Letzteren gehörte auch ich. Ich muſterte die Menge der reiſethümlich gekleideten Gruppen, um mir daraus meine zukünftige Geſellſchaft zuſammenzuſetzen. Welche fünf von dieſen theils ſcherzenden, theils trübſelig dreinſchauenden, theils wohl, theils kränklich ausſehenden Menſchen werden zu mir in den engen Kaſten der Diligence zur 3 Tage und Nächte langen Haft eingeſperrt werden? Indem ich mir noch dieſes Mädchen und jenen Mann, dieſen Offizier und jene laut lachende Frau zur Reiſegeſellſchaft wünſchte, war die Imperiale bedeckt, die Pferde angeſpannt, der Poſtillon klatſchte und der Conducteur las aus ſeiner Liſte die Namen der Perſonen und die Nummern ihrer Plätze.

Welch ein Häuflein hatte ſich um die Diligence gereiht! Nicht ein Einziger von Denen, die ich mir erkoren hatte, — ein Mädchen, mit einem ovalen Geſichtchen und lieblich blauen Augen, die mich trotz dieſer Farbe doch die Cholera vergeſſen ließen, und die ich mir ſo gern als vis-a-vis gewünſcht hatte, mußte in die Rotonde und ich ſtopfte mich zu den fünf, bereits das Interieur der Diligence füllenden Individuen.

Alle waren Elſaſſer, kannten ſich bald und ſprachen deutſch mit einander. Sie prieſen ſich glücklich, Paris zu verlaſſen, und theilten ſich Cholera-Aventuren, Choleraſcherze und Cholera-Bonbons mit. So waren wir außer den Barrieren zu den ſogenannten Voieries gekommen, die hier ihre hölliſchen Dünſte weit verſenden und Alles ringsumher verpeſten. Die Fenſter wurden ſogleich geſchloſſen, und ein ſolcher Duft von Eſſig, Kampher, Chlor ſtrömte aus den Säckchen und Fläſchchen, daß es mir den Athem verſetzte. Kaum hatten wir dieſe Region, die ſtinkendſte von ganz Paris, hinter uns, ſo wurden die Fenſter geöffnet, eine milde Frühlingsluft ſtrömte in den Wagen, wir ſahen Landleute hinter dem Pfluge, Kinder bettelnd neben dem Wagen laufen, Ziegen im Chauſſeegraben ſpringen, Füllen dem Mutterpferd nachlaufen, Lerchen ſingend auffliegen und rückkehrende Poſtillone auf ihren Pferden vor den Wirthshäuſern ihr Glas leeren, und wir jubelten innerlich: es iſt Frühling und die beſte Welt — und der alte Gott lebt noch.

3.

Meine Reiſegeſellſchaft hatte mich bis dahin recht zufriedengeſtellt. Es waren reinliche, mäßige Elſaſſer, die alle mögliche Vorſorge für ſich angewendet hatten, um ihren Angehörigen keinen Schmerz zu machen, und ſich mit heiler, fleiſchfarbener Haut nach Hauſe zu bringen. Ein einziger Jüngling, dicht an meiner Seite, ſchien mir etwas verdächtig, weil er ſchlief. Ganz unbefangen hatte ich dagegen mit dem Hündchen auf dem Schoße einer etwas betagten Wasgauerin geſpielt, die jetzt plötzlich ſehr roth wurde und über Kopfſchmerzen klagte. Ich ſah ſie erſt ernſthaft an. „Ei der Tauſend, Sie werden uns doch wol nicht krank werden?“ fragt eine dicke Modehändlerin aus Straßburg.

„Es hat nichts zu ſagen,“ antwortete die Errothete, „ich kenne die Quelle meiner Kopfſchmerzen.“

„Vielleicht eine Indigeſtion?“ fragte ich nicht ohne Beſorgniß. „Sallat etwa?“ — „O nicht doch,“ ſprach ſie mit einem ſchmerzhaften Ausdrucke. „Seit drei Tagen habe ich weder gegeſſen noch geſchlafen. Ich komme von dem Bette eines theuern Kranken.“ — „Doch nicht etwa Cholera?“ riefen wir Alle. „Ja;“ ſagte das Mädchen reſignirt, als wenn ſie ausdrücken wollte: was liegt mir daran, und wenn ihr ſie auch alle jetzt bekämet, wenn er nur gerettet iſt. Was war zu thun? Die Schreckliche ſaß mir gegenüber. Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt. Ich wollte nichts mehr von ihr und ihrem Kranken wiſſen. Auch die Andern ſchielten verlegen nach ihr hin. Sie roch zu verſchiedenen Malen an Eſſig — ſie bot ihn mir an — ich dankte und zog meinen Kampher hervor. Der Arzt habe ihr geſagt, der Kampher nütze zu gar nichts. Ich antwortete ihr nicht und ſah zum Fenſter hinaus, und wünſchte nichts ſehnlicher, als die blaue Bergkette zu erblicken, die ihr Vaterland verkündet haben würde und ſie aus unſerer Nähe gebracht hätte. Bis dahin aber waren's noch zwei volle Tage und Nächte.

Wir flogen durch Claye, durch Bondy und näherten uns Meaux. — „Ei hier ſind wir doch ſchon ein gutes Stuck von der verpeſteten Stadt weg,“ ſagte ein junger Advocat aus Straßburg. „Und wenn auch hier ſchon einzelne Fälle ſich ereignet haben mögen,“ ſetzte ich hinzu, „ſo kann es hier doch nie ſo arg werden. Es iſt Alles luſtiger, die Leute leben natürlicher, — reinlicher.“ — Hier unterbrach mich die Wasgauerin mit den Worten: „O ſie muß auch hier ſchon wüthen,“ und deutete zur Bekräftigung des eben Geſagten auf einen Tiſchler, der in ſeiner weitgeöffneten Werkſtatt unter jenen weißhölzernen langen Kiſten ſtand, die uns aus der letzten Zeit vom Todten-Omnibus her nur zu bekannt waren. Er und ſeine Gehülfen hatten damit alle Hände voll zu thun.

Hin war mein Frohſinn, der auf einige Augenblicke ſich ſchon hervorwagen wollte, und ich ſah mich wieder von

Cholerakranken eingepferch t, und hatte eine im höchſten Grade verdächtige Perſon mir gegenüber, die mit mir, in em engſten Raume eingeſchloſſen, ihre Quarantaine übertehen ſollte.

Wir ſetzten uns im Poſthauſe zu Tiſche. Nach franöſiſcher Sitte wurde zu drei Franken für den Kopf gegeſen und reichlich aufgetragen. Es gab viele hochverpönte Speiſen, und mit einigem Vergnügen bemerkte ich, daß ich das geſammte Diligence-Perſonal ganz nach der Vorhrift verhielt. Von den Ragouts und den Fiſchen wurde ur gekoſtet, und die Sallatſchüſſel mit ſolchem ächt choleraeindlichen Ausdrucke in Mienen und Geberden zurückgeoßen, daß ſie die Magd lautlachend wieder vom Tiſche bhob. — Selbſt der Conducteur trank nur geröthetes Waſſer, und nach dem Kaffee ſtatt des Cognacs ein Glas uckerwaſſer. Ein Conducteur und Zuckerwaſſer! Man enke!

4.

Die untergehende Sonne röthete bereits den verpeſteten Dunſtkreis im Weſten, aus dem wir uns entfernten, als ir über den breiten Quai dahinrollten, der das freundche Chateau-Thierry ziert. Hier endlich ſind wir in Sierheit, dachte ich triumphirend, wenn nicht wir ſelbſt den eim der Peſt mit uns führen und in dies glückliche and verpflanzen. Die Bäume am Quai fingen eben an grünen. Der Fluß ſtrömte klar und hell dahin, ohne ſe Nebel zu brüten; die Menſchen gingen offen und lufg gekleidet, unbefangen ſchwatzend ſpazieren, und Alles utete hier darauf hin, daß die Cholera noch nicht ſo weit orgedrungen war. Ein einziger Fall, und dieſer zweifelſt, habe ſich ereignet, wurde uns auf der Poſt gemeldet.

Wir fuhren ohne Aufenthalt weiter; ich that einen langen Athemzug, die milde Frühlingsluft erquickte mich; dann ſetzte ich mich in meiner Ecke zurecht und ſchlief ein.

Um Mitternacht wurden in Epernay die Pferde gewechſelt und bei frühem Morgen erreichten wir das alte Châlons an der Marne.

Haufen von Menſchen umſtanden unſern Wagen und wollten Nachrichten von der Cholera in Paris wiſſen, und wie weit ſie nach Châlons hin ſchon vorgedrungen ſei. Hier war ſie zur Zeit noch nicht erſchienen.

Meine Reiſegeſellſchaft, die Wasgauerin mit inbegriffen, war kreuzwohlauf, ich befand mich dabei doppelt wohl und ließ mir den ſpottſchlechten Kaffee gut ſchmecken, womit uns eine ſoeben durch uns aufgeweckte und nicht gerade appetitliche Franzöſin im Poſthauſe regalirte. Wir durchzogen die kahle Champagne, die, wenn auch hier noch nicht die eigentliche Champagne pouilleuse oder s. v. lauſige Champagne, angeht, denn doch ſchlecht genug iſt, um nach der eigentlichen nicht ſehr lüſtern zu machen. Was aber fragte ich heute nach ſchlechten Ausſichten, Kreideboden, kahlen Sträuchern und einförmigen Ebenen. Was hatte ich geſtern von dem guten ſchwarzen Boden, von den wohnlichen, langen Gebäuden, von den Waldpartien und den maleriſchen Hügelreihen? Dieſe brave Kreide haucht keine Miasmen; dieſe elenden Hütten ſind keine Hospitäler, und der weiße Staub, der hier Alles bedeckt, iſt mir lieblicher zu ſchauen, als gewiſſe blaue Färbungen an verzerrten Menſchengeſichtern!

Sowie man ſich Lothringen nähert, wird die Gegend anmuthiger. Bar-le-duc iſt eine allerliebſte Stadt, wo ich früher einmal ſchlimmer Augen wegen lange im Quartier liegen mußte. Die Zeit war zu kurz, um meine alten, freundlichen Wirthsleute aufzuſuchen. — Am zweiten Morgen nach unſerer Abreiſe von Paris, — es war der Palmſonntag, hielten wir unſern Einzug in Nancy. Die Stadt, von ſchönen, mit Villen bebauten Hügeln eingeſchloſſen, mit ihren geradlinigten, ſtattlichen Häuſern, gewährt einen herrlichen Anblick. Dies hat ihr den Namen Nancy la belle zugezogen; im Elſaß wird ſie aber allgemein, eingedenk ihres deutſchen Urſprunges, „Nanzich“ genannt.

In meiner Erinnerung trug ich ein ſo geſchmeicheltes Bild von Nancy mit mir herum, daß die Gegenwart, ſo freundlich ſie mir es auch an dem feierlichen, ſonnenklaren Palmſonntagmorgen präſentirte, ihm denn doch großen Eintrag thun mußte. Die breiten Straßen, wie todt, die großen Häuſer, wie ſtill und öde, die öffentlichen Gebäude, wie ſchlecht unterhalten. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm und Alexander auf der Place-carrière den Kaiſer Franz erwarteten und ihm bis an den Triumphbogen der Place-royale entgegengingen, wo drei Reihen geputzter Damen den Kaffeehäuſern an beiden Seiten zur Einfaſſung dienten, wo ein glänzendes Militär faſt aller europäiſcher Heere in ſeinem buntfarbigen Waffenſchmucke hier paradirte, und die armen Bewohner der Stadt über den augenblicklichen Nutzen, den ſie aus dieſem Glanze zogen, Zukunft und Vergangenheit vergaßen: Damals ſah Nancy la belle anders aus, wie heute, da ich als Cholerafluͤchtling ihr Weichbild betrat.

Ich lief auf den großen Platz, den ich von Kaffeehäuſern ganz umgeben glaubte, und ſah deren nur zwei und von ſo ſchlechtem Anſehen, daß ſie zum Eintreten nicht ſehr anlockten. Dann blickte ich die lange Straße hinan, wo damals aus jedem Fenſter Neugierige gafften, wo die Garde Spalier gemacht hatte, wo eine Menſchenmaſſe hin und her wogte, wo der Oeſterreichiſche Kaiſer herkommen mußte und die mir jetzt wie eine Straße von Pompeji vorkam.

Ich wandte meine Blicke, — da ſah ich etwas Neues. Auf einem Fußgeſtelle von rothgeädertem Marmor ſtand die Bildſäule des alten Königs von Polen, der die hübſchen Häuſer hier alle bauen ließ und den Armen in Nancy viel Gutes that. Der gute Stanislaus Leszinski ſteht in ſeiner bizarren Königstracht von Bronce in einer ziemlich gebieteriſchen Stellung. Die Inſchrift ſcheint der Nachwelt nicht vorbehalten zu ſein; denn ſchon hat ſie der Regen zum Theil unleſerlich gemacht.

Für uns mag es hingehen; denn einige Jahre lang mag man noch wiſſen, was es mit dem Herrn Schwiegervater von Ludwig XV. und Nancy la belle für eine Bewandtniß hatte. Für ſpätere Geſchlechter wird es aber gut ſein, die Inſchrift dauerhafter zu machen.

Hier verließ uns die Wasgauerin mit ihrem Hündchen, um die Seitenſtraße nach ihren heimatlichen Thälern einzuſchlagen. Ihren Platz nahm ein großer Herr ein, der einen halbmilitäriſchen Anſtrich hatte und ſchlecht franzöſiſch ſprach. Man hatte ihn uns im Poſthauſe als einen Polen gemeldet, und da er bald das Geſpräch auf dieſe Nation hinzulenken wußte, ſo äußerten wir uns Alle ſo unumwunden und kramten ſo viel Liebe und Zuneigung als möglich für die unglücklichen Polen aus. Wir ſprachen unter Anderm von ihren Sitten und Gebräuchen, ſelbſt auf ihre Leibgerichte kamen wir zu ſprechen. Da fiel es mir ſonderbar auf's Herz, daß er hier zuerſt frei mit der Sprache herausrückte und die herrliche Barczſuppe der Polen tief unter die Skiſuppe der Ruſſen ſtellte und überhaupt mit warmer Anhänglichkeit der ruſſiſchen Piroggen, des Kaviars, des Quaas und dergleichen erwähnte. Ich forſchte nach ſeinem

Vaterlande; und da hörten wir denn, daß er einer von jenen Ruſſen ſei, die nicht die Erlaubniß erhalten hatten, im Auslande zu bleiben, um nicht etwa ſchlechte Grundſätze einzuathmen, und daß er daher nolens volens auf der Heimkehr begriffen ſei. Das Polengeſpräch war jetzt ſogleich abgebrochen, und nach einigen Lobeserhebungen der ruſſiſchen Dörfer, der geſegneten Fluren von Südſibirien und der ungeheuern Eleganz von St. Petersburg, worauf wir ſämmtlich nichts erwiderten, verſtummte die Unterhaltung gänzlich.

Deſto lauter wurde ſie aber in der Rotonde. Hier war wirklich ein polniſcher Soldat eingeſtiegen, der in ſeiner prallen Reiterstracht und der weißen Furagierkappe ſich als ganz ſtattliches Bürſchchen präſentirte.

Da es Abend wurde, näherten wir uns dem elſäßiſchen Grenzorte Saareburg, wo wir diniren wollten. Im Coupé huſtete ein alter Partikulier aus der Rue du Helder, der Baden und ſeinem Roulette zueilte; in unſerm Interieur roch es nach Juchten und kein Laut war vernehmbar; aber hinten in der Rotonde ſchallten die luſtigen Lieder des Polen, die er ſeiner kichernden Reiſegeſellſchaft mit lauter Stimme vorſang, während der Poſtillon ſeine Pferde auf der monderhellten Kunſtſtraße nach dem lieben Deutſchland hin ruhig fortraben ließ.

5.

Wer es der Mühe werth gehalten hätte, den Appetit der Diligencebewohner bei unſerm erſten gemeinſchaftlichen Mahle in Meaux zu kontroliren und jetzt zu betrachten, was in Saareburg, drei volle Tagreiſen von Paris, konſumirt wurde, der würde nicht länger zweifelhaft ſein, welche Macht die Cholera auf die Gemüther und die Mägen auszuüben fähig iſt.

Die Modehändlerin aus Straßburg, die in der Rue du Mail in Paris ſelbſt einen kleinen Anfall von Cholerine zu beſtehen hatte und am erſten Tage eher den Barbomer geküßt hätte, als ein wäſſeriges Gemüſe der leichteſten Art zu ſich genommen, entblödete ſich nicht, hier nach der Sauerkrautſchüſſel, die uns an Deutſchlands Grenze aromatiſch entgegendampfte, zweimal zu langen; ſie, die mit allen Pariſern den armen Wurſtmachern den Tod geſchworen hatte, denen dort nichts übrig blieb, als ihre Würſte ſelbſt zu eſſen, oder Hungers zu ſterben, verſpeiſte die berühmte Charcuterie de Saarebourg mit einem kannibaliſchen Appetite, genoß dann Maſſen von Zwetſchenkompot, und da ſie nachgerade einige Kolikſchmerzen zu empfinden begann, ſo ſetzte ſie einen herzhaften Schluck Cognac darauf. Und das Alles mit einem ſo heitern Geſichte, ſo ſelbſtzufrieden, ſo überzeugt geſund und wohlauf, daß man auf ihrer Stirne die Worte zu leſen glaubte: „Hier hört dein Reich auf, Peſtilenz!“

Den Weg bis Pfalzburg erheiterte uns der Pole in der Rotonde, der immerfort ſeine Nationalliedchen ſang, welche dann und wann durch ein: „mais soyez donc sage, polonais!“ unterbrochen wurden. In Pfalzburg verließ er den Wagen und der Abſchied von den Bewohnerinnen der Rotonde war ſo lang anhaltend, als wir anhielten, um unſere Pferde zu wechſeln, welches, wie bekannt, in der Nacht nie ſchnell geſchieht. Endlich entfernte ſich der Pole und einige zärtliche: „Adieu, polonais!“ folgten ihm. Nach einer Weile kam er aber zurück und rief: „Mamsell! dormir wi' bonne auberge!“ — „Ah, fi donc!“ ſchrie es aus dem Wagen heraus; — „Mamsell! nix fi donc! demain Strasbourg!“ — „Non, non, mon brave, ça ne se peut pas,“ ſagte die Dame. — „Mamsell, pourquoi, dormir très bien ici!“ Hier war er wieder auf den Schlag geſprungen und hatte wahrſcheinlich den Arm der Dame ergriffen, welche mit einem Male kreiſchte: „Mon ange, mon beau!“

Da klatſchte der Poſtillon, der Pole taumelte vom Schlage, der Wagen rollte fort und „Adieu, Mamsell!“ — „adieu, polonais!“ verhallten in der Luft. Eine kurze, wahrſcheinlich ſehr intereſſante Bekanntſchaft! Sie, die Frau eines Muſikers vom fünften Linienregiment, aus Paris gebürtig, zu ihrem Manne nach Colmar reiſend, er ein Ueberbleibſel von Dwernicki's Braven, in Frankreich hin und her geweht, wie es der politiſche Wind haben will. — Nach kurzem Schlafe öffnete ich die Augen und in dem Dufte des Morgens erblickte ich Erwin von Steinbach's Wunderthurm vor mir. Bald rollten wir in die Thore des alten Straßburgs ein und vernahmen, daß wir hier eine Contumaz zu beſtehen hatten. Fünf Tage mußte man Paris und ſeine verdächtige Umgegend, damals zwanzig Stunden in der Runde, verlaſſen haben, ehe man den badiſchen Boden betreten durfte.

Ich mußte daher drei volle Tage in Straßburg zubringen und nahm meinen einſtweiligen Sitz im rothen Hauſe, einem recht lobenswerthen Gaſthofe an dem größten und belebteſten Platze der Stadt, „Place d'Armes“ genannt. Hier kam uns die alte deutſche Sitte entgegen, und ſo franzöſiſch auch die Elſäſſer in politiſcher Hinſicht ſein mögen, der ächtdeutſche Grundton läßt ſich jetzt nach hundertjähriger Uſurpirung aus dem nationalen Charakter nicht verwiſchen.

6.

Den Münſter, dies bewundernswertheſte Werk der altdeutſchen Baukunſt, hatte ich aus meinem Fenſter täglich vor Augen, und ich that während der drei Tage meines Aufenthaltes faſt nichts, als den Münſter betrachten. Ich kenne die impoſante Pyramide von St. Stephan, den majeſtätiſchen Dom von Köln, das prächtige Portal von Rheims; aber welchen Eindruck nach allen dieſen Herrlichkeiten Straßburgs Münſter auf mich machte, kann ich nicht beſchreiben. Ein Gebäude von Feen-Hand ſcheint dies zu ſein! Zeigte es uns irgend eine Decoration im Theater, wir würden den Maler extravagant nennen; und hier ſteht es vor uns von hartem, dauerhaftem Stein aufgeführt, Jahrhunderten trotzend, eine fabelhafte, phantaſtiſche Erfindung von dem beſonnenſten Baumeiſter, nach den ſtrengſten Berechnungen und ſolideſten Verbindungen ausgeführt. Dieſe Laubgitter, dieſe ſchwebenden Treppen, dieſe dünnen, ſchlanken Säulchen, dieſe luftig zierlichen Bogen, und immer wieder Luft dazwiſchen, Alles durchbrochen, à jour wie am Halsgeſchmeide einer Dame, jede Ausladung mit Lufttinten laſirt, wie die leichtbelaubten Zweige einer Landſchaft. Und das Ganze mit einer Laune übergoſſen, ich möchte ſagen, mit einem Humor durchdrungen! Jeder Stein ein Bildwerk; Thiere, Pflanzen, Engel, Heilige und Fratzen, — und Alles harmoniſch verbunden. — Ich beſtieg ihn bis zur Plattform, wo ein induſtriöſer Mann ein Kaffeehaus etablirt hat, das den Münſter von unten geſehen, ſo wenig verunziert, als ſetze ſich eine Mücke auf die Naſe des großen Churfürſten in Berlin.

Hier oben hat man eine ſchöne Ausſicht, die man freilich auch ohne das Kaffeehaus haben würde; aber der gefällige Wirth iſt mit billigen Erfriſchungen und weitreichenden Ferngläſern verſehen, welches Beides nicht zu verachten iſt.

Unter den vielen müſſigen Leuten, welche den ganzen Tag über die Place d'armes füllten, fielen mir die jungen Burſche in blauen Hemden auf, welche man mir als Conſcrits bezeichnete, und die den Gegenſtand einer eigenthümlichen Handelsſpeculation machen, welche an die ehemaligen ſogenannten Seelenverkäufer erinnert.

Dieſe jungen Burſche werden von den Handelsleuten aus den umliegenden Dörfern nach Straßburg gezogen, wo ſie in eignen Häuſern bei einander leben, gut gehalten werden und mit dem Verſprechen, ſpäter 3 bis 400 Franken zu erhalten, die nächſte Aushebung erwarten. Sie haben für Nichts zu ſorgen und treiben daher den ganzen Tag nichts als loſe Streiche und müſſige Spiele. Sobald nun die Aushebung ſtattfindet, wird eine gehörige Anzahl von ihnen an die Generalerſatzmannſchafts-Geſellſchaft nach Paris geſchickt, wofür die Menſchenlieferanten in Straßburg bis 1000 Franken erhalten, mithin bei jedem Mann nach Abzug der ihm zugeſtandenen Summen von 3 bis 400 Franken und der freien Ernährung durch 3 bis 4 Monate in Straßburg dennoch einen bedeutenden Profit haben.

Die Generalgeſellſchaft in Paris bekommt oft an 2000 Franken für den Erſatzmann.

Wehe dem Reiſenden, der bei Gelegenheit eines ſolchen Transports ſich der Diligence bedienen will. Alles iſt dann überfüllt mit dieſen Conſcrits, für welche die Lieferanten in Bauſch und Bogen zahlen und ſo viele in den Wagen hineinſtopfen, als hinein gehen können. Oftmals geſchieht es aber auch, daß die jungen Leute von der Diligence deſertiren und, in ihrem heimiſchen Dorfe angekommen, keinem mehr Rede ſtehen wollen. Eine Klage findet bei dieſen

Verhältniſſen natürlich nicht ſtatt, und der Verkauf hat das [illegible] Reis- und Weingeiſt für ſeinen unſchädlichen [illegible] baar aus der Taſche verloren.

Herr Chollet und Madame Prévôt vom Theater de l'Opéra-comique in Paris, welche die Straßburger entzückt hatten, waren bereits abgereiſt und während der Charwoche fehlte es gänzlich an öffentlichen Beluſtigungen. Das deutſche Schauſpiel in Straßburg wurde nach Oſtern erwartet. Eine Fahrt durch die Ruprechtsau, die ſich rings um die Stadt fruchtbar und anmuthig ausbreitet, brachte mich auch zur Rheininſel, wo dem Generale Deſaix ein Monument errichtet iſt. Daneben ſtehen einige hölzerne Hütten, die von der franzöſiſchen Regierung im vorigen Jahre zur Quarantaine errichtet worden waren, als man damals die Cholera von Deutſchland her erwartete.

Ich ſchauderte, da ich mir dieſe inſulariſche Quarantaine von 21 Tagen dachte, und pries mich nunmehr glücklich mit meiner dreitägigen im gaſtlichen rothen Hauſe, ſo ſehr mir auch dieſer Aufenthalt anfänglich unerträglich geſchienen hatte. Ich ließ mich zum Hauptarme des Rheins fahren, deſſen grüne Wellen raſch an dieſen flachen Ufern vorüberrollten, und erblickte jenſeits der Brücke die blauen Bergketten des Odenwaldes und Schwarzwaldes.

„Dort, wo jene blauen Rebenberge ſtehn,
Liegt meiner Heimath Grenze an!“

Ich wollte hinüber, — aber die Wache in der Mitte belehrte mich, daß dies ſo ſchnell nicht angehe, und zeigte mir das kleine unſcheinbare Häuschen am jenſeitigen Ufer, vor dem einige Reiſewagen hielten, vor dem auch ich morgen angehalten werden würde, um gehörig geräuchert und gereinigt mein liebes Vaterland rein und unverdächtig betreten zu können.

7.

Die Quarantaine-Anſtalten ſind gewiß von großem Nutzen, wo ſie mit aller Strenge ſtattfinden. Sie bewahren ſeit Jahrhunderten Europa vor der orientaliſchen Peſt. Weit entfernt, mich in einen mediciniſchen Streit über Anſteckungs- oder Nichtanſteckungsfähigkeit der Cholera einzulaſſen, will ich hier gern mit der Mehrzahl das Letztere gelten laſſen; — was ſollen jedoch alsdann dieſe Quarantaine-Anſtalten ꝛc. nützen? Iſt wol Jemand in Europa, der je einem ſolchen Schwank mitmachte, und ſich überzeugt hält, daß dieſ Verfahren im Stande ſei, den Anſteckungsſtoff zu tilgen? — Meine gewöhnliche Aufrichtigkeit, die durch den Aufenthalt und die Räucherungsapparate einen etwas bittern Beiſchmack erhielt, äußerte dieſe Zweifel dem Abgeordneten des Kreisphyſikats, der eben mit wichtiger Miene die Chlormiſchung bereitete.

„Glauben Sie, mein Herr," ſchnauzte er mich an, „daß ſich wiſſenſchaftliche Männer zu einer Täuſchung der Art herleihen würden?" „Ich weiſe Niemand, am wenigſten die wiſſenſchaftlichen Männer, mit meinem Zweifel tranchiren," ſagte ich höflich. „Ohne dieſe Anſtalt hätten wir längſt die Cholera," brummte er weiter, — „und iſt's jetzt gefällig?" ſetzte er ſogleich zu den Damen hinzu, die mitreiſten.

Nun wurden unſere Koffer in einem Vorrathskämmerchen geöffnet und ihr Inhalt eingewendet aufgehängt und auseinandergelegt. Aus den Ritzungen der Dielen entwickelten ſich nun die ſtinkenden Dämpfe, die jeden Anſteckungsſtoff zerſtören können.

„Schnell zugemacht!" ertönte nun das Commando.

„Ach mein neuer Pariſer Hut!" jammerte eine Dame. „Meine Kleider!" ſchrie eine Andere. „Schadet es den

Farben?“ fragte die Gräfin ſchnell. „Grüne und rothe Seidenſtoffe verändern die Dämpfe allerdings,“ erwiderte trocken der Beamte.

„Ach!“ ſeufzten die Damen ſo durchdringend, daß ſich Steine erbarmt hätten; aber der Beamte ſchritt im Gefühle ſeiner Würde, Grenzgeſundheits-Commiſſarius von ganz Deutſchland zu ſein, ohne ſich um Damengekreiſch und pariſer Modetand zu kümmern, ſeinem Bureau-Häuschen zu.

Der Aufwärter flüſterte aber leiſe den Armen zu: „Sei'n Sie nur ruhig, ich habe die Schachteln nicht geöffnet und die ſeidnen Kleider in den Koffern gelaſſen; die kriegen von dem Geſtanke nichts ab.“

„Elender,“ wollte ich ſchon ſagen; „um eines pariſer Hütchens willen ſoll der Weſten von Deutſchland etwa auch verheert werden?“ — Die Damen ſahen mich aber ſo bedeutend an, und der Aufwärter deutete mir durch ſeine ängſtlichen Blicke an, daß er eine wenigſtens Feſtungsſtrafe erwarten müßte, ſodaß ich ſchwieg.

Dieſes Schweigen raubte mir aber wochenlang meine Ruhe und ich fiel faſt von meinem Stuhle, als ich im literariſchen Verein in München eines unſerer vaterländiſchen Blätter zur Hand nahm und darin die Worte fand: „Auch dieſe Peſt hat uns franzöſiſche Mode über den Hals gebracht!“ — Was war natürlicher, als daß ich dabei an die Modepeſt und die vergifteten Modehütchen dachte. Es bezog ſich aber auf etwas ganz Anderes.

„Hier nebenan entkleiden ſich erſt die Damen, dann die Herren. In dieſer länglichen Schale iſt eine leichte Chlorauflöſung; damit wird der ganze Körper gewiſſenhaft gewaſchen, bis auf das Geſicht, zu deſſen Abwaſchung Sie ſich des Eſſigs hier in der runden Schüſſel bedienen wollen. Die Kleider legen Sie in die vordere Abtheilung des Badekommen; die baten wir heraus, um sie ebenfalls zu räuchern."

Die Damen gingen lächelnd hinter den Verschlag; bei dem Entkleiden lachten sie laut auf und schwatzten viel französisch dabei.

„Was sagen sie?" fragte der Beamte, „sie scheinen zu spotten. Sollten sie sich vielleicht nicht ernsthaft waschen, so wäre ich genöthigt, Jemand zu beordern, der es im Auftrag der Regierung verrichtete." Ich rief dies sogleich den Damen zu, die gleichfalls zu lachen aufhörten und einstimmig versicherten, „sich sehr ernsthaft zu waschen."

Wir Männer baten um die Erlaubniß, einstweilen frühstücken zu dürfen.

„Ja; gesegnete Mahlzeit!" sagte der Beamte; „bevor Sie sich nicht gewaschen haben, dürfen Sie mit Niemand im Orte in Berührung kommen."

Ich mochte ihm nichts mehr über alle diese Einrichtungen sagen; denn während er uns untersagte, bei Wirthsleuten im Orte zu frühstücken, kamen einige Einwohner in die Contumaz und erkundigten sich bei uns über den Stand der Cholera u. s. w.

Die Damen hatten ihre Waschung beendigt und traten geräuchert in durchräucherten Kleidern aus dem Bretterverschlag, wohin wir anderen Männer nunmehr verwiesen wurden. — „Ich habe erst gestern Abend in Straßburg ein Bad genommen," sagte mein Reisegefährte; „und sehe nicht ein, warum ich mich hier mit dem stinkenden Zeuge waschen soll." — Er hatte seine Oberkleider zum Räuchern hinausgelegt und setzte sich nun im Negligé ganz bequem hin, um einige Weißbrödchen zu essen, die ihm in der Tasche aufgegangen waren. Schon während der ganzen Reise hatte ich es meinem Scharfsinne zur Aufgabe gemacht, den Stand tiefen Mannes zu erwähnen, deſſen Paß ihn einen Proprietaire aus der Rue du Helder nannte. Er hatte alle Hauptſtädte und Bäderorte Europas geſehen; war mit den Franzoſen in Hamburg geweſen und kannte eine Menge ruſſiſcher Fürſten und Grafen — ſehr genau. Dabei verſicherte er heiter am erſten Tage, nie eine Karte zu berühren und nur nothgedrungen in Geſellſchaft ein Commerzſpiel mitzumachen.

Dies Alles, verbunden mit der äußern Erſcheinung des Mannes, ließ mich auf die Vermuthung kommen, es ſei ein Spieler von Profeſſion, und ich täuſchte mich nicht.

Es war ein Mann in den Fünfzigen, von auffallenden ſcharfen Zügen. Die eine etwas ſchlaff herunterhängende Seite des Geſichtes erſchien ſtarrer; denn ſie war aller Beweglichkeit nach dem Schlage geraubt. Seine Wäſche war weiß und von großer Feinheit, obgleich nachläſſig angelegt. Die Kleider waren neu und nach dem jüngſten Schnitte, doch ohne die geringſte Sorgfalt behandelt. Er ſah einem reichen Manne von Stande ähnlich, der ſich in ſchlechter Geſellſchaft herumzutreiben gewohnt iſt. Eben ſo waren ſeine Manieren, wenn gleich geſchliffen, doch zuweilen rauh und auffahrend. Dabei war ſeine Unterhaltung die eines Weltmannes. Während er ſein Geld zählte, fragte er mich, ob ich denn auch von dem Duelle des Grafen Léon mit dem Adjutanten des Herzogs v. Wellington, dem Engländer Heſſe, gehört hätte? — und ob ich die deutſchen Herren kenne, die in der Rue la paix mit Léon den Handel anfingen? Daß es ihm unangenehm wäre, jene Herren in Baden anzutreffen, daß er ihnen in Paris aus Gefälligkeit eine kleine Bank in ſeinem Hauſe habe auflegen müſſen, ſo zuwider ihm dies auch ſtets geweſen ſei, und was dergleichen mehr war. Nach dieſen Eröffnungen war

wie der Mann kein Räthſel mehr. Ich hatte Den vor mir,
ei dem jene verhängnißvolle Partie Ecarté geſpielt worden
war, die dem Engländer Heſſe das Leben gekoſtet hatte
nd wol noch einem halben Dutzend junger Leute gekoſtet
aben würde, wenn nicht die ſtarken Nebel, welche der
holera vorausgingen, die beabſichtigten Duelle zu mehren
Malen vereitelt hätten.

Inzwiſchen hatten beide Partien das Feld geräumt
nd die Stadt verlaſſen. Merkwürdig war bei dem Duelle
es Grafen Léon mit dem Engländer Heſſe ein Umſtand,
er zu fataliſtiſch iſt, als daß ich ihn deutſchen Liebhabern
orenthalten ſollte.

Léon iſt ein natürlicher Sohn Napoleon's und ihm ſo
hnlich, daß ſeine „illustre naissance," wie bei dieſer Ge-
genheit einige Blätter ſich ausdrückten, wol von Nieman-
em in Zweifel gezogen werden kann. Bei einem Beſuche,
en er den Napoleoniden abſtattete, ſchenkte ihm einſt Hor-
nſe einen Brillantknopf des Kaiſers und prophezeite ihm
abei, er würde ihn, wenn er ihn bei ſich trüge, als ein
aliſman vor Gefahr ſchützen. Unbeachtet lag dieſer Knopf
einem Fache ſeines Sekretärs; doch wie abhold die „jeune
ance" jedem Aberglauben iſt, an dem Morgen des Duells
gte ſich ein — „ich weiß nicht was," in des jungen
éon's Bruſt, und er ſteckte den Talisman in ſeine Buſen-
ſche. Heſſe hatte den erſten Schuß und ſeine Kugel
reifte den Knopf des Kaiſers; Léon ſchoß und ſtreckte ſei-
en Gegner tödtlich getroffen nieder.

Unſere Unterhaltung würde noch länger gedauert haben,
enn nicht der Beamte uns zugerufen hätte, daß wir uns
nge genug wuſchen und er uns für völlig desinfizirt
lären könne. Wir kleideten uns daher an; unſere geräu-
erten Effekten wurden wieder in die Koffer gepackt, und

wir konnten nun „où bon nous semblera“ im lieben deutſchen Lande herumreiſen. Zunächſt ging es ins Wirthshaus und dort lachten wir beim Kaffee über die unnütze Vorſicht.

Sollten dieſe Waſchungen wirklich von Nutzen ſein können, ſo müßten ſie doch wenigſtens gewiſſenhaft von eigens dazu beſtellten Perſonen oder unter Aufſicht vorgenommen werden.

Mein Proprietaire aus der Rue du Helder hatte nun, ich will es ihm gern glauben, in Straßburg gebadet; wie viele Ausreiſende paſſiren jedoch die Grenze, die in ſchmutzige Lumpen gehüllt ſind und bei denen Reinlichkeit wirklich anzuempfehlen wäre; wenn dieſe nun eben mit ſolcher Sorgloſigkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſo verdiente denn doch die ganze Veranſtaltung, die alsdann blos eine Unbequemlichkeit mehr den Reiſenden auferlegte, eine ernſtliche Rüge.

8.

Wir durchzogen das liebliche Land zwiſchen dem Rhein und Neckar, und freuten uns, einmal wieder fleißigen Anbau und überall verbreitete Reinlichkeit zu bemerken. Die Landleute in ihrer barocken Tracht wurden ihrer dreieckigen Hüte und langen Röcke wegen von einem zehnjährigen Franzoſen, der nebſt ſeinem Vater mit uns reiſte, ſämmtlich für Pfarrer gehalten und jederzeit mit einer devot-ſpöttiſchen Miene: „ah bon jour M. le Curé“ begrüßt. „Mon Dieu, que de curés! que de curés en pantalons jaunes!“ ſo ging es in Einem fort zu unſerem Ergötzen, indem er ſich über die gelbledernen Beinkleider der Pfarrer nicht genug verwundern konnte. Wir übernachteten in dem regelmäßigen, öden Karlsruhe und brachen am andern Tage frühzeitig auf, um bei guter Zeit Stuttgart zu erreichen.

9.

An einem feuchten Morgen zogen wir mit den Nebeln durch die anmuthigen Thäler Würtembergs und begrüßten das maleriſche Eßlingen mit ſeinem gothiſchen Thurme, das mir ſchon aus mancher Abbildung wohl bekannt war, und viele andere, minder maleriſche, doch auch ſehr freundliche Städtchen und Weiler, bis wir endlich das hohe Plateau der baieriſchen Ebene erreichten.

In Ulm übernachteten wir in einem weitläufigen, altreichsſtädtiſchen Gaſthofe, und hier war es zum erſten Male, wo wir die Honoratioren der Stadt an langen Tiſchen, in Wolken von Tabaksrauch gehüllt, in ſtummer Würde daſitzen und den vaterländiſchen Gerſtenſaft mit Wohlbehagen ſchlürfen ſahen.

Ich ſchämte mich faſt, Thee zu fordern, und dachte ernſtlich bei mir: „das mußt du dir jetzt abgewöhnen; die Leute halten dich ſonſt für einen Narren, der mit fremden Sitten prunken will, und werden ſich ſcheu von dir abwenden.“

Am andern Tage erreichten wir das ſtattliche Augsburg. Ich ſtieg in der Traube ab, einem guten Gaſthof in einer der ſchönſten Straßen.

In Augsburg war zur Zeit Jahrmarkt und Theater; vom erſtern habe ich nur die Bretterbuden auf dem Platze, von letzterm nur den Anſchlagezettel geſehen. Alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten der einſt weltberühmten Stadt nannte mir die Empfehlungskarte meines Gaſthofes, die im Zimmer aufgehängt war, und die ich mit eben ſolchem Rechte „Karte“ nenne, wie man eine Landkarte ſo nennt; denn eigentlich war es eine Empfehlungs- und Gedächtnißtafel. Als wir die Grenzen von Altbaiern im ernſten Sinne erreichten, was uns ſogleich die Riegelhäubchen und die „Halbmaßkrügeln“ an den Fenſtern verkündeten, regte ſich in mir ein eigenes Gefühl, das immer mehr und mehr geſteigert wurde, je näher ich München kam. Faſt ein Decennium war verfloſſen, ſeit ich dort gewohnt hatte. Wie werde ich nun Alles nach ſo langer Abweſenheit wieder finden? Werde ich meine Freunde und Bekannte noch ſehen? Welche Veränderung wird in ihrer Geſinnung vorgegangen ſein? Ich dachte nie daran, daß ich mich ſehr verändert haben könnte; aber jezt fiel es mir mit einem Male wie ein Zentner auf's Herz. Meine Haare hatten in der Zeit zu ergrauen angefangen; ich war mürriſch und kränklich geworden. Die Münchner, die ich damals gekannt hatte, werden auch ſo geworden ſein; die ſchönen Mädchen werden nun als Frauen ſchreiende Kinder wiegen, oder als verblühte Jungfern umherſchwanken. Das lebensluſtige, grenzenlos verliebte, herumſchwärmende München, wovon ich ſonſt einen Theil ausmachte, wird jezt nicht mehr mein München ſein! Unter ſolchen traurigen Betrachtungen erblickte ich beim Hinausfahren aus Dachau von der Höhe des Berges die Frauenthürme — die hatten ſich nicht im Geringſten verändert. — Die Baumgruppen zur Linken waren der engliſche Garten — der blühete wie ſonſt. Dieſe Ausſicht war ſchnell verſchwunden. Es regnete und war kalt am erſten Mai, wie im Winter — auch das iſt noch wie vormals. Es iſt Alles beim Alten! Je nun, ſo will ich verſuchen, auch der Alte zu ſein, und die alte, ſchöne Zeit heraufbeſchwören! — So weit war ich mit meiner Betrachtung zu Stande, als ich das Thor erreicht hatte und mir die vor den Thüren eingepflanzten Tannenbäume, die ſchallende Muſik und die taumelnden, lachenden Gruppen ins Gedächtniß zurückriefen, daß heute am erſten Mai das Auferſtehungsfeſt des Frühlings durch Eröffnung des

Bockkellers und Anzapfung der Fäſſer, die dieſen König der Biere enthalten, feierlich begangen wurde.

10.

In München wurde ſeit der Regierung des jetzigen Königs viel gebaut; — Straßen und Plätze ſind entſtanden — Tempel ſind aufgeführt worden, und die mittelalterliche Stadt iſt nun mit einem breiten, eleganten Gürtel umgeben. Dieſe Miſchung des Mittelalterlich-Engſpießbürgerlichen und des Frivolmodernen charakteriſirt nunmehr die Stadt wie ihre Einwohner.

Neben dem großen Hange zum ſinnlichen Genuſſe wohnt hier eine faſt patriarchaliſche Einfalt. Die geſchickteſten Fabrikanten nennen ſich hier nicht mit dieſem vornehmen ausländiſchen Worte; und während es in Berlin Kleider- und Lichter-, Möbel- und Handſchuhfabrikanten gibt, lieſt man hier auf beſcheidenen Tafeln: bürgerlicher Schneidermeiſter, bürgerlicher Lichtzieher, bürgerlicher Kiſtler, und bürgerlicher Säcklermeiſter. Die Frauen dieſer ehrſamen Meiſter, die anderwärts mit Florentinerhüten und in Giraffehauben prangen würden, tragen hier noch das zierliche Riegelhäubchen, das reich von Silber, mit ächten Perlen geſtickt, dem feinſten Florentinerhute an Werth nicht nachſteht. In ihrem Häuslichen ſind ſie nun ebenſo bürgerlich. Bei allem Wohlſtande und Ueberfluſſe wird das Alterthümliche, Einfache ſtets beachtet. Um zwölf Uhr wird die Suppe auf den Tiſch geſtellt. In dieſer Suppe ſchwimmt täglich eine Mehlſpeiſe, wie ſie die vielgeſtaltende Hand der Köchin nun eben bereitet hat, Sonntags aber eine bleiche, lange Wurſt als ſtolze Galeaſſe in dem Suppenhafen.

Um acht Uhr werden die Gewölbe und Magazine geſchloſzen und dann füllen ſich die ſogenannten Bierkeller vor den Thoren und die Wirthsgärten, wohin die am Tage betriebſame Einwohnerſchaft einen unauslöſchlichen Durſt mitbringt und ganz unglaublich viel von dem trefflichen Biere, das hier gebraut wird, trinken kann. In dieſen Kellern liegen oft Vorräthe von 12,000 Eimern oder 720,000 Maß. Man nimmt an, daß ein ſiebenzigjähriger Münchner, der ein nur mäßiger Biertrinker war, in ſeinem Leben 20,000 Maß getrunken haben muß. Die Bürgermädchen lernen von eleganten Künſten Malerei und Muſik; mit Lektüre beſchäftigen ſie ſich im Allgemeinen wenig; daher ſind in dieſer Stadt von beiläufig 80,000 Menſchen nur zwei Leihbibliotheken, die keineswegs floriren. Die Wirkung, welche die Leihbibliothekwuth anderswo hervorzubringen im Stande iſt, macht hier das Theater, das durch die ungeheure Menge der Freibillets einem Jeden leicht zugänglich iſt.

Was ich aber noch über München zu ſagen auf dem Herzen trage, iſt ſehr viel. Von der Glyptothek bis zum Bockkeller, von den täglichen Ausflügen in die nächſte Umgebung bis zu den fernern ins baierſche Hochland, wo die Almen grünen und der fröhliche Senn zu Berg und zu Thal treibt, von den romantiſchen Myſterien, welche die Landsleute im Ammergau aufführen, bis zu dem Landwirthſchaftsfeſte auf der Thereſienwieſe — gibt es des Anziehenden, Eigenthümlichen ſo viel, daß ich mit großer Vorliebe ſtets betrachtet habe und ebenſo zu beſchreiben gedenke.

Pariser Tabletten.

(1836).

Tabletten! Es war eine Zeit, wo ſie eine wichtige Rolle ſpielten; dieſe Zeit iſt nun zwar vorüber, warum ſollte es aber nicht erlaubt ſein, auch hier dem Rococo, dem Pompadour-Geſchmack zu huldigen, wie in andern Dingen? Es iſt wahrlich nicht ſo geſchmacklos, als man uns noch vor zwanzig Jahren glauben machen wollte. Jene Zeit war in ihrer Geſammterſcheinung vollſtändiger als die unſere.

Es gibt zweierlei Arten von Tabletten: Tabletten der Vergangenheit und Tabletten der Zukunft. Ich führte die letztern während meines neulichen kurzen Aufenthalts in Paris und übergebe die erſtern hiermit meinen Leſern. Auf jene ſchrieb ich nämlich ſorgfältig, was mir die Gunſt des Augenblicks beſcheren ſollte, um nichts zu verſäumen oder zu vergeſſen, und die letztern füllte ich bei meiner Rückkehr aus dem Gedächtniſſe aus, weil mir die Zerſtreuungen nicht Zeit ließen es an Ort und Stelle zu thun. Die Erinnerung iſt ein guter treuer Maler; um genaue Angaben handelt es ſich hier nicht, und das Steife in den Schilderungen verwiſcht ſich glücklich.

So ſah ich denn Paris nach vier Jahren wieder; den

Straßenlärm hatte Gisquet glücklich verbannt; die Couplets gegen die Miniſter waren verſtummt; die politiſche Carikatur war verſchwunden; das Volk und der Adel neigten ſich wieder zur Gottesfurcht. Am Charfreitag ſtrömte Alles in die Kirchen, um die hochaufgeſchmückten heiligen Gräber zu beſuchen; das ſchlechte Wetter ſtörte zwar die Promenade von Longchamps, nicht aber die Wallfahrt zu fernegelegenen Kirchen. Der Erzbiſchof von Paris wurde wieder vernommen und der allgemeine Ablaß war an den Kirchthüren angeſchlagen. Welch eine Verwandlung!

Die Religion iſt wieder Mode! Um in Paris Eingang zu finden, mußte ſie es werden; anders war es ſelbſt ihr nicht möglich. Wer die Pariſer kennt, wird mir Recht geben.

Hier folgen nun einige leichte Schilderungen aus der Zeit — dem Frühjahre 1836 — von Dingen und Perſonen, die auf ein allgemeines Intereſſe Anſpruch machen können.

1.

— — Wir waren die drei ewiglangen Stiegen in dem Hauſe Nr. 18 auf dem Quai Malaquai vergebens hinaufgeſtiegen. „Madame ſchlafe," hieß es, „ſie ſei fatiguirt — ſie habe die ganze Nacht gearbeitet."

„Ob ſie auch wirklich ſchlafe?" fragte mein Begleiter, der Niemand anders, als der ſarkaſtiſche Heine ſelbſt war.

„Er möge ſich nur davon überzeugen," erwiderte ſcherzend die Bonne, indem ſie die Thür ein wenig öffnete,

„dem lieben Couſin ſei das ſchon erlaubt, doch ſolle er kein Geräuſch machen.“

Heine warf einen flüchtigen Blick in das verdunkelte Schlafgemach und zog mich mit ſich fort; ein hübſches Mädchen mit langen flatternden Haaren lief ihm nach und reichte ihm die Hand, um den Couſin zu begrüßen und ihn zu bitten, andern Tages wiederzukommen.

„Das iſt ihre Tochter,“ ſagte er zu mir, „ein hübſches Kind, wie Sie ſehen, doch die Mutter iſt hübſcher. Sie lebt von ihrem Gatten getrennt, größtentheils auf dem Lande; ich freue mich, daß ſie gerade jetzt in Paris iſt, um Sie vorſtellen zu können.“

„Macht ſie ein Haus?“ fragte ich.

„Ein Zimmer macht ſie,“ antwortete er lachend; „um ein Haus zu machen, langen ihre Einkünfte nicht zu. Obgleich ſie von allen Romandichtern am beſten bezahlt wird, ſo nimmt ſie doch nur höchſtens 20,000 Franken jährlich ein. Und was iſt das?

Er ſprach von Madame Dudevant oder Georges Sand, deren Wohnung wir ſoeben verlaſſen hatten; eine der bedeutendſten Erſcheinungen auf dem weiten Felde der neueren franzöſiſchen Literatur. Wir hatten Karten dort gelaſſen und uns für den nächſten Morgen angeſagt. Es war vier Uhr; noch zwei ganze Stunden bis zum Eſſen; es konnten füglich noch zwei gewöhnliche Beſuche abgeſtattet werden. Wir begnügten uns jedoch an dieſem Tage nur noch mit einem einzigen, ſo lange währte er und ſo intereſſant war er.

„Nach den Archiven!“ wurde dem Kutſcher zugerufen. Eine tüchtige Strecke von dem Quai Malaquai. Endlich hielten wir vor einem Portale; wir gingen über den Hof, die breite Stiege eines großen Hotels hinauf. Während uns der im Vorzimmer poſtirte Bediente melden ging, erblickte ich durch eine geöffnete Seitenthür einen zierlich gedeckten Tiſch.

„Wir kommen zur Unzeit,“ ſagte ich meinem Begleiter, „es ſcheint, daß das Diner Ihren Freund bereits erwartet.“

„Er ſpeiſt nicht im Hôtel,“ gab er mir zur Antwort, „ſondern mit der Dame ſeines Herzens, der ſchönen Herzogin von B . . . . , auf deren Landſitze ich im vergangenen Sommer himmliſche Tage erlebte. Das hier iſt für die Dienerſchaft ſervirt.

Der Bediente kam zurück und öffnete die Thür, um uns zu ſeiner Herrſchaft einzulaſſen.

Wir traten in ein großes, reich decorirtes Arbeitszimmer; die Möbel und Vorhänge von blauem Atlas, der Kamin mit koſtbaren Vaſen und einer prächtigen Uhr geziert. Große Tiſche, mit Teppichen behangen, trugen ſchöne Gruppen und elegante Schatullen aller Art und Größe, und die Schränke an den Wänden, deren zahlreiche, mit grünem Saffian und Gold bekleidete Schubladen mit Aufſchriften verſehen waren, ſowie ein weiter, mit mannigfachem Material bedeckter Schreibtiſch in der Mitte des Salons ſchienen anzudeuten, daß wir uns in dem Arbeitsgemache eines ſtark in Anſpruch genommenen Geſchäftsmannes befanden.

Mit freundlichem Anſtande kam uns ein Mann entgegen, der wol an dem Anfang der Dreißiger ſtehen mochte, von hohem Wuchſe, das braune Haar in natürlichen Locken die breite Stirne beſchattend, ein helles, verſtändig blickendes, dunkelblaues Auge auf uns gerichtet, eine freie Naſe und ein überaus ſchöngeformter Mund. Dies war Mignet, der Jugendfreund des damaligen Premier-Miniſters, und von Beiden der berühmtere Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution.

Mignet iſt von ruhigem Temperamente und hat ſeinen Ehrgeiz nicht auf die Erlangung großer Macht und Anſehens gerichtet. Er beſcheidet ſich mit dem anſpruchloſen Theile: ein ſorgenfreies, angenehmes Leben zu führen und ſich dabei ſeinen Lieblingsſtudien ganz hingeben zu können. Und dies hat er erreicht. Mignet bildet einen ſchönen Gegenſatz zu Thiers. Beide kamen als arme, ungekannte Leute nach Paris, um ihr Glück zu ſuchen. Wohin führte dies den Einen? Er ſtand in jenem Augenblick auf dem eminenteſten Platz im Staate, während der Andere nur immer noch den beſcheidenen Raum des Schriftſtellers für ſich in Anſpruch nimmt. Jener, allmächtig, zählte außer ſeinen Kreaturen nur Feinde, während dieſer geſchätzt und geliebt von aller Welt wird. Rührend jedoch iſt die Zuneigung, die Mignet ſeinem alten Jugendfreunde bewahrt, und ſie brachte auf mich um ſo mehr dieſen Eindruck hervor, je unumwundener die Art und Weiſe war, womit er ſie vor dem ihm gänzlich Unbekannten zur Sprache brachte.

Der bekannte Aufſatz: „Adolphe Thiers“ überſchrieben, der zuerſt in der Revue des deux mondes erſchien, und von dem nun auch ein beſonderer Abdruck veranſtaltet wurde, rührt bekanntlich von Loeve-Weimars her. Dies iſt ein noch junger Mann, in Hamburg geboren, der frühzeitig nach Paris kam und ſich nunmehr dort naturaliſirt hat. Er beſitzt Geiſt und ſchreibt vortrefflich, das erkennen ihm ſelbſt ſeine Gegner zu. Was ihn zunächſt mit Haß gegen Thiers erfüllte, war der vergebliche Verſuch, den er machte, die Direction der großen Oper zu erlangen, die von dem damaligen Miniſter des Innern Herrn Duponchel übertragen wurde. Man weiß, daß dieſes Amt eine Goldmine für Veron geworden war, und daß daher Loeve-Weimars' Zorn einen guten Grund hatte, da er ſich wieder auf ſeine Schriftſtellereinkünfte reducirt ſah, während er von Schätzen träumte und ſich ſchon als Alleinherrſcher über ein Heer ſchöner, williger Sklavinnen erblickte. Seine Schriftſtellerei ſoll ihm jedoch auch eine artige Summe jährlich abwerfen.

Was ich Loeve-Weimars nicht verzeihen kann, iſt, daß er den Franzoſen, d. h. jenen, die nicht deutſch verſtehen und ſich daher nicht mit eignen Augen überzeugen können, einen ſchiefen Begriff von unſerer Literatur durch ſeine übrigens recht gelungene Ueberſetzung der Hoffmann'ſchen Nacht- und Phantaſieſtücke beigebracht hat. Durch ihn iſt es in Paris Mode geworden, bei Hoffmann zu ſchwören, Hoffmann als einen unſerer erſten Geiſter zu bezeichnen, Hoffmann und Goethe ſtets zuſammen zu nennen, als ſtänden ſie ganz auf gleicher Stufe, und den Fauſt, ſowie die Elixiere des Teufels ſo anzuſehen, als ſeien ſie aus einem Geiſte hervorgegangen. Wie verwundert ſchauen uns die armen Leute an, wenn ſie aus unſerem Munde dann vernehmen, daß wir unſere großen Geiſter anders klaſſifiziren, und daß wir noch eine Menge Namen beſitzen, die wir in die ungeheure Spalte hineinſchieben können, die in unſerer Literatur ſich zwiſchen den Namen Goethe und Hoffmann befindet. Mit Entrüſtung erwähnte Mignet jenes Artikels von Loeve-Weimars. Er ſprach von Unwahrheiten und Entſtellungen, namentlich von ſolchen, die den perſönlichen Charakter des Premierminiſters in ein falſches Licht ſtellten. Da er glaubte, daß es mich als Deutſchen ganz beſonders intereſſiren würde, hielt er ſich bei dem Begebniſſe mit dem deutſchen Buchhändler Schubart auf.

Dieſer Schubart war ſtets ein excentriſcher Menſch geweſen, der für neue und große Ideen leicht zu gewinnen war. Viele, die dies zu benützen verſtanden, haben dem Mann zu ſeinem Ruin verholfen. So unter Andern Julius Klaproth mit ſeiner Sinomanie, deſſen chineſiſches Wörterbuch in Folio der arme Schubart auch in Verlag genommen hatte. Durch dieſes Mannes Vermittelung unterſtützte nicht nur der verſtorbene Freiherr von Cotta den jungen Thiers mit reichlichen Fonds, ſondern Schubart wußte auch noch auf andere Weiſe ihm wichtige Dienſte zu leiſten. Dies ſoll nun Thiers, wie Loeve-Weimars behauptet, mit dem ſchnödeſten Undank vergolten haben. Er will Schubart in wahnſinnigem Zuſtande, als zerlumpten Bettler am Rhein umherirrend, geſehen haben u. ſ. w.

Dieſem widerſpricht aber Mignet geradezu als einer boshaften Verleumdung, und was er mir hierüber ſagte, trug ſo ſehr den Stempel der Wahrheit, und die ganze Art und Weiſe des Mannes war ſo überzeugend, daß ich keinen Anſtand nehme, ſeine Worte hier als Widerlegung der Loeve'ſchen Angaben folgen zu laſſen.

Schubart zeigte in ſeinem Alter Spuren von Wahnſinn, die ſich beſonders in der Luſt offenbarten, ſich fremdes Eigenthum anzueignen, wenn er auch keinen Gebrauch davon für ſich zu machen wußte. Als dieſe Symptome für ſeine Umgebung immer läſtiger wurden, beſchloſſen ſeine beiden freundſchaftlichen Pfleger, Mignet und Thiers, auf Anrathen des Arztes, der davon eine Beſſerung für den Patienten verſprach, ihn nach ſeiner Heimat zu ſenden. Allein auch dies ſoll nicht im Stande geweſen ſein, den unglücklichen Mann wieder zu ſich zu bringen, und nach kurzer Zeit war er wieder in Paris bei ſeinen jungen Freunden. Da Thiers keine Zeit dazu hatte, ſo war Mignet faſt allein mit der Sorge für Schubart beauftragt, und er trug gewiſſenhaft dieſe läſtige Pflicht, die immer drückender wurde, da Schubart's Zuſtand ſich mit den zunehmenden Jahren verſchlimmerte. Aus ſeiner frühern Zeit als Buchhändler und noch mehr als Bücherfreund hatte er die Gewohnheit, ſtets auf ſchöne Einbände zu ſehen, und dieſe Liebhaberei war nun in ſeinem Wahnſinn dahin ausgeartet, daß er jedes Buch, ſobald er es in die Hände bekommen konnte, mit einem Riſſe ſeines Einbandes entkleidete, um, wie er ſagte, es beſſer binden zu laſſen. Man kann denken, welche Unannehmlichkeit dies herbeiführte, wenn er Mignet in ſeinem Studierzimmer, wie es faſt täglich der Fall war, zu beſuchen pflegte. Dieſer konnte troß der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit dennoch manches Buch nicht vor den Händen Schubart's ſchützen. Hatte man ihm heute neue Kleider geben laſſen, ſo waren ſie oft am andern Tage ſchon wieder beſchmutzt und zerriſſen; dies war vorzüglich mit Schuhen und Strümpfen der Fall. Der Bediente erhielt dann ſogleich den Auftrag, ihn abermals mit neuen zu verſehen; Schubart pflegte gewöhnlich den Bedienten in die Magazine zu begleiten, wo die Einkäufe für ihn gemacht wurden, aber dann blieben auch die Reclamationen der Kaufleute nicht aus, denen er ſtets einige Gegenſtände heimlich zu entwenden pflegte.

Troß aller dieſer Unannehmlichkeiten behielt Mignet dieſe Vormundſchaft, und Thiers entzog ihm, wie er mir betheuerte, ſeine thätige Beihülfe nicht, bis der unglückliche Mann geſtorben war.

Mignet beſchäftigt jetzt ein großes geſchichtliches Werk, das er auf Koſten der Regierung herausgibt. Es führt den Titel:

Négotiations relatives à la succession d'Espagne sous
Louis XIV.

und iſt nach den im königlichen Staatsarchive vorhandenen Documenten bearbeitet. Es wird vorläufig nicht in den Buchhandel kommen. Die Einleitung hat Mignet für ſeine Freunde beſonders abdrucken laſſen; ſie gibt Aufſchluß über dieſe mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße und der gründlichſten Forſchung ausgeführte Arbeit des berühmten Geſchichtſchreibers.

Er ſprach mit vieler Beſcheidenheit von dieſer wichtigen Arbeit, ohne jedoch die Mühe zu verſchweigen, die er darauf verwendet hatte.

Ich verließ Mignet mit einem Gefühle, das uns ſonſt einem jungen pariſer Schriftſteller gegenüber nicht anwandelt. Es ſprach ſich in ſeinem Weſen eine gediegene Würde aus, die ſich gleich fern von dem pedantiſchen Stolze eines Stubengelehrten, wie von dem zurückſtoßenden Weſen eines Emporkömmlings hält. Es war hier jene von wahrer und tiefer wiſſenſchaftlicher Durchbildung erzeugte Milde anzutreffen, mit einer feinen Laſur pariſer Weltbildung übergoſſen; eine ſo reizende und wohlthuende Vermiſchung, als ſie nur angetroffen werden kann.

Ich werde den Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf mich machte, nicht vergeſſen.

2.

Am andern Morgen waren wir glücklicher; Madame ſchlief nicht und wir traten unangemeldet in das kleine, ſeltſam ausgeſchmückte Boudoir der Dame, wo ſie, ungeben von einigen jungen Schöngeiſtern und Kritikern, auf dem Divan ſaß.

Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerſt wieder aufgebrachten Pompadour-Geſchmacks, jedoch nicht in ſeiner koſtbaren Reinheit, ſondern mit einigem Gout de la Renaissance und andern fremdartigen Elementen untermiſcht. Es war nichts aus einem Stück davon, und man hatte zu allerlei Ausſchmückungen ſeine Zuflucht genommen, um die Möblirung zu vollenden. Man ſah einen modernen Flügel, moderne Tiſche, antike Lehnſtühle, ein paar inkruſtirte Schränke, wie ſie die Mode nennt, herrliche Blumen in Töpfen und Vaſen, chineſiſches Porzellan in großen Stücken, einige alte Gemälde in uralten Rahmen, Seltenheiten und Curioſitäten, wie ſie das Gewölbe der Marchands de bric à brac, unſern Trödlern gleichbedeutend, zieren. Dazwiſchen hingen an den Wänden Crucifixe, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Angedenken, nicht fähig, als Schmuck der Wand, an der ſie hingen, gelten zu können, wol aber mit ſüßen oder ſchmerzlichen Erinnerungen die Beſitzerin zu erfüllen, wenn ihr Auge unwillkürlich darauf fiel. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs ſprach das ſchwärmeriſche Gefühl, das die Schriften Georges Sand's erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelaſſen und warfen ein zauberiſches Helldunkel in das Gemach; es hatte nur ein Fenſter. In einer faſt dunkeln Niſche, blau und weiß zeltartig drapirt, ſaß in den weichen hohen Kiſſen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit ſehr großen braunen hervortretenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirne dicke ſchwarze Locken, mit farbigen Schleifen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt geſteckt, nach Art der Landmädchen in gewiſſen Gegenden Italiens, welches denſelben ein faſt männliches Ausſehen gibt. Ihre Kleidung beſtand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwiſchen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; ſie ſaß ungezwungen, eine kleine Porzellanſchaale im Schooße, woraus ſie kleine Blätter nahm, die ſie in zierlich zugeſchnittenes Papier wickelte; wenn ſie ſprach, zeigte ſie ihre großen weißen Zähne, und eine ſtarke, etwas gebogene Naſe verlieh ihrem Geſichte einen Ausdruck von Entſchloſſenheit, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlte. Es war eine ſchöne Vermiſchung der Schönheiten beider Geſchlechter in dieſem Kopfe, allein die Zierlichkeit deſſelben und die Anmuth der Bewegungen gaben hier den Ausſchlag, und man mußte einer ſchönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieſer Grenze kann nur eine Franzöſin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit Schaudern daran, ähnlichen Naturſpielen im Vaterlande begegnet zu ſein. Madame Dudevant iſt nichts weniger, als was man ſich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht ſie als Weib den Uebergang zum andern Geſchlechte, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Man ſprach von den neueſten Erſcheinungen der Literatur.

„Ach, Jocelyn!“ rief ſie aus, „welch ein Werk, welch ein Gedicht! Wie beneid' ich die Glücklichen, die in Verſen ſchreiben können, das iſt die Weihe des Dichters! Unſere arme Proſa iſt das Gewand des Bettlers — es iſt nichts! Wie groß iſt Lamartine!“

Man ſuchte ſie zu widerlegen; man ſprach von ſchöner Proſa, von ihren Werken, ohne jedoch in fade Schmeichelei auszuarten; ſie wollte davon nichts wiſſen und blieb dabei, daß man nur in Verſen Dichter ſein könne.

„Nur was erfunden iſt, ſei ſchön!“ rief ſie! ſie haſſe alle Beſchreibungen und könne ſich nie dazu entſchließen, Reiſen und dergleichen zu leſen. Sie brauche bei ihren Arbeiten keine Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung, irgend eine oberflächliche Kenntniß ſei ihr genug, ihren Erfindungen das Colorit zu geben; nähere Details in dieſer Hinſicht verſchmähe ſie ſtets.“

Nach dieſen Aeußerungen mußte es mir unangenehm ſein, daß Marmier, der Redakteur der Revue-germanique, der zugegen war, von meinem Buche über Tirol zu ſprechen anfing und es ihr zur Lectüre empfahl, da ſie eben mit der Ausarbeitung eines Romans beſchäftigt war, deſſen Schauplatz jenes Gebirgsland iſt. Er meinte, bei dieſem Stoffe dürfte eine locale Färbung allerdings der Darſtellung einen bedeutenden Reiz hinzufügen.

Sie wandte ſich hierauf anmuthig nach mir, um mich zu fragen, ob mein Werk überſetzt ſei; dann — als ich es verneinte — beklagte ſie, es nicht benutzen zu können und ſich mit Mercey begnügen zu müſſen. Sie wollte wiſſen, was ich von ſeinem Buche halte.

Ich lobte die pitoreske Seite deſſelben, und da ihr nichts an der Genauigkeit in den Angaben zu liegen ſcheine, ſo glaubte ich, daß Mercey ihr trotz ſeiner vielen Unrichtigkeiten dennoch gute Dienſte leiſten könne. Ich mußte ihr dann noch Einiges von Hofer erzählen, und Marmier verſprach zum Schluſſe, das ihn Betreffende aus meinem Buche nächſtens für den Impartial zu überſetzen, wo er ſoeben auch die Einleitung meines Münchner Panoramas hatte abdrucken laſſen.

Wir ſprachen von deutſchen Schriftſtellerinnen. Ich erwähnte Rahel's und Bettina's, dieſer neuen, ſo glänzenden Erſcheinungen; ihre Namen waren nie bis hierher gedrungen, die liebenswürdige Madame Dudevant wußte nichts von ihnen, die anweſenden Franzoſen hatten keine Ahnung davon — nur Marmier kannte ſie vom Hörenſagen.

Nur eine deutſche Schriftſtellerin war dieſem Kreiſe bekannt; es war nicht die Schoppe — deren Kinderſchriften man jetzt zu überſetzen anfängt — nicht die Hanke, nicht die Schopenhauer, nicht die Gräfin Hahn-Hahn, nicht Caroline Pichler, nicht Agnes Franz, nicht die Birch-Pfeifer — es war die Frau von Chezy, die Chezy einzig und allein, die von der allerliebſten Dudevant außerordentlich geliebt wurde. Sie lächelte über die Toilette und über das Benehmen derſelben, aber ſie war entzückt von dem Fond von Poeſie, die unbeſtreitbar in ihr ſchlummert, und ſah ſich hingezogen zu ihrem liebevollen Gemüthe. Es empörte ſie zu hören, wie unglimpflich man über dieſe Frau hie und da in Deutſchland urtheile. Sie hatte ſie während ihres Aufenthaltes in Paris oft geſehen und ſich ihres Umgangs wahrhaft erfreut.

Am unglücklichſten war es der Frau von Chezy in München ergangen; aber wer dieſe Stadt kennt, wird auch wiſſen, daß man dort gerade für die Poeſie jener Frau nicht die geringſte Empfänglichkeit beſitzt.

Zwiſchen dem Muſiker Lißt und Madame Dudevant herrſcht ein höchſt empfindſames Verhältniß; die Briefe, die ſie ihm aus der Schweiz geſchrieben und die in der Revue des deux mondes abgedruckt erſchienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie ſprach mit großem Antheil von ihm und wollte ihn im nächſten Sommer in der Schweiz beſuchen. Trotz ihrer Verbindungen mit jungen Männern, ſoll Madame Dudevant — frei und unabhängig wie ſie iſt — ihr Herz ſehr rein erhalten und Niemand aus ihrer nähern Umgebung ſich einer vertrauten Gunſtbezeigung zu rühmen haben. Ihre früheren Schickſale waren ſtürmiſch bewegt, ſie kennt das Herz und die Menſchen, und aus der Vereinigung dieſer Kenntniß mit einem ſchönen warmen Gefühle, einer großen Tiefe der Empfindung und einer reichen Phantaſie entſtehen eben die wunderbaren Gemälde, ſo einfach und wahr und ergreifend, die ſie in dieſem Augenblicke zu einer ſo bedeutenden Erſcheinung in der Literatur machen.

Das Geſpräch hatte eine ziemlich lange Zeit gedauert und Madame Dudevant war mit der Arbeit zu Ende, deren ich ſchon vorhin Erwähnung gethan. Sie holte jetzt zwei tüchtige Cigarrendoſen aus dem Schranke und ſtopfte die kleinen Papierwickel ſorgfältig hinein, denn was ſie bis dahin gemacht hatte, waren nichts Anderes als kleine ſpaniſche Papiercigarren, die ſie für die eigene Conſumtion verfertigte.

Während der Arbeit hat nämlich Georges Sand die Gewohnheit zu rauchen.

„Es ſtrengt mich wohl an," ſagte ſie, „ſechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu ſitzen und zu ſchreiben — zu ſchreiben — während Kopf und Seele arbeiten — daß mir das Blut zu den Augen herausſpritzen möchte. Viel leichter denk' ich mir das Dictiren, auf- und abgehend im Zimmer, oder mit geſchloſſenen Augen in eine Ecke des Divans gedrückt — allein dabei würd' ich zu viel rauchen und davor fürcht' ich mich."

Sie iſt nur ſelten in Paris. Auf dem Lande iſt ſie ſo glücklich, in einer Familie zu leben, deren Mitglieder aus Zuneigung für ſie willig die Nacht zum Tage machen, wenn ſie es wünſcht; denn Georges Sand ſchreibt nur des Nachts und mag dann nicht allein ſein. Es erfüllt ſie mit Schauder, Alles um ſich ſchlafend zu wiſſen; ihre Umgebung muß plaudernd im Nebenzimmer ſein, oder mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beſchäftigt, dann wird ihr wohl und dann kommt ihr die Luſt zum Schaffen an. Sie ſchreibt die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen legt ſie ſich nieder und ſchläft dann bis Mittag, das heißt, was wir Mittag nennen; in Paris iſt es noch weit davon. Hierauf kommen Beſuche, dann wird Toilette gemacht, gegeſſen und ein Theater beſucht; oft wird auch in den Abendſtunden geſchlafen, um die Nacht munter zu ſein.

Auch in Paris haben ſich, wie ſie mir geſtand, Freunde gefunden, welche die Nacht mit ihr zubringen, und ich muß geſtehen, wenn mich nicht Theater und Soiren während meines kurzen Aufenthalts zu ſehr in Anſpruch genommen hätten, ſo würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ein Mal von der Partie ſein zu dürfen.

Am Abende ſah ich ſie mit demſelben Kopfputze in der großen Oper; dieſelben dicken Locken mit den Bandſchleifen durchzogen, gleich der Fenella in der Stummen von Portici; Alles trug kokette Häubchen, winkende Blumenſträuße auf den breitſchirmigen Hüten, wie es die letzte Mode erheiſchte — Georges Sand erſchien in der einfachſten, natürlichſten Coeffure. Der bekannte Republikaner Michel, ihr Anwalt in ihrem Scheidungsprozeß, der außer den unerläßlichen weißen Handſchuhen nichts Elegantes an ſeinem Aeußern hatte, führte ſie die Treppe hinauf, wo ſie, den Kopf lieblich zurückgewendet, heitere Worte mit uns wechſelte.

Man gab die Hugenotten, dieſen harmonienathmenden Coloß; ein bewundernswerthes Kunſtwerk! Georges Sand iſt entzückt davon, ſie verſäumte bis jetzt keine Aufführung deſſelben.

3.

Meyerbeer wohnte im dritten Stock des Hôtel-des-Princes; in jeder Stadt Deutſchlands würde er eleganter wohnen; für ein pariſer Hôtel-meublé iſt das Apartement ſchön.

Mitten im Salon ſteht ein offener Flügel; Schreibzeug, Papier, einige Bücher liegen darauf; hier ſchafft der Componiſt in den frühen Morgen- oder Abendſtunden, denn den Tag über iſt er ſo ſehr durch Beſuche in Anſpruch genommen, die er zu geben oder zu empfangen hat, wie jeder andere Pariſer. Am fleißigſten arbeitet er wol, wenn er im Sommer von Paris abweſend iſt.

Obgleich die Franzoſen nicht ohne Scheelſucht auf einen Deutſchen ſehen mögen, der ſich faſt ausſchließlich ihres größten Theaters bemächtigt hat, das ihr Stolz iſt, und für welches der Staat eine ſo bedeutende Summe bewilligt, um es auf ſeiner Höhe zu erhalten; obgleich dieſer Deutſche ihren nationellen Auber faſt ganz von dieſer Scene verdrängt hatte und Roſſini offenbar ſeinetwegen mit dem Publikum ſchmollt und ihm die lang verheißenen und ſehnlichſt erwarteten neuen Meiſterwerke vorenthält — Gründe genug, um ihm Widerſacher auf den Hals zu hetzen — ſteht der königlich preußiſche Hofkapellmeiſter und Ritter der Ehrenlegion Meyerbeer dennoch in Paris nicht nur in einem hohen Grade von achtungsvoller Anerkennung, die ſeinem großen Talente, bei den unbeſtreitbaren Beweiſen, nicht entgehen konnte, ſondern auch in vollſtem Genuſſe einer wohlwollenden Geſinnung, die er wol hauptſächlich ſeiner Anſpruchsloſigkeit und Gutmüthigkeit zu verdanken hat, die ſich in ſeinem ganzen Weſen kundgibt.

Die härteſten Urtheile, die ich über Meyerbeer's Muſik gehört, waren folgende:

Ein berühmter Sänger der italieniſchen Oper fragte mich:

„Avez vous entendu les Huguenots?“ Ich antwortete, daß ich ſie für ein Meiſterwerk halte.

„C'est sur,“ gab er mir zur Antwort, „mais je n'y comprends rien!“

Darauf war ihm nichts zu entgegnen und ich ſchenkte ihm willig Glauben.

Ein eiferſüchtiger Franzoſe hingegen äußerte unumwunden ſein lautes Misfallen darüber, daß man einen Fremden, zum Nachtheil der einheimiſchen Talente, ſo ſicher Platz greifen laſſe; daß dadurch echte franzöſiſche Muſik ungerechter Weiſe verdrängt werde; und daß es ein Leichtes ſei, mit Glocken, Schießen und allerlei außermuſikaliſchen Hülfsmitteln große Wirkung zu erzielen.

Dieſe letztere Anführung iſt indeß ungerecht; die Partitur der Hugenotten entbehrt aller dieſer Effecte, und ſie wäre eben ſo ſchön, wenn das Glockenläuten und Schießen nicht an jenen Stellen einfiele, wie es von der Handlung aus bedingt wird; daß der Componiſt es ſo geſchickt zu benutzen wußte, und den sceniſchen Eindruck dadurch verſtärkte, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, und Jeder würde wol ein Gleiches gethan haben. Uebrigens vergeſſen dieſe Eiferer, daß ihre erſte lyriſche Scene ſchon einmal einem Deutſchen anheim gefallen war, dem Ritter Gluck, der ſie gegen einen bedeutenden Rivel ſiegreich zu behaupten wußte, und daß ihre Muſik von jeher, und in neuerer Zeit insbeſondere, von deutſchen und italieniſchen Meiſtern große Vortheile zog, daß Roſſini auf ihren Geſang, Weber auf ihr Orcheſter Einfluß übten, und daß Beethoven und Haydn die Quinteſſenz ihrer geprieſenen

Concerte des Conſervatoirs bilden. Dieſen Thatſachen laſſen ſich keine Widerſprüche entgegenſtellen.

Dieſe angeführten beiden Pole bezeichnen indeß ſtreng den ganzen Raum, den die Gegner Meyerbeer's einnehmen; für alle andere Gehege der muſikaliſchen und nicht muſikaliſchen Welt iſt er — der gran maestro, der gelehrte Harmoniſt d'un travail consciencieux, der Schöpfer edler, origineller Melodien, der Mann von Geſchmack und Bildung.

Noch ſehr jung verließ Meyerbeer das Haus ſeines reichen Vaters, um an der Seite eines Hofmeiſters durch die Welt zu ziehen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen ſchon im Jahre 1815 zuſammen dem erſten Conzerte beigewohnt zu haben, das die damals angebetete Catalani bei ihrer Ankunft aus London in Paris gab. Der junge Meyerbeer genoß damals die Ehre, mitten unter den muſikaliſchen Autoritäten zu ſitzen, für welche auf beiden Seiten der Scene Lehnſtühle geſtellt worden waren.

Mit der tüchtigen Grundlage des Vogler'ſchen Unterrichts, den er zugleich mit Weber genoſſen, zog er über die Alpen, um die Kunſt des Geſangs, eine von vielen unſerer neuern Componiſten ſehr vernachläſſigte Kunſt, mit Eifer zu ſtudiren. Er heftete ſich mit unermüdlichem Fleiße an die Ferſen der großen Sänger, er ſuchte ihre Spuren auf, wo er ſie fand: in der Kirche, in den Theatern, in den Salons; er ſtudirte ſie, er trug ihre Manier emſig in ſein Gedenkbuch ein; er erwarb ſich auf ſolche Weiſe einen unbezahlbaren Schatz. Nun verſuchte er ſich ſelbſt, nun begann er Das zur Schau zu legen, was er erlernt, was er geſammelt; er wußte, daß es nichts Bleibendes ſei, was er auf dieſe Weiſe ſchuf, aber er wollte ſein Talent an dem Urtheil jener alten, geborenen Kenner des Geſangs prüfen, er wollte ſein eigenes Urtheil über ſeine Fähigkeiten feſtſtellen. Daß die Opern, die auf ſolche Weiſe in Italien entſtanden ſind, den Weg in ſein Vaterland fanden, erfüllte ihn anfänglich mit Schrecken, ſpäter mit Scham; und nur die gehäſſigen Urtheile, die hier und da darüber laut wurden, ermannten ihn erſt zu dem gerechten Stolze, das Gute darin nicht ganz zu verkennen und auch den Beifall, den ſie bei der Darſtellung in Deutſchland erhielten, für ſich im vollkommenſten Maße in Anſpruch zu nehmen.

Um ſeine ganze Kraft, ſeine erlangte Wiſſenſchaft, ſein reiches Talent, das in ihm ſchlummerte, ganz zu entfalten, bedurfte es indeß eines andern Schauplatzes für ihn, als die Scene einer italieniſchen Stadt während des Carnevals. In die Mannsjahre getreten, verließ er Italien mit dem feſten Vorſatze, die Bahn zu verlaſſen, die er dort, um zugelaſſen zu werden, betreten müſſen. Wohin ſollte er ſich wenden? Nach Deutſchland? dem armen Deutſchland, das ſo wenig Vertrauen zu ſich ſelbſt hat und nur zögernd eine Gabe empfängt und ſich ſo gern vom Auslande Geſetze vorſchreiben läßt? Nach Deutſchland, wo ſelbſt Hoftheaterintendanten lieber nach ausländiſchen Partituren greifen, um das Honorar an Dichter und Componiſten zu ſparen? Unſere armen Theaterdirectoren! dieſe kleinlichen, abhängigen, gebundenen und doch ſo tyranniſchen Machthaber, die das Publicum verachten und vor ihm zittern; dieſe komiſchen Widerſprüche; öffentliche Perſonen ohne Oeffentlichkeit; Vorſteher von Kunſtanſtalten ohne Begriff, Sinn, Liebe für Kunſt und Künſtlerweſen, welche die Gunſt oder ein unbeſtimmter Trieb zu Dem machte, was ſie vorſtellen, und die erſt an Couliſſen- und Komödiantengeklatſche ſich zu Dem heranbildeten, was ſie ſind!

Meyerbeer that recht, ſich ſolchen troſtloſen Wechſelfällen nicht zu überlaſſen. Ein armer Teufel hätte keinen andern

Ausweg gewußt; allein der Himmel ſchenkte dem wackern Meyerbeer zu ſeinem Talente auch noch eine Million! Wahrlich keine ſchlechte Zugabe! Dieſe Million verhalf ihm dazu, daß er den beſten Unterricht haben konnte; daß er von Jugend auf ſich nicht mit Erbärmlichkeiten umgeben ſah, ſondern gleich eine Luft athmete, die ihn auf des Lebens Höhen hob; dieſe Million ließ ihn noch jung und das warme Herz jedem ſchönen Eindruck offen an der Seite eines ſtrenge gewählten Hofmeiſters die intereſſanteſten Städte Europas durchſtreifen und Alles hören und ſehen, was damals berühmt war und entzückte; dieſe Million ſetzte ihn in Stand, ein ungebundenes Künſtlerleben in Italien zu führen und Studien zu machen, die erſt dann — nach der angenommenen Methode — für uns Werth erhalten, wenn ſie die Alpen zurückgemeſſen. Mit dieſer Million endlich durfte er nicht Deutſchland ſeine erſte Oper anbieten, die er bei ſeiner Rückkehr aus Italien in Bruſt, Herz und Kopf trug, um ſie auf irgend einem unſerer Theaterchen in irgend einer kleinen Stadt unvollkommen aufgeführt zu ſehen und dabei ſelbſt den Taktſtock führen zu müſſen; ſein Geld bewahrte ihn vor dem Schmerz, die müden Dirigentenarme nach der Aufführung raſtlos ſinken zu laſſen und ſie dann nur zu erheben, um ſich die Thränen verzweifelnd aus den Augen zu wiſchen.

Ich bin weder geldgierig noch neidiſch, aber wär' ich Künſtler, ich könnte Meyerbeer um ſeine Million beneiden. Gibt es ja doch ſogar fanatiſche Thoren unter uns, die ihm auch daraus ein Verbrechen machen wollen!

Meyerbeer wandte ſich nach Paris, um dort ein Werk auf die Scene der großen Oper zu bringen. Das war nicht leicht, er mußte mehre Jahre dort leben, er mußte ſich Freunde erwerben, er mußte ſich über ſeine Anwartſchaft aufweiſen, bis er zum Ziele gelangen konnte. Wohl ihm, daß er es konnte! Daß er ſich nichts erſchlichen hat, beweiſen die 150 Vorſtellungen ſeiner Erſtlingsoper, der Succeß ſeiner neuen. Robert wird dauernd auf dem Repertoir bleiben; ſchon ſind vier Jahre vorüber ſeit ſeinem Erſcheinen und noch immer füllt er das weite Haus, noch immer trägt er 10,000 Franken der Kaſſe ein; die Stumme von Portici, als die beliebteſte Oper der neuern Zeit, hat dieſen Erfolg in Paris nicht erlebt. Wie erſprießlich dem Meiſter ſeine 80,000 Franken Renten ſind, bewies ſich aber auch bei dieſer Gelegenheit. Erſt nach vier Jahren durfte er wieder mit einer neuen Oper: den Hugenotten, erſcheinen. Solcher Werke laſſen ſich aber nicht vier im Jahre liefern, ſondern man braucht wol vier Jahre, um ſie zu empfangen und niederzuſchreiben; und überdies würde auch die große Oper nicht in kürzerer Friſt ſolche Rieſenwerke von demſelben Componiſten zulaſſen. Was jedoch Robert ſeinem Schöpfer eintrug, wäre nicht im Stande, Jemand vier Jahre lang in Paris freizuhalten, ſelbſt wenn er ſo einfach leben wollte wie Meyerbeer. Der ganze Vortheil belief ſich auf 10,000 Franken für ihn und den Dichter, ich weiß es aus Beider Munde; mithin für einen Jeden 5000 Franken im Jahre. Aber was iſt das in Paris? Und wo iſt der glänzende Gewinn, den doch ein Werk hätte abwerfen müſſen, das einen ſo ſeltenen, ungewöhnlichen Erfolg hatte? Dank ſei es aber wieder ſeinem Reichthum, Meyerbeer konnte ruhig zuſehen und das Deficit in ſeinem Budget aus eignen Mitteln decken: er durfte nicht Paris verlaſſen, um wie arme deutſche Componiſten ſich mit den Choriſten abzuplagen und den Taktſtock zu ſchwingen.

Gleichwie im Robert, ſo war auch in den Hugenotten eine ſolche Maſſe von Muſik, daß man mit Dem, was bei den Proben weggeſchnitten werden mußte, noch eine recht umfangreiche Oper gehörig ausſtatten könnte. Allein ſo wie Meyerbeer ſeine Abſchnitzel aus dem Robert nicht für die Hugenotten verwendet hat, ſo wird er auch die aus der letztern Oper nicht für ſeine neue verwenden. Darin handelt er mit einer wahrhaft deutſchen Gewiſſenhaftigkeit; jetzt ſtrömt ihm noch der Gedanke reichlich genug, ſagt er, und er liebt es, ſeine Schöpfungen aus einem Guſſe entſtehen zu ſehen, und verſchmäht die Moſaikarbeit. Sollte ihn einmal die ſchaffende Phantaſie verlaſſen, ſo hofft er erſt aus den weggelegten Bruchſtücken ſeiner jetzigen Periode Gebrauch zu machen, und wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn er es nicht thäte; denn nicht das Schlechteſte der Partitur iſt es, was bei den Proben geſtrichen wird, ſondern Das, was die Einrichtung der Scenen, die Oekonomie der Vorſtellungen, die gebieteriſche Zeit der Dauer der Darſtellung überflüſſig macht. Ich hörte von vielen Seiten mit großem Bedauern eines Trios von Frauenſtimmen erwähnen, was auf dieſe Weiſe den Muſikfreunden in den Hugenotten entzogen wurde und ein Meiſterſtück ſein ſoll.

Gleichgültig konnten indeß dieſe Anforderungen der Régiſſeure und der theatraliſchen Nothwendigkeit unſern Meiſter nicht laſſen, und er wurde mir geſchildert: bleich, aufgelöſt, wie vernichtet, mit gefalteten Händen bei den Proben daſtehend und kaum vernehmend, was wohlmeinende Freunde, um ihn aufzurichten, ihm von ſeinem nahe bevorſtehenden Triumphe ins Ohr raunten. Die erſte Mitternacht nach der Aufführung machte dieſe Freundesſtimmen zur Wahrheit und erhob ihn wieder. Dieſe Leidenſchaftlichkeit für ſein Werk, für ſein Kind ziemt dem Künſtler, dem Vater! Wer dieſes Feuer in der Bruſt nicht beſitzt, bringt ſich um den ſchönſten Genuß, auf ſeine Mitwelt mächtig zu wirken; denn was das Bewußtſein des Beſitzes auch Erhebendes hat, mit Ruhm unter den Lebenden zu wandeln, iſt der höchſte Genuß auf dieſer Erde. Wer das Leben der Meiſter in der alten Kunſtzeit kennt, weiß, wie ſehr ſie dieſem Ziele nachſtrebten, welche Opfer ſie brachten, welchen Weg ſie einſchlugen, wie ſie von einer edeln Eiferſucht bis auf den Tod gepeinigt wurden und welche Handlungen und welche Werke ihnen dies eingab. Wir wollen es unſeren neuern Künſtlern nicht zu hoch anrechnen, wenn ſie etwas von dieſen Elementen in ſich tragen, die ſich in unſerer Zeit in mildern Stralen brechen und ſtatt des flinken Stilets des italieniſchen Mittelalters andere Hebel in Bewegung zu ſetzen wiſſen.

Dies zur gerechten Entſchuldigung für Viele, die von der ſeichten Philiſterei unſerer Tage ſo breit und mißwollend beurtheilt werden.

4.

Brr! Ich habe mir dieſen Morgen eine ſtarke Emotion bereitet. Ich habe ſie vor mir gehabt die fürchterlichen Köpfe Fieſchi's, Lacenaire's, Avril's; ich komme ſoeben aus Finſterniß und Leichenduft! Noch ganz voll von dem Eindrucke eile ich zu Freunden, zu Freuden; der Tag iſt mir verdorben, das fühle ich!

Und ſie waren nur von Wachs, nur Wächſerne befühlt' ich mit dieſen Fingern, beſah ich mit dieſen Augen, und doch war es ſchrecklich genug. Der Künſtler hatte ſie treu nach den Originalen gegoſſen, als noch das Blut kaum geronnen war, als noch die Muskel zuckte, — als noch — wie ſchrecklich! — der Schmerz vielleicht darin fortwährte — das arme Gehirn darin dachte. Man weiß von anatomiſchen Präparaten her, die wol Jeder geſehen hat, wie täuſchend ſich Fleiſch, Fett, Blut, Ader, Flechſe, Sehne in Wachs wiedergeben laſſen; dieſes Schwellen, dieſer Glanz; es iſt Alles ſo weich, fett, krank, glatt! Was uns an Wachsbauten ſo abſchreckend vorkommt, das Todte, das iſt eben hier in der Nachahmung deſſelben ſo traurig wahr.

Ich nahm Fieſchi's Kopf in die Hand. Die erſten Bilder, die man von ihm verbreitet hatte, ſehen ihm nicht im geringſten ähnlich; der Himmel weiß, welches Geſicht jenen Bildern geſeſſen hat. Man ſprach davon, daß ein armer Bilderhändler den Witz gemacht habe, den alten Stein mit Louvel's Portrait, der ihm noch da lag, ſchnell mit einer neuen Unterſchrift abdrucken zu laſſen. Die letzten Bilder hingegen, die man erhielt, waren nicht ohne Aehnlichkeit, allein es waren die Chargen von Fieſchi's Zügen; Alles darin ſtreift an Caricatur. Wäre dies nicht, ſo müßte der gewaltſame Tod, den dieſer Menſch erlitten, ſeinen Zügen eine Verwandlung aufgedrückt haben, die ſehr zu ihrem Vortheil gereichte. Wüßte er es, ſo würde dies der Eitelkeit, die ihn beſeſſen, eine angenehme Nahrung geben; es iſt nur Schade, daß dies Verſchönerungsmittel als Toiletten-Kunſtgriff keine Anwendung finden kann.

Das Beſonderſte an dem Kopfe, den ich in der Hand hielt, war der unterſte Theil deſſelben. Wir haben wol ſchon oft in Bildhauer- oder Malerwerkſtätten Todtenmasken betrachtet; an den Kopf ſchließt ſich der Hals und das Ganze endet ſchön geglättet von der Hand des Künſtlers, der den Anfang der Schultern, den Nacken, ein Stück von der Bruſt wohlausgebildet hinzugefügt hatte — hier war es anders. Dieſer Kopf endete ſchnell, plötzlich, unter dem Kinn war Alles aus; dies machte einen befremdlichen Eindruck, er war aber gewiß ganz treu nach dem Original. Das Beil war in das Genick gefahren und hatte nur den Kopf abgeſchlagen, der ganze Hals war an dem Rumpfe geblieben. Aber die Muskeln, die Drüſen waren dem Eiſen nachgequollen, das ſah man deutlich, es war keine Ebenheit ſichtbar; unförmliche Klumpen drängten ſich überall hervor und gaben dieſem Kopfe eine widerwärtige Eigenthümlichkeit.

Wie ſie nun ſo ruhig ſchlummerten, dieſe Züge! noch ſo kurz — und ſie blickten nach dem einen Auge der Nina Laſſave, dem Sterne dieſes verruchten Lebens, um Troſt und Freude darin zu finden, während das Beil ſchon bereit war, das ihm in den Nacken fahren ſollte. Einen Franken zahlte man, um alle Köpfe zu ſehen; ich ſchenkte dieſem Einen nur Aufmerkſamkeit und entfloh aus dem dunkeln, mit Kerzen ſpärlich erleuchteten Zimmer.

Paris hat dieſem Kopfe ſeine jetzige Ruhe zu danken; es iſt gewiß, daß der Schauder, den die Höllenmaſchine in den Gemüthern hervorrief, ſie empfänglicher für die ſtrengen Anordnungen machte, welche die dringende Gefahr hervorzurufen ſchien und die noch immer fortbeſtehen.

Draußen war es ſonnig; einer jener ſeltenen Lichtblicke, die mich — während ich in Paris war — erfreuten. Ich wollte ſie benutzen und ging den Boulevard hinab zu Daguerre's Diorama. Vor einigen Jahren habe ich einen ſchönen Morgen hier verlebt, den ich in meinem Pariſer Album beſchrieben.

Damals hatte Daguerre bei der Darſtellung des Chamounithales zu Hülfsmitteln ſeine Zuflucht genommen, welche ihm die Künſtler zum Vorwurf machten. Es war eine Vermiſchung von Täuſchung und Wirklichkeit, die den beſten Eindruck hervorzubringen im Stande war; wirkliche Bäume, wirkliche Mauerſteine mit Mehl ſtatt des Schnees beſtreut, vorn eine gebaute Hütte, Geräthſchaften aller Art, eine lebendige, meckernde Ziege und dann das trefflich ausgeführte Gemälde, ſodaß Niemand anzugeben vermochte, wo die Wirklichkeit aufhöre und die Täuſchung beginne. Man warf ihm mit vollem Rechte ein, daß dies keine Malerei mehr zu nennen ſei; er aber erwiderte darauf: ſeine eigentliche Aufgabe ſei die größte Täuſchung in der Nachahmung der Wirklichkeit, und es ſei ihm gleich, wie er zu dieſem Reſultate gelange.

Jetzt iſt er davon zurückgekommen. Ich ſah abermals eine Schweizergegend, allein ohne alle jene Hülfsmittel. Es war das Thal von Goldau, vor dem Bergſturze. Vor uns das friedliche Dörfchen, von nahen und fernen Gehöften und Meiereien umgeben; der See, der Wildbach, der Rigi, der Roßberg, die fernen Gletſcher, ein heiterer Himmel! Alles im höchſten Grade natürlich nachgeahmt; wir vermeinen, nur einen Schritt vorwärts thun zu müſſen, um uns in der lieblichſten Schweizergegend zu befinden, deren reine Luft uns erquickend anweht. Wir ſehen auf viele Stunden weit in die ſchönſte Schöpfung Gottes und vergeſſen ganz, daß wir uns in einem kleinen Hauſe des Boulevards, in einem nur mäßigen Saale befinden. Nach und nach verfinſtert ſich das Bild, in dem dunkeln Hintergrunde leuchten Blitze, die bald ſtärker werden; endlich ſenkt ſich der Gipfel des Berges; ein falber Schein erhellt die Scene; ein gräulicher Tag erlaubt uns nun, die Gegenſtände wieder wahrzunehmen; Goldau iſt verſchwunden; der See iſt ausgetreten; der Wildbach tobt und ſchäumt; große Felſentrümmer füllen den Abhang und einen Theil des Thales, auf dem im Vordergrunde, wie durch ein Wunder gerettet, die freundliche Hütte, mit Weinland umzogen, noch hervorragt, während dicht daneben Alles in Schutt und Graus begraben liegt. Dieſe ganze Verwandlung geſchieht blos durch die Beleuchtung, die jetzt nach und nach wieder in den hellen, freundlichen Tag übergeht und uns Goldau, die Gehöfte, den See, das Bächlein, den Berg im ſchönſten Lichte und im beruhigendſten Zuſtande zeigt. Dies konnte nur Daguerre's Meiſterhand. Das arme Goldau aber erſtand nicht wieder und liegt für ewig unter den Trümmern des Berges begraben.

Als ich mich von hier zu dem andern Ende des Saales begab, war ich — der ich doch dieſer Täuſchungen gewohnt bin — im erſten Augenblicke der Meinung, ich ſei irre gegangen und trete in einen gothiſchen Gang, bis ich im Hintergrunde Kanzel und Altar entdeckte und nun mich erſt darin zurecht fand, daß ich abermals ein Daguerre'ſches Bild vor mir habe.

Es war das Schiff einer Kirche; Gemälde an den Pfeilern und Seitenaltären; der Hochaltar; die Kanzel; ein Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitet; durch die obern Seitenfenſter fällt ein bläulicher Tagesſchein auf die Emporkirchen; die Glasgemälde des Chors ſtrahlen im hellſten Glanze. Bald wird es draußen dunkler, lange tiefe Schatten werfen ſich in die Gänge; das Gewölbe verſchwindet in Grau; die Pracht der Glasmalereien erliſcht. Sieh da! ganz hinten im Chore verbreitet ſich ein matter Schein; die Kerzen und die Lampen am Hochaltare werden angezündet, es wird immer heller; bald ſchimmert Alles dort unten in märchenhafter Pracht; die ganze Kirche füllt ſich mit Betenden; knieende Gruppen; neue kommen hinzu; der meſſeleſende Prieſter, die Miniſtranten, Alles wird von dem künſtlichen Lichte der Kerzen und Lampen beſtrahlt, nur durch eben — ſcheinbar — bricht noch ein matter grauer Schein und läßt die vorderen Emporſtühle ſich grell von dem Uebrigen abſcheiden, da dorthin die Beleuchtung des Chores nicht wirken kann. Eine Wahrheit, eine Treue, die man nur anſtaunen kann!

Auch dieſe Verwandlung zeigt ſich auf einer und derſelben Leinwand, blos durch die Wirkung des durchſcheinenden Lichtes; es iſt durchaus hier von keiner materiellen Verwandlung die Rede, wie ſolche auf dem Theater ſtattfindet. Das Gemälde macht einen noch wunderbareren Eindruck als das frühere, und ich verließ das Diorama mit einem ſo heitern Gefühle, daß mein Abenteuer bei den Wachsköpfen gänzlich aus meinem Gemüthe verwiſcht war und ich mit ſorgloſer Ruhe mich zu dem nahen bürgerlichen Reſtaurant Peſſiere begab, um mich an den friſcheſten Auſtern zu erlaben, die nur jemals in Paris vorgeſetzt wurden. Ich nenne Peſſiere den bürgerlichen Reſtaurant, weil vorzugsweiſe die Mittelklaſſe hier ihre Corpsdiners und Hochzeitmahle hält; aber dieſe Leute ſuchen das Solide.

3.

Ich wollte Roſſini beſuchen, der einige Wochen ſchon das Zimmer hütete, und im Vorbeigehen mir ein Billet zu der neuen Oper von Mercadante: „I Briganti“, löſen, die für uns Deutſche eine doppelte Anziehungskraft ausübte, da ſie bekanntlich den Räubern von Schiller nachgebildet iſt; der Librettoverfertiger, Herr Crescini, nennt ſein Werk ſelbſt „Melodramma serio in tre parti“.

Allein wie man bei dieſen neuen Vorſtellungen nur durch Protection zu einem Billet gelangen kann — es war bei den Hugenotten der gleiche Fall geweſen — indem die Plätze immer ſchon auf viele Wochen vorausbeſtellt ſind, ſo mußte auch hier mein wackrer Freund, der vor wenigen Wochen in München geſtorbene Cantini, Rath ſchaffen, der mir für zwölf Franken einen Sperrſitz hinter dem Orcheſter beſorgte, indem ich ſonſt gleich den andern Armen mit leeren Händen hätte abziehen müſſen. Obgleich der gewöhnliche Preis eines ſolchen Billets nur ſieben Franken beträgt, ſo gab ich doch mit Freuden faſt das Doppelte dafür hin, um nur die Oper zu hören zu bekommen, denn ſie wurde nach dieſem Abende in dieſer Saiſon nur noch einmal gegeben, und das war zum Vortheil Tamburini's, und hiezu ein Billet zu erlangen, durfte ſich ein armer Erdenſohn meines Gewichtes nicht einfallen laſſen.

Mit meinem beglückenden Billet in der Taſche ſtieg ich die ſechs Treppen in dem Théâtre des Italiens hinauf, bis zu dem engen, langen Gang, der nach dem Appartement des großen Meiſters führt. Der Bediente ſagte mir, daß er noch nicht zu ſprechen ſei; er läge leidend im Bette, ich könnte aber nach drei Uhr zu jeder Stunde wiederkommen, da er ſicher nicht ausginge und den ganzen Tag empfangen würde.

Eine ſaure Mühe, ſechs Treppen vergebens hinaufgeſtiegen zu ſein; allein was war zu thun? ich mußte mich fügen.

Es iſt eine Marotte Roſſini's, hier zu wohnen; daß er es aus Geiz thue, kann ich nicht glauben; vielleicht geſchieht es, um anzudeuten, daß er auf dem Gipfel des italieniſchen Theaters throne; denn hier iſt in der That ſein Platz.

Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, wiederzukommen. Der Maeſtro war bereits aufgeſtanden und ſaß in einem braunſeidenen Schlafrocke, der mit hellrother Seide gefüttert war, auf dem Divan, vor dem eine ſpaniſche Wand ſtand, um den Zugwind von ihm abzuhalten. Das Gemach war ſehr einfach möblirt; von Muſik, Inſtrumenten und Noten war nicht das Geringſte zu erblicken. Auf einem Tiſche, der im Winkel ſtand, lagen einige Bücher und Journale. Obgleich noch im Schlafrocke, hatte Roſſini doch ſchon die übrige Toilette vollendet. Seine Perücke war aufgeſetzt, ſein Bart, der rings um das Kinn läuft, ſorgfältig gekämmt.

Seine Corpulenz hatte abgenommen und das Geſicht war mager geworden, wodurch die Naſe bedeutender hervortrat. Die Züge waren noch immer angenehm und das ganze Weſen des Meiſters fein und einnehmend. Roſſini iſt noch immer eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung.

Er erkundigte ſich nach dem Zuſtande der Muſik in Deutſchland; er ſprach von ſeinem Aufenthalte in Wien; ſeitdem hatte er wenig mehr von uns erfahren. Er gedachte ſeiner Relationen mit dem Kapellmeiſter Weigl und lobte die große Zuvorkommenheit deſſelben. Er habe ihn immer nur von Gewaltſchritten zurückhalten müſſen, ſagte er, zu welchen ihn der übergroße Eifer hingeriſſen. Er wollte keinen ſonſt tauglichen Muſiker um das Brot bringen, der vielleicht nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge paßte, aber Weigl ſei ſtets damit bald fertig geweſen. Wien habe einen ſchönen Eindruck auf ihn gemacht und er bedauerte es ſehr, nicht auch andere deutſche Hauptſtädte kennen gelernt zu haben. Ich ſprach ihn vor ſeiner Reiſe nach Frankfurt, wo er jedoch nur einen ſehr vorübergehenden Aufenthalt machte. Er fragte angelegentlich nach Spontini und wunderte ſich über Das, was ich ihm von der Agnes von Hohenſtaufen mittheilte, die, wie die Sage geht, nun endlich vollendet werden ſoll. Es klang ihm wie ein Märchen. Von Mendelsſohn-Bartholdy wußte er gar nichts; der Name war ihm ganz fremd, obgleich doch Mendelsſohn längere Zeit in Paris gelebt hat. Bei dem verſchiedenen Streben Beider ſchien es mir natürlich, daß der Jüngere den Aeltern nicht aufgeſucht hat, und ebenſo natürlich, daß die Schmeichler und Günſtlinge, die Roſſini umgeben, ihm nie den Namen des deutſchen Meiſters genannt haben, der vielleicht auch nicht einmal ihre Aufmerkſamkeit erregte. Nach Dem, was ich mit unverholener Liebe ihm von Mendelsſohn ſagte, dieſem würdigen Nachfolger Beethoven's, war er höchlich überraſcht und hatte abermals etwas zu bedauern. Ich zweifle jedoch, daß er trotz dieſes Bedauerns ſich Mendelsſohn's Compoſitionen wird haben bringen laſſen, um das Verſäumte nachzuholen. Es ſollte mich indeß freuen, wenn ich mich darin täuſchte. Von den Hugenotten ſchien Roſſini entzückt; ich nehme, was er mir darüber ſagte, gern für Wahrheit; es iſt ausgemacht, daß er größer iſt als ſeine Nachahmer und ſeine Sänger; er weiß gewiß auch dieſe Muſik zu ſchätzen.

Als ich ihm von den neuen Meiſterwerken ſprach, die ſeine Verehrer mit ſolcher Sehnſucht von ihm erwarteten und die von ihm nur ſo lange zurückgehalten werden ſollen, bis ſein bekannter Proceß mit der Académie royale de musique entſchieden ſein würde, lächelte er bitter.

„Meine Meiſterwerke, wie Sie ſie zu nennen belieben,“ erwiderte er, „ſind fertig in meinem Kopfe, aber aufgeſchrieben iſt noch keine Note und der Text fehlt auch noch dazu.“

Ich glaube, daß wir von ihm nichts mehr für die Bühne zu hoffen haben. Die Triumphe Auber's und

Meyerbeer's regten ihn an, den Wilhelm Tell in einem für ihn neuen Genre zu ſchreiben; es ſollte das erſte und letzte Mal ſein, daß er ſich in dieſen Wettkampf einließ. Die Wahrheit zu geſtehen, hat der Tell in Paris nichts gemacht; wenigſtens nichts im Vergleich mit der Stummen und dem Robert. Grund genug für einen Mann wie Roſſini, ſich gemächlich auf ſeine Lorbeern zu ſtrecken. Er iſt reich und hat Ruhm genug für's Leben; warum hier noch irgend etwas auf's Spiel ſetzen? ſo denkt der alternde Italiener und nichts vermag ihn aus ſeinem far niente zu rütteln. Ein deutſcher Meiſter mit ſeinem Drang zum Schaffen, mit ſeiner Kunſtliebe u. ſ. w. würde allerdings nicht widerſtehen, hätte er ſo mächtige Aufforderungen wie Meiſter Joachim von Peſaro und ſtände ihm eine Scene zu Gebot, wie das Théâtre-italien zu Paris.

Um ſeine Gleichgültigkeit ſelbſt in das hellſte Licht zu ſetzen, führte der italieniſche Egoiſt Weber's Beiſpiel an. „Ich ſagte ihm,“ ſprach Roſſini, „als er nach London gehen wollte, er möge zu Hauſe bleiben. Mein Gott! wie ſah der Mann aus! So bleich, ſo elend, er konnte faſt nicht mehr gehen! Und als er nicht hören wollte, bat ich ihn wenigſtens, ſich ruhig zu verhalten, nicht ſelbſt zu dirigiren, um ſich zu ſchonen; wer that das ſonſt wol nicht gern? Aber wenn die Kräfte nachlaſſen, iſt es Pflicht, vorſichtig zu ſein. Wer nicht folgte, war Weber, und ſein trauriger Tod blieb nicht aus. Ich verwunderte mich nicht, als ich es hörte, denn ich ſah ſein Schickſal voraus!“

Roſſini bereitete ſich vor, eine Reiſe nach Italien zu machen. Zuerſt in ſein ſchönes Haus zu Bologna, das die Scala in Gold als Inſchrift trägt und wo ſeine Frau nach langer Trennung ihn erwartet; Signora Colbran, die einſt ſo berühmte Sängerin, für die er alle ſeine Mezzo-Sopran partien ſchrieb. Dann wollte er ſich nach Neapel wenden. Er hat viele Kirchencompoſitionen im Portefeuille, womit er ſeine frommen Landsleute erquicken will.

Beim Fortgehen machte mir der artige Meiſter ein Compliment über meine Schriftſtellerei; er beneidete mich darum, wie er ſagte, daß ich überall das Merkwürdige und Schöne aufſuche, um dann meine Landsleute davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß ein Freund ihm das in den Mund gelegt, denn Roſſini war hieran unſchuldig.

Der Muſikhändler Troupenas und der junge Hiller waren gegenwärtig; der Letztere gehört zu Roſſini's beſten Freunden und feurigſten Anhängern.

6.

Heute war ich bei Scribe; er hat ſich ein ſchönes Haus in der Chauſſée d'Antin gebaut, dem Quartier der Geldariſtokratie, zu welcher er ohne Widerſpruch gehört, denn er hat hunderttauſend Franken Einkünfte. Er iſt der reichſte Schriftſteller in Paris.

Ich trat in ein ſehr kleines Cabinet, wo ich Scribe, von einigen ſeiner Mitarbeiter umgeben, antraf. Sie ſahen nicht ſo aus, als wenn ſie hunderttauſend Franken zu verzehren hätten. Der Eine von ihnen, Brazier, ein Mann in den Funfzigen, groß und ſtark, wie ein wohlhabender Handwerksmann in Deutſchland gekleidet; der Andere, ich glaube Dupont, jünger, mager, große Naſe, von markirtem Ausſehen, in modiſcherem Anzuge. Scribe iſt funfzig Jahre alt; er hatte einen Schlafrock an, der nicht eben elegant zu nennen war; ſein ſchwarzes Haar iſt bereits ſtark mit weißem untermiſcht, das Geſicht zeigt wenig den Franzoſen. Die Augen allein ſind darin ausgezeichnet; ſie liegen tief und zeigen Geiſt und Feuer an. Ein dicker, kurzer Backenbart, der nur bis zur Hälfte der Wangen reicht und ſich ſchnurgerade am Ohr herunterzieht — eine Zierde, wie ſie längſt von der Mode abgeſchafft wurde — trägt dazu bei, ihm den Charakter eines modernen Pariſers zu rauben. Ein kleiner Tiſch war mit einem Damenſchreibzeug und einigen Heften feinen Papiers belegt, und ein paar Wandſchränke zeigten Schubladen, worauf die Worte zu leſen waren: Neue Plane; Fertige Stücke; Angefangene Stücke; Detaſchirte Scenen; Bereits vorgeleſene Stücke; Angenommene Stücke; Opernſtoffe; Zurückgenommene Stücke u. ſ. w. Kurz man ſah, daß das Waarenlager gut aſſortirt und in Ordnung war.

Er wußte, daß er in der ganzen civiliſirten Welt die Bühne beherrſche und daß Raupach gegen ihn nur ein Zwerg genannt werden könnte; daß er in Petersburg und in Neu-Orleans, in Deutſchland und auf den Theatern Italiens die Leute entzücke und weinen und lachen mache, während Raupach doch ſo eigentlich nur in Berlin die Honneurs der Scene faſt einzig und allein über ſich genommen hat. In der That wußte er es noch nicht, allein ich ſagte es ihm und erzählte ihm zugleich von unſern andern dramatiſchen Dichtern der leichtern Gattung, und die hatte ich bald aufgezählt; ich fing mit Bauernfeld an und hörte mit Töpfer auf und ließ die Uebrigen des Alphabets aus guten Gründen aus dem Spiele. Für das Melodrama nannte ich Madame Birch-Pfeiffer, für die Tragödie einige große Geiſter, von denen man keine Stücke zu ſehen bekommt, und für die nationelle Poſſe den großen Verfaſſer des

Lumpaci Vagabundus. Er pries uns dieſer Armuth wegen glücklich und meinte, da müßte es einem tüchtigen Manne leicht werden, ſich auf den erſten Platz zu ſchwingen und Alles zu unterjochen: Bühnen, Intendanten, Publicum und die vorhandenen kleinen Lichter, die ihr ſchwaches Talent bis jetzt zu Markte brachten. Er fabelte ſo etwas hin von einem dramatiſchen Napoleon und gab ganz unverholen zu erkennen: „Ich ſollte nur über euch kommen!“ und ſchien naiv zu meinen: „Ich wollte das Ganze in Pacht nehmen; ſeht nur! Der dort, der durchaus nichts erfinden kann, deſſen Fabel immer ſeicht und abgenutzt erſcheint, dem ſogar die freie Anſchauung ganz gewöhnlicher Verhältniſſe des Lebens abgeht und der ſich abmüht und kreißt und endlich Etwas zur Welt bringt, was außer einigem modernen Geſchwätz kein Lebenszeichen an ſich trägt, der müßte mir zinsbar werden; ich würde ihn benutzen, mir die Bedientenſcenen und einige Lückenbüßer einzuflicken; Jene, welche der Trivialität einen gleißenden Mantel von burleskem Witze umhängten, um ſich rohe Lacher zu gewinnen, oder deren ganze Stärke darin beſteht, die Miſere zu zeichnen, die ſich in unſern Salons umhertreibt, bedeutung- und farblos; die Zweideutigkeiten jungen Mädchen in den Mund legen oder trockene Späße erſinnen, wie ſie der Pantomimenmeiſter nicht mehr gebrauchen kann, müſſen gezügelt, gefeſſelt und dann und wann losgelaſſen werden, um hier und da eine untergeordnete Partie zu verarbeiten; kurz, Alle müßten mir dienſt- und zinsbar werden und ich wollte euch zeigen, was ſich auf ſolche Weiſe leiſten läßt.“

Aufrichtig geſtanden: er ſagte das nicht ſo eigentlich, aber ich dachte es mir, als ich ihn mit ſeinen Collaboratoren ſprechen hörte über ihre gemeinſamen Ideen, die geſtern in der Sitzung des Comité's der dramatiſchen Schriftſteller verhandelt worden waren; Intereſſen, wobei es ſich um 700,000 Franken handelte, woran Victor Hugo und Delavigne, ſowie der letzte Schriftſteller des letzten Theaters des Tempelboulevards wenn auch nicht zu gleichen Theilen, doch gleich betheiligt waren.

Ich lächelte ſtill und antwortete, auch in Gedanken, verſteht ſich: Sieh, guter Scribe, du haſt gut ſprechen. Das geht bei uns nicht an. Wir löſen einen Gewerbſchein bei dieſer oder jener Bühne und dürfen dann ſchriftſtellern; von Monopol iſt gar nicht die Rede bei uns; der Mann ſollte einmal kommen, der Alles ſeinem Zwecke unterordnen wollte; und wäreſt du's, du ſetzeſt es nicht durch. Die Sache iſt bei uns zu leicht; ich will dir das erklären; ihr habt keinen Begriff davon! Franzöſiſch kann bei uns ein Jeder. Die Jungen lernen franzöſiſch wegen der bald zu erhoffenden Weltliteratur, von der ihr noch keine Ahnung habt; die Alten lernten franzöſiſch wegen der ehemaligen Weltherrſchaft unter eurem Napoleon; ſie wollten angeſtellt ſein und es weit bringen und mit queraufgeſetztem Hute und geſticktem Kragen in ihrer Geburtsſtadt herumlaufen und für Franzoſen gelten. Da jene Weltherrſchaft aber ſchon vorüber iſt und wol nicht ſobald wiederkehren wird, und es mit der Weltliteratur wol auch noch ein Weilchen dauern kann, ſie aber doch nun einmal ihr Franzöſiſch nicht als todtes Kapital wollen liegen laſſen, ſo überſetzen ſie, was das Zeug halten will; jung und alt, gut und ſchlecht; wir bekommen Alles, was ihr bekommt, und wir machen oft viel Weſens von Dem, was ihr nur vorübergehend behandelt. Jede Stadt hat ihre Ueberſetzer und das ſind unſere Theaterdichter; unſere Scribe à bon marché, würdet ihr ſagen! Ich ſage dir aber, daß das ein recht erbärmliches, troſtloſes Treiben iſt; wir ſind unſerer

40 Millionen, lauter deutſches, geſundes Kernvolk, und wenn wir unſere Gebildeten und Grundgeſcheidten auf einen Haufen zuſammenkehren wollten, wie ihr in eurer guten Stadt Paris, ſo kämen bei weitem mehr als 800,000 heraus! Und dieſe weit verbreitete, ungeheure Intelligenz muß ſich mit dem Abhub von eurer Tafel begnügen; ich ſage Abhub, weil das Beſte davon oft nicht einmal für uns genießbar iſt und weil die Sudelköche es nicht genießbar zu machen verſtehen; und das iſt beſtimmt, uns zu ergötzen, daraus ſollen wir Vergnügen ſchöpfen; wir, die wir oft gar nichts haben in unſern kleinen Städtchen, wenn der lange Winter da iſt und unſere ſchöne Natur ſchläft, als das Theater, zu dem unſere Fürſten mit Großmuth beiſteuern, um den armen geplagten Beamten, den im langen Frieden gelangweilten Officieren, den guten fleißigen Bürgern einen Genuß zu gewähren. Ich ſage dir, es iſt betrübt und verdrießlich, aber es wird doch nicht anders, und ſelbſt du würdeſt nichts ausrichten, wenn du auch Deutſch lernteſt, um Originalſtücke zu liefern. Gott beſſer's!

Der Leſer möge mir verzeihen, daß ich ihn mit dieſen Phantaſien hier unterhalte; allein es kann ihn nicht wundern, daß ſie mir in Scribe's Cabinet anwandelten. Sie führten mich weiter; ich blickte in die Glut des Kamins und war in Sinnen verloren. Das kleine Zimmer ward plötzlich gedrängt voll. Sind das Scribe's Mitarbeiter? fragte ich mich. „Ja wohl!“ ſcholl es von allen Seiten auf Deutſch. Ich ſah den kleinen Angelo ſich mit Purzelbäumen durch den Haufen drängen; den ernſteren Theodor Hell, den eleganten, ariſtokratiſchen Kurländer, den bühnenkundigen Koch, wie er jetzt nun ſtets genannt wird, und das Heer von Schauſpielern, die ſelbſt Hand ans Werk legen, um gute Rollen für ſich zu erwiſchen, und

George Harrys und noch viele Andere, und ſie ſchrien durcheinander: Meine Adele! Mein Selbſtmörder! Meine Clementine! Meine Wahnſinnige! Meine Vernunftheirath! Meine Zeira! und Scribe zog ſich lächelnd zurück; als ſie aber auf den Schrank zuſtürzten, worin die fertigen, vorgeleſenen und bereits angenommenen Stücke liegen, da trat er ſchnell vor, klopfte ſie derb auf die Finger und der Spuk war verſchwunden und ich ſaß dem feinblickenden Scribe allein gegenüber, der mich aufmerkſam betrachtete.

„Vous êtes rêveur!“ ſprach er, „comme tous vos compatriotes!“

Ich ſagte ihm, was ich in der Eile geträumt hatte. — Ich wünſchte einigen Aufſchluß über ſein Verhältniß zu ſeinen Mitarbeitern zu haben. Er gab es mir.

Im Anfange, als ſein Name noch nicht jene große Celebrität hatte, ſchuf er ſeine Vaudevilles gleich den andern Theaterdichtern. Die Stoffe wurden gemeinſam verabredet, im Eſtaminet, beim Billard, wo es ſonſt ſein mochte, und dann theilte man ſich in die Ausführung; Jeder nahm, wofür er ſich das Zeug zutraute. Der Antheil am Gewinn war in dieſen Fällen gleich, ſowie der Antheil an der Arbeit es geweſen. Bald aber nahm Scribe's Ruhm ſo zu, daß er, theils um ihn für die Dauer zu ſichern, theils um auch ſeinen pecuniairen Vortheil unabhängiger zu erhalten, eine andere Art und Weiſe einführte. Er kannte ſeine Kraft, die beſonders im Dialog und in der Ausmalung der Einzelheiten beſtand. Dieſe wollte er ihrem ganzen Umfange nach in Ausübung ſetzen. Er ſtellte es daher denen unter ſeinen bisherigen Mitarbeitern anheim, die beſonders geſchickt im Erfinden der Plane waren, ihm dieſen anzugeben, und führte dann das Uebrige allein aus. So ſind ſeine beſten Stücke entſtanden. Andere jedoch, und beſonders die aus ſeiner letzten Zeit, die Operntexte, die Stücke, die dem Bereiche der höhern Komödie angehören, haben ihn nur allein zum Verfaſſer. Er ſuchte ſich immer mehr und mehr von dem Einfluſſe ſeiner Mitarbeiter zu emancipiren, von denen hingegen Einige nun auch mit Glück ihren eigenen Weg allein gemacht haben, wie Bayard und Meleſville, die früher mit Scribe eine bekannte und beliebte Firma bildeten.

— — Das kleine Cabinet Scribe's glich vollkommen dem eines Geſchäftsmannes; man brachte Pakete, man holte andere, es kamen Leute, die mit ihm von Theaterangelegenheiten ſprachen, es blieb keinen Augenblick ruhig. Er kann nur in den früheſten Morgenſtunden arbeiten, nie jedoch mehr als drei Stunden täglich; iſt dieſe Zeit verſtrichen, dann iſt er für Jeden zu ſprechen.

Scribe bezieht von ſeinem Vermögen ſechzigtauſend Franken und verdient jährlich durch neue Arbeiten und die Tantième ſeiner ältern Stücke noch vierzigtauſend Franken dazu. Er hat bereits ein paar Töchter mit reicher Ausſteuer verheirathet. Er ſelbſt war nie verheirathet, obgleich er in einem innigen Verhältniſſe mit einer Dame lebt, die in der Geſellſchaft ſeinen Namen führt. Es iſt ſeltſam, daß dieſe Verbindungen ſo häufig in Paris ſind, da doch nichts erforderlich wäre, als eine Fahrt zu dem Maire des Arrondiſſements, um eine vollſtändige Ehe, nach beſter Form, daraus zu bilden.

Das ſchlechte Wetter verhinderte mich, einer Einladung auf die glänzende Villa des Dichters Folge zu leiſten; und meine beſchränkte Zeit erlaubte mir nicht, ein günſtigeres hierzu abzuwarten.

7.

Ich beſuchte den Salon. Es iſt ſo viel in deutſchen und franzöſiſchen Blättern, in ausführlichen Artikeln und in ſeichtem Kunſtgeſchwätz darüber verlautbart worden, daß Alle, die ſich dafür näher intereſſiren, hinlänglich darüber unterrichtet ſind. Ich will und kann nur oberflächlich ſein und die Eindrucke ſchildern, die ich hier empfing. Es iſt Sitte, die Ausſtellung der Werke lebender Künſtler, wie man in Paris zu ſagen pflegt, obgleich in dieſem Jahre leider einer der Erſten — Robert — nicht mehr darunter zu zählen iſt, in der Galerie des Louvre ſtattfinden zu laſſen, die alten Meiſterwerke mit grüner Leinwand zu verhängen und hierauf dann die neuern Werke zu befeſtigen. Für den Fremden, der während dieſer Zeit in Paris iſt, wird es dann unmöglich, die beruhmten Schätze des Muſeums in Augenſchein zu nehmen. Was noch mehr iſt, ſelbſt die Antiken werden nicht gezeigt; eine Schranke hindert den Eintritt in die Hallen. „Die Herren Künſtler lieben es nicht, daß man während der Ausſtellung der neuern Bildwerke die der alten beſuche,“ ſo ſpricht der Portier, dem man die Stöcke und Regenſchirme unten beim Eingange aufzuheben gibt. Obgleich ich die pariſer Kunſtſchätze gehörig kenne, ſo bedauerte ich es doch recht ſehr, ihnen diesmal meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht abſtatten zu können.

Nach meiner Gewohnheit durcheilte ich zuerſt ein paar Mal die Säle, ehe ich mich von dieſem oder jenem Gemälde anziehen ließ. War dies einmal geſchehen, ſo gehörte ich nur der ſtillen Andacht, der innerſten Beſchauung an und alles Uebrige verſank um mich. Das durfte aber nicht ſein, wollte ich einen Total-Eindruck haben, wollte ich den

Charakter der diesjährigen Ausſtellung kennen lernen. Ich riß mich mit Gewalt fort durch die langen Gänge und meine Augen ſchweiften zu den über und neben mir ſchwebenden Geſtalten — ich flog durch das Gedränge, denn ich hatte abſichtlich zu den erſten Beſuchen die Zeit gewählt, wo das Publicum zugelaſſen wird, um in der ruhigen Beſchauung geſtört zu werden und überhaupt die Luſt dazu nicht in mir aufkommen zu laſſen. Ein ungeheurer Schwindel ergriff mich — die natürliche Folge — und ich war genöthigt, mich zu ſetzen und die Augen zu ſchließen.

Als ich ſie öffnete und rings um mich blickte, fielen mir zuerſt die vielen religiöſen Gegenſtände auf, welche die Maler in dieſem Jahre gewählt hatten. Da war die Ungläubigkeit des Thomas, dort das Märtyrthum des heiligen Sebaſtian, hier eine Magdalena, dort ein jüngſtes Gericht, eine heilige Familie, eine Flucht nach Aegypten, eine Ruhe, eine Himmelfahrt! Die Darſtellungen aus dem Mittelalter, welche die Ausſtellung von 1831 — von Heine ſo trefflich beſchrieben — auszeichneten, waren bis auf wenige Spuren ganz verſchwunden, und faſt nichts Außerordentliches machte ſich in dieſem Wenigen bemerkbar. Die Ausſtellungen der lebenden Maler tragen zu ſehr den Stempel der Mode an ſich, und vergleicht man ſie unter einander, ſo ſieht man recht, wie die Mode die Künſtler ſchaukelt und hin und her wirft, bald hoch, bald niedrig; es iſt übrigens wol verzeihlich, daß die jetzt lebenden Künſtler — größtentheils junge Leute — leben bleiben wollen, und daher jene Gegenſtände ergreifen, die Liebhaber finden und ſie leben laſſen.

Delacroix, der politiſche Maler geſchichtlicher Genrebilder, und andere ihm Verwandte waren zu Hauſe geblieben und hatten nichts geliefert.

Nächſt den Bildern heiliger Geſchichten waren es große Schlachten-Gemälde, die Horace Vernet auf Beſtellung des Königs gemalt hat, welche den meiſten Raum einnahmen; dann folgte das Heer gleichgültiger Geſichter, mit größerem oder geringerem Geſchick von den pariſer Porträtiſten gemalt, die am meiſten von der Ausſtellung zu gewinnen hoffen; dazwiſchen hingen die landſchaftlichen Genrebilder, die Darſtellungen intereſſanter Momente aus der neuern Zeitgeſchichte, ſinnige, gefühlvolle Schilderungen aus unſerm Leben — Bilder, die zum Gemüthe ſprechen — und nach meiner Anſicht die geſchickteſten Maler gefunden haben.

Vor Allem iſt die Gründlichkeit in der Zeichnung zu loben, welche der neuern franzöſiſchen Schule nachzurühmen iſt; eben ſo fertig iſt ſie mit Allem, was zur techniſchen Behandlung gehört; nur ſehr wenige Gemälde ſind mir aufgefallen, denen man in dieſer Hinſicht den Vorwurf der Stumperhaftigkeit machen könnte.

Vor mir hing ein Bild von mäßigem Umfang. Es trug die Nummer 1849 und der Catalog nannte mir den Namen „Wauters.“ Ein Name, „ſo unbekannt in meinen Ohren“ — es konnte hier von keiner Beſtechung die Rede ſein. Wie malt aber dieſer Wauters! Der Gegenſtand iſt einfach, unſerm bürgerlichen Leben entnommen: Häſcher nehmen einer armen Familie, die den Miethzins nicht zahlen kann, den überflüſſigen Hausrath weg und ſetzen ſie mit dem Nothdürftigſten, was die Geſetze den Unglücklichen nicht zu nehmen erlauben, auf die Straße. Wie gemein! hör' ich die von der hohen Kunſt Erglühten ſagen. „Es wird auf Rührung abgeſehen ſein!“ fügen die milder Geſtimmten hinzu. Hier iſt aber nichts Gemeines; hier iſt mehr als Rührung. Stunden lang könnte ich vor dieſem Bilde ſitzen und würde nicht müde, es anzuſchauen. Wären nur die

Häſcher da, wie gewöhnliche Häſcher ſind, das Bild wäre in der That gemein zu nennen; wäre die Familie ein armes altes Weib, zerlumpte Kinder, ein hungerndes Elend, ein Mann — wie ein trauriger Bettler unſerer Straßen — das Bild wäre gemein, aber es rührte uns doch; wie leicht hätte hier ein ſpießbürgerlicher Künſtler irregeführt werden können. Ich kann mir eine Ausführung denken, wacker in gewiſſem Sinne, von unſern ſo natürlichen Genremalern behandelt, und doch würde ich mich eben ſo unwillig davon weggewendet haben, als ich mich jetzt mächtig dazu hingezogen fühlte.

Die Familie trägt in ihrem tiefen Elend, in ihrer vollſtändigen Hülfloſigkeit — denn kann es wol eine größere geben, als mitten in einer reichen Stadt, mitten in der feinſten Civiliſation, nicht einige Thaler für das Nothdürftigſte erſchwingen zu können? — den Stempel der Kraft, des Edlen, der Schönheit. Dieſe Familie iſt wahrhaft unglücklich; hier waltet eine Macht, die ſich geheimnißvoll unſern Blicken entzieht; die Urſache dieſes Elends können wir blos mit dem Auge nicht aus dieſem Bilde entziffern. Wie ſchön iſt dieſes Weib! welche Wahrheit! Welch ein Nacken! Tizian hätte keinen ſchönern gemalt. Hier iſt Wahrheit und Poeſie Tizian's und Murillo's verſchmolzen. Die Troſtloſigkeit in der Haltung des Mannes vollendet den Eindruck. Ein zweites Bild deſſelben Malers iſt eben ſo trefflich in der Ausführung; der Gegenſtand ſteht jedoch dem eben geſchilderten weit nach. Es iſt Marina, die Cortez Peruaniſch lehrt.

Ein artiges Gemälde — der Idee nach — iſt die Schöne, die dem Löwen die Krallen beſchneidet. Es iſt von Camille Roqueplan.

Der Kopf eines betenden Mönchs von Laure zog meine

Blicke bei jedem neuen Beſuche wieder an. Wie er mit den ſtarren Zügen, mit den weit geöffneten Augen zum Bilde hinausſchaut! Es iſt kein frommes Gebet; kein Gebet um Gnade und Erleuchtung. „Ich habe Dir die Freuden der Welt geopfert,“ ſcheint dieſer Kopf zu ſagen, „was wirſt Du mir dafür zu Theil werden laſſen?“ Er wünſchte noch Aufklärung hienieden zu erhalten, und da das Leben ſich dem Ende mit raſchen Schritten naht, ſo liegt eine dämmernde Verzweiflung in den Zügen.

Hier iſt ein liebliches Bild; die Behandlung der Köpfe erinnert an die alten frommen Meiſter, an ihre kindliche Einfalt, womit ſie die Züge der Menſchen auffaßten und wiedergaben. Wie ahmten ſie hierin dem Schöpfer nach, der auch dem unbedeutendſten Weſen ſeine Eigenthümlichkeit verleiht! Es iſt aber auch ein Deutſcher, der dieſes Bild gemalt hat; wenigſtens iſt der Name deutſch: Alexander Heſſe. Ein Zug aus dem Leben Leonardo da Vinci's bildet den Stoff zu dieſem Gemälde. Man lieſt im Vaſari: „Wenn der Meiſter über den Platz ging, wo die Vögel verkauft werden, ſo zahlte er den dafür gefoderten Preis, nahm ſie ſelbſt aus den Käfigen und gab ihnen die Freiheit wieder.“ Dieſen Act hat der Maler nun mit jenem höheren Fleiße dargeſtellt, den ich oben mit wenigen Worten zu charakteriſiren ſtrebte.

D'Azeglio hatte einen öden, einſamen Gebirgspfad gemalt, auf dem ſoeben ein Mord verübt wurde. Schauerlich, aber dennoch anziehend. Auf der großen Leinwand nichts als kahle Höhen, Geſtrüpp und eine breite Straße, die ſich — eine Anhöhe hinan — nach dem Hintergrunde zieht. In der Mitte derſelben liegt der Leichnam in ſeinem Blute. Im Hintergrunde ſprengen zwei Reiter einem dritten zu, der im Verſtecke hält und die Bravi gedungen zu haben ſcheint.

Einen Namen traf ich hier, den ich von München her noch gut kannte. Es war der Norweger Fearnley. Er iſt ſeiner Art treu geblieben; dieſelbe Vorliebe für wilde Naturſchönheiten, dieſelbe kalte, etwas ſchroffe Behandlung, wenn gleich in der ganzen Auffaſſung die poetiſche Intention nicht zu verkennen iſt. Der Grindelwaldgletſcher iſt in einer bewundernswerthen Ausführung vollendet: die weißen Spitzen, die bläulich-grünen Sprünge, die dunkelblauen Spalten, die ſchwarzen Schluchten, und nun welche Unzahl von Spitzen, Spalten, Sprüngen und Schluchten, und nichts Anderes auf dem ganzen Bilde, und doch nicht monoton. Es iſt aber dennoch Schade um ſolchen Fleiß; das Bild gibt von dem Eindruck, den ſolch ein Gletſcher macht, doch kein Bild, und ein ſchöner Gegenſtand der Kunſt kann es an und für ſich nie genannt werden. Außerdem gab Fearnley noch eine ſalzburger und eine norwegiſche Gegend.

Von Flandrin in Rom ſah ich noch an dieſem Tage: Virgil und Dante, den Seelen der Neidiſchen Troſt ſpendend. Schöne, ausdrucksvolle Köpfe und dem Gegenſtande angemeſſene ernſte Färbung.

Von den gemalten Köpfen wandte ich mich jetzt weg zu zwei lebenden, lachenden Geſichtern, nicht eben den ſchönſten beizuzählen nach dem Sinne der Maler, aber würdige Gegenſtände ihrer Kunſt. Es war Heine, der die Bilder mit aufgeſetzter Brille muſterte und einen kleinen Menſchen am Arm führte, der viel ſprach, viel lachte und dabei ſtets auf ſo ſeltſame Weiſe ſein Geſicht verzog, daß es während des Lachens zu einem ganz andern wurde.

„Ich habe Sie ſchon lange mit Ste. Beuve bekannt machen wollen," rief mir Heine zu, „allein das iſt ſchwer zu bewerkſtelligen. Er hat zwar, wie jeder ordentliche Menſch, ſeine Wohnung, dort iſt er aber nie anzutreffen, und wo er eben iſt, weiß kein Menſch der Schöpfung: weder ſein Verleger noch ſonſt Jemand!"

Ste. Beuve mag ungefähr dreißig Jahre alt ſein; er iſt vielleicht der erſte Kritiker Frankreichs in dieſem Augenblick und ſteht in größtem Anſehen. Ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich, während wir durch die langen Säle ſchritten, unſere Aufmerkſamkeit ward darüber ganz von den Bildern abgelenkt.

Ich habe noch einige davon bei ſpäteren Beſuchen geſehen und mir Manches dabei gemerkt; eine folgende Tablette ſoll darüber berichten.

Wunderbar war es, daß ich Robert's Fiſcher, die Krone der Ausſtellung, bis jetzt noch nicht geſehen hatte.

Sie waren unvortheilhaft gehängt.

8.

Fern ab vom lärmenden Getreibe der Stadt, mitten unter breiten, luftigen Straßen, die uns nicht mehr das alte Paris vermuthen laſſen, liegt die Place-royale, von gleichförmigen, alterthümlichen Häuſern umgeben, die auf Arkaden ruhen und roth angeſtrichen ſind. Die ſpitzigen Erker mit Thurmfähnchen geziert, die gelbe Einfaſſung der Thüren- und Fenſterſimſe, Alles ſieht uns hier überraſchend fremdartig entgegen; wir ſind im Marais, wo die ſtolze Ariſtokratie des großen Königs wohnte; hier war der Faubourg St. Germain, die Chauſſée d'Antin unter Ludwig XIV.

Noch jetzt wohnen Ariſtokraten hier; theils ſolche, die ihre angeſtammten, weiten und bequemen Hotels nicht verlaſſen wollen, theils andere, die mit einem mäßigen Einkommen in dieſem wohlfeilen Viertel als große Herren reſidiren.

Das Marais hat einen eigenthümlichen Reiz für mich, und gern nähme ich hier, bei längerem Aufenthalte in Paris, meine Wohnung. Hier hat man ſchöne Bäume bei den Häuſern; die Großen, die ſich hier anbauten, fanden zu jener Zeit noch Raum genug, ihre Hotels mit Gärten zu umgeben, faſt ſo ſchön ſie die Tuilerien und der Luxemburg haben. Und auch die Place-royale hat in ihrer Mitte eine Statue von Bäumen umgeben.

In einem Winkel dieſes Platzes wohnt Victor Hugo. Er, der ſo gern ſich mit den Geſtalten des Mittelalters umgibt, hat ſich an der äußerſten Grenze deſſelben niedergelaſſen, da, wo noch Pracht und Bequemlichkeit ihn anlockten. Denn tiefer in das pariſer Mittelalterliche vorzudringen, iſt nicht anzurathen, man müßte ſonſt Geſchmack daran finden, ſich in dem Schmutz der Winkel der Cité und der daran ſtoßenden Gaſſen und Gäßchen, der Cour-des-Miracles und in anderen ſolchen längſt verſchollenen Orten herumzutreiben. Es iſt aber nicht wol möglich, daß ſich dieſem Revier eine wohlorganiſirte Naſe auf hundert Schritte nähert.

Die breite Stiege führte uns zuerſt in ein ziemlich leeres Zimmer, wo wir ſo lange verweilten, bis uns ein weiblicher Dienſtbote gemeldet hatte. Allem Anſcheine nach war dies die Salle à manger. Ein Ding wie ein Schenktiſch, worauf Gläſer und eine ganze Reihe ſogenannter Bowles von blauem Glaſe ſtanden, die den Franzoſen unentbehrlich ſind, ſchienen mir dieſe Beſtimmung des Gemaches angedeutet zu haben. Das Mädchen kam zurück und ſagte, wir möchten in den Salon treten, Herr Hugo würde bald erſcheinen.

Der Salon war groß und weit, mit Hauteliſſe tapeziert, ein eben ſolcher Teppich lag auf dem Fußboden. Banquetten und alterthümliche Lehnſtühle ſtanden an den Wänden, dahinter lehnten Stücke alter Holzſchnitzwerke, wie wir ſie an Chorſtühlen und Kanzeln des Mittelalters finden. An der breiteſten Wand ſtand ein Divan auf Stufen und ein rothſeidener Thronhimmel darüber geſpannt, wie man es noch in den alten guten Häuſern Spaniens und Italiens findet. Alles trug den Schein des Veralteten, ſelbſt Verblichenen; es war nicht traulich und heimlich — nicht wohnlich: ſolch ein Quartier ließ ich mir vorübergehend gefallen, und ich habe ſelbſt wohl ſchon hie und da auf meinen Reiſen gern meinen Wohnſitz auf Wochen dort aufgeſchlagen, und kenne gar wohl die anmuthigen Gefühle, die uns dort beikommen und überſchleichen, allein immer möchte ich nicht darin hauſen; es gibt augenblickliche Stimmungen, in welchen mich ſolch' eine Umgebung der Verzweiflung nahe brächte.

Hugo erſchien bald. Das Porträt, das von ihm in Deutſchland bekannt wurde, iſt nur zum Theil getroffen. Ein neueres, das ich in der Ausſtellung ſah, wo er ſitzend, ſeinen Sohn zwiſchen den Knien, abgebildet iſt, ſchien mir ähnlicher, wenn gleich auch darin der Zug gutmüthiger Gleichgültigkeit fehlt, der Hugo's Kopfe einen ſtarken deutſchen Anſtrich gibt. Man denke ſich einen runden Mann von mittlerer Größe, im langen ſchwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine ſchmale ſchwarze Halsbinde, aus welcher ein ſtarkes, rundes Kinn, mit einem guten Anſatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein bleiches, volles Geſicht, eine etwas ſpitze Naſe, die ſich unmerklich nach dem friſchen Munde ſenkt, breite Backen, klare Augen, die feſt auf ihren Gegenſtand ſich richten, über denen ſich eine Erhöhung wölbt, die nur eine ſchwache Spur lichter Augenbrauen zeigt; die Haare, braun und glatt, ſind aus der Stirne geſtrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. Dieſe ganze Erſcheinung zeigt ſicherlich nichts von einem Franzoſen.

Er ſagte uns, nachdem wir die üblichen Anreden gewechſelt hatten, daß ſein Cabinet voll Gäſte wäre, und daß es ihm daher angenehm ſei, vorerſt einen Augenblick nach Herzensluſt hier allein zu plaudern. Wir ſetzten uns auf eines der vielen Sophas, die umher ſtanden, doch nicht unter den Thronhimmel, der wahrſcheinlich für feierliche Audienzen beſtimmt war.

Zuerſt bedauerte Hugo ſehr, nicht deutſch zu verſtehen, um unſere Dichter in der Urſprache leſen zu können, auch habe ihn ſeine Unkenntniß unſerer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reiſe in unſer Land zu machen. Doch könne er dem Drange nicht mehr widerſtehen und hoffe noch einmal Berlin und Wien zu beſuchen.

Ich wußte längſt, daß er nicht ein Wort deutſch verſtehe, und daß es nur eine kleine Koketterie von ihm iſt, wenn er in ſeinen früheren Werken Mottos aus unſern Dichtern anführt. Leuchtet nicht ſchon aus ſeiner Wahl derſelben hervor, daß er nicht das Geringſte von unſerer Literatur weiß? Müſſen wir nicht lächeln, wenn wir in ſeinem Han d'Islande ganze Seiten mit Mottos angefüllt finden aus Leſſing, Schiller, Goethe, und zum Schluſſe eines mit der Unterſchrift: „Adelheid von Wulſingen," jenem ſchlechteſten aller Kotzebue'ſchen Ritterſtücke, aus ſeiner erſten Periode, wo er noch tief aus Eſthland hervor die deutſche

Geſellſchaft mit beſtraften Greueln und belohnter Tugend zu beſſern gedachte; jener „Adelheid von Wulfingen oder Rache für Weiberraub,“ woran in Deutſchland kein Menſch von Bildung mehr denkt!

Mit dem franzöſiſchen Theater iſt Hugo ſehr unzufrieden. Das Elend unſerer Theaterdichter trat mir hier recht grell wieder vor Augen. Er, von einem Theile ſeiner Landsleute vergöttert, von der Elite der franzöſiſchen Künſtler dargeſtellt, reich bezahlt für die Früchte ſeines Fleißes — und unzufrieden, klagend, mismuthig, es nicht der Mühe achtend, unter ſolchen Verhältniſſen das Theater zu berückſichtigen. Welch ein Dichterſtolz muß dieſe Bruſt entflammen, welch Gefühl von eigenem Werthe dieſes Haupt erheben!

„Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publikum zu gelangen,“ ſagte er ungefähr. Das Théâtre-français iſt zum Hoftheater geſtempelt, man gibt dort nichts, was nicht in dieſem Sinne geſchrieben wird, und man verbannt mich davon.“

So ſprach Hugo während der unausgeſetzten Darſtellungen ſeines Angelo, den ich noch an demſelben Abende aufführen ſah. Ich will meine Einwände nicht herſetzen, die man ſich leicht denken kann, und fahre in ſeinen Aeußerungen fort.

„Das Théâtre der Porte St. Martin war ſonſt ſehr zu berückſichtigen. Wir beſitzen dort eine große tragiſche Schauſpielerin in der Perſon der Dem. Georges, und ich habe oft meine Heldin für dieſe ungewöhnliche weibliche Individualität gewählt, aber man kann nicht immer einen weiblichen Huſaren in die Stücke bringen. Ich habe Lucrece Borgia und Marie Tudor geſchrieben, allein am Ende verliert man Luſt und Laune daran. Sonſt fanden wir noch einen andern Reiz, für dieſes Theater zu dichten. Dort ſchuf der erſte dramatiſche Künſtler unſerer Zeit ſeine Meiſterrollen: Frederic Lemaitre. Jetzt hat ihn die Direction auf unbegreifliche Weiſe ziehen laſſen, und er iſt mit ſeiner gewaltigen Kraft in den kleinen, unanſtändigen Rahmen der Variétés gebannt. Um Frederic ganz zu würdigen, muß man ihn als Robert Macaire geſehen haben; dieſe phantaſtiſche Schöpfung iſt wol das Außerordentlichſte, was einem Schauſpieler unſerer Zeit gelungen iſt. Es iſt das Grauenerregendſte, das ſich denken läßt, und das dadurch poetiſch wird, weil es das Unmögliche (l'impossible) iſt. Wer nicht Robert Macaire geſehen hat, weiß nichts von der Kraft dieſes Schauſpielers. Und die Polizei war ſo dumm, dieſes Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten. Es iſt es aber nicht, weil Alles darin unmöglich iſt, und dies macht es zu einem wahrhaft poetiſchen Kunſtwerke. Nun haben wir Boccage; auch er iſt ein Schauſpieler von Talent und poetiſcher Kraft; allein ſeine Deklamation iſt hohl und monoton, und ſein Genie iſt mit dem Frederic's nicht zu vergleichen. Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch dieſen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich damit hin ſollte."

Ich machte ihm ein Compliment über ſeine große Fruchtbarkeit. Er ſagte mir, daß er nie am Schreibtiſche arbeite und eben deshalb ſich einer ſo ausgezeichneten Geſundheit erfreue. „Ich neutraliſire die Anſtrengungen des Geiſtes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers," ſagte er, „ich gehe nämlich alle Tage weit, weit ſpazieren, und mache im Kopfe ganze Acte fertig, die ich dann ſchnell, ſobald ich nach Hauſe gekommen bin, niederſchreibe. So vergeht kein Tag, an dem ich nicht in meinem angefangenen Werke weiter gekommen wäre, und nicht zugleich meinem Körper die erforderliche Bewegung gemacht hätte.“

Er bat mich, nachdem wir wol ein Stündchen ſo geplaudert hatten, in das Cabinet zu treten und an ſeinem Frühſtücke Theil zu nehmen. „Wir beſchäftigen uns eben mit einem deutſchen Werke,“ ſagte er, „die Reiſebilder Ihres Landsmannes bilden den Gegenſtand unſerer Unterhaltung.“

In dem nur mäßig großen Cabinet fand ich Madame Hugo, ein Paar Kinder und einige Herren um einen kleinen Tiſch am Kamin ſitzend und mit dem Frühſtücke beſchäftigt; rings umher ſaßen noch zum Theil ſehr junge Leute, von romantiſchem Ausſehen, das heißt, mit Anflug von Bart um das Kinn und langen, geſcheitelten Dürershaaren; Hugo nöthigte uns zum Sitzen und bat um Erlaubniß, ſeine Eier ſchlürfen zu dürfen.

Das Cabinet war mit Gegenſtänden aller Art überfüllt. An den Wänden ſtanden hohe, ſtrotzende Bücherſchränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten, reichen, mit Silber durchwirkten Seidenſtoffen, die maleriſch zurückgeſchlagen waren. Alte Waffen, koſtbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hie und da. Auf dem Kaminſimſe, auf Tiſchen und Schränken ſtanden alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamine ein herrliches Bild, die drei Hexen aus Macbeth vorſtellend, wie ſie durch die Luft ſtreifend Duncan's Heer heimkehren ſehen, und auf dem Schreibtiſche ſtand Goethe's kleines Standbild im Ueberrocke.

Unſer Geſpräch nahm hier eine andere Wendung; es lenkte ſich zuerſt auf Heine's überſetzte Reiſebilder, die auch im Franzöſiſchen les Reisebilder heißen, wie man les Lieder und noch Anderes in neueſter Zeit den Franzoſen aufzubringen verſucht hat, um das ſie ſich aber nicht viel kümmern. Die Reiſebilder jedoch haben ſich in Frankreich viele Freunde erworben und ihrem Verfaſſer einen großen Ruf verſchafft, obgleich die herrlichen Lieder daraus weggelaſſen ſind, die ihn zu unſerem erſten Lyriker der Zeit erheben. „Wir lieben und ſchätzen Heine mehr als die Deutſchen,“ wurde von einem der Anweſenden bemerkt. Allein ich ſuchte ihm dieſen Wahn zu benehmen, indem ich ihm deutlich machte, daß das Verbot ſeiner Schriften keineswegs mit der Zuneigung oder Abneigung der Nation in Verbindung ſtehe, und daß Heine ſtets ein großes Publikum hatte und haben wird, und daß ſeine Nordſeelieder dem Eigenthümlichſten und dabei Deutſcheſten zu vergleichen ſeien, was jemals in Deutſchland gedichtet worden, und ihm für immer ſeinen Ehrenplatz auf dem deutſchen Parnaß anweiſen müßten. Ich weiß nicht, wie mir dieſe Phraſe nach altem Styl in den Mund kam, als ich mich des Modernſten unſerer Lyriker dieſen Fremden gegenüber anzunehmen berufen fand; es war ein prophetiſches Gefühl, das mich ergriffen hatte, und das ſich mir erſt ſpäter erklärte, wo man Heine in der That einer papiernen Ehrenbezeigung am deutſchen Muſenberge für unwürdig erklären wollte.*)

Die Franzoſen denken ſich in der Regel Heine als Ausnahme von allen Deutſchen, die ſie einſilbig, trocken, unwitzig finden. Allein das Räthſel iſt bald gelöſt, wenn man bemerkt, daß Heine der franzöſiſchen Sprache ſo mächtig iſt, daß er ſeine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt ſprudeln laſſen kann, wie in ſeiner Mutterſprache. Dies iſt nicht leicht, und jeder Andere, er mag noch ſo gut franzöſiſch ſprechen, fühlt ſich dem leichten Wortſchwalle lebhafter franzöſiſcher Unterhaltung gegenüber genirt. Ich ſah mich gedrungen, dies den guten Franzoſen zu erklären, damit ſie nicht glaubten, wir könnten weder heiter noch luſtig noch witzig ſein. Zwar kommt das noch hinzu, daß unſere Vornehmen, die ſich am beſten der franzöſiſchen Sprache in der Unterhaltung bedienen können, nicht eben einen beſonders großen Verbrauch von Witz und Geiſt zu machen verſtehen, und daß dieſes die Franzoſen in ihrer Meinung von unſerm trockenen Ernſt beſtätigte.

---

*) Bekanntlich weigerte ſich Guſtav Schwab, als Mitherausgeber des Muſenalmanachs, Heine's Bild demſelben vorſetzen zu laſſen.

Sobald Hugo ſprach, bemerkte ich, daß die anweſenden jungen Leute beſonders aufmerkſam waren und mit den Blicken an ſeinem Munde hingen, wie Schüler, die auf einen hochgeliebten Lehrer hören. Sie ſprachen während der Zeit, daß mein Beſuch währte, faſt kein Wort. Nur zwei ältere, die tapfer mitaßen, miſchten ſich zuweilen ins Geſpräch. Dies ſind die ſtets fertigen Kämpfer für Hugo's Ruhm, wenn es einem feindſeligen Kritiker einfällt, ihn anzutaſten, wie es nicht ſelten geſchieht. Allein ſie beobachten nicht immer die Defenſive, ſondern bilden auch mitunter den angreifenden Theil. So hatte erſt kürzlich ein Kopf von untergeordneten Fähigkeiten, der einem gasconiſchen Edelmanne, Herrn Granier de Caſſagnac, gehört, im Intereſſe Hugo's Alexander Dumas in dem Journal-des-Debats heftig angegriffen, welches dieſen veranlaßte, einen kritiſchen Artikel im Impartial einrücken zu laſſen. Schade, daß dieſes Blatt in Paris nicht ſo verbreitet iſt wie das vielgeleſene Debats, allein der Impartial leiht ſich am willigſten zu dieſen Controverſen her, wie ſchon ſein Titel beſagt.

Madame Hugo war, wie alle Pariſerinnen, in Gegenwart eines fremden Mannes ſchweigſam und zurückhaltend.

Man ſollte es nicht glauben; es ſieht für uns auf den erſten Blick wie Mangel an Weltbildung aus, und iſt es auch in der That, mit einer ziemlichen Dosis von Stolz gemiſcht, welcher der Frau des erſten Tragikers nun wol eben ſo wenig ziemt als einer andern, die aber für den Tragiker immer nur ſehr ſchmeichelhaft ſein kann. Eine freundliche, geſchäftige, deutſche Hausfrau, die es der Höflichkeit angemeſſen hält, ihre Gäſte zu unterhalten, vor freundlichem Lächeln nie den Mund ſchließt, und es ſich zur Sünde anrechnen würde, gegen Das, was ſie Höflichkeit nennt, zu verſtoßen, würde vor einer ſolchen Franzöſin zurückſcheuchen. Und doch haben dieſe das Eigenthümliche, daß ſie bei näherer Bekanntſchaft immer liebenswürdiger werden, während unſere freundlich höflichen Frauen bald fad, oft zurückſtoßend ſind, wenn man ſie überraſcht und ſie gerade nicht auf die Feiertagsmiene vorbereitet ſind, die ſie zum Empfange eines Fremden nöthig haben.

Mir ſcheint es ſehr natürlich, gegen Fremde nicht allzufreundlich zu ſein, und ſehr weiblich, wenn man den Fremden kennen gelernt hat, ihn, wenn er es verdient, zu ſchätzen und es ihm durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf welcher Seite iſt hier nun die Wahrheit und wo die Verſtellung?

9.

Schiller's Räuber mit Muſik von Mercadante! Wer in Deutſchland lacht nicht bei dem Gedanken! Und doch gibt es Leute, die dabei ſehr ernſt ausſehen und uns das Lachen ſehr übel nehmen würden; dies ſind die italieniſchen

Sänger, „les bouffes," wie die Franzoſen ſie nicht unrichtig benennen. Bis auf geringe Ausnahmen iſt das Komiſche ihre Sphäre.

Der Maeſtro Mercadante wurde über Hals und Kopf nach Paris verſchrieben, als der liebliche Bellini kurz vor dem Beginne der Saiſon geſtorben war. Er war ſo eilig von Novara, wo er ſich eben aufhielt, nach Paris gereiſt, um dem ehrenvoller Rufe Folge zu leiſten, daß er den beſtellten Operntext nicht abwarten konnte und mit deſſen Fabrikanten, dem bekannten Signor Felice Romani, die Abrede traf, ihm ſolchen ſo ſchnell als nur immer möglich nach Paris zu ſenden. Die Operntextfabrikanten in Italien gehören aber dort nicht zu den angeſehenſten Leuten, und ſolche machen ſich wol in den meiſten Ländern nichts daraus, ihr Wort nicht zu halten; auch Romani that es, der Text kam nicht an. Die Saiſon begann, die Unternehmer wollten die dem Publikum verſprochene neue Oper; Mercadante hatte ſein Album voll der hübſcheſten Melodien, wozu er einſtweilen die üblichen Worte: „Felicità und Amore, trema per lui, per te," oder dergleichen, wie ſie faſt in allen Opern vorkommen, ſich gewählt, und wartete indeſſen frohen Muthes auf Romani's Text. Aber er blieb aus. Schon war die Hälfte der Saiſon zu Ende — und immer noch ſchwebte kein Libretto über die Alpen. Da mußte ernſtlich daran gedacht werden, Rath zu ſchaffen.

In Paris lebte ein Dilettant, Namens Creſcini, Inhaber eines hübſchen Vermögens und einer ſchönen Frau, die bis jetzt zu ihrem Vergnügen Geſang trieb, und großer Freund der ſchönen Künſte; der ſah die Noth ſeines Landsmannes und beſchloß, ihm hülfreiche Hand zu leiſten. Er hatte keine Zeit, ſich lange zu beſinnen, und wie man oft in der Geſchwindigkeit das Zunächſtliegende überſieht, ſo geſchah es auch ihm; er griff nach dem Entfernteſten — griff über den Rhein — in's Herz von Deutſchland — um zu den nichtsſagenden welſchen Melodien eine Unterlage zu finden; er nahm das ſchauerlich-gigantiſche Erſtlingsgedicht Schiller's, und riß und zerrte daran, und kneipte hier mit der Zange ab, ſchnitt dort mit der Scheere zu, formte und modelte ſo lange, bis es ihm gelungen war, aus dem deutſchen Felſen eine franzöſiſche Brioche zu machen, und dann nannte er dieſe Geſchichte I Briganti und fühlte ſich berufen, folgende Erklärung als Vorrede dazu zu geben, die ich hier mit authentiſcher Treue überſetzen will.

„Der Stoff dieſes Melodramas iſt — wie es der Titel genugſam anzeigt — aus der berühmten Tragödie Schiller's gezogen, welche bei ihrem erſten Erſcheinen einen ſo großen Enthuſiasmus erregte. Der italieniſche Dichter glaubte, indem er dieſe Perſonen der Scene und dem Geſange anſchmiegen wollte, einige Charaktere mäßigen zu müſſen, ohne ihnen jedoch gänzlich ihre Phyſiognomien zu rauben. Dieſe Räuber (man höre!), welche in dem deutſchen Drama als eine Bande von Böſewichtern, allen Laſtern ergeben, dargeſtellt ſind, erſcheinen hier wie Männer, die ſich jeder ungerechten Unterdrückung widerſetzen, wie Freunde jener unſchuldigen Unabhängigkeit, die keine Ordnung ſtört, kein Geſetz übertritt. Sie trotzen dem Unglück und ſpotten der Gefahr; der ſchwarze Anblick der Nacht, das Schweigen der Wälder, ein ſtürmiſcher Himmel, die Natur mit ihren geheimnißvollen Schreckniſſen ſagen ihrem Geiſte zu und entſprechen ihrer Neigung. Die andern Charaktere bedürfen keiner Erklärung. — Ich hätte einer Thatſache aus der franzöſiſchen Geſchichte oder der meines Vaterlandes gern den Vorzug gegeben, deſſen Ruhm und Unglück der Poeſie ſo reichen Stoff bietet; aber die Kürze der Zeit und die Wahl, die bereits Andere getroffen hatten, beſtimmten mich zu dieſem Gegenſtande. Wenn es mir geglückt iſt, durch die Behandlung des Stoffes den Talenten, nämlich dem, welches die Muſik ſchreiben wird, und denen, die ſie ausführen ſollen, ein ſchickliches Thema geliefert zu haben, ſo werde ich mich für meine Arbeit reich belohnt fühlen (In esso ben pago di questa mia fatica.) Ich habe geglaubt, dieſe wenigen Worte dem Werke vorſetzen zu müſſen; ſie ſind vielleicht für den Leſer von keiner Bedeutung, ſie waren aber deſto wichtiger für den Schreiber.

Jacopo Crescini."

Es geht wenigſtens hieraus hervor, daß Herr Crescini gewiſſenhafter zu Werke ging, als es üblich, und daß er ſich auf eine dunkle Weiſe auch Rechenſchaft über ſein Beginnen zu geben wußte. Daß er dieſes überhaupt that, verdient ſchon rühmliche Erwähnung, ſo wenig man auch ſonſt mit ihm einverſtanden ſein mag. Um einen oberflächlichen Begriff von dieſer Bearbeitung der Räuber zu geben, genüge es, die Perſonen herzuſchreiben.

Dieſe heißen:

Massimiliano, Conte di Moor, principe del Regno; Ermanno, Corrado, suoi figli; Carlo und Francesco hatte ſich nämlich der Componiſt verbeten, weil er das lange A in der zweiten Sylbe durchaus nicht entbehren konnte, um eine gute Oper über dieſen Stoff zu ſchreiben; dafür blieb aber Amalia d'Edelreich unangetaſtet, da Amalia ganz gut zur Muſik paßt und „Edelreich", dieſer den Italienern ſo barbariſch klingende Name, nicht geſungen wird; Teresa confidente di Amalia, iſt eine Geburt Crescini's, womit er das Stück bereicherte; Bertrando, Solitario, ebenfalls eine Schöpfung des Bearbeiters, denn man denke hier nicht etwa an den Pater Moſer oder ſonſt dergleichen; endlich leſen wir noch Rollero, amico di Ermano unter den Perſonen, der aber von ſeinem Urbilde auch nicht den leiſeſten Zug an ſich trägt.

Wenn wir jedoch nun den Scherz bei Seite ſetzen wollen, ſo läßt ſich unleugbar ſchon aus dieſem Canevas darthun, daß Herr Crescini für ſeinen Zweck geſchickt zu Werke ging. Dieſe Vereinfachung der Handlung, dieſe Zuſammenziehung des Perſonals waren nothwendig, wenn nun einmal Schiller's Tragödie in eine italieniſche Oper umgewandelt werden ſollte. Und wahrlich hierin nur allein liegt das Abgeſchmackte; das Uebrige, was als Folge von dieſem damit vorgenommen wurde, iſt größtentheils nicht zu tadeln. Ich will nun aber das Libretto auf ſich beruhen laſſen und mich nach einer andern Seite wenden. Mercadante's Muſik hat bei uns nie Glück gemacht, und ich ſage es auch dieſer Oper voraus, wenn jemals ein Theater-Director in der Klemme den verzweifelten Entſchluß faſſen ſollte, ſie zu geben. Es iſt eine nichtsſagende Spielerei mit Tönen, dabei von aller Originalität entblößt, nichts weiter; weder Bellini's eigenthümlich ſanfte Melodien, noch Donizetti's mächtige Orcheſter-Effecte werden hier angetroffen; Mercadante bleibt ſtets ſeicht und er wäre nicht zu ertragen, wenn ihm nicht italieniſche Kehlen ihre unvergleichliche Kunſt liehen. Den Vortheil, der ſich ihm hier bot, für die beſten Stimmen Italiens zu ſchreiben, hat er gehörig ausgebeutet; er hat mit vielem Geſchick und ziemlichem Geſchmack Schwierigkeiten gehäuft, die jedoch für ſeine Virtuoſen keine mehr waren. Dies iſt ein Vorzug, wenn auch nur ein geringer, den man — um gerecht zu ſein — anerkennen muß. Lablache und Julie Griſi zeigen ſich als vollendete Künſtler. Ihr großartiger, herrlicher Geſang wird von einem leidenſchaftlichen Spiele unterſtützt; beſonders wäre das Spiel, welches die Griſi in einigen Scenen der Oper entfaltet, ſo mancher deutſchen Amalia von Edelreich zu wünſchen; dazu die köſtliche Stimme, die reizende Geſtalt, der ausdrucksvollſte Kopf, den man ſich denken kann. Im Schmerze und in der Trauer iſt ſie wahrhaft ſchön, ein ſo künſtleriſch ſchönes Bild, wie uns das Theater ſelten eines zeigt! Lablache hat im dritten Acte ſeine Höhe, wo er in der Kleidung eines Kriegers bald kämpfender Held, bald zürnender Vater iſt, und zuletzt dem Schmerze erliegt. Minder ausgezeichnet im Spiel, wenn gleich vollendet im Geſange, iſt Tamburini's Corrado. Daß von einem deutſchen Franz hier nicht die Rede ſein kann, wird der Leſer aus der vorhergegangenen Erörterung ſchon wahrgenommen haben, allein meines Bedünkens fehlt der Leiſtung jede Haltung, und nur das Coſtüm und die hergebracht üblichen Actionen heben den Sänger aus dem Bereich des Kammergeſangs in die dramatiſche Region. Bei uns in Deutſchland findet ſich das wol häufig, und ſelbſt bei andern Vorwürfen noch, allein im Théatre-italien zu Paris iſt man nicht daran gewöhnt. Rubini endlich als Ermano iſt hierin wie überall ein unvergleichlicher Tenor, deſſen Geſang eine unwiderſtehliche Wirkung übt. Er begnügt ſich damit, zu rühren und zu entzücken, ſein Spiel iſt ſtets angemeſſen, aber gleichförmig, eine Ausmalung wie von einem Schauſpieler fordert man nicht von ihm; am meiſten wirkt er durch ſeine ſchmelzenden Töne in ſeiner Reue, in der Klage, in den zärtlichen Liebesergüſſen.

Es iſt ein Genuß eigener Art, dieſes ſeltene Kleeblatt von vier Künſtlern zu hören, es iſt ein Genuß, zu dem man ſich mit vollem Rechte drängt; beſſere Gelegenheit als in den Ländern findet ſich ſchwerlich, ſie zuſammen zu bewundern, ſie ſind faſt gleich darin betheiligt; man hört ſie in ihrer ganzen Virtuoſität neben einander. Dies iſt der Grund, daß die Oper ſo beſucht wurde; dies die Urſache, daß der Saal von fanatiſchem Beifall erſchallte; hierzu kommt noch, daß man ſie wenig wiederholen konnte, da ſie erſt kurz vor dem Ende der Saiſon fertig wurde, und daß daher noch viele Dilettanti ihre Luſt gar nicht befriedigen, keiner jedoch ſich daran ſatt hören konnte. Im folgenden Jahre iſt dieſes Werk nicht wiederholt worden.

Ich hoffe, daß es nach Deutſchland nicht verpflanzt werden wird, denn ich müßte mit Schaudern daran denken, wenn mir die Möglichkeit dazu vorſchwebte.

10.

Wir ſind in der Rue Laffitte.

Am obern Ende derſelben, im Hofe, liegt das ſchöne Hôtel, das einſt der Mann bewohnte, welcher dieſer Straße den Namen gab. In ſeinen gaſtfreundlichen Sälen ſah ſich das Talent geehrt und unterſtützt; es brachte Ruhm und Glück, hier aufgenommen zu ſein; die Erſten und Edelſten der Geſellſchaft waren hier vereinigt; jetzt werden dort Bälle gehalten, zu denen der junge Burſche die Griſette führt, und Vergnügungen für Geld ausgeboten. Der Beſitzer iſt daraus vertrieben und Niemand kümmert ſich mehr um den alten, unglücklichen Patrioten — ſelbſt Die nicht, die ihm danken ſollten!

Am andern Ende dieſer Straße, dem Boulevard zu, ſehen wir zwei Häuſer, die mit Nummer 15 bezeichnet ſind. Durch einen Thorweg gelangt man in einen weiten Hof, in deſſen Hintergrunde ſich die Hôtels zeigen. Von beiden

Seiten des Thorwegs ziehen ſich unanſehnliche Fronten mit kleinen Fenſtern. Wir treten durch das eine Thor. Auf einer Seitenthür leſen wir Bureau-des-Couvens; Alles iſt ſtill; die Einfaſſung des Hofes beſteht aus Bureaux, Remiſen und Stallungen; wir erblicken Niemand. In der einen Ecke ſteht ein eleganter Wagen. Das Hôtel hat außer dem Erdgeſchoſſe nur ein Stockwerk. Es iſt mit Pilaſtern geziert und in einem edeln Style gebaut, etwa wie die Villa eines reichen Engländers. An den Altanen und Geländern ſchimmert Goldbronze; die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwiſchenräume mit großen Fenſterſcheiben aus einem einzigen Stücke geſchloſſen ſind. Eine jede mag wol ein Paar Tauſend Franken gekoſtet haben. Drei große Bronzelaternen von reicher und eleganter Arbeit, doch nicht in dem vor Kurzem noch ſo modern gehaltenen Geſchmack, hängen in der Halle.

Wir treten links durch eine hohe Glasthür und befinden uns in einem nicht geräumigen Treppenhauſe. Es iſt mit einem Teppich verſehen, Marmorſtatuen ſtehen in den Ecken, die hohen Fenſter ſind ebenfalls aus einem Stücke; Alles iſt hier angenehm durchwärmt; die Heizung des Hôtels geſchieht durch Röhren. Vor uns liegen die Feſtſäle, die Gemächer zum großen Empfange.

Der Entréeſaal iſt reich mit geſchnitzten Holzarbeiten bekleidet, die Thüren und Pfeiler, Alles mit den zierlichſten Arabesken bedeckt; eine längſt vergangene Zeit weht uns hier an. Wir erinnern uns nur, in alten Schlöſſern, auf Gemälden oder in Theater-Decorationen Dergleichen gefunden zu haben, hier iſt aber noch Alles neu und friſch. Es iſt der Geſchmack aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Künſte, le goût de la renaissance, als unter Franz I. Leonardo da Vinci in Frankreich lebte und durch ſeinen Einuß die Kunſt wieder eine Stimme bei der Ausſchmückung nſerer Wohnungen erhielt. Es iſt zwar noch immer da an jene ſchwerfällige Pracht der früheren Zeit unver ennbar, aber die barocke Geſchmackloſigkeit iſt daraus ent ernt, und Alles athmet einen edeln Charakter und Geſch In beiden Seiten der mit Holzbasreliefs bedeckten Thüren auſchen dicke Teppiche in ſchweren Falten, und die Fenſter nd mit denſelben Teppichen umhängt. Der nebenanſte ende Billardſaal zeigt denſelben Schmuck und dieſelbe Ein achheit. Hier ſieht man noch nichts von Vergoldungen; nige ſchöne Gemälde in Holzrahmen, welche mit dem Ge äfel übereinſtimmen, zieren die Wände. Von hier tritt an in eine hohe Galerie, welche die ganze Breite des Ho els einnimmt; ihre Länge wird durch zwei koſtbare Spie el, die an jedem Ende angebracht ſind, bedeutend vermehrt. Die eine Seite iſt ganz von Glas, und längs derſelben ſte en in großen Baſſins von Bronze die ſeltenſten Pflanzen nd Torfgewächſe. An der andern Wand laufen Divans, nd eine blendende Reihe von Kronleuchtern ſchwebt von er Decke hernieder. Ein jedes der Zimmer hat ſeinen Ausgang nach dieſer Galerie, und bei dem letzten Feſte, as in dieſem Hôtel gegeben wurde, machte ſie in ihrer rachtvollen Beleuchtung und dem Blumenſchmucke einen underhaften Eindruck, den ſelbſt die pariſer hohe Welt anz unerhört fand, obgleich ſie doch an Eindrücke dieſer rt, wie keine andere, gewöhnt iſt. Der große Salon, en wir zunächſt betreten, zeigt herrliche encauſtiſche Ma eien der berühmteſten Meiſter der neueren franzöſiſchen chule zwiſchen ſeinen reichen Vergoldungen. Kamin und iſche von weißem Marmor mit Sculpturen, Statuen uf Piedeſtalen, Uhren, Girandolen und Kronleuchter, Alles n ausgeſuchteſten Geſchmacke des oben angedeuteten Zeital tens. Eine doppelte Reihe von Armſeſſeln, mit prächtigen großblumigen Seidenſtoffen, zieht ſich an den Wänden hin; an den hohen Bogenfenſtern Doppelvorhänge von Seide umhüllen die Fenſter, die herabgelaſſen werden, und darüber die koſtbarſten Sammetdraperien, Seſſel und Divans am Kamine wundervoll hoch, breit und bequem, wie es unſere Voreltern liebten, und alles Uebrige im Einklange.

Es würde nicht möglich ſein, hier in eine umſtändliche Beſchreibung einzugehen, ohne die Leſer durch Wiederholungen zu ermüden. Nur des gelben Salons will ich noch erwähnen, der ſich durch ſeine höchſt geſchmackvolle Einrichtung auszeichnet; beſonders ſind hier der Kamin und die Tiſche von einer bewundernswerthen Arbeit. Dann gibt es noch in dieſem Erdgeſchoſſe einen Speiſeſaal für große Diners, daneben den Concertſaal und zwei Tanzſäle. Das Local iſt zur Aufnahme von 3000 Perſonen geeignet. In dem obern Stockwerke ſind die Wohnzimmer der Familie mit gleicher Pracht eingerichtet, doch kleiner und mit mehr auf Wohnlichkeit gerichteter Aufmerkſamkeit möblirt.

Dies iſt das Hôtel des jüngern Freiherrn von Rothſchild, das derſelbe erſt vor Kurzem durch den ſeines Geſchmacks wegen bekannten Director der großen Oper, Herrn Duponchel, auf dieſe Weiſe einrichten ließ. Prächtiger noch, obgleich verwildert, war das daneben liegende Hôtel des ältern Freiherrn Salomon von Rothſchild, der ſeinen Wohnſitz von Wien erſt vor wenigen Jahren hierher verlegte. Das Hôtel gehörte einſt der Königin Hortenſe und wurde mit 7 oder 800,000 Franken von dem jetzigen Beſitzer bezahlt.

Auch hier iſt der goût de la renaissance in Anwendung gebracht. Die Feſtſäle ſind gleichfalls im Erdgeſchoſſe, und eine mit Blumen beſetzte Treppe führt in die

Wohngemächer im obern Stock. Alles iſt hier noch in größerem Style. Ein Portier ſteht in der Halle und die Bedienten ſind in glänzender Livree. Im Vorſaale befindet ſich der meldende Kammerdiener ebenfalls en tenue, und ein Schreibtiſch ſteht in der Mitte, damit die Beſuchenden ihre Namen aufſchreiben.

Nach dem Entréſaal tritt man in den Salon d'Attente und von dieſem in den großen Salon. Alles iſt wieder hier mit encauſtiſchen Gemälden und den reichſten Goldverzierungen überdeckt. Dazwiſchen nehmen die prächtigſten Spiegel den Raum ein. Coloſſale Seſſel ſtehen rings an den Wänden, aus Goldbronze gegoſſen, mit den zierlichſten und geſchmackvollſten Gebilden. Thier- und Menſchen-Geſtalten, durchflochten mit Laubwerk, man ſtaunt, wenn man dieſe Seſſel betrachtet; ſie ſind auf großen Rollen, um ſie von ihrer Stelle bewegen zu können. Man ſagte mir, daß ein einziger die Summe von 12,000 Franken gekoſtet haben ſoll. Dies möge als Maßſtab der übrigen hier zur Schau gelegten Pracht gelten. Die Galerie, obgleich viel reicher als in dem andern Hôtel, macht jedoch bei Weitem nicht zugleich jenen freundlichen Eindruck; beſonders aber muß ich hier noch eines blauen Saales erwähnen, worin braune Möbel mit weißem Seidenſtoffe auf einer blauen Eſtrade ſtehen, welches ſich ſehr gut ausnimmt; der Speiſeſaal iſt ganz mit Täfelei aus ſeltenen Holzarten und Schnitzwerk überdeckt.

In dem obern Stockwerk, wo ſich neben den Wohnzimmern die Säle zum gewöhnlichen Empfang und die Geſellſchaftsgemächer der Familie befinden, iſt noch immer ſo viel Glanz verbreitet, daß manche unſerer reichſten und vornehmſten Häuſer kaum genug haben würden. Das Appartement des Freiherrn Salomon, aus drei Piecen beſtehend, dem Cabinet, dem Schlafzimmer und dem Boudoir, iſt mit ſogenannten incruſtirten Möbeln aus dem koſtbarſten Holze beſetzt und zeichnet ſich durch einen einfachen Geſchmack aus.

In dieſem prachtvollen Palaſte herrſchte die tiefſte Stille. Der Portier, die Livrée, der meldende Kammerdiener, Alles ſtand auf ſeinem Poſten und hatte nichts zu thun. In dem einen Saale, neben den Wohngemächern, ſaß eine fremde Dame am Kamin, die auf eine Audienz zu warten ſchien; der Beſitzer befand ſich in Wien, und in dem reichen Wohnſalon ſaß auf dem Divan eine Matrone, leiſe überlegend, in einfachern, von den gegenwärtigen ſehr verſchiedenen Verhältniſſen erzogen, nun von all' dieſer fremdartigen Pracht umgeben, durch ihren Reichthum auf des Lebens Höhe gehoben — die alte Freifrau von Rothſchild aus Wien, und ihr zur Seite eine verwandte Seele, mit der ſie vertrauliche Herzensergießungen tauſchen konnte, und gleichfalls Matrone, Madame Beer, die Mutter des berühmten Componiſten.

Wenn ich mir die alte Freifrau denke, den glänzenden Hofſtaat, der ſie umgibt, die blumenbeſetzte Treppe, die zu ihr führt, das ganze ariſtokratiſche Ceremoniell, um zu ihr zu gelangen, und endlich ihre Einſamkeit, verlaſſen von ihren früheren Freuden und Genüſſen, ausgeſchloſſen von der Welt, zu der ſie nun eigentlich ſich zählt — da kann ich mir die Freude vorſtellen, die ſie empfindet, wenn endlich die wackere alte Madame Beer aus Berlin bei ihr erſcheint, mit der ſie ſich nun ſo recht ausſprechen kann — nicht im gezwungenen franzöſiſchen Idiom, nicht in den geſchraubten Ausdrücken der hohen Welt, die ihr nie geläufig werden konnten, ſondern ungenirt, und hie und da an den Jargon ſtreifend, der ihr angeboren wurde. Es iſt für keinen Menſchen etwas köſtlicher und erfreulicher, als ſich bei dem angeborenen

Jargons zu bedienen, und daher ſind alle armen affectiren den Narren, die ſich zieren und ſpreizen, ſtets zu beklagen.

Die Rothſchilde haben jedoch vollkommen recht, ſich auf dieſen höchſten Fuß eingerichtet zu haben; er ziemt ihrer Bedeutung und ihrem Standpunkte, und Niemand kann ſie deshalb tadeln.

Noch einen andern Beſuch hatte ich in der Rue Laffitte abzuſtatten. Börne wohnte hier. Er hatte ſich für einen Schriftſteller und — was noch mehr ſagen will — für einen deutſchen Schriftſteller in Paris mit einem ziemlich ariſtokratiſchen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht ſehr aufgeſchmückten Cabinet, Börne im ſeidenen Schlafrock. Ich fand ihn bedeutend gealtert und kränklich ausſehend. Er lebte zurückgezogen und ging wenig aus; bei ſchlechtem Wetter verließ er nie das Haus. Er wun-erte ſich, daß ſeine Balance in Deutſchland nicht ſtärker iehen wolle, in Frankreich wurde ſie ohnehin nur wenig geleſen, und ſo war er denn Willens, ſie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu laſſen. Ueber die neueren Litera-urzuſtände in Deutſchland äußerte er ſich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es ſeine Art war. Ich fand ihn o ziemlich von Allem unterrichtet. Er führte eine ausge-reitete Correſpondenz. Die neuen Erſcheinungen fehlten hm auch nicht, da er viel zugeſendet erhielt. Das Neueſte ar der Lenau'ſche Fauſt, den er jedoch nicht in ſeiner Balance beſprechen mochte. „Er habe bei dieſer Gelegen-eit auch viel gegen Goethe auf dem Herzen, das er her-uſagen müſſe, es ſtreite aber gegen ſein Gefühl, in fran-öſiſcher Sprache etwas gegen Goethe zu ſagen, und dadurch e Hochachtung, welche die Franzoſen vor ihm haben, zu oren. Auch ſei er im Franzöſiſchen in ſeinem Uebergang zu ſehr gehemmt; hundert Dinge müſſe er ganz übergehen.“ Dies ſagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neueſtes Werk in einer deutſchen Zeitſchrift ſein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte des Aprils pflegte Börne Paris zu verlaſſen, um ſeinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil zu beſuchen.

Das Jahr war aber kaum verſtrichen, ſo hatte er für Winter und Sommer die kleine, ſtille Wohnung auf dem Pere la Chaiſe bezogen.

II.

Was Paris dem Fremden ſo angenehm erſcheinen läßt, iſt die ausgebildetſte, großartigſte Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft. Man denke ſich darunter nicht das deutſche: „Auf ein Gericht gern geſehn!“ nicht die Aufnahme fremder Perſonen in den Haus- und Küchenorden, nicht die Zumuthung, an den Freuden und Leiden unbekannter Haushaltungen nolens volens Theil nehmen zu müſſen, nicht jene erdrückende Höflichkeit, jenes Nöthigen, jene ſteife, lächerliche Etikette; dies Alles verdient weder die Benennung „ausgebildet“ noch „großartig.“

Welch ein Dämon fährt in ſolch einen kleinſtädtiſchen Egoiſten, wenn er mit einem Male ſeine unanſehnlichen Zimmer Fremden öffnen und die beſchränkte Frau mit ſeinen kleinen Rotznäschen, mit allem Spielzeugtrubel und häuslichem Lärm — Gegenſtände, die ihn entzücken und rühren — andern Unbekannten zeigen will, und dies für Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft und dankenswerthes Beginnen

hält! Der Beſitzer eines kleinen Gartens, der darin einen
blühenden Apfelbaum hat, iſt darüber außer ſich und ladet
ſeine Freunde ein, um ihnen den Baum zu zeigen, und
meint, ſie müßten wie er außer ſich gerathen; denn er hat
eine Augen für alle Blüthenpracht, die ihn in der weiten
egend umgibt, oder er bildet ſich ein, ſo wie ſein Baum
lühe keiner. Wie lächerlich ſind dieſe Egoiſten! Wen hät-
en ſie nicht ſchon mit ihrer Manie gequält? Und wie
roß und glücklich und frei fühlt ſich Der, welcher ſich nie an
einlichen Beſitz kettete und den großen ungezwungen mitge-
ießt, als gehöre Alles ihm, ohne Neid, ohne Luſt am Beſitz
lbſt und mit ſchönſtem Behagen. — In Paris lernt man
as kennen, wo die reichen und Vornehmen, die Begünſtig-
n des Glücks, die Männer von Talent und von Anſehen
h dieſem Genuſſe ganz hingeben und der köſtliche Beſitz
s Einzelnen ſo recht eigentlich zum Gemeingut wird.

Wer einen berühmten Namen hat, ſieht die beſte Ge-
lſchaft, berühmte und vornehme Welt bei ſich, und gäbe
ihr nichts als Zuckerwaſſer zur einzigen Erfriſchung.
er Maler öffnet ſeine Salons, die mit Gemälden ge-
mückt ſind; der Muſiker erfüllt die ſeinigen mit den aus-
uchteſten Klängen; der Schriftſteller vereinigt die geiſt-
hſte Converſation; der Finanzier endlich läßt Champag-
ſtrömen und Delicateſſen präſentiren und zieht alle
rande der bonne chère aus der Kunſt und Literaturwelt
ſich hin. Hier vereinigen ſich die Zierden der Geſell-
ſt, um ein neues geiſtreiches Stück aufzuführen, dort
t man die bewunderten Künſtler der italieniſchen Oper,
ſieht man die ſchönſten, graziöſeſten Weiber, dort hört
n die verehrteſten Dichter, die berühmteſten Gelehrten,
Heroen der Literatur. Niemand ſtellt, nach dem gemei-

nen Sprichwort, ſein Licht unter den Scheffel; ein Jeder läßt es leuchten, ſo hell es nur immer leuchten will.

Die Kette der Soiréen, die ſich in Paris wie Zauberbande um uns legen, ſollte man eigentlich zum größten Theile kennen, um über das Pariſer Leben ſein Votum abzugeben berechtigt zu ſein; was ſich uns auf den Straßen zeigt, iſt — ſo überraſchend es für den Ankömmling auch ſein mag — nicht werth, daß man lange dabei verweile. — London iſt größer, überraſchender, glänzender darin, und wer beide Städte kennt, nennt Paris ein Dorf im Vergleich mit London! Aber in geſellſchaftlicher Beziehung wird Paris immer höher ſtehen, denn alle Almacks und Raouts ſind nur Karikaturen der Geſellſchaft, die ſich in Frankreichs Hauptſtadt in ihrer feinſten, geiſtreichſten Blüthe präſentirt.

Für Leute, die gern ſehr bequem ſind und früh ſchlafen gehen wollen, werden die Soiréen in Paris, trotz ihrer Ungemüthheit, doch immer einigen Zwang mit ſich führen. Vor zehn Uhr kann man nirgends hin, und da man ſtets mehre an einem Abende beſucht, ſo dauert der Spaß bis ziemlich in die Nacht, oder vielmehr in den Morgen hinein.

Ich kannte die Soiréen bei dem alten Maler Baron Gerard noch nicht, obgleich ſie ſchon ſeit vielen Jahren Mittwochs beſtanden haben und ſich durch alle Zeitverhältniſſe und Staats- und Geſellſchafts-Revolutionen erhalten, mithin von wahrhaft geſchichtlichem Intereſſe waren. Man fand dort die Elite der Künſtlerwelt und ſtets viele ausgezeichnete Fremde. Ein Freund verſprach, mich dort einzuführen, und ich legte willig einige Tage meinem Aufenthalte zu.

Ich kam aus einer muſikaliſchen soirée par excellence, Ohr und Herz noch voll der herrlichſten Töne, und mußte meinen Freund im Miniſterium des Innern abholen, wo er einer halbdiplomatiſchen Soirée bei dem General-Sekretär, Herrn Edmund Blanc, beiwohnte, wo Montalivet, Thiers und eine Menge anderer Perſonen gegenwärtig waren. Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Weg nach der weit entlegenen Rue St. Germain des Prés. Es war bereits ſpät und wir beſorgten, daß die Geſellſchaft bei Gerard nicht mehr ſehr zahlreich ſein würde. Vor der Thüre zeigte uns jedoch eine ſtattliche Wagenreihe, daß wir nichts zu beſorgen hatten. „Wir ſind noch nicht die Letzten,“ ſagte mein Freund, indem er die vielen Mäntel im Vorzimmer gewahrte.

Herr und Madame Gerard waren ein Paar liebenswürdige Leute, und der ſiebenzigjährige Maler, obgleich ſo leidend, daß er den ganzen Winter nicht ausgehen konnte, gab dennoch ſeine Soiréen nicht auf und opferte ſeinen koſtbaren Schlummer dem gewohnten Vergnügen, der Unterhaltung ſeiner Gäſte. Das war mindeſtens nicht philiſterhaft. Und ſo hat er es bis zu ſeinem vor kurzem erfolgten Tode gehalten.

Die Salons waren mit Gemälden des Wirths und mit Kupferſtichen nach ſeinen Gemälden decorirt; der berühmte Beliſar und der Homer leuchteten mir ſogleich beim Eintritte entgegen. Die Geſellſchaft hatte ſich in drei Salons und dem Schlafzimmer vertheilt, und die Converſation war allgemein. Ich lernte dort die Gräfin Guiccioli, eine von Lord Byron's Geliebten, kennen, eine noch immer ſchöne Frau, mit einem ſchmachtenden, blonden Kopfe. Eine andere ehemals berühmte Schönheit, die ſich jedoch nicht ſo conſervirt hatte, Signora Graſſini, die Sängerin, bekannt wegen ihres Verhältniſſes zu Napoleon, die einſt berühmte Pigane, die von ihrem früheren Aufenthalte in Wien noch ziemlich gut deutſch ſprach, und Signora Creſcini, die wunderſchöne Frau des Dichters der Briganti, waren zugegen. Dieſe hatte bereits geſungen und ihre Stimme und ihre Kunſt Alles in Extaſe verſetzt, als ich ankam. Man bat ſie noch einmal zu ſingen und die Ankunft Meyerbeer's, auf den Alles mit dem Ausrufe: „Ah, Maeſtro! was haben Sie verſäumt!“ hinſtürzte, bewog die liebenswürdige Frau, ſich wieder zum Flügel zu ſtellen. Sie beſitzt in der That einen mächtigen und zugleich lieblichen Contrealt; die Manier iſt ſo brillant und modern, als man nur vorausſetzen konnte. Dabei der ſchönſte Mund, der ſich auf das anmuthigſte öffnete, die ausdruckvollſten Augen, ein belebter Ausdruck und ein bewegter dramatiſcher Vortrag, kurz ein Zuſammen, das feſſelt und entzückt! Alles lauſchte, und als ſie geendigt hatte, wurde der Athem zurückgehalten und Niemand wagte ſeinen Beifall zu äußern; eine zarte Aufmerkſamkeit für den Gran-Maeſtro, der zugegen war, und erſt nachdem Meyerbeer ſein Bravo und einen italieniſchen Zuruf laut werden laſſen, ſtimmte die Verſammlung froh und rauſchend ein. Mich freute es, daß er ſich während des Sturmes freundlich zu mir wandte und mir vor Allen auf deutſch zurief: „Wahrhaftig! ſehr gut!“ Es liegt eine eigene Herzlichkeit darin, wenn ſich zwei Landsleute, laut vor Fremden, ſo vertraulich etwas ſagen können.

Ich unterhielt mich mit dem witzigen Dantan, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigte und dabei einer der ausgezeichnetſten Bildhauer iſt, die jetzt in Paris leben, und freute mich ſeines ſo gutmüthigen, einfachen und beſcheidenen Weſens. Nur wenn man dieſe Perſönlichkeit kennt, wird es erklärbar, daß man ſich ſo übereinſtimmend das Wort gegeben hat, ſeine Malicen ruhig hinzunehmen und mit den Lachern zu lachen, ohne dem Künſtler zu grollen.

Auch Ancelot ſprach ich hier, einen artigen, ganz bur-

[illegible] Mann, der ſich durch ſeine Stücke für das Vaudeville-Theater, namentlich die Genrebilder aus der Pompadourzeit, ein hübſches Vermögen und einen guten Ruf gemacht hat. Wie ich ſo mit ihm ſpreche, erſchrecke ich faſt ein wenig, von einer Rockklappe geſtreift zu werden, an der ein großes Kreuz von ſchwarzem Eiſen herabhängt. Ich ſehe nun genau hin und erkenne deutlich das eiſerne Kreuz, jenes Siegeszeichen des Jahres 1813, das die gutmüthigen Franzoſen in ihren Salons herumſtreichen laſſen. In der That aber vermuthe ich, daß die Leute ſeine rechte Bedeutung nicht kannten. Hiermit entſchuldige ich allein den Träger; denn man mag ein ſolches Zeichen noch ſo werth halten, ſo iſt es doch jedenfalls in den Salons der Künſtlerwelt ganz überflüſſig, wo nur das Talent Anerkennung findet, und könnte hier abgelegt werden, ohne ſich ſelbſt, dem Zeichen und der Liebe dazu den geringſten Eintrag zu thun.

Das eiſerne Kreuz aber und einige deutſche Worte, die ich ſeinen Inhaber mit einer Dame ſprechen hörte, führten mich zu der Bekanntſchaft des Geheimenrath Koreff, des ehemaligen Leibarztes des Fürſten Hardenberg. Er iſt ein feingebildeter und in der höhern Geſellſchaft gern geſehener Mann, dabei einer der geſuchteſten Aerzte in Paris, beſonders Deutſchen ſehr zu empfehlen, deren Natur der franzöſiſchen Tiſane widerſtrebt.

12.

Wie durch ein Wunder ſtand ich heute mit einem Male vor Robert's venetianiſchen Fiſchern. Ein Bild voll Leben und Ausdruck. So unbedeutend ſein Gegenſtand iſt, ſo überſtrahlt es doch die großen Schlachten und frommen Bilder ſämmtlich. Es iſt das Geſtade von Chioggia und die Familie ſchickt ſich an, auf den Fiſchfang zu gehen. Die Köpfe ſind ausdrucksvoll und charakteriſtiſch, das Coſtüm treu und doch nicht bunt, und das Licht iſt ſo natürlich, hell und durchſichtig, als hätte es der Künſtler der Sonne entwendet. In der Mitte ſitzt ein Jüngling, der zum Bilde herausſchaut, mit ſchwermüthig nachdenklichen Zügen, faſt fremd dem Treiben um ihn, und mit einem geheimnißvollen Intereſſe die Blicke feſſelnd; dies ſoll das Porträt des unglücklichen Künſtlers ſein, der in den Wellen ſeinen frühen Tod ſuchte. Ich dachte mir ihn ſo und es erfüllte mich mit wehmüthiger Freude, ihn ſo zu finden.

Nächſt dieſem Gemälde nenne ich ein anderes, das einen mächtigen Eindruck auf mich machte, wenn es gleich einen vollſtändigen Gegenſatz zu jenem bildet. Es iſt das Ave Maria der Hirten in der römiſchen Campagna, von Bodinier gemalt. Die öde, ſanfthügelige Landſchaft, über die ſich ein ſüdlicher Abend mit allen ſeinen ſchimmernden Lufttinten zu verbreiten beginnt, und der glühende Horizont mit leichten Wolken, an dem ſich die hohen Geſtalten der andächtig betenden Hirten abzeichnen. Im Vorgrunde die dunkeln Schafe mit dem Hund. Eine feierliche Ruhe ſpricht aus dem Bilde; eine milde, faſt lautloſe Nacht; nur das ferne Läuten ſcheint einförmig durch die Stille zu dringen. Die Harmonie der Farbengebung iſt herrlich und der Eindruck unwiderſtehlich. Franzöſiſche Kunſtrichter haben dieſem Bilde einen hohen Rang zuerkannt, und abgeſehen von dem Verdienſte des Malers als ſolcher, ſo iſt es ihm wie Wenigen gelungen, das Gemüth des Beſchauenden mächtig zu rühren.

Eine Kette, wie man gewöhnlich die aneinander gefeſſelten Galeerenſclaven, welche nach dem Bagno abgeführt werden, benennt. Der Stoff iſt aus Maſſon's Werkſtatts-Erzählungen genommen. Die Köpfe der Verbrecher ſind ausdrucksvoll ohne Uebertreibung, wozu ſich unſere jetzige ſogenannte romantiſche Kunſtwelt ſo leicht bei ſolchen Gegenſtänden verleiten läßt. Ein armer Teufel iſt darunter, der unſere Theilnahme in Anſpruch nimmt; er wendet den Kopf und blickt nach einem Wagen, worin Bauern ſitzen, die ihm in glücklichen Tagen vielleicht nahe ſtanden und ſeinem unverſchuldeten Looſe nunmehr Theilnahme, vielleicht Troſtworte ſpenden. Dies macht einen erhebenden Eindruck.

Von Goldſchmidt iſt eine Frau in algieriſchem Coſtüm, von brillantem Colorit und gutem Effecte, mir auffallend rſchienen.

Aber von größerer Wirkung iſt eine Scene des Weltendes von Charles Lefebure. Die Gluth, die den Erdball verzehrt, die als verglimmender, ſtrahlenloſer Feuerball im Aether ſchwebende Sonne, der nächtliche Dunſtkreis und die bleichen, fahlen, nackten Körper der Menſchen erfüllen uns mit Schauer. Einzelheiten ſind vortrefflich, und Phantaſie ſt dem Maler nicht abzuſprechen; bei dem Allen iſt das Ganze aber ſo grell, daß man ſchnell wieder die Blicke von er Tafel wegwendet.

Die Tochter Jephtha's von einem Deutſchen, Heinrich ehmann, hat trotz der Manier, die aus dem Bilde ſich u erkennen gibt, und des wunderlichen Colorits, Verehrer efunden. Die Zeichnung iſt ſtreng und Ingre's Einfluß icht zu verkennen. Als Gegenſatz konnten die Jäger an er Küſte der Picardie gelten, von Lebrun gemalt, die nicht eit davon hingen. Reine Natur, Porträtirung, nichts von höherer Intention bemerkbar, aber eine Wahrheit und Treue, die immer wieder die Blicke hinzog.

Von Lepaulle war eine Reihe von mancherlei Gegenſtänden ausgeſtellt; das Meiſte waren Porträts. Sein geſchickter, ſaftiger Pinſel war dabei wol beſonders zu rühmen. Hündchen, Pferde, Menſchen; eine Odaliske, ein Reiter, eine Tänzerin im Theatercoſtüm u. ſ. w., Bilder, wie ſie die Laune der Reichen hervorruft und reich bezahlt. Lepaulle dient dieſer Laune gern und rettet daraus ſo viel Kunſt, als ihm nur immer möglich iſt.

Leſſore lieferte die verſchmachtende Hagar in der Wüſte, im Mutterſchmerze aufgelöſt, neben ihrem Kinde. Ein troſtloſer Gegenſtand; die Auffaſſung nicht großartig. Die Wüſte ſpielt dabei eine zu umfangreiche Rolle.

Von Steuben forderte eine große Tafel die Aufmerkſamkeit heraus. Es iſt Johanna von Caſtilien, Karl's V. Mutter, die ſich von ihrem heiß geliebten, jung verſtorbenen Gatten nicht trennen wollte und darüber wahnſinnig wurde. Sie bekam ſeit dieſer Zeit den Beinamen: „la folle!" Sie kniet hier, in Wahnſinn aufgelöſt, neben der prächtig geſchmückten Leiche und fodert ihre Wiederbelebung vom Himmel. Der Ausdruck iſt etwas zu theatraliſch; die George könnte dazu geſeſſen haben; gemalt iſt das Bild mit großer Vollendung.

Am reichſten war die Ausſtellung mit Schlachten bedacht. Viele ſind auf Beſtellung des Königs, des Herzogs von Orleans und anderer hohen Perſonen entſtanden.

Horaze Vernet nimmt hier den erſten Rang ein. Er hat die Schlachten von Jena, Friedland und Wagram gemalt, und obgleich er es verſchmähte — ich weiß nicht aus welchem Grunde — ſeiner Hauptfigur außer dem Coſtüm irgend einen Schein von Aehnlichkeit mit dem Originale zu verleihen, ſo iſt doch der verſchiedene Ausdruck in dieſen drei Kaiſerköpfen bemerkenswerth. Bei Jena iſt es der zürnende Kriegsgott; bei Friedland ſieht Napoleon mit einer ſchwärmeriſchen Freude aus dem Bilde heraus; bei Wagram zeigt ſich die vollkommenſte Ruhe in ſeinem Kopfe.

Scenen auf Kriegsſchiffen waren auch nicht ſelten; ſie waren wol größtentheils durch die jetzige Vorliebe für Seeſchilderungen entſtanden, die ſich auch in der Literatur kundgibt und von Sue und Capitain Maryat genährt wird. Die Verſenkung eines todten Seeofficiers in das Meer iſt ein ſchön gemaltes Bild; einige Schiffbrüche reiheten ſich dieſem an.

Alles, was ich hier wiederzugeben ſuchte, ſind die oberflächlichen Eindrücke, wie ich ſie empfangen, von einem tiefern Kunſturtheil kann hier nicht die Rede ſein. Ich habe ſicher manches Vortreffliche überſehen und Einiges hat mich angeſprochen, an dem Andere theilnahmlos vorüberſchweiften. Ich laſſe mich jedoch in dieſen Fällen gern gehen und ſehe mich weder nach gedruckten Notizen, noch nach lebenden Ciceronen um, die Auge und Urtheil vorhinein zu beſtechen ſuchen. Viel lieber iſt es mir, mich durch den Gegenſtand, die Farben, die Behandlung des Kunſtwerkes ſelbſt beſtechen zu laſſen; wird mein Urtheil dann auch ſchief ſein, ſo iſt es doch wenigſtens aus meiner innerſten Individualität hervorgegangen und hat dadurch noch immer einigen Werth, während das Nachgebetete und tauſendmal Dageweſene völlig werthlos iſt.

13.

Janin lebt auf großem Fuße, von allen Schriftſtellern wol auf dem größten, aber nichts Ariſtokratiſches iſt dabei, wenn es ſich nicht allereigentlichſt auf einen verfeinerten Lebensgenuß bezieht. Seine Wohnung liegt in der Nähe des Luxemburgs, in der breiten, reinlichen Straße du Tournon, wo es eben ſo wenig Lärm gibt, als im Marais. Hier iſt der Sitz jener alten Geſchlechter, die zum Theile noch mit der jüngeren Linie, die jetzt auf dem Throne ſitzt, ſchmollt. Janin's Hotel iſt groß und bequem, eines der beſten, die man in Paris findet, im eigentlichen Sinne comfortable.

Iſt man die breite, nicht hohe Treppe hinauf gelangt, ſo tritt man in ein kleines, dunkles Entréezimmer und von dieſem in den Billardſaal, den nur eine Bretterwand davon trennt. Hier iſt Alles im Geſchmacke Ludwig's XV. und der Pompadour möblirt, und Janin war der Erſte, der die Rumpelkammern und Trödelbuden durchſtöberte, um ſich daraus ſeine ſo glänzende Einrichtung zu ſchaffen; allein er beſitzt auch Stücke in ſeinem Mobiliar, die einen hohen geſchichtlichen Werth haben.

Unter den Bildern, welche die Wände des Billardſaales ſchmücken, fällt uns vor Allen das gepuderte Geſicht des Palliaſſen Deburau auf, deſſen Biograph Janin wurde. Eine lange Tafel, ſo lang als der Saal ſelbſt, trägt alle Chargen Dantan's, wol fünfhundert an der Zahl, die — wenn man ſie im Durchſchnitt nur zu fünf Franken anſchlagen wollte — an dritthalbtauſend Franken gekoſtet haben. Alle Zimmer ſind mit den ſchönſten Möbeln aus alter Zeit beſetzt, ungeheure venetianiſche Spiegel mit breiten, verſchnörkelten Rahmen, überall eine Menge von Sevres, ſächſiſchem und chineſiſchem Porzellan auf Tiſchen und Schränken vertheilt, eine Unzahl von kleinen Spielereien, ungeheure Schränke von kunſtvollſter Arbeit, mit gedrehten Säulen, üppige Divans, Bergèren und Chaiſes-longues, weiche Thierfelle — auf den Teppichen liegend — eine wahrhaft ſybaritiſche Pracht. In dem Kabinet Janin's findet man unter Anderm die Bibliothek Fenelon's, noch in demſelben Schranke, wie ſie der fromme Biſchof beſeſſen, und das Spinett Marie Antoinette's. Vaſen, Bücher, Gemälde, von merkwürdigen oder intereſſanten Perſonen, ſtoßen uns überall auf. Dies Alles hat dem jetzigen Beſitzer weit über hunderttauſend Franken gekoſtet, und Janin ſpricht davon mit einigem Stolze, während ſeine Freunde ganz unverhohlen geſtehen, daß er ſich mit dieſer Manie ruinire.

Janin iſt von friſchem, munterm Ausſehen; er mag ungefähr fünfunddreißig Jahre alt ſein, er ſieht indeß wie ein Zwanziger aus. Seine Geſtalt iſt gedrungen, nur ſeine Augen ſind fein zu nennen, das Uebrige hat ein ſo natürliches Anſehen, wie man es ſtets bei geſunden Burſchen vom Lande vorausſetzt. Die Stirne iſt hoch, die Haare gekrauſt, ſchwarz; um das Kinn läuft ein krauſer, ſchwarzer Bart. Eine kleine Stumpfnaſe, ein ſchön geformter Mund, der faſt beſtändig lacht und die ſchönen Zähne zeigt, dunkelblaue, italieniſche Augen, mit überaus langen Wimpern, die ſeinem derben Geſichte eben den feinen Ausdruck geben. Als ich ihn beſuchte, ſtand er im Hemde im Entréezimmer und wuſch ſich con amore, während in dem daran ſtoßenden Billard einige junge Leute laut lachend und ſchwatzend umherſtanden, und im hochgepolſterten Lehnſtuhle am Kamin ſaß eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, im geſchmackvollen Négligé, halb mitlachend, halb ſchmollend. Dies iſt die Marquiſe von ***, Janin's

Geliebte, die bei ihm lebt. Le gros rire, dies Göttergelächter der Franzoſen, hörte nicht auf; Janin war unerſchöpflich in tollen Späßen, zum Theil von ſehr derber Natur, und ſein Publicum war das dankbarſte.

Meine Ueberſetzung ſeiner contes nouveaux, ſowie Menzel's Artikel über ihn, den einige franzöſiſche Blätter überſetzt haben, hatten ihm eine wahrhaft kindiſche Freude gemacht. Er nahm einmal über das andere mein Buch aus dem Schranke, herzte und drückte es und rief: O quel beau livre! „das ſieht doch ſchon anders aus," ſetzte er hinzu, „ſonſt war ein deutſches Buch ſtets auf Löſchpapier gedruckt, und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen."

Schon früher hatte mir Janin ſeine Mitwirkung für die Theater-Revue zugeſichert: „trop heureuse la voix française," ſchrieb er mir, „qu'on écoute dans cette terre du savant langage!" Er freute ſich, mich in Paris zu ſehen, und verſprach, ſogleich ans Werk zu gehen, damit ich ſeinen Artikel für die Revue mitnehmen könne. Ich blieb zum Mittage bei ihm. Außer mir war noch eine junge, lebhafte Frau zugegen, deren Namen ich vergeſſen, die aber wahrſcheinlich Schriftſtellerin iſt, denn Janin ſtellte ſie mir mit den Worten vor: „Elle est du metier!"

Während ich einen Spaziergang im Garten des Luxemburg machte, lief er zu ſeinem Verleger, um für mich ein Exemplar ſeines neuen Romans „le chemin de traverse" zu holen, der erſt in der nächſten Woche ausgegeben werden ſollte. Die Stunde des Eſſens war ſechs Uhr, und ich verfehlte nicht, mich einzuſtellen. Man führte mich in das Schlafzimmer, wo die beiden Frauen, vom Kaminfeuer beleuchtet, ſaßen; es brannte kein Licht. Es iſt etwas ungemein Trauliches in einem ſolch weiten, alterthümlich prächtigen Gemache, wo die Spiegel noch einiges Licht, das ſie durch die Fenſter ſpärlich empfangen, widerſtrahlen, und an den langen Wänden leuchten und die Blicke täuſchen, als wären es geöffnete Thüren, die in andere reiche Zimmer führen. Die Damen am Kamin plauderten fort und zogen mich ſogleich in ihr Geſpräch. Sie waren von Verehrung für Janin im höchſten Grade durchdrungen und wollten von mir wiſſen, ob man ihn in Deutſchland ſo recht nach ſeinem Werthe zu ſchätzen wiſſe, nd ob es denn wol möglich ſei, dieſen herrlichen Styl, ieſe Zauberproſa ganz wiederzugeben? Die kleine, feine Marquiſe fragte, ob man denn Balzac etwa mehr liebe, wie Janin, wie ſie von Jemand gehört hätte, der aus Deutſch- and gekommen, und ob Balzac nicht auch bei uns mehr eine Griſettenlectüre ſei, Janin hingegen der geliebteſte Autor der igentlich vornehmen und gebildeten Welt? Man kann den- n, welche Auskunft ich gab, und es freute mich, nicht genö- higt zu ſein, auf Koſten der Artigkeit hier lügen zu müſſen. Die Damen kamen hierauf von deutſchen Schriftſtellern zu rechen; das Wenige, was ſie wußten, war bald ausgekramt. ie liebten und lobten Heine und fanden, daß er ganz anzöſiſch ſei, nur die Marquiſe bemerkte, er verziehe den lund ſo unangenehm, wenn er franzöſiſch ſpreche, und chte dies mit ihrem Mignonmündchen nachzuahmen, was leider nur aus der veränderten Ausſprache entnehmen nnte, da es mittlerweile ſo dunkel geworden war, daß wir s nur nach ſehr vagen Umriſſen erkennen konnten.

Mit einem ſchallenden Gelächter über unſer tête-à-tête dieſem Halbdunkel ſprang endlich Janin in das Zimmer; ſer eifriges Geſpräch hatte uns das Rollen ſeines Cabrio- s überhören laſſen. Mit dem Hute auf dem Kopfe ſte er die kleine Marquiſe, drückte mir hierauf derb ſchüttelnd die Hand und verlangte zu eſſen. Es war ſieben Uhr vorbei. Die Marquiſe ſagte, er müſſe ſich noch gedulden. Es ſchien mir etwas von einer deutſchen Hausfrau in ſie gefahren zu ſein — die niedliche Marquiſe möge mir dieſen Argwohn verzeihen! — welche wegen des unerwarteten Gaſtes noch eine Schüſſel mehr anfertigen läßt. Es war aber in der That nichts als eine moroſe Laune; Janin war ihr zu lange ausgeblieben, ſie hatte ihn ſchon um ſechs Uhr erwartet und nun wollte ſie auch nicht einmal um ſieben Uhr eſſen; er — der Hungrige mußte warten — und wir Unſchuldige mit — denn was kümmert ſich ein ſolches pariſer Dämchen wol viel um einen Gaſt!

So ſaßen wir denn hungrigen Magens und knurrender Eingeweide bis neun Uhr — dann ſchellte Madame und der Bediente trat ein mit dem Rufe: on vient de servir! Nun hatte Janin ſein Windſpiel noch einige Zeit vor, zerrte es am Schwanze, bei den Ohren und rief gellend dazu ſeinen Namen Ji, welches bekanntlich Janin's Chiffre in den Débats iſt, wonach er dieſen ſeinen Liebling genannt hat. Ji bellte — der Herr ſchrie und lachte — Madame, der ich den Arm gereicht, zankte und die andere Dame rief dem tollen Janin zu, daß er kommen möge, um ſie in den Eßſaal zu führen. So verſtrich noch einige Zeit, und um ein Viertel auf Zehn ſetzten wir uns endlich zu Tiſche. Die Mahlzeit war gut beſtellt, und ein Glas trefflicher Bordeaux war ein nicht zu verſchmähendes Accompagnement. Das Schmollen dauerte anfänglich noch fort, bis ſie ſich — bei Erwähnung einer Dame, die Janin ſehr in Schutz nahm — in eine vollſtändige Oppoſition auflöſte. Dies hatte aber durchaus nichts Unangenehmes, vielmehr war der neckiſche Zorn der hübſchen, kleinen Frau und Janin's Luſtigkeit, womit er ihn aufnahm, höchſt ergötzlich.

Etwas mediſirt wurde auch dabei man hechelte mehre Literaten durch, eine bekannte Herzogin wurde gueuse geſcholten, und über die Gräfin M., die ſoeben ihre Memoiren herausgegeben, weidlich gelacht. Das Ende der Mahlzeit wurde beſchleunigt, denn wir wollten noch vor Mitternacht im Théatre-français erſcheinen, um die letzten Acte des Angelo von Victor Hugo zu ſehen, der nach einem Luſtſpiele gegeben wurde, mithin ſo lange währte, und ich konnte nicht einmal bis zu Ende des Stückes bleiben, da ich noch eine intereſſante Einladung für den Reſt der Nacht hatte, wo mir muſikaliſche Genüſſe der ausgezeichnetſten Art winkten.

Während die Damen ſich in das Boudoir zurückgezogen hatten, um Toilette zu machen, ſtanden wir, ich und Janin, auf den niedrigen Ofen geſtützt und ſprachen vertraulich miteinander.

Er erkundigte ſich nach unſerm Leben in Deutſchland und bedauerte, es nicht zu kennen. Zum Reiſen kann er ſich nicht entſchließen; erſtens haßt er die Unbequemlichkeit und iſt nicht im Stande, ſich von allen ſeinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen; zweitens fürchtet er die ungeheuren Koſten, die ihm eine Reiſe mit der Geliebten und in ſeinem gewohnten train de vie verurſachen würde; drittens kann er ſich nicht entſchließen, Paris auf längere Zeit zu verlaſſen; ein Feuilletoniſt müſſe immer auf dem Platze ſein, wenn er ſeine Stelle nicht alsbald von Andern eingenommen ſehen wolle, ſagte er.

Janin braucht jährlich bei weitem mehr, als ſeine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die ſich auf 30,000 Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherſchreiben läßt ſich ſo viel regelmäßig nicht erwerben! Sein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletoniſt. Von dem Journal des Débats erhält er jährlich 10,000 Franken, wofür er jeden Montag einen Theaterartikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meiſten buchhändleriſchen Spekulationen Theil; an Kinderſchriften, Erbauungsbüchern, Mode-Journalen, Reiſewerken u. ſ. w. Was ihm aufgetragen wird, iſt ihm recht. Eines Morgens wacht er auf; er braucht 500 Franken und ſeine Kaſſe iſt leer. „Wer wird mir heute 500 Franken beſcheeren,“ denkt er bei ſich und ſteht ſorgenvoll auf. Da klopft's an die Thür, ein ihm gänzlich fremder Mann tritt ein. Dieſer theilt ihm ſeinen Plan mit, ein religiöſes Blatt zu begründen, und bittet ihn höflich, ihm den Proſpect dazu zu ſchreiben, um recht viele Abonnenten anzuziehen. Janin verſpricht es und erſucht ihn, in wenigen Stunden wieder zu kommen. Der Mann erſcheint zum zweiten Mal und der Proſpect iſt fertig; auf des Verfaſſers Forderung legt er ihm dankend die 500 Franken auf den Tiſch und unſerem Autor iſt geholfen. Dieſe Fälle ereignen ſich öfter. „Größere Werke,“ ſagt er „ſchreibt man zum Vergnügen oder für ſeinen Ruf, allein man kann dabei verhungern.“

Er ſah jetzt nach der Marquiſe, und obgleich die Toilette noch nicht beendigt war, ſo durfte ich doch eintreten. Sie hatte einen Ueberrock von roſafarbenem Seidenzeuge angelegt, ganz in der alten Mode, ſehr weit, vorn offen und mit großen Schleifen; auf dem Kopfe wehte ein Paradiesvogel von der Toque und ein Pelz mit Schwan war über die Schultern geworfen. Dieſe zarte Toilette ſtand der überaus weißen Blondine mit der feinen Taille ſehr wohl. Wir eilten die Treppe hinab, wo zwei Fiaker ſchon hielten, von denen der eine gewählt wurde, und fuhren unter Lachen der Seine zu. Die vier Pferde im Stalle wollte man nicht aus dem erſten Schlafe ſtören.

In der Loge geſellten ſich bald einige junge Leute zu uns, und wir plauderten ſo laut, daß unſere Nachbarn gewiß nichts von den Schauſpielern verſtehen konnten, beſonders wenn die Volnys ſprach, die ehemalige Leontine Fay, deren Organ für das Gymnaſe wol ausreichte, in dieſem Raume aber viel zu ſchwach war. Ebenſo war Spiel, Deklamation, Alles an ihr nicht genügend. Es iſt denn doch ein Anderes, die Leidenſchaftlichkeit im Vaudeville und die in der Hugo'ſchen Tragödie, und beſonders, wenn man einer Schauſpielerin, ganz Feuer wie die Dorval, gegenüberſteht. Dazu kommt der monotone Singſang, den die Fay und viele Schauſpielerinnen der Mars nachäffen, ihn aber im hohen Grade karikiren, ſodaß, was bei der Mars lieblich wirkt, bei ihnen — und noch dazu an der unrechten Stelle, in den leidenſchaftlichen Scenen eines Trauerſpiels nicht zum Aushalten iſt.

Meine Logengeſellſchaft ließ übrigens keinem einzigen der Darſtellenden auch nur die geringſte Gerechtigkeit widerfahren, und da ſie Alle Theater-Recenſenten waren, ſo läßt ſich denken, was ſie andern Tages über dieſe Vorſtellung zu Papier gebracht haben werden. Ich habe nie von den abſprechendſten Recenſenten in Deutſchland ſo etwas gehört. Die Mars hatte erſt kürzlich die Rolle der Tisbe an die Dorval abgegeben und daher ſpielte die kleine Volnys die Katharina. Mit dieſer Veränderung waren meine Leute nicht zufrieden; man ſprach von einer Intrigue gegen die Mars und ſchimpfte über die beiden hübſchen Weiber, die auf der Scene waren, auf das unbarmherzigſte. Nichts war gut — Alles unausſtehlich! Selbſt gekleidet war die Dorval ſchlecht und ſah abſcheulich aus. Ich konnte das nicht finden.

„Oh que c'est bête!“ von ſchallendem Gelächter begleitet, ſo ging es in einem fort. „Quelle infamie! quelle drôle d'action!“ u. ſ. w.

Der letzte Act ſollte angehen und ich empfahl mich, um in meine Soirée zu eilen; Janin gab ſeinen Freunden den Arm und ging, ſich zu rafraichiren, nachdem er mich bedauert, daß das Theater ſo ſchlecht geweſen ſei und mich gelangweilt habe, und die beiden Damen blieben allein in der Loge zurück, um ihr unſchuldiges Mediſiren zu ihrer Luſt weiter fortzuſetzen. An Uebung und Gelegenheit fehlte es ihnen dazu nicht.

14.

Wer Dumas ſieht, erkennt auf den erſten Blick an ihm den Halb-Mulatten; ich glaube, ſeine Mutter war die Tochter einer Negerin oder ſo etwas. Ein ſehr großer, ſtarker Mann, ein gelbes, ausdrucksvolles Geſicht und Wollhaare, wie die eines Negers. Er war in ſeiner früheren Jugend bei dem Herzoge von Orleans angeſtellt, ſein großer Hang zur Dichtkunſt verleidete ihm aber ſeinen engen Wirkungskreis und er ſtrebte nach Ungebundenheit. Der damalige Herzog ſoll ihm die Alternative freigeſtellt haben: einen Verſuch als Dichter zu machen und, wenn dieſer mislänge, wieder in ſeine frühern Verhältniſſe eintreten zu können. Dumas' erſter Wurf war Henri III. et sa cour, ein Stück, das bei ſeinem Erſcheinen ſo großes Aufſehen machte und ihn zum Range eines Nebenbuhlers von Hugo emporhob. Der Herzog war darüber ſo erfreut, daß er ſeinem Schützling eine jährliche Penſion ausſetzte, die dieſer jedoch im Laufe der Zeiten und Ereigniſſe wieder verſcherzt hat.

Man pflegte gewöhnlich Dumas und Hugo die Väter des neuen oder romantiſchen Dramas in Frankreich zu nennen, und dies hat wol auch dazu beigetragen, Beide als ganz übereinſtimmend in ihren Neigungen und Anſichten ſich zu denken. Allein ſie ſind ſo verſchieden darin, daß die Spannung, die längſt zwiſchen ihnen ſtattfand, jetzt bereits in einen vollkommenen Bruch ausgeartet iſt; ſie befehden ſich in den Journalen oder laſſen ſich von ihren Parteien befehden.

Wenn Hugo ein größerer Dichter genannt zu werden verdient, ſo iſt Dumas ihm als Dramatiker gewiß überlegen; er iſt der erſte jetzt lebende Theaterdichter der Franzoſen, und als ſolcher wol ohne Widerrede anerkannt. Man hat von ihm Stücke, die das größte Glück auf den Theatern machten. Heinrich III. und ſein Hof, Stockholm, Fontainebleau und Rom, die eiſerne Larve und Antoni, Richard Darlington und der Thurm von Nesle, jenes ungeheure Zugſtück, das er aus dem Canevas eines jungen, unbedeutenden Menſchen herausarbeitete, der Gaillardet heißt, und ſeitdem nicht wieder genannt wurde. Wer ſolche Zeugniſſe aufweiſen kann, darf nicht erſt um den Rang ſtreiten, den er einnehmen will. Dabei iſt Dumas' Talent wechſelvoller, farbenreicher als Hugo's, er verſucht ſich in allen Weiſen; er hat das lyriſche Drama Tereſa auf die Bühne gebracht, und in ſeinem Don Juan de Marana eine alte Myſterie zu geben verſucht, die, wenn ſie auch nicht dem Zeitgeſchmacke ſo willig entſprachen, als die andern ſeiner Dramen, ihm doch wenigſtens nicht den Vorwurf zuziehen können, daß er dem Zeitgeſchmacke unbedingt huldigt.

Im Leben iſt Dumas vollkommen anſpruchslos und der luſtigſte und gemüthlichſte Genoſſe, den man ſich denken kann. Er iſt von allen dieſen Leuten, ich ſpreche hier nämlich nicht von Lerminier, Marmier, Couſin und St. Marc Girardin, Derjenige, der am meiſten von deutſcher Art und Kunſt weiß, und dies verdankt er einer ſchönen Lehrmeiſterin, der liebenswürdigen Gräfin *. Er lieſt Deutſch, und was er nicht verſteht, iſt ſie ſo gütig ihm zu überſetzen; er iſt über den Fauſt und Hoffmann weit hinaus, was für einen Franzoſen viel, ſehr viel ſagen will. Er hat Catérine de Heilborn geleſen und weiß, daß es einen herrlichen Novellenſchreiber Arnim bei uns im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und das heißt faſt mehr wiſſen, als viele von Arnim's zeitgenöſſiſchen Landsleuten. Er ſpricht daher in einem Billet an mich nicht zu anmaßlich von einer „Couleur allemande qu'il a essayée de donner à son Drame nouveau." Er ſpricht hier von ſeinem Don Juan de Marana.

Ich ward von ihm eingeladen, der Vorleſung dieſes in vieler Hinſicht merkwürdigen Dramas beizuwohnen, die Boccage in einer Privatgeſellſchaft veranſtaltet hatte. So viel Intereſſe dies für mich auch haben mochte, ſo mußte ich es mir doch verſagen, um einer frühern Einladung zu genügen.

Dumas führt ein bewegtes Leben; er macht Reiſen, Aufwand, lebt in der Geſellſchaft, hat Abenteuer, Liebſchaften, Duelle. Auch hierin iſt er ganz das Gegentheil von dem ruhiger bewegten Hugo, der ſich als Jüngling verliebte, dieſe erſte Neigung zu ſeiner Frau machte und nun von ihr ſchon ein halbes Dutzend Kinder zum Geſchenk erhielt. Dieſe Ehe blieb lange ungetrübt; Hugo war der treueſte Gatte. Es war für den Beobachter von komiſchem Intereſſe zu ſehen, wie ſich alle Theaterdamen bemühten, den gefeierten Dichter und hübſchen jungen Mann in ihre Netze zu locken. Die erſten, ſchönſten, reizendſten boten ihre Verführungen umſonſt auf. Sie ſprachen davon, daß ſie ihn fangen müßten, ſie ſchmachteten und machten ihm die für jeden Andern unwiderſtehlichſten Avancen, allein alle ihre Pfeile prallten ab von dem neunfach umpanzerten Herzen des treuen jungen Mannes, Gatten und Vaters. Dieſer Wetteifer wurde unter den Schauſpielerinnen zum Spaß; Eine wollte ihn der Andern entreißen, und keine hatte ihn. Hugo ſchien nichts davon zu merken und ging ernſt, mit tragiſcher Miene an ihnen vorüber und Sonntags mit Frau und Kindern am Arm und an der Hand ſpazieren, wie jeder andere ehrliche Bürger, der von der Gluth romantiſcher Leidenſchaften keinen Begriff hat, die er doch ſo prächtig zu ſchildern verſtand.

So vergingen viele Jahre, Hugo war in das reifere Mannesalter getreten, und man glaubte die Flamme bereits gänzlich unter der Aſche erſtickt, da gelang es einem Mädchen der Boulevardtheater, das Wunder zu bewirken, den Dichter in ſich verliebt zu machen. Wie es ihr gelungen, mögen die Götter wiſſen. Ich wäre nicht im Stande, ſie ſchön zu nennen; eben ſo wenig ſoll ſie geiſtreich ſein. Es iſt eine kleine, dicke — ſogar fette Perſon, von nicht eben unangenehmen Zügen. Jetzt ſpielt ſie im Theater der Porte St. Martin. Hugo war mit einem Male wie raſend in ſie vernarrt und noch jetzt iſt ſie: la maitresse de Mr. Victor Hugo. Man ſah ihn, der gegen die Gewohnheit der Pariſer ſich früh in ſeinem ſtillen und einſamen Quartier zur Ruhe legte, während des Erwachens dieſer Leidenſchaft, auf dem Boulevard, in der Nähe des Theaters oder vor der Wohnung ſeiner Geliebten auf und ablaufen, um die günſtige Stunde zu erwarten, wo er ſie ſehen konnte.

Oft trafen glücklichere Schwärmer, die von ihren Geliebten nach Hauſe eilten, den armen Hugo, umher trippelnd, im Mantel eingehüllt und die Mütze über die Augen gezogen, noch ſeine Stunde erwartend. Dies warf die erſten Schatten über ſein eheliches Glück; das Verhältniß zu der Schauſpielerin beſteht noch fort und iſt ſo allgemein in Paris bekannt, daß ich keinen Anſtand nehmen darf, davon zu ſprechen. So viel iſt gewiß, daß Hugo's Freunde ihn in dieſem Punkte nicht begreifen können.

Dumas hatte damals das Théatre-français aufgegeben, ſeine ſtarke Leidenſchaftlichkeit verlangte die ähnliche der Künſtler des Boulevards zu Darſtellern. Boccage iſt ſein Mann.

Wenn Dumas oder Hugo auf dem Martinsthortheater mit einer Neuigkeit erſcheinen, ſo verändert ſich plötzlich das Publicum; die Griſetten und Commis, die jungen Maler und Handwerker verſchwinden und machen der Literatur und den Leuten in gelben Glace-Handſchuhen, den Damen in Toques und Lorgnons Platz; es iſt ein anderes Publicum noch immer, als das in der italieniſchen Oper, allein es iſt dennoch ein vornehmeres und, was mehr ſagen will, ein beſſeres, ſinnigeres. Die Vogue begibt ſich zu den erſten ſechs bis zehn Vorſtellungen, nachdem das Werk beſſer oder ſchlechter aufgenommen wurde, dann aber überläßt ſie das Stück den gewöhnlichen Beſuchern des Theaters; die Schauſpieler werden laſſer — pomadiger würden wir bezeichnender uns ausdrücken, wenn man es uns gütigſt erlauben will — die Kleider werden abgetragener und die Decoration unſcheinbarer, und wer als Fremder in Paris der hundertſten Vorſtellung eines ſolchen Stückes beiwohnt, auf das er ſich freute, weil er ſo viel davon gehört und geleſen, kann natürlich nicht recht begreifen, wie man von Demwas er noch davon zu ſehen bekommt, ſo rühmlich ſprechen konnte. Er hält's für Lüge oder Aufſchneiderei. Aber ſolch ein mächtiger Unterſchied iſt an dieſen Theatern zwiſchen den erſten und letzten Vorſtellungen eines beliebten Stückes.

Man ſieht hieraus, daß es nun wol auch in dieſer Hinſicht nicht einerlei genannt werden darf, hier oder im Théatre-français gegeben zu werden; allein die Dichter ſetzen ſich darüber weg; ſie ſelbſt ſehen nur die allererſten Vorſtellungen an und begnügen ſich damit, von den folgenden nur ihre Tantièmen einzuſtreichen, ohne von dem Verfall ihrer Pracht und Größe mit eigenen Augen ſich zu überzeugen.

Dumas wollte im Herbſte Deutſchland beſuchen, und zwar nicht blos, um es oberflächlich kennen zu lernen. Er gedachte ſich in Wien und Berlin aufzuhalten. Ich bin überzeugt, daß er ſich bei uns bald Freunde machen wird; ſeine franzöſiſche Liebenswürdigkeit und treuherzige Anhänglichkeit an uns wird leichter unſere Sympathien erwecken, als Hugo's faſt deutſcher Ernſt und ſeine Aeußerungen über deutſche Kunſt und Art, von deren Leerheit wir uns bald überzeugen, da er faſt nichts von uns weiß. Ich wenigſtens habe keinen ſtarken Glauben an ſolche Zuneigungen, die ſich auf nichts gründen. Und wär's auch nur bei Dumas die deutſche Geliebte, die ihm unſer Vaterland werth macht, ſo wär's ein Grund, und ein nicht zu verachtender. Dabei läßt ſich aber auch annehmen, daß ſie ihm gewiß von Deuſchland ein recht warmes Bild entworfen, und ebenſo gewiß iſt es, daß er ihr aufs Wort geglaubt hat.

Auch deutſch ſchreiben kann Dumas, ſo verſicherte er mich wenigſtens; und um es zu beweiſen, gab er ſich die Mühe, mir ein Pröbchen ſeiner deutſchen Handſchrift zu überreichen. Es war die Vorrede zu Raupach's Schauſpielen, die er gerade bei der Hand hatte; die Schrift war gut, die Buchſtaben hübſch geformt, nur war der Uebelſtand dabei, daß er ſtets ein t für ein l gemacht hatte. So ſind die Franzoſen! und der wußte noch von Deutſchland am meiſten. Aber wer von uns würde ſich einbilden, nur etwas von Frankreich zu wiſſen, der parte für parle und chevat für cheval ſchriebe?

15.

„Sagen Sie Denen in Deutſchland, die mich einen Zerriſſenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeſte bin," rief mir Heine lachend beim Abſchiede zu.

Dieſer Abſchied kam uns Beiden zu ſchnell. Wir hatten uns wieder aneinander gewöhnt und kein Tag verging, an dem wir uns nicht ſahen. Ich gehöre zu den Wenigen, deſſen darf ich mir ſchmeicheln, mit denen Heine gern ſpricht, und die er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „ohne alle Anſtrengung lieben kann."

Wir hatten uns ſeit vier Jahren nicht geſehen, und ich fand meinen Freund im Aeußeren ſehr verändert. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidet; ſeine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trägt er die Kleider nachläſſig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines faſhionablen Dandys. Dabei weiß er ſich über die herrſchenden Moden Rechenſchaft zu geben. So war es wahrhaft ergötzlich, ihn einſt drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen ſeines Ueberrocks mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu ſehen, die ſie heftig als geſchmacklos angriff und behaupten wollte, daß ſich kein Menſch ſo trüge. Es war jedenfalls ſchmeichelhaft für unſern Dichter, daß die ſchöne Frau ihm dieſe Aufmerkſamkeit allein bezeigte, denn es befanden ſich in der That noch einige Herren zugegen, welche eben ſolche Röcke anhatten, die gerade damals ſehr im Zuge waren.

Dieſe rückſichtsvolle Aufmerkſamkeit für die Mode, ſowie die eben friſch friſirten Haare ließen mich ſogleich beim erſten Beſuche errathen, daß Heine in einem engen Verhältniſſe zu einem ſchönen Weibe ſtehen müſſe, und ich hatte mich nicht getäuſcht.

„Ich werde Sie meiner Frau vorſtellen,“ ſagte er und führte mich zu einem kleinen, hübſch eingerichteten-Salon, wo Madame Heine auf den ſchwellenden Polſtern eines Divans ſaß und eine Arbeit zwiſchen den niedlichen Fingern hielt. Ich will, um vorhinein breitem Geträtſche zu begegnen, hier erinnern, daß in Paris bekanntlich ein Gang zum Maire genügt, um eine gültige Ehe zu ſchließen, daß ſich aber Niemand in der Geſellſchaft darum kümmert, ob man die Formalität bereits befolgt habe oder ſie zu befolgen ſich noch vorſetze. Die Frau, welche in Gemeinſchaft mit einem Manne lebt, wird nie anders als Madame titulirt, und Monſieur Heine ſtellte Madame Heine als ſolche ſeinen Freunden vor. *)

Eine hübſche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geiſt blitzt. Er lernte ſie vor ſechs Jahren, gleich nach ſeiner Ankunft, kennen, und nach mannichfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts geſtaltete ſich denn dieſes

---

*) Wie er mir ſpäter ſchrieb, hat er jene Formalität erſt dann zu erfüllen für nöthig erachtet, bevor er das bekannte Duell mit dem Frankfurter beſtand.

angenehme Verhältniß daraus, daß Heine in jenem Augenblicke ſehr beglückend zu erfüllen ſchien.

„Es iſt als ein Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen,“ ſagte er ſcherzend, „daß ſie von der deutſchen Literatur nicht das Geringſte weiß und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort geleſen hat.“

„Die Leute ſagen,“ fügte Mathilde dann hinzu, „daß Heinrich ein ſehr geiſtreicher Mann ſei und ſchöne Bücher geſchrieben haben ſoll; ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.“

Dies Verhältniß ſchmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. Sowie ſonſt wol Fürſten ihren Stand verbargen, um zu ſehen, ob ſie ihrer perſönlichen Eigenſchaft wegen von ſchönen Seelen geliebt werden könnten, ſo verſchweigt Heine bei jener Frau ſeine geiſtigen Anwartſchaften und iſt entzückt, ſich doch geliebt zu wiſſen und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunſtſprache heißt.

Heine's Leben iſt zwiſchen angenehmen Genüſſen der mannichfaltigſten Art getheilt. Da er zur eleganten Literatur gehört und die romantiſche Schule Deutſchlands, von der in gewiſſen Kreiſen viel Lärm gemacht wird, einzig und allein in Paris repräſentirt; da ferner ſeine Schriften in Deutſchland verboten ſind und er für den Chef der unſichtbaren Loge eines nirgend exiſtirenden politiſchen jungen Deutſchlands angeſehen wird, und endlich, da er wirklich als ein Mann voll Poeſie, Geiſt und Witz zu den angenehmſten und aufgeweckteſten Geſellſchaftern gehört, die man in Paris ihrem vollen Werthe nach zu ſchätzen weiß, und dieſe Eigenſchaften doch wieder den Stempel der Originalität und des Fremdartigen an ſich tragen, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich eine Menge bedeutender Freunde erworben und Zutritt in den beſten Geſellſchaften hat. Die Einladungen folgten damals unaufhörlich, im Winter Soiréen und Bälle, im Sommer eine angenehme Villeggiatura auf den Landſitzen eines Freundes oder einer Freundin. Ein Hang zur Zurückgezogenheit, der in ihm zu Zeiten erwacht, und die Luſt, ein Nordſeebad aufzuſuchen — die Nordſee ſei ſeine Geliebte, ſagt er ſelbſt irgendwo — ſtören allein die gewohnte Art zu leben.

Seine Laune ſcheint nie getrübt; was ihm auch in jüngſter Zeit Unerwartetes und Widerwärtiges begegnet, es iſt nicht im Stande, ihn zu verſtimmen. Sein Witz iſt ein ſprudelnder, nie verſiegender Born und er verleugnet den Verfaſſer der Reiſebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichſten Schilderungen entwirft er mit bewunderungswerther Leichtigkeit, die komiſchſten Charaktere entwickelt er im Geſpräch und eine lebendige Galerie von Gumpelinos, Hyacinths, Schwablewopski's ſpringt vor unſern Augen umher.

Die Revue des deux mondes iſt wol jetzt das angeſehenſte der franzöſiſchen Journale und, wie ich glaube, mit Recht. Heine iſt Mitarbeiter an demſelben. Sein Verleger iſt Renduel, der eigentliche romantiſche Buchhändler, deſſen Handlung das Foyer der Romantik bildet. Bei ihm findet man ſtets einige moderne Celebritäten: den breitſchultrigen Frederic Soulié mit dem mächtigen Schnurrbart, den trocknen und geſchniegelten Granier de Caſſagnac und mehre Andere. Der Ruf dieſer literariſchen Charaktere iſt an Ort und Stelle von dem ſehr verſchieden, den ſie über dem Rhein genießen. So mancher junge Schriftſteller, wie Michel Maſſon, der die Werkſtatterzählungen und vieles Andere noch geſchrieben, hat nur ein kleines Publicum und genießt keines beſondern Anſehens. Man wunderte ſich, daß wir ihn überſetzten, und noch mehr, daß man bei uns bemüht war, dem Publicum ſeine großen Vorzüge anzupreiſen.

Seine Bücher werden in kleiner Anzahl gedruckt und in noch geringerer verkauft. Der Verfaſſer des „Il vivere", ein junger Menſch Namens Ferrières, der unter der Firma Samuel Bach auftrat, iſt ein Schriftſteller, den man in Paris kaum dem Namen nach kannte. Sein Buch hat keinen Anklang gefunden. Beweiſt dies nicht auf's Neue die Wahrheit des alten Sprichworts zur Genüge, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gilt? Und wenn die genannten Schriftſteller auch nicht zu den Propheten zu zählen ſind, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ſie bei ihren Landsleuten wenigſtens die Aufmerkſamkeit zu erregen verdienten, die wir, die Fremden, ihnen bei ihrem Erſcheinen zollten. Etwas trägt bei uns nun wol auch das Zeitungslob bei, das von guten Freunden in vielen Blättern jenen jungen Leuten geſpendet wird und nach welchem ſich unſere Ueberſetzer bei ihrer Wahl richten und, nachdem ſie ihre Ueberſetzung dem Publicum übergeben haben, dann auch wieder für gute Recenſionen und Anzeigen in gewiſſen deutſchen Blättern Sorge tragen. In Paris aber ſchenkt das Publicum nur den Anzeigen einiger Journale ſeine Aufmerkſamkeit und achtet alle übrigen gering. Wer z. B. in den Débats herausgeſtrichen wird, kann darauf rechnen, viele Leſer zu finden; wen hingegen der Conſtitutionel lobt, bleibt unangerührt liegen.

Zu den anerkannteſten Schriftſtellern iſt Eugène Sue zu zählen; ſolche Namen bedürfen keiner weitern Empfehlung. Viele Andere, die ihm nachahmen und Seegeſchichten liefern, gehören indeß blos zur Griſettenlecture.

Marmier genießt eines ſchönen Rufes. Er wird für einen Kenner der Literatur des Nordens gehalten, wie man die deutſche vorzugsweiſe benennt. Eine Reiſe nach Wien heißt nämlich bei den Pariſern, die mit den Wienern ziemich auf gleicher Breite wohnen, eine Reiſe nach dem Norden unternehmen. Marmier beſchäftigt ſich fortwährend viel mit uns und wird dabei von dem redlichſten Willen beſeelt. Seine zahlreichen Freunde, die er ſich bei ſeinem Aufenthalte in Deutſchland erworben, erinnern ſich ſeines artigen, unbefangenen Weſens wol ſtets mit Vergnügen. Ohne gerade mit einem ausgezeichneten Talente begabt zu ſein, iſt er doch vielſeitig ausgebildet und hat ſich in ſo Manchem mit Glück verſucht: als Kritiker, Dichter, Ueberſetzer aus verſchiedenen Sprachen. Daß er zu dem „Europäiſchen Theater," welches die Meiſterwerke aller europäiſchen Bühnen in guten Ueberſetzungen liefern ſollte, den Nachtwächter von Körner als erſten Beitrag brachte, lag wol weniger in der Unkenntniß unſerer Literatur, als in der Kenntniß ſeiner Fähigkeiten. Er getraute ſich wahrſcheinlich nicht, etwas Bedeutenderes zu wählen, und wollte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht gern eine Weigerung entgegenſtellen.

Obgleich ſo viel von der Theilnahme an unſerer Literatur in Frankreich und namentlich in Paris geſprochen wird, ſo mag doch wol am beſten dieſe Angaben widerlegen, daß alle Unternehmungen, die ſich auf dieſe Theilnahme zunächſt gründen ſollten, zu keinem rechten Gedeihen kommen konnten, wie Börne's Balance, die Revue du Nord und die Revue germanique hinlänglich beweiſen.

Ich ſah bei Marmier außer einer Menge deutſcher Bücher und anderer Erinnerungen aus Deutſchland auch die ſitzende Statue Tieck's in Gyps als Andenken an ſeinen Aufenthalt in Dresden und die freundliche Aufnahme, die er in Tieck's Hauſe gefunden.

Ich bedauerte ſehr, Lerminier, den ich in Heine's Geſellſchaft beſuchen wollte, nicht zu Hauſe gefunden zu haben und keine Zeit mehr zu gewinnen, meinen Beſuch bei ihm zu wiederholen.

16.

Wer Thalberg nicht ſpielen hörte, weiß nicht, welche Gewalt der Flügel hat; man glaubt eine Orgel zu hören.

Es war eine der beliebteſten Hiller'ſchen Soiréen. Ferdinand Hiller, der junge Frankfurter, mit dem Feuergeiſte, dem Ungeſtüm, der echten Kunſtliebe, ſah, während er in Paris wohnte, jede Woche im Winter Alles in ſeinen Salons, was von muſikaliſchen Notabilitäten vorhanden war. Dort machte man nur gute Muſik und die Geſellſchaft lauſchte mit andachtsvoller Sammlung, mit angehaltenem Athem dieſen ſeltenen Genüſſen.

Ich will meinen Blick in dem kleinen eleganten Raume umherſchweifen laſſen und meinen Leſern gewiſſenhaft berichten, was ich ſehe. Dort jener kleine Mann in ſchwarzer Kleidung, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, mit den ſchneeweißen Haaren und dem bleichen Geſichte, aus dem noch ein Paar Feueraugen leuchten, der wie verloren mit ahnungsvoller Miene den Klängen lauſcht, den Kopf leiſe bewegt, indeß ſich ein feines Lächeln um den Mund entfaltet, iſt Cherubini. Der große Meiſter wirkt noch als Director des Conſervatoriums und als Schöpfer erhabener Kirchenmuſiken; ſeine genialen Opern ſind von der Mitwelt nicht recht gekannt, ungeachtet ſie die größten Schönheiten enthalten. Man hört darüber klagen, daß ſeine Stoffe zu langweilig ſind; allein Lodoiska und den Waſſerträger kann dieſen Vorwurf nicht treffen. Mehr iſt es vielleicht in ſeinen franzöſiſchen Opern der Fall, wo die großen Tenor- und Sopran-Arien, ſo tief und herrlich ſie auch gedacht und empfunden ſind, zu große Kräfte der Künſtler in Anſpruch nehmen und ſo ausgeführt, wie man ſie gewöhnlich hört, eher Mißfallen als Beifall erregen. Es wäre in der That ein dankenswerthes Unternehmen, aus Lodoiska, Faniska und der Reiſe auf den St.-Bernhardsberg die herrlichſten, anſprechendſten Stücke zuſammenzuſtellen und eine paſſende Handlung dafür zu erfinden.

Jener große, breitſchultrige Mann mit dem breiten Geſichte, in dem ein deutſcher Ausdruck liegt, ſchwarz gekleidet, in Schuhen, das rothe Band im Knopfloch, die Haare ſtark grau gefärbt, der ſoeben aufſteht und die Geige ergreift, um eine Beethoven'ſche Sonate zu accompagniren, iſt einer der ſeltenſten Virtuoſen. In der Zartheit des Vortrags übertrifft ihn Keiner; wie er auf ſeinem Inſtrumente zu ſingen verſteht, wie die Bogenſtriche verhallen, wie die leiſen Töne ſäuſeln, welch' ein Ausdruck! Das iſt Alles claſſiſch und gediegen, kein dithyrambiſches Feuerwerk! Und wie dieſe Gediegenheit, dieſe beherrſchende Ruhe ſich bei allen brillanten Sprüngen, bei allem modernen Ueberbieten ſtets im vollſten Anſehen zu erhalten weiß, möge als der vollſtändigſte Beleg für ihren innern Werth gelten. Der ruhige, ernſte Mann, der ſo trefflich ſpielt, der ſo beſcheiden und anmuthig ſpricht, iſt Baillot.

Ein feingekleideter Mann, mit der Miene der vornehmen Welt und einem ſchönen Geſichte, der mich durch ſein Aeußeres an meinen Freund Bärmann in München erinnerte, iſt Onslow.

Der junge, ſchlichte Mann mit der Brille, der ſich ſo eifrig mit den jungen Damen unterhält, iſt Halevy. Dieſe unruhige Geſtalt mit den markirten Zügen, dem ſtarken Barte und den ſcharf gezogenen Augenbrauen iſt Adolph Nourrit, der Held der großen Oper; und jener kleine, elegant gekleidete Mann mit dem freundlichen Lächeln und den lebhaften Augen iſt Chopin, der gewaltige Clavierſpieler, der ganz Paris durch ſein Talent in Bewegung ſetzt.

Am Flügel ſaß ein junger, etwas corpulenter Menſch, mit dickem, ſchwarzem Lockenhaare und einem hübſchen, kräftigem Geſichte. Feuer, Kraft und Geiſt ſprachen aus dem ganzen Weſen des jungen Mannes, und die Beethoveniſche Symphonie, die er mit Baillot meiſterhaft ſpielte und eben beendigt hatte, erregte den lauteſten Enthuſiasmus. Das war Hiller ſelbſt, unſer freundlicher Wirth.

Jetzt richteten ſich alle Blicke auf eine hübſche, jugendliche Erſcheinung, welche ſoeben aus dem Nebenzimmer trat, wo ſich viele der zudringlichſten Zuhörer während des Vortrags der Sonate aufgehalten hatten. Es war ein junger Menſch, der eben erſt in die Jünglingsjahre getreten zu ſein ſchien, ſo jugendlich ſah er aus. Das Geſicht war ſchön und edel; Auge und Stirn zeigten einen ſchwärmeriſchen Ausdruck und eine lebhaft bewegte Phantaſie; die Naſe, ſtark gebogen und etwas geſenkt, gab dem Kopfe einen ſehr eigenthümlichen Ausdruck; ein kleiner, faſt weiblicher Mund vollendete den ſeltſamen Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf mich machte. Er ging zum Flügel und Alles war augenblicklich ſtill, was noch vor einem Augenblicke ſich in lauten Lobeserhebungen über das eben beendete Meiſterſtück ergoſſen hatte. Bevor der junge Menſch ſich ſetzte, ging er jedoch auf Baillot und Onslow zu und entſchuldigte ſich bei dieſen Meiſtern auf die zuvorkommendſte Weiſe, daß er etwas ſpielen würde, was ſie ſo oft ſchon gehört, und daß er eben durchaus nichts ſpielen könnte, was werth ſei, von ihnen angeſtört zu werden. Dieſe Freiheit wurde, wie natürlich, mit Beifallszeichen erwidert. Hierauf begab ſich der Jüngling zum Clavier, fuhr mit der Hand über die Taſten und begann dann zu ſpielen.

Dies war Sigismund Thalberg. In neuerer Zeit hat der wüthende Dilettantismus den meiſten Muſikfreunden den Genuß am Clavierſpiel verdorben. Seitdem man Schnellunterrichtsmethoden, Maſchinen, den Fingerſatz zu erleichtern, und andere unnatürliche Hülfsmittel erfunden hat, um lediglich dem Bedürfniß abzuhelfen, iſt das Clavierſpiel rein mechaniſch geworden, und es iſt nichts [illegible] für mich, als beim Eintritt in ein gewöhnliches Haus, das mir ſonſt wohl gefiele, ſo ein muſikaliſches Gehämmer zu hören, wodurch Tochter oder Frau ihre ſogenannte muſikaliſche Bildung und ihre Liebe für die Kunſt an den Tag zu legen bemüht ſind.

Mit Denen, die ſich öffentlich hören laſſen, iſt es nicht viel beſſer beſtellt; viele unſerer Virtuoſen ſind aus ſolchen Dilettantenſchulen hervorgegangen und der Beifall einer gutmüthigen Salonzuhörerſchaft hebt ſolch ein taſtenhämmerndes Weſen auf das Theater oder in den öffentlichen Concertſaal, wo es für verkaufte Billets viele ehrliche Gemüther mit tödtlicher Langeweile erfüllt. Dies hat die Concerte ſo ſehr in Verruf und Verfall gebracht; die brillanteſte Fingerfertigkeit erregt keinen Enthuſiasmus mehr und nur durch anhaltendes Sollicitiren und quälende Empfehlungsſchreiben gelingt es einem ſolchen alltäglichen Concertgeber, einige gutmüthige Narren für ſeinen Zweck zu ködern.

Nur das Außerordentliche kann noch Anſpruch auf jene laute Anerkennung machen, die an Enthuſiasmus grenzt. Paganini und Thalberg ſind nach meinem Dafürhalten die beiden Gipfel der modernen Inſtrumental-Virtuoſität.

* * *

Thalberg iſt der Sohn eines hochgeſtellten Mannes und erblickte in demſelben Jahre, demſelben Monate und derſelben Stunde mit dem Herzoge von Reichſtadt das Licht der Welt. Er wurde mit dieſem unglücklichen Prinzen erzogen, der für ihn die wärmſte Zuneigung fühlte. Thalberg war troſtlos bei dem Tode ſeines jungen Freundes. Er würde gern ſein großes Talent, allen Ruhm, der ihn erwartete, ſein Leben ſelbſt hingegeben haben, wenn er dadurch den Prinzen ins Leben zurückzurufen im Stande geweſen wäre. Schon in ſeiner frühern Jugend war Thalberg in Frankreich geweſen.

Dieſe Umſtände, die ich in Paris erfuhr und die dort ziemlich allgemein verbreitet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem jungen Künſtler die glänzendſte Aufnahme zu bereiten.

Man kann für Thalberg's Spiel weder die Ausdrücke brillant noch elegant gebrauchen, es iſt wirklich coloſſal; Cherubini äußerte verwundert: „Wenn man mich mit verbundenen Augen dieſes Spiel hätte anhören laſſen, ſo würde ich nicht gewagt haben, das Inſtrument für einen gewöhnlichen Flügel zu halten.“ Unter des Künſtlers Händen kommt es der Gewalt der Orgel gleich. Wenn man ihm in die Noten und auf die Hände ſieht, ſo wächſt das Erſtaunen noch um ein Bedeutendes. Wie iſt es möglich, dies Alles zu greifen? fragt man ſich. Die geſchickteſten Clavierſpieler ſagen, man müſſe dazu ein paar Finger an jeder Hand mehr haben; aber in der That hat Thalberg nur ſeine zehn Finger wie jedes andere Menſchenkind. Aber wie weiß er ſie zu gebrauchen! Während neun davon die ſchwierigſten Variationen ausführen, ſpielt der kleine Finger der linken Hand das Thema dazu, mit einer Präciſion und Delicateſſe, daß es eine Freude iſt. Im Spielen läßt der junge Hexenmeiſter manchmal ſein Auge voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung im Kreiſe der Zuhörer umherſchweifen oder ſchlägt es in die Höhe. Seine Haltung iſt leicht und ungezwungen, ſein Anſtand edel; man ſieht es dem Körper nicht an, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwindet. Die Mechanik iſt im beſten Zuſtande und wohleingeübt, nur der Geiſt iſt in einer höhern Thätigkeit begriffen.

Chopin, der Einzige, der Thalberg an die Seite zu ſetzen iſt, ſpielte an dieſem Abende nicht. Es ſchien mir eine Schicklichkeit von ihm zu ſein. Was hätte hier wol ein Ueberbieten ſollen? Und daß er nicht ſchlechter ſpielen wollte, kann ich ihm ebenſo wenig verdenken.

Als Thalberg geſpielt hatte, trat eine lange Pauſe ein; die Damen hüpften zum Thee, die Herren rotteten ſich plaudernd zuſammen, der Athem der Bewunderung machte ſich Luft und ſchwebte wie ein feiner Duft durch die Verſammlung, ich aber hüllte mich in meinen Mantel und ſchlich durch ein Seitencabinet zu meinem Cabriolet. In der etwas entlegenen Rue St. Florentin war Alles ſtill und öde; die Wagenreihe ſtand unbeweglich an Hiller's Hôtel; Pferde und Kutſcher ſchliefen; es war Mitternacht vorüber.

Und während wir hier ſo geiſtig ſchwelgten, lauert dort der Mord, der Verrath, ſinnt hier der gemeine Spitzbube auf Betrug und der politiſche Verbrecher auf irgend ein entſetzliches Attentat; aber der ruhige Epicier ſchläft hier, wie in der kleinſten Stadt Deutſchlands, nebſt ſeiner Frau dem arbeitsvollen Morgen ruhig entgegen und weiß nichts von Thalberg's Spiel, noch von den übrigen Genüſſen und Schreckniſſen der großen Stadt. Doch auch er iſt ein Pariſer und nennt ſich ſo in der Fremde. Daher iſt es nothwendig, einen Unterſchied zu machen und nicht jede einfältige Bonne, die aus Paris kommt, für etwas Beſonderes zu nehmen; nicht jeden Reiſenden, der in Paris war, mit Dem vertraut zu halten, was man damit zu verbinden und vorauszuſetzen pflegt. Ich kenne Leute, die zu faul waren, ſich aus dem philiſtröſen Schlafrocke zu reißen, um eine intereſſante Soirée zu beſuchen, aber dann, nach Hauſe kommend, erzählen, wie ungaſtfrei man in Paris ſei und wie ſchlecht man ſich dort unterhalte.

Wahr iſt es, daß Pfeife, Bier, Geſchrei um kleine innere Händel und Komediantenſpectakel in guter Geſellſchaft nicht angetroffen werden und daß es leider Vielen unter uns ohne jene Würzen und Salze nicht wohl werden kann.

Ich verließ Paris dieſes Mal nach einem faſt dreiwöchentlichen Aufenthalte; ſeit einem Zeitraume von zwanzig Jahren habe ich es mehre Male beſucht und manchmal längere Zeit dort verweilt; ich maße mir daher an, es ziemlich genau zu kennen.

Man hat in letzter Zeit ſo Vieles über dieſe Stadt geſchrieben, Wahres und Falſches, Erhebliches und Unerhebliches, mit und ohne Parteilichkeit; man ſollte glauben, daß der Stoff am Ende erſchöpft ſein müſſe, und doch iſt er es nicht. Alle Tage ereignet ſich dort Neues, der Aufzeichnung Werthes, alle Jahre verändert ſich Paris und nach Verlauf von zehn Jahren iſt es ſo ein Anderes geworden, daß man ſich nur ſchwer darin zurecht findet.

Pariſer Anregungen.

Braune Geſchichten.

Mehre Deutſche ſaßen im traulichen Kreiſe am Kamin.

„Kinder, wir langweilen uns,“ fing Einer nach einer Pauſe an, „wißt Ihr nichts Unterhaltendes vorzubringen? Es ſcheint, Ihr habt Euern Geiſt jenſeits des Rheins gelaſſen.“

„Hu, wie ſchauerlich!“ nahm ein Anderer das Wort. Könnt Ihr Euch denken, daß der Geiſt jenſeits des Rheins m Vaterlande ſpuke, während der Körper ohne Seele, gleich em Golem der alten Rabbinen, hier an der Seine ſich erumtummelt?“

„Ja wohl,“ fiel ihm der Patriotiſche in die Rede, ſchweift unſer Geiſt hinüber nach den lieblichen Rebenhü-eln, während unſer Körper unempfindlich und von nichts rührt in dem neuen Babel weilt.“

„Das neue Babel iſt auch nicht zu verachten, Bruder,“ gte der Erſte, „wenn wir nur einen deutſchen Ofen hier tten. Ich glaube, die Unterhaltung würde gleich eine geiſtreichere Wendung nehmen. Das Kaminfeuer iſt nicht gemüthlich. Solch ein Bivouac mag im Felde der Strapazen und der Ehren angenehm genug ſein, aber in der Stube verlange ich mehr."

„Was das anbetrifft, ſo muß ich Dir widerſprechen," bemerkte der Zweite. „Gerade am Kamine werden die ſchönſten Geſchichten erzählt und eben am Kamine hören ſie ſich am ſchönſten an. Die flackernde Flamme, die Glut von der einen Seite, die Kälte von der andern, das Daſitzen im Kreiſe mit vorgeſtreckten Füßen, in der traulichen Nähe und doch unheimlichen Beleuchtung ſcheint uns ſehr empfänglich zum Erzählen und zum Anhören zu machen. Daher gibt es denn auch Märchen, Erzählungen, Unterhaltungen am Kamine, wie die Novelliſten gar zu gern ihre Sammlungen benennen."

„So benennen mögen ſie ſie immerhin," ſprach nun ein feiner Mann mit einem ſchönen Geſichte, das ein ſchwarzer voller Schnurrbart zierte und der bis jetzt, in Gedanken verſunken, kein Wort geſprochen hatte. „Aber ein Geſpräch, das wirklich am Kamine geführt wurde, ohne alle Abänderung drucken zu laſſen, das wird nie den Leſer befriedigen können. Namentlich wenn das Geſpräch von nüchternen Franzoſen geführt wird."

„Sollte es trunkenen Deutſchen beſſer gelingen?" rief ihm ein Spaßmacher zu. „Schnell einen ſtarken und großen Punſch herbei, wir wollen es einmal verſuchen." Ohne Scherz fuhr der Schnurrbärtige fort: „Sie haben ein Buch herausgegeben, das Sie Contes bruns benennen; es ſoll in der Hoffmann'ſchen Art ſein, doch nach dem Ausſpruche ihrer Kenner von esprit überfließen. Aber dieſer esprit iſt es eben, der ſo ungeſchickt das Licht in jeden finſtern Winkel hineinbringt, und die Erzähler in ihrem frivolen Tone ſcheinen ſelbſt nicht an die Schauer zu glauben, die ſie ſo gern mit aller Macht auf die Gemüther wirken laſſen wollen. Wie geſagt, am Kamine in einer modern franzöſiſchen Soirée iſt die Sache an ihrem Platze. Ich glaube, man dürfte nicht einmal auf andere Weiſe gräßliche Spukereien dort vorbringen. Aber für Leſer, und beſonders für deutſche Leſer, wie es deren gibt, im uralten Grenzſtädtchen Cronach oder in der weſtphäliſchen Stadt Soeſt, oder im Harze in den Bergneſtern, wo ſie ſitzen in grauen Zimmern, bei dünnen Talglichtern, einſam mit dem Buche; nur belauſcht von der Tanne, die ans Fenſterchen klopft, vor dem der ſchlafende Vogel hängt, umwachen vom ſchauerlich einförmigen Getöne der tickenden Wanduhr und eines ſummenden Ammenliedes aus der Ferne, womit ein Kind in den Schlaf gewiegt wird — für ſolche Leute muß anders erzählt werden und gerade für dieſe mag ich ſo etwas niederſchreiben, die ſich dabei vor lauter Vergnügen zu Tode ängſtigen. Nur Phantaſie hinein, ſo viel ihr davon habt, aber fort mit dem Geiſte, mit dem Witze, der Nutzanwendung. Ihr begießt Eure Leſer mit kaltem Waſſer."

„Ich habe ſie geleſen, dieſe Contes bruns," nahm der Erſte wieder das Wort. „Als das Vorzüglichſte darin erſchien mir die Unterhaltung zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht. Die Erzählenden ſind darin gut portraitirt und das Erzählte trägt, bei allem Abenteuerlichen, den Stempel des Selbſterlebten."

„Das wohl," erwiderte der Schnurrbärtige, „aber das Zufällige dabei ſchadet dem Eindruck. Sowie man ſich in einer Geſellſchaft davor hüten muß, den Hörern nach dem ſtark Erſchütternden das Schwächere zu erzählen, ſo muß man für Leſer das noch mehr zu vermeiden ſuchen. Nun betrachte man, wie unkünſtlich die Erzählungen auf einander folgen, wie widrig und unpoetiſch manche an und für ſich ſind und wie unbefriedigend die meiſten endigen."

„Ich glaube, wir könnten auf dieſe Art," rief Einer aus der Geſellſchaft, „bis morgen früh erzählen und nicht bloß von 11 bis 12 Uhr; denn unſere deutſche Redſeligkeit nimmt's in der Breite und Länge gut mit den Franzoſen auf."

„Ihren neuen Erzählern iſt das Weitläufige nicht abzuſprechen. Da gibt's Hiebe rechts und links auszutheilen und Beſchreibungen, die nicht zur Sache gehören, und Umſtändlichkeiten, die ermüden," ſprach der Schnurrbärtige.

„So laßt uns," rief ein bleich ausſehender junger Menſch mit erzwungen fröhlicher Miene aus, „auch allerlei Schauerliches erzählen. Einem Jeden von uns iſt gewiß ſchon dergleichen begegnet. Ich erinnere mich im Hauſe meiner Eltern einen ſeltſamen Vorfall erlebt zu haben. Ein Stubenmädchen, das ſich mehrmaliger Diebſtähle verdächtig gemacht hatte, wird fortgejagt. Mehre Andere melden ſich, um den Platz zu erhalten. Endlich kommt eine arme alte Frau daher, ein junges Mädchen an der Hand, und bittet, man möge ſie annehmen. Das Mädchen hat nie gedient, aber die Frau iſt gekannt und man entſchließt ſich dazu. Meine Mutter weiß gleich in den erſten Tagen des Rühmens kein Ende. Reinlich, arbeitſam, ſtill und beſcheiden, keine Domeſtikentugend fehlt dem Kinde. Das Einzige, was Beſorgniß erregt, iſt eine Bläſſe, die auf eine ſchauererregende Weiſe zunimmt. Man ſchließt auf Krankheit, man dringt in ſie, ſie leugnet. Meine Mutter, eine Frau von Erfahrung, läßt die Mutter des Mädchens zu ſich kommen und befragt ſie; dieſe verſichert, daß ihre Tochter kerngeſund ſei — aber — fügt ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu — es iſt etwas Anderes, was an ihrem Leben zehrt — ſie ſieht Geiſter.

Meine Mutter, obgleich überraſcht, kann ſich eines Lächelns nicht erwehren. Die alte Frau läßt ſich dadurch nicht irre machen, ſondern fährt ruhig fort. Behalten Sie ſie immerhin im Hauſe, ſie iſt geſund und wird in ihrer Arbeit gewiß nichts vernachläſſigen. Von dem Schrecklichen, das Nachts ihr erſcheint, wird ſie nichts laut werden laſſen, denn ſie hat von mir den ſtrengen Befehl, es ruhig zu tragen und keine lebende Seele damit zu erſchrecken. Meine Mutter war geneigt, das Ganze für eine fixe Idee zu halten, und da ſie das Mädchen liebgewonnen hatte, ſo beobachtete ſie ſie mit einer ſtillen Theilnahme.

Es war faſt ein Jahr vergangen, daß die Geiſterſeherin in unſerm Hauſe war, als ein Scharlachfieber mehre meiner kleinen Geſchwiſter auf einmal befiel und unſer Haus in Trauer verſenkte. Das Stubenmädchen mußte bei den kranken Kindern wachen und meine Mutter entſchloß ſich, mit ihr dieſe Sorge zu theilen. Einer unſerer Hausfreunde, der uns täglich zu beſuchen pflegte, war an dieſem Tage nicht gekommen. Es war dies ein langer, trockner Mann mit faſt kahlem Kopfe, ſtets in einen grauen Rock gekleidet, der immer den Kindern etwas mitbrachte; daher hatten ihn die Kleinen auch ſehr gern. Es mochte Mitternacht ſein, die Kranken ſchienen zu ſchlummern und auch meine Mutter hatte die Augen geſchloſſen, um ſich einer kurzen Ruhe zu berlaſſen. Da wird ſie plötzlich durch ein furchtbares Geſchrei aufgeweckt. Die Kinder liegen ruhig ſchlummernd da, ber das Mädchen kniet, den Kopf tief in den Sitz eines ehnſeſſels drückend und ſtöhnt dumpf. Meine Mutter ähert ſich ihr und bittet ſie, ruhig zu ſein, um die Kinder icht zu ſtören, die wunderbar genug fortſchlummern. Nach vielem Zureden hebt das Mädchen ängſtlich den Kopf empor und blickt ſchaudernd nach dem Bettchen meiner jüngſten Schweſter hin.

„Ach, Madame,“ fängt ſie dann mit leiſer, zitternder Stimme an, „es wird wol nichts zu bedeuten haben.“ Mehr war von ihr für den Augenblick nicht herauszukriegen. Erſt gegen Morgen, wie die Gegenſtände in der Krankenſtube deutlicher erſchienen und ein trüber Sonnenſtral durch die dunkeln, nicht feſt zugezogenen Vorhänge der Fenſter fiel, wollte das Mädchen ſagen, was ſie Nachts geſehen hatte. Die Thür ward von unſichtbarer Hand geöffnet und mit unhörbaren Schritten näherte ſich unſer Hausfreund dem Lager meiner jüngſten Schweſter. Das Mädchen wollte ihn anreden, denn kein Zweifel, daß er es war; derſelbe graue Rock, dieſelben magern Hände, die Hut und Stock hielten, die ſtrotzende Taſche endlich, die ein Geſchenk verhieß. Aber ſowie er ganz nahe war, ſagte ihr das unheimliche Gefühl, woran ſie ſchon gewöhnt war, daß dies kein Lebender mehr ſei. Sie that ſich Gewalt an und ſchaute feſt nach der Erſcheinung. Dieſe ſchritt an ihr vorüber, ohne ſie zu bemerken, beugte ſich über mein ſchlafendes Schweſterchen, zog ein Crucifix von Elfenbein aus der Taſche und legte es dem Kinde auf die Bruſt. Hier mußte ſie laut aufſchreien und ihr Geſicht verbergen, das ein eiskalter Hauch in dem Augenblicke anwehte. Wie meine Mutter nun zu ihr gekommen war und ſie nach dem Bette wieder hinſah, war die Erſcheinung verſchwunden. Das elfenbeinerne Kreuz fand ſich bei der Kranken. Die Andern wollten es aber lange unter ihren Spielſachen bemerkt haben, und in der That ſoll es ein Geſchenk des Hausfreundes geweſen ſein, deſſen Tod wir am andern Tage erfuhren.

Nach einer kurzen Krankheit war er plözlich in der Nacht verſchieden. Aber auch meine Schweſter erlag in der ſiebenten Nacht nach dieſer der Krankheit, die übrigen Geſchwiſter genaſen.

Es iſt überflüſſig zu ſagen, daß das unheimliche Stubenmädchen den Dienſt verlor; doch erhielt ſie aus dem väterlichen Hauſe eine fortwährende Unterſtüzung.

„Ha, ha! Es ſoll alſo Geſpenſtergeſchichten geben! Nun wohl, ich bin dabei!“ hob ein Schauſpieler an, der nach Paris gekommen war, um den Franzoſen ihre Kunſt abzuſehen. „Ich kann vom Theater Allerlei berichten. Da iſt z. B. in München ein hübſches Gebäude am Iſarthore, wo ſonſt Komödie geſpielt wurde; jezt ſoll die polytechniſche Schule dort ſein. Es wurden ganz verzweifelte Spukgeſchichten dort aufgeführt, die jedoch nicht in Betracht kamen gegen die, welche der Teufel ſelbſt auf eigne Hand darſtellte. Eines Abends, da nicht geſpielt wurde, gehe ich über das dunkle Theater, um bei dem Garderobier einen neuen Anzug zu probiren. Es war im Spätherbſte zwiſchen 5 und 6 Uhr. Wer das alte Theater kannte, weiß, daß es enorm tief und hinten offen war, damit die beliebten vierfüßigen Künſtler in großer Menge herauf- und hinuntergebracht werden können. Einige Jungen waren auf dieſem Wege zur verödeten Scene gekommen, um mit hölzernen Schwertern und Pappehelmen eine Ritterkomödie aufzuführen. Ich ſehe ihnen eine Weile zu und ergöze mich beſonders an einem pausbäckigen Jungen, der den Eßlair als Otto von Wittelsbach getreu copirte und bei dem Geſchrei: „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell!“ wie wahnſinnig um ſich herumſchlug. Mit einem Male kreiſchen alle Jungen fürchterlich auf und rennen, als wenn ihnen der Kopf brennte, vom Theater. Im erſten Augenblick glaubte ich.

ſie fürchteten ſich vor mir, der, im dunkeln Mantel an eine Couliſſe gelehnt, ihrem Spiele ſtumm zuſchaute. Ich rufe ihnen nach, doch das Wort blieb mir im Halſe ſtecken, denn am andern Ende der Scene ſteht ein Etwas unbeweglich und blickt nach mir aus geſpenſtiſchen Augen unverwandt hin. Soll ich hier beſchreiben, wie es ausſah? — ich kann es nicht. Es war eine menſchliche Geſtalt, mit der Radirnadel leicht in den dunkeln Grund geritzt. An manchen Stellen floß Zeichnung und Grund zuſammen und da ſah es aus, als wenn ein weiter Mantel von Spinngeweben Alles umzogen hätte. Der Kopf war am entſchiedenſten gezeichnet und die Augen darin glänzten matt und lebten und ein Schauergefühl übermannte mich, ſodaß ich ſchnell die Bühne verließ und die Stiege zum Garderobier hinaufſtolperte. Ich warf mich in einen Stuhl und forderte ein Glas Waſſer. „Sie ſind bleich und entſetzt," ſagte der Mann beſorgt. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er war nicht zurückhaltender und geſtand, daß er einer ähnlichen Erſcheinung ſchon oft begegnet ſei. „Sie glauben nicht," ſetzte er hinzu, „wie es hier im Hauſe ſpukt. Man darf nur nichts davon laut werden laſſen, um das Gebäude beim Volke nicht in Verruf zu bringen. In den Nächten vor den Feiertagen, an welchen große Spectakelſtücke gegeben werden ſollen, wenn ich ſo daſitze mit meinen Gehülfen und emſig nähe, dann reißt's die Thür auf und geht keck an uns vorüber." — „„Was denn, was denn?"" fragte ich haſtig.

„Weiß ich's?" gab er zur Antwort. „Wir machen die Augen zu und kreuzen uns, und dann geht's in das Magazin und da ſollen Sie es wirthſchaften und rumoren hören. Helme und Harniſche werden hin- und hergeworfen und mit den Kleidern wird Fangball geſpielt; ich dachte ſonſt, es müſſe Alles über und unter einander liegen, doch wenn ich am Morgen aufwachte, ſo fand ich Alles am alten Platze und in der beſten Ordnung.“ Die Frau des Theaterdieners, welche zugegen war, bekräftigte dieſe Ausſage, denn ſie wohnte im Erdgeſchoſſe und hörte jedesmal den Teufel lärmen. Geſehen hatte ſie jedoch nur einmal etwas und zwar denſelben grauen Mann, der mir heute begegnet war. Sie war nämlich nach beendigter Vorſtellung in der Requiſitenkammer beſchäftigt, um dort aufzuräumen. Da ſcheint es ihr, als ſchliche etwas an ihr vorüber. Sie blickt auf und ſieht im erſten Augenblicke nichts; doch da ſie einen Luftzug verſpürt, ſo wendet ſie ſich nach der geöffneten Thür, die auf's Theater führt, und gewahrt dort den grauen Mann, der ſie groß anſtarrt und ihr zu drohen ſcheint und dann die Thür hinter ſich zuzieht und verſchwindet. Sich kreuzend und ein Gebet ſprechend, iſt ſie im Augenblick unentſchloſſen, ob ſie bleiben oder gehen ſolle, aus Furcht, dem Geſpenſte auf dem Theater zu begegnen. Endlich ergreift ſie ein Crucifix, das in den Kreuzfahrern gebraucht wurde, und mit dieſem profanirten Werkzeuge hofft ſie dem Teufel zu trotzen und ſucht den Weg über das finſtere Theater nach ihrer Schlafſtube. Es war aber nichts Unheimliches mehr anzutreffen.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte nach einer Pauſe der Schnurrbärtige, „daß faſt von allen Schauſpielhäuſern dergleichen Märchen im Gange ſind.“

Der Erzähler nahm es übel, daß ſeine Geſchichte ein Märchen genannt wurde, und behauptete, wenn er gleich kein Haſenfuß ſei, ſo würde ihn doch nichts in der Welt bewegen können, einmal nach beendigter Vorſtellung eine Nacht über allein im Theater zu bleiben.

„Denkt Euch einmal,“ fügte er hinzu, „Ihr wachtet in der Nacht auf und erblicktet die Logen gefüllt mit hohläugigen bleichen Todtengeſichtern und luftige Hände klatſchten zuſammen und es gabe keinen Ton, und Moderduft erfüllte den Raum. Und auf der Bühne ſpreitzten ſich ekelhafte Phantome und führten eine Komödie zum Haarſträuben auf.“ —

„Und die in den Logen ſitzen, wären abgeſchiedene große Dichter, deren Werke auf dieſen Brettern oft verhunzt wurden,“ rief ſpottend ein Anderer, „und ein Chor geiſterhafter Recenſenten umſchritte, Eumeniden gleich, die dunkle Scene und peitſchte die hölliſchen Künſtler mit Schlangengeißeln.“

„O genug davon,“ ſagte der Schauſpieler, „es thut mir leid, daß mein Theaterſpuk nicht im Stande war, Euch zu ergreifen; ich will es daher mit einer andern Geſchichte verſuchen, die mir von einer glaubwürdigen Freundin mitgetheilt wurde. Eine Dame in Wien hatte das Unglück, ihre Tochter zu verlieren. Am Tage nach der Beerdigung tritt die Schweſter der Geſtorbenen bleich und verſtört zur Mutter und erzählt ihr, daß in vergangener Nacht Karoline — ſo hatte die Verſtorbene geheißen — an ihr Bett gekommen ſei und die Vorhänge geöffnet habe. Sie hätte nicht geſchlafen und Alles deutlich geſehen, aber der Schreck hätte ſie ſo erfaßt, daß ſie nicht im Stande geweſen wäre, ihre gepreßte Bruſt durch einen Schrei zu erleichtern. Karoline habe ſie beim Namen gerufen und eine Weile wehmüthig auf ſie herabgeſchaut, dann habe ſie zu ihr geſagt: „Kommt doch und legt mich zur Ruhe in ein trocknes Grab, ich friere ja im Waſſer.“ Darauf ſei ſie verſchwunden. Das Entſetzen hatte das arme Mädchen ſo ergriffen, daß ihr Zuſtand der geängſtigten Mutter einen neuen Verluſt prophezeite und dieſe ſich alle Mühe gab, dem Mädchen die Erſcheinung als Spiel der Einbildung zu erklären.

„Du dachteſt im Schlaſengehen an die verſtorbene
Schweſter, die nun die erſte Nacht draußen auf dem Fried-
hoſe ruhte; Du hörteſt den Herbſtſturm und das Fallen der
Regentropſen, die ihr kühles, einſames Grab umſauſten; da
räumteſt Du ſo lebhaft. Doch denke, daß der Frühling
ommen wird und wir Roſen draußen pflanzen werden und
in blühender Garten aus der Aſche der theuern Geliebten
ntſprießen wird,“ — ſo ſprach tröſtend die ſelbſt des Troſtes
edürftige Mutter. Zwei Tage vergingen und das Mädchen
ard nicht heiter und ſah immer bleicher. Die Mutter
hrieb dies dem ſtillen Grame um die Verlorene zu und
ragte nicht weiter nach einer Urſache. Am andern Morgen
es dritten Tages ſagte ihr endlich die Tochter, daß ſie es
icht mehr zu tragen vermöge. Allnächtlich erſchiene ihr
e Schweſter und immer wehmüthiger ſehe ſie aus, immer
erzzerreißender töne ihre Klage. Die Mutter willigte end-
h ein, das Grab zu beſuchen, um es vor Regen und
ind, die unaufhörlich fortgedauert hatten, gehörig zu
hützen. Sie kamen auf dem Kirchhofe an und fanden mit
ntſetzen den Hügel, von leichtem Sande, aufgewühlt und
n Sarg von Waſſer bedeckt. Sogleich wurde der Todten-
äber herbeigerufen und nachdem dieſer abgeholfen hatte,
unruhigte keine Erſcheinung der todten Karoline mehr ihre
chweſter.“

„Allerdings ſchauerlich,“ ſagte der Patriotiſche, „aber
enn Ihr mit den Contes bruns wetteifern wollt, dürft
r nicht blos Geſpenſter und Spuk erzählen. Namentlich
in der „Conversation entre onze heures et minuit“
ht die leiſeſte Spur davon zu finden. Es ſind dies viel-
ehr Geſchichten mit Fleiſch und Bein, Kriegsſcenen, Reiſe-
enteuer, Morde, Alles ſelbſt erlebt und mit dem Colorit
Wahrheit ausgemalt. Wenn Ihr mir's erlaubt, will

ich einmal verſuchen, Euch ein Abenteuer zu erzählen, das ich in Weſtphalen beſtand, in Weſtphalen, dem geheimnißvollen Lande, wo die Vehme ihren Sitz hatte und wo — Ihr mögt mir ſagen, was Ihr wollt, noch heutzutage die Menſchen und ihre Wohnplätze eine ganz eigenthümliche Phyſionomie tragen.“

„Es war zwiſchen Münſter und Osnabrück, wo ich an einem regnigten Octoberabende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutſcher aus Ibbenbühren, einen tragen Geſellen, der es mit Niemandem auf der Welt gut meinte. Denn ſeine ſtarken Pferde wären bei einigem Antreiben eher in den Stall gekommen und er ſelbſt hätte ſich zeitiger auf die Streu werfen können. Statt deſſen ſaß er ruhig da, ließ ſich und die Thiere beregnen und mich verzweifeln. So war die Nacht hereingebrochen und wir fuhren noch immer unter den Tannen weg, die ihre träufelnden Aeſte in den Wagen ſtreckten, um mir wie aus Gutmüthigkeit auch etwas vom Regen zukommen zu laſſen. Ich ward ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Plötzlich hielt er an, ſprang vom Sitze und ſprach einige unverſtändliche Worte. Ich fragte ihn, wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit geſtand er es ein, daß er irre gefahren ſei. Ich ſprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings ſchwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn Das, was er bis jetzt dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit vertrockneten Nadeln beſtreut war und ſo eine hellere Färbung als der Grund umher hatte, und die nun aufhörte und von alten Tannen umgrenzt war, die ihre ſchwarzhaarigen Zweige in einander verſchränkten und uns den Ausgang verſperrten. Hinter dieſen Waldrieſen hatte ſich der Nebel aus dem Moore wie ein weißes Laken ausgebreitet und verſchloß jede Fernſicht, ſelbſt wenn die Bäume eine geſtattet hätten. Der Kutſcher fluchte immerfort, ich ſchaute rings umher. Hätte mich nicht Regenſchauer und Nachtwind durchſchüttelt, ich wäre mit der Umgebung ganz zufrieden geweſen und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahinreiten zu ſehen. Die naſſe Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildungskraft bedeutend ab und ließ ſolche Spukgebilde nicht in ihr aufkeimen. Plötzlich flimmert mir etwas aus dem Nebel zu. Zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. „Ein Licht,“ ſchrie ich, und der Kutſcher hielt es auch dafür. Wir machten uns alſo durch Dorn und Geſtrüpp zu Fuß auf den Weg dahin und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beſchwerden über Steine, an ſchroffen Abhängen vorbei, ſahen wir abermals eine lichte Stelle und unfern von uns ein langes ſchwarzes Haus, an deſſen einem Ende, in einer Mauerblende, ein Crucifix angebracht war, vor welchem eine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hierher geleitet hatte. „Ein gutes Omen!“ ſagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutſcher kreuzte ſich und murmelte leiſe: „Ja wohl, Amen!“ Wir näherten uns dem Gebäude, das, ſtill und finſter, keine Spur von Bewohnern verrieth. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu ſuchen hatten. Ich öffnete ſie und ſah in einen wüſten Raum. In einem Winkel war eine Fallthür geöffnet und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaariges, ſcheußliches Weib hervor, das ein breites, blankes Meſſer wetzte. Unwillkürlich trat ich zurück. Die Hexe nahm ſich ohnedies in der Rembrandt'ſchen Beleuchtung nicht eben erfreulich aus und dazu kam noch ihr verfängliches Geſchäft. Sie hatte uns ſchon erblickt und rief einige Worte in ihrem unverſtändlichen Dialecte, die aus den ſchlotternden Kiefern hervorziſchten. Auf das trat ein baumgroßer Kerl mit einem bleichen Geſichte, von ſchwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. „Was gibt's, ihr Herren?" fragte er auf gut deutſch. Mein Kutſcher nahm ſchnell das Wort und foderte einen Stall. Es iſt zwar keine Herberge hier," ſagte der Kerl, „aber Sie können hier ſchon übernachten." Mein Kutſcher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Hexe hatte die Fallthür zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Meſſer, und nachdem ſie einen Kieferſpan angezündet hatte, ging ſie dem Kutſcher beim Ausſpannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem Wirthe, und ich ſehnte mich nach der Rückkunft des Kutſchers. Eine Bank, ein Tiſch, ein alter Schrank und eine pickende ſchwarzwälder Uhr, das waren alle Möbel dieſer Stube. Stillſchweigend ſchenkte mein Wirth zwei Schnapsgläſer voll und ſtellte ſie nebſt einem hölzernen Teller, worauf große Schnitte Pumpernickel lagen, auf den Tiſch. Ich hatte keinen Appetit.

Beide, Wirth und Gaſt, ſchienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dies nicht, daß ſie einander ſcharf beobachteten. Der Kutſcher machte endlich dieſer ſtummen, peinlichen Scene ein Ende. Er trank den Schnaps, aß das Brot und ſchimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er ſich auf die Streu, die ihm die Alte auf die Erde zurecht gemacht hatte, und ſchnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen wollte. Der ſo gebräuchliche Ausdruck „zur Ruhe legen," machte hier einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich war unentſchloſſen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutſcher theilen ſollte, doch verlangte ich das Bett zu ſehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, welche zu einer Fallthür führte. Das war mir ſchon nicht recht. Ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib ſtand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Thür aufgeſtoßen, als ich ihr ſagte, ich würde neben meinem Kutſcher ſchlafen, um morgen gleich bei der Hand zu ſein. Der Kerl und das Weib ſchienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen neben mir. Alsbald nahm das Weib das Licht und ſchlich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob ſie uns nicht ſtören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutſcher, den ich längſt eingeſchlafen glaubte, leiſe zu ſprechen an, was mich nicht wenig erſchreckte. Seine Worte erhöheten meine Beſorgniſſe, die ohnedies ſchon ſtark genug waren, um ein Bedeutendes. Was war zu machen? Ich ſtand auf und verſuchte es, ein Fenſter zu öffnen, allein vergebens, die ſchienen zugenagelt zu ſein. „Was wollen Sie auch anfangen," ſprach der Kutſcher. „Hier iſt kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlaſſen. Das Einzige, was mich noch tröſtet, iſt das Crucifix vor der Thür." Die Lampe, die davor brannte, erhellte matt den Platz vor dem Hauſe, den ich überſehen konnte bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Einzäunung dienten. Alles war ruhig und ſtille im Forſte. Kein Laut im Hauſe vernehmbar. Die Bewohner ſchienen alle zu ſchlafen, und doch war's ſo unheimlich. Nachdem ich lange Zeit ſo gelauſcht hatte, und immer noch Alles ruhig blieb, bemächtigte ſich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, ſich geltend zu machen. Ehe ich mich jedoch niederlegte, unterſuchte ich die Thür und fand ſie von außen verſchloſſen. Ich theilte die dadurch erneuete Beſorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit, nahm mir aber vor, nicht einzuſchlafen, um bei einem Unfalle ſogleich zur Hand zu ſein. So legte ich mich zu meinem Kutſcher und meinen Waffen auf die Streu.

Ein Geräuſch an der Thür ließ ſich vernehmen und ſchreckte uns Beide in die Höhe. Die Schreckensnacht war vorüber und der graue Tag ſchimmerte durch das trübe Fenſterchen. Das alte Weib trat ein und meldete, daß die Pferde bereits abgefüttert ſeien. Der Kutſcher lachte und ſchüttelte mir die Hand, und ſagte auf Kutſcherweiſe: „Nun wollen wir auch in Gottes Namen!“ Während er anſpannen ging, trat ich zur offenen Thür in den Wald hinaus. Ich betrachtete mir das Haus. Es war aus Lehmkuchen erbaut, niedrig und faſt erdrückt von der Laſt des hohen bemooſten Strohdaches. Das eine Ende des Hauſes hinter dem Stalle lag in Schutt und Ruin. Keine Einfriedung, nicht die Spur einer Anbauung des Bodens verrieth die Handtierung der Bewohner. Ich glaubte noch immer bei einem armen Waldwart übernachtet zu haben. In Gedanken umging ich das Haus. Da fällt mir hinten an der eingeſtürzten Mauer friſche Erde auf, die ſoeben gegraben zu ſein ſcheint. Ein Stück eines roth und weiß gewürfelten Linnentuches und ein abgeriſſenes Strickende liegen nebſt großen und kleinen Papierbogen, worin man Waaren einzupacken pflegt, am Boden. Ich kann nicht beſchreiben, wie ängſtlich es mir mit einem Male in dieſem Winkel wurde. Es war ein Kehrichthaufen hinter dem Hauſe, nichts weiter, aber die Schauer einer geheimnißvollen That webten an dieſem Orte und zogen an meinem innern Sinne vorüber, mich wunderbar ergreifend. An einem aus der Lehmwand hervorragenden Balken gewahre ich rothe Zeichen. Ich trete ängſtlich näher und habe nun die Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde. Mir war nämlich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Polen von einem alten weiſen Rabbi ein kabbaliſtiſches Zeichen erklärt worden, welches Juden, die von Mördern überfallen wurden, in ihrer Sterbeſtunde mit ihrem Blute zeichnen, um Anderen Kunde von ihrer Ermordung zu geben. Dieſe lutigen Verräther fand ich nun hier, und darunter eine ebräiſche Chiffre, die ich nicht zu enträthſeln vermochte, nd die wahrſcheinlich den Namen des Unglücklichen bedeu- te. — Hier war ein Mord vorgefallen — der arme ude hatte vor dem Verſcheiden mit dem blutenden inger die ruchloſe That an die Wand geſchrieben, wo ne leichte Schicht Erde ſeinen Leichnam bedeckte. — er Knall der Peitſche weckte mich aus meinen Ge- nken, der Kutſcher ſaß bereits auf. Er hatte ſich den eg zeigen laſſen und jagte, was er konnte, um die ndſtraße zu erreichen. „Das war ein verfluchtes Neſt, ſer Nachtquartier,“ ſagte er einmal über's andere. „Und nur der Kerl geblieben ſein mochte? heute war Niemand Hauſe als die Teufelsfratze von Weib!“ — Ich ant- rtete nicht. Im nächſten Orte machte ich die Anzeige den Gerichten, die ſogleich eine Unterſuchung zu verhän- verſprachen. Meine Reiſe litt keinen Aufſchub und ich e weiter. Nach mehren Monaten kam ich wieder durch Ort und erfuhr, daß man im Hauſe keine Bewohner unden habe, daß es früher die Hütte eines alten Wald- rts geweſen ſei, der aber nun ſchon ſeit Jahren todt war, daß an dem von mir bezeichneten Orte, hinter dem fallenen Gemäuer, eine verſtümmelte, von Niemandem annte Leiche gefunden worden ſei, in dem Balken aber, der dort aus der Lehmmauer hervorragte, hätte man keine rothen Charaktere wahrnehmen können, wohl aber ſeien friſche Späne daraus gehauen worden. So blieb die Sache unenträthſelt — ich kam nie wieder in die Gegend.

„Die blutigen Zeichen, die ein Sterbender hinterläßt, um zu warnen oder zur Rache aufzufodern, haben allerdings ſehr viel Schaueriges, und die Idee iſt neu und ergreifend, der Reſt der Geſchichte, lieber Freund, iſt jedoch ganz gewöhnlich und in vielen Reiſebeſchreibungen, in den natürlichen Geſpenſtern, ja wohl ſelbſt in Kinderbüchern, ſchon da geweſen," ſagte ſpottend der Mann mit dem Schnurrbarte.

„Die erlebten und wahren Begebenheiten können nie durchweg den Reiz der erfundenen haben," bemerkte der Patriotiſche, „das ſagt auch der Arzt in den franzöſiſchen Contes bruns, die doch eigentlich zu dieſer unſerer Kamin-Unterhaltung Veranlaſſung gaben. Oft auch entſtellt die Erfindung des Erzählers die erhabenſte Begebenheit, die eben in ihrer Einfachheit ergreift," erwiderte der Schnurrbärtige. „Der Aufwand, den der Erzähler macht, um die Sache zu ſchmücken, iſt dann bloße Ungeſchicklichkeit, und die Herausgeber der Contes bruns haben ſich dieſe Fehler ſehr oft zu Schulden kommen laſſen. So iſt z. B. „le ministère public“ — —

„Und finden Sie dieſe Erzählung nicht eben vortrefflich?" fielen ihm ſchnell Andere ins Wort. „Noch vortrefflicher, wie ſie ſich wirklich ereignete, ſagte ernſt der Schnurrbärtige. „Zufällig lebte ich damals in der Gegend von Beaugency und kannte den Anwalt des Tribunals und Pierre Leroux."

„O ſo erzählen Sie," riefen Alle.

„Ich will Ihnen Alles ſo treulich berichten, wie es jeder

Einwohner von Beaugency weiß und wie es ſich aus den Ausſagen in den Verhören klar ergeben hat. Urtheilen Sie dann ſelbſt, was der Erzähler in den Contes bruns zu dieſer Geſchichte hinzu erfand und was er damit bewirkte."

„Pierre Leroux war ein armer Kärrner und ein Menſch von den beſchränkteſten Begriffen. Seine alte Stute Griſe und das Klatſchen ſeiner Peitſche, das waren die Gegenſtände von Wichtigkeit, die ihn beſchäftigten. Ging er neben ſeinem Karren, ſo ruhete ſein Blick auf der Stute und ihrem trägen Gange, und wenn er ſich einen Spaß machen wollte, ſo ließ er ihr die Peitſche um den Kopf ſchwirren, und ging ſie dann für einen Augenblick ſchneller, ſo klatſchte er vergnügt. Dieſer Pierre Leroux ſchlief gewöhnlich nach den Beſchwerlichkeiten des Tages auf ſeiner Streu gut und feſt. Von Träumen wußte er wenig zu ſagen. Einſt jedoch beunruhigte ihn ein böſer Traum, den ihm ein böſer Dämon geſandt haben mußte, da er ihm das Leben raubte. Es kam ihm nämlich vor, als klatſchte ſeine Peitſche nicht mehr und als habe ſeine Griſe keinen Appetit. Beides quälte ihn ſo ſehr im Traume, daß er in größter Unruhe erwachte. Lächelnd ſah er nun um ſich und merkte bald, daß ihm Alles nur geträumt hatte. Aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte die überzeugendſte Gewißheit haben. Er ſprang auf, riß die Peitſche vom Riegel und ließ ſie einige Male klatſchen. Hui, wie ſchallte das im Stalle. Alle ſeine Bewohner wurden wach, das war ein Geſtampfe und Gewieher! freudig rief er: Gott Lob! nun will ich ſehen, ob die Griſe auch noch frißt! und ſchnell ging er hin, gab ihr einige Hände voll Hafer, und ſie, die nie zu viel bekam — ließ ſich nicht lange nöthigen und machte dem guten Pierre damit die größte Freude. In dieſem Gefühle hatte er ſich wieder hingelegt und einige Minuten ſtärkenden Schlafes genoſſen, als lärmend an die Stallthür gepocht wurde. Leroux ſprang auf und öffnete. Es war grauer Morgen. Ein Piquet Gendarmen dringt ein und nimmt den armen Pierre Leroux gefangen. Ein Mord iſt in dieſer Nacht verübt worden. Die Nachbarn haben den Lärm im Stalle gehört. Man ſchließt daraus, daß Leroux in der Nacht ausgeweſen und wieder heimgekehrt iſt. — Kurz man will den Mörder finden, und er wird gefangen. Als ſein Ankläger präſentirt ſich ihm beim erſten Verhör ein junger Advocat, dem Alles daran liegt, ſeinen Scharfſinn im höchſten Lichte zu zeigen und ſo einen der Richter, den reichen Vater einer ſchönen Tochter, für ſich einzunehmen. Dieſem gegenüber ſteht nun der einfältige Pierre Leroux, der von der ganzen Anklage nichts begreift und ſteif und feſt behauptet, daß die Herren nur ihren Scherz mit ihm treiben. Mehr weiß er ſeinem Vertheidiger nicht zu ſagen. Dieſe vermeinte Verſtocktheit und der Scharfſinn ſeines Gegners, der mittlerweile Beweiſe auf Beweiſe häuft, bringen unſern armen Träumer unter das Beil der Guillotine. Der junge Rechtsgelehrte kehrt mit den Lorbeeren der Themis gekrönt aus dieſem Prozeſſe zu ſeinen Laren zurück. In den wichtigſten Fällen wird nun ſein Beiſtand zu Rathe gezogen und die Hand des reichen, ſchönen Mädchens ihm angetragen. Er fühlt ſich ganz glücklich. Ein berühmter Advocat, ein reicher Mann einer ſchönen Frau, das waren ſtets ſeine Wünſche. In Acten vergraben, überraſcht ihn oft die Nacht, beſcheint ihn oft der erſte Morgenſtrahl. Dieſe anhaltende Beſchäftigung droht ſeiner Geſundheit, eine ſeltſame Röthe färbt ſeine Wangen, welche oft mit einer deſto auffallendern Bläſſe abwechſelt. Der Arzt ſpricht von Congeſtionen nach dem

Kopfe, man beſorgt einen Blutſturz und will Aderläſſe verordnen.“

„Mittlerweile ereignet ſich ein ſonderbarer Zufall. Eines Morgens wird der Advocat todtenähnlich auf dem Boden ſeines Zimmers gefunden. Mit Mühe wird er wieder ins Leben gebracht. Aus ſeinem Irrereden geht hervor, daß er Viſionen habe — er ſpricht von einem blutenden Kopfe, er ihn angegrinzt habe — er ſagt, daß ihn dieſer Anblick naufhörlich foltere. Neue Aderläſſe, Blutegel und derglei-hen werden ihn wol wieder in Ordnung bringen, meint er Arzt, und vor allen Dingen ſoll die Heirath bald vor ch gehen, dem kräftigen Manne fehlt eine junge Frau.

Die Familien ſind gern geneigt dieſer Meinung des rztes beizupflichten und die Hochzeit wird gefeiert. Die unge Frau liegt bereits im Brautbette da, ihren Mann wartend, der ſich noch entkleidet. Jetzt will er ſich an re Seite legen, doch plötzlich wird er vom Wahnſinn griffen.

Auf dem Polſter ſeines Bettes ſieht er den blutenden opf wieder, mit den blutgetränkten ſtruppigen Haaren nd dem gebrochenen Auge, der ſeine junge Frau herzt nd küßt. Er will das Schreckbild verſcheuchen, aber es eht ſich hohnlachend nach ihm um, und er erkennt die eichen Züge des unſchuldig durch ihn gemordeten Pierre roux: da ſteigert ſich ſein Wahnſinn zur Raſerei, er ringt zum Kamine, ergreift eine Feuerzange und führt ige Hiebe auf den krachenden Schädel, als wollte er den opf des Todten noch einmal tödten; das Spukbild ver-windet und er kann ſich zu ſeiner jungen Gattin ins ett legen. Nach einem feſten Schlafe erwacht er, der mpf mit dem Kopfe in voriger Nacht erſcheint ihm wie ein Traum, aber welch ein Blutſtrom beſudelt ihn? — Er blickt um ſich — da liegt ſein junges Weib mit zerſchelltem Kopfe neben ihm. Die hereintretenden Eltern, welche die Neuvermählten zu überraſchen glauben, beben zurück und der Advocat, der bei dem Verhöre Alles ſo berichtet, wie ich es eben erzählt habe, iſt nicht ſo ſpitzfindig, ſich ſelbſt retten zu können, und er wird von demſelben Beile gerichtet, welches dem unglücklichen Pierre Leroux den Kopf herunterſchlug."

„Die letzte Erzählung der Contes bruns „le Grand d'Espagne" erſchien mir noch ergreifender," ſprach der Bleiche. „Ich möchte ihre Wahrheit nicht verbürgen," meinte der Schnurrbärtige. „Sie ſtrotzt von abenteuerlicher Unwahrſcheinlichkeit. Ein junger franzöſicher Feldſcheer wird Nachts von Vermummten zu einer vornehmen Dame geholt, die in Kindesnöthen ſich auf dem Boden eines Zimmers wälzt und vor Schmerz ein Tuch zerbeißt, das ſie, um jeden Schrei zu unterdrücken, in den Mund geſteckt hat. Im Nebenzimmer ſchläft der betrogene Gatte, ein ſpaniſcher Grand. Der kleinſte Zufall kann ihn erwecken, deſſenungeachtet wacht er nicht auf, während das Kind ſtückweiſe von der Mutter geholt wird und dieſe ſich dann, als wäre nichts vorgefallen, zu dem Manne ins Schlafgemach verfügt. Unterdeß entfernt ſich der Feldſcheer und der Geliebte der Dame, welcher bei der Entbindung zugegen war, nachdem dieſer die blutenden Stücke ſeines Kindes in ein Tuch wickelt und unter ſeinen Mantel verbirgt. Wie leicht hätte hier die Unwahrſcheinlichkeit vermieden werden können und wie ſehr zerſtört die von dem Erzähler abſichtlich erzählte Scenerie das ängſtlich Spannende, das in der Situation liegt. Der Feldſcheer bewahrt das Geheimniß, an deſſen Enthüllung ſein Leben hängt, bis wenige Tage vor ſeiner

Abreiſe aus Spanien. Da läßt er ſich verleiten in einem Kreiſe von Freunden ſein Abenteuer zu erzählen. Es geſchieht dies im Freien in froher Geſellſchaft. Die Freunde fragen ihn, ob er die Dame wiedererkennen würde. Er verneint es, da ein dichter Schleier ihr Geſicht verbarg, den der Geliebte ſtets ſorglich wieder ordnete, wenn er davon hinabgeglеitet war. Ein einziges Merkmal iſt es, woran er ſie einſt wiederzuerkennen hoffen darf, eine braune Warze an dem einen Arme von Haaren umgeben. Kaum hat er ausgeſprochen, ſo ſieht er plötzlich zwei leuchtende Augen aus einem Gebüſch ihn anſtieren. „Wir ſind belauſcht worden!“ ſagt er und wird todtenbleich.

„Es muß alſo angenommen werden, daß der Lauſcher überall gegenwärtig war.“ Die Freunde verſprechen den Beängſtigten nicht zu verlaſſen. Am anderen Morgen reiſt er aus Spanien und bis in die Heimat wird ihn der Rächer nicht verfolgen. Die Freunde wollen die wenigen Stunden vor der Abreiſe mit ihm zubringen. Man ſetzt ſich zur Flaſche und will ſo den Morgen erwarten. Doch eine unerklärliche Müdigkeit hat ſich der Freunde bemächtigt, ſie ſchlummmern ſämmtlich ein und der unglückliche Feldſcheer legt ſich auch auf's Bett. Da werden die Vorhänge auseinandergeriſſen und jene leuchtenden Augen aus dem Gebüſche ſtieren ihn an und aus dem die Geſtalt verhüllenden Mantel wird ihm ein abgeſchnittener Menſchenarm entgegengeſtreckt und er hört die Worte: „War es dieſer?“ In demſelben Augenblick fühlt er, daß ein Dolch ihm in die Bruſt geſtoßen wird. Die Sinne vergehen ihm, doch war die Wunde nicht tödtlich. Er verläßt Spanien und kommt nach Frankreich zurück.“

„Einſt in einer Abendgeſellſchaft erblickt er einen bleichen, faſt kahlköpfigen Mann an der Seite einer ebenſo bleichen Dame, die nur einen Arm hat. Man kann denken, daß er ſich beſtrebt in ihre Nähe zu kommen. Es gelingt ihm endlich und auf die Frage: bei welcher Gelegenheit die Dame den Arm verloren habe, erhält er die Antwort: „dans la guerre de l'indépendance!“

„Ich kenne den jungen Dichter, von dem beide Erzählungen herrühren,“ fügt der Bleiche hinzu, „und bin überzeugt, daß er ein ſchönes Talent beſitze. Es keimt jetzt in der Poeſie wie in der Wirklichkeit ein gewaltiges Leben in Frankreich. Wie das Alles treibt und knospt und wie die Blume ſtrebt, die dünne Hülle zu zerſprengen und ſich zur Sonne Bahn zu machen.“

„So parador für den erſten Augenblick auch die Behauptung ſcheinen mag,“ bemerkte der Patriotiſche, „ſo hat denn doch der jetzige Zeitpunkt der franzöſiſchen Literatur eine ſtarke Aehnlichkeit mit unſerer früheren, da die Stolberge, Voß, Burger, Hölty und Andere noch eine jugendliche Coalition gegen das alte Perückenthum bildeten. Das war ein gemeinſames, befreundetes Streben, Keiner beneidete dem Andern den Lorbeer, unbekümmert ob er verdient oder unverdient war, ſondern er ſuchte ihn noch aus eigenen Mitteln zu verherrlichen. Wie einſam dagegen pilgerte noch der große Leſſing ſein kurzes unfreundliches Leben dahin bis zum unbekannten Grabe, das nicht einmal ein einfacher Stein bezeichnet.“

„Doch wohl zu merken,“ fugte der Schnurrbart hinzu, „daß jene Kämpfe ſelbſt noch viel von den Perücken anklebten hatten; Victor Hugo, Dumas, Barbier und Barthelemy wurden ſich in den Portraits der Stolberge, Voß, Burger und Hölty nicht wiedererkennen.“

„Das macht, ſie ſind Franzoſen von 1830 und jenes waren Deutſche aus dem 18ten Jahrhundert. Dies iſt die einzige Verſchiedenheit," erwiderte der Patriotiſche. „Wird nicht von den ſogenannten Klaſſiſchen in Frankreich Zetergeſchrei über die Neuerer erhoben, wie ſonſt in Deutſchland? Wird nicht Victor Hugo's Franzöſiſch ebenſo verketzert, wie ſonſt das Voßiſche Deutſch? Hättet ihr damals gelebt, als Voß zum Erſtenmale: „Emporkömmling" für „parvenu" gebrauchte und daran dachte, die Sprache zu „vervollkommnen", ſtatt zu perfectioniren, ihr würdet wiſſen, welch Geſchrei man erhob und den Puriſten zu allen Teufeln wünſchte, der ſolche närriſche Barbarismen einführen wollte. Doch nicht ſowol hieran gedachte ich, als ich den Vergleich aufſtellte, ſondern wie ſchon geſagt, das cameradliche Beiſammenleben iſt es, welches mir jene Jugendzeit der deutſchen Literatur vergegenwärtigt und welches von den Philiſtern, hier wie dort, auch ſehr verſpöttelt wird. Aus allen Erzeugniſſen ſtrahlt dieſes Gefühl der Freundſchaft, dieſes Geſammtſtreben nach einem Zwecke. Erſt neuerlich gab mir das Drama Tereſa wiederum den Beweis. Leſt nur die paar Worte, welche Dumas ſeinen Freunden in Villers-Cotterets zuruft. Wie kalt und froſtig dagegen treten eines Delavigne, eines Darlincourt Werke ins Leben; und verdienten ſie ſelbſt den Kranz, den ſie von kalten Regelmenſchen empfangen, ich würde ihn ihnen nicht beneiden."

„Auch fehlt es an Ueberſpanntheit nicht," ſprach ſeufzend der Bleiche. „Alles iſt überreizt bei der heutigen Jugend. Gedenkt des Beiſpiels von Victor Escouſſe und Auguſt Lebras."

Eine tiefe Pauſe der Wehmuth folgte. Sie waren unſerem Zirkel Beide nicht fremd geweſen. Das Geſpräch hatte den größten Theil der Nacht gewährt und wir nahmen und vor zuſammenzubleiben, um am nächſten Morgen der Beerdigung der beiden unglücklichen Selbſtmörder in der Kirche St. Laurent beizuwohnen.

„Es waren zwei Kinder, die an einem nebligten Tage das Hervorkommen der Sonne nicht erwarten wollten,“ rief ihnen ein Freund nach.

Eine Schauergeſchichte.

1.

Ach die leidigen Soirées! das iſt eine Qual, die in Deutſchland nur die vornehme Welt heimſucht und die uns aus der ehrenwerthen Mittelclaſſe, dem eigentlich deutſchen Juſte milieu, nichts anhat. Wir ſind ehrliche Dreſchflegel und Abends gehörig müde, und da brauchen wir andere Ergötzlichkeiten, als hüpfende Contretänze und aufgeblaſene Schaudés mit kalter Mandelmilch.

Die Schaudés ſind, beiläufig geſagt, eine franzöſiſche Erfindung, die wir Deutſche ihnen gänzlich überlaſſen müſſen. Ich weiß es aus unleugbaren Quellen, daß ſie der Paſtetenkoch Favart in einer heitern Anwandlung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfand, als ihm ein Söhnlein geboren wurde, das ſpäter die artigen Frivolitäten für Dorfjahrmärkte dichtete, die zuletzt die Lieblingsſchrift der Nation wurden. So ging es auch mit den Schaudés, die Dinger ſind leer und ſchmecken nach gar nichts, aber ſie ſind leicht und das lieben die Pariſer.

Da ich nicht tanze, ſinge oder muſicire und daher bei den Soirées nur auf die Schaudés mich beſchränkt ſah, ſo verſchlang ich oftmals wol funfzig ohne Nachtheil für meine Geſundheit. Mein Gott! hätte ich in Berlin halb ſo viel Pfannkuchen, in München Nudeln oder in Wien Krapfen genoſſen, ich könnte weder Novellen noch Geſchichten mehr niederſchreiben, und wenn auch die Leſewelt nicht viel dabei verlöre, ſo würde es mir — ich geſtehe es offen — nicht ganz gleichgültig ſein.

Genug, auch an dieſem Abende war eine Unzahl jenes luftigen Backwerks von mir verſchlungen worden und ich langweilte mich eben echt deutſch, indem ich die geometriſchen Figuren ſah, welche die tanzenden Paare auf dem Parkete mit den Füßen zeichneten. Die Geometrie wollte mir nie recht zu Sinne. Ich blickte hin und her: Alles tanzte oder amüſirte ſich — ich wurde zum Menſchenfeind und ſehnte mich nach Deutſchland zurück; die Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich und ich war Heine genug, um zu denken: leere Mohnköpfe! Futter für die Guillotine! Welche Nation! Seicht .... leer .... leichtfertig im höchſten Grade. Seume .... Schubart .... Kerle .... deutſch .... ich glaube, hier ſchlummerte ich ein!

2.

Nicht lange währte es und ich erwachte.

Der Tanz war aus, die Gäſte hatten ſich größtentheils entfernt und nur die nähern Bekannten des Hauſes waren da geblieben. Das Klavier war zugemacht, die Harfe mit Leder bezogen worden, freundliche Zeichen für mich, daß die Ruhe im Hauſe hergeſtellt war. Auf dem Kamine zwiſchen den chineſiſchen Fratzen flammten die Gueridons, die cheminées prussiennes, das einzige Preußiſche, was die Pariſer lieben, war von innerer Gluth geröthet und im Halbkreiſe, die elegant bemalten écrans, oder Hitzableiter

r ſich, ſaßen mit vorgeſtreckten Füßchen liebliche Damen
maleriſcher Beleuchtung da.

„Der Herr iſt ein Deutſcher, ein Landsmann Hoff-
mann's," ſagte die Wirthin, welches ſo viel heißen ſollte
l, ein phantaſtiſcher Narr, wie ihn die Franzoſen von
nte lieben.

„Ah," riefen einſtimmig die hübſchen Dämchen und
kten ſich zurecht.

Ich begriff gar bald, was das heißen ſollte. Man er-
artete, ich würde die Scheherazade ſein, die ſtatt eines
en, grämlichen Kalifen, hier einem ganzen liebenswürdi-
Harem zu einem leichten Schlafe und zu bunten Träu-
reien verhelfen ſollte.

Ich ließ mich nicht lange bitten und fing an aufzutra-
n. Meine Damen horchten aufmerkſam zu, doch in
r Anwandelung brachte ich immer Schrecklicheres auf's
pet. Das Kapitel von den Hinrichtungen war an die
he gekommen und eigentlich ſchon eine Abſchweifung
dem geſpenſtiſch phantaſtiſchen hatte es zur Folge, daß
ge Herren *jeune France*, die ſehr in Criminalmemoiren
ſen waren, mit eine Menge Hinrichtungs-, Kerker- und
rdungsſcenen zum Beſten gaben. Es wurde erzählt,
die Regierung die Hinrichtungen jetzt im Stillen voll-
en laſſe, in früher Morgenſtunde und an abgelegenen
gen, wo ſonſt nie die blutigen Pfähle aufgepflanzt wurden.
Dieſe geheimen Hinrichtungen ſind doppelt ſchauer-
Viele wollten es nicht glauben und meinten, es ſei
abgeſchmacktes Mährchen. Aber ein Zeitungsblatt, das
geholt wurde, belehrte uns, daß am Ende der Rue
Jacques in voriger Nacht ein Verbrecher guillotinirt
den war, den man ganz im Stillen von Bicêtre dahin
acht hatte.

„In der Rue St. Jacques?“ rief ich überraſcht, „in jenem Viertel, unweit des Val de Grace, wohne ich. Die Nähe des botaniſchen Gartens bewog mich, jene abgelegene Gegend zu wählen, aber nie dachte ich, daß dort die Schauer des Grève-Platzes mich anwehen würden.“

In der That erhöhete die Erwähnung des Vorfalls die Mißſtimmung, die ich früher ſelbſt durch meine Schauergeſchichten hervorgerufen hatte.

Die Nacht war weit vorgerückt; die Geſellſchaft trennte ſich, und da kein Omnibus um dieſe Stunde mehr die Straßen durchkreuzt, ſo war ich genöthigt, zu Fuße meine einſame Wanderung über den Pont-neuf anzutreten.

3.

„Malheur donc à celui qu'une affaire imprévue
„Engage un peu trop tard au détour d'une rue,
„Bientôt quatre bandits, lui serrant les côtés,
„La bourse, dit-on, il faut se rendre, ou bien non, résistez“
„Afin que votre mort, de tragique mémoire,
„Des massacres affreux aille grossir l'histoire!“

So ſang Boileau. Jetzt iſt man vor den Anfällen der Räuber weit ſicherer, und der friedliche Nachtwandler riskirt viel eher von den Sicherheitspatrouillen ſelbſt als Spitzbube aufgegriffen zu werden.

Zahlreiche Pikets durchſtrichen in dieſer Nacht die Stadt. Eine häßliche Geſchichte in der Rue des Prouvaires war Urſache davon.

Einige Male angehalten und ausgeforſcht, nahte ich mich endlich dem Ziele meiner Wallfahrt. Schon ſah ich in der

rne auf einem Hügel das Dach meiner beſcheidenen Woh-
ng. Jch mußte noch über den Platz.
Aber o Himmel! was iſt denn das für ein Bau, der
der Mitte deſſelben ſich erhebt? Der Mond ſcheint und
kann alle Gegenſtände deutlich unterſcheiden.
Aus Beſchreibungen kenne ich das fürchterliche Ding,
s ſich meinen Blicken zeigt. Es iſt die Guillotine! Wie
tal — mein Weg führt dicht vorbei. Am Tage ſtand ſie
ht da — alſo jetzt errichtet, um zu richten — im Stillen!
lm! die Gerechtigkeit darf das Licht nicht ſcheuen. Viel-
ht ein politiſches Opfer! Es überlief mich ein Eiſes-
auer. Schnell vorbei — denn wenn ich ſäume — ſo
leppen ſie ihn herbei den Unglücklichen und ich Einziger
dazu verdammt von den Achtmalhunderttauſend ruhig
lafenden Pariſern das blutige Haupt unter dem Meſſer
len zu ſehen — ich muß ihn hören, den Ton, den ſchreck
hen des hinabgleitenden Meſſers, durch den die Himmels-
t der Hoffnung jetzt in der Bruſt des ſchwärzeſten Ver-
chers mit einem Male erſtickt — ach! welch' ein gräß-
er Ton — ich will ihn nicht hören! ....
Mit verdoppelter Eile renne ich vorüber, mein Geſchick
wünſchend, das mich gerade in dieſer Nacht fern von
inen vier Pfählen wach erhielt, doch plötzlich — wie
r rüſtige Magd des Wirthshauſes, welche die Gabel
den Sarg zu ſpießen unternahm und ihre eigene Schürze
ſpießte und ſo von Geiſterhand feſtgehalten ſich wähnte.
ſah auch ich mich feſtgebannt, wie von übernatürlicher
acht, denn an den Stufen des blutgetränkten Gerüſtes
eine weibliche Geſtalt in tiefer Betrübniß da. Sie war
ßgekleidet und eine einzige ſchwarze Schleife zierte ihren
ſen. Ein blauer Männermantel lag auf ihrem Schooße,
tſam, als hätte eine mitleidige Hand ihn der armen

[illegible] zugeworfen, aber dieſe Hand mußte keinem Vornehmen angehört haben, denn der Mantel war ſchlicht und von grobem Tuche.

Sie hatte den Ellenbogen auf das Knie geſtützt und der Kopf ruhete in der flachen Hand, gleich wie die trauernden Geſtalten, womit die Künſtler die Grabmäler zu ſchmücken pflegen.

Ich näherte mich, wie von Etwas außer mir getrieben; von Schauern erfaßt und kaum eines Wortes mächtig, mußte ich dieſes Weſen anreden; ich ahnete, daß der Augenblick gekommen war, wo mich die Vorſehung einer großen Beſtimmung entgegenführte.

„Madame" — ſagte ich zitternd — was machen Sie an dieſem Orte? erlauben Sie, daß ein Fremder" —

Ruhig und ſchwer erhob die Dame den Kopf und kehrte mir ein Geſicht zu, das einen ſo begeiſternden Zauber auf mich ausübte und in ſo feierlicher und ſchöner Schrift den bitterſten Schmerz verrieth, daß mir die Worte im Munde verſchwanden und ich vergebens ihre Spur ſuchte.

„Mein Herr," ſprach die Fremde langſam und faſt ohne Betonung, „Sie finden hier eine Unglückliche, die das Theuerſte beweint, was ſie beſeſſen hat. Laſſen Sie mich immerhin, ſeit Jahren ſchon lebe ich einſam und ſtille. Die Menſchen halten mich für wahnſinnig, aber ich bin es nicht. Stumpf bin ich für Alles, was das Leben bietet, und ſtolz darauf, in dem weiten Paris, wo ſo viel Elend exiſtirt, das elendeſte Weſen zu ſein. So oft die Gerechtigkeit ein Opfer ihrem Blutdurſte bringt, ſchleiche ich aus meiner tiefen, kummervollen Stätte an die Luft hervor und ſetze mich trauernd auf die Stufen des Gerüſtes, bis mich die Menſchen aus meiner Ruhe aufſchrecken. Die Stunden, die ich hier zubringe, ſind dem gerechteſten Schmerze gewacht — ich verlor in den Zeiten der Revolution alle meine Angehörigen — ich allein wurde — ein Kind damals — gerettet. Das Leben behielt ich, aber mit ihm die Schande — die ewige — ſchwerlaſtende Schande — laſſen Sie mich, mein Herr! Sie gewinnen nichts dabei, wenn Sie mich näher kennen lernen.“

Dieſe Worte, ſowie die Schönheit der Dame, hatten das Grauen von mir entfernt, und ich drang in ſie, mir zu folgen und mir ihr Geheimniß mitzutheilen. Sie antwortete nicht. Ich beſtürmte ſie mit Bitten.

„Nun wohlan,“ ſagte ſie endlich und erhob ſich zögernd, „laſſen Sie uns gehen, mein Herr!“ Die ſchöne, ätheriſche Geſtalt lehnte ſich an meinen Arm, es lag etwas Hohes in ihrem Weſen, nur das Eine berührte mich unangenehm, daß ſie kurzabgeſchnittenes Haar trug.

4.

Alsbald waren wir in meinem Zimmer. Das Licht wurde angezündet, die Flamme flackerte luſtig im Kamine, aller Schauer war gewichen und ich hatte bereits Regungen bei der ſchönen Traumgeſtalt zu bleiben, die von den frühern bei ihrem erſten Erblicken himmelweit verſchieden waren.

Ihre Mittheilungen hatten meine Gefühle für ſie immer mehr entflammt. Mit welcher Offenheit ſie mir Alles geſtand, was ſeit früheſter Jugend ihr ein böſes Schickſal bereitet hatte, ihr namenloſes Unglück — ihre Schmach — ihr endloſes Elend, wie rührte mich dies Alles! Und ihre

Schönheit, die zarte weiße Roſe, verklärt von dem Schmerze der Dulderin!

„Ich bin die Marquiſe von Devillers und noch immer den geheimen Verfolgungen mächtiger Feinde in dieſem Lande ausgeſetzt,“ ſo ſchloß ſie ihre rührende Erzählung.

Das Intereſſe, das ſie in mir erweckt hatte, war auf den höchſten Punkt geſtiegen. Ich fühlte, daß mich der Himmel berufen hatte, die Leiden dieſer edeln Dame zu enden. Was hatte ich ihr zu bieten, als eine Hand ohne Werth, eine Hand, die ſie in Tagen des Glücks ſicher ausgeſchlagen haben würde, und ein Herz, das abgeblüht war, ein erſtorbenes Herz ohne Freuden, faſt ohne Wünſche. Aber Beides war für die arme Verlaſſene viel. Ich konnte ſie aus dem Lande wegführen, ich konnte ſie ſchützen, ich konnte ihr Alles werden — und ich wollte es.

Sie hörte meine Anerbietungen ruhig an.

„Und Sie wollten das wirklich für mich thun?“ fragte ſie.

Ich war zum Schreibtiſch hingelaufen und hatte ein förmliches Eheverſprechen aufgeſetzt und unterſchrieben.

„Hier,“ ſagte ich ernſt und feierlich, „meine Antwort.“ Morgen mit dem Früheſten will ich vor dem Maire Alles bekräftigen, was ich hier geſchrieben habe.“

Sie nahm mein Eheverſprechen mit einem ſchmerzvollen Lächeln und heftete einen langen Blick auf mich. Müdigkeit ſchloß uns Beiden die Augen und ſie ruhete den Reſt der Nacht in meinen Armen.

3.

Schon ſtand hoch die Sonne, als ich erwachte.

Welch ſonderbaren Traum hatte ich vorige Nacht, war mein erſter Gedanke. Ich liege, Gott ſei Dank, allein im Bette, mein zweiter.

Aber welch Entſetzen ergriff mich, als ich die blaſſe Dame an meiner Seite ſah, und zwar noch um vieles bläſſer als in der vorigen Nacht, denn ſie war eine Leiche.

Ich ſprang zur Thür hinaus, wie wenn die Hölle mir folgte, um die Hausleute von Allem zu unterrichten. Bald trat ich, in Begleitung eines Polizeicommiſſärs, von einem Haufen Neugieriger verfolgt, wieder in das Zimmer, wo die Leiche noch immer in meinem Bette lag. Aber wie ſteigerte ſich das Entſetzen, als der Commiſſär todtenbleich die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Wie kommt dieſe Perſon hieher? es iſt die geſtern guillotinirte Giftmiſcherin, dieſen blauen Mantel warf der Henker über ihren Leichnam, ſehen Sie die abgeſchnittenen Haare und hier unter dem ſchwarzen Bande, das den Hals ſo feſt umgibt, muß das Beil hineingedrungen ſein!"

Er rückte das Band ein wenig und der blutige Kopf fiel vom Rumpfe und kugelte dumpfhallend auf den Boden. Außer mir ſchrie ich laut auf und ſtieß mit beiden Händen den Leichnam voll Abſcheu aus dem Bette. Ich hörte ihn zur Erde fallen und ein ängſtlicher Ruf ſchallte mir ins Ohr.

Ich ſchlug die Augen auf — die artigſte pariſer Bonne ſtand ängſtlich vor mir mit Thee und Echaudés und einem niedlichen, ganz feſtgewachſenen Köpfchen auf den Schultern. Ich hatte ihr faſt Alles aus der Hand geworfen — denn ich war in dem Winkel eines Divans eingeſchlafen und hatte nur geträumt — dies bezeugte mir der Contretanz aus Robert le Diable, der aus dem unfernen Salon mir jetzt zutönte *).

---

*) Eine ähnliche Geſchichte findet man in W. Irving's Skizzenbuche. Den Stoff gab uns wahrſcheinlich dieſelbe mündliche Mittheilung.

Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten.

D'une terre chérie
C'est un fils dévoué
Rendons une patrie,
Une patrie,
Au pauvre exilé.
Béranger.

1.

Wie eine dunkle Wetterwolke liegt das kleine Fahrzeug am Strande, das uns Abenteurer in unſer Vaterland zurückbrachte. Ein flaches Sandufer nimmt uns auf. Fern am grauen Horizonte liegt Calais, wie ein finſtrer Streif. Wir Alle ſind von Kälte erſtarrt und hinter einem Hügel wird vorſichtig ein Feuer gemacht, um welches wir uns gierig lagern. Alle blicken in die kniſternden Zweige, um die ſich praſſelnd die Glut ſchlingt. Eine verzehrende Umarmung! Es trieben ſich närriſche Gedanken in meinem Kopfe umher. Mein Auge ſchweifte bald hier, bald dort. Da lagen die bleichen, ausgetrockneten Geſtalten, faſt Alle mir fremd, doch zu einem Zwecke vereint — verzehrt von einer innern Glut, wie die kniſternden Zweige am Feuer.

Als Knabe von zwölf Jahren hatte ich in wildbewegter Schreckenszeit, an der Hand meines Vaters, unter ſeinem liebenden Schutze, das Vaterland verlaſſen. Ich wußte nicht, was ich verließ. Ich konnte mir damals nicht denken, daß je eine Zeit kommen würde, wo mein ganzes Leben für mich nur Werth haben könnte in Bezug auf das Vaterland und ſein Glück. Als ich es verließ, verdrängten die neuen Gegenſtände und die flüchtigfreundlichen Eindrücke, die ſie auf den unbefangenen Knabenſinn hervorbrachten, bald die leiſeſte Erinnerung an die Heimat. Ja, nicht ſelten konnte ich ein frohes Behagen empfinden, hörte ich die in Frankreich verübten Greuel berichten und gedachte dann meiner Eltern und meines eigenen Glückes im Schoße eines ſegenvollen Friedens, unter dem Schutze geregelter und geheiligter Geſetze; doch ſo wie mein Alter vorrückte, wie meine Fähigkeiten ſich zu entfalten begannen, erwachte in mir ein Bewußtſein, das beſeligend und zugleich ſchmerzvoll war. Ich träumte oft von meiner Kindheit, von den lichterhellten Tagen der frühen Jugend in dem ſchönen Vaterlande. Mit jedem Tage flohen dieſe Erinnerungen weiter zurück, und wie ſie flohen, wuchs die Sehnſucht nach Frankreich. Es ſchien mir das Bitterſte, die Orte nicht wiederzuſehen, wo man das Licht erblickt hatte, nicht Theil nehmen zu dürfen an den Begebenheiten, die das Schickſal des Vaterlandes entſcheiden ſollten, nicht ſeine Kräfte ihm widmen zu dürfen. Und wer hat mir und ſo vielen Jünglingen dieſe Ausſicht geraubt? Wer durfte es wagen, Franzoſen, die Beſten, Edelſten der Nation, von dieſem Ruhme auszuſchließen? Welche Ungerechtigkeit beging Frankreich, ſeine Söhne zu verſtoßen? Nicht Frankreich war es, dieſes war Allen eine liebende Mutter. Einige Männer von überlegener Geiſteskraft hatten die Meinung für ſich gewonnen und von dieſen ging unſer Unglück aus. Dieſe Männer entfernen, die alte Ordnung herſtellen, dieß iſt der große Beruf, der uns vorbehalten ſcheint. Kämpfen oder untergehen, dies unſer Loos!

Hier erwachte ich aus meinen Träumen. Ein ſtarker Dampf hatte ſich aus dem brennenden Reiſig entwickelt. Huſtend erhob ſich ein breitſchultriger Mann, mit tiefgefurchten Zügen, die von den herabhängenden Haaren und der breiten Hutkrämpe ſtark beſchattet wurden. Wer ſah es ihm nicht an, daß dieſer Rücken gewohnt war, Säcke in des Vaters Mühle zu tragen? Kräftig ſchritt er umher. Dieſer Mann war George Cadoudal. Er iſt der Einzige von Allen, den ich kenne — genau kenne. Ihm iſt die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen, ſo ward mir in London geſagt; von ihm hängt Alles ab. Dies macht mich beſorgt. Phyſiſche Kraft, Geradheit ſind treffliche Eigenſchaften, doch hier leicht entbehrlich. Das erſte Roth im Oſten machte meinen ſtillen Betrachtungen ein Ende. Wir brachen auf, ein Jeder in verſchiedener Richtung, um kein Aufſehen zu machen.

Im Walde bei Sentis ſollte am Ende des vierten Tages ſich Alles wieder zuſammenfinden.

2.

Die Sonne ſcheint freundlich und grüßt den jungen Franzoſen mit ſüßen Hoffnungsſtralen auf vaterländiſchem Boden. Der Gang iſt ſchwankend, die Bruſt beengt, der Kopf ſchwindelig. Unfern ſehe ich Calais. Fremd im Vaterlande! Welch ein Gedanke! Kein Freund, kein Angehöriger, dem ich mich anvertrauen, zu dem ich mich mit Zuverſicht hinbegeben könnte. Wo war jene ausgebreitete Verwandtſchaft, die bei dem Ren nen meines Namens mir vormals in den meiſten Städten des Reichs entgegengekommen wäre? Alle jene glänzenden Verhältniſſe und Verbindungen waren durch das ſcharfe Beil der Guillotine getrennt, worunter die edelſten Geſchlechter ausgeblutet hatten. — Nur *Eine* Seele weiß ich mir gewogen. Eine Geſpielin der Jugend. Fern der Heimat hatten wir uns kennen gelernt. Die politiſchen Verhältniſſe geſtatteten ihren Eltern eine frühere Rückkehr. Ob ich ſie ſehen werde? Sie iſt an das Neue durch verführeriſche Bande gefeſſelt — ich drohe, ein finſterer Schatten, ihr Glück zu zerſtören. Kann unſer Verhältniß das alte ſein? — Bald hatte ich das Thor erreicht. Neue Gefühle — neue Betrachtungen! Was ich von Franzoſen bis hierher geſehen hatte, wie verſchieden war es von Dem, was ich hier erblickte. Die Ausgewanderten, die ich kennen gelernt hatte, wie trugen ſie den Stempel einer frühern Zeit, eines eignen Geſchmacks, eines Charakters, den ich mir bis dahin den Franzoſen eigenthümlich dachte. Der hagere Chevalier de l'ordre militaire de St. Louis, mit der pomadirten, gepuderten Friſur, der knappen, grünen, altfränkiſchen Uniform, mit dem großen Kreuze am breiten Bande, dem kleinen dreieckig aufgeſtülpten Hute, war mir bis jetzt als die Norm eines franzöſiſchen Kriegers erſchienen. Welch ein Unterſchied zeigte ſich mir aber an Calais Thoren. Zwei blutjunge Grenadiere, in langen, blauen Röcken, nach einem eignen, doch gefälligen Zuſchnitte, mit hohen Bärenmützen, deren Haare die Stirne bedeckten, worunter zwei leuchtende Augen hervorglänzten, ſaßen nachläſſig auf Trommeln da und würfelten auf der Rückſeite ihrer Patrontaſche, die, am langen Bandeliere herabhängend, von dem Einen auf den Schoß geworfen war, um als Tiſch zu dienen. Neben ihnen ſtand, die Arme untergeſchlagen, ein Mann mit ſilbernen Achſelklappen, die den Officier andeuteten, und ſah dem Spiele zu. Der Wurf war geſchehen; der Gewinnende wandte ſich lachend zu dem Officier, den er Citoyen nannte; dieſer erwiderte dieſelbe Benennung.

Ich ſchritt durch's Thor. Die Hand zum Gruße an die Mütze legend, tritt der Officier mich an. Ich hatte meinen Paß gleich heraus, er warf einen flüchtigen Blick hinein und ließ mich weiter wandern. Dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit ſetzt mich in Erſtaunen und erfüllt mich mit Heiterkeit. Die Galeere, der erſte Gaſthof, nimmt mich auf. Beim Frühſtücke verſammeln ſich mehre Einwohner, Bürger und Soldaten. Alles nennt ſich Bürger und Du. Welches Glück ſcheint überall zu herrſchen. Sind die Greuel der Revolution ſo bald vergeſſen und darf ſich Alles mit Ruhe einer ſegenvollen Ordnung hingeben? Und wem iſt dieſes Wunder geglückt? Und weshalb ſind wir in dies Land gekommen? Alles Dies zog mit laſtender Sorge ſchwer an mir vorüber. Faſt wankte mein Entſchluß.

Neue Greuel ſehe ich unſerm Unternehmen entkeimen, das Land wird wieder unglücklich werden. Da blitzt es plötzlich in mir auf. Sie ſind Räuber und Mörder, die auf den Gräbern der Hingemordeten jubeln, die von den Gütern der im fernen Lande Verzweifelnden ſchwelgen — die auch dich berauben — auch dich elend machten — auch du haſt Rechte an dieſem Glück, das du dir wiedererringen mußt, es koſte, was es wolle.

3.

Seit zwei Tagen bin ich in Paris. Welch ein Treiben! Welch ein Glanz! Meine Goldſtücke fliegen fort und die Zerſtreuung iſt ſo groß, daß ich mich oft ſammeln muß, um mir Alles recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — weshalb ich hier bin — wie ernſt die Zukunft mich anblickt und wie trübe und blutig die nächſten Tage ſein können. — Und auch ſie iſt da!

Wie kann mich da etwas Anderes lange beſchäftigen? Hat der Himmel dieſe heitere Geſtalt hergeſendet, mich abzuziehen von dem traurigen Geſchäfte? Ich weiß es nicht, aber meine Seele iſt voll von ihr — ich kann nur ſie denken! und um ſo mehr füllt mich ihr holdes Bild ganz, da ich mich ihr nicht nähern kann. Seit unſerm letzten Beiſammenſein in London ſind wir — obgleich nun wieder in derſelben Stadt lebend, um tauſend Meilen auseinander gekommen. Meine würdige Tante, die ſich recht gut in die neue Ordnung der Dinge zu finden gewußt hat, verſchaffte mir Gelegenheit, ſie einmal in einem kleinen, vertrauten Zirkel zu ſehen. Ich ward — fremd wie ich Allen war — als ein entfernter Vetter aus den ſüdlichen Provinzen vorgeſtellt und ich ſpielte meine Rolle gut und beherrſchte meine Blicke ſorgfältig, die mich in ihrer Nähe leicht verrathen hätten. Ein Paar Worte, die wir uns zuflüſterten, und ein Händedruck von ihr war die ganze Beute jenes glücklichen Abends — und iſt es denn nicht genug, um lange Wochen des Trübſinns damit zu erheitern und in ſchwärmeriſch ſeliger Erinnerung darin zu ſchwelgen?

4.

Wir waren in Senlis. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne färbten die Geſichter der Verſammlung blutig, und nur Blut ſoderten, um Blut handelten die Wilden, Unbeſonnenen. Weiſer Rath war verbannt aus ihrer Mitte und die alten Bäume ſchüttelten flüſternd die grünen Häupter. In ſtarker Bewegung trennten wir uns. Noch zwei Tage und die Höllenmaſchine ſpringt. Je nun, wir werden ſehen, was ihr Knall für Aufſehen erregen wird, und ob ihr verderbender Inhalt den rechten Mann zerſchmettert. Nur von meinem Schatten begleitet, gewann ich die Barrière. Mein ganzer Sinn war wieder bei ihr. Ich hatte zum Verderben des Tyrannen meine Hand gereicht, und meine Gedanken waren nur ſie. Vernichtung, Erhebung, Rechte, Ordnung, Empörung, Richtbeil, dies Alles kreuzte wild an mir vorüber und doch konnte ich es nicht vermeiden, — den Händedruck nachzufühlen, von — jenem ſeligen Abende, mir die Wonne auszumalen in ihrem Beſitze. Bin ich wieder der alte Graf, mit jugendlichem Muthe dem Vaterlande dienend, reich im angeſtammten Erbe — o ſeliger Traum — dann wird ſie mein Weib! Der Gedanke verwirrt mich — es iſt nicht Recht. Sollten alle die Andern wol auch dergleichen haben? Alle nun wol nicht. Bei dem Einen wird ſich Ehrſucht, bei dem Andern Geiz, bei dem Dritten Rache beigeſellen. Ach! Alles iſt natürlicher — nur ich — ich ſoll haſſen und lieben! Ich fühle — es wird ein unglückliches Ende nehmen.

3.

Mitternacht vorbei. Welch ein Abend! Ich lief wie ein Mörder durch die Straßen, von Gewiſſensangſt gepeitſcht. Stets dröhnt mir der fürchterliche Knall in den Ohren nach. Alles — Alles verloren! Da ſtand der Karren mit der fürchterlichen Maſchine. Die Straße iſt eng. Dicht vorbei mußte der Kutſcher ſeinen Weg nehmen. Die Stunde der Abfahrt ins Theater ſteht feſt — die Stunde der Ankunft bei der Maſchine war zu berechnen, die Entzündung des infernaliſchen Inhalts konnte mit Gewißheit vorherbeſtimmt werden.

Geſtern Abend — noch zittern alle meine Nerven, wenn ich daran denke — geſtern Abend ſtehe ich nach meiner Gewohnheit hinten am Garten und blicke ſehnend nach ihrem erleuchteten Fenſter empor. Jeder Schatten, der an den zugezogenen Vorhängen vorüberſchwebt, iſt der ihrige — ich ſehne mich wund. Da verweilt ein Schatten; ſollte ſie durch den Vorhang nach mir blicken? Eine kleine Hand öffnet ihn — das Fenſter klingt, ſie iſt es, ihre Hand winkt mir. Ich ſtehe vor ihr, in ihrem Zimmer, ohne zu wiſſen, wie ich hinaufgekommen bin.

Faſt beſinnungslos in den erſten Augenblicken bringen mich ihre furchtbar ernſten Worte zu mir ſelbſt. „Was willſt Du thun, Verlorener?“ ſpricht ihr ſüßer Mund, wozu bot'ſt Du die Hand? Morgen ſoll die Höllenmaſchine den größten Mann vernichten und Du wußteſt um dies teufliſche Beginnen? Du mußt es hindern, bei unſrer Liebe fordr' ich es von Dir.“ — Sie gab mir den Anſchlag hierzu und mit einer Ueberredung, der ich nicht zu widerſtehen vermochte, hatte ſie mich zum ernſten Nachdenken gebracht. Zum ernſten Nachdenken, ihr gegenüber! Ein Wunder, ſo einzig in ſeiner Art, wie alles Andre, was ſie aus mir machte. „Und glaubſt Du nur auf dieſe Weiſe an das Ziel Deiner Wünſche zu kommen?“ fuhr ſie fort. „Deine That ſoll Dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann Dir Glück und Glanz erblühen — und — ich —“ Da hörte ich nichts mehr. Der kalte Mond ſchien auf meine glühende Stirne — ſie war nicht mehr da — ihr erleuchtetes Fenſter, den dichten Vorhang geſchloſſen, ſah ich — wie an jedem andern Abende, und ein Entſchluß, wie ihn heiße Liebe, zum Wahnſinne geſteigert, nur erzeugen konnte, ſtand feſt in meiner Seele.

Am andern Tage ſitze ich in der Verkleidung eines Bauern auf einem ſchlechten Wagen und verſperre der Kutſche des erſten Conſuls den Weg, der von prächtigen Schimmeln ins Schauſpiel gezogen wird; ſchon wollen die begleitenden Gendarmen auf den trunkenen Bauer einhauen, da geſchieht ein Knall, daß die Fenſter zerſpringen und die Erde dröhnt, die Pferde müſſen von den abgeſprungenen Lakaien gehalten werden ,meine ſcheuen Gäule gehen durch die herbeieilende Menge, von Allen unbeachtet, durch, denn nur für das Eine hat man Sinn: ein Complot auf das Leben Bonaparte's iſt geſcheitert und er iſt wieder durch ein Wunder gerettet.

6.

Nirgend Ruhe. Die wachſamen Spürhunde ſind dem Wilde auf der Fährte. Jene Spürhunde, die ich nicht kannte. Darum die Sorgloſigkeit beim Durchſehen des Paſſes, was bedarf es dieſer Förmlichkeit? Die Unſichtbaren heften ſich an die Ferſen des Fremden, umgeben ihn in tauſend Geſtalten, locken ihn als das Liebſte — Heiligſte! — Oh — mein Kopf! Doch es war nur ein Traum — nichts weiter! — Alle, die in Sentis zugegen waren, und bereits eingezogen, und man ſucht nur noch mich, um dann mit Allen ein prangendes Auto da fé zu veranſtalten.

Das Volk ſcheint ſich darauf zu freuen, wie auf das Springen der Kunſtgewäſſer in Saint Cloud, und in der That hat es auch ſchon lange nicht dieſen Genuß ſo vollſtändig erlebt. Zwanzigmal wird das Beil der Guillotine fallen und zwanzig Fontainen von Menſchenblut werden zum Himmel ſpritzen.

Wie *ſie* das Ganze erfahren haben mochte! Faſt glaube ich, daß Alles dem erſten Conſul bekannt wurde und daß er das Wunder ſeiner Rettung ſchlau genug vorbereitete. Eine Aufhebung der Verſchworenen, vor der Ausführung ihres Vorhabens, eine Unterſuchung der Maſchine vor dem Knalle hätte eine ſimple, polizeiliche Ausſpürung eben ſo klar dargethan, als jetzt der unbekannte Bauer, den Niemand bemerkte, die Leute an ein Wunder glauben machte, das ſich, wie ſo viele andere, niemals zugetragen hatte. Doch — war's denn auch Alles ſo — frage ich mich oft — oder war's nur ein Traum?

7.

Trotz der Gefahr, worin ich ſchwebe, beſchäftigt mich der Gedanke an *ſie* fortwährend. Die Barrièren ſind aufs ſtrengſte bewacht — und ich kann dieſes Malepartus nicht verlaſſen und ſehe mich darin immer in engere Kreiſe getrieben, wo ſie mich denn endlich fangen müſſen.

Zu meiner armen Tante meine Zuflucht nehmen, hieße, die gute Frau einer augenſcheinlichen Gefahr bloßſtellen.

Wo *ſie* nur ſein mag. Ich umſchwärme zur Nachtzeit ihr Hotel und den daranſtoßenden Garten. Vergebens! Das Fenſter klingt nicht; es iſt nicht einmal erleuchtet. Sollte ſie abgereiſt ſein? Wie ich vorige Nacht meine Runde machte, ſchien es mir, als geſellten ſich unheilbringende Schatten zu dem meinigen. Ich erkannte deutlich, daß man mich umſpurte, und die Vorſicht rieth mir alsbald den Gang eines Geſchäftsmannes anzunehmen und das Viertel zu verlaſſen. Wohin ſollte ich mich wenden? So wenig ich zum ſinnlichen Genuſſe mich aufgeregt fühlte, ſo beſuchte ich dennoch eine jener Gefälligen, die ihre Thür dem Erſten Beſten öffnen und der gehäſſigen, heimlichen Polizeiforſchungen überhoben ſind, da ſie ſie ſelbſt mehr oder minder geſchickt ausüben. Mein engliſches Gold, wovon ich noch einen tüchtigen Vorrath beſaß, ließ mich für einen reichen Ausländer gelten, und das Mädchen verſchwendete die angemeſſenſte Artigkeit, während ich, in ſchweren Sorgen vertieft, ermüdet von den Begegniſſen der letzten Zeit, auf ihrem weichen Sopha mich einſam dem Gotte des Schlafes in die willkommenen Arme warf.

8.

Der Gedanke an die heutige Nacht machte mich beſorgt. Nicht an demſelben Orte durfte ich ſie ohne Gefahr hinbringen. Und dieſe Geſellſchaften waren mir ſtets ſo verhaßt — und doch konnte ich nur — nach meiner Meinung — wann ich mich mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit der Sinnlichkeit überließ, noch für kurze Zeit jedem Verdachte entgehen.

Mit einiger Dreiſtigkeit ſuchte ich eine frühere, in der Fremde geſchloſſene Bekanntſchaft mit einer der erſten Künſtlerinnen des Théâtre-français zu erneuern. Sie war überraſcht, mich in Paris zu ſehen, und man geſtattete mir, nach einigen leicht erhobenen und eben ſo leicht beſeitigten Schwierigkeiten den Zutritt nach beendigtem Schauſpiel. Ich hatte das Theater nicht beſucht und den vorrollenden Wagen der Bühnenheldin hörte ich bereits auf ihrer Ottomane. Sie war verwundert, mich ſchon vorzufinden, und ſchmollte nicht undeutlich über den Vandalismus, Voltaire's Zaire und ihren Triumph verſäumt zu haben. Sie entfernte ſich, um ihre Nachttoilette zu machen, indeß ein ſplendides Abendeſſen aufgetragen wurde. Ich war einſylbig und die Schöne langweilte ſich. Das Eſſen wurde abgehoben und wir verfügten uns in das Boudoir. Man ſchien zu erwarten, daß ich Anſtalten zum Weggehen oder zum Dableiben machte. Aber keines von Beiden erfolgte. Die Lage des Mädchens muß peinlich geweſen ſein. Sie ſchien vom Schlafe überwältigt und warf ſich mismuthig auf ein Ruhebett. Ich blieb ſtumm und brütend, der blendendſten Hetäre Europas gegenüber, in meinen Lehnſeſſel gedrückt. Der Gedanke an meinen nahe bevorſtehenden Tod — den Tod auf dem Schaffot — hatte ſich meiner auf eine Art bemächtigt, daß zum erſten Male mein Blut dabei ſtockte. Ich hatte nunmehr völlige Gewißheit darüber. Kein Ausweg, das Wild war umſtellt, und die heulende Meute fletſchte die Zähne. Sie war der einzige Stern, der unter den jagenden Rieſenwolken zu mir niederſtrahlte. Sie ſehen und ſprechen werde ich nicht mehr, alſo muß ich an ſie ſchreiben. Ich ſprang heftig auf, meine ſchlafende Schöne drehte ſich murrend um, ob der unwillkommnen Störung. Ein eleganter Schreibtiſch ſtand geöffnet und von zitternder Hand geführt flog die Feder auf dem Papiere. Es war mein Abſchied an ſie — vor einer langen, langen Trennung. Sie war jung und im Glücke und ich ſollte jetzt ſchon fort in jenes dunkle Reich, wohin ſie mir erſt ſpät folgen wird.

Ein heftiges Anziehen der Hausglocke ſtörte mich. Unwillkürlich blickte ich nach der Uhr. Es war Mitternacht. Die Dame des Hauſes ſprang eiligſt auf und öffnete das Fenſter. Mit bleichem, verſtörtem Geſichte ergriff ſie den Leuchter und eilte zum Zimmer hinaus. Ich war verrathen, die Gewißheit hatt' ich, und erwartete jeden Augenblick die hereintretende Wache. Aber nicht lange, ſo kam die Schöne in ängſtlicher Haſt wieder zurück. Wie überraſchte mich Das, was ſie ſagte: „Ich muß Sie bitten, ſich ſogleich in ein anſtoßendes Gemach zu verbergen — ich glaubte nicht, daß dieſe Nacht — ich hatte keine Meldung, und daher" — ihre Verlegenheit wuchs mit jedem Worte. — Ich bat ſie darum mir Alles zu erklären. „Je nun," fing ſie nach einigem Zögern wieder an, indem ſie zu erröthen verſuchte und Stimme und Augen nicht ohne Stolz niederſenkte — „der erſte Conſul erzeigt mir manchmal die Ehre, im ſtrengſten Incognito bis zu mir herabzuſteigen, und wie dürft' ich mich dieſer Begünſtigung ſeiner unumſchränkten Macht wol entziehen? Aber ich hatte nicht die leiſeſte Ahnung, und nun erſt erſcheint der Mameluck, der mir die bevorſtehende Ankunft ſeines Herrn meldet."

Man denkt ſich wol mein Staunen, das jedoch nicht lange währte; denn ein Wagen rollte vor und die Thür des Hôtels erdröhnte von zwei gewaltigen Schlägen. „Er iſt's," rief ſie, indem ſie eiligſt einen koſtbaren Shawl, der einer Sultanin würdig geweſen wäre, um die Schultern warf. „Wie? Bonaparte?" ſtotterte ich. „Er ſelbſt," rief ſie — — „um Gottes willen gehn Sie dort hinein!" — Ihre weiche Hand leitete mich zu einer Seitenthür, ſie deutete nach einem, von einer Nachtlampe erhellten Gemache, deſſen

Thür offenſtand und und das ſich am Ende eines kleinen, dunkeln Ganges befand. Ein prächtiger Teppich machte meine Schritte unhörbar. Die ſüßeſten Wohlgerüche umſingen mich in dem Gemache und ein herrlicher Divan, ſowie das matte Licht in der Alabaſtervaſe, luden mich, den ohnedies Müden, zum Schlummer ein. Aber mein Blut kochte, jeden Tropfen, der durchs Herz rollte, fühlte ich in meinem Kopfe widerhallen. Die verderblichſte Neugier ergriff mich, wie eine Folter. Ich mußte ihn ſehen, den Gefürchteten, da der günſtige Zufall ihn einmal in meine Nähe führte. Ich ſchlich mich leiſe auf den Zehen, den Athem zurückhaltend, durch den dunkeln Gang, ſchob den ſchwerſeidenen Vorhang von der Glasthüre bei Seite und meine Blicke beherrſchten das Boudoir. Da ſtand er ohne Regung, und hätte das Zucken der Augenbrauen ihn nicht verrathen, man hätte ihn für leblos gehalten. Keine Spur des Helden, des großen Mannes. Klein, unanſehnlich, nachläſſig die Stellung, die Hände auf dem Rücken, im grauen Ueberrocke, einen kleinen Hut, der ihn nicht kleidete. Nur die hohe weiße Stirne, worin ſich die größten und glänzendſten Gedanken kreuzten, ſchien mir ausgezeichnet. Keinem Bilde, das ich bis jetzt von ihm geſehen hatte, ſah er ähnlich, nur Hut und Ueberrock machten ihn kenntlich. Da ſtand er, der Feind, — den zu verderben, ich für das größte Glück der Menſchheit erachtete, da ſtand er mir wehrlos gegenüber und ich hatte einen Dolch — meine Hand hatte ſeinen Griff krampfhaft gefaßt, aber der Gedanke: Meuchelmord, übergoß mich mit Schauer und ohnmächtig ließ ich den Arm ſinken. Meine Blicke wühlten ſich in ſeine Geſtalt, mit einer Gier verſchlang ich ſein Bild, ich konnte von dieſer lebloſen Figur nicht loskommen.

Er ſchien in eine tiefe Betrachtung verſenkt. Endlich regt er ſich und macht einige Schritte nach der Schauſpielerin, die einer Favoritin des Serails gleich, den ſchönen Kopf auf die weiße Schulter ſenkend, von der der Shawl heruntergegleitet war, da ſaß in ſtiller Ergebung und harrte. Eine plötzliche Abſpannung hatte hier ſich meiner bemächtigt, ein Schwindel ergriff mich und aus Furcht, durch eine Ohnmacht verrathen zu werden, ſchlich ich mit größter Vorſicht zurück, warf mich auf den Divan und nicht lange war ich meines Bewußtſeins mächtig — Ohnmacht oder Schlaf nahmen mich in die Arme. Ein Schrei erweckte mich. Beim Aufſchlagen der Augen ſehe ich das Mädchen vor mir. „Er ſtirbt, er ſtirbt!“ — ruft ſie mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens aus — „o eilen Sie — retten Sie!“ — nach einigem Beſinnen fällt mir Alles ein und ich frage erſtaunt: „ich? ihn retten?“ — „Ja, ja,“ drängt ſie, indem ſie mich bei der Hand nimmt und mich mit ſich fortreißt, „Sie ſind fremd, nur Sie können mir helfen, ach Gott! welch gräßlicher Zufall!“ Ich blieb zögernd, mistrauiſch ſtehen: da wirft ſie ſich mir zu Füßen und beſchwört mich mit den rührendſten Tönen, denen ich Glauben beimeſſen muß. Ich folgte ihr. Da lag der Mann, den Millionen fürchteten, ſtarr und leblos — das gebrochene Auge, aus dem ein Blick vernichten konnte, ſah nichts — der halbgeöffnete Mund, der mein Todesurtheil ausgeſprochen hatte, war keines Wortes mächtig — die Hände, die die Fahnen des Sieges dem begeiſterten Heere vortrugen, die Hände, die Kronen raubten und nach Laune verſchenkten — lagen im Krampfe geballt, ohnmächtig da — ein wehrloſer Räuber und — ich konnt' ihn nicht tödten. Schnell band ich ihm das Halstuch los, alles Beengende wurde entfernt, mit Geiſtern die Schläfen gerieben, während ich von Zeit zu Zeit den Puls nach der wiederkehrenden Lebenskraft fragte. Da hebt ſich die Bruſt, die Augenlider zucken leiſe und mit dem Ausrufe: „Gerettet zum zweiten Male!“ — ſchleiche ich davon.

9.

Wie ſonderbar! Er, zu deſſen Verderben ich herkam — zweimal durch mich gerettet! Die wildeſten Gefühle beſtürmten mich. Ich ging unruhig in dem kleinen Seitengemache auf und ab. Noch hatte ich den Wagen nicht fortrollen gehört. Noch war ich in ſeiner Nähe — mein Arm konnte ihn erreichen — was hatte der Vervehmte zu verlieren? Ein Leben, das, vom Henkerbeile bedroht, ihm keine Freude mehr bot! und ein ewiger Ruhm, das Vaterland vom Unterdrücker befreit zu haben. Da fielen mir ihre Worte ein: „Deine That ſoll dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann dir Glück und Glanz erblühen“ — Glück und Glanz — und mit beiden — ihr Beſitz! Das Einzige, wonach ich ſtrebe. Ach! wo mag ſie ſein. Seit dem Abende, wo ich ſo glücklich war, jene Worte von ihr zu vernehmen, ſah ich ſie nicht mehr. Sollte ſie vielleicht heute —? Ich verwünſche den läſtigen Gaſt, der mich in dem engen, von Blumenduft erfüllten Gemache gefangen hält. Ich erſticke, muß die Fenſter aufreißen. Sein Wagen fährt fort, ich ſeh' ihn einſteigen, fortrollen. Der treue Mameluck ſpringt auf den Tritt. Bald verhallt das Geräuſch. Ich ſehe mich rings in dem Gemache um und entdecke noch eine andre Thür, als die, wodurch ich eingetreten war. Ich öffne ſie und befinde mich unweit der Treppe. Am Portale iſt ein Bedienter noch mit der Lampe beſchäftigt, er leuchtet mir befremdet ins Geſicht und läßt mich, für mein Gold, das ich ihm in die Hand drücke, hinaus. Ich ſtürze fort wie unſinnig, nach ihrem Hotel, das ich faſt bewußtlos umkreiſe. Der Morgen findet mich mit offener Bruſt und verweinten Augen. Sollten ſie mich auf's Schaffot bringen? Ich glaube, ein Narrenhaus wird genügen und das wird mir wol auch zu Theil werden.

10.

Meine Schreibtafel haben ſie mir gelaſſen. Sie ſoll mein einziger Troſt ſein! Ach wenn ſie ſie nur nicht finden! Ich benutze die einſamen Augenblicke zu ſchreiben von ihr — es ſind wahrſcheinlich die letzten — die letzten? Nein — das können, das werden ſie nicht ſein. Mein Geheimniß ſchützt mich.

Mein ewiges Herumſchweifen um ihr Hôtel, mein wahnſinniges Betragen, es mußte ja einer minder wachſamen Polizei auffallen!

Abermals hatte ich kein Licht in ihrem Zimmer geſehen. Der Morgen röthete ſich und ſie kehrte nicht zurück. Diesmal wußte ich's, ſie war auf dem Balle des Grafen M., Geſandten eines mächtigen Hofes. Dort umſchwärmt von den galanteſten, liebenswürdigſten Stutzern, tanzend, Alles bezaubernd — ſie, die einſt — o Gott! und ich — warum nur ſchreibe ich's nieder, hier an dieſem Orte? Wo bin ich? Ich muß mich ſammeln! Ich konnte nichts denken als ſie — ich lag unempfindlich in einem Fiaker, deſſen Pferde ausgeſpannt waren und der vor einer Schmiede des erwachenden Meiſters harrte, um irgend etwas an ſich ausbeſſern zu laſſen. Ich ſah nicht, wie die Spürhunde ſich näherten, ich wußte nicht, was ſie von mir wollten, als ſie mich ergriffen, ich verſtand nicht, was ſie mir ſagten, begriff nicht, daß ſie mich gefangen hatten — und dachte nicht daran, daß ich einen ſcharfen Dolch bei mir trug — denn ſie — war ja noch nicht vom Balle zurückgekehrt.

II.

Soeben verläßt mich meine ehrwürdige Tante. Sie iſt troſtlos und will wiſſen, daß keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden ſei. Mein Proceß iſt längſt eingeleitet. Man weiß, aus welcher Abſicht ich von England herüberkam, man weiß, in welchen Verbindungen ich ſtand, und das Beil der Guillotine ſchwebt ſchon über mir. Lang wird das Verhör nicht dauern, ſie werden kurzen Proceß mit mir machen, meint die gute, alte Frau. Vergebens iſt mein Zureden, vergebens iſt es, ihr zu verſichern, daß ich ein Geheimniß beſitze, das mich retten muß. Sie glaubt nicht daran. Sie will mich veranlaſſen, ihr Alles zu entdecken — doch wie könnt' ich das? Ebenſo wenig will ich jetzt ſchon Gebrauch von meinem letzten Mittel machen. Ich will erſt Alles abwarten — wie es kommen wird. Sie wird — ſie muß ſich für mich verwenden! Ja, gute Tante, dein Name wird nicht entehrt werden! Das Blut deines Neffen wird nicht jene entſetzlichen Pfoſten färben, die bereits mit dem Blute der edelſten Geſchlechter — ſelbſt mit dem geheiligten der Könige gefärbt ſind!

12.

Wieder eine trübe Nacht vorüber. Meine Tante mit ihren ſchwarzen Bildern ſollte nicht noch ſo ſpät am Abend kommen. Sie wollte wiſſen, daß mein Urtheil heraus ſei und daß es mir heute noch mitgetheilt werden ſollte. Sie drängt mich, von meinem rettenden Geheimniſſe Gebrauch zu machen, ehe es vielleicht zu ſpät ſein dürfte. Sie ſpricht ſo überredend — ſie bringt mein Blut ordentlich in Wallung — nicht aus Furcht — aber — es iſt ein eignes Gefühl, ſelbſt mit der ſichern Hoffnung, es werde zurückgenommen werden, ſolch ein Todesurtheil über ſich ſchweben zu wiſſen. So beunruhigt verließ ſie mich ſpät und ich ſetzte mich hin und entwarf einen Brief an den erſten Conſul, den meine Tante ihm übergeben ſoll, im Falle, daß ihre Beſorgniſſe wahr würden. Ich glaube, das Schreiben wird eine überraſchende Wirkung auf ihn hervorbringen! Es kann nicht fehlſchlagen. Aber daß ich gar nichts von ihr höre! Sollte ſie denn keinen Schritt zu meiner Befreiung machen? Iſt ſie krank oder verreiſ't — oder hindern ſie die Bälle und andre Vergnügungen daran, an mich zu denken? Oh!

Der Kopf iſt wüſt — ich bin überwacht. Der Brief hat mich angeſtrengt — ich will mich ein wenig auf's Bett werfen — was iſt das? ſo früh — — —

Sie hatte Recht! Soeben verlaſſen ſie mich — ich bin verurtheilt.

13.

Welcher Jammer! Wenn ſolch eine alte Frau einmal Recht zu haben vermeint und das in einem traurigen Falle, dann iſt es nicht zum Aushalten. Nun iſt der Augenblick gekommen. Ich gab ihr den Brief. Sie eilte damit fort, nach Malmaiſon. Sie meinte es recht ſicher zu treffen, wenn ſie ſich der bekannten Güte der vielvermögenden Joſephine bediente und ſie zur Fürſprecherin wählte. Aber wie ſehr war ſie überraſcht, als ich ihr ſagte, dies würde Alles verderben. Allein muß er den Brief leſen. Sein Inhalt von Joſephinen gekannt und keine Rettung wäre mehr zu hoffen. Weine nicht, gute Tante, und beſorge Alles, wie ich Dir es aufgetragen habe, dies rief ich ihr nach und ſie eilte fort. Wie bin ich auf ihre Rückkehr geſpannt!

14.

Abends ſechs Uhr ſah ich ſie wieder. Ich trage ihre Mittheilung vollſtändig in mein Tagebuch ein, weil es mich mit einem eignen Vergnügen erfüllen wird, dieſe Zeilen in ruhigeren Augenblicken einſt wieder zu überleſen.

Ohne angehalten zu werden, ward die anſtändig gekleidete Dame durch das Gartenthor eingelaſſen. Der Garten war leer und ſie konnte ungeſtört durch die Gänge eilen, ihre Schritte nach dem Schloſſe richtend. Wie es ihr gelingen werde, den Brief in Bonaparte's Hände zu bringen, wußte ſie ſelbſt nicht und ſie ſuchte einen günſtigen Zufall auf, der ſich ihr plötzlich von ſelbſt darbot. Ein lautes

Geſpräch zog ihre Aufmerkſamkeit auf einen nahen, offenſtehenden Pavillon. — Sie näherte ſich und ſah ungefähr zwölf Officiere in der Uniform von Adjutanten, die in ehrerbietiger Haltung um eine Billardtafel ſtanden und dem Spiele zuſahen. Aller Aufmerkſamkeit war ſo auf dieſes Spiel gerichtet, daß Niemand die Eintretende bemerkte. Sie erkannte auf den erſten Blick den erſten Conſul, der zu dieſer Stunde gewöhnlich durch Billardſpiel die Sorgen zu verſcheuchen ſuchte, die ihm die politiſche Lage Frankreichs verurſachte.

Mit Anſtand näherte ſie ſich und ſtand plötzlich in ihrer ſchwarzen Tracht, ſeltſam abſtechend gegen die glänzende Umgebung, den Brief in zitternder Hand, vor dem erſten Conſul da. Dieſer, der gerade am Stoß war, ſchien nicht überraſcht, und rief, indem er ſich mit dem Bauche auf den Rand des Billards weit überlegte und den Ball, den er machen wollte, ſcharf ins Auge faßte, einem unfern ſtehenden Adjutanten zu: „Corbineau, ſieh doch einmal zu, was man ſo dringend von mir verlangt.“ Meine Tante hätte dem auf ſie zutretenden Corbineau den Brief verweigern ſollen, denn nur Bonaparte war er einzuhändigen, dies hatte ich ihr ſo oft wiederholt. Jedoch ihre Ueberraſchung läßt ſich entſchuldigen und Corbineau entſiegelt mein Schreiben, während der erſte Conſul ſeinen Ball macht. Kaum hat er die erſten Zeilen überflogen, als er das Papier nicht ohne Ungeſtüm zuſammenfaltet und es Bonaparte mit den Worten überreicht: „Dies geht nur Euch an, General!“ — Meine Tante konnte Corbineau die Beſtürzung anſehen, mit welcher er Bonaparte den Brief einhändigte. Dieſer zog ſich in eine Fenſtervertiefung zurück. Eine ſchnelle Röthe überzog ſein bleiches Geſicht und mit einer gepreßten Stimme ſagte er: „Der Elende! er iſt dort geweſen und ſah mich ſo." — Dann fügte er laut hinzu: „Die Frau ſoll morgen um elf Uhr wieder hier erſcheinen."

So endete meine Tante ihre Erzählung. Wir überließen uns Beide der Freude. Würde er ſie morgen wiederſehen wollen, um mein Todesurtheil zu beſtätigen? Es iſt keinem Zweifel unterworfen — ich bin gerettet!

15.

Daß dieſe Zweifel nie enden wollen. Es war acht Uhr Abends und meine Tante kam wieder, außer ſich vor Schmerz und in Thränen, zu mir. Soeben verläßt ſie mich, um zum Scharfrichter zu eilen. Zum Scharfrichter — ja. Es ſieht faſt aus — als wenn es Ernſt werden wollte. Sie hat nämlich erfahren, daß die Hinrichtung um ſieben Uhr Morgens ſtattfinden ſolle. Da käme denn freilich die Begnadigung des erſten Conſuls, wenn ſie um elf Uhr erfolgte, zu ſpät. An wen ſollte man ſich in dieſer neuen Verlegenheit wenden. An Fouché, Réal, Beyrat? Gott bewahre — das hieße die Zeit verſchwenden und die iſt jetzt koſtbarer als je. Alſo geradezu; der Mann, der die Gerechtigkeit der Menſchen in Vollziehung ſetzt, iſt der Einzige, der hier Aufſchub gewähren kann. Sie verſpricht mir, noch heute wiederzukommen; ich bin neugierig, was ſie für Nachrichten mitbringen wird.

16.

Um zehn Uhr war ſie wieder hier. Der Scharfrichter ſchien nicht ohne Mitleid. Er verſprach ſein Möglichſtes zu thun, allein er bat zugleich, mit der Gnade des erſten Conſuls nicht zu lange zu ſäumen. — Auf kurze Zeit verzögern könne er die Hinrichtung, mehr nicht. — Daß ich nur in ſo nahe Berührung mit dem fürchterlichen Manne kommen mußte, iſt mir ſchon nicht recht. Und ſie läßt gar nichts von ſich hören. Ach! ſie, wenn ſie hätte ſprechen wollen — aber — ich bin ganz irre an ihr geworden!

Meine Tante iſt fort nach Malmaiſon, um morgen mit dem Früheſten den erſten Conſul zu ſprechen. Wenn ſich das nur machen läßt. Doch — es handelt ſich um das Leben eines Menſchen, den er ſchon begnadigt hat. Es muß Alles gut gehen!

17.

Der Tag bricht an. Sollte es der letzte ſein? Die nahe Thurmuhr ſchlägt ſieben. Ich höre das dumpfe Rollen eines Wagens — der Brief an ſie iſt geendet — ſie werden ihn wol beſtellen — denke ich — wo nur die Tante bleibt — man öffnet — — — wer — — — — —

So weit das Tagebuch meines unglücklichen Neffen. Bei meiner Zurückkunft vom Greveplatze lag es auf dem Tiſche, neben dem erwähnten Briefe. Der erſte Conſul war auf der Jagd und ich konnte ſeine Zurückkunft nicht erwarten. Ein Freund berichtete mir, daß mein Neffe die Hinrichtung einer Reihe von Unglücklichen, die an der Verſchwörung Theil genommen hatten, mit anſehen mußte. Endlich kam die Reihe an ihn. Der Scharfrichter dehnte ſeine Todesqual aus, indem er vorgab, der Mechanismus an der Maſchine ſei in Unordnung gerathen und es müßte ein Zimmermann geholt werden. Viele unnütze Nägel wurden in das blutige Gerüſte geſchlagen, das noch zu Hunderten von Schlachtopfern tüchtig war, die Pfoſten wurden unterſucht und der Mann des Erbarmens ſandte ſeinen Blick weit hinaus nach dem Quai Lepelletier, von wo die Straße von Nanterre auslief. Kein flatterndes, weißes Tuch verkündete Gnade. Da wurde das Mitleid des Volkes rege, das arme, bleiche Schlachtopfer durch dieſen unſeligen, unerklärbaren Aufenthalt zwölf Mal ſterben zu ſehen. Ein drohendes Gemurmel entſtand, man ſchimpfte, fluchte — und ſchon wurde hier und da das Pflaſter des Greveplatzes aufgeriſſen — da winkte der Scharfrichter dem Verurtheilten hinaufzuſteigen und dem Geiſtlichen ſich zu entfernen.

Der Selbſtmörder.

1.

Wir blicken in ein tief verhängtes, ſtilles Zimmer. Eine kranke Frau liegt im Sterben. Unweit von ihrem Bette, hinter dem Schirm, hält ſich die Gruppe leiſe berathender Aerzte, und nebenan die erſte Kammerfrau, die treue Wärterin, das Mittel in der Hand und mit ängſtlichem Blicke auf den Befehl des erſten Hofmedicus wartend, ob ſie ſich der Kranken damit nähern ſollte oder nicht.

Nach einer Pauſe treten die Aerzte auseinander und der Leibarzt nähert ſich der Kammerfrau.

„Die Fürſtin kann nur wenige Tage noch leben, ſpricht er leiſe zu ihr, die Kraft ſchwindet immer mehr und es iſt kein Mittel vorhanden, dieſe zu erſetzen; dabei macht das Uebel reißende Fortſchritte, denen kein Widerſtand mehr zu leiſten iſt. Wir haben ſie aufgegeben. Es bleibt nunmehr nichts übrig, als beſchwichtigende Mittel zu geben, welche die Schmerzen der hohen Frau lindern und ihr das Hinüberſchweben ſo ſehr als möglich erleichtern. Die bisher angewandten Azneien werden ausgeſetzt und mit dem Tranke begonnen, den der Hofapotheker ſogleich ſchicken wird. Wir empfehlen Ihnen vor allen Dingen die größte Sorgfalt, und daß Alles vermieden werde, was die Fürſtin erſchrecken oder unangenehm aufregen kann. Hingegen können Sie ihr von nun an Alles gewähren, was ſie wünſchen ſollte. Wir ſind der Meinung, daß in dieſen extremen Fällen oft der belebende Geiſt des Kranken auf ein Mittel gerathen kann, das ihm, wenn auch nicht von ſeinen Leiden hilft, ſo ſie ihm doch lindert. Verdorben kann hier nichts mehr werden; daher nochmals — erfüllen Sie der Patientin jeden Wunſch, den ſie äußert, geben Sie ihr unweigerlich, was ſie zu eſſen oder zu trinken wünſcht, laſſen Sie ſie aufſitzen, ſich ankleiden — und nun Adieu! gegen Abend komme ich wieder, um nachzuſehen."

Die treue Dienerin begleitete den erſten Leibarzt bis zur Thüre und kehrte zurück, ſich die Augen trocknend.

Die kranke Fürſtin ſchien erwacht und ihre heftigen Schmerzen preßten ihr ein leiſes, ſchwaches Stöhnen aus. Die Kammerfrau trat herein.

„Ach, gutes Kind," ſprach die Sterbende, „ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Die Freuden dieſer Welt ſind nicht mehr für mich da, und mir ſind nur noch herbe Schmerzen vorbehalten, die ich auszuſchlürfen habe, ehe ich gewürdigt werde, zu den ewigen Freuden einzugehen."

Sie drückte der ſchluchzenden Kammerfrau die Hand und ermahnte ſie, nicht zu weinen.

„Doch," fuhr ſie fort, „ſollteſt Du es wol glauben, daß mich in dieſen Augenblicken ſchmerzvoller Abſpannung dennoch die Hoffnung erfüllt auf beſſere Tage? Ich weiß nicht, ob dies vielleicht ſchon die Ahnung des Jenſeits iſt; allein ſtets denke ich — obgleich ich faſt von der Unmöglichkeit überzeugt bin — an meine bevorſtehende Geneſung und an eine ſchöne Reiſe, die ich dann unternehmen werde. Du ſollſt mich begleiten. O ich male mir Alles ſo aus, wie es einſt war in der glücklichſten Zeit meines Lebens, als ich, eine beſeligte Gattin und Mutter, mit dem jungen Erbprinzen die Reiſe nach Italien machte. Du begleiteteſt mich ja und weißt daher Alles. Dann ſehe ich zwar reizende Gegenden im Geiſte wieder, ich halte die längſt verklungenen Geſpräche noch einmal, aber vor Allem ſind es die Lieder, die ich damals hörte, die mich entzücken. Hätte ich noch Kraft, die Stimme zu erheben, ich wollte Dir ein paar davon ſingen, ſo lebhaft tönen ſie in mir. Es ſind ewige Lieder, die mir verhallten unter dem glücklichen Volke. Ach! wenn ich doch nur noch einmal in meinem Leben ſie außer mir hören könnte, wie dankbar wollte ich dem Himmel ſein!“

„Befehlen Ihre Durchlaucht, daß Muſik gemacht werde?“ fragte die Dienerin, „ſo könnte ſogleich der Kapellmeiſter mit Einigen vom Orcheſter geholt werden, die dann im nebenanſtoßenden Gemach irgend Etwas, das Ihre Durchlaucht gern hörten, executiren würden.“

„O nicht doch,“ erwiderte die Fürſtin. „Nicht von ſolcher Muſik ſprach ich. Wenn dieſe Leute auch noch ſo leiſe ſpielen würden, ſo könnte es mein geſchwächter Kopf ja nicht ertragen. Uebrigens bin ich nie mit Dem einverſtanden geweſen, was ſie Harmonie nennen. Ich begreife nur die Melodie, den Geſang. Wie mir etwas Neues, eine zweite Melodie hineintritt, ſo ſtört und verwirrt es mich, ich verliere den Faden und höre bald gar nichts mehr.“

Das anhaltende Reden hatte die Kranke erſchöpft und ſie ſank, mit der Hand abwehrend, in die Polſter zurück und ſchloß die Augen. Die Kammerfrau war ſinnend ſtehen geblieben. Muſik wollte die Fürſtin, ſie verſprach ſich davon Erleichterung ihres Zuſtandes, und der Leibarzt hatte geſagt, daß man ihre Wünſche in dieſer Beziehung erfüllen ſolle.

Die Inſtrumentalmuſik war es jedoch nicht, was die Fürſtin meinte.

„Wie wenn?“ dachte die treue Dienerin, „wenn ich die Primadonna unſeres Theaters herbeiſchreiben ließe?“

Doch bald verwarf ſie wieder dieſen Gedanken. Die grelle, ſchneidende Stimme, die Anmaßung, alles Dies ſchien ihr Beleidigung für den Ort, wie für den Zuſtand Derjenigen, die der Geſang hier erbauen ſollte.

Noch war ſie mit ihrem Sinnen nicht zu Ende, als eine freundliche Erſcheinung ſie an die Thüre des Krankenzimmers lockte. Es war ihr Sohn, ein junger, artiger Menſch, der durch den Einfluß ſeiner Mutter bei der alten Fürſtin bereits zu bedeutendem Anſehen geſtiegen war und nun zu den geachtetſten Kavalieren des fürſtlichen Hofes gehörte.

Er war gekommen, ſich nach dem Befinden ſeiner hohen Gönnerin zu erkundigen, mit deren Tode auch manche ſeiner ſchönſten Hoffnungen zu Grabe getragen werden ſollten, und war ſchmerzlich überraſcht, als er den kummervollen Ausdruck in den Zügen ſeiner Mutter las, und die verweinten Augen ihm verriethen, daß ſeine Befürchtungen wahr werden dürften.

Seine Mutter theilte ihm Alles mit.

„Was die Muſik betrifft,“ äußerte er hierauf, „ſo weiß ich Rath. Ich werde eine Muſik herbeiſchaffen, gerade ſo wie ſie nur unſere liebe Fürſtin wünſchen kann. Mir iſt ein Freund vorgeſtern aus Italien zurückgekommen, der, neben der anmuthigſten Stimme von der Welt, gerade im Vortrage der Volkslieder excellirt, wie ſie am Arno und in den Lagunen geſungen werden, und das iſt ja eben, um was es ſich hier handelt. Dabei iſt mein Freund von altem Adel, aber von höchſt bedauerlicher Armuth. Seine unbezwingliche

Luſt, Italien zu ſehen, hat ihn vollends aufs Trockne geſetzt, da die Reiſe und der mehrjährige Aufenthalt daſelbſt ſein bischen Vermögen gänzlich aufgezehrt hat. Es wäre ihm zu wünſchen, daß er die Aufmerkſamkeit der guten Fürſtin noch vor ihrem Ende auf ſich zöge; vielleicht beſchenkt ſie ihn reichlich und bedenkt ihn wol noch ebenſo mit einem Legat. Ich habe mich ſeiner gleich bei ſeiner Rückkehr auf das Wärmſte angenommen, und er iſt bei mir abgeſtiegen. Sobald ich alſo den Willen der Fürſtin wiſſen werde, ſende ich meinen italieniſchen Freund mit ſeiner Laute her und zweifle nicht, daß man mir dafür dankbar ſein werde."

Der guten Mutter fiel bei dieſer Eröffnung ihres geliebten Sohnes ein Stein vom Herzen, und ſie bat den Sohn, noch ein wenig im Vorzimmer zu verweilen, bis daß ſie die Gelegenheit abgewartet haben würde, den Willen der Kranken in Bezug auf den fremden Sänger zu erfahren.

2.

Der junge Mann, deſſen künſtleriſche Vorzüge bei ſeiner Rückkehr aus Italien ihm ſogleich den Eintritt zur Fürſtin Mutter öffnen ſollen, war ein Herr von M., vom älteſten Adel des Landes, aber ſeit ſeiner früheſten Jugend auf grauſame Weiſe mit dem Glück zerfallen. Er war nicht ſchön, aber gut gewachſen, und jetzt, nach dem mehrjährigen Aufenthalt im Süden, hätte man ihn leicht für einen Sohn deſſelben halten können, denn er war ſtark gebräunt im Geſicht, die Augen blitzten von innerer Glut und eine unter uns ſeltene Lebhaftigkeit hatte ſich allen ſeinen

Bewegungen mitgetheilt. Außer ſeinem ſehr angenehmen Geſangtalent, war er mit jenem gefälligen Weſen ausgeſtattet, das in der Geſellſchaft beliebt erſcheinen läßt, und wenn auch keine Abſicht bei ihm zu erkennen war, daß er gefallen wollte, ſo nahm er doch für ſich ein. Der Grundzug in ſeinem Charakter war Geradheit mit Stolz gepaart, und ſo wie dies ihn nie nach einem unerlaubten Mittel greifen ließ, um ſeinen Weg zu machen, ſo machte es ihn auch ſtreng und verſchloſſen gegen ſich und Andere, und nie konnte er ein vertrauliches Wort über ſeinen ſchlechten Vermögensumſtand ſelbſt ſeinem beſten Freunde mittheilen.

Man ſah zu jener Zeit nicht ſelten in der großen Welt und an den glänzendſten Höfen zumeiſt junge und alte Edelleute ohne Vermögen, deren reiche Ahnenreihe und die Achtung, die ſie vor ſich ſelbſt empfanden, ſie in den Fall brachten, Hungers zu ſterben, wenn gleich ihre übrigen Verdienſte ſie vor aller Welt erhoben hatten. Da ſie zu ſchwach waren, um die damals noch mit aller Strenge herrſchenden Vorurtheile zu bekämpfen und ſich mit dem Handel und Fabrikweſen oder den andern Beſchäftigungen der „niedern Bürgerlichkeit,“ wie ſie es nannten, abzugeben, ſo war ihnen nur eine Bahn vorgezeichnet, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihrem Mangel abzuhelfen: der Hof und die Gunſt des Fürſten.

Dieſen Weg wollte nun auch Herr v. M. einſchlagen, nachdem er ſeine Schuljahre geendet hatte und mit angenehmen Gaben und Kenntniſſen, die er ausgebildet und erworben, nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt war.

Der Fürſt war ein junger Herr, der erſt in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre ſtand und noch unverheirathet war. Er lebte den Zerſtreuungen und, obgleich er von Natur gut, hülfreich und großmüthig war, ſo wurde er doch zu ſehr von ſeinen Lieblingsneigungen beherrſcht, die beſonders in dieſem Augenblicke eine junge, reizende Sängerin zu feſſeln wußte, als daß er ſich viel um die Hülfloſigkeit und das Bedürfniß Anderer kümmern ſollte, die ihn umgaben, ohne daß er ſie bemerkte. Der gute aber arme Herr von M. mußte daher Gott danken, daß er den Sohn der erſten Kammerfrau kannte, der — wie ſchon bemerkt — durch die beſondere Gunſt der Fürſtin Mutter bei Hofe eine Art von Rolle ſpielte, und daß ihm dieſer Freund ein Obdach mit Zubehör bewilligt hatte, bis daß der Zufall ſich ihm gnädig bewieſen haben würde.

Dieſer Zufall war nun erſchienen.

Als Herr v. M. von ſeinem Freunde die angenehme Nachricht erhielt, daß die kranke Fürſtin ihn zu ſehen wünſchte, war er weder erſchreckt, noch machte er Umſtände. Er hatte zu viel Gefühl ſeiner Würde und das Bewußtſein ſeiner Fähigkeit und Deſſen, was ſich ſchickte. Das macht eben in der Geſellſchaft beliebt und angeſehen, beſonders in der vornehmen. Dergleichen Herrſchaften wollen ſich ſelten die Mühe nehmen, ein Talent hervorzuziehen, das ſich anhaltenden Beſtrebungen, es kennen zu lernen, eigenſinnig entzieht, und eben ſo argwöhnt man, daß hinter zu großer, an Blödigkeit grenzender Beſcheidenheit das wirklich Richtige ſich verberge. Obgleich nun zwar M. dieſe Fehler eines Menſchen, der ſich weiter bringen will, glücklicherweiſe nicht hatte, ſo beſaß doch der Arme eine dennoch ungemein günſtige Miſchung des Charakters, die ſeinem Glücke, wo es ſich ihm zeigte und für jeden Andern leicht zu erhaſchen geweſen wäre, hinderlich wurde und ihn dem ſchmählichſten Looſe preisgab.

Unſer Freund mußte die Toilette ſeines Gaſtfreundes zu Hülfe nehmen, als er dem Rufe der Fürſtin Folge leiſten wollte. Er entlieh ein geſticktes Hofkleid und alle jene Requiſiten, die zu einer ſolchen Erſcheinung durch die Etikette bedingt ſind, ſtimmte ſeine beſte Laute auf das Genaueſte — wie man weiß, bei dem vierundzwanzigſaitigen Inſtrument eine ſchwere Aufgabe, und ſtieg dann in den Wagen, den man ihm geſandt hatte, um ihn nach dem Orte ſeiner Beſtimmung hinauszuführen.

Die erſte Kammerfrau empfing ihn leiſe und gemeſſen, aber doch ungemein höflich im Vorzimmer. Sie äußerte ihm, daß ihr Sohn G.. bereits viel von ſeiner Kunſt geſagt habe, und daß ſie deshalb vollkommene Hoffnung auf ihn ſetze, den leidenden Zuſtand der lieben Kranken zu lindern. Hierauf nahm ſie den jungen Menſchen bei der Hand und führte ihn zum Bette.

Die Fürſtin hatte durch untergelegte Polſter eine halbſitzende Stellung eingenommen und bewillkommte den Eintretenden mit vieler Huld durch einige Zeichen der Hand; allein ihre von wildem Schmerze ganz zerſtörten Züge, ſo wie das klägliche Aechzen, das ſich von Zeit zu Zeit aus ihrer Bruſt ſtahl, machte dennoch einen ſehr traurigen Eindruck, und er entfernte ſich ſchnell und ſetzte ſich in eine Ecke des Zimmers, um den Wink zum Anfangen abzuwarten.

Er präludirte auf ſeinem Inſtrumente eine kurze Zeit und begann hierauf einige jener ſchwediſchen Lieder, die das innerſte Gemüth ergreifen und die man nur im hohen Norden hören kann, wo nicht mit Unrecht das Land des Geſanges genannt wird. Compoſition und Vortrag dieſer Lieder, wie man ſie dort hört und wie der junge Kavalier ſie vorzutragen fähig war, kann wahrlich mit nichts Anderem dieſer Art verglichen werden.

Dies allein fühlte nicht nur die kranke Fürſtin, ſondern

Ton und Weiſe, Stimme und Vortrag regten noch ganz beſondere Erinnerungen in ihr auf, ſie war wieder jung und ihre krankhaft erregte Phantaſie trug ſie mit einem Male nach Italien, enthob ſie den Schmerzen und ließ ſie für Augenblicke gänzlich glücklich werden. Die Wirkung war zauberhaft und überſtieg alle Erwartung. Sie vergoß Thränen und konnte ſich nicht ſatt hören. Als Herr von M. ein modernes Lied, das eben überall Beifall erhielt, anſtimmte, bat die Fürſtin mit bewegter Stimme, doch ja mit den italieniſchen Volksweiſen fortzufahren, indem dieſe die einzige Muſik ſeien, nach der ſie in ihrem jetzigen Zuſtande Verlangen habe.

So war denn eine Stunde verfloſſen. Die Schmerzen hatten wirklich nachgelaſſen, und die große Erleichterung, welche die Kranke verſpürte, hörte noch lange nicht auf, als der glückliche Sänger bereits nach Hauſe gefahren war.

Die Nacht verging ruhig und ein erquickender Schlummer war auf die günſtige Aufregung gefolgt.

3.

Am andern Morgen war die Fürſtin kaum erwacht und hatte von ihrem beſſeren Befinden die Kunde verlauten laſſen, als die erſte Kammerfrau ſich gutmüthig dem Lager näherte und einige warme Worte zu Gunſten ihres Schützlings ſprach. Nach ihr war die glückliche Wendung doch nur allein ihm und ſeiner Kunſt zuzuſchreiben, und es ſchien ihr nicht mehr als billig, daß ihm eine fürſtliche Belohnung zu Theil werden möchte und er zugleich dadurch den Beweis erhielte, daß ſeine fernere Heilungsverſuche durch die himmliſche Gabe „der Liebe und des Geſangs“ geweihet worden.

Die alte Fürſtin war in einer Stimmung, Alles zu bewilligen, um was man ſie bitten möchte, und wie viel mehr war es leicht, ihr eine Zuſtimmung abzunöthigen, die ohnedies ihrem Herzen willkommen war und ihrem geraden Sinne nur im leichteſten Maße gerecht erſchien. Sie befahl ſogleich, daß man eine Schenkungsacte oder eine ganz artige Summe zurücklegen ſollte, und ſie wollte ſich dann ſelbſt das Vergnügen machen, ſie vollzogen in die Hände des jungen Mannes bei ſeinem zweiten Beſuche, den ſie gegen Abend erwartete, zu legen. Auch verſprach ſie, ein Legat ihrem Teſtamente beizufügen, um für immer ſeinen Wohlſtand auf angemeſſene Weiſe zu ſichern.

Bei dieſen guten Geſinnungen hatte es nun aber vorläufig ſein Bewenden. Der arme M. wurde nicht reicher dadurch. Wenn einmal das Geld ſich gleichſam verſchworen hat, nicht in die Taſche eines ehrlichen Menſchen eingehen zu wollen, ſo werden tauſend Wendungen und Beſchränkungen vorhanden ſein, es dahin zu bringen. Er mag anfangen, was er will, er wird zu Nichts kommen, ganz nach dem Sprichworte: Alles, was er anfaßt, wird zu Blei unter ſeinen Händen.

Vergebens harrte M. den ganzen Tag hindurch auf eine Sendung der Mutter ſeines Freundes, der erſten Kammerfrau der Fürſtin, die ihm zu dieſer beſchiedenen Uhr. Seine Hoffnung ſchien ihm ſo wohl gegründet, daß er nichts zu unternehmen wagte, um ſogleich zu Dienſten zu ſein. Der Eindruck, den ſein Geſang gemacht, war ſo natürlich und wahr, daß er nicht glauben konnte, ſich einer Täuſchung überlaſſen zu haben.

Es war ſpät am Abende, als ihm erſt die Gewißheit wurde, daß er für heute nicht mehr berufen werden würde. Die alte Fürſtin hatte nämlich einen ſo ernſten Rückfall bekommen, daß man an eine Verlängerung ihrer Tage nicht mehr denken konnte. Die Beſinnung war von ihr gewichen, und Alles dachte jetzt nur an ihre bevorſtehende Auflöſung und ſuchte noch in Eile jeden nur möglichen Vortheil daraus für ſich zu ziehen. Für M. war nichts mehr zu erringen. Die Schenkungsacte lag unvollzogen da, weil Niemand die Fürſtin in ihren Leiden um die Unterſchrift angehen mochte, ebenſo wenig konnte man ihr zumuthen, die wenigen lichten Augenblicke, deren ſie noch theilhaft wurde, mit dem Teſtamentsanhang, in Bezug auf das Legat des jungen M., auszufüllen. Sie ſelbſt war von den wildeſten Schmerzen zu ſehr gepeinigt, als daß ſie von ſelbſt daran hätte denken können.

Eine zu große Verwirrung herrſchte auf allen Punkten des Hofhalts; Beſtürzung, Trauer, Selbſtſucht, Sorge, Angſt, alles Dies trieb ſich in wilder Haſt in den Vorzimmern, ſowie im Krankengemache durcheinander. Wer dachte da wol des armen Minneſängers, dem dieſer Augenblick zum zeitlichen Glücke werden, der ihn zum zweiten Male in ein beglückenderes Daſein verſetzt haben könnte.

Ein guter Stern ſollte indeſſen noch einmal aus dieſer trüben Nacht für ihn auftauchen.

Der letzte Augenblick rückte mit allen ſeinen Schauern heran. Die Fürſtin kam zu ſich und gab durch ihr Wimmern zu verſtehen, daß ſie ihre Schmerzen wieder empfinde. Eine trübe Stille war eingetreten; man hörte ein leiſes Schluchzen der Getreuen.

Da erhob ſich die hohe Sterbende mit verklärtem Antlitze aus ihren Polſtern, winkte mit der erſtarrenden Hand ihre erſte Kammerfrau herbei und ſprach in leiſen kurzen

Abſagen, indem ſie einen Reif mit Edelſteinen von großem Werthe geziert von ihrem Finger zog.

„Hier, Gute, gib das dem jungen Mann zum Andenken, der noch geſtern durch ſeinen himmliſchen Geſang mein Daſein verſüßte und mich meinen grimmen Schmerzen enthob. Gib ihm dies und danke ihm!“

Mehr konnte ſie nicht ſagen; ſie ſank erſchöpft zurück. Es waren ihre letzten Worte geweſen, denn von dem Augenblick an verlor ſie mit dem Bewußtſein die Sprache.

Die Dreiſteſten drängten ſich hinzu, um das Kleinod anzuſtaunen, das die Fürſtin ſo großmüthig Demjenigen überreicht wiſſen wollte, der ihren Tod beſchleunigt hatte; der nach allgemeiner Meinung ſo eigentlich ihrer Mörder geworden war. Denn obgleich die erſte Kammerfrau ſich auf den Leibarzt berief, der die nahe Auflöſung iher Gebieterin mit großer Beſtimmtheit vorausgeſagt hatte und deshalb die Erlaubniß gab, allen Wünſchen der Kranken zu entſprechen, ſo ließen ſich die Andern von ihrer vorgefaßten Meinung doch nicht abbringen.

M. war nun einmal Derjenige, welcher der Krankheit dieſe plötzliche unheilvolle Wendung gegeben, und es ſei unbegreiflich, wie ihm dafür noch Lohn — und zwar ſolch ein Lohn — zu Theil werden konnte. „Aber, fügte man hinzu, ſo geht's, wenn man mehr Glück wie Verſtand beſitzt. Gott iſt ſtets der Dummen Vormund, denn außer ſeinen Bänkelſängereien ſoll eben nichts weiter an dem Abenteurer ſein.“

M. empfing am andern Morgen die Nachricht von dem in der Nacht erfolgten Hinſcheiden ſeiner hohen Gönnerin mit aufrichtiger Zerknirſchung. Er ſelbſt klagte ſich Deſſen an, was die ihm feindſelig Geſinnten glaubten: er habe den Tod der guten Fürſtin durch ſeinen unglückſeligen Geſang beſchleunigt. Es koſtete Mühe, ihn darüber zu berudigen, und das Geſchenk annehmen, das man ihm als Vermächtniß der Hingeſchiedenen überreichte.

Sein Freund, bei dem er wohnte, gab es ihm an die Hand, den Ring zu verkaufen, da er ihm eine anſehnliche Summe eintragen könnte; allein dazu verſtand er ſich auf keinen Fall. Als Andenken an ſeine erſte erfolgreiche That, an die verhängnißvolle Stunde, die ihn zu der Fürſtin geführt, als Gedächtniß an dieſe ſelbſt, wollte er den Reif, ſo lange er lebte, bewahren und ſich nie von ihm trennen, ſelbſt wenn er vor Hunger ſterben ſollte.

In dem Teſtamente befanden ſich fette Pfründen und Legate für die unwürdigſten Perſonen, die ſich nur aus Eigennutz in der letzten Zeit zur alten Fürſtin gedrängt hatten — nur unſers armen Edelmannes war darin mit keiner Silbe gedacht.

Mit zwanzig Jahren fühlt man ſich jedoch nur ſehr ſelten wahrhaft unglücklich; das Glück hat ſelbſt in ſeinen launenhafteſten Streichen beſtändig ein huldvolles Lächeln für die Jugend bereit; gegen unſern Freund betrug es ſich aber geradezu wie jene Koketten, die uns durch ſcheinbare Gunſtbezeigungen an ſich locken, ohne den Gedanken zu haben, uns jemals eine wirkliche Gunſt zu gewähren.

Unſer junger Freund ſollte aus der Vergeſſenheit, die ihn umſchwebte, bald in eine andere, ſeines alten Namens würdigere und glänzendere Sphäre gehoben werden.

4.

Nach dem Ableben ſeiner Mutter konnte ſich der junge regierende Fürſt ohne alle Zurückhaltung ſeinen Neigungen überlaſſen.

Corinna, die Sängerin, übte den größten Einfluß auf ihn. Es fehlte nicht, daß die Kunde von dem Todesſänger, der die alte Fürſtin zum ewigen Schlafe vorbereitet hatte, auch in ihren Cirkel drang. Das Gerücht fügte des Abenteuerlichen noch ſo Manches hinzu und ſie wünſchte die Bekanntſchaft des ſeltſamen Menſchen zu machen. Dieſer Wunſch genügte, um dem Fürſten die Erfüllung auf ſchnellſtem Wege anheimzuſtellen.

Sein vertrauteſter Kammerdiener wurde abgeſandt, um im Namen des Fürſten den jungen Kavalier zu den geheimen Reunionen zu laden, bei denen ſich nur die Günſtlinge des Herrn, und die ſtets ſeine nächſte Umgebung bildeten, einzufinden pflegten.

Dieſe Geſellſchaften waren wirklich geiſtreich und anmuthig zu nennen. Der ungetrübteſte Ton herrſchte, nirgends war der Zwang der Etikette ſichtbar und der Fürſt ſelbſt ſtieg hier zu der Stufe nieder, welche die Meiſten in dem Salon der Künſtlerin einnahmen, das heißt jene Stufe, wo nur das Talent und die Vorzüge Geltung verſchaffen, die in einer Geſellſchaft angenehm und beliebt machen können. Faſt Jeder in dem Kreiſe übte eine Kunſt und verſchönerte ihn dadurch. M. mußte hier ganz an ſeinem Platze ſein. Schon ſeine erſte Erſcheinung nahm für ihn ein, und ſowol der Fürſt als ſeine Geliebte fühlten bald eine echte Zuneigung für ihn.

Der Vortrag der italieniſchen Volksweiſen brachte eine zauberhafte Wirkung hervor; ſo etwas war noch nie gehört worden. Er wurde dazu erwählt, ſie Corinnen einzuſtudiren, und ſo führte er ſie dann mit ihr zuſammen aus, zum großen Vergnügen ſeines fürſtlichen Beſchützers. Corinna ſelbſt, die das beſte Herz von der Welt beſaß, überhäufte ihn mit artigen Aufmerkſamkeiten, die ſie ihm auf die zarteſte Weiſe erwies; denn deſſen bedurfte es bei ihm, da ihn leicht jede Gabe, anders dargebracht, tief gekränkt und ihn vermocht haben würde, ſie geradeswegs zurückzuweiſen.

Der Fürſt blieb nicht zurück, und dennoch haßten ihn nicht die Günſtlinge. Sein anſpruchloſes, allem Eigennutz fremdes Weſen, ſeine gefällige Hingebung und ſein freundſchaftliches Unterordnen entfernte jeden Verdacht bei ihnen, daß dieſer Menſch, und wenn er noch ſo hoch in der Gunſt ſtiege, ihnen jemals wol gefährlich werden könnte. Sie beſtrebten ſich daher Alle, ihm gleichfalls gefällig zu ſein, und ſo mußte Jeder denken, der unſern jungen Freund in dieſer neuen Umgebung erblickte, daß er dazu berufen ſei, mit offenen Segeln in den Hafen des Glücks einzulaufen.

Dazu aber bedurfte es eines andern Charakters, als der ſeinige war.

Die zum Theil unverſchämten Forderungen der Günſtlinge, die ſich unaufhörlich in Geſuchen aller Art, bald um Ehren, Stellen, oder Geld überboten, hatten den jungen Fürſten daran gewöhnt, an Auszeichnungen und Geſchenken für ſie nicht ſelbſt zu denken — was ihm ſehr willkommen und bequem war — da er überzeugt ſein durfte, ſie ſorgten ſchon von ſelbſt für ſich in dieſem Punkte. Obgleich er oftmals ganz deutlich ihre Liſt und ihren Eigennutz erkannte, ſo war er doch weit entfernt, ſich darüber zu erzürnen, ſondern gewährte ihnen Alles, und lachte heimlich über ihr Beginnen, das ihm durchaus komiſch vorkam. Auch war ihm ihre Geſellſchaft ſo unentbehrlich, da ſie in alle ſeine Launen eingingen und ſich zu Allem gebrauchen ließen, daß er ſelbſt in dem Fall ſeiner höchſten Unzufriedenheit ſich nicht hätte entſchließen können, auch nur Einen vom Hofe zu entfernen und ſich dadurch ſeines Umgangs zu berauben.

Dieſer Gewohnheit des Fürſten, ſeine Freunde ſtets an ihren eigenen Vortheil denken zu laſſen und ſich um ihr Befinden nicht eher zu bekümmern, als bis ſie ihn ſelbſt darauf brachten, war es daher zuzuſchreiben, daß der Beſcheidene in jedem Betracht zu kurz kommen mußte, und deshalb hatte unſer M., obgleich bereits ſeit ſechs Monaten einer der Günſtlinge des gnädigſten Herrn, weder Titel noch Anſtellung, weder Gehalt noch Penſion.

Die erſte Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin, die den jungen Regenten oft auf ihren Knien geſchaukelt hatte, eine wohlwollende, gefällige Frau, war die einzige Vertraute des Herrn von M. Ihr klagte er, welche Mühe er habe, das Jahr herumzubringen, wie ſchwer es ihm werde, den Anfoderungen der Toilette und allen andern Ausgaben, die ſeine Stellung nöthig mache, zu genügen; dann ſchalt ihn die theilnehmende Freundin ernſtlich aus. Wie ſollte er, der Freund des Fürſten, dem die Geliebte des Fürſten ihren beſondern Schutz gewährte, der Credit vollauf haben mußte, ſich über ſolche gemeine Verlegenheiten nicht erheben können? „Wenn man ſo dächte,“ pflegte die gute Dame zu ſagen, „ſo müſſe man in ein Kloſter gehen, aber nicht an den Hof. Er habe mehr Anlage zu einem Karthäuſer, als zu einem Hofmann.“

Alle dieſe Vorwürfe und Neckereien halfen jedoch nicht. M. konnte zuweilen wol für einen Andern ein gutes Wort einlegen, aber nicht für ſich.

Die erſte Kammerfrau mochte indeß dieſen Zuſtand ihres jungen Freundes nicht länger ruhig mit anſehen und beſchloß ſelbſt einen Schritt zu ſeinem Beſten bei dem Fürſten zu wagen. Sie wußte, daß ſie etwas gelte und daß der gemüthvolle Herr es nie vergiſſe, welche Freundin und treue

Dienerin ſie ſeiner verſtorbenen Mutter bis zu ihrem letzten Augenblicke geweſen war.

Eines Morgens alſo entſchloß ſich die erſte Kammerfrau kurz und gut und begab ſich nach dem Sommerſchloſſe des Fürſten, um eine Audienz in ſeinem Kabinete zu begehren. Er nahm ſie gütig auf.

Sie ſtellte ihm in beredter Weiſe vor, wie unrecht es ſei, einen Edelmann aus der nächſten Umgebung ſeiner Perſon, der nichts als Zartgefühl und Ehrlichkeit beſäße, in Verlegenheiten zu laſſen. Sie fügte zugleich hinzu, daß ſie die vollkommenſte Ueberzeugung habe, M. würde nie ſelbſt um etwas bitten und wenn er es noch ſo nöthig haben würde. Er könnte mitten im Glanze und in den Luſtbarkeiten des Hofes eher in Mangel verſchmachten, als Jemand ſeine Lage vertrauensvoll mittheilen.

Der junge, theilnehmende Fürſt ſchien aus den Wolken zu fallen, als er dies Alles hörte. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Jemand in ſeiner Nähe leben und in Geldverlegenheit ſein könne. Sogleich wolle er Abhülfe leiſten, verſprach er.

Die Fürſprecherin wußte zu gut, wie leicht irgend ein unerwarteter Zufall dieſe gute Abſicht in Vergeſſenheit bringen könne, und beſchloß daher geradeswegs zu erklären, daß wenn der Fürſt ihr eine ordentliche Summe einhändigen würde, ſo wolle ſie ſich gern der Mühe unterziehen, ſie dem Herrn von M. zu überbringen.

Ohne erſt lange an ſeinen Schatullenmeiſter zu ſchreiben, ging der junge Fürſt raſch an ſeinen Schreibtiſch, füllte eine Börſe mit großen Goldſtücken und gab ſie der Kammerfrau ſeiner Mutter. Dieſe aber meinte, der ſtolze, eigenſinnige Kavalier könne vielleicht gar der Meinung ſein, dieſe Gabe käme von einem Andern als ſeinem Fürſten, und würde ſie daher ausſchlagen; ſie bat daher, der Fürſt möge mit hoher Hand einige Zeilen der Gabe als Beglaubigung beifügen.

Nachdem ihr auch dies gewährt worden war, ließ ſie mit ihrem Schatze freudig davon.

Sobald der Fürſt am andern Morgen den Herrn von M. unter den andern Höflingen erblickte, rief er ihn beim Namen und ſtellte ſich mit ihm in eine Fenſterecke.

„Geſtern habe ich mit Bedauern erfahren, daß Sie arm ſind,“ ſagte er zu ihm. „Sobald eine Stelle, die für Sie paſſen dürfte, erledigt ſein wird, machen Sie mich darauf aufmerkſam, ich werde es Ihnen Dank wiſſen. Sie hatten unrecht, lieber M., daß Sie mich über Ihre Umſtände nicht früher aufgeklärt haben. Ich will nicht, daß meine Freunde ſich zu beklagen haben, und wahrhaftig! Sie gehören zu Denen, die ich am meiſten ſchätze.“

Der Ausdruck, der dieſe gnädigen Worte begleitete, war von unwiderſtehlicher Wirkung. M. war davon ſo überraſcht und bewegt, daß er ſich kaum zu faſſen wußte.

„Mein Fürſt,“ ſprach er mit bebender Stimme, „dieſe Worte gäbe ich nicht für eine Million; ſie werden ewig in dem Gedächtniß meines Herzens bleiben und bis zu meinem Tode werden ſie mir eine freudige Erinnerung ſein, möge das Schickſal auch noch das Härteſte über mich verhängen.“

Wenn man ſich gleich nicht ausreden darf, daß Herr von M. ſeine ganze Stellung nur der Gabe verdankte, italieniſche Romanzen angenehm vorzutragen, und keine eigentliche Anwartſchaft auf Verſorgung und Auszeichnung nach unſern heutigen Begriffen haben konnte, ſo hat doch die edle Einfachheit und Uneigennützigkeit ſeines Charakters etwas Rührendes, beſonders wenn man die Verhältniſſe eines Hofes gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erwägt, die Zeit nämlich, in der ſich die Begebenheiten zutrugen, welche hier aufgezeichnet werden.

3.

So war ein Jahr ſeitdem verfloſſen und die Goldſtücke waren längſt ſchon aus der Börſe geſchwunden, die von der guten Kammerfrau dem Herrn von M. im Namen des Fürſten eingehändigt worden waren.

Es hatten ſich inzwiſchen wol ſo manche Gelegenheiten dargeboten, den armen Edelmann vortheilhaft zu placiren. Allein bald kam er zu ſpät, bald trat er ältern Anſprüchen in den Weg, die, ohne ungerecht zu ſein, nicht beſeitigt werden konnten, oder irgend ein geheimer Feind unterſchlug ſein Geſuch und vereitelte ſeine Wünſche. Da ſein gerader Sinn ſtets den offenen Weg jedes andern Bewerbers einſchlug, und nie der beſondern Gunſt ſeine Anſtellung zu verdanken haben wollte, ſo war dies leicht möglich. Ihm aber ſchien es natürlich, wenn er einen Andern ſich vorgezogen ſah, weil er ihm größere Fähigkeiten zutraute.

Die unſtete Laune des jungen Fürſten hatte ihn plötzlich von der Sängerin entfernt, mehr aber noch die Pflicht, dem Throne einen Erben zu geben. Man ſprach von einer nahe bevorſtehenden Verbindung. Corinna hatte die Reſidenz bereits verlaſſen und mit dem Aufhören ihrer Soiréen war dem Herrn von M. und vielen Andern dieſes Zirkels auch die Gelegenheit verloren, der Perſon ihres Fürſten täglich nahe zu ſein. Es wurde eine ſtrengere Hofetikette und Alles in dieſer Beziehung auf den frühern Fuß eingeführt, wie zu den Zeiten des verſtorbenen Vaters.

Da M. bei Hofe eigentlich noch nicht vorgeſtellt worden war, ſo entſchwand er nunmehr ganz aus dem Geſichtskreiſe deſſelben, und man würde ihn ſicher ganz vergeſſen haben, wenn der Zufall ihm nicht wieder zu Hülfe gekommen wäre, um ſein Andenken auf eine wirklich auffallende Weiſe aufzufriſchen.

Abermals ſollte die erſte Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin die Vermittlerin ſeines Glückes ſein. Sie hatte einige ältere Damen bei ſich zum Beſuche, und M. war ſo gütig geweſen, mit ſeiner Muſik den Cirkel zu unterhalten. Er war an dem Abende trüber geſtimmt als gewöhnlich, und dieſen Charakter trug auch Das, was er ſang. Nachdem er ein Lied geendigt hatte, entſchuldigte er ſich, ſo gut er konnte, und verließ die Geſellſchaft.

Sein Talent, ſowie ſein leidendes, melancholiſches Ausſehen, hatten eine große Theilnahme unter den Damen erregt, die ſich — nachdem er fort war — angelegentlich nach ſeinen Verhältniſſen erkundigten. Die Dame des Hauſes unterließ es nicht, mit lebendigen Farben den Unſtern ihres Schützlings darzuſtellen und zugleich zu erwähnen, wie übel ihm ſeine unüberwindliche Beſcheidenheit mitſpiele und wie troſtlos es für ihn ſei, daß ihn der Fürſt ganz und gar vergeſſen zu haben ſcheine.

In der Geſellſchaft befand ſich eine Frau von Queſtenberg, welche dieſe Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit anhörte. Sie war eine Dame von tiefem Gefühl und von dem Bewußtſein der Vorzüge ihres Standes auf das Vollkommenſte durchdrungen. Sie konnte es nicht ertragen, daß ein junger Menſch von altem Adel ſich in ſo traurigen Umſtänden befinde, und ſie gerieth dadurch ſo ſehr in Feuer, daß ſie keinen Anſtand nahm, laut, und wie von einer innern Eingebung getrieben, zu erklären: daß wenn

M. es zufrieden wäre, ſo wollte ſie ihm ihre Hand vor dem Altare reichen, um ihn aus ſeiner drückenden Lage zu befreien.

Im Anfange wurde über dieſe Aeußerung viel geſcherzt und die Frau von Queſtenberg ſelbſt bereuete es faſt, daß ſie ſich von ihrem Gefühle ſo hatte hinreißen laſſen, und konnte es daher nicht übel nehmen, daß man ſie damit neckte. Allein die Dame des Hauſes griff die Sache von der ernſten Seite auf und wußte es ſo geſchickt zu lenken, daß die zehn guten Seelen, die an jenem Abend bei ihr um den Theetiſch verſammelt waren, ſich's gleichfalls in den Kopf ſetzten, die Heirath müſſe zur Stelle richtig gemacht werden. Alles ging unter Lachen und Debattiren ſeinen raſchen Weg zur Entſcheidung, und ſo wurde denn halb im Scherz, hab im Ernſte ein Diener zu dem jungen Kavalier abgeſandt, mit der Bitte der Damen, noch einmal bei ihnen zu erſcheinen. So übelgelaunt er auch war, ſo erforderte es die damals herrſchende Galanterie, einer ſolchen Bitte nicht zu widerſtreben.

Wie er nun in das Zimmer trat, erhob ſich die Dame vom Hauſe von ihrem Sitze, ging ihm einige Schritte entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn geradezu auf die Frau von Queſtenberg zu.

„Mein lieber, junger Freund," ſprach ſie dabei, „hier ſitzt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, die Ihnen wohlbekannte Frau von Queſtenberg, die einen ſonderbaren, aber redlichen Wunſch in Bezug auf Sie gefaßt hat. Sie iſt Witwe und ſehr reich, und da ich ſie ſeit ihrer Kindheit kenne, ſo darf ich hinzufügen, daß ſie die Tugend und Sanftmuth ſelbſt iſt. Mit einem Worte, Ihr Unglück hat ſie mit einer zärtlichen Sympathie erfüllt; ich biete Ihnen ihre Hand an. Betrachten Sie ſie einmal und ſagen

Sie uns dann, ob es Ihnen möglich wäre, ihr Gatte zu werden.

„Ueberrumpeln Sie ihn nur nicht ſo," fiel doch nicht ohne feines Erröthen Frau von Queſtenberg der etwas voreiligen Sprecherin ins Wort. „Vor Allem iſt es nöthig, daß Herr von M. es wiſſe, daß ich fünfzehn Jahre älter bin als er, und daß er eher darauf rechnen kann, an mir eine mütterliche Freundin als eine Gattin zu bekommen."

M. hob hier die Augen und heftete einen feſten Blick auf Frau von Queſtenberg. Sie war nicht mehr hübſch, aber ihre Züge verriethen die hohe Güte ihres Herzens und die unſchuldige Unbefangenheit, die ſie ſich inmitten eines bewegten Lebens zu bewahren gewußt. Sie erwiderte ſeinen Blick mit einer Theilnahme, die etwas wie innige Zärtlichkeit verrieth. Dies machte auf ihn einen ſo glücklichen Eindruck, wie ihn ein Blick der erſehnten Geliebten nicht ſtärker hervorgebracht haben würde. Er fühlte ſogleich, daß man hier keinen Scherz mit ihm treibe, der übrigens ja auch zu unzart geweſen wäre, um ihn bei den Damen vorausſetzen zu dürfen. Nach einer Pauſe augenblicklicher Verlegenheit vermochte er erſt zu Worte zu kommen.

„Gnädige Frau," ſagte er mit jener Offenheit, die man ſtets an ihm kannte und die ihm ſo wohl anſtand, „wenn man mir bis jetzt den Vorwurf machte, daß ſich mein Stolz nicht vor dem Glücke beugen wollte, ſo lag dieſes darin, daß das Glück Opfer von mir verlangte, die jedem ehrlichen Manne, er mag Edelmann ſein oder nicht, ein Erröthen abnöthigen mußten. In dieſem Augenblicke aber würde ich jene Vorwürfe mit Recht verdienen. Ich wäre undankbar, wenn ich dieſes Entgegenkommen abweiſen wollte. Ja, gnädige Frau, ich nehme Ihre Hand an, die Sie mir ſo herzlich antragen, und ich will Ihnen dafür das Wenige darbringen, was ich beſitze — meine Jugend und meinen Namen. Nicht eine mütterliche Freundin hoffe ich in Ihnen zu finden; erlauben Sie mir, mich Ihren Bruder nennen zu dürfen; die Achtung und Dankbarkeit, die Sie mir jetzt ſchon einflößen, werden ſich gewiß in kurzer Zeit in ein zärtlicheres Gefühl umwandeln.“

„Legen Sie Ihrem Herzen keinen Zwang auf,“ entgegnete wieder huldvoll lächelnd die Dame, „und laſſen Sie nur Achtung und Dankbarkeit Das bleiben, was ſie ſind. Denken Sie bei Leibe nicht daran, dieſe Gefühle umzugeſtalten; Sie dürften ſie vielleicht darüber ganz und gar einbüßen. So wie Sie ſind, werden Sie mir genug ſein; ich verlange nicht nach mehr, und wir werden auf ſolche Weiſe glücklich leben, wie ich hoffe.“

M. ſchlug die Augen nieder und ſprach leiſe: „Nein, dies wäre nicht genug für ſo viel Tugend. Ich werde Sie lieben, lieben mit aller Zärtlichkeit meines Herzens; dies fühle ich in dieſem Augenblicke! Sollte ich hier aufzählen, was mich ſo glühend für Sie erfüllt, ſo wäre wahrlich nur eine einzige Perſon gegenwärtig, die davon überraſcht ſein konnte.“

Die Dame des Hauſes und die übrige Geſellſchaft waren mit dieſen Aeußerungen ſehr zufrieden und ſchürten die Flamme nach beſten Kräften. Frau von Queſtenberg legte nach und nach ebenfalls ihre Zurückhaltung ab und unter lautem Beifall reichte ſie ihren Mund dem jungen Manne hin, damit er ſich ſelbſt den Kuß des Angelöbniſſes nehme. Dabei erlaubte ſie ihm, wie ſie ſich ſcherzend ausdrückte, ſie zu lieben, wie er es möchte und wollte.

So vergingen noch einige Stunden des Abends unter den angenehmſten Geſprächen, und man trennte ſich mit den aufrichtigſten Wünſchen für die Verlobten, zugleich aber auch im innerſten Herzen hocherfreut, dieſe intereſſante Neuigkeit der Reſidenz mittheilen zu können.

Am andern Morgen war zur früheſten Stunde unſer Freund ſchon im Luſtſchloſſe des Fürſten, um ſich eine Audienz zu erbitten.

Der Fürſt war ſehr gnädig und ſchien ſich noch mit Vergnügen der angenehmen Stunden zu erinnern, die ihm das Geſangstalent des jungen M. einſt verſchafft hatte. Dieſer ſtand auf Kohlen; davon ſollte jetzt nicht die Rede ſein. Sobald der Fürſt ihm Raum ließ, ſeine Worte anzubringen, ſchilderte er ihm in etwas überſpannter Weiſe und mit Thränen in den Augen die guten Abſichten, welche die Frau von Queſtenberg mit ihm hatte. Er bat ſeinen Herrn um die Einwilligung in ſeine Verheirathung, die bei Mitgliedern der alten Geſchlechter unerläßlich war.

„Ich bin nicht Willens,“ erwiderte der Fürſt mit gnädiger, feinlächelnder Miene, „guten Handlungen, welcher Art ſie auch ſein mögen, hinderlich in den Weg zu treten, und ſo muß ich denn auch hier Ihren ſchnellen Flammen, ſowie der großmüthigen Geſinnung Ihrer Verſprochenen meine Bewunderung und Zuſtimmung nicht verſagen. Da der erſte Gatte der Dame, Herr von Queſtenberg, Freiherr war, ſo will ich Sie mit gleicher Würde bekleiden, und erhebe Sie hiermit in den Freiherrnſtand.“

Mit dieſen huldreichen Worten von ſeinem Fürſten entlaſſen, eilte M. zu ſeiner Braut, die er nur wenige Tage darauf zum Altare führte. Sie zogen nach einer ſchönen ländlichen Beſitzung, um dort die Flitterwochen zu verleben, und trotz der Verſchiedenheit des Alters wurde dieſe Ehe von aller Welt gutgeheißen.

6.

Der neue Freiherr lebte jetzt glücklich und, wie es ſchien, zufrieden an der Seite ſeiner Gattin auf einem ſchönen Schloſſe derſelben.

Die böſe Welt wollte zwar wiſſen, daß er ſich kurz nach ſeiner Verheirathung in ein junges Fräulein verliebt haben ſoll, welches zu Zeiten die Frau Baronin von M. beſuchte. Aber gewiß war dies eine bloße Erfindung der böſen Welt, die es weder natürlich noch begreiflich finden konnte, daß bei der Verſchiedenheit des Alters und den ſchlotterigen Grundſätzen, denen ſich die damalige Welt überließ, M. ſeiner Frau treu ſein konnte. Eine etwas melancholiſche Färbung ſeines Aeußern abgerechnet, würde man keine Verſchiedenheit in ſeinem Weſen entdeckt haben. Im Allgemeinen heißt es zwar: das Herz erkennt keine Geſetze an, allein dieſes Sprichwort findet auf ſtarke und feſte Gemüther keine Anwendung; für einen Mann von M.'s Charakter war die Erfüllung der Pflicht unausweichliches Bedürfniß, und es hätte gewiß der außerordentlichſten Umſtände bedurft, um ihn nur im Geringſten darin wankend machen zu können.

Würde M. wirklich für eine Andere Liebe gefühlt haben, ſo hätte es ſicher Niemand gemerkt, das Geheimniß wäre in ſeinem tiefſten Herzen verſchloſſen geblieben, und ſich ſelbſt würde er es kaum zu geſtehen gewagt haben. Wie aber ſollte es nun wol einem Andern möglich ſein, hierüber zu berichten? Die Geſchichte, die wir unſern Leſern mittheilen, gewänne durch ſolche Epiſoden allerdings an romantiſchem Intereſſe, allein wir wollen ſie lieber einfacher geben, als auf Koſten eines ehrlichen Mannes der Wahrheit Eintrag thun.

Ein eben ausbrechender Krieg gibt jungen Leuten, die ſich zwiſchen den Hofintriguen nicht geſchickt zu bewegen wiſſen, eine treffliche Gelegenheit, ſich geltend zu machen. Dieſer erwünſchte Zufall bot ſich auch für unſern Freund an.

Ein größerer Staat war mit ſeinen Nachbarn in Streitigkeiten gerathen, und der Fürſt, in deſſen Lande Herr von M. lebte, war als Verbündeter gezwungen, Theil zu nehmen.

Herr von M., hoch erfreut, daß ſich ihm eine ſolche Veranlaſſung bot, ſeiner Thätigkeit Raum zu geben, ſtellte ſich als Freiwilliger bei der Heeresabtheilung. Er zeichnete ſich aus. Bei einer Belagerung ſetzte er ſich den feindlichen Kugeln ſo ſehr aus, daß er verwundet wurde. Das Ende des Feldzugs nahte ſchon, als er genas und, von ſeinem Fürſten huldvoll empfangen, ſich mit Lob überſchüttet ſah. Der alte Feldherr ſtellte ihn ſelbſt ſeinem Landesherrn mit den Worten vor:

„Hier, mein Fürſt, iſt ein Edelmann, der jede Stelle ausfüllen wird, da er Herz und Kopf auf dem rechten Fleck beſitzt. Er hat ſich bei jeder Gelegenheit, die ſich ihm dargeboten, auf das Würdigſte ausgezeichnet.“

„Ei! das iſt ja unſer Freund M.,“ ſprach der Fürſt, „es wundert mich nicht, daß man mir von dieſem wackern Diener Gutes berichtet.“

„Wenn mein gnädigſter Herr,“ erwiderte hierauf der alte Feldherr, nicht ohne einen leichten Verweis in ſeinen Ton zu legen, „ſeine hohen Verdienſte kannte, warum hatten Sie ihn denn nicht ſchon in Ihr Vertrauen gezogen und ihm ein wichtiges Amt ertheilt?“

„Wahrhaftig — war mir doch,“ entgegnete der Fürſt ſichtbar zerſtreut — „nun gut! es ſoll anders werden.“

Hierauf zu M. gewendet, ſprach er die gütigen Worte:

„Wir wollen an Sie denken, mein Freund. Ein Mann wie Sie muß ſeinen rechten Wirkungskreis haben."

An dieſem Tage wurden ſämmtliche Officiere, welche ſich während des Feldzugs ausgezeichnet hatten, zur fürſtlichen Tafel geladen. Der Adjutant, der mit der Liſte beauftragt war, hatte es unterlaſſen M.'s Namen darauf zu ſetzen, nicht eben aus böſem Willen, ſondern aus jener feigen und undankbaren Nachläſſigkeit, die man ſich gewöhnlich gegen ſtilles Verdienſt zu Schulden kommen läßt, weil man weiß, daß es weder ſchreien, noch reclamiren wird.

Nachdem das Eſſen vorüber war, ſchlug der alte Feldherr auf den Tiſch und rief:

„Meiner Treu, gnädigſter Herr, man hat den Edelmann von dieſem Morgen nicht eingeladen! Was iſt das? So hat ihn denn Jemand bei Eurer Hoheit angeſchwärzt."

„Keineswegs; man wird ihn vergeſſen haben," erwiderte der Fürſt mit großer Ruhe.

„Aber das muß ihn ja verzweifelt ärgern," nahm jener wieder das Wort. „Ich bitte Eure Hoheit, dieſe Nachläſſigkeit der Untergebenen durch irgend eine beſondere Auszeichnung zu repariren. Der Officier verdient's."

„Sehr gern! ſehr gern! Ich liebe M. und es freut mich, ſeine guten Dienſte belohnen zu können," ſprach der Fürſt.

Sogleich nach aufgehobener Tafel reiſte der Fürſt ab. Der alte General biß ſich in die Lippen, denn jede Ungerechtigkeit war ihm ein Greuel. Als er am andern Tage M. vor der Fronte ſtehen ſah, rief er ihn beim Namen und ſprach mit leuchtenden Augen:

„Sie ſind geſtern bei der Einladung zur Tafel übergangen worden; ich habe den Fürſten daran erinnert und ich werde ihm keine Ruhe laſſen, bis er Ihnen gewährt hat, was er Ihnen ſchuldig iſt. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie in ſeinem Gedächtniſſe wohl angeſchrieben habe.“

„Ich danke dem Zufall, der mich vergeſſen ließ,“ entgegnete M., „da mir dieſes eine ſolche Ehre von meinem Feldherrn verſchafft.“

„Beim Henker!“ ſagte der General hierauf mit einem Geſichte, das verdrießlich ſcheinen wollte, „ich erzeige Ihnen die Ehre, weil Sie ſie verdienen. Verſtanden? Man ſoll nicht ſagen, daß man einen Officier kränken darf, den ich liebe und hochſchätze. Bah! Man will Sie vergeſſen, hintanſetzen! Nun wohl! ſo will ich mir denn die Freiheit nehmen, Ihnen einen Beweis der Anerkennung zu geben. Sie erlauben mir's, nicht wahr?“

Bei dieſen Worten ſprang der alte Herr vom Pferde.

„Herr Leutenant,“ fuhr er fort, „ich bitte Sie, dieſen Gaul von mir anzunehmen. Thun Sie's mir zu lieb. Ich werde die Front zu Fuß hinuntergehen, und meiner Treu! wenn Jemand ſich darüber verwundert, ſo wende er ſich nur an mich, ich will ihn bedeuten.“

Und in der That, der Alte lief auf ſeinen eigenen Beinen durch die Reihen, indem er Allen mit einer ihm eigenthümlichen und von den Soldaten werth gehaltenen Heftigkeit die Worte entgegenrief:

„Ich habe dem jungen M. mein Pferd geſchenkt, weil er ſich brav benommen und nicht belohnt worden war. Hört ihr's, Kinder? Er heißt M., erinnert euch ſeines Namens, und denkt nur ſtets, daß man mit mir immer zu ſeinem Rechte kommen muß.“

7.

Nachdem der Frieden geſchloſſen worden war, nahm M. ſeinen Abſchied und wurde von ſeinem gnädigen Fürſten mit einem Civilamte belohnt. Auch das Kreuz des fürſtlichen Hausordens blieb nicht aus. Dabei wurde er oft bei Hofe geſehen und Niemand zweifelte daran, daß er nun die höchſte Stufe des Glücks erreichen würde. Wirklich wäre es bei jedem Andern der Fall geweſen; allein einem Charakter, wie dem ſeinigen, blühte auf dieſem Wege kein Glück.

Die Gattin unſeres Freundes hatte aus erſter Ehe einen Sohn, der ſoeben ſeine Großjährigkeit erreicht hatte. Er verlangte Rechenſchaft über die Verwaltung ſeines Vermögens, und man kann wol denken, daß die Rechtlichkeit ſeines Stiefvaters ihm ſolche bis auf den Heller ablegen konnte. Durch dieſes Ereigniß ſah nun M. mit einem Male ſeine Mittel auf mehr als drei Viertheile beſchränkt. Er ſchickte ſich an, ſeine Pferde zu verkaufen und ſich auf's Aeußerſte einzuſchränken, als er ein Schreiben ſeiner Gemahlin erhielt.

„Mein lieber Freund," ſo lautete das Schreiben. „Ich nähere mich meinem fünfzigſten Lebensjahre, und in dieſem Alter denkt man nicht mehr an Vergnügungen und Feſte. Niemand als Sie werden meine Abweſenheit vom Hofe bemerken. Mit einander würden wir den Aufwand dort nicht beſtreiten können, Pferde brauchen Sie im Dienſte des Fürſten. Erlauben Sie daher, daß ich mich auf unſer Landgut zurückziehe und Ihnen unſer ganzes kleines Einkommen überlaſſe. Es iſt noch immer ſehr wenig; mit einer weiſen Sparſamkeit werden Sie aber dennoch eine anſtändige Figur bei Hofe ſpielen können. Ich kenne Sie zu gut, um zu wiſſen, daß Sie niemals den Fürſten um etwas angehen werden, und ich bin weit entfernt, Ihnen dieſe Beſcheidenheit als Fehler auszulegen. Wäre es vielleicht eine Schwäche, ſo iſt ſie nur unbedeutend, und Ihre andern Eigenſchaften wiegen ſie reichlich auf. Ich ſage Ihnen kein mündliches Lebewohl, um Ihren Verſuchen, mich zurückzuhalten, zu entgehen, da mein Entſchluß unwiderruflich feſt ſteht. Beſuchen Sie mich alle Jahre einmal etwa, verleben Sie eine Woche mit mir auf dem Lande, und wenn ich Sie für die übrige Zeit dann glücklich weiß, ſo werde auch ich ruhig und zufrieden mit meinem Looſe ſein."

Aller Bemühungen ungeachtet wollte es M. nicht gelingen, ſeine Gattin wieder zurückzubringen. Sie hatte Recht, denn ſelbſt jetzt, wo M. das ganze Einkomen bezog, hatte er Mühe, durchzukommen.

Bis auf das Geld genoß M. alles Anſehen eines vornehmen Herrn. Er erſchien täglich bei Hofe. Der Fürſt war ſehr gnädig mit ihm und zog ihn in ſein Vertrauen. Es waren aber auch keine kleinen Verdienſte, die ihm die Freundſchaft ſeiner Hoheit zugezogen hatten: ſie beſtanden erſtens in ſanften Manieren; zweitens darin, daß er nie zu laut ſprach; drittens weil er nie am Schnupfen litt. Der Fürſt haßte nämlich nichts ſo ſehr, als Schnupfen, Geſchrei und heftiges Bewegen. Mit ſeinen glücklichen Naturgaben würde unſer Freund ſicher ſeinen Weg gemacht haben, wenn ihm nur der Geiſt der Intrigue nicht gänzlich gemangelt haben würde. So forderte Seine Hoheit manchmal während der Toilette, bei welcher nur die Vertrauteſten zugegen ſein durften, einen kleinen Dienſt von ihm, der ganz zufällig war, da die Etikette nicht Alles vorausſehen kann, und daher ſelbſt vom erſten Kammerdiener nicht voreilig geleiſtet werden durfte. Bei jedem Andern würde ſolch markirte hochfürſtliche Gunſt die Eiferſucht der Andern auf's Höchſte erregt haben; bei M. brachte ſie nicht die leiſeſte

Wirkung ähnlicher Art hervor. Stets war er da und um den Fürſten bemüht, ohne daß man bemerkt hätte, daß dieſer es müde würde, ſtets daſſelbe Geſicht zu erblicken, was doch ſchon bei weit Größeren der Fall geweſen war. Wäre M. als böſe und intriguant bekannt geweſen, ſo hätte man ihn ſehr gefürchtet; denn allgemein hieß es, daß Niemand wie er die wahrhafte Freundſchaft des Herrn beſitze.

Da er niemals von dem traurigen Zuſtande ſeiner Finanzen ſprach, ſo wußte auch Niemand von ſeinen geheimen Kümmerniſſen, die hauptſächlich darin beſtanden, daß er ſich nicht ſo großmüthig zeigen konnte, als ihn der Himmel geſchaffen hatte, und daß er gezwungen war, das elende Geld, das er aus tiefſter Seele verachtete, ſo ängſtlich zu zählen. Er hielt einen Kutſcher und zwei Bediente; ſeine Pferde waren alt und ſchlecht genährt; ſein Wagen war keineswegs glänzend, allein M. zeigte noch Luxus in den Kleidern. Er würde ſich ins Waſſer geſtürzt haben, wenn ſeine Armuth ſich bis auf ſeinen Anzug erſtreckt hätte, und nie hätte er ſeinen Orden auf einen ſchlechten Rock geheftet.

Seine bitterſte Sorge entſprang aus dem Spiel, das zu jener Zeit, mehr noch als jetzt, zu den nothwendigen Uebeln gehörte. Wie man weiß, ſteht das Glück Denen immer am meiſten entgegen, die es am nöthigſten hätten, und ſo bedurfte es oft monatlanger Entbehrungen, um den Verluſt eines Abends zu decken. An dem prachtliebenden Hofe des Fürſten war es üblich, hoch zu ſpielen; der Fürſt ſelbſt ſah es gern und bezahlte gewöhnlich für ſeine Günſtlinge die auf ſolche Weiſe eingegangenen Verſchreibungen. M. wußte davon, allein die Mittel und Wege, deren ſich die Höflinge in ſolchen Fällen bedienten, erhöhten noch ſeine natürliche Abneigung, bei dem Fürſten um Geld zu bitten.

Zum Glück war unſer Freund vorſichtig und beſonnen genug, ſtets zur rechten Zeit an die Deckung ſeiner Schulden zu denken, ehe ſie ihm zu mächtig über den Kopf wuchſen.

Während einiger Jahre war es ihm vergönnt, ein ziemlich ruhiges Leben zu führen, als das Schickſal ihm plötzlich ſeine letzte Hülfsquelle entriß, indem es ihm den fürchterlichſten Schlag bereitete: er verlor ſeine Gattin. Der Majoratsherr, ihr Bruder, trat in den Beſitz ihrer Verlaſſenſchaft, und M. ſah ſich vollkommen von Allem entblößt; denn der geringe Gehalt, den er bezog, langte kaum hin, ſeine Schneiderrechnung zu bezahlen.

Als man ihn in Trauer ſah und von ſeinem bedeutenden Verluſte hörte, ſagte ein Jeder zu ihm, indem er ihm ſein Beileid abſtattete:

„Sie müſſen dem Fürſten die Lage vorſtellen, in die Sie dieſes unvorhergeſehene Unglück verſetzt. Da der Herr Sie werth hält, ſo können Sie ja Alles erlangen, was Sie wollen.“

Der Fürſt ſelbſt, der gern Unglückliche tröſtete, fragte, nachdem er von M's. Unfall etwas gehört hatte, ob die Güter ſeiner Frau ihm verblieben. Die Gelegenheit war zu günſtig, als daß er diesmal den Schüchternen hätte ſpielen ſollen, und M. antwortete auch in der That kurz und bündig: daß dieſer Todesfall ihm Alles raube und daß der letzte Hausoffiziant des Fürſten ſich beſſer befinde, als er.

„Wir wollen daran denken,“ ſprachen Seine Hoheit.

„Thun Sie es, gnädigſter Herr,“ ſagte leiſe unſer armer Freund; „denn es wäre in der That beklagenswerth, daß ein Mann, den Sie Ihrer beſondern Huld und Gnade werth halten, von ſeinen Gläubigern mishandelt werde, und

ahrlich! wenn Sie mich verlaſſen, mein Fürſt, ſo wird
s bald dahin gekommen ſein."

„Sein Sie ruhig, lieber M., wir werden darauf zurück-
ommen," war die Antwort des Gnädigen.

Nach dieſer löblichen Anſtrengung glaubte unſer Edel-
nann einmal etwas Rechtes verſucht zu haben und ver-
eß ſich vollkommen auf die Verſprechungen ſeines Fürſten.
llein nur zu häufig findet man bei dieſen Höchſtgeſtellten
ine ganz eigenthümliche Gleichgültigkeit, die ihre Quelle
n gründlichſten Egoismus hat, und die darin beſteht, daß
e glauben, ein Jeder müſſe wenigſtens das Nothwendige
aben, weil ſie ſelbſt von Kindheit an mit dem Ueberflüſſi-
en ſo vollkommen verſehen ſind. Würde M. vielleicht eine
hr bedeutende Summe gebraucht haben, um ein Feſt zu
eben, ſo hätte man ſie ihm wol am andern Tage über-
acht; da er nur etwas, um zu leben, verlangte, ſo war es
enug, nicht mehr daran zu denken.

Einige politiſche Verwicklungen wären hinlänglich gewe-
en, den Fürſten ſeiner Verſprechungen nicht mehr einge-
enk ſein zu laſſen; nun kam aber ſogar noch eine durch
en Regen vereitelte Jagdpartie und der plötzliche Abgang
er erſten Sängerin hinzu, um den Fürſten in eine ſolche
ble Laune zu verſetzen, daß er ſich wahrlich mit der trau-
gen Lage Anderer nicht befaſſen konnte.

Immerfort auf die Erfüllung des fürſtlichen Wortes
auend, bediente ſich M. der Equipage eines vertrauten
reundes und ließ bei ſeinen Handwerkern einſtweilen auf
redit arbeiten. Theils aus Nothwendigkeit, theils um ſich
lbſt dadurch den Zwang aufzulegen, noch einmal fodern
müſſen, lieh er eine bedeutende Summe auf Wechſel,
dem er gar nicht daran zweifelte, ſie zur rechten Zeit
nlöſen zu können.

Man würde ihm gern das Dreifache geliehen haben, ſo groß war das Vertrauen in die Freundſchaft des Fürſten zu ihm, und doch war es ſein eignes Todesurtheil, das unſer armer M. mit dieſen Wechſeln unterſchrieb.

Nachdem ein halbes Jahr verfloſſen war, und wie Jedermann ſah, daß der Fürſt ihn vergeſſen hatte, fingen die Gläubiger an, ihm über den Hals zu kommen, ſodaß M. ſeinen ganzen Muth zuſammennahm und eines Morgens ſich bei dem Lever des Fürſten frühzeitiger als gewöhnlich einſtellte.

„Eure Hoheit werden mir es wol verzeihen, wenn ich es wage, Sie in dieſem Augenblick von meinen Angelegenheiten zu unterhalten,“ fing er mit entſchloſſenem Tone an.

„Nur zu, mein lieber M.,“ erwiderte Seine Hoheit, „ich bin ganz Ohr.“

„Sie haben mir verſprochen, gnädigſter Herr, meinen Finanzen aufhelfen zu wollen.“

„Und es iſt noch immer meine Abſicht. Zweifeln Sie daran?“

„Durchaus nicht, und um zu zeigen, welches Vertrauen ich in Ihr Wort ſetze, ſo will ich nur offen geſtehen, daß ich darauf Geld entliehen habe.“

„Da haben Sie ganz recht daran gethan!“

„Jetzt iſt aber der Zeitpunkt da, wo ich das Geld zurückzahlen ſoll, und dann muß ich auch leben.“

„Iſt die Summe groß?“

„Fünftauſend Gulden.“

„Das iſt ja eine Kleinigkeit.“

„Nicht für mich. Ich bin nicht von Denen, die, mit Schulden belaſtet, ruhig ſchlafen können.“

„Wir kennen Ihre Delicateſſe. Schon gut! Man wird

Sie in den Stand ſetzen, Ihren Engagements zu entſprechen.“

„Ich bitte recht ſehr darum, gnädigſter Herr; denn meine Lage erniedrigt mich, und dieſes Alles greift mich ſo an, daß ich entweder den Verſtand verlieren oder mir das Leben nehmen werde.“

Zum Unglück war der Fürſt ſoeben hinter eine ſpaniſche Wand getreten, um das Hemd zu wechſeln, ſodaß er die letzten Worte nicht gut verſtehen konnte. Beim Hervortreten ſagte er ſehr gnädig:

„Wir wollen uns ernſtlich damit beſchäftigen, Sie aus dieſen Fatalitäten ein für allemal zu reißen.“

Hier wurden einige Perſonen gemeldet, welche die Unterhaltung ſtörten.

Gewiß würde ſich jetzt der Fürſt ſeines Verſprechens erinnert haben, wenn nicht eben an dieſem Tage die Spazierfahrt nach einem entfernten Luſtſchloſſe feſtgeſetzt geweſen wäre, auf der ſich das ſeltſame Ereigniß zutrug, daß eine dem Hofe naheſtehende Dame eine zu frühe Niederkunft hatte. Dies beſchäftigte den Herrn nicht nur für den Tag, ſondern da der Tod der geliebten Perſon dem Unfalle folgte, wurde des Fürſten Gemüth ſo umdüſtert, daß man während einer ganzen Woche es nicht wagte, ſich ihm vertraulich zu nähern. Wie konnte es da wol anders ſein, daß unſeres M's. Geſchichten weit in den Hintergrund geſchoben wurden, wenn er gleich ſelbſt täglich anweſend war, um Dem, was ihm oblag, auf's Gewiſſenhafteſte nachzukommen. Er ſprach kein Wort mehr von ſich, ſondern harrte mit einer unglaublichen Geduld, daß der Fürſt ſich ſeiner huldreich erinnern ſollte. Allein dieſer dachte mit keiner Sylbe an ihn. Herr von M. war von Natur ſanft und wohlwollend gegen Jedermann, und man konnte annehmen, daß ſein Unmuth rieſengroß angewachſen ſei, um ihn zu bittern Ausbrüchen in Worten zu verleiten. Eines Tages aber hörte der erſte Kammerdiener ihn gar ſeltſam über die Freundſchaft der Hohen ſich äußern.

„Dieſe Empfindung,“ ſagte M. ungefähr, „iſt nicht für gekrönte Häupter geſchaffen. Außer den Schmeichlern und Maitreſſen kennen die Herren der Welt nichts, und wie könnte es wol anders ſein, da der Freund zum Freunde ſich größtentheils nur durch Sympathie oder im Unglück findet: für jene ſtehen uns aber die Fürſten zu hoch, und dieſes iſt nie ſo groß, daß Maitreſſen oder Schmeichler ſie deshalb verlaſſen ſollten. Der Ehrgeiz widmet ihnen eine Ergebenheit, die ihnen vollkommen genügt, die Miniſter und Räthe unterſtützen ſie in der Arbeit, das Intereſſe der Vertrauten leiht ihnen immer offenes Ohr, um ihre Geheimniſſe zu empfangen. So iſt denn der wahre Freund ein überflüſſiges Möbel für ſie, das man in den Winkel ſchafft, in der Hoffnung, ſeiner nie nöthig zu haben.“

„Allein,“ erwiderte der Kammerdiener, „geſtatten Sie keine Ausnahme von dieſer Regel? Iſt es nicht unſer gnädigſter Herr, deſſen Freundſchaft Sie im höchſten Grade beſitzen?“

„Es iſt wahr,“ ſprach kalt unſer Freund, „der Fürſt liebt mich auf eine ſeltſame Weiſe. Wie ich darüber denke, ſollen Sie an meinem Todestage erfahren.“

So lange ihn ſeine Gläubiger in Ruhe ließen, faßte ſich der Arme in Geduld; allein die Furcht vor einem Ausbruch und vor der Schande, die man oft auf ſo ungerechte Weiſe an den Geldmangel knüpft, trieben ihm das Blut in den Kopf. Er, der ruhigſte und beſonnenſte Menſch, fing jetzt an, wenn er allein war und ſich nicht beobachtet glaubte, vor ſich hin zu ſprechen und dabei zu geſtikuliren. Sein Bedienter hörte ihn oft während der Nacht im Tone der Verzweiflung reden. Der Unglückliche ſah den Augenblick heranrücken, wo ſeinem Namen ein Flecken bevorſtand, über den ſich ſein Zartgefühl nicht hinwegſetzen konnte.

Anſtatt daß ſich die Menſchen unter ſich verbinden ſollten gegen ſolche Schläge des Schickſals, ſieht man ſie feige auf der Seite des Ungemachs gegen Den Partei nehmen, den es trifft, und unverſchuldete Armuth oft mit einer gehäſſigen Nachrede verfolgen. Wann wird die Zeit kommen, wo man, auch wenn man Alles verloren bis auf die Ehre, dennoch die Achtung beſitzen wird, die man verdient, wo man von einem Menſchen, der ruinirt iſt, mit eben ſolcher Rückſicht ſprechen wird, als da er noch im Beſitze ſeines Reichthums war? Ach! dieſe ſchlechte Gewohnheit unſerer civiliſirten Geſellſchaft wird wol nie aufhören, und die Späteren, die in M's. Fall gerathen werden, wird man eben ſo behandeln als ihn. Und ſind wir nicht ſelbſt, wir, die wir dieſes erzählen, in gleichem Falle, indem wir dieſer traurigen Geſchichte einen leichten Ton, einen halb ſcherzhaften Anſtrich verleihen, wie wir es kaum wol thun würden, wenn M. ein reicher und mächtiger Herr am Hofe ſeines Fürſten geweſen wäre?

Trotz aller Sorgfalt, die er nahm, um das Peinigende ſeiner Lage zu verbergen, ſo ſchien es M. doch endlich klar zu werden, daß man Alles errathen hatte. Er kam oftmals in das Haus des Präſidenten, wo man gewöhnlich ſpielte und ſich die beſte Geſellſchaft verſammelte. An einem Abende, als das Spiel ziemlich lange gewährt hatte und nur Wenige da waren, ſchalt die Dame des Hauſes unſern Freund Peltron, weil er nicht eine ziemlich bedeutende Summe gegen ſie hatte halten wollen. Aus dieſen Worten, die weiter nichts als ein gewöhnlicher Scherz waren, zog nun der Unglückliche ſeine Ueberzeugung, daß man ſeine Armuth verſpottete." Er wurde ſogleich ſehr finſter und ſchweigſam und blieb ſo lange, bis daß Alles fortgegangen war. Sobald er ſich allein mit der Dame befand, näherte er ſich ihr mit den Zeichen einer innern Aufregung, die an Wahnſinn grenzte.

„Wiſſen Sie, gnädige Frau," ſprach er mit einem fürchterlichen Ausdruck, „was Sie wagen, indem Sie ſich über mein Elend luſtig machen? Sie haben mein Geheimniß entdeckt, und wären Sie ein Mann, ſo würde ich es in Ihrem Herzen begraben, indem ich Sie hier mit eigener Hand tödtete. Ich bin ruinirt, es iſt wahr. Nennen Sie mich Poltron, daß ich nicht dem Kartenglücke Das opfern wollte, was mir meine Exiſtenz für mehre Monate ſichern muß. Will man nun darüber lachen, meinetwegen! man thue es aber hinter meinem Rücken und nicht ins Geſicht, das werde ich nie leiden. Dann lachen Sie erſt ohne Rückſicht, wenn ich vollkommen zu Grunde gerichtet ſein werde; bis dahin, ich rathe es Ihnen, halten Sie ſich zurück, ſonſt, bei Gott! obgleich Sie nur ein Weib ſind, werden Sie von meiner Hand des Todes ſein."

„Aber mein Himmel, lieber M.," rief die Dame ſehr entſetzt, „ich ſchwöre Ihnen hier, daß mir Ihre Lage ganz unbekannt war. Ich nannte Sie Poltron im Scherze und ohne an etwas Böſes dabei zu denken. Sie ſehen mich jetzt ebenſo überraſcht, als betrübt über Ihr Unglück. Kann ich Ihnen dienen? Disponiren Sie über mich, über meinen Credit, über meine Börſe."

„Großen Dank!" entgegnete M. mit flammenden Blicken; „nicht mit Drohungen will ich mir ſolche Anerbietungen ertragt haben. Nur aus der Hand des Fürſten werde ich Hülfe erwarten."

„Aber ich bin doch Ihre Freundin . . ."

„So beweiſen Sie es mir durch Ihre Verſchwiegenheit. Dies iſt Alles, was ich von Ihnen verlange. Ich kümmere mich nicht darum, ob Ihre Verſicherung, daß Sie mich nicht beleidigen wollten, Lüge oder Wahrheit ſei; nur ſo viel wiederhole ich Ihnen zum letzten Mal, wenn Sie ein Wort von dieſer Unterredung verrathen, ſo ſind Sie unglücklich! Spaßen Sie nicht mit einem Unglück, wie das meinige, denn es wird Sie mit ins Verderben reißen."

Die Dame wollte ihre Verſicherungen erneuern, allein M. gebot ihr Stillſchweigen mit einer großartigen Bewegung, und entfernte ſich mit den Worten:

„Genug, Madame, Sie haben mich verſtanden. Handeln Sie darnach."

Das Geheimniß wurde auch in der That gewiſſenhaft bewahrt, denn die Präſidentin hatte es wohl begriffen, daß es nicht gut geweſen wäre, zu plaudern. M. ſetzte ſeine Beſuche bei ihr fort, als wenn nichts vorgefallen wäre, ja er machte ſelbſt ſein kleines Spiel wie vormals, ohne daß Jemand ſeinen verzweifelten Zuſtand geahnt hätte.

8.

Es vergingen einige Wochen, ohne daß Herr von M. in ſeinem Aeußern irgend eine Veränderung gezeigt hätte, es war immer dieſelbe finſtere Miene, das niedergeſchlagene ſtille Weſen; eines Tages plötzlich verwandelte ſich das Alles, ohne daß Jemand einen Grund davon angeben mußte. Er zeigte ſich überall heiter lächelnd, ging mit großen Schritten umher, mit erhobenem Kopfe und ſang mit halblauter Stimme Lieder nach der Mode des Tages, ganz wie ein Menſch, der keine Sorgen kennt. Er ſuchte wieder das Vergnügen und ſprach von ſeinen Glücksumſtänden, und wie er Equipagen, Pferde und Landgüter kaufen wolle. Niemand konnte dies in Verwunderung ſetzen, da Alle wußten, in welchem intimen Verhältniß er zum Fürſten ſtand.

Um jene Zeit war es, als er in einem Gange des fürſtlichen Reſidenzſchloſſes einem artigen und geſchmeidigen Höfling, dem Baron C. begegnete. Mit rauhem Tone rief er dieſem die Worte entgegen:

„Wie kommt es, daß Sie mir den Weg verſperren?“

„Ich kann nicht dafür,“ erwiderte C., „daß es uns Beiden an Platz fehlt. Ich will mich aber an die Mauer drücken, damit Sie vorbei können.“

„Nichts da, mein Herr!“ rief M. entrüſtet aus. „Mir gehört der Platz allein, und kehren Sie auf der Stelle um, oder Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen.“

„Sie ſuchen Händel mit mir, wie es ſcheint,“ erwiderte C.

„Nun wol, ſo ſchlagen wir uns gleich, denn ich werde Ihnen gewiß nicht Platz machen.“

„Ich ſchlage mich nicht mit einem Narren.“

Bei dieſen Worten zog M. ſeinen Degen und verfolgte den Baron von C., der mit genauer Noth dieſem Ueberfalle entging, indem er eine Thür erreichte und ſie hinter ſich zuſchloß.

Der Fürſt, der unweit von da in ſeinem Arbeitskabinette war, hörte draußen den Lärm und wollte eben fragen, was es gäbe, als M. mit verſtörter Miene unangeacidet eintrat und ſich zu den Füßen ſeines Gebieters niererwarf. Alles Ueberraſchende und Laute war jedoch ſeiner oheit höchſt zuwider.

„Was haben Sie, mein Herr?“ ſagte der Fürſt in higer Bewegung.

„Ich flehe, gnädigſter Herr, zu befehlen, daß man mich erhafte, denn ich habe den Burgfrieden verletzt. Ich zog en Degen in Ihrem Schloſſe. Der Baron von C. hat mich frech beleidigt, und ich bin ſo weit gegangen, ihn daür tödten zu wollen.“

Der Fürſt, der vor allen Dingen eines Menſchen ſich u entledigen wünſchte, den er wüthend und ganz außer ich vor ſich ſah, empfahl im ſanfteſten Tone dem Herrn von M. nach Hauſe zu gehen, und fügte hinzu, daß er die Sache ſelbſt unterſuchen wolle, um zu wiſſen, wer den Streit begonnen habe.

M. leiſtete Folge. Der Fürſt hielt aber ſein Wort, nd da kein Zeuge vorhanden war, Jeder vorgab, Recht zu aben, und es durchaus unmöglich war, auf ſolche Weiſe ie Wahrheit zu entdecken, ſo bekamen Beide leichten Areſt auf einige Wochen, worauf ſie freigelaſſen wurden und ie völlige Vergebung des Fürſten erhielten.

Während dieſer Vorfälle bemerkte Niemand, daß M.'s Verſtand verwirrt war, obgleich er außer dem eben erzählen Vorfall faſt täglich ähnliche Beweiſe lieferte.

Es gibt eine Art des Wahnſinns, gegen die kein Menſch geſichert iſt; jene nämlich, die aus den Verfolgunen des Schickſals entſpringt. Es gibt im Unglück gewiſſe Stufen, über die man nicht hinweg kann; dem Einen wird s leichter, wie dem Andern; allein kein Verſtand iſt eiſeneſt genug, um ſich aus gewiſſen Kriſen ungeſtört herausziehen zu können. Als unſer M. ſich in ſeinen Hoffnungen bringen ſah, immer auf Reichthümer hoffend, die niemals ankommen wollten, ſo ſuchte er ſich durch extravagante Ideen für die Wirklichkeit zu entſchädigen. Durch eine ſeltſame Combination, die von der Schwäche ſeines Verſtandes den genügendſten Beweis lieferte, bildete er ſich eines Tages ein, daß ſeine Wünſche endlich befriedigt ſeien, daß der Fürſt ihn mit Reichthümern überhäuft habe und daß Niemand ſich mit ihm mehr zu meſſen im Stande ſei. In lichten Augenblicken fühlte er aber doppelt die Wahrheit ſeiner Lage und dann kehrte der Wahnſinn als Wuth und Verzweiflung wieder. Hin und her verbreitete ſich nun das Gerücht, daß es mit dem armen M. doch wol nicht ganz richtig ſein möchte. Man beobachtete Rückſichten gegen ihn und die Sache wurde ſo lange vertuſcht, bis daß eine neue Extravaganz, die alle frühern überbot, jeden etwa noch obwaltenden Zweifel in dieſer Beziehung entfernte.

M. geht eines Morgens in den Alleen ſpazieren, die zu dem fürſtlichen Luſtſchloſſe führen. Hier begegnet er einem Bedienten des alten Generals, der ſich einſt ſeiner ſo ſchön angenommen hatte, ein Reitpferd deſſelben führend. Er geht höflich auf den Menſchen zu, lobt das Pferd und verlangt es zu probiren, indem er ſagt, daß der Herr General gewiß nichts dagegen haben würde. Der Menſch, der den Herrn von M. gut kannte, wagt nicht die Bitte abzuſchlagen und läßt ihn aufſteigen. Wie erſchrickt er aber, als M. dem Pferde die Sporen gibt und im Galopp davonſprengt.

So erreicht er bald die Reſidenz — ich habe bemerkt, daß der Fall ſich vor dem Luſtſchloſſe ereignete — und reitet geradewegs auf das Gebäude des Staatsgefängniſſes los, läßt den Gefangenwärter vor ſich beſcheiden und verlangt für ſich ein Zimmer, indem er angibt, daß er ſo unglücklich geweſen ſei, dem Fürſten zu mißfallen. Der Mann erklärt, daß er ohne ſchriftliche Ordre Niemanden aufnehmen könne, und es entſteht daraus der ſeltſamſte Wortwechſel, den man ſich denken kann. Endlich wird ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und man ſendet einen Expreſſen nach dem Luſtſchloß, wo der Fürſt ſich aufhielt, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Ein alter Freund, der Sohn der erſten Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin, deſſen wir uns noch vom Anfang dieſer Erzählung erinnern, begibt ſich ſogleich in die Stadt und hat alle Mühe von der Welt, den armen M. von ſeinem Vorſatze ab- und nach Hauſe zu bringen.

Dieſe Geſchichte hatte aber bedeutendes Aufſehen gemacht. Als M. wieder bei Hofe erſchien, entfernte ſich Alles von ihm, als ob er dem Irrenhauſe entſprungen wäre. Nur der Fürſt behielt ſtets dieſelbe Güte für ihn und entzog ihm auch nicht den kleinſten Theil ſeiner Prärogative; allein wahrhaft unglaublich iſt es, daß er ſich nicht im Geringſten nach der Quelle ſeiner innern Zerrüttung erkundigte und für ſeinen treueſten Freund ſeine Schatulle ſtets verſchloſſen hielt, die von allen Uebrigen ſo reichlich ausgebeutet wurde. War es vielleicht, daß der Fürſt glaubte, der unglückliche M. würde bald nur noch ein Plätzchen im Narrenſpital für ſich in Anſpruch nehmen? So geht es mit dem Unglück; es iſt wie ein trügeriſcher Sumpf, der bei jedem Schritte immer mehr und mehr nachgibt, der uns aber für immer feſthält, wenn wir einmal recht tief hineingerathen ſind.

9.

Lange konnte dieſer Zuſtand nicht währen. Die Stellung des Herrn von M. bei Hofe war nicht mehr zu halten; denn er ſah wol ſelbſt ein, daß man ihn wie einen Peſtkranken floh.

An einem Sonntag ſchickte er alle ſeine Leute in die Kirche und verſchloß ſich in ſeinem Kabinet. Hier ſchrieb er einen Brief an den Fürſten. Mit dem Glockenſchlage elf vernahm man auf einmal zwei Piſtolenſchüſſe. Sogleich eilte man nach dem Zimmer des Unglücklichen und brach die Thüre auf. M. lag bewegungslos auf dem Bette. Sein Puls ging noch ſchwach, aber die herbeigerufenen Aerzte verſuchten es nicht einmal, ihn zum Leben zurückzurufen. Die beiden Kugeln hatten ſeine Bruſt zerſchmettert. Man überbrachte den Brief dem Fürſten. Er enthielt Folgendes:

„Gnädigſter Herr!

„Nicht Vorwürfe ſind es, die ich Ihnen zu machen gedenke, ſondern im Gegentheil die ehrfurchtsvolle Bitte wage ich hiermit, daß Sie mir die letzte Handlung des Wahnſinns und der Verzweiflung vergeben mögen. Es liegt nichts daran, daß Sie mich ein Leben verlieren ließen, das ich gern auf eine nützliche Weiſe in Ihren Dienſten verwendet hätte. Andere werden bereit ſein, Ihnen das übrige zu widmen, allein Sie müſſen ſich ihrer beſſer annehmen, ſonſt würden Ihnen zu viele Getreuen ſterben. Armuth iſt eine gefährliche Begleiterin durch's Leben. Sie treibt die Leute zu dem Standpunkte, auf dem ich mich jetzt befinde, und Sie dürfen nicht leiden, daß ſie unter Ihren Hofleuten heimiſch werde. Viele Jahre hindurch ſahen Sie ſie an

Ihrer Seite in meiner Perſon. Sie ſaß an Ihrer Tafel, ſie war in Ihrer Umgebung und mitten in Ihren glänzenden Feſten durfte ſie ihr trübes Geſicht zeigen. Ja ſie trat zu Ihrem Bette und Ihre hochfürſtliche Hand drückte manchmal huldreich die ihrige. Das ſollten Sie, mein gnädigſter Herr, nicht mehr leiden; denn bedenken Sie, wenn Sie es nicht gelitten hätten, ſo würde ich vielleicht noch zwanzig Jahre meines Lebens Ihnen weihen dürfen. Ich habe dieſes Leben ſo lange ertragen, bis zu dem Tage, wo mein Namen von einer Schmach bedroht war. Bis hieher gekommen, war es meine Pflicht, das Leben zu verlaſſen, um meinem Fürſten keine Schande zu machen. Sollte Gott mir dieſes zum Verbrechen anrechnen, ſo verwenden Sie ſich einſt für mich bei ihm, und begehren Sie in einer beſſern Welt ſtets in Ihrer Nähe zu haben

Ihren treuen Diener

v. M.

Der Fürſt war ſichtlich betrübt, als er dieſen Brief empfing; er wurde über und über roth, ſah noch einmal in das Papier und warf es dann in den Kamin. Er ſprach kein Wort darüber; allein man merkte ihm eine gewiſſe Traurigkeit an, bis daß es ungefähr zur Tafel ging. Einer ſeiner glücklichſten Günſtlinge, der Graf H., der von dem Vorfall noch nichts wußte, war überraſcht von dem Ausſehen des Fürſten und erkundigte ſich leiſe bei einigen Herren, was vorgefallen ſei.

„Sie ſollen es wiſſen,“ ſprach der Fürſt, der die Frage verſtanden hatte. „Ich bin traurig über den Tod des Einzigen, der mich wahrhaft geliebt hat. Ich bin mit Ihnen Allen unzufrieden, meine Herren, weil Sie mich beſtändig mit Bitten und Gunſtbezeigungen beſtürmen und mich mir an den armen M. erinnerten, der zu beſcheiden war, es Ihnen gleich zu thun, dabei aber meiner Freigebigkeit benöthigter als Sie alle. Ich zürne mir ſelbſt, daß ich Alles an Ehrgeizige und Selbſtſüchtige verſchwendete, und nicht ein einziges Mal meine Hand für Denjenigen geöffnet habe, in dem das beſte und ehrlichſte Herz ſchlug.“

Es war gegen das Ende der Tafel, als der Fürſt dieſe ſchönen Worte geſprochen. Dann brach er auf, um eine Spazierfahrt in den Park zu machen. Das Wetter war prächtig, das Gefolge zahlreich, man machte an einem ſchönen Platze Halt und kehrte in der beſten Laune nach dem Schloſſe zurück. Abends war Concert, wo die neue, ſehr ſchöne Sängerin ſich hören ließ, welche die Gnade hatte, des Fürſten Aufmerkſamkeit in ſolchem Grade anzuziehen, daß er ſich faſt ausſchließlich mit ihr unterhielt. Die angenehme Soirée wurde bis in die Nacht hinein verlängert.

Als man in der heiterſten Laune von der Welt im Schloſſe ſich zur Ruhe begab, dachte Niemand daran, daß dieſen Abend ein Menſch bei dem Concerte nicht mehr zugegen geweſen war, der ſich von M. nannte.

Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt.

Academie-royale-de-muſique.

Am 14. November 1767.

Erſte Vorſtellung der Fragmens-nouveaux nebſt einem Prolog: les amours des dieux von Fuzelier. Hierauf das Ballet: Théonis, von Pouſſinet, mit Muſik von Berton, Trial und Garnier.

(Aus der Chronik der großen Oper.)

So lautete der Zettel, der in dem alten Maſchinenſaal des Tuilerienſchloſſes, der von Vigarani erbaut und von Servandoni für ſeine neuen ſceniſchen Erfindungen beſonders eingerichtet worden war, die glänzendſte Verſammlung vereinigt hatte. Man war gekommen, um der neuen Vorſtellung beizuwohnen, von welcher die damaligen Kritiker uns wenig Gutes meldeten. Man fand das Schauſpiel froſtig und unbedeutend, wenn gleich die Muſik Talent zeigte und einige Tänze gut angelegt waren.

In einer der erſten Logen befand ſich eine hübſche, junge Frau in geſchmackvollem Anzuge, einſam und, wie es ſchien, nicht eben von dem weiblichen Theile der Verſammtung in beſondere Affection genommen, von den Männern hingegen, jungen wie alten, ſo ſcharf beobachtet, als wären Alle ihre Liebhaber, die, zwiſchen Liebe und Eiferſucht ſchwebend, voll der ſüßeſten und wildeſten Gefühle, ihre Gedanken nach ganz andern Befriedigungen lenkten, als auf den tadelloſen Ausgang der theatraliſchen Vorſtellung. Und wahrlich: ſo zahlreich die Huldigungen, eben ſo zahlreich fielen die Opfer, die ihrer Schönheit gebracht wurden. So waren ſchon im letzten Jahre, das am 11. November, dem Abende der Vorſtellung, von welcher wir ſprechen, noch nicht einmal ſein Ende erreicht hatte, drei im Duelle getödtet worden, zwei hatten ſich entleibt und einer war im Wahnſinn geſtorben — und daran war Niemand anders Schuld geweſen, als die junge, hübſche Frau.

Man kann indeß nicht leugnen, daß ſie hübſch war. Der Chroniſt, der uns dieſe Begebenheit aufbehalten hat, ſchildert nicht nur ihre Perſönlichkeit mit vieler Umſtändlichkeit, ſondern es iſt dem Herausgeber ſelbſt gelungen, bei Mr. Jerier, einem alten, verdienten Officier, den er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris kennen lernte, ein wohlerhaltenes Miniaturbild jener Dame zu ſehen, da Mr. Jerier eine große Vorliebe für das Theater und ſeine Habitués, Künſtler wie Zuſchauer, beſitzt, und dieſer Manie große Summen geopfert hat, um ſeine Sammlungen zu vervollſtändigen. Er wohnt übrigens Rue de Richelieu No. 17 und iſt ein ſehr artiger, gaſtfreier Mann, den ein Jeder leicht beſuchen kann.

Madame Bontemps, ſo hieß die junge Frau, war eher klein als groß, und Alles an ihr war gar zierlich gerundet, bis auf ihren Ellenbogen, der ſich mit unbeſchreiblicher Zartheit zuſpitzte und dadurch dem vollen Arme einen übergroßen Reiz verlieh. Die Taille war von zwei Händen ſehr bequem zu umſpannen, aber man mußte ſie gerade in der Mitte greifen, denn ein wenig auf- oder abwärts herrſchte eine ſolche reiche Ueppigkeit, daß es ſelbſt den größten Männerfäuſten rein unmöglich geweſen wäre. Der Fuß, den ich im Bilde nicht geſehen habe, ſoll, nach der Beſchreibung und was ſich jeder Kenner von einer ſchönen Pariſerin im Voraus vorſtellen kann, ſo niedlich geweſen ſein, daß er mehr Dichter begeiſtert hatte, als alle übrigen Füße der Schöpfung wol je zu begeiſtern im Stande geweſen ſein mögen. Der Hals war ein Stückchen einer halbdurchſichtigen Alabaſterſäule, durch das ſich ein feines bläuliches Geäder ſchlängelt. Das Geſicht endlich — das hab' ich elbſt geſehen, in dem Bilde des Mr. Terier nämlich — nd ich muß mich wahrhaftig mit aller Gewalt zurückhal- en, um nicht dichteriſch aufzuwarten; denn ſo wenig auch om Dichter in mir iſt, dies könnte mich dazu begeiſtern. ch will daher, um meine Leſer nicht zu ermüden, in aller ürze meinen alten Gewährsmann, den Chroniſten, ſpre- en laſſen.

. . . . . Sie war nicht regelmäßig ſchön, dieſe Mad. ontemps, aber ſehr anziehend. Ihr Auge war gut ge- ligt, von dunkelblauer Farbe; Wimpern und Brauen tie- Braun, erſtere lang wie herabhängende Franſen, letztere ön gezogen, wie der Halbmond der Diana; die Naſe rade, kurz, die Spitze faſt rechtwinkelig; der Mund in höriger Entfernung von ihr, nicht zu klein, ſtets lächelnd, zwei Reihen Perlen ſehen zu laſſen. Die Toilette war vielem Geſchmacke beſorgt, ſelbſt reich zu nennen.

So ſah Mad. Bontemps aus. Sie war die Witwe erſten königlichen Kammerdieners, der ihr ein bedeuten- Vermögen hinterlaſſen hatte, worüber aber noch ein derer Prozeß ſchwebte, den ein ganz abſcheulicher Menſch der Gardekapitän Balthaſar von Caudal, ein naher Vetter ihres verſtorbenen Mannes, mit der jungen, ſchönen Witwe ſuchte.

Man drängte ſich von allen Seiten hinzu, ihr in dieſem Prozeſſe beizuſtehen. Die Einen wollten eine Verſöhnung bewirken, die Andern boten große Summen, um den Verluſt der Witwe zu entſchädigen. Aber dieſe ſah zu gut die eigennützigen Abſichten jener Herren ein und — ſollte man's glauben — ſie, die in den Maximen des berüchtigten Parc-aux-cerfs ihre erſte Laufbahn begonnen hatte und zwar an der Seite eines alternden Mannes, welcher dieſem Syſteme ſein ganzes Glück verdankte und der ſich wie ein Aal krümmte und vor Freude roth ward, wenn ſein Gebieter ſeiner Frau und ihm begegnete und der Erſtern gnädig die Wange kneipte — ſie verſchmähte jedes Verhältniß, das von der Sinnlichkeit Reize borgte, und da ſich ihr kein anderes noch dargeboten hatte, ſo ließ ſie ſich alle ſtummen Verehrungen zwar gern gefallen und verfehlte nicht, ſie mit der angeborenen Grazie der Koketterie anzunehmen, lebte aber im Uebrigen faſt wie eine Kloſternonne allein und trübe in ihrem reichen und weitläufigen Hotel, welches ſie in der Vorſtadt St. Honoré beſaß.

Das Schauſpiel war beendigt, woran ſie wenig Theil genommen hatte. Eine düſtere Sorge hatte ſich auf ihrer Stirne gelagert. Der unvetterliche Gardekapitän war nahe daran, ſeinen Prozeß zu gewinnen, wie ihr der Anwalt gemeldet hatte, und dann war ſie ganz ſeiner Discretion überlaſſen. Er hatte ſich ihr jedoch zum Gatten angetragen, und es ward ihr klar, daß eigentlich eine brennende Leidenſchaft den Gehaßten für ſie erfüllte. — Alles hatte die Logen bereits geräumt und ſie befand ſich mitten in einem beängſtigenden Gedränge, das ihren Lakai von ihr trennte. Furchtſam blickt ſie ſich nach ihm um, als ihre Augen auf einen Gegenſtand ſich heften, der mit einem Male all ihr Blut zu Eis gerinnen läßt. Unweit von ihr ſteht nämlich unbeweglich ein Menſch — es iſt unmöglich, ihn ſo zu nennen — nein! — ein geheimnißvolles Weſen, das mit geſpenſtiſchen Blicken ſie zu durchbohren ſcheint. Das Geſicht iſt fahl und abgemagert, faſt einem Todtenkopfe ähnlich, ein Mund ohne Lippen und Zähne gähnt weit unter dem Platze, den einſt die Naſe eingenommen hatte, die Augen ſind in zwei zirkelrunde Höhlen wie eingetrocknet, und doch ſchießen ſie gräßliche Blitze, und auf der hohen, von wenigen Haaren nur umſäumten Stirne zieht ſich die violette Narbe einer entſetzlichen Hiebwunde. Der Anzug des Furchtbaren war übrigens reich zu nennen. Er trug einen dunkelblauen Frack mit großen Brillantknöpfen.

Madame Bontemps ſucht erbebend ihren Lakai, und das Gedränge, wie durch einen Zauber gebannt, hält für einen Augenblick inne, ſodaß jener zu ſeiner Dame mit leichter Mühe gelangen kann und dieſe glücklich mit ihm den Ausgang erreicht, wo ſie ſich in den Wagen wirft, heftig erſchüttert und ängſtlich, daß der Fremde ihr vielleicht folgen könne.

Die Nacht brachte ſie ſchlaflos hin. In größter Unruhe fand ſie die aufgehende Sonne und nach einem kurzen Schlummer ſtand ſie auf und begehrte zur ungewöhnlichen Stunde das Frühſtück. Mit demſelben kam eine überraſchende Meldung. Ein Läufer in ſchwarzer Livree hatte für Madame Bontemps folgendes Billet überbracht:

„Ich habe Sie ſchon oft aus der Ferne beobachtet und die heftigſte Neigung für Sie gefaßt. Leider iſt mein Anſehen nicht von der Art, daß ich darauf rechnen dürfte, Gegenliebe zu finden. Geſtern ſahen Sie mich zum erſten

Male und ich wage es nun, mich Ihnen ſchriftlich zu nähern. Haben Sie Mitleid mit mir und erlauben Sie mir, Sie ferner anzubeten — ich werde Sie nie durch meine Gegenwart beläſtigen, aber dennoch überall Sie umgeben. Nur eine Bitte gewähren Sie mir. Verſäumen Sie keinen Abend das Theater und blicken Sie vor dem Anfange der Ouverture lang und verweilend ins Orcheſter. Dies Zeichen, daß Sie ihre Abneigung zum Theil überwunden haben, wird mir genügen. Da ich Sie ſehr gern im Glanze einer reichen Toilette zu ſehen wünſche, ſo erlauben Sie, daß ich zu dieſem Zwecke beifolgende Obligation auf das Stadthaus von 2000 Thalern Ihnen überreiche, womit ich jeden Monat fortfahren werde. Ihr Sie anbetender

Chevalier von Vertumne."

Empört über dieſen Antrag, ließ Madame Bontemps das Billet ihrer Hand entfallen. Im erſten Augenblicke gedachte ſie ihres böſen Vetters, des Gardekapitäns, aber die zweitauſend Thaler belehrten ſie bald vom Gegentheile; denn Spiel und Ausſchweifungen hatten ſeine Finanzen vor der Gewinnung des Prozeſſes zu ſolchen Opfern unfähig gemacht. Jedoch konnte ſie ſich dabei nicht beruhigen. Sie glaubte ihren Vetter auf irgend eine Weiſe bei dieſem ſchmählichen Handel im Spiele und fuhr auf der Stelle zu Herrn v. Sartines, der damals Polizei-Lieutenant von Paris war. Dieſer jedoch, anderer Meinung, beruhigte die ſchöne Frau, ſo gut er es vermochte, und bat ſie, dem Willen des Unbekannten vorläufig nachzukommen, indem er nicht ſehr ſich bemühte, die Vermuthung zu verbergen, als ſtecke irgend eine mächtige Perſon bei Hofe hinter dieſer ſeltſamen Geſchichte.

Madame Bontemps leiſtete ſeinem guten Rathe Folge, doch war das Ganze bald noch wunderbarer, als es an ſich ſelbſt war, unter die Leute gekommen, und wie beim nächſten Monatswechſel der Läufer die 5000 Thaler überbrachte, beklagte ſich der Unbekannte in dem ſie begleitenden Billete bitter bei ſeiner Schönen, daß ihre Unbeſonnenheit ſein zartes Verhältniß zu ihr zum Gegenſtande eines Stadtgeſpräches gemacht hatte.

Ein Monat war wieder verſtrichen, und an Mad. Bontemps bemerkte man keine andere Veränderung, als daß ſie noch glänzender und ſchöner wie gewöhnlich in ihrer Loge erſchien und kein Schauſpiel verſäumte. Im Uebrigen dauerte ihr einförmiger Lebenswandel fort, doch ward ihr Ruf immer ſchwankender, man trug ſich mit Geſchichten und ihre Tugend ſtand nicht in ſonderlichem Anſehen.

Der ſchwarzgekleidete Läufer verfehlte nicht, ſich zur beſtimmten Zeit einzuſtellen. Das Billet war zärtlicher noch als die frühern. Der Unbekannte dankte gerührt für die Erfüllung ſeiner Bitte und wagte nunmehr in höflich-ſchüchternen Ausdrücken ſeiner Schönen dieſen neuen Wunſch vorzutragen: „Sie möge jeden Abend vor dem Schlafengehen an Jemand denken.“ Zehntauſend Thaler in gültigen Papieren unterſtützten dies rührende Geſuch eines in Liebe vergehenden Herzens. Mad. Bontemps überlegte — zerriß dann den Brief — aber die Papiere legte ſie in ihr Portefeuille.

Getreu der ſtillſchweigend eingegangenen Verbindlichkeit, war ſie eines Abends wieder im Theater geweſen und ihr Blick ruhte wie gewöhnlich auf dem Orcheſter. Sie hatte ihren unbekannten Wohlthäter nicht wiedergeſehen und eine ſonderbare Laune ließ in ihr den Wunſch aufkeimen, einmal ihm gegenüber zu ſtehen, um über ſeine räthſelhafte Neigung durch ihn ſelbſt Aufklärung zu erhalten. Sein Incognito fing an ihr intereſſant zu werden, und ſie konnte ſich manchmal vorſtellen, irgend ein ſchöner Jüngling ſtecke hinter der Vermummung. Unter dieſen Betrachtungen war das Ende der Vorſtellung herbeigekommen, und ſie ſaß immer mit denſelben Gedanken beſchäftigt in ihrem Wagen und bemerkte gar nicht, daß der trunkene Kutſcher ſie fern von ihrer Wohnung in den finſtern, winterhaften Alleen der Champs-élysées herumfuhr und auf das Zurufen des Bedienten nicht hören wollte.

Plötzlich tönt ein Angſtgeſchrei in die Kutſche — die Pferde werden angehalten — man reißt den Schlag auf und bei dem Schein einer vorgehaltenen Laterne erblickt ſie ein häßliches Geſicht, das ihre Diamanten fordert. Sie iſt überfallen, das bleibt der Unglücklichen keinen Augenblick zweifelhaft. Aber eben ſo ſchnell wie der Strahl vom Himmel fährt, ſinkt der Räuber getroffen zu Boden, ein Schuß fällt vorn bei den Pferden, die raſend davonrennen. Sie wirft ihr Auge noch durch das Fenſter und ſieht zwei Menſchen ſich in ihrem Blute wälzen und in der Ferne — ja in der Ferne — einen davonlaufenden Mann — wahrſcheinlich ihren Retter — in welchem ſie ihren unbekannten Anbeter zu erkennen glaubt.

Als ſie ſich ganz erſchöpft an dieſem Abende zur Ruhe legt, unterläßt ſie es nicht, an ihn zu denken und, ſonderbar genug, unter Träumen von ihm einzuſchlummern.

Von nun an überſchritt ſie die Bedingungen ihres ſeltſamen Verhältniſſes, denn ſelbſt am Tage, zu jeder Stunde gedachte ſie des Unbekannten, dem ſie ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig war, und konnte ſich ſelbſt nicht enthalten, ihm ein inniges Bedauern zu ſchenken.

Das nächſte Schreiben, welches ihr der ſchwarze Läufer überbrachte, wurde nicht mehr zerriſſen, ſondern mit den Obligationen ſorgfältig eingeſchloſſen, dann und wann wieder hervorgenommen und mit ſeltſamer Bewegung durchleſen.

Immer mehr und mehr beſchäftigte ſie die Löſung des Räthſels. Warum das Geheimnißvolle? fragte ſie ſich mit Unruhe. Seinen Stand, ſeine Herkunft hielt ſie für die Urſache, vielleicht iſt er ein Menſch, der ſich nicht in der Geſellſchaft zeigen kann. Sie dachte oft, er ſei ein Räuber, ein Scharfrichter, kurz Alles in der Welt, nur das Eine mochte ſie nicht mehr denken, daß er wirklich ſo häßlich ſei, wie er ſich einmal ihr dargeſtellt habe. Wie gern wollte ſie ihn nur einmal wieder ſehen! Aber ſo feſt ſich ihr Blick auch auf das Orcheſter richtete, aus dem ſeine Augen ſich gewiß zu ihr erhoben, nie war es ihr möglich, eine Spur von ihm zu entdecken. Sorglicher noch brach ſie jetzt ihren ſpärlichen Umgang ab, und ihr Vetter, deſſen Bewerbungen in letzter Zeit in Frechheit auszuarten drohten, ward für immer aus ihrem Hauſe verbannt.

Um dieſe Zeit war es, als eines Morgens eine Gerichtsperſon und zwei Notarien ſich bei ihr melden ließen, um ihr die Trauerbotſchaft von dem Verluſte ihres Proceſſes zu überbringen.

Sie mußte Alles herausgeben, ihr ſchönes Schloß Maude's, die herrlichen Güter in der Normandie, ihr Hôtel in Paris, ihre Möbel, ihre Diamanten — funfzigtauſend Franken Renten — Alles war verloren. Ihr Vetter war reich — ſie arm geworden — nach dem Ausſpruche des erſten Gerichtshofes, von dem keine Berufung an einen höhern mehr ſtattfand.

Sie war einer Ohnmacht nahe und konnte nur noch ſchwach die Frage hervorſtammeln: „wie lange man ihr Zeit laſſe, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken“ — da trat der Läufer in ſchwarzer Livree unangemeldet und außer Athem raſch in den Saal, ſetzte, von Schweiß triefend, eine ſchwere Schatulle auf den Tiſch, überreichte ein Schreiben und entfernte ſich.

Nach einigem Zögern der Ueberraſchung erbrach ſie das Schreiben und las Folgendes: „Ich erfahre Ihren Unſtern, Madame, und ich halte es für Pflicht, ſogleich Abhülfe zu leiſten. Ich hätte dieſen Augenblick benützen können, vor Ihnen zu erſcheinen, ich kämpfte mit mir ſelbſt — aber, ach! mein Anblick iſt nicht dazu gemacht, Vertrauen einzuflößen, Sie hätten mit Schauder und Abſcheu jede Hülfe zurückgeſtoßen, die ich Ihnen perſönlich gebracht haben würde. Nehmen Sie daher, was ich Ihnen hier ſende, und zählen Sie ſtets auf Ihren Schutzgeiſt, der Sie auch ungeſehen umſchweben wird. Ihr

Chevalier de Vertumne.

Sie erholte ſich langſam von dem freudigen Schreck und mit mühſamer Faſſung ſchloß ſie die Schatulle auf, worin ſich in Gold und Papieren 600,000 Thaler befanden.

„Ich werde wenigſtens nicht nöthig haben, meine Möbel und Diamanten herauszugeben,“ ſagte ſie lächelnd zu den Gerichtsperſonen, die ſich höflich zurückzogen.

Wie ſie allein war, überdachte ſie Alles — und ſie gefiel ſich in dem Gedanken, daß ſie dies Geſchenk als einen Theil des Brautſchatzes annehmen dürfe, den ihr eine bevorſtehende Verbindung mit dem Unbekannten unzweifelhaft zubringen würde.

Nichts gleicht dem Aufſehen, das der Handel der Madame Bontemps in Paris erregte. In einer frühern Zeit hätte man die allerliebſte Frau einer Verbindung mit dem Böſen angeklagt und ſie vielleicht zum Scheiterhaufen verdammt. In den Tagen Ludwig's XV. hatte ſie jedoch von ſolchem Wahne nichts zu befahren. Der Teufel ging in ſo ſichtbarer Geſtalt auf Erden umher, und war ſo mächtig, reich und verführeriſch, daß alle Welt ihn recht gut kannte, und ſich gar nicht ſcheute, mit ihm einen Vertrag zu ſchließen. Am allerwenigſten dachten fanatiſche Richter daran, durch irdiſche Flammen der Hölle vorzugreifen.

Madame Bontemps war einſt nach einem, in ſehnſüch-igſchwermüthigen Gedanken hingebrachten Abend aus der Oper nach Hauſe zurückgekehrt, wenige Tage nach dem letz-en großmüthigen Geſchenke ihres unbekannten Beſchützers. Die Kammerfrau hatte ſie ſoeben ihres Schmuckes, ihrer Federn und der ungeheuern Fiſchbeinkörbe, die ſie auf den Hüften trug, entkleidet und ſich damit entfernt. Sie ſaß a vor ihrem Spiegel, und verſuchte, ihren Gefühlen, die hr den Buſen zu zerſprengen drohten, Worte zu geben. Sie kritzelte gar holde Zärtlichkeiten an ihren Geliebten, den ie ſich dabei vorſtellte, wie ihre Dankbarkeit ſich ihn, ſei-en edeln Handlungen und ſeiner Liebe nach, auszumalen eliebte. Sie gab ihm die rührendſten Benennungen, ſie rgoß ſich in Ausdrücken, wie ſie die feurigſte Liebe nur nzugeben vermag, und ſie durfte darin um ſo eher dem uge ihres Herzens folgen, da der Brief nie in die Hände Desjenigen kommen ſollte, für den er beſtimmt war. — lötzlich erſchreckt ſie ein freches Auflachen, dicht hinter rem Seſſel. Sie ſpringt auf und erblickt ihren Vetter, en Gardecapitän Balthaſar von Caudal, der in großer niform, wie zur Parade, in ſeidenen Strümpfen, mit ge-aderten Haaren, pommadirt, den Degen an der Seite, vor ihr ſteht, jedoch in einer Haltung, die zu bald nur den Zuſtand verräth, worin der Genuß des Weines ihn verſetzt hatte. Der Entſchluß der Dame iſt ſchnell gefaßt, und mit feſtem Schritte will ſie hin zum Glockenzuge eilen, um Diener herbeizurufen.

Der Capitän vertritt ihr raſch den Weg.

„Sie ſind gefangen,“ ſpricht er mit ſchwerer Zunge, „Ihre Bemühungen, mir zu entkommen, ſind vergebens,“ und ſie unſanft beim Arme nehmend führt er ſie zum Seſſel an ihrem Spiegeltiſche zurück, worauf noch ihre zärtlichen Federübungen liegen. Sie fällt wie gelähmt darauf nieder und iſt keines Wortes mächtig, endlich ſtößt ſie kurz die Frage hervor: „Was wollen Sie von mir?“ „Sie mir gewinnen,“ erwidert ſchnell der Freche, „und da Sie mir das Haus verboten haben, um meinen ehrlichen Bewerbungen ſich zu entziehen, und dafür andern, höchſt ſeltſamen ein willig Ohr leihen, ſo mag es mir nicht übel genommen werden, wenn ich die Liſt beſchwor, mich in dies Heiligthum des Geheimniſſes zu leiten, das ich jedoch nun nicht zu verlaſſen gedenke, bis ich die glänzendſte Genugthuung erhalten haben werde.“

Mad. Bontemps ſtarrte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, ſie überdachte ihre Lage und ſah ihre ganze Schrecklichkeit ſogleich ein. Es war ſpät in der Nacht, und ihr Schlafzimmer, im erſten Stocke, lag weit entfernt von den Gemächern der Dienerſchaft; den Weg zur Glocke, die dieſe allein herbeirufen konnte, hatte der Furchtbare ihr verſperrt.

„Verlaſſen Sie mich,“ rief ſie mit aller Anſtrengung, „morgen ſollen Sie eine genügende Erklärung von mir erhalten.“

„Morgen? Wer wird ſich mit dem kalten Morgen begnügen — dieſer Augenblick entſcheide über unſer Glück!“ ſtammelte der Capitän mit feurigen Blicken und näherte ſich ihr taumelnd. „Noch heute, jetzt, hier gleich, will ich Dein Wort, ſchön Mühmchen, daß Du die Meine wirſt, und keinem Andern angehören willſt als mir.“

Er ſtreckte die Hand aus, um ſie an ſich zu zerren, ſie wich aber behende aus und ſagte, indem ſie ihre Kräfte zu ſammeln ſuchte: „Beleidigen Sie mich nicht, mein Herr, ich bin nicht ſo ſchutzlos, wie Sie glauben. Jede Kränkung, die Sie mir zufügen, findet ihren Rächer, der uns Beide unſichtbar umgibt.“

Ein unmäßiges Gelächter war Caudal's Antwort.

„Alſo wirklich ein Geliebter, und ein furchtbarer obenein für jeden Nebenbuhler! Er komme!“ ſchrie er wild, „ich will ſeine Bekanntſchaft machen.“

Und das Liedchen zwiſchen den Zähnen brummend: „brave en amour! brave à la guerre! war er jetzt raſch zu der Armen hingetreten und hatte ſie, trotz ihres Sträubens, mitten um den Leib gefaßt.

„Wie ich ſchon erklärte,“ fuhr er dann lachend fort, „trotzt der räthſelhafte Liebhaber Dich mir nicht in dieſem Augenblicke ab, ſo biſt Du mein — mein auf ewig!“ —

„Was ſoll ich thun?“ fragte ſie in Todesangſt.

„Mir Dein Wort verpfänden, daß Du mein ſein willſt. Ich bin jetzt reich, bin Dein naher Verwandter, Du kannſt keine beſſere Partie machen, als wenn Du mein Weib wirſt!“

Er hatte ſie zur großen Flügelthür geſchleppt, die zum Balcon führte, und riß ſie auf. Mad. Bontemps ſträubte ſich, wiewol vergeblich, denn ſie glaubte, der Trunkene wolle ſie auf das Straßenpflaſter hinabſtürzen. Obgleich ihre Sinne jedoch ſchon halb von Ohnmacht befangen waren, ſo rüttelte ſie doch das wilde Getöſe von Säbeln, die aneinander geſchlagen wurden, und rohe Stimmen daraus empor.

Alle Officiere von Caudal's Regiment ſtanden unten im großen Halbkreiſe, die entblößten Waffen im ſchönſten Mondſcheine leuchtend, und riefen ihrem Kameraden jubelnd entgegen, der mit ſeiner halbtodten Beute auf dem Balcon erſchienen war.

„Jetzt erkläre, ſchön Mühmchen,“ ſchrie er, „vor allen dieſen wackern Leuten, laut und vernehmlich, daß ich Dein Gatte werden ſoll nach Form und Recht!“

„Schändlicher!“ ſagte ſie leiſe, „nie — nie!“

„Und wozu wäre es denn noch nöthig?“ fragte er höhniſch. Sieht nicht das ganze Regiment, daß ich dieſe Nacht bei Dir zugebracht habe? Leugne es morgen, wenn Du kannſt. Das Ganze war eine Wette. Ihr ſeht nun,“ wandte er ſich mit lauter Stimme zu der Verſammlung auf der Straße, „daß ich die Wette gewonnen habe. Geht zu Ramponneau und erwartet mich dort, ich folge Euch, ſobald mich mein Weibchen entläßt, dort wollen wir, das Glas in der Hand, meine Anwerbung in die Compagnie der Ehemänner feiern. Auf, ſtimmt an mein Leiblied: „brave en amour! brave à la guerre!“

Und mit militäriſchem Gruße ſteckten Alle die Säbel ein, und klirrend und toſend unter dem Rufe: „zu Ramponneau,“ und dem wilden Refrain jenes Liedes, verließen ſie den Platz und marſchirten im lichten Mondſcheine dem unfernen Weinhauſe zu. Caudal war mit ſeiner Muhme von dem Balcon in das Zimmer zurückgekehrt.

Sie lag regungslos auf dem Sopha, und er ſtand mit lüſternen Blicken vor ihr und fragte ſie, ob ſie ſeines Beiſtandes noch bedürfe, oder ob er ſich für jetzt entfernen könne, um morgen bei guter Zeit mit dem Notar und den Zeugen wieder zu kommen.

Sie antwortete durch nichts als einen Blick, worin ſich die tiefſte Verachtung malte.

„Ich verlaſſe Dich alſo, ſchön Mühmchen,“ ſagte er, „und Du wirſt mich deshalb entſchuldigen, da Du weißt, daß meine Kameraden mich erwarten, die auf mein Wohl die Gläſer leeren wollen.“

„Auf Dein Verderben,“ ſchallte es vom Balcon herein, und eine blanke Klinge von einer bebenden Hand geführt, ſtieß klirrend die Scheiben ein und flammte vor den Augen des Böſewichts. „Du ſollſt nicht ungeſtraft dieſen Frevel verübt haben,“ rief eine Stimme, vor kochender Wuth zitternd, „folge mir ſogleich, oder ich entehre Dich vor den Augen aller Edelleute des Hofes und morde Dich dann, wo ich Dich treffe!“

Dieſe fürchterliche Drohung ſchien die Weinlaune des Capitäns mit einem Male zu verſcheuchen. „Ha! der Geliebte!“ ſchrie er auf. „Unerwartet — doch erwünſcht! Morgen ſteh' ich einer jeden Aufforderung —“

„Was morgen!“ tönte die Stimme des Unſichtbaren, indem die Bewegungen der Klinge immer heftiger wurden, „heute — jetzt — zur Stelle! Folge mir oder ich erfülle meine Drohung!“

„Nun wolan“ — ſagte jetzt mit großem Ernſte Candal, „es iſt in der Ordnung, ich zittere nicht vor einem Duell!“ — Und ſomit wollte er zum Balcon hineilen, aber Madame Bontemps hielt ihn auf.

„Was wollen Sie thun? ihn ermorden?“ ſchrie ſie mit dem innigſten Ausdrucke.

„Wenn ich glücklicher bin, als er!“ erwiderte er wüthend, ſchleuderte ſie zurück und ſprang zur Thür hinaus.

Wie ſie ſich mühſam und ganz erſchöpft zum Balcon hinſchleppen konnte, waren beide Männer ſchon unten, und ſie ſah ſie in heftigem Wortwechſel raſch neben einander die Straße hinabeilen.

Jetzt ward ſie ohnmächtig und ihr ſchöner Kopf fiel heftig gegen das Eiſengeländer beſinnungslos nieder..... Ein heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür erweckte ſie. Es war früher Morgen, ſie erhob ſich und konnte ſich nur mit Mühe auf die entſetzlichen Vorgänge der eben entſchwundenen Nacht beſinnen, die ihr wie ein Traum erſchienen. Sie öffnete, und ihre Kammerfrau, dieſelbe, welche, von Caudal beſtochen, dieſen eingelaſſen hatte, überreichte verſtört ein Schreiben, welches der wohlbekannte ſchwarze Läufer ſoeben in ihre Hände gelegt hatte. Mad. Bontemps erbrach es, und als ſie die Züge der geliebten Hand erblickte, erfüllte milder Troſt ihr Herz, denn er hatte geſiegt über den Furchtbaren, von deſſen Daſein das ihrige ſich ſo ſchrecklich bedroht ſah. Sie las gefaßt:

„Das höchſte Ziel meines Lebens iſt errungen. Ich habe Sie gerächt, befreit. Sein Blut iſt mit ſeinem Leben dahingefloſſen, und Sie haben nichts mehr von ihm zu befürchten. Nun aber vernehmen Sie meine Bitte — erfüllen Sie ſie, es iſt die Bitte eines Sterbenden. Mein Wagen wartet vor Ihrem Hotel und wird Sie zu mir bringen. Ich will Sie ſprechen, bevor ich ſterbe, und Ihnen meine letzten Wünſche vortragen. Im Leben und im Tode

Ihr Anbeter.“

Mit hochklopfender Bruſt, Thränen in den Augen, ohne einen Augenblick der Ueberlegung, foderte Madame Bontemps ihren Mantel, und warf ſich — ganz aufgelöſt vor Schmerz und in der ängſtlichſten Erwartung — in einen ſchwarzen Wagen, deſſen Schlag ihr ein Diener in ſchwarzer Livree öffnete.

Die Pferde flogen davon und ſie wußte nicht, durch welche Straßen der Weg genommen wurde.

Endlich wird vor einem anſehnlichen Hotel gehalten. Man führt ſie eine Stiege hinauf und ſie tritt in Gemächer, die mit fürſtlichem Luxus möblirt ſind. Ueberall herrſcht tiefe Stille und in dem letzten Zimmer, das die ganze Reihe ſchließt und worin ein dicht zugezogenes Bett ſich befindet, ſind zwei ſchwarzgekleidete Männer, der Eine mit Schreiben beſchäftigt, der Andere Leinwandſtreifen und Charpie zuſammenzulegen. Es waren der Notar und der Chirurg.

„Iſt ſie's?“ fragte eine ſchwache, nicht unangenehme Stimme hinter den Bettvorhängen.

Der Mad. Bontemps einführende Kammerdiener trat hinzu, um die Frage ſeines Gebieters zu beantworten.

„O Dank — tauſendfältigen Dank! daß Sie meine Bitte erhört haben!“ ſprach die Stimme mit einiger Anſtrengung; „nun ſterbe ich ruhig.“ — „Nein, nein!“ fiel Mad. Bontemps heftig bewegt ein; — „Sie werden — Sie können nicht ſterben — die Kunſt wird helfen.“ — „Die Wunde iſt tödtlich,“ antwortete er ſanft; „aber mein Gegner, der Ihre Ehre zu kränken wagte und Ihr Leben bedrohte, wird Ihnen nicht mehr ſchaden, er fiel von meiner Hand.“ „Iſt's möglich? Tödtlich verwundet?“ rief Mad. Bontemps troſtlos aus. Mit Achſelzucken bejahte der Chirurg dieſe Frage und entfernte ſich. Hierauf trat der Notar hinzu, legte ein Dokument in ihre Hand und folgte dem Chirurgen. Mad. Bontemps ſah ſich mit dem Verwundeten ganz allein. „Sind die Beiden fortgegangen?“

fragte dieſer — und dann ſetzte er hinzu: „Das Dokument, das Sie erhielten, iſt mein letzter Wille. Sie ſind darin zur einzigen Erbin aller meiner Güter, ſowohl in Frankreich als in Deutſchland, eingeſetzt. Genießen Sie derſelben im Glücke und weihen Sie mir ein ſtilles Andenken.“

„Mein Wohlthäter — mein Schutzgeiſt — o mein Einziggeliebter!“ rief Mad. Bontemps und dieſe Worte wurden von lautem Schluchzen unterbrochen. „O Sie ſterben gewiß nicht — ich will Sie pflegen — ich will Sie nicht verlaſſen — mein Auge ſoll auf dem Ihrigen ruhen und jeden Ihrer Wünſche erlauſchen — o glauben Sie mir, in dem Blicke der Liebe ruht ein Balſam, der dem Halbtodten das Leben wiedergibt.“

Sie hatte ſich genähert, aber die Hand des Verwundeten hielt krampfhaft die Vorhänge zu.

„Nein, nein! meinen Anblick würden Sie nicht ertragen!“ ſchrie er ängſtlich ſchwach. — „Ihre Hand geben Sie mir, aber verſprechen Sie mir, keinen Blick hinter dieſen Vorhang zu werfen, ſo lange ich lebe.“

Und ſie ſtreckte die weiße, zitternde Hand dem Sterbenden entgegen, der ſie mit ſeiner kalten ergriff und zum Munde führte. Sie weinte heftig — auch hinter den Vorhängen hörte ſie's leiſe weinen. Es folgte eine lange Pauſe. Gleichſam unwillkürlich ließ der Unſichtbare die Hand ſeiner Geliebten fahren. „Ich fühle, daß ich ſterbe“ — hauchte er.

Heftig zog ſie die von ſeinen Thränen benetzte Hand zurück.

„Es iſt nicht möglich — zu Hülfe!“ — ſchrie ſie und wollte die Vorhänge auseinanderreißen, welche der krampfhafte Griff des Verwundeten wieder feſtgeſchloſſen hielt.

„Nur Einmal noch Sie ſehen!“ ſchrie ſie, vom tiefſten Schmerz erſchüttert. Und die Hände, welche die Vorhänge hielten, gaben nach — und „bald — bald!“ ächzte es — ein langer Seufzer folgte — und wie ſie jetzt die Vorhänge auseinanderzog, wurde kein Widerſtand mehr geleiſtet.

Ihr ſchönes Antlitz in Thränen gebadet, warf einen ſcheuen Blick in das Bett. Das Ungeheuer lag darin, das ſie an jenem Abende in der Oper erblickt hatte, und die Hand des Todes hatte dieſe furchtbaren Züge ſoeben berührt.

Von Schauer ergriffen, konnte Mad. Bontemps keinen zweiten Blick auf den entſeelten Gegenſtand ihrer glühenden Neigung heften.

Sie verließ Paris, um den märchenhaften Gerüchten zu entgehen, welche über dieſe Begebenheit bald in Umlauf kamen.

Einige Zeit darauf, ſo berichtet die Chronik, gab ein deutſches Blatt den erſten Aufſchluß über den Fremden. Es wurde nämlich in der Frankfurter Zeitung aus Paris gemeldet: „daß der Prinz von Weiſſenburg im Zweikampf geblieben ſei, der wegen ſeiner unglücklichen Geſichtsbildung ſich ſelbſt zu einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Geſellſchaft verurtheilen mußte.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

L.
RS.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

BIBL.
UNIVERS

Neunter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Inhalt.

Seite
Paris. (Schluß.) 1
Die Verbrecher-Colonie 3
Hans Holbein 57
Der alte Mellinger und seine Söhne 131
Carlino 183
Der Wehrwolf 217
Der Bandit 267
Der Sohn der Nacht 297

Paris.

(Schluß.)

Die Verbrecher-Colonie.

„Was sind Verbrecher-Colonien? —
„Kerker — Galeeren — [illegible] der menſchlichen Geſchichte — [illegible] des [illegible]. — Soll man das [illegible] [illegible], ein [illegible] [illegible], dem Abſchaum der [illegible] überlaſſen? Soll der [illegible] [illegible], die Natur zu [illegible], [illegible] [illegible]? —“

I.

Ungefähr vierzig kleine Häuschen von ärmlich eingehegten Gärtchen umgeben, die wir nach unſern Begriffen nicht füglich ein Dorf nennen können, liegen dort unfern des gelben Strandes, die unbedeutende grüne Höhe hinan, welche rings umher die Fernſicht begrenzt. Sie ſehen ihrer Bauart nach den Holzhütten einer Quarantaineanſtalt nicht unähnlich, oder den Baraken, welche in dem innern Hafen zum Aufbewahren von Tauen, Ankern und kleinen Böten gebraucht werden. Hin und wieder ziert ein hoher Baum, wie er nicht in Europa geſehen wird, das bleiche Gefild, ein Fahrzeug liegt zum Kalfatern bereit auf dem Sande, in der Entfernung erblickt man einen Rothrock mit blitzendem Gewehr als Schildwache auf eine Erdſpitze ausgeſtellt und daneben flattert auf hohem Maſte die Flagge von Großbritannien. Weiterhin irrt das Auge auf dem grauen, unendlichen Meere umher, ohne ein Segel zu erblicken, oder es verliert ſich in den weiten Luftraum, der beide Hemiſphären umwallt.

Wir ſind auf Neuholland, und dies iſt eine jener Niederlaſſungen an ſeiner ſüdöſtlichen Küſte, welche die engliſche Regierung zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit Verbrechern zu bevölkern anfing.

Von Laſtern aller Art zu Verbrechen getrieben, mit Herzen voll Begierden, mit tief eingewurzeltem Haſſe in der Bruſt gegen jene bevorrechtete Geſellſchaft, die ſie ausſtieß aus dem Lande der freundlichen Heimat, betreten die Verbannten dieſes ferne Ufer, und die Seereiſe, wenn gleich lang und beſchwerlich, war dennoch nicht im Stande, ihrem Gemüthe eine ſanftere Stimmung, ihren Sitten und Gewohnheiten eine mildere Verfaſſung zu geben.

Sie ſind, nach dem Glauben der Kirche, ohne Abſolution Geſtorbene, die zu den ewigen Qualen drüben erwachen. Ihr Leben unter bekannten Bedingungen und Formen iſt geendet und ſie landen hier an einem unbekannten Strand, neuen Leiden, neuen Klagen, die ſie nie noch empfunden, von denen ſie nie gehört, entgegengehend. Alle alten Verhältniſſe ſind für ſie zerriſſen; waren ſie verheirathet, hatten ſie Kinder? ſie wiſſen es nicht mehr.

Hier ſollen ſie Beides ſuchen, ſo will es die Regierung, um aus der Verbrecherſaat ſich in hundert Jahren eine reiche, betriebſame Colonie zu ziehen.

Da die kriegeriſchen, mistrauiſchen Eingebornen zu Verbindungen dieſer Art nur ſelten die Hand bieten, ſo weiß man in Europa dieſem Mangel abzuhelfen. Loſe Dirnen, von Laſtern und Schändlichkeiten genährt, werden hieher geſchickt, um mit den Verbannten Ehen zu ſchließen und die Colonie zu bevölkern.

Dies nannten die europäiſchen Regierungen ein Land der Wilden civiliſiren.

Die Niederlaſſung, von welcher hier geſprochen wird, beſtand bereits ſeit zehn Jahren. Sie zählte achtzig bis hundert Seelen. Ein alter Falſchmünzer hatte ſich das Vertrauen des Gouverneurs in Sidney in ſo hohem Grade erworben, daß ihm verwilligt worden war, hier eine Coloniſation zu beginnen, und wirklich trieb der Alte, der in Europa längſt das Leben verwirkt hatte, das Amt eines Richters und Vorſtehers der Colonie mit ſolcher Umſicht und äußern Würde, daß Obriſt Jameſon, der Gouverneur, oft im Scherze zu ſagen pflegte: es wäre doch recht Schade geweſen, wenn ein Ende zuſammengedrehten Hanfes dem alten Morris die Kehle zugeſchnürt hätte.

Morris war in Europa bereits verheirathet geweſen ſeine Verbannung hatte aber ſeinen bürgerlichen Tod herbeigeführt. Sowie er in Fort Sidney ans Land ſtieg, war er zu einem neuen Leben erwacht, deſſen offene Wege vor ihm lagen, die er nach freier Wahl betreten durfte. Seine Geſchmeidigkeit und verſchiedenen Kenntniſſe brachten ihn bald in Gunſt, eine Verbindung mit einer Europäerin, die noch Spuren von Schönheit beſaß, machte ihn zum Vater, und der ſchnelle Tod dieſer Gattin zum Witwer. Eine Tochter blieb ihm aus dieſer kurzen Ehe, die ſich in London dreiſt neben den Schönſten hätte ſehen laſſen dürfen. Alle Vorzüge der Engländerinnen waren in ihr in hohem Grade vereinigt. Die durchſichtige Haut, das große Auge, das goldene Haar, der ſchlanke Wuchs; Morris trauerte, da er die Knospe ſo himmliſch ſich entfalten ſah, daß ſie hier in dieſem Winkel ſich entblättern würde, und dann leuchtete es wol zwiſchendurch in ſeinem Innern mit freudiger Glut: ſie bringt dich noch einmal an Bord der

Rettung zu den Ufern des Savern, wo aus der väterlichen Eſſe der Rauch ſteigt, wo die unglücklichen Tiegel und Stempel und Prägſtöcke ſtanden, die dich verlockten zum verderblichen Gewerbe, und wo du nun zufrieden wäreſt mit trockenem Brote und einem Kruge Bier und einem Stein zum Lager in der Straßenecke und dem harten Dienſte eines Schiffziehers. Ja, ja, Ebbi bringt dich noch einmal heim zu den Fleiſchtöpfen Alt-Englands — das Mädchen hat der Himmel für Sidney-Cove nicht ſo ſchön werden laſſen.

2.

Ebbi's Anlagen entfalteten ſich eben ſo wunderbar als ihre Schönheit. Ein wüſter Menſch, der zu ſeinem Unglücke ein geſchickter Kalligraph geworden war und ſich von früheſter Jugend darin übte, Handſchriften, Namenszüge und ähnliche Federkunſtſtückchen auszuführen, war zu jener Zeit auch in der Colonie. Seine Geſchicklichkeit hatte ihn zu einer Geſellſchaft von Verfälſchern von Banknoten gebracht und mit dieſer nach Neuholland. Er war noch jung und hieß Pinkſon, er beſorgte die Rechnungen der Colonie und verſah das Amt einer Art von Staatsſecretär des Innern, dabei hatte er ſich anheiſchig gemacht, die ſchöne Ebbi zu unterrichten.

Es war um die Zeit, wo man in Europa das Wiegenfeſt des Weltheilandes mit freundlichen Kinderbeſcherungen und andern lieblichen Gebräuchen zu begehen pflegte, als der alte Morris auf der Steinbank vor ſeiner kleinen Hütte in tiefen Gedanken daſaß und dem Winde zu horchen ſchien, der auf dem ungeheuern Wellenſpiegel einherzog und wie ein Ungeheuer der Wüſte heulte. In der That aber hörte und ſah der alte Morris nichts von Allem, was um ihn vorging. Er wußte trotz der grünen Bäume und der milden Luft, die ihn umgab, doch recht gut, in welchem Jahresabſchnitte er lebte, und ſah vor ſich das vaterländiſche Eiland mit den entblätterten Bäumen, eingehüllt in ſeine Nebel, und den erwärmenden Steinkohlendampf, der darauf lagert, wie ein ſchirmendes Dach gegen die böſen Eindrücke der Luft. Es war eine ſonderbare Wehmuth über ihn gekommen. Er dachte ſeiner Judith, die nun — wenn ſie noch lebte — auch alt geworden war — runzlich und grau — wie er, und ſeiner Kinder Jonathan und Eliſa. Er dachte daran, daß er drüben todt ſei, daß ihn die Seinigen längſt beweint hatten und nun ſeiner gedachten, wie man eines Dahingeſchiedenen gedenkt. Aber er dachte auch daran, daß ſeine Kinder aller bürgerlichen Rechte verluſtig gegangen, daß ſie in England keine Engländer mehr waren, kein Gut beſitzen durften, keinen Namen hatten, daß der Junge glücklich genug wäre, wenn ihn ein mitleidiger Indienfahrer zum niedrigſten Schiffsdienſte angenommen hätte und ſeinem Mädchen ein noch ſchlechteres Loos gefallen ſein würde. Er konnte nicht weinen, ſeine Zähne knirſchten und das Auge bohrte wild in den Sand. Da trat Pinkſen aus dem Hauſe und ſetzte ſich zu ihm. Er hatte eine ſchöne hellrothe Blume im Knopfloche, nach europäiſcher Weiſe, und war in der freundlichſten Stimmung der Welt. Das trübe Weſen des Alten mußte ihm daher auffallen. Er fragte nach der Urſache, die jener ihm willig offenbarte.

„Seid Ihr nicht ein Thor?“ ſagte Pinkſen, „kennt Ihr denn noch immer den alten Francis Morris, den Geldſchmied aus Dunder, der vor zehn Jahren in England geſtorben iſt und begraben und Keine ſeines Namens hinterlaſſen hat? Habt Ihr den noch nicht vergeſſen? Ei, Ihr ſolltet froh ſein, daß Euch das Nebelbild mit Allem, was dran hängt, auf ewig aus Euern Blicken entſchwunden iſt. Hätten ſie den alten Kerl gehenkt, ſo konntet Ihr nicht hier ſitzen und hättet keinen Engel, keine Ebbi, die Euch das Leben verſüßt und tauſendfältige Freude bereitet."

Der Alte athmete auf, mit dem Gedanken an Ebbi zog die Hoffnung wieder ein in ſein verödetes Herz. Es war ihm wie dem Geliebten, der im herbſtlichen Laubgange ſeiner Erſehnten entgegenharrt und endlich ihr ſanftes Nahen im Raſcheln der gefallenen Blätter zu vernehmen glaubt. Er drückte die Augen feſt zu und dachte ſich alle Möglichkeiten, die er ſich ſchon hundertmal gedacht hatte, und ſah ſich ſchon mit ihr auf dem Schiffe, deſſen Segel der Wind heimwärts ſchwellte.

„Nun, warum macht Ihr die Augen zu?" fuhr Pinkſon fort, „ſeid Ihr grämlich darüber, daß ich Eurer Ebbi erwähnte? Hatte der alte, todte und verſchollene Francis Morris etwa ſchönere und beſſere Kinder? Iſt Euch die Ebbi zur Laſt? Dürft's nur ſagen, ich nehme ſie Euch ab. Heirathen muß ſie ja doch in der Colonie, ſo will es das Geſetz, und Einem von uns fällt ſie heim, und da denk' ich, daß ich dann doch einige Rückſicht verdiene."

Dieſe Worte begleitete er mit einem böſen Lächeln.

„Pinkſon," ſagte Morris ernſt, „das geht nun und nimmermehr. Ich bitt' Euch, denkt nicht daran."

„Und warum ſollt' ich nicht?" fragte der Andere frech, „ſie iſt mir ja wol nicht zu vornehm? Ihr ſeid Richter, ich bin Secretär der Colonie, dem Stand nach iſt Schwiegervater und Schwiegerſohn nie im richtigern Verhältniß zu einander geweſen. An Glücksgütern ſind wir uns ja wol auch gleich und an Adel, je nun! unſer Stammbaum iſt gleich alt und hoch. Ganz London kennt ihn auf dem Dache des Gefängniſſes.“

„Ihr ſcherzt darüber noch, Pinkſon!“ ſagte Morris, tief erſchüttert.

„Und ſollt' ich darüber weinen?“ entgegnete dieſer. „Gebt mir Eure Ebbi, eine beſſere Partie könnt Ihr für ſie nicht finden. Fragt ſie nur einmal, ob ſie mich will, und hört, was ſie antworten wird.“

„Habt Ihr irgend eine ſolche Macht über ſie zu erlangen geſtrebt, ſo ſeid verflucht!“ rief Morris vor Zorn bebend und aufſtehend.

„Nun, nun, Ihr wollt ja gar einen europäiſchen Hausvater ſpielen, Sir — wie heißt Ihr doch? Ihr ſeht einem Alten ähnlich, den ich einmal in London von den Gerichten als Falſchmünzer zum Galgen verurtheilen ſah —“ ſchrie ihm Pinkſon höhniſch nach. Da wandte ſich Morris mit ſeinem bleichen Geſichte und ſah Pinkſon durchdringend an. Nicht beleidigt hatte ihn der Hohn des Elenden, Beleidigungen kannte man hier nicht mehr; aber eine Angſt hatte ſich ſeiner bemächtigt, die Bosheit Pinkſon's könne ihm ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtören, die an Ebbi geknüpft waren, und er wählte nicht lange, ſondern ergriff ſchnell, was ihn von dem frechen Bewerber, nach ſeiner Meinung, mit einem Male befreien konnte.

„Man ſagt, daß Ihr ein Jude ſeid, Pinkſon!“ ſprach Morris feſt, „und meine Ebbi kann Euer Weib nicht ſein.“

„Unſere Religion iſt hier in Ulimaroa dieſelbe,“ ſchrillte es zwiſchen Pinkſon's bleichen Lippen hervor, während die gewandten Finger der rechten Hand im krauſen Haare wühlten und die linke ans vorſtehende Kinn griff. Ich meinte es gut mit Euch, alter Morris, und Ihr werdet es ſchwer büßen, daß Ihr mich verſchmähtet, das glaubt mir, ſo wahr Euch einſt am heutigen Tage Euer Gott, der ein beſchnittener Jude war, aus David's, des Königs, Stamme geboren wurde.“

In dieſem Augenblicke ward dies Geſpräch durch ein Geſchrei unterbrochen, das aus dem nahen Hohlwege zu kommen ſchien. Bald erblickte man eine junge Wilde, die mit blutendem Kopfe ſich Morris' Wohnung nahete. Es war Banalek, eine Geſpielin Ebbi's, die mit einem Indianer bereits mehre Monate lebte und von ihm ſchon oft mit Ermordung bedroht worden war. Die Eingeborenen mißhandelten ihre Weiber bei jeder Gelegenheit und die ſchlanke Banalek, die ſich jetzt nach der Niederlaſſung der Europäer geflüchtet hatte, ſtürzte zu Morris' Füßen nieder, vom Blutverluſte erſchöpft. Ihr Auge ſchoß einen Blick nach Pinkſen, worin ſich Schmerz und Wildheit paarten, ihr Geſchrei war verſtummt, und ſie ließ es geduldig zu, als Morris ihr die klaffende Wunde am Kopfe unterſuchte, die ihr das Streitbeil ihres Liebhabers geſchlagen hatte. Pinkſen war ruhig den Hügel hinab zum Strande gegangen, wo ihn das hereinbrechende Dunkel den Blicken bald entzog.

3.

Alles ruhete in dem Weiler der Verbannten; Aller Augen waren geſchloſſen und die glühenden Hirne, die raſtlos bemüht waren, eine Flucht aus den Niederlaſſungen zu erſinnen, genoſſen einer kurzen Ruhe, um ſich bald wieder von Neuem in dieſer fruchtloſen Qual zu erſchöpfen.

Nur zwei Augen waren offen, nur ein Hirn brütete furchtbare Pläne: es waren Pinkſon's Augen, Pinkſon's Hirn, der da ſaß auf dem Stein, den Kopf in die Hand geſtützt und hinſtarrte nach des Richters Haus.

Unten in der Vorhalle erblickte er den ſchwachen Schein einer kleinen Hauslampe. „Dort liegt Banalok," ſagte er zu ſich, „und ſie muß ich ſprechen!" Die Landesſprache war ihm geläufig und er machte ſich auf den Weg.

In einem Winkel der Vorhalle lag auf einem Lager von Moos und Blättern das wilde Mädchen, den verbundenen Kopf tief in dieſe vergraben und von dem ſtarken Blutverluſte in einen betäubenden Schlummer gewiegt. Ihre ſchlanken Glieder, hier und da von Moos und Blättern gedeckt, ſahen einer bunten Schlange nicht unähnlich.

Pinkſon ſchlich leiſe herbei und weckte ſie mit einem Kuſſe. Raſchelnd fuhr Banalok in die Höhe und auf den Ferſen gekauert, mit vorgerecktem Kopfe, ſtarrte ſie ihn an. Das blutige Tuch hatte ſich verſchoben und einige dicke Tropfen geronnenen Blutes klebten auf der Stirne.

„Was will Pinkſon?" fragte ſie entſetzt, nachdem ſie ihn erkannt hatte.

„Ich komme, Dich zu herzen und zu lieben, ſchlanke Banalok," ſprach jener. „Ich habe vor Trauer nicht ſchlafen können, daß Dein Blut gefloſſen iſt, gefloſſen iſt für mich — weil ich Dich lieb habe und Du mich wieder liebſt."

Banalok zeigte die Zähne wie ein gereizter Affe, dann ballte ſie die Fäuſte gegen Pinkſon und warf ihm eine Hand voll feuchten Mooſes an den Kopf.

Pinkſon fragte nach der Urſache ihres Zornes. Sie aber warf ſich ungeberdig hin und wimmerte leiſe.

„Schmerzt Dich Deine Wunde, Banalok?" fragte er mit verſtellter Theilnahme.

Sie ſprang ſtatt aller Antwort in die Höhe, riß das Tuch herunter und lachte, den Kopf ſchüttelnd, daß die vom Blute getränkten ſtarren Haare ihr das Geſicht bedeckten.

„So ſprich, meine Banalok,“ fragte Jener weiter. „Soll ich Rache nehmen an Deinem Gatten? ſoll ich ihn tödten, weil er Dich mishandelt hat?“

„Tödten?“ rief ſie mit unterdrücktem Grimme; „tödte Dich und Ebbi und dann will ich meinen Bruder bitten, daß er mich umbringe.“

Es ward Pinkſon klar, daß hier Eiferſucht im Spiele ſei.

„Was haſt Du, Banalok, fragte er weiter, „das Dich ſo aufregt? Theile mir Deinen Schmerz mit, damit ich ihn lindere.“

„Während Canjaruht, mein Herr, mich tödten will, weil ich Dich lieb habe, biſt Du im Hauſe des Richters und liebſt Ebbi,“ ſprach die Wilde. „Geh zu Deiner weißen Schönen, Du kannſt ja doch nur Deinesgleichen lieben, ihr ſeid näher dem großen Weſen als wir, dafür ſchützt es [illegible] und [illegible] ſich an euch; ich aber will als Magd hier im Hauſe bleiben und ſehen, wie es euch gut geht —“

„Thörin,“ ſagte Pinkſon. „Ich kann nie Ebbi umarmen, wie ich Dich umarmt hielt, als das große Weſen ſichtbar um uns blitzte und flammte. Gedenkſt Du noch des Donners, den wir vernahmen, da wir aneinander geſchmiegt lagen, in der Höhle des Panthers, auf ſeinem Mooslager, das noch warm war von dem ſcheckigen Vlies des wilden Jägers, der hinausgezogen war zur Morgenjagd? Und wie wir uns ſtreckten und uns nicht fürchteten und uns Beiden Alles verging, was in der weiten Schöpfung uns umgab, und die flammenden Blitze unſern halbgeöffneten Augen erſchienen, wie tanzende Funken, wie ein goldener Regen?"

Banalok ſchauerte vor ſeliger Erinnerung zuſammen und ſank dann in die raſchelnden Blätter.

„Ich liebe Ebbi nicht, Banalok, das kannſt Du mir glauben," ſprach Pinkſon weiter, „ich will nur frei ſein, frei ſein um jeden Preis. Dann nehm' ich Dich mit mir nach Europa, dort ſollſt Du wie mein Weib leben und ganz glücklich ſein. Aber bevor ich dahin gelange, mußt Du mir ganz zu eigen ſein und thun, was ich Dir befehle."

Banalok horchte hoch auf und ſtarrte ihn an.

„Ebbi's Vater hat mich beleidigt, mich aufs Tiefſte gekränkt, ich will mich an ihm und ihr rächen. Ich will mich an den Europäern rächen, denen ich mein Unglück zu verdanken habe. Und dann, Banalok, werden wir Beide frei und glücklich ſein. — Du kennſt die Kräuter, woraus der giftige Saft gepreßt wird, womit ihr eure Pfeile vergiftet."

„Seit meinen erſten Jahren, ſeitdem ich Zähne habe, die Kräuter zu kauen, und ſo viel Einſicht, den giftigen Saft nicht hinunterzuſchlucken, mußte ich das Gift für die Brüder ſtets bereiten," erwiderte Banalok ſchnell.

„Eile, Banalok," ſagte Pinkſon, „ſchaffe mir ſo viel von dem Safte, als Du kannſt. Laſſe vom Morgen bis zum Abende dies Deine einzige Sorge ſein. Ich werde Dich ſehen jeden Abend bei Sonnenuntergang in dem Thal der Pantherhöhle und dort wirſt Du mir Das, was Du am Tage bereitet haſt, ſtets übergeben, und ich will Dich herzen und deine Lippen küſſen, ſelbſt wenn ſie noch gefärbt wären von dem Gifte, das Dein Mund bereitete."

Banalok's Auge leuchtete.

„Und Ebbi?" fragte ſie zögernd, „und ihr Vater?" ſetzte ſie ſchnell hinzu. „Willſt Du Krieg führen mit Deinen Landsleuten? Und ich ſoll Dir beiſtehen?" Sie lachte. „Vier Pfeile ſchießen wir ab, auch ſechs, und dann ergreifen ſie uns und eſſen uns auf."

„Wir tödten ſie, ohne daß ſie es merken, Alle vergiften wir," ſprach ſehr leiſe der Europäer, der wohl merkte, daß Banalok nicht zu faſſen im Stande war, welchen andern Gebrauch man von dem Safte machen konnte, als Pfeile zu vergiften.

„Banalok iſt Dein, weißer Mann," rief die Wilde und warf ſich an ſeinen Hals und ſchlang die Arme um ihn. „Nun geht ſie wieder mit Canjaruht und ſeinen Brüdern, die ſie morgen holen werden; ſie will ihr Blut gern vergießen, wenn Du ſie liebſt und Ebbi haſſeſt."

Pinkſon ließ ſich ihre ungeſtümen Liebkoſungen gefallen und nach einigen Stunden verließ er ſie und die Halle, um über ſeinen teufliſchen Plan reiflicher nachzudenken. „Morgen im Pantherthale und halte Wort!" rief er ihr beim Weggehen zu.

Sie aber warf ſich in die welken und zerwühlten Blätter des Lagers, ihr erhitztes Blut, das den Körper durchtobte, drang in ſpärlichen Tropfen aus der Wunde und die gedungene Giftmiſcherin achtete jeden Schmerz gering und überließ ſich ſorgenloſen Träumen.

4.

Als am frühen Morgen Canjaruht's und der Andern rauhe Stimmen in des Richters Hofe erſchallten, fuhr Banalok aus ihrem Schlummer empor.

Sie hörte, daß Morris Canjaruht über ſeinen Abzorn Vorwürfe machte und ihm ſagte, daß er das junge Weib nicht mehr vom Hofe laſſen wolle, um ſie vor ähnlichen Mishandlungen zu ſchützen.

Aber Banalok ſprang herbei, wie die Gazelle des Gebirgs, ſtreckte ſich und ſagte fröhlich, daß ſie mitgehen wolle.

Canjaruht lachte ihr freundlich zu.

„Du wirſt todtgeſchlagen, wenn Du ihm folgſt“ ſprach der Richter, und auch Ebbi, die in den Hof gekommen war, näherte ſich der Wilden, um ſie zu warnen und zu bitten, daß ſie bei ihr bleiben möchte. Aber Banalok ſah ſie nicht an, ergriff Canjaruht's Arm und lief mit ihm und ſeinen Begleitern mit Sturmwindſchnelle davon.

Morris und ſeine Tochter ſahen ihnen nach und konnten ſich das Betragen dieſer wunderlich eigenſinnigen Wilden nicht erklären. Vater und Tochter gingen an die Gartenarbeit, ohne mit einander zu ſprechen, und erſt nach einigen Stunden ruhete der Alte unter einem Baume aus, während Ebbi ein grobes, nach europäiſcher Weiſe gebackenes Brot und einige in Aſche gebratene Kartoffeln, ihr Frühſtück, aus dem Hauſe holte.

„Ebbi,“ fing der alte mit bekümmerter Miene an, „ich will wiſſen, was Du mit Pinkſon ſeit längerer Zeit geſprochen haſt; ſei aufrichtig gegen Deinen Vater und verhülle ihm kein Fältchen Deines Herzens.“

Ebbi wurde bleich wie der Mond, der aus dem dunkelblauen Himmel auf Ulimaroa herabſtrahlt. Ihre Augen ſenkten ſich und ihr Buſen wogte. Sie war nicht vermögend zu antworten.

„Mein Kind“, ſchrie Morris außer ſich, „was für ſchreckliche Dinge ſoll ich hören? Foltre mich nicht länger, entdecke mir Alles.“

„Vater!“ ſagte das Mädchen, nachdem ſie ſich geſammele hatte. „Du befiehlſt und ich muß gehorchen. Du weißt, wie ich einſam lebe und wie Niemand von der Niederlaſſung in unſer Haus kommt und wie ich zu Niemand gehe als zu dem Gouverneur, wenn ich Dich dahin begleite. Ich weiß recht gut, daß alle Europäer, die hier leben, Verbrecher ſind, ich wußte längſt, daß auch Pinkſon ein großes Verbrechen begangen hat, und daß er es hier abbüßt und von Dir und dem Gouverneur ausgezeichnet wird, weil er ſich gebeſſert hat. Aber ich weiß auch, daß Du, mein Vater, kein Verbrecher biſt, ſondern ein tugendhafter Mann, den, gleich dem Gouverneur, der König von England hierhergeſchickt hat, um die böſen Menſchen zur Ordnung zurückzuführen, und daß es nur von Dir abhängt, zurückzukehren in Dein Vaterland, und daß wir einſt Beide dorthin reiſen werden, wo Du den Lohn empfangen wirſt für Deine Treue.“

Morris zuckte zuſammen und bedeckte ſeine Augen mit der Hand.

„Weißt Du jetzt ſchon, was der Schändliche Dir nachgeſagt hat?“ fragte Ebbi, „o ſo erlaſſe mir, Dir's zu wiederholen.“

„Nein, nein, erzähle!“ ſtammelte Morris. „Schon ſeit lange iſt Pinkſon bemüht,“ ſprach Ebbi, „mir dieſe Meinung von unſerm Glücke zu rauben, und neulich ging er ſo weit zu behaupten, Du ſeiſt ein noch ſchändlicherer Verbrecher als er, und hätteſt in Deinem Vaterlande den Tod erleiden ſollen, nur des Königs Gnade hätte Dich hierher geſchickt; aber obgleich Du hier lebteſt, ſeieſt Du doch im Vaterlande todt, und zwar ehrlos todt, Deinen Namen nenne keine Zunge mehr, Dein Eigenthum ſei dem Könige zugefallen, Deine Kinder ſeien dem Elende preisgegeben, Du dürfteſt nie mehr Dich dort blicken laſſen und ich —

ich ſelbſt wäre ein ganz verworfenes Geſchöpf, die Tochter eines Todten, ich wäre verdammt, mein ganzes Leben hier zu bleiben, und müſſe einſt das Weib des erſten beſten Pflanzers werden, und wenn der verruchteſte Mörder meine Hand begehre, ſo müſſe ich ſie ihm reichen.“

Ebbi hielt ihre Thränen nicht mehr zurück, ſie ſank an die Bruſt des Alten und benetzte ſie. Morris war ſo ſtark ergriffen, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Aber wenn ich mich ihm anvertrauen wollte,“ fuhr Ebbi nach einer langen Pauſe fort, „wenn ich ihm meine Hand gäbe, ſo würde ſich mein trauriges Loos zum freudigſten umgeſtalten. Er habe zwar gefehlt, aber ſein Fehltritt ſei nur zu hart beſtraft worden, es ſei ein jugendlicher Leichtſinn geweſen, den er nun längſt abgebüßt und abgelegt habe. Bald würde er nach England zurückberufen werden und als ſeine Frau könnte ich ihm dahin folgen und in Ehren alsdann wieder einer Familie angehören, die mich liebend aufnehmen würde. Er wollte mich alsdann für eine Eingeborene dieſes Landes ausgeben, damit nicht der Schimpf Deiner Erniedrigung an ſeiner Gattin hafte.“

Morris ſtarrte ſtumm vor ſich hin. Das Geheimniß ſeines ſchrecklichen Looſes vor Ebbi's reinem Herzen bis jetzt bewahrt zu haben, war das einzige Glück, deſſen er in ruhigen Stunden froh werden konnte. Seine Lage war ſchrecklich. Ebbi ſaß vor ihm mit den fragenden Augen, ſie glaubte kein Wort von Dem, was Pinkſon ihr geſagt hatte, und erwartete jetzt, daß der ganze Unwille ihres Vaters gegen den ſchnöden Lügner losbrechen würde; aber Morris hatte nicht Kraft dazu und kämpfte mit ſich ſelbſt, über Das, was er ihr ſagen ſollte.

Mit einem Male den ſchönen Wahn des Mädchens zu zerſtören und ihr die ganze Tiefe ihres Elends zu entdecken, war er nicht im Stande, und ihr ein Geheimniß noch verbergen, das ihr jetzt der Zufall bei der erſten Gelegenheit enthüllen mußte, ſchien ihm ganz unmöglich.

Ebbi hatte die Hand ihres Vaters ergriffen. „Werden wir nach England zurückkehren, Vater? werden wir nicht länger mehr unter den böſen Leuten hier weilen?“ fragte ſie mit dem Tone der kindlichen Bitte.

„Wir werden zurückkehren,“ ſprach Morris gepreßt, und — „Pinkſon iſt ein Lügner,“ war er im Begriffe hinzuzufügen, als Kanonenſchüſſe ſeewärts ertönten, die von dem Fort beantwortet wurden. Alles lief auf die nahe Höhe und auch Morris und Ebbi erklommen, von den Andern abgeſondert, eine hohe Spitze und genoſſen das majeſtätiſche Schauſpiel, eine herrlich aufgeflaggte Kriegsbrigg, mit vollen Segeln, unter Schießen und Vivatrufen in die Bucht einlaufen zu ſehen.

3.

Obriſt Jameſon, der Gouverneur der Colonie, wurde abberufen und Sir Thomas Lawrence, der einen neuen Verbrechertransport nach Sidney-Cowe geleitet hatte, war dazu beſtimmt, ſeine Stelle zu erſetzen.

Der Zuwachs beſtand in ſechzig Seelen und da keine Hütten leer waren, ſo wurden die neuen Sträflinge bei den alten einquartirt, bis daß ſie Land und Material erhalten haben würden, ſich Hütten zu bauen.

Auch Morris mußte die eine Hälfte ſeiner Wohnung dieſen ungebetenen Gäſten einräumen, und Ebbi, ſchüchtern wie ſie war und gewarnt von ihrem Vater, zog ſich in ein kleines Kämmerchen zurück, wo ſie von Niemand geſehen wurde, während die Neuangekommenen mit groſem Lärm im Hauſe ſchalteten, gleich als wären ſie Herren der Inſel. Die Sonne ſäumte bereits den Rand der Fluthen, als der neue Gouverneur von Fort Sidney herabkam, um die Niederlaſſung zu beſuchen und ſich von dem Zuſtande der Verbannten zu überzeugen.

Morris, deſſen Hütte die erſte war auf ſeinem Wege, beſuchte er zuerſt.

In dem Hofe lagen die neuangekommenen Verbrecher fluchend und knirſchend, daß ſie nur die gewöhnliche Schiffsration erhalten hatten, und forderten ſchreiend von dem Gouverneur Land, um Hütten zu bauen und Gärten anlegen zu können.

In der Mitte des Hofes hatten ſie ein groſes Feuer gemacht und ſich darum gelagert, während Einer unter ihnen, ein franzöſiſcher Koch, der ſeinem Herrn, einem edeln Lord, einſt in London ein diplomatiſches Diner verdorben hatte und, als er dafür beſtraft wurde, ihm eine ganz koſtbare Orangerie aus Rache zerſtörte, ſeinen würdigen Collegen eine Mahlzeit bereitete. Sie hatten einige Hunde eingefangen und er war bemüht, dieſelben auf verſchiedene Weiſe zuzurichten.

Eingeborene hatten ſich dazugefunden und einige Landesfrüchte mitgebracht; Morris' Vorräthe mußten Kartoffeln, Salz und Butter liefern, und von der Regierung war ihnen geſalzenes Fleiſch, Reis and Rum gegeben worden. Mit dieſen Ingredienzien handtierte nun der Franzoſe ſo wichtig, als ſtände er am Herde einer herrſchaftlichen Küche, und die Verbrecher ſahen zu mit wäſſerigen Mäulern.

Das luſtige Feuer und der Lärm in dem Hofe des Richters hatten die andern Neuangekommenen von nah und fern herbeigezogen, und ſie brachten ihre Vorräthe und verlangten, daß der Franzoſe ſie ihnen bereite, um Theil an der Mahlzeit zu nehmen. Nur wenige von den jüngern Verbannten, die erſt kurze Zeit auf der Inſel waren, geſellten ſich dazu, um Nachrichten aus der Heimat zu hören; die ältern aber blieben daheim, im Kreiſe der Ihrigen. Für ſie war England nicht mehr auf der Welt, ſie wollten durch nichts mehr daran erinnert werden, ſie haßten die neuen Brüder, welche ihre Niederlaſſung mit friſchen Laſtern und Begierden bereicherten und für ſie ſelbſt in ihrer ſtrengen Zurückgezogenheit nur alte Wunden wieder aufriſſen.

Der Richter trat unter die Thür, um ſeinen hohen Gaſt zu empfangen.

Der Gouverneur war ein junger Mann, welchem die Luſt nach einer abenteuerlichen Thätigkeit dieſen Poſten wünſchenswerth gemacht hatte. Er kam an dieſe Küſte im Gefühl eines unumſchränkten Herrſchers, ſein Herz war nicht von dem Wunſche erfüllt, tiefes Elend zu lindern, es hegte den Abſcheu vor Verbrechern, wenngleich der Keim zu Verbrechen in ihm ſchlummerte. Es war das Herz eines jener Bevorrechteten, deſſen Macht und Willkür unerlaubte Gelüſte ſchnell zu befriedigen vermag und ſie daher nie zu Verbrechen reifen läßt. Er hatte den Willen, die Verbannten in ſtrenge Zucht zu nehmen, und hoffte ſo ſich ſeiner Regierung im beſten Lichte zu zeigen. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Inſel würden ihn ſeine hohen Gönner, das wußte er, zu einem andern Poſten abberufen, und der Gouverneur der Verbrechercolonie konnte in einigen Jahren darauf rechnen, Gouverneur vom Cap oder von Oſtindien zu ſein.

Auf ſeinen Befehl wurden die ältern Verbannten alle in des Richters Hof berufen.

Von nah und fern kamen ſie herbei. Die trotzigen Geſichter der Einen, die der Andern, worauf ſich ein Strahl der Hoffnung ſpiegelte, hier die gebräunten, tief gefurchten Züge eines Verbrechers, der ſeit langen Jahren dieſem Klima, dieſem Boden ſchon angehörte, dort die bleiche Farbe des kränkelnden Europäers, der im Kampfe mit dieſem Elende noch ein ungewiſſes Loos erwartete.

Der Gouverneur ließ ſie in Reihen treten, um ſie zu muſtern, und es Denjenigen zu verkünden, welche, nur auf eine beſtimmte Zeit verbannt, mit der rückkehrenden Fortuna, die ihn auf das Eiland gebracht, nach England abgehen konnten.

Die auf dieſe Weiſe Begnadigten hatten ſich auf einen Haufen ſeitwärts geſtellt und dem Könige von England ein donnerndes Hurrah gebracht. Nur ein einziger alter Mann mit weißen Haaren ſchlug die ihm zugedachte Gnade aus.

„Die Thoren,“ ſagte er, „ſie freuen ſich, wieder in das Land zurückzukehren, wo zwar Blumen duften, aber hinter einer jeden eine giftige Schlange lauert. Wo der Hunger regiert und der Mangel, wo die Verworfenheit herrſcht und die Verführung, wo Goldhaufen dem armen Entbehrenden winken, und der Galgen ihm lohnt, wenn er zugreift. Wo ſich üppige Praſſer von dem Schweiße der Armuth nähren, wo arme Landbewohner, die bei ſchwerer Arbeit halb hungrig zu Bette gehen, dafür ſorgen müſſen, daß dem Reichen, der Alles im Ueberfluſſe beſitzt, nichts abgehe. Wo die übermüthigen Ungeheuer ſchreien, die geſellſchaftliche Ordnung ſei verletzt, wenn ein armer, verhungernder Teufel ein Huhn ſtiehlt, oder ein Schaf, ſeinen Hunger zu ſtillen. Wo ein gemeiner Knecht des Reichen ihn niederſchießen darf, für ein Häschen, das er ſich zur Mahlzeit erkor. Nein, nein, ich will nicht mehr zurück in das Land der Lockungen und der Galgen. Ich war dort ein Mörder um der Jugend willen, und ich würd' es jetzt aus Hunger werden, denn dem Elenden, von Sidney-Cowe Heimgekehrten, wird kein Menſch mehr Vertrauen und Milde beweiſen, als dem damals freigebornen Sohn von Alt-England. Ich war ein Mörder, weil ich mich nicht aus Verzweiflung, wie Tauſende meiner unglücklichen Landsleute, in die Themſe ſtürzen wollte, und der Gnade des Königs verdanke ich's, daß ich noch lebe. Fragt Alle, die hier ſtehen, wie ich mich betragen habe, ob ich ein mordluſtiges Ungeheuer bin, vor dem ſich die menſchliche Geſellſchaft zu fürchten habe. Daß dies auch Altenglands weiſe Gerichte eingeſehen haben, bewies mir einmal die Milderung der Todesſtrafe in Deportation, und jetzt die Erlaubniß nach Europa zuruckkehren zu durfen. Nein, nein, laßt mich hier, ich nütze hier durch mein Beiſpiel, und wenn Alle einſt ſo denken wie ich, ſo ſchickt Eure ſogenannten guten Bürger her, damit ſie von ausgeſtoßenen Verbrechern fur eine kränkelnde Jugend eine geſunde eintauſchen."

Während der alte Mörder ſo ſprach, deſſen Hände einſt von dem Blute eines reichen Bürgers der City gefärbt waren, der ihn — den Armen — zu ſchändlichen Lüſten zwingen wollte, war auch Ebbi hinausgetreten in den Hof, und da ſie von Begnadigungen hörte, hatte ſie erwartungsvoll der Vorleſung der Namen zugehorcht. Der Gouverneur betrachtete ſie mit Wohlgefallen und erkundigte ſich bei ihrem Vater nach dem ſchönen Mädchen. Die meiſten Namen waren nun verleſen worden, nur einige Wenige wurden nicht genannt, und ihre Träger ſchlichen ſich in ſtillem Grame von des Richters Hofe. Auch Morris' Name ſtand nicht auf der Liſte. Ebbi fiel es nicht auf. „Er iſt ja kein Verbrecher," dachte ſie ſich, wie käme ſein reiner, unbefleckter Name unter die Zahl der Verdammten oder Begnadigten. Wir können nach England reiſen, wenn wir wollen, und der Gouverneur, der junge, ſchöne Herr, der mich ſo leutſelig betrachtet, ſoll in den erſten Tagen, ohne daß es der Vater weiß, meine Bitte hören. Das erſte rückſegelnde Schiff nimmt uns dann auf.“

Dieſe Gedanken beſchäftigten Ebbi, aber finſtrer durchkreuzten ſie ſich in Morris' altem Kopfe. Alle waren genannt worden, die Zurückgerufenen, wie die auf längere Zeit Verurtheilten, aber die Wenigen, die ſich nicht auf der Liſte befanden, waren auch in England nicht mehr dem Namen nach gekannt, ſie waren getilgt von den Geſchlechtsregiſtern der Nation, ihre Verwandten hatten andere Namen annehmen müſſen, um der Schande zu entgehen — es waren die bürgerlich Todten.

Der Gouverneur verließ den Hof unter dem wiederholten Hurrahgeſchrei der Begnadigten, von denen Einige, im frohen Rauſche ihrer bevorſtehenden Abreiſe, langgeſparte Vorräthe freudig herbeiſchleppten, um den Neuangekommenen ein Feſt des Empfanges zu bereiten.

Der Lärm zog ſich bis gegen Morgen. Die anfänglich ſcheuen Eingeborenen miſchten ſich unter die Fröhlichen und keine Macht ließ ſich's einfallen, dieſer Freude Einhalt zu thun.

6.

Pinkſon war nicht auf des Richters Hofe erſchienen. Er wußte, daß ihn Niemand vermiſſen würde, denn ſein Name wurde in England nicht mehr genannt.

Er hatte unterdeß eine für ihn ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Der Zufall wollte, daß bei der Vertheilung der Ankömmlinge ein Weib von dreißig Jahren ungefähr ſeiner Hütte zugewieſen wurde. Sie hatte eine nicht unangenehme Geſichtsbildung und einen Anſtrich des Benehmens, der von der gewöhnlichen Rohheit dieſer Anſiedler ſehr abſtach. Da es die Höflichkeit unter dieſen Leuten erheiſchte, nie nach dem Verbrechen zu fragen, welches die Urſache der neuen Bekanntſchaft unter dem fremden Himmelsſtriche geworden war, und Pinkſon, um einen günſtigen Eindruck auf ſeinen Gaſt zu machen, nicht dagegen fehlen wollte, ſo ſuchte er bei den Andern einige Auskunft zu erhalten. Man wußte ihm zu ſagen, daß es eine berüchtigte Giftmiſcherin ſei, die London durch mehre Jahre in Angſt und Schrecken verſetzt hatte. Pinkſon pries ſein Geſchick. Während Alles im Hofe des Richters verſammelt war, ſaß er bei dem Weibe. Speiſ' und Trank, ſo gut ſie auf Ulimaroa anzutreffen waren, ſogar ſaftiges Schweinefleiſch, ein in damaliger Zeit koſtbarer Leckerbiſſen, hatte er ſich zu verſchaffen gewußt, und eine Flaſche alten Portweines, den ihm ein befreundeter Capitän zurückgelaſſen hatte, und den er immer zu einer feſtlichen Gelegenheit aufgeſpart, mußte herbei, um, mit einem berauſchenden Indianer-Tranke vermiſcht, die Stimmung von Wirth und Gaſt zu ſteigern.

Das Weib war geſprächig und ließ ſich nicht lange um die Mittheilung ihrer Schickſale bitten. Sie hatte einen berüchtigten Kerl zum Manne gehabt, der bei der Matroſenpreſſe gebraucht worden war und in einem blutigen Handel ſein Ende gefunden hatte. Sie trieb zuerſt Geldgier zu einer Vergiftung und da ſie dabei ſo leicht keine Gefahr für ſich ſah, ſo mordete ſie fort, ſo wie ſich Gelegenheit dazu darbot. Zu einem Morde mit dem Stahl würde ſie ſich nie verſtehen können, ſagte ſie, ſie habe einen Abſcheu vor Blut. Kein Huhn könne ſie ſchlachten. Jetzt da ihr das Handwerk wol für immer gelegt ſei, wolle ſie auch nicht leben. Es wäre ihr recht geweſen, wenn man ihr das Leben genommen hätte, aber die Richter erkennen keinem Weibe die Todesſtrafe zu, um die Colonie zu bevölkern. „Nun," ſetzte ſie lachend hinzu, „will ich einmal ſehen, wer ſich um mich bewirbt. In England war ich namenlos, hier aber gelte ich vielleicht etwas, denn ich bin die Tochter eines angeſehenen Bürgers, der ſeit Jahren ſchon hier iſt und dem ich ganz mein jetziges Loos zu verdanken habe. Während er mich im Wohlſtande und Ueberfluſſe ins Leben rief, zur Faulheit und zum Schlemmen erzog, überhäufte er mich in meiner erſten Jugend mit einem ſolchen Maße von Schande, daß mich die Menſchen aus ihrer Mitte verſtießen und mir die einzige Wohlthat, die gerechte Strafe wurde, nicht mehr den Namen meines Vaters tragen zu dürfen."

„Die Tochter eines auf Lebenszeit Verbannten alſo?" fiel ihr Pinkſon heftig in die Rede.

„Die Tochter des Goldſchmiedes Morris, des Falſchmünzers —" ſagte das Weib. „Meine Mutter ſtarb im Elende, mein Bruder lief davon, Niemand weiß wohin. Ich war allein, der Himmel hatte mir nur Schönheit und Schande zu Theil werden laſſen, und Jeder gbraucht ſeine Mittel; von Beiden nährte ich mich."

„Ihr ſeid Eliſa Morris?" rief Pinkſon von freudiger Rachſucht gehoben. „Eliſa Morris, die Tochter meines Todfeindes, die Giftmiſcherin, die Schweſter meiner Geliebten, o köſtlicher Schatz! Gütiger Himmel, welch köſtlicher Schatz! Du bleibſt bei mir. Hier wohnen Rache, Gift, verzweifelte Plane, Hoffnung, Glück und eine goldene Zukunft. Wie es auch komme, nun iſt der Ausgang gut, Glück des Daſeins empfinden, von dem ſie hier nur ein ſchwaches Vorgefühl hegen konnte.

Sie wollte die Gewißheit ihres Glücks nicht länger verſchieben und andern Tages den Vater nach Fort Sidney begleiten, der dort Geſchäfte hatte.

Bei frühem Morgen erhob ſich Morris von ſeinem Lager, ordnete einige Papiere und griff nach ſeinem Hute von Baſt und ſeinem knotigen Stabe, während Ebbi eine Art von Sandalen um die Knöchel befeſtigte, wie ſie auf Neuholland getragen wurden.

„Du willſt mit mir gehen,“ fragte Morris, „und das Haus allein den wilden Gäſten überlaſſen, die wir noch immer gezwungen beherbergen müſſen?“

„Ach, Vater, ich fürchte ſie,“ erwiderte Ebbi, „laßt mich immerhin Euch begleiten. Wir legen das große engliſche Schloß vor unſere Thür und da können ſie uns von den Vorräthen nichts ſtehlen — im Hofe mögen ſie treiben, was ſie wollen. Sie haben Holz, um ein Feuer zu machen, wenn ſie kochen wollen, und wie mir's ſcheint, ſo hat ſich ihr Muthwille ſchon gelegt, ſeitdem ſie hier ſind. Einige unter ihnen werden die Uebrigen wol in Zucht halten können. Sie werden ſich damit begnügen, klares Waſſer aus unſerm Brunnen zu ſchöpfen, um ſich zu laben, denn mit dem Rum iſt es ohnedies vorbei, der floß nur am erſten Abende.“

„Und wenn uns die Böſewichte den Brunnen verſchütten, der ſie tränkte?“ ſagte der Vater beſorgt. „Doch komme nur, mein Kind, ich will Dich auch lieber mitnehmen, denn ich habe viel im Fort zu ſchaffen und kann erſt ſpät wieder heimkehren.“

Damit machte er ſich daran, das Vorlegeſchloß anzulegen, und Ebbi ging voraus, dem Fort zu, von geflügelter Hoffnung getragen.

Während Morris dort bei den verſchiedenen Beamten ſeine Geſchäfte beſorgte, hatte ſich Ebbi, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber, auf einen Stein geſetzt und in einem fort nach ſeinem Fenſter geſehen, ob ſie ihn nicht darin erblicken würde. Sir Thomas Lawrence ward bald, ſeine Cigarre im Munde, ſichtbar, ein Fernglas in der Hand, und hatte kaum das Mädchen auf dem Steine bemerkt, als er im feinen, unmilitäriſchen Morgenanzuge herabkam, um eine, im Fluge, bei der erſten Viſitation der Colonie, gemachte Bekanntſchaft zu ſeiner Unterhaltung weiter auszuſpinnen.

Ebbi ſprang ſchnell auf, wie ſie den Gouverneur auf ſich zukommen ſah, und ſtand ihm verlegen gegenüber. Nie hatte ein Mann dieſen Eindruck auf ſie gemacht. Er war ſchön gewachſen und die feine, wenngleich nachläſſige Kleidung, ſowie die feſte militäriſche Haltung erhöhten dieſen Reiz.

Das arme Mädchen ſtand vor ihm, in ſeiner wunderbaren Schönheit ſtrahlend, wodurch ſie eine Herrſchaft über jedes Männerherz unbewußt ausübte, und würde es kaum gewagt haben, den Europäer anzureden, wenn ſie nicht ein inneres Gefühl dazu geſtärkt hätte, das ihr ſagte: „Du biſt ja unſchuldig und frei, und Dein Vater iſt es auch. Es iſt nicht das Verhältniß der Andern, worin Du zum Gouverneur ſtehſt, Dein Vater iſt königlicher Beamter, wie er, nur ihm untergeordnet.“

Sir Thomas aber ſah dies Alles nicht aus ihrem Geſichtspunkte an.

„Du erwarteſt Deinen Vater hier?“ rief er ihr entgegen, als er noch mehre Schritte von ihr entfernt war.

„Ach ja, ich habe ihn hierher begleitet," antwortete die ſchüchterne Ebbi, „weil ich mich zu Hauſe mit den rohen Europäern allein zu ſein fürchte."

„Ja wol ſind es böſe Leute," ſagte der Gouverneur. „Du biſt hier geboren?" fügte er freundlich hinzu.

Ebbi bejahete es.

„Und wollteſt Du nicht einmal England ſehen?" fragte er weiter.

Mit dieſer Frage war der armen Ebbi die Schleuſe der Rede aufgezogen worden, die ſich nun mit holder Geläufigkeit über ihre Lippen ergoß. Sie theilte dem Gouverneur Alles mit, was ſie in dieſer Hinſicht auf dem Herzen trug. Dieſer vertiefte ſich immer mehr in das Anſchauen ihrer gefälligen Züge, ihrer ungeſchmückten Grazie, ihrer unbefangenen Unſchuld, der lieblichen Miſchung der wilden Natürlichkeit der Eingebornen mit der angeborenen Sanftheit der Europäerinnen.

Er hatte noch keine Antwort für ſie, als ſie ſchon lange geendet hatte.

„Du willſt alſo nach Europa —" ſagte er endlich nach einer Weile. „Ja, mein Kind, dazu kann Rath werden. Doch mußt Du Dich vorerſt mit unſern Sitten und Gebräuchen vertrauter machen, um Dein Geburtsland unter uns nicht zu ſehr zu verrathen, was Dir nicht zur Empfehlung gereichen würde."

Gekränkt fiel ihm Ebbi in die Rede:

„Wir ſind ja unſchuldig hier und mein Vater —"

„Laſſe das gut ſein, Kleine," nahm der Gouverneur ſchnell das Wort. Die „Fortuna geht morgen unter Segel, und das würde ſelbſt für Deine heißeſte Sehnſucht, dieſem Lande zu entfliehen, zu ſchnell kommen. Doch ein Wort von mir und der Capitän muß ſeine Abreiſe noch aufſchieben. Es kann lange währen, bis hier wieder ein Schiff aus Europa landet, und die Mittheilungen, die ich über die Colonie zu machen habe, ſind zu wichtig, als daß der Capitän der Fortuna ohne ſie abſegeln könnte. Ich verzögere ſie um ein paar Tage und dann kann er Dich nach England mitnehmen. Du ſiehſt, daß ich Alles für Dich thun will, und ich rechne auf Deine Dankbarkeit. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um das Uebrige mit Dir zu verabreden."

„Und mein Vater?" fragte Ebbi befremdet, „wird es nicht beſſer ſein, wenn er ſelbſt über Alles Rückſprache nimmt?"

„Deinem Vater ſprich noch nicht davon;" ſagte der Gouverneur, „es würde ihn zu ſehr erſchüttern. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um dort ohne Zeugen mit Dir zu ſprechen."

Bei dieſen Worten nickte er ihr freundlich zu und verließ ſie.

„Erſchüttern? den Vater erſchüttern?" ſagte Ebbi zu ſich ſelbſt, „er kennt den Vater nicht und glaubt, daß er ungern die Colonie verlaſſe. Aber ſagen will ich ihm noch nichts davon, um ihn mit der Kunde deſto mehr zu überraſchen, wenn alle Hinderniſſe beſeitigt ſein werden.

Nur in der ſchnellen Abreiſe der Fortuna glaubte ſie ein Hinderniß zu ſehen, und ſie freute ſich mit der ſichern Ausſicht, nach England zu kommen, pries ſich glücklich, in dem jetzigen Gouverneur einen ſo gefälligen Freund gefunden zu haben, und wollte gern die Ankunft eines Transportſchiffes auf der Inſel abwarten.

Nachdem Morris ſeine Geſchäfte abgemacht hatte und nach Hauſe ſeine Schritte lenkte, lief Ebbi munterer, als am Morgen, neben ihm her und ſchaute nach dem finſtern Vater, lächelnd und mit leuchtenden Augen.

8.

Welche Veränderung bringt das wunderbare Klima der Tropenländer auf alle Weſen des Erdballs, ſelbſt auf die Elemente, hervor; das Aeußere nimmt andere Geſtalten und Formen an, und auch das Innere, die Seele, verändert die Art und wird der Spiegel, der Nachklang der ſie umgebenden neuen Welt.

Das Meer, das mit ſeinen grünen Wellen die grauen Fiſche deckt, leuchtet hier in gluthiger Pracht über zahlloſen Molluſken, die, ſelbſt kalt und trüb, dennoch dem Meere jenen Glanz verleihen; von unterirdiſchem Feuer gehoben, ſteigt die Erde empor auf die Oberfläche des Meeres und ſie belebt und pulſirt dieſe Welt im Entſtehen. Bewohner ſendet ihr das übervölkerte Aſien, das ſüdliche Afrika, Menſchen und Thiere, und ſie zerſtreuen ſich in dieſe öden Eilande und pflanzen ſich fort und werden wunderbar wie ſie.

Der treue Hund, der bellende Wächter des Hauſes, ſchweift hier wild und tonlos, ein unheimliches Thier, in den Felſen umher; das fleckige Opoſſum, der fabelhafte Hirſcheber und der Meerelephant, ſeltſame Vermiſchungen der Gattungen, bevölkern dieſe Wildniſſe der Erde und der Gewäſſer. Und dazwiſchen lebt der Menſch, arme Sprachen lallend, ähnlich dem erſten Sprechen der Kinder. Aber roh und wild in ſeinen Begierden und reich an allen Mitteln, ſie zu befriedigen, wenn ihm gleich Worte fehlen, ſie zu bezeichnen.

So wird der phlegmatiſche Engländer zum Wütherich unter dem Einfluſſe dieſes Himmelsſtrichs und in dem Gefühle ſeiner Macht, der zu Hauſe ein ungefährlicher Dandy, den Schönen ſeiner Heimat die Köpfe verdreht und höchſtens einen Renner zu Tode gejagt hätte. Aber hier prägen ſich die Triebe der Mordluſt und der eiſernen Beharrlichkeit, welche in dem Gemüthe der kalten Nordſeeinſulaner ſchlummern, mit ganzer Macht aus. Der ſtarre Egoismus, die Luſt an Parforcehetzen und Hahnenkämpfen, der räthſelhafte Spleen, alle dieſe Eigenſchaften eines engliſchen Gemüthes werden furchtbar unter dem Stich der Tropenſonne, wenn ſie ausgerüſtet ſind mit der Macht eines Nabobs, oder der willkürlichen Gewalt eines Colonial-Gouverneurs. Der natürlich mäßige Orientale, der träge Chineſe, der wollüſtige Malaye, was ſind ſie in ihrer Grauſamkeit, ihrer rohen Sinnlichkeit, ihrem despotiſchen Muthwillen gegen den verfeinerten, unnatürlichen Europäer, der ſich in ihre Umgebungen verſetzt ſieht!

Ebbi ſchützte andern Tages ein Geſchäft außer dem Hauſe vor und ging ſorglos und heiter auf das Fort zu. Ein alter Matroſe, des Gouverneurs treuer Diener, führte ſie ins Haus, das etwas beſſer gezimmert war als das ihrige und nur wenig von den Bequemlichkeiten eines europäiſchen enthielt. In einem Zimmer des Erdgeſchoſſes empfing ſie der junge Machthaber auf einem Ruhebette liegend, das mit einem Teppich bedeckt war und über welchem ein paar herrliche Sackpiſtolen hingen. Ebbi blieb in einiger Entfernung, ſtumm und verlegen, ſtehen und wartete ab, was ihr der Beſchützer zu ſagen haben würde. Dieſer blieb ihr aber ebenfalls ſtumm gegenüber und begnügte ſich damit, ihr anmuthiges Bild mit feurigen Blicken zu betrachten.

„Du haſt wahrlich Unrecht,“ fing er nach einer langen Pauſe an, während welcher die Verlegenheit des ſchönen Mädchens den höchſten Grad erreicht hatte, „Fort Sidney verlaſſen zu wollen, um Dich allein in Europa in unbekannte Gefahren zu ſtürzen. Iſt Dir's unlieb, in dem

Hauſe Deines Vaters zu verweilen, ſo komme in mein Haus, wo Dich nichts daran erinnern ſoll, daß Du die Tochter eines Verbannten biſt. Und iſt es nach einem Jahre noch Dein Wunſch, dies Land zu verlaſſen, ſo kannſt Du mir folgen, und ich werde nie vergeſſen, daß Du mir die Langeweile hier verſüßt haſt."

Bei dieſen Worten ſtand er auf, umfaßte ihren Leib und zog mit ſanfter Gewalt die ſich Sträubende auf ſein Ruhebett.

„Nun Ebbi?" fuhr er fort. „Kannſt Du Dir ein herrlicheres Loos denken, als das, welches ich Dir anbiete? Ich bin hier Herr, die Macht des Königs von England iſt groß, und er hat mich damit ausgerüſtet, um ſie in einem Welttheil zu üben, wohin ſein Arm nicht reichen kann. Biſt Du mir gefällig, ſo ſollſt Du glücklich ſein, wie keine Deiner Schweſtern in Europa, und an meiner Seite ſollſt Du dort einſt erſcheinen und für eine Lady gelten; ladeſt Du aber meinen Zorn auf Dein Haupt, ſo kann ich Dich hier verderben und nie ſollſt Du das prächtige London ſehen und das herrliche Eiland, wo die Herren der Welt wohnen."

Ebbi blickte ihn fragend an, ſie verſtand nur halb den Sinn ſeiner Worte. Sie vernahm wol die Verheißung, in Jahresfriſt dem Gouverneur nach England folgen zu dürfen, aber ſie hörte zugleich, daß ſie ihm gefällig ſein ſolle, dienſtbar als Magd, würde ſie ſich's erklärt haben, wenn nicht die ganze Art des Empfangs, das Nebeneinanderſitzen, Hand in Hand, und die aufmerkſamen Blicke des Gouverneurs ihr jenen Wahn wieder geraubt hätten. Und dann glaubte er doch auch, daß Vater Morris ein Verbannter ſei und ihnen nicht nach England folgen dürfe, dies mußte ſie ihrem neuen Freunde gleich benehmen.

„Mein edler Herr," ſprach ſie beſcheiden, „ich fühle wohl, wie gütig Ihr gegen mich ſeid, und will gern Euch in Allem gefällig ſein —"

Da ließ ſie der junge Brite nicht ausſprechen, und in glühendſter Liebeswuth warf er ſich auf ſie und bedeckte ihren Mund, Hals und Buſen mit brennenden Küſſen.

Das nach Landesſitte halbnackte Mädchen wand ſich ſchreiend in ſeinen ſtarken Armen, und er rief immer dazwiſchen: „ich nehme Dich mit nach England — nicht leben kann ich ohne Dich — Du ſollſt die ſtolzeſte Lady beſchämen!"

Mit der jenen Naturmenſchen eigenen Gelenkigkeit und Kraft gelang es endlich der geängſtigten Ebbi, die eines ſolchen Ausbruchs ſich nicht verſehen hatte, ihm zu entkommen und die Thür des Zimmers zu erreichen, und ſchon wollte ſie die Klinke ergreifen, als ſie aufgeriſſen wurde und ein junger Menſch, ſchön wie der pythiſche Sieger, herein und auf den Gouverneur zutrat.

„Ich könnte mich damit begnügen," ſagte er kalt, „dieſe Scene geſtört zu haben, wenn wir im Vaterlande wären. Aber hier muß ich weiter gehen, um dies unſchuldige Mädchen Deinen Klauen zu entziehen."

In dem bleichen Geſichte und der lächelnden Miene des Gouverneurs malte ſich eine Verlegenheit, die vergebens ſich hinter Hohn zu verbergen ſtrebte.

„Dies Mädchen, mein Herr!" fuhr Jener fort, „glaubten Sie ganz ſchutzlos, und ſich wähnten Sie allmächtig, darum wagten Sie dieſen ſchändlichen Angriff. Aber der Himmel gibt oftmals der verfolgten Unſchuld einen Schutzengel, der ſie umgibt. Wenn Sie in Ihrem modernen Unglauben dieſe Meinung auch lächerlich finden, ſo mögen Sie mindeſtens mich für einen Vertreter derſelben halten.

den ein Zufall hierher führte. Forſchen Sie nach meinem Rechte — ſo diene Ihnen zur Antwort — daß Das, was ich ſah und hörte, mir ein vollkommenes dazu gibt — erzeigen Sie mir daher die Ehre, ſich mit mir zu ſchießen!"

Mit dem Stolze eines britiſchen Ariſtokraten und der verächtlichen Miene eines geſchliffenen Weltmannes nahm der Gouverneur dieſe Herausforderung auf.

„Die Geſetze der Ehre ſind hier nicht verletzt," ſprach er kalt. „Die Tochter von Sidney-Gowe, und ihr feuriger Vertreter oder Schutzengel, wie Sie wollen, werden mir nicht dergleichen vorſchreiben können."

„Und doch — weil ich's will!" rief der Jüngling in geſteigertem Zorne.

„Wir ſind hier nicht in Europa, wo Edelleute um einer Tänzerin willen ſich das Lebenslicht ausblaſen. Hier an der Botany-Bay läßt der Gouverneur der königlich großbritanniſchen Colonie ſich von keinem Studenten von Oxford in ſeinen Unterhaltungen ſtören, und wenn ihn ſelbſt der erſte Herzog des Reichs als ein verlorenes Kind auf der Landſtraße gefunden hätte."

Dabei wandte er ſich ſtolz von ſeinem Gegner und ging dem Hintergrunde des Zimmers zu, indem er der zitternden Ebbi zurief: „ſie möge andern Tages wiederkommen."

Aber im Nu war der junge Unbekannte zu dem Ruhebette hingeſprungen und hatte mit ſicherm Griffe beide Piſtolen vom Nagel genommen, von denen er muthmaßen konnte, daß ſie geladen waren. Mit wunderbarer Schnelle war alles Blut, das ſoeben noch ſeine Wangen glühend färbte, aus ſeinem Geſichte verſchwunden und hatte eine Todesbläſſe ſich darüber verbreiten laſſen. Der Gedanke, daß er einen Augenblick nachher ein Mörder ſein könne, brachte dieſe gewaltige Verwandlung in ihm hervor.

„Nun denn," ſprach er dumpf und bebend, „da Du denn ſelbſt mich ein verlornes Kind nennſt, ſo magſt Du wiſſen, daß ich in dieſem Augenblicke meinen Vater wiedergefunden habe. Dieſem Momente, dem ich alle Freuden meines Lebens bis jetzt geopfert habe, dankeſt Du, daß ich Dich nicht todt niederſtrecke. Aber eben deshalb hoffe ich, daß Du nichts gegen mich unternehmen werdeſt. Du wirſt meinen Edelmuth zu vergelten wiſſen. Erfahre denn, Ebbi iſt meine Schweſter und ich eile mit ihr in die Arme des lange beweinten Vaters."

Der Gouverneur hatte ſchnell das Zimmer verlaſſen; Ebbi ſtand da wie im Traume und wußte ſelbſt nicht, wie ſie hinabgekommen war aus dem Fort und nun an der Seite eines ſchönen, fremden Mannes der väterlichen Wohnung zueilte.

Der alte Morris ſah beſorgt hinaus auf den Weg und war nicht wenig überraſcht, ſeine Tochter in der befremdenden Geſellſchaft, wie vom Winde getragen, auf ſich zueilen zu ſehen. Bald ſtanden Beide vor ihm. Lange betrachteten ſich der alte Verbannte und der fremde Jüngling. Die Stimme der Natur ſpricht immer zum Gemüthe des Menſchen, doch unverſtanden im Gewühle und in den Zerſtreuungen des uns täglich umgebenden Lebens; in der Einſamkeit und auf der Höhe des Unglücks, wo der Menſch horcht auf jeden leiſen Ton der Hoffnung, wird ſie ihm verſtändlich und heilt das zerriſſene Herz.

„Dies iſt kein Fremder!" tönte es in Morris', des Falſchmünzers, Innerm, „der Beſuch bringt Dir Glück," bebte es wie Glockenklang durch die zitternde Bruſt. Kein gewöhnliches Wort des Willkomm's kam aus ſeinem Munde, er harrte aufmerkſam, wie ſich ſeine Ahnung aufklären würde. Der Jüngling ſtand mit wonniger Rührung in den Zügen dem Alten gegenüber. Endlich ſtürzte er lautſchluchzend zu ſeinen Füßen, ergriff ſeine Hand und rief: „und ich kann nichts thun, mit allen Gütern der Erde, ihn zum Leben und zum Glücke zu führen!“

„Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!“ ſchrie der Alte in verzweiflungsvoller Ohnmacht und ſank entſeelt auf die harte Erde, an die ihn eine unſichtbare Feſſel geſchmiedet hatte.

Nach einer Pauſe erholte er ſich wieder und erblickte ſich an ſeinem Herde zwiſchen dem Sohne des Vaterlandes und der Tochter der Verbannung.

Nach des Vaters Einſchiffung irrten die Mutter und beide Kinder im Elende umher. Bald trennte ſie Noth und Kummer. Die Mutter ſtarb; die Kinder bettelten im Lande. Wo die Schweſter geblieben war, konnte Jonathan nicht berichten. Alle Verſuche, eine Spur von ihr zu entdecken, waren fruchtlos geblieben, weil ſie keinen Familiennamen mehr hatten und die namenloſe Bettlerin lange unter fremden Leuten verſchollen war. Dem ſchönen Knaben ward ein ſeltenes Glück zu Theil. Der Viscount von Dunbal, von altem Geſchlechte und kinderlos, traf ihn zufällig, nahm ſich ſeiner an und ſorgte für ihn. Er ließ ihn in Oxford ſeine Studien machen und gab ihm ſeinen Namen und ſein Vermögen, als er ſich von den glücklichen Anlagen des jungen Menſchen überzeugt hatte. Die einzige Bedingung, die er ihm machte, war die, bei ſeinen Lebenszeiten nie ſeines Vaters Erwähnung zu thun und nur ihn ganz als ſolchen zu betrachten. Es war in der That nicht zu viel verlangt und das dankbare Gemüth des Adoptivſohnes übertrug ihm alle Liebe, deſſen ſein Herz fähig war. Aber gleich einem finſtern Schatten verfolgte ihn die Nebelgeſtalt ſeines rechten Vaters. Wachend und träumend ſah er ihn vor ſich in undeutlichen Umriſſen, von Gram abgezehrt und erliegend unter der Laſt ſchwerer Arbeit in dem fremden Lande. Er — der Sohn eines zum Tode verurtheilten Verbrechers — in Glanz und Ehren gewiegt, er konnte nicht froh werden ſeines Lebens und fluchte ſeinem Daſein. Er zürnte dem Himmel, der an ihm das Unrecht gut machen wollte, das er und die Menſchen an ſeinem armen Vater verübt hatten. Er hatte die Geſetze ſeines Landes ſtudirt und ſein Herz empörte ſich bei ihrer kalten Grauſamkeit. Das Geſetz ſoll keiner Deutung unterliegen und mit der größten Beſtimmtheit ſprechen, darum ſollten aber auch die Geſetzgeber vor Allem Menſchen ſein, die ſich ſelbſt kennen und mild denken von Irrthümern und Vergehungen. So verging ihm ſchnell die erſte Jugend in freudloſem Glanze, die Kindheit hatte ihm nur Elend geſpendet, doch war er bewußtlos und roh, gleich einem jungen Thier, darüber hinweggekommen. Endlich ſtarb ſein Wohlthäter. Mit dem Antritte des Erbes befriedigte er den lang gehegten Wunſch, nach dem fernen Auſtralien zu ſchiffen. Mit dem neuen Gouverneur, der in ihm nur den britiſchen Sonderling ſah, war er durch Magelhans-Straße gezogen und an der Südſtküſte von Neuholland ans Land geſtiegen. Hier fand er ſeinen Vater und für die verlorne, unbetrauerte, eine ihm fremde, in dieſer Zone geborne Schweſter. Sein Vater hatte keinen Namen mehr in England, er wollte ihm jetzt den ſeinigen geben. Der Viscount von Dunbal wog den Namen Morris wol hinlänglich auf. Er wollte ihn nur erſt wieder ſehen und in England ſeine Befreiung erwirken, es koſte, was es wolle. Dann aber nicht mehr mit ihm zurückkehren in das Land ſchmerzlicher Erinnerungen, ſondern unter einem milden Himmelsſtriche ſeinen Wohnſitz aufſchlagen.

Alles Dies theilte er dem entzückten Greiſe mit, der nur bänglich ſein Herz der Freude öffnete und immer nicht glauben konnte, daß er denn wirklich am Ende ſeiner Tage noch glücklich werden ſollte.

Ebbi weinte ſtill und hörte zu. Mit der Kenntniß ihres ganzen Unglücks kam ihr auch der Troſt einer glücklichen Zukunft. Sie ſah ſich gerettet und reich mit einem Male. Nur vom Gouverneur beſorgte ſie eine Zerſtörung all ihrer Hoffnungen, aber ihr Bruder drückte ihr feſt die Hand und vor ſeinem Ernſte und ſeiner Ruhe ſchwanden die trüben Vorſtellungen, und ſie überließ ſich dem Glauben, daß der Himmel, der ſie durch Noth und Elend zu zu dieſem Glücke geführt hatte, nicht ſein ſchönes Werk durch Menſchenbosheit werde zertrümmern laſſen.

9.

Während der Abendhimmel wieder einmal ſich mit allen ſeinen Kronjuwelen geſchmückt hatte und wie ein Fürſt der Ruhe und des Friedens auf einem Throne goldener Wolken einherſchwamm, keimte die ſchwarze Nacht des Verbrechens auf einer andern Seite ſchauerlich ſtill hervor, um ſich bald im wilden Oceane verderblich zu entladen.

Es war am ſpäten Abend. Pinkſon ſaß neben ſeinem Gaſt in ſeiner Hütte und horchte ſeiner Worte. Eine dunkelrothe Gluth zehrte an dem Holzklotze, der unter dem Rauchfange glimmte, und der Ueberreſt der Abendmahlzeit ſchmorte auf dem Feuer, unbeachtet von den Sprechenden. Pinkſon genoß die Freude eines Indianers, der eine Schlange durch Biſſe, die er ſie in irgend einen Gegenſtand thun läßt, ihres Giftes beraubt hat, und nun mit ihr ſorglos ſpielen kann. Da liegt das herrliche, bunte Ungeheuer, ſich ergötzend in üppigſchönen Windungen, bald zum Knäuel geballt, dann emporgeſchnellt mit Rieſenkraft, den Rachen aufſperrend und die tödtlichen Waffen zeigend — und der Indianer zieht der Schlange die giftloſen Zähne aus, um ſie ſich als Spielzeug zu kirren, und die Ohnmächtige ziſcht vergebens, das Gift, das ſie ſo furchtbar machte, kann ſie nicht mehr in das Blut des Verwundeten gießen.

Eliſa vertraute ihm Alles. Sie hatte mehr als den Tod verdient, ſo viele Gräuel waren durch ſie verübt worden. Aber der Geſchicklichkeit ihres Vertheidigers, ſowie der Unbekanntſchaft der Richter mit allen ihren Verbrechen, dankte ſie die Milderung der Todesſtrafe.

Pinkſon erhitzte dieſe Unterhaltung und ſteigerte den Wahnſinn, der ſich ſchon längſt in dem Hirne dieſes Verbrechers gebildet hatte.

„Ich wollte,“ ſagte er, „daß Dein Vater, der alte Morris, klüger geweſen wäre, ich wollte es zu ſeinem Heile, denn ich meinte es gut mit ihm. Hätte er mich nicht ſo ſchnöde abgewieſen, ſo konnte er leben bleiben, nun muß er mit Allen hinunter.“

„Hinunter?“ ſchrie Eliſa. „Mit Allen hinunter? Was haſt Du erſonnen? Halte damit nicht zurück!“

„Es iſt kein Mittel, dieſem Eilande zu entkommen,“ ſprach Pinkſon, „wenn man nicht zu einem gewaltigen zu greifen den Muth beſitzt. Alle Verſuche, dem ſchändlichen Drucke, womit unſere Verfolger uns hier noch plagen, ſich zu entziehen, ſcheiterten. Einige von uns, die ſich in das Innere wagten und ſo zu entkommen trachteten, wurden entweder von den wilden Thieren oder den Einwohnern gefreſſen. Die See bildet ein nicht zu überſchreitendes Bollwerk, und es iſt mir ein unerträglicher Gedanke, unter dieſem Geſindel hier im Elend zu verſchmachten, von der heulenden See und den Bewohnern der Wildniß rings eingeſchloſſen. Glaube mir, es gibt keine ſchrecklichere Sklaverei als dieſe. Ein Todesſtreich iſt Glück, ein Kerker in Europa, und wär' es der ödeſte, iſt Wonne. Jener hebt uns weg in einem Nu aus dem Thal des Elends. Es muß ein Schmerz ſein, nicht ſo ſtark wie das Ausreißen eines Zahnes. Der ödeſte Kerker in Europa hat eine Pforte, und ſei ſie auch noch ſo klein, durch welche die Hoffnung blickt, wenn der Kerkermeiſter ſie öffnet, um das Hungermahl hineinzuſchieben. Durch dieſe Pforte kann dereinſt die Befreiung hereinſchreiten, und der Gefangene nährt dieſen Glauben und hält feſt daran. Aber hier iſt alle Hoffnung geſtorben. Von hier aus ruft uns kein engliſcher Steuermann an Bord mehr, nur der finſtere Schiffer erſcheint dem Hoffnungsloſen und führt ihn hinüber — zu welchen neuen Qualen?"

Pinkſon verſtummte; Eliſa blickte ihn groß an. Sie hatte eine ganz andere Mittheilung erwartet. Das gewaltige Mittel wollte ſie kennen, das man ergreifen müßte, um dieſem Elende zu entfliehen, ſtatt deſſen wurden ihr leere Betrachtungen aufgetiſcht, die ihr nicht zuſagten.

„Und wie willſt Du denn dieſem Looſe entrinnen? Was kann Dir frommen und allen Andern Verderben bringen?" fragte ſie geſpannt.

„Dir's jetzt zu ſagen, wäre unklug!" erwiderte Pinkſon. „Ein furchtbarer Plan iſt mir gereift in ſchlafloſen Nächten, der bald ausgeführt werden muß. Die Abreiſe der Fortuna iſt nicht mehr fern, dann mache ich mich zum Herrn der Inſel und jedes Boot bringt mich zur Freiheit! Deine Nähe ſtärkt mich wunderbar in meinem Vorhaben, Dich hat mir die Hölle geſendet. Dafür ſollſt Du aber auch mit mir fliehen — ſetzte er ſchaudernd hinzu — wenn Du mir ſchwören willſt, nach dieſem großen Werke, woran Du Theil haben ſollſt, keine Ratte mehr zu vergiften."

„Ha!" rief Eliſa, von einer Ahnung durchzuckt — und ihre Hände ballten ſich krampfhaft.

„Sie ſollen ſterben durch Gift — Alle auf dieſer Inſel — Du willſt die Brunnen vergiften?"

Pinkſon ſprach nichts.

„Und wo haſt Du ſo viel, um dies Werk zu vollbringen?" ſchrie ſie mit leuchtenden Augen.

Pinkſon ſchwieg, er getraute ſich nicht, ihr mehr zu verrathen. Die Abreiſe der Fortuna war auf den morgenden Tag beſtimmt, und ſein Vorhaben konnte morgen ausgeführt werden. Die in das Geheimniß eingeweihete Eliſa mahnte ihn, ſchnell zu ſein. Sein Vorrath an ſchnelltödtendem Gifte, den er Banalek zu danken hatte, ſchien ihm hinreichend. Er hatte es an dieſem Abende verſäumt, ſie im Thale aufzuſuchen, dies fiel ihm jetzt erſt ein. Plötzlich ſchallte ein eilender Schritt durch die Nacht; die Hüttenbewohner horchten hoch auf und herein ſtürzte Banalek, ihren gefüllten Kürbis in der Hand und mit wüthender Geberde vor Pinkſon tretend.

„Iſt das Deine Liebe?" ſchrie die Wilde. „Läſſeſt mich allein mit dem Gifte, das ich Dir doch bereitet habe, wie Du befahlſt, und kommſt nicht es Dir zu holen? Ich war nahe daran, es auszuleeren, aber Du biſt nicht werth, daß Banalek um Dich ſtirbt. Eher ſtirbt dieſe, welche Du mehr liebſt als mich!"

Bei dieſen Worten wollte ſie ſich auf Eliſa werfen, die nur mit Mühe ihren nach ihr ausgeſtreckten, nervigen Armen entkam. Pinkſon rang mit der Wilden und entriß ihr den Kürbis mit dem Gifte, den er ſeitwärts ſtellte.

„Aber verderben will ich Dich, Du Treuloſer!“ ſchrie Banalek, „ich laufe in dieſem Augenblicke zum Gouverneur, er ſoll es wiſſen, daß Du Gift geſammelt haſt, womit Du alle Einwohner der Inſel zu tödten vermagſt!“

Bei dieſen Worten war ſie aufgeſprungen und hatte mit ſchnellem Satze die Thür erreicht, aber Pinkſon eilte ihr nach, umfaßte ſie und ſprach ihr milde zu, um ſie zu beſänftigen. Er zog ſie ſich nach auf die Matte und verſchwendete Liebkoſungen an ihr und erklärte ihr den Zuſammenhang der Geſchichte, wie Eliſa zu ihm gekommen ſei, daß neue Ankömmlinge gelandet wären, und daß er in ihr eine Landsmännin entdeckt habe, die ihm nun vom Vaterlande viel zu erzählen wiſſe. Banalek wurde ſtill. Eliſa wollte wiſſen, was es gäbe, da dieſe Unterhaltung in der Landesſprache geführt worden war.

„Sie will mich verrathen — ich laſſe ſie nicht mehr aus dieſer Hütte —“ erwiderte Pinkſon ſchnell auf Engliſch.

Eliſa holte die Ueberbleibſel ihres Mahles vom Feuer und brachte Brot und einige Früchte herbei. Banalek, welche nun in ihr nur eine Verbannte erblickte und keine Eiferſucht mehr hegte, ſah ſie mitleidvoll an und, hungrig wie ſie war, griff ſie nach den Nahrungsmitteln, welche ihr Eliſa reichte.

Aber als wenn der Tod an den Fingern des Ungeheuers klebte, ſo verderblich wurde der Genuß derſelben der unglücklichen Wilden. Unter fürchterlichen Schmerzen hauchte Banalek in wenig Minuten den Geiſt aus. Pinkſon ſtand bleich daneben, keines Wortes mächtig. Die Vergifterin ſchaute ihr Opfer aufmerkſam an, verfolgte mit den Blicken eine jede der Krümmungen und Verzerrungen, bis die ſtarre

Leiche vor ihr lag. Ein Tuch feſt um den Mund des Opfers geſchnürt, verhinderte den lauten Ausbruch des Schmerzes, der die That verrathen haben konnte.

„Hätte ich die Wirkung gekannt, ſo wäre die Hälfte hinreichend geweſen," ſprach Eliſa mit gräßlicher Ruhe, indem ſie den Kürbis verſtopfte und ſich darauf die Hände wuſch. „Jetzt, Freund," fuhr ſie fort, „müſſen wir die Leiche aus dem Hauſe ſchaffen, ſie wird nichts mehr verrathen, doch hier dürfen wir ſie nicht behalten. Wohin Du ſie bringſt, um unſere erſte That in Nacht zu begraben, überlaſſe ich Deiner Klugheit und Landeskenntniß."

Pinkſon ging ſtillſchweigend in die Schlafkammer und holte einen alten dunkeln Mantel, worin er Banalok's kalte Glieder einwickelte. Dann warf er ſie über die Schulter und ſtieg mit ihr hinan den Weg, den ſie kurz vorher lebensfriſch und glühend gekommen war, zur Höhle der Wildniß; dort enthüllte er ſie und legte ſie nieder zur Aetzung des Panthers, der auf ſeiner allnächtlichen Jagd begriffen, im nahen Forſte heulte.

10.

Auf dem Rückwege nach der Hütte beſchäftigte Pinkſon der Gedanke ſeines Vorhabens. Er ſah ſein Geheimniß durch Zufall an ſeinen fürchterlichen Gaſt verrathen, und es ſchien ihm nicht klug, länger mit der Ausführung zu ſäumen. Noch in dieſer Nacht ſollte das Werk vollendet werden, hierzu wollte er ſich der Mitgenoſſenſchaft Eliſa's bedienen, durch ihre Erzählungen angefeuert, durch ihre Gegenwart ermuthigt; aber dann mußte er ſich auch ihrer entledigen, um nicht ſelbſt in ihrer Nähe einer ewigen Todesfurcht preisgegeben zu ſein.

Zwei Brunnen gab es auf der Küſte. Der eine in des Richters Hofe, der andere im Fort.

Bis Mittag, ſo dachte er, iſt die Wirkung des Giftes allgemein. Die Fortuna geht mit frühem Morgen unter Segel. Man wird glauben, irgend eine Epidemie fange zu herrſchen an, Schrecken wird ſich aller Gemüther bemächtigen und Niemand wird der Sache auf den Grund kommen. In der Verwirrung wird, was nicht ſogleich ſtirbt, daran denken, dem verpeſteten Eilande zu entfliehen, ein ſolch grenzenloſes Unglück wird Alles gleich machen, und Verbannte und Wächter, wer noch den Lebensfunken ſtark genug in ſich fühlt, wird ſich den Wellen anvertrauen und die Inſel, den Pfuhl voll Leichen und Gift verlaſſen.

Noch ruhete Alles im Weiler der Verbannten, als Pinkſon ſeine Hütte erreichte. Leiſe ſchlich er zur angelehnten Thür herein, um Eliſa zu belauſchen. Sie lag auf dem Thierfelle, das unweit des Heerdes ausgebreitet zur Nachtruhe diente, der obere Theil ihres Körpers war aufgerichtet, die Hände zupften krampfhaft an dem Felle, der Mund war verzogen, und das Lächeln des Wahnſinns ſpielte um ihn, die Augen ſtarrten aus weit aufgeriſſenen Kreiſen. Sie ſchien abweſend im Geiſte, und bemerkte den Eintretenden nicht.

Pinkſon ſchritt zum wohlverſchloſſenen Wandſchranke, wo ſein Giftvorrath aufgehäuft ſtand; auch den letzten Kürbis, den die unglückliche Banalek ihm gebracht hatte und der ihr ſelbſt zur Todesquelle geworden war, hatte er dort verwahrt, bevor er die Hütte verließ.

Er trat zu Eliſa hin und rüttelte ſie.

„Auf, auf!“ ſagte er. Die Nacht enteilt und wir dürfen nicht ſäumen.“

Eliſa fuhr, wie aus einem Traume geweckt, auf.

„Hier nimm die Hälfte dieſer Kürbisflaſchen,“ fuhr er fort, „und folge mir zum Fort und in des Richters Hof.“

Eliſa ſtand raſch auf, ohne ein Wort zu erwidern. Er bepackte ſie mit drei von den Flaſchen und ſie traten hinaus in die Nacht. Mit leichten Schritten gingen ſie an den Hütten vorbei. Kein treuer Wächter bellte ſie an, Alles ſchien in Frieden zu ruhen, wie in dem kleinen Gebirgsdorfe in Europa, wo der treue fleißige Landmann, nach dem beſchwerlichen Tagewerke, ermüdet, mit ſeinen engen Begriffen und ſeinen kargen Wünſchen zu Bette geht, doch hier waren nicht Aller Augen geſchloſſen, und waren ſie es, ſo zogen blutige Schatten an ihrem innern Sinne vorüber, und ſie träumten von ſchweren Ketten, von Richtbeilen und Blut, und prieſen ſich glücklich, wenn ſie mit dem Morgen erwachten und ſich auf Neuholland fanden.

Und an dieſen Schläfern vorüber ſchritt das alte Verbrechen, ſchaurig und rieſenhaft. Wie die Flamme, die an ausgebrannte Schlacken leckt, ſo wollte es dieſen Leben noch Verderben bereiten. Mit Gift beladen wankt es durch die Nacht, um den hülf- und rettungslos Verbannten im Morgentrunke den Tod zu bringen, und der Mond leuchtete zu dieſem Gange, und der Hof des Richters war unbewacht, und der Brunnen ſtand da offen und von keinem Engel geſchützt, um die tödtliche Gabe zu empfangen.

Auf den Zehen, damit der hallende Tritt auf dem Kies ſie nicht verrathe, traten ſie ein in Morris' Gehege. Nach allen Seiten die Blicke ſendend, und gewiß, daß Niemand ſie ſah, gingen ſie raſch auf den Brunnen zu, und ein Augenblick, ſo war die Hälfte der Kürbiſſe geöffnet und hinabgeworfen. Schnell flohen Beide davon und eilten dem Fort zu.

Noch zögerte die Morgenröthe, dem Meeresſchooße zu entſteigen, ein friſcher Wind kräuſelte die Gewäſſer der Bai, und die Fortuna ſchaukelte ſich am ſtarken Ankerſeile. Nichts deutete auf ihre nahe Abfahrt, welche des Gouverneurs Befehl aufgeſchoben hatte.

Pinkſon blieb ſtehen und ſah hinüber nach der Brigg, die wie ein unheilbringendes Räthſel vor ſeinen Blicken dalag.

Sollte ſie darum hier aufgehalten worden ſein, um dich in ſchweren Ketten an Bord zu nehmen?“ murmelte er vor ſich hin. Und eine bedrückende Ahnung ſtieg in ihm auf, wie ſie nur ſelten der Himmel in dies verſtockte Herz leuchten ließ.

Noch ſtand er und blickte nach dem Meere, als ihn ein Rütteln am Arme aus ſeinen Träumen erweckte.

„So komm doch!“ ziſchte die Furie, die ihn begleitete, „oder wollen wir uns auf der That ertappen laſſen?“

Und ſie zog ihn vom Hofe und eilte mit ihm davon, denn ſie hatte ſich des Reſtes der Flaſchen entledigt und ſie ruhten bereits tief unten im Brunnen.

Beide langten in Pinkſon's Hütte unaufgehalten an und warfen ſich ermüdet auf das Lager. Der Schrank ſtand offen, der ſo lange dem Hort der Hölle ſorgfältig verſchloſſen hatte, der war nun ausgeſäet, um ſchnelle Früchte zu reifen. Die Verbrecher ſchloſſen die Augen, wenngleich ſie nicht ſchliefen, damit ſie den Tag nicht ſähen, der ſchon heraufkam, um die Leichen der Vergifteten zu beſcheinen.

II.

Im Hofe des Richters ſtanden zwei Menſchen tief verſteckt im Schatten und hatten ſchaudernd die That Pinkſon's mit angeſehen.

Es war Canjaruht der Wilde, der noch in ſpäter Nacht gekommen war, Banalok zu ſuchen, und Ebbi, welche die Hütte verlaſſen hatte, um unter der freien Himmelsluft ihrer gepreßten Bruſt Linderung zu verſchaffen.

So wie die Andern vom Hof gegangen waren, kamen Beide aus ihrem Verſtecke hervor. Kein Zweifel blieb dem erfahrenen Wilden, was hier geſchehen war. Sie traten auf den Weg hinaus und ſahen, wie Pinkſon und ſeine Gefährtin zum Fort hinabgingen.

Sogleich weckten ſie den Vater. Während dieſer ſich von Canjaruht Alles erzählen ließ und ſich anſchickte, Verſuche mit dem Waſſer an Hunden zu machen, eilte Ebbi, von Seelenangſt getrieben, nach dem Fort. Um den Verbrechern nicht zu begegnen, lief ſie muthig dem Hauptwege nach, wohl wiſſend, daß dieſe einen Nebenweg einſchlagen würden, wenn ſie von ihrer That zurückkehrten.

Der Tag war ſchon da und leicht konnte ein früherwachter Schläfer im Morgentrunke den Tod finden. Im Fluge erreichte ſie Fort Sidney, ſie ſah den Gouverneur im Fenſter liegen, ſich an ſeinen gezähmten Känguruhs ergötzend, die mit komiſchen Sprüngen ſich im Hofe herumjagten. Als er ſie erblickte, verzog ſich ſeine freundliche Miene zum Zürnen.

„Kommſt Du, für Deinen Geliebten um Gnade zu flehen?“ rief er der zu ihm Eintretenden zu. „Wiſſe, daß ihn nichts aus den Eiſen erretten kann, die er nun ſchon bis nach Europa ſchleppen muß. Die Fortuna, die noch heute abſegelt, nimmt ihn mit. Du, mein Kind, bleibſt hier, und wenn gleich der edle Viſcount, Dein Beſchützer, der meine Piſtolen mitnahm und mir nach dem Leben trachtete, fern von hier ſein wird, ſo ſollſt Du von meinen Nachſtellungen nichts mehr zu befürchten haben. Europäer von meinem Stande können ſich wol in ein Lärvchen wie Deines für einen Augenblick vergaffen, aber wir tröſten uns leicht, wenn wir nicht zum Ziele kommen. Du kannſt meinen Worten trauen, wenn ich Dich jemals wieder mit meiner Liebe incommodiren will, ſo werde dieſer Trunk mir zu Gift!“

Hierbei griff er nach einem Glaſe Waſſer, das nebſt ſeinem Frühſtücke auf dem Tiſche daſtand, allein Ebbi, die bis jetzt überraſcht und verwundert ihm zugehört hatte, ſprang mit Haſt auf ihn zu und hielt ihm den Arm. „Trinkt nicht, Sir,“ ſchrie ſie entſetzt, „dies iſt Gift!“

Der Ton, womit ſie dies ſagte, ergriff den Gouverneur auf ſeltſame Weiſe, und ein Getümmel, das in dieſem Augenblicke im Hofe entſtand, und aus dem die Worte: Gift, Mord, Verrath, laut wurden, erhöhte dieſe Stimmung.

„Folge mir, Mädchen!“ ſagte er ernſt und entſchloſſen, ergriff Ebbi's Hand und ging mit ihr in den Hof, nachdem er ſein Zimmer verſchloſſen hatte.

Eine Gruppe von Wüthenden umſtand den Brunnen, und einige Leichen lagen da mit ſtarr verrenkten Gliedern, die ſoeben den letzten Athemzug verhaucht hatten.

„Eine gräßliche Verrätherei! — Der Brunnen iſt vergiftet! — Herbei den Mörder! — Zerreißt ihn in Stücken!“ ſo ſchallte es wild durcheinander, und Ebbi's Bruder, der Viſcount Dunbal, der bei ſeiner Nachhauſekunft auf

Befehl des Gouverneurs in Ketten gelegt worden war, wurde herbeigeſchleppt.

„Auch das hat er gethan!“ ſchrien Einige.

„Er, der den Gouverneur ermorden wollte, er iſt gedungen von unſern Feinden, die das Land für ſich haben wollen!“ ſchrien Andere. Es ſind Goldminen, Goldquellen hier! Nieder mit dem Verräther!“ — die Dritten.

Unter dieſem gräßlichen Toben war Dunbal bis vor den Gouverneur gebracht worden, der ſich bemühte, die Ruhe herzuſtellen; aber Ebbi, wie ſie den Bruder bedroht ſah, warf ſich mit einem Heldenmuthe den Wüthenden entgegen, den man der Jungfrau nicht zugetraut hätte, ihre Stimme übertönte augenblicklich das wilde Geſchrei und eine tiefe Stille folgte alsbald.

„Er iſt es nicht!“ ſchrie ſie, „ich, ich ſah Alles! Auch den Brunnen in unſerm Hofe haben ſie vergiftet, die Böſewichte. Eilet, lauft nach Pinkſon's Hütte, dort werdet Ihr ſie finden, die das Gräßliche vollbrachten.“

Erſchöpft ſank ſie in Dunbal's Arme und der Gouverneur gab Befehl, auf Morris' Hofe nachzufragen und Pinkſon herzubringen.

Canjaruht begleitete den Richter, der jetzt ins Fort kam und entſetzt ſeine todtenähnliche Tochter in den Armen des gefeſſelten Dunbal neben den Leichen der Vergifteten erblickte. Er hatte mit dem Wilden den Brunnen in ſeinem Hofe vernagelt und eine Wache dabei hingeſtellt, dies Geſchäft verhinderte ihn, früher hier zu erſcheinen. Bei ſeinem Anblicke erhob ſich wieder ein drohendes Gemurmel, doch Canjaruht, der Alles beſtätigte, was Ebbi ausgeſagt, und was er mit ihr angeſehen hatte, beruhigte die Gemüther.

Jetzt wurden Pinkſon und Eliſa in den Hof gebracht. Bleich und verſtört ſtanden ſie Beide da, wie Verbrecher, die den Spruch ihrer Richter erwarteten. Pinkſon, an den zuerſt der Gouverneur ſeine Fragen richtete, ſtand ſtumm und unbeweglich, gleich als begriffe er nicht, was man von ihm wollte, und als habe er die Sprache verloren.

Da erhob jedoch Eliſa Morris ihre Stimme und klagte in heulenden Tönen das Tribunal von England an, und fluchte dem Himmel, der ſeine Blitze für unſchuldige Opfer ſpare und damit nicht niederſchmettere die Grauſamen, die Recht ſprechen nach den Geſetzen des Wahnſinns und der Blutgier und eine unabſehbare Kette des Elends an ganze Geſchlechter hängen, die ſie hinabzieht in den Abgrund der Laſter.

„Ich war geboren zur Freude im Schoße einer glücklichen Familie, ich hatte Eltern, die mich liebten, einen Bruder, Freunde und Geſpielen, ich war eine Tochter des Landes, das ſich ſtolz das freieſte nennt, und ich durfte nicht fürchten, dereinſt dem Laſter, dem Unglück zu verfallen. Da wird mein Vater durch Verführung und Geldgier zu einer That hingeriſſen, die von Menſchen zu einem Verbrechen geſtempelt, von den Geſetzen unſers Landes mit dem entehrendſten Tode, dem bürgerlichen, beſtraft wird, und wir alle, Mutter und Kinder, die Unſchuldigen, denen er nichts ſagte von ſeinem nächtigen Treiben, die wir ihm nicht einmal die unſchuldigſte Handreichung bei ſeinen Blasbälgen, Tiegeln und Amboßen leiſten durften, wir werden elender, wie er, ihn trägt der bürgerliche Tod in ein fernes Land, wo er, unbekannt, ein neues Leben beginnt, wo er zu Anſehen und Ehren wieder kommt, wo er ſich eine neue Familie ſchafft, wo liebende Kinder ihm das Andenken der armen, unglücklichen, die er im Vaterlande zeugte, aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, die indeß daheim vertrieben, geſchändet, mit Füßen getreten in den Pfuhl, dem Auswürfe der Menſchheit, der ſtets im Schoße des Laſters wühlt und am Rande des Verbrechens ſtreift, anheimfallen. Dies Loos ward mir durch Menſchen zu Theil, die ich nun haſſe mit dem glühendſten Haſſe und zu vernichten ſtrebe, wie ich kann!“

Hier hielt ſie inne und ſah erſt frech rings umher, dann tückiſch und hohnlächelnd auf ihren ſtummen Gefährten. Alles hatte einen weiten Kreis um ſie gebildet, und ſelbſt die härteſten Verbrecher, die hier verſammelt waren, erbebten in ihrem Innern, gleich als würde der Abgrund ihrer eigenen Herzen ihnen nun erſt ſichtbar, bei den Flammenworten dieſer Sünderin.

„Kennt Ihr den alten Goldſchmied Francis Morris aus Dundee?“ fragte ſie nun mit lauter Stimme.

Und herbei ſchwankte der alte Mann, nun Richter der Colonie, und die Hände vors Geſicht geſchlagen, rief er jammernd:

„Ja, es iſt Eliſa! ſelbſt in ihrer Verzerrung erkenn' ich dieſe Züge!“

Aber Eliſa wendete ſich hohnlachend von ihm weg und zu Pinkſon hin.

„Ich habe mit Dieſem hier die Brunnen vergiftet,“ ſchrie ſie, „zerreißt mich und macht meinem elenden Daſein ein Ende!“

Im Augenblicke waren Steine erhoben und die Menge wollte ſich mit wildem Geheul auf die Schlachtopfer ſtürzen; doch der Gouverneur ließ von der Wache Ordnung machen, welche auf ſeinen Wink Beide in ihre Mitte nahm.

„Euer Leben Euch hier zu rauben, wäre Wohlthat für Euch und ſähe einer ſchnell ausgeübten Rache ähnlich. Nein, Ihr ſeid zur ewigen Verbannung verurtheilt, ſeid darum verdammt, Euer Leben in ihr zu Ende zu bringen

Sogleich ſchafft ſie in einem Boote nach der wüſten Adlerinſel; dort mögen ſie ihre Tage friſten, ſo gut ſie können; Einer diene dem Andern zur ſchauerlichen Geſellſchaft, und die Raubvögel, die jene Felſen bewohnen, mögen ſich einſt an ihren Leichnamen ſättigen!“

Ein allgemeines Hurrah folgte dieſem Urtheilsſpruche, der ſogleich ausgeführt wurde. Pinkſon und Eliſa ſchleppte man unter lautem Freudengeſchrei und ſtarker Bedeckung nach dem Strande, wo ſie in ein Kriegsboot hinabgeſtoßen wurden, das Augenblicks die Segel aufzog und der Adlerinſel zuſteuerte.

Alles Volk hatte ſich verlaufen. Der Gouverneur, Dunbal, Ebbi und Morris waren allein zurückgeblieben.

„Mein Herr,“ ſagte Lawrence, indem er nun erſt dem Viscount die Ketten ſelbſt abnahm, „ich ſtand im Begriffe, eine ſchwere Ungerechtigkeit zu begehen, die große Lehre aber, die ich in dieſem Augenblicke empfing, wird mich für mein ganzes Leben davor bewahren. Nehmen Sie Ebbi, Ihre Schweſter, mit ſich nach Europa, machen Sie den Engel, welchem ich mein Leben verdanke, zur Glücklichſten. Ich will Alles daran ſetzen, dieſem ſchauervollen Aufenthalte ſo ſchnell als möglich zu entfliehen, und kehre ich dann nach England zurück, ſo laſſen Sie mich Zeuge ſein Ihres Glückes und vergeben Sie mir aus vollem Herzen!“

Hochglühend ſtand Ebbi da, ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen, es ward ihr ja die Rettung durch dieſen Gouverneur. Doch ein Blick auf ihren Vater machte ſie wieder ernſt, der finſter und tief erſchüttert, mit gebeugtem Nacken zur Seite ſtand.

„Und mein Vater?“ ſprach ſie ſcheu.

Dunbal ſeufzte tief.

„Er iſt lebendig todt!“ entgegnete dumpf der Gouverneur.

„Doch Alles wollen wir aufbieten,“ rief Dunbal mit Zuverſicht, „und ſicher, Ebbi, erwirken wir ſeine Freiheit und in Jahresfriſt iſt der Vater bei uns, und wir leben vereinigt und glücklich!“

Sie verließen das Fort und begaben ſich nach der Hütte des Richters.

Als am Abend der Himmel erglühete und das Wundermeer in ſeiner Farbenpracht einherwogte, krachte der erſte Kanonenſchuß am Borde der Fortuna und eine Stunde darauf ſah man ſie die Fluthen majeſtätiſch durchſchneiden, ein glückliches Geſchwiſterpaar auf dem Verdecke, das zur Rettung eines unglücklichen Vaters einem fernen Welttheile zueilte.

Und auf der äußerſten Spitze der Sanddüne, die Füße umhüllt vom Meeresgewäſſer, ſtand ein alter Mann, das graue Haar im Winde flatternd, die Mütze ſchwenkend, im Auge Thränen und im Herzen Hoffnung.

Die Nacht brach herein und noch immer ſtand er da, die Blicke ſeewärts gekehrt, wo er den leuchtenden Streif ſah, den das Schiff hinter ſich herzog.

Und um die Ecke bog das Boot, das nun ſtill auf der grauen Fluth von der Adlerinſel heimkehrte, und mit Schauder ſah er die Mannſchaft allein ans Land ſteigen.

Als nach Monaten der alte Morris durch die Gnade des Monarchen zur Heimat zurückberufen wurde, hatte ihn ein Höherer ſchon in ſeiner ihm urſprünglichen aufgenommen.

Die vergifteten, nun längſt mit Steinen gefüllten und übermauerten Brunnen werden noch heute mit dem Namen der Pinkſenſteine, als Denkmale einer ſchauerlichen Sage, den Ankömmlingen in Botany-Bay gezeigt.

Hans Holbein.

An einem nebligen Herbſtmorgen ſaß ein junger Mann auf dem Eckſteine am großen Markte in Baſel. Vor ihm der zierliche Brunnen mit ſeinen rieſelnden, kryſtallhellen Waſſerſtrahlen konnte unmöglich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, eben ſo wenig die ſchwatzenden Dirnen und Mägde, die dort wuſchen und andere Arbeiten verrichteten. Dieſes lebensfriſche, heitere Bild wäre nicht im Stande geweſen, auf die nicht unſchönen Züge des Mannes einen ſo trüben Eindruck zu machen, der dem Nebel und dem Spätherbſte abgeborgt ſchien. Sein Geſicht war bleich, der Mund zur Trauer verzogen, die Wangen welk und die Haltung kummervoll. Nur im Blicke leuchtete noch ein reiches Leben und dieſer richtete ſich eben nach einem Gegenſtande, der ihm zwar die ſichtbare Spannung verlieh, aber eben auch den großen, vernichtenden Schmerz, der ſich auf das Uebrige ergoß.

War es irgend eine Jungfrau, die ſich an den Fenſtern der gegenüberliegenden Häuſer der Patrizier zeigte? War es eine Spröde, Stolze, die nur für das Auge des jungen Mannes erreichbar war? Wir folgen ſeinen Blicken und finden nichts von den ſpitzen, ausgezackten Giebeln, bis zum Kellergeſchoß, nichts in den Thürmchen und Erkern, womit die ſtattlichen Häuſer geſchmückt ſind, was einer Vermuthung dieſer Art Raum geben könnte. Sein Geſicht iſt unverwandt nach einem Gebäude gerichtet, deſſen zahlreiche Fenſter, von innen verhängt, faſt keinen Bewohner verrathen, an deſſen Vorderſeite aber, der ganzen Breite nach, eine große Schilderei prangt, in prächtigen friſchen Farben, gleich als hätte ſie der Maler geſtern erſt vollendet. Das ſchöne Bild, das nun dem böſen Wetter, der rauhen Jahreszeit ausgeſetzt iſt, das iſt's wol, was den armen ſtummen, traurigen Mann ſo feſtbannt und die Blicke unverwandt dahin richten läßt. Welch ein barbariſcher Luxus! mag er denken; Meiſterwerke an den Fronten gemeiner Wohnhäuſer dem Regen und der Witterung preiszugeben, und es in unſerm Klima dem glücklichen Italien nachmachen zu wollen! Einer Fürſtenwohnung würde dies Bild Glanz verleihen, das hier am Markte zu Baſel in freier Luft verwittern ſoll. Dies müſſen ungefähr ſeine Gedanken ſein; es iſt ein ſchwermüthiger Künſtler, der dort ſitzt; wir wollen ſehen.

Ein Mann von reiferem Ausſehen und unterſetztem Wuchſe, in einen Mantel gehüllt, tritt zu ihm leiſe hin.

Er hätte es unbeſorgter thun dürfen, er würde den Träumer doch nicht aufgeſtört haben. Er bleibt eine Weile neben ihm ſtehen und betrachtet ihn theilnehmend, dann legt er, fein lächelnd, die Hand auf des Andern Schulter. Jener ſchreckt empor und blickt ihn an. Die Schnelligkeit, womit er ſeinen Sitz verläßt, und die Achtung, welche ſich in ſeiner Haltung ausdrückt, zeigen es deutlich, daß der Störer einem vornehmen Stande angehöre, ſo einfach und unſcheinbar auch ſein Aeußeres ſein mag.

„Je nun, Meiſter Hans,“ ſpricht er, „was iſt's, das

Eure Gedanken an dieſem Platze ſo ſehr beſchäftigt, daß Ihr Euern guten Freund nicht bemerktet, der ſchon lange neben Euch ſtand? Nicht ſo? Es iſt die Bewunderung des Geſchaffenen und das angenehme Gefühl, das Ihr habt, durch dieſes Bild, das jeder Vorübergehende betrachten und empfinden kann, allen Euern Mitbürgern gezeigt zu haben, daß Ihr berechtigt ſeid, Euch den erſten Malern beizuzählen." — „Fern ſei von mir ſolcher Hochmuth, mein würdiger Gönner," verſetzte hierauf Meiſter Hans mit ſanftem Tone; „was bin ich gegen Meiſter Albrecht aus Nürnberg und die vielen Andern noch, die in Farben ſchaffen? Wie dürfte ich es wagen, mich einen Maler neben den Italienern zu nennen?" — „Laßt die Italiener," erwiderte hierauf der Mann im Mantel; „das ſind die Glückskinder der Erde; ſie haben von dem gütigen Himmel eine Luft und ein Licht erhalten, die ihre Farben durchdringen und ſie zu Malern machen, oft wider ihren Willen; und dann ihre Lebensweiſe, ihre Kleidung, kurz Alles. Dort geht die Schönheit nackt, bei uns verhüllt; welche Formen werden dort unter Lumpen ſichtbar! ihre Landleute, ihre Bettler — das ſolltet Ihr einmal ſehen! und hier bei uns! — Doch immerhin, laſſen wir ihnen dieſe Vorzüge. Eure verhüllten Nonnengeſtalten haben ebenfalls großes Verdienſt und was Eure mächtige Phantaſie auf der Brücke ſchuf, jener ſchauerliche Reigen, den der Tod anführt, iſt ein Werk echt deutſchen Sinnes, voll tiefen Gemüths, unheimlich, ſchauervoll, grell poſſenhaft, ſelbſt heiter in ſeinen Theilen. Sollte man glauben, daß es möglich ſei, dieſe Widerſprüche zu vereinen? Und doch iſt es Euch gelungen."

Der junge, bleiche Mann, den wir Meiſter Hans anreden hörten und den wir nun auch ſo nennen wollen, ſtand erfreut und beſchämt vor dem Sprechenden da. „Ihr ſeid zu gütig gegen mich," ſprach er, „und doch bin ich ſo gewöhnt, dem, was Ihr ſagt, Glauben zu ſchenken, daß ich mich nunmehr wol überreden kann, Das, was ich gemacht, ſei meinem Wollen nach ausgefallen; denn Schlechtes zu malen, war gewiß meine Abſicht nicht." — „Nun aber hat Baſel genug von Euern Werken," fuhr der Fremde fort. „Die Stadt beſitzt Schätze durch Euch, weshalb ſie die mächtigſten Fürſten einſt beneiden werden. Stellt Euer Licht nicht fürder unter den Scheffel, tretet in die Welt und genießt die Früchte Eures ſeltenen Talentes und Eures Fleißes. Ihr bedürfſt weder der Lehrer, noch der Unterſtützung, weder der Gönner, die Euch Beſchäftigung geben, noch irgend einer andern Begünſtigung, die man Schickſalslaune nennt. Tretet hinaus in das Leben und Reichthum und Ehren werden Euch entgegenſtrömen. Ihr mußt Baſel verlaſſen!" Ein tiefer Seufzer war die Antwort, die Meiſter Hans mit zur Erde geſchlagenen Augen ausſtieß. „Beim Himmel!" rief der Andere, „hier iſt mehr im Spiele. Ich bin zu fremd noch in dieſer Stadt, um die Bewohner all der Häuſer am Markte zu kennen, noch weniger," ſetzte er heiter lachend hinzu, „ihre Töchter. Was gilt's? — Ihr ſeid verliebt, mein kunſtvoller Meiſter!" — „Ich? o daß ich's noch wäre!" ſagte Meiſter Hans zagend und leiſe. „Nun, dann liebet Ihr eine Ungetreue, eine Unwürdige," ſprach der Fremde ſchnell; „ſo vergeßt ſie nur und laßt Euch das keinen Augenblick Eures Lebens trüben Beherrſcht Euer Gemüth und, wie ich Euch ſchon ſagte, verlaßt Baſel ſo raſch als möglich." — „Ich — ſie verlaſſen?" ſprach der Maler, und der ältere Freund, der dadurch noch mehr beſtärkt wurde, daß Liebe hier im Spiele ſei und daß der, wahrſcheinlich unwürdige Gegenſtand, welcher der jungen Künſtlerbruſt ſolchen Gram bereiten konnte, in dem ſchön gemalten Hauſe wohnte, ergriff den Traurigen am Arm und ſagte: „Freund, kommt weg von dieſem Platze, wo Euer Schmerz ſtets neue Nahrung aufnimmt. Seht, der trübe Morgen iſt verſchwunden; die herbſtliche Sonne hatte noch Kraft genug, die Nebel zu bekämpfen. Folgt mir ins Freie und ſagt mir, was Euch drückt, Ihr ſollt einen theilnehmenden Freund an mir finden. Vielleicht kann ich Euch guten Rath ertheilen, ich bin wol nicht ganz ungeſchickt dazu.“

Während dieſer Worte hatte der Mann den Maler ſanft fortgezogen und nun ſchritten ſie Beide der Brücke zu. Hinter dem Pfeiler eines Eckhauſes trat jetzt eine ſchöne, ſchlanke Frauengeſtalt in reicher Bürgertracht hervor. Sie hatte dort ſo lange verſteckt geſtanden, als das Geſpräch der beiden Männer am Brunnen gedauert. Sie geht nun nach dem großen Hauſe, an deſſen Fronte das Gemälde prangt, und tritt auf die breite Steintreppe deſſelben; aber ihr Kopf wendet ſich den Fortgehenden nach, ſie ſeufzt tief, ihre Augen ſind roth und verweint, ſie bedeckt ſie mit ihren beiden Händen, klein und weiß; dann tritt ſie in die Thür des Hauſes.

Jenſeits der Brücke lag eine junge Anpflanzung und da man in dieſer Jahreszeit des Schattens wol entbehren konnte, wählte der Fremde ſie, um mit ſeinem jungen Freunde den Morgenſpaziergang dort zu machen und ſeine Herzensergießungen zu hören. Sie waren allein in dem traulichen Gehege, das noch im vollen Schmucke herbſtlichen Laubes prangte; kein Basler beſuchte den Ort an Wochentagen.

„Nun, jetzt beichtet mir, Meiſter Hans,“ fing der Fremde an. „Schildert mir den Schiffbruch Eurer Gefühle und laßt uns Anſtalten treffen, dieſe koſtbaren Güter des

Lebens im ſichern Hafen zu bergen. Was iſt's mit dem bemalten Hauſe? und welch' ein verderbender Kobold treibt dort ſein Weſen?" — „So wißt denn, mein hoher Gönner," ſprach der Maler, „daß der Eigenthümer jenes Hauſes der Vater meines Weibes iſt." — „Das ſcheint mir eben kein Gegenſtand der Trauer, lieber Freund," fiel ihm lachend der Andere ins Wort. „Der Mann iſt reich und angeſehen." — „Daran dachte ich nicht, als ich Maria freite," fuhr der Maler fort. „Nur ihre Schönheit bezauberte mich. Die Form, die äußere Form iſt unſer Abgott, ihr huldigen wir unſer ganzes Leben, in ihr finden wir Alles, was den Menſchen macht. Was nach unſern Begriffen ſchön iſt, iſt vollendet. In der Schönheit liegt Hoheit, Anmuth, Stärke, Ruhe, Weisheit, Milde, Liebe, Alles, was das Höchſte und Edelſte der Menſchennatur iſt. Wir armen Maler wiſſen ja nichts Anderes darzuſtellen als Schönheit. Glücklich genug, wenn wir es können, und darum ſind unſere Köpfe und Herzen voll davon, und wir beten an, wo wir ſie antreffen. Ich ſah Maria — und ihre Schönheit überwältigte mich. Ich malte ſie unzählige Male und ſie erſchien mir immer ſchöner. Je mehr ich mich in dieſe Herrlichkeit verſenkte, deſto klarer wurde ſie mir, deſto beredter dieſe Züge, deſto verſtändlicher die Harmonie der Glieder; ich ſah Maria für den Inbegriff alles Schönſten der Erde an, und ich träumte mir ihren Beſitz als das würdigſte, höchſte Ziel, was ein Menſch zu erſtreben verlangen könnte." — „Ihr ſeid ein großer Maler und waret ſehr verliebt," ſagte heiter der Andere; „aber Ihr ſeid es noch, verlaßt Euch darauf." — „Wol bin ich's noch, ich fühle es," ſagte betrübt Meiſter Hans. „Könnt Ihr jedoch die Qual ermeſſen, die mich erfüllt, mein theilnehmender Freund, wenn ich Euch ſchildere, wie meine Liebe vergolten wurde? Der Vater der Jungfrau, einer der angeſehenſten und reichſten Bürger der Stadt, ehrt den Stand der Künſtler und liebt die Kunſt. Dieſes iſt bei vornehmen Leuten nicht immer vereinigt. Zu meinem Glücke, ſo dachte ich, findet es ſich hier. Nachdem ich mehre Male für ihn beſchäftigt worden war, ihn ſelbſt in ſeiner Amtstracht als Beiſitzer des Gerichts, ſeine Frau im Sonntagsputze und eine Menge von häßlichen Verwandten abkonterfeit hatte, ward mir endlich auch das Glück zu Theil, Maria zu malen. Ich bebte vor innerem Entzücken, ich miſchte meine Farben mit einem Fleiße, ich ließ es an nichts fehlen, doch — was ſoll ich Euch ſagen? — das Bild misrieth. Ich ſchämte mich; ſie ſaß noch einmal, ich malte noch emſiger — es misrieth wieder; ich wollte es nicht für meine Arbeit anerkennen und vernichtete es. Beſchämt zog ich mich zurück. Man wußte ſich dieſe Stümperei nicht zu erklären. Erſt zu Hauſe in der Einſamkeit fühlte ich, wie voll meine Einbildungskraft von Maria's Reizen war; hier war kein hüpfender Pulsſchlag, kein Beben in den Fingerſpitzen, kein Schwimmen vor den Augen, kein klopfendes Herz, keine Zerſtreuung, kein Zuſammenſuchen von Worten, die auf der Zunge ſchwebten und doch nie geſprochen wurden; hier ſah ich ſie vor mir, wenn ſie gleich nicht gegenwärtig war, hier gelang es mir endlich, ſie zu malen, weil ihre Nähe nicht im Stande war, mir die Sinne zu verwirren. Ich vollendete das Bild, nie noch war mir eines ſo gelungen, und trug es in das Haus der Eltern, die hocherfreut darüber waren, daß ich ſo genügend meine Künſtlerehre gerettet hatte. Mir ward der Auftrag, das Haus von außen zu malen. Mit Freuden ſagte ich zu, mit Begeiſterung beſtieg ich das Gerüſt. Ich wollte ihrer Wohnung mit aller Macht, die mir der Himmel verliehen, die Verklärung der ſchönſten Kunſt zu Theil werden laſſen. Wie oft mußte ich jedoch die Köpfe, die ich gemalt, wieder aushauen und friſchen Anwurf machen; immer malte ich nur Marienköpfe und noch jetzt werdet Ihr ſie wenigſtens dreimal auf dem Bilde antreffen, und alle Engel haben eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr. Darüber verfloſſen viele Monate. Beſonders lang währte es, bis ich mit den Verzierungen um ihr Fenſter fertig wurde. Mit dem früheſten Morgen beſtieg ich damals mein Gerüſt und malte weniger, als daß ich nach den grünen Behängen ſchaute, welche ihr Schlafzimmer vor meinen Blicken verdeckten. Es war eine recht wonnige Sommerszeit. Sie ſtand frühe auf und pflegte dann das Fenſter zu öffnen. „Guten Morgen, Meiſter!“ rief ſie mir zu. Ach, Herr, ich hatte Mühe, mich feſtzuhalten; ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme erregten einen Schwindel in mir, daß ich beinahe vom Gerüſt gefallen wäre. Und auf dieſe Weiſe entſpann ſich unſere nähere Bekanntſchaft. — Eines Morgens ſagte ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen hatte, und wie ich nur aus Liebe zu ihr das Haus bemalte und, wenn ſie nicht wäre, nie auf dem Gerüſte hier ſäße. Sie nahm das ſehr wohlgefällig auf und lächelte. Herr, und wie ſie lächelte, da war es um mich geſchehen; ich ſchwang mich mit einer Behendigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte, auf ihr Fenſterbrett, von dem ſie kreiſchend zurückgelaufen war, und im Nu lag ich vor ihr auf den Knien in ihrem Schlafzimmer. Ich wagte viel; war ich aber wol im Stande, in jenem Augenblicke daran zu denken?“

Meiſter Hans machte hier eine Pauſe und ſah in Gedanken vor ſich hin. Seine trübe Miene hatte eine hellere Färbung angenommen, es war, als hätte er ſich in ſelige Erinnerungen verloren. Der Fremde unterbrach ihn. „Nun, und was ſprach die Jungfrau? Wie nahm ſie Euern Ungeſtüm auf?" „O laßt mich davon ſchweigen!" ſagte der Maler. „Lieber Herr, ich wäre ja doch nun und nimmermehr im Stande, Euch alles Das zu ſchildern und, obgleich ich mit Farben beſſer als mit Worten umgehen kann, wüßte ich zu dieſer Schilderung auch nicht einmal die rechten zu miſchen. Glaubt mir, wenn ich Euch ſage, daß damals ſicherlich kein Menſch auf der Erde ſo glücklich war, wie ich. Alles, was ich ihr zu geſtehen hatte, wiederholte ſie mir Wort für Wort, und ſie verſprach mir, ihren Vater von Allem zu unterrichten, und glaubte überzeugt zu ſein, daß er ihre Hand dem berühmteſten Meiſter in einer Kunſt, die er ſo hoch verehre — verzeiht mir, daß ich alſo ſpreche, ich ſage Euch nur, was Maria äußerte — gewiß nicht abſchlagen würde. Sie hielt Wort, und wie ich am Abend vom Gerüſte ſteige und ins Haus trete, um meinen Arbeitsrock mit meinen guten und ehrbaren Kleidern zu vertauſchen, ruft mich der Rathsbeiſitzer in ſeine Schreibſtube, um ein ernſtes Wort mit mir zu ſprechen. Ich verließ noch an dieſem Abende das Haus als ſein zukünftiger Schwiegerſohn, und Maria's erſter Kuß glühte auf meinen Lippen. Nach kurzem Brautſtande wurden wir eingeſegnet, Mann und Frau."

Sie hatten ſich, vom Gehen ermüdet, auf eine Steinbank geſetzt, unter einer mächtigen Ulme, die ſie mit ihren todten Blättern ganz überſchüttete. Die Sonne hatte ſich wieder verborgen und der Herbſtwind pfiff durch die Zweige des Baumes. Der Maler ſchwieg lange und blickte zu Boden; endlich fuhr er fort. „Was ich nunmehr leide, ſeitdem dieſer Engel der Schönheit unter das Dach meiner beſcheidenen Wohnung getreten, das kann ich eben ſo wenig in Worten faſſen, als meine frühere Seligkeit. Und könnt' ich's, ſo wäret Ihr zu menſchlich, um mich durch die Erzählung meiner Kränkungen und Qualen auf's Neue zu martern. Nur ſo viel ſollt Ihr wiſſen, edler Freund, daß Maria zänkiſch, herrſchſüchtig, argwöhniſch iſt; daß ſie bald wiſſen will, warum ich ernſt bin, bald warum ich heiter, bald warum ich weder Eins noch das Andere bin; guter Gott! ich ſoll ihr ſagen, wovon ich mir oft ſelbſt keinen Grund angeben kann. Was ich ihr aber darüber vertraue, wird von ihr nicht angenommen; ſtets glaubt ſie, daß ich ihr den wahren Grund verheimliche. Dann ſchmollt ſie, wird böſe, weint und quält mich, daß es ein Jammer iſt. Ich muß meine Arbeit verlaſſen und aus meinem Hauſe entfliehen. Jedes weibliche Bild, das ich male, ſoll ihre Nebenbuhlerin ſein, oft hat ſie mir die Leinwand zerſchnitten und faſt ſchon beendigte Bilder in blinder Wuth verderben. Ich verzehre mich in Kummer und kann dabei nicht aufhören, ihre Schönheit zu bewundern, wenn ich auch ſchon lang aufhörte, ſie zu lieben. Das iſt der Grund, warum Ihr mich dieſen Morgen das Bild anſtarrend daſitzen ſaht. Ich überdachte mein Elend, das aus jenem Hauſe hervorging, ich ſah auf die fleißigen Verſchlingungen, die ſo kunſtvoll das Fenſter umgeben, und ich entdeckte noch den Fleck recht gut, wo ich den Pinſel wegwarf und mich in ihr Zimmer ſchwang. Ich betrachtete ihre Köpfe auf dem Bilde und ſuchte daraus zu entziffern, was denn ſo mächtig auf mich eingewirkt habe und noch einwirke. Ach, wir armen Maler ſind Sklaven der Schönheit! welche Mühe ich mir auch gab, ſie jetzt aus dieſen gemalten Köpfen wegzuleugnen, ſie trat mir daraus ſtets ſiegreich entgegen und ſchmetterte mich zu Boden.“ Der arme junge Mann ſeufzte tief, aber der Fremde ergriff ſeine Hand und ſagte mit ernſter Miene: „Ihr rennt Eurem Untergange zu, wofern Ihr Euch nicht ſelber rettet, Hans! Dieſes Weib, das Eure Geſundheit untergräbt, trübt Eure Laune und tödtet Euren Geiſt früher noch als Euren Körper. Habt Ihr von dem großen Meiſter Albrecht von Nürnberg vernommen?" — „Albrecht Dürer — o! wie liebe ich ihn!" erwiderte der Maler. — „Und wißt Ihr, daß er in ſeinen letzten Stunden von dem böſen Teufel von Weibe, das ihn ſein ganzes Leben hindurch gefoltert, noch Schläge erhielt?" ſprach ernſt der Fremde. Der Maler ſchauderte zuſammen und verbarg ſein Geſicht. Der Fremde ſtand raſch auf. „Ihr müßt fort von hier um jeden Preis!" rief er. „Ich dachte ſchon ſelbſt daran," ſprach der Andere. „In Augsburg, meiner Vaterſtadt, lebt mir noch ein Oheim und zwei Brüder, zu ihnen will ich meine Zuflucht nehmen." — „Was da — nach Augsburg!" entgegnete unwillig der Fremde. „Damit ſie Euch nachreiſe, vorjammere, Alles aufbiete, um Euch zur Rückkehr zu bewegen! Nein Ihr müßt fort — weit fort — über's Meer." Der Maler wurde bleich. „Nun?" ſagte der Fremde, „wird Euch bang? fürchtet Ihr Euch vor dem Waſſer? Seht die tobende See in ihrem furchtbarſten Aufruhr und es wird nichts ſein gegen Euer böſes Weib. Hier müßtet Ihr zu Grunde gehen. Ihr ſollt aber leben und malen. Könntet Ihr das, wenn Ihr Euren Plagegeiſt ſtets um Euch hättet? — Wie ſollſt Du, armer Künſtler, zu heitern Farben, zu Gold und Purpur, zu Pracht und Freudigkeit kommen, wenn Dich Schmutz und Trübſal, Lärm, Unfriede und Zerwürfniſſe aller Art umgeben?"

„Nun, Meiſter Hans," fuhr er nach einer Pauſe mit raſcher Bewegung fort, „was gedenkt Ihr zu thun?" — „Weiß ich's?" fragte der Maler kleinmüthig. — „So vertraut getroſt mir und ich will's Euch ſagen. Ihr ſollt von Euch ſprechen laſſen an dem Hofe des mächtigſten Monarchen. Ich will Euch dazu verhelfen. Sucht mich Abends um Neun in meiner Herberge auf und ich will Euch das Uebrige vertrauen.“

Der Maler wußte nicht, was er zu dem Vorſchlage ſagen ſollte, ſo ſehr war er überraſcht davon. „Glaubet Eurem welterfahrenen Freunde,“ ſagte der Andere noch; „es iſt beſſer, ein ſolches Band mit dem Schwert zu durchhauen, ehe eine unauflösbare Schlinge daraus wird, die Euch die Kehle zuſchnürt. Dies war Euer erſtes Leben, verlaßt es und beginnt Euer zweites. Sterbt hier, um dort zu erwachen. Beſtellt Euer Haus und verſäumt nicht, den Abend bei mir zu ſein, Ihr müßt bald reiſen.“

Er ſchüttelte freundlich dem Maler die Hand und verließ ihn ſchnell. Dieſer aber ſchritt noch einmal in großer Bewegung auf und ab und eilte dann einem nahe gelegenen Dorfe zu, um ſich einen Trunk Wein geben zu laſſen. Es war ihm nicht möglich, jetzt vor ſeiner Frau zu erſcheinen, und er nahm ſich vor, erſt im Zwielichte nach Hauſe zu gehen, gleich als ob er ein böſes Gewiſſen hätte. Und ſetzt es dann auch einen Sturm, dachte er, je nun, dann ſoll es gewiß einer der letzten ſein. Er ſann hin und her, nach welchem Lande ihn ſein Freund ſchicken wolle, von deſſen großen Verbindungen er ſchon gehört hatte; aber die Löſung dem Abende anheimſtellend, ging er ziemlich ermuthigt mit einbrechender Dämmerung auf ſeine Wohnung zu. — Wie er eintrat, fand er Maria in Thränen.

Maria war bei ihrem Vater geweſen und hatte ihm ihr Leid geklagt, und nur mit Mühe konnte dieſer ſie vermögen, nach Hauſe zurückzukehren. „Sie könne mit einem Manne nicht glücklich ſein, der den ganzen Tag damit beſchäftigt ſei, ſchöne Geſichter aufzuſuchen und ſich in das

Gedächtniß zu prägen, um ſie dann zu malen. Ein Künſtler könne kein guter Gatte ſein; er vernachläſſige ſeine Frau, er ſei immer abweſend, träumend, ſie wiſſe nicht, woran er denke. Seinetwegen putze ſie ſich und er bemerke es nicht. Sei er freundlich mit ihr, ſo geſchehe es, um ihren Arm, ihre Hand, ihren Nacken zu malen. Sie ſehe ſich zum Modell herabgewürdigt, ſie ſei nichts weiter. Er verachte ſie und den Stand der ehrſamen Bürger, dem ſie entſproſſen; er verachte Baſel und ſeine einfachen Sitten. Plötzlich einmal werde er Alles zuſammenpacken und ihr befehlen, ihm in die weite Welt zu folgen; ſie ſehe das kommen. Dies werde ſie aber nie thun. Es wäre ihr nicht ſchwer, ſich von dieſem Manne zu trennen, und ſollte ſie auch ihr ganzes Leben einſam und traurig hinbringen müſſen." Dies Alles klagte ſie ihrem Vater und mehr noch, dann ſetzte ſie hinzu: „Ihm kann ich nichts ſagen, ihm kann ich mein Herz nicht aufſchließen. Er ſieht meine Thränen, die er nicht verſteht. Nehmt Eure Tochter wieder auf, Vater, ehe der Schmerz ſie ganz verzehrt!" Den Tag hatte ſie, ohne Speiſe zu ſich zu nehmen, weinend und allein hingebracht. Ihr Gatte erblickte ſie ſo und richtete ſchüchtern eine Frage an ſie, die ſie jedoch nicht beantwortete, ſondern mit zorniger Geberde das Zimmer verließ, als er ſich theilnehmend zu ihr bückte. Sein Ausbleiben einen ganzen Tag lang war natürlich nicht im Stande geweſen, ihren Kummer zu zerſtreuen und der Heftigkeit ihres Gemüthes Schranken zu ſetzen. Der Maler blieb allein in ſeiner Werkſtatt und zündete ſeufzend ſeine Lampe an. Er ſetzte ſich im tiefen Sinnen vor ſeine Staffelei nieder und überlief ſeine durchlebten Tage und die Kette von Ungemach, die er, gleich einem Baugefangenen, ſeit ſeiner Ehe von nur achtzehn Monaten mit ſich ſchleppte.

Mit vierzehn Jahren hatte er ſeine Vaterſtadt, das heitere, reiche Augsburg verlaſſen, wo er, inmitten einer trefflichen, hochbegabten Künſtlerfamilie geboren, die anmuthigſte Jugend verlebt hatte, um in der Fremde ſeine Kunſt zu üben und ſich Kenntniſſe zu erwerben. Sein Vater und ſeine Brüder waren Maler, ſein Oheim der kunſtfertigſte Goldſchmied und Holzſchneider, er ſelbſt hatte als Kind ſchon die herrlichſten Anlagen verrathen und Arbeiten geliefert, die für Meiſterwerke ſeines Oheims gehalten wurden. Der Name dieſer Familie, Holbein, wetteiferte in Augsburg mit den Namen der vornehmſten Patrizier, und unſer Maler, der jüngſte von drei Brüdern, Hans genannt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in jeder Hinſicht zum berühmteſten zu machen. Jung und unerfahren kam er nach Baſel, aber, reich an Kunſt und Talent, ward er dort bald geſucht und, feurig und verliebt, bekam er eine Frau. Jetzt ſtand er im Begriffe, ſich von ihr zu trennen. Er mußte es thun, wenn er ſein edleres Selbſt retten wollte. Bei ihr war Untergang, fern von ihr blühendes Leben; das fühlte er. So wie er heute keinen Strich an dem angefangenen Bilde, das vor ihm ſtand, gemacht hatte, ſo war es ſchon öfter geſchehen. Die Ideen in ſeinem Kopfe vertrockneten wie die Gefühle in ſeinem Herzen, wie die Farben auf ſeiner Palette. Und ſo ſchnell kommt ja ohnehin das Alter, wo dem Künſtler die Schöpferkraft gebricht. Ach! mit den vielen Bildern, die ihm vorſchweben, mit dem ſchönen Farbenreichthum in ſeinem Innern alt zu werden, ohne ſie alle geſchaffen zu haben — welch eine troſtloſe Ausſicht! Er raffte ſich auf, um es ihr zu ſagen. Er wollte ihr die Nothwendigkeit der Trennung vor die Augen führen, ihr verſprechen, wiederzukehren — oder ſie nie mehr wiederzuſehen. Aber er glaubte ſie durch ſeine

Erklärung zu vernichten, und wußte nicht, daß er damit ihrem ſehnlichſten Wunſche entgegengekommen wäre. Er blickte zum Fenſter hinaus, es war tief dunkel geworden. Das enge Gäßchen, worin er wohnte, die zugeſpitzten Dächer der Häuſer, der graue Himmel, die Regſamkeit eines Schmiedes, ein altes Weib, das Spähne machte und dabei laut zankte, dieſe ganze Umgebung ſchien ihm unerträglich. Und wenn er ſich nun vollends das Innere ſeiner Wohnung dachte, ſein eigenes Inneres: es war die Hölle. „Fort! fort!“ rief er laut und eilte der Herberge ſeines Freundes zu.

Er fand ihn am flackernden Kamine, im bequemen Hauskleide einen Brief ſchreibend. Bei Hans Holbein's Eintritt legte er die Feder aus der Hand und blickte ihm freundlich entgegen. Seine Miene zeigte ein Gemiſch von Laune und Schlauheit. „Ah, ſeid Ihr's, Meiſter Hans!“ rief er ihm zu; „nun, wie iſt's? habt Ihr Euern Abſchied genommen? ſeid Ihr reiſefertig? Ich habe mich mit Euch beſchäftigt und Euch da einen Brief geſchrieben, der gewiß gute Dienſte thun ſoll.“ Die Anrede hatte anfänglich auf den Maler einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, weil ſie ihn an den Abſchied erinnerte und er wol fühlte, daß er ihn nie würde nehmen können. Aber der Schluß hatte das wieder verwiſcht, und mit dem Briefe, von dem ſein Freund ſprach, ward der Wunſch in ihm lebendig, den Ort zu kennen, wohin er ihn zu ſenden im Sinne hatte. „Je nun,“ ſprach der Fremde, „ich muß es Euch denn wol ſagen, daß ich Euch nach London empfohlen habe, und zwar keinem Geringern, als dem Kanzler von England ſelbſt, dem hochgelehrten Thomas Morus, meinem vielwerthen Freunde.“ Der Sprechende richtete einen ſcharfen Blick auf ſeinen jungen Schützling, rückte ſich dabei im

Seſſel zurecht und zog ſeinen feinen Fiſchotterpelz höher zum Halſe hinauf, indem ein Lächeln um ſeinen Mund ſichtbar ward, das die Mitte zwiſchen Gutmüthigkeit und Schalkheit hielt und der feinen Phyſiognomie ganz angemeſſen zu ſein ſchien. „Nun, Meiſter,“ ſagte er dann nach einer Weile, während ſein Schützling voll Verlegenheit vor ihm ſtand, „gefällt es Euch nicht? nach der Stadt des Glanzes und Reichthums, an den Hof eines Königs, der gelehrt und kunſtgeſinnt iſt, wie kein anderer in der großen Chriſtenheit, in das Haus eines Mannes, der der Erſte iſt in jenem Lande, und der Weiſeſten einer, die jemals auf dieſer Erde wandelten? Daß ich Euch ſo empfehle, mag Euch beweiſen, wie hoch ich Euch ſchätze und welchen Begriff ich von Eurer Kunſtvollendung hege; ich bin überzeugt, daß die Welt dereinſt von Eürem Ruhme erfüllt ſein wird, und es ſoll mir dann keine geringe Befriedigung gewähren, daß ich es war, der Euch den Weg dazu bahnte: ein geringes Verdienſt an und für ſich betrachtet, ein großes um die Welt und um Euch; denn Ruhm iſt die Speiſe, davon große Künſtler ſich nähren ſollen.“

Holbein hatte ſich geſammelt; die Worte des Fremden machten einen erhebenden Eindruck auf ihn, wie es denn überhaupt erſichtlich war, daß dieſer einen mächtigen Einfluß zu üben verſtand. „Hoher Herr,“ begann der Maler, „Ihr beſitzt die Kraft eines übernatürlichen Weſens, denn Ihr vermöget den ganz Daniedergebeugten nicht nur wieder aufzurichten, wie es die Hoffnung kann, ſondern Ihr reicht ihm Hülfe und Stütze zugleich, damit er nicht wieder zuſammenſinke. Iſt es denn wirklich? ſoll ich eines Lebens theilhaftig werden, wie ich es mir immer dachte in meinen ſchönſten Stunden? Ich ſoll im ſteten Verkehr mit großen, edeln und ſchönen Menſchen ſtehen, die jene Kunſt verehren, deren

Prieſter ich mich nennen darf? Wie iſt es möglich, daß Ihr, herbeigereiſet aus weiter Ferne, und ſo vornehmen Standes, Euch des unbekannten, unbedeutenden Menſchen ſo warm und hülfreich annehmt? Wohl weiß ich, daß Ihr ein edler Kenner und Freund der Künſte ſeid, daß Ihr mich aufſuchtet, mich durch Euer Urtheil erhobet und erfreutet — aber verzeiht! ſonſt weiß ich nichts von Euch. Nicht einmal nach Eurem Namen hab' ich mich erkundigt; ſicher iſt er bedeutend und gekannt und verehrt. Vielleicht, o daß meine Vermuthung Wahrheit wäre! ſeh' ich einen großen Meiſter der Kunſt ſelbſt vor mir, der mich ſeiner Freundſchaft würdigt. Nennt mir, ich bitt' Euch, Euren wahren Namen."

Das halb ſchlaue Lächeln nahm jetzt mehr von dieſem Charakter an, als der Fremde dem Maler entgegnete: „Meinen wahren Namen, ſagt Ihr? und glaubt Ihr denn wol, daß ich Urſache hätte, ihn zu verſchweigen? Ich bin ein ehrlicher Mann, Meiſter Hans, nichts für ungut! Und obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Meiſter Eurer Kunſt zu ſein, noch ſonſt ein vornehmer oder berühmter Mann, ſo kann ich dennoch meinen Namen ungeſcheut nennen. Ich heiße ſchlechtweg Erasmus." — „Erasmus?" rief erſtaunt der Maler. „Erasmus von Rotterdam?" — „Nun ja, von meiner Geburtsſtadt, wie man Euch in England Meiſter Hans von Augsburg nennen wird," ſprach der Andere gleichgültig. „Ich bin weit herumgekommen und habe mit mancherlei Menſchen verkehrt in der Welt, darum iſt mein Name wol öfter als ein anderer genannt worden. Ich kenne Italien und auch das Land, wohin ich Euch ſenden möchte. Ich ſah Venedigs Reichthum, Bolognas Würde, Roms Pracht. Ich ſpreche hier von den Malerſchulen; aber nirgend würde ich meinen lieben deutſchen

Künſtler gern hinverſetzen. Ich will Euch der Ruhe und dem Glucke zuführen, vom Neide und der Bosheit entfernen, und dort wäret Ihr allen Dolchen der Rache und der Hinterliſt preisgegeben. Iſt der Himmel auch in England minder heiter, ſo wird es Euer Gemüth dort in höherm Grade ſein. Des Himmels in ſich kann der Künſtler ſchwerer entbehren, als des Himmels über ſich, ſollt' ich meinen. Ich lebte lange in England; ich war Profeſſor in Oxford, ich kenne den König; es iſt ein ritterlicher, ſinnlich froher Herr, muthig und der Freundſchaft offen, dabei den Künſten ſehr zugethan. Seine ſtark bewegte Jugend bedarf der Erheiterung. Ihr ſeid im Stande, ſie ihm zu gewähren und, durch Morus dem Könige vorgeſtellt, kann es Euch nicht fehlen, Euer Glück zu machen."

Der Maler ſtarrte mit weit geöffneten Augen den Fremden an, der nun nicht mehr fremd für ihn war, deſſen Namen er oft gehört und ſelbſt mit Verehrung ausgeſprochen hatte, weil ihn der beruhmteſte Mann ſeines Zeitalters trug, der Freund der Könige, Philoſoph, Künſtler und Staatsmann zugleich war. Erasmus ſelbſt nahm ſich ſeiner an und öffnete ihm die reizendſte Ausſicht; vor ihm lag der Brief an den Kanzler von England. Es war der Weg zum höchſten Glücke für Holbein gebahnt. — Aber ein Blick rückwärts und er ſieht ſein klagendes Weib, das ihn überall auſſuchen wird, er ſieht ſich fern von ſeinem Vaterlande, flüchtig und in ſteter Angſt, entdeckt zu werden. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Beſorgniſſe und Zweifel vor ſeinem Gönner auszuſchütten, und dieſer wandte ſeine ganze Logik, ja alle ihm zu Gebote ſtehenden Sophismen an, um den jungen Maler der Kunſt zu retten und dem Leben, der Welt, dem Ruhme zu ſchenken. Was auch Holbein einwenden mochte, Erasmus war ein Geiſt, der ſich durch ſolche Widerſprüche nicht zurückſcheuchen ließ. Er unterſtützte ſeine Gründe mit aller Macht und entwarf dem armen Künſtler ein ſo ſchreckvolles Bild ſeiner baldigen Vernichtung, die unausbleiblich erfolgen müßte, wenn er in ſeiner Sklaverei beharrte, daß dieſer endlich einwilligte und ſich dem allmächtigen Geiſte unterwarf, dem, wie es ſchien, Alles gehorchen mußte. Meiſter Hans Holbein empfing alſo das Schreiben an Morus aus der Hand ſeines Gönners und bat ihn um die Erlaubniß, ſein Bildniß malen zu dürfen, weil er ja ohnedies noch nicht abreiſen könne, bis er einige Angelegenheiten geordnet haben würde. Erasmus bewilligte ihm mit Vergnügen die nöthigen Sitzungen.

Aber das Bild war längſt beendigt und auch ſchon eine Copie davon für den Maler genommen, und Holbein dachte noch immer nicht an die Abreiſe. — Das Zuſamenleben mit Erasmus hatte ſeinen Sinn erheitert; einige Werke von dieſem, die er mit Zeichnungen und Holzſchnitten verzierte, waren ihm zur angenehmſten Beſchäftigung gediehen. Er ergriff jede Gelegenheit, ſich ſeinem Gönner dienſtwillig zu zeigen, deſſen bekanntes Werk, „das Lob der Narrheit," nun von ihm auch gar trefflich illuſtrirt worden war. Erasmus nahm es wohlgefällig hin, als er es ihm überbrachte, und ſprach: „Je nun, mein lieber Meiſter, Ihr ſeid noch immer hier und arbeitet für mich, der ich Euch keine würdige Beſchäftigung bieten, noch Euch genügenden Lohn zu geben vermag; darüber werdet Ihr alt, doch Euer Ruhm bleibt jung. Es iſt endlich einmal Zeit, daß Ihr an England denkt, um die junge Pflanze zu begießen und recht eifrig zu pflegen." — „Mir ſcheint, erwiderte Holbein, „es bedürfe deſſen nicht und ich genöſſe genug des Ruhmes, wenn ich in Eurer Nähe ſein kann." — „Das iſt nicht jener Ruhm, zu dem Ihr mir berufen ſcheint,“ ſprach der kluge Weltmann; „es gibt ſehr verſchiedene Arten deſſelben. Der bürgerliche Ruhm, den ich geſucht, mit dem ſich's leicht umgehen und leben läßt, das iſt nicht Eure Sache. Ihr ſollt den höhern erſtreben, den des Feldherrn, des Staatsmannes, des Künſtlers. Entzieht Euch demſelben nicht; Ihr würdet es bereuen. Habt Ihr dieſes Ziel erreicht, ſo ſeid gewiß, daß alle Fragen Eures Innern beantwortet, alle Räthſel Euerer Zukunft gelöſt ſein werden. Eilt nach London und ſchafft Bilder, die der Welt Bewunderung auf ſich ziehen.“

Dieſen Ueberredungen und dem fortwährenden häuslichen Kummer wich endlich Holbein's Geſinnung, und er beſchloß, die Flucht zu ergreifen. — In den letzten Tagen, die er in Baſel zubrachte, vermied er es ganz, mit ſeiner Frau zu ſprechen, und auch ſie ſuchte ihn nicht auf. Es ward ihm klar, daß auch ſie die Löſung dieſer Feſſel wünſche, und dies erleichterte ihm die Ausführung ſeines Vorhabens. Er hatte nunmehr ſeine Angelegenheiten geordnet, ſich mit ſeinen Zweifeln abgefunden, und bat ſeinen Gönner um den Segen zur Reiſe. Mit Freude ward er ihm gewährt. Dieſelbe Nacht hatte der Maler zur Abreiſe beſtimmt.

Der Abend war hereingebrochen; Maria war, ihrer jüngſten Gewohnheit nach, in ihrem Frauengemach eingeſchloſſen und Holbein ſah' ſich allein, wofür er dem Himmel dankte. Seine innere Bewegung war ſo ſtark, daß ein freundlicher Blick von ihr vielleicht im Stande geweſen wäre, ſeine wohlüberlegte Flucht zu vereiteln. Er betrachtete mit ſteigender Wehmuth Alles, was ihn umgab; er konnte es nicht unterlaſſen, ſich noch einmal ſeines Jugendtraumes von Liebe zu erinnern, und fühlte wohl, daß dieſer wie ein nagender Schmerz ſtets in ſeinem Herzen wurzeln werde; dann ſteckte er Geld zur Reiſe zu ſich, verſiegelte einen Brief an ſeine Frau, worin er von ihr Abſchied nahm, ohne ihr jedoch ſeinen künftigen Aufenthalt zu nennen, und ſchickte ſich hierauf an, ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kunſtwerkſtätte, Alles, was ihm bis jetzt ſeine Welt geweſen war, für immer zu verlaſſen. Den Brief an Thomas Morus wickelte er ſorgfältig ein, die Rolle, Erasmus Bild enthaltend, band er ſeinem unbedeutenden Gepäcke auf, dann ergriff er den Stock, löſchte die Lampe und ging. Auf der Schwelle ſtand er noch einmal ſtill. Er glaubte ſeinen Namen zu hören, Maria — ſo deuchte es ihm — rief ihn beim Namen; er wollte zurückkehren, dableiben — er öffnete leiſe ſein Zimmer und trat wieder ein. Alles war ruhig, ſtill, ausgeſtorben, Niemand hatte ſeinen Namen hier genannt. Das Zimmer, ſonſt ſo traulich, war ihm fremd; es ſchien ihm, als bewohnte es ein Anderer, er war ein Anderer, ſchon jetzt ein Fremder in dieſem Raume, er ſchauderte. Mit wankenden Schritten nahete er ſich der Thür, die zu ſeinem Weibe führte, ſchon berührte ſeine Hand die Klinke. „Um Gott! was thuſt du!" rief er laut ſich ſelbſt zu und floh nun ſchnell aus dem Hauſe. Er rannte durch die Gaſſe wie ein fliehender Verbrecher und erſt als er beim Hauſe auf dem Marktplatze vorüberkam, hielt er einen Augenblick inne und blickte nach den ſchönen Marienköpfen dort oben und nach den Verzierungen um das Fenſter und dem Flecke, wo der Pinſel ſeiner Hand entfallen war, und ſein Schmerz löſte ſich los von dem ſchwerbelaſteten Herzen und Thränen ſtürzten über ſeine Wangen. Er konnte nicht weiter gehen und ſank auf den Stein unweit des Brunnens nieder, wo er an jenem Morgen geſeſſen hatte. Er fühlte ſich in dieſem Augenblick überwältigt, vernichtet, er fühlte aber auch, daß er vergehen müßte in Unthätigkeit und Schmerz, wenn er länger hier verweilte; die Stimmung, die ihn jetzt ergriffen hatte beim Anblicke dieſer Gegenſtände, verſchaffte ihm das Bewußtſein, wie gefährlich ihre ſtete Nähe für ihn ſei. „Der Ruhm iſt die Nahrung der echten Künſtler!“ rief er, ſich ermannend, und ein Griff an ſeine Bruſt gab ihm die Verſicherung, daß er den Brief an den Großkanzler Morus wirklich beſitze und berufen ſei, an dem Mahle des Ruhms Theil zu nehmen. Er erhob ſich ſchnell, wandte keinen Blick mehr rückwärts, ſchritt über die Brücke und verließ Baſel.

Holbein hat Baſel ſeitdem nicht wieder geſehen. Der Brief, den ihm Erasmus mitgegeben, iſt ſpäterhin bekannt worden. Er iſt in dem zierlichſten Latein geſchrieben. Der berühmte Mann nennt darin den jungen Maler ſeinen lieben Freund, der die wunderbarſten und ſeltenſten Bilder bereits geſchaffen habe. Namentlich führt er den Todtentanz an und kann gar nicht begreifen, wo der Jüngling dieſe Ideen geſchöpft. Er glaubt, daß er würdig ſei, ſeinem gelehrten und erhabenen Gönner und durch dieſen dem mächtigen Fürſten empfohlen zu werden, der keiner der letzten Könige der Chriſtenheit genannt werden dürfe. Schließlich preiſt er Hans Holbein als einen gefälligen, mäßigen und ſehr arbeitſamen Mann, der noch eines ganz beſondern Schutzes nöthig habe, da er der Gatte einer böſen Sieben ſei, die ſeine ganze chriſtliche Demuth und Ergebung erſchöpfe und ihn darum zwinge, die Flucht zu ergreifen. Auf dieſen Hort vertrauend, denn ſo konnte man den Brief wol nicht mit Unrecht nennen, hatte Holbein ſeine Wanderung angetreten und näherte ſich in rüſtigen Tagemärſchen dem Meere, das ihn noch von dem Lande ſeiner Hoffnungen und Verheißungen auf kurze Zeit trennte.

Londons Herrlichkeit war in Wolken von Dampf und Nebel gehüllt, als ſich unſer Wanderer ihr näherte. Hier und dort ragte eine Kuppel oder eine Thurmſpitze, ohne Zuſammenhang mit dem Uebrigen, wie aus dem Meere empor, und die Menſchen, die ſich im Vordergrunde des Gemäldes umhertrieben, ſahen grau und feucht aus, wie Geſpenſter, und die unverſtändliche Sprache, die ſie redeten, gab ihrer Erſcheinung ein noch unheimlicheres Anſehen. Eine fremde Küſte, wenn man ſie gleich beim hellſten Sonnenſcheine betritt, erdrückt die Bruſt mit Bangen. Alles, was wir dort erblicken, füllt ſeinen Platz aus, Jeder geht der gewohnten Beſchäftigung nach, wir ſuchen Beides: wir miſchen unſern unſichern Schritt unter die Menſchenhaufen, die da rennen und laufen; wir ſuchen mit unſern Blicken einen Punkt, wo ſie haften möchten, während uns überall nur ſicherblickende Augen begegnen; für die Bewohner liegt Alles offen, klar, für uns Alles verhüllt da. Wir ſehen ein Räthſel vor uns und müſſen beſorgt ſein, ob wir die Löſung finden.

Als Holbein an einem kalten, unfreundlichen Morgen an den erſten Häuſern Londons auf der Themſe vorbeiſchiffte, da ſank ſein Muth, und er gedachte ſeiner traurigen Tage und wagte es nicht auf beſſere zu hoffen. Sein Aufzug war maleriſcher als anſtändig, nach den Begriffen, welche man damals in London hegte. Die einfache Tracht, die er in Baſel zu tragen gewohnt war, hatte während der Reiſe nicht eben an Zier und Anſehen gewonnen; ſein Gepäcke, das er ſelbſt trug, ein dicker Wanderſtab, ein flaches Barett ohne allen Schmuck, breite, plumpe Schuhe, dies Alles gab ſeinem Aeußern einen Anſtrich von Dürftigkeit und Abenteuerlichkeit. Wohin er ſich wandte, um Auskunft zu erhalten, da drehte man ſich weg von ihm, und Niemand wollte ſich die Mühe geben, ſeine deutſche Anrede anzuhören, um ihre Deutung zu verſuchen. So war er denn getroſt weiter gegangen, wol den halben Tag, und befand ſich nun in einem Gewirre von Volksleben und in einem Labyrinthe von Häuſern, wie er es nie zuvor geſehen hatte. Die eigenthümliche Großartigkeit des Ganzen ergriff ihn und die erſte Niedergeſchlagenheit wich einem erhebenden Gefühle, im Mittelpunkte dieſes Lebens auch zu leben, hier zu wirken, zu malen, bekannt, bewundert zu werden. Es deuchte ihm allerdings angenehmer und wünſchenswerther zu ſein, als in Baſel darnach zu ſtreben. Der Gedanke an Ruhm beſeelte ihn durch und durch, und er gedachte der Worte ſeines Freundes Erasmus: „Der Ruhm iſt die eigentliche Nahrung großer Künſtler!“ Er vertiefte ſich hierin und ſchlenderte noch Stunden lang durch die Straßen, ohne den eigentlichen Weg zum Ruhme eingeſchlagen, nämlich den Brief an den Großkanzler abgegeben zu haben, bis daß ſein Magen ihm ſehr verſtändlich machte, daß ſelbſt der größte Künſtler noch anderer Nahrung bedürfe.

Er trat in ein ſchön erleuchtetes Speiſehaus, um dieſer Nahrung zu genügen. Seine unanſehnliche Kleidung und die unverſtändliche Sprache, die er redete, ließen ihn auch hier lange vergebens harren, bis er ſo glücklich war, einen Landsmann zu finden. Von Geburt ein Elſaſſer, war dieſer frühzeitig in franzöſiſche Dienſte getreten und hatte ſich bis zum Lanzenreiter des Königs Franz des Erſten hinaufgeſchwungen. Eines Duells wegen aber mußte er fliehen, und da ging er zu den Engländern über, die damals einen

Einfall in Frankreich gemacht hatten. Der Krone England diente er noch und nachdem er alles Dies ſeinem eben angekommenen Landsmanne ohne Rückhalt, mit echt ſoldatiſcher Offenheit, mitgetheilt hatte, leerte er einen Becher Wein auf die neue Bekanntſchaft und ließ König Heinrich den Achten hoch leben. Mit Begierde horchte Holbein auf Alles, was ihm der Landsmann erzählte. Zum erſten Male hob ſich der Vorhang vor ſeinem Blicke, der bis jetzt noch über dem Lande der Verheißung feſt und undurchdringlich geruht hatte. Er erfuhr nun, daß deſſen König ein mächtiger und zugleich furchtbarer Herr ſei; daß er, wie der Elſaſſer ſich ausdrückte, mit dem heldenmüthigen Narren Franz von Frankreich, mit dem ſpaniſchen rüſſigen Karl, dem römiſchen Kaiſer, und mit den gottloſen deutſchen Ketzern wohl umzuſpringen gewußt habe; daß er deßhalb ſelbſt mit allen Univerſitäten der Chriſtenheit große Kämpfe beſtanden und darin gezeigt, daß ſeine Hand mit der Feder, wie mit dem Schwerte umzugehen wiſſe. Der Papſt habe eine große Freude darob empfunden und ihm den Titel: Vertheidiger des Glaubens, beigelegt, den der König nunmehr zu allen ſeinen übrigen Titeln führe und ſehr ſtolz darauf ſei, weil die Gelehrſamkeit, die ihm dazu verholfen, zu den ſeltenſten Eigenſchaften der Könige zu zählen. Im Uebrigen aber ſei Heinrich gar nicht ſtolz; er gehe in die Schenke und trinke mit dem Volke und gebe Geld in Menge weg. Noch kürzlich habe er einer armen Frau, die ihn mit einem herrlichen Pudding bewirthet, ein kleines Schloß geſchenkt, das früher einem Edelmanne gehört, deſſen Güter confiscirt worden waren. Nach des Elſaſſers Schilderung war Heinrich ein Muſter eines Regenten und dies war die allgemein von ihm in England verbreitete

Meinung. Er war vom Volke ſehr geliebt, wenngleich rauhe Gewaltthätigkeiten ſeine Regierung ſchon im Anfang bezeichneten, denn er war dabei freigebig bis zur Verſchwendung, zugänglich für einen Jeden, ſein Hof war glänzend, und alle ſeine Unternehmungen ſah man von den günſtigſten Erfolgen gekrönt.

Um den Schein zu großer Parteilichkeit zu vermeiden, ließ nun der Elſaſſer auch etwas Schatten in ſeine lichtvolle, beredte Schilderung fließen. „Ich ſehe, daß ich meinen Herrn und Gebieter liebe, wie es Pflicht iſt,“ ſprach er, „aber mein Ehrgeiz geht nicht ſo weit, ihm einen Pudding, wie jene Frau, vorzuſetzen, wollte er mich auch gleich zum Hauptmann dafür machen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben, denn er hat ſo ſeine Grillen. Er geht Euch im grobtuchenen Rocke einher, mit dem breiten Hute auf dem Kopfe und dem eiſenbeſchlagenen Knüppel in der Hand, und wenn ihm etwas nicht an Euch gefällt, ſo ſchlägt er gewaltig zu, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Und das iſt noch gnädig; denn — unter uns geſagt — gefällt ihm ein Kopf nicht mehr, ſo muß er herunter. Doch — verſteht mich wohl — wir und unſeres Gleichen haben dabei nichts zu befahren. Ich brauche Euch nichts weiter zu ſagen, als daß ich froh bin, kein Lord zu ſein.“ Unſer Maler machte große Augen. Er war noch nie einem Könige ſo nahe geweſen, und der erſte, dem er es ſein ſollte, war mit Eigenſchaften begabt, die ihn dem Krieger wol kraftvoll und herrlich erſcheinen ließen, aber auf das ſchüchterne Gemüth des Künſtlers einen ganz entgegengeſetzten Eindruck machten.

„Nun aber will ich Euch auch noch meinen Namen ſagen: ich heiße Konrad Hechner,“ ſagte der wackere Elſaſſer, „und jetzt wünſche ich zu wiſſen, wie Ihr heißt und was

Euer Zweck hier in London iſt, um Euch nach Kräften zu dienen, wie es Landsleute thun ſollen, wenn ſie ſich in der Fremde treffen.“ Holbein glaubte die Offenherzigkeit ſeines Tiſchgeſellen wenigſtens in Etwas zurückgeben zu müſſen, und ſprach davon, daß er bereits den ganzen Tag damit zubringe, das Haus des Großkanzlers von England zu ſuchen, daß aber, bei der Unmöglichkeit, ihn zu verſtehen, und bei der plumpen Ungefälligkeit der Leute, ihm ſolches zu finden noch nicht gelungen ſei. „Ho, ho!“ rief verwundert Konrad Hechner, „zum Großkanzler wollt Ihr? Und was habt Ihr denn in deſſen Palaſte zu ſuchen? Iſt es etwa ein Koch oder ein Anderer vom Dienſte, der Euch verwandt iſt und von dem Ihr Unterſtützung erwartet?“ — „Mit nichten!“ erwiderte unſer Maler, nicht ohne Abſicht, dem Landsmanne einige Ehrerbietung einzuflößen; „zu ihm ſelbſt, dem weiſen Thomas Morus, will ich, und die Unterſtützung, die ich begehre, ſoll mir dieſer ſelbſt angedeihen laſſen.“ — „Ei, Ihr prächtiger Burſche!“ ſchrie laut lachend der Soldat, „Ihr wollt den weiſen Thomas Morus, oder More, wie Ihr ihn hier nennen müßt, ſelbſt ſprechen? nicht weiter? Nun ja, weiſe ſoll er ſein, das ſagt alle Welt von ihm, und ein rechter Stockgelehrter, ein Poet und ein Philoſoph iſt er auch. Aber deswegen müßt Ihr Euch nicht denken, er ſei, was man dergleichen in Deutſchland ſo zu nennen pflegt. Dieſer Thomas More iſt ein großer Herr dabei, und kurz und gut, er iſt der Erſte nach dem König, er regiert das Land; was er will, geſchieht, und ſelbſt ein Kerl wie ich hätte Mühe, vor ihn zu kommen; und Leute von Eurem Anſehen —“ — „Das meint Ihr?“ unterbrach ihn Holbein. „Je nun, ich will's drauf wagen. Hunger und Durſt ſind geſtillt und obgleich hier, in dieſem dunkeln Raume, ſchon lange Kerzen und Lampen brennen iſt es doch noch früh am Tage. Wolltet Ihr ſo gut ſein, mich zu dem Palaſte des Großkanzlers hinzuführen?“ — „Was ſprecht Ihr?“ entgegnete der Andere mit wachſendem Erſtaunen, „noch heute und zu dieſer Tageszeit wollt Ihr den tollkühnen Verſuch wagen? Wißt nur, daß mein gnädigſter Herr, der König, oftmals ſeinen Kanzler beſucht, und daß es wol ſein könnte, Ihr träfet mit dieſem in der Halle zuſammen.“ — „Wenn das iſt,“ ſagte lächelnd der Maler, den dieſer Scherz zu vergnügen ſchien, „ſo will ich Heinrich dem Achten den Vortritt laſſen, und mich zurückziehen für heute, aus Achtung vor ſeinem eiſenbeſchlagenen Knüppel. Doch jetzt laßt uns ohne Weilen aufbrechen.“

Sie traten aus der Schenke und gingen raſch durch das Gewinde der Straßen, wie ſie ſich im Mittelpunkte von London kreuzen und durchſchlingen, bis der Elſaſſer plötzlich an einer hohen, langen Mauer Halt machte und nicht ohne Ernſt ſagte: „Hier, mein junger, neuer Freund, iſt der Palaſt des Thomas More. Dieſe ganze Reihe von Fenſtern, die Ihr jetzt unerleuchtet ſeht, iſt ſeine Gemäldegalerie.“ — „Was ſagt Ihr?“ rief der Maler, „dieſe ganze Reihe?“ — „Und dort am Ende,“ ſetzte der Andere, unwillig über die Unterbrechung, hinzu, „wo Ihr die vielen Lichter ſeht, iſt die Halle, woſelbſt Ihr Euern Eintritt zu beachten habt.“ — „Dank, tauſend Dank!“ rief Holbein und flog davon. Er hatte bereits die Stufen der Halle betreten, als der Elſaſſer ihn keuchend erreichte. „Nun, nun, Freund! ſeid nur nicht zu hitzig,“ ſagte er zu ihm; „ich wollte nur noch Euern Namen wiſſen, um einmal von Euch Erkundigung einzuziehen, falls wir uns aus dem Geſichte verlieren ſollten.“ — „Ich heiße Hans Holbein und bin Euch ewig dankbar,“ ſprach der Maler, „ſeid überzeugt, ich ſuche Euch auf.“ Damit war er die Stuſen hinangeſtiegen und trat in die Halle. „Mich aufſuchen?“ brummte der Elſaſſer. „Wird nicht Noth thun; ich will ein wenig hier draußen warten, bis ſie Euch da drinnen expedirt haben. Grüßt mir indeß Euern Freund Thomas More, wenn Ihr ihn ſeht, Herr Hans Holbein!“ Dieſes spöttiſche Wort hatte er in die Luft gerufen und ſich dabei auf eine Bank unfern der Halle geſetzt, um die Rückkunft ſeiner neuen Bekanntſchaft zu erwarten, die nach ſeiner Meinung ſehr bald erfolgen mußte. Aber er ſaß eine Stunde, ſprang dann ärgerlich auf, lief noch eine Stunde vor dem Palaſte hin und her und trat hierauf höchlich verwundert ſeinen Heimweg an, ſich mit Vermuthungen plagend, wer denn wol ſein junger Landsmann eigentlich geweſen ſein könne, der ſich Hans Holbein nannte, wie ein fahrender Schüler ausſah, und doch vom Großkanzler von England nicht mehr fortgelaſſen wurde.

Gleich am Eingange der Halle fuhr der Thürſteher in glänzender Tracht auf unſern Maler los, der bemüht war, die Rolle von ſeinem Gepäcke loszuſchnallen und den Brief aus der ſchützenden Hülle zu wickeln. Dieſe Gegenſtände wurden ihm abgenommen und in ein Zimmer getragen, und da man den Ueberbringer für einen Boten hielt, der von ſeinem Marſche ermüdet war, ſo geſtattete man ihm, ſich auf die große Steinbank niederzuſetzen, um auszuruhen. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn, er aber betrachtete aufmerkſam, was ſich um ihn zutrug, und ſah bald, wie Rolle und Schreiben von einem Herrn in die obern Gemächer getragen wurden, zu denen eine breite Marmortreppe führte. Kurz darauf erſchien derſelbe wieder in der Halle und nachdem er ſich mit einer lauten, herriſchen Frage an den Thürhüter gewendet hatte, deutete dieſer auf unſern Maler, der ſich erwartungsvoll von der Bank erhob und nun mit natürlichem Anſtande dem Fragenden entgegentrat. Obgleich er die Worte nicht verſtand, die dieſer an ihn richtete, ſo folgte er ihm dennoch, als er die Treppe langſam hinanſtieg und ihn in eine Galerie führte, wo er ihn verließ, um in ein Zimmer zu treten. Holbein warf einen Blick umher und ſah, daß die ganze Galerie gemalt war, und trotz des Dämmerlichts konnte er wahrnehmen, daß es große geſchichtliche Gegenſtände waren, die ſie anfüllten; das Herz ſchlug ihm vor Freude, und ſo, lebhaft aufgeregt, ging er zu der Thüre ein, die ihm der Führer öffnete, und ſtand einen Augenblick ſpäter in dem Kabinete des Großkanzlers, dieſem ſelbſt gegenüber.

In demſelben Momente fiel ihm der Muth gewaltig, da er ſich beſann, wie er ja keines Wortes Engliſch mächtig ſei und nun nicht wußte, wie er ſich dem Großkanzler verſtändlich machen ſollte. Der große Mann aber, nachdem er unſern Künſtler eine kurze Zeit ſchweigend betrachtet hatte, war ſeinerſeits gar nicht verlegen darüber; denn im Nothfalle konnte er ſich des Deutſchen bedienen, vorläufig jedoch wählte er das Lateiniſche zur Begrüßung.

Thomas Morus, der an der Spitze einer despotiſchen Regierung ſtand, beſchäftigte ſich ſtets mit dem Ideale einer glücklichen Republik; er ſelbſt ſo mächtig, war Allen dienſtbar und willfährig, er, der Schätze ſammeln konnte, blieb arm, und inmitten der ausſchweifendſten Sinnlichkeit einfach und empfänglich für die Freuden des Familienlebens. Er war feſt, von den ſtrengſten Sitten, ſehr gewiſſenhaft und zur Bigotterie geneigt. Seine äußere Erſcheinung entſprach nicht der Hoheit ſeiner Würde und dem Glanze ſeiner Umgebung. Er ſtand, wie Holbein zu ihm eintrat, mitten in ſeinem Kabinete, von hohen Bücherſchränken gefüllt, in einem langen, dunkelvioletten Tuchkleide, welches am Halſe ein ſchmaler Hemdkragen ſäumte. Das Geſicht war mild, die Stirne verrieth den Denker und das Auge den Menſchenfreund. Er las den Brief noch einmal, denn Morus liebte es, den Erasmus zu leſen; dann fing er an: „Mein Freund Erasmus denkt meiner ſtets in Liebe, und ſendet mir Dich, von dem er des Lobes viel hinzufügt. Sei mir willkommen in meinem Hauſe, das Du als Gaſt bewohnen ſollſt, um Deine Kunſt ungeſtört zu üben. Was Du darin vermagſt, beweiſt mir das Bildniß meines Freundes Erasmus, welches mich entzückt hat. Schon dieſe Gabe, die Du mir beim Beginne unſerer Bekanntſchaft überreichſt, verpflichtet mich zum regſten Danke. Zähle ſtets auf mich, ich werde Dir ein treuer, theilnehmender Freund ſein.“ Dieſe liebevolle Anrede rührte Holbein faſt bis zu Thränen; er ergriff des Kanzlers Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Du haſt ein weiches Künſtlergemüth und, wie mir Erasmus ſchreibt, iſt der bittere Kelch des Lebens an Dir nicht vorübergegangen,“ ſagte der Kanzler; „hier ſoll er Dir nicht mehr nahen. Du ſollſt in der Welt Deiner Ideale leben und nichts trübe Dir den innern Himmel. Und ſollte dereinſt Dein Weib — o ſchaudere nicht davor zuſammen! — Dich hier aufſuchen: je nun,“ fügte er lachend hinzu, „ſo ſagen wir, Du ſeiſt nicht hier.“ — Mit Wohlgefallen hörte der Kanzler die Worte des Dankes und die Verſicherungen der Ergebenheit, womit unſer Maler dieſe freundliche Anrede erwiderte, dann ſchellte er und der Diener trat ein. „Folge ihm, mein Sohn,“ ſagte Morus, „er wird Dir die Zimmer anweiſen, die Du bewohnen wirſt; es iſt Raum genug in meinem Hauſe. Ich freue mich, daß Du hier biſt, ich werde fortan ein Kind mehr haben.“ Dabei legte er die Hand auf Holbein's Haupt, und nachdem er dem

Diener einige Befehle ertheilt hatte, entließ er den jungen Künſtler mit einer Empfindung im Herzen, die ſeit vielen Tagen nicht mehr darin eingekehrt war.

Holbein befand ſich allein in einem großen Zimmer, woran noch eine Schlafkammer ſtieß und eine kleine Galerie, mit langen, bis zum Boden reichenden Glasfenſtern, die ihm ganz dazu geeignet ſchien, als Werkſtätte zu dienen. Eine gediegene Pracht umgab ihn; wohin ſeine Blicke fielen, glänzten Vergoldungen, die Kamine zeigten Säulen und Figuren von Marmor, und in den Wänden waren venetianiſche Spiegel angebracht, die Alles widerſtrahlend vervielfältigten. Er war vom Wandern ermüdet, und das letzte Ereigniß, die glückliche Wendung ſeines Looſes, hatte ihn vollends erſchöpft. Er ſank auf das köſtliche Lager und Seide umrauſchte ihn zum erſten Male in ſeinem Leben. Er fühlte ſich glücklich, er ſchien das Vorgefühl einer ganzen ruhmvollen Laufbahn zu genießen. Er wähnte ſich ſo ſicher in dem Schutze des mächtigen Mannes; ſo trügeriſch ſind unſere Ahnungen, und Niemand in dem prächtigen Palaſte argwohnte, an wie ſchwachem Haar das Beil hing, das dem ſchönſten, würdigſten Menſchenleben ein Ende machen ſollte. Unſer Holbein dachte am wenigſten daran. Er ſchlief die ganze Nacht ohne Traum, und nur im Augenblick des Erwachens glaubte er in ſeinem engen Stübchen zu Baſel zu ſein, und war nicht wenig überraſcht, von der hellen Sonne die ihn umgebende Pracht beſchienen zu ſehen und unweit von ſich einen artigen Mohrenknaben zu erblicken, der mit einem ſilbernen Räuchergefäß das Gemach durchduftete und den lächelnden Maler an das Gefolge der heiligen drei Könige erinnerte, wie er es ſelbſt wol zu malen pflegte.

Die einfache, gottesfürchtige Sitte, welche im Palaſte des Großkanzlers herrſchte, ließ den deutſchen Maler ſich bald heimiſch daſelbſt fühlen. Er ward als ein Glied der Familie betrachtet und lebte im Ueberfluſſe, fern von Sorgen und Verdruß, nur ſeiner Kunſt. Viele herrliche Bilder ſchuf er in jener Zeit, die noch jetzt mit Bewunderung erfüllen und die damals die weiten Galerien und die prächtigen Gemächer des erſten Staatsmannes in England ſchmückten. Sowie der deutſche Maler ein Gegenſtand der Verehrung war, ſo war er auch ein Gegenſtand der Neugierde. Von ſeiner Herkunft, von ſeinen Schickſalen wußte man nichts; ſein bleiches Ausſehen, ſeine Zurückgezogenheit ſchienen auf frühes Unglück zu deuten. Der junge, herrliche, kranke, fremde Mann flößte ſeiner nächſten Umgebung eine große Theilnahme ein, von welcher er ſelbſt keine Ahnung hatte. Alles, was um ihn vorging, ward nicht von ihm bemerkt; er lebte in der idealen Welt ſeiner Schöpfungen. Aber die Veränderung ſeiner Lage mußte nach und nach auch eine Veränderung in ſeinem Gemüthe hervorbringen. Sein Leben zu Baſel ſchwand faſt gänzlich aus ſeiner Erinnerung; ſeine Frau konnte er ſich jetzt in freundlichen Verhältniſſen denken, er war zufrieden, ſie verlaſſen zu haben, und die Sorge, daß ſie ihn aufſuchen würde, war vor dem Gefühl der vollkommenſten Sicherheit gewichen. Nur ſelten wandelten ihn einzelne trübe Augenblicke jetzt noch an, wenn er in ſeinem Muſeum die Augen auf den herrlichen Geſtalten ſeiner Schöpfungskraft ruhen ließ. „Alles Dies iſt mein Werk,“ ſprach er zu ſich; „die Natur gab mir die Kraft und den Stoff, dazu einen Inſtinkt, und nun male ich, wie die Spinne ſpinnt, wie der Seidenwurm webt, wie der Biber baut. Ich male, weil ich muß! Aber welche Befriedigung gewährt mir dieſe Beſchäftigung? Wo iſt das Ziel meiner Raſtloſigkeit? Werden dieſe Bilder nie die Welt erfreuen, erwärmen, entzücken? wird London nie erfahren ſollen, daß ich hier lebe und ſchaffe? Soll ich mich nie ſättigen dürfen an der Speiſe, wonach ich einſt ſo ſehr Gelüſten trug? Wo iſt der Ruhm, den mir Erasmus verhieß? Ich werde nie die Frucht der goldenen Palme koſten! Es war eine Vorſpiegelung, um mich deſto leichter zur Flucht zu bewegen. Es hätte deſſen nicht bedurft — ich war ja ſo unglücklich!" und jetzt bin ich glücklich, überglücklich!"

Dieſe Monologe kehrten recht oft wieder und ſie endeten damit, daß er Pinſel und Palette ergriff und ein Stilleben entwarf, eine jener zarten, ſinnigen Gruppen lebloſer Gegenſtände, die doch ſo warm und hold das Gefühl des Beſchauers in Anſpruch nehmen, und die man darum in der Kunſtſprache mit jenem Namen benannt hat. Künſtliche Anordnung, Lieblichkeit der Formen, Harmonie der Farbengebung, Zauber der Beleuchtung verleihen dieſen Schilderungen hohen Werth und Bedeutung und gewähren vollkommene Befriedigung. Hätte unſer Maler nicht trübere Tage durchlebt, ſein jetziges Schickſal würde mit dem edelſten Stilleben zu vergleichen geweſen ſein. Aber ſo groß der Zauber der Kunſt, ſo mächtig die Ruhe der Gegenwart auch wirkten, ſie waren nicht im Stande, das Gemüth des Künſtlers gänzlich einzuwiegen, die Wunden ſeines Herzens zu vernarben und ſeine Forderungen an die Welt zu beſchwichtigen, zu denen er ſich berechtigt glaubte.

Der edle Gönner, den er gefunden hatte, beobachtete ihn mit Aufmerkſamkeit. Er folgte ſeinen Schöpfungen mit prüfenden Blicken und ſah darin mit inniger Freude eine Stufenleiter wachſender Vollkommenheit. Bei ſeinen wichtigen Beſchäftigungen als Staatsmann und Rechtsgelehrter, bei mannichfachen Sorgen, die ihm des Königs

Leidenſchaften auferlegten, blieb ſein Gemüth ſtets heiter und den Künſten zugethan. Holbein's Stimmung war dem großen Menſchenkenner aus der Reihe ſeiner Bilder klar geworden. Er erkannte darin ſeine Ruhe und ſein Glück, ſein Streben wie ſeine unbefriedigte Sehnſucht.

Drei Jahre waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen. Holbein ſtand auf der Höhe des Lebens und der Kunſt, und Morus war zu edel, um dieſen Schatz als einen Raub ſich anzueignen und ihn vor den Augen der Welt zu verbergen. Auch fühlte der große Mann ſchon, daß die Sonne ſeines Glücks ſich zu umwölken begann, und wenn ſein klarer Geiſt ſich auch noch nicht die ſchreckliche Kataſtrophe vorſtellen konnte, die ihm ſo nahe bevorſtand, ſo dachte er doch ſchon daran, daß aller Glanz, der ihn umgab, in Trümmer fallen könnte, und war bemüht, das ihm Theuerſte, Werthvollſte, das Schikſal ſeiner Angehörigen und der ihm enge Verbundenen von ſeinem Schickſale zu trennen und für die Dauer feſt und ſelbſtändig zu begründen. Niemand konnte dieſe geheime Triebfeder ahnen, denn noch war kein Stein an dem Bau ſeiner Größe und Herrlichkeit verrückt, noch erfreute er ſich des größten Anſehens und der höchſten Gunſt.

Mit gewohnter Herzlichkeit redete er eines Morgens Holbein an, als er dieſen in ſeiner Werkſtatt überraſchte. „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Ich habe Dich geprüft und gefunden, daß Du jetzt mit allen Anſprüchen, die ein großer Künſtler zu hegen berechtigt iſt, in die Welt treten darfſt: Deine Bilder ſind werth des Namens, den ich Dir beilege: Du biſt der König der Maler. Nicht länger mehr ſollſt Du in der Verborgenheit meines Hauſes Deine Werke ſchaffen, von heute an gehörſt Du der Welt. Die Bewunderung, die Du verdienſt, ſoll Dir zu Theil werden;

der Ruhm ſoll Deine Scheitel umkränzen. Ich will Dein Schuldner nicht länger bleiben. Du wirſt Mittel erhalten, auch fern von mir als unabhängiger Mann ein angenehmes Leben zu führen. Du ſollſt frei und glücklich ſein.“ Wie plötzlich und unvorbereitet alle Veränderungen in Holbein's Leben hereingebrochen waren, ſo auch dieſe. Er war der Sprache nicht mächtig und wußte nicht, ob er ſeinem Beſchützer danken, oder das ihm zugedachte Glück ablehnen ſollte. Morus ſah ſeine Verwirrung und wußte ſie zu deuten. „Du liebſt mich wie einen Vater,“ ſagte er; „der Sohn kann aber nicht immer um den Vater bleiben, und auch Du mußt mich verlaſſen.“ Er betonte das Wort mußt mit größtem Nachdrucke, und ſeine Stirne, die ſonſt immer ruhige Heiterkeit zeigte, trübte ſich. „Ich erwarte einen Gaſt heute,“ fügte er dann hinzu, „der ein Freund von Gemälden iſt und der von Deiner Kunſtfertigkeit gehört hat. Er ſoll Dich ſehen und ſprechen, ich hoffe für Dich die günſtigſte Wendung davon. Entferne Dich daher dieſen Abend nicht aus meinem Hauſe und harre unſer in der Gemäldegalerie.“ Holbein konnte den ganzen Tag über nicht malen. Sein Herz ſchlug ungeſtüm kommenden Ereigniſſen entgegen.

Im Palaſte des Kanzlers herrſchte große Lebendigkeit. Die Silberkammer wurde geöffnet und die Prachtgefäße hervorgeholt, um mit Blumen, Speiſen und Getränken gefüllt zu werden. Der Haushofmeiſter und alle Bedienten zogen ihre Gallaröcke an und eilten hin und her, um zu befehlen, zu ordnen, zu bereiten und den Roſt der Gewohnheit und des täglichen Lebens zu entfernen, oder, wo das nicht angehen wollte, mindeſtens mit feſtlichem Glanze zu verdecken. Unter dieſen Vorbereitungen war der Abend herangekommen, und ein Strom von Licht ergoß ſich durch den Palaſt.

Das Portal ſchimmerte in buntem Feuer; es war ein königlicher Glanz. Morus zeigte an jenem Abende, welchen Rang er in der Geſellſchaft einnahm. Die Thore und Gitter ſtanden weit geöffnet und ein neugieriger Pöbel hatte alle Zugänge des Palaſtes beſetzt. Schon begannen ſich die Säle mit Gäſten zu füllen, und Morus ſelbſt, im weitfaltigen Sammtrocke, die breite Goldkette mit Edelſteinen, als Zeichen ſeiner Würde, um den Hals, empfing die Verſammlung in der Gemäldegalerie. Plötzlich hört man ferne Trompeten; es entſteht eine Unruhe in den Sälen, Diener rennen hin und her, der Haushofmeiſter nähert ſich Morus und bringt ihm eine Meldung. Dieſer ſteigt die Treppe hinab, an deren Marmor ſich heute ein perſiſcher Teppich ſchmiegt, und begibt ſich unter das Thor in ruhiger Erwartung. Die Trompeten erſchallen näher, es ſprengen Reiter vor und treiben das gaffende Volk auseinander; endlich erſcheint ein großer Mann, von einem ſtarken Gefolge begleitet, der dem Kanzler die Hand reicht und von ihm mit Ehrfurcht empfangen wird. Arm in Arm ſchreiten ſie dann die Treppe hinan.

Der vornehme Gaſt war erſtaunt über den Luxus, der ihn umgab. Es ſchien, als ſei er es gewohnt, die Wohnung des weiſen Morus anders zu ſehen. Was ihn jedoch am meiſten überraſchte, war der Schatz, der in der Gemäldegalerie ſeine Pracht entfaltete, und hier beſonders die Wand, welche eine Reihe ganz friſcher Bilder zeigte, von neuer Auffaſſung und Behandlung, in jugendlichem Farbenglanze, mit den durchſichtigen Schattenpartien und den klaren Lichtern. Es war die Frucht von Holbein's dreijährigem Fleiße. Die Gäſte ſtanden in ſtiller Bewunderung davor, aber der Vornehmſte unter ihnen lief mit Haſtigkeit von einem Bilde zum andern und erſchöpfte ſich in Ausrufungen.

Die lieblichen, ausdrucksvollen Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, von wehenden Federn und Blumen beſchattet, aus der Hülle verrätheriſchen Flors emportauchend, wie aus Wellen von Schaum, der köſtlichſte Atlas und Sammt, die in prächtigen, ſchweren Falten die Glieder umgaben und die Wahrheit des Fleiſches, die Farbe der Haut erhoben; dieſe ſchmachtenden, ſehnenden, feurigen Blicke, dieſe ſchwellenden Lippen, dieſes üppige, wollüſtige, athmende Leben — Alles entzückte, Alles verdiente vergöttert zu werden. Man ſtreckte unwillkürlich dieſen herrlichen Geſtalten die Hand entgegen, als ſollten ſie ihren Rahmen entſteigen, um unſere Welt zu verſchönen und neben uns darin zu wandeln. Der große Eindruck, den dieſe Werke auf den vornehmſten der Gäſte hervorbrachten, theilte ſich nun Allen mit, und ſelbſt die früher theilnahmlos waren, ließen jetzt ihrer Bewunderung freien Lauf.

Holbein war gegenwärtig. Unbeachtet von der Menge hatte er ſich zu dem Dienertroß geſellt, der in einer Säulenniſche mit den Vorbereitungen zur Collation beſchäftigt war. Er war ganz Ohr, ganz Auge, nichts entging ihm; alles Blut ſeines Herzens war ihm in den Kopf geſtiegen, es ſauſte ihm in den Ohren, es flimmerte vor ſeinen Blikken, ein Fieber hatte ihn ergriffen. Eine Pauſe war eingetreten. Der vornehmſte der Gäſte war ſtumm betrachtend vor einem der Gemälde ſtehen geblieben. Holbein hatte Faſſung genug, ihn genau zu betrachten. Der große, ſtarke Bau, der ernſte, bärtige Kopf, den man nicht ohne Scheu anblicken konnte, die Art, wie ſich der Mann auf einen dicken Stab ſtützte, den er in die eine Seite geſtemmt hatte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit Herkules. Holbein's Gedächtniß durchfuhr bei dieſem Anblicke wie ein Blitz die Bekanntſchaft mit dem Elſaſſer am Tage ſeiner

Ankunft und deſſen Erzählung. Er hatte nicht Zeit, lange darüber ſeine Betrachtungen anzuſtellen, denn der Fremde warf mit Ungeſtüm beide Arme in die Höhe und rief: „Wo iſt der Künſtler, der dies Alles gemalt hat?“ Dann ließ er ſeine Blicke ringsumher im Kreiſe ſchweifen; Thomas Morus folgte ihnen mit den ſeinigen, aus denen Freude leuchtete. Holbein fühlte ſich erſtarrt, ſeine Füße wankten, er mußte ſich an einer Säule halten. Der Fremde bemerkte ihn ſogleich in der ſonderbaren Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und ohne eine Antwort auf ſeine frühere Frage abzuwarten, ſchritt er raſch auf den Künſtler zu und, dicht vor ihn hintretend, ſagte er in rauher, herriſcher Art zu ihm: „Wer hat Euch gelehrt, ſolche Schönheiten zu erſchaffen, ſie mit ſolchem Glanze zu umgeben und ihnen einen Zauber zu verleihen, der ſich aller Gemüther bemächtigt? Ihr beſchämt nicht nur alle Künſtler an meinem Hofe, ſondern dieſen ſelbſt, indem Ihr die gerühmteſten Herrlichkeiten deſſelben in den Schatten ſtellt. Bei meinem Haupte, dies Beginnen verdient exemplariſche Beſtrafung!“ Holbein wagte nicht die Blicke vom Boden zu erheben; er fühlte es, daß er, von einer ungeheuern Macht getrieben, ſeiner Beſtimmung näher rücke. „Ihr ſollt nicht mehr Eurer ſtillen Beſchäftigung leben,“ ſetzte hierauf mit milderem Ausdrucke der König hinzu, „Ihr ſollt mir folgen und mein Maler fortan ſein;“ dann zu Morus gewendet: „Wie nennt man dieſe koſtbare Pflanze, die mein weiſer Kanzler, fern von der Welt, im Innern ſeines Palaſtes, ſo ſchön zur Reife brachte?“ — „Hans Holbein, mein König,“ erwiderte Morus; „er iſt mir von Erasmus von Rotterdam empfohlen worden, und ich nahm ihn bei mir auf, als er fremd aus Deutſchland hier ankam. Seine Beſcheidenheit erlaubt ihm keine Antwort; wenn ich aber meinen wackern Künſtler recht kenne, ſo dankt er mit gerührtem Herzen Ew. Hoheit für ſo viele Huld, und wenn es Euch gefällt, ſo gehören dieſe Gemälde, die ſo glücklich waren, Beifall vor Euren Augen zu finden, gleichwie der Maler, der ſie ſchuf, meinem gnädigſten Könige an." — „Wie ſollte ich Euch aller Eurer Schätze berauben, mein würdiger Morus!" verſetzte hierauf der König. „Dieſe Bilder behaltet und erfreuet Euch daran; aber der Maler ſei mein, ihn nehme ich mit mir. Hans Holbein ſoll der Großmeiſter des Geſchmacks an meinem Hofe werden. Er ſoll entſcheiden unter allen Damen und Kavalieren in Sachen der Schönheit, er ſoll unſere Feſte anordnen und von ſeinen Ausſprüchen keine Berufung auf einen Höhern ſtattfinden."

Holbein hatte ſeine Säulenniſche verlaſſen und war vor dem Könige auf ein Knie niedergeſunken, und Heinrich reichte hier einem armen Künſtler freundlich dieſelbe Hand, die ſpäter ſo viele Bluturtheile vollziehen ließ, die aber dem Künſtler immer gnädig geblieben iſt. Der König hatte ein Herz, das ſich der Schönheit zuwendete, und wollte ſein Haupt mit den Segnungen der Künſte umgeben, ſeine Bruſt mit ihrem Frieden erfüllen, um den innern Sturm, die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften zu beſchwichtigen, zu mildern und zu brechen, und auf ſolche Weiſe das Schreckliche ſeiner Erſcheinung den armen Sterblichen, denen ſie nahte, nicht ſo fühlbar werden zu laſſen.

Der folgende Tag ſah Holbein ſeinem heitern Aſyle entriſſen und die Mittagsſonne beſchien ſeine erſten Schritte am dem Hofe Heinrich's des Achten. Er ward bald zum engliſchen Nationalmaler erhoben und nun im Glücke endlich beugte er ſich vor der Klugheit des Erasmus und der Wahrheit ſeiner Vorherbeſtimmungen.

Viele Jahre waren ſeitdem entſchwunden und Holbein war, nach der Meinung Vieler, das höchſte, glänzendſte Loos zugefallen. Er ſtand da, beneidet, gefürchtet, anerkannt, geſucht, vergöttert, von Ruhm geſättigt und in Glanz gebadet, der Freund eines Königs und ſelbſt ein König unter den Künſtlern. Die ärmliche Wohnung in Baſel, die böſe Gattin, die kleinen Sorgen, der häusliche Kummer, dies Alles war längſt verſchwunden; ſie hatten einem fürſtlichen Palaſte, der zuvorkommenden Gunſt vornehmer Schönen, dem üppigſten Lebensgenuſſe, einem Heere der glänzendſten Feſte Platz gemacht. Dennoch war keine Ruhe in Holbein's Bruſt eingekehrt. Die leidenſchaftlichen Wirbel, welche am Hofe Heinrich's des Achten herrſchten und denen kein Stamm zu alt und feſt war, begannen immer heftiger zu wüthen und erfüllten Alles mit Beſorgniß. Die Fehde mit dem Papſte war losgebrochen und der König ſtand auf dem Punkte, wegen der Leidenſchaft zu einem ſchönen Weibe die tauſendjährigen Bande, die ſeine Krone an den römiſchen Stuhl knüpften, gewaltſam zu trennen und ſich in ein Heer trauriger Verwickelungen zu ſtürzen. Die Königin Catharina von Arragonien, die er als ſeines Bruders Witwe geheirathet hatte, wollte er von ſeiner Seite verſtoßen, um die Nichte des Herzogs von Norfolk, eines ehrſüchtigen Mannes, zur Königin zu machen. Die Religion ſollte den Vorwand dazu leihen, und Alles, was widerſtand, mußte weichen oder zertrümmert werden. Der Papſt wurde nicht mehr als Oberhaupt der Kirche in England anerkannt, Morus von ſeinem Poſten entfernt und auf's Land verwieſen, das gefällige Parlament, ein Spiel in Heinrich's Händen, erklärte die Ehe mit der Witwe des Bruders für unerlaubt, Catharina verließ weinend die Hallen der Reſidenz, und die arme, leichtſinnige, ſchöne Anna

Boleyn ſchritt die Stufen des Thrones hinan, um ſo kläglich davon wieder herabzuſteigen.

Um die Zeit dieſer Vorfälle ſaßen in einer räucherigen Aleſchenke Londons eines Abends mehre junge Leute, die beim ſchäumenden Zinnkruge manch lautes Wort hin- und herſprachen. Obgleich die damalige Zeit Vorſicht in den Aeußerungen gebot, ſo kramten unſere Gäſte der Schenke ihre Weisheit dennoch ganz unbefangen aus, weil ſie wußten, daß ſie ſich in einer in London unverſtändlichen Sprache unterhielten. Es waren Deutſche.

„Ich glaube nicht," fing der Eine an, „daß es uns ein Leichtes ſein wird, unſern berühmten Landsmann zu ſprechen. Er ſoll entſetzlich vornehm ſein. Nur den Reichſten und Edelſten wird erlaubt, in ſeine Malerſtube zu treten, das iſt ein Heiligthum, und man erzählt gar ſeltſame Geſchichten von ſeinem Hochmuth." — „Er iſt aber auch ein Maler!" rief ein Anderer; „wer den königlichen Palaſt nicht geſehen hat, von ihm geſchmückt, hat nichts geſehen. Er hat dies London erſt zu Etwas gemacht. Dieſe Amphibien, die faſt ihre Lebenszeit im Waſſer patſchen müſſen und im Nebel erſticken, hatten die wol einen Begriff von Farbe und Sonnenlicht, von Leben und Wärme? daß ihnen nun der Staar geſtochen wurde, haben ſie ihm zu danken. Aber es iſt auch darob eine Freude bei ihnen! Sie klatſchen in die Hände und jauchzen wie Kinder bei der Beſcheerung." — „Und darum," rief ein Dritter „ſollte ich meinen, werden ſie vor den Deutſchen nunmehr in dieſem London gewaltigen Reſpekt zeigen. Ein deutſcher Maler!" — „Was meinſt Du!" entgegnete der Erſte. „Denkſt Du, der Holbein gelte hier für einen Deutſchen? Ich wäre ſchon zufrieden, wenn er ſich herablaſſen wollte, es in traulicher Unterredung unter vier Augen zu geſtehen.

Ein Engländer iſt er, wie ſie ſagen, und daran glauben ſie ſo feſt, daß es ihnen kein Menſch ausreden wird, ſelbſt wenn der alte Holbein aus Augsburg plötzlich in London erſchiene, um ſeine Vaterrechte anzuſprechen.“ — „Wie!“ meinte der Zweite; „was wäre das für ein Taugenichts, der ſich im Glücke ſeines Vaterlandes ſchämen wollte! wie könnte man den achten?“ — „Achten!“ nahm wieder der Erſte das Wort, „Einen Mann, der ſeinem Weibe durchgeht und ſie im Elende verkümmern läßt? Ich bin durch Baſel gekommen und habe dort die Geſchichte in Erfahrung gebracht. Ein Maler iſt er — allen Reſpekt! aber mein Gewiſſen möchte ich nicht gegen das ſeinige tauſchen.“ — „Ja, ja, da haſt Du recht, Bruder,“ ſagte nun ein Anderer; „ich bin länger hier als Ihr und weiß, was er für ein Maler iſt und was er in der Kunſt zu bedeuten hat, aber ſonſt iſt er wahrhaftig nicht zu beneiden. Ich ſah ihn oftmals aus der Ferne mit ſeinem bleichen, abgehärmten Geſichte, und in ſeinem Sammtrocke ſcheint er nur zu baumeln. Ich wollte wetten, daß ihm das Gewiſſen keine Ruhe läßt.“ — „Und das nicht allein,“ ſchrie der Erſte; „glaubt Ihr, ich möchte der Intimus von ſolch einem Könige ſein? Der läßt Euch Menſchenköpfe fliegen als wenn's Kohlköpfe wären. Deſſen Freund ſollt' ich ſein? Ich gönne Holbein ſeinen Palaſt und ſeine Reichthümer, ſeine Luſtbarkeiten und ſeine Ehren; um den Preis, den er dafür zahlte, möchte ich nicht Käufer ſein.“

„Mit Verlaub!“ ſagte hier ein Mann in vorgerückten Jahren, in der Tracht eines Lanzenreiters des Königs, indem er ſich dem Tiſche näherte, woran unſere deutſchen Jünglinge ſich unterhielten, die nicht wenig überraſcht und verlegen waren, ſich hier belauſcht zu ſehen. „Mit Verlaub! Ihr ſprecht ein bischen ſtark ins Gelag hinein und thut Eurem berühmten Landsmanne großes Unrecht; was aber gar Seine Majeſtät, unſern erhabenen König angeht, ſo iſt es Euer Glück, daß Niemand hier, außer mir, Eure ſchnöden Reden verſtanden hat, ſonſt — bei Montjoye und Saint-Denis! würdet Ihr jetzt ſchon draußen mit zerbrochenen Rippen liegen.“ Die jungen deutſchen Maler ſahen ſich verblüfft an und rückten dann vertraulich auf ihren Bänken zuſammen, um dem hinzugekommenen Landsmanne Platz zu machen. Sie reichten ihm nach ihrer Sitte die Zinnkrüge hin, um daraus Beſcheid zu thun, und baten ihn, er wolle, falls er andere und beſſere Nachrichten ihnen zu geben wiſſe, damit nicht zurückhalten, weil ſie Alle von dem großen Rufe ihres Landsmannes herbeigezogen worden ſeien und ſich nun von tauſend Rückſichten abgehalten fühlten, ſich ihm zu nähern. „Mein Seel'!“ ſagte der Kriegsmann, „da wüßte ich Euch auch keinen Rath zu geben, denn ſehr vornehm und eigenſinnig iſt er ſchon geworden, mein kleiner Hans Holbein, ſeit ich ihn aus meinen Händen ließ. Damals freilich, da wir zuſammen an dieſem Tiſche ſaßen —“ — „Wie? — Ihr kennt ihn genau? — An dieſem Tiſch? — O erzählt!“ ſo riefen Alle durcheinander. „So wahr ich Konrad Hechner getauft bin und Straßburg meine Vaterſtadt iſt,“ fing jetzt der uns ſchon bekannte Lanzenreiter des Königs wieder an, „hier, an dieſem Tiſche hatte ich ihn, wie ich Euch hier habe, und kein Anderer als ich war es, der ihm die Bahn des Glücks und der Ehren zeigte, nämlich den Palaſt des Großkanzlers More, der ſein Pfleger und Beſchützer durch lange Jahre wurde.“

— „Der Thomas Morus, der jetzt im Tower ſitzt, auf den Tod angeklagt?“ fragte einer der Maler. „Der morgen hingerichtet werden ſoll?“ fiel ein Anderer ein; „den der König hinrichten läßt?“ ein Dritter. „Der König —

und immer der König!“ rief Hechner unwillig. „Das Parlament thut es und, weil es das Parlament thut und mein gnädigſter Herr, den der Himmel beſchützen möge, es gut heißt, ſo muß es der Thomas Morus, wie Ihr ihn nennt, wol verdient haben. Was kümmert uns das? Ich werde morgen dem ehemaligen Kanzler vom Tower zum Blocke das Geleite geben. Es ſoll Alles in Ordnung vollzogen werden. Verſteht Ihr mich? darauf hält der König viel. Der Holbein aber, den der alte Kanzler in Tagen des Glücks ſelbſt dem König empfohlen hat, theilt deſſen Misgeſchick keineswegs, ſondern er ſteht mehr in der Gunſt als jemals. Wer unſerm Herrn und Gebieter treu dient und ſich ſeinem Willen niemals widerſetzt, hat nichts von ihm zu befahren. Und wie er ſelbſt dazu beigetragen hat, daß man unſern Landsmann für einen Eingeborenen hält, das will ich Euch ſogleich, während Ihr Euern Alekrug leert, hier erzählen.“

Hechner räuſperte ſich, that einen langen Zug, ſtellte ſein breites Schlachtſchwert zwiſchen die Beine und ſich darauf ſtützend, begann er, während die Andern aufmerkſam zuhorchten, ſeine Erzählung. Es war ein Vorfall, der zur Zeit, da er ſich ereignete, ganz London in Bewegung geſetzt hatte. „Wie es bei vornehmen Herrſchaften gebräuchlich iſt, ſo hat auch unſer Maler gewiſſe Stunden des Tages, wo er ſich von Niemanden ſtören laſſen will, den König ausgenommen. Seine Diener haben den ſtrengſten Befehl, keinen Menſchen vorzulaſſen. Wer wird es ihm verdenken? Ich nicht und Ihr gewiß auch nicht. So ein Mächtiger vom Hofe war freilich oftmals ein wenig ungehalten darüber, wenn er abgewieſen wurde, aber dennoch drängte ſich Alles hinzu, von ihm gemalt zu werden. Man will hier nicht eher daran glauben, daß man groß, vornehm, reich, mächtig und berühmt iſt, bevor des Königs Hofmaler es nicht mit ſeiner Kunſt beſiegelt hat. Es ſind nun einmal närriſche Menſchen hier zu Lande! Doch weiter! Kürzlich, es iſt noch nicht gar lange her, ſitzt unſer Landsmann vor ſeiner Staffelei und malt irgend eines ſeiner Bilder, als ihn ein lauter Lärm in ſeinem Vorzimmer aufſtört. Er vernimmt die Stimme ſeines Haushofmeiſters, der ſich vergebens bei einem Fremden mit dem Verbote entſchuldigt, Niemand vorlaſſen zu dürfen. Der Andere pocht auf ſein Anſehen und bricht endlich in Drohungen aus, er wolle ſich ſchon den Eingang ertrotzen, wenn man ihm ihn länger verweigerte. Und wirklich hört Holbein bald darauf den Schmerzensruf ſeines Dieners, den er verwundet glauben muß, und heftige Fußtritte gegen die Thür ſeines Zimmers. Da übermannt ihn der Zorn. Palette und Pinſel wirft er weg und ſtürzt hinaus. Er ſieht einen jungen Lord vor ſich, ein Parlamentsglied, deſſen großer Einfluß bekannt iſt. Was kümmert das aber unſern lieben Landsmann, der ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören, ſeinen treuen Diener nicht mishandeln laſſen will und daher ſein volles Hausrecht übt. Um die Mitte des Leibes packt er den ſchmächtigen Lord, hebt ihn hoch auf und wirft ihn — ſo wahr ein Gott lebt! — die breite Treppe hinunter, ſeiner Dienerſchaft vor die Füße, die in der Halle ihren Gebieter erwartet. Meinem jähzornigen Meiſter aber kehrt augenblicks darauf die Vernunft wieder und er denkt ſich wol, daß er nun Reißaus nehmen müſſe. Sein Entſchluß iſt ſchnell gefaßt, er läuft die Treppe ſeines Hauſes mit Blitzesſchnelle hinan bis auf's Dach und hier, von einem Dache zum andern, bis auf den flachen Giebel von Whitehall, des Königs Palaſt, der nicht fern von ſeiner Wohnung liegt; durch ein Fenſter klettert er hinein und findet den

König in ſeinem Kabinete. Er ſtürzt ſich, bleich und verſtört, wie er war, vor ihm nieder und fleht um Schutz. Sein Freund, mein gnädigſter Herr, läßt ſich Alles haarklein berichten, zieht dann aber eine krauſe Stirne. Der Fall konnte ihm nicht gleichgültig ſein. Der mißhandelte Lord ſaß im Parlamente, oder vielmehr, nun konnte er mit ſeinen zerbrochenen Rippen nicht mehr im Parlamente ſitzen. Und das Parlament — das müßt Ihr wiſſen, das kann ein König von England nicht vor den Kopf ſtoßen laſſen, geſchweige die Treppe hinunterwerfen. Und von wem die Treppe hinunterwerfen? Von einem bloßen Maler, und nicht einmal von einem Engländer, ſondern von einem Fremden, einem armen Hund von Deutſchen. — Was that nun aber der König? Antwortet mir nicht auf meine Frage, denn Ihr wißt es nicht. Paßt auf und hört, was der König that. Er geht im Zimmer auf und ab und läßt Holbein auf den Knien liegen; endlich winkt er ihm aufzuſtehen, deutet auf eine Tapetenthür und ſpricht: „Dort hinein! Du verläßt aber den Ort nicht eher, bis daß ich Dir Erlaubniß dazu gebe.“ Der Maler begriff, wie gut es der König mit ihm meinte, und fügte ſich geduldig in ſein Schickſal. In ſeinem Hauſe wäre er ſeines Lebens nicht ſicher geweſen. — Am andern Tag erſchien nun der junge Graf als Kläger vor Heinrich. Zwei Diener mußten ihn unterſtützen, ſein Kopf war verbunden, er hinkte und den einen Arm trug er in der Schlinge. Mein gnädigſter Herr that, als wiſſe er von dem ganzen Vorfalle kein Wort, und ließ ſich Alles von dem Patienten noch einmal hererzählen, der mit Uebertreibungen und Entſtellungen nicht eben ſparſam geweſen ſein mag. Der König hörte gleichgültig zu und antwortete eine Weile nichts, dann fragte er kalt: „Nun, und Was weiter? was wollt Ihr nun beginnen?“ — Hierüber aufgebracht, vergaß der junge Kant die angenommene Rolle eines Klagenden und Zerſchlagenen gänzlich und rief: „Ich ſehe, daß ein Pair des Reichs vergebens auf Gerechtigkeit gegen die Beleidigungen eines Abenteurers von ſeinem Könige wartet. Nun wol, ſo werde ich mir ſelbſt Recht zu verſchaffen wiſſen. Ich gehe ſtehenden Fußes —“ — „Halt, halt!“ donnerte ihn der König an, der gar nicht gewohnt war, in ſolchem Tone mit ſich reden zu laſſen; „Ihr vergeßt, daß Ihr Euch zuerſt Gewaltthätigkeiten erlaubt habt, daß Ihr in den friedlichen Wohnſitz der Kunſt frevelhaft gedrungen ſeid. Jetzt aber handelt es ſich nicht mehr um einen Streit des Edelmanns mit dem Künſtler, ſondern um die Drohung des Vaſallen gegen ſeinen Gebieter. Das verändert die Lage der Sache; ich glaube, daß es an Euch iſt, Gnade ſtatt Rache zu rufen.“ — Ihr könnt denken, wie blaß der arme Lord jetzt wurde. Der König ſchritt aber recht majeſtätiſch, wie er das denn ſchon in ſeiner Gewalt hat, auf die Nebenthür zu, worin ſein Maler ſteckte. „Komm heraus, Holbein!“ rief er, und dieſer kam. — „Wiſſet, Graf,“ ſprach er dann weiter, „daß dieſer Mann der edelſte Stein meiner Krone iſt, daß ſein Ruf über das Meer reicht und Könige neidiſch machen könnte. Dieſen Mann kränken, heißt mich ſelbſt kränken. Verlier' ich ihn, ſo reichen meine Schätze nicht hin, mir den Verluſt zu erſetzen, und wenn ich alle Länder der Erde durchforſchen ließe. Aus ſieben Bauernburſchen kann ich, wenn ich will, ſieben Grafen machen zu jeder Zeit, aber aus ſieben Grafen nicht einen Maler.“

Hier hielt der Erzähler inne und blickte lang und ſcharf ſeine aufmerkſamen Zuhörer an, um den Eindruck der Geſchichte auf ihren Geſichtern zu leſen. Alle waren zufrieden und äußerten ſich kräftig zu Gunſten des Königs und voll Begeiſterung für ihren Landsmann. Doch Hechner fuhr fort: „Dieſe Geſchichte verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle und Holbein hatte fürder Ruhe vor jeglicher Zudringlichkeit. Zugleich ging aber auch das Gerücht, er ſei ein geborner Engländer und alle Leute waren mit einem Male davon überzeugt, weil ſich Keiner einbilden mochte, daß einem Fremden das Ding ſo leicht durchgegangen ſein könnte. Wahrſcheinlich hat der zerſchlagene Lord es ſelbſt verbreitet, denn dieſe Engländer ſind ſo ſtolz, daß ſie lieber von Ihresgleichen Schläge, als von einem Andern Liebkoſungen erhalten mögen. — Was ſagt Ihr aber jetzt dazu? Wollt Ihr noch über König Heinrich, den der Himmel ſegne! voreilig urtheilen? Seid Ihr nunmehr nicht ſchon günſtiger geſtimmt für den Richter des More, für den Freund Holbein's? Möchtet Ihr nun nicht Alle ſeine Hofmaler und Freunde ſein?“

Dies bejahten ſie zwar einſtimmig, obſchon ſie nicht geneigt ſchienen, die Freundſchaft des Königs für ihre Perſonen gleich auf der Stelle nachzuſuchen. Man dankte dem gefälligen Kriegsmann für ſeine Mittheilung und kam überein, noch einen Trunk auf gute Kameradſchaft zu thun. Kein Aufwärter war bei der Hand und daher wandte ſich einer der Jünglinge an ein Mädchen, das ganz nahe zur Geſellſchaft gerückt war und nun, in Gedanken vertieft, daſaß. Erſchrocken ſprang das Mädchen auf, indem eine feurige Röthe ſein unſchönes Geſicht überzog, fürchterlich von den Blattern entſtellt, welche damals noch eine ſeltene, aber deſto zerſtörendere Krankheit waren. Sie zupfte verlegen an Rock und Halstuch und geſtand, daß ſie eine Deutſche ſei, die nach London gekommen, um einen Dienſt zu ſuchen, und, von ihrer Mutterſprache angezogen, ſich unterſtanden habe, der Erzählung zuzuhören. Der alte Reiter fragte ſie über ihre Heimat aus.

„Ich bin von Baſel,“ ſagte das Mädchen, „und obgleich ich den Todtentanz und das Haus am Markte gar wohl kenne, die beide Herr Holbein gemalt hat, ſo dachte ich nie daran, hier in London von ihm zu hören. Da ich aber nun zufällig vernehme, daß er ſich hier befindet und ſo reich und vornehm iſt, ſo will ich mir ein Herz faſſen und zuſehen, ob es mir gelingen könnte, einen kleinen Dienſt in ſeinem Hauſe zu erlangen.“ — „Nun beim Großtürken!“ rief lachend der alte Reiter, indem er ſich den Bart ſtrich, „das nenn' ich ein Ungefähr! Da ſind wackere Leute aus allen Theilen Deutſchlands, die ihren berühmten Landsmann aufſuchen wollen. Der wird erfreut ſein!“ — Die jungen Maler wurden durch dieſe Worte nicht erfreut, wie es ſchien, und zürnten dem alten, plumpen Kriegsknecht, der früher ſo ſchön ihren Dank zu verdienen gewußt hatte. Dieſer aber fragte nicht viel darnach, ſondern plauderte mit der Dirne aus Baſel, grüßte dann höflich und ſprach: „Was gilt's! Ihr Alle macht Euer Glück in London; der Landsmann nimmt ſich Eurer auf's beſte an. Lebt wohl! Es ſoll mich freuen, Euch wieder anzutreffen und aus Eurem Munde zu hören, daß ich Euch Wahrheit prophezeit habe.“

Wir ſehen Holbein, ſchwarz gekleidet, in Trauer aufgelöſt, in ſeiner Werkſtätte ſitzen. Seine Züge ſind verfallen, ſeine Haare verworren, und die Hände ruhen gerungen auf ſeinen Knien. Pinſel und Palette liegen da, die Farben ſind eingetrocknet und mit Staub umzogen, und

Alles deutet an, daß der Meiſter lange nicht vor der Staffelei geſeſſen.

Morus hatte ihn in den Tower rufen laſſen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er war Zeuge geweſen von den herzzerreißendſten Auftritten, von dem Jammer der Familie, von den Ohnmachten, der Verzweiflung der ſchönen Frauen, von der fühlloſen Niedergeſchlagenheit der jungen Männer, die nun alle ohne Ausſicht, arm und verlaſſen, von Feinden umgeben, der Wuth des Königs ausgeſetzt, ihren Vater unter dem Beile verbluten ſehen ſollten. Holbein ſah die rührende Heiterkeit, die den Weiſen bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, der auf dem Blutgerüſte noch ſeinen ſchönen langen Bart bei Seite ſchob und ihn der Sorgfalt der Henker empfahl. Die beruhigendſten Tröſtungen ſtrömten von Morus' Lippen, die weiſeſten Lehren, die frommſten Ermahnungen, das Glück nicht in den Gütern des Lebens zu ſuchen. Holbein ward tief davon erſchüttert. In ſeine Klagen miſchten ſich Beſchuldigungen gegen den König; Morus verwies ſie ihm. „Heinrich iſt gerecht, doch heftig," ſprach er; „wer dem Jupiter nahe iſt, fürchte den Blitz. Am Hofe wohnt die größte Macht ſtets nahe dem Schaffot. Ich gehe den Weg, den Viele vor mir gewandelt, der kluge Wolſey, der ehrwürdige Fiſher. Heilige auch ſtarben den Tod, den ich ſterbe. Ich erdulde ihn, um der Pflicht zu genügen."

Morus ſtarb, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. — Wie viele edle, gute, ſchöne Menſchen hatte Holbein ſchon zu beklagen. Eine Krankheit hatte ſie Alle dahingerafft — der Zorn des Königs; denn was auch der alte Lanzenreiter ſagen mochte, was auch im Volke von dieſem achten Heinrich geſagt wurde, er war dennoch ein furchtbarer Menſch; wer ihn berührte, ſchauderte zurück, Blutgeruch umgab ihn, er war durch und durch Grauſamkeit. Holbein allein durfte ihn ungeſcheut, ohne Zittern anblicken; für Holbein fühlte dieſes Herz Freundſchaft, für ſeine Kunſt Bewunderung, und dieſer ſcheue, friedliche, weiche deutſche Maler wandelte neben dem größten Tyrannen der neuern Zeit. Eine ſeltſame Schickſalslaune! — Holbein erbebte vor dieſem launiſchen Glucke; er nur verſchont von dem Blitze, der rings umher alles Ausgezeichnete zerſchmetternd traf. Wünſchte er nicht manchmal auch getroffen zu werden?

Still und einſam lebte er ſo Monden und Jahre; nichts zog ihn mehr an von den Freuden, die noch immer den königlichen Hofhalt umſchwirrten, wo junge Königinnen ſich ablöſeten, um mit Haſt den Kelch des Genuſſes zu leeren. Die Befehle zu den Verhaftungen, die Nachrichten von den vollzogenen Bluturtheilen klangen wie ernſt mahnende Glockenſchläge in den lärmenden Taumel der Feſte, und ſelbſt die religiöſen Streitigkeiten, worin der König verwickelt war, wurden mit Gepränge umgeben und nahmen den Charakter erhabener Schauſpiele an, wie die bekannte Disputation Heinrich's mit dem unglücklichen Lambert.

Holbein beſaß eine Bilderreihe in ſeinem Gemache, worauf er oft ſchmerzvolle Blicke ruhen ließ. Es waren einſt Gluckliche, Beneidete, auch herrliche Weiber waren darunter. Wer kennt ſie nicht, jene ſchönen, lebensfriſchen, armen Geſchöpfe, die ſich ſo groß dünkten und ſo leichtſinnig dieſem Heinrich in die Arme flatterten, wie die Mücke in das Licht? Sie hatten nicht Kraft genug gehabt, das Ungethüm von Argwohn, Eiferſucht, Sinnlichkeit und Wuth in ihren Umarmungen zu erdrücken, während der Tyrann ſchlummernd, wie ein girrender Schäfer, an ihrem Buſen ruhte. Sie ließen ihn erwachen und waren dann eben ſo überraſcht von ſeinem Zorne, als früher von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Leidenſchaft. Kaum noch waren ſie ihres Glücks bewußt, und noch warm von Liebe, fühlten ſie das kalte Beil im Nacken. Ein grauſer Todtentanz! Nie hat die Phantaſie eines Künſtlers einen ähnlichen erfunden. Blonde lange Flechten in Blut getaucht, ein wallender Buſen gegen den Block gepreßt und daran die letzten Zuckungen, die letzten Schläge des Herzens erſterbend! Und ſie alle hatte Holbein's Pinſel verewigt, ſie alle ſchwebten vor ſeinen Blicken, nicht als träumeriſche Erſcheinungen ſeiner Einbildungskraft, ſondern wirklich, wie ſie einſt gelebt, wie ſie ihm geſeſſen, wie er ſie gemalt. Ihre Schönheit wurde vom Könige erſt durch ihn bemerkt; Holbein machte die Schöne erſt zur Schönſten, er ertheilte den goldenen Apfel, deſſen Genuß ſo herbe Schmerzen bereitete. Der Künſtler ſchauderte, wenn er dieſes dachte; oftmals kam ein grauenhafter Aberglaube über ihn, es ſchien ihm, als wenn er dazu berufen wäre, die Todesweihe zu ertheilen; er hatte eine Ahnung beim Malen empfunden, die er anfänglich überhörte, die ihm aber jetzt deutlich geworden, ihm wie eine Rieſenſtimme in's Ohr tönte; er ſah ſich der Verzweiflung hingegeben. Dort hing jene Catharina von Arragonien, das blendendſte Weib unter der Sonne; wie ſtolz, wie majeſtätiſch! eine Königin! Holbein hatte ſie gemalt, in der ganzen Fülle ihrer Jugend und Herrlichkeit, er hatte ſie als ſeine Königin verehrt, den Saum ihrer Schleppe geküßt und dann hatte er ſie in die Verbannung wandern ſehen, bleich und zitternd für ihr Leben, die Nichte eines Kaiſers. Es war unglaublich; ſie mußte gereinigt zurückberufen werden und wieder Beſitz von ihrem Throne und von Heinrich's Herzen nehmen. Aber

Holbein erhielt kurz darauf den Befehl, Anna Boleyn zu malen, die junge königliche Braut. Auch Anna erblickte er im Frühlinge des Lebens, ſo ſtolz, ſo zuverſichtlich, ſo heiter, ſo glücklich, und noch ſchöner als Catharina. Sein ſonſt ſo empfänglicher Schönheitsſinn empfand nichts beim Anblick dieſer Reize, als ein peinigendes Angſtgefühl. Er zitterte vor dem Bilde, das er malte, er ſeuzte, blickte traurig. Die junge Schönheit war unzufrieden mit dem Maler, den man ihr geſandt und von deſſen Kunſtfertigkeit ſie ſo viel gehört hatte. Der verliebte Monarch war bei den Sitzungen zugegen, er wollte das Kunſtwerk unter den Händen des Schöpfers wachſen ſehen. Er ſah ihm zu und lernte ſo erſt alle Reize des Originals kennen, wie ſie nachgebildet auf der Tafel entſtanden. Holbein fühlte ſich zum erſten Male bei ſeiner Arbeit beengt; es gelang ihm nichts in der gewohnten Art, am Halſe ſogar miſchte ſich ein ſchillernder Streif in ſeine Tinten, den kein Uebermalen, keine Laſur wegzubringen im Stande war. Der König bemerkte es unwillig und ſagte: „Du haſt da einen garſtigen Schatten auf den zarten, durchſichtigen Hals Deiner Königin gemalt." Da entfiel Holbein's Hand der Pinſel. Die ſchöne Anna wollte ihm nicht länger ſitzen; der fremde, melancholiſche Maler war nicht nach dem Sinne der jungen, heitern Frau. Wie ſie ſpäter aber in den Tower geſtoßen wurde, des Ehebruchs und der Ketzerei angeklagt, um dies jugendliche glühende Leben unter dem Beile auszuhauchen, da gedachte Holbein wieder jenes Streifes, und ſeine trübe Ahnung wuchs zum Aberglauben. Er glaubte nun feſt, es liege die Todesweihe in ſeiner Kunſt. Der ſchöne, bleiche Kopf, der neben Anna hing, gehörte einſt der zarten Johanna Seymour. Alle ſeine Frauen verſtieß Heinrich durch Schwert oder Scheidung aus ſeinem

Ehebette, ſie war die Einzige, die ein mitleidiger Genius früher in die Arme nahm. Sie ſtarb eines natürlichen Todes, nachdem ſie Eduard VI. geboren hatte. Der ſtattliche Kopf mit den ſtarken, männlichen Zügen, der nun folgte, gehörte der armen Anna von Cleve, die, von Heinrich höhnend verſtoßen, nur „die flandriſche Stute“ von ihm genannt wurde. Ihrer ſtillen Entſagung und Ihrer Mäßigung dankte ſie es, daß ſie am Leben blieb und die Erlaubniß bekam, es mit einem unbedeutenden Jahrgehalte traurig zu friſten. Sie war die Letzte in Holbein's Galerie. An dieſem Bilde hatte ſich Heinrich's Leidenſchaft für Anna von Cleve entzündet; der Maler wußte die hervorſtehenden Züge ihres Kopfes, ihre hohe, kräftige Geſtalt ſo darzuſtellen, daß der König, der dieſe Vorzüge ſehr ſchätzte, mehr als je hingeriſſen wurde. Und neben dieſen Köpfen hingen andere, voll weiſen Ernſtes, mit klaren, verſtändigen Augen, mit breiten Ketten um den Hals, treue Räthe, fromme Prieſter, ergebene Diener. Sie waren alle hingerichtet worden. „Wie ſie ihn alle geliebt haben!“ rief er aus; „und auch er — hat er nicht Morus geliebt und mich? Aber auch ich werde folgen, auch ich bin, wie Alles in ſeiner Nähe, dem ſichern Verderben geweiht!“

Es gab Augenblicke, wo er es heiß wünſchte, daß es ſo kommen möchte; dieſer war ein ſolcher. Die Luft im Gemache ſchien ihm erſtickend, er trat hinaus auf einen kleinen Altan, mit Blumen beſetzt, der die Ausſicht in den innern Hof ſeines Hauſes gewährte. In der Stimmung, wo er ſich befand, war er nicht aufmerkſam auf Das, was ſich unten zutrug, bis plötzlich ſein Blick ſich belebte und mit Intereſſe ſich auf eine Perſon richtete, die mit einer weiblichen Arbeit am Brunnen beſchäftigt war. Es konnte nur das Aeußere der Erſcheinung ſein, das ihn ſo erregt und eine Erinnerung in ſeinem Herzen belebt hatte. Es war die Tracht eines Bürgermädchens in Baſel, er täuſchte ſich nicht, es mußte ſo ſein. Er kannte die verſchiedenen Trachten im Lande und keine hatte ihm dieſe Aehnlichkeit mit der ſchweizeriſchen jener Gegend gezeigt. Wie kam das Mädchen her? war ſie in ſeinen Dienſten? Er ließ ſogleich ſeinen Haushofmeiſter kommen. Dieſer meldete ihm, daß er das Kind aufgenommen, weil es ihm von einem wackern Bekannten gut empfohlen worden ſei. Es kommen alljährlich aus Heſſen, Schwaben und der Schweiz viele ſolcher armen Leute nach London, die man ihrer Treue und ihres Fleißes wegen gern annehme, und dies Mädchen, obgleich ihr Aeußeres keineswegs empfehlend geweſen ſei, beſtätige dennoch jede Erwartung in ſolcher Hinſicht.

„Das Mädchen iſt aus Baſel,“ ſprach Holbein, „ſicherlich! Wißt Ihr's nicht?“ Der Haushofmeiſter wußte hierauf keine Auskunft zu geben und erhielt den Befehl, ſie in das Gemach ſeines Herrn zu ſchicken. „Zum Modell wird er ſie nicht tauglich finden,“ dachte er bei ſich, indem er fortging, ſie zu holen. Das Mädchen fand er noch am Brunnen. Ihr häßliches Geſicht wurde bleich, als ſie den Befehl vernahm; der Haushofmeiſter klopfte ihr freundlich auf die Achſel und ſuchte ſie aufzumuntern, indem er ihr von der Güte des Gebieters ſprach, dabei aber ſeine tiefe Schwermuth nicht verſchwieg. Das Mädchen ſeufzte und wiederholte: „Er iſt wol unglücklich?“ Und der Haushofmeiſter lachte und ſprach: „Geh nur hinauf, vielleicht biſt Du dazu beſtimmt, ihn glücklich zu machen.“ — „Ach, wenn das möglich wäre!“ ſprach das Mädchen leiſe und erſtickt, und der Haushofmeiſter lachte lauter, indem er ſich die Worte zu deuten vermeinte. — Der Maler ſtand mit untergeſchlagenen Armen, ſie erwartend, da, fuhr jetzt aber, durch ihren widerlichen Anblick unangenehm überraſcht, einen Schritt zurück, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne und drehte ſich weg, um ſich zu ſammeln. Nur das Schöne, wo er es bis jetzt im Leben gefunden, vermochte ihn anzuziehen, beim Weibe Anmuth und Reiz, beim Manne Würde und Kraft. Konnte man auch bei längerem Anſchauen in dieſes Mädchens Geſicht Züge voll Gutmüthigkeit finden, die ſelbſt beim Sprechen nicht aller Anmuth entbehrten, glänzte zuweilen aus dieſen Augen ein tiefes, ſchwärmeriſches Gefühl, ſo hatten doch die Blattern alle Linien ſo in einandergezogen und die Haut ſo ſehr durchfurcht, daß man im erſten Augenblicke keine der gerühmten Eigenſchaften bemerkte, ſondern ein Bild der Häßlichkeit ſah, wie es ſelten nur in dieſer Vollkommenheit angetroffen wird. Sie ſtand hocherröthet auf der Stelle, die ſie bei ihrem Eintritte eingenommen, ihr Buſen hob ſich ängſtlich, ſie ſchien zu fühlen, welchen Eindruck ihr Unglück auf den Maler mache. Sie hoffte jedoch ihn nicht ganz mitleidlos zu finden. Holbein kehrte ſich endlich nach ihr hin und fragte: „Du biſt aus Baſel — nicht ſo?" — „Ja, Herr!" erwiderte ſie, und es lag in ihrem Tone, als ob ſie noch etwas hinzuzufügen wünſchte. Er bemerkte es und wartete; als ſie aber die Augen niederſchlug und nichts ſagte, fragte er weiter: „Wie kommſt Du hieher?" — „Die Noth, Herr, trieb mich her, nichts Anderes. Ich bin eine arme Waiſe und hätte verhungern müſſen, da ſchloß ich mich den Auswanderern an und der allgütige Gott hat mir Gnade angedeihen laſſen. Ich fand hier einen freundlichen Landsmann, Herr Hechner geheißen, der mich in dieſes Haus brachte —" — „Hechner?" rief Holbein verwundert aus. „Iſt der dazu beſtimmt, allen auswandernden Deutſchen hier den Weg zu zeigen! Seltſam! Und wie heißeſt Du, mein Kind?“ — „Ich heiße Maria,“ ſprach das Mädchen. Holbein ſeufzte tief und blickte in die Höhe. „Ach, Maria!“ rief er aus, von einer bleichen auftauchenden Erinnerung ergriffen. Das Mädchen fragte erſchreckt, ob dem Herrn etwas zugeſtoßen ſei. „Nichts, nichts!“ verſicherte der Maler. „Du mußt wiſſen, Maria,“ ſprach er bewegt, „daß auch ich einſt in Baſel war. —“ Sie trat einen Schritt näher, es ſchien eine theilnehmende Frage auf ihren Lippen zu ſchweben, die ſie jedoch nicht auszuſprechen wagte. „Haſt Du vielleicht je meinen Namen dort nennen hören?“ fragte er dann. „Ihr ſeid ja der große Maler, Herr Holbein,“ antwortete ſie, „den die Leute bei uns den Jüngern nennen, weil noch zwei ältere Brüder von ihm am Leben ſind —“ — „Ei, Du biſt gut unterrichtet,“ ſagte der Maler freundlich. „Das weiß bei uns jedes Kind,“ verſetzte das Mädchen. „Die ganze Stadt iſt ſtolz darauf, von Euch ſo ſchöne Bilder zu beſitzen, und erfreut ſich Eures hohen Anſehens beim Könige von England. Sie nennen Euch einen großen, herrlichen Mann.“ — „Und haſt Du ſonſt nichts von mir ſprechen hören?“ fragte der Maler zagend. „Fürchte nichts, ich will Alles von Dir erfahren, die mir zu dieſer trüben Stunde vom Himmel geſendet iſt — haſt Du nie meinen Namen von einem Fluche begleitet, in dem Munde der Bürger in Baſel vernommen? Nie — ſprich! — nie?“ — „Das hab' ich niemals gehört,“ erwiderte Maria. „Wer ſollte dazu ein Recht haben?“ — „Und haſt Du nie von einer Frau gehört, die meinen Namen —“ Holbein ſchlug die Augen nieder und konnte nicht weiter ſprechen. „Eure geſchiedene Frau iſt vor einem halben Jahre geſtorben,“ ſagte leiſe und abgebrochen Maria, und Thränen erſtickten ihre Stimme. „Du weinſt?“ fragte Holbein theilnehmend und ergriff des

Mädchens Hand, und alle Häßlichkeit ſchien jetzt von ihr gewichen zu ſein, und er konnte ſeine ſchönen Augen auf dieſen Zügen lange und getrübt ruhen laſſen. „Verzeiht, Herr," ſprach ſie, „die Erinnerung an meine Heimat, an meine Eltern!" — „Ich will ſie herkommen laſſen," ſagte Holbein. „Sagte ich Euch nicht, daß ich ſie verloren habe?" rief Maria und ſtürzte, in Thränen ausbrechend, die ſich durch keine Gewalt mehr zurückhalten ließen, vor Holbein nieder, ſeine Knie umfaſſend. Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt und ſie warf ihre Arme in die Höhe und ſchlang beide gefalteten Hände feſtgeklammert um die ſeinigen. In dieſer Gruppe verharrten ſie einen Augenblick, bis der eintretende Haushofmeiſter das Mädchen aufſcheuchte, das über und über roth an ihm vorbei hinauseilen wollte. Holbein rief ſie zurück. „Ihr werdet," ſagte er zum Haushofmeiſter, „dieſes Mädchen mit allen harten Arbeiten verſchonen und ſie nur zu Dem anhalten, wozu ſie ſelbſt Luſt zeigt und dem ſie ſich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?" — „Sie ſpricht Engliſch," ſagte jener. „Du ſprichſt Engliſch?" rief überraſcht Holbein. — „Ich bin ſchon einige Zeit im Lande, dies iſt nicht mein erſter Dienſt, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache," antwortete das Mädchen. „Du biſt ein braves, geſcheites Kind, Maria," ſagte Holbein ſanft, „Du ſollſt es gut bei mir haben. Ihr ſorgt mir für ſie, das trage ich Euch auf." Er verabſchiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; ſie küßte ihm dankbar die Hand.

Der Maler hatte die Schwermuth abgeſtreift und eine linde Wehmuth war ihm ins Herz gezogen. Seine Frau war todt — ſie, die ſeinem Schickſale dieſe gewaltſame Wendung gegeben hatte. — War ſie geſtorben mit einem

Rache für ihn, der ſie verlaſſen konnte? — war ihr Gemüth beſtändig ſo liebeleer und tückiſch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm dieſe Fragen zu beantworten, und der tröſtliche Gedanke an eine einſtige Ausſöhnung war nun für immer verſchwunden; der Traum, den er ſich manchmal vorgeſpiegelt hatte, es könne wieder ſo werden, wie einſt, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, ſo war ihm jetzt die Macht benommen, es wieder gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefſten Herzen um ſie.

In dieſer Stimmung erſchreckte ihn die Meldung des Haushofmeiſters, der König habe einen Diener geſandt und ſeinen Hofmaler vor ſich rufen laſſen. Armer Maler! wie ſchwand da ſo plötzlich deine ſtille Rührung! Die ſchreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Baſel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erſcheinung des Mädchens um ihn her neu entſtanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er ſah die Ströme Blutes, der Duft deſſelben umgab ihn, ſchaudernd wickelte er ſich in ſeinen Mantel und, ohne an ſeinem Traueranzuge das Geringſte zu ändern, warf er ſich in ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Palaſte von Whitehall tragen. Er fand ſeinen königlichen Freund ſehr gnädig; er erkundigte ſich nach dem Befinden des Malers, deſſen Ausſehen ihm Beſorgniß einflößte; als er aber ſeine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, ſondern ſeufzte tief, als wenn er ihre Veranlaſſung ſich gut zu deuten verſtände. Er befahl dem Maler, andern Tages ſich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr

Bild anzufertigen. Stumm und in ſich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit ſchwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Geſellſchaft einiger Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem ſeiner ſtattlichen Schlöſſer, unter der Aufſicht von alten Muhmen und in Geſellſchaft einiger Geſpielinnen aufgewachſen. Jetzt, da der König wieder Wittwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeſchreckt durch den Tod ſeiner Nichte Anna, auch Catharina in London erſcheinen und wollte den ſtolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich ſah Catharina, und die natürlichen Zauber, die ſie umgaben, vereint mit einer faſt idealen Schönheit, rührten ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, ſeine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünſtelter Herzlichkeit empfangen. Man freute ſich, den hochberühmten Meiſter kennen zu lernen, man ſtellte ſo naive Fragen über das Treffen, man erkundigte ſich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müſſe, nach dem Ausdruck, den man ſich zu geben habe, um doch mindeſtens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Geſpräch wurde ſo mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein ſeinen Trübſinn zu vergeſſen anfing und die liebliche Erſcheinung ihre magiſche Wirkung auf ihn ohne Widerſtreben vollbringen ließ. Er ſah ſein Herz nach langer Zeit zum erſten Male wieder Gefühlen geöffnet.

die er für immer darin erſtickt geglaubt. Er vergaß, daß er ſich ſeiner künftigen Königin gegenüber befand; er wollte, er konnte nicht daran denken. Er überredete ſich, irgend ein Engel werde ſie ſchützen, Heinrich werde abſtehen von ſeinem Verlangen nach ihrer Hand, denn daß dieſe ihr den Tod brächte, davon war er vollkommen überzeugt. Er ſchickte ſich zur Arbeit an; Catharina Howard bildete mit ihren Freundinnen die reizendſte Gruppe vor ihm; ein tändelndes Geſpräch, holde Neckereien und naive Scherze belebten ihre Züge und Augen, und der Maler, verſenkt in den Anblick dieſer Reize, ſich überlaſſend dem Zuge ſeiner Einbildungskraft, ſchwelgte in Glück und konnte ſich überreden, dies Alles ſei ſein und er male ſeine Geliebte für ſich; und die Liebe miſchte die Farben, die Liebe führte ſeine Hand, und nach einigen Stunden erhob ſich ein Bild von der Leinwand, das wie vom Hauche Amor's darauf entſtanden zu ſein ſchien. Den König hatte er in dieſer erſten Sitzung nicht geſehen und er verließ deſſen Geliebte mit einer gefährlichen Leidenſchaft für ſie im Herzen, die ſelbſt ſeinen tiefen Kummer, ſeine Beſorgniß, ſeine Ehrfurcht verbannte. Er ſpann ſich einen Roman aus: der König, der reiche Herzog, Macht und Ehrgeiz, Alles verſchwand, eine Flucht nach Italien mit der ſchönen Britin mußte möglich gemacht werden, dort wollte er ſich dem Feinde Heinrich's, dem Papſte, zu Füßen werfen und in ſeinem Schutze glücklich ſein. — Es war ein beglückender Traum, ein wacher Schlaf, eine künſtleriſche Erhitzung, nichts weiter. Seine Einbildungskraft gefiel ſich zuweilen darin, glückliche Länder, vollkommenere Menſchen, reizende Verhältniſſe zu träumen; er ſtörte ſie dann nicht in ihrer Arbeit, und dies war auch jetzt der Fall. Aber einen kühnen Plan auszuführen, dazu fehlte ihm alle Kraft, und des Königs Vertrauen zu mißbrauchen, wäre er vollends nicht im Stande geweſen. Nach und nach kam die Beſinnung wieder, mit ihr ſchwand die Leidenſchaft, und ein heftiges Mitleid mit dem armen Opfer, eine tödtliche Angſt nahm in ſeiner Bruſt Platz, und er begann Zweifel zu hegen, ob es von ihm recht ſei, ſie zu malen; denn der finſtere Glaube regte ſich wieder in ihm, daß er damit dem Gegenſtande ſeiner Kunſt die Todesweihe ertheile.

Eines Morgens geſchah es, daß Holbein bei der Arbeit, von Schwermuth ergriffen, den Pinſel weglegte und, Catharina ſtumm betrachtend, daſaß. Sie in ihrer gewohnten Heiterkeit bemerkte ſcherzend, ſie werde bald einſchlafen, wenn das ſo fortgehe, und da in dieſem Augenblicke der Herzog, ihr Oheim, ins Zimmer trat, ſprang ſie auf ihn zu und deutete ſchäkernd auf den noch immer in ſeinen Gedanken verlornen Maler. Norfolk, obgleich von Achtung für den Liebling des Königs mehr erfüllt, als von der Werthſchätzung des Künſtlers durchdrungen, konnte eine leiſe Anwandlung von Unzufriedenheit nicht bemeiſtern, und nicht ohne Härte ſagte er: „Nun, Herr, wie es ſcheint, denkt Ihr an andere Dinge, als diejenigen, weshalb Euch Euer König und Herr zu ſeiner Braut, meiner erlauchten Nichte, geſandt hat.“ Dieſe wenigen Worte rüttelten Holbein aus ſeiner Niedergeſchlagenheit auf, er erhob ſich mit Heftigkeit und, vor Catharina auf das Knie ſtürzend, rief er: „Um des Himmels willen, Mylady, laßt mich das Bild vernichten, das ich zu malen begonnen! verlangt nicht, daß ich es vollende! flieht, flieht! —“ Catharina, die nicht wußte, was dieſe Reden bedeuteten, die ſelbſt von dem traurigen Schickſale ihrer Vorgängerinnen nie eine Kunde vernommen hatte, wendete ſich nicht wenig überraſcht zu ihrem Oheime, der, von Zorn glühend, dem Maler aufzuſitzen befahl und ihn an ſeine Pflicht erinnerte. „Nein!“ rief Holbein, „ich erhebe mich nicht von dieſem Platze, bis Ihr mir verſprecht, die Stadt, den Hof zu verlaſſen und Euerem ſichern Verderben zu entrinnen. Ich aber will nie wieder den Pinſel berühren, um den Kopf eines lebenden Geſchöpfes malen, damit es nicht den ſchrecklichſten Tod finde vor der Zeit. Glaubt mir, Mylady, Ihr werdet ſicher noch lange, lange leben!“ Der Herzog ſprach drohend davon, mit ſeiner Nichte das Gemach zu verlaſſen und Alles dem Könige zu melden, aber der Maler, der nicht mehr der Vernunft Gehör geben konnte, warf ſich dem Fortgehenden verzweiflungsvoll in den Weg und rief: „Wolan, ſo vernichte ich ſelbſt das Werk des Teufels, um Euch zu retten, und keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, Euern Kopf zu malen.“ — Der Herzog, der allen Bewegungen des Malers mit den Blicken folgte, hatte nicht ſobald bemerkt, daß dieſer ſich auf das Bildniß ſtürzen wollte, um es zu vernichten, als er, größer und ſtärker, hinzuſprang und ihn wegſchleuderte, indem er es hoch emporhob. Catharina, die nichts von Allem begriff, hielt den Maler für wahnſinnig und floh beſtürzt in eine Ecke des Gemachs; Holbein war wie leblos in einen Seſſel geſunken, der Herzog hatte das Bild wieder auf die Staffelei geſtellt und der Bewunderung mußte der Zorn weichen. Stille und Ruhe war auf dieſe lärmende Scene eingetreten; Norfolk unterbrach ſie. Er trat zu dem Maler und, ſeine Hand auf deſſen Schulter legend, ſagte er: „Wir ſind die alten Freunde wieder; der König beſitzt einen Schatz in Euch. Welche Grille kam Euch an? Seht nur, Ihr habt meine ſchöne Nichte ganz in Schrecken geſetzt. Doch dieſe Röthe, dieſer Ausdruck ihrer Augen ſcheint mir nicht übel; wollt Ihr Euch nicht wieder zur Arbeit anſchicken? Ich erwarte den König ſelbſt." — Holbein ſah ſtarr vor ſich hin und blieb unbeweglich ſitzen.

Ein Geräuſch in den Vorzimmern wurde jetzt vernehmlich, die Thüren des Gemachs wurden aufgeriſſen, ein Diener eilte herein und meldete die Ankunft des Königs, der bald darauf in Perſon erſchien. Er hatte ſich geſchmückt und war dem Bilde in dem Prachtanzuge ähnlich, das man noch heutzutage im Tower zu London ſehen kann. Catharina's Verwirrung bemerkte der König ſogleich, aber Norfolk, der ſchlaue Höfling, kam ſeiner Frage mit der Nachricht zuvor, daß den Maler ein plötzliches Uebelbefinden angewandelt habe, von dem er ſich noch nicht erholen könne. Heinrich trat zum Bilde und wie er bald die Augen zu ſeiner Geliebten erhob, bald ſie auf Holbein's Werk heftete, konnte man die vollkommenſte Befriedigung in ſeinen Zügen leſen. „Nun, Holbein," ſprach er zum Maler, „wie ſteht's um Euch? Leid ſollte es mir ſein, wenn Eure Schwäche Euch verhinderte, heute in meiner Gegenwart dem Bilde die Vollendung zu geben. Erhebt Euch, verſucht es einmal; ich wollte wetten, ein Blick auf Eure Königin wird im Stande ſein, Euern Nerven die verlorne Kraft auf das ſchnellſte wiederzugeben."

Bei dem erſten Worte, das der König geſprochen, war Holbein aus ſeiner Abſpannung erwacht und, obgleich nicht vermögend aufzuſtehen, ſprach er doch leiſe dieſe Worte: „Mein König und mein Herr! verlangt nicht, daß ich ans Werk gehe, es ſchwimmt vor meinem Blicke, ich ſehe einen trüben, ſchillernden Schein, wie Blut, dort am Halſe." — „Ihr ſeht —" rief der König entſetzt, und der kalte Norfolk ſelbſt erbebte. Nur Catharina hörte aufmerkſam, doch nicht ergriffen von der Bedeutung dieſer prophetiſchen Worte, dem Geſpräche zu. „Meine Hand zittert," fuhr Holbein fort, ich würde weder die Farben auf der Palette miſchen können, noch hätte mein Pinſel die Kraft, ſie gehörig zu vertreiben, und" — ſetzte er dumpf mit faſt tonloſer Stimme hinzu — „ich gedenke mit Schrecken an den dunkeln, ſchillernden Streif —" — „Halt!" unterbrach ihn der König, ſein Auge rollte, und Norfolk meinte ſchon, die Blitze, die darin zuckten, würden ſich zerſchmetternd auf das Haupt des Künſtlers entladen; aber trüber wurde der Blick und Thränen füllten Heinrich's großes Auge, ſeine Lippen ſtammelten ſuße Worte, er beugte ſich über die hocherſtaunte Catharina Howard und bedeckte ihre Hände mit Küſſen und die herrlichſten Flechten des ſchönſten Haares, das in üppiger Fülle bis auf den Buſen herabfiel. Holbein ſah dies Alles und es überzeugte ihn, daß der König ihn verſtanden habe; darum rannen auch ſeine Thränen über die tiefen Furchen, die der Gram auf ſeine Wangen eingegraben hatte. Dann ſtand er leiſe auf, nahm ſeine Geräthſchaften zur Hand und unter heißen Thränen vollendete er das Bild, welches er ſo glänzend und ſelig begonnen und das nun auch die Weihe des Verhängniſſes empfangen hatte.

Nach kurzer Luſt ließ Heinrich auch dieſes Weib aus ſeinen Umarmungen in die kalte Nacht des Kerkers hinabgleiten, und der erſte Sonnenſtrahl, welcher der unglücklichen Königin wieder in das Auge leuchtete, zündete keinen Troſt, keine Hoffnung darin an, und ſpiegelte ſich faſt in demſelben Momente in dem rothen Strome, der in kräftiger Fülle ſich aus den jugendlichen Adern des ſchönen Torſo ergoß.

Holbein beweinte dieſes Schickſal mehr noch als die andern; denn Catharina Howard hatte er ſelbſt geliebt. Sie war die Schönſte, und der gefährliche Leichtſinn, der ſie umflatterte, verlieh ihr noch größern Reiz.

Dieſer Fall zog eine lange Reihe von Unglücklichen auf das Blutgerüſt. Jeder, der ſich einer kleinen Gunſt von ihr erfreut hatte, wem nur ihr holdes Auge gelächelt, mußte dafür mit ſeinem Blute der Rache des Königs genugthun. Der Mitwiſſenſchaft ihrer Untreue beſchuldigt, wurde die alte Herzogin von Norfolk, Catharina's Großmutter, in dieſe Greuel verwickelt, ſowie ihr Oheim, Lord Howard, die Gräfin Bridgewater und Andere; ihre Freundin, Lady Rochefort, wurde enthauptet, desgleichen Derham und Colepeper, die ſich des Königs Rechte bei ſeiner Gemahlin angemaßt haben ſollten. An Holbein zog die Gefahr, wie immer, ſchonend vorüber. Heinrich glaubte ſeines Künſtlers noch zu bedürfen. Als er jedoch zur ſechsten Ehe ſchritt mit der Witwe Lord Latimer's, da ließ er die ſchon alternde Dame nicht mehr malen, und ſie war es, die ſpäter durch ihre Klugheit dem Blutgerüſte entging. Holbein malte nur noch Ein Bild, das jener Eliſabeth, die mit ſo mancher Neigung ihres Vaters auch die ererbt hatte, die Majeſtät der Krone durch Schaffot und Henkerbeil befeſtigen zu wollen.

Heinrich des Achten Grauſamkeit wuchs mit den Jahren und die Schlachtopfer drängten ſich an dem Fuße des Schaffots. Holbein hatte nicht mehr Thränen für dieſe, als für ſeinen königlichen Beſchützer, deſſen Wildheit er aufrichtig beklagte, deſſen Verirrungen er beweinte und zu dem er ſich dennoch hingezogen fühlte, weil ſein ſanftes Gemüth ſich mächtig zur Dankbarkeit neigte. — So wurden Beide alt und das Lebensende konnte nicht mehr fern ſein.

Eines Abends, es war im Winter und die kalte Sonne nahm einen recht freundlichen Abſchied, ging der König mit ſeinem Maler durch den entlaubten Park. Ihre Unterhaltung war einſilbig. Es war kalt, und Beide, im werdenden Greiſenalter, hüllten ſich in ihre Pelze. Kein Diener war in der Nähe, ſie ſchlugen abgelegene Pfade ein und verloren ſich in ein Gehege, das im Sommer reizend war, mit Bosketen, Waſſerkünſten, üppigen Lauben und geheimnißvollen Schattengängen rings erfüllt, ganz gemacht zu ſtillen Freuden. Den kranken König wandelten alte Erinnerungen an und Schmerzen zogen ihm durch die Bruſt. Jetzt war Alles entlaubt, keine Blüthe prangte am Strauche, die ſpringenden Waſſer hatte der Winter in den Röhren gefeſſelt, nichts lebte, und auch der kranke Greis konnte nun mit aller Macht dem Schickſal eben ſo wenig entrinnen, das er ſelbſt über ſo Viele verhängt hatte, als er dieſem Garten Leben und Maienwonne zu geben im Stande war. Heinrich dachte der Vergangenheit; plötzlich blieb er ſtehen. „Schön war ſie, dieſe Catharina!“ ſagte er dumpf vor ſich hin. Sein Begleiter fuhr zuſammen; dann aber ſprach er mit Wehmuth: „Ein Engel war ſie und die Andern nicht minder.“ Eine lange Pauſe entſtand. Heinrich blickte in ein trockenes Marmorbaſſin, der Maler auf ihn, dann ſagte er wieder: „Und ſchön waren ſie Alle — Alle!“ Der König bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und wandte ſich ab. „Und welche bedauerſt Du am meiſten?“ Holbein ſeufzte tief und antwortete nicht.

Acht Tage darauf ſtarb der König. Sein Tod ſchenkte dem Herzoge vom Norfolk das Leben, der an jenem Tage hätte hingerichtet werden ſollen und nun von der neuen Regierung begnadigt wurde. Ganz London trauerte um Heinrich den Achten; die aufrichtigſten Thränen zollte ihm Holbein, der nun allein ſtand und im Alter ſeine einzige Stütze verloren hatte.

Gebeugt von Jahren, und mehr noch von Kummer, zog er ſich immer finſterer von aller Welt zurück und lebte in troſtloſer Abgeſchiedenheit. Er überdachte ſein ganzes Leben, das ihm wie ein Traum vorübergeſchwunden war, und ſein Sterben trat ihm nun vor die Augen. Allein zu ſterben, keinen Freund, keinen Verwandten um ſich zu ſehen, ein verzweiflungsvoller Gedanke! Er forſchte emſig, was ihm denn dafür die Tage ſeines Glücks gebracht hatten, für die er dieſes elende Alter eingetauſcht, und er ſchauderte. Er wog ſeine heitern Tage, die Tage voll Kummer, Sorge und Qual, und er fand, daß er Erasmus keinen Dank ſchuldig ſei für den Dienſt, den er ihm in ſeiner Jugend erzeigt. Ruhm und Reichthum hätte er überall finden müſſen, und darum war er nun unter dieſen trüben Himmel geflohen, hatte ſich den Launen des Ungefährs preisgegeben und war ſeit ſo vielen Jahren dazu verdammt geweſen, an der Seite eines Tyrannen zu wandeln, ſeine herrlichen Gaben in ſeinem Dienſte zu verſchwenden, für ihn ſchöne Weiber zu malen, Köpfe von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, um ſie nachher dem ſchimpflichſten und ſchrecklichſten Tode preisgegeben zu ſehen; mit zerriſſenen Herzen langſam verblutend, hatte er ſo ſein Leben hingebracht. Iſt das ein Loos, wie es der Künſtler ſich wünſcht und ausmalt in der Jugend? Ein heiterer Himmel, Freude, Luſt, Zufriedenheit, das ſoll ihn umgeben auf ſeiner Bahn, nicht Nebel und Dampf einer großen Stadt, nicht der blendende Glanz des Thrones, nicht Blutſtröme und religiöſe Kämpfe. Da kam es wie Heimweh über ihn; er dachte an die Schweiz, an ihre blauen Berge, an den grünen Rhein, an die alterthümliche, heitere, friedliche Stadt, an ſeine Schildereien auf der Außenſeite der Häuſer, an ſeine eigene Wohnung, an ſeine Frau. Wie friedlich und ruhig erſchien ihm ſeine Jugend gegen ſeine ſpätern Jahre. Wäre er bei ſeiner Frau geblieben, ſo würde ſie ihm Kinder geboren haben, und nun mußte er allein und in der Fremde ſterben, und Niemand war bei ihm, um ſeine gebrochenen Augen zuzudrücken. Ach, ſein kleines Haus in Baſel erſchien ihm jetzt ſo ruhig und heiter!

Noch viele Winter verlebte er in ſolchen Kümmerniſſen und Zweifeln; ſein Haar war ganz gebleicht und ſeiner Augen Licht ſchwach geworden. Er ſah nicht mehr, was er einſt geſchaffen hatte, und ſeine Tröſterin und Pflegerin war nun allein die treue deutſche Magd, die mit ihm das weite Haus bewohnte. Seine Dienerſchaft hatte er nach und nach verabſchiedet.

Mit ſorgfältiger Pflege bedachte den alten Mann Maria, die arme Waiſe, die er in Tagen des Glücks aufgenommen hatte. „Sieh,“ ſagte er einſt zu ihr, „ich beſitze ein großes Vermögen, einen Schatz an Bildern und bin ein reicher Mann; wenn ich einſt todt ſein werde, wer ſoll das erben? Ich habe Niemand — Niemand auf der weiten Welt als Dich. — Mein Tod iſt nahe, das fühl' ich.“ — „Sprecht nicht ſo, mein werther Herr,“ erwiderte darauf das Mädchen. „Was ſollte ich mit dem Reichthum wol anfangen? Ich hab' ihn mein ganzes Leben entbehrt. Und in Wahrheit, Ihr ſeid noch rüſtig und nicht ſo alt, um ans Sterben zu denken. Ich will Euch ſchon pflegen, daß Ihr mir nicht ſo bald ſterben ſollt.“ — „Gutes Kind,“ ſprach der Maler, „wenn ich nun aber einſt todt ſein werde, dann kehrſt Du heim zu Deinen Landsleuten und bringſt engliſches Gold mit und kannſt in Baſel den reichſten und ſchönſten Mann freien.“ — „Ach!“ ſeufzte Maria, „die Meinen ſind ſeither alle geſtorben, ich bin ganz fremd dort geworden, ich werde nie mehr in meine Heimat zurückkehren.“ — „Und was wirſt Du denn beginnen?“ fragte Holbein. — „Hier in England bleiben, Euch bis ins ſpätſte Alter pflegen und dann —“ hier brach ſie plötzlich ab. „Und dann?“ wiederholte er fragend. „Wenn ich Euch überlebe, auf Eurem Grabe beten,“ ſetzte ſie mit thränenerſtickter Stimme hinzu. „Fromme Seele!“ ſprach er und ergriff ihre Hand. „Warum verließ ich die Heimat! Solche Rede, ſo wohlthuend und lind wie Balſam, entbehrte ich mein ganzes Leben. Und noch anders würde ſie wirken, käme ſie aus dem Munde des Kindes —“ — „Betrachtet mich wie Euer Kind!“ rief Maria; „aber nicht, indem Ihr mir Euer Hab' und Gut verſchreibt, ſondern weil Ihr mir all' Eure Liebe ſchenket! O mein Vater! ich will Euch ja lieben, wie das Kind, das Euch —“ Sie unterbrach ſich plötzlich. „Du ſprichſt nicht aus?“ fragte er ſanft, „das Euch Euer Weib gebar — wollteſt Du ſagen. Sie hat mir keines geboren, zum Glücke; denn nie wäre es ſanft und fromm geworden, wie Du. Geerbt hätte es von der Mutter jene Eigenſchaften des Herzens, die mich peinigten und mich ſo elend gemacht haben. Komm, Maria, ſei Du meine Stütze, mein Troſt, meine Pflegerin! Ich würde jetzt die Arme nicht ſo zuverſichtlich der Tochter entgegenſtrecken, der Fremden, Kalten, die von der Mutter erzogen, mit all ihren Fehlern ausgeſtattet, zu mir käme. Nein! Du biſt mir lieber, willkommener! Drum ſei nur getroſt, meine Liebe ſoll Dir nichts rauben, mein Weib iſt geſtorben, und kein Kind blüht mir auf der Erde.“ — „Ich bleibe Eure getreue Magd,“ ſagte gerührt das Mädchen und küßte ihm die Hand. Aehnliche Geſpräche hatten ſie oft.

Mehr und mehr gewöhnte ſich Holbein daran, in Maria ſeine Tochter zu ſehen, und pries ſich glücklich, daß der

Himmel am Ziel ſeiner Tage ihm noch dieſes Zeichen ſeiner Gnade geſandt hatte. Maria war die Liebe, Frömmigkeit und Geduld ſelbſt. Alles, was ſie für den alten, traurigen Mann thun konnte, brachte ihr ſichtbare Freude und ſchwächte den tiefen Schatten ihrer Stirne, den ein geheimer Gram darauf geworfen, wenn es ihn auch gleich nicht ganz verſcheuchen konnte.

So war das erſchütternd bewegte Drama, zu dem ſich Holbein's Leben geſtaltet hatte, zum ſtillen Familiengemälde geworden, und von allen großen und glänzenden Erſcheinungen darin waren nur zwei nicht ganz beglückte Perſonen auf der Scene geblieben.

Ein grauſenerregendes Gerücht verbreitete ſich eines Morgens durch die Stadt. Die Peſt war ausgebrochen. Man wollte es nicht glauben, man lief zuſammen, man forſchte; aber die Ueberzeugung blieb nicht lange aus. Auf allen Straßen fielen Menſchen nieder; hier wurden Häuſer vernagelt, deren Bewohner von der Peſt ſämmtlich befallen worden waren, dort zogen, jeder Vorſicht zum Trotze, Banden umher, welche den Nachlaß der Geſtorbenen plünderten und ſo den Keim des ſchrecklichen Todes nicht nur auf ſich, ſondern auf alle Uebrigen fortpflanzten. Alles floh, was fliehen konnte, um den ungeſunden Dunſtkreis der Hauptſtadt mit einer zuträglichern Luft zu vertauſchen. London zeigte das Bild der Zerſtörung und Verwirrung: ein Luſtlager des Todes, ein großes Leichenfeld, das von Minute zu Minute an gräßlicher Bevölkerung zunahm. Holbein, ſchwach und hinfällig, verließ an Maria's Hand ſein großes Haus, um in einer fernen Vorſtadt, die auf einer kleinen Anhöhe lag und deshalb für geſünder gehalten wurde, ſein Leben zu ſichern. Das Mädchen, das für alle Bedürfniſſe ſorgte und daher mit andern Leuten in beſtändiger Berührung blieb, erkrankte plötzlich. Kein Zweifel blieb, daß die Peſt ſie ergriffen hatte. Sie bat, Holbein möchte ſich von ihr entfernt halten, wie es die Vorſicht wollte; allein er gab nur ſeiner Liebe für die Leidende Gehör und linderte ihre Schmerzen durch kühlende Getränke und wachte an ihrem Lager.

„Und muß ich Dich verlieren, mein geliebtes Kind,‘ rief er jammernd aus, „was ſoll ich dann noch auf der Welt?‘, — „Liebt Ihr mich wie Euer Kind, Eure Tochter?“ hauchte ſie ſchwach. „Nicht anders,“ ſagte er. „Und würdet Ihr mich ſo lieben, wenn ich Eure Tochter wirklich wäre, die Euch Maria, Eure Gattin, geboren?“ — „Ich liebe Dich mehr, denn nie würde Deine Engelsgüte Maria's Kind in ſeinem Buſen bergen,“ ſprach der unglückliche Greis. „Nun denn, Vater — ſo vernehmt — ich bin Eure Tochter wirklich, die Eure Gattin Maria, meine Mutter, nach Eurer Entfernung zur Welt brachte. Hier, ſeht den Kirchenſchein, der vor vierzig Jahren bei meiner Geburt ausgeſtellt wurde; ſo lang iſt es her, daß Ihr aus Baſel floht.“ Bei dieſen Worten übergab ſie ihrem Vater ein vergelbtes Papier. „Und warum ſagſt Du mir erſt jetzt dies Alles?“ fragte er. „Wie hätte ich mir das Herz faſſen können und ſprechen: ich bin Eure Tochter!“ erwiderte ſie, „da mir in ſpäter Zeit Alles geſagt worden war, was ſich auf Eure Entfernung bezog, warum Ihr Euer Haus verlaſſen hattet. Ich wollte meinen Vater ſehen, um ihn ſein, und das iſt mir zu Theil worden. Jetzt gehe ich voran, zur Mutter, um ihr zu ſagen, daß Ihr ihrer nicht mehr in Haß gedenkt.“ — „Ach, meine Tochter! ich beklage meine Verblendung, die mich um das Glück meines Lebens brachte und mich in eitlem Hochmuthe einem Phantome nachjagen ließ. Nun iſt Alles zu Ende! gehe voran, Maria, ich folge Dir bald!“ — „Bald —“ flüſterte es, wie ein geiſterhaftes Echo aus ihrer Bruſt, und ſie lag eine ſtarre Leiche vor ihm.

Da ſaß nun der größte Maler ſeiner Zeit, der mächtige Günſtling eines Königs, der geſuchteſte Mann in der Hauptſtadt der Welt, trauernd bei den Trümmern ſeines Glücks, in einer kleinen Hütte der Vorſtadt; er, deſſen Auge ſich erging, die herrlichſten Formen, die blühendſte Schönheit in ſich zu ſaugen, heftete nun die brennenden Blicke auf einen häßlichen, verunſtalteten Leichnam, der ſein Alles war, ſein Glück, ſein Reichthum.

Und bang und immer bänger ward es ihm; der glühende Hauch der Peſt wehte ihn an, er konnte Maria nicht lange überleben. Wie er geſtorben? wer weiß es? Holbein, der größte Maler ſeiner Zeit, ſtarb in London, verlaſſen, und kein theilnehmendes Weſen weinte um ihn. Auch Tizian ſtarb an der Peſt; aber das ſtolze Venedig hüllte ſich um ihn in eine prachtvolle Trauer.

Nachts traten beim Scheine einer düſtern Laterne zwei Menſchen in die Hütte, ſahen ſich rings um, luden die beiden Leichen auf und warfen ſie in die große Grube des Peſtleichenackers, zu den übrigen Tauſenden. Niemand weiß, wo die Gebeine Holbein's ruhen; ſpäter eifrige Verehrer ſeiner Kunſt konnten kein Mauſoleum darüber errichten; die Muſeen aller Länder ſchmücken ſeine Werke.

Der alte Mellinger und ſeine Söhne.

1.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lebte in einem Städtchen Schleſiens ein ziemlich bejahrter träger Mann, der, genügſam mit dem Wenigen, was er beſaß, auskam, und weder Luſt hatte, ſeine Bedürfniſſe zu vermehren, noch zu ihrer Befriedigung ſich anzuſtrengen. In ſeiner Jugend ſoll er ein Handwerk gelernt haben, allein nur mit Widerwillen hatte er es ausgeübt, und nachdem der Zufall ihm eine kleine Erbſchaft zugewieſen, hing er ſogleich das Geſchäft an den Nagel und that nichts mehr.

Sein Tag beſtand immer aus derſelben Einförmigkeit. Er ſtand ſpät auf, ſchlenderte durch die Gaſſen des Orts, blieb vor der Thüre dieſes oder jenes Nachbarn ſtehen, hörte theilnahmlos zu, wenn Andere ſich ereiferten, ſprach ſelten mit; und ging Mittags nach Hauſe, um ſeine magere Suppe zu eſſen. Wenn er Nachmittags geſchlafen hatte, ſo wurde wieder ein Gang verſucht, etwa um das Städtchen oder zu einem Bekannten; dann ging er früh ſchlafen, um am andern Tage wieder ſpät aufzuſtehen. Sein Wahlſpruch war: Wer nur den lieben Gott läßt walten! und hiernach betrug er ſich redlich; man kann durchaus nicht behaupten, daß er ſeinem Schickſal vorgreifen wollte und dem Schöpfer ins Handwerk pfuſchte.

Dieſer Mann hatte auf das Zureden ſeiner Freunde ein Weib genommen; allein man kann ſich leicht denken, daß die Ehe keine glückliche wurde. Nachdem ſie ein paar Jahre gedauert und zwei Knaben aus ihr hervorgegangen waren, löſte ſie ſich auf die einfachſte Weiſe von ſelbſt dadurch, daß die Frau ihren Mann verließ und zu den Eltern zurückkehrte. Niemand gab ihr Unrecht; denn wie hätte eine Frau bei dieſem Manne wol aushalten können?

Bei der gerichtlichen Scheidung, die nun folgte, bekam den ältern Sohn auf ihr ausdrückliches Verlangen die Mutter; den jüngern behielt der Vater, oder vielmehr er wurde ihm gelaſſen, da er nicht das Geringſte bei der Sache that und eben ſo wenig einen Wunſch ausdrückte. Die Mutter hingegen verlangte deshalb den älteſten Knaben, weil er ihr Ebenbild war, ein ſanftes, blondes Kind; beſcheiden in ſeinen Spielen, artig in Allem, was er that. Der jüngere hingegen, ein ſchwarzer Strobelkopf, wild und ungezogen, verſprach den Eltern keine beſondere Freude zu machen. War nun aber der ältere ſchon von Natur begünſtigt, ſo brachte ihn ſein guter Stern auch noch in das Haus der Großeltern, wo ihm eine ſorgſame Erziehung zu Theil wurde; ſein armer jüngerer Bruder aber blieb in der ärmlichen Umgebung ſeines Vaterhauſes, im eigentlichen Sinne ſich ſelbſt und ſeinen Neigungen überlaſſen, mochten ihn dieſe nun zum Guten oder zum Böſen lenken.

Der Charakter der beiden Brüder wurde immer entſchiedener von einander abweichend, je älter ſie wurden. Einige Mal im Jahre traf es ſich, daß Robert, ſo hieß der jüngere, einen Beſuch bei den Großeltern abſtattete. Man war dann in ihrem Hauſe ſtets auf etwas Unangenehmes gefaßt, und die Folge war, daß der kleine Gaſt keine beſonders zuvorkommende Aufnahme fand. Er ſelbſt gefiel ſich auch nicht darin, ein unnatürliches ſteifes Weſen anzunehmen und einer ſtrengen Aufſicht ſich dabei unterworfen zu ſehen. Zu Hauſe genoß er einer Freiheit, wie der Vogel in der Luft; ſein Vater legte ihm bei allen ſeinen Unternehmungen nichts in den Weg, und da er von Herzen gut war, und zwar muthwillige, oft ſogar kühne Streiche in Menge, doch niemals einen ſchlimmen verübte, ſo war er überall beliebt, und nur von alten Mütterchen hörte man wol dann und wann einen frommen Stoßſeufzer: „Ach, wenn der wackere Junge doch nur beſſer erzogen würde; aus dem könnte etwas Rechtes werden!“

Robert hatte einſt wieder Mutter und Bruder beim Großvater beſucht. Es war zur Zeit des heiligen Weihnachtsfeſtes, wo auch er eine Beſcheerung erhalten ſollte. Der nunmehr zwölfjährige Knabe lief allein den weiten Weg durch Wald und Feld bei harter Kälte und Schneegeſtöber. Er fürchtete ſich nicht, und ſein Vater hätte niemals daran gedacht, ihm eine andere Gelegenheit, die ihm Schutz und Bequemlichkeit verſchafft hätte, zu beſorgen.

Auf halbem Wege, hart an einer Waldecke, wo ihm die vorderſten Bäume gehörigen Schutz verliehen, ſetzte er ſich hin, um ermüdet, wie er war, ein wenig auszuruhen. An wärmende Kleidung war bei ihm nicht zu denken. Er trug im Sommer wie im Winter daſſelbe leinene Jäckchen; dabei offenen Hals und bloßen Kopf. Die gütige Natur hatte zwar dafür ihn nach Kräften mit guten Schutzmitteln verſehen. Er war blühend und kräftig. Ein ſehr ſtarker, großgelockter Haarwuchs von dunkelbrauner Farbe bedeckte ſeinen Kopf, und ein feuriges, kerngeſundes Blut durchſtrömte ſeinen beweglichen Körper und verlieh ihm die ausgezeichnetſte Spannkraft; dennoch aber ſaß er jetzt da auf dem Steine am Waldrande und ſeine herrlichen Zähne klapperten vor Froſt aneinander.

Ein wonniges Gefühl von Schlummer kam über ihn; er konnte und wollte ſich deſſen nicht erwehren und hatte bereits die Augen geſchloſſen, als ihn ein kräftiger Ruck in die Höhe riß.

„Zum Henker, Burſche, was iſt das? Willſt Du wol auf den Beinen ſtehen und laufen? Du warſt ja ſchon mit einem Fuß in der Ewigkeit, Hallunke!“

„So donnerte ein rauher Baß über ihn hinweg, und als Robert erſchreckt die Augen öffnete, da erblickte er einen Mann vor ſich von hoher Statur und braunem Geſicht, das zur Hälfte mit wildem Barthaar bewachſen war, in der Tracht eines Jägers und die Flinte auf dem Rücken.

Robert zitterte an allen Gliedern; doch gewiß nicht aus Furcht, die er nicht kannte, ſondern vor Kälte, die ſein warmes, jugendliches Blut faſt erſtarrte. Er war wirklich dem Erfrieren nahe geweſen und nur der dazu gekommene fremde Jägersmann hatte ihn dem gewiſſen Tode entriſſen.

„Wo kommſt Du her, mein Bürſchchen, und wo willſt Du hin?“ ſprach jetzt freundlicher der Mann, und als er hörte, daß Robert in das nächſte Dorf zu ſeinem Großvater wollte, ſo entſchloß er ſich, ihn dahin zu begleiten.

„Jetzt, da ich bei Dir bleibe, Bürſchchen, kannſt Du es wagen und eine kleine Stärkung zu Dir nehmen,“ ſprach der Fremde wieder, indem er ſeine Waidtaſche öffnete und ein Fläſchchen daraus hervornahm. Er zog den Pfropfen mit den Zähnen heraus und ließ etwas vom Inhalte dem Knaben in den Mund laufen.

„Schmeckt's?“ brummte er ihm freundlich zu.

„'S brennt,“ war die Antwort.

Lächelnd nahm der Jäger den Pfropfen aus dem Munde, ſtrich ſich die langen Haare des Schnurrbartes nach beiden Seiten zurecht und that jetzt ſelbſt einen tüchtigen Schluck. Hierauf ſteckte er die Flaſche in den Waidſack, warf dieſen auf den Rücken, lehnte den einen Arm behaglich in den Riemen der Flinte, ergriff mit dem andern den Knaben bei der Hand und, mit dem Ausruf: „Marſch vorwärts!“ trabten ſie durch den friſchfallenden Schnee weiter.

Unterwegs mußte Robert ſeinem wild ausſehenden, aber in der That ſehr freundlichen Begleiter von ſeinen Umſtänden und Verhältniſſen erzählen. Dieſer ſchüttelte manchmal bedenklich den Kopf, blickte, wie ſcharf beobachtend, auf den friſchen Jungen und ſprach dann heiter: „Ein Jägersmann ſollteſt Du werden! Hätteſt Du wol Luſt dazu?“

„J das möcht' ich wol,“ ſagte Robert. „Im Walde muß es gar hübſch ſein, beſonders im Sommer, und ſchießen — ja ſchießen kann ich wol auch!“

„Biſt ein prächtiger Kerl!“ ſprach der Jägersmann wieder, und nun unterhielt er ihn ganz anmuthig über das Waldleben und würzte ſeine Unterhaltung mit allerhand luſtigen Jagdgeſchichten, die dem Knaben eine große Freude erregten. So waren ſie an das Dorf gekommen, wo Roberts Großeltern wohnten. Sein Begleiter nahm vor dem Dorfe Abſchied von ihm, und der Knabe, der ihn recht lieb gewonnen hatte, blieb noch lange ſtehen und ſah ihm nach, wie er ſo langſam und vornehm ſeinem Waldreviere zuſchritt.

„Solch' ein Jägersmann iſt doch ein gar ſtattlicher Menſch,“ ſprach Robert vor ſich hin. „Es wär' mir noch das Allerliebſte, bei meinem neuen Freunde immer im Walde leben zu können. Je nun, ich will nächſtens einma zu ihm hinlaufen und ſehen, wie er wohnt, und welch ein Leben er führt“ —

Da fiel es ihm mit Centnerlaſt auf die Seele, daß der Jäger ihm ſeine Wohnung nicht angezeigt und er ſelbſt auch nicht einmal darnach gefragt hatte. Er wurde ganz ſchwermüthig darüber; ſein Schritt wurde langſamer, je näher er dem Hauſe ſeines Großvaters kam, und er konnte ſich eines alten Liedleins nicht erwehren, das er manchmal hatte ſingen hören. Es klang ſo kräftig und doch ſo heimſüchtig und wehmüthig dabei, und lautete:

„Der Jägersmann aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her,
So wie es ihm gefällt.
Ju, juhe!
Gar luſtig iſt die Jägerei,
Gar luſtig wollen wir jagen,
Allhier auf grüner Haid!“

So trällernd ging er faſt mit Widerwillen vorwärts; immer zog's ihn nach dem Wald zurück; oft blieb er ſtehen und blickte dann ſehnſüchtig hinüber nach dem ſchwarzen Streif, der ſich immer tiefer in Nebel verhüllte; endlich trat er über des Großvaters Schwelle, wo ihn doch Mutter und Bruder erwarteten; aber ſelbſt dieſe wieder zu ſehen — es freute ihn nicht.

2.

Robert's Großvater, der ſeit langen Jahren einen Kramladen in ſeinem Wohnorte führte, hatte nach und nach durch Sparſamkeit und Ordnungsliebe mit dieſem Erwerb im Kleinen ſich ein ganz anſtändiges und im Verhältniß zu ſeiner Umgebung ſogar anſehnliches Vermögen erwerben. In ſeinem Hauſe herrſchte Ordnungsliebe, Thätigkeitstrieb; ein Jeder machte ſich etwas zu ſchaffen und für Niemand mangelte die Gelegenheit hiezu. Alle waren gute Chriſten, die fleißig beteten, in die Kirche gingen und Nichts unternahmen, was ihnen eine Rüge oder Beſtrafung hätte zuziehen können. Sie gaben dem Himmel, was des Himmels iſt, und der Obrigkeit, was dieſer gebührt. Der Alte war nicht nur ein angeſehener Mann, ſondern auch von allen Leuten ein wohl angeſehener. Gingen die ärmern Einwohner des Ortes vorüber, ſo grüßten ſie ehrerbietig in die Fenſter, oder wenn einer von der Familie unter der Thüre ſtand, obgleich Niemand ſo eigentlich wußte weshalb, denn keiner hatte ſich irgend einer Wohlthat, irgend einer freundſchaftlichen Theilnahme aus dieſem Hauſe zu erfreuen gefragt. Führte den Amtmann oder Richter der Weg vorbei, ſo grüßten ſie mit Herablaſſung und Freundlichkeit; der Pfarrer ſprach aber wol ein, um die chriſtliche Familie mit Salbung zu begrüßen, und ſelbſt der Schulmeiſter ging nie an dem Hauſe vorüber, ohne an das Fenſter zu klopfen und freundlichen Gruß zu bieten, wofür ihm dann gewöhnlich ein Gläschen Magenſtärkung aus dem Laden verabreicht zu werden pflegte.

Es kann nicht befremden, daß eine ſo wohl geregelte anſtändige Haushaltung an andern Manches zu tadeln fand und unter ſich ſelbſt ſolche Mittheilungen verbreitete, um ſich an dem böſen Beiſpiel zu ſtählen, wol auch im Gefühl der eigenen Vorzüglichkeit einen gerechten Thriumph zu feiern.

Ein Gaſt wie Robert konnte hier nicht willkommen ſein. Selbſt Mutter und Bruder wandten ſich mit Abneigung von ihm weg, und die Uebrigen fühlten nur Schadenfreude, wenn ſie das Weſen des fremden Knaben mit der ehrbaren Züchtigkeit ihres Wohlerzogenen vergleichen konnten. Der Anſtand verlangte indeß, daß mindeſtens zwei Mal im Jahre der Sohn ſeine Mutter beſuchte, und dieſes war zu Weihnachten und Oſtern. Beide Theile waren jedoch innigſt erfreut, wenn das Wiederſehen genoſſen war.

Robert hütete ſich wol, von der Begegnung mit dem alten Waidmann zu ſprechen. Eine gewiſſe Scheu hielt ihn davon zurück, und dann ſagte ihm auch ſein natürlicher Verſtand: wenn der Jäger hier hätte genannt ſein wollen, ſo wäre er wol mit ins Dorf bis vor die Thür gegangen. Er mag wol ſeinen Grund dazu gehabt haben, vor dem Dorfe von mir Abſchied zu nehmen.

Nach der erſten Begrüßung folgte eine große Schaale Milch-Kaffee mit Zwieback, die Robert ganz wider ſeinen Willen austrinken mußte. Er war daran nicht gewöhnt und hätte ein Glas Bier oder Wein, das er manchmal von ſeinem Vater erhielt, viel lieber gemocht.

„Das bekommſt du zu Hauſe wol nicht?“ fragte die Tante.

„Was? nicht einmal Kaffee?“ kreiſchte Gottliebchen, ſein Bruder, mit einer feinen Stimme.

„Ich mag ihn auch nicht,“ ſagte Robert barſch.

„Leckermaul! Du willſt wol immer Chokolade trinken?“ kreiſchte Gottliebchen wieder.

„Das kenn' ich gar nicht einmal,“ verſetzte Robert.

„Ach, Mutter, er weiß nicht einmal, was Chokolade iſt. Erlaubſt du wol, Großpapa, daß ich ihm aus dem Laden ein Täfelchen holen darf?“

Und fort ſprang er, ohne die Erlaubniß abzuwarten.

und war bald wieder mit einer Tafel zurück, von der er, das größere Stück für ſich behaltend, dem Bruder einen Biſſen zukommen ließ.

„Das ſchmeckt mir auch nicht," ſagte dieſer, und ſpuckte einen großen ſchwarzen Fleck ins Zimmer, der unter lauten Klagen von allen Seiten ſogleich wieder weggewiſcht wurde.

„Aus dem Jungen wird nun und nimmermehr etwas," ſagte verdrießlich der Großvater, und ſchob die Mütze auf's rechte Ohr.

„Ach Gott!" ſeufzte die Mutter," und er iſt ja doch mein Sohn, ſo gut wie der andere. Aber das muß ich ſagen, Gottliebchen ſteht meinem Herzen näher."

Am andern Vormittage, nach der Kirche, hatte ſich ein heller Sonnenſchein recht feiertägig auf die Winterlandſchaft gelagert und die Ofenwärme brachte in Robert's Innern eine ſeltſame Gährung hervor. Wie junger Wein, der ſein Gebinde zu ſprengen droht, ſo ließ es ihm keine Ruhe in dem Stübchen, und er mußte hinaus in den Hof hinter dem Hauſe, um zu ſehen, ob er nicht irgend einen gleichgeſinnten Kameraden träfe. Er fand Niemand. Schnell war er darüber her, ſich einen Schneemann zu formen, ungeheuerlich und grotesk, mit langer Naſe und großen Augen, die er durch zwei ſchwarze Kieſel hervorbrachte. Gottliebchen war im ſonntägigen Staate, angethan mit dem zeiſiggrünen Pelzchen und der rothen Zipfelmütze auf dem Kopf, unter die Thüre getreten und hatte das Treiben ſeines Bruders mit angeſehen. Endlich, wie der Mann fertig daſtand, ging er näher und ſprach altklug mit ſeinem heiſer kreiſchenden Stimmchen: „He, he, was treibſt Du da für Schwänke, Bruder Robert? die Hände müſſen Dir ja erfrieren und Du wirſt den Schnupfen davon kriegen."

„O nicht doch,“ entgegnete Robert,“ der Schnee macht warm, verſuch's nur einmal. Das Spiel iſt nur erſt halb gethan. Jetzt ſpiele Du mit. Wir wollen den Schneemann bombardiren. Laſſ' uns Schneeballen machen und nach ihm werfen. Da wollen wir ſehen, wer ihn zuerſt niederkriegt.“

„Das iſt nichts für mich, ich habe neue Fäuſtlinge an und die würde ich beſchmuzen,“ ſagte Gottliebchen.

„Ach, was, zieh' ſie aus!“ ſchrie Robert, und ihn bei der Hand packend, machte er Anſtalten, ihm die Fäuſtlinge abzuziehen.

Aber Gottliebchen riß ſich los und lief kreiſchend dem Hauſe zu. Spottend rief Robert ihm nach: „Wart nur, Du Haſenfuß!“ und ſchnell einen Schneeballen aufraffend, ſchleudert er ihn mit kräftiger Hand dem Bruder nach, der in demſelben Augenblick mit einem Schrei zu Boden ſank.

Der unglückliche Zufall hatte in der Eile Robert nicht bemerken laſſen, daß er mit dem Schnee einen kleinen ſpitzigen Kieſel ergriffen hatte, der den Bruder am Kopfe unweit von der Schläfe erreichte. Schreiend und um Hülfe rufend kniete der unglückliche Robert bei ſeinem Bruder, deſſen Blut den Schnee röthete und den er getödtet zu haben vermeinte. Und als Gottlieb unter lautem Jammern ins Haus getragen wurde, dachte Niemand mehr ſeines armen Bruders, der bis zum hereindämmernden Abende, vergeſſen und verlaſſen, weinend an der blutigen Stelle geblieben war.

3.

Nach dieſem traurigen Weihnachten durfte Robert keine Beſuche mehr im Hauſe des Großvaters machen. Er ſah weder Mutter noch Bruder wieder, und nun erſt bekam er ein reges Verlangen nach ihnen; nun erſt fühlte er, daß trotz der Verſchiedenheit ihrer Neigungen und Gewohnheiten ein unſichtbarer Faden ſie miteinander verband. Es war jedoch nicht mehr zu ändern. Seinen heitern Sinn trübte es ihm übrigens nicht. Zum Kopfhängen, Schmachten und Sehnſüchteln war einmal der Stoff, aus dem er geſchaffen, zu derb und kerngeſund, zum Flehen und Nachgeben zu ſpröde. Er betrauerte den Vorfall aufrichtig, als er aber ſpät am Abend in das Haus des Großvaters treten wollte und man ihm mit rauhen Worten die Thüre verſchloß, da begnügte er ſich damit, was ein mitleidiger Knecht, der vom Bette des Verwundeten kam, ihm über den Zuſtand deſſelben ſagen konnte, und ſich und ſeinen Bruder dem Himmel empfehlend, trat er getroſt den Heimweg an.

Die Kälte hatte nachgelaſſen und aufgeregt, wie er war, dachte er nicht daran, zu ſchlafen, ſondern trabte friſch und munter ſeines Weges. Als er an die Waldecke kam, da gedachte er des Waidmanns, der ihn damals ſo freundlich begleitet hatte, und deſſen Erſcheinung ihm auch jetzt willkommen geweſen wäre. Allein ſo ſehr er auch umherſpähte, er war weder weit noch breit zu entdecken. Es wäre ja auch ſonderbar geweſen, wenn der Mann zur Nachtzeit gerade jetzt hier hätte vorübergehen ſollen.

Die Gleichgültigkeit von Robert's Vater bemerkte es kaum, ihn ſo plötzlich am andern Morgen wieder zu ſehen, und als Robert ſein Herz vor ihm ausſchütten wollte, ſo hörte er ihn mit halbem Ohre an, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen. Dies war ſeine Art, die ſich in keinem Lebensverhältniſſe, bei keinem noch ſo wichtigen Ereigniſſe verleugnete.

Es waren nunmehr in dieſer Einförmigkeit wieder einige Jahre verſtrichen, und Robert wurde ſtets ſchöner und ſtärker. Die Schule hatte er jedoch nie beſucht; was er an Mutterwitz beſaß, flatterte frei umher, ohne an beſtimmten Gegenſtänden zu haften. Er war ein ächtes Naturkind, ungebildet, aber auch unverdorben. Er ſelbſt dachte über ſeine Zukunft nicht nach. Er war von Jugend auf an ein kümmerliches Leben gewöhnt, das keine Bedürfniſſe kennt, und nur darauf gerichtet iſt, das Allernothwendigſte zum Beſtehen zu haben; dies glaubte er — und nicht ohne Grund — durch ſeine geſunden Arme ſich leicht verſchaffen zu können. So lange jedoch ſein Vater lebte, wollte er nicht Fremden als Knecht dienen. Ein ihm angeborener Stolz hielt ihn davon ab. Manchmal dachte er wol an den Wald und an die edle Jägerei; dann kam ihm immer das alte Liedchen: „Von dem Jägersmann aus Churpfalz“ in den Sinn; und ſein ſchwarzer Begleiter von jenem heiligen Abende, da er zu Großvaters ging, ſtand dann immer wieder freundlich vor ihm. Er hatte aber ſchon längſt alle Hoffnung aufgegeben, den wackern Biedermann jemals wieder zu ſehen, und meinte, er müſſe wol ſeitdem geſtorben ſein, oder er ſei vielleicht auf Beſuch im Lande geweſen und nun wieder in ſeine Heimath zurückgekehrt.

Man denke ſich nun aber Robert's freudiges Erſtaunen, als er eines Tages, vor der Thüre ſtehend, neben der läßig hinſchlendernden Geſtalt ſeines Vaters den ſtraffen Schritt eines hohen Mannes erblickte, in dem ihm etwas Aehnliches mit ſeiner Erſcheinung an der Waldecke auffiel. Er hielt ſich nicht zurück, ſondern lief den Kommenden entgegen.

Es war keine Täuſchung. Er ſtand vor dem wackern Waidmann, der ganz derſelbe, nur ein wenig älter geworden war. Seine buſchigen ſchwarzen Haare hatten ſich ſtellenweis mit Silber durchzogen, die Haut war gelber geworden, aber die Augen blickten noch ebenſo ſcharf und freundlich auf Robert, ohne dabei den Blick ſo ſenken zu dürfen, da der Burſche um ein Bedeutendes größer geworden war und faſt die Höhe des alten Waidmanns erreicht hatte.

Sie ſchüttelten ſich derb die Hand, dann ſchritten ſie der Wohnung Mellinger's zu.

„Ich habe deinem Vater einen Vorſchlag gemacht, Robert," ſprach der Fremde im Gehen. „Ihm iſt er genehm, und iſt er auch dir recht, ſo ſoll's mich freuen."

Dem jungen Menſchen ſchlug das Herz bis zum Halſe hinauf. Er zweifelte faſt nicht mehr, was dies wol für ein Vorſchlag ſein könne, und wünſchte doch auch zu vernehmen, daß er ſich nicht täuſche. So waren ſie in das Haus und in die Stube getreten.

„Setzen Sie ſich, mein Herr Förſter," ſagte der alte Mellinger zu ſeinem Gaſte, indem er ihm einen Stuhl zurecht ſchob. „Ich bin nur ein armer Mann, und vermag für meinen Jungen nichts zu thun. Wie ich ihn vom Himmel erhielt, ſo iſt er geblieben; ich habe zwar nicht viel gethan, ihn beſſer zu machen; allein ich habe ihn auch nicht ſchlimmer gemacht. Ich bin kein Freund von unnützem Schwatzen. Wollen Sie ihn, da iſt er! Er wird bei Ihnen was Rechtes lernen, und ich habe Laſt und Sorge vom Halſe. Mehr wünſche ich nicht."

So viel und ſo zuſammenhängend hatte Robert's Vater ſchon ſeit Jahren nicht geſprochen; der Sohn war ganz erſtaunt darüber, und die Worte klangen ihm ſo freundlich und erquickend, daß er den Vater und den Gaſt zugleich hätte umarmen mögen.

„Ihr Sohn gefällt mir. Mein alter Jägerburſche, der Anton, den ich bereits fünf und zwanzig Jahre bei mir hatte, iſt geſtorben. Meine Wirthſchaft iſt eigen eingerichtet, wie Sie wiſſen; einen Jeden kann ich nicht gebrauchen. Alte Burſchen bringen mir ihre Neigungen und Gewohnheiten mit ins Haus; bei mir muß ſich Alles nach meinem Willen richten; ich will mir meinen neuen Burſchen erziehen, wie ich mir meinen alten Anton erzogen hatte. Nun aber bin ich auch damit übel dran. Wo kriegt man ein geſundes, muthiges und kräftiges junges Blut, guten Willens, reg und thätig, nicht faul und verſchlafen, kein Kopfhänger, Duckmäuſer und dergleichen. Die Menſchen fangen an, viel zu viel zu erziehen, und verderben ſo, was die liebe Natur gut geſchaffen. Da brachte mich der Zufall einmal mit Ihrem lieben Jungen zuſammen, Herr Mellinger. Wir trabten ſo ein paar Stunden Wegs im Schnee und Wetter und ſprachen von dieſem und jenem. Da lernt man ſich kennen. Ich merkte gleich, daß es Keiner wagen durfe, Ihrem Jungen den Finger ins Maul zu ſtecken, der iſt beſchlagen! Das wär' ein Burſche für mich! dacht' ich mir damals, und nun, da der Alte das Zeitliche geſegnet und Ihr Robert reifer geworden, ſo will ich's gern mit ihm verſuchen, und ſehen, ob mich meine Hoffnung, die ich auf ihn geſetzt, nicht trügen wird. Was meinſt Du, Robert? Willſt mit mir ziehen in meine Wüſtenei? Ein Jäger ſollſt Du werden, das verſprech' ich Dir, mehr aber nicht!“

Robert's Geſicht flammte hoch auf. Plötzlich hob es ſich wie ein Schleier vor ſeinen Blicken. Sein Leben wurde ihm plötzlich klar, er war ſich einer Zukunft bewußt. Er ſah den grünen Wald mit ſeinen hellen Streiflichtern und dunkeln Schatten; er wollte ihn kennen lernen mit allen ſeinen feierlichen Geheimniſſen, mit allen ſeinen Wundern und Schrecken, ſeinem Rauſchen und Tönen, und eine unendliche Luſt wurde wach in ihm bei dieſem Gedanken. Freudig ſchlug er ein in die dargebotene Rechte des alten Waidmanns; aber wie dieſe ſich um die ſeinige zuſammenpreßte, durchzuckte es ihn, wie mit einem elektriſchen Schlage. Er fühlte es, daß ſein Schickſal hienieden erfüllt war, daß er dem eingegangenen Bunde nicht mehr zu entrinnen vermochte, es komme Wohl oder Wehe über ihn.

Die Bewohner des Ortes ſtanden an demſelben Abende heimlich plaudernd vor ihrer Thür. Der fremde Gaſt, der bei Mellingers eingekehrt war, bildete den Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Was mag nur der wilde Jäger bei dem Alten machen?“ fragte der Eine.

„Das iſt die Folge ſo ſchnöden Wandels,“ ſprach der Andere. „Wenn man die Kinder aufwachſen läßt ohne Chriſtenthum, ſich um Gott und die Welt nicht kümmert, die Frau verſtößt, dann wird man am Ende von ſolchen Gäſten heimgeſucht. Zu einem von uns könnte der ſchwarze Förſter nicht kommen; da fehlt ihm dann doch die Macht dazu.“

„Gebt Acht! er verkauft ihm die Seele ſeines Jungen, um noch ein paar Jahre im Müßiggange ſo hinſchlemmen zu können,“ warf dann wieder ein Dritter hin. „Wir wollen uns kreuzen und ſegnen, wenn das Ungethüm ein Mal aus der Gemeinde ſcheidet.“

Solche Geſpräche führten ſie noch, als am ſpäten Abende der alte Förſter ſtolz durch's Dorf ſchritt, mit finſterem Blicke, ohne Gruß, Robert an ſeiner Seite, heiter und lächelnd um ſich blickend. Der alte Mellinger gab ihnen bis zum Dorf hinaus das Geleite, und verſprach in einiger Zeit beim Förſter einzukehren und nachzuſehen, wie es mit ſeinem Sohne vorwärts gehe. Dann kehrte er um und die Beiden gingen allein weiter dem Walde zu. Das Gerede der Nachbarn hatte noch nicht aufgehört, als Mellinger zurückging. Alte Weiber bekreuzten ſich; Kinder zeigten mit den Fingern auf ihn, und überall hätte er, wenn er nämlich aufmerkſamer geweſen wäre, die Worte vernehmen können: „Seht, da geht der Rabenvater, der ſein Kind dem „Gott ſei bei uns“ verkauft hat! Gott ſei uns Allen gnädig!“ —

Die beiden Wanderer hatten nun den Saum des Waldes erreicht und begannen einen bergigen Weg emporzuſteigen, der zu der Förſterwohnung führte. Das Abgelegene derſelben in einer wüſten, wilden, faſt unzugänglichen Gegend, das einſame Leben, das der alte Förſter ſeit Jahren hier führte, da ſeine Frau ſchon lange todt war — ſeine Seltſamkeit im Benehmen, ſeine Schroffheit in ſeinem ganzen Weſen hatten ihm einen unheimlichen Ruf angehängt; er hieß in der Gegend nur der „ſchwarze Jakob,“ und man glaubte ſteif und feſt, daß er mit den hölliſchen Mächten ein Bündniß abgeſchloſſen habe, oder wol gar der Teufel ſelbſt ſei. Seine Wohnung wurde geflohen, man wußte nichts von ſeiner Lebensweiſe, wer bei ihm ſei, was er eigentlich trieb. Nun kann man denken, welch' ein Aufſehen es erregte, den friſchen, kräftigen Robert ſo plötzlich durch den ſchwarzen Jakob aus dem Dorfe entführt zu ſehen.

Sie waren eine Stunde gegangen; der Weg war immer beſchwerlicher geworden; das trauliche Geſpräch, welches der Förſter bisher unterhalten hatte, verſtummte, da das Steigen ihm den Athem verſetzte. Es war finſter und kalt geworden; der Nachtwind rauſchte in den Wipfeln und die Zweige der Tannen raſchelten zuſammen. Der Wald wurde immer dichter; ſie waren jetzt mitten in dem Forſte, der ſich auf viele Meilen weit tief ins Gebirge erſtreckte. Immer rüſtiger ſchritten die Wanderer; der alte Förſter ſchnaufte ſtark.

Da hörten ſie Hunde anſchlagen.

„Das iſt der Sultan und der Waſſer,“ ſagte der Alte.

Der Weg wurde ſteiler und beſchwerlicher; ſie glitten auf alten, abgefallenen Nadeln; zwei ſchwarze Hunde ſchnoben im Dickicht und umſprangen jetzt den Förſter, ihm die Hände leckend, ohne ſich um ſeinen Begleiter zu kümmern.

Jetzt wurde eine ſchwarze Maſſe vor ihnen ſichtbar, aus der das Gebell vieler Hunde erſchallte.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach der Förſter. „Meine Tochter hat mich heute nicht mehr erwartet und iſt zur Ruhe gegangen. Gib mir die Hand, daß ich Dich im Finſtern die Treppe hinauf führe. Oben will ich Licht machen.“

Robert reichte ſeinem Führer die Hand: er ſchämte ſich, denn er konnte ein leiſes, unwillkürliches Zittern nicht verbergen. „Du haſt kalt, wie mir ſcheint,“ ſagte der Alte; „oben ſollſt Du einen Schluck zur Stärkung erhalten!“

Stolpernd über Hunde, die ihnen von allen Seiten durch die Beine liefen und knurrend, ſchnoppernd und leckend an ihnen hinaufſprangen, kamen ſie endlich in dem Zimmer an, wo der Förſter Robert ſtehen ließ, um Feuer zu ſchlagen.

„Mein Haus iſt nicht groß,“ ſagte der Förſter, während er die Kerze anzündete, „aber hoch. Ich wohne in dem einzig noch ſtehen gebliebenen Thurme von der Behauſung des alten Waldwarts, der vielleicht zur Zeit, als die

Tannen in Schleſien waren, in dieſem Reviere hauſte; Krieg oder Blitz, oder auch beides zuſammen, haben das Uebrige längſt zerſtört. Je nun, wir brauchen nicht viel. Hier wohne ich; dort drüben im Erker wohnt meine Tochter; Du erhältſt Deine Schlafkammer einſtweilen oben, denn hier nebenan, wo Dein Vorgänger ſchlief, befindet ſich noch ſeine geringe Hinterlaſſenſchaft; auch iſt die Leiche erſt vorgeſtern hinausgetragen worden. Du wirſt indeß müde ſein und ich will Dir deine Lagerſtätte zeigen."

Damit nahm er die Lampe und führte Robert [illegible] hohe Wendeltreppe hinan zu einem Kämmerchen, deſſen Fenſter offen war, ſodaß man nach dem geſtirnten Himmel ſehen konnte.

„Zumachen kann man das nicht," ſagte lächelnd der Förſter, „denn es iſt weder Fenſter noch Lucke darin; allein es iſt ſo übel nicht, ſich von den ſchönen Geſtirnen im Schlafe beſcheinen zu laſſen, und ich hab's oft ſchon im Leben verſucht. Eh' Du einſchläfſt, löſch mir die Lampe wohl, damit wir Nachts keine rothe Haube auf den Thurm kriegen, und nun ſchlaf wohl!"

So verließ der Förſter ſeinen neuen Jägerburſchen.

Robert ſah ſich in der Kammer um, die faſt gänzlich leer war. Auf einem alten Tiſche ſtand Waſſer in einem großen Steinkruge und eine Schaale daneben, nebſt einem groben Handtuche; ein Strohſack lag auf dem Boden, der zwar grob, aber reinlich bedeckt war. Dies war Alles. Als Robert ermüdet, wie er war, die Lampe gelöſcht hatte und ſich auf das Lager warf, begleitete ihn noch eine Weile das Schnaufen und Schnarchen der Eulen im Gemäuer und manch pipendes Vögelchen, das ſie fingen und zerriſſen, bis daß er eingeſchlummert war. Er ſchlief ohne Traum bis zum hellen Morgen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit war es, daß ſein Bruder Gottlieb nach der nahen Hauptſtadt gebracht wurde, um zu dem geſchickteſten Schneidermeiſter in die Lehre gegeben zu werden, der aber auch zugleich für einen ſehr gottesfürchtigen und guten Chriſten galt.

4.

Am andern Morgen zur früheſten Tageszeit erwachte der neue Jägerburſche. Alles war noch ſtill in der alten Warte, und als er den Kopf zur Fenſteröffnung hinausſtreckte, durch die ihn ſoeben ein kühler Luftſtrom erweckt hatte, dampfte der Wald erwachend, und die Wipfel ſchüttelten den Thau in ihr inneres Gezweig, wie ein vor Freude weinendes Mädchen ihre Thränen in den Buſen fallen läßt, um ihr inneres Leben zu erfriſchen. Das nächtliche Wild zog ſich müde und ſatt in ſeine Höhlen zurück, aber Haſen und Rehe ſprangen von ihren Lagern und guckten ſich freudig in der Welt um, die doch ſo voll von Verderben für ſie war; die Vögel auch erwachten und begannen ihr Morgenlied.

Wer je einen ſolchen Frühmorgen im Walde erlebte, weiß, welche Wirkung er auf ein geſundes Herz hervorbringt. Robert ſchlug Augen und Seele dankend zum Himmel empor; er war frei, das fühlte er, wie alle Bewohner des grünen Bezirks; mochte auch kommen, was über ihn verhängt war, Gutes oder Schlimmes, was kümmerte ihn das jetzt; der Augenblick war ſein und es war ein glücklicher.

Seine Morgentoilette war bald beendigt und raſch ſprang er die Treppen hinunter, um ſich im Hauſe umzu ſehen. Er fand es jetzt nicht viel anders, als es ihm in vergangener Nacht erſchienen war. Alles war von Alter geſchwärzt und verfallen, und nur Dasjenige, was durchaus zur Wohnung nöthig war, in einem paſſenden Zuſtande erhalten. An der Thüre des Förſters ging er leiſe vorüber, denn drinnen regte ſich noch nichts. Der Alte war, vom geſtrigen Marſche ermüdet, heute wahrſcheinlich wider ſeine Gewohnheit zum Langſchläfer geworden. Eine zweite Thür ſah er angelehnt. Da ſchläft die Tochter, dachte er. Eine angeborene ehrbare Scheu — denn Niemand hatte ihm ja geſagt, was Anſtand ſei — hieß ihn bei dieſer Thüre vorübergehen, und er wagte nicht, den flüchtigſten Blick hinein zu werfen. Jetzt trat er vor die Thür in den Wald hinaus. Ein runder ausgehauener Platz umgab in nicht zu großer Entfernung den alten Bau, der ſich maleriſch genug, wenn auch nicht in demſelben Grade traulich und wohnlich, vom Boden erhob. Einige Hunde tummelten ſich bereits im Graſe herum und ſprangen nun auf ihn zu, ihn als Bekannten grüßend, denn ſie hatten's gleich weg, die klugen Thiere, daß er Derſelbe ſei, der in der Nacht mit ihrem Herrn angekommen war. Nur ein einziger ſchlimmer Köter hielt ſich fern und knurrte. Als Robert aber auf ihn zugehen wollte, ſetzte er ſich in Poſitur, als wolle er Ernſt machen. Er fing an, die Zähne zu zeigen und einen Ton anzuſchlagen, der bei ſeiner Größe ziemlich verfänglich lautete. Dies hatte ungefähr ein paar Minuten gedauert, als eine klare, liebe Stimme den Hund beim Namen rief, worauf er ſogleich parirte und wedelnd nach dem Orte hinſah, von wo die Stimme kam. Robert war inſtinktmäßig dem Hunde gefolgt und wie elektriſirt, als er am Fenſter einen Kopf erblickte, aus welchem dieſe Stimme getönt haben mußte, der aber keineswegs dem alten Förſter angehörte. Robert hatte noch nie einen ſchöneren Mädchenkopf erblickt; weder in ſeinem Dorfe, noch in der Umgegend, die er durchſtreift hatte, war ihm etwas Aehnliches aufgeſtoßen, und da er hier dies am wenigſten erwartet hatte, ſo war die mächtige Ueberraſchung wol erklärlich, die ihn ergriffen.

Marie, des Förſters Töchterchen, bot ihm einen guten Morgen mit aller Herzlichkeit. Man hörte der Art und Weiſe, wie ſie dieſe wenigen Worte vorbrachte, auch nicht die leiſeſte innere Bewegung an, während Robert ſo ſehr von der ſeinigen übermannt war, daß er kaum zu antworten vermochte.

Sie kam herunter, um auf einem großen Steine, der vor der Warte lag, eine Schaale Milch, ein Brot und das nöthige Geräthe zum Frühſtück hinzuſtellen; denn der Vater war erwacht und wollte nach ſeiner Gewohnheit das Morgenbrot im Freien nehmen.

Marie war kein Kind mehr; ſie war eine vollblühende Jungfrau in ihrer größten Schönheit. Wenn auch die Sonne ihre Wangen gebräunt hatte, ſo ſchimmerte doch die Roſe der Geſundheit hindurch, und ihr großes Auge zeigte jene hervorſtechende Halbkugel, die ſtets das Zeichen einer friſchen reinen Jugendlichkeit iſt. Sie war in die Tracht der Bewohner des Waldgebirgs gekleidet, die maleriſcher war, als die der Leute im Unterlande und ſich ſchon mehr jener der ſüdlichen Grenzbewohner näherte. Auch dieſes Fremdartige hatte für Robert einen eigenthümlichen Reiz, und er konnte ſein Auge voll Wohlgefallen von dem Mädchen nicht mehr abwenden.

Der alte Förſter war indeß herunter gekommen, um zu frühſtücken; Marie ſprang ihm freundlich entgegen und hing ſich liebkoſend an ſeinen Arm.

„Wir Drei machen das ganze Haus," ſagte der Alte freundlich; „auf viele Meilen in die Runde ſind wir drei die einzigen Menſchen. Dieſe Einſamkeit verleiht ein eigenes Gefühl. Man hält höher ſeinen Werth, wenn man nur ſo auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt. Widerfährt uns etwas Uebles: wir müſſen es abwehren; etwas Gutes: wir genießen es für uns allein. Niemand theilt unſere Sorgen, wie unſere Freuden. Helfen wir uns nicht ſelbſt, ſo ſind wir verlaſſen."

„Und der Himmel, Vater?" fiel das Mädchen ſchnell ein.

„Ja, der Himmel, der iſt eben in uns. Er gibt uns Kraft zu handeln, es mag kommen, was da wolle. Und ſiehſt Du, Robert, dieſen Himmel in uns zu erhalten, muß man beſtrebt ſein. Jetzt haben wir ihn noch alle drei; wir haben ihn bekommen und wiſſen nicht wie und wofür; wir wollen ihn aber bewahren und bei Leibe nicht verſchleudern!"

Das Frühſtück war bald beendigt und der Förſter nahm ſeinen Burſchen mit in den Wald, um ihn mit Verſchiedenem bekannt zu machen; dann aber ſandte er ihn nach Haus, um einige Gewehre, die er ihm übergeben hatte, zu reinigen und zu putzen.

Wie Robert nun ſo daſtand vor der alten Warte, über den Gewehrlauf her, wünſchte er wol, daß Marie erſchiene, um ihr vielleicht irgend eine Handreichung thun zu können, ihr den Schöpfeimer aus dem Brunnen herauf zu ziehen, oder ſich für ſie zu bücken und von den kleinen Beeten etwas Salat oder Suppenkraut zu pflücken; allein ſie kam nicht. Sie hatte Alles ſchon vorbereitet und wirkte in der Küche nach gewohnter Weiſe.

Robert's geſunder Appetit wuchs bedeutend, wenn er daran dachte, daß ſie ihm heute die Speiſen bereite und ſie ihm auch auftragen würde.

3.

Das Waldleben hat bei allem ſeinem Wechſel dennoch eine gewiſſe wohlthuende Einförmigkeit. Robert fühlte ſich glücklich in ſeinem neuen Stande; das freie Jägerleben ſagte ſehr ſeinem Sinne zu; der alte Förſter behandelte ihn wie ſeinen Sohn, aber mehr als Alles beglückte ihn Maria's Liebe.

Das ſtete Beiſammenſein, die Beſchränkung, in der ſie lebten, konnte nicht anders als dieſe Wirkung auf Beide hervorbringen. Der alte Förſter ſah es nicht nur ruhig mit an, ſondern er ſchien wol gleich anfänglich nichts Anderes erwartet zu haben, ja dies Verhältniß entſprang wol zunächſt aus dem von ihm wohl überlegten Plan, ſich in ihm einen wackern Nachfolger und Eidam zu erziehen.

Als im Herbſte das Waidwerk Robert mit vielen fremden Genoſſen zuſammenbrachte und er oft ein erlegtes Wild auf ein benachbartes Schloß oder in das nächſte Städtchen tragen mußte, verſtimmten ihn je zuweilen die ſeltſamen Redensarten, die er über ſeinen Herrn und Pflegevater vernehmen mußte, und die ſein ganzes Verhältniß auf eine peinliche Weiſe berührten.

Er erfuhr dann nämlich das alte Gerücht, das wir ſchon kennen, und wodurch der „ſchwarze Jakob,“ wie das Volk den Förſter nannte, zu einem zauberhaften böſen Weſen geſtempelt wurde, das mit ſeiner Tochter in dem Walde hauſe und ſie gleichſam gebrauche, wie der Erlkönig ſeine Töchter in der bekannten Ballade, um junges Blut damit zu ködern und ins Verderben zu verlocken.

Abgeſehen von dem üblen Eindruck, den dieſes Geſchwätz auf Robert's Gemüth machte, und der nachhaltigen Verſtimmung, die dadurch in ihm hervorgerufen wurde, nahmen ſolche Aeußerungen ſelbſt dann und wann einen ſo beleidigenden Charakter für ihn an, daß er nur mit Mühe ſeine Aufwallung bekämpfte, um blutigen Händeln auszuweichen, die bei jungen Leuten dieſes Standes, denen Mordwaffen immer zu Gebote ſind, ſelten anders als mit dem Tode enden.

Oft drückte den armen Jungen ſchwere Sorge darnieder und es bedurfte der ganzen Kraft ſeines reinen Gemüthes, um ſich mit ungetrübter Liebe Marien zuzuwenden und ſo die volle Ueberzeugung in ſich auf's Neue zu befeſtigen, daß hier kein böſer Zauber walten könne.

So verlebte er nun mehre Jahre auf der alten Warte im Walde und der Förſter hatte ihn ſo lieb gewonnen und ſo tüchtig befunden, daß er ihm länger Das, was er mit ihm vorhatte, nicht vorenthalten wollte. An einem ſchönen Abende, wo die ſtillſte Feier durch den Forſt zog und das Gemüth unſerer drei Waldbewohner weit geöffnet hatte, legte der gute Vater die Hände ſeiner Kinder in einander und verlobte ſie im Angeſichte des Himmels. Alle Drei wähnten, das Ziel ihrer Wünſche glücklich erreicht zu haben.

„Seit mehren Jahren, Robert," ſprach der Förſter, „daß Du Deinen Vater nicht geſehen. Noch längere Zeit iſt es her, daß Du von Deiner Mutter nichts hörteſt. Du ſtehſt jetzt an einem Wendepunkte Deines Lebens, wo Du des Segens Deiner Aeltern nicht entbehren kannſt. Geh hinab zu ihnen und ſage ihnen, daß Du mein Eidam werden ſollſt. Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben.

Meine Tochter kannſt Du dann ſpäter einmal zu ihnen führen. Sieh erſt zu, wie Deine Mutter Dich aufnimmt und wo Du Deinen Vater findeſt. Wenn ich manchmal in Deine Heimat kam, ſo hörte ich wunderliche Dinge von dem Manne. Er ſoll, durch Noth getrieben, ſich einer andern Lebensweiſe ergeben haben, wie bisher. Er verläßt oft auf Wochen das Dorf und zieht ungewiſſem Erwerbe im Lande nach. Man will ſogar etwas Wohlſtand bei ihm bemerkt haben. Ich weiß jedoch am Beſten, was man von dem Gerede der Leute zu halten hat. Gehe daher hin und ſieh ſelber zu. Wie es auch mit ihm ſtehen mag, an meinem Entſchluſſe ſoll dadurch nichts geändert werden.

In Seligkeit verſenkt, trennte ſich das liebende Paar. Sie waren ſich bewußt, im brennenden Abſchiedskuſſe ihr höchſtes Glück erreicht zu haben, unbeſorgt um ihre Zukunft, die ihnen ja nur die heiterſte Ausſicht zeigte. Auch der alte Förſter war voll beglückender Rührung. Vater und Tochter ſagten Robert ein Lebewohl, da er morgen mit dem Früheſten die Warte verlaſſen und zu ſeinen Aeltern gehen ſollte.

Robert lag noch lange im Fenſter ſeines jetzt nicht mehr unheimlichen, ſondern recht wohnlichen und trauten Schlafkämmerchens, das in ſeiner ganzen Einrichtung ſchon den zukünftigen Sohn des Hauſes, den zukünftigen Förſter verrieth. Einige gute Gewehre, Geweihe, ausgeſtopfte Vögel, getrocknete Pflanzen und zierlich aufgeſtellte Holzarten ſchmückten den Raum; überall walten Reinlichkeit und Ordnung; die Hand des holden Bräutchens war ſichtbar.

Robert's Herz ward ſchwer und ſein Auge trübe; er kehrte die Blicke vom Himmel, wohin er ſie erhoben hatte, auf die Gegenſtände, die ihn hier näher umgaben, und Thränen perlten ihm über die Wangen, als ſollte er von dem Alten auf ewig Abſchied nehmen — ach! und er wußte doch nicht, daß dies die letzte Nacht ſein ſollte, die er unter dem Dache der alten Warte ſchlief, das, ſo ſchadhaft es auch ſein mochte, ihm doch ſo trauten, beſeligenden Schutz verliehen hatte.

Dies aber iſt die Gewalt der Ahnung in uns.

6.

Obgleich Robert einen kürzeren Weg hätte einſchlagen können, um in ſeine Heimat zu gelangen, ſo zog er es doch vor, an jener Waldecke vorüber zu gehen, wo er in rauher Winterszeit als halberfrorener Knabe durch denſelben Mann gerettet worden war, dem er jetzt mehr als ſein Leben zu verdanken hatte. Er konnte es nicht unterlaſſen, an dieſer Stelle zu verweilen und der freudigſten Erinnerung ein Opfer zu weihen. Er ſah noch einmal, wie es einſt war, und wie es denn ſo gekommen, daß er ein gelernter Forſtmann geworden, bald ein beglückter Gatte werden würde. Heiter und wohlgemuth riß er ſich endlich aus den Träumereien, die ihn an dieſem Orte gefeſſelt, und wollte muthig zum väterlichen Hauſe. Da ſchoß es ihm plötzlich durch den Sinn: Ei, du könnteſt doch im Vorbeigehen den Bruder beſuchen. Es war ein ſtolzes Selbſtgefühl, was ihm den Gedanken eingab. Er, der einſt ſo Verachtete, der ohne Erbtheil in die Welt hinausgeſtoßen, durch eigene Kraft und Vermögen ſein Loos ſich ſelbſt geſchaffen hatte, wollte hintreten vor den jüngeren Bruder, den vom Glücke Begünſtigten, und ihm zeigen, daß er ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauche. Er bog daher von der geraden Straße ab und ging, wie damals, auf dem Pfade durch die Felder dem Hauſe ſeines Großvaters zu. Nur war jetzt die Jahreszeit heiterer wie damals, der Knabe war ein Mann geworden, die Felder grünten und durch die Bruſt des jungen Mannes zogen beſeligende Gefühle.

Im Hauſe ſeines Großvaters fand er Alles verändert, ſodaß er ſich kaum zurecht fand. Er mußte um ſo überraſchter davon ſein, als er in der langen Zeit, daß er aus dem Hauſe verbannt war, auch nicht die geringſte Nachricht von dort erhalten hatte. Sein Großvater war indeß geſtorben; ſeine Söhne hatten den Kramladen übernommen, und Robert's Mutter war zu ihrem Sohne Gottlieb gezogen, der in der nahen Stadt ſich als vornehmer Kleiderkünſtler niedergelaſſen hatte.

Die Brüder erkannten ihren Vetter nicht, als er zu ihnen eintrat. Sie erſtaunten jedoch bedeutend, als er ſich ihnen nannte. Mit ſtolzem, hochfahrendem Tone fertigten ſie ihn ab. Sie wollten von ſeinem Vater nicht das Geringſte gehört haben; die Lage ſeines Bruders ſchilderten ſie ihm aber beneidenswerth. Sie riethen ihm vorerſt dahin zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen, denn im Dorfe ſeiner Heimat würde ihm wol Niemand etwas anzugeben wiſſen, um den Aufenthalt ſeines Vaters zu erkundſchaften; nur ſo viel wußten ſie, daß er vor längerer Zeit, ohne Jemand zu benachrichtigen, auf und davon gegangen ſei. Nach dieſem Beſcheid machte ſich Robert ſo ſchnell als möglich auf den Weg, um Bruder und Mutter aufzuſuchen.

Er hatte zwar die Stadt bald erreicht; allein in dem Gewühl der Straßen konnte er ſich nur ſchwer zurecht finden, da er noch nie dort geweſen war. Er dachte ſich's ſo ſchwer, einen unbedeutenden Schneider in dieſem vornehmen Treiben aufzufinden. Wie ſehr aber erſtaunte er, als man ihm ſogleich das ſtattliche Haus zu zeigen wußte, wo der Herr Leibſchneider Mellinger wohnte. Robert war nicht blöde und hätte mit dem Könige ebenſo aus freier Bruſt geſprochen, wie mit jedem Andern; er kannte ja zu wenig von Rang und Verhältniſſen, als daß ihm dies irgend einen Zwang hätte auflegen können — als er jedoch nun ſo vor dem Hauſe ſeines Bruders daſtand, zu der blanken Fenſterreihe empor ſchaute, die mit prächtigen Vorhängen verziert war, durch die große Glasthüre in das prächtige Magazin blickte und vergebens unter den vielen darin Hantierenden nach ſeinem Bruder ſpähte, endlich die ſtolzen Worte mit großen blitzenden Buchſtaben las: Mellinger, fürſtlicher Leibſchneider — da wurde ihm ganz ſonderbar um's Herz, und er dachte zum erſten Male daran: Wie werde ich mich hier wol ausnehmen, dem ſtolzen Manne gegenüber, der mein Bruder iſt? Dann aber ſprach es in ſeinem Innern wieder: Immerhin, er iſt ja dein Bruder! und damit ergriff er den Drücker und wollte ins Haus treten.

Die Thüre war aber verſchloſſen und blieb es trotz alles ſeines Drückens. Vergebens ſah er ſich nach einem Klopfer um, um ſeine Anweſenheit draußen den Bewohnern des Hauſes bemerkbar zu machen; denn den Knopf, der zum Glockenzug führte, ſah er zwar, doch wußte er nicht, wozu er zu gebrauchen.

Ein gefälliges Bürſchchen ſprang endlich aus dem Laden und fragte, was der fremde Mann wolle? Robert trat ohne Weiteres ein und ſagte, daß er mit Herrn Mellinger ſprechen wolle. Da reckten die bleichen, hohläugigen Geſichter mit langen Haaren, Naſen und Augen von ihrem Nähzeug in die Höhe und betrachteten den Fremden von oben bis unten, als wollten ſie ausfindig machen, wo die Mode wol herrſchen möchte, nach welcher er ſeinen Rock trug. Eigentlich war aber das Kleidungsſtück, welches Robert's ſchöne Glieder umgab, und ihre Form eher entſtellte, als verſchönte, nicht ſowol ein Rock als ein Wamms zu nennen. Man betrachtete ihn noch immer zu ſeinem großen Mißvergnügen, als ſchon der Herr Leibſchneider in den Laden trat. Das Bürſchchen, welches Robert die Thüre geöffnet hatte, war ſogleich fortgeſprungen, um jenen herbeizurufen.

Gottlieb Mellinger war ein kleines Männchen mit einem gelben Geſichte, aufgewickelten Haaren, in einem ſeidenen Schlafrock. Wenn man die ſtämmige Geſtalt Robert's, das offene, ſchöne, von der Sonne gebräunte Geſicht von einem Walde ſchwarzer Locken umgeben, in dem grünen Wamms vom gröbſten Tuche, die Flinte auf der Schulter, dem Andern gegenüberſtehen ſah, ſo hätte man dieſe Beiden ſchwerlich für Brüder halten können.

Der Leibſchneider, welcher geglaubt hatte, irgend ein vornehmer Herr wäre da, um ſich Maß nehmen zu laſſen, war höchlich überraſcht, als er den wilden Waidmann vor ſich erblickte. Dann faßte er ſich jedoch wieder und meinte, er könne ja wol von einer Herrſchaft abgeſchickt ſein, um eine Beſtellung zu machen.

„Was wollt Ihr, guter Freund?“ ſagte der Leibſchneider, indem er aus einer kleinen goldenen Doſe eine Priſe nahm.

Robert ließ einen lang verweilenden tiefen Blick auf ſeinem Bruder ruhen, und ſprach dann dumpf und gezogen: „Kennſt Du mich denn nicht mehr, Gottlieb?“

Da ſchien eine Erinnerung in dem Männchen aufzutauchen. Er fuhr ſich mit der langen Manſchette, die aus dem Schlafrock hervorhing, über eine Narbe an der Schläfe. Robert bemerkte dies und ſetzte ſchnell hinzu: „Die haſt Du von mir, und ſeitdem ſahen wir uns nicht wieder!“ Es lag große Innigkeit in dieſen wenigen Worten. Gottlieb aber begriff ſie nicht.

Er blickte ſcheu um ſich und ſchien ſich vor ſeinen Leuten zu ſchämen. Stumm öffnete er eine Thür und winkte dem Bruder mit der Hand, ihm zu folgen. Gottlieb führte Robert durch mehre Zimmer. Endlich ſchloß er eine Thür hinter ſich und fragte erſtaunt: „Mein Gott! wie kommſt Du her und was willſt Du von mir?“

Robert war vernichtet; ſolche Aufnahme beim Wiederſehen nach ſo langer Zeit hatte er nicht erwartet. Er war nicht im Stande zu antworten.

„Du biſt da wol in recht ſchlechte Hände gekommen, Robert?“ fing endlich der Leibſchneider wieder an. „Deine Seele war gefährdet, wie ich hörte, und Du thateſt recht daran, wenn Du Dich losgeſagt von dem ſchwarzen Jäger, bei dem kein Heil zu erlangen iſt. Willſt vielleicht über die Grenze und Dein Glück in der Fremde verſuchen? Je nun, ich will Dir gern dazu behülflich ſein. Mein brüderliches Herz wird ſich nie verleugnen.“ Dabei zog er den Beutel und wollte ein paar Thaler, die er daraus nahm, ſeinem Bruder in die Hand drücken. Dieſer aber machte eine abwehrende Bewegung und ſchüttelte den Kopf.

„Ich höre Dich mit Verwunderung ſo ſprechen,“ nahm nun Robert das Wort. „Ich bin nicht ſo hülflos, wie Du meinſt, und weder geſonnen, über die Grenze zu gehen, noch Deines Geldes bedürftig. Ich gedenke dort zu bleiben, wo ich bin, und wo ich Alles habe, was mein Herz begehrt.“

„Was Dein Herz begehrt?“ ſchrie der Leibſchneider mit der bekannten kreiſchenden Stimme, und war ganz wieder Gottliebchen geworden, „und wir armen Menſchen müſſen uns quälen Tag und Nacht, und arbeiten, daß uns der Schweiß herabläuft, und können doch nicht ſagen, daß wir haben, was unſer Herz begehrt. O wir armen ſündigen Menſchen! Wie ſchwer wird es uns, auf dem Weg der Tugend zu wandeln und uns in Ehren fortzubringen, während ein ſolcher Menſch, der ſich vermißt, mit böſen Zauberkräften in Unterhandlung zu treten, Alles mit leichter Mühe erhält, und frech ſich rühmen kann: er habe, was ſein Herz begehrt. Nein! mit dem will ich keine Gemeinſchaft haben. Weiche aus meinem Hauſe, in das Du nur Schande und Kummer bringen kannſt. O wie ſtrafbar war es von dem Vater gehandelt, Dich dem verrufenen Geſellen, dem ſchwarzen Jäger zu überlaſſen und ihm Deine junge Seele zu verpfänden."

So hatte nun das Schneiderlein ſeine lange Rede geſchloſſen und ſtand ängſtlich erwartend da, welchen Eindruck ſie wol auf den Bruder machen würde; denn es lag ihm hauptſächlich daran, ihn ſo ſchnell als möglich los zu werden. Robert kam ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht ſchmähe den Vater, daß er ſo handelte," ſagte er raſch; „denn Du ſiehſt mich auf dem Wege zu ihm, um ihm zu danken für das Glück, das er mir bereitete. Ich hörte jedoch von unſern Vettern, den Dorfkrämern da drüben, daß unſer Vater ſeinen alten Wohnſitz verlaſſen habe, ohne daß ſie mir ſagen konnten, wohin er ſich gewendet, und da komme ich nun zu Dir mit der Bitte, mir es anzuzeigen. Das iſt Alles, was Förſter Robert von ſeinem Bruder will, der ſeine Thaler nur behalten mag."

Und ich ſoll Dir ſagen, wohin ſich der Vater gewendet?" rief Gottliebchen erſtaunt. „Weiß ich's denn ſelbſt wol?"

„Du weißt's nicht, Unglücklicher?" ſchrie Robert, indem er ſeines Bruders Hand krampfhaft packte, der ſich vergebens loszumachen ſtrebte.

„Und haſt Du denn vergeſſen," erwiderte ängſtlich der Schneider, „daß ich ſeit früheſter Jugend vom Vater entfernt lebte? daß die Mutter mich nie zu ihm ließ? daß er des Großvaters Schwelle nie betreten durfte? Treffen nicht vielmehr Dich jene Vorwürfe, die Du nunmehr mir machen wollteſt? Warſt Du nicht eigentlich des Vaters Sohn, von früheſter Jugend bei ihm, von ihm erzogen? Verdankſt Du ihm nicht, wie Du nun ſelbſt ſagſt, Dein Glück, und dachteſt nicht an ihn und ließeſt ihn verkümmern?"

„Deine Vorwürfe treffen mich hart," ſagte Robert, und ſein gutmüthiges Herz floß über, und Thränen traten ihm in die Augen. Er haßte jetzt nur ſich, und war verſöhnt mit dem Bruder.

„Ich will ſogleich fort nach unſerem Dorfe, will Erkundigungen einziehen, wo ich kann, will Alles aufbieten, eine Spur zu entdecken; — wenn wir ihn wieder haben — wollen wir vereint dem alten Manne ein ſorgenloſes Alter bereiten."

Robert hatte ſich zum Gehen gewendet; da kehrte er plötzlich um, und ſprach: „Wo iſt die Mutter? Ich will die Mutter ſehen."

„Die Mutter iſt längſt hinübergeſchlummert. Sie hatte zuletzt recht ſchlimme Tage und litt ſehr, eh' der Tod ſie befreite," ſprach der Leibſchneider ganz kalt, indem er mit der kleinen Doſe ſpielte.

„Die Mutter todt!" ſchrie Robert ſchmerzvoll, „und das wußte ich nicht? Unmenſch, warum haſt Du mich um ihren

Segen beſtohlen? Sie war mir nie freundlich und liebevoll im Leben, wie ſie es Dir war. Allein ſie würde mich dennoch geſegnet haben, wenn ich zu ihrem Krankenbette hergeeilt und an ihrer Seite gebetet hätte. O meine arme Mutter! O ich Aermſter, der ich nun ſo viel, ſo Unerſetzliches zu beweinen habe! Ohne Aelternſegen iſt kein Glück auf Erden; um den Segen der Mutter haſt Du mich gebracht, den Segen des Vaters habe ich durch meinen Leichtſinn verſcherzt. Ich will mir aber gerecht werden und nicht eher zu meinem Glücke heimkehren, bis ich meinen alten Vater mit mir bringe. Wir ſehen uns heute zum letzten Mal!“

Mit dieſen Worten riß Robert den Riegel zurück und ſtürzte fort.

„Ich wünſchte es ſelbſt,“ kreiſchte ihm der Leibſchneider nach, „daß wir uns nie wieder ſehen mögen; doch wer weiß, ob es nicht dennoch geſchieht. Wenn man das Unglück hat, daß Vater und Bruder Landſtreicher ſind, ſo kommen ſie einem ganz wider Willen in den Wurf.“

Robert vernahm den Ausdruck dieſer ſauberen Geſinnung nicht mehr. Er war längſt ſchon zum Laden wieder draußen, zur großen Verwunderung der Schneidergeſellen, die gar nicht begriffen, was der ſtolze, vornehme Meiſter mit einem ſolchen Menſchen ſo lange zu verhandeln gehabt hatte.

In glühender Aufregung eilte Robert jetzt dem Heimathdorfe zu, das er am ſpäten Abend erreichte. Das Haus, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, war ganz verändert. Wohlhabenheit war eingezogen und Niemand kannte ihn, wie er Niemand. Von dem früheren Bewohner vermochte er im Hauſe ſelbſt keine Auskunft zu erhalten. Dennoch konnte er ſich von dem Platze nicht trennen; er ging um das Haus, als hätte er Uebles im Sinn, und wahrlich, wer die ſchlanke, abenteuerlich ausſehende, bewaffnete Geſtalt in dem geheimnißvollen Umherſchleichen belauſchte, durfte leicht ſie für etwas Anderes gehalten haben, als für einen weichgeſtimmten unglücklichen Menſchen, der einen Vater ſuchte.

Endlich näherte ſich ihm eine tröſtliche Erſcheinung. Ein alter Nachbar, der es ſtets gut mit dem Hauſe gemeint und ſich auch oft des jungen Robert angenommen, wenn er, ſich ſelbſt überlaſſen, Tage lang auf der Straße umhergetrieben hatte, ohne daß Mellinger daran gedacht, ihn mit Geld oder Nahrung zu verſehen.

Der alte Mann hatte ihn wieder erkannt und lud ihn freundlich in ſein Haus. „Wollt Ihr meine Muthmaßungen hören und Das, was ich von Eurem Vater weiß, ſo kommt mit mir, ich will Euch beherbergen für dieſe Nacht, und, bis Ihr eingeſchlafen ſeid, will ich Euch Alles erzählen, was ich weiß.

Robert folgte in großer Spannung der freundlichen Einladung, und da hörte er denn, daß ſein Vater, nachdem er in gänzlicher Unthätigkeit ſeine Mittel nach und nach alle aufgebraucht hatte, von Gläubigern gedrängt, gezwungen worden war, den Ort zu verlaſſen. Zu einer weiten Entfernung wie zu einer bedeutenden Thätigkeit, um ſich anſtändig zu ernähren, vermochte die in ſich verſunkene Trägheit und Gleichgültigkeit des Mannes ihn jedoch nicht zu bringen. Der Zufall hatte ihn auf die nahe Grenze geführt, wo ſich ihm bald ein gefährlicher Erwerb zeigte, der keine beſondere Anſtrengung des Geiſtes wie des Körpers in Anſpruch nahm. Seit frühſter Jugend ſtets in dieſer Gegend lebend, war er mit allen Wegen und Stegen vertraut, die aus dem einen Lande in das andere führten. Ein Zufall ließ ihn ein paar Kerle finden, die von den Preußen deſertiren wollten und die ihm ein Geldſtück boten, wenn er ſie ungefährdet über die Grenze bringen könnte. Er übernahm es, und es gelang. Seit der Zeit hatten ſich mehr Ausreißer eingeſtellt, und er machte aus dem Menſchenpaſchen ein förmliches Geſchäft, das ihm zwar Geld eintrug, aber auch das Leben koſten konnte, da ſich ein ſtarker Verdacht bereits gegen ihn regte.

Robert ließ ſich genau das Dorf an der Grenze bezeichnen, um andern Tages mit dem Früheſten zu ſeinem Vater zu eilen und ihn der Gefahr, die ihm drohte, für immer zu entreißen. Dann verſuchte er es, einzuſchlummern; allein die erſchütternden Erlebniſſe dieſes Tages und der ſchmerzliche Vergleich zwiſchen dem beglückenden Geſtern und dem fürchterlichen Heute ließen keinen Schlummer über ihn kommen.

7.

Die Sonne brannte heiß, als Robert, immer höher und höher in dem Grenzgebirge aufſteigend, ein weithin verſtreutes Dorf erreichte, das ihm als der jetzige Aufenthalt ſeines Vaters bezeichnet worden war. Ein Kind leitete ihn über den Bach in die entlegenſte Schlucht, wohin ſich ein einzelnes Häuschen von ärmlichem Anſehen verloren hatte. Hier ſollte er ſeinen Vater wiederſehen.

Das Haus gehörte einem Tiſchler, der gerade darüber her war, eine Wiege zu zimmern. Ein Sarg ſtand fertig daneben. Der Anblick machte auf Robert's Gemüth eine ſchlagende Wirkung. Es war gleichſam, als überſchaute er von dieſer Schwelle die beiden Enden ſeines Lebens, wo er aus dem räthſelvollen Nichts zum Sonnenlichte und zum Bewußtſein erwacht war, und wo er wieder zu ihm hinüberſchlummern ſollte. Der Anfang ſtand ihm noch ſo nahe; wie ein Traum waren ihm die kurzen Tage vorübergeflogen; ſollte ihm das Ende wol auch ſchon ſo nahe ſein? Dieſe Frage ſchien ein leiſer Schauder zu beantworten, der ihm durch die Adern rieſelte. Es war der Schauder der Ahnung, der unwiderſtehlich uns erfaßt, wenn uns unſer Verhängniß einer entſcheidenden Begebenheit entgegenführt.

Der Tiſchler war ein alter Mann; gebückt über ſeine Arbeit, beſchatteten die herabfallenden weißen Haare ſein Auge, und ſein Werkzeug machte ein ſolches Geräuſch, daß er den Eintretenden nicht merkte.

„Wißt Ihr mir vom alten Mellinger Kunde zu geben?“ fragte Robert mit ſeinem jugendlich tönenden Baß.

Gleichſam erſchreckt fuhr der arbeitende Greis in die Höhe, ſtrich ſich mit der geſchwärzten runzligen Hand die Haare aus den Augen und blickte den Frager an, um ſich ſchnell zu überzeugen, ob irgend eine Gefahr für ſeinen Gaſtfreund vielleicht im Hinterhalte laure.

„Mellinger?“ wiederholte er gedehnt und forſchend. „Mellinger? Und was wünſchten Sie von dem alten unglücklichen Manne zu erfahren?“

„O nichts, nichts, das Euch beunruhigen könnte,“ ſprach Robert ſchnell, der den Blick und Ton des Tiſchlers wohl verſtand. „Ich bringe ihm angenehme Nachricht.“

Der Alte, indem er immerfort Robert ins Auge faßte und wol die Gabe beſitzen mochte, die Geſichtszüge der Menſchen zu deuten, ſprach jetzt feſt: „Ja, ja, mir iſt's, als hätte er von Ihnen geſprochen — ſind Sie nicht — ?“

„Ich bin ſein Sohn Robert, ich beſuche meinen Vater; ſagen Sie mir ſchnell, wo ich ihn finde.

Da ſchüttelte der Tiſchler wieder bedenklich den Kopf und ſagte: „Ihr Vater iſt nicht daheim, junger Mann, und wo er iſt, kann ich Ihnen nicht verrathen.“ Dann fügte er mit Bedeutung hinzu: „Er ſagt keinem Menſchen, auf welchen Wegen er wandelt.“

„Um Gottes willen! was iſt's mit meinem Vater?“ ſchrie Robert.

„Junger Mann,“ verſetzte der Greis, „ich kenne Sie nicht, und weiß nichts von Ihren Verhältniſſen. Mögen ſie aber ſein, wie ſie wollen, ſo nehmen Sie ſich Ihres alten Vaters an. Machen Sie das Unrecht gut, das Ihr reicher, angeſehener, in der Nähe wohnender Bruder an ihm verübte. Mehr ſage ich nicht, bleiben Sie im Dorfe, bis Ihr Vater wieder zurückgekehrt ſein wird. Er kommt ſicher dieſen Abend, wie er mir geſagt hat. Dann führen Sie ihn mit ſich fort, nicht als ob ich ihn nicht gern behielte, nein, ſondern weil es zu ſeinem Beſten iſt.“

Mit welcher Sehnſucht erwartete Robert den Abend. Wie ungeduldig ward er, als die Sonne ſank und ſein Vater noch immer nicht zurückgekommen war. Die Nacht brach herein und ſein Warten blieb immer vergebens. Auch ſein alter Wirth theilte ſeine Unruhe. Wie viele Fälle konnten ſich nicht ereignet haben, die den auf ſo geheimen und gefährlichen Pfaden Begriffenen getroffen hatten! Die Natur und die Menſchen waren hier bedrohlich; er konnte gefangen worden ſein, im Handgemenge verwundet, erſchlagen, ein Sturz von der Klippe konnte ſeinem Leben ein Ende gemacht haben.

Nachdem Robert einige Stunden der Nacht in ſtets wachſender Sorge hingebracht hatte, duldete es ihn nicht länger im Hauſe. Er ergriff ſeine Flinte und, nachdem er ſie vorſorglich geladen und über die Schulter geworfen hatte, ging er aus dem Hauſe, ohne den alten Tiſchler zu wecken. Er hatte ſich von den Hirten den Weg zeigen laſſen und ging jetzt dem Walde zu, der ſich längs der Grenze hinzog. Er hatte keiner beſtimmten Richtung zu folgen; ſein Zweck war, einen Tag lang an der Grenze hinzuſtreifen, alle Winkel und Schluchten zu durchſtöbern und, wenn dies erfolglos ſein ſollte, Hülfe aufzubieten, um die Spur ſeines Vaters zu erforſchen.

So hatte er denn den größten Theil des Tages dieſes Ziel verfolgt, als er bei ſinkender Sonne an einen rauhen wilden Paß gerieth, der ſo recht ein Ort zu ſein ſchien, an dem Paſcher ihr Weſen treiben. Er war vom Streifen ſehr ermüdet und ein brennender Durſt quälte ihn, als er unter einer dichten Baumgruppe ein niedriges langes Gebäude erblickte, das ein Wirthshaus zu ſein ſchien, obgleich es einem Raubneſte nicht unähnlich ſah. Es war dies eine jener Grenzbauden, wie man ſie in Schleſien zu nennen pflegt, eine Art von Sennhütten und Wirthshäuſern zugleich, und nebenbei das Abſteigequartier der Paſcher und die Ablage gepaſchter Waaren. Robert kehrte hier ein, begehrte einen Trunk und ſaß dann ſorgenvoll verſenkt in einem Winkel vor dem gefüllten Glaſe, das ſeine lechzenden Lippen noch nicht einmal berührt hatten.

Klirrende Tritte und lautes Reden ſtörten ihn plötzlich auf und unterbrachen die Stille, die bisher in dieſer Einöde geherrſcht hatte. Es waren Soldaten, die jetzt in den dunklen Raum der Stube eintraten und ſich um einen Tiſch hinpflanzten, während ſie einen Mann aus ihrer Mitte hinter den Ofen ſtießen, der es ſich ruhig und ſtillſchweigend gefallen ließ. Robert wurde aufmerkſam und glaubte ein ſeltſames, ſchweres Klingen zu vernehmen; ſein Blut kam in ſchnellere Bewegung. Ein Knecht brachte Licht und ſtellte es den Soldaten auf den Tiſch.

Robert blickte jetzt nach dem Manne hinter dem Ofen; er war gefeſſelt an Händen und Füßen; eine gräßliche Angſt trieb ihn in die Höhe; er trat dicht vor den Mann und erkannte die verwitterten Züge ſeines alten Vaters.

„Mein Vater!“ ſchrie er, „was haſt Du verbrochen?“ und ſtürzte ſich vor ihm nieder, die gefeſſelten Füße umklammernd, während heiße Zähren auf die Feſſeln herabſtrömten.

Der Alte weinte auch; dieſer Moment hatte ſein ſtumpfes Gefühl doch ergriffen. Er neigte ſich über ſeinen knienden Sohn und wollte ihn zu ſich erheben, aber die Soldaten waren aufgeſprungen und riſſen vereint Robert weg von ſeinem Vater, deſſen Wuth keine Grenzen kannte und der ihnen verzweifelten Widerſtand leiſtete. Der Wirth und ſeine Knechte ſprangen nun auch hinzu und ſchlugen ſich, wie natürlich, auf die Seite der bewaffneten Macht. Dies gab den Ausſchlag. Robert's Händen entwand man den Hirſchfänger, mit dem er einige leichte Wunden ſchon ausgetheilt hatte; dann ergriff man ihn und warf ihn unter lautem Geſchrei und Hohnlachen zur Thüre hinaus, die man verriegelte und verrammelte, um die Nacht ruhig hier hinbringen zu können.

Tiefe Finſterniß war indeſſen hereingebrochen und der Regen goß in Strömen. Robert blieb im Freien ohne Hut, den ſie ihm vom Kopfe geriſſen, unbekümmert um ſich, nur von dem Einen glühend erfüllt, Rache zu nehmen an den Schergen und ſeinen Vater aus ihrer Macht zu befreien. Es ließ ihn nicht los aus dem Bann dieſes Hauzes, bis er dies erfüllt; er mußte untergehen oder ſiegen in dieſem Kampfe, das fühlte er.

Er fluchte ſeiner Unmacht und ſchämte ſich, daß er nichts konnte, als das, und verwünſchte es, daß ihm ſeine Waffen genommen waren, denn ſeine gute geladene Flinte ſtand drinnen in dem Winkel, wohin er ſie beim Eintreten geſtellt hatte.

Er ging zum Fenſter und ließ ſein Auge über die Gruppe der Soldaten hinſchweifen, die weidlich trinkend um den Tiſch ſaßen. Von dem Gefangenen am Ofen ſah er nur den Schatten.

Einer der Soldaten bemerkte ihn und rief laut ſeinen Kameraden zu: „Da ſteht er noch immer, der ſaubere Sohn von dem Galgenſtrick, der uns morgen keine Sorge mehr machen ſoll, da ihm der Profoß das Handwerk für immer legen wird. Solch ein Kerl, der uns die beſten Leute deſertiren macht und dem Feinde zuführt, verdient doch wahrhaftig nichts anders als den Strick, und wenn ich ſein eigener Sohn wäre, ſo könnte ich's nicht anders ſagen!“

„Der Junge iſt doch ein braver Kerl; er hat Muth und Kraft im Leibe. Da ſteht er noch immer draußen im Regen. Er thut mir leid!“

Dies ſagend nahm der Unteroffizier Robert's Hut, Hirſchfänger und Flinte, öffnete das Fenſter und reichte es dem draußen Stehenden mit den Worten hin: „Da nimm und mache Dich auf den Heimweg, damit Dir nicht auch noch Schlimmes begegnet; laß Dich von der Lehre witzigen, die Du erhalten: wie die That, ſo der Lohn!“

Robert hörte auf die Worte nicht; er drückte ſeine Waffen mit Inbrunſt, dann ſorgte er, vor Allem das Gewehr vor Näſſe zu bergen. Er ſtellte ſich ſeitwärts unter das Dach, bis der Regen aufgehört hatte. Als er aber beim grauenden Morgen die erwachenden Soldaten wieder ſprechen hörte, horchte er ſchärfer und glaubte das Klirren der Feſſeln wieder zu vernehmen. Ein Stich fuhr ihm durch's Herz. Er verbarg ſich tiefer, um nicht bemerkt zu werden. Die Soldaten verließen die Baude und führten den Gefangenen in ihrer Mitte. Robert ließ ſie einen Vorſprung gewinnen, um dann fern von der Wohnſtätte der Menſchen an einſamem Orte ſeinen Vorſatz zu vollführen.

8.

Der alte Mellinger war abermals im Begriff geweſen, zwei junge Soldaten des Königs von Preußen den Oeſtreichern überzuführen, als ihn die Soldaten, die ihm lange vergeblich aufgelauert hatten, überfielen und gefangennahmen. Die beiden Ausreißer, die ſich zur Wehre ſetzten, wurden auf dem Platze getödtet, Mellinger aber, ſchwer gefeſſelt, zum General-Commando geführt, um dort den Tod nach den Kriegsgeſetzen zu erleiden. Ihm ſtand der Strick bevor, ohne alle weitere Unterſuchung, nachdem das ſogenannte Standrecht über ihn gehalten worden. Es iſt dieſes die hoffnungsloſeſte Art, gerichtet zu werden; der Moment entſcheidet hier, zumeiſt der Schein, oft die gute oder böſe Laune; keine Appellation findet ſtatt; der Spruch des Standrechts iſt gefallen und der Angeklagte wird dem Leben oder dem Tode überantwortet.

Mellinger war mit ſtoiſcher Ruhe ſeinem Schickſale ergeben; die Gleichgültigkeit, die ihn durch's Leben geleitet, reichte ihm die milde Hand an der Brücke zum Jenſeits;

nur der Marſch mit den ſchweren Feſſeln mochte dem alten Manne wol beſchwerlich werden; ſein Schritt erlahmte oft, er ſchien ermattet inne zu halten; dann aber ſtießen ihn ſeine rauhen Begleiter auf aus ſeiner Erſchlaffung und die erhobenen Kolben vermehrten ſeine Kraftanſtrengung und brachten ihn vorwärts.

Robert hatte einen Platz gewählt, wo der Waldpfad ſich, vom Dickicht beengt, krümmte und keinen weiten Blick darüber hin geſtattete. Hier lauerte er im Gebüſche, von belaubten Zweigen verſteckt, mit der heißen Erwartung eines wilden Thiers, das die nahende Atzung wittert. Und in der That, ſeine Unruhe ſchien in jenem Augenblicke ebenſo ſehr von dem Gefühl erregt, Rache an den Schergen ſeines Vaters zu nehmen, als von dem Drange, dieſen aus ihren Händen zu befreien. Das zum Kopfe ſteigende Blut hatte ihm das klare Bewußtſein geraubt; er war ein Anderer geworden; der ſanfte, edle Robert lechzte nach Rache; er war voll Grimm und Mordluſt.

Die rauhen Stimmen der vier Soldaten, die ſeinen Vater begleiteten, ſchallten jetzt zu ihm in ſein Verſteck, ehe er ihre nahenden Schritte vernehmen konnte, da der Weg durch den Regen aufgeweicht, keinen Ton beim Auftreten hören ließ. Robert's Gehör neigte ſich mit ganzer Schärfe dem Orte zu und er glaubte nun deutlich das Klirren einer Feſſel zu hören. Er ſuchte ſich zu faſſen, damit er gut ziele und ſicher treffe. Auf ſein Gewehr durfte er ſich verlaſſen; ſo ſtand er ſchießfertig da. Kaum bog der Erſte in den gekrümmten Weg des Dickichts ein, ſo war er auch ſchon von Robert's Kugel erreicht und ſank zu Boden; die drei Andern wußten in der Ueberraſchung nicht ſogleich, ob ſie zuerſt ihrem Kameraden beiſpringen oder dem Thäter nachſetzen ſollten. Der Ort erſchwerte das Letztere und ſchien gefährlich. Man konnte nicht ermeſſen, wie viele Wegelagerer hier verſteckt waren. Zwei von den Soldaten folgten daher ihrer Eingebung, ließen ihren Gefangenen, ſowie ihren gefallenen Kameraden im Stich und machten ſich aus dem Staube; nur Einer blieb zurück und ſtellte ſich bereit, einen Jeden, der ſich ihm nahen würde, gebührend zu empfangen.

Robert hatte ſchnell wieder geladen und wollte ſchon abdrücken; aber der Soldat hatte die Kette ſeines alten Vaters um ſeinen eigenen Arm geſchlungen, damit er ſicher ſei, daß er ihm nicht entwiſche, und ſo mußte Robert fürchten, von ſeinem Standpunkte aus ſeinen Vater mit zu verwunden, vielleicht gar zu tödten. Seine Lage gab ihm eine Liſt ein. Auf einem Umweg ſchlich er gebückt durch das Geſträuch, dem Soldaten in den Rücken, und als dieſer — da kein weiterer Angriff erfolgte — ſich eben anſchickte, mit Vorſicht weiter zu gehen, traf ihn ein Schuß in den Nacken, der ihn ſogleich todt zu Boden ſtreckte.

Mit gezogenem Waidmeſſer ſtürzte Robert jetzt bebend und ſchweißtriefend aus ſeinem Verſtecke hervor und bohrte ſeine Waffe den am Boden liegenden Soldaten mehrmals in die bereits entſeelten Körper. Er wollte ſicher ſein, daß ihm von dieſer Seite keine Gefahr mehr drohe. Hierauf beſchäftigte er ſich erſt mit ſeinem Vater, der erſchreckt von dem Tumulte ohnmächtig dalag und Alles ruhig mit ſich geſchehen ließ.

Robert's Bemühung, ihm die Feſſeln zu löſen, war vom beſten Erfolge gekrönt; da ſie in der Eile nicht genietet waren, ſondern nur durch Stricke befeſtigt, ſo half ihm ſein ſcharfes Waidmeſſer dabei. Jetzt erwachte der Alte. Der Sohn, der um ſeinetwillen zum zweifachen Verbrecher geworden war, indem er einen dem Tode Verfallenen befrei und einen Doppelmord auf ſich geladen hatte, lag vor ihm in Thränen gebadet, und es rührte ihn nicht. Dieſem Menſchen war der Tod gleichgültig, wie das Leben.

Nachdem Robert ſeinen Vater völlig frei ſah, dachte er erſt daran, dieſen gefahrvollen Ort zu verlaſſen und auf Seitenwegen in ein Dorf zu gelangen, wo ihm ein Bekannter einen Wagen geben würde, um ſchneller ſeine Waldeinſamkeit zu erreichen. Dort hoffte er vor allen Nachſtellungen ſicher zu ſein. Er war jetzt noch nicht im Stande, über ſeine That und ihre Folgen eine erſchöpfende Betrachtung anzuſtellen.

Stumm zogen Vater und Sohn ihres Weges. Robert ließ dann und wann einen Blick auf die neben ihm ſchreitende Jammergeſtalt fallen, und dann wurde er weich und empfand die Wonne, ſeinen Vater befreit zu haben, ſelbſt um den ſchweren Preis, den es ihn gekoſtet. Dann nahm er ſich vor, ihm das ruhigſte, beglückendſte Alter zu bereiten, um das Unrecht gut zu machen, ihn früher ſo vernachläßigt zu haben.

Sie waren bereits mehre Stunden gegangen und hatten endlich das Dorf erreicht, wo ſie ihren Freund zu Hauſe fanden. Mit Bereitwilligkeit erhielten ſie von ihm den Wagen und nach dem kurzen Aufenthalte, deſſen ſie zu ihrer nöthigſten Stärkung bedurften, fuhren ſie der alten Waldwarte zu.

Die Soldaten, die auf den erſten Schuß geflohen waren, hatten indeß den nächſten Ort erreicht, wo von ihren Truppen lagen, und Anzeige von dem Vorfall gemacht. Während man nun ſogleich ſich nach dem Platz verfügte, wo der Vorfall geſchehen war, verordnete man zur ſelben Zeit eine Streife in der ganzen Gegend. Im Augenblick wimmelte es überall von Soldaten, die nach allen Richtungen hin Wälder und Felder, Berge und Thäler durchſtrichen, Alles anhielten, was ihnen begegnete, aus dem kleinſten Umſtand, der ſich ihnen nicht ſogleich klar darſtellte, Verdacht zogen und eine Menge ſolcher Verdächtigen verhafteten.

Robert und ſein Vater, die wahrſcheinlich zu Fuße bei ihrer Kenntniß der Gegend glücklich durchgekommen wären, fuhren jetzt der Gefahr in die offenen Arme. Ein Streif-Commando hielt ſie an, und da ihre Perſönlichkeit ſchon wider ſie zeugte — ein alter zerlumpter Bettler mit dem jungen bewaffneten Jäger — ſo wurden ſie ſogleich gefangen und unter Geleite zum Verhöre geführt.

Das Standrecht wurde eröffnet. Robert war zu ſtolz, um zu leugnen. Er wußte durch ſein offenes Geſtändniß die Richter zu rühren, aber ihren harten Spruch abzuwenden oder nur zu mildern, war er nicht im Stande. Der Spruch lautete für Vater und Sohn auf Tod am nächſten Baume. Als eine beſondere Gnade wollte man es betrachtet wiſſen, daß man das Urtheil nicht ſogleich vollziehen ließ, wie es in Kriegszeiten gewöhnlich iſt; der Waffenſtillſtand, der eben herrſchte, ließ dieſe Abweichung von der Regel zu. Ob aber dieſe Menſchlichkeit den Verurtheilten wünſchenswerth war, darum bekümmerte man ſich nicht. Man verlängerte ihr Leben um wenige Tage, aber auch ihre Schmerzen, ihre Todesnoth, und das edle gebrochene Gemüth Robert's mußte ſich neuen Prüfungen unterwerfen.

9.

Robert ſaß, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeinem einſamen Kerker von Finſterniß umgeben. Draußen war es hell und heiter, aber kein Sonnenſtrahl drang in das Gewölbe, das ihm zur letzten Wohnung auf Erden angewieſen war. Er getraute ſich nichts mehr zu wünſchen, nichts mehr zu hoffen. Selbſt der Gedanke an das ſonſt Beſeligendſte für ihn, die Gegenwart der Geliebten, erfüllte ihn nur mit Entſetzen. Er getraute ſich wohl die Kraft zu, den nahenden Tod mit feſtem Blicke zu erwarten, ihre Verzweiflung jedoch hätte er nicht zu ertragen vermocht.

Ein fein gekleideter Mann, der Empfehlungsbriefe von hoher Hand mitbrachte, hatte die Erlaubniß erhalten, den Gefangenen allein zu ſprechen. Der Profoß führte ihn ein, ſetzte eine Lampe auf den Tiſch und entfernte ſich wieder.

Der Fremde, der in einiger Entfernung vor Robert ſtand, ſchlug jetzt den Mantel auseinander und dieſer erkannte mit Widerwillen ſeinen Bruder. Es war daſſelbe Gottliebchen, das erzogen und gehätſchelt von früher Jugend, nur vom Glücke gewiegt worden war, während er mit Elend und Sorge ſtets zu kämpfen gehabt hatte; es war derſelbe Mann, der in der Nähe des Vaters, von ſeiner Lage vollkommen unterrichtet und ebenſo im Stande, ihr aufzuhelfen, ſich ſeiner geſchämt und ſich deshalb ſeiner nicht angenommen hatte; es war derſelbe, der ſeinen Bruder noch bei ſeinem letzten Beſuche ſo herzlos empfing, der ihn um den Segen der ſterbenden Mutter gebracht und der jetzt wahrſcheinlich gekommen war, ihm ein neues Herzeleid zu bereiten.

„Siehſt Du, daß wir uns nicht zum letzen Mal ſahen, als Du damals mein Haus verließeſt,“ fing der Leibſchneider im ſalbungsreichen Tone an. „Niemand weiß ſo etwas im Voraus zu ſagen. Nicht Du, ſondern Deine Familie iſt zu beklagen, über die Du Schmach und Schande verhängſt. Dieſes und nur dieſes allein iſt im Stande, den Abſcheu niederzudämpfen, der mich erfüllt, einen verruchten Mörder zu beſuchen, an deſſen Händen das Blut Unſchuldiger klebt. O verſtockter Verbrecher, wirf Dich der Reue in die Arme, damit nicht die Teufel noch Oel in die Flammen gießen, die Dich ſicher erwarten. Dich muß ich Deinem Schickſale überlaſſen; allein ich heiße wie Du, und ich habe Kinder als fromme Chriſten erzogen und ausgeſtattet mit der feinſten Bildung; ſie ererben von mir ein großes Vermögen und ihnen iſt der Weg zu allen Aemtern und Würden im Staate offen. Dieſe Kinder ererben aber auch meinen Namen, einen Namen, der beim hohen Adel wie beim ganzen Publikum ſeit langen Jahren in Achtung ſteht. Dieſen Namen ſchändet Deine That und bedeckt ihn für immer mit Schimpf. Du biſt Schuld, daß alle meine Entwürfe für die Zukunft, alle meine glänzenden Ausſichten vernichtet ſind. Ich wollte meinen Namen verändern; ich wollte den Adel, ein Wappen, ich hätte eine große Summe daran geſetzt; allein es wurde mir abgeſchlagen. Deine That hatte eine ſolche Indignation erregt, daß man Einem Deines Namens keine ſolche Auszeichnung gewähren will, ſelbſt wenn er es in der edelſten Abſicht wünſcht, in der Abſicht, ſich von Dir gänzlich loszuſagen. Mir bliebe nichts übrig, als dies Land zu verlaſſen, mich mit meinem Gelde und meiner Familie einzuſchiffen und in weiter Ferne zu leben, wo man nicht weiß, daß mein Vater und mein Bruder den Tod am Galgen ſtarben. So muß ich denn, ich unglücklicher Mann, Eure entſetzlichen Verbrechen an mir und den Meinigen mit beſtraft ſehen. Wenn Dich dieſes nicht rühret, wenn die Geſchwiſterliebe bei dieſem meinem Kummer nicht in Deinem Herzen erwacht, ſo biſt Du wirklich ein Auswurf der Menſchheit, fur den Du allgemein gehalten wirſt. Regt ſich aber noch in Deinem Herzen der Schatten eines menſchlichen Gefühls, ſo höre meinen Vorſchlag und nimm ihn an. Hier haſt Du ein Sümmchen, das Dich auf lange Zeit für Mangel deckt." Bei dieſen Worten zog er eine volle Börſe aus der Weſte. „Ich habe noch mehr Geld daran gewendet, um Deine Flucht vollkommen zu ſichern; auch den Vater befreie ich auf gleiche Weiſe. So vertauſchen wir nur die Rollen; ſtatt meiner verläßt Du das Land. Mit Eurer Flucht wird das Ganze bald vergeſſen ſein. Aber aus dem Lande mußt Du ſo ſchnell als möglich. Dies iſt die einzige Bedingung, an die ich Deine Befreiung knüpfe. Verſprichſt Du mir dieſes nicht, ſo laſſe ich Dich ſo gleichgültig aufknüpfen und den Vagabunden von Vater dazu, wie ich hier dieſe Priſe nehme, und muß dann freilich in den ſauren Apfel beißen, und Heimat, Geſchäft und Ausſichten aufgeben. Dann ziehe ich aber nach dem Süden und werde dort immer ein reicher, geachteter und im Kreiſe meiner Familie auch glücklicher Mann bleiben."

„So bleibe denn glücklich, Elender!" war Alles, was Robert ſeinem Bruder erwiderte. Was dieſer auch noch verſuchte, es gelang ihm nicht, noch irgend ein Wort als Antwort zu erhalten. Voll Grimm und Verachtung hatte ſich Robert abgewendet und der Leibſchneider mußte im höchſten Verdruß, ſeinen Verſuch geſcheitert zu ſehen und Alles, Einfluß, Geld und Beredtſamkeit umſonſt verſchwendet zu haben, den Kerker verlaſſen.

10.

Auf der alten Warte im Walde war der tiefſte Kummer eingezogen. Zuerſt hatte Robert's langes Ausbleiben Beſorgniſſe erregt, und als der alte Förſter von ſeiner waldigen Einſamkeit herabſtieg zu den Wohnungen der Menſchen und die Kunde vernahm von Robert's That, die ſcheelen Blicke ſah, die man auf ihn richtete, und die ihm nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß man ſeinem böſen Einfluſſe es zuſchrieb, da hatte er das Herz voll Kummer und wußte nicht, ob er heimkehren ſollte oder nicht, ob er ſeiner Tochter das Unglück auch verkünden ſollte oder es ihr verſchweigen. Der ſonſt ſo feſte, entſchloſſene Mann war jetzt zaghaft und niedergeſchmettert. Er verließ, nachdem er ſich über Alles, ſo weit es ihm möglich, Gewißheit verſchafft, den Ort und ſtieg hinauf in ſeinen Waldbezirk. Hier irrte er den Reſt des Tages ohne Speiſe und Trank umher. Die Sorge endlich, durch ſein langes Ausbleiben den Kummer ſeines Kindes mehr noch anzufachen, trieb ihn an, einen raſchen Entſchluß zu faſſen und zu ihr zu gehen.

Noch ehe er geſprochen, kannte ſie die Größe ihres Unglücks. Das Ausſehen ihres Vaters war ſo verändert, daß alle Angſt und Sorge, die ihr ſein langes Ausbleiben verurſacht hatte, dadurch Beſtätigung erhielt.

Sie drang nicht weiter in ihn, daß er ſeinem Schmerze Worte gebe, und ihr deutlicher mache, was ſie ahnend errieth; er verſchloß die Fülle des Unglücks in ſeine tiefſte Bruſt und dachte nicht daran, ſich durch Mittheilung Erleichterung zu verſchaffen. Sie aber dachte: mein Geliebter iſt verunglückt; mein Leben iſt hin; ich folge ihm bald! Er wußte, daß ihm keine Macht gegeben war, zu helfen und daß er beide Kinder zu beweinen habe. Kennt man einmal die

Größe ſeines Schmerzes ganz, ſo wird man gefaßt und vertrauter mit dem Gedanken an den Tod, der über ſolche Schmerzen ja leicht hinweg hebt. Was ſonſt Schrecken erregt, wird dann zum warmen Tröſter. Er dachte: ſind Beide todt, ſo ſäume ich nicht lange, ſie einzuholen.

Während Robert in ſeinem Kerker an den ſchrecklichen Augenblick des Abſchieds von ſeiner Geliebten dachte, beweinte ihn dieſe ſchon als geſtorben. Der empörende Moment, der durch die Erſcheinung ſeines Bruders ihm bereitet wurde, ſollte der einzige ſein, der ihn beim Ausgang aus dem Leben noch erſchütterte. Ruhig hatte er ſich in ſein Schickſal ergeben; immer ruhiger wurde er, je kürzer die Spanne wurde, die er noch zu leben hatte. Durch ein wunderbares Uebereinſtimmen der Gedanken — jene unerklärbare Sympathie, die ſich liebender Herzen bemeiſtert und ſie in weiter Entfernung verknüpft, ſie gleich handeln, gleich empfinden läßt zur ſelben Stunde, in derſelben Minute — dachte auch er ſich ſeine geliebte Braut todt, und hatte die feſte Ueberzeugung, ſie dort wiederzufinden, wohin er die unfreiwillige Reiſe jetzt mit froherem Muthe antreten wollte.

Zu früher Morgenſtunde ſetzte ſich der Zug in Bewegung, um beide Delinquenten zur Richtſtätte zu begleiten. Zuerſt kam der Alte, das graue Haupt auf die Bruſt geſenkt, mit gefalteten Händen, die das Bild des Erlöſers am Kreuze krampfhaft hielten. Sein ſchwankender Schritt wurde von zwei jungen Soldaten unterſtützt, die ihn am Arme hielten. Auf ihn folgte Robert mit erhobenem Haupte, den Blick zum Himmel gekehrt. Er hatte ein Geſangbuch in der Hand, aber das Gebet, das er aus innerſtem Herzen zur Höhe ſchickte, ſtand nicht in dem Buche verzeichnet. Beide trugen lange weiße Hemden, mit ſchwarzen Schleifen beſetzt und waren barfuß, wie es damals Gebrauch war, Verbrecher zum Tode zu führen.

Auf einem Platze vor der Stadt waren zwei Galgen errichtet. Der Vater war der Erſte, der die ſchreckliche Leiter hinanſteigen mußte; der unglücklichere Sohn ſah zu Boden, wie jener den kurzen Todeskampf überſtand; dann ſtieg er beherzt die Leiter hinan und ein paar Minuten genügten, um ſeine Schmerzen zu löſen.

Die theilnahmloſe, neugierige Menge verlief ſich mit wildem Geräuſche, gleichgültig, welche geſunde Kraft, welche edle Gefühle, welch heller Geiſt hier ſo gewaltſam erſtickt worden war, nicht neugierig zu forſchen, welch' eine verhängnißvolle Kette von Zufälligkeiten und Umſtänden ein reines, thatenkräftiges Leben nach ſo kurzem Verlaufe ſchon dieſem Ende zugeführt haben mochte. Sie ſahen die Leichname, ſtumm und kalt, ſprachen von Gerechtigkeit und prieſen ihre Geſetze. Die Thoren!

Nachdem beide Leichen den ganzen Tag über gehangen hatten, ſieht man bei einbrechender Nacht zwei Männer einherkommen. Der Eine, eine hohe, finſtere Geſtalt, zieht ein ſorgfältig zuſammengewickeltes Papier aus der Taſche, nimmt ein funkelndes Goldſtück daraus hervor und drückt es dem Andern ſtumm in die Hand. Dieſer klimmt ſchnell und flüchtig zu dem jüngſten der Gehenkten hinan und zieht etwas Blitzendes aus der Taſche; der Strick iſt gelöſt und der Leichnam gleitet in die Arme des unten Harrenden, der ihn in bereit gehaltene Tücher ſorgfältig wickelt, ihn dann auf die Schulter nimmt und unter der ſchmerzlichen Laſt ſtill weinend forteilt.

Still weinend erreicht der Mann ſeinen finſtern Wald. Eine offene Grube erwartet hier den ſtummen Gaſt; doch eh' er ihn hineinlegt, beraubt er ihn der ſchönſten Locken.

die das dunkle Haupt des Todten ſchmücken. Dann ſchaufelt er die Grube zu und ſteigt mit ſeiner traurigen Beute langſam die Stufen zur Warte hinan.

Ein ſterbendes Mädchen liegt hier auf dem Lager. Der Alte tritt zu ihrem Bette und legt ſanft die Locken darauf hin; die Kranke ergreift ſie und führt ſie mit zitternder Hand an die Lippen, ihr brechendes Auge haftet noch einmal darauf, dann aber blickt es ſtarr und gläſern vor ſich hin; auf der Erde iſt nichts mehr für es zu ſehen; die Seele des Mädchens iſt ſchon drüben bei ihm.

Die öde Warte diente noch ein halbes Jahr dem alten Förſter zum Obdach; dann verſchwand er aus der Gegend. Niemand wußte wohin. Die Vernünftigſten ſchloſſen auf einen Selbſtmord; das gemeine Gerücht ſagte von ihm, der Teufel habe ſeinen Wechſel einkaſſirt und ihn geholt.

Die Warte bietet jetzt nur noch einen Haufen unbewohnter Trümmer.

Carlino.

„Welche Luſtigkeit in dem Muthwill ſchöner Menſchen!“
C. Brentano, Ponce de Leon.

1.

Ein leichtes Gewölk entlud ſich in feinem Regen über den hohen Häuſern des Corſo und nöthigte die wenigen Masken, welche bei noch früher Tageszeit ſich daſelbſt herumtrieben, Schutz unter den Hallen und Arkaden der Paläſte zu ſuchen. Eine Geſellſchaft junger Leute, als buntſcheckige Arlechinos und graue Pulcinells gekleidet, liefen einige Schritte weiter als ſie nöthig hatten, um mit lautem Kichern und Schnattern das Portal eines nicht ſehr anſehnlichen Hauſes zu füllen, deſſen Fenſter, ganz der Sitte entgegen, dicht verſchloſſen waren. Sie fingen nicht nur an die Läden mit den üblichen Gipsküchelchen zu beſchießen, die ein luſtiges Getrommel, gleich Hagelſchloßen, darauf ertönen ließen, ſondern die Arlechinos hieben mit ihren Pritſchen, die Pulcinells klingelten mit ihrer Glocke ſo anhaltend und laut, daß bald die ganze Nachbarſchaft auf dieſes Gelärm aufmerkſam wurde; nur in dem Hauſe ſelbſt rührte und regte ſich nichts.

„Wenn ſie das nicht hört,“ ſagte endlich einer der Argelaſſenſten, „ſo müſſen ihre Ohren eben nicht die feinſte Beſchaffenheit haben —“

„Oder ſie hat ſie verſtopft, um nicht taub zu werden,“ fiel ihm ein Anderer in die Rede.

„Iſt ſie's denn aber werth, daß wir edeln Jünglinge uns dieſe Mühe um ſie geben?“ fügte ein Dritter hinzu.

„Das müßt Ihr unſern Freund Vincenzo fragen,“ rief laut lachend der Erſte, „ich ſeh' es ihm an, daß er uns Alle verwünſcht und lieber ſeine Guitarre hier ganz einſam ſtimmen möchte, um den Engelskopf ans grüne Gitter zu locken.“

„Und könnte ſie's denn, ſelbſt wenn ſie mich hier unten vermuthete?“ ſprach mit einem tiefen Seufzer eine anmuthige Stimme unter der ſchwarzen Larve hervor. „Nicht um Tereſa ans Gitter zu locken, bin ich mit Euch gegangen, ſondern um dem alten Hanswurſte den Tod an den Hals zu ärgern, und darum laßt uns nicht aufhören, ihn zu beunruhigen!“

„Ei, ſeht doch, das Bürſchchen, den holden Sänger!“ rief der Erſte.

„Unſere ſüßtönende Nachtigall vom Theater Valle!“ erwiederte der Zweite.

„Und wißt Ihr nicht, daß die Galle der Nachtigall ein ſtarkes Gift enthält?“ ſagte der Dritte.

Und wieder ging das Lärmen los. Die Confetti flogen, die Pritſchen klapperten, die Glocken klingelten, und dazwiſchen tönten die Worte: „Alter Arlechino! Höllenbraten! Finde Dich mit dem Teufel ab! Dieſe Nacht wirſt Du ermordet! Gib Deine Schätze her! Deine Tereſa vor Allen! Erſticke am erſten Biſſen! Pickelhäring! Beſtie!“ und immer luſtiges Gejohle hinterdrein, und Springen und Pfeifen.

Schon zeigten ſich Sbirren in einiger Entfernung, um das muthwillige Treiben dieſer Masken zu beobachten.

Mittlerweile war die Wolke vorübergezogen, der Corſo war wieder belebt, das Gedränge riß auch die Lärmenden mit fort, die ſich einen König der holden Thorheit erwählten und mit frohem Jubel vom Hauſe des gehaßten Alten Abſchied nahmen.

2.

Tief im Innern des Hauſes, entfernt von dem lauten Markte der Thorheit, ſaß im halbverdunkelten Zimmer ein kleines Männchen, mit ſeltſam geformten, doch nicht unangenehmen Zügen, einen Roſenkranz in den Händen und, während er die Kügelchen durch die Finger rollen ließ, mit kleinen, halbgeöffneten, liſtigen Augen das Zimmer überſchauend.

Ein braunes Gewand, halb Schlafrock, halb Kutte, hüllte die Geſtalt ein, und den weißen Kopf bedeckte eine enganſchließende Kappe von ſchwarzem Sammet, die auf der Stirne eine Schnibbe bildete und dann dicht an den Augenbrauen fortſtreifend bis tief in den Nacken hinabreichte.

Um den Mund hatten ſich tiefe Furchen des Grames gelagert, die bleichen, ſchmalen Lippen waren von Kummer, einem nach unten gekehrten Hufeiſen zu vergleichen, und die ganze Erſcheinung brachte den gemiſchten Eindruck von Rührung und Heiterkeit hervor.

Die Umgebung des Männchens zeigte, welchen ernſten Betrachtungen er ſich hingab. Einige Gemälde von Werth die Qualen der Märtyrer, ein jüngſtes Gericht und einen Sturz der Verdammten darſtellend, bedeckten die Wände, dazwiſchen Gebet- und Erbauungsbücher, einige Blumen vor der Madonna und dem Crucifixe und das vollſtändige Habit eines Bruders vom Orden des heiligen Franziskus, des Erſten und Erhabenſten aller Heiligen, welches anſtatt eines Spiegels am Pfeiler hing.

Trotz der Entfernung von der Straße tönte je zuweilen Einiges von dem Lärm herauf, welchen die Masken vor der Thür verübten, und dann zuckten die Glieder des Männleins gar ſonderbar zuſammen, ſeine Lippen bewegten ſich ſchneller und er ließ den Roſenkranz eifriger durch die Finger laufen.

Da trat plötzlich eine kleine, runde Frauengeſtalt ein, die den ſchreiendſten Contraſt zu ihm bildete.

Sie war in buntem Kattune gekleidet, kurz und drall. Die dicken, kleinen Füße trippelten unſicher einher, denn die Laſt des Bäuchleins war ihnen offenbar zu gewichtig. Rothe Hängebacken, große, fettige Augen, ein ſtarkes Doppelkinn, um das ſich, ſelbſt im Zorne, wie aus Gewohnheit ein ſtetes Lächeln gelagert hatte, und ein dickes Stumpfnäschen gaben den alternden Zügen der Fünfzigerin eine nicht zu beſchreibende Liebenswürdigkeit.

„Ah, Carline, ſüßer Carline!“ fing ſie gleich beim Eintreten an, „öffne die Fenſter und ſchau hinab auf die luſtigen Jungen, die allerliebſte Poſſen treiben vor unſerer Thür, und laut ſchreien, daß ſie Dich ermorden wollen. Wahrhaftig, ſie thun Dir eine Ehre an, die Du nicht mehr verdienſt, weil Du ein alter Sauertopf geworden biſt. Heut Abend zünde Dein Lichtchen an und trete auf den Balkon hinaus, und Du ſollſt ſehen, ſie huldigen Dir Alle als dem Könige des Faſchings.“

„Schweig ſtill, Marianne!“ erwiederte der Alte mit grämlicher Miene. „Ein Fieber ergreift mich, wenn ich dieſe Thorheit nur aus der Ferne wittere. Hüte Tereſa wohl, daß ſie nichts bemerke von dem Höllentrödel.“

„Ach, was würde das Kind jammern,“ ſprach Marianne, „ſähe ſie die Herrlichkeit von weitem und dürfte ſich nicht drein miſchen. Ah, Carlino, warum biſt Du auf Deine alten Tage ſolch ein Eſel geworden? Welch ein glückliches Alter könnten wir verleben! Wer mir jemals in meinem zwanzigſten Jahre in Paris geſagt hätte, Du ſollſt zu Faſching in Rom ſein und nichts davon zu ſehen und zu hören kriegen, dem hätte ich recht derb ins Geſicht gelacht — ihn einen Verrückten geſcholten — oder ich müßte geglaubt haben, auf meine alten Tage könnte ſich mein heller Verſtand ſo verwirren — daß ich — nein! ich kann's noch gar nicht glauben —“

Hier unterbrach ein lautes Schluchzen ihre Rede, ſie führte die ſchwarzſeidene Schürze vor die Augen und trippelte mit Ach! und O! auf und ab, gleichwie es die Columbinen des damaligen Theaters zu machen pflegten.

Der Alte ward ungeduldig und erhob ſich endlich, da die Scene, welche ihm Marianne vorſpielte, nicht aufhören wollte, von ſeinem Seſſel, lief mit kleinen Schritten zu ihr hin und rief, indem er den Kopf mit größter Schnelligkeit auf den Halswirbeln hin- und herkugeln ließ und dabei die Arme vor den Bauch ſtemmte, im weinerlich gezierten Tone:

„Aber kann ich denn etwas dafür, Marianne? Sind wir nicht Beide die unglücklichſten Geſchöpfe auf der Erde? Ach! und welche Qualen erwarten uns jenſeits — wie freuen ſich die Teufel darauf! hu! ich fühle ſchon die hölliſchen Flammen! Geh', Marianne, verlaſſe mich —

ſtöre mich nicht länger in meinen Betrachtungen — denke nicht mehr daran, daß Faſching iſt — bald haben wir Faſten — dann laß' uns des Lebens froh werden in Bußübungen aller Art — ja, Marianne, bald iſt die Teufelswirthſchaft zu Ende!“

Indem er noch ſo ſprach, hörte man auf dem Gange vor dem Zimmer ein lautes Gelächter. Der Alte erbebte bis in die Zehenſpitzen, ſo verwunderten ihn dieſe Töne in ſolcher Nähe; aber Marianne war zur Thür gelaufen, guckte hinaus und kehrte dann ſogleich wieder zurück.

„Nein!“ ſchrie ſie, indem ſie die Hände in einem fort in die Höhe hob und wieder auf den Bauch fallen ließ, „Carlino! das mußt Du ſehen. Ich hatte heute Morgen meinen alten Smeraldinarock herausgeſucht und ergötzte mich daran, wie ich die bunten Bänder ſah und die lieblichſten Erinnerungen wieder in meinem Herzen wach wurden. Dabei überraſchte mich Tereſa.“

„Tereſa?“ rief erſchreckt der Alte.

„Nun ja,“ fuhr Marianne fort. „Sie wollte wiſſen, ob man in Paris ſich ſo niedlich kleide und ob ich ſonſt mich ſo getragen hätte. Ich ſagte ihr natürlich nichts von Allem, weil Du es nicht haben willſt, und ſollſt Du's mir denken, jetzt hat ſich das Engelskind ganz als Smeraldina coſtümirt und ſpringt draußen herum mit dem ächten Anſtand, der naiven Grazie, dem vorgebogenen Kopfe, den Armen in der Seite, den trippelnden Füßchen, als hätt's ihr der erſte Meiſter gezeigt — o Carlino! welch ein Genie! komm' und überzeuge Dich ſelbſt!“

Sie machte die Thür weit auf und herein hüpfte eine Zwergengeſtalt in dem barocken Coſtüme einer Schauſpielerin der damaligen Zeit, das im Widerſpruche mit den zierlichen Wendungen und Drehungen einen unausſprechlich reizenden Eindruck hervorbrachte.

Der Alte vergaß auf einen Augenblick Alles um ſich her und überließ ſich der uneingeſchränkteſten Bewunderung.

„Und wer hat Dir das gezeigt, Tereſa?“ rief er endlich mit dem Ausdrucke der höchſten Begeiſterung, indem er unbewußt alle Lazzi, die das Mädchen ihm vormachte, nachzuahmen ſuchte.

„Ei, Niemand! Du kannſt's nicht ſo!“ ſchrie das Mädchen trotzig und lief zur Stube hinaus.

„Ach,“ jammerte Marianne, „dieſer Schmerz iſt nicht zu ertragen! Würde das Kind Dich nicht ebenſo lieben wie mich, wenn Du weniger grämlich wäreſt, ſie nicht einſperrteſt und ſie's wiſſen dürfte, daß Du ihr Vater biſt?“

„Schwatze nicht davon!“ rief der Alte, „erforſche lieber, wer ihr die Rolle der Emeraldina einſtudirt hat; denn daß man eine ſolche ſchwierige Partie aus Inſtinkt ſo geben könne, das glaubt kein Kunſtverſtändiger. Da ſteckt mein Neffe Vincenzo dahinter, der tolle Burſche! Doch wie es es ihm möglich wurde, das kann ich nicht begreifen. Halt! da zieht Eins die Glocke — Ein — Zweimal — das iſt der Abbé Mouton — öffne und laſſe mich mit ihm allein, vor Allem aber ſorge dafür, daß ſich Tereſa nicht in der Teufelstracht vor ihm zeige und ſie ſogleich ablege.“

3.

Der alte Mann, den wir in ſeinem ſeltſamen Haushalte ſoeben kennen lernten, hieß Carlo Antonio Bertinazzi und war Niemand anders, als jener bewundernswerthe Schauſpieler, der nahe an ein halbes Jahrhundert das pariſer Publikum in der Rolle des Arlechino auf dem italieniſchen Theater daſelbſt entzückt hatte, der einen Enthuſiasmus erregte, wie es vor ihm keinem Künſtler gelungen war, und der ſo ſehr der Liebling der Damen wurde, daß die Vornehmſten einer Art von kleinen Bologneſerhündchen den Namen Carline gaben und dieſe in ihrem Pompadour oder wol gar im Buſen mit ſich herumtrugen. Mit dem hohen Alter verbreitete ſich eine Melancholie in dem Gemüthe Bertinazzi's. Gewiſſensbiſſe, eine damals noch im Rufe der Gottloſigkeit ſtehende Kunſt ein langes Leben hindurch getrieben zu haben, folterten ihn, er ging nach Rom und unterzog ſich dort, am Quell der Gnaden, den ſtrengſten Kaſteiungen. Marianne, ſeine ehemalige Smeraldine, einſt das munterſte Mädchen in Paris, und die Mutter ſeiner Tochter Tereſa, lebte bei ihm. Obgleich ihre Geſinnung noch ſehr am Weltlichen hing, ſo konnte ſein gutes Herz ſich nie entſchließen, die einſt von ihm geliebte Perſon zu verſtoßen.

Der Abbé Mouton trat jetzt eilfertig in das Zimmer, indem er ſich den Gypsſtaub von Hut und Rock wegzublaſen bemühte, womit die Confetti der Masken des Corſo ihn freigebig überſchüttet und ihm ein getigertes Anſehen dadurch verliehen hatten.

Bertinazzi eilte ihm in banger Erwartung entgegen.

„Habt Ihr Nachricht von ihm, Monſu Abbate," rief er, in ſeiner gewöhnlichen Weiſe das Franzöſiſche ausſprechend, „war es mein alter Jugendfreund, den ich heute früh, aus der Meſſe kommend, unweit Sta. Maria Maggiore erblickte?"

Der Abbé, ziemlich wohlgenährt, ſetzte ſich ſchnaufend hin, indem er ſich mit dem Hute Luft zufächelte.

„Es iſt heiß bei Euch im Zimmer," näſelte er, „ja Bertinazzi — die Masken hatten eine ordentliche Hetze mit mir vor — das wußte ich wol, daß es meines Gleichen an dieſem tollen Tage nicht anders zu ergehen pflegt, jedoch wollt' ich Euch nicht auf die angenehme Nachricht warten laſſen, die ich Euch zu überbringen habe."

„So ſprecht doch nur — er war's alſo?" rief lebhaft der Alte.

„Bruder Antonio von den Franziskanern," ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ehrfurchtsvoller Miene der Abbé.

„Antonio, ja, ſo hieß er — ich entſinne mich! Giovanni Vincenzo Antonio! mein innigſter Jugendfreund, mein Spielkamerad! Wo ſind die Zeiten hingeſchwunden? Wie wir damals ſo glücklich waren! Ach, mich hat das Verderben hinabgeriſſen in den Schlund der Hölle und er iſt ein frommer Mann geworden!"

„Ja wol," fügte der Abbé hinzu. „Ein ſehr frommer Mann."

„Wenn ich nur an ihn zu kommen wüßte — aber er wird nichts von mir wiſſen wollen —" jammerte der Alte.

„Nicht doch," ſprach der Abbé.

„Und warum wandte er ſich denn von mir ab und beſchleunigte er ſeine Schritte, als ich auf ihn zutrat?" fragte Bertinazzi weiter.

„Das mag wol ſeine abſonderlichen Gründe haben," ſprach fein lächelnd der Franzoſe. „Genug, ich kann Euch die Verſicherung ertheilen, daß er ſich Eurer noch ſehr wohl erinnert."

„Ach, das freut mich!" rief entzückt der Alte. „Ihr werden ihm doch nichts geſagt haben von meinem unglückſeligen Wandel, das würde den heiligen Mann mir gewiß ſogleich entfremdet haben."

„Im Gegentheile," erwiderte der Abbé, „ich habe ihm Alles geſagt, von Euren Gewiſſensbiſſen und von Eurer Buße, und er ſchien innig gerührt davon."

„O, ich Glücklicher — er wird für mich armen Sünder beten!" ſprach Bertinazzi.

„Noch mehr," ſprach der Abbé, „er wird Euch beſuchen, um Euch ſeine Tröſtungen angedeihen zu laſſen."

„Das will er?" ſchrie der Alte außer ſich.

„Das wird er, dieſen Abend," berichtete der Abbé. „Sein Kloſter iſt unfern von hier. Während ſich Alles auf dem Corſo zuſammendrängt, um das Lichterſpiel zu treiben, will der fromme Mann, durch ein Hintergäßchen, in einen dunklen unſcheinbaren Tabarro gehüllt, Euch einen Beſuch abſtatten. Empfangt ihn mit Ehrfurcht, denn er ſteht hier in großem Anſehen wegen ſeiner Frömmigkeit, doch mögt Ihr keineswegs die Zutraulichkeit verbannen, die Euer früheres Verhältniß erheiſcht. Er wird das auf jeden Fall gern ſehen. Doch jetzt, Ser Carlo, laßt die Maccaroni auftragen, denn ich muß Euch geſtehen, daß meine Zeit zum Eſſen da iſt und ich um Alles in der Welt jetzt nicht den weiten Weg bis zum Venetianiſchen Palaſte, wo meine Trattorie iſt, durch das tolle Gewühl zurücklegen möchte."

Ohne Bertinazzi's Einwilligung abzuwarten, ſtand der mit dem Hausbrauch ziemlich vertraut ſcheinende Abbé auf und zog an die ſeitwärts hängende Klingelſchnur.

Marianne trat herein.

„Das Eſſen!" ſagte Bertinazzi freundlich.

Während ſie nun aus einem Schranke das Gedeck hervorholte und Schinken, Käſe und Salami vorläufig darauf ſetzte, bemerkte der Abbé, daß ſie von Zeit zu Zeit die Schürze vor die verweinten Augen führte.

„Was hat Madame?“ fragte der galante Pariſer mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Soll man nicht weinen?“ ſprach mit zitternder Stimme die alte Smeraldina. „Nichts ſieht man von der Herrlichkeit, Moccoli werden angezündet, und das arme Engelskind, die Tereſa, wird nicht ahnen, welche Welt der Luſtigkeit um ſie gaukelt!“

Sie ging hinaus, um die warmen Speiſen aufzutragen.

„Laſſet die Weiber auf den Altan treten mit ihren Lichtern,“ ſprach bedächtig der Abbé, „während Ihr den Beſuch Eures Jugendfreundes empfanget. Ihr werdet ungeſtörter ſein können.“

Marianne erſchien, und mit ihr Tereſa, welche noch ſchmollte. Aber wie erheiterten ſich Beide, als Bertinazzi ihnen die Zuſicherung ertheilte, ſie dürften Abends vom Altane aus mit ihren Lichtern die Beluſtigung auf der Straße in Augenſchein nehmen.

4.

Wer die Liebe kennt, weiß, wie erfinderiſch ſie macht. Kein noch ſo mächtiger Damm vermag den glühenden Strom der Leidenſchaft aufzuhalten und was vermöchte wol die kleinliche Vorſicht eines thörichten Alten. Wir wiſſen aus guten Büchern zur Genüge, wie leicht Vormünder und andere ähnliche Iſegrimme von pfiffigen Liebesleuten überliſtet wurden und der Verſpottung anheimfielen.

Dem alten Selbſtpeiniger Bertinazzi erging es nicht beſſer.

Sein Neffe Vincenzo, der nach Rom gekommen war, um auf dem Theater dieſelbe Kunſt auszuüben, die ſeinen Onkel ſo berühmt gemacht hatte, durfte, wie natürlich, deſſen Schwelle nicht betreten. Von ſeinem Vermögen, das nicht unbedeutend war, konnte er ohnedies keinen Heller erwarten, weil es der Alte frommen Stiftungen vermacht hatte. Vincenzo ſollte nach ſeines Oheims Willen ſich dem Dienſte der Kirche widmen. Statt dieſer Geſinnung zu entſprechen, band er aber jeden Abend die Maske von gebranntem Leder vor, ſchlüpfte in die Hülle von hundert bunten Fetzen und führte die artigſten Schelmereien aus vor den Augen der ſtolzen Bevölkerung der Hauptſtadt der Welt.

Einem ſolchen Menſchen von Vincenzo's Schlage tritt bei einem abenteuerlichen Streiche nicht eben viel Ueberlegung in den Weg.

Einem verliebten Arlechino wird leicht das ganze Jahr zum Faſching. Und verliebt war er, das mußte Jeder, der ihn näher kannte, eingeſtehen.

Mit demüthiger Bitte hatte er ſich oft bei ſeinem Oheime gemeldet, doch immer war er zurückgewieſen worden. Aber Tereſa, die er bei dieſen Beſuchen zu ſehen bekam, war zu ſchön, als daß ſie auf ſein empfängliches Herz keinen Eindruck hätte machen ſollen.

Bald war ein Plänchen ausgeheckt, um ſie täglich ſehen zu können.

Die ehrlichen Brüder Franziskaner ſandten jeden Morgen durch einen Gärtnerburſchen dem frommen Carlo Bertinazzi aus ihrem Garten, den ſie ſelbſt beſtellten, ein Körbchen herrlichen Broccolis, ſaftiger Melonen, würzreicher Artiſchoken, oder anderer edler Gemüſearten, die, von ihren Händen gebaut und gepflegt, in beſonderer Güte reiften.

Dies hatte Vincenzo kaum erfahren, als er dem Burſchen aufpaßte und ihn durch ein Geldſtück dahin brachte, ihm die Gabe der guten Brüder zu überlaſſen, um ſie dem alten Herrn einzuhändigen.

Die tägliche Wiederholung der ſilbernen Ueberredungskunſt verfehlte ihre Wirkung nicht und der Gärtnerburſche ging bald nicht weiter als bis an das Eckhaus der Straße, wo Vincenzo wohnte, übergab ihm den Korb und ließ ihn für das Weitere ſorgen.

Der junge Schauſpieler hatte ſich ein Coſtüm zu dieſer Rolle verfertigen laſſen, das zierlichſte von allen, die an beiden Ufern der Tiber getragen werden, und beſtellte ſeine Commiſſion ganz dem übernommenen Charakter gemäß.

Wie konnte es fehlen, daß die liebliche Tereſa bei aller Unbefangenheit auf den täglich wiederkehrenden, zierlichen Burſchen aufmerkſam wurde.

Er zauderte oftmals, ehe er den Korb ihr überreichte, um erſt irgend ein freundliches Wort ihr zu ſagen, und nach einiger Zeit ſtand ſie ſchon im Vorhauſe, um die Thür zu öffnen, wenn er läutete, und der alten Donna Marianne die Mühe zu erſparen, ſelbſt Korb und Artigkeit aufmerkſam von dem jungen Gärtner in Empfang zu nehmen.

Nach einem Monate war jeden Tag die Hausuhr von dem Anläuten des Gärtnerburſchen bis zu ſeinem Fortgehen regelmäßig um eine Stunde weiter gerückt. Tereſa wußte bereits, daß in der Verkleidung ein Liebhaber ſtecke, und ſah gar nicht ein, warum ſie ſich um den artigen Spaß bringen ſollte, den ihr dieſe Morgenbeſuche gewährten. Darum ſchwieg ſie davon.

Aber das Gelingen ihrer Liſt machte die jungen Leute zu unbedachtſam. Auch eine Stunde des glücklichſten Beiſammenſeins genügte ihnen nicht mehr und ſie überhörten das Schlagen der Uhr und den kreiſchenden Ruf Mariannens, der durch's ganze Haus erſchallte.

Wie ein Blitz fuhr ſie zwiſchen Beide, die in einer gar ſonderbaren Stellung in dem Zimmerchen des Erdgeſchoſſes einander gegenüberſtanden.

Alles hatte Vincenzo der Geliebten bereits entdeckt und die Flucht zu einer gelegenen Zeit verabredet. Sie ſollte mit ihm, unter anderm Namen, zum Theater gehen, und weil ſein Kennerauge viel Talent in ihr entdeckt zu haben glaubte, ſo bemühete er ſich bereits ſeit einigen Tagen, ihr die Schritte und das Benehmen der Smeraldina zu zeigen, und da ſie eine ungeheure Faſſungskraft beſaß, ſo war er jetzt daran, mit ihr jene niedliche Scene einzuſtudiren, in welcher Arlechino ſeine Geliebte zum Erſtenmale erblickt und ihr mit neckiſcher Naivetät ſeine Liebeserklärung macht.

Dem Geſchmacke der damaligen Zeit konnte nichts Anziehenderes geboten werden, und Kenner verſichern, nicht im Stande zu ſein, das Anmuthige einer ſolchen Scene zu beſchreiben, die freilich von der Art und Weiſe unſerer heutigen Arlechinos der Pantomime gänzlich abwich.

Man kann ſich denken, welchen Eindruck Das, was ſie ſah, auf das weiche Künſtlerherz der alten Smeraldina hervorbrachte. Sie wollte anfänglich zürnen, aber ſie vermochte es nicht. Nicht lange, ſo miſchte ſie ſich förmlich in den Unterricht, und ward ſo hingeriſſen, den beiden jungen Leuten zum innigſten Ergötzen eine Scene ſelbſt vorzuſpielen.

Dieſe Gutmüthigkeit bewog die Kinder leicht, Alles zu geſtehen. Sie fielen, im Charakter, der Mutter zu Füßen und fleheten um ihren Segen, und man kann denken, mit welcher Würde ſich die alte Smeraldina dabei benahm. Nie hat das Theater eine Scene von dieſer Wahrheit geſehen.

Aber damit war noch nichts gewonnen. Marianne, welche ihr Verhältniß zu Bertinazzi, und daß Tereſa auch ſeine Tochter ſei, dieſer ſtets verheimlicht hatte, durfte auch jezt nicht ſprechen.

Alles, was ſie thun konnte, beſtand darin, daß ſie den Liebeshandel unter ihren Auſpicien fortbeſtehen ließ, und das Verſprechen gab, des Alten Geſinnung günſtig zu wenden.

Doch nichts wollte glücken. Alle Anfälle ſchlug er barſch zurück.

Wir haben geſehen, wie die liebliche Tereſa als Smeraldina verkleidet, eine Liſt, welche die Mutter ausgeheckt hatte und worauf ſie ſo viel gab, von dem grämlichen Greiſe aufgenommen wurde.

So ſcheiterten alle Verſuche bisher.

5.

Ein heiterer Abend begünſtigte das Feſt. Auf Balconen und Altanen weheten die Flämmchen der angezündeten Lichter und die Tauſende auf der Straße beleuchteten die bunten Anſichten der Häuſerreihe, die mit Blumen und Teppichen geſchmückt waren. Wie Irrwiſche verlöſchten und entzündeten ſich die hüpfenden Feuer, und der übliche Fluch „daß ihr ermordet wäret!“ erſchallte überall, von Gelächter begleitet.

Es war ein Feſt der ausgelaſſenſten Thorheit. Wer wollte die Narrenſtreiche zählen, die an dieſem Abende verübt wurden, wer wollte ſie zu beſchreiben wagen? Ein Nichts, ein fades Spiel würd' es einem jeden Leſer erſcheinen; todt und geiſtlos, wär' es nicht im Stande uns ein Lächeln abzugewinnen, denn die Buchdruckerſchwärze iſt keine Farbe und die feurigſte Schilderung gäbe kein Bild dieſes Lebens.

Aber mitten in dem Strudel erhält Alles Bedeutung. Wie ſie nur da ſind, um zu genießen, wie ſie gierig einſaugen die Luft, von hunderttauſend Narrenlungen ein- und ausgeathmet und von holdem Unſinn ganz geſchwängert. Welche Laune das Alles gebiert!

Der armſeligſte Lump, bringt er nur einen Schatz von Wahnſinn mit, ſo iſt er der König des Feſtes. Alles macht ſich den Spaß, ihm zu huldigen, man trägt ihn im Triumphe und er genießt die Freude, die manchem ernſthaften Regenten verſagt iſt, ſein Volk glücklich zu ſehen.

Die Bewohner der Gräber, welche ſonſt nur Angſt und Entſetzen verbreiten, wenn ſie — wie die Sage erzählt — zum Beſuche der Menſchen ihrem gräßlichen Aufenthalte entſteigen, geben dieſer toſenden Volksmenge ſelbſt noch Veranlaſſung zu erhöhter Luſtigkeit. Weiße, ganz verhüllte Weſen, die ſich bald kleiner, bald größer zu geſtalten vermögen, ſchweben zwiſchen den Gruppen umher, und, wo ſie erſcheinen, verbreiten ſie ein komiſches Erſchrecken und ein unvertilgbares Gelächter.

Der ſcheußliche Wahnſinn muß ſein Aeußeres vernünftigen Leuten borgen, die ſelbſt in dieſer Hülle noch Scherz zu verbreiten wiſſen.

Vor Allen aber ſind es jene lieblichen Erſcheinungen, in unſcheinbares Grau gekleidet, ein blutrothes Herz auf der Bruſt und die große Glocke am Gürtel hängend. Die ſchwarze Naſe keck hervorreckend, ſpringen ſie zu Hunderten im Gewühle umher und ſind die allgewöhnlichſten, allbeliebteſten Gäſte. Pulcinell und Pulcinella ſind die eigentlichen Einwohner, die Eingeborenen dieſes Schlaraffenlandes, die längſt das Bürgerrecht in dieſer ewigen Republik der Thorheit erlangt haben. Sie bewegen ſich aber auch mit einer Sicherheit, ſie herrſchen mit einem Uebergewichte, ſie wiſſen, daß es ihnen zukomme, und daß Niemand ihnen das angeſtammte Recht ſtreitig machen wird, da es einem Jeden freiſteht, ſich aus eigener Narrenmacht zu ihres Gleichen zu erheben.

Ueber dieſem Gewühle war Roms milder Frühlingshimmel ausgeſpannt und die Millionen Sterne leuchteten aus der Unermeßlichkeit auf die Lichterchen herab, welche die Menſchen in den Händen trugen, die jener großen Weltenlichter gar nicht achteten. Aber tief unter den Sternen, und dennoch hoch über den Köpfen der ſich herumtummelnden Menge, ſtrahlten andere Sterne, mild und feurig, aus den ſtrengſchönen Geſichtern der Römerinnen, die von ihren Häuſern, von Fenſtern, Dächern und Balconen herniederſahen und denen — ſo ſchien es — all dies bunte Getümmel ſo eigentlich galt, weil es ihnen große Freude zu erregen ſchien.

Am meiſten machten ſich die luſtigen Gärtnermasken, in ihren weißen, mit Blumen beſetzten Coſtümen, den Schönen bemerkbar. Sie trugen jene Art von Scheeren, die durch einen geſchickten Handgriff plötzlich bis zur Höhe der Balcone und Fenſter ſich ausſtreckten und an deren Ende ein ſinnig zuſammengebundener Strauß, auch wol gar ein duftendes Billetchen ſich befand, welche Gabe von den Damen freundlich in Empfang genommen wurde und oftmals eine Quelle von ſtillern Freuden, bis weit in die trübe Faſtenzeit hinein, dem Geber, ſowie der Empfängerin eröffnete.

Auch vom Balcone des finſtern Carlo Bertinazzi wehete ein alter Teppich herab, deſſen Farben wol einſt glänzend geweſen ſein mochten, der aber dem ſchwarzen Eiſengeländer nicht eben zur beſondern Zierde gereichen konnte; mehr war dies der Fall mit dem beiden Mädchen, das gar phantaſtiſch und ſtattlich von Marianne aufgeputzt, ohne Larve, das Geſicht, nach pariſer Sitte, mit einem Paar kleiner Schminkpfläſterchen und einer Brille von ſchwarzem Draht geziert, die das Blendende der Haut erhoben, mit jugendlicher Unbefangenheit und hochklopfendem Herzen die Herrlichkeit einer Traumwelt darin aufnahm.

Um ſo mehr war Tereſa's Erſcheinung überraſchend, da man einen ſolchen Engel in des alten Bertinazzi's Umgebung nicht vermuthete, von dem die unſinnigſten Gerüchte, durch ſeine Sonderbarkeit veranlaßt, im Munde des Volkes waren.

Gar herrlich wußte Marianne in den Scherz der Maſken einzugehen, wie ſie es durch ihre frühere Uebung erlernt hatte, zur großen Freude ihrer Tochter, die des lauten Lachens kein Ziel wußte.

Da tauchte mit einem Male, gerade unter ihrem Balkone, eine befreundete Geſtalt aus den Volksfluthen auf.

Das Theater war geendet und in dem Gärtnercoſtume, das er täglich, wenn er mit den Gemüſen der Franziskaner kam, zu tragen pflegte, nur zierlich an dieſem Abende mit purpurglühenden Liebesblumen geſchmückt, ſtand Vincenzo da, die ſtarrblickende Maſke zu den Frauen hinaufgerichtet, welche ſeine in Liebesfeuer und Sehnſucht ſchwimmenden ſchönen Augen ihren Blicken entzog.

Mit leiſem Ah! erblickte ihn Tereſa und ſogleich ſchob ihr die mit geſchicktem Schwunge emporgeworfene Scheere ein Billetchen in die Hand, das ſie haſtig erbrach und mit Hülfe ihres Kerzchens ſogleich folgende Worte las:

„Licht meines Lebens! Das Theater hat bis jetzt gedauert. Aber nun iſt es ſchon bald Mitternacht und dann ſinkt: all dieſe Seligkeit in das Grab von zwölf traurigen Monaten! Alle Masken zerſtieben, als wären ſie aus Nichts gewoben, und auch ich werde dies Schickſal theilen müſſen — wenn nicht Deine Huld — Tereſa! es mir vergönnt, in Deiner Nähe, an Deiner Seite, dies beglückende Daſein länger fortzuſpinnen.“

Marianne hatte ſich nach einer andern Seite gekehrt, um mit einem närriſchen Quacquero ein tolles Geſchwätz zu unterhalten. Tereſa ſah ängſtlich nach ihr, dann wieder in das Zettelchen, und wußte nicht, was ſie eigentlich zu thun hatte. Der kühne Gärtner aber wußte es weit beſſer. Denn im Nu war er an Säulen und Laubwerk, von dem architektoniſchen Schmucke, womit die Häuſer in Rom mehr als anderswo geziert erſcheinen, begünſtigt, zu dem nicht ſehr hohen Balcone hinangeklettert und hatte dem Mädchen das Lichtchen ausgeblaſen, indem er dem Feſte ſein Recht widerfahren ließ und ſo lieblich, wie Gruß, ihr die unerläßlichen Worte dabei zuflüſterte: „Daß Du ermordet würdeſt, mein ſüßes Leben!“

Grell ſchreiend, warf Marianne ihren Kopf herum und eilte herbei, ihrer Tochter Licht wieder anzuzünden, deren Wangen dies leicht bewerkſtelligt hätten, ſo loderten ſie auf in Gluth des Entzückens.

Was war zu machen! Denſelben Weg den verliebten Waghals zurückzuſenden, dazu war Mariannens Herz nicht grauſam genug; ihn durch's Haus zu führen, in dieſem Augenblicke, war nicht räthlich, da Bertinazzi noch wachte und den Beſuch ſeines Jugendfreundes, den der Abbé am Morgen ihm gemeldet hatte, bei ſich ſah. Daß der Alte nicht auf den Balcon kommen würde, das konnte mit Beſtimmtheit angenommen werden.

„Wird ja bald die ernſte Stunde ſchlagen, wo die ganze Welt ſich in Sack und Aſche hüllt," dachte Marianne, „und dann hat ohnedies Alles wieder ein Ende. Drum laßt uns die karg zugemeſſenen Secunden ganz genießen!"

Und ſie ergötzte ſich aus der Ferne daran, wie Vincenzo ſo ehrbar und ſchön mit Tereſa that, und hing mit liebenden Mutteraugen an der Gruppe.

6.

In des alten Carlo Zimmer ſaßen indeß bei glimmendem Kamine und hellbrennender Lampe die beiden Freunde, die ſich ſeit früheſter Jugend nicht mehr geſehen hatten, in traulichem Geſpräche.

Bruder Antonio war ein hochgewachſener Mann, mit ſtrengen, doch angenehmen Geſichtszügen, an Jahren ſeinem Freunde Bertinazzi beinahe gleich. In ſeinen Worten ſpiegelte ſich der herzlichſte Antheil an Carlo's Schickſal, mit Vergnügen ließ er ſich von ihm ſeine bunten Lebensfahrten mittheilen und ſuchte mit Kraft und Milde ſeine Beſorgniſſe für die jenſeitige Zukunft zu heben.

„Wer hätte das denken ſollen," rief Carlo aus, „wie wir uns als Jünglinge kannten, daß unſere Bahnen, ganz unſern Charakteren entgegen, ſo von einander abweichen würden! Ich, der Ernſte, Stillbrütende, nur nach innen Gerichtete, zur Selbſtbeſchauung Aufgelegte, mußte nun mein ganzes Leben hindurch das leichtfertigſte Volk der Welt mit Poſſen und Zoten unterhalten, und es mir zur Ehre ſchätzen, daß loſe Weiber meinen Namen ihren Hunden gaben! Ich, zu Höherem und Beſſerem geboren, ſollte verdammt ſein, den Launen des Pöbels zu fröhnen, um in frechen Spielen, welche die Kirche verflucht und der Ernſt der Weiſen verachtet, die entartete Menge zu ergötzen! Und Du — der Du in heitern Scherzen und loſen Streichen die Jugend verlebteſt, Dich leitet der gütige Himmel zum Quell der Gnaden, Du erhälteſt die Weihen, Du erſcheinſt mir jetzt ein Heiliger auf dem Pfade des Sünders! Sprich, nicht mein Freund, nicht mein Antonio, nein! mein Vater! wird ſich der Himmel meiner erbarmen? wird er meine aufrichtige Buße annehmen und mich eingehen laſſen in das Reich des Herrn?

Sein Blick hing an dem Munde Antonio's, deſſen Lippen ſich mit ſanftem Lächeln öffneten.

„Ich betrachte es als eine beſondere Gnade der ewigen Vorſehung, daß mir vergönnt iſt, Deine drückenden Zweifel zu heben,“ begann er endlich. „Möge Dich der Wahn für immer verlaſſen, als verfluche die Kirche das Gewerbe, das Du triebſt, und das darin beſtand, den Menſchen den Druck der Tageslaſten durch angenehme Scherze zu erheitern. Dein reiner Sinn, den ich an Dir kannte, Deine Reue, die Du jetzt über Dein zurückgelegtes Leben empfindeſt, ſind mir Bürgen, daß Du die Achtung der Beſſern verdienteſt, und der Ruhm, den Du Dir errangſt, und der bis zu mir drang, daß Du ein tüchtiger Künſtler warſt.“

„Bis zu Dir, Antonio?“ rief erſtaunt Bertinazzi. „Iſt es möglich, daß in Deine ſtille Zelle ein Ruf wie der meine dringen konnte?“

„O, wüßteſt Du, Carlo, wie viel Wünſche, Hoffnungen und Begierden unſere Zellen begraben!“ erwiderte der Andere. „Wie lebensluſtig unſer Blick hinausſchweift in die heitere Welt mit ihren bunten Erſcheinungen, bis ihn die Zeit ertödtet oder abſtumpft, und er ſich daran gewöhnt, nur die ehrfurchtgebietenden Dinge ſeiner Umgebung zu betrachten. Schätze Dich glücklich, Carlo, daß Dir der Himmel nicht dieſe Laſt der Heiligkeit hienieden auferlegte, daß er Dich ein Menſch ſein ließ, froh mit andern Menſchen. Eine Zeit wird kommen, und ſie iſt nicht mehr fern, wo der Schimmer der Heiligkeit verſchwinden wird vor dem wahren Glanze der Menſchenwürde. Kein Menſch ſtrebe danach, ein Heiliger werden zu wollen, wir ſind aus zu grobem Stoffe gemacht. Der Menſch begnüge ſich damit, es ganz, im wahren Sinne zu ſein!"

„Armer Bruder!" ſprach Carlo zögernd, „mit dieſen Geſinnungen kannſt Du in Deiner Zelle nicht glücklich ſein!"

„Ich bin es, ja!" ſagte ernſt Antonio, indem er ihm die Hand drückte. „Ich bin es in dieſem Augenblicke in einem höhern Grade als je; ich fühle Kraft in mir, die Menſchheit zu beglücken, ich vermag viel zu wirken, ich kann Dir, meinem innigſten Freunde, Troſt und Ruhe ins Herz gießen! Wie ich Dich am Morgen erblickte, wie ich meinen Augen kaum trauen wollte — ach! wie gern hätt' ich Dich da ſchon ans Herz gedrückt! Aber ich bin zu ſehr gekannt in Rom, ich war in weltlicher Tracht, wie Du ſahſt, wollte kein Aufſehen erregen, und entfernte mich ganz ſchnell, um jetzt ungeſtört die Freude des Wiederſehens zu genießen. Ach! wie alle Jugenderinnerungen wach in mir werden! Carlo, es waren ſchöne Tage! Ohne Ehrgeiz, ohne Pläne, ohne ernſte Wünſche, unbekannt mit der Welt, lebten wir nur dem Vergnügen! Es war der Lenz — Alles in Blüthe — ewiger Sonnenſchein — himmliſche Muſik der Sphären! o Jugendzeit! zauberiſche Erinnerung! ſeliges Thal, wo ein ſorgloſer Schlummer uns umfing, den beide

Träume belebten. Nun haben Nebel Dich den Blicken entzogen — und nur Dein Wiederfinden zerſtreut ſie und ich ſehe es wieder in ſeiner ewigen Anmuth!"

„Auch Dein Stand macht nicht glücklich," ſagte ernſt Bertinazzi; „auch Du beklagſt eine verlorene Glückſeligkeit!"

„Ich bin glücklich, ſag' ich Dir! glücklich vor allen meinen Brüdern!" ſprach wiederum der Freund.

„Du wirſt wol hoch geachtet in Deinem Kloſter?" fragte Bertinazzi.

„Ich kann darüber nicht klagen," entgegnete Antonio, deſſen Züge nun die gewohnte Heiterkeit wieder zeigten.

„Deine Obern lieben Dich?" fuhr der Andere fort.

„Die Obern? zum Theil!" verſetzte Jener.

„Sie neiden Dir wol Deine Einſicht, ſie fürchten wol, Du könnteſt Dich über ſie erheben?" fügte Bertinazzi hinzu.

„Sie fürchten mich," ſagte mit großem Ernſt Antonio; „denn mein Augenmerk geht dahin, das Volk der Chriſten, die große Gemeinde, auf dem Wege der Erkenntniß zum Heile zu führen."

„Solch weitausſehende Plane haſt Du?" rief überraſcht Bertinazzi. „Ei, die mag wol noch kein Bruder Deines Ordens gehabt haben; Dich plagt ein ſtarker Ehrgeiz, wie ich ſpüre."

„Wahr ſprichſt Du, Carlo," ſagte der Freund, „kein Anderer meines Ordens, oder meines Standes, hat wol je meine Plane gehegt. Doch nicht Ehrgeiz beſeelt mich mehr, das magſt Du mir glauben! Unſer trauliches Geſpräch iſt nun aber zu ernſt für das Wiederfinden zweier Freunde geworden — ich kam in der heiterſten Stimmung von der Welt her und möchte nicht gern das Herz voll trüber Gefühle, mit Gedanken an meine Feinde und meine

Plane, von hinnen weggehen. Es iſt ein Feſt der Erinnerung! Der Himmel hat uns erlaubt, einen langen Weg zurückzugehen, und wenn auch nur für einen Augenblick, ſo wollen wir dieſe Gnade mit freudigem Danke genießen. Viel hörte ich von Deiner Kunſtfertigkeit, Carlo, nie ſah ich dergleichen. Ich hege die Meinung, wenn ich Dich in Deiner Vollendung geſehen, alle andern Genüſſe dieſer Art leicht entbehren zu können. Mein Stand ſchließt mich aus von jenen Verſammlungen, wo die Kunſt ihre heitern Reize entfaltet, was ich davon in meiner Jugend auf offenem Markte ſah, kann wol mit Dem, was Künſtler Deiner Art leiſten, nicht im Entfernteſten verglichen werden. Darum gib mir ein Schauſpiel dieſer Gattung, laſſe es Dir gefallen, Deinem alten Freunde ein ſeltenes Feſt zu bereiten!"

„Du wollteſt es mit anſehen," rief Carlo, „wie ich — nein — es iſt nicht möglich! In dieſem Schlafrocke ging es nicht an, und ich ſollte die Teufelslivree wieder anziehen?"

„Ziehe Deine Livree getroſt an," ſprach lächelnd der Freund, „ſie iſt nicht des Böſen! Laß mich die angenehme Erinnerung dieſes Augenblicks mit mir fortnehmen, damit das heitere Bild des Freundes mich ſtets begleite."

Wir werden uns ja wol noch öfter wiederſehen!" ſprach Carlo.

„Du wirſt mich oft ſehen," verſetzte Antonio, „doch ſo vertraulich einander gegenüber ſchwerlich mehr. Auf, Carlo, beginne Dein Spiel, die Zeit verrinnt, und ich bin wahrlich begierig es zu bewundern."

Carlo war ſtillſchweigend in ein Nebenzimmer gegangen und trat nun mit dem Harlekinshabite, der Pritſche und Maske daraus hervor.

„Wenn Du es denn ſo haben willſt," ſprach er ernſt.

„ſo mag es drum ſein! ich werde mich aber nur ſchwer in die rechte Laune finden. Und wenn ich's thue, ſo geſchieht es nur, um Dich zu befriedigen und Dich zu vermögen, Deine frommen Gebete, um Verzeihung meiner Sünden, zum Himmel zu ſchicken."

Der alte Mann war nun darüber her, ſich ins Zeug zu werfen, und Bruder Antonio mußte ſchon mit Hand anlegen, um die Häkchen zu befeſtigen, den Gürtel zuzuſchnallen und was dergleichen Hülfsleiſtungen mehr waren. Nun ſtand er da, ganz in der Tracht der italieniſchen Scene; ſein Freund ſaß ihm gegenüber, neugierig auf ihn die Blicke gerichtet.

„Siehſt Du," fing er nun an, „ſo trat ich gewöhnlich auf, und dieſe kleinen Gallopaden, dieſe Wendungen des Kopfes, dieſer Schwung der Pritſche waren genug, um die guten Pariſer in lauten Jubel ausbrechen zu laſſen."

Der Freund nickte beifällig mit dem Kopfe.

„So machte ich meine Lazzi, wenn ich Smeraldina einherkommen ſah," fuhr er fort; „dieß war mein Kompliment für ſie; ſo nahm ich ihre Hand— "

„Wenn Du Deine Erklärungen laſſen wollteſt," ſprach Antonio, „das ſtört den Effekt. Spiele mir lieber, ich bitte Dich, eine Scene —"

„Ich wollte wol," ſagte Bertinazzi, der nun ſchon in Feuer gerathen war, „wenn Du die Güte haben wollteſt, die Partie der Smeraldina zu machen."

„Ich?" rief erſchreckt Antonio aus; „das wär' ich nicht im Stande!"

„Doch!" doch! fiel ihm Carlo ins Wort, der, nun ganz Eifer, ein dünnes Büchlein aus der Kammer herbeigeholt hatte und es dem Freunde in die Hand gab. „Dies iſt die Komödie „von der Entſtehung des Arlechino," der Part der Smeraldina iſt darin ganz ausgeführt durch den berühmten Gherardi, und Du darfſt nur mit zarter Stimme ihre Worte ableſen, ich werde Dir dann immer ex tempore antworten."

Mit ſanft ablehnender Miene ſchob Antonio das ihm dargebotene Heft zurück.

„Ich würde nur Alles verderben," ſagte er, „denn meine Stimme taugt wol wenig dazu, Dir die nöthige Illuſion zu bereiten. Auch käm' ich um allen Genuß dabei. Verſuch' es nur, mir Deine Reden ohne Einſchaltungen und Unterbrechungen vorzutragen, das iſt Alles, was ich wünſche."

Ohne darauf zu antworten, lief Carlo, als hätte er einen plötzlichen Einfall, zur Thür.

„Wo willſt Du hin?" fragte überraſcht Antonio.

„Ich habe ein junges Ding im Hauſe, das ſo ganz von ungefähr mir heute ein Pröbchen von Talent gab, und ich will ſogleich —"

„Halt!" rief nicht ohne Heftigkeit der Freund, „ſowie noch ein Anderer zugegen wäre, müßte ich dieſem Genuſſe entſagen, weil er bei meinen ſtrengen Obern mir zum Nachtheile gereichen könnte."

„Wolan denn!" ſprach Bertinazzi, „ſo will ich Dir einen großen Monolog vorſpielen. Verhalte Dich ruhig und ſchenke mir einige Aufmerkſamkeit!"

Die Scene, die nun folgte, hätte ganz vortrefflich ihr Ende erreicht, wenn nicht plötzlich bei dem guten Antonio ein ſchon ſeit lange nur mühſam unterdrücktes Lachen ſich einen gewaltſamen Ausbruch gebahnt hätte. Es war gar erfreulich anzuſehen, wie ſehr ſich der heilige Mann ergötzte.

„Ich habe meine Luſt geſtillt," ſprach er in der Pauſe, die ihm das Lachen vergönnte, „und danke Dir! Ich kann mir wol denken, welche Luſt das heitere Volk der Pariſer an Deinem Spiele haben mochte, da es auf meinen Ernſt dieſe Wirkung hervorbrachte. Nein, Carlo! gebe Deine trüben Grillen auf, dieſe harmloſe, freundliche Kunſt, die der Menſchen Bruſt erweitert, indem ſie ihr Herz mit Freude erfüllt, führt keine ewigen Strafen in ihrem Gefolge. Es war ein ſchöner Beruf, den Du ausfüllteſt hienieden, genieße in Ruhe Deiner noch übrigen Tage und denke mit innerer Zufriedenheit an die zurückgelegte Laufbahn!“

Hiebei hatte er ſeines Freundes Hand ergriffen, der ſie plötzlich zum Munde führte und mit heißen Thränen benetzte.

„Was iſt Dir?“ fragte Antonio, indem er nur mit Mühe ſeine Hand dem weinenden Arlechino entzog.

„Deine Worte, Antonio, träufeln wie Balſam in mein verwundetes Gemüth!“ ſprach Carlo; „wie hätte ich denken können, daß mir der heutige Abend, bei deſſen tollem Lärmen mir alle meine Sünden einfielen, ſolches Heil beſcheeren würde?“

„Der tolle Abend wollte ſein Recht,“ ſprach der Andere, „wir haben es ihm Beide gezollt. Doch nun erlaube, daß ich mich entferne. Eine ernſte Zeit nahet und verlanget, daß ich mich ſammle.“

Bei dieſen Worten nahm er ſeinen dunkeln Mantel und warf ihn um die Schultern.

„Und werde ich Dich wiederſehen?“ ſprach Carlo.

„Du wirſt —“ antwortete Antonio, ihm freundlich mit der Rechten die Schulter berührend — „morgen ſchon ſollſt Du mich ſehen — zur Meſſe in der ſixtiniſchen Kapelle —“

„Ich werde mich dort einfinden,“ ſagte Bertinazzi und ergriff das Licht, um ſeinen Freund bis zur Hausthür zu begleiten, der ihn darum gebeten hatte, um von keinem Andern der Mitbewohner bemerkt zu werden.

Ermüdet, doch leichten Herzens, ſtieg Carlo Bertinazzi wieder die Treppe hinauf, um ſich in ſein Zimmer zu begeben; aber Marianne und Tereſa, die eben vom Balcone traten, wo ſie der ſchöne Vincenzo verlaſſen hatte, erblickten den Alten in ſeiner Theatermaske. Voll Verwunderung beſchloſſen Beide ihn am andern Tage deshalb zu befragen, und Marianne vermuthete nichts Anderes, als daß eine Sinnesänderung bei ihrem Carlo ſich zugetragen habe, und fußte darauf mit ſchönen Hoffnungen.

Wie toll jubelte zwar noch Alles auf dem Corſo, denn den Masken galt es ja, der letzten Augenblicke theilhaft zu werden, da die Mitternacht nicht mehr fern war; aber die Leutchen auf dem Balcone Bertinazzi's hatte das Knarren der Hausthür und die daraus ſchlüpfende dunkle Geſtalt, die ſich recht geheimnißvoll in einen unfern haltenden Wagen warf, an den Abſchied von dieſer Herrlichkeit und raſchen Aufbruch gemahnt. Die Trennung Vincenzo's und Tereſa's war kurz, denn ſie ſollte ja ihren Gärtner andern Tages wieder ſehen.

7.

Bei frühem Morgen ſah es in dem großen Corſo wie in einem Saale aus, wo vorigen Tages ein Ball gehalten worden war. In jedem Winkel erblickte man Spuren der geweſenen Luſtbarkeit. Buntes Papier, die niedlichen Hüllen lieblicher Süßigkeiten, Stückchen Band, Nadeln, weggeworfene Larven, die ungeheure Menge von Stühlen, in Haufen geſtellt, um weggefahren zu werden, und Alles eingehüllt in feinen Gipsſtaub, der durch das Zuſammenkehren der Confetti hervorgebracht wurde und die Gegenſtände wie durch Nebel ſehen ließ.

So Mancher, der in voriger Nacht des Lärmens kein Ende finden konnte, entriß ſich mit Mühe dem erquicklichen Schlummer und ſchickte ſich an zur ernſten Bußübung, welche ihm von der tiefen Betrachtung auferlegt wurde:

„Was da lebt und webt auf Erden,
Muß zu Staub und Aſche werden! —“

Aber auch Mancher dehnte ſich noch im beglückenden Traume und vernahm darin das feierliche Glockengetön, das durch die Lüfte ſich über Rom erſchütternd vernehmen ließ, und horchte noch immer dem ſchrillenden Geſchnatter der Masken, das der Traum ihm vorſpiegelte.

In Bertinazzi's Hauſe fand Beides ſtatt.

Während Carlo mit inniger Erhebung eine feſtliche Toilette machte, um ſich in die ſixtiniſche Kapelle zu begeben, färbte noch ein lieblicher Schlummer Tereſa's blühende Wangen mit höherer Röthe.

Im dunkeln Sammtkleide, umſäumt mit ſchmalen Blumenzweigen, aus buntfarbiger Seide geſtickt, die übrigen Kleidungsſtücke von ſchwarzem, ſchwerem Seidenſtoff, in der kleinen weißgepuderten Perücke, Degen und Hut an der Seite, ſo ſtand Bertinazzi da, in dem anſtändigen Koſtüme eines feinen Weltmannes der damaligen Zeit, um ſich zu Fuße, wie es die Demuth gebot, auf den weiten Weg zur ſixtiniſchen Kapelle zu begeben.

In großer, innerer Bewegung ſchritt der alte Mann aus ſeinem Hauſe über die Straße und immer beklommener, immer ahnungsvoller erfüllt ward ſeine Bruſt, je näher er dem Heiligthume kam.

Nun trat er durch das wogende Gedränge in den wunderbaren Bau des Vaticans und ſah ſich bald von Michel Angelo's Wunderwelt umfangen, kein Glanz umgab die heilige Handlung, nur Hoheit und Andacht athmete die Feier. Selbſt die Fürſten der Kirche, im Chore verſammelt, hatten den Purpur abgelegt und erſchienen an dieſem Tage in ein dunkles Violett gekleidet, ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem Höchſten, jeden Eintretenden ſtrenge mahnend, ſich aller Gedanken, die Hochmuth und Dünkel eingeben konnten, zu entſchlagen.

Carlo's Augen waren nun tief geſenkt, um das ſtille Gebet, das ſich aus ſeiner Bruſt drängte, durch keinen äußern Eindruck zu ſtören; jetzt hatte er geendet und erhob den Blick, um ihn auf den Hochaltar zu heften.

Aber wer könnte das betäubende Erſchrecken ſchildern, welches ſich des armen, alten Mannes bemächtigte. Von Schwindel ergriffen, mußte er ſich an einen Pfeiler feſthalten, um nicht hinzuſinken. Die Figuren des jüngſten Gerichtes vor ihm kreiſ'ten rieſengroß dicht vor ſeinen Augen. Die gefallenen Engel umſchwirrten ihn mit dem mächtigen Flügelſchlage, die Sibyllen wandten auf ihn durchbohrend die ſtrengen Blicke und die verſchränkten Glieder der im jähen Sturze begriffenen Verdammten umkrallten ihn und zogen ihn zu ſich und hinab in den Pfuhl ewiger Qualen. Er war vernichtet, anheimgefallen den Rieſenphantomen, womit des Meiſters mächtige Schöpfungskraft dieſen Zauberraum erfüllte.

Endlich ließ der Wirbel nach, der ihn ergriffen hatte, mildklagende Stimmen ſchallten wie himmliſche Muſik durch das Gewölbe, ſeine Beſinnung kehrte wieder.

Ein furchtbarer Traum, ſo dachte er, hatte ihn geängſtigt. Er ſchloß die Augen und ließ Das, was ihn ſoeben ſtark ergriffen hatte, noch einmal vor dem innern Sinn vorüberziehen.

Am Hochaltare hatte er ſeinen Jugendfreund geſehen, nicht unter den Kardinälen, ſondern allein knieend, als Haupt der geſammten Chriſtenheit, für ſie Vergebung erflehend von dem ewigen Throne der Erbarmung. Sein Antonio, ſein Spielkamerad, mit dem er noch geſtern — es war nicht zu denken! — irgend ein neckender Teufel übte dieſe Macht über ihn aus, er ſah in ſich den Verworfenſten der Menſchen, da an heiliger Stätte der Hölle ſolches Recht über ihn eingeräumt war.

Mit Mühe nur entſchlug er ſich der furchtbaren Gedanken, mit dem feſten Willen, durch aufrichtiges Gebet des Satans Macht zu brechen. Langſam ſuchte er ſich dem Altare zu nähern und richtete feſt die Augen dahin. Doch nicht wich die Täuſchung.

Der heilige Vater, der dort kniete, deſſen Gebet für Alle zum Himmel ſtieg, es war Antonio, ſein Freund. Jetzt erhob er ſich, er wandte ſich zum Segen, Alles ſtürzte nieder, Carlo hob den fragenden Blick hinauf zum Himmel und das Auge des Papſtes, des ſegnenden Vaters, begegnete ihm, und es war Antonio's milder Blick — Antonio's Züge — denn Antonio war — Clemens der Vierzehnte!

Nun war es kein Traum der verſtörten Einbildungskraft. Hin ſenkte ſich die Stirne des greiſen Arlechino auf den kalten Boden der Kapelle; Thränen benetzten ihn, und ſein Herz floß über in Dank und Erhebung und alle trüben Gedanken ſchwanden, denn welch ein Glück konnte das ſeinige aufwiegen, der höchſte Troſt war ihm geworden aus dem Munde des Statthalters Gottes auf Erden.

Das Amt war zu Ende, der Papſt entfernte ſich, von ſeinem Gefolge begleitet, und noch immer ſtand Carlo da, mit bebenden Lippen, leiſe Gebete murmelnd, und wankte, als die glänzende Erſcheinung ganz aus ſeinem Sehkreiſe entſchwunden war, hinaus, ſeinem ſtillen Hauſe zu, deſſen Schwelle er mit ſeltenen Gefühlen, mit einem Herzen, der roſigen Freude zugewendet, wieder betrat.

8.

Beim Eintritte in ſein Haus mußte Carlo Bertinazzi ſich ſogleich in das Zimmer des Erdgeſchoſſes begeben, weil er ſo ſtark ergriffen war, daß er nicht die Treppe hinaufzuſteigen vermochte.

Hier überraſchte er das Pärchen, das ungeſtört zu ſein glaubte und ſich ganz rückſichtslos der ſüßeſten Unterhaltung hingab.

Marianne hatte ſoeben Vincenzo die Mittheilung gemacht, wie ſie geſtern dem Alten im Arlechinokoſtüme von der Hausthür herauf habe gehen ſehen, und ſie waren eben darüber her, ihre Folgerungen zu machen, als Carlo ins Zimmer trat.

Sie erſchraken dergeſtalt über des guten Alten verſtörtes Ausſehen, daß Niemand an die eigene Verwirrung dachte, worein ihn die überraſchende Erſcheinung verſetzte.

Aber Carlo ſchien mit ganz anderen Dingen beſchäftigt, als daß er ſeiner Umgebung große Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte.

Er ſetzte ſich und athmete in kurz auf einander folgenden Zügen, fuhr ſich einmal über das andere mit der flachen Hand über Stirn und Augen und grüßte ſeinen Neffen Vincenzo, als ſei er gewohnt, ihn täglich in ſeinem

Hauſe zu ſehen, und bemerkte nicht einmal das Gärtnerkoſtüm, worein er gekleidet war.

Tereſa's Winke entfernten den jungen Menſchen bald, der, von der Güte des alten, ſonſt ſo grämlichen Oheims überraſcht, gar nicht Luſt hatte, ſich von dieſem lieben Orte, wo er ſich nun ſo heimiſch fühlte, zu trennen.

Mit der Zentnerlaſt, die von Carlo's Gewiſſen abgewälzt war, fingen menſchliche Regungen, wie verſcheuchte Sommervögel, die unter dem friedlichen Dache des Landmannes niſten, wieder an, in ſein Herz einzuziehen. Er ſprach dabei wenig und lächelte freundlich in ſich hinein.

So nahete die Stunde der erſten Faſtenmahlzeit, wo es der herrlichen Seefiſche und anderer ausgeſuchter Leckerbiſſen auf den Tiſchen aller Römer gab, und es war daher keine ſehr überraſchende Erſcheinung, den Abbé Mouton bei ſeinem Freunde Bertinazzi einkehren zu ſehen. Mehr war es jedoch ſeine Miene und die heimliche Eile, womit er den alten Carlo drängte, ihm eine Audienz in ſeinem obern Zimmer zu gewähren.

Dort angekommen, rief der Alte ſogleich aus: „Aber iſt es denn möglich, Monſu Abbate?"

Dieſer, ſtatt aller Antwort, überreichte dem Fragenden, mit feinem Lächeln, ein kleines Schreiben mit grünem Wachſe geſiegelt, worauf ein Familienwappen abgedruckt zu ſehen war.

Bertinazzi riß es haſtig auf und las dieſe Worte:

„Theurer Jugendfreund!"

„Du weißt nun, wer ich bin, und wirſt mir ein Recht einräumen, Dein geängſtetes Herz von ſeiner Laſt zu befreien. Mit Liebe bin ich Dir ſtets zugethan, und es wird mich freuen zu hören, daß Du Dich einem heitern Lebensgenuſſe, der Deinem Stande angemeſſen iſt, wieder hingabſt. Sind meine heiligen Funktionen in Rom geendet, ſo lockt mich der milde Frühling nach Caſtell Gandolfo. Dort, fern vom Gepränge der Welt und der Kirche, gehöre ich mir an, und die Augenblicke, wo ich der Sorgen mich zu entſchlagen hoffe, würden durch Deine Gegenwart einen beglückenden Reiz empfangen. Ich werde dorthin meinen lieben Freund berufen laſſen. Dein alter

Antonio Ganganelli."

Nun war Bertinazzi's Glück auf der höchſten Stufe. Eine ſolche Heiterkeit hatte ſein ganzes Weſen erfüllt, daß — hätten ſich noch finſtere Grillen ſeiner bemächtigen können — dieſe ihm wie Sünde vorgekommen ſein würden, obgleich die ernſte Faſtenzeit ſoeben begonnen hatte.

Ein üppiges Mahl vereinigte die frohen Leute, auch Vincenzo wurde herbeigeholt; das volle Glas mit feurigem Montepulciano wurde oft geleert und ſchnell wieder gefüllt, und am Schluſſe der Tafel eröffnete Carlo Bertinazzi ſeinen Genoſſen, die ſich, bis auf den Abbé, ſeine Sinnesänderung nicht erklären konnten, mit kurzen, herzlichen Worten: „daß Marianne ſeine liebe Ehehälfte, Tereſa ſein holdes Töchterlein ſei und Vincenzo ſie zum Altare führen ſollte, welchem Stande er auch gehören möchte, wenn er nur dem ächten Glauben und der Tugend ſtets angehören wolle."

Alle Aufklärungen verſprach er nach und nach zu geben, weil die Ereigniſſe den alten Mann für den Augenblick zu ſehr ermattet hatten.

Die Verliebten verlangten nicht ſo ſehr danach und waren zufrieden mit ihrem Glücke. Bertinazzi genoß nun aber eines ruhigen Alters und bis an ſein ſeliges Ende der Freundſchaft des hocherleuchteten Ganganelli.

Der Wehrwolf.

1.

In einem armen finſtern Dörfchen Weſtphalens, das ſeitwärts von den lachenden Geländen der Weſer, von waldbewachſenen hohen Bergen umgeben, wie vergeſſen daliegt, lebten arme, gottesfürchtige Leute ein kümmerliches Leben. Nicht nur die Entbehrungen aller Art, die ihnen die Armuth auferlegte, nicht die ſchwerſte Arbeit, dem unfruchtbaren Boden eine geringe Nahrung zu entlocken, bereitete ihnen dieſe Kümmerniß, ſondern ein eigenthümliches Unglück, dem ſie ſich vor den ohnedies begünſtigteren Nachbarn ausgeſetzt wähnten, und das ſie folterte bei Nacht und bei Tage, und dem ſie nicht zu entgehen vermochten, ſie ließen denn liegen Haus und Hof und trennten ſich von der Scholle, die ſie gebar.

Wer aber thut das wol? Sieht man nicht überall willig der Liebe zur Heimat jedes Opfer bringen? Hängt nicht der Menſch mit unauflöslichen Banden an ſeiner Geburtsſtätte? Nur die neueſte Zeit zeigt das unnatürliche Widerſpiel, daß entartete Söhne ihre Heimat ſchänden, daß ſie Spott und Hohn über die ehrwürdigen Sitten und

Gebräuche ihrer Aeltern ausgießen. Dies iſt ein Vatermord im Kleinen, und wenn ihn die bürgerlichen Geſetze auch ungeſtraft laſſen, die Meinung der Mitbürger verdammt ihn gewiß. Wie rührend iſt es hingegen, auf unwegſamen Stegen arme Häusler zu finden, die um keinen Preis ihre traurige Einöde verlaſſen möchten, weil ſie Alles hier ſo lieb anſpricht, weil hier Alles das ſelige Gefühl der Heimatlichkeit in ihnen anregt und befriedigt, was ihnen die Schönheiten des Golfs von Sorrent — die ſchon allein den Aermſten zum Reichſten machen können — nicht zu erſetzen vermögen. Es gibt Unglückliche, die ein früherer Hang zur Unbeſtändigkeit oder wunderliche Schickſalsfügungen aus der Heimat forttrieben, die aber dennoch ihr zugethan bleiben mit inbrünſtiger Liebe für's Leben; es gibt ſogar ſolche, denen es in der Fremde wohl ward, die ihr zeitliches Glück in der Fremde begründeten — wie die Leute meinen. — Ach! aber ſie ſind in der Fremde — und in dieſem einzigen Worte liegt es allein ja ſchon, daß ſie nicht glücklich ſein können.

Von dieſer Art waren nun unſere armen Leute in Weſtphalen. Trotz ihres bedrohlichen, beängſtigenden Zuſtandes lebten ſie fort und fort in ihren kleinen Hütten — arbeiteten ſchwer, genoſſen wenig, beteten viel und ängſtigten ſich nach Kräften.

Wenn ich dem günſtigen Leſer dieſen Zuſtand recht klar vor Augen führen will, ſo iſt es nöthig, daß er ſich mit mir gleichſam auf den Weg macht und von der mit wogenden Getreidefeldern üppig bedeckten Hochebene dort hinabſteigt den holperichten Weg, der nicht fahrbar genannt werden kann, und den auch in der That nur die Holzkarren und im Winter einige Handſchlitten befahren, um die waldige Schlucht zu betreten, in der unſer Dörfchen liegt

Die Häuschen ſind aus Lehmklumpen mit Stroh vermiſcht, aufgeführt; dieſe elenden Wände bauſchen ſchief nach allen Richtungen, ſelbſt von der leichten Wucht des kärglichen Strohdachs zu ſehr belaſtet, und zeigen ſo fürchterliche Riſſe und Spalten, daß man befürchten muß, ſie jeden Augenblick zuſammenſtürzen zu ſehen. Dieſe ärmlichen Wohnungen, hie und da von einem kleinen Gemüſe- oder Salatacker von traurigem Anſehen umgeben, liegen wie zu einer Familie gehörig in einer dichten Gruppe beiſammen, während weit entlegen von ihnen eine Hütte daliegt in einem ſo gänzlich verfallenen Zuſtande, daß man kaum annehmen kann: hier wohnten noch Menſchen.

Gleich als hätten ſich alle Bewohner des Dorfes zurückgezogen von einem ihrer Mitbewohner, als hätten ſie Scheu gehabt, irgend eine Gemeinſchaft mit ihm zu pflegen, ſo einſam und verlaſſen liegt dieſe Hütte da. Und doch wohnen unglückliche, hülfsbedürftige Leute in ihr. Allein wenn ſie ſiechen und hungern, Niemand nimmt ſich ihrer an; wenn ſie Arbeit verlangen, Niemand will ſie ihnen geben; ſie bleiben ihrem elenden Schickſale überlaſſen; mag Krankheit in der Hütte wüthen, kein helfender Arzt erſcheint; mag der Tod darin herrſchen, kein Todtengräber kommt, die Leichen zu beſtatten.

Alle Einwohner des Dorfes betrachten dieſe Hütte als die Quelle ihres Unglücks. Sie vermeiden es, ihre Schritte dort vorüberzulenken, und iſt einer genöthigt, zur ſpäten Abendzeit des Weges zu ziehen, ſo macht er einen weiten Umweg, beſchleunigt ſeine Schritte und ſchlägt manches Kreuz, von frommen Stoßſeufzern begleitet.

In der Hütte aber wohnte eine Familie armer Tagelöhner, die vom Vater zum Sohn das furchtbare Erbtheil eines böſen Namens erhalten hatte. Welch einen großen

Schatz beſitzt doch auch der ärmſte Menſch in ſeinem ehrlichen Namen! Wie Derjenige, der ſich unglücklich wähnt, nicht ahnen will, welch' ein Glück ja ſchon darin liegt, beim Erwachen den blauen Himmel über ſich und die goldene Sonne daran leuchten zu ſehen, ſo auch Der, der ſich für arm hält, welch' einen Schatz er in ſeinem ehrlichen Namen beſitzt. Schon von den graueſten Zeiten her ſoll man in dem kleinen weſtphäliſchen Dorfe, von dem wir ſprechen, viel von Wehrwölfen zu leiden gehabt haben. Von jenen räthſelhaften fürchterlichen Geſchöpfen, die, am Tage Menſchen gleich den andern, in grauſen Mitternächten plötzlich Wolfsgeſtalt annehmen und mit ihr die reißende Natur des Wolfes, dann ausziehen auf Raub und Mord und Alles zerfleiſchen und zerſtören, was ihnen erreichbar iſt. Wer wollte ſolche Dinge, die im Volksglauben ſo tief wurzeln, durch eine nüchterne, jedem baar auf der Hand liegende Herleitung aufzuklären verſuchen? Wer vermöchte mit Sicherheit darzuthun, welcher Grund zum Entſtehen dieſes Volksglaubens die Veranlaſſung war? In unſerem Falle lag die Annahme nicht fern, daß namentlich in früheren Zeiten wirkliche Wölfe aus den nahegelegenen Wäldern in die Schlucht kamen, um ihrem Raub nachzuſpüren; doch widerſprachen in jüngſter Zeit die ſorglichen Bemühungen, die Raubthiere auszurotten, dieſer Annahme, ſowie auch die Ausſage aller Derer, welche den Wehrwölfen begegnet ſein und in ihnen Menſchen und, was noch mehr war, die Bewohner jener einſam ſtehenden Hütte erkannt haben wollten.

Aber nicht blos, was ſich auf nächtliche Räubereien bezog, auf ein erwürgtes Schaf, auf eine erſchreckende Begegnung, die einſamen Wanderern aufgeſtoßen, ſondern jedes Unglück, das ſich zu jeder Stunde des Tages auch ereignen konnte und mit den Wehrwölfen in keine nähere Beziehung zu bringen war, wurde der Anweſenheit jener unglücklichen Familie zugeſchrieben. Wenn Abends die Weiber beim Spinnen ihres groben Hanfes zuſammenſaßen, oder wenn ſie zur Winterszeit ihre Gänſe rupften — der Haupterwerbszweig der Leute — dann wurden die ſchrecklichſten Dinge von den Alten erzählt. Es waren blutige, geheimnißvolle, entſetzliche Geſchichten! Der Kirchhof und ein altes Kreuz am Wege waren die Schauplätze unerhörter Thaten und Erſcheinungen. Dort brachen die Wehrwölfe trotz Eiſengitter und Riegel verheerend ein, wühlen die Gräber auf und freſſen die Leichen; hier fiel einſt ein alter betrunkener Bettler und zerſchellte ſich das Hirn, der nun tanzend ſpukt, tolle Weiſen ſingt und die Wanderer begleitet, weil er keine Ruhe finden kann, die ihm doch Niemand zu verſchaffen weiß. Beim Umgraben eines Ackers wollte man ein Gerippe gefunden haben und auf dieſem in feſter Umarmung den vor einem halben Jahrhundert ſchon geſtorbenen Großvater aus dem Geſchlechte der Wehrwölfe, im friſcheſten Ausſehen, als wäre er erſt vor einigen Stunden beerdigt. Ueberall müſſen die Wehrwölfe im Spiele ſein; Alles hatten die Wehrwölfe verſchuldet.

Die arme Familie wußte, was man ihr nachſagte, ſie kannte ihre Feinde, aber ſie hatte weder Mittel, ihnen offen entgegenzutreten, noch ſich zu vertheidigen. Sie mußte ſich auf den Bezirk ihrer Hütte beſchränken und durfte ſich am Tage niemals ſehen laſſen, ohne ſich den gröblichſten Beleidigungen auszuſetzen. Wenn die heitere, lärmende Kirmeß in den reichern Dörfern der Nachbarſchaft gefeiert wurde, wenn ſich auch die ärmſten Einwohner ihres Dörfchens in den verblichenen Sonntagsputz warfen, um ſich mit dem mühſam Erſparten eine außergewöhnliche frohe

Stunde zu machen, dann mußten ſie daheim bleiben und durften nicht Theil nehmen an der allgemeinen Heiterkeit. Wenn im benachbarten Flecken Markt gehalten wurde und Alles herbeiſtrömte — Der, um das Ergebniß ſeines Fleißes zu Gelde zu machen, Jener, um ſich irgend eine nützliche Unentbehrlichkeit zur Verbeſſerung ſeines Hausſtandes zu verſchaffen, — dann jammerte erſt recht die arme Familie, denn ſie konnte weder das Eine, noch das Andere, und ſah ſich auf ihr einſam hülfloſes Elend beſchränkt. Wenn die Einwohner des Dörfchens in feierlicher Proceſſion, ihr verwittertes Kirchenfähnlein an der Spitze, laut ſingend durch den Wald zogen, um ſich der großen Wallfahrt anzuſchließen, welche nach unſerer lieben Frau von Wiehlenbrück hinzog, dann durfte die arme Familie nur ſtill für ſich ihr Gebet zum Himmel ſchicken und jammern, daß ihr gräßliches Geſchick ſie ausſchloß von der Gnade, die durch ſolche heilige Wallfahrt zu erringen ſei. Wären ſie irgendwo bei Feſt und Gelag, im Handel und Wandel, bei Gebet und Feier unter den Mitbewohnern des Dorfes erſchienen, man würde ſie nicht geduldet, ja, wenn nicht anders, getödtet haben, um ſich von ihrer unſeligen Nähe zu befreien.

Und ſelbſt Abends, wenn ihre ſchwarze Wohnung ſo lichtleer dalag und ringsumher aus dem ſie umgebenden, nirgends angebauten ſumpfigen Boden unzählige Irrlichter hüpften, wagten ſie doch nur ſcheu und furchtſam einen Gang ins Freie, wo zwar keine Gefahr, keine offene Thätlichkeit ſie bedrohte, wo ſie aber Allen, die ſie bemerkten, einen Schrecken einflößten, der ſie ſelbſt faſt zu Tode ängſtigte. In dieſem namenloſen Jammer führten die armen Leute dennoch ein patriarchaliſches Leben. Mit Hungern ſeit früheſter Jugend vertraut, fühlten ſie faſt das Schmerzende deſſelben nicht mehr; ſie liebten ſich unter einander, ſie beteten und ſchliefen dabei ruhiger als Viele, deren Glück ſie ſich gewünſcht hatten.

Eine furchtbare Seuche wüthete im Lande. Die bevölkerten Orte wurden verheert und auch unſer einſames Dörfchen überzog die Krankheit. Abermals mußten es die zauberhaften Geſchöpfe der einſam gelegenen Hütte ſein, denen die allgemeine Geißel zugeſchrieben wurde. Während nun die Andern ſo dachten, war aber das Elend unter den Wehrwölfen noch größer geworden. Der um die Hütte verbreitete Brodem, aus den Sümpfen aufſteigend und durch Unreinlichkeit vermehrt, war der Krankheit ein willkommener Herd geworden, ſich hier ſo eigentlich recht feſtzuſetzen. Wenn jetzt die Leute das Hüttchen auf weitem Umkreis flohen, war wol ein gewichtiger Grund dazu vorhanden. Der ſchon alternde Vater erkrankte zuerſt, dann ſein Weib. Wüthete ſchon die Krankheit unaufhaltſam, wo Pflege und Hülfe zur Hand war, wie nun erſt hier, wo es an Allem gebrach, was ihrer zerſtörenden Macht Einhalt zu thun vermochte. Mit hohlen Augen und lechzender Zunge lagen die von hitzigen Schmerzen Gefolterten auf dem bloßen Boden da, keine Hülfe als vom Himmel erwartend, und die jammernden Kinder knieten um die Hinſterbenden und wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen. Aller Troſt war fern; weder Arzt noch Beichtvater erſchien, die letzte Stunde kam leiſe heran und brachte Befreiung. Da lagen nun die Leichen der Eltern und ein ſchon herangewachſener Sohn nebſt zwei kleinern Schweſtern waren übrig. Mit Thränen ſuchten ſie unter alten Lumpen die reinlichſten zuſammen, um ihre todten Eltern damit zu bekleiden. Die kleinen Mädchen halfen ihrem Bruder unbewußt bei dieſem trüben Geſchäft. Er ſelbſt mußte auch daran denken, die Leichen zu beſtatten. Mit einbrechendem

Abend ſchleicht er hinaus vor die Hütte und gräbt eine Grube; dann wartet er, bis der Mond aufgegangen iſt, lädt eine Leiche nach der andern ſich auf die Schulter und legt ſie hinein in das ſelbſtgemachte Grab, ruft ſeine Schweſtern und mit den Händen ſchaufeln ſie die Erde auf die Leichen, bis die Oeffnung gefüllt iſt. Es traf ſich, daß ein paar Bauern, junge Burſche, vom nahen Markt etwas angetrunken heimkehrend, Herz genug beſaßen, das trübſelige Geſchäft der Kinder in der Nähe anzuſehen und zu fragen, was ſie da thaten. Unter Schluchzen ward ihnen die Antwort: „Wir begraben unſere Eltern." Und zufrieden mit dieſer Antwort zogen die Burſche unter dem üblichen Bekreuzen heimwärts. Die Nachricht, die ſich noch an demſelben Abende im Dorfe verbreitete, erregte große Freudigkeit. Niemand begehrte das Nähere und Wahre an der Sache zu ergründen. Man wollte in der erſten freudigen Regung, die der Tod der Alten verurſachte, mit den Glocken läuten und Dankgebete halten laſſen; dann ging man darüber ernſtlich zu Rathe, wie man die Jungen aus ihrem Eigenthum vertreiben ſollte, und ſo trank man die ganze Nacht hindurch, bis daß der Morgen graute und man ſich an Ort und Stelle begab, um mit einiger Beruhigung das friſche Grab im Moorgrund hinter der Hütte in Augenſchein zu nehmen. Es ſchien, als wenn der Tod der Alten einen großen Theil der Angſt von den Einwohnern hinweggehoben habe, und daß ſie glaubten, mit der jungen Wehewolfsbrut leichter fertig zu werden.

Und in der That kam ihnen der Tod als treuer Bundesgenoſſe dabei zu Hülfe. Der Hauch der Krankheit ſchwebte noch in dem engen dumpfen Raume und legte ſich an die ſchwächere Beſchaffenheit der kleinen Mädchen. Nur wenige Tage durften ſie leiden, dann waren auch ſie gebrochen. Jetzt war der Sohn ganz allein geblieben. Seit Jahresfriſt war die alte Schweſter des Vaters, der Bruder der Mutter, Vater und Mutter ſelbſt und ſeine beiden kleinen Schweſtern eine Beute des Todes geworden. Das rieſenhafte Unglück laſtete nun allein auf ihm. Alle, die es mit ihm getragen hatten, waren dahingegangen. Wie iſt es doch ſchon dem Glücklichen ſo ſchwer, allein zu ſein, und nun erſt dem Unglücklichen, von allen ſeinen Mitmenſchen Verlaſſenen — Geflohenen! Der junge Menſch weinte und klagte nicht; ein dumpfer Schmerz erfüllte ihn ganz und, als er nun ſeine beiden kleinen Schweſtern hinausgetragen hatte und ſie, die ihm noch vor wenigen Tagen beim Graben und Schaufeln mit ihren kleinen Händchen geholfen hatten, nun neben einander in dem Grabe vor ihm lagen, da wollte er ſich im erſten Augenblicke zu ihnen legen, wenn eine mildthätige Hand es übernommen hätte, Erde auf ſie zu werfen. So mußte er nun ſchon ſelbſt den Dienſt des Todtengräbers vollenden, dann kehrte er ſtill in die ganz verödete Hütte zurück.

Drei Tage nahm er ſelbſt von der karg zugemeſſenen Nahrung nichts zu ſich, aber während drei Nächte ging er hinaus, um auf den Gräbern zu weinen.

2.

Es war ein harter Winter über die Erde gekommen. Nur Greiſe und Kranke mußten daheim bleiben, um ihres Leibes zu pflegen; nur Wohlhabende konnten es ihnen nachthun; wo aber waren die in unſerem kleinen Dörfchen? Da Niemand im Sommer aufſpeichern konnte, um in harden Wintertagen davon zu zehren, ſo galt es jetzt, rüſtig Hand anzulegen, um ſich einen Erwerb zu ſchaffen und nicht verhungern und erfrieren zu dürfen.

Der Trieb der Selbſterhaltung iſt ein mächtiger in uns. Auch in dem unglücklichen Simon — ſo war der Arme getauft worden — erwachte er. Er raffte ſich empor aus ſeiner Erſtarrung und ſah, daß ſeine Kleider in Lumpen zerfielen, und fühlte, daß er hungerte.

„Ich will hinaus ins Dorf,“ dachte er bei ſich; „ich will den Mitleidigſten bitten, mir in meine Hütte zu folgen und mein Elend zu betrachten. Ich will ihm zeigen, wie ja nun Alle todt ſind, die unſchuldig Verleumdeten, die Gefürchteten. Er ſoll ſehen, welch' ein trauriges Leben wir führten; wie trotz aller Zauberkräfte, die wir beſitzen ſollten, wir doch ſo an Allem Mangel litten. Ich will ihm zeigen, wie hülflos ich bin, und will ihn um etwas Arbeit bitten — ja um grobe Arbeit — wie er ſie nur meinen kräftigen Schultern aufbürden will, um meine elenden Tage zu friſten.“

So verließ er die Hütte. Er zog die Thüre nicht hinter ſich zu, denn hier war nichts zu ſtehlen. Mit ſcheuem Schritte nahte er ſich dem Dorf. Kinder, die einen Schneemann machten, liefen heulend vor ihm davon. Aus dem erſten Hauſe trat ein Mann, durch das Geheul der Kinder aufmerkſam gemacht, und verzog finſter das Geſicht, als er den Simon gewahrte. Der nahte ſich mit flehender Geberde und trug in kurzen rührenden Worten ſein Anliegen vor. Barſch war die Antwort des Bauern; doch war es eine Antwort. Daß er ihm Rede ſtand, ermuthigte ihn.

„Seht,“ ſprach Simon zu dem Manne, „Ihr habt da einen ſo ſchönen Holzvorrath, der noch nicht geordnet iſt; gewiß habt Ihr noch mehr im Walde. Ich will Euch das

Holz herbeitragen auf meinem Rücken, wo es auch liegen mag, durch tiefen Schnee den jäheſten Abhang hinunter. Ihr ſollt Euern Gaul ſchonen und mit ihm derweil zum Markte fahren. Dann will ich Euch Alles aufarbeiten, ſo ſorgfältig, daß kein überflüſſiger Spahn zu Boden fallen ſoll, und ſo klein, als Ihr nur mögt. Und Ihr ſollt mir nichts dafür bezahlen. Gebt mir nur täglich etwas Warmes und ein Stückchen Brot.“

Da verzog der Bauer noch mehr ſein Geſicht, auf dem deutlich zu leſen ſtand: „Weſſen erfrecht Ihr Euch?“ Dann ſchritt er ſchnell zur Thür ſeiner Hütte, ſtellte ſich davor, als wollte er ſich vorerſt den Rücken decken, hob einen Stein vom Boden und warf ihn nach dem Unglücklichen, der nur durch die ſchnellſte Wendung dem Wurfe entging und zerknirſcht von dannen eilte.

Sein Muth war plötzlich ſehr geſunken. An vielen Häuſern ging er vorüber und hatte nicht das Herz anzupochen. Da ſtand er endlich vor dem Hauſe des wohlhabendſten Einwohners, des Schulzen. Alles war hier ſo glatt und blank, ſo ſicher und wohlverwahrt, die doppelten Fenſterchen waren dicht geſchloſſen, der Schornſtein rauchte, auf dem Herde flackerte ein freundliches Feuer, ein Duft wie von friſch gebackenem Brote zog aus dem Innern in die friſche Morgenluft und übte auf den Magen des armen Simon, der lange kein wohlthuendes Frühmahl genoſſen, einen wunderſamen Eindruck. Unwiderſtehlich trieb es ihn zu der Thüre. Er hob mit bebender Hand den Klopfer und erſchrak faſt, als er ihn fallen ließ. Er überdachte raſch bei ſich, wie er in wenigen wirkſamen Worten ſein Geſuch vorbringen ſollte; denn er wußte wol, daß man ſich auch hier nicht in langes Geſpräch einlaſſen würde. Es war daher nöthig, ſo ſeinen Antrag zu ſtellen, daß der wohlhabende Schulze ſich einen Vortheil von ihm verſprechen konnte, weniger durfte er daran denken, ſein hartes Herz zu rühren.

Auf den klappernden Ton an der Thüre ſchob ein Mann in einer weiß und roth geſtreiften Schlafmütze einen Theil des kleinen Fenſters bei Seite; dies war der Schulze ſelbſt. Kaum hatte er aber Simon erblickt, als er ſogleich wieder den Kopf zurückzog und das Fenſter ſchloß.

„Eure Tenne iſt voll, Herr Schulze," ſchrie Simon verzweifelnd, „laßt mich dreſchen, ich will Euch mehr arbeiten, als zwei von Euern Knechten, laßt mich doch nicht verhungern, Ihr grauſamer Mann!"

Da hörte er von innen eine rauhe Stimme den Hunden rufen und ſeitwärts aus dem offenen Stalle ſprangen zwei wüthende Thiere auf ihn zu, denen er nicht mehr entrinnen konnte. Sie fielen ihn wüthend an und verbiſſen ſich zum Glück in ſeine Jacke. Ein tüchtiger Ruck befreite ihn aus ihren Rachen, und er kam davon, indem er ein Stück ſeines morſchen Gewandes zurückließ. Es ſchien vom Himmel beſchloſſen, ihn Hungers ſterben zu laſſen oder den Gedanken an verzweifelte Thaten in ihm zu gebären. Mit einem finſtern Blick gen Himmel biß er die Zähne zuſammen und beſchloß die Wanderung durchs Dorf zu vollenden.

Wenn ihn nicht Elend und Entbehrung ſo ausgezehrt hätten, wäre er der Schönſte im Dorfe geweſen. Er war bei ſeiner Jugend hoch gewachſen und überaus kräftig; ſeine Züge waren edel und ſanft; aus ſeinem Blicke ſtrahlte ein reines Feuer; ſeine Stimme war mild und ſeine Ausſprache rein. Von wo ſtammten ihm dieſe Vorzüge? Wie mochte der Himmel Den ſo ausſtatten, dem er ein ſolches unverſchuldetes Loos ſchon vor der Geburt beſtimmt hatte?

Waren vielleicht dieſe Vorzüge Urſache, daß die Jüngern im Dorfe, denen die Sage von den Wehrwölfen als ein albernes Mährchen erſchien, ihn haßten und verfolgten? War es vielleicht Neid und Eiferſucht, was ſie antrieb, den Haß der Aelteren gegen ihn ſtets neu aufzureizen? Denn in der That, die Weiber theilten die Gefühle des Haſſes nicht mit den Männern. Trotz aller Furcht und Scheu, die er ihnen einflößte, bemitleideten ſie im Stillen den jungen Wehrwolf. Es laut zu äußern, wagten ſie jedoch nicht.

Simon, ſo unglücklich er war, hatte dies doch ſchon bemerkt. Wenn er, als ſeine Eltern noch lebten, Abends durch das Dorf ging, ſo waren es die Weiber, die ihm verſtohlen ein Almoſen oder etwas zu eſſen in die Hand drückten. Die Dreiſteſten hörten ihn auch wol an, wenn er ſeine Klagen vorbrachte. Sie ſahen ihn dabei gerührt an, er konnte Mitgefühl in ihrem Auge leſen. Bei ſeiner jetzigen troſtloſen Wanderung durch das Dorf war er nicht ſo glücklich, eine von ſeinen frühern Freundinnen zu gewahren. Die ſtrenge Jahreszeit gab ihnen andere Beſchäftigung im Innern der Häuſer; ſie hatten vor den Thüren nichts zu ſchaffen. Ueberall hin ſchickte er ſeine Blicke; nirgend ein befreundetes Geſicht; er war der einzige Wanderer auf der Straße; kein Knecht, kein Kind ließ ſich ſehen; es ſchien, als habe ſich Alles aus dem Staube gemacht bei ſeiner Annäherung.

Dort wohnte der Metzger. Unter dem breiten Vordach im reinlichen Laden hinter dem Tiſche ſaß, das Kohlenbecken unter den Füßen, die hübſche junge Frau des Metzgers, im wärmenden, eng zugeneſtelten Pelze, das bauſchige Sammthäubchen das zierliche rothe Geſichtchen umſchließend. Er hatte ſich ihr oft ſchon genähert und ſie war nicht vor ihm geſtoben. Die Frau fürchtete keinen Wehrwolf, wie es ſchien; ob die Handtierung ihres Mannes, das blutige Fleiſch, die großen Hunde, von denen ſie ſtets umgeben war, ihr eine abgehärtete Gewohnheit zu Theil werden, oder ob ein weiches Gemüth ſie über alle Schrecken hinwegſehen ließ? um in dem ſchönen Wehrwolfe nur den unglücklichen Jüngling zu erblicken, wer weiß es? Auch diesmal ſchaute ſie mitleidig nach ihm hin, als er in einiger Entfernung von ihrem Laden daſtand und nicht näher zu treten wagte. Ein Wink von ihr löſte plötzlich ſeine Blödigkeit. Sie wickelte ſchnell ein gutes Stück Fleiſch in reinliches Papier und hielt es ihm hin. Indem er es nahm, fühlte er, daß ſie ihm die Hand drückte.

Wer wollte beſchreiben, wie dieſer Druck eines ſchönen, gefühlvollen Weſens auf den armen Simon wirkte! Er ſtammelte einige Worte, ohne zu wiſſen, was er ſagte; wie feſt gebannt ſtand er an der Klappe des Ladentiſches und ſah ſtarr in die ſchönen ſchwarzen Augen der Frau, bis dieſe ihm ein Zeichen gab, daß er ſich entfernen möchte, weil ſie den Ueberfall ihres Mannes fürchtete.

Schneller als er gekommen war, trat er mit ſeiner glücklichen Beute den Rückweg an. Es war ihm, als wenn es plötzlich Licht in ſeiner Nacht geworden wäre. Wodurch hatte er die Theilnahme dieſer Frau erregt? Was trieb ſie dazu, ſich über das Gerücht wegzuſetzen und ihm ſo hold und freundlich zu ſein? Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn mehr, als die Stillung des nagenden Hungers, die ihm früher als das dringendſte Bedürfniß erſchienen war. Und er ſaß, in ſeine Hütte zurückgekommen, noch lange ſinnend da, ohne daran zu denken, ſich von dem Mitgebrachten ein kräftigendes Mahl zu bereiten.

3.

Es war ſpäter Abend. Durch die kalte Winterluft hallt mancherlei Getön ſcharf hinüber in ſeine Einſamkeit. Vom Kirchthurm ſummt die Glocke neunmal. Der Wind pfeift durch die Ritzen der baufälligen Hütte; das Röhricht klappert im Sumpfe, dazwiſchen tönt ein ſchriller Laut irgend eines verſpäteten Thiers und das Bellen ferner Hunde.

Mit dem Lichte des Tages ſind ihm alle ſchönen Träume wieder entſchwunden. Er fühlt ſich wieder einſam und unglücklich; er ſchaudert vor Kälte und der Hunger plagt ihn auf's Neue. Das wenige Reiſig, das er in einem Winkel der Hütte angezündet hatte, iſt nur noch ein Aſchenhäufchen und hie und da verglimmende Glut, in die er verzweifelnd ſtiert. So ſitzt er da. Da zieht ein Blitz des Lächelns über ſeine verfallenen Züge, er denkt ſeiner Liebe.

Ja, ſeiner Liebe! denn dies Gefühl war es, was wie bewußtlos in ihm entſtanden war, als er den Druck der Hand am Morgen verſpürt hatte. Mit dieſem Gefühle war aber auch eine Erhebung, ein Muth über ihn gekommen, von dem er früher keine Ahnung gehabt hatte. Liebe und Haß keimten nun auf einmal in ſeiner Bruſt mächtig empor; für Mitgefühl — Mitgefühl, für Vernichtung — Vernichtung, das wollte er.

„Wär' ich ein Wehrwolf,“ rief es in ihm, „ich wollte ſie quälen, wie ſie mich! Warum raubte mir der Himmel den Zauber, wenn er mir ſeine unheilbringenden Folgen dennoch aufladen wollte? Konnten meine Väter nächtlich als Wölfe umherwandeln, warum nicht ich? Ich würde dann nicht ſterben und vergehen müſſen und würde doch mindeſtens Rache üben können an meinen Peinigern!“

Die Glut verlöſchte; es kam ein ſeltſames Grauen über ihn im Finſtern. Er hatte kein Holz mehr und fühlte das Bedürfniß mehr als je, nicht ſo allein zu ſein. Das Feuer, das freundliche Element, gewährt ſeltene Tröſtung und iſt dem Unglücklichen ſtets ein belebender Geſellſchafter. Finſterniß raubt dem Beklommenen vollends den Athem; Feuer führt neue Lebensluſt herbei; den Trauernden zerſtreuen auf angenehme Weiſe die lebendigen Geſtaltungen, die züngelnden, leckenden Flammen, das rege Farbenſpiel, das Einſtürzen der Aſche, wodurch ſich immer neues Ueberraſchendes auf dem Tummelplatze der Glut entwickelt. Auch Simon mußte vor Allem Feuer haben, ſollten ſeine finſtern Gedanken ſeinen guten Geiſt nicht vollends übermannen.

Er trappte im Dunkeln nach einer kleinen Leiter, die zu einem engen Winkel unter dem Dache führte, wo das Verjährte, Abgelegte, der Kehricht dieſes jämmerlichen Hausraths ſeit langen Jahren aufbewahrt wurde. Ein Chaos der unſcheinbarſten, ſchlechteſten Gegenſtände, ein Erbtheil, das vom Vater auf den Sohn kam, ohne daß es dieſem der Mühe werth ſcheinen konnte, es nur in Augenſchein zu nehmen. Simon dachte hier verbrennbaren Stoff zu finden, da er kein Holz mehr hatte. Unter alten zerriſſenen Kleidern, Schuhen findet er endlich ein paar Bretter und will ſchon die Leiter damit hinab, um das Feuer in dem Winkel zu entzünden, als er an einen größern Gegenſtand ſtößt, den er nach dem Betaſten im Dunkeln als eine mit Leder beſchlagene Kiſte erkennt, von deren Daſein er früher keine Kunde gehabt hatte. Er entzündet ſchnell das Feuer und eilt mit einem flackernden Spahne hinauf, um ſeinen Fund näher zu unterſuchen. Die Leuchte in eine Mauerritze geſteckt, beugt er ſich über die Kiſte, deren verroſtetes Schloß offen iſt. Erwartungsvoll hebt er den Deckel und zieht, von innerem Schauder ergriffen, etwas Seltſames aus der

Kiſte hervor. Es iſt ein großes Fell irgend eines reißenden Thieres mit Schweif und Klauen und einer furchtbaren Larve daran, in deren weitgeöffneten Rachen ein gelbes Pferdsgebiß eingeſetzt iſt. Erſtarrt blickt er auf dieſe Gegenſtände. Es ſcheint ihm ein Wink des Himmels oder der Hölle zu ſein; der letzte Wunſch, den er ausgeſprochen, ſoll in Erfüllung gehen.

Er muß ſich ſetzen; ſeine Knie wanken, ſo ſtark iſt er ergriffen. Er erinnert ſich jetzt dunkel einer entſetzlichen Geſchichte, die ihm ſein Großvater erzählt, der er lächelnd zuhörte als Kind, das kaum die Thatſachen begriff, während ſeine Mutter ſtill in ſich hinein weinte. Dieſes unglückſelige Geſchenk, irgend eines geheimnißvollen Zaubers voll, zu nächtlichen Unthaten verführend und anreizend, hatte den Fluch über ſein Geſchlecht gebracht. In dieſer Verkleidung hatten ſeine Vorfahren Greuelthaten verübt, die ſich jetzt an ihrem unſchuldigen Nachkommen bis ins letzte Glied ſo fürchterlich rächten. Darum hatte ſeine arme Mutter geweint, wenn der Großvater dieſer Geſchichte gedachte.

Simon ſetzte, nachdem er wieder einige Faſſung erlangt, die Unterſuchung dieſes verbrecheriſchen Erbtheils fort. Ein fürchterlicher Kampf begann in ſeinem Innern; es erwachen kühne Gedanken in ihm. Von Minute zu Minute erhitzt ſich ſeine Einbildungskraft mehr und verliert ſich bald in die tollſten Combinationen. Faſt beſinnungslos ſchlägt er das Fell um ſeine Glieder; ſeine Hand fährt in die mit Krallen bewaffneten Tatzen, die fürchterliche Larve fügt ſich wie von ſelbſt an ſein Geſicht und ſchließt.

„Soll ich denn wirklich hungern und verzweifeln?“ ſchreit er auf.

Er ſieht nur Blut um ſich; ſeine Zähne ſpüren eine unbezwingliche Luſt, zu zerfleiſchen; er muß laufen; ins

Freie hinaus; er heult. — Schwindel hat ihn ergriffen, ſeine ganze Natur iſt verwandelt. Er hat keine Erinnerung an das Vergangene. Der fürchterlichſte Zauber hat ſich ſeiner bemächtigt.

Er ſtürzt aus dem Hauſe, in die vom Sturmwind glatt gefegten Felder; er läuft wie ein Geſpenſt durch Moor und Sumpf. Wenn ihm jetzt die Beſinnung zurückgekehrt wäre, er müßte vor ſich ſelbſt erſchrocken ſein.

So lief er eine lange Strecke von ſeiner Wohnung allein durch die Winternacht. Niemand begegnete ihm.

4.

Nach langer Zeit — es mochten vielleicht einige Stunden geweſen ſein — ſank Simon, der Wehrwolf, erſchöpft auf einen Steinhaufen nieder. Die fieberhafte Aufregung, die ihn ſo plötzlich erfaßt hatte, war dahingeſchwunden und als natürliche Folge war Erſchlaffung eingetreten. Da lag nun das entſetzliche Geſpenſt am Wege und Niemand war da, der ſich vor ihm fürchten wollte, und ſelbſt war es ſo hülfsbedürftig, von Hunger und inneren Schmerzen gefoltert. Er wollte ſich rächen an der Menſchheit, die ihn verſtoßen und mit dem Bannfluch belegt hatte, und in dieſem Augenblicke hätte ihm ſein ärgſter Feind entgegentreten können, ohne daß er ihm ein Leides zugefügt haben würde. Statt des Haſſes gegen die Andern fühlte er Mitleid und Bedauern mit ſich ſelbſt; ſtille Wehmuth war in ſein Herz getreten und ſtumme Thränen in ſein Auge.

Er gedachte wieder ſeiner Liebe. Ein ſeliges Gefühl glimmte auf unter der fürchterlichen Hülle, die ihn umkleibitte.“ Das Bild der ſchönen mitleidigen Frau ſchwebte vor ihm. Er dachte ſich, wie glücklich er ſein könnte, wenn die Menſchen ihn auch in ihre Gemeinſchaft aufgenommen hätten und er ein ſolches Weib ſein nennen könnte. Dann trat ihm die freche übermüthige Figur des Metzgers vor Augen, der ihn oft ſchon gekränkt und der es ſo wenig verdiente, ein ſchönes und gutes Weib zu beſitzen. Seltſame Gedanken, wie er ſie nie gedacht, kamen ihm in den Sinn, wie er ſo daſitzt auf dem Steinhaufen nächtlich am Wege.

„Und was wär's denn weiter, wenn ich mir ein Glück erränge, mit Gewalt nähme, was ſie mir rauben wollen? Wer berechtigt ſie dazu? Was habe ich an ihnen verbrochen, daß ſie mich ausſtoßen wie ein unreines böſes Thier aus ihrer Gemeinſchaft? Kümmern mich ihre Geſetze? Genieße ich nicht ihre Wohlthaten, warum ſoll ich mich ihnen beugen? Was kümmern mich die Gebote des Himmels? Wurde mir von ihm ein beſonderes Loos geworfen, ſo darf ich auch mich nicht darnach richten, was den Andern auferlegt iſt. Nur an mir iſt es, meine Lage zu verbeſſern. War ich bis jetzt beklagenswerth, ſo lag es in meiner Aengſtlichkeit, welche die Geſchichten und Lehren erzeugten, die ich von meiner Mutter gehört. Warum erzählte ſie mir das Alles? Warum vererbte ſie nicht vielmehr auf mich jene Zauberkräfte, die unſeren Vorfahren die Genugthuung der Rache und den Ruf der Furchtbaren verſchafften — — —?“

Dies waren ungefähr ſeine Gedanken. Bis hieher war er gekommen, als ein fernes Geräuſch ſeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Richtung hin zog.

Fliehende Wolken warfen bald Schatten, bald falbe Streiflichter über das Blachfeld. Der Steinhaufen mit dem

Wehrwolf bildete eine einzige dunkle Maſſe, aus der die großen Pferdszähne wie ein glänzender Streif hervorragten. Die Erſcheinung hatte etwas furchtbar Bewältigendes, wie ſie ſo regungslos daſaß und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit dem näherkommenden Geräuſche entgegenhorchte. Man unterſchied jetzt deutlich Wagengeraſſel.

Simon's Herz ſchlug hörbar. Ein entſcheidender Augenblick nahte ſich ihm. Er weiß nicht, ob er ihm Stand halten oder entfliehen ſoll. Scheu blickt er um ſich, um die Gegend zu erkennen, wo er ſich befindet. Er war die vielen Stunden im Kreis herum gelaufen und befand ſich auf wohlbekanntem Boden. Es iſt nicht ſo dunkel, daß er nicht den Kirchthurm ſeines Dörfchens in einiger Entfernung erkennen ſollte. Keine große Straße führte hier vorüber, das wußte er. Der Wagen mußte daher einem Einwohner ſeines Dorfes gehören. Wer konnte es ſein? Er ſtand ſo fern von aller Berührung mit ſeinen Nachbarn, daß er von ihren Geſchäften und Hantierungen nichts erfahren und alſo auch nicht wußte, wen ſein Weg bei ſo ſpäter Nachtzeit hier vorüberführte.

Nachdem er ſeinen Thurm erkannt, blickt er ſchärfer um ſich und ſieht, daß er in einem alten Steinbruche ſitzt, der im Munde des Volks der Hexentanz genannt wird. Eine unheimliche Stelle, von der ſchauerliche Sagen im Schwange ſind. Das alte Kreuz am Wege deutet die Stelle an, wo man den Bettler mit zerſchelltem Hirne gefunden, den — wie die Leute berichteten — die Hexen im wilden Wirbel mit fortgeriſſen hatten, und ihn dann, vom Schwindel ergriffen, auf die ſpitzigen Steine fallen ließen. Alles Plötzliche, Unvorhergeſehene konnte an dieſem Orte den Vorüberziehenden auf den Tod erſchrecken. Ein fallender Stein, ein huſchendes Thier, ein Windſtoß wuchs leicht zur rieſenhaſten geſpenſtiſchen Erſcheinung an ſolchem Orte. Wie viel mehr mußte dieſe Umgebung dem Schrecken hinzufügen, den der Wehrwolf verbreitete?

Die nächſte Ausſicht ſäumte ein dunkles Geſträuch, das jetzt blätterlos im Winter die ſich nahenden Gegenſtände nur halb den Augen entzog. Simon beſaß ein ſcharfes Geſicht und, wie er ſo hinblickte mit aller Anſpannung ſeiner Sinne nach jener Gegend, aus der das Geräuſch kam, da ſah er den kleinen einſpännigen Karren des Metzgers und deſſen runde Geſtalt darauf mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, der einen kleinen Hügel hinan auf holprigem Wege das Pferd unter lautem Fluchen antrieb. Es war in der That der Metzger, der nach dem Faſttage noch in der Nacht friſches Fleiſch für die Herren ins Kloſter brachte, um bei frühem Morgen wieder zurück zu ſein, damit er auf dem Markte des nahen Städtchens nicht fehle.

Mit Blitzesſchnelle flogen zwei Gedanken durch Simon's Kopf. Der Metzger iſt aus, war der eine, und die Frau allein. In weniger als einer Viertelſtunde konnte er bei ihr ſein und ſich die Bedeutung ihres Händedrucks erklären laſſen. Der andere war, an Ort und Stelle, ſeinem früheren Vorſatze getreu, Rache zu nehmen an ſeinem ärgſten Feinde. An körperliche Stärke, an Waffen durfte er nicht denken; ſein Ausſehen, ſein Name, die Scene, auf der er ſich befand, alles Dieſes machte jede Gegenwehr zunichte und entwaffnete den Stärkſten und Muthigſten. Zugleich war es der wüthende Hunger, der ihn peinigte und der ihn morgen ebenſo peinigen wird, und immer fort, ohne daß er ihm abhelfen könnte. Hier bot ſich ihm nun eine gute Gelegenheit, ſich mit Fleiſch zu verſehen, und war es ihm diesmal gelungen, ſo durfte er hoffen, die Gelegenheit wiederkehren zu ſehen. So darf man denn wol ſagen, daß der Hunger, der mächtigſte Tyrann, den Sieg über die Liebe davon trug. Simon ſchlich nicht zur Metzgerin, ſondern blieb und erwartete den Metzger.

Dieſes hatte Simon ſo ſchnell überdacht, daß der Entſchluß bereits gefaßt war, als der von dem Abhange herabrollende Wagen ſeinen Steinſitz erreicht hatte. Da erhob er ſich mit klagendem Geheul, ſeine Klaue ſtreckte ſich aus und fiel dem ſcheuenden Pferde in die Zügel.

„Ich habe Hunger,“ heulte er dumpf, „gebt mir zwei Pfund blutiges Feiſch!“

Der entſetzte Metzger ließ den Zügel fahren und ſchlug bebend ein Kreuz.

„Biſt Du Simon, der Wehrwolf?“ ſtammelte er, „o ſo laß mich ruhig meines Weges ziehen; ich will Dir Alles geben, was Du wünſcheſt.“

Simon packte jetzt mit beiden Händen den Karren und beſchnüffelte das blutige Fleiſch darin, um ſeine Rolle beſſer zu ſpielen. Der Metzger aber rief zitternd alle Heiligen an und warf ihm das ſchönſte Stück von ſeinem Vorrath auf die Straße. Die Kloſterherren verloren bei dieſer Gelegenheit ihr beſtes Tafelſtück. Eine gerechte Strafe, denn ſie hätten längſt den Aberglauben in ihrem Sprengel ausrotten ſollen.

3.

Während der Wehrwolf mit ſeiner leichten Beute eiligſt nach Hauſe trabte, ſetzte der Metzger über Stein und Stock ſeinen Weg ins Kloſter fort. Es war noch nicht die gewohnte Stunde, als er dort anlangte, ſo übereilt hatte er den Weg zurückgelegt. Er mußte den Pförtner wach klingeln und that dies mit ſo ungeſtümer Haſt, daß dieſer ſich vom Lager aufraffte, in der Meinung, das Kloſter ſtehe in Flammen. Er entſetzte ſich, nachdem er geöffnet und den todtbleichen Mann vor ſich ſtehen ſah, der kaum ſein „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ hervorzubringen vermochte.

Der Metzger trat in die Zelle des Pförtners und mußte ſich einige ſtärkende Tropfen erbitten, um ſeine Hinfälligkeit zu bemeiſtern, während der Küchenmeiſter herbeigerufen wurde, um das Fleiſch in Empfang zu nehmen.

Bei genauer Beſichtigung der Stücke ſah dieſer alsbald, daß das vorzüglichſte fehlte und daß dem Metzger die Lieferung für das Kloſter unter ſolchen Umſtänden genommen werden würde, da es der Bewerber genug gab, die ihm den guten Handel zu entreißen trachteten. Auf ſolche Drohung konnte der doppelt Geplagte nichts Anderes thun, als ſein Abenteuer zu geſtehen. Die Sache war von ſolcher Wichtigkeit, daß der Prior davon in Kenntniß geſetzt werden mußte. Bei ſo früher Tagesſtunde den dicken Herrn zu wecken, war jedoch unmöglich. Der Metzger mußte ſich alſo darein fügen und ſeinen Markt verſäumen, um das Erwachen des klöſterlichen Oberhirten abzuwarten.

Der Prior ſaß bei einem reichlichen Frühmahle, als der Metzger zu ihm eingeführt wurde, deſſen Geſicht noch alle Spuren des nächtlichen Schreckens an ſich trug. Der geiſtliche Herr hörte die Erzählung aufmerkſam an. War es Nachläſſigkeit des Metzgers, der das Stück vielleicht zu Hauſe gelaſſen; war es Treuloſigkeit von ihm, die ihn antrieb, aus ſchnöder Gewinnſucht das Stück einem Andern theurer zu verkaufen; oder war es endlich ein frecher Dieb, der in irgend einer ſchrecklichen Maske dem abergläubiſchen Manne das Stück geraubt hatte? Gleichviel — unter jeder

Bedingung war die Küche und mit ihr der Magen der geiſtlichen Herrn bedroht. Dies erforderte Bedenken, reifliche Erwägung.

Der gute Metzger war der Meinung geweſen, das ganze Kloſter würde ſogleich, mit ſeinen heiligen Schutzwaffen verſehen, mit Fähnlein, Kreuzen und Wedel, hinausziehen zur Stelle des Hexentanzes und den Ort fürder ſäubern von dem unheimlichen Spuk, damit er in Zukunft ruhig ſeine Straße ziehen könne; allein daran war nicht zu denken. Nach einer langen nachdenklichen Pauſe legte ihm der heilige Mund des Priors die Buße auf, zu faſten und eine gewiſſe Anzahl bezeichneter Gebete zu ſprechen; dann aber wurde ihm zugleich eröffnet, das nächſte Mal eine doppelte Ration aufzuladen, um das Gelüſten des hungrigen Wehrwolfs nach blutigem Fleiſch zu ſtillen, ohne den Bedarf des Kloſters zu beeinträchtigen, dabei aber das beliebte ſaftige Tafelſtück ſorglichſt in Acht zu nehmen, damit es nicht in die Klauen des geſpenſtiſchen Ungethüms, ſondern allein in die ſeiner Bereitung wohl kundigen Hände des Bruder Küchenmeiſters gelange, bei Androhung, die Kloſterlieferung für immer zu verlieren, wenn jemals der heutige Fall ſich wieder ereignen ſollte. Mit dieſem Beſcheide wurde der Metzger barſch entlaſſen.

Traurig langte er in ſeinem Dorfe an. Der geldgierige Mann war doppelt bedroht, von dem Geſpenſt, wie von den Kloſterherren; dabei hatte er einen doppelten Verluſt erlitten, das Stück Fleiſch, das er dem Wehrwolf hatte geben muſſen, und der Verluſt des Wochenmarktes, wo er einen guten Schnitt zu machen pflegte. Sein Ausſehen und ſeine trübe Laune fallen ſeiner Frau auf; allein er iſt verſchloſſen bei ihren Fragen und theilt ihr von ſeinem Begegniß nichts mit. Ein Tag nach dem andern vergeht und ſein Kummer wächſt gleichwie die Theilnahme ſeiner Frau, die noch einen geheimen Grund hat, ſich um eine trübe Stimmung zu bekümmern. War es vielleicht Eiferſucht, die ihn plagte? Sie fühlte ſich nicht rein von ller Schuld und darum fürchtete ſie.

Der Freitag war wieder gekommen und der Metzger orgte für friſches Fleiſch zur Stärkung nach dem Faſttage nd zu guten Braten auf den Sonntag. Er ließ die Geſellen handtiren und ſtand zerſtreut und wie abweſend dabei, en Schweiß auf der Stirn und mit rollenden Blicken. Da konnte ſich die Frau nicht länger halten. Sie zog ihn ns Zimmer und beſchwor ihn bei allen Heiligen, ihr zu agen, was ihm fehle. Da widerſteht er nicht länger und eſteht ihr Alles. Als die Frau die Urſache ſeines Grames ernommen, konnte ſie ein heimliches Lachen nicht unterrücken.

„Simon iſt kein Wehrwolf,“ rief ſie, „Du biſt ein Narr und wurdeſt beſtohlen von einem liſtigen Diebe, der ch Deine Furcht zu Nutze machte und Deinen Argwohn auf en armen Simon wälzte.“

Dergleichen Reden führte ſie mehr, aber wie konnte ſie ren Mann, deſſen Angſt mit jedem Augenblicke wuchs, adurch wol beſänftigen? Seinen baldigen Tod ſieht er vor ugen, und nichts wird ihn zu retten vermögen, ſo enkt er.

Indeß naht der Abend heran, das Fleiſch wird auf den arren geladen, um diesmal früher und wo möglich noch or Einbruch der Nacht die gefahrvolle Stelle zu paſſiren. Doch der Arbeit iſt ſo viele und die Geſellen wollen nicht rtig werden; die Nacht iſt zwar noch nicht da, aber der bend dunkelt ſo tief, daß man keine Hand vor Augen ſehen kann, und der Metzger iſt noch immer nicht abgefahren.

„So nimm doch Deinen beſten Knecht mit, den Joſt, der ſicht dem Stärkſten, und ſetze Dich dann dem Ungethüm zur Wehre, ſo kommſt Du der Sache am leichteſten auf den Grund,“ ſprach die Frau.

„Und wär' er der Stärkſte und würde ich zehn mit mir nehmen — was vermöchten ſie alle gegen der Hölle Gewalten,“ ſeufzte der Metzger. „Dann möchte ich es auch nicht laut werden laſſen, der Wehrwolf könnte ſich noch grimmiger an mir rächen.“

„Nun gut,“ ſprach nach einigem Beſinnen die Frau, „ſo laſſe nur den Joſt und die Andern alle daheim. Ich will Dich begleiten; ich fürchte mich nicht und zum Ueberfluß ſtecke ich das Reliquienſäckchen meiner ſeligen Großmutter zu mir. Da können mir alle Wehrwölfe und Hexen der Welt nichts anhaben.“

Der Metzger blickte ſcharf nach ſeiner Frau hin und ſchien ihren Antrag zu billigen. Nicht etwa, daß er an die Galanterie der Wehrwölfe glaubte, er wußte ſelbſt ja zu wenig davon, ſondern der Gedanke mochte ihm einleuchten, die Gefahr zu gleicher Zeit auf ſeine Ehehälfte übertragen zu ſehen, nach dem gemeinen Ausdrucke, „mit gefangen, mit gehangen.“

Sie zog ſich warm an und er ſtopfte ſeine Pfeiſe. Dann ſchickten ſich Beide nicht ohne ſtarke innere Bewegung zur Abfahrt an. Als ſie den Karren, mit den blutigen Fleiſchſtucken beladen, beſtiegen, dröhnte es dumpf Mitternacht vom alten Thurme des Dörfchens.

6.

Mühſam keuchte das Pferd den Abhang hinauf, ängſtlich hob ſich die Bruſt des Metzgers und ſelbſt die muthige Frau, die ihm auf dem kurzen Wege mit Scherzen die Sache aus dem Sinne zu reden trachtete, fängt jetzt an, bange und fragend nach ihm hinzublicken.

„Hörſt Du es heulen?“ wiſperte der Mann und hielt das Pferd mit einem kräftigen Rucke an, ſodaß der Wagen eine Strecke zurückrollte.

„Es iſt nichts,“ erwiderte die Frau mit einem Tone, der ihre Ruhe ausdrücken ſollte, allein das Gegentheil verrieth — „es iſt nichts, es kommt nur aus dem Walde dort — der Wind hat ſich in der Schlucht verfangen.“

Das Pferd wurde darauf wieder auf's Neue angetrieben.

„Die arme Liſe,“ brummte der Metzger dazwiſchen — „es hat ſich ihr was in den Weg gelegt — ſie kann nicht weiter. Gott ſei unſerer Seele gnädig! Wenn wir nur ſchon beim Hexentanz — Gott ſei bei uns! — vorüber wären.“

„Peitſch' nur recht die Liſe und mach', daß wir vorüber kommen,“ bat die Frau.

Jetzt waren ſie oben. Rechts am Wege lagen die unförmlichen Maſſen des verrufenen Hexentanzes. Der Metzger hielt an und Beide blickten ſcharf hin. Die graue Nacht erlaubte nicht, die Gegenſtände deutlich wahrzunehmen. Etwas Dunkles ſchien freilich auf einem der Steinhaufen regungslos dazuſitzen.

„Das iſt der Wehrwolf,“ flüſterte der Metzger ſeiner Frau zu. „Siehſt Du's, das Ungethüm?“

„Ach ja wol,“ verſetzte zaghaft die Frau.

Ein langgedehntes Heulen ſchlug an ihr Ohr. Sie zitterten Beide vor Froſt.

„In Gottes und der Heiligen Namen zugefahren!“ flehte die Frau und mit dem Rufe: „Heiliger Johann von Troſt, bitt für uns!“ wollte der Metzger vorüber.

Aber die entſetzliche Geſtalt des Wehrwolfs erhob ſich jetzt mit der Schnelligkeit eines Tigers von den Steinen und ſtand mitten im Wege, den Wagen des Metzgers erwartend. Mit ſtarker Tatze packte er das ſcheuende Pferd und donnerte: „Halt! oder Du biſt des Todes!“

Was war da zu machen, — als dem Befehle Folge zu leiſten?

„Wer ſitzt bei Dir im Wagen?“ fragte das Geſpenſt. „Warum kommſt Du nicht allein?“

Der Metzger wußte zu ſeiner Entſchuldigung nichts Anderes vorzubringen, als daß die Frau bei einem der Kloſterherren beichten wolle und ihn deshalb gebeten habe, ihn begleiten zu dürfen. Zugleich machte er ſich über die Fleiſchſtücke her, um dem Wehrwolf ſeine gut gemeſſene Ration zu überreichen.

„Ich will Dein Fleiſch nicht haben,“ rief Simon der Wehrwolf, und eine fremdartige Bewegung wurde in ſeinem Tone bemerkbar. „Behalte Dein Fleiſch, aber gib mir Dein Weib, ſonſt mußt Du ſterben.“

Die Frau, die anfänglich von innerer Angſt gerüttelt und geſchüttelt worden war, ſaß jetzt bei dieſem ſonderbaren Begehren des Wehrwolfs ſtarr und unbeweglich da und blickte mit ihren ſchönen Augen ſo ſcharf nach ihm hin, als wollte ſie mit ihren Blicken die furchtbare Maske durchſchauen, als wollte ſie in den Augen leſen, die wie Sterne aus den Höhlen des ungethümlichen Kopfes hervorglänzten. Der Metzger ſtieß ſie an und flüſterte ihr zu:

Hörſt Du denn, was er begehrt? Dich will er ja haben.“

Aber ſie antwortete nicht mehr und blieb ſtarr und ſtumm an ſeiner Seite ſitzen. Das arme Weib iſt verzaubert, dachte der Metzger bei ſich, die iſt ſchon in den Krallen des Satans und für mich doch verloren.

„Wird's bald, oder ich erwürge Dich!“ ſchrie der Wehrwolf, und ſein langes Heulen begann wieder gar fürchterlich zu ertönen.

Was ſollte der Metzger nun thun? Er packte ſeine noch immer ſtarr und bewegungslos an ſeiner Seite ſitzende Frau, um ſie, gleich wie ein Stück Fleiſch, dem Wehrwolf zuzuwerfen; allein dieſer ſtreckt die Arme aus, um darin das ſchöne Weib zu empfangen, die lautlos ohne Klage Alles mit ſich geſchehen läßt.

Dies überraſcht den Metzger ſo, daß er voll Entſetzen ganz betäubt rücklings in den Karren zurückfällt. Der Wolfsſchweif fährt ihm über das Geſicht und fegt ihm Sand in die Augen; der arme Mann liegt lange und geblendet in halber Ohnmacht da.

Wie lange dieſer Zuſtand gedauert hat, iſt nicht zu beſtimmen. Wie er aber wieder zu ſich ſelbſt kommt, iſt es noch Nacht um ihn und er findet ſich in ſeinem langſam dahin rollenden Wagen auf dem gewohnten Wege zum Kloſter, den ſein kluges Thier auch ohne ihn eingeſchlagen hatte.

Nachdem er vollkommen zur Beſinnung gekommen, hält er das Pferd an und horcht lang und ſcharf. Allein ſtill iſt die Nacht rings umher und weder das Geſchrei ſeiner Frau, noch das Heulen des Wolfs dringt in ſein Ohr.

Verſtörter als je erſcheint er im Kloſter. Man war daran gewöhnt, den Mann nun ſchon ſeit mehren Wochen ſo zu ſehen, und ſchob dieſen Zuſtand auf häuslichen Kummer, wie ihn ein alternder Mann, der ein junges Weib freit, wol zu Zeiten erfahren kann. Man fragte ihn deshalb um nichts und da ihn ſeine Ungeduld mächtig trieb, ſo war er bald wieder auf dem Wege nach ſeinem Dörfchen.

Der Morgen hatte lange ſchon zu grauen begonnen, als der Metzger vor ſeinem Hauſe hielt. Er ließ das Pferd nicht ausſpannen und gab ſeinem erſten Knechte den Befehl, auf den Markt zu fahren, weil er ſich erkältet habe und zu Haus bleiben wollte. Die Unruhe, das Schickſal ſeiner Frau zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe; er fragte nicht nach ihr, denn er wußte ja doch, daß ihm Niemand Auskunft geben könnte. Er wollte ruhig abwarten, bis der Wehrwolf ſie ihm zurückſchicken würde. Wenn dies aber nie erfolgte? Wie ſollte er die Anzeige den Gerichten machen? Würden dieſe ſeiner Ausſage Glauben ſchenken? Würden ſie nicht vielmehr ihn eines Verbrechens ſchuldig halten, als habe er aus Eiferſucht oder im Jähzorne ſein armes Weib ermordet? Und welche Rache durfte der Wehrwolf an ihm nehmen, wenn er von ſeinem nächtlichen Abenteuer mit ihm den Gerichten Mittheilung machte? — Dieſe Gedanken folterten ihn ſchon während des Rückwegs und hatten den höchſten Grad von Seelenſchmerz in ihm erregt, als er ſeine Schwelle betrat. Er ſteckte zwiſchen zwei Feuern und war ein verlorener Mann, das ſah er wol ein.

Schon ſtreckte er die Hand nach der Klinke aus, als ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, den Wehrwolf in ſeiner Hütte aufzuſuchen und ihn um Gnade anzuflehen. Er wollte ſeinen Wohlſtand mit ihm theilen, damit er in die Welt ziehen könne, um ſich einen andern Wohnſitz zu ſuchen und dort ein glücklicheres Leben zu beginnen, wo man ſein finſteres Treiben noch nicht kannte. Schon hatte er die Hausthür erreicht, da beſann er ſich wieder und verſchob den Beſuch bis zum Abend, um den Leuten keine Veranlaſſung zu geben, irgend einen Argwohn daraus zu ſchöpfen. Er ermannte ſich daher und ſchritt ſchnell mit dem Stoßſeufzer: „Wie Gott will!“ wieder auf ſeine Stube zu. Er riß die Thüre auf und trat ein. Hier aber ward er plötzlich zu Stein, denn vor ſich, mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe, als hätte ſie die ganze Nacht ſanft und ruhig geſchlafen, ſah er ſeine Frau im Bette liegen.

Er war nicht im Stande die gehörige Faſſung zu gewinnen, den Morgengruß, den ſie ihm mit etwas angegriffener Stimme, ſonſt aber freundlich bot, zu erwidern. Still näherte er ſich dem Lager und beſah ſich die Frau, ſo weit dies möglich war, mit ängſtlicher Beſorgniß. Sie ſtreckte ihm erſt die eine, dann die andere Hand entgegen. Weder dieſe noch der ſchöne entblößte Arm, weder das Geſicht noch der Hals und Buſen zeigte nirgend ein Fehl, eine Verwundung; ſie war weder gebiſſen, noch gekratzt; des Wolfes Tatzen mußten ſich in Sammetpfötchen verwandelt, ſein furchtbares Gebiß ſich mit weichen Lippen umzogen haben. Nur etwas bleicher als ſonſt war die gute Frau.

Nachdem das erſte Staunen des Mannes vorüber war, wagte ſich eine Frage über ſeine Lippen, dann die zweite, hierauf die dritte. Die Frau wußte auf keine eine Auskunft zu geben. Beſinnungslos hatte ſie der Wehrwolf fortgeſchleppt und ſie vermag nicht zu ſagen, wie ſie nach Hauſe gekommen iſt. So viel indeß verſichert ſie, daß ſie außer der Ermattung kein Uebel verſpüre.

Dieſer Zuſtand der Dinge, weit entfernt, den Metzger zu beruhigen, nahm vielmehr ſeine ganze Seele in Anſpruch.

Die Sache war zu räthſelhaft, als daß ihm der glückliche Ausgang des Abenteuers beſondere Freude hätte machen ſollen. Die Frau verſuchte ſeine Grillen — wie ſie es nannte — zu zerſtreuen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Der Mann ging nachdenklich in ſeinem Garten ſpazieren und wälzte Plane und Vorſätze in ſeinem Kopfe umher. Sich von den läſtigen, wenngleich — wie er jetzt wol einſah — nicht gefährlichen Anfällen des Wehrwolfs für immer zu befreien, ohne ſein Leben und Gut der Zaubermacht deſſelben preis zu geben, dies mit Glück zu löſen, war die Aufgabe. Niemand konnte ihm beſſeren Rath hierin ertheilen, als ein Mann, der mit dem Göttlichen verkehrte, der dem Himmel näher ſtand, als er, ein Geiſtlicher. Im Kloſter wagte er es nicht, anzufragen. Aufrichtig geſagt, erſchienen ihm die Herren nicht heilig genug. Seine Gedanken richteten ſich daher auf den alten Pfarrer eines benachbarten Dorfes, der, wie er wußte, ſich viel mit tiefen Forſchungen abgegeben, Heilkunde trieb und darin faſt Wunderartiges bewirkt, wie auch die geheimſten Kräfte der Natur kannte, und, wie ſich aus dieſem von ſelbſt verſteht, nicht zu den ſogenannten Aufgeklärten gehörte. Dieſer Mann ſchien ihm geeignet, ihn aus ſeiner Bedrängniß zu ziehen. War dieſer es nicht im Stande, ſo mußte er harren, dulden und untergehen; dies ſtand feſt bei ihm. Noch denſelben Nachmittag machte er ſich auf den Weg, um den alten Pfarrer aufzuſuchen.

Mit ruhiger, etwas ſarkaſtiſcher Miene hörte der gelehrte Mann der Erzählung zu; er hatte die Art und Weiſe aller geſcheidten Leute, den Erzähler ausreden zu laſſen, der es nicht an Erörterungen und Aufklärungen der räthſelhaften Thatſachen fehlen ließ, und es nicht verhehlte, daß er es zwar nicht wagte, ſich an Simon zu rächen, wol aber, daß er im Sinne habe, ihm einen derben Poſſen zu ſpielen.

Der gelehrte Pfarrer war nicht gleich mit ſeinem Rathe zur Hand. Er bat ſeinen Gaſt, bei ihm zu verweilen, und ſetzte ihm Wein und Brot vor, während er ſich anſchickte, in einigen alten Folianten zu blättern, um, wie er ſagte, etwas Angefangenes zu Ende zu bringen. Der Metzger war der Meinung, er befrage geheimnißvolle Bücher über ſein Anliegen, und dies erfüllte ihn mit Ehrfurcht; in der That aber ſchützte der Pfarrer wol nur das Geſchäft vor, um im Stillen und ungeſtört von dem Dareinreden des Metzgers über den Fall nachzudenken.

Nach einer guten Weile erhebt ſich endlich der Pfarrer aus ſeinem Stuhle und legt langſam Brille und Foliant bei Seite.

„Ich habe nunmehr meine Arbeit vollendet und will Euch einen Rath ertheilen,“ fing er an. „Die Natur der Wehrwölfe iſt eigener Art. Tödten darf man ſie nicht. Es iſt mit ihnen wie mit den Vampyren. Sie beleben ſich zu gewiſſen Zeiten und wandeln dann nur als ärgere Plage der Menſchen umher. Verwundet man ſie hingegen, verſtümmelt man ſie an irgend einem empfindlichen Theile ihres Körpers, ſo ſind ſie gezwungen, den Ort zu verlaſſen, wo ihr Blut gefloſſen; dürfen nie mehr dahin zurückkehren und müſſen ſich einen andern Wohnſitz ſuchen. Iſt Euer Nachbar Simon wirklich ein Wehrwolf, oder treibt er mit Eurer Furcht nur einen abſcheulichen Frevel, um ſeine ſchändlichen Zwecke zu verfolgen — was bis jetzt noch nicht klar zu ermitteln iſt — ſo werdet Ihr auf jeden Fall Euern Zweck erreichen, wenn Ihr nach meiner Vorſchrift handelt. Der Wehrwolf Simon muß Eure Nähe meiden und Euch fortan in Ruhe laſſen, der Betrüger Simon wird durch ſeine **Verſtümmlung** Eure **Anklage** wider ihn ſelbſt **unterſtützen** und dem Rechte verfallen. **Handelt daher muthig** und beſonnen. **Wenn** er Euch **wieder auf Eurer nächtlichen** Fahrt entgegentritt, ſo verſeht Euch mit einer **ſcharfen** Waffe und ſucht **ihm** das **Geſicht** zu zeichnen, **oder haut ihm** die **Tatze ab.** Führt den **Hieb aber gut; Blut muß** fließen, ſonſt ſeid Ihr verloren."

Mit dieſem **Beſcheide** ſehen wir den **Metzger ziemlich** zufrieden von dannen ziehen.

7.

Wenn die Familie des Wehrwolfs durch frühere Frevel, Verbrechen, Zauberkünſte oder Täuſchungen ihrer Voraltern in das namenloſeſte Elend geſtürzt worden war; wenn der zuletzt übrig gebliebene Sproß dieſer Unglücklichen ein unverſchuldetes **hartes Loos zu tragen** hatte, aus dem er ſich, vom **Zufall begünſtigt,** durch gewaltthätige Handlungen **nunmehr zu befreien ſtrebte;** ſo war es hingegen der Metzger im Dorfe, der, von unbeſcholtenen Eltern ſtammend, des beſten Leumunds genießend, Thaten verübt hatte, die — wären ſie an das Licht der Sonne gekommen — ihn dem Arme der Gerechtigkeit ſicher überantwortet haben würden. Es war nicht nur das Blut des **Schlachtviehes,** das er vergoſſen hatte. In ſeiner Jugend in böſe Händel verſtrickt, auf der Wanderſchaft im fernen Ungarn bei den Lieferungen für fremde Heere hatte er ein zügelloſes Leben verbracht und die Tage eines Nebenmenſchen ſchwebten auf der Spitze ſeines breiten Schlachtmeſſers und wogen nicht ſchwer auf ſeinem Gewiſſen. Durch Liſt und den Wohlſtand, den er ſeinen armen Schwiegerältern gegenüber in die Schaale zu legen vermochte, war es dem bejahrten unſchönen Manne gelungen, das ſchönſte Mädchen aus dem Nachbardorfe heimzuführen, deren Liebe ihm nie zu Theil geworden war. Es war eine Ehe zum Verzweifeln; ein Bündniß, das keines war, als vor den Augen der Welt. Die arme Frau führte ein recht jämmerliches Leben und hätte ihre Schönheit den alten Gatten nicht oft bezwungen, hätte ihre Klugheit ihn nicht oft durch Nachgeben zur rechten Zeit oder durch feine Erfindungen überliſtet und ſeine Schroffheit erweicht, ſo wäre ihres Bleibens im ehelichen Hausſtande wahrlich nicht geweſen.

Dieſer Zuſtand ließ nicht ab, den Mann zu peinigen, und als ſich nun mit den Jahren die körperlichen Strafen für frühere Ausſchweifungen gar grimmig zu melden begannen, ſo fing er auch an, mitunter Gedanken über die ſpäteren Strafen zu hegen, die auf dieſes Leben folgen könnten. Er hatte keinen guten Schlaf mehr; die angeſtrengteſte Arbeit konnte ſeine Eßluſt nicht rege erhalten. Mürriſch und in ſich gekehrt, wie er ſtets geweſen, war er jetzt oft von einer Laune beſeſſen, die ihn geradezu unausſtehlich machte. Ein Ereigniß, wie das mit dem Wehrwolf, mußte daher auf ſein zerrüttetes Gemüth einen Einfluß üben, dem die ganze Maſchine keinen Widerſtand zu leiſten im Stande war. Die Hölle ragte nun ſichtbar in ſein Leben hinein und die finſtere Macht ſchien ihm eine Perſpective von Dem zu eröffnen, was ihn erwartete. Er zehrte zuſehends ab und die tollſten Hirngeſpinnſte fingen an, jeden vernünftigen Gedanken zu durchkreuzen, den er noch in guten Stunden zu erhaſchen die Fähigkeit beſaß.

Der Rath, den ihm der Geiſtliche gegeben, erleichterte ſeine bedrängte Bruſt und zeigte ihm einen Hoffnungsſchimmer.

In der Nacht zum nächſten Freitag, nachdem er ſeinen Karren wieder mit blutigen Fleiſchſtücken beladen, tritt er vor ſeine Frau und reicht ihr die Hand zum Abſchied. Obgleich es ſchon ſpät war, ſo ſaß ſie dennoch angekleidet da, wie es ſchien mit Rechnungen beſchäftigt.

„Du willſt allein fahren?“ fragte ſie mit überwachtem Geſichte ihn anſtarrend.

„Ich möchte Dich nicht noch einmal einer Gefahr ausſetzen,“ gibt er ihr zur Antwort. „Diesmal fürchte ich mich nicht. Ein frommer Mann hat mir ein unſchuldiges Mittel geſagt, den Angriff des Wehrwolfs unſchädlich zu machen. Heute wird's freilich noch ein Stück Fleiſch koſten,“ ſetzte er dann mit boshafter Betonung hinzu,“ dann aber wird's damit zu Ende ſein, wie ich mit Sicherheit vorherſagen kann. Du lege Dich aber zu Bette und ſchlage Dir den Wehrwolf aus dem Sinn. Unſere Knechte dürfen von der ganzen Geſchichte ohnehin nichts wiſſen.“

Damit verließ er die Frau ſchnell, ohne weitern Gruß, und ging eben ſo ſchnell hinaus in die Fleiſchbank, wo ein blank geſchliffenes Beil an der Wand lehnte, das er mit ſich nahm.

Die Frau war mit der Auskunft, die ſie erhalten, nicht zufrieden. Es lag ein geheimer Sinn darin, das fühlte ſie wohl; die Sicherheit, mit der ihr Mann ſich äußerte, erſchreckte ſie; die Bosheit, die aus ſeinen Blicken und Reden blitzte, konnte ihr auch nicht verborgen geblieben ſein. Sie ſah Gefahr; ſie wußte ſich nicht zu rathen; ſie fühlte, daß auch ſie etwas Schlimmes treffen könne; ſie betete inbrünſtig, aber unbeſtimmt. Für wen ſie betete, wußte ſie faſt ſelbſt kaum.

Der Metzger näherte ſich bereits dem Hexentanz und trieb ſein Pferd den ſchon bekannten Abhang hinan. Die Nacht war ſehr finſter. Die Wolken ſchienen faſt die Erde zu berühren und Wald und Gebüſche ſtanden wie ſchwarze Mauern da; kein Laut, kein Wind regte ſich; es war Alles ſo beengend und drückend.

Im Steinbruche harrte Simon der Wehrwolf mit klopfendem Herzen. Sein Feind hatte ihm ſchon einmal das Köſtlichſte überlaſſen und ihn zum Glücklichſten gemacht. Seit jenem Augenblick war alles Elend für ihn verſchwunden; er hatte ſich die Woche mehrmals in das Dorf gewagt, auf die Gefahr hin, verſpottet und mishandelt zu werden; er war vor das Haus des Metzgers gegangen, hatte ſich vor den Laden geſtellt, die ſchöne Frau darin angeblickt und ihre Blicke dafür eingetauſcht. Ein ſo zarter Handel, wie wol noch nie an dieſem Orte einer geſchloſſen worden war. Wenn er Abends einſam in ſeiner Hütte ſaß und ſeine frühere Lage mit ſeiner jetzigen verglich, wie fühlte er ſich da ſo glücklich. Hunger und Noth waren für ihn verſchwunden, ſobald er ihrer gedachte.

Ob ſie der Metzger wieder zur nächtlichen Fahrt mitgebracht haben wird? Dies regte ihn ſtärker als gewöhnlich auf.

Da rollt der Karren den Abhang hinab und in heftiger Bewegung rafft er ſich von den Steinen empor, um ſeine Rolle noch einmal zu ſpielen. Noch einmal — noch unentwirrt liegt in ihm der Vorſatz, was er nach dieſem einen Mal beginnen ſoll. Es drängt ihn zur Flucht; er hofft ſeine Beute zu entführen.

Dumpf heulend wie ſonſt ſpringt er auf das Pferd zu, allein der Ton bricht, die Stimme zittert; der alte Schrecken, den er ſonſt verbreitet, iſt nicht mehr in ſeinem Gefolge;

der Metzger reißt das Pferd zurück, als wollt' er es von ſelbſt aufhalten, ohne Zwang, und als ſei er darauf gerichtet, den Wehrwolf zu empfangen. Betroffen ſteht dieſer da, als er ſeinen Feind allein ſieht.

„Alle guten Geiſter!“ ruft der Metzger in hergebrachter Art, „laß mich ziehen, Simon, Du ſollſt haben, was Du begehrſt. Her mit der Pfote, heut kriegſt Du ein doppelt Stück!“

Obgleich es dem Wehrwolf diesmal um das beſte Stück des ganzen Karrens nicht zu thun war, ſo mußte er doch ſeiner Rolle getreu das Fleiſch in Empfang nehmen. Aber wie er nun die Tatze in den Wagen ſteckt, haut der Metzger mit dem bereit gehaltenen Beil ſie ihm mit geübtem Schwunge ab. Simon brüllt vor Schmerz und verſchwindet in der Finſterniß, während der Metzger, nun auch einer Beute theilhaftig, ſeinen Weg zum Kloſter fortſetzt.

Die Ungeduld ließ ihn ſein Geſchäft im Kloſter beſchleunigen. Er rechnete nicht ab, ließ ſein Geld bis zum nächſten Male ſtehen und eilte in trüber Haſtigkeit, nachdem er das Fleiſch übergeben, ſeinem Heimatdorfe zu.

Noch graute kaum der Tag, als er die Schwelle ſeiner Kammer überſchritt. Da lag ſein Weib, die erſt ſpät eingeſchlummert war, noch im tiefen Schlafe. Er trat zu ihrem Bette und, indem er ſie luſtig und grinſend anredete, legte er eine ſorgſam zuſammengewickelte Serviette auf ihre Decke. Sie ſchreckte plötzlich in die Höhe.

„Sieh da, was ich Dir mitbringe!“ ſpricht er, „das ſenden Dir die frommen Herren im Kloſter.“

Nichts Böſes ahnend, ſchlägt ſie das Tuch auseinander und erblickt eine friſch blutende Menſchenhand, die in ein Stück Wolfsfell gewickelt iſt. Was geſchehen, wird ihr nun alsbald klar. Schreiend und weinend ſpringt ſie aus dem Bette und wirft ſich in die Kleider. Während ihr Mann aber, ſeine wilde Freude nicht bemeiſternd, ihr Thun außer Acht läßt, eilt ſie zur Thüre hinaus.

„Dem frommen Pfarrer ſei Dank für ſeine Weisheit!“ ruft der Metzger triumphirend, „den Wehrwolf hab' ich gezeichnet, ſein Blut iſt gefloſſen und weder ich noch ein Anderer hier im Dorfe hat ihn jemals wieder zu fürchten!“

Aber die Frau lief ängſtlich fort im fröſtelnden Morgennebel.

8.

In der Hütte des armen Simon war es dunkel und ſtille. In einem Winkel auf ſeinem ärmlichen Lager ruhte er halb ohnmächtig von dem ſtarken Blutverluſte. Unter dem Lager verſteckt liegt die Haut des Wehrwolfs, die ihm zu der verhängnißvollen Verkleidung gedient, durch die er der ſchönſten Dörferin Liebe errungen und durch die er nun ſo harte Schmerzen empfand. Seine Augen roth geweint, vergoſſen noch immer reichliche Thränen; Schmerzen der Seele geſellten ſich zu den Schmerzen des Körpers, um ſeine Folter endlos zu machen.

„Wie kurz war mein Traum von Glück! Wie ſelig hätte mich ſeine Fortdauer gemacht! Ausgeſtoßen von der Welt, verabſcheut von den Menſchen, konnte mich ja Das nicht erfreuen, was ſie Glück benennen. Meines mußte anderer Art ſein. Und ich fühlte es in meiner Bedrängniß, daß ich es gefunden. Was aber ſoll ich nun beginnen? Der boshafte Mann, wird er nicht meine abgehauene Hand wie ein Siegeszeichen überall umhertragen? Wird er nicht ſprechen: ſeht da den Beweis, daß Simon der Wehrwolf iſt! Jetzt iſt es nicht zu bezweifeln, daß er die ſchändliche Teufelsmacht von ſeinen Eltern, den alten Wehrwölfen, geerbt hat. Ich aber hab' ihn gezeichnet; er wird Keinem mehr ſchaden! — Und bin ich denn nicht wirklich ein Wehrwolf? Verleiht die Hölle die Macht, ſein eigen Haut und Bein umzugeſtalten, oder borgt ſie uns nur zur Vermummung das Gewand, mit dem uns der Wille und die Macht, unſeren Nebenmenſchen Böſes zuzufügen, zugetheilt wird? Wurde ich denn nicht zum Wehrwolf, zu einem heulenden, nächtigen, blutdürſtigem Ungethüm, als ich an jenem verhängnißvollen Abend das fürchterliche Gewand gefunden, in dem meine Väter gewiß ſchon ſehr viele Greuel verübt hatten? Von dem Augenblick, als ich es anlegte, war ich der Hölle verfallen. Ja, das fürchterliche Erbtheil iſt auf mich übergegangen. Ich bin ein Scheuſal, ein Nachtgeſpenſt, das gute Menſchen fliehen müſſen, und Alles, was ich in meiner Unſchuld hab' erdulden müſſen, war die Vorſtrafe meiner nun folgenden entſetzlichen Thaten!“

Seine Gedanken waren durch dieſes innere Selbſtgeſpräch ſo erſchöpft, daß ſie ſich für einen Augenblick verwirrten und ihr irrer Lauf bald den Phantaſien des Wundfiebers Platz machen mußte, welches den Unglücklichen, der ohne alle Pflege ſeiner bedeutenden Verwundung dalag, nun plötzlich ergriff. Dazwiſchen leuchtete ihm wie ein heller Streif durch ein kräuſelndes ſchwarzes Wolkenmeer die Gewißheit: der Stumpf deines Armes wird ſich ergänzen, deine Hand wird dir wieder wachſen, ſchön mit ihren fünf Fingern, und du wirſt Rache nehmen können an Dem, der dir die Schmerzen verurſacht hat; du wirſt nicht fliehen müſſen deine Heimat, wo du ſo viel ſchon erduldet und wo dir noch glückliche Tage erblühen werden. Dann wieder ſchrillte es mit Tönen wie gellende Pfeifen in ſein Ohr, heiſeres wildes Lachen tönte dazwiſchen und er verſtand die Worte: dies aber iſt der Lohn der Hölle, deren Dienſt du dich fortan weihen mußt, und die ihr Wohlgefallen an dir hat.

Halb betäubt lag er da; da öffnet ſich leiſe die angelegte Thür und herein ſtürzt mit ſcheuem Blicke die weinende Frau des Magiers. Das Elend, das ſie vor ſich ſieht, erſchüttert ſie noch tiefer. In dieſem feuchten dumpfen Raume liegt Der, den ſie liebt, auf Stroh bleich und entſtellt. Sein gebrochenes Auge iſt auf ſie gerichtet, die eintritt, aber es ſcheint ſie nicht zu erkennen. Alle Scheu der Zurückhaltung iſt von ihr gewichen, ſie fürchtet keine Zaubermacht, keinen Zorn des beleidigten Gatten; ein wahrhaft liebendes Weib ſchwingt ſich über die beengenden Schranken hinweg; ihre Liebe kennt kein Hemmniß, und ſie fühlte es, daß dieſer Mann trotz ſeines Elends, ſeiner Armuth ihrer Aufopferung würdig ſei. Sie warf ſich zu ihm auf die Erde nieder, umſchlingt ihn, ruft ihn mit den ſüßeſten Namen ins Leben zurück, verwünſcht ihren Mann, der die grauſame That verübt, ergreift den blutigen Stumpfen und bedeckt ihn mit ihren Zähren und Küſſen.

Dieſer Balſam würde jede Wunde des unglücklichen Simon ſchnell geheilt haben, wäre er im Stande geweſen, zu empfinden. Allein die Ohnmacht hielt ſeine Sinne noch ſtets umfangen und er träumte nur etwas ruhiger, und ſtatt der ſchrillen Töne der Hölle begannen rauſchende Harfen der Engel um ihn zu ſäuſeln.

Da hörte man ſtarke Schritte ſich der Hütte nahen. Die am Lager knieende Frau horcht auf. Wer kann der Hütte Simon's des Wehrwolfs ſich nahen? denkt ſie bei ſich. Sie ſpringt eiligſt auf und guckt durch die Ritzen der Thüre.

„Mein Mann!“ ruft ſie entſetzt, und ein ſchneller Blick, den ſie in die Runde wirft, zeigt ihr nur einen einzigen Ort, wo ſie ſich vor ihm verbergen könne. Es iſt kein Entrinnen möglich. Sie flieht von der Thüre und verbirgt ſich.

Der Metzger, vermeinend, die Thüre ſei geſchloſſen, ſtößt mächtig mit ſeinem Knüppel daran, doch ſchon beim erſten Schlage ſpringt ſie auf und er ſteht vor dem Lager ſeines Feindes. Unter dem Arme hält er etwas, in eine Serviette gewickelt, die ſorglich zugeknüpft iſt. Das Ausſehen des Verwundeten erfüllt ihn mit hämiſcher Freude, die ſich in ſeinen Blicken malt, die er lange, gleichſam forſchend und wühlend, auf ihm ruhen läßt, als wolle er die Macht und Größe der von ihm zugefügten Schmerzen und Qualen ermeſſen und ihnen bis in ihrem Quell nachſpüren.

„He, Simon, wacht auf!“ ruft er endlich mit ſtarker Stimme, „was faullenzt Ihr da, wenn ich zu Euch komme, um Euch Geld verdienen zu laſſen? Keine Antwort! So ſchlaft Ihr denn? Ihr werdet doch wol nicht gar geſtorben ſein? Gebt mir Antwort! Steht auf, Siebenſchläfer!“

Und als noch immer keine Antwort erfolgte, ſtieß er mit dem Fuß an das Lager, und als Simon ſich immer noch nicht regte, ſann der Metzger auf ein Mittel, ihn zu ſich zu bringen, und da gewahrte er Waſſer in einem Eimer und, ſchnell die zugeknüpfte Serviette auf die Decke werfend, ſchöpfte er mit beiden Händen von dem Waſſer und ſchüttete es zu wiederholten Malen dem Ohnmächtigen in das Geſicht. Dies hatte den gewünſchten Erfolg. Simon ächzt heftig, eine convulſiviſche Bewegung durchzitterte ſeinen ganzen Körper, die Spannkraft der Muskeln belebte ſich wieder und, wie aus ſeinem Traume plötzlich erwachend, ſetzte er ſich jäh im Bette auf.

„Ei, da ſeid Ihr ja wieder wach und munter!“ warf der Metzger wie ſcherzend hin. „Ihr ſchlieft ſo ſanft, als ich eintrat, daß Ihr nichts ſaht und hörtet. Ich komme als Freund zu Euch, um Euch einen annehmbaren Vorſchlag zu thun. Ihr wißt, daß ich zu Euren Feinden niemals gehört habe, und daß wir in der letzten Zeit ſogar ziemlich vertraut geworden ſind und unſere Geheimniſſe für uns haben.“

Sei es, daß dieſe Worte Timon wieder zur vollen Beſinnung brachten, ſeine Lage mit einem Male zu überſchauen, oder daß eine Schwäche ihn wieder anwandelte — genug, er ſank auf ſein Lager zurück und zog mit ſeiner geſunden Hand die Decke bis zum Halſe empor.

„Es fehlt an Arbeitern bei jetziger Zeit, die Sonne eilt dem Frühling voran; wir müſſen die ſchönen Tage benutzen. Ein Jeder, der Grund und Boden hat, iſt draußen und müht ſich in ſeinem Eigenthum ab. Ich und meine Knechte haben mit dem Vieh und Schlachten vollauf zu thun; Taglöhner aber ſind ſelten bei uns. Seht nun, Timon, ich ſetz' mich über alles wunderliche Gerede hinweg — Kommt! Ihr ſollt auf meinem Acker arbeiten. Ihr ſeid kräftig und habt ja Eure geſunden Arme. Mehr braucht's nicht.“

Timon knirſchte mit den Zähnen, als er den Metzger ſo ſprechen hörte, und ſein Auge ſuchte nach einer Waffe. Hätte er in dieſem Augenblick ſeine geſunden Arme gehabt, wer weiß, ob der Feind die Hütte wieder verlaſſen hätte. Nach einer Pauſe, in der er ſich gefaßt, ſprach er leiſe: „Ich bin krank und will und kann Euren Antrag nicht annehmen.“

„Ihr ſeid krank? und geſtern ſah man Euch noch argehen, und dieſe Nacht — — Ach, was da! her mit der Hand! ich will Euch den Puls fühlen!“

„Was wollt Ihr mit Euren Scherzen,“ ſprach Simon. „Ihr ſeid ja kein Arzt. Laßt mich in Ruhe und zieht Eures Weges.“

„Was wißt Ihr von meinen Kenntniſſen und Fähigkeiten? Ich bin ein erfahrener Mann! Ich diente im Felde, und da erlernt man Manches. Drum ſeid doch nicht ſo eigenſinnig. Laßt mich immerhin Euern Puls fühlen und ſeid getroſt, ich werde Euch helfen.“

Der Kranke in ſeiner Hilfloſigkeit wußte nichts Anderes, um den Ueberläſtigen los zu werden, als ihm die Hand hinzuhalten, die er mühſam unter der Decke hervorſteckte.

„Ei, was iſt denn das?“ ſchrie jener, „Ihr gebt mir ja die Linke! Wißt Ihr denn nicht, daß man den Puls an der Rechten fühlen muß? Nun wird's bald? Ihr thut ja, als wenn Ihr einhändig wäret! Habt Ihr Eure Hand etwa verloren? Soll ich ſie Euch etwa geben?“

Als der Kranke die Augen ſchloß und keine Antwort gab, beugte ſich der Meyer zu ihm nieder und, die Hand mit wildem Grimme packend, ſchrie er unter plumpen Verhöhnungen: „Alſo immer nur dieſe eine Hand? Soll ich ſie Euch denn abhauen, Herr Wolf? Zaudert nicht länger, zeigt mir Eure Rechte, ich will Eure rechte Hand ſehen!“

Da tönte es dumpf und gezogen: „Hier!“

Die Stimme ſchien keinem Sterblichen anzugehören und ein weißer Arm und eine geſunde Hand daran ſtreckte ſich dem entſetzten Meyer entgegen.

Verwirrt ſinkt er auf die Knie, ſich bekreuzigend und betend, dann ſtammelt er verworrene Worte, rafft ſich auf und läuft davon.

Das, was er in der Serviette mitgebracht hatte, blieb auf dem Lager des Verwundeten liegen.

9.

Ohne ſeine Schwelle zu betreten, ergriffen von den Schrecken des Todes, eilte er zu dem Geiſtlichen, der ihm den Rath ertheilt hatte, dem Wehrwolf die Hand abzuhauen.

„Ei, was ſeht Ihr doch ſo bleich, Meiſter!“ rief ihm der Pfarrherr entgegen.

Darauf erzählte er ihm Alles, was er erlebt und wie er ſelbſt dem Wehrwolf die abgehauene Hand aufs Lager gelegt, dieſer aber ſie ihm doch unter der Decke hervorgeſtreckt und ihm bewieſen, daß er ſeine beiden geſunden Hände beſitze.

Der Geiſtliche ſchüttelte mit Ernſt und Würde den Kopf und ſah lange vor ſich hin; dann ſprach er bedenklich: „Mein lieber Meiſter, Ihr habt Euch da in einen ſchlimmen Handel eingelaſſen —“

„Und habt Ihr mir nicht dazu gerathen!“ rief aufs Höchſte entſetzt der Metzger. „Spracht Ihr nicht, ich ſollte dem Wehrwolf zeichnen, damit ſein Blut fließe und er gezwungen werde, unſer Dorf zu fliehen?“

„Dazu rieth ich Euch wol, Meiſter,“ verſetzte der fromme Mann, „allein dann hättet Ihr auch gewiß ſein müſſen, daß Ihr's mit dem Wehrwolf zu thun habet und nicht mit des Wehrwolfs Vetter, dem Gott ſei bei uns!“

Er bekreuzte ſich. Der Metzger that desgleichen und ſtand ihm erwartungsvoll, die großen kalten Schweißtropfen auf der Stirne, gegenüber.

„Habt Ihr denn Niemand neben dem Wehrwolf ſehen?“ fuhr der fromme Mann fort.

Der Metzger machte große Augen.

„War der Wehrwolf ſtets allein, wenn er Euch anfiel?“ fügte der Andere hinzu. „Wiſſet denn, Ihr habt dem Teufel die Hand abgehauen, nicht dem Wehrwolf; dem Teufel, der ſich bald wieder eine Hand oder Kralle wachſen laſſen kann, wenns ihm beliebt. Und der Wehrwolf zieht ſich friſch und heil aus dem Spiele. Glaubt mir, Meiſter, dieſe Hand des Teufels wird Euch noch böſe Streiche ſpielen.“

Der Metzger war außer ſich. Er flehte, ihm ein Mittel zu ſagen, ſich vor den böſen Folgen ſeiner That zu ſchirmen. Wie nun aber Aerzte ihre Kranken durch Palliative und ſogenannte Reinigungen hinhalten, bis ſie dieſelben in ein entferntes Bad ſchicken, um ihrer los zu werden, ſo auch dieſer Seelenarzt, der ſeinem Patienten einſtweilen Buße und Gebet auferlegte und ihn dann bis zu einer Wallfahrt vertröſtete, die in der ſchönen Jahreszeit ſtatt zu haben pflegte und der er ſich anſchließen ſollte, um ſich vollkommene Ruhe und Seelenfrieden wieder zu erringen.

Mit dieſem tröſtlichen Ausſpruche verließ er den frommen Mann. Wie aber ſollte der Metzger zu einem ſolchen Glücke wieder gelangen? Das eifrigſte Gebet, mit ängſtlicher Haſt zum Himmel emporgeſchickt, gleichſam Vergebung der Sünden im Sturm zu erringen, träufelt nicht wie mildernder Balſam Ruhe bringend in das Herz des Menſchen; durch Buße und Kaſteiung ſich Gnade von oben gleichſam erzwingen wollen, beſeligt nicht, ſondern entfernt immer weiter von dem Zuſtand der Gnade. Dem Metzger, dem alten Böſewicht, war durch die ſpukhaften Erſcheinungen, die ihm aufgeſchloſſen, das Gewiſſen nun einmal aufgeregt. Die Qualen der Hölle zeigten ſich ihm deutlicher, rückten ihm näher, als ob er Vorzeichen ſeines nahen Todes verſpürt hätte; die rothe Glut, die er bis jetzt nur von Ferne geſehen, ſchickte züngelnde Flammen nach ihm aus, die ihn berührten.

Er kehrte ungetröſtet in ſein Haus zurück und, als ſeine Frau ihm hier entgegen trat und den Schauder, der ſie in der Nacht von ſeiner Seite getrieben, überwunden zu haben ſchien, da wich er ihr aus, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, und ging in den einſamſten Winkel ſeines Gartens, um dort allein über ſein Schickſal nachzudenken.

Es kam der Abend herbei und die Nacht, aber kein lindernder Schlummer wollte ſich auf des Metzgers brennende Augen niederſenken.

10.

Von dieſem Augenblick an war das Haus des Metzgers der Tummelplatz böſer Geiſter geworden, die, von allen Andern unbemerkt, ihn zur Verzweiflung brachten.

Als er am andern Morgen aufſtand und, um ſich zu zerſtreuen von den wüſten Bildern der Nacht, in den Laden trat, da gewahrte er zu ſeinem Schrecken mitten unter dem friſchen Fleiſche die abgehauene Hand. Entſetzt ergreift er ſie und entfernt ſich ſo ſchnell als möglich, um ſie unbemerkt in den tiefen Brunnen zu werfen, den er in einem Winkel ſeines Hofes vor Kurzem hatte graben laſſen.

Ein Stein fällt ihm vom Herzen, als er den plumpen Sturz der Hand vernimmt, und er lebet etwas beruhigter in ſeinen Laden zurück, obgleich ihn weder das Geſchwätz der Kunden, noch andere Ereigniſſe des Tages zu zerſtreuen vermögen.

Der Tag vergeht, und je näher der Abend heranrückt, um deſto größer wird ſeine Unruhe.

Nach einer ſorgenvoll unter Beängſtigung hingebrachten Nacht tritt er am andern Morgen früher als gewöhnlich in ſeinen Laden, wo Alles reinlich und aufgeräumt iſt. Da erblickt er mit Schrecken von Neuem die abgehauene Hand auf der Metzgerbank. Er will ſeinen Augen nicht trauen; allein ſie iſt es, er greift ſie, er hält ſie und eilt ebenſo, wie das erſte Mal, ſchnell fort, um ſich ihrer, wie er hofft, für immer zu entledigen. In dem finſtern Winkel ſeines Gartens gräbt er ein tiefes Loch, wirft ſie hinein und ſchüttet dann Erde darauf, die er mit beiden Füßen feſtſtampft. Hierauf kehrt er in ſein Haus zurück, nicht beruhigt von ſeinem Beginnen, da eine höhere unerklärliche Macht im Spiele iſt, eine grauenvolle Rache, die ihm der fromme Geiſtliche bezeichnete, und an deren Vorhandenſein in ſeiner unmittelbarſten Nähe er nicht denken mag.

Der Tag vergeht wie der vorige, die Nacht verſtreicht wie die vorige; ſchon bilden Angſt und Schrecken tiefe Furchen auf dem Antlitze des Metzgers; er ſieht ſchon jetzt einem Verbrecher ähnlich, der ſein Verbrechen geſtanden und den Ausſpruch des Richters erwartet. So tritt er am nächſten Morgen wieder in ſeinen Laden.

Welch' ein abſcheulicher Dunſt hat ſich aber hier verbreitet? Das iſt Fäulniß und Verweſung und kann dem Ruf des Metzgers den größten Schaden bringen. Er blickt umher; überall nur friſches Fleiſch, überall die gewohnte Reinlichkeit zu ſehen und zu ſpüren. Aber dort in jener Ecke auf dem zerrütteten Brette ſieht er — o Schrecken!

die abgehauene Hand, ſchon im Zuſtande der Verweſung, aufgedunſen und grünlich. Ein ekelerregender Anblick.

Den Ekel überwinden, ſie ergreifen und ſorglich eingewickelt mit ihr davon eilen, war die Sache eines Augenblicks. Wie im Wahnſinn eilt er mit ihr in die Kammer auf dem Boden und hier verſchließt er ſie, bis daß der Abend kommt, in einen alten Schrein.

Und als nun der Abend gekommen war, ſteigt er langſam und ächzend die finſtre Stiege hinan, öffnet den Schrein, nimmt dies Hand heraus und ſchleicht mit ſeiner gräßlichen Laſt zum Dorfe hinaus.

Es war tiefer Abend, als er auf dem Hügel ſeitwärts vom Dorfe ein ſchwarzes Gitter erreicht, vor deſſen geöffnetem Thor ihn ein kleines graues Männchen erwartet. Es iſt hier der Kirchhof und der mit ihm ſpricht, iſt der Todtengräber. Durch ein Geldſtück hatte der Meiſter ſich das Schweigen ſeines Gevatters erworben, der die verhängnißvolle Hand in geweihter Erde begraben ſollte. Dies wird, dies muß ihn für immer von ihrer Wiederkehr befreien. Dies hofft er mit Zuverſicht. Das Werk iſt vollbracht und diesmal beruhigter als je, ſchreitet er ſeiner Wohnung zu.

Mit ängſtlicher Scheu geht er am andern Morgen frühzeitig in ſeinen Laden. Er ſpäht und forſcht, er durchſucht alle Winkel; allein die Hand iſt nicht wiedergekommen und ein längſt entbehrtes Gefühl zieht wieder durch ſein Inneres.

So vergehen einige Tage, ohne daß das Wunder ſich erneuert, und die Zuverſicht des Metzgers iſt im Wachſen.

Als ihn plötzlich eines Morgens, da er ſich, ſorgloſer, wie er wieder geworden war, noch in ſeinem Bette ſtreckt, ein lautes Geſchrei an's Fenſter zieht, erblickt er unten vor der Thüre einige Nachbarn, die voll Verwunderung ſein Haus betrachten und, wie ſie ihn ſehen, einen großen Lärm erheben.

Ein glühendes Schwert fährt dem Metzger in dieſem Augenblicke durch die Bruſt. Er eilt hinab, das Schrecklichſte befürchtend. Da ſteht er nun unten und ſieht die fürchterliche, in Fäulniß übergegangene Hand an ſeine Thür genagelt. Wahnſinn packt ihn. Schäumend, mit wildem Geſchrei reißt er ſie herab und, ehe noch die von Schreck erſtarrten Nachbarn ſein Beginnen ahnen können, iſt er fort, wie der Sturmwind, und ſie ſehen aus der Ferne, wie er ſich in den Brunnen ſtürzt.

Auch er kam wieder. Nach wenigen Stunden hatte man ihn herausgezogen und er lag da in ſeinem Hofe auf dem Raſen, zerſchellt vom Sturze, angeſchwollen von dem verſchluckten Waſſer, und in ſeiner krampfhaft zuſammengeballten Hand hielt er die abgehauene, die man ihm nur ſtückweiſe entreißen konnte, da man ſie nicht mit ihm begraben wollte wegen ihrer Unheiligkeit.

Auf den Rath erfahrener Männer wurde ſie mit einem glühenden Pflock durchſtoßen und hierauf verbrannt. Jetzt lebte ſie nicht mehr wieder.

Und auch der Metzger ſpukte nicht. Als aber das Trauerjahr vorüber war, freite der einhändige Simon, von Allen im Dorfe längſt als Wehrwolf anerkannt und geflohen, die ſchöne Witwe. Er war aber vorher mit ihr in ein anderes, weit entferntes Dorf gezogen.

Der Bandit.

1.

Einige Miglien von Florenz lebte der junge Graf Carlo F. auf ſeinem Schloſſe in Geſellſchaft ſeiner blühend ſchönen Gemahlin. Sie war die Tochter eines franzöſiſchen Emigranten, der in Livorno ein Handelshaus errichtet hatte. Obgleich von altem Adel, hatte die Noth ihn gezwungen, ſich den Geſchäften zu ergeben, und dieſes war es, was ungeachtet der Vorzüge, die Geſchlecht und Rang in der Geſellſchaft ertheilen, die Verbindung mit dem Grafen F. dennoch in den Augen der vornehmen Welt als eine Mißheirath erſcheinen ließ. Aus dieſem Grunde wurde es denn auch von beiden Seiten vorgezogen, dem freundlichen Schloß am Abhange des Apennins vor dem Palaſte in der Hauptſtadt den Vorzug zu geben.

Zwei Jahre lebten die beiden Eheleute jetzt in ihrer holden Abgeſchiedenheit. Sie liebten ſich mit jener ehelichen, aufrichtigen Neigung, die ihren ſtillen, ruhigen Gang geht, mit jener lauen Liebe, die ſtets das wahre Glück der Ehe bilden ſoll, oft aber nur der ruhigen Oberfläche gleicht, die in ihrem Schoße wilde Wogen verbirgt, welche vom leiſeſten Winde aufgerüttelt werden und dann die Ufer überfluten.

Blanche — oder wie man jetzt die junge Gräfin in ihrem neuen Vaterlande nannte — Bianca war durch eine Erzieherin aus der franzöſiſchen Schweiz gebildet worden. Sie hatte ſich daran gewöhnt, ihr Leben Stunde für Stunde zu regeln, und glaubte, daß die erfüllte Pflicht die größte Freude der Welt ſei, ohne daran zu denken, ſie zu verſchönern oder zu erhöhen. So wandelte ſie durch's Leben in ſteter Beobachtung alles Deſſen, was ſie that, gleichſam als befände ſie ſich beſtändig in einem glänzenden Salon, von hundert Augen beguckt oder im ſteifen Sonntagsſtaate auf der Promenade einer kleinen Stadt, wo daſſelbe ſtattfindet.

Ihre Gouvernante hatte ihr oft die Gefahren vorgeſtellt, der erſten Eingebung zu folgen; ſie war bemüht geweſen, ihr für alle Fälle des Lebens, die vorauszuſehen waren, neben den Lehren der Weisheit und der Erfahrung auch jene Phraſen einzulernen, die in ſolchen Fällen gut zu benutzen ſind. Ihr ganzes Leben war ihr auf ſolche Weiſe vorgezeichnet worden — mit einem Worte — ſie hatte leben gelernt, ſowie man tanzen, ſticken und ſich ankleiden lernen kann. Sie hatte die Hand des jungen Grafen angenommen, ohne ihn zu kennen; ſie hatte nicht einmal geglaubt, daß es nöthig ſei, ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner Neigung zu ihr zu überzeugen. Der Graf war mehrmals auf kurze Zeit in Liverno geweſen und dort in das Haus ihrer Eltern gekommen, ohne daß Bianca ſeine Anweſenheit beſonders bemerkt hätte. So ſchüchtern war ſie. Die herrſchende Sitte legte dem jungen Manne übrigens die Pflicht auf, ſich mehr mit ſeiner zukünftigen Schwiegermutter, als mit ſeiner Braut zu beſchäftigen. Bianca fühlte mithin für ihren zukünftigen Gatten nicht mehr und nicht weniger, als was ſie für jeden Andern empfunden haben würde, und als er nun wirklich ihr Gatte geworden war und von ihr begehrte, ihm in die Einſamkeit des Bergſchloſſes zu folgen, ſo gehorchte ſie ohne Bedauern, wie ohne Luſt. Sie betrachtete es als eine Prüfung, als die Erfüllung einer Miſſion, zu welcher ſie ſich lange vorbereitet hatte. Die Gouvernante hatte ihr ja geſagt, daß ſie dazu beſtimmt ſei, die Gattin eines Mannes zu werden; wer dieſer Gatte ſein würde, das war ihr gleich.

Der Graf Carlo F. war eine jener exaltirten Naturen, die ſich das Leben ſtets anders träumen und ausmalen, als es ſich in der Wirklichkeit geſtaltet. Er konnte ſich ſeine einſtige Gattin nur als ſeine Herrin, als ſeine Geliebte denken. Der Aufenthalt in der großartigen, wilden und einſamen Natur hatte ſeine Gefühle geſteigert und ſeine Empfänglichkeit für das Außerordentliche und Ungewöhnliche nur mehr entwickelt. Alles, was ihn in dem Wohnſitz ſeiner Voreltern umgab, wirkte mächtig auf ſeine geiſtige wie körperliche Kraft. Eine durchaus ritterliche Erziehung verlieh ihm eine Kraft, die ſich in Allem, was er that, ausſprach. Sein Stand, der ihn über die Bedürfniſſe des Lebens erhob, überließ ihn einer glücklichen Unthätigkeit, welche nur durch häufiges Leſen romanhafter Schriften unterbrochen wurde. Er träumte von einer höheren Liebe.... von Leidenſchaft.... von zu überwindenden Schwierigkeiten. Zu dieſen Träumen geſellten ſich bald Wünſche und Hoffnungen; allein ein edles Zartgefühl hemmte dieſen Hang zum Abenteuerlichen und er wollte ſein Glück nur in der Ehe ſuchen. Seine Gattin ſollte ihm dereinſt alle Wünſche erfüllen, ihm Alles ſein.

Seine bejahrten Eltern in ihrem adeligen Palaſte zu Florenz ließen dem geliebten Sohne, deſſen Sinn und Gemüth ſie kannten, freie Wahl. Als Carlo die Tochter des

Kaufmanns in Livorno gewählt hatte, waren ſie es zufrieden, wenn er vorläufig den Hof meiden wollte. Carlo wünſchte nichts mehr, als der Etikette überhoben zu ſein. Er ſtellte ſeine ſchöne Gattin den ehrwürdigen Eltern vor und entführte ſie dann eilig auf ſein Schloß im Gebirge, um mit ihr allein ſein Leben zu theilen und von ihr allein nur alle Freuden deſſelben zu empfangen.

Allein Carlo war noch jung; was er begehrte, begehrte er mit Glut, und dieſe verzehrte oftmals den gewünſchten Erfolg, noch ehe er einmal ſelbſt erreicht war. In den erſten Tagen ſchon heftete er ſich an ſeine Frau mit der ganzen Leidenſchaft ſeines Alters, mit der ganzen Gewalt eines lange unterdrückten Wunſches, der jetzt mit einem Mal erfüllt wird. Bianca war ihm zum erſten Mal als Diejenige erſchienen, welche alle jene erhabenen und erhebenden Eigenſchaften in ſich vereinigte, die ſeine Einbildungskraft in ſolcher Vollendung kaum zu träumen gewagt hatte. Und dieſes Geſchöpf war nun ſein; er betete es an.

Da Bianca's Gouvernante ihr ſo ziemlich Alles vorausgeſagt hatte, ſo überraſchte ſie nichts; ſie ließ ſich ruhig lieben, ohne zu wiſſen noch zu begreifen, wie groß das Glück ſei; ſie hatte keinen Wunſch, und mehr unterwürfig als glücklich, empfing ſie die Zärtlichkeiten ihres jungen, ſchönen Gatten.

Carlo's glühende Leidenſchaft verhinderte anfänglich, die Kälte ſeiner Gattin zu bemerken; ſpäter hoffte er, daß ſeine Zärtlichkeit ihr etwas mehr Mitgefühl abgewinnen würde. So verging die Zeit. Seine Beſtrebungen blieben fruchtlos und an einem Tage erkannte er deutlich, daß alle ſeine Bemühungen bei dieſer ſchönen, reinen und edlen Frau verloren ſeien und daß ſeine Liebe gegen ihre Marmorkälte vergebens ankämpfte. Zwei Jahre waren bereits ſeit ihrer

Verheirathung verfloſſen und er hatte von ihr noch kein Zeichen inniger Zuneigung empfangen.

2.

Es war Frühling, jene himmliſche Jahreszeit, die an den ſüdlichen Apennin-Abhängen ihren holdeſten Reiz entfaltet. Die Eltern Carlo's waren auf kurzen Beſuch im Schloſſe, man hatte ſich im großen Saale des Erdgeſchoſſes verſammelt, der eine zwar ſeltſame, doch wohlthuende Miſchung von Altem und Neuem enthielt. Zu der Pracht der aus Gemälden großer Meiſter beſtehenden Wanddecoration, zu den goldenen Möbeln des vorigen Jahrhunderts geſellten ſich auch weiche, bequeme Armſeſſel, Arbeitstiſchchen mit den verſchiedenartigſten Mappen und Albums belegt, Stehſpiegel und Etagèren, wie ſie ein neuerer Luxus bedingt, welche den größten Theil des inneren Raumes ausfüllten. Zu dieſem paßten die Menſchen, die der Saal verſammelt hatte, vollkommen. Carlo's Eltern, die alten toscaniſchen Edelleute, mit dem ariſtokratiſchen Gepräge ihrer Zeit, der junge Graf, im glühendſten Colorit der Gegenwart, und Bianca, das ſchön gemeißelte Marmorbild.

Schon ſeit frühem Morgen ſaß Bianca über eine Stickerei gebückt, die ſie mit vieler Kunſtfertigkeit ausführte; Carlo's Mutter ging auf und ab, ſah nach ihrer Uhr und ergriff dann ein altes Zeitungsblatt, um den Faden ihrer Lektüre, ſo gut es gehen konnte, wieder anzuknüpfen. Der alte Graf ſah ſtill und unverrückt ins Leere; ſeine Gedanken ſchweiften wahrſcheinlich in die Vergangenheit. Carlo hatte ſich in einen großen Lehnſtuhl geſtreckt und hielt ein

Buch in der Hand. Allein wie emſig er auch ſeine Augen auf die Zeilen heftete, ſo ſchienen ſeine Gedanken doch eine andere Richtung als der Autor zu nehmen. Seine Blicke erhoben ſich; er richtete ſie auf Bianca. Ihre unbewegliche Ruhe machte ihn traurig. Alles war geſcheitert, was er verſucht hatte, das Gefühl dieſes Weibes zu beleben, zu entwickeln. Da ſaß ſie, ein unbegreifliches Räthſel, das ein Tag wie der andere wiederſah. Bittere Reue ſchlich ſich in Carlo's Gemüth und der Wunſch nach Glück wurde lebhafter in ihm. All ſein Leben lag in Zärtlichkeit, in Liebe, in wechſelſeitiger Zuneigung! Sollt' es ihm denn ſtets unmöglich bleiben, dieſe Sehnſucht zu befriedigen?

In der Jugend kennt man das Wort „unmöglich“ nicht. Carlo war noch jung. Aber durch welches Mittel durfte er hoffen, zum Ziele zu gelangen? Dieſer Gedanke und nur dieſer allein erfüllte ihn.

Er würde ſich mit wahnſinniger Tollkühnheit jeder Gefahr entgegengeworfen haben, hätte er hoffen können, in ſeiner Gattin dadurch ein günſtige Gemüthsbewegung zu erregen. Allein alle Verſuche, die er mit dieſem Galvanismus der Liebe unternommen hatte, waren ungünſtig für ihn ausgefallen; die Seele ſeiner Gattin ſchien gleichſam durch Erziehung zuſammengewickelt und gebunden; nur eine gewaltſame Kriſe konnte hier Luft ſchaffen. Wie aber ſollte man dieſe Kriſe herbeiführen?

In ſolchen Gedanken verſenkt, antwortete er nur einſilbig auf die von ſeiner Mutter an ihn gerichteten Fragen, die, ohne ſeine ſorgenvolle Stimmung zu bemerken, ihn mit den gleichgültigſten Dingen quälte, vom Wetter oder von den Jagdhunden ſpricht und ihm Pflichten gegen die Nachbarſchaft ins Gedächtniß rufen will.

Plötzlich ſcheint ein Gedanke in Carlo's Kopf zu entſtehen, der ſeinen Zügen einen wunderbaren Schein verleiht.

Die alte Gräfin wiſchte ihre Brille ab und legte die Zeitung bei Seite.

„Du wirſt ſchönes Wetter haben zu Deiner morgigen Reiſe, Bianca,“ ſagte ſie in gemeſſenem Tone.

„Und wann ſoll es fortgehen?“ fragte Carlo.

Bianca zog langſam den Faden an der Nadel in die Höhe und erwiderte, ohne ihren Gatten anzublicken: „Wann es Dir gefällig iſt, Carlo.“

„Es thut mir leid,“ ſagte Carlo aufſpringend und ans Fenſter tretend; „allein ich werde Dich nicht begleiten können, denn ich habe morgen ein kleines Geſchäft, das ich unmöglich aufſchieben kann.“

„Ein kleines Geſchäft, das ſich dennoch nicht aufſchieben läßt?“ fragte die alte Gräfin forſchend.

„Wären meine Eltern nicht von meiner Ankunft vorbereitet, ſo würde ich gern meine Abreiſe aufſchieben; ſo aber könnten ſie meinetwegen beſorgt ſein, wenn ich ausbliebe,“ ſprach Bianca.

„Du haſt recht, ich komme Dir nach. Du wirſt die kleine Reiſe ohne Abenteuer zurücklegen können,“ ſagte Carlo, indem er ſich zum Gehen wandte. „Wann reiſeſt Du ab?“ fragte er noch ſchnell.

„Kannſt Du denn aber das Geſchäft nicht noch heute beendigen?“ fiel die Mutter ein.

„Unmöglich! ich will die Befehle ertheilen, daß Alles bereit ſei. Wenn Du in den Frühſtunden aufbrichſt, ſo kannſt Du vor dem Ave Maria bei den Deinen ſein,“ ſagte Carlo.

Bianca nahm es hin mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit; ihr Gatte aber, deſſen Bewegung ihr entgangen war, verließ ſchnell das Zimmer.

„Was muß er für ein Geſchäft haben?“ fragte die alte Gräfin. „Weißt Du denn nichts davon, Bianca?“

„Nein, Mama; vielleicht mit den Pächtern,“ erwiderte dieſe und, ohne weiter darüber zu denken, vollendete ſie die Blume, die ſie angefangen hatte.

Am andern Morgen um zwei Uhr, als ein erfriſchender Wind durch die Baumwipfel zog, ſtand Carlo am Reiſewagen ſeiner Frau, um Alles ſelbſt zu überwachen. Nachdem er ſie in den Wagen gehoben, ließ er Lorenzo, ſeinen treuen bewährten Kammerdiener, zu dem Kutſcher ſetzen und ihr die Hand reichend, rief er ihr ein freundliches Lebewohl zu.

3.

Das Wetter war vortrefflich und der Wagen rollte bereits anderthalb Stunden. Die Frühlingstage wuchſen ſchon, allein ſie waren noch nicht lange; noch herrſchte Dämmerung.

Die Straßen in Toscana werden ihrer Sicherheit wegen vor allen andern in Italien hoch gerühmt; allein wer möchte dafür ſtehen, daß aus den benachbarten Staaten verſcheuchtes Geſindel ſich durch die Päſſe der Apenninen nicht auch bis hieher zöge. Der reiſenden Dame war indeß kein Gedanke daran gekommen. Ihre vollſtändige Sorgloſigkeit hatte ihr einen angenehmen Schlummer zu Wege gebracht, deſſen Freuden ſie genoß.

Der Weg zog ſich durch eine hohle Gaſſe, die von Gebüſchen begrenzt war. Weit und breit keine Wohnung. Der Ort war wie zu einem Ueberfall geſchaffen. Auch der

Kutſcher mochte ſchlafen; die Pferde zogen langſamer. Plötzlich wird der Wagen von ſechs vermummten Männern angehalten, in deren Gürtel Waffen blitzen. Der Kutſcher erwacht, der Kammerdiener ſchreit, man hört ein paar Schüſſe, die glücklicher Weiſe Niemand treffen. Bianca fragt ängſtlich bebend, was dies Alles zu bedeuten habe? Da naht ſich ihr der Hauptmann der Bande — ein wirklicher Räuberhauptmann, wenn es je einen gab — bei ſeinem Anblick wird Bianca ohnmächtig.

Wie ſie zum Leben erwacht, war die Sonne noch immer nicht aufgegangen. Eine kühle Dämmerung ruhte auf allen Gegenſtänden. Sie lag auf dem Graſe und hörte das Murmeln eines Bergbaches neben ſich. Ein ſchöner hoher Mann kniete neben ihr. Aus allen ſeinen Bewegungen ſchien die regſte Theilnahme für ſie zu ſprechen. Es war gewiß, daß er ſich ihrer angenommen hatte, um ſie wieder in das Leben zurückzurufen.

Er war glänzend gekleidet; lange Haare, ein großer Schnurrbart, ſtark gezeichnete Augenbraunen und ein mächtiger Bart verbargen faſt ſeine Züge und fügten dem maleriſchen Ausdruck ſeiner ganzen Perſönlichkeit einen bedeutenden Reiz hinzu. Bianca würde ihn mit Bewunderung angeſtaunt haben, wenn ſie nicht in ihm den Räuberhauptmann erkannt hätte, der vor Kurzem ihren Wagen überfiel.

Mit einem durchdringenden Schrei bedeckte ſie ihre Augen mit beiden Händen.

„Beruhigen Sie ſich, Signora,“ ſagte er leiſe, mit unbeſtimmtem Tone, „und fürchten Sie nichts von mir. Nur ich bin hier bedroht; denn Sie haben mich überwunden. Ja, ich hatte ſchreckliche Abſichten auf Sie, allein eine mir unbekannte, höhere Macht hat Alles vereitelt. Indem ich Ihre edle ſchöne Geſtalt ſo leblos vor mir da liegen ſah, regte ſich etwas in mir, das ich nie gefühlt und das ich Beſorgniß, Mitleid, Liebe nennen möchte, jedoch aus Scheu vor mir ſelbſt nicht ſo zu nennen wage. Ich vergaß meine Vorſätze, meine Wünſche und dachte nur an Sie. Ich verabſcheue in dieſem Augenblicke Alles, was noch vor wenigen Minuten meine Seele glutvoll umfaßte. Ich begreife nun, was Liebe iſt. Ich will Ihnen meine Achtung, meine Huldigung darbringen, als wenn Sie mir einſt angehören könnten. Ja, ich will mir denken, daß es mir möglich ſein würde, Sie zu verdienen. Als Sie noch ohnmächtig vor mir lagen, da gelobt' ich es, mich zu beſſern, mich Ihrem Dienſte zu weihen. Ich flehe, beſtimmen Sie über mich, über mein Leben.“

„Bianca, die kalte, unempfängliche Bianca, wußte nicht, was ſie dem liebeglühenden Italiener antworten ſollte. Ihre Ueberraſchung hatte ſie faſſungslos gemacht. Sie iſt nur im Stande, ihn zu bitten, ſie ihre Reiſe fortſetzen zu laſſen. Er willigt ein. Der Wagen ſteht unfern von dem Platze, wo ſie ſich befanden. Ein unbekannter Kutſcher, ein unbekannter Bedienter erſetzen des Grafen Leute. Sie erinnert ſich, Schüſſe gehört zu haben; ſie fürchtet für das Leben der Armen, allein ſie wagt nicht, eine Frage an den fürchterlichen Räuberhauptmann zu richten, der mit großer Höflichkeit ſie in den Wagen hebt.

„Wohin wünſchen Sie geführt zu ſein?“

Sie nennt ein Landhaus, das ihr Vater in der Gegend von Liverno beſitzt.

„Verſprechen Sie mir, Niemanden das Geheimniß zu enthüllen, das zwiſchen uns herrſcht,“ ſagt der Räuber. „Wenn Sie jemals mich verriethen, ſo ſchwöre ich es, daß meine Rache ohne Grenzen ſein ſoll!“

Mit dieſen Worten grüßt er ſie voll Anſtand, wirft den Kutſchenſchlag zu, ſagt dem Kutſcher ein paar Worte und die Pferde rennen mit Windeseile davon.

Die herrlichſte Sonne beſchien ihren Weg. Der Wagen rollte durch die freundlichen, volkreichen Städte Toscanas. Allein Bianca, die ihre Angſt nicht mehr los werden konnte, ſah und hörte faſt nichts. Die Pferde wurden mit Blitzesſchnelle gewechſelt, allein nirgends ward angehalten. So war der Tag ſchnell verſtrichen, die Dunkelheit brach ſchon wieder herein und ihre Angſt war im Wachſen. Welchen Glauben ſollte ſie den Verſprechungen eines Banditen beimeſſen? Wohin führte man ſie? Ihre Phantaſie, die ſonſt ſo träge war, regte ſich nun plötzlich mit Macht und tauſend Vorſtellungen, eine furchterlicher als die andere, keimen in ihr empor. Sie fühlt ihre Seele tief im Innerſten erſchüttert; es iſt zum erſten Mal, daß ſie es fühlt. Sie erkennt es, welche Kriſe ihr bevorſteht. Allein, hülflos, auf gänzlich unbekannter Straße, dem Willen eines Banditen überlaſſen, aus deſſen Gewalt ſie nichts zu entreißen vermag, welche Lage! Sie kann weder entfliehen, noch ſich Jemand anvertrauen. In der Angſt ihres Herzens hatte ſie gar nicht bemerkt, daß die vorſorgliche Hand des Räubers ſie mit Wein und Lebensmitteln in ihrem dahin rollenden Gefängniß verſehen hatte. Ihre Blicke fallen ängſtlich durch die Fenſter; die Gegend erſcheint ſo öde, nur dann und wann ſieht ſie einige Bauern, welche die Zeichen, die ſie ihnen macht, nicht verſtehen. Der Wagen ſcheint im Kreiſe zu fahren, oft nimmt er ſeinen Weg quer durch Felder; die Roſſe fliegen.

Bianca ſucht vergebens die Gegend zu erkennen; wie oft ſie auch ſchon ſie geſehen, ihr von Angſt und Beſorgniß gequälter Geiſt vermag ſich nicht zurechtzufinden.

Da plötzlich ſieht ſie Bäume und es wird lichter um ſie. Ja, das iſt die Allee, die zum Landhauſe ihres Vaters führt; ſie erkennt den Ton der Dorfglocke; ſie erblickt das Dach des Hauſes, dies iſt keine Täuſchung; ſie iſt gerettet. Der Wagen hält; der Räuber öffnet ihr den Schlag; er ſelbſt hat ſie begleitet.

Sie öffnet den Mund, allein er gibt ihr ein ernſtes Zeichen, zu ſchweigen, drückt einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand und eilt mit Blitzesſchnelle davon, die junge Gräfin, den Wagen, die Pferde vor dem Landhauſe zurücklaſſend.

Das Rollen des Wagens hatte die Bewohner herausgelockt und man war freudig erſtaunt, Bianca zu ſehen. denn Lorenzo der Kammerdiener war mit dem Kutſcher bereits lange angekommen, um den gehabten Unfall zu berichten. Man hatte die bewaffnete Macht aufgeboten, um die Gegend zu durchſtreifen.

Man umgibt ſie; ein jeder will ſie ausforſchen; allein ſie weiß nichts zu ſagen, als daß ſie ohnmächtig geworden war und durch die Bemühungen eines Räubers zu ſich ſelbſt gebracht, von ihm ſelbſt hieher geführt wurde. Daß er jetzt entflohen ſei und daß ſie ſelbſt nicht wiſſe, wie ſich dies Alles ſo plötzlich und räthſelhaft zugetragen.

Der Zuſtand der ſchönen Reiſenden verlangte Ruhe und ſie wurde alsbald auf ein Zimmer gebracht. Ihre Sinne waren jedoch ſo heftig aufgereizt, daß ſie die ganze Nacht ſchlaflos zubrachte. Das Bild des jungen Räubers kam nicht aus ihrer Seele.

4.

Am andern Morgen erſchien Carlo. Mit großer Theilnahme läßt er ſich von ſeiner Gattin alle Umſtände der ſchrecklichen Begebenheit mittheilen. Sie ſagt ihm Alles, bis auf die Scene am Bache. Bianca hatte ja dem Räuber Verſchwiegenheit gelobt.

Das Gefühl des Schreckens erſetzte nunmehr die Freude, Bianca nach überſtandener Gefahr gerettet zu ſehen. Um die ſchöne junge Frau zu erheitern, nimmt man ſich vor, den ganzen Vorfall ſcherzend zu behandeln. Carlo ſelbſt gefällt ſich darin, dem Räuberhauptmann alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge zu leihen, welche die alten Volksſagen den italieniſchen Banditen beizulegen pflegen. Carlo poetiſirt auf ſolche Weiſe auch Den, der ſeine Gattin überfallen. Bianca ſcheint dieſen Späßen mit Vergnügen zuzuhören.

„Du haſt den Menſchen unglücklich gemacht — Du haſt ihn verführt,“ ſpricht Carlo lachend zu ſeiner Frau.

„O nicht doch!“ erwiderte ſie, in den Scherz eingehend, „er hat mich ja heimgeſchickt.“

Beſuche drängen Beſuche und das Abenteuer mit den Räubern muß jeden Tag mehrmals wiederholt werden. Graf Carlo ſelbſt hatte ſich auf die Spähe begeben; der Räuberhauptmann iſt durch ſeinen Muth und ſein ausgezeichnetes Benehmen, ſowie durch die Mannszucht, die er in ſeiner Bande aufrecht erhält, hinlänglich bekannt. Es iſt ein epiſcher Charakter durch und durch. Carlo's lebhafte Einbildungskraft bemächtigt ſich dieſes romantiſchen Gegenſtandes. Er leiht Dem, was er hörte, Leben und gibt ihm Geſtaltung Es unterhält ihn, ihm Züge von Tapferkeit und Großmuth anzudichten und ſie zu erzählen. Bianca, obgleich ſcheinbar gleichgültig, hört doch mit Intereſſe zu.

Iſt ſie allein, ſo empfindet ſie ein beunruhigendes Gefühl, das nicht blos Neugier iſt. Der Menſch hat ſie magnetiſch berührt; ſein Bild herrſcht in Allem, was ſie empfindet; ſie kann ihn nicht vergeſſen. Sein Benehmen, ſeine tiefe, etwas dumpfe Stimme, der Ausdruck ſeines ganzen Weſens haben einen unauslöſchbaren Eindruck auf ſie gemacht. Nachts im Traum ſieht ſie den Räuber. Oft iſt er ſanft und zärtlich; dann aber erneuert ſich das Entſetzen, das ſein erſtes Erſcheinen begleitete; ſie träumt, daß er ſie überfalle, daß er ſie bedrohe, aber der wirre Traum läßt ihn dann wieder als ihren Retter erſcheinen, der kein Räuber mehr iſt.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, die das Abenteuer in ihr erregt hat, erwecken zugleich tauſend geiſtige Kräfte und Fähigkeiten, die bisher von ihr ungekannt ſchlummerten. Ihre Gleichgültigkeit, ihre geſetzte Kälte ſind in Rührigkeit, in Neugier umgewandelt. Sie ahnet ein anderes Leben, als das einförmige, das ſie bis jetzt geführt hat. Sie fühlt, daß es etwas Reizenderes gebe, als die gleichförmige Erfüllung ſogenannter Pflichten. Die großartigen Gefühle der Angſt und des Schreckens, die eine plötzlich hereinbrechende Gefahr in ihr zum Ausbruch kommen ließen, verkünden ihr das Daſein einer Seele, von dem ſie früher keine Ahnung hatte.

Dies neue Leben mit ſeinen Freuden und Leiden und ſeinen Anforderungen erfüllte die junge Frau ganz und ihr Geiſt war begierig geworden, dieſen Zuſtand zu erforſchen. Eine neue Welt lag vor ihrem Blicke enthüllt da; ſie wollte ſie kennen lernen. Allein von einem Inſtinkt geleitet, verbirgt ſie vor aller Welt ihre Wünſche; ſie begnügt ſich, im Stillen zu beobachten und darüber nachzudenken.

Dieſe geheimnißvolle Neigung macht ihr die Einſamkeit werth. Sie hatte nie noch ihren Reiz ſo empfunden.

Nach dem Abendſegen, wenn Carlo ſich zurückgezogen hat, liebt ſie es, auf den ſchönen Terraſſen des Gartens zu ſpazieren. Dort allein mit der Natur ſucht ſie innigere Beziehungen mit derſelben anzuknüpfen. Eine neue Sprache vernimmt ſie in ihrer Seele; eine vertraute innige Poeſie ſchaukelt ſie ſanft in eine unbeſtimmte grenzenloſe Traumwelt hinüber. Dies Alles hat ſie ſonſt nie gekannt.

Sie glaubt ihrem Gatten gefällig zu ſein, wenn ſie jene Bücher lieſt, die er ihr ſeit einiger Zeit öfter bringt, als ob er die geheime Stimmung ihres Weſens erriethe. Sie fühlt, daß dieſe Bücher ihr ein Vergnügen verſchaffen, das ihr früher gleichfalls unbekannt war. Wie kann ſie ſich jetzt für die Heldin einer Geſchichte doch ſo warm intereſſiren? Sie begreift das Verbrechen und weiß die Macht der Leidenſchaft zu würdigen.

5.

So waren Monate vergangen.

Graf Carlo erſchien eines Tages, um mit ſeiner Gattin am andern Morgen nach ſeinem Gebirgsſchloſſe zurückzukehren. Bianca wollte noch dieſen Abend auf ihrem einſamen Spaziergange alle jene Orte wiederſehen, wo ſie den ſchönſten Träumereien ihres Lebens nachgehangen. Sie wollte ihnen ein Lebewohl ſagen, ehe ſie ſie auf lange verließ.

Der Mond warf ein zweifelhaftes Licht durch dicke Wolkenſchichten; die Luft war mild, faſt heiß; es war die ſchönſte Jahreszeit in dem glücklichen Lande. Hin und wieder ſchritt ein einzelner Menſch durch die hohen duftigen

Gänge des Parks. Die Fenſter des Landhauſes ſtanden geöffnet und von Lichtern erhellt; man vernahm das verworrene Gemiſch der Stimmen ſeiner Bewohner. Alles verkündete ein ſich bewußtes Leben inmitten der Ruhe der Natur. Es war einer jener ſchönen Spätabende, die der Himmel manchmal den Menſchen wie ein erhabenes Schauſpiel zum Beſten gibt. Bianca hatte noch niemals dieſe himmliſche Gewalt ſo bewundert. Dies Gefühl trieb ſie noch mehr der Einſamkeit zu. Sie entfernte ſich aus der Nähe des Hauſes und ſetzte ſich in ein blühendes Gebüſch, das ſie mit tiefem Schatten umgab. Ein leiſes Geräuſch ſtört ſie, ſie wendet den Kopf, und ein Schrei will aus der Bruſt dringen, der jedoch bald erſtickt wird.

Der Bandit liegt vor ihr auf den Knien und der ganze Ausdruck ſeines Weſens ſcheint ſie zu bitten, ihn nicht zu verrathen.

„Habe Dank,“ ſtammelte er.

Sie wollte fliehen.

„Fürchten Sie nichts. Ich verlaſſe Sie,“ ſagte er, indem er aufſprang. „Wie kann mein Anblick Ihnen Abſcheu einflößen, da ich ja nur Ihnen angehöre.“

Als er ſah, daß die junge Frau zitternd und in großer Verwirrung vor ihm daſtand, wandte er ſich lebhaft zum Gehen und ſein Haupt ſenkte ſich wie in tiefer Bekümmerniß.

Bianca ſank auf die Bank im Gebüſche nieder. Tauſend Betrachtungen zogen ihr durch den Kopf. Was ſollte ſie machen? Schreien? Um Hülfe rufen? Welche Schändlichkeit! Auch waren die Mittel zum Rückzuge wahrſcheinlich für den Banditen gehörig vorbereitet. Man würde ihn nicht gefangen haben. Zugleich fühlte ſie die ganze Wichtigkeit des Bekenntniſſes, das man ſie öffentlich abzulegen nöthigen würde.' Daher ſchwieg ſie — und nahm ſich vor, ihrem Gatten unter dem Siegel des Geheimniſſes Alles zu ſagen und ihn um ſeinen Rath zu bitten.

Als ſie mit dieſen Planen ein wenig im Reinen war, blickte ſie auf; aber die Erſcheinung des Räubers war ihr wie ein Traum verſchwunden.

6.

Am andern Morgen, als ſie mit vollem Herzen ſich ihrem Gatten nahete, fand ſie ihn ſo ſchlecht aufgelegt, daß ſie es nicht wagte, ihren Plan auszuführen.

Graf Carlo ſagte, daß man ihm gemeldet habe, das Haupt der Banditen ſtreife in der Umgegend. Er war entſchloſſen, ihn nach der vollen Strenge der Geſetze verfolgen zu laſſen, und hatte bereits das Geſuch an die Behörden geſtellt. Bianca fühlte, wie bei dieſer Eröffnung ihre vertrauensvolle Beichte ihr auf den Lippen erſtarb.

Zwei Tage ſpäter befand ſie ſich bereits wieder auf dem Schloſſe am Fuße der Apenninen, das ihrem Gatten gehörte. Am erſten Morgen, als ſie zu ihrer Toilette trat, fand ſie einen Zettel von fremder Hand geſchrieben, der dieſe Worte enthielt:

„Fürchten Sie nichts, Signora; Sie ſtehen unter dem Schutze des edelſten Gefühls, das Sie einzuflößen wußten. Der Unglückliche, den Sie erhoben und geadelt haben, fordert nichts von Ihnen, als die Erlaubniß, Sie manchmal zu ſehen. Ihr Anblick wird ihm Kraft und Muth verleihen. Er bedarf Ihrer, um auf dem Wege der Beſſerung zu beharren, den er eingeſchlagen hat von dem Augenblicke an, daß er Sie kennen lernte. Seine Gegenwart darf Sie nie erſchrecken; nur er hat zu fürchten! Sein Leben ſteht in Ihrer Hand. So oft er Ihren Blicken erſcheinen wird, kann ein Wort, ein Wink ihn den Schergen des Geſetzes ausliefern. Sehen Sie in dieſer Hartnäckigkeit nur den Ausdruck ſeiner Verehrung und entnehmen Sie daraus, wie glücklich er ſich fühlen muß, Ihnen etwas zu verdanken zu haben.“

Im erſten Augenblick gedachte Bianca dieſes Schreiben ihrem Gatten einzuhändigen. Sie eilte in ſein Zimmer; allein der Kammerdiener benachrichtigte ſie, daß der Graf nach einer entfernten Meierei geritten ſei und dort übernachten würde.

Sie entfernte ſich beſorgt und nachdenklich, da ſie nicht wußte, wie ſie ſich aus der ſeltſamen Lage ziehen ſollte, in die ſie gerathen war. Sie fühlte, daß ſie ihrem Manne Alles geſtehen müſſe, daß er allein ihr natürlicher Vertrauter war und daß ſie Alles im entgegengeſetzten Falle von ſeiner Eiferſucht zu befürchten habe. Durch ſeine Abweſenheit gewann ſie Friſt, bis zum andern Morgen zu überlegen, und ſie tröſtete ſich endlich damit, daß die Zeit ihr hülfreich ſein würde, ein Mittel zu entdecken, um dieſer Verlegenheit zu entkommen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht dachte ſie darüber nach und der nächſte Morgen erſchien, ohne daß ſie etwas beſchloſſen hatte.

In heftiger Unruhe kleidete ſie ſich an, um zum Frühſtück zu gehen, als ſie — diesmal auf ihrem Schreibtiſche einen ähnlichen Zettel, wie den erſten, fand. Er enthielt neue Verſicherungen, daß ſie nichts zu fürchten habe, und Bitten, nichts zu verrathen. Allein man drohte ihr, daß, wenn ſie der Bitten ungeachtet dennoch das Geheimniß des Räubers verrathen würde, Graf Carlo als erſtes Opfer der Rache fallen müſſe. Wenn ſie aber im Gegentheile das große Geheimniß verſchwiege, ſo würde Derjenige, der ſie liebte, über ihr Leben und das Leben der Ihrigen wachen.

Die Furcht, ihren Gatten der augenſcheinlichſten Gefahr bloszuſtellen, beſtimmte ſie, das Geheimniß zu verſchweigen, obgleich es bedeutend ſich durch die Correſpondenz complicirte, die der Unbekannte mit ihr anknüpfte, wenn ſie auch ihm jede Antwort ſtandhaft verweigert hatte.

Kein Tag verging, an dem ſie nicht einen Brief gefunden hätte, ohne daß irgend Jemand im Hauſe davon Kunde erhielt. Jedes Schreiben enthielt neue Drohungen, wie neue Betheuerungen, und die Bekenntniſſe eines leidenſchaftlich liebenden Herzens.

Einige Male war ihr der Menſch wie im Fluge erſchienen; manchmal ging er im Gebüſch vorüber, manchmal ſah ſie ihn in der Ferne, gleichſam ſie erwartend, ſtehen und dann plötzlich wieder verſchwinden. Es kam ihr vor, als wollte er ſie an ſeinen Anblick gewöhnen, und in der That gelang ihm dieſes in dem Grade, daß ſie es recht ſehr wünſchte, einmal wieder mit ihm ſich unterreden zu können, um ſich gegen ihn ernſtlich auszuſprechen. Sie glaubte, daß es ihrer Ueberredungskraft gelingen würde, ihn für immer von ſich zu entfernen. Aus dieſem Grunde ging ſie oft allein in den verſteckteſten Gängen, an den äußerſten Grenzen des Parks. Sie mußte dieſem Zuſtande entfliehen, der ſie wider Willen gänzlich in Anſpruch nahm, das fühlte ſie immer mehr.

Es war ein ſpäter Abend; ſie hatte den Nachmittag die letzten ſpannenden Kapitel eines neuen Romans beendigt und war mit dem unbeſtimmten Verlangen, den Räuber zu treffen, in den Park hinabgeſtiegen. Die fliehenden

Wolken und der Wind, der durch die Wipfel ſauſte, kündigten ein Gewitter an, und der Gedanke an ihren Gatten, der ſeit dem frühen Morgen auf der Jagd war, hatte in dem Augenblicke jeden andern entfernt, als ſie plötzlich durch den Anblick des Räuberhauptmanns überraſcht wurde, der ſchöner, edler, aber auch unterwürfiger als je, ſich an ihrer Seite befand. Wie oft hatte ſie ſeine Gegenwart herbeigewünſcht; wie oft hatte ſie ſeine Briefe geleſen, die ſie gewiß unerbrochen zurückgeſchickt haben würde, wenn ſie ſeine Adreſſe gewußt hätte, und die ſie endlich aus Pflicht leſen zu müſſen glaubte, um irgend einer Gefahr vorzubeugen, die ihrem Manne drohen könne. Alles Dieſes hatte ihr nach der erſten Ueberraſchung die nöthige Faſſung verliehen, das Geſpräch mit ihm zu unterhalten.

Zuerſt ſuchte ſie ihm zu erklären, daß ſie es für Pflicht halte, jede Verbindung, und ſei ſie noch ſo unbedeutend, mit ihm abzubrechen. Aber der junge ſchöne Mann ſchildert ihr mit einer Glut der Leidenſchaft und einer ſo meiſterlichen Beredtſamkeit, die Bianca bis jetzt nur aus Romanen kannte, ſeine Zärtlichkeit, ſein Unglück und ſeine edeln Vorſätze, daß ſie davon gerührt wurde.

Nach einigem Kampfe jedoch war ſie wieder feſter al je entſchloſſen, von ihm zu fodern, daß er ſie meiden ſoll Sie ſprach ernſte Worte zu ihm; da hörte man nahend Schritte; ſie wurden überraſcht; der Räuber entfloh.

Ein Bedienter war es, welcher der jungen Gräfi die verſpätete Ankunft einiger Verwandten meldete, die ſ im Schloſſe erwarteten.

7.

„Morgen!" hatte der fliehende Räuber Bianca zugeliſpelt, und dies Wort tönte in ihrem Ohre wie in ihrem Herzen wieder. Wird ſie morgen das Verſprechen von ihm erhalten, das er ihr heute noch verweigert hatte? Sie wagte es faſt nicht, daran zu glauben. Was ſollte ſie aber thun? Sie beſchloß, am folgenden Abende ſich nicht zum Stelldichein zu begeben, und blieb den ganzen Tag über unter dem Vorwande des Unwohlſeins im Schloſſe.

Als ſie aber Abends ihr Schlafgemach betrat, fand ſie ein Billet auf ihrem Tiſche, das folgende Worte enthielt:

„Sie kamen nicht und beraubten mich des Vergnügens, Sie zu ſprechen. Ich werde Alles erfüllen, was Sie von mir verlangen. Ich werde nie wieder an Sie ſchreiben. Nur das Einzige verſprechen Sie mir, mich morgen noch einmal zu ſehen. Was fürchten Sie? Sind Sie nicht meine Gottheit, und iſt Ihre Macht wol kleiner, als die Macht Gottes über den Menſchen?"

Die Hoffnung, endlich Das von ihm zu erhalten, was ſie wünſchte — Ruhe vor ſeinen Nachſtellungen — und ein nicht eingeſtandener Zug des Gefühls ließen Bianca dem Wunſche des Banditen nachgeben. Mit anbrechendem Abende durchſtrich ſie die ſchattigſten Gänge des Parks; doch blieb ſie diesmal dem Schloſſe etwas näher, damit ſie etwas weniger ängſtlich ſein dürfte.

Sie fand den ſchönen Räuber ſchon dort.

„Sie haben mich beſiegt," ſagte er; „ich werde nicht wieder ſchreiben; denn ich bin Ihr Sklave für ewig und was Sie wollen, geſchieht. Nur eine Bedingung erlaube ich mir zu ſtellen: Ich will Sie ſehen. Ich ſchwöre es bei dem Heiligſten, bei Ihnen, ein Wort, ein Blick, wird mir genügen. Nur manchmal, hier, an dieſer Stelle will ich Ihnen ſagen dürfen: Bianca! ich bin noch immer ein edler Mann, ich beharre im Guten, das Sie mich gelehrt! Die Liebe, die Sie mir einflößten, hat meine Seele ganz erfüllt. Machen Sie aus mir, was Sie wollen, einen Karthäuſer, einen Helden, einen Märtyrer, einen Gott, Sie vermögen Alles. Allein wiſſen Sie auch, daß an dem Tage, wo mich dieſe Liebe verlaſſen wird, wo ich genöthigt ſein werde, ihr zu fluchen, ich wieder ſo elend ſein werde, ſo verworfen, als ich war, ehe ich Sie kannte? Ich werde meinen Haß auf Alles werfen, was Ihnen theuer iſt, ja auf Sie ſelbſt. Und wenn ich dann eine ſchreckliche Rache vollzogen haben werde, dann ſoll unmittelbar mein Tod dem Ihrigen folgen.“

Die letzten Worte, die er dumpf und nach einer bemeſſenen Pauſe vorbrachte, ſchienen das ganze Weſen des jungen Mannes verändert zu haben. So viel es die Dunkelheit geſtattete, hatte ſein Ausdruck etwas Entſetzliches angenommen; Bianca erkannte in ihm den Räuber wieder, der ihren Wagen im Hohlweg überfiel; ſie vergaß mit einem Male, daß der Mann vor ihr ſtand, zu dem ſie ſich in ſtillen Augenblicken auf ſeltſame Weiſe hingezogen gefühlt hatte. Jetzt war es wieder der Ausgeſtoßene, der Bandit, der vor ihr ſtand.

Entſetzt floh ſie aus dem Park dem Schloſſe zu.

Ehe ſie in die Halle trat, blieb ſie ſtehen, da ſie beſorgte, daß ihre Aufregung bemerkt werden könnte. Um ſich zu erholen, ging ſie die Terraſſe einige Male auf und ab. Sie hörte die Stimme ihres Gatten und bald darauf trat er ihr mit den Worten entgegen:

„Biſt Du noch ſo ſpät im Freien?“

Er ergriff ihre Hand und, ihr Beben fühlend, ſetzte er hinzu:

„Dich friert! Ei, was haſt Du? Du ſcheinſt mir ſo bewegt. Man ſollte ſagen, Du hätteſt wieder einmal Deinen Banditen geſehen.“

Dieſer Scherz erregte der jungen Gräfin einen leiſen Schauder. Carlo ſchien es nicht zu bemerken.

Der letzte Auftritt mit dem Räuber hatte auf Bianca einen ſo furchtbaren Eindruck gemacht, daß ſie es vermied, wieder allein in den Park zu gehen. Wenn die Stunde des Stelldicheins kam, ſo verließ ſie ihren Gatten nicht mehr und, obgleich ſie nicht im Stande war, den räthſelhaften Banditen aus ihren Gedanken zu verſcheuchen, ſo ſah ſie ihn doch wenigſtens nicht mehr, und das erſchien ihr als genügend, um ihr erwachtes Pflichtgefühl zu beſchwichtigen.

So waren einige Tage vergangen. Das ſonſt ſo ruhige Leben der jungen Frau war gänzlich verändert. Die ſtürmiſchen Gemüthsbewegungen hatten in ihr eine tiefe Reizbarkeit erweckt, die fortwährend ihr Daſein durchſtrömte.

In einer Nacht erweckten ſie holde, leiſe gehauchte Töne unter ihrem Fenſter. Die zärtlichſten Worte, die rührendſten Vorwürfe ſtrömten, von einer ſchönen Melodie getragen, zu ihr hinauf, aber nur leiſe — ganz leiſe. Sie wußte wohl, wer ſo ſich an ſie wandte, und ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Der Schlaf war hin für dieſe Nacht und noch für viele andere.

8.

Am Morgen wollte Niemand im Schloſſe etwas gehört haben. Bianca hatte nun wol begriffen, daß die Muſik ihr nur allein gegolten. Der Mann, der ſo zart den Ruf und das Glück einer Frau, die er innig und heiß liebte, zu ſchonen wußte, fing nun an, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie bedauerte es faſt, ihn nicht mehr wiederzuſehen.

Solche heftige Gemüthsbewegungen erſchütterten aber ihre Geſundheit. Eine Krankheit überfiel ſie und feſſelte ſie an das Bett. In den Träumen des Fiebers ſah ſie den Räuber wieder, der ſich ihres ganzen Weſens ſo wunderbar bemächtigt hatte.

Endlich erſchien der Tag der Geneſung. Sie hatte nach langer Zeit wieder einmal ihre ſchönen Augen dem Leben, dem Lichte geöffnet. Ein wohlthätiger Schlummer war ſoeben von ihr gewichen. Mit dem tröſtlichen Gefühl wiedergewonnener Geſundheit blickte ſie um ſich. Wie wurde ihr aber da, als ſie an ihrem Bette den Mann knien ſah, der ſelbſt in den Phantaſien der Krankheit ihr erſchienen war.

Kaum traute ſie ihren Augen; die halbverhängten Fenſter verbannten das grelle Sonnenlicht aus dem Zimmer und ließen ein geheimnißvolles Dunkel darin walten. Allein es war keine Täuſchung möglich! Er war es ſelbſt, der auf unbegreifliche Weiſe hieher gekommen war. Die Worte, die er ſprach, ſollten jeden Zweifel löſen.

„Befehlen Sie mir, daß ich mich entferne, und ich werde gehorchen,“ ſprach er in ſeinem gewohnten tiefen Tone, „aber wiſſen Sie vorerſt, daß ich ſelbſt mit Gefahr meines Lebens mich überzeugen wollte, ob Sie ſich denn wirklich jetzt außer Gefahr befinden, wie die Leute ſagen. Niemand weiß, daß ich hier bin; denn ich bin hier durch Mittel, die nur dem Handwerke, das ich treibe, bekannt ſein können. Fordern Sie es von mir, ſo entfliehe ich, noch ehe Sie den Wunſch ganz ausgeſprochen haben — dann aber ſei es mir vergönnt, ein Pfand mit mir zu nehmen, ein Geſchenk, um das ich flehe. Eine Haarlocke ſei mein Troſt, meine Hoffnung, mein Leben!“

Bei dieſen Worten erhob er ſich und, ohne auf die Erlaubniß zu warten, ſchnitt er mit dem ſcharfen Stilet, das er bei ſich trug, einige Haare ab, die Bianca im Schlafe weit hin über die Kiſſen verſtreut hatte.

Sie würde vergebens Widerſtand geleiſtet haben. Alles war ſo überaſchend ſchnell gekommen und der Bandit war wieder verſchwunden, ehe ſie ſich noch von ihrem Erſtaunen vollkommen erholen konnte, in das ſie ſeine Erſcheinung verſetzt hatte.

Auf ihrem Bette lag ein reiches Medaillon, welches der Räuber vergeſſen zu haben ſchien. Ihr eigener Namenszug mit einem andern, den ſie nicht kannte, blitzte ihr entgegen. Eine ſchwarze Haarlocke, die ſie aber ſogleich erkannte, war darin verſchloſſen.

Dieſe Liebe, dieſe Ergebenheit, dieſe Beharrlichkeit konnten endlich den günſtigſten Eindruck auf das Herz der jungen Frau nicht verfehlen. Sie verſuchte es, ſich ſelbſt dieſes Gefühl zu verbergen — allein umſonſt. Es war ihr ſo neu, ſo mächtig, ſie gehörte ihm ganz. Schon war ſie dem furchtbaren Fremden zur Beute geworden, als ſie noch gegen ihn anzukämpfen wähnte. Jetzt war es nicht mehr die Furcht vor ſeinen Drohungen, die Beſorgniß vor ſeiner Rache, die ihr Schweigen auferlegten. Nein, es war die Angſt, ihn ſelbſt zu verlieren auf ewig, die Gerichte auf ſeine Spur zu lenken und ſich auf eine feige Weiſe von einem ſo edler Gefühle fähigen Manne zu trennen. Sie entſchuldigte ihr Schweigen gegen ſich ſelbſt mit den triftigſten Gründen, ſodaß ſie ſich endlich ſelbſt überredet hatte, daß es die Ehre von ihr fordre zu ſchweigen, während es doch nur eine tiefe Leidenſchaft war, die ſie dazu antrieb und die ſich ihrer mit unwiderſtehlicher Gewalt bemächtigt hatte.

Der Zwang, den ihr die Verſtellung gegen ihre Umgebung auflegte, machte ihr ſowol die Familie ihres Mannes, als auch ihre gewöhnlichen Beſuche, die ſie ſonſt gleichgültig kommen und gehen ſah, unausſtehlich, deshalb ſchützte ſie länger ihre Schwäche vor und erholte ſich nur langſam, um das Recht dadurch zu behalten, ungeſtört allein zu ſein. Graf Carlo, der wegen ſeiner Geſchäfte oft abweſend war, mochte gegen dieſe Laune ſeiner Gattin keinen Einwand erheben.

Oft, wenn ſie Abends ſich von Niemand belauſcht wußte, öffnete ſie ein geheimes Fach ihres Schreibtiſches und zog daraus die Briefe und das Medaillon hervor, die ſie zu entfernen nicht den Muth gehabt hatte. Dann ſuchte ſie in jeder Wendung, in jedem Worte den Charakter dieſes ſeltſamen Menſchen zu entziffern und jedesmal mußte ſie ſich bekennen, daß er edel und groß in Allem ihr erſchienen war. Wie konnte er aber bei ſolcher Geſinnung den Ausgeſtoßenen ſich beigeſellen? Welche Verkettung von Umſtänden mochte ihn dahin geführt haben? Oder war es erſt ihre Bekanntſchaft, die das Innere des Verworfenen plötzlich wie durch einen Blitzſtrahl erhellte und ihm den Weg zeigte, den er fortan wandeln ſollte?

Eine heimlich traute Stimme erklang manchmal leiſe und überraſchte ſie bei ihrer nächtlichen Beſchäftigung. Sie erkannte ſie beim erſten Tone für die ſeinige. Dann überließ ſie ſich ganz dem ſüßen Zauber, den dieſe Stimme und die Erinnerung um ſie weben und ſie gedachte nicht der Hinderniſſe und Abgründe, welche ſich zwiſchen ihr und dem Banditen zeigten.

Jetzt, da er ſich, ihrem Gebote zufolge, entfernt hielt, keimten Wünſche in ihr, die ſeine Gegenwart betrafen. Sie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie ſo grauſam gegen ihn ſein konnte, ihn aus ihrem Angeſichte zu verbannen. Es waren jene Illuſionen, welche die Unerfahrenheit und die ſich in ihrem Innern entwickelnden, bisher völlig unbekannten Gefühle entſtehen ließen. Solche Wünſche kehrten nach und nach häufiger wieder; bald füllten ſie jeden Augenblick ihres unbelauſchten Alleinſeins aus.

Eines Abends hatte ſie ſich, in ſolchen Gefühlen gewiegt, eben zu Bette begeben, als ſie die Erſcheinung zu haben glaubte. Ihr Vorhang barg ſie noch zur Hälfte; jetzt bewegt er ſich leiſe — er wird zurückgeſchoben und ſie erblickt bei dem matten Schimmer ihrer Nachtlampe den Banditen zu ihren Füßen auf den Knieen liegen.

In Haſt bringt er ihr in Erinnerung, welche Gefahr ihm drohe, wenn ſie ihren Schreck nicht zu bezähmen im Stande wäre und ein lautes Wort ihren Lippen entführe. Zugleich ſchwört er auf's Neue, daß es nur eines Winkes von ihr bedürfe, um ihn ſogleich aus ihrer Nähe zu bannen; allein die geringe Kraft, die ſie etwa noch hierzu beſäße, nimmt ſogleich die Schilderung ſeiner Qual und ſeiner Leidenſchaft gefangen, die er mit bezaubernden Farben entwirft. Welche Opfer bringt er ihr nicht, welche gigantiſche Anſtrengung, welchen außerordentlichen Kampf erheiſcht nicht jeder Schritt, in ihre Nähe zu gelangen!

Bianca horcht aufmerkſam zu, ſie hört mit ganzer Seele.

Der Bandit ſchildert ihr hierauf ſein abenteuerliches

Leben mit allen ſeinen Umſtändlichkeiten. Er malt ihr die Kämpfe, die Gefahren ſeiner frühern, nunmehr verlaſſenen Laufbahn. Bianca ſchaudert bei dieſer Mittheilung! Allein der Furchtbare liegt auf den Knieen vor ihr und ſpricht ſo leiſe, ſein Ton iſt ſo milde.... nach und nach vergißt ſie es, wer zu ihr ſpricht.... ſie läßt es zu, daß der Räuber ihre herabhängende Hand mit Küſſen bedeckt.

Die Locken der jungen Frau, die ſich immer mehr dem Munde des Räubers nähert, um nichts von den leiſe gehauchten Bekenntniſſen zu verlieren, berühren ſchon die Wangen deſſelben; Beider Athem vermiſcht ſich. — —

Sie iſt auf dem Punkte, Alles um ſich her zu vergeſſen; da erweckt ſie ein glühender Kuß und bringt ſie plötzlich wieder zu ſich. Entſetzt rafft ſie ſich empor; ſie will rufen, klingeln; aber der Räuber liegt vor ihr auf den Knieen, unbeweglich und ſtarr!

„Thun Sie, was Sie wollen,“ ſpricht er dumpf, „überliefern Sie mich dem ſichern Tode, dies iſt mein Geſchick! Es iſt mir erwünſcht, wenn es mich durch Sie, wenn es mich ſchneller ereilt. Rufen Sie Leute herbei — laſſen Sie mich dem Gerichte ausliefern!“

Bei dieſen Worten erkennt ſie die ganze Gefahr, die ihn bedroht. Sie vergißt ihre eigene Lage und ſieht nur Blut und Schaffot für ihn.

„Nein! nie! nie! durch mich nicht!“ ruft ſie mit unterdrückter Stimme. „Aber, mein Gott, man kommt! Retten Sie ſich, Unglücklicher!“

„Es iſt zu ſpät!“ ſpricht er kalt und entſchloſſen.

„Zu ſpät! ach, mein Himmel!“ ruft ſie in unſäglicher Angſt. „Nun dann, ſo will ich Sie retten! Nicht ich kann Sie den Händen Ihrer Verfolger überliefern. Hieher, mein Freund, verbergen Sie ſich hinter dieſen Vorhängen! Verlaſſen Sie ſich auf mich! ſpäter — wenn ſie wieder fort ſind, können Sie leicht entkommen! Aber, da ſind ſie ſchon! Vergebens — Alles!“

Mit der Geiſtesgegenwart, welche ſtets aus einer ſtarken Leidenſchaft entſpringt, geht Bianca den Eindringenden entgegen. Sie hält ſie auf. Das laute Rufen erklärt ſie ihnen als die Folge eines unruhigen Schlummers; ſie habe einen ſchweren Traum gehabt; die guten Leute mögen ſich nicht weiter bemühen; ſie dankt für ihre Theilnahme. Graf Carlo erblickt ſie nicht. Sie bittet, daß man ihn nicht wecke; Jeder gehe ruhig ſchlafen.

Damit verabſchiedet die junge Frau ſcheinbar beruhigt die Leute.

Allein mit der Entfernung der augenſcheinlichen Gefahr wächſt auch ihre Unruhe wieder. Sie eilt in ihr Schlafgemach zurück, mit dem feſten Entſchluß, dem Manne, den ſie eben ſo großmüthig gerettet, für immer den Zutritt zu verbieten.

„Entfliehen Sie jetzt auf der Stelle,“ ruft ſie ihm zu, verlaſſen Sie mich — ich ſehe Sie nie wieder!“

Allein welches Erſtaunen, welche Ueberraſchung, welches Glück bemächtigt ſich ihrer! Der Bandit, der Auswurf der Geſellſchaft, der furchtbarſte Menſch der Schöpfung, der Unbekannte, den ſie auf ewig aus ihrer Nähe verbannt wiſſen will und für den ſie heimlich doch ſo viel Theilnahme und mehr noch empfindet — ſteht als Carlo — als ihr Gatte vor ihr! — —

Abgeworfen hat er die fremde, ihn verhüllende Tracht, den Bart, die Perücke, es iſt wieder der helle Ton ſeiner Stimme; der volle Glanz der von ihm angezündeten Kerzen beleuchtet wieder die längſt vertraute Geſtalt. Das Räthſel iſt gelöſt, das Herz Bianca's mit ihm.

Carlo ſteht vor ihr nicht mehr als jener Gatte, den die Pflicht ihr gegeben; ſondern als Geliebter, dem ihr Herz ſich erkor.

Carlo hatte durch dieſen kühnen, abenteuerlichen Streich die ſchlafenden Gefühle ſeiner geliebten Bianca erweckt. Das Ganze war gewagt, denn eine ſolche plötzliche und gewaltſame Belebung ſtarker Naturkräfte führt oft zu bedenklichen Ausbrüchen. Ob das Verhältniß für die Dauer ein glückliches wurde, melden unſere Quellen nicht. Der erſte Moment des Erwachens war ein ſehr glücklicher.

Der Sohn der Nacht.

Eine milde Sternennacht hatte ſich über das geräuſchvolle Paris ausgebreitet.

Die ungeheure Weltſtadt hat aber auch ihre ſtillen, friedlichen Plätze, die bei Nacht noch ſtiller und friedlicher werden, wo man den Schritt des einſamen Wanderers vernimmt, wo kein Wagenraſſeln den Schlummer ſtört und die Lichter früh gelöſcht werden. Die Champs-Elyſées haben ſtille grünende Winkel, wo anmuthige Häuschen ſtehen, zu deren ſchattigem Obdach kein Lärm dringt.

Wir ſtehen jetzt vor einem ſolchen; ein zierliches Haus aus rothen Backſteinen, mit weißen Verzierungen, halb im holländiſchen Geſchmack und die Wohlhabenheit der Bewohner verkündend, liegt vor uns, umgeben von einem ſchönen Raſenplatze, mit Blumen umhegt.

Die Fenſter des Unterſtocks ſind geöffnet und wir blicken in ein Zimmer, welches von einem Halbdunkel beherrſcht wird, das der grüne Schirm einer Lampe verbreitet. Ruhe und Stille rings umher. Eine junge Frau ſucht in einer geöffneten Schublade Häubchen und Linnenzeug von feinem Battiſt, mit Spitzen verbrämt — zur Nachtkleidung eines Kindes. Ihre Haltung war anmuthig und zierlich und im Hin- und Hergehen entfalteten ſich unwillkürlich die Reize eines ſchönen Wuchſes. Jetzt nahm ſie ein kleines Mädchen in ihre Arme, ein Miniaturbildchen, das kaum ein Jahr haben mochte und das ſo leicht war, um ihren graziöſen Bewegungen nicht im mindeſten Zwang aufzulegen. Die ſchöne Mutter ſchien ſich damit ſchmücken zu wollen und trug das Kind wie eine zarte Blume an ihrem Buſen.

Sie ſetzte ſich, das Kind auf dem Schoße, und entkleidete es, um es ins Bett zu legen; allein das Kleine machte noch einige Umſtände, wie ſolche junge Geſchöpfe immer thun, die erſt ſeit kurzem ſich des Tageslichtes erfreuen, und daher gar nicht Luſt haben, wieder zum Schlummer zurückzukehren. So auch hier. Sobald die Mutter dem lieblichen Weſen das Nachthäubchen aufgeſetzt hatte, ſo riß es daſſelbe mit beiden Händchen herunter und warf es in die Luft, um es mit ſeinen Füßchen wieder aufzufangen, von einem Lächeln begleitet, das keine Feder zu beſchreiben im Stande wäre. So mögen die Engel im Himmel lächeln; ſo denkt man ſich's; wer aber hat es geſehen? Umſonſt war die Mutter bemüht, mit der Kleinen zu Ende zu kommen, und ſelbſt da vermochte ſie's nicht, als ſich ein kleiner Schleier von Ernſt über die Glück verkündende Heiterkeit ſenkte, die in allen Zügen ihres ſchönen Geſichtes ſpielte.

Dies war der Moment, als ſie im Vorzimmer ein leiſes Schreiten auf dem kniſternden Parket vernahm. Ueberraſcht wandte ſie den Kopf.

„Biſt Du's, Caroline?“ fragte ſie, weil ſie glaubte, ihr Kammermädchen, das einen ſpäten Ausgang hatte, ſei zurückgekehrt.

Keine Antwort.

Jetzt fiel es der jungen Frau ein, daß ſie allein war; es wurde ihr mit einem Mal ſo unheimlich im Zimmer und ſie fühlte ein ängſtliches Pochen auf der Bruſt.

„Aber ſo antworte doch, Caroline“, ſagte ſie wieder mit einer zitternden Ungeduld. „Warum bleibſt Du ſo lange aus?“

Daſſelbe Stillſchweigen; ſie fühlte ſich überraſcht; der Athem ſtockte und Schweiß trat auf ihre Stirn. Da hob ſie nach einem Augenblick, das Auge auf die Thür gerichtet; ſie wollte um Hülfe rufen, aber ihre Stimme war erſtickt und ihr Körper keiner Bewegung mächtig. Ein verlarvter Mann trat ein.

Da drückte ſie ihr Kind an die Bruſt, allein nicht möglich war es ihr zu fliehen; ſie konnte nur den Schrecklichen anſchauen, erſtarrt und lautlos.

Der Menſch war ganz gewöhnlich gekleidet; ein Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, dazu ein runder Hut; ſeine ganze Geſtalt zeigte durchaus nichts Fremdartiges, als die Larve, unter welcher er ſein Geſicht verbarg.

„In jenem Schreibtiſche,“ ſprach er mit dumpfer Stimme, „liegen hunderttauſend Franken in Bankbillets, die geſtern empfangen wurden, um morgen in den öffentlichen Schatz getragen zu werden. Die will ich haben.“

Der Schrecken der jungen Dame wuchs nach dieſen Worten, die das Vorhaben des Fremden ſogleich ins klarſte Licht legten; dennoch aber kam ihr die Sprache wieder, ſie hörte ja eine menſchliche Stimme, ſie ſtand nicht mehr dem Unbekannten, dem Räthſelhaften gegenüber. Es war ein Dieb, kein Phantom, kein Spuk. Die erſte Bewegung, der ſie ſich wieder überlaſſen konnte, war natürlich die, aus dem Zimmer zu entfliehen. Allein der Fremde vertrat ihr den Weg, und der matte Schein der Lampe ließ ſie bei einer Wendung die Mündung einer Piſtole gewahren. Unwillkürlich trat ſie einen Schritt zurück und ſank von neuem erſtarrt in ihren Seſſel.

„Den Schlüſſel zum Schreibtiſch her!“ ſprach der Fremde feſt und dringend, indem er die Hand ausſtreckend auf jenes Möbel deutete.

Sie verneinte mit dem Kopfe.

Er ſuchte überall umher, in den Kryſtall- und Bronze-Gefäßen, die auf dem Kamin, auf den Tiſchen umherſtanden, ohne auf die kleinen Gegenſtände von Werth zu achten, die er darin fand und die er alle verächtlich auf den Boden warf. Hierauf ſtellte er ſich wieder vor die Dame hin und ſagte mit beſtimmtem Ausdruck, den Blick auf einen bunten Foulard geheftet, den ſie als Schürze trug:

„Der Schlüſſel befindet ſich in der Taſche Eurer Schürze.“

Sie kreuzte entſetzt beide kleine Hände über das Täſchchen.

„Gebt mir den Schlüſſel freiwillig oder Ihr zwingt mich, Euch zu durchſuchen,“ ſprach der Entſetzliche.

Es zog ein Schauder durch ihre Adern; tiefer Abſcheu ergriff ſie und ſie zog den Schlüſſel hervor und warf ihn auf das Parket. Der Menſch hob ihn auf, öffnete damit den Schreibtiſch und ergriff die Brieftaſche mit den hunderttauſend Franken, indem er ſich damit aus dem Staube machen wollte. In dieſem Augenblicke jedoch — wer könnte ſich ſolche Zögerung erklären! — bleibt er auf der Schwelle ſtehen, und ſein Blick haftet eine Minute lang auf dem verzweiflungsvollen Weibe, das ſich, kaum im Stande zu athmen, auf die Rücklehne ihres Seſſels ſtützt. Ihr Kopf neigte ſich auf ihre Schulter und die langen Locken ihres braunen Haares umwallten ihr Geſicht, das eine Marmorweiße zeigte. Das kleine Kind hatte beim erſten Erſcheinen der verlarvten Geſtalt ein wenig geſchrien, jetzt aber von der anſcheinenden Ruhe des Vorgangs beſchwichtigt, war es am Buſen ſeiner Mutter eingeſchlafen und ſein aufwärts gekehrtes mildes Geſichtchen zeigte ſich roſig und lächelnd.

Eine Minute betrachtete der Fremde dieſe Gruppe, dann war er fort.

Der Menſch, den wir hier auf ſo kecke, beſtimmte Weiſe ſein verbrecheriſches Handwerk üben ſahen, war der Sohn einer berüchtigten Diebsfamilie. Die Eltern, ein finſteres, verſtocktes Geſindel, hatten die ſonderbare Laune, ihr Kind zu behalten, ſtatt, wie es ſolches Volk gewöhnlich zu treiben pflegt, es auszuſetzen und ſo einem beſſern Looſe zuzuführen. Richard, wie ſie den Sohn des Verbrechens nannten, wuchs auf unter dem Schutze ſeiner Eltern und ihrer würdigen Gefährten. Er war ſeit ſeiner früheſten Kindheit mit geſtohlenem Brot ernährt worden, lernte frühzeitig die Sitten der Spitzbuben und war alſo ſeit ſeiner Geburt eingeweiht in dieſen ſchändlichen Nachdruck der Geſellſchaft.

Kein friſcher Hauch von außen war in dieſen erſtickenden Dunſtkreis gedrungen, als er aber ſpäter die wirkliche Welt kennen lernte, ſo war ſie ihm wie ein Feind erſchienen, den man durch Liſt bezwingen müſſe; er hatte ſie von keinem andern Geſichtspunkte aus kennen gelernt. Die Außendinge hatten ſeinen Sinn berührt, allein die Seele des Ganzen konnte er nicht erfaſſen. Er hatte die Welt geſchaut, aber nicht verſtanden.

Seine Eltern waren ſorgfältig bemüht geweſen ihn für ſein Handwerk zu erziehen und man mußte geſtehen, daß ſeine Eltern gewandte Leute waren; denn ſeit zwanzig Jahren lebten ſie ſchon vom Diebſtahl und Raub und hatten noch keine einzige Verurtheilung erfahren. Als Richard noch ein ganz kleiner Junge war, mußte er, ſchön wie ein Engel, die Rolle des Amors bei der Proceſſion des Faſtnachtochſen ſpielen, der jedesmal die große Treppe der Tuilerien hinaufſteigt, um das Geſchenk aus den Händen des Königs zu erhalten. Als er größer geworden, gab man ihn bei einem Kaminfeger in die Lehre, weil dies die einzige Hantierung iſt, die in die Gemächer der Reichen und Vornehmen dringen darf. Als dieſe Lehrzeit vorüber war, wurde Richard zu einem Maler gegeben, der die Schilder der Kaufleute malt, der in das Innere der Magazine geführt wird und dort ſein Atelier aufſchlägt, um alle Gegenſtände des Verkaufs mit ſprechender Aehnlichkeit wiedergeben zu können.

So war er, ſchon jung, gleichſam in das Herz der bürgerlichen Wohnungen eingeführt und kannte die Lokalitäten der großen Stadt. Die Folge war, daß Richard, ſowie er in ein Haus trat, ſogleich zu beurtheilen wußte, welcher Theil der Wohnung am beſten gegen die Blicke des Portiers geſchützt war oder welches Fenſter in das Boudoir führte, wo der Schmuck der Dame aufbewahrt wurde, oder in das Geſchäftszimmer, wo die Kaſſe ſtand. Befand er ſich zum erſten Mal in einem fremden Zimmer, ſo fühlte er gleich, wie aus einem magnetiſchen Inſtinkt, wo Geld, wo Kleinodien lagen, und war im Stande, geraden Wegs darauf loszugehen. Er war mit jenen ſeltenen Naturen zu vergleichen, welche geheime Schätze in der Erde wittern; denn ſo leuchteten auch eingeſchloſſenes Gold und Diamanten ſeinem innern Auge, wenn das äußere ſie noch nicht erblickt hatte.

Zum Erklimmen der Mauern, ſo wie jeder andern Unternehmung, die Kraft und Geſchicklichkeit erforderte, hatte ihn die Natur reichlich ausgeſtattet. Seine Spießgeſellen nannten ihn der ungeheuren Gelenkigkeit wegen nur den ſchönen Vogel. Auch verdiente er wol dieſen Namen wegen der Lebendigkeit ſeines großen blauen Auges, der halbblonden Locken und der friſchen Farbe ſeiner Wangen. Dieſer ſchöne Vogel hatte wirklich ein reizendes Gefieder und in der That durfte ein ſolcher Dieb, der über alle Hinderniſſe hinwegfliegt, um ſich ſeines Zieles zu bemächtigen, wol mit einigem Rechte den Bewohnern der Lüfte verglichen werden. Im Franzöſiſchen iſt bekanntlich daſſelbe Wort, um ſtehlen und fliegen zu bezeichnen, was wol auch auf das hier Geſagte hindeuten mag.

So lebte Richard ſeine Tage dahin. Alles, was er raubte, brachte er ſeinen Eltern, ohne ſich weiter darum zu kümmern. Er hatte auch nicht ein einziges Mal über ſeine Lebensweiſe nachgedacht.

Eines Tages ſprach ſein Vater zu ihm:

„Richard, in einem einſamen Hauſe der elſäſſiſchen Felder wohnt eine junge Witwe, die heute hunderttauſend Franken empfängt. Dies iſt das Vermögen ihres Gatten, das ſie bis zur Großjährigkeit ihres Kindes verwalten ſoll. Morgen wird das Geld auf den Schatz getragen, und es iſt daher nöthig, ſich noch heute den Beſitz deſſelben zu verſchaffen. Jeden Abend um neun Uhr geht das Kammermädchen fort, um Milch für das Kind zu holen; die Dame bleibt dann für einige Zeit allein. Hier iſt der Schlüſſel zur Hausthüre, der nach einem genauen Abdrucke des Schloſſes gemacht wurde. Jetzt gehe, mein lieber Sohn, arbeite ein wenig und, wenn Du zurückkommſt, erwartet Dich ein Glas Punſch, das ich Dir ſelbſt als Herzſtärkung bereiten will.“

Und am Abend überbrachte Richard die hunderttauſend Franken ſeinem Vater.

Nur die Brieftaſche, in dem die Bankzettel gelegen hatten, behielt er für ſich. Sie war von Leder, an allen Ecken mit Gold beſetzt. Ein ſüßer Duft entſtieg daraus und er empfand zum erſten Male den Reiz des Wohlgeruchs. Der Duft zauberte ihn, er wußte ſelbſt nicht wie, in das Zimmer zurück, wo er das ſchöne, bleiche Weib verlaſſen hatte, das ihr von ihm zu Grunde gerichtetes Kind an den Buſen drückte — das Kind, das ihr von all' ihrem Glücke nur allein übrig geblieben war.

Auf dem Schilde der Brieftaſche las er die Buchſtaben F. S. Er betrachtete ſie lange und ein ſeltſamer Gedanke kam ihm in den Sinn.

„Ich habe keinen Grund,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „die arme Frau auch dieſes Gegenſtandes zu berauben, den ſie wahrſcheinlich hochhält. Wenn ich ihr das Geld genommen habe, ſo kann ich ihr doch wenigſtens dieſes hier zurückgeben, das für mich ohne Werth iſt.“

Dies war der erſte gute Gedanke, der in dieſem wilden Kopfe aufloderte. Allein, ehe er ihn ausführte, wollte Richard ſich den Wohlgeruch verſchaffen, der ihn ſo mächtig anregte, indem er ihm das Bild und die Umgebung der jungen Frau aufs Neue vergegenwärtigte. Es war aber nichts Anders als das bekannte Patchouli; der erſte beſte Laden lieferte ihm dieſen für ihn ſo herrlichen Gegenſtand, und nun trug er ihn in ſeine Kammer, barg ihn in ſeinem Lager und wollte alle Luſt damit durchwürzen, die er von nun an einathmen würde.

Ein neues Leben war in Richard's Bruſt erwacht. Es war nicht der rege Trieb zu ſeinen verbrecheriſchen Unternehmungen, es war nicht der wilde Ehrgeiz mehr, der nach den Lobſprüchen und Erhebungen ſeiner Eltern und Kameraden trachtete, ſondern ein Gefühl wie Sehnſucht nach etwas Unbekanntem ſchien ſich in ſeinem Innerſten zu regen. Das Bild, das ihn fortwährend beſchäftigte, der anreizende Geruch, der ihn fortwährend umgab, dies wiegte ihn in ein Traumleben, welches ſein Innerſtes mit einer freundlich erwärmenden Flamme erfüllte.

Er wollte gleich nach dem begangenen Diebſtahl das Haus der Witwe wieder aufſuchen, allein ihm fehlte der Muth dazu. Er, der ſonſt ſo leichtſinnig neue Frevel auf Frevel häufte, wagte hier nicht einmal den Ort wiederzuſehen, wo er den erſten begangen und den er mit beſſeren Geſinnungen betreten wollte. Er ſpiegelte ſich vor, daß die ſchöne Bewohnerin nicht mehr in ihrem Hauſe anzutreffen ſein würde; denn — dachte er — wenn ſie nichts weiter beſeſſen hat, als das Einkommen der von mir geraubten Summe, ſo wird ſie in jenem eleganten Hauſe nicht mehr wohnen können. So kämpfte er in Gedanken durch Betrachtungen aller Art, die mehr oder weniger feſten Grund hatten, den Wunſch nieder, der ihn verzehrte.

Endlich ſiegte der Zufall. Er war durch verſchiedene Seitenwege in die Nähe des Hauſes gelangt und konnte nun nicht mehr widerſtehen, einen Blick wenigſtens ſeitwärts durch das Gitterthor in den Garten zu werfen. Madame S. ſtand am Rande eines kleinen geſchorenen Raſenplatzes, auf dem ihr Kind ſpielend umherkroch. Richard blieb mit angehaltenem Athem wie angewurzelt auf ſeiner Stelle ſtehen.

Er betrachtete mit aufmerkſamem Forſchen die ſchöne junge Frau. Nur wenige Tage hatten genügt, aus ihren Zügen den Eindruck jenes nächtlichen Schreckens zu verwiſchen. Der Verluſt der Summe war allerdings ein Unglück für ſie, allein keines von denen, die auf den Geſichtszügen der Menſchen ihre unvertilgbaren Spuren zurücklaſſen.

Die junge Witwe ſtand in einem langen, faſt ſchleppenden Gewande von ſchwarzer Wolle da; ihren Kopf zierte eine Haube von ſchwarzen Spitzen, die mit einem ſchleierartigen Behange verſehen war, wie ſolches die tiefe Trauer den Frauen der beſſeren Geſellſchaft vorſchreibt. Dieſe dunkle, doch anmuthige Geſtalt hob ſich von dem grünen Grunde, der mit bunten Blumen durchzogen war, die ſoeben zu verwelken begannen. Es waren Roſen, Flieder, Geisblatt, zu deren reizendem Farbenſpiel die Trauerkleidung der Witwe einen grellen, doch ſinnigen Gegenſatz bildete. Die Natur verwendet nie die ſchwarze Farbe für die glücklichen Pflanzen, für den Himmel und die Erde; ſie läßt ſie allein den unglücklichen Menſchen, die ſich damit bekleiden, wenn ſie einen unerſetzlichen Verluſt erleiden. — Und ach, wie oft haben ſie es nöthig!

Madame S., die in ihrem Trauerſchleier gleich wie die ſie umgebenden Blumen das Köpfchen hängen ließ, beſaß einen unbeſchreiblichen Reiz; ſie gehörte zu jenen Schönheiten, die dem Denken Nahrung verleihen, die man nicht blos liebt, ſondern von denen man auch gern träumt.

Als Richard ſie ſo betrachtete, kam es zuerſt wie Reue über ihn. Er verwünſchte zum erſten Male eine That, wie er ſie ſonſt, ohne daran zu denken, ſo oft verübt hatte. Er glaubte, daß Schönheit und Reichthum ſtets aufs engſte verbunden ſein ſollten, und ſeine ſtumpfe Seele fühlte, daß es wol ſeine Pflicht geweſen wäre, dieſer Frau einen größeren Schatz zu bringen, als ſie des Kleinen zu berauben, den das Schickſal ihr vergönnt hatte. Hätte es ihm erſt in den Sinn kommen können, daß er eine Mutter vor ſich ſah, welche er des Vermögens ihres Kindes beraubt hatte, um wie viel ſtärker würden ſeine Gewiſſensbiſſe geweſen ſein. Allein ſo weit war der Dieb noch nicht.

Als Madame S. ſich jetzt mit ihrem Kinde nach einer andern Seite des Gartens gewendet hatte, entſchloß er ſich plötzlich, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er warf die Brieftaſche in den Garten und machte ſich eiligſt davon. Er wünſchte jetzt nichts ſehnlicher, als Nachrichten über die Beſitzerin zu erhalten, und er wandte ſich daher an ein Mädchen, die an dem Graben, der die Avenue Chabeaubriand begrenzt, einige Ziegen hütete, mit ſeiner Frage. Dieſe ſagte ihm, daß Madame S. vor wenigen Tagen auf eine geheimnißvolle Weiſe beſtohlen worden ſei, die in der ganzen Gegend der Gegenſtand des Geſprächs geworden war. Ein ſchwarzer Menſch ſei nämlich, vom Nachtwinde getragen, in dem Hauſe erſchienen, habe dort ſogleich den Ort gewußt, wo das Vermögen der Witwe aufbewahrt wurde, habe ſich dann deſſelben bemächtigt und ſei ebenſo unmerklich und ſchnell mit dem Raube verſchwunden, wie er gekommen. Niemand wiſſe ſich das näher zu erklären. Außer dem Schrecken hätte jedoch der Vorfall keinen nachtheiligen Einfluß auf die Wittwe gehabt; ihr Zuſtand ſei dadurch nicht im geringſten verkümmert, da der reiche Oheim ihres Kindes ſogleich aus ſeinen Mitteln den Betrag der Zinſen des geraubten Kapitals zu erſetzen verſprochen habe.

Dieſe Worte erleichterten Richard's Bruſt. Er ſchritt raſcher durch die Allee und begriff nicht ſein verändertes Weſen. Welche neue Bewegung fühlte er in ſich? Was wollte dieſes Bild der ſchwarzgekleideten Frau von ihm, das ihn ſtets verfolgte? Die Liebe, die ſich nun ſeiner wirklich bemächtigt, hatte er bisher nicht gekannt und wußte ſie nicht zu deuten.

Am andern Tage trieb es ihn von neuem unaufhaltſam zu dem Gartengitter, wo ſein Auge die liebliche Viſion gehabt hatte.

Madame S. ſaß unter einer Gruppe kleiner Bäume im Hintergrunde des Gartens. Sie war mit einer Stickerei beſchäftigt, während ihr Kind, anſtatt mit den hübſchen Sachen zu ſpielen, die es umgaben, die bunten Seidenknäuel der Mutter unbarmherzig hin und her und durcheinander warf, von der letzteren nicht einmal mit einem Blicke geſtraft. Es war lieblich zu ſehen, mit welcher himmliſchen Geduld ſie dieſe ſtets wieder vom Boden hob, aufwickelte und zurechtlegte.

Die Sonne war untergegangen und das Spiel, das Richard lange Zeit entzückt hatte, zu Ende; die Mutter packte ihre Arbeit zuſammen, nahm ihr Kind auf den Arm und ging langſam in das Haus zurück. Da fühlte der Räuber einen neuen Wunſch in ſich emporkeimen; er wollte auf dem Platze ſein, den ſie ſoeben verlaſſen hatte. Er wartete noch ein wenig. Jetzt wurden die Läden des Hauſes geſchloſſen; die Nacht ward dunkler und nichts Lebendes regte ſich weit und breit in den Laubgängen. In dieſem Augenblicke wollte er in den Garten ſteigen. Er zog aus ſeiner Taſche eine dicke ſeidene Schnur, auf künſtliche Weiſe ineinander geknüpft, deren Ende eine Schlinge bildete; dieſe warf er um eine Urne, welche einen der Pfeiler des Gitterthores ſchmückte; ſo half er ſich zur Höhe hinauf, warf dann die Schnur auf der andern Seite hinab und gleitete daran hinunter.

Wie eine Schlange huſchte er bis zu dem geliebten

Platze und warf ſich mit unſäglichem Vergnügen auf den Raſen nieder, auf dem der Fuß der ſchönen Frau geruht hatte; er athmete mit einer heißen Gier die Luft, die ſie gefächelt hatte; er erhob ſeine Blicke nach den Zweigen über ihm, die noch vor wenigen Minuten ein Dach für ſie gebildet; er nahm mit bebenden Händen die Blumenblätter, die das Kind noch eben erſt zerriſſen, und küßte ſie mit einem Gefühl von Glück, ohne zu wiſſen, woher es eigentlich entſtand. So träumte er lange Zeit. Es war ein Zuſtand von Schlummer und Wachen.

Plötzlich erbebte ſein Inneres, wie von einem elektriſchen Schlage. Madame S. ſaß am Flügel und präludirte mit jenem warmen Gefühl, das ſich von der Seele löſt, wenn man ſich ganz einſam und unbelauſcht weiß. Der Laden war geſchloſſen und das Fenſter geöffnet; Richard konnte jedem Hauche des Inſtruments folgen; der Zauber wuchs; er lag berauſcht von Gefühlen da; ſeine Seele verband ſich aufs innigſte mit dieſen Tönen und ſchwang ſich mit ihnen in reinere Sphären empor.

Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß der Unglückliche, Verlorene ein Weib, ein Kind betrachtet hatte, daß er den Duft der Blumen einſog, daß er den Ton der Muſik vernommen. Er hatte bis jetzt von dem Allen nichts gewußt; denn unſere Fähigkeiten entwickeln ſich im Leben nicht durch ſich ſelbſt; ſie werden durch Erziehung geweckt oder durch die Magie des Augenblicks. Richard war in gänzlicher Unwiſſenheit erzogen worden. Er kannte weder das Leben, noch das Gemüth.

Neben uns in der Geſellſchaft beſteht eine Welt von Barbaren, deren Sitten wir weniger kennen, als die Sitten der Südſeeinſulaner. Wir haben nie unſern Fuß in ihre verpeſteten Schlupfwinkel getragen. Der Gedanke an eine

Gemeinſchaft mit ihnen erfüllt uns mit Entſetzen, aber auch ſie wiſſen nichts von unſern verfeinerten Gefühlen, von unſerer Poeſie des Lebens, von unſerer Liebe.

Als beim erſten Grauen des Tages Richard nach der Stadt zurückging, gedachte er, ſeltſam überraſcht, Deſſen, was ſich mit ihm zugetragen hatte. Er fühlte in ſich eine ebenſo befremdliche als glückliche Umwandlung. Da es ihm nie an etwas gefehlt hatte, ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo fehlte es ihm an einem beſtimmten Maßſtab, Glück und Mangel zu unterſcheiden. Er hatte oft in dem Kreiſe ſeiner Spießgeſellen von dem Glück und dem Reichthum der bevorzugten Klaſſen gehört; man hatte ihn gelehrt, ſie ſich zu ertrotzen, da das Schickſal ſie ihm verweigert hatte; er wußte, daß die Seinigen ein ſteter Neid darnach verzehrte, und doch vermochte er ſich nicht zu erklären, was denn Glück und Reichthum ſeien. Jetzt glaubte er das Räthſel gelöſt. Das ſei Reichthum, dachte er, was er jetzt empfand; jene tiefen, berauſchenden Gefühle, deren Seligkeit ihn erfüllte. Er glaubte, reich ſein ſei immerfort lieben und empfinden.

So verging die Zeit. Richard mochte keine Nacht mehr anderswo als in dem kleinen Garten der Witwe zubringen, wenn nicht der helle Mondſchein ihn daraus verſcheuchte oder der Regen ſein Lager von Raſen und Blumen untauglich gemacht hatte. Wenn alle Spaziergänger die Champs-Elyſées verließen, ſo begab er ſich hin; ſein Leben begann, wenn das Leben anderer Menſchen zur Ruhe ging; er rechnete es nicht mehr nach Tagen, ſondern nach Nächten, wie ſeine Vorfahren, die alten Gallier, von denen er jedoch nichts wußte.

Faſt jeden Abend hörte er das Klavierſpiel der Witwe; manchmal auch ihre ſanfte Stimme, die in ſeltener Harmonie mit der lauen ſanften Nachtluft ſtand, die ihn umgab. Zuweilen las die junge Frau auch ſchöne Verſe mit lauter Stimme, um an ihrem Wohlklang ſich zu erfreuen, der die Seele ebenſo rührt, wie der Ton der Saiten.

Wie durch ein Wunder war plötzlich der einfache Richard, das Kind der Unwiſſenheit und des Frevels, bisher faſt nur einem liſtigen Thiere zu vergleichen, mit einem offenen Sinne für die Schönheiten der Poeſie vertraut, die er mit klopfendem Herzen und halb geöffnetem Munde in ſich aufnahm. Kam er nach Hauſe, ſo konnte er ſich Einiges von den Verſen vorſagen, das er behalten hatte. Es war nicht mehr ſeine Stimme; die weichen Biegungen, die anmuthige Beweglichkeit des Tones der Witwe miſchten ſich in ſein männliches Organ und ſo wurde die edelſte Sprache daraus, die man ſich denken kann.

Es kam ihm in den Sinn, ſich die Bücher zu verſchaffen, in denen ſo ſchöne Dinge enthalten waren. Bis dahin hatten ihn Bücher nicht gereizt; die Intereſſen, welche die Welt bewegen, berührten ja ihn nicht, da er außer aller Verbindung mit ihr lebte und ihr den Krieg erklärt hatte. Nun war es anders. Er ergriff das erſte Buch und fühlte ſich von dem Gedanken des Schriftſtellers wunderbar ergriffen; wie wenn Stahl auf Stein geſchlagen wird, ſo ſprangen dadurch unzählige Funken aus ſeinem Hirne empor.

Dreißig Tage waren auf dieſe Weiſe verfloſſen oder vielmehr dreißig Nächte; denn Richard begann nur zu leben, wenn dunkler Schatten an der Stelle des Sonnenlichts zu herrſchen begann. Tags ſchlief er, wenn er ſchlafen konnte; er träumte Muſik, Liebe, Poeſie, Verſe, deren Wohllaut ihm ein unbekanntes Entzücken bereitete, und wenn die geliebte Nacht erſchien, dann lenkte er die Schritte nach dem einſamen Häuschen und kreuzte gleichſam ganze Stunden vor der Allee, die zu demſelben führte. Er umſchlich ſie von weitem und begnügte ſich damit, von Zeit zu Zeit im Vorübergehen die Thüre jenes Häuschens zu erblicken, das für ihn zu einem Tempel geworden war.

Nicht Vorſicht, nicht die Beſorgniß, von Jemand bemerkt zu werden, hielten ihn ſo entfernt von jenen Mauern, die er für ſein Leben gern mit Hand und Lippen berührt hätte; ein edleres, ein beſſeres Gefühl, ein lebhafter Inſtinkt, den man Zartſinn nennen konnte, beherrſchte die Seele des jungen Diebes; er fühlte ſich unwürdig; er war ja Der, welcher dies Heiligthum entweiht hatte. Neben dieſer drückenden Empfindung war es auch das natürliche Verlangen, ſein Glück ſo lange hinauszudehnen, als er es vermochte, denn er fürchtete mit Recht, daß er es durch den erſten Schritt, ſich ſeiner zu bemächtigen, auch plötzlich zerſtören würde. Es genügte ihm, während einiger Stunden der Wohnung desjenigen Weſens nahe ſein zu können, deren Zaubermacht ihn ſo umgewandelt hatte, eines Weſens, das ihm ſtets erſchien gleich einer Gottheit in den Wolken bis zur Stunde der Mitternacht, die er zur Stunde ſeines höchſten Glückes geweiht hatte. Dann näherte er ſich mit unbeſchreiblichem Gefühle, unter Beben und Herzklopfen der Gartenmauer; dann ſchwang er ſich mit der ihm eigenen Gelenkigkeit hinüber und ſank voll ſeligen Glückes auf den duftenden Raſen, auf dem die ſchönen Füße der Witwe geruht hatten.

Dieſe endloſen Träumereien, dieſe wollüſtige Schwärmerei wurde manchmal von fürchterlichen Kämpfen unterbrochen, die der Unglückliche zu beſtehen hatte.

Sein Vater ſprach zu ihm: „Burſche, es gibt etwas zu thun in der oder jener Straße, in dem oder jenem Hauſe; Gewandtheit und Kühnheit ſind nöthig; die Bande rechnet auf Dich!“

Und Richard, bebend an allen Gliedern, antwortete dann: „Es iſt gut!“

Wenn aber die Nacht gekommen war, ſo ging er nicht an den von ſeinem Vater bezeichneten Ort, ſondern man ſah ihn nach den Champs-Elyſées ſchwanken, ſich unter den Bäumen verlieren, den Kopf zu Boden geſenkt, mit ſeinen Nägeln die Bruſt zerfleiſchend, in der gräßlichſten Aufregung aller Nerven. Und wenn er aus ihr erwachte, ſo ſank er nieder, und die ſchönen Verſe, die er gehört, kamen ihm in den Sinn, und er ſagte einige davon her mit gebrochener, tonloſer Stimme.

Am andern Morgen mußte er ſeinen Vater durch eine Lüge zufriedenſtellen. Man war in dem Hauſe die ganze Nacht wach geblieben, die Hunde waren nicht angekettet worden, die Patrouillen umſtreiften das Haus beſtändig. Dann zog der Vater und ſeine Geſellen die Brauen zuſammen und es fehlte nicht an plumpem Spotte über die zierliche Weiſe Richard's, über ſeine Art, ſich auszudrücken, und daß er das gebräuchliche Rothwelſch gänzlich dabei bei Seite ſetzte. Jetzt war der junge Menſch im Stande, die ganze Abſcheulichkeit ſeiner Stellung zu erkennen und die tiefe Kluft zu meſſen, die ihn von der Geſellſchaft trennte und ihn einer Gemeinſchaft beigeſellte, die ihn vernichtet hätte, wenn auch nur ein einziges Wort über die geheimen Gefühle, die ihn bewegten, zu ihr gedrungen wären. Man würde begriffen haben, daß er nicht auf der Schwelle eines neuen Lebens ſtehen bleiben, daß er, von der Liebe fortgeriſſen, ſeine Gewiſſensbiſſe nicht verhehlen, zugleich die Bande verrathen könnte, und dies war genug, daß dieſe das Todesurtheil gegen ihn geſprochen und geheimnißvoll an ihm vollzogen hätte.

Sonſt würde ihm eine ſolche Ausſicht keine Schranken geſetzt haben; wie oft hatte er Ekel vor ſeinem Daſein empfunden; jetzt aber liebte er das Leben, wenn er gleich nicht wußte, wohin es ihn führte. Die Ungewißheit dieſer namenloſen Exiſtenz, der ewige Wechſel von wild zerreißenden Schmerzen und unausſprechlichen Freuden war ihm genug; er lebte nur ein Seelenleben; ſein Körper fiel ab und ſchwand dahin, er merkte es nicht.

In einer Nacht ſtand er wieder vor dem Hauſe und war im Begriff, ſich über die Mauer zu ſchwingen. Eine ungewöhnliche Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt. An dieſem Abende war während der ganzen langen Zeit ſeines Harrens kein Fenſter erleuchtet geweſen und dieſer anſcheinend ſo unbedeutende Umſtand war ein bedeutungsvolles Ereigniß für Richard.

Madame S. war ſtets einem ſtillen, regelmäßigen Leben ergeben geweſen; nur die Sorge für ihr liebliches Kind erfüllte ſie ganz; ſeit dem Diebſtahl hatte ſie keinen Abend außer dem Hauſe zugebracht. Richard hatte ſie bald mit der Kleinen auf dem Raſen ſpielend belauſcht, oder er hatte an der Zimmerdecke oder an den Vorhängen ihren angebeteten Schatten beim Scheine der Lampe flüchtig vorüberſchweben ſehen. An dieſem Abende nichts von allem Dem.

Alles war finſter und ſtill. Was hatte ſich zugetragen? Richard's Herz war zuſammengeſchnürt; es ahnte ein Unglück.

Die Nacht war dunkel und die Champs-Elyſées waren noch einſamer als ſonſt. Nur Richard ging nach ſeiner Gewohnheit mit leiſen Schritten auf und ab vor dem Hauſe. Plötzlich hörte er den Hülferuf von Frauenſtimmen; er erwacht aus ſeinen Träumereien und blickt auf. Nicht hundert Schritte von ihm ſieht er zwei weibliche Geſtalten von Männern überfallen. „Dies iſt Madame S. und ihre Kammerfrau!“ ruft es in ihm und er ſtürzt mit Blitzesſchnelle dem Orte zu. Er kommt zur rechten Zeit; denn zwei Männer ſind eben beſchäftigt, den halbohnmächtigen Frauen ihr Geſchmeide zu entreißen. Richard iſt ohne Waffen; er würde lange erröthet ſein, welche zu tragen. Allein er iſt mit einer ungewöhnlichen Kraft und Geſchicklichkeit begabt. Er ſieht eine Klinge in der Hand des einen Räubers blitzen und er packt deſſen Arm mit beiden Händen. Jetzt will der Menſch die Waffe mit der linken Hand nehmen, allein dies eben hatte Richard erwartet und kommt ihm zuvor. Bald iſt er im Beſitz der Waffe und nun droht er den Tod den Beiden, wenn ſie nicht zur Stelle die Flucht ergreifen. Verzweiflung und Wuth erfaßte die Räuber und ſie warfen ſich auf Richard, der ſie zwar in dem fürchterlichen Kampfe, der ſich nun entſpann, bedeutend verwundete, aber auch, von ihnen von einem Stich in der Bruſt getroffen, zur Erde ſank.

Durch den Hülferuf der Frauen und das Geräuſch dieſes nächtlichen Kampfes waren einige Leute aus den zunächſt liegenden Häuſern herbeigezogen worden; die beiden Räuber hatten die Flucht ergriffen und Madame S. wurde von ihren Nachbarn nach ihrem Hauſe geführt, während den auf der Erde liegenden Richard einige Menſchen mit erſchreckten Mienen umgaben, die nicht wußten, welchen Beiſtand ſie ihm leiſten ſollten.

Nach einigem Ueberlegen ſchien es ihnen jedoch das Natürlichſte, den Verwundeten in das Haus derjenigen Perſon zu bringen, die er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens aus den Händen der Böſewichte befreit hatte. Auch Madame S., nachdem ſie in ihrem Zimmer von ihrem Schrecken ſich etwas erholt, hatte daran gedacht, ihre Leute zum Beiſtande des jungen Menſchen fortzuſchicken. So wurde denn Richard in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes gebracht, wo ihm ſchnell ein Lager bereitet wurde, während man einen Arzt aus der Nachbarſchaft herbeiholte.

Obgleich Richard nicht ſprach, ſo war er doch bei vollkommenem Bewußtſein, das Meſſer war in der Wunde ſtecken geblieben, aus welcher das Blut in Strömen floß; Niemand wagte, es herauszuziehen, in der Hoffnung, daß ſich der Arzt nicht lange erwarten laſſen würde.

Welche Gefühle durchzogen aber des Kranken Herz! Richard, mit gaſtfreundlicher Sorgfalt umgeben in demſelben Hauſe, wo er einige Wochen früher als Räuber erſchienen war, aufgenommen von derſelben Frau, die er ihres ganzen Vermögens beraubt hatte. Er, der Dieb, der Sohn der Räuber, hörte jetzt nahe bei ſeinem Lager jene entzückende Stimme, die ihn ſeit jener erſten Bekanntſchaft ſchon aus der Ferne erbeben ließ; er ſah jetzt, hellbeleuchtet von allen Seiten in ſeiner nächſten Nähe, jene ſanften Züge, die er das erſte Mal ſo bleich und erſchreckt von ſeiner plötzlichen Erſcheinung geſehen hatte; er fühlte auf ſeiner heißen Stirne die kleine ängſtlich zitternde Hand, die jetzt wahrſcheinlich durch den von ihm begangenen Raub zu harter Arbeit verurtheilt war. Sein Blut kochte in den Adern; es ſtrömte mit Macht der offenen Wunde entgegen.

und es ſchien, als ſollte es bis zum letzten Tropfen entſtrömen.

Der Arzt erſchien. Es war ein erfahrener Mann, der Gelegenheit gehabt hatte, in den Spitälern der Hauptſtadt jene furchtbaren Wunden zu behandeln, die mit den Meſſern gemacht worden, die das gemeine Volk zu ſeiner gewöhnlichen Waffe erkoren hat. Er zog die Klinge mit Geſchicklichkeit heraus und bemerkte zur großen Beruhigung Aller, daß ſie nur die Rippen geſtreift hatte, mithin keines der wichtigen Lebensorgane verletzt worden ſei und keine Gefahr das Leben des Patienten bedrohe.

Madame S, konnte ſich eines freudigen Ausrufs nicht enthalten; ſie beugte ſie über Richard, der während der Operation keine Aeußerung des Schmerzes ausgeſtoßen hatte, und drückte ihm ihre Dankbarkeit und die Freude aus, die ſie empfand, daß ſeine muthvolle Aufopferung keine gefährlichen Folgen für ihn haben würde.

Nachdem der Arzt die Wunde verbunden, entfernte er ſich, indem er allen guten Troſt gab. Wie erſchrak er aber am andern Morgen, als er den Kranken von dem heftigſten Fieber ergriffen ſah, das außer ſeiner Berechnung gelegen hatte. Die Frau, welche Nachts gewacht hatte, erzählte, daß der Kranke immerwährend phantaſirt habe, daß er geweint, ſich verflucht, ſich ſelbſt für den Räuber gehalten und die ſonderbarſten Reden geführt habe. Als gegen Morgen Madame S. ſelbſt erſchienen war, um ſich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, verfiel er in einen Zuſtand von Ohnmacht und gab keinen Laut von ſich.

Der Arzt ſah nun wol ein, daß die Wunde nur eine Nebenſache ſein würde, und daß es ſich hier hauptſächlich um eine hitzige Krankheit handle, die ſich plötzlich erklärt habe.

Der Kranke wurde mit Sorgfalt und Liebe umgeben und Alles an ihm verſchwendet, was ſein Zuſtand erheiſchte. Er ſprach nicht, und wenn Madame S. alle Tage kam, um ſich nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen, ſo murmelte er ein unverſtändliches Wort, neigte den Kopf und eine lebhafte Röthe ſtieg ihm in die Wangen, und eine Thräne perlte in ſeinem Auge. Nur während der Nacht und der heftigſten Fieberanfälle ſprach er. Dann führte er ſeltſamliche Reden, welche die Umſtehenden nicht in Zweifel ließen, daß er den Verſtand verloren habe. Er hielt ſich dann ſelbſt für den Räuber, ſtatt für den Befreier der Dame, er klagte ſich des ſchwärzeſten Verbrechens an und wollte hinaus in die finſtere Nacht und ſprach von Tod und Verderben.

Nach und nach gelang es der Kunſt des Arztes, dieſe fürchterlichen Phantaſien zu dämpfen. Der Augenblick der Geneſung rückte heran und der Augenblick der Aufklärung ſo manches Dunkeln in dieſer Begebenheit durfte vorausgeſetzt werden.

Während des ſtärkſten Fiebers hatte man in Gegenwart der Witwe die Kleider des Verwundeten unterſucht, um zu ſehen, ob nicht ein Papier ſeinen Namen und ſeine Wohnung verrathen würde, und welcher Klaſſe der Geſellſchaft er angehöre. Allein wie ſehr war man erſtaunt, nicht das Geringſte zu finden. Seine Kleider zeugten von einem gewiſſen Wohlſtande, ohne jedoch einen jungen Menſchen nach der Mode zu bezeichnen. Seine Geſichtszüge hatten etwas Stolzes und Hohes, beſonders wenn ein ruhiger Schlummer auf ihnen lagerte. Jedesmal, wenn Madam S. ihn mit Theilnahme gefragt hatte, ob ſie nicht die qualvolle Ungewißheit ſeiner Aeltern oder Freunde mit einigen Worten beſchwichtigen ſolle, hatte er den Kopf nach der andern Seite gekehrt und durch Zeichen zu verſtehen gegeben, daß er weder Aeltern noch Freunde beſitze. Man ſchloß aus dieſem Allen, daß Richard wol ein armer Student ſein möge, der ſich ſeiner traurigen Lage ſchäme.

Wie nun aber ſeine Geſundheit ſich wieder immer mehr und mehr befeſtigte, wurden auch ſeine Gedanken wieder lichter und beſtimmter. Er erkannte nun wohl, daß ſich eine heftige Leidenſchaft ſeiner bemächtigt hatte, und er fühlte, mehr noch als früher, welcher ſchmuzige Abgrund ihn von dem Gegenſtande ſeiner Liebe trenne. Sein leztes Verbrechen hatte er ſelbſt an derjenigen Perſon verübt, die er liebte, und dieſes folterte ihn jeden Augenblick, und ſeine Lage wurde dadurch entſezlich.

Eines Tages hörte er über ſich die Töne eines Flügels. Es war die Witwe, deren Zimmer über dem ſeinigen gelegen war. Dieſelbe Melodie ſchlug an ſein Ohr, die er ſonſt gehört, wenn er, heimlich auf dem Raſen des Gartens liegend, ſich an dem Duft der ihn umgebenden Blumen berauſchte und an den Gegenſtand ſeiner ſtillen Anbetung dachte.

Da ergriff es ihn plözlich wie Wahnſinn und er recitirte mit lauter Stimme einige jener ſchönen Verſe, die er früher gehört, wenn die Witwe in den heißen Auguſtnächten bei geöffnetem Fenſter las, und ſie zu ihm heruntergetragen wurden auf dem Fittig der balſamiſchen Nachtluft. Sie hatten ſich ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt. So war es auch jezt wieder; die Fenſter waren geöffnet; die balſamiſche Luft des Gartens ſtrömte herein und die Sonne nahm ſoeben freundlichen Abſchied von dem einſamen Hauſe in den Champs-Elyſées.

Richard's Stimme wurde von Madame S. zugleich vernommen; die Verſe kannte ſie wohl, aber mehr noch war es der Ton dieſer Stimme, der ſie auf befremdende Weiſe ergriff.

Der Geneſende war aufgeſtanden und hatte ſich zum erſten Male angekleidet. Madame S. konnte der Neigung einer unbeſtimmten Neugierde nicht widerſtehen; es lag etwas Geheimes darin, über das ſie ſich ſelbſt noch nicht Rechenſchaft zu geben wußte; ſie ging hinab zu ihrem Gaſte.

In dieſem Augenblicke verläßt Richard jede Ueberlegung, er befindet ſich in einem Zuſtande der höchſten Exaltation, des berauſchenden Glückes. Er ſpricht mit hinreißender Beredtſamkeit von ſeinem Danke, und ſeine leidenſchaftliche Bewunderung wählt Ausdrücke, vor denen Madame S. erröthen muß.

Doch welch' ein Augenblick! Plötzlich erbleichen Beide; eine innere Stimme, eine übernatürliche Regung ſcheint ſie ergriffen zu haben. Die Witwe hat die Stimme, die Geſtalt, die Stellung des Menſchen wiedererkannt, den ſie einſt in ihr Zimmer dringen ſah in jener fürchterlichen Nacht, wo ihr das Geld geraubt wurde.

Das kleine Mädchen, das neben ihr ſaß, ergriff ſie nun voll Haſt, preßte es an ihren Buſen und eilte voll Entſetzen nach der Thüre, bleich und kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. Sie hatte kein Wort geſprochen, aber ihr Blick verrieth Alles.

„Ich bin's!“ ſchrie Richard, indem er zu Boden ſtürzte; „ja, ich bin jenes Ungeheuer!“

„Das ganze Glück meines Kindes!“ rief ſchmerzvoll Madame S.

„Beim Himmel! ich will's erſetzen und müßte ich's wo anders ſtehlen!“ — dann fügte Richard leiſe hinzu: „Ich will es meinem Vater wieder nehmen.“

Madame S. hatte das Zimmer verlaſſen, ohne dieſe

Worte zu hören. Sie eilte in ihr Schlafgemach und fiel dort ohnmächtig in einen Seſſel. Man umgab die arme Frau und war bemüht, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. Es war ein ewiges Gehen und Kommen im Hauſe. Richard vernahm dieſe Unruhe, und wußte wohl, daß er die Urſache derſelben ſei, und finſtere Ahnungen ſtiegen in ihm auf.

„Laßt ihn entfliehen, o laßt ihn entfliehen!" ſprach Madame S., als ſie wieder zu ſich gekommen war, aber Niemand verſtand den Sinn dieſer Worte.

Richard allein hätte ſie verſtanden. Er ſchlug mit dem Kopf heftig gegen den Boden und zerfleiſchte ſeine Bruſt mit den Nägeln gleich wie ehemals, wenn er im Schatten der Bäume das Haus umirrte. Plötzlich ermannt er ſich; er erhebt ſich vom Boden, ſpringt aus dem Fenſter und eilt durch den Garten mit der Schnelligkeit eines Pfeils.

Einige Minuten darauf hörte man von der Brücke einen ſchweren Körper ins Waſſer ſtürzen.

Leute in Kähnen eilten herbei und ſuchten nach dem Verunglückten. Als ſie den Körper des jungen Mannes herauszogen, hatt er bereits aufgehört zu leben.

Der Leichnam wurde in der Morgue ausgeſtellt; aber kein Theilnehmender wollte ſich melden. Er wurde darauf als Unbekannter verſcharrt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auguſt Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zehnter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Zehnter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Inhalt.

Seite

Paris 1
  Gorgona 3

Paris.

Gorgona.

Bilder aus dem franzöſiſchen Mittelalter.

Während eines längern Aufenthaltes zu Paris wurde ich durch einen Zufall zu einem Studium geführt, an das ich früher nicht gedacht hatte. Ein fürchterliches Drama von einem unbekannten Verfaſſer, der ſich unter dem Namen Monſieur Dinaux verbarg — ſpäter wußte man, daß es Alexander Dumas war, der ſich zu dieſer Arbeit mit einem jungen Menſchen Gaillardet verbunden hatte — hatte das Publikum in eine ſeltſame Aufregung verſetzt. Das Drama hieß „La tour de Nesle“ und iſt auch weit ſpäter in Deutſchland bekannt geworden. Ich ſah es aufführen und las es dann. Es war eine Monſtruoſität, allein mit einer ſo feurigen Kraft entworfen, daß ſie mich wie jeden Andern hinriß.

Die Sage von der Fürſtin, welche die zu geheimer Luſt von ihr Empfangenen ermorden ließ, um nicht verrathen zu werden, die ſich in verſchiedenen Ländern wiederholt, man erzählt ſie ja auch von Margarethe

Manuſcripte, war hier einem Drama zu Grunde gelegt. Ich hätte gewünſcht, mit Herrn Dinaux ſelbſt oder ſeine Quellen ſprechen zu können, wenn Dinaux wirklich exiſtirt hätte, ſo blieb mir aber nichts übrig, als die Quellen ſelbſt aufzuſuchen, und ich begab mich auf die öffentliche Bibliothek, deren Schätze mir die Befriedigung meines Verlangens verhießen.

Der Stoff war ſo reich als intereſſant. Bald ſah ich mich weit hinweg von meinem eigentlichen Ausgang, in ganz andere Gebiete geführt. Ich durchwühlte den Zeitraum, der mit dem Templerproceſſe begann und dann die Regierung Ludwig's X. umfaßte. Von hier gerieth ich in die Hexenproceſſe, in die Werke enthüllter Zauberei, zu den Teufelsbannern und Adepten. Ein lebhaftes Bild aller dieſer Greuel ſtellte ſich vor meine Einbildungskraft in hellen Umriſſen hin; ich glaubte das Bild jenes Zeitabſchnittes dadurch gewonnen zu haben. Mit dieſer Errungenſchaft wandte ich mich nun prüfend zu dem erwähnten Drama. Der Held deſſelben hieß Buridan. Der Name iſt bekannt genug; ſein Gleichniß von dem hungrigen Eſel zwiſchen zwei Heubündeln iſt jedoch Vielen bekannter, als ſeine Schriften. In dem Stücke war Buridan ein abenteuerlicher Held. Ich ſuchte Viel, forſchte und fand Einiges, was ſich in Verbindung bringen ließ. So geſtalteten ſich nach und nach neue Verhältniſſe, von denen im Drama keine Spur zu finden war.

Bei einer ſolchen Arbeit, die mich viele Monate beſchäftigte, wird jedoch der Drang leicht erklärlich ſcheinen, irgend eine eigenthümliche Schöpfung daraus hervorgehen zu ſehen. Angeregt wie ich noch überdies war von den neuern Erſcheinungen der damaligen pariſer Literatur, warf ich Das, was in mir lebte, mit Schnelligkeit auf das Papier. In einem Zeitraum von vier Wochen war Alles beendigt.

Nicht einen Roman wollte und konnte ich es nennen, es waren aneinandergereihte Bilder, die ſich in einander verwickelten und entwirrten, deren Treue ich aber verbürgen konnte. Der Name Gorgona erſchien mir paſſend für die Greuel und Ungeheuer, die ich hier enthüllte. Was ich von Sagen erforſcht hatte, was ich von Thatſachen erfahren hatte, ließ ich mit lebhaften Farben auf einem Hintergrunde ſich abbilden, den ich aus Chroniken zuſammentrug.

Ich habe die Freude gehabt, daß mein Fleiß und der Ernſt meiner Beſtrebung bei dieſer Arbeit von der

Beifall hervorgehoben und anerkannt wurde. Dem Vorwurfe einer Aehnlichkeit mit dem Drama „La Tour de Nesle“ habe ich zu Anfang dieſer Zeilen begegnet, ein Vergleich wird zeigen, daß ich einen andern Weg befolgte, daß mein Stoff ein viel reicherer iſt und daß meine Erfindung von der des Dramas ſich ganz und gar unterſcheidet.

Einleitung.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fauſt, II. Theil.

Der Verfaſſer bietet hier eine Reihe von Bildern und kleine Verſuche — die, wenn ſie gleich hin und wieder ins hiſtoriſche Gebiet ſchweifen — doch mehr dem eigentlichen Genrefache angehören wollen.

Man hoffe nicht Bourdon, Pouſſin oder Leſueur in wohlgelungenen Copien zu finden; höchſtens dürften kleine Züge dem alten Meiſter François Clouet, genannt Janet, entlehnt ſein. Eben ſo wenig erwarte man eine minneſüchtige und turnierluſtige franzöſiſche Mittelalterlichkeit wieder einmal begrüßen zu können, wie ſie vor einigen Jahrzehnten Mode war. Es iſt die alte tiefe Zauberwelt, die aus dieſen Bildern zu uns ſpricht. Der Himmel voll ſchwarzer Wolken, dahinter lauernde Ungethüme, Glück und Unglück bedeutende Geſtirne, herumziehende Magier mit erhobenen Zauberſtäben, angſterbebende Menſchen, die blinde und drohende Gerichte, Folter und Scheiterhaufen — Tausenden bereitet und geweiht.

Der Verfaſſer fand eine flatternde Sage, die an verſchiedenen Perſonen wie an verſchiedenen Ländern haftet, die von Frankreich nach Tirol, ja nach Italien ſich verirrt und die den Stempel jener finſtern Zeit an ſich trägt. Dieſe gab ihm die Staffage. Alte, bilderreiche Chroniken, Baudenkmale und andere Werke des Mittelalters ertheilten ihm die nöthigen Aufſchlüſſe und lehrten ihn ſeine Farben miſchen. Genaue Kenntniß der Oertlichkeit verlieh ihm den Hintergrund. Und ſo ſind dieſe Schilderungen entſtanden, deren Hauptelement, der Zauberglaube, kein leeres Hirngeſpinnſt war, ſondern eine wirklich hiſtoriſche Thatſache, furchtbarer wie Krieg und Peſt, blutiger, überraſchender und länger anhaltend.

Erſt in neuerer Zeit haben die Pariſer ſelbſt angefangen, Blicke nach ihren ſchönen Ruinen und alten Sagenthürmen zu werfen, aber — ſonderbar genug — haben ſie es ſtets vermieden, das ſchauerliche Zwielicht, das darum webt, bei ihren Schilderungen wiederzugeben, ſo vielverbreitet auch ſonſt die Luſt daran bei dem Publikum iſt. Es iſt, als ſcheuten ſie ſich, das aufgeklärte Paris als den Sitz des Aberglaubens zu nennen, und verſuchen ſie ſich einmal in dieſer Weiſe, ſo verlegen ſie gern den Schauplatz nach Böhmen, dem Vaterlande aller Finſterniß und der Zigeuner, nach ihrer Meinung. So wie es in ältern deutſchen Romanen einſt Mode war, die Romantik ſtets nach Italien und Spanien zu bannen.

Bevor wir nun zur Anſicht der Bilder ſchreiten, wollen wir einen ſchnellen Rundblick auf den Schauplatz werfen, der denſelben zum Hintergrunde dient.

Unſer Paris iſt hundert Jahre älter, als das von Victor Hugo, in Notre Dame, und zweihundert Jahre, als das von Merimée in ſeiner Chronik geſchilderte.

Nach Hugo war die Stadt ſchon une ville géante, die ſich ſeitdem nur um ein kleines Drittheil vergrößert hat; unſer Paris zählte nicht voll 40,000 Einwohner.

Es lag, wie noch jetzt, an dem Zuſammenſtrömen zweier Gewäſſer; ſein Kern war auf dem ſtark hügeligen Boden einer Inſel erbaut. Eine ſchmuzige Häuſermaſſe, winkelige Straßen, oder vielmehr Gäßchen, bildend, aus denen die gothiſchen Glockenthürme vieler Kirchen hervorragen, umgeben von ſtarken, durch die Zeit geſchwärzten Mauern von Werkſtücken, und von dünnen, cylinderförmigen Thürmen, mit hohen, ſpitzigen Dächern, welche dem Ganzen einen traurig finſtern Charakter, das Anſehen eines weiten Gefängniſſes verleihen.

Am Tage treibt ſich hier eine bunte Volksmenge hin und her und ein lauter Lärm erfüllt die Luft. Schon damals wurden bereitete und rohe Speiſen zum Verkaufe ausgerufen, Kranke ſtehen vor der Thür, klagen laut ihre Gebrechen und flehen um Hülfe und milde Spenden, vor den Leichen gehen Leute, welche ſchreien: „priez Dieu pour le trépassé;“ königliche Befehle werden an den Straßenecken verkündet und Spottlieder wurden ſchon damals von dem Pöbel geſungen, gleichwie die heutigen Schmähcouplets auf den öffentlichen Plätzen.

Man gewahrt ſogleich aus dem Haufen die grellabſtechendſten Phyſiognomien und Trachten; es iſt ein Zuſammenfluß aller Stände und vieler fremden Nationen. Mit der Abenddämmerung jedoch durchziehen Wächter in allen Richtungen die Stadt, verkünden laut Stunde und Wetter, ermahnen die Pariſer, das Feuer zu löſchen und ſich zur Ruhe zu begeben. Dies nannte man l'heure du couvre-feu. Alsbald verſchwinden die Lichter in den Fenſtern und die ſchwarzen großen Steinmaſſen ſtehen finſter dräuend da. Die dunklen Flüſſe rauſchen geheimnißvoll murmelnd daran hin, als ſprächen ſie von unbegreiflichen Verbrechen. Hier und da wird jetzt ein leiſeres Treiben vernehmlich als am Tage; mit unheimlichen Weſen wird die Nacht bevölkert und man vernimmt manch ängſtlichen Schrei, manch bangen Nothruf um ſchnelle Hülfe, der plötzlich erſtickt in der Kehle des Rufenden . . .

— — Eine ſolche Nacht war es, tiefſchwarz und kühl, die ſich über Paris gelagert hatte. In der Strohgaſſe, wo die Schüler der pariſer Hochſchule wohnten, die bei den Vorleſungen, welche dort gehalten wurden, auf Stroh ſaßen, wovon jene Straße den Namen führte, war es um ſo finſterer, da ſie eng und krumm war. Ein Fenſter in einem mäßigen Hauſe war hell. Wir erblicken dort in einem Zimmer einen ſtattlichen Mann, der ſein ſchwarzes, langes und weites Gewand ablegt, um ſich in die ärmliche Tracht eines gewöhnlichen Handwerkers zu kleiden. Er überzieht das Geſicht mit einer dunklern Farbe, als es von Natur hat, und verwandelt durch ähnliche Künſte ſeine kaſtanienbraunen Haare in ſchwarze. Alles mit ſichtbarer Haſt, doch ohne Aengſtlichkeit zu verrathen.

Dann ſteckt er eine kleine Kapſel und eine Waffe zu ſich, betrachtet mit einem Blicke, worin ſich eher Verachtung als Wehmuth malt, das Zimmer, in welchem er wohnte und das er ſoeben verlaſſen will. Sein Auge heftet ſich auf den unanſehnlichen Hausrath und verweilt dann länger auf einigen Büchern, die auf dem Borte ſteden. Seine Miene nimmt den Ausdruck des bitterſten Spottes an und er bricht in die Worte aus:

„Lebt wohl, ihr ſtummen Zeugen meiner freiwilligen Verbannung! Ich muß wieder hinaus in die Welt, um den mir vom Schickſal beſtimmten Platz einzunehmen. Ich will mich nicht wegen Glauben oder Unglauben, Ketzerei und Zauberei, Himmel und Hölle, Gott und Teufel verbrennen laſſen, wie Jacob von Molay, der Weiſe! und Guy von Normandie, der Tapfere! Ich will herrſchen und meine Freiheit bewahren — ja — ich will! das iſt mein Vorrecht — der Menſch hat einen Willen, nicht das Thier. Der Eſel verhungert zwiſchen einem Bunde Heu und einem Troge Waſſer, wenn Hunger und Durſt zu ganz gleichen Theilen ihn beherrſchen, weil nur dies ihn beſtimmt und er keines freien Willens fähig iſt. Ich aber bin ein Menſch — und will nicht ohnmächtig verſiegen, ſondern kräftig leben!“

Und mit dieſen Worten ging er ſtolz aus ſeinem Hauſe und graden Schrittes nach dem Spital von St. Julien-le-Pauvre, um ſich unter die Pilger und Reiſenden zu miſchen, die dort Nachtherberge erhielten, als ſei auch er eben in Paris, vom Wege ermüdet, angelangt.

Dieſer Mann war Jehan Buridan, nach aller Leute Meinung geboren zu Bethune, im Arteſiſchen, der ſich jedoch in früheſter Jugend unter anderm Namen am Hofe Robert's des Zweiten, Herzogs von Burgund, aufgehalten haben ſoll. Er wurde von den Gerichten verfolgt, weil er für einen Anhänger des Tempelordens und für einen Schüler ſeines letzten Großmeiſters Jacob Bernhard Molay galt, der am Montage den eilften März 1314, Abends, auf einer Inſel der Seine, nahe dem Auguſtinerkloſter, verbrannt worden war.

Die Worte, welche wir Buridan eben ſprechen hörten, machen den Hauptbeſtandtheil eines von ihm verfochtenen Satzes aus, und das Bild des Eſels zwiſchen einem Bündel Heu und einem Troge Waſſer gab lange Zeit Veranlaſſung zu dem Sprichworte von „Buridan's Eſel,“ deſſen Spinoza auch in ſeiner Ethik Erwähnung thut.

Wenn Buridan nach Einigen Rector der pariſer Univerſität geweſen ſein, nach Andern ſogar die wiener begründet haben ſoll, ſo iſt dieſer gelehrte Mann doch auch zugleich der Held der ſeltſamſten Sagen, faſt wie unſer Fauſt, und von dieſer Seite wollen wir verſuchen, ihn für unſere Bilderreihe anziehend zu machen.

Erſte Abtheilung.

I.

Jourdan Ferron und ſein Schüler.

Unweit der Kirche St. Jaques, an der Ecke der Straße des Ecrivains in Paris, ſtand ein altes Gebäude, das aus ſeiner Umgebung ſeltſam hervorſtach. Rings umher hatten Wind und Wetter und der Schmutz der engen, vielbeſuchten Straße die Häuſer mit einem einförmigen, verwitterten Grau bekleidet; das Haus, von dem wir ſprechen, war aber mit hellem Weiß getüncht und zwiſchen den Fenſtern, die unregelmäßig, wie es die innere Einrichtung, nicht die äußere Schönheit erheiſchte, angebracht waren, erblickte man ſeltſame Schriftzeichen und Abbildungen von Thieren, wie wir ſolches auf den nach Europa gelangten Obelisken zu ſehen bekommen können und die man Hieroglyphen heißt. Das Gebäude war nicht hoch, denn es hatte eigentlich nur ein Stockwerk, da das, was man gemeinhin zu „ebener Erde“ zu nennen pflegt, halb unter der Erde ſich befand. Dieſes war und iſt noch bei vielen Gebäuden jenes Theiles der Stadt anzutreffen, da zu verſchiedenen Zeiten das Straßenpflaſter erhöht wurde und ſo die Häuſer mit ihren Stockwerken immer tiefer in die Erde ſanken. Es gibt deten, welche drei Kellergeſchoſſe über einander beſitzen, und bei Nachgrabungen ſtößt man auf die alten, gutgepflaſterten Straßen unter den neueren, die ſich hier und da wie eine Brücke darüber wölben.

Noch ruhte auf jenem Hauſe, dem wir bereits einige Aufmerkſamkeit zugewendet haben, ein unförmliches Dach in dreieckiger Form, das ſeine Giebelſeite von der Straße wegkehrte. Zwiſchen dieſem Dache und der niedern Eingangsthür erblickte man ein männliches und ein weibliches Bild, in der Tracht damaliger Zeit, deren Geſichtszüge eben nicht zu den für ſich einnehmenden gezählt werden konnten.

Der Mann war faſt dunkelbraun und von großer Magerkeit. Eine ſtarre Unempfindlichkeit malte ſich in ſeinen Zügen, und ein karg zugemeſſenes Barthaar von hochrother Farbe, das der Maler mit einem Aufwande an Zinnober und großer Sorgfalt wiederzugeben ſich beſtrebt hatte, vollendete dieſes Bild von einer abſtoßenden Häßlichkeit. Die Frau zeigte das grellſte Gegenſtück dazu. War jenes zu braun, nach unſern Schönheitsbegriffen, ſo war dieſes ſo leichenhaft bleich, daß man ſich mit Widerwillen davon wegwenden mußte. Die bläuliche Färbung um den Mund, der halb geöffnet war, die längliche, in eine weiße Spitze endigende Naſe und die nach oben gekehrten, gebrochenen Augen erhöheten den unangenehmen Eindruck noch, und man konnte nicht zweifeln, das Bild einer Leiche vor ſich zu haben. Und in der That war es ſo.

Jourdan Ferron, der dies Haus bewohnte, hatte ſich und ſeine Frau, Meline la Henriene, wie ſie als eine von ihm beklagte Leiche vor ihm lag, durch einen lombardiſchen Künſtler über der Thür ſeines Hauſes hinmalen laſſen. Dies Aushängeſchild mußte wol freilich nicht einladend zum Beſuche geweſen ſein, denn Schriftſteller, die mehrere hundert Jahre ſpäter leben, ſchildern uns dieſe Bildniſſe noch auf eine abſchreckende Weiſe; deſſenungeachtet ſah man häufig, beſonders zu jener Tageszeit, wo man, nach einem alten franzöſiſchen Sprichworte, den Wolf vom Hunde nicht mehr unterſcheiden kann, dichtverhüllte Geſtalten, Maſken vor dem Geſichte, oder den Mantel über den Kopf geſchlagen, zu Meiſter Jourdan Ferron eintreten, der im Rufe großer Weisheit und übernatürlicher Kräfte bei allen Pariſern, Vornehmen und Geringen, ſtand.

Mehr als dies je wol in irgend einer Stadt Deutſchlands der Fall geweſen ſein mag, herrſchte zur damaligen Zeit bei den Pariſern der Glaube an Zauberer, Wahrſager, Geſpenſter, Teufel und Hexen. Durch das Verbrennen der letzten Tempelritter glaubte anfänglich das Volk den eigentlichen Stammſitz böſen Zaubers vernichtet zu haben. Aber nicht lange währte dieſer Wahn.

Die beiden Ankläger des Ordens, der Prior der Templer der Provinz Toulouſe, Heribert von Montfaucon, und der Florentiner Noffo von Noffo-Dei, boten zu Allem hülfreiche Hand und verriethen die reichen Schätze von der Templer tiefer Wiſſenſchaft, die eben nach der Meinung des Volks geheime Kräfte ſein ſollten, den profanen Händen ihrer Richter.

Der Graf von Longueville, Enguerrand de Marigny, der bereits unter Philipp, dem ſogenannten Schönen, Frankreich regiert und die Ritter durch ſeinen fanatiſchen Bruder, den Erzbiſchof von Sens, hatte richten laſſen, ſchwelgte nun, von einer unerſättlichen Begier zu jenen Wiſſenſchaften getrieben, in den Archiven des Ordens, welche dieſer ſeit zwei Jahrhunderten in ſeinem prächtigen Hauſe, Ville neuve du Temple, am obern Ende der Kirche St. Jean en Grève, aufgehäuft hatte.

Durch dieſen Fang des Miniſters war aller Abenteuerlichkeit Thür und Thor geöffnet und bald hatte er ſelbſt nicht nur den Namen eines Zauberers und Giftmiſchers, der ſelbſt über ſeinen König und Herrn eine verderbliche Macht ausübte, ſondern, gleich einem uralten Pharao Aegyptens, war er mit einem Kreiſe von Aſtrologen, Alchymiſten und andern geheimnißreichen Weſen umgeben.

— Es war um Pfingſten des Jahres 1314. — Die durch Alter geſchwärzte Kirche St. Jaques, dem Hauſe Jourdan Ferron's gegenüber, hatte, gleich der himmliſchen Jahreszeit, die Alles belebte und verwandelte, und dem freudigſten Feſte, das alle Gemüther heiter ſtimmte, auch einen bunten und erfreulichen Schmuck angenommen, der aber freilich einem Tempel der Chriſtenheit wenig ziemte. Es waren nämlich rings umher Teppiche aufgehängt worden, die mit grellen Farben, rohe Augen und Sinne beſtechend, den Roman der Roſe und des Gottes der Liebe und des Alters in unkeuſchen Schildereien dem Volke preisgab. Dabei war der betäubende Duft ſtarkriechenden Räucherwerks und einer Unzahl friſcher Blumen nicht geſpart, woran die Jahreszeit keinen Mangel litt, und überdies hatte man, nach Beendigung des heiligen Amtes, durch eine Oeffnung der Decke, eine Menge verliebter Tauben und brünſtiger Vögel in die verſchloſſene Kirche hinabflattern laſſen, die erſt ängſtlich hin- und herflogen, dann aber, zwitſchernd, alle Geſimſe, Knäufe, Karnieße und vorſpringende Getäfel einnahmen und auf Altären, Gemälden und Sculpturen aller Art ihren verbuhlten Tändeleien und natürlichen Trieben freien Lauf ließen, zum Ergötzen der anweſenden Menge, die darauf ſehnſüchtig harrte.

Zur ſelben Zeit befanden ſich in der Stube Jourdan Ferron's zwei Menſchen; der Eine, Aeltere, emſig mit der

Arbeit beſchäftigt, während der Andere, Jüngere, über die durch grüne Verhänge halbverhüllten Fenſter feurige Blicke nach der geöffneten Kirchenpforte ſandte, wodurch ſich ein Menſchenſtrom wälzte, aus dem manch ſchöner Mädchenkopf, auf weißen Schultern und ſchlankem Halſe, blühend emporragte und die Sinne des Jünglings mit wunderbarer Macht zu erregen ſchien.

Schon blinzelte der Andere von der Arbeit zu ihm hin, und der Mund verzog ſich dabei wie zum Sprechen, jedoch wurde keine Sylbe vernehmbar, denn ein Wachsbild, der Natur ſo getreu nachgebildet, als ob es lebte, ſtand vor ihm und wurde hier geſtrichen, dort gedrückt, um bald einer Stelle mehr ſchwellende Rundung zu geben, bald einer andern mehr Ebenheit und Glätte zu verleihen. Dabei wurde mit Farben und andern Mitteln hantiert, die Täuſchung auf das Höchſte zu treiben.

Eine Stunde war bereits auf dieſe Weiſe verſtrichen, und der Meiſter trat einige Schritte zurück, um mit prüfendem Kennerauge ſein Kunſtwerk zu betrachten.

„Entziehe den Verhang rechts um drei Viertel der Fenſteröffnung, Robert,“ ſprach der Meiſter Jourdan Ferron jetzt zu ſeinem Schüler, „damit ich mein Werk in dem rechten Lichte betrachten kann. So — nicht weiter!“ ſetzte er hinzu und ſchielte dabei wieder recht heimlich nach dem Jüngling, der gethan hatte, was ihm befohlen worden war, und dann, in Gedanken vertieft, wieder zum Fenſter hinaus, grade in das offene Kirchthor hineinſchaute.

Plötzlich ſchreckte er auf, denn eine ſchwere Hand hatte ſeine Schulter berührt und er ſah das braune, rothbehaarte Geſicht ſeines Meiſters, nahe dem ſeinigen, die grünlichen, ſtarrblickenden Augen, keine halbe Spanne von ſeinen Angen entfernt, in denen ſich Leben, Liebe, Hoffnung und Sehnſucht mit ſchwärmeriſcher Glut malten.

„Der Bolt iſt beendigt,“ ſagte Jourdan mit milderm Ton der Stimme, „und ich habe Deiner nicht mehr nöthig. Jetzt muß er mit den geheimen Formeln geweiht werden, und dazu brauche ich eine gute Zeit. Du kannſt nun gehen, doch wenn der Wächter die achte Stunde ausruft, dann löſche ich meine Lampe, das weißt Du, und dann mußt auch Du zu Hauſe ſein. Vermeide die Orte, wo meine Feinde wohnen. Treibe Dich nicht in verdächtigen und unſichern Winkeln umher — die grande truanderie und das Vallée de misère ſind ſolche. Auch dem Thore von Philipp Hamelin bleibe ferne, es iſt dort nicht geheuer. Wenn Dir Cavaliere vom Hofe begegnen, laſſe ihnen das obere Pflaſter und ſpringe in eine Pfütze, wenn es ſein muß. Haſt Du Alles gemerkt, was ich Dir ſagte? — — Ei, da biſt Du ja ſchon ganz angethan! Es ſieht aus, als ob Du es gar nicht erwarten könnteſt — meine Beſorgniſſe ſcheinen wol ungegründet — wirſt Dich nicht weit von meinem Hauſe entfernen — “

„Ich werde Alles genau befolgen, wie Ihr mir ſagtet, Meiſter Jourdan,“ ſprach der Jüngling und drückte einen grauen Hut, deſſen breite Krämpe an der einen Seite etwas aufgeſchlagen war, ſchief auf die braunen Locken. „Sorgt nicht — Alles — Alles — “

Und damit hatte er die Thürklinke ergriffen.

Aber Jourdan nahm ihn bedächtig bei der Hand.

„Willſt wol nur hinüber in die Kirche und eine Abendandacht halten? Hab' ich's nun errathen?“ fragte mit heimlicher Tücke Jourdan.

Der Schüler ward mit Glut übergoſſen.

„Siehſt Du wol? und grade die Kirche iſt ein Ort, wo Dir Gefahr droht,“ fuhr Jourdan fort. „Und grade am heutigen Feſte wird eine Begier in Deinem Herzen dort erregt werden, die Du niederkämpfen ſollteſt. Oder iſt es wirklich das ſchöne, weiße Chriſtenmädchen, das der alte Jude Manaſſés von Vierzon vorgibt gefunden zu haben, das Dich zur Luſt entflammt und das Du an jener entweiheten Stelle ſehen willſt, die von Thoren oder Heuchlern noch jetzt eine heilige genannt wird? O Schande über Dich, Robert, wenn Du ſo meine Lehren vergeſſen könnteſt! Was findeſt Du ſo reizend an der Dirne? Ihre Augen? He, he, he!“ ſetzte er lachend hinzu, indem er einen Schrank öffnete, worin Hunderte von Augen nebeneinandergereihet lagen, als wären ſie aus den Köpfen geſunder Menſchen, mit ſeltener Kunſt, ganz unverletzt herausgeriſſen worden — „oder ihre Naſe — ihre Haare — ihren Mund — ihre Zähne — welcher Theil endlich ihres Körpers iſt es, der Dich am meiſten anzieht?“

Bei dieſen Worten hatte er Schränkchen und Käſtchen ſchnell nacheinander geöffnet und die Blicke des Jünglings überflogen brennend einen Schatz todter Schönheiten, die, harmoniſch vereinigt, den Zauber des höchſten Reizes entfalten, die heißeſte Begier hätten entzünden können.

„Sieh, Närrchen,“ ſprach nun gar heimlich ſchmunzelnd der Meiſter, „alle dieſe Reize ſind Dein. Du kannſt daraus wählen, darin wühlen und Dir ein Liebchen zuſammenſetzen nach Wunſch und Begehr, und ich, Dein Meiſter, beleb' es dann zu Deiner Freude, weil ich Dich gern habe und Dir gern zu Gefallen bin.“ Er lachte, brach jedoch ſogleich ab und ſetzte ſehr ernſt hinzu:

„Ergebe Dich immerhin, wo Du willſt, erblickſt Du ſie, die Deinen Sinn gefangen hält, ſo ſchaue Dich nur ſatt daran und ſchwängere Deine Phantaſie mit ihrem Bilde — das will ich — aber ſprich nicht mit ihr — denn ſie iſt des Juden — und mit ihm ſollſt Du keine Gemeinſchaft haben. Jetzt aber gehe, denn bis zum „Feuerlöſchen" iſt's nur noch ein Stündchen."

Hierbei ſchob er ſeinen Schüler zur Thüre hinaus.

Als er ſich allein ſah, machte er ſich eilig darüber her, ſeinen Volt, wie er die Wachsfigur nannte, von ihrer Stelle zu heben und in einen bereitſtehenden Korb zu legen, den die Diener des Gerichtshofes des „hohen und herrſchenden Kaiſerthums Galiläa" zu dieſem Behufe hingebracht hatten.

Mit der Anfertigung eines ſolchen Volts war ein ganz eigenthümlicher Aberglaube verknüpft; war nämlich ein Verbrecher, oder überhaupt ein von den Gerichten Verfolgter, welches damals, wie auch noch jetzt, nicht gleichbedeutend war, flüchtig geworden, ſo ließen die Richter eine dieſem Menſchen ganz ähnliche Wachsfigur anfertigen, die durch einen in der ſchwarzen Kunſt Eingeweihten die nöthige Beſprechung empfing und dann ſtatt des Entfernten gemartert, ja ſelbſt hingerichtet wurde, wo man der feſten Ueberzeugung lebte, jener empfinde die Martern alle und erleide den Tod, wo er ſich auch befinden möge. Der Korb mit dieſem Volt, an deſſen eigentlicher Weihe der ſchlaue Meiſter Jourdan, nun er allein war, nicht mehr dachte, ſondern ſich begnügte, einige räthſelhafte Charaktere darauf zu ſchreiben, wurde ſchnell bei Seite geſchoben, und aus einer wohlverſchloſſenen Kammer ein üppig ſchönes Frauenbild hervorgeholt, das er in einer Niſche auf ein Ruhebett legte. Er hatte kaum Zeit, die Vorhänge zu ſchließen, denn ſchon klopften die Diener des „Kaiſers von

Galiläa," mit dieſem lächerlichen Titel wurde der oberſte Präſident jenes Gerichtshofes benannt, an die Thür.

Jourdan öffnete und es trat ein langer Mann mit komiſchem Ernſte ein, dem vier Andere, in ſchwarzen Kutten, folgten. Er ſelbſt trug einen kurzen Mantel von rother Wolle, auf dem ein kleiner Hermelinkragen paradirte, darunter ein Bruſtſtück von hellpolirtem Stahl und eine eben ſolche Sturmhaube. Große Handſchuhe und ein furchtbares Schwert vollendeten das Kriegeriſche ſeines Anblicks.

„Habt Ihr, Meiſter, den Volt gefeiet, wie es Eure ſchwarze Kunſt, im Namen Belzebuth's und Vauvert's, erfodert?" fing er an, „ſo gebt her, dieſe tüchtigen Männer werden ihre Schultern damit beladen, um ihn an Ort und Stelle zu bringen —"

„Hier iſt das Werk, das ich in ſieben Mal ſieben Nächten, mit Hülfe meiner dienſtbaren Geiſter, vollendet habe, und es ſteht Euch frei, es bringen zu laſſen, wohin es Euch beliebt, Meſſire Adam de Hordain. Aber weder der Fliegengott Belzebuth, den finſtere Juden anbeten, noch der heidniſche Satan Vauvert, der draußen in dem uralten Iſisgrabmale ſein Weſen treibt, haben mir dabei geholfen ſondern einzig und allein —"

„Schon recht, ſchon recht, Meiſter," unterbrach ihn Adam de Hordain, der ſich Hauptmann der Leibwacht des Kaiſers von Galiläa nannte und eigentlich nur erſter Botenmeiſter jenes Tribunals war, wie wir uns heutzutage ausdrücken würden. Er war näher zu der Wachsfigur getreten und, mit einer Hand ſich auf ſein breites Schwert ſtützend, ſtrich er mit der andern ſeinen anſehnlichen Bart und verweilte mit langem, prüfendem Blicke auf der Puppe.

„Hm!" brummte er dann vor ſich, „es iſt ein ganz paſſables Mannsbild, Ihr habt Euch genau daran gehalten, was wir Euch von dem Menſchen mitgetheilt haben. Doch wer kann ſagen, daß es dem Teufelskerl ähnlich ſehe? Vermag ſolch ein Hexenmeiſter nicht Alles? Sieht er heute nicht ſo   morgen nicht anders aus? Mithin können wir getroſt annehmen, daß auch dieſes Bild dem fraglichen **Buridan**, der uns viel zu ſchaffen macht und ewig lang in Athem erhält, ähnlich ſehe und ſomit Holla!“

„Seid verſichert,“ nahm nun Jourdan das Wort, „Meſſire Adam de Hordain, daß jede Schraube, die Ihr an dieſe Glieder ſetzt, dem wirklichen Buridan Schmerzen verurſachen wird, wo er auch ſein möge. Aus den Armen eines Mädchens, von ihren glühenden Küſſen erſtickt, wird er ſich emporreißen, vermeinend, daß ihn die vierfach geſpaltene Zunge der Natter verletze   “

„In den Armen des Mädchens?“ wiederholte der Hauptmann der Leibwacht bedächtig. „Iſt es Euch nicht bewußt, daß die Tempelherren das Gelübde der Keuſchheit ablegen?“

„Ablegen — wol,“ erwiderte Jourdan, „aber halten? Mit nichten, Meſſire Adam! Was nur von Sünde uns ablocken darf vom Wege, haftet an dieſen Satanskindern. Und war Buridan denn Tempelritter? Ihr wißt ja wol, daß er nur als Noviz ſich im Tempel aufhielt und von dem weichlichen Geſindel zu ſchnöder Sünde verführt wurde. Ich weiß es aber aus ſicherer Quelle, welche nie trügt, eine große Schuld laſtete auf Buridan's Gewiſſen, und Buße thun wollte er — oder er hatte es wenigſtens im Sinne, als der Arm der hohen Richter auf Erden dem Treiben der Ritter ein Ende machte. Er wird ſich jetzt, da der alte Molay todt iſt, anders beſonnen haben und auf dem gewohnten Pfade fortwandeln.“

„Nun meinetwegen!“ rief wild der Hauptmann, „lange wandelt er nicht, dafür ſtehe ich Euch, denn morgen Abend hängt der Bolt hier am Galgen — “

Hierbei zog er ein Beutelchen von Seide, an Golde ſchwer, das er in des Meiſters Hand gleiten ließ, ohne ſie zu berühren.

„Dies hier iſt der bedungene Lohn, den Euch der Kaiſer von Galiläa durch mich einhändigen läßt,“ ſetzte er hinzu, „und nun, Ihr Freunde, hebt dieſen Buridan in effigie fein ſäuberlich in die Höhe und bedeckt ihn mit dieſem rothen Mantel, und tragt ihn vorſichtig davon, denn ſchon dunkelt's in den engen Straßen und das nächtige Geſindel ſtreicht herum. Ich werde Euch aber ſchützend voranſchreiten und im Namen des hohen und herrſchenden Kaiſerthums Platz gebieten!“

Hierauf legte er die Hand zum leichten Gruße an den Rand ſeiner Stahlhaube und ging, von ſeinen Dienern gefolgt, zur Thür hinaus, die nicht vergaßen, ein Kreuz zu machen, ehe ſie den Bolt aufhoben und forttrugen. Meſſire Adam de Hordain fluchte aber bei „Belzebuth und Banvert!“ als er dies Beginnen ſah.

Kaum waren ſie fort, als Meiſter Jourdan zur Niſche trat, um das Frauenbild zu betrachten, das er vor ihrem Eintreten auf das Ruhebette gelegt hatte. Es war üppig voll und ſchön, wie ein Weib in den reifen Jahren, wo Alles an ihm zum ſchwelgeriſchen Genuſſe einlädt. Aus den Augen ſtrahlte nicht das Feuer heiliger Jungfräulichkeit, die Lippen glichen nicht dem rothen, unentweihten Siegel, das ein ſüßes Geheimniß verſchließt, der Buſen ſchien nicht in zartem Bogen ein Herz zu umgeben, das ſich nur mäßig hob, wenn ſanfte Gefühle es durchzogen; hier brach der Blitz des Sieges, die Gewißheit des Beſitzes unter den tiefen Brauen hervor; auf dieſem halbgeöffneten

Munde ſchwebte bereits der Götterhauch, der bei der Annäherung der Manneslippen als Kuß in demſelben Momente ſich entzündet, beſeligt und ſtirbt; dieſe hochſchwellende Bruſt barg ein mächtiges Herz, voll der Gefühle der Liebe und des Haſſes, in allen ihren Abſtufungen, mit einem ganzen Himmel und einer ganzen Hölle der Leidenſchaft bevölkert.

Er hatte eine Lampe angezündet, die Vorhänge der Niſche wieder angezogen und war lauſchend zum Fenſter getreten. Die Kirche drüben ſchloß man eben, da alle Menſchen ſich daraus verloren hatten, und außer der Dunkelheit, die ſich in der Straße recht breit zu machen anfing und die Ecken und Winkel der alterthümlichen Gebäude mit Phantaſiegebilden bevölkerte, war die Rue des Ecrivains ganz leer geworden.

„Er kommt nicht heim, mein Bübchen,“ ſagte Jourdan verſchmitzt, „verbietet den Menſchen nur etwas, und macht dabei ein recht geheimnißvolles Geſicht, ſo dürft ihr überzeugt ſein, ſie ſtreben darnach. — Morgen zieht der König ein. Es iſt keine Zeit zu verlieren. Seine Leidenſchaft iſt im Wachſen und ich will ſie nähren, damit ſie groß werde — groß — ja —“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche hatte er ſeine Hausthür geſchloſſen, gleich als fürchte er das Geſindel, das zur Nachtzeit Paris unſicher machte. In der That aber geſchah es, um ungeſtört zu ſein. Er öffnete ein kleines rundes Fenſter oberhalb der Hausthür, gerade zwiſchen den beiden Bildniſſen, zu dem er auf einer Leiter hinangeklommen war, und blickte lange die Straße hin und her, ohne ſeinen Schüler zu erſpähen, und finſtere Sorgen nahmen immer mehr und mehr ſeinen Kopf ein, wie ſich deutlich aus ſeinem Geſichte leſen ließ.

Während dieſes ſich in des alten Meiſters Hauſe zugetragen hatte, war ſein Schüler Robert in heftiger Unruhe befangen, wenn gleich mit ganz andern Dingen beſchäftigt.

Mit einem unbeſtimmt freudigen Gefühl war er in die Kirche getreten. Ein Halblicht hatte ſich in dem weiten Raum auf die fernern Gegenſtände verbreitet und ſo bemerkte man nur die hellſten Farben auf den Teppichen, welche das Schiff der Kirche zierten und die Begebenheiten des ſchlüpfrigen Romans der Roſe und des Liebesgottes den Frommen zur Schau ſtellten. Ebenſo erblickte man nur die leuchtenden Stirnen, emporgehobenen Geſichter, das Weiße in den zur Andacht aufgeſchlagenen Augen und die Reihen weißer Zähne zwiſchen den zum lauten Gebete halb geöffneten Lippen, während oft alles Uebrige in unſicherem Schatten verſchwand, welches einen ſeltſamen Eindruck hervorbrachte.

Ein girrendes, ſich ſchnäbelndes Taubenpaar auf dem Geſimſe des Chors hatte viele Augen dorthin gezogen, welche Andacht und Heiligkeit des Ortes vergaßen, um ſich ganz andern Gedanken hinzugeben. Robert ließ ſeine Blicke rings umherſchweifen, bis ſie hafteten auf einem Augenpaare, zwar nur emporgerichtet zu den unkeuſchen Vögeln, aber eines ſo himmliſchen Zaubers voll, daß er ſich nicht davon losreißen konnte.

Dies Augenpaar gehörte der ſchönen Peronne, einer armen Chriſtendirne, die im Hauſe des Juden Manaſſes von Vierzon lebte, welcher erſt vor kurzem mit ihr nach Paris gekommen war, als Ludwig der Zehnte die von ſeinem Vater über die Juden verhängte Verbannung aufhob und ſie, um ſeine Finanzen zu verbeſſern, gegen ſtarke Löſung aus Flandern nach Paris zurückberief.

„Wenn ich nur in ihre Nähe kommen könnte,“ dachte Robert bei ſich, „um ihr ein Wörtchen zuzuflüſtern. Mit ihr darf ich's ſchon wagen, nur vor ihrem Herrn, dem Juden, hat mich der Meiſter gewarnt. Ihr Herr? Sollte dem alten häßlichen Teufel denn wol ſo viel Macht über eine Chriſtenſeele gegeben ſein? und über eine Chriſtenſeele, die in ſolch einem Körper wohnt? Er — ihr Herr? — Nicht möglich! — Nur ein einzig Mal will ich mit ihr ſprechen, ſie muß mir das Geheimniß entdecken, wie der Jude zu ihr kam, wer ihre Eltern ſind, wo ſie leben. Ob ſie vielleicht eine Waiſe iſt, wie ich? Ich muß Alles wiſſen und dann will ich ſie retten, müßte ich auch das Aeußerſte wagen.“

So — voll Muth ſtand er da — immer die Blicke nach dem Orte gerichtet, wo er die ſchöne Peronne geſehen, die ihm aber nun, da er zu ſehr in ſeinen Träumereien ſich vertieft hatte, entſchwunden war, ohne daß er es bemerkte. Ein Kirchendiener mit einem Schlüſſelbunde weckte ihn, und nun erſt ſah er, daß er und Jener die einzigen Menſchen in dem öden Gotteshauſe waren. Er rieb ſich die Augen, wie nach einem langen Schlafe, und wie von einem böſen Schwindel befangen taumelte er zur kleinen Pforte hinaus, die nun auch hinter ihm geſchloſſen wurde.

„Es iſt nicht möglich!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſie iſt noch in der Kirche, warum ging ich denn hinaus? Irgend ein verlockender Dämon trieb mich von ihrer Seite und ſpiegelte mir es vor, daß die Kirche leer ſei. Ich müßte es ja bemerkt haben, wie die Leute fortgingen —“

Und er rüttelte an beiden Thüren, aber ſie blieben feſt verſchloſſen, und er ſah hinüber nach ſeinem Meiſter, aber kein Licht brannte mehr. Alles war ſtill in der Straße —

nur die abſcheulichen Bilder an Meiſter Jourdan's weißem Hauſe ließen ſich in ungewiſſen Umriſſen noch erkennen.

Nach und nach kam er dadurch zu ſchwacher Beſinnung, die endlich ganz wieder bei ihm einkehrte, als er die heiſere Stimme des Nachtwächters hörte, die ſich folgendermaßen vernehmen ließ:

> „Es hat zehn Uhr geſchlagen. Der Mondſchein bricht durch trübe Wolken, Alles iſt ruhig in der Stadt. Ihr guten Pariſer ſchlaft!"

„Zehn Uhr!" rief er entſetzt, „und zur Stunde des Feuerlöſchens ſollte ich zu Hauſe ſein — alſo zwei volle Stunden ſind es darüber — und faſt drei habe ich in dieſer Kirche — verträumt. Nun wolan, ich will weiter träumen, von ihr — denn meinen guten Meiſter zu wecken, thäte mir leid — er bedarf des Schlafs bei ſeinen vorgerückten Jahren."

Er eilte durch dunkle, öde Straßen und hatte bald das Ufer der Seine erreicht. Die prächtige Einfaſſung von Paläſten und freien, luftigen Quais, welche jetzt beide Seiten des Fluſſes umgeben, verrieth ſich zu jener Zeit noch durch nichts. Ungepflaſtert und hügelig ſenkte ſich das Ufer zum Fluſſe bald, bald hob es ſich wieder zu den finſtern Gebäuden, die trotzig ihre hohen Thürme in den Wellen ſpiegelten und der Stadt Paris ein Anſehen verliehen, wie es die meiſten bedeutenden Städte des Mittelalters zeigten. Hier war es der mächtige Thurm des Louvre, Lupara in alten Chroniken genannt, von ſechzehn kleinern Thürmen umgeben, worin ſich die Wohnung und der Schatz der Könige von Frankreich befand und der zugleich als Feſtung die Stadt Paris vor feindlichem Ueberfalle ſichern ſollte. Kein Fenſter war erleuchtet in dieſem Wald von Thürmen und

Thürmchen, Erkern und Plattformen, die ſich dicht gedrängt und von ungleicher Höhe um den Donjon der Mitte geſchart hatten, wie die Leibwächter um ihren Herrſcher. Am felſigen Fuße des Gebäudes, der hier das Ufer engte, oder vielmehr eins mit demſelben weit in das Flußbett vorſprang, ſchaukelten ſich Gondeln und größere Fahrzeuge, mit den königlichen Farben geſchmückt und dazu beſtimmt, bei dem Mangel an Brücken in dieſer Gegend den Hof und ſein Gefolge zum andern Ufer zu bringen, ſei es nach den königlichen Gebäuden, die ſich drüben dem Blicke zeigten, oder nach dem ebenſo beliebten als verrufenen Pré-aux-Clercs einer weiten Wieſe im Weſten der Abtei von St. Germain, dem beſtändigen Schauplatze von Tumulten, Galanterien, Zweikämpfen — kurz das Feld aller Liederlichkeit und Verführung, jeder Ausſchweifung und jedes Laſters, bei Tage und bei Nacht. Am Himmel war ein ſeltenes Streiten zu ſehen und viele Aſtrologen waren wol in jener Nacht damit beſchäftigt, es zu beobachten und zu deuten. Unſer nächtlicher Spaziergänger bemerkte jedoch nichts davon, ſondern er freute ſich, daß der Mond in dem Augenblicke gerade ſo viele Macht über die dichten, ſchwarzen Wolkenſcharen gewann, den breiten Waſſerſpiegel mit ſeinem Lichte zu beſtrahlen und einen Wettkampf mit den hellen Fenſtern des gegenüberliegenden Gebäudes zu beginnen, die ihren Widerſchein ins Waſſer warfen und den finſtern Louvre zu verhöhnen ſchienen.

„Wie prächtig drüben die Lichter ſcheinen,“ dachte Robert, „und wie öde und ſtill es hier iſt! Einſam und traurig leben die Könige, die Herrſcher der Erde, während ihre Diener ſich's wohl ſein laſſen und in Freuden ihre Tage verbringen. Ach! wer doch auch am Hofe ſein könnte, reich, vornehm und geehrt und nach Allem die

Hand ausſtrecken, was ihm gefiele. Da drüben ſitzen ſie wol, junge, ſchöne, mächtige Herren und bankettiren fröhlich, ihre Liebchen im Arme, die ſie herzen und küſſen und die ihnen vorſingen mit lieblichen Stimmen und dann lachen und lärmen ſie — und darum müſſen ſie ihre Gelage drüben halten, damit ſie den böſen König und die grämliche Königin hier im Louvre nicht im dumpfen Schlafe ſtören. Und wenn ſie ſich ſatt geküßt und geſcherzt haben, dann freilich iſt auch die Nacht entſchwunden und ſie werfen ſich in die leichten Gondeln und laſſen ſich herübertragen zu ihren Wohnungen, während der erſte Strahl der Morgenſonne, von dem kräftigen friſchen Winde begleitet, ihre offene Bruſt kühlt und das Feuer, das die Nacht in ihrem Herzen geſchürt, mildert und dämpft. Ja — wer auch ſo glücklich wäre — da drüben —“

„Iſt der Thurm von Philipp Hamelin —“ fiel ihm ein tiefer Baß ins Wort, denn ſeine Gedanken waren, wie das manchmal der Fall iſt, laut geworden.

Robert wendete ſich nach dem Sprecher um, der ſich in einen dunkeln Mantel gewickelt hatte. „Ja, ja, junges Herrchen,“ fuhr er fort. „Was taugt's Euch nach jenem Gebäude zu ſchauen — ſo Manchen ſchon trug ſein Fuß nicht wieder ſo bereitwillig heraus, wie er ihn hineingetragen hatte. Die Fenſter ſind ſchön hell, aber drinnen iſt's finſter — es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Wünſcht Euch nie jenen Boden zu betreten. Ich weiß, Ihr tragt eine keuſche Liebe im Herzen — eine Liebe zu einer armen Magd, wie Ihr vermeint — aber eine reiche Magd, wenn's der Himmel will — doch eine reine Magd auch — ſo wahr mir Gott helfe!“ Hier ſchwieg die dunkle verhüllte Geſtalt und ſah mit kleinen ſchwarzen, funkenſprühenden Augen nach Robert hin, der nicht wenig überraſcht war, das tiefſte Geheimniß ſeines Herzens verrathen zu ſehen. Die fremdartige Ausſprache des Mannes ließ plötzlich eine Vermuthung in ihm entkeimen. „Seid Ihr? wär's möglich?" ſprach er zögernd.

„Nu, nu," entgegnete leiſe der Andere, „Ihr kennt mich ſchon, wie ich merke. Warum ſoll ich denn, wenn ich zur Nachtzeit, um gute Werke zu üben, ausgehe, das rothe Rad auf der Bruſt zur Schau tragen und die Hörnermütze dazu aufſetzen, um mich und meinen Schützling tauſend Gefahren bloßzugeben? Ich bin ſchon der Rechte, wenn ich auch wie Eures Gleichen im Finſtern ſchleiche —"

„Der Jude Manaſſés von Vierzon?" rief Robert.

„Um Gott! was ſchreit Ihr?" ſprach dieſer, ihn bei der Hand ergreifend und ſich ſcheu umſehend. „Ich bin der, der ich bin. — Ich habe Euch beobachtet ſchon lange — und wie ich heute auf meine Peronne warte, an der Ecke der Straße, die zur Kirche führt, in deren nächſter Umgebung ich mich nicht ſehen laſſen darf, ſo kommt mir das Kind in ſo ſeltſam aufgeregter Stimmung aus der Abendandacht, daß ich darauf dringe, ihr Geheimniß zu erfahren, denn daß hier eines zum Grunde liegt, deſſen bin ich gewiß. Und da geſteht ſie mir Alles — — doch kommt weg von hier — denn blickt nur hinüber nach dem Thurm von Nesle oder Philipp Hamelin, die Lichter fangen an zu wandeln und mir iſt's, als trüge der Wind lautes Geſchrei durch die Stille der Nacht zu uns her — kommt — kommt — hier iſt nicht gut ſein! Es fallen allnächtlich ſo viele Menſchen in dies Waſſer und werden ſtets unterhalb dieſer Stelle aufgefiſcht. Wer weiß, ob ſie nicht hinterrücks von ſtarker Fauſt hineingeſtoßen werden — darum folgt mir dort — in jene dunkeln Gäßchen, die ſich vor unſern Blicken ausdehnen — dort läßt ſich's traulicher koſen."

Robert folgte ſeinem Gefährten, ſich ſorglos ſeiner Leitung überlaſſend. Es durchgoß ihn mit heißer Luſt, neben Peronne's Pflegevater zu gehen und mit ihm von ihr ſprechen zu können; er vergaß, daß es der gehaßte und mehr noch der gefürchtete Jude war, vor dem ihm ſein Meiſter ſo ernſt gewarnt hatte.

„Das liebe Kind," ſprach der Rabbi Manaſſès weiter, nachdem ſie bereits zwiſchen hohen Häuſern, in dem Gäßchen Bertrand-qui-dort, neben einander hinſchlenderten, „hat ſchon bemerkt, wie ſcharf Ihr ſie ins Auge faßt, und eine Unruhe hat ſich darob ihres Weſens bemächtigt, daß mir für ihre Geſundheit bange wurde. Schon bleichen die Roſen auf ihren Wangen und beleben ſich nur wieder, wenn ſie Euch ſieht, oder wenn von Euch nur die Rede iſt. Was habe ich dann, wenn mir das Mädchen krank wird? Und was ſoll ich am Ende mit ihr anfangen? Es iſt heilige Satzung, ſich zu verbinden und ſich fortzupflanzen auf Erden. Sollte ich Sünde auf mich laden und mein ſüßes Kind Peronne dahinwelken laſſen, ſie, die für alle Freuden des Lebens geſchaffen ſcheint? Einer aus unſerm Stamme kann ſie nicht heimführen, denn ſie iſt Chriſtin und ich darf ſie nicht abwendig machen ihrem Glauben, ohne weltliches und göttliches Gericht gegen mich zu bewaffnen. Daher wäre mir's lieb, wenn die zarte Blüte innerer Zuneigung, die der Herr, mein und Euer Gott, in Eurem Herzen zart aufkeimen ließ, ſich zur herrlichen Frucht entfaltete. Ja — mit Seinem Beiſtande kann es wol ſein! Sprecht mit Eurem Meiſter — ich darf mich ihm nicht nahen — ſagt ihm Alles und wofern er

Euch liebt, kann er nicht gegen dieſe Verbindung ſein, denn Peronne iſt nicht ſchlechter dadurch geworden, daß ein armer Jude ſich ihrer mitleidig annahm, und weiß Gott, ſie iſt ein Engel.

Hier hatte der alte Manaſſès den über Alles, was er vernahm, hocherſtaunten Robert bei der Hand genommen und fuhr mit noch vertraulicherem Tone fort:

„Seht, da ſtehen wir mit Einem Male, gleich als wollte es der Himmel ſo, am Eingange der Vallée de Misère — dem Thale des Elends — ja — dort unten iſt meine Wohnung — wollt Ihr unter das Dach eines ſchlechten Juden treten? Geht — Ihr könnt einen Engel aus dem Thale des Elends retten — thut's doch! — Es iſt Nacht — tretet getroſt ein — Euch ſieht Niemand!“

Indem er ſo ſprach, leitete er den Jüngling, der nie dies verrufene Stadtviertel betreten hatte, über den hügeligen Pfad zwiſchen den kleinen ſchmutzigen Wohnungen hindurch. Robert's Herz pochte hörbar, er wußte nicht, ob aus Luſt, bald vor Peronne zu ſtehen, oder weil er die drei Verbote ſeines Meiſters überſchritten hatte, denn er war dem Thurme des Philipp Hamelin nahe gekommen, hatte mit dem Juden geſprochen und trat jetzt ſogar in deſſen Wohnung in der Vallée de Misère.

In dem niedrigen Raume voll alterthümlichen Geräthes, das auf verſchiedenen Wegen zu dem Juden hinabgewandelt war und das einſt kunſtvolle Meiſter für Beſſere geſchaffen hatten, ſaß, der Heimkehr des Pflegevaters harrend, Peronne, das liebliche Kind. Erſchreckt ſprang ſie auf, mit zitternder Hand die Lampe hocherhoben und darunter im lieblichen Halbdunkel das Köpfchen nach den Eintretenden vorbeugend. Sie hatte kaum den Jüngling an Rabbi Manaſſès' Seite erkannt, als ſie die Lampe ſchnell auf den Tiſch ſtellte, Kopf und Arme ſinken ließ und ſo neidiſch die Augen auf den Boden niederſchlug, daß nicht der kleinſte Strahl daraus Robert's Seele erfreute.

„Sieh, Töchterchen,“ ſprach der Alte, „wen ich bringe. Einer von den Deinen, den ich beim ſpäten Ausgange am Ufer des Fluſſes fand und vielleicht errettet habe aus den Mörderhänden, welche allnächtlich dort ihre Frevel vollbringen.

Der Jungfrau Buſen hob ſich höher, die Augen blieben in derſelben Richtung. „Setzt Euch,“ ſagte der Jude, „und weil es denn nun einmal der Zufall wollte, daß ich Euch finden mußte und Ihr zu mir eintratet, ſo wollet mir verkünden, was Euch hinabführte zur Seine und Euch hinüberſtarren ließ nach dem unheimlichen Neslethurme. Die Worte, die Ihr ſo vor Euch hinſprachet und die mich ein Ungefähr belauſchen ließ, drückten Eure Sehnſucht aus nach jenem verrufenen Gebäude. Wie? ſollte Euch eine Stimme von dort erklungen ſein, verführeriſch und ſüß, und verderblich, wie ſie es Vielen ſchon ward?“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ erwiderte der Jüngling, „wie ich mich ſelbſt nicht verſtehe. Sitze ich doch dieſer holden Jungfrau gegenüber, ohne zu wiſſen, wie ich hieher gekommen bin? Ich blickte nach dem Thurme von Nesle hinüber, deſſen entſinne ich mich wol noch, was ich aber dabei dachte oder ſprach, iſt meinem Kopfe entfallen, und nun muß ich von Euch eine Deutung meiner Worte vernehmen, von einer Warnung begleitet — o ſprecht Ihr, liebliches Frauenbild! das ich nicht kenne, nie ſprach, nie ſo nahe zu ſehen hoffen durfte, wie hängt dies Alles zuſammen, und iſt es ein Traum, den ich träume? denn dieſes Alten Worte machen mich wirrer und ich fürchte den Verſtand zu verlieren.“

Bei ſeinen erſten Worten hatte die Jungfrau die Augen auf ihn gerichtet, um mit größerer Aufmerkſamkeit ihm zuzuhören; jetzt, da er mit einiger Heftigkeit ihre Hand ergriff, ſenkte ſie ſie wieder beſcheiden und lispelte:

„Ihr wollt von mir die Löſung eines Räthſels? Wie wär' ich's denn im Stande? Mein Verſtand iſt nicht geübt in ſolchen Spielen — doch meinem Herzen genügt es — —"

„Seht nur," nahm der Jude wieder das Wort, „wie lieb Euch das Kind hat. Und wahrlich, wie mir's ſcheint, Ihr ſeid dieſer Liebe werth. Peronne kann Euch glücklich machen, glaubt mir's, und ſie wird es auch. Denn Ihr ſeid ein Chriſt — und wenn ſie Euer Weib wird — ſo wißt Ihr nicht, wen Ihr gefreit habt — das ſag' ich Euch — mehr aber darf ich nicht — "

„Wenn Ihr durch dieſe Heimlichkeiten meine Neigung zu dem holden Mädchen zu erhöhen wähnt," entgegnete Robert, „ſo täuſchet Ihr Euch. Iſt es nöthig, daß Peronne mehr ſei, als ſie wirklich iſt — mehr als ein Engel? Und mich ſollte je ihr Beſitz beglücken? Das iſt ein Gedanke, den ich nicht faſſen kann — wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht — ſprich Du, Peronne, iſt es denn wahr, daß Du mich liebſt?"

Peronne antwortete nicht.

„Seht Ihr wol, ſchwatzhafter Alter," ſprach entrüſtet der Jüngling, „was Ihr nicht für Unheil ſtiftet? Ich ſage Unheil und das mit Recht. Eine Flamme ſchüren, die man nicht löſchen kann, in einem jugendlichen Herzen, iſt das nicht grauſam? Nein, Peronne, denke nicht, ich ſei unedel, und im Stande, im erſten Augenblicke, da ich Dich kennen lerne, Dir von meiner Liebe vorzuſchwatzen und zu verlangen, Du ſollteſt gleich ebenſo für mich erglühen. Für mich! Du! — o verzeihe, wenn ich Deine reine Nähe durch ſo unlautere Reden entweihte, holde Jungfrau!"

Er war vor ihr, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, wie zur Anbetung, niedergeſunken. Peronne ſtand unbeweglich — ein geübteres Auge als Robert hätte leicht die Leidenſchaft des Mädchens für ihn aus ihrem Benehmen erkannt, aber er war ſo jung noch und unerfahren, als glühend und überraſcht.

„Steht auf — erhebt Euch — thörichter Jüngling!" rief Rabbi Manaſſés, indem er ihn beim Arme ergriff, „hab' ich Euch dazu in mein Haus geführt, daß Ihr es durch Götzendienſt entweihet? Geh' hinein in die Kammer, Peronne, es will ſich nicht geziemen, daß Du ſolche Verehrung annimmſt. Einſt — ja einſt — wenn ſich Alles ſo entwirrt, wie es ſich entwirren ſollte — aber jetzt — biſt Du noch ein armes Mädchen, des Juden, des Gehaßten, Verfolgten angenommenes Kind — und welch ein Hochmuth könnte Dich beherrſchen, gewöhnteſt Du Ohr und Auge an dergleichen Dinge — drum fort, Peronne, thue, wie ich Dir ſagte."

Sie verließ alsbald das Zimmer, aber in demſelben Augenblicke erhob ſich auch der Jüngling und wandte ſich erzürnt zu dem Juden: „Was habt Ihr vor mit mir, Manaſſés von Vierzon? Wie beſtricket Ihr mich ſo ganz, daß ich ohnmächtiger werde mit jeder Minute? Wol hatte der Meiſter recht, mich vor Euch zu warnen. Doch ich achtete deſſen nicht, folgte Euch und finde mich nun umſtrickt von einem Zauber, den Ihr feſt um mich gewoben habt und aus dem ich mich nicht reißen werde — ich fühle es — und ſollte es mein Seelenheil koſten."

„Seid Ihr ſo ſchwach, junger Menſch?" ſagte lächelnd der Jude. „Verſuchet Euch erſt in Glut der Leidenſchaft und ſchmachtet und ſehnet Euch wund nach einem Genuſſe, der Euch verboten dünkt — und wenn er Euch zum Munde geführt wird — und Ihr nur zuſchnappen dürft, ſo habt Ihr ihn — da werdet Ihr ſchwach — und geberdet Euch, als wenn es Euch mehr als das Leben — als wenn es Euch das Jenſeits koſten ſollte. Um ſolche geringe Kraft iſt Peronne's Schönheit nicht zu erringen — da muß ſie ſchon eines heldenmüthigern Befreiers harren —“

„O über Eure Weisheit, Manaſſes!“ rief Robert aus, „verbergt Eure ränkevolle Tücke doch ein wenig ſchlauer. So unerfahren ich mich bei ſolchem Handel auch geberde, ſo ſehe ich doch nur zu gut ein, daß die Dirne eines Juden nicht zu theuer zu erringen ſein mag, wenn noch dazu der Jude ſelbſt den Liebhaber bei ihr einführt und ſie ihm freiwillig anträgt.“

„Weh' über Euch, daß Ihr mir das ſagen könnt,“ ſagte der Alte heftig erſchüttert. „Nun ſchwieg ich lieber gänzlich, weil ich mit Euch keine Gemeinſchaft haben mag, wenn es mich nicht drängte, Euch über mein Betragen einen Aufſchluß zu geben, da Ihr es ſo ganz mißverſtanden habt. Nun wol, der Jude Manaſſes von Bierzon hat Euch ſelbſt in ſein Schatzgewölbe geführt und hat Euch zum Herrn über ſein koſtbarſtes Kleinod gemacht. Iſt er ſtrafbar dafür, iſt er es in Euern Augen, da er Euch glücklich machen wollte? Wäre Peronne, mein Kind, wie ſie es nun leider nicht iſt, und ich hätte gegen Jonathas von St. Marenne, den Reichſten und Mächtigſten unter uns, ſo gehandelt, wie gegen Euch, er würde mir die Hände geküßt haben für das Glück, das ſie ihm beſcherten. Weil aber Peronne der Nazarener Eine iſt, ſo mußte ich zu Euch meine Zuflucht nehmen. Aber warum gerade zu Euch? werdet Ihr mich fragen. Und ich ſelbſt frage mich ſo und klage mich an deshalb. Warum gab ich den thörichten Bitten des Mädchens nach und ſuchte Euch auf am Rande des Verderbens, wo ich Euch hätte laſſen ſollen! Beſſer, Ihr wäret doch hineingeſtürzt, als daß Ihr unter dieſes Dach tratet, um Himmelsluſt, Hoffnung und Freude in Troſtloſigkeit, Elend und Jammer zu verwandeln!"

„Ihr werdet mich noch wahnſinnig machen, Jude!" ſchrie Robert außer ſich. „Warum folgte ich nicht deiner weiſen Warnung, Meiſter! Wie er da vor mir ſteht mit dem gelben, runzeligen Geſichte, mit den ſtechenden Augen und dem zitternden Barte, den die murmelnden Lippen leiſe bewegen! Iſt es nicht, als wenn unſichtbare Fäden daraus unheilbringend hervorgehen, um mich zu umſtricken und an dieſe Stelle feſtzuklammern?"

„Geht nur immerhin, ich banne Euch nicht — ich bin kein Zauberer, wie Jourdan Ferron, Euer Meiſter!" rief Manaſſes bewegt. „O daß ich's wäre, um Perenne's brechendes Herz zu heilen! Die wird nun ganz elend ſein — ohne Schutz — ohne Hülfe — wenn ſie kommen werden und mich fortſchleppen zum Galgen von Montfaucon, oder nach dem *armen* Hauſe in der Straße Coupe-Gueule, wo die *Sorbonne* zu Gerichte ſitzt und Juden braten läßt, als könnte ſie ſich nähren von ihrem Fleiſche."

„Und warum? was habt Ihr verbrochen?" fragte voll Entſetzen der Jüngling. „Nichts — weil ich ein Jude bin und ein Chriſtenkind erzogen habe," erwiderte Manaſſes, „weil ich Einer der Erſten war, welcher der trügeriſchen Einladung des ſchlauen Miniſters Folge leiſtete und hieher zurückkehrte, von wo uns des Königs Vater, Philipp, in ſeiner Weisheit verwieſen hatte. Wie bereu' ich, Flandern, wo es mir auf ging, verlaſſen zu haben; aber das Mädchen war es eben, was mich antrieb, hieher zu eilen, und nun iſt es eben das Mädchen wieder, was mich ins Unglück ſtürzt. Aber glaubt nicht, daß ich ſie Euch an den Hals werfen werde. — Der in demſelben Augenblicke vor ihr knieen konnte in abgöttiſcher Verehrung und ſie eines Juden Dirne ſchelten, die leicht zu erlangen iſt, der iſt zu meinem großen Plane nicht gemacht. — Sprecht nicht — wendet nichts mehr ein! — Ihr ſollt Peronne nicht mehr ſehen. — Der Tag graut, wenn auch nur ſchwach — aber hier und da ſchlüpft Einer um den Andern ſchon von ſeinem Lager — verlaßt das Val-de-Miſere — es iſt nicht gut für Euch, wenn man Euch hier ſieht — geht zu Eurem Meiſter heim und denkt nicht mehr an mich und mein Haus, das heißt: was es verſchließt. Ihr werdet ihm nicht ſagen wollen, daß Ihr hier waret, und ich verrath' es ihm ſicherlich auch nicht; ſprecht, daß Ihr dem Neslethurme nahe gekommen ſeid und daß Euch ein Unbekannter warnte, mit dem Ihr die Nacht auf einem Spaziergange zugebracht habt.“

„Und darf ich Eure Schwelle nicht wieder betreten?“ fragte Robert.

„Nein,“ ſagte Manaſſes ernſt. „Schlagt Euch ein Bild aus dem Sinne, das einen flüchtigen Eindruck auf Euer Herz zu machen im Stande war. Peronne wird die Kirche St. Jaques nicht mehr beſuchen.“

„Ich werde Sie doch wiederſehen! Wiederſehen in ihrer Reinheit — mich ihr nähern dürfen — Ihr Alles geſtehen — Alles — doch in anderer Umgebung — nicht als Eure Tochter — nicht in Eure Macht gegeben; denn von Euch kann uns kein Heil erblühen, Jude!“ ſo rief Robert und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Er erreichte athemlos das Haus ſeines Meiſters, der ihm die Thüre öffnete und beſorgt um ſein langes Außenbleiben fragte.

„Ich habe, Eurer Warnung entgegen,“ ſprach Robert, eingedenk des ihm vom Juden gegebenen Rathes, „die Gegend des Thores von Philipp Hamelin beſucht, wo der Neslesthurm ſein ſchwarzes Gemäuer in der Seine ſpiegelt.“

„Nun und was geſchah?“ fiel forſchend Meiſter Jourdan ein.

„Die Fenſter waren hell, ſchöne Gondeln wiegten ſich auf dem Waſſer, liebliche Klänge tönten hernieder und ich ergötzte mich daran ſo recht in meiner Seele,“ ſagte Robert, „da erſchien plötzlich ein freundlicher Mann, der mir jedoch gänzlich unbekannt war, und zog mich ſanft mit ſich fort —“

„Wie erſchreckſt Du mich!“ rief der Meiſter mit verſtörter Miene.

„Nicht doch,“ fuhr im beruhigenden Tone der Schüler fort, „nicht in den Thurm zog er mich — ſondern fort — weit fort davon — wir luſtwandelten in der linden Nachtluft dem Thermenpalaſte zu, hinaus auf's Feld — und mein Führer wiederholte Deine Warnungen und ſagte, es werde ein ſchauerliches Leben wach zur Nachtzeit in dem alten Gemäuer des Thurms.“

Meiſter Jourdan erſchöpfte ſich in Fragen über den räthſelhaften Unbekannten, konnte aber keine befriedigende Antwort von Robert erlangen.

„Lege Dich auf's Ohr und ruhe einige Stunden noch,“ ſprach Jourdan endlich. „Morgen wirſt Du eher im Stande ſein, mir über ſo Manches noch Auskunft zu geben.“

Somit ergriff er ſeine Lampe vom Tiſche, um in ſeine Schlafkammer zu gehen.

„Jene Lampe dort in der Niſche wird Dir Licht genug ſpenden, ſchlage nur den Vorhang davon zurück,“ murmelte er wie böſe im Weggehen.

Robert war allein im Zimmer. Die Laden an den Fenſtern waren verſchloſſen und es brach ein matter, unheimlicher Schein in das dunkle Gemach, der hinter dem dunkeln Vorhang der Niſche ſich herausſtahl.

Er konnte nicht ſchlafen, um aber ſeine wilden Gedanken zu zerſtreuen, wollte er bis zum Tage in der Chronik leſen. Er trat zur Niſche, öffnete den Vorhang, um die Lampe loszuhäkeln von der herabhängenden Kette, aber mit einem lauten Schrei taumelte er zurück.

Da lag Peronne vor ihm — aber hundertfach verſchönt. Alle Reize des Weibes, die bei ihr die Natur nur angedeutet, waren hier in aller Vollkommenheit entfaltet. Die ſchüchterne Blödigkeit, die gemacht war, Glut in Eis zu verwandeln, ward hier nicht bemerkt und ein nicht gekanntes Etwas hatte ſich über dieſe Schönheit ergoſſen, das mächtiger anzog, als die Schönheit ſelbſt.

„Mein Gott! was iſt das?“ rief er — leb' ich denn — wach' ich — träum' ich — hab' ich Augen, die wirklich ſehen — oder die mich täuſchen, mir vorlügen? Iſt dies Peronne — o pfui! wie kann ich ſo fragen! der Engel iſt es, deſſen Formen jener jüdiſche Zauberer ſtahl, um frech ſeine Dirne damit zu bekleiden. O erwache! lebe! ſei mein! Was iſt das? Wachs — ein Bild — wer ſchuf dies Bild — wer? und zu welchem Zwecke?“

„Ich!“ tönte es hinter ihm. „Du liebſt wider mein Verbot den Juden — aber er konnte Deinen beſſern Sinn nicht täuſchen. Die er Peronne nennt — iſt Schein —

iſt Nichts — eine Puppe von Lehm — des Juden Werk — ein Golem! Was Du aber hier ſiehſt vor Dir — durch meine kunſtgeübte Hand nachgebildet — ein Weib lebt — ihm gleich! und Dein iſt es in aller ſeiner Herrlichkeit, wenn Du mir folgſam und treu bleibſt!“

Robert blickte auf den Meiſter, der neben ihm ſtand, dann aber — und länger — viel länger — auf das Bild vor ihm. Endlich überwältigt vom Rauſche der Gefühle, ſtürzte er auf das Ruhebette und drückte in ſinnlicher Gluth einen Kuß auf die Lippen der Puppe, die davon zu erwärmen ſchien, und es durchzuckte ihn die ſüße Täuſchung, als wenn der Kuß im leiſen Hauche erwidert würde.

2.

Die Wanderer.

Bei guter Stunde war in den langen, niedrigen Häuſern, welche die Kirche St. Julien-le-Pauvre umgaben, ein reges Leben. Hier herbergten Reiſende, die nicht reich genug waren, in den damals noch ſeltenen Gaſthöfen zu übernachten, und die ſich nach gehaltener Ruhe, durch Brot und Wein geſtärkt, wieder auf ihren Weg machten. Karroſſen, Sänften und das Lärmen der Pagen und Diener wurden hier weder gehört, noch geſehen, deſſenungeachtet aber fehlte es nicht an Geräuſch anderer Art, und wenn man vergleichsweiſe ſich ausdrücken wollte, ſo hätte man die große Hotellerie des allgemein bekannten

Lombarden, Pietro Aldeberghe, für ein Kloſter, die Armenherberge bei St. Julien-le-Pauvre mindeſtens für eine Schmiede halten können. Denn Jeder, der von hier ſeinen Wanderſtab weiter ſetzte, nagelte zuvor, dem heiligen Martin zu Ehren, ein Hufeiſen an die Thüren der Kirche, um ſich dadurch von ihm eine gute Reiſe zu erbitten. Zwiſchendurch tönten Lieder, wie ſie damals nun eben geſungen wurden und die mit den heutigen Wanderliedern freilich nicht verglichen werden können.

Es war ein herrlicher Morgen. Die ſo eben aufgegangene Sonne durchſtrahlte mit ihrem freundlichſten jungen Tageslichte, das vom lieblichſten Morgenroth noch Farbe geliehen hatte, die grauen Schnörkel des Kirchenportals, und ſelbſt dieſe barbariſchen Figuren und grotesken Zierrathen, vom Schmutze der Jahrhunderte bedeckt, nahmen ſich, in ſolchem Lichte beſehen, zierlich aus. Die Silberſäule eines wunderthätigen Brunnens glänzte friſch empor in die klare Luft, die grünen Kronen der den Platz umgebenden Bäume rauſchten im Morgenwinde und ſtreuten duftigen Thau herab, und Alles dies rief den Aufbrechenden eine frohe, glückliche Reiſe zu.

Unter lautem Lachen zog jetzt ein Troß kräftiger, lebensfroher Burſche von dannen, die einen Chor abſangen, der dem gegenüberliegenden Beguinenſtifte als Spott gelten ſollte und ungefähr ſo lautete:

Beguines a on moult
Qui larges robes ont;
Dessous les robes font
Ce que pas ne vous dis.
Papelard et beguin
Ont le siècle honni!

Dieſe Verſe überſetzen wollen, hieße ihre Naivetät zerſtören.

So ging's fort durch die Straßen der Stadt hinaus ins Freie.

Dem Zug beſchloſſen zwei Menſchen von ſehr verſchiedenem Aeußern, die ſtillſchweigend nebeneinander hergingen und, mit ihren Gedanken beſchäftigt, keinen Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit nahmen. Der Eine mochte ungefähr auf der Lebensſtufe ſtehen, die den Jüngling in das Mannesalter leitet; der Andere ſtand beinahe auf der entgegengeſetzten Grenze deſſelben, von wo die Stufen, wenn gleich noch Anfangs unmerklich, doch abwärts führen.

Der Jüngere war nicht eben ſchön zu nennen, doch ſprach ſich neben Kühnheit und Kraft ein Zug von Gutmüthigkeit in ſeinem Geſichte aus, der für ihn einnehmen konnte, und ein Anſtrich von Schmerz und Sorge erhöhte noch bedeutend dieſen Eindruck. Der Aeltere hingegen war das Bild eines vollkommenen Mannes und wenngleich die Geſichtsfarbe gelb war und die Stirn Runzeln zeigte, ſo war das ſchwarze, krauſe Haupthaar und der fliegende Bart noch in unverletzter Jugendfülle und ebenſo waren die Glieder noch kräftig und bewegten ſich mit dem ſchönen Anſtande eines muthigen Jünglings, der ſo eben in die Reihen der königlichen Hauptleute treten wollte und die erſten Schritte am Hofe verſuchte.

„Wo geht die Reiſe hin?" fragte endlich der Jüngere den Aelteren, um das Einerlei des Weges zu verkürzen. Der Gefragte ſah plötzlich auf, als ſei er aus einem tiefen Traume erweckt worden, und den Jüngling treuherzig anblickend erwiderte er mit einem Lächeln: „Wo die Andern hingehen, mein Freund!"

„Ei," verſetzte Jener, „die werden verſchiedene Wege einſchlagen, wie ich meine, und es ſoll Euch wol ſchwer werden, wenn Ihr mit Allen gleichen Schritt halten wollt."

„Nun denn," ſprach der Reiter, deſſen Menſchenkenntniß wol in dem Jüngling eine ehrliche Haut auf den erſten Blick entdeckt haben mochte, „ſo will ich hingehen, wo Du hingehſt."

„Das iſt mir lieb," nahm Jener wieder das Wort, „mein Weg könnte lange währen und da iſt ein Geſellſchafter wie Ihr nicht zu verachten; doch Geld müßt Ihr haben, denn die wenigen Sous Pariſis, die ich in dieſem Beutelchen von Leder bewahre, würden für uns Beide nicht lange hinreichen." — „Beſorge nichts," ſcherzte der Reiter weiter, „ich werde Dir nicht zur Laſt fallen. Doch um nun auch zu wiſſen, wo ich eigentlich hinreiſe, wolle mir gütigſt ſagen, wo Dein Reiſeziel geſteckt iſt."

„Ha!" ſtammelte mit komiſchem Verdruſſe der Jüngling. „Mein Ziel geſteckt! Reiſ' ich denn zu meinem Ziele hin? Mein Ziel iſt's ja, was ich ſo eben verlaſſe." Und in einem gar weinerlichen Tone ſetzte er hinzu: „mein Ziel iſt eigentlich nichts Anderes, als die kleine liebliche Jeanne Beaupertuis in der Strohgaſſe, die allen Studenten und Schreibern dort in die Augen ſticht, die mich aber auserkoren haben, weil ich gar nichts bin und nichts habe, weshalb ich aus der ſchönen, großen Stadt Paris fortmußte, um etwas zu werden und zu erringen und dann vor den alten Beaupertuis, den Muſikanten, hinzutreten und um die Hand der kleinen Jeanne zu werben."

„Und glaubſt Du, daß ſie ſo lange warten werde?" fragte der Reiter. „Ja, das iſt's eben!" rief der Andere wieder verdrießlich aus. „Aber glaubt Ihr denn, Herr, daß es gar ſo lange dauert, bis ein junger muthiger Kerl in der Fremde ſo eine Art vom Glück machen kann?"

„Das hängt ſehr von den Umſtänden ab," erwiderte der Reiter. „Es gibt verſchiedene Pfade, zum Glücke zu gelangen. Der ſicherſte, wenn man mit Klugheit darauf zu wandeln weiß, iſt der, ſo mit Weibergunſt anfängt und mit Ehren und Reichthum endet. Der aber freilich iſt für einen Verliebten nicht praktikabel.“

Der Jüngling ſeufzte und horchte doch auf. „Der zweite und nicht minder viel verheißende,“ fuhr Jener fort, „wenngleich nicht ſo angenehme, iſt der Weg über Schlachtfelder und durch Kämpfe. Ein Waffenleben hat ſeine Reize und Euerm ganzen Körperbau nach ſcheint Ihr mir für das Kriegerhandwerk geſchaffen. Es zeigt ſich überdies hierzu die allerbeſte Gelegenheit, da der Graf von Valois, des Königs Oheim, in dieſem Augenblicke einen Zug nach Flandern rüſtet und Leute wirbt.“

„Hm!“ brummte der Andere wieder, „das kann eine lange Geſchichte werden und am Ende ſehe ich meine Jeannette nie mehr wieder und ich kann ohne ſie wahrhaftig nicht leben.“

„Ei, das denkt Ihr nur ſo,“ entgegnete der Aeltere, „im Felde vergißt ſich nichts leichter als ein Mädchen, und wenn Ihr wirklich ohne ſie nicht leben könnt, ſo dürft Ihr gar nicht beſorgt ſein, den Tod habt Ihr dort gleich bei der Hand.“

„Und würdet Ihr denn wirklich Euch nicht von mir trennen? Ich meine — iſt es Euer Ernſt, daß Ihr denſelben Weg machen wollt wie ich?“ fragte der Jüngling treuherzig.

„Je nun,“ ſagte der Aeltere, wir wollen uns erſt näher kennen lernen. Wir marſchiren ja wol noch eine Weile zuſammen. Ich mag Euch gern geſtehen, daß Eure Kameradſchaft mir gefällt. Und das haben wir gemein, daß das Ziel unſerer Wünſche ſich eigentlich in Paris befindet, von dem wir uns jetzt wider Willen trennen, um auf anderem Wege- und unter veränderten Verhältniſſen wieder dahin zurückzukehren.“

Er ergriff hiermit des Jünglings Rechte und ſchüttelte ſie ihm mehrere Male kräftig, ihm ſtarr dabei ins Auge faſſend.

Nun gingen ſie eine gute Strecke nebeneinander hin, die der Jüngling damit verkürzte, ſeinem neuen Waffenbruder zu ſagen, daß er Claude Chiquon heiße, ihm eine Schilderung ſeiner Jeanne zu entwerfen und ſeine Leidenſchaft, die er für ſie hegte, mit den lebhafteſten Farben abzumalen. Der Andere ging ſtillſchweigend ſeines Weges und ſchien nicht zuzuhören, was aber der Erzähler, von ſeinem Gegenſtande begeiſtert, nicht zu bemerken ſchien.

Sie traten aus einem ſchattigen Laubholze und hatten jetzt einen freundlichen Abhang vor ſich, der ſich in eine lachende Landſchaft verlor. Seitwärts lag eine Schenke hart am Wege, wo unter einem zeltartigen Dache einige Männer in kriegeriſcher Kleidung ſaßen, die ſich beim Becher gütlich thaten. Die Reiſenden, die am Morgen in guter Eintracht von dem Spitale St. Jean-le-Pauvre, wie die Herberge genannt zu werden pflegte, ausgezogen waren, hatten bereits verſchiedene Wege eingeſchlagen, und nur ein kleiner Theil, der noch zuſammenhielt, hatte hier Halt gemacht, doch aus Achtung vor den Kriegern in einiger Entfernung von dem Zeltdache.

„Seht nur, ſeht!“ rief unſer Jüngling ſeinem ältern Begleiter zu, „die ſtattlichen Herren, die dort vor der Schenke zechen. Wie wär's, wenn wir uns zu ihnen geſellen, vielleicht daß es Leute des Grafen von Valois ſind, die uns Handgeld zum Zuge nach Flandern geben.“

Dieſe Worte erregten, mehr als alle früher von dem Jüngling geſprochenen, die Aufmerkſamkeit des Andern im hohen Grade. Er warf einen ſcheuen, doch forſchenden Blick nach den Zechern hinüber und ſprach dann in ruhigem Tone:

„Es ſind Leute des Königs, die nach Paris gehen, wohin er morgen ſelbſt aufbrechen wird, von ſeinem Schloſſe la roche-Corbon, wo er die letzte Zeit zubrachte. Er wird dem wackern Miniſter Enguerrand de Marigny und ſeiner gelehrigen Schülerin in allen ſchwarzen Künſten und Teufeleien, der ſchönen Königin von Frankreich, Margarethen von Burgund, die Leitſeile der Regierung abnehmen, um vielleicht einen ſeiner Günſtlinge, Savoiſy, Pierrefonds, oder wie ſie heißen mögen, damit zu beehren. Wenn's nämlich Gottes Wille iſt!“

Ueberraſcht blickte der Jüngling ſeinen Begleiter an, der mit einem Male mehr Worte geſprochen hatte, als auf dem ganzen Wege bis hierher.

„Es iſt der König der Ribauds, im Dienſte Ludwig's, unſeres gerechten Königs und Herrn,“ ſetzte der Reiſende gleich hinzu, „mit einigen ſeiner Spießgeſellen. Wir wollen dieſe Herren begrüßen. Es iſt ſchon möglich, daß Ihr auf dieſe Weiſe nach Paris und zum Beſitze Eurer Jeanne gelangt, wenn Ihr mich auch darüber verlieret. Doch wir treffen uns ſchon wieder einmal irgendwo im Leben, und ſollt' es nicht ſein, ſo ſeid überzeugt, daß ich Eurer denken werde, wo ich mich auch befinde.“

Sie hatten das Zeltdach erreicht und der ältere Reiſende nahete ſich mit ſeiner ihm eigenen Gewandtheit den darunter Sitzenden, indem er einen höflichen, doch kameradlichen Gruß hervorbrachte. Die Hauptperſon am Tiſche, in welcher er den König der Ribauds erkannt hatte, war zur damaligen Zeit einer der wichtigſten Männer am Hofe der franzöſiſchen Könige, für Alle, welche Geſuche vorzubringen hatten und nicht zur Zahl der Edelleute gehörten. Ueberdies ward er gefürchtet von Allen, deren Gewiſſen nicht rein war, und noch mehr von Solchen, die eines Verbrechens wegen ihm übergeben wurden. Mit dem Namen „Ribauds" wurde in frühern Zeiten alle Art liederlichen Geſindels, Vaganten, Diebe und Geächtete bezeichnet, die ſich bereits unter Ludwig dem Heiligen zu den Fahnen des berüchtigten Abenteurers Jacob von Ungarn, gewöhnlich „Meiſter von Ungarn" genannt, geſchlagen hatten, einen Kampf auf Tod und Leben gegen Mönche und Geiſtlichkeit zu führen anfingen und im Volke großen Anhang hatten. Ihr Anführer Jacob hieß bei ihnen nur der „Mann Gottes" und ſah ſich bald an der Spitze eines furchtbaren Heeres von zwanzigtauſend Mann, die er ſelbſt im Biſchofsgewande, die Kreuzesfahne in der Hand, zur Schlacht führte. Ihre Anzahl wuchs jetzt von Tag zu Tage, ſie fielen in die Städte, plünderten, mordeten und erlaubten ſich jede Schandthat. Da erhob ſich die Königin **Blanche**, um den Greueln zu ſteuern. Sie ſprach ſelbſt zum Volke und man bewaffnete ſich allgemein. Zwiſchen Mortemer und Villeneuve-ſur-Cher kam es zur Schlacht, worin Jacob blieb und die Andern auseinander geſprengt wurden. Die Gefangenen erlitten Alle Todesſtrafe. Niemand wurde begnadigt.

Die jetzigen Ribauds mit ihrem Könige waren nun zwar weder Rebellen, noch ſo mächtig als ihre Altvordern, von denen ſie den Namen trugen. Aber die durch denſelben urſprünglich bezeichneten Eigenſchaften waren ihnen nicht abzuſprechen, denn ſie beſtanden aus Geſindel aller Art, das noch unter den Augen des Königs von Frankreich, von ihrem eigenen Könige befehligt, die Sittlichkeit und die Geſetze verhöhnte.

Es darf übrigens nicht befremden, im Verlaufe dieſer Schilderungen höhere Beamte mit dem Namen „König“ und „Kaiſer“ bekleidet zu ſehen, das war damals ſo gebräuchlich und man zählte ſogar unter den Königen einen der Krämerzunft, der Armbruſtſchützen, der Bohne, der Narren, der Barbiere und der Violinſpieler, welches freilich nicht mehr zu bedeuten hatte, als „Vorſtand“ jener Innungen oder gewiſſer Geſellſchaften.

„Nur näher, Ihr Leute!“ rief der König der Ribauds den Hinzutretenden entgegen, indem er mit gnädiger Miene dem Aeltern der Beiden den Becher reichte. „Wie ſieht es in unſerer guten Stadt Paris aus, die morgen der gerechteſte der Könige, unſer gnädigſter Herr Ludwig, mit ſeiner Gegenwart beglücken wird? Denn ſicherlich habt Ihr ſie heut Morgen erſt verlaſſen, und da müßt Ihr ja wiſſen, was dort vergeht? Iſt es denn wahr, wie man uns berichtet hat, daß man faſt jeden Tag ſo viele Leichen aus der Seine auffiſcht, die allnächtlich hineingeworfen werden?“

„Was das betrifft,“ ſagte der Aeltere der beiden Reiſenden, „ſo ſind allerdings böſe Gerüchte im Umlauf, die, wenn man ihnen Glauben beimeſſen wollte, die Einwohner in Angſt und Schrecken ſetzen könnten. Jedoch ſind es gewöhnlich nur junge Leute aus der Fremde, an Einheimiſchen vergriff man ſich ſelten, und daher ließ es auch bis jetzt das Volk ziemlich unbekümmert. So lautete, was wir davon in unſerer Herberge von St. Julien-le-Pauvre erfuhren“

„Bei allen Heiligen von Bethlehem!“ rief der König der Ribauds, „unſere Ankunft wird ſogleich dem Höllenfrevel ein Ende machen. Mag doch der Kaiſer von Galiläa hängen laſſen, daß kein Galgen leer ſteht rings um

Paris, und es gibt deren eine tüchtige Zahl — was fragen die Spitzbuben darnach? So lange die Katze nicht zu Hauſe iſt, laſſen ſich's die Mäuſe wohl ſein — nun aber iſt ſie wieder da und ich ſtehe für die Mäuſe! Freut Euch, Kinder!" wandte er ſich zu den andern Reitern, die neben ihm ſaßen und tranken, „wir gehen einem herrlichen Leben entgegen! Haben lang genug in dem Loche La Roche-Gordon liegen müſſen, nun geht's nach Paris! An Verbrechern fehlt's dort nie und folglich auch nicht an Verurtheilungen, und dafür wollen wir auch ſchon ſorgen, denn jeden Verurtheilten beerben wir von Rechtswegen mit unſerm wackern Gevatter, dem Prevot von Paris. Wer ſonſt möchte um den Bettelſold von ſechs Hellern, wofür ich mir noch meinen Knecht ſelber halte, und dem Kleidergelde von vierzig Sous Pariſis, wofür ich mir hier mein Lederkoller und den Wettermantel alljährlich neu ſtellen muß, König der Ribauds ſein wollen? So aber wirft der Dienſt was ab, und Mai iſt es auch, da wird uns von ſchönen Händen aufgebettet. — Da uns die Oberaufſicht zuſteht über die Mädchen des Ordens der heiligen Magdalena und ihrer Vorſteherin, der königlichen Metze, die im Val-d'Amour und im Champ-gaillard wohnen, ſo gehört es zu unſern königlichen Vorrechten, daß uns während des ganzen Monats Mai, das heißt, wenn der König Ludwig, unſer Herr, in Paris anweſend iſt, das Bett durch Eine von Ihnen gemacht werde, die dann auch zu unſerm Dienſte verbleibt. Nun ſagt ſelbſt, iſt das nicht ein Götterleben und haben wir nicht alle Urſache, daß uns der Wein doppelt gut ſchmecke?"

Dieſe Worte ſchienen nicht ohne Abſicht vorgebracht, da er ihre Wirkung aus dem Geſichte der Fremden zu leſen verſuchte. Auch war es der Wein, der den großſchweizeriſchen Trabantenhauptmann, der allerdings ganz eigenthümlicher Vorrechte genoß, ſo redſelig machte. Augenſcheinlich hatte er den Wunſch, die beiden Fremden, welche er hier ſo zufällig traf und die ihm gefielen, für ſeinen Trupp zu werben, da der Aufenthalt in Paris ſtets eine Verſtärkung deſſelben nöthig machte.

„In der That,“ fing unſer Jüngling endlich beſcheiden an, „Ihr ſchildert Euern ehrenwerthen Stand mit ſo lachenden Farben, daß ein armer Burſche, der vom Himmel nichts erhalten hat auf ſeiner Lebensreiſe, als geſunde und ſtarke Knochen, es ſich zum großen Glücke anrechnen müßte, könnte er unter Eurer Fahne dienen —“

„Meint Ihr?“ fragte gedehnt der König, indem er einen Zug aus dem Becher that und ſeitwärts nach ihm blickte; dann erhob er ſich und auf ein unfern lehnendes Fähnchen deutend, worauf ein Kreuz, ein Lamm und der Traum Jacob's von der Himmelsleiter abgebildet zu ſehen war, fügte er hinzu: „ſie iſt ſchön, dieſe Fahne, und der ſie trägt, iſt hochgeehrt!“

„Um wie viel mehr käme dies Glück uns erwünſcht,“ ſagte der Jüngling, ermuthigt auf ſeinen Gefährten blickend, „die wir Paris verlaſſen haben, weil es uns dort an Allem gebrach, mit Freuden aber dahin zurückkehren — wenn —“

„Wenn ich nicht ein Gelübde zu erfüllen,“ fiel der Aeltere ihm ins Wort, „zu unſerer lieben Frau vom Berge Carmel vorerſt wallfahrten müßte. Von dieſer heiligen Pflicht entbunden, werther Freund und Genoſſe, ſuche ich Euch auf und trete mit Freuden an Eure Seite und unter die Fahne des erlauchten Königs der Leibwächter unſers Herrn Ludwig des Zehnten. — Was Euch nun aber betrifft, junger Freund, ſo kann Euch ja keine erwünſchtere Gelegenheit erſcheinen, Euch Eurer Liebe würdig zu machen und ihren Preis zu erringen. Greift zu, ehrlicher Chiquon, ehe das Glück Euch entwiſche!“

Mit einem traurigen Blicke ſah der Jüngling auf ſeinen Gefährten.

„Alſo wolltet Ihr mich verlaſſen?“ fragte er.

„Und brauchſt Du mich, wenn Du mit ſolchem Gefolge nach Paris zurückkehrſt?“ erwiderte Jener. „Ich muß meine Wallfahrt vollenden, dann ſehen auch wir uns wieder — ich ſuche Dich auf im königlichen Louvre, oder wo Du gerade ſonſt Dich um die Perſon Deines Herrn befinden wirſt, deß ſei gewiß!“

Und ſich nun zu dem Anführer wendend, ſprach er: „Ihr habt einen guten Jungen geworben, Herr! Ich danke Euch für Euern Wein und will Euch gern, wenn wir uns wieder treffen, eine ordentliche Zeche dafür zahlen. Der Himmel gebe Euch Glück auf Euern Wegen!“

Dann zog er den Jüngling zu ſich und, indem er ſeine Wange küßte, raunte er ihm ins Ohr: „Wir ſehen uns wieder, Chiquon, und bleiben Freunde! Man weiß nicht, wie und wo man Freunde brauchen kann!“

Hierauf empfahl er ſich mit höflichem Anſtande, warf ſeinen Mantel um die Schulter und ſtieg den Abhang hinunter in die freundliche Landſchaft, die ſich nach Süden dehnte.

Während wir nun den Liebhaber der kleinen Jeanne Beaupertuis, der Tochter des Muſikers in der Strohgaſſe, im Gefolge der Leibtrabanten des Königs von Frankreich, hinter einer ſchöngeſchmückten Fahne auf einem ſtattlichen Gaule herreiten ſehen, den Einer ſeiner neuen Kameraden als Handpferd geführt hatte — wollen wir ihn ſeinem guten Glücke willig überlaſſen, das er ſo ſchnell und leicht fand, und jenem einſamen Wanderer einen höhern Grad von Aufmerkſamkeit ſchenken, den er zu verdienen ſcheint.

„Der Burſche kann von Glück ſagen,“ ſprach dieſer vor ſich hin, „daß es ihm ſo leicht mit der Werbung wurde, denn ſie ſind ſonſt vorſichtiger dabei. Doch der König hatte etwas im Kopfe, und es ſcheint, daß der Zug nach Flandern die Ergänzung der Mannſchaft dringend erheiſcht. Mir kam die Sache überdies ebenſo unerwartet, als erwünſcht; hätt' ich doch, bei allen Heiligen, nicht erwarten können, durch die Bekanntſchaft auf der Landſtraße beim Aufbruche aus der Bettlerherberge mir eine vertraute, ergebene Seele im Louvre, oder — wer weiß wo ſonſt — zu erwerben. Nach Paris muß ich zurück — aber wie die Spürhunde hintergehen, die auf mich lauern? Ich kann mein Spiel nicht verloren geben, weil mir ein Verſuch mislang! Genug gelang mir, als ich die Thoren auf falſche Fährte lockte — mögen ſie mich dort nur ſuchen, ſie ſollen wahrhaftig müde werden. Sie werden mich wiederſehen, wenn ſie's am wenigſten vermuthen — der Graf Lyonnet von Bournonville ſoll den Windhunden die Jagd auf Buridan, den Abenteurer, den Novizen des Tempelordens, noch entgelten laſſen. Und bei Gott! der Graf wird ſeine Rechte geltend machen — die günſtige Stunde naht — es iſt die Ankunft des Königs!“

Er hatte ſich einer Quelle genähert, um daraus ſeinen Durſt zu löſchen, und lachte bitter, wie er ſein Abbild darin erblickte.

„Der Ocker und die Kohle thun Wunder,“ ſprach er, „hätte ich mich doch faſt ſelbſt nicht erkannt! Es war ein guter Einfall, mich ſo verſtellt in Paris frei zu zeigen und mich unter die Reiſenden von St. Julien-le-Pauvre zu miſchen, während mich der Kaiſer von Galiläa, die

Sorbonne, die Baſoche ſind das Provinzialgericht überall ſuchen ließen. Hier außerhalb ſinde ich nun wol die Wege frei, ſie haben es aufgegeben, mich zu finden, und ſind in ihre Neſter zurückgekrochen, die ſpähenden Hunde der Gerichte. Ich will mich nun in die Wälder verlieren, welche die Loire bekränzen, dort halten ſich kluge Leute auf, zu denen ich mich geſellen will, um vorerſt einige Zeit mit ihnen zu leben und mich in ihre Sitten zu fügen. Den prächtigen Einzug des Königs Lons-le-Hutin — in ſeine gute Stadt Paris werde ich wahrſcheinlich verſäumen; was thut's aber, ich bin nicht neugierig geboren!"

Er ſetzte ſich nachdenkend auf einen Hügel, um die Mittagsſchwüle im Schatten zu verſchlafen, da die Sonne bereits den Zenith erreicht hatte.

Schon wollte der Schlummer ihn beſchleichen, als ein lautgeführtes Geſpräch, von zwei Leuten, die nur ein dünnes Gebüſch von ihm trennte, ihm beide Augen aufriß und ſeine Ohren zum geſpannteſten Hören anſtrengte.

„Haſt Du ihn hängen ſehen, den Buridan?"

„Den Erzſchelm — den Templer? Ja —"

„Und gemartert iſt er auch worden —"

„Ach was! ein Wachsbild — eine Puppe — er lacht dazu — iſt vielleicht ſchon in England —"

„Was der Puppe geſchieht, das geſchieht Alles ihm auch — ja — ja — das kannſt Du mir glauben. — Da haſt Du indeſſen noch ein Stück Käſe, Pierre —"

„Ein Bolt!" brummte lachend unſer Reiſender vor ſich hin — „mag ſein!" und ſomit rückte er ſeinen Mantel zurecht, legte ſich darauf und entſchlief.

3.

Der Einzug des Königs.

Während der Abweſenheit des Königs Ludwig des Zehnten, mit dem Beinamen „le Hutin“, welches Wort mit: der Zänker, überſetzt werden dürfte, waren die Staatsgeſchäfte ſeiner Gemahlin, der Königin Margaretha von Burgund, anvertraut worden. Heute ſollte der König zurückkehren, und die ſchöne Frau, in deren Gunſt ſich die Hofleute ſonnten, hörte an dieſem Tage auf, Regentin des Landes, wenn gleich nicht Regentin in ſo manchem gefühlvollen Herzen zu ſein.

Es war ein ſeltſamer Widerſpruch in den Vorbereitungen zur bevorſtehenden Einholung des Königs und in den feſtlich glänzenden Aufzügen, worin die jungen Hofcavaliere an dieſem Morgen im Louvre erſchienen, verglichen mit ihren traurigen Mienen und den leiſen Geſprächen, die ſie führten. Sonſt widerhallten die langen, hochgewölbten Gänge von ihren klirrenden Schritten, von den muntern Witzworten, die dröhnendes Gelächter begleitete. Denn die Herrin liebte den Scherz und die Fröhlichkeit, das wußten ſie, und wer wollte ſich ihr nicht gern im gefälligſten Lichte zeigen? Heute aber konnte Niemand der Laune gebieten. Mit dem Könige zog der Ernſt ein in Paris, und die Ausſicht auf einen Feldzug, die ſich ihnen eröffnete, war eben ſo wenig erfreulich, denn ſie wollten lieber ihre Klingen mit Ihresgleichen, auf dem Prés-aux-Clercs, dem damaligen Bois-de-Boulogne, meſſen, als ſich in ernſthafte

Gefechte mit den ebenſo blutdürſtigen als tapfern Flammändern einlaſſen, denen Ludwig etwas anhaben wollte.

Wer die Wohnungen mächtiger Fürſten der damaligen Zeit nach denen der jetzigen bemeſſen wollte, würde ſehr im Irrthume ſein. Daß von den Tuilerien damals noch nicht die Rede war, wird jeder Leſer wiſſen, aber ſelbſt der Louvre, und von dieſem wieder der Theil, den man noch heutigen Tages den alten Louvre nennt, ſtand nicht da in ſeiner jetzigen Geſtalt, als die ſchöne Margaretha von Burgund ihn bewohnte. Erſt Katharina von Medicis war es, die ihn erweitern und ausſchmücken ließ, und die ganze Reihenfolge der Könige bauete daran immer hinzu und aus, wie noch deutlich aus Inſchriften an Bogen, Hallen und Treppen geſehen werden kann, von Solchen, die mit Aufmerkſamkeit dieſen merkwürdigen Schauplatz wichtiger und entſetzlicher Ereigniſſe beſuchen.

Im Innern ſah die Wohnung eines alten Königs von Frankreich noch unähnlicher ſeiner jetzigen. Da war nichts von Acajou, Bronzen, Kryſtallen, Elfenbein und Perlmutter, womit die gewöhnlichſten Gegenſtände des Hausraths verziert, oder gar daraus verfertigt ſind; nur die nothdürftigſten Dinge, welche die Bequemlichkeit erheiſchte, fanden ſich darin, und das größte Prachtſtück, wovon die Chronikenſchreiber nicht genug Lobes wiſſen, war ein ungeheurer Marmortiſch aus einem einzigen Stücke. Dieſer ſtand in dem Audienzſaal der königlichen Wohnung des Juſtizpalaſtes und diente abwechſelnd, um daran Gericht zu halten oder darauf zu bankettiren. Zu gewiſſen Zeiten wurde ſogar auf dieſem Tiſche von den früheſten Schauſpieldichtern und Schauſpielern Frankreichs, den Schreibern der Baſoche, eines alten Gerichtshofes, Komödie geſpielt.

Wo man jetzt hinter dem Eiſengitter, das den ſogenannten Garten der Infantin einſchließt, den alten Pavillon erblickt, der an den Quai der Seine ſtoßt, erhob ſich damals einer der vielen Thürme, ſchlank, mit ſpitzen Dächern verſehen, welche die äußere Mauer des Schloſſes umgaben und mit den gegenüberliegenden Thürmen des Hotels von Nesle eine furchtbare Einfaſſung des Flußbettes bildeten, die ſich auf beiden Seiten bis oberhalb des großen und kleinen Chatelets erſtreckten.

Alle dieſe Thürme waren ſchwarz und von großen Werkſtücken ausgeführt, bis auf den, von dem hier die Rede iſt und durch den man eintrat in die Gemächer der Königin. Er war mit einer lichten Farbe bis zu einer gewiſſen Höhe bemalt, und ein Söller, mit einem Geländer von zierlicher Steinarbeit, gewährte eine freie Ueberſicht des Fluſſes und beider Ufer.

Ueber dem Eingange, wo ſogleich eine ſchmale Wendeltreppe in das Zimmer der Königin führte, prangte das Wappen von Frankreich, Navarra und Burgund, in drei runden, ſtark erhobenen Schildern, grob in Stein gehauen, und vor dieſem Eingange, deſſen Stufen faſt das Ufer der Seine begrenzten, hielten zwei Armbruſtſchützen Wache, um nicht nur jeden Unfug, ſondern ſelbſt lautes Geſpräch zu verhüten, ſo lange die Königin ſchlief und die Thüre noch geſchloſſen war.

Es hatten ſich nach und nach viele Cavaliere verſammelt, um das Oeffnen dieſer Thür, gleichbedeutend mit Dem, was heute Lever genannt wird, abzuwarten.

Wir zeichnen unter der Menge die durch Geſtalt und Reichthum der Kleidung beſonders Hervorſtechenden aus, welche ſich auch großer Gunſt bei der Königin zu erfreuen hatten. Dies waren die Sires von Montſoreau, von Bruyns und das edle Brüderpaar Gauttier und Philipp von Daunen. Sie luſtwandelten etwas abgeſondert von den Andern und ſahen bald in den Fluß, bald auf die Fenſter ihrer Herrin, ob ſich noch keines öffne, während ſeitwärts ihre reichgekleideten Pagen und Diener mit ihren herrlichen und geſchmückten Roſſen hielten, die ebenſo ungeduldig nach baldigem Aufbruch ſtampften und ſcharrten.

Der Gegenſtand des Geſprächs langweilte eigentlich die jungen, vornehmen Herren, aber wie die Langeweile ſtets Langeweile erzeugt, ſo war er aus ihrer Stimmung eben hervorgegangen. Es betraf nämlich Vorfälle, welche die ganze Bevölkerung von Paris ſeit einiger Zeit in die höchſte Aufregung verſetzt hatten, aber, wie natürlich, konnte das ſolche Herren nicht beſonders in Anſpruch nehmen. Sie ſprachen davon mit: „Man ſagt“ — „es ſoll“ — und dergleichen Ausdrucken des Zweifels.

Dieſer Zweifel mußte ſich jedoch nicht auf die Thatſache beziehen, denn es war erwieſen, daß mehrere junge Leute, gewöhnlich in glänzenden Kleidern, am Morgen aus der Seine aufgefiſcht wurden, die während der Nacht darin verunglückt waren. Die glänzenden Kleider beruhigten das Volk, das in den Schlachtopfern, die einer ungekannten und unſichtbaren Macht als Beute fielen, Keinen aus ſeiner Mitte erblickte und dieſe Geißel nur die von ihm beneideten und gehaßten Bevorrechteten heimſuchen ſah. Die Edelleute fanden darin einen Troſt, daß bis jetzt nur gänzlich Unbekannte, Fremde, aus dem Waſſer gezogen wurden, und ſchloſſen daraus, daß es junge, unbedachtſame Leute genug in Paris gäbe, die gleich nach ihrer Ankunft einer verlockenden Sirenenſtimme leicht Gehör gebend, ohne die erforderliche Vorſicht zu einem verliebten Abenteuer gingen und ſo der Raubſucht zur Beute wurden.

Die meiſte Schuld wurde auf den Miniſter Enguerrand de Marigny gewählt, dem die Sicherheit der Hauptſtadt eigentlich oblag, denn wenn es ſo fortginge — das war die erheblichſte Beſorgniß der galanten Jugend — ſo würde am Ende Paris den Namen der erſten Hauptſtadt der Courtoiſie und Minne verlieren und junge, verliebte Cavaliere aus der Fremde es aufgeben müſſen, ſich perſönlich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen.

Die Sprechenden wandten ſich jetzt wieder zum Louvre, vor deſſen Thür einer der wachhaltenden Armbruſtſchützen mit lauter Stimme verkündete, daß die Königin zu ſprechen ſei, indem dieſe ſelbſt, wie der junge Sommermorgen roſig und ſchön, auf dem Balcon erſchien und ſich dem harrenden Hofe, gar huldvoll lächelnd, zeigte.

Von allen Seiten zogen ſie herbei, die hübſchen und ſtattlichen Cavaliere, und die Entfernteſten beeilten ſich, als ob die nächſte Minute ihnen die Königin entführen könne.

Auf friſchem Stroh, das der Wärme wegen auf den Steinboden der königlichen Gemächer gelegt war, da man damals noch keine Gobelins kannte, ſchritten die vielen Männer unhörbar bis in das Gemach, wo Margaretha ihnen mit dem ihr eignen verführeriſchen Lächeln entgegentrat.

„Wer heute noch eine Gunſt ſich von der Regentin erbitten will, der eile, es zu thun, noch ſteht mir es zu, Gewährung zu ſchenken, in einer Stunde nicht mehr. Wir reiten unſerm königlichen Herrn und Gemahl entgegen, um das Siegel des Reichs, womit unſer Wille vollſtreckt wird, in ſeine Hände zurückzugeben. Wir hoffen es durch keine Gewaltthat befleckt zu haben.“

Dieſe Worte waren kaum beendigt, als der einſtimmige Ruf erſchallte: „Lang lebe unſere ſchöne Königin Margaretha, die Perle der Perlen!“ wie ſie gewöhnlich von ihren Schmeichlern, als Anſpielung auf ihren Namen, genannt zu werden pflegte.

Der ſchöne Sire von Montſoreau trat aus der Reihe der Edelleute und, indem er das Knie beugte und die weiße Hand der Königin mit den Lippen berührte, erwiderte er:

„Was könnten wir wünſchen, als Deinem Dienſte uns länger zu weihen — mag Ludwig, unſer König und Herr, Frankreich regieren, von ſeinen bärtigen Räthen unterſtützt, wir ſind nicht Frankreich, wir huldigen Deinem Scepter, das unſere Herzen in andere Regionen erhebt — “

Die Rede war noch nicht beendigt, welcher die Königin, mit innigem Wohlgefallen auf den Sprecher blickend, zuzuhören ſchien, als eine laute Stimme in der Halle, die zu dieſem Gemache führte, vernommen wurde, die vergebens eine ruhigere zu beſchwichtigen bemüht war.

Alles wandte ſich dahin, als man den jungen Sire **d'Annebaut** in großer Erhitzung eintreten ſah, und mit ihm den Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, erſten Miniſter von Frankreich.

„Rache, Königin!“ rief der Erſtere beim Eintreten ganz außer ſich, „ſtrenge, blutige Rache an dem Mörder, der es wagte, mir in das Innerſte meiner Seele den Stahl zu ſenken und mir mehr als mein eigenes Leben zu rauben. Zu lange ſchon trugen ſich frevelhafte Thaten in Deiner Nähe zu, die Alle dieſe hier belächelten, weil ſie ſich nicht davon berührt fühlten; die ſie nicht vor Deine Ohren brachten, weil ſie ihnen nur ſchmeicheln wollten mit verliebten Klängen und zärtlichen Worten. O hätten ſie Deiner männlichen Kraft, Deinem königlichen Sinne vertraut, hätten ſie Dir das Entſetzliche offenbart, Du hätteſt längſt das Ungeheuer erſtickt, das uns zu zerfleiſchen droht und — mir ſoeben den Bruder geraubt hat.“

Erbleichend trat die Königin zurück und ſagte ſchnell, während eine kurze Erſchöpfung den Fluß der Rede des jungen d'Annebaut hemmte, zu dem Miniſter gewendet:

„Sprecht Ihr, Graf, was iſt's, das den guten Sire ſo ergriffen hat? Denn nicht mächtig ſcheint er uns in dieſem Augenblicke, uns den Hergang umſtändlich, wie wir's wünſchen, zu berichten.“

„Ihn fragſt Du, gütige Königin, ihn?“ rief der Jüngling mit Haß auf Marigny blickend, „und von Ihm hoffſt Du umſtändliche Wahrheit zu erfahren? Und iſt er's nicht eben, dem wir alle dieſe Greuel zu danken haben? Nicht ſeiner Sorgloſigkeit, womit er ſich der öffentlichen Geſchäfte annimmt, wollte ich hier gedenken, und ſeiner thörichten Sucht nach den geheimen Wiſſenſchaften, wonach kein Miniſter unſers Königs ſtreben ſollte — wenn es nicht eben dieſe Leidenſchaft wäre, die uns Verderben brächte! Denn ihr zu fröhnen, zog er alle jene Abenteurer, Bohemen, Juden und Sarazenen ins Land. — Den Tempelherren ſchürte er den Scheiterhaufen, weil ſie ihm zu ſcharf ſahen, um allein zu herrſchen in den dunkeln Gewölben unter dem Thermenpalaſte und dem Iſis-Grabmale, das er dem Commandeur von St. Johann von Lateran für hohen Preis abgekauft hat, um dort ſeine Hexenküche anzulegen —“

Die jungen Hofherren ſahen einander an, mit halb ängſtlichen, halb ſpöttiſchen Mienen, in allen aber malte ſich die Erwartung nach Dem, was eigentlich ihren Freund zu der Anklage Marigny's, den Alle haßten, bewogen haben mochte.

Dieſer Leztere ſtand indeß unbeweglich in ihrer Mitte, den feſten, durchbohrenden Blick auf ſeinen Ankläger gerichtet. Er war der Einzige im ganzen Kreiſe, deſſen Haar ſchon gebleicht war, ob von Alter oder von Nachdenken, Sorgen oder Nachtwachen, blieb zweifelhaft für Alle, die ſeinen Lebenswandel nicht näher kannten, denn es zeigte ſich in ſeinem gerunzelten Geſichte und im übrigen Körper, der hoch und ſtark gebaut war, ein Widerſpruch, den die einfache, faſt ärmliche Kleidung ebenſo zu ſeinem Stande und Reichthum bildete.

„Geſtern noch war ich ſo reich," fuhr nun der Sire d'Annebaut fort, nachdem er ſich geſammelt hatte, „ich hatte einen Bruder. Nach vielen Jahren, daß wir uns nicht geſehen hatten, traf er geſtern hier in Paris ein, um ſich von mir bei Hofe vorſtellen zu laſſen. Die Ueberraſchung war die freudigſte meines Lebens, als er mich — der ich ihn gar nicht erwartet hatte — in die Hotellerie des Pierre Beurges in der Straße Trop-va-qui-dure beſcheiden ließ. Ich eilte dahin und ſah ihn wieder — welch ein Wiederſehen war es nach ſo langer Zeit — wie freudig umarmten wir uns, da wir nun glaubten, zuſammen als Bruder und gute Genoſſen den Pfad der Ehre wandeln zu können — ach! und es hätte das traurigſte ſein ſollen — denn es war das letzte Mal, daß ich ihn an mein Herz drücken durfte!"

Allgemein war das Staunem — man drängte ſich dicht um den Erzähler, gleich als wollte man die Worte von ſeinen Lippen haſchen, und vergaß die ſchuldige Entfernung, welche die Gegenwart der Königin vorſchrieb.

Wir ſaßen traulich in ſeinem Zimmer, bei Pierre Bourges, nebeneinander, uns von der Vergangenheit und Zukunft unterhaltend. Da fällt mir ſein zierlicher Anzug auf, indem ein junger Edelmann aus der Provinz nicht ſo gekleidet vom Gaule abzuſteigen pflegt. Ich frage ihn um die Urſache und er zieht, ſtatt der Antwort, ein Paar nach Biſam riechende Handſchuhe hervor und bindet einen zierlichen Gürtel mit Schellen um den Leib, in den er einen kleinen Dolch ſteckt. „Du zierſt Dich ja wie zu einem Hoffeſte,“ bemerke ich ſcherzend. „Du haſt Recht,“ erwidert er, „die Schellen, verrathen mich, die leg' ich ab.“ Und nun nahm er ſtatt des feſtlichen Gürtels einen andern von Sammet und Gold, einfacher, doch nicht minder ſchön als jener. Dann trat er ganz nahe zu mir hin und mich anblickend mit Augen, in denen ſich Liebesfeuer und Freudigkeit ſpiegelten, ſagte er leicht: „Kaum angekommen, gibt's ſchon ein Abenteuer! Ich betrete Paris unter günſtiger Vorbedeutung. Denke Dir! Als mir die Zeit lang wird, bis der Bote, der Dich aufſuchte, mir die Nachricht bringt, daß er Dich gefunden habe, ſchlendre ich in den Straßen und auf den Plätzen herum, weil ich eine ſolch' große Stadt, wie Paris, nie noch ſah, und meine Phantaſie zu voll ihrer Herrlichkeiten war. So komme ich denn auch zur Seine und bemerke nun erſt, daß eine gute Alte, tief verſchleiert, mir folgt und mich unbemerkt zu ſprechen ſucht. Ich trete in einen Winkel und ſogleich nähert ſie ſich mir und ſagt leiſe, doch ſehr verſtändlich: „„Wenn Euer ſtattliches Ausſehen nicht täuſcht, junger Ritter, und Ihr Euch zu verſuchen wünſcht in ganz würdigen, galanten Scherzen, ſo harrt Eurer eine ſchöne Dame, welche die beſten Hoffnungen von Euch hegt. Hier — nehmt dieſen Ring — und ſtellt Euch zur Stunde des „Feuerlöſchens“ unter dem zweiten Thurm des Louvre, rechts vom Haupteingange, ein. Dort erwartet Euch Jemand, dem Ihr dieſen Ring übergeben werdet, um Euch ſeiner weitern, ſichern Leitung anzuvertrauen. Seid Ihr ſo tapfer als ſchön, ſo ſeid auch ſo vertrauend als tapfer.““ Und ſomit war ſie verſchwunden, nachdem ſie mein Wort hatte.“ — Ich lachte über das Abenteuer, denn obgleich wir Alle bei Hofe von den Ertränkungen junger, fremder Cavaliere bereits die Kunde vernommen hatten, ſo waren wir daran gewöhnt, ſtets in unverzeihlichem Leichtſinn nur ſpottend daran zu denken. Eine trübe Erinnerung, die mich anwandeln wollte, zerſtreute ſein ſorgloſes Gemüth ſogleich, und ſcherzend und lachend floß uns der Abend hin, bis zur Stunde des Feuerlöſchens, und ſcherzend und lachend hing ich ihm noch meine weiße, goldgeſtickte Schärpe um und vermeinte ihn damit zu ſchmücken. „„Auf morgen, Bruder!““ ſo trennten wir uns — und heute ſah ich ſeinen verſtümmelten Leichnam, den ich nur noch an meiner blutbefleckten Schärpe erkannte, von einem die Thäter laut verwünſchenden Volkshaufen umgeben.“

Ein unwillkürlicher Schrei entfuhr den Zuhörern. Mit Entſetzen erkundigte ſich Margaretha nach den Freveln, die er berührt hatte und von denen ſie noch nichts erfahren. Er enthüllte ihr den Abgrund der Verbrechen, der ſich täglich in ihrer Nähe mit neuen Opfern füllte.

„Unterhalb des Thurms von Philipp Hamelin, der an die königliche Hotellerie ſtößt, welche der Caſtellan von Brügge, Johann van Nesle, einſt Deinem Ahnherrn, dem heiligen Ludwig, ſchenkte, werden die Leichen aufgefunden,“ ſagte mit gewichtigem Ernſte Enguerrand de Marigny, und dieſes waren die erſten Worte, die er auf die Anklage des Sire d'Annebaut erwiderte, „und ich werde bemüht ſein, den Thäter dort auszukundſchaften, wo mir Alles ſeinen Schlupfwinkel zu verrathen ſcheint,“ ſetzte er hinzu.

Thut das, Graf Longueville! ſagte die Königin, bleich und mit unſicherm Blick auf den Miniſter ſchauend.

In demſelben Augenblicke erſchallten Trompeten und unter dem Jauchzen des Volkes: „Noel! Noel!“ zogen unten die Offiziere des großen Chatelet vorüber, dem Könige entgegen.

„Wahrhaftig, wenn wir länger noch ſäumen und dieſen finſtern Klagen Gehör ſchenken, ſo überraſcht uns unſer Herr und Gebieter im Louvre und zwar in einer Gemüthsſtimmung, in der wir ihm nicht entgegenzutreten wünſchen. Laßt meinen Zelter vorführen, Meſſire Gauttier von Daunoy! und Ihr, Sire Rénaud d'Annebaut, reicht mir den Arm und ſeid überzeugt, daß der Mörder Eurer Rache nicht entgehen ſoll. Der Graf von Longueville ſorgt dafür mit allem Eifer.“

Und umgeben von den ſchönſten und edelſten Jünglingen ihres Reiches begab ſich die Königin in den innern Hof des Louvre, aus dem ſie im glänzenden Zuge, durch die wogenden und ſchreienden Volkshaufen, dem Könige nach dem Hotel von St. Paul entgegenzureiten geſonnen war.

Da lenkte Enguerrand von Marigny, der ſich ſtets in der Entfernung, verdrängt von den jungen Herren, halten mußte, ſeinen unanſehnlichen Rappen zu dem ſtolzen Zelter der Königin hin und ſagte mit halber Stimme zu ihr: „Biegt in die Straße links ein, gnädige Frau, und vermeidet das Ufer, denn jene Menſchenmenge dort unten umſteht noch immer den Leichnam.

Und der ganze Zug bog links.

Das Volk drängte ſich nun in den Straßen hin und her, um endlich einmal wieder einen Herrſcher zu ſehen, den es nicht liebte, und dem zuzujauchzen, den es in ſeiner Abweſenheit verwünſcht hatte, wie denn die Franzoſen, und namentlich jene Pariſer, bereits ſeit Jahrhunderten als ein Bild der wandelbaren Mode betrachtet werden können, in der Politik, wie in den Künſten und Wiſſenſchaften, kurz in allen ernſten und heitern, in ſchweren wie leichten Dingen.

Auch in des Meiſter Jourdan Ferron's ſonſt ſo ſtillem Hauſe war an dieſem Tage ein lauteres Treiben bemerkbar.

Robert, den wir nun ſchon lange aus den Augen verloren, war nach jener Nacht ſeines Abenteuers mit dem Juden und der wunderſchönen, ihm von ſeinem Meiſter bereiteten Wachsfigur in einen Zuſtand des „Langens und Bangens in ſchwebender Pein“ gerathen, der ſich eben nicht anders ſchildern läßt, als durch jene bezeichnenden Worte des Dichters, die für Liebende nicht räthſelhaft klingen.

Es war die Sehnſucht nach der Geliebten, genährt durch Bilder, die er geſchaut, und deren Beſitz ihm der treue Meiſter verheißen hatte. Er ſollte die Stufenleiter der Seligkeit erklimmen, das war ihm gewiß, das ſagte ihm ein Vorgefühl, das ſelbſt ſchon Seligkeit war. Zuerſt war es Peronne, Peronne, das holde Mädchen, angethan wie die Lilie im Felde, mit einem Kleide aus Unſchuld und umhaucht von einem Duftkreiſe jungfräulicher Heiligkeit. Es war ſehr ſchön, dies liebliche Oval, dieſer edle und dabei ſo feine Wuchs, doch dieſe Vorzüge hatten Andere auch, indeß jene Vorzüge der reinſten, holdſeligſten Blume keine mit ihr gemein hatte. Der Ausdruck ihres ganzen Weſens war Schüchternheit, ſie ſcheute jede Berührung mit Andern, die nicht ſo waren wie ſie, und wo ſollte ſie dieſe finden? In Robert glaubte ſie endlich gefunden zu haben, was ſie ſuchte; nicht als ob ſie wirklich geſucht hätte, geprüft, verworfen — nein! ein Gefühl — das wir bei unedlern Geſchöpfen Inſtinkt benennen — leitete ſie. Die geheimſten Fühlfäden ihrer Seele, die ſich ſonſt bei der leiſeſten Annäherung zurückzogen, ſie hatten ſich ihm entgegengeſtreckt, vertrauend, und ein ſüßes Hoffen ergoß ſich durch ſie. Robert ſtimmte augenblicklich in dieſen Einklang, wozu ihn der heilige Ort, in dem er Peronne ſtets erblickt hatte, noch mehr begeiſterte. Dort in der Nähe der Madonnen von Künſtlerhand, in dem Kreiſe ſchöner Engel, hatte er ſie für einen von ihnen, ja, für die Madonna ſelbſt gehalten, ohne vor dem Frevel zurückzuſchaudern. Sie zögerte in der Kirche, bis er erſchien, ſie betete ſogar nicht eher, und nun — wenn er unfern von ihr kniete — betete ſie ohne Worte zwar, aber es ſchien ihr die vollendetſte Andacht zu ſein. Alles dies hatte ein Netz von unſichtbaren Fäden zwiſchen ihren beiden Weſen geſpannt, das der leiſeſte Hauch verwirren konnte, wie nun erſt gar, wenn eine unfreundliche, finſtre Geſtalt ſich hinein verlor?

Dies war mit dem alten Juden Manaſſes von Vierzon der Fall.

Aber die holde Zauberei ſeines geliebten Meiſters, woran ſich eine ſchöne Verheißung knüpfte, hatte nunmehr Alles vollendet, was zu dem Bau eines Tempels der Liebe in dem Herzen des Jünglings vorbereitet lag.

„Nun iſt mir das Räthſel meiner Liebe gelöſt,“ rief er mit zum Himmel erhobenen Blicken dankend aus. „Was mir ein Traum im Bilde zeigte, ſoll Wahrheit werden — ich ſoll ſie ſehen!“

So war er erwacht, als der große Bourdon der Notre-Dame ſeine eherne Zunge bewegte und, in ſeiner ernſten Sprache die Lüfte erſchütternd, den Pariſern zurief: „Erhebt Euch vom Lager! Rüſtet Euch! Es iſt ein Feſttag!“

Sein Meiſter trat zu ihm ein, ein verhülltes Gepäck unter dem Arme tragend.

„Nun Robert, mein Sohn!“ fing er an, „der König kommt — und Alles zieht ihm entgegen. Auch wir wollen das Haus ſchließen und uns auf ſeinen Pfad ſtellen.

Oeffne dieſes Bündel und putze Dich mit den ſchönen Kleidern, die Du darin findeſt, während auch ich mich dem Feſte würdig kleiden will.“

Robert öffnete, wie es ihm der Meiſter geſagt hatte, und erſtaunte, als er die Herrlichkeiten ſah.

„Und das ſoll ich?“ — rief er, verwirrt von dem Glanze.

„Ich habe es von allen Ecken und Enden herbeigeholt und manchen Goldheller ſpringen laſſen müſſen,“ ſagte Meiſter Jourdan Ferron, „aber was thut's? es kommt uns wieder!“ und hierbei lächelte er freundlich. „Sieh' nur,“ ſprach er dann, indem er ein Stück des Anzugs nach dem andern in die Höhe hob und es mit Wohlgefallen gegen die Sonne hielt, die zum geöffneten Fenſter hereinfiel — „dieſe zeiſiggrünen Strümpfe, über die Beine zu ziehen, dem Frühlinge angemeſſen und Deiner Hoffnung, die kaufte ich bei unſerm Nachbar, der ſie aus der betriebſamen Kunſtſtadt Troyes bezieht; darüber kommt das bauſchige Röckchen von violettem Sammet, reich mit Neſteln, Schnüren, Häkchen und Knöpfchen verſehen, nach genueſiſcher Weiſe — dies Kleidungsſtück, nebſt dem Wammſe vom feinſten Leder, eben ſo reich verziert, hat mir der wackere Lombarde zu gutem Preiſe geliefert, denn wahrlich, die Sachen ſind prächtig. Das feine Hemde, mit den vielen Fältchen und den köſtlichen Spitzen, iſt ſo viel werth, als eine Perlenſchnur oder ein Reif Diamanten, denn es kommt direct aus Flandern, und in Brügge wurde es gefertigt, kein Prinz dürfte ſich deſſen ſchämen. Die gelben Schnabelſchuhe mit Schellen und der kurze Mantel von rothem Zeuge, mit gleichem Schmucke, ſowie die Biſamhandſchuhe und der ſchwarze Hut mit dem Buſche von Pfauenfedern ſind echte pariſer Fabrikate, ganz ſo wie die d'Annebauts, die Montſoreaus und die Brunns am Hofe unſerer ſchönen Königin tragen. Jetzt lege dieſe Herrlichkeiten an, und ich werde nicht ſäumen, Dich abzuholen."

Robert hatte noch ſo viel zu fragen, aber ehe er ſeine Worte in der Verwirrung zuſammenfand, war der Meiſter ſchon zur Thür hinaus.

Das ungewohnte Geſchäft, ſich zu ſchmücken, ging ihm leichter von der Hand, als man vorausſetzen konnte. Und noch war die Sanduhr auf dem Geſimſe nicht halb abgelaufen, als er ſchon ganz gekleidet, wie er ſein ſollte, aus dem hellpolirten Metallſpiegel ſein ſchönes Bild ſich entgegenſtrahlen ſah.

Innig erfreut und die Wangen von hoher Glut durchſtrömt, ging er dem wieder eintretenden Meiſter dankend entgegen, der im weiten braunſeidenen Talare, die niedrige Sammtkappe, die bis in den Nacken reichte, aufgeſetzt, nicht minder eine würdige Erſcheinung bildete.

„Aber warum, Meiſter, mir dies Alles?" fragte Robert ſchüchtern, „ſoll ich beachtet werden unter den Cavalieren, deren Kleidung ich nun trage? Iſt es nicht unerlaubte Täuſchung? Bin ich nicht Euer armer Schüler Robert, den Niemand kennt, als Gott und Ihr?"

„Darüber ſchweige nun, mein Sohn," ſprach der Alte, „und zeige Dich als einen würdigen Schüler, der mir in Allem Folge zu leiſten verſpricht. Ich führe Dich auf den Pfad zum höchſten Glücke, gib wohl Acht, daß Du nicht ſtrauchelſt."

Er ergriff ihn bei der Hand und führte ihn auf die Straße, die an dieſem Morgen Spuren der großen Bewegung der ganzen Volksmenge zeigte.

Während Meiſter Jourdan die Thüre ſeines Hauſes ſorglich verſchloß, blickte Robert in die offene Kirche von St. Jaques, die ganz leer war, bis auf eine einzige betende Geſtalt, am Hochaltare knieend, und dieſe Geſtalt ſchien ihm — — da faßte ihn der Meiſter und zog ihn um die Ecke ins wogende Getümmel.

Schon nahete ſich der Zug, den Wachen, von Herolden geführt, eröffneten. Dann folgten die Offiziere des großen Chatelet mit erhabenem Pompe. Unter lautſchallender Muſik wurden ihnen die gebührenden Ehrenzeichen, als Helm, Panzer, Handſchuhe, der Commandoſtab und die Hand der Gerechtigkeit, vorgetragen, von ihren reitenden Trabanten umgeben. Gleich darauf folgten hundertvierundzwanzig Sergeanten mit ihren Trompetern, Pfeifern und andern Ehrenzeichen, worauf die zwölf Commiſſaire des großen Chatelet, ganz in ſchwarze Seide gekleidet, erſchienen, an die ſich alle Richter, in langen, weiten Scharlachgewändern, ſchloſſen.

Mit lärmendem Gepränge zog auch der Präſident des „hohen und herrſchenden Kaiſerreichs von Galiläa“ einher, von ſeinen Garden begleitet. Dann erblickte man den Gerichtshof der Baſoche, deſſen Präſident den Titel führte: „König der regierenden und ſiegenden Baſoche.“ So wie man den Aufzug des Kaiſers von Galiläa, die „Prozeſſion“ nannte, ſo hieß dieſer, die „Revue der Baſoche,“ und das Wort „Baſoche“ wird richtig von „basilica“ abgeleitet. Dieſem Könige wurde ſein Wappen vorgetragen, das auf einer ungeheuern Fahne gemalt war. Es beſtand aus einem Schild, worauf drei Dintenfäſſer mit der Marquiskrone ſich befanden, von zwei nackten Mädchen, mit langen Haaren, zu beiden Seiten gehalten. Die Umſchrift hieß: Sigillum magnum regum Basochiae. Gleich nach ihrem Könige kamen faſt achthundert Clercs der Baſoche, die ſämmtlich „Prinzen" titulirt wurden, von denen die jüngern als Weiber, in beſonders üppigen Trachten, erſchienen. Die jüngſten derſelben, „Gelbſchnäbel" (becs-jaunes) geheißen, warfen kleine Münzen aus, welche der König der Baſoche ein Recht zu ſchlagen hatte.

Jetzt kamen in ununterbrochener Reihe die Gewerke mit ihren Zeichen und verſchiedene altherkömmliche Geſtalten, wie der ſogenannte „König der Rue-aux-Ours," mit ſeinem barocken Gefolge. Auch die königliche Metze" (meretrix regia) fehlte nicht, von einer gewiſſen Anzahl loſer Dirnen, zum Orden der heiligen Magdalena gehörig, begleitet, welche überall dem Hofe des Königs folgten.

Unter dieſem bunten und heitern Gewirre zog mit einem Male eine kleine Zahl ſchwarzgekleideter Männer, mit ernſten, ſtarren Mienen, die ehrfurchtsvollſte Aufmerkſamkeit auf ſich; wie ſie erſchienen, ſchwieg der tobende Lärm und das betäubende Geſchrei: „Noel! Noel!" Es war das in ſcheinbare Demuth gehüllte kühne Tribunal, das Ludwig's des Heiligen Capellan 1253 geſtiftet hatte und das nach ſeinem Namen: Robert Sorbon, die „Sorbonne" genannt, durch viele Jahrhunderte berühmt und gefürchtet blieb. Es waren Männer, vor denen Papſt und Könige zitterten, und die ihre Throne verſchenkten, obgleich ſie ihre beſcheidene Wohnung in der Straße Coupe-Gueule, dem Thermenpalaſte gegenüber „La Pauvre-Maiſon" nannten. Wie lächerlich erſchienen neben dieſer furchtbaren Macht, in unſcheinbarer Hülle, die Anmaßungen eines Kaiſers von Galiläa, wie abſcheulich die Frechheiten eines Königs der Baſoche!

Nun erſchien die Univerſität, die Geiſtlichkeit, der Prévôt von Paris zu Pferde, der Abt von St. Denis, doch wer könnte Alles anführen, was herbeigeſtrömt war, um den Einzug des Königs zu verherrlichen, wer wollte die lebendige Beweglichkeit dieses Bildes wiederzugeben versuchen? Dabei lärmte das Volk auf eine Weise, daß man es für rasend halten konnte, insonders wenn der König der Ribauds mit seinen Leuten vorüber war, die sämmtlich große Keulen trugen, und nun jener Theil des Zuges sich zu nähern begann, der aus den ersten Edelleuten des Hofes bestand, auf herrlichen Pferden, in Glanz und Schönheit einherreitend, nicht eben achtend auf das gaffende Volk, von dem so Mancher von einem Pferdehuf unsanft berührt und dann wol noch obenein durch einen Schlag mit dem Knauf des Schwertgriffes über den Kopf daran erinnert wurde, Platz zu machen. Dessenungeachtet nahm der Ruf: Noel! Noel! immer zu. Bettler plärrten ganze Litaneien ab, wie zum Beispiel:

Aide Dieu de Bonté,
Come de Malebouche je suis [illegible]!
Come pour Dieu [illegible]!

während Herolde von Zeit zu Zeit die Titel ihres Herrn mit furchtbarer Stimme dazwischen riefen.

Von seinen Vertrautesten umgeben, sah man jetzt das nicht eben freundliche, gelbe Gesicht Ludwig's des Zehnten in einer seltsam geformten Kappe, um die sich ein schmaler, kronartiger Goldreif schmiegte, ihm zur Seite seine Brüder, Philipp der Lange und Karl der Schöne, welche Beide als Philipp der Fünfte und Karl der Vierte seine Nachfolger wurden.

Kein Blick jedoch verweilte lange auf dieser Gruppe königlicher Brüder, so überraschend und verlockend war das Schauspiel, das eine gleich darauf folgende gewährte. Es waren die drei Töchter Robert's des Zweiten, Palatins von Burgund, und die Gemahlinnen jener Prinzen. Margaretha, die Königin, mit ihren Schweſtern Jeanne und Blanche. Sie waren herrlich geſchmückt, mehr aber noch ſchmückte ſie ihre blendende Schönheit und die Freundlichkeit, womit ſie von ihren tanzenden Zeltern auf das jubelnde Volk herabſahen.

Da wurde plötzlich der Blick der Königin, als wenn die Sonne ihren ganzen Glanz entfaltet, nach einer beſtimmten Stelle gerichtet; doch nur ein Moment war's — denn ſchnell verdunkelte er ſich wieder und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Ein Getümmel entſtand. Die vorüberreitenden Damen blickten zurück, um die Botſchaft zu vernehmen, die ein Cavalier über den Unfall hinterbrachte.

Ein reichgekleideter, ſchöner Jüngling, den Niemand kannte, habe die Worte: „dort! ſie!“ ausgerufen und ſei dann plötzlich, wie vom Blitze getödtet, niedergefallen, doch belebe er ſich unter den Händen des berühmten Heilkünſtlers Jourdan Ferron, der ihm zur Seite war, und verſprochen habe, ihn in ſeiner Behauſung gänzlich herzuſtellen.

Der Zug ſetzte ununterbrochen ſeinen Weg nach der königlichen Wohnung fort. Der Königin Blick war trübe geworden.

4.

La grande truanderie.

Für das Wort „truand“ mag wol in unſerer Sprache „Strolch“ als das entſprechendſte gefunden werden, deſſenungeachtet befinde ich mich mit „truanderie“ in einiger Verlegenheit. Es war einer von den „Höfen der Wunder“ (cour des miracles), deren es in Paris mehre gab, und die zum Theil noch bis jetzt dieſe herrliche Benennung behalten haben. Die Wunder jedoch, welche man an jenen Orten erblickte, waren ſehr verſchieden von ſolchen, wie ſie uns Madame d'Aulnoy, Perrault und Andere überliefern, und doch waren es Wunder. Es war ein Zauber, der die Sinne verwirrte; Ekel und Grauſen erregende Dinge waren auf ſo phantaſtiſche Weiſe durch einander geworfen und dabei von einer wilden Anmuth umſtrahlt, daß man wider Willen ſich feſtgebannt ſah; der tollſte Wahnſinn ward hier mit einem Luxus vergeudet, es ſchien, als ob die Hölle ihre grellſten Fratzen dazu hergeliehen hatte, und Aberwitz und Sinnlichkeit gaben ſich dabei ein Feſt, umgeben von ſo bettelhaftem Prunke und buntſcheckigem Ernſte, daß man mit emporgeſträubtem Haare lachen mußte über dieſe fürchterliche Parodie. Alles, was bei Tage und Nacht in Paris ohne andern Schutz als ſeinen eignen ſich herumtrieb und durch Liſt oder Gewalt für ſeinen Unterhalt ſorgte, was von Sünde lebte und Verbrechen als eine Hantierung anſah, was jeden Abend ſich ſagte: „wir ſterben unter dem Galgen,“ wie andere Menſchen ſagen: „wir ſtehen in Gottes Hand." Alles dies hatte hier ſeinen Schlupfwinkel, den Niemand zu betreten wagte, der nicht als „Strolch" anerkannt wurde von dem Herzoge von Aegypten, der da ſaß auf ſeinem Throne und offenes Gericht hielt, denn er war das lebende Geſetz, dem ſich Alles willig beugte.

Durch enge verrufene Gaſſen, vermieden von dem gewerbfleißigen Bürger, dem handelnden Lombarden und dem wuchernden Juden, denen ſicherer Tod hier zu Theil geworden wäre, gelangte man zu dem Hofe der „Truanderie." Schon die Namen jener Straßen, wie: Tire-chappe, Coupe-gorge, Coupe-gueule, Coup-de-bâton, Vuide-gouſſet, deuteten auf ihre Unſicherheit hin.

Am Tage war der Hof verödet, nur kleine, niedrige Wohnungen umſtanden ihn, von ſehr verfallenem Ausſehen. Nur Kinder und hier und da ein altes Weib wurden geſehen, die übrigen Bewohner ſchienen ausgeſtorben. Durch den Hof floſſen mehre Bäche, welche in der Mitte in eine Pfütze zuſammenliefen, große Pfähle ſah man eingerammt, an denen die Spuren von Flammen bemerkbar waren, Brandſtellen am Boden, voll Kohlen und Aſche erblickte man überall, Tonnen lagen umher, zerzauſte Strohbündel, Haufen von Lumpen, Ueberbleibſel gehaltener Mahlzeiten, blutige Felle und Knochen geſchlachteter Thiere, um die ſich jetzt Kinder und junge Hunde um die Wette biſſen und balgten.

Wer wollte aber dieſen widrigen Anblick in ſeiner ekelerregenden Nüchternheit mit dem Taumel des Rauſches ſelbſt vergleichen? Wer ſieht es der grau und grün bepinſelten Leinwand an, daß ſie in der reichen Beleuchtung einen duftigen Wald bilde? Wer wollte eine Decoration überhaupt am Tage betrachten?

Eine ſchöne Nacht hatte ſich ringsum über das weite Paris ausgebreitet und der Mond ſchwamm im Blau, als mit grellem Geſange, begleitet von einigen gellenden Inſtrumenten, dem Brummen der Bären und dem wilden Geſchrei der Affen, ein langer Zug brauner Menſchen, von den Franzoſen Bohemer oder Sarazenen genannt, welche als Vorläufer der 50 Jahre ſpäter erſcheinenden wirklichen Zigeuner betrachtet werden können, ſich dem Thore des kleinen Chatelet, am ſüdlichen Ende der kleinen Brücke, näherten und Einlaß in Paris begehrten.

Ein Lieutenant des Prevots trat aus dem einen der beiden dicken Thürme, welche das Thor einſchloſſen und in welchem die Wachſtube befindlich war, um das Geſindel ein wenig durchzumuſtern. „Ein ſtattlicher Zug Galgenfutter!“ brummte er vor ſich hin, „doch ich darf den Eingang nicht verwehren, obgleich wir von dem Ungeziefer verzehrt werden.“

Indem er nun im Kreiſe herumblickte, zählte er die Affen und Bären mit den Augen und ſagte dann barſch: „Für jedes der Thiere werden vier Deniers erlegt, ſo lautet das Mauthgeſetz, ſonſt werden ſie nicht zugelaſſen —“

„Ei, Herr, wir führen zwanzig Affen und vier Bären mit uns,“ ſprach vortretend ein großer Mann mit weißem Barte, „und wie ſollten wir armen Leute, die von weitem Wege kommen und erſt hier in dem weltberühmten Paris unſer Glück zu machen hoffen, eine ſo große Summe zu entrichten vermögen? Nehmt Ihr uns aber unſere Thiere, ſo nehmt Ihr uns die Mittel, uns ehrlich zu ernähren, und wir hoffen, mit unſern geſunden Gliedern wieder von hier abzuziehen, nicht verrenkt und verſtümmelt von der Folter —“

„Stellt Ihr Euch,“ ſagte der Lieutenant, „als wenn

Ihr Menſchen wäret wie Unſereins. Mit Eurer Ehrlichkeit wird's Euch ſogar Ernſt nicht ſein. Wahrſagt Ihr nicht? Beſprecht Ihr nicht? Bezaubert Ihr nicht? Könnt Ihr nicht hieb- und ſtichfeſt und unſichtbar machen? Und Ihr ſolltet die Reiter fürchten? Nichts da — zahlt die Mauth — oder fort von hier! — Laßt Euch auf dem Gebiete der Stadt nicht treffen, das rath' ich Euch!“

Hiermit wandte er dem Zigeunertrupp den Rücken, deſſen Greiſe, ſich eifrig berathend, zuſammengetreten waren. Aber ſchnell ging Einer aus dem Haufen raſch auf den Lieutenant zu und rief:

„Wie mögt Ihr doch ſo böſe mit uns armen Leuten verfahren, Herr! Bedenkt doch nur, wenn wir wirklich aller jener Künſte Meiſter wären, deren Ihr vorhin erwähntet, ſo müßte es uns ja leicht werden, unſichtbar an Eurer Wache vorüber in Paris unſern Einzug zu halten und Ihr bekämet nicht den Schwanz eines Affen, nicht die Tatze eines Bären zu Geſichte. Glaubt nur immerhin, wir Bohemer wiſſen von der Zauberei gerade ſoviel als gebraucht wird, das Vieh bannen zu laſſen, Geſtohlenes wiederzubringen, indem wir den Dieb entdecken, und den Kropf zu beſprechen, was freilich Euer König auch kann. Im Uebrigen begnügen wir uns damit, mit Singen und Tanzen und unſern poſſierlichen Thieren guten Leuten die Zeit zu vertreiben und uns ehrlich hinzubringen. Seht nur her und horchet auf, die ganze Wache hat ſich bereits um uns verſammelt. Wir ſingen Euch etwas vor und tanzen dazu, dann brauchen wir die Mauth nicht zu erlegen und ziehen frei in Paris ein, ſo lautet das Geſetz Ludwig's des Neunten!“

„Herr! wie der Kerl die Geſetze ſtudirt hat! — Laßt die Bohemer ſingen! Die Bären und Affen tanzen!

Nur zu! Nur zu! —“ ſo ſchrieen die Wachen durcheinander und zündeten ſchnell Fackeln an, die ſie im weiten Kreiſe hoch in den Händen hielten.

Was wollte der mürriſche Lieutenant des Provoſt beginnen? Er gab die Bewilligung dazu und zog ſich in ſeinen Wachtthurm zurück, während draußen Menſchen, Bären und Affen, unter heulendem Geſange und wildem Jubel, im bläulichen Mondlichte und röthlichen Fackelſcheine ihre Künſte und Tänze zeigten. Dann zogen ſie ungehindert über die Brücke.

In der großen „Truanderie“ war Alles zur Aufnahme ſolcher Gäſte, und wenn ſie auch noch in größerer Anzahl gekommen wären, bereit, obgleich es beſonderer Vorkehrungen dazu niemals bedurfte; dorthin wandte ſich auch der Zug.

Im weiten Hofe, an den Pfählen ringsumher, brannten mannshohe dickqualmende, mit Pech überzogene Holzklötze, und überall ſah man glimmende Haufen, an denen ſich Gruppen wärmten und kochten und um welche kleine ſchwarze Kinder, wie Gnomen, die aus der Erde auftauchten, herumſprangen. Inmitten des Hofes aber ſaß der alte Trimenimeſtrum, Herzog von Aegypten benannt, und gefürchtetes Oberhaupt dieſes Freiſtaates. Er war von altafrikaniſcher Raſſe, dies beurkundeten Form und Farbe ſeiner Züge, die durch Rauſch und erregte Sinnlichkeit eine rohe Wildheit zeigten. Beides bewirkte ſeine Geliebte Galeeddin, die ihm [illegible] zu trinken gab.

Die Nacht dieſer Streiche zerfiel gewöhnlich in vier Abtheilungen. Den Anfang machte das Gericht des Trimenimeſtrum, wo alle Zwiſtigkeiten geſchlichtet und die Verbrecher beſtraft wurden. Konnte man auch nicht immer die Gerechtigkeit des Herzogs von Aegypten loben, ſo mußte man doch die Schnelligkeit bewundern, mit welcher seine Urtheile gefällt und auf der Stelle vollführt wurden. Nur selten trat Willkür ein, denn die alten Satzungen standen fest und wurden von ihm aufrecht erhalten. Zwei Galgen, an dem obern Ende des Hofes aufgerichtet, von sehr einfacher Construction, dienten dazu, seine Rechtssprüche zu erfüllen, und auch in dieser Nacht tanzten die bleichen, schlotternden Körper doch droben in der Luft einen grausigen Reigen, während unten auf der Erde sich Alles sorglos der Freude überließ, ohne daran zu denken, wer morgen vielleicht auf diese Weise in der Luft tanzen könnte.

Nach dem Gerichte folgte die Theilung des Eigenthums, das an diesem Tage erworben worden war und das in lebendigen und todten Thieren, in Eßwaaren aller Art, Getränken und nur selten in Kostbarkeiten bestand.

Auch hier waltete des Truandenfürsten Umsicht und Einsicht vor, und wenn die Theilung nach den Satzungen im Allgemeinen beendigt war, dann fing der Tauschhandel im Einzelnen unter den Männern an, während die Weiber für die Küche sorgten.

Das Essen, Trinken, Singen und Tanzen bildete die letzte Abtheilung der Nacht. Dann zeigte sich die „Truanderie" in ihrem höchsten Glanze. Ueberall auf Anhäufungen von Fässern und andern Erhöhungen thronten die Fürsten der Strolche mit ihren Weibern, von einem hellodernden Feuer bestrahlt, das vor ihnen brannte, während die Geringern im Kreise herumlagernd nur theilweise beleuchtet, theilweise im tiefen Schatten, ihr Mahl verzehrten, gleich wilden Thieren, und mit Zähnen und Nägeln halbrohes Fleisch von den Knochen zerrten, um es mit hastiger Gier zu verschlingen. Diese Gruppen machten damals viele Pyramiden von Menschen, die in steter Bevergleichend ein ebenſo ſeltſames als anziehendes Bild gewährten. Alles beherrſchend erhob ſich der Herzog Trimomeneſtrum in der Mitte, auf einer rohgezimmerten Erhöhung, von einem ſchmutzigen, dunkelrothen Fetzen überdeckt, auf dem noch dunklere Flecke deutlich Blutſpuren verriethen, das zu oft ſchon den Thron dieſes Herrſchers benetzt hatte. Ihm zur Seite lag die rieſenmäßige Gulrebbin, mit flammenden Augen, großen weißen Zähnen und einer vollen Mähne dicker, ſchwarzer Haare, die über den gelb und braun getigerten Buſen und Nacken herunterfiel. Die Kleidung bedeckte nur nothdürftig ihren Körper, deſſen langgeſtreckte Glieder die Behendigkeit eines mächtigen Wildes und auch ſeine Kraft verriethen, und in der That entſtand beim erſten flüchtigen Anblick ein Zweifel, ob es denn wirklich ein Weib war, das man vor ſich ſah. Sie hatte ſich erſt ſeit kurzem eingefunden und ſogleich die höchſte Gunſt bei dem gefürchteten Häuptling errungen, die ihr Niemand ſtreitig zu machen wagte. Man ehrte ſie als vom altägyptiſchen Stamme entſproſſen, was ihr Ausſehen beurkundete, und fürchtete gleich ſehr ihre rieſige Kraft, ſowie ihre tiefe Wiſſenſchaft. Denn ſie ſchien wüthend eiferſüchtig, wenn irgend eines der Mädchen des lüſternen Herzogs Neigung auf ſich zog, und hatte bereits mehre Opfer ihrer Wuth wie der Blitz niedergeſtreckt.

Hin und her liefen die alten Mütter zwiſchen den jubelnden Gruppen durch und ſchleppten Vorrath herbei, um Männer und Weiber zu befriedigen, und nun überall dies lebendige Treiben, das die finſtern, öden Häuschen umſchließen, die ſchwebenden Galgen mit ihren ſtillen Bewohnern in hoher Luft.

Der vierte Theil der Nacht bis an den hohen Morgen wurde mit Schlafen hingebracht.

Bis zum dritten war man gekommen, als plötzlich rauhe Stimmen von außen erſchallten.

Es war der Bohemertrupp, den wir am Thore des kleinen Chatelet verlaſſen haben und der nun in der großen „Truanderie“ ſeinen Einzug hielt. Sein Anführer verlangte vor den großen Herzog von Aegypten geführt zu werden. Eine Menge Strolche, welche die Ankömmlinge ſogleich neugierig umgeben hatte, willfahrte ſeinem Begehren.

„Wer biſt Du?“ rief ihm der trunkene Trimoniweſtrum mit rauher Stimme entgegen.

„Ich bin der Vater einer Familie, die lange Zeit ſchon auf der hiſpaniſchen Halbinſel herumzog,“ ſprach der Greis, den wir mit dem Lieutenant des Prevots verhandeln ſahen, „die jetzt nach Paris gekommen iſt, um ſich Deiner großen Familie, mächtiger Herzog, anzuſchließen.“

„Wie viele Köpfe?“ fragte Trimoniweſtrum.

„Sechsundfunfzig, ohne die Kinder, Bären und Affen zu rechnen,“ erwiderte Jener. „Es wird wol Platz genug zu unſerm Unterkommen ſein, ſollt' ich meinen — “

„Platz genug!“ rief der Herzog. „Paris iſt groß und nährt uns Alle! Setzt Euch und ſeid willkommen! Du Vater und dieſe kleine Tochter hierher an meine Seite — “

Gulreddin ſchoß einen boshaften Blick auf den alten Herzog.

„Wie heißt Du?“ fragte dieſer das hübſche Mädchen. „Dieſe Kleine hier heißt Atten,“ erwiderte der Greis.

Und nun wurde den Fremdlingen gaſtfrei Trank und Speiſe geboten und ebenſo willig von dieſen mit den erlebten Abenteuern aufgewartet. Die kleine Atten brachte ſpaniſche Tänze und Geſänge nach Frankreich.

„Ich prophezeihe Dir Glück!“ ſchrie Trimoniweſtrum,

„wir haben kein ſolches Mädchen bei uns, und es kann Dir hier gar nicht fehlen. Morgen ſollſt Du Deine Künſte auf den öffentlichen Plätzen zeigen und ein Goldregen wird Dich erfreuen. Zuerſt geht Ihr nach St. Germain des Prés, dort haben ſie ein Bild aus alter Zeit, das ſie wie ihre Gottesmutter verehren und Wachskerzen davor anzünden. Aber es iſt ſchwarz und nackt, und es iſt Iſis, die uns nährt und erhält. Vor vielen Jahren, als unſere Väter dies Reich begründeten, kam es hierher. Dort begeht Euern Gottesdienſt, zündet auch ein Lichtchen an und ſie werden der Meinung ſein, Ihr betet zu ihren Göttern. Du, Atten, tanzeſt dann vor Iſis, der ewigen Mutter —“

„Unſere Väter haben alſo dies Reich begründet, ſpricht unſer Herzog?“ rief ein junger Menſch von den Ankömmlingen, „und uns wollten ſie nicht einziehen laſſen in die Thore, ohne daß wir ihnen Zoll entrichten? Iſt dies nicht unſer Paris — das ſie bewohnen —“

„Unſer iſt es,“ ſetzte ein älterer Bewohner der „Truanderie“ hinzu, „wie ſchon der Name lehrt, Par-Isis, und das Oertchen Isis, woraus ſie Issy gemacht haben. Samothes, der Sohn Japhet's und Enkel Noah's, hat es erbaut, und mit ihm zogen vom Morgenlande her die Söhne der Sonne, um dieſen Landſtrich zu bevölkern —“

„Und warum laſſen wir den Fremdlingen, was Unſer iſt?“ nahm der Jüngere wieder das Wort. „Warum dulden wir ſo ſchmälige Erniedrigung? Warum hauſen wir in dieſem ſcheußlichen Winkel, während die Fremdlinge in Paläſten —“

„Und beneideſt Du ſie darum, junger Thor?“ fiel ihm der Aeltere ſchnell in die Rede. „Ein Glück für Dich, daß unſer Herzog ganz Auge und Ohr für die junge Atten iſt, ſonſt würde Dir Deine Bemerkung übel bekommen. Dieſer Winkel birgt das wahre Glück. Wir leben hier frei, nur Einem unterthänig und das iſt unſer Herzog, deſſen Weisheit von uns Allen anerkannt wird. Kein Sterblicher kann ſich über uns erheben. Wir ſind Alle gleich. Das Weib, das uns gefällt, wird von uns geworben, unſere Kinder gehören der ganzen Familie an, unſer Eigenthum gehört Allen, unſer Ehrgeiz beſteht darin, Einer der Unſern zu ſein. So lange der Himmel nicht einſtürzt, kann es uns nicht ſchlecht gehen, wir ſind Kinder der Natur. Mögen ſich doch jene Fremdlinge einbilden, ſie herrſchten in der Welt und wir ſeien ihre Sklaven! Iſt es nicht unſere Wiſſenſchaft, die ſie bei jeder Gelegenheit brauchen und um Hülfe anrufen?“

Während dieſes Geſprächs hatte die niedliche Atten einen Kreis von Zuſchauern und vor Allen den durch und durch glühenden Trimoniweſtrum durch einen ſpaniſchen Tanz entzückt, den ſie in hoher Vollendung zu tanzen verſtand; Guireddin ſchnaubte wild wie ein gereiztes Thier und hielt nur mit Mühe ihre Wuth zurück, die ſie antrieb, ſich auf die Tänzerin zu werfen und ſie zu erwürgen.

„Du haſt ein Kleinod bei Dir,“ ſagte der Herzog zu dem fremden Greiſe, indem er Atten zu ſich auf ſeinen Thron zog und den Arm um ihren Nacken ſchlang. „Deine Ankunft iſt mir nun erſt doppelt willkommen.“

„Herr!“ ſprach dieſer, „auch jenen Mann empfehle ich Dir, deſſen Klugheit uns aus den Klauen des Zöllners am Thore befreite, der uns nicht einlaſſen wollte mit unſern Thieren, ohne eine große Summe zu erlegen, die wir nicht beſitzen. Seiner Kenntniß der Geſetze verdanken wir es — daß —“

„Iſt er einer der Unſern?“ fragte der Herzog.

„Herr —“ brachte ſtotternd der Alte vor — „ich bin verpflichtet, Dir die Wahrheit zu ſagen, darum ſoll nichts Anderes vor Dir über meine Lippen kommen. Der Mann fand ſich zu uns in einem Walde, unfern eines großen Fluſſes und verlangte mit unſerm Haufen nach Paris zu kommen. Von ſeiner Geſchichte hat er mir nichts vertraut, doch ſchien er Sorge auf dem Herzen zu haben. Wir gaben ihm Kleider nach unſerer Art, dafür ſchenkte er uns die ſeinen, die wir verkauften. Am Thore waren es die erſten Worte, die er nach ſeiner Aufnahme unter uns ſprach, und dieſe klangen ſo gut, daß ſie uns von aller Abgabe befreiten. Jetzt hat er ſich dort auf den Stein hingeſtreckt und läßt ſich vom Monde beſcheinen, ohne an irgend etwas Antheil zu nehmen, was um ihn vorgeht. Sieh nur — er rührt ſich nicht! — Ei! er ſchläft —“ ſetzte er dann hinzu, nachdem er ſich dem Steine genähert hatte.

„Weißt Du, daß Du den Tod verdient hätteſt?“ ſchrie der fürchterliche Trimoniweſtrum, „wenn der Fremde, den Du einführteſt, nicht mehr in unſerer Gewalt wäre? Jetzt aber mag er ſtatt Deiner ſterben. Geht Ihr Beide!“ ſagte er befehlend zu zwei ſeiner Adjutanten, wie es ſchien, „und ſtoßt Eure Meſſer dem Schlafenden in das Herz!“

Die Beiden ſchritten ſchnell aus dem Kreiſe, um ihres Herzogs Befehl zu vollführen, aber Gulreddin erhob ſich und ſtreckte ihren Arm nach ihnen aus.

„Halt!“ ſchrie ſie. „Der Fremde iſt mein.“ Sie wichen ſcheu auf ihren Platz zurück.

„Erweckt ihn und bringt ihn in mein Schlafgemach, morgen mögt Ihr dann Eure Meſſer mit ſeinem Blute färben. Aber bei Euerm Haupte nicht früher, und bei meinem Zorn, daß er auch nicht eher entwiſche!“ Bei dieſen Worten zog ſie einen Dolch.

Der ſchlafende Fremdling wurde geweckt und zu ſeiner großen Verwunderung ins Gewahrſam geführt. Er wußte ſogleich, daß er verrathen ſei; er wollte Auskunft darüber haben, aber die drohenden Blicke der Männer, die ihn fortführten, und der wilde Jubel der ihn umgebenden Menge hieß ihn mit Geduld ſich in das Unvermeidliche fügen und hoffen, daß der nahe Morgen Alles aufhellen würde.

Man brachte ihn in ein kleines Gemach, das der Mondſtrahl erhellte. Er blickte rings umher. Ein Lager von Fellen, ein ſeltſames Fratzenbild, den Kopf von goldenen Strahlen umgeben, ein Tamburin, eine Zither, weibliche Kleidungsſtücke, das waren die Gegenſtände, die ihm ins Auge fielen.

„Bin ich wirklich in dem Gemach eines Weibes?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und was hat man mit mir vor? Daß mich auch die Müdigkeit und der Schlaf draußen befallen mußten! — Ich hatte mir vorgeſetzt, die bunten Gruppen, die mir gleich bei der Ankunft ſehr gefielen, recht in Augenſchein zu nehmen, aber eben dies bunte Gewirre war es, was mich in Schlaf wiegte. Nun immerhin! — wo Weiber im Spiele ſind — kann es ſo gar ſchrecklich nicht werden —“

Er hielt inne, denn es ſchien ſich neben ihm zu regen und eine furchtbare Stimme fragte mit ſchneidendem Hohne: „Nicht?“ — Er ſchauerte zuſammen, ſah ſich um — und erblickte Niemand. „Es war Täuſchung!“ ſprach er dumpf in ſich hinein „und ich dachte ja an ſie!“

Das Getöſe vom Hofe ſchallte herein in ſein Zimmer, das er nicht Kerker benennen wollte, und dieſes, ſowie ſeine unruhigen Gedanken hatten alle Müdigkeit von ihm verſcheucht. Nach und nach verlor ſich jedoch das Getümmel draußen. Er hörte Schritte ſich nähern und, während die Feuer verglommen, ſah er dunkle Geſtalten am Fenſter vorübertaumeln. Seine Thür war verſchloſſen und die Fenſter vergittert, mithin mußte er den Gedanken an Flucht ſogleich wieder erſticken, der nun — da das Leben draußen zu ſchweigen begann — in ihm ſich regte.

Erwartungsvoll ſtand er noch da. Da nahete ſich quer über den Hof, der bereits ganz öde geworden war, eine große Geſtalt; ſie trat ins Haus, ſeine Thür wurde geöffnet und er erblickte eine Rieſin vor ſich.

„Ich bin Gulreddin,“ ſagte ſie zu ihm, „die Dir, Fremdling, das Leben rettete und Dich glücklich machen will. Zum Glücklichſten — hörſt Du? Folge mir und thue, was ich Dir ſage!“

„Und was ſoll ich thun?“ fragte der Fremde.

„Herzog von Aegypten ſollſt Du werden —“ ſagte Gulreddin, „wenn Du Dich mir überläſſeſt. Komm und frage nichts mehr.“

Er legte ſeine Hand in die Ihre, die ſie ihm darreichte, und ſie leitete ihn über den Hof durch glimmende Aſchenberge, über Steine und durch Pfützen dem Eingange zu.

„Ich bin mitten unter den Abenteuern, die Alle ſcheuen, die nicht darin geboren werden,“ dachte ſich der Fremde. „Dies iſt ein „Hof der Wunder“ und ich darf mich über nichts mehr verwundern!“

„Hier,“ ſprach jetzt mit unterdrückter Stimme ſeine Führerin zu ihm, „verdiene den Preis, der ich ſelbſt bin.“

Der ſcharfe Blick des Fremden, der auf ihr ruhete, ſchien der Rieſin nicht zu mißfallen, ſie ſchlug ihr großes

Nachtauge zum Monde empor, damit er deſſen Spiegel ſchauen konnte, denn die langen Wimpern und tiefgezogenen Brauen beſchatteten ihn zu ſehr; ſie lächelte und zeigte das Elfenbein ihres Mundes, das die dicken Lippen kaum ſehen ließen, und ſchüttelte dann die vollen, ſchwarzen Mähnenhaare mit einem mächtigen Wurfe in den Nacken.

„Hier drin ſchläft er berauſcht, ein junges Ding in den Armen,“ ſagte ſie nun, „ich darf ihn nicht tödten, weil er mein Gatte war, aber Du darfſt ſein Blut vergießen. Ich leite Dich zu ſeinem Lager, hier nimm den Dolch aus meiner Hand, und dann bin ich Dein, und morgen biſt Du, den er hängen laſſen wollte, an ſeiner Statt Herzog und kannſt über Alle gebieten!“

„Nimmermehr!“ rief der Fremde — und wandte ſich erſchüttert ab — es war ihm gleich einer furchtbaren Erinnerung, was ihn ergriff. „Du — mich leiten?“ rief er — „ich den Herzog morden? Nie — nie!“

Gulreddin fragte ernſt: „Du willſt nicht?“

„Nein!“ ſprach der Fremde — „ſoll ich Dir dankbar bleiben — ewig — ſo laß mich entfliehen —“

„Daß ich eine Thörin wäre!“ rief ſie, „Du biſt mein Sklave, mir geſchenkt bis zu Deinem Tode, den ich nicht abwenden will, da Du Dich meinem Willen widerſetzeſt. Kehr' zurück in mein Gemach — ich befehl' es Dir!“

„Du biſt eine wahnſinnige Thörin, mir zu befehlen,“ rief der Fremde. „Hier bin ich im Freien und nie wirſt Du mich in den Kerker zurückbringen. Alles will ich dem Herzoge verrathen.“

„Das wirſt Du nicht,“ rief ſie und ſtürzte ſich auf ihn wie eine Raſende.

Mit gelenkem Griffe hatte der Geübtere ſie entwaffnet und warf den Dolch weit weg. Nun ging es an ein

Ringen, worin ſeine Gegnerin eine große Ueberlegenheit an Kraft entwickelte. Mit aller Anſtrengung hielt er ſich noch, wenngleich ſie es nicht vermeiden konnte, daß der Kampf ſich bereits nach dem engen Gäßchen gezogen hatte, das zur „Truanderie“ führte.

So waren ſie vom Hofe bereits eine Strecke entfernt, als ſchallende Schritte ſich ihnen näherten.

„Wer Ihr auch ſeid!“ rief der Fremde nun, „befreit einen Menſchen, der ſonſt ſchmälig unterliegt, aus den Händen eines nächtlichen Ungeheuers, eines Wehrwolfes —“

Schnell war der Ankommende bei der Hand, aber ehe er noch die Kämpfenden ereilte, hatte Gulreddin von ihrem Gegner abgelaſſen und war mit wildem Geſchrei in den Hof zurückgeflohen.

„Ihr ſeid ein Bohemer?“ fragte der Unbekannte, der in einen Mantel gehüllt war.

„Ja, Herr!“ erwiderte der Andere, indem er ſeinen Mann in Augenſchein nahm.

„Und wie kamt Ihr mit dem rieſenmäßigen Weibe zuſammen?“ fragte der Unbekannte weiter, aber der arme *Kämpfer war ſo erſchöpft und die Wunden,* welche ihm die Rieſin zugefügt hatte, ſchmerzten ihn ſo ſehr, daß er unfähig war zu antworten. Endlich fiel es ihm ein, daß der Unhold wol noch einmal mit Verſtärkung erſcheinen könne, und daher fand er es ſicherer, ſo ſchnell als möglich dieſen gefahrbringenden Ort zu verlaſſen, unbeſorgt um die Zukunft, die ihn, den vor kurzem Geflohenen, in Paris mit nicht kleinern Gefahren bedrohte.

„Und was bringt Euch hierher um dieſe Zeit?“ fragte er daher raſch den Unbekannten.

„Ich ſuche Hülfe!“ ſprach dieſer, „Hülfe von Euch, weil Ihr Geheimes zu entziffern wißt. Biſt auch Du in dieſer Kunſt erfahren?“

„Sprecht, was Ihr wollt!“ ſagte drängend der Andere, nicht ohne Furcht, immer den Kopf nach der „Truanderie“ zurückwendend.

„Nun, ſo höre denn,“ ſprach der Unbekannte, „ſeit längerer Zeit ſchon verſchwinden in Paris junge Leute auf eine räthſelhafte Weiſe und dann werden ihre Leichname aus der Seine gefiſcht — ich achtete dieſe Vorfälle gering, bis ein Fall, der mich näher anging, meine ganze Aufmerkſamkeit darauf hinlenkte. Mein eigner Bruder fiel als ein Opfer dieſes unbekannten Dämons und von dem Durſt nach Rache beſeelt, flieht mich der Schlaf und ich gehe Nachts um wie ein Geſpenſt, um die Urheber dieſer Schandthaten zu entdecken. Meine Schritte bei der Königin ſelbſt ſind fruchtlos geblieben, deſto eifriger iſt aber mein Sinn auf dieſen einen Punkt hingelenkt. Dieſe Nacht, ſowie viele der vorhergehenden, ſah mich einſam durch die Straßen wandeln — da gedachte ich Euer und Eurer geheimen Kunſt und Wiſſenſchaft und lenkte meine Schritte zu Euch. Sage mir, ob es Dir gelingen wird, den Mörder meines Bruders zu entdecken! Ich verſpreche Dir reichen Lohn dafür, ich bin der Chevalier Renaud d'Annebaut.“

„Ihr ſeid vom *Hofe*?“ fragte der Fremde, ſeinen Charakter als Bohemer behauptend.

„Ich bin keiner der Geringſten im Gefolge der Königin,“ ſprach der Andere.

„So könnt Ihr mir wol leicht Eingang im Thurme von Philipp Hamelin verſchaffen?“ fragte der falſche Zigeuner.

„Nichts leichter als das!“ entgegnete der Sire d'Annebaut.

„Thut's denn — und ich will Euch helfen," verſicherte Jener.

So hatten ſie das enge Gäßchen durchſchritten und waren auf einen ziemlich freien Platz gekommen, wo einige bewaffnete Diener mit Pferden ihren Herrn erwarteten. Der Chevalier ließ einen abſteigen und den Bohemer aufſitzen, und ſo zog die Cavalcade durch die ſtillen Gaſſen dem Hotel d'Annebaut zu.

5.

Eine Nacht im Louvre.

Ludwig der Zehnte hatte ſeinem Hofe Audienz gegeben, während das gute Volk draußen ſich immerfort heiſer ſchrie. Ein Feldzug ſollte begonnen werden, ein geworbenes Heer ſtand in den nördlichen Provinzen, es fehlte nichts, als daß der Adel aufbreche, um die Stellen der Hauptleute und Anführer zu beſetzen. Aber die Beutel dieſer Herren waren durch Ausſchweifungen aller Art erſchöpft; die ſchönen Töchter ehrſamer, doch thörichter Bürger waren es, die ſich des blanken, rothen Goldes in lachenden Haufen zu erfreuen hatten, welches die Edelleute ihren Unterthanen erpreßten. Liederliche Scherze und Wetten, welche die eigentliche Würze der Bankette damaliger Zeit ausmachten, verſchlangen die Einnahme eines Jahres in wenigen Stunden. Man begnügte ſich nicht, im heimlichen Dunkel zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen und den Genuß zu ſchlürfen, ſondern er mußte vergeudet werden. In Schwärmen begab man ſich zu der „dame galante“ und zog dahin, was eben die ausgelaſſenſte Laune als brauchbar für den Scherz bezeichnete. Bald waren es Geizhälſe, Furchtſame, Mürriſche, Trunkenbolde, deren Hang und Neigung zu allgemeiner Berühmtheit gediehen war, welche auf die Probe geſtellt und durch tauſendfache Verlockungen auf die Folter geſpannt wurden, die den vornehmen Zuſchauern zu einer Quelle von Scherzen und Luſtbarkeiten gereichten. Es war eben zu jener Zeit an Unterhaltungen noch fühlbarer Mangel; Luſtſpieldichter hatten ihre fruchtbare Poeſie noch nicht angeſtrengt, die Thorheiten der Menſchen in einem treuen Spiegel zu zeigen und im Scherze zu belehren, was blieb alſo den vergnügungsſüchtigen Edelleuten übrig, als dieſe Thorheiten im Leben ſelbſt aufzuſuchen und ihren Nutzen daraus zu ziehen, ſo gut es gehen wollte? Wir wollen daher über ſo manche Ausartung der Luſtigkeit in jenen Tagen nicht den Stab brechen, weil der guten Anſtalten, dieſem erfreulichen Triebe auf anſtändige Weiſe zu huldigen, noch gar zu wenige waren.

Um nun den jungen Herren die Mittel zu verſchaffen, mit dem erforderlichen Glanze zum Heere zu ſtoßen, ihre Feldequipage, Pferde, Diener und Waffen in gehörigen Stand zu ſetzen, belegte der König ſeine gute Stadt Paris mit einer neuen Steuer und ertheilte ſeinem Miniſter, Enguerrand de Marigny, den Auftrag, ſogleich für deren Eintreibung zu ſorgen; doch fügte er in angeſtammter Gnade hinzu, daß dieſe Auflage nicht höher als die letzte erhoben werden ſollte, da er den Geiz und die Härte des Miniſters zu wohl kannte und jeder Eigenmächtigkeit dadurch Schranken zu ſetzen gedachte. Hierauf wurden die Hofleute zum Handkuſſe gelaſſen und entfernten ſich mit einer Kniebeugung, das **Volk** wurde durch die Partiſanen der Trabanten „des grandes lances," wie man ſie zu nennen pflegte, auf hundert Schritte vom Louvre entfernt gehalten, um den Herrn König und die Frau Königin nicht fürder zu beläſtigen, und ſomit endigte ſich dieſer geräuſchvolle Tag des Einzugs und ſeine weitläufigen Ceremonien, wie Alles in der Welt. Die Sonne ging unter und es ward ruhig überall.

Ludwig der Zehnte, obgleich ein ſtrenger und zuweilen jähzorniger Mann, der, außer dem Umgange mit Weibern, wenig von den Ergötzlichkeiten anderer Menſchen empfand und die kurze Zeit ſeiner Regierung größtentheils in Unruhe und Strapazen hinbrachte, war dennoch an dieſem erſten Abende, wo er ſich wieder in ſeinem Louvre befand, in einer behaglichen Laune, die faſt bürgerlich zu nennen wäre. Es kam ihm in den Sinn und er hielt es ſich deutlich vor, daß er doch ein recht reicher, mächtiger Mann ſei; König eines ſchönen Landes; vornehmer und reicher und mächtiger in dieſem Lande, als irgend einer darin zu ſein ſich vermeſſen konnte; er ſah ſich in ſeinem königlichen Schloſſe, umgeben von Wachen und Dienern und allen Zeichen der Herrſchaft und Macht, Dinge, denen er ſonſt keine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken gewöhnt war. Aber es kommen eben Augenblicke, wo man ganz eigne Stimmungen an ſich empfindet.

So ergriff es ihn auch lebhaft, daß er eine überaus ſchöne Frau habe, eine Frau, um deren Preis allein ſchon Jeder gern König von Frankreich geweſen ſein würde. Dieſe Frau hatte er nun lange nicht geſehen, und alle Frauen, die während ſeiner Abweſenheit in la Roche-Corbon und anderswo ihn umgaben, machten ihm nur ihre Entbehrung empfindlicher, obgleich ſie alle zu den angenehmſten zu ählen waren und von ihm mit dem Titel: „Freundin,“ der „Liebſte des Königs,“ la mye du roy, beehrt wurden.

Kaum war es daher ruhig im Schloſſe, als der König, alb entkleidet, ſich erhob und ganz heimlich, wie ein ech- er Verliebter es macht, ohne Vortretung von Dienerſchaft, ie ein König es zu halten pflegt, ſich zu dem Gemache iner Gemahlin hinbegab, um ihrer hohen Reize endlich inmal wieder recht froh zu werden.

Wie aber fand er die ſchöne Margarethe?

Sie ſaß, halb liegend, auf einem Ruhebette in einer reizenden Beleuchtung, als ob ein Maler, um die Zau- er des Helldunkels zu ſtudiren, ſie mit großer Kunſtver- ändigkeit angeordnet hätte. Alles rundete ſich da noch ehr, was die Natur ſchon herrlich gerundet; wie das zarte Weiß, das im durchſichtigen, bläulichen Dufte verſchwamm, ch ſo glänzend vom braunen Grunde hob! — Ein Mei- er in dieſer Art zu bilden, war der reizende Correggio, nd ein einziges Mal nur war es ihm verſtattet, das öchſte hierin zu erreichen, und das war in ſeiner Mag- alene!

Was Wunder alſo, daß dem guten Könige alle ſchöne Gedanken, die er eben einſam gedacht, in raſcher Folge nd bedeutendem Schwalle vor dieſem Bilde wiederkehrten! r ſetzte ſich ohne Umſtände zu ſeiner Königin, ließ die Hand leicht unter ihr liebliches Haupt gleiten und ſah ihr n die großen Augen. Aber ſtumm und regungslos lag e da — und ſchien es nicht zu bemerken, daß ihr Herr nd König ſich ſo zärtliche Mühe mit ihr geben wollte. Ihre Gedanken waren abweſend — ihre weitgeöffneten Au- en — ſo mußte man glauben — ſahen weit über die Grenzen dieſes Zimmers hinaus — und Gedanken und Blicke ſchweiften fernab in Gegenden, wo andere, lieblichere

Geſtalten ſie zu feſſeln wußten, als die Umgebung ihnen zu bieten hatte.

Eine gute Weile begnügte ſich Ludwig nun wol mit dem Anſchauen, ja — dies erhöhete zugleich den eigenen Reiz, der in ſeiner gegenwärtigen Stimmung verwaltete, und der Zuſtand völliger Abſpannung, in welchem die Königin ſich befand und ihm jede Zärtlichkeitsäußerung geſtattete, erfreute ihn wol, obgleich ſie ohne Erwiderung blieb. Doch mit einem Male war es, als ob ein unheimliches Gefühl den König neben der ſchönen Frau ergriff.

„Wie?“ rief er, iſt es möglich, daß eine Gattin ſo unempfindlich, kalt daliegt, wenn nach langer Zeit der Gatte ſich ihr naht? Iſt dieſe Schöne von Marmor, fließt kein Blut in ihren Adern? Athmet kein Gefühl in ihrer Bruſt? Margaretha! hörſt Du mich nicht? ſiehſt Du mich nicht? Margaretha!“

Und ſchnell, wie wenn ein Mondſüchtiger, durch plötzlichen Anruf bei ſeinem Namen erſchrickt, zu ſich ſelbſt kommt und zuſammenſtürzt und dann allmälig erwacht zum Leben, ſo erhob ſich die ſchöne Königin krampfhaft, mit zurückgebogenem Leibe und rollenden Augen. Ihre reichen Flechten, die losgeneſtelt waren, fielen über das himmliſche Geſicht und man ſah daher nicht deutlich, wie der Mund ſich verzerrte.

„Was iſt Margaretha, meiner Königin?“ fragte Ludwig beſtürzt.

Da ſeufzte ſie tief, mehre Male nach einander, dann ſtrich ſie die Haare zurück mit der weißen Hand, ſchloß eine kurze Zeit die Augen, öffnete ſie, blickte lange auf den König, legte ſich zurecht, ſtützte den zierlichſten Ellenbogen des Erdballs auf das runde Polſter, den ſchönen Kopf darauf und ſprach leiſe:

Du? Lons? Warum weckſt Du mich ſo ungeſtüm?"

Der König verſicherte, daß er ſie nicht ſchlafend gefunden, daß ſie mit geöffneten Augen dagelegen, daß ſie ruhig geathmet habe; ſie aber leugnete Alles und behauptete, daß ſie ſein Hereinkommen nicht bemerkt.

„Wenn das iſt," ſagte mit ernſter Miene der König, „ſo lag Dein Körper da, während Deine Seele daraus entfernt, wer weiß, in welchen Regionen umherſchweifte."

„Meine Seele — ja!" wiederholte ſie, leiſe ſchaudernd.

Und den König, den ſo heiße Sehnſucht zu ihr geleitet, überfiel nun ein unheimliches Grauſen, dem herrlichſten Weibe gegenüber. Es war ihm, als habe eine andere Macht, als die gute im Himmel droben, eine Gewalt über ſie. Wie denn die zahlreichen Aſtrologen und Zauberer zu ſolchem Glauben hinlänglichen Raum gaben, indem ſie Liebestränke von großer Kraft zu bereiten verſtanden.

Er ſah ſie recht wehmüthig an, holte einen tiefen Athemzug und ſtieß ihn gleich wieder kräftig aus der Lunge, weil ihm die Luft zu ſchwer ſchien und geſchwängert in dieſem Gemache mit unheilbringenden Beſtandtheilen; dann zog er ſich zurück, um auf andere Weiſe ſich zu vergnügen, jedoch von ſeiner Königin ohne Bedauern nachgeblickt.

Kaum war er fort, als ſich die Wand dort öffnete, wo keine Spur einer Thür bemerkt werden konnte, und ein alter, gelblicher Kopf, von rothem Barthaare umſäumt, ſich daraus vorſichtig umblickend, in dem Zimmer der Königin zeigte. Da er es leer ſah, ſäumte der ziemlich vom Alter gebeugte Körper nicht, einzutreten und ſich dem Lager der Königin zu nahen. Er zog aus ſeinem Talare eine kleine Phiole und ließ daraus einige belebende Tropfen auf die Lippen der hohen Frau gleiten.

„Biſt Du's, guter Meiſter Jourdan?" fragte ſie, ſo gleich zu ſich ſelbſt kommend und den weiſen Meiſter Jourdan Ferron erkennend, ihren Arzt.

„Ich bin's, Frau Konigin!“ ſagte dieſer, „ich harrte lange in dem dunklen Kabinette, weil ich die Abfahrt des unlautern Gaſtes, der in Deiner Nähe war, erwarten mußte. Endlich geſchah es, und hier bin ich nun, mich mit Dir zu beſchäftigen.“

„O, wenn Du das willſt, weiſer Mann,“ ſprach ſie, „ſo gib mir Kunde, die mein Herz verlangt. Ich lag im wachen Traume da und meine Seele war fortgezogen aus meinem Körper und umſchwebte ihn — den ich heute ſah — und der mit mir Eins iſt. Sage mir, was Du von ihm weißt, denn bei Dir iſt er — das hörte ich —“

„Du meinſt den Jüngling, den heute der Unfall —“ ſagte der Meiſter.

„Ja — ja — wen denn anders? Iſt er krank?“ fragte das glühende Weib, dem die Anweſenheit oder die Arzenei des Schwarzkünſtlers das Leben wieder zurückgegeben hatte.

„Er genas durch meine wiederbelebenden Künſte — er — dem Du bald den Tod gegeben hätteſt,“ ſprach der Meiſter.

„Ich? den Tod?“ fragte wiederum Margaretha.

„Und haſt Du nie gehört,“ nahm ernſt Jourdan Ferron das Wort, „daß Liebe todten könne — durch Sehnſucht, Ueberraſchung, plötzliches Glück? Dies war bei jenem Junglinge der Fall, der heute beim Einzuge des Königs, unweit des Hotels von St. Paul, in meiner Nähe zur Erde fiel, als Du vorüberritteſt und Eure Blicke ſich begegneten. Ich nahm mich ſeiner an und ließ ihn in mein kleines Haus bringen, das ich in der Rue des Ecrivains bewohne. Wie er dort, durch meine Bemühungen, wieder zu ſich gekommen war, geſtand er mir, daß er längſt Dir nach-

che, wie der Mond der Erde, daß er ſich in Deinen
trahlen bewege, und daß es ihm nur ſo ſelten widerfahre,
eine Schönheit aus der Ferne bewundern zu dürfen, weil
fremd ſei und es nicht wage, ſich unter den Cavalieren
zeigen, die Deinen Hofhalt ſchmücken. So war er heute
sgegangen, nicht um die Pracht der Aufzüge zu bewun-
rn, oder ſich an dem lauten Lärm zu ergötzen, ſondern
r um wieder einmal ſeine Königin zu ſehen und ſich in
rem Strahlenblick zu ſonnen. Da erſchienſt Du, Alles
erglänzend, was Dich umgab, und Dein Blick verweilte
nge auf dem fremden Jüngling, und Dein Auge ſuchte
n Weg zu ſeinem tiefinnerſten Herzen; da fühlte er ſich
rben — ſterben von dem Strahl des Auges. Sein Tod
r Wolluſt. O wie ſehr hart waren ſeine Vorwürfe, daß
ihn zum Leben erweckte —“

„Sterben — von meinem Blicke?“ ſagte die Königin,
liebeglühendem Nachdenken verſunken — „es iſt ein
tlicher Gedanke —“

„Nur meine Verſicherung, daß ich als ein geſchickter
zt Mittel für jedes Uebel wiſſe,“ fuhr Meiſter Jourdan
t, „ſöhnte den Ungeſtümen, der nur Tod von Dir wollte,
ht Leben von einem Andern, wieder mit mir aus —
n ich geſtand ihm, daß ich Dein Arzt ſei. Er iſt
rigens aus einem altitalieniſchen Hauſe, die Verſoris
d in Genua bekannt. Er iſt der jüngſte Sohn, Luigi
t Namen —“

„Wer will das wiſſen?“ rief die Königin unruhig.
lſo zum Leben erwacht iſt er — und für mich ſoll er
rn! — Ich will ihn ſehen — führ' ihn ein zu mir!“

„Dort?“ fragte mit ſehr ernſtem Nachdrucke der Mei-
.

„Nein — nicht dort — nein!“ rief wie von Abſcheu ergriffen die Königin. „Hier wiill ich ihn ſehen, täglich, zu jeder Stunde — nicht bei jeneen geheimnißvollen, nächtlichen Zuſammenkünften. Ich hoffe, ſeine Liebe wird mich bewahren vor jenen furchtbaren Ausſchweifungen, davor ich in ruhigern Augenblicken erbebe. Ja — ſeine Liebe ſoll mich beglücken — muß miich beglücken! Von Dir, Furchtbarer! verlange ich es — Du kannſt die Herzen der Menſchen gängeln nach Deinem Willen — führ' ihn zu mir und tilge ſo Deine gräßliche Schuld!"

„Du kennſt die Gewalt der Liebe," ſprach der Arzt. „Muß er nicht ſterben, wie die Andern, wenn Du —"

Die Königin entgegnete: „Nein! ihm will ich vertrauen! Er wird mich nicht verrathen! Er mag das Bewußtſein haben, daß er von der Königin geliebt wird. Deine wilden Liebestränke, die meine Adeern mit Feuer füllen, gib mir nicht mehr, ich bedarf ihrer nicht mehr, um die Schrecken der Nacht zu bannen, an ſeiner Seite werden die Nächte mir wonnig dahin ſchwinden. Und kein Opfer darf mehr fallen, um das Geheimniß meiner Qualen zu bewahren. Bringe mir Verſoris, der mich liebt, ich werde menſchlich fühlen!"

Eine Pauſe folgte. Dann begann der Meiſter Jour van Ferron:

„Du willſt es und ich werde Dir gehorchen. Der junge Verſoris aus Genua wird morgen am Hofe erſcheinen —"

„Morgen?" unterbrach ihn die Königin, „erſt morgen?"

„Margaretha," ſprach hierauf der Meiſter, „Du erwähnteſt meiner Schuld, und biſt Du es nicht, die mir ſchuldet? Verſchwende ich nicht meine tiefe Wiſſenſchaft, Deinen Lüſten zu fröhnen? Bin ich nicht Dein Sklave? Gleich dem ſtarken Teufelsbanner beherrſcheſt Du meine

Geiſter und ich ſelbſt muß vor Dir zittern. Margaretha, ſprich! wirſt Du je auch Luigi's überdrüßig werden — wird auch er — — "

„Nicht weiter!" ſchrie entſetzt die Königin. „Deine Gedanken hier — jetzt — auszuſprechen, wär' ein Frevel. Luigi will ich lieben, wie mein Herz ſich ſehnt; mit einer Liebe — ich fühl' es — die ich noch nicht kannte. Dieſer Jüngling war bereits das heimliche Entzücken meiner Träume, als ich ihn noch nie erſchaut hatte!"

„Der junge Verſoris wird an Deinem Hofe hochgeachtet leben — Dein Günſtling ſein — Dich ganz beherrſchen?" fragte der Alte ſchlau.

„Ganz — ganz! wie einer Magd ſoll er mir gebieten!" rief Margaretha. „Nur ihm will ich gehören — ihm allein!"

„Wolan denn" — ſprach Meiſter Jourdan, „ich habe Dein Verſprechen, das Du mir nie brechen wirſt — ſollt' es einſt geſchehen — "

„Nie!" — ſagte Margaretha ſtark — und ein Luftzug, der gerade in dieſem Augenblicke durch das Gemach ſtreifte, ließ ſeltſam die kleinen, locker in Blei gefaßten Fenſterſcheiben an einander klirren. Sie ſchauerte zuſammen.

„So wirſt Du ihn noch dieſe Nacht ſehen — ſprechen — in dieſem Augenblicke!" ſprach Meiſter Jourdan.

Margaretha begann zu zittern, ihr fragender Blick ruhete flammend auf ihrem alten Arzte, der noch immer ſtarr und ſtumm vor ihr ſtand.

„Ich ſoll ihn ſehen, ſagſt Du mir?" fragte ſie endlich, „und wo iſt er?"

Der Alte ſchlich nun zur geheimen Thur, durch die er eingetreten war, öffnete ſie und leitete bei der Hand einen blaſſen, ſchönen Jüngling in das Gemach der Königin, die ſich indeß in peinlicher Erwartung auf das Ruhebett geſetzt hatte.

„Du ſiehſt, Luigi Verſoris, daß ich Wort gehalten habe,“ ſprach bedächtig der Meiſter Jourdan, indem er mit einer gewiſſen Art von ängſtlicher Vorſorge des jungen Menſchen Hand fahren ließ, wie eine Wärterin, die ihren kleinen Pflegling die erſten Schritte wagen läßt. „Gedenke meiner Worte! Dort iſt die Thür, wo ich Dich erwarte!“

Hiermit verließ er ihn.

Der Jüngling befand ſich auf der höchſten Staffel irdiſcher Seligkeit, denn dem Bilde, das ihn wachend und ſchlafend erfüllt hatte, ſtand er nun gegenüber, und es war kein Bild mehr, ſondern ein liebewarmes, ſchönes Weib, das ihm die weißen Arme entgegenſtreckte.

Seine Scham wich bald in der heißen Umarmung und den armen Schüler Robert, den vor kurzem noch Sehnſucht verzehrte, deſſen Gedanken unbeſtimmt umherſchweiften nach einem Etwas, das ihm noch räthſelhaft war, ſehen wir nunmehr als Luigi Verſoris als den beneidetſten Mann im Königreiche, wenn Jemand ſein Glück hätte ahnen können.

Aber Margaretha, voll Liebe und zärtlicher Zuneigung zu dem ſchönen Jünglinge, bewahrte eine keuſche Zurückhaltung in ſeiner Nähe, die ſeine Schüchternheit begünſtigte.

Sie war ſich ſelbſt ein Räthſel, und nie noch ward eine Umarmung und ein Kuß reiner gewährt und empfangen, als bei dieſem trauteſten Zuſammenſein.

Der Morgen grauete bereits, da klopfte der wachſame Meiſter leiſe an die geheime Thür und dachte zwei Liebende aus ſinnlichem Rauſche zu ſtören. Die Gefühle

aren aber anderer Art, welche Beide erfüllten. Der
üngling zog ſanft ſeine Hand aus der feſthaltenden der
önigin und mit dem Verſprechen: „auf morgen!“ ver-
wand er.

6.

Enguerrand de Marigny.

ief in Sorgen brütend ſaß Ludwig's erſter Miniſter in
nem Hauſe „La Tombe-Iſoire,“ das beim Volke, argen
ſpenſterſpukes wegen, in großem Verrufe ſtand. Es
außerhalb der Barrière von St. Jacques, im Dorfe
ange-Souris, heutzutage „Mont-Souris“ geheißen, in
Gegend des Pantheons. Die Erbauung dieſes Hau-
wurde in die Römerzeit verlegt und ſpäter hatte ein
üchtigter Räuberhauptmann hier ſein Weſen getrieben.

La Tombe-Iſoire, ſowie das Schloß Vauvert, das von
rthäuſern bewohnt wurde und nun verſtümmelt „Dia-
-au-Vert“ genannt wird, waren die eigentlichen Wohn-
des pariſer Localteufels Vauvert, deſſen muthwillige
sheit keinen Reiſenden ruhig auf der alten Römerſtraße,
nach Iſſy führte, vorüberziehen ließ und der von allen
riſern gleich gefürchtet wurde.

Enguerrand de Marigny, der von Allen gehaßte
hwarzkünſtler, konnte wol unter dem Schutze dieſes Un-
ds wohnen, da er ſelbſt nicht viel beſſer war als Jener.
der That aber war La Tombe-Iſoire, dieſer berüch-

tigte Geiſterſchlupfwinkel, eine Art von ländlichem Aufenthalte für den Miniſter, wenn er ſich aus dem Geräuſche der Stadt zurückziehen wollte, wenn er ermüdet war von ſeinen eifrigen Nachſuchungen im alten Pet-au-Diable, wie das Volk den von den hingerichteten Templern bewohnten Thurm zu benennen pflegte, um hier in ſtillem Nachdenken einige Stunden zu verleben.

Hier hatte ſich Enguerrand mit Allem umgeben, was ihm bei ſeinen geheimen Wiſſenſchaften nöthig war.

Wir ſehen ihn in einem hohen gewölbten Zimmer ſitzen, deſſen Ledertapete von Alter und Staub dunkel gefärbt iſt, mit langen, ſchmalen Fenſtern, deren kleine, runde, in ſchwarzem Blei eingefaßte Scheiben in der Mitte ein buntfarbiges Wappen einſchließen. An den Wänden erblicken wir jene räthſelhaften Charaktere auf Tafeln gezeichnet, die uns die gangbarſten Zauberbücher jener Zeit aufbewahrt haben und mit deren Hülfe es weiſen Männern möglich geweſen ſein ſoll, die Pforten des Geiſterreichs zu erbrechen und ſeine Bewohner heraufzubeſchwören, um ſich die Zukunft enthüllen zu laſſen. In wiefern jene Leute, die ſich ſolchen Wiſſenſchaften hingaben, Betrüger oder Betrogene waren, wollen wir hier nicht unterſuchen. Wahr iſt es und eine ganze Zauberliteratur beſtätigt uns, daß dergleichen Formeln und Zeichen vorhanden waren und angewandt wurden. Sich ihrer zu bedienen, gleichviel mit welchem Erfolge, verſchaffte ſchon den Namen eines Zauberers und Schwarzkünſtlers.

Einen ungeheuern Erdſpiegel vor ſich, den das mächtigſte Zaubermittel, unter dem Namen der „Sieben-neun-Siegel" bekannt, in künſtlicher Verſchlingung umgab, ſaß der Miniſter da, ſein Auge ſtarr darauf gerichtet, mit bleichen Lippen und in ganz ungeordnetem Anzuge.

Die ſchönſte Sommerſonne ſpielte draußen in den bunten Blumenhäuptern, von denen die Wieſe duftete, welche das Gebäude umgab — er merkte nichts davon. Kein Strahl — kein Duft zog ein unter den Moderſtaub, der ihn umgab.

Der Erdſpiegel war ſeine Welt. In ihm wollte er ſeine Zukunft und die des Königs — der Königin — des Reiches — ſeiner Feinde ſehen. Alle Mittel waren fruchtlos. Dies Orakel blieb ſtumm. Die ſchwarze Fläche blieb leer und die trübe Weiſſagung, welche er ſich daraus zog, erfüllte ihn mit Bangen, ſchärfte ſein Nachdenken und verdoppelte ſeine Sorge.

So mochte er bereits mehre Stunden geſeſſen haben, als ohne Meldung geradezu und mit der Zuverſichtlichkeit in Blick und Haltung, eine angenehme Störung herbeizuführen, der allberühmte Arzt und Aſtrolog, Meiſter Jourdan, zu dem Miniſter eintrat.

Dieſer ſah in die Höhe und den Eintretenden ernſt an.

„Ihr kommt,“ rief er ihm dann entgegen, „zu einer gelegenen Stunde. Ihr ſollt mir mit Eurer tiefern Wiſſenſchaft beiſtehen. Meine Zukunft trübt ſich — mein Ende naht heran — ich ſehe den Triumph meiner Feinde; oder meine Kunſt iſt zu ſchwach, dem mächtigen Verein von wirkenden Kräften zu gebieten.“

„Was beunruhigt Euch ſo?“ fragte Meiſter Jourdan mit Befremden. „Sind Eure Unternehmungen nicht alle mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt worden? War je ein Miniſter in dieſem Lande ſo mächtig wie Ihr? Wer ſollte es wagen, Euch die Spitze zu bieten? Das Leben des Königs — der Königin — aller Menſchen iſt in Eure Hand gegeben. Beherrſchet Ihr nicht auch mich? Bin ich nicht Euch ein dienſtbarerer Geiſt, als mir Aſtaroth, Aſmodi, Lucifer es ſind? Tödtetet Ihr nicht Philipp, Euern Herrn, hier im Bilde, und gab er nicht ſogleich darnach ſeinen Geiſt auf? Und war ich es nicht, der Euch ein Zauberbild, Volt genannt, verfertigte zu dieſem Zwecke?“

„Wollte ich alle meine Feinde ſo tödten,“ ſprach ſchwer aufathmend Enguerrand, „ſo müßte ich dieſe Säle mit Zauberbildern anfüllen und es würde des Mordens kein Ende. Denn wer iſt nicht mein Feind?“

„Habt Ihr ihre Macht nicht gebrochen, indem Ihr Bernhard von Molay und die Rotte der Tempelherren vernichtetet?“ erwiderte der Meiſter. „Mögen doch die von ihnen aufgehäuften Schätze in andere Hände gekommen ſein! Was kümmert's Euch? Geiztet Ihr je darnach? Wurden Euch nicht andere zu Theil, unſchätzbare — unerreichbare?“

„Mir?“ fragte der Miniſter mit ſtechendem Blicke — „mir?“ wiederholte er mit größerm Nachdrucke — „Euch!“

„Und durch mich — Euch!“ — ſprach unwillig der Meiſter.

„Ich mag mit Euch nicht rechten,“ ſagte Enguerrand, „aber wenn Alles ſo iſt, wie Ihr ſagt, ſo helft mir. Wenn es nicht ein Wahnſinn iſt, der mich auf dieſe Bahn lenkte, ſo beweiſt es mir durch die That. Ich bin Euer Schuler — was habt Ihr mich gelehrt? Ich that Alles, was Ihr wolltet — was hat es mir gefruchtet? Mich haßt das Volk und wünſcht meinen Tod, Paris wird von Greueln überflutet und ich weiß keinen Damm entgegenzuſetzen. Die Hofleute ſpotten meiner und Alles ſähe gern den Scheiterhaufen geſchurt, mich darauf zu verbrennen. Lauter werden die Anklagen ſtets, ich habe König Philipp vergiftet — drohender erheben ſich gegen mich die Stimmen, ich ſei es, auf deſſen Geheiß die nächtlichen Opfer in die Seine geworfen werden. Wie ſchütz' ich mich dagegen? Und nennt Ihr mich noch allmächtig? noch weiſe? noch im Beſitze von Wunderkräften? Ich ſtehe umgürtet mit der ganzen Weisheit der Aegyptier und der Rabbinen, und bin doch nur ein ohnmächtiger, belachenswerther Magier!"

„Ich glaubte Euch nicht in dieſer düſtern Verzweiflung anzutreffen," ſagte der Meiſter und wandte ſich zu gehen.

„Ihr wollt mich verlaſſen?" rief Enguerrand. „So höhnt Ihr mich denn, Jourdan? Vernehmt mindeſtens, was mich in ſolche Stimmung verſetzte."

„Laßt hören!" ſprach Jener gelaſſen.

„Ich träumte — nein! nicht Traum war es" — fing Enguerrand nach einer kleinen Pauſe an. „Ich ſah — von dieſem Fenſter aus — einen Mann ſeinen Blick nach mir erheben, deſſen Furchtbarkeit nicht zu ertragen war. In ihm lag die ganze Hölle. Die Flammen aller Scheiterhaufen, die ich anſchüren ließ, um die unglücklichen Templer zu verbrennen, loderten daraus hervor, die Schmerzen, die ihnen die Folter verurſachte, drückten ſich darin ſo wild verzerrt aus, daß ich vor dem Ungeheuern zurückbebte, und endlich war es des Großmeiſters Bernhard von Molay's ſtrenger Ernſt, der daraus leuchtete und der mich ganz vernichtete. Was ſind gewöhnliche Vorwürfe, was iſt ein zerriſſenes Gewiſſen gegen ſolchen Blick, den ein Geſpenſt auf uns richtet — ein Geſpenſt, das man nicht rief — das ungerufen uns die Hölle ſendet — ein Geſpenſt! ſagt' ich, ein Geſpenſt? ſagt' ich's?"

„Ihr nanntet's ſo," ſprach mit ernſter Ruhe der Meiſter.

„Wenn es ein Geſpenſt geweſen wäre?" rief ſchmerzhaſt Enguerrand aus, „Du würdeſt es leicht gebannt haben, wenn es meiner Beſchwörung nicht hätte weichen wollen — aber ein Menſch war es — ein lebender, athmender Menſch von Fleiſch und Bein — oder Du haſt mich betrogen, Jourdan Ferron, und Deine Künſte lügen — und dann lebt auch Philipp, den ich im Volt getödtet, und wird einſt wiederkehren, um mich zur Rechenſchaft zu fordern, denn Der — den ich ſah — war Buridan, der Noviz der Templer, der Schüler Molay's, deſſen Volt gefoltert wurde, deſſen Volt ſeit geſtern am Galgen von Montfaucon hängt und der heut in Paris umgeht und mich höhnt und mich anklagt!"

Er ſchwieg erſchöpft und ſchloß die Augen, gleich als ſähe er ein furchtbares Bild, das er loswerden wollte.

Jourdan Ferron biß ſich die Lippen und murmelte: „Zu großen Thaten gehört Stärke und Ausdauer."

Enguerrand fuhr mit geſchloſſenen Augen fort:

„Und auch mich ſah ich — im Freien — von Luft umgeben — und doch die Bruſt zugeſchnürt, dem Erſticken nahe — Emporgehoben zum Himmel und Höllenbrand im Herzen — Ringsum verſchwamm die Gegend vor meinem Blicke, der wie von blutigem Flor umhüllt war, denn in meine Augen trat das Blut meines Herzens, und rieſengroße, ſchwarze Vögel umflatterten mich mit wildem Geſchrei und ihre ſpitzigen Flügel ſchlugen mein erſtarrendes Antlitz — ich konnte nicht leben — nicht ſterben. O! es war die furchtbarſte Qual, welche Teufel verhängen können — es war fürchterlicher, als der Tod in den Flammen."

„Oeffnet Eure Augen wieder, Graf von Longueville!" ſprach Meiſter Jourdan, „und gebt Euch nicht ſo böſen Träumereien hin. Was iſt's, das Euch ängſtigt? Buridan — der fahrende Schüler — der von hier floh, Niemand weiß wohin, und den der Tod bereits ereilte, fern von hier, in dem Augenblicke, als ſein Volk gehenkt wurde? Er ſchadet Euch nicht mehr, und ſelbſt ſein Geiſt wird es nicht wagen, in dieſen Bezirk zu dringen, um Euch zu beunruhigen. Hier ſchützen Euch andere Mächte. Ich weiß es, was Euch ſo ſehr beängſtigt, und will es Euch nun offenbaren. Die Leichname ſind es, die der Fluß nicht bewahren will, und die allerdings auf Eure Rechnung geſetzt werden, aber auch dieſem Frevel bin ich auf der Spur — —"

„O mein Gott!" ſchrie der geängſtete Enguerrand, „was bedarf's deſſen — iſt es mir ein Geheimniß geblieben? Und grenzt es nicht ans Wunderbare, daß bis jetzt noch nicht der ganze Hof, die ganze Stadt darum wiſſen?"

„Welchen Wahn hegt Ihr?" rief verwundert der Meiſter.

Aber Enguerrand erhob ſich von ſeinem Seſſel, ging feſten Schrittes auf Meiſter Jourdan los, ergriff ſeine Hand, zog ihn dicht an ſich und raunte ihm ins Ohr: „Es iſt die Königin, die die Opfer ſchlachtet!"

„Was ſagt Ihr? Welch frevelhaftes Wort befleckte Eure Lippen?" ſprach lächelnd Jourdan Ferron. „Dieſer Engel von Schönheit und Sanftmuth —"

„Dieſer Engel von Schönheit und Sanftmuth iſt ein buhleriſcher Teufel — eine Hexe, die den Keim in ſich trägt, ein Menſchengeſchlecht zu vernichten," fuhr Enguerrand fort — „Ihr Athem tödtet — ihr Blick — Alles an ihr hat die Hölle mit Liebreiz übergoſſen, um es deſto verderblicher zu machen. Ich ſelbſt ſah ſie Nachts den Louvre verlaſſen und in der verdeckten Gondel nach dem Neslethurm überſchiffen — dort feierte ſie ihre üppigen Feſte — dorthin verlockte ſie ſchöne, junge Abenteurer, die den kurzen Genuß in ihren reizenden Armen mit einem ſchmählichen Tode bezahlen mußten, um von ihrem Glücke nichts zu verrathen. Wer dort mordet in der Königin Solde, iſt mir unbekannt — daß es ſich aber ſo verhält, wie ich es ſage, iſt mir gewiß. Und wie ſoll ich nun dies Verbrechen enthüllen? Wird nicht die Rache, die man an deſſen Stufe anruft, mit verderben den ſchuldloſen Verräther? So ſtehe ich nun ſchon ſeit vielen Nächten an dem ſchwarzen Gemäuer, das mit ſeinen erleuchteten Fenſtern wie ein Drache mit Flammenaugen in den Strom ſieht, und wage es nicht, Einlaß zu begehren, denn die Thür würde ſich nicht wieder öffnen, mir die Rückkehr zu geſtatten.“

„Ich habe Euch nicht unterbrechen mögen,“ nahm nun Meiſter Jourdan kalt das Wort, „ich wollte Eure wahnwitzige Anklage ganz anhören, um zu ſehen, wie ſehr ſich der finſterſte Irrthum über ein Gemüth voller Zweifel verbreiten kann. Margaretha — ein Teufel! — Wie konnte ein Menſch, der ſie je ſah, dieſen Gedanken faſſen? — Und ſollt' ich's nicht ſein, der ſeine Hände mit Mord befleckt und die Königin von ihren überdrüſſigen Liebhabern befreit? O über Eure Weisheit, Enguerrand! Ihr bedürft wahrlich meines Beiſtandes, denn ſonſt wäret Ihr längſt verloren. Nun ſo hört — wie ich Euch jetzt helfen will. — Der Sire Renaud d'Aunebaut verlor unlängſt ſeinen Bruder auf jene räthſelhafte Weiſe, als er kaum angekommen war, und Euch wurde mit Strenge befohlen, den Thäter zu entdecken — iſt's nicht ſo?“

„Wie zum Hohne ſagte mir's die Königin,“ verſetzte Enguerrand.

„Schweigt! oder Ihr reizt mich zum Zorn,“ rief mit Erbitterung der Meiſter. „Euch von dieſer Verantwortlichkeit zu befreien, unternahm ich ernſte Nachforſchungen mit allen Mitteln, die mir zu Gebote ſtehen. Auch mir ward es klar, daß die Opfer aus dem Neſlethurm in den Fluß geſtürzt wurden, auch mir fielen die zur Nachtzeit erleuchteten Fenſter auf. Ich ſah wie Ihr die verdeckte Gondel von einem alten Manne hinüberfahren, ich erblickte wie Ihr ein Weib darin, das der Königin ähnlich ſah. Aber ich ſah zugleich mit Hülfe meiner geheimnißvollen Spiegel die Königin von Frankreich ruhig ſchlummernd in ihrem Gemache im Louvre, nichts ahnend von dem nächtlichen Werke, das die Bosheit unter ihrem Engelsbilde verübte. Ich erkannte in dem alten Führer einen Juden — einer von Denen, die des Königs Gnade wieder in dies Land gezogen — der ſich mit Zauberei und geheimen Wiſſenſchaften abgibt und den ich beim großen Sabbath ſah, der im Thermenpalaſte gefeiert wird. Er bedarf des Menſchenblutes, um ſeine Teufel zu bannen, und deshalb mordet er die jungen Leute, die er mit dem Süßeſten — was ſie kirren kann — der Verheißung der glühenden Umarmung eines ſchönen Weibes an ſich lockt. Das Weib aber, das er hinüberfährt, iſt ein Weſen, das er ſelbſt geſchaffen aus Thon, und dem ein Zauberwort, an ſeine Stirn geſchrieben, Leben verleiht. Dieſem Weſen gab er die Geſtalt und das Antlitz der Königin, und ſo brütet das ungeheure Verbrechen in ihrer Nähe ſelbſt, ohne daß ſie es weiß. Aber Euch iſt es jetzt enthüllt. Laſſet den alten Juden Manaſſes von Vierzon, deſſen Haus in der Vallée-de-Miſère befindlich, alsbald einziehen und das Hexenbild zugleich. Dann erſcheint mit ſicherer Miene bei Hofe und ſprecht zum Sire d'Aunebaut, daß es Euch gelungen iſt, den Mörder ſeines Bruders zu entdecken, der ſo lange ſchon die Einwohner von Paris in Angſt und Schrecken ſetzt. Auf! Enguerrand de Marigny, nehmt

Eure ruhige Miene an, die Euch den Namen eines Weiſen verſchafft hat, erhebet Euern Kopf und wandelt fort auf Eurer Bahn unter meinem Schutze. Mir gebt indeß den Verhaftsbefehl für den Juden* —“

Enguerrand's Blick belebte ſich, ſein Nacken hob ſich ſtolz, aus finſterer Nacht ſah er ſich durch des Meiſters Wiſſenſchaft zum glänzendſten Sonnenlichte emporgetragen — er ſah ſeinen Triumph über ſeine Neider — und hoffte bald wieder ein Bluturtheil vollziehen zu laſſen.

7.

Im Hauſe des Juden.

„Jonathan — Jonathan von St. Maxence — ſagt Ihr? Unerhört!“ ſchrie der alte Jude Manaſſes von Vierzon. „Er, der Redlichſte unter uns! Wie würde der eine ungerechte Handlung begehen? Er, der Frömmſte unter uns, wie ſollte der ſich den böſen Geiſtern zum Spielwerk leihen? Und was hätte er denn davon, ein Stückchen Teig, aus Waſſer und Mehl geknetet, in welchem die Nazarener ihren Gott verehren, auf ſeinem Herd zu kochen? Es iſt ein Märchen — es kann nicht ſein!“

„Und doch iſt's ſo, Rabbi Manaſſes, wie ich's Euch ſage,“ — ſprach ein anderer Jude, Elie von Metz — „ſo eben wurde er von den Schergen, Ribauds genannt, feſtgenommen; ſein Haus ſoll niedergeriſſen werden und auf deſſen Stelle ein Bethaus gebaut, mit der Inſchrift für ewige Zeiten: „Hier war es, wo der Jude Gott gelobt hat." So hörte ich von den Umſtehenden. Ich war gekleidet wie Einer der Nazarener, und ſo kam ich durch's Gedränge, obgleich ich mein Leben wagte, denn ſie hätten mich erſchlagen, wenn ich erkannt worden wäre. Kein Jude war weit und breit zu ſehen. Mit pochenden Herzen hielten ſie ſich alle in ihren Häuſern bei wohlverſchloſſenen Läden und Thüren und beteten zu dem Gotte Abraham's."

„Der Gott Abraham's iſt groß!" rief Manaſſes, „ich bet' ihn an im Staube. Schwer iſt ſeine Hand, aber ewig ſind die Freuden! Was wollen die Gojim von uns haben Anderes, als unſer Geld? unſer redlich erworbenes, mit vieler Müh' und Noth zuſammengeſpartes, an unſerm Mund' abgebrochenes Geld! Haben ſie uns nicht gezwickt und gezwackt, Alles um des leidigen Geldes willen? Sie beſchuldigen uns — und ſind ſie nicht geldgieriger, denn wir? — Haben wir nicht dem König Ludwig, der jetzt auf dem Throne ſitzt und über Frankreich regiert, baare 12,000 Livres für die Erlaubniß gezahlt, nach dieſem Lande wieder kommen zu dürfen? — O, wir Thoren, daß wir es thaten! — Laſſen wir nicht zwei Drittel an unſern Schuldforderungen nach, die wir bei unſerer Vertreibung, unter Ludwig's Vater, im Lande ausſtehen hatten? Sie nannten ihn Philipp den Schönen, weiß es Gott! an uns hat er nicht ſchön gehandelt. Und ſollten wir nicht zwölf Deniers vom Livre wöchentlich Intereſſen erhalten? Gute Intereſſen, wenn ſie bezahlt würden — aber man kerkert die Gläubiger ein, die das Meiſte zu fordern haben, man verbrennt ſie! Da iſt denn das Capital mit den Zinſen gleich bezahlt. O daß ich zurückkam! Ich ſaß in Flandern warm und gut und nährte mich redlich! O daß ich nicht daran dachte, wie ein Enguerrand de Marigny ein Wort halten könne — daß eher Katze und Hund Freundſchaft halten mögen, wie Enguerrand und ein Hebräer. Hat er uns doch nicht einmal den Talmud zurückgegeben und benutzt ihn nach ſeiner Weiſe zu verworfenen Werken der Finſterniß. O daß ich zurückkehren mußte! Armer, armer Jonathan! daß ich dich überredete, mit mir zu ziehen! Wehe mir!"

So jammerte der Alte in Einem fort.

„Ein Chriſtenmädchen habe er ſich angeeignet," berichtete Elie weiter, „und habe ſie durch große Verſprechungen an Geld und Befriedigung aller ihrer Wünſche dahin vermocht, daß ſie die geweihte Hoſtie, wie ſie es nennen, vom Altare entwendet und zu ihm hingebracht."

„Ein Thor war er nie, mein guter Freund Jonathan" — ſchrie Manaſſes — „daß er ein Stückchen ungeſäuerten Teiges ſo theuer bezahlen ſollte!"

„Nun ſoll er mit einem Meſſer darnach geſtoßen haben," fuhr Elie fort, „daß helles, klares Blut daraus floß, dann habe er es in einen Keſſel ſiedenden Waſſers geworfen, aber es fing an auf- und abzuſpringen und zu laufen im ganzen Hauſe herum, und den Lärm hörten die Nachbarn und kamen hinein — und da hat das Chriſtenmädchen todtenbleich und zitternd Alles geſtanden."

„Das Chriſtenmädchen?" ſchrie Manaſſes voll Entſetzen — „doch erzählt nur weiter — zu Ende!"

„Es ſei ſchon ein ſchweres Verbrechen," ſprach Elie, „wenn Einer von den Unſern ein Chriſtenmädchen bei ſich hält, ſo ſagten Alle. Man wollte bei allen unſern Leuten ſtrenge Hausſuchung halten —"

„Hausſuchung halten? Wehe mir!" unterbrach ihn Manaſſes — „ſo werde ich mit meinen weißen Haaren auch geſchleppt werden zum Scheiterhaufen, oder werde hängen, nackt, vor den Augen aller Welt, zu Spott und Hohn, an dem Galgen von Montfaucon, den unſer Feind Enguerrand hat erbauen laſſen!“

„Was jammert Ihr ſo?“ fragte Elie beſtürzt, der erſt ſeit einigen Tagen von Metz nach Paris gekommen war.

„Ich hab' eine Chriſtin bei mir im Hauſe — ein liebes, gutes Kind, das ich gefunden habe, ausgeſetzt im Vorhofe ihres Tempels,“ ſprach in Haſt Manaſſe. „Schreiend und weinend lag es da, gehüllt in ſchlechte Lumpen. Es war am frühen Morgen, mein Geſchäft rief mich in jene Gegend, ein alter Bauer ging auch vorüber und wollt' es nehmen. Ich gab ihm zwei Goldſtücke, daß er es mir ließe. Des Kindes Aermchen blutete, ich wuſch ihm das Blut ab und ſah drei Kreuze mit einem ſcharfen Inſtrumente hineingeritzt; daraus nahm ich ab, daß es von dem Stamme der Nazarener war, und dennoch hob ich es auf und trug's in mein Haus und ließ ihm ſeinen Glauben und hatte es lieb wie mein eigen Kind. Auf einem Zettel ſtand, daß es Perenne hieß. O Fluch über mein Mitleid! Fluch über meine Thorheit!“

„Ihr thatet nicht recht daran, Rabbi,“ ſprach Elie mit leiſem Vorwurf.

„Sind wir in jedem Augenblicke des Lebens Herren unſeres Willens?“ ſprach Manaſſe. „Ich wagte damals nicht, denn es waren andere Zeiten. Konnte ich denken, daß es jemals wieder ſo werden würde? Perenne iſt eine gute Tochter mir geweſen — über den Glauben haben wir nie mit einander geſtritten — ich durfte ſie nicht zu dem unſren bekehren — und ſie hat es nie verſucht, aus mir einen Chriſten zu machen. — Bald bemerkte ich, daß ſie eine Neigung im Herzen berge zu einem ſchönen Chriſten-

Jüngling, der ihr manchmal begegnet war. Sie geſtand mir's und ich forſchte nach und wußte bald, daß er der Schüler meines ärgſten Feindes war, des böſen Meiſters Jonathan Zerron. — Das war eine ſchlimme Sache! Arme Peronne, dacht' ich bei mir, deine Wünſche werden nie in Erfüllung gehen. Der Wunſch jedoch, mich ihrer zu entledigen, ſie loszuwerden — von der mir großes Unglück drohte — ließ mich einen Verſuch wagen. Ich ſchlich dem Jüngling nach, ich bemerkte, daß auch er Peronne mit Wohlgefallen anblickte, und einmal gelang es meiner unſchuldigen Liſt, ihn unter dies Dach zu führen. Aber Peronne, das unſchuldige Kind in ſeiner ſpröden Einfalt, war nicht im Stande, die Sinne des feurigen Jünglings mit dem Wahnſinn der Liebe zu umſtricken. Dieſe Zuſammenkunft hatte keinen günſtigen Ausgang. Ich hoffte damals, daß der Jüngling Alles thun würde, ſeine Geliebte aus dem Judenhauſe zu befreien, ich ließ ihm meine Vermuthung über Peronne's Herkunft —“

„Ueber ihre Herkunft?“ fiel ihm Elie überraſcht ins Wort. „und ſagtet Ihr nicht ſo eben, Ihr habet das Kind zufällig gefunden?“

„Eine kleine goldene Kapſel lag wohlverſteckt in ſeinen Lumpen,“ fuhr Manaſſe fort, „worauf ein fürſtliches Wappen eingegraben iſt. Das überzeugt mich, daß Peronne's Eltern von fürſtlichem Stamme ſind. Auf Alles dies rechnete ich, da ich den Jüngling in mein Haus führte. Aber die Liſt ſeines Meiſters hat unvermuthet Alles vereitelt. Er hat ihm eine andere Schöne geſtellt — eine Schöne! o Elie! es bringt Verderben, ſie zu nennen —“

„Was meint Ihr?“ fragte Elie erſtaunt.

„Ihr ſeid noch zu kurze Zeit hier,“ ſagte Manaſſe mit trüber Miene, „und an Euch, einen armen Juden mit zottigem Barte und ſchmutzigem Kaftan, kommt nicht die Reihe, aber wenn Ihr wäret wie die geldmächtigen und tapfern Nazarener, wenn Euer Gliederbau Kraft verriethe — Euer Haar in großen, ſchönen Locken rollte — Eure Naſe ſich nicht bis zum Kinne ſenkte und im ungeheuerlichen Bogen zwiſchen Euern Augen hervorſpränge, ſondern von der Stirn ſich gerade und zierlich emporhöbe — dann könntet Ihr's erfahren zu Euerm Leide und dem Drachen im Keſſelthurme ein Opfer werden."

„Ihr werdet immer räthſelhafter," ſprach Elie. „Sagt mir Alles, damit ich mich wahren kann —"

„Euch bringt's keine Gefahr," ſprach Manaſſe weiter. „Darum erlaubt mir, daß ich Euch das Schreckliche, was ich weiß, nicht ganz enthülle. Bleibt nur noch einige Tage hier und Ihr werdet's ſchon ohne mich erfahren. Meine Verzweigungen in Paris reichen weit. Ich verkehre mit vielen Herren vom Hofe und komme auch oft zu den reichen Lombarden — da erfährt man denn ſo Manches. Und da hört' ich auch von einem jungen Cavalier aus Genua, Luigi Bertoni mit Namen, der hoch in der Gunſt der Königin ſteht, obgleich er erſt ſeit einigen Tagen bei Hofe erſchienen iſt. Und dieſer junge Cavalier iſt niemand Anderes, als der Schüler Jourdan Ferron's, den ich hier bei mir im Hauſe ſah, wie ich Euch hier vor mir ſehe."

„Unbegreiflich!" rief Elie aus.

„Ich weiß noch mehr unbegreiflichere Dinge," ſprach Jener, „aber mein Herz iſt zu ſchwer, als daß ich Euch jetzt Alles ſollte ſagen können. Wie ich heute durch die Straße des Ecrivains eines Geſchäftes wegen ging — dort wohnt Jourdan Ferron — da ſah ich ihn vor ſeiner Thür und er lachte mich höhniſch an — und nun erfahre ich das

Unglück dem Jonathas — dem edlen Jonathas! Es iſt gewiß, daß auch mir ein großes Unglück bevorſteht, das bald in Erfüllung gehen wird. Und Peronne, das gute Kind, iſt's, das mich ins Verderben bringt, ich weiß es — aber verſtoßen kann ich's ja doch nicht!" ......

Eli blieb noch eine Stunde bei ſeinem Freunde und ſuchte ihn über dieſe Beſorgniſſe zu tröſten. Jedoch vergebens. Das Gewitter, welches am Himmel drohte, ſchien wirklich am Zünden keine Zeit mehr zu geben. Es war eine Nacht der Finſterniß und Qual. Die Umſtände, die den armen Juden in dieſe große Aengſtlichkeit verſetzten, waren ebenſo bedrängend für die Chriſten da. Niemand war ſicher, einer unſichtbaren Macht zum Opfer zu fallen, die Alles mit wirren Fäden umgab, die immer enger ſich verſtrickten und aus denen keine Rettung möglich war. Ein finſterer Zeitgeiſt beförderte, trug und erhob den Glauben daran.

Die Zeit war indeß gekommen, die zum Gebete rief. Die beiden Juden gingen in die Synagoge, um ihr Herz vor ihrem Gotte zu erleichtern.

Kaum waren ſie fort, da betrat wie ein Engel des Lichts die liebliche Peronne den Schauplatz, welchen die Juden ſoeben verlaſſen hatten. Sie hatte gelauſcht und mit Schrecken vernommen, was von ihrem Pflegevater ſeinem Freunde mitgetheilt worden war. Mehr als Alles war es aber ihres Robert's Schickſal, das ſie mit Angſt erfüllte.

„Er hat ein Liebchen," — dies wiederholte ſie ſich immerfort — „ein Liebchen, das ihm Gefahr bringt. Er wird getäuſcht — von ſeinem boshaften, liſtigen Meiſter — er iſt verloren, wenn ich ihn nicht rette!"

Dies ſtand feſt bei ihr. An das Wie hatte ſie noch nicht gedacht. Im Neslethurme drohte ihm Gefahr, auch das nahm ſie als beſtimmt an. Dorthin wollte ſie. Wie aber dahin gelangen? Als Weib wäre ihr Beginnen thöricht geweſen, alſo vor allen Dingen mußte ſie ihr Geſchlecht verleugnen. Sie trat in die Kammer, wo ihr Pflegevater einen zahlreichen Kleidervorrath anhäufte, den er durch Kauf oder auf andere Weiſe an ſich gebracht hatte. Sie wählte den Anzug eines jungen Pagen, der als Pfand hier lag, worauf Manaſſes einmal Geld geliehen. Bald war ſie umgewandelt, ihre langen Haare ſchlug ſie in ein ſeidenes Netz, wie es bei den Spaniern üblich war, ihre Augenbrauen ſchwärzte ſie und nachdem ſie noch ein Baret mit ſchwanken Federn aufgeſetzt und einen weiten Mantel, um ſich ganz zu verhüllen, genommen hatte, betete ſie im Herzen einen frommen Stoßſeufzer, verließ das Haus des Juden, verſchloß es ſorgfältig, wohl wiſſend, daß Manaſſes ſeinen Schlüſſel bei ſich trage, und ſchritt mit hochklopfendem Herzen durch das ſchmutzige Val de-Miſère, wo das Haus gelegen war.

„Du wirſt es mir verzeihen, guter, alter Mann," ſprach ſie bei ſich, ihres Pflegevaters gedenkend, „ich konnte aber nicht anders. Der Himmel wird mich ſchützen und dich nicht verzweifeln laſſen."

So lenkte ſie ihre Schritte, anfänglich zagend, doch dann immer herzhafter, nach der Seine, wo die Brücke ſie zum jenſeitigen Ufer brachte. Hier lag das furchtbare Gemäuer des Neslethurms, das ihre Phantaſie von Schreckniſſen aller Art bewohnen ließ; deſſenungeachtet war ſie feſten Sinnes, zu verſuchen, ob ſeine Pforte ſich ihr öffnen würde, um Den daraus zu befreien, den ſie liebte, wenn er ſie gleich verachtet hatte.......

Lange hatte ſie bereits das Haus verlaſſen, als Ma-

maches die Thür öffnete und es leer fand. Er ſuchte ſie überall, dann eilte er, von innerer Angſt getrieben, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, dem Neslethurm zu. Aber auch hier war keine Spur mehr zu treffen.

Als er in ſpäter Nacht nach Hauſe gekehrt, ihrer Rückkehr wartend, trauernd bei der Lampe daſaß, da klopfte es an ſein Fenſter, und es ſchien ihm, als vernähm' er die höhnende Stimme ſeines Feindes:

„Hüte Dich wohl, Jude, auf naſſe und blutige Pfänder zu leihen. Es ſteht der Kopf darauf. Dieſe Nacht könnten Dir ſolche gebracht werden!“

8.

Im Thurm.

Peronne, in der Geſtalt eines jungen Pagen, war bereits mehrmals das Ufer der Seine auf- und abgewandelt und hatte Blicke voll ſeltſamen Verlangens bald aus der Ferne, bald aus der Nähe auf den Neslethurm geworfen, ermeſſend die wohlverſchloſſene Pforte, die Wache davor und die Unmöglichkeit, in dies furchtbare Geheimniß zu dringen. In ihrer jugendlich erhitzten Phantaſie hatte ſich das barockeſte Bild davon geſtaltet, deſſen Farben ſie aus allen darüber gehörten Greueln zuſammengetragen und das ſie mit einer eignen Schöpferkraft auszuſtatten ſich gefiel.

„Hier ſchmachtet Er, den ich ſah und deſſen Anblick mich ſo entzückte, daß ich ihn nur denken kann — der ein böſer Zauber von mir entfernte,“ dachte ſie. „Er ſchmachtet in dieſem Thurme und ſehnt ſich nun wol das Herz wund nach dem Mädchen bei dem alten Juden, die nichts weiß von eigenem Zauber, ſondern die ſelbſt ganz verzaubert iſt durch ſeinen Anblick. O! wie wird er ſich freuen, mich wieder zu ſehen!“ ....

Dann aber plötzlich ſchwanden dieſe Gedanken wieder und ſie erinnerte ſich der Worte Manaſſes', die ſie deutlich erhorcht hatte.

„Ich Thörin!“ ſprach ſie dann zu ſich ſelbſt. „Warum bang' ich um ihn? Denkt er doch meiner nicht mehr! Er ſteht in hoher Gunſt bei der Königin, die ſehr ſchön ſein ſoll — und prangt am Hofe mit einem erborgten Namen. Ach! ihm war nichts gut genug, was er von dem gütigen Himmel ſo leicht erhielt. Er verſchmähte ſeinen Namen und Stand — ſeinen ihm angewieſenen Wohnort — und — mich! Mich hörte er nicht an — er verſpottete mich — er nannte mich die Dirne des Juden — ja freilich, nun liebt er eine Königin!“

So durchkreuzte ſich's in ihrem ſchönen Köpfchen, das ihr ſehr wehe that; ſie wußte nicht, ob von dieſen Gedanken, oder von dem ungewohnten Schmucke, dem Federbarett, das auf ihren üppig vollen Locken freilich ein wenig drückte. Sie war wieder hinaufgegangen, dem Laufe des Fluſſes entgegen, und ſo in die Wellen ſchauend, nahmen ihre Gedanken dieſelbe Richtung:

„Und was will ich nun hier?“ dachte ſie. „Beneide ich denn ſein Glück? Pfui! — und wär's der Fall — was nützte es mir, ihn darin ſchwelgen zu ſehen? Aber — es wird mir ſchwer, es mir ſelbſt zu geſtehen — Sie will ich ſehen, die Königin — Ihr will ich gegenüberſtehen — Ihre Reize bewundern, die ihn ſo blendeten, ſie entzündeten, ſo beglückten. Ach! und die Leute ſagen, die Juden nämlich, die manchmal in unſer Haus kommen, daß ich ihr ähnlich ſehen ſoll."

Es war bereits dunkel geworden in dem zwingerähnlichen Bezirk, den die äußere Mauer des alten Gebäudes mit dem Eckthurme, von dem Volke „la Tour qui fait le Coin" genannt, bildete. Hier ſtand nun Peronne an die Wand gelehnt und ſtarrte nach dem jenſeit der Mauer gelegenen eigentlichen Neſlethurme, oder „la Tournelle de Philippe Hamelin" hinüber, deſſen Zinnen noch einen Streif Sonnengoldes verriethen. Dieſer gelbröthliche Schein blitzte wieder in Peronne's emporgeworfenem Auge und hob den glänzenden, bläulichweißen Email deſſelben. — Leiſe hatte ſich ihr eine tief verſchleierte Frauengeſtalt von ſonderbarem Anſehen genaht, die unter Verbeugungen die Worte hören ließ:

„Schöner Page, die Farben, die Ihr tragt, das Netz, das Eure Haare birgt, und der fremde Schnitt Eurer Kleidung laſſen mich nicht zweifeln, daß Ihr einem Hauſe dienſtbar ſein möget, deſſen Stamm nicht in franzöſiſchem Boden wurzelt. Euer Verweilen an dieſem Orte, Euer Auf- und Abgehen am Ufer der Seine und Eure Monologe, die ich zum Theil belauſchte, zeigen indeß zu deutlich, daß Ihr pariſer Schönen zu kennen wünſchen werdet und ein Abenteuer, das ſich Euch darbietet, nicht von der Hand zu weiſen geſonnen ſeid."

Peronne hüllte ſich ängſtlich in ihren Mantel und war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Die Verſchleierte wartete auch nicht darauf, ſondern fuhr ſogleich wieder fort:

„Seid Ihr ebenſo galant und verſchwiegen, als Ihr wohlgebildet ſeid, ſchöner Page! ſo wollet Euch meiner

Leitung anvertrauen. Ich bringe Euch auf einen anmuthigen Kampfplatz, wo zu Ehren der Schönheit ſchon manche Lanze im Minneſpiel gebrochen wurde und wo ſelbſt der Ueberwundene ſeinem Ueberwinder mit Wonnegefühl die Hand küßt.“

Peronne war noch immer keines Wortes mächtig. Sie wußte nicht, was die unheimliche Geſtalt, die ſich im beginnenden Dunkel und in ihren Schleiern wie ein verlockendes Geſpenſt ausnahm, mit ihrer Einladung ſagen wollte, und fürchtete ſich, um Erklärung zu bitten.

„Ich nehme Euer Verſtummen für jugendliche Schüchternheit — denn Ihr werdet wol nicht Euch Unſerer lieben Frau de l'Esgrignolles verlobt haben,“ ſo fuhr ſchnell die fremde Frau fort. „Alſo harret noch ein wenig hier, ich hole Euch um die Stunde des „Feuerlöſchens,“ die nicht mehr fern iſt; dann laßt Ihr Euch die Augen verbinden und wenn Ihr ſie öffnet, ſeid Ihr im Paradieſe.“

Sie klopfte dem vermeintlichen Pagen freundlich grinzend auf die Schulter und wollte ſich entfernen. Aber Peronne, in der Angſt ihres Herzens, fühlte, daß dies ein entſcheidender Moment ſei, den ſie nicht entſchlüpfen laſſen durfte, und ſo fremd ihr die Einladung erſchien, ſo unheimlich ihr die Erſcheinung auch war, ſie durfte ihr nicht entſchwinden, ohne daß ſie einen Verſuch machte, der ihre Sehnſucht befriedigen konnte.

„Madame!“ ſagte ſie mit aller Herzhaftigkeit, deren ſie habhaft werden konnte, und indem ſie den natürlichen Ton ihrer Rede um etwas herabſtimmte. „Ich trage nicht Gelüſten nach Abenteuern, die ſich mir auf ſo räthſelhafte Weiſe aufdrängen. Meine Gedanken ſind auf ein einziges Ziel gerichtet, nach deſſen Erreichung ich willig mein junges Leben dem finſtern Tode opfern wollte. Fände ſich

Jemand, mich an jenes Ziel zu bringen, ſo wollt' ich ihm freudig die Leitung dahin überlaſſen. Jedoch mit verbundenen Augen mich hinreißen laſſen, wohin Ihr wollt, daß ich gehe, das iſt eine Gunſt, für die ich Euch im voraus danken muß."

„So?" that die Andere ganz verwundert. „Alſo Ihr ſeid ſchon verliebt, junger Herr?"

Ein tiefer Seufzer ſtatt der Antwort hob ſich aus Peronne's Bruſt.

„Nun wolan, ſo nennt mir denn den Gegenſtand Eurer heißen Triebe. Mir könnt Ihr ſicher trauen," ſprach das Weib.

„Es iſt" — entgegnete unſer Page ſcheu, zagend, ſtotternd, faſt ſich verrathend, wenn die Verſchleierte nicht Alles auf ſeine Liebe und ſeine jugendliche Schüchternheit geſchoben hätte — „es iſt das ſchöne Frauenbild, das der Neslethurm verſchließt — es iſt — die Königin — meines Herzens" — ſetzte Peronne ſchneller und ängſtlicher hinzu.

Das Weib ſchlug den Schleier zurück, und ſie konnte es getroſt, da ſie Peronne ein ganz fremdes Geſicht zeigte, und blinzte ſcharf nach ihr hin.

„Das Frauenbild im Neslethurme? Die Königin Eures Herzens?" wiederholte ſie bedächtig. „Und wer ſagte Euch davon — wer verrieth Euch — "

„Ich habe ſie geſehen," fiel ihr Peronne ſchnell ein und im Fluge eine Lüge erſinnend, oder vielmehr ihren Phantaſien Worte gebend, fügte ſie hinzu: „Am Söller droben, der auf die Seine blickt — dort — an der Seite eines ſchönen Jünglings — Arm in Arm — im Mondenſchein. O! wie beneidete ich ihm ſein Glück!"

Das Weib bedachte ſich eine Weile.

„Du ſollſt ſie ſehen!“ ſprach ſie dann, einen kleinen hlüſſel hervorziehend und ſich ſorglich umſchauend, fuhr fort: „Weit und breit ſieht uns Niemand — es dun t tief — folge mir.“ Sie ergriff Peronne's Hand.

„Du zitterſt?“ fragte ſie zurück, indem ſie an der auer fortrabte.

„Vor unbegrenzter“ — ſtammelte der an allen Sin n verwirrte Page und ließ ſich durch eine kleine Pforte einer Steintreppe geleiten, die ſich im engen Kreiſe um ſelbſt drehte, eine ſchwindelnde Höhe hinan. Die Bruſt r Peronne zugeſchnürt und das Wort „Sehnſucht“ er te auf ihren Lippen.

Auf der Hälfte der Treppe ſeitwärts einbiegend, tra Beide in ein hohes Gemach.

„Erwarte ruhig meine Rückkunft,“ ſagte die Zauberin verſchwand.

Peronne zitterte heftig. Dem Eingange gegenüber war großes Fenſter. Sie trat hinzu. Es war der Söller, dem ſie geſprochen hatte — unten die Seine mit zwei ndeln — drüben der finſtere Louvre mit ſeinen ſechzehn rmen — und — es war kein Zweifel — der Ort, wo ſtand, war der gefürchtete Thurm von Philipp Hame zwiſchen dem Neslethore und dem Hotel de Nesle ge n. Sie ſtand am Ziele ihrer Wünſche, wie ihrer Be niſſe, von Erwartung und Furcht gleich ergriffen, von de und Angſt gleich gehoben. Sie würde ſie ſehen, er liebte, deſſen war ſie gewiß — alles Andere, was rwarten konnte, verſchwand vor dieſem Einen.

Von unſichtbarer Hand ward eine Thür geöffnet, al und nicht hoch, wie das in dieſen alten, gothiſchen änden gewöhnlich war, aber ein Lichtſtrahl drang hin in das Gemach, wo ſich Peronne befand, und In dene Wohlgerüche ſtrömten dem Lichtſtrahle nach, neugierig den zaghaften Fremdling bewillkommend, der mit langſamen Schritten die Einladung benutzte und durch die Öffnung eintrat.

Ein Meer wolluſtigen Glanzes umwogte ihn, und es bedurfte nicht Peronne's Stimmung, um das Blut heftiger durch's Herz ſtrömen zu fühlen und ſein Brauſen in den Ohren zu vernehmen.

Wie warm und duftend war es hier im alten Thurme, wie glänzend war die Beleuchtung und wie ſtrahlten die reichen Gegenſtände ringsumher darin! Der Schritt auf dem Boden wurde nicht gehört und der weiche, nachgebende Teppich ſchwoll empor noch unter dem leiſen Drucke, den der Fuß darauf wagte. Perſien ſelbſt hatte ihn geſpendet und dieſe zur damaligen Zeit ſo ſeltene Ueppigkeit prangte hier im innerſten Weihkreiſe verfeinerter Sinnlichkeit. Waren es die Dämpfe, aus goldener Schale aufſteigend, welche jene weiße glänzende Göttergeſtalt emporhielt, die ſo berauſchend wirkten — oder war es jenes Becken, worin Aloe- und Sandelholz in dunkelrother Gluth langſam verglimmte und einen faſt tödtlichen Wohlgeruch verbreitete?

Nach den erſten Schritten, die Peronne in dieſem Raume gethan, blieb ſie vernichtet ſtehen, nur einen Gedanken hatte ſie: „Sie zu ſehen!“ wenn auch kein Entrinnen mehr von hier wäre. Endlich ward ſie von einem leiſen Geräuſche aus ihren Träumereien erſchreckt. Sie ſah dorthin, von wo es zu kommen ſchien.

Schwere ſeidene Vorhänge von blutrother Farbe gingen langſam auseinander und eine Frauengeſtalt, halb entkleidet, lag auf einem Ruhebette da.

Schnell eilte Peronne hinzu. „Sie ſehen und dann ſterben!“ dachte ſie. Aber wie vom Strahle des Himmels berührt, ſtürzte ſie zurück. — „O Gott! eine Schlange!“ ſchrie ſie, ſich die Hände vor das Geſicht ſchlagend. Denn das ſchöne Weib, geſchmückt mit Allem, was nach unſern Begriffen von vollkommener Schönheit gefordert wird, lag in üppiger Windung da, wie eine Schlange auf Blumen im wohlthätigen Mittagsſtrahle; aber wie auch dort der Kopf mit den ſtarren, kalten, hervorſtechenden Augen, dem weiten, zähnegewaffneten Rachen, worin die Doppelſpitze der Zunge ſpielen, den ſchönen Körper verunſtaltet — ſo war es auch hier der Fall; denn auf dem zierlichen Halſe erhob ſich eine ſcheußliche, ſchwarze Larve, aus deren tiefen Augenhöhlen ein geſpenſtiſches Feuer flammte.

„Nicht ſo ängſtlich, mein ſchöner Page!“ tönte es dumpf aus der Maske hervor. „Was Du ſiehſt, iſt Sammet, von kunſtgeübter Hand in Genua verfertigt. Du wirſt dergleichen wol an andern Damen ſchon geſehen haben.“

Das Wort „Genua“ elektriſirte Peronne wieder, ſie dachte ſeiner, der unter dem Namen eines jungen, edeln Genueſers nun am Hofe der Königin lebte, und ſie fühlte Kraft und Leben wieder zurückkehren, um das Ende des Abenteuers zu beſtehen.

Sie näherte ſich dem Ruhebette, die maskirte Dame zog ſie zu ſich nieder und betrachtete ſie aufmerkſam.

„Wie jung,“ ſagte ſie, „und ſonderbar in der That — eine auffallende Aehnlichkeit! — Wie heißeſt Du, ſchöner Page?“

„Robert“ — ſagte Peronne ſeufzend. Der Name war ihr unwillkürlich entſchlüpft — nicht als Antwort auf jene Frage.

„Robert?“ wiederholte die Dame gleichgültig — „meine Dienerin ſagte mir, Du dieneſt einem ſpaniſchen Hauſe —

wie iſt der Name dieſes Hauſes?" — Peronne mußte einen Augenblick nachdenken; ihr fiel kein anderer Name als der eines alten ſpaniſchen Juden ein, den ſie im Hauſe ihres Pflegevaters hatte nennen hören.

„Jacob Perez von Abenſur," ſprach ſie leiſe.

Die Dame nahm den ihr gänzlich unbekannten Namen ebenſo gleichgültig hin. „Ein Kind!" ſprach ſie gleichſam mitleidig. „Wen brachte man mir heute?" — dann nach einer Pauſe: „Biſt Du ein Spanier?"

„Aus dieſem Lande" — entgegnete Peronne raſch, da ſie nicht ſpaniſch verſtand und ſich dadurch verrathen zu können fürchtete.

„Und ſtundenlang ſtandſt Du da und blickteſt zu dieſem Thurme hinan," fuhr die Dame fort, „und die Herrin dieſes Thurmes ſei die Gebieterin Deines Herzens, ſagteſt Du zu meiner Dienerin, und Du habeſt ſie geſehen an der Seite eines ſchönen Jünglings? Widerrufe dies — mein ſchöner Page — Du haſt ſie nie geſehen — und wenn Du ſie ſaheſt, ſo war der Eindruck ſo flüchtig — Du kannſt Dir kein Bild mehr davon entwerfen, Du würdeſt ſie nicht wieder erkennen, wenn ſie Dir begegnete."

„Ich habe — von ihrer Schönheit geblendet — — verwirrt —" ſtotterte Peronne.

„Mein kleiner, verliebter Schalk," ſprach die Dame, „Du haſt gelogen, um Dir die Bahn zu einem verliebten Abenteuer zu bereiten." Sie erhob ſich, legte ihren weißen Arm um den weißern Nacken des Pagen, deſſen ſeltene Schönheit ihr Blut zu entflammen begann, und zog ihn an ſich.

Doch plötzlich wandte ſie ſich ab von ihm und rief mit einem Ausdrucke, gemiſcht aus Schrecken und Luſt: „Dieſe Aehnlichkeit rettet ihm das Leben! Kein Kuß

on meinen Lippen darf dieſen hier dem ſichern Tode
eihen!"

„Und tödtet ein Kuß Deiner Lippen?" ſprach, ſich er-
uthigend, Peronne.

„Man ſieht die Dame des Neslethurms nur, wenn
an von dieſem Leben Abſchied nimmt," ſprach die Maske.

„Und lebt nicht Er," ſagte Peronne, „den Du lieb-
ſt — küßteſt —"

„Wer ſandte Dich?" ſchrie auffahrend die Maske.

„Achtet Liebe zu einem Weibe wie Du — Gefahr —
ualen — Tod!? Achtete ich meines Vaters" — ſprach
anz unbefangen Peronne.

Aber mit grellem Schrei: „Ha! mein Vater! Lyonnet!
u — ſein Kind?" ſprang die Dame auf und ſtürzte
am Zimmer hinaus, durch jene Thür, die ſich Peronne's
intritt geöffnet hatte.

Allein blieb dieſe. Alles war ruhig. Der Duft in
em Gemache, zum Theil auch Beſorgniſſe, die ſie hatte,
ieben ſie endlich an, der Dame zu folgen. Sie ſehen
ußte ſie, denn ſonſt war ihr Leben, ſo ſchien es ihr, ver-
ebens zum Opfer gebracht.

Sie ging in das Gemach, das ſie bei ihrer Ankunft
etreten hatte, es war nun durch eine Fackel erleuchtet, die
einem Mauerringe ſteckte. Die Maske ſtand in der
itte des Raumes, das Weib, das ſie hergeführt, deſſen
chleier über den Kopf gezogen war, verſchwand durch
ne geheime Thür bei ihrem Erſcheinen.

„Du haſt mich im Zorne verlaſſen," ſprach Peronne
herzt, „und doch weiß ich nicht, wodurch ich ihn erregte."

„Nur Einer lebt, der mich ungeſtraft —" rief die
ame des Thurms, „und dieſer Eine, er ſandte Dich —
lehrte Dich dieſe Worte — Er — Lyonnet!"

„Ich kenne nicht Lyonnet, ſchöne Dame,“ ſprach Peronne, durch dieſes Misverſtändniß immer dreiſter gemacht. „Aber Luigi kenn' ich, den ſchönen Genueſer —“

„Ha! was iſt das nun wieder!“ — fuhr die Dame des Thurms auf, denn Peronne, die bis jetzt das Herunterſtimmen ihres Redetones wohl beobachtet hatte, waren jene Worte mit natürlicher Stimme entſchlüpft.

„O zürnt mir nicht,“ rief nun eifriger Peronne, denn es war ihr, als habe ſie nur noch einige Minuten zu leben, und in dieſen wenigen Minuten lag der Werth ihres Daſeins zuſammengedrängt; jetzt galt es den Preis erringen, oder ſie hatte umſonſt gelebt. „Was Ihr Luigi, meinem Buſenfreunde gewährtet, Ihr müßt es mir auch geſtatten — Er ſah Euch ohne dieſe neidiſche Larve, Er durfte Eure Lippen berühren —“

„Wie, Du weißt — wer ich bin?“ rief die Dame.

„Nicht weiß ich's — aber ich ahn' es!“ ſprach Peronne.

„Wehe Dir!“ ſchrie Jene, doch ſchnell wieder gemäßigt, ſetzte ſie hinzu: „Nein — Du kannſt es auch nicht ahnen — Du weißt nicht, wem Du ähnlich ſiehſt, ſo ſieht in Gottes weiter Schöpfung nur das Kind der Mutter ähnlich — und um dieſer Aehnlichkeit willen ſollſt Du leben. Fort von hier!“

Sie wollte eine Klingelſchnur ergreifen, aber Peronne vertrat ihr den Weg. „So will ich Dich denn ſehen, meine Mutter! und wenn es mir das Leben koſten ſollte!“

Die Dame war ſtehen geblieben, aber Peronne hatte wie ein Blitz eine lange Nadel aus dem Buſen gezogen und ſchnell die Maske durchſtoßend, daß die hellen warmen Tropfen über den weißen Hals herabrieſelten, rief ſie:

So erkenn' ich Dich denn wieder, wo ich Dich morgen rblicke, wenn ich Dich nun verlaſſen muß!"

Und ſomit wollte ſie die Thür erreichen, die zur Treppe ührte. Aber die Dame riß ſie beim Arme zurück.

„Ein Weib alſo — ein eiferſüchtig Weib!" ſchrie ſie – „die mir den Jüngling misgönnt, den ich liebe, wie ie noch ich liebte! Nun ſo nimm dies noch mit ins ſin- ere Jenſeits — daß er mein iſt — für ewig! daß ich ihn eſitze und daß Du ſterben mußt. Die Aehnlichkeit, die Dich retten ſollte, verdirbt Dich nun — ſieh mich an — nd bereite Dich zum Tode!"

Und ſchnell die Maske vom Geſichte reißend, ſtarrte ein Meduſenhaupt, überirdiſch ſchön und vernichtend zugleich eronne an. Es war ihr eigenes Geſicht und war es och wieder nicht.

Auch die Dame übermannte ein Schauder. „Ein Zau- erbild biſt Du — nicht das Kind, das ich einſt unter eſem Herzen trug — laß ſehen, ob Du ſterben kannſt!"

Mit dieſen Worten war ſie entſchwunden und hatte e Fackel mit ſich genommen. Kein Zweifel blieb Peronne, aß ſie gegangen war, ihren Mörder herbeizurufen. ......

Plötzlich hört ſie Schritte im Dunkeln. „Wer geht er?" ſchrie ſie mit Entſetzen.

„Stille — ruhig!" ſagte eine leiſe Stimme. „Es ht ans Leben. Ich bin hier, um Dich zu retten — der immel weiß, ob es mir gelingen wird."

„Biſt Du ein Bewohner dieſes Thurms?" fragte Pe- nne.

„Kein Bewohner dieſes Thurms, durch ein Wunder n ich hereingekommen. Aber jetzt ohne Zeitverluſt — hreibe mir auf dieſen Streifen Pergament Folgendes:

„„die Königin hat mich im Neſlethurm ermordet — ich bin ihr Kind““ — und darunter ſetze Deinen Namen!“

„Sprich — wie ſoll ich .....?“

„Du hältſt noch die Nadel, hier Dein Arm zeigt ſtrotzende Adern, durchſteche eine und ſchreibe — der Mond leuchtet genug dazu.“ — Sie ſchrieb zitternd, fliegend, indem ſie ſich dem Fenſter näherte. „Und ſtirbſt Du gleich — ſo räch' ich Dich nun doch,“ ſprach der Fremde, „und entkommſt Du, ſo werden wir uns wieder finden — ich ſtehe Dir dafür! Ich heiße — doch das thut nichts zur Sache.“ Er verbarg das Pergament in ſein Koller und hatte kaum noch Zeit, ihre Schärpe um den verwundeten Arm zu wickeln, da trat ein Bewaffneter mit einer Fackel ein.

Der Fremde warf ſich ihm entgegen.

„Zwei?“ rief der Bewaffnete — „ich ſollte ein Weib hier finden —“

„Und ermorden“ — rief der Andere raſch. — „Aber was ſeh' ich — Du, Chiquon? Gedenkſt Du jenes Morgens, da wir auszogen aus St. Julien-le-Pauvre? Du kennſt mich! — Jetzt einen Dienſt, den Du dem Freunde nicht verſagen wirſt. Beflecke Dich nicht mit dem Morde dieſes Weibes — laß ſie entfliehen —“

„Und der alte Teufel, der mich ſandte und in deſſen Dienſt ich bin —“

„Den betrügen wir, Chiquon! Entkleide Dich ſchnell,“ ſprach er dann zu Peronne gewandt, und obgleich er ſelbſt Hand anlegen mußte, ſo geſtattete doch dieſer Augenblick nicht, die Reize zu bewundern, die ſich vor ſeinen Blicken entfalteten.

Jetzt ſchnell einen Dolch ziehend und ſich verwundend, färbte er ihre Kleider mit ſeinem Blute und ſprach zu ſeinem Freunde: „Dieſe blutigen Kleider zeigſt Du Deinem Herrn — den Leichnam haſt Du in die Seine geworfen, verſtehſt Du?“

Chiquon bedachte ſich noch, als eine Seitenthür aufgeriſſen ward und ein hoher Mann eintrat und rief: „Nun? warum ſäumſt Du noch? Wir wollen fort — ich weiß jetzt, daß es die Königin iſt.“

„Wer ſagt das?“ ſchnaubte der Fremde, wie ein wilder Tiger, und warf ſich mit ſeinem Dolche über ihn, daß Jener ſogleich röchelnd zu Boden ſtürzte.

„Der Plumpe,“ ſprach er dann ruhig weiter, „ſolch ein koſtbares Geheimniß zu verrathen! Es iſt der Sire d'Annebaud, der mich mitnahm, um den Mörder ſeines Bruders kennen zu lernen.“ — Und nun riß er das große Fenſter auf, das zum Söller führte.

„Vorwärts, mein Töchterchen!“ rief er gedämpft Peronne zu, „ich bin ein Schwimmer, drum getroſt! Den ſtillen Bruder wirf mir nach, Chiquon, doch nicht auf den Kopf, das ſag' ich Dir!“ Und Peronne kräftig umfaſſend ſprang er mit ihr hinab in die Fluten der Seine.

Chiquon ſchleppte den Sire Renaud d'Annebaud, einen der erſten Cavaliere am Hofe Ludwig's des Zehnten, der hier ſo ganz unverhofft ſeinen Tod gefunden hatte, mit vieler Mühe zum Fenſter, denn der Sire war groß und ſchwer. — Da ſah er, wie die Beiden dem jenſeitigen Ufer zuſchwimmend bereits die Mitte des Flußbettes erreicht hatten.

„Im Namen Beelzebuth's!“ rief Chiquon, hob hoch den Leichnam auf die Brüſtung des Söllers und ließ ihn, ſchwer plumpend, hinabfallen.

Da trat hinter ihm das verſchleierte Weib ein, die

Niemand anders als der weiſe Meiſter Jourdan Ferron ſelbſt war, und fragte ernſt:

„Biſt Du fertig?“

„Er ſchwimmt bereits“ — erwiderte bleich doch grinzend der Burſche.

„Er?“ fragte der Zauberer.

„Oder ſie — gleichviel“ — ſagte Jener wieder, Beide meinend.

„Hier ſind die Kleider.“

Meiſter Jourdan hob ſie auf und betrachtete ſie noch, als die Dame des Thurms, bleich, Gram in allen Zügen, hereintrat und im dumpfen Tone fragte:

„Wo iſt meine Tochter? Schrecklicher!“

„Fort mit dieſen Gedanken,“ ſprach Jourdan, „ein Zauber war's — kein Leben war in dem Geſchöpf — von dem Juden ſinnverwirrend geſchaffen — zerſtört durch meine Macht!“

Die Dame ſtarrte ihn an. „Meine Tochter!“ wimmerte ſie wie im Wahnſinne.

„Kommt! die Sonne wird bald da ſein — beſteigt die Gondel!“

„Folge uns, Chiquon!“

So verließen alle Drei den Thurm und ihre Gondel durchſchnitt dieſelben Wogen, die früher den heldenmüthigen Schwimmer getragen hatten. Der Abgrund ſchlummerte darunter und das ſcheußlichgrauſige Verbrechen ſchiffte gefahrlos darüber hinweg. Die blühenden Geſträuche im kleinen Garten des Louvre ſchauerten im Morgenwinde, der die Wolken zuſammentrieb, und der Regen begann niederzuträufeln und von fern ſchallte der Ruf des Wächters von St. Paul:

„Es hat zwei Uhr geſchlagen. Der Regen ſtrömt nieder. — Alles iſt ruhig in der Stadt. Ihr guten Pariſer ſchlaft!“

9.

Lendit

Die ſchlafenden, guten Pariſer erwachten zu einem frohen Morgen. Denn frohe Morgen hat es immer gegeben, auch in den finſterſten Zeiten. Selbſt als ein paar Jahre ſpäter der ſchwarze Tod verheerend durch Europa zog und die Luft, mit Gifthauch geſchwängert, Millionen Menſchen hinraffte und aus blühenden Städten Einöden ſchuf, ging die Sonne auf wie in guten Tagen, von ihren Roſenwölkchen verkündet, von Lerchen bewillkommt und ihre goldenen Strahlen weithin verſendend. Dieſelbe Luft, die den Keim des Todes in ſich trug, war nicht in einen heulenden Orkan ausgeartet, oder gar in den Gluthauch der afrikaniſchen Wüſte, es war die Luft, wie wir ſie athmen in geſunden Tagen, es war bald der wärmende Süd, bald der kühlende Weſt, es war endlich der ewige blaue Himmel, die herrliche blühende Natur darunter; nur der Tod war befremdlich ſchneller, unerwarteter, öfter zu dem Menſchen getreten und rührte ihn an mit ſeinem eiſigen Finger. Bald verlor dies auch das Schreckliche, der Menſch gewöhnte ſich daran und die trübe Gemeinſchaft foderte ihn auf zu luſtigen Gelagen, um dem furchtbaren Gaſt nicht

Aengſtlichkeit zu zeigen, und ſich in den Beſitz der Lebensfreuden zu wiſſen, ehe er ihren Gewinn durch ſein ſchnelles Dazwiſchentreten unmöglich machte.

Nie wurden Volksfeſte mit lärmenderem Gepränge begangen, nie unter allgemeinerer Theilnahme gefeiert, als wenn eben eine Geißel über den Köpfen der Menſchen hing; und nicht thieriſche Rohheit iſt es, die in dem Verurtheilten ein Gelüſten nach guten, ſonſt wol gern gegeſſenen Speiſen erweckt, die ihm das ſogenannte Henkermahl würzt; das Schwert am Haare, über dem Haupte, wächſt der Appetit, und würde man einem ſolchen Unglücklichen ſtatt des Henkermahles einen Henkerball geſtatten, er würde im raſendſten Walzer ſich nicht ſatt tanzen können, und wär' es auch vielleicht nur, um ſich zu Tode zu walzen und dadurch dem Richtſchwerte zu entgehen. Nicht mit Unrecht mag man freilich dies die Luſtigkeit der Verzweiflung nennen, und wer weiß, ob an dem ſchönen Morgen, von dem wir ſprechen, nicht ein großer Theil der Einwohner der guten Stadt Paris davon ergriffen war.

Noch kannte man nicht das liebliche Meudon zwiſchen ſeinen Hügeln mit freundlichen Laubgehölzen, das majeſtätiſche Verſailles war noch nicht durch ein königliches „Werde" mit ſeinen Wundern hervorgerufen, und das romantiſche Montmorency lud noch nicht dazu ein, in ſeinen gebirgigen Schatten zu verweilen, oder vor ſeinen zierlichen Häuſern ländliche Tänze bei den Klängen von Schalmei und baskiſcher Trommel zu halten.

Damals waren es die Jahrmärkte, welche als eigentliche Volksfeſte beſtanden und aus denen alle ſpätern Freuden und Ergötzlichkeiten, ſo glänzend und großartig ſie auch in der Folge wurden, entſprungen ſind, ſelbſt bis auf das Vaudeville und die Oper.

Zwiſchen dem Dorfe Lachapelle und der alten Abtei St. Denis liegt ein großes Feld, unbebaut und unbewohnt zur damaligen Zeit, von wenigen, unbedeutenden Hügeln durchzogen und von einem ſchwarzen Walde im weiteſten Umkreiſe begrenzt.

An jenem ſchönen Morgen, von dem wir ſprechen, hatte des Himmels blaue Decke ſich ohne Fältchen oder Flecken darüber geſpannt, eine Stadt von leichten Zelten und Hütten war darauf, wie auf Zauberwink, entſtanden, und eine zahlloſe Volksmenge, theils geſchäftig, theils jubelnd, trieb ſich dazwiſchen herum.

Es war der Jahrmarkt, lendit geheißen, der hier gehalten wurde, der bedeutendſte jener Zeit in dieſer Gegend, nicht ſowol wegen der Geſchäfte, die dort abgeſchloſſen wurden, und wonach man gewöhnlich jetzt die Wichtigkeit unſerer Meſſen und Märkte zu beſtimmen pflegt, ſondern des Pompes wegen, der ihn begleitete und des Glanzes und der Fröhlichkeit, die dort anzutreffen waren.

Auf der Wieſe zwiſchen Lachapelle und St. Denis gab es keinen Neslethurm, kein Chateau-Bauvert, kein Palais-des-Thermes, und wie jene verrufenen und berüchtigten Orte alle hießen, die den Vorübergehenden mit Angſt und Schrecken erfüllten. Hier war keine Seine, deren Wellen allnächtlich Menſchenopfer gebracht wurden, und wenn ſich Zauberer und Wahrſager, die freilich nirgends fehlen durften, auch hier blicken ließen, ſo waren ſie herablaſſend genug, den guten Leuten, die ſie befragten, unter freiem Himmel die Nativität zu ſtellen und fern von allem myſtiſchen Weſen ihre Arcana zu verkaufen um billigen Preis, oder auch durch überraſchende Verwandlungen und Kunſtſtücke den Haufen zu ergötzen, wie wir in unſern aufgeklärten Tagen es von den Taſchenſpielern ſehen.

Die Sonne ſtand bereits hoch, als die alten Glocken in den Thürmen von St. Denis zu dröhnen anfingen und von der Straße von Paris her ſich dicke Staubwolken der Wieſe näherten. Das Menſchengewimmel ſchien ſich ordnen zu wollen, denn man ſah ein Hin- und Herlaufen, um feſte Plätze zu gewinnen, alle Erhöhungen nah und fern wurden eingenommen, ſelbſt die feſten Dächer einiger Hütten füllten ſich mit Zuſchauern, während die Uebriggebliebenen eine Gaſſe gebildet hatten, die ſich in bewundernswerther Schnelligkeit aus dem Wirrwarr entwickelte.

Was dieſe ſchnelle Thätigkeit veranlaßte, war der Abt von St. Denis, der als Richter des Marktes dem Biſchofe von Paris entgegengezogen war, welcher ſich in feierlicher Prozeſſion von der andern Seite nahete, um das eigentliche Volksfeſt zu eröffnen und hierfür aus den Händen des Abtes ſeine zehn Livres Pariſis in Empfang zu nehmen.

Er erſchien im höchſten Glanze der Kirche, umgeben von der ganzen Prieſterſchar, unter Vortragung der heiligſten und wunderthätigſten Reliquien, und ſpendete den Kaufleuten den Segen. Alles drängte ſich herbei aus Hütten und Zelten, um deſſelben theilhaft zu werden, und nur jene Menſchen ſtanden ſeitwärts, die man Sarazenen oder Bohemer nannte; ſie begehrten nicht des Segens der Kirche, denn ſie dienten andern Mächten, das wußte man allgemein.

Unter den leichten, unzierlichen Hütten des Jahrmarktes erhoben ſich zwei anſehnliche Gebäude, wenngleich nur von Holz, doch zur Aufnahme hoher Gäſte beſtimmt. Das kleinere, mit allen Bequemlichkeiten einer wohleingerichteten Wohnung verſehen, war dem Richter des Marktes, dem feiſten Abte von St. Denis, eingeräumt, das gröſere, prachtvoller geſchmückt, enthielt nur einige Säle und kleinere Gemächer und war beſtimmt, der ſchönen Königin Margaretha einen ſchicklichen Platz zu gewähren, wenn es ihr einfallen ſollte, das Treiben des Feſtes durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Von einem Lieblingsaufenthalte der Königin hatte dieſer freundliche, luſtige Bau den Nămen „Chateau-gaillard“ erhalten, und in der That war dieſe etwas frivole Benennung, nach unſern Begriffen, nicht übel gewählt, ſo ungezwungen, ja ſelbſt ausgelaſſen herrſchte Heiterkeit und Luſt in jenen Räumen, worin es die munterſten Höflinge ihrer Zeit gern einander zuvorthun wollten, um der ſchönſten Königin der Chriſtenheit Gefallen zu erregen.

Margaretha, etwas bleich zwar, doch nicht minder ſchön, im grünſammtnen Reitercoſtüme, von ihren Schweſtern Jeanne und Blanche begleitet, und umgeben von Allem, was in Frankreich durch Namen, Thaten und Glücksgüter edel und berühmt zu nennen war, ſprengte nach der feierlichen Proceſſion des Biſchofs auf ihrem ſchäumenden Zelter im luſtigen Zuge auf der Wieſe einher, vom „Noel“ des Volks begrüßt.

Am „Chateau-gaillard“ angekommen, ſprang ein ſchöner Jüngling in hochgelber Kleidung mit Gold und himmelblauen Federn auf dem Baret, den Farben der Königin, von ſeinem Thiere und drängte ſich behende durch den Schwarm der Andern, die ihn neidiſch betrachteten, um der Herrin den Steigbügel zu halten. Sie aber ſchwang ſich mit Anmuth zur Erde, neigte ſich holdlächelnd dem ſchönen Diener und reichte ihm huldvoll die Hand, um ſich von ihm in das Schlößchen führen zu laſſen.

Dieſer Jüngling war Luigi Verſoris, der ſchöne Genueſer, und als erſter Leibdiener der Königin am ganzen

Hofe bekannt. Margaretha ging, um ſich von dem Ritte zu erholen, in eines der Seitengemächer, während die Fürſtinnen und das Gefolge ſogleich die Fenſter des großen Saales beſetzten, um ſich an dem Getümmel des Marktes zu erfreuen.

Verſoris trat ſchüchtern in das Gemach der Königin.

„Meine Königin iſt nicht ſo heiter als der Tag und das Feſt,“ ſprach er mit trüber Miene, „meine Beſorgniß iſt es allein, die mich vergeſſen läßt, daß ich dorthin gehöre, wo die Andern — —“

„O nicht doch, Luigi!“ ſprach Margaretha, die ſich erſchöpft auf einen Sitz geworfen hatte, „Dein Platz iſt ſtets bei mir. Nur wenn ich Dich ſehe, ſchwinden meine Schmerzen, die mich foltern. Luigi, laß mich in Deinen Augen leſen, daß Du mich wirklich liebſt, mein ſchöner Jüngling! wahrhaft liebſt o, es tröſtet mich, wahrhaft geliebt zu werden!“ Sie hatte Luigi's Hand ergriffen und, ihn dicht an ſich ziehend, ihm in die Augen geblickt, die er jetzt nicht mehr verſchämt, wie er anfänglich gethan, niederſchlug, ſondern ſie recht feurig nach dem ſchönen Geſichte ſeiner Herrin und Herzenskönigin richtete.

Ein eng anliegendes Goldnetz, welches Margaretha nach damaliger Sitte unter dem Sammetbaret trug und das von einem breiten Bande gehalten wurde, das zum Theil ihre Wangen bedeckte, hatte ſich ein wenig verſchoben, und Luigi, deſſen feuriger Blick dieſes Antlitz verzehrte, rief mit einem Male erſchreckt: „Eure Wange blutet!“

Sie entfärbte ſich und ſprach dann mit leiſer Stimme: „Wirklich?“ und die Hand ſchnell zur Wange führend, um das Band wieder über die leichte Wunde zu ziehen, ſagte ſie: „Ich träumte vorige Nacht, ich hätte mich ver wundet — und nun" — fügte ſie nachdenkend hinzu — „ſollte der Traum Wahrheit ſein?"

„Wahrſcheinlich hat eine Nadel, womit Ihr Eure reichen Flechten aufzuſtecken pflegt, dieſen Frevel verübt," bemerkte Verſoris, „o thut weg, ich bitte Euch darum, dieſe mörderiſchen Waffen. Wenn auch die Schramme diesmal nur leicht iſt und bald verſchmerzt ſein wird — ſo könnte ſie doch einmal tiefer dringen — bedenkt, wenn ſie das Auge verletzt hätte — dies Himmelsauge, das in ſolchem Glanze nur unter Eurer Stirne ſo beſeligend ſtrahlt in weiter Schöpfung."

„Und, Schmeichler," ſagte die Königin raſch mit einem verlegenen Lächeln, „ſaht Ihr wirklich noch nie ein Auge dem meinen gleich?"

Und dann nach einer Pauſe wieder: „Dies ſchöne Augenpaar, das jetzt unverwandt nach Euch blickte, hat Euch auf Lüge ertappt. Es hat Zwillingsgeſchwiſter, dieſes Augenpaar —"

Sich ſammelnd erwiderte der Jüngling, indem er ein Knie beugte: „Kein ſterbliches Weſen kann ſich ſolcher Augen rühmen, wol aber kann die Hölle ſolche Spukgebilde erſchaffen, armen Menſchen die Sinne zu verwirren. In meinem Vaterlande erzählt man ſchaurige Märchen davon, und auch mir — warum ſollt' ich es leugnen — ward von einem böſen Zauberer ein Bild geſandt, das dem Deinen ähnlich ſah, um den Liebesfunken, der in dem Herzen jegliches Menſchen ſchlummert, zu beleben; aber ich rang mich los mit aller Kraft, geſchützt von mächtigern Gewalten, und nun ſehe ich mich ja gerettet, umſchirmt von Deiner Huld. Wie könnt' ich nun noch jenes trügeriſchen Glanzes gedenken, da mir die warme Sonne Deiner Gunſt aus dieſen Augen ſtrahlt!" Die Königin hob ihn, der vor ihr kniete, raſch auf, denn es naheten ſich eilende Schritte dem Gemache.

Es waren die hohen Frauen Jeanne und Blanche, welche mit Schrecken in den Mienen eintraten. Sie meldeten, daß der alte Connetable von Armaignac ſoeben angekommen ſei und eine allgemeine Beſtürzung verbreitet habe.

Sein zweiter Neffe, ein Bruder des kürzlich erſt nach Paris gekommenen und in der Seine verunglückten Sire d'Annebaud, Renaud mit Namen, der ſich mit der Auffindung der Mörder zeither raſtlos beſchäftigt hatte, war dieſen Morgen ermordet aus eben den Wellen gezogen worden, die ſeinem Bruder das frühe Grab bereitet hatten.

„Der Sire Renaud d'Annebaud?" fragte mit ſichtbarem Befremden Margaretha — dann aber ſetzte ſie ſchnell hinzu: „Iſt es ein Wunder, ſeine ungezügelte Rachſucht hat ihn — den Einzelnen — dem Mördertroß in die Hände geführt und ſo mußte er es mit dem Tode büßen. Sein Ungeſtüm beläſtigte uns. Geht, Verſoris, und meldet dem Hofe, daß ich mich ihm zeigen werde, obgleich ich von einem ängſtlichen Traume noch ſehr angegriffen bin. Dies wird hoffentlich den alten Connetable vermögen, ſeine rauhen, wilden Klagen in einem andern Bezirke ertönen zu laſſen, als in dem wir athmen."

Verſoris ging und die Damen zögerten einige Augenblicke, ihm zu folgen.

Als ſie kurz darauf in den Verſammlungsſaal traten, hatte ſich der trauernde Greis in der That zurückgezogen und die Hofleute zeigten die heiterſten Mienen von der Welt.

Sie waren eben darüber her, dem Sire Enguerrand von Marigny auf eine witzig boshafte Weiſe das Prognoſtikon zu ſtellen, um ihm zu zeigen wie ſie ſagten daß auch ſie ſich nicht ohne Nutzen mit geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigten.

Der ernſte Staatsmann ſchien nur wenig geneigt, in ihren Scherz einzugehen, und erwiderte trocken, daß ſie weit vom Ziele ſchöſſen, doch daß er Aller Geſchicke leicht und deutlich ſehe, ſie aber nicht erfreut ſein würden, ſolche aus ſeinem Munde zu vernehmen.

In dieſem Augenblicke erſchienen die Damen und der junge Sire de Montſoreau, welcher zunächſt am Fenſter ſtand, rief lachend: „Dies Handwerk ziemt ſich nicht für Edelleute, noch weniger für Euch, den Kanzler von Frankreich. Wollen wir aber dergleichen zur Kurzweil treiben, ſo dächte ich, man ließe — mit Erlaubniß unſerer ſchönen Frau Königin und Herrin — einen jener verwünſchten Sarazenen heraufkommen, die ſich im Volke dort unten umhertreiben und uns wol auch beluſtigen würden. Vergönnt Ihr es, Frau Margaretha von Burgund, ſo ſoll mein Page hier jenen vierſchrötigen Kerl, der ſein brennendes Auge auf unſer Chateau Gaillard gerichtet hat, als wollte er es in Brand ſtecken, heraufrufen, der möge uns denn ein Pröbchen ſeiner Kunſt ablegen und den würdigen Kanzler von Marigny beſſer zufriedenſtellen, als es unſerm Scherze von vorhin möglich war.“

Kaum hatte die Königin eingewilligt und ehe der Page ſich entfernte, riefen einige der Herren, die am Fenſter geblieben waren und deren Winke der Sarazene verſtanden haben mochte, laut und erſtaunend aus: „Seht, wie der Zauberer Gedanken zu errathen vermag! Ehe ihm Eure Sendung wurde, Sire de Montſoreau, ſtattet er uns ſeinen erwünſchten Beſuch ab. Da iſt er ſchon.“

„Er ſchreitet durch die Wand!“ riefen Andere.

Und wahrlich, ſo ſchien es, denn im Nu ſtand der Sarazene, den man ſoeben noch unten mitten im Volksgedränge geſehen hatte, unter den glänzenden Hofcavalieren, vor der Königin von Frankreich und ihren Schweſtern und Damen, die alle — bis auf die Königin — ein Kreuz vor ihm machten. Eine Pauſe der Ueberraſchung folgte ſeinem Eintritte.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er mit rauhem Tone, in dem fremden Accente eines Sarazenen.

Nun ſchien die Reihe des Scherzens an Enguerrand gekommen zu ſein, denn während ſich alle in der Nähe des Schwarzkünſtlers befangen fühlten, nahm Jener das Wort und ſagte zu ihm: „Nähere Dich ohne Furcht, Du ſollſt hier in Gegenwart einer Königin wahrſagen, das mag Dir wol ſelten im Leben widerfahren ſein.“

„Und vor allen Dingen,“ nahm der junge Pierrefonds das Wort, der zuerſt wieder die Sprache erhalten hatte, „ſollſt Du, verfluchter Sarazene! dem vor Dir ſtehenden Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, erſtem Miniſter des Königs und Kanzler von Frankreich vorausſagen, wie lang er noch zu leben habe und welche Todesart ſeiner wartet.“

„Willſt Du das wirklich durch mich erfahren, Enguerrand?“ fragte der Sarazene.

„Ohne Rückhalt, brauner Mann!“ ſagte dieſer lächelnd, „und könnteſt Du mir von meinen Lebenstagen ſo viele abziehen, daß nur einer übrigbliebe, und alle dieſe Tage in Todesarten verwandeln, die ich zu ſterben hätte, ſo wurdeſt Du dieſen jungen, ſchönen Edelleuten nur ein deſto großeres Vergnügen dadurch gewähren.“

„Nur drei Tage und Eine Todesart,“ ſprach ſchnell und dumpf der Sarazene, „aber eine ſchreckliche!“

Und ohne weiter um Enguerrand ſich zu kummern, der verſtimmt zu lächeln verſuchte, wandte er ſich zu den Andern, denen bei dem Tone des Wahrſagers und dem Abſchreckenden ſeiner Weiſſagung aller Scherz vollends vergangen war.

„Nun, meine Herren!“ rief er jetzt in heiterer Weiſe, „iſt Niemand unter Euch, der ſich von mir ſein Schickſal vorausſagen laſſen will?“

Alle waren verſtummt. Endlich faßte der junge Bruyns ein Herz und ſprach: „Verwünſchter Afrikaner, wer mag von Dir wiſſen, was Du ſoeben dem Grafen von Longueville offenbart haſt —“

„Nicht immer,“ erwiderte der Sarazene, „ſind meine Ausſprüche ſo finſter, Dir, Bruyns, grünt Glück, Dein König wird Dich ehren.“

Die jungen Herren ſchöpften freier Athem und waren ſchon geneigter, den myſteriöſen Sarazenen um ihr Geſchick zu befragen, aber dieſer hatte ſich von ihnen gewandt und war zur Königin hingetreten, die ſeitwärts auf einem etwas erhöhten Seſſel ſaß und ihren ernſten Blick auf der Scene verweilen ließ. Verſoris hielt ſich ihr zur Seite.

„Nun, Frau Königin,“ ſagte der rauhe Sarazene zu ihr, „ſoll ich von dannen gehen, ohne vor Dir meine Kunſt gezeigt zu haben? Verlangſt Du nicht der Zukunft den Mund zu öffnen?“

„Die Königin iſt krank,“ ſprach, ihn zurückdrängend, Verſoris, „willſt Du Dir noch einen Lohn erwerben, ſo mag's drum ſein! Hier bin ich, Dein Orakel erwartend.“

„Du willſt es nicht im Ernſte,“ erwiderte der Sarazene.

„Doch — ſage mir mein Schickſal,“ ſprach Verſoris.

„Deine Vergangenheit iſt Geſtern, Deine Zukunft liegt am Morgen," entgegnete Jener ausweichend, „von Heute laß mich ſchweigen."

Es mochte dem Jüngling wol nicht ſo ernſt geweſen ſein, des Sarazenen Kunſt auf die Probe zu ſetzen, er trat daher mit einem Blicke auf die Königin bei Seite, erwartend, was dieſe ſagen werde.

Der Sarazene aber trat hart an ihren Sitz heran und einen Fuß auf den Tritt ihres Schemels ſtellend, ſprach er leiſe zu ihr:

„Margaretha, willſt Du nicht, daß ich Dir etwas enthülle, was Dir noch Räthſel iſt?"

„Ich habe Dich nicht gerufen," erwiderte unwillig die Königin.

„Entdeckteſt Du nicht einen jungen Pagen in den Gewäſſern der Seine und warſt erſtaunt, den Sire Renaud d'Aunchaud darin zu finden?" fuhr der Wahrſager fort.

„Wer rief dieſen Menſchen her?" ſprach ſich erhebend die Königin.

Der Sarazene ſagte aber raſch zu ihr, indem er eine lange Nadel aus ſeinem Gewande zog, wie ſie die Frauen bei Turnieren, der Züchtigkeit wegen, zur Verhüllung des Buſens trugen: „Verberge Deine Wange noch ſo gut —"

„Was willſt Du von mir, Schrecklicher?" fragte ihn Margaretha bebend, ohne ihn ausreden zu laſſen.

Aber Verneuil, aufmerkſam gemacht durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen, war hinzugetreten, den Sarazenen ſcharf ins Auge faſſend.

„Was willſt Du, Jüngling?" fragte dieſer ihn.

„Ich bin der Königin Leibdiener," erwiderte er.

„Will Margaretha, daß ich in dieſes Jünglings Gegenwart ihr ihre Zukunft offenbare?" fragte der Wahrſager.

Die Königin war nicht im Stande zu antworten.

„So entferne Dich!" ſagte ſtreng der Sarazene.

„Ich empfange nur Befehle aus dem Munde meiner Gebieterin," ſprach trotzig Verſoris.

„Zieht Euch zurück!" hauchte Margaretha ſchwach, und nachdem mit Verſoris ſich Alles von ihrem Sitze weit entfernt hatte, fragte ſie leiſe und erbebend das furchtbare Räthſel, das vor ihr ſtand: „Jetzt keine Weiſſagung aus Deinem Munde — aber wer biſt Du ſelbſt?"

„Alles ſollſt Du erfahren, Königin, was Du zu wiſſen wünſcheſt — oder glaubſt Du nicht daran, daß ich Dir's zu enthüllen vermöchte?" So tönten die dumpfen Worte nun aus der tiefen Bruſt des Sarazenen herauf. „Die Nächte ſind dunkel, Margaretha, ohne Liebestränke — und tauſend Kerzen, die Du anzündeſt, machen ſie nicht freundlicher, und alle Mächte, die Du herauf beſchwöreſt, ſind nicht im Stande, Eine Macht zu beſchwichtigen!"

„Deine Worte" — ſprach Margaretha ängſtlich — „an dieſem Orte —"

„Wohl! ſo ſchenke mir Gehör an einem andern," ſagte der Sarazene, „noch dieſe Nacht."

„Dieſe Nacht?"

„Ja. Unfern von hier. Im Walde von Lachapelle, wo der Fels ſteht — den die Leute nennen „La Roche-qui-pleure" — dort kreuzen ſich die Wege —"

„Dort willſt Du mich ſehen?"

„Um Mitternacht."

„Und die böſen Geiſter, die dort ihren Sabbath halten?"

„Sie können uns Beiden nichts anhaben."

„Ich werde mich nie ſolchen Mächten anvertrauen!"

„Und jene, die Dich im Neſſelthurme ſchützen, ſind ſie anderer Art?“

Hier hatte ſich des Sarazenen Stimme drohend erhoben, aber Margaretha ſagte raſch, leiſer und ängſtlicher noch denn zuvor.

„Wie willſt Du, daß eine Königin von Frankreich —“

„Um Mitternacht einen Gang ins Freie wage? Die Dame des Neſſelthurms wagt mehr. Der Thurm iſt vom Louvre weiter entfernt, als der Fels von dieſem Hauſe —“

„So willſt Du, daß ich nicht nach Paris zurückkehre?“

„Du wirſt eine plötzliche Krankheit vorſchützen und hier bleiben.“

Da durchzuckte es wie Freude Margaretha's entſeelte Züge, eine Hoffnung lächelte ihr, aber der Fürchterliche zerſtörte ihr auch dieſe.

„Verſchließe Dich in dieſes Zimmer, ſprich mit Niemand — hörſt Du? — Vor Allem hüte Dich vor Jourdan Ferron —“

„Wie?“ fiel ihm Margaretha ins Wort, „meinen Arzt und treueſten Diener —“

„Den halte von Dir entfernt, ſonſt wirſt Du nie den Zauber löſen, der Dich umſchlingt —“

„Er wird kommen, wenn er von meiner Krankheit hört —“

„Du ſtellſt Wache vor Deine Gemächer, deren Eingang er hoffentlich nicht ſtürmen wird —“

Margaretha ſchwieg ſinnend. Der Geheimnißvolle hatte ihr Dinge zu offenbaren, die — ſo ſchien es — ſelbſt dem Meiſter Ferron noch unenthüllt waren. Und zögerte ſie, in ſeine Forderungen zu willigen, ſo ſtand er ja in ſeiner ganzen Furchtbarkeit ihr gegenüber, die in Ohnmacht bleich, wie eine Verbrecherin, die ihr Verdammungsurtheil erwartet.

Man hörte ferne Trompeten.

„Der König! der König!" hieß es von allen Seiten und man drängte ſich an den Fenſtern, während manche Blicke zurückfielen auf die Königin, die in Gedanken Alles zu überhören ſchien, ſo ſehr verſtand es der braune Zauberer, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

Sie hatte aber die Trompeten nur zu gut vernommen, die ſie wie das Weltgericht aufſchreckte zu der ſchnellen Verheißung:

„Ich will thun, was Du begehrſt —"

„Du wirſt kommen? — allein —?"

„Ich werde, Entſetzlicher, nur jetzt verlaſſe mich!"

„Bringe das Staatsſiegel mit, für das Uebrige ſorge ich —"

Margaretha horchte überraſcht auf.

„Es ſoll kein Pact um Deine Seligkeit werden," ſagte mit teufliſchem Hohne der Sarazene.

Margaretha ſchwieg.

„Hörſt Du, Margaretha? Das Staatsſiegel —"

„Ich höre —"

„Du wirſt mich an dem Platze finden —"

Das Volk rief: „Noel!" — die Trompeten tönten näher; Alle wandten ſich nach Margaretha, die ſichtbar bleich und taumelnd dem Fenſter zuwankte, aber mitten im Zimmer zu Boden fiel.

Der Zauberer ward nicht mehr geſehen.

Weit und breit ſchwieg es auf der Jahrmarktswieſe. Die Hütten und Buden waren längſt geſchloſſen, der König und der Hof war nach Paris zurückgekehrt und der feiſte Richter des „Lendit," der Abt von St. Denis, ließ ſich's wohl ſein bei Fläſchen und Schüſſeln nach den Strapazen des Tages in ſeinem leichtgezimmerten Hauſe. Nur am fernen Rande, wo der ſchwarze Wald der Wieſe einen dunkeln Saum verlieh, ſah man hier und da rothe Flammen tief am Boden glühen; dort hatten ſich jene Leute zur Ruhe gelagert, die morgen bei guter Zeit wieder auf dem Markte ſein wollten und denen der Weg zur „großen Truanderie" zu weit war.

Dort ſaß auf bemooſtem Steine unter dem Baldachin, den die dicht belaubten, tauſendjährigen Zweige einer Eiche über ihm wölbten, in aller ſeiner barocken Herrlichkeit, umgeben von ſeinen Großen, der mächtige Trismegiſtus, die zierliche Atren, die rieſige Guiſaldin. Sie athmeten den kalten Nachthauch in ihrer wilden Freiheit, ſangen ihre eintönigen Lieder, über ſich ihr altes blutiges Geſetz, die ewig wandelnden Sterne, tief unter ſich die andern Menſchen. Mitten im kahlen Felde erhob ſich das „Chateau-Gaillard" finſter und verödet. Nur wenige von den langen Fenſtern waren matt erleuchtet, und hier war es, wo die kranke Königin ſeufzend lag in banger Erwartung und das Herz in fieberiſcher Bewegung.

Vor der Thür ihres Gemachs hielten zwei Armbruſtſchützen Wache, wie ſie es ſelbſt befohlen hatte, und eine vertraute Dienerin, ihre vertrauteſte — ſaß, ihrer Befehle wartend, in einem anſtoßenden Kabinet.

Die Augen der Königin waren ſtarr auf eine Sanduhr gerichtet, die vor ihr ſtand, und ſie ſchien nur noch Sinn für das Verrinnen des Sandes zu haben.

Da ſchreckte ſie eine bekannte Stimme aus ihren Träumereien. Es war ein Geſpräch, welches dicht unter ihrem Fenſter geführt wurde.

„Ich bin der Königin Leibdiener —“

„Niemand wird eingelaſſen, ſo lautet der Befehl —“

„Ich muß ſie ſprechen —“

„Gebt Euch keine Mühe, edler Perſeus,“ ſprach nun eine andere, nicht minder bekannte Stimme, wenngleich Margaretha ſie nur einmal im Leben gehört hatte, „die Königin ſpricht heute Niemand —“

„Ihr ſeid's, Hauptmann?“ fragte Perſeus.

„Noch bin ich's, Freund,“ erwiderte der Andere. „Ich ſuchte Euch ſoeben. Habet die Gefälligkeit, für mich dieſes verſiegelte Blättchen aufzuheben. Es enthält mein Wichtigſtes auf der Welt. Man kann in jetziger Zeit nicht wiſſen, wie bald man abgefodert wird. Darum hört mich wol an, Luigi! Wenn ich morgen um die zehnte Stunde nicht ſelbſt, in eigner Perſon, verſteht mich wohl! dieſes Blättchen von Euch zurückfodere, ſo mögt Ihr es öffnen. Ich rechne auf Eure Freundſchaft! Jetzt gehabt Euch wohl! Kehrt nach Paris zurück — hier iſt's nicht geheuer — und Eure holdſelige Herrin ſehet Ihr heute doch nicht mehr, glücklicher Page!“

Margaretha raffte ſich auf und eilte ans Fenſter — aber ihr weitaufgeriſſenes Auge ſtarrte in die öde Nacht, die ihren ſchwarzen Schlund unter ihr geöffnet hatte. Die Sprechenden hatte ſie bereits in den Nebel gehüllt, der ihr wie Athem entſtieg, den ſie einſog und dann wieder zaubergeſchwängert ausſtrömen ließ.

Noch ein ſehr kleines Häuflein Sandes ruhete in dem obern Theile der Uhr. Einem jeden Körnchen, das hinuntergleitete, folgte gierig der Königin Auge, und immer ängſtlicher pochte ihr Herz, immer dunkler glühete ihre Wange. Jetzt — war die Stunde gekommen — die furchtbare Stunde der Geiſter, deren Nahen ſie ſonſt vergaß im Taumel des Genuſſes — jetzt allein im öden Hauſe, das ihr ein Grab zu ſeyn ſchien, ſie ſelbſt eine Bewohnerin deſſelben, ſich erhebend emporzuſteigen, um ſelbſt fürchtend ein gefürchteter Schrecken umherzuwandeln in den Wohnungen der Menſchen. Ihre Hände flogen, als ſie einige wärmende Schleier um ihre vom Fieberfroſt geſchüttelten Glieder ſchmiegte, und ſo ſchlich ſie leiſe, faſt unhörbar, im Dunkeln die Gänge entlang, zum Thore hinaus und die Armbruſtſchützen machten das Kreuz und ſahen fort, als die geſpenſtiſche Frau an ihnen vorüberzog. Sie vermied die Straßen, von den Hütten der Kaufleute gebildet, und ſchritt querfeldein der ihr vom Sarazenen bezeichneten Stelle zu. Sie ſtolperte über die Hügel und Steine, die wie Gräber und Todtenmale auf ihrem Pfade ſich fanden, eine tiefe Finſterniß lag ringsum, das ſchwarze Gewölk hing ſo tief herab, daß es ſchien, als könnten ihre Hände es erreichen, und darunter zogen Käuze und Fledermäuſe, ſchwankend und mit den Augen leuchtend, wie tanzende Feuerfunken, während Irrwiſche am Boden hüpften. Die Lagerfeuer der Zigeuner waren verloſchen und nur ihr ſinkender Dampf wälzte ſich an der Erde im weiten Umkreiſe fort, weil die dicke Luft ſein Aufſteigen verhinderte.

Nach Mühſeligkeiten ohne Zahl hatte die nächtliche Pilgerin die Waldecke erreicht, die noch das Ziel ihrer Wanderung verdeckte.

Hier, einſam, von Schreckniſſen umgeben, von innerer Angſt gefoltert, hob die Königin von Frankreich das ſchöne Auge zum Himmel, den kein Stern verrieth. Die Nacht war bis zum Ungeheuern finſter und gräßlich geworden.

„Ich Thörin, daß ich ſo allein" — dachte ſie — „wenn ich nur Luigi mindeſtens im Rückhalt" — doch ſchnell dieſen Gedankenſtrom hemmend, ſetzte ſie hinzu: „Nein — Ihn einer Gefahr ausſetzen? — Mir kann hier keine drohen!"

Da ſtand ſie, wo die Straßen ſich trennten, und die ſeltſame Geſtalt des Felſen, der nach einer Sage und dem Brünnlein, das ſeinem Mooshaupte entfloß, „la Roche-qui-pleure" genannt wurde, ſtrebte wenige Schritte von ihr wie ein dunkler Rieſe zum Himmel empor.

Noch war ſie unſchlüſſig, ob ſie ſich ihm nähern ſollte; da erhob ſich aber von einer niedern Moosbank ein Menſch, der wie ein Ritter in dunkle Farben gekleidet war und ihr die Worte zurief:

„Du haſt mich warten laſſen, Margaretha, doch da biſt Du ja und ich will Dir Deine Säumniß nicht zu hoch anrechnen. Setze Dich hierher an meine Seite — Du wirſt müde ſein. Der Himmel hätte galanter ſein und einige Laternen anzünden können."

Sie that es zitternd und ihr wirres Auge erkannte mit Befremden den Sarazenen in der Ritterstracht.

Er ſchien es zu bemerken.

„Meine Kleidung nimmt Dich Wunder," ſprach er, „ich bin derſelbe, den Du heute Morgen ſaheſt, zweifle nicht daran, ich fand es nur gerathener, zu dieſem Abenteuer meine Sarazenenmaske abzulegen. Maskirſt Du Dich doch auch manchmal! Nicht ſo? Gib Dich darum zufrieden, Kindchen. Wir ſind deswegen Beide nicht mehr, nicht minder, als wozu uns der Himmel geſchaffen hat. Nicht biſt Du hier, Königin — denn wo wären Deine Damen, Deine Wachen, Dein Glanz? Iſt dies das Gemach, der Thron, die Umgebung einer Königin? Du biſt ein Weib, ein armes, zitterndes Weib — da haſt Du meinen Mantel! ſo! und weil das Weib zittert und der Mann ruhig iſt und feſt — ſo mag einiger Vorzug hier wol dem Manne gebühren —"

Die Königin hatte ſich in den Mantel gehüllt, den ihr das Mitleid des Schrecklichen um die ſchönen Schultern geworfen. Ihre Zähne ſchlugen hörbar an einander und nur mit Mühe brachte ſie die Worte hervor:

„Jetzt ſage mir, weshalb ich kommen mußte, und entlaſſe mich aus dieſer furchtbaren Haft."

„Du willſt das Räthſel gelöſt wiſſen, wie es kam, daß für ein Mädchen, welches Du morden ließeſt, der Sire d'Annebaud in der Seine ſich fand? Du biſt unruhig darüber, wo das Mädchen hingekommen, da ſein Leichnam noch nicht gefunden? Du möchteſt endlich des Mädchens Herkunft wiſſen? Alle dieſe Fragen kann ich Dir beantworten. Haſt Du das Staatsſiegel bei Dir?"

„Ich habe es — hier —"

„Nun wolan, ich war zugegen in geſtriger Nacht bei der Zinne im Neſlethurme, ich habe den Sire d'Annebaud, der mich hineinführte, „um ſich meiner Zaubermacht zu bedienen, den Mörder ſeines Bruders zu entdecken, mit dieſem Dolche ermordet — weil er ſich unterfing, die Mörderin verrathen zu wollen, die er dort kennen gelernt hatte. Glaube mir, ich bin Dein Freund, und ſo lange Du mit mir es hältſt, will ich Dich beſchützen gegen Alles, was Dir drohen könnte, und würdeſt Du noch tauſendfach Mörderin und Ehebrecherin."

Die Königin ſtarrte ihn zornglühend an.

„Das Mädchen, obgleich Deine Tochter, obgleich Deine ſchwere Anklägerin, wird Dir nicht ſchaden, ſie iſt in meinem engſten Gewahrſam —"

„Sie? meine — in Deinem Gewahrſam?“

„Das Eine jener unglücklichen Zwillinge, welche Du der Umarmung Leonnet's von Bournonville verdankeſt, des ſchönen Pagen, der Deinen Vater mordete. Gedenkſt Du ſeiner noch?“

Hier packte des Fremden Hand den Arm der Königin und ſein wilder Blick wühlte in ihren Zügen, dann fuhr er fort:

„Dein treuer Freund und Arzt Jourdan Ferron hatte damals nicht Treue zu Dir im Sinne; ſtatt die Kinder zu tödten, wie Du ihm befahlſt, ſetzte er dies Mädchen am Portale von Notre-Dame aus, was er mit dem Jungen machte, iſt zur Zeit noch nicht enthüllt —“

„O ſchrecklich! ſchrecklich!“ tönte der Königin Klaggeſchrei durch die Nacht.

„Eine Heldin Deiner Art muß mehr Faſſung zeigen,“ fuhr nun der Fremde fort. „Du ſiehſt, daß ich Alles weiß, und daß ich auftreten kann und Dich anklagen und auch mit Beweiſen dazu ausgerüſtet bin. Doch das ſei fern von mir. Ich bin ja Dein Freund, wenn Du Dich mir fortan überlaſſen willſt. Bedenke dies!“

„Mich anklagen?“ ſprach die Königin raſch, „oder mich Dir überlaſſen? Deine Sklavin ſein — den ich vernichten kann —“

„Vernichte mich!“ ſagte mit kaltem Hohne der Fremde, „rufe Deinem Verſoris, oder einem Andern Deiner Günſtlinge und laſſe mich tödten, hier zur Stelle — gut! Ich werde fallen. Doch morgen um zehn Uhr — wenn ich nicht am Hofe erſcheine — öffnet Verſoris einen Zettel, den ich ihm gab, beſchrieben mit dem Blute Deiner Tochter, ſeiner Geliebten — hörſt Du's? — „„Die Königin hat mich im Neſlethurme ermordet! ich, Peronne, bin ihr Kind.‟“

Beide Hände vor das Geſicht ſchlagend, ſank Margaretha leiſe wimmernd auf den harten Stein zurück, der ihr zum Sitze diente.

„Willſt Du mich noch ermorden laſſen, mich heimlich zum Schweigen bringen? Glaube mir, thörichtes Weib, meine Rache iſt ſo weit ausgeſponnen, daß Deine Schuld an das Tageslicht käme, wenn Jourdan Ferron auch ein Zaubernetz mit ſeinen beſten Künſten darum webte. Willſt Du mich verſchwinden laſſen — oder willſt Du thun, was ich von Dir fodern werde?“

„So ſprich denn endlich,“ ſagte Margaretha, „was begehrſt Du von mir?“

„Nicht Deines ſchönen Leibes begehr' ich, nicht Deiner glühenden Küſſe und ſüßen Umarmungen! Säheſt Du mich in meiner echten Geſtalt und unter meinem wahren Namen, Du würdeſt mir gern dieſe Unempfindlichkeit zu Gute halten, ohne mich darob zu ſchelten.“

„Ich ſchaudere bei Deinen Worten,“ ſagte ſchnell Margaretha, „ſo willſt Du vielleicht Schätze — ſprich! und Deine raubgierigen Hände ſollen in der Chatulle des Königs, im Schatze von Frankreich wühlen können, um Deinen Durſt zu ſtillen —“

„Ich danke Dir — das wollte ich in der That,“ ſagte trocken der Fremde, „aber das iſt nicht genug, ich will herrſchen in dieſem Lande — ich will ſein erſter Kanzler ſein —“

„Dieſen Poſten bekleidet der Graf von Longueville —“

„Ich will Graf von Longueville ſein —“

„Wie iſt das möglich?“

„Geſtern noch warſt Du Regentin — hier iſt Marigny's Verhaftsbefehl, unterzeichne ihn, er iſt von geſtern ausgeſtellt — und hier iſt meine Ernennung auf ſeinen Platz —“

Er überreichte ihr Pergament und Griffel.

„Aber wer biſt Du?“

„Thut das etwas zur Sache?“ verſetzte der Fremde mit ſeinem bittern Spotte — „doch Du mußt ja Deinen neuen Miniſter kennen. Wolan, ich heiße Buridan —“

„Buridan?“ rief erſchreckt Margaretha.

„Der Teufelsbanner, des Tempelmeiſters Schüler, der Verfolgte, dem Tode Verfallene, als Bild Gehenkte, der es ſatt iſt, ſich zu verbergen in ſeinem ſchönen Vaterlande, oder gleich einem Verbrecher es zu fliehen,“ ſprach nun der Fremde mit Feuer. „Ich will jenen Marigny an dem Galgen hängen ſehen, den er mir zugedacht hatte, und indeß ein ſchnödes Wachsbild daran aufknüpfen ließ. Ich will ſtatt Todesfurcht in Schmach, wenigſtens Todesfurcht im Glanze! Doch Du bürgſt mir für meine Tage am Hofe, nicht ſo, Margaretha?“

„Wie wird das möglich ſein? Biſt Du nicht als Anhänger des Templerordens geächtet?“

„Was thut das? Die Acht wird auf Verwenden unſeres gnädigſten und ſehr gefürchteten Königs mit der Zeit von meinem Haupte genommen, und daß Ludwig es thue, überlaſſe ich Deiner Sorge. Für jetzt bin ich Hauptmann Buridan, des Geächteten Bruder, und als ſolcher ſchon bekannt. Nun wie iſt's? Haſt Du unterſchrieben?“

„Hier!“

„Und das Siegel?“

„Dieſe Kapſel verſchließt es in Wachs —“

„Gut!“

„Und hab' ich nun nichts von Dir zu fürchten?“

„Ich bin Dein Sklave. Buridan, der arme Schüler, wird es nie vergeſſen, was er Deiner Gnade verdankt. — Ich werde des Louvres Fenſter, die auf die Seine gehen, vermauern laſſen, und den Neslethurm mit einer dreifachen Mauer umgeben, damit von ſeinen üppigen Feſten weder Glanz noch Klang ſich verrathen. Jede Nacht ſollſt Du Deine wohlverwahrte Gondel am Ufer finden und der Kanzler ſelbſt wird Dich hinüberführen. Aber dafur wirſt Du mir auch Deine Gunſt fortwährend ſchenken, Margaretha — nicht Liebesgunſt — eine andere — verſteh' mich wohl! Der König zieht ins Feld — und wir werden ſein Reich beherrſchen; uns gehört dann dies ſchöne Frankreich mit ſeinen Schätzen, ſeinen Weinen und ſeinen Schönen — wehe Denen, die es wagen werden, ſich unſerer Allmacht widerſetzen zu wollen!"

Margaretha hatte ihre Faſſung wieder. „Liſtiger Betrüger!" rief ſie, „ſo zwangſt Du mich denn, eine Macht mit Dir zu theilen, die ich allein beſaß —"

„Allein?" ſpottete Buridan, „und Jourdan Ferron?"

„Der weiſe Arzt — mein Freund —"

„Lege die Heuchlermaske ab, Margaretha! Wir ſtehen uns hier ſo ehrlich gegenüber, wie wir uns wol noch nie in unſerm Leben einem Menſchen gezeigt haben. Du wirſt des alten Schwarzkünſtlers Ferron entbehren können — denn ich bleibe Dir als Rath und Perſoris' Liebe!"

„Perſoris!" ſeufzte Margaretha.

„Fürchte nicht, ihn zu verlieren," fuhr Buridan fort. „Morgen um zehn Uhr erſcheine ich am Hofe, um Marigny verhaften zu laſſen und meinen Zettel von Perſoris zurückzufodern. Dann kannſt Du frei athmen. Sorge indeß, daß mein ſchmähliches Bild, das am Galgen von Montfaucon ſtatt meiner hängt, heruntergenommen werde.

Doch, unſer Geſchäft iſt beendigt, wozu Deine zarte Geſundheit länger dieſer rauhen Nachtluft bloßgeben. Gib mir meinen Mantel wieder — ſo! — und nun kehre ins Chateau-gaillard zurück.“

„So darf Margaretha ſich nun entfernen?“ fragte die Königin mit ſchmerzlichem Spotte, die wol noch nie bei einem nächtlichen Abenteuer ſolcher Art einem Manne gegenüber geſtanden hatte.

„Auf Wiederſehen, meine Königin!“ ſagte Buridan im Tone der feierlichſten Huldigung, ein Knie vor ihr beugend.

Da rührte ſich's ſchnaubend im hohen Graſe und hob ſich brummend empor, ein Rieſenhaupt war's, aus großen, grellen Augen Beide anſtierend.

Die Königin prallte entſetzt zurück.

„Ah!“ ſagte lachend Buridan, „da find' ich eine alte Bekanntſchaft; wir wollen heute nicht unſere Kräfte im Ringen verſuchen, ſchönes Kind!“

„Wollt'ſt aus Furcht nicht Herzog von Aegypten ſein, Thor!“ tönte es aus dem Graſe empor, „und biſt nun doch mein!“

Die Königin entfernte ſich mit ſtummem Schrecken, als ſie dieſe Stimme hörte, ſo ſtark tönend, und ſo unerwartet, und als der furchtbare Menſch, den ſie mit geheimnißvollen Mächten verbündet wähnte, ſo bekannt mit ihr that.

Buridan aber erſchrak weder über die Stimme, noch über den traurigen Orakelſpruch, den ſie vernehmen ließ, ſondern, in einer Anwandlung frevelhaften Uebermuthes, erzeugt durch die Krönung ſeiner kühnſten Wünſche, es ſetzte ſich der neue Kanzler von Frankreich, die Pergamente, welche ſeine Erhebung und ſeines Vorgängers Vernichtung enthielten, ſorgſam im Buſen verbergend, zur Rieſin Guireddin ins feuchte Gras, um ihren alten Groll zu bezähmen.

Und das fleckige Bohemerweib lachte ihm freundlich entgegen.

10.

Im Chateau-gaillard.

Ueber die finſtre Wieſe, auf ungebahntem Pfade, ſchlich die Königin zitternd bei innerer Glut zurück nach dem traurig-öden Aufenthalt, deſſen Namen ausgelaſſene Fröhlichkeit bezeichnete.

Noch herrſchte Nacht. Die Wacht der Armbruſtſchützen vor den Pforten war ſorglos eingeſchlafen.

Margaretha eilte in großer Bewegung die Treppe hinan und öffnete das Vorzimmer, wo ihre vertraute Dienerin in ſichtbarer Angſt ihrer wartete.

„Verzeihung, Frau Königin,“ ſprach ſie eilig, „ich bin nicht ſchuld daran, daß er hier eindrang — die Wache iſt eingeſchlafen — und was ſollte ich — —?“

„Wer? Wer?“ fragte die Königin entſetzt.

„Wer anders — als er — der wie ein Schatten Euch umgibt — Verſoris —“ erwiderte die Vertraute.

„Verſoris?“ — wiederholte Margaretha, mit einem Blick, der ſich neu belebte, und ihre Bruſt hob ſich höher. „Schon gut — ihn wollt' ich ſprechen.“

Sie winkte der Dienerin, ſich zu entfernen, ſuchte ſich einen Augenblick von ihrer Ueberraſchung zu erholen und trat dann in ihr Gemach, wo der ſchöne Jüngling, mit ſanftem Vorwurf im Auge, ihr gegenüberſtand.

„Verſoris, Du hier?“ fragte die Königin mit anſcheinendem Befremden.

Er aber ſagte: „Faſt könnte ich ebenſo verwundert ſein, Dich ſchon hier zu finden. Du warſt krank, Margaretha, die Wachen hatten Befehl, Niemand zu Dir einzulaſſen, damit Du ungeſtört Deine nächtlichen Wanderungen vollenden konnteſt.“

Die Königin ſetzte ſich ſtumm, den Blick zur Erde gewandt, und ſchien es nicht zu bemerken, daß er, auf Antwort harrend, vor ihr ſtand.

„Du ſprichſt nicht mit mir, Margaretha?“ fing der Jüngling nach einer Pauſe wieder an, „Du haſt keinen Blick für Deinen Luigi? Wie? iſt es etwa nicht Margaretha, die ich hier vor mir ſehe? iſt es jenes Trugbild des Juden, jenes zauberiſche Weſen, das — wie mir die Kunde ward — im Neslethurme allnächtlich Menſchenopfer ſchlachtet? Bin ich ſeiner finſtern Macht verfallen?“ ſetzte er mit innerm Graus hinzu, „ſprich — rede — ſage mir, Margaretha, daß Du es biſt, meine Königin?“

Sie blieb ſtumm und blickte unverwandt auf den Boden.

„Nun denn!“ rief er, „ſo iſt es, wie ich fürchtete. Jede Gemeinſchaft mit Dir, die ich hier vor mir erblicke, könnte mir Verderben bringen! Mein ſchnellſtes Roß ſoll mich nach dem Louvre tragen, damit ich mich überzeuge, daß meine Herrin dort vom ſüßeſten Schlummer umfangen ruht.“

Sie ſeufzte laut.

Er wendete ſich wieder nach ihr um.

„Setzet Euch zu mir, Verſoris,“ ſagte ſie nun matt, „und höret mich an. Eure Liſt, die Ihr anwendet,“ mir den Stachel der Vorwürfe zu entwenden und gegen mich ſelbſt zu kehren, was Euch treffen ſollte, iſt nicht geziemend für einen Mann, dem ich meine höchſte Gunſt ſchenkte — “

„Wie froh bin ich, daß Ihr die Sprache wieder habt,“ rief Luigi Verſoris aus, „wenngleich ich Eure dunkeln Worte mir nicht zu deuten weiß. Alſo ſeid Ihr doch nicht — des Juden Spukbild, das Euch ſo ähnlich ſiehe und mir ſchon einmal im Leben faſt verderblich erſchienen war — meine Königin wirklich — Margaretha — die holdſeligſte, die herrlichſte von drei Schweſtern — die Herrſcherin!“

„Verräther!“ ſchrie Margaretha durchdringend auf, indem ſie vom Sitze ſprang: „jetzt hab' ich Dich! Darum wurdeſt Du heut nicht vorgelaſſen, darum hieß es, ich wäre krank, darum verließ ich allein zur Nachtzeit dies Gemach — “

„Was meint Ihr?“ fragte Verſoris beſtürzt.

„Was ich meine, Betrüger? O über den Heuchler!“ rief ſie mit gemildertem Tone. „Als ob er's nicht wüßte! Genug, ich entlaſſe Dich! Wer rief Dich hierher? Was willſt Du von mir? Der König iſt in Paris, und die Begünſtigung, deren Du Dich in ſeiner Abweſenheit erfreuteſt, nehme ich nun zurück. Du biſt fortan Diener — ich Deine Königin!“

„Und womit hab' ich Deinen Zorn auf mich geladen?“ fragte Verſoris beſtürzt, dem es jetzt ganz entfallen zu ſein ſchien, daß er eigentlich es war, der zu zürnen hatte.

„Ich zürne Dir keinesweges,“ erwiderte Margaretha kalt, „auch meine Schweſtern ſind ſchön — ſchöner als ich — und wiſſen ſich ein fühlendes Herz zu gewinnen.“

„Du könnteſt glauben?“ rief Verſoris —

„Daß Jeanne von Poitiers und Blanche von la Marche — allerdings Damen ſind, die Liebe verdienen“ — fiel ihm die Königin ins Wort — „nicht Königinnen zwar, aber — kommt das bei der Liebe in Betracht? Lebe wohl, ſchöner Page — verlaſſe mich!“

„Du kannſt mich wahnſinnig machen,“ ſprach Verſoris. „Ich komme in der Angſt meines Herzens hierher, gegen Dein Verbot, um mich von Deinem Zuſtande zu überzeugen, und finde Dich nicht! Du biſt aus — zur Nachtzeit — Niemand weiß wohin! und da ich bleibe — da ich Aufklärung von Dir erwarte — überhäufſt Du mich mit unverſtändlichen Vorwürfen, heißeſt mich fortgehen, da mein Leben daran hängt, zu bleiben.“

„Ja wol hängt Dein Leben daran,“ rief Margaretha mit ſtrenger Miene, „denn der König hat bereits Verdacht geſchöpft und ich ſehe nicht ein, warum ich mich für einen Treuloſen opfern ſoll, der mir Liebe heuchelt, während er in ſeinem Buſen einen Zettel verbirgt, der ihm von einer treuern, beſeligendern Liebe ſpricht —“

„Ein Zettel?“ fragte Verſoris.

„Ja — ein Zettel —“ fuhr die Königin fort, „der Dir hier unter meinem Fenſter gegeben wurde und den Du mit einer Inbrunſt in Dein Koller ſteckteſt — mit einer Andacht, möcht' ich ſagen. Du konnteſt freilich nicht glauben, daß ich die Zuſchauerin abgeben würde, aber ich hörte Deine Stimme und Du wollteſt vielleicht mir einige Worte ſagen, dachte ich — da ging ich — ſo ſchwach ich war — ans Fenſter und ſah, wie Du den Zettel —“

„Margaretha!“ rief der Jüngling. „Welch ein Verdacht! und wenn ich Dir nun ſage, daß es ein mir faſt fremder Mann war, der mir jenen Zettel anvertraute. Daß ich ſelbſt nicht weiß, wie ich dazu kam, daß er es that. Ich ſah ihn nur einmal — in der Schenke eines Italieners — geſtern, wie ich glaube. Er ſprach viel von ſeinen Abenteuern, und da er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein, dem ein Freundſchaftsbund folgte, wie man ihn nun eben auf ſolche Weiſe an dergleichen Orten und, von Gelegenheiten dieſer Art begünſtigt, zu ſchließen pflegt —"

„Und dieſer Freundſchaftsbund" — ſagte Margaretha mit Spott — „und jener Zettel, den Du empfingſt und ſorglich aufbewahrteſt — welch ein ſinnreicher Zuſammenhang!"

„Du könnteſt wirklich meinen Worten mistrauen?" fragte Verſoris.

„Weil Deine Ausflucht ſehr ſchlecht erfunden iſt," ſprach die Königin. „Du hätteſt Dich beſſer vorbereiten ſollen. Deine Geliebte muß wenig Scharfſinn beſitzen, oder Du haſt ſie nicht um Rath gefragt. Weiber erfinden ſonſt dergleichen Liſt mit größerm Talente. Das Einzige, was ich dabei bewundern könnte, iſt, daß Du noch die Frechheit haſt, mich dieſe Nacht mit der Trophäe Deines Sieges aufzuſuchen; doch Du haſt meinen Ausgang belauſcht und wollteſt den Eiferſüchtigen ſpielen, um mich zur Rede ſtellen zu können."

Sie wandte ſich verächtlich von ihm.

„Margaretha, Du tödteſt mich," rief der Jüngling verzweifelnd aus, „ſo höre mich an! Du ſollſt morgen ſehen, daß ich dem Fremden in Deiner Gegenwart den Zettel übergeben werde."

„Und warum hätte er ihn Dir anvertraut?“ fragte die Königin.

„Wahrſcheinlich enthält der Zettel irgend ein wichtiges Geheimniß,“ erwiderte Verſoris mit einiger wiedergewonnenen Faſſung, „das er in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte, irgend ein gefährliches Abenteuer zu beſtehen, ſichern Händen anvertraut wiſſen wollte.“

„Du ſcheinſt Dich jetzt beſſer zu beſinnen,“ ſagte die Königin; „aber dennoch bekehrſt Du mich nicht. Gib mir dieſen Zettel — ich will ihn nicht erbrechen — aber aus meinen Händen ſoll ihn Dein abenteuerlicher Freund zurückfordern —“

„Alles, was Du von mir forderſt, Margaretha, nur das nicht —“ ſprach Verſoris. „Könnteſt Du verlangen, daß ich das Zutrauen der Freundſchaft verletze?“

„Und Du wagſt es, das mir zu ſagen,“ rief Margaretha, von Schmerz ergriffen, aus, „mir — die ganz andere Bande um Dich zerriſſen hat? Welche Opfer brachte ich Dir — doch ich will ſchweigen — denn einem Undankbaren dünken ſie gering — und wahre Liebe haſt Du mir ja nie empfunden?“

„Margaretha!“ flehte Verſoris.

„Wenn er ſo vor mir ſtände, wie ich jetzt vor ihm,“ ſprach die Königin in ſich verloren. „Wenn er flehte, wenn er Ruhe der Seele von mir verlangte, wenn ich Alles hingeben müßte, um ſeine innere Qual zu enden, würde ich mich beſinnen, ſein Glück mit dem meinigen zu erkaufen? Er ſpricht von Treubruch in ſo geringfügiger Angelegenheit — Treubruch iſt nicht das Wort dafür! — Aber was that ich? — Was wagte ich — welche Opfer brachte ich ihm — ich — die Königin! doch gleichviel — auch die Königin iſt nur ein Weib!“

„Und Du hatteſt wirklich dies Gemach verlaſſen — krank — in dieſer finſtern Nacht — um mich zu ſuchen den Du ſtrafbar glaubteſt?“ fragte der Jüngling.

„Den ich noch ſtrafbar glaube!“ rief die Königin. „Ach, Luigi! — wenn jene Zeilen nicht von einem Weibe Dir geſchrieben wurden, wenn Du unſchuldig wärſt, rein vor mir ſtändeſt — und Alles begehrteſt — es würde Dein! Ich würde mit Wolluſt den Fluch des Himmels auf mich laden! Was fragte ich nach dem Zorne des Königs, was nach meinem Rufe, meiner Ehre, meinem Stande? Und ſtießen ſie mich in den Pfuhl der Schande und Deine Liebe bliebe mir gewiß, ich trotzte ihnen Allen und dünkte mich ein reiner Engel in Deinen Armen!“

„Das könnteſt Du?“ rief Luigi.

„Frage mich nicht mehr, ſondern verlaſſe mich,“ rief Margaretha in geſteigertem Schmerze, „denn ich bin ja nur ein Weib — ein verachtetes Geſchöpf — das tief ſteht unter dem Begriffe von Ehre und Männerwort! Ein ſchwaches, liebendes Weib, das man ungeſtraft auf die Folter ſpannen darf, das man mit einem Worte erretten kann und das man vor Eiferſucht umkommen läßt.“

„Wie aber — wenn es Jemand erführe — “ fragte Luigi mit ängſtlicher Miene.

„Wer ſieht uns hier? Sind wir nicht ganz ohne Zeugen?“ entgegnete ſie raſch.

„Aber Du ſtellſt mir den Zettel morgen vor zehn Uhr unerbrochen zurück, um ihn dem Fremden ſelbſt, doch ſo einzuhändigen, daß Dir kein Zweifel darüber bleibe; das verſprichſt Du mir?“ fragte Luigi.

„Das verſprech' ich Dir!“ erwiderte ſie feierlich mit leuchtenden Blicken.

„Nun wolan, ich traue Deinem Worte!“ ſagte Luigi.

und mit bebender Hand zog er einen Zettel aus ſeinem Koller und legte ihn in die der Königin. Sein feſter Blick wollte auf dem ihrigen ruhen, ſenkte ſich aber wieder ſchnell, und ſchmerzhaft rief er aus: „Was machſt Du aus mir?“

Die Königin verbarg den Zettel, indem ſie ſagte: „Unverſehrt erhältſt Du ihn wieder von mir, um ihn Deinem Freunde zu geben! Jetzt, mein Luigi, bin ich ganz Dein! keine Andere macht mir Deinen Beſitz ſtreitig — Du biſt mir treu — mein Geliebter! mein Alles!“

Und ihre weißen Arme umſchlangen ihn und ihre kalten Lippen erwarmten bald von ſeinen glühenden Küſſen.

Der Morgen erhellte die Wieſe und weckte Beide aus ihren ſüßen Umarmungen.

„Wir ſcheiden — doch nur auf kurze Dauer“ — ſprach ſie. „Eine Stunde vor der von Deinem Freunde Dir beſtimmten Zeit hole den Zettel aus meinem Gemache und ich will Dir unentweiht Dein Geheimniß zurückliefern; doch einen Auftrag habe ich noch für Dich, deſſen Vollziehung Du mir dann zugleich melden wirſt.“

Sie erhob ſich und ging zum Tiſche, um zu ſchreiben, dann trat ſie wieder zu ihm hin, ihm die Schrift übergebend.

„Du ſuchſt ſogleich den Hauptmann Buridan auf, um ihn in meinem Namen zu verhaften und nach dem Chatelet in enges Gewahrſam zu führen —“

„Buridan?“ fragte Luigi, „den Geächteten, Entflohenen? Wo werd' ich ihn finden?“

„Seinen Bruder, den Hauptmann,“ antwortete die Königin. „Es ward mir beſtimmte Kunde, daß er mit den nächtlichen Ermordungen im genaueſten Zuſammenhange ſteht. Auch der alte jüdiſche Zauberer wurde bereits eingefangen. Es iſt endlich einmal Zeit, daß dieſen

Freveln geſteuert werde; und der König würde unſer mildes Regiment ſchelten, daher ich denn nicht verſäumen will, Strenge walten zu laſſen. Ich rechne auf Deinen Eifer, mir zu dienen."

Der glückliche Verſoris, oder Robert, wie er eigentlich hieß, eilte von Verlangen durchglüht fort, den Befehl ſeiner geliebten Königin auf das eifrigſte zu vollziehen, nicht ahnend, daß er Denjenigen zu verhaften geſandt war, gegen den er ſoeben den ſchnödeſten Treubruch begangen hatte.

Ebenſo wußte Buridan nicht, welchem Schickſale er entgegenging, als er ſich am Waldrande vom Mooslager und von Gutreddin's Seite erhob, um zum Sturze ſeines Feindes Enguerrand de Marigny nach Paris aufzubrechen.

Zweite Abtheilung.

I.

Die weltliche Gerechtigkeit.

Auf ſeinem erhabenen Sitze, umgeben von ſeinen Räthen und Garden, ſaß der Präſident des „hohen und herrſchenden Kaiſerthums Galiläa,“ um mit Würde und Glanz einem armen, vor ihm ſtehenden Juden die ſcharfe Frage zu dictiren.

Stumm und gleichwie im tiefſten Nachdenken verſunken ſaßen die Räthe da; wie lauernde Hunde, die auf das erſte Zeichen ihre Beute packen, ſtanden die Garden; und bleich und zitternd, mit wirrem Auge und zerzauſtem Barte, keiner Worte mächtig als des kurzen Stoßſeufzers: „Höre Israel! unſer Gott iſt ein ewiger Gott!“ der ſich unter tiefen Athemzügen faſt unhörbar ſeiner ſchwer arbeitenden Bruſt entwand, ſehen wir den alten Manaſſes von Vierzon ſeinen Richtern gegenüber.

Nur der Präſident des Tribunals, Kaiſer von Galiläa genannt, ſprach laut und vernehmlich folgende Worte:

„Höre auf, Deine ſataniſchen Verwünſchungen zu murmeln, verfluchter Jude! um uns die klare Einſicht zu trüben, die Recht ſprechen ſoll in dieſer verwickelten Geſchichte.

Bete unſre Gnade an im Staube, die Dir vergönnt hat, daß Du hier vor uns erſcheinſt, und nicht ſogleich Deinem ruchloſen Leben ein Ende machte. Der Scheiterhaufen iſt bereitet, den Dein Bruder, der Hoſtienmörder Jonathas in dieſem Augenblicke beſteigt, Dir iſt nichts Beſſeres beſtimmt, wenn Du nicht in Wahrheit bekennſt, weſſen Du angeſchuldigt biſt.“

„Was ſoll ich bekennen?“ ſchrie der Jude in Verzweiflung. „Hab' ich was begangen?“

„Welch ein Starrſinn!“ rief der Kaiſer aus, „haſt Du nicht blutige, noch vom friſchen Morde genäßte Pfänder in Deinem Hauſe gehabt? Weißt Du etwa nicht, daß es Euch bei Todesſtrafe verboten iſt, dergleichen anzunehmen?“

„Gnädigſter Herr!“ ſprach der Jude mit unterwürfiger Miene, indem er ſich zu ſammeln ſuchte. „Sind blutige Kleider, die ein böſer Menſch mir ins Haus wirft, Pfänder, worauf ich Geld geliehen habe? Jene Kleider waren mein Eigenthum. Vor langer Zeit ſchon hat eine fremde Herrſchaft dieſe Kleider mir verkauft und ſie hingen da in meiner Rumpelkammer, wie ſo vieles Andere noch, worin unſer Eins ſein bischen ſauer erworbenes Geld ſtecken hat. Ich beachtete ſie wenig, bis ſie mir heute in dieſem Zuſtande ins Haus gebracht wurden, von meinem ärgſten Feinde, dem Meiſter Jourdan Ferron, mit argem Hohne, weil er wußte mich dadurch ins Unglück zu ſtürzen.“

„Wie ſind jene Kleider, wenn ſie wirklich Dein Eigenthum waren, aus Deinem Hauſe entkommen?“ fragte der Kaiſer.

„Das, mein gnädigſter Herr,“ erwiderte der Jude, in deſſen Geſichte nun wieder der Ausdruck einer gräßlichen Angſt ſpielte, „kann mir leider kein Räthſel ſein. Die junge Dirne, die ich auferzogen habe, und die ich gleichſam um zwei Goldſtücke einem Bauer abgekauft, hat mir dieſe Kleider entwendet, um ſich, damit angethan, unter die Nazarener zu miſchen. Sie war verliebt oder war's ein anderer Grund? wie ſoll ich die Gedanken eines jungen Mädchens errathen? O, ſie hat mich in große Gefahr gebracht und ich hab' ihr nichts als Gutes gethan, ihr ganzes Leben lang."

„Alſo gekauft haſt Du das Chriſtenmädchen, Jude?" rief mit erhobener Stimme der Kaiſer, „dieſe Schandthat geſtehſt Du ein. Gut! und zu welchem Behufe kaufteſt Du ſie? Mußteſt Du nicht an Deinem Sabbathe Chriſtenblut herbeiſchaffen, um Deinen Teufel Dir gewogen zu erhalten? Verwundeteſt Du das arme Mädchen nicht in der Seite, um ihr Blut abzuzapfen, und ſchlachteteſt Du ſie nicht ſo, Ungeheurer, Grauſamer, nach Jahren erſt Deinem Moloch? Hörten Deine Nachbarn nicht das ängſtliche Aechzen des armen Kindes, übertönt von Deinem wilden Geſchrei und Deinem entſetzlichen Singſang?"

„Wenn das Alles ſchon als beſtimmt angenommen wird," ſagte Manaſſes, „wenn das mein gnädigſter Herr ſchon weiß, was bleibt mir da noch übrig zu geſtehen oder zu leugnen? Ich bin ein ſchwaches Rohr am brauſenden Meere, was hilft mein Beugen und Drehen, der Sturm knickt mich doch."

„Nicht ſo, verfluchter Jude," rief der Kaiſer, „bekenne immerzu, was Du auf dem Herzen trägſt, deſto leichter wird es Dir werden, die ſtrenge Frage auszuſtehen."

„Mai, die ſtrenge Frage?" ſagte Manaſſes mit dem ſeinem Volke eigenthümlichen Tone, „was iſt's mit der ſtrengen Frage? — Fraget auf das ſtrengſte, gnädigſter Herr, ich kann vom Abzapfen des Chriſtenblutes nichts ſagen, wenn ich nicht lügen ſoll. Nie haben

Bete unſre Gnade an im Staube, die Dir vergönnt hat, daß Du hier vor uns erſcheinſt, und nicht ſogleich Deinem ruchloſen Leben ein Ende machte. Der Scheiterhaufen iſt bereitet, den Dein Bruder, der Hoſtienmörder Jonathas in dieſem Augenblicke beſteigt. Dir iſt nichts Beſſeres beſtimmt, wenn Du nicht in Wahrheit bekennſt, weſſen Du angeſchuldigt biſt.“

„Was ſoll ich bekennen?“ ſchrie der Jude in Verzweiflung. „Hab' ich was begangen?“

„Welch ein Starrſinn!“ rief der Kaiſer aus, „haſt Du nicht blutige, noch vom friſchen Morde genäßte Pfänder in Deinem Hauſe gehabt? Weißt Du etwa nicht, daß es Euch bei Todesſtrafe verboten iſt, dergleichen anzunehmen?“

„Gnädigſter Herr!“ ſprach der Jude mit unterwürfiger Miene, indem er ſich zu ſammeln ſuchte. „Sind blutige Kleider, die ein böſer Menſch mir ins Haus wirft, Pfänder, worauf ich Geld geliehen habe? Jene Kleider waren mein Eigenthum. Vor langer Zeit ſchon hat eine fremde Herrſchaft dieſe Kleider mir verkauft und ſie hingen da in meiner Rumpelkammer, wie ſo vieles Andere noch, worin unſer Eins ſein bischen ſauer erworbenes Geld ſtecken hat. Ich beachtete ſie wenig, bis ſie mir heute in dieſem Zuſtande ins Haus gebracht wurden, von meinem ärgſten Feinde, dem Meiſter Jourdan Ferron, mit argem Hohne, weil er wußte mich dadurch ins Unglück zu ſtürzen.“

„Wie ſind jene Kleider, wenn ſie wirklich Dein Eigenthum waren, aus Deinem Hauſe entkommen?“ fragte der Kaiſer.

„Das, mein gnädigſter Herr,“ erwiderte der Jude, in deſſen Geſichte nun wieder der Ausdruck einer gräßlichen Angſt ſpielte, „kann mir leider kein Räthſel ſein. Die junge Dirne, die ich auferzogen habe, und die ich gleich-

m um zwei Goldſtücke einem Bauer abgekauft, hat mir
eſe Kleider entwendet, um ſich, damit angethan, unter
e Nazarener zu miſchen. Sie war verliebt oder war's
n anderer Grund? wie ſoll ich die Gedanken eines jun-
n Mädchens errathen? O, ſie hat mich in große Gefahr
bracht und ich hab' ihr nichts als Gutes gethan, ihr
nzes Leben lang."

„Alſo gekauft haſt Du das Chriſtenmädchen, Jude?"
f mit erhobener Stimme der Kaiſer, „dieſe Schandthat
ſtehſt Du ein. Gut! und zu welchem Behufe kaufteſt
u ſie? Mußteſt Du nicht an Deinem Sabbathe Chriſten-
ut herbeiſchaffen, um Deinen Teufel Dir gewogen zu
halten? Verwundeteſt Du das arme Mädchen nicht in
e Seite, um ihr Blut abzuzapfen, und ſchlachteteſt Du
nicht ſo, Ungeheurer, Grauſamer, nach Jahren erſt Dei-
m Moloch? Hörten Deine Nachbarn nicht das ängſtliche
chzen des armen Kindes, übertönt von Deinem wilden
eſchrei und Deinem entſetzlichen Singſang?"

„Wenn das Alles ſchon als beſtimmt angenommen
rd," ſagte Manaſſes, „wenn das mein gnädigſter Herr
on weiß, was bleibt mir da noch übrig zu geſtehen oder
leugnen? Ich bin ein ſchwaches Rohr am brauſenden
eere, was hilft mein Beugen und Drehen, der Sturm
ickt mich doch."

„Nicht ſo, verfluchter Jude," rief der Kaiſer, „bekenne
merzu, was Du auf dem Herzen trägſt, deſto leichter
rd es Dir werden, die ſtrenge Frage auszuſtehen."

„Mai, die ſtrenge Frage?" ſagte Manaſſes mit dem
nem Volke eigenthümlichen Tone, „was iſt's mit der
engen Frage? — Fraget auf das ſtrengſte, gnä-
gſter Herr, ich kann vom Abzapfen des Chriſtenblu-
nichts ſagen, wenn ich nicht lügen ſoll. Nie haben

wir unſerm Gotte zu Ehren einen Tropfen Menſchenblut vergoſſen.“

„Mit welcher Hartnäckigkeit er leugnet!“ ſchrie der Kaiſer, „bringt ihn auf die Folter.“

Und ſogleich packten ihn zwei rieſenſtarke Männer von des Kaiſers Garde, unter deren Fäuſten ſich der bleiche, zitternde Greis krummte und wand, wie der Wurm im Schnabel des Storchs.

„Gnade! Gnade!“ rief er im Wegführen, „ich weiß nichts, was mich retten könnte! Lebte meine arme Peronne noch, ſie würde meine Unſchuld bezeugen! O, daß ſie mir entlief und ſich der Gefahr preisgab, die nun auch mich verſchlingt!“

Sein Geſchrei verhallte in einem weiten Gewölbe, das an den Gerichtsſaal ſtieß und deſſen ſchwere Eiſenthür ſich hinter dem Unglücklichen ſchloß.

Die Trabanten, die ihn hereingeführt, übergaben ihn hier den Dienern der ſinnreichen Maſchinen, welche die Gerechtigkeit der Menſchen erfunden hatte, um Verbrecher zum Geſtändniſſe zu bringen, geheime Triebfedern blutiger Handlungen zu entdecken, Gedanken zu enthüllen, die unſchädlich im Kopfe ſchlummerten, und Worte zu entlocken, die, einmal gehört, den Sprechenden ohne Rettung dem Tode überlieferten.

Mannesſtärke und hoher Muth ward hier oftmals gebrochen, Wahrheit getödtet und Lüge erzeugt, ſo gewaltſam richtete der unerträgliche Schmerz Vorſätze zu Grunde. Der Wunſch wurde hier lebendig, durch den ſchnellſten Tod allen Leiden ein Ende zu machen, und nur ſelten ward widerrufen, was die Folter erpreßt hatte, um nicht wieder von neuem ihr anheimzufallen.

Was konnte man hier von einem ſo ſchwachen, furchtſamen Geſchöpfe erwarten, als Manaſſes von Vierzon? Er wühlte in ſeinem Hirn nach einem Gedanken, der ihn zu retten vermocht hätte — aber vergebens. Nur einer war's, der ihn beherrſchte, der ſeiner Vernichtung. Nur Eines hatte er zu offenbaren — aber welche neue Folterqualen konnten ihm daraus erwachſen? Er verſuchte es, ſich zu ſammeln, um zu erwägen, welche Folgen ſeine Entdeckung haben könnte.

Er hatte Peronne eines Morgens in der Vorhalle der Notre-Dame-Kirche gefunden. Die drei Kreuze auf ihrem Arme, die Kapſel mit dem Wappen, welche in den Lumpen lagen, worin das Kind gewickelt war, und endlich die Aehnlichkeit mit der Gemahlin des Königs, die zur Zeit — als er das Kind fand — eben erſt nach Paris gekommen war — Alles dieſes waren Umſtände, des Juden Gedanken auf einen beſtimmten Punkt zu lenken. Wie aber dieſen Gedanken Worte geben? Wie dieſen Worten den tödtlichen Stachel rauben? So hin- und herſinnend, in unbeſchreiblicher Haſt erwählend und verwerfend, in Angſt nach Dieſem und Jenem haſchend, was einen leichten Schein von Rettung verhieß, war die Zeit verſtrichen, die zu einigen Vorbereitungen nöthig war, ohne daß der Jude Solches bemerkt, noch weniger einen Entſchluß gefaßt hätte.

Jetzt traten die Diener der Folter raſch auf ihn zu und griffen ihn mit ſtarker Hand an den Armen, um ihn ſeiner Kleider zu entledigen. Faſt beſinnungslos ließ er Alles mit ſich geſchehen.

Der lange, gelbe Talar mit dem rothen Rade, welchen alle Juden tragen mußten, war im Augenblicke abgeſtreift, das enganliegende Unterkleid entfernt, und nun befand ſich das lebende, ſchwarzbraune Gerippe Manaſſes', gekrümmt und bebend zwiſchen den Klauen der Henker, die ſich jetzt nach dem Bruſtlatze mit den vier Enden, woran die Gebetfäden geknüpft waren, ausſtreckten, die der Jude unmittelbar auf dem bloßen Leibe trug.

„Halt!“ ſchrie er, „dies Heiligthum entweihet nicht mit Euerer Hand, laſſet mir — was Ihr auch über mich verhängt habt — dieſen Troſt, mich daran zu erſtärken im Gebet zum einigen Gotte Iſraels.“

„Narr von Juden!“ hohnlachte einer der Henker, „wie willſt Du, daß wir Dir jenes glühende Pech in die ausgereckten Achſelhöhlen und Weichen tröpfeln ſollen, ohne Dir Deinen Sabbathkittel zu beſchmutzen? Du ſiehſt ja, daß es nicht angeht.“

Manaſſes hörte nicht, was der Henker, als ſolcher ſehr artig und verſtändig, vorbrachte, ſondern alle ſeine Sinne waren auf eine dunkelrothe Glut gerichtet, die in einem Winkel des finſtern Gewölbes glimmte und worauf eine ſchwarze Pfanne dickqualmenden Pechs ſtand.

„Um Gottes willen!“ rief er mit dem Ausdrucke der höchſten Angſt in allen Mienen und Geberden, „führt mich vor's Gericht zurück — ich will Alles — Alles ſagen, was ich weiß.“

Der alte Henker, der früher ſo freundlich geſprochen hatte, warf ihm ſchnell den Kaftan über den Kopf und brummte dazu: „hätteſt Du das nicht früher ſagen können, Jude? Ehrlichen Leuten ſo viel Mühe umſonſt zu machen!“ Aber ein junger, hübſcher Kerl, der erſt ſeit kurzem, aus wahrer Neigung, wie es ſchien, dieſe Hantirung ergriffen hatte, lachte lautſchallend auf: „Je nun, ganz umſonſt ſoll er uns die Arbeit doch nicht gemacht haben! Muß doch ein wenig davon koſten!“

Und hierbei riß er eine rothglühende Zange aus dem Feuer und zwickte den Juden damit in den Arm, daß der

Aermel zu brennen anfing und Manaſſès ein lautes Geheul vernehmen ließ.

Die Flamme war bald gelöſcht, nicht ſo der wüthende Schmerz des Juden, der nun wieder vor ſeinen Richtern ſtand. Hier hatte ſich jedoch die Scene verändert.

Mit Entſetzen erblickte der unglückliche Manaſſès ſeinen über Alles gefürchteten Feind, den Meiſter Jourdan Ferton, in äußerſter Geſchäftigkeit vor dem Kaiſer von Galiläa ſein Rednertalent entfaltend:

„Nicht ſind es die blutigen Pfänder,“ ſprach der Meiſter, „noch das Erkaufen eines Chriſtenkindes, was den Juden zur Folter und zum Scheiterhaufen reif macht. Viel ſchwerer iſt die Anklage, die ich gegen ihn erhebe. Sagen ſoll er, wo das Geſchöpf hinkam, das er Peronne nannte, und das nach dem Ebenbilde unſerer Frau und Königin geformt war, damit ich das Scheuſal kraft meiner geheimen Macht vernichten kann und die Stadt davon befreien, die zu lange ſchon unter dieſer Geißel ſeufzt. Denn Ihr müßt wiſſen, hohe Richter, daß Juden unter mehreren verfluchten Teufelskünſten, die ſie in ihren ſchändlichen Zauberbüchern verzeichnet haben, auch die Macht beſitzen, Figuren aus Lehm zu bilden, denen ſie Leben verleihen, und die dann, ſo lange ſie leben, allen ihren gottloſen Gelüſten fröhnen müſſen, worin Mord und Raub obenan ſtehen. Bedenket, edle und weiſe Richter, welche Gefahr der Chriſtenheit durch ſolche finſtre und grauſame Macht der Juden erwächſt! Dieſe Geſchöpfe nennen ſie in ihrer heidniſchen Sprache: Golem, und durch das Wort: Emeth, welches ſie ihnen an die Stirne, dort, wo der Haarwuchs entkeimt, ſchreiben, beginnt das Ungethüm zu leben und zu handeln wie ein ordentlicher Menſch, doch wohlverſtanden im Sinne ſeines teufliſchen Schöpfers.“

Die Richter ſahen ſich voll Erſtaunen hierüber an; einige ſchoſſen ſcheue Blicke nach dem Juden und machten ein Kreuz. Der Jude hörte nur wenig von Dem, was Jourdan Ferron vorbrachte, denn erſtens war er harthörig, zweitens war der Schmerz des Brennens zu wildtobend in ſeinem Arme geworden. Der Meiſter fuhr aber fort:

„Solcher Kunſt iſt dieſer alte Hund, den der Himmel verdammt, und der ſein ſchnödes Antlitz hier frech vor uns erhebt, im hohen Grade theilhaftig. Er trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er dem von ihm geformten Golem die ſchöne Geſtalt Margarethens von Burgund gab und allnächtlich dies Höllengebilde nach den wüſten Orten führte, wo die Schedim hauſen, die Diener des Fliegengottes, den die finſtern Juden verehren, als da ſind der Thermenpalaſt und der Thurm von Philipp Hamelin. Dort wurden ſchöne Jünglinge unter mancherlei Vorwand hingelockt, um mit ihrem Blute den Golem friſch zu erhalten. Er warf ſich auf dieſe unglücklichen Schlachtopfer mit Heißgier, biß ſich feſt mit ſeinen ſpitzigen Zähnen in die Halsadern und ſaugte ſich voll, die Chriſtenjünglinge tödtend, die gekommen waren, ſinnlichen Genuß und Liebesfreuden zu empfangen in den Armen des Dämons, deſſen Außenſeite ſo reizend und verführeriſch prangte. Nun, da ich vollkommene Gewißheit habe über dieſe Verbrechen des Abgrundes, verubt durch Manaſſés von Vierzon, und gerüſtet bin, das Wort „Emeth“ von der Stirne des Golem zu löſchen und ihn zu zerſchmettern in Stucken, durch die Kraft, die in mir wohnt — nun iſt das Ungethum nirgend zu finden. Verborgen hält er es vor allen Nachſuchungen und ſeine teufliſche Rache freut ſich daran. Mögen ihn jetzt die Richter immerhin verbrennen, ſo denkt er bei ſich, ſein Golem mordet fort und fort. Daher erpreßt von dem verſtockten

Böſewicht, Ihr hohen und weiſen Richter! durch alle erdenklichen Zwangsmittel und Qualen, das Geſtändniß, das er nie gutwillig ablegen wird. Den Golem überantwort' er mir, damit ich ihn vernichten kann und unſchädlich machen für ewige Zeiten."

Hier endete Meiſter Jourdan Ferron ſeine Anklage und die, für damalige Zeit, mit großer Weisheit verbrämte Erklärung des Golems, den — wie die kabbaliſtiſchen Bücher bezeugen — ganz in angeführter Art weiſe Rabbinen verfertigen konnten. Sein bräunliches Antlitz legte ſich in ganz abſonderliche Falten, welche höhniſche Beweglichkeit und zufriedene Ruhe zugleich ausdrückten, während die rothen Haare des Spitzbartes, der als dünne röthliche Wolle in abfallender Stärke bis an die Ohren ausgedehnt war, ſich ſeltſam emporrichteten und dem gelehrten Manne ein wahrhaft teufliſches Ausſehen gaben.

„Was ſoll ich bekennen?" ſagte hierauf Manaſſés mit erſtickter Stimme, der zu gut einſah, daß nichts ihn hier zu retten vermöchte. „Wär' ich ſo erfahren in der geheimen Weisheit unſerer Lehrer, ich würde nicht hier ſtehen vor meinen gerechten Richtern in Todesangſt; ich hätte mir nicht meinen Arm zwicken laſſen mit rother Zange, von dem rohen Schergen, ohne ihn eine Legion von Horammammes in alle Adern zu wünſchen —"

„Hörſt Du's, Kaiſer von Galiläa! hört Ihr's, weiſe Richter!" rief Jourdan Ferron wild, „wie rachſüchtig der böſe Jude iſt?"

Alle ſahen voll Abſcheu auf den armen, vor Angſt bebenden Greis. Der Knecht aber, der ihm den Arm gebrannt hatte, und den er nun dafür „roher Scherge" benannte, ſchnaubte und wies die Zähne, als wäre er des Winks gewärtig, über ihn herzufallen und ihn zu zerfleiſchen.

Manaſſes ſchöpfte tief Athem, ſah ſich dann ruhig im Kreiſe um und fuhr mit vollkommener Reſignation fort:

„Ich fühle, daß mich nichts aus dieſer Gefahr befreien kann als ein Wunder! Der Herr Zebaoth iſt groß! Er kann die Feinde vernichten und wären ſie zahlreicher als der Sand am Meer, er kann den Gerechten beſchirmen, wie und wo er will! Was Ihr von mir wiſſen wollt, kann ich Euch nicht ſagen. Das Chriſtenmädchen iſt mir entſchwunden, wie ſoll ich errathen, wohin? Wahrſcheinlich iſt ſie todt, wie mir dieſe blutigen Kleider bezeugen. Steht es bei mir, ſie lebendig zu machen? Was ich hier noch ſagen könnte, würde mir eben ſo gewiß das Leben koſten, als wenn ich gänzlich ſchwiege. Darum will ich keine eiteln Worte mehr ſprechen, ſondern mein Herz im ſtillen Gebet zu den himmliſchen Gezelten des Herrn erheben. Höre Iſrael! unſer Gott iſt ein ewiges, einziges Weſen!“

Und nun bewegten ſich ſeine Lippen faſt unmerklich, er ſchob die Füße dicht zuſammen, legte die eine Hand auf den Kopf, da er barhaupt vor den Richtern ſtehen mußte, ſich aber ſeinem Schöpfer nur bedeckten Hauptes nähern durfte, und, das Geſicht nach Oſten kehrend, ſprach er ſo das hochheilige Gebet des Propheten Esra.

Sein Ankläger Ferron ermahnte die Richter, in ihrer Strenge zu beharren. „Seine Worte gaben deutlich zu verſtehen,“ ſagte er, „daß er noch ein Geheimniß bewahre, aber nicht hoffen dürfe, damit ſein Leben zu erkaufen, und es deshalb verſchweigen wolle. Wir können uns jedoch nicht zufrieden geben, bis er uns enthüllt hat, was er weiß — darum —“

„Zur Folter!“ riefen alle.

Und auf einen unmerklichen Wink des Kaiſers von Galiläa riſſen die wüthenden Knechte den alten Hebräer, aus ſeiner ſtillen Andacht, zum zweiten Male in die Marterkammer.

Diesmal gingen ſie raſcher mit dem Entkleiden zu Werke, es wurden keine Worte dabei gewechſelt, und Manaſſés ließ mit feſtgeſchloſſenen Augen Alles über ſich ergehen, was Menſchen verhängten, wohl wiſſend, daß der Himmel ſeine Tauben ſendet, um mit lindem Flügel die Märtyrer in den Flammen zu kühlen, und daß zehnſtündige Folterqualen die Henker wol ermüden können, den Gerechten aber, ſtatt der Schmerzen, die reinſte Anſchauung himmliſcher Freuden gewährten.

Sie hatten den kleinen Greis, der ſchon halb bewußtlos war, an die Leiter gebunden und ſo ſeinen durch Alter, Kummer und Entbehrung aller Art zuſammengeſchrumpften Leib faſt um die Hälfte verlängert. Die morſchen Knochen krachten in den Gelenken und die trockene Haut der auseinander gereckten Achſelhöhlen, der Dünnungen und der Kniekehlen ſahen einer Schwimmblaſe gleich und wurden von den Henkern vorzugsweiſe gewählt, die zerſtörende Gewalt des Feuers dahin zu richten. Nur ein leiſes Wimmern ließ der Gefolterte vernehmen.

Die Knechte waren ſelbſt ſo vergeſſen in ihrer wilden Grauſamkeit, daß ſie die vorſchriftmäßigen Friſten nicht beobachteten, wo dem Leidenden Ruhe gegönnt wird, damit er ſeine Sinne ſammeln und ein Bekenntniß herausſchreien könne, und nur als die letzte Grenze des erſten Grades erreicht war und der Jude ganz ſtill wurde, ſahen ſie die Fruchtloſigkeit ihrer ſataniſchen Bemühungen ein und ſchritten zum zweiten Grade.

Man band Manaſſés los, ſetzte ihn auf ein Ruhebette, hüllte ihn in einen groben Mantel, der zu dieſem Zwecke dalag und ſchon viele unglückliche Dulder mit ihren Brandmalen umhüllt hatte, und gab ihm ein Fläſchchen mit einer ſtarkriechenden Eſſenz in die Hand, damit er ſeine Lebensgeiſter erfriſchen möge, die ihn zu verlaſſen drohten. Inzwiſchen waren die Knechte darüber her, Glutpfanne, Zangen, Leiter und Stricke bei Seite zu ſchaffen und dafür jene furchtbaren Werkzeuge herbeizuſchleppen, die bei dem zweiten Grade der Folter angewandt wurden.

Es waren zwei Stücke Holz, ſtark mit Eiſen beſchlagen und mit Schrauben verſehen. Ein mäßiger Einſchnitt in der Mitte diente dazu, die Wade eines Menſchen hineinzuzwängen, und die ſtärkſte ſelbſt mußte darin Platz finden können. Die Schrauben wurden dann in Bewegung geſetzt und die Höllenpein begann. Aber ſelbſt wenn dieſer zweite Grad beendigt war und nun die nachlaſſenden Schrauben das Bein aus ſeiner Haft befreiten — war es da noch Bein zu nennen? ein Theil jenes bewundernswürdigen Baues, den ein gütiger Gott nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen haben ſoll? — Es war ein rohes Stück Fleiſch, voll hüpfender Muskeln, den wühlenden Schmerz in den entblößten Nerven, und nie konnte es wieder von dem Unglücklichen zu dem Dienſte gebraucht werden, wozu es urſprünglich von der Natur beſtimmt war.

Wir ſchaudern bei dieſer Beſchreibung und doch iſt ſie wahr! und ſind viele unſerer heutigen Strafen nicht auch grauſam? Sind verurſachte Seelenleiden leichter zu ertragen, als körperliche? und gibt es nicht noch Waſſergefängniſſe, Gifthütten und Zwangsarbeitshäuſer?

Die Folterknechte näherten ſich dem halbohnmächtigen Juden, um ihre Belebungsverſuche an ihm fortzuſetzen und ihn dadurch wieder empfänglich für die erneuten Qualen zu machen.

„Der tückiſche Zauberer,“ fing der Eine von ihnen an,

„kann ſich unempfindlich beten, und das iſt die gefährlichſte Art. Alle unſere Mühe iſt vergebens. Wir können uns anſtrengen, daß uns der Athem vergeht, und er betet zu ſeinem Teufel, der ihm die Schmerzen abnimmt."

„Es hat ſich ſchon getroffen," ſagte ein Anderer, „daß ſie alle Schmerzen in die Gebeine der armen Diener des Gerichtes, zu bannen wußten, die entſetzt und laut heulend, die Werkzeuge aus den Händen fallen ließen und Keiner ſich mehr getrauen wollte, den Hexenkreis anzurühren."

„Bah!" rief der Dritte, den wir ſchon von dem Brandverſuch an Manaſſes' Arm kennen, „ich will ihn ſchon zuſammenbrechen, daß er's fühlen ſoll." Und dabei tränkte er die Schraubenmutter mit Oel, damit ſie ſich williger ſeiner Kraftanſtrengung fügte und bis auf's äußerſte die Schraube in ſich aufzunehmen vermöchte.

Während dieſe Worte gewechſelt wurden, hatten die Andern in Manaſſes wirklich, nach ihrer Meinung, ſo viel Lebenskraft wiedererweckt, daß er ganz geeignet ſchien, die ihm in Bereitſchaft gehaltenen Folterſchmerzen mit Erfolg zu empfangen. Der Greis hatte die Augen groß offen, ließ ſie wild ringsumher rollen, öffnete dann die krampfhaft geſchloſſenen Hände und befühlte die Stellen ſeines Leibes, die beſonders ſchmerzten, athmete tief und ſchwer, richtete ſich in die Höhe und dankte in hebräiſcher Sprache ſeinem Herrn Zebaoth, daß er ihn die Drangſal habe überſtehen laſſen, indem er vermeinte, die Folter ſei zu Ende.....

Ein bedeutender Lärm, der auf der Straße vorüberzog, erregte jetzt die Aufmerkſamkeit der Knechte. Es war das Getöſe vieler dahinſtrömenden Menſchen, unterbrochen von raſendem Geſchrei, das wie Verwünſchungen tönte. Man hörte deutlich den Namen: „Enguerrand de Marigny!" begleitet von fürchterlichen Drohungen und Flüchen. Mit

Treblocken ſtürzten ſich die ſchrecklichen Geſellſchafter des gefolterten Juden zu den Fenſtern hin, die engvergittert, oben am Gewölbe, mit dem Pflaſter der Straße gleich waren. Sie klommen an vorragenden Steinen bis zu ihrer Höhe empor und hingen nun wie hölliſche Ungethüme vor den Oeffnungen, indem ſie ſich mit ihren blutigen, plumpen Händen an dem Eiſenroſt davor feſtkrallten.

„Ha! ha!“ ſchrie Einer von ihnen gellend auflachend, „nun, glauben ſie, wird's ruhig werden, da ſie den Generalzauberer hängen! Am Ende könnt' uns bang werden, daß wir um's Brot kämen. Doch fürchtet Euch nicht, Brüder! mit dem Einen iſt's nicht abgethan. Das Hexengeſindel wächſt wie der Pilz, ohne geſäet zu werden!“

„Ich möchte dem Hunde Marigny nur ſelbſt gern den letzten Dienſt erweiſen,“ ſchrie ein Zweiter dazwiſchen, „ich hab' ihn nie leiden können. Durch ſeine Künſte glaubte er ſich ſeiner Feinde ſchon ſo entledigen zu können und unſer nicht zu bedürfen. Jetzt hat er's! Nun wird er einſehen, wie wichtig unſere Hantirung iſt, wenn Nicolas Poitevin, der dort an ſeiner rechten Seite ſo ſtolz einhergeht, ihm den Strick von gutem Hanf, den er in der Hand hält, um den feiſten Hals legen wird.“

„Wie kam's denn aber ſo ſchnell mit ihm?“ fragte der Jüngſte von den Knechten.

„Auf Befehl der Königin wurde er verhaftet und mehr brauchte es faſt nicht, um ihn ſogleich auch an den Galgen zu bringen, für den er längſt reif war,“ verſetzte der Erſte. „Er hat ſchnöde Zauberei getrieben, er war ein ärgerer Hexenmeiſter als Melan und ſeine feuerflammende Rotte; und unſern König Philipp den Schönen hat er auch umgebracht, durch einen ſchändlich gefeiten Bolz. Ja, ja — der hat den Tod zehnfach verdient. Sieh nur, Labalue, wie unſer Nicolas Poitevin herſchaut — er lacht uns zu — hier! ich zeige ihm die Zange — wir haben alle Hände voll zu thun — können nicht fort — ſo gern wir wollten —“

Die Henker unterhielten ſich ſo erbaulich am Gitter der Folterkammer und draußen zogen langſam die Schergen vorüber, den Kanzler Enguerrand de Marigny in ihrer Mitte zur Richtſtätte führend. Buridan hatte ihn mit dem eigenhändigen Verhaftsbefehl der Königin, auf offener Straße erlauert, weil ſein Haus und der Louvre als Aſyl galten, und dort gefangen. Die Anklagen gegen Marigny lauteten auf Zauberei und Königsmord, ſeine Feinde regten ſich und vor Allem erhob ſich der Graf von Valois, Bruder des verſtorbenen Königs, laut gegen ihn und beſchleunigte ſein Verderben. Nach kurzer Verhandlung ward das Todesurtheil über ihn gefällt und ohne Säumniß vollzogen.

Während Buridan nun ſein Glück verſuchte und die erſten Schritte in dem Kreiſe wagte, den Marigny bis dahin ſo glänzend ausgefüllt hatte, ging dieſer die letzten zur Richtſtätte, für die er Buridan längſt beſtimmt glaubte. So wechſeln Schickſale im Leben und die Menſchen wähnen die Leitung derſelben in ihrer Hand zu haben! . . .

Nicht gebeugt ſchritt der ehemalige Kanzler einher, wenngleich in dem kläglichſten Aufzuge von der Welt, der den Hohn des rohen Haufens anfeuerte. Barfuß ging er, nur mit einem kurzen Hemde bekleidet, aber mit centnerſchweren Ketten um Hals, Arme und Beine gefeſſelt und eine Krone auf dem Kopfe tragend, worauf man mit rothen Buchſtaben die Worte las: „Enguerrand de Marigny, vormals Graf von Longueville und Kanzler von Frankreich, Zauberer und Dieb, erleidet den Tod als Mörder ſeines Königs.“

Aus den Gitteröffnungen des Foltergewölbes ſah man den hochgelegenen Galgen von Montfaucon, den Enguerrand ſelbſt hatte erbauen laſſen, als ſollte er der Ewigkeit trotzen, und wirklich dauerte ſein feſtes Mauerwerk Jahrhunderte hindurch, vom Blute der Verbrecher und Unſchuldigen beſpritzt, und ſtets gekrönt von den modernden Reſten der Geſchlachteten, ein ſcheußliches Ueberbleibſel roher Zeit, als ſchon Paris ſich damit brüſtete, die erſte Hauptſtadt der geſitteten Welt zu ſein. Mit feſtem Muthe ſtieg Enguerrand die Stufen hinan; ohne ein Wort zu ſprechen, ließ er ſich den letzten Dienſt erweiſen, und einen Moment darnach ſchwebte ein dunkeles Etwas auf blauem Grunde, in hoher Luft.

Das laute Beifallsgeſchrei, welches dem ausgeübten Acte der Gerechtigkeit, ſo wie der Geſchicklichkeit des Henkers gelten ſollte, mochte dem dunklen Körper, hoch droben in der Luft, wol vernehmbar geweſen ſein, denn die ſchlotternden Glieder zuckten noch, als ſie einen Augenblick ſpäter der Nachrichter vom Stricke löſte, ſie über die Schulter warf, wie das Fell eines geſchlachteten Thieres, und damit die Stufen abwärts ſtieg, um ſie mit einer lockeren Schicht Erde am Fuße des runden Gebäudes zu bedecken.

Während Alles dies die Aufmerkſamkeit der Folterknechte in hohem Grade angezogen hatte, war die vollkommene Beſinnung bei Manaſſes von Vierzon zurückgekehrt. Die Erinnerung ſeiner ausgeſtandenen Leiden, ſowie die Ausſicht auf eine lange Pein, ward ihm klar, die Unmöglichkeit, die Wuth ſeines Anklägers zu entwaffnen, und die Forderungen ſeiner Richter genügend zu beantworten. Alles dies erhellte ihm den bodenloſen Abgrund, an deſſen Rand er ſchwankte: Folter, Kerker, Hinrichtung zeigten ſich ihm. Aber dennoch hob es ſeine Bruſt mit unerklärlicher Begang. Sein altes Auge ſchweifte im finſtern Raume umher und eine kleine Eiſenthür — ganz hinten im Gange — hatte es erſpäht und dieſe war es, die einen Strahl von Hoffnung in ihm entzündete. Er blickte nach ſeinen Gefährten, die eben in roher Schauluſt am Gitter hingen und ihn unbeachtet ließen. Er raffte ſich auf, verſuchte zu ſtehen — zu gehen — und leiſe, gehüllt in den Mantel, den die Henker um ihn geworfen hatten, huſchte er [illegible], an den Wänden fort, durch den dunkeln Raum zur kleinen Eiſenthür; er öffnete ſie ſchnell — ein dumpfer Modergeruch und ein wildbrauſendes Waſſer ſtrömten und ſchallten ihm entgegen — aber was hätte ihn wol abſchrecken können in dieſem Augenblicke!? Fort war er und die Thür ſchloß ſich hinter ihm. — Der Ort, in den er gerathen war, führte zu den uralten Todtengewölben unter Paris, die Katakomben genannt, ein unterirdiſcher Canal der Bièvre floß hier durch, um die Leichen Derer aufzunehmen, die während des Zeitraums den Geiſt aufgegeben hatten.

2.

Die Bewohner der Katakomben.

Lange tappte der alte Manaſſes in tiefer Finſterniß fort, vor dem jähen Abgrund, der ſich neben ihm in die Unendlichkeit — wie es ſchien — erſtreckte, durch nichts als das Rauſchen des unterirdiſchen Canals gewarnt. Oft erreichte er mit dem ausgeſtreckten Arme die naſſen Steinwände des Ganges und hatte ſo eine ſichere Richtung, öfter aber wichen ſie zurück und ließen ihn auf's Ungefähr ſeine ſchwierige Wanderung fortſetzen. Seine Schmerzen, verbunden mit ſeinem Alter, und die Beſchwerlichkeit des Weges hielten ihn ab, wie ein Flüchtling, der einer großen Noth zu entkommen ſucht, vorwärts zu ſtreben, es war mehr ein ängſtliches Fortkriechen, oftmals von Erſchöpfung unterbrochen, als eine Flucht zu nennen. Dann und wann ſchien es ihm, er höre über ſich Getümmel und Geſchrei, es war ihm auch wol, als würde in der Ferne eine ſchwere Thür zugeſchlagen, oftmals auch glaubte er deutlich den Schimmer von Fackeln wahrzunehmen und er raffte ſich zuſammen; ängſtlicher arbeitete er ſich empor aus dem Geſtein, das ſeinen Schritt hemmte, und runde, loſe Gegenſtände rollten unter ſeinem Fuße und plätſcherten ins Waſſer, daß der dadurch entſtehende Widerhall wie ein leiſer, fernhindröhnender Donner ſchallte. Aber ſeine Furcht war ohne Grund. Ihn hier zu verfolgen, daran dachten die Folterknechte nicht, denn von hier war keine Erlöſung, das wußten ſie. Wenn ein Wagehals ſich dazu gefunden hätte, in die Katakomben zu ſteigen, ſo wäre der Hungertod ſein unausbleibliches Loos geweſen. „Aber der Jude," ſagten ſie zu einander, „wird kein ſolcher Thor ſein, den hat ſein Freund, der Teufel, geholt."

Und dabei ließen ſie's bewenden. — Nach und nach erweiterte ſich die Pupille unſeres alten, einſamen Wanderers, der wohl nicht wußte, wo er ſich befand.

Sein Sehkreis wurde größer. Erſt dämmerte es auf zehn Schritte um ihn her, während darüber hinaus die todte, hohläugige Nacht lagerte; dann ward es um ihn lichter und die Dämmerung entriß der formloſen Nacht ein Stück ihres Gebiets, und ſo fort, bis daß ſtets braunere Kreiſe auf graue folgten, hinter deren letzten es immer wieder die formloſe Unendlichkeit war, die ſich mit einem trügeriſchen Roth ſchminkte, das immer mehr zurückwich, als man ſich ihm näherte.

Es zeigten ſich unregelmäßige Aushöhlungen, hin und wieder von ſtarken Pfeilern geſtützt, deſſenungeachtet aber hier und da eingeſtürzt und mit koloſſalen Trümmern den Boden bedeckend. Ueberall herrſchte eine Todtenſtille, die nur das rauſchende Waſſer der Wiene unterbrach.

Manaſſes fühlte ſich dem Erſticken nahe und ſetzte ſich auf einen Stein am Ufer dieſer Flut, die zwar einem Höllenfluſſe glich, aber doch tröſtlich erſchien, als das einzige Lebende in dieſem weiten Reich des Lebloſen.

Er ſtreckte den Arm aus und ſchöpfte mit hohler, zitternder Hand von dem Waſſer, befeuchtete damit Augen und Bruſt und, indem er den Segen darüber ſprach, brachte er davon an ſeine vertrockneten Lippen. Aber keine Labung ſpendete dieſer Quell, moderig und ſalzig erregte er nur Ekel und Manaſſes weinte ſtill in ſich hinein über dem Stand und wollte ſich erheben, um in fortſchreitender Richtung den Ausgang zu erreichen.

Plötzlich aber ſank er, wie vernichtet, auf ſeinen Steinſitz zurück. Sei es, daß der längere Aufenthalt im Dunkeln ſeinen Sehnerv dazu geeigneter gemacht, oder war es das Benetzen der Augen mit dem unterirdiſchen Waſſer — genug — er ſah jetzt deutlicher die Gegenſtände ringsumher, und dieſe waren es, die mit einem Male ſeine Kraft gelähmt hatten.

Hier waren es verſchränkte Todtenbeine — dort ein Haufe von Todtenköpfen, die gleich den Kanonenkugeln in einem Zeughauſe in grauſenerregender Ordnung dalagen, in jener niſchenartigen Höhle wohlerhaltene Skelette — und nicht bange Furcht vor den Ueberreſten längſt Verſtorbener war es, die ſich des alten Manaſſes bemächtigte, nicht waren es dieſe Knochen, die ja — wenn er den Blick zurückwendete — während der ganzen Wanderung ſeine ſtumme Geſellſchaft gebildet hatte, ſondern der Gedanke erfaßte ihn mit aller Schrecklichkeit der hoffnungsloſen Vernichtung: „es ſind die Katakomben, wo du dich befindeſt!“

Und nun fing es an vor ſeinem Geſichte zu flirren und zu tanzen — es ſauſte vor ſeinen Ohren wie Glockengetön — alle Todtenköpfe nickten und wackelten hin und her, alle Beine hoben ſich ſchwerfällig, alle Arme zuckten krampfhaft, in immer engern Kreiſen umrauſchte ihn der fürchterliche Todtentanz — —

„Keine Rettung von hier! Hungertod!“ ſchrie er wie wahnſinnig — ein gräßlicher Donner rollte durch die Höhlen aus weiter Ferne heran und er ſtürzte ohne Bewußtſein nieder.

Durch den Donner hörte er aber noch unzählige Mal die Worte: „Keine Rettung von hier! Hungertod!“ denn der ſtarke Ausruf hatte die grauſigen Echo dieſes Orcus aus ihrem hundertjährigen Schlafe geſchreckt.

Das ſcheinbare Leben, das ihn umgeben hatte, als Ohnmacht ſeine Sinne in Feſſeln ſchlug, geleitete ihn in das Reich der Traumwelt hinüber und es umkränzte ihn mit Blumengewinden, wie es nie in ſeinen glücklichſten Tagen noch der Fall geweſen war. Es war Ruhetag, aber nicht die ſtarre, ewige Ruhe des Grabes bezeichnete ihn, ſondern die ſtille Sabbathfeier. Der Feſttag ſelbſt war es, wie eine Braut geſchmückt, mit Mohn und ſchlummerduftenden Saronsroſen, der im Geleite guter Engel dem gläubigen Hebräer hold und lieblich entgegenſchwebte. Die Schöpfung war vollendet — Alles ſtand feſt und ruhig in ſeiner Kraft, ein ewiges Denkmal des hohen Baumeiſters, und dieſer ſelbſt verſchmähete nicht die beglückendſte Regung der Menſchenbruſt — die himmliſche Ruhe — nicht die Ruhe nach Erſchöpfung, ſondern das ſtille Schweigen im friedlichen Genuſſe, die der Schöpfer empfindet mit dem Geſchaffenen, die der Vater fühlt im Kreiſe der Kinder, der Künſtler beim Anſchauen, beim Durchleben ſeines Werkes. Ein leiſes Gebet flüſterte Manaſſes dem bräutlichen Sabbath entgegen — er öffnete ihm den Vorhang ſeines Gezeltes, das die blühenden Palmen beſchatteten und die duftigen Zweige der Balſampappel und orientaliſchen Weiden bedeckten. Der Tiſch war aufgeſchmückt mit geweiheten Gefäßen, auf denen die Feſtſpeiſen prangten, und die heilige Lampe duftete von köſtlichem Naphtha. Mit hochklopfender Bruſt empfing er als freier Mann ſeinen heiligen, himmliſchen Gaſt in der Wüſte, die er vierzig Jahre durchziehen mußte, die ihm aber war wie ein alter, treuer Genoſſe, denn er kannte ihre reizenden Schreckniſſe und er verſtand ihre Stimmen des Tages und der

Nacht — und er war inmitten der Seinen — geführt und geſchützt von dem Weiſeſten der Menſchen — und ſie bewahrten in ihrer Mitte das in den Flammen des Horeb empfangene Geſetz, das nie alt wird, und das Heil der geheimnißvollen Bundeslade. — Mehr als der Glanz des Königshofes in Jeruſalem voll Grauſamkeit und Entartung, mehr als die blutigen Kriege der Eroberung entzückte den alten Juden der Sabbath in der Wüſte und darum ſandte ihm der gütige Himmel dieſes Geſicht.

Aber es ſchwand.

Als Manaſſes wieder die Augen öffnete, da geſchah es, daß er vom Leben zum Tode erwachte. Der wilde Tanz, den die ſchwindenden Sinne beim Beginnen der Ohnmacht ihm vorgegaukelt hatten, war beendet, das Summen des zum Kopfe ſtrömenden Blutes, das wie Läuten heller Glocken klang, war verſtummt, die hüpfenden Flämmchen und Lichter waren verlöſcht; der ſtarre Tod, die grauſe Nacht umgaben ihn, und nur die Bièvre rauſchte an ſeiner Seite vorüber. Aber der Schlaf und der anmuthige Traum hatten doch ſeine Sinne belebt und wenngleich ſeine Brandwunden in den kranken Gliedern ſchmerzten, ſo war er doch heller, geſunder Gedanken fähig.

Er wußte nun mit Beſtimmtheit, wo er ſich befand. Keine Täuſchung über ſeine Lage waltete mehr. Rechts und links dehnten ſich verlockend Gänge, deren Ende er abzuſehen vermeinte, während das ihm entgegenbrauſende Gewäſſer aus einer öden Wildniß zu kommen ſchien. Dennoch hielt er es für rathſam, ſich nicht in jene Seitengaſſen der unterirdiſchen Stadt zu verlieren, aus deren Labyrinth wol nimmer Rettung möglich geweſen wäre. Denn gleich den Straßen auf der Oberfläche, verwirrt ineinandergeſchlungen, bald zu geräumigen Plätzen erweitert, bald zu engen Winkelgäßchen verengt, ſo durchkreuzten, erweiterten und verengten ſich auch die Katakomben, welche, allem Anſcheine nach, von dem Bedürfniß ausgehöhlt worden waren, den Bauſtein zu den Wohnungen und Kirchen zu erhalten, da keine Gebirge in der Nähe die erforderlichen Steine dazu liefern konnten.

„Das Waſſer," dachte Manaſſes, „muß doch irgendwo herkommen, gehe ich ihm nun immer entgegen, ſo führt es mich wol ſo gut, daß ich das Tageslicht wieder erblicke, wenn mich der Hungertod bis dahin nicht ereilt."

Obgleich die beſtändig gleiche Dunkelheit ihn über Tag und Nacht in Zweifel ließ und dieſer Zweifel noch durch ſeine Ohnmacht erhöht wurde, deren ungewiſſe Dauer ihm den Maßſtab der Zeit gänzlich entrückte, ſo glaubte er doch annehmen zu können, noch nicht über einen Tag in den Katakomben zu ſein, weil der Hunger, der ohnedies nur ſelten bei dem alten — an Faſten gewöhnten — Manne einzukehren pflegte, ſich noch gar nicht bemerkbar machte. Mehr war es das Lechzen nach einem Tropfen friſchen Waſſers, das ihn peinigte. Doch ſeinen Muth erhob der Gedanke, daß er nun wol ſchon zu weit von dem Felſengewölbe ſich entfernt hatte und daher von Verfolgern nichts für ihn zu befürchten war. So ſchritt er immer weiter, klimmend, ſtolpernd, tappend, bis — nach ſeiner Meinung waren wol wieder mehre Stunden verfloſſen — ein dumpfes Gebrauſe ſein Ohr traf. Er hielt erſchreckt im Weiterſchreiten inne, vermeinend, daß abermals eine Ohnmacht ihn beſchleichen wollte, die ſtets Auge und Ohr mit ſeltſamem Blendwerke zuerſt betäube — ſeine Sinne jedoch blieben wach und er ſtand feſt und ohne Schwindel. Aber das Rauſchen tönte immerfort — wie wenn ein nahes Wehr ſich vernehmen ließ, oder eine Schleuſe geöffnet wurde, die den Waſſerſchwall lange zurückgehalten hatte.

„Stürzt vielleicht die Decke über mir ein?“ dachte er, „und bahnt ſich die Seine einen andern Weg in dies furchtbare Grab?“

Er blickte in die Höhe. Ein freundlicher Schein glänzte zu ihm nieder. Das war keine Täuſchung, kein ſinnverwirrendes Flammenmeer, erzeugt vom brennenden Hirne, keine hüpfenden Feuer, geboren in den Dämpfen der geheimnißvoll brütenden Nacht — es war ein lichter Punkt, einem Sterne gleich, umzirkt von einem hellen Scheine — es war das Licht einer freundlichen Lampe, das aus einer Thürritze ſich zu ihm hinabſtahl — er blickte ſcharf vor ſich — was ihm das ebene Weiterſchreiten hinderte — und er ſah, daß er ſich am Fuße einer Stiege befand.

Der erſten Freude, die in dem Augenblicke auch ſchon wieder erſtickt war, als der Fuß die erſte Stufe betreten hatte, folgte ein ernſter Gedanke: „Was lebt bei dem Scheine jener Lampe, iſt es mir freundlich oder feindlich geſinnt? Was lebt hinter jener Thür, die zu dieſem abſcheulichen Raum den Ausgang öffnet? Irgend ein ungeheuerliches Weſen muß es ſein, das in ſolcher Abgeſchiedenheit von allen Menſchen wohnt — von Verbrechen ſich nährend, dem grauſigen Mordhandwerke ergeben, deſſen blutige Wahrzeichen der ſchweigende Abgrund hier unten verſchlingt.“

Er horchte ſchärfer. Der brauſende Ton ergoß ſich nicht aus dem Raume, den die Thür verſchloß. Von oben tönte er herab — wie aus weiter Ferne; aber Stiege und Thür können zu dem Orte wol hingeleiten, wo das geräuſchvolle Leben waltet; denn, daß es Menſchen ſeien, deren Stimmen und Tritte den hallenden Lärm verurſachten, nicht verſchloſſene Gewäſſer, wie er anfänglich wähnte, das war ihm nun zur Gewißheit geworden. Aengſtlich ſinnend blieb er ſtehen. O, wäre dies ein Ausgang ins Freie geweſen, der erſte Strahl des Sonnenlichts, der erſte friſche Lufthauch hätte ihm neues Leben geſpendet! Er war aber ſo tief unter der Erde, daß kein Ausweg von hier zu Luft und Licht führte — eine hohe Treppe aufwärts und er befand ſich erſt in einem Raume, tief unter dem tiefſten Keller der Stadt. Es blieb ihm keine Wahl, als dem Lampenlichte entgegenzuſteigen. Sollte er die Schreckniſſe durch Nacht und Todtengerippe zurückmeſſen, um gewiß zu ſein, daß er zur Folterkammer käme? Sollte er ſich den gefahrvollen Seitenwegen anvertrauen, wo der Hunger auf ihn lauerte, um ihn unter langen Qualen zu erwürgen, oder ſollte er allen Leiden ein Ende machen und ſeinen Tod in den Wellen der Bievre ſuchen? Ein Lebender ſich zu den faulenden Leichnamen geſellen, die ſie von der Oberfläche der Erde in dieſen Abgrund hinunterſchwemmte? Ein eiſiger Schauer rüttelte ihn und er ſtieg die Stufen vollends hinan.

Jetzt hatte er die geheimnißvolle Thür erreicht — doch droben der wirbelnde Lärm — tief drunten das rauſchende Waſſer — ringsum der finſtere Raum — ſein Fuß haftete nur am äußerſten Rande einer morſchen Stufe — ſeine Seele lechzte nach Troſt, ſie fand keinen — verſtoßen, verdammt zu peinlichem Tode, ganz verloren — es gab keine andere Wahl — die zitternde Hand ſtieß die Thür auf, die nur angelehnt war, und er ſtand in einem engen Gemache, der Lampe und einem menſchlichen Weſen gegenüber.

Der Dampf, der ſich aus der ſtarken Flamme der Lampe entwickelte, verbreitete einen nebelartigen Schleier ringsumher und die von der langen Finſterniß nunmehr geblendeten Augen des Juden ſchloſſen ſich unwillkürlich. Das Mädchen aber, denn das war die Bewohnerin jenes Gewölbes, anfänglich erſchreckt über die Erſcheinung, erhob ſich jetzt von ihrem Sitze mit Zeichen einer gutmüthigen Neugier, nahete ſich ihrem Gaſte, betrachtete ihn dann aufmerkſamer und rief, die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagend: „Iſt es möglich, Ihr, Rabbi Manaſſes! Wer gab Euch Kunde von meinem verborgenen Aufenthalte und auf welchem Wege gelang es Euch, hierher zu kommen?“

Da hob der Alte das Haupt, riß die blinzelnden Augen weit auf und ſtarrte damit das Mädchen an, hierauf, rückkehrend den Blick, um ſich zu überzeugen, die Thür ſei da, wodurch er ſoeben eingetreten, ſprach er ernſt und feierlich: „Geprieſen ſei'ſt Du, Iſrael, daß Du mich geleitet haſt zu meinem Heil! und mich befreiet haſt aus Banden und gerettet vom ſchauderhaften Tode der Schmerzen und Schmach, den nie ein Gerechter erleiden ſollte!“

Hierauf wandte er ſich mit mildem Ernſte zu dem Mädchen: „Biſt Du's denn aber wirklich, Peronne?“ und dann ſie betaſtend: „Ja — Du biſt es — Deine Haare — Deine Hände — ſo warm und weich — ein lebendes, ſchönes Mädchen — kein Trugbild — kein Golem — und auch keine Leiche! — Ich ſollte Dir zürnen, meine Tochter, Du haſt mich in große Gefahr gebracht, doch nun Du nur wieder lebeſt, kann ich ja den triftigſten Beweis liefern und die Bosheit meiner Feinde vernichten.“

Peronne hatte ein Fläſchchen ſtärkenden Weines herbeigeholt und etwas Brot, wovon Manaſſes gierig genoß. Dabei war ihm der Mantel von den Schultern gefallen und nun gewahrte ſie mit Schrecken, in welchem Zuſtande ſich ihr Pflegevater befand. Der nackte Leib zeigte die mörderiſchen Brandmale, blutrünſtig, eiternd, voll von Blaſen, und die krampfhaft zuſammengezogenen Muskeln noch bebend vor übergroßem Schmerze.

„Um Gott! Rabbi! wo ſeid Ihr geweſen?“ ſchrie Peronne beſtürzt.

Aber der Greis konnte nichts erwidern, denn er kaute eben mit Heißgier einen ſtarken Biſſen Brotes, er ſah ſie dabei an und ſchien ſich zu beſinnen; denn was ſind überſtandene Gefahren, wenn man Hunger hat und ihn zu ſtillen vermag, anders, als das Gefühl der ſüßeſten Wolluſt.

„Wo kommt Ihr her, Rabbi?“ fragte Peronne nach einer Pauſe.

Manaſſes that noch einen kräftigen Schluck aus der Flaſche, ſtrich ſich dann den Bart und ſagte: „Gefoltert haben ſie mich — gefoltert um Deinetwillen, Peronne!“

Sie ſchauderte zuſammen.

„Erſt ſollt' ich Dich getödtet haben, dann hieß es gar, Du ſeieſt ein Golem, den ich zu böſen Zaubereien, um den Chriſten zu ſchaden, mir geſchaffen hätte,“ ſagte er.

„Ein Golem?“ rief das Mädchen verwundert, die wahrſcheinlich dies Wort zum erſten Male hörte.

„Aber nun iſt Alles gut. Die Wahrheit wird klar leuchten!“ ſprach Manaſſes. „Jetzt mögen ſie ſich überzeugen, ob Du ein Golem — ob ich Dir die Seite geöffnet, Dir Dein rothes Herzblut abzuzapfen — jetzt ſollſt Du Ihnen ſagen, ob ich ein wilder, blutdürſtiger Zauberer, von Teufeln umgeben bin — und ob ich Dir Böſes gethan Dein ganzes Leben. Jetzt iſt Alles gut — nun ich Dich wieder habe. Komm — folge mir!“

„Ich kann Euch nicht folgen“ — ſprach das Mädchen ſchnell.

„Nicht ſollſt Du in mein Haus wieder als Tochter kehren,“ ſagte Manaſſes trübe, „ſie wollen nicht, daß man Barmherzigkeit übe an Ihresgleichen — aber zeugen ſollſt Du für mich — mich befreien von Schmach und Tod!“

„Ich darf dieſen Ort nicht verlaſſen!“ rief Peronne ängſtlich, ihre Hand aus der ſeinigen losmachend.

„Nicht mit mir gehen?“ fragte Manaſſes, „und wer hätte Dir's verboten — etwa der Buhl- und Unzuchtteufel, dem Du das Daſein verdankſt? Sprich, Peronne, wenn die Schedim noch keinen Theil haben an Dir, wer iſt's, der Dich hierher brachte und dem Du das Wort gabſt, nicht von hinnen zu weichen?“

„Ich kenn' ihn nicht,“ entgegnete das Mädchen mit unbefangenem Blicke, „aber gerettet hat er mich auf wunderbare Weiſe aus dem Rachen des Todes. Er ſchwamm mit mir durch den brauſenden Strom und ſein Arm hielt mich über der furchtbaren Tiefe —“

„Auch Chebabiel's Arm iſt kräftig,“ ſprach Manaſſes dumpf in ſich hinein, „denn er war ein Engel wie die Andern und ging aus von der Quelle der Kraft — aber wie kamſt Du in Todesgefahr und wie in ſeine Macht?“

„Ich war im Neslethurm — ich ſah dort ein vermummtes Weib — Robert's Geliebte — ſie wollte mir ihr Antlitz nicht zeigen — da verwundete ich ſie durch die Maske im Geſichte, um ſie zu erkennen, wenn ich ſie einſt erblicken würde. Und nun beſchloß ſie meinen Tod — was von dem Augenblicke an mit mir ſich zutrug, iſt mir wie ein Traum. Mord und Todesröcheln umgaben mich, dazwiſchen wurden einige leiſe Worte ſchnell geſprochen, dann ergriff mich mein großmüthiger Beſchützer, ſchwang ſich mit mir vom hohen

Söller herab und brachte mich, den Strom durchſchwimmend, hierher in Sicherheit. Um mich nicht neuen Gefahren auszuſetzen, hält er mich nun verborgen, doch hat er verſprochen, mich bald ans Tageslicht und den Ehren und dem Glücke entgegenzuführen.“

„O meine Ahnung!“ rief Manaſſes jammernd aus, der dies mit ſteigender Angſt gehört hatte. „Kaum iſt ſie aus den Kinderjahren getreten, ſo übt ihr Erzeuger ſeine furchtbare Macht aus über ſein Geſchöpf. Dürft' ich Dir enthüllen, was unſere weiſen Schriften, unſere Talmudim uns lehren, von den Rephaim und Nephilim, geboren von den Kindern des erſten Mörders. Würdeſt Du kennen den Einfluß des mächtigen Semiazas, welcher iſt der Fürſt der Schedim und des boshaften Azael's, der einherreitet auf dem feurigen Dromedar? Du gehörſt ihnen an und der Gerechte wendet ſich ab mit Schaudern von Dir — und kein Gebet vermag Dich zu erretten.“

„Weh' mir! Was ſprecht Ihr da, Rabbi?“ ſchrie wie außer ſich das Mädchen. „Welche gräßliche Verwünſchungen? Ich ſollte der hölliſchen Macht angehören — o mein Gott! gerechter Gott! Doch ja — es iſt ſo — denn dachte ich nicht an weltliche Luſt, wenn ich in der Kirche war? Betete ich nicht zu ihm, wenn die Worte auch an die heilige Jungfrau gerichtet waren? Trat er mir nicht entgegen am Altare in lieblicher Geſtalt, um mich zu verlocken vom Wege? War er's endlich nicht, den ich dort im Schreckensthurm ſuchte — und brachte er mich nicht in die Gewalt meines jetzigen Beſchützers und hierher an dieſen Ort?“

Sie ſchwieg plötzlich und ſtierte, von fürchterlicher Angſt gepeinigt, auf den Boden.

„Ja — er iſt ein verlockender Geiſt,“ ſprach ſie dann weiter, „den mir Jourdan Ferron, der Zauberer, ſandte;

um ihn zu erringen, habe ich Thörin mein Seelenheil geopfert. Sterben will ich — ſterben muß ich — wenn ich nur mein Jenſeits erretten kann!" wimmerte ſie leiſe.

„Stille! Stille! um Gottes willen!" rief der alte Jude. „Wenn ſie das hörten, würde der Scheiterhaufen Dein Loos ſein. Und — kommt nicht Jemand —" fragte er ſchnell aufhorchend.

„Es iſt nichts," ſagte Peronne, zu einer Thür gehend, welche dem Eingange in die Katakomben gegenüberlag.

„Wo führt dieſe Thür hin?" fragte Manaſſes.

„Wahrſcheinlich ins Freie, denn von dort kam ich herein — es war tiefe Nacht und ich konnte den Ort nicht erkennen, erwiderte das Mädchen.

„Welch ein Lärm läßt ſich oben von Zeit zu Zeit vernehmen?" fragte Manaſſes weiter, denn eben jetzt waren die Stimmen und Schritte wieder lauter geworden und es ſchallte dazwiſchen wie wildes Gelächter.

„Der Mann, der mich hierher brachte," ſprach Peronne, „hat mir auf das ſtrengſte verboten, dieſem Lärm nachzuſpüren. Es ſei der Teufelsſabbath, der im alten römiſchen Kaiſerpalaſte gefeiert werde," fügte ſie leiſe hinzu, „ſo ſagte er mir noch."

Da flog es wie ein Blitz an Manaſſes' Augen vorüber. Oft ſchon hatte er gehört, daß das ehemalige Winterquartier der römiſchen Kaiſer, bis auf unſere Zeiten noch das „Palais des Thermes" von ſeinen heißen Bädern benannt, durch ſeine Kellergewölbe mit den Katakomben zuſammenhänge. Von dem Hexenſabbathe, der in jenem verrufenen Gebäude ſtattfand, ging in Paris die allgemeine Sage, und dieſes Gerücht war es eben, das den Ort zur Bewahrung tiefer Geheimniſſe beſonders geeignet erſcheinen ließ, weil die Furcht die Neugier davon entfernt hielt.

„Gut,“ ſagte der Jude nach kurzem Bedenken, „vom Thermenpalaſte aus kann ich mich ſchon zurechtfinden. Es iſt tief in der Nacht, wie der Lärm andeutet, wir wollen ihn ſchon zu vermeiden wiſſen und den Ausgang ohne Gefahr erreichen. Komm, Peronne, nimm jenen Mantel und folge mir ſogleich — Du wandelſt an meiner Seite im Schutze des gerechten Gottes.“

Perohne that, wie er ſagte, wie ſie aber das Gemach verlaſſen wollte an ſeiner Seite, da erbebte ſie und ſchwankte, gleich als ob ſie ohnmächtig würde.

„Was iſt dem Kinde?“ rief Manaſſes beſtürzt, ſie unterſtützend.

„Und ſollt' es denn wahr ſein,“ fragte ſie ängſtlich, „daß ich den finſtern Mächten verfallen bin?“

„Verſuche zu beten,“ ſprach der Greis, ſie beruhigend, „und wenn Deine Sinne auf Gott gerichtet ſind und die Worte dieſem Sinne gemäß Dir von den Lippen fließen, dann ſei getroſt. Welcher auch Dein Urſprung ſei und welche Anfechtung Du auch hatteſt, er verſtößt Dich nicht und Du darfſt auf ſeine Gnade bauen!“

So ſprach der alte Jude und Peronne verließ, leiſe betend, an ſeiner Hand die unterirdiſche Klauſe.

Ueber verfallene Treppen, durch lange Gänge und weite Hallen ſchritten unſere nächtlichen Wanderer, immer von dem wilden Getöſe geleitet, das ſie ſorglich zu vermeiden beſtrebt waren.

Der Thermenpalaſt war ein ſo rieſenmäßiger und prächtiger Bau, daß ein Dichter des zwölften Jahrhunderts, Jean de Hauteville, noch ſeine Herrlichkeit beſungen hat. Aber Nachts und in ſteter Angſt, ergriffen zu werden, um von böſen Menſchen ein blutiges Urtheil über ſich ſprechen zu laſſen, oder gar den finſtern Mächten der Hölle anheimzufallen, mochte wol Niemand das alte Römerwerk eines beſondern Lobes werth halten.

Was nun eigentlich den Hexenſabbath, „le grand Sabbath infernal,“ betrifft, ſo glaubte man, daß Satan ſelbſt ſolche Feſte von Zeit zu Zeit veranſtalte, um ſeinen lieben Getreuen einen Vereinigungspunkt zu gewähren, ſie in guten Vorſätzen — nach ſeiner Meinung — zu beſtärken, und ſie zu vermögen, ihm die ſchuldige Huldigung darzubringen. Viel früher als bei uns die Sage von der Mainachtfeier auf dem Brocken, lebten dieſe „Sabbathfeiern“ im ſüdlichen Frankreich, von wo ſie alsbald auch in Paris erſchienen. Männer und Weiber wurden dann aus ihren Betten durch die Lüfte entführt, an den Ort hin, wo der Teufel ſein Feſt gab und wo er oftmals als Bock, oftmals aber auch in leibhaftiger Geſtalt präſidirte, der Geſellſchaft aber ſtets den Rücken kehrte, um die erforderliche Huldigung empfangen zu können; dabei wurden ſtinkende Speiſen verabreicht, nie getrunken, aber mit tollem Ungeſtüm getanzt. Den Beſchluß machten Pulver und Mixturen, welche Satan vertheilte, um Zauberwerke und Hexerei damit vollführen zu können, worauf er Alle in Gnaden entließ und ſie eben ſo ſchnell wieder zu den Ihrigen durch die Luft zurückgebracht wurden.

Ein ſolcher Sabbath war es nun, der in jener Nacht den öden Thermenpalaſt mit wildem Lärm erfüllte und in deſſen Zauberkreis unſere Wanderer nicht gerathen wollten.

Plötzlich blieb Manaſſes ſtehen. Er war — wie er deutlich bemerken konnte — lange ſchon im Kreiſe umhergegangen und befand ſich beſtändig in demſelben Gewölbe, aus dem kein Ausgang zu finden war. Der Lärm erſcholl hier ſtärker, und zwar nicht mehr aus der Höhe, ſondern wie in einem anſtoßenden Gemache.

„Wo ſind wir hingerathen?“ fragte Peronne ängſtlich; aber Manaſſes drückte ihr die Hand auf den Mund und flüſterte ihr leiſe zu, daß ſie kein Wort ſprechen ſolle. Durch eine Oeffnung, die vom Boden etwas erhöht war und zu der man emporklettern mußte, wie man in den Pyramiden aus einem Stockwerke in das andere zu kommen pflegt, glänzte eine röthliche Helle, und der Jude, ſeinen Mantel um die nackten Hüften ſchützend und gürtend, ſchickte ſich an, jene Oeffnung zu erreichen, als das einzige Mittel, hier zu entkommen. Peronne folgte ihm und bald krochen ſie hindurch in einen wie von einer fernen, ſtarken Glut erhellten Raum, in dem ſie ſich aufrechthalten konnten. Vor ihnen war eine Scheidewand, die ſie von einem großen Saale trennte, den viele Kerzen und Lampen beleuchteten und wo ſie mit Entſetzen den Ort überſchauen konnten, wo der Teufelsſabbath gefeiert wurde. Alles war eben in tobendſter Ausgelaſſenheit begriffen.

Halbnackte Frauen in unzüchtigen Stellungen, bei vollen Schüſſeln von glänzendem Metalle, Becher und Flaſchen überall. Hier Geſang und Spiel, dort Küſſe und Koſen, überall Lachen, Getöſe und bacchantiſche Luſt. Aber Satan und ſein Gefolge ſuchten die erſtaunten Blicke unſerer Wanderer umſonſt, ſtatt deſſen erſchauten ſie das wohlbekannte gelbe Geſicht Ludwig's des Zehnten, mit glühendem Auge, die Bruſt geöffnet, umgeben von ſeinen Hofleuten und Staatsmännern, mit Frohſinn und Scherz ein üppiges Nachtfeſt begehen. Die anweſenden Frauen waren aber die allgemein gekannte Marchandeau, mit dem Titel „la prostituée royale“ beehrt, „meretrix regia,“ wie ſie die Chronikenſchreiber nennen, und die Schweſtern der büßenden Magdalena, die ihrem Schutze anbefohlen waren.

3.

Der Teufelsſabbath.

Dergleichen Feſte, bei nächtlicher Weile, an heimlichen, unzugänglichen Orten gehalten, haben wol zunächſt das Volk in dem Glauben beſtärkt, als ſei es Satan ſelbſt, der ſie veranſtalte. Viele der Frauen, welche dabei auf höhern Befehl figuriren mußten, mochten wol gern einen Nimbus von Zauberei um ihr Verſchwinden aus dem häuslichen Kreiſe verbreiten ſehen, um dergeſtalt jeden Argwohn zu entkräften. Später jedoch hatten dieſe anfänglich durch die Nothwendigkeit, dann ſelbſt durch den Muthwillen erzeugten Verbreitungen die traurigſten Folgen, als Rachſucht und Verfolgungswuth mit Fanatismus gepaart, den Geiſt des Volks aufregte und der Mächtigen Hände bewaffnete, um dieſe Frevel, welche allerdings an und für ſich ſtrafbar waren, als böſen Zauber und Hexerei mit dem Tode zu ahnden. Dieſe Erſcheinung wuchs zu einem rieſenhaften Ungethüm, das die unſchuldigſten und friedlichſten Menſchen mit gerechter Angſt erfüllte.

Ein eigenes furchtbares Tribunal war zu dieſem Zwecke in allen Landen errichtet worden, welches in Deutſchland nach einem Geſetzbuche, das Wahnſinn und Blutdurſt in furchtbar ekelhafter Vereinigung dictirt hatten, und das „der Hexenhammer" geheißen war, ſeine Urtheilsſprüche fällte.

In Frankreich zog die Sorbonne, ſowie die andern Gerichtshöfe, Verdächtige und Unverdächtige, ſowie ſie die

Anklage traf, vor ihre Schranken. Indeß ſchwelgten die Mächtigen deſto ungeſtörter im tiefſten Schatten dieſes Drudenbaums, und während der Qualm der Scheiterhaufen den hellen Tag draußen verfinſterte und das Heulen der Gepeinigten die fröhlichen Töne der Schöpfung übertäubte, wußten ſie die dickſte Nacht ihrer Verbrechen mit dem Scheine von tauſend Kerzen aufzuſchmücken und den einſamen Widerhall der Grüfte ſelbſt mit Klängen einer wilden Freude zu beleben. Die zügelloſe Sitte damaliger Zeit, welche verlangte, daß dem königlichen Hofe die „prostituée royale“ überall nachzog, mit ihren Mädchen, die jedes Eigenthum ohne Unterſchied der Willkür dieſes Hofes preisgab, die ſich Alles erlaubte, wovor man heutzutage zu erröthen pflegt, kann wol nur von Solchen gelobt und über die jetzige erhoben werden, die ſie nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Daher ſtimmen ſie gern in den Ton jener vormals beliebten Romanſchreiber ein, welche das Mittelalter Frankreichs mit Rittern voll von Courtoiſie und Minne, mit Damen, der Tugend und Ehre Spiegel, bevölkern und jene im hellſten Sonnenlichte den Preis ihrer Schönen in Liedern und durch Thaten laut verkünden, dieſe von hohen Söllern und Thronen als anbetungswürdige Götzen ſich den Dienſt ihrer Verehrer in Hulden gefallen laſſen und geſtickte Schärpen, Stell-Dich-Eins in Züchten und Ehren und am Ende Hand und Herz dafür zu ſpenden pflegen.

Solche Erfindungen entbehren ihres Reizes nicht, ſie leiten uns in ein Zauberreich der Phantaſie, das nie alt wird, nach dem Ausſpruche unſers großen Dichters: „Was ſich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!“ und wenn wir gleich auf dieſen Vorzug nicht Anſpruch machen dürfen, ſo hegen wir doch wenigſtens die Erwartung, für die Gegenwart einige Friſche zu beſitzen, indem wir ihre alten Tage mit ihren alten Sitten, mit ihren alten Menſchen, die ſie einſt durchlebt, heraufbeſchwören aus dem Schlunde der Vergangenheit, wo ſie ſeit Jahrhunderten ſchliefen. Man verzeiht dann wol gern, was mit ihnen emporſteigt in unſere verfeinerte Welt, wenn es zu ihrem eigentlichen Leben gehörte. Unbedeutende Züge für den Geſchichtſchreiber, deſſen großartiger Spiegel nur Weltbegebenheiten und ihre Folgen zurückwirft, ſind oft wichtig für den Erzähler, der ſeine Camera-obſcura zur Aufnahme von Einzelheiten bereit hält. Man verachte ſie darum nicht dieſe Bilder, ſie machen darauf keine Anſprüche, in Muſeen und Gallerien zu prangen — und ewig zu dauern — ſie wollen ſich nur von ihrer Zeit beſchauen laſſen und ihr die alte treu vergegenwärtigen.

Das Feſt, welches ſich vor Manaſſés' und Peronne's Augen entfaltet hatte, war keines der außerordentlichſten, die an dieſem Orte gefeiert zu werden pflegten. Obgleich der Wein die meiſten der Gäſte bereits erhitzt hatte, ſo wollte doch kein Witz ſpringen, kein Scherz ſchäumen, keine Luſtigkeit ſich in Alles überflutenden Strömen ergießen.

Selbſt Savoiſy, in ſeiner zuckenden Lüſternheit, mit dem blonden, entnervten Ausſehen, der Liebling ſeines Königs, ſtets bereit, die lange Klinge ſeinem beſten Freunde in den Leib zu ſtoßen, wenn ein Blick von Jenem ihm nicht recht war, und eben ſo leicht vom blutigen Handel zu verliebten Buhlſchaften ſich zu ſtimmen, gähnte, drehte den jugendlich weißen Bart und glotzte aus matten Augen. Auch der Cardinal de Léans, ein Gegenſtück Savoiſy's, roth und dick, ein, nach damaligen Begriffen, herrlicher Geſellſchafter, der mit eben ſo zierlichem Benehmen für die Verbrennung des Tempelherren-Großmeiſters ſtimmte, als zum Eröffnen eines luſtigen Gelages den Befehl ertheilte — ſaß blinzelnd und nur mit halbem Ohre dem thörichten Geſchwätze einer kleinen Phryne horchend, die ihm Allerlei vorfaſelte.

Nur der Sire de Sully, Großflaſchenmeiſter von Frankreich, „grand bouteiller de France," wie er genannt wurde, der ein wichtiges Hofamt bekleidete, das über die Wirthe Aufſicht führte und von ihnen ſeine großen Einkünfte bezog — trieb Scherze der ausgelaſſenſten Art mit einigen Mädchen, an denen der übrige loſe Haufe leichtern Hofgeſindels und ſelbſt die Diener theilnahmen.

Der König hatte bemerkt, daß ſeine Lieblinge Savoiſy und der Cardinal nicht ganz beim Feſte waren und daß auch die Marchandeau nur mit Widerwillen die Tollheiten Sully's aus der Ferne betrachtete; er verſuchte daher durch einen geſcheidten Einfall, wie er ihn nur haben konnte, neues Leben und größere Heiterkeit zu verbreiten und der Ausgelaſſenheit zu ſteuern. Er hatte den jungen Grafen von Beaune, einen ſechzehnjährigen Jüngling, den ſein erlauchter Name zu dereinſtigen hohen Würden am Hofe beſtimmt zu haben ſchien und der ſchon jetzt in beſonderer Gunſt des Königs ſtand, mit dem mündlichen Auftrage zu ſeinem Schatzmeiſter im Louvre geſchickt, ihm ſechstauſend Goldthaler zu ſenden, während von der andern Seite der Ritter Matthieu de Houſſaie ausgeſchickt wurde, drei der berüchtigtſten Geizhälſe in der guten Stadt Paris auf geheimen Wegen herbeizuholen, damit ſie nicht wiſſen durften, an welchem Orte ſie ſich befänden.

„Nun, Robert d'Artois?" rief Ludwig dem vom Wege erhitzten jungen Grafen von Beaune zu, „habt Ihr die Summe?"

„Zu Euern Dienſten, Herr König," erwiderte dieſer, und zwei Leibdiener, wohleingeweiht in dieſen Myſterien, ſchleppten eine Caſſette herein und, nachdem ſie den Befehl dazu erhalten hatten, ſchütteten ſie den [illegible], blinkenden Inhalt auf eine große Marmortafel in der Mitte des Saales aus.

Ringsum wurden nun eine Menge Lichter geſtellt, um den Anblick des Goldes noch mehr zu heben, und ſchon dieſe Vorbereitungen erregten die allgemeine Aufmerkſamkeit und zogen ſie hin nach einem Gegenſtande von ſo hohem Werthe, denn jene ſechstauſend écus d'or mochten wol nach unſern heutigen Begriffen ſo viel als dreimalhunderttauſend Franken bedeuten, da die Mark Silbers nur 3 Livres und 7½ Sous Pariſis koſtete. Selbſt des bleichen Savoiſy's mattes Augenpaar fing an zu leuchten, denn unter Anderm war es ein bedeutender Verluſt im Würfelſpiel, der ſeine Börſe geleert hatte und ſeine üble Laune vergrößerte. „Pâquez Dieu!“ rief er aus, „wer ſoll das viele Geld bekommen? Sagt ihm, er möge ſich mit mir abfinden, denn die Gegend hier herum iſt nicht geheuer und ſolche Bürde zur Nachtzeit gefährlich.“

Obgleich dieſe Worte des Sire de Savoiſy keine leere Drohung enthielten, da ſolche Herren oftmals Wegelagerer machten und es ihnen nicht auf einige Stöße mit ihrem langen zugeſpitzten Degen ankam, ſo achtete man doch nicht ſehr darauf, weil Aller Sinne auf drei Gäſte hingerichtet waren, die ſoeben, von dem nach ihnen geſandten Boten, Ritter Matthieu de Houſſaie, begleitet und von Dienern geführt, in den Saal traten. Allen Dreien waren die Augen nämlich feſt verbunden, die jetzt erſt auf einen Wink des Königs gelichtet wurden.

Die allgemeinſte Fröhlichkeit verbreitete ſich ſogleich, als man die Verlegenheit und die drolligen Geſichter der drei alten Affen bemerkte, die ſie jetzt ganz ohne Rückhalt zur

Schau legten. Aber Ludwig näherte ſich mit freundlicher Miene und ſprach zu ihnen: „Laßt Euch nicht irren durch das Spotten und Lachen meines Hofes, Ihr ſeid hier im Louvre und keines Geringern Gäſte, als Euers Königs. Ihr habt den Ruf als fleißige Bürger, die ehrlich auf ihren Erwerb ſehen und auf ſeine Erhaltung. So etwas hör' ich gern und bei Sanct Denis und allen Heiligen von Bethlehem, ich will Euch zeigen, wie ich ſo etwas lohne. Seht hier das ſchöne, blanke, rothe Gold, es ſind ſechstauſend Thaler von Frankreich und kommen aus meinem Schatze, und dieſe Summe gehört Euch — ſie in Empfang zu nehmen, ſeid Ihr herberufen worden.“

Wer könnte ſich wol, ohne es geſehen zu haben, die leuchtenden Blicke aus den funkelnden Augen der drei alten Geizhälſe vorſtellen, nämlich des Holländers Cornelius, eines Leinwandhändlers, des Goldſchmiedes Peccard und des Paſſementarbeiters Sauvan, wie ſie daſtanden mit offenem Munde, ihre innere Fröhlichkeit in tauſend Runzeln und Fältchen an den Augenwinkeln und auf den Wangen bemerkbar.

Die Uebrigen ſahen erſtaunt bald den König, bald die Alten an, und wußten ſich's nicht zu erklären. Stille herrſchte — alle Fröhlichkeit war verſchwunden. Die Marchandeau ſelbſt warf den Mund auf und guckte auf einen prächtigen Brillant, den ſie an dieſem Abende vom Könige erſt erhalten hatte, jedoch nicht ohne Neid, daß die große Summe auf ſo unwürdige Weiſe an ſolche garſtigen Affen verſchwendet werden ſollte. Der bleiche Savoiſy knirſchte mit den Zähnen voll Ingrimm und dachte bei ſich ſelbſt: „Alle Drei für das Gold — wie Lerchen an einem Spieß!“ — Den Cardinal de Léans verdroß es, ſowie den Sire de Savoiſy, daß der Abend jetzt noch langweiliger zu werden drohte, denn Jedermann ſpürte Verſtimmung aus dieſem Scherze.

Aber Ludwig ſetzte ſich in ſeinem Seſſel zurecht und die Marchandeau auf ſeinen Schoos ziehend rief er:

„Jetzt vernehmt, wie Ihr den Schatz heben könnt. Ein Jeder von Euch trete der Reihe nach zu dieſem Tiſche, nehme eine Handvoll dieſer Thaler, hebe ſie hoch empor, und ſage zu den beiden Andern die Worte: baisez-mon-c--! jedoch ernſt, wie es die Würde dieſer Verſammlung erheiſcht. Verzieht er die Miene dabei aber nur im Geringſten zum Lachen, ſo verliert er nicht nur den Schatz, ſondern er muß zehn Goldthaler hier der Marchandeau entrichten. Deſſenungeachtet darf er drei Mal den Verſuch wagen, denn ſo iſt's unſere Luſt! Und nun beginnt das Werk!“

Der Lärm und das Lachen, worin die ganze Verſammlung nun ausbrach, war ſo groß, daß das Gewölbe nicht nur davon widerhallte, ſondern tief im Innern der Erde donnerte es ferne nach und zeigte deutlich, daß dieſer Saal ſich über tiefen Höhlungen befinde. Selbſt die drei alten Geizhälſe theilten in etwas die Fröhlichkeit, nur bei dem Holländer war ſie ganz innerlich und blos durch ein Zucken der Fingerſpitzen bemerkbar.

Auf unſere beiden ſtillen Lauſcher machte die beſchriebene Scene einen ſeltſamen Eindruck. Peronne, die weder den König, noch irgend einen der Anweſenden kannte, und ob des großen Lärmens ſelbſt nur wenig von den hin und her gewechſelten Reden verſtanden hatte, war noch immer der Meinung, was ſie hier ſehe, ſei Teufelswerk, Hexenſabbath, wozu der Jude ſie geſchleppt habe, und mit furchtſamem Blicke richtete ſie ihr Auge dann und wann ſeitwärts auf ihn und ein frommes Gebet dachte ſie mit Inbrunſt. Noch mehr beſtärkte ſie in dieſem Wahn das herbeigebrachte rothe Gold, und wie den drei Greiſen die Augenbinden gelöſet wurden und ſie ſo daſtanden — Gier im ganzen Weſen ausgedrückt — vor dem lachenden Schatze, da war es ihr ganz klar, daß Satan drei Seelen verlocken wolle, und ſie betete noch eifriger denn vorher.

Nicht ſo war's mit Manaſſès de Vierzon, in dem alles Dies ganz andere Gefühle erweckte. Schmerz und Angſt verließen ihn, als er die Anſtalten ſah, und er wünſchte mit geſchloſſenem Viſir in die Schranken treten zu können, um den Strauß zu beſtehen. Wie leicht ſchien es ihm nicht, das Gold zu erlangen, gleich das Erſtemal, ohne der Marchandeau auch nur zehn Thaler davon abgeben zu müſſen. Mit Zittern und Beben hätte er die verlangte Formel ausgeſprochen, ohne nur einen Gedanken frevelhaft auf ſein Glück zu richten, nur alle Sinne auf den König und die mächtige Verſammlung hingelenkt, und ſo wäre er ſicher geweſen, nicht zu lachen. Er konnte es nicht unterlaſſen, wie leidenſchaftliche Kartenſpieler oft mit ſich ſelbſt um nichts ſpielen, lediglich um das Glück herauszufodern, drei Mal die Worte zu ſagen, ganz leiſe vor ſich hin, und ſo oft — ja ſo unzählige Male — er es wiederholte, immer gewann er.

Im Saale hatte inzwiſchen der Wettkampf ſeinen Anfang genommen. Der Erſte, der zum Tiſche hintrat, war Meiſter Cornelius, der Holländer, eine kurze, runde Geſtalt, in unendlich weiten Pumphoſen von feinem, blauem Tuche, die bis zum Knie reichten, und einer ſtattlichen Jacke von Scharlach, auf dem Wanſte geſchlitzt, woraus ein ſehr feines Hemde hervorbauſchte. Die Farbe ſeines Geſichts beſtand aus einer Miſchung der Farben ſeines Anzugs und wenn die breite Fläche der Wangen mit ſeiner Jacke zu wetteifern ſchien, ſo glänzte von der Naſe die Farbe der Pumphoſen wider; deſſenungeachtet war nicht zu leugnen, daß an einigen Stellen dieſes ſaftreichen Antlitzes beide Tinten in Eines zerfloſſen und lieblich beim Strahle der Kerzen darin glitzerten und ſchillerten. Man kann übrigens den beliebten Ausdruck: „großer Ernſt ruhete auf ſeinen Zügen,“ auf Meiſter Cornelius nicht anwenden, denn, um von ſeiner ſtets gleichmüthigen Phyſiognomie zu ſprechen, konnte das Wort „Züge“ gar nicht gebraucht werden. Man würde eher das Bild einer Windſtille auf dem Ocean, eines ſtehenden Sumpfes oder geronnenen Fettes wählen können. Namentlich iſt das Letztere zu empfehlen, theils weil es am bezeichnendſten iſt, theils weil es noch nicht als ſehr verbraucht erſcheint.

Mit ſtrengverſchloſſenen Lippen, die Augen, ein ſchmales Thal zwiſchen den Gebirgen von Stirn und Wangen, mit einem unmerklichen Freudenglanze umzogen, nahm der gute, ehrenfeſte Holländer eine ſtarke Zahl von den Goldthalern in ſeine große, fleiſchige Hand, welche daran gewöhnt war, und mit feſter Stimme, aus tiefer Bruſt Athem holend, brachte er die gewichtigen Worte vor, wie ſie der König von ihm verlangt hatte. Kaum berührten ſie aber das Trommelfell ſeiner beiden Mitbewerber, als dieſe — gleichwie aus Inſtinkt — da ſie nicht Abrede deswegen genommen haben konnten, und als erfoderten es ſo die Geſetze des Anſtandes und der Schicklichkeit, zu gleicher Zeit mit eben ſolchem Ernſte und ſich gegen ihn verneigend, gleichwie im Chore ſprachen: „à vos souhaits!“

Die Verſammlung mußte über dieſes ergötzliche Impromptu in ſolch fröhliches Gelächter ausbrechen, daß der Holländer überraſcht und verwirrt ſeinem Geſichte nicht mehr zu gebieten vermochte. Aller Zwang war in dieſer geronnenen Maſſe aufgehoben, es begann ſich zu regen und zu wirbeln, als wenn eine Unzahl kleiner lebendiger Inſekten nach langer Haft endlich einmal an die Oberfläche dieſer Haut emporkriechen wollten. Tauſende von Kreiſen und Furchen, Falten und Ringen hüpften und ſchlängelten ſich um Augen, Naſe und Mund. Er ſah aus, als wollte er nieſen und könnte nicht recht. Alle ſahen auf Ihn hin und lachten nur deſto ärger. Er merkte, daß ſein Mund ſich ſpalten würde, um zehn Thaler in den Schöos der Marchandeau fallen zu laſſen — er drängte, was er konnte — es half nichts. Er wünſchte ſich für einen Augenblick nur die herrlichen Zähne eines neben ihm ſtehenden laut lachenden loſen Dirnchens, um ſich das Lachen verbeißen zu können, denn noch eine Secunde — da riß es ihm die zahnloſen Kiefer weit auseinander und ein heulendes Lachen entſtrömte dem alten Schlunde und Angſtſchweiß und Thränen rieſelten gemiſcht von Stirne und Augen.

Alles lachte — Alles umringte den Holländer jubelnd und zum Spotte glückwünſchend. Die Marchandeau, in ihrer neckiſchen Weiſe, ſprang auf von des Königs Schooſe und, ihre Schürze gar zierlich in die Höhe haltend, erbat ſie ſich vom Meiſter Cornelius die zehn Goldthaler, die ihr gebührten nach dem Ausſpruche ihres Herrn. Jener zog einen kleinen Beutel aus dem Gürtel und warf die Goldſtücke mit weggewandtem Geſichte dem hübſchen Weibe zu, das ſich damit lachend entfernte, um ihren frühern Ehrenſitz einzunehmen, während der zweite Bewerber in die Schranken trat.

Es war dies Meiſter Peccard, der Goldſchmied, ein ernſter Menſch und einer der reichſten und beſten Bürger von Paris, der alle Tugenden in ſich vereinigt haben wurde, wenn nicht der ſchmuzigſte Geiz um ein gutes Theil ſie verdunkelt hätte. Man wußte von ihm, daß er ſeine ſchöne Frau dem Könige für eine Summe Geldes abgetreten und daß er demnach mit dieſem Herrn ſowie mit den Vornehmſten am Hofe in gutem Vernehmen ſtand. Er war von ſehr trockener Beſchaffenheit, ſein langes, hageres Geſicht, aus ſtarken Knochen gebaut, zeigte Das, was man am Körper feſte Haltung, an den Füßen aber, nach dem Kunſtausdrucke, „à plomb“ zu nennen pflegt. Hier war nicht, wie bei Meiſter Cornelius, eine Erſtarrung von flüſſiger Maſſe, die leicht wieder ihre frühere Beſchaffenheit zu erhalten drohte, ſondern bei dieſem Meiſter war Alles tüchtig und brauchbar, Alles ſchloß und paßte, und nicht ganz zu verachten waren ſelbſt zwei Reihen langer Zähne, die, wenn ſie gleich nicht eben durch Weiße und Zierlichkeit ſich auszeichneten, doch ſo auf einander paßten, daß es der ſtärkſten Anſtrengung nicht möglich geweſen wäre, eines Mohnblattes Dicke ohne ihre Bewilligung hindurchzuzwängen. Dieſe nun feſt zuſammenbeißend und ſo gewaffnet gegen jede Anfechtung zum Lachen, mit hoch gezogenen Augenbrauen, den Kopf in den Nacken geworfen, ſchritt er jetzt zum Tiſche, um das Wagniß zu beſtehen.

Sollte Jemand die Wette gewinnen, ſo ſchien dieſer Mann mehr als irgend ein Anderer dazu berufen zu ſein. Doch nur von einer Seite zeigte ſein eiſenfeſter Charakter die Achillesſtelle. Eine unüberwindliche Freundlichkeit gegen das andere Geſchlecht war ihm angeboren und dieſe konnte ihm allein gefährlich werden.

Schon ſchickte er ſich an, in ſeiner Sicherheitsmauer eine kleine Breſche zu öffnen, um — wie man zu ſagen pflegt — die erforderlichen Worte zwiſchen den Zähnen hervorzuſtoßen — da benutzte die liſtige Marchandeau, mit ihren erbeuteten holländiſchen Thalern klappernd, den gefährlichen Moment und nickte mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Liebenswürdigkeit, und wie auf ein früheres Verhältniß hindeutend, glückwünſchend oder aufmunternd und freundlich dabei mit den Augen blinkend, dem Goldſchmiede zu, den eine Secunde ſpäter dies gar nicht aus der Faſſung gebracht haben würde. Aber grade jetzt, wo das Thor geöffnet war, mußte ein ſolcher Ueberfall doppelt gefährlich werden, und in der That zogen ſich ſeine von Natur etwas zu kurzen Lippen zurück, und beide Reihen Zähne wurden grinzend ſichtbar, wie bei einem gut erhaltenen Todtenkopfe. Ohne daß die Verſammlung die Beluſtigung daraus gezogen hätte, wie bei dem fehlgeſchlagenen Verſuche des Holländers, wurde doch unter mehrſtimmigem Lachen dem Goldſchmiede die Strafe zuerkannt, die er, ganz zu ſeinem früheren Ernſte zurückgekehrt, der Marchandeau leiſtete, welche ſie, wie beim Holländer, gar freundlich in ihre emporgehobene Schürze auffing.

Manaſſés ereiferte ſich innerlich hinter ſeinem Verſtecke über die Thorheit der Nazarener, daß ſie nicht im Stande waren, eine Leidenſchaft, wie das Lachen, zu überwinden. Er wußte faſt nicht mehr, wann er zuletzt gelacht hatte, und in der That glauben wir ſelbſt, der eben von der Folter erſtandene greiſe Wanderer der Katakomben müßte die Wette gewonnen haben, würde er zur Bewerbung zugelaſſen worden ſein.

Jetzt kam Meiſter Sauvan, der Paſſementier, an die Reihe. Dies war der verruchteſte Geizhals, wie ihn nur jemals die Erde ſah; unempfindlich bis zur Grauſamkeit nicht allein gegen Andere, ſondern gegen ſich ſelbſt. Ein kleiner, ganz zuſammengetrockneter Greis, mit weißen Haupthaaren, während die ſtarken Brauen noch glänzend ſchwarz waren, gleich als hätte er ſie gefärbt. Sein Schlund ſchien durch das lange Warten und die Ungeduld, die er dem Golde gegenüber empfunden hatte, ganz trocken geworden zu ſein, was ſich deutlich durch ein ſtarkes Schlucken kundgab, wobei jedesmal eine Kugel, von der Größe eines Ei's, von außen ſichtbar, den Schlund abwärts zu rollen ſchien und dann wieder in der Mitte deſſelben Platz nahm, wo ein dunner Buſch borſtenartiger Haare ſich emporſträubte. Das matte blaßgraue Auge, gleich als ſähe es nichts bei dem Kerzenſcheine, vom Golde und von der anmuthigen Umgebung deſſelben auf den Tiſch gerichtet, nahm er die Handvoll Thaler zwiſchen ſeine knöchernen Finger, die mit langen Haaren bewachſen waren, wie die Beine eines Flohes unter dem Sonnenmikroſkope beſehen. Seine Lippen ſchienen enger verſchloſſen, wie der Hals eines Erdroſſelten, und ſo ausgerüſtet, ſammelte er ſich einige Zeit und man ſah es ihm deutlich an, daß er ſehr unangenehme Erinnerungen in ſich hervorzurufen ſtrebte, die wie Gewölke ſich auf ſeine ohnehin unfreundliche Stirne lagerten. Jetzt kam der entſcheidende Augenblick, er öffnete die Lippen ſeitwärts, wie ein Bauchredner, und die bewußte Einladung tönte dumpf hervor und ließ Alle in Zweifel, zu welcher Oeffnung ſie wol eigentlich herausgekommen ſein mochte.

„Iſt's erlaubt, ihn zu ſehen?“ fragte der Holländer mit großem Ernſte, und hoffte, dies ſollte den guten Meiſter Sauvan aus der Faſſung bringen. Dieſer aber blieb ſich vollkommen gleich und erwiderte ebenſo gravitätiſch: „Er ſteht ſogleich zu Dienſten!“

Obgleich allen Anweſenden dieſer nach damaliger Sitte nicht anſtößige Scherz ſehr wohl gefiel, ſo zogen ſich doch Sauvan's Augen, während ſein Mund lachte, in drohende

Falten zuſammen, indem ſeine Naſe ſich emporzog und die Nüſtern zornig aufblähte. Ludwig näherte ſich ihm und ſprach ſo leiſe, daß die drei Candidaten es nicht verſtehen konnten: „Der Handwerker hat den Teufel im Leibe — verſteht er indeß nicht Spaß und meint er das Geld einzuſacken, während es doch nur auf eine Beluſtigung für uns abgeſehen war, ſo ſorge Charles auf eine artige Weiſe den Scherz zu beenden und ihm die Beute ab[illegible]jagen.“

Inzwiſchen war die Probe von Sauvan glücklich beſtanden worden und der laute Jubel hatte ſich gelegt, denn Alle, vom Könige bis zum letzten Diener, blickten voll Neid und Galle auf den ernſten Bürger, der bereits anfing, die Thaler in die bereit liegenden Säcke zu füllen. Einige Mädchen wollten ihm helfen, damit er eher fertig würde, aber mit ſtreng verweiſender Miene lehnte er jede Hülfsleiſtung ab.

„Wie iſt es Dir gelungen,“ fragte der Cardinal de Leans den Meiſter, der ſeiner großen Glücksgüter wegen ihn am wenigſten zu beneiden geneigt war, überdies aber mit der dadurch verurſachten Luſtigkeit ſich vollkommen begnügte — „wie iſt es Dir gelungen, trotz aller Verlockung Ruhe und Ernſt zu behaupten?“

„Herr Cardinal,“ erwiderte Meiſter Sauvan in ſeiner gewöhnlichen Weiſe, „ich dachte an mein Haus, das jetzt zur Nachtzeit der Willkür meines liederlichen Weibes überantwortet iſt, und auf dieſen Gedanken brachte mich Euer Anblick, der Ihr meinem Weibe vor Zeiten nachgeſtellt habt.“ Trotz dieſer Gegenrede war er nicht müſſig, blickte nicht nach dem Cardinal auf, ſondern ſtets nur immer die Thaler zuſammenraffend und einſackend. Da winkte der König Savoiſy, dem er heimlich einen Theil des Geldes verſprochen hatte, und dieſer trat ſeinerſeits barſch und mit ſtolzem Weſen zum Meiſter Sauvan hin. „Was treibſt Du denn da ſo eifrig mit dem Golde? Hund von Handwerker!“ rief er ihm zu.

„Wir Bürgersleute,“ ſprach dieſer, ohne ſich ſtören zu laſſen, „haben es in der Uebung, unſern Verdienſt nicht für Andere zu laſſen, Herr Graf!“

„Das nennſt Du Verdienſt, Bettler?“ fuhr Savoiſy mit innerem Grolle fort, während ſein Auge auf die behaarten Finger des Andern ſchaute, wie ſie mit dem Golde herum- und hinumwarfen, wobei ſein Geſicht immer bleicher wurde.

„Und glaubt Ihr,“ entgegnete der Bürger, ſtets emſig fortfahrend, „eine Nacht, ſo durchwacht, laſſen wir uns nicht bezahlen? Und denkt Ihr, wir machten Euch einen Spaß umſonſt? Wir ſeien Affen zu Eurer Kurzweil?“

„Die Hand vom Gelde des Königs!“ ſchrie nun Savoiſy, indem er ſeinen langen Degen aus der Scheide zog und neben die Säcke auf den Tiſch legte.

„Dies Geld iſt mein — und keines Andern —“ ſprach Meiſter Sauvan ruhig, und zum guten Glücke hob er ein wenig den Kopf, um nach ſeinem wilden, blutdürſtigen Gegner zu ſehen, denn ſonſt wäre ſein Leben im Augenblicke verloren geweſen. So gewahrte er aber, wie Jener ſeinen dicken Degen ergriff und ihm damit zu Leibe wollte. Dies erſchauend und von den übrigen Anweſenden erwartend, daß ſie ſich dreinlegen würden, ſein Recht in Schutz zu nehmen, verließ er einſtweilen, der Gefahr weichend, ſeine Säcke und floh in einen Winkel des Saals, die Gerechtigkeit des Königs laut anflehend. Er blickte dabei rings um ſich, um zu entdecken, ob nicht die lächelnden Mienen der Geſellſchaft ihm verrathen würden, daß dies abermals nichts als Scherz ſei, aber die Herren alle, Savoiſy's Geſinnung wohl kennend, ſahen mit Ernſt und Ungeduld zu, wie dies enden würde, was ihnen eben auch nur ein Schauſpiel war, die Neugier zu reizen wie das Vorige. Die Weiber hatten ſich aber hier und da in Winkel geflüchtet und Angſt malte ſich in ihren Geſichtern. Dies Alles zu bemerken, war für unſern Meiſter Paſſementier die Sache eines Augenblicks, ja ſelbſt die leuchtende Schadenfreude Meiſter Cornelius', des Leinwandhändlers, und Meiſter Percard's, des Goldſchmiedes, entging ihm nicht. Aber kaum war er darüber eins mit ſich, daß hier kein Scherz obwalte, war ihm auch Savoiſy's langer Degen nachgerückt und da in der Ecke, wo er ſteckte, unentrinnbar der Tod auf ihn lauerte, ſo warf er ſich in Verzweiflung auf einen Haufen ängſtlicher Mädchen, die, fürchtend, daß ihre ſchönen Kleider nun mit dem ſchwarzen Blute des alten Affen beſpritzt werden möchten, da Savoiſy ihm in blinder Wuth nachrannte, laut ſchreiend hinter die Wand flohen, wo der Jude Manaſſes und Peronne in großer Furcht des Ausgangs harrten.

Doch gleichwie von einem elektriſchen Schlage berührt, mit lautem Kreiſchen, ſtrömten ſie wieder hervor, Schutz vor dem Schrecklichen, was ſie geſehen hatten, im weiten Saale zu ſuchen. Aller Augen richteten ſich dahin, ſelbſt Savoiſy ließ ab, ſeinen Gegner zu verfolgen, und ſtürzte nach der dunkeln Abtheilung, um den kleinen, zitternden Juden hervorzuziehen, dem die weinende Peronne folgte.

Der König, überraſcht von dieſer plötzlichen Wendung des Scherzes, noch mehr aber von den ungebetenen Zeugen, die ſeinem Feſte beizuwohnen gewagt hatten, war näher hinzugetreten, um ſich ſelbſt zu überzeugen, welcher Art von Geſchöpfen ſie zuzuzählen ſeien. Wer vermag jedoch ſein Entſetzen zu ſchildern, als der junge Robert d'Artois, Graf von Beaune, dem die Geſtalt der ſchlanken Dirne gefiel, dieſer die verhüllenden Hände von den überſtrömenden Augen wegriß, und nun ſelbſt mit dem Ausrufe: „die Königin!“ zurückſtürzte.

„Margaretha!“ wiederholte Ludwig dumpf, und jene Nacht im Louvre, wo er ihre Seele abweſend von ihrem Körper belauſcht zu haben glaubte, ſtand friſch vor ſeinem Gedächtniſſe.

Aber der Jude, dem es plötzlich einleuchtete, daß die fatale Aehnlichkeit Peronne's mit der Königin ihm hier das Leben koſten könne, und ebenſo berechnend, daß kein Moment ſeines Lebens wieder ſo glücklich wie dieſer ihn dem Könige gegenüberſtellen würde, rief aus vollem Herzen:

„Mein König, hört mich! Große Dinge habe ich Dir zu offenbaren — ich, ein unanſehnliches, zerbrechliches Gefäß, enthalte einen herben, doch heilſamen Trank zur Erhaltung Deiner Tage, o Herr!“

Und Ludwig, die Jugend des Mädchens nun zu den Jahren der Königin vergleichend, wie es das Ausſehen Beider kundgab, fühlte eine Regung, wie Eiferſucht — es mahnte ihn an verbotenen Liebeshandel — an Kinder außer der Ehe erzeugt — und noch ſchwankte er, einen Entſchluß zu faſſen, als von allen Seiten der wilde Schrei hereinbrach: „Es iſt der alte Jude! der Zauberer! Fort mit ihm!“ worauf die Leibdiener auch Juden und Mädchen alsbald aus dem Geſichtskreiſe des Königs entfernt hatten.

Der drei Geizhälſe gedachte man gar nicht mehr und ſie ſtarrten dem Haufen nach, der ſich lärmend entfernte, und ſie wußten nun freilich, daß ſie im Palais-des-Thermes geweſen waren.

Zurückgebliebene Diener löſchten die Lichter und einige Stunden ſpäter lag der Schauplatz ſo tollen, bunten Treibens öd' und finſter, ein ſchauriges Räthſel der ganzen Gegend......

Aber an einer andern Seite regte und rührte ſich's zwiſchen verfallenen Steinen, die einen der vielen Eingänge in das Innere des Gebäudes verdeckten. Es war ein undeutliches Etwas, das mit großer Sorgfältigkeit Jemand zu erwarten ſchien, nicht war jedoch das Lauern auf Ueberfall an jenem Weſen bemerkbar. Es nahm ſich übrigens auf dem ſchwarzen Grunde des Gemäuers wie eines jener rieſengroßen Iſisbilder aus, die uns aus dem Alterthum noch aufbewahrt wurden.

Meine Leſer werden aber wol wiſſen, daß es Quiecdin war, die hier auf Buridan harrte.

4.

Ein Rückblick.

Dieſer Ludwig der Zänker, wie ihn die Chronikſchreiber benennen, war übrigens noch keiner von den Schlimmſten, er war weder ſo blutdürſtig und kalt boshaft wie Karl der Neunte, noch ſo weibiſch und entartet wie Heinrich der Dritte, ein ſpäterer Ludwig ſogar wagte in ſeinem Parc-aux-Cerfs, in einer lichtern Zeit größere Abſcheulichkeiten, wogegen dieſe nächtliche Orgie im Thermenpalaſte ein bloßer Schwank genannt zu werden verdient.

Es iſt jedoch einmal Zeit, daß wir der ſchönen Frau wieder gedenken, die in Sinnlichkeit und Blut getaucht, gleich einem furchtbaren Dämon, Alles, was ihr naht, ins Verderben hinabreißt, deren lieblicher Athem betäubt, deren Seitenblick vergiftet, deren Feuerkuß wie der Blitz urplötzlich tödtet. Die einen Nebel von Blutduft und Leichenmoder um ſich verbreiten ſollte, und ſie in ewiger Huld thront, von der ein innerer Schauder zurückſchrecken ſollte und die Alles unwiderſtehlich an ſich zieht, deren Hand nur Vernichtung beut und um deren Gunſt dennoch gebuhlt wird — ein hölliſches Spukbild, ausgerüſtet mit der furchtbarſten Waffe, der Macht der Verführung. Schon war der dritte Theil eines Jahrhunderts über ihr im Zeitenſtrome vorübergerollt, ſie ſtand auf der Mittagshöhe des Menſchenlebens und erſt jetzt prangte ſie in vollſter Entfaltung aller Reize, womit ſie die Natur geſchmückt hatte. Ein wunderbares Räthſel wäre ſie für ihre Zeitgenoſſen geweſen, wenn nicht der Glaube an höhere Kräfte und der Schutz einer geheimnißvollen Macht, die in der Perſon Jourdan Ferron's die Königin ſichtlich umgab, die Löſung ihnen an die Hand gegeben hätte.

Wir verließen Margaretha im Chateau-gaillard auf der Wache des Lendit, in dem Augenblicke, da ſie Perſenis den Verhaftsbefehl für Buridan einhändigte und nachdem ſie dieſem einen eben ſo wirkſamen für Enguerrand gegeben hatte. Beide waren vom vorhergehenden Tage ausgeſtellt, wo ſie noch Regentin des ſchönen Landes geweſen war, worüber „Gottes Gnade" ihren abweſenden Gemahl als Herrn geſetzt hatte.

Daß Buridan ſeinen Mann zu fangen wußte, erfahren wir bereits, denn einen Tag ſpäter ſahen wir ihn zur Richthätte ſchleppen, wo das Schauſpiel ſeines Todes den armen Manaſſes von der Folterqual errettete.

Es iſt jedoch nothwendig, daß wir jetzt, mit Hülfe jener Macht, die uns ſchnell von einem Orte zum andern trägt, und die allein es möglich macht, daß wir ein ſolches Netz von Begebenheiten um uns herziehen können, auch die Zeit uns dienſtbar machen und ebenſo, wie wir Jahre vorwärtsſchreiten in der Spanne einer Secunde, auch Tage wiederum rückwärtszuſchreiten verſuchen.

Enguerrand de Marigny war verhaftet und ſein Proceß der furchtbaren Sorbonne übergeben. Die Anklage lautete Zauberei und Königsmord. Wenn gleich er noch athmete, ſo war er — nach dem beliebten Ausdrucke unſerer Aerzte — doch ſchon eine werdende Leiche, was ſtreng genommen alles Lebende ſo iſt. Buridan athmete froh auf. Sein herrſchſüchtiger, ungeſtümer Charakter fühlte zum erſten Male Befriedigung.

„Ich bin ein frei wollendes Weſen, ein Menſch! ich verhungere nicht zwiſchen Heu und Waſſer, wenn gleich Hunger und Durſt zu gleichen Theilen mich beherrſchen. Ich bin der Höchſte hier im Lande. Ich rudere dieſe Nacht in der Spitze der ſtockigen Rieſin und morgen küſſe ich die ſchönſte Königin der Chriſtenheit. Alles iſt mir unterthänig. Ich mache ihn zu nichte den Wahn, den abergläubiſche Weichlinge nähren, als wenn wir einem ewigen Geſetze gehorchen müßten. Der Menſch iſt frei und herrſcht!“

Unter dieſen Gedanken, die ſich nicht in Worte entladen, und eben nur ſo unordentlich und ohne richtige Folge, gleichſam wie ein ſtiller Jubel, ihm durch den Kopf flogen, hatte er ſich dem Louvre ſchon ſo weit genähert, daß er ſeine Thürme über die herumliegenden, niedrigen Häuſer emporſtreben ſah. Er beeilte ſeine Schritte, um die erſte

Kniebeugung, im Angeſichte des verſammelten Hofes, von Margaretha zu verſuchen und ſich in ſeiner neuen Würde, als Enguerrand's Nachfolger, zu zeigen. Er dachte ſich die Ueberraſchung der Edelleute, den Neid in ihren Blicken; er machte ſeine ernſte Anrede an Ludwig im Kopfe fertig, von dem er vorausſetzte, daß er durch die Königin bereits von Allem unterrichtet worden ſei; er ſann ſogar ſchon darüber nach, den böſen Jourdan Ferr[illegible] durch Gift bei Seite zu ſchaffen und wenn gleich noch verwerfen, ſo ſchwebte ihm doch ſtets der Gedanke vor, daß der junge Verlerie ihm ſeine Hand dazu bieten müßte. Dann wollte er ſich auch dieſes Lieblings der Königin entledigen, deſſen Einfluß einſt Gefahr bringend für ihn werden konnte. Alle dieſe Dinge wurden von ihm im Gehen überdacht, und auch das Mädchen fiel ihm dabei ein, das er aus dem Neslethurme gerettet hatte, und das noch in ſeinem Schlupfwinkel am äußerſten Ende der Katakomben, wo dieſe an die Gewölbe des Thermenpalaſtes ſtoßen, dem Tageslichte fern, traurige Stunden verlebte. Dieſe Zuflucht war ihm durch die Templer bekannt, die dort oft geheime Verſammlungen hielten, ehe ſie noch ihre großen Häuſer in Paris beſaßen. Die auffallende Aehnlichkeit dieſes Mädchens mit der Königin hatte eine Regung in ihm erweckt, die zu den ſeltenſten gehörte, deren er ſich bewußt war. Und obgleich dieſe Aehnlichkeit gefahrbringend werden konnte, ſo war ſie es doch, welche ihn abhielt, ſich des überläſtigen Gaſtes zu entledigen, was er ſonſt gewiß gethan haben würde. Er wollte die ihm auf ſo ſeltſame Weiſe zu Theil gewordene Gefangene in ſein Haus bringen, ſobald er eins hätte, dachte er, und dort vor Aller Augen verbergen.

So war Alles überdacht und geordnet, wie man es war, bei ſolch ſtürmiſchem Glückswechſel und der Erwartung des Verſchwenders, von einem Manne gleich Verdun ſich denken kann. Selbſt zum Galgen von Montfaucon ſchweifte ſein innerer Blick, wo jede leiſe Luft, die den Müden erquickte und den Verliebten Seufzer und Küſſe zuführte, hier liebliche Natur veränderte und mit den zwiſchen den Pfeilern aufgehängten Leichnamen ein ſchauriges Spiel trieb und ſie klappernd aneinanderſchlagen ließ, ſodaß ein immerwährendes hohles Getön um jenen gräßlichen Tempel der Verweſung erſchallte. Sein Wachsbild hatte er einſt dort hängen ſehen, jetzt war es abgenommen, dies hob auch ſeine Bruſt; als aber Enguerrand ihn bei der Verhaftung fragte: „Wo führt man mich hin?“ und er geantwortet hatte: „Nach Montfaucon, Euerm Denkmal, das Ihr erbauen ließet“ — da erwiderte Jener: „Für Verbrecher, wie ich dachte, nicht für Märtyrer!“ und ſein Blick hatte ſich unwillkürlich vor dem alten Zauberer und Giftmiſcher geſenkt, den er dahin führen ließ — und er fühlte in jenem Augenblicke ſeinen Willen gebrochen. — Dort blinkte ſchon das Gold an den Wämmſern der königlichen Armbruſtſchützen, die vor dem Louvre Wache ſtanden. Es war noch früh am Tage, er durfte hoffen, die Königin vor der Audienz noch allein zu ſprechen. Er kam von der Kirche St. Germain l'Auxerrois — und hatte ſich am Ufer der Seine während ſeiner Gedanken verloren, da hemmten einige Mann der Compagnie mit den langen Lanzen ſeine Schritte, und kaum noch hatte er ſich zu einer Frage geſammelt, als auch ſchon Louis Beſſeris auf ihn mit dem Verhaftsbefehl zutrat, die Worte an ihn richtend:

„Bemüht Euch nicht ſo eilig, das Aſyl zu erreichen — — —“

Plötzlich aber ſtockte ſeine Rede und, die Hand mit der gezogenen Klinge ſenkend, änderte er den angeſtimmten Ton und ſchrie faſt mit dem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung:

„Wie — Ihr ſeid's, Hauptmann, den ich verhaften ſoll? —"

„Iſt nicht möglich!" erwiderte der Andere heftig. „Ein Irrthum ſicherlich!"

„Kein Irrthum, dafern Ihr Buridan heißet," ſagte Verſoris.

„Buridan und doch ein Irrthum!" rief Jener wieder — „nicht der, den Ihr ſuchet, ſondern deſſen Bruder, der Hauptmann, nun Miniſter an Enguerrand's Platz."

„Sehet hier den Befehl der Königin!" ſprach trübe der Jüngling. Er lautet eben auf Euch — Ihr ſeid in jene gräßliche Mordgeſchichten verwickelt, die jetzt eben den Gegenſtand der ſorgfältigſten Unterſuchung unſerer Gerichtshöfe ausmachen. Ich beklage Euch, obgleich ich Euch nur wenig kannte und unſere erſte Begegnung oberflächlich genug beim Weine ſtattfand. Folgt mir jetzt, Hauptmann Buridan, ich ſoll Euch nach dem großen Chatelet abführen."

Der ſogenannte Hauptmann hatte nicht ſobald einen Blick auf den Verhaftsbefehl geworfen, von der Königin eigener Hand in Eile geſchrieben, als er, einen furchtbaren Schrei ausſtoßend, die geballte Fauſt an die Stirne ſchlug, als wollte er ſie öffnen, um ſein tobendes Hirn herausſpringen zu laſſen, und dabei wie ein wildes Thier die Erde ſtampfte.

„Gebt mir meinen verſiegelten Zettel, Verſoris!" ſchrie er wie raſend.

„Ich muß Euch nach dem Chatelet führen!" ſagte der Jüngling. „Folgt mir geduldig!"

„Ihr habt meinen Zettel nicht mehr!" ſchrie Jener in

Verzweiflung, ohne ſich daran zu kehren, was Verſoris ihm ſagte.

„Widerſetzt Euch nicht, Hauptmann Buridan! was kann mir und Euch der Zettel helfen?“ ſprach der Andre wiederum.

„O thörichter, aberwitziger Bube, in den Feſſeln der Sinnlichkeit gefangen!“ ſchrie Buridan, „meinen Zettel, den ich Dir gab, haſt Du nicht mehr — ihn hat Margaretha — geſteh's! Doch was braucht's Deines Geſtändniſſes? Seh' ich denn nicht, daß ſie ihn hat?“

Verſoris ſchlug die Augen vor Scham nieder.

„Und was enthielt jener Zettel?“ fragte er leiſe.

„Mein Todesurtheil!“ ſagte Buridan dumpf in ſich hinein — „und das Deinige und vieler Hunderte noch, die das Scheuſal würgen wird ſeinen teufliſchen Lüſten. Ich falle durch Dich, Leichtſinniger! und mein Blut komme über Dich!“

Verſoris fragte noch einmal, was der Zettel enthielt — aber Buridan ſagte es ihm nicht — Verſoris erzählte, daß er, um Margarethens Eiferſucht zu beruhigen, ihren inſtändigſten Bitten nachgegeben und ihr den Zettel überantwortet habe, um ihn heute vor zehn, alſo zu der von Buridan ſelbſt feſtgeſetzten Stunde wiederzuerhalten und ihm denſelben einzuhändigen. Daß er damals nicht wiſſen konnte, wen er zu verhaften hätte auf der Königin Befehl, daß aber dies Alles nichts an der Sache ändern dürfe. Er wolle ſogleich ſeinen Gefangenen in den Louvre führen, den verhängnißvollen Zettel von Margaretha fordern, ihn dem Hauptmann zurückſtellen, wie er es ihm geheißen. Es ſei nichts von ſeiner Seite verletzt, da die Königin den Zettel gewiß nicht geleſen habe.

Buridan antwortete ihm hierauf nichts, als die Worte:

„nach dem Chatelet denn!“ indem er ihm den Degen überreichte.

Verſoris ſchwieg und ſie gingen nebeneinander fort. Als ſie den Louvre erreicht hatten, blickte der Jüngling in die Höhe nach dem Fenſter der Königin. Es ſchien, als ſei ein Vorhang verſchoben, und das gute Auge des Liebhabers war nicht lange in Zweifel, wer dahinter lauſchte. Er übergab den ihm folgenden Trabanten den Gefangenen und dieſem die Hand hinreichend, die Jener aber mit Verachtung fortſtieß, ſagte er: „Dieſe Nacht ſuche ich Euch auf und ſtelle Euch das mir anvertraute Papier uneröffnet zurück.“

Da klang das Fenſter droben, und die Königin ſelbſt erſchien dort, voller Ungeduld, wie man es deutlich merkte, des Jünglings harrend, gleich als beſorge ſie Gefahr für ihn in der Nähe Buridan's.

Dieſer ballte die Fauſt und hob ſie drohend empor zum Fenſter und ſprach dazu ſo laut, daß es die Wachen hörten: „Das erſte Spiel haſt Du gewonnen, Margaretha! Jetzt gebe ich die Karten! — Laß ſehen, wer verlieren wird!“

Er bog mit den Trabanten um die Ecke, Verſoris war in den Louvre gegangen.

5.

Drei Kerker.

Die furchtbaren Thürme des Chatelet waren damals bevölkerter als je. Und dennoch blieb es ein unfreundlicher, todter Aufenthalt, denn die Menſchen lebten darin in einzeln abgeſonderten Zellen, theils hängend in dem Thurme an den Verzweigungen der großen Treppe, welche ihn der Höhe nach durchſchnitt, wie Neſter an einem Rieſenſtamme, oder verſenkt im Fundamente des Gebäudes zwiſchen Molch und Schlammfiſch und polypenartigen Gewächſen, die am feuchten Boden wucherten, wie das einſame Schalthier in ſeiner verſchloſſenen Behauſung ohne Luft und Licht.

Dort ſaß Peronne, getrennt von ihrem väterlichen Verſorger, bei Waſſer und hartem Brote, in Nacht und Gram verſenkt. Die Einſamkeit und Stille um ſie her, die durch nichts Erſchreckendes, wie ſie anfänglich gefürchtet hatte, geſtört wurden, ſtimmten ſie zur ruhigen Betrachtung und es erhob ſich ein Bild vor ihr auf dem dunkeln Grunde, das ſie ganz erfüllte.

Es war Robert, der ſich ihr wieder genaht hatte, Robert, den allein ſie nur lieben konnte, das fühlte ſie. Und auch er hatte ſie einſt geliebt, ehe Jene ihn in ihre Netze verlockt, Jene, welcher ſie die Wange gezeichnet hatte und die ihr Auge nie wiederſehen ſollte.

„Und wär's ein verlockender Geiſt, den mir des alten Zauberers Haß ſandte," ſprach ſie. „ſein Haß that mir wohler als Manaſſes' Liebe. Dieſe trennte mich auf ewig von ihm, jener führte ihn mir entgegen. Und ſoll ich ihn denn nie wiederſehen? Wohin werden ſie mich aus dieſem Kerker führen? Zum Scheiterhaufen? Ach, immerhin — wenn mein Auge auf ihm ruhen kann, werde ich die Flammen nicht ſpüren, denn die im Herzen brennen ja ſtärker. Ach, es war eine gar holde Sünde, ihn zu ſehen neben mir in der Kirche, und nur zu beten, wenn ich Ihn dachte. — Wann ſah ich ihn zum letzten Male? — Halt, war es nicht am St. Quirinstage? Nein — da war es nicht — ſpäter noch — am heiligen Pfingſtfeſte — wo der Roman der Roſe und der Liebe vorgeſtellt wurde — wie ſchön war's da in der Kirche, ſie war ganz vergoldet vom Abendſchein — ſolch Glück habe ich nie gefühlt — und wie ich ihn ſah — und wie er auf mich blickte. Nein! ſo glücklich bin ich nie geweſen. Und wo auf dem Bilde Amor ſtand, da ſah ich ihn — und wo die Roſe war, da war ich. Und wieder war er nicht Amor, denn er ſah jenem ſchönen ſtolzen Jüngling im roſenfarbenen Kleide, mit der Krone auf dem Haupte, im Gefolge der Roſe, viel ähnlicher, als dem kindiſchen Amor, der ſo recht lächerlich ſein dickes Händchen nach der Roſe ausſtreckte, als fürchtete er die Dornen — aber ſtatt des Gebetes fielen mir immer die Worte eines alten Liedes ein, das Einer einmal einem ſchönen Fräulein geſungen haben ſoll, der eine Königin verſchmähte."

Wie rührend iſt nicht ſolches Glück bei ſo tiefem Elende, denn die Rückerinnerung wurde ihr zum reinſten Glücke. Und dann ſaß ſie wieder ſtill und ſtarrte ſcharf in die Finſterniß, und er ſchien vor ihr zu ſtehen — und ſie mild anzuſehen, und ſie wagte es nur, die zarte Hand ihm lächelnd entgegenzuſtrecken, und ſagte ihm nichts, aber die Worte jenes Liedes mußte ſie leiſe vor ſich hin ſingen:

„O Rose, blanche et doucette,
O Rose, parmi toutes fleurs,
O Rose, blanche et doucette,
Par toy suis en grande douleur!“

Und es war ihr, als ſänge er ihr das Lied, und ſie ſeufzte, als wollte ſie ihn mit ſanftem Verwurfe fragen: „Warum?“

Da öffnete ſich mit einem Male die Thür ihres Kerkers und eine tiefverhüllte Geſtalt trat mit vorgehaltener Lampe zu ihr ein. Sie erbebte, und ihr volles ſchwarzes Haar, das wie ein Mantel ſie umwallte, mußte ihr als Schleier dienen, ihr Geſicht zu verbergen.

„Mein Wort zu löſen, bring' ich Euch den Zettel, Hauptmann!“ ſprach die Geſtalt, den Mantel lüftend.

Aber Peronne, dieſe Stimme vernehmend, ſtieß einen lauten Schrei aus, wie der Vogel des Geſteins, wenn er verfolgt in den Lüften endlich wieder das ſicher bergende Neſt im Geklüfte erreicht. Es war ein ſchmetternder, Mark und Bein durchdringender Schrei, es war aber auch ein ſchmetterndes Freudengefühl, wie Trompetenton, das ihre Nerven durchglühte.

„Wo bin ich hingerathen?“ rief der Fremde mit der Lampe näher tretend.

„Und ſagt es Dir nicht Dein Herz?“ ſprach ſie aufſpringend und ihre Haare aus den Augen ſtreichend, dann aber Hände und Augen verſchämt zu Boden ſenkend.

„Sie ſelbſt — oder das Mädchen des Juden —“ ſagte der Fremde, der Robert war, oder Verſoris, wie er am Hofe genannt wurde, der Buridan den Zettel zu überbringen dachte, welchen er von der Königin erhalten hatte, und durch das — was man gewöhnlich Zufall benennt — in den Kerker Peronne's gerathen war.

„Du kennſt mich noch?“ ſagte ſie. „Ja, ich bin das unglückliche Mädchen, das Pflegekind des Juden, die nur für Dich lebt — für Dich leidet — für Dich ſtirbt.“

„Und wie kommſt Du hierher?“ fragte er.

„Weiß ich's? Ich bin ein Spielball in der Hand einer unſichtbaren Macht —“ erwiderte ſie. „Zum Elende geboren — an einen gehaßten und verfolgten Juden gekettet — meiner wartet Folter und Tod! — Doch das iſt mir gleich, nun ich Dich ſehe —“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während er ſie ſtumm betrachtete und mit einem Bilde in ſeinem Kopfe ihr Bild zu vergleichen ſuchte. „Ich wollte doch nicht zum Leben aus dieſem Kerker gehen, könnte es nicht an Deiner Hand geſchehen,“ ſagte ſie dann, nicht ohne Schüchternheit, doch ſchnell herzhaft und mit einer ungewöhnlichen Begeiſterung — „und führteſt Du mich auch zu —“

Hier ſtockte ſie.

„Zu? —“ fragte er ſchnell, den die Stimmung Peronne's mit ergriffen hatte.

„Zu ihm, der Dich mir ſandte“ — erwiderte ſie — „der Dich umgürtet hat mit dem namenloſen wonnevollen Zauber, der mich verzehrt, nicht wie die Flamme den Docht Deiner Lampe, denn ſie hat Oel zur Nahrung — ſondern wie den Dürſtenden die Wildniß ohne Quell — überall wollt' ich Dir folgen — Deine Verlockungen ſind ſüß — nur nicht dort, wo ſie ihre Netze ſpannt und auf meinen Tod lauert“ —

Sie hatte den ſchönen Kopf an ſeinen Arm gelehnt und blickte ſo lieblich zu ihm auf, und abſichtslos, wie ſie es that, war die Macht der Schönheit auf die Sinne des

Jünglings ſtärker, und ſie ſchwelgten in dieſen kunſtlos entfalteten Reizen.

Doch plötzlich kam es über ihn wie eine alte Erinnerung, wie ein Märchen, das uns einfällt, wie ein kalter Schauer, der uns über den Rücken fährt, und den die Leute: „der Tod fährt über's Grab“ zu bezeichnen pflegen.

Er griff nach Peronne's Köpfchen mit feſter Hand, ſtrich ihr die Haare aus dem Geſichte, und ſuchte mit emſiger Haſt dort, wo ihre Wurzeln die weiße Fläche der Stirne umzirkten, das verhängnißvolle Wort, den Zauberbann, wodurch Manaſſes ſeiner Lehmpuppe Leben zu geben vermochte, das erhabene: „Emeth —“ Licht, Wahrheit, Kraft — um es auszulöſchen, und den Lehmkloß der Erde wiederzugeben und mit Wolluſt dieſe verführeriſche Töpferarbeit zu zertrümmern.

„Du thuſt mir wehe, Robert!“ ſagte ſie leiſe.

Und er ließ den Arm ſinken und ſah ſie an.

„Komm, ſetze Dich her zu mir, Peronne,“ ſprach er mit einem Anfluge von Freundlichkeit, „ich kann nicht lange bei Dir weilen, und will doch noch, bevor ich Dich verlaſſe, traulich mit Dir koſen. Erzähle mir umſtändlich, wie Du hierher kamſt und was Dir begegnete, ſeitdem ich Dich nicht geſehen.“

Ohne ein Wort zu ſagen, erröthete ſie gar lieblich und warf ihre langen Haare wie einen dichten Mantel um Schultern und Bruſt, denn ſie war nur wenig bekleidet. Dann ſetzte ſie ſich zu ihm auf den harten Lagerſitz, wie ihn der Kerker dem Gefangenen darbietet.

„Du ſprichſt ſo theilnehmend — ſo menſchlich mit mir — nein! es kann nicht wahr ſein, was mir der Jude vorlog, daß Du ein verlockender Dämon ſeiſt, mir die Sinne zu verwirren, vom böſen Zauberer Ferron geſendet —“

ſprach ſie, ihn feſt ins Auge faſſend. — „Ebenſo wenig, wie Du ein Golem des Juden!“ rief er, ihre Hand ergreifend. „Doch erzähle, Kind, ich möchte mehr von Dir wiſſen, und die Nacht verrinnt und ich muß, mein Wort zu löſen, noch zu einem andern Gefangenen hin —“

Wie ihr Händchen erbebte, wie jede Fingerſpitze von dem heiligen Feuer durchglüht wurde! Jede Hoffnung, die der Himmel im Menſchenherzen aufkeimen läßt, ſie war nun erfüllt — mochte nun auch alles Schreckliche ſich über ihrem Haupte vernichtend entladen, ſie hatte gelebt — beglückt gelebt.

Armes Mädchen! — in Kerkernacht — an der Seite des Ungekannten — von der wachenden Hölle umlauert!

Und ſie verſuchte es, ihre Gedanken zu ſammeln und in Worte ſie zu faſſen, und die Erzählung ihrer großen Liebe zu dem Jüngling, der ihr nun gegenüber ſaß und ihre Hand in der ſeinigen hielt, floß über aus ihrem Herzen, und dazwiſchen reiheten ſich ihre ſchrecklichen Begegniſſe im Neſlethurm wie gewöhnliche Zufälligkeiten, die vor der Hauptſache — dem Kern ihres Lebens — ihrer Liebe — verſchwanden.

Robert hörte immer geſpannter zu. Die Verwundung der Verlarvten entriß ihm endlich einen ſo ſchmerzlichen Schrei, als widerführe ſie ihm ſelbſt in demſelben Augenblick. Alle furchtbaren Vermuthungen wurden nun wahr, alle nebelhaften Schreckgebilde erhielten nun beſtimmte Umriſſe und lebten, alle gräßlichen Phantome gewannen ein körperhaftes Daſein und Alles ſchob ſich herbei vor ſeinen wirren Blicken wie Schlangengezücht voll Gift und Greuel und rollte ſich ineinander, und wälzte ſich dichter, und bäumte ſich empor zum rieſenhaften Ungeheuer, zähnefletſchend, augenſprühend, nach Blute lechzend, und dieſes

Schreckbild — dieſe Gorgone — dieſes Meduſenhaupt mit dem tödtenden Bliz im Auge — blendete dennoch die Sinne, verlockte, entzückte zugleich — und war Margaretha!

„Ja — ja —“ ſagte er erſchöpft — „ich ſah die Narbe auf ihrer Wange.“

Und Peronne erzählte weiter.

Jezt kam ſie zu dem Zettel, den der Unbekannte ihr zu ſchreiben befohlen hatte mit dem Blute ihrer Adern: „die Königin hat mich im Neslethurm ermordet — ich bin ihr Kind —“

Da ſprang er auf und hielt den Zettel hoch empor. „und den Zettel halte ich hier! — fort! — zu dem räthſelhaften Unbekannten — er ſoll ihn öffnen in meiner Gegenwart — ich muß Ueberzeugung haben!“

Peronne ergriff ſeinen Arm und bog ihn zu ſich hernieder: „dies iſt der Zettel nicht, den ich im Neslethurm geſchrieben. Ich hatte ihn am andern Tage noch in meiner Hand, ehe mein Retter mich verließ. Es war ein Streif alten Pergaments und von außen daran ein Blutfleck ſichtbar.“

„So hat ſie ihn vertauſcht, die Hexe!“ rief Robert — „ſie weiß ſeinen Inhalt — und ich habe den wunderbaren Mann ihrer Macht preisgegeben, der, mir die Augen zu öffnen, ſich der Gefahr hingab! Doch Gewißheit will ich!“ Und ſomit riß er den Zettel auf und fand die Worte von der Königin Hand: „Der Ueberbringer iſt ein ſicherer verſchwiegener Bote. Er wähnt Dir jenen Zettel zu bringen, deſſen Inhalt mir bekannt iſt. Was könnte er Dir nun noch nüzen? Laſſe ihn aber in dem Wahne, den er nährt, und entferne ihn ſobald als möglich, denn die Mitternacht ſieht mich bei Dir. Ich habe mit Dir zu ſprechen. Margaretha."

Welch ein Abgrund! Welche Räthſel! Einen Augenblick ſtand Robert wie vernichtet.

„Betrogen! Gräßlich!" rief er dann, daß der Kerker mittönte. „In welchen Händen war ich? Wer iſt dieſer Jourdan Ferron? Zu welchen Zwecken ward ich von ihm gebraucht? Bin ich nicht Luigi Verſoris — ſo bin ich auch nicht Robert — wer? wer bin ich? Mir wird bange vor mir ſelber — ich muß hin — dort wo ſie iſt — ich muß Alles wiſſen!"

„Damit ihr Dolch oder Gift Dich hier in dieſen Gewölben in ewige Nacht begraben?" ſchrie Peronne ängſtlich, ihn zurückhaltend. „Und ſollt' ich darum auf dieſen Augenblick ſo lange gewartet, darum ſo viel gelitten haben, um ihn ſo ſchnell mir entſchwinden zu ſehen? Nein — jetzt laſſe ich Dich nicht — da ich einmal weiß, daß auch Du unglücklich biſt und nur mich haſt auf dieſer weiten Welt — die Dich liebt! Ja — Robert! ich liebe Dich — und ſterbe, wenn Du mich wieder verläßt!"

Da lag ſie vor ihm, ausgeſtreckt auf dem feuchten, kalten Boden, ſtatt auf Roſenblättern, die dieſem zarten Körper gebührt hätten, auf dem ſchwammigen Gewächſe, das aus dem modrigen Unrathe ſproß, ihre Hände, Augen, Worte fleheten und ſuchten ihn zurückzuhalten. Hier war Glück und Liebe, dort Verrath, Haß und Verderben! In den Winkeln regten ſich ſtumpfe Gewürme, erweckt durch ſo laute Töne, es waren giftige darunter, aber ſie krochen blos neugierig einige Schritte näher und verwundeten nicht den Engel, der flehend am Boden lag.

Robert erhob ſie von der Erde und trug ſie, wie die Wärterin den Säugling, mit aller Sorgfalt auf das Lager des Kerkers. Seinen Mantel breitete er unter ihr aus und ſetzte die Lampe ſeitwärts hinter ſeinen Hut, damit der Schein ſie nicht blende. Er ſenkte ſein ſchönes Geſicht auf das ihrige und küßte ſie und ſprach im Kuſſe: „Peronne! wie wird mir's nun immer klarer, daß meine Liebe nur Dir geweiht war und wie ich Dir abtrünnig werden mußte durch verruchte Künſte der Hölle."

Sie ſprach nicht — ihre Seligkeit raubte ihr die Worte.

War dies noch ein Kerker, wo dieſe beiden Menſchen athmeten?

„Peronne," ſagte er dann, „ſieh, Mädchen! Aller Verführung zum Trotze blieb ich unangefochten und keuſch entwand ich mich ihren Armen — aber hier —"

Er blickte ſie lange an und ſprach dann wieder:

„Wie mit innerm Graus fühlte ich mich manchmal aus meinem Sinnentaumel emporgeriſſen — ich konnte mir's nicht erklären — ich war verzaubert und umſtrickt von jenen Reizen, die ſich mir erſchloſſen — und ich konnte ihrer nicht froh werden. Ich ſetzte den Becher ab, ſobald meine Lippen ſeinen Rand berührt hatten. Es riß mich fort von jenen ſchwelgeriſchen Feſten — mit ſtärkerer Gewalt, als der Zauber zu üben vermochte — das war mein guter Genius — das warſt Du, Peronne!"

Sie lächelte ſüß und hauchte: „Das war ich!"

Die Lampe brannte düſter und war bereits dem Erlöſchen nahe, da kehrte Beiden erſt die Beſinnung zurück. Sie wußten, daß ſie ganz glücklich geweſen waren, und thaten jetzt einen Blick über die Mauern des Thurmes hinaus in die Welt — und wahrlich, der Kerker in aller ſeiner Scheußlichkeit dünkte ihnen ein Paradies gegen die furchtbaren Greuel, welche draußen die Sonne beſchien.

Peronne raffte ſich ſchnell empor. „Wenn die Lampe vollends erliſcht, wie ſollſt Du, Trauter, den Rückweg finden?“ ſagte ſie, „und morgen brauchſt Du ſie ja wieder, Dir zu leuchten, wenn Du mir wiederkehrſt.“

Sie ſtreckte ihren weißen ganz entblößten Arm aus, um den verglimmenden Docht heraufzuziehen, damit er lichter brenne, und Robert, der noch immer nicht ſatt wurde, ihre Reize zu überſchauen, folgte mit trunkenem Auge der Bewegung dieſes herrlichen Armes, den die aufflackernde Flamme jetzt eben grell beleuchtet hatte, als er plötzlich ausrief:

„Was iſt das, Peronne? Du haſt drei rothe Kreuze auf dem Arme — gleich mir!“

Und ſchnell ſtreifte er den Aermel in die Höhe und blutigroth ſtanden die drei Kreuze nebeneinander und Beide blickten unverwandt auf dieſe Zeichen einer tieferſten Bedeutung, bis Peronne unter lautem Schluchzen mit dem Kopfe auf das harte Lager niederſchlug.

Im engen Kerker, an langer, klirrender Kette gefeſſelt, wälzte ſich Buridan auf hartem Stein.

Ingrimm, Rachedurſt, Gefühl der Ohnmacht, geſcheiterte Hoffnungen, alles Dies wühlte in ihm mit glühenden Krallen. Noch ein Geheimniß bewahrte er in ſeiner Bruſt, dies Geheimniß, in günſtiger Stunde dem Könige offenbart, konnte ihn noch an das Ziel ſeiner Wünſche bringen — alle Mittel waren ihm jedoch hierzu benommen.

Er hatte, ſo lange er in dieſem Kerker lag, mit Niemanden geſprochen, ein abſcheulicher Kopf war auf einen Augenblick an einem Gitter erſchienen, das ſich beleuchtete und öffnete, ſo lange jener Kopf daran ſichtbar war, und dann wieder in deſto tiefere Nacht verſank. Der Kopf aber gehörte dem Kerkermeiſter, der ihm Waſſer und Brot brachte. Er hatte keine Luſt, davon zu koſten, und hörte — denn ſehen konnte er's nicht — wie einige Nagethiere ihr Gebiß an der harten Rinde verſuchten und Schlangen oder Kröten in ſeinem Waſſerkruge ein erfriſchendes Bad nahmen. Manchmal glaubte er Stimmen zu vernehmen, um ſich — über ſich — er hoffte, man würde zu ihm kommen, und wäre es der Henker geweſen, er würde nicht bleicher geworden ſein; aber es waren jene Stimmen, wie ſie in der Urwüſte manchmal gehört werden — unverſtanden — räthſelhaft. Wie erſtarrte Töne, die nach Jahrtauſenden aufthauen und unbegriffen verhallen, weil ein neues Geſchlecht die Erde bewohnt.

Dieſes Erwachen und Entſchwinden von Lauten rings umher beſchäftigte ihn gänzlich. Oft war es ihm, als wenn unter ihm eine Volksmenge im wilden Murren durcheinandertoſte — er horchte — aber bald zeigte ſich's ihm deutlich, daß es nur Täuſchung war, denn — eine Volksmenge unter ihm! — und er lag ſo tief, daß er Geſpräche der Antipoden hätte belauſchen müſſen. Wer alte Gewölbe mit Aufmerkſamkeit durchforſcht hat, oder ſie wol gar längere Zeit bewohnte, wird dieſe Erſcheinung oftmals erprobt haben. In vielen werden akuſtiſche Kunſtſtücke, die auf ähnlichen Täuſchungen beruhen, jedem Beſucher gezeigt. In dem alten Donjon, und namentlich in jener Gruft, wo Buridan lag, mochte wol der bloße Zufall einen ſolchen mehrſtimmigen Widerhall hervorgerufen haben. Jetzt ſchritt es dicht an ihm vorüber, er verſtand deutlich die Worte: „Herr König!“ er hörte Namen — er hörte fragen: „wie viel Gefangene ſind jetzt hier?“ — „Iſt der Jude bei dem

Chriſtenmädchen?“ — Er hörte von einer andern Stimme die Antworten herſagen, doch mit einem altklingenden, leiſern, reſpectvollern Tone, mithin unverſtändlicher.

Es war ihm gewiß, daß der König es ſei, der die Kerker beſuchte, und er fing an laut zu ſchreien, ſein Elend zu klagen — und als er nicht gehört wurde, ſondern ihm derſelbe Widerhall nur ſeine eigenen Worte äffend wiedergab, ſo brüllte er und heulte und zerfleiſchte ſich das Geſicht mit den Nägeln.

Ermattung folgte dem Ausbruch dieſer fruchtloſen Anſtrengung, und wilde Phantaſien beherrſchten ihn, während ſein Körper ruhig dalag, gewickelt in der langen Kette, wie in einen wärmenden Mantel.

Alles war ruhig. Die Nacht war ſo weit vorgeſchritten, daß das grauſige Leben in dieſen furchtbaren Einöden aufgehört hatte; ſelbſt die Schlangen lagen geringelt wie todt in den Winkeln und die Kröten hockten erſtarrt in ihren Höhlungen. Nun tönten Doppelſchritte leiſe heran. Sie kamen näher. Das Gitter wurde geöffnet. Drei Köpfe wurden ſichtbar. Der abſcheuliche des Kerkermeiſters, ein noch abſcheulicherer, der hier noch nicht geſehen worden war, und eine Larve von Sammet. Alles von rother Fackelglut beleuchtet. — — Buridan träumte das nur. — Er blinzelte hin nach dem Gitter — glaubte es wirklich zu ſehen und warf ſich raſſelnd nach der feſten Wand, wo keine trügeriſche Oeffnung ihn täuſchen konnte.

Aber den rothen Schein der Fackel ſah er die Tropfen am alten Geſtein beleuchten und den eiſernen Ring, woran ſeine Kette geſchmiedet war, und einen Strick über ſich, an einem Rade, wie ein Ziehbrunnen.

Er ſtreckte die Hand aus und raufte ein triefendes Farrenkraut aus der Mauerritze.

„Iſt er gut angekettet?" fragte es noch oben am Gitter.

„Dieſen Stein hier kann er an ſeiner Kette nicht erreichen und Ihr ſeid in vollkommener Sicherheit," war die Antwort.

„Und Niemand war noch hier?" fragte es wieder.

„Niemand."

„Seltſam! Verlaßt mich — doch bleibt nahe — und beim mindeſten Schrei ſeid bei der Hand!"

Der Gefangene richtete ſich auf und ſtarrte hin. „Kein Traum — es iſt —" ſchrie er —

„Margaretha" — tönte es von dem Steine.

Er lachte laut, erhob die Arme mit den langen Ketten und ſchüttelte ſie triumphirend; dann fuhr er in die Höhe, wie ein Löwe vom Lager, wiſchte ſich die Augen, ſtarrte ſchärfer hin nach der Erſcheinung und rief: „Einen Dolch her, damit ich mich verwunde und an meinem Schmerze erfahre, daß ich wirklich wache!"

„Du wacheſt wirklich, Thörichter," antwortete es ihm, und indem die Geſtalt die Maske abnahm, ſagte ſie mit Hohn: „dachteſt Du nicht, daß ich kommen würde, mich zu weiden an Deinem Elende, zu ſehen, wie die Ketten Dich zieren, die Ehrenketten, die Du zu gewinnen wähnteſt?"

„Ich dachte es — ja —" erwiderte der Gefangene und der Schein der Fackel beleuchtete eine teufliſche Freude in ſeinem Blicke.

„Wie hätt' ich Dich denn dem Tode überantworten können, ohne Dir vorher zu ſagen, daß ich es war, die Dich tödtete, daß ich es war, die in Dir ein Gefäß ſchwarzer Geheimniſſe vernichtete," ſprach ſie. „Iſt Margaretha noch Mörderin und Ehebrecherin, wenn Du nicht mehr athmeſt?"

„Und Du willſt mich tödten, Margaretha? Mich den Gerichten überliefern?" fragte Buridan feſt.

„Iſt dieſes nöthig, wenn ich Jenes will?“ ſprach ſie, ihren Hohn behauptend. „Ein Gericht — wenn der Schuldige hier iſt? — Armer Thor! Du biſt hier gut verwahrt — dicke Mauern — ewige Nacht — wer ſieht Deine Qualen? wer hört Deine Stimme? Du liegſt in der Tiefe eines Brunnens — und bin ich gleich nicht ſo grauſam, Dich hier verhungern zu laſſen, ſo tritt auf einen Wink von mir ein Mann zu Dir — und jener Strick über Deinem Haupte wird zur Schlinge, und der lebende Leichnam, den ich nun vor mir im Schlamme ſehe, ſchwebt in der Luft. Der Elende, der nach Jahren vielleicht hier wieder hinabgeſtoßen wird, findet dann Deine klappernden Gebeine mit Entſetzen!“

„Wolan denn, Margaretha,“ ſagte der Gefangene mit unterdrucktem Grimme, „ich ſehe ein, daß Du meine Meiſterin biſt, meine ohnmächtige Liſt zerbrach vor Deiner Macht. Ich gönne Dir den Triumph — er möge Dich verfolgen, mit ſtets neuen Schreckniſſen bis zum ſcheußlichen Wahnſinn, der das Ende Deiner Tage krönen wird. Sende mir den Mann, der die Schlinge mir um den Hals lege, dies ſei Erbarmen von Dir!“

„Noch eine Frage vorerſt,“ ſprach Margaretha: „War Verſoris hier, um Dir einen Zettel zu übergeben?“

„Spotteſt Du noch?“ fragte Buridan, „gab der Verräther den Zettel nicht in Deine Hände?“

Das Wort, Verräther, erſchütterte Margaretha. „Und ſollt' er auch an mir zum Verräther geworden ſein?“ dachte ſie. Hatte ſie ihn nicht mit einem Zettel von ihrer Hand zu Buridan geſendet — und wo war er hingerathen? Die Unruhe, welche ſie darüber empfand, zeigte ſich deutlich in der Frage, die ſie hier wiederholte, obgleich ſie ihr früher ſchon vom Kerkermeiſter beantwortet worden war. Sie wollte jedoch ihren gedemüthigten Gegner keinen Augenblick in dem Wahne laſſen, als habe ſich Etwas ereignet, das außerhalb ihrer klugen Berechnung lag, und ſagte daher raſch, indem ſie den blutigen Pergamentſtreif Peronne's aus dem Buſen zog und ihn dem Gefangenen zeigte:

„Meinſt Du dieſen Zettel? den gab er mir freilich."

„Und nun, da Du ſeinen Inhalt kennſt," ſagte Buridan, „da Du weißt, daß Deine Tochter es war, die Du mordeteſt — "

„Ha!" ſchrie die Königin, „ich weiß es — Du retteteſt ſie — wo iſt ſie?"

„Damit Du, Furchtbare, ſie aufſuchen ließeſt, um ſie zu morden?" fragte der Gefangene kalt. „Nein, ihren Aufenthalt verräth Dir nichts — aber eine andre Geſchichte will ich Dir erzählen, die Dich ebenſo erfreuen muß, als erführeſt Du, wo Dein Kind weilt — ich kann Dir vom Vater jenes Kindes berichten. Ich ſehe, wie Dein Auge mich durchforſcht, wie Deine Lippe bebt — nicht ſo? Meine Kunde hat Werth für Dich; nun welan, ich theile ſie Dir gern mit, ich habe ſie einſt zufällig erfahren. Es ſind über zwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen, daß Lyonnet von Bournonville Page am Hofe Robert's des Zweiten, Palatins von Burgund, war und daß Prinzeſſin Margaretha's Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhete. Margaretha's Auge war damals das ſchönſte der weiten Erde, aber ihr Herz war das grauſamſte, das je in einer Menſchenbruſt ſchlug. Lyonnet wußte das, aber er brannte für Margaretha, weil er ihre Sinnlichkeit kannte. Sie ſahen ſich auf der Jagd, in einſamen Gebüſchen allein, im Garten, an Quellen, wenn der Mond ſchien, ihre Umarmungen waren ſtill verſchwiegen, aber ſie konnten es nicht bleiben. Margaretha fühlte ſich Mutter."

Er blickte lachend auf die Königin und fuhr dann fort:

„So tritt doch nur näher, Margaretha, ich darf mich dann nicht ſo ſehr anſtrengen und die Erzählung ſpricht Dich gewiß ſo ſehr an, daß Du kein Wörtchen davon verlieren möchteſt. Margaretha fühlte ſich Mutter. — Vor aller Welt war's verborgen geblieben, vor dem Vater nicht. Er hatte noch zwei Töchter. Er würde nicht kinderlos geweſen ſein, hätte er auch Margaretha verloren. Aber er wollte ſie nicht tödten laſſen — er war zu gutherzig dazu. In ein Kloſter ſollte ſie, in ein ſtilles, Buſe übendes Kloſter — deſſen traurige Zelle ſich nur erſt ihrer Leiche wieder geöffnet haben würde. Aber ſie hatte heiſes, ſprudelndes Blut in ihren Adern und ihre Hand hielt einen breiten, ſcharfen Dolch. Am ſpäten Abende ſaß ſie da — und der Page trat zu ihr ein — der Vater des Weſens, das ſie unter ihrem Herzen trug. Und am andern Morgen ſollten ſich die Kloſterpforten auf ewig hinter ihr ſchließen — aber ſie wollte noch mehr ſchwelgeriſche Nächte im Arme des Pagen zubringen — und der eigenſinnige Alte, der hinter dem Vorhange ſo feſt ſchlief, konnte ja doch nur wenige Monden noch leben. — Da biſt Du ja herbeigekommen, Margaretha — ſo recht! ich thue Dir gewiß nichts — und die Geſchichte iſt es ſchon werth, daß man dabei aufhorcht.“

Sie war mit zuckenden Lippen und weitaufgeriſſenen Augen zu ihm getreten, hatte ſich über ihn gebeugt und die Ketten, die ſie nicht zu löſen vermochte, aufgehoben, damit ihre Wucht den Gefangenen nicht zu ſehr beläſtige.

„Und ſo wie Du jetzt meine Hand berühreſt, Margaretha, ſo berührte damals die Hand der Prinzeſſin des Pagen ſeine, kälter als der ſcharfe Stahl, den ſie hineindrückte. Und ſie ergriff ihn und führte ihn — leiſe — hinter den Vorhang. Da lag ein ſchlafender Greis, mit weißem Barte, und die Prinzeſſin führte des Pagen Arm, und nun wurden Beider Hände plötzlich glühend — und als ſie ihn ſchnell wieder fort zur Lampe ihrer Kammer gezogen hatte, da waren ſie vom Blut gefärbt, das aus der Halswunde des greiſen Herzogs ſie überſtrömt hatte. — Kurz darauf ſoll ſie Zwillinge zur Welt gebracht haben — aber der Page war weit fort gezogen, um der Blutrache zu entgehen; denn er — ſo hieß es — habe den alten Herzog ermordet. Die Prinzeſſin wurde ſpäter Königin von Frankreich, und ſollte jemals der Page ihr unter die Augen kommen, nach zwanzig Jahren — ſie würde ihn ſicher nicht mehr erkennen, ſo ſehr hat ihn die Zeit verändert. — Nun, Margaretha, wie gefällt Dir dieſe Geſchichte?“

Margaretha ſagte bebend: „Und wenn er es wagte vor ihr zu erſcheinen — und wenn ſie ihn dennoch erkennen würde — ſo reicht ihre Macht hin, ihn und ihr Geheimniß auf ewig zu begraben —“

„Er iſt nicht mehr jener ſanfte Page, der ſchüchtern, zu einem Morde ſeine Hand ihrer Leitung anvertraute —“ antwortete der Gefangene, „Lyonnet de Bournonville hat Namen, Stand, Charakter mit dem Ausſehen gewechſelt. Er iſt Meiſter geworden in der Kunſt, die er damals nur ſchwach verſuchte. Ehe er aber dahin gelangte, war es noch einmal die Prinzeſſin, die ihm ihre Gunſt zuwandte. O, ſie war ſehr huldvoll ſtets gegen ihn geſinnt! Er erhielt durch einen Schwarzkünſtler, der ſich am Hofe ihres Vaters aufhielt, Namens Jourdan Ferron, Gold und ein eigenhändiges Schreiben von ihr, worin ſie ihm ſagte: „nach dieſem Verbrechen müßten ſie von einander ſcheiden — ſie wolle für ſeine Kinder Sorge tragen —“ und das aufgerüttelte Gewiſſen hatte ihr Worte in die Feder gegeben, die wie Flammenpfeile trafen. Sie ſchilderte die That, ſie malte ſie ſchrecklich aus, ſo wie ihre Folgen für Beide — ſie that es, um ihn zur Flucht — die ſie wünſchte — anzufeuern. Und dieſer Brief, den der Page ſtets bewahrte, ſchützt ihn ſtark, wenn er ſich's je einfallen laſſen ſollte, der Furchtbaren unter die Augen zu treten —“

„Der Brief — den Pagen?“ fragte Margaretha mit ſchrecklichem Ausdrucke. „Dieſe Mauern ſind undurchſichtig — kein Auge lieſt einen Brief, der hier entfaltet wird — kein Ohr vernimmt den Ton, der hier geſprochen wird.“

„Aber Buridan wurde auf offener Straße verhaftet, und ſeine Habe wird den Gerichten überliefert und der Brief darin gefunden und geleſen werden — und nun, Margaretha von Burgund — weg mit dem Schleier! — ich bin Lyonnet de Bournonville, Dein Ankläger — der Rächer Deines Vaters und unſerer Kinder — denn Zwillinge gebarſt Du! und nur meine Tochter habe ich Dir erſt entriſſen — wo haſt Du meinen Sohn?“

„Und wo iſt meine Tochter?“ fragte die Königin.

„An einem Orte, wo ſie verhungern muß, wenn ich nicht zu ihr zurückkehre. Ein Ort, nur mir bekannt, tief unter Paris —“ antwortete Lyonnet. „Darum, meinen Sohn gib mir wieder, und dann laß mich mit meinen Kindern von dannen ziehen —“

„Entſetzlicher!“ — ſprach mit unterdrücktem Schrecken die Königin — „habe Mitleid — ich kann nicht —“

„Seh' ich Dich ſo vor mir?“ rief nun hohnlachend der Gefangene, indem er — der bis dahin immer in der erſten Stellung liegen geblieben war — ſich erhob, daß ſeine Ketten mit lautem Schalle an ihm niederfielen. „Wo haſt Du meinen Sohn?“

Sie ſtürzte vor ihm nieder und jammerte: „Sprich nicht ſo laut — der Kerkermeiſter —“

„Sind dieſe Mauern doch nicht ſo undurchdringlich für jedes Menſchen Auge, doch nicht ſo dick, daß kein Ohr vernähme, was hier geſprochen wird!“ rief er. „Es gibt Verbrechen, die keine Nacht bedeckt, die mit dem grellen Schein der Hölle jede Decke zerſprengen und emporfluten wie Lava des Kraters. Tod wartet auf den Mörder, weißt Du aber, was des Vatermörders wartet? Kennſt Du das Loos der Ehebrecherin, Margaretha? Ein heißes Eiſen ſengt dieſe ſchönen Seidenhaare von Deiner Scheitel, ein kaltes trennt dieſe Hand, die eine Krone verſchenken konnte, von dem Arme, der den Buhlen zum Morde leitete. Jetzt, Margaretha, ſterbe ich ruhig. Sende mir den Henker, daß er die Schlinge aus jenem Stricke über mir um meinen Hals lege und meine Worte mit einem Male erſticke. Und Du — verlaß mich jetzt — ich habe nichts weiter mit Dir zu reden!“

„Lyonnet!“ ſchrie Margaretha ächzend, dumpf, den ſchönen Mund auf den Schlamm des Kerkerbodens gepreßt.

„Verlaß mich und erwarte Dein Schickſal,“ rief er, „Deine Tochter verhungert — Deinen Sohn wirſt Du längſt getödtet haben —“

„Ich übergab beide Kinder nach ihrer Geburt dem vertrauten Arzte, der um Alles wußte und mir in meinen Nöthen beiſtand —“ ſprach ſie.

„Jourdan Ferron?“ ſchrie hier der Gefangene, daß es laut im Gewölbe widerhallte.

Und augenblicklich rührte ſich's oben am Gitter und geſpenſtiſch ſchaute des Meiſters rothbehaartes Antlitz herunter.

„Was machteſt Du mit den Kindern, die Dir Margaretha von Burgund zum Tödten übergab?“ rief ihm der Gefangene entgegen.“

„Lyonnet — ich habe —“ fiel ſie ein.

„Schweige,“ herrſchte ſie der Gefangene an, „und laſſe jenen weiſen Mann mir meine Frage beantworten —“

„Ich übergab ſie, edler Herr Graf,“ ſagte ganz unbefangen der Meiſter, der ſich indeß genähert hatte, „dem alten Meiſter Beaupertuis, meinem treuen Knechte, der wird Euch Beſcheid darüber geben können. Sein Schwiegerſohn Chiquon, der in meinen Dienſten ſich befindet, ſoll ihn ſogleich hierher beſcheiden, wenn Ihr wollt, oder an einen andern Ort, wenn Ihr es vorzieht.“

„Nach dem Louvre beſcheide ihn,“ ſagte ernſt der Gefangene, „denn dahin folge ich Euch jetzt. Meiſter Ferron iſt unſer Vertrauter und wird es der Welt nicht verkünden, wo Ihr Euern Miniſter holtet — denn Euer Miniſter bin und bleibe ich. Löſe die Feſſeln!“

Jourdan bemühte ſich mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit und die Feſſeln ſchienen vor ſeiner bloßen Berührung von dem Gefangenen abzufallen.

„So —“ rief Buridan ſich dehnend — „ich erſcheine am Hofe als Graf Lyonnet von Bournonville! Gebt mir den Arm, Frau Königin! Leuchtet Meiſter!“

Alle Drei verließen den abſcheulichen Kerker, in welchem Schlange und Kröte blieben, und die Thränen, womit ein ſchönes Weib den Boden genetzt hatte.

Und noch ein Kerker im Thurme muß in dieſer Nacht von uns beſucht werden. Auch er war finſter und naß und kalt, aber ſein Bewohner empfand nur wenig von allen dieſen Unannehmlichkeiten, denn ſein Körper war nicht daran gewöhnt, ſich üppiger Polſter zu bedienen, um darauf zu ruhen, er überſättigte ſich nie, ſondern faſtete öfter, wie ſein Geſetz es ihm vorſchrieb, und brachte oft Tage hin, im ſtillen, einſamen Gebet, und das that er auch hier ungeſtört.

Der alte Manaſſès von Vierzon iſt es, den wir belauſchen.

Nur Eines beunruhigte ihn — wenn er an ſein Häuschen dachte im Val-de-Miſère, das nun preisgegeben war der Misgunſt und der Habſucht. Er war nicht reich, aber dennoch hing ſeine Seele mit großer Macht an dem Eigenthume, welches er erworben hatte mit ſchwerer Mühe und unter Schweißtropfen der Arbeit und der Angſt.

Der Gedanke an den Scheiterhaufen beängſtigte ihn weniger. Das Gebet hatte ihn wunderſam geſtärkt und es war ihm, als würde er ehrenvoll hervorgehen aus dieſer Kerkernacht. Die Hoffnung des alten Juden iſt eine mächtige Göttin, kein Menſch der Erde wird durch ſie ſo ſehr beglückt. Er erträgt willig Schmach, Noth, Kummer und Elend und die Hoffnung flüſtert ihm zu, daß ſein Meſſias kommen werde, um ihn, den Fremdling im Lande, zu führen in ſeine Heimat, zu Glanz und Licht und Freude. Und nie täuſcht dieſe Hoffnung — der Meſſias kommt.

Jetzt klirrten aber Schlüſſel und nur ſein Kerkermeiſter erſchien mit einer Lampe.

„Soll Dich losſchließen, alter Jude,“ ſagte dieſer.

„Frei?“ rief Manaſſès überraſcht.

„Nicht doch — aber erſcheinen ſollſt Du vor Jemand, der Dich ohne Ketten ſehen will — weil er den Jammer haßt, den er über Andere verhängt. Na, Gott ſchenke ihm lange Tage! ich habe mein Brot durch ihn.“ So ſprach der Kerkermeiſter, während er den Alten losſchloß.

Sie verließen Beide das Gewölbe und ſchritten durch einen langen, ſtillen Gang, den die Lampe, welche der Führer trug, ſpärlich beleuchtete. Manaſſes wurde die Bruſt beengt, denn er gedachte heimlicher Hinrichtungen, die auf ſolche Weiſe wol möchten vorgenommen werden. Der unerfahrene Thor, als wenn es ſolcher Umſtände brauchte, einen armen, alten Juden verſtummen zu machen, als wenn ſich nicht ein Henker leicht fände, ihm ſchnell das Hirn einzudrücken!

Eher hätte er an die Folter denken können. Denn Geheimniſſen mochten die Mächtigen ſtets gern auf die Spur kommen und Peronne war ein wichtiges Geheimniß und Manaſſes wußte darum. Aber der Gott Abraham's hatte es mit ſeinem Gläubigen diesmal gnädig vor — er ſollte mit der Angſt davonkommen.

Der Kerkermeiſter öffnete die Thür eines wohlerwärmten und erleuchteten kleinen Gemachs, ſchob ſeinen Pflegbefohlenen hinein und zog ſich dann zurück, nicht ohne Zeichen tiefſter Ehrerbietung.

Manaſſes ſtand zweien Männern gegenüber. In dem Einen, mit dem gelben, hageren Geſichte, einen unförmlichen Hut darauf gedrückt, erkannte er den König, der Andere, blond und ſchmächtig, doch von ſtolzerem Ausſehen, war ihm fremd. — Es war der Sire de Savoiſy, des Königs vertrauteſter Freund.

„Wir kommen in der Nacht hierher, um Dich ſelbſt auszufragen über jenes Mädchen, das mit Dir gefangen wurde,“ ſagte Ludwig zu dem Alten, der ganz dreiſt ihn anſah, „gib uns Wahrheit als Dank für die Milde, die wir Dir zuwenden, da ſonſt die Folter es iſt, die dergleichen Geſtändniſſe auspreßt."

„Große Majeſtät!" entgegnete der Jude, „wohl weiß ich, daß die Folter eine arge Sache iſt, und doch iſt ſie die einzige Weisheit der Richter. Sie wiſſen von nichts, als von der Folter, und beim ewigen Gott! wenn ſie mich auf der Stelle folterten und ich müßte ſagen, was ich weiß, ſo käme ſo viel Unglück über Euch und dies Land, das größer wäre als mein Elend unter den Händen der Knechte. Darum preiſ' ich die Weisheit des Königs, daß er gekommen iſt in die Wohnung der Schmerzen, zu befragen ſelbſt ſeinen treueſten Knecht, der ihm verkünden wird die lauterſte Wahrheit."

„Ohne Umſchweiſe alſo, Jude, wir halten Dich beim Worte," ſagte Ludwig raſch.

„Doch, fuhr Manaſſés mit einem Blicke nach dem Begleiter des Königs fort, „wie darf ich vor fremden Ohren berichten, was nur mein König hören ſoll?"

„Vor Savoiſy?" fragte Ludwig.

„Savoiſy? ich kenne den Herrn nicht," erwiderte Manaſſés, „es wäre beſſer —"

„So verlaß uns, Charles!" ſprach Ludwig, dem man die Ungeduld anſah, womit er die Mittheilungen des Alten erwartete.

„Und Dich ſoll ich, mein König, in den Händen dieſes verfluchten Schwarzkünſtlers allein laſſen?" rief Dieſer heftig aus.

„Du magſt in der Nähe bleiben," ſagte der König, indem er ihm die Hand drückte.

„Und wär' ich ein Schwarzkünſtler, ſo könnte mein Auge, ein Wort von mir dem Könige und Euch, mein edler Herr, Schaden bringen und keine Waffe, kein ſtarker

Arm wäre mächtig genug, böſen Zaubers Wirkung abzuhalten. Doch ſeid getroſt, ich bin ein armer, ſchwacher Greis, kein Zauberer, und was ich zu berichten habe, ſoll zu des Königs Heile förderlich ſein."

Savoiſy entfernte ſich hierauf, um im Gange, vor dem Zimmer, Wache zu halten. Der Jude erzählte nun zuvörderſt, wie er das Mädchen gefunden, in dem Vorhofe von Notre-Dame, und wie er einem Landmanne, den er zu gleicher Zeit an dem Orte getroffen, zwei Goldſtücke gegeben, um das Mädchen ungeſtört mit ſich zu nehmen. Er betheuerte ferner, wie ihn nur das Mitl[illegible] und kein anderer Beweggrund hierzu vermocht habe, daß es eine argliſtige Erdichtung ſei, als mordeten Juden Chriſtenkinder, um böſen Zauber zu üben. Er klage ſich allerdings bei jener That unvorſichtiger Uebereilung an, da ein frommer Rechtgläubiger ſein Leben nicht ohne Noth in Gefahr geben ſolle, wie er gethan; das Kind würde von dem Bauer aufgenommen und erzogen worden ſein ohne ihn und der Bauer wäre dadurch nie in Todesängſten gerathen. Wie aber ſtets die Wege der Vorſehung unerforſchlich ſeien, das wäre auch in dieſem Falle wieder erſichtlich. Damals, unter der Regierung des verſtorbenen Königs, zu jener Zeit, als er Peronne gefunden, wo Enguerrand de Marigny noch nicht die Juden auszurotten beſchloſſen hatte, waren zwar gute Tage für ihn und ſeine Glaubensgenoſſen und er durfte nichts beſorgen, was ihn ſpäter ſo hart betroffen. Nun aber, da das Ungluck gekommen ſei, Verbannung und dann Zurückberufung, um noch ſchwerere Prüfungen zu beſtehen, bis zu dieſem wichtigen Augenblicke, da er vor ſeinem Herrn und Könige ſtehe, ſei die Hand immer ſichtbarer geworden, die ihn leitete. Er ſei angeklagt, er habe eine Puppe aus Lehm bereitet, einen Golem, von dem geſchrieben ſteht im Talmud, daß die weiſen Rabbinim ihn zu verfertigen verſtehen. Solche Wiſſenſchaft wäre ihm aber fremd — er ſei ein Mann für jede Art von Geſchäften, aber die Weisheit der Gomora und Kabbala decke für ihn ein undurchdringlicher Schleier. Dadurch entkräftige ſich von ſelbſt der zweite Theil jener Anklage, als habe er dieſem Golem, in boshaftem Frevelmuthe, die Aehnlichkeit mit der Königin verliehen. Dieſe Aehnlichkeit ſei natürlich oder unnatürlich — das Letztere nämlich, weil ſie in ſolch hohem Grade wol nie noch bei zwei Menſchen angetroffen worden wäre, das Erſtere, weil ein Geſetz in der Natur obwalte, nach welchem die Kinder den Eltern, namentlich den Müttern, gleichzuſehen pflegen.

Der König ſchauderte hier zuſammen, ſein Auge blitzte.

„Weiter! Weiter!“ rief er dem Juden haſtig zu.

„Und was ſoll's noch weiter ſein?“ fragte Manaſſes und ſein Blick verweilte lange auf dem König.

„Alſo ein Dolch — oder Gift!“ rief dieſer. „Kein offenes Gericht — keine Gewißheit — aber doch ihren Tod!“

„König!“ nahm nun wieder Manaſſes das Wort, „wenn ich gleich kein Zauberer bin und nicht vermag, einem Lehmklotze Leben zu verleihen, ſo kenn' ich doch genugſam, was unſere Sagen und Geſchichten berichten, und wenn Du es nicht verſchmähſt, Du, ein chriſtlicher Herrſcher, von einem jüdiſchen, armen Knechte Dir verkünden zu laſſen, was ſich erhalten in ſeinem Volke von dem Falle des erſten Menſchen, ſo würde Dir vielleicht klar werden ſo Manches, was Du jetzt nicht zu begreifen weißt, mit aller Deiner Macht und Einſicht, und was wir kennen aus unſern alten Urkunden.“

„So theile mir davon mit,“ ſagte Ludwig, „ich will dieſe Stunde nützen zu meinem Heile und Du ſollſt damit Deine Freiheit Dir erkaufen.“

„Adam's erſte Frau hieß Lilith,“ fing der Jude an.

„Was für ein Lied ſingſt Du mir da?“ ſchrie wild der König. „Frage ich Dich um die Geſchlechtsfolge der Menſchen?“

Aber Manaſſes ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen und fuhr in der einfachen Weiſe ſeiner alten Sagenbücher alſo fort:

„Und dieſe Lilith machte Adam den Garten Eden zur Hölle. Die Teufel und Unholde hatten Verkehr mit ihr. Sie buhlte mit ihnen und bevölkerte die neugeſchaffene Welt mit Ungeheuern. Dieſe Ungeheuer aber waren alle weiblichen Geſchlechts. Rephaim und Nephilim wurden ſie genannt. Und ſie wurden zahlreicher wie der Sand am Meeresufer. Und als Cain, der Brudermörder, geſtorben war, entſproßten aus ſeinem Geiſte Tubal Cain und Naema und ſie zeugten die Machalath und dieſe gebar die Igereth und dieſe begattete ſich wiederum mit den abgefallenen Engeln, die Buhlerei und Unzucht trieben, und daraus entſtand ein wild Geſchlecht, von kindermordenden, blutſaugenden und unzüchtigen Weſen, deren Außenſeite in Schönheit prangte, denn die ſchönſten Weiber wurden ſtets von den Teufeln heimgeſucht, deren Inneres aber den Vätern verwandt war, welche abgefallen ſind von dem Herrn der Schöpfung. Und ſo pflanzte ſich fort dies Geſchlecht bis auf den heutigen Tag.“

Der Jude hielt inne. Der König ſaß ſtumm vor ſich hinſtarrend.

„Dies, mein König,“ fuhr er dann in ſeinem frühern Tone fort, „iſt Das, was unſere Bücher davon berichten — wenn aber ein Geſchöpf, wie das Mädchen ausſehend, das ich erwog, allnächtlich im Neſlethurme Menſchenmord verübt, ſo iſt es weder ein böſer Zauber, von mir verfertigt, noch das arme, unſchuldige Kind, das mit mir verhaftet wurde und von dem ich nicht weiß, wo es hingekommen iſt."

„Alſo die Königin klagſt Du an?" rief Ludwig, ſtreng den Alten anblickend.

„Königlicher Herr, das ſei fern von mir," ſagte Manaſſes, mit der ihm angebornen Klugheit, ausweichend. „Ich habe Dir erzählt, was uns unſere weiſen Väter aufbewahrt haben, aus den erſten Tagen der Schöpfung. Hätten ſie's nicht gethan, was wüßte ich davon? Und warum ſoll nun mein König nicht wiſſen, was ein armer Jude weiß? Ich bin ſelbſt angeklagt und muß mich daher vertheidigen. Darum ſagte ich, wie ich das Kind gefunden, das der Frau Königin ſo ſehr ähnlich ſieht. Sieht das Kind ihr ähnlich, warum ſoll nicht noch ein Geſchöpf auf der Welt ſein, das ihr ähnlich ſieht? Gehört das Geſchöpf zu den „guten Dingern," wie unſere Alten die Nephilim zu nennen pflegen, in ihrer Sprache, ſo kann man's beſtrafen, wie jedes Andre, man kann's ausrotten und ſoll's ausrotten zum Heile der Menſchen. Der Neſlethurm iſt ja in Paris, es gibt Wachen, zu fangen einen Juden, ſie werden auch können fangen, was ſie finden im Neſlethurm. Dazu braucht's keiner Hexerei!"

„Gut — doch Du bleibſt ſo lange hier in Gewahrſam —" ſprach Ludwig.

„Hier?" ſchrie Manaſſes entſetzt, „und ſoll ich nicht heimgehen dürfen in mein Haus, das verlaſſen ſteht im Val-de-Miſère, wo aus- und eingehen können meine Feinde —"

„Wenn aber Deine Anklage falſch iſt?" rief ihm der König zu.

„Hab' ich denn Jemand angeklagt?“ fragte wieder ängſtlich Manaſſes.

Und Ludwig überdrüſſig dieſes ewigen Kreislaufes, verließ ſchnell das Zimmer und mit Savoiſy den Donjon des Chatelets.

Manaſſes erfaßte tiefer Schmerz, als er den Gang zurückgeführt wurde und die Thür ſeines finſtern Kerkers ſich wieder hinter ihm zuſchloß.

6.

Diacres-fous, diacres-souls.

Im Hauſe des alten Muſikanten in der Strohgaſſe war ein tolles Leben. Der Hochzeitkuchen von Safran gelb und dick mit Mohn beſtreut, von ungeheurer Größe, ſtand nur noch halb auf dem Tiſche, denn die andere Hälfte war von den fröhlichen Gäſten verzehrt worden, daneben befanden ſich Gläſer und Flaſchen, Blumen in zierlichen Gefäßen und Alles deutete auf ein frohes Feſt, das hier gefeiert worden war.

Und richtig, ſo war es.

Der alte Beaupertuis verheirathete ſeine einzige Tochter, Jeanne, einem jungen, freundlichen Burſchen, Chiquon mit Namen, der durch dieſe Verbindung nun am Ziele aller ſeiner Wünſche ſtand. — So verſchieden ſind die Schickſale der Menſchen. Der Eine bemüht ſich ſein ganzes Leben, nur Einen Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen, und geht ſein ganzes Leben fehl, während der Andere beim erſten Schritt die rechte Bahn trifft, die ihn auf das ſchnellſte zum erſehnten Ziele führt. Chiquon war einer von dieſen.

Wir haben zuerſt die Bekanntſchaft dieſes Menſchen gemacht, als er an einem ſchönen Morgen auszog aus St. Jean-le-Pauvre, ſein Hufeiſen an die Thür nagelte, wie es üblich war, um ſich von dem Heiligen Glück zu erflehen, und an der Seite eines ihm fremden Mannes in die Welt ging, deſſen Schickſale wir bis jetzt aufmerkſamer gefolgt und den wir als Miniſter, Graf Lyonnet de Beurnonville, mit der Königin und ihrem alten Arzte Jourdan Ferron den Kerker verlaſſen ſahen. An jenem Morgen war es, wo der arme Chiquon troſtlos ſein Liebchen in der Strohgaſſe, Jeanne Beaupertuis, die allen Studenten in die Augen ſtach, verlaſſen mußte, aber durch das herzhafte Weſen eben jenes zufälligen Reiſegefährten eine Anſtellung bei den Ribauds fand, deren König oder Hauptmann er vor einer Waldſchenke kennen lernte.

In ſeiner neuen, glänzenden Livree verſäumte er es nicht, ſich ſogleich bei dem alten Muſikanten, dem Vater ſeines Mädchens, vorzuſtellen. Und — ſei es der Reſpect vor den königlichen Farben, ſei es — wie wir faſt zu vermeinen Urſache haben — ein tiefer liegender Grund — der Alte nahm ihn freundlicher auf, als der Abſchied hätte vermuthen laſſen ſollen.

Wer war froher als Chiquon. Der Dienſt — und dieſer war in Paris niemals ſtreng — erlaubte es ihm, viel um ſeine Jeanne zu ſein, und er that Alles, ſich in ihrer Gunſt zu befeſtigen und ſich die Geneigtheit des Vaters zu erhalten.

Dieſer war aber nicht blos Muſikant, ſondern auch ernſtere, tiefere Künſte, als die edle Muſica zur damaligen Zeit noch war, beſchäftigten ihn. Man ſah ihn Verkehr mit Leuten treiben, die in großem Anſehen und im Geruche tiefer Weisheit ſtanden. Beſonders Abends, wenn es bereits dunkelte, konnte man bemerken, wie ſich die Thür des kleinen Häuschens in der Strohgaſſe weit aufthat, um einen hochgeehrten Gaſt einzulaſſen, vor dem ſelbſt die naſeweiſeſten Schreiber der Baſoche, oder andere hochfahrende Schüler, die größte Achtung hegten, denn es war der weitberühmte Arzt Jourdan Ferron, den wir hier nicht näher zu bezeichnen brauchen, da man ihn aus dem Verlaufe dieſer Geſchichte bereits genauer kennt.

Was der weiſe und hochgelahrte Mann bei dem Muſikanten eigentlich zu ſchaffen hatte, wußte Niemand ſo recht, denn Dieſer war nicht krank und Jener ſah nicht danach aus, als wollte er ſich zum Tanze aufſpielen laſſen, ebenſo war es bei ihm nicht auf die ſchöne Jeanne abgeſehen, das wußte man wohl.

Worüber ſich nun ſo Mancher in der Strohgaſſe den Kopf umſonſt zerbrach, das ſoll meinen Leſern hier mit wenigen Worten berichtet werden.

Es war einſt ſehr ſpät am Abende, als der Arzt bei dem alten Muſikanten erſchien. Dieſer öffnete wie gewöhnlich ſein kleines Laboratorium, wo er alte Lauten zuſammenleimte, oder Violinen bezog und ſonſt dergleichen Hantirungen trieb, die von ſeinem Stande unzertrennlich waren und wo er mit ſeinem hochgeehrten Gaſte ungeſtört plaudern konnte.

„Gilles,“ ſagte dieſer gleich bei ſeinem Eintritte, „mein treuer Diener, den ich durch ſo viele Jahre benützte, bekam geſtern von einem Burſchen, der ſich verzweiflungsvoll zur Wehre ſetzte, einen Stich mit einem vergifteten

Dolche, der ihm nach wenigen Minuten das Leben raubte. Schaffe mir einen Andern, der ſein Amt verſehe, auf den wir uns verlaſſen können.“

„Da kommt Ihr grade zur glücklichen Stunde, mein weiſer Meiſter,“ ſprach der alte Beaupertuis, „drin ſitzt ein ſtarker Geſelle von ganz geeignetem Bau, der den Dienſt bei Euch verſehen kann, er dient bei den Ribauds —“

„Bei den Ribauds?“ wiederholte der Arzt.

„Zum Scheine,“ verſetzte lächelnd der Muſikant, „doch eigentlich bei Jeanne, meinem hübſchen Mägdelein. Mache ich dies zur Bedingung, daß er mein Eidam werde, was gilt's? Er iſt Euer mit Leib und Seele!“

„Amen!“ ſagte dumpf in ſich hineinlachend Meiſter Jourdan Ferron, und verzerrte dabei ſeine ohnedies nicht hübſchen Züge bis faſt zum Entſetzlichen.

„Soll ich ihn hereinrufen?“ fragte der Muſikant.

„Wie denn anders —“ ſprach der Arzt.

Und Chiquon, das frohe Blut, wurde vor den Fremden beſchieden.

Er war leicht zu gewinnen. Einem Manne von ſo anerkanntem Anſehen wie Jourdan Ferron, Dienſte — und ſeien ſie oftmals ſelbſt geheime, von denen Niemand wiſſen durfte — mit Treue und Ergebenheit zu leiſten, wenn ein Preis wie Jeanne's Händchen im Hinterhalte als Lohn winkte — das war ein Handel, der von unſerm Chiquon mit dem leichtfertigſten Frohmuthe eingegangen wurde, er leiſtete einen Eid in die Hand des Arztes und, um der Formalität mehr Gewicht zu geben und auf das Gemüth des jungen Burſchen ſtärker einzuwirken, mußte er ſich mit ſeinem Dolche eine Ader des linken Armes öffnen und mit dem daraus quillenden Blute ſeinen Namen unter eine Schrift ſetzen, deren Inhalt er nicht einmal zu wiſſen verlangte, ſo ſehr war er von ſeinem Glücke eingenommen, da er daran dachte, bald Jeanne's Mann zu werden.

Was der Arzt eigentlich von ihm für Dienſte foderte, kann den Leſern kein Geheimniß mehr ſein, wenn ſie ſich noch der Nacht im Neſlethurm erinnern, wo er ſeinen alten Freund Buridan wiederfand, dieſen mit dem verkleideten jungen Pagen entwiſchen ließ und dafür den ermordeten Sire Renaud d'Annebaud in die Seine geworfen hatte.

Es war das einzige Mal, daß er ſeiner übernommenen Pflicht untreu geworden war.

An dieſem Tage nun, wo wir ihn erſten Male in das Haus Beaupertuis', des alten Muſikanten, in der Strohgaſſe einkehren und das tolle Leben finden, wurde Hochzeit gehalten.

Chiquen und Jeanne befanden ſich ganz wohl dabei. Sie, weil ſie ihn, er, weil er ſie hatte. Die nächtlichen Thaten, die er im Neſlethurm auf des Arztes Geheiß zu Zeiten vollbrachte, drückten ſein Gewiſſen nicht ſo ſehr als die Eine, wo er ſeinen Freund hatte entwiſchen laſſen. Denn jene mußte Der verantworten, der ihn gedungen, und er that nur ſtreng, was ſeine Pflicht war, und das war ihm genug, und „wer das Kriegshandwerk ergreift,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „darf vor einem Aderlaß nicht bangen. Der Himmel ſchenke mir zu meiner Jeanne einmal Geld genug, ſo werb' ich mir ſelbſt ein Fähnchen und lauere den geldgierigen Nimmerſatten, den Handelsleuten, auf der Landſtraße auf, da hat man genug zum Leben, und 's iſt ein luſtiges Handwerk dabei. Fängt man dann noch überdies Sarazenen oder Juden und liefert ſie den hohen Gerichtshöfen aus, und ſie werden lebendig geſchunden oder in Oel geſotten, ſo hat man noch ein gutes Werk obenein gethan und darf ſchon ein paar Mal dafür ſündigen.“

So dachte unſer Chignon, pfiff. ſtrich ſich ſeinen Bart, ſchaute zum Himmel und dann in die Augen ſeiner jungen Frau, und war der gutmüthigſte Burſche von der Welt dabei.

Der alte Muſikant hatte aber nicht Zeit, ſo zu denken, zu pfeifen und hin- und herzuſchauen. Er war in eine Art von gelbem Sack gehüllt und hatte eine Kapuze über den Kopf geworfen, welche mit Federn beklebt und mit einem mächtigen Schnabel verſehen, auf den erſten Blick zu erkennen gab, daß ſie das Geſicht eines Gockelhahns vorſtellen ſollte. Dabei war es höchſt komiſch, den alten Mann, laut ſchimpfend, von einer Menge Leute in ähnlichen Verkleidungen gefolgt, im Hauſe hin- und herlaufen zu ſehen, um dies und jenes zuſammenzuſuchen.

Sein Gefolge beſtand aus vermummten Affen, Hunden und Katzen, ſelbſt eine Hechtſchnauze und zwei Froſchmäuler bemerkte man darunter. Was er zuſammenſuchte, waren verſchiedene Lärm erregende Inſtrumente, die er ihnen austheilte, denn es ſollte eine greuliche Muſik veranſtaltet werden, den Zug zu verherrlichen, der wegen des Feſtes, genannt „la fête des sous-diacres,“ gehalten wurde. Ein ausgelaſſenes Feſt, welches unter dem Schutze der Kirche von den Geiſtlichen ſelbſt mit gefeiert ward. Und den Morgen deſſelben hatte Beaupertuis zur Hochzeit ſeiner Tochter erwählt, und nun, da das Frühmahl gehalten war, ſchickte er ſich an, mit ſeinen trunkenen Gäſten und den Schülern der holden Muſica dem Zuge ſich anzuſchließen.

Schon wuchs der Lärm in der Gaſſe, ſchon vernahm man das Geläute der Glocken, denn der Zug ging mit großer Feierlichkeit vor ſich, ſchon öffneten ſich die ehrwürdigen Pforten der alten Notre-Dame, deren kühne Bogen glänzend erleuchtet waren und in deren weitgewölbtem Portale die geſammte Prieſterſchaft im prachtvollen Ornate harrte, um dem Zuge entgegenzugehen, ſobald er den innern Raum des Vorhofes betreten haben würde.

Vor Beaupertuis' Hauſe hatte ſich eine lauttobende und ſchreiende Maſſe verſammelt: „Heraus, Teufelsmuſikant! Laß' Dich nicht ſo lang erwarten! Wo ſteckſt Du? Ho! Ho! Sieh nur einmal die ſchönen Damen, die ſchon ganz fix und fertig einherziehen, und Du kommſt noch immer nicht! Noel! Noel!"

Und ein lautes, wildtoſendes Gelächter folgte, denn ein Haufe junger Prieſter, das Geſicht mit Talg eingeſchmiert, als Tänzer und Weiber, leiſe und windig gekleidet, ſprang ſingend und tanzend, ſchreiend und jubelnd einher.

Aber der alte Muſikant war nicht ſchuld an der Verzögerung, die den lauten Unwillen des Volkes gegen ihn hervorrief. Er hatte einen unerwarteten Gaſt bekommen, der in blanker Rüſtung vor ihm ſtand und ihn in zwar höflichen, doch feſten Ausdrücken nach dem Louvre vor den erſten Miniſter Grafen von Bournonville hinbeſchied, um in wichtiger Angelegenheit Auskunft zu ertheilen.

Dem Alten wäre dieſe Botſchaft unter allen Verhältniſſen ungelegen gekommen, und er freute ſich innerlich ſeines Narrenkoſtüms als Hahn, um dies als triftigen Verhinderungsgrund anführen zu können.

„Ihr ſeht, Herr Ritter," ſchnarrte er durch ſeinen Schnabel dem Boten entgegen, der nichts weiter als ein Ribaud war, wie ſein Schwiegerſohn auch, „wie ich ausſehe, und Ihr werdet wiſſen, dafern Ihr aus dieſer guten Stadt Paris ſeid, was es mit dem Lärm vor meinem

Hauſe und meinem Anzuge für eine Bewandtniß habe. Der Herr Graf von Bournonville, den ich zwar nicht zu kennen die Ehre habe, mag ein gar mächtiger Herr ſein und hier im Lande zu commandiren haben, dem will ich mich auch keineswegs widerſetzen. Wenn wir es aber wagen wollten, uns gegen den Willen jener tollen, losgelaſſenen Meute von Strolchen, Handlangern, Tagewerkern, Taſchendieben und loſem Geſindel aller Art freventlich von hier wegzubegeben, ohne an dem Zuge der Subdiakonen den uns zukommenden Theil zu nehmen, ſo würden wir nicht nur geſteinigt, ſondern dies kleine Haus mit Allem, was drin iſt, dem Boden gleich gemacht werden. Hört nur ſelbſt, Herr Ritter, wie ſie ſchreien, man kann ſein eigenes Wort nicht verſtehen, ich muß wahrhaftig — doch ein Anderes! Hier ſteht mein Schwiegerſohn, wollet Euch indeß mit dieſem begnügen und ihn zu dem Herrn Grafen hinbegleiten. Er möge deſſen Befehle entgegennehmen und mir überbringen. He, Claude Chiquon!“

Der junge Mann wand ſich aus dem Arm ſeiner Jeanne, welche dieſen heute zum erſten Male recht dreiſt vor aller Welt am offenen Fenſter, das bis auf den Boden reichte, um Chiquon's Nacken geſchlungen hatte. Mit Verdruß vernahm er, daß er das Haus verlaſſen und dem Kameraden, den er übrigens kannte, zum Louvre folgen ſollte.

„Fühlſt Du, was es heißt, von ſeiner ſoeben angetrauten Frau ſcheiden zu müſſen, um in fatalen Dienſtangelegenheiten vielleicht einen meilenweiten Ritt zu unternehmen? Hätte der Herr Graf nicht einen andern Tag wählen können?“

Und dies und noch Mehreres brummte er vor ſich hin, indem er die einzelnen Kleidungs- und Waffenſtücke zuſammenholte, welches bei der herrſchenden Unordnung im Hauſe keine leichte Mühe war, dann küßte er ſeine hübſche Jeanne, die ihre liebliche Unterlippe zum Schmollen verzog, und folgte dem Kameraden.

Nun machte aber der alte Beaupertuis mit ſeinen Geſellen auch, daß er fortkam.

Das laute „Brouhaha“ empfing und geleitete ihn bis zum Verſammlungsplatze, von wo der Zug ſich in Bewegung ſetzte. Es ging bei dem Chatelet vorbei, der Cité zu. Voran die Muſik, Beaupertuis als Hahn, mit ſchiefem Maule laut und ſehr natürlich durch ſeine Maske krähend, während die Andern, mit ganz eigenthümlichen Tönen und mit Keſſeln, Kaſſerolen, Glocken und Trommeln einen furchtbaren Lärm machend, im Chore einfielen. Dann kam ein Biſchof im Meßgewande, Inful auf dem Haupte, der auf einem Eſel ritt und Wein trank und Wurſt dazu aß, welches ihm von andern Geiſtlichen zu Seiten des Eſels gereicht wurde. Hinter dem Biſchof fuhren junge Prieſter auf Miſtwagen einher und bewarfen damit die ſchreiende, gaffende und mitlaufende Menge, deren Raſen und Toben von Minute zu Minute wuchs. Dann erſchienen die Prieſter, als Weiber coſtümirt, mit geilen Sprüngen und Schwänken, die dazu beſtimmt waren, am Abende eine Myſterie aufzuführen nicht eben der erbaulichſten Art.

So war der Zug, immer wachſend, immer taumelnder vor Luſt an Unfug und Rauſch, immer wonniger vor ſcheußlicher Unzucht und Ueberfüllung zur Kirche gelangt, die ernſt und grau mit ihren platten Thürmen und ihrer Fenſterroſe darunter, mit ihren offenen Thoren voll Weihrauch, Lichterglanz und Prieſtern und ihren erhabenen Altären voll Heiligkeit und Pracht ſich im Angeſichte dieſes Hauſens wunderbar genug ausnahm. Selbſt die grauenhaften Fratzen der alterthümlichen Dachrinnen, die Teufel und Drachen von Stein, ſchienen zu heilig und edel im Vergleich mit dieſen Menſchen, die darunter in ihrer Wildheit den Einzug hielten.

Die großen Glocken ſummten und dröhnten weit hinaus in den Nachmittaghimmel und der tolle Biſchof verließ ſeinen Eſel und beſtieg ſeinen Thron neben dem Hochaltar. Alles Volk ſtrömte nach und, während alte Schuhe, Lumpen und anderer Unrath in den Becken als Opferrauch verglimmend den weiten Dom mit einem erſtickenden Geſtank erfüllten, erhob er ſich und ſprach einen närriſchen, gottesläſterlichen Segen. Dann wurde in demſelben Sinne eine Meſſe geleſen, und Die, welche Würſte bei ſich hatten, boten dem leſenden Prieſter davon an und, wenn er zuſchnappen wollte, ſo äfften ſie ihn.

Nach Beendigung dieſer ſchändlichen Poſſe lagerte man ſich um die Altäre und ſie wurden in Spieltiſche verwandelt, indem man darauf würfelte.

Alles nahm nun einen immer wildern Charakter an. Man ſtritt, ſchrie, ſchlug ſich — ein Bacchanal war aus der Parodie des Heiligen geworden. Alles war erlaubt, nur der Mord wurde noch als ein Verbrechen angeſehen und beſtraft; daher waren einige Männer darüber zu wachen beſtellt.

Der Abend hatte ſich nun genähert, der Himmel röthete ſich und die ſchrägen Strahlen der im Weſten untergehenden Sonne verwandelten das Grau des alten Gotteshauſes in Roth; es war faſt, als ob die Steine ſich ſchämen könnten ob der Thaten der Menſchen. Der fürchterliche Troß verließ nunmehr in trunkenem Muthe die Kirche, um ſich auf den öffentlichen Plätzen vor den

Theatern zu ergötzen, die während der Zeit errichtet worden waren und auf denen Spiele zwiſchen verkleideten Mönchen und Nonnen aufgeführt wurden.

7.

Fortſetzung.

Es war am Morgen eben dieſes Tages einer mehr als wahnſinnigen Rohheit, einer abſcheulichen Frevelluſt, als dieſelben Glocken, deren ernſter Laut zur Andacht weckte, den Todten nachklagte, wenn ſie zu Grabe getragen wurden, und die reinen Lüfte durchhallte wie ein Athem des Metalls, wie ein Gebet des Lebloſen, nun — den Aberwitz aufrüttelte aus den tiefſten Winkeln und ihn frech hervortaumeln ließ, um Alles zu überfluten. Während der Hauſe ſich noch rüſtete zum bevorſtehenden Umzug, ſtand der eine Stunde ſpäter verhöhnte und verſpottete Prieſter am Altar und ſprach den Segen über den Ehebund von Jeanne Beaupertuis und Claude Chiquon. Und an eben dieſem Morgen ſtiegen, als es noch graute, Margarethe, die Königin, Graf Lyonnet von Bournonville, ihr Miniſter, und ihr Arzt, Jourdan Ferron, aus den Cachots des großen Chatelets, um ſich nach kurzer Trennung im Louvre wiederzufinden.

In dem Kopfe des neuen Miniſters durchkreuzten ſich die verſchiedenartigſten Gedanken, nachdem er die beengende Kerkerluft nicht mehr empfand, ſondern ſich von dem weichen, erquickenden Lebenselemente wieder umgeben ſah.

Er lenkte ſeine Schritte mit Schnelligkeit nach den Katakomben, um dort in dem verborgenſten Winkel derſelben, neben den Gewölben des Thermenpalaſtes, ſeine und Margaretha's Tochter abzuholen. Sie war genugſam mit Lebensmitteln verſehen und er war in dieſer Hinſicht jeder ängſtlichen Sorge überhoben; ebenſo konnte er darauf rechnen, daß wol kein Neugieriger bis zu ihr gedrungen ſein würde und ſie noch immer in völliger Abgeſchiedenheit ſeiner Rückkehr harre. Sein zweiter Gedanke war die Auffindung ſeines Sohnes, wenn er noch gleich der Schweſter am Leben ſein ſollte, und deshalb nahm er ſich vor, bald nach ſeinem Erſcheinen im Louvre, zu dem alten, ihm von Jourdan Ferron bezeichneten Beaupertuis zu ſenden, um darüber Auskunft zu erhalten.

Dann dachte er daran, alte Rechte auf die Königin geltend zu machen. Er wollte ſie beherrſchen ganz und gar, und daher mußte Jeder entfernt werden, der ihm darin hinderlich ſchien, vor Allen Perſorié. Später erſt wollte er dem Könige ans Leben und es war ſein feſter Wille, ſich die Krone ſelbſt aufs Haupt zu ſetzen —

Unter ſolchen Betrachtungen war er — mit ſich und ſeinem Schatten allein wandelnd — bis hin zu dem Orte gelangt, wo der Eingang ſich zu ſeinem Schlupfwinkel durch Geſtripp abwärts ſenkte. Der Mond wurde bleicher und hinter dem alten Thermenpalaſt ward der Horizont roth. Er blickte hin. Da trat mit einem Male ein rieſengroßes, dunkles Bild auf dem hellen Grunde hervor. Es war Gulreddin.

„Seit zwei Nächten laure ich hier auf Dich," ſagte ſie. „Wo treibſt Du Dich herum? Sagteſt Du mir doch, daß ich Dich hier finden ſollte?"

Er ſah ſie forſchend an. Er überflog ſchnell, wie ſich die Leidenſchaft dieſes ſonderbaren Geſchöpfes für ihn ihm dargeſtellt habe. Jetzt ſtand ſie vor ihm, in ihrer koloſſalen Kraft, in ihrer wilden Grazie, in ihrer altägyptiſchen Schönheit. Ihre gefleckte Haut ſah in der halben Dämmerung, die noch herrſchte, nur dunkelgebräunt aus, ſie hatte ein feuerfarbenes Stück Zeug um ihre ſchwarzen Kopfhaare leicht gewunden, deren lange Mähne darunter verborgen war, und nicht ſo wild wie ſonſt den Hals umflatterte, um den ſich ein blinkendes Geſchmeide ſchlang. Sie hatte ſich für ihn geputzt, ſie wollte ihm gefallen, das war erſichtlich.

Er ſah ſich ganz allein in der Welt. Kein Treuer war um ihn, kein Vertrauter, der ſich ihm aus innerer Neigung ergeben fühlte. Wie ſollte er ſein Vorhaben ausführen, wenn er nur auf ſich allein beſchränkt war?

„Gulreddin!“ ſagte er ſchnell, indem ſich ein neuer Plan in ſeinem Kopfe bildete, „ich bin ein vornehmer Herr am Hofe geworden. Ich bin Graf und Miniſter. Willſt Du ſtets um mich ſein, ſo will ich Dich lieb haben, und mich in ruhigen Stunden ganz Deiner Zärtlichkeit weihen — willſt Du?“

Die wilde Schöne warf ſich vor ihm nieder und küßte den Staub.

Er hob ſie auf.

„Gulreddin!“ fuhr er fort, „Du mußt jedoch vor der Welt Dein Geſchlecht verleugnen, Du mußt in Männertracht einhergehen und am Hofe für meinen Diener gelten — “

Sie horchte auf und ihr ſchwarzes Auge blitzte.

„Die Arme,“ ſprach ſie mit wildem Lachen, „ich würde ſie zerreißen, wenn ich ſie an Deinen Lippen hängend fände.“

„Keine Eiferſucht, Weib!“ nahm er wieder das Wort. „Es iſt nicht Liebe zu einer Andern, ſondern die Liebe zu Dir, die mich zwingt, Dir jene Bedingung zu ſtellen. Die Erſcheinung einer Fremden, die ſtets um mich wäre, würde zu vielen Muthmaßungen und Deutungen die Veranlaſſung ſein. Der treue Diener, der mich ſtets umgibt, erregt keine Aufmerkſamkeit. Erwarte mich hier, ich bringe Dich dann in das Haus eines Lombarden, der uns Beide mit den erforderlichen Kleidern verſehen ſoll, damit wir uns als Herr und Diener bei Hofe zeigen können.“

„Und wo gehſt Du hin, wenn Du mich hier verläßt?“ fragte Gulreddin.

„In dem Gewölbe, vor deſſen Eingang wir ſtehen, harret meiner ein Mädchen —“ antwortete er.

„Ein Mädchen?“ fragte ſie und ihr Auge rollte.

„Ich baue auf Deine Treue, Gulreddin,“ ſprach er, „ich verlange keinen Eid von Dir, ich glaube an Deine Neigung. Alſo wiſſe denn, das Mädchen, welches mich hier erwartet, iſt meine Tochter.“

Sie ſchien ſich zu beruhigen und fragte: „Und holſt Du ſie jetzt hervor?“

Er bejahete.

„Und ſoll ſie bei Dir am Hofe leben?“ fragte ſie weiter.

„Das nicht, Gulreddin!“ erwiderte er. „Noch muß ihr Daſein aller Welt verborgen bleiben, doch wenn ſie hervortreten wird aus ihrer Dunkelheit, ſo iſt ſie Prinzeſſin und Frankreich ihr unterthänig. Laß' mich nun hinab zu ihr! Ich hole ſie hervor und überantworte ſie Deiner Sorge, Deinem Schutze!“

Mit hoffender, frohbewegter Bruſt wand er ſich durch die dicht verſchlungenen Geſträuche hinab in die Nacht der

Verließe, die ihm entgegengähnte, während die Rieſin ſtarr und ſtumm ihr tiefes Auge darauf geheftet hatte.

Nach einer ziemlichen Pauſe vernahm ſie wieder ſein Nahen. Er ſchnaufte ſtark und erſtickte ſo den jammernden Ausbruch ſeines Herzens.

„Sie iſt fort!“ ſchrie er, als er Gulreddin wieder gegenüberſtand, und ergriff ihre Hand. „Geraubt kann ſie nicht ſein, entkommen auch nicht! Sie hat, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, den ſichern Ort verlaſſen, und wird ſich hineingewagt haben in die ſchrecklichen Katakomben, aus denen keine Rettung iſt. Gulreddin! dies wird der erſte Dienſt ſein, den Du mir leiſteſt. Mit hundert Fackelträgern ſend' ich Dich hinab, ſie mir zu ſuchen und mir wiederzubringen.“

Dann aber ſchnell einen fürchterlichen Blick auf die ſchwarze Höhle des Eingangs werfend, ſagte er ruhiger: „Und wenn jene ewige Nacht ihr Daſein verſchlungen hat, wenn ihre Gebeine neben den andern Millionen drunten ruhen, umarmt von der Schlange, in ihren Augenhöhlen Kröten brütend und anderes Gewürm, ſoll ich hundert Fackeln hinabſenden, mir dieſe Gewißheit zu holen? Der Sohn lebt noch auf der Oberwelt, er bietet mir reichlichen Erſatz für die Tochter. So beherrſche ich immer noch mächtig die Mutter, die mir allein angehören muß, nur mir! und Perſoris, der ſchnöde Buhle, falle!“ — Er hatte dies nur vor ſich hin geſagt — aber das ſcharfe Ohr der Rieſin war aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte geweſen, und ſie gedachte einer Nebenbuhlerin, und ihr ſtarkes Gebiß ſchlug knirſchend vor Wuth aneinander.

Sie eilten, von der grauen Tagesdämmerung begünſtigt, unbemerkt zu dem Hauſe eines erſt ſeit kurzem nach Paris gekommenen Lombarden, um für ihre Kleidung, gegen gutes Gold, Sorge zu tragen. Der Graf wählte eines, das ſeinem neuen Stande ganz angemeſſen war, und für ſeine Begleiterin wurde, obgleich es ſchwer war, ihrem mächtigen Körper ein anpaſſendes zu finden, aus mehrern Stüken der Kleidung einiger großen Männer eine zwar ſeltſame Tracht zuſammengeſetzt, die jedoch in einen weiten Mantel, in den ſie ſich hüllen mußte, das Auffallendſte an ihr verbarg. Ihren Kopf bedeckte ein breiträndiger Hut, mit einer ſchwarzen Feder geziert, und dieſer abenteuerliche Knecht mehr noch, als die andern Umſtände, welche des neuen Miniſters Erſcheinen am Hofe begleitet hätten, würden ſpäter zu der Sage Veranlaſſung gegeben haben, der Graf von Bournonville habe einen Pact mit dem Böſen geſchloſſen und führe dieſen ſelbſt in ſeinem Gefolge. Sein Name war übrigens der eines alten burgundiſchen Hauſes und in den Gedenkbüchern der Geſchlechter des Landes ſehr rühmlich bekannt.

Ludwig der Zehnte hatte ſich, nach der Nacht bei dem Juden im Kerker, voll trüber, beunruhigender Gedanken nach der alten Königswohnung im Juſtizpalaſte begeben und war nicht im Louvre erſchienen. Es wurde gemeldet, daß er ſich auf der Jagd befinde. Blos Savoiſy, ſein Vertrauter, war um ihn.

Im Louvre ſaß die Königin, wie eine Spinne in ihrem Netz. Rings war Alles ſtill und ruhig, ſie ſchien auf Beute zu lauern.

Da kam ihre vertraute Dienerin zu ihr und meldete den Grafen von Bournonville. Margaretha fuhr raſch empor, ſammelte ſich dann aber ſogleich und ertheilte die Erlaubniß, ihn einzulaſſen.

Der neue Miniſter trat, von einem Reitersmann begleitet, ein, dem er in Gegenwart der Königin den Befehl ertheilte, den alten Muſikanten Beaupertuis in der Strohgaſſe, „den treuen Knecht," wie ihn Meiſter Jourdan Ferron genannt hatte, nach dem Louvre zu bringen. Der Reitersmann entfernte ſich.

„Ich komme," ſprach nun im gemeſſenen Tone der Miniſter, „den erſten Befehl aus dem Munde meiner Königin zu vernehmen und ſie zu bitten, mich dem Könige vorzuſtellen und ihm zu ſagen, daß der Graf von Bournonville aus altburgundiſchem Geſchlechte Derjenige war, den ſie für werth hielt, an die Stelle Marigny's zu treten und ſie würdiger auszufüllen."

„Der König iſt auf der Jagd," erwiderte Margaretha. „Seid mir indeß am Hofe willkommen, Graf Lyonnet! Ihr findet mich nicht heiter, mein Leibdiener Perſoris, den ich mit einer wichtigen Sendung beauftragte, kehrte bis jetzt noch nicht zurück. Es ſei Eure Sorge, ihm nachzuforſchen —"

Bournonville ließ ſie nicht ausſprechen, ſondern unterbrach ſie mit einem ſchneidenden Tone: „Ihr müßt dieſen Perſoris von Euch entfernt halten — ich werde Euch von dem Erfolge ſeiner Sendung benachrichtigen und ihm dann den Befehl ertheilen, den Hof zu verlaſſen —"

„Ihr? — Perſoris?" rief die Königin überraſcht und zürnend.

„Ja," fuhr Bournonville fort, „Eure und meine Tochter iſt zwar verloren, aber ich hoffe, der Sohn wird es uns nicht ſein. Es ſollen jetzt ernſtere Gefühle Euch beherrſchen. Es iſt der Vater Eurer Kinder, der Euch fortan umgibt, daher fort mit den Liebeleien!"

„Iſt dies der Ton, den Ihr anſtimmt?" fragte entſetzt Margaretha. „Iſt dies der Gehorſam, deſſen ich mich von Euch verſehen darf?"

„Margaretha!“ ſagte Bournonville, indem er einen zärtlichen Ton anzuſchlagen ſuchte, „zürnſt Du mir wirklich, wenn ich Dir gegenüber längſt hingeſchwundener Seligkeiten denke? Glaubſt Du ſelbſt ſo wenig an die Macht Deiner Reize, daß Du wähneſt, ſie könnten Den kalt laſſen, der einſt in ihnen ſchwelgen durfte?“

„Welche Kühnheit!“ — rief die Königin.

„Du haſt recht, mich kühn zu ſchelten,“ fuhr er fort. „Kühn bin ich, wenn ich von Deinen Reizen ſpreche und mir ihren uneingeſchränkten, ungetheilten Beſitz zurückwünſche; zu kühn bin ich jedoch nicht, wenn ich die Gewalt des Scepters mit Dir theilen will. Kühn bin ich, wollte ich Deinem Herzen gebieten — doch hat Margaretha ein Herz? Hat die Dame des Thurms ein Herz, gleich andern Sterblichen, geſchaffen zu fühlen Wonne und Schmerz, ſo beweiſ' es mir, laß mich ein zur Pforte der Seligkeit. Erwarte mich im Neslethurme, ſchenke mir eine Nacht, wie ſie Verſoris bei Dir hatte, wie ſie Jene hatten, die ihr Glück mit einem unerwarteten Tode erkauften —“

„Schweige, Frecher!“ rief Margaretha. „Nicht ſolche Worte mag ich von Dir hören. Ich erhob Dich zu Dem, was Du zu ſein wünſcheſt, aber nicht meine Neigungen wage zu zügeln und zu lenken. So weit reiche nie Deine Macht. Meinem Willen unterthan, vernimm meine Befehle und vollziehe ſie. Verſoris ſchaffe mir zur Stelle — ich muß ihn ſprechen — vielleicht — ja — vielleicht übergeb' ich ihn dann freiwillig Deiner Rache —“

„Dein Stolz könnte mich in Wuth verſetzen,“ nahm er nun wieder das Wort, „wenn ich Dich nicht ſo ſehr liebte. Verſoris mußt Du mir opfern, dies verlang' ich von Dir, dies ſei die erſte Bedingung meiner Treue —“

„Und welche Verſprechungen gabſt Du mir in jener

Nacht, da ich zu Dir hinausſchlich zum ſtillen Walde?“ fragte Margaretha bebend. „Allen meinen Wünſchen wollteſt Du fröhnen, meinen Winken lauſchen, mir ſelbſt die Barke lenken zum Thurme hin und gehorſam meiner Rückkehr am Geſtade harren und wachen, daß kein Ueberfall mir drohe. O ich Thörin, die ich war, Dir, Heuchler, zu vertrauen. Jetzt glaubſt Du Dich mächtig genug und bieteſt mir Trotz, aber ein Wort von mir kann mein Geſchöpf wieder vernichten.“

Er zog eine Kapſel aus dem Buſen und hielt ſie hoch empor.

„Dieſe Kapſel,“ ſagte er feierlich, „iſt eine furchtbare Waffe, ſie enthält den Brief, welchen eine burgundiſche Prinzeſſin nach ihres Vaters Ermordung einem ſchönen, von ihr geliebten Pagen ſchrieb. Nicht um zu drohen, erhob ich vor Dir dieſe Waffe; hier iſt auch ein zweiſchneidiger Dolch — ſcharf und ſpitzig — und mein Arm iſt kräftig genug, um einen ſichern Stoß zu führen, und ſollte dieſer Dolch abgleiten, ſo iſt hier noch eine Klinge an meiner Seite, deren Gebrauch ich gut verſtehe —“

Er hielt inne und betrachtete lange die zitternde Königin, deren Leben gänzlich in ſeine Hand gegeben war; aber plötzlich Alles weit von ſich werfend, ſtürzte er vor ihr nieder und drückte ihren zierlichen Fuß mit Feuer an ſeine Lippen, indem er ausrief:

„Eine Nacht ſchenke mir unbelauſcht und ungeſtört, fern von Deinen königlichen Gemächern, wo Du Feſte der Liebe feierteſt — dort im Neslethurm will ich Dich ſehen. Entkleidet von dem Prunk der Herrſcherin, vor Deiner Schönheit, Weib, niederſinken. Und wenn mich alle Schreckniſſe dort auch umgeben, womit Du Dich umgürteſt, und wenn alle meine geträumte Macht und Hoheit auch zuſammenſänke in die kalten Fluten der Seine, auch zerſchmolzen vor Deinem glühenden Hauche — ſo laß mich ihnen trotzen und den entzückenden Verſuch wagen. Ich verlaſſe dieſe Stelle nicht, bis Du gewährt haſt."

Da fuhr es wie ein Blitz durch der Königin Sinn, und ſie, die noch vor kurzem vor ſeiner Ueberlegenheit erbebt war, hob ſich mit Stolz empor und ſprach: „Wolan, Du ſollſt mich ſehen, wie und wo Du es wünſcheſt. Hier iſt der Schlüſſel zur kleinen Pforte an der Weſtſeite des Thurmes, von wo eine Wendeltreppe von zwanzig Stufen Dich zur Pforte des Gemachs führen wird, woſelbſt ich Dich erwarte."

Er nahm den Schlüſſel mit einer Inbrunſt, küßte ihn und befeſtigte ihn an den Griff ſeines Schwertes, das er mit Dolch und Kapſel wieder von der Erde aufnahm und zu ſich ſteckte. Dann begab er ſich von der Königin fort, um Gulreddin aufzuſuchen, die, als der Sarazene Muzaf, ſeiner Befehle harrte und ihm Kundſchaft von Wichtigkeit zu überbringen hatte.

Margaretha aber rief, ſobald der ſtürmiſche Gaſt ſie verlaſſen hatte, den Meiſter Jourdan Ferron herbei, um alles Nöthige für die Nacht im Neslethurm anzuordnen, wie ſie ſolches bei ihren Zuſammenkünften dort zu halten pflegte.

Der treue Muzaf war dem jungen Verſoris auf die Spur gekommen und führte ſeinen Herrn ſo klug in den verſchlungenen Gängen des alten Louvre umher, daß er bald vor einer Thüre ſtand, wo des Jünglings Anweſenheit durch laute Ausrufungen ſich hinlänglich kundgab. Bournonville trat raſch zu ihm ein. Er fand Verſoris in der höchſten Aufregung und dieſe benutzte er ſogleich.

„Der Hauptmann, für den Ihr mich hieltet," ſagte er endlich, „iſt Graf und Miniſter geworden, und aus dem Namen Buridan der Name Lyonnet von Bournonville, der ſich mit einem Jeden hier am Hofe meſſen kann. So leid es mir iſt, ſo muß ich Euch doch aber geſtehen, daß Eure Rolle hier am Hofe ausgeſpielt iſt. Nicht als ob ich, um Rache zu nehmen wegen des Verrathes, den Ihr an mir geübt, Euch geſchadet hätte, ſondern jener Zettel, den Ihr aufheben ſolltet, der Königin aber einhändigtet —“

„Nennt ſie nicht Königin!“ ſchrie Verſoris aus, „ſie iſt ein furchtbar blutdürſtiges Ungeheuer, das die Hölle erzeugt hat. Meine Rolle ſei ausgeſpielt, ſagt Ihr? Ich wollte, daß ſie es wäre — ich wollte, daß dies Daſein ausgetilgt werde, das ich nicht länger zu ertragen vermag. O daß ich über einen Punkt Gewißheit hätte!“

„Ich kann Euch wol manchen Aufſchluß ertheilen,“ ſprach Bournonville, „wenn Ihr mindeſtens halb ſo vertrauend ſein wollt, als ich es einſt mit Euch war.“

„Schweigt davon,“ bat Verſoris, „und laßt mir mein Geheimniß. Ein Unglück wie das meinige verträgt keine Mittheilung. Aber ſehen will ich ſie noch einmal — ſprechen muß ich ſie — allein — noch dieſe Nacht — o Himmel, und ich darf ſie nicht ermorden!“

Bournonville beobachtete ihn ſcharf und ſprach ſtark betonend: „Und das wolltet Ihr doch?“

Da trat ſein Diener Muzaf herein und meldete einen Boten des Muſikanten Beaupertuis, der ſelbſt nicht kommen könne.

Bournonville bat Verſoris mit höflichem Anſtande, den Boten hereinlaſſen zu dürfen, und dieſer verließ das Zimmer, um die Unterredung nicht zu ſtören.

Alsbald öffnete Muzaf die Thür und ließ Chiquon eintreten.

Beide, der Graf und der Schwiegerſohn des alten Muſikanten, waren freudig überraſcht.

„Wenngleich ich Dir, mein treuer Chiquon, nicht die Fragen ſtellen kann, die Dein Schwiegervater mir beantworten ſoll,“ ſagte Bournonville zu ihm, „ſo erwarte ich von Dir, daß Du mich in ſein Haus führeſt. Ich will mich ſelbſt zu ihm begeben.“

Dann ſchien er einen Augenblick nachdenkend und ſprach feſt:

„Bemühe Dich, einige treue Burſche zuſammenzubringen, die mir dieſe Nacht bei einem wichtigen Unternehmen beiſtehen ſollen.“

Und an die Thür des Nebenzimmers gehend, rief er Verſoris heraus, während er ſeinen Muzaf und Chiquon verabſchiedete.

„Ihr wollt alſo wirklich die Königin allein ſprechen?“ fing er an. „Je nun, ich muß ein wichtiges Geſchäft noch heute abthun und könnte Euch alſo aus Freundſchaft meinen Platz bei ihr abtreten.“

Er zeigte ihm den Schlüſſel, den er von der Königin erhalten hatte.

„Dieſer Schlüſſel,“ ſetzte er hinzu, „kommt aus ihren eigenen ſchönen Händen, er öffnet die geheime Pforte zum Nesletburm — “

„Zum Nesletburm?“ ſchrie Verſoris.

„Erſchreckt Euch das?“ fragte Bournonville befremdet. „Fürchtet Ihr Euch zu beſtehen, was ich ſchon ſo oft beſtand? Sie gab mir ihn ſelbſt und erwartet mich dort. Ich will Euch gern meine Rechte abtreten für dieſe Nacht.“

Verſoris bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Bournonville deutete ſich dieſe Geberde falſch.

„Ihr müßt's Euch nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen. Königinnen haben ihre Launen, und ſie ſind zu mächtig, um ſich in dem Geleiſe der Alltäglichkeit zu bewegen. Was einer Bürgersfrau ſchon unbequem wird, wird eine Königin ſicher nicht ertragen. Nun, ſeht einmal ihr Treiben dort an, und entſchuldigt mich bei ihr. Morgen ſagt mir davon!“ Sein Frohlocken malte ſich in ſeinem Auge.

„Gebt! gebt!“ rief der Jüngling. „Was werd' ich ihr ſagen — wie werden ſich die Worte finden laſſen, ein ſolch' furchtbares Räthſel zu löſen?“

„Ihr ſeid noch immer der alte Verliebte!“ rief Bournonville gleichſam ſcherzend und Verſoris' Ausruf gänzlich mißverſtehend, „es zieht Euch nur gar zu unwiderſtehlich zu dem ſchönen Ungeheuer hin — je nun! mich freut's, Euch dazu behülflich ſein zu können —“

„Ich danke Euch!“ erwiderte Verſoris, indem er den Schlüſſel aus ſeiner Hand empfing, „ich danke Euch für dieſe Gabe, die mir den härteſten Augenblick meines Lebens herbeiführen wird und den letzten —“

„Ihr denkt ans Sterben?“ fragte Bournonville mit verſtellter Beſorgniß.

„Laßt mich, Graf, und fragt mich um nichts. Mein Elend ſoll ungekannt von der Erde verſchwinden!“ Er wandte ſich zum Fortgehen.

„Wünſchtet Ihr vielleicht die Begleitung einiger Bewaffneten, um Euch vor Meuchelmord zu ſchützen?“ rief ihm Bournonville nach.

„Mich ſchützt Margaretha's Liebe,“ erwiderte Verſoris mit fürchterlichem Hohne.

„Vertraut ihrer Liebe nicht zu viel,“ ſprach Bournonville kalt, indem er ſich von Muzaf den Mantel umhängen ließ.

„Ich vertraue dieſer Liebe nicht mehr,“ entgegnete der Andere, „ſondern ich will ſie mit dem Herzen zugleich vertilgen, das ſie umſchließt.“

Er ſtürzte in großer Aufregung fort. Bournonville ſah ihm höhniſch nach. „Sein Tod iſt gewiß!“ ſprach er vor ſich. — Und doch fühlte er ſeine Bruſt beengt von Gefühlen, die wol ſelten in eines Menſchen Bruſt ſich begegnen. Haß, Liebe, Erwartung, Befriedigung, Tücke — alles Dies wogte in ihm auf und ab — bald ſtieg das Eine, bald das Andere. Er hatte ſich auf den Weg gemacht und war in jenen Theil der Stadt gelangt, wo noch der Lärm des abſcheulichen Feſtes erſchallte, vermehrt von Spottliedern, die der Pöbel ſang und die den Refrain hören ließen:

„Diacres-fous! diacres souls!“

Hahn Beaupertuis war längſt müd' und matt nach Hauſe gekehrt, und hatte ſeine Tochter weinend gefunden, denn ſie erwartete ihren Chiquon, den jungen Ehemann, noch immer vergebens.

Bald erſchien er jedoch an der Seite eines vornehmen Herrn, der — mitten unter frecher Entartung — in das Haus eines „treuen Knechtes“ Meiſter Jourdan Ferron's kam, die Spur ſeines verlorenen Sohnes aufzuſuchen.

8.

Fortſetzung.

„Wo bin ich mit einem Male hingerathen?“ ſprach Bournonville zu ſich ſelbſt, als er in den Theil der Univerſität kam, wo eben der tollſte Lärm des Subdiakonenfeſtes losgelaſſen wüthete. Er, noch vor kurzem verfolgt, vom drohenden Verderben wie durch Wunder errettet, zu Rang und Würden emporgehoben, der hierher gekommen war, um Nachricht von ſeinem Sohn zu erhalten, ihn aufzuſuchen und zur Mutter zu führen.

„Ein Jeder lenkt ſein Schickſal,“ fuhr er fort. „Keinen Augenblick — auch ſelbſt wenn ein ſchwarzes Gewitter mir jede Ausſicht verſchloß, wenn Gefahren mich umblitzten, — verlor ich mein Ziel aus den Augen. Das leuchtete mir ſtets durch Wolkenſchleier und Todesgrauen. Und ich hab's errungen. Jetzt noch den letzten Schritt. Ihre frühere Neigung muß ich wieder beſitzen — und dann die Krone. Und dann? — Ihren Tod — und unſer Sohn pflanze dies Geſchlecht fort, das über Frankreich herrſchen ſoll. Es iſt das Höchſte auf dieſer Erde, König ſein! Je nun, ſo will ich denn auch nach nichts Geringerm meine Hand ausſtrecken, als nach einer Krone. Ich benutze gut meine Zeit, denn indeß ich hier meinen Sohn ſuche, habe ich ihr meinen Nebenbuhler zugeſandt, den ſie ermorden läßt!“

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſtand der Graf von Bournonville auf dem Schauplatze, den er vor nicht langer

Zeit erſt verlaſſen hatte. Das Häuschen lag ihm gegenüber, worin er als Jehan Buridan den Studien obgelegen.

Mit dem Morde des Herzogs von Burgund belaſtet, unter angenommenem Namen, hatte er hier verborgen und unbeachtet gelebt, bis die Ankunft der jungen Königin ſeinen ehrgeizigen Plänen eine eigene, wenngleich noch unbeſtimmte Richtung gab. Hier hatte er ſich den Templern angeſchloſſen und ſich ſelbſt einen Schüler ihres letzten Großmeiſters genannt, deſſen Tod ihn in die allgemeine Verfolgung, welche ſeine Anhänger traf, verwickelte. Das Ankämpfen gegen die dräuende Vernichtung war es, die ſeinen ohnehin ſtarren Sinn immer mehr ſtählte, und ſo wurde er von eben den Wellen getragen und gehoben, die für Andere zum verſchlingenden Abgrund geworden waren.

Dies Alles benennt man im gewöhnlichen Leben „den Lauf der Welt.“

Beim Anblick des Fenſters, das jetzt finſter nach ihm ſchaute und wo ſonſt ſein Studierlämpchen flimmerte, kam die Erinnerung über ihn.

Er ſah ſich ſelbſt dort ſitzen, im langen ſchwarzen Talare, mit bleichem, überwachtem Geſichte, und er ſah vom gelben Folianten auf und fragte ſich laut: „Was willſt Du hier?“

Und ſeine Hand hatte damals ſchon die Tochter zum Morde ihres Vaters geleitet und ihr Stahl hatte ſich damals ſchon mit dem Blute des ſchlafenden Greiſes gefärbt, aber dennoch durfte der ſtudierende Buridan den Grafen Bournonville mit Entſetzen fragen: „Was willſt Du hier?“

Und lauter Geſang tönte dazwiſchen und Mönche und Nonnen, auf hoher Bühne, ſpielten abſcheuliche Zoten und der Narrenbiſchof weihete verächtliche Dinge und aus den Rauchfäſſern erhob ſich Geſtank, und Krähen, Bellen, La chen und Heulen folgte ununterbrochen im Chore und Alles drängte ſich wild um ihn — den ſuchenden Vater — der in das Haus des Muſikanten trat.

Ob der den Sohn ermordete, wie es ihm Meiſter Ferron befohlen hatte?

Zuerſt gab es eine Scene zwiſchen Jeanne und ihrem jungen Manne.

Vom Schmollen zur Zärtlichkeit iſt es bei Eheleuten, die es ſeit zwölf Stunden erſt ſind, ein raſcher Uebergang. Chiquon entſchuldigte ſein langes Ausbleiben mit der Anweſenheit ſeines vornehmen Begleiters und ſein Weibchen beruhigte ſich dabei.

Der alte Beaupertuis hatte den Hahnenkopf zwar abgenommen, übrigens war er aber noch in dem gelben Narrentalare. So ſollte er Rede ſtehen in ſo ernſter Angelegenheit, als die war, welche den Grafen hierher geführt hatte.

Die Frage, welche Bournonville an ihn richtete, ſchien ihn ängſtlich zu machen, und er beantwortete ſie nicht eher, bis dieſer ihm Meiſter Ferron's wohlbekannten Siegelring überreichte.

„Ach, daß heute auch grade das verwünſchte Narrenfeſt ſein mußte," fing er zu lamentiren an, „deshalb iſt wol der würdige Meiſter Arzt ſelbſt zweimal hier geweſen, um mich zu ſprechen, und ich war beim Satan, draußen im Zuge, als Hahn —" „Der Arzt war hier?" unterbrach ihn Bournonville.

„So berichtet meine Tochter, die dort eben ihren Mann küßt" antwortete Beaupertuis.

„Nun denn, wenn Ihr mir ſelbſt geſteht, daß Jourdan Ferron hier war, ſo iſt es kein Zweifel mir, daß ich mich an den Rechten gewendet habe," ſprach Bournonville. „Bekennet alſo ohne Umſchweife, was Ihr mit dem Knaben gemacht habt, den Euch vor achtzehn Jahren Meiſter Jourdan Ferron übergab —“

„Ein Knabe?“ fragte Beaupertuis, „ein Mädchen war's — kein Knabe. Ich ſollte es tödten — o hätt' ich's doch gethan! tödten und ins Waſſer werfen. Es war in ſchlechtes Linnen gewickelt und ſchrie erbärmlich — ich hätt's mit der Hand erſticken müſſen, wollt' ich nicht verrathen ſein. Aber der Teufel des Mitleids übermannte mich. Ich war's nicht im Stande. So lief ich, mit dem ſchreienden Balg, immerfort, die Seine hinan, bis ich zur Kirche Notre-Dame gelangte. Wie ich auf dem Platz bin, ſehe ich — obgleich noch ſo früh am Tage — von einer Seite einen Bauer, von der andern einen Juden auf mich zukommen. Schnell lege ich das Kind unter dem großen Portal nieder und laufe fort. Aber der Mitleidsteufel ritt mich ſo ſehr, daß ich eine kleine Goldkapſel mit einem Wappen geziert, die ich einſt bei einer Gelegenheit erbeutete, dazu lege, damit ſich eher Einer finde, die ſchreiende Kleine aufzunehmen. Sogleich biege ich hinter der Kirche um und klettre, denn jung und gelenk war ich noch damals, hinter einem dicken Pfeiler hinan und gucke von dort, von dem ſteinernen Laubwerke verſteckt, hinab auf das Kind, um zu beobachten, was damit vorgehe. Der Bauer will's aufnehmen, der Jude auch. Endlich überläßt's ihm Jener durch ein rothes Goldſtück zufriedengeſtellt und der böſe Schweinehaſſer huſcht mit ſeinem Fund von dannen. Wird Dir ſchlimm ergehen, armes Püppchen, denn Dein ſüßes, rothes Blütlein muß ja fließen, um den Fliegengott zu verſöhnen, nun Dich der alte Teufel von Juden heimführt. Und ich ſah ordentlich ſchon in Gedanken ſeine ſchmutzige Brut ihm entgegenlauern, mit langen, ſpitzigen Zähnen, um das Würmchen zu freſſen —"

„Und das konnteſt Du ſo ruhig zugeben?" fragte Bournonville.

„Ich hatte wol ein wenig vorgebeugt und dem armen Dinge, obgleich es ſehr dabei ſchrie," erwiderte Beaupertuis, „drei Kreuze mit meinem Dolche in den Arm geritzt. Die waren tief genug; es müßte, lebte es noch, die drei Kreuze jeden Augenblick vorweiſen können, dafür ſteh' ich —"

„Aber der Knabe?" fiel ihm Bournonville ins Wort.

„Der hatte auch ein ſolches Zeichen, drei Kreuze — purpurroth — auf dem rechten Arm mit auf die Welt gebracht," ſprach Beaupertuis. „Ich dachte eben, wenn ihm der Himmel ſolch einen Schutz mitgegeben, warum ſoll ſein Schweſterchen ihn entbehren. In den Arm mit den drei Kreuzen beißt gewiß keine Judenbrut, dacht' ich mir —"

„Was iſt aber aus dem Knaben geworden?" fragte Bournonville.

„Ja, wer das wüßte!" ſprach der Andere. „Wie ich zurückkam von meiner Commiſſion, und das dauerte eine Weile, denn ich konnte dem Meiſter Ferron nicht ſogleich unter die Augen treten, weil ich ihn belügen mußte — da hatte er den Knaben wol noch in ſeiner Kammer und nährte ihn viele Tage ganz im Stillen, mit einem Brei, den er ſelbſt bereitete, aus allerhand Kräutern, damit er recht ſchön und ſtark werde, ſprach er. Dann aber kamen wir uns aus den Augen, ich ſah den Meiſter nicht mehr ſo oft und nur zu gewiſſen Zeiten, und da weiß ich denn auch nicht, wo der Knabe hingekommen iſt —"

„Alſo er blieb am Leben und Meiſter Ferron hat ihn erzogen?" rief Bournonville drängender.

„Das kann ich verbürgen," erwiderte Beaupertuis,

„was ſollen wir mit der Dirne?“ ſagte der Meiſter, als er mir das Mädchen übergab, „bring' ſie auf die Seite, den Jungen behalt' ich einſtweilen noch —“

„Ich weiß genug,“ ſagte Bournonville zu ihm, indem er ihm einige Goldſtücke in die Hand drückte, die Jener freudig empfing. „Alſo ſchnell zum Arzt — Du führſt mich nach ſeiner Wohnung —“

„Ich?“ fragte Beaupertuis ein wenig beſtürzt, „jetzt? zur Nachtzeit?“

„Nun! und warum nicht?“ rief Bournonville.

„Weil es ungewöhnlich iſt — weil er es nicht gern ſieht“ ſtammelte der Alte verlegen.

„Was haſt Du?“ fragte Jener.

„Weil — fuhr der Andere fort — „ich nicht recht weiß, ob es recht war, Euch Alles ſo haarklein zu ſagen. Weil von dem Geheimniß vielleicht Viel abhing. Weil der Ring, den Ihr mir vom Meiſter vorzeigtet, mit dem ſalomoniſchen Siegel im Rubin, den ich wohl kenne, vielleicht nachgemacht oder entwendet ſein könnte — und ich nun des Meiſters Zorn fürchte —“

„Jedenfalls kämen dieſe Bedenklichkeiten zu ſpät,“ ſagte Bournonville. „Gib Dich übrigens zufrieden. Du magſt daheim bleiben, dafern Du mir das Haus des Arztes bezeichnen willſt.“

Mit erleichtertem Herzen ertheilte Beaupertuis die verlangte Auskunft und das Haus mit den zwei Gemälden des Meiſters Jourdan Ferron und ſeiner verſtorbenen Ehehälfte Meline la Hetrione, ſo wie auch mit ſeltſamen Charakteren und Hieroglyphen bemalt, konnte nicht verfehlt werden, weil es nicht nur in der Straße Des-Ecrivains, ſondern in ganz Paris kein ähnliches gab.

Er verließ, von Muzaf-Gulreddin begleitet, das Haus des alten Muſikanten, um den Arzt aufzuſuchen und ſeinem verlorenen Sohne weiter nachzuſpüren. Es fiel ihm nunmehr auf, daß ihn Jener erſt zu Beaupertuis geſchickt hatte, der doch nur von dem Mädchen wußte, deren Schickſal dem Vater ohnedies kein Räthſel war. Die ruhete längſt im finſtern Abgrunde der Katakomben, dachte er. Aber der Sohn lebte ihm noch, das nahm er als beſtimmt an, denn ihn hatte ja der Meiſter ſorgfältig ernährt und gepflegt, wol auch dafür geſorgt, daß er mit hoher Wiſſenſchaft geziert wäre. Dies ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize.

Warum ihn aber nicht darüber gleich aufklären? Dies ſchien eine Tücke des alten Hexenmeiſters, deſſen man ſich bei ihm gar wohl verſehen durfte.

Die Nacht war hell und laut. Das ganze Volk, und zwar die gemeinſte Hefe deſſelben, taumelte trunken unter dem Sternenhimmel umher. Würde der wilde Lärm nicht geweſen ſein — und die unkeuſchen Gruppen; würden nicht überall die ſchnödeſten Spottlieder und Zoten erklungen ſein — man hätte glauben müſſen, ſich in einer Stadt von Heiligen zu befinden. Ueberall biſchöfliche Ornamente, überall Meßgewande, Mönchskutten und Nonnenſchleier — denn das Feſt des Wahnſinns währte noch fort.

Und mitten durch dieſe Haufen drängte ſich ein Vater, um ſeinen Sohn zu finden — und nur zuweilen gedachte er der Mutter, die wol indeß ſchon ſeinen gehaßten Nebenbuhler aus dem Wege hatte räumen laſſen.

„Verſoris ſchwimmt wol ſchon!“ dachte der ſuchende Vater bei ſich.

Ein vorübertaumelnder Heiliger, voll Wein und Unzucht, ertheilte ihm hier den Segen.

Es ſchüttelte ihn und er eilte davon, der Cité zu. Hier in den engen, ſtillen Straßen vernahm er nur ſeine Schritte und die ſeines Begleiters, der ſelbſt ſchnaufend hinter ihm, deſſen Rieſenſchatten aber ſtill ihm zur Seite zu wandeln ſchien. Es war ihm, als ginge der böſe Feind neben ihm.

Am Juſtizpalaſte war ein geheimnißvolles Leben bemerkbar. Der König, ſo hieß es, ſei auf der Jagd und doch waren hier Fenſter erleuchtet. Waffen ſchallten in den offenen Hallen, Schritte in den Gängen.

„Wer hauſt hier,“ dachte Bournonville, „wenn Ludwig der Zänker auf der Jagd iſt? Sollte er ſich hier verborgen aufhalten, zu irgend einem geheimen Zwecke? Und Margaretha iſt im Nesletthurm und erwartet mich mit ihren Henkern und läßt ihren Buhlen ermorden! Irgend etwas Schreckliches könnte ſich hier ereignen, was außer meiner, außer des Weiſeſten Berechnung läge,“ ſprach er zu ſich ſelbſt.

Es war ſchon ſehr ſpät. Der Wächter rief die eilfte Stunde aus, verkündete Mondſchein, Sternenhimmel und Ruhe und ermahnte die guten Pariſer, zu ſchlafen.

Einige ſpotteten dieſer Ermahnung. Ob es aber auch gute Pariſer waren?

Da fielen laute Worte im Innern des Gitters, welches den kleinen Garten „Clos du Roy“ umſchloß. Er drückte ſich mit Muzaf ſchnell in eine Mauervertiefung und ſah, wie eine dunkle, ſchweigende Wache an ihm vorüber nach dem Ufer zog und an demſelben ſtromabwärts fortmarſchirte.

„Eine ſeltſame Expedition!“ dachte er bei ſich. „So ſtill und geheimnißvoll! Kein Wort ſprachen ſie und die Seine hinab — etwa nach dem Nesletthurm? Und warum grade dieſe Nacht? So wunderbar trifft nicht Alles zu — doch morgen wird ſich das Räthſel löſen. Die Sonne bleibt ſicher nicht aus!“

Der Wächter ſchrie in der Nähe, ein friſcher Wind erhob ſich, um den Lärm von dem Ufer der Univerſität herüberzutragen; eine dicke Wolke, die vor den Mond ſich geſchlichen hatte, zerplatzte jetzt und ihre Theile trübten den freundlichen Nachthimmel, auf dem ſie herumtanzten. Er eilte weiter.

In der Rue-des-Ecrivains, an der Ecke, unweit der Kirche St. Jacques-de-la-Boucherie ſtand das alte Wohnhaus Jourdan Ferron's, das aus der ganzen Umgebung ſeltſam hervorſtach, mit dem grellen Weiß angetüncht, darauf die Hieroglyphen und die häßlichen abſchreckenden Konterfeiungen des Meiſters und ſeines Weibes. — Wunderbar daneben, in ſeiner alterthümlichen Pracht, in ein durchbrochenes Netz von Stein gehüllt, von ſchützenden Engelsköpfen und dräuenden Drachen und fabelhaften Thieren umgeben, den ſchlanken Pfeil des Thurmes wie eine Rakete in die Lüfte hinaufſendend, lag St. Jacques-de-la-Boucherie da, eines der ſeltenſten Monumente alter Baukunſt. Es wehte ein heiliger Schauer darum — unſer nächtlicher Spaziergänger verſpürte nur ſeine Kälte. Es zog ihn zu dem gemeinen Wohnſitze des Arztes, mit den marktſchreieriſchen Schildern und Zeichen einer prunkenden Eitelkeit geziert.

Er hob den Hammer an der Thür, doch ehe er ihn fallen ließ, öffnete ſich über ihm ein Fenſter, grade zwiſchen den beiden Bildniſſen.

Er wollte, ſagte er, Meiſter Jourdan ſprechen und nannte ſeinen Namen.

„Seid mir willkommen, edler Graf!“ war die Antwort. „Gut, daß Ihr jetzt kommt, ein halb Stündchen noch und ich läge im tiefſten Schlafe, den Ihr zu ſtören Euch vergeblich bemühen würdet. Ihr wollt von Euerm Sohne Beſcheid haben. Je nun, ich hab' ihn erzogen und darf mich nicht ſcheuen, es zu bekennen, denn er iſt ſchön, groß, reich und angeſehen. Und ich verdiene gewiß Euern Dank, denn Ihr ſeid ein zärtlicher Vater. Die böſe Mutter wollt' ihn tödten laſſen — aber ich hab' ihn gerettet — und nun muß ſie ihn ſelbſt lieben — denn Euer und ihr Sohn iſt der junge Verſoris — " .

„Verſoris? Teufel!" ſchrie außer ſich Bournonville.

„Robert von Bournonville, den ich als Verſoris an den Hof brachte," rief Meiſter Ferron herab.

„Der jetzt im Neslethurm — o Gott! in ihren Armen — unter den Streichen der Mörder?" ſchrie Jener raſend.

„Iſt er im Neslethurm? Das habt Ihr dumm gemacht!" ſagte ruhig der Meiſter.

„Ich muß hin — Unglück zu verhüten!" rief Bournonville. „O! daß ich kein Pferd habe!"

Er eilte wie vom Wind getrieben fort.

„Ihr kommt zu ſpät!" kreiſchte es ihm nach und ein grelles Lachen folgte ihm durch die Nacht, die dunkel und unfreundlich geworden war.

Er vermied die Univerſität und lief an dem gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes, der ſogenannten Stadtſeite, athemlos fort. An dem Greveplatze und den thurmumpflanzten, herrlichen Gebäuden, welche ſich hier erhoben, vorüber, dem ſtillen Steinwalde des Louvre vorbei, der ausgeſtorben dalag und vor dem die Armbruſtſchützen, ihre Waffe neben ſich, an beiden Seiten des Eingangs in Niſchen wie Ungeheuer aus Stein ruheten und eingeſchlafen waren.

Drüben heller, lauter Jubel des Volksfeſtes.

Das Hotel de Nesle war ſtill wie ein altes, ruhendes Wellenungethüm. Sein ſchwarzer, koloſſaler Körper ſchien mit dem gleichen Schatten, der ſcheinbar mehr als die Hälfte des Fluſſes ausfüllte, Eins zu ſein, und ſo ſah es aus, als wär' es den Wellen entſtiegen, um am Geſtade zu ſchlummern. Der Thurm von Hamelin war wie ein Narwalshorn emporgereckt und in der Hälfte deſſelben, wo er ſich an den dunkeln Körper anſchmiegte, glimmten zwei rothe Feueraugen, das waren zwei erleuchtete Fenſter. Die Eulen im Gemäuer ſchnarchten und der Wind pfiff durch offene Luken, das waren des Ungeheuers Lebenstöne — ſein Odem, der durch die Rieſenlungen zog.

Bournonville warf einen Blick hinüber und maß den Strom. Denn er ſah kein Fahrzeug und ſchickte ſich an, hinüberzuſchwimmen.

Drüben im dichten Schatten ruderte indeß mit größter Schnelligkeit ein Kahn hin. Er flog auf den Wellen. Es ſchien, als würde er von übernatürlicher Gewalt getrieben. Ein halbes Lichtchen ſtieg ans Land und huſchte wie ein Irrwiſch dem Thurme zu, wo es verſchwand. Aber bald ſah man das Lichtchen ſich im Kreiſe drehen, immer höher — immer höher. Es war hier — es war da — o welche ſchreckliche Eile! Bournonville verfolgte es mit glühendem Auge, wie Kinder die Funken, welche in der Aſche verbrannten Papiers erglimmen und verlöſchen, mit eben ſolcher Begier, doch mit nicht ſo reinem Herzen.

„Welche mörderiſche Geſchäftigkeit!“ ſchrie er. „Das iſt Ferron — er mordet meinen Sohn!“

Er warf ſich ins Waſſer. Hinter ihm fiel es ſchwer nach. Er erſchrak und blickte ſich um. Es war Muzaf, das treue Geſchöpf, deſſen gefleckter Kopf, mit der offenen Schnauze, den großen, weißen Zähnen und der blutrothen Zunge, einem tüchtigen Hühnerhunde von der ſtärkſten Raſſe nicht unähnlich ſah

Der Haufe Bewaffneter, der ſo geheimnißvoll den Juſtizpalaſt, die alte Wohnung der Könige von Frankreich, verlaſſen hatte und der ſich in ſeinen ſchweren Waffen auch ſchwerfälliger bewegte, als Bournonville und Muzaf, ſein Gefährte, hatte jetzt im klirrenden Schritte das Ufer erreicht und ſtieg etwas unterhalb des Louvre, wo heutzutage die „Bibliothèque du Roi“ ſich befindet, in ein großes Boot, das ihn zu erwarten ſchien und ſich nun langſam mit der bewaffneten Macht nach dem gegenüberliegenden Ufer bewegte. Unſere Schwimmer erreichten es früher.

Sie rüttelten an eine nahe Thüre des Thurmes, ſie ließ ſich zwar hin und her bewegen, aber ihr Schloß hielt dennoch feſt. Ein ähnlicher Verſuch an einer zweiten hatte keinen glücklichern Erfolg.

Bournonville ſtand vor den ſchwarzen Mauern, maß die Höhe der erleuchteten Fenſter und glaubte noch nicht verzweifeln zu müſſen.

„Sie ſchweigen noch und der Tod ſäumt,“ rief er hoffend aus. „Eine Leiter ſchaffe mir, Gulreddin,“ ſprach er, „damit wir einſteigen können, dort in jene Fenſter droben.“

„Wozu bedarf's der Leiter,“ ſagte das Rieſenweib, „hier ſind meine Schultern, bedient Euch ihrer, von ihnen erreicht Ihr leicht jenen Vorſprung, dann ſteig' ich Euch nach — und helf' Euch weiter — ja — ja — ich helf' Euch — vertraut mir!“ — Bournonville ſtarrte zum erſten Mal, von einem innern Graus erfaßt, die unheimliche Geſellin an, verglich ihre beträchtliche Größe zur Höhe der Fenſter und ſprach dann: „Da hinan?“

Aber ein Schrei drang in ſein Ohr. Ja — es war ein Schrei — ein gellender — kurz abgebrochener — erſtickender Schrei — ein ſchmerzvolles Ach vom nachquillen den Blut gehemmt — es war kein Zweifel. Sein Haar ſträubte ſich — „mein Sohn! mein Sohn!“ ſchrie er laut auf.

Gulreddin hatte ſich zur Mauer geſtellt und, ihm den Rücken zukehrend, mit ihren ſtarken Händen zwei eiſerne Mauerringe erfaßt, woran ſie ſich hielt, um ſo ſein Aufſteigen zu erwarten. Er ſchwang ſich auf ihre Schultern und die ſchienen zu wachſen und ihn hinaufzutragen bis zu dem Geſimſe des gothiſchen Fenſters, das, eines der Feueraugen, in die Nacht hinausbrannte.

Mit emporgeſträubtem Haare klebte er jetzt an dem kalten Geſtein, ſein Geſicht war feſtgepreßt an den eiſernen Gitterſtäben, ſein Ohr vernahm näher und näher den Angſtruf. Es war Einer, der auf den Tod getroffen war. In der Mitte ſtand ein ſchönes Weib, es war Margaretha.

Ihre Bruſt arbeitete heftig, in ihrem Auge flammte eine unſägliche Angſt, der Mord, der draußen auf ihren Befehl vollzogen wurde, und der Schrei, den ſie vernommen hatte, dies machte ſie erbeben. Sie hatte den Verräther, den gehaßten Beurnonville erwartet und dies war eine andere Stimme.....

Da riß es die Thür des Gemachs weit auf und herein ſtürzte ein Jüngling, bleich, blutig, erſchöpft — es war Perſeris.

„So läßt Du mich morden?“ rief er, „Fluch Dir!“

„Ha!“ ſchrie ſie mit wildem Entſetzen, „den mordet nicht!“ und ſie warf ſich abwendend der Thür entgegen, aber der entfleiſchte Arm Jourdan Ferron's, mit geſchwungenem blutigen Dolche, war ſchneller und ereilte den zuſammenſinkenden Flüchtling.

„Um Gott — mein Leben! mein Leben!“ ſchrie dieſer.

Aber der Ruf half ihm nichts — das Leben entfloh mit dem Schreckensrufe: „Fluch! Mutter!“

Sie ſtand bleich — wie ein Bild aus Stein — aber überirdiſch ſchön. Der Arzt beugte ſich über die Leiche, hob ſie auf, ſtieß das Fenſter auf und warf ſie hinab — denn das Thor wurde aufgeriſſen und er hörte die Schritte der kommenden Wache auf der Treppe, die ſich ungeſtüm verkündete.

Neben Bournonville, der den Kopf ſeitwärts bog, flog die Leiche des ermordeten Jünglings hinab — aber das ſeichte Waſſer, das ſonſt den Fuß des Neſlethurmes beſpülte, hatte ſich zurückgezogen und der Körper zerſchellte auf den Steinen.

Bournonville kletterte hinab und warf ſich auf den Unglücklichen. Er ſtreifte den Aermel in die Höhe und ſah die drei blutigen Kreuze. Es blieb ihm kein Zweifel. Verſoris war es — ſein Sohn — mit einem Dämon erzeugt und von ihm gemordet — dem er fluchend geſtorben war.

Gulreddin ſtand dunkel und ſtumm neben ihm.

Das abſcheuliche Feſt tobte oben am Ufer noch immer fort.

9.

Das Ende der Dinge.

Die ſchweren Tritte, welche die Treppe heraufſtolperten, kamen von den Trabanten her, die aus dem Juſtizpalaſte abgeſandt worden waren, um das Ungeheuer des Neslethurmes zu fangen. Sie fanden nichts als den Boden des Gemachs von friſchem Blute gefärbt und ein ſchönes Weib, welches die Eintretenden anſtierte, gleich als könne es nichts von dem Zuſammenhange begreifen.

Keine Ehrfurcht hielt die Trabanten ab, das ſchöne Weib zu feſſeln, obgleich ſie die Königin darin zu erkennen glaubten. Man hatte ihnen geſagt, welche Aehnlichkeit ſie finden würden, daß Alles aber nichts als Höllentrug ſei und die fromme Königin in ihrem Gemache im Louvre unter ſtillen Gebeten bereits längſt eingeſchlummert wäre. Sie gingen bei dem Feſſeln des Weibes anfangs ängſtlich zu Werke, aus Beſorgniß, der böſe Spuk würde ihnen irgend etwas Schlimmes zufügen; wie ſie aber ſahen, daß Hände und Füße wohlgefeſſelt waren und ſich die Gefangene nicht zu rühren vermochte, fingen ſie an, ſie mit Wuth und Hohn zu überſchütten.

„Haben wir Dich endlich, Hexe!“ rief der Eine, „die ſo lange ſchon unſere magern Schmerlen und Forellen mit ſchönen, jungen Burſchen füttert? Wir wollen Dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Du ſollſt nicht ſchwimmen, ſondern gebraten werden.“

„Hei!“ ſagte ein Anderer, indem er ſie beim Kinn ergriff und auf den Rücken klatſchte, „das wird praſſeln! Alles wohlgenährt, weiß und fett! Die Letzte, die verbrannt wurde, die Hexe aus Dänemark, die alte Pereta, flackerte wie ein dürrer Spahn, ſo zäh und mager war ſie, dieſe brennt gewiß wie eine Kerze, vor der ſchwarzen Mutter Gottes von St. Germain-des-Prés."

„Ich ließ ſie an ihren Haaren aufknüpfen — ſeht nur die Haare!" rief ein Dritter, indem er die losgegangenen Flechten, die am Haupte Margaretha's herabhingen, unſanft in die Höhe zerrte. „Wie Seide anzufühlen und doch ſo ſtark!" er riß tüchtig daran.

Die Königin fiel zur Erde.

„Kommt, wir wollen ihre Stärke und unſere Kraft verſuchen!" ſchrien Mehrere wild durcheinander und an den Haaren, den ſchönſten, womit je den Kopf eines Engels die Phantaſie der Maler ausſtattete, ſchleiften ſie die Elende die ſchmale Treppe hinab, daß der zarte Leib bald an dieſer Ecke, bald an jener Eiſenſpitze eine empfindliche Verletzung erhielt, und ließen ſie unten auf dem kieſigen Boden des Ufers, faſt ſchon bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und blutig.

Margaretha aber lag ruhig da, kein Hülferuf, kein Schmerzenslaut trat über ihre Lippen. — Sie hatte die Sprache verloren.

Es war grauer Morgen. Bournonville lag noch auf der Leiche ſeines Sohnes ſtumm ausgeſtreckt. Das Gepolter, das die herabgezerrte Königin auf der Stiege verurſachte, und das laute Sprechen der Kriegsknechte weckte ihn auf.

„Kommt, Herr!" ſprach Gulreddin, „Ihr ſeid hier nicht ſicher, und was Ihr wahrnehmen könntet, wäre eben nicht erfreulich."

Sie riß ihn vom Leichnam in die Höhe und um die Ecke. Er konnte ihrer ungeſtümen Kraft nicht widerſtreben.

Unterdeſſen ward die Königin auf ein Maulthier gebunden, dieſes am Zügel genommen und ſo ſprengten die Reiter der Abtei von Maubuiſſon zu, wohin — nach des Königs Befehlen — die Gefangene gebracht werden ſollte.

Beurnonville kehrte noch einmal zur Leiche ſeines Sohnes zurück, den er ſelbſt dem Tode in die Arme gejagt, dem Tode, der ihn bei der Zuſammenkunft mit der Königin erwartet hatte. Er konnte die fortſprengenden Reiter noch bemerken und das gefeſſelte Weib auf dem Maulthier. Er ſeufzte tief.

„Sie werden ſie tödten!“ rief er düſter vor ſich hin.

Seine verkleidete Begleiterin ergriff ihn beim Arm und zog ihn ſtumm mit ſich fort. —

Der König hatte mit ſeinen Vertrauten geheimen Rath gepflogen. Allen war es klar geworden, daß der Teufel ſichtbar auf Erden wandle und daß es Menſchen gebe, welche ſeinen Verlockungen ein willig Ohr und Auge liehen und auf geheimnißvollen Wegen Gemeinſchaft mit ihm ſuchten. Solche Menſchen ausrotten zum warnenden Beiſpiele, hieß des Teufels Macht brechen und die drohende Gefahr entfernen.

Jeder Menſch, der überwieſen werden konnte, Zauberei, ſchwarze Kunſt, Buhlerei mit böſen Geiſtern getrieben oder Theilnahme an den Höllenſabbathen genommen zu haben, ſollte ſo ſchnell als möglich zum Scheiterhaufen verurtheilt werden. Bei mangelnden Zeugniſſen ſollte die Folter das Geſtändniß erpreſſen. Alles, was in jenem Augenblicke in Paris eines zweideutigen Rufes in dieſer Hinſicht genoß, ſollte gefangen und der Sorbonne, das heißt der Folter und dem Scheiterhaufen, übergeben werden. Denn vom

Verdachte bis zur Verurtheilung war's nur eine kleine Spanne und wer einmal vor den furchtbaren Richtern ſtand, wurde niemals freigeſprochen.

Der König hörte dieſen Verhandlungen mit innerem Beben zu, weil er dabei jener Dinge gedachte, welche ihm der alte Jude im Kerker enthüllt hatte. Er wagte dies aber nicht ſeinen Räthen und Freunden mitzutheilen.

Nach gepflogener Sitzung beſtieg er ein Roß und blos von dem bleichen Savoiſy begleitet, ritt er der Abtei von Maubuiſſon zu. Das Wetter war nebelig, die Straßen einſam und die Reiter, in Mäntel gehüllt, ſprengten unerkannt ihres Weges. In der Abtei angekommen, erkundigte er ſich nach der Gefangenen, die vor einigen Stunden gebracht worden war und nur mit Abſcheu aufgenommen wurde, weil die Trabanten es nicht an fürchterlichen Schilderungen der gräßlichen Hexe hatten fehlen laſſen. Niemand von den Bewohnern des Gebäudes war bei ihr geweſen, einige der Vorwitzigſten hatten es gewagt, an der Thür ihres Gemachs zu horchen, aber kein Geräuſch vernommen.

Der König verlangte zu ihr eingelaſſen zu werden und beſtand ſelbſt darauf, als ihn Alle dringend darum baten, es nicht zu thun. Er glaubte es wagen zu können und ſeine innere Angſt trieb ihn dazu, noch eine Unterredung mit Derjenigen zu haben, die ſo lange für ſeine Gattin galt und die eines jener ſchrecklichen Weſen ſein ſollte, die der Umarmung des Teufels und eines böſen Weibes ihr Entſtehen verdankten. Hierüber hoffte er von ihr ſelbſt Aufklärung zu erhalten, um alsdann die ſtrengſte Buße über ſich zu verhängen, wegen gepflogener Gemeinſchaft mit dem Unholde.

Er war mit den kräftigſten Reliquien verſehen, die er in einem ſeidenen Beutel auf der bloßen Bruſt trug, und glaubte daher geſchützt zu ſein. Savoiſy begleitete ihn bis in das Vorgemach, das zu der Gefangenen führte. Hier bat ihn der König zu verweilen und ſeiner Rückkehr zu harren. Er öffnete ſein Wamms von purpurfarbiger Seide, zog den Beutel aus der Bruſt und gab ihm einen Zahn des heiligen Martin und ein Stückchen Holz von der Krippe.

„Mit dieſen beiden Heiligthümern, Charles!“ ſprach er dabei, „rüſte Dich, um Widerſtand leiſten zu können, wenn allenfalls der unſaubere Geiſt ſich bis hierher verlieren ſollte. Ich bin ſtark genug gewappnet.“

Und ſomit verließ er ſeinen Freund, öffnete leiſe die Thür, nachdem er ſich bekreuzt und die übliche Formel der Teufelsbanner geſprochen hatte, und trat in das Gemach, wo Margaretha lag.

Sie war noch immer in den ſtarken Feſſeln, welche die Trabanten ihr angelegt hatten, und man wußte nicht, ob dieſe ſie verhinderten, ſich zu regen, oder ob ein Starrkrampf ihren Gliedern die Bewegung entzogen hatte.

Das Auge ruhete ermattet auf dem Eintretenden, der Mund war halb offen und man ſah die Zunge ſchwer und unbeweglich zwiſchen den blendenden Zahnreihen liegen, deren Kronen ſichtbar waren. Naſe und Wangen zeigten blutrünſtige Stellen. Der weiße Buſen war entblößt und hob ſich nur unmerklich, die Haare lagen verwirrt und zerzauſt, mit Stroh, Blättern und dem Schmuz und Staub des Weges verunziert, um Buſen und Hals. Füße und Hände waren durch die Feſſel zuſammengezogen. Sie trug noch das zum Theil prächtige Nachtgewand einer Königin, das jedoch hier und da zerriſſen und blutig war.

Lange ſtand Ludwig vor dieſem erbarmungswürdigen

Anblick, ehe er es wagte, ein Wort vorzubringen. Endlich ermannte er ſich und in die Bruſt greifend und das heilige Reliquienſäckchen feſt in die Hand nehmend, fragte er ſie: „Ob ſie ſich bewußt ſei, von wem ſie abſtamme, ob der Teufel ſie beſucht habe und in welcher Geſtalt, und ob ſie unſterblich wäre oder durch einen Tod der Buße ihre gottloſen Verbrechen zu ſühnen vermeine?“

Sie blieb unverändert liegen und blickte nach dem Könige, der nicht müde wurde, ähnliche Fragen zu ſtellen und ſonſtige Verſuche mit ihr zu machen, die ſein frommer Eifer ihm eingab. Endlich zog er ein kleines goldenes Crucifix hervor, deſſen ſich der heilige Ludwig ſelbſt bediente bei ſeinen Uebungen und das er vom Grabe des Erlöſers mitgebracht hatte. Er hielt es ihr nahe vor die Augen — und da verzog ſie die Oberlippe, die Zunge zwiſchen den Zähnen hob ſich ein paar Mal, es war als wenn ſie ſprechen wollte, und er harrte in der bangſten Erwartung. Plötzlich aber ruhete Alles wieder in der frühern Erſtarrung, aber die verzogene Oberlippe, die geblieben war, gab dem Geſichte den Ausdruck des furchtbarſten Hohnes.

Man konnte nun das ſchönſte Weib der Schöpfung nicht mehr anſehen, ohne tief im Innerſten von Schauder ergriffen zu werden.

Der König packte ſeine heiligen Werkzeuge zuſammen und verließ laut ſeufzend das Gemach, um ſich wieder zu dem ſeiner harrenden Savoiſy zu verfügen.

Mit Befremden hörte dieſer, daß der König noch nicht geſonnen ſei, die Abtei zu verlaſſen, und wenn er gleich ſeine Unzufriedenheit damit laut äußerte, ſo mußte er ſich doch darein fügen und ſtieg hinab, um ſich an Speiſe und

Trank zu erlaben, welche der tief bekümmerte Ludwig für ſich zurückwies.

Er blieb allein in dem Gemache ſitzen, in welches der hereinbrechende Abend bereits ſeine tiefern Schatten ſandte. Alles war ruhig — die Gefangene rührte ſich nicht — und nur der fleißige Meiſter Wurm arbeitete in ſeiner unſichtbaren Werkſtatt, hinter dem Wandgetäfel. Gram und Ermüdung hatten die Kräfte des Königs erſchöpft, der überdies die Nacht hindurch wachend zugebracht. Er ſaß, geſtreckt in einem Lehnſtuhle, zur Seite eines gothiſchen Kamins, mit halbgeſchloſſenen Augen da, wie vom Schlaf umfangen und doch nicht ſchlafend, doch nicht träumend. Es fiel noch grade ſo viel Helle durch das hohe Fenſter, alle Gegenſtände zu erkennen, wenngleich die Schatten rings umher ihnen einen geheimnißvollen, ſchauerlichen Charakter verliehen.

Der König hörte deutlich in ſeinem ſonderbaren Zuſtande die Thür knarren, er war ſich bewußt, daß dies Savoiſy ſein könne, und verharrte ruhig und unbeſorgt in ſeiner Lage, ohne ſich ihr gewaltſam entreißen zu wollen.

Aber Savoiſy war es nicht.

Eine Geſtalt im dunkeln Talare, die Kapuze über den Kopf gezogen, ſchritt unhörbar am Könige vorüber, durch das Zimmer, öffnete die gegenüberliegende Thür und verſchwand in dem Zimmer der Gefangenen. Nun hörte der König deutlich ſprechen. Zuerſt eine rauhe Stimme, kurze, abgebrochene, wilde Töne ausſtoßend — dann die Stimme der Königin.

Die Stumme hatte die Sprache wiedererhalten.

Das Geſpräch dauerte nicht lange. Ein lautes Röcheln folgte und auch das war bald vorüber. Der König, in ſeiner Ohnmacht, von Graus erfaßt, wollte beten — aber die Worte fielen ihm nicht ein. Er konnte nichts als die Reliquien mit der vom kalten Schweiße gebadeten Hand auf's Herz preſſen.

Nach einer kleinen Pauſe ging die Thür von innen auf, nicht ſo leiſe wie ſie vorhin geöffnet worden war. Die Geſtalt, welche wieder heraustrat, hatte die Kapuze zurückgeſchlagen und blickte lächelnd den König an. Dieſer erkannte ſie nun, es war Meiſter Jourdan Ferron, der Königin Arzt. Der Beſuch war dem Könige weder räthſelhaft, noch furchtbar, und doch ward es ihm unheimlich zu Muthe, als der Meiſter, am andern Ende des Zimmers, bevor er es verließ, noch einmal den Kopf nach dem Könige drehte und dieſer das bleiche Geſicht, die geſpenſtiſchen Augen und die rothen ſtruppigen Haare ſah, die das Haupt wie Flammen umgaben. Der Meiſter bewegte die Lippen, als ſpräche er, der König verſtand ihn aber eben ſo wenig, als wenn er taub geweſen wäre. Nun ſchien es ihm, als käme der Kopf ihm näher und immer näher und die Lippen bewegten ſich dicht vor ſeinem Ohre. Aber der König verſtand dennoch nichts. Er glaubte die Heiligthümer auf ſeinem Herzen ſchloſſen ſein Gehör vor dieſen Reden zu. So blieb er ruhig in ſeinem Seſſel, bis es immer dunkler um ihn ward und die Sinne ihm völlig vergingen.

Es war heller Tag, als ein lautes Geräuſch ihn erweckte. Savoiſy trat ein, der unten beim Becher eingeſchlummert war und nun erſchien, dem Könige einen guten Morgen zu wünſchen und ſich zu entſchuldigen, daß er ihn allein gelaſſen hatte.

Ludwig erhob ſich geſtärkt und munter. Er ſah nur etwas bleicher aus als gewöhnlich, was aber bei ſeiner ohnedies gelben Geſichtsfarbe nicht ſehr auffallend war.

Auf Savoiſy's Frage erklärte er, nach Paris zurückkehren zu wollen, um dort zu erwägen, was mit der Zauberin Margaretha, wie er ſie nun nannte, vorzunehmen ſei. Er horchte an der Thür — es war Alles noch ſo ruhig wie geſtern. Da fiel ihm die nächtliche Erſcheinung des Arztes ein und wie er den ſtummen Mund der Gefeſſelten ſich zur Rede wieder belebend vernommen hatte. Er wollte ſich hiervon überzeugen und trat mit Savoiſy in der Königin Gemach.

Sie lag zwar ſtumm da wie geſtern, aber ihr Buſen hob ſich nicht mehr und aus den ſchwarzen Lippen hing die geſchwollene Zunge weit hervor. Sie war erwürgt. An ihrem Halſe waren die blutunterlaufenen Spuren bemerkbar.

Den vom Zauberglauben genährten Zeitgenoſſen bot ihr räthſelhafter Tod nichts Räthſelhaftes. Spätere Chronikenſchreiber melden, daß Margaretha von Burgund auf Befehl ihres Gemahls in der Abtei von Maubuiſſon, nach Andern im Chateaugaillard, des Ehebruchs überwieſen, erdroſſelt worden ſei.

Dieſe Vorfälle wurden, ſo entſetzlich ſie ſich auch dem Beobachter darſtellten, nur wenig Eindruck auf die Pariſer gemacht haben. Ein Volk, das geſtern ein Feſt der Subdiakonen feierte, konnte heute nicht ergriffen werden, weder von den ſichtbaren Wegen des Teufels auf Erden, noch von den Strafen des Himmels, die ſich auf ſo furchtbare Weiſe verkündigten. Aber die weltlichen Gerichte übernahmen es, den Sinn der Menſchen auf dieſe Gegenſtände von ſo hohem Ernſte hinzulenken. Sie bewaffneten ſich mit den fürchterlichſten Strafen und rieſen Angeberei und Verrath zu Hülfe, ſich zahlreiche Opfer zu verſchaffen. Da ſchwand die Heiterkeit plötzlich von der Erde, das freche Lachen, der boshafte Spott, der Uebermuth und die Wolluſt verſtummten und bleiche Geſichter, hohle Augen, bebende Lippen verkündeten Angſt und Schrecken. Wie ein grauſes Ungethüm ſchwebte der Aberglaube über Paris und verdeckte mit ſeinen ſchwarzen Flügeln die Sonne, Alles verſengend mit ſeinem Hauche und die Menſchen konnten unter der Geißel nicht athmen. Jetzt erſt, da man ihn zu vertreiben hoffte, wuchs des Teufels Macht und die ganze Erde ſchien eine Hölle geworden zu ſein.

Ueberall wurde den Hexen und Zauberern nachgeſpürt und mit Bereitwilligkeit wurden den Gerichten dieſe Weſen ausgeliefert. Einige Haare am Kinne eines alten Mütterchens, das ſeltſame Ausſehen eines alten Juden und ähnliche ganz zufällige Beſchaffenheiten des Aeußern waren hinlänglich, den Verdacht zu erregen. Waren dann noch Zeugen vorhanden, die dies oder das Räthſelhafte wollten bemerkt haben, was auf den Teufelsſabbath oder Umgang mit den Höllengeiſtern Bezug hatte, ſo wurde den Unglücklichen die Folter zuerkannt, deren unerträgliche Schmerzen Geſtändniſſe hervorlockten, worauf denn der Scheiterhaufen die armen Zauberer zu Aſche verbrannte, wie jeden andern Menſchen, der nicht zu zaubern im Stande war.

Bald nach dem ſchrecklichen Ende der Königin, als Ludwig in tiefer Zerknirſchung, betend und ſeine Reliquien ans Herz drückend, nach Paris zurückgekehrt war, wurden auf dem Strande der Seine, „la grève“ genannt, wo Jahrhunderte hindurch, bis auf unſere Zeiten, ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen wurde, in grauer Tagesfrühe zwei Scheiterhaufen errichtet. Es waren Zimmerleute dabei beſchäftigt, deren gewöhnlicher Tagelohn in einem Sous beſtand, die aber für dieſe Arbeit 1 Sous 6 Deniers erhielten, weil ſie die Nacht hindurch mit großem Fleiß daran gearbeitet hatten. Der erſte Sonnenſtrahl beſchien das fertige Werk, das eben in ſeinem äußern Anblicke keine beſondere Zierlichkeit verrieth, jedoch feſt und regelmäßig errichtet ſein mußte, um der Flamme den gehörigen Luftzug zu gewähren und nicht eher zuſammenzuſtürzen, bis die Opfer gänzlich in Aſche verwandelt waren. Mit der ſteigenden Sonne vergrößerte ſich der Haufe neugieriger und wuthentbrannter Zuſchauer, und Verwünſchungen wechſelten mit Erklärungen, dieſe mit tobendem Geſchrei der Erwartung, und ſo verging dem Volke die Zeit, bis der Zug aus den Verhörſälen der Sorbonne ſich in Bewegung ſetzte, um ſich mit Feierlichkeit nach dem Richtplatze zu begeben.

„Die Hexe, die verbrannt wird, iſt eine leibliche Tochter Satans und der Königin, die ihrölliſcher Buhle während der letzten Umarmung erwürgt hat,“ ſagte ein alter Bürger.

„Und der alte Jude, der jenen Scheiterhaufen beſteigen wird, iſt ihr Erzieher, der ſie mit dem Blute von kleinen Kindern groß gezogen hat —“ ſprach ein altes Weib.

„Ja, ja, darum verſchwanden vor kurzem ſo viele Kinder. Nachbars Pierre-Louis und mein Neffe Claude-Margot —“ bemerkte der Erſte.

„Ihr habt ja die Hexe geſehen, Gevatterin, erzählt doch!“ rief das alte Weib einer Jüngern zu.

„Hätt's theuer genug bezahlen müſſen,“ erwiderte dieſe. „Grade als ich an ihr vorüberging, ſpuckt der Kobold aus und, wie ich darüber wegſchreite, fühl ich mich unwohl. Mein ſchwarzer Hund, der hinter mir herläuft, hat's aufgeleckt und ſtreckt ſogleich alle Viere von ſich.“

„Es iſt fürchterlich!“ ſprach die Erſte.

„Ich hatte den Lärm des Sabbaths immer aus der erſten Hand, da mein Haus, wie Ihr wißt, an der Ecke der Rue-du-foin-St. Jaques gelegen iſt, nicht hundert Schritte vom Thermenpalaſte. Ich und meine Kinder kreuzten uns dann ſtets und beteten die ganze Nacht; da hatte der Satan keine Macht über uns.“

„Ihr hattet recht, Pampelüche-la-Chataigne, Euch zu fürchten,“ ſprach lachend ein junger Ribaud, der Wache hielt, „denn der Teufel pflegt es gewöhnlich auf alte Weiber Eures Schlages abgeſehen zu haben und ſie zu ſeinem Sabbathfeſte durch die Luft zu entführen.“

„Ei, der Gelbſchnabel! Seh' ich aus wie eine Hexe?“ rief das Weib, und indem ſie ſchnell ihren Holzſchuh vom Fuße zog und tüchtig auf des jungen Kerls Schultern ſchlug, ſagte ſie: „da er von Weibern meines Schlages ſpricht, ſo iſt es billig, daß er meinen Schlag auch kennen lerne!“

Dieſes plumpe Wortſpiel, das im Franzöſiſchen ſich um étoffe drehte, bezog ſie auf die Sohle ihres Schuhes, und man muß bekennen, daß es eben ſo hölzern war; deſſenungeachtet erregte es ein weitverhallendes Gelächter.

Jetzt bewegte ſich aus der Ferne der Zug der Richter und der beiden Verurtheilten heran und das wildeſte Geſchrei wurde laut, ſo wie der Haufe dieſer beiden Unglücklichen anſichtig wurde.

Bleich und abgehärmt ſchritten ſie nebeneinander, die Augen geblendet vom Sonnenſchein, den die ſo lange Eingekerkerten nicht zu ertragen vermochten, der doch ſo freundlich ſie beſchien und von dem ſie nun für immer Abſchied nehmen mußten. Sie waren, wie es damals bei

Hinrichtungen gebräuchlich war, im Hemde, der größte Theil ihres Körpers nackt, die Hände mit Stricken kreuzweis übereinander gebunden.

Ein alter Mann war es, mit glattgeſchorenem Kopfe, an deſſen Ohren zwei lange Haarbüſchel ſich befanden, die im Morgenwinde flatterten und ſich mit dem zerzauſten weißen Barte vermiſchten. Seine Lippen murmelten das Gebet eines alten jüdiſchen Märtyrers. Es war Manaſſes von Vierzon.

Das Mädchen, noch im tiefen Elende ſo ſchön, mit den Schultern von Elfenbein, von denen das grobe, härene Hemde des Gerichtes herabgeglitten war und zugleich den üppigen Buſen ſehen ließ, dürfen wir unſern Leſern nicht erſt nennen. Eine leichte Röthe der Scham überflog ihre Züge und ſie ſuchte mit dem Munde das Ende des Hemdes zu erſchnappen, weil es ſo verrätheriſch Alles zu enthüllen drohte und ihre Händchen gebunden waren.

Wie die Menge das Unglück dieſer Menſchen in der Nähe erblickte, da ſtieß ſie wol Verwünſchungen aus, Verwünſchungen, welche die Angſt ihr erpreßte, aber Aller Hände ruheten, die ſchon erhobenen Arme ſanken zurück und ließen die Steine zur Erde fallen, die Roheſten ſelbſt wollten zu ſolchem Schmerze nichts mehr hinzufügen.

Der jüdiſche Greis ließ ſich, gleichſam ganz gefühllos, auf den Holzſtoß leiten. Er, deſſen Angſt ſonſt wol, bei dem bloßen Gedanken an körperlichen Schmerz, ſich in Mienen und Tönen kundgab, nahete ſich jetzt dem Gipfel alles Schmerzes mit Gleichmuth. Er, der ſonſt erbebte, wenn es ihm einfiel, daß ſein kleines Haus im Val-de-Rivière, mit den Pfändern, für die er gutſtehen mußte, und ſeiner kleinen Habe unbewacht ſei, war jetzt ſo ruhig, da er ſich auf ewig davon trennte und Alles in fremden

Händen, in den Händen der Gojim und Nazarener ſah. Er hatte jedoch ſeinen Blick gewendet von den Eitelkeiten der Welt, das Gefühl, als Märtyrer zu ſterben, erhob ihn hoch über jeden Schmerz, ſeine Ueberzeugung ſtand feſt, daß er einſt nicht würde nöthig haben, am großen Auferſtehungstage ſich mit den Millionen Leichen der Gläubigen nach der heiligen Erde des gelobten Landes zu wälzen, wie es die heiligen Bücher verkünden, ſondern daß aus den Flammen ſein Geiſt eingehe zur ewigen Freude, daß in dem Augenblicke, wo der Qualm des Scheiterhaufens ihm den letzten Athemzug auspreßt, auf dieſem ſeine Seele ſich hinaufſchwingen werde in die Regionen der Elohim.

Das Mädchen zeigte nicht dieſe Hoffnung.

Ach — ihr jugendliches Herz empfand noch Freude und Scham, Todesqual und Hoffnung. Sie gedachte noch des Jünglings, nach deſſen Beſitz ihr kurzes Leben gerichtet geweſen war, in deſſen Armen ſie eine ſelige Nacht geträumt hatte, und des Morgens, wo ſie zum ſchrecklichſten Bewußtſein erwachte, dem der Flammentod ein Ende machen ſollte. Er — Geliebter — Gatte — Bruder — ſie erbebte, ihn mit einem dieſer Namen zu benennen, und doch mußte ſie an ihn denken. Sie fürchtete ſich, ſeinem Blicke je wieder zu begegnen, und hoffte doch, daß er unter der Menge ſein würde, ſie dem Tode zu entreißen. Dann ergriff ſie der Gedanke, daß ſie ſobald ſchon in Flammen ſterben müſſe; ſie war nur noch zwei Schritte von dem gräßlichen Holzſtoß, ſie zögerte mit dieſen Schritten, als könne ſie ſich ein längeres Leben, ein Leben der Wonne dadurch erkaufen, aber inmitten dieſer leeren Hoffnungen fühlte ſie ſich von einem ſtarken Arm erfaßt und hinauf gehoben, es war der Arm des Henkers.

Nun praſſelte das fühlloſe Element gar luſtig bei ſolchem Elende empor. Manaſſes war bald durch einen dicken Dampf den Blicken entzogen. Sein Gebet wurde laut und tönte ſtark zum Himmel und es währte lange, bis es erſtickte. Des Mädchens Scheiterhaufen brannte ſtark, vom Luftzuge begünſtigt. Ihr Kopf hob ſich hoch empor, ihre großen Augen wühlten in der Menge, ſie ſchien Jemand zu ſuchen — zu erwarten — er könne nicht ausbleiben, ſchienen ihre Blicke zu ſagen. Aber er war bereits gefeſſelt tief unten im Flußbette, wo ſein ermordeter Leichnam ruhete.

Endlich ſank ihr Kinn zur Bruſt herab — ſchwarzer Rauch umhüllte den ſchönen Kopf — die Flamme war tückiſch und unbemerkt an ihrem Rücken emporgewirbelt und nun ſtand der Pfahl, an dem ſie gebunden, ganz brennend, furchtbar drohend über ihr; aber ſie fühlte nichts mehr — die feſſelnden Stricke fielen abgeſengt nieder und das Mädchen ſtürzte hinab in den glühenden Pfuhl.

Keine weiße Taube ſchwang ſich empor in die Lüfte und das Volk ſah ſtumm und ergriffen, doch beruhigt, von der fürchterlichen Zaubergeißel befreit zu ſein, in die glimmenden Kohlen, aus denen der zuſtrömende Zugwind Rauchſtöße emportrieb, die ſich in leichten, doch ſchwarzen Wolkenſchichten über der Gegend gelagert hatten.

10.

Doctor Johannes Buridanus.

Weit weg von Paris, den Verfolgungen zu entkommen, hatte die treue Gulreddin, in der Kleidung des Sarazenen Muzaf, ihren Herrn und Gebieter, den Grafen Lyonnet von Bournonville, begleitet. Die Reiſe ging mit Windesſchnelle, denn ſtets hatte die ſorgliche Dienerin friſche Pferde bei der Hand, wenn die alten ermattet zu ſtürzen drohten. Mehre Tage waren ſo verſtrichen in Wäldern und unbewohnten Gegenden, weil die Stätten der Menſchen Gefahr droheten.

Es war eine finſtere Nacht, als ſie einen breiten, ſchnell dahinſtrömenden Fluß erreichten. Sein Bett war von ſchönen Bergen eingefaßt, von Burgen gekrönt, aus den Schluchten und von den Inſeln ſtreckten unſcheinbare Kirchlein, von frommem Ausſehen, ihre Thürme empor und außer dem brauſenden Waſſer ſchien Alles vom Frieden der heiligen Nacht umhüllt.

Die Reiſenden machten Halt, um einen Fährmann zu erwarten.

„Du mußt dies Land verlaſſen,“ ſprach Gulreddin, „und ich bin deshalb in Sorgen. Was wirſt Du beginnen in der Fremde? Auch dort können Dich die Richter ereilen. Willſt Du mich zum fernern Begleiter annehmen?“

Bournonville betrachtete das halbwilde Weib, das ihm ſo viel Treue und Liebe bewieſen, deſſen kräftiger Schutz ihm bereits wunderbar vorgekommen war, mit großer Aufmerkſamkeit.

Es regten ſich in ihm einige dunkle Zweifel, ſeine unerſättliche Gier nach Macht und Reichthum trug aber über jede Bedenklichkeit den Sieg davon.

„Ich will Dir folgen, wohin Du mich führſt, und Dein ſein und bleiben —“ rief er und ſchlug in die dargereichte Linke des fleckigen Rieſenweibes.

Ein Fährmann vom jenſeitigen Ufer hatte angelegt. Es war der Rhein, uber den ſie ſchifften.

Trotz aller Nachforſchungen gelang es der Sorbonne nicht, des Arztes Jourdan Ferron habhaft zu werden.

Sein Haus blieb verödet und geflohen, in dem Zuſtande, mit den ſeltſamen Bildern, wie es war, da es der Meiſter noch bewohnt hatte. Sein Inneres wurde jedoch nie wieder betreten.

Man will faſt um dieſelbe Zeit einen fremden Fürſten bemerkt haben, der abwechſelnd in einigen Städten der Lombardei, die längſte Zeit in Mailand reſidirt haben ſoll, der den Namen „Principe di Mammone“ geführt. Augenzeugen berichten, daß es Niemand anders als unſer Graf Beurnonville war, in deſſen Gefolge ſich der Arzt und ein rieſenhafter Diener von abſchreckendem Ausſehen befand. Gleichzeitige Schriftſteller erwähnen mit Entſetzen, daß die Entartung der Menſchen ſehr angewachſen ſein müſſe, indem es dem Satan erlaubt ſei, in einer chriſtlichen Stadt vor aller Welt Augen mit üppigem Hofhalt zu wohnen. Denn der allgemein bekannte „Principe di Mammone“ in Mailand ſei niemand Anderes, als der leibhaftige Teufel, in ſeiner blendendſten Geſtalt, in Buhlerei, Schlemmerei und Wolluſt ſich wiegend und ſeine Opfer fahend.

Später verſchwand dieſe Erſcheinung ebenſo plötzlich, als ſie aufgetaucht. Dann will man einen gelehrten Doctor aus Burgund, des Namens Johannes Buridanus, in Wien gekannt haben, von dem — ſo melden unverbürgte Sagen — die dortige Univerſität begründet wurde.

Dem Arzte Jourdan Ferron wollen fromme Pilger im Morgenlande als Derwiſch begegnet ſein.

Ludwig der Zehnte ſtarb im folgenden Jahre nach dieſen Begebenheiten. Seine Brüder Philipp und Karl kamen hierauf nach einander zur Regierung und folgten ihrem Bruder ins Grab, ehe zehn Jahre verfloſſen.

Ueber Paris brach ſogleich nach Margaretha's Tode eine Hungersnoth aus. Dann kam der ſogenannte „ſchwarze Tod,“ der ganz Europa verheerte.

Der Glaube an Zauberei wuchs immer rieſiger heran und die Hexenprozeſſe mit ihrem ſchrecklichen Gefolge mäheten nach, wo die Peſt die entartete Menſchheit verſchont hatte.

Dieſe Greuel erſtreckten ſich durch Jahrhunderte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Elfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Inhalt.

Seite
Aufzeichnungen aus München 1
Standpunkt 3
Ueberblick 9
Die Bürger 16
Bier 37
Geschlossene Gesellschaften 43
Protzen 59
Die Schranne 64
Thal- und Sendlingergasse 71
Der Fasching 83
Fasten und stille Woche 92
Der Bockkeller 98
Fronleichnam 106
Der Herzog von Leuchtenberg 114
Die Residenz des Königs 120
Stiglmayer 133
Der Eremit von Gauting 139
Junge Griechen 145
Alte Erinnerungen 150
Neue Kunst 160
Der Brillenschleifer 191
Kneipen 201
Das Octoberfest und die griechische Botschaft 211
Bei den Franziskanern 232
Graue Brüder und graue Schwestern 243
Von kleinen Ausflügen 245
Briefe und Blätter aus Italien 327
Verona 329
Venedig 338
Rom 365

Aufzeichnungen aus München.

1833.

Standpunkt.

Es gibt verſchiedene Standpunkte, die Dinge zu betrachten. Ein und daſſelbe kann groß und unbedeutend, lang oder kurz, freundlich oder düſter erſcheinen. In der Zeit, als ich dieſe Bemerkungen niederſchrieb, hatte kein Fremder ein anderes Urtheil über München gefällt, als ein mündliches; was gedruckt erſchien, rührte von Einheimiſchen her, und es iſt unnöthig ihren Standpunkt zu beleuchten. Ich will den meinigen angeben.

Es iſt der der vollkommenſten Unabhängigkeit; mein freier Blick überſchaute viele große und kleine Städte, jahrelang übte ich mich darin, das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche einer jeden aufzufinden und treu zu ſchildern.

In jüngſter Zeit hat man hin und wieder gegen die ſogenannten Reiſememoiren geeifert und findet es anmaßend, daß Reiſende, nach einem ſehr kurzen Aufenthalte, zwiſchen Zerſtreuungen aller Art, die Linien hinzuzeichnen ſich getrauen, die ein lebendiges Charaktergemälde einer Stadt oder eines Landes abgeben ſollen. Dieſe Rüge wäre nicht immer grundlos, zu oft aber wird ſie durch gekränkte Eigenliebe veranlaßt. Ein ganz alltäglicher Reiſender, ein Menſch, der zum erſten Mal die Heimat verläßt, der, in Gewohnheiten gewiegt, ſich in nichts recht zu finden weiß, fliegt mit dem Eilwagen durch ein Land, bleibt einige Tage in einer Stadt, die kaum dazu hinreichen die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, und läßt ſeine Bemerkungen drucken. Natürlich iſt es, daß die Beſſerunterrichteten darüber lachen, eben ſo natürlich aber auch, daß di Nichtunterrichteten betrogen werden. Dies gibt den Einheimiſchen nun willkommene Waffen in die Hände, die ganz Reiſeliteratur zu bekriegen. Wenn man ſie hört, ſo ſollt blos Einer aus ihrer Mitte im Stande ſein, die Sache au dem rechten Geſichtspunkte zu ſchildern. Es wäre zu denken, daß eine ſolche Schilderung wol auch intereſſant werden könnte, wenn der Verfaſſer ſich einen freien Geſichtskreis zu ſchaffen im Stande wäre und keine Rückſichte obwalten ließe. Wir beſitzen einige ſchätzbare Werke dieſ Art, die für Kundige, durch das echt nationelle Colorit, no beſondere Reize erhalten. Dies ſind aber große Seltenh ten. Gewöhnlich empfangen wir von ſogenannten „vate ländiſchen Schriftſtellern,“ die über ihre eigenen Angelege heiten ſchreiben, keine Werke in der Art von Bulwe „England und die Engländer.“

Ich war zwei Mal in München, während der letz Regierungsjahre des vorigen Königs und nach dem erſ Jahrzehend der Regierung des jetzigen. Ich ſah zwei m würdige Epochen, die der vollkommenſten Ruhe, den Na glanz einer großen ruhmvollen Periode, einen guten mil Regenten, vom Glücke getragen ein langes Leben hindu wie ein guter Familienvater ſein Haus beſtellend, ſ Töchter verheirathend und von Feſten und heitern Freu umſchwebt, nach einem Balle ermüdet eingeſchlafen, ſ Tage beſchließen. Ich ſah Eugen von Leuchtenberg ſterb die Herzogin mit ihren Kindern zu Fuße nach der Her ſpitalkirche wallfahrten; für die Armen die Pfänder

Leihhauſe auslöſen; dann den Leichenzug, vom Fürſten Wrede angeführt, der den Sohn Napoleon's zur Gruft geleitete. Ich ſah die Kapſel mit der Aufſchrift: „das beſte Herz," nach Altenötting abführen; ſah des Königs Vögel, ſeine Kleider, Stöcke und Hüte verkaufen und des Königs Degen vom Kaffeewirth Findel erſtehen und dem ſtädtiſchen Zeughauſe ſchenken. Ich las Platen's Ode auf die Thronbeſteigung Ludwig's des Erſten und ſah die erſte Ausgabe der Gedichte des neuen Königs. Ich habe, wie man ſieht, in München Manches erlebt und weiß es zu würdigen. Drei Jahre umfaßte dieſer erſte Aufenthalt in München. — Nach acht Jahren kehrte ich zurück. Die Glyptothek und die Iſarbrücke ſtanden fertig und die andern Bauwerke waren im Entſtehen. Ich ſah mehre neue Grundſteine legen, malende Maler, Zimmerleute auf ſchwindelhohen Gerüſten; einige davon herabfallen. Ich ſah des Königs feierlichen Empfang bei ſeiner Rückkehr aus Italien, kurz nach dem Hambacher Feſte. Ich ſah Verhaftungen und Verurtheilungen; Volkhart im zweifarbigen Zuchthaushabit und ſeinen Defenſor mit der Narbe in der Unterkinnlade, von dem verfehlten Verſuche, ſich das Leben zu nehmen. Ich ſah die griechiſchen Deputirten auf der Thereſienwieſe, die Abreiſe des Königs Otto, das Bankett bei der Vermählung der Erbgroßherzogin von Darmſtadt, wohnte einer Sitzung des Caſſationshofes und einer der Abgeordneten für 1831 bei. Dieſer zweite Beſuch beſchränkte ſich nur auf zwei Jahre. Ich habe aus allen dieſen Vorgängen viel gelernt, wenn ich gleich nicht daraus Bilder zu dieſem Panorama ſchöpfte.

Jetzt habe ich München wieder verlaſſen. — Um ein Panorama zu entwerfen, muß man eine bedeutende Höhe beſteigen, wo ſich die Gegenſtände im weiten Rundblicke maleriſch und intereſſant dem Auge darſtellen. Für München wird von Kennern der St. Petersthurm vorgeſchlagen Von dort ſieht man die Häuſer, Thürme, Straßen, di Gärten, Auen, die Iſarufer, den Fluß, die Höhen und di fernen Berge; es iſt ein reizender Anblick. Auch Menſche ſieht man, aber ſie ſind klein und unkenntlich; das Bil bleibt ſtumm und, was auch der Morgen oder Abend dari wechſelnd beleuchten mag, im Weſentlichen immer unverändert. Solch ein Panorama aufzunehmen iſt Vorwurf de Farbenmalers. Der Maler mit Worten muß eine ander Höhe, als die des Petersthurmes ſich zum Ziele wählen von wo er ſein lebendes, ſprechendes Rundbild entwerfe will. In München ſelbſt wird ſchwerlich der rechte Punk für ihn zu finden ſein.

Voll von den Bildern des Münchener Treibens, beſeel von dem Wunſche, es treu zu ſchildern, verließ ich Münche und wandte mich der herrlich großen Alpenwelt zu, die nac Süden hin ſich ſo lockend vor uns ausbreitet. Hier im Schooſe der reinen Natur, abgeſchieden von der Welt, au einem einſamen Felſenſchloſſe, aus deſſen Fenſtern ich da köſtliche Etſchthal ganz beherrſche, ſuchte ich meine Phantaſie auf München zurückzulenken und wunderbarlich kla geſtaltete ſich Alles vor meinen Blicken.

Man werfe mir, ſelbſt da wo ich tadle, nicht Abneigung für das Eine, nicht Vorliebe für das Andere vor. Alles was mich abſtieß und anzog, iſt gleichweit entfernt von mi und übt nicht mehr den verführeriſchen Reiz; mein Gemüt iſt frei von jedem beſtechenden Eindrucke, und enger Freundſchaftsbande, ſo wie leicht geſchlungene Bekanntſchaften, feindſelige Begegnung und unangenehme Erfahrungen Alles ſieht ſich in dem Spiegel der Erinnerung anders an als wenn man noch in ſteter Berührung begriffen Luſt und Freude, Verdruß und Kummer koſtet.

Das Erſtere gebiert enthuſiaſtiſche Schilderungen, das Letztere gallichte, krankhafte Ergüſſe. Beides wird hier nicht angetroffen werden, Beides gibt in jedem Betracht Unwahres. Meine Zuneigung begeiſterte mich wol nicht ſo überſchwenglich, wie es vielleicht Mancher gewünſcht; aber meine Abneigung verleitete mich auch nicht zu Ungerechtigkeiten.

Als das Anziehendſte erſchien mir ſtets in München das Volksthümliche, das ſich in größerer Reinheit bis jetzt dort erhalten hat, als in irgend einer andern der bedeutendern Städte Deutſchlands. Alle Beſtrebungen gehen aber darauf hin, es nach und nach zu verdrängen. Mein zweiter Beſuch, nach zehnjährigem Zwiſchenraum, zeigte mir dieſes nur zu deutlich. Nichts, was München aufgedrungen werden könnte, wird ihm in den Augen ſinniger Fremden jene verlorenen Reize erſetzen können; denn das Beſtreben, München in anderer Hinſicht mit großen Hauptſtädten wetteifern zu laſſen, dürfte lange fruchtlos bleiben.

Der Fremde, der München ſchon beſuchte, wird ſich in meiner Schilderung leicht zurechtfinden, der es noch nicht kennt, wird manchen Aufſchluß darin erhalten, den ihm kein Wegweiſer, kein Fremdenführer gibt. Sie wird ihm den rechten Geſichtspunkt angeben, Münchens Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, von denen viele allerdings auch für Leute ſehenswerth ſind, die nicht blos die Welt durchziehen, um auf Sehenswürdigkeiten Jagd zu machen; eben ſo auch Solchen eine nicht unangenehme Begleitung ſein, die beim Anblick bunter Farben und goldener Verzierungen, die allerdings nicht ohne Geſchmack angebracht ſind, nicht gleich wie kleine Kinder in die Hände klatſchen und raſend vor

Freude werden. Daß dem Beamten, der viele Jahre in einem baieriſchen Landſtädtchen ſaß, dem Studenten, der nie eine größere Stadt geſehen, die Herrlichkeiten Münchens anders erſcheinen müſſen, als viele hier geſchildert ſind, liegt klar am Tage.

Ich wünſchte alle meine Leſer auf meinen Standpunkt hinzaubern zu können, von dem ſich jetzt Münchens Panorama meinen Blicken aufrollt. Ein anderer Maler iſt dies jedoch eben ſo wenig im Stande. Er begnügt ſich zu ſagen, daß ſein Bild von dem oder jenem Thurme aufgenommen wurde. Der Beſchauer ſieht aber nur auf einem ordinären Brettergerüſte, unter einem zeltähnlichen Dache, und muß ſich nun denken, er ſtünde auf dem Thurm, von dem er ſelbſt gar nichts einmal ſieht.

Ich ſitze aber auf dem alten, ſtattlichen, weißen Thurme, dem Ultenthale gegenüber, der auf dem „lebendigen Felſen“ erbaut iſt, von Hunderten der edelſten Kaſtanienbäume beſchattet. Tief unten ranken ſich Reben zu reichen Lauben, bis an die Ufer der Etſch, die durch den blühendſten Garten ihre Woge rollt. Und über mir wölbt ſich der bewaldete Berg, von dem der Waſſerfall ſtürzt, in den der Mond ſeine hellſten Strahlen wirft. Ich trinke die reine Luft der Höhe und über meine Umgebung hinweg ſchweift mein Blick; die Ferne öffnet ſich ihm: ich ſehe München.

Ueberblick.

In einer, auf den erſten Blick, kahlen Gegend, in geradlinichter Ausdehnung, ohne Thore, Wälle oder Mauern, die nur noch an dem ſüdweſtlichen Ende unvollkommen angetroffen werden, mit Straßen, die auf ein Fortbauen ins Unendliche angelegt zu ſein ſcheinen, liegt die alte Hauptſtadt Baierns und ſtreckt als Wahrzeichen die dicken Zwillingsthürme zu U. L. F. weit hinaus, ſo daß der Reiſende ſie erblickt, wenn am Horizonte noch kein anderes Gebäude der Stadt ſichtbar wird.

Die weite Ebene, durch nichts begrenzt als den fernen, bläulichten Saum der Alpenkette gegen Süden, nach Norden ſich in die langweiligſte Unendlichkeit erſtreckend, macht einen um ſo trübern Eindruck, je lieblicher oder maleriſcher die Gegenden waren, die man eben verlaſſen hat, um hieher zu reiſen. Nähert man ſich München von Salzburg, welche Erinnerungen bringt man mit aus dem romantiſchen Rigen und den zerriſſenen Felſenrieſen des Watsmann; kommt man vom Rheine, aus Schwaben, von Regensburg, welch' lieblichen Höhen wanderte man da vorbei, welch' freundliche Flüße überſchritt man? Iſt es endlich die Schweiz oder Tirol, durch die der Reiſende ſeinen Weg genommen, was wäre im Stande die Reize jener Natur aufzuwägen! — Durch weitläufige Vorſtädte, an palaſtähnlichen Gebäuden vorüber, die wie vom Zufall in bunter Unordnung hingeworfen zu ſein ſcheinen, fliegt man vorbei und man iſt bald im Mittelpunkte der Stadt, ohne es zu wiſſen.

Hier gewinnt nun Alles ein anderes Anſehen. Vor dem Thore ſah man einen griechiſchen Tempel, deſſen Marmorfaçade ſich aus dem Grün duftiger Akazien erhob, einen fenſterreichen Palaſt im byzantiniſchen Geſchmack, eine Villa im reinſten Style der Antike — hier iſt man mit einem Male ins Mittelalter verſetzt. Jedoch nicht in eine mittelalterliche Stadt, die überall Spuren der Macht und des Reichthums ihrer frühern Bewohner zur Schau trägt. Nicht ſind es die kaſtellartigen, umthürmten Steinmaſſen Nürnbergs, nicht die wunderſeltſamen Bauwerke der oberitalieniſchen Städte, nicht Burgen und Klöſter, wie ſie manche andere Stadt uns aufbewahrt hat. Die alten Häuſer ſind nach dem Bedürfniſſe moderniſirt, ſo gut als es gehen wollte, und um ihnen jede Spur einer finſtern Zeit zu rauben, mit hellen und freundlichen Farben angeſtrichen worden. Der hieraus entſpringende Gegenſatz fällt am meiſten auf und gibt München das fremdartigſte Anſehen.

Die Altſtadt iſt volkreich, dies zeigt ſich auf den erſten Blick. Man ſieht Leute aus allen Ständen vorübergehen, und in jenen Straßen, die zur königlichen Reſidenz und zum Theater führen, ſind auch glänzende Equipagen nichts Seltenes. Dazwiſchen aber wandern, gemeſſenen Schrittes, vollſtändig armirt, paarweiſe die Gendarmen, nach allen Richtungen hin, und es kann nicht geleugnet werden, daß dieſe zahlreiche, heilige Hermandad auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck macht.

Die Iſar prangt nicht mit ſtolzen Maſten und Wimrein; unbemerkt, zwiſchen grünenden Hügeln und duftenden Gebüſchen verſteckt, ſtürzt ſie über ihr kieſiges Bett von den Schneegebirgen Tirols herab und rauſcht an München vorüber den Schweſterarmen der Donau zu. Ihre Uferhöhen, die vielen Wehre, die ungeduldige Schnelligkeit, die grüne Farbe, der friſche Gebirgshauch endlich, den ſie mit ſich führt, Alles dies gibt ihr einen nicht zu beſchreibenden Grad von Anmuth und dieſe muntere Gebirgsbewohnerin mit ihrer angebornen, natürlichen Kokketterie verleiht der nächſten Umgebung der Stadt Leben und Reiz, die noch überdies ſich des Schattens duftiger Laubwälder zu erfreuen hat.

Mögen meilenweite, Seeſchiffe tragende Ströme die Pracht und Majeſtät großer Städte erhöhen; mögen Einige ihre ſeichten, vom Sande getrübten Flüſſe mit Gondeln bevölkern — ein ſo eilig dahinſtürzendes, traulich koſendes, an jedem im Wege liegenden Kieſel ſchäkernd brauſendes Gebirgsflüßchen, wie die muntere Iſar, gewährt ganz eigene Luſt.

Wir ſtehen auf ihrer Brücke und blicken nach dem zackigen, blauen Felſen, denen ſie entſtrömt; wir werfen unſern Blick auf die friedlichen, frommen Dorfſchaften der Ufer, mit ihren weißen, einförmigen Thürmchen, womit ein jedes prangt, und ſehen es nur ungern, daß die prachtvollen Baumgruppen des engliſchen Gartens ihren Lauf unſern Augen entziehen.

Man ſöhnt ſich bald mit Münchens etwas verrufener Gegend aus, die zwar nicht auf den erſten Blick maleriſch erſcheint, doch ſtille Reize im Waldesgrün und am kieſigen Flußbette birgt. Die Stadt ſelbſt zeigt ſich eigentlich von keiner Seite in ihrem Glanze; man ahnet nicht, welche Prachtgebäude in ihr enthalten ſind. Sie liegen nämlich alle zerſtreut und zum Theil verſteckt auf der Fläche. Am großartigſten hätte ſich die Idee, München zu verſchönern, ausführen laſſen, wenn man die Iſarhöhe, Gaſteig genannt, mit den Paläſten à la Pitti und Byzanz, mit Glyptotheken, Pinakotheken, Baſiliken und Kirchen, mit Gallerien-Villen und Arcaden, bebaut haben würde. Von hier aus hätte ſich die Herrlichkeit auf wirklich überraſchende Weiſe dargeſtellt; die ohnedies gewerbreiche und gut bevölkerte Iſarvorſtadt würde das belebteſte Volksviertel mit Magazinen, Café's, Reſtaurationen geworden ſein, und zahlreiche, ſchöne Brücken hätten das prächtige Weſtend mit der Altſtadt verbunden.

Auf ſolche Weiſe hätte aber daran gedacht werden müſſen, ein Ganzes zu ſchaffen. Man würde die Vorſtadt haben pflaſtern müſſen und gehörig beleuchten, Brücken anlegen, terraſſirte Gänge für die Fußgänger, gute Straßen für die Equipagen, um die Höhe des Gaſteigs bequem zu befahren; dann aber wäre München eine ſchöne Stadt zu nennen geweſen.

Wie es jetzt beſchaffen iſt, ſo zeigen die Anlagen von einem weitausſehenden, jedoch unberechneten Plan. Um in ſeiner ganzen Ausdehnung ausgeführt zu werden, bedürfte es einer Bevölkerung, die für München niemals denkbar iſt. Was herbeigezogen werden konnte, iſt herbeigezogen worden, und die Einwohnerzahl iſt in zehn Jahren um ein Drittheil geſtiegen. „Dies ſcheint aber auch das Maximum zu ſein. München, ohne Handel, ohne Fabriken, in einem Winkel des Vaterlandes, am Fuße der tiroler Berge gelegen, lediglich durch den Hofhalt des Königs von Baiern blühend, wird nie mit magnetiſcher Kraft fremde Anſiedler anziehen können. Die Kunſt allein, die jetzt dort gepflegt wird, iſt dies auch nicht im Stande, und daher hat denn auch die Vergrößerungsluſt plötzlich nachgelaſſen, die Privatbauten ſind eingeſtellt worden, und nicht ſelten trifft man auf ſolche, die ſchon den Einſturz drohen, ehe ſie vollendet wurden.

Es iſt in neuerer Zeit zu viel von Berufenen und Unberufenen über Münchens Kunſtſchätze, Baudenkmäler u. ſ. w. in die Welt geſchickt worden. Es wäre ganz unzweckmäßig, dieſelbe Poſaune an den Mund zu ſetzen, um in die faden Schmeicheleien und übertriebenen Lobeserhebungen einzuſtimmen, womit Das, was in dieſen Bereichen geſchehen, von allen Seiten umräuchert wird. Jeder Reiſende kann ſich leicht von der Vortrefflichkeit des kelheimer Sandſteins und des untersberger Marmors, von der Härte der hier gebrannten Ziegel, von der Unverwüſtbarkeit des römiſchen Cements, von Klenze's und Gärtner's ſinnreichen Entwürfen, von Cornelius' tiefgeſchöpften Zeichnungen, von Enkauſtik und Freſco, in ſehr kurzer Zeit unterrichten und ein vollſtändiges Bild aller dieſer Herrlichkeiten mit fortnehmen; dies Alles iſt todte Maſſe, kalt, feſt, ſteinern, unwandelbar. Wie man's heute ſah, ſieht man's morgen wieder, die Sache ſteht da, und es kommt nur auf die Augen und die Stimmung des Eintretenden an, welchen Eindruck dieſe Dinge auf ihn machen ſollen.

Sie ſind in jedem Betrachte die hors d' oeuvres des Lebens für uns, denn ſie haben einen großen Theil ihrer eigentlichen Bedeutung verloren. Die alte Kunſt kann nicht mehr in Blut und Saft des Volkes übergehen. So wie uns der antike Sinn mangelt, womit der Grieche ſeinen Apoll betrachtete, ſo fehlt uns der mittelalterliche für unſre Madonna, die man nur anbetend bewunderte. Man nenne nun München „Neu-Athen,“ oder man ſei ſeines mittelalterlichen Urſprungs von Mönchen eingedenk, weder Kunſtſinn noch Frömmigkeit werden hier zur echten Begeiſterung, und trotz aller Beſtrebungen und Kunſtimpfungen konnte nichts als ein vergrößerter Dilettantismus und etwas mehr Luſt am Sammeln erzielt werden, und die verſuchten Freſcomalereien in den Arcaden eines öffentlichen Spaziergangs forderten ſchon mehre Male die Rohheit heraus, ſie zu verderben und zu beſchmutzen, wobei ſich der Ungeſchmack in ſeiner ganzen Blindheit zeigte, indem Rottmann's ſchönſte Landſchaften mit Italiens Sonne und von reinidylliſchem Charakter zur Vernichtung erkoren wurden, während bei unvollkommenen Darſtellungen aus der baieriſchen Geſchichte, von geringem Kunſtwerth und nur von einer kargen, engherzigen, patriotiſchen Bedeutung, die freche, kunſtſchänderiſche Hand erbebte und vor der blau und weißen Wecke ſcheu den Blick ſenkte. Dies mag als Maßſtab dienen, was uns in jetziger Zeit noch die Kunſt ſein kann.

Wir haben mithin an den trockenen und dabei emphatiſchen Beſchreibungen mehr als genug, die bis jetzt geliefert wurden. Alle Dimenſionen ſind gemeſſen, die Tage der Grundſteinlegung ſind vermerkt, Styl und Geſchmack der Bauwerke dargethan, die Koſten und alle nähern Umſtände enthüllt, dem Sinne gehuldigt, aus dem dies Alles hervorgegangen, was wollen wir mehr? Pharaonenringe und Hieroglyphen gibt es hier nicht zu entziffern — tretet ein in die Hallen! Alles ſpricht hier deutlich und klar zu Euch! Alles dies iſt aus der großen und leidenſchaftlichen Liebhaberei eines Einzelnen hervorgegangen. Keine Zeit, kein Bedürfniß ſpiegelt ſich hier charakteriſtiſch wieder; es war nur die Laune, die dies Alles erſchaffen hat. Griechiſch, römiſch, byzantiniſch, altdeutſch, italieniſch! Aller Zeiten Geſchmack und Styl vereinigt, und Alles in zehn Jahren entſtanden, und Alles daher ſo neu und glänzend und elegant, und Alles dabei ſo zweckmäßig dieſen Verhältniſſen angepaßt.

Wir wollen nunmehr das Geſchlecht betrachten, welches unter dieſen friſchen Denkmalen wandelt, und indem wir uns der Zeit zuwenden, die ſie entſtehen ſah, ihnen ſelbſt einen flüchtigen Blick gönnen, um das Bild des heutigen Münchens, ſo weit es uns möglich, dadurch zu vervollſtändigen.

Der Bürger.

Ich ſpreche von jener Claſſe der Geſellſchaft, die ein Handwerk oder den kleinen Handel treibt; Leute, die von der alten Sitte nicht gern laſſen, während Alles rings umher ſich verändert. In München ſind ſie noch zahlreich genug und liefern dem Forſcher ein Bild von ſehr eigenthümlicher Färbung. Ein Münchener Bürger, der einigermaßen ſein Auskommen hat, arbeitet wenig und lebt nur dem Vergnügen. Er überläßt ſeinen Geſellen die Arbeit, ſeiner Frau den Verkauf und die Wirthſchaft. Er ſteht nicht zu früh auf und iſt mit ſeiner Frau die Morgenſuppe, die bald aus Brot, bald aus geröſtetem Mehle beſteht und durch Pfeffer ſehr pikant gemacht wird, um zum Trunke zu reizen. — Sobald das Fleiſch, das für den Mittag beſtimmt iſt, den erſten Grad der Eßbarkeit erlangt hat, was bei den Franzoſen succulant benannt wird oder dans son jus; ſo wird ein gutes Stück heruntergeſchnitten und dem wackern Meiſter mit Senf zum Imbiß aufgetragen. Dieſes Gericht wird „Schüſſelfleiſch" benannt und iſt ſehr beliebt. Nachdem es eingenommen worden, nimmt der Meiſter Hut und Stock und begibt ſich ins Weinhaus, um ein gehöriges Quantum würzburger oder überrheiner Weines zu ſich zu nehmen. So nahet die Eſſenszeit: zwölf Uhr. Der Meiſter begibt ſich nach Hauſe. Die Speiſen, die alle Tage auf ſeinen Tiſch kommen, können ſeinen Gaumen nicht mehr reizen. Es iſt eine ſogenannte eingekochte Suppe, eine Fleiſchbrühe mit irgend einer Art von Mehlteig; dann das Voreſſen, aus dem Kopfe, den Füßen oder den Eingeweiden des Kalbes beſtehend, in ſauerer Tunke; und endlich das Rindfleiſch, „altes Fleiſch" genannt, mit Gemüſe. Dieſelbe Ordnung und dieſelben Gerichte kehren alle Tage wieder. Nur der Faſttag macht eine Ausnahme und der Feiertag. An dem erſteren wird die Faſtenſuppe, Knödel und Nudeln aufgetiſcht, an dem letztern erſcheint ein Kalbsbraten und Salat, und an den höchſten Feiertagen, den Kirchweihen u. ſ. w., wol noch ein Ragout in Paſtetenteig, welches das feierlichſte und vornehmſte Gericht iſt, das wol jemals auf der Tafel eines Münchener Bürgers erſcheint.

Nach Tiſche wird ein kurzer Schlummer nicht verſchmäht und dann im eigenen Einſpänner oder zu Fuße, wenn es das Gewerbe zuläßt, auch in Geſellſchaft der Frau, eine weitere oder kürzere Promenade gemacht. Das reichliche Frühſtück, das den Appetit vom Mittage verdrängte, iſt jetzt verdaut und man fühlt ſich geneigt, Schinken, Käſe oder Wurſt zu verzehren und einige Gläſer Bier dabei zu trinken. Dies nimmt den ganzen Nachmittag in Anſpruch, und die fünfte Stunde, die ſonſt wol erſt zum Spaziergange einzuladen pflegt, fordert hier zur Heimkehr auf. Die Frau, wenn ſie den Mann begleitete, wird nach Hauſe gebracht, und dieſer ſtopft ſeine Pfeife von neuem, pfeift ſeinem Hunde und geht auf den Keller, um ſein Bier zu trinken und mit einem Stücke Kalbsbraten oder einem gebratenen Huhn die Reihe der täglichen Mahlzeiten auf eine würdige Weiſe zu beſchließen. Der Winter macht hierin nur in ſo fern eine Abänderung, daß ſtatt des Kellers am

Abends irgend ein Kaffeehaus oder eine geſchloſſene Geſellſchaft beſucht wird.

Wenn man auf ſolche Weiſe den Mann nur ſelten im Hauſe antrifft, ſo iſt es hingegen die Frau, die wie bei den Franzoſen dem Geſchäfte vorſteht, die Rechnungen führt, den Verkauf beſorgt und vom Morgen bis Abend alle Hände voll zu thun hat. Dies bringt dem Geſchäfte nur Gewinn; denn während der Mann nicht ſehr einnehmend in ſeinen Manieren iſt und von zuvorkommender Höflichkeit nichts wiſſen will, iſt die Frau bemüht, den Käufer durch Freundlichkeit anzuziehen und mit einer Fülle von gutmüthiger Bereitwilligkeit, unermüdlich des kleinſten Gegenſtandes wegen, zu unterhandeln. Nichts iſt im Stande, ſie aus der Faſſung zu bringen, mit immer lächelnden Mienen zeigt ſie die Waare, ihre Forderung ſtimmt ſie auf das unglaublichſte herab und verſichert dabei mit ſo aufrichtigem Ausdrucke, keinen Gewinn zu haben, daß man es ihr glauben muß. Desungeachtet iſt ſie beim Abſchiede ſehr höflich und bittet zu wiederholtenmalen, doch ja wiederzukommen. In keiner andern Stadt habe ich dieſe Erfahrung gemacht. Anerkannt reiche Frauen benehmen ſich gegen Leute, die ihnen für wenige Kreuzer abkaufen, mit einer zuvorkommenden Höflichkeit, die in Erſtaunen ſetzt.* Die Tracht dieſer Frauen iſt die bürgerliche; ihre vorzüglichſte Zierde eine ſilberne „Kropfketten" um den Hals, mit einem breiten "G'ſchloß," deſſen Zweck wirklich iſt, den werdenden Kropf zurückzudrängen und im Keime zu erſticken, und die Riegelhaube. Eine geringere Claſſe oder ältere Frauen tragen die Pelzhaube von Fiſchotterfell mit einem goldgeſtickten Deckel.

Die ſo ſehr beliebte Riegelhaube, die beſonders den jungen Münchnerinnen gar zierlich zu Geſichte ſteht, iſt ein ganz eigenthümlicher Kopfputz, der mit keinem andern in Deutſchland einige Aehnlichkeit zeigt. Das Häubchen iſt flach und hat einen mäßig gewölbten Deckel, etwa einen Zoll hoch, und nur ſo groß, um den Zopf, der oben auf dem Scheitel in ein Neſt geſchlungen wird, zu umfaſſen und zu bedecken. Das hintere Ende dieſes Deckels iſt in der Mitte aufgezogen und durch eine Spange befeſtigt, ſo daß an jeder Seite eine kleine Spitze entſteht, die ſich horizontal ausſtreckt. Während nun das Häubchen auf dem Zopfe ſitzt, ſtehen die beiden Spitzchen nach hinten, in freier Luft, und zwar wird die Riegelhaube ſo getragen, daß man darunter das Haarneſt deutlich ſieht. Auch dieſer provinzielle Kopfputz, der nur in München und ſeiner nächſten Umgebung angetroffen wird, iſt indeß der Mode unterworfen und hat im Laufe der Zeiten manche Veränderung erleiden müſſen. Die älteſte Form, die wir noch bei ganz alten Mütterchen, wiewol ſelten antreffen, iſt die ſogenannte „Zughauben," bedeutend größer und mit einem ziemlich breiten Vorſtoße angekrauſter Spitzen verſehen. Vor zehn Jahren noch würden die zierlichſten Bürgermädchen das Riegelhäubchen nicht anders aufgeſetzt haben, als tief in den Nacken geſchoben, wie es jetzt nur noch ältere Frauen tragen, während die junge Welt es, auf die beſchriebene Weiſe, hoch droben, auf dem Zopfe ſchwebend, trägt. Auch erfindet die Mode von Zeit zu Zeit andere Muſter in der Zeichnung, den Stickereien u. ſ. w., die von den eleganten Münchnerinnen genau beobachtet werden müſſen. Dies nennt man: „es iſt ein neuer Riß aufgekommen." Wie Otto König von Griechenland wurde, brachte der ſchöne „Ottoriß" eine allgemeine Riegelhäubchenreform hervor und Alles eilte ſeine alten Häubchen auszubrennen, um ſich eine moderne anzuſchaffen. Da der Preis einer ſolchen vier

Louisd'or, auch mehr iſt, da man ſie von Gold hat, mit echten Perlen reich geſtickt, und der reine Metallbetrag nach dem Brennen nur gering iſt, ſo ſieht man leicht ein, daß dieſe Mode ſo koſtſpielig wie eine andere mitzumachen iſt.

Jüngere Frauenzimmer aus dem Bürgerſtande tragen außer der Riegelhaube nichts mehr, was an die altbürgerliche Tracht erinnerte, und kleiden ſich im Uebrigen ganz ſo, wie es die allgemeine Mode verlangt. Zum Unterſchiede von andern Damen, nennt man dieſe daher ſchlechtweg: „Riegelhäubchen.“

„Haſt Du das bildhübſche Riegelhäubchen geſehen?“ kann man oftmals auf Bällen hören, oder: „ich habe mit einem allerliebſten Riegelhäubchen getanzt“ u. ſ. w. Der König hat einige der ſchönſten Riegelhäubchen für ſeine Privatgallerie von Stieler malen laſſen und dieſe Bildniſſe ſind auch im Kunſtverein und in der Kunſtausſtellung geſehen worden. Es iſt nicht wol anzunehmen, daß dies Beginnen der Moralität ſehr förderlich ſei. Die ſtillen Bürgerstöchter ſehen ſich auf ſolche Weiſe zu einer Celebrität erhoben, die ihnen oftmals ſehr verderblich wird. Sie erregen Aufmerkſamkeit, wo ſie ſich blicken laſſen, und der Gedanke: „Du biſt die Schönſte, weil es ja der König ſelbſt geſagt hat und Stieler dich malen mußte,“ verdreht die Köpfchen, facht Hoffnungen und Wünſche an und untergräbt oft das Glück des ganzen Lebens.

Zwei der bekannteſten dieſer in die Gallerie des Königs aufgenommenen Schönheiten waren: die Tochter eines Wildbrethändlers, gewöhnlich nur „die ſchöne Wildbretstochter,“ und ein Dienſtmädchen bei dem Kaufmann Auracher, „das Aurachermad'l,“ geheißen. Beide waren indeß nichts weniger als vollkommen ſchön und bedurften ſehr der Kunſt des Malers, die es verſtanden hat, ihre Vorzüge im hellſten Lichte darzuſtellen. Die Erſtere erſchien gewöhnlich an der Seite ihrer Mutter, welcher ſie ſehr ähnlich ſah, und deren plumpe, gealterten Züge daher den jugendlichen der Tochter nicht eben zur Folie dienten. Die Augen waren ohne Ausdruck, der Mund gekniffen, die Naſe aber edel, feingebogen, und vor Allem die Haut, hier das „Fell“ genannt, überaus zart, durchſichtig und ſchön gefärbt.

Das Benehmen, der Gang, die Haltung dieſer Schönheit war jedoch auffallend ſteif und gemeſſen; die natürliche Grazie, welche ſonſt den Riegelhäubchen angehört, war ganz verſchwunden, wahrſcheinlich eine Folge des Hochmuths, ſich auf eine zierlichere, ausgezeichnete Weiſe benehmen zu wollen, die dann in unangenehme Geziertheit ausartete.

Das „Aurachermad'l“ konnte für ein Bild der Unſchuld, Gutmüthigkeit und Züchtigkeit gelten. Die Augen lagen etwas tief, waren aber dunkel und ausdrucksvoll, das Näschen war fein und, wenn je Lippen verdient hatten, mit einem Purpurkirſchenpaar, oder noch beſſer, mit Roſenknospen verglichen zu werden, ſo waren es dieſe. Das Mädchen ſah im Putze des Sonntags mit dem Silberhäubchen auf dem rabenſchwarzen Haare wirklich allerliebſt aus. Aber auch dieſe hob die Augen faſt nicht vom Boden und ging nie ohne ſichtbare Bewegung an gaffenden Männern vorüber, als Folge der durch das Malen erlangten Celebrität. Man erzählte, daß der König dieſer Schönen als Ausſteuer tauſend Gulden verſprochen haben ſolle, ſie aber beſtimmt verweigerte, als ein fremder Abenteurer ſich um ihre Hand bewarb, wahrſcheinlich um zu dem Beſitz der Ausſteuer zu gelangen. Das Mädchen grämte ſich darüber einige Zeit lang und ſah kränklich aus. Sie wurde allgemein beklagt; jetzt aber wird ſie einem Zöglinge der Akademie der bildenden Künſte die Hand reichen. — So intereſſirte das Schickſal eines Mädchens, von dem ſonſt Niemand Notiz genommen haben würde, die ganze Stadt, blos deßhalb, weil ſie ſchön und als Schönheit gemalt worden war!

Ungeachtet dieſer Huldigung, die der Monarch ſelbſt ſeinen ſchönen Landeskindern darbringt, iſt wenig Zartſinn unter den jungen Männern in München zu finden.

Die Bildung, welche der wohlhabende Bürger ſeinen Kindern ertheilen läßt, iſt ziemlich bei Allen dieſelbe. Einer von den Söhnen wird dazu beſtimmt, das Geſchäft des Vaters fortzuführen, und die Andern läßt er ſtudiren oder ein Handwerk lernen, wozu ſie tauglich ſind oder Luſt haben. In neuerer Zeit iſt der Drang, Maler zu werden, bei der Jugend vorherrſchend, und wird bei den Eltern von einem gewiſſen Grade von Nationalſtolz ſehr begünſtigt.

Die Mädchen lernen etwas Muſik, Singen und Handarbeit; dann beſuchen ſie einige Zeit hindurch die Küche eines Vornehmen, oder die eines bedeutenden Kaffeehauſes, um das Kochen zu erlernen. Mit der Lectüre geben ſie ſich nur wenig ab, oder ſie begnügen ſich vielmehr blos mit Dem, was ihnen die Tagesblätter der Stadt mittheilen. Wenn ſie nun eigentlich wenig von modiſcher und geſellſchaftlicher Bildung beſitzen, ſo fällt es ihnen aber auch nicht ein, damit prunken zu wollen. Eine Anmaßung, die in andern Städten ſo widerwärtig und zurückſtoßend wirkt. Hat ein ſolches Bürgermädchen Italieniſch gelernt, ſo begnügt ſie ſich damit, ihre Barcarole in der Urſprache zur Guitarre zu ſingen, läßt ſich's aber niemals einfallen, nach Dante und Arioſt zu greifen, oder gar ein halbverſtandenes Urtheil über ſolche Dinge Andern nachzubeten. Daher zeigen die ſchönen Töchter Münchens im Ganzen viel Natürlichkeit, beſonders bei näherer Bekanntſchaft, und wird jene in etwas beeinträchtigt, ſo iſt es durch den Zwang, ein gutes Deutſch ſprechen zu wollen, oder durch eine, übrigens recht anmuthige Scheu vor Ausländern. Die Mädchen ſind größtentheils friſche Brünetten. Blonde Haare und blaue Augen ſind ſelten.

Die langaufgeſchoſſenen, kränklich-weißen, ſchmachtend-verſchmachteten Schönen der Marſchländer werden gar nicht angetroffen und Liebhaber einer ſich ſelbſt peinigenden Sentimentalität finden hier ihre Rechnung nicht. Eben ſo friſch das Mädchen ausſieht, eben ſo friſch iſt aber auch ſein Benehmen. Redet man ſie freundlich an, ſo antwortet ſie noch freundlicher — blickt man ihr offen ins Geſicht, ſo ſchlägt ſie die ſchönen Augen nicht nieder — ergreift man ihre Hand, ſie zieht ſie nicht zurück. Ziererei, Prüderie und wie die tollen Verzerrungen des weiblichen Gemüthes heißen mögen, kennen dieſe Mädchen nicht — aber die muthwillige Grazie der Koketterie iſt ihnen dennoch eigen und dieſe geſtaltet die buntfarbigſten Schattirungen des Umgangs.

Auffallend iſt es, daß die Münchener Schönen ſich nicht conſerviren; denn ſo viele Mädchen mit anziehenden Geſichtern uns auch vorkommen, ſo wenig ſchöne Frauen finden wir. Dieſe neigen ſehr zur Wohlbeleibtheit, verlieren früh die Zähne und das übliche Zurückkämmen der Haare raubt ihnen auch bald dieſe Zierde. Dennoch gibt die gewöhnliche Tracht des Werktages, ſelbſt den ärmern Claſſen, ein reinliches, charakteriſtiſches Anſehen und verleiht auch alten Weibergeſichtern einen wohlanſtehenden Schmuck, indeß die zerriſſenen, zerdrückten Schlafhauben, worunter zerzauſte Haare unordentlich ſich hervorſträuben, in Norddeutſchland die alten Weiberköpfe manchmal zu Furien und Megären ſtempeln, immer aber ſie widerwärtig und ſchmuzig erſcheinen laſſen. Man beobachte nur eine ſolche Alte in München, wenn ſie im Geſpräche, langſam und wohlbedächtig aus der Veſper kommt, oder wenn ſie, noch den Roſenkranz zwiſchen den Fingern, ein leiſes Gebet murmelnd, die Straße hinabgeht. Wie klug oder fromm die klaren Augen unter der freien Stirn hervorſtrahlen, die zurückgekämmten weißen Haare, auf denen das glänzende Häubchen ſitzt, und die reinliche Sorgfalt im Anzuge. Ich ſah lange Zeit hindurch ein Paar ſolcher alter Mütterchen aus meinem Fenſter, täglich, auf Stöcken geſtützt, den Roſenkranz am Arme, freundlich plaudernd einherſchreiten, und ich freute mich daran und meinte, daß leicht in ganz Deutſchland ſolche alte Frauen nicht wieder angetroffen werden möchten, und dann erinnerte ich mich, nicht ohne Schauder und Ekel an die niederdeutſchen Fiſchweiber, von denen bei dieſem Menſchenſchlage nicht die leiſeſte Spur zu finden iſt.

Dieſe alten Weiber in München ſchienen mir einer ganz eigenen Beobachtung werth, und ich möchte unbedingt annehmen, daß ſie zu den gutmüthigſten des ganzen Erdballs gehören und Schiller's Ausſpruch:

„Dann werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,"

auf ſie durchaus nicht anzuwenden ſei. Selbſt das oft beluſtigende Schauſpiel keifender Weiber gehört hier zu den größten Seltenheiten.

Die Orte, wo ich meine Mütterchen ſtudirte, waren die Kirchen und der Gottesacker. In jenen ſtellten ſich die Aermern zeitig ein und nahmen, zu meiner Verwunderung, die erſten Plätze in Beſchlag. Nicht lange jedoch, ſo wackelte eine dicke, reiche Bürgersfrau den langen Gang herunter, die meine Arme, in dürftigem Anzuge, ſchon von ferne ins Auge faßte. Jene nähert ſich kaum, als dieſe aufſpringt und ihr mit tiefem Knixe und mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Unterwürfigkeit ihren Platz einräumt. Die Reiche ſpendet ihr dafür ein Almoſen und die Alte dankt mit den Worten: „Gelt's Gott, viel Tauſendmal! Ich will ſchon betten (beten), daß Ihnen der liebe Herr Gott allen Segen und Geſundheit erleben läßt!“ Und ſogleich erfüllt ſie die Verheißung, und die murmelnde Lippenbewegung und das zu Boden geſchlagene Auge zeigen an, daß ſie den lieben Gott mit den ungeſtümſten Bitten beſtürmt, weil ſie ſo eben ein Zwanzigkreuzerſtück als Almoſen zu erhalten ſo glücklich war. Solche Gebete währen unaufhörlich fort und die guten Leute leben wirklich in dem glücklichen, frommen Wahne, daß ſie im Stande ſind, durch ihr Gebet jedes Uebel abzuwenden und jedes Heil herbeizuziehen. Mit einigen kleinen Gaben kann man ſolches Glück für ſich auf den ganzen Tag erkaufen.

Auf dem Gottesacker werden förmliche Zuſammenkünfte gehalten, die neben dem Gebete auch noch der geſellſchaftlichen Unterhaltung gewidmet ſind. Nicht ſelten werden Strickſtrümpfe hier mitgenommen, und von dem Verſtorbenen, der eben beerdigt werden ſoll, Gutes und Böſes erzählt und mit großer Aufrichtigkeit das Facit ſeines Lebens gezogen, ehe man dazu ſchreitet, „für die arme Seel' zu betten!“

Auch ganz alte Weiber, von recht unangenehmem Aeußern, haben in katholiſchen Ländern die Gabe einen graziöſen Knix zu machen. Dies kommt von der frühen Uebung her, die Heiligen zu begrüßen; daß dieſer Gruß, „Buckerl“ genannt, jungen Mädchen noch geläufiger iſt und zierlicher anſteht, darf wol nicht erſt verſichert werden.

Alles, was ſonſt in andern Provinzen des lieben deutſchen Vaterlandes durch die Lectüre erreicht wird, geſchieht hier durch das Theater. Das Theater macht die Jugend mit den verſchiedenen Schickſalen der Menſchen, mit den Höhen und Tiefen des Lebens, mit Gutem und Böſem bekannt, und die Belehrung, die es gewährt, iſt eindringlicher, als die Belehrung durch Leſen, und dieſe iſt dabei nicht für vollſtändiger zu erachten. Wie in andern Städten von Lieblingsſchriftſtellern, ſo hört man hier nur von Lieblingsſchauſpielern ſprechen; denn ſelbſt nach dem Namen der Verfaſſer des Stücks wird nie gefragt, und Goethe exiſtirt nicht, ſondern der Herrliche, der Egmont und Taſſo gibt. Ich glaube, daß Schiller allein eine Ausnahme macht und von einem großen Theile des nicht eigentlich gebildeten Publicums dennoch gekannt wird. Vor hochtrabenden Redensarten bringt Jeder einen bedeutenden Grad von Reſpect mit ins Theater, ſelbſt wenn er nicht im Stande wäre, den Sinn davon zu faſſen. Die ſogenannte „ſchöne Schreibart" entſchädigt für Langeweile und alle Uebel einer ſchlechten Komödie. Wo aber jene fehlt, wird unerbittlich der Stab gebrochen, und ſelbſt dort, wo feine Beziehungen, Witz, Laune und andere hervorſtechende Eigenſchaften im Ueberfluß vorhanden ſind, welche aber niemals verſtanden werden. Man möchte zu der Behauptung getrieben werden, daß ſelbſt vielen münchener Schauſpielern kein beſſeres Urtheil zu Gebote ſtehe. So fielen z. B. alle Raupach'ſchen Luſtſpiele durch, während ganz unbedeutenden Stücken, in Verſen abgefaßt, die von den Schauſpielern recht declamirt und tragerirt werden konnten, wenigſtens ein succès d'estime von dieſen Leuten zuerkannt wurde. Die Luſt, die ſonſt unter den Bürgersleuten herrſchte, ihre Kinder dem Theater zu widmen, hat in neuerer Zeit bedeutend nachgelaſſen, ſeitdem die Anſtellungen nicht mehr als lebenslängliche Sinecuren zu betrachten ſind und Einige gezwungen wurden, nach jahrelangen Bemühungen ihren Plan aufzugeben oder in die Fremde zu wandern. Ein Schritt, vor dem ein jeder eingeborne Münchener zu ſchaudern pflegt.

Im Benehmen hat der münchener Bürger einen hohen

Grad von Derbheit beibehalten, die in andern deutſchen Städten durch häufige Wanderungen in die Fremde und die Sucht, das Fremde nachzuahmen, ziemlich verwiſcht iſt. Ein münchener Wirth begnügt ſich z. B. damit, ſeinen Gäſten gutes Bier vorzuſetzen, damit glaubt er aber auch aller Verbindlichkeiten gegen ſeine Gäſte los und ledig zu ſein. Er iſt der Einzige, der ſeine grüne Kappe auf dem Kopfe behält, während alle Gäſte ihren Hut abnehmen. Den höflichſten Gruß erwidert der Wirth nur durch ein unmerkliches Rücken dieſer Kappe, und ſitzt er, ſo ſteht er nicht auf. Es gibt einige Exemplare von groben Wirthen, die als ſolche einen großen Ruf erlangt haben und deshalb vorzugsweiſe ſtark beſucht werden. Wollte ein Gaſt es wagen, hier etwas zu tadeln, ſo würde er bald den Kürzern ziehen. Auf eine Aeußerung des leiſeſten Tadels heißt es gleich: „Warum kommt ös zu mir? 's gibt genug Wirthe in München, i wollt' wünſchen, daß Ihr alle zum Nachbar ginget!“

Diejenigen Bürger, welche „Zimmer verſtiften,“ oder „Zimmerherren einnehmen,“ wie es hier heißt, daß iſt: ſolche, die möblirte Zimmer vermiethen, glauben auch, ſobald ſie ihr dürftig möblirtes Zimmer dem Miether übergeben, keine Verbindlichkeit mehr gegen ihn zu haben. Wenn man beim Miethen nicht daran gedacht hat, Alles auszubedingen, ſo läuft man Gefahr, bei der billigſten Forderung Streit zu bekommen, der gewöhnlich mit Bedrohung von Stadtgericht und Polizei endigt. Denkt man nun die Verbindung ſogleich löſen zu können, ſo irrt man ſehr, da man gezwungen iſt, einen vollen Monat voraus zu kündigen, mithin in ſolchem Falle immer zu zwei Monaten verbunden iſt. In dieſen Angelegenheiten macht der Fremde die unangenehmſten Erfahrungen, und beſonders deshalb, weil die meiſten zimmervermiethenden Bürger in München eigentlich ſelbſt nicht wiſſen, was man in der Fremde zur Bequemlichkeit und zum Comfort zu zählen gewohnt iſt.

Ich wollte einmal in einem der anſehnlichſten, neugebauten Häuſer in der Ludwigsſtraße eine Wohnung miethen, die aus drei großen Zimmern und mehren Anhängſeln beſtand. Der „Hausherr," vor dem man in München großen Reſpect hat, hier noch überdies von imponirender Vierſchrötigkeit, führte mich mit barſchem Weſen überall umher. Es war auffallend, wie verwahrloſt das Innere des von außen palaſtartigen Gebäudes war. Die Wohnung lag im Erdgeſchoße, und ich bemerkte, daß weder Sommer- noch andere Läden an den Fenſtern ſeien, obgleich die ganze Nachbarſchaft ſie hatte. „O mai!' war die Antwort, „man wird Ihnen nichts ſtehlen. Sehen's denn nicht die zwei Schildwachen drüben, vor dem Herzog Max Palais?" — Damit war ich abgefertigt. Ich ſah nun aber auch, daß große Nägel aus den Wänden geriſſen worden waren, ohne daß man die Mauer ausgebeſſert hatte, wie auch, daß die breiten Fenſterrahmen nicht angeſtrichen und mit Inſchriften und Farbenklekſen bedeckt ſeien. „Schauen's, mein lieber Herr!" war die Antwort des Hausherrn, „ich werde mein Haus nicht nach eines Jeden (ich mußte froh ſein, daß er das Wort „Narren" nicht hinzuſetzte) Willen und Gelüſten umbauen laſſen. Sind die Wände Ihnen ſo nicht anſtändig, ſo laſſen's ſtehen; und was die Fenſter betrifft, ſo ſind die Einfaſſungen von Eichenholz und ſchöner können's gar nicht ſein. Mit Oelfarb' und Firniß laſſ' ich nichts anſtreichen." Und damit rückte er ſeine Mütze und ging. — Ich bemerkte ſpäter, ſo oft ich vorbeiging, daß die Wohnung leer geblieben war. — Ein Anderer beſitzt ein ſchönes Haus von drei Stockwerken, die alle zu vermiethen ſind, wozu ſich aber noch kein Miether gefunden. In jedem Stockwerke ſind zwei Wohnungen, aus fünf oder ſechs Zimmern beſtehend, die alle ganz gleich mit einer grünlichgrauen Farbe angeſtrichen ſind. Daran das Geringſte zu ändern, iſt jedem Miether ſtreng unterſagt. Zudem iſt der Preis aller Wohnungen ebenfalls gleich; ferner darf Niemand einen Hund in das Haus mitbringen, und ein Jeder, der einziehen will, muß ſich gewiſſenhaft nach der beſtehenden Hausordnung richten, die ihm bekannt gemacht wird, und worin als Hauptpunkt zu bemerken iſt, daß man zu einer gewiſſen Stunde zu Hauſe ſein müſſe, da das Thor geſchloſſen und keinem Einwohner ein Schlüſſel verabfolgt wird.

In vielen neuen Häuſern iſt bei Anlegung der Abtritte keine gehörige Vorſorge genommen und man wird daher, beſonders bei eingetretenem Regenwetter, durch einen unausſtehlichen Geſtank beläſtigt. Ich bemerkte dies, kurz nach meiner Ankunft, meinem Hausherrn und bedauerte, die Wohnung gemiethet zu haben. „Was?“ meinte er, „der Geruch iſt Ihnen nicht recht? Ich wollte, es riechet ſo das ganze Jahr bei mir, denn Geſünder's kann's ja gar nit geben!“ — Ich unternahm es nicht, ſeine Meinung zu bekämpfen.

Das Wort „Bürger“ iſt übrigens ein Ehrentitel, den Jeder gern ſeinem Namen beifügt. So heißt es auf den meiſten Aushängſchildern: N. N. Bürger und Kaffeeſieder — Bürger und Spenglermeiſter — oder bürgerlicher Tafernwirth (Tavern), bürgerlicher Salzſtößler, Melber, Käskäufler u. ſ. w. Auffallend ſind auch die Schilder der Bierwirthe: „Reale Biergerechtigkeit.“ Komiſch war es mir, der Wohnung Schelling's gegenüber ein Bierhaus anzutreffen mit der kurzen, bedeutungsvollen Inſchrift: „Reale Wirthſchaft.“

Die Gewerke der Bäcker und Bräuer zeigen auch oft eine ſonderbare Firma, z. B. Michael N. zum Schönauerbäck, oder: Dyoniſius N. zum Spadenbäck; Caſtulus N. beim Filſer- oder Kreuz- oder Schleibingerbräu. Nicht wie in andern Städten ſind die Aushängeſchilder mit beſonderer Eleganz ausſtaffirt, ſie enthalten gewöhnlich ganz kurz den Namen und die Hantirung. Die Buchſtaben ſind faſt immer deutſch. Selbſt die Laden des Bazars haben hierin nicht den Luxus anderer Städte nachahmen wollen, und die Façade des Odeons verunziert eine häßliche ſchwarze Tafel, die in deutſcher Fracturſchrift die Worte enthält: J. B. Findl, bürgerlicher Gaſtgeber im Königlichen Odeon.*)

Ich will der Sucht, allen öffentlichen Gebäuden Inſchriften zu geben, keineswegs das Wort reden, aber das Odeon hätte denn doch eine andere als die des Herrn Findl verdient. — Die meiſten Schilder melden gewöhnlich nichts weiter, als ganz kurz: Handlung des N. N.; dieſe ſogenannten Handlungen enthalten Gegenſtände aller Art, bald Modeartikel, Gewürzwaaren, Galanterieſachen u. ſ. w. Große, vollgepfropfte und mit Eleganz gezierte Magazine ſind hier nur ſelten anzutreffen. Alles iſt im Innern der Laden und die Auslagen ſind nur dürftig. Das Beſtelmeierſche Magazin in Nürnberg wäre in München ſchon etwas Unerhörtes und das Gödelt'ſche in Hamburg könnte unbedingt für ein Muſeum der Kunſt und Induſtrie gelten.

Der patriotiſche Sinn in engerer Bedeutung thut ſich bei vielen Bürgern auf eine intereſſante Weiſe hervor. Ohne mit einem hohen Grade von Kunſtſinn und Geſchmack begabt zu ſein, ſind dennoch die jüngſten Unternehmungen nicht ſpurlos an den Gemüthern vorübergegangen. Es verdient hier erwähnt zu werden, daß der zweimalige, ſehr koſtſpielige Bau des großen Theaters von der Bürgerſchaft bezahlt wurde, und zwar durch einen Pfennigaufſchlag auf jede Maß Bier, die getrunken wird, ſodaß ein armer Taglöhner, der ſeinen Durſt löſchen will, zu einem Genuſſe beitragen muß, deſſen er nie theilhaftig wird und der eigentlich auch für ihn nicht da iſt.

---

*) Ich weiß nicht, ob das noch ſo iſt. Meine Bemerkungen ſchrieb ich 1831.

Patriotismus, Religioſität, Anhänglichkeit an das regierende Haus, dies ſind Tugenden, welche der münchener Bürger gern bei jeder Gelegenheit darthut. Es bedurfte nur einer leiſen Anregung, den Ort zu bezeichnen; wohin der junge König von Griechenland noch einmal zurückkehrte, um von dem vaterländiſchen Boden Abſchied zu nehmen; und die Ottocapelle in Kiefersfelden ward aus freiwilligen Beiträgen zu erbauen angefangen. Ein einzelner Bürger, der Steinmetzmeiſter Ripfel, errichtete an der Stelle, wo der König Ludwig von ſeinem Sohne Abſchied nahm, die Ottoſäule auf eigene Koſten, nachdem er den Grund dazu gekauft hatte.

In dem Innern der Bürgerfamilien werden die Stunden des Gebetes, die Faſten und andere Satzungen der Kirche ſtreng beobachtet. Mitten in den Geſchäften des Tages, umgeben von dem Gewirre der häuslichen Verrichtungen, wird die Glocke, die zum Gebete ruft, nie überhört. Alles ſteht auf oder kniet und betet mit lauter Stimme, wenn auch die Mutter, obgleich ſelbſt betend, dazwiſchen dieſem oder jenem Kinde, oder dem Geſinde Befehle oder Verweiſe ertheilt. Ein für den fremden Zuſchauer allerdings auffallender, wenngleich für die Beter weder ärgerlicher noch ſtörender Zufall.

Ich hatte einſt eine gute alte Bürgersfrau zum Eſſen eingeladen und dabei nicht an den Faſttag gedacht. Sie ſelbſt, obgleich ſehr beſtürzt darüber, war zu ſchüchtern, ihre Verlegenheit vor allen Leuten zu bekennen, und verſuchte auf vieles Nöthigen ein kleines Stück Braten. Später geſtand ſie mir aber, daß ſie ſich ſehr übel befunden und keine Ruhe gehabt habe, bis daß ſie dieſe Todſünde gebeichtet. Bei Prozeſſionen ſieht man nicht blos alte Weiber, ſondern auch junge Bürger im eleganteſten Coſtüme, die man zu anderer Zeit auf ſehr ſündhaft-weltlichen Wegen antreffen könnte, den Roſenkranz in der Hand und mit lauter Stimme betend einherziehen.

Zu den Hauptfamilienfeſten gehören die Namenstage und die Kirchweihen; ein hoher Freudentag iſt es auch, wenn der Sohn eines Hauſes, der ſich dem geiſtlichen Stande weihte, die erſte Meſſe lieſt. An den Namenstagen erfordert es die Sitte, allen Bekannten zu gratuliren. Leute, die ſonſt jedem Ceremoniell abgeſchworen zu haben ſcheinen und von der Höflichkeit durchaus nicht viel wiſſen wollen, unterziehen ſich mit großer Strenge dieſem Gebrauche. Keine Verſicherung, daß bei den Proteſtanten die Feier der Namenstage nicht gebräuchlich ſei, wollte helfen, und an jedem dritten Auguſt erblickte ich in meinem Zimmer eine kleine Schar wohlmeinender Gratulanten, die im ganzen Jahre weiter keine Notiz von mir nahmen. Die gebräuchlichſten Namen Sepherl und Nani (Joſeph und Anna) erregen an dieſen Tagen einen freudigen Tumult in der ganzen Stadt. Ueberall ſieht man Blumen und Geſchenke tragen, in allen Häuſern trifft man Glückwünſchende und frohe Geſellſchaften, die zu den Thoren hinausfahren, um das Feſt auf dem Lande zu begehen.

Die Kirchweihen feiert man auch durch große Mahlzeiten, neue Kleider, geſcheuerte Wohnungen und eine eigne

Art von Backwerk, Kirchweihnudeln genannt. Bei der erſten Meſſe aber ſieht man junge Mädchen (Kränz'ljungfern), gleich Bräuten geſchmückt, mit Blumenkränzen um die Riegelhauben, in die Kirche fahren. Und ſelbſt der Kutſcher, ſo wie der Bediente, hat Blumen auf dem Hute und Rosmarinſträuße vor der Bruſt. Der Verbrauch des Rosmarins iſt bei allen kirchlichen Feierlichkeiten übrigens ſo ſtark, daß im ſüdlichen Tirol große Anpflanzungen davon gehegt werden, deren Ertrag von eigenen Handelsleuten nach München gebracht und dort mit anſehnlichem Vortheile verkauft wird. Zu den reichſten Bürgern ſind die Bräuer zu zählen, auch Fleiſcher (Metzger) und Wirthe ſind wohlhabend. Bäcker (Bäcken) ſind größtentheils unbemittelt, weil es deren zu viele gibt. Wenn man weiß, daß in andern Städten oftmals in einem großen Revier nur ein einziger Bäcker anzutreffen iſt, ſo erſtaunt man hier in einigen Straßen wol zehn und mehr zu finden. Dazu kommen noch eine Unzahl von Filialbrotläden, das ſogenannte Brothaus, in einem Seitenflügel des Rathhauſes u. ſ. w.

Daß bei den vielen Bauten Zimmermeiſter, Schloſſer und Maurer ſich nicht vergeſſen haben, iſt einleuchtend, und wirklich beſitzen viele von ihnen große Gebäude von ſtattlichen Außenſeiten. Im Innern ſind ſie hingegen nur für das kleinlichſte Bedürfniß eingerichtet. Jedes Stockwerk iſt in zwei Abtheilungen geſchieden und enthält nebſt der Küche vier bis fünf Zimmer, die durch einen engen, dumpfigen Corridor, an den gewöhnlich der Abtritt ſtößt, verbunden werden. Die Sitte, den letztern, getrennt von der Wohnung, am Ende eines langen Ganges zu verlegen, iſt hier nicht berückſichtigt worden. Auch fehlt ein luftiger Vorplatz mit Fenſtern, um den ſich die Wohnzimmer reihen, und unter dieſen ſelbſt eine zweckmäßige Eintheilung nach Größe, Geſtalt und Lage, um ſich daraus Vorzimmer, Eß-, Wohn-, Arbeit- und Schlafzimmer zu ſchaffen. Statt dieſer ſo nothwendigen, der Lebensbequemlichkeit zweckmäßigen Einrichtung findet man hier noch die veraltete Mode, ein Putzzimmer einzurichten, wo die beſten Möbel aufgehäuft ſtehen, ohne daß Jemand Gebrauch davon machte. Eine Lächerlichkeit, bei Leuten der Mittelklaſſe, die auf ſolche Weiſe eine Art von Prunk darthun wollen, während ſie ſelbſt an aller Annehmlichkeit in ihren Wohnungen Mangel leiden.

Auch Schneidermeiſter beſitzen in München, eben ſo gut wie in Paris, London und Hamburg, neue und große Hotels, wogegen die andern Handwerker größtentheils zur Miethe wohnen, oder in dem alten, vom Vater angeſtammten Erbe hauſen. Der großen Brauhäuſer habe ich ſchon Erwähnung gethan. — An politiſchen Ereigniſſen nimmt der Bürger in München wenig Theil. Dem Liberalißmus iſt er nicht abgeneigt geweſen, ſo lange ſich ſeine Verfechter laut und ungeſtraft äußern durften. Alle Erſcheinungen des Tages gehen aber ſpurlos an ihm vorüber. Die lächerliche Art, über weitentfernte, politiſche Intereſſen zu ſtreiten, findet hier ohnedies nicht ſtatt, aber eben ſo gleichgültig ſieht man drein, wenn die ungeheuere Frohnveſte für die politiſchen Gefangenen nicht mehr Raum genug gewährt und die alten, für überflüſſig erachteten Staatsgefängniſſe wieder eingerichtet werden, um unglückliche Bewohner aufnehmen zu können. Dieſe Erſcheinung wäre dort nicht auffallend, wo die Leute ſich ruhig in Alles fügen, weil ſie der Ueberzeugung leben, daß die weltliche Obrigkeit es am beſten verſtehen müſſe, ſie ſchütze und gerecht ſtrafe und lohne; wo man ſich, wie artige Kinder, willenlos der Leitung von Eltern und Lehrern überläßt. Hier iſt dies aber nicht der Fall und die Theilnahmloſigkeit erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß nicht ein Aufſchlagen des Sommerbierpreiſes, oder ein anderer Umſtand dieſer Art, ein ziemlich freimüthiges und lautes Murren veranlaſſen ſollte. Ich füge jedoch, um keinen Anſtoß zu geben, hinzu, daß dieſes durchaus nicht von Folgen ſein würde.*) — Ich beſchließe dieſe ziemlich ausgeführte Schilderung mit der Bemerkung, daß Das, was der Franzoſe „maison de confiance“ nennt, in München nicht angetroffen wird. Wer etwas kaufen will, öffne die Augen, wie es im alten Sprichworte heißt. Jeder Handelsmann benützt ſeinen Vortheil, ſo gut er kann, wenn er ſich gleich mit einem ſehr geringen Gewinne begnügt und man daher wohlfeil kaufen kann, wenn man zu handeln verſteht.

Es liegt in dem Leben des münchener Bürgers eine nicht unangenehme Einförmigkeit; er iſt heiter, ohne ſich rauſchenden Freuden hinzugeben. Sind ſeine Sitten auch derb und abſtoßend, ſo iſt er gut und wohlmeinend und für die Seinigen ſorglich bedacht. Da Das, was er zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, nicht mit großen Koſten erſchwungen werden darf, ſo iſt es nicht nöthig, daß er ſich unermüdet der Arbeit hingebe. An natürlichem Verſtande fehlt es ihm keineswegs, er pflegt gewöhnlich ſein Geſchäft aus dem Grunde zu verſtehen; doch ſtrebt er nicht gern darin den Neuerungen nach, die ſich denn hier in allen Lebensverhältniſſen und nach allen Richtungen hin nur ſchwer Bahn machen.

Mit Karl Theodor kamen die erſten Kartoffeln nach Baiern, und noch unter Maximilian Joſeph bedurfte es mehrer Befehle, ſie anzupflanzen und ſich ihrer als Nahrung zu bedienen. Man wollte ſie nur als Schweinefutter gelten laſſen Und noch jetzt hält man ſie im Allgemeinen für ungeſund und in den Häuſern alter Bürgersleute werden ſie noch ſtets gar nicht, oder ſehr ſelten geſehen. Die Beharrlichkeit an Altem und erprüft Gutem iſt allerdings zu loben, doch muß ſie nie in Eigenſinn ausarten, der ſich jedem Neuen, ohne Ausnahme, wie ein unbeweglicher Schlagbaum entgegenſtämmt.

---

*) Richtig prophezeit 1834; iſt 1844 eingetroffen.

Bier.

Viele Städte und Länder verbreiten einen charakteriſtiſchen Geruch. Wer wird nicht, ſo wie er die ruſſiſche Grenze betritt, ſogleich vom Juchten umräuchert? Wer röche nicht Kornbranntwein, ſo wie er das eigentliche Altpreußen erreicht? Hamburg hüllt ſich in Torf- und Steinkohlendunſt, Bremen riecht nach Fiſchen, Edam und Limburg nach Käſe, Ellfeld nach Moſt, Wiesbaden nach Schwefelleber, Schiras nach Roſen, Meſſina nach Limonen, und München. — ja! dies möcht' ich meine Leſer gern errathen laſſen! Nicht wahr? München — Neu-Athen — der Sitz der baieriſch-römiſchen Schule — wo die 800 Maler wohnen! da ſollte man die Oelfarbe ſchon vor den Thoren wittern, wie man die portugieſiſche Küſte an ihren Orangendüften ſchon auf hohem Meere erkennt, wenn man ſie noch gar nicht ſieht. Aber ſo iſt es nicht! Ein ganz eigener Duft ſtrömt uns entgegen, jeden andern bewältigend: München riecht nach Hopfen.

Jener warme, würzige Hauch ballt ſich in den kleinen Gäßchen, die zwiſchen den großen Brauhäuſern hinlaufen, zuſammen, ſtrömt dann mächtig nach den Hauptſtraßen und Plätzen, erfüllt den weiten Dunſtkreis und ſchwängert ihn mit holdberauſchenden, magenſtärkenden, aromatiſchen Partikelchen. Neben dieſem Hopfengeruch lagern ſich die ſäuerlichen Ausdünſtungen der überall verbreiteten Bierhäuſer, und dies ſind ſo ziemlich die Hauptbeſtandtheile der Luft, worin jene 800 Maler leben, nebſt einer großen Anzahl von Bildhauern, Architekten, Stuckarbeitern, Muſikern und andern ehrlichen und unehrlichen Leuten. Es iſt für dieſe Luft übrigens noch ein wahres Glück, daß der Hopfen ſie würzet und wärmet; denn ſie wäre ſonſt ganz unerträglich. Rauher athmen läßt ſich keine, unelaſtiſcher ſchmiegt ſich keine an die Haut, ſie iſt ein ewiges Reſervoir von Entzündungen und Ausſchlägen; ſie gebiert Schlagflüße und arbeitet der Lungenſucht ſehr emſig in die Hand. Jeder Fremde muß ihr ſeinen Tribut zollen. Keiner kommt ohne einen tüchtigen Denkzettel weg.

Münchens Bier iſt weltberühmt. — Pſchorr heißt der Mann, der dem Staate jährlich 70,000 fl. Malzaufſchlag zahlt, deſſen Brauhäuſer Paläſten gleichen, deſſen Keller vor den Thoren wie Feſtungen ausſehen, der den Getreidemarkt beherrſcht, wie Rothſchild die Börſe, deſſen Bierfäſſer den ganzen Tag nach allen Theilen der Stadt verfahren werden, deſſen Name von allen Einwohnern mit Reſpect, von Einigen ſogar mit Inbrunſt ausgeſprochen wird. Er hat aus Nächſtenliebe in ſeinem großen Etabliſſement keine Dampfmaſchine angewendet. Große, vierſchrötige Kerle, die im ganzen Königreiche für ihn ausgeſucht werden, verſehen den Dienſt, der ſo angeſtrengt iſt, daß ſie trotz der vortrefflichſten Nahrung und eines Ueberfluſſes an kräftigſtem Biere dennoch ſchon nach fünf Jahren untauglich werden und nach dem allgemein üblichen Ausdrucke: „den Dampf davon haben.“ — Wenn Herr Pſchorr die Inſpection ſeiner Keller hält, ſo werden ſie erleuchtet, und er fährt ſechsſpännig zu einem Thore des Kellers hinein und zum andern heraus. Wenn Jemand ſich mit den londoner Porterbrauern auf dem Continente meſſen kann, ſo iſt es Herr Pſchorr; wenn Einer den Namen eines Hopfenkönigs in unſern Zeiten verdient, ſo iſt es er. Man muß geſtehen daß ſein Fabrikat an Farbe und Klarheit dem Weine gleicht, und daß Bitterkeit und Süßigkeit ſich ſo hold darin gatten, wie männliche Kraft und weibliche Milde in einer guten Ehe. Trotz dieſer Eigenſchaften jedoch gibt es Leute, die mit Leidenſchaft andern Brauhäuſern zugethan ſind; der will Höger-, jener Schleibinger-, dieſer Menter-, ein Vierter Duſchl- oder Sengerbier. Und wie fein iſt dieſe Verſchiedenheit, wie zart müſſen die Zungenwärzchen organiſirt ſein, um die liebliche Nüance herauszukoſten? In der That, wer das in der Nähe beobachtet hat, wird gern mit mir übereinſtimmen, die Biertrinker für vollkommener organiſirte Weſen anzuſehen. Und ſchon in ihrem Aeußern ſpricht ſich das deutlich aus.

Ein Biertrinker, der den Namen verdient, iſt ſtattlich beleibt, ſeine Hände ſind fleiſchig, dick, die langen Finger ſind nicht mehr wie durch dünne Schwimmhäute verbunden, ſondern ſie ſehen eben, gleich, wie kurze Bratwürſte, ſtarke Nadelbüchſen oder kleine Geldrollen aus, und ſtehen, wenn ſie der glückliche Eigenthümer ausſtreckt, mit den Spitzen weit auseinander. Der Bauch iſt ſchön aufgebläht und ſchlottert nicht, ſondern er läßt ſich gravitätiſch vorwärts ſchieben. Der Hals iſt kurz, die Schultern breit, mit Fett gepolſtert. Der Kopf iſt ſehr rund, die glatten, glänzenden Haare ſind nur dünn und zeigen die heiße Stirn mit ſtarken Hautwülſten. Die Augen glänzen ſtark und treten bedeutend hervor; das ſogenannte Weiße darin ſchillert nach verſchiedenen Farbenregiſtern. In den Augenwinkeln iſt ein ſchönes Blutroth nicht wegzuleugnen; das Uebrige iſt dunkelgelb und nimmt in der Umgrenzung der Augäpfel eine grünliche Tinte an. Ein zartrothes Geäder ſchießt unregelmäßig darüber hinweg und erhöht das anmuthige Farbenſpiel dieſes ſchönen Auges um kein Geringes, welches der Dichter meinte, indem er ſang:

„Kennſt Du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz!"

Der gewöhnliche Ausdruck dieſes Auges iſt ein feſtes „Vorſichhinſehen," in der vulgären Sprache: Stieren oder Glotzen genannt; während der Mund trinkt, offenbart ſich aber darin ein hoher Grad zärtlicher Schwärmerei.

Auf den dunkelvioletten Wangen zeigt ſich ein überaus zartes Korallengeflechte. Wenn man die Erlaubniß dazu erhalten kann, ſo gewährt es einen großen Genuß, dieſe Partie durch eine gute Lupe anzuſehen. Man erſtaunt über die Wunder der Natur. — Was iſt der Schimmelwald, was ſind Waſſerſchlangen und Eſſigdrachen, was iſt die Welt im Käſe, was Leuwenhöck mit allen ſeinen Beobachtungen gegen meine Entdeckungen mit Hülfe einer vortrefflichen engliſchen Lupe auf dem Geſichte eines vier und zwanzig Maßers? Man erlaube mir dieſen Ausdruck für einen Menſchen, der täglich 24 Maß Bier zu ſich nimmt; er iſt eben ſo richtig und bezeichnend, wie 24 Pfünder u. dergl.

Nun endlich die Naſe! Ein Schwamm in Entſtehen — glühend wie rother Fingerhut — und den Keim von vielen kleinen, lieben Schwämmchen ſchon in ſich tragend, die alle kommen werden, wenn die Zeit da iſt.

Wie viele Bekannte ſah ich nach zehnjähriger Abweſenheit wieder, ganz geformt nach dieſem Bilde, hochvollendet und ausgebildet. Ich armer Teufel, der in Oſten und

Weſten herumgereiſt war und nur wenig Wein in Waſſer getrunken hatte, ich war hager geblieben, meine Augen waren erloſchen und eingeſunken, meine Wangen zeigten Runzeln und meine dünne Naſe ſenkte ſich bedeutend. An den Münchnern waren die Jahre ſchonend vorübergegangen; die Zeit hatte ſich höflich zurückziehen müſſen, um die Metamorphoſe des Biers nicht zu ſtören, und dieſe war vollkommen gelungen.

Aber das Bier tödtet alle höhere, edlere Geſelligkeit. Auf die Gefahr hin, ganz München gegen mich aufzubringen, wage ich dennoch dieſe Behauptung.

Ich ſelbſt war Zeuge, daß ein gebildeter Mann, der einem der höhern Stände angehörte, aus einem intereſſanten Cirkel von Fremden, der ſich während des Winters verſammelte, plötzlich zu verſchwinden pflegte, zum Erſtaunen der Andern. Nachdem er deshalb befragt wurde, geſtand er naiv genug, daß es ihm unmöglich ſei, einen Abend länger als bis Sieben ohne Bier und Kalbsbraten hinzubringen, und daß ihn alle Delicateſſen geiſtigen und phyſiſchen Genuſſes nicht davon abzuhalten vermöchten, dieſe Gewohnheit zu üben.

Und aus eben dieſem Grunde ſcheitern alle Unternehmungen, die ein Fremder begänne, um das nur ungern Entbehrte eines auserwählten und dabei ſtets wechſelnden Kreiſes um ſich zu verſammeln. Nur mit Widerwillen kann man daran denken, ſein Zimmer zur Kneipe umzuwandeln und ſeine Freunde mit Bier, Braten und Tabak zu bewirthen, obgleich der Einheimiſche nichts hierin findet, was ihn unangenehm berührte. Ohne dieſe Bindungsmittel aber keine Vereinigung! Sie werden davon flattern, die ſchönſten Geiſter, die genialſten Köpfe, und ihre Blumen ſuchen, woraus ſie Honig ſaugen, und die traurige Haide der Converſation und geiſtreichſten Mittheilung verlaſſen.

Und was braucht's denn des Zwanges, um ſeinen Abend hinzubringen? Wer wird ſich der Form bequemen? Wozu die ſteifen Geſellſchaften? Und nun gar Thee am Ende! — Haben wir nicht in unſern Vereinen, Geſellſchaften, Clubs, und welche Benennungen ſie noch daneben haben mögen, Alles, was wir wünſchen und was jeder Andere vernünftigerweiſe ſich nur wünſchen kann?

„Wir öffnen gaſtlich Dir die Thür, tritt ein!
Komm', fremder Mann, Du ſollſt willkommen ſein!“

Geſchloſſene Geſellſchaften.

Die Behauptung möge hier nicht ſo grell erſcheinen, daß viele geſchloſſene Geſellſchaften in einer großen Stadt die Andeutung geben, daß die geſelligen Verhältniſſe überhaupt daſelbſt noch auf einer ziemlich rohen Stufe ſich befinden. Ich ſpreche hier von jenen Vereinen, welche dazu dienen ſollen, das geſellige Vergnügen zu erhöhen; ſolche, deren Zweck Politik oder Wiſſenſchaft wäre, gehören nicht hieher. Die erſtern ſind wol in dieſem Augenblicke, unter offenkundigen Zeichen, in Deutſchland nicht vorhanden; die letztern vertrocknen in ihren altherkömmlichen Formen und nur die Naturforſcher und Homöopathen erfreuen ſich in neueſter Zeit friſchgrünender Inſtitutionen.

Bei den Engländern verdanken die zahlloſen Clubs zunächſt dem Kaſtengeiſte ihr Entſtehen; eine zweite Urſache war die rege Theilnahme an politiſchen Ereigniſſen und der Wunſch, Leute einerlei Sinnes einander näher zu bringen. Die Mittel, die der Club hat, ſeine Mitglieder zuſammenzuhalten, beſtehen oft in weiter nichts, als in feierlichen Mahlzeiten. Dieſe Sitte ging nach Norddeutſchland über, wie es bei dem regen Verkehr mit England ganz natürlich war; doch beſchränkt ſich die politiſche Färbung dort nur auf Gedächtnißſchmäuſe bedeutender Ereigniſſe, wie der Blücher-Club u. a. beweiſen mögen. Im übrigen Deutſchland iſt ſie weniger verbreitet. Wir kennen als einen der intereſſanteſten den Schiller-Verein in Stuttgart; die Berliner Feſtmahlzeiten an Gedächtnißtagen bedeutender Künſtler gehören wol nicht ganz hieher, da ſie oft blos dem Zufall ihr Entſtehen verdanken.

Die Clubs während der Revolution in Frankreich, ſo wie die letzten Aſſociationen ſind unter uns bekannt. Sie ſind den Anhäufungen gewitterſchwangerer Wolken zu vergleichen, die der Sturm zuſammenpeitſcht. Sie liehen jedoch, trotz des furchtbaren Stoffes, der in ihrem Schooſe verborgen lag, mehr von den geſelligen Unterhaltungsformen, als die engliſchen Muſter. Die Franzoſen ſind das geſelligſte Volk der Welt und hierin wahrhaft liebenswürdig. Freilich erſchien Manches in jenen Clubs, durch Contraſt caricirt, durch die Umſtände extravagant. Andere eigentlich geſchloſſene Geſellſchaften kennt Frankreich nicht, wenn wir nicht ſo weit gehen wollen, Zuſammenkünfte junger Romantiker, oder der Liebhaber der „echten Chanſon" u. ſ. w. mit jenem ganz unpaſſenden Namen zu benennen. Eher könnte man der „Cercle des étrangers" dazu zählen, wo das Glück präſidirt und volle Geldbörſen zur Aufnahme berechtigen.

Bei dem Italiener beſchränkt ſich die öffentliche Geſelligkeit auf den Beſuch des Corſo und der Kaffeehäuſer; das Caſino vereint zu muſikaliſchen Genüſſen und zu den Bällen im Carneval.

In Deutſchland, wo Kaſtengeiſt aller Art, Förmlichkeit und Scheu vor Oeffentlichkeit, ziemlich allgemein verbreitet ſind, geſtalteten ſich die geſelligen Verhältniſſe auf ſonderbare Weiſe. Man blieb nicht dabei ſtehen, Vereine zu einem beſtimmten Zwecke, für eine Anzahl von Gleichgeſinnten zu ſtiften, ſondern man kam darauf, große Geſellſchaften zu bilden, die Alles enthalten ſollten, was zur Unterhaltung eines gebildeten Cirkels dienlich ſein könnte. Es iſt ein ſeltſamer Geſchmack, Genüſſe, die öffentlich und für Jedermann da ſein können, und oft auch wirklich da ſind, bei verſchloſſenen Thüren unter ſich zu theilen.

Etwas Aehnliches findet in Aegypten ſtatt, doch hat es dort ſeinen guten Grund. Sobald nämlich die Peſt ausbricht, ſuchen die reichſten und vornehmſten Europäer ſich von aller Gemeinſchaft mit den Uebrigen abzuſondern. Sie ziehen in Häuſer, die nachbarlich zuſammenſtoßen, und während ſie die Zwiſchenmauern durchbrechen, verſchließen ſie ſolche nach außen vollkommen und verproviantiren ſich mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, auf lange Zeit. In dieſer vollkommenen Abgeſchloſſenheit wechſeln nun Concerte, Bälle, Schmäuſe, ſelbſt theatraliſche Vorſtellungen und Unterhaltungen aller Art. Während die Epidemie draußen wüthet, leben ſie nur dem Vergnügen; ſie ſuchen ſich zu überreden, daß die ganze Welt ſo glücklich ſei wie ſie, und fällt ihnen die Peſt ein, ſo macht dieſes ungefähr einen Eindruck auf ſie, als wenn wir daran denken, daß die Cholera in Neu-Orleans ausgebrochen ſei. Sie ſehen keine Leichenwagen, keine Aerzte, keine Medicinflaſchen, ſie werden nicht alle Tage durch Todtenliſten und den Stand der Krankheit beunruhigt, wie es ſich unſere Tageblätter, zur Zeit der Cholera, ſo angelegen ſein ließen. Dies Alles erhält die Leute bei guter Geſundheit, und nie hörte man, daß einer der europäiſchen Conſuln in Alexandrien, oder ein Mitglied ſeiner Familie, von der Peſt ergriffen worden wäre.

Dieſen Verhältniſſen verdanken unſere Geſellſchaften nun freilich nicht ihr Entſtehen, viel leichter iſt es, ſie von einer andern, ſeit kurzem in England ſehr um ſich greifenden Sitte herzuleiten, die zunächſt aus dem Geldmangel entſprang.

Man weiß, daß die Engländer, aus Erſparniß, ihre Inſel verlaſſen, um auf dem Continent zu reiſen, und daß ſie hier mit Dem Aufwand zu machen im Stande ſind, was daheim nicht zum nothdürftigſten Bedürfniß ausgereicht hätte. Bei Vielen iſt jedoch die Reiſeluſt nunmehr befriedigt und ſie ſannen daher nach, wie ſie mit Erſparniß gut leben könnten, ohne ihren ſo ungern vermißten Comfort aufgeben zu müſſen. Denn der Comfort iſt die Seele des Engländers, ohne Comfort kein Genuß. Aber was iſt Comfort? Die weiße glänzende Theeſerviette und die Taſſe vom feinſten Porzellan; der Keſſel mit ſtets ſiedendem Waſſer, die glimmende Kohle, um den Toaſt zu röſten; das ſaftige Rindfleiſch, das kräftige Gemüſe, ein bequemer Seſſel, ein hartes Bett, feine Wäſche, reinliche Zimmer, klare Fenſterſcheiben, gute Trottoirs, ſchnelle Bedienung, die Möglichkeit, ſich im größten Getümmel zu iſoliren. Nirgends, außer England, findet man das wieder; in Hamburg ein Schattenbild davon; aber Süddeutſchland, wo man in alle Saucen mit demſelben Beſtecke fährt, wo man das Rindfleiſch ausſiedet, das Gemüſe einbrennt, den Thee verſchmäht, ſchlecht wäſcht, eng wohnt, weich ſchläft, hart ſitzt und ſchlecht bedient wird, muß dem echten Gentleman ein Greuel ſein! Zu ſparen und dabei den Comfort im Lande ſelbſt zu genießen, dies ward nunmehr die Aufgabe. Sie iſt gelöſt. Da es erwieſen iſt, daß mit zehntauſend Thalern im Jahre ein ziemlich anſehnliches Haus gemacht werden kann, während tauſend Thaler kaum hinreichen eine kleine Familie nothdürftig zu ernähren; da es ferner eine ausgemachte

Sache iſt, daß Zehn noch außerdem miteſſen können, wo für Zwanzig gekocht wird, wie das auch in großen Häuſern immer der Fall iſt; ſo kam man auf den Gedanken, daß Leute von gleichem Vermögen zuſammentreten ſollten, um hiedurch ihre Mittel zu verſtärken und ſich allen Lebensgenuß der Reichen zu verſchaffen. Denkt man ſich auf dieſe Weiſe zehn Perſonen vereinigt, von denen jede fünfhundert Pfund jährliches Einkommen hat, die nicht hinreichen würden, in England anſtändig zu leben, ſo erhält man eine Summe von fünftauſend Pfund oder ſechzigtauſend Gulden, was doch ſelbſt in jenem Lande des Reichthums für eine kleine Geldmacht gehalten werden kann. Während die zehn armen Teufel vereinzelt nur ſchlechte, kleine Wohnungen innehätten, kann jetzt ein anſtändiges, reinliches Haus für alle gemiethet werden, wo ſie ein ſchickliches Unterkommen erhalten, und überdies noch gemeinſchaftlich ein Speiſeſaal, einige Geſellſchaftszimmer und andere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten vorhanden ſein können. Daſſelbe iſt mit der Küche, der Bedienung, den Luſtbarkeiten aller Art der Fall. Bei größeren Capitalseinlagen, die einzeln immer noch keinen Aufwand erlaubten, laſſen ſich ſolche Vereine mit wahrhaftem Luxus ausſtatten. Etwas Aehnliches gewähren zwar die Boarding-houses, doch mit dem Unterſchiede, daß dieſe für den Unternehmer Gewinn abwerfen müſſen, während bei den Aſſociationen Alles für das allgemeine Beſte verwendet wird.

Dies iſt auch die Urſache der meiſten der in München beſtehenden geſchloſſenen Geſellſchaften. Der kärglich beſoldete Beamte, der ſparſame Bürger findet hier für ſeine Familie Alles, wonach ihr Herz ſich ſehnt, um wenig Geld und mit großer Bequemlichkeit. Schießen, Kegelſpiel, Billard, Muſik, Ball, ſelbſt Schauſpiel findet man hier oft vereinigt, und während Frau und Tochter über Herrn L. Thränen vergießen, oder von Herrn. N. hingeriſſen werden, ſitzt der gute Mann im Rauchzimmer, zehn Schritte davon, und entbehrt nichts. So genießen ſie Alles, was nur für die Vornehmen und Reichen da iſt, haben Bier und Tabak dabei, was jene in ihren Coterien entbehren müſſen, und zahlen dafür nur einen ganz kleinen, jährlichen Beitrag. — Wenn dergleichen in kleinen Landſtädtchen ſtattfindet, wenn es dort mit Eifer cultivirt wird, ſo läßt ſich das leicht erklärlich finden, und Niemand wird darüber erſtaunen, daß das Bedürfniß ſolche Surrogate entſtehen läßt; die große Geſellſchaft einer Stadt wie München ſollte jedoch andere Elemente in ihrem Schooſe bergen, und man ſollte dort längſt die Einſicht erlangt haben, wie viel ſchöner, großartiger, unterhaltender und belebender es ſei, alle Unterhaltungen der Oeffentlichkeit preiszugeben, als ſie hinter Mauern, Ballotage, Statuten und Geſetzen zu verſchanzen. Freilich iſt in München mehr als an andern Orten ein Ausſcheiden der höhern Geſellſchaft vom wirklichen Pöbel nicht ganz denkbar, da in der Lebensweiſe eine ſelten anzutreffende Allgemeinheit herrſcht und das Bierfaß der große Hut genannt werden kann, unter dem ſich alle Köpfe vereinigen laſſen. Vereine von 6, 7 bis 800 Mitgliedern, die mit ihren Angehörigen und den eingeführten Fremden bis auf 2000 Theilnehmer anwachſen, bieten jedoch nur eine ſchwankende Garantie für die Reinheit der Maſſe und der Kaſte, welche Sorgfalt auch angewendet werden möge.

So ungern ich Eleganz in den öffentlichen Vergnügungsorten in München entbehrte, ſo kneipenähnlich mir die meiſten ſtets erſchienen ſind, ſo unangenehm es mir war, die wahrhaft höhere, d. h. die gebildete Geſellſchaft dort gewöhnlich zu vermiſſen, ſo muß ich doch bekennen, mich viel cher dort zurecht gefunden zu haben, als in den geſchloſſenen Vereinen, wo es oftmals weder an Eleganz, noch an der Elite der Geſellſchaft gebricht, wo jedoch der rege Umſchwung, der belebende Hauch mangelt und trotz der herrſchenden Abwechslung ein ertödtendes Einerlei waltet. Das öffentliche Leben in der Geſellſchaft gleicht einem hinwogenden Meere mit mannichfaltigen Ufern, mit Schiffen, Menſchen, Stürmen, Sonnenſchein, Fiſchfang, Handel, Ebbe und Flut, Inſeln, mit Paradieſen und Schreckniſſen; das abgeſchloſſene Leben in Geſellſchaften gleicht einem ſtagnirenden Teich, der mit Kiosks, chineſiſchen Brücken, Bosketts und zierlichen Gondeln prangt. Dort die helle, lebendige Welle, hier das Röhrig im ſtehenden Schlamme; dort Wechſel, hier Ruhe; dort Leben, hier Tod. — Was gewährt Luſt von Beiden?

In einem Hotel, das einſt dem Fürſten Porcia gehört hat, iſt das Muſeum, ein bedeutungsvoller Name für eine unbedeutende Sache. Es iſt höchſtens mit einem italieniſchen Caſino zu vergleichen; der Name Muſeum wird in Deutſchland verſchwendet. Man gibt hier einige Concerte und Bälle im Jahre und alte Herren ſpielen Billard und denken an „le bon vieux temps.“ Nichts wirkt widerwärtiger auf mich, als dergleichen häßliche, dickbäuchige Roués, wie ſie in unſern höhern Ständen angetroffen werden, mit lüſternen Augen und Zoten auf der Zunge. Möchten ſie doch Voltaire's rührendes:

„Voulez-vous que j'aime encore,
Rendez-moi l'age des amours“—

beherzigen. München hat eine große Menge ſolcher ſinnlicher Greiſe aufzuweiſen, während die Sorte der alten, komiſchen, verliebten Gecken faſt gänzlich fehlt. Und doch, wie viel angenehmer ſind dieſe als jene. — Das Muſeum umfaßt die höchſten Claſſen, ein Fürſt iſt Vorſtand, und es läßt ziemlich großſtädtiſch und modern civiliſirt, daß man die haute-finance auch für etwas dort gelten läßt. Wenigſtens dem Anſcheine nach. Deshalb ſind auch Juden unter den Mitgliedern, wenn gleich im Innern an kein Amalgama zu denken iſt. Man wollte ſogar aus dieſem Grunde die geringere Theilnahme herleiten, die ſich ſeit einigen Jahren an den im Muſeum veranſtalteten Bällen kundgibt. In der That fand man ſie leer, ledern und langweilig, und die Anweſenheit einer wahrhaft orientaliſchen Schönheit, der Tochter des Banquier K....n, konnte für die fehlenden Tänzerinnen nicht ſchadlos halten. — Die Vorleſungen, welche manchmal hier ſtattfinden, ſind als Abnormitäten zu betrachten. Die Geſellſchaft ordnet dann gewöhnlich ihre Zwecke denen der Vorleſer unter, und opfert willig ihr Local, ihren Abend und ihr Vergnügen auf. Das Leſezimmer des Muſeums hält von allen ähnlichen Inſtituten in München die meiſten Zeitſchriften, indeß will das dennoch nicht viel ſagen. Hier war auch das einzige Exemplar einer engliſchen Zeitung anzutreffen: The Times, welches das Miniſterium des Innern kommen ließ und dann dem Muſeum für einen theilweiſen Koſtenerſatz abgab. Wie viele engliſche Blätter und Broſchüren, wie viele amerikaniſche, legt hingegen die Hamburger Börſenhalle ihren Abonnenten hin! Und dort iſt kein Fürſt Vorſtand, dort gibt es weder Statuten noch Rückſichten, und das Großartige gedeiht durch ſich ſelbſt, ohne alle Protection.

Eine zweite Geſellſchaft, die vor Allen renommirt iſt, die meiſten Mitglieder zählt, das ſchönſte Local einnimmt und Alles in ſich vereinigen ſoll, was das Leben erheitern und verſchönern kann, iſt die Geſellſchaft des Frohſinns.*) Man findet hier Leute aus allen Ständen; die Bekenner des moſaiſchen Geſetzes allein ſind ausgeſchloſſen. Da der König ſich zum Protector ernannt hat, ſo ließ man auch die Ariſtokratie und Diplomatie auf der Liſte. Außer jenen Abenden, wo der König einer Vorſtellung des Liebhabertheaters beiwohnt, läßt ſich jedoch Niemand aus den vornehmen Kaſten in den Geſellſchaftsſälen betreffen. Die gewöhnlichen Zuſammenkünfte zeigen keine andere Symptome, als die eines ganz alltäglichen Bierhauſes. Dicker Tabacksqualm, ſchäumende Krüge und eine übermäßig laute Converſation. Aber der Frohſinn hat ſelbſt in München dennoch eine andere Seite. Jede Woche bringt Wechſel in die Unterhaltung. Einmal iſt Theater, wo man vom Julius von Saſſen und Abellino, bis zu den Mädchen in Uniform, Alles ſo ſchön darſtellt und ſo gut ſehen kann, als im wirklichen Theater. Alles dilettirt dabei, wie es im Vorſpiel zum Fauſt heißt. Dilettanten malen, und hämmern, und klettern, und ſpielen, und ſingen, und tanzen. Dilettanten verfertigen die Coſtüme, Dilettanten muſiciren vor dem Stücke, Dilettanten lithographiren die Eintrittskarten, und Dilettanten ſitzen auch an der Caſſe, um ſie abzunehmen. Alle dieſe verſchiedenſten Talente und Fähigkeiten zählt die Geſellſchaft unter ihren Mitgliedern, und dieſe Dilettanten ſind ſo ſehr von ihrer Manie ergriffen, daß es drollig genug klingt, wenn man ſie von ihren Beſtrebungen ſprechen hört, mit einem Ernſte, der Lachen erregen würde, wenn man nicht die Schweißtropfen ſähe, die den Armen ihr freiwilliger Tribut der Thorheit auspreßt.

Und trotz dieſer Einrichtungen, Vermiſchungen und Beſtrebungen, troß dieſes Kraft- und Koſtenaufwandes, troß dieſer theatraliſchen Vorſtellungen, Concerte, Schießübungen, Gartenvergnügungen u. ſ. w., welche Langweil, welche Geiſtloſigkeit, wie unciviliſirt erſcheint Alles bei näherer Bekanntſchaft! Wie ängſtlich bewegt ſich der Fremde unter dieſen Leuten, wenn er Zeuge war, wie plump man hier oft die Gaſtfreundſchaft verletzte, wie abhold man eigentlich dieſer ſchönen Tugend iſt und nur gezwungen, weil es einmal die Sitte erheiſcht, ihren Anforderungen mit halbem Ohre und mürriſcher Miene Gehör giebt! Viele Fremde haben über Grobheit, Einige ſogar über Beleidigung Klage zu führen gehabt.

---

*) Sie ſoll ſich jetzt aufgelöſt haben.

Deutlich giebt ſich's in der Geſellſchaft des Frohſinns kund, daß nur die Armuth, Sparſamkeit, oder wie man es nennen will, die meiſten Theilnehmer zu dieſen Surrogat-Unterhaltungen greifen läßt. Als Beweis gelte der Umſtand, daß jedesmal nach beendigtem Schauſpiel oder Concert, wenn die Speiſeſäle ſich füllten, ein Familienvater mit einer ganzen Wolke von Kindern ſich an den Tiſchen niederließ und ganze Reihen von Stühlen bedeckte, den dargereichten Speiſezettel aber kalt zurückwies, um einige Flaſchen Bier und mehrere Semmeln auf den zierlichen Gedecken mit trefflichſtem Hunger zu verſpeiſen, während der betriebſame Wirth, ein Italiener, der es an Geſottenem und Gebratenem, an Fiſchen und Geflügel nicht hatte fehlen laſſen, kopfſchüttelnd und bedenklich, die Arme übereinander geſchlagen, dieſem troſtloſen Treiben zuſah. — Die ſogenannten gemiſchten, aber dennoch geſchloſſenen Geſellſchaften waren mir von jeher zuwider. Der Frohſinn, als Urbild einer ſolchen, am meiſten.

Im großen, weiten Raume iſt das Beiſammenſein mit Ungebildeten nicht unleidlich, in enger Umgrenzung nicht zu ertragen. Es muß nothwendig geſchehen, daß ein ſolcher Verein ſich ſeiner ungebildeten Angehörigen wegen bedeutend herabſtimme, weil dieſe gewöhnlich die Mehrzahl ausmachen, die Gebildeten aber nie den Ton unter ſolchen Umſtänden angeben mögen.

Es wäre faſt überflüſſig hier noch von den kleinern Vereinen ſehr umſtändlich zu ſprechen, da die größern ſchon kein erfreuliches Bild darboten. Da gibt es einen Bürgerverein, der Alles ausſchließt, was nicht Bürger iſt, und nie mehr als hundert Mitglieder zählen will. Obgleich das Local nichts weniger als elegant zu nennen iſt, und daher von dieſer Seite mit einem engliſchen Club keine Aehnlichkeit aufgefunden werden kann, ſo geben hingegen die obenberührten Beſtimmungen ihm eine Art von Würdigkeit, die ihn einem ſolchen näher bringt und ihn dem Frohſinn weit überlegener erſcheinen läßt. Soll es einmal etwas dergleichen geben, ſo ſei es wirklich abgeſchloſſen; das läßt ſich, ſelbſt neben großartigen, öffentlichen Anſtalten, als beſtehend denken. Mitten unter den münchner ſocialen Verhältniſſen, wie ſie nun einmal ſind, kann ich den Mitgliedern des Bürgervereins meinen Beifall nicht verſagen. — Aehnliche Geſellſchaften bildet das Militair, zu denen Niemand den Zutritt erhält, der nicht zum Wehrſtande gehört. — Doch gibt es auch Geſellſchaften von der Tendenz des Frohſinns, die jedoch weder in der äußern Eleganz, noch in den ſonſtigen Mitteln mit ihm wetteifern können. Ein Concert oder einen Ball hier mitzumachen, gewährt ein Vergnügen ganz eigener Art. Welche Künſtler! Welche Zuhörer! Die Damen ſitzen da, die Männer ſtehen. Nach den erſten Tacten eines jämmerlichen Flötenſolos verlieren ſich die Männer ſchon nach und nach. Wo gehen ſie hin? In's Nebenzimmer. Die Urſache iſt ſehr begreiflich. Der arme Flötiſt ſtrengt ſich zu ſeht an, ihm muß die Kehle trocken werden, ſchöne Seelen empfinden das leicht mit. Ein kühler Trunk iſt unerläßlich. Die armen Damen blicken ängſtlich nach den Herren. Sie ahnen recht gut, wohin dieſe ſchleichen, ach! — und ſie wagen es nicht, ein Gleiches zu thun. Man ſieht es ihnen an, wie durſtig ſie ſind; ſie ſenden die Spitze des Jüngleins ſo lechzend hinaus an die Luft, um die trocknen Lippen anzufeuchten. Ein antimuſikaliſcher Pincher heult indeß ſchmerzhaft dumpf ins Adagio; er liegt unter dem Ofen, wo ihn Niemand ſtört. Jetzt aber „entſteht ein anderer Hundelärm, der allerdings einige Aufmerkſamkeit erregt, denn der Flötiſt muß innehalten. Die Herren nämlich eſſen im Nebenzimmer und Einer hat ſeinem Hunde einen Knochen hingeworfen, um den eine kleine Beißerei entſteht. Was iſt wol natürlicher? Es wundert ſich auch Niemand darüber, aber die Herren haben kaum das Schweigen der Flöte vernommen und den vom Ohrenzwang befreiten, melancholiſchen Pincher wedelnd daherſpringen ſehen, als auch ſie mit vollen Biergläſern, weit geöffneten Deckeln und einigem Getöſe in den Concertſaal ſpringen, um ihre Schönen zu erfriſchen. Doch ein lautes St! empfängt ſie; der Flötiſt hat wieder das Inſtrument am Munde und pfeift hinein mit jämmerlich verzogenem Geſichte. Dies hält die Damen indeß nicht ab, das dargereichte Glas zu nehmen. Auch ſieht man mehre ganz loſe, leiſe, Sitz und Saal verlaſſen, um am Abendbrote des Gemahls vollſtändig Theil zu nehmen. — Gegen das Ende des erſten Theils ſind alle Stühle leer; nun tritt die Pauſe ein, wo Alles genießt und trinkt; dann beginnt der zweite Theil und die Damen fühlen ſich nunmehr in einer günſtigern Verfaſſung, ſich den Eindrücken der Kunſt hinzugeben. Selbſt die Männer haben ihre Pfeifen angezündet und lauſchen, in der Thür ſtehend, den melodiſchen Tönen; Alles iſt viel muſikaliſcher geſtimmt, man ſcheint für die Kunſt zu empfinden, denn ſelbſt dem unmuſikaliſchen Pincher wird, ſo oft er ſein Lamento anfangen will, ein derbes „Kuſch, Beſtie!“ zugerufen. Dies ſtört aber weder den Genuß, noch die Künſtler! — So ſind die Concerte.

Die Bälle ſind eben ſo anſtändig; man brennt nur geläutertes Oel und gegoſſene Talglichte dort, die Muſik ſtimmt gut zuſammen und die Damen tanzen in kalbledernen Schuhen und Halbſtiefeln. An Erfriſchungen fehlt es auch nicht, denn der Wirth hat einen vortrefflichen Keller und der Vorſtand macht es ihm zur Pflicht, Tölzer-Bier einzulegen. Es wird nur deutſch getanzt und einmal mit dem Redowak, einmal mit dem Galopp abgewechſelt; beim Tanzen müſſen die Herren jederzeit die Pfeife aus dem Munde legen, weil es hin und wieder einer Dame unangenehm ſein könnte; wer von den Herren keine Handſchuhe beſitzt, muß ſein Taſchentuch in die Hand nehmen, um beim Umfangen der Dame ihr Kleid durch etwaiges Schwitzen in den Händen nicht zu verderben. Dies iſt Grundgeſetz für die Tänzer. Duelle kommen hier ſelten auf; die Leute ſind zu ſtarke Philoſophen und lächeln über kleine Beleidigungen. So hörte ich z. B. wie ein junger Menſch, von einer Tänzerin ſprechend, die dicht vor ihm ſtand, ſie einen „Cuiraſſier“ benannte. Sie ſowol als ihr Tänzer hörten es, denn Beide wurden roth und blickten zurück nach dem Sprechenden. Ich wurde unruhig und erwartete, daß etwas kommen würde, aber Alles blieb verſtändig. Die Dame war wirklich enorm groß und ſchwer gebaut, und konnte im Tanzen eher noch mit einem Cuiraſſierpferde als mit einem Cuiraſſier verglichen werden. Sie und ihr Tänzer mochten das wol fühlen und dankten gewiß im Stillen für das nachſichtsvolle Urtheil.

Einige Vorzüge bieten dieſe geſchloſſenen Geſellſchaften noch vor den öffentlichen in andern Orten. Alte eigenſinnige Leute, die immer gern tadeln und kritteln, haben hier ein weites Feld, dieſer Lieblingsneigung zu fröhnen. Denn, wenn ein Kaffeewirth gewöhnlicher Art hierauf keine Rückſicht nehmen würde, ſo iſt der Wirth der Geſellſchaft verbunden, ſich den Wünſchen eines Jeden zu fügen. Eine ſtete Klage wird über das Bier geführt, wie ſich von ſelbſt verſteht, und hier kennt die eigenſinnige Laune keine Schranken. Ebenſo gibt es alte Herren, die ihren beſtändigen Sitz haben wollen; ſie zeichnen die Lehne ihres Stuhles, und ſitzt zufällig ein Anderer darauf, ſo muß er aufſtehen; ebenſo wollen ſie ihren beſtimmten Platz in dem und jenem Winkel, an dieſem Fenſter, am Ofen u. ſ. f. Man ſieht, wie wichtig dies Alles iſt und wie ſehr es die Reize der Geſelligkeit erhöht, aber eben ſo einleuchtend iſt es, daß dies nicht in einem Kaffeehauſe gefunden werden kann, wo ein Jeder für ſein Geld gleiche Rechte genießt. Eine andere Annehmlichkeit erfreut die jüngern Geſellſchaftsmitglieder, nämlich das leichtere Bekanntwerden mit den Damen. In geſchloſſenen Geſellſchaften, wo man ſich oft wiederſieht, kann das ja nicht ausbleiben, und manches zärtliche Band knüpft ſich dann mit der Zeit. In Kaffeehäuſern und auf andern öffentlichen Plätzen geſchieht das viel ſeltener und da kommt denn oft ſolch' ein Romankram zum Vorſchein, daß man ein Mädchen ſah, ſie nicht kennt, ſie Monate lang vergebens ſucht und ſie nie oder nur endlich wieder findet. Im Frohſinn zu München kann ſo etwas gar nicht ſtatthaben. Da weiß man gleich: ſie heißt Wali oder Nanni und wohnt im Krottenthal oder am Platzl, ihr Vater iſt dies oder das, und am nächſten Samſtag ſeh' ich den himmliſchen Engel wieder! — Iſt das nicht eine beglückende Einrichtung? Ein wahrer fauler Knecht in Liebesſachen? Die münchener junge Welt hat ſich aber auch ſo ſehr daran gewöhnt, daß ſie außer ihrer gewohnten Geſellſchaft alle Liebenswürdigkeit verſchmäht und überall durchaus einen ſtillen und zurückgezogenen Ernſt behauptet. An öffentlichen Plätzen ſitzt man ſtundenlang ſtumm neben fremden Damen und kann ſich's gar nicht denken, wie es möglich iſt, „auf den Huſch“ eine Bekanntſchaft zu machen. Dieſe Uebung macht es hingegen dem Fremden ſehr ſchwer ſich den Damen zu nähern, die von ihren geſellſchaftlichen Milchbrüdern ſtets umlagert und occupirt ſind. Auf Bällen iſt es daher nicht möglich, eine Tänzerin zu erhalten, weil Alles ſchon am letzten Sonnabend für dieſen Ball engagirt wurde. Nirgend ſind in jeder Hinſicht die Fremden ſo ſchlecht berathen als in München; nirgend weiß man ſo wenig wie hier, was es um die Gaſtfreundſchaft für eine ſchöne Tugend ſei.

Ein anderer Vorzug der geſchloſſenen Geſellſchaften wird endlich darin geſucht, daß man dort, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, „frei von der Leber weg ſprechen könne,“ und nicht befürchten darf verrathen zu werden. Ein in jetziger Zeit wohl zu berückſichtigender Punkt, wo Spione überall zerſtreut ſind und die größte Aengſtlichkeit ſich aller Gemüther bemächtigt hat. Die guten Leute nehmen ſich indeß zu ſehr in Acht und ſprechen nicht nur nichts Verdächtiges, ſondern ſogar nichts Bedeutendes, ſodaß ſie durchaus keine Gefahr laufen. Indeß rotten ſich auch blos aus dieſer Rückſicht geſchloſſene Geſellſchaften zuſammen. Ich kenne eine ſolche, aus alten Gymnaſiaſten von 60 bis 70 Jahren beſtehend, die ſeit ihren Schuljahren ſich ſtets an einem und demſelben Orte zuſammenfinden, um Abends ihr Bier zu trinken. Ein rührendes Beiſpiel! — „Da kann man doch noch ein freies Wort hören," ſagen die alten Schulkameraden, „nie noch wurde Etwas hinausgetragen, was wir hier zur Sprache brachten."

Ach, welch ein lebendiger Austauſch neuer Ideen, welcher Schwung, welche Elaſticität der Unterhaltung muß dort ſtattfinden. Wer doch ſo glücklich geweſen wäre, vor 60 Jahren jenes Gymnaſium auch beſucht zu haben, um dieſer Herrlichkeit theilhaftig zu werden!

Wer dieſes nun aber nicht haben kann, der ſehnt ſich in München nach Euch, Ihr Spaziergänger des Marcusplatzes, des Kohlmarkts, der Boulevards, die ſelbſt genießend mitgenießen laſſen, geiſtig, ſinnig, civiliſirt, wo jeden Augenblick das ſchönſte, beweglichſte Leben den Reiſenden umfängt. Wie wär' es auch ſonſt wol möglich, ſich in den großen, fremden Städten gleich ſo heimiſch, ſo freundlich angeregt zu fühlen, wenn es nicht der Zauber wäre, den die Civiliſation übt, und das Bewußtſein, daß man ſich unter ihren Geſetzen mit Allen frei bewege.

Protzen.

Viele Städte haben für eine eigenthümliche Claſſe ihrer Bewohner ganz eigenthümliche Benennungen. Ich will, um nur ein Beiſpiel anzuführen, Paris mit ſeinen „gamins“ in Erinnerung bringen. Das Livre des Cent-et-un enthält eine ausführliche Beſchreibung derſelben. Wenn nun auch ein münchener Protz mit einem pariſer Gamin nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat, ſo iſt er dennoch in verſchiedener Hinſicht eben ſo originell zu nennen und allgemein verbreitet anzutreffen.

Was meine Orthographie betrifft, ſo muß ich bemerken, daß P. wie B. und geſchärfte Sylben gedehnt in München ausgeſprochen werden, daß ich alſo das Wort, welches im Munde des Volks faſt wie Brohzen oder vielmehr Bröhzen klingt, mit P und tz ſchreiben zu müſſen glaubte.

Gewöhnlich laſſen ſich die Protzen an gewiſſen äußern Merkmalen deutlich erkennen, doch iſt danach nicht ſicher zu gehen; es gibt Ausnahmen, Seltenheiten, merkwürdige Exemplare. Ich hatte Gelegenheit, von allen Arten kennen zu lernen, und verſuchte ſie danach zu claſſificiren. Die alltäglichen Protzen (au naturel) entdeckt man gleich, wenn man Sonntags nach Schwabing, Neuberghauſen, Sendling oder

Neuhoſen geht. Es ſind gewöhnlich hochgewachſene Jünglinge mit roth gefärbten Geſichtern, die aus ſtarken Cravatten und ſpitzen Vatermördern ſich erheben, um die Tiſche ſitzen und, die langen Beine weit vorgeſtreckt, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtemmt, in der dicken, rothblauen Hand eine kurze Pfeife halten. Der Hut ſitzt ſchief auf einem Ohr. Ihr Geſpräch wird langſam geführt und ſcheint doch animirt. Sie ſchreien ſich oft einander an, lachen dazwiſchen und alle ſprechen in einem ziemlich tiefen Baß. Sie rücken und weichen nicht von ihrem Platze, wenn gleich ſo manche Bürgersfrau ſtehend ihren Kaffee trinken muß; ſie nehmen die Pfeife nicht aus dem Munde, wenngleich ein ſchönes Kind in ihrer Nähe vor Rauch erſticken möchte; ſie ſchreien und lärmen immer lauter, je mehr dies ihre Umgebung zu beläſtigen ſcheint, und halten die Kellnerinnen jedesmal feſt, wenn ſie ihnen friſches Bier zutragen.

Dies ſind die äußern Kennzeichen ganz ordinärer Protzen, zwar unerheblich an und für ſich, aber doch nicht unwichtig für die Entwickelung ihres Charakters.

Ein ſolcher Protz (Prötz au naturel) iſt geradezu bis zur Grobheit, ſtreitet gern, iſt ſehr eingenommen für Alles, was nach ſeiner Meinung München vor andern Städten nur einzig und allein beſitzt, ſieht dabei neidiſch auf die Fremde und iſt gegen Das, was nicht einheimiſch, mißtrauiſch, falſch, ja ſelbſt böſe. Sich ſelbſt kennt er gar nicht und ahnet nicht im Entfernteſten, daß er dieſe Eigenſchaften beſitze; er hält ſich vielmehr für ſehr aufrichtig, zuvorkommend, gaſtfrei und gefällig, und meint nur, daß ihm der feine Schliff abgehe, den er jedoch Aufſchneiderei, Prahlſucht, Ruhmredigkeit, Ziererei benennt und ganz verächtlich findet. Von dem Fremden will er nichts Anderes über München hören, als unbedingtes Lob; äußert Jemand Tadel, ſo wird der Protz gleich grob, und hält er es manchmal nicht der Mühe werth auf der Stelle zu widerſprechen, ſo behält er den Ingrimm einſtweilen noch bei ſich, verbeißt ihn indeſſen an der Pfeifenſpitze und ſpühlt ihn in Bierfluten nieder, um bei Gelegenheit vehementer loszubrechen.

Rechte Protzen haben es daher ſtets verſchmäht, humane Bildung zu erlangen und ſich mit den Gebräuchen ſogenannter geſitteter Nationen bekannt zu machen. Ihre rohe Größe genügt ihnen vollkommen.

Die leichtere Zunge des Norddeutſchen, ſeine Gewohnheit, ſich auch im Leben der Bücherſprache zu bedienen, die Luſt, über die verſchiedenartigſten Gegenſtände zu plaudern, alles Dies macht ihn den ordentlichen Protzen verhaßt, denen „gutes Deutſch" wie Chaldäiſch iſt, eine todte Sprache, die man mit unſäglicher Mühe erlernen muß. In jedem Wortkampfe ſiegte daher der Norddeutſche, wenn nicht dem Protzen „die göttliche Grobheit" zu Hülfe käme.

Im Theater ſitzen die Protzen auf den beſten Plätzen, und es iſt Comment, ſie keiner Dame einzuräumen. Sind Protzen nicht mehr im Stande, ſich durch Drängen und Stoßen einen Sitz zu erobern, und müſſen ſie ſtehen, ſo rücken ſie nur ungern von der Stelle, um einen höflich Bittenden vorbeizulaſſen. Bei einem halben Schritte brummen ſie ſchon vernehmlich und wollte Jemand in jedem Zwiſchenacte denſelben Protzen incommodiren, ſo dürften ſich ſehr leicht verſtändliche Dinge aus dem Gebrumme entwickeln.

Die wirklichen Mitglieder des Hoftheaters haben ſelten nur und nie in Bezug auf ihre künſtleriſchen Leiſtungen eine Mißbilligung von Seite der Protzen zu erfahren. Sie nehmen alles Vaterſtädtiſche in kräftigen Schutz. Deſto mehr aber haben fremde Schauſpieler von ihnen zu befürchten.

Bei der Militairmuſik, während des Aufziehens der Wache, um die Mittagsſtunde, kann man artige Häufchen von Protzen wol zu ſehen bekommen. Sie ſtehen da, ihre großen Hunde neben ſich, die Pfeife und die Schnüre des Tabaksbeutels aus der Taſche ragend, und horchen mit mildem Sinne und feinem Ohre der türkiſchen Trommel und der Klappentrompete. An Sonntagen und Feſten geht ein großer Zug von ihnen Arm in Arm der Muſik voran, wenn ſie zur Wache zieht.

Der höhere Protz im eleganten Style (Prötz à la braise oder au gros sel) findet ſich vor der Theatinerkirche ein, um Spalier zu machen, wenn die ſchönen münchener Kinder aus der Zwölf-Uhr-Meſſe kommen. Dieſe nicht eben ſehr züchtige Sitte hat hier gar nichts Auffallendes mehr. Die frommen Kirchengängerinnen müſſen nolens volens durch zwei Reihen lüſterner Gaffer nach Hauſe gehen, die mit bewaffneten und unbewaffneten Augen ihre Reize muſtern und mit lauten Bemerkungen begleiten, während ſie nichts thun können ihre Schamröthe zu verbergen, als die ſchönen Augen zu Boden ſchlagen.

Zur Entſchuldigung der guten Protzen muß ich jedoch bemerken, daß viele Münchnerinnen abſichtlich dieſen „Schaugang“ wählen, den ſie wohl vermeiden könnten, indem es keinen Mangel an Kirchen und Meſſen gibt.

Man hat Protzen in allen Ständen und von den verſchiedenartigſten Neigungen und Schattirungen. Z. B. Pinſel-Protzen, die der Malerei anhängen, Stein-Protzen, die für Architektur, Noten-Protzen, die für Muſik, Couliſſen-Protzen, die für das Theater, und Lumpen-Protzen, die für die münchener Literatur leben und weben. Bei längerm Aufenthalte wird es nicht ſchwer, von allen dieſen Gattungen ſchöne Exemplare kennen zu lernen.

Es wäre zu zeigen, welche Eigenthümlichkeiten den Protzen ankleben, und wie ſie mit den ſimpeln Grobianen und Flegeln anderer Städte durchaus nicht zu vergleichen ſind, doch Beiſpiele würden zu weit führen.

Nach veralteten Begriffen kam die Benennung Protz nur Handwerksburſchen, Soldaten und Leuten ähnlichen Standes zu und deutete dann mehr das hervorſtehend grobe und gemeine Element an; mit der fortſchreitenden und allgemeinen Bildung nahm jedoch dieſer Zug in dem Charakter der untern Volksclaſſen eine bedeutendere und vollendetere Färbung an und ſpiegelt ſich nun in den verſchiedenartigſten Stufenleitern ab, ſelbſt jene Stände nicht ausgenommen, die auf Bildung Anſpruch machen. Wir leben im Zeitalter des Protzen auf ſeiner Höhe!

Indeß wird die Benennung noch immer nicht geradezu ihrer Bedeutung nach gewürdigt; dies iſt in der Eitelkeit begründet, die ſich eines anfänglich misbrauchten Prädicats ſchämt. Niemand ſagt noch von ſich ſelbſt, daß er ein Protz ſei, wenn man gleich nicht abgeneigt iſt, Andere ſo zu nennen; und doch brüſtet ſich gern ein Jeder mit jenen Eigenthümlichkeiten und ſeltenen Eigenſchaften, welche als Unterſcheidungsmerkmale großartiger Protzennaturen dienen können. Iſt dies nun aber der Fall, warum ſich des Namens ſchämen wollen?

Kann dieſe unbedeutende Skizze dazu beitragen, dies Vorurtheil zu zerſtreuen, ſo würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen und keineswegs die Studien bereuen, die ich darauf verwendete, dieſer ſtark ausgeſprochenen Schattirung in den Sitten und dem Charakter eines Theiles der Bevölkerung von München mit Sorgfalt nachgeſpürt zu haben.

Die Schranne.

Ein dem Norddeutſchen unverſtändliches Wort, womit hier der Getreidemarkt bezeichnet wird. München entbehrt noch immer einer Korn- und Fruchthalle und es iſt auch keine Ausſicht vorhanden, daß es ſobald eine erhalten werde. Man behauptet, daß zu viele Intereſſen verletzt werden müßten, wollte man hierin eine Aenderung treffen, da die Bewohner jenes Platzes, wo die Schranne gehalten wird, von den die Stadt an den Schrannentagen beſuchenden Landleuten großen Vortheil ziehen. Kämen dieſe aber wol gegen die Vortheile in Betracht, die München aus einer Getreidehalle erwüchſen? Würden die Leute, welche von den Bauern Vortheil ziehen, ſich nicht am Ende gern bequemen, ihre jetzigen Wohnungen mit andern zu vertauſchen? Der Hauptgrund liegt wol aber ſonderbarer Weiſe darin, daß man bisher in München mehr die Laune als das Bedürfniß bei den neuen Bauten zu Rathe zog und mehr Aufſehen damit zu verurſachen, als ſolide Zwecke damit zu verbinden trachtete. Die Stadt München mit ihren Paläſten, Denkmälern und Kunſtſchätzen, die noch immer eines guten Pflaſters, bequemer Trottoirs, hinreichender Beleuchtung, friſcher Brunnen, verbindender Brücken und geräumiger Markthallen entbehrt, kommt mir vor, wie ein fader Emporkömmling, der ſich eine brillantene Bruſtnadel anſchafft, ehe er daran dachte ſich ein Hemd zu kaufen, und ein Gemälde an die Wand hängt, bevor er den nöthigen Hausrath herbeiſchaffte. Bei dem Emporkömmling hat es jedoch nichts zu ſagen; denn das ſind am Ende Dinge, die er haben muß, und die auch leicht zu bekommen ſind. Aber mit München iſt es ein Anderes. Gerade jene Dinge, welche ihm mangeln, gehören zu den koſtbarſten, und das Bedürfniß ſcheint Oben gar nicht gefühlt zu werden.

„Wer will überhaupt nach dem gemeinen Bedürfniß fragen? Die Kunſt allein iſt es, die das Bedürfniß nach Schönem, Edelm, Hohem ſtets befriedigt!“ Dies iſt der Beſcheid, der mir von Vielen zu Theil ward und den ich mir gefallen laſſen mußte. Deſſenungeachtet war ich nicht zu beſſern. Nie konnte ich über den geſchmackloſen Victualienmarkt gehen, ohne dabei zu denken, wie ſchön es wäre, wenn hier in der Mitte ein Marmorbecken mit einem Springbrunnen ſtände, rings umher die Blumenverkäufer, und in weitem Kreiſe dann in zierlichen, zeltartigen Buden von Blech, in Hallen auf leichten Säulen von Gußeiſen oder Erz, die andern Bedürfniſſe des täglichen Lebens zierlich zur Schau und zum Kaufe ausgelegt; ebenſo dachte ich mir jedesmal, wenn ich die Schranne unter freiem Himmel im Mittelpunkte der Stadt halten ſah, recht lebhaft, wie ſchön eine weite, himmelhohe Halle, eine Rotunde mit doppelter Säulenreihe und einer herrlichen Glaskuppel darauf, ſich ausnehmen würde.

Ich glaubte ſtets, daß Fremde und Einheimiſche ſolche Werke gewiß mit regerm Gefühle betrachten würden, als den wunderbaren Zwinger, der bedeutungslos und unnütz den frequenten Platz am Iſarthore ganz ungebührlich verengt und mit großen Koſten erbaut wurde, um drei alte, den Einſturz drohende Thürme der guten Stadt München zu erhalten. Dies ſind aber ganz unkünſtleriſche Geſinnungen, das weiß ich recht gut, und der Zwinger mußte aufgeführt werden, um Neher Gelegenheit zu geben, den Einzug Kaiſer Ludwi'gs auf die Hauptwand deſſelben zu malen!

Nun zur Schranne, wie ſie iſt! — In der Mitte des eigentlichen Münchens, das einen Kern wie andere Städte bildet, befindet ſich ein nicht eben regelmäßiger, aber recht hübſcher Platz. Rings umher ziehen ſich, nach oberitaliſcher Sitte, Bogen oder ſogenannte Lauben an den Häuſern hin, unter denen Laden an Laden ſich reiht und eine Menge der verſchiedenartigſten Gegenſtände feilgehalten wird. Zu den eigenthümlichſten Bewohnern dieſer Laden ſind die „Priechler" zu zählen, welche mit Barchent oder Leinwand handeln, und die „Käskäuſler," worin wir neben angeſchnittenen Käſen, von durchdringendem Geruche, allerlei Gegenſtände des Luxus antreffen. Das ſeidene Tuch hängt neben dem zarten Limburger, das Roſaband neben dem duftigen Jochberger; ein zierliches Kleid, das Angebinde zum Namenstage, liegt in trauter Nachbarſchaft eines gemüthlichen Emmenthalers. Ich habe nie von dieſen Waaren gekauft, die größtentheils auf den Geſchmack der Schrannenbeſucher berechnet ſind, und kann daher nicht von der Erhöhung des Eindrucks urtheilen, den die aromatiſche Beigabe dem Gekauften zu verleihen im Stande iſt. Dieſe Laden, die in ihrem innerſten Schooſe auch oft noch Sauerkraut bergen, machen ſich jedoch in weiter Ferne ſchon bemerkbar und ziehen die Aufmerkſamkeit einer unbefangenen, dieſen Sitten fremden Naſe frühzeitig genug auf ſich.

An dem untern Ende des Platzes liegt das unförmliche

Rathhaus, deſſen hinterer Flügel noch der Burg angehört haben ſoll, die Heinrich der Löwe hier erbaute. Ein in Stein gehauener Löwe, der ausſieht, als wenn er zu viel gegeſſen hätte und an Uebelkeiten leidet, wird für ein Wahrzeichen der Stadt gehalten. Zunächſt vor dem Rathhauſe liegt eine engere Ausmündung des Platzes, der Eiermarkt geheißen, und hier prangt ein großes Bild, vorſtellend St. Onuphrius, zu öftern Malen renovirt und ebenfalls ein Wahrzeichen der Stadt. An der Seite liegt das Regierungsgebäude des Iſarkreiſes und am obern Ende die Hauptwache. Fünf bedeutende Straßen, Diener-, Wein-, Kaufinger-, Roſen- und Thalſtraße, laufen auf dieſen Platz aus und dazu noch einige Steige und Durchgänge. Das Rathhaus hat einen unbedeutenden Thurm, aber der ſchönere Thurm von St. Peter, ſo wie der von der h. Geiſtkirche ſchauen von Südoſt über die Häuſer des Platzes, nach Nordweſt erblickt man das erhabene Zwillingspaar der Frauenkirche. In der Mitte ſteht eine rothe Marmorſäule, auf welcher das Standbild einer Maria, als patrona Bavariae, in Golderz prangt.

Dies iſt der Hauptplatz der Stadt, und wie man aus dieſer oberflächlichen Beſchreibung erſieht, iſt er ſo übel nicht. Bis jetzt iſt er noch immer der ſtattlichſte und regelmäßigſte zu nennen, und iſt zugleich der belebteſte, weil die Hauptſtraßen von ihm auslaufen.

Die ganze Woche hindurch zeigt ſich nichts Auffallendes und, Wachtparade und Zapfenſtreich ausgenommen, auch nichts Lärmendes. Mit dem Freitag beginnt jedoch ein neues Leben. Die Fiacres, die gewöhnlich unterhalb der Marienſäule halten, erſcheinen nicht, dafür aber langen vierſpännige Bauerwagen an, von denen Getreideſäcke abgeladen werden, die man in Gaſſen oder Vierecken auf dem Platze bis in die angrenzenden, zum Theil ſehr engen Straßen aufſtellt. Viele Leute ſind dabei behülflich und es werden die gerngehörten Töne des lautſchallenden, breiten Gebirgs-Idioms vernommen. Wer am Freitag Abends den Platz wiederſieht, den er etwa am Donnerſtag verlaſſen, erſtaunt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, und glaubt ſich in eine kleine Landſtadt, wo eben Markt gehalten wird, verſetzt. Eine neue Bevölkerung treibt ſich dort zwiſchen den Gaſſen der Säcke umher, die zum Schutze gegen die Witterung mit Bretern belegt ſind; und die urſprünglichen Bewohner, die ſonſt ehrbar ſtill, unaufmerkſam und keine Käufer erwartend, in ihren engen Behältern bei der aufgeſchichteten Waare ſitzen, rufen jetzt jeden Vorübergehenden an, blicken muthig fragend, unternehmend aus freundlichen Augen; die Waaren ſind ſorgfältiger ausgelegt, der Käſe riecht ſtärker, das Sauerkraut wirkt harmoniſcher ein; Alles deutet darauf hin, daß die Zeit der Leſe da iſt, die Wochenmeſſe, gleich dem Moment der Etrennes für die Kaufleute des Palais-royal.

Doch iſt dies nur ein Vorſpiel zum Sonnabende (Samstage), der eigentlichen Getreidebörſe.

Mit Tagesanbruch ziehen rüſtige Pferde neue Vorräthe herbei. Alles wird lärmender, geräuſchvoller, und nimmt dabei einen ernſtern Charakter an. Man ſieht, daß es ſich hier um den höchſten Preis und ſchnellſten Abſatz handle, und Jeder iſt bemüht dahin zu gelangen. Die Oberländer mit den ſpitzen Hüten und der knappen Gebirgstracht, die Oberländerinnen mit den hochgepolſterten Schultern und den langen Röcken nehmen die erſten Plätze ein; dazwiſchen bewegen ſich ſchnell mit vorgekrümmtem Oberleibe und hin- und herſchlagenden weiten Röcken die Mädchen vom Unterlande in ihrer ſeltſamen Tracht: im kurzen Rocke, dem

Mieder von Band und Treſſen, dem Janker darüber von buntem Kattun, mit dem Rücken von weißer Leinwand und der eng anliegenden ſchwarzen Spitzenhaube.

Bei frühem Morgen kommen die Käufer: Bäcker, Melber (Mehlhändler) und Brauer, und Alles iſt im vollen Gange. Hier wird ein Handel geſchloſſen, dort werden Säcke geöffnet und Proben beſehen; hier wird gemeſſen, dort aufgeladen. Die Müller mit ihren ſchweren Wagen und ſtarken Roſſen haben ſich auch eingeſtellt, um das Erkaufte ſogleich in Mehl zu verwandeln. Das Meſſen beſorgen eigene alte Weiber, die mit großer Geſchäftigkeit hin- und herlaufen und mit dem Streichholz über den Scheffel fahren, daß das liebe Gut von allen Seiten reichlich zu Boden fällt. Auf eine Handvoll Getreide kommt es in dieſem kornreichen Lande nicht an; wie vorſichtig gehen andere Nationen hingegen bei dem Kornmeſſen zu Werke, z. B. die Italiener, welche thun, als ob ſie Gold vor ſich haben. — Der Markt wird immer belebter, Alles kauft, Alles treibt ſich umher; Wagen und Roſſe erregen Verwirrung im Gedränge, die alten Weiber werden auf dreißig Punkten zugleich gerufen; der Platz iſt faſt nicht mehr zu paſſiren. So naht die Mittagsſtunde und mit ihr erſcheint der Geſchäftsführer der Pſchorr'ſchen Bräuhäuſer. Er beginnt ſeine Einkäufe zu machen, und bald ſieht man nur allein die Säcke mit der Aufſchrift: „Pſchorr'ſches Bräuhaus," oder mit zwei Hacken oder Beilen, welches das Sinnbild des zweiten Pſchorr'ſchen Etabliſſements „zum Hackerbräu" iſt, den Platz bedecken. Der Markt iſt beendigt, die Säcke werden nach und nach aufgeladen, die Meſſer und Arbeiter halten ſtehend oder auf den Säcken ſitzend ihr Mittagsmahl mit Brot und Bier; die aufziehende Wachtparade kommt ſtill und ohne Muſik und ſtellt ſich ſeitwärts in der Kaufingerſtraße auf, um die Bauernſchranne nicht zu ſtören.

Wen nicht eben ſein Weg über den Platz führt, vermeidet ihn gern, denn Pferde, Säcke, Wagen und Menſchen drohen Gefahr und man kann geſtoßen, gequetſcht, geſchlagen, getreten, wol gar gerädert werden. Nach und nach ſchweigt der Lärm, die Bauern haben die übriggebliebenen, die Käufer die erkauften Säcke fortgefahren und die Meſſer beginnen nun ihr ſtilleres Werk. Der Platz wird gefegt, und die anſehnliche Menge des überall verſchütteten Getreides geſiebt und in Säcke geworfen. Dies iſt der Profit der Meſſer, die deshalb eigens angewieſene Reviere haben, die ſie nicht überſchreiten dürfen. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittag iſt Alles leer und die Fiacres halten darauf wieder ſiegend ihren Einzug.

Thal- und Sendlingergaſſe.

Sind das die Straßen, wo wir Münchens neue Prachtgebäude zu ſehen bekommen werden? hör' ich meine Leſer neugierig ausrufen. Das nicht, iſt meine beſcheidene Antwort, um zu den Prachtgebäuden zu gelangen, müſſen wir uns nach einer ganz anderen Seite drehen; aber es iſt nothwendig, erſt München ſelbſt etwas genauer kennen zu lernen, um dann die Prachtgebäude beſſer würdigen zu können. Man werfe mir keine Einſeitigkeit oder Abneigung vor, auch die neueſte Kunſt ſoll an die Reihe, aber das Leben mit ſeinen bunten Geſtalten hat wol auch unendlichen Reiz, und es allein kann und ſoll nur dazu dienen, die Kunſt zu erklären, ſonſt bleibt ſie ein Vermächtniß, das ein Kenner dem andern hinterläßt, eine Curioſität zum Betaſten und Unterſuchen, ein ſeltenes Inſect, eine echte Wendeltreppe in dem Cabinete eines Naturalienſammlers.

Und welch ein Unterſchied zwiſchen einem ſolchen und Oken! Dieſem lebt die Natur und ſpricht ihm verſtändliche Laute; jenem bleibt ſie ewig ſtumm und wüßte er alle Syſteme und Claſſificirungen noch ſo gut. Durch das Leben zur Kunſt, auf dieſem Wege gelangt man zur Erkenntniß. Wir haben ihn eingeſchlagen und wollen ihn befolgen.

Es iſt wol nicht zu leugnen, daß die Straßen, Thal- und Sendlingergaſſe, den eigenthümlichſten Eindruck auf den Fremden machen und wol am wenigſten dem Bilde entſprechen, das er ſich in der Ferne von der geprieſenen Kunſt-Stadt entworfen hat. Und warum? weil Alles ſich bis jetzt bemühte, dieſe angeborenen Züge zu verſchleiern, um die neue, aufgedrungene Miene zu zeigen und der Welt zu offenbaren. War das recht? Ich ſinde nicht, daß es parties honteuses ſind, und wäre es ſelbſt, ſo müßte man der Aufrichtigkeit das Opfer bringen. Es iſt eben ſo ſchlimm, ſich angeborner Vorzüge hoch zu rühmen, als angeborner Mängel zu ſchämen. Beides ſetzt Eitelkeit voraus.

Meine beiden Straßen dürfen aber ganz kühnlich ſich vor jedem Beſucher ſehen laſſen und ich bin im voraus des Dankes ſinniger Fremden gewiß, daß ich ſie dahin führte. In München wird man das ſchwer begreifen, aber doch iſt es ſo. Ich habe Pariſer, moderne Pariſer, die Ludwigsſtraße, c'est Arlequin! tituliren hören. Ich gebe ihnen nicht unbedingt Recht, aber die Mannichfaltigkeit der äußern Decorationen, bei der Kleinheit der Gebäude, rechtfertigt in Etwas wol dieſen Ausſpruch. Großſtädter und Vielgereiſte ſind daran gewöhnt, große, einfache Façaden zu bewundern, die faſt die ganze Länge der Ludwigsſtraße, ſo weit ſie jetzt fertig iſt, einnehmen würden, ohne all' den kleinlichen Schmuck zu zeigen, der dort in Uebermaß verſchwendet iſt.

Es mag nun Alles hier recht artig ſein, aber es iſt nicht groß; es mag recht wohnlich, rein, zierlich, ſelbſt ſtattlich genannt werden, aber wer, beim Himmel, wird von Staunen dabei ergriffen! Und alles Das iſt nicht München, es iſt zu neu dazu; der Schuh drückt noch überall, die Näthe preſſen; das neue Kleid will getragen ſein. Viele Bürger, die es anfänglich lockte, ſind ſchnell wieder in ihre alten, abgetragenen Hüllen zurückgekrochen. Und man muß ihnen Recht geben.

Vom Rathhaus nach Oſten erſtreckt ſich das lange Thal. Sonſt wurde es eingetheilt in das Thal Petri und das Thal Mariä, jetzt ſind dieſe Unterabtheilungen abgekommen. Gleich oben am Eingange iſt die heilige Geiſtkirche gelegen. Daneben war ſonſt das Spital zum heiligen Geiſt, voll alter Weiber, die bei den ſtets offenen, hohen Pforten, in ihren kleinen Abtheilungen eingepfercht, geſehen wurden. Nun folgen zu beiden Seiten buntfarbige, hohe, fenſterreiche Häuſer, mit Erkern und ſpitzen Dächern, voll Gewerbe und Leben. Es iſt der älteſte Theil der Stadt, denn hier ſtand die Burg Heinrich's des Löwen, der München gründete. Quer durch die Straße, ungefähr in der Mitte, fließt der Stadtbach, und ein ſchlechtes, hölzernes Brücklein führt hinüber, das nennt man die hohe Brücke. Ihr zur Seite liegt, ebenfalls in der Mitte der Straße, offen, daß jedes Kind hineinlaufen kann, die Roßſchwemme. Alles Dieſes trägt einen überaus naiven Charakter: nicht gothiſch und mittelalterlich dabei; es iſt wie in der gewöhnlichſten Landſtadt, wie ein Flecken, aber die Volksmenge, die ſich dort herumtreibt, wird in jenen nicht geſehen; es iſt eine große Stadt, oder vielmehr eine Anhäufung vieler kleiner; das wird uns bald klar. Die „Handlungen,“ die man hier ſieht, ſind mit Allem reichlich verſehen, was zu den erſten Lebensbedürfniſſen nothwendig iſt; das Potpourri der Käſekäufler, für Auge und Naſe gleich befriedigend, macht ſich hier oft bemerkbar. Auch Salzſtößler und Melber ſind häufig, Bäcker reihen ſich an Bäcker, und Jeder fügt ſeinem eigenen Namen gewohntermaßen die alte, ruhmvolle Firma des Hauſes bei. An der hohen Brücke backt der erſte Nudelbäcker ſeine berühmte Waare; ewig praſſelt dort Schmalz, ununterbrochen wird die zarte Maſſe gerührt; es iſt der Galettenmann à la renommée von Paris; auch ihm wirſt ſeine Hantierung ein reichliches Einkommen ab. Wer wird nicht einmal baieriſche Nudeln koſten wollen, wenn er in München iſt? Nur eingetreten! ein „haubetes Küchel,“ ſogenannt von der Haube, die dies leichte Backwerk im Schmalze über ſich wölbt, iſt ſelbſt für Feinſchmecker nicht zu verſchmähen. Von Köchen ſind mehre vorhanden. Man denke ſich darunter nicht Garköche anderer Städte, die petits traiteurs, wo man hingehen kann, um eine frugale Mahlzeit zu halten. Unſere Köche ſind Salzköche (charcutiers), haben geräuchertes und geſalztes Schweinefleiſch, Würſte u. dergl. Hieran reihen ſich die Wirthe, und dort kann man diniren und ſoupiren nach Landesſitte und Brauch. Hier kehren die Bauern ein, wenn ſie in langen Zügen Sonnabends zur Schranne fahren, und während ſie ihre Wagen vor den Thüren ſtehen laſſen, ſodaß ſie oft die ganze breite Straße wie mit Wagenburgen verſperren, führen ſie die Pferde in die kleinen Häuſer, die weder offene Thorwege, noch Höfe haben, aber dennoch Platz und Gelegenheit in ihrem Innern, um vierfüßige Gäſte zu beherbergen und zu verpflegen. Da man dies aber den Häuſern von außen nie anſieht, ſo war es mir anfänglich oft überraſchend, beim Gehen durch einen langen finſtern Gang auf Pferde zu ſtoßen, die mir ruhig entgegenkamen, und dann ſich bückend, ganz ehrbar und vernünftig, durch die niedere Hausthür auf die Straße traten. Zu dieſen Wirthen kommen noch die Bräuer, die in den Erdgeſchoſſen ihrer großen Häuſer durſtige Seelen laben. Außerdem blüht noch in jedem Hauſe ein anderes Gewerbe, oft mehre. Schmiede, Schloſſer, Lebzelter, welche Wachs, Honig, Meth und Pfefferkuchen verkaufen, weil letztere „Lebzelten“ oder abgekürzt: „Lezelt“

heißen; ferner Seiler, dem Landmanne ſo unentbehrlich, und eine Menge von Handwerkern aller Art bewohnen dieſe Straße. Es iſt der Faubourg St. Denis Münchens, ein ſehr reſpectables Viertel, das keinem im Anſehen nachſtehen ſollte. Abends, wenn die Läden geſchloſſen werden, und das geſchieht ſehr frühzeitig, wol ſchon um ſieben Uhr, dann werden die Kerzen auf den hohen Leuchtern in den Zimmern der Wirthe und Bräuer angezündet und dann auch beginnt die Zeit des Genuſſes für die Armen, die prolétaires, die ſich jedoch nirgend ſo ihres Lebens freuen, als eben in München. Man hat ſo oft das Leben der Reichen beſchrieben, damit es die Reichen ſelbſt leſen ſollen, um ſich daran zu ergötzen und ſo ihren Genuß noch einmal nachzugenießen. Aber wie die Armen leben, hat noch Niemand zum Gegenſtand einer getreuen Schilderung gemacht; ich ſpreche hier nicht von idylliſchen Dichtungen, noch weniger von Spaziergängen durch Höhlen des Jammers. Will man freundliche, reinliche, genügſame und genießende Armuth ſehen, ſo komme man nach München, ſo appetitlich findet man ſie nirgend, und nirgend daher kann man ſich ſo vortheilhaft über dieſe wichtige Klaſſe der Geſellſchaft belehren. Ich bin nicht ſo gewählt, wenn es darauf ankommt, zu beobachten, und habe auch ſchon laſterhafte und ſcheußliche Armuth oft in der Nähe geſehen, daher erlaube ich mir Vergleiche anzuſtellen und erkenne den münchener prolétaires den Vorzug.

Die guten Leute, die dazu verurtheilt ſind, für ihre Nebenmenſchen alle ſchwere, garſtige oder beſchmuzende Arbeit zu verrichten, und die man im gewöhnlichen Leben Taglöhner nennt, ſtehen in München, wie überall, bei früheſtem Morgen auf, um zu ſehen, wo ſie Beſchäftigung und für den Tag Brot bekommen ſollen. Sie wohnen theils in Haidhauſen, theils in der Au, in den kleinen Häuschen auf „den Lüſten," auch im „Lehel," gemeinhin „Lechel" genannt. Mann und Frau, manchmal auch das erwachſenſte der Kinder ziehen Morgens aus; ſie ſtellen ſich vor die Thore hin, wo der Holzmarkt gehalten wird; dort findet ſich am leichteſten Beſchäftigung. Während die Frau ſägt, hackt der Mann, das Kind trägt die gehackten Stücke ins Haus. Fehlt's hin und wieder an den Inſtrumenten, muß Säge oder Beil geſchärft werden, ſchnell ſind arme Leute bei der Hand, die dem Mangel abhelfen. Denn Derjenige, welcher das Holz hackt, hilft nie ſelbſt ab; er hat ja ſchon ſeinen Tagesverdienſt; aber der Nachbar Schleifer hat noch nichts. „Leben und leben laſſen," iſt der Wahlſpruch dieſer guten, armen Leute. Auch handeln ſie niemals von der Forderung des andern Armen etwas ab, ſondern ich ſah ſie ſtets ſtill ihr Beutelchen ziehen und bezahlen. Wie ſeltſam und ſchmerzlich muß es ihnen nicht vorkommen, wenn die Reichen, die es doch gewiß nicht nöthig haben, ihnen oft ſo unmäßig abzwacken. Mittags eſſen ſie trockenes Brot, wenn's hoch kommt, Nudeln; für den Mann holt die Frau eine Maß Bier zur Sättigung und Stärkung. Er aber ſetzt oft ab, um ſie trinken zu laſſen; auch das wackere Kind bekommt davon. Trotz ihrer Einfachheit währt die Mahlzeit einige Zeit; dieſe Menſchen übereilen ſich nicht dabei; ſie leiden aber auch nie an Magendrücken. Dennoch werden ſie zeitig genug fertig. Sie haben Alles mit großer Sorgſamkeit aufgearbeitet; die kleinen Stückchen für den Küchendienſt, die größeren Stücke für Oefen und Waſchhaus, ſind gehörig bereitet; die Straße wird gekehrt, jedes Spänchen wird in's Haus getragen. Niemand darf nachſehen, und doch geſchieht Alles ſo ordentlich. Nun gehen die Tagelöhner fort; aber vor dem Weggehen ladet der

Mann zwei der größten und ſchönſten Holzſtücke auf die Schulter, die er gleich anfänglich ausgeſucht und bei Seite geſtellt hat. Er thut dies ſo offen, daß man an einen Diebſtahl dabei nicht denken kann. Und in der That iſt es hier herkömmlich; in holzarmen Gegenden würde ſich gewiß kein Holzhacker dies erlauben dürfen, in München kommt's in dieſem Augenblicke noch nicht darauf an.

Sie wandern durch's Thal ihrer kleinen Wohnung in der Vorſtadt zu und hier zeigen ſich die erleuchteten Fenſter ihrer Café's, Reſtaurants und Eſtaminets. Ueberall iſt's gut, und ſie könnten in das erſte, das beſte Bierhaus eintreten und guter Bedienung gewiß ſein. Sie gehen aber in ihr gewohntes, wo ſie tägliche Gäſte ſind, wo man ſie gern ſieht und mit Sorgfalt bedient, wo ſie etwas „aufbegehren“ können. An der großen Pforte des Hauſes werden Nüſſe und Rettiche feil gehalten, und in der Halle ſtehen überall junge Birken und anderes Geſträuch, um den Gäſten eine Annehmlichkeit mehr zu verſchaffen. In den offenen Zimmern drängen ſich die Leute durcheinander, und das Brummen des Baſſes, und das Quäken der quergehaltenen Flöte wird vernehmlich. Man hört den nationellen „Pulverſtoffel.“

Der einfältige Knecht Chriſtoph, Stoffel geheißen, diente einſt in einer Pulvermühle und war überall, wo er ſich in München zeigte, der Gegenſtand allgemeiner Scherze und lauten Gelächters. Tanzte man und er kam dazu, ſo ſchwieg die Muſik, die Tänzer blieben ſtehen, zeigten mit Fingern nach ihm und riefen im Chor: „Ei, da kommt ja der Pulverſtoffel!“ Später erlangte er größere Celebrität, denn er ſoll die Mühle und die Bewohner vor der Gefahr des Auffliegens gerettet haben. Der eben erwähnte nationelle Pulverſtoffel iſt nun aber ein Dreher, worin eine Generalpauſe gemacht wird, während welcher die Tänzer ſtehen bleiben und laut rufen: „Jetzo kommt der Pulverſtoffel, Stoffel a!" Dann geht der Tanz weiter.

Unſere Taglöhnerfamilie ſetzt ſich in eine bequeme Ecke, es wird Bier gebracht und nach Durſt und Vergnügen getrunken; nicht lange währt es, ſo dampfen dicke Würſte daneben und die Holzhackerfamilie thut ſich bene. Rings herum ſitzen ähnliche Gäſte, die ſtatt der Stöcke oder Schirme große Holzkloben in die Winkel ſtellen, die ſie von der Arbeit nach Hauſe tragen. Sie laſſen ſich's gut ſchmecken, denn ſie ſind müde; es thut ihnen ſo wohl in dem warmen, gut erleuchteten Local, auf der weich gepolſterten Bank zu ſitzen; und tränken ſie das beſte Bier zu Hauſe, ſolche Bequemlichkeit und Eleganz müßten ſie doch entbehren. Dabei geht Alles ſolid und ordentlich zu und die Leute verlaſſen noch vor der Polizeiſtunde das Haus, um ſchlafen zu gehen.

Es gewährt ein großes Vergnügen, dem Wohlbehagen ſolcher Leute zuzuſehen; nirgend fand ich ihre Ergötzung nach den Tagesmühen ſo ehrbar und anſtändig wie hier. Wie roh erſcheinen dagegen die Vergnügungen der Schnapsläden, wo der Mann, ohne ſeine Familie daran Theil nehmen zu laſſen, Geld und Geſundheit verſchwendet; indeß hier Alle ſich für weniges Geld die Kräfte reſtauriren. Iſt die arme Familie zu Hauſe, ſo kann ſie ſogleich ins Bett gehen, ohne Licht und Feuerung, und am andern Morgen kocht die Mutter die Brennſuppe und beſcheert der Himmel an dieſem Tage keine Arbeit, je nun! was thut's? Der Erwerb des vorigen genügt, bei den mäßigen Anſprüchen, wol für drei.

Man ſieht hieraus, wie wohl das Kneipenweſen in München organiſirt iſt. Von den vornehmſten bis zu den geringſten Klaſſen findet Alles ſeine Kneipe nach Bedürfniß und Luſt eingerichtet. Für die Vornehmern eine ſehr überflüſſige, für die Aermern, wie wir eben geſehen, eine wohlthätige Sitte.

Die Reihe der erleuchteten Fenſter zeigt uns, wie zahlreich dieſe Erholungsorte der armen Leute hier vorhanden ſind. Wir bleiben manchmal ſtehen und gucken hinein. Ueberall ſehen wir eine gutmüthige Geſchäftigkeit, ein ſehr beſcheidenes Streben nach Genuß, eine Wohlbehaglichkeit ohne Ende; Tagelöhner, Soldaten, Bauern, kleine Handwerker, Studenten, Frauen und Mädchen; an der Thür ſitzt ein handfeſter Gendarm und oben auf dem Ofen ein junger Maler mit heiterm Geſicht, die Mütze auf einem Ohr, die Gruppen ſkizzirend.

Am Ende des Thals, wo ſonſt drei baufällige Thürme ſtanden, erhebt ſich jetzt das neue Iſarthor. Jene Thürme wurden zu dieſem Ende wieder hergeſtellt und durch Arcaden und Mauern verbunden. Jetzt ſieht es einem kleinen Caſtell nicht unähnlich, und da es mitten auf einem engen Platze ſteht, ohne alle Verbindung mit andern Gebäuden oder Mauern, ſo nimmt es ſich ſehr wunderbar aus. Das Beſte daran wird ein Frescogemälde ſein, welches der talentvolle Neher aus Würtemberg an der Oſtſeite malt und das den Einzug Ludwig's des Baiern in München, nach der Schlacht von Amrſing, verſinnlichen wird. Hier ſahen wir ein Gebäude entſtehen, das keinen andern Zweck hat, als ein Gemälde zu tragen. Man begreift ſonſt nicht, was dieſe Novantike ſoll; ein unregelmäßiger, unſchöner Bau, der durch die Stellung der Thürme bedingt ward und daher nicht frei ausgeführt werden konnte. An Bewunderern fehlt es indeß auch hiebei nicht; und da man nichts Anderes vorzubringen weiß, ſo wundert man ſich darüber, wie gut man die drei Thürme anzuwenden wußte und was man daraus gemacht hat. Wie in einer Haushaltung darüber, daß ſogenannte gute Hausfrauen aus jedem Stückchen alten Fleiſches und trockener Brotrinden ein Paſtetchen oder ein Hachis herzurichten wiſſen; unleidliche, unverdauliche und unkräftige Speiſen! Beſſer wäre es, die Ueberbleibſel Armen zu geben und aus den Eiern und Milch und den andern Ingredienzien, die man unſinnig daran verſchwendete, eine einfache zwar, aber deſto geſündere und entſprechendere Speiſe zu bereiten.

Ich bedaure jene armen Leute, die ihre ſchönen Häuſer in der Hoffnung, einſt an einem freien Platze zu wohnen, hier hingebaut haben und nun in ein enges Gäßchen gebannt ſind, von Thürmen und Zinnen beſchattet. Das Iſarthor kann mit vollem Rechte ein „Haus der Laune" genannt werden, und ſchade wäre es um Neher's Bild, wenn es eine ſpätere Zeit abbrechen ließe. Man halte dies nicht für ſehr unmöglich. Auch der „ſchöne Thurm," in der Kaufingergaſſe, war von oben bis unten bemalt, und wurde abgebrochen. Damals wollte man breite Straßen und freie Plätze, Licht und Luft für die ſich mehrende Bevölkerung! Die Zeiten kehren vielleicht wieder!

Die Sendlingergaſſe erſtreckt ſich lang und anfänglich breit gegen Süden und drückt mehr als das Thal den mittelalterlichen Charakter Münchens aus.

Die Häuſer ſind nicht ſo weit als jene des Thals, und außer dem Hotel der Bierbrauerei zum „Hacker," kein einziges modernes in der Straße. Dafür aber ſehen wir ein Paar Kirchen in Reih' und Glied mit den bürgerlichen Wohnungen paradiren, von denen die Eine, zwiſchen zwei mit Stuccaturarbeiten überladenen, ganz beſondere Aufmerkſamkeit erregt. Zwei Künſtler, die Brüder Aſam, bauten ſie und ihre Wohnungen daneben, und verſchwendeten daran, was ſie nur an Kunſt- und Glücksgütern beſaßen. Dadurch entſtand eine Anhäufung von Malerei und Sculptur, von Gold und Silber, ſeltenen Steinarten und Gypsornamenten, ein Amalgama von Zierlichkeit und Ungeſchmack, das ſich nicht beſchreiben läßt. Alles iſt dazu im kleinſten Raume zuſammengedrängt, und die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt den Sinn und läßt keinen Eindruck zurück. Der eine Aſam, „Baierns Rubens," hat eine Menge von Werken hinterlaſſen; in der Hauptſtadt, wie auf dem Lande, hat er Kirchen und Klöſter, Wohnhäuſer und Kapellen an der Landſtraße mit großmächtigen, den Raum verſchlingender, doch dabei höchſt mittelmäßigen Gemälden verſehen.

Den Schluß dieſer Straße bildet das Sendlingerthor. Alte ſechseckige Thürme, ein bedeutender Bogen dazwiſchen, ein Stück Mauer daran. Das Ganze iſt nicht unmaleriſch, und da es wirklich alt iſt und der Stadt zur Einfahrt dient, dem zweckloſen Iſarthore wol vorzuziehen. Dem Thore gegenüber liegt das allgemeine Krankenhaus, ein Gebäude von gutem Anſehen, daneben die Anatomie, das Findelhaus u. ſ. w.; ſeitwärts führt der Weg zum Gottesacker, und einige Läden mit Grabesornamenten, Kreuzen, Immortellenkronen und Urnen bezeichnen die Nähe deſſelben. Es würde einen unerfreulichen Anblick gewähren, wenn ſich nicht zwiſchenhindurch die Allee nach dem freundlichen Sendling zöge, den Alpen zu; man iſt nicht lange darauf hingefahren, ſo lieſt man an einer Wegtafel: „Straße nach Italien." Dies macht freilich einen zauberiſchen Effect, man fühlt ſich zur Heiterkeit geſtimmt und iſt gern geneigt, ſelbſt dem Iſarthore Vergebung angedeihen zu laſſen. Mir iſt es mehrere Male ſo ergangen; aber wenn die fremden, großartigern Eindrücke München ganz aus dem Gedächtniſſe entſchwinden machten, ſo leben dennoch meine guten, genügſamen, „armen Leute“ in der Erinnerung. Armuth und Entbehrung, bei Ehrlichkeit und Fleiß, in reinlichen Lumpen, findet man nur in Deutſchland und nie kann ich mich dieſes Theils meiner Landsleute, in der Ferne, ohne tiefe Rührung erinnern.

Der Faſching.

Faſching war ſonſt das Loſungswort aller Freudigkeit; die angekettete Narrheit wurde losgelaſſen, und durfte ein Rad ſchlagen, die Verſetzerinnen, die für Gegenſtände von einigem Werthe Geld herbeizuſchaffen wiſſen, hatten alle Hände voll zu thun; die Wirthe und Muſikanten hatten ſchlaftrunkene Geſichter, aber volle Taſchen. Wie willkommen waren ſie — wie heiß erſehnt, die trüben Tage des Februar, wenn dunkelgefärbter Schnee und ſchmutziges Eis auf den Straßen liegt, von den rinnenden Dachtraufen bekriegt und gegen die herannahende Frühlingsſonne einen ohnmächtigen Kampf beſtehend. Auch jetzt iſt dieſe Zeit für einen Theil von Münchens Einwohnern noch immer ergiebig an Luſtigkeit, für die Mehrzahl jedoch erſcheint ſie wie eine Laſt, da die Gewohnheit nicht erlaubt, ſich ihren Anforderungen gänzlich zu entziehen.

In Münchens Aeußerm bemerkt man durchaus keine Veränderung; es ſei denn das Aushängen von Larven und Maſkenkleidern bei den Verkäufern und Vermiethern dieſer Gegenſtände. Einige von ihnen ſtellen auch eine bald ſo, bald ſo angekleidete Figur zur Schau, deren Kopf hin- und hergebracht wird, zum großen Ergötzen der Schulkinder und Gaſſenbuben. Von der Hoftheaterintendanz wird ein gedrucktes Verzeichniß der ſogenannten Faſchingsbeluſtigungen herausgegeben, das wenig beachtet wird. Es iſt darin weder von einer neuen Carnevalsoper, noch von neuen Balleten die Rede, man erfährt, an welchen Tagen geſpielt, Ball oder maskirte Akademie gegeben wird. Die Stücke, die man für dieſe Zeit hervorſucht, ſind die allergewöhnlichſten, und werden an den drei üblichen Spielabenden gegeben. Es ſind Trauerſpiele darunter, ein paar alte Opern und einige Poſſen. Am Faſchingsdienſtage wird gewöhnlich ein Schwank wie „das Feſt der Handwerker“ oder „Staberl's Reiſeabenteuer“ Vormittags zehn Uhr heruntergeſpielt; dies iſt das einzige Außerordentliche und man begreift nicht, wie dieſer Exceß in die übrige Nüchternheit ſich hineinverirrt.

Die drei oder vier Bälle im Schauſpielhauſe ſind wol das Intereſſanteſte des Ganzen. Das Parterre wird der Bühne gleichgemacht und bildet dann einen impoſanten Saal, der einer geſchmackvollen Decorirung nie ermangelt. Man bringt ſogar Lauben von blühenden Geſträuchen und ſpringende Waſſer an, die Beleuchtung iſt nicht ſchlecht, und eine bedeutende Menſchenmenge wogt hin und her. An ſogenannten Charaktermasken fehlt es freilich hier, wie überall in Deutſchland. Dominos und Kutten ſind die ganze Bevölkerung und auch denen fehlt die Gabe, ſich der Maskenfreiheit, ihrem weiteſten Umfange nach, mit Witz und Anſtand zu bedienen. Der ganze Spaß dreht ſich um die abgedroſchenen Redensarten: „Grüß di Gott! biſt a da?“ — „Grüß di Gott! i kenn di!“ u. ſ. w.

Dann und wann erſcheinen Maskenzüge, Quadrillen oder dergleichen, die einem Hofballe zu Ehren arrangirt werden, und ſich nun herablaſſen von dem Volke ſich bewundert zu ſehen. Prinzen und Cavaliere bilden ſie und ziehen durch den Saal. Man kann indeß nicht ſagen, daß die in den letzten Jahren beſonders prächtig, ſinnreich oder überhaupt anziehend waren. Das Gedränge iſt hiebei ſehr groß, ſo geräumig das Local auch iſt, und man kann daher mit vollem Rechte dieſe Bälle, vor allen andern Faſchingsbeluſtigungen, als die allgemeinſten und beliebteſten bezeichnen.

Die maskirten Akademien, welche ebenfalls von der Hoftheaterintendanz veranſtaltet werden, finden im Odeon ſtatt und bieten, beſonders dem Fremden, ein eigenes Intereſſe. Hier erſcheint der Hof ohne alles Ceremoniell, miſcht ſich unter die Menge, ſpielt und ſoupirt. Das Balletperſonal führt dabei eine Pantomime auf. Dies hört ſich wol ſehr ſchön in pomphaften Beſchreibungen an, iſt aber in der Wirklichkeit ſehr langweilig. Das Publicum nimmt faſt gar keinen Theil, obgleich der Hof und ſelbſt der König und die Königin nie fehlen. Alles erſcheint im Domino. Die Pantomimen, welche aufgeführt werden, ſind ſeit Jahren ſtets dieſelben, und dienen ſo recht dazu, die Langweiligkeit zu erhöhen, welche ſelbſt das magere Commercespiel der hohen Welt nicht zu verſcheuchen im Stande iſt. Des Königs Souper beſteht in einem Glaſe Zuckerwaſſer und dem dritten Theile einer ſogenannten Mundſemmel, welches ihm während der Soirée von einem Hofbedienten präſentirt wird. Dieſe Akademien enden um zehn Uhr und ſelten finden ſich hier mehr als hundert Perſonen ein, die in ihren ſchwarzen Mänteln, in dem weiten, prächtigen Saal einen troſtloſen Anblick gewähren.

Der Faſchingsmontag bringt indeß eine intereſſantere Feierlichkeit. Es iſt dies der Umzug der Metzger, die mit einem originellen Ceremoniell, das Jahrhunderte alt iſt, ihre Lehrjungen zu freien Knechten erheben. Schon am frühen Morgen beginnt der Umzug. Kleine rothgekleidete Jungen zu Pferde eröffnen ihn, dann folgt Muſik und die Knechte mit Sträußern und Bändern zu Pferde. Hierauf wird der große „Willkommbecher" mit reicher Decke behangen, und ein ſchön verziertes Fäßchen Wein getragen, worauf ſich mehre Metzger in Feierkleidern anſchließen. Sie ziehen zur königlichen Reſidenz, wo ſie den erſten Ehrentrunk darbringen, und beſuchen dann die Hotels der Prinzen und anderer vornehmen Perſonen. Nachmittag endlich erſcheinen ſie auf dem Schrannenplatze. Die Candidaten begeben ſich hier in ein Kaffeehaus, um ein eigenes Coſtüm anzulegen, während über dem Baſſin des Fiſchbrunnens ein leichtes Gerüſte errichtet wird. Der Knecht-Ceremonienmeiſter beſteigt es und bald begeben ſich die Knecht-Candidaten, im eleganteſten Narrencoſtüm, ganz mit flatternden Kälberſchwänzen beſetzt, zu ihm hinauf. Ceremoniarius richtet einige altherkömmliche Fragen an ſie, die ſie ebenſo beantworten, dann werden nach deutſcher Sitte mehre Gläſer Weins geleert und die Gläſer unter das Volk geworfen. Hierauf müſſen die Candidaten ihre Probe beſtehen. Nun ſollte man doch auf irgend ein blutiges Schauſpiel gefaßt ſein. Etwa das Köpfen eines Kalbes, die Ermordung eines Ochſen oder dergleichen; beſonders wenn man bedenkt, daß oftmals bei ganz ländlichen Volksfeſten, wie z. B. das „Kolatſchenfeſt in Kummerwig," das Köpfen unzähliger Lämmer eine Hauptbeluſtigung abgibt. Aber unſere Metzger Münchens ſind nicht ſo grauſam geſinnt, überdies ſoll das Ganze ja nur eine Faſchingserheiterung ſein, welche einmal in ſchweren Peſtbedrängniſſen zum Frommen der niedergebeugten Bürgerſchaft eingeſetzt wurde, und demgemäß ſpringen denn auch die

Metzgerlehrlinge ins weite Baſſin des Fiſchbrunnens, wo ſie ſehr anmuthig in ihren gezierten Kälberſchwänzen herumtändeln und allerlei Kurzweil treiben. Das Begießen der ſie umgebenden Menge iſt die Hauptſache dabei; die ſich denn auch weidlich drängt und ſtößt, um bald Dieſe, bald Jene in die gehörige Schußweite zu bringen, und ſchallend lacht, wenn ein Theil recht ſtark gebadet wird. Am meiſten werden dies aber die Lehrlinge ſelbſt, welche ſtundenlang in dem kalten Waſſer bleiben, und dann triefend an allen Kälberſchwänzen herausſteigen und wieder in das Kaffeehaus eilen, um ſich zu trocknen und umzukleiden. Iſt dies geſchehen, ſo begeben ſich Alle wieder, in feierlichem Zuge, nach der Herberge, wo die ehrſame Metzgerzunft ſich bei Souper und Ball erluſtigt.

Eine andere eigenthümliche Sitte während des Faſchings in München iſt „der Schäfflertanz," der jedoch nur alle ſieben Jahre wiederkehrt. Auch er ſoll ſein Entſtehen den Zeiten einer verheerenden Peſt verdanken und dazu eingeſetzt worden ſein, die bedrängte Bürgerſchaft aufzuheitern. Die Schäffler, in andern Gegenden Küper, Kiefer, Büttner, Böttcher oder Faßbinder genannt, halten gleichförmig in rothen Jacken, ſchwarzen Hoſen, weißen Strümpfen und grünen Sammetkappen, einen Rundtanz mit Reifen durch die ganze Stadt, der mehre Wochen dauert. Sie haben einen Pickelhäring bei ſich, der die Zuſchauer durch ſeine Lazzi erfreut, und führen ſehr kunſtvoll verwickelte Touren mit ihren Reifen aus. Im Anfange beſitzt die Sache, nach einer ſiebenjährigen Pauſe, ſtets eine angenehme Erregung, ſpäter aber, wenn die Coſtüme nicht mehr ſo zierlich, die Tänzer ermüdet und die Gaſſen ſchlüpfrig ſind, kann man auf dieſes Schauſpiel in entlegenen Gaſſen ſtoßen, ohne daß es die Leute an die Fenſter lockt, und nur der [illegible], ſchmutzigen Straßenbevölkerung eine Bewunderung abnöthigt.

In München wird nicht ſo ſtrenge, wie in andern katholiſchen Städten, darauf geſehen, daß mit dem letzten Glockenſchlage der Mitternacht, der den Anfang des Aſchermittwochs verkündet, Tanz und Muſik ſchweigen. Kein Polizeicommiſſair begibt ſich, die Uhr in der Hand, auf das Orcheſter, zum erſten Geiger, um ihm, wenn die verhängnißvolle Stunde geſchlagen, unerbittlich in den Bogen zu fallen und die Muſik plötzlich zu unterbrechen. Wo dieſer ſtrenge Gebrauch gehandhabt wird, iſt es intereſſant zu ſehen, mit welcher Vehemenz, mit welcher ängſtlichen Haſt der letzte Walzer getanzt wird. Alles drängt ſich hinzu, Alles will noch der Seligkeit theilhaft werden; ſie jagen dahin, als gält' es ſich das ewige Heil zu erringen. Immer raſcher wirbelt der Reihen, immer athemloſer drehen ſie ſich, ſie ahnen, daß die Stunden der Luſt bald verronnen ſein werden und mit ihnen eine Welt voll Wonne und Sinnenrauſch verſinken wird. Wer wird im nächſten Jahre das heitere Auferſtehungsfeſt des Faſchings feiern? Ach! von dieſen roſigen Tänzerinnen, von dieſen kräftigen Tänzern, wie viele werden ausruhen in der kühlen Gruft, und kein Strauß'ſcher Walzer, der ſie jetzt ſo hebt und beſeelt, wird ihre ſtarre Ruhe mehr zu erſchüttern im Stande ſein. Sie drehen ſich daher immer wilder, um ſo viel Seligkeit noch in die kurze Spanne Zeit hineinzudrängen, als ihnen vergönnt iſt; die Augen blitzen, die Wangen glühen, der Mund lächelt, aber dennoch malt ſich Aengſtlichkeit in den Zügen; jetzt iſt Alles noch im lebhafteſten Schwunge bewegt, da bricht die Muſik unerbittlich ab; die Armen hören es nicht, ſie drehen ſich noch einige Augenblicke muſiklos; die Umſtehenden lachen, die Tänzer kommen zu ſich;

Alles ſchweigt plötzlich, man geht niedergeſchlagen noch eine Weile auf und ab; kein Geſpräch will fließen, nur den alten Herren quillt eine behagliche Freude aus den Mundwinkeln. Die Faſten ſind angebrochen und es zeigt ſich ihnen die Perſpective zu üppigen Diners.

In München verſtummt die Freude nicht ſo plötzlich. Gleichwie vormals in Warſchau, in dem ſchönen Willanow, ſo finden auch hier nicht ſelten noch Aſchermittwochsbälle ſtatt. Die Mitfaſten (mi-carême) werden jedoch nicht wie in anderen Städten gehalten, wo den Masken wieder vergönnt wird, ſich in den Straßen herumzutummeln, um den traurigen Ernſt der Faſten, auf eine heitere Weiſe, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu unterbrechen.

Von allen deutſchen Städten iſt München diejenige, welche die meiſte Luſt hätte, einen ſinnreichen, recht heitern Faſching auszuführen, auch weiß ſie wohl, daß ſie vormals ein nicht unbedeutendes Talent dazu an den Tag legte. Was jetzt die Sache hindert, iſt 1) Mangel an Geld; 2) die Aengſtlichkeit, höhern Orts Mißfallen zu erregen; 3) die Beſorgniß, zu große Heiterkeit zu verrathen; 4) ein hoher Grad von Schwerfälligkeit und wenig Verträglichkeit. Dieſe Gründe wurden ſelbſt von Münchnern zu verſchiedenen Zeiten angegeben, ohne Widerſpruch zu finden, wenn Aufforderungen ergingen und die Luſt ſich regte. — Der Wiener liebt nicht, trotz eines bedeutenden Vorraths innerer Fröhlichkeit, Aufſehen durch Verkleiden und öffentliche, zur Schau getragene Narrheiten zu erregen; ſein Faſching iſt der Tanz, und dafür iſt reichlich durch die Menge von öffentlichen und ſogenannten Hausbällen geſorgt, und durch die herrſchenden Könige derſelben, Strauß, Lanner und Morelli. — In Köln iſt der Faſching eine wahrhaft antike Erſcheinung. Eine umgekehrte Welt! Sehr vernünftige

Leute, die das ganze Jahr hindurch ziemlich grau in grau erſcheinen; fleißige Fabrikanten, feſte Handelshäuſer, wohlrenommirte Weinhändler, wackere Beamte und Söhne des alten Roſtocker Kriegsgottes ſchnappen an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde über und kennen ſich gar nicht mehr vor ganz entſetzlicher Luſtigkeit. Die vernünftigſten Leute in den königlich preußiſchen Landen nehmen ſich einmal im Jahre vor, verrückt zu werden! Ich kann mich nicht gut in ihre Lage hineindenken; meine jedoch, es ſei eine Art von geiſtigem Abführungsmittel. Was einige Male zu Bamberg und Nürnberg während der Faſchingstage verſucht worden iſt, fand nur wenig Anklang. Den Bambergern kann man nachſagen, daß ſie große Freunde ihrer ſchönen Natur ſeien und ihr ſtarkes Bier mit Vergnügen, vor ihren Felſenkellern ſitzend, ſchlürfen. Im Uebrigen neigen ſie aber weder zum Humor, noch weniger zum Scherze, noch weniger zu ausgelaſſener Luſtigkeit. Die Nürnberger machen wol eher manchmal einen Seitenſprung; auch beſitzen ſie eine uns Leuten von Heute fremdartig erſcheinende, aus dem Mittelalter herrührende Luſtigkeit. Wer nicht Gelegenheit hatte der Lorenzer Kirchweihe mit ſehr vorzüglichen Bratwürſten, Schaukeln im Freien und Kirchweihkücheln beizuwohnen, wird die Naivetät Grübel's und Hans Sachſens nie ganz empfinden können. Aber ein maskirter Umzug am hellen, lichten Tage, zu Wägen, zu Pferde und zu Fuß, wie ſchlechte Komödianten und „zuſammengeflickte Lumpenkönige," das iſt dieſen Gemüthern nie entſtammt und wurde ihnen von außen angeblaſen. Es hängt ganz eng mit den Volksfeſten zuſammen, die in neuerer Zeit, wie eine wandernde Epidemie, mehre jener Städte heimſuchten.

Im übrigen, beſonders dem nichtkatholiſchen Deutſchland, hat der Faſching gar keine rechte Bedeutung, und es iſt eine dem Berliner übel anſtehende Oſtentation, wenn er von „ſeinem Carneval" ſpricht und damit die Subſcriptionsbälle im Schauſpielhauſe meint, die trotz Advent und Faſten ihren ruhigen Fortgang haben. Die lange, heilige Stille, die den rauſchenden Faſching, nach beiden Seiten hin, einfaßt, gibt ihm eben einen höhern Werth. Er erſcheint wie eine heitere Oaſe in der Oede. Das Mädchen, das Morgens vier Uhr im kalten Winter zur „Rorate" geht, am Chriſtabend nichts ißt, die heilige Weihnacht durchwacht, um die Chriſtmette nicht zu verſäumen, und am Aſchermittwoch ſich einäſchern läßt, das fühlt die Freuden des Faſchings doppelt ſo ſchön und thut gern Etwas, das ſich in den Faſten gar lieblich beichten und hold abbüßen läßt.

In vielen Städten iſt keine Spur vom Faſching anzutreffen, z. B. in dem halb katholiſchen Breslau; und Hamburg, das alle 365 Tage des Jahres ſeine Tanzſäle offen hat, macht lächerlich genug eine Art von Faſching mit, der aus drei langweiligen Redouten im Schauſpielhauſe und einem originellen Spectakel beſteht, wobei die Schauſpieler auf groteske Weiſe die ſogenannte Ceremonie der Artiſtes des Theater Français nachahmen. Dieſe Beſtrebungen verſchwinden jedoch gegen die Gasbeleuchtung von Johann Peter Ahrens und die heitern Freuden im Hotel de Nelſon und bei Dorgerloh.

Faſten und ſtille Woche.

Während der Faſten kommen einige Concerte an die Reihe, um für die Tanzbeluſtigung zu entſchädigen, ſie erregen jedoch nur geringes Intereſſe. Große Productionen, zu denen die Mittel hier überreich vorhanden wären, ſinden faſt nie, oder doch nur höchſt ſelten ſtatt; und ſomit beſchränkt ſich Alles auf jene geſchmackloſen Ragouts, die vom Zufall und der Bequemlichkeit zuſammengehackt, einer kleinen Schar von überſättigten Gäſten aufgewärmt werden. Man hört allgemein die Klage, daß man den Künſtlern die nothwendigen Proben nicht einräume, weil das Theater alle Zeit in Anſpruch nehme. Dieſe Klage iſt gegründet; eine zweite, über die Theilnahmloſigkeit des Publicums, ſelbſt bei den großartigſten, herrlichſten Leiſtungen, iſt es ebenfalls.

Größern Beifalls erfreuen ſich allerdings die in katholiſchen Landen üblichen gaſtronomiſchen Beluſtigungen, unter dem Namen „Faſtendiners“ hinlänglich bekannt. Es iſt jetzt damit ſo weit gediehen, daß zwei bis drei Schüſſeln mit Fiſchen das Einzige iſt, was bei ſolchen Gaſtereien an die Faſten erinnert. Sonſt war es anders und man gab ſich Mühe, aus Fiſchen, Mehlſpeiſen und Gemüſen ein

Mahl von ſechzig bis ſiebenzig Gerichten zuſammenzuſetzen. Freilich wurden Fiſchottern, Biber und mehre Arten von Waſſervögeln in die Liſte der erlaubten Speiſen gezogen; für Jemand, der eine Indigeſtion wagte, blieb es jedoch immer intereſſant, ein Faſtendiner mitzumachen, wie es hier vor Zeiten bei dem bekannten Weinwirthe Döllerer im Thale ſtattzufinden pflegte.

Liebhaber der Gaſtronomie finden auch jetzt noch ihre Rechnung, denn bei Junemann, Havard, Tamboſi und Michel ſchlingen die Faſtendiners den roſigen Kranz, und man erſtaunt darüber, welche Anſtrengungen die Unternehmer für den Preis von 2 bis 3 Gulden das Couvert machen. Seefiſche aus Trieſt, groſe Lachſforellen von 20 Pfund und darüber, Salme aus dem Rheine, junges Gemüſe aus Strasburg und Welſchland, feines Wild aus dem Gebirge, Alles wird aufgeboten, um die Gäſte zufriedenzuſtellen. In dieſer Zeit iſt München ein Schlaraffenland, und der Münchener ſelbſt iſt dann bemüht, dieſe Vorzüge ins hellſte Licht zu ſetzen. „Nicht wahr? Hier iſt's gut ſein! Wo lebt man ſo luſtig wie hier?“ — das ſind alsdann die ſtereotypen Anrufungen, die an den Fremden gerichtet werden. Die arbeitenden Claſſen, für die dergleichen Freuden nicht da ſind, entbehren indeß viel durch das Einſtellen der Tanzmuſik, und ſind lediglich Sonntags auf einen Discours beim Glaſe Bier beſchränkt.

So naht die ſtille Woche heran, um mit feierlichem, höherm Ernſte die Faſten zu beſchlieſen und der lauten, allgemeinen Fröhlichkeit wieder Thür und Thor zu öffnen. Am Palmſonntage beginnt gewöhnlich die Reihe muſikaliſcher Genüſſe mit der Aufführung eines groſen Oratoriums im Saale des Odeons.

Für mich war die ſtille Woche immer der lieblichſte Abſchnitt des Jahres während meines Aufenthaltes in München.

Hinter mir lag der unfreundliche Winter mit ſeinen Plagen; die wachſenden Tage umglänzte heiterer Sonnenſchein, und Schnee und Eis waren aus den Straßen verſchwunden, und man ſah das Pflaſter wieder, das ich freudig begrüßte, ſo unbequem es ſich auch darauf erging. Mit der andächtigen Menge zog ich in die Kirchen und ließ mich von den hehren Klängen Paleſtrina's, Algarotti's, Pergoleſe's, Laſſo's, Jomelli's der Zeit und dem Raume entrücken. Die Geſänge in der St. Michaelskirche werden mir ſtets unvergeßlich bleiben. Das kühne, herrliche Gewölbe iſt ſo geeignet für den erhabenen, getragenen Kirchengeſang. Man ſitzt da im weiten Raume, unter einer gewölbten Decke, von rieſenmäßiger Spannung, die kein Pfeiler ſtützt. Der Gedanke, dieſe Wölbung aufzuführen, war ſo kühn, daß die Zeitgenoſſen den Baumeiſter für einen Abenteurer erklärten und es lange nicht wagen wollten, in die Kirche zu gehen, aus Furcht, ſie möchte zuſammenſtürzen. Die Sage verkündet, daß man Kanonen darin habe abfeuern wollen, um die Feſtigkeit des Gewölbes zu erproben, und daß dann der Baumeiſter, aus Beſorgniß, ſelbſt die Flucht ergriffen habe. Dies iſt aber längſt widerlegt; der kunſtvolle Meiſter war ſeiner Sache zu gewiß und konnte mit vollem Bewußtſein auf den Ruhm rechnen, den ihm die Nachwelt willig zollt.

Dunkel herrſcht in der Kirche und man vernimmt ein leiſes Summen frommer Betender, die ſie füllen, und die man nur in der nächſten Umgebung dämmernd wahrnimmt. Vor dem Choraltar ſchwebt frei in der Luft ein coloſſales Kreuz aus Hunderten von Lampen zuſammengeſetzt, als Nachahmung der Beleuchtung von St. Peter in Rom; und aus den Lüften herab ſtrömen die Harmonien in ungewohnder Schönheit, oft kunſtvolle Fugen in labyrinthiſchen Verzweigungen, der *canto fermo* in voller Majeſtät. Man ſtaunt hier die Größe Paleſtrina's an, der die Schauer des Aeſchylos mit denen des Dante vermählt; die nackte Kraft des Erſtern mit einer Anmuth bekleidet, die jedoch nichts von Weichlichkeit beſitzt, eine ernſte, hehre Geſtalt, im ſtarren, ſchweren Gewande, die ſich damit begnügt, einen kühnen Griff zu wagen, und den mächtigen Faltenwurf betrachtend, mit emporgehobenem Kopfe, ausruft: „Seht! ich bin ſchön!“ — Tiefgebeugt und mit hochathmender Bruſt ſaß ich da und horchte dieſen Gängen und ſchwamm in dieſem Meere des Wohllauts. Was iſt Harmonie? Eine leere Berechnung? Dadurch ſind wir zu dem geheimnißvollen Dinge gekommen, wie der Zufall uns zu Allem geführt hat. Was wiſſen wir von dem Weſen der Harmonie, die ſolche Macht über uns ausübt, daß wir bald bis ins Innerſte zerknirſcht, bald zum Himmel der Seligkeit erhoben werden, bald allen Schmerz der Erde auf unſerer Bruſt laſtend empfinden, bald von Hoffnung durchdrungen, frei und froh aufathmen. Während Paleſtrina's Miſerere erwacht das letztere Gefühl nur ſelten in uns. Tief erſchüttert es das Gemüth und die Erhebung gebiert noch keine Freude. — Pergoleſe's Ernſt iſt nicht ſo ſtreng; hier haftet ſchon die Heiterkeit, wenn auch nur im Vorüberflattern, unſere Seele leicht bewegend. Dieſe Töne rühren uns und ſelbſt der erhabene Schmerz der ſchwertdurchbohrten Mutter leiht von der Milde des irdiſchen Jammers, und wir hören die himmliſche Klage auf Wellen der Melodie uns umſchweben und, immer und immer wiederkehrend, anmuthvoll ſich ſelbſt und uns beſchwichtigen.

Von dem kunſtvollen Orlando Laſſo, der in München längere Zeit gelebt, werden koſtbare Reliquien hier bewahrt.

Originalpartituren, die nirgend mehr angetroffen werden. Auch dieſer Schatz öffnet ſich in jener Zeit. Sein Styl iſt erhaben, und ich hörte einſt ein Miſerere von Laſſo, das mich lange zweifelhaft ließ, ob ich es nicht dem großen Paleſtrina zuſchreiben ſollte.

Am Charfreitage werden die heiligen Gräber beſucht; theatraliſche Decorationen mit bunten Lämpchen und Flittertand umhängt, ſelbſt mit aufſchwebenden Engeln und ähnlichen Maſchinerien verſehen. Es iſt eigentlich für den eifrigen Katholiken unerläßlich, die heiligen Gräber aller Kirchen zu beſuchen; doch glauben die heutigen Weltkinder ſchon genug gethan zu haben, wenn ſie bei ſieben andächtig waren.

Abends, zur Zeit des Zapfenſtreichs, verſammelt ſich eine große Volksmenge vor der Hauptwache. Als ich das erſte Mal in München war, und ganz zufällig dieſen Zapfenſtreich zu hören bekam, ward ich ſo wunderbar davon ergriffen, daß es mir jetzt unmöglich ſein würde, dieſen Eindruck zu beſchreiben. Alle Trommelſchläger der Garniſon, und das ſind bedeutend viele, ſchlagen ihn gedämpft, während eine Menge von Piccoloflöten eine höchſt eigenthümliche Melodie dazu ſpielt. Es liegt ein Reiz darin, wie in Beethoven's Compoſition von Clärchen's Lied:

„Die Trommeln gerühret,
Das Pfeifchen geſpielt“ — —

und dann weiter:

„Ich ging wol zum Thor hinaus,
Mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen,
Ging überall mit.“

Man ſagte mir, die Compoſition rühre noch aus den Zeiten Maximilian Emanuel's her und ſei bei dem Sturme von Belgrad geſpielt werden. Ich mag nicht daran denken, weil mir ſonſt immer das dumme Geſicht des kleinen Trommelſchlägers vorſchwebt, das auf dem Bilde jener Erſtürmung, in den Arcaden des Bazars, den Beſchauer ſo widerlich anglotzt. Andere behaupten, es ſei eine neuere Compoſition; Einige ſogar, ſie rühre von Winter her. Ich habe das Gewiſſe nicht erfahren können.

Am Charfreitage dürfen auf den Speiſekarten der Wirthe keine Fleiſchgerichte angezeigt werden; bei den meiſten ſind gar keine zu haben.

Sonnabends, bei der Auferſtehung, ſchallen freudige Klänge; die Glocken, die während der ſtillen Trauerzeit verſtummt waren, tönen feierlich, das Te Deum wird angeſtimmt und die ſchwarzen Verhüllungen fallen von den Altären, die im feſtlichen Schmucke prangen. Oſtern iſt da und der fette Braten ziert wieder einmal die Tafel; noch ein ſtiller Abend, um den Uebergang nicht zu grell erſcheinen zu laſſen und nicht von niederbeugender Schwermuth zur Ausgelaſſenheit hinüber zu taumeln, dann iſt der zweite Oſtertag da und mit ihm rauſchen die Straußiſchen Walzer aus allen Kneipen auf, die München umgeben, und die Bälle im Freien, der höheren Cotterien, nehmen ihren Anfang.

Der Bockkeller.

Ich komme zu Münchens liebenswürdiger Seite und dieſe zeigt ſich im Frühlinge. Wenn der April mit ſeinen Stürmen vorüber iſt, kommt — wie überall — ſo auch in München der Mai, der ſogenannte Wonnemond, der es ſo ſelten wirklich iſt, weil er nur als eine Fortſetzung des Aprils zu betrachten iſt. Für Münchens Bewohner aber bringt er Wonnen ohne Zahl, denn an ſeinem erſten Tage wird der Bockkeller eröffnet.

Was iſt der Bockkeller? Ein tiefes, ungeſundes Loch — ein alter Keller zum wenigſten, wo große Fäſſer liegen, wo man in Dunſt und Moder, bei qualmenden Stümpfchen Licht, bei Thranlampen trinkt und ſchreit? Wo man den Verſtand verliert und an die Sonne hinauftaumelt, um in Kopfſchmerz und Uebelbefinden wieder zu ſich ſelbſt zu kommen? — Halt! Halt! Welche trübe Vorſtellungen! — Der Bockkeller iſt nichts Anderes als ein Hof, von einem offenen Schuppen an der einen Seite eingefaßt und mit einem kleinen, ſehr baufälligen Hauſe. Wie man ſich bei dem Worte „Bock“ nicht das Thier mit Bart und

Hörnern denken muß, ſo auch bei dem Worte „Keller“ nicht das finſtere Moderloch. Bock iſt Bier und Keller iſt Hof; Bockkeller im Münchneriſchen bedeutet alſo Bierhof auf Deutſch und Bierhof iſt auch die rechte Benennung dafür; hier iſt die eigentliche Hofhaltung des mächtigen Gambrinus, hier berauſcht Pracht und Herrlichkeit ſeine Vaſallen, man badet ſich in Wonne, die Glückſeligkeit türkiſcher Opiumeſſer verſchwindet, die Trunkenheit, vom Wein erzeugt, verſchwindet; was Mohn und Reben! — die Gerſte ſoll leben!

Uralt iſt die Kunſt, aus Gerſte Bock zu bereiten; heilſam iſt die Erfindung und von undenklichen Zeiten verdanken Münchens Bewohner dieſem edeln Tranke Abhülfe verſchiedener Körperleiden. Wie Frankreichs Königen durch Auflegen der Hände die Kraft inwohnte, den Kropf zu heilen, ſo heilten die Fürſten Baierns Verſchleimungen, Verſtopfungen und Ausſchläge durch Bock. Denn die Fürſten braueten den Bock in ihrem eigenen Brauhauſe, oder ſie ſiedeten ihn vielmehr ein, wie dies auch noch heutzutage geſchieht. Wer dies nicht glauben will, wird ſich in den erſten Tagen der Eröffnung des Bockkellers leicht davon überzeugen können, wenn er die trockenen Kehlen mit ängſtlicher Beſorgniß fragen hört: „Wie viel hat der König heuer einſieden laſſen?“

Bock wird aus dem trefflichſten Malze bereitet und erhält nur einen ganz kleinen Zuſatz von Hopfen, um vor Säure bewahrt zu werden. Er iſt daher ſüß, fettig, klebrig und im Anfange widerlich zu trinken; bald aber iſt der kleine Widerwillen überwunden und man huldigt mit Tauſenden der großen Ceres, welche die Gerſte einführte, ſie beſchützt und gedeihen läßt.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude muß jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein!
Die Bezähmerin wilder Sitten“ —

Halt! — dadurch, daß ſie den Leuten den Ackerbau lehrte — bezähmte ſie wol die wilden Sitten der Jäger und viehzuchttreibenden Nomaden — aber indem ſie uns Bier bereiten half, und inſonders Bock, that ſie wol den wilden Sitten widerum einigen Vorſchub. — Doch, warum zögern wir? Der Mai iſt da, der Keller iſt geöffnet, einige Fremde harren bereits neugierig, um eingeführt zu werden — alſo vorwärts! ich will den Cicerone machen. — Die Fremden fragen hin und her: „Iſt es dort elegant? Behält man den Hut auf dem Kopfe? Kommen auch Damen hin? Darf man rauchen? Sind Zeitungen und Journale vorhanden? Werden wir etwas recht pikant Nationelles zu ſehen bekommen? Etwa eine Art von Würſtelprater oder dergleichen?“ — „Nur Geduld“ — erwidere ich — „wir ſind ſchon auf dem Wege und in fünf Minuten treten wir ein.“

Hier links liegt die „Hofpfiſterei,“ wo das Brot für den königlichen Haushalt gebacken wird; münchener Feinſchmecker pflegen hier wol ein paar Kreuzerwecken einzukaufen, um Alles zu erſchöpfen, was ihren Genuß zu erhöhen im Stande iſt. Ueber einen ſchmalen Steig, am rauſchenden Stadtbache hin, gelangen wir auf einen wüſten Platz; — dort das alte, graue Gemäuer mit der offenen Pforte, das unanſehnliche Haus, das vor dem Umfallen geſtützt iſt, die Töne der Harfe, Clarinette und Geige, das laute Gelächter bezeichnen den Ort, den wir ſuchen. Wir treten ein. Alle Tiſche und Bänke ſind beſetzt. Wir gehen ins Haus.

Auf der Treppe Auf- und Abſteigende mit vollen Gläſern, Würſten, Brot, Käſe, Nüſſen; eine beſtändige Prozeſſion, eine Wallfahrt frommer, durſtiger Kehlen. Unten im Erdgeſchoſſe ein verwirrtes Gedränge von Leuten, welche Gläſer ausſpülen, Bock zapfen, Geld zahlen und einſtreichen. Wir treten zur Wand, wo die klebrigen Gläſer aufgeſchichtet ſtehen, aus denen die bereits Fortgegangenen ihren Durſt geſtillt haben. Wir tauchen ſie in das zur Seite ſtehende Waſſer, reinigen ſie dann und ſpülen ſie am Brunnen ab, kurz wir verſehen das Amt eines Kellners mit Bedacht, um ſicher zu ſein, daß wir reine Gläſer empfangen, dann gehen wir zum Zapfer, der uns das Glas füllt, das Geld dafür in Empfang nimmt und uns noch für einen Kreuzer, mit naſſer Hand, ein großes Stück Hausbrot einhändigt. Von hier begeben wir uns in einen andern Raum, wo die beliebten „Bockwürſte“ ſieden, welche nur während der Bockſaiſon zu haben ſind. Eine Frau verabreicht uns hier entweder dieſe, oder geſelchte (geräucherte) Würſte oder Käſe und friſchgerührte Butter nebſt gehacktem Schnittlauch. Mit einem oder dem andern dieſer Gegenſtände verſehen, treten wir nun endlich hinaus in den Hof, um mit Mühe einen Platz zum Sitzen zu erlangen. Bis uns dies gelungen, ſind wir wol genöthigt, unſer erſtes Glas ſtehend zu leeren. Indeß nähern ſich uns Weiber mit Körben und bieten uns mit geheimnißvoller Miene und leiſem Tone der Stimme „Nuſſen (Nüſſe) und Radi (Rettich)“ zum Genuſſe an. Wir kaufen für einen Kreuzer und das Weib greift in die Taſche, zieht ein großes Medizinglas daraus hervor und ſchüttet uns dazu ein weißes Pulver auf den Tiſch. Dies iſt Sitte und allgemein verbreitet. Wir wollen es mit einiger Anwandlung von Ekel verhindern, aber unſer Nachbar verſichert uns, daß es eine ſehr nothwendige Würze, nämlich Salz ſei.

Jetzt ſind wir mit Allem verſehen, wir kauen mit beiden Backen, wir ſchlürfen mit geſpitzten Lippen, uns fängt an

„ganz kannibaliſch wohl zu werden,“

wie wir ſo daſitzen unter dem blauen Maihimmel, zwiſchen luſtigen Trinkern, neben dem rinnenden Brunnen, wo die Gläſer geſpült werden, umſäumt von Gewirr, umrauſcht von den Tönen einer ſchallenden Muſik, in dem alten Hofe, mit Allen lachend, die Füße weit vorgeſtreckt, nachläſſig hingelehnt, Bekannte grüßend, Langentbehrte wiederfindend; wahrhaftig! der Bock iſt ſo übel nicht — das zweite Glas mundet uns beſſer als das erſte und dabei ſoll er ſehr geſund ſein; wir nehmen uns ernſtlich vor, ihn als Maicur zu gebrauchen.

Jetzt fällt es uns ein, unſere Umgebung zu muſtern. Neben unſerm Tiſche ſitzen zwei alte Weiber. Die häßlichen Geſichter ſind ſtark geröthet, ganz beſonders zieht ſich ein glühender Purpurſtreif um die thränenden Augen; die grauen Haare der einen hängen herab, während die andere bemüht iſt, ſie mit einem Kamme in Ordnung zu bringen, dabei ein Band mit den Zähnen hält und die Riegelhaube vor ſich liegen hat. Wir wenden uns von dieſer unappetitlichen Toilettenſcene weg und unſere Blicke fallen auf eine Gruppe ſehr elegant gekleideter junger Leute, es ſind Künſtler oder Beamte. Neben dieſen haben einige griechiſche Soldaten mit ihren Liebchen Platz genommen und unſern davon leeren alte, dicke, ehrſame Bürgersleute ganz ernſt und ſtillſchweigend ihr zehntes Glas. Hier haben ſich Mitglieder des Hoftheaters eingefunden und zu ihnen geſellen ſich einige vornehme Herren, Leute von reichgeſtickten Uniformen und großen Sternen mit breiten Bändern, die ſie aber nicht anlegen, wenn ſie Bock trinken gehen. Ueberhaupt ſchwindet hier aller Rangſtolz; Liebe und Bock machen Alles gleich. Eine heitere Menſchenliebe durchzieht alle Buſen, das Lächeln ſitzt nicht blos auf den Lippen, ſondern auch in den Herzen, Alles träumt von Freiheit und Gleichheit, denkt aber dennoch nicht daran, Beſtehendes umzuſtoßen. Der ſtolze Edelmann begibt ſich freiwillig ſeiner Vorrechte, der demüthige Bürger reicht ihm brüderlich die Hand; kein Wunſch wird laut, als der einzige, ſeinen Heißdurſt zu ſtillen, und in der That, kein anderer regt ſich auch in Allen, die hier verſammelt ſind.

Was nur jemals von begeiſterten Sängern zu Ehren des Maien erklang, es findet hier ſeinen Widerhall.

„Holder Mai, du biſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde!“ Kein Bocktrinker wird daran zweifeln, wenn er ſeinen ſüßen Kelch an die Lippen preßt. „Im Maien da freuen ſich luſtige Burſchen und Mägdelein!“ In München beſonders des Bockes wegen. — Ein bekannter Profeſſor, der ſich mit dem germaniſchen Alterthume tief und ernſt beſchäftigt hat, behauptete neulich, „daß die alten Götter in Wallhalla Einbock (Bock) getrunken haben.“

Wir ſehen, daß die Gruppen ſich löſen und die Einzelnen dann nach verſchiedenen Richtungen den Heimweg antreten. Es wird wol Mittagsſtunde ſein. Auch wir brechen auf und ſehen nach der Uhr. Aber die Mittagsſtunde, die Eſſenszeit und unſer Appetit, Alles iſt längſt vorüber. Es iſt bereits drei Uhr. Wir erreichen unſere Wohnung, eine wollüſtige Trägheit befällt uns und wir ſinken dem holden Schlummergotte in die Arme, der eine ſo reiche Fülle von Mohnkörnern über uns ausſchüttet, daß wir erſt ſpät am Abende, in Schweiß gebadet, erwachen. Dies war der ſelige Morgen eines Bocktrinkers, der nur dreißig Male in einem Jahre wiederkehrt, und dann lange elf Monate in der Verpuppung ruht, um mit dem erſten Mai ſein wonniges Erwachen zu feiern.

Im Bockkeller aber hörte das Leben dennoch nicht auf. Im Weggehen ſtoßen wir ſchon wieder auf neue Ankömmlinge, Leute, die ihren Mittag verzehrt haben und mit Bock und Rettich ihren Nachtiſch zu halten gedenken. Sie ſitzen in dem kühlen Schuppen und freuen ſich des Gnadenquells. Jetzt kommen einige „Stille im Lande,“ die gern unbemerkt und unbelauſcht von der Menge ſich ihren Freuden überlaſſen. Auch Ehemänner erſcheinen, die von der Frau geſchmält würden, wenn ſie die Vormittagsſtunden und ihren geſunden Appetit im Bockkeller vergeudeten und dann ſchlaftrunken bei Tiſche ſäßen, ohne die Hausmannskoſt anzurühren. Jetzt können ſie, ohne großen Verdacht zu erregen, das Haus verlaſſen und ſich dem Drange hingeben, auch ihre heiße Sehnſucht zu ſtillen. Es herrſcht nunmehr Stille im ganzen Locale; es wird ruhig getrunken und wenig geſprochen. Der Bockkeller zeigt ſeine erhaben-feierliche Seite; man kann ſich eines Schauers nicht erwehren.

Die Sonnenſtrahlen fallen ſchräg in den Hof und beleuchten die äußerſten Enden deſſelben, im Schuppen lagert ſich Dunkel und wie Nachtgevögel, das an unſern Köpfen vorüberſtreicht, ſo huſchen Geſtalten hin und her, die wir nicht kennen; ein loſes Volk von Handwerksgeſellen, Soldaten, Studenten und luſtigen Menſchen aller Art. Es wird ſtehend, ſchnell getrunken — hinuntergeſtürzt. Die Muſik wird rauſchender, ein mächtiger Chorus übertönt ſie und macht ſie endlich ganz verſtummen.

Die Unterhaltung wird im höchſten Grade lebendig, auf allen Punkten wird mit großer Lebhaftigkeit geſprochen, es iſt ein Knäuel von Geſprächen, ein Chaos von Luſtigkeit. Plötzlich entladet ſich wie ein Donner der Streit, er wächſt, er ſchwillt an, er reißt, aus dem einen Winkel hervortobend, Alles auf dem Wege mit ſich fort; die Geſellſchaft gleicht nun einem brandenden Meere. Doch, ha! was iſt das? Welches Klirren? Gläſer fliegen, leichtbeſchwingt durch kräftigen Wurf, in der Luft hin und her, die Scheiben fallen ſchmetternd getroffen auf den Boden und die fliegenden Gläſer ſuchen das Weite. Ein herrlicher Anblick! Schon bluten die Köpfe, die Geſichter glühen in roth und blauen Flammen, ganze Neſter zorniger Raufer wälzen ſich am Boden; jetzt iſt Der oben, nun wieder unten; das Glück des Kampfes ſchwankt — man glaubt, es wäre auf Mord abgeſehen — aber Alles iſt nur ein Athemzug der tobendſten Luſtigkeit, mehr als Bacchanal — ein Gambrinal — ein Feſt dem hochheiligen Bierpatron zu Ehren!

Da treten die fatalen Grünröcke ein, die Feinde aller Poeſie, die Freunde der bürgerlichen Ordnung, die furchtbaren Gendarmen! Man arretirt, führt fort, ſtößt, ſchimpft, und Alles muß hierauf den Keller verlaſſen.

„Ausgebrannt, aber ruhig ſteht das Haus!“

Der Fremde, den Abends ſein Weg hier noch vorüber führen ſollte, würde die graue Ruine im einſamen Hofe, am rauſchenden Stadtbach wenig erheblich finden, die ſich deßungeachtet am andern Morgen denſelben Freuden wieder öffnet.

Fronleichnam.

Früh am Morgen wecken mich die Glocken, die von allen Thürmen und Thürmchen tönen; dazwiſchen ſchallten die muntern Märſche der ausrückenden Truppen. Es iſt ein herrliches Wetter — mein Blick ſchweift über das Panorama der Stadt, hin zu den blauen Bergen, die zwiſchen den mächtigen, ſchwarzen Frauenthürmen und der prächtigen Kuppel der Theatinerkirche ſchneebedeckt hervorlugen, und auch das glänzende Haupt der zehntauſend Fuß hohen Zugſpitze gewahre ich deutlich, rechts von dem hohen Chor der Hofkirche zum heiligen Michael. Dieſen Vortheil hat, wer hoch wohnt. Heitere Morgen und Mondſcheinabende ſind köſtlich!

Schon aus der Ferne betrachtet, hat mir Alles ein ſo feſtliches Ausſehen — ſelbſt das Lebloſe. Alles iſt geputzt und geſcheuert. Durch die geöffneten Fenſter ſieht man in wohlgeordnete Zimmer, vor der Mutter Gottes und den Heiligen prangen Blumen in zierlichen Gefäßen, die Straßen ſäumt ein Hain junger Birken, Erlen und anderer ſchwanken und leichtbelaubten Holzarten, die theils in Fugen des Pflaſters geſteckt, theils in kleine Holzgefäße geſtellt werden, worein Waſſer gethan iſt, um länger friſch zu bleiben.

Die Einwohner ziehen geputzt, doch eilfertig, als gälte es ein Geſchäft, zur Stadt. Von der ſchlichten Bürgerfrau in der runden Mütze vom feinſten Fiſchotterfell bis zur Dame und dem Fräulein in Shawl und Strohhut ſieht man Alles die entlegenen Viertel verlaſſen und jenen Straßen und Plätzen zueilen, durch welche die Prozeſſion, hier „der große Antlaß“ genannt, vorüberzieht und wo die Evangelien unter freiem Himmel geleſen werden.

Und noch iſt es ſehr früh am Tage; erſt ſieben Uhr. In Hamburg ſind noch die Häuſer der Reichen geſchloſſen, und in denen der Unbemittelten erhebt ſich erſt die Magd vom Lager. In München ſtehen Bürgerfrauen gern um fünf Uhr auf.

Am Ende der Ludwigsſtraße, dort, wo das Portal in die Arcaden des Bazars führt, halten Cuiraſſiere unter luſtigem Trompetenſchall. Von hier aus erſtreckt ſich nun das Militair, Spalier machend, und die unabſehbare Menſchenmaſſe, ſtill und freundlich hin- und hergehend, oder auf feſten Standpunkten von Erhöhungen oder Fenſtern, die Feſtlichkeit erwartend. In allen Häuſern, die an den Straßen des Umzuges liegen, gibt es Gäſte, Geladene und Ungeladene, und überall ſteht ein Frühſtück bereit, wobei das beliebte Getränk „der Bock“ nicht fehlen darf, ſelbſt dann nicht, wenn die feinſten Frühſtücksweine und gaumenkitzelnde Delicateſſen die Tafel zieren.

Die ſchmauſenden Gäſte ſchauen zu den Fenſtern hinaus, indeß die reichlich aufgeſtellten Muſikchöre abwechſelnd, bald Symphonien, Märſche und Opernarien ſelbſt Tänze, Straußiſche Walzer und den Galopp hören laſſen, was zu den ſich in kleinen Zügen ordnenden Schulen, Brüderſchaften und Zünften einen ſeltſamen, faſt komiſchen Contraſt bildet.

In den Straßen liegen Dielen, die mit Blättern und Blumen beſtreut werden. Ein hohles Gepolter verkündet, daß ſich Theile des großen Zuges darauf nähern. Es ſind die Brüderſchaften. Alte arme Bürger, in Kleidern, die vor vielen Jahren für Größere oder Kleinere, Dickere oder Dünnere gemacht worden, mit einem altfränkiſchen Degen am breiten Bandeliere, einem Hut mit drei Spitzen, an dem Cocarde und Plüme prangen, ſchief aufgeſetzt, mit einer ſeidenen verſchoſſenen Schärpe um den Leib — dies ſind die Panierträger. Sie tragen nämlich hohe, mächtige Paniere von Gold oder andern Stoffen mit Bildern und Stickereien und verſchiedenen Emblemen vor ſich und ſchwanken dabei, von der Wucht der langen Stange und der im Winde flatternden Fahne hin- und hergeriſſen, wie Betrunkene von einer Seite zur andern. Hinter ihnen geht ein bald größerer, bald kleinerer Haufe alter Männer, andächtig mit Buch und Roſenkranz, die heilige Mutter Gottes anflehend. Von Geiſtlichen mit Fahnen geführt und von ihren Lehrern begleitet folgen die Schulen. Lieblich ſehen die Mädchen aus. Alle in blendend weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, Tüchern und Schleifen in den Haaren, die größern in Riegelhäubchen von ſtrahlendem Silber und mit niedergeſchlagenen Augen die Worte des Gebetes in ihren Büchern ſuchend, während daß die ſchwirrenden Volkswogen, die plaudernden Soldaten, die ſprengenden Officiere und die betäubende Militairmuſik ſie der Andacht abwendig machen wollen. Man trägt feſtlich geſchmückte Altäre und den ganzen Apparat herbei, um ſie an gewiſſen Plätzen, wo das Evangelium geleſen werden ſoll, aufſtellen und von der Maſſe des zuſtrömenden Volkes abſondern zu können. Schöner gekleidete Jungfrauen, große von Blumen ſtrotzende, zierliche Körbe tragend, folgen den Altären, um der ſiegenden Kirche ein reiches Blumenopfer zu bringen. Die Siegerin zieht indeß einher, nicht in Demuth; kein Triumphator hat ſich jemals eines ſolchen Siegeszuges erfreut; die erſte Jugend, der gekrümmte Greis ſchließen ſich freudig an; auf Blumen ſchreitet der Fuß, der Krieger ſenkt die Fahnen, während jene der Kirche hoch in der Luft wallen; immer dichter erſcheinen die Fahnen, immer ernſter werden die Klänge, ein leichter Weihrauchduft haucht uns an.

Die ehrſamen Zünfte erſcheinen nun. Die Zeichen und Standarten in alterthümlicher Pracht vor ſich her, wol auch Inſignien, mit kunſtreicher, mechaniſcher Einrichtung und mit Kerzen und Blumengewinden überreich verziert — nahen die zünftigen Handwerker, zum Theil elegant und modern gekleidet. Die Prozeſſion wird ernſter, würdiger, feierlicher.

Man vernimmt Chorgeſang; der Weihrauchduft verdickt ſich; von Ferne blickt man die Straße hinab, wie einen ausgeflaggten Hafen, nur ungleich prächtiger.

Einige Reihen Linientruppen in Schlachtordnung marſchiren auf. Franziskaner folgen in Meßgewändern und in Kutten, vor ſich her das heilige Kreuz, in einen Wald von herrlichen Blumen getaucht und mit einer reichen Decke behängt, die an beiden Enden wie ein Baldachin getragen wird. Mönche mit bleichen Geſichtern, geſchorenen Köpfen, die hagern, langen Hälſe aus den weiten Kapuzen gereckt, barfuß, elende Bettler und Alles beugt ſich vor ihnen! — Es iſt der Zug der ſiegenden Kirche!

Jetzt nahen die barmherzigen Schweſtern, in ihrer faltigen, ſchweren Nonnentracht. Die ſechs jungen, hübſchen Mädchen, in weißen Kleidern, ſind jene Novizen, die vor wenigen Monaten erſt eingekleidet wurden. Hofbediente in Gala, angeführt von einem Oberfourier mit dem Stabe; Pauker und Trompeter; die Hofſänger im Chorhemde, Noten in der Hand, auf der Straße ſingend. Dieſe Abtheilung des Zuges erregt bei den Zuſchauern Heiterkeit. Die Bekannten wechſeln Blicke und Grüße, ſelbſt die Damen in den Fenſtern nicken vertraut, man lacht einander zu: es iſt Baier, Pellegrini, all' unſere Lieblinge, die Andacht iſt fort, wir denken an Roſſini's Tell, der dieſen Abend gegeben wird. Selbſt die Converſation nimmt ihren Lauf dahin. — Die höhere Geiſtlichkeit läßt ſich blicken und die Weihrauchwolken, die ſchon ſichtbar werden, ziehen unſere ganze Aufmerkſamkeit wieder auf das Feſt. Das Domcapitel im violetten Ornat, der Weihbiſchof mit dem Hirtenſtabe wandeln vorüber. Die prachtvollſten Gewänder des Kirchenſchatzes ſieht man prangen und die ausdrucksvollen, zum Theil greiſen Köpfe der Prälaten nehmen ſich wunderbar genug aus.

Plötzlich hält der Zug. Er kehret um — er kniet. Alles entblößt die Häupter — das Militair legt die Hand an die Kopfbedeckung und ſenkt den Blick zu Erde — ein allgemeines Gebet. — Von jener Straßenecke her, wo die Rauchfäſſer hoch geſchwungen werden, ſtrömt ein feierlicher Chor aus den wirbelnden Weihrauchwolken zum Himmel; ein Baldachin hält — ein gebeugter Greis tritt zum bereiteten Tiſche des Herrn, in zitternden Händen die Monſtranz emporhaltend — es iſt der Erzbiſchof von Freiſing-München. Das erſte Evangelium wird geleſen. Alles harret in Andacht verſunken. Plötzlich werden Kanonen gelöſt, die türkiſche Trommel erſchallt, ein feueriger Kriegermarſch ertönt, die Waffen werden präſentirt, der Zug ſetzt ſich wieder in Bewegung; die Köpfe bleiben unbedeckt.

Hartſchiere, in ihrer baroken Hofuniform, mit den altdeutſchen, ſchwarz, blau- und ſilber- geſtreiften Ueberwürfen, zum Dragonerhute und den gelben Escarpins, ſäumen den Zug an beiden Seiten. Fackeln, Rauchfäſſer, unter dem Baldachin der Erzbiſchof mit dem Hochwürdigſten, dicht hinter ihm der König in Uniform, mit dem großen Bande des Hausordens, in weißen Pantalons, die Kerze in der Hand, links und rechts freundlich grüßend; Pagen in Gala mit Kerzen zu beiden Seiten. Die Miniſter in großem Staate, der Nuntius und das diplomatiſche Corps, die Georgsritter, der Staatsrath, die Collegien. Die ſchönen Uniformen beſchäftigen die Zuſchauer angenehm; die Cavaliere werden von Kundigen den Fremden wie ein Bilderbuch erklärt. Man will alle Namen wiſſen; nur wenige befriedigen mehr als die gewöhnliche Neugier.

Wer ſind aber jene ſeltſam gekleideten Männer? Einer im ſcharlachrothen, weitfaltigen Schlepptalare, eine goldene Kette umgehängt, führt ſie an. Andere gleichgekleidete folgen, dann Einige eben ſo in ſchwarzer, grüner und blauer Farbe. Es ſind die Facultäten, den Rector Magnificus an der Spitze. Die Rechtsgelehrten ſind roth, die Theologen ſchwarz, die Aerzte grün und die Philoſophen blau. Der erſte Bürgermeiſter, mit breiter Goldkette, führt den Magiſtrat. Dann folgen Livreebediente mit Fackeln, hierauf ein Trupp Soldaten, und nun ſtrömt, lautbetend, ein Volksſchwall ohne Ordnung, den Roſenkranz haltend, nach, während die türkiſche Trommel der Muſikchöre bald zu Galopp, bald zum Walzer den lärmenden Tact ſchlägt.

Der Zug iſt vorüber; die Muſik währt fort. Ruhige Spaziergänger füllen die mit Dielen belegte Straße und treten auf jene Blumen, welche der ſiegenden Kirche geſtreut wurden. Mit dem Zuge iſt ſelbſt in den Gemüthern der Frömmſten die Andacht verſchwunden.

Man muſtert Geſichter und Toiletten, oder läßt ſie an ſich muſtern, man freut ſich auf feſtliche Mahlzeiten, auf Fahrten ins Freie, auf die Oper, die trotz des ſchönſten Wetters Anziehungskraft genug beſitzt.

Der Zug iſt nun in andern Quartieren der Stadt — man ſieht und hört nichts mehr davon; aber die Menſchen ziehen noch immer hin und her, die Truppen halten in den Straßen und die Muſik ſpielt abwechſelnd, immerwährend fort. Dies und das Geläute deuten an, daß der Umzug ſeine Bahn noch nicht vollendet habe.

Endlich ſchweigen Glocken und Muſik, Equipagen durchrollen in allen Richtungen die Straßen der Stadt, um die Würdenträger und Hofbeamten, von der unwillkommenen Morgenpromenade ermüdet, nach Hauſe zu bringen; der Generalmarſch erſchallt, es iſt der König, der in die Reſidenz fährt, die im ſchönſten Laubſchmucke prangt, denn ſelbſt an die Façade des prächtigen Königsbaues lehnen die ſäuſelnden Zweige kleiner Birkenſtämme und umfächeln die Werkſtücke der Ruſtica des Erdgeſchoſſes.

Die Menge verläuft ſich, alle Fiacres werden in Beſchlag genommen, um in die Gegend auszufliegen. Man iſt mit der Kirche ganz fertig; denn die Meſſen, die am Fronleichnamstage geleſen werden, finden früh am Morgen ſtatt, und wer wird nicht ihrer theilhaft geweſen ſein?

In dem proteſtantiſchen Norddeutſchen erregt das Feſt ein ſeltſames Gefühl. Manches dabei macht einen feierlich erhebenden Eindruck.

Eine junge Schauſpielerin aus der Fremde, die dies Alles zum erſten Male ſah, konnte ſich nicht erwehren an Schiller's Jungfrau von Orleans zu denken; ein Berliner

Doctor ärgerte ſich, daß der Zug nicht auch durch ſeine Straße ging, da es doch für das Publicum wäre; ein Anderer hatte Alles verſchlafen und ſagte, „in Berlin würde ſo etwas ſtets durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht!“

Der Herzog von Leuchtenberg.

Nachdem der corſiſche Adler mit bluttrieſenden Schwingen ins Meer geſunken war und den Geiſt aufgegeben hatte, trat eines Morgens ein ſchöner, hoher Mann, einfach gekleidet, in das Vorzimmer der Tuilereien, und ſprach zum Kammerherrn des Königs: „Sein Sie ſo gütig, mein Herr, Eugene Beauharnais zu melden.“ Der alte, fette Mann in ſeinen weiten Sammtſtiefeln, die von Moſchus dufteten, hörte es durch die geöffnete Thür und rief laut: „Laſſet den Prinzen Eugene eintreten!“ — So hatte denn, der einſt der Sohn des Mächtigſten geweſen und an ſeiner Statt das ſchönſte Königreich der Welt beherrſcht, den Prinzentitel gerettet. Er war der „Prinz Eugene,“ weil Ludwig XVIII. es ſo wollte. Der Prinz ging nach München an den Hof ſeines herrlichen Schwiegervaters, und der gab ihm, wie ein guter Vater zu geben pflegt, von dem Beſten, was er hatte, ſo viel er nur immer konnte, das Fürſtenthum Eichſtädt, nebſt dem Herzogthum Leuchtenberg obenein. Man war damals nicht überall damit zufrieden, daß der Napoleonide ſich ſo gemächlich zur Ruhe ſetzte; man wollte ihn in andern Verhältniſſen erblicken. Sein frühzeitiger Tod jedoch hat Alles mit ihm ausgeſöhnt. Er ſtarb übrigens zur rechten Zeit; einige Jahre ſpäter und er hätte den Aerger gehabt, den architektoniſchen Witz anzuſtaunen, der ſeinem Palaſt gegenüber ein öffentliches Gebäude, das überdies noch mit einem Wirthshausſchilde prangt, aufführte, welches ganz vollkommen den Doppelgänger dazu macht und ein ſo enges Gäßchen vor ſeinem Portale bildet, daß es ihm unmöglich wäre, ſechsſpännig heraus zu fahren.

So lang er lebte, genoß er noch der freien Ausſicht aus ſeinen Fenſtern.

Das Andenken des edeln Herzogs lebt noch in den Herzen vieler Münchener, deren Wohlthäter er geweſen; und der Fremde findet noch Erinnerungen an ihn in der St. Michaelskirche, wo das Denkmal von Thorwaldſen ſteht, und im beſagten Palaſte, wo die Gemäldeſammlung jeden Donnerſtag dem Publicum geöffnet iſt.

Die erſte Unbill widerfuhr in München dem Herzog offenbar durch Den, der ihm den Palaſt erbaute. Er, der in den Zeiten des Glückes ſo herrliche Paläſte bewohnte, mußte es doppelt ſchmerzlich empfinden, jetzt einen ſolchen bewohnen zu müſſen. Wer die neuern Werke deſſelben Architekten ſieht, kann ſich nicht genug über dieſen Palaſt verwundern. Man ſagt freilich, der Herzog habe nur eine beſcheidene Wohnung verlangt, aber welche unanſehnliche Beſcheidenheit iſt dies? oder welche falſche Beſcheidenheit des Architekten, der ſein bedeutendes Talent ſo verbergen wollte? Man weiß nicht, was man mehr anſtaunen ſoll! Doch die Münchener wußten es beſſer. Sie ſtaunten den Architekten und den Palaſt an, und bewunderten Beides, und lange galt in München das Leuchtenbergiſche Palais für ein Wunderwerk der neuern Baukunſt. — Die letzte Unbill war aber das Denkmal in der St. Michaelskirche. Hier lieferte der berühmteſte Künſtler ſeiner Zeit nur Steine. Thränen flehten zu ihm und er konnte ſich nur zur ſtarren Form, ohne Seele und Leben, erheben. Selbſt das Colorit des Steins mindert den Effect, es iſt voll bläulicher Adern, und dies gibt dem menſchlichen Körper ein widerliches Ausſehen. Das Bezeichnendſte daran iſt offenbar die Deviſe: „Honneur et Fidélité,“ ſie verleiht dem Manne im römiſchen Kriegergewande, der darunter ſteht, das rechte Licht. Es ſpricht ſich darin eine edle Rechtlichkeit aus.

Alle dieſe Denkmale, ſo mangelhaft und klein, füllen dennoch das Herz mit Rührung und wenden den Geiſt zur Betrachtung. Sie mahnen an die untergegangene Weltherrlichkeit, an ihre Trümmer, die nun auf St. Helena und in München und in der Kapuzinergruft zu Wien vermodern. Der Felsblock im wilden Felſenthale und das bläulich ſchillernde Steingeſpenſt in St. Michael und der ſtumme Sarg bei den Kaiſergerippen — Vater und Söhne! welche Schickſale! welche Menſchen!

Die Gemäldegalerie des Herzogs wird ſolcher Stimmung die meiſte Nahrung geben. Es iſt, nach den gewöhnlichen Begriffen, nur ein Kabinet, aber vorzügliche Stücke werden daſelbſt angetroffen. Man bewundert Canova’s Grazien dort, und andere Herrlichkeiten. Jeder Catalog führt ſie auf. Von dieſem Allen will ich hier nicht ſprechen. Seht Ihr aber jenen Stuhl — jenen Tiſch — jenen Schemel — jenen kleinen Tempel? Tretet näher, das will ich Euch erklären.

Jener Stuhl iſt nicht entfernt ſo prächtig und modern, wie man ihn wol heut zu Tage verfertigt. Das macht, es ſind ſchon dreißig Jahre und darüber verfloſſen, ſeitdem er fabricirt wurde.

Nach der Revolution, die alle Pracht zerſtört hatte, wagte man wieder dieſe erſten und doch ſchon kühnen Schritte, denn die Arbeiter erſchöpften in der That ihren Witz, um das Prächtigſte zu ſchaffen; der Stuhl war beſtimmt, dem mächtigſten Mann zu dienen, er war lange Jahre hindurch der Sitz des erſten Conſuls, deſſen er ſich an ſeinem Arbeitstiſche in Malmaiſon bediente.

Es iſt ein tüchtiger, ſtarker Stuhl von bois d'Acajou, mit kleinen Leiſten von Bronze im engliſchen Geſchmacke, und dieſe Pracht war damals ganz hinlänglich für den größten Mann des Zeitalters. Wir haben es jetzt viel weiter darin gebracht, aber wir beſitzen nicht einmal einen ſolchen Mann für unſere prächtigſten Seſſel!

Daneben ſteht ein langer Tiſch von demſelben Holze, rings umher läuft eine niedrige Galerie von Bronze, und eine Menge Schubladen ſind bemerklich. Dies war Napoleon's Arbeitstiſch! Reſpect davor! — Ein kleiner Zettel, der auf dem Tiſche liegt, beſagt, wie lang der Kaiſer ſich dieſes treuen Möbels bedient habe. Der Tiſch war nie launenhaft, ſtets geduldig und verſchwiegen, der Kaiſer liebte den wackern Diener. Die Arbeiten, die an dieſem Tiſche verfertigt wurden, kennt die Welt. Es waren die einzelnen Stücke und Kapitel der Memoiren des Kaiſers, die er anfänglich in die Journale einrücken ließ, mit der Unterſchrift: die Fortſetzung folgt. Lyriſche Gedichte hat er nie verfaßt, weder auf Gegenden, noch an Perſonen. Seine Novellen ſchrieb er nie auf, er pflegte ſie erſt mündlich zu erzählen. Neben ſeinem eigentlichen Berufsgeſchäfte hatte er das meiſte Talent zum Kritiker. Er ſoll an dieſem Tiſche auch dies Talent geübt haben.

Das Seitenſtück zu dieſem Tiſche ſah ich einſt in Fontainebleau. Es war eine Art von kleinem, rundem Tiſch, die man Pſyche nennt. Wenige Tage vorher — das wurde mir verſichert — hatte hier Napoleon die Abdicationsacte unterſchrieben. Ich betrachtete Alles mit großer Aufmerkſamkeit, und ſah nichts als ein braunes Holz, welches hin und wieder Schrammen zeigte. Die andern Möbel der kaiſerlichen Zimmer waren beſſer erhalten. Ich bildete mir damals ein, es wäre heftig bei der Unterſchreibungsſcene zugegangen, man könnte das Schreibzeug hin und her gerückt haben, und davon rührten jene Spuren her. Offenbar war ich im Irrthume; nur der Zufall hatte einen alten, gebrauchten Tiſch zu jenem Dienſte herbeigeſchoben; Alles war ja vorher abgemacht und ein einmaliges Eintunken genügte, um das Wort „Napoleon" zu ſchreiben, beſonders wie er ſelbſt es ſchrieb.

Nun zum Tempel. Die ſchönen vergoldeten Adler daran ſind von dem Silberzeuge, das dem Kaiſer nach St. Helena gefolgt war und das wieder in den Beſitz der Familie kam. Alles iſt hier Reliquie. Gemmen, koſtbare Steine, womit das kleine Kunſtwerk reich geſchmückt iſt, haben eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit und rühren von Dem her, deſſen Bild in Bronze unter der Kuppel aufgeſtellt iſt. Das Ganze iſt ein rührendes Familiendenkmal, nichts weiter.

So intereſſant es mir war, dies Alles zu ſehen, ſo unbegreiflich war es mir, dies Alles hier zu finden. Gehörte es in ein Kabinet von Kunſtwerken, das dem Publicum geöffnet wird? Was ſoll Napoleon's Schreibtiſch neben Canova's Grazien, die er nicht einmal daran zu beſingen im Stande war? Wenn die Engländer Napoleon's Wagen dem Publicum für Geld zeigten, wenn in Paris ſelbſt der echte Chapeau de l'île d'Elbe noch heute als Aushängeſchild unter Glas ſervirt — ſo iſt der Grund leicht einzuſehen; warum aber die nächſten Verwandten des Kaiſers die von ihm ererbten Möbel in ihre Kunſtgalerie ſtellen und zugeben, daß ein mit Haaren bewachſener Malerjüngling ſich zu Napoleon's Arbeitstiſch ſetzt, um das abgehärmte Profil von Petrarca's Laura zu copiren — wer erklärt das?

Seit Eugene's Tode iſt die Galerie nur durch ein einziges Bild bereichert worden. Es iſt Napoleon's Portrait im großen Coſtüm, brillant gemalt, und das ſprechendſte, welches ich jemals ſah.

Jetzt ſteht der Palaſt verödet. Kein Feſt wird hier mehr gegeben, die weiten Küchenräume hallen nicht mehr wieder von dem Rufe der chefs-d'office und von dem Wirken der Köche, die Fenſter ſind verhängt und geſchloſſen, die Thüren der Säle öffnen ſich nicht, das niedliche Theater bedeckt Staub und das Gewebe ungeſtörter Spinnen. Nur im Keller regt ſich dann und wann ein Lebenszeichen. Der jetzige Herzog Auguſt veranſtaltete dort, inmitten ſeiner Fäſſer und Flaſchen, ein Junggeſellen-Frühſtück während ſeiner letzten Anweſenheit in München.

Die ganze Familie des Herzogs lebt faſt beſtändig auf Reiſen und verzehrt ihre höchſt bedeutenden Revenuen in der Fremde. Der Herzog iſt der reichſte Mann in Baiern, deſſen Einkommen größer iſt, als das des Königs. Dabei iſt er jung, kaiſerlicher Prinz von Braſilien und als ſolcher „Kaiſerliche Hoheit,“ in Baiern jedoch nur „Hoheit,“ ohne das Prädicat einer „Königlichen“ zu genießen.

Die Reſidenz des Königs.

Wenn man ſonſt durch das alte Schwabingerthor nach München kam, ſo ſah man links ein graues, langes Gebäude mit zwei Stockwerken und von zwei hohen Portiken geziert. Eine Wache davor, Löwen in Erz, ein Brunnen, ein Muttergottesbild; dies war das erſte Reſidenzſchloß des Königs, deſſen ſüdliches Ende in eine unregelmäßige Anhäufung verſchiedenartiger Gebäude auslief. Die Façade war weder impoſant, noch ſchön, obgleich frühere Beſchreibungen Münchens ihr Beides in hohem Grade zugeſtehen. Das Innere dieſes Schloſſes umgibt mehre Höfe, die verſchiedene Namen führen, und außer einigen Prachtgemächern enthält es wenig, was eine beſondere Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich zu ziehen im Stande wäre.

Der verſtorbene König Maximilian ließ den nördlichen Flügel mit neuen Fenſtern verſehen und weiß anſtreichen, um ihm auch von außen ein wohnlicheres Anſehen zu geben, und verlegte hierher ſeine Wohnung. Er ſelbſt bezog den zweiten Stock, ſtellte Blumen und Vogelbauer vor die niedrigen Fenſter, und blickte hinaus auf die Baumgruppen des Hofgartens und freute ſich, wenn recht viel heitere

Menſchen darunter ſpazieren gingen. Für die Königin waren im erſten Stocke einige Zimmer mit größerm Glanze eingerichtet worden, obgleich auch hier keine Verſchwendung herrſchte, und Alles ſo war, wie man es bei reichen Privatleuten alle Tage zu ſehen bekommen kann.

Hieran ſchließen ſich die ſogenannten Kaiſerzimmer voll überladener, altfränkiſcher Pracht, mit dem reichen Bette, an dem die Vergoldung allein ſiebenmalhunderttauſend Gulden gekoſtet haben ſoll, und dem Spiegelſaale, dem Conferenzſaale u. ſ. w.

Dieſe Reſidenz genügte dem König Ludwig nicht, und er beſchloß, der Stadt eine Zierde, ſich ſelbſt und ſeinen Nachfolgern aber eine würdige Wohnung zu verſchaffen. So entſtand der neue ſüdliche Flügel der Reſidenz, oder wie man ihn in München zu nennen gewohnt iſt: „der Königsbau.“ Ich finde dieſe Benennung für „Palaſt, Schloß, Reſidenz,“ weder paſſend, noch ſchicklich. Bau bedeutet immer nur eine rohe, den nächſten Bedürfniſſen entſprechende Wohnung, daher das Wort von den Wohnungen gewiſſer Thiere gebraucht wird. Man ſagt z. B. der Bau des Fuchſes, der Dachsbau u. ſ. w.; wie aber iſt es wol Jemand eingefallen, der Generalsbau, der Geheimerathsbau, oder der Menſchenbau überhaupt, in dieſem Sinne zu ſagen.

Dieſer neue Flügel wurde von Klenze, dem die Oberleitung faſt aller Bauwerke in München übertragen iſt, entworfen und aufgeführt. Der berühmte Palaſt Pitti in Florenz ſoll zum Modelle gedient haben, wer letztern aber kennt, weiß, wie himmelweit beide Bauwerke von einander verſchieden ſind. Klenze's Gebäude haben meiſtentheils den Fehler, daß ſie ſich nicht hoch genug aus dem Boden erheben, und dies war auch bei dieſem der Fall. Man war daher genöthigt, den Boden des Maximilian-Joſeph-Platzes, auf welchem es ſteht, niedriger zu legen, um den Palaſt zu erhöhen, das heißt, er mußte ganz eigentlich ausgegraben werden. Die Façade iſt mit Kelheimer Sandſteinquadern bekleidet, die in nicht großen Stücken, zierlich behauen und facettirt gleich Diamanten, ohne andere Unterbrechung als die der Fenſter, einen ziemlich monotonen und dabei nicht imposanten Anblick gewähren. Die kleinen, gleichen, behauenen Quadern auf der großen Fläche verwirren das Auge, das gar keinen Ruhepunkt findet. Weder Altan, noch Säulenwerk, weder Portale noch Werke der höhern Sculptur ſind vorhanden; die Fenſter in ganz gleicher Uniform, drei Thorwege, von nicht ſehr kühner Dimenſion, einige fein gearbeitete Pilaſter, die ſich von dem würfelförmigen Grunde nur wenig emporheben, und zwei mit Steingeländer eingefaßte Plattformen, das iſt Alles, was dieſe Fronte zeigt. Ringsum läuft nach italieniſcher Sitte eine Steinbank, aber das Trottoir iſt, nach münchener Sitte, aus jenen kleinen, ſpitzigen Kieſeln gebildet, die jeder Fremde ſehr bald kennen lernt, und die für den Gehenden Das ſind, was die Latten für den Liegenden, eine Tortur. Es iſt auffallend, daß dieſe Dornenbahn ſelbſt um die Wohnung des Monarchen keinem menſchlich-bequemen Trottoir weichen durfte.

Wie Alles, was die letzte Zeit in München entſtehen ſah, iſt auch dieſer „Königsbau“ vielfältig beſchrieben, d. h. bis zu den Sternen erhoben worden. Nach dem Willen des Königs mußte davon ausgegangen werden, aus ſeiner Wohnung Alles zu entfernen, was der vorübergehenden Mode huldigte. So edel und claſſiſch ſich der Sinn des Königs hierin zeigte, ſo ſcheint mir doch in der Ausführung, inſofern ſie wenigſtens bis jetzt erſichtlich iſt, zu weit gegangen zu ſein.

Wie? Unſere Erfindungen in dieſer Hinſicht, wie ſie jetzt ſo ſchön Geſchmack und Bequemlichkeit zu verbinden wiſſen, und wie ſie unſere Sitten und Gewohnheiten erheiſchen, ſollen mit dem Banne belegt werden? Eine ſeidne Tapete, ein weicher Fußteppich, Geſchirre von Porzellan, Kriſtall und Bronze, prächtige Spiegel, zierliche Möbel, ſchön drappirte Vorhänge, alles Das ſoll aus unſeren Wohnungen verwieſen ſein? Dafür ſoll eine Unzahl von Bildern, durch Arabesken verbunden, in ſtetem Wechſel, einem wildverworrenen Reihen gleich, über unſern Köpfen an den Decken und Frieſen vorüberſchweben, während ein kaltes, nacktes Stucco die Wände bekleidet und nichts Wohnliches, nichts Trauliches aus dieſen Wölbungen, Hohlkehlen, Architraven, Kaſſetten, Niſchen, Vergoldungen und ſchillernden Farbenſpielen zu uns ſich niederſenkt? — Wie alle Bauwerke des neuen Münchens nur als Gehäuſe der Malerwerke, d. h. nur deßhalb entſtanden zu ſein ſcheinen, um der Malerei Wände, Schirm und Dach zu gewähren, damit ſie ſich entfalten und ausbreiten möge, ſo iſt dies auch bei der Wohnung des Königs der Fall. Thüren und Fenſter wurden ſo angebracht, um den Malern zu ihren Schilderungen die gehörigen Räume zu laſſen, und Schönheit und Bequemlichkeit mußten dieſer Bedingung weichen.

Gegen Weſten liegen die Gemächer der Königin, groß, hoch und weit, die Ausſicht zum Theil nach einer engen Gaſſe bietend. Man wählte zur Decorirung Darſtellungen aus den ältern deutſchen Dichtern, wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eſchenbach, und aus den neuern, jedoch ſchon geſtorbenen, wie: Schiller, Goethe, Wieland, Bürger. Von lebenden Dichtern iſt keine Notiz genommen worden. Die Maſſe von Bildern iſt groß, die Farbengebung blendend, dazwiſchen laufen bunte, bald zierliche, phantaſtiſche, geiſtreiche, ſymboliſche Arabesken, die

Bilder miteinander verbindend und doch wieder ſondernd; die Decken füllen gleichfalls mehrfarbige Kaſſetten, goldene Blumen und Laubwerk, die Wände Marmorſtuck in hellen Farben. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie geblendet das Auge iſt, wenn es zum erſten Male auf dieſe Gegenſtände blickt, wie fremdartig, überraſchend ſich das Ganze darſtellt und wie ein unbefangener Sinn, nach dem plötzlichen, ſchnell vorübergehenden Eindruck, leicht in Entzücken gerathen kann. Bei näherer Prüfung, bei mehrmaligem Wiederkehren drängen ſich uns jedoch andere Betrachtungen auf, und es iſt faſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß ein ſpäterer Regent Baierns einfach geſchmückte, wohnliche Gemächer dieſer bunten Ueberladung vorziehen werde. Bei der Fülle des Stoffes, bei der Größe und Zahl der Räume, der Kürze der gegebenen Zeit und dem Mangel an wahrhaft ausgezeichneten Talenten darf man nicht erwarten, hier Meiſterwerke zu begrüßen. Das Bedürfniß ſchuf im Nu eine Anzahl von Malern, die anfänglich noch mit der Aufgabe, nach allen Richtungen hin, zu kämpfen hatten. Wie man von Tieck ſagt, er habe erſt während des Ueberſetzens des Don Quixotte ſpaniſch gelernt, ſo ſind Einige von dieſen Malern erſt während der Arbeit zu Künſtlern geworden. Kaulbach, Hiltenſperger, Gaſſen dürfen vor allen genannt werden; Folz verſuchte ſich in Darſtellungen aus Schiller's Gedichten und verleugnete den Genremaler nicht, welches bei dieſer Aufgabe keinen unangenehmen Eindruck hervorbringt; Anſchütz war unter Zimmermann beim Anakreonſaale beſchäftigt. — An die Gemächer der Königin ſtoßen die des Königs, bedeutend kleiner und darum ſchon um Vieles behaglicher. Was jedoch die Malereien betrifft, ſo iſt ihnen der kleine Raum weniger günſtig. Hier hat die Claſſicität ihren Sitz aufgeſchlagen und wir begrüßen Griechen und Lateiner. Für Homer jedoch ſind noch andere Localitäten beſtimmt werden; nämlich vier große Säle in dem neuerbauten Flügel, nach dem Hofgarten zu, wovon zwei die Iliade und zwei die Odyſſee enthalten ſollen. Die Gemächer des Königs beſchränken ſich etwa auf vier bis fünf; ein Wohnzimmer, ein anderes zum Schreiben, ein drittes zur Bibliothek und Schlaf- und Ankleidegemach. Durch einen Vorſaal tritt man in den kleinen Audienzſaal und aus dieſem, durch zwei Serviceſäle, auf hetruriſch gemalt, mit Frieſen in einer und zwei Farben aufgeführt, zur Vorhalle und Treppe. Der kleine Audienzſaal iſt wol nur zu den gewöhnlichen Audienzen beſtimmt, während zu den ſolennen und großen ein impoſanter Saal in dem neuen Flügel des Hofgartens eingerichtet werden ſoll. Die Decorirung des kleinen Saales beſteht in reichen Goldarabesken auf weißem Stuck und in weißen Basreliefs auf Goldgrund. Uebertriebenere Pracht bei größerer Einförmigkeit läßt ſich nicht wol denken, und das Ganze imponirt nicht, erfreut nicht, blendet nicht. Selbſt die meiſterhaften Basreliefs, womit Schwanthaler den Fries ſchmückte, ſind zu klein, um in ihrer lebendigen Einfachheit die todte Pracht der Wände zu überſtrahlen und vergeſſen zu machen. Man ſcheint dies einzuſehen und iſt noch immer bemüht, Verſuche anzuſtellen, um einen günſtigern Effect hervorzubringen. Die Decorirung dieſes Saales ſoll übrigens ſehr bedeutende Summen gekoſtet haben. Hinter demſelben liegt der Anakreonſaal, zu den gewöhnlichen Mahlzeiten der Königlichen Familie beſtimmt. Er iſt, wie es der Name ſchon andeutet, mit heitern Schilderungen aus dem Leben und den Werken Anakreon's geſchmückt, deren Mittelpunkt das Feſt des tejiſchen Sängers bildet. Zimmermann, der ſie entwarf, excellirt in dergleichen. Die Arabesken ſind ſehr reich und ſchillernd, und es iſt nur zu beklagen, daß die Fenſter dieſes heitern Saales auf einen unanſehnlichen, engen Hof gehen, der von ſchlechten Hintergebäuden umgeben iſt. Man hofft, daß dieſe letztern weggeräumt werden würden. Das Ende dieſer Reihe von Gemächern bildet die ſchon erwähnte Vorhalle nebſt der Treppe. Sie iſt ſehr einfach gehalten und macht dennoch den großartigſten Eindruck. Ihre Wände ſind mit blaßgelbem Stucco bekleidet und die Ornamente ſind von weißem Marmor. Fußboden und Treppe gleichfalls von Marmor. Oben am Eingange ſtehen zwei Karyatiden von Schwanthaler, und darüber in großen Buchſtaben die Deviſe des Königs: „Gerecht und beharrlich." — Das Ganze athmet Majeſtät und man denkt daran mit Widerwillen, daß einſt die Hartſchiere in ihren geſchmackloſen Uniformen neben dieſen edeln Statuen von Schwanthaler Poſto faſſen werden. Armen Sterblichen, die jedoch mit pochenden Herzen dieſe Marmorſtiege dereinſt hinanklimmen, um irgend eine Erleichterung für die Laſten des Lebens zu erlangen, wie z. B. Verſorgung der Kinder bei karger Beſoldung, Urlaub in Krankheitsfällen, Nachſicht bei unverſchuldeter Fehle, Denen werden die Hartſchiere, in ihren blauen Röcken, wie Schutzgeiſter erſcheinen, neben den kalten, ſtarren Geſichtern der Marmorbilder, und ſie werden die ſüße Hoffnung nähren können, daß hier neben der eiſernen Gerechtigkeit und der ſtrengen Beharrlichkeit auch die warme Milde, die ſanfte Huld, die göttliche Gnade wohnen, und ihr Muth wird wachſen bei der weichen, baieriſchen Mundart, die ihnen aus den Hartſchieren entgegentönt, den traulichen Vermittlern des ägyptiſchen Portals, durch das ſie ſchreiten, des hetruriſchen Saales, in dem ſie warten, und des gnädigen Monarchen, der ſie unter all' dieſer Pracht einfach gekleidet erwarten, beharrlich anhören und gerecht beſcheiden wird.

Ich finde die Hartſchiere, beſonders wenn ſie über ihre Fracks, zu den dreieckigen Federhüten und den Schnallenſchuhen die geſtreiften, altfränkiſchen Ueberwürfe von Sammt anlegen, ſehr zweckmäßig geputzt für die alte Reſidenz, wie ſie noch jetzt beſteht; für den neuen Palaſt jedoch ſcheinen ſie mir ſehr ungeziemende Bewohner zu ſein. Ich höre, daß die Möblirung der Zimmer mit ganz beſonderer Rückſicht auf ihre Decorirung beſchickt werden ſoll, und finde dieſes auch nöthig; dann aber müßte auch die Kleidung der Bewohner damit in Einklang gebracht werden, denn unſere Fracks, unſere Militairröcke, unſer Damenputz, unſere gothiſchen, eckigen und zackigen Moden, unſere barbariſchen Stikkereien, unſere ſteifen Halsbinden, Lorgnons und übrige Dreſſur werden einen übeln Contraſt gegen die Gebilde der Maler an den Wänden abgeben; wir werden jeden Augenblick bemerken müſſen, wie weit ein General von einem Helden, ein Miniſter von einem Weiſen, ein Gott des Tages von einem Gott der Vorzeit verſchieden iſt, und wir werden, bei einigem Gefühl in der Bruſt, beſchämt und zerknirſcht nach Hauſe ſchleichen müſſen. Tapeten und Spiegel erſparen uns dies. Jene ſind von demſelben Stoffe als wir ſelbſt, das heißt, unſere Kleider, und dieſe zeigen uns nur unſer eigenes Bild, womit jeder vernünftige Menſch heutzutage ganz zufrieden ſein kann. — Seit der Ausgrabung von Pompeji iſt man auf den Gedanken gerathen, die alten, bunten, reichen Verzierungen, die eine längſt untergegangene Welt ſchmückten, für uns wieder anzuwenden und geht darin immer weiter. Das Innere und Aeußere unſerer Wohnungen muß ſich dazu herleihen, und wir bilden uns ein, daß dieſes der wahre Geſchmack ſei. Wie ſehr wird uns einſt eine ſpätere Zeit belächeln! Nie hat ſich ein größerer Widerſpruch ergeben und nie hat man ſich daher von dergleichen Beſtrebungen weniger angezogen gefühlt. Es iſt eben auch eine Mode, wie alle andern; wenn gleich für Architekten und Maler eine höchſt bequeme, welche dabei nur zu copiren haben. Wenn man jetzt die Werke altdeutſcher Baukunſt betrachtet, Kirchen und Burgen, Wohnhäuſer und Klöſter, ſo kann man ſich wol keine anderen Bewohner dafür denken, als geharniſchte Ritter, Prieſter in Meßgewändern, Mönche in Ordenstracht, und jene ehrbar gekleideten, ſtattlichen Bürgerfiguren; der Maler darf hier nichts ändern, vermitteln, verbeſſern, wenn er Staffage für ſolche Bilder ſucht. In den prachtvollen, überladenen Sälen, voll Schnitzwerk und Vergoldung, aus der Zeit des Vierzehnten und Fünfzehnten Ludwig, bewegten ſich heimiſch und vertraut die Geſtalten in Reifröcken und geſtickten Kleidern, mit ungeheuern Perücken, kleinen Degen und von Pracht und Herrlichkeit glänzend. Alles war im vortrefflichſten Einklange. — Wie aber ſollen pompejaniſch und hetruriſch ausgeſchmückte Räume ſtaffirt und bevölkert werden? Was vermittelt dieſen Widerſpruch? Für den verblüfften Sollicitanten mag dies leicht ein dazwiſchentretender Hartſchier thun, der ihn mit einem Male zu ſich ſelbſt bringt und ihn daran erinnert, daß er ſich in München befinde; wir Andern werden uns aber ſtets fremd fühlen in dieſen neuen Gemächern, die das Alterthum nachäffen, und nie jene Befriedigung dabei empfinden, die in uns wirkliche Alterthümer erregen, wo die Geſchichte zu uns ſpricht und Schutt und Verfall unſer Herz zu einer erhabenen Wehmuth ſtimmen. Wollt Ihr, daß alte Kunſt uns erfreue, ſo bringt ſie uns näher; erfindet eine neue, die der alten gleiche und unſerer Zeit, unſern Bedürfniſſen ebenſo entſpreche; gleicht Widerſprüche aus, und was Ihr ſchafft, ſei ein treues Abbild unſers Charakters. Dies ſoll Euch zwar ſchwer werden! denn wenn auch nicht charakterlos, wie hie und da behauptet wird, ſo ſind wir doch zu vielgeſtaltig, als daß es leicht wäre, in todte Bauwerke unſer bewegliches Leben zu bannen, daß es ſich darin ganz und verſtändlich ausſpreche. Aber eben die Schwierigkeit würde, wenn Ihr ſie überwändet, Euch zu großen Künſtlern in unſern Augen machen. Aller Zeiten Styl und Geſchmack nachahmen, kann intereſſant an und für ſich ſein, wird uns aber nie zur Bewunderung hinreißen und für die Folgezeit eine große, echte Bedeutung haben können. Wie verächtlich blickt man jetzt wol hie und da auf den Sonnentempel zu Baireuth nieder, und doch iſt er ein treueres Bild ſeiner Zeit, als ſo manches Bauwerk, das wir um uns entſtehen ſahen.

In dem obern Stockwerke, das ſich aus der Mitte des neuen Reſidenz-Gebäudes erhebt, und woran die Plattformen ſtoßen, die mit Orangenbäumen in Töpfen während des Sommers beſetzt werden ſollen, befindet ſich der Concert- und Ballſaal von runder Form, mit einigen anhängenden Cabineten. Er iſt, wie Alles in dieſem Palaſte, nur für das nächſte Bedürfniß der königlichen Familie beſtimmt, und daher werden hier nur kleine Bälle und Concerte ſtattfinden. Für die größern Feſte und Hoffeierlichkeiten werden ausſchließlich Localitäten in dem neuen Hofgartenflügel angelegt werden.

Wie ſehr der Malerkunſt hier Alles untergeordnet wurde, iſt bereits geſagt, doch iſt noch zu erwähnen, daß fünf große Säle im Erdgeſchoſſe, unter dem Titel: Prunkgemächer, nur dazu beſtimmt zu ſein ſcheinen, die Darſtellungen des Nibelungenliedes al fresco von Schnorr gemalt, aufzunehmen. Der Entréeſaal, ein kleines Oblong, iſt bereits beendigt und zeigt an ſeinen Wänden alle Perſonen des Gedichts einzelnſtehend, mit Unterſchriften, gleich einem gewöhnlichen Theaterzettel. So manche dieſer Geſtalten ſind wol keineswegs dem Bilde entſprechend, das man ſich bei einiger Einbildungskraft von ihnen ſelbſt zu entwerfen im Stande iſt. Chriemhilde und Ezel mögen wol die gelungenſten ſein. Ueberhaupt ſcheint die Idee, das Perſonal auf ſolche Weiſe dem Drama vorzubinden, nur ein Behelf zu ſein, den Raum zu füllen; ein anderer Grund iſt wahrlich nicht leicht denkbar und es wäre intereſſanter geweſen, alle Perſonen lieber gleich handelnd einzuführen.

Durch die drei Thorwege tritt man von der Seite des Max-Joſeph-Platzes in die Eingangshalle, die von ſchönen, hellgrauen Granitſäulen, mit Capitälern von weißem Marmor getragen wird. An Pracht fehlt es übrigens nirgend, das koſtbarſte Material iſt reichlich angewendet worden, ſelbſt die Holzarten, woraus die Thüren gemacht werden, ſind mit Sorgfalt ausgeſucht, die Fenſter, in Böhmen verfertigt, kommen den trefflichſten engliſchen Gläſern, wie ſie in den Leuchtthürmen angewandt werden, ganz gleich, und eine einzige Scheibe ſoll acht Louisd'or gekoſtet haben. Rechnet man, was Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Vergolder erhalten, daß Schnorr allein, für ſeine Nibelungen, die ihn zehn bis zwölf Jahre beſchäftigen werden, eine ſehr anſehnliche Summe empfängt, ſo wird man nicht in Abrede ſtellen können, daß dieſer neue Palaſt des Königs von Baiern in Deutſchland gewiß der koſtbarſte genannt werden kann.

Nicht befriedigt jedoch, ſich dieſe Wohnung erbaut zu haben, faßte der König den Plan, das ganze Reſidenzſchloß ausbauen zu laſſen, und hier gab der weite Umfang, und der Wunſch, an dem Vorhandenen nichts zu ändern, der Laune Nahrung, in verſchiedenen Stylen dieſes Verhaben auszuführen. Zu dem einfachen Gebäude in der Reſidenzſtraße, wo ſich größtentheils nur die langen Corridors zu den Gemächern befinden, welche die innern Höfe umgeben, geſellte ſich nach Süden der eben beſchriebene Palaſt, nach dem Pitti'ſchen in Florenz, während für die nördliche Seite, dem Hofgarten zu, eine Façade im Geſchmacke des Palladio, mit einer Säulenſtellung in der Art des Louvre, projectirt wurde. Hieher ſollen nun die eigentlichen Prachtgemächer zu Audienzen und Feſten verlegt werden, und man kann bereits einen großen Saal in Augenſchein nehmen, deſſen Conſtruction überraſchend iſt. Außer den vier homeriſchen Sälen wird hier der Malerei kein Feld eingeräumt und Alles mit Tapeten und andern Ornamenten im Zeitgeſchmacke möblirt werden. Dieſer Flügel zeigt die beträchtliche Länge von 700 Fuß.

Nach Oſten hin ſteht die Allerheiligen-Kirche, für den Augenblick zwar unzuſammenhängend mit dem Uebrigen, und von dem neuen Wohnungspalaſte durch einige alte Gebäude getrennt, aber ſpäter dem Ganzen auf das Engſte verbunden. Der König wünſchte ſie ganz getreu nach einer Zeichnung ausgeführt, die er von einer byzantiniſchen Kapelle in der Nähe von Palermo hatte nehmen laſſen; Klenze jedoch ſoll dieſer Aufgabe nicht buchſtäblich gefolgt ſein. Dieſe Kirche iſt in einem ſehr zierlichen Geſchmacke erbaut und mit feiner Steinarbeit geſchmückt; im Innern wird ſie durch Heinrich Heß und ſeine Schüler mit Freſcobildern auf Goldgrund verſehen, ganz in der Art, wie wir ſolche in der Marcuskirche und andern byzantiniſchen Kirchen finden.

Unweit von hier ſteht das alte Opernhaus, wo nicht mehr geſpielt wird, weil es den Einſturz droht, und hieran ſtößt das neue Hoftheater, worin jetzt Vorſtellungen gegeben werden, und das durch einen Schwibbogen mit der jetzigen Reſidenz des Königs in Verbindung ſteht. Wie dieſe verſchiedenartigen, großen und kleinen Bauwerke einſt miteinander verbunden werden ſollen, um ein Ganzes zu bilden; welche Wirkung dieſes Potpourri von Stein dann auf uns hervorbringen wird, dies wage ich nicht zu beſtimmen. Auf jeden Fall wird es einen nicht unintereſſanten Punkt für neugierige Beſchauer bilden.

An die Reſidenz ſtößt der ſogenannte Hofgarten, ein mäßiges Viereck mit Bäumen und zwei magern Fontainen, der ſonſt im franzöſiſchen Geſchmacke mit Weihern, Inſeln und Waſſerkünſten prangte. Ein Flügel des Bazar, der mit griechiſchen Landſchaften al fresco gemalt werden ſoll, durchſchneidet ihn der Breite nach und trennt ihn von dem engliſchen Garten, einem nach Rumford's großartiger Idee von Skell ausgeführten Parke. Betrachtet man alles Dies mit einem Blicke, von dem Palaſte Pitti auf dem Max-Joſeph-Platze, bis zur ſüdlichſten Grenze des engliſchen Gartens, ſo muß man geſtehen, daß viel Sehenswerthes hier zuſammengedrängt iſt und daß dieſe Anhäufung von verſchiedenartigen Paläſten, Kirchen, Schauſpielhäuſern, Höfen, Gärten, Bazars, und Galerien in Europa wol nur von dem Serail des Großherrn übertroffen werden dürfte.

Stiglmayer.

Ich beſuchte das Atelier eines anſpruchloſen, wackern Künſtlers. Schon in dem Vorhofe wurde ich überraſcht. Der Mann hat türkiſches Geſchütz aufgefahren, ganz München in Grund und Boden zu ſchießen, will es aber nur friedlichen Beſtimmungen weihen. Es ſind dies Kanonen mit alttürkiſchen Chiffern und Jahreszahlen, unbehülflich und furchtbar, mit einer Patina von Meerſalz grün überzogen, welche der Inſpector der königlichen Erzgießerei, Stiglmayer, von griechiſchen Kaufleuten angekauft hat, um daraus die ſitzende Statue Maximilian Joſeph's des Erſten zu gießen. Der ſchöne, einfache Obelisk, der den Carolinenplatz ziert, iſt ebenfalls aus ſeiner Werkſtätte hervorgegangen. Er iſt aus franzöſiſchem Kanonenerz gegoſſen. An ſeinem Fuße lieſt man auf den vier Seiten die Inſchrift: „Den dreißigtauſend Baiern, die im ruſſiſchen Kriege den Tod fanden; auch ſie ſtarben für des Vaterlands Befreiung. Errichtet von Ludwig I., König von Baiern. Vollendet den 18. Oct. 1833." — Dem Einheimiſchen, wie dem Fremden drängen ſich bei dem Leſen dieſer Worte gewiß traurige Betrachtungen auf, und doch macht das Ueberraſchende, das in dieſer

Inſchrift liegt, eine faſt komiſche Wirkung. Jene armen Baiern, die unter dem Schnee von Plock*) verſcharrt liegen, werden alſo heute als die paſſiven Befreier des deutſchen Vaterlandes proclamirt. Wer hätte das wol jemals denken ſollen, wenn ſie in die ärmlichen Dörfer Oſtpreußens einzogen als hochgefürchtete Gäſte? Allen Franzoſen, die in der Bereſina liegen, gebührten fortan Ehrenſäulen, und am Ende Napoleon ſelbſt, für ſeinen Kriegszug nach Rußland, dafür, daß er ſeine tapferſten Krieger geopfert und ſo den Deutſchen Luft machte, ſich zu erheben und ſein laſtendes Joch abzuſchütteln. Sie Alle ſind geſtorben, damit ſich Deutſchland frei machen konnte; aber nicht ſtarben ſie für des Vaterlandes Befreiung. Beharrlich hielten die tapfern baieriſchen Krieger bei ihren Fahnen und Bundesgenoſſen aus und beſiegelten ihre Treue durch muthvollen Untergang auf fernen Schlachtfeldern. Der großartige Verrath, der ſich im Herzen Oſtpreußens entſpann, und eigentlich den Impuls zu Deutſchlands Befreiung gegeben, war jenen Baiern ganz fremd. Treu waren ſie, tapfer fielen ſie und ihrer Kriegertugend gebührte die Ehrenſäule, aus ſpäter erobertem Geſchütz, ohne alle weitere Anſpielung.

Der Obelisk iſt eine der ſchönſten Zierden Münchens. Von Ornamenten iſt außer den, welche die Inſchrift umgeben, und vier Widderköpfen nichts zu ſehen. Dieſe Einfachheit macht bei einer Höhe von 100 Fuß, nur um ein Geringes niedriger, als die Vendomeſäule in Paris, einen ſchönen Eindruck.

Die ſitzende Statue des verſtorbenen Königs, nach

---

*) So, und nicht Pelozk wird der Name geſchrieben, aber — da im Slaviſchen c wie z lautet — Plozk ausgeſprochen. Pelozk war eine Licenz in den Bülletins der großen Armee.

Rauch's Modell, iſt bald ihrer Vollendung nahe. Sie iſt dem Andenken des Monarchen von der Bürgerſchaft gewidmet.

Stiglmayer wollte den Guß des Ganzen auf Einmal unternehmen. Dies misglückte jedoch. Der Künſtler ſelbſt machte mir eine rührende Schilderung von dieſem Unglücksfalle, wie er in wenigen Minuten die Frucht einer mondenlangen Arbeit zerſtört ſah. Man muß wiſſen, was es heißt, eine Form nach dem Modell zu verfertigen, dieſe tauſend und abertauſend Stückchen zu bilden und dann mit den feinen Stäbchen die weiche Maſſe auf's künſtlichſte auszuarbeiten, Alles zuſammenzuſetzen und zu verbinden, es mit dem Kern auszufüllen und in die Grube zu ſenken, um dem kochenden Metallſtrome dieſe feine, ſorgſame, mühſelige und zerbrechliche Arbeit preiszugeben. Alles war auf's feſteſte geſichert, die ungeheuere Kraft der Klammern und Riegel, aus Flintenläufen mit Vorſicht gegoſſen, hielt die Form zuſammen, und es war an kein Berſten derſelben zu denken. Eines lag aber außerhalb der Berechnung und ſo ſelten der Fall iſt — hier traf er ein.

Das Metall ſtrömte herrlich hervor und füllte alle Räume, wie ſich's ſpäter beim Zerſtören der Form zeigte; aber die Wucht war zu groß, das Fundament des Gebäudes ſenkte ſich, und nun rann unter der Form nur ein dünner Strom aus. Man merkte die Bewegung, Qualm ſtieg auf und plötzlich ſprang das Metall hoch in die Luft und fiel alsbald wie grobe Schloßen praſſelnd nieder. Alles rettete ſich. Als die erkaltete Maſſe ausgegraben wurde, hatte ſie die Geſtalt eines ungeheuern Ebers angenommen, der ſich mit dem Rüſſel in den Sand gewühlt hatte. Der wackere Stiglmayer konnte ſeine Ruhe und Heiterkeit nicht wieder gewinnen, bis das Metall zerſtückt und die neue

Form hergeſtellt war. Jetzt wurde der Guß zu drei verſchiedenen Malen vorgenommen, nämlich Ober-, Mittel- und Untertheil des Körpers, und ſo iſt er nunmehr ohne Fehl gerathen.

Die Züge des coloſſalen Antlitzes ſind von einer ſprechenden Aehnlichkeit, und die Genauigkeit des Guſſes wird dem Ciſeleur nur wenig Arbeit übrig laſſen. Am Piedeſtal erblickt man vier herrliche Löwen, dazwiſchen eine Bavaria und eine Felicitas; zierliche Figuren von ſchönem, edelm Ausdrucke. Dann folgen in Basrelief: die Toleranz zwiſchen einem katholiſchen und einem proteſtantiſchen Geiſtlichen; die Einſetzung der Akademie der Wiſſenſchaften; die Ertheilung der Conſtitution; die Geſetzgebung und der Akkerbau. Die Inſchrift lautet: Max. Josepho Regi Bavariae Cives Monacenses 1824. — Alles iſt ſehr reich verziert. Nach einem Befehle des regierenden Königs ſollen alle erzgegoſſenen Denkmale, ohne künſtliche Mittel bronzirt, aufgeſtellt werden. Dies gibt ihnen für den erſten Augenblick zwar ein etwas befremdliches, blankes, kupferartiges Anſehen, aber einige wackere münchener Winter werden das Amt des Bronzirens gewiß um ſo ſchöner und dauerhafter vollenden. Schon der vergangene, obgleich mild und wenig anhaltend, hat dem Obelisken hin und wieder ſchon recht fühlbare, grünliche Tinten angehängt.

Die Erfahrung lehrt, daß alle mit Säuren überſtrichenen, erzenen Denkmale mit der Zeit eine unpaſſende, widerlich grüne Färbung erhalten, und aus dieſem Grunde mußte die hie und da aufgetragene, leichte Salmiakauflöſung wieder entfernt werden. — Die Figur des Königs Max beträgt 12 Fuß baieriſches Maß; die des ganzen Denkmals wird 34 baieriſche Fuß betragen. Die Koſten an Material zum Obelisk kann man auf 10000 fl. und eben ſo viel ungefähr an Arbeitslohn rechnen. Die Koſten der Königsſtatue ſind, der bedeutendern Arbeit wegen, größer.

Der intereſſante und beſcheidene Mann, der dieſe großartigen Unternehmungen leitet, war früher Silberarbeiter, ging dann nach Berlin, wo er beim Guſſe der Blücherſtatue zugegen war, lebte einige Jahre in Neapel, wo er dem Guſſe der Statue Carl's III. beiwohnte, und unternahm dann hier die erſten Arbeiten dieſer Art für Privatleute auf eigene Rechnung, bis ihm Kunſtwerke von größerer Bedeutung aufgetragen wurden. Auch dieſe werden von ihm, auf eigene Gefahr, in beſtimmtem Accord geliefert, und das Unglück bei dem Guſſe der Königsſtatue fiel daher nur allein ihm zur Laſt.

Es ſind nun bereits zehn Jahre verfloſſen, ſeitdem der Grundſtein zu dem Monumente Maximilian Joſeph's des Erſten mit vielen Feierlichkeiten gelegt wurde. Es war ein ſchöner Tag. Ganz München freute ſich, fünf und zwanzig Jahre den milden, gütigen Regenten beſeſſen zu haben. Er wollte nicht zugeben, daß während ſeines Lebens ihm das Ehrenbild errichtet werde.

„Wenn ich einmal todt bin,“ ſo ſprach er, „dann mögt Ihr machen, was Ihr wollt.“

Ein Jahr ſpäter und er war todt. Er hat gewiß ſelbſt keine Ahnung davon gehabt. Konnte man nun wol etwas Anderes denken, als daß man auf das angelegentlichſte bemüht ſein würde, die Statue auf den bezeichneten Platz zu ſtellen? Aber ein Jahr verging nach dem andern; es ſchmückten ſich die Fronten neuer Gebäude, nur der graue Stein auf dem Maximilian-Joſeph-Platze entbehrte ſeiner Zierde, fing an zu verwittern und hohes Unkraut wucherte daran hinauf. Zum Glücke bedurfte es der Ehrenſäule nicht, Maximilian's Andenken bei der Mitwelt zu erhalten.

Jetzt iſt ſein Standbild fertig; der Platz wird mit Planken umzäunt und die Arbeiten beginnen. München wird nicht nur um eines ſeiner herrlichſten, ſondern auch bedeutungsvollſten Kunſtdenkmäler reicher ſein und das Letztere kann wahrlich nicht von vielen daſelbſt behauptet werden.

Der Eremit von Gauting.

Ich war, mit vielen meiner Freunde, geneigt, die „Adreſſe der Einwohner von Gauting" für den Scherz eines müßigen Kopfes zu halten. Bei meiner Ankunft in München erfuhr ich, daß es zwar Ernſt damit gemeint geweſen ſei, doch eine Art von Ernſt, die dem Scherze gerade die unterhaltendſte Seite, ganz wider Willen, abborgt; mit Einem Worte, eine Lächerlichkeit voll guten Willens, warmen Eifers, aufrichtiger Geſinnung und ehrbaren Weſens.

Dieſes Gauting iſt nämlich eine Colonie, eine Niederlaſſung in einer ſumpfigen, unbewohnten Gegend bei München, von vielleicht 10 Bauern und darüber. Der alte Freiherr von Hallberg iſt ihr Gründer und er hatte dabei nichts Geringeres im Sinne, als der Auswanderungsſucht nach Amerika zu ſteuern. Als der Liberalismus ſich furchtbar zu erheben begann, glaubte er im Namen ſeines „Neu-Columbiens" dem Könige von Baiern Treue und jede Hülfe verſichern zu müſſen. Die öffentlichen Blätter gaben dieſe Adreſſe. Er ſelbſt nennt ſich einen Eremiten.

Ich war eben nicht begierig darauf, ſeine Bekanntſchaft zu machen, obgleich man mir ſagte, daß er einen langen, weißen Bart trüge. Es iſt eine altmodiſche Grille, durch ſo etwas heutzutage ein Aufſehen machen zu wollen.

Ich ſaß an einem kühlen Herbſtmorgen in einem Kaffeehauſe, unweit des Thores, als vom Lande her ein Fuhrwerk und einige Reiter ſich der Stadt näherten, die meine Blicke auf ſich zogen. Voran ritten zwei Männer mit großen Schnurrbärten und langen Zipfelmützen, die bewaffnet waren; dann kam ein ſogenannter Wurſtwagen, von einem wohlbeleibten Frauenzimmer kutſchiert, das einen großen, breiträndigen Strohhut auf hatte, und in deſſen Innerem ein Mann ſaß, der ſich bis an die Augen in einen ruſſiſchen Pelz hüllte; den Beſchluß machten zwei andere, nach Art der Erſten, bewaffnete Diener.

Die Gleichgültigkeit, womit die Leute im Kaffeehauſe dieſe Erſcheinung hinnahmen, zeigte mir deutlich, daß ſie nicht zu den ſeltenſten gehören mußte. Die Wurſt hielt vor der Thür; der eingehüllte Mann warf ſeinen Pelz ab, rief der fortkutſchierenden Frau einige Worte zu und trat dann in das Kaffeehaus. Ich hatte den Eremit von Gauting, nebſt der Frau Eremitin, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen.

Es war ein ziemlich großgewachſener Mann, dem Anſcheine nach ſchon hoch in Jahren. Sein Geſicht war blaßgelblich und reich an Runzeln; den Untertheil deſſelben bedeckte ein langer, weißer Bart. Die Augen hatten einen Ausdruck von Schlauheit und Heiterkeit zugleich und guckten ſcharf unter der weiten, bauſchigen Sammetmütze hervor, die über beiden Ohren hing. Ein kurzer, zuſammengehäkelter, enger Rock von ſchwarzem Sammet bedeckte den magern Leib; ein Stück von rothem Zeuge ſchlang ſich um den Bauch und auf der Bruſt paradirte ein ungeheurer Stern, in Gold und bunter Seide, jedoch verwittert und ſchmuzig. Die untern Beine, bis zu den Knien klapperdürr und ſteif, bedeckten rothe, juchtene, anliegende Zugſtiefel, die den unausſtehlichſten Geſtank verbreiteten.

Der Mann zündete ſogleich ſeine Pfeife an und ging mit einer Würde, die er von ſeinem Anzuge zu entlehnen ſchien, im Saale auf und ab. Da Niemand ihn anredete, ſo ergriff er endlich das Wort und fing an von der griechiſchen Werbung zu ſprechen, die damals eben ihren Anfang nahm. Ein Mann in mitteln Jahren, der den Eremiten ſchon ſeit ſeinem Eintritte mit ſanften, liebevollen Augen betrachtet hatte, näherte ſich ihm jetzt voll der freundlichſten Höflichkeit und gab ſich ihm als einen ganz friſchen königlich-griechiſchen Corporal, ehemaligen preußiſchen Landwehr-Lieutenant und Redacteur einer literariſchen Zeitſchrift in Hinterpommern zu erkennen, der Alles verlaſſen hatte, um das Vaterland Homer's zu ſehen und dabei einige intereſſante Correſpondenz-Berichte für ſein Blatt ſelbſt beſorgen zu können. Er erkundigte ſich mit vieler Theilnahme, ob es denn wahr wäre, daß die deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft für Odeſſa und Nauplia, oder vielmehr für die Küſten des ſchwarzen und griechiſchen Meeres, unter der Direction des bekannten deutſchen Mimen Nolte, deſſen Aufforderung in den Blättern er bereits in ſeinem Blatte nachgedruckt, von dem Grafen Armanſperg Reiſegeld und Unterſtützung erhalten würde? Er glaubte es nicht verhehlen zu dürfen, daß hievon für die deutſche Bühnenkunſt nur Erfreuliches zu erwarten ſei, und daß er ſelbſt gedenke, ein Manuſcript, welches er zu dieſem Ende mit ſich führe, unter dem Titel: „Bürger Nettelbeck oder Colbergs Befreiung,“ auf dem königlich-griechiſch-deutſchen Hoftheater in Nauplia ſpäter einmal aufführen zu laſſen, wenn die deutſche Sprache erſt mehr Eingang in Hellas gefunden haben würde. Er fügte die Verſicherung bei, daß ſein Stück unter der Direction eines Herrn Paſewalk bereits in Stargard mit großem Beifall aufgeführt worden ſei, in Colberg ſelbſt aber, einiger freien Stellen wegen, welche die Familie des dirigirenden Bürgermeiſters angingen und die er um keinen Preis habe ſtreichen wollen, die Erlaubniß zur Darſtellung nicht erhalten habe. „Mag's immerhin ſein,“ fügte er heiter hinzu, „habe ich die Genugthuung, daß es in Nauplia gegeben wird, ſo gebe ich in meinem Blatte eine Theaterkritik darüber und die Colberger mögen ſich ärgern, ſo viel ſie wollen; denn dort ſtreich' ich nicht ein Jota. Es iſt übrigens voll Patriotiſmus und die Hellenen mögen daraus entnehmen, wie wir Pommern unſern Monarchen lieben. In Jahresfriſt erſcheint es im Drucke und geht Alles ſo, wie ich mir's denke, ſo wird meine Zeitſchrift künftig das Epitheton: für Pommern und Hellas auf dem Titel führen.“

Des Eremiten Miene nahm während dieſer Herzensergießung des Corporals bald dieſen, bald jenen Ausdruck an. Der patriotiſche Eifer des Mannes ſchien ihm zu gefallen, jedoch das Mittel zum Zweck, das Theater, ganz und gar unbehaglich zu erſcheinen. Er tadelte ſogar des Mannes Beginnen, der ſich ihm als einen Edelmann zu erkennen gegeben hatte, in die Reihen der beſoldeten Krieger getreten zu ſein. Er habe einen großartigern, zeitgemäßern Plan gefaßt und dieſerhalb auch den Aufruf in den geleſenſten und vornehmſten münchener Blättern abdrucken laſſen. Der Corporal beklagte ſehr, daß in ganz Hinterpommern kein Exemplar davon hinkäme, und bat ſich den Inhalt des Aufrufs aus. Der Eremit erklärte nun, daß er ſelbſt bereit ſei, in ſeinen hohen Jahren an der Spitze einer Schar deutſcher Edelleute nach Griechenland zu ziehen, welche die

Leib- und Ehrenwacht des jungen Königs bilden ſollten. Solchen Geleits hätten ſich die blonden Normanenherzoge erfreut, als ſie Sicilien unterjochten, und ſolches Geleit ſei ſtets ehrenwerth und nützlich geweſen und ſchicke ſich wohl für den jungen bajuvariſchen Fürſten aus dem Stamme der Wittelsbacher.

Der Corporal war im erſten Augenblicke ganz begeiſtert, und kramte ſogleich wieder ſehr gründliche dramaturgiſche Wiſſenſchaft aus. Er ſprach von einem eigenen Coſtüme, von Fähnchen, von Knappen. „Jeder müſſe dann auch ſeine Farben haben und die ſeinigen wären pſittichgrün und dottergelb,“ rief er jubilirend; dann aber ſann er ein Weilchen nach und meinte ſehr ernſthaft, die Griechen könnten ſolch adelig Thun denn doch wol misdeuten, und es würde nur ihre Eiferſucht erregen, da ſie ja ſelbſt den jungen König ſich erwählt und in ihr Land geleitet hätten.

Hier trat ein Freund auf mich zu, der mich lächelnd fragte, ob der Schwank mich ergötze? Ich geſtand ihm, daß ich gerade genug daran habe. Er aber verſicherte, daß der Eremit ein wohlunterrichteter, erfahrener und weitgereiſter Mann ſei, der ſehr unterhaltend ſein könne, wenn er wollte, ohne zu ſolchen barocken Geſchichten, wie die gegenwärtige, ſeine Zuflucht zu nehmen. Der jüngere Mann, in der vernünftigen Uniform, ſei viel offenbarer ein Narr, als der Eremit in der närriſchen Tracht. Er ſei ein tüchtiger Landmann und ſeine Colonie von Gauting wäre nicht ohne Verdienſt. Einige andere Bekannte hatten ſich noch eingefunden und wir ſprachen noch immer von dem Eremiten, als er ſchon längſt fortgegangen war. — Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen wurden auch mehrere ſehr ſpaßhafte mitgetheilt. Einmal behauptete er: Goethe habe ſich oft mit fremden Federn geſchmückt und namentlich Voltaire beſtohlen. Als Beleg theilte er eine Stelle aus einem Goethiſchen Trauerſpiel mit und fügte die Voltaire'ſchen Verſe bei, die den Sinn wörtlich enthielten. Er ſagte aber nicht, daß das Trauerſpiel Mahomet heiße. Da der Eremit unter gewiſſen Leuten einen Anhang beſitzt, Goethe aber in München nicht eben zu den beliebten Schriftſtellern gezählt werden darf, ſo kann man ſich denken, welchen Stoß jene Behauptung vollends ſeiner Reputation gegeben und welch' ein Glück es iſt, daß Doctor Eckermann in Weimar Negele's Volksfreund aus dem „Fingergäß'l" nicht zu Geſichte bekommt. Sicher iſt es aber doch, daß Viele in München nun den verſtorbenen Dichter Goethe, der ſich nicht einmal mehr gegen den Angriff vertheidigen kann, für einen gemeinen Plagiarius halten und Andere, die von literariſcher Piraterei in dieſer Stadt leben, ſich brüſtend, ausrufen: „Warum nicht? Thut es ja Goethe auch, den ſie immer ſo hoch über uns erheben wollen, da draußen!"

Dies iſt jedenfalls das Erheblichſte, was die Feder des Eremiten bis jetzt bewirkt hat. — Man ſagte mir, es ſei der Mühe werth, einmal die Colonie Hallbergmoos bei Gauting zu beſuchen; ich habe mich aber nicht ſehr dazu hingezogen gefühlt, obgleich der Eremit ſelbſt durch öffentliche Aufforderungen dahin einladet. Das Letztemal ſah ich ihn in der Glyptothek, in Marmor nämlich. Im Saale der Modernen, wo Iffland, Pfeffel und Andere eine bunte Geſellſchaft bilden, zog ein alter, bärtiger Kopf meine Aufmerkſamkeit an. Ich trete hinzu und leſe: Freiherr von Hallberg-Broich. Da er hier nicht rauchte und auch die juchtenen Stiefeln nicht dabei waren, ſo blieb ich eine Weile vor dem Kopfe ſtehen, ohne beläſtigt zu werden, fand aber nichts beſonderes Merkwürdiges daran, als den Bart, der ſehr ſchön in dem Marmor ausgearbeitet war.

Junge Griechen.

Jüngſt hatten wir heftiges Schneegeſtöber; der Wind kam aus Süden; er brachte uns den Grabeshauch der Eisberge und Klüfte; Sturm heulte über das weite Kieſelfeld, das die Stadt gen Norden und Weſten umgibt; der Tod hatte ſein Panier aufgeſteckt, überall wurden Medicinflaſchen getragen und die Wagen der Aerzte fuhren von Haus zu Haus.

Auch ich fühlte mich unwohl und traurig. Dieſer rauhe, tödtliche Winter im ſüdlichſten Winkel unſers Vaterlandes hat etwas überaus Unangenehmes. Wäre er ſo in Schweden oder Rußland, kein lebendes Weſen könnte ihn während ſieben Monaten ertragen.

Ich war in den engliſchen Garten gerathen. Möwen von den nahen großen Landſeen erfüllten mit ihrem widrigen Schrillen die Luft und umflatterten die Iſararme, welche durch den Park fließen. Ich ſetzte mich nachdenkend an den kleinen Waſſerfall, der ſonſt ganz maleriſch über einige groteskgeformte Steinklumpen herabbrauſte. Im vorigen Jahre, als die Waſſerpartien gereinigt und abgelaſſen wurden, haben die Arbeiter auch den Waſſerfall, nach ihrer

Meinung, in Ordnung gebracht und aufgeräumt. Die großen Steine liegen nun zu beiden Seiten des Bettes, ſymmetriſch aneinander gereiht, und das Waſſer ſtürzt ſich über das Holzgerüſte, das unverkleidet ſich den Augen zeigt, wie ein Wehr herunter.

Meine Aufmerkſamkeit wurde nach einem Jünglinge gelenkt, der unweit von mir ſaß, ohne mich zu bemerken, und ein Lied, wie eine Klage, in einer fremden Sprache, mit tönender Stimme vor ſich hinſang. Seine Kleidung war die europäiſche. Sie war dick mit Schneeflocken beſtreut. Er mochte wol ſchon lange hier geſeſſen haben.

Armer Jüngling, dachte ich, da biſt Du nun, von den Deinen losgeriſſen, aus Deinem ſchönen Vaterlande hieher geſchleudert, an meinem aufgeräumten Waſſerfall, und ſingſt Dein warmes, vaterländiſches Lied in das Geſchrill der Möwen, die ihre Neſter haben am Starnberger- und Ammerſee, wo ſie Renken und Amäuler freſſen und nach Neu-Athen fliegen, wenn ſie ſingen wollen nach ihrer Weiſe. Auch Du haſt Dein Neſt an irgend einem Felſen der griechiſchen Meere hängen und ſitzeſt nun hier und ſingſt und wirſt beſchneit. Wie verwundert warſt Du nicht, wie die erſte Schneeflocke Deine Haut berührte in dem Lande der Civiliſation? Wie plump ſchritteſt Du einher, als Du zum erſten Male europäiſche Kleidung angelegt hatteſt! Unſere närriſche Tracht, die wir ſchön finden! Wie leicht bewegteſt Du Dich ſonſt in den weiten, faltigen, maleriſchen Kleidern! Sie ſind dem Lande ſo angemeſſen, und nun ſollen ſie verbannt werden? Die Civiliſation beginnt mit der Kleiderordnung; das war auch Peter des Großen Grundſatz. Haben wir ſeit der Zeit nichts Neues gelernt? Die griechiſchen Truppen, die hier ſo blank und ſtattlich geputzt ausmarſchirten, können in ihrem neuen Vaterlande nichts von der Herrlichkeit brauchen. Sie ziehen in Zwillichkitteln und Mützen auf die Wache, der großen Hitze wegen. Casquets mit dicken Wulſten von Roßhaaren, Tſchakos und Schapkas unter dem joniſchen Himmel! — Das war vorauszuſehen.

Armer Jüngling, gedulde Dich nur ein wenig und Du ſollſt der Gnade der Civiliſation theilhaft werden. Zuerſt lerne unſere Sprache. Sie iſt zwar rauher und unbequemer als die Deine, und glücklich Der, dem ſie angeboren iſt; aber mit Geduld und Kraft wirſt auch Du ſchon dahin gelangen. Dann kannſt Du unſere Bücher leſen und unſere Tageblätter; welch' ein Glück für Dich, dieſe Erfindungen kennen zu lernen und ſie in Dein Vaterland zu verpflanzen! Du ſaßeſt ſonſt auf den Trümmern des Parthenons und konnteſt Deiner großen Vorzeit denken; hier haſt Du ganz neue Marmortempelchen, wobei wir gar nichts denken können, die Dir aber ins Gedächtniß rufen mögen, was Dein Volk einſt war. Jeder Stein in Deinem Vaterlande ſpricht zu Dir; was willſt Du hier, wo Du nichts lernen wirſt? Eine unverſtändliche Geſchichte dehnt ſich hinter Dir aus und vor Deinem Blicke breitet ſich eine zerklüftete, zerſpaltene Fernſicht, die nichts Tröſtendes bietet und die wir Dir nicht deuten können, da ſie uns ſelbſt noch ein Räthſel iſt.

Was willſt Du von uns lernen? Du biſt gewandt in vielen Sprachen und wir ſelbſt könnten darin von Dir lernen. Du ſprichſt türkiſch, armeniſch, italieniſch, dalmatiniſch, walachiſch. Du biſt weit herumgekommen, Du kennſt die großen Märkte des Orients, den Handel und Wandel; Dein ſchlauer Blick zeigt mir, daß Du den feinſten Gegner nicht fürchteſt und Deine Waare gut an den Mann zu bringen verſtehſt. Das ſollſt Du Dir nun abgewöhnen.

Ihr ſeid ein handeltreibendes Volk, das an den Küſten umherſchiffte. Ihr triebt Caperei! Ei, das ſchickt ſich nicht! Das müßt Ihr bleiben laſſen; hübſch artig ſein. Es iſt zwar bei uns auch einmal geweſen, daß wir Caperbriefe ertheilten und „vieux Corsaire“ kein Schimpfwort war; aber das iſt ſchon lange, ſehr lange her, wol ſchon zehn Jahre und darüber.

Ihr erhaltet nun auch ein Reichsarchiv, und unſere Archivarien ſollen hingeſchickt werden, um es Euch in Ordnung zu halten. Euere alten Reichsarchive, aus den ſchönen Zeiten Griechenlands, ſind ohne das durch Jahrtauſende auf die Nachwelt gekommen. Für das neue Griechenland aber muß ein gewiſſerer Weg eingeſchlagen werden.

Dankt Euern Vätern, daß ſie Euch hieher ſandten! Ihr lernt hier das Bier trinken, das Euere neuen Landsleute jetzt nach Griechenland verpflanzen und ohne welches ſie nicht leben können, dann kannſt auch Du, ſingender, beſchneiter Jüngling am Waſſerfall, einſt in dem erſten griechiſchen Bierhauſe in Athen oder Sparta mit einem Uhlan aus Ingolſtadt Brüderſchaft trinken, denn Du weißt, was im civiliſirten Deutſchland Sitte iſt und ſich ſchickt. Und triffſt Du in Deinem Vaterlande einen deutſchen Freiwilligen, ſo kannſt Du mit ihm von Schelling ſprechen und von der Landbötin, von Robert dem Teufel und dem Bock, von Saphir und dem Theaterintendanten, denn das kannſt Du Alles jetzt, ſeitdem Du civiliſirt biſt.

Aber zu Deinem alten Mutterohm gehe nicht; in die Berge gehe nicht, dort hauſt der alte Klephte noch, mit den buſchigen Brauen und dem wilden Barte. Da ſitzt er mit ſeiner ſchönen, jungen Brut, den ſchlanken, muthigen Jünglingen und den feurigen, ſchönen Mädchen. Sie lauern hinter den Felſen und haben langröhrige, ganz unciviliſirte

Flinten. Gehe nicht zu ihnen, ſie lachen Dich barbariſch aus, weil Du den Frack mitbrachteſt aus Neu-Athen, und ſind mistrauiſch gegen Dich, weil ſie glauben, Du könnteſt ihnen ihre alte, wilde, geliebte Freiheit rauben wollen!

Eine Schar kleiner Griechen trabte durch den Park auf uns zu. Sie waren noch in ihre Nationaltracht gekleidet. Sie hauchten in die kleinen, blaugefrorenen Händchen und zitterten mit fröhlichen Geſichtern. Einige Alte, die ſie begleiteten, ſahen aber ſehr niedergebeugt und grämlich aus. Es waren die Waiſen gefallener Griechenhelden, mit ihren Begleitern, die hier in dem königlichen Inſtitute erzogen werden.

Mein ſingender Jüngling ſtand nun ſchweigend auf und ſchloß ſich ihnen an. Ich blickte ihnen lange nach, wie ſie ſo im friſchgefallenen Schnee forttrippelten. Ein Paar von der griechiſchen Garde ging ganz nahe an ihnen vorüber, aber die Kleinen hatten keine Ahnung davon.

Alte Erinnerungen.

Manches hatte ſich in den zehn Jahren, die ich von München abweſend war, verändert. Damals zählte man die Maler und Bildhauer noch nicht nach dem Hundert, ſtieß uns hin und wieder Einer auf, ſo war es eine erhebliche Erſcheinung. Sie waren damals auch noch nicht an beſtimmten Plätzen zu finden; die Gerüſte waren noch nicht gebaut, auf denen ſie jetzt gemächlich herumklettern; oft waren ſie in engen Gäßchen, wie verloren, und hatten dort nicht Licht noch Luft, auch ſogar kein Brot.

Einſt gehe ich durch ein ſolches; es wohnt dort ein armer Italiener, der in Gips arbeitet, ein ziemlich geſchickter Mann, den ich wohl kannte. Ich wollte längſt eine Büſte Goethe's haben, ſteige vier Treppen zum Meiſter hinan, um ſie zu begehren. „Wer fragt hier nach dergleichen?“ ſpricht ſeufzend der Mann, „eine Büſte Goethe's kann ich Ihnen nicht liefern; ſie müßte denn erſt nach dem Bilde modellirt werden.“ Das wäre er wol im Stande geweſen, denn ich hatte in einer andern Stadt Proben ſeiner nicht gewöhnlichen Geſchicklichkeit geſehen; allein hier in München war ſein Studium gefüllt mit kleinen Engelsfiguren, grünen Parageien, nickenden Mönchen und heiligen Sachen; das Meiſte war angeſtrichen. Ich wandte mich bedauernd zum Gehen, da fällt mir ein pfeifender, kleiner Kerl auf, der gar zierlich aus ſchwarzem Wachs eine feine Figur hervorknetet. Er hat ein breites, ſtark gerunzeltes Geſicht, ſchwarze Haare, die ins Graue übergehen, und blinzelnde Triefaugen; gewiß kein einnehmendes Aeußere. Was aber die plumpen Hände ſchufen, das Wachs, wie es unter den Nägeln der breiten Finger hervorgeht, zeigt ſo liebliche Form, ſchwillt und lebt, daß ich bewundernd zuſchaue, und nicht weiß, wie mein italieniſcher Meiſter zu ſolch' kunſtfertigem Geſellen gelangt iſt.

„Er arbeitet für ſich ſelbſt," antwortet er mir auf meine Frage, „und dient mir nicht als Geſell. Da er nicht viel verdient, ſo iſt ihm das Dachkämmerchen gut genug, das ich ihm zum Schlafen einräumen kann, und dieſer Winkel am Ofen iſt ſein Studium. Es iſt der Chriſten aus Bern."

Das war ein Anderes; der Berner Chriſten war mir ſeit lange ſchon durch Goethe bekannt und ich freute mich nun recht herzlich über den Zufall, der mich ihn hatte finden laſſen. Die Figur, die er vorhatte, ſollte einen Blumenkorb tragen und war eine von jenen weichen, zierlichen, leichten, wie man ſie von ihm kennt. Er wollte ſie in Silber gießen, um ſie dann dem Herzoge von Leuchtenberg anzubieten, der einige Figürchen in Marmor bereits von ihm gekauft hatte. Seine Sachen waren die Lieblichkeit ſelbſt; es läßt ſich nichts Graziöſeres denken. Der Herzog von Leuchtenberg war ſein Schutz und Schirm, auf ihn bauete er ſeine ganze Hoffnung, denn ſein anfänglicher Erwerbzweig, die Geſichter der Leute in Alabaſter zu ſchneiden, und dann auf dunkeln Grund zu ſetzen und mit Rahmen und Glas zu umgeben, war ganz ins Stocken gerathen, obgleich er dieſe Arbeiten ſehr künſtlich zu ſchaffen wußte. Die

Schweiz hatte er der Bigotterie und eines ſchlimmen Weibes wegen verlaſſen und zog jetzt als alternder Mann kümmerlich durch die Welt. Unſere Freundſchaft war bald geſchloſſen und wir gingen von nun an viel ſpazieren. Es war mir intereſſant, ihn zu ſehen, wenn er einen ſchönen Nacken, einen ſchönen Arm bemerkte und nun Alles aufbot, ihn zu modelliren; wie er dann ſich anſchickte, ſein Wachs hervorholte, ſeine Hölzchen; und zu kneten und zu formen anfing und mit den kleinen Augen blinzelte und dazu pfiff und immer ernſter und mürriſcher aufſah, je tiefer er in die Schönheit eindrang und je lieblicher ſie ſich unter ſeinen Fingern hervorhob. Seine Blumenträgerin war herrlich gelungen und ein reicher Silberſchmied lieferte ihm das Metall zu hohem Preiſe, zum Guſſe in ſeinem Hauſe, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Ich ſah die Figur in Silber; ſie würde eine fürſtliche Tafel als Aufſatz wohl geziert haben. Ich machte ihm Hoffnung zu einem vortheilhaften Verkauf, und er ſelbſt zweifelte nicht daran, denn er that wie verliebt mit ſeinem Werke, ſah es ſtundenlang an und lächelte in ſich hinein. So trieb er's viele Tage, er ſchien ſich nicht mehr davon trennen zu können, und mehr als einmal fiel mir René Cardillac dabei ein. Eines Morgens entſchließt er ſich endlich, es zum Herzoge hinzutragen. Mittags ſucht er mich auf, ſeine Miene iſt nicht mehr ſo zuverſichtlich. Der Herzog ſei krank, ſagt er mir, man habe indeß die Figur behalten und er ſolle in acht Tagen nachfragen. Den fünften Tag war Eugen Napoleon geſtorben; Chriſten's Blumenträgerin blieb unverkauft und der wackere Meiſter Goldſchmied ließ ſich Schmelztiegel, Kohlen und den Gebrauch ſeiner Utenſilien, ſowie den Schmelzabgang tüchtig bezahlen, erklärte Chriſten's kleines Meiſterwerk für ſein Eigenthum, obgleich es nur das Silber daran war, und warf es vor unſern ſehenden Augen in den Tiegel, um Löffel daraus zu machen.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! — Mein armer Chriſten wurde faſt ſchwermüthig darüber, ich vermochte ihn nicht mehr aufzurichten. An einem ſchönen Tage, wie ich ihn abholen wollte, war er verſchwunden; er iſt mir ſeitdem nicht wieder vorgekommen, wol aber Werke von ihm. Auch der König von Baiern beſitzt einige ganz allerliebſte, die ich ſah.

Ich glaube nicht, daß es dem Berner Chriſten, wie man ihn gewöhnlich in der Kunſtwelt nennt, heutzutage beſonders günſtiger in München gehen würde; es dürfte ihm ſogar der Gönner fehlen, wie es ihm der Herzog von Leuchtenberg einſt geweſen war.

In die franzöſiſche Reſtauration, bei Lorette, die jetzt nicht mehr exiſtirt, kam ein alter, großer Mann Abends zum Eſſen und ich merkte bald aus ſeiner Unterhaltung, daß ich einen Künſtler vor mir hatte. Er war, wie er erzählte, mit Goethe in Rom ziemlich vertraut geweſen und kannte und wußte viel von Fernow, Rumohr und Andern zu berichten. Er wollte ein Werk herausgeben, welches über Raphael's Leben die intereſſanteſten Aufſchlüſſe enthalten ſollte und wozu er die wichtigſten Materialien in Rom geſammelt zu haben vorgab. Dieſer Mann war Friedrich Rehberg, der funfzig Jahre ſeines Lebens in Rom zugebracht hatte. Alles war ihm in Deutſchland fremd geworden und er fragte zuweilen über ganz bekannte Gegenſtände, wie ein Ausländer. Ich beſuchte ihn damals oft und fand ihn in Arbeit vergraben; dennoch iſt, außer einigen Kleinigkeiten, nichts von dem Verſprochenen bis jetzt ans Licht getreten. Bei meiner Zurückkunft ſah ich ihn als hinfälligen Greis, gebeugt und ſchwach, bei ſchönem

Sonnenſchein, ſich unter blühenden Bäumen auf eine recht erbarmungswürdige Weiſe fortſchleppen. Ich grüßte ihn, er kannte mich nicht mehr. — Dieſe Leute; die mich der Zufall finden ließ, lebten gänzlich unbeachtet in München; dafür aber konnte man einige ſtehende Figuren finden, die überall geſehen, überall gekannt waren. Nimmt man Saphir aus, ſo war nichts dieſer Art mehr in München anzutreffen, und ſelbſt Saphir war nicht ſo allgemein bekannt, daß nicht hin und wieder eine Schildwache, im Zwielichte, von einer gewiſſen Aehnlichkeit überraſcht, vor ihm das Gewehr präſentirt hätte.

Es lebte ſonſt ein alter, dicker, ſchmuziger Menſch in München, mit ſtets ſalbaderndem, wäſſerigem Munde, großer Tabacksnaſe und krauſen, weißen Haaren, der ſich Profeſſor Wilhelmi nennen ließ und eine ruſſiſche Penſion zu verzehren hatte. Deſſenungeachtet war er oft hungrig und man wußte von ihm, daß er einer Wette zufolge den Speiſezettel eines Kaffeehauſes herunter und herauf der Reihe nach durchmachte, d. h. eine Portion nach der andern verzehrte, und zwar doppelt. Sonſt wußte man weder was ihm die ruſſiſche Penſion zugezogen hatte, noch woher ſich ſein Profeſſortitel ſchreibe, und da ſeine Unwiſſenheit notoriſch war, ſo glaubte der Komiker Carl ihm einſt auf dem Theater einen Dienſt zu erweiſen, indem er ihn als „Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften" proclamirte. Dieſen Titel behielt er hinfort, ſein ganzes Leben hindurch, und er nahm es nicht übel, ſich ſo nennen zu hören. Ueberall war er zu finden, und obgleich man ihn nur ungern ſah, ſo ſchien doch etwas zu fehlen, wenn das häßliche Geſicht nicht da war. Ich liebe ſolche ſtadtkundige Caricaturen, und die eleganteſte Geſellſchaft, wie ſie damals noch in Europe zu finden war, verſchimpfirte mir nicht

Wilhelmi's ſchmutzige Erſcheinung. Seine Anrede war gewöhnlich: „Guter Menſch!" dann kamen einige abgedroſchene Gemeinplätze von Höflichkeit, dann ging er auf's Eſſen über. Sein Mund wurde dann wahrhaftig ſaftig; savoureux würde beſſer klingen. Er wußte die Chronique scandaleuse an den Fingern herzuzählen und da er bedeutend log, gern ſchlemmte und nicht ſowol ſelbſt witzig war, als gut dazu diente, Anderer Witz zu erregen, ſo konnte er nicht unpaſſend mit Falſtaff verglichen werden. Doch zeigte er von deſſen edlerer Seite nicht ein Fünkchen; er war gemein durch und durch und deßhalb wol ein Studium für den Beobachter, aber nie als ein ſelbſtändiges Kunſtwerk hinzuſtellen. Carl verſuchte es dennoch, ihn auf das Theater zu bringen. Er hatte das bekannte Wiener Stück, „Der Geiſt auf der Baſtei," in einen „Geiſt im Hofgarten" verwandelt und nichts geſpart, es mit entzückenden Feerien und poſſenhaften Lokalſcherzen von ſeiner eigenen Erfindung zu verbrämen. Er ſelbſt erſchien in der Maske des bekannten Sängers Fiſcher, welcher trotz ſeiner Force als Buffo, in ernſten Charakteren, wo ſeine Geſangsweiſe und ſein Bauchbaß wirklich unausſtehlich waren, in München nicht anſprach, und gab ihn ſo trefflich, daß der Applaus des Publicums nicht enden wollte. Das Gelingen dieſes gewagten Streiches ſteigerte Carl's Muthwillen bis zur Ausgelaſſenheit und das ihm gewogene Publicum ſchien mit ihm darin wetteifern zu wollen. Eine Scene war in dem Stücke, die mit beſonderer Sorgfalt ausgeſtattet worden war: ein Geiſterkaffeehaus, das zuletzt in die Wolken ſich erhebt und zum Schnürboden aufſchwebt. Hier kamen nun Geiſter von jedem Kaliber zuſammen, um ſich mit Billard und Karten bei Kaffee, Punſch und Limonade zu unterhalten. Ein alter Kerl hatte die ſtumme Rolle eines dieſer Geiſter zu verſehen. Carl ſieht ihn und wie ein Blitz durchzuckt ihn eine Idee: „Sieht der Menſch nicht wie der Profeſſor Wilhelmi aus?“ ruft er, und Alle finden es. Die krauſen Haare, die Naſe, Größe und Statur ſind da, einige Nachhilfe durch Schminke und die Täuſchung vom Theater mußte vollkommen ſein. Der Garderobier iſt ſchon darüber her, das paſſende Coſtüm zuſammenzuſuchen, aber Carl will, um die Aehnlichkeit ſicherer zu erlangen, daß Wilhelmi ſeine Kleider ſelbſt hergebe: einen alten, gelblichen Mantel mit mehren Krägen und einen unförmlichen, abgegriffenen Hut mit breitem Rande. Gleichviel, welcher Menſch in dieſen Kleidern ſteckte, bei ihrem Anblicke würde Jeder im Publicum Wilhelmi erkannt haben. Wie ſie aber erhalten? Das war die Frage. Carl wußte den Profeſſor im Parterre, es war im Winter, kalt — Schnee, und er, im Frack, läßt unſern Mann im dicken Flausmantel herausrufen. „Ich habe einen Gang in die Nachbarſchaft,“ ſagte er zu ihm, „den ich ohne Aufſehen abthun will. Nehme ich aber Hut und Mantel, ſo wird es auf dem Theater bemerkt. Leihen Sie mir daher die Ihrigen.“ Dergleichen geheime Gänge waren bei Carl eben nichts Seltenes und Wilhelmi gibt ihm ſogleich das Verlangte. Carl, indem er fortläuft, bittet ihn höflich, ſich nach dem Stücke zu ihm auf das Theater zu bemühen, um die Sachen in Empfang zu nehmen und mit ihm zu ſoupiren. Wilhelmi eilt, freudiger Hoffnung voll, ins Parterre zurück, Carl auf anderm Wege auf die Bühne. Es iſt die höchſte Zeit; die Scene des Geiſterkaffeehauſes hat begonnen und unter einer paſſenden Muſik fangen die Gäſte an, ſich zu verſammeln. Dem Doppelgänger wird der Mantel umgehängt, der Hut aufgeſtülpt und ſo ſchiebt man ihn zur Couliſſe hinaus. Kaum erblickt ihn das

Publicum, ſo entſteht ein Gelächter ohne Ende, man ſchreit und klatſcht, denn Wilhelmi ſelbſt iſt es, der ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch vor den Münchnern wagt, die ihn ſo lange Jahre ſchon kennen. Der Beifall macht den Doppelgänger kühn, er geht — und ahmt Wilhelmi's Gang täuſchend nach, jetzt ſteht er und nimmt eine Priſe, jetzt nimmt er den Hut ab und wiſcht ſich den Schweiß, wie ſein Urbild es gewöhnlich thut, mit demſelben blauen Sacktuche, das in der Seitentaſche des Mantels ſteckte. Nun ſieht man erſt das Geſicht; es iſt der Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften, wie er leibt und lebt; das Publicum wird darüber närriſch vor Freuden. Aber im Parterre wird's unruhig. Der echte Wilhelmi macht ſich ſchnaubend durch die lachende Menge Platz, die — da ſie ihn nun unten und oben zugleich erblickt — noch wüthender lacht — ganz zerfloſſen erreicht er das Theater. Er iſt außer ſich, geifert furchtbar und will Carl zerreißen, wenn er ihn findet. Carl läßt ſich aber erſt nach der beendigten Vorſtellung ſehen; und nun wird Wilhelmi räſonnabler und ſpricht nur vom Verklagen. Jener ladet ihn aber auf eine ganze Suite von Nachteſſen ein und beſtimmt vorhinein die Weinſorte; und der „gute Menſch" nimmt Mantel und Hut und läßt ſich beſchwichtigen.

Jetzt iſt Wilhelmi lange todt und es iſt Niemand da, der ſo gut zur Beluſtigung der Menge taugte, ſo wenig ſelbſt dabei verlöre und ſo bereitwillig ſeine Kleider dazu hergeliehen haben würde. Aber auch Carl fehlt! Was jetzt einen gehäſſigen, boshaften Charakter annehmen würde, fand bei ihm durchaus ein heit'res Licht, man lachte ohne Beimiſchung von Galle, es war ein buntes Nichts, das beluſtigte und zerplatzte, ohne irgend eine tiefere Wirkung zu hinterlaſſen.

Eine andere intereſſante Figur hat München verloren, die noch lange ſprichwörtlich im Volke leben wird, dies iſt: der Fineſſenſepperl. Man hat ſeither mehre Verſuche gemacht, ſein Andenken zu beleben und ihn ins Volk wieder einzuführen, dies iſt aber ein ungeſchicktes Beginnen geweſen. Leute, welche dieſes unternahmen, kannten Den nicht deſſen Namen ſie uſurpirten. Der Fineſſenſepperl war keine Erfindung, keine politiſche Caricatur, kein Monsieur Mayeux, den man zu ſeinen beſtimmten Zwecken brauchen kann und dem man Worte in den Mund legt, wie man ſie ſelbſt gern ſpräche; der Fineſſenſepperl ſprach nur Einerlei und dies war: „Grüß' di Gott, Nanni!“ Er hatte nur Ein Geſchäft, das war: „Brieferln beſtellen.“ Er war Poſtillon d'amour der Kellnerinnen, Köchinnen und ſoll ſich ſelbſt manchmal höher verſtiegen haben. Man ſagt wenigſtens, daß er bei ſolchen Commiſſionen die größte Geſchicklichkeit ſtets an den Tag gelegt habe.

Von dieſer Schlauheit, die er unter der Maske der Einfalt trefflich zu verſtecken wußte, hatte er den Beinamen eben erhalten. Von Geburt war er ein Cretin; ein kleiner, ſchmächtiger, ſchiefbeiniger Kerl, mit einem ungeheuern Wackelkopfe und einem verrunzelten Altenweibergeſichte. Eine Kappe hatte er über beide Ohren gezogen, daß man kein Haar ſah; um den Hals trug er eine Kette mit einem Medaillon und im Arme ſtets einen Topf, in den er Stückchen Brot und übriggebliebene Speiſen zuſammenbettelte.

Dergleichen kommt nun nicht mehr in München auf. Ich glaube, daß die gute Polizei Schuld daran ſei. Dieſe frohe, raſche Sinnlichkeit, die ſich des Fineſſenſepperls bediente, um Abends den Erſehnten zum Stelldichein zu laden, der ausgelaſſene Muthwille, wodurch Carl über ſein

Publicum herrſchte, das eben ſo muthwillig in alle Scherze einging und im Theater des Iſarthors willig mitſpielte, alles Dies findet nicht mehr ſtatt. Es hat ſich ein Ernſt und eine Wichtigkeit in Alles geſchlichen; man will einen Rang uſurpiren ohne Fähigkeit, ihn zu behaupten; man hat ein Kleid angethan, von dem man Würde zu entleihen hofft, man weiß ſich aber nicht darin zu benehmen. Nur ſchen und im Finſtern bricht manchmal die Luſtigkeit noch hervor; ſie läßt ſich auf verbotenen Wegen ertappen und verfällt dann der Strafe. In der Chriſtnacht, wenn die frommen Leute, vom wachen Gebet im Hauſe, zur Mette in die Kirche eilen, neben den alten Mütterchen mit den Laternchen manch' blühende Dirne ſchreitet, vom beſeligenden Aberglauben erhitzt, dann drängen ſich von den Trinkgelagen luſtige Geſellen herbei, die unter Gläſerklang und Runda die zwölfte Stunde erwarteten und nun, der Weihnacht zum Trotze, Buhlerei und Tobſucht walten laſſen. Die alte Sitte, die Chriſtnachtmette zu feiern, hätte, wie manches andere Alte wol nicht wieder erweckt werden dürfen; hingegen ſo manches Neue ſich nicht an die Stelle des ſchätzbarern Alten drängen ſollen.

Ich könnte noch mehr anführen, um zu zeigen, wie traurig der Erſatz ſei, den München für Verlorenes erhielt. Wozu aber ſollte dies führen? Das Verlorene iſt unwiederbringlich dahin; von dem Neuen wollen wir die Hoffnung hegen, daß es mit der Zeit an Bedeutung gewinne.

Neue Kunſt.

Es iſt in dieſer Welt voll politiſcher Wirren und Zerwürfniſſe aller Art eine gewiß merkwürdige Erſcheinung, ein friedliches Völkchen von Künſtlern zu beobachten, befangen in den engſten Intereſſen, an den Stufen des Thrones ſitzend und dort mit gemächlicher Ruhe ſeine Werke zu Tage fördernd. Die Außenwelt intereſſirt dieſe Leute nur, in ſo fern ſie Gegenſtände zum Malen darbietet, nur Licht, Farbe, Form beſchäftigen ſie; ſie geben ſich mit unendlichem Fleiße ihren Beſtrebungen hin; das Gerüſte an der Decke iſt ihr Bereich, die Figuren, die um ſie vollendet ſchweben, ihre Welt, ihre kleinen Eiferſüchteleien unter ſich und Zwiſtigkeiten mit den Profeſſoren der Academie erſetzen ihnen alle jene wichtigen und unwichtigen Fragen, welche in dieſem Augenblicke die Menſchheit beſchäftigen. Cornelius iſt die Sonne dieſes Syſtems, um die ſich Alle drehen. Aber auch an Kometen fehlt es nicht, die in ſcheinbar willkürlichen Kreiſen, unabhängig von den allgemeinen Geſetzen, ihre freie Bahn durchlaufen. Dies ſind jene Künſtler, die fern von den Paläſten und Kirchen, in der Hütte, am Bache, auf den Bergen, ihre Vorbilder ſuchen, ihre

Werke ſchaffen. Alle huldigen jedoch einer Centralſonne, die dieſem ganzen Kunſttreiben Licht, Wärme, Leben verleiht, und dieſe iſt der König.

Man glaubte damals nicht, als der Kronprinz von Baiern den fremden Architekten zu beſchäftigen anfing und mit dem Maler Cornelius Arm in Arm im Hofgarten geſehen wurde, welchen Umfang das Kunſttreiben einſt in dieſem Lande erreichen, mit welcher Beharrlichkeit es zu einer gewiſſen Höhe gebracht werden würde; ſo unglaublich war dies, wenn man die vorhandenen Mittel dabei in Erwägung zog.

Klenze kam aus Caſſel nach München. Er hatte Theil an der Vollendung jener Herrlichkeiten genommen, womit Hieronymus die Stadt beſchenkte. Der Ruf, welcher dem jungen Manne folgte, war nicht aufmunternd, ihm große Aufträge zu vertrauen, und die erſten Werke, die er ausführte, das Leuchtenbergiſche Palais und das Eingangsthor in den Hofgarten, waren nicht geeignet, eine günſtigere Meinung von ſeinen Fähigkeiten zu verbreiten. Aber er brachte eine Mappe herrlicher Studien und Zeichnungen, einen Kopf voll fertiger Plane und Entwürfe, eine Bruſt voll Muth und Streben mit und dies fand bei dem Kronprinzen willkommenen Anklang. Nie noch begegneten ſich Wünſche wie hier. Mit einem Male fanden Beide, was ſie hofften und erſehnten. Ein glückliches Zuſammentreffen! Der Wunſch, einer Sammlung von werthvollen Antiken, denen in dem Verlauf der Zeiten Vergrößerung und Bereicherung zugedacht war, einen glänzenden und zweckmäßigen Aufbewahrungsort zu bauen, gab dem ſchnellen Entſchluß ſein Entſtehen, den ſchönen Tempel zu ſchaffen, der nunmehr unter dem Namen der Glyptothek bekannt iſt und mit dem die neue Aera der Kunſt in München ihren Anfang nimmt.

Bis dahin zeigten dort die jüngeren Beſtrebungen im Felde der Architektur eine große Nüchternheit und Bedeutungsloſigkeit, gegen welche ſelbſt die barocken Ueberladungen einer erſt vor kurzem entſchwundenen Zeit den vollſtändigſten Sieg davon trugen. Hier war Ernſt, Stolz, Pracht, mitunter Größe anzutreffen, wovon die neuern Bauten bei aller Ausdehnung keine Spur zeigten. Das Utzſchneider'ſche Bräuhaus in der Briennerſtraße, die Häuſerreihe mit Arcaden am Maxplatze, und die andern, dieſen Platz umgebenden Gebäude ſind in jener Zeit entſtanden und mögen als Belege des damals herrſchenden Geſchmacks dienen. Es konnte nicht fehlen, daß das Ungewöhnliche in den Verhältniſſen des „Kronprinzenbaues," wie man die Glyptothek benannte, großen Tadel hervorrief. Ich ſelbſt überzeugte mich oft, wie gute münchener Bürger mit harten Worten einem Bauwerke allen Werth abzuſprechen bemüht waren, das in dieſem Augenblicke ihrer Stadt zur ſchönſten Zierde gereicht.

Die Glyptothek iſt der erſte Vorwurf geweſen, woran Klenze's jugendliches Genie auf dem neuen Felde der Ehre und des Ruhmes, das ſich vor ſeinen Blicken ſo leuchtend ausbreitete, auf würdige Weiſe ſeine Kräfte verſuchte. Daher die jugendliche Unbeſonnenheit, die durch die ſchöne Form überall zu uns niederblickt. Wie der junge Dichter am überſprudelnden Schwall ſeiner Lyrik, der Muſiker in der Fülle ſeiner Harmonien, ſo iſt der Baumeiſter hier am Reichthum der Verzierungen und Decorationen geſcheitert. Schon, daß er das Marmorhaus, ſtatt es zu erhöhen und es leicht in die Luft zu erheben, aus dem Kiesboden mühſelig emporwachſen ließ, der ſpäter rings umher abgeſtochen werden mußte, um der Façade das kümmerlich gedrückte Anſehen zu benehmen, zeugt von der glühenden Eile, womit der jugendliche Geiſt des Bauherren ſein Werk erſchaffen zu ſehen wünſchte, ohne vorher die nothwendigſten Rückſichten dabei zu berechnen. Dieſelbe Unüberlegtheit lernen wir im Innern kennen. Man wollte einer Sammlung von Antiken die nöthigen Räume ſchaffen, um ſie nach Zeit und Ort getrennt und dennoch im Zuſammenhange genießen zu können. Es iſt augenſcheinlich, daß die Antiken ſtets als Hauptſache, die Hülle, die um ſie gebaut werden ſollte, nur als dienende Nebenſache zu betrachten war. In der Ausführung ſtellt ſich uns das Gegentheil dar. Wenn man auch davon ausgehen wollte, durch die Somptuoſität des Gebäudes die hohe Achtung an den Tag zu legen, die man vor der Sammlung von Kunſtwerken hegte, die darin aufbewahrt werden ſollte, wenn das Material und ſeine Bearbeitung, das prächtig die unſcheinbaren, ehrwürdigen Reſte einer untergegangenen Welt umgab, von dem Werthe zeugen ſollte, den man ihnen beilegte, ſo war doch die Oſtentation, trotz aller geheuchelten antiken Würde, modern und flitterhaft zu glänzen, ſo in die Augen ſpringend, daß ſie den Eindruck ſchwächte, ſtatt ihn zu befördern, zu erhöhen. Man hat hiedurch ſogar erlangt, daß der flüchtige Beſchauer der Hülle mehr Aufmerkſamkeit zuzuwenden ſich geneigt fühlt, als Dem, was ſie umſchließt, und daß ein hausbackener Verſtand unſerer Tage, dem Griechenland erſt durch die bairiſche Werbung näher rückte, die goldenen Caſſetten und den glatten Stuck der Wände bewundert, ohne einen Blick auf die heidniſchen Nacktheiten zu werfen, die doch ſo rückſichtsvoll und anſtändig waren, ſich mit dem modernen Weinblatte zu bekleiden, um ſalonfähig zu werden.

Wäre einfache Erhabenheit, ruhige Schönheit der Form dem Zwecke nicht entſprechender geweſen, als dieſe hüpfende, tändelnde Pracht, dieſer verwegene Glanz neben den altergrauen, verſtümmelten Repräſentanten ewiger Schönheit, die jetzt beſcheiden zurücktreten, wo ſie unbedingte Vergötterung zu fordern berechtigt ſind? Würde das Gebäude der Glyptothek einen Gartenpavillon vorſtellen ſollen, mit Bädern, Ruhegemächern, Sälen zu verſchiedenem Gebrauche — ich würde es für bizarr halten, ſtatt der, unſerm Klima, ſo wie unſern Sitten und Gewohnheiten ſo zweckmäßig erſcheinenden Einrichtungen den kalten Marmor, das nackte Gold herrſchend angebracht zu finden, aber ich könnte dennoch den Geſchmack nicht ſchelten, der alles Dies hervorgebracht. Jetzt aber muß der warme Verehrer antiker Schönheit zürnen, daß dieſe ſtrahlende Folie ihr beigegeben wurde, um ſie zu verdunkeln.

Einige Säle waren dazu beſtimmt worden, die Erſtlinge der neuerfundenen Frescomalerei aufzunehmen, nachdem die unvollkommenen Verſuche in den Arcaden des Bazars ausgeſtellt worden waren. Cornelius ſelbſt wirkte hier im Vereine mit Zimmermann, Schiotthauer, Heß. Der Meiſter hat auf dieſen Flächen die reiche Fülle ſeines großen Geiſtes abgeſpiegelt. Der Götterſaal, der trojaniſche Saal ſind großen, tragiſchen Dichtungen vergleichbar. Die Idee erregt bei der Anſchauung hohe Bewunderung, die Ausführung aber läßt kalt. Die Figurenmaſſe laſtet über unſerm Haupte und beengt das Gemüth; überall iſt der Kampf mit dem widerſtrebenden Material noch erſichtlich. Die Ferne hebt ſich nicht empor, nirgend iſt Duft, Durchſichtigkeit, nirgend ſind leuchtende Gewande ſichtbar. Die Farben ſind erdig und die Bläue des Meeres, der Horizont, die weit entlegene Stadt verſchwimmen nicht; Alles drückt, preßt, rückt näher, verengt den Athem, und wir können kaum Worte aus der armen Bruſt heraufholen, um dieſen und jenen Kopf zu bewundern, den Reichthum und den Sinn der Arabeſken zu loben und die ganze tief durchdachte, meiſterhafte Compoſition aus vollem Herzen anzuſtaunen.

Aber die Menge bewundert dies Alles; ſie kommt mit Erwartungen, ſie bringt Bewunderung mit und ſie zollt ſie rückſichtslos dem Neuen, das ſo prächtig ihr in die Augen ſtrahlt. Kann man nun mit Ernſt behaupten, daß auf ſolche Weiſe ehrlich geſorgt wurde, den Geſchmack zu bilden? Iſt es recht, daß die Neuern ſich aller Mittel bedienten, wodurch ſie auf die im Urtheilen ungeübte Mitwelt mächtig einwirken konnten, um an dieſem Orte ſich hervorzuthun? Hier, wo der Tempel von Aegina, aus dem Blütenalter griechiſcher Kunſt, ſeine Schönheit entfalten ſoll, wo der Torſo des Niobiden gleichſam ſchlummernd des Künſtlers harrt, der ihn dereinſt ergänzt und zum neuen Leben erweckt, wo der große Faun, der herrliche Alte, ſeinen Götterrauſch verträumt — iſt es nicht, als wenn eine lärmende Muſik eines neuen italieniſchen Meiſters ſich uns aufdrängt, wenn wir einer Sonate Sebaſtian Bach's am einſamen Clavier nachdenken und ſich in ihre Tiefen verſenken wollen? — Und der rauſchenden Muſik könnte man leichter entfliehen, als jener Umgebung. Ich wollte den aufrichtigen Mann finden, der mir geſtände, daß ihn Klenze's Ornamente nicht beim Beſchauen der plaſtiſchen Kunſtwerke ſtörten und abzögen!

Aber es ſollten einmal ſelbſtändige Kunſtwerke entſtehen; die verherrlichenden Inſchriften waren gleichſam ſchon fertig, um an die Thüren geheftet zu werden, und es mußte nun doch einmal der Anfang gemacht werden. Wir können nichts dagegen einwenden. Wenn der Beginnende aber im Geleite des Vollendeten erſcheint, ſo hätte er beſcheidener auftreten ſollen. Andere Vorwürfe wären für dieſe jugendlich ſich regenden Kräfte paſſender geweſen und den plaſtiſchen Alterthümern hätten einfache Hallen genügt, in denen ein hinreichendes Licht ſich verbreitet und ein geläuterter Geſchmack ſich zu erkennen gegeben haben würde.

Die Glyptothek iſt noch immer unvollendet, alle Verſchönerung, die ſie durch die Sculptur erhalten ſollte, iſt bis auf einige unbedeutende Steinarbeit am Frontiſpiz noch zu erwarten. Sowol das breite Giebelfeld harrt ſeines Basreliefs, als auch die Niſchen an der Façade ihrer Statuen, und dieſes Alles iſt doch ſo unumgänglich, um den Eindruck hervorzubringen, den der Erbauer beabſichtigte. Die leichte, echt antike Eleganz, wodurch ſich dieſe Façade vor Allem, was Klenze ſonſt ſchuf, auszeichnet, iſt ohne jene Bildnereien nicht vollkommen zu erreichen. So lange die Niſchen unbewohnt ſind, ſtarrt das Gebäude wie aus leeren Augenhöhlen uns an, und ſo lange das Giebelfeld noch kahl iſt, erſcheinen die kleinern Verzierungen rings umher von einer unbegrenzten Armuth. Nur die ſchöne Säulenhalle bietet dem forſchenden Auge einen erheiternden, vollkommen genügenden Ruhepunkt.

Bedeutend vorgeſchritten erſcheint der Architekt, wenn man ſein jüngſtes Werk dieſem Erſtlinge an die Seite ſetzt, wie er es ſelbſt in der Wirklichkeit gethan hat.

Unweit der Glyptothek, in nordöſtlicher Richtung von ihr, und ſo, daß man Beide mit einem Blicke ins Auge zu faſſen vermag, erhebt ſich die neue Gemäldegalerie oder Pinakothek, kein Pavillon oder Tempel, ſondern ein Palaſt, ein Prachtgebäude in der wahren Bedeutung des Wortes. Die allgemeine Stimme erhebt dies Werk über Alles, was

Klenze bis jetzt geſchaffen, und ſelbſt der König rief kürzlich bei einem Beſuche deſſelben aus, indem er die Stufen zum Portale hinanſtieg: „Es iſt doch ein herrliches Gebäude!“ — Alles iſt hier großartig, glänzend und im höchſten Grade zweckmäßig, ſo weit man bis jetzt von dem Unvollendeten auf das Ganze ſchließen kann. Zweifel erregen freilich die in zu großer Höhe angebrachten Fenſter, welche den, auf dem untern Theile der Wände aufgehängten Gemälden hinlängliches Licht geben ſollen; da man jedoch behauptet, daß dieſer wichtigſte Punkt in genaue Erwägung gezogen worden ſei, ſo läßt ſich für jetzt mit Beſtimmtheit nichts dagegen einwenden. Eben ſo ſcheint es, daß die Frescomalereien in den Kuppeln der Loggia, zu klein in zu großer Höhe angelegt, einſt nicht, von unten aus geſehen, verſtändlich ſein werden, aber auch hiebei wird das Gegentheil verſichert und die vollkommenſte Beruhigung ertheilt.

Die Pinakothek wird aus der großen Maſſe von Gemälden aller Schulen und Zeiten, die ſowol in München, als in Schleißheim angehäuft iſt, nur das Vorzüglichſte aufnehmen. Man nennt nur etwa ſechzehnhundert Stücke. Dieſe ſollen nach den größten Meiſtern einer jeden Schule claſſificirt, in beſondere Säle kommen, woran in einer Reihe kleiner Cabinete ſich die mindern Stücke dieſer Schule, oder ihre Nebenzweige ſinnig anſchließen werden. Mehr als die Hälfte der Wände in den Sälen ſoll mit einfachen Tapetenbekleidungen verſehen und die Gemälde in ſolcher Höhe aufgehängt werden, daß man ohne alle Schwierigkeit ſie betrachten kann. Hier wird alſo kein ſtörendes Beiwerk den Ernſt des Beſchauers zerſtreuen, und ſo wie der Goldrahmen jedem Kunſtwerke als entſprechendſte Begrenzung dienen wird, ſo kann die prachtvolle Stuccatur der Decke, Frieſe und Simſe, als bedeutungsvolle Einfaſſung ganzer Schulen und Claſſen gelten. Embleme umgeben hier die Namen der Meiſter, und alle Ornamente ſind bezeichnend, ernſt und prächtig. Eine Wanderung durch dieſe Räume wird einſt eben ſo lehrreich als befriedigend ſein und gewiß den höchſten Genuß bieten, deſſen der Kunſtfreund in Deutſchland theilhaftig werden kann. Der richtige Geſchmack, der überall in dieſem Gebäude ſich bemerkbar macht, ſchuf aus dem Verbindungscorridor, der ſüdlich an den Sälen hinläuft, ein Muſeum ganz eigener Art. Es iſt dies die Loggia, hoch und gewölbt, mit langen, italieniſchen Bogenfenſtern, worin, unter Zimmermann's Leitung, die Geſchichte der Malerkunſt bildlich dargeſtellt wird, theils in Allegorien, theils in Scenen aus dem Leben der Maler. Die Ausführung dieſer Aufgaben hätte, nach meiner Meinung, den größten Talenten der münchener Kunſtwelt überantwortet werden ſollen. Mittelmäßigkeit in ſolcher Nähe dem Vortrefflichſten an die Seite geſetzt, wird mittelmäßiger. Sollte die Pinakothek, dazu beſtimmt, nur die ſtrengſte Auswahl von Meiſterwerken älterer Zeit aufzunehmen, nicht auch das Herrlichſte aus den Werken der Neueſten aufzuweiſen haben? Wie? oder fühlte man zu ſehr, daß Alles noch zu ſehr im Streben begriffen ſei, daß nichts von dem Neueſten ſeinen Rang in dieſer Nähe würde behaupten können? Wollte man der Nachwelt keinen bedeutenden Namen unſerer Zeit opfern, und zog man es deshalb vor, die Loggia von unbekannten jungen Leuten ausführen zu laſſen? Ich mag hierüber nicht entſcheiden. Wahr iſt, daß in dieſem Frühjahre (1834) Mehres wieder ausgehauen werden mußte, was durchaus nicht für würdig erachtet werden konnte, hier zu beſtehen; aber eben ſo wahr, daß manches Einzelne ſich kühn Allem an die Seite ſtellen darf, was an andern Orten und bei andern Gelegenheiten hier hervorgebracht worden iſt.

So wie die Pinakothek als der Gipfel der modernen Architektur betrachtet werden kann, ſo iſt ein anderes Werk Klenze's, der Palaſt des Herzogs Max, das ſchönſte Privatgebäude in München zu nennen. Es iſt in ſehr reinen Verhältniſſen erbaut und von einer edeln, anſprechenden Einfachheit. Im Innern enthält es Freskogemälde Kaulbach's, die vor allen andern ſehenswerth ſind, da er als der Begabteſte und Hervorragendſte dieſer ganzen Malerwelt erſcheint. — Wenn wir das Panorama Münchens überſchauen, ſo erblicken wir überall noch Gerüſte, behauene Steine, Ziegelhaufen und Kalkgruben. Die Kirchen, Baſiliken und Walhallas ſind noch im Werden begriffen. Es kann nicht geläugnet werden, daß manche Spur von Schönheit ſich jetzt ſchon an dieſen unvollendeten Werken zeigt, jedoch wird jeder Unbefangene leicht einſehen, daß das Großartigſte hier nicht erreicht werden wird. Es iſt zu viel begonnen worden. Brauchte man ſonſt in beſſern Zeiten hundert Jahre, um ein bewundernswerthes Werk zu vollenden, ſo ſcheint hier die Aufgabe ſo geſtellt, hundert Werke, die alle auf Bewunderung Anſpruch machen, in einem Jahre zu beendigen.

Die Uebung hat nunmehr manche mechaniſche Fertigkeit in der Behandlung des Materials hervorgerufen, worin München, in Deutſchland wenigſtens, der Vorrang eingeräumt werden muß. Ziegel zu brennen, Steine zu behauen, Mörtel zu bereiten, weiß man hier beſſer wie anderswo. Ebenſo iſt man fortdauernd bemüht in dem techniſchen Theile der Malerei Verbeſſerungen zu machen und es fehlt nicht an Gelegenheit, ſie ſogleich in Anwendung zu bringen. Man weiß, daß Glasmalerei, Fresco und Enkauſtik hier in neueſter Zeit wiederbelebt wurden. Im Felde der Glasmalerei ſind ſehr befriedigende Verſuche ausgeführt worden, die in Einzelheiten ſelbſt die bewundertſten Gemälde der Vorzeit überflügeln. Das Bedeutendſte, was bis jetzt erſchienen iſt, war das Chorfenſter für die gothiſche Kirche einer Vorſtadt, die Krönung der Jungfrau darſtellend. Ruben, ein junger Schweizer, zeigte für dieſe Compoſitionen ein großes Talent; wer ſein Fenſter ſah, war entzückt, wer jedoch ſeinen Carton geſehen hatte, war es in höherm Grade geweſen. Man denke ſich in die Lage des Künſtlers, der ſeine wohldurchdachte Zeichnung, in allen ihren verſchiedenen Abtheilungen ſymboliſch und auf das engſte verbunden, mühſam auf den rieſengroßen Carton gebracht hat, und nun mit einigen Zügen, ganz trocken, hier ein Ornament, dort ein paar Figuren weggeſtrichen ſieht, ohne andern Grund, als daß es keine Billigung erhalte, oder mit der Bemerkung: „daß man keine nackten Weiber wolle," u. dergl. So iſt es Ruben ergangen, deshalb mußte er ſeinen kunſtvollen Ideenbau zerſtören und ohne Begeiſterung hineinflicken, was verlangt wurde. Darum verloren wir die ſchönen Figuren Adam's und Eva's, darum Dies und Das, was jetzt ein trauriges Beiwerk erſetzen muß, welches der Maler im Zorn ſeines Gemüthes hinzufügte, um die Lücken auszufüllen. Weher thun dieſe Cenſurſtriche der Künſtlerbruſt, als die Reihe von Gedankenſtrichen, die der Verfaſſer eines Buches, nach dem Drucke, darin findet. Die Gedanken, die ſie erſetzen ſollen, laſſen ſich am andern Orte wol ausſprechen; eine zweite Auflage unter günſtigern Verhältniſſen iſt denkbar — aber das Fenſter in der gothiſchen Kirche wird hundert neue Auflagen des Menſchengeſchlechts überdauern und Ruben findet kein Mittel, ſich verſtändlich zu machen und das Unrecht zu verkünden, das an ihm verübt wurde. Dies waren die Beweggründe, welche dieſen jungen Künſtler vermochten, ſich von der Ausführung der Glasmalereien zurückzuziehen, deren noch funfzehn für dieſelbe Kirche erheiſcht werden. Es iſt zu bedauern, daß er ihnen auf ſolche Weiſe entriſſen wurde.

Viele andere Klagen hört man im Stillen, hier iſt es Zurückſetzung, dort Uebervortheilung, hier entſpringen ſie aus Dünkel, dort aus Geiz; es iſt ſchwer zu entſcheiden, auf welcher Seite ſich das Recht befindet. Es konnte bei den obwaltenden Umſtänden, wo in ſo kleinem Raume eine bedeutende Menge junger Talente, faſt zu gleicher Zeit, den Wettlauf begonnen haben, nicht fehlen, daß ſie ſich reiben, überſchlagen, ſtürzen, ja durchgehen mußten. Die Kältern haben ſich von allen öffentlichen Arbeiten zurückgehalten, Beſonnere fangen an ſich davon zurückzuziehen und ſo iſt es wol möglich, daß das Beſte und Vollendetſte einmal gar nicht dort anzutreffen ſein wird, wo man es zu finden ſich berechtigt glaubt.

Im Reiche der Sculptur iſt nur Schwanthaler zu nennen. Die großen Werke, womit einige Plätze der Stadt geziert werden ſollen, ſind Rauch und Thorwaldſen übertragen. Bis jetzt hat München noch nichts in dieſer Kunſt aufzuweiſen, was mit den Leiſtungen ihrer Schweſtern in die Schranken zu treten berechtigt wäre. Mehres iſt jedoch für die nahe Aufſtellung vorbereitet.

Mehr Genuß als die unvollendeten, noch in Bau begriffenen Werke ſelbſt, voll Lärm, Staub und Fährlichkeit mancherlei Art, gewähren die Ateliers der Künſtler, wo Alles vorbereitet und durchdacht, dem Eintritte ins Leben und in die Welt entgegenharrt. Ich möchte mir hier die Zauberkraft des hinkenden Teufels wünſchen, um die Dächer vieler ſtillen Häuſer zu lüften, wo bei der einſamen Lampe der denkende Meiſter ſeinen Entwürfen nachſinnt. Dieſer hat einen kräftigen Cuiraſſier, Jener ein ſchlankes

Dirnchen vor ſich, um Formen zu ſtudiren; hier begeiſtert die Muskelkraft des Armes, dort die Wellenlinie des Buſens. Ein alter Judenkopf mit ſtruppigem Barte, das Runzelgeſicht einer Kaffeeſchweſter, ein Bündel todter Vögel, ein Eichhörnchen, ein Blumenſtrauß, ein Haufen großer Blätter und Gräſer, Steinfragmente, Holzſplitter, wer wollte alle Gegenſtände aufzählen, womit der Maler ſich umgibt, um mit ſcharfem Auge die Eigenthümlichkeiten der Dinge in ihrer äußern Erſcheinung wahrzunehmen. Und nicht blos im einſamen Zimmer, auch an öffentlichen Orten, im Kaffeehauſe, beim Biere, auf der Gaſſe — überall macht er ſeine Studien, überall ſchlägt er ſeine Kunſtwerkſtätte auf.

In dem großen Akademiegebäude aber, in weiten Sälen, wohnt das große Genre, oder vielmehr Das, was die Künſtler nicht mehr Genre zu nennen pflegen. Hier ſind die Ateliers von Heinrich Heß und Zimmermann.

Der Erſtere iſt mit den großen Cartons beſchäftigt, nach welchen die Allerheiligenkirche gemalt wird. Dieſe wollte der König nach einer kleinen Kirche bauen laſſen, vorbyzantiniſch, die er in der Nähe von Palermo geſehen. Klenze wich davon ab und hielt ſich mehr an den Styl der Marcuskirche und ähnlicher Bauwerke. Das Gebäude iſt nun überaus ernſt und dabei zierlich gerathen, in ſehr gefälligen Verhältniſſen. Der Stein iſt mit großem Fleiße und vieler Reinheit bearbeitet, die Roſe am Mittelfenſter wetteifert mit dem Schönſten, was man in dieſer Art ſehen kann.

Ganz dem Aeußern entſprechend wird nun auch das Innere, mit Malerei auf Goldgrund, im ſtrengen ſymboliſchen Style geſchmückt; alles Beiwerk, das zur Erklärung dienen, oder das Gemüth des Beſchauers vorbereiten und empfänglich machen könnte, iſt ſorgfältig vermieden; alle

Wirkung ſoll, wie bei der Plaſtik, von der menſchlichen Form allein ausgehen; das ganze Werk ſtreng, ſchön und gebietend ſein. Der Auftrag konnte keinem Andern geſchickter, als Heinrich Heß, anvertraut werden, der, ein Geiſtesverwandter Overbek's, in ſeinen frühern Werken ſchon gezeigt hat, wie die übergroße Strenge der altitalieniſchen Meiſter mit moderner Milde und Anmuth auf ergreifende Weiſe verſchmolzen werden könne.

Die Erzväter und Evangeliſten, coloſſal ausgeführt, ſind bereits in den Kuppeln und Zwickelfeldern der Kapelle vollendet; im Atelier fand ich einen Carton von 32 Fuß Länge und 15 Fuß Höhe, die Himmelfahrt vorſtellend.

Hier hat der Maler nichts mit Sonnenſchein und Lampenzauber zu ſchaffen, die ſo willfährig Stimmungen in dem Beſchauer hervorrufen; für ihn gibt es keinen dunkeln Hintergrund, keine neblige Ferne, kein reizendes Beiwerk, um das Auge zu beſtricken. Der goldene, ebene, unveränderliche Grund iſt gegeben, von dem ſich die dunkeln Geſtalten erheben; ſtrenge Heilige, phantaſtiſche Köpfe mit langen Bärten, regelmäßige, fremdartige Züge, ernſt, groß, Erſtaunen, kein Mitgefühl erregend. Heß, ein Mann von tiefem Gemüth, der ſeine Aufgabe vollkommen beherrſcht, wußte dieſen Bedingungen zu genügen, ohne in den Fehler kalter Nachahmung zu verfallen. Anordnung und Form ſind ganz in der Art, wie es die alte Schule verlangt. Die Engel, mit den ineinander verſchlungenen Flügeln, die Chriſtus emportragen, die Inſchrift, die Gruppen zu beiden Seiten, alles Dies erinnert an die Gemälde in San Marco und ähnliche; aber dieſe Köpfe, wol auch der Form nach byzantiniſch, wie mild iſt ihr Ausdruck, welche Schönheit in den Zügen, wie anmuthig die Bewegung, welch' reizender Faltenwurf, wie frei und ſinnig die Behandlung!

Wer altbyzantiniſche Chriſtusbilder geſehen hat und dieſen Chriſtus betrachtet, wird ſogleich auf die Aehnlichkeit und Abweichung davon, die ſich der moderne Meiſter erlaubt hat, aufmerkſam werden. Dort iſt die menſchliche Form rein ſymboliſch. Die halbrunden Augenbrauen, das Zirkelrund des Auges, die lange, dünne Naſe, der kleine, herzförmige Mund und endlich der geſpaltene Bart, deſſen Enden in Blumen und Strahlen auszuſtrömen ſcheinen. Nach alten Auslegern ſoll in dieſer Phyſiognomie das Wort homo herausgefunden werden können; die beiden Augen die zwei O, die Augenbrauen und die Naſe das M.*)

Nun ſind die Haare zwar bei Heß auch ganz wunderſeltſam geſtaltet, Bart und Geſicht zeigt die altorientaliſche Regelmäßigkeit, aber ſtatt des Wortes homo lieſt ein Jeder einen anderen Sinn aus dieſen Zügen. Es iſt das Menſchliche darin in ſeiner edelſten Geſtaltung, das zu unſern Herzen ſpricht. Die Gruppe der Frauen auf der einen und der Kriegsknechte auf der andern Seite des Grabes bringen einen Effect hervor, den man hier gar nicht erwarten ſollte. Dies iſt der Zauber des Gegenſatzes, auf eine edle, echtkünſtleriſche Weiſe erreicht. Der Glaube, durch die Gruppe der Frauen ausgedrückt, iſt ungemein reizend und ſchön und dabei doch nicht ſinnlich; der Unglaube, in den Kriegsknechten angedeutet, iſt kräftig ausgeſprochen und ſehr charakteriſtiſch.

In Zimmermann's großem Atelier ſieht es gemüthlicher aus.

Wir finden hier jene Cartons nach Cornelius' Entwürfen, zum Theil in freundlichen Farben ausgeführt, und eine

---

*) Nämlich ſo

Menge kleiner, ebenfalls gefärbter Zeichnungen zu der Loggia der Pinakothek und dem Anakreonsſaale der Reſidenz. Auf dem einen Carton erblickt man den König, wie er von dem Genius in den Hain der Poeſie und Malerei eingeführt wird. Der Monarch iſt weder in Uniform, noch in der ſchweren Dalmatica, mit Krone und Scepter, abgebildet. Er hat ein leichtgeſchürztes Königsgewand, einen kurzen Mantel und die Stirnbinde. Schnurrbart und Knebelbart fehlen jedoch nicht, da das Geſicht ſo viel Aehnlichkeit beſitzen ſollte, als es bei dem fremdartigen Ausdruck, der hineingelegt worden iſt, nur möglich war. Soll ich dieſen Ausdruck näher bezeichnen, ſo iſt es Hoheit, Staunen und erwartungsvolle Neugier. Der Genius ſieht wie alle Genien aus. Aus dem Gebüſche links treten dem Könige einige Dichter entgegen; bekannte Geſichter, zum Theil in ihrer altmodiſch verhüllenden Tracht. Der alte Dante, mit der Kappe und dem Lorber darauf, Petrarca in ſeinem ſonderbar weibiſchen Kopfputz, Boccaccio, Homer, die griechiſchen Tragiker und Andere. Von den Neuern iſt kein Einziger darunter, weder Shakeſpear, noch Cervantes, weder Goethe, noch Schiller. Rechts treten die Maler hervor. Zuerſt der Jüngling Raphael, dann der finſtre Michel Angelo, der langbärtige Leonardo, Dürer, Hemling. Hier iſt es dem deutſchen Mittelalter vergönnt worden, ſich repräſentiren zu laſſen. Warum aber durften ſich Shakeſpear, Goethe und Cervantes nicht unter der Ariſtokratie des Paradieſes ſehen laſſen? — Dieſes Bild wird den erſten Bogen der Loggia füllen.

Im Mittelbogen ſoll Raphael's Tod dargeſtellt werden. Ein herrlicher Carton, voll des höchſten Intereſſe, trefflich gedacht, echt dramatiſch, der letzte Act eines erhebenden Trauerſpiels. Der bleiche, ſchöne Meiſter liegt in der Mitte des Bildes. Die köſtliche Geſtalt der Fornarina, mit aufgelöſten Flechten, ein Bild des tiefſten Schmerzes, ſtürzt ſich jammernd auf ſein Lager; zu deſſen Häupten ſitzt ſtumm brütend Giulio Romano in kräftiger Männlichkeit; daneben ſtehen Marc Antonio und il Fattore, von Kummer ergriffen. Zum Lager ſchreitet Leo X. in unſcheinbarer Tracht, mit gramvollen Zügen, ihm zur Seite Cardinal Bembo, eine gar ehrwürdige Geſtalt, voll Hoheit und Heiligkeit. Den Hintergrund bildet Raphael's letztes Werk, die Transfiguration, zwiſchen Säulen aufgeſtellt.

Den letzten Bogen wird die Apotheoſe der Malerei füllen. Jupiter, Hercules, Hebe und der ganze olympiſche Kram; der Pegaſus naſcht Trauben, die Malerei fliegt, von dem Genius emporgetragen u. ſ. w. Wer kennt das nicht? — Cornelius hat alle Skizzen nur im Kleinen angedeutet, und dem ausführenden Meiſter noch viel zu thun überlaſſen.

Lieblich, ſinnlich ſind die Bilder nach anakreontiſchen Liedern für den Familienſpeiſeſaal in der neuen Reſidenz beſtimmt. Dies iſt ſo recht Zimmermann's Fach. Er hat die kleinen Zeichnungen mit großer Vorliebe ſehr fleißig in Farben ausgeführt. Da ſehen wir Amor, von der Biene verletzt, weinend zur Mutter laufen; Anakreon, den wächſernen Amor kaufend, den erfrorenen Amor zum Feuer führend, den mit Trauben gekrönten Sänger, als Fürſten des Feſtes und der Fröhlichkeit; das Kelterlied, wozu Amor und die Grazien tanzen, und ähnliche Darſtellungen. Harmlos freundlich, ohne tiefere Bedeutung und nicht beſonders anregend, ein bunter, heiterer Schmuck eines Saales, der den alternden König einſt mit ſeiner Familie zum frohen Mahle vereinigen ſoll. Zimmermann löſt dieſe Aufgabe vollkommen. Der Anmuth in der Zeichnung, der etwas ſüßlichen

Ausführung, der heitern Färbung, dem angenehmen Geſchmacke in der Erfindung wird nichts Aehnliches vorgezogen werden können.

In einem andern Atelier ſtehen die Rieſencartons zu den Altarblättern der Ludwigskirche. Es ſind zwei: die Geburt und die Kreuzigung; an dem dritten, das Gericht, arbeitet Cornelius noch gegenwärtig (Ende 1834) in Rom. Dieſer Meiſter iſt ein Genie von Staunen erregender Kraft. Welche Werke hat er entworfen, ausgeführt, vollendet! Welche Menge von großen Compoſitionen, Arabesken und Verzierungen! Ernſt, erſchütternd, effectvoll, lieblich, heiter! Es iſt ihm ein langes Menſchenleben zu wünſchen, damit er das Begonnene noch vollenden möge. Er ſteht bereits auf dem Gipfel des Mannesalters. Er iſt ein Düſſeldorfer. Heß und Zimmermann ſind es auch; ſie ſind um einige Jahre jünger wie Cornelius, Schulkameraden, Freunde von Jugend auf. Das freundliche, helle Rheinland nährte ihren Sinn, ihren Blick. Und auch die jüngern Künſtler ſendet uns noch immer der alte, vaterländiſche Strom. Seine Söhne bevölkern die Ufer der Iſar mit Kunſtſchätzen. Der feurige Monten, der kräftige Folz, der poetiſche Kaulbach ſind alle vom Rheine zu uns gekommen.

Wirft man nun einen Blick auf die Geſammtmaſſe dieſer Beſtrebungen, die ſich alle an dem königlichen Willen entzündet haben und aus ihm ihre Nahrung ziehen; gedenkt man dabei ihres Verhältniſſes zum Leben und der Geſellſchaft, der Anforderungen Beider und der Kräfte, die hier wirken, ſo kann man ſich einiger Beſorgniß nicht erwehren. — Betrachtet man zuerſt die Anfänge, die hier mit der neuerweckten Frescomalerei gemacht wurden, jene Schildereien aus Baierns Vorzeit in den Arcaden des Bazars, ſo findet man darin eine nichtsſagende Kindheit, welches Lob auch darüber von Unwiſſenden und Schmeichlern erhoben wurde. Ein Aufdämmern ward zuerſt ſichtbar in den Flußgeſtalten und der Bavaria von Kaulbach. Nach und nach, wie die Aufträge ſich mehrten, der Eifer des Einen den Eifer des Andern, entzündete, Uebung die Sprödigkeit und Ungelenkſamkeit des Materials überwand, ſteigerten ſich die Leiſtungen zu jenem Grade der Vollkommenheit, der uns jetzt ſchon erfreut und der bei immer fortgeſetzten, vervielfältigten und großartigern Aufgaben noch vollendeter werden muß. Unter der Maſſe der ſogenannten Schüler des Cornelius erſtanden einzelne Talente, die jede Feſſel einer Schule abſtreiften und mit dem eminenteſten Erfolge ihre eigene Bahn einſchlugen. Sie benutzten alle Mittel, die ihnen eine Stadt, wie München, gewähren konnte, um ſich in den Beſitz jener Kenntniſſe zu bringen, die ſelbſt der hochbegabte Meiſter nie erlangte, die aber dem Minderbegabten unerläßlich ſind. Anatomie und Perſpective, Kunſtgeſchichte im allgemeinſten Sinne wurden mit Eifer umfaßt, und es iſt kein Wunder, wenn junge, feurige Künſtlerköpfe, voll Luſt am Schaffen, voll herrlicher Ideen, die nur des Momentes harren, auf die Leinwand geworfen zu werden, ſich ihrer mühſam erworbenen Wiſſenſchaft als eines gefundenen Schatzes freuen und ſich über Andere ein gültiges Urtheil anmaßen, denen alle Gründlichkeit — wie ſie es nennen — abgeht.

Dies iſt das Verhältniß der jungen Maler zur Academie; für den erſten Blick ein völlig umgekehrtes und doch bei ruhiger Betrachtung das natürlichſte von der Welt.

Mit Widerwillen wurde daher die Anordnung aufgenommen, daß jeder Künſtler, bevor er dazu ſchreitet, einen von ihm entworfenen Carton auszuführen, denſelben den fünf Profeſſoren der Academie vorlegen müſſe. Man nannte dieſes von vielen Seiten Druck, Anmaßung und äußerte unverhohlen: daß jenen Herren keine Competenz zuſtände, daß ſie weder an Kunſtfertigkeit, noch an Erfindungsgabe, weder an reellen Kenntniſſen, noch an eminenter Genialität ein ſolches Uebergewicht beſäßen, um den jüngern Künſtlern vorleuchten zu können. Die Bedeutendſten unter dieſen behaupteten, daß ſie der Academie ſo gut wie nichts zu verdanken hätten und ſich ihre Ausbildung ganz allein geſchaffen; ſie fügten hinzu, daß dieſer Profeſſor von dieſem Kunſtzweige, jener von einem andern keinen Begriff habe; daß ſie eher ſich Männern der Wiſſenſchaft unterwerfen würden, und daß es nicht eben nöthig wäre, daß Profeſſoren der Academie ſelbſt Maler von bedeutender techniſcher Geſchicklichkeit ſeien. Es konnte bei ſolchen Geſinnungen nicht fehlen, daß die jungen Leute, mit ſehr treffendem Witze, die Schwächen der ältern Maler hervorhoben, die nun einmal die fetteſten Schüſſeln des königlichen Kunſtſchmauſes auf ihrer Tafel ſahen.

Kann man es wol verdenken, wenn die Academie dem ausgezeichneten Neher, in ſeinem Einzuge Kaiſer Ludwig's, die Pferde tadelt und behaupten will: dies ſeien keine altdeutſchen Schlachtroſſe, die Oppoſition mit der Gegenäußerung bei der Hand iſt: Schnorr hätte in ſeinem Dietrichs-Einzuge in der Nibelungenhalle Karrengäule gemalt, die ihm Monten verbeſſern müſſe, und Cornelius ſelbſt habe in der Glyptothek die Pferde von Heideck malen laſſen? — Und wirklich ſind Neher's Pferde voll Feuer und Leben, edel und ſtolz, und gern verzeiht man ihnen die arabiſche Abkunft und den Mangel jeder mittelalterlichen Schwerfälligkeit. — Kaulbach hat einen Carton vollendet, der zu dem Trefflichſten gehört, was die neuere Kunſt hervorgebracht. Der Gegenſtand iſt einer Sage entlehnt, nach welcher die

Leichen der in der Hunnenſchlacht vor Rom Gefallenen ſich Nachts in die Luft erheben, um dort mit demſelben Grimm wie am Tage, und als ob es noch etwas Anderm als dem Leben gälte, fortzukämpfen. Klenze, auf deſſen Veranlaſſung der Entwurf entſtand, beauftragt den Künſtler, ihn jetzt auch für ſeine Sammlung auszuführen. Es fragt ſich nun, ob die Academie auch an dieſem Werke unbedeutende Ausſtellungen machen werde.

Gewiß iſt, daß die Kunſt einen Rieſenſchritt gethan hat, woran im Anfange ſelbſt die Künſtler nicht zu glauben den Muth hatten; aber ebenſo iſt auch vorauszuſehen, daß jene kräftigen Jünglinge, die ſich ihr weiheten und nun ſchon ihre Meiſter zu überflügeln drohen, auf die Höhe des Lebens gelangt ſein werden, wenn längſt ſchon Alles geſchaffen iſt, was bis jetzt noch im Keime oder unvollendet daliegt. Wir werden vielleicht dann erſt große Künſtler haben, wenn die großen Arbeiten aufhören; und die Kaulbach, Neher, Gaſſen und Andere werden keine Nibelungen und Odyſſeen, keine Paläſte der Könige und der Kunſt, keine Gottestempel mehr zu malen haben. In zehn bis zwölf Jahren wird hier Alles gethan ſein.

Fern von dieſer großartigen Abhängigkeit lebt noch eine Menge von Malern in München, welche, dem Augenblicke huldigend, ſchafft, wozu ſie ſich angeregt fühlt, unbekümmert, ob es Anklang finden wird, und „den Gott in der Bruſt,“ ein freies, wenn gleich nicht immer glänzendes Leben führt. Hier begegnen wir nicht unbedeutenden Talenten. Es ſind die Genre- und Landſchaftmaler. Ich nenne vor Allen Peter Heß, einen der erſten Maler unſerer Zeit, der jetzt aus Griechenland zurückgekehrt, die Landung und den Empfang der Baiern und ihres Prinzen in Nauplia malt; und Rottmann, der ſo naturtreu und geiſtreich ſüdliche Gegenden mit ſaftigem Pinſel wiederzugeben weiß und jetzt mit dem Ausmalen der Bazararcaden beauftragt worden. Er befindet ſich in Griechenland, um für den neuen Bazar, eine Verlängerung des alten, griechiſche Gegenden aufzuſuchen. Dieſe beiden Künſtler haben ſich durch jene Aufgaben für lange Zeit ihrer Freiheit begeben.

Zu den bei den Kunſtdilettanten beliebteſten Malern dieſer Gattung iſt Chriſtian Morgenſtern zu rechnen. Er iſt aus Niederſachſen, ein Holſteiner, wie ich glaube, desungeachtet aber der münchener Schule ganz und gar beizuzählen. Er weiß den troſtloſeſten Gegenſtänden eine Seite abzugewinnen, ſo daß ſie das Gemüth ſanft erregen. Es iſt viel Sentimentalität in ſeinem Pinſel; Ruhe, ſtille Heiterkeit, Beſchwichtigung der Erdenleiden ſpricht aus ſeinen Bildern. Man möchte nicht eben ausrufen, wenn man ſie erblickt: „Hier iſt gut ſein, hier laß't uns Hütten bau'n!" aber man weilte gern einen Abend hier; auf jener Bank ließe ſich eine halbe Nacht verträumen, und die Stunde vor dem Sonnenaufgange wirkte dort erhebend, ſelbſt wenn man ſich dabei in einen Pelz hüllen müßte. Nur dieſer modernanregenden Behandlung hat der Maler es zu danken, daß man ſeinen endloſen Haideproſpecten, ſeinen Sumpfmooren und hohlen Bäumen, ſeinen Schilfvordergründen und Strohhütten ſolche Theilnahme ſchenkt. Es iſt ſicherlich nichts Schönes, was Morgenſtern malt, aber er malt es ſchön. Seine heitere Phantaſie gibt dem öden Meeresſtrande, der Sanddüne, dem Erlenſumpfe eine angenehme Färbung und wir denken dabei weder an Oſſian's Nebelgeſtalten noch an Erlkönige und andern Balladenſpuk, ſondern an die einfach reinlichen Häuschen der Lüneburger Haide, wo uns idylliſche Gaſtfreiheit erwartet, ſelbſt wenn wir ſie nicht auf dem Bilde bemerken. Denn Morgenſtern weiß zu gut, daß dieſe roth und weißen, einförmigen Wohngebäude ſeine Poeſie zerſtören würden, und bringt ſie daher nie in ſeinen Werken an. Seine Art zu malen iſt dabei großartig und eigenthümlich; ſeine ſehr ausgeführten, weiten Vorgründe ſind in dieſer Hinſicht Meiſterſtücke zu nennen. Ein alter Moorbruch mit den ſtarren Gräſern, den Waſſerpflanzen und der aufgeweichten Erde dazwiſchen, kann von keinem Maler wahrer und mit mehr Liebe behandelt werden. Und dieſer Charakter ſpricht ſich in allen ſeinen Werken aus. Er durchzieht die ſonnigen Thäler des Gebirgs und ſeinen Schritt hemmt der blaßgrüne Streif, der ſich rieſelnd über röthlichen Kies verbreitet, von magern Höhen eingeſäumt; an den lachenden Ufern des Bodenſee's feſſelt ihn der alte Thurm, deſſen Gemäuer grau und feucht auf dem Schlamme des Ufers ſteht, nicht emporſtrebend in die Luft, ſondern eher abwärts neigend zur Tiefe des Sees. Sein Thurm iſt kein „grauer Thurm am See," von dem eine Schauermähr ſich hinabſenkt, um den die Sage ihre Wundergeflechte ſpinnt; es iſt ein gutes Obdach für eine arme Fiſcherfrau, die darin ein Kind wiegt, oder Klöße einrührt für den heimkehrenden Mann. Wer möchte darin wohnen? aber wen zöge ſo etwas nicht an? Morgenſtern weiß uns mit ſeinen Landſchaften in eine behagliche Rührung zu verſetzen; wir werden nicht heftig angegriffen, aber ſtill bewegt. Er iſt der Maler der Damen, folglich auch der jungen Herren, kurz der eleganten Welt. Dieſem entſprechend iſt ſein Aeußeres. Sein großes, dunkles Auge verbindet den Ausdruck von Geiſt und Gemüth; er iſt einigen literariſchen Erſcheinungen des Vaterlandes nahe verwandt, deren Roman- oder Novellen-Figuren in ſeine Landſchaften hingehörten. Heine's Nordſeelieder ſind aber keine paſſende Melodien zu ſeinen Strand- und Dünenpoeſien.

Anpaſſender ſchienen dieſe zu den Werken eines andern Landſchafters, der zwar außerhalb Deutſchland geboren, dennoch aber zur münchener Schule gehört, indem er hier ſeine Studien machte und von hier aus ſeine Bilder zuerſt bekannt wurden. Dies iſt Fearnley, ein Norweger. Die großartige Natur ſeines Vaterlandes machte in frühеſter Zeit einen zu tiefen Eindruck auf ihn und nun trägt er das kräftig-nordiſche Element in alle ſeine Bilder hinein. Es iſt dies nicht unbedingt zu loben, beſonders da er ſich jetzt dem Süden zugewandt hat und Italien copirt. Aber das Schroffe, Starre, Schauerige, Nebelhafte kann man auch jetzt noch, bei aller Vorliebe für ihn, aus ſeinen Werken nicht fortläugnen. Es iſt nun eben ſeine Art ſo; es wäre einſeitig, wenn man verlangen wollte, er ſolle uns deshalb ſtets nur norwegiſche Gegenden in dieſer Manier malen. Dies wäre keine Forderung an einen Künſtler von Fearnley's Werth. Wenn der Gegenſtand mit Fearnley's Weiſe zuſammenſtimmt, ſo gibt es freilich einen unbeſchreiblich wunderbaren Einklang, wie ſich dies einmal in einem Gemälde fand, welches Kopenhagen vorſtellte. Am flachen Strande Seelands brach ſich das Meer, und fern, am grellrothen, ſturmdrohenden Horizonte zeichneten ſich dunkel die Thürme und Dächer der Stadt, wie ein Schattenriß. Ein kühner Wolkenzug ſchwebte, breite Schatten werfend, vorüber. Das war Nordland! Empfunden durch und durch, der Wind pfiff eiſig, man knöpfte den Rock bis hoch an den Hals zu, aber darunter wurde es glühwarm und heimlich wohl.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier alle verdiente Namen anzuführen, die in dieſem Augenblicke ſich damit beſchäftigen, Landſchaften zu malen. Bemerken muß ich aber, daß dies bei weitem der wichtigſte Kunſtzweig iſt, der ſich dort regt und dem ſehr bedeutende Talente ſich zugewendet haben. Nächſt ihnen ſind es die Genremaler, welche mit Glück arbeiten. — Einer der intereſſanteſten und geſchickteſten in dieſer Art iſt Folz, deſſen kräftige, ſicher begrenzte und charakteriſtiſche Perſönlichkeit aus allen ſeinen Bildern ohne langes Buchſtabiren herauszuleſen iſt; und ſein „Ritter und ſein Liebchen," ſein „Griechenmädchen auf der Wacht," ſeine Bilder aus Schiller's Werken im neuen Reſidenzſchloſſe ſind alle jenem Genre beizuzählen, das bei uns ſelten iſt und bei den Franzoſen mit ſo großer Vorliebe behandelt wird. Folz's Pinſel iſt markig, er liebt dabei die Farben; ſeine Bilder machen einen angenehmen Eindruck. Er war einſt ſo glücklich, eine Landſchaft zu erfinden, die ſich ganz herrlich zur Seite ſeiner lebendigen Figuren ausnimmt, voll poetiſchen Duftes und ſehr deutſch. Es iſt ein Fluß, der ſich zwiſchen Bergen hindurchdrängt, von Burgen umſäumt. Das Waſſer iſt abendlich golden, die Höhen violett; es webt eine heitere Ruhe um das Ganze. Man macht ihm den Vorwurf, dieſes Beiwerk ſei ſtereotyp bei ihm geworden, er wiſſe nichts Anderes zu erfinden. Ich fühle, wie natürlich es iſt, daß er es anbringt, wo es ihm zuläſſig ſcheint. Es ſpricht ſein inneres Weſen aus, es iſt ſein Stempel, den er dem Werke aufdrückt, ſein Monogramm. Folz iſt Uhland nahe verwandt. Uhland könnte nach ſeinen Gemälden dichten und Folz ſeine Gedichte malen.*)

Das Heer der Genremaler iſt Legion. Unſere Zeit iſt vorzugsweiſe dem Genrefache zugewendet, man hat es auch in die Literatur eingeführt und es wußte ſich auch hier beliebt zu machen. Unſere hiſtoriſchen Novelliſten gehören faſt alle dazu.

---

*) Später bewahrheitete ſich dieſer Ausſpruch durch Folzen's Gemälde: des Sängers Fluch.

Die Genremaler in München bewegen ſich ſehr gern in der Region des nahen Gebirgs, welches ſie jedoch nur ſelten über die Gerlos, den Brenner und Jauffen hinaus kennen lernen. Das Leben in den nördlichen Thälern Tirols, beſonders unter dem heitern, naiven Völkchen im Zillerthale, hat für die vielen Norddeutſchen den größten Reiz, die mit ihren Talenten dereinſt auf die reichen Börſen der Hanſeſtädter zu ſpeculiren hoffen dürfen. Dies hat denn auch wirklich eine ſolche Flut von Paſchern, Gebirgsſchützen, Kirchweihen, Gemſen, Felſen, Sturzbächen, Windbrüchen u. ſ. w. an die Ufer der Elbe, Weſer, Ocker und Leine angeſchwemmt, daß man ſich wol mit Recht darüber verwundert, wie dies immer noch Käufer findet bei der fortdauernden Thätigkeit der jungen Maler. Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die treue Copie, wie jenes Leben ſelbſt, auch bei dem Beſchauer Intereſſe hervorbringen kann; auf echten, höhern Kunſtwerth können dieſe Darſtellungen jedoch nur ſelten Anſpruch machen. Die Verfertiger denken indeß wol auch nicht daran. Es ſind gewöhnlich junge Leute, oft aus den ſandigen, flachen Gegenden Norddeutſchlands, die hier zum erſten Male die Poeſie der Berge empfinden und von dem heitern Sinne der Bewohner, die, in dieſen Gegenden nun ſeit Jahren an ſolche Beſuchen gewöhnt, ihnen eine willfährige Gaſtfreundſchaft widmen, vorzüglich angeſprochen werden. Ich habe ſolche Maler gefunden, die den ganzen Sommer über im Zillerthale lebten und ſich hier ſo wohl fühlten und keiner andern Gegenſtände für ihre Kunſt zu bedürfen vermeinten, als die zackigen Felſen, den Wald, die Luft, den Bach, die Hütte, den Stall, wie dies Alles eben dort ſich vorfindet, und den „Bua und ſein

Madl" in der grauen, plumpen Tracht, die für die Weiber ganz abſcheulich genannt werden muß. Die Köpfe und die Geſtalten ſind oft ſchön, das iſt nicht zu läugnen, da aber die auffallendſten darunter, ſeit Jahren ſchon, von den malenden Jünglingen gezeichnet worden ſind, und dann mit geringer Veränderung in irgend ein Bild hineinverlegt werden, ſo entſteht daraus eine Familienähnlichkeit der verſchiedenartigſten Gegenſtände, die bei dem ohnehin ſtets gleichen Hintergrund und der Monotonie der Farben nicht erfreulich wirkt. Der Eindruck iſt wie bei vielen noch jüngſt beliebten Novellen, wo die Figuren nur neue Namen erhielten und ſich ein wenig anders geberdeten, während alles Uebrige eine feſtſtehende Decoration bildete.

Der Bedarf ſcheint indeß noch groß zu ſein und für dieſen Bedarf muß geſorgt werden. Iſt es nun anders möglich, als daß junge Leute, die darauf hingewieſen ſind, von dem Verkaufe ihrer Arbeiten zu leben, ſich darum bemühen, gangbare Waare auf den Markt zu bringen? Dies aber führt in ein Reich, wo andere Herrſcher, als die hohe Kunſt allein, das Scepter führen. Das ſchnell erweckte Kunſttreiben und die Leidenſchaft eines Königs hat eine Liebhaberei angeregt, die, wie jede andere, vorübergehend ſein muß. Ob ernſtere Zeitläufte, Kriege, andere Intereſſen, auf gleiche Weiſe in Schutz genommen, einſt den Ueberdruß herbeiführen, kann nicht mit gleicher Beſtimmtheit angegeben werden. So viel iſt gewiß, daß das glänzende Beiſpiel einiger bevorzugten Talente, das Angenehme eines Künſtlerlebens, die Luſt, welche die meiſten Kinder am Zeichnen und Malen empfinden, eine ungeheure Menge zur Academie treibt und daß die Eltern, bei der ſchlechten Ausſicht beim Studiren, mit Vergnügen einwilligen, um der Verlegenheit in der Wahl eines Handwerks enthoben zu ſein. Für jetzt iſt noch immer für den Abſatz geſorgt; die Sache iſt zu neu, und es gibt noch leere Wände genug, die man zu behängen Luſt bezeigt.

Die Kunſtvereine tragen hinlänglich dazu bei, die Werke der Malerei zu vertreiben. Ob aber die Kunſt überhaupt dabei gewinne? Dieſe wichtige Frage wird nicht berückſichtigt, denn jene Vereine huldigen mehr der Induſtrie; doch haben ſie durch Schiedsrichter und dergleichen ſich mit der ſtrengern Göttin auf eine Weiſe abgefunden, daß ſie ihnen nicht eben gar zu ernſt zürnen kann. — Die Kunſtvereine ſind eine ſehr ſinnreiche Erfindung unſerer Zeit; ſie ſind — da nun einmal die Kunſt gerade jetzt und unter uns wieder belebt werden ſollte — eben ſo nothwendig wie der preußiſche Zollverein und jede andere zeitgemäße Einrichtung. Sie bilden den großen Abzugscanal, ohne welche die neue Kunſtwelt bald einem ſtehenden Sumpfe gleichen müßte, denn die Privatliebhabereien können bei unſern ärmlichen Mitteln wahrlich kein Leben fördern, und fänden ſich in Deutſchland Tauſende, die alle Tage ein anderes Bild in ihre Schnupftabaksdoſe ſchraubten, oder andere noble Paſſionen dieſer Art hätten. Was Einer jedoch nicht kann, vermögen Viele, und die Kunſtvereine leiſten, was frommt in dieſer Zeit, die ſo arm an Geld, als reich an Oelgemälden iſt. — Dies ſei hier ohne Spott geſagt.

Der Kunſtverein in München, alle Tage geöffnet, bildet eine immerwährende, wechſelnde Kunſtausſtellung; in ſeinem Locale zeigen die hieſigen Maler Alles, was ſie ſchaffen: Entwurf, Carton, Aquarell, Genre oder Hiſtorie, Landſchaft, Stillleben. kurz, was im Bereich dieſer Kunſt hier entſteht, wird im Kunſtverein geſehen.

Im Jahr 1823 trat er ins Leben und zählte bereits am letzten Jahresſchluſſe (1833) 1219 Theilnehmer, die ſich noch täglich vermehren. Unter ihnen ſind an 300 Künſtler und 950 Kunſtfreunde. Protector iſt der König, unter den Mitgliedern finden wir den König von Griechenland, die Kronprinzen von Preußen und Baiern und viele andere Prinzen und Herzöge. Es iſt hier der ſchönſte und glänzendſte Verein im Kreiſe der höhern Geſellſchaft, der nur eines weitern Locales bedürfte, um auch der angenehmſte zu ſein. Für den Ankauf von Kunſtgegenſtänden verwendete man in den zehn Jahren des nunmehrigen Beſtehens ungefähr 60,000 Gulden, wofür 18 plaſtiſche Kunſtgegenſtände, 400 Gemälde und mehre Handzeichnungen, Kupferſtiche und Lithographien angeſchafft wurden. Dieſe Wirkſamkeit vergrößert ſich nun ungemein, denn von den genannten Summen kommen 3 plaſtiſche Werke und 70 Gemälde für den bezahlten Betrag von ungefähr 9000 Gulden blos auf das letzte Jahr. Im nächſten iſt eine bei weitem größere Ausbeute mit Beſtimmtheit vorauszuſehen.

Auch fremde Maler ſenden ihre Werke auf dieſen Kunſtmarkt; beſonders hervorzuheben ſind Einige, die in Rom leben. An Maklern fehlt es hier nicht, welche das Geſchäft ganz merkantiliſch betreiben. Einer davon iſt Herr Volpiano, der gute Geſchäfte machen ſoll.

Dieſe einzeln hervorgehobenen Schilderungen mögen nun als Maßſtab dienen, wie belebt der münchener Kunſtmarkt iſt. Von dieſer Seite betrachtet, zeigt ſich das Treiben der Maler als eine eben ſo intereſſante, wie zeitgemäße Erſcheinung. Die Jünglinge, die hier nun aus allen Gegenden zuſammenkommen, ſtudiren und arbeiten größtentheils nach eigenthümlichen Richtungen und Zwecken. Der Eine will nach England und rechnet auf eine gute Ausbeute, wenn er die tiroler und baieriſchen Gebirgsſcenen hinbringt und dafür Pächterfamilien am Kamin, Volkswahlen, Bettlerhauſen unter den Bogen der Londonbrücke und Fuchsjagden eintauſcht. Ein Anderer zieht nach Spanien, um uns Fandangotänzer in alten mauriſchen Ruinen darzuſtellen, und ein Dritter will in Amerika die Originale der Cooper'ſchen Dichtungen aufſuchen, um ſie uns durch ſeine Kunſt näher zu bringen. Alles ſpeculirt und rechnet; Alles iſt betriebſam und will neben der Ehre auch noch Geld; es iſt eine große Induſtrieanſtalt, jedoch auch reizend für den Beſchauer, und nicht zu läugnen iſt es, daß wirklich etwas von Kunſt beigemiſcht ſei.

Dies iſt hier das eigentliche Leben in der Kunſt.

Die Kunſtperiode unter der jetzigen Regierung in Baiern wird in der Kunſtgeſchichte immer merkwürdig bleiben und ſichert dem Könige darin einen dauernden Namen.

In einer Zeit, die eigentlich unempfänglich für Gaben der Künſte iſt, verwirklicht ein Fürſt, der im vorgerückten Mannesalter den Thron beſteigt, alle glühenden Träume ſeiner Jugend. Freiwillige Entbehrungen legt er ſich auf, um bei beſchränkten Mitteln Tempel und Paläſte rund umher entſtehen zu ſehen und ſie mit Künſtlern zu beleben, die darin ihre Werke ebenfalls unter Mühen und Entbehrungen aller Art ſchaffen, um ein verloren gegangenes Eigenthum dem Menſchengeſchlechte wieder zurück zu erobern. Ob das Geſchlecht es ihnen Dank weiß, was kümmert es ſie! Ein Damm war ihr Beſtreben gewiß gegen hereindrohende Barbarei und ein Anhalt für kommende Generationen.

Die Welt der Medicäer iſt längſt untergegangen; nichts kann ſolche Erſcheinungen wieder heraufbeſchwören. Wer in München ſie ohne alle Mühe wieder gefunden zu haben vorgibt, iſt ein Schmeichler, der keinem Vernünftigen ohne Erröthen entgegenzutreten wagen darf, oder ein Unwiſſender, der dich nicht kennt, mittelalterliches Italien, mit deinen wunderbaren Menſchen, die in Religion und Kunſt ſo hineingewachſen waren, wie unſere Zeit in den Staatspapierhandel und die Dampfmaſchinen. Oder könnte es wirklich Jemand einfallen, jene überreichen, mächtigen Fürſten, die mit der Kunſt ihre Kronen umgaben, wie eine Braut den Juwelenkranz der Myrthenkrone beigeſellt, jene alten, bärtigen, ernſten Meiſter mit der Glut im Herzen und den tiefen Gedanken, ihre großen und erhabenen Werke, ihr oft ſtürmiſch bewegtes Leben endlich mit allem Dem zu vergleichen, was ich eben hier mit vollkommener Unbefangenheit anzudeuten bemüht geweſen bin?

Der Brillenſchleifer.

Brillenſchleifer und Artilleriſten flößen mir eine ganz eigene Art von Reſpect ein, die beiden größten Menſchen neuerer Zeit ſind aus ihnen hervorgegangen, der Rieſe Gedanke und der Rieſe That, Spinoza und Napoleon.

In München ſind die Brillenſchleifer berühmter geworden als die Artilleriſten; Frauenhofer kennt Jedermann, indeß Niemand nach dem Verfertiger des Feuerwerks auf der Octoberwieſe ſich erkundigen mag.

Zu dieſer Schilderung bringt mich aber eigentlich der Tod des berühmten Optikers Jecker in Paris. Ich kannte Jecker wohl, der ſich ſelbſt, den Pariſern zu Gefallen, Jekker zu nennen pflegte, obgleich er ein wackerer Schweizer war. Er hatte lange Jahre bei Ramsden in London ſeine Kunſt ſtudirt, und dieſe Miſchung von Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch prägte ſich ſchön in dem Aeußern des Mannes aus, und ließ ihn ſehr intereſſant erſcheinen. Mir ging es ſo mit ihm von dem Augenblicke an, daß wir uns auf der Diligence kennen lernten. Später beſuchte ich ihn in ſeinem ſchönen Hauſe des Boulevard du Temple, unweit des Ambigu-comique, das Jeder kennt, der in Paris war, an dem mit ellenlangen, goldenen Buchſtaben nichts zu leſen iſt, als das Wort: JECKER! — und Jeder weiß, was das ſagen will.

Glücklich das glänzende Talent, das auf dem Boulevard geboren wurde, oder dem das Schickſal dahin den Weg zeigte; es wohnt in ſchönen Häuſern, es ſieht ſich geſucht und geehrt, und hat nichts nöthig, als ſeinen Namen auf die Mauer zu ſchreiben, um jedem Vorübergehenden Bewunderung einzuflößen.

Es findet einen vortrefflichen, gemachten Weg, eine Eiſenbahn, eine Dampfmaſchine; Alles iſt bereit, es zu heben und zu fördern, die ganze Welt richtet ihre Blicke darauf hin, ein franzöſiſcher Journaliſt ſetzt die Poſaune an und Europa widerhallt den Ton um vieles verſtärkt.

O mein guter Riggl! und was iſt dein Loos? Wie wenig wird dein Name genannt, wenn du gleich ſchönen und häßlichen Augen Hülfe und Troſt ſpendeteſt! Und kennt man deinen Namen an den Ufern der Themſe oder der Seine, ſo war es die Gewinnſucht der Kaufleute, die ihn verbreitete. Riggl gilt ſo viel als vortrefflich im Bereiche der geſchliffenen Gläſer; man verlangt einen Riggl, wenn man geſonnen iſt, es auf zehn Guineen nicht anzuſehen. Was für einen Begriff macht ſich der Gentleman von der Wohnung des Optikers, von ſeinen Magazinen, wie freut er ſich in München, an der Quelle, in dieſem Vorrathe wählen zu können! Welch eine ſchöne Hoffnung in unſerm Zeitalter der geſchwächten Sehnerven!

Aber der Lohnbediente läßt ſich den Namen zweimal ſagen und will ſich erſt nach der Wohnung des Mannes erkundigen. Wie? ein ſo berühmter Mann? un magazin d'Optique de première qualité? Es iſt unglaublich — und doch iſt es ſo. Nur durch Zufall gelang es mir, mich im eigentlichen Sinne zu ihm hinzutappen; ſeine Gläſer findet man überall, und Viele kaufen ſelbſt in München Niggl's, ohne zu wiſſen, daß der Mann im kleinen Häuschen hinter der Kreuzkirche wohnt, ohne zu wiſſen, wie er lebt und welche Freude man ihm mit einem Zwanzigkreuzerſtück machen kann! Es lohnt der Mühe, in Deutſchland ein berühmter Mann zu ſein!

Daran iſt aber nur der deutſche Charakter ſchuld. Das will und mag ſich nicht hervorthun — Beſcheidenheit — ſtilles Verdienſt — Eigenſinn — einige Trägheit — ein Jünglings-Erröthen bei öffentlichem Lobe — Genügſamkeit vor Allem; o, die Ideen! — Der engliſche Optiker an der Börſe in Hamburg bekommt ſeinen Niggl über London, den der Handelsmann in München dahin ſchickte, und der reiche Hamburger bezahlt ihn mit zweihundert Mark und glaubt, Niggl throne inmitten der City, der indeß im Häuschen hinter der Kreuzkirche im niedrigen Stübchen daſitzt und ſchleift und hungert und friert. — Was nützt nun Niggl ſeine deutſche Beſcheidenheit, ſeine freiwillige Entſagung, ſeine Zurückgezogenheit, er iſt dennoch, wider ſeinen Willen, berühmt worden, wenn er auch keine Früchte davon pflückt.

Wir wollen ihn hier näher kennen lernen. Joſeph Niggl ging aus dem Frauenhofer'ſchen Inſtitute hervor und etablirte ſich in München. Ohne Vermögen ward es ihm ſehr ſchwer ſich fortzubringen, und er war bald genöthigt, Leute zu ſuchen, die ihm kleine Vorſchüſſe leiſteten, welche er dann mit ſeinen geſchliffenen Gläſern zurückerſtattete. Er war im Verhältniß, als einheimiſcher, armer Brillenſchleifer, nicht wohlfeil, die Leute ſagten es ihm einmal über das andere und der ängſtliche Mann glaubte in der That zu viel zu fordern. Seine Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, die ihr nur langſam eine Arbeit vollenden ließen, die harten Zinſen, die ihm vom geliehenen Capitale abgezogen wurden, verhinderten ihn aber wohlfeiler zu ſein, wenn er auch nur den kümmerlichſten Unterhalt dabei finden wollte.

Seine ganze Zeit widmete er der mechaniſchen Arbeit und der Wiſſenſchaft, mit geringen Hülfsmitteln gelang es ſeinem unſäglichen Fleiße, das Vollendetſte zu leiſten, und da ſeine Ehrlichkeit ſo weit ging, jedes Glas, das nicht — nach ſeiner Meinung — den höchſten Grad möglicher Vollkommenheit erlangt hatte, zu verwerfen und nie mit ſeinem Namen zu bezeichnen, ſo kam nur Ausgezeichnetes von ihm in den Handel. So wurde ſeine Arbeit bald geſucht, wenn er gleich keinen Vortheil davon zog; ſo blieb er arm und wurde alt, und wenn er ſelbſt einmal blind ſein wird, wenn keines ſeiner trefflichen Gläſer ihm mehr helfen kann, dann wird er wahrſcheinlich in einem noch ſchlechteren Winkel Münchens, als den er jetzt bewohnt, verhungern müſſen.

Das erſte Mal ſah ich ihn in einem Galanterieladen. Ein kleiner, grauer Mann, ſehr dürftig angezogen, gebeugt, mit niedergeſchlagenen Blicken. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging auf und ab, ohne meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, bis daß der Herr des Ladens ihn ziemlich barſch anfuhr:

„Was treiben Sie hier den ganzen Vormittag, Nagl? Wär's nicht geſcheiter, Sie gingen nach Hauſe und arbeiteten?“

Der Mann blieb nun ſtehen, hob die Blicke ſchwer und ſeufzte ganz leiſe.

„Nicht wahr? Sie brauchen Geld,“ fragte der Andere.

Der Mann nickte ernſt und ſenkte den Blick ſogleich wieder.

„Wie viel wollen Sie?“

Der Mann hob fünf Finger in die Höhe, ohne den Blick zu heben.

„Drei ſind auch genug für heute,“ ſprach der Inhaber des Ladens, und während er das Geld aus ſeinem Beutel nahm, fügte er noch hinzu: „wann aber bekomm' ich mein Glas?“

Der Mann empfing drei Zwanzigkreuzerſtücke und ging, ohne Antwort zu geben, aus der Thüre.

„Ein Taubſtummer?“ fragte ich.

„Keineswegs,“ erwiderte der Kaufmann, „es iſt der Optiker Riggl, er ſpricht nicht gern und man hört nur ſelten ein Wort von ihm. Es iſt ein armer Teufel, aber er will es nicht beſſer haben. Ein Sonderling wie Keiner! An Beſtellungen fehlt es ihm nicht, da er jedoch Alles ſelbſt verfertigt und keinen Geſellen hält, überdies nicht fleißig und oftmals krank iſt, ſo können Sie wol denken, daß nichts vorwärts geht. Ein Jumelle-Glas, nach einer neuen, von ihm erfundenen Einrichtung, habe ich ſchon ſeit einem halben Jahre bei ihm beſtellt und kann es nicht erhalten, obgleich ich ihm ſchon an die dreißig Gulden darauf vorgeſtreckt habe, immer zu drei bis fünf Zwanzigern, wie Sie eben ſahen. In London bekomme ich freilich hundertfünfzig Gulden dafür.“

Jetzt ſpielte ich den Stummen, blickte zu Boden und ſeufzte tief.

„Sie glauben nicht, was er für ein Narr iſt,“ fuhr mein jovialer Ladenbeſitzer fort, „neulich empfange ich einen Brief mit Geld für ihn. Ich laſſe ihn rufen, um ihm denſelben einzuhändigen. Gleichgültig öffnet er den ſchweren Brief und eben ſo gleichgültig faltet er ihn zuſammen, nachdem er ihn geleſen, fordert er Papier und Feder, ſchreibt einige Zeilen, ſiegelt das Geld hinein und bittet mich, es auf die Poſt zu ſchicken. Es waren zehn Louisd'or, die ihm Graf S. ſandte, der ein von ihm erkauftes Glas zerbrochen hatte und ein neues verlangte. Niggl ſchrieb ihm kurz, er habe keines fertig und es ſei ihm jetzt nicht möglich, krank, wie er ſei, in den kurzen Wintertagen, bei den ſchon eingegangenen Verbindlichkeiten, ein ähnliches zu verfertigen. Was ſagen Sie dazu? Da haben Sie den ganzen Mann."

„Den muß ich kennen lernen," ſagte ich ſchnell, „ſchon längſt wünſche ich mir ein Glas von ihm, und da gehe ich denn lieber zu ihm ſelbſt, anſtatt es von Ihnen zu kaufen."

Der Kaufmann lächelte: „Sie werden wenig von ihm erfahren, Sie haben ſchon geſehen, wie er es macht. Er ſpricht nicht und iſt von einer Grobheit, die ſich nicht beſchreiben läßt. Die vornehmſten Leute läßt er es fühlen, daß er der Niggl ſei. Ja, ja, er iſt ſtolz! Und was kümmert's ihn, wer zu ihm kommt? Was liegt ihm daran, ob er Geld verdient oder keines? Hat er ſein einziges Bedürfniß befriedigt, und das kann er leicht, ſo iſt er kalt gegen alle übrigen Neigungen der Welt. Und dieſes Bedürfniß iſt Tabak. Dies iſt auch das einzige Mittel, ihn zur Beendigung einer Arbeit zu bringen. Geht ihm einmal der Tabak aus — kommt es ſo weit, daß er ſeine leere Doſe zeigt — ſo darf man ihn nur ein wenig zappeln laſſen und er arbeitet ſicher Tag und Nacht. Ohne warme Suppe bringt er oft Wochen hin, ohne Schnupftabak keinen halben Tag."

„Und den armen Mann laſſen Sie zappeln?" rief ich entrüſtet, nahm meinen Hut und verließ den Laden.

Nachmittags, deſſelben Tages, konnte man mich von Haus zu Haus in der Gegend der Kreuzkirche wandern ſehen, um die Wohnung des berühmteſten Optikers des Continents aufzuſuchen

Kein Schild, kein Name leitete mich; die Nachbarſchaft wußte mir keine Auskunft zu geben. So trat ich auf gut Glück in die kleinſten Häuſer, tappte manche finſtere Stiege hinauf, öffnete viele Thüren, die Armuth und Elend genug verſchloſſen, bis mich endlich der Zufall, der gefällige Gott, an eine Thür führte, woran ein Zettel geheftet war, auf dem ſchön und deutlich, in deutſcher Schrift, zu leſen war:

„Joſeph Riggl, Optiker.“

Ich ſchellte; ein altes Weib machte auf. Es war Riggl's Köchin, wie ſie mir ſpäter ſelbſt ſagte. Ein Blick in die Küche, die offen ſtand, zeigte mir aber, daß ſie hier nur ſelten in den Fall kommen müſſe, ihre Kunſt zu üben. Alles war aufgeräumt, das wenige, ärmliche Geräthe ſtand oder hing an ſeinem Platze und der rothe Herd zeigte auch nicht die leiſeſte Spur des Feuers. Weder Aſche, noch angebranntes Holz erblickte man, und Beides wäre mir ſehr wohlthätig hier erſchienen.

Ich trat in die Stube; ſie war klein, niedrig, kalt. Es war im November.

Auf dem einzigen vorhandenen Stuhle ſaß der Mann, den ich ſuchte, am Ofen, vor ihm ein Tiſchchen mit Büchern, Brillengläſern und einigen Inſtrumenten. Er war eben ſo gekleidet wie am Vormittage, die einzige Bequemlichkeit beſtand in einem Paar Pantoffeln, in München „Tappen“ genannt. Er erkannte mich nicht wieder, worüber ich mich nicht verwunderte, da er im Laden die Augen faſt gar nicht aufgeſchlagen hatte. Mein Beſuch ſchien ihn angenehm zu befremden, weil nur ſelten wol Leute zu ihm kamen, um von ihm ſelbſt zu kaufen.

Ich ſagte ihm meinen Fall. Er führte mich zum Fenſter und blickte mir ſcharf und lange in die Augen. Hierauf fragte er mich um Beſchaffenheit und Eigenheiten meiner

Sehwerkzeuge mit großer Umſtändlichkeit, und als ich ihm bemerkte, er ſei ein ganzer Augenarzt, lächelte er und ſprach: „ein halber wol.“

Er ging in eine anſtoßende Kammer; die Köchin blieb gegenwärtig und ein kleiner Junge mit bloßen Füßen, der mittlerweile mit einem Kruge Waſſer hereingekommen war und ſich zum Ofen geſetzt hatte. Es war Riggl's Schüler.

Ich öffnete einige Bücher, deren eine ziemliche Anzahl im Zimmer umherlag. Es war Berzelius und einige andere chemiſche und mathematiſche Werke. An der breiteſten Wand hing ein Kalender, am Fenſter, wie es herkömmlich iſt, der Vogel, im Winkel am Ofen ſaß die Katze neben dem Schüler, ein Spiegel war nicht vorhanden; die Möbel beſtanden in einer Bank, einem Tiſch und Riggl's Stuhl. Man tadle meine Genauigkeit nicht, an einem berühmten Manne intereſſirt Alles.

Er trat, mit einem Schächtelchen von Pappe unter dem Arme, wieder zu mir heraus. Es waren Brillengläſer darin, zwei davon hielt er zwiſchen den Fingern. Er öffnete ein Buch und ich mußte ihm vorleſen, indem ich durch die Gläſer ſah, die er vor meine Augen hielt. So probirte er es mit mehren, dann überreichte er mir zwei und ſagte in ſeiner baieriſchen Mundart:

„Dä taug'n Ihn'; 's Geſtell können's bei 'n Paccane oder überall dazu kauf'n. Denn meine heißen nit viel und für ſo ein'n Herrn ſchon gar nit.“

Als ich ihm ſagte, daß ich meine ganze Brille bei ihm kaufen wollte und er mir ſowol Geſtell als Futteral dazu liefern möchte, da brachte er Beides plump und grob herbei und meinte, er ſei eben nicht darauf eingerichtet, und riethe mir ab, dies bei ihm zu nehmen. Da ich darauf beſtand, bat er mich, andern Tages wiederzukommen, er wolle bis dahin die Gläſer einſetzen.

Mir lag aber daran, ihn heute ſchon in Beſitz des Geldes dafür zu wiſſen, da ich Zeuge geweſen war, wie der hartherzige Kaufmann ihm Vormittags zwei Zwanziger von ſeiner kleinen Forderung abgebrochen hatte.

Ich legte ihm das verlangte Geld auf den Tiſch und ſagte ihm, daß ich am andern Tage meine Brille abholen würde; er nahm dieſe Vorausbezahlung ohne ein Wort zu erwidern hin, aber die Köchin ſtand ſeitwärts, heiter zuſchauend, wie ſie die Kronenthaler auf dem kleinen Tiſch des Meiſters liegen ſah, die dieſer gleichgültig liegen ließ, ohne ſie einzuſtreichen.

Ich verließ meinen Mann. Als ich die Brille abzuholen kam, war er ausgegangen und die Köchin händigte ſie mir ein.

Die plumpe, unanſehnliche Brille, welche ich jetzt noch trage, und die mir treffliche Dienſte leiſtet, iſt ein echter Rigal, ſo echt wie Alle, die in London und Paris dafür verkauft werden und wodurch die ſchönſte und eleganteſte Welt nunmehr die Etoiles betrachtet. — Sie iſt mir werth, meine Brille!

Und doppelt iſt ſie mir's, weil ſie mir einen echten deutſchen Charakter vergegenwärtigt.

O, die oberflächlichen Franzoſen, die uns zu kennen glauben und heut zu Tage ſo viel über uns faſeln! Der Deutſche ſei pensif, rêveur, philosophe, meinen ſie, aber Alles nur nach der Bedeutung, die ſie jenen Worten einräumen, wenn ſie ſich überhaupt etwas bei ſolchem Urtheile denken mögen. Kämen ſie doch einmal nur nach Deutſchland und lernten unſere Originale kennen und beſäßen dabei ſo viel deutſches Gemüth, ſie ganz zu verſtehen. Mein heiterer Janin! Du

Allerweltskritiker! Weißt Du, was pensif, reveur, philoſophe bedeutet? Komme nach München und ſieh' den Mann, der die Operngläſer ſchliff, wozu Dein Dereras Dir im Palais-Royal die koſtbare Hülle von Gold und Türkiſſen fabricirte, und Du könnteſt eine Ahnung davon haben. Und findeſt Du Gefallen daran, ſo ſuche weiter, wir haben mehr von der Gattung aufzuweiſen.

Kneipen.

Kneipen findet man nur in Deutſchland. Alles in dieſer Art, was andere Länder aufzuweiſen haben, iſt entweder ekelerregend, abenteuerlich, ſchauerig oder gefahrdrohend und kann mit jenen traulichen, gemüthlichen Verſammlungsorten in unſerm Vaterlande nicht wohl verglichen werden. Vorzugsweiſe haben nun wieder jene Provinzen, wo Bier getrunken wird, die liebenswürdigſten Kneipen, und München mag wol mit den ſeinigen den erſten Rang einnehmen.

Aber es weiß dies auch, und nicht ohne Selbſtgefühl lächelt der Münchener in der Fremde, wenn er ſein breites Geſicht in dem großen Spiegel der Kaffeehäuſer betrachtet, und denkt bei ſich: „Daheim — ja, daheim! Beim Stern, oder beim Süß, oder im grünen Baum! Ja, daheim!“

Wir wollen die drei genannten der Reihe nach muſtern, und wenn meine Phantaſie auch nicht auslangt, eine lebendige Beſchreibung dieſer Orte zu entwerfen, ſo wird mein guter Wille und die Sorgfältigkeit meiner Studien mir dennoch nützlich dabei ſein können.

Zuerſt beim Sterz!*) Was denken ſich meine Leſer darunter? — Es iſt ein Kaffeehaus — nicht wahr? Zeitungen, Chocolade, Kuchen — oder Tabak, Wein, Bier, viele Gäſte, Geſchrei, Kellner? Wer kennt das nicht? C'est partout comme chez nous!

Folgen Sie mir gefälligſt und Sie werden immer mehr finden, daß München ſeine Eigenthümlichkeit hat.

Sehen Sie hier das große Haus mit dem Frescobilde an der Fronte, von Aſam oder einem andern baieriſchen Raphael der Vorzeit gemalt. Es iſt der nächſte Nachbar der königlichen Reſidenz. In dieſem ſtattlichen Gebäude ſind gewiß viele große Zimmer, hoch, luftig, mit hellen Fenſtern; aber das kleinſte, niedrigſte, räucherigſte, mit einem trüben, ſchmutzigen Fenſter, im Erdgeſchoſſe, iſt das Zimmer, wo der ſehr freundliche Eigenthümer des großen Hauſes ſeine Freunde empfängt. Er ſelbſt ſitzt am obern Ende eines ſchmalen Tiſches, der faſt den ganzen Raum ausfüllt, und ſeine Stammgäſte und beſten Freunde ſitzen ihm zur Seite. Sind acht zugegen, ſo ſchreit Alles über zu üppige Bequemlichkeit; kommen zehn, ſo iſt man ſehr gedrängt beiſammen; erſcheint Einer mehr und iſt keiner der Anweſenden geſonnen, ihn auf den Schoos zu nehmen, oder ſich zu entfernen, ſo wird er von der Pforte abgewieſen. Hier geht es freundlich und heiter zu. Muß ich nun wol erſt noch ſagen, daß das Bier vortrefflich iſt? daß der Kalbbraten ſeines Gleichen ſucht? Was wäre ſonſt im Stande, die Gäſte herbeizuziehen? Was? das Local! — Man lache nur immerhin darüber! Unternähme es einmal Jemand hier ein Café d'Orléans zu errichten, er würde bald auf die Sandbank gerathen.

---

*) Das Haus wurde niedergeriſſen, um der neuerbauten Feldherrenhalle Platz zu machen.

Beim Süß iſt die Stube ungefähr noch einmal ſo lang, aber der Raum iſt dennoch beſchränkter. Längs der Wände laufen Bänke und die Stellung der Tiſche iſt ſo genau berechnet, daß wol an funfzig Perſonen hier ihr Unterkommen finden. Das Bier iſt im höchſten Grade bei den Trinkern beliebt und der Ort wird im zärtlichen Tone nur „das Häuſel“ genannt. Studenten, Muſiker, Maler, Beamte, Offiziere finden ſich hier; Jung und Alt, bedeutende und unbedeutende Perſonen in der Geſellſchaft.

Der Kalbsbraten, obgleich in hohem Grade vortrefflich, iſt hier doch um ein Bedeutendes theurer, d. h. die halben Portionen ſind etwas kleiner wie an andern Orten. Deshalb bringen viele Gäſte ein Stückchen Käſe, eine Wurſt, oder „was Geſelchtes“ (geräuchertes Schweinefleiſch) in der Taſche mit, ziehen ein Meſſer hervor und eſſen es gleich vom grauen Löſchpapier, worein ſie es gewickelt haben. Man glaube jedoch nicht, daß das „mauvais genre“ ſei. Das darf ein Jeder thun, das wirft keinen übeln Schein auf einen ſonſt guten Namen.

Ich ſaß manchmal ſtundenlang in dem Raume, und neben mir wurde dann und wann eine ſchneidende Hand ſichtbar und der Duft von friſchem „Geſelchtem“ drang mir in die Naſe, ohne daß ich noch die Perſon entdecken konnte, die ſich damit beſchäftigte, ſo dick war nämlich der Tabaksrauch, der mich und alle Gegenſtände ringsumher einſchloß. Endlich erkannte ich irgend einen Freund in Amt und Würden an dem Siegelringe auf dem Finger, der die Schnitte vom Tiſche in das Tabaksgewölke hob, oder irgend eine bekannte Naſe oder ſonſtiges befreundetes Glied tauchte aus dem Nebel hervor, und wir freuten uns dann, ganz unbewußter Weiſe den langen Abend ſchon uns ſo nahe geweſen zu ſein. Bei Suß iſt es wahrhaftig recht ſchön! Wer nach München kommt, ſollte nicht verſäumen, dieſe Kneipe kennen zu lernen. Sie liegt am Ende der Windenmachergaſſe, recht im Mittelpunkte der Stadt, und wurde bisher von den Fremden viel zu wenig gewürdigt.

Was nun aber noch vorzüglich den Reiz dieſer Orte erhöht, ſind die Kellnerinnen. Was ſind Kellnerinnen? Griſetten? halb und halb — ihrer Function nach — aber eine Griſette ins Deutſche, ins Altbaieriſche überſetzt. Keine andere Stadt in Deutſchland hat ſie, am wenigſten Bremen, wohin ſie der unwiſſende Balzac verſetzt. Bremen, dieſes bigotte, reinliche, ehrenwerthe, neblige, ſtille! Dort weiß man nichts von dieſen ſinnlichen, ehrlichen, gutmüthigen, heitern, freien, ungenirten, liebevollen, ergebenen Weſen! Man iſt und trinkt dort vortrefflich, ſolid, ſyſtematiſch — ſonſt nichts. Aber die Kellnerinnen in München beſitzen Bildung und Menſchenkenntniß. Für das Erſte zeugt, daß ſie Saphir's Schriften und die Landbötin leſen, für das Zweite die Art und Weiſe, wie ſie mit den Gäſten umgehen.

„Ich wünſche Ihnen einen recht vergnügten Abend,“ iſt die gewöhnliche, kürzeſte Anrede, die ſie für ganz unintereſſante, wildfremde Leute ſtets in Petto haben. Sagt man, daß man ein Glas Bier wünſche, und fügt „ſchönes Kind“ hinzu, ſo erwidert die Kellnerin gleich: „Ja, wer ſo ſchön wäre, wie Sie, mein ſchöner Herr!“ und lächelt oder lacht dabei. Iſt man eitel, ſo kann man das für ein Compliment nehmen. Bringt ſie das Bier hochſchäumend im Glaſe, ſo fragt ſie: „Schaffen's a Brot a?“ und bejaht man dieß, ſo wirft ſie das Brot, das ſie ſchon in der Hand hatte, auf den daſtehenden Teller und geht fort, damit es nicht beißen ſoll, ſie dränge ſich den Gäſten auf. Geht man weg, ſo ruft ſie einem Jeden nach: „Ich wünſch einen recht vergnügten Abend, kommen's bald wieder, erzeigen uns ferners die Ehr'!“

Dieſe Aufnahme erfährt ein Jeder; der eiſige Ruſſe vom Pol, der neugierige Britte, der die Welt durchzieht, der ſpöttiſche Franzoſe, der ſich über unſere Sitten ſo gern aufhält. Was hat aber der Glückliche zu gewärtigen, der zwiſchen Lech und Donau zuerſt das Licht der Welt erblickte, oder deſſen Wiege nicht weit von der Iſar geſtanden, oder der zur Taufe in die St. Peters- oder Frauenkirche getragen wurde! Welche ungeahnete Freuden entfalten ſich für ihn, welche Aufmerkſamkeit ohne Grenzen, welche Bedienung, welche Höflichkeit, welche holdſelige Redensarten!

Die münchener Kellnerinnen ſind ein ſchöner Menſchenſchlag von 16 bis 30 Jahren. Aelter werden ſie nur ſelten angetroffen. Junge Jahrgänge werden beſonders geliebt. In ihrer Kleidung lieben ſie die hellen Farben, ſie iſt nach der üblichen Mode zugeſchnitten. Das Riegelhäubchen darf nicht fehlen. Aus alten Kellnerinnen werden oft Kaffeewirthinnen oder Haushälterinnen bei Hageſtolzen gemacht. Im erſtern Falle bewahrten ſie ihre frühere Liebenswürdigkeit, im letztern ſollen ſie ihren Charakter verändern.

Dies aber iſt die kurzgefaßte Naturgeſchichte der münchener Kellnerin.

Sehr freundliche Exemplare davon trifft man im „grünen Baum,“ einem kleinen Häuschen am Strande der grünen, raſch dahinſtrömenden Iſar, wo die Flöße nach Wien abgehen und von wo man jetzt zu Waſſer nach den Mündungen der Donau reiſen kann. Dies wird dem

„grünen Baum“ jedoch weder an Reiz noch an Celebrität einen Zuwachs zu verleihen im Stande ſein. Die Zimmer ſind hier eben ſo klein und niedrig, wie in den früher geſchilderten Kneipen, aber das Bier iſt noch beſſer, kräftiger friſcher und der Zudrang ſo außerordentlich, daß man nur mit Mühe Platz erhalten kann.

Die Wirthin zum „grünen Baum“ hat ein ſehr geſundes Urtheil, aber es iſt etwas einſeitig, weil ſie nur jene Novelliſten kennt, die Bier bei ihr getrunken haben. Um die andern kümmert ſie ſich gar nicht. „Der Herr muß wol noch niemalen nicht nacher München gekommen ſein,“ ſagt ſie etwas geziert, wenn man ihr von dieſer oder jener Erſcheinung in der ſchönen Literatur ſpricht, deren Verfaſſer ihr nicht perſönlich bekannt wurde. Ich verdanke es dem „grünen Baum“ allein, daß ich dieſſeit der Iſar eine gefühlvolle Leſerin gefunden habe.

Der „Duſchl-Keller iſt ein Ort, der — wenn er auch nicht eben nach mohamedaniſchen Begriffen — ein Paradies genannt werden kann, doch nach münchener Begriffen nicht ſehr davon verſchieden ſein wird. Hier ſind einige reinliche Zimmer mit langen Tiſchen und Bänken; in der Küche praſſelt ſtets ein flackerndes Feuer, die Hühner drehen ſich am Spieß und das Bier iſt excellent.

Im vergangenen Herbſte brachte ich einen Abend dort zu.

Unweit von mir ſaßen einige Jünglinge in moderner Kleidung, mit auffallend gelben Geſichtern, ſchwarzen Bärten und ſtruppigen Haaren. Ich hielt ſie anfänglich für Griechen; ihre Sprache und der ſlaviſche Schnitt der Naſe und Augen zeigten mir bald, daß ſie aus den türkiſchen Fürſtenthümern waren. Einige Bürger, die an demſelben Tiſche getrunken hatten, ſtanden auf, und da Jene ſich nunmehr etwas weiter und bequemer auseinanderrückten, hatte ich nichts zu thun, als mich ein wenig zu nähern, um von ihnen bemerkt und ins Geſpräch gezogen zu werden, das ſie jetzt Franzöſiſch und Italieniſch fortführten.

Die Wallachen ſtehen hier nicht im beſten Rufe. Man hält ſie für roh und wild und erzählt von ihren weit verbreiteten Händeln. Mit Piſtolen wiſſen ſie übrigens ſehr geſchickt umzugehen, und beleidigen laſſen ſie ſich nicht, ohne ſich ſogleich dafür zu rächen. Das wird ihnen nun hie und da übel genommen. Meine neue Bekanntſchaft an dem Tiſche des Duſchl-Kellers zeigte jedoch die friedlichſten Geſinnungen; und wir wurden bald vertrauter.

Sie waren von vornehmen Geſchlechtern, ein Paar Bojaren darunter. Ihre Art und Weiſe, ſowie ihre Unterhaltung erinnerten mich an einige Ruſſen, deren Bekanntſchaft ich in frühern Jahren gemacht hatte. Dieſelbe Sucht, ſich modiſch zu kleiden, dieſelbe Eitelkeit auf körperliche Schönheit, dieſelbe wilde Grazie im Benehmen, dieſelbe Sinnlichkeit. Es wurde viel von verliebten Abenteuern und von Pferden geſprochen; auch legten Einige Proben ihrer Stärke ab.

Unter Anderm riß ein junger, ſchmächtiger Menſch ein ganzes Spiel Karten auf einmal mitten entzwei und rollte mehre Zinnteller zuſammen, ohne ſich im geringſten dabei anzuſtrengen. Es wurde laut geſprochen und viel gelacht. Die eigentlichen Griechen ſind ſchüchterner. Sie ſprechen leiſe und lachen heimlich, nur wie verſtohlen. Auch ſind ſie viel ſüßlicher und zärtlicher in der Freundſchaft. Bei den Wallachen erſcheint Alles ſtürmiſcher.

Einer von ihnen hatte eine ſchöne Stimme und ſang im Nachhauſegehen einige Lieder, deren Melodie ſehr klagend und weich klang. Er überſetzte ſie dann und ich fand, daß die Worte, obgleich ſie ſich ſehr gut zur Melodie ſingen ließen, doch nicht recht dazu paßten. Sie waren wild und ſchauerig. Ich gebe ſie hier, ohne von dem Meinigen etwas hinzuzuthun. Zierliche Verſe und Reime hätten ihre ergreifende Einfachheit zerſtört.

1.

In Croatien lebt' ein Ban,
Rechts erblindet, links nicht hörend;
Rechts ſieht er des Volkes Elend,
Links hört er Gebrechen an.
Reiche wurden angeklagt,
Angeklagte wurden hingerichtet;
So auch Woiwod' Jambolich,
Und Humanai-Bei, die Reichen,
Weil er ihre Schätze wollte.
Beide ſtarben Henkerstod. —
Da erzürnte drob der Himmel
Und er ſendet ihre Geiſter
Zu des alten Banes Lager.
Humanai und Jambolich
Stehen nächtlich, ſtieren Blickes,
Zu den Füßen ſeines Bettes.
Und zur Stunde, wenn die Sterne
Bleichen und der Morgen dämmert —
Schrecklich iſt es zu berichten! —
Neigen wie zum Hohne ſich die Geiſter,
Grüßend ihren Mörder — und die Köpfe
Fallen hin, dumpfrollend auf den Teppich. —
Nacht war's, kalte Winternacht:
Sprach der Eine von den Geiſtern:
„Siehſt, wie lang wir Dich ſchon grüßen,

Gibſt den Gruß uns nie zurück!“
Und der Ban erhob ſich bleich und bebend;
Und als er ſich beugte wie zum Gruße,
Fiel ſein Haupt, hinrollend auf den Teppich.

II.

Zu mir, alter, weißer Adler!
Ich bin Gabriel Hazol,
Der Dich ätzte mit Pandurenfleiſche,
Die mir immer arge Feinde waren.
Nun bin ich verwundet — werde ſterben —
Doch bevor Du Deiner Brut
Bringſt mein ſtarkes Herz zur Atzung,
Leiſte mir den letzten Liebesdienſt.
Nimm den Waidſack in die Krallen,
Trag' ihn hin zu meinem Bruder,
Auf daß er mich räche!
Drinnen ſtecken zwölf Patronen,
Zwölf Panduren ſiehſt Du todt;
Doch es kamen Dreizehn; Betzal
War dabei, der Feige;
Rücklings hieb er mich zuſammen.
Auch dies Tuch nimm in die Krallen,
Weiß und fein und ſchön geſtickt,
Bring's zur ſchönen Khava, Adler!
Daß ſie ihre Thränen damit trockne. —
Und der Adler ſchwang ſich auf und brachte
Zu dem Bruder hin den Waidſack,
Und er fand ihn ſchwer berauſcht von Branntwein,
Und das feine Tuch bringt er zur Khava —
Doch die ſchöne Dirne freite Betzal.

Der Schluß des erſten Liedes macht gewiß einen höchſt ſchaurigen Eindruck, und das Teſtament, das der tapfere

Krieger in die Krallen ſeines Adlers niederlegt, iſt groß und rührend zugleich. Charakteriſtiſch ſind beide.

Und wer ſie nun erſt ſingen hörte, von meinem ſchönen, gelben Jünglinge, wie wir über den Gaſteig hinſchlenderten, zu unſern Füßen die Iſar brauſend und ſchäumend, am jenſeitigen Ufer der ſchweigende, dunkle engliſche Garten, am Himmel der Mond, uns zur rechten die Häuſer von Haidhauſen, wo die weißen Statuen im Garten des Steinmetzen Nipfel, vom Mondſchein beleuchtet, faſt ein geſpenſtiſches Anſehen erhielten. Sie grüßten aber nicht und verloren auch nicht die Köpfe, und wir hatten alle gerade ſo viel getrunken, um ſie auch nicht zu verlieren.

Das Octoberfeſt und die griechiſche Botſchaft.

(1832.)

In unſerm Vaterlande ſind eigentliche Volksfeſte ſelten. Die Zeit der Weinleſe, den ſogenannten „Herbſt“ am Rhein und in Schwaben, kann man nicht wol dazu zählen. Der Himmel läßt den Wein reif werden, das Volk trinkt ſich einen Rauſch und verpufft einiges Pulver dabei — das iſt Alles. In Hamburg iſt das Waiſengrün, ſeiner Intention nach, ein ſchönes Feſt. Es gewährt einen eigenen Anblick, wenn die mit Kränzen geſchmückten Waiſenkinder durch die alte Stadt herumziehen und überall, noch ehe der Zug ſich naht, die Einwohner ganzer Straßen vor den Thüren ſich ſehen laſſen, um die milde, oft ſehr bedeutende Gabe in die Büchſe zu werfen und nebenbei auch noch dieſem oder jenem Bübchen oder Mädchen ein reichliches Geſchenk in die Hand zu drücken. Aber mit der Fröhlichkeit, mit der Volksfreude, iſt es dabei ſo gut wie nichts. Die armen, den ganzen Tag herumgehetzten Kinder werden, von Schweiß und Staub bedeckt, in ein Zelt vor dem Thore geführt und von der Stadtbehörde bewirthet; wobei ſich's einige Bürger in den umliegenden Gärten auch wohl ſein laſſen.

Ob der Stralauer Fiſchzug in Berlin als eigentliches Volksfeſt hier zu nennen ſei, wage ich nicht zu entſcheiden.

In dem katholiſchen Deutſchlande hingegen ſind die kirchlichen Feſte und Umgänge, durch den ſie begleitenden äußerlichen Pomp, zu gleicher Zeit auch zu den Volksfeſten zu zählen, ebenſo bringt die kirchliche und religiöſe Jahresabtheilung ähnliche Feſte; wie z. B. der Carneval als heiteres, der Fronleichnam und die Charwoche als ernſte und erhabene Volksfeſte gelten mögen.

Ein Feſt eigener Art wurde für München von einigen ſinnigen Männern begründet, als der jetzt regierende König Ludwig als Kronprinz ſeine Vermählung feierte. Der hohen Braut zu Ehren wurde es am erſten Sonntage im October, ungefähr um die Zeit ihres Namenstages, gehalten, und aus dieſen Gründen das Thereſia- oder Octoberfeſt geheißen.

Ungefähr zwanzig Jahre, die ſeit jener Gründung verfloſſen ſind, haben ihm immer mehr Ausdehnung verſchafft und ihm jetzt eine ſolche Sanction von allen Seiten angedeihen laſſen, daß es als ein wahres Volksfeſt für Baiern betrachtet werden kann.

Vor dem Sendlinger Thore, ſeitwärts von der Straße, die nach Italien führt, liegt eine weite Wieſe, von einer langen, mäßigen Hügelkette eingefaßt, die, zum Theil in Terraſſen abgetheilt, der Menge einen willkommenen Standpunkt zum Ueberblicken des Ganzen gewährt. Gegen Süden erheben ſich ganz nahe einige Kirchdörfer, darüber hinaus eine ausgedehnte Strecke waldiger Höhen, die nun ſchon von herbſtlichen Tinten gefärbt werden und über alles Dies ragen die Alpen empor. Von der andern Seite iſt es München, in erheblicher Ausdehnung, das ſich den Blicken darſtellt.

Auf dieſer Wieſe ſieht man hohe, blau und weiß gemalte Bäume, worauf eben ſolche Flaggen wehen, hin und wieder eingepflanzt, um den Rennkreis für die Roſſe und die eigentliche Scene des Feſtes von dem Uebrigen abzuſondern. Ein mit grünen Tannen abgeſteckter Raum, von kleinen Hütten und Zelten umgeben, iſt zum Schießplatz beſtimmt. Auf einer Eſtrade erhebt ſich in blau und weiß das königliche Gezelt; ihm gegenüber auf der Terraſſe ein geräumig angelegtes Orcheſter. In einiger Entfernung hinter dem Zelte ſind die Abtheilungen für die Landleute, welche mit den Ergebniſſen ihres Fleißes, ihrer Einſicht und Kenntniß ſich zu dem Feſte einfinden, um einen Preis aus der Hand ihres Königs zu empfangen. Aufſchriften zeigen an, wo die Landleute ſich mit ihren verſchiedenen Zweigen der Viehzucht oder des Ackerbaues hinzuſtellen haben, um den Augenblick abzuwarten, wo die Beſichtigung der Gegenſtände vor ſich gehen ſoll. Unweit davon werden neue Erfindungen, die auf die Verbeſſerung der Landwirthſchaft hinzielen, in Hütten und Zelten ausgeſtellt.

Doch alle dieſe Vorrichtungen ſind vor dem eigentlichen Feſte nur leer und todt und ziehen daher noch nicht die Aufmerkſamkeit an. Mehr iſt dies ein mit hölzernen Arcaden rings eingeſchloſſener Raum im Stande, wol ſo groß als ein bedeutender Marktplatz einer beträchtlichen Stadt, umgeben von leicht gezimmerten Hütten, die mit Tannenreiſern, Blumenkränzen und bunten Schildern geſchmückt, mit unzähligen blau und weißen Fähnchen bewimpelt, und größtentheils flachen Dächern, die Altane bilden, verſehen, die Spaziergänger anlocken und mit Speiſe und Trank bewirthen.

Ueberall ſind Gäſte vollauf und jeder Wirth ſucht es durch irgend eine Anzeige, die er an ſeine Hütte heftet, ſeinem Nachbar zuvorzuthun, um mehr Beſuch an ſich zu locken.

In der Mitte dieſes Marktes des lauten Genuſſes erhebt ſich ein Orcheſter, wo von dem Muſikcorps des Bürgermilitärs an ſchönen Abenden geſpielt wird; deſſenungeachtet erſchallt aber auch vor jeder Hütte Muſik, hier ein Ländler, dort ein Volkslied, Lützow's wilde Jagd und die Barcarole aus der Stummen, in der Reſtauration von Tamboſi eine Symphonie, aus der gegenüberliegenden zum „Könige von Griechenland“ ein Straußiſcher Walzer.

Dieſes Gewirre von Tönen, das in einem geſchloſſenen Raume unerträglich wäre, trägt hier jedoch zur Fröhlichkeit bei, und man fühlt ſich durch alles Dies doch wenigſtens mit fortbewegt, wenn gleich nicht mit fortgeriſſen.

Tauſende ſpazieren auf und ab, während andere Tauſende ſitzend eſſen und trinken.

Equipagen und Fiaker halten rings umher.

Ausgelaſſenheit wird nicht bemerkt, aber die Menſchen laſſen ſich's wohl ſein und gut ſchmecken. Erfreulich iſt es, daß die arbeitende, ärmere Claſſe der Geſellſchaft, die anderwärts nur von außen ſteht und neidiſch und begehrlich zuſieht, hier mitgenießen kann.

Fängt es nun an dunkel zu werden und ſtreicht der trockene, wenngleich kühle Gebirgswind über die hochgelegene Wieſe, aus der ſich nur ſpärlicher Nebel hebt, ſo ſteigen Raketen und Schwärmer in den blauen Abendhimmel, die Muſik verſtummt nach und nach, aber die Menſchen werden lauter, und der Mond, vom wolkenloſen Himmel herab, die Gebirgskette, vom Dufte nun umzogen, die Wälder, die nächtlich da liegen, die tauſend Lichter, die in der Stadt angezündet werden und die hie und da auch in den fern liegenden Dörfern auftauchen — geben der Scene neue Reize und der Norddeutſche wandelt heiter durch das Gewühl, und vermeint, er ſei viele Grade tiefer nach dem Süden hinabgerutſcht, als es in der That der Fall war.

— Eine ganze Woche der heiterſten Luſt und des ſchönſten Wetters war bereits verſtrichen und die Wieſe wimmelte von Gäſten. Man ſah dem eigentlichen Hauptfeſte, das am Sonntage den 7. October abgehalten werden ſollte, erwartungsvoll entgegen. Von allen Seiten ſtrömten ſchon die Landbewohner der Hauptſtadt zu, um die Erzeugniſſe ihrer Provinz beim Feſte auszuſtellen. Die Ställe füllten ſich mit herrlichen Rindern und Pferden, welche durch Maſt und Zucht zu einem ſeltenen Grade der Vortrefflichkeit gediehen waren, ihren Beſitzern die höchſten landwirthſchaftlichen Preiſe verheißend, und das eigenthümlich regſame Leben, welches dieſe Gäſte in gewiſſen Bezirken verbreiteten, fing auch ſchon an ſich bemerkbar zu machen. In den Gaſthöfen war Alles beſetzt, und man begegnete auf den Promenaden Leuten, die in Betragen und Tracht leicht das Fremdartige errathen ließen.

Dabei regte ſich noch eine andere Erwartung, die ganz geeignet war die feſtliche Stimmung Aller bedeutend zu erhöhen.

Es war die Nachricht verbreitet worden, daß der zweitgeborene Prinz des Regentenhauſes zur Krone von Griechenland berufen worden war, und bald gewann dieſe Nachricht ein officielles Gewicht. Man erfuhr die Ankunft einer griechiſchen Geſandtſchaft in Trieſt, von wo ſie nach Beendigung der Quarantaine ſich nach München begeben würde.

um die Huldigung ihrer Nation dem jungen Könige darzubringen.

Miaulis, Bozzaris, Koliopulos nannte man als Mitglieder dieſer Geſandtſchaft; ohne irgend eine andere Stimmung bei dieſer merkwürdigen Gelegenheit angeregt zu fühlen, nahm es ſchon eine ungemeine Theilnahme in Anſpruch, dieſe Männer von Angeſicht kennen zu lernen. Es war daher ein natürlicher Wunſch, die griechiſchen Geſandten beim Volksfeſte erſcheinen zu ſehen. Durch die Erkrankung des Admirals Miaulis wurde jedoch ihre Ankunft zur beſtimmten Zeit unmöglich gemacht und auf Anordnung des Königs die Feier um acht Tage hinausgeſchoben. Dieſe Maßregel erregte nur Steigerung des Vergnügens und der Erwartung, denn ſie verlängerte die frohe Zeit um eine volle Woche, und da nun noch der zum eigentlichen Feſte beſtimmt geweſene Sonntag Regen brachte, ſo war die Zufriedenheit allgemein.

Mittlerweile traf der königliche Hof von Aſchaffenburg, der Sommerreſidenz, ein, und bezog das gewöhnliche Winterreſidenzgebäude. Der junge König von Griechenland erhielt ein, ſeinem neuen Range angemeſſenes Appartement, in einem Flügel des Schloſſes nach dem Hofgarten, eine Hartſchierwache und alle dem Könige gebührende Ehren.

Man ſah in den Straßen Landeskinder in der Uniform der neuen griechiſchen Garde, mit der griechiſchen Schärpe umgürtet, die zufällig gleich der baieriſchen aus blau und weiß beſteht.

Die hoffähigen Cavaliere und die geſammte Diplomatie fuhren zur Aufwartung bei Otto I. in ſteifer Gala und mit ziemlich fremdartigem Gepränge.

Das Hotel der Grafen Preiſing, dem königlichen Schloſſe gegenüber, wurde für die Regierungsmitglieder des neuen

Königreichs eingeräumt; und ebenſo war dort Alles zum Empfange der Geſandten vorbereitet. Neugierige umſtanden zu allen Tageszeiten das alte, graue Hotel, deſſen Pforten und Thore man nun wieder einmal nach langer Zeit geöffnet ſah und vor welchen zwei Poſten hin- und hergingen.

Durch dieſen Aufſchub war nun aber ein Tag, der ſonſt in die Octave des Feſtes gefallen wäre, in der Vorfeier deſſelben erſchienen — ein Tag der Erinnerung, der Erhebung und der Trauer zugleich.

Im Jahre 1825 war es, als in der Nacht nach ſeinem Namenstage Maximilian Joſeph die ſchönen, väterlichen Augen auf ewig ſchloß. Dieſer Tag kehrte jetzt wieder, und der Morgen deſſelben beſchien zum erſten Male Griechenlands Krone auf dem Haupte ſeines Enkels, und die Krone auf ſeinem Sarkophage unter der Kuppel der Hofkirche zum heil. Cajetan. Nachmittags ſtrahlten unzählige Lichter durch die geöffneten Thore der Kirche. Umgeben von Hartſchieren in der alterthümlichen Tracht und den Pagen in Gala, geſchmückt mit den Orden und den andern Inſignien der Herrſcherwürde, unter einem Trauerbaldachin, erhob ſich der Sarkophag, unfern des Hochaltars, wo die Vigilien gehalten wurden. Ueberall auf ſchwarzen Drapperien ſah man das baieriſche Wappen angebracht. Am darauf folgenden Morgen wurde eine Todtenmeſſe gefeiert.

Auch dieſes ernſte Trauerfeſt lockte die Maſſe an; auch dieſer trübe Glanz befriedigte die Neugier der Herbeigeſtrömten.

Doch ſeitwärts in den Kapellen knieten alte vom Schmerz berührte Geſichter, die aus tiefergriffenem Herzen Gebete für das Seelenheil des vortrefflichen Mannes zum Himmel ſteigen ließen, der auf dem Throne ein der Menſchenliebe ganz gewidmetes Leben im ſiebzigſten Jahre noch zu früh für die Leidenden beſchloß.

Die aus allen Theilen des Königreichs zuſammengeſtrömten Landleute durchziehen am Sonnabende, der dem Sonntage des eigentlichen Feſtes unmittelbar vorhergeht, in ihren Feſttagskleidern die Stadt und vermehren das Gewühl, welches alle Straßen und Plätze erfüllt, um ein Beträchtliches.

Alles, was München Sehenswürdiges enthält, iſt dem Publicum geöffnet, und zu dem Elfenbeinkabinet, den phyſikaliſchen Sammlungen, dem naturhiſtoriſchen Muſeum und den braſilianiſchen Curioſitäten ſieht man lange Züge Neugieriger durch die weit offenen Pforten ein- und ausgehen.

Vor Allem ſind es aber die Herrlichkeiten des königlichen Marſtalls, der Sattelkammer und die Remiſen der Hof- und Staatswagen, welche die Aufmerkſamkeit der ländlichen Gäſte in Anſpruch nehmen. In dieſen Räumen wird das Gedränge ſo, daß man nur mit Mühe hindurch zu kommen vermag. Was ſind aber auch die kunſtvollſten Kabinetsſtücke gegen einen Wagen von Spiegelglas, wo ein goldener Engel den Bock trägt und Drachenköpfe und Blumengewinde ſich in Pracht überbieten, und wobei das wirklich Wunderbare iſt, daß ſelbſt acht ſtarke Pferde im Stande waren, den Koloß fortzubewegen. Mehr noch als die Wagen aber ſind es die Schlitten, die angeſtaunt werden müſſen. Hier reitet ein das Poſthorn blaſender Engel auf einem Delphin, dort ſitzt eine ganz natürliche Nymphe mit roſafarbenem Leib und ſchwarzen Haaren auf einer Muſchel, weiterhin erblickt man einen Drachen ganz in Gold, in deſſen rothſammtenem Bauche einſt die mächtigſten und huldreichſten Damen ſich über die glatte Schneedecke hinziehen ließen.

Dieſen baroken Geſchmack an Schlitten findet man in allen jenen Ländern, wo das Schlittenfahren zu den ſeltenen Vergnügen gehört; er verſchwindet im Norden, wo eine wahrhaft geſchmackvolle Eleganz ſich über alles darauf Beziehende verbreitet.

Auch die Kunſtausſtellung zog die Volksmenge in hohem Grade an. Erfreulich war es, die ſchnurrbärtigen Gebirgsbewohner in ihrer maleriſchen Tracht vor den großen tiroler Schlachtgemälden zu ſehen, oder vor ſchön gemalten Pferden, und die Mädchen vor den religiöſen Schildereien, mit einer Andacht und einem Ausdruck von Bewunderung im Geſichte, die dieſen liebenswürdigen Naturkindern vortrefflich anſtanden.

Auf dem Platze vor der Reitſchule hatte das eigentliche Landwirthſchaftsfeſt bereits begonnen. Das zur Preisbewerbung beſtimmte Vieh war hier zuſammengetrieben worden, und Alles ging mit einer nicht genug zu lobenden Oeffentlichkeit zu. Hier war von keiner Deviſe, von keiner Chiffre, von keinem verſiegelten Zettel die Rede, wie bei literariſchen Preisbewerbungen; da ſtand der Bauer, daneben ſein Stück Vieh, und das Urtheil wurde geſprochen. Dennoch fehlte es nicht an den verſchiedenartigſten Bewerbungen. Hier war es eine Idylle in einem kleinen Pferche, Schafe mit feiner Wolle; dort Ingredienzen zu einem Schlachtgemälde, bäumende und ſchlagende Hengſte; weiterhin ein häusliches Stillleben, glatte, breitgeſtirnte Rinder und Kühe; als freche Satyre die weithin ekel-erregenden Duft verbreitenden, ſpringenden Böcke, und zuletzt als ergreifende Familienſcene eine Sau mit ihrem Wurf, vierzehn an der Zahl, die im aufgewühlten Erdreich einer behaglichen Ruhe genoſſen.

Kanonenſchüſſe, die vom frühen Morgen während des ganzen Tages in abgemeſſenen Pauſen ſich vernehmen ließen, deuteten inzwiſchen auf eine ernſtere Feier. Man ſah Galawagen durch die Straßen rollen und Militär, wie zur Parade, aufziehen. Die St. Michaelskirche war weit geöffnet und Wache am Portale mußte dem übermäßigen Andrange Schranken ſetzen. Hier wurde das Todtenamt für die gefallenen Max-Joſephs-Ritter begangen. Eine ſolche militäriſch-kirchliche Feier iſt ſtets geeignet, dem Haufen zu imponiren, um wie viel mehr hier, wo eine ſo gemiſchte Volksmenge daran Theil nehmen durfte, die ſchwerlich die eigentliche Bedeutung des Trauerfeſtes ganz zu faſſen im Stande war.

Die Diplomatie dauerte mich aber ſehr in dieſen Tagen. Das große Coſtüm mußte angelegt werden und der Gala ward kein Ende. Da dieſe Feſte nun von ganz ſpeziellem Intereſſe für das Land waren und weiter keine politiſche Beziehung hatten, ſo ſah man dieſe zum Theil nicht unintereſſanten Geſichtsbildungen hier ziemlich nüchtern und theilnahmlos dareinſchauen.

Der politiſche Act des feſtlichen Dramas war nämlich noch nicht angegangen. Die hauptſächlichſten Perſonen fehlten noch. Es hatten ſich beunruhigende Gerüchte im Publicum verbreitet: die griechiſche Geſandſchaft werde erſt nach dem Feſte in München erſcheinen. Der König hatte einen ſeiner Adjutanten den ſo ſehnlichſt erwarteten Gäſten bis an die Grenze entgegengeſandt.

Abends endlich ward die Menge, welche das Hotel der griechiſchen Regentſchaft umſtand, mit einer offiziellen Kunde erfreut. Soeben war die Nachricht angelangt, daß die

Geſandten auf dem Wege zur Hauptſtadt ſeien, und ein königlicher Fourier hatte ſich bereits in ihr Hotel verfügt, um die Tafel auf ſieben Uhr Abends anzuordnen.

Der ungeſtüme Wind, der bei übrigens heiterm Himmel den ganzen Tag gewährt hatte, war nun ſtiller geworden, aber wie es vorauszuſehen war, fing jetzt ein leichter Regen an, der für Morgen anhaltend zu werden drohte. Kein Stern war ſichtbar, der Abend unfreundlich, tiefe Finſterniß ringsum; dennoch blieben die Gruppen frierend und plaudernd beiſammen und ſchauten nach den erhellten Fenſtern des Geſandtſchaftshotels hinan.

Da ſprang plötzlich ein Reiter auf keuchendem Roſſe einher. Es war der Poſtmeiſter der nächſten Station, und nicht lange, ſo raſſelten die ſchweren Reiſewagen von klatſchenden Poſtillonen im Sturme geführt daher und man konnte ſich der beruhigenden Gewißheit überlaſſen, die griechiſchen Gäſte in Münchens Mauern zu beherbergen.

Trotz eines ungünſtigen Wetters füllte ſich am andern Tage die weite Thereſiawieſe mit einer ungeheuern Volksmenge. Kundige Leute haben ihre Zahl auf 80,000 angeſchlagen. Die Terraſſen, welche die Wieſe im Südweſten einſchließen, waren überſäet, und in den Hütten und bei den ausgeſtellten Sehenswürdigkeiten wogte der Haufe, der durch lange Züge aus der Stadt, die ſich von verſchiedenen Seiten der Wieſe näherten, noch vergrößert wurde.

Die Sonne brach ſich Bahn durch dickes Gewölk, ein blaues Feld nach dem andern wurde am Himmel ſichtbar und die verſammelten Baiern richteten nicht ohne patriotiſche Anwandelung ihre Blicke auf dieſe günſtiges Wetter verheißende Farbe.

Das klingende Spiel der vor dem Zelte des Königs

Spalier machenden Bürgergarde, welches nun vernehmb
wurde, zog die Aufmerkſamkeit plötzlich nach jener Seite.

Jeder eilte, ſich einen feſten Platz zu erringen, von
er gemächlich die nahenden Herrlichkeiten überſchauen konnt
Rings um das Königszelt, das nach allen Seiten off
war, hatte ſich eine weite Tribüne erhoben, groß genug zu
Aufnahme einiger hundert Perſonen. Dieſelben Stufen, d
ins Zelt führten, geleiteten auch zu ihr, und obgleich vo
zwei Gendarmen bewacht, konnte man frei hinanſteigen, u
der Perſon des Königs ſo nahe als möglich zu ſein.

Plötzlich erſcholl der Ruf: „die Griechen! die Griechen
die Köpfe aller der Tauſende flogen mit einem Male, w
auf's Commando, nach der Einfahrt zur Wieſe; die W
chen präſentirten, ein königlicher Vorreiter ſprengte an, e
Sechsgeſpann flog nach und aus dem zurückgeſchlagen
Wagen ſtiegen drei Männer in griechiſcher Kleidung, v
ganz verſchiedenartigem Aeußern, und begaben ſich auf d
dem Königszelte gegenüber erbaute offene Tribüne, hint
welcher das große Orcheſter, worauf alle Muſikchöre d
Garniſon verſammelt waren, amphitheatraliſch ſich erhob. N
kamen noch einige Wagen, in denen man das griechiſ
Geſandtſchaftsperſonal und die Dragomans erblickte, die ſ
nach der linken Seite der Tribüne verfügten, während d
Geſandten rechts ihre Plätze eingenommen hatten. In d
Mitte ſtand die intereſſanteſte Perſon, der kühne, ſchla
greiſe Miaulis, jener verwegene Admiral, den die G
wäſſer alle kennen, welche die griechiſchen Inſeln und
türkiſche Küſte anſpülen; der ſeit Jahren mit dem alt
wilden Elemente vertraut, ſich ſelbſt deſſen Charakter ane
nete, ſeinen Felſen Trotz, ſeinen Wellen Muth, ſeinen St
men Liſt entgegenſetzte und ſo ſtets auf gutem Fuße m
jenen tückiſchen Gewäſſern blieb, die nicht wie der offe

weite Ocean großartig zürnen, ſondern hinterliſtige Riffe bereit haben, ſorglos Schiffende zu zerſchellen. Dieſer Mann war es, der mit zerſtörender Feuermacht im Bunde, den ſchäumenden Brandungskeſſel durchſchlich und die nächtlichen Wogen in ein brennendes Meer verwandelte.

In ganz unſcheinbarer Tracht, faſt nach europäiſcher Weiſe war er gekleidet; weite dunkelfarbige Pantalons, eine eben ſolche Jacke auf Huſarenmanier mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, ein rother Gürtel, in welchem Waffen ſteckten, und dazu die bekannte griechiſche Mütze, bedeutend hoch, mit dunkelm Seidenbüſchel verſehen. Das Geſicht war voll, bleich; eine hohe Stirn, von den Haaren war nichts zu ſehen; ein dünner, weiß-grauer Schnurrbart; Treuherzigkeit um den Mund, Klugheit und Liſt in den etwas nach den Winkeln zuſammengekniffenen Augen. Seine Geſtalt unterſetzt und voll.

Ihm zur Rechten befand ſich Bozzaris, im nationellen, weißen Untergewande und reich gekleidet. Er hatte einen hellgrünen, kurzen Pelz übergeworfen und ſah alt, bleich und grämlich aus.

Koliopulos war im reichſten griechiſchen Coſtüm von rothem Sammt mit Gold, in funkelnden Waffen, und ſchien der jugendlichſte von den Dreien. Ein voller, ſchwarzer Schnurrbart ſtand ſeinem Geſichte ſehr wohl an.

Kaum hatten die Gäſte ihre Plätze eingenommen, als abermals ſchwarze Wolken, die lange ſchon von Nordweſt herübergedroht hatten, dergeſtalt ſich zu entladen begannen, daß im Augenblicke Tauſende von Regenſchirmen längs der Terraſſe aufgeſpannt wurden. Dies gewährte einen ſehr drolligen Anblick und ein weithinſchallendes Gelächter brach aus. Nicht lange jedoch, ſo war die Luft reiner wie früher, die Wolken zogen dem Gebirge zu, freundlicher Sonnenſchein ſtrahlte auf die frohe Verſammlung, und die Regenſchirme wurden eingezogen.

Da donnerten Kanonen auf den Sendlinger Höhen und verkündeten die Abfahrt des Hofes aus der Reſidenz. Eine lange Wagenreihe rollte nun langſam vor die Stufen, die zum Königszelte führten. Der Hofſtaat im Coſtüm und die Geſandten mit ihren Damen ſtiegen aus. Die vornehmen Leute mußten gewaltig frieren in ihren Escarpins, den galonirten Fracks und den bloßen Köpfen, während arme Teufel, die von Niemand bemerkt den Erdball nach allen Richtungen beſtreichen dürfen, ſich frei und unabhängig in den wärmenden Flaus hüllten, den groben Filz tiefer in die Augen drückten und dabei eine recht ordinäre Freude empfinden konnten.

Im offenen Wagen erſchien nunmehr der König an der Seite ſeines Sohnes, des jungen Königs von Griechenland. Die Könige erhoben ſich und grüßten noch im Wagen die griechiſchen Geſandten, welche dem Ceremoniell zufolge, nicht im königlichen Zelte ſein durften, da die Antrittsaudienz noch nicht ertheilt worden war.

Ein zweiter Wagen brachte die Königin Thereſe, Königin des Landes und des Feſtes. Donnerähnlicher, ununterbrochener Vivatruf! Der Kronprinz und Prinz Karl, Bruder des Königs, befanden ſich in dem Wagen der Königin.

Von nun an ließ ſich Muſik abwechſelnd in Inſtrumental- und Vocalſätzen hören. Eine im Zelte befindliche Aufſtellung wurde in Augenſchein genommen, während man ein Frühſtück ſervirte. Unter einem Vordache wurde ein rothbedeckter Tiſch hergerichtet, worauf von den Abgeordneten der Stadt die verſchiedenen Preiſe aufgelegt wurden; die gleich Trophäen rings um das Zelt aufgeſteckten Preisfahnen ſtellte man zuſammen und trotz einer heraufziehenden, bedrohlichen Wolke ſollte die Vertheilung ihren Anfang nehmen.

Man machte Platz, um das in Reihen aufgeſtellte Landvolk nach und nach vorbeiziehen zu laſſen. Es gewährte jetzt einen höchſt erfreulichen Anblick, dieſen langen Zug kräftiger Menſchen zu ſehen in ihrer maleriſchen Tracht; den reichen, phlegmatiſchen Bauer der fetten Ebene und den kernigen, muthig dreinſchauenden Oberländer.

Sie führten ihre ſchönen, ſtattlichen Thiere, die ſie durch unmerkliche Kunſtgriffe zu Sprüngen und andern muthvollen Aeußerungen der Kraft zu reizen wußten, um ſie im ſchönſten Lichte zu zeigen, und dann mit Sicherheit wieder vor den Augen des Monarchen zur Ruhe zu bringen. Laut wurden die Namen verleſen, laut der zuerkannte Preis ausgerufen, dann ertheilt, und der Belohnte zog beglückt durch die gaffende Menge. Das Schauſpiel muß wol intereſſant geweſen ſein, denn ſelbſt die Damen ſcheueten ſich nicht aus dem Zelte auf die Tribüne zu gehen, wo ein vom frühern Regen ganz durchweichter Teppich lag und wo ſie bei den dünnen Sohlen allerdings naſſe Füße wagten.

Der unterdeß wieder zunehmende Regen veranlaßte jedoch den König, die Preisvertheilung einſtellen zu laſſen, um zu dem Schluſſe der Feſtlichkeiten an dieſem Tage, dem Pferderennen, zu ſchreiten. Es hatte ſich eine ſo ſchneidende Kälte fühlbar zu machen angefangen, daß der längere Aufenthalt im Freien für Damen ganz unmöglich wurde.

„Ah, j'en ai assez pour cette fois!“ hörte man zitternd vor Kälte von ſchönen Lippen und eilig wurde unter das ſchirmende Zeltdach gehuſcht. Dies verbitterte mir einigermaßen meine Freude, daß ich die Damen in ihrer luftigen Tracht ſo leiden ſehen mußte.

Die Rennrichter zu Roß, mit blau und weißen Schärpen behängt, ſprengten voran vor, hinter ihnen Knaben größtentheils in Weiß und Blau, die Preisfahnen tragend, an denen die blanken bairiſchen Thaler, gar luſtig, vom Winde bewegt, klapperten. Die erſten Preiſe hingen an prächtig geſtickten Fahnen, worauf die Chiffren des regierenden Königs, der regierenden Königin, des geliebten Max Joſephs und des Königs von Griechenland bemerkt wurden. Letztere trug ein Knabe in griechiſchem Coſtüm.

Die Rennpferde, die rothen und blauen Jokeis darauf, umritten zuerſt langſam die Bahn, die ſie dann drei Mal zu umfliegen hatten. Dies Schauſpiel ſchien die griechiſchen Gäſte am meiſten zu intereſſiren. Nach deſſen Beendigung entfernte ſich der Hof und ſämmtliche Geſandtſchaften, indeß die Stadtbehörden die Preiſevertheilung fortſetzten.

Das ſchlechte Wetter hatte den höchſten Grad erreicht und klärte ſich erſt am ſpäten Abend wieder auf.

Die Hütten der Wirthe füllten ſich mit halberſtarrten Menſchen, die auf alle Weiſe ſich zu erquicken und zu erwärmen ſuchten. Andere eilten der Stadt zu, um in dem erleuchteten Theater den Hof in Gala erſcheinen zu ſehen.

Am andern Morgen erweckte mich der Thürmer von Sanct Peter mit ſeinen Geſellen nach altherkömmlicher Weiſe. Er ließ ein „Heil Dir im Siegerkranz“ von Poſaunen in den grauen Herbſtmorgen hinaustönen.

Eine Stunde darauf, als es ſchon hell geworden war, rauſchte die impoſante Tagewache von allen Trommelſchlägern und Muſikchören der Garniſon durch die Straßen der Stadt, zu gleicher Zeit ließ ſich Kanonendonner hören, um den Tag der Königin feierlich zu begrüßen. In den Straßen war es, obgleich noch ſo frühzeitig, lebendiger als je am Tage; und auf dem Platze, wo ich wohnte, ſtanden

Gruppen von Landleuten im bunteſten Gemiſche, die ſich in gewohnter Weiſe mit Tagesanbruch erhoben hatten.

Hin und wieder ſah man auch ſchon Heimkehrende auf ihren ländlichen Fuhrwerken, mit den erworbenen Preisfahnen flatternd in der Luft, die ſie mit ſtolzem Selbſtgefühl in das ſtille, einſame Dörfchen bringen, dort Nacheiferung erwecken und ihre Trophäe für Kind und Enkel in hohen Ehren aufbewahren.

Mit jeder Stunde nahm das Gewühl zu und es war auf einigen Punkten ein ſolches Gedränge, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte.

Die Kirchen füllten ſich mit Betenden für das fernere Heil der Landesmutter, und der Hof, die Diplomaten und die griechiſche Geſandtſchaft konnte man in Staatsequipagen nach der Hofkirche zum heiligen Michael fahren ſehen, um dem Te Deum beizuwohnen.

Truppen zogen indeß mit wehenden Fahnen zur Parade und überall hörte man den Schall der dröhnenden Trommel und das betäubende Gelärm der türkiſchen Muſik, was jedoch den nicht eben fein organiſirten Ohren des Landvolks recht ſehr zu ſchmeicheln ſchien.

Auch die Schützen begaben ſich mit Muſik, gemalten Schildern, Fahnen und andern Inſignien zur Schießſtätte auf die Wieſe, wo die verſchiedenartigen Schießübungen ihren Anfang nahmen, welche die ganze Woche über währten. In dieſem Zuge bemerkte man vor allen Uebrigen die hervorragenden Geſtalten der Gebirgsſchützen mit ihren furchtbar ſichern Geſchoſſen im Arm.

Die Hauptfeſtlichkeit dieſes Tages ſollte jedoch erſt um drei Uhr ihren Anfang nehmen: dies war die feierliche Auffahrt der griechiſchen Geſandtſchaft bei den Königen von Baiern und von Griechenland.

Eine Abtheilung Cuiraſſiere, Trompeter an der Spitze, eröffnete den Zug, dann folgte eine Menge königlicher Galawagen, prachtvolle Pferde, herrlich angeſchirrt; Kutſcher und Bediente in ſtrotzenden Livreen, Vorreiter, Lakaien zu den Seiten des Kutſchenſchlages mit bloßem Kopfe, dann wieder Cuiraſſiere. Die Wachen trommelten und ſenkten die Fahnen, eine unermeßliche Menſchenmenge drängte ſich hin und her, um den Zug recht zu ſehen, der ſich durch einige Hauptſtraßen nach der Reſidenz bewegte.

Miaulis war ganz in ſeiner einfachen, dunkeln Tracht, wie beim Feſte auf der Wieſe. Vielleicht war es auch dieſelbe, die er in der Quarantaine von Trieſt getragen! Er ſchien von Etikette nicht viel zu wiſſen.

Nach der Audienz kehrten die Geſandten mit demſelben Gepränge in ihr Hotel zurück, um ſich dann auf kürzerm Wege zum königlichen Mittagsmahle zu begeben, wobei die Hofkapelle Symphonien aufführte und Zuſchauer auf die Galerien gelaſſen wurden.

Abends fand feſtlicher Zapfenſtreich bei Fackelſchein vor der Hauptwache ſtatt und mit dieſen Klängen wurde die Feier dieſes Tages beſchloſſen. Der Himmel zeigte Sterne, es wetterleuchtete und man ſah einem günſtigen Witterungswechſel für den Reſt der Woche mit froher Zuverſicht entgegen.

In den Häuſern der Bürger war man indeß bei frohen Schmäuſen verſammelt. Die heiterſten Familienfeſte brachen mit dem Morgen dieſes Tages an. In jedem Hauſe, wo ſich eine Thereſia befand, ſtanden Geſchenke bereit, die Freunde erſchienen mit Blumen und Glückwünſchen, und dies iſt der Vorzug, den die katholiſchen Namenstage vor der Geburtstagsfeier der Proteſtanten voraus haben — daß jenem ein höherer Grad von Feierlichkeit anhängt, da vielen Menſchen zugleich derſelbe Tag ein frohes Feſt beſcheert.

So war es auch hier der Fall. Sancta Thereſia brachte Freude in die königlichen Hallen, wie in die niedrigſte Hütte. Und während die Königin Thereſe an der Seite ihres Gemahls offene Tafel hielt, ſaßen in glänzenden Gemächern und in niedrigen Stübchen noch viele ihrer Namensſchweſtern, die ſich des Tages freuten, denn ſie führten den Namen der Königin, und darin hatte ſie die Religion gleich gemacht und ihnen Allen gleichen Antheil an der Freude gegönnt.

Die vielen geſchloſſenen Geſellſchaften veranſtalteten die üblichen Bälle, die zum Theil glänzend waren.

Das Theater ſpielte bei den Feierlichkeiten eine ganz paſſive Rolle. Nichts Neues war mit beſonderer Beziehung vorbereitet worden, und ſomit konnte man nur die Erſcheinung des Hofes in Gala und die angezündeten Lichter zu den Feſtlichkeiten zählen.

Aber die täglichen Beluſtigungen auf der Wieſe nahmen — trotz der eingetretenen Kälte — eher zu als ab.

Alles war geſpannt auf das Feuerwerk, welches in dieſem Jahre prächtiger, als in den früheren Feſtſtunden ſollte.

Sonnabend den 2ten. war die Wieſe Abends von einer Anzahl von Pechpfannen erleuchtet, welche den Fußgängern den Weg nach allen Richtungen hin zeigten. Auf der Höhe der Terraſſe, wo die Decoration des Feuerwerks ſich befand, hingen ſchwebende Ballons, buntfarbig und beleuchtet, die, vom Winde hin und her bewegt, einen hübſchen Anblick gewährten.

Die frohe Menge, im Dunkeln ſich regend und vernehmbar machend, wurde nur hie und da und gleichſam wie durch Zufall beleuchtet. Das Ganze gewann dadurch einen wahrhaft phantaſtiſchen Reiz und erinnerte an das Intermezzo im Fauſt. Ich aber hielt es mit einem tüchtigen Fiaker, der mich hinausfuhr, und hatte nicht Luſt, mich mit einem Irrlicht in einen Wettgeſang einzulaſſen.

Das Feuerwerk war ganz in der üblichen Manier. Eine Fronte am Schloſſe, ein Denkmal mit den Namenszügen des Königs und der Königin in Brillantfeuer, war das Bemerkenswertheſte.

Am Sonntage darauf fand das zweite Rennen ſtatt. Abermals waren Terraſſen und Wieſe voll Neugieriger. Die königliche Familie erſchien diesmal ohne Gepränge und nahm ihren Platz auf der Eſtrade, wo das Zelt geſtanden hatte, das jetzt ſchon entfernt worden war.

Es war zwiſchen 5 und 6, die Kälte wurde ſehr empfindlich und Viele gingen nach Hauſe, ehe das Renngericht über die Bewerbungen entſchieden hatte. So endeten die Ergötzlichkeiten nach dreiwöchentlicher Dauer. Bei freundlichem, warmem Wetter hatte man dieſen Platz der Fröhlichkeit eingeweiht; bei meinem erſten Beſuche konnte ich kaum Schutz vor den Sonnenſtrahlen finden und bei Froſt und Wind brach man Zelte, Buden und Hütten ab, und ich eilte, in meinen Mantel gehüllt, davon, ehe das Rennen zu Ende war.

So geht es mit allen unſern Freuden. Mit ähnlichen Empfindungen treten wir in die Welt und mit ähnlichen Empfindungen verlaſſen wir dieſelbe. Und dieſes Feſt von drei Wochen, an der Grenze zweier Jahrhunderte, die ſich diesmal ſo ſchroff ſonderten, mag uns als ein Bild unſeres ganzen Lebens erſcheinen, das ſeinen Anfang voll Hoffnungen, ſeinen Gipfel des Genuſſes, ſein Ende mit ſpärlichen Freuden und Herbſtſtreifen, doch wohlthätig erwärmenden Rückerinnerungen hat.

Die fröhlichen Landleute ſind längſt heimgekehrt; die Wieſe iſt ihres feſtlichen Schmuckes beraubt, die noch vor kurzem gelben Bäume ſind ſchwarz geworden, die blauen Berge weiß, und Alles iſt ſo winterlich — ſtill — ruhig. Auch die griechiſchen Gäſte zogen fort in die wärmere Heimat. Doch das Mutterherz hat unter Luſt und Freudentaumel ängſtlich gepocht; die Augen der Königin, die ſich hefteten auf den blühenden Jüngling, ſie ſahen nicht das neue Diadem voll blitzender Steine und grünender Kränze, ſie ſahen nur die braune, jugendliche Lockenfülle darunter.

Bei den Franziskanern.

Ich war geſtern in einem Kloſter armer Bettelmönche. Eine beneidenswerthe Armuth, ein glückliches Betteln. Im Gebete der Frommen iſt Kraft und das haben ſie vor andern Bettlern voraus.

Ehe ich nach dem Kloſter ging, entwarf ich mir eine Schilderung, wie ich es wol finden würde. Ein Kloſter in unſern Tagen iſt ein ſehr romantiſches Ding, dachte ich; Dichter, wie ſie noch vor zwanzig Jahren unter uns von der Luft und ihren Verſen lebten, würden manch ſchönes Gedicht, eine Elegie oder ſonſt Etwas nach ſolch einem Beſuche niedergeſchrieben haben, ich — ein Kind der jüngern Zeit — mußte mich damit begnügen, ein Bild davon zu entwerfen.

Ich werde mich enthalten, meine überſchwenglichen Gefühle zu ſchildern, wie der Elegiendichter es thut, aber ich will mich dafür bemühen, Gefühle in meinem Leſer hervorzurufen. Ich werde karg ſein mit den Farben, weder die gebrannte Terra di Siena der untergehenden Sonne, noch ſaftiger Reichthum der Laſuren ſoll ſich über meine einfache Schilderung ergießen; ich will nichts Unwahres hincheln, und melde daher, daß es ein ganz gewöhnlicher Abend war, wie er unter unſern Graden nördlicher Breite um die Mitte des Octobers zu ſein pflegt, und daß eine hölzerne Brücke mich an der offenen Kirche vorbei, woraus die Lichter des Hochaltars ſchimmerten, in das weiß übertünchte Haus führte, in der etwa ſiebzehn fromme Brüder des heiligen Franziskus wohnten.

Ich hatte von einem Freunde eine mündliche Empfehlung an den jungen Pater Euſebius erhalten, der erſt ſeit kurzem den Stand der härenen Kutte ergriffen hatte und ſich wol noch zu erinnern wußte, wie ſich's im Galopp ſo leicht drehen ließ mit einer guten Tänzerin und welche Luſtigkeit in dem Kreiſe junger Zecher ſich verbreite. Wie weit ſeine Stärke aber reichte, ſolche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, wußte ich nicht, und ich nahm mir daher vor, mich ihm ſo ehrerbietig und ernſt als möglich zu nahen, um bei dem heiligen Manne kein Aergerniß zu erregen.

Gleich beim Eintritt in das Gebäude bemerkte ich in einigen regelmäßigen Mauervertiefungen hölzerne Bänke und kleine Tiſche, worauf ſtattliche Krüge ſtanden, die ich ſogleich für ſolche erkannte, woraus man das allgemein bekannte und beliebte, aus Gerſte und Hopfen bereitete Getränk zu trinken pflegt. Und ſogleich fiel mir ein, daß das Kloſter eben dieſes ſelbſt bereiteten Getränks wegen eines beſondern guten Rufes genoß. Nun trat ich in den langen Gang, der das ganze beträchtliche Gebäude durchſchnitt. Alles war reinlich; die Wände, weiß getüncht, waren in einer gewiſſen Höhe mit ſchlechten Bildern geſchmückt, wie es ſich für ein Haus von Bettelmönchen in jetziger Zeit ſchickt, wo kein Leonardo, kein Caracci mehr daran denkt, umſonſt und von frommem Eifer getrieben, die Wände ſolch armer Brüder mit unvergänglichen Freſken zu ſchmücken.

Ein paar Mönche wackelten im eigenthümlichen Kuttenſchritt den Gang herunter mir entgegen. Der Eine, ziemlich wohlbeleibt und alt, trug einen leeren Krug und blieb damit vor einem kleinen Fenſter an der Mauer ſtehen, indem er an einem daneben hängenden Klingeldraht läutete Ich ſah ihm zu; ſogleich erſchien von innen ein kleiner, ganz luſtig blickender Kopf, ergriff den Krug, verſchwand damit und reichte ihn dann voll und ſchäumend dem draußen harrenden Mönche, der ſogleich daran nippte, um im Gehen von dem köſtlichen Naß nichts zu verſchütten. Ich näherte mich ihm nun und brachte mein Anliegen vor, den Pater Euſebius ſprechen zu wollen.

Der gute Mönch führte mich mit großer Bereitwilligkeit die Treppe hinan, ſein Krüglein in der Hand tragend. Oben wohnten die Patres. Ueber den Thüren, die zu den Zellen führten, waren die Schutzpatrone auf die Wand gemalt und darunter der Name, und ſo war es denn gar leicht die Zelle des Pater Euſebius zu finden.

Ehe ich ſie erreichte, ſah ich, wie einige Mönche eine einfache Bahre von ſchwarzem Holze und einiges andere befremdende Geräthe aus einer Kammer hervorzogen und ſich damit beſchäftigten. Mir waren dieſe Attribute des Todes ſehr kennbar, und zum erſten Male lenkte ſich mein Sinn in dieſem Gebäude auf einen ernſten Gegenſtand, das Sterben.

„Pater Martinus wird das Zeitliche ſegnen,“ ſprach mein Führer, „und da wird denn Alles in Bereitſchaft geſetzt.“

„Alles in Bereitſchaft!“ dachte ich bei mir, und ein leiſer Schauder überkam mich. „Der gute Pater Martinus lebt noch, und ſie ſetzen ſchon Alles für ihn in Bereitſchaft. Eine Bahre, einen Sarg, ein ſchlichtes Leintuch, das hält man für den armen Mönch wie für das reiche Weltkind in Bereitſchaft; und die guten Brüder hantieren ſchon emſig daran, obgleich Pater Martinus noch lebt; und während wir Alle noch leben, iſt der Hanf zu unſerm Leichenhemd ſchon reif und der Wurm ſchlummert ſchon im Erdgehäuſe, der einſt über unſerer Leiche zum Leben erwachen ſoll.“

So dachte ich und bemerkte mit innerer Selbſtzufriedenheit, daß dieſes eine zum Orte ganz paſſende Betrachtung ſei.

Ich wollte ſuchen mich in der Stimmung zu erhalten, wurde aber bald herausgeriſſen. — Wir hatten die Thür des Pater Euſebius erreicht. Mein Führer verließ mich mit tiefer Reverenz.

Ich fand einen jungen, recht blühenden Mann mit blauen Augen und einem großen, freundlich lachenden Munde, der weiße Zähne zeigte. Ohne den entſtellenden geſchorenen Kopf würde man ſein Geſicht in der Welt ſchön genannt haben. Er ſtand in der reinlichen Zelle am Pulte und ſchrieb, kam mir jedoch bei meinem Eintritte ſogleich mit Höflichkeit entgegen. Die Grüße ſeines Freundes empfing er mit ſichtbarer Freude und er ſagte, ohne Scheu vor der Erinnerung zu zeigen, daß er oft mit ihm Muſik gemacht habe und noch immer jener Zeiten gedenke. Das gefiel mir von meiner neuen Bekanntſchaft.

Ich bedauerte, durch meinen Beſuch ſeine Arbeit unterbrochen zu haben.

„Ich ſchreibe die Predigt nieder, die ich am nächſten Sonntage halte,“ ſagte er leicht lächelnd, „und da muß ich mich denn ein wenig zuſammennehmen, weil heute ſchon Donnerſtag iſt.“

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um mich ihm ſogleich zu empfehlen, und verſprach, zu einer andern Zeit wiederzukommen. Er aber ſagte ganz mit dem jovialen Tone eines Mannes der guten Geſellſchaft:

„Wie? Sie wollten ſchon fort? Es war ſtets eine ſchöne Sitte der Klöſter, gaſtfrei zu ſein, und unſere Häuſer ſcheinen mir ganz dazu beſtimmt, manche Sitte der Vorzeit zu bergen und zu ſchützen vor Untergang. Wir wollen Niemand überreden unſer Loos zu theilen, und mögen es auch nicht Jedem verdenken, wenn er es geradezu verſchmähte; aber intereſſant muß es doch auch in gewiſſen Fällen ſein, ein ſchönes Kloſterleben zu beobachten und zu ſehen, wie es ſonſt in der Welt ausſah. Denken Sie ſich daher, Sie ſeien ein Pilgersmann und bringen dem frommen Pater Euſebius den Gruß des Ritters, ſeines Jugendfreundes. Glauben Sie nun wol, Euſebius würde Sie fürbaß ziehen laſſen ohne Imbiß und Trunk? Gaſtfreundſchaft iſt unſere Pflicht, die wir üben, ſo gering auch unſere Mittel ſind. Ein Bettler kann nichts, viele Bettler vermögen Etwas. Im Vereinzeln ſchwindet die Kraft. Folgen Sie mir zum Pater Kellermeiſter, er ſoll Ihnen einen friſchen Trunk vorſetzen.“

Euſebius hatte mich bei der Hand genommen und ſchritt mit mir der Treppe zu. Als wir bei der Bahre vorbeikamen, fragte er die dort beſchäftigten Brüder, wie es dem Pater Martinus gehe? — „Er iſt ſehr ſchwach,“ war die Antwort. Euſebius murmelte leiſe ein Gebet und ließ mich los, um das Kreuz zu machen, dann ergriff er wieder meine Hand und führte mich in den untern Gang zu einer Thür, durch die wir in das geräumige Refectorium traten. Die Tiſche waren gedeckt, jedoch auf ganz eigene, ſeraphiſche Weiſe. Auf jedem Platze lag eine grobe Serviette halb ausgebreitet, die andere Hälfte zuſammengeſchlagen. Auf dem ausgebreiteten Theile ſtanden zwei irdene Krüge, durch einen Griff verbunden, wovon der größere zum Waſſer, der kleinere zum Bier beſtimmt war; daneben ein hölzerner Teller, ein Löffel von Horn, Meſſer und Gabel mit eiſernen Stielen. An dem obern Tafelende war für den Prior gedeckt; die Serviette war etwas feiner, die Krüge weiß glaſirt, der Teller und das Beſteck von Eiſen, ſo wie der Löffel, durch zinnernes Geräthe erſetzt. Ringsum hingen große Gemälde, von ſchlechter Hand ausgeführt, die Geſchichte des Heiligen vorſtellend, vor den Fenſtern ſtanden Vogelbauer mit ſchreienden und ſingenden Bewohnern, und der Garten, den noch buntes herbſtliches Laub und viele Aſtern ſchmückten, und der ſich an der Rückſeite des Gebäudes durch die Fenſter zeigte, durchzog der Bruder Küchenmeiſter, um in hochaufgehobener Kutte etwas Sellerie und anderes Gemüſe zu ſammeln, die Abendſuppe der frommen Brüder damit zu würzen.

Daſſelbe freundliche Geſicht, das ich ſchon beim Eintritte in das Kloſter am Fenſter, den vollen Krug hinausreichend, erblickt hatte, credenzte mir nun auf den Wink des Pater Euſebius ein Glas Bier und ein Stück Brot. Ich fragte meinen artigen Wirth, ob er nicht auch davon genießen wollte, er bemerkte aber, daß es ihnen nicht erlaubt ſei, außer ihren zwei regelmäßigen Mahlzeiten Speiſe und Trank zu nehmen. Dann kniete er vor dem Tiſch nieder, hinter dem ich auf der Bank ſaß, die längs der Mauer hinlief, ſtützte ſeinen Ellenbogen darauf und legte ſeinen Kopf in die flache Hand, indem er ſagte: „Außer den Mahlzeiten pflegen wir uns auch nicht zu ſetzen. Sind wir müde, ſo machen wir es ſo, wie ich es jetzt zeige. Laſſen Sie ſich's ſchmecken und ſeien Sie überzeugt, daß wir von dieſen einfachen, aber vortrefflichen Nahrungsmitteln genug beſitzen, um unſern Gäſten, die uns beehren, reichlich davon verſehen zu können."

Bier und Brot waren überaus kräftig und wohlſchmeckend, ich lobte Beides und wunderte mich, daß es in der ganzen Stadt nicht ſo angetroffen werde.

„Das geſchieht aus dem einfachen Grunde," erwiderte Euſebius, „weil wir es nicht bereiten, um beim Verkaufe zu gewinnen, ſondern zu unſerm eigenen Gedeihen. Es konnte auch nicht fehlen, daß viele Bürger und andere Einwohner oft im Kloſter einſprachen, um ſich an der lieben Gottesgabe zu laben, und dann reichlicher Zahlung dafür ſpendeten, als hätten ſie ihren Abendtrunk im Wirthshauſe genoſſen. Die geiſtliche Behörde glaubte dadurch dem Kloſter eine Einnahme zu verſchaffen, und erlaubte uns alſo, jeden Gaſt, gegen freiwillige Gaben, zu bewirthen. Bald hatte ſich der Ruf unſerer Erzeugniſſe, des Biers und des Brotes, ſo wie der trefflichen Gemüſe unſers Gartens, weit und breit ausgedehnt, und wir ſahen Beſuch vollauf bei uns, bis zur ſechſten Abendſtunde, wo wir im Refectorium das gemeinſchaftliche Nachtmahl halten und ſich alle Fremden entfernen mußten. Doch kamen nicht immer ſtille Bürger zu uns, die mit Erbauung in dieſen Mauern ſich Erquickung und Stärkung holen wollten; junge Leute aus allen Ständen eilten herbei und gedachten hier Gelage in Saus und Braus zu feiern. Sie begehrten mehr zu trinken, als ſie vertragen konnten, brachten kalte Speiſen mit, damit ihnen der Trunk beſſer munde, wollten auf unſere höfliche Mahnung nicht mehr um ſechs über das Refectorium räumen, und verhöhnten und verſpotteten die Brüder."

Einſt, es war das letzte Mal, daß unſere Hallen entweiht wurden, hatte ſich eine große Anzahl von Gäſten eingefunden. Sie ſchmauſten von mitgebrachter Küche, und der Bruder Kellermeiſter dort, Frater Hortenſius, hatte nicht Hände genug, um Gläſer und Krüge zu füllen. Die Hallen ertönten von läſterlichen Geſangsweiſen, und große Hunde, die unter den Bänken lagen, heulten darein, daß es gräßlich anzuhören war. Wir baten, jammerten, drohten, nichts wollte fruchten. Die ſechſte Stunde kam, Niemand entfernte ſich, und wir, die wir ſtets hungrig unſerer Mahlzeit entgegenſehen, da wir außerdem keine Nahrung zu uns nehmen, mußten uns zum vollſtändigen Hungern bequemen. Indeſſen nahm der Lärm immer mehr überhand; ſie zerſchlugen unſere Trinkgeſchirre, warfen die Teller zur Erde, öffneten die Käfige und ließen die Singvögel, die wir ſorgſam aufziehen, im Zimmer umherflattern und die Hunde darauf Jagd machen, die ſie fingen und todt biſſen. Es war ein Gräuel anzuſehen, wir wußten uns nicht zu retten vor dem fürchterlich rohen Troß. Endlich traten Gendarmen ein, die im Vorübergehen den Lärm gehört hatten. Ein paar Worte genügten, ſie von dem Geſchehenen zu unterrichten, und die Ruheſtörer wurden verhaftet. Seit dieſem Vorfalle iſt es nicht mehr erlaubt, das Kloſter zum Wirthshauſe zu entweihen. Niemand, er ſei, wer er wolle, erhält hier Trunk und Imbiß für Geld; zu bewirthen iſt uns geſtattet, und will der Gaſt den armen Mönchen dafür eine Gabe reichen, ſo dürfen wir ſie in Demuth nicht ausſchlagen."

Ich ſah lächelnd dem Pater Euſebius in die hellen Augen, die er nicht niederſchlug. Das Mönchthum mit ſeinen grauen Satzungen zeigte ſich mit einem Male vor meinen innern Blicken. Wie wunderbar iſt doch dieſer Rieſenbau der Kirche, ſelbſt in den kleinſten Theilen! Ueberall ſpricht uns derſelbe Geiſt daraus an; überall dieſelbe unantaſtbare Heiligkeit, überall dieſelbe ſtolze Demuth.

Mein guter Pater Euſebius mochte etwas von dieſen Gedanken auf meiner Stirn leſen; er erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung.

„Sie entſchuldigen, wenn ich Sie nun allein hier laſſen muß. Meine Predigt zu beendigen, brauche ich noch ein Stündchen vor dem Nachtmahle. Bleiben Sie indeß ungeſtört hier.“

So ſprach er, indem er mir die Hand drückte.

„Und wie lange bringen Sie beim Nachtmahle zu?“ fragte ich.

„Eine Stunde.“

„Da iſt Ihr Mahl wol reich beſtellt?“

„Nichts als eine Waſſerſuppe und ein Ei, hart oder weich geſotten. Bier wird Abends auch nicht getrunken.“

„Und bei ſolch frugalem Mahle bringen Sie eine volle Stunde hin?“

„Wir hören den Vorleſungen zu aus den Schriften der Heiligen, die ein Bruder, ſo wie ihn die Reihe trifft, von jenem Katheder herab während der Mahlzeit halten muß.“

„Und nach dieſer Stunde, was beginnen Sie da? Wie bringen Sie den Abend zu?“

„Einſam auf unſerer Zelle, mit Leſen oder Schreiben, ſo weit uns dieſes erlaubt iſt. Dies darf wieder eine Stunde dauern, im Sommer wol auch eine halbe Stunde länger.“

„Und dann?“

„Dann legen wir uns zur Ruhe.“ — Ich betrachtete ihn mitleidig. Er verſtand mich.

„Ja, ja,“ ſetzte er hinzu, „was man da draußen Leben nennt, davon iſt hier keine Spur zu finden. Hier entfaltet ſich aber ein inneres Leben dafür, das höhern Werth hat. — Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, beſuchen Sie mich öfter und Sie werden immer mehr die Wahrheit von Dem einſehen, was ich Ihnen ſoeben ſagte, und mehr und mehr verſtehen und dann begreifen, daß ſelbſt im Jahre 1833 noch ein Kloſter von Bettelmönchen einen würdigen Platz ausfüllt und ſelbſt eine höhere Bedeutung haben kann, als manche geprieſene neuere Inſtitution, der Menſchen Werk; denn das iſt eben unſer Vorzug, daß die Religion von Gott iſt.“

Er grüßte und ich ſah ihn in ſeiner langen, verſchoſſenen und geflickten Kutte davon gehen, mit gebeugtem, geſchorenem Kopfe, und er erſchien mir groß, dieſer Bettler, in der ſeltſamen Stimmung, die mich ergriffen hatte.

Dieſer ſtrenge Zwang und dieſe Freiheit, dieſe Armuth und dieſe ſorgenfreie Exiſtenz, dieſe Entſagung und doch keine Entbehrung, Stolz und Demuth, freie Bewirthung, gaſtliche Aufnahme und milde Spende, Almoſen ſogar — welche Widerſprüche ſcheinbar und dennoch keine! — Nie hat die Welt einen vollkommenern Organismus geſehen, als den der katholiſchen Hierarchie. Lange ſchon ging das Beſtreben der Welt darauf aus, ihr ein ähnliches Werk an Macht und Herrlichkeit entgegenzuſtellen, doch was auch unternommen wurde, jeder Verſuch ſcheiterte.

Ich legte ein Geldſtück auf den Teller, dankte dem Bruder Kellermeiſter, der mir einen jungen ſchmutzigen Burſchen, der dem Frater Gärtner beim Umgraben geholfen hatte, als Novizen vorſtellte. Ich kannte ihn, er war

Kellner in einem beſuchten Gaſthofe geweſen, hatte am Billard markirt und wußte den Champagnerkork trefflich ſpringen zu laſſen. Auf meine Frage, was ihn dazu bewogen habe, ins Kloſter zu gehen, erwiderte er lächelnd: „Ich habe große Luſt daran.“

Auch der Bruder Kellermeiſter lächelte und reichte ihm mein Glas hin zum Reinigen. Als ich fortging, dachte ich noch lange an das: „ich habe große Luſt daran,“ des Jungen.

Im Gange draußen fiel es mir ein, wie ich Weihrauchduft bemerkte, nach dem kranken Pater Martinus zu ſehen. Ich ſtieg die Treppe hinan. Die Thür ſeiner Zelle ſtand nun offen, die Bahre mitten im Zimmer und der alte Mönch lag auf ſeinem harten Lager, die Hände kreuzweis und ein Crucifix darin — er war todt.

Ein tiefer Glockenton ließ ſich hören. Die Mönche verließen ihre Zellen, auch Pater Euſebius kam heran. Er ging auf mich zu und ſagte mit derſelben Heiterkeit, die ich früher an ihm bemerkt hatte, indem er mir die Hand drückte:

„So leben wir — ſo ſterben wir.“ — Die Mönche gingen zum Refectorium, ihr Nachtmahl zu nehmen, und der Todte lag einſam und ſtumm in ſeiner Zelle. Ich aber verließ das Kloſter mit andern Gefühlen als die, womit ich es betreten hatte.

Wie ich kurze Zeit darauf meinen geiſtlichen Freund wieder beſuchte, konnte er mich nicht annehmen, weil König Ludwig eben beichtete. Er aber war Beichtvater des Königs.

Graue Brüder und graue Schweſtern.

In der Charwoche ziehen Nachmittags Männer und Frauen in die Kirche in ſeltſamer, komiſcher Tracht. Dies ſind die grauen Brüder und Schweſtern; arme Leute, ein Dutzend Paare etwa, die in irgend einem Spitale ein kümmerliches Leben friſten und ſonſt im ganzen Jahre nicht öffentlich geſehen werden. Sie tragen weiße Unterhauben und darüber ſchwarze Filzhüte mit ſpitzigen Köpfen, breite weiße Halskrauſen und ſchwarze, lange Radmäntel. Dies iſt bei den Brüdern und Schweſtern gleich, im Uebrigen unterſcheidet ſich der männliche von dem weiblichen Anzuge nach üblicher Weiſe. Die Leute auf der Straße lachen freilich, wenn die armen, alten, gebückten Geſtalten mit häßlichen, verrunzelten Geſichtern vorüberwatſcheln, die Männer ausſehen wie alte Weiber und dieſe eben von den Männern faſt nicht zu unterſcheiden ſind; — aber dann überkommt uns Mitleid und wir fragen uns, wozu braucht's dieſer lächerlichen Maskerade? Könnten die armen Alten nicht ohne das ihr Stücklein Hungerbrot verzehren? — Dieſe alten, veralteten und vergeſſenen „grauen Brüder und Schweſtern“ wurden auch erſt unter der jetzigen Regierung wieder ins Leben gerufen.

Von kleinen Ausflügen

I.

Fiſcher-Lieſel.

Eine Idylle, die ſich eine halbe Tagreiſe von München uns bereitet.

Eine Stunde von dem freundlichen Markte Miesbach kommt man über grünende Höhen zu einem kleinen See, der ganz von ihnen eingeſchloſſen iſt. Hier liegt ein Dörfchen mit Kirche und Kapellen, Schliers genannt, wovon der See Schlierſee heißt. Ringsumher blühen Obſtbäume, eine Inſel ſchwimmt im See, eine Halbinſel, die ſich hineinſtreckt, trägt ein wohnliches Haus, am weſtlichen Ufer liegt das freundliche Kirchdorf Neuhaus, oben auf den Höhen glänzt die prächtigſte Alpenweide wie Gold hernieder. Stiller und freundlicher läßt ſich kein Fleck unſerer Erde träumen.

Ueber einen Bergrücken führt der Weg in das nahe Tegernſee, dem jetzigen Luſtſchloſſe, das ehedem ein Kloſter war. Das Thal von Schliers gehörte dazu und die Kloſterherren waren darauf bedacht, dieſen hübſchen Aufenthaltsort ſich ſo recht zu eigen zu erhalten. Sie ſorgten dafür, daß kein bequemer Weg aus der Ebene über Miesbach dahin führe, und zogen es vor, lieber ſelbſt den mühſamen Pfad über die Kreuzalpe oder durch den Schuß zu wandeln. So hielten ſie ihr geliebtes Thal von jedem fremden Beſuche frei, um ſeine eigenthümlichen Reize allein und ungeſtört zu genießen. Hier war Obſt, das ſie in dem rauhern Tegernſee nicht hatten, der Schlierſee enthält Fiſche, die zu den köſtlichſten gehören, die Mädchen an ſeinen Ufern ſind die munterſten im ganzen Gebirg, hier tönen die luſtigſten „Schnodahupferln," und dabei über Alles die bezaubernde Abgeſchiedenheit, die zu ſo lieblich holden Betrachtungen aufforderte. Dies ſtille Glück genoſſen die frommen Väter denn auch bis zur Säculariſation; da kamen die Commiſſarien, die das Kloſtergut in Empfang nahmen, auch über die Kreuzalp und ſo wurde der Schlierſee endlich einmal entdeckt, lange nachdem die Südſeeinſeln entdeckt waren.

Die Kunde von dem überraſchenden Funde gelangte nach München. Der lebensfrohe König eilte dahin, kehrte beim Fiſcher ein, wo ſonſt die frommen Väter einigen Wechſel in ihre einförmigen Faſtenmahlzeiten zu bringen gewußt hatten, und ließ ſich von dem Töchterlein des Fiſchers halbe Tage lang auf dem See umherrudern. Lieſel, ſo hieß das junge Kind, ruderte eben ſo unbefangen, ob ein König oder ein Abt im Boote ſitzen mochte, und dabei ſang ſie ihre „Schnodahupferln" mit heller Stimme zum großen Ergötzen des Schiffenden. Max Joſeph, der früher daran gewöhnt war, ſich die Favoritgeſänge der pariſer Theater in weicher Mundart von kunſtgeübten Phrynen vorſingen zu laſſen, war mit dieſem wilden Alpengeſange eben ſo zufrieden und hörte die halb weltlichen, halb geiſtlichen Berichte von dem Leben der Kloſterherren von Lieſel's hübſchen Lippen ſehr gern

Nach und nach fingen auch die Münchener an, den Geſchmack ihres Königs für ihr Gebirge zu theilen. Sie hatten früher nur ihr nahes Starnberg beſucht und ſich damit begnügt, üppige Fiſchmahlzeiten dort zu halten. Jetzt zogen ſie nach Tegernſee, der neuen königlichen Reſidenz, und von dort verſchmäheten es die rüſtigen Beſucher nicht, auch über die Kreuzalpe zur Fiſcher-Lieſel zu ſteigen. Das geſchah jedoch nur ſelten. Noch vor zehn Jahren wußte man in München vom Schlierſee im Allgemeinen nicht viel Rühmens. Jetzt iſt es anders.

Die Maler, welche das Gebirg nach allen Richtungen durchziehen, halten in Schliers ſtets eine mehrwöchentliche Raſt. Sie haben die Lieſel, die indeß geheirathet hat und mehre Häuſer im Dorfe beſitzt, wo Fremde Unterkommen finden können, zur „Donna del Lago" erhoben und ihr Wohnhaus mit einem ſchönen Schilde beſchenkt, worauf ſie abgebildet iſt, wie ſie malende und muſicirende Jünglinge über den See führt. Die Inſchrift lautet: alla Donna del Lago. Ein Sommeraufenthalt in Schliers gewährt einige Annehmlichkeit. Es findet dort ſtets ein Zuſammenfluß von Perſonen ſtatt, die, auf einer Gebirgstour begriffen, eine kurze Zeit hier verweilen. Es zeigen ſich unter vielen alltäglichen Phyſiognomien denn auch wol einige ausgezeichnete. Man macht Partien zu den benachbarten Kirchweihfeſten, zur Spitze des Wendelſteins oder zum Waſſerfall und zur Kaiſerklauſe, durch welche das im Hochgebirg gefällte Holz nach München geſchafft wird. Ein impoſantes Schauſpiel ganz eigener Art und das Merkwürdigſte der ganzen Gegend.

In dieſer ſchauervollen Einſamkeit, der Kaiſerklauſe gegenüber, erhebt ſich eine kleine Kapelle. Hier wird eine intereſſante Kirchweihe gehalten. Die Gäſte, die ſich dazu einſtellen, finden ihr Unterkommen in den Sennhütten, auf friſchem Heu, oder ſie halten Bivouac unter den Föhren, zur Seite der brauſenden Waſſer. Mit grauem Tagesanbruch erglänzen Lichter durch den Nebel, die Höhe herabkommend, bald vernimmt man den Ton des Gebirgſchwegels, das iſt der Pfeife. Es ſind die fernen Gäſte, welche herbeiziehen, vom Achenthal und noch weiter. Die Gemeinden kommen haufenweis, mit brennenden Fichtenſpänen, unter der originellen Muſik. Es wird Tag; das kleine Gotteshaus vermag die Menge der Andächtigen nicht zu faſſen, ſie knien weit umher, unter freiem Himmel. Nachher wird getrunken und luſtig gelebt, und dieſe Freuden erſtrecken ſich in immer weitern Kreiſen, bis nach Schliers hinab, wo allerdings mehr Gemächlichkeit beim Genuſſe die frommen Waller erlabt.

Lieſel's Wirthshaus iſt groß genug für Alle. Sie hat Räume für die Bauern, wie für die Vornehmen, die von München zu ſolchen Feſten erſcheinen. Man findet's hier nun eben wie überall im Gebirg; an guten Speiſen und Getränken iſt kein Mangel. Gemſen, Spielhähne, Forellen, Saiblinge und kleine Lachſe werden den unnachſichtigſten Feinſchmecker zufriedenſtellen können. Auch Bier und Wein iſt gut zu haben; Milch und Butter ſind unvergleichlich und Lieſel iſt auch im Stande für größere Geſellſchaften ſogar mit ſilbernen Beſtecken zu ſerviren. Aber all' dieſer Vorzüge ungeachtet vermißt man Eins hier, was man in der kleinſten Hütte der baierſchen Alpen gewöhnlich antrifft: die Reinlichkeit. Wer im Wirthshauſe von Schliers einige Zeit mit Luſt verleben will, der bringe mindeſtens einige Servietten, Gläſer und Teller mit und trage deren Reinigung ſeinem Bedienten auf.

Lieſel hat ihre derbe Naivetät zu erhalten gewußt, wie ſie wol, bei der erſten Entdeckung dieſes Thales, nach der

Aufhebung des Kloſters von Tegernſee, hier überall zu finden geweſen ſein mag. Sie nennt alle Leute „Du" und macht nicht viel Umſtände. Einſt wollte ſie uns mit einem recht ausgeſuchten Gerichte, nach ihrer Meinung, erfreuen und knetete, während ihre Gäſte auf dem Spaziergange waren, einen ungeheuern Pudding zuſammen. Wir hatten uns verſpätet und bekamen dafür nicht eben freundliche Blicke von ihr zum Empfange; doch ſagte ſie nichts und ſetzte uns die Suppe auf. Es lagen alte Hennen darin, deren Sehnen und Flechſen ſo ſtrohtrocken und hart waren, daß faſt Niemand ſie herunterzuwürgen im Stande war und wir unter Scherzen und Lachen uns bei dieſer Schüſſel etwas länger als gewöhnlich aufhielten. Lieſel erſchien mehrmals, nachzuſehen, ob wir denn nicht fertig würden, und brummte ein „Maleſiz" und „Sakriſch" über's andere. Endlich trägt ſie Schüſſel und Teller ab und wirft den ungeheuern dampfenden Kloz ſo auf den Tiſch, daß die brühende Sauce weit umherſpritzt, indem ſie im höchſten Zorn ausruft: „Da habt's ihn, den Buh-dung — nu iſt er zerfallen — warum habt's denn gar ſo lang an d'Hennen g'freſſen!" — Ein unvertilgbares Lachen erfolgte von unſerer Seite und ſelbſt Die ärgerten ſich nicht, welche die Sauce von ihren Kleidern wiſchten.

Da ſie nur ſchwer Namen behält, ſo bezeichnet ſie ihre Hausfreunde auf eine ihr bequemere Weiſe. Der Dicke heißt bei ihr: „der Wampete;" der mit glänzender Glatze, „der Glatzete" oder „Glanzete;" dieſer „der Schnauzbartel," jener „Schwarzbartel" u. ſ. w. Schmutziger Eigennutz iſt ihr fremd und auf ein paar Schüſſeln, die Einer oder der Andere wünſcht, kommt's ihr nicht an, und wenn ſie gleich die Mahlzeit für den Tag ſchon auf das reichlichſte beſtellt hätte. Sind die aufgetragenen Speiſen verzehrt, ſo fragt ſie: „Schafft's nachtragen?“ und wird dies bejaht, ſo werden die Schüſſeln auf's neue gefüllt. Daſſelbe iſt bei dem Kaffee der Fall, wo eine Kanne nach der andern nachgetragen wird, obgleich man nur immer den für eine Taſſe accordirten Sechſer zahlt. Dieſes Benehmen der Wirthe im Gebirg ſticht freilich bedeutend gegen die Aengſtlichkeit ihrer Brüder im Flachlande ab und macht auf den Reiſenden, der zum erſten Male dieſe Gegend beſucht, einen ſehr erfreulichen Eindruck.

Oft ſaßen wir Abends im Wirthshauſe zu Schliers und erſuchten Lieſel, ſie ſolle uns ihre Schnodahupferln ſingen. Dies ſind bekanntlich jene kleinen, epigrammatiſchen Lieder von zwei Zeilen, die während des Tanzes von den Bauern erfunden und abgeſungen werden. Etwas Aehnliches findet ſich in der Gegend von Krakau, beim Nationaltanz Krakowiek oder Krakowianka, auch bei einigen Schiffertänzen in Norwegen und Schweden. Die Schnodahupferln werden auch oftmals in der Abſicht angeſtimmt, um den Gegner herauszufordern, woraus ein Wettgeſang entſteht, der wegen der geſchickten Wendungen und der Geläufigkeit im Reimen mit Recht bei den Zuhörern Bewunderung erregt. Ein ſolcher Wettkampf währt oft Stundenlang fort und die Sänger zeigen je länger deſto mehr Begeiſterung und Geſchick.

Lieſel war nur ſelten zu bewegen, uns mit ihrem Geſange zu erfreuen. War ſie aber beſonders guter Laune, ſo drückte ſie den hohen Spitzhut, den ſie immer trug, tiefer in den Nacken, griff nach einem hohen Alpenſtock, den ſie mit ausgeſtrecktem Arme am obern Ende ergriff, und dieſen in der Hand hin- und herdrehend, die Augen auf einen Punkt der Decke gerichtet, fing ſie mit lächelnder Miene zu ſingen an. Ihre Stimme war noch immer angenehm, ihr Vortrag für den Kenner unvergleichlich. Das Umſchlagen der Stimme, das Schleifen des letzten Wortes zur folgenden Zeile gelangen vollkommen. Wenn ſie verkündete, daß ſie nun „Saftige" ſingen werde, dann mußte man die etwa anweſenden Damen erſuchen, ſich zu entfernen, gerade wie in England, wo ſie genöthigt ſind, die Tafel zu verlaſſen, wenn durch einen Schlag mit der Hand auf den Tiſch das Zeichen gegeben wird, daß das Trinkgelag beginnen werde.

Obgleich Fiſcher-Lieſel nicht mehr jung iſt und wol nie ſchön geweſen ſein mag, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß ihr Geſicht eine angenehme Bildung zeige. Das Auge iſt von einem ſchönen Ausdrucke beſeelt, und wäre ihr Mund zierlicher geformt, ſo würde man mit noch größerem Wohlgefallen den Blick auf ihren Zügen ruhen laſſen können. Ich will hier einige ihrer Refrains mittheilen, die wol noch unbekannt ſein mögen, obgleich man in neuerer Zeit auch Vieles davon der Leſewelt mitgetheilt hat. Da hier mit der Naivetät nicht kokettirt wird, ſo habe ich mich wohl gehütet, ihren Ausdruck zu zerſtören. Es iſt mir leid, die Melodie nich beifügen zu können, und geſchähe es auch, man verſtände ſie doch nicht zu ſingen. Um dies zu können, iſt es durchaus unerläßlich, ſie im Lande zu hören und ſich nach den beſten Muſtern zu bilden, zu denen Fiſcher-Lieſel ohne Widerſpruch zu zählen iſt.

Mei Dienein [1]) is klea [2]) wie 'r a Muskatnüß'l,
Und ſo oft daß i's halſ' — ſo oft lacht's a Biß'l. —

---

[1]) Dienein, Dienal (in Oeſtreich: Dirnd'l oder Dernd'l) Mädchen, Geliebte.

[2]) klea, klein.

's Diernal hat dunkelbraun Augala, und wie'r a Täubal ſchaugt's hear,
Und ſo oft i dan Fenſter an Schnegla[1]) thu', wuzelt's[2]) an Pfoad'l[3])
dahear.

Steig' nit ſo laut auſſa, mei Bübal[4]) ſei g'ſcheid,
Sunſt wöckſt ma die Lappin[5]) auf, dö bei mi leit[6]).

Diernein gieb Acht, wann da Vögal ſiegſt flieg'n,
Und ſo wenk[7]) als das Vögal fangſt, ſullſt mi nit krieg'n.

Das Lieb'n ſoll a Sünd ſeyn, ſo ſagen die Leut,
Daß kann ja koa Sünd ſeyn, was mi gar a ſo g'freut.

Die Finken hab'n Kröpferl, da ſingen's damit,
Mei Wai[8]) hat 'n Kropf — aber ſingen kann's nit.

Geah weg von mein Fenſter: hör' auf zu ſinga —
Wenn's Du 'n friſcher Bu' wärſt, ſäßeſt lang ſchon drinna. —

Mei Dirnein hoaßt Nannerl, hat ſchneeweiße Zahnerl,
Hat ſchneeweiße Knie, doch g'ſehn hab' i's nie.

Und's Diernein is zu kurz, thut mi recht verdrieß'n,
Zieh i's auſſa[9]) zu'm Kopf, han i nix bei'n Füßen.

---

[1]) Schnegla, ſchnalzender Ton.

[2]) wuzeln, mühſam hervorbringen, langſam herausſtrecken. Verwuzelt, verwirrt.

[3]) Pfoad'l, Pfötchen.

[4]) Bübal, Bübein, Diminutiv von Bu' (öſtr. Büberl, Buberl), Geliebter.

[5]) Lappin, alte Magd.

[6]) leit, liegt.

[7]) wenk, wenig.

[8]) Wai, Weib.

[9]) auſſa, auf.

Kirchweih in Baieriſch-Zell.

Nur eine halbe Tagereiſe und wir ſind an der erſten Bergreihe, dem grünenden Bollwerke, das die Natur zog, um ihre lieben Herrlichkeiten, die blauklaren Seen, die maigrünen Bergflüßchen, die ſchäumenden Sturzbäche und brauſenden Fälle, die röthlichen Felſen und die dunkeln Waldeshöhen und das ganze Zauberlabyrinth von Thälern und Höhlen, Klüften und Spitzen, blumenreichen Almen und blitzenden Eisfernern, gleich einem Gehege, zu umgeben.

Hier beginnt das Paradies Europas, denn von hieraus geht's unmerklich ins großartige Tirol und von dort unmittelbar in das Land, wo die Weinranken in immer grünen Lauben ſich über die Straße wölben und wohin ſeit frühеſter Jugend wol jeden Deutſchen eine unendliche Sehnſucht zieht.

Das Vorgebirge der hohen Alpen Tirols unterſcheidet ſich merklich von den übrigen Gebirgsgegenden unſeres Vaterlandes.

Es zeigt nicht die dunkelromantiſchen, ſagenreichen Thäler des Harzes, nicht die erzfördernden Bergwerke und die reichen, ſtattlichen Fabrikſtädte Sachſens und Schleſiens, aus den reinlichen Hütten ſchallt jedoch auch nicht das Schnurren der Räder und das einförmige Getön der Webeſtühle hervor, und ſtatt der armen, verhungerten Leinweber, die eine trübſelige Staffage ſchöner Gebirgsnatur ausmachen, klettert hier der braune Schütz verwegen dem Gemsbock nach; die rothbäckige Sennerin mit ihrer Heerde auf der Alm harrt ſeiner Rückkehr johlend und froh, hat in ihrer Hütte Milch und Käſe und Brot und ein duftiges Heulager und im engen Mieder ein hochklopfendes Herz.

Sie ſind ſehr anziehend, dieſe kleinen, geſchloſſenen, baieriſchen Thäler mit dem kräftigen, eigenthümlichen Menſchenſchlage, der nur wenig Verkehr nach außen treibt und für alles Fremdartige, was durch den Beſuch der Städter ſich ihm aufzudringen ſucht, eine bemerkenswerthe Abneigung hat.

Lebensluſtig im höchſten Grade, ſinnlich, kühn, doch gutmüthig und uneigennützig iſt das Gebirgsvolk dieſer Gegend. Geſang und Tanz iſt ſein Element. Seine Arbeit beſteht in Fiſchfang und Jagd, in Obſt- und Viehzucht. Die Kirchweihen ſind ſeine eigentlichen Feſte und viele Stunden weit, die tiroler Grenze herüber und hinüber, ſtellt es ſich bei denſelben ein und hält gute Nachbarſchaft.

Im öſtlichen Winkel des Vorgebirgs, gen Salzburg hin, erheben ſich ſchroff aus einer Gruppe von unbedeutenden Höhen die kahlen Felſen des Wendelſteins bis zu der beträchtlichen Höhe von 7000 Fuß. Das impoſante Felſenhaupt iſt von den anmuthigſten Thälern umgeben und wer das freundlich trauliche Wörnsmühl im einſamen Föhrengrunde, das fruchtbare Thal von Fiſchbachau mit ſeinen Obſtbaumalleen und Schlöſſern und Klöſtern kennt, wer im ſtillen, eingeſchloſſenen Kirchdörfchen Baieriſch-Zell jemals verweilte, wird willig meiner Meinung ſein.

Die weißen Häuschen von Baieriſch-Zell wimmelten am Sonntage den 19. Auguſt, da gerade das Feſt des heiligen Ludwig's, des Biſchofs, nicht des Königs, gefeiert wurde, von vielen frohen Leuten. Aus dem kleinen Wirthshauſe ſchallten verſchiedene Tänze verworren durch einander und ein tactmäßiges Geſtampfe. Neben dem klaren Forellenbache zog ſich die ländliche Kegelbahn, worauf die naſſe Kugel plätſchernd zum Ziele rollte, Glückshafen und Spiele waren von Haufen Landvolks umſtellt, ſeitwärts in der Tiefe hob ſich ein ſchmächtiges Thürmchen und der freundliche Pfarrherr, im weltlichen Rocke, wanderte gutmüthig, mit zwei Krügen unter dem Arme und einem kleinſtädtiſchen Beſuche als Schleppe, unter die heitern Gruppen von Beichtkindern und Fremden.

Auf einem langen Wagen rollte ich in munterer Geſellſchaft von dem nahen Schliers heran, um die Freuden der Baieriſch-Zeller Kirchweihe zu genießen. Drei ſtarke Pferde flogen mit dem Wagen dahin, ein friſcher, ſchöner Bua ritt das Eine, er war feſtlich gekleidet, der Zipfel der ſeidenen Mütze hing auf dem Rücken lang herab und darauf ſaß ſchief der hohe Spitzhut, geſchmückt mit Gemsbart, Blumen, Flitterband und dicker Goldſchnur. Es liegt ſchon ſehr viel Südliches darin, beſonders ſpiegelt einer warmen Phantaſie die Zipfelmütze eine ganze Reſilla voll italieniſcher und ſpaniſcher Herrlichkeiten vor — und man iſt ja in der That Italien ſo nahe von hier, daß man in zwei Tagen ſeine Grenze erreichen kann. Unſere Ankunft wurde gebührendermaßen von den Fußgängern, welche die Straße füllten, von den Trinkern unter den Bäumen und den Kegelſpielern mit lautem Gejohle begrüßt, welches unſer Pferdelenker erwiderte und in das wir mit ſo tüchtigen Kehlen einſtimmten, daß die neckende Echo in den Schluchten des rieſigen Wendelſteins davon erwachte und uns in demſelben Tone willkommen hieß.

Es war Alles da, um jeden Beſuch auf das ſchmuckeſte zu empfangen. Ein langer Tiſch wurde von den Wirthsleuten hart an des Forellenbaches Rand geſtellt, eine Bank daneben, Ziegenkäſe, Butter, Brot, Bier und Kirchweihnudeln darauf. Rettige und Nüſſe trugen Handelsleute herbei, welche dieſe Artikel feilhielten, und es wurde von uns Allen ein Ehrliches gegeſſen und getrunken.

Es war ein ſonniger, herrlicher Nachmittag. Die Felswand des Wendelſteins ſtand in Purpur gebadet, es war, als ob er an dieſer Seite ganz mit den ſchönen Alpenroſenfeldern bedeckt wäre, welche ſeine Höhe kränzen. Seine Spitzen flammten golden.

Im Hauſe war ein faſt undurchdringliches Gewirre und nur mit Mühe gelangte man hinein. Die niedrigen Räume und die Menſchenmenge machten Alles ſtockfinſter und man tappte ſich bis zur Treppe hin. Drei ländliche Orcheſter ſpielten drei verſchiedene Ländler zu gleicher Zeit und ſummten in ein Knäuel von Tönen zuſammmen, aus denen nur manchmal das ſchmetternde Horn eine Melodie vernehmlich hervorhob. Dabei ſtammpfte der Vorgeiger den Tact, als lebendiger Mälzel'ſcher Metronom, um keine Confuſion einreißen zu laſſen. Auf der Hausflur, in der größten Stube und auf dem Boden wurde getanzt, die erſchöpften Tänzerinnen legten ſich weit aus den Dachluken heraus, um ſich abzukühlen.

Den Gebirgsländler mit anzuſehen, iſt eine meiner Lieblingsunterhaltungen. Wir haben keinen ſo charakteriſtiſchen Liebestanz außer ihm, und wenn er auch nicht die Tarantella und den Fandango erreicht, die man jedoch nationell, nicht von ſtumpfſinnigen Balletmeiſtern nachgemacht, ſehen muß, ſo führt er uns ein ſolch' lebhaftes Bild kecker Bewerbung, züchtigen Verſagens, ungeſtümen Verlangens, holder Gewährung und glücklichen Beſitzes vor Augen, daß man die Bedeutung mit Händen greifen kann.

Doch möge man mich nicht misverſtehen. Es iſt hier nicht von der empörenden Scheußlichkeit des pariſer Chahût oder Cancan die Rede; meine lieben Gebirgsländler ſind naiv, nicht gemein. Es gibt übrigens Tänzer, die Tänzerinnen ſpielen keine ſo bedeutende Rolle, die das Ding als echte Virtuoſen zu behandeln verſtehen und wahrhafte tours de force dabei ausüben.

Der Abend brach früh herein; die Glutwand des Wendelſteins wurde nach und nach grau, während die Gipfel noch glänzten; der Tanz ging deßungeachtet unausgeſetzt fort und nur Einige, die weither aus Tirol und andern entfernten Thälern gekommen waren, zogen nun nach Hauſe, da ſie ſteile Felſen zu überſchreiten hatten, die Köpfe voll waren und die Nacht ſie ſicher-ereilen mußte, bevor ſie ihre Heimat erreichten. Dieſe wurden mit Muſik bis zur Grenze des Oertchens hinausgeblaſen, wie man es zu nennen pflegt. Dort wurde Halt gemacht, man ſtellte ſich zurecht, tanzte zu guter Letzt im Freien den Kehraus, um ſo viel Freude als möglich mit auf den Weg zu nehmen, und ging dann mit Jodeln und fröhlichen „Almerhupferln“ weiter, bis ſich Menſchen und Töne weitab in die Berggründe verloren.

Vor dem Wirthshauſe hatten ſich Schützen zuſammengerottet und ſchoſſen bald nach dieſem, bald nach jenem Ziele. Einer legte auf den Hahn des niedern Kirchthürmchens an und bautz! da flog ein Splitter davon herab. Hinzutretende Gendarmen, die hier an der Grenze ihre Standquartiere haben, verhinderten dieſe muthwillige Luſtbarkeit und veranlaßten einen langen Wortwechſel, der leicht ernſtlich hätte werden können.

Alle dieſe Luſtbarkeiten werden gewöhnlich mit „Raufen“ beendigt, und dies gehört ſo zum Feſte, wie das Deſſert zur Tafel. Man ſpricht davon, man kann ſich vorher engagiren, ja Fremde werden gefragt, ob ſie daran Theil nehmen wollen, und man ſagt ihnen bereitwillige Aſſiſtenz zu.

Ein Jeder dieſer Leute trägt zu dieſem Behufe einen ſchweren Ring von Silber, der in der Anwendung zur furchtbaren Waffe werden kann. Ich ſah dergleichen mit Zacken und Spitzen verſehen, die bedeutende Verwundungen zuzufügen im Stande ſind. Wird die Rauferei zu ernſt und lang, ſo ſind die Stärkſten Schiedsrichter, welche mit einem geſchickten Griffe die Hauptraufbolde in dem Getümmel am Bein packen, umwerfen und ſo von dem Richter in Gewahrſam bringen laſſen, bis der Rauſch und dieſe alpiſche Berſerkerwuth ausgeſchlafen ſind.

Die Trachten der verſchiedenen Thäler, maleriſch und bunt, bieten dem Auge eine freundliche Abwechſelung. Einige Gäſte, die tief aus Tirol herbeigezogen waren, zeichneten ſich durch rothe Jacken mit ſilbernen Knöpfen und grünen Hüten aus, welches ſich recht zierlich ausnahm.

Spät am Abend ſtieg noch ein alter Mann mit einem Knaben vom Gebirge herab. Sie waren faſt nackt — ohne Hemde, blos mit einer kurzen Hoſe und einem offenen Wamſe von dunkelbrauner Farbe, das noch dazu an allen Enden zerriſſen war, bekleidet. Der Mann trug einen langen Bart, der bis zum Gürtel reichte. Beide hatten Zwerchſäcke und hohe Knotenſtöcke. Sie ſtellten ſich zu den Bauern und fingen mit ihren ungeheuern Stimmen zu ſingen an.

Der Alte war weit von hier zu Hauſe und pilgerte ſingend und bettelnd durch armes Landvolk ſein Leben hin. Sein Söhnchen leiſtete ihm Geſellſchaft und wird wahrſcheinlich bald allein die Pilgerſchaft fortſetzen müſſen. Wie widerwärtig ſind uns nicht die Bettler in den Städten, bei allem Mitleid ſelbſt, das ſie einflößen; wie ſelten wird man wahrhaft gerührt durch ſie. Dieſer bettelnde Barde war die Heiterkeit ſelbſt — es fehlte ihm wahrlich Alles — von Bequemlichkeit wußte er nichts — er hungerte ſo lange, bis ihm der Zufall eine mäßige Sättigung beſcheerte — aber er ſchritt durch die kühlen Thäler, über die herrlichen Felſen, wie ein König — und freier noch — ihm hatte ja der

Himmel alle jene Schätze täglich zu Theil werden laſſen, wonach ſich der Reichthum und die Macht oft ein langes Leben hindurch ſehnen und mit großen Aufopferungen, doch nur zu einem kurzen, verkümmerten Genuſſe derſelben gelangen können. Und war er auch ohne Nahrung einen langen heißen Sommertag fortgewandert; der Bergquell ließ ihn nicht verſchmachten, auch eine Beere wuchs wol am Wege — und der Abend brachte ihn ja ſicher zu frohen, geſelligen Leuten, die ſein Lied hören wollten und es ihm freundlich an nichts fehlen ließen. Wer ſollte ſich dabei unglücklich fühlen? Und die Gebirge ſind noch ſo weit verzweigt und überall gibt's Kirchweihen und Heiterkeit und Menſchenherzen. — — Auch das Lied deiner rauhen Kehle iſt etwas werth und du verdienſt den Lohn deiner Genügſamkeit. Walle immer fort, alter Sänger, ſo weit die Felſen ihr Haupt erheben; der Pfad iſt beſchwerlich, doch er führt zu gaſtlichen Hütten, zu wirthlichen Ufern, zu freundlichen Almen — aber die Ebene vermeide mit den breiten Straßen und den volkreichen Städten — erblickſt du ihre lockenden Gefilde, ſo wende den Blick und laſſe dich von deinem Knaben in das rauheſte Felsthal geleiten.

Der Holzknecht.

Mit dem erſten Frühlingsmorgen hinaus in die Berge, mit dem letzten Blatt herein — das war ſeit Jahren mein Wahlſpruch. Den ganzen Winter über muſterte ich ſie aus der Ferne mit lachendem Auge, die blaue Reihe meiner zackigen Lieblinge. Jeden tiefen Schatten, jeden Punkt wußte ich zu deuten und bei ſeinem Namen zu nennen. Mit dem Bauer des flachen Landes läßt ſich höchſtens beim Heimkehren vom Abendſpaziergange ein kurzes Wort ſprechen, wenn er vor ſeiner Hütte ſteht, den Hut in der einen Hand und den runden Hornkamm mit der andern durch die langen Haare ſtreichend. Er iſt ſcheu, plump, nicht geſellig, er verbirgt ſeine Freude vor dem Städter, oder ſie kehrt nur dann bei ihm ein, wenn der ſeltene Feſtbraten auf ſeinem Tiſche dampft. Die ermüdende Tagesarbeit macht ihn unfähig, Abends ſich dem Tanze und anderer Luſt hinzugeben, ſein Tritt iſt träge und ſchwer, gleich dem des Ochſen, dem er am Pfluge nachtritt, ſein Lohn iſt karg und reicht dürftig nur zum Unterhalte hin. Der Gebirgsbewohner athmet ein himmliſcheres Element. Die Luft in den Thälern iſt ſo fein und elaſtiſch, daß ſie dem Städter anfänglich die Bruſt beklemmt. Mit jedem Tage jedoch dehnt ſich die Lunge weiter und weiter aus, man ſteigt immer anhaltender in den Felſen herum, man ſchreitet immer kühner und ein Gefühl von Behaglichkeit und Wohlſein beherrſcht uns, wie wir es nie zuvor empfunden. Mitgenommene Bücher werden bei Seite geworfen; wer gewänne Zeit, ſeine Augen von dem Grün der Matten und den klaren Seen wegzuwenden auf das Weiß und Schwarz des Papiers? Ja, man vergäße ſo leicht, daß es Papier in der Welt gebe, wenn die maleriſch gelegene, lieblich klappernde Papiermühle dort unten am Waſſerfalle uns nicht daran erinnerte. Die Gebirgsbewohner ſind heiter und ſinnlich. Sie haben keine Erde zu durchfurchen, keine langweilig ermüdende Beſchäftigung. Ihre Mühſeligkeit iſt Luſt. Sie klettern in die Felſen dem Gemsbock nach, ſie ſteigen zur Alm, um die Milch von der Sennerin zu holen, ſie treiben Obſtbau und fiſchen. Von Spitze zu Spitze tönt fröhlicher Geſang, alle

Geſänge athmen Luſt und Liebe, Muthwille und Scherz, Kraftgefühl und Glück. Jeder Fremde iſt zu ihren Feſten geladen, die alle Abende wiederkehren, und ihre einfache Nahrung aus Milch, Butter und Mehl, die ihnen überreich fließt, theilen ſie gaſtfrei unentgeltlich mit Allen.

Wir ſaßen im Spätherbſt in der Schenkſtube, der Mond ſchien durch die Fenſter. An allen Tiſchen war es laut. Hier wurde gewürfelt; dort hatte ein durchreiſender Krämer ſeinen Pack geöffnet und die Dirnen umſtanden ihn, begafften die bunten ſeidenen Tücher und feilſchten auch wol darum; in einem Winkel ſaß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die gerade herrſchende Cholera; etwas abgeſondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenſeit des Sees ſeinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windſtille und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und dieſe darunter kreuzweis platt auf den Tiſch gebreitet; ſo war er eingeſchlafen. Mitten in der Stube wurde ein wenig getanzt, wozu der Wirth ſelbſt die Zither ſpielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannichfaltigkeit und jedem Einzelnen ſah man die Vorfreude an auf den morgenden Tag, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübſche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle ſcherzten mit ihr, denn Allen gefiel ſie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all' ſeinen Scharfſinn aufbieten können, ohne deshalb im geringſten zu ergründen, wer ſie eigentlich der Bevorzugte ſei. Ich kannte ſie bereits ſeit länger und daher war mir's nicht entgangen, wie ſie öfters an den Tiſch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, ſaß, dem Würfelſpiel zuſchaute und, ohne zu ſehen — denn er war arm — emſig die Augen der Würfel zuſammenzählte; er ſchien ein eigenes Orakelſpiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen ſpielt: „er liebt mich, liebt mich nicht.“ Aber mit recht inniger Luſt wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nanni's ſchönen Augen, wenn ſie zum Tiſche trat, und ließ Paſch und die Höchſten werfen, um ſich an dieſer beiden Zwei zu erfreuen. Sie ſtand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über ſeinen Kopf auf die andere Seite des Tiſches. Er blickte luſtig in die Höhe und ſang keck, indem er ſeinen Arm um die Mitte ihres Leibes ſchlang:

„A Dirnein im Haus is mei liebn als Kraut,
Da derf i net naus, wenn da Wind ſo ſtark ſauſt!“

Sie aber machte ſich raſch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was gibt's denn?“ fragte Sepperl; „ſchau, ſind's etwa die ſchönen Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die Dir in die Augen ſtechen?“ — „Hab' ſchöne genug,“ erwiderte Nanni; „aber den Buſchen hätt'ſt Du ſehen ſollen, Sepperl, den die Liſ'l von ihrem Bu' kriegt hat. Es gibt halt keinen ſchönern morgen beim Tanz, das iſt gewiß.“ — „Und darum biſt Du traurig?“ fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' Dir morgen früh ein Buſchen, der eben ſo ſchön und noch ſchöner ſein ſoll.“ — „Ach, Dein Buſchen!“ — meinte Nanni, „das iſt was Rechtes! Sie hat die ſchönſten und rarſten Alpenblümeln drein; ſolche find'ſt Du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell', die hab' ich heut geſehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgeſtiegen bin. Links am Felſen hinunter, da iſt ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Bei'm Krottenkopf haben's ſchon Ave Maria geläutet, ſonſt hätt' ich mir ſelbſt die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich ſorgt.“ — „Keinen Bu'?“ rief Sepperl trotzig; „und Du hätt'ſt keinen? und wer wär' denn ich? Wo ſagſt Du, daß die Blümerln ſtehen? Links am Felſen oder dem Krottenkopf, wenn Du nach der Spitzingalm hinaufſteigſt?“ — „Und was fragſt denn Du darnach?“ erwiderte ſie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um ſechs geh' ich in die Kirchen und die Blümerln kann mir keiner mehr herabſchaffen, und einen Buſchen, wie der Lieſl ihren, wird Keine haben.“ — „Und Du meinſt wirklich, Nanni,“ ſagte Sepperl ernſt, „daß ich Dir keinen bringen könnt'?“ — „Die blauen Blümerln, die ſchönſten, kannſt mir nit bringen, und für die andern dank' ich,“ ſchmollte die hübſche Dirne. Ohne ein Wort zu ſagen, drückte Sepperl ſeinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufſtand. „Wo willſt Du hin?“ fragte Nanni beſorgt. „Dir den Strauß holen,“ antwortete er. — „Jetzt?“ — „Damit Du ihn morgen zur rechten Zeit aufſtecken kannſt. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den geraden Weg mache.“ — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannſt ein Unglück haben.“ — „Sorg' Dich nit um mich; der Mond ſcheint, und ich bin's Kraxeln bei Nacht ſchon gewöhnt.“ — „Ich will die Blümerln nit, Sepperl, ich mag ſie nit, bleib' nur da!“ So rief ſie ihm nach; er war aber ſchon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buſchen wieder da bin, dann ſchlafſt Du ſchon. Laß aber fein Dein Fenſter auf, daß ich ihn Dir hineinwerfen kann.“ — „Ich kann nit ſchlafen, bis Du wieder da biſt!“ rief ihm das Mädchen nach.

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alm zu und ſang laut, daß es widerhallte, im frohen Gefühle ſeiner glücklichen Rückkehr:

„A Sprung übo d' Gaſſ'n,
A Jodla d'rauf!
A Klopfa an's Fenſta,
Schön's Dirndl mach' auf!"

Ein heller Jodler folgte dieſen Worten, der noch weit aus der Ferne erſchallte, als der nächtliche Sänger ſchon längſt den Augen des Mädchens entſchwunden war. Die Töne hörte man jetzt ſehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felſens umgab und den man nicht durchſchritt, wenn man zur weidenreichen Alm hinaufſtieg, die ſich ſeitwärts ausbreitete. Seppel hatte den ſteilern Richtweg eingeſchlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegſamſten Gebirgsſchluchten, waren ihm alle Stege wohlbekannt, er ſelbſt, als früherer Kletterer, hatte nichts zu befahren. Das wußte das Mädchen, und ohnedies nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ ſie ſich nun ganz dem Gefühle, daß ſie morgen den ſchönſten Strauß haben werde, aus den ſeltſamſten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es ſei, der in ſpäter Nachtzeit am jähen Felſenabhange ihn für ſie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte ſie, daß es Zeit ſei, nach den Gäſten zu ſchauen. Der Pfarrer wollte ſeine Zeche machen und weckte ſeinen Fährmann. Es war ſpät und er mußte fort, wollte er bei ſeiner halbſtündigen Waſſerfahrt noch des Mondſcheins theilhaftig werden.

In der Wirthsſtube wurde es nun nach und nach ſtiller. Zitherſpiel und Tanz hatten aufgehört. Der Krämer hatte ſeine Herrlichkeiten eingepackt und ſchlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen und nur die Würfler ſaßen noch um den Tiſch und klapperten und ſchrieen dabei. — Plötzlich tritt der erſt vor kurzem hinausgegangene

Pfarrer wieder ins Zimmer. Man ſieht ihm ſogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt ihr das Nothgeſchrei nicht gehört, Leute?“ fragte er ſchnell. „Es muß Einer verunglückt ſein!“ Die tiefſte Ruhe herrſchte augenblicklich. Alle reckten die Hälſe und horchten mit offenem Munde; und fern, ganz fern ſchallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das iſt auf dem See,“ meint der Eine, „auf dem Berg,“ der Andere. Alles ſprang auf und lief zum Hauſe hinaus. Eine tiefe Finſterniß hatte ſich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein friſcher Wind trieb ſchwarze Wolken über den Kronenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturmes ließ ſich vernehmen und dazwiſchen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See nunmehr brauſte, ſondern aus der Höhe, die ſich mit drohenden Wolken umzog.

„Das iſt ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze feſtſitzt,“ meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angſt ſich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Geberde und unter den bitterſten Thränen erzählte ſie, daß ſie die Urſache ſei, weshalb der wackere Holzknecht ſich in dieſer Lebensgefahr befinde. Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man ſie zurück. „Da iſt für jetzt keine Rettung möglich,“ ſagten Alle. „Er wird ſich ſchon feſthalten müſſen, bis es Tag wird,“ ſprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum iſt er ſo verwegen und dumm zugleich? Denn er hätte wiſſen ſollen, daß der Mond jetzt zeitig untergeht.“ Alle machten ſich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforſchen, woher der Schall komme, und wie ſie ungefähr den Platz auf dem Felſen erforſcht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche ſeine furchtbare Nachtmarter halten mußte, da ließen ſie ein einſtimmiges Geſchrei ertönen, um ihm anzudeuten, daß man von ſeiner hülfloſen Lage unterrichtet ſei, daß er den Muth nicht verlieren ſolle und bis zum Sonnenaufgang ruhig ausharren möge.

Die Weiſſen gingen in dieſer Nacht gar nicht nach Hauſe; ſie blieben auf dem Platze. Einige der ſtärkſten Burſche ſtiegen bis zu einer ſehr beträchtlichen Höhe hinan und verſicherten dann, beim Scheine der Blitze den Seppel über einem ſchwindelnden Abgrund hangen geſehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Naomi's Augen vergoſſen Thränen in Strömen. Ihre naſſen Haare flatterten im Winde und ſie rang troſtlos jammernd die Hände.

Endlich lichtete ſich die Nacht. Der Sturm trieb die letzten träufelnden Nachzügler in ein benachbartes Thal und es wurden Sterne ſichtbar. Nur um die höchſten Berghäupter lagerten noch dichte Wolken, die einzelnen Nadeln der Felſen ſchnitten ſich ſcharf am blauen Himmel ab. Aus dem See hoben ſich weiße Nebel und die nähern Gegenſtände ſchimmerten im leuchtenden Grau. Dies waren die Vorboten des Sonnenaufgangs.

Bald erblickte man auch den Verunglückten. Es war ein haarſträubender Anblick. Er ſchwebte über einer furchtbaren Tiefe; nur das rechte Knie hatte auf der Felſenſpitze ein karges Plätzchen gefunden, um ſich daran feſtzuhalten, und die rechte Hand griff klammernd in ein Strauchwerk, der ganze übrige Körper ſchwebte frei in der Luft. Auch er ſah jetzt unter ſich und ſeine Klagen wurden ſtärker, und durch die reine, ſtille Morgenluft vernahm man die Worte: „Helft mir ſchnell, ſonſt bin ich verloren!“

Während dieſe Worte zu uns herniederdrangen, hatten Viele ſchon den Fels erklommen, um den Armen aus ſeiner gräßlichen Lage zu befreien. Man hatte sich dem Platze genähert, so weit es möglich war, aber was die Erfahrensten unten schon bemerkt hatten, fand sich nun bestätigt. Es war nicht möglich, der Klippe beizukommen, und Niemand konnte sich erklären, wie er sich dahin verirrt haben mochte. Indem man berathschlagte, was zu thun sei, wurden die Klagen immer dringender, der Ton der Stimme immer schwächer. Man konnte voraussehen, daß eine gänzliche Erstarrung oder das Ausreißen des Gesträuches dem Leiden des Armen ein baldiges Ende machen würde. Denn der Sturz in diesen Abgrund mußte augenblicklichen Tod bringen.

Da kam der bekannte und sehr erfahrene Alpensteiger, der alte Wirth und Richter, mit seinen Leuten den Fels herauf. Sie trugen Stangen und einen tüchtigen Vorrath von starken Tauen. „Wir müssen auf die Spitze über ihm klettern," sagte er im Schreiten, ohne sich aufzuhalten, „und ihm dann ein Seil zuwerfen." Voll freudiger Hoffnung folgte ihm Alles und auch Nanni trocknete ihre Thränen und athmete hoch auf. Sepperl sandte bald seinen Blick nach oben, wie sich die graue Kuppe über ihm mit einem Male belebte, und auch er begann an Rettung zu glauben.

Von den Stangen wurde mit Umsicht eine Art von Gerüste gebaut, das über den Abgrund hinausreichte, und daran das starke Seil befestigt und an der obersten Felswand hinabgelassen, bis sein Ende den Schwebenden berührte. „Jetzt schling es Dir um den Leib und wir ziehen Dich sicher herauf!" rief der Richter ihm zu. — „Das Knie haltet kaum mehr, der Stein, worauf es ruht, ist im Weichen und ich darf die Latsche nicht loslassen, die ich mit der Rechten halte. Wie soll ich aber mit der Linken, erstarrt wie ich bin, mir das Seil um den Leib fest binden?" so klang es rathlos zurück und dann wieder in einem fort: „Ach, helft mir! helft mir, ihr guten Leute!" Da warf der Richter ſeine Jacke ab und ſchlang das Seil in mehreren kunſtvollen Knoten um ſeine Weſte. Dann betete er ein Vaterunſer und ſchrie: „Nun laßt mich hinab in Gottes Namen und haltet feſt und zieht ſtark und ſicher; ich bring' ihn dann ſchon herauf." Alles packte nun das Seil mit Macht, wie der Alte von der Klippe ſprang und in freier Luft hing. Mit kräftigen Fußtritten ſtieß er ſich ſtets von dem Felſen ab, wenn er deſſen vorſpringenden Zacken zu nahe kam, die ihn leicht verwunden konnten.

Glücklich war er endlich in der Region angelangt, wo Seppel in Todesangſt hing. Mit Macht ſchwang er ſich der Zacke zu und klebte mit der Fußſpitze an dem Felſen, unweit des Holzknechtes, dem er jetzt ein mitgebrachtes Seil um den Leib band und, nachdem dies geſchehen war, den Obenſtehenden zurief, man ſolle ihn wieder hinaufziehen. Dies geſchah alsbald und der wackere, unerſchrockene Mann brachte das Ende des Seils, das um Seppel feſtgebunden war, glücklich zu den Andern. Nun war kein Zweifel mehr an ſeiner Rettung. Man rief ihm zu, loszulaſſen und ſich getroſt der Stärke des Seils anzuvertrauen. Hand und Knie entſagten nun der Stütze und dem Anhaltspunkt und donnernd polterten beide ſogleich in jähem Sturze abwärts, während Seppel, im Freien ſchwebend, hinaufgezogen wurde. Wenige Augenblicke ſpäter und der herabrollende Fels, der vom Regen losgeweicht und von Seppel's Schwere aus ſeiner Fuge gedrängt worden war, hätte auch ihn, der nahen Rettung zum Trotze, in die Tiefe mit hinabgeriſſen.

Auf der Felſenplatte drängte ſich nun Alles um den Geretteten, der bleich und entkräftet daſtand und um ein Glas Kirſchenwaſſer bat, das ſchnell herbeigeholt wurde. Nachdem er getrunken, zog ein ſchmerzhaftes Lächeln durch ſeine verſtörten Züge. „Das war a ſakriſche Nacht,“ ſprach er mit bebender Stimme und führte das Tuch zur Stirne, um ſich die großen Schweißtropfen abzutrocken. Beim Abnehmen des Hutes fielen ſeine Blicke auf einen mächtigen Alpenblumenſtrauß daran. „Schau, Nanni, Du ſollſt ſie haben,“ ſagte er, indem er ſie dem Mädchen reichte, das ſich dicht zu ihm hingedrängt hatte. Wenn ich hinabgefallen wär', hätt'ſt keine bekommen.“ Und das war Alles: kurz wie Ritter Delorges, doch glaube ich nicht, daß er, wie dieſer, den Dank ſeiner Dame verſchmäht haben wird.

— — Des Wirthes Nanni iſt noch nicht verheirathet. Sepperl, der zärtliche Bu', wird ſie indeſſen nie heimführen. Das pflegt im Gebirge ſo zu gehen. Aber die Nacht, in Todesangſt zugebracht, hat unauslöſchliche Spuren in ſeinem Geſichte zurückgelaſſen; er kann nicht mehr zu Berg und friſtet, im Hofe herumſchlendernd, nur zu häuslichen Dienſten tauglich, ſein trauriges, ſieches Leben.

Von kleinen Ausflügen.

II.

Teinach.

An einen Freund.

Kennen Sie ſchon Teinach mit ſeinem freundlichen Thale? Sie lebten ſchon Jahre in Stuttgart und haben dieſe grüne, krauſe Herrlichkeit ſo nahe! In wenigen Stunden ſind Sie dort und es iſt wahrlich der Mühe werth, dieſe wenigen Stunden daran zu ſetzen, um die Bekanntſchaft zu machen.

Der Schwarzwald kann mit ſeinen hübſchen Partien ſo gut wie die Alp zu Stuttgarts Umgebungen gerechnet werden; denn wenn man Morgens nach ſechs Uhr die Stadt verläßt, erreicht man Teinach ohne alle Dampfkraft und nur von zwei mäßigen Fiakerpferden gezogen zu der Zeit, wenn Herr Firnhaber, wohlrenommirter Wirth zur Krone, ſein Glöckchen ertönen läßt, um die Badegäſte zur Tafel zu rufen. Es iſt unbegreiflich, daß nicht wenigſtens allſonntäglich eine größere Partie der Hauptſtädter die Gelegenheit benutzt, um einmal echte friſche Berg- und Waldluft zu ſchlürfen, das gute Waſſer ungerechnet, das hier von allen Seiten aus dem Felſen hervorſprudelt und einem Stuttgarter wahrhafte Labung bereitet, der bekanntlich auf ſeine heimiſche Luſt wie auf ſein heimiſches Waſſer nicht ſtolz ſein wird. Man wird mir wol dieſe Aeußerung nicht übel nehmen. Ich laſſe im Uebrigen dem Stuttgarter gern Alles, worauf er ſich mit Recht oder Unrecht etwas einbilden kann. Ich, für meinen Theil, würde gern ſo Manches davon entbehren, wenn mich die Luſt nicht oftmals erſtickte und mich das Waſſer beſſer und dauerhafter erlaben könnte. Ich opferte gern ein Stück Literatur und Literaten für einen ſolchen Trunk und einen tüchtigen Athemzug und bin manchmal wol in der Laune, Richard's Ausſpruch: „Mein Königreich für ein Pferd!“ zu parodiren.

Nun, da ich weiß, wie leicht ich mir den Genuß friſcher Luſt und friſchen Waſſers verſchaffen kann, will ich mir auch die Gelegenheit dazu nicht verſagen. Das Erklimmen von Höhen gewährt mir keinen Genuß, wenn ich, ehe ich ſie erklommen habe, ſchon halbtodt von Mattigkeit bin. Ich bedarf der Wälder, des Waſſers — und wenn's nur ein ſchnellfließendes, rauſchendes Wildbächlein iſt!

Mein lieber Freund, was ſoll ich Ihnen aber von Teinach ſagen? Wie ſoll ich's Ihnen ſchildern? Es iſt ein dummes Ding um das Landſchaftsmalen mit Stahlfeder und Dinte.

Von dem alten Städtchen Calw, wo ich Ihnen die maleriſche Brückenkapelle zu geneigter Andacht empfehle, geht's bald in ein liebliches Thal, das in hundert neckenden Verſchlingungen Sie dem Brunnenorte zuführt. Warum die Leute dieſen herrlichen Grünwald nur Schwarzwald genannt haben! Da war nicht der kleinſte Grund dazu vorhanden. Unten die Wieſen, die mit dem brillanteſten Mattengrün der Schweiz ſich meſſen können, darum hergereiht die kräftigſten

Linden und Buchen, mitunter Eichen, dazwiſchen leuchtend der glänzende Stamm der Birken, Stechpappeln, hie und da Platanen, der Boden bedeckt mit den ſchönſten Mooſen. prächtigem Korallenmoos und Bärlappen in langen Flechten und Heidelbeeren und Erdbeeren wie geſäet; dann folgen ſtolze Reihen von Lärchenbäumen mit den herabhängenden Zweigen und Nadeln, die Thränen- und Trauerbäume unter den Nadelhölzern; höher endlich das Gros des Waldes: Tannen, Föhren und Fichten, die den würzigen, geſunden Duft weithin ins Thal verſenden und den Aufenthalt darin Kranken ſo erſprießlich machen. Solche grüne, krauſe, wogende und wehende Wände umſchließen Sie überall und nur die ſaftigen Heidelbeeren, die ſich beſcheiden unterm Grün des Bodens verſtecken, und die Mäuler der ſie leſenden Buben ſind das einzige Schwarz, dem ich in dieſem artigen ſogenannten Schwarzwald begegnet bin.

Wenn Sie bei einem uralten, verwitterten Kirchlein, dem zu Kenntheim, das aber auch nicht einmal ſchwarz, ſondern nur grau iſt, vorüber ſind, gewahren Sie bald die Ruine von Zawelſtein, die von ihrer Höhe recht maleriſch das Thal beherrſcht. Es iſt ihre ſchönſte Seite, die ſie den Ankommenden entgegendreht; bei näherer Bekanntſchaft, wenn man nämlich zu ihr hinaufſteigt, gewinnt ſie zwar wieder, allein von Teinach aus geſehen, bildet ſie mit den Häuſern des Oertchens auf der Höhe eine unintereſſante gerade Zeile.

Das Hübſche iſt, daß Teinach gerade ſo viele Häuſer hat als es braucht, das ſoll eigentlich heißen: ſo viel als die Brunnengäſte brauchen. Der Schweif eines ſolchen Bade- und Brunnenortes, die kleine Stadt, iſt wirklich vom Uebel; ſie raubt dem Aufenthalt das Ländliche, der Bewegung die Freiheit; ſie miſcht ſich auf fatale Weiſe in die Geſellſchaft und das maleriſche Element gewinnt in den ſeltenſten Fällen dadurch. Sind kleine Beamte und Honoratioren zu Hauſe, wo ſie ihr ſtolzes, tyranniſches Air nicht ablegen können oder nicht ablegen mögen, da ſind ſie unleidlich; kommen ſie aber aus ihren ſchmuzigen Behältern ſelbſt hergereiſt in die friſche, freie Natur eines waldumzirkten, einſam gelegenen Sauerbrunnens, ſo ſpielen ſie auch die Rolle des Brunnengaſtes und werden dann ſtrengern Anforderungen genügender. Dem ſtolzen, in ſeiner kleinen Sphäre mächtig gewordenen Schreiber ſinkt etwas der Muth, wenn er ſich im fremden, weiteren Kreiſe bewegt, wo er dem Ungewohnten begegnet und es hinnehmen muß, daß man ſeinen Gruß zuerſt abwartet und vor ihm — ohne zu complimentiren — in die Thüre tritt.

Aber das iſt nun eben das Hübſche an Teinach, daß es eigentlich nur für die Gäſte da iſt. Der Gaſthof zur Krone mit ſeinen geräumigen Baulichkeiten, ein dem Staate zugehörendes Gebäude, das Palais genannt, das Wirthshaus zum Hirſch und dies Alles durch bedeckte Gänge und Galerien ſo verbunden, daß man zum Brunnen und in die Bäder gelangen kann, ohne über die Straße gehen zu müſſen, dann noch einige wenige Häuschen, deren Bewohner, Metzger, Bäcker, Schuhmacher, zunächſt dem täglichen Bedürfniß abzuhelfen da ſind — das iſt Teinach. Ringsherum zieht ſich das enge Thal, deſſen Sohle nur für dieſe wenigen Gebäude Raum bot, hinter denen ſich der Wald bis zu den Höhen erſtreckt, auf denen Städtchen und Weiler ſitzen, wie Zawelſtein mit der Burgruine, Bulach mit den alten Bergwerken, wo noch ſchöne Stücke Kryſtall, Topas, Malachit, Kupferlaſur zu Tage liegen, die man zum Andenken mitnimmt, Schmich, von wo die großen Maſten für Holland heruntergeſchleift werden, Röthebach, zu dem eine wilde Schlucht geleitet, die Ruine Waldeck u. ſ. w. Steile Wege, ſteinig und rauh, die aber gewöhnlich in heiterer Geſellſchaft oder in einſamem Nachdenken zurückgelegt werden und nicht ermüden. Denken Sie, daß ich — der von ſeinen ſtuttgarter Freunden der Bequeme geſcholten wurde, nach Zavelſtein pilgerte und noch mehr verlangte!

In der Nähe der Wohngebäude befinden ſich die artigſten Anlagen, wie ich ſie in keinem andern Bade wol gefunden habe. Hinter dem Palais ein Platz mit hundertjährigen Linden bepflanzt, der die Geſellſchaft bei Sonnenſchein zum gemeinſchaftlichen Frühſtück verſammelt, und gleich daneben eine lange Galerie, um bei ſchlechtem Wetter das unerläßliche Promeniren nach dem Brunnengenuſſe trocknen Fußes bewerkſtelligen zu können., Hieran ſchließen ſich bald bequemere, bald ſteilere Gänge zum Pavillon auf der Wilhelmshöhe und in die zunächſtliegenden Partien, wo ſich Terraſſe über Terraſſe erhebt und dem alten Tann das Anſehen eines engliſchen Parks verleiht, worüber er jedoch nicht ſeine großartige Naivetät verläugnet hat, die ſich in den rieſelnden Quellen, in dem wilden Geſchrei des Hähers und Spechtes, des Weihen und Raben und in dem urſprünglichen Harzdufte kundgibt.

O Natur, wie biſt du ſo ſchön! Dies empfinde ich auch hier ſo innig und wahr, und mit mir empfinden es viele ſinnige, liebe Menſchen, ohne daß ſie dabei Verſe von großen Dichtern im Munde führen, oder — was wol faſt noch ſchlimmer iſt — gar ſelbſt welche machen! Das Fremdenbuch zu Zavelſtein, das uns ſo manche frohe Stunde bereitete, wenn wir darin blätterten, hat nur eine häßliche Seite und das iſt gleich die erſte, wo Jemand die Matthiſſon'ſche Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes hineingeſchrieben. Jemand fragte mich, ob dies der

Dichter wol ſelbſt gethan haben möchte, und blickte dabei mit Verehrung auf die verbleichten Zeilen. Ich beſtärkte ihn darin und ich ſtehe nicht dafür, daß er das Zavelſteiner Fremdenbuch noch um dieſen Schatz beraube. Jetzt, da er ſich den geſchniegelten Hofrath Matthiſſon, mit der gepuderten Friſur, auf einem Steinhaufen in Zavelſtein ſitzend, denkt, wie er die Elegie in den Ruinen niederſchreibt, ſind ſie ihm gewiß noch Eins ſo romantiſch! Beglückender Wahn! Ich bin überzeugt, daß der Dichter ſeine Elegie ganz kalt und gemächlich an ſeinem Schreibtiſche aufſetzte und der Welt eine Naſe machte, um empfindſame Seelen zu äffen. Es iſt eine alte, ausgemachte Sache, daß die Lyriker die Welt betrügen, daß ſie lachend von Thränen ſingen, wenn ſie gut ſchmauſen und ſich dem Leben zuwenden, aus Weltſchmerz vergehen wollen und mit einem Worte bei all' ihrem nichtswürdigen Glücke — doch ſehr unglücklich ſind! Aber nur die Jugend glaubt ihnen noch und jener Mann, der das Zavelſteiner Fremdenbuch um Matthiſſon's Elegie berauben wird. Ich beraub' es auch, aber in allen Ehren! Ich ſchreibe nämlich folgende Zeilen für Sie daraus ab:

„Jacob Conrad Breining in Calw iſt gut Freund mit N. W. in Walddorf und hat auch gute Bekannte in Ettlingen, drei rechtſchaffene Mädchen, und eine in Herrenberg und eine in Calw. Er hat noch ſeine Eltern und hat dreizehn Geſchwiſterich und aber nur noch zwei Lebende.“

Wie finden Sie das? Iſt da nicht Stoff genug zum angenehmen Nachdenken? Sind die Beiden, deren Wohnort nur der glückliche Unbekannte benennt, auch rechtſchaffen, oder nimmt er ſie aus? Aber wie zart iſt es von ihm, daß er ſie in dieſem Falle nicht nannte, und wie eben ſo zart die Anerkennung für die Andern. Er iſt dabei gewiß ein guter Sohn und ein liebender Bruder ſeiner zwei annoch lebenden Geſchwiſterich.

So etwas wiegt mir zehn Matthiſſon'ſche Elegien auf, und doch riß ich das Blatt nicht aus, um auch folgenden Beſteigern des Zavelſteins, die mit mir gleich empfinden, die Freude zu laſſen.

Bis jetzt war jedoch dieſes Fremdenbuch unſere einzige Lektüre, denn als charakteriſtiſch muß ich Ihnen noch bemerken, daß in den Damenkreiſen, die ſich Morgens und Nachmittags bilden, kein Buch ſichtbar, keine Lektüre hörbar iſt; dafür bewegen ſich rüſtig die Nadeln im Takte. Wie? Damen der höhern Stände aus Stuttgart — Damen aus dem Foyer der Literatur! Und doch iſt es ſo! Mir iſt's ſo ganz recht. Wenn einem Roman- und Novellenſchreiber dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit gegen die Hervorbringungen der Preſſe auch etwas niederſchlagend ſein mögen, ſo kann auf der andern Seite Derjenige, der ausruhen will von dem Getreibe des literariſchen Verkehrs, und der dem Literaturgeſpräch zu entkommen ſuchte, den freundlichen Damen und ſeinem guten Stern nur dankbar ſein. Ich bin eben ſo geneigt, es für eine Gnade des Himmels wie für eine zarte Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft zu halten. Man ſagt, in der Familie eines Gehenkten ſoll man nie von einem Strick ſprechen; ich betrachte es ebenſo, wenn man in Gegenwart eines geplagten Schriftſtellers, der ſich gern ſelbſt entfliehen möchte, keines Buches erwähnt. Ach! man hat ja genug daran zu ſchleppen jene übrigen eilf Monate, in denen man keinen Teinacher Brunnen trinkt!

Aber unſere Damen ſind deshalb nicht weniger gebildet und freundlich und ſchöne ſind nicht minder dabei, ſodaß ſich auch ein eitlerer Schriftſteller, als ich es bin, leicht darüber wegſehen könnte, ſie nicht über Literatur plaudern zu hören; was ſonſt noch zur gehörigen Ausſchmückung der Badegeſellſchaft gehört, fehlt uns ebenfalls nicht. Zwei räthſelhafte Gäſte nämlich haben ſich in das geräuſchloſe Thal Teinachs verloren. Der Eine, ein abenteuerlicher Jüngling von geheimnißvoller Herkunft, der plötzlich geht und ungerufen kommt, mit dem Niemand ſpricht, dem ſich Niemand anſchließt, der nicht krank iſt und dennoch Brunnen trinkt, der liebt und geliebt wird — ein Räthſel, um das uns Baden und Spaa beneiden könnte, und dann ein gnomenhafter Berggeiſt, der in unſerer wildeſten Kluft, der Wolfsſchlucht, ungeſehen lauert und dort auf einſam wandelnde Schöne Steine ſchleudern ſoll. Am andern Morgen aber trinkt er Brunnen wie die Anderen, und Gottes Sonne beſcheint ihn, und die Siebenpfeifer — unſere ſieben Muſikanten — ſpielen ihm auf wie den Andern.

Und unſere Volksfeſt hatten wir. — Hier ſeine Geſchichte.

Als einſt, zur Zeit, als die verſtorbene Königin von Würtemberg Teinach jeden Sommer zu beſuchen pflegte, die Langeweile und das ſchlechte Wetter ihren Culminationspunkt erreicht hatten, kam ein geiſtreicher Höfling, ſo Jacobus geheißen war, auf den Gedanken, den Namen ſeines Schutzheiligen durch eine Luſtbarkeit zu verherrlichen, die zugleich den armen Bewohnern der Gegend zur Freude gereiche und den Badegäſten zur Unterhaltung. So entſtand das ſogenannte Volksfeſt, das von da an jeden Jacobitag wiederkehrt. Der Zufall wollte, daß meine Brunnenkur den Feſttag einſchloß und ſomit ward ich ein Zeuge deſſelben, der die Kunde davon weithin tragen ſollte in alle Lande.

Am Morgen des Tages regnete es gewaltig und nichts verkündete die frohe Feier. Man ſprengte aus, daß Alles unterbleiben würde, allein der Wirth zur Krone gab mir die Zuſicherung, daß das Feſt vor ſich gehe, ſelbſt wenn der Himmel alle ſeine Schleuſen öffnen würde. So nahte ſich der Vormittag ſeinem Ende. In dem langen Laubengange wurden drei große Tafeln gedeckt, um die Brunnengäſte und die Fremden zu ſpeiſen, die von Calw, Wildbad und ſelbſt von Stuttgart herbeigezogen kamen. Es war eine Kälte zum Erfrieren in dem von drei Seiten offenen Gange, allein dennoch aßen nur ſehr Wenige im Hauſe, da faſt Alle es vorzogen, einen Schnupfen zu riskiren, als ſich abzuſperren.

Das Iſolirungsſyſtem in einem ſolchen Bade, aus welchem Grunde es auch befolgt werden mag, führt immer ſeine Inconvenienzen mit ſich; ich halte es daher lieber mit dem Anſchließungsſyſtem. Die Coalition iſt immer ein Vortheil und kann im Bewußtſein ihrer ſtärkern Körperverfaſſung auf Die herabſehen, welche ſich aus diätetiſchen Rückſichten zurückziehen, und im Bewußtſein ihres ſtärkern Geiſtes und Gemüths Jene belächeln, die ſich aus ariſtokratiſchem Dünkel abſchließen.

Herr Firnhaber mochte wol an die dreihundert Theilnehmer an ſeiner Laubentafel zu bewirthen haben. Ich war recht überraſcht von der Ordnung, welche dabei herrſchte, obgleich es nichts Leichtes war, alle die Speiſen und Geräthe aus der ziemlich entfernten Küche herbeizuſchaffen.

Nach dem Eſſen begab man ſich in die Zimmer, welche den Blick auf die Straße gewährten. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber der Schmuz war zum Verſinken. Weit und breit war noch nichts Feſtliches zu ſehen noch zu hören; man dachte nicht einmal daran, den Platz zu reinigen. Hin und wieder ſtanden Haufen Landvolks in zerſtreuten Gruppen mit gleichgültigen Geſichtern.

Plötzlich vernimmt man die Töne einiger Inſtrumente. Es ſind nicht unſere gewöhnlichen „Siebenpfeifer,“ ſondern Compoſition wie Ausführung geben ſich ſogleich als etwas Fremdartiges kund. Aus dem Hintergrunde ſieht man nun langſam einen Trupp junger Burſche dem Platze ſich nähern, voran ein Alter, mit ſichtbarer Weihe die Violine ſpielend, ihm zur Seite Klarinette und kleine Flöte. Darauf ein Mann im langen blauen Rocke, dies iſt der Schultheiß, mit ihm der Amtsdiener, an langer Stange viele ſeidene Tücher und Bänder, Peitſchen, Hüte und andere Preiſe tragend.

Als das Feſt für ewige Zeiten eingeſetzt worden, ſtiftete die erhabene Beſchützerin deſſelben einen Fonds zum Ankauf dieſer Preiſe, der durch freiwillige Beiträge der jedesmaligen Badegäſte noch geſteigert wird.

Der wirre Knäuel von Zuſchauern umſtand jetzt die Muſiker und Autoritäten gaffend und plaudernd, als ein Mann, deſſen rother Kragen den Polizeidiener verrieth, mit einer großen Gießkanne erſchien und unbarmherzig die Füße des Publikums mit Waſſer überſtrömte, wie ein Gärtner Pflanzen begießt. Sogleich war Kreis und Gaſſe gebildet und ich kann dieſe neue Art in der That nicht genugſam empfehlen. Ein einziger Mann mit einer vollen Gießkanne erſpart auf ſolche Weiſe eine Menge von ſchreienden und tobenden Polizeiſoldaten und ein unſchuldiger Waſſerſtrahl alle Zwangs- und Zuchtmaßregeln. Wie ſinnreich war es übrigens, eine ſolche Maßregel an einem Brunnenorte einzuführen, wo nun einmal die Herrſchaft des Waſſers unbeſtritten bleiben ſoll. Ob nicht General Mouton von den Teinachern die Erfindung entlehnte, pariſer Emeuten mit Waſſerſpritzen zu dämpfen?

Nachdem die Gartenſpritze Ordnung in die Menge gebracht hatte, ſpielte die Muſik und oben am Brunnen ſtellten ſich die Wettläufer an.

Wie, und Niemand kommt, um die Straße zu reinigen? Unglaublich, und doch erſchien Niemand. Das Zeichen wurde gegeben und der Wettlauf begann. Die Renner — jedoch keine Pferde — waren baarfuß, und der Straßenſchmutz umſchwirrte ſie wie die Funken eines Feuerwerks; ſo gelangte der Sieger zum Ziel, wo ihm der Preis — ein ſeidenes Tuch — unter ſchallendem Tuſch überreicht wurde.

Jetzt erfolgte ein Sacklaufen unter dem lauten Lachen der Menge, die — wenn ſie ſich zu wild geberdete — bald wieder durch die ordnende Hand der polizeilichen Gießkanne beſpritzt und abgekühlt wurde. Die Kampfrichter nahmen es übrigens nicht genau, denn, daß ein ſtarker, vierſchrötiger Burſche es dadurch ſeinen Mitläufern zuvorthat, daß er beide Füße durch den Sack geſteckt hatte und eigentlich nicht im Sack, ſondern, wie jeder Unbetheiligte, mit den freien Füßen lief, wurde nicht bemerkt, und er hatte ſchon den Preis erhalten, als die andern armen Schelme noch wie verzweifelt in ihren Säcken im Kothe herumhüpften. Ein Bild aus Dante's Hölle, werth, daß einer unſerer Dichter es beſänge!

Bis hieher war man aus dem Geleiſe des Herkommens nicht gewichen; jetzt aber ſollte eine Neuerung eingeſchaltet werden. Ein geiſtreicher Badegaſt, der von ſolchen Dingen etwas verſteht, hatte ein Brezellaufen vorgeſchlagen; die vorſitzende Behörde war auch gleich darauf eingegangen und hatte ungeheure Brezeln in Kreuzform backen laſſen, die an einer langen Stange am Ende der Bahn emporgehalten wurden. Dem Sieger den Kranz! hieß es jetzt. Der Sieg war aber nicht ſo leicht, denn er wollte mit verbundenen Augen errungen ſein.

Die armen Wettlaufenden ſpielten eine höchſt bedauerliche Rolle, aber die Zuſchauer kamen dabei noch ſchlimmer weg. Einige verfehlten das Ziel ſchon, nachdem ſie nur wenige Schritte zurückgelegt hatten, auf ſo beſtimmte Weiſe, daß ſie rechts oder links in das Publikum ſtürmten und dies über den Haufen warfen. Wie Kegel purzelte Alles übereinander; ein Kartätſchenhagel kann nicht ſo niedermähen, wie ſolch' ein blinder Wettrenner,. wenn er in ſeinem Ungeſtüm, die Brezeln zu erhaſchen, mit vorgeſtrecktem Arm in das Dickicht der Menge ſtürzt. Die zarte Aufmerkſamkeit der Behörde, welche die Straße nicht hatte ſäubern laſſen, trat jetzt ins ſchönſte Licht, wenn ſich die Niedergeworfenen aus dem Schlamme erhoben und das laute Gelächter der vornehmen Welt an den Fenſtern den Wirkungen des Straßenkothes Beifall jauchzte.

Nach dieſer beluſtigenden Scene, die von dem Theile des Publikums, der die Honneurs derſelben machte, mit einem nicht genug zu bewundernden Gleichmuth ertragen wurde, begann ein Wettrennen auf Eſeln. Hier war die Gewalt des Willens im ſchwachen Geſchöpfe auf eine wahrhaft großartige Weiſe erſichtlich. Standen die Reiter auch noch ſo ſchön in Ordnung und ſchienen ſie auch ihrer Fertigkeit noch ſo gewiß, ſo wie ſie ihrem wackern Langohr den Zügel ſchießen ließen, lief das Thier, wohin es wollte, nicht wohin der Herr es gern hätte. Alles war vergebens! Nach rechts und links ſtoben ſie auseinander; da half kein Schlagen und Spornen; mancher Reiter wurde abgeſetzt; Andere brachten ihre Thiere über einen gewiſſen Punkt nicht hinaus, mochten ſie es auch anſtellen, wie ſie wollten. Der Eſel behielt Recht! — Den Beſchluß dieſer öffentlichen Beluſtigungen machte endlich der Hahnentanz. Dies aber iſt ein von keinem Teinacher Badegaſt erfundener

Schwank, ſondern etwas wirklich Volksthümliches, das im Schwarzwalde ſich ſeit lange her erhalten hat.

In der Mitte des Platzes wurde eine hohe Stange errichtet, auf deren Spitze ein Käfig befeſtigt war, in dem ſich ein Hahn befand. An dem Käfig aber hing eine Art von Wagſchale, in der ein mit Waſſer gefülltes Glas ſtand. Die Paare reiheten ſich, tanzten um die Stange und — man denke! die Tänzerin ergriff ihren Tänzer beim Knie und hob ihn in die Höhe; konnte er ſo mit dem Kopfe das Waſſerglas umſtoßen, ſo hatte er den Preis und das Paar tanzte fröhlich fort; mislang es, ſo ſtellte es ſich traurig ſeitwärts und ließ ein anderes Paar den Verſuch wagen.

Wer erklärt mir wol die Bizarrerie dieſes Gebrauches, auf ſolche Weiſe die Stärke und Geſchicklichkeit des von uns ſogenannten zartern Geſchlechts zu erproben? Doch nicht die robuſten und coloſſalen Waldſchönen, an denen Ueberfluß da war, hoben ihren Cavalier bis zu der Höhe, mochten ſie ihn auch noch ſo ſtark und kräftig beim Knie packen und ſich noch ſo ſtämmig dazu hinſtellen, ſondern die hübſcheſten Mädchen waren es, mit langen, blonden Zöpfen und feinern, runden Geſichtern, von ſchmächtigem Bau, die ihrem Tänzer zum Siege verhalfen. Verſchweigen darf ich hier jedoch nicht, daß dieſe auch die ſchmuckſten Burſche hatten, die, von den hübſchen Dirnen ſo gehoben, eine ganz eigene Elaſticität verſpüren mochten, auf die es vorzüglich hier ankam. Hielt die Tänzerin den Tänzer hoch, dann war es ſchön zu ſehen, welchen Schwung er ſich gab, wie er ſich bäumte und ſtreckte, und nach hinten überbog, um mit dem Kopf das Glas umzuwerfen, während das Mädchen feſt wie angewurzelt daſtand. Wäre die Tracht dieſer Leute bunter und ſüdlicher und der Menſchenſchlag überhaupt ſchöner, als er in dieſer Waldgegend iſt, der Anblick hätte das angenehmſte Schauſpiel bieten können.

So wie er war dauerte mir der Spaß etwas zu lange, und ich ſah ſchon nicht mehr hin, als die Mädchen noch immer die Tänzer emporhoben und um den Hahn tanzten, der endlich Demjenigen unter Jauchzen und Geſchrei überantwortet wurde, der am häufigſten das Glas umgeworfen hatte. Meine ganze Aufmerkſamkeit hatte dagegen die ſchöne Elſäßerin, des Müllers Frau, in ihrem weißen Häubchen, ihr Kind auf dem Arm, angezogen, die einem alten General von ihrem Vater erzählte, der ſo gern unſer Veteranenkreuz hätte, da er Würtemberg gedient habe. Der häßliche Dialekt wurde zur Muſik in ihrem wahrhaft ſchönen Munde; ſie beſitzt dabei das feinſte, ſchärfſte Profil, das Sie ſich denken können, und einen teint bazané, wie ihn nur die ſchönſten Creolinen haben. Unſer talentvolle B. hat ſie, mit dem Kinde auf dem Arm, meiſterhaft crayonnirt, und können Sie es, ſo verſchaffen Sie ſich die Gunſt, vor ſeiner Abreiſe nach Italien das Bildchen bei ihm zu ſehen. Bis auf den teint bazané werden Sie Alles darin finden, wie es die Natur hier ſo wohlgefällig erſchuf, wie ich aber viel zu ſchwach bin, es zu beſchreiben. Sehen Sie und bewundern Sie!

Als nun auch der Hahnentanz beendigt war, lief das Landvolk in die Schenke; die drei armen Muſikanten ſpielten unermüdlich auf und der Tanz begann. Das Geſtrampfe und der wilde Lärm mit den dazwiſchengellenden Inſtrumenten lockte mich herbei, allein es war nicht möglich durch die Menge zu dringen, die den Eingang belagert hielt. Erſt nach und nach gelang es mir, einen Blick durch die Fenſter, von der Gaſſe aus, zu werfen, um eine Idee von dieſem Tohu Bohu zu erhalten. Der Raum, in dem der Ball ſtattfand, war ziemlich weit, allein die Decke ſo niedrig, daß man ſie mit der Hand erreichen konnte; der Platz, auf dem die Tänzer ſich bewegten, war dabei durch die Menge der Zuſchauenden und Trinkenden ſo ſehr beengt, daß man ſich nur langſam und mit Mühe um ſich ſelbſt zu drehen vermochte, und das Ganze ſchien mir ein Vergnügen zum Erbarmen, obgleich die Leute mit ganzer Seele dabei waren.

Mein Gott! dachte ich mir, welch' ein ſtrenges Leben voll Entbehrung muß das arme Volk führen, wenn es dieſe Ausſchweifung für einen Genuß hält; welche Rohheit gehört dazu, hieraus ein Feſt zu machen; welchen Schmuz muß ihnen das alltägliche Leben bringen, wenn ſie ihn ſelbſt bei ſolcher Gelegenheit überſehen!

Es kam mir in den Sinn, was ich ſonſt wol in andern Gebirgsgegenden Deutſchlands von dergleichen Dingen geſehen, und da dachte ich natürlich zuerſt an Tirol, dann an Schützenfeſte in Sachſen, an Schleſien, an Kirchweihen im baieriſchen Gebirge u. ſ. w.

Auch dort hatte ich einſt jene Ausgelaſſenheit bemerkt, der ſich unſer ſüdlicher Gebirgsmenſch ſo gern hingibt; dieſes Strampfen, Schreien, Jauchzen. Allein die Stimmen klangen hier heiſer und widerlich, es war nicht der volle Ton aus geſunder Bruſt, wie dort, wie denn auch der ganze Menſchenſchlag hier klein und kümmerlich, mehr bleich als rothgefärbt iſt. Dennoch geberdete ſich Alles mit übermäßiger Kraftanſtrengung und von der Ehrbarkeit und ſtillen Gemeſſenheit, die ſolchen Feſten um Stuttgart ſtets einen feierlichen Charakter leihen, bemerkte man hier nichts.

Wie wohlerzogen erſcheint das Volk nicht beim Kannſtätter Volksfeſt und bei andern Gelegenheiten; dort wird kein Scherz gehört, kein lärmendes Lachen; wie fromm nehmen ſich ſelbſt die Gaſſenbuben aus! Sie kriechen unter den Sitzen der Zuſchauer weg und ſtellen ſich auf verbotene Plätze, ſo artig und emſig, als wären ſie Honoratioren; ſie werden vertrieben und nehmen es ſo ruhig hin, als ob ein Tumult, in den ſie verwickelt werden könnten, ihrem guten Namen ſchaden würde. Das Vieh wird vorbeigeführt; die Böcke ſpringen, die Schweine grunzen; die Bauern in ihren Zipfelmützen ſtolpern und fallen; kein Bube lacht, keiner ſpottet. Die Pferde rennen; der Reiter fällt, er ſiegt! — Jener wird nicht verhöhnt, dieſer nicht beklatſcht, und keiner von den Zuſchauern wettet; Alles wird ſtill und ſcheinbar theilnahmlos hingenommen.

Wie mich dieſe wohlerzogene Volksmenge doch ſtets verſtimmte!

Ich bemerkte einſt einem wackern Manne, daß es doch wol einmal an der Zeit ſein möchte, die ſtarre Einförmigkeit des Volksfeſtes abzuändern, und er gab mir Recht. Man könnte ja doch zum Anfange, meinte er, bevor das Vieh herumgeführt würde, einen Pſalm abſingen laſſen, in den das Volk dann einſtimmen dürfte. Meine Aeußerung, daß ich eine Volksandacht und ein Volksfeſt für zweierlei Dinge halte, ſchien er nicht zu begreifen.

Im Gebirge iſt es überall anders. Auch hier, am Anfange, nur wenige Stunden von der Ebene entfernt, fand ich die Natürlichkeit noch nicht von der Prüderie überwuchert, den Mutterwitz unverfälſcht, wie ihn der Schwarzwälder ja bei allen ſeinen Beſchäftigungsarten kundgibt, und den naiven Hang zum Vergnügen. Nur wünſchte ich den guten Bewohnern der Teinacher Umgegend etwas weniger Arbeit und beſſeres Leben, damit ihre körperliche Kraft und Anmuth ſich ſo ſchön entwickle, wie dies in einigen Thälern der Schweiz und Tirols ſtattfindet und auch bevielen ihrer Brüder im Schwarzwald ſelbſt angetroffen wird. Mit dieſer eigenthümlichen Kraftentwickelung würde ſich auch bald der rechte Sinn und ein ſtolzeres Selbſtgefühl entzünden, das ſie davon zurückhalten würde, vor vornehmen Gaffern an den Fenſtern im Kothe in Säcken herumzuſpringen, oder auf widerſpänſtigen Eſeln einen Wettritt zum Gelächter einzugehen.

Teinach war, wie Sie wiſſen, lange Zeit hindurch das Bad, in das man die Wahnſinnigen vorzugsweiſe ſchickte. Jetzt iſt man davon zurückgekommen, zur großen Erleichterung Derer, die den Brunnen mit geſundem Kopf, blos wegen Magenbeſchwerden beſuchen. Es ſoll ehemals ſehr widerwärtig hier geweſen ſein, ſolchen Exaltirten auf den einſamen Waldpfaden zu begegnen; mancher Dame wurde dadurch ein ganz entſetzlicher Schrecken eingejagt.

Nur eine arme Frau weilt noch immer ſeit langen Jahren hier, die in ſtiller Einſamkeit über ihren Wahnſinn hinbrütet. Man begegnet ihr nie; nur dann und wann ſah ich an einem kleinen Fenſterchen ihr welkes, vergilbtes Geſicht herunterſchauen, und hinter ihr gewahrte ich das ganze Zimmer voll aufgehängter Wäſche. Sie wäſcht Jahr ein und aus ihre alten, abgetragenen Kleidungsſtücke, um einſt Den reinlich und ſchmuck zu empfangen, der vor langer Zeit wegreiſte und ihr das Verſprechen gab, ſie abzuholen. An ihm hängt immerfort die arme, zerrüttete Seele; mit ihm beſchäftigt ſich ihr irrer Sinn. Wer weiß, welche Thränen ſie heimlich vergoſſen hat! wie ſie ihm in ſtillem Grame gerufen!

Die vulgäre Welt ſagt zwar, die Frau ſei aus übermäßiger Eitelkeit und Putzſucht verrückt geworden; allein, weshalb war ſie eitel? Weshalb putzte ſie ſich ſo gern?

Spricht es denn ihr Wahnſinn nicht deutlich aus? Seinetwegen — ihm zu gefallen — aus Liebe!

Eine hohe Frau verweilte einſt im Bade. Die Wahnſinnige betrachtete ſie ſtets ſo wohlgefällig und aufmerkſam, daß es ihre Theilnahme erregte. Sie ließ ſich erkundigen. ob ſie ihr mit etwas Freude machen könne. Was denken Sie, was die Arme antworten ließ? Um den ſchönen pariſer Putzhut mit Federn bat ſie, den wollte ſie zum Andenken an die Gunſt tragen. Die erlauchte Dame gewährte mit wehmüthigem Lächeln die Bitte und nun konnte man die Verrückte im pariſer Hute ſtolziren ſehen. Allein ihr Tagewerk durfte ſie darüber nicht verſäumen; das Waſchen hatte ſeinen ſteten Fortgang. Zum Waſchen braucht man aber Waſſer und das mußte ſie ſelbſt holen. Nun ſtellte ſie das volle Gefäß auf den ſchönen Hut, den ſie auf dem Kopfe hatte, und trug es ſo nach Sitte und Gebrauch in ihr Kämmerchen. Daß ihr Putz dadurch beträchtlich gelitten hatte, bemerkte ſie aber bald; das Gefäß hatte den ſchönen Hut beſchmutzt und gedrückt und nun wurde auch er unbarmherzig eingeſeift und gewaſchen, dann getrocknet und wieder aufgeſetzt. So treibt ſie es noch heute damit und der Hut iſt und bleibt ihr vorzüglichſtes Toilettenſtück, in dem ſie einſt den wiederkehrenden Geliebten freudig begrüßen will.

Sie ſehen, welche Romantik in und um Teinach webt.

In dieſem Augenblicke iſt man damit beſchäftigt, ein großes, elegantes Gaſthaus zu bauen, das nach der Zeichnung, die man mir davon zeigte, ſchön und zweckmäßig zu werden verſpricht. So wird auch der Bequemlichkeit mehr entſprechen werden, die jetzt noch in mancher Beziehung vergebens geſucht wird. Iſt dann dieſem Uebelſtande abgeholfen, ſo verdiente das freundliche Thal mit ſeinen ſchönen

Promenaden und den überaus kräftigen Quellen nicht blos den höheren Ständen von Stuttgart zur gewöhnlichen Villeggiatur zu dienen, ſondern es wäre werth, daß ſelbſt unſere Brüder im Norden des Vaterlandes die weite Reiſe nicht ſcheuten, um ſich hier Stärkung und Gedeihen zu holen. Und wer bedürfte wol mehr der Teinacher Magenquelle als die üppigen Hamburger und Lübecker, um ſich mit erneuertem Muthe und eiſengeſtärkter Kraft den ſchwierigen Anſtrengungen ihrer Winterſchmäuſe widmen zu können.

Aber weiter hinaus wollen wir die Einladung nicht ausdehnen. Deutſch — ganz Deutſch ſoll Teinach bleiben. Dies Winkelchen, ſo anmuthig und traut, wollen wir für uns behalten, nachdem wir unſere ſchönſten Punkte, von Fremden überſchwemmt, ihnen überlaſſen mußten. Iſt ja ſchon in unſerm Wildbad ein Hotel Bellevue, ein Reſtaurant, eine Librairie, und wir hören in der alten, herrlichen Allee an der Enz mehr Engliſch und Franzöſiſch als Deutſch.

Wie unbeſcheiden ſind doch dieſe Fremden! Wir gaben ihnen unſer Baden, unſer Wildbad, unſern Rhein, unſere Heidelberger Schloßruine; wir gaben ihnen Lebensgenuß und Geſundheit, und ſie wollen nicht einmal unſere Sprache lernen, wie wir, wenn wir zu ihnen kommen, doch thun, und ſie legen uns den Impoſt auf, unſere Zunge zu verrenken, wenn wir uns ihnen verſtändlich machen wollen.

Nein, Teinach ſoll uns allein bleiben! Jeder Gaſt ſoll deutſch ſprechen, und Schande dem Deutſchen, der zuerſt dort franzöſiſch oder engliſch converſirt!

Wildbad — Baden.

(An einen Freund.)

„Wer ſeit einigen Jahren nicht in Wildbad war, kennt es kaum wieder!“ ſo hörte ich allgemein und ich muß geſtehen, daß ich etwas mistrauiſch gegen ſolchen Ausſpruch geworden bin. Nach dem Reden der Leute ſollen Frankfurt, Stuttgart, Weimar und viele andere Städte auch nicht wieder zu erkennen ſein. Allein ich muß geſtehen, daß ich ſie alle nur zu wohl nach langer Abweſenheit wiedererkannte. Wo Alles bleibt, wie es war, bis auf mehr oder weniger hinzugekommene Neubauten, da findet ſich Jeder wieder leicht zurecht; das Uebrige blieb ja doch wie es war und die ſchneckenartigen Fortſchritte und Verbeſſerungen, die dem Einwohner vielleicht ſchon Staunen erregen, werden von dem Fremden oft kaum bemerkt.

Mit Wildbad iſt es ein Anderes. Nicht nur, daß das Städtchen förmlich übertüncht und rein angezogen wurde, ſo iſt es noch zu etwas ganz Anderem geworden; ſelbſt ſeine Bevölkerung iſt eine andere, denn es ſah ſich wie durch einen Zauberſchlag aus der Beſchränkung einer im tiefen Dunkel ſprudelnden Heilquelle plötzlich in die lichte Sphäre eines europäiſchen Badeortes verſetzt.

Den erſten Impuls dazu gab bekanntlich der engliſche Arzt Granville, der, die ungemeine Heilkräftigkeit des Wildbads erkennend, einen Tractat darüber herausgab und es ſeinen reichen bade- und brunnenluſtigen Landsleuten höchlichſt anpries. Darf man ſich wol darüber wundern, daß die Engländer, froherſtaunt über dieſe Kunde, ihren Doctor Granville gleich einem neuen Columbus prieſen und mit Seelenluſt in Scharen nach dieſer neuen Welt pilgerten, um ſich Beſſeres als Gold, die Geſundheit hier zu holen? Wußte ich doch, als ich vor fünf Jahren nach Würtemberg kam, nicht das Geringſte vom Wildbade, obgleich ich ſchon halb Europa durchzogen hatte und alle Bäder zu kennen glaubte! Ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, denn an mir lag die Schuld nicht. Vielmehr ſollten Die ſich ſchämen, die Wildbad ſchon längſt kennen mußten und es nicht der Mühe werth hielten, auch die Welt damit bekannt zu machen. Möge man dieſe Indolenz beſchönigen, ſo viel man wolle; möge man über Andere ſpötteln, die über ein Nichts viele und große Worte machen; hier gar keine zu machen, bleibt immer Etwas, das mindeſtens nicht zu loben iſt.

Als nach dem Granville'ſchen Machtworte nunmehr ein großer Theil der überſeeiſchen Dampfbootpaſſagiere, die rheinaufwärts fuhren, Baden links liegen ließen und die halsbrecheriſchen Stiegen hinabrollten, die in das ſtille Schwarzwaldthälchen des Wildbades führen, da war freilich noch wenig vorhanden, um ſolcher Gäſte Wünſchen zu entſprechen. Der kleine Ort hatte eben nur eine ganz ſchlichte Markttagsphyſiognomie. Mit Dem, was da war, langte man aus und mußte man fürlieb nehmen; die von der Gicht baß geplagten Nachbarn kamen doch und waren ja lauter gute Bekannte, mit der „ſüßen Sprache von Oc“ Vertraute. Jetzt aber erſchienen die „Yesherren“; das gebar andere Anforderungen von beiden Seiten. Und man muß geſtehen, daß die Einwohner der kleinen Stadt mit wahrhaft bewundernswürdiger Fügſamkeit ſich in die neue Lage zu ſchicken verſtanden.

Vor Allem kam ihnen aber auch dabei ein günſtiger Umſtand zu ſtatten.

Der Herr Graf von Dillen faßte nämlich den Entſchluß, ein Hotel zur Aufnahme von Fremden erbauen zu laſſen, und führte denſelben auf eine wahrhaft großartige Weiſe aus. Am Ende des Städtchens, wo ſonſt die traulich romantiſche Promenade an der Enz ihren Anfang nahm, erhebt ſich nun auf einer, mit dem prächtigſten Dahlienflor geſchmückten, terraſſenförmigen Anlage das neue Gebäude im ſchönen italieniſchen Geſchmacke, mit einer offenen Säulenhalle und Balconen geziert. Durch eine Galerie iſt dieſer Bau mit einem auf Stufen erhöhten Salon verbunden, in dem ſich eine elegante Reſtauration befindet. Später, wenn das wachſende Bedürfniß es fordern ſollte, wird noch eine Galerie ein zweites Gebäude, dem erſten gleich, mit der Reſtauration verbinden, ſo daß dieſe dann, zwiſchen den beiden großen Corps des Logis in der Mitte liegend, mit demſelben ein regelmäßiges Ganzes bilden wird.

Die Façade iſt ſehr geſchmackvoll verziert und trägt einen freundlichen und dabei doch bedeutenden Charakter. Man würde das Ganze eher für die Privatwohnung eines hohen Herrn halten, als für einen Gaſthof. Dieſer Charakter iſt auch in der ganzen inneren Einrichtung bis auf die kleinſten Details hinab feſtgehalten. Nirgends zeigt ſich ängſtliche Sparſamkeit; Alles iſt aus einem Stücke, mit Bedachtnahme auf Eleganz und Bequemlichkeit zugleich.

Das Hotel enthält, nach Art der beſſeren Gaſthöfe großer Städte, die Zimmer in Appartements abgetheilt, nicht ſowie es in unſern gewöhnlichen Wirthshäuſern der Fall iſt, wo die Zimmer, groß und klein, in ununterbrochener Reihe aneinanderliegend, nach dem Verlangen des Fremden in beliebiger Zahl ihm überlaſſen werden. Dieſe Einrichtung wird bei längerem Aufenthalte dem an häuslichen Comfort Gewöhnten — und welcher Engländer oder wohlhabende Norddeutſche wäre das nicht? — immer unbequem bleiben.

Jeder Schritt wird ihn daran erinnern, daß er ſich im fremden Gaſthofe befinde; es wird ihm nie traut, heimiſch, wohl werden. Für eine Nacht auf der Reiſe mag das hingehen, nicht ſo aber für einen längern Aufenthalt in Bädern oder großen Städten.

Im Hotel Bellevue, wie der Graf ſein Etabliſſement genannt hat, beſteht ein ſolches Appartement aus einem kleinen Vorzimmer, an das ſich rechts das Bedientenzimmer, links ein Kabinet zur Aufbewahrung der Koffer und Mallen befindet. Aus dem Vorzimmer tritt man in den Salon, der mit Möbeln im neueſten Geſchmack garnirt iſt. Um den runden Tiſch reihen ſich Divan, Chaiſelongue, Ohrenlehnſtuhl, chineſiſch gepolſterter Armſtuhl, kurz alle jene bequemen Requiſiten, welche die Mode aus alten Rumpelkammern hervorſuchte, wohin ſie eine thatenkräftige, kriegeriſche Periode verwieſen hatte, um unſeren durch den langen Frieden verweichlichten Mitmenſchen auf paſſende Weiſe damit zu Hülfe zu kommen. Wie ſehr dies in einem Badeorte am Platze iſt, der vorzüglich für Gliederkranke beſtimmt iſt, wird gewiß Niemand von den Bewohnern des Hotels Bellevue in Abrede ſtellen wollen. Aus dem Salon geht es ins Schlafzimmer, an das noch eine Garderobe und eine Alkove ſtoßen, die mit allen und jeden Bequemlichkeiten verſehen wurden, die für Kranke und Geſunde erforderlich ſind. Alles iſt dabei neu verfertigt, nicht mit übertriebener Pracht, aber doch elegant und ſchön. Der alte Schlendrian iſt überall beſeitigt; ſtatt der faulen Strohſäcke liegen Matrazen mit Stahlfedern in den Bettgeſtellen, die engliſchen bequemen Waſchtiſche ſind von den Nachttiſchen geſondert, kurz Alles iſt ſo, wie es Jeder gern zu Hauſe hat, der gewohnt iſt, wie ein freier, verſtändiger und civiliſirter Menſch zu leben.

Dieſe Appartements finden ſich zu dem wöchentlichen Preiſe von ſechs Louisd'or bis auf zwei herab; für ſolche Mittel jedoch, denen auch das Letztere noch zu hoch ſein würde, iſt in dem Hinterhauſe geſorgt, wo ſich eine lange Reihe von Zimmern in der ſonſt faſt uberall in Deutſchland beliebten Weiſe befindet, die für einen ſehr mäßigen Preis täglich zu vermiethen ſind. Als Architekt dieſes ſchönen Ganzen wurde ein Herr Pfeilſticker genannt, der ein noch junger Mann iſt.

Vor dem Hotel Bellevue fand ich unter den Bäumen, die den Anfang der Enzpromenade bilden, einen kleinen Jahrmarkt aufgeſchlagen und gegenuber die Anlage zu einer Kettenbrücke, die nach den neuen Bädern fuhren wird, die dort angelegt werden ſollen, wo man jetzt noch mit Bohrverſuchen beſchäftigt iſt. Alles weiſt auf große Unternehmungen hin, welche die nächſte Zeit ins Leben treten ſehen wird. So wird denn auch auf dem Platze des Städtchens, dem längſt bewährten großen Hotel zum Bären gegenüber, nach dem Plane des Herrn von Thouret, ein neuer Kurſaal mit Arcaden gebaut, an den ſich dann die Bäder ſchließen werden, die in ihrer jetzigen Geſtalt dem Zudrange und den Anforderungen immer weniger zu genugen im Stande ſind.

Dieſe warmen Wunderquellen, die gerade in ſolcher Temperatur aus dem Sande rieſeln, daß ein menſchlicher Leib ſich mit Wohlgefallen davon umſpülen läßt, denen kein Beſtandtheil nachgewieſen werden kann, wodurch ſie heilſam wirken, wenn es nicht vielleicht eben nur dieſe ihnen von der Natur verliehene rechte Wärme iſt — verdienten allerdings eher einen Tempel als ſolche kleine, ſtallähnliche Behälter, mit denen ſie die kargen Vorfahren, ſo arm an Schönheitsſinn, uberbauten. Jetzt trägt man dieſe Schuld ab; der Staat ſoll über 300,000 Gulden zur Verſchönerung und Vervollkommnung des Wildbads gewährt haben, un ein genau Unterrichteter ſagte mir, daß ſelbſt dieſe Summ wol noch um ein Bedeutendes überſchritten werden würde.

Die belebende Kraft dieſes Waſſers grenzt wirklich an Unglaubliche und es iſt ihr vielleicht, in ſolcher Beziehung wol nur Gaſtein an die Seite zu ſetzen. Leute, die a Krücken gingen, werfen die Krücken weg, bleiche Geſichte röthen, erloſchene Augen beleben ſich.

In der ſchattigen Allee, die ſich am Ufer der murmeln den Enz hinzieht und die noch treu den Charakter bewahr hat, den ihr Gründer, Herzog Karl von Würtemberg, ih ausdrückte, begegnet man nur wenig Leuten, die nicht irgen ein Gebrechen zur Schau trügen. Dies macht den Aufenthalt im Wildbad für den Geſunden allerdings unangenehm

Hier wird Einer getragen, dort gerollt; hier ſchleicht Einer am Stabe gebückt, dort führt man einen Andern mühſelig dahin. Auffallend iſt die Zahl Derjenigen, die a Krankheiten des Rückenmarks leiden und die ſich durch da ganz eigenthümliche Schleudern der Beine auf den erſte Blick kundgeben. Aber dieſer traurige Eindruck wir durch die Aeußerungen der Kranken ſelbſt gemildert, welch die Beſſerung nicht genug rühmen können, die ſie ſeit ihre Anweſenheit verſpüren.

Die alte Allee zeigt viele Verſchlingungen, kleine Brückchen, Felſen, auf dieſen Häuschen, Thürmchen wie Taubenſchläge, kleine Springbrunnen, Grotten u. dgl. Der Spaziergang iſt ſehr ſchattig und anmuthig, allein für die Kranke nur während des Mittags zu benutzen, da die Morgen un Abende hier zu feucht ſind.

Die Wege, die ins Wildbad führen, ſind bis jetzt all noch in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Mir ſagte ein angeſehener Einwohner des Ortes ſelbſt: „Ohne Lebensgefahr kan man nicht in unſer Thal kommen.“ Es iſt unbegreiflich, wie man dies ſo lange mit anſehen konnte. Jetzt wird an einer Straße gearbeitet, die von Calw nach Wildbad leitet und die, nach Dem, was ich davon geſehen, vortrefflich genannt werden darf, wie alle neuen Straßen, die in Würtemberg jetzt angelegt werden.

Ich mußte, um den kürzeſten Weg nach Baden einzuſchlagen, über den Dobel. Um zu dieſem Berge zu gelangen, iſt es nöthig, einen Theil des Weges gen Stuttgart, bis Calmbach nämlich, wieder zurückzumachen; mir wurde aber gerathen einen nähern einzuſchlagen und geradezu den Berg gleich hinter dem Orte hinanzufahren, der nach der Eichazmühle führe, von wo es dann den Dobel hinaufgehe. Viele Leute wollten die Möglichkeit dieſes Unternehmens geradezu in Zweifel ziehen; ein alter Schweizer erzählte, er habe dieſe Partie einmal gemacht, „ſie ſei aber gar ſchuurik und gruslik.“ Ein Kronenthaler, den er in ſeiner tiefen Weſtentaſche gehabt, ſei ihm bei einem fürchterlichen Stoße, den es gegeben, herausgeſprungen und in den Abgrund geflogen. Obgleich ich dies Alles dahingeſtellt ließ, machten mich dieſe Redensarten doch ein wenig bedenklich, indeß da man ja, wenn's „zu ſchuurik und gruslik“ werden möchte, ausſteigen könnte, ſo beſtimmte mich dies, den näheren Weg zu wählen, der mir noch überdies eine köſtliche Ausſicht verhieß.

Jetzt muß ich bekennen, daß ich es nicht bereue. Iſt man einmal hinter Wildbad eine ſteile Höhe hinangefahren, ſo geht es in mäßigen Steigungen und Senkungen im Walde fort, wo man bald herrliche Blicke ins Weite, bald tiefe umbuſchte Einſchnitte unter ſich hat und der mannichfaltigſte Wechſel uns begleitet. Kurz vor der Eichazmühle fand ich es jedoch gerathen auszuſteigen und eine Fußwanderung von etwa einer Viertelſtunde zurückgelegen. Nur hier könnte man allenfalls, wenn auch nicht von „ſchaurik,“ doch von „gruſlik“ ſprechen. Eine kleine Zufälligkeit könnte hier ein Unglück herbeiführen, trotz des geſchickteſten Kutſchers und der zuverläſſigſten Pferde.

Die Ausſicht vom Dobel iſt bekannt. Der Rhein, Speier, die Vogeſen, das fruchtbare Land im Vordergrunde; ein herrlicher Anblick! Hat man dieſen Gipfel einmal erreicht, dann wird die Weiterreiſe ein Siegeszug der Freude und des Genuſſes.

Zuerſt das fruchtbare, obſtreiche Thal mit Kloſter Herrenalb und von hier auf herrlicher Straße über den Berg nach dem würtembergiſchen Grenzorte Loffenau, wo wir zuerſt das Auge an den Herrlichkeiten des Murgthals weiden können, das wir quer durchſchneiden, um nach Gernsbach zu gelangen.

Sonſt mußte man hier einen ſteilen, gepflaſterten Weg hinauffahren, von wo es dann faſt beſtändig durch Wald Baden zu hinabrollte. Jetzt, ſeitdem die vortreffliche Kunſtſtraße dahinführt, geht es über Schloß Eberſtein, einen der reizendſten Punkte in Badens Umgebung.

So kamen denn auch wir wohlbehalten dort an, nachdem wir um halb ſechs Uhr Wildbad verlaſſen hatten, und konnten noch, nach geſchehener Umkleidung, einige Freunde aufſuchen, eine Promenade machen und dann an der reichbeſetzten Fünfuhrtafel im Zähringer Hofe unſern ganz gehörigen Antheil nehmen.

Die Geſellſchaft in Baden neigt ſich, wie ich es ſchon im vorigen Jahre zu bemerken Gelegenheit hatte, immer ſtärker zur franzöſiſchen Färbung. Auch Deutſche werden bemerkbar. Dies iſt natürlich dadurch erklärt, daß andere, ſtärker leuchtende Elemente verſchwunden ſind und nun auch matteres Sternenlicht hindurchbricht. Unſere Art und Weiſe iſt nun einmal nicht in großen Geſellſchaften den Ton anzugeben. Wir haben erſtlich nicht Geld genug dazu und dann erregt uns das Ungewohnte in vieler Beziehung Unbequemlichkeiten. Obgleich Ruſſen und Engländer immer noch in Baden anzutreffen ſind und mancher bedeutende Name mir genannt wurde, ſo fehlten mir doch jene imponirenden Erſcheinungen wunderſchöner Frauen, die ſich ſonſt beim erſten Blicke auf der Promenade als Typen ſlaviſcher und celtiſcher Schönheit zu erkennen gaben. Dafür waren diesmal einige ſeltene Gäſte da, reiche italieniſche Familien. Die Italiener ſind bekanntlich keine Freunde von Reiſen; ſie haben es in ihrem Lande ſo gut und ſchön, wie in keinem andern der Gotteswelt. Es mochte auch wol auf Veranlaſſung ſeiner Gemahlin geſchehen ſein, einer gebornen Gräfin Shrewsbury, daß der Fürſt Doria-Pamfili aus Rom dies Jahr in Baden anweſend war. Die Fürſtin wurde mir einſt auf der Corſofahrt nach der Villa Borgheſe als eine der ſchönſten Frauen in Rom gezeigt und ich fand an ihr in der That ein feines, höchſt liebliches Geſichtchen, jedoch durchaus nichts Ausgezeichnetes. Aufſehen machte die Bonne, im Sonntagsſtaate einer Donna romana, die den kleinen Doria-Pamfili auf dem Arme trug. Das glückliche Kind, das einſt die auserleſene Sammlung des alten Palazzo am Corſo und den herrlichſten Pinienwald um Rom ſein nennen wird!

Abends, im Saale der Reunion ſah ich Ole Bull, der Tages vorher ſein Concert gegeben hatte und eben wegreiſen wollte; dann den ſanften, ſtillen Frederic Soulié mit dem wilden Schnurrbart, eine echte Griechen-Phyſiognomie. Ich habe eine geiſtreiche Freundin, welche die Manie der Autographen mit Vielen theilt und die eine Handſchrift Souſie's glücklich machen würde. Ich bat ihn darum in ihrem Namen. Am andern Morgen ſandte er mir folgende Verſe mit den Worten:

„Je vous envoie quelques vers, comme j'en faisais, quand j'étais jeune, de cette jeunesse où l'on croit encore aux vers et à l'amour."

Jeune, j'ai bien souvent rêvé que la fortune
Dans son vol, par la foule ardemment épié,
Dédaignait le puissant dont le cri l'importune,
Et sur mon seuil désert venait poser le pied.

La haine, qui longtemps me frappa sans relâche
Dans des moments amers m'a fait rêver aussi,
Que de mes ennemis je tenais le plus lâche
Abattu sous ma main, criant grâce et merci.

Oh c'est un noir plaisir, à cette heure funeste,
De voir couler des pleurs pour ceux qu'on a versés
Et d'appuyer sa main sur le cœur qu'on déteste,
Pour y sentir la peur qui bat à coups pressés.

Quelquefois, écoutant la douce fantaisie
Qui sema mes chagrins d'harmonieux travaux,
Je rêve que je vois la belle poésie
Plus belle me sourire entre tous mes rivaux.

Et le monde se lève à ma forte parole;
Ces hommes devant moi courbent alors leur front,
Et sur le mien qu'éclaire une sainte auréole,
Pour ne plus l'oublier ils apprennent mon nom.

Oh! tous ces biens rêvés où je ne veux plus croire,
Pour qui j'eus tant d'amour, d'espoir et de regrets,
La fortune aux mains d'or, la vengeance, la gloire,
Maintenant, Eugénie, oh! je les donnerais.

Oui, je les donnerais pour un mot de ta bouche,
Pour un mot qui tout bas pour moi seul prononcé,
Me dirait doucement: — oh! ta douleur me touche;
Tu m'aimes, tu dois bien souffrir, pauvre insensé!

Mich hatte der Zufall in meinem Gaſthauſe zwei Franzoſen gegenübergeſetzt. Der Eine ſchien mir eine Art von Municipalbeamter einer Mittelſtadt im Innern von Frankreich zu ſein, bei dem Andern wollte mir die Naſe den Souspreſet verrathen. Man weiß, was le nez de souspréfet ſagen will. Auch er war jedenfalls ein franzöſiſcher Kleinſtädter. Sie waren Beide zum erſten Male in Deutſchland und ſahen das Land mit franzöſiſchen Augen an.

Die Table d'hôte mit Rheinkarpfen, Lachsforellen, Salmen, Rebhühnern, zahmem Geflügel, Schwarzwild und der Menge von Backwerk, Crêmen u. ſ. w. beſetzt, zu dem Preiſe von drei Franken, muß jeden einigermaßen beſcheidenen Fremden, der zum erſten Male nach Baden kommt, in Erſtaunen ſetzen; nicht ſo unſere Franzoſen. Sie tadelten Alles, und wenn dies auch nicht direct geſchah, ſo verwunderten ſie ſich auf eine arrogante Weiſe, der man das Mißbilligende ſogleich anſah. Das Einſammeln der Muſiker war ihnen ſehr unangenehm: ça augmente nos frais, ſprach der Souspreſet, und ſie kamen überein, ſich deshalb bei dem Beſitzer des Gaſthofs zu beſchweren. Als ſie Schinken aßen, wunderte ſich der Eine darüber, daß man in Deutſchland ſo gute Schinken habe.

„Ne pensez vous pas aux jambons de Mayence?“ entgegnete der Andere.

„Ja, ja, es wird mainzer Schinken ſein,“ ſagte der Erſte und aß beruhigt weiter, da er nicht glauben konnte, daß man in Baden Schinken haben könne.

„Das ſieht aus wie Forellen,“ ſprach er dann wieder nach einer Weile, „allein es iſt eine Art von Fiſchen, die dem Waſſer hier eigenthümlich ſind."

„Wenn man ſie ißt, ſo ſieht man wol, daß es keine Forellen ſind. Sie brauchten mir's wahrlich nicht zu ſagen," erwiderte hierauf der Andere.

Und ſie kauten dabei mit vollen Backen.

„Es iſt doch ſeltſam, wie genirt ſich die Deutſchen in ihrem eigenen Lande benehmen" — (hierin lag in der That etwas Wahres) — „Nous autres thun dafür, als wären wir zu Hauſe, ich möchte das les airs de la capitale nennen!"

Bei dieſen Worten lehnte er ſich nach hinten, ſprudelte mit dem Waſſer im Munde, ſpuckte auf den Teller und ſteckte beide Pfoten in ſein Glas.

„Es gibt nur eine Stadt in der Welt," ſagte wieder der Zweite. „Alles Andere iſt nicht der Mühe werth!"

Und ſo ging es fort, bis das Diner zu Ende war.

Viele meiner guten Landsleute ſind närriſch genug, ſobald ſie in einem Gaſthof von Baden abgeſtiegen ſind, auch ſogleich ihre franzöſiſche Lection zu beginnen. Die Kellner, die faſt alle Deutſch können, oder es nothwendig doch können müßten, werden Franzöſiſch angeredet und antworten Franzöſiſch. Ich haſſe das in den Tod.

„Wenn Du die Ehre haſt, lumpiger Burſche, deutſche Herrſchaften in ihrem eigenen Lande zu bedienen," ſagte ich einmal zu einem Kellner aus der franzöſiſchen Schweiz, der mich nicht verſtehen wollte, „ſo lerne zuvor Deutſch und erwarte nicht, daß wir uns nach Dir bequemen werden."

Aber leider bequemten ſich alle Uebrigen nach ihm und der Burſche behielt recht. Ich finde es eben ſo abſurd, mit jedem ungeleckten Franzoſen gleich bei Tiſche die Converſation in ſeiner Sprache anzuknüpfen. Sind die Franſeien nicht von ſo intereſſantem Schlage, daß es der Mühe werth ſcheint, ſo laſſe man ſie doch ſtumm ſitzen, wenn ſie es nicht verſuchen, auf unſere Weiſe ſich uns zu nähern.

Um den beiden Franzoſen mein Lächeln während ihres Geſpräches, das ſie gut bemerkt hatten, deutlicher zu machen, redete ich jetzt, von meiner Gewohnheit abweichend, den Kellner im fließenden Franzöſiſch an. Dies machte die Herren ſtutzig: ſie ſahen nun wohl, daß ein Deutſcher ihr Geſpräch verſtanden hatte, und was noch mehr, daß er ſich über ſie mockirte, was ich denn auch wirklich mit einem deutſchen Nachbar im vollen Maße nicht unterließ.

Ich habe aber ſpäter meinen Tanzprofeſſor noch öfter geſehen. Mit einem unvergleichlichen Air hüpfte er die Stufen des Converſationshauſes auf und ab und ſang dabei mit halblauter, näſelnder Stimme irgend ein ſchnarrendes Vaudeville, dem mindeſtens ſchon zehnjähriger Roſt anklebte. Auch ſprach er ſtets ſo laut, daß man ihn zwanzig Schritte in der Runde hören mußte. Am größten erſchien er mir aber beim Tanze. Dieſen langen Schritt mußte man ſehen, mit dem er in den Kreis ſetzte, dann wie er auf den Zehen zurückwich, den Arm ſüßlich ausſtreckte, lächelte, mehrmals in die Lüfte ſprang, daß die langen Frackſchöße wie die Fetzen einer Vogelſcheuche an ihm hinabflatterten, und wie er dann, ſelbſtzufrieden wie ein kleiner Gott, ſich gegen ſeine Dame verbeugte.

Der Menſch rief mir die Aeußerung eines geiſtreichen Freundes ins Gedächtniß: „Wenn ein Franzoſe dumm iſt, ſo iſt er es recht.“

Uns gebührt vielleicht der Vorrang, wenn wir von der Menge, namentlich der Beſchränkten und Einfältigen ſprechen, allein ſtockdumme Exemplare, als mir unter den Franzoſen vorgekommen ſind, wird man bei uns vergeblich ſuchen. Man wird mich deshalb wahrlich nicht zu jenen plumpen „Franzoſenfreſſern“ zählen wollen, die mit ſo großem Rechte allgemein verlacht worden ſind, denn ich habe zu oft ſchon bewieſen, wie offen mein Gemüth iſt, Vorzüge fremder Nationen aufzunehmen. Und zeigte ich es denn nicht ſoeben bei Erwähnung der Liebenswürdigkeit Coulie's?

Das Glück in Baden.

Unſer ſchönes Vaterland, das keine Hauptſtadt hat wie Paris, hat doch ſeine allerliebſten, glänzenden Montmorencys; ich meine ſeine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivetät uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberiſches Gemiſch, eine Scenerie zu einem Shakeſpear'ſchen Luſtſpiele. Hätten wir jetzt noch Theaterdichter, ſie würden längſt dieſe Poeſie unſeres modernen Lebensdramas gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieſer Poeſie wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer Reſidenz glücklich durchlangweilt, war der froſtige deutſche Lenz mit ſeinen Katarrhen und Rheumatismen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genuſſes, die Poeſie des Lebens, die Saiſon. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, dieſem träumeriſchen Feenplätzchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie Ihr ihn in Altengland vergebens ſuchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Geſundheit wie Waare ein. Es verlohnt ſich wol der Mühe, nach Baden zu reiſen. — Hat man nun dort Alles geſehen, die ſchönen Plätze, die alten Bäume, die friſchen Waſſer, wo ſich ſo himmliſch träumen läßt; hat man ſich in das Gewühl geſtürzt und die ſchönſten Weiber bewundert, die ſich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, ſo geht man gewöhnlich in den Spielſaal, wo die heiſeren Croupiers ihren Anruf ertönen laſſen und das Klappern des Geldes und das Scharren der Krücken ihn begleiten; wo aller Glanz verſchwindet vor dem Golde, dem die närriſchen Menſchen dieſer Zeit, die doch ſo klug ſein wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne ſteigt und die Leidenſchaft herrſcht. Aber es iſt auch ſchön, ihre Herrſchaft zu bewundern. Während der Banquier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenſter in den Ballſaal. Man ſieht die hübſchen Damen ſpringen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt und ſetzt eine Handvoll Ducaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche ſchwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weſte, mit den dicken, groben Schuhen, an welchen die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den ſie am Morgen bebaut hatten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke ſie der Kugel folgten! Endlich blieben ſie ſtumm ſtehen und ſahen nur noch mit großen, ſtieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, ſchönen Frauen, nach dieſer ganz entzückten Badewelt, die ſie umgab. So ſtanden ſie, bis es ganz finſter geworden war. Was ſie verloren hatten, war ſo viel für ſie, und der unempfindliche Banquier hatte es ſo gleichgültig eingeſtrichen, wie die Bankmer des Lebens, dem ſie nichts geweſen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit ſei heimzugehen. Sie verlaſſen den erleuchteten Saal und ehe ſie die Heimat erreichen, umfängt ſie ſchon die finſtere Nacht. Sie ſteigen in ihren Wald hinauf, geblendet von Dem, was ſie ſahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Herde mit der kräftigen Nahrung, das Kind ſtreckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie ſehen und fühlen es nicht.

Nach den Bauern hatte ich zu ſpielen angefangen und zwar mit demſelben Glücke. Wie die Stunde verfloſſen war, beſaß ich nichts mehr als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tags mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war ſchön; alle Büſche öde, eine drückende Hitze lagerte rings umher, der Horizont ſtand im Feuer, es zog eine ſüdliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an dieſem Abende wünſchen, daß ſie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblickes. O, daß ſie daher käme, durch jene ſchattigen Kaſtanien! daß dieſe duftige Linden ſie mir nur verbärgen! irgend eine flamändiſche Schönheit, wie Teniers ſie ſchuf, irgend ein ſehnſüchtiger Engel aus Norddeutſchland, mit der reinen, hohen Geſtalt, und dem kalten, aber ſchwärmeriſchen Himmelsauge! Wenn ſie daher käme, mich erſtaunt hier erblickte und dann, ohne zu zürnen, wie ein ſchüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber feſt gebannt blieb an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überſchwenglichen Himmel im Herzen, wie dann dem frommen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchſe, wie ſie eine Blume zwiſchen ihren zarten Fingern quälte — ach, ich wollte ja nur auf meine beiden Knie vor ihr niederfallen und nichts ſprechen, als die Bitte: ſie ſolle ſich von mir mit unſterblicher Liebe lieben laſſen!

— Dieſe Stimmung, an der ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräuſch weckte mich auf. „Sie iſt es!“ rief ich aus. Es war ein hübſches Kind mit ſeiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in ſeinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind ſehen, ohne daß es mir das Herz zerſchneidet; in ſolchem Augenblick fühle ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub ſeine Freude geraubt?“ fragte ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es ſei ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm.“ Mein kleiner Engel ſchlug die ſchönſten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den Armen zu geben,“ ſagte die Bonne, „es hat Alles ſchon verſchenkt, und darum weint es.“ Schnell fahre ich in die Taſche und gebe dem lieblichen Engel meinen letzten Thaler, unbeſorgt, ob ich morgen zu eſſen haben würde oder nicht. Das Kind ſprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Credit war wirklich erſchöpft und ich war zu ſtolz, um eine Erweiterung deſſelben bei meinem Wirthe zu fordern. Ein paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechſel ein und ich beſchämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlaſſen; den Abend beſuche ich noch den Ball zum Abſchiede. Eine liebenswürdige Engländerin iſt meine Nachbarin, ein Geſpräch knüpft ſich an; es iſt die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu ſeinen Wohlthaten behülflich geweſen war. Die Mutter war ſelbſt noch ein ſchönes Kind, ſo lieblich und feinblickend, wie ſie nur die Inſel erzieht. Der Mund einer ſolchen Britin duftet eine Anmuth ohne Gleichen. Ich ſchwelge in ihrer Nähe, wir ſprechen von Italien, das ſie kennt; ſie kehrte ſoeben daraus heim in ihr kaltes Nebelland, und brachte einen ſchönen Sonnenſtrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauſchten wir, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, ſie ſchwebte an meiner Seite mit ſylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze ſie nach ihrem Sitze zu führen, ſpricht ſie lächelnd: „Sie reiſen morgen und das koſtet viel Geld. Da muß man ſein Glück verſuchen. Kommen Sie zum Spiel!“ Ich weiß nicht, welche Laune ſie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!“ ſpricht ſie immer lächelnd und zeigt mit Finger und Auge, wo ich ſetzen ſoll. Ich laſſe mich von der lieblichſten Engländerin leiten und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob roth oder ſchwarz, die Zehn oder die Zwanzig Favorit waren.

Wir nehmen Abſchied für immer. Sie reiſte morgen nach England, ich nach Hauſe. Wie im Taumel ſchlafe ich ein und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tiſch zeigt mir den Haufen Gold und mir fällt jetzt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geſchenkt, wie ich im Elend war und weder zu eſſen, noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von geſtern. „Es iſt ein Lohn des ewig gerechten Himmels!“ rufe ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was Du mir geſpendet, ſoll zu Dir zurückkehren!“ Ich kleide mich an, ſtecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein ſchönes Mädchen, das für einen alten, blinden

Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerſt; ich ſchenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es faſt ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelſtunde ſpäter und Baden und mein Glück lagen hinter mir.

Wohl kenne ich ſo manches Glück, das länger gewähret hat, aber ſicher keines, das ich mit dem meinigen vertauſcht hätte und das in meinen Augen größer erſchienen wäre.

Magnetiſmus.

An einem ſchönen Morgen des vorigen Sommers forderte mich ein Freund während meines Aufenthalts in Baden auf, die alte Burg zu beſuchen. Die Geſellſchaft beſtand aus mehren Damen und Herren, die in einigen Wagen den bequemern Weg zum Schloſſe hinanfuhren, während wir vom Hirſch aus den ſteilern emporſtiegen.

Auf der Höhe angekommen, fanden wir bereits die bunte, luſtige Menge neben den Wagen uns erwartend; freundliches Grüßen empfing uns und Vorſtellen und Komplimentiren verzögerte die Abfahrt.

„Haſt Du die Somnambüle geſehen?“ fragte mich leiſe mein Freund.

Ich ſah zuerſt ihn an, dann durchflogen meine Blicke den Damenkreis, der ſich in dem Augenblicke löſte und die Plätze in den Wagen einnahm.

„Welche?“ fragte ich ihn ſchnell. Aber die er mir zeigte, hatte ſich eben in den Fond eines Wagens geſetzt und ich konnte nur noch den ſchlanken Wuchs einer hohen Mädchengeſtalt erblicken. „Siehſt Du, der Doctor ſetzt ſich zu ihr,“ ſprach mein Freund weiter, „denn da es ſie immer zu ihm hinzieht, ſo würde ſie — ſäße er in einem andern Wagen — aus dem ihrigen ſteigen müſſen, und wie leicht könnte da nicht ein Unglück geſchehen."

Er ſprach noch Vieles, das wie Scherz klang und, wie ich glaube, es auch war; aber ich hörte nur mit halbem Ohre auf ihn und dachte an die Somnambule, die mich ganz beſchäftigte.

Von früheſter Jugend horchte ich auf die Wunder des Magnetismus, wie ſie damals Kluge und Andere verkündeten, und auch noch jetzt ziehen mich dieſe Nachtſeiten der Naturwiſſenſchaft, dieſe clair-obſcüren Clairvoyancen, dieſe weinsberger Zauberlaternen mächtiger an, als manchen Anderen, der weder Geiſterbeſchwörer noch Satanskind iſt. Ich bin kein Zweifler und noch weniger ein frevelnder Spötter, und wenn ich auch nicht ohne innigen Abſcheu mir die alten Bauernweiber denken kann, die vom Teufel beſeſſen zu ſein vorgeben, ſo hat es mich doch ſtets wunderbar ergriffen, wenn ich mich in magnetiſcher Atmoſphäre befand. So ſtand ich an dem Bette jener Maria in Caldern, die dreiviertel Jahre lang ſchlief und nur für einen Augenblick zur Verzückung erwachte, wenn der Moment kam, daß der Prieſter in der Kirche die Conſecration vornahm. Dieſes Mädchen verbreitete einen Nimbus der Heiligkeit um ſich, und ich konnte es den guten Bauersleuten nicht verdenken, daß ſie bei ihrem Anblick betend niederknieten.

Ein anderes Mal machte eine andere Somnambule einen eben ſo tiefen Eindruck auf mich; es war eine junge, ſchöne Schauſpielerin, keine Heilige, nach der gewöhnlichen Meinung der Leute. Sie ſaß da in ihrer vollen Lieblichkeit, ſcherzend und lachend und Alles um ſie her durch eine ſehr weltliche Anmuth bezaubernd. Da plötzlich umflort ſich ihr Blick, ein ſeltſamer Spiegel wie von Thränen deckt die Pupille und der Mund verzieht ſich zum ſchmerzlichen Lächeln, der Moment war da, gleich darauf ſchloſſen ſich die ſchönen Augen ganz und ein lallendes Flüſtern wie eines Kindes floß von den Lippen. Wie der Ton, ſo der Sinn. Was die kleine Schauſpielerin lallte, waren keineswegs Worte tiefer Weisheit, nicht Orakelſprüche, nicht Vorherſagungen, nicht Enthüllungen des Unerforſchlichen. Ihre leicht geflügelte Pſyche wagte ſich nicht in dem Augenblicke, wo ſie ihr niedliches Gehäuſe verließ, in die Bahn der Geiſter, ſie hielt nicht Geſpräche mit Abgeſchiedenen, um dem neugierigen Forſcher Stoff zu Büchern zu geben. An das Letztere dachte auch Niemand von uns, die wir die Kleine mit größerer Neugierde als Theilnahme umſtanden.

Und was verkündete ſie? Sie wußte auf ein Haar, daß ſie eine Rolle in einem neuen Stück bekommen würde, daß wegen ihrer Krankheit ein Stück anders beſetzt werden müßte u. ſ. w. Welch natürliches Wunder! hör' ich hier lächelnd manchen Leſer ausrufen; aber welche wunderbare Natürlichkeit! kann ich mich nicht enthalten ſehr ernſt darauf zu erwidern.

Wer das Mädchen kannte, durfte es ſich nicht einfallen laſſen, hier an Betrug zu glauben, wer aber die Menſchen kennt, weiß auch, daß es ohne das nicht abgehen konnte.

Einer der hartnäckigſten Zweifler brachte einſt, ohne daß es Jemand bemerkt hatte — die Somnambüle konnte dies am wenigſten — ein Meſſer ganz in ihre Nähe. Sogleich fiel ſie in Convulſionen, welche nachließen, ſobald der Mann das Eiſen, welches nun Jedermann ſah, beſeitigt hatte. Der Keim zu dieſem Somnambülismus ſoll in dem Mädchen durch einen jungen Menſchen erregt worden ſein, der aus Liebe zur Wiſſenſchaft mit ihr experimentirt hatte. In dieſem einzigen Punkte bin ich Zweifler geblieben.

Wir ſind nun wieder auf dem Wege zur alten Burg bei Baden, deren maleriſches Geſtein über uns aus den Wipfeln ſchaut, von der goldenſten Sonne beſchienen. Das Leben um mich zog mich indeſſen mehr an, als die herrlichſten Ruinen in der Ferne. Meine Gedanken waren bei der Somnambüle in dem vorderen Wagen, die ſich einige Male erhoben hatte, gleich als wollte ſie auf den Schlag des Wagens ſteigen, dann aber gleich wieder durch eine Berührung des Arztes in ihre frühere Ruhe zurückkehrte.

Wie war dieſes Mädchen in dieſe ungewöhnliche Lage gerathen? War es die Liebe, war es auch ein unberufener Experimentirer, oder was war es ſonſt?

Meinem geſprächigen Freunde konnte nichts erwünſchter ſein, als meine Neugierde in dieſer Hinſicht zu befriedigen.

Als elternloſe Waiſe war das Mädchen in ein Erziehungshaus gegeben worden. — Die Stadt, in der ſie lebte, zeichnete ſich durch eine Sonderbarkeit aus; zu dem tief eingewurzelten Glauben an Geſpenſter geſellte ſich die ſeltne Luſt, darüber zu ſpotten. Dieſes gab eine unverdauliche Miſchung, der nicht eines jeden Menſchen Hirn gewachſen war. Die Nerven dieſes armen Geſchöpfes wurden wenigſtens bis zum Zerreißen dadurch geſpannt.

Man hatte in jenem Hauſe die Winterabende durch ſchauerliche Geſpenſtergeſchichten verkürzen wollen. Der Kreis der Mädchen ſaß ängſtlich geſpannt da und horchte zu. Man war in dieſem Winkel von Süddeutſchland ſo vertraut mit den unheimlichſten Dingen. Köchinnen begegneten den Hexen auf dem Markte am hellen lichten Tag und man brauchte ſich nicht auf den Blocksberg zu bemühen, um einem hölliſchen Thé danſant beizuwohnen. Waren auch eben die Bewohner nicht ſehr geiſtreich, ſo waren es doch die Häuſer. Jeder finſtere Winkel, jede abgelegene Stiege, jeder unbedeutende Keller hatte ſeine Legende, und es ſprach eben nicht zum Vortheil der Lebenden, daß ihre Abgeſchiedenen nichts Beſſeres in jener Welt gelernt hatten, als den plumpen Spectakel, den ſie ſonſt wol gemacht, bei ihrer Wiederkehr fortzuſetzen und ihn nur mit etwas Geſtank zu würzen, wenn ich es gleich unentſchieden laſſen muß, ob ſie nicht auch dieſe Eigenſchaft ſchon früher beſeſſen.

Die ſchauerlichen Geſchichten im Erziehungshauſe verfehlten nicht ihren Eindruck zu machen, den tiefſten aber auf das Gemüth unſers Mädchens, das am reizbarſten war. Dies merkten die Andern. Die allgemeine Aufmerkſamkeit fing an ſich von der erzählenden Perſon weg auf dieſe einzige Zuhörerin hinzulenken. Ein Etwas, das man im gewöhnlichen Leben einen dummen Spaß benennt, wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Die äußerſte Grenze eines ſpäten Abends war unter dem Vortrage der ſchauerlichſten Geſpenſtergeſchichte erreicht. Bleich, doch aufathmend, tief ergriffen erhob ſich das Mädchen, um das Licht anzuzünden, bei deſſen Scheine ſie die Thür ihrer einſamen Schlafſtelle finden ſollte. Der Kreis der Zuhörerinnen hatte ſich gelichtet, ſie merkte nichts davon. Ganz erfüllt von Dem, was ſie gehört, die Hand ſchon vor dem Lichte haltend, betrat ſie einen langen Gang. In der Mitte deſſelben glaubt ſie ein ſeltſames Geräuſch zu vernehmen. Ihre gereizte Stimmung macht plötzlich einem drückenden Angſtgefühle Platz. Sie ſchwankt, ob ſie die Schritte zurücklenken ſoll, allein ſie ſieht ſich ſo nahe ſchon dem Ziel, daß ſie einen kleinen Vorrath von Muth vorübergehend erwachen fühlt.

Sie wagt ſich vorwärts. Nun aber zeigen ſich nebelhafte Geſtalten ihren Blicken, ſie nähern ſich, umkreiſen ſie, ſtrecken geſpenſtige Arme nach ihr aus — jetzt kann ſie nicht mehr — der geängſtigten Bruſt entfährt ein Schrei — die Sinne vergehen ihr und ſie ſinkt leblos nieder.

Die Gruppe an dem Bette der Ohnmächtigen beſtand aus den unſeligen Geſpenſtern, die nun ſelbſt mit verſtörten Geſichtern auf ihre arme Mitſchweſter blickten. Es waren Mädchen aus dem Hauſe, die ſich den dummen Spaß erlaubt hatten.

Dieſe Erzählung meines Freundes, ſo einfach ſie war, verfehlte nicht ihren Eindruck auf mich zu machen, und ich erwartete mit Ungeduld die Zeit der Ankunft auf der Höhe.

Es ging ſteil bergauf und ich konnte den Augenblick kaum erwarten, bis die Geſellſchaft aufgeſtiegen ſein würde. Jetzt waren wir angelangt. Mein Auge überflog ſchnell die Damen, um Die herauszufinden, die in dieſem Augenblicke das höchſte Intereſſe für mich haben mußte; es war ein ganz junges Mädchen. Der Kopf zeigte ein edles Profil, das Geſicht war bleich und eine ſcharf umgrenzte Röthe malte ſich auf den Wangen, der Mund war wie zu einem ſchmerzlichen Lächeln verzogen und der runde Augapfel, braun und klar, ſchwamm in dem bläulich weißen Schmelze und hatte den Ausdruck der Scheu, wenn er vorübergehend auf einen Gegenſtand ſiel. Die braunen Haare waren geſcheitelt, die Stirne gewölbt, der Hals etwas vorgebogen, der Körper üppig gebaut; auf den erſten Blick ſah man etwas Ungewöhnliches an dem Mädchen und es würde auch, ohne daß man von ſeinem Somnambulismus wußte, die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben.

Für ſie ſchien jedoch nur ein Weſen in der Verſammlung zu ſein, nach dem ſich alle ihre Seelenkräfte richteten: der Arzt.

Eine muntere Geſpielin nahm ſie beim Arm und eilte mit ihr fort, durch die grünen Gebüſche, über die lebendigen Felſen, über die Trümmerhaufen hinweg, um ſie aufmerkſam zu machen auf die ſchönen Punkte, die ſie ſchon kannte, und deren es ſo viele an jenem lieblichen Orte gibt. Allein gleichſam nur ungern ließ ſie ſich führen und bald kehrte ſie mit etwas unmuthigem Geſichte zur Geſellſchaft zurück, die ſich indeß in dem luſtigen Burgzwinger hingeſetzt hatte und ſich das herbeigeſchaffte ländliche Frühſtück ſchmecken ließ.

Ich geſteh' es, daß ich das Mädchen mit meinen Blicken verfolgte; ich wollte Intereſſantes an ihr wahrnehmen und hatte bis jetzt doch noch ſo gar Nichts gefunden, was darauf hätte Anſpruch machen können. Wie vollends floh alle Illuſion, als ſich die Somnambüle jetzt zu Tiſche ſetzte, ein großes Stück ſchwarz Brot in die Milch brockte und heißhungrig zu löffeln begann. Meine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt nach dem Zweitintereſſanten in der Geſellſchaft: dem Arzte.

Es war ein noch junger Mann; ausdrucksvolle Züge, voll Männlichkeit, eine hohe Stirn, die ein milder Ernſt beſchattete, blondes, lockiges, ſpärliches Haupthaar, der Wuchs unterſetzt, ohne hervortretend Kraft anzudeuten, nicht ſtark ausgeſprochene Muskulatur, Ebenmaß in den Theilen. Ich zog mich mit dieſem Freunde ſeitwärts in ein halbverfallenes Erker, das über dem Abgrund hing, und er wiederholte mir, was mir mein Freund im Fahren geſagt hatte, und fügte hinzu, wie dieſe Kur ſich ſo ſeltſam geſtaltet. Als er zum erſten Mal zu dem Mädchen gerufen wurde, ſchilderte man ſie ihm als eine Patientin, die an heftigen Krämpfen litt, wie dieſes nicht ſelten bei Jungfrauen in ſolchem Alter ſich zutrifft. Nach einiger Beobachtung und bei Forſchung nach dem Entſtehen dieſes Zuſtandes ſah er deutlich ein, daß hier ein Fall vorliege, der ſich zur magnetiſchen Kur eigne. Die Convulſionen trugen alle Symptome jener wunderbaren Krankheit an ſich, die einſt im Mittelalter epidemiſch war, noch jetzt in einzelnen ſeltenen Fällen auftritt, und die man St. Veitstanz nennt.

Er begann nunmehr ſeine einfachen Striche und bald wirkten dieſe ſo, daß die Patientin in Schlaf verfiel. Alle andern Ergebniſſe lagen bis jetzt außer ſeiner Berechnung, bis zur Clairvoyance wollte er es nicht bringen; Beſſerung jedoch war ſeit lange ſchon erſichtlich. Bis hieher hatte der ärztliche Freund ſeine Mittheilung gemacht, als eine Bewegung unter den am Tiſche Sitzenden entſtand, die unſere ohnedies getheilte Aufmerkſamkeit vom Geſpräche ab- und dorthin lenkte. Ich hatte jetzt ein Schauſpiel, das ich nie in meinem Leben vergeſſen werde.

Die Somnambüle hatte ſich erhoben und ſtand mit geſchloſſenen Augen eine Weile regungslos da. Plötzlich, wie die Sonnenblume ihren Stern nach der Sonne, drehte ſie ihr Geſicht nach dem Arzte hin, der ſich ſogleich mit einem Blicke, worin ſich die innigſte Theilnahme malte, von ſeinem entfernten Standpunkte zu ihr hinneigte. Jetzt veränderte er ſeine Stellung und das Mädchen, welches die Augen ſtets feſt geſchloſſen hatte, kehrte ſogleich den Kopf nach derſelben Richtung. Die Oberlippe zog ſich ein wenig in die Höhe, gleich als ob ſie ſprechen wollte; der Ausdruck des Geſichts wurde flehend, die Wangen gefärbter. Der Doctor näherte ſich ihr langſam, allein ſie war mit dieſer Zögerung nicht zufrieden, ſondern ſie ging ihm entgegen und er mußte ſie in ſeinen Armen auffangen, um ſie vor einem Fall zu ſchützen, der unvermeidlich geweſen wäre. Jetzt hauchte er ſie ein paar Mal an und dieß genügte, um ſie zu erwecken; ſie öffnete die Augen, ſtrich mit der Hand über die Stirn und blickte um ſich wie Jemand der aus einem ſanften Schlafe erwacht.

Ich war mit dieſem erſten curioſen Pröbchen bereits zufrieden, allein es ſollten ſich mir noch geſteigertere zeigen. Der Doctor entfernte ſich abſichtlich, wie er mir ſagte, aus der Nähe des Mädchens, um die Spannung nicht ſo rege zu erhalten. Sie ſelbſt nahm auch wieder an dem allgemeinen Geſpräche Theil. Sie hatte ihr Frühſtück nun vollendet und hüpfte unbefangen an den Rand der Felſen, um Blumen zu pflücken. Doch nicht lange währte dieſer heitere, klare Zuſtand. Mitten im Blumenpflücken erhob ſie ſich, die Augen ſchloſſen ſich und ihr Geſicht nahm wieder die vorige, ſchmerzhaft flehende Miene an. Der Ort war nicht für ſolche Kranke geeignet; der Abgrund in der Nähe flößte uns Allen heftige Beſorgniſſe ein, allein der Arzt beruhigte uns. Seine Nähe allein konnte hier Unheil abwenden. Wäre er unten in der Tiefe geſtanden, keine Macht der Erde hätte die Arme vom Sturze errettet, da er jedoch auf dem breiten, ſichern Plateau ſtand, ſo war es ganz natürlich, daß ſie in Sicherheit war.

Ihre junge Freundin hatte in der erſten Beſorgniß, daß ein Unglück geſchehen könne, ohne die Kranke ſelbſt zu berühren, nur einen der weiten Aermel ihres Kleides gefaßt, allein dieſes hätte faſt das Unglück gerade herbeigeführt. Die Somnambüle bekam ſogleich heftige Zuckungen, die der herbeiſpringende Arzt jedoch durch eine einzige Berührung wieder hemmte.

Dies war der letzte Anfall für jetzt, den das Mädchen hatte; unſer Frühſtück war beendet, die ſchönen Punkte alle beſucht und wir machten uns auf den Heimweg. Immer ſchwebte mir die Frage auf der Lippen, ob denn der Arzt ſie nicht mehr könne machen laſſen? Aber wie naturlich fühlte ich die Trivialität derſelben zu tief, als daß ich ſie hätte auszuſprechen wagen ſollen. Doch war Das, was ich ſah, ganz geeignet, den Wunſch in mir zu erregen, mehr zu ſehen.

Nachdem wir uns getrennt, beſchloß ich, noch denſelben Nachmittag die Familie der Somnambüle zu beſuchen. Sie wohnte in einem ſchön gelegenen Hauſe in der Nähe des Schloſſes und wir machten einen Spaziergang in den Garten deſſelben. Kaum hatten wir uns hier in einem anmuthigen Boskett niedergelaſſen, als das Mädchen wieder von dem wunderbaren Schlaf befallen wurde, während deſſen ſich diesmal jedoch ihr Zuſtand bedeutend ſteigerte.

Sie erhob ſich leuchtend, darf ich ſagen, ohne mir Uebertreibung vorzuwerfen. Es war ganz das Bild einer Verklärten. Die höhere Röthe ihrer Wangen ging in glühenden Purpur über und der Mund zeigte ein himmliſches Lächeln; man ſah die obern Zähne, es ſchien, als ob Worte ſich aus dem Innerſten der Seele über die Lippen drängen wollten.

„Zu dir! zu dir!“ lispelte ſie und — „Nun ſpricht ſie mit ihrer verſtorbenen Mutter“ — bemerkte mir leiſe die Dame, deren Pflege die Patientin anvertraut iſt und die aus früheren Zuſtänden und den Geſprächen während derſelben jene Worte wol zu deuten wußte.

Das Mädchen fing jetzt an die Bewegung des Steigens nachzuahmen, als wäre ſie bemüht eine bedeutende Höhe zu erreichen, und plötzlich hob ſie ſich wirklich, ehe wir es vermuthen konnten, auf die Gartenbank und ſchwebte hier mit emporgeſtreckten Armen auf dem äußerſten Rande, mit einer equilibriſtiſchen Geſchicklichkeit, die ſchwerlich irgend Einer aus der Geſellſchaft würde nachgeahmt haben können.

Dies war aber noch nicht genug; ſie ging noch weiter, ſtieg endlich auf die Seitenlehne der Bank und hielt ſich hier mit bewundernswürdiger Leichtigkeit ſtets in der Stellung einer Emporſchwebenden, auf den Zehenſpitzen, unverſtändliche Worte hauchend und mit einem Ausdruck in den Zügen, dem man es anſah, daß ſie in jenem Augenblicke die höchſte Seligkeit empfand und einer innern Anſchauung genoß, der Nichts, was wir gewöhnlich ſehen — und wäre es ſelbſt das Schönſte — zu vergleichen ſein mußte.

In dieſem Augenblick ging die Großherzogin Stephanie mit ihrer Geſellſchaft durch den Garten: man fand es geeignet, ſie zu benachrichtigen, was hier vorginge, um ihr den Anblick zu entziehen, der vielleicht ihre Nerven zu ſtark afficiren könnte. Allein die Fürſtin wünſchte vielmehr den Eindruck in ſich aufzunehmen, als ihm auszuweichen, und näherte ſich mit aller erforderlichen Vorſicht der Kranken, die noch eine Weile in ihrer Ekſtaſe verblieb.

Dieſer Anfall hatte das Mädchen ſehr angegriffen und der Arzt fand es für nöthig, ſie daraus zu befreien. Man ſagte mir, daß keine menſchliche Kraft im Stande ſei, dieſe ſtarren Glieder aus ihrer ſteifen, überſpannten Lage in eine ſitzende oder ruhende Stellung zu bringen, und daß Alles, was man bewirken könnte, darin beſtehen würde, daß ſich dieſe Starrheit in convulſiviſche Bewegungen auflöſte. Nur dem Arzte war es möglich, hier Ruhe, wohlthuende Ruhe, über Körper und Seele zugleich zu verbreiten, und dies nur durch ein einfaches Anrühren des Kopfes. Kaum war dies geſchehen, ſo ſenkte ſie ihn, dann bogen ſich die Kniegelenke und bald kam ſie in eine ſitzende Stellung, hierauf ſtreckte ſie ſich aus, der Kopf neigte ſich auf die Seite und ſie lag da in ruhiger Stellung, wie eine vom ſanfteſten Schlaf Befangene.

Beim Erwachen zeigte ſich dieſelbe Unbefangenheit wie am Morgen; mit befremdlichem Lächeln blickte ſie erſt im Kreiſe ſich um, dann, als ſie die Wohlbekannten erblickte, nickte ſie hier und dorthin wie zum Gruße und brachte leiſe die Entſchuldigung vor, daß ſie durch ihren dummen Anfall, wie ſie es nannte, die Geſellſchaft wol recht erſchreckt habe.

Ich habe das Mädchen ſeit jenem Tage nicht wieder geſehen. Gebeſſert ſoll ſich ihr Zuſtand nicht haben, wie ich hörte, aber auch nicht ſchlimmer ſoll er geworden ſein. Der Arzt iſt jedoch der Meinung, daß er das Uebel radical heben werde.

Kurze Zeit darauf wohnte ich einer Vorſtellung von Bellini's Nachtwandlerin bei. Ich hatte früher das Ballet geſehen, auch von der Paſta einſt dieſe Partie ſingen hören. Ich muß bekennen, daß dies Alles keinen Reiz für mich hatte und keinen bedeutenden Eindruck hervorbrachte. Jetzt aber vollends! Wie kam mir dies ſo plump, fade und nichtsſagend vor, und in der That, es ſind doch nur ganz gemeine Sinnenkitzel, dachte ich dabei, die uns dieſe Kunſt gewöhnlich bereitet, aber wenn ſie ſich an das Uebernatürliche, über das Gewöhnliche hinausſtrebend, wagen will, da wird ſie offenbar zur Uebertreibung oder zur Fadheit.

Wenn du einmal erſchieneſt, liebliches Mädchen, vor der Menge und dich erhöbeſt, glühend und himmliſch lächelnd, und emporſchwebteſt — wie ſie da ſtaunen würde, wie ſie da ſich zauberiſch ergriffen fühlte — wie ſie da ſchwänden alle Zweifel, welche die Frivolität unſerer Tage ſo häufig noch nährt.

Armes Kind! ich liebe dich jedoch zu ſehr, um zu wünſchen, daß deine körperlichen Leiden und magnetiſchen Freuden der Menge als Schauſpiel dienten. Schlumm're ſtets ein im blühenden Garten der großen, weiten, gütigen Natur, wo der hülfreiche Magnetiſeur dir zur Seite ſteht und theilnehmende Freunde dich umgeben; dort wirſt du nur himmliſche Geſichte haben, und wenn du ſelbſt ſo dein Leben verſchliefeſt, du hätteſt nur Gewinn davon. Wer, der es kennt, dürfte dich wol beklagen?

Die jungen Mütter.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen war ich ſo glücklich, folgendes Geſpräch zu belauſchen. Ich ſaß verſteckt im dunkeln Gebüſche und las, aber das Buch entfiel meiner Hand und ich ward ganz anderer Aufmerkſamkeit voll, nachdem ich die erſten Worte vernommen hatte.

Es naheten ſich mit leichtem Schritte dem ſchattigen Orte zwei Frauen in langen weißen Morgenkleidern. Sie mochten nicht mehr als zwanzig Jahre alt ſein. Das Glück ſtrahlte von ihrer Stirne, jenes ruhige Glück des heitern Beſitzes. Die Eine ſetzte ſich ſogleich an die am Brunnen befindliche Bank und blickte voll Liebe auf den Säugling, der in ihrem Schooſe ruhte; die Andere blieb vor ihr ſtehen, die ſchwimmenden Augen auf denſelben Gegenſtand gerichtet, ein hinſterbendes Lächeln umzog ihren Mund, ihren bleichen Zügen war der Stempel der Fruchtbarkeit aufgedrückt, jener ehrwürdige Stempel, der aus dem Weibe ein Weſen macht, ſo ſchön wie die Hoffnung, ſo heilig wie Gott! . . .

Und Folgendes ſprachen ſie an dieſem ſchönen Orte. Die Erſte will ich zur Unterſcheidung Clara, die Andere

Eliſabeth“ nennen. Eliſabeth's Stimme klingt leiſer, hauchender, unbeſtimmter, Clara's Stimme feſter und ſtolzer, aber doch auch leiſe, um den holden Säugling nicht zu wecken.

Eliſabeth

(indem ſie einen Kuß auf die Stirn des Kindes haucht).

Du lieblicher Kleiner! Wie ſeine Aermchen marmorirt ſind! Und welche Aermchen! Welch ein dralles Leibchen! Die ſchönen Goldlöckchen! Und die Augen — wenn er ſie öffnet, ſo iſt das Weiße darin ſo blau — wie der Himmel! — Jetzt hat er ſie geſchloſſen — er ſchläft ſo ſanft. Es gibt keinen ſchönern Anblick, kein Engel von achtzehn Jahren, in ſeiner vollſten Liebenswürdigkeit, iſt ſo ſchön wie ein ſchlafendes Kind an der Mutterbruſt.

Clara.

Und wenn man bedenkt, welche Unſchuld in ſolch einem Herzchen ruht, welche Liebe, welch eine Frömmigkeit! Jedes Kind in dieſem Alter iſt ein Jeſuskindlein.

Eliſabeth.

Du haſt recht, Clara. Ihre Herzchen, die von der Welt und von dem Leben noch gar nichts begriffen haben, ſind ganz ſo wie ihre roſenfarbenen Füßchen, die noch nicht zum Gehen gebraucht wurden und daher blühend wie Blumen anzuſehen ſind. Nur Eins verſteht ſo ein Kind: die Mutter zu lieben. Nicht wahr, Dein Kind liebt Dich wol recht?

Clara.

Ach ja, gewiß! Wenn ich es ſo betrachte und im ſüßen Schauergefühl eine Thräne mir über die Wange rollt, dann will es mir gleich die Thräne wegküſſen .... Solch ein Engel glaubt, daß der liebe Gott die Lippen der Kinder erſchaffen hat, um die Thränen der Mütter alle wegzuküſſen. O wären ſie's doch immer im Stande!

Eliſabeth.

Wann lachte Dein Kind zum erſten Male?

Clara.

O, ich erinnere mich jenes Augenblicks ſehr wohl. Es war an dem Abende gerade fünf Monate alt geworden. Ich nahm ein Licht und nahete mich ſeiner Wiege, um vor dem Schlafengehen noch einmal ſeine Aeuglein zu küſſen. Allein ich blieb lange ſtehen, die Hand vor dem Lichte haltend, damit der Schein es nicht aufwecke. Plötzlich — ohne daß es ſich rührte, ohne daß irgend etwas ſein Erwachen anzeigte, bewegte ſich das holde Mündchen — es zieht ſich in die Breite — da lächelte es! Die Wärterin, die dabei ſtand, gelobte ſogleich eine Kerze der heiligen Jungfrau und ſagte, ſolch ein erſtes Lächeln im Schlaf heiße bei den Leuten ein Engelkuß.

Eliſabeth.

O, wie himmliſch! Doch ſieh nur — wie es wieder lächelt — man ſollte darauf ſchwören, daß der Schelm ſich nur ſchlafend ſtellt und Alles hört und verſteht. Doch ſage mir, Clara, ehe Du den Engel hatteſt, dachteſt Du ihn Dir ſo — ganz ſo wie er nun iſt?

Clara.

Nicht ſo ſchön.

Eliſabeth.

Wenn ich daran denke, daß auch ich nun bald Mutter ſein werde! Ich will von nun an Dein Kind täglich eine Stunde anſehen. Wenn ich fremden ſchönen Kindern begegne, ſo bleibe ich ſtehen, nehme ſie auch wol beim Kopf und herze ſie recht ab. Ich ſpiele mit ihren langen ſeidenen Haaren, ich erfülle mich ganz mit Allem, was ſchön an ihnen iſt; gleichſam als könnte ich ihnen die Schönheit ſtehlen und ſie in meinen Schoos verpflanzen, damit mein Kind ſie ſich zu eigen mache. Nicht wahr, ich bin recht närriſch! Machteſt Du es nicht auch ſo?

Clara.

Ganz ſo wie Du. Und Abends, Betty, wenn Du einſam und unbelauſcht daſitzeſt, legſt Du da nicht auch Deine Hände auf die Stelle, wo Dein Kind lebt, um den Zeichen ſeines Lebens mit ſüßer Wolluſt nachzuſpüren?

Eliſabeth.

Und wenn dann plötzlich dieſe Zeichen verſtummen, erſchreckteſt Du da nicht auch und wurdeſt von dem ſchrecklichen Gedanken erfaßt, daß es vielleicht ſterbe?

Clara.

O ſchweige davon! Noch jetzt kann ich meinen Sohn keinen Augenblick verlaſſen, ohne zu denken, daß ich ihn verlieren könnte. Wie gräßlich! Laß uns von etwas Anderem ſprechen und auf Gott vertrauen.

Eliſabeth

(nach einigem Zögern).

Haſt Du recht viel gelitten?

Clara.

Und fürchteſt Du Dich?

Eliſabeth.

Ein wenig.

Clara.

So höre mich denn, Betty. Wenn Du ſeit früheſter Jugend eine theure Perſon nicht geſehen hätteſt — denke Dir einen Vater, einen Bruder — und nun hörteſt Du mit einem Male, er ſei von der langen, gefahrvollen Reiſe zurückgekehrt und ſoeben unten im Garten angelangt. Nun liefeſt Du ihm entgegen, vor Freude glühend, würdeſt Du da wol des Zweiges achten, der Dir etwa das Auge oder die Wange in Deinem Vorbeilaufen leicht verletzte? Fühlteſt Du den kleinen Schmerz?

Eliſabeth.

Sicher nicht.

Clara.

So leidet man denn auch nicht.

Eliſabeth.

Ich bitte Dich, laß mich noch mehr fragen.

Clara.

Aber leiſer, liebe Freundin, weil mein Adolph ſchläft.

Eliſabeth.

So ſage mir denn dies: Als Du ganz erſchöpft, in halber Ohnmacht, das erſte Lebenszeichen, den erſten Schrei vernommen hatteſt, den man gleich erkennt, obgleich man ihn noch nie gehört, was thateſt Du da?

Clara.

Erſt ſchrie auch ich — dann ſtreckte ich die Arme nach ihm aus.

Eliſabeth.

Und am andern Morgen, als es Dir beim Erwachen in den Sinn kam: „Ich bin Mutter" —

Clara.

Daran dachte ich nicht ſogleich. O, ich war nicht froh und frei genug, um daran denken zu können. Mein Körper that mir ſehr weh; mein Kopf war wüſt; ich war zu ſchwach zum freien Denken. Allein tief im Herzen regte ſich's doch, ſo rührend und geheimnißvoll, ſo warm, möchte ich ſagen, und flüſterte mir zu, daß ich glücklich ſei, überglücklich, trotz meiner Schmerzen. — Da wird die Thür des Nebenzimmers geöffnet — und Gott! — es war mein Kind — mein Sohn, den man mir brachte — das reizende.

liebliche, ſchwache Geſchöpf. Betty, liebe Betty, ich ſchwöre Dir hier vor Gott, als es mir auf die Arme gelegt wurde, die ich ihm ſehnſüchtig, brünſtig entgegenſtreckte, als ich es berührte, mein Kind berührte, als ich mich darüber beugte und ſeinen Athem fühlte, als ich es dann neben mich legte — als ich die Wärme des lieben kleinen Körpers verſpürte — da glaubte ich, daß die Freude mir das Herz zerſprengen würde, daß der Schoos ſich nun wieder öffnen müßte, um den Schatz wieder in ſich aufzunehmen. Ich küßte es auf alle Theile ſeines Körpers und hauchte leiſe Worte: das iſt mein Kind — mein — mein liebes Kind! — Dann mußte ich weinen. Dann fühlte ich das Bedürfniß zu beten; niederknien wollte ich auf den kalten Steinboden der Kirche und ausrufen: mein Gott! mein Gott! wie gütig biſt du gegen mich! Und dabei fühlte ich mich doch betrübt, mein Kind in die Welt geſetzt zu haben. Ja, lächle nicht über die Thörin, ſondern erkläre mir lieber dies Problem des Mutterherzens: mein Kind war mehr mein Kind, ſo dacht' ich, als ich es noch bei mir trug!

Eliſabeth.

Deine Worte, Clara, haben mir wohlgethan. Indem Du mir Dein Glück ſchilderteſt, wurde mir das meinige erſt recht klar und — ich wurde Mutter in Gedanken, indem ich Dir zuhörte.

Da ſchrie der Kleine. Er war erwacht. Die beiden Frauen neigten ihre ſchönen Häupter, ſo rein wie ihre Seelen, auf den erwachenden Engel, der ſie roſig anblickte; denn ſie werden im Schlummer ja ſtets wie Roſen, die holden Kleinen. Die Eine küßte in dem Kinde ihr ganzes Glück, die Andere ihre ganze Hoffnung. Dann nach langem Kuſſe erhoben ſie die Stirnen und ihre Augen begegneten ſich, in Freudenthränen gebadet, hervorleuchtend unter den langen, ſeidenen Wimpern. Sie ſagten ſich nichts mehr, aber unwillkürlich legten ſie ſich den Arm um den Hals und preßten die Lippen in glühendem Kuſſe vor Gott an einander. Ihre Herzen waren Eins geworden, die beſeligende Mutterliebe hatte ſie zu einem heiligen Schweſterpaar umgeſchaffen.

Hierauf entfernten ſie ſich langſam und ſchweigend.

Und auch ich erhob mich mit voller Bruſt; muß ich wol noch hinzufügen, wie mich Beider Glück ſo ſchmerzlich und wehmüthig erfüllte? — Ich bin kinderlos.

Blätter und Briefe aus und über Italien.

Verona.

Das Haus der Capeletti.

Ich war in Verona. Unweit der Brücke di Pietra ſteht ein altes Haus, in welchem jetzt ein ſchlechter Gaſthof iſt, den ſelten ein Reiſender aus Deutſchland bezieht, er müßte denn ein ſentimentaler Narr meinesgleichen ſein. Mir hatte man ihn auch nicht genannt, wenn ich mich nach Gaſthöfen erkundigte, ſondern immer nur von den zwei Thürmen, dem Tower von London und Groß-Paris geſprochen. Das Aushängeſchild des alten Wirthshauſes am Ponte di Pietra beſtimmte mich aber, auf Gefahr einiger Unbequemlichkeit dieſem vor allen übrigen den Vorzug zu geben. Es war nämlich darauf zu leſen: Albergo Capeletti. Seltſam bewegt trat ich ein und auf meine Frage erwiderte mir ein bleiches Mädchen, ſchwarz gekleidet, einen Meſſaro über die braunen Locken geworfen, daß dies das Haus der unglücklichen Giulietta ſei und daß die Halle im erſten Stock, in der wir uns eben befanden, jener Ballſaal wäre, wo der junge Romeo zuerſt ihre Bekanntſchaft machte. Es ſchien jetzt, nach Jahrhunderten, noch eine Wehmuth das junge Mädchen zu ergreifen, bei der bloßen Erwähnung dieſer tragiſchen Liebesgeſchichte, und mit großer Theilnahme ſah ich ihr zu, wie ſie mir — ſelbſt eine Merkwürdigkeit — andere Merkwürdigkeiten ihrer Stadt zur Collation auftrug, herrliche Feigen, ſtark duftende Salami und fette Aale aus dem nahen Lago di Garda.

Ich aß, weil ich hungrig war, doch ohne die Vortrefflichkeit aller dieſer Gegenſtände zu genießen, und hatte nur Augen für das Mädchen, nur Gedanken für Giulietta Careletta. Ich dachte mir dieſes Mädchen auch verliebt — verliebt in den Sohn des Feindes ihrer Familie und in erhöhterer Stimmung vernahm ich den Zank des Wirthes mit einem eintretenden jungen Burſchen. Zwiſt mußte in dieſem Hauſe herrſchen fort und fort, wo er einſt ſo Gräßliches heraufbeſchworen hatte; ich verſank immer tiefer in die Vorzeit, oder ich ſtieg vielmehr immer höher in ihr hinauf — meine Täuſchung wuchs, je länger ich das junge Mädchen betrachtete. Aus ihrem bleichen Geſichte leuchteten zwei Augen, ſo matt und ſchwimmend, daß man leicht ihnen anſehen konnte, ſie ſeien im Weinen geübt. Sie hatten ihren Romeo ſchon erblickt; meine Scene ſpielte nach der Nacht auf dem Balkon. Der Mund war leicht geſchloſſen, von ſchmalen, wenig gefärbten Lippen, und eine längliche, doch feine Naſe gab dem Geſichte Charakter und edeln Ausdruck. Der Meſſaro, der nur beim Ausgange umgeſchlagen wird, war abgelegt worden und das Haar, in Zöpfen geflochten, mit großen platten Silbernadeln am Hinterkopfe aufgeſteckt. Sie mußte auch Julia heißen — ſie mußte

— ich wagte aber nicht darnach zu fragen, aus Furcht, daß mein ſchöner Traum geſtört werden könnte. Stundenlang ſaß ich da, ganz vertieft in Gedanken, Leute kamen und gingen, Niemand kümmerte ſich um den Fremden — auch das Mädchen — Giulietta, wie ich ſie nannte, kam und ging und hatte viel zu ſchaffen. Endlich, nachdem es ruhiger geworden war, ſtemmte ſie eine zierliche Spindel auf die noch zierlichere Hüfte, führte den Faden zu den bleichen Lippen, gleich als ob ſie ihn küßte, und blickte dabei in den Himmel. Mein Auge verweilte wohlgefällig auf ihr. Plötzlich ſcholl ein lauter Ruf: „Marietta“ durch's Haus. Das Mädchen rührte ſich nicht. Nun wurde noch ſtärker zu wiederholtenmalen gerufen — und ſchnell warf ſie Spindel und Knäuel weg und eilte hinaus. Ach, ſie hieß nicht Julia!

Ich ſprang auf und öffnete mein Taſchenbuch.

„In der Franziskanerkirche, unweit der Arena, ſei noch der Sarg zu ſehen, in welchem Julia ſcheintodt gelegen habe,“ ſo hatte mir irgend eine Reiſehandbuch es nachgewieſen, und ich wollte dahin gehen. Dieſe Stunden ſollten nun einmal gänzlich der alten rührenden Geſchichte geweiht ſein.

Bis zur Arena war es von meinem Gaſthauſe ein tüchtiger Weg. Ich kam ſchwitzend an und fragte nach der Franziskanerkirche. Aber Niemand wollte davon etwas wiſſen. Endlich fragte ein alter Schuhflicker, welcher in einer Halle der Arena unter einem wildwuchernden Feigenbaume ſeine kleine Werkſtatt aufgeſchlagen hatte, ob ich vielleicht zum Sarge der Giulietta hinwollte; als ich dies bejahte, war gleich ein kleiner Junge zur Hand, der ſich zum Wegweiſer anbot und ſehr genau von den Schickſalen der Kinder der Capeletti und Montecchi unterrichtet war, wie er mir auf dem Wege offenbarte. Wir durchſchnitten den Platz Bra und bogen in die breite Via Pallone, von wo wir durch einen langen Bogen in den Vicolo Franceſchine traten.

Ein altes, kloſterähnliches Gebäude ſah uns betrübt an. Es regnete und ſein ganz verblichenes Grau nahm hie und da eine etwas ſchwärzere Färbung an. Wir traten durch eine kleine Pforte in die ärmliche Wohnung einer alten Frau, die ſogleich mein Begehren errieth, noch ehe mein Führer es ihr mitgetheilt hatte. Wir mußten wieder über die Straße zu einem Thore, das einſt der Kirche angehört haben mag. Gleich links daneben ſteht ein großer, offener, ſteinener Sarg auf einer Stufe, in welchem Julie wirklich gelegen haben ſoll. In dem Augenblicke, da ich vor ihm ſtand, ließ der Himmel ſeine Thränen hineinfallen. Ringsum lagen Heu, Geräthſchaften, Kinder und Schmuz. Das Ganze war ein von ſehr dürftigen Leuten bewohnter Raum, die ſich des Sarges manchmal als Waſchtrog bedienen ſollen.

Von den Behörden kann man eine beſondere Auszeichnung für dieſes Denkmal nicht erwarten, aber irgend eine reiche Veroneſerin, die glücklich liebt, ſollte der Reliquie ihrer unglücklichen Landsmännin mehr Aufmerkſamkeit ſchenken und ſie vor Profanation ſchützen. Wirklich ſollen einige ſchon einmal eine ähnliche Anwandlung verſpürt haben und man ſieht Säulenfragmente und Steine daliegen, die dazu beſtimmt waren, ein kleines Gebäude zum Schutze des Sarges aufzuführen. Das heilige Feuer währte jedoch nicht lange und Alles blieb beim Alten. Ich unterſuchte den Ort nach allen Seiten. Daß hier eine kleine Kirche war, ſieht ein Jeder, ſelbſt wenn es ihm die Leute nicht ſagten. Aber hinter der Kirche, zur Seite des Nebengebäudes, iſt ein kleines, von hohen Mauern umgrenztes Gärtchen, wo Pater Lorenzo, oder wie er geheißen haben mag, die unheilbringenden Kräuter zu dem verhängnißvollen Schlaftrunke pflückte.

Wäre dies in Paris geſchehen, ſelbſt in Berlin — man hätte gewiß andere Vorſorge für dieſes rührende Ueberbleibſel getroffen und in allen Gaſthöfen würde eine Karte in allen Sprachen die Reiſenden davon unterrichten. In Italien, wo die Vorwelt ſo große Spuren hinterließ, verſchwindet der Sarg des armen, verliebten Mädchens neben den Mauſoleen der Scaliger, neben den Rieſentrümmern der Arena.

Verdrießlich und ſchwermüthig kam ich in meinen Gaſthof zurück. Ich ſchrieb einige Briefe und legte mich dann ins offene Fenſter. Es war Abend geworden; der Mond ſchien, unter mir ein Garten, das Fenſter hatte — freilich wie alle übrigen — einen Balkon. Schauer überlief mich — dies mußte ihr Zimmer geweſen ſein! — Alle ſüßen Geſpräche, die Shakſpeare den beiden Verliebten in den Mund legt und die ſie gewiß nicht anders getauſcht haben können, wurden in mir wach. Ich ſah Romeo unten — ich ſelbſt war Julie — ich ward zum Narren.

Bei brennendem Lichte und offenem Fenſter ſchlief ich von Träumen geſchaukelt ein. Dieſe Träume aber entrückten mich der Gegenwart, wie der fernen Vergangenheit, und dennoch blieb ich in meinem Zimmer.

Ich ſah dieſelben Wände, dieſelben Möbel. Um den langen, alterthümlichen Tiſch in der Mitte, mit abgerundeten Ecken und gedrehten Füßen, ſetzten ſich nun mehrere Frauenzimmer, zum Theil von widerwärtigem, uneinnehmendem Aeußern. Mein bleiches, italieniſches Wirthshaustöchterchen hieß Marietta und dieſe wollten nun alle Julie heißen, ſo wenig auch der Name für ſie paßte und ſo ſehr es mich verdroß.

Da war eine übermäßig Dicke, die mit ſchmelzendem Flötentone eine widrige Sentimentalität zum Beſten geben wollte und wie Zettel im Sommernachtstraum einmal über's andere rief: „Pyramus ſein! Mein Liebſter ſein! Deine Thisbe ſein!“ — Dann eine Große von überlegenem Alter und Verſtand, die mir die Liebe der ſiebzehnjährigen Veroneſerin ſo klar verſinnlichte, daß ich beim Anfange ſchon an dem tragiſchen Ausgange nicht zweifeln durfte. — Auch ein hübſches, feuriges Mädchen war zugegen, die — was die Sinnlichkeit betraf — wol für eine verliebte Italienerin gelten konnte. — Neben ihr ſaß, mit Ernſt in den Blicken, eine junge Frau, faſt mit männlichen Zügen, und bildete ſich ſteif und feſt ein, ſie ſei die wirkliche Julia Capelette, denn es habe ihr dies ein Hofrath in Dresden auf Ehre und Gewiſſen verſichert. — Was noch da war, zierte und ſpreizte ſich ſo frech, kokett, dumm und gänzlich unbekannt mit den heiligen Regungen einer liebenden Jungfrau, daß mir träumte, ich ſchlöſſe erſt im wachen Schlafe die bereits geſchloſſenen Augen, und wendete mich voll Ekel von den Gäſten an dem alten Tiſche in meinem Zimmer hinweg.

Da ſchwebte leiſe und von den Weibern unbemerkt ein Schatten zur offenen Thüre herein, den Meſſaro um die Locken und die Hände auf der Bruſt gefaltet. Es war Julia — Shakſpeare's Julia — Romeo's Giulietta — wie ſie einſt lebte. — Sie ſah wehmüthig lächelnd auf die Gruppe und näherte ſich mir, indem ſie ſich leiſe über mich beugte.

Ich erwachte — Alles war verſchwunden und die holde Marietta ſtand vor mir mit dem herabgebrannten Lichte. Sie hatte mir das Frühſtück gebracht.

Die Arena.

Um die Ecke der mit eleganten Läden beſetzten Strada nuova biegend, die auf den Platz Bra ausläuft, erblickt man die ungeheure Arena, weitbäuchig und hohläugig, mit einer Rinde aus Alter umzogen, die dem Stein, aus dem ſie erbaut iſt, das Anſehen eines Krokodilpanzers verleiht. Die großen Eingangsthore mit ihren Nebenwegen gleichen Höhlen, wie ſie die Natur ſchafft; das Ganze ſcheint hie und da aus einer Maſſe zu beſtehen, man entdeckt weder Zuſammenfügungen noch Mörtel und langweilig ſickert das Waſſer in dicken, ſchweren Tropfen aus dem Geſtein.

Das Gebäude iſt, was die Conſtruction betrifft, durch unzählige Abbildungen bekannt genug; von dem Eindrucke, den es ſelbſt macht, gibt indeß keine dieſer Abbildungen einen Begriff.

Es iſt mächtig, wie ſeine Erbauer waren; feſt, um noch Jahrhunderten zu trotzen, und dennoch verwittert, wie das Alter.

Die Rieſenthore ringsum ſind durch kleinliche, leicht zerbrechliche Holzgitter geſchloſſen und hinter vielen derſelben treiben Veroneſer friedliche Hantirungen. Schuhmacher, Schloſſer, Schmiede, Schneider, Krämer aller Art. Ueber dieſen Thoren laufen die offenen Hallen, auf denen die Steinſitze ruhen, die ſich von der höchſten Zinne des Gebäudes in das Innere hinabſenken. Durch dieſe Senkung werden nun jene Hallen geſchloſſen und gewähren, von außen geſehen, den Anblick von eben ſo vielen Schluchten. An der einen Seite ſteht noch, Alles überragend, das große Portal, frei und dem winzigen Nachbarhäuschen der Arena drohend gegenüber. Es zeigt weder Säulen, noch andern architektoniſchen Schmuck; aber einen andern, den das hentige Italien, der feineren Geſittung huldigend, dieſem Portale, das einſt zu Thierkämpfen führte, anheftete. Dies war an dieſem Tage ein großer Zettel, auf dem ein Kerl im grünen Rocke und rother Weſte abgebildet war und mit lächelnder Miene auf die Worte unter ſich hinzeigte, welche für den heutigen Abend in dem ſogenannten Tagtheater der Arena, man denke! unſern „Dorfbarbier“ und „die Erbſchaft“ von Kotzebue verkündete.

Ein plötzlich eingetretener Regen verdarb mir die Freude, denn das Schauſpiel wurde eingeſtellt.

Ich ging in den Laden einer guten alten Frau, welche die Kaſtellanin des Gebäudes zu ſein ſcheint und mir den Eintritt geſtattete.

Im Innern ſieht es gut erhalten aus; die Steinſitze, die an 30,000 Perſonen faſſen, ſind neu und erheben ſich bis zum Rande der äußern Mauer. Hin und wieder unterbrechen kleine Oeffnungen, durch welche die Zuſchauer ein- und ausgingen, und einige Inſchriften die Einförmigkeit des Ganzen. Man zeigt die Behälter der wilden Thiere, Gruben u. ſ. w. — Auf der einen Seite iſt das ebenerwähnte Tagtheater von Holz erbaut. Es hat 16 Bogen, die ſich ans Proſcenium ſchließen, und ein gedieltes Parterre, die übrigen Zuſchauer, wenn ſo viele ſich einfinden, nehmen auf den Steinſitzen des Amphitheaters ihren Platz, von denen ein Theil zu dieſem Zwecke durch einen Bretterzaun abgeſondert iſt.

Das Brettergerüſte ſtört den impoſanten Eindruck des Innern ſehr und hemmt den Ueberblick. Von der Höhe aus geſehen verſchwindet es freilich im weiten Raume und ſieht einem Haufen alten Geräths ähnlich. Aber immer noch wirkt es ſtörend. Trümmer von ſaftigem Grün umwuchert gehören hieher, nicht ſolcher Bettelkram; Epheu und

Ruhe entſprechen dem Charakter dieſes Hauſes, nicht Kotzebue's Späße ins Italieniſche überſetzt, und ſtatt des Publicums aus Gevatter Schneider und Handſchuhmacher des heutigen Verona, das kreiſchend in die Fäuſte ſchlägt, erfreue mich — da denn doch Löwen und Tiger unſerem Geſchmacke nicht mehr zuſagen — die ſtumme, eilig hinhuſchende Eidechſe, die ſchöne Bewohnerin des alten Geſteins.

Venedig.

Die Bleikammern.

Auf die Seufzerbrücke wurde mir nur ein Blick vergönnt. Der Cicerone verſicherte, daß ſie keinem Fremden mehr aufgeſchloſſen würde. Einen Grund wußte er mir nicht anzugeben. Iſt ſie vielleicht baufällig? Von außen ſieht man es ihr nicht an. Ich wohnte in dem Hôtel de la grande Bretagne, hinter San Marco, und meine Blicke hatten dieſen berühmten Bogen Palladio's daher immer vor Augen. Das Ganze kam mir wie ein Sarg vor und machte einen trüben Eindruck. Der Name trug das Seinige wol dazu bei.

Unzufrieden damit, nicht auf der Seufzerbrücke geſtanden zu haben, verlangte ich die Bleikammern zu ſehen und der Cicerone holte gleich einen Mann herbei, der uns die langen, ſchmalen Treppen hinaufführte. Sie wurden zuletzt ſteil, finſter und beſchwerlich; man ließ ſeitwärts das Zimmer liegen, wo die Richter ſaßen, vor welche die unglückliden Bewohner der Bleikammern gebracht wurden. Nun befanden wir uns auf dem Boden des alten Dogenpalaſtes, dicht unter den Bleidächern; eine entzückende Ausſicht breitete ſich vor uns aus, als wir durch die Fenſter ſahen.

„Nicht wahr?“ fing der Mann an, den der Cicerone herbeigeholt hatte, „das iſt hier gar nicht ſo übel. Man hat nur ſtets geſucht ſo viel Böſes, als nur immer möglich, der guten alten Republik nachzuſagen, und ſo war man auch bemüht, dieſe Bleikammern zu verſchreien und ſie ſo ſchrecklich zu ſchildern wie die Hölle. Nun überzeugen Sie ſich aber ſelbſt, wie vor Ihnen ſchon viele hundert Reiſende gethan. Dieſe Wohnung iſt für ſchwere Verbrecher nicht ſo gar entſetzlich; und iſt es nicht viel angenehmer auf dem Boden, als in dem Keller zu wohnen, wo doch die meiſten Gefängniſſe liegen?“ Ich unterbrach den Mann mit der Bitte, mir einen Begriff von der Beſchaffenheit dieſer Kerker hier an Ort und Stelle zu geben, da ſie augenſcheinlich demolirt waren und nur der Boden noch exiſtirte, wo ſie einmal ſich befunden hatten.

„Sie ſehen wol, mein Herr,“ fing der Erklärer mit Salbung an, „daß dieſer Raum zu einem Gefängniſſe viel zu hoch und weit iſt und daß der Eſtrich zu den Füßen, ſowie die Fugen des Daches über dem Kopfe des Verbrechers ihm gar zu leicht Gelegenheit zum Entkommen gewährt haben würden. Man hatte daher ſehr ſtarke Eichenbohlen auf dieſen Eſtrich gelegt und hierauf von eben ſolchen Bohlen Wände aufgeführt, die ein ſpitzwinkeliges Dreieck bildeten; auf dieſen ruhte nun ein Decke von demſelben Holze und von beträchtlicher Stärke. Eine feſte, mit Eiſen beſchlagene enge Thür führte in dieſe Zelle und nach der Seite dieſer Fenſter hin war auch ein kleines Fenſterchen angebracht, damit der Gefangene auch ſein Theil Sonnetäglich erhielt. So ſaß er denn da und Sie ſehen, daß es ein Märchen war, wenn man behauptete, das Bleidach des Dogenpalaſtes liege ihm dicht über dem Kopfe und er müſſe wahnſinnig werden, wenn die Sonne im Sommer das Blei glühend mache.“

Ich muß bekennen, daß ich mir von den Bleikammern eine fürchterlichere Vorſtellung gemacht hatte. Ich dachte ſie mir einigermaßen wie die Verdecke eines Sklavenſchiffes, wo kein Menſch ſich aufrecht halten kann, und nun das glühende Bleidach darüber. So unangenehm dieſe Zellen auch geweſen ſein mögen, ſo habe ich doch bei der Beſichtigung mehrerer Gefängniſſe, die von außen in vollem architektoniſchen Schmucke prangten, wahre Cachots gefunden, in deren Conſtruction die ſcharfſinnigen Baumeiſter neben der nothwendigen Sicherheit auch ſo viel wohlberechnete Grauſamkeit anzubringen wußten, damit dem armen Eingekerkerten der Aufenthalt darin nicht gar zu angenehm werden möchte.

Ich ſah hier noch die Spuren der dreieckigen Kerker im Boden und an der Decke und von dem Einen waren auch noch zwei Wände da. Einige Namen waren mit etwas Scharfem eingekratzt; es war kein bekannter darunter. — Als ich die Treppe hinunterſtieg, dachte ich mich in die Lage eines Gefangenen, der vor ſeine Richter geführt wird; ich warf einen ſcheuen Blick durch die geöffnete Thür in das Zimmer, wo ſie einſt ſaßen, um zu verhören und Folter oder Tod zu dictiren. Es überrieſelte mich kalt. Ich athmete erſt wieder frei, als ich mich in dem Gewühl der Piazetta befand. Eine Gondel erwartete mich und fuhr mich nach dem Lido hinüber.

Das Ghetto.

Der Ponte Rialto hatte ſeinen Eindruck nicht verfehlt. Ich war, ohne ihn zu ſuchen, in den erſten Augenblicken nach meiner Ankunft in Venedig dahingerathen, indem ich durch das Thor der großen Uhr auf dem Markusplatze nach jenem belebten Bazar gelangte, der faſt ununterbrochen zur Prachtbrücke führt. Da lag ſie vor mir, ganz aus weißem Marmor, mit ihrer Doppelreihe von Kaufmannsläden, wie zu Shylock's Zeiten, und den Knoblauchhaufen in der Mitte, die hier in ſo reichem Maße feilgeboten werden, als gelte es, der ganzen Küſte einen antipeſtilenzialiſchen Geſtank zu verleihen.

Shylock's Zeiten! Mir trat der alte venetianiſche Jude hier lebhaft vor Augen; der alte, wilde Gernutus, wie ihn die Sage nennt.

Auf dieſem Rialto hatte der ſtolze, herrſchende Kaufmann den Hebräer angeſpuckt und nachher doch ſein Geld geborgt. Dort ſtand Graziano und beſprach mit ſeinen Freunden den Schmaus zu Nacht, wobei Jeſſica entführt werden ſollte. Die ganze heitere, übermüthige Welt des Luſtſpiels trat mir vor die Seele, in die nur Shylock's Rieſengeſtalt einen breiten Schatten wirft. Aus dem obern Stockwerke eines naheliegenden Hauſes erſchallte lärmende Muſik und wildes Geſchrei.

„Verſtopfe die Ohren des Hauſes," dacht' ich mir, „das iſt der Lärm der quergehalſten Flöte" — und ich nahm mir vor, den Umgang mit Chriſten an dem Tage zu fliehen und Shylock's Haus im Ghetto aufzuſuchen.

Ein Gondolier war zur Stelle, ich nannte ihm meinen Wunſch und er griff rüſtig zum Ruder. Es war eine weite Fahrt, die uns ganz ans andere Ende der Stadtſeite führte, welche ſich dem Ufer von Meſtre zuwendet. Endlich hält er rechts ſtill.

„Sind wir im Ghetto?“

Ein Quai, von armen Leuten bewohnt, zeigte ſich.

„Nein. Aber hier muß gehalten werden. Nach dem Ghetto führt kein Kanal.“

Dieſe Wohlthat, das Einzige, was dem todten Venedig Leben zu verleihen vermag, war alſo den armen Bewohnern des Ghetto verſagt.

Einige Männer, die ſich mir näherten, zeigten mir auf den erſten Blick, daß ſie ſich der Thiere mit ungeſpaltenen Hufen und der nicht wiederkäuenden zur Nahrung enthielten. Sie ſahen ſchwarz aus wie die Italiener, hatten feurige Augen, Adlernaſen und krauſes Haar; aber noch ein gewiſſes Etwas miſchte ſich dieſen Zügen bei, ſo etwas lauernd Erwartendes, ſo etwas Betrübtes, welches der getäuſchten Erwartung folgt, daß man ſogleich merken konnte, an welchem Uebel dieſe Leute zu leiden hatten. Sie warteten auf den Meſſias, der ihnen zu lange ausblieb.

Sie redeten mich Deutſch an. Es iſt ſeltſam, aber erwieſen, daß die Juden aller Länder Deutſch ſprechen. Ich habe einen jeruſalemitiſchen Juden geſprochen, der es verſtand, und ich habe von einem gelehrten Reiſenden vernommen, daß der Judenkönig der Falaſſah in Habeſch Deutſch als Hofſprache eingeführt habe, wie bei unſern Höfen Franzöſiſch.

Auf die erſte Begrüßung folgte die Frage, „ob ich etwas zu handeln habe.“ Ich verneinte und ſagte, daß ich blos komme, um das Quartier der Hebräer zu ſehen. Ein armer Mann bot ſich zum Führer an. Das Ghetto iſt keine Straße, ſondern mehr einem Hofe zu vergleichen, den hohe Gebäude umgeben. Es zeigte ſich wenig Leben, von Schacher keine Spur; nur wenig Männer waren ſichtbar, hin und wieder ſaßen müßige Frauen mit tiefen Hauben und die Hände unter der Schürze; einige Kinder mit langen, ſchwarzen Haaren ſpielten auf den Miſthaufen. Das Ganze hatte wenig Aehnlichkeit mit andern Judenquartieren, die ich geſehen; nur der Geruch war derſelbe; ein Gemiſch von Knoblauch und gebratenem Gänſefett. Auch ſtanden hie und da große Gefäße mit fetter Gänſehaut, die in kleinen Stücken geſchnitten und geröſtet war. Dieſe Lieblingsſpeiſe habe ich auch in der Frankfurter Judengaſſe gefunden.

Das Ghetto wird von vielen vorſpringenden Häuſern unterbrochen, ſodaß es winkelig iſt, keineswegs aber ſo unfreundlich, ſchmuzig und finſter, als die Straßen am Fiſchmarkte und am Arſenale, welche blos von Chriſten bewohnt werden.

Es ſind drei Synagogen hier; ich ließ mir die größte zeigen. Eine doppelte Marmortreppe führte in einen viereckigen Saal, von Marmorſäulen umgeben. Die Bundeslade und andere Ornamente waren reich vergoldet, die Fenſter mit ſchweren rothſeidenen Vorhängen dicht verhängt. Lampen und Kronleuchter von maſſivem Silber. Nächſt der Amſterdamer und Livorneſer Synagoge — ſo ſagte mir der Führer — ſoll dieſes die prächtigſte ſein.

Von Shylock's Haus wußte man mir nichts zu berichten; man ſchien hier nicht einmal die Sage zu kennen oder man ſtellte ſich nur ſo. Auch war kein einziges von den Häuſern ſeinem Ausſehen nach ſo alt, um die Phantaſie zu verleiten, Shylock's Wohnung dahin zu verlegen.

Seitdem die Flaggen von Candia, Corfu und Morea nicht mehr vor San Marco wehen und der Bucentaur nicht mehr in See ſticht, gibt es weder königliche Kaufleute, noch großartige Juden mehr in Venedig. Der Porto-Franco wird das nicht wiederherſtellen können. Nichts iſt geblieben als die lieblichen, wiegenden, wollüſtigen Gondeln, wo man mit einer glühenden Venetianerin gleichſam eingeſargt bei dicht zugezogenen Vorhängen die Lagunen durchſchifft.

Der Mond ſcheint, der Südwind treibt das adriatiſche Meer gegen die Murazzi; Zimbeln und Tambourins ſchallen vom Lido; aber wir landen nicht — immer fort — immer fort! Man glaubt, daß man nach Griechenland ſchiffen müßte. Es iſt ſo nah' und dieſe ſüdlichen Küſten hauchen ſich ſo warm entgegen.

Der Gondolier legt an, das nahe Schifferhaus nimmt uns auf, es ſoll uns dieſe Nacht beherbergen. Auch Chioggia iſt ſchön; von hier wollen wir die Morgenſonne begrüßen.

Venedigs Gärten.

Wie wenig wiſſen wir unſere Freuden zu ſchätzen, wie wenig unſere Freude recht zu würdigen! Verkennen wir nicht ganz und gar jene alten, tüchtigen Geſellen in rauher Rinde, welche duftige Kronen über uns verbreiten und ihre milden Blüten auf uns herabſchütten? Die zwar nicht von der Stelle kommen, aber doch mit uns leben, zu uns ſprechen? Erzählen uns ſolche alte Bäume nicht auf die beredteſte Weiſe ein Stück Geſchichte? Pflanzten ſie nicht unſere Väter, ſpielen unſere Enkel nicht wieder in demſelben Schatten, wo wir unſere Spiele hielten? Es iſt manchmal nicht zu begreifen, daß wir uns auf dieſer Erde unglücklich fühlen können, wenn wir noch Bäume haben und Blumen und Quellen und ſoviel Anderes noch — wie iſt da nicht der arme Venetianer zu beklagen, der dies Alles entbehren muß.

Der Reiche weiß ſich ſchadlos zu halten; wer kennt nicht die alten, zum Theil verwitterten Villen an der Brenta, oft im eigenſinnigſten, ſelten in einem guten Geſchmacke erbaut, die berühmter ſind, als ſie es verdienen. Daß ſie den Venetianern gefallen, finde ich natürlich.

Der grüne Saum, der die trüben Gewäſſer der Brenta einhegt, iſt ihnen lieber als alles Gold ihrer Zecchinen, als die Pracht von San Marco, als die blauen Wellen des Golfs. Alles immer nur Grau in Grau zu ſehen, iſt ein trauriges Loos! „Graue Paläſte! Grauer Himmel! Graue Lagunen!

Wie erfreut da die geblümte Wieſe, der knorrige Baum, die grünende Hecke und ein Himmel, den der Landwind aus dem Gebirge ſtreifend von Nebeldünſten ſäubert!

Arme Venetianer, die ſonſt nicht wußten, wie der Baum ſeine Aeſte zum Himmel ſtreckt, wie der Sommer ſie mit Blättern kleidet und der Lenz mit Blüten; die nicht wußten, wie hold und erquickend der Schatten iſt, den der Baum ſpendet, und nur den kühlen, froſtigen kannten, wie ihn altes Gemäuer verſchafft; arme Venetianer, die darnach geizten, einmal nach Meſtre oder Fuſina überzuſetzen, um die Herrlichkeiten des Continents zu genießen und es dann wie einen Traum mit ſich hinüberzunehmen in die wundervolle Lagunenſtadt und dort zu erzählen von den Wundern des Landes, von den langen, durchſichtigen Schatten von himmelhohen Bäumen, Blumen aller Orten, die aus dem Boden ſprießen, und den lieben muthigen Ungeheuern darunter, die wiehern und ſtampfen und ſich ungeberdig ſtellen und dennoch Laſten ziehen und der Peitſche gehorchen. Von dem wundervollen Eindrucke beherrſcht, erzählte der venetianiſche Junge dies Alles ſeinen Kameraden auf der Piazetta, im Angeſichte von San Marco; wir hörten zu und lächelten mitleidig und ſahen hinan zu dem Walde der ſchlanken Säulen jener uralten Kirche und zu den ſtarren Kunſtfaden aus korinthiſchem Erz und den Blumenknäufen an den Rieſenpilaſtern des Dogenpalaſtes.

Wir hatten Natur vollauf gehabt und wollten Kunſt — und der arme venetianiſche Junge, unter Kunſt und Pracht großgeſäugt, kannte nichts Herrlicheres als eine meckernde Ziege, die am Ginſter knaupelte, und ein ſpringendes Füllen auf bunter Wieſe!

Seitdem Napoleon über Venedig geherrſcht, hat Venedig auch ſeine Gärten bekommen, allein es ſcheint ſich nicht viel daraus zu machen, es ſcheint ſie nicht für echte, wirkliche Gärten nehmen zu wollen.

Der eine davon liegt hinter dem Palaſte des Vicekönigs und iſt mit einem vergoldeten Gitter umgeben. Ich wollte Venedig nicht verlaſſen, ohne alle ſeine Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen zu haben, und begab mich daher zu zwei verſchiedenen Malen nach dem goldenen Gitter, aber jedesmal wurde ich von der deutſchen Schildwache, die dort ſtand, ſo bärbeißig zurückgewieſen, als es ihr wol nur immer möglich geweſen ſein mochte. Ohne zu wiſſen, welcher Nation ich angehöre und ob ich Deutſch verſtehe, ſchrie ſie mir mit gefälliger Grobheit folgende Worte zu: „Geben's ſich keine Müh', 's iſt verbotten durchzuſehen! Marſch eng da! I darf Keinen nit herlaſſen!“ — Und ſomit nahete ſich der unliebenswürdige Schnauzbart und machte mit ſeinem langen Gewehre die Bewegung eines Menſchen, der mit einem Beſen die Straße zu kehren im Sinne hat.

Dieſe Zeichen waren zu verſtändlich und ich mußte meinen Vorſatz aufgeben.

Eine Gondel trug mich zu dem anderen, dem öffentlichen Garten; der Weg dahin iſt weit; er liegt am Ende der Riva der Sclavonier. Man hatte mir erzählt, daß ich viel Volk dort finden würde, Muſik, ein Tagestheater, Kaffeehäuſer; ich, der ich ſo ſehr das Volksleben zu belauſchen liebe, freuete mich darauf; ich will hier erzählen, was ich fand.

Ein Stück Erdreich, zum Theil auf Pfählen und durch ſtarke Bollwerke den Lagunen abgetrotzt, mit hübſchen Bäumen bepflanzt, eine ganz artige Promenade gewährend. Die Ausſicht iſt entzückend. Nach einer Seite Venedig, nach der andern der Lido, vor uns die Lagunen mit den Inſeln.

Von Venetianern war nichts zu ſehen als einige Kinderwärterinnen, die ihre Kleinen auf dem Raſen ſpielen ließen.

Es war ein heißer Tag und die Sonne ſtand noch hoch am Himmel; was war natürlicher, als daß ich das Kaffeehaus ſuchte, um mich zu erfriſchen?

Es iſt ein artiger Pavillon, der an der höchſten Stelle und zugleich am äußerſten Ende der Promenade gelegen iſt; allein außer der Ausſicht und Roſoglio war hier nichts zu haben. Weder Kaffee noch Sorbett, noch ſonſt Etwas, wonach ich verlangte.

Die Alleen wurden nun unzählige Male auf und ab gewandelt, um den Anfang des Tagestheaters zu erwarten.

Ich war von allem Uebrigen hier ſo enttäuſcht worden, daß ich auch davon nicht viel erwartete. Das Publicum, das ich bis jetzt zu ſehen bekommen hatte, waren unverändert jene Bonnen geblieben, doch nun wurde es mit einem Male bunter. Die Stunde des Anfangs nahete und herein, vom Landwege her, durch die hohe Gitterpforte kamen Soldaten mit ihren Mädchen, einige Bürgersleute und etwas zerlumptes Geſindel gezogen und zerſtreuten ſich auf den ſchattigen Kieswegen, plauderten und lachten und ließen ſich auch wol am Kaffeehauſe, das ſeinen Namen ſo ſchnöde uſurpirt hatte, einige Gläschen ſüßen Roſoglio einſchenken.

Seitwärts lag ein unförmliches Gebäu, theils aus Holz, theils aus Steinen. Dies war das Tagestheater. Die Wellen beſpülten ſeinen Fuß und das hohe Himmelszelt ſpannte ſeine Decke darüber. Dies war aber das Großartigſte daran; im Innern ſah es erbärmlich aus. Schmuzige hölzerne Bänke und Logen, die noch weniger einladend waren, um den Muth zu gewinnen, ſich hineinzuſetzen. Das Publicum war nicht zahlreich und mit einiger Beklemmung würde ich wahrgenommen haben, daß kein einziger Zuſchauer in meiner Weiſe, das heißt anſtändig gekleidet war, wenn nicht einige öſterreichiſche Soldaten und ein paar Gendarmen mir volle Beruhigung in dieſer Hinſicht eingeflößt hätten. Die Schauſpieler übertrieben, nach unſern Begriffen; im Ganzen aber geberdeten ſie ſich wie Italiener, d. h. ſie ſprachen nicht blos mit Worten, ſondern auch mit Mienen und Händen und verſtärkten ſo den Ausdruck ihrer ſchon ohnedies ſehr ausdrucksvollen Sprache noch bedeutend. Man gab die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Vaudevilles, deſſen Titel mir entfallen iſt, und das artige Stück: „die Katze in eine Frau verwandelt,“ das ſelbſt in Deutſchland, von Franzoſen dargeſtellt, ungemein gefällt, aber von unſern Schauſpielern ſchwerfällig gegeben, ganz misverſtanden worden iſt. Die ſchwarze Venetianerin, welche hier die Minetta gab, war nun freilich kein ſolches Kätzchen, wie ich es einſt in Paris geſehen, allein ſie genügte ihrem Publicum vollkommen, das es ihr gewiß nicht übel genommen haben würde, wenn ſie ſogar Mäuſe gefangen hätte. Es war übrigens eine hübſche, langgeſtreckte Katze, deren Feueraugen im Dunkel leuchteten und die in einem tiefen Alt zu miauen verſtand. Unangenehm machte ſich die dunkelrothe Schminke, mit welcher die Künſtler ihre Geſichter beſtrichen hatten; ein Behelf, der für ihre Kameraden durch die künſtliche Beleuchtung nothwendig wird, deren ſie aber wahrlich nicht bedurften. Vielleicht wollten ſie uns dadurch eine ideale Welt zu erkennen geben; dieſe beſtrichenen Züge entrückten uns in der That der Wirklichkeit, die uns doch hier gar zu ſehr in der Nähe umgab und auf keine Weiſe wegzuleugnen war.

Das Schauſpiel währte lang und einen komiſchen Effect machte es, als auf dem Theater in dem Stücke, welches man gab, Finſterniß eintreten ſollte und es wirklich in der Natur ſo finſter geworden war, daß man keine Hand vor Augen zu ſehen vermochte und die Schauſpieler, die ſich im Stücke nicht erkennen ſollten, ſich wirklich nicht mehr ſahen und auf der Scene herumtappten und über Tiſche und Stühle fielen. Dieſes Hineinſpielen der Wirklichkeit in das Gehege der Kunſt war überraſchend und kann von keinem Wechſel der Beleuchtung ſelbſt auf den größten Bühnen übertroffen werden.

Ich wartete das Ende des Schauſpiels nicht ab, das ſich wahrſcheinlich bis weit in die Nacht erſtreckt haben mag, und ſtrich durch die wenig belebten Laubgänge des Gartens dem Gitter zu. Ich hatte ſchon viele Gondelfahrten in mondhellen Nächten gemacht und wollte daher diesmal den Rückweg zu Lande durch Venedigs Straßen machen. Zuerſt trat ich auf einen Platz, den einzigen, den Venedig außer dem von San Marco beſitzt, aber ganz anderer Art. Nichts von Pracht und Eleganz iſt hier zu erblicken, aber recht viel luſtiges Volksleben, das ſich um Polentaverkäufer, Kaſtanienbrater und große Stücke geröſteter Waſſermelonen herumtreibt und ſpringt und ſchreit. Von hier wandte ich mich links der prächtigen Riva zu, wo jetzt der ebenaufgegangene Mond ſeine Strahlen ins Waſſer warf und eine Reihe erhellter Boutiquen und Fenſter den Tag nicht vermiſſen ließ. Welch ein buntes Getreibe, welch ein Wogen! Ich ſchlenderte in der Seele vergnügt am Geſtade hin und bemerkte nicht, daß ich fortwährend die Treppen auf- und abſteigen mußte, welche die Ausmündungen der innern Kanäle überwölben und die bei Landpromenaden in Venedig eben ſo ermüdend ſind, als ſie verdrießlich machen. Auf dem Waſſer ſtanden die Gondeln ſtill und Guitarren und Tambourins klangen daraus hervor und mannichfaltige Barcarolen ſchwammen in der Luft; und drüben am monderhellten Horizonte erſchienen die Rieſenkuppeln Venedigs, der Dom von San Marco und der Campanile; eine ehrfurchtgebietende Vergangenheit, welche mir die frohe, heitere, ſüdliche Gegenwart nicht ſtörte, ſondern ihr als Folie diente.

Man lebt hier in der Geſchichte, träumt ſich ein venetianiſcher Nobile und denkt ſich alle glühenden Liebſchaften, alle Greuel, alle Wonnen, die daraus entſprangen, von der früheſten Zeit bis zu denen Lord Byron's und noch ſpäter! Unter ſolchen ſchwärmenden Gedanken erreichte ich mein gewöhnliches Standquartier, das Café Quadri, wo Beppo mir ungefordert meine Taſſe duftenden Mokka reichte.

Reiſende Engländer.

Die Engländer haben uns andern armen Erdenſöhnen das Reiſen verdorben. Ich ſpreche nicht von jenen Lords, die mit ihrer perſönlichen und angebornen Herrlichkeit zugleich ihren ambulanten Palaſt im erſten beſten Hafen des Continents ausſchiffen laſſen. Das ſind keine gewöhnlichen Erdenſöhne mehr, ſondern mindeſtens Halbgötter. Nein, jene Engländer meine ich, Schneider und Apotheker, die zu einem gewiſſen Grade von Wohlhabenheit in ihrem Vaterlande gelangt ſind, Oberoffiziere auf halbem Sold, Verliebte, die gegen den Willen ihrer Aeltern ſich verbunden haben, kurz, den ganzen Troß eleganter Nomaden, wie man ſie überall antreffen kann, die Alles kennen lernen wollen, alle Moden mitmachen, in Frankreich Fricaſſées und in Italien Macaroni eſſen, ſich aber immer dabei nach Englands Fleiſchtöpfen ſehnen, und in Anzug, Gang, Haltung, Manier, Geſinnung ſtets ihre Originalität behaupten. Dieſe Leute würden in England ihren geſalzenen Häring eſſen und ihre Pinte Porter trinken in einer ſchlechten Winkelſchenke, und bei uns ſitzen ſie auf den erſten Plätzen, heißen „von,“ als wären ſie Alle geborene Wiener, werden in der Fremdenliſte als „Edelleute“ aufgeführt, bei Hofe vorgeſtellt u. ſ. w. Eine weiſe Sparſamkeit iſt ſtets der erſte Hebel, der dieſe antreibt, Albions Küſte zu verlaſſen. Ein paar Jahre in Deutſchland oder Italien zugebracht, und ein ganzes Schuldenweſen iſt zur Zufriedenheit der Gläubiger geordnet, oder es ſind Erſparniſſe gemacht, um irgend ein Landgut kaufen, irgend ein neues Geſchäft aus eigenen Mitteln begründen zu können.

Ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, reiſende Engländer zu ſtudiren. Sie ſind mir von allen Ständen vorgekommen. Der Soldat, der Oſtindien und China geſehen, der Maler, der hundert Guineen für ein Portrait ſich zahlen läßt, der Muſiker, der in eigener Equipage zu ſeinen Schülern in London herumfuhr, ein kleiner Apotheker aus Waterford in Irland, Mr. Blunt, Schneider aus Birmingham, Joſua Israels Esquire, der Banquier, letztere Zwei mit ihren Damen; und Alle waren, bei aller Verſchiedenheit, darin ſich gleich, daß ſie großen Hang zu Naturſchönheiten hatten, bei allen Gelegenheiten ſich knauſerig zeigten, und dennoch mehr als ein Anderer bezahlten, und eine verſtohlene Neigung zu blutigſaftigem Rindfleiſch niemals zu unterdrücken im Stande waren.

Die oben genannten ſechs Herren und zwei Damen bildeten eine Geſellſchaft, die ich vor einem Jahre in der Grafſchaft Tirol antraf, welche mit vollem Recht verdient hat, wenigſtens gefürſtet zu werden, da ſie ſo königlich ſchön iſt. Um mit den Damen anzufangen, ſo waren ſie in grauleinene, kurze Blouſen und eben ſolche Pantalons gekleidet und trugen dazu Strohhüte mit breitem Rande, grünen Schleiern und verſchoſſenen Bandſchleifen. Die Herren hatten alle ohne Ausnahme ihren altengliſchen Nationalſtolz abgelegt und dafür alte engliſche Röcke angezogen, die am Ellenbogen oder unter der Achſelhöhle bedeutend zerriſſen waren; dabei führten in den Wirthshäuſern immer nur Zwei das Wort, die ſich unſerer Sprache mit Geläufigkeit zu bedienen wußten, und die Andern ſchwiegen ganz, was einem echten Engländer nicht ſchwer wird, oder ſie ſprachen nur unverſtändlich und murmelnd, was ihnen auch keinen Zwang auferlegt. Und ſollte man es wol denken? trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln, die ſie nur vor dem Uebervortheilen der Wirthe ſchützen ſollten, wurden ſie gleich für Das, was ſie waren, genommen, und ich ſelbſt, der zufällig mit ihnen reiſte, mußte meinen wackern deutſchen Landsleuten eine engliſche Zeche bezahlen. Deſſen ungeachtet wurden die Leute mit den zerriſſenen Röcken immer vorgezogen; ſie erhielten die beſten Zimmer und Betten, und einmal ſogar, es war im Val di Ledro, wo wir getrennt in zwei Zimmern aßen, ſah ich ganz deutlich, wie man den Nachkommen der Angelſachſen einen großen fetten Truthahn ſervirte, während ein echter Germane ſich mit einer jämmerlichen Taube begnügen mußte. Beim Bezahlen räumte uns dennoch der Wirth gleiche Rechte ein und nannte uns Alle durch die Bank: „Meine Herren Fremden!" welches immer ſo viel als Engländer bedeutet. Dies iſt ſchon ein Grund, der uns das Reiſen verleidet, nicht zu gedenken des andern, den Lord Byron anführt: daß man gezwungen iſt, auf jedem ſchönen Punkte, in jeder herrlichen Landſchaft, bei jedem Kunſtwerke einen Haufen Engländer als Staffage mit hinzunehmen und ſich von gelispelten, gezwitſcherten und geſtotterten Ausrufungen umſchwirrt zu hören.

Meine Geſellſchaft kam vom Comerſee durch das Valtelin und hatte in rauher Jahreszeit den Monte Stelvio paſſirt, dieſe wunderbarſte aller Straßen, die ſelbſt Engländer in Erſtaunen ſetzen kann. Einem von ihnen waren beide Schenkel von einer herabſtürzenden Lawine zerſchmettert worden und das war ein ſehr unerfreuliches Abenteuer. Man hatte es ihnen vorausgeſagt in Bormio, daß es nicht rathſam ſei, über das Stilſſer Joch zu gehen, aber ſie wollten es dennoch wagen und die ungalante Ortelesſpitze ſandte dem faſhionablen Gentleman dieſen plumpen tiroliſchen Gruß hernieder. Der arme Landsmann lag nun in Glurns beim Pfarrherrn und ließ ſich kuriren und pflegen.

Obgleich dieſe Leute ſchon viele Monate zuſammenreiſten und das Chamounithal, Savoyen und Oberitalien durchſtrichen hatten, ſo warfen ſie ſich doch bei jeder Mahlzeit Fragen hin, als ob ſie erſt jetzt das Vergnügen einer flüchtigen Zuſammenkunft genöſſen. Beſonders war der Soldat, ein Mann in den Funfzigen, unerſchöpflich in Fragen, zum größten Verdruſſe des Apothekers, der noch jung, ganz Aufmerkſamkeit und Etikette für ſeine zart gebaute Ehehälfte war und ſich ungern darin ſtören ließ. Der Soldat war aber Naturforſcher und hatte bei ſeinem langen Aufenthalte in fremden Welttheilen eine bedeutende Sammlung von Merkwürdigkeiten aus den drei Reichen, nicht von Britannien, ſondern der Natur angelegt, die er noch immer zu vergrößern bemüht war. Sechs oder acht Taſchen befanden ſich in ſeinem Rocke und dieſe ſtrotzten alle, wenn er im Nachtquartier angekommen war. Dann wurden manchmal die Herrlichkeiten hervorgezogen und gezeigt: Feldmäuſe, Murmelthiere, Schlangen, Käfer, Pflanzen, Steine — Alles bunt durcheinander. Das Ausbalgen, Skeletiren und Ausſtopfen füllte ſeine früheſten Morgenſtunden aus und ein ſehr bequem eingerichtetes Neceſſaire, das ſeine Inſtrumente enthielt, beherbergte auch in ſeinen Fächern die wachſende Sammlung und wurde von einem Menſchen, den er in jedem Orte dazu miethete, dem Beſitzer nachgetragen. Oft verließ er die Geſellſchaft halbe Tage lang, um ſeiner naturhiſtoriſchen Jagd nachzugehen, und dann war es manchmal Joſua Israels Esq., der Banquier, der ſich ihm anſchloß. Dieſer hatte beſondere Neigung zur Metallurgie und wünſchte ſich nebenbei von den Erd- und Steinlagern zu unterrichten, weil er ſelbſt bei großen Bergwerken in Amerika für bedeutende Summen intereſſirt war. Durch dieſes öftere Beiſammenſein hatte ſich nun ein Staat im Staate gebildet; nämlich eine gewiſſe Convention zwiſchen dem Soldaten und dem Banquier, die unter ſich andere Geſetze erkannten und andere Zeichen zu ihrer Verſtändigung erfunden hatten, als die, welche der Geſellſchaft im weitern Sinne bekannt waren. Der Banquier war ein ſehr gefälliger Mann. Oft zog er Abends irgend ein Ding hervor, das er am Wege gefunden oder gepflückt, oder für Geld erſtanden hatte, und präſentirte es mit inniger Freude ſeinem gelehrten und erfahrenen Landsmanne. Dabei war er offenbar der Reichſte unter uns, theilte von ſeinen feinen Cigarren einem Jeden gern mit, fand in allen größeren Städten bei einem Banquierhauſe einen Pack engliſcher Zeitungen, die ihn erwarteten, und die auch wir zu leſen bekamen, trug aber dabei einen zerriſſenen Rock wie die Uebrigen; indeſſen konnte er es nicht unterlaſſen, mit der Koketterie eines engliſchen Gentleman die fein gefältelten Battiſtmanſchetten über die ſchwarz ſeidenen Handſchuhe zu ziehen und nebenbei den Mangel guten ſaftigen Fleiſches zu regrettiren, weil er an ſchwachem Magen litt. Nach dem Eſſen mußte er jederzeit Soda-Waſſer trinken und ſeine naturhiſtoriſchen Streifereien hatten darin wol auch ihren Grund. Das, was ihm manchmal den Genuß der Naturſchönheiten verkümmerte, war, neben dieſem Mangel guter Verdauungswerkzeuge und der daraus entſpringenden Hypochondrie, ein ſchlechter Cours, der ihm in den Städten von ſeinen Handelsfreunden gemeldet wurde, wo er dann für alles ihn Umgebende mit einem Male unempfindlich wurde und ſtundenlang daſitzen konnte, die Brille von der Naſe auf die Stirn geſchoben und mit ſeinen geſpenſtigen Augen gerade vor ſich hinſtarrend, ohne etwas außer ſich zu bemerken.

Wir waren in Verona angekommen, um einen Abſtecher nach dem Gardaſee zu machen. Unſer Banquier war den ganzen Tag herumgelaufen und ſtellte ſich erſt ſpät zum Diner in der Torre di Londra ein. Wir erwarteten ihn ſchon lange. Sein Ausſehen zeigte deutlich, daß der Cours ſeinen Speculationen nicht günſtig ſtand, und wir richteten in ſolchen Fällen keine Frage an ihn und überließen ihn ſeiner übeln Laune. Obgleich die Speiſen ſehr gut zubereitet waren, aß unſer Banquier nicht einen Biſſen, ſah bleich aus und gab vor, krank zu ſein. Der Apotheker und ſeine Frau, die ihm zunächſt ſaßen, warfen ſich während der Mahlzeit ſehr bedeutende Winke zu, rückten mit den Stühlen und ſchienen freier aufzuathmen, wie das Eſſen vorüber war. Wir gingen im Saale auf und ab, nur der Banquier blieb allein ſitzen. Da flüſterte der Apotheker dem Schneider, dieſer dem Soldaten, dieſer dem Maler Etwas zu, das mit ſonderbaren Mienen aufgenommen wurde. Endlich zog man auch mich ins Geheimniß und ich erfuhr nun, daß der Banquier einen höchſt unangenehmen, ſeltſamen Geruch um ſich verbreite und man in Verlegenheit ſei, wie man ihn, ohne den Anſtand zu verletzen, davon benachrichtigen ſolle. Die Frau des Apothekers wurde endlich von ihrem Manne in unſerem Namen beauftragt, es der Frau des Banquiers mit aller Schonung vorzubringen. Dies geſchah.

Miſtreß Israels erblaßte ſichtlich. Sie näherte ſich ihrem Manne ſogleich, der, in Gedanken vertieft, noch immer auf dem alten Flecke ſaß und vor ſich hinſtarrte, und mit einer Miene, die uns ſogleich bemerkbar machte, daß das Gerücht von der ſonderbaren Eigenſchaft ihres Gatten nur zu wohl begründet ſei, trat ſie ſogleich einige Schritte zurück und ſprach mit der ihrer Nation eigenthümlichen Betonung, die im engliſchen Idiom noch ſchärfer hervortritt: „Israels, was haſt Du angeſtellt? Du verbreiteſt ja einen Leichengeruch.“ Der Banquier blickte mit mattem Auge ſeine Frau an und erwiderte entſetzt: „Alſo iſt es wahr! Und bin ich es denn wirklich? Schon längſt merke ich auch ſo etwas. Ich fühle mich ſehr unwohl und will mich zu Bett legen. Dieſer Leichengeruch iſt das Vorzeichen meines Todes. Laßt ſogleich den erſten Arzt in Verona herbeirufen." — Die Geſellſchaft war durch dieſen Vorfall ſichtlich verſtimmt. Man verließ mit Scheu und Beſorgniß den Patienten, der ſich zu Bette bringen ließ, und zerſtreute ſich in der Stadt, die nun ſo lange uns beherbergen ſollte, bis wir über unſers armen Reiſegefährten Zuſtand vollkommen Gewißheit haben würden.

Nach einem Spaziergange zum Caſtello-Vecchio kehrte ich heim, um mich nach dem Befinden des Banquiers zu erkundigen. Ich fand ihn im Bette liegend und Thee trinkend. Sein Geſicht zeigte Heiterkeit und ſeine Gattin verſicherte ſogleich, ich dürfe ganz nahe zu ihm hingehen, das unglückliche Symptom ſei gänzlich verſchwunden und Mr. Joſua Israels vollkommen geſund. Der Arzt habe ihn fieberfrei gefunden und den erzählten ſeltſamen Umſtand mit dem Leichengeruche ſtark in Zweifel gezogen. Ich und die Andern, die nun auch hinzugekommen, beruhigten uns gern dabei und waren geneigt, das Ganze auf eine Weiſe zu erklären die bei italieniſcher Reinlichkeit, wie ſie auch in unſerem Gaſthofe herrſchte, nicht weit hergeholt erſchien. Mr. Israels ließ ſich von ſeinem Bedienten den Schlafrock reichen, es wurden mehre Lichter angezündet, Thee und Karten gegeben, und bald ſaßen wir Alle mit recht geſundem Humor beim Kartenſpiele. Vor dem Schlafengehen ward beſchloſſen, noch zwei Tage in Verona zu bleiben.

Am andern Morgen, nachdem der Banquier ſeine Toilette beendet hatte, verließ er uns, um ſeinen Freund zu beſuchen, unter deſſen Adreſſe Briefe für ihn einliefen, und wir verſprachen, ihn in einer Stunde beim Grabmale der Scaliger zu treffen. Er ſchien ſehr eilig und hielt ſich mit einem hohen Grade ängſtlicher Aufmerkſamkeit von uns entfernt. Wir bemerkten es ſogleich, und theilten ihm unſer Befremden mit. Er aber erwiderte mit tiefem Seufzer: „Ich glaube ſchon wieder etwas von dem fatalen Geruch an mir zu ſpüren und ſuche meine erwachende Aengſtlichkeit damit zu beſchwichtigen, daß Alles nur Einbildung ſei. Bleibt mir Alle vom Leibe, denn Eure Beſtätigung des Schrecklichen könnte mich zum Wahnſinn bringen. Mein Loos iſt fürchterlich! Ich kann mich weder bei Loyds, noch an der Börſe mehr blicken laſſen.“ Mit dieſen Worten rannte er fort. Seine Landsleute erſchöpften ſich in Vermuthungen. Ich aber ſtellte im Stillen Betrachtungen über die engliſche Nationalkrankheit, Spleen genannt, an, und war nicht böſe über den Zufall, der mir Gelegenheit gab, ſie zum erſten Male in einer ſo intereſſanten Geſtalt kennen zu lernen. Eine Stunde war vergangen und wir machten uns nach dem Grabmale der Scaliger auf. Unſer Banquier erwartete uns bereits mit ſeinem italieniſchen Freunde hinter dem Gitter, das die Mauſoleen umſchließt. Wir betrachteten ſie mit Aufmerkſamkeit und ließen uns die Namen der Fürſten nennen, die dieſe koſtbaren Denkmäler über ihren Leichnamen erbauen ließen. Der Italiener war eben im beſten Erklären begriffen, als er mit einem Male ausrief: „Was das ſeltſam iſt! Iſt es nicht, als wenn dieſe ſeit Jahrhunderten Geſtorbenen noch im Verweſungsproceß begriffen wären? Treten Sie näher, meine Herren, zu dieſem Conſignorius, dem Prächtigen; ſpüren Sie nicht einen durchdringenden Leichengeruch?“ Wir Andern ſahen uns dabei befremdet an und traten einen Schritt zurück. Iſraels aber, der Unglückliche, ſchrie mit heiſerem Ton:

„Nichts Conſignorius — nichts der Prächtige! Ich verbreite den Leichengeruch — ich — ich —“ Und ſomit verließ er uns und eilte, was er konnte, um den Gaſthof zu erreichen, wo wir ihn bereits wieder im Bette antrafen und ſeine geängſtigte Frau um ihn beſchäftigt.

Erwärmt durch Thee, befand er ſich leichter, der herbeigerufene Arzt fand nichts als die Aufregung, jedoch keine Spur von Fieber, und wäre gern bereit geweſen, den ſeltſamen Fall auf eine ſtark erregte Einbildungskraft zu ſchieben, hätte nicht unſer Zeugniß dieſe Annahme über den Haufen geworfen. Seine Landsleute hielten ſich an dieſem Abende auf's ſtrengſte von ihm abgeſondert, entwarfen völlige Quarantainegeſetze, der Apotheker bereitete ſogleich wirkſame Mittel gegen die Anſteckung und man beſchloß, ohne Mr. Joſua Israels die Reiſe weiter fortzuſetzen. Nur ich blieb dem Armen treu und hatte die Freude, ihn mit Appetit ſeinen Abendthee trinken zu ſehen und eine Partie Ecarté mit ihm zu ſpielen, da er ſich wieder ganz geruchlos fühlte. Wie ich mich jedoch in mein Schlafzimmer begeben wollte, da bemerkte der Aufwärter, der Naturhiſtoriker und Soldat, mit dem ich es bis jetzt getheilt hatte, ſei ausgezogen und habe es mir allein überlaſſen; auch händigte er mir ein Päckchen ein. Es war vom Apotheker und enthielt ein Fläſchchen zum Riechen, ein Säckchen, um auf der Magengrube getragen zu werden, eine Chlorauflöſung zum Waſchen und folgende Worte in engliſcher Sprache: „Die Geſellſchaft engliſcher Fußreiſender, welcher ich mich angeſchloſſen habe und die meine fernere Begleitung nicht ungern ſähe, wegen meiner Kenntniß des Landes Tirol und ſeiner Sprache, das ſie nunmehr bald zu betreten im Sinne habe, könne nicht umhin, mich zu benachrichtigen, daß ich, wenn ich dieſe Geſinnungen theile, auch jenem von ihnen gefaßten Beſchluſſe beitreten möchte, wonach der ſehr achtbare Banquier Joſua Israels Esq. als von einer „infectious nervous disorder“ befallen erklärt worden und mithin aller und jeder Umgang mit ihm zu vermeiden ſei.“ — Dieſe Acte hatten Alle unterzeichnet.

Ich erſchien am andern Morgen nicht mehr beim gemeinſchaftlichen Frühſtück und ließ der Geſellſchaft engliſcher Fußreiſender melden, daß ich es vorziehe, bei ihrem, wahrſcheinlich am Spleen erkrankten Landsmanne zu bleiben, dem ich allen Beiſtand zu leiſten gedächte. Wirklich reiſten dieſe egoiſtiſchen Inſulaner gegen Mittag weiter und ich ſah ihnen gleichgültig nach. Intereſſanter war es mir jetzt, meinen Spleenkranken zu ſtudiren. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu einem Spaziergange aufzufordern, um zu ſehen, welchen Eindruck die herrliche Landſchaft, die ſich um Verona ausbreitet, auf ſein Gemüth machen würde. Leichte Nahrungsmittel, ſtarke Bewegung, aufheiternde Gegenſtände, das waren meine Arzneimittel, die ich für den armen Mr. Joſua in Bereitſchaft halten wollte.

Ich fand ihn noch unangekleidet und bei ziemlich guter Laune. Das Geſpenſt mit dem Leichengeruche war ſeit geſtern nicht wiedergekommen. Er aß ſeinen Toaſt mit Eiern und trank Thee dazu mit dem beſten Appetite; er war hocherfreut, daß ich ihm treu geblieben und nicht den Andern gefolgt war, die mit großer Förmlichkeit ſich ſchriftlich von ihm beurlaubt und den Wunſch ausgeſprochen hatten, ihn dereinſt im Vaterlande geſund wieder zu ſehen. „Die Ruhe, denk' ich,“ ſprach er, „iſt mir dienlich. Sobald ich mich viel bewege, namentlich in freier Luft, ſo werden jene Stoffe in mir, welche die leichenähnliche Ausdünſtung verbreiten, wieder aufgeregt.“ — „O nicht doch,“ fiel ich ihm ins Wort. „Laſſen Sie uns gleich die Probe machen. Die

Sonne ſcheint herrlich, wir kennen noch zu wenig von den hieſigen Naturſchönheiten; kleiden Sie ſich an und gehen Sie mit mir ſpazieren. Laſſen Sie uns nicht mehr an den lächerlichen Wahn denken, der Sie ſeit einigen Tagen in Angſt und Schrecken ſetzte. Sie ſind geſund, glauben Sie mir's nur auf's Wort.“ — „Aber der Geruch war doch einmal da und läßt ſich nicht wegleugnen. Oder glauben Sie wirklich, der alte, dreihundert Jahre alte Leichnam des Conſignorius könne noch jetzt ſo penetrant durch den Marmor hindurch duften?“ So fragte er, noch immer nicht frei von der Beſorgniß, der fatale Zuſtand könnte ſich wieder einſtellen, ich aber ließ immer nicht nach, das Ganze für Einbildung zu erklären, die durch äußere Umſtände Nahrung erhalten habe, und von den ängſtlichen Leuten, die ſich nun erſt als ſolche deutlich gezeigt, beſtätigt und gedeutet worden ſei. „Machen Sie die Probe!“ rief ich endlich im feſten Vertrauen, daß ich ihn von ſeiner fixen Idee befreien würde, „und Sie werden ſehen, daß keine Spur eines Leichengeruchs an einem faſhionablen Gentleman zu haften im Stande iſt.“

Miſtreß Israels vereinigte ihr Zureden mit dem meinigen und ſo ſchritt denn der Banquier zur Toilette, die er mit einer Sorgfalt machte und eine ſolche Menge des feinſten Parfüms dabei verſchwendete, als rüſtete er ſich in der erſten Geſellſchaft Londons zu erſcheinen. Man kann jedoch leicht den Grund errathen, weshalb es geſchah. Nun klingelte er dem Bedienten und befahl dieſem, ihm den Rock zu bringen. Der Bediente blieb jedoch verlegen ſtehen und ſprach zögernd: „Ich weiß nicht, was es iſt; aber die Sache wird ſo unausſtehlich, daß ich am Ende gezwungen bin, jede Rückſicht bei Seite zu ſetzen und zu melden, daß Ihr Rock, Sir, einen ſolchen Geſtank verbreitet, daß ich kaum mehr daneben ausdauern kann.“ — „Mein Rock?“ unterbrach ihn der Banquier. „Alſo doch?“ — „Der ſtrenge Befehl, nie die Taſche zu berühren, in welcher Ihr Taſchenbuch ſteckt und Briefe und andere Dinge von Wichtigkeit ſich befinden, hat mich abgehalten, dem Geſtanke näher auf die Spur zu kommen.“ — „Hat man jemals ſolche Tollheit geſehen!“ ſchrie hier Mr. Joſua; „mein Taſchenbuch, Briefe, Dinge von Wichtigkeit — was könnte darunter ein ſolches Phänomen bewirken? — Ach nein — viel eher glaube ich — weil ich den Unglücksrock auf dem Leibe hatte, wie ich von der Krankheit befallen wurde.“ — „O fallen Sie nur nicht wieder in ihre aberwitzige Angſt, oder vielmehr immerhin, wir haben jetzt das Mittel, ſie für immer zu vertreiben. Schnell den Rock herein!“ rief ich dem Bedienten zu, der fortſprang. „Wir wollen ſehen,“ ſagte Israels, der wieder etwas bleich geworden war. „Du wirſt ſehen,“ meinte er, zu ſeiner Frau gewendet, „Niemand anders, als ich, hat dem Rock dieſe ärgerliche Eigenſchaft angehängt.“

Der Bediente trat nun mit dem Rocke ins Zimmer, den er — gleichſam wie aus Ekel — nur mit zwei Fingern hielt, und wirklich verbreitete das Kleidungsſtück einen ſolch peſtilenzialiſchen Duft, daß die Miſtreß alſogleich die Fenſter öffnete und Odeurs ausgoß. Ich überwand meinen Ekel und wollte einen beherzten Griff in die Taſche thun; der Banquier bat jedoch um die Erlaubniß, vorerſt ſein Taſchenbuch und einige Briefe herausnehmen zu dürfen. Kaum aber war ſeine Hand in der Taſche und er blieb in ſeiner Stellung, als ſei er verſteinert. Der Ausdruck, den ſein Geſicht zeigte, iſt unbeſchreiblich. Die Augenbrauen zogen ſich bis in die Mitte der Stirn, die Augen glänzten mit einem Male, der Mund öffnete ſich wie zum Sprechen, ohne jedoch einen artikulirten Laut hervorzubringen, und die weitgeöffneten Nüſtern ſchienen mit Wolluſt den ekelhaften Duft zu ſchlürfen, der ſeiner Gattin beinahe eine Ohnmacht zuzog. „Verfluchter Naturforſcher!“ waren ſeine erſten Worte. „O ich gefälliger Eſel — abſcheuliche Sammlerwuth — beſtialiſches Exemplar von einem Murmelthier!“ So ſchrie er dann noch eine Weile fort, bis er endlich ein Etwas aus der Taſche zog und auf die Erde warf, an dem man kaum noch eine Geſtalt entdecken konnte. Aber unwiderlegbar war es das Ding, von dem der Verweſungsduft ausging. Das Räthſel war gelöſt und auf meinen Wink mußte ſich der Bediente mit Rock und Klumpen ſogleich entfernen. Mr. Joſua erzählte nun, wie er vor einigen Tagen ein todtes Murmelthier am Wege gefunden, und weil er dem Naturforſcher eine Freude damit zu machen geglaubt, ſo habe er es zu ſich geſteckt, um es in den Abendſtunden heimlich, gleich ſeinem Freunde, dem er oft zugeſehen, zu präpariren und ihm dann ein Geſchenk damit zu machen. Die Nachricht von dem Fallen des Curſes habe aber hierauf ſeine Gedanken von dieſer naturhiſtoriſchen Beluſtigung gänzlich abgelenkt und ſo ſei das Exemplar in Fäulniß übergegangen. Der Bediente dürfe aber nie in die Taſche greifen, es mögen noch ſo dringende Umſtände es erheiſchen, das war ſtreng befohlen; der Kerl hätte nur nicht ſo lange ſchweigen ſollen, das war das Ganze.

„Nun fort ins Freie!“ rief ich ſelbſt jetzt mit gepreßter Bruſt. Aber der Banquier hatte keinen Rock und, während er zum Schneider ſchickte, um einen neuen, fertigen zu kaufen, machte ich den Weg allein nach Caſtel-Vecchio, wo mich eine Stunde ſpäter der ganz ehrenwerthe, parfümirte Joſua Israels Eſq., am Arme ſeine Gattin führend, heiter und lachend traf. Ich zeigte ihm die herrlichen, himmelhohen Cypreſſen. „Laſſen Sie die Cypreſſen,“ ſprach er, „die erinnern mich ans Sterben; ich bin aber froh, daß nur das Murmelthier todt iſt und ich nicht.“

Rom.

Im October 1838.

Sie haben lange auf die verſprochenen Zeilen warten müſſen, aber war es mir wol zu verdenken, daß ich erſt eine rechte Höhe erklimmen wollte, um Ihnen die Ausſicht zu ſchildern? Ich war dreimal in Oberitalien und meinte in Italien geweſen zu ſein, jetzt aber bin ich zu der Einſicht gelangt, daß man wenigſtens bis Rom gekommen ſein muß, um jene Meinung zu rechtfertigen.

Mein lieber Freund, was iſt dieſes Land für den Alterthumsforſcher und Künſtler? Eine ewige Quelle ſtets neuer Genüſſe, Belehrungen, Erheiterungen, Forſchungen; was iſt dies Land dem ſentimentalen Reiſenden, dem homme à bonnes fortunes, den Glücklichen, die in Rom Fornarinen, in Lucca Lady Franſcheskas, Conteſſinen und Marcheſinen finden, um oft da geweſene Romane mit Grazie in infinitum fortzuſpinnen. Was kann dies Land auch noch, Dank ſeiner elenden Polizei! für den phantaſtiſchen, aventureuſen Reiſenden werden! Die Buſchklepper lauern hier noch immer und erſt vor zwei Tagen wurden einem Franzoſen bei la Storta, einer Poſtſtation von Rom, vierhundert Franken abgenommen, einem Vetturin ſogar der Hals abgeſchnitten. Was aber iſt Italien dem gewöhnlichen, bequemen Alltagsmenſchen, der reiſt, um ſich zu erholen, zu unterhalten, oder ſeiner Geſundheit wegen, oder mit Maß und Ziel einiges überflüſſige Geld los zu werden? Solch einem armen, unbedeutenden Gewohnheitsthier, das, von tauſend Bedürfniſſen abhängend, ſich gehen läßt, gern fünf für gerade nimmt ſeine Verdauung mit Aengſtlichkeit bewacht — kurz einem Geſchöpf, zu denen die meiſten Deutſchen zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren gehören? Mir fehlt einigermaßen die Kraft, Ihnen über alles Dies rundweg mit ein paar Worten meine Gedanken mitzutheilen, da ich — wie Sie wiſſen — Luſt habe, in wenigen Wochen wieder im Herzen Deutſchlands zu ſitzen und deutſcher Literatur obzuliegen. Sie werden mir dies um ſo weniger verdenken, wenn ich Ihnen melde, daß geſtern ein Unbekannter mit ſchwarzem Bart, der zwei blonde Jünglinge an der Hand führte, neben mir in der Peterskirche ausrief, indem er den erſten Jüngling fahren ließ und gewaltig an einen Architrav von rothem Steine ſchlug: „Solch ein Stein wiegt halb Deutſchland auf!“

Und der Mann war gewiß ein Patriot; er ſah aus in Kleidung, Gang, Haltung, und Bart, war in Bildung und Manier ganz ſo, wie ich einige Patrioten im Vaterlande zu ſehen gewohnt bin; aber man kann Patriot ſein und Italien doch über Alles lieben, d. h. die Kunſt, d. h. einen alten Stein. Man kann den Erzbiſchof von Cöln verdammen und mit Licht und Aufklärung familiär thun, als wären es chemiſche Zündhölzer, und doch in dem Urſitze des Katholicismus verhimmeln wollen, im Angeſicht des alten ſitzenden Jupiter's von Bronze, dem das Volk die große Zehe abgeküßt, weil er die Schlüſſel in die Hand bekam, um ihm das Himmelreich zu erſchließen. Das ſind Widerſprüche, über die ſich kein Menſch mehr wundert; wir ſind nun einmal ſo! Aber zum Nicolai will ich nicht werden und ich fürchte unſere Enthuſiaſten wie die Waſſerſcheu. Darum aber erlauben Sie mir wol, daß ich, ſtatt unumwunden meine Meinung zu ſagen, vorerſt ein wenig aushole.

Sie werden, wenn Sie es der Mühe werth gefunden, ſich mit dem Freimaurerorden wol hinlänglich bekannt gemacht haben. Seitdem die Sache aufgehört hat, ein Geheimniß zu ſein, beſchäftigt ſie die Menſchen nicht mehr. Wer jetzt noch gutmüthig genug ſein wollte, an Myſterien hiebei zu glauben, würde verlacht; und wie drängte ſich früher Alles hinzu, um dieſen Schleier der Iſis zu lüften! Der alte, ehrwürdige Orden wird jetzt als wohlthätige Anſtalt ausgebeutet und umherreiſende Künſtler aller Art finden allerdings ihre gute Rechnung dabei, ſich darin aufnehmen zu laſſen. Sie bekommen das Logenlocal zu Concerten umſonſt und können ſie ein Concert nicht zu Stande bringen, ſo werden ſie zur Weiterreiſe mit Geld unterſtützt.

Dieſer Zuſtand des Freimaurerordens führt mich auf Italien zurück. Sehen Sie, lieber Freund, ſo lange das Reiſen noch mit größeren Mühen und Koſten verknüpft war, ſo lange nur junge Cavaliere mit ihren Hofmeiſtern Italien beſuchen konnten, oder geniale, excentriſche Naturen wie Heinſe oder Seume, nach großem Anlauf, mit bedeutenden Aufopferungen, da war dieſer ſüdliche Theil Europas, der Sitz der alten und neueren Kunſt, der claſſiſche Boden, für die andern armen und geringern Erdenſöhne mit einem Schleier umgeben, den man wie einen Heiligenſchein verehrte. Die, welche ihn lüften durften, hatten ſich das Wort gegeben, nichts zu verrathen, als worüber ſie einverſtanden waren; kam nun noch dazu, daß ganz künſtleriſch organiſirte Geſchöpfe den Ton angaben, daß ein Mächtiger im Gebiete der Kunſt, Goethe, als ſchreibender Raphael und Madonnen zeichnete und daß die kleinen Geiſter im überſchwenglichſten Sinn einſtimmten, nachzirpten, ſich überboten, ſo iſt leicht zu begreifen, wie uns bei dem Worte „Italien“ nichts Anderes, als der Himmel auf Erden einfiel.

Durch unſere Einrichtungen und unſere Art zu reiſen iſt aber jetzt das Geheimnißvolle verſchwunden und Italien liegt ſo offen vor unſern Blicken da, wie Strümpfelbach, Kohlhaſenbrück, Stinkenbrunn oder jedes andere Land der Schöpfung. Der Mac-Benac fehlt auch nicht mehr, und Nicolai hat, auf die Gefahr hin, für einen Barbaren zu gelten, der Welt den Schlüſſel zum Geheimniſſe überliefert. Und Sie glauben ſicherlich nicht, wie viel er ſchon damit bewirkt hat! Er hat, sans comparaison, den Spatzen und Staren mit ſeinem Schlüſſel den Mund geöffnet und der bis jetzt ſtill empfundene und wie ein holder Schatz der Erinnerung nach Deutſchland genommene Verdruß über ſchlechte Wirthstafeln, Mangel an Bier, über Schmutz und Flöhe, wird laut, und ich hörte noch geſtern einen wackern Krautjunker, aus einem Winkel Hinterpommerns, laut bekennen, daß ihm die italieniſche Reiſe erſt das rechte Vergnügen zu Hauſe machen werde, da er während derſelben doch zu arg geprellt und geſtochen worden ſei, von Menſchen und Flöhen nämlich. Aber was meinte der wackere Krautjunker damit anders, als: er wolle zu Hauſe die Leute recht blau anlaufen laſſen; denn das größte Vergnügen einer Reiſe iſt für die Mehrzahl doch gewiß, recht viel davon erzählen und übertreiben zu können.

Zu dem früheren Rufe Italiens trug, außer dem Myſteriöſen, zu dem nur wenige vom Schickſal Begünſtigte oder Ausgezeichnete gelangen konnten, auch noch Das bei, daß unſere eigenen Einrichtungen ſehr unvollkommen und in einigen Gegenden Deutſchlands ganz abſcheulich waren. Der

Norddeutſche, der vorzugsweiſe der Reiſeluſt ergeben iſt, zum Schwärmen geneigt, gern Gefühle zur Schau trägt, mit ſchönen Worten kokettirt und von jeher am meiſten geſprochen und geſchrieben hat, mußte froh ſein, wenn er die Grenzen ſeines Vaterlandes hinter ſich hatte. Wer unſere Straßen, Poſten und Wirthshäuſer zu Anfang dieſes Jahrhunderts kannte, wird wiſſen, was ich hiermit ſagen will, und wer an den großen Verdienſten des Herrn von Nagler zweifeln ſollte, der fahre von Hamburg nach Lübeck mit der ordinären Poſt; wem aber hierzu der Muth fehlt, der ſehe nur den Roſtocker oder irgend einen Mecklenburger ordinärſten Poſtwagen einmal wo ankommen und die Schmerzensbilder der Paſſagiere beim Ausſteigen ihre Glieder zuſammenſuchen. Die Gegenden in unſerm Norden ſind dabei eben auch nicht charmant zu nennen und Schiller konnte ſelbſt in dem Thale der gepreiſenen Ilm mit Recht ſagen:

Glücklicher, als wir in unſerm Norden,
Iſt der Bettler an den Engelspforten —

wobei kein echter Deutſcher ihm etwas Anderes, als den Reim übel nehmen kann. Was wäre nun aber gar von den Einwohnern der Gegenden um Celle, Muskau, Perleberg, Gräfentonna oder Gräfenhaynichen zu ſagen? Bedenkt man nun noch, daß dieſe Menſchen früher viel eher eine Reiſe nach den Apenninen, als nach dem Schwarzwald oder dem Rhein anſtellten, oder daß ſie jedenfalls von jener mehr heimbrachten und erzählten, als von dieſer, ſo wird man auch hierin einen Grund mehr finden, der Italien zu dem großen Rufe verhalf. Jetzt aber hat ſich die Lage der Dinge ganz anders geſtaltet. Wir ſind in Allem vorangeſchritten, während Italien ſtehen geblieben iſt. Unſere Anſtalten befördern die Reiſeluſt in dem Grade, daß im eigemüthlichſten Sinn die ganze Welt auf der Wanderung begriffen iſt. Wir kennen nun vor Allem unſer herrliches Vaterland. Unſer Rhein, unſer Süden bieten uns Genüſſe der mannichfaltigſten Art: Natur, Kunſt, Geſchichte, nichts fehlt, um uns zu erheben, zu erfriſchen und zu ſtärken. Dabei fühlen wir uns zu Hauſe; überall daſſelbe gemüthliche, freundliche Volk, das ſich nach dem Wohlbefinden des fremden Weitdahergereiſten ſo angelegentlich erkundigt, als ob ihm wirklich etwas daran liegen könnte, und noch dazu Muſik Abends in Gärten und Bier und Geſpräch, Tabak, und in jedem Wirthshauſe einige Blätter mit Theaterkritiken.

Dagegen tritt nun Italien bedeutend in den Hintergrund. Die Straßen ſind nicht überall gut, nicht überall ſicher; die Wirthshäuſer ſonderbar aufgeputzt, ein Luxus, der uns überflüſſig erſcheint, und dabei doch Mangel an eigentlicher Bequemlichkeit; die Bettler zudringlich, die Kellner und Facchini unverſchämt, nur die Flöhe ſehr entgegenkommend und ſtets aufgeweckt. Was die Gegenden betrifft, ſo ſind ſie nicht alle gleich ſchön. Die Lombardei monoton und langweilig; Mittelitalien größtentheils ohne Anbau und wüſt. Abends ſchlechtes Theater, ordinäre Kaffeehäuſer; der deutſche Städter wird nicht wiſſen, was er mit ſeiner Zeit anfangen ſoll. Regnet's, ſo muß er verzweifeln; denn da die Reiſe viel koſtet, ſo will er ſeine Zeit gehörig anwenden, um ſein Geld herauszuſchlagen, und da richtet er ſich ein, ſo gut er kann. Beim Nebel beſteigt er die Kuppel der St. Peterskirche und ſieht nichts, er findet im Vatican die Thüren verſchloſſen und begnügt ſich nun damit, draußen in den von Raphael's Schülern gemalten Loggien zu wandeln, wo er nichts als von den Wänden halb abgekratzte Bilder ſieht, und da er ſich erinnert gehört zu haben, daß das Coliſeum im Mondſchein ſich herrlich anbewundern ſoll, ſo geht er an dem erſten beſten regneriſchen Abende dahin, wenn nur Mondſchein im Kalender ſteht. So verläßt er Rom unbefriedigt von Allem, was er dort in der beſten Abſicht verſuchte. Nichts hat ſeine Erwartungen befriedigt, denn er fand nichts als eine alte, häßliche Stadt, wo die Gemüſeblätter auf den Straßen liegen bleiben, bis ſie verfaulen, die ſchlecht beleuchtet iſt und die keine Unterhaltung bietet.

Ja, ja, lieber Freund! ſo kommt man denn eigentlich hinter die Wahrheit; der Schleier iſt wirklich fort und nicht lange mehr, ſo werden die Deutſchen keine Narren mehr ſein, ihre Urlaubszeit in Italien zuzubringen, dort ihr Erſpartes zu verſchwenden und dabei vielleicht gar krank nach Hauſe zu kommen. Freienwalde, oder Fehrbellin, oder was weiß ich für ein Badeneſt — das gewährt, was den Unterleib und den Geldbeutel betrifft, gewiß befriedigendere Reſultate.

Ich haſſe Lüge über Alles und deshalb bin ich ſo böſe über viele, ſonſt von mir ſo geſchätzte Schriftſteller, daß ſie dort Gefühle heucheln, wo ſie gewiß nichts davon empfunden haben. Wie viele ſchreiben von Thränen, die ſie nie vergeſſen! Es iſt einmal Zeit, daß man ſich ernſtlich beſtrebe, dieſe Täuſchungen des Publicums, wo man ſie findet, aufzudecken, und ſich ſelbſt die Pflicht auferlege, ſtets wahr ſein zu wollen.

Wie unwahr ſind die Worte, mit denen erſt neulich Janin von Italien Abſchied nahm; wie wahr finde ich dagegen Vieles in Menzel's und Nicolai's Reiſen! Wenn Janin davon ſpricht, daß ihn die mächtigen Eindrücke in Italien zu vernichten drohen, und daß er Jahre haben müßte, um Rom und das übrige Land zu durchreiſen, ſo iſt es gewiß nicht halb ſo wahr, als wenn wir jene Deutſchen über ſo etwas ſprechen hören. Ein junger Künſtler, mit blondem Barte und ſchwarzem Sammtrocke, ſagte mir geſtern: es habe ihn vor der italieniſchen Reiſe ſtets fieberhaft ergriffen, daß ſie durch irgend einen Zufall verhindert werden könnte, und jetzt, da er ſich ſeit einigen Wochen nun im Lande ſelbſt befinde, ſei er ſo ſelig und kein unangenehmes Geſicht, kein trüber Gedanke keime in ihm auf. Ich bin überzeugt, daß dieſer geniale Jüngling eben ſo wahr in dieſem Augenblicke war, wie nur jemals Einer. Darum nur hübſch geſondert und unterſchieden; ein Jeder nach ſeinem Standpunkte und ſeinem Range. Italien iſt ein Ding, das ſich von vielen Seiten betrachten läßt. So vom Standpunkte des Auditeurs, ſo vom Standpunkte des Künſtlers!

Soll ich Ihnen aber jetzt geſtehen, was mich am meiſten entzückt hat? Raphael, und nur Raphael, und Raphael vor Allem! Blos um dieſen Mann kennen zu lernen, muß man nach Italien reiſen. Glauben Sie mir's auf's Wort, daß ſonſt Niemand wiſſen kann, was er bei dieſem Manne ſich denken ſoll. Wer nicht in Italien war, ſchwatzt nur eben über ihn, wie über ſo vieles Andere bei uns Worte gemacht werden, hinter denen nichts zu finden iſt.

Dann Michel Angelo, der Rieſe, der in Alles hineinpfuſchte, und als Maler das jüngſte Gericht, als Bildhauer den Moſes und als Architekt die St. Peterskuppel ſchuf, um den Leuten zu zeigen, daß man von Allerlei denn doch ein wenig verſtehen könne.

Dann die ſtille, weite, melancholiſche Gegend von Maſſa, mit den Oel- und Orangenbäumen bis zum Meere, den kühn geformten Marmorfelſen von Carrara und den langgeſtreckten Gebäuden, mit Aloe und Myrthen eingefaßt.

Endlich, und lachen Sie nicht — ein zartgeformtes, braunes Mädchen aus dem Sabinerlande, das neugierig in einer Kirche umherlief und ſich Alles recht umſtändlich beſah, ganz weiß, in grobes Leinen gekleidet und ein Tuch auf dem Kopfe, in üblicher Weiſe zuſammengeſchlagen, deſſen befranſten Zipfel es zwiſchen den Zähnen hielt. Hören Sie! wäre ich ein Maler, ſo malte ich ein Madonnchen aus dieſem Mädchen, und — wahrhaftig! ich verkaufte das Bild um keinen Preis.

Geſtern ſah ich, durch eine Straße ſchlendernd, einige Menſchen, etwas am Boden Liegendes betrachtend, ſtehen. Ich trete näher und finde einen kleinen Knaben, etwa fünf Jahre alt, der mit einem Stück Kohle auf dem Trottoir Figuren zeichnet. Er hatte ſchon eine hübſche Galerie fertig; und nicht etwa Huſaren, Tabakraucher und ähnliches barockes Zeug, wie unſere Jungen wol auch auf die Mauern ſchmieren, ſondern Centauren, römiſche Krieger, ſchwebende Figuren, die ſich umarmten u. ſ. w. Das Volk ſammelte ſich bewundernd um den Platz und auch ich war im erſten Augenblicke ſehr überraſcht. Aber was iſt's denn weiter? dachte ich im zweiten. Solche Kinder ſind wie die Affen, und was ſie ſehen, machen ſie nach. Es iſt kein größeres Wunder, daß dieſer Junge Centauren und Engel zeichnet, die er an jedem Brunnen ſieht, als wenn kleine Berliner Soldaten ſpielen, oder kleine Frankfurter Wechſelchen. Ja, ich möchte behaupten, daß das Letztere bei weitem größere Combination und Geiſtesſchärfe erfordert.

Einer von den Umſtehenden in Hemdärmeln ſagte mir: ich möchte mich des Jungen annehmen, er verdiente es und würde ein zweiter Raphael werden.

Der Einfall war nicht übel und ich ſann wirklich ein wenig darüber nach, ob ich den zweiten Raphael nicht nach Stuttgart bringen ſollte, um ſich dort der Kunſt zu widmen. Der hatte aber indeß, unbekümmert um dieſe Verhandlung, ſeine Zeichnungen verlaſſen und war die hohen Säulenſtäbe eines Portals hinaufgeklettert, von wo er ſtolz und weltverachtend auf uns niederſah. Bei den Centauren und Engeln, ſeinen Werken, ſtanden aber noch andern Tages die Menſchen und beſchauten ſie recht andächtig.

Das Kunſtgefühl ſteckt doch noch immer in dieſen Italienern. Mir fällt hier ſehr oft jene niederſächſiſche Anekdote bei, die ſich bei Hannover oder ſonſt wo in jenem Lande zugetragen.

Ein armer Maler — ich nenne ihn arm, weil ich ihn wirklich vom Herzen deshalb bedaure — ſaß eines Tages auf der troſtloſen Haide, um einen Baum zu zeichnen. Einige Schafhirten kommen neugierig herbei, um zu ſehen, was der Fremde dort treibe; ſie wenden ſich aber ſogleich wieder hohnlachend weg und Einer von ihnen ſagt: „He ſchreſt de Böm av!“ (Er ſchreibt die Bäume ab.)

Einige Jahre darauf zeichnet derſelbe Maler in der Campagna bei Rom. Auch hier gibt es Schafhirten und auch dieſe ſammeln ſich um ihn. Aber ſie wenden ſich nicht von ihm weg, ſondern ſie ſehen ihm zu und rufen einſtimmig aus: „O che gran e bell' arte!“

So gefällt es mir auch, ſo oft ich nun ſchon die Peterskirche oder andere Kunſtwerke beſuchte, immer ganze Schaaren von Landleuten anzutreffen, die umhergehen und die Gemälde und Sculpturen mit ſo neugierigen Blicken muſtern, als wären ſie Engländer. Ich kann mir kaum denken, daß die Sachen den Leuten etwas Neues ſind, und doch immer wieder dieſes Intereſſe, dieſe Freude daran!

In der Peterskirche hat mir dieſe Staffage ſtets ganz besonderes Vergnügen gemacht. Neulich kamen nun noch weiß gekleidete Mönche dazu, die wahrſcheinlich recht weit hergereiſt waren und ſich die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigen ließen. Es nimmt ſich ſehr maleriſch aus, dieſe Beſchauer dann truppweiſe in den überweiten Räumen umherſchweifen zu ſehen.

Rom fehlt die Eleganz, das Neue, Blanke, Glänzende, das unſere Städte erſten Ranges auszeichnet; aber eine große Stadt iſt es dennoch durch und durch. Eine große Stadt, mehr als Florenz, mehr als Genua, die beide nichts davon haben. Am letzten Sonntage machte man auf dem Monte Pincio hin und dann zur Porta del Popolo hinaus nach der Villa Borgheſe, wo der eigentliche Corſo iſt. Es waren faſt ſo viele Wagen, wie in Mailand, was viel ſagen will. Die Wagen fahren oft in drei Reihen, und in der Mitte war noch eine ſtehende, welche die andern an ſich vorbeiziehen ließ. Schöne Römerinnen ſah ich genug und viele ſehr ſchön gekleidete; nur nicht ſo ſklaviſch in dem Sinne der letzten Mode, die aus der Eingebung der pariſer Modiſtinnen als ſtrenges Geſetz auferlegt. Ich lobe das an den Italienerinnen. Viele Equipagen von Cardinälen ſah ich auch; ich erkannte ſie am Hute mit den Schnüren, der über dem Wappen am Schlage erblickt wurde, und an drei reich gallonirten Bedienten. Auch ſchöne Damen ſaßen in ſolchen Wagen, wahrſcheinlich Nichten der Eminenzen. An beiden Seiten des Weges Tauſende von Fußgängern und auf dem zahlreichen Bowlinggreens die liebe Jugend, die allerlei Gymnaſtik trieb und Drachen ſteigen ließ. Der reiche Fürſt Borgheſe gibt alle Jahre im October eine Summe zum Vergnügen des Volkes her, man ſagte mir von viertauſend Piaſtern, und dann werden die Volksſpiele oder Octoberfeſte in ſeinem Garten gefeiert. Dieſer Zeipunkt iſt nun da, und morgen wird das erſte Feſt ſtattfinden. Man ſoll dabei das Volk in ſeinem roſenfarbenſten Humor erblicken und den Charakter des Römers ſo recht ſtudiren können. Ich freue mich darauf.

Von der Villa ging der Wagenzug durch's Thor hinein. Viele Equipagen ſtellten ſich auf dem Platze auf, die meiſten fuhren noch in der Straße des Corſo hin und her, ſo lange bis es dunkel wurde; dann begab man ſich in das Theater. Nach Mailand fand ich dies hier zum erſten Male wieder erträglich. Im Carlo-Felice in Genua, einem großen, glänzend decorirten Hauſe, ſpielte die elendeſte Truppe der Welt mit dem Bugiardo von Goldoni vor und in der Pergola in Florenz, die mit einer widerlichen Einfachheit lackirt iſt, gab eine weniger als mittelmäßige Geſellſchaft die Eliſabetta von Roſſini. Dafür aber entſchädigte mich dort ein ſpaniſches Pärchen, echte Merinos, welches die Cachucha mit einer ſo naiven Sinnlichkeit aufführte, daß Niemand zu erröthen brauchte. Das war ein ganz allerliebſter Tanz, der ſich zu dem melancholiſchen pas seul, womit uns vor kurzem eine wiener Tänzerin in Stuttgart regalirte, ſo verhielt wie das graziöſe Benehmen einer Magd zu dem graziöſen Strickſtrumpf einer Tochter aus gutem Hauſe in unſeren Theegeſellſchaften, oder wie die feine Grandezza einer vornehmen Spanierin zu der vornehmen Geſpreiztheit einer deutſchen Patrizierin.

Ein Cachucha-Solo iſt eine geſchmackloſe Sinnlichkeit, die Niemand begreift, der wol jemals eine Cachucha zu Zweien geſehen hat.

Hier wird jetzt nur im Theater Valle Oper gegeben. Es iſt dem Range nach das dritte. Das erſte iſt das Apollo-Theater, welches dem bekannten Duca Torlonia gehört, der es prächtig decoriren ließ; doch wird dies nur im

Carneval eröffnet; dann kommt das Theater Argentina und noch viele andere, die jeden Abend Farcen, Komödien und Spectakel geben, deren Namen Sie aber in einem Handbuche ſuchen müſſen, da ich ſie Ihnen hier nicht anzugeben vermag. Valle iſt mäßig weit, wie alle Theater in dieſem Lande mit großer Kunſt für den Schall berechnet, und ſehr zierlich decorirt. Ich ſah die Locandiera von Goldini, aus der unſere bekannte Mirandolina geſchöpft wurde, gar nicht übel darſtellen und hörte dann die Judith Griſi, eine Schweſter Julia's, die jetzt in Paris vergöttert wird, mit gutem Geiſte den Romeo in Bellini's Oper geben. Die Chöre wurden gut, das Uebrige nur mittelmäßig geſungen. Ich glaube wirklich, daß die beſſern Sänger in Italien nicht häufig ſein mögen. Wenn gleich die Herbſtſaiſon nicht eben geeignet iſt, dieſe Bemerkung zu beſtätigen, ſo hat doch auch Mailand, das gewiß in dem Augenblicke der Krönung kein Opfer ſcheute, nur die alte, verbrauchte Schoberlechner auftreiben können, und ihr zur Seite ſtand Donzelli, der ſeine ſchönſte Zeit wol auch ſchon hinter ſich liegen ſieht, wenn er gleich noch zu den vortrefflichſten Sängern gehört, die ich kenne.

* * *

Ich wollte Ihnen geſtern noch etwas über Genua melden, als ein paar Freunde erſchienen, um mich zu einer Wanderung durch Rom abzuholen. Man kann nicht ſatt werden, ſich dieſen Genuß zu bereiten. Hier iſt Alles ſo ſchön und wunderbar, Kunſt und Natur, Altes und Neues, Alles zieht auf gleiche Weiſe an. Welch ein Tag war der geſtrige!

Denken Sie ſich, nach langem Fahren, zum alten lateiniſchen Thore hinaus, wo uns weithin die wellenförmigen

Baumhügel der Campagna begleiten und die ſchönen Sabinerberge im herrlichſten Blau entgegenſchauen, halten wir vor einem einſamen Kirchlein. Eine alte Mauer mit einer Oeffnung liegt davor an der Straße. Wir ſteigen aus und durchſchreiten einen ſchmalen Hof; nirgends ein Menſch zu hören, noch zu ſehen. Ein unanſehnlicher Hund liegt mitten im Wege und ſcheint erſchrocken über die fremde Erſcheinung. Er ſpringt ängſtlich auf und läuft wie gehetzt aus einem Winkel in den andern, und verſucht es, in irgend ein Loch zu ſchlüpfen, die aber alle zu klein ſind, um ihn durchzulaſſen. Endlich läuft er in eine offene, von dünnen Säulen getragene Bogenhalle und verſchwindet links; ſo zeigt er uns den Weg zur Kloſterpforte. Hier ſehen wir nun endlich Menſchen, ungefähr in der Stellung von Bendemann's trauernden Juden, auf den Stufen ſitzen. In der Mitte ein Alter, mit langem Barte, ſehr ärmlich und nur halb gekleidet, Arme und Füße dunkelbraun, das Geſicht eine Miſchung von Hunger und Andacht; rechts von ihm ein hübſcher, brauner Junge, den Kopf ſeitwärts, ein Stück weißen Zeuges wie einen Mantel um die Schultern geſchlagen, vor ihm am Boden ein leerer Teller. Auf der andern Seite des Greiſes ein Bild des Jammers, Gram, Hunger und Krankheit in den Zügen; nackt, eine Art härener Kutte loſe um die Glieder geworfen. Die Gruppe blieb unverändert; die Menſchen regten ſich nicht; nach einer Weile fing der Alte an, wie betend die Lippen zu bewegen.

Dieſe armen Leute ſaßen hier und warteten, bis die Kloſterpforte ſich öffnen und ihnen ein wenig Speiſe dargeboten würde, das ihnen die ſelbſt ſehr armen Bettelmönche zu reichen pflegten.

Ich ſchenkte allen Dreien etwas Geld; dieſelbe anſchei-

he Gleichgültigkeit. Endlich erhob ſich der Alte langſam,
einen Roſenkranz hervor und ſtellte ſich an den Ein-
g der Kirche; dann folgte ihm die Jammergeſtalt dahin.
r hübſche, braune Junge aber rührte ſich nicht vom
ke. Das Ende eines Strickes, das in einiger Höhe aus
m Loche hervorſah, verrieth uns den Glockenzug. Wir
lten und bald darauf ließen ſich leiſe Tritte hinter der
üre vernehmen, und eine ſanfte Stimme fragte: Wer
ſei?

„Fremde, um die Katakomben zu ſehen,“ war die Ant-
t. Die Stimme bat uns, zur Kirchenthüre zu gehen;
t lange, ſo wurde dieſe von innen geöffnet. Ein ehr-
diger Franziskaner ſtand vor uns, mit einigen dünnen
chskerzen in der Hand. Er trat zum Altar, zog eine
brennenden Lampen herunter und zündete die Kerzen
von denen er Jedem von uns eine gab und uns dann
ihm zu folgen. Die beiden Armen, denen ich das
d gegeben, hatten ſich in verſchiedenen Winkeln zur Erde
ergeworfen und beteten inbrünſtig. Es war ein rüh-
es Bild!

Wir folgten dem Franziskaner nach den unterirdiſchen
ngen, welche ſich von hier weit unter Rom hin erſtrecken,
nach Einigen ſogar bis zum Meere, nach Oſtia, reichen
n. Man ſpricht von fünfzehn Miglien und mehr. Hier
nt man ſie die Katakomben des heiligen Sebaſtian, weil
den Leib dieſes Märtyrers an dieſer Stelle gefunden
ihm die Kirche geweiht hat.

In der Sakriſtei hing der Plan dieſes unterirdiſchen
iers, das aus unzähligen Gruben und Schluchten be-
, die ſich in einander verſchlingen und verzweigen, wie
Straßen und Gaſſen einer uralten Stadt. Um die
te von Verirrungen abzuhalten, hat die väterliche Regie-

rung Vieles von Dem, was ſchon aufgegraben war, wieder zuwerfen laſſen und nur ein kleiner Theil von etwa drei Miglien bleibt für jetzt noch zu durchwandern. Wir blieben eine halbe Stunde auf unſerer Wanderung begriffen.

Und was wir hier ſahen? Etwas, das ſich in der Beſchreibung nicht beſonders ausnehmen würde, auch wol auf maleriſche Weiſe nicht zu beſchreiben iſt,, was aber einen höchſt bedeutenden Eindruck an Ort und Stelle auf uns Alle hervorbrachte.

Wir wandelten in der niedrigen, nur wenige Schritte breiten Schlucht, deren Erddecke knapp auf uns hereinhing, mit unſern dünnen Kerzchen in den Händen, die unruhig hin und her flimmerten und ein unheimliches Licht auf die Gegenſtände verbreiteten. In den Wänden zu beiden Seiten waren Höhlungen über einander, wie Schlafſtellen auf Seeſchiffen, eng, unförmlich, niedrig; hier brachten die erſten Chriſten die Gebeine ihrer erſchlagenen und zu Tode gepeinigten Mitbrüder unter, die von der Kirche die heiligen Märtyrer genannt werden und die in den gräßlichen Schauſpielen der Römer, neben Löwen und Tigern, die Hauptperſonen waren. Dann ſahen wir den Stein, welcher dem erſten Biſchofe von Rom, Linus, zum Altar gedient hat; ferner ſchauten wir noch verſchloſſene Grabeshöhlen, in denen uns der fromme Bruder, durch ſein hineingeſchobenes Licht, die heiligen Gebeine zeigte.

Dies iſt die große Stätte, von wo die meiſten Reliquien über die chriſtliche Welt verbreitet wurden; die Gnade der Päpſte verſchenkte ſie und noch jetzt werden ganze Gemeinden durch ſolche heilige Leiber beglückt, wie man die ausgegrabenen Gebeine im Allgemeinen benennt, da es nunmehr ſtets ſchwerer wird, den Namen des Märtyrers zu beſtimmen, dem ſie einſt angehörten.

Ich fand es ganz natürlich, daß meine liebe Frau nach der Stätte ſich erkundigte, wo ihre Schutzheilige gefunden worden war, allein eben ſo natürlich werden es meine Leſer finden, daß die Geſellſchaft ſich zu der Wallfahrt dahin nicht entſchließen konnte, als ſie hörte, daß man drei Miglien zu machen habe. Der gute Frater bot uns dafür an, uns zu der Niſche der heiligen Cäcilia zu bringen, welches nicht weit von dem Orte war, wo wir uns befanden, und verſprach uns noch überdies, einigen Staub von ihren Gebeinen zu ſchenken, wozu er autoriſirt ſei. Meine Frau, die einzige Rechtgläubige unter uns, war darüber hoch erfreut.

Nicht lange, ſo ſtanden wir vor dem Grabe, das ſich in einer ziemlichen Höhe über zwei andern Gräbern befand. Der alte Mönch gab mir ſein Licht zu halten, kletterte nun mit großer Anſtrengung empor und kratzte — während ich ihm dazu leuchtete und die Uebrigen mit ihren Kerzen ſich dicht um uns gedrängt hielten mit ſeinen langen, dürren Händen etwas Staub der heiligen Cäcilia zuſammen, den ich ſorgfältig in einem Papier ſammelte und meiner Frau übergab.

Ich horchte hoch auf und meinte, eine ſanfte Aeolsharfenmuſik müſſe ſich bei dem Berühren dieſer Aſche vernehmen laſſen; aber Alles blieb ſtill wie das Grab. Der Geiſt der heiligen Cäcilia weht längſt nicht mehr über Italien und gewiß zürnt ſie nicht, wenn ein Deutſcher von ihrer Aſche jenſeit der Alpen hinüberträgt. Ich aber will einen Theil dieſer Reliquie meinem lieben Lindpaintner bringen, dem feurigſten Verehrer der Heiligen, der würdig vor Allen iſt, der Hüter ihres irdiſchen Theils zu werden, da er es ja ſchon lange ihres geiſtigen war.

Wir ſtiegen jetzt die uralte Treppe hinauf, auf der die alten Chriſten zu dieſem Zufluchtsorte gelangten; die Stuſen werden mit Mühe erhalten, denn ſie ſind abgenutzt, glatt und hier und da zerbröckelt. Oben beſchenkten wir den guten Franziskaner und beurlaubten uns von ihm nicht ohne Rührung. Die beiden Bettler lagen noch auf ihren Knien und brachten dem Himmel ihren Dank dar, für die Gabe, die ſie von dem Fremden erhalten hatten.

Als Gegenſtück zu dem eben Erlebten machte ich an dem Abende deſſelben Tages eine Fahrt zum Coliſeum. Der Mond prangte ſo recht mitten in dem blaueſten Himmel, und es war längſt mein Wunſch, jene Ruinen in ſolcher Beleuchtung zu ſehen. Daß Maler von der Partie waren, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Cuſtode zündete Fackeln an und führte uns die wohlerhaltenen Stiegen hinan, durch die hohen Gänge, auf die weiten Terraſſen, zu der Loge der alten Kaiſer, dem Podium, und zeigte uns alle Merkwürdigkeiten des Orts. Mehr als von dieſen wurden wir aber von dem Standpunkte ſelbſt ergriffen, auf dem wir uns befanden. Tief unter uns lag das Forum mit ſeinen Trümmern, die man bis zum Capitol mit einem Blicke überſchaute, die Tempel, die Triumphbogen, die Kaiſerpaläſte, weiter hinaus die hügelige Campagna, mit den zerſtreuten Trümmerhaufen, mit den Wohnungen und Gräbern unbekannter Menſchen, und dort das Sabinergebirg, wo ſie ihre herrlichſten Villen gehabt, die alten Römer, und hier das Albanergebirg, wo ſie jetzt die herrlichſten beſitzen, die neuen Römer, und dazwiſchen die Berge der Volsker, und jenſeit des Capitols die Kuppeln der Chriſten, mit den ſtrahlenden Kreuzen, und über dem Ganzen die runde Scheibe des Mondes, die ſich eben ſo erhebt zu beſtimmten Zeiten, ſich eben ſo füllt, eben ſo abnimmt wie vor zweitauſend Jahren, die uns eben ſo leuchtet, bei dem Beſuche dieſes Rieſenwerkes, als ſie den armen jüdiſchen Sklaven leuchtete, die es bauten. Welche Gedanken flogen mir da durch den Kopf!

Als ich vor einigen Tagen mich in die Stanzen Raphael's führen ließ und meinen Lohnbedienten verabſchiedete, weil ich einige Stunden dort bleiben wollte, empfahl er ſich höflichſt und bat mich, mich ſeiner doch in der Folge auch zu bedienen, ich möchte aber ſeinen Namen nicht vergeſſen, er heiße Raffaelle. Dies ſagte mir der Mann mit ſehr ernſtem, faſt wehmüthigem Geſichte, in Gegenwart der Schule von Athen und des Parnaſſes. Ich verſprach es ihm eben ſo ernſt, mich des Namens zu erinnern, aber Dem hätte ich ins Geſicht gelacht, der mir auf den Mauern des Coliſeum eine Erinnerung an Zeitliches und Ewiges hätte mittheilen wollen.

Die Führer verſtanden es ſehr gut, die Effecte des Mondlichtes und der Fackeln zu unſerer Ergötzung zu benutzen. An ſchicklichen Orten liefen ſie voraus und verſteckten ſich in Niſchen oder hinter dicke Pfeiler. So wurde denn ein langes Stück des hohen Gewölbes röthlich beleuchtet, während oben am Ende durch verwachſenes Buſchwerk die bläulichweißen Strahlen des Mondes brachen. Unſere Geſellſchaft jauchzte dann immer auf und ſang Hymnen in ungebundener Rede und in allen Dialekten des lieben Vaterlandes. Ich mußte ſeitwärts gehen, um dem Getöſe auszuweichen.

Es iſt ein eigenes Ding um dieſe Stadt, das Laute ziemt ſich ſo wenig für ſie, und am wenigſten bei Mondſchein an ſolchen Orten. Und ſelbſt die Maler ſind mir hier zuwider, die mit einer wahren Heißgier über die Schönheiten herfallen und da meinen, ſie könnten ſie nun ſo mir nichts dir nichts in ihr Skizzenbuch eintragen. Aber lernen können ſie nur hier, das iſt richtig. Nur hier iſt Licht, Wärme, Farbe, Form und Geſtalt!

Ach, ein Abend in der Campagna, wie iſt der doch ſo ſchön! Wie da Alles glüht und lebendig wird! Das Buſchwerk im Vordergrunde, ſo ſaftig grün und die Ränder ſo rothgefärbt, und dann der brennende Strich am Himmel, der die ſanften Hügel umwallt, und zwei einzeln ſtehende Bauwerke, Formen, die ſich mit Worten ſchwer beſtimmen laſſen, die einſam ruhig ſich in ſchwarzen Maſſen an dem Abendhimmel abzeichnen, deren Contouren jedoch, eben ſo glühend wie dieſer, mit ihm verſchwimmen; vor ſeiner vulkaniſchen Höhle, der Wohnung des Winters, ſitzt der vom Gebirge herabgeſtiegene Hirte, die Schar ſchwarzer Lämmer weit zerſtreut um ſich her; überall ſteigen ganze Wolken von Zugvögeln auf und heben ſich höher oder tiefer, und mit kräftigem Schritte ſieht man Männer, mit breiten Hüten und Ledergamaſchen, lange Flinten auf der Schulter, Hunde zur Seite — ganz ſo wie wir uns wol die Banditen vorſtellen — die Straße einherkommen, die ſich in gerader Richtung hinzieht und deren große, viereckige, blaue Steine uns verrathen, daß es eine alte Römerſtraße iſt.

Jemand ſagte neulich: Es iſt doch abſcheulich, daß um Rom kein Getreide gebaut wird.

Ein Anderer: Es iſt eine Schande, daß die Leute ſo faul ſind; ſelbſt in der Lauſitz wachſen Kartoffeln und Buchweizen, und er wolle ſich anheiſchig machen, in zwei Jahren den Boden um Rom wenigſtens eben ſo gut, als den in der Lauſitz zu machen.

Ich kann den Aerger dieſer Leute nicht begreifen. Ob nun in der Welt etwas mehr oder weniger Kartoffeln wachſen! Der Boden um Rom ſollte keine tragen, er iſt zu ebel dazu. Als einer von Napoleon's Kammerdienern, nach dem Tode des Kaiſers, faſt vor Hunger ſtarb, und ihm die Geſchwiſter Napoleon's einen andern Dienerpoſten antragen ließen, erwiderte der noch junge, kräftige Mann: „Ich habe die Ehre gehabt, dem Kaiſer zu dienen, und diene keinem Menſchen mehr auf der Welt. Ich will meinen Gehalt als Penſion, aber nichts mehr dafür leiſten!“

Auch der Boden um Rom hat ſeine Penſion verdient.

Uebrigens zwingt die ſogenannte Aria cattiva alle Bewohner der Campagna ſie im Sommer zu verlaſſen und ſich in die Gebirge zu flüchten. Im Winter wandern ſie dann wieder von dieſen Felſenneſtern aus und kommen herab, wo ſie zum Theil in kegelförmigen Hütten, zum Theil in Höhlen wohnen, von denen die Hügel ringsum wie unterminirt ſind. Jene, die durch ihre Beſchäftigung gezwungen werden, den ganzen Sommer hindurch in der Campagna zu bleiben, ſchwellen an, werden bleich und ſterben jung. Die Schädlichkeit der Luft zu entfernen, mag jedoch nicht ſo leicht ſein, als die gleich fertigen Weltverbeſſerer ſich's wol träumen laſſen, da Vieles ſchon in dieſer Abſicht vergeblich unternommen wurde. Dieſer Zuſtand hängt mit der Beſchaffenheit des Bodens zuſammen und entſteht aus den ſchwefeligen und andern Ausdünſtungen, die ſich beſonders gegen Abend daraus erheben.

Und einſt war hier das blühendſte Land der Welt! Je nun, es iſt eben alt und abgeſtorben; wir wollen es ruhig ſo bleiben laſſen, wie es iſt, Rom ziemt dieſe Einfaſſung mehr als wogende Getreidefelder und blühende Kartoffeln.

An A. F. in M.

Rom . . . . 1838.

Ich möchte Ihnen gern etwas von den ſo geprieſenen römiſchen Schönheiten melden, welche die Maler ſo ſehr loben, und die ſie nirgend anders anzutreffen vorgeben. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſind die ſchönſten Römerinnen, die gemalten — nämlich von Raphael, die allerſchönſten, mit dem himmliſchen Ausdruck; dann die von Andrea del Sarto, Saſſoferrato und Andern, die ſich mehr zum Irdiſchen neigen. Ich muß bekennen, daß Alles, was ich von unſern Neuern geſehen, höchſtens nur die Schönheit des Letztern erreicht, und wenn ſie Raphael nicht ſklaviſch copiren, ſie ihn auch nicht entfernt zu erreichen im Stande ſind. Wenn nun aber die Römerinnen wirklich ſo ſchön wären, wie die Maler vorgeben, und wenn ohne dieſe Vorbilder Raphael nie ſeine Madonnen geſchaffen haben würde, ſo dürfte ja nur irgend ein gewandter Portraitmaler nach Rom reiſen, um die Welt mit den herrlichſten Madonnen zu erfüllen. Es verhält ſich aber anders damit.

Man hört ſo viel in der Geſellſchaft ſchwatzen, was eigentlich ſchön ſei, was nicht, ohne daß jemals etwas Beſtimmtes darüber zu Wege käme, denn die trockene Definition der Schönheit, womit etwa irgend ein Magiſter angeſtiegen käme, kann doch wirklich für Leute von gutem Ton und noch beſſerer Familie nicht im mindeſten von Werth ſein, daher ſie denn auch ſtets jede Discuſſion dieſer Art mit den banalen Redensarten beſchließen: das ſei Geſchmacksſache, oder: es laſſe ſich über ſo etwas nicht ſtreiten, oder: es ſei relativ. Dies aber iſt die rechte Höhe!

Wie ſoll ich es jedoch anfangen, Ihnen zu erklären, was ich eigentlich für ſchön halte? Eine Wendung, die ich allenfalls hier gebrauchen könnte, ſähe zu ſehr einer altmobiſchen Schmeichelei ähnlich, als daß ich ſie nicht gern unterdrücken ſollte, und obgleich ich manche alte Mode, wie Sie wiſſen, ſehr gern habe, ſo iſt mir doch das Altmodiſche in Ausdruck und Manier zu widerlich, um mich deſſen ſelbſt in der beſten Abſicht bedienen zu können. So viel iſt gewiß, daß unſere vornehme Welt Das, was ihr gefällt, auch für ſchön erklärt und dafür gehalten wiſſen will, weshalb denn jene Redensarten vollkommen bei ihr gerechtfertigt erſcheinen. Die Maler aber meinen es anders zu verſtehen und obgleich ſie Das, was ihnen gefällt, jedenfalls auch für ſchön erklären, ſo wollen ſie doch nicht immer Das, was Andern gefällt, dafür halten. Das ſchmeckt nun etwas nach künſtleriſcher Eitelkeit und Eigenſinn und da dies ſtets im Stande iſt, meinen Widerſpruch zu erregen, ſo ſehen Sie wol ein, daß ich nicht auf der Seite der Maler ſein kann.

Wenn ich nicht dieſen Brief eben an Sie richtete und deshalb fürchten müßte, Ihnen langweilig zu werden, ſo wäre ich nicht übel geneigt, die ganze Schönheitstheorie über den Haufen zu werfen. Ich will mich, der Kürze wegen, einiger Beiſpiele bedienen. Man iſt übereingekommen, in der menſchlichen Geſtalt den vollkommenſten Bau, das höchſte Ideal der Schönheit zu finden. Aber ſollte es denn nicht etwas Edleres und unendlich Schöneres geben, als dieſe gabelförmige Geſtalt, an der zwei dünne Enden herabhängen, die ſich nach unten wieder in fünf dünnere Stücke zerſpalten? Und ſetzt man nun an dieſe Figuren die aus der Vogelwelt entlehnten Flügel, ſo glaubt man gar, das Allervollkommenſte zu erblicken, das den Menſchen mit der Gottheit verbindet. Symboliſch mag es hingehen; daher habe ich auch ſtets die kleinen Engel lieber, mit den kleinen, winzigen Schwinglein, als die großen Erzengel mit Fittigen, wie die Raubvögel, und die doch eben ſo wenig damit zu fliegen im Stande wären, als der Vogel Strauß mit den ſeinigen.

Wie die Sachen nun aber einmal ſtehen, ſo ſind wir gezwungen uns mit Dem zu begnügen, was wir haben, und da hat ſich's denn ergeben, daß zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Nationen bald dies, bald das für ſchön gegolten hat, je nach Laune und Geſchmack. Eine Zeit lang wollten uns die Künſtler die ſogenannte ſtreng griechiſche Naſe aufdrängen, die großen, ſtieren, ernſt blickenden Augen, das trotzige Kinn, die hohe, gewölbte Stirne, und da hörte man dann wol, daß die regelmäßigen Schönheiten nicht eigentlich die beliebten ſeien, und wenn ſich Jemand eine Geliebte wählte, ſo konnte man ſicher in den meiſten Fällen darauf wetten, daß ſie ſich ſehr weit von dem Ideal der Maler entfernte.

Dafür richteten nun aber die unregelmäßigen Lärvchen deſto mehr Unheil an. Man weiß, daß die berühmte Sultanin Roxolane ein Näschen gehabt hat, deſſen Spitze ſich etwas nach oben wendete, wovon dieſe Näschen den Namen à la Roxolane behalten haben, und eben ſo bekannt iſt es, daß ein Mädchen, mit einem ſolchen Näschen begabt, wenn das Uebrige nicht im offenen Widerſpruche damit ſteht, ſtets eine angenehme Wirkung auf uns macht. Nun gibt es aber einfältige Künſtler, die eine ſolche Naſe, der Natur und der Erfahrung zum Trotze, für unſchön erklären und ſich nie dazu verſtehen möchten, irgend eine ihrer Kunſtgeſtalten damit zu begaben. Ebenſo iſt es mit den Augen und den übrigen Geſichtstheilen der Fall. Blauen und ſchwarzen Augen nicht zu nahe getreten, ſo iſt es doch wahrhaftig nicht zu läugnen, daß das blaßgraue und noch mehr ein ſchönes grünes Auge auch einen eigenen Reiz auszuüben im Stande iſt. Das blaßgraue zeigt mehr Hingebung und

Schwärmerei, größeren Ausdruck der Sehnſucht, als das blaue, das grüne hingegen mehr innere Glut, die ſich geheimnißvoll verbirgt und doch leichter hervorzubrechen verſpricht, als das ſchwarze. Und was ſollte an grünen Augen etwa getadelt werden? Die Farbe? Iſt Grün nicht eben ſo ſchön als Blau? Ich fand bei einer Spanierin in dem ganz weißen Geſichte ein Augenpaar von der Farbe des Labradorſteins, etwa wie eine ſtürmende See, von der Sonne beſchienen, ſo recht das Mittel zwiſchen Blau und Grün, und zwiſchen dieſen Augen ein Näſchen, gerade wie das der berühmten Sultanin Roxolane, und wahrhaftig dieſe Spanierin war ſchön, allen Malern mit ihren Idealen zum Trotze ſchön; aber die großen ſpaniſchen Künſtler haben das auch zu allen Zeiten eingeſehen und malten Madonnen und andere himmliſche Frauen ſo.

Ehe ich Ihnen nun aber ſage, ob ich die Römerinnen ſchön finde, ſo will ich Ihnen vorerſt melden, daß einige junge deutſche Maler, die erſt ſeit einigen Tagen hier ſind, erklärt haben, daß ſie noch nirgends ſo viele Schönheiten angetroffen haben, als in Rom. Einer ſagte, daß er, in der Straße, wo er wohne, ſchon zehn wunderbare Mädchenköpfe erblickt habe, während er in Deutſchland, in der Straße, wo er gewohnt, nicht halb ſo viel angetroffen. Dieſer wohnte aber auf dem Monte Pincio, unweit vom Palaſte Barberini. Ich ging ſogleich dorthin und ſchritt an ſeiner Seite an den Häuſern vorüber, aber die Sterne lächelten mir nicht: die Mädchen hatten ſich eben zurückgezogen. Ein Anderer wollte jeden Morgen, wenn er von ſeiner Wohnung zum Café greco ſich verfügte, mehr ſchöne Weiber entdecken, als in Deutſchland in einem Jahre. Mit dieſem jungen Manne war faſt gar nicht zu ſprechen. Er tadelte die Münchnerinnen, ſie, die mir ſelbſt ſtets ſo ſehr gefielen, und verſicherte, daß in Dresden die Mädchen nicht den entfernteſten Anſpruch auf Schönheit hätten. Ein alter, wakkerer Geheimrath, der dabei ſaß, wollte ſich auf das faſt geſetzeskräftige Sprichwort berufen: „in Sachſen, wo die ſchönen Mädchen wachſen," allein der junge Maler ſchlug ein Schnippchen und lachte. Ein Anderer wollte die alte, deutſche Redensart gar nie gehört haben. Nun ſehe man, was aus der Welt geworden! Das Deutſche, verſchwindet immer mehr und das Ausländiſche gewinnt die Oberhand. Würden dieſe jungen Leute ſich mit Dem begnügen, was ſie in Dresden und München lernen, und nicht ihre Zeit mit Reiſen nach Paris und Rom vergeuden, ſo würden ſie auch der deutſchen Sprichwörter nicht vergeſſen. Der Wächter auf der Zinne thut Noth; ich muß Menzel recht geben.

Aber mein Himmel! wo führe ich Sie hin? Wie unerſprießlich ſind dieſe Ausſchweifungen! Ich kehre zu meiner eigentlichen Aufgabe zurück.

Ich habe die Theater beſucht, ich bin auf dem Corſo geweſen und habe mich bei mehren Gelegenheiten unter das Volk gemiſcht. Im Ganzen kann ich die Schönheit nicht finden, im Einzelnen wol, und das iſt ja doch überall der Fall. Wie man z. B. von den Männern in Ungarn und Polen ſagen kann, ſie ſeien ſchön, ſo kann man dies nicht von den Römerinnen ſagen. Viele ſind klein, unanſehnlich, mit eben ſo ausdrucksloſen Phyſiognomien, wie wir ſie daheim auch finden. Die Frauen der untern Klaſſen der Geſellſchaft werden früh alt und hier fand ich faſt Keine, die ſo eigentlich nach allgemeinen Begriffen ſchön zu nennen war. In dem gefüllten Theater Valle, auf dem ſonntägigen Corſo, in der Villa Borgheſe, wo ſich Tauſende drängten, fanden ſich, nach unſerer ſcharfen Beobachtung, wir waren zu Vieren, höchſtens fünf bis ſechs Mädchen, die wahrhaftig ſchön zu nennen waren und von denen ſich die römiſche Abkunft beſtimmt annehmen ließ. Dieſe waren nun in der That übermäßig ſchön und konnten die ſtrengſte Prüfung beſtehen. Nun frage ich Sie aber, ob man nach ſolchen Reſultaten noch von der Schönheit der Römerinnen im Allgemeinen ſprechen könne? Aber die Mädchen in der Straße am Palaſte Barberini habe ich noch nicht geſehen, und da ich die Maler nicht gegen mich aufbringen will, ſeitdem Koch und Reinhart einmal ſo wild gegen Dr. Schorn losgezogen ſind, ſo will ich noch mein Urtheil zurückhalten und Ihnen ſpäter meine weiteren Beobachtungen mittheilen.

Eine hieher gehörige konnte ich letzten Sonntag anſtellen. Ich war nach der alten Agneſenkirche, nicht der prächtigen auf dem Platze Navona, ſondern der vor den Mauern, mehre Miglien von der Stadt, gefahren. Hier waren viele Landleute aus der Campagna, und nur ſolche, andächtig verſammelt. Die Kirche beſitzt ein wunderthätiges Marienbild und iſt beſonders heilig. Es iſt ein ehrwürdiges Gebäude. Ueber einen einſamen Hof, zwiſchen wüſtem Gemäuer, findet man den Eingang zum Tempel und ſteigt hier eine unendlich lange, impoſant breite, uralte Treppe tief zu ihm hinab. Neben mir ſchritten kräftige Männer, mit langen, umgehängten Flinten, ohne die kein Landbewohner hier ſein Haus verläßt, und von Hunden gefolgt, zu Andacht und zu Gebet. Man hätte ſie für Räuber halten können, ſo maleriſch nahmen ſie ſich aus. Ihre Jacken trugen ſie loſe um die Schulter geworfen und durften in dieſem Negligé ins Gotteshaus treten. Das iſt ländliche Licenz; in der Stadt ſah ich die Gendarmen vor dem Portale von Santa Maria maggiore ſolche Landleute dazu anhalten, vor ihrem Eintritte die Jacke hübſch ordentlich anzuziehen, welches dieſe denn auch, weiter gehend und ſchon im Eintreten begriffen, thaten. So iſt der Römer ſtets ungenirt, allein ſeine Nonchalance verräth Adel, das iſt nicht zu läugnen.

In Santa Agneſe fanden ſich aber mehr ſchöne, braune Geſichter als im Theater und auf dem Corſo, und dies veranlaßt mich zu glauben, daß das Land mehr als die Stadt den Ruf von der Schönheit der Bewohner rechtfertigt, und dies hat ſich mir bei meinen Beſuchen in Albano und Genzano beſtätigt.

An . . . . .

Rom . . . . . 1838.

In Albano ſaß neulich ein Geiſtlicher frühſtückend neben mir. Er lobte den Wein und den Gaſthof und als er für ſeine Zeche nur wenige Bajocs zu bezahlen hatte, da pries er auch die Billigkeit des Wirthes über die Maßen. Es war der herrliche Gaſthof zur Stadt Paris, wo wir ſaßen, und wer jemals in Albano war, weiß, was er von dieſem Ruhme zu halten hat. Ich hatte mehr zu zahlen als der Geiſtliche. Eine Dame von meiner Bekanntſchaft, die eben hier durch nach Neapel reiſte, von wo ich herkam, erzählte mir, daß der Geiſtliche in ihrem Wagen ſitze und ſchon unterwegs ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade durch ſeine Lebhaftigkeit an ſich ziehe. Der Mann hatte in der That etwas Auffallendes in ſeinem Weſen, und bald erfuhr ich von ihm ſelbſt, daß er kein Italiener, ſondern ein Franzoſe ſei, aus dem heitern Rheims, der berühmten Vaterſtadt des Champagners. Seine Familie, getreue Anhänger der älteren Bourbonen, war durch die Ereigniſſe im Jahr 30 ein wenig aus ihrer Stellung gerückt worden, und er, als Geiſtlicher, hatte es vorgezogen, Frankreich zu verlaſſen und nach Italien zu gehen. „Nous sommes pourtant très d'accord avec l'état actuel des choses,“ fügte er jedoch lächelnd hinzu. So war der junge Geiſtliche nach Rom und Neapel gekommen, ging von hier nach Sicilien und Malta, nach Damiette, der Straße von Suez, nach Jaffa — „Ei,“ fiel ihm hier ein junger Sachſe ins Wort, der natürlich den Unterſchied von v und ff nicht merken konnte, „auch in Java ſind Sie geweſen?“ — „Was denken Sie, in Java?“ rief mein Geiſtlicher, „nein, in Jaffa, zwölf Stunden von der heiligen Stadt Jeruſalem; mon Dieu, Joppe, le vieux Joppe!“ Er ſchien ſich wirklich über die Unwiſſenheit des jungen Deutſchen zu wundern, der doch gewiß eine treffliche Schulbildung genoſſen haben mußte, da es bekanntlich keine andere in unſerm lieben Vaterlande geben ſoll. Der junge Deutſche beſann ſich lange und ſagte dann bedächtig: „Ah ſo, ja — Joppe! das iſt recht!“ — Ich aber wollte wetten, daß er nichts davon wußte.

Von Jaffa ging der Geiſtliche nach Jeruſalem, zum todten Meere, beſah alle heiligen Orte, den Sinai, den Libanon, kehrte dann nach Aegypten zurück, beſuchte Kahira, zog nach Conſtantinopel, Griechenland und ſchiffte dann wieder nach Italien über. Sieben Mal hatte er den Tod vor Augen geſehen, theils unter Dolchen, theils in den Wellen. In Bairut war er genöthigt, mit guten Wechſeln in der Taſche, um Almoſen zu betteln, weil kein Banquier da war, um die Wechſel zu verſilbern; ſtets aber hatte er hülfreiche Geſchöpfe gefunden, die ihn aus Gefahr und Verlegenheit befreiten. Sein treuer Begleiter war ein Bedienter, den ihm ſein Vater mitgegeben hatte und den er ſpäter ſelbſt pflegen mußte, als er an der ägyptiſchen Augenkrankheit darniederlag. Nun freute er ſich des Ueberſtandenen und das Andenken dieſer Reiſe begleitet ihn wie ein ſtärkender Troſt durch's ganze Leben.

Ich fragte ihn, ob er als Miſſionär gereiſt ſei; er verneinte es. „Je sus poussé," rief er freudig begeiſtert aus. Es hatten weder wiſſenſchaftliche, noch andere Zwecke bei ſeiner Reiſe vorgewaltet.

In Rom angekommen, erfuhr der Papſt von dieſem jungen Manne und ließ ihn vor ſich rufen. Er mußte ihm ſeine Fährlichkeiten berichten und, da er dies mit jener liebenswürdigen Lebhaftigkeit that, die auch mich an ihn gefeſſelt hatte, ſo ernannte ihn der heilige Vater ſogleich zum Hausprälaten. „So weit bin ich nun und glücklich," ſchloß er ſeine Erzählung, „und wer weiß, wie weit man's noch bringt. Jetzt iſt October und da haben wir Vacanz; wir können gehen, wohin wir wollen. Ich mache, wie Sie mich hier ſehen, einen Ausflug nach Velletri zu guten Bekannten. Dies iſt mein Reiſecoſtüm; in Rom müſſen wir Alle violette Strümpfe tragen, aber heute zog ich ſchwarze an, auf dem Lande darf man's nicht ſo genau nehmen."

Er wollte in zwei Tagen wieder in Rom ſein und verſprach, mich dort zu beſuchen. Die Pferde waren angeſpannt; ein raſcher Blick durch's Fenſter, ein galanter Wink an die Dame, die ſchon in dem Wagen ſaß, und der Hausprälat Sr. Heiligkeit ſchwang ſich behend die Treppe hinab und in den Wagen hinein, der unter ſeinem freundlichen Zurückgrüßen davonrollte.

Ich habe Gelegenheit gehabt, während meines Aufenthalts in Rom, Geiſtliche verſchiedener Kategorien kennen zu lernen und vom Maggior domo und Palaſtpräfecten, dem höchſt liebenswürdigen Prinzen Maſſini, einem jungen Manne von vortrefflicher Bildung, der Franzöſiſch und

Deutſch ſpricht, die Stufenleiter hinab, bis zu den Kämmerlingen im Vorzimmer Sr. Heiligkeit, eine ſo ſeltene Politeſſe und ungezwungene Zuvorkommenheit gefunden, daß ich meine Ueberraſchung nicht zu unterdrücken vermochte. Alles athmete ruhige Pracht und ſtille Heiterkeit; die Stürme des Lebens ſchienen nicht bis hieher zu dringen, und doch konnte ich mir das Innerſte des Palaſtes in dieſem Augenblicke nicht ganz ruhig denken. Aber der Papſt verließ nach gewohnter Weiſe mit Ende October den luftigen Quirinal, mit dem Garten voll reizender Schwermuth, in welchem, dem Herbſte zum Trotze, die Spätroſen aus allen Hecken emporblühten, und bezog den prächtigern Vatican; und ſein reicher Hof, voll rother und violetter Talare, folgte ihm und die bunten, einfältigen Schweizer hielten hier wie dort die Wache.

Ihr wunderbar heiligen Felſen, auf denen St. Peter's Dom gegründet wurde! Ich ſtand oft ſtillſtaunend euch gegenüber, und wenn ich zur Kuppel voll Majeſtät emporblickte, ſo dachte ich, wie viele Stürme werden dort hinüberziehen und dennoch keinen Stein an dem kunſtvollſten Bau der Schöpfung aus ſeinen Fugen reißen!

Rom . . . . . 1838.

Der Monat October iſt für die Römer ein Monat der Freiheit und der Luſt. Ein Jeder arbeitet nur ſo viel, als er nothwendig muß, und wer einer der Auserwählten iſt, die da nicht arbeiten dürfen und doch eſſen und trinken, der fährt ſpazieren, reitet auf Eſeln ins Gebirg und läßt ſich's wohl ſein. In Albano, Frescati und Tivoli wimmelte Alles von Römern, die ſich ihrer ſchönen Natur und der herrlichen, milden Herbſtluft erfreuten. Roſen und Blumen überall und, obſchon viele Blätter auf dem Boden lagen, ſo ſah man doch den Bäumen keinen Mangel an. Alles floh aus dumpfen Mauern der heitern Landſchaft zu, auch mein freundlicher Hausprälat war ja nach Velletri geeilt; ich aber wandte mich nach Rom, um noch des letzten Volksfeſtes theilhaft zu werden, welches der großmüthige Fürſt Borgheſe alljährlich in der letzten Hälfte des Octobers den Römern zu bieten pflegt.

„Morgen werden Sie ſehen, was die Römer für ein Volk ſind,“ ſagte mein Wirth, indem er meine Frau aus dem Wagen hob. Und in demſelben Augenblicke zogen ſingende Traſteverinerinnen mit roſenbekränzten Hüten vorüber. Ich freute mich auf den nächſten Tag; Volksfeſte ſind meine Luſt, und nun gar römiſche, in der Villa Borgheſe, die berühmten Octoberfeſte! Die Table d'hôte war für den nächſten Tag auf zwei Stunden ſpäter angeſagt worden, des Feſtes wegen. Dies wäre jedoch nicht nöthig geweſen, denn das Ganze war ſo bald vorüber, daß wir Andern jetzt auf die Table d'hôte warten mußten.

„Der letzte Donnerſtag im October war angebrochen und die ſchönſte Sonne vergoldete die Gipfel der lieblichen Höhen von Tivoli und Albano, und die Geſträuche der Rom umgebenden Hügel warfen ihre ſaftigen Schatten über die dampfende Campagna.“

So würde Belani oder ein anderer Romantiker ſeine Beſchreibung anfangen — oder wollen Sie du Tromlitz ou du Storch? En voici, mon cher!

„Es war am Morgen des ſiebenundzwanzigſten October im Jahre 1838, als ein einſamer Menſch das Fenſter eines Hauſes auf der Via de Condotti in Rom öffnete, um mit ziemlich beſorgten Blicken, in denen ſich etwas wie freudige Erwartung abſpiegelte, den Zug der Wolken zu beobachten.“

Hier haben Sie Wilibald Alexis oder die ältere Berliner Schule:

„Greller zeichnete ſich wol nie die Verſchiedenheit der beiden Nationen, als an jenem Morgen, da ein Deutſcher in den beſten Jahren, über das bunte Getümmel des römiſchen Lebens hinweg, aus ſeinem Fenſter mit klaren Augen die Wolken betrachtete, die, gleich den langen, weißen Fäden des Spätſommers, über die Häuſer der Straße hinwegzogen.“

Sie rufen: genug! ich höre es und will der Laune, die mich ſoeben ergriff, Einhalt thun und Ihnen mit den natürlichſten Worten, ſo einfach als ich mich ſtets zu ſein beſtrebe, melden, daß ein klarer Morgen uns einen ſchönen Feſttag verſprach und daß die ſingenden Traſteverinerinnen, mit den roſenbekränzten ſchwarzen Männerhüten auf dem Kopfe, mich ganz beſonders neugierig auf die Herrlichkeiten dieſes Tages gemacht hatten. Dieſe Mädchen beſitzen den eigenthümlichen Stolz, ſich für beſſer als die übrigen Römer zu halten, da ſie ihre Abſtammung direct und unverfälſcht von den alten Griechen herleiten und ſich daher, ſie mögen noch ſo jung ſein — alte Trojanerinnen nennen.

Um drei Uhr fuhr ich zur Porta del Popolo hinaus, dem prächtigen Portale zu, welches von dieſer Seite den Eingang in die weitläufigen Gärten der Villa bildet. Hier prangten noch die Napoleoniſchen Adler, auf die ehemalige Verwandtſchaft hindeutend, die das reichſte und vornehmſte römiſche Fürſtenhaus in ſeinem Stolze nicht verſchmähte noch jetzt anzuerkennen. Der Napoleoniſche Adler hatte in der ganzen Stellung etwas überaus Prächtiges; es war das edelſte Abbild des Herrſchers der Lüfte und kein heraldiſches Ungethüm, das im weiten Reiche der Natur nirgends anzutreffen iſt.

Dieſen Betrachtungen weiter nachzuhängen verhinderte mich ein Blick in die vorüberrollende Kutſche der jungen Herzogin von Seymour, Schwiegertochter des älteſten Sohnes des Fürſten Borgheſe. Sie iſt wol die ſchönſte Frau in Rom und vielleicht auch die ſchönſte, die man nur ſich denken kann, allein ſie iſt keine Römerin. Die Nebelinſel, die zu ihren vornehmſten Capricen auch die zählt, die reizendſten Frauen hervorzubringen, iſt der Herzogin Vaterland, die eine geborne Lady Shrewsbury iſt. Sie ſaß in der einfachſten Toilette von der Welt, ein weißes Muſſelin-Kleid und ein Hut von Roſaſeide, allein auf dem Rückſitze des Wagens, und ihr gegenüber die Amme, in zierlich bunter, ländlicher Tracht, einen ſchönen Säugling im Schooſe.

Das Feſt fängt ganz allerliebſt an, ſagte ich zu mir ſelbſt, und fuhr geſpannt weiter. So machte ich nun den ganzen Giro, den gewöhnlich die Wagen umkreiſen, ſtets im ſtarken Trabe, da mit dem meinigen ſich nur ungefähr zehn bis funfzehn Wagen an dieſem Orte bewegten. Zwei Muſikchöre ſpielten, von einigen Gaffern umgeben, in den Alleen zogen Spaziergänger umher und auf dem Raſen balgten ſich einzelne Jungen. Es war bereits halb vier und noch veränderte ſich die Scene nicht, und um halb ſechs iſt Alles vorüber. Welch ein Volksfeſt, das nur zwei Stunden währt — welch ein Volk, das in ſeinen Genüſſen ſich ſo genügſam zeigt!

Endlich mehrten ſich die Gruppen, ich ſtieg aus. In einem von Gittern umgebenen Bezirke, am untern Ende eines Weihers, wurden Chöre aus italieniſchen Opern mit Orcheſterbegleitung geſungen. Den Rand des Weihers umſtanden die Zuhörer und auf dem Waſſer ſelbſt wurden zwei Gondeln herumgefahren, die mit alten, ſchmuzigen Decken behängt waren. Dies war die eine Seite des Feſtes. Die andere war im ſogenannten Amphitheater, wo Ball geſchlagen und zwei Cocagnen erklettert wurden. Außerdem wurde ſcherzweiſe gerauft, geſprungen und von lieber Jugend ein Weniges geſchrien. Vor dem Kaffeehauſe am Eingangsportal ſaßen einige zwanzig Menſchen, und in der Trattoria vielleicht funfzig, die Kaſtanien und Oliven aßen und Wein dazu tranken. Mein Gott, welch ein Feſt, ohne Eſſen und Trinken!

Die Hauptſache war der Saltarello; wie hatte ich mich auf den gefreut! Alle früheren Reiſenden erzählten, daß man ihn in allen Straßen ſehen könne, beſonders aber jenſeits der Tiber; und die Tarantella in Neapel, wie umrauſchten mich ſchon in Gedanken die Töne der ſummenden Guitarren, der ſchwirrenden Mandolinen, der klingenden Tambourins. Aber wie groß war meine Enttäuſchung! In Rom und Neapel bin ich nun geweſen und nirgends zeigte ſich mir auf den Straßen, auf den Plätzen dieſer Städte das freundliche, ſüdliche Bild tanzender Menſchen, die, mitten im Getreibe des geſchäftigen Lebens, in unbefangener Sorgloſigkeit ihr ſinnliches Spiel treiben.

Hier aber, in der Villa Borgheſe, ſollte ich den Saltarello ſehen! Es wurde auf mehren Stellen getanzt, überall umſtanden die Zuſchauer ſo dicht die Tanzenden, daß dieſe ſich mit dem kleinſten Platze begnügen mußten, ihre Sprünge zu üben. Gewöhnlich tanzten zwei Mädchen oder zwei Männer, ſelten mehre zugleich, zum Schalle eines Tambourins, das natürlich keine Melodie, ſondern nur den Rythmus angeben konnte. Von andern Inſtrumenten war bei keiner Gruppe etwas zu vernehmen. Einige Mädchen tanzten mit natürlicher Grazie, die meiſten jedoch plump; ſo waren die Touren und Wendungen künſtlich genug, und man würde das Ganze wol mit größerer Befriedigung haben anſehen können, wenn die Leute nur einigermaßen reinlich, wenn auch nicht feſtlich, gekleidet geweſen wären. So aber gingen die Mädchen höchſtens ſo gut wie unſere Köchinnen an Werktagen. Lange Kleider von buntem Kattun, Schürzen von demſelben Stoffe und dicke Halstücher, deren Enden auf dem Rücken zuſammengeſchlagen waren. Meine ſtuttgarter Köchin wäre unglücklich, wenn ſie jemals in ſolchem Accoutrement auf den Markt, viel weniger zum Tanze gehen ſollte. Dies die Mädchen! Die Tänzer jedoch waren noch viel unanſehnlicher, in alten, beſchmuzten Mancheſterjacken und oft ſogar zerriſſenen Inexpreſſibles. Man mußte ſelbſt beim Zuſehen im Freien oft zum Riechfläſchchen ſeine Zuflucht nehmen. Glücklicher römiſcher Himmel! Was wäre dieſer Tanz erſt im geſchloſſenen Raume geweſen?

Bemerkenswerth war mir die höfliche Gutmüthigkeit der Italiener auch hier, die ſich ſchon bei anderen Gelegenheiten mir kundgegeben hatte. Tänzer und Tänzerinnen wechſelten beſtändig, oft ſchon nach wenigen Minuten; man trat ſich, ohne ein Wort zu verlieren, den Platz ab; das Tambourin wandelte, wenn der Schläger müde wurde, eben ſo ruhig von Einem zum Andern, Alles ohne Unterbrechung und nie fiel dabei Streit vor.

Mit den Coſtümen in Italien iſt es auch ein eigenes Ding. Wie uns die Künſtler belehren, ſo ſind ſie ganz vorzüglich maleriſch, was man aber davon in der Wirklichkeit zu ſehen bekommt, entſpricht jenen Bildern nicht.

Ja, wäre Alles ſchön roth und grün und gelb und lila; ſo aber iſt ſtets eine Tinte von Braun und Grau beigemiſcht, die mein Gefühl und Geſchmack nun einmal nicht ſchön finden können. Die Frauen von Albano und Genzano ſollen ein überaus prächtiges Coſtüm beſitzen, das ſie aber jährlich nur höchſtens zwei bis drei Mal anlegen. Wer ſo glücklich war, es zu ſehen, mag darüber berichten; ich ſah es nicht, doch ſo viel muß ich geſtehen, daß in Albano die gewöhnlich ganz weiße Tracht auffallend rein iſt und einen erfreulichen Gegenſatz zum ganzen Uebrigen bildet.

Es war kaum halb ſechs und die Menge begab ſich auf den Heimweg; auch die Traſteverinerinnen fuhren laut ſingend ab. Sie waren die luſtigſte und feſtlichſte Erſcheinung geblieben. Ich aber ſchlug einen einſamen Pfad ein, der mich zu jenem verlaſſenen und verfallenen Caſino führte, das einſt Raphael bewohnte. Hier ſah ich hinab auf die wogenden Maſſen, die durch's Popolothor zogen, und auf das dampfende Rom, bis weit hin zum Meere. Ein prächtiger Anblick! Für mich das eigentliche Feſt an jenem Abende.

Ich ſuchte nach einem Lorber an dieſer Stätte und da ich keinen fand, pflückte ich mir eine duftende Orangenblüte, ſteckte ſie auf den Hut, drückte meiner Frau die kleine, weiche Hand und zog, in recht inniger, deutſcher Gemüthlichkeit, ungeſtört von dem Volke, durch die ſtillere Straße Babuino, unſerem Gaſthofe zu.

Rom . . . . .

Geſtern Abend führte mich mein Weg durch die Ripetta. So heißt die lange Straße, die ſich längs der Tiber hinzieht und an der Engelsbrücke mündet. Obgleich der ſogenannte Tiberhafen nichts als einige Barken zeigt, die mit Steinen oder Aehnlichem beladen ſind, und weder Schiffe noch Handel hat, ſo iſt die Straße der Ripetta, welche dahinführt, dennoch lebhafter als andere im weiten, menſchenleeren Rom. An Oſterien und Trattorien fehlt es darin nicht, die ſtets beſetzt ſind, wenn ſie gleich nicht zu den vortrefflichen gehören.

Im Vorbeiſchlendern fiel mein Auge durch den halbgeöffneten Vorhang, mit dem nach Landesſitte der Eingang einer Oſteria ſtatt der Thüre geſchloſſen war. Der innere Raum war leer; die antike Lampe mit den vier Flammen auf hohem, dünnem Fuße, die ſich frei, wie ſchwanke Blumen auf ihrem Stengel, wiegen, ſtand vor dem hinter dem Schenktiſche gemächlich liegenden, ſtill vor ſich hinträumenden Wirth, und in dem fernſten Winkel des nicht allzugroßen Raumes ſaß noch eine hohe, breitſchultrige Geſtalt, ſchwarz gekleidet, mit großen, ausdrucksvollen Zügen, deren Ernſt durch einen langen, grauen Bart erhöht wurde, der ſich glattgekämmt bis zur Magenhöhle erſtreckte. Dieſe Erſcheinung war mir ſchon oft begegnet, in den Kaffeehäuſern, auf dem Spaziergange, und ich war neugierig, mit dem ſeltſamen Manne ein Geſpräch anzuknüpfen. Er mußte ein Sonderling ſein, ſo viel war gewiß, denn der lange Bart ſtand mit dem Uebrigen vom modiſchen, ſchwarzen Frack bis zu den feinen, weißen Manſchetten in zu grellem Widerſpruch.

Ich trat ein, forderte Wein und ſetzte mich mit freundlichem Gruße und leichter Entſchuldigung, wie dies die höflichen Italiener auch nie zu unterlaſſen pflegen, auf die Bank des Mannes im Barte, der, ſogleich rückend, Platz machte und ruhig ſeine Cena vollendete, die aus einem Stück harten Ziegenkäſe und einem Glaſe rothen Eſſigwein beſtand. Die eiſerne Ruhe des Mannes, die ſich in ſeiner Haltung wie in ſeinen Mienen ausdrückte, ja — die ſelbſt ſein tactmäßig, gleichförmiges, unausgeſetztes Kauen verrieth, ließ mich ſchon verzweifeln, meinen Zweck bei ihm zu erreichen, als der Wirth ſich aus ſeiner Lethargie erhob und mir zu Hülfe kam.

„Der Herr Marcheſe,“ fing er an, „geht wahrſcheinlich wieder mit einer großen Idee ſchwanger. Ich ſehe den tiefen Ernſt, mit dem Sie dieſen Käſe zermalmen, ich beobachte, wie bedächtig jeder rothe Tropfen durch Ihren Schlund rinnt. Sicher werden hieran Bemerkungen geknüpft, die zu irgend einem großen Reſultate führen. Dürfte man ſich erkühnen, darnach zu fragen?“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo zeigte ſich auf der breiten Geſichtsſcene des Bärtigen ein Schauſpiel, das mich wunderſam ergriff. Die Züge ſtreiften plötzlich die ſchläfrige, ernſte Ruhe ab, die auf ihnen lagerte, und es begann ein ſeltſames Muskelſpiel, ein kramphaftes Hüpfen um Mund und Augen — ſo denke ich mir's, wenn ein Stummer die Sprache wiedererhält, oder wenn ein am Staar Operirter mit einem Male die Wirkung des Lichtes empfindet. Dieſes elektriſche Zucken dauerte jedoch nicht lange; das Hüpfen legte ſich und die Züge ebneten ſich wieder, doch zeigten ſie nun den Ausdruck tiefen Schmerzes, zu dem ſich ein ſehr wohlanſtehendes, mitleidiges Lächeln geſellte.

„Die Menſchen ſind es nicht werth,“ tönte es nun mit ſtarker, ſchöner Baßſtimme aus dem Barte hervor, „daß ich ihnen die Reſultate meiner Forſchungen mittheile. Verdanken ſie mir nicht ſchon die größten Wohlthaten? Und was ward mir dafür?“

Ich wurde aufmerkſam und betrachtete nun den Mann mit einer Theilnahme, die ſich von der Neugierde ſehr unterſchied, welche ich früher empfunden hatte, aber das ſarkaſtiſche Lächeln des Wirthes ſtörte mich wieder darin.

„Sie müſſen wiſſen," ſprach er nach einer kleinen Pauſe, „daß der Herr Marcheſe die wichtigſten Entdeckungen gemacht hat und daß er nicht nur keinen Lohn dafür erhalten, ſondern daß man ihm ſogar den Ruhm derſelben ſtreitig gemacht hat."

Ich wünſchte natürlich zu wiſſen, welche Entdeckungen dies ſeien.

„Nichts als Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, Dampfwagen und die Kunſt, den Luftball zu regieren, in neueſter Zeit," ſprach der Marcheſe hingeworfen.

Ich wußte nun, wen ich vor mir hatte.

„Die Telegraphen ſind eine meiner früheſten Erfindungen, ich war kaum zwanzig Jahre alt, wie ich darauf kam," fuhr Jener im vorigen Tone fort.

„Ach," fing ich ſeufzend an, „ſo iſt es den großen Geiſtern ſtets ergangen! Alle dieſe herrlichen Einrichtungen verdankt die Geſellſchaft Ihnen, mein Herr, und Ihrem Namen wurden noch keine Tempel und Ehrenſäulen errichtet, ja man kennt Sie nicht einmal jenſeit der Alpen!"

„Nicht einmal dieſſeit der Apenninen!" ſchrie der Mann im Barte und ſeine Auge ſprühte Flammen; „o, dieſe Römer! die Undankbaren! Lebte ich in Frankreich oder Deutſchland, ſo wären mir nicht nur Ehrenſäulen errichtet worden, ſondern ich hätte Schätze erhalten, und — im Vertrauen geſagt — die thun mir am meiſten Noth, da ich mein Vermögen aus Eifer für die Wiſſenſchaft aufgeopfert habe."

„Glauben Sie das nicht," ſprach ich ganz ernſt zum Narren, „auch unter uns — denn ich habe die Ehre ein Deutſcher zu ſein — würden Sie keinen Erſatz für Ihre baaren Aufopferungen erhalten haben. Ich kenne einen Mann, der im grünen Ueberrocke zwiſchen Heidelberg und Mannheim umherſchwankt, einen Hirſchfänger gleich einem

Stecke in der Hand tragend; ein Jeder in der Gegend kennt ihn und weiß, wer er iſt. Und auch dieſer Mann hat ſich ein ganzes, langes Leben hindurch abgemüht, ſeinen Mitmenſchen durch neue Erfindungen zu nützen. Ihm verdankt man in Deutſchland unter Anderm das ſinnreiche Geh-Fahren, oder Fahr-Gehen, wo man vermittelſt einer einfachen Maſchine ſich in den Stand geſetzt ſieht, um Vieles beſchwerlicher Das zu bewerkſtelligen, was man mit gewöhnlichen Beinen auch erreicht, ſich aber dabei noch mit leichter Mühe den Hals brechen kann. Unſere Dankbarkeit erſtreckte ſich nicht weiter, als der vortrefflichen Erfindung den Namen des Erfinders anzuhaften, aber der baare Lohn blieb aus und der große Mann hat ihn allein in ſeinem Bewußtſein zu ſuchen."

„Aber was ſprechen Sie da von der Fahr-Gehmaſchine," ſchrie abermals der Bärtige, „das iſt ja auch meine Erfindung! Die hat mir Ihr Landsmann geſtohlen!"

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," erwiderte ich, „meines Wiſſens iſt der Erfinder der Draiſine nie in Italien geweſen, oder ſollten Sie vielleicht in Deutſchland —

„Ich war in Deutſchland," unterbrach mich heftig mein Gegner, „und Alles, Alles habt Ihr von mir —"

„Alſo auch etwa den Theaterſpiegel hätte der Erfinder der Draiſine von Ihnen, mit deſſen Hülfe der Kleinſte über die Köpfe der Größten hinwegſieht, die ihm die Ausſicht nach der Bühne rauben?"

Auch den — auch den!" ſchrie der Menſch wüthend, „o daß ich ihn hier hätte, den treuloſen Deutſchen, der ſich meine Erfindungen aneignet und mich um Ruhm und Geld bringt!"

Ich ſuchte ihn, ſo viel ich konnte, zu beſänftigen; ſein ruhiges Abendbrot war aber zerſtört, und der Gedanke an unſern Herrn von Drais wird ihn noch lange verfolgen.

Ich dachte über den Zuſtand dieſes Menſchen nach und ſprach mit einigen Freunden darüber, die ihn ſpottend den Marcheſe Cigacaſa nannten, weil man ihn gewöhnlich ſein frugales Mahl mit Ziegenkäſe halten ſah. Sie behaupteten nun, er ſei der glücklichſte Menſch auf der weiten Erde. Sein Wahn, er habe alle nützlichen Entdeckungen gemacht, die der Menſchheit ſo ſehr zu Gute kommen, könne nicht anders als beglücken. Ich aber meinte, daß das Gefühl des Undankes ſowol, wie auch der Glaube, man habe ihm ſeine Erfindungen entwendet, den armen Mann fortwährend furchtbar peinigen müßte.

Auf meine Erkundigung vernahm ich, daß der Marcheſe eigentlich nie etwas erfunden hatte, nicht einmal eine Draiſine, was ſeine Tollheit um ſo pikanter machte. Wie die fixe Idee in ihm entſtanden war, wußte mir jedoch Niemand zu ſagen. Wenn ich nun unſern Deutſchen, den wirklichen Erfinder der Draiſine, neben dieſen Italiener ſtelle, welche Verſchiedenheit zeigt ſich da!

Jener, der ſich ſein ganzes Leben hindurch abplagte, Etwas zu erfinden, das den Menſchen von Nutzen ſein könnte, der zwar auch über Undank klagt, dabei aber eine luſtig phantaſtiſche Erſcheinung abgibt, wie ſie Hoffmann zu zeichnen verſtand, bei der man ſowol Lachen als Unbehagen empfinden kann; der in dem heitern Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg angetroffen wird und jedem Reiſenden zur Unterhaltung dient, der keine beſſere haben will. Dieſer Italiener hingegen, gleich wie unſer Deutſcher, ein Mann aus adeligem Geſchlechte, aber keineswegs ſo populär wie dieſer, ſondern ernſt, finſter, zurückgezogen; fein gekleidet, während unſer Landsmann den Anzug vernachläſſigt; mit ausgezeichneten Phyſiognomie, die er noch durch den großen Bart zu verſtärken ſucht, indeß der Andere nichts hat, als das glatte Geſicht eines Menſchen, der ſich willig den etwas derben Scherzen der heidelberger Studenten herleiht. Der Marcheſe aß zwar nur ſein Stück harten Ziegenkäſes, aber ich hätte es wol Niemand rathen wollen, ihm ungebeten eine Würze, ſelbſt in der beſten Abſicht hinzuzuthun; der Herr von Drais hingegen trank im Badiſchen Hof in Heidelberg Champagner, den man ihm mit Pfeffer und Schnupftabak gewürzt hatte.

Es machte mich traurig, dieſe Parallele zu ziehen, denn ſie gab mir Stoff zu allerlei Betrachtungen. Der Marcheſe von Cigocaſa war aber der einzige Narr, der mir in Rom aufgeſtoßen iſt, und um ſo merkwürdiger noch, da ſeine Narrheit ſich in ein Feld verirrt hatte, dem die Italiener lange ſchon entfremdet ſind, das der Entdeckungen und Erfindungen nämlich. Er wähnt zu erfinden, während in Italien wahrlich nichts mehr erfunden wird, und Alles dort ſeit Jahrhunderten ſtationär geworden iſt.

Rom . . . . . .

Hier weiß man nicht, was Induſtrie iſt, noch weniger aber weiß man von jener Speculationswuth, die überall die Menſchen erfaßt hat. Alles geht ruhig ſeinen alten Gang, und Niemand ſcheint eine Ahnung davon zu haben, daß Vieles beſſer ſein könnte. Für die Einwohner wäre es auch in jeder Beziehung unfruchtbar, ſolche Verbeſſerungen eintreten zu laſſen; allein für die Fremden möchte es anders ſein, und ich bin überzeugt, daß bei der Menge derſelben, die ſich den größten Theil des Jahres, mit Ausnahme der heißeſten Monate, in Rom befinden, ein unternehmender Mann hier ein dankbares Feld zu bebauen fände.

Man glaubt nicht, wie ſonderbar abgezirkt ſich nicht nur jeder Staat, ſondern ſelbſt jede Stadt Italiens in Bezug auf ihre eigenthümlichſten Hervorbringungen hält: dies bezieht ſich auf Alles. Wer z. B. in Rom Anſichten von Florenz und Neapel kaufen wollte, dürfte vergebens von Laden zu Laden gehen, und ebenſo in dieſen Städten, wenn er Bilder von Rom dort ſuchte. Daſſelbe iſt der Fall, würde man die kleinen, beliebten Kunſtgegenſtände, aus Lava verfertigt, außerhalb Neapel, oder die bekannten florentiner Moſaik in Rom, oder römiſche in Florenz ſuchen. Wer Luſt hat, ſolche Dinge einzukaufen, verſäume es daher nicht an Ort und Stelle ſich darnach umzuſehen, denn wenn man nicht gewiß iſt, auf dem Rückwege das Verſäumte nachholen zu können, ſo muß man von ſeinem Vorhaben gezwungen abſtehen.

Noch weit auffallender iſt aber dies Abſchließungsſyſtem in anderer Beziehung.

In Monteſiascone wächſt bekanntlich der herrliche Muskateller, der unter dem Namen des „Est, est, est“ eine claſſiſche Celebrität erlangt hat. Monteſiascone iſt aber römiſch und das Einbringen dieſes Weines in die Hauptſtadt unterläge nicht nur keiner Schwierigkeit, ſondern ſelbſt die Fracht müßte, bei der geringen Entfernung, keinen großen Aufwand verurſachen. Sollte man es nun aber wol glauben, daß ich mich vergebens bemüht habe, eine Flaſche dieſes Weins in Rom aufzutreiben?

Meine Frau war jüngſt unwohl und ich wünſchte ihr einen ſüßern und wärmern Wein zu geben, als den gewöhnlichen. Ich wohnte bei Franz, in dem Hotel d'Allemagne, und der hat keinen „Est, est, est.“ Ich ſchicke nach andern

Hauſe, dieſelbe verneinende Antwort; ich ging hierauf ſelbſt zu allen Weinhändlern in der Nähe, die mit fremden Weinen handelten, aber zu meiner Verwunderung hieß es hier: ich würde vergebens in Rom Montefiascone finden; er ſei zu theuer, man liebe ihn nicht und dergleichen mehr. Ich mußte meine Zuflucht zu Orvieto nehmen.

Welcher Abſatz würde z. B. Der finden, der auf den Einfall käme, Rom fortwährend mit friſchen Auſtern zu verſehen! Weder im October, noch zu Anfang des November iſt mir hier eine Auſter zu Geſichte gekommen, während dieſe angenehmen Schaltthiere am Seegeſtade im Ueberfluſſe vorhanden waren und ohne Gefahr für die Geſundheit gegeſſen werden konnten. Mein Gott, wie angelegen läßt man ſich's da in unſern Ländern ſein, den Geſchmacksſinn zu befriedigen! Wie weit werden bei uns Auſtern und Seefiſche gefahren, bis ſie, oft ſchon nicht mehr friſch, auf die Tafeln kommen. Eilwagen und Dampfſchiffe nehmen ſie auf, um die Waare in möglichſter Schnelligkeit in die vom Meere entlegenſten Provinzen zu bringen. Man gehe in die Rue de Montorgueil zu Paris, wenn Abends die friſche Marée anlangt! Eigene Couriere fliegen vom Rocher de Cancale am brandenden Meere, um ihrer Laſt ſich vor dem berühmteren Namensvetter, in jener Straße in Paris, zu entledigen. Und wie leicht und nahe hätten es die Römer! Die herrlichen Auſtern aus dem Lago di Fuſaro bei Neapel, die claſſiſchen Leckerbiſſen eines Lucull, brächte die gewöhnliche Gelegenheit, der Angriſani, ſchon in zweimal vierundzwanzig Stunden nach Rom. Daran denkt aber Niemand, und die Fremden in Rom entbehren auf unbegreifliche Weiſe einen Reiz der Tafel, den ſie bei der Nähe des Meeres doch vorauszuſetzen berechtigt wären.

Mit den Reizen der Tafel iſt es hier überhaupt eine eigene Sache. Elegante Reſtaurationen gibt es keine, und die Wirthstafel in meinem Hotel iſt eher ſchlecht als gut zu nennen. Sind auch ein paar Schüſſeln wol eben genießbar, ſo entbehrt doch die Küche der feinern Zubereitung; die Jahreszeit wird gar nicht berückſichtigt, und die Austheilung — le menu — beſchränkt ſich auf die gewöhnlichſten, hausbackenſten Erſcheinungen, was endlich auf die Länge ermüdet und dem anſpruchloſeſten Gaumen mißbehagt. Die großen Stücke Rind- und Kalbfleiſch ſind eigentlich das Einzige, was man loben kann; wenn ſie ſich nur nicht alle lieben Tage wiederholten.

Unter den Häuſern, wo nach der Karte geſpeiſt wird, ſteht das „beim Haſen“ (Lepre), meinem Gaſthofe gegenüber, oben an. Es iſt das weiteſte Local, und der Unternehmer ſcheint ſehr gute Geſchäfte zu machen, da es immer beſetzt iſt. Man denke jedoch nicht hier eine Speiſe-Anſtalt, wie in Paris, oder auch nur in den größern Städten Deutſchlands, zu finden. Von Eleganz iſt hier keine Rede und nur die beſcheidenſten Erwartungen werden auch in anderer Hinſicht befriedigt. Feinere Speiſen nennt der Küchenzettel nie und die Bereitungsart des Gebotenen iſt die einfachſte.

Außerdem iſt noch eine Reſtauration auf dem Spaniſchen Platze und in einem an den Corſo ſtoßenden Winkel, die zu nennen ſind. Erſtere kann unter den obwaltenden Verhältniſſen ebenfalls empfohlen, die letztere es etwas weniger werden.

In den größern Hotels finden in Rom, wie in den andern Hauptſtädten Italiens keine Wirthstafeln ſtatt; man beſtellt ſein Eſſen, zu einem beſtimmten Preis, und hat dann gewöhnlich Urſache, damit zufrieden zu ſein.

Die Kaffeehäuſer werden hier faſt allgemein um das wenn, längſtens um neun, geſchloſſen, dafür aber ungewöhnlich früh geöffnet. Zu den beſten gehört das „Del buon Gusto“ auf dem Spaniſchen Platze, obgleich auch dieſes nicht eben durch große Eleganz ſeinen Unternehmer zu Grunde zu richten droht. Das großartigſte Etabliſſement dieſer Art iſt das Café, welches ſich in der Galerie des Palaſtes Ruſpoli am Corſo befindet. Das ganze Erdgeſchoß dieſes ſchönen Gebäudes iſt den Beſuchern eingeräumt und nach hinten gelegen befindet ſich eine breite Terraſſe, mit Schlingpflanzen umſchirmt und mit Zeltdächern gegen die Sonnenſtrahlen verſehen, die zu einem kleinen Gärtchen mit plätſchernden Springbrunnen führt, wo ſich's zu jeder Stunde recht anmuthig und kühl ſitzen läßt. Dies iſt der einzige Ort dieſer Art, wo man einige Sorten Sorbet des Abends erhalten kann; am Tage würde man jedoch hier, wie in allen übrigen Kaffeehäuſern Roms, vergebens darnach fragen.

Sollte man es glauben? Und doch iſt es ſo. In dem heißen Rom, wo der Genuß dieſes Erfriſchungsmittels vor Allem geboten zu ſein ſcheint, iſt es nur an einem Orte und ſelbſt hier nur Abends zu bekommen. Das Café Ruſpoli iſt übrigens ſehr beſucht und alle Gegenſtände der Conſumtion in dieſem Local ſehr vorzüglich.

Der Kaffee iſt im Allgemeinen in Italien trinkbar und hier wird er beſonders gut zubereitet. Gewöhnlich wird er durch den Zuſatz von römiſcher Milch verdorben, weshalb ihn auch die meiſten Römer rein, ſchwarz trinken. Man bedient ſich faſt allgemein der Ziegenmilch. Ich ſehe jeden Morgen, aus meinem Fenſter, einen Mann mit fünf oder ſechs Ziegen die Straße hinab, von Thür zu Thüre gehen. Wo man Milch haben will, da tritt Jemand mit einem Gefäße heraus, in welches die Ziegen gemelkt werden. Es iſt die einfachſte Art, den Stoff vom Fabrikanten auf dieſe

Weiſe bitter zu beziehen. Aber nicht nur, daß die Ziegenmilch den Geſchmack des Kaffees verdirbt, ſo iſt ſie auch noch in dieſem Herbſte ungeſund und man wird daher vor ihrem Genuſſe von den Aerzten gewarnt.

* * *

Rom, ...

Wie mochte mich Herr Franz wol dieſen Morgen im Stillen auslachen, als ich ihn fragte, was es in Rom heute zu ſehen gäbe?

„In Rom gibt es genug zu ſehen,“ war ſeine Antwort, das habe ihn noch nie ein Fremder gefragt.

Ich meinte aber damit in meiner Unſchuld, wo ſich denn mal Etwas zutragen möchte, das werth wäre, von einem Fremden in Augenſchein genommen, oder mitgenoſſen zu werden, und darauf erhielt ich keinen Beſcheid. Wahrlich, wenn man die kirchlichen Feierlichkeiten und noch zwei oder drei Gelegenheiten im ganzen Jahre ausnimmt, ſo gibt's in Rom nichts zu erleben, nichts mitzumachen. Es gibt Ruinen, Gräber und Galerien zu ſehen, und nichts weiter.

Für heute ward alſo beſchloſſen, zum Grabe des Taſſo zu wallfahrten.

Ein Fiacre von der Piazza di Spagna rollte herbei und mit den Worten: „nach St. Onofrio!“ ſetzte ich mich zu meiner Gefährtin in den Wagen.

Wir fuhren über die Engelsbrücke, bei Sanct Peter vorbei, zum Thore hinaus und befanden uns nun im freien Felde. Der Weg führte ſteil bergan, der Kutſcher ſtieg ab und ging, die Pferde antreibend, neben dem Wagen. Der Morgen war köſtlich, und da ich immer gehört hatte, daß die Ausſicht bei dem Kloſter St. Onofrio über Rom hinweg ſehr ſchön iſt, ſo freute ich mich doppelt des herrlichen Wetters. Wir ließen die Blicke zurückſchweifen: Rom mit ſeinen Kuppeln ſank immer tiefer und die blauen Berge von Tivoli und Albano hoben ſich immer höher über die Campagna, die in den freundlichſten Herbſttinten leuchtete. Ueberall blinkten die Villen von den Höhen aus ihrer grünen Umgebung; ſeitwärts, vor Allen bemerkbar, die köſtliche Villa Pamphila, mit ihren reizenden Pinienhainen. Ich habe dieſen maleriſchen Baum nirgends in ſolcher Menge und ſolcher Schönheit angetroffen.

Der Weg wurde uns, trotz dieſer ſchönen Ausſicht und der herrlichen Luft, die wir athmeten, dennoch ein wenig lang, und ich fragte den Kutſcher, ob wir uns denn nicht bald an Ort und Stelle befänden. Da geſtand er uns, daß wir noch ein paar Miglien zu machen hätten, und ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß die Wallfahrt nach Taſſo's Grabe uns den ganzen Vormittag koſten würde. Was war zu machen? Wir baten den Kutſcher zu eilen, allein der Berg, den wir noch immerfort hinanfuhren, trat dieſem Wunſche hemmend entgegen. Die Straße zog ſich einſam hin; faſt Niemand begegnete uns, und die Thüren einiger Häuſer, an denen wir vorüberfuhren, waren geſchloſſen und deuteten an, daß ſie unbewohnt ſeien. In einiger Entfernung zeigte ſich uns jetzt die Kuppel einer kleinen Kirche.

„Dort iſt St. Onufrio,“ ſagte der Kutſcher.

„Von hier hat der ſterbende Dichter wol oft hinabgeſchaut auf die Stadt, wo ihm ſo große Ehren bereitet wurden,“ ſagte meine Frau. „Dort das Capitol, ſein Ziel, ſo leicht zu erreichen und doch unerreichbar für ihn!“

„Wir ſtanden vor ſeinem Hauſe in Sorrent,“ ſprach ich, „ſeine ſchöne Wiege mit Düften umwoben, wo das Rauſchen des Meeres ſeine erſten Träume umtönte und ſeiner jungen Phantaſie den reizenden Schwung gab. Die Gegenſtände, die unſere erſte Jugend umgeben, verleihen dem Leben den erſten, aber mächtigſten und verhängnißvollſten Anſtoß. Darum ſehen verſtändige Väter ſtets darauf, von ihren Kindern Das zu entfernen, was auf ihre ſpätere Laufbahn ſchlecht einwirken könnte. Montaigne's Vater ließ die Wiege ſeines Kindes mit Muſik und holden Klängen umgeben, die von guten Virtuoſen aus ihren Inſtrumenten hervorgezaubert wurden, und welch ein harmoniſcher Geiſt ward dieſer Sohn! — Aber eben dieſe von der üppigen Luft Sorrents genährte Kindheit gab Taſſo die maßloſe Phantaſie und bereitete ihm die unſäglichen Leiden."

Wir hielten jetzt vor der Kirche. Es ging breite, mit Gras bewachſene Stufen hinan. Das Gotteshaus war eng und ungeſchmückt und mit betenden Landleuten angefüllt. Ich begab mich in die Sacriſtei, wo ich einige Geiſtliche beſchäftigt ſah, und bat ſie, mich zu Taſſo's Grabe zu führen.

„Das iſt nicht hier," erwiderte mir der Aeltere von ihnen, „es befindet ſich in St. Onufrio in Città, nicht in St. Onufrio in Campagna, wie dieſe Kirche genannt wird."

Der Fiacre hatte, da ich ihn auf die Stunde gemiethet, ſich das Vergnügen gemacht, ſeine Pferde faſt todt zu hetzen, um mich hieher, einige Miglien weit, nach einem Kirchlein zu fahren, wo es nichts zu ſehen gibt, wie er wohl wußte. So hatte er allerdings den Gewinn von zwei vollen Stunden mit Gewißheit in der Taſche. Ich machte gute Miene zum böſen Spiel und trieb ihn an, nun ſo ſchnell als möglich nach dem andern St. Onufrio zu fahren, denn da die Kirchen Roms, Sanct Peter, Santa Maria Maggiore und Sanct Johann vom Lateran ausgenommen, um zwölf Uhr geſchloſſen werden, ſo konnte es leicht kommen, daß ich den halben Tag verloren hätte, ohne einmal meinen Zweck erreicht und Taſſo's Grab beſucht zu haben.

Im Hinabfahren von der Höhe und indem wir uns wieder den Thoren der Stadt näherten, ergötzten wir uns an der wirklich herrlichen Ausſicht, die wir ohne den Betrug unſers Fiacres nicht gehabt haben würden. Bei St. Peter vorbei und unweit davon in eine Seitengaſſe biegend ging es wieder einen ſehr ſteilen, gepflaſterten Berg hinan, auf dem das erſehnte Sanct Onufrio lag. Aus den offenen Bogengängen vor der Kirche zeigte ſich uns abermals ein überraſchender Anblick. Ein großer Theil von Rom lag hier zu unſern Füßen und wir hatten dabei Alles viel näher, als von unſerm frühern Standpunkte, obgleich dieſer ein großartigeres Bild vor uns entfaltete.

Auch dieſe dem heiligen Onufrius geweihte Kirche iſt nur klein und einfach, beſitzt aber dennoch einige Gemälde von Domenichino und Hannibal Caracci. Was uns mehr als dieſe intereſſirte, war jedoch das Grab des Dichters, nach dem wir uns ſogleich umſahen. Links am Eingange fanden wir es. Taſſo liegt in einem Winkel und eine kleine, weiße Marmortafel, von etwas mehr als einem Fuß ins Gevierte, enthält ſeinen Namen. Es iſt mir unbegreiflich, wie der Mann, dem die höchſten Ehren des Dichters auf dem Capitol zugedacht waren, kein Denkmal von ſeinen Zeitgenoſſen erhalten hat; es ſcheint, daß Taſſo ſelbſt noch über das Grab hinaus von ſeinem Mißgeſchicke verfolgt wurde. Wenn mich nun dieſe Betrachtung vor dem unſcheinbaren Stein mit einem traurigen Gefühl erfüllte, ſo ward ich aber von heftigem Unwillen durchdrungen, als ich das Denkmal ſah, was in ſpäterer Zeit der Cardinal Bevilaqua Taſſo errichten zu müſſen glaubte, um die Verſündigung ſeiner Zeitgenoſſen zu ſühnen. Dieſes Denkmal iſt in der Wand über dem Platze angebracht, wo Taſſo's irdiſche Reſte ruhen. Es iſt das kleinlichſte und unbedeutendſte in dem an dergleichen Werken ſo reichen Rom und dient allenfalls dazu, Dem, der es errichtete, die unverdiente Ehre zu verſchaffen, auf die Nachwelt zu kommen. Taſſo braucht, wie jeder große Geiſt, der in ſeinen Werken beglückend für die Menſchheit fortlebt, kein Denkmal; ſoll ihm aber eins geſetzt werden, ſo muß es ein anderes ſein, als das, welches ihm jener ſtolze Prälat ſetzen ließ. Man ſagt mir, daß der Ritter Fabris in Vicenza daran gedacht habe, dieſe Scharte auszuwetzen, und bereits ſeit lange ſchon an einem prächtigen Monumente für Taſſo arbeite, was im Verhältniß zu dem Range ſein wird, den der Dichter in der italieniſchen Literatur einnimmt. Es wird in dieſe Kirche zu ſtehen kommen.

Wer in Sorrent geweſen und das ſchöne Haus am Meeresufer ſah, wo Taſſo's Wiege geſtanden haben ſoll, wer hier das kleine Grab des intereſſanten Mannes beſuchte, der darf es auch nicht verſäumen, ſich in Ferrara ſeinen engen Kerker zeigen zu laſſen, wo er ſieben Jahre in Abgeſchiedenheit lebte.

Wir kamen am ſpäten Abend in Ferrara an und beſchloſſen ſogleich dieſen Kerker aufzuſuchen. Es war herrlicher Mondſchein und das Schloß, mit Zinnen, Thürmen, Mauern und Schieſſcharten, das ſich wie eine furchtbare Feſtung mitten in der Stadt erhebt, ſpiegelte ſich in dem tiefen Waſſergraben ab, der es rings umgibt. Hier wohnte Taſſo's Geliebte, hier der Fürſt, der ſie ihm entzog. Ach, ſchon bei dem Anblick dieſer Mauern ward es mir unheimlich zu Muthe; wie konnte hier eine glühende Seele lieben? Armer Dichter, Du mußteſt untergehen!

Aber unweit von dieſem ſtolzen Schloſſe, und zwar ſo nahe, daß die holde Fürſtin zu jeder Zeit den Weg nicht zu ſcheuen brauchte, liegt das Gärtchen und in dieſem der Thurm und hier die Kammer, das Loch, oder wie man es nennen will, wo Taſſo ſieben Jahre gefangen gehalten wurde. Dort ſtand ſein Ruhebett, hier die Thür, durch die man eintritt — durch die ſie eintrat, ich bin deſſen gewiß, um ihren kranken Sänger zu tröſten. Taſſo war hier nicht ſo unglücklich, als man gewöhnlich annimmt.

Thüre, Ruhebett, Mauer, Alles hier wird ſeit Jahrhunderten geplündert und zerſtückelt, denn Jeder, der hierherkommt, will eine Reliquie mitnehmen. Die Thür iſt nach oben zu ſchon ganz ſpitzig zugeſchnitten und an der Stelle, wo Taſſo ſeinen Kopf hinlegte, iſt ein großes Loch in der Wand; die Steine, die ſein Kopf wirklich berührte, ſind längſt weggebrochen, und wer jetzt noch Fragmente aus der Mauer bricht, überläßt ſich einer freiwilligen Täuſchung.

Alle Wände ſind mit Namen beſchrieben; Lord Byron hat ſich eingeſchnitten; das reichhaltige Fremdenbuch zeigt viel Berühmtes und Bemerkbares; Walter Scott ſchrieb ſich hier auf ſeinem „letzten Weltgang“ ein.

Es iſt ein eigenes Ding mit dieſen Einſchreibungen an denkwürdigen Orten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man ſpäter Nachkommenden, Befreundeten mit ſeinem Namen oft eine angenehme Ueberraſchung gewährt, und doch empfinde ich ſtets eine faſt unbeſchreibliche Scheu, wenn mir ein ſolches Buch präſentirt wird. Wenn man manchmal nach langen Jahren an einen ſolchen Ort zurückgekehrt iſt und dann die Seite in dem Buche aufſchlägt, wo man ſeinen Namen eingeſchrieben, dann findet man ſolche Scheu erklärbar.

An . . . . .

Rom . . . . .

„Wenn Sie den Charakter des Volkes recht kennen lernen wollen, wenigſtens in einer frappanten Nüance, ſo beſuchen Sie einmal das Mauſoleum des Auguſt;“ ſo hörte ich von mehren Seiten, und ich beſchloß, an einem ſchönen Sonntage, Nachmittags drei Uhr, ehe ich mich auf den Corſo begab, dahinzufahren.

„Aus dem alten Grabe des Kaiſers iſt nun ein großer Circus mit Sitzen und Logen geworden, wo eine Lotterie, die Tombola, gezogen wird, ganz in der Art, wie wir ſie als Geſellſchaftsſpiel kennen. Man erhält beim Eintritt Karten, welche die Zahlen nach allen möglichen Combinationen verſetzt enthalten, darauf werden die Zettel in ein Rad gelegt, umgedreht, ein Waiſenknabe zieht und unter Muſik wird die gezogene Nummer an einer hochaufgeſtellten Tafel ſichtbar. Wer nun die erſte Ambe, Terne u. ſ. w. hat, meldet ſich und erhält ſein Geld.

Die Sitze waren geſteckt voll und in dem untern Raume des weiten Circus drängte ſich das Volk mit Lärm und Jubel. So oft der Tuſch eine neue Ziehung verkündigte, wurde es plötzlich ſtill, und die Menge ſtarrte mit aufgeſperrtem Munde und aufgeriſſenen Augen nach dem Ausrufer. Sowie die Nummer genannt war, ging das Toben wieder los, Pfeifen, Neckereien aller Art für die Gewinnenden fehlten nicht. Meldete ſich eben Niemand, ſo erſchallte ein ungeheures Gelächter. Im Ganzen bemerkte ich bei aller Lebhaftigkeit eine große Gutmüthigkeit durchſchimmern und ſo lange ich in der Verſammlung blieb, wurde mir durchaus kein Ausbruch von Rohheit bemerkbar. Alles beſchränkte ſich auf eine von innen herausbrechende Luſtigkeit, die ſich beſonders bei getäuſchter Erwartung uneingeſchränkt gehen ließ.

Obgleich ich ſelbſt nichts gewann und Gott dafür dankte, da es mich in Verlegenheit geſetzt haben würde, ſo war ich doch ſo glücklich, hinter einem echten Glückskinde Platz gefunden zu haben. Es war ein guter Bürger, dem man anſah, daß er ein ſitzendes Handwerk die Woche über trieb, mit ſeiner ſehr corpulenten und wohlausſehenden Ehehälfte. Kaum waren fünf bis ſechs Nummern gezogen, als mein Mann, wie ein Inſpirirter, aufſprang und ſeine Ambe verkündete. Seine Frau begann zu lachen, daß ſich Alles an ihr ſchüttelte, und ſtieß ihn dabei mit der Fauſt in den Nacken, indem ſie ihm einige trauliche Worte nachrief. Wir ſaßen weit vom Stande des Ausrufers, und es war ſchon an und für ſich nicht leicht, über alle die Sitzenden dort hinzukommen, und doch war es nöthig, um die Nummern nachſehen zu laſſen und das Geld zu empfangen. Mein Mann machte ſich auf den Weg, gedrängt und geſtoßen unter den huées, dem Lachen und Schreien der Anweſenden. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo wurde er aufgehalten. Hier wollte Einer dies, dort ein Anderer das; doch Alle wollten etwas von ihm haben. Nach einer ziemlichen Weile kam er endlich aus der Loge der Ausrufer zurück, ſeinen kleinen Schatz in den Händen. Ich glaube, es waren neun Piaſter. Da die Ziehung nun ungeſäumt ihren Fortgang hatte, ſo wollte er, um nichts zu verſäumen, ſo ſchnell als möglich zu ſeinem Sitze zurückkehren, wo ihn die lachende Hälfte mit Blicken und Geſten erwartete. Allein, je mehr er ſich durchzudrängen ſtrebte, deſto mehr wuchſen die Hinderniſſe, ganz wie in Schiller's Bürgſchaft. Bettler jeden Alters, die aus dem Betteln gar nicht einmal ihr gewöhnliches Handwerk zu machen ſchienen, verrannten ihm den Weg, und er mußte, um weiter zu kommen, ſich mit kleiner Münze loslöſen. Endlich ſaß er wieder da und ſchaute, ohne auf das Zuflüſtern ſeiner Frau zu hören, mit der andächtigſten Aufmerkſamkeit in ſeine Karten.

Es dauerte nicht lange, da ſprang er wieder auf. Er hatte eine Terne. Das Pfeifen, das ſich in dieſem Augenblick erhob, war erſchrecklich. So viel Glück zu haben, war aber auch unerhört, und jetzt handelte es ſich nicht etwa mehr um einen Bettel von wenigen Colonnaten, ſondern um mehr als dreihundert. Er machte ſich abermals auf und trat ſo eilig als möglich ſeinen Gang an. Die dicke Frau erhob ſich ebenfalls, da er ihr aber zu ſchnell entkam, ſo bog ſie ſich zu weit über, um ihm wieder einige liebevollen Püffe in den Rücken zu verſetzen, und wäre bei einem Haare über die Baluſtrade geſtürzt. Es ſah ſehr komiſch aus und ich bin der Meinung, daß Leute, die beſſere Schulen und Schulmeiſter haben, wie die Römer, hier in ein unmäßiges, rohes Gelächter ausgebrochen wären, allein die Römer thaten dies nicht. Eine lautloſe Stille trat auf dieſer Seite des Circus ein, bis die dicke Frau wieder das Gleichgewicht gefunden hatte.

Der Mann hatte unterdeß ſein Geld glücklich eincaſſirt, und die vorigen Scenen wiederholten ſich noch auffallender, bis daß er ſeinen Sitz wieder erreicht hatte. Nun malte ſich einige Leidenſchaft in den bleichgelben Geſichtern. Es mochte nicht Neid ſein, aber kühne Luſt, allenfalls durch Gewalt ſich in den Beſitz des Geldes zu bringen. Einige blieben wie feſtgebannt ſtehen und blickten unverwandt den Gewinnenden an, bis daß Fortuna's Laune die ganze Aufmerkſamkeit wieder nach einer andern Seite hinlenkte und ich das Mauſoleum verließ.

Wegen einer Kiſte mit florentiniſchen Marmorvaſen mußte ich mit der römiſchen Dogana verkehren. Ich hatte ſie während meines Aufenthaltes in Neapel hier im Depot zurückgelaſſen und wollte ſie jetzt mit nach der Heimat nehmen.

Die Dogana befindet ſich in einem alten Tempel mit einer koſtbaren Colonnade von ehemals weißem Marmor, der jetzt roth-bräunlich geworden iſt, wie die Jahrhunderte allen weißen Marmor tünchen.

Es war in dem großen weiten Raume ein buntes Treiben; Handelsleute liefen von Einem zum Andern und Einer ſchien immer vor dem Andern bevorzugt zu werden. Die Gründe dazu waren wol in dem vertraulichen Verkehr zwiſchen den Kaufleuten und den Beamten außer dem Amtslocale zu ſuchen.

Alles, was nicht eigentliche Waare zu empfangen hatte, wie ich und einige arme Reiſende, wurde zurückgeſetzt und auf die lange Bank geſchoben. Ich brummte ein wenig heftig, daß mir mein koſtbarer Vormittag mit leerem Harren vorüberſchwand, und es nahm ſich meiner eine mitleidige Seele in Geſtalt eines jungen dienſtfertigen Kerls an, und ſagte mir, mein Warten würde mir zu gar nichts helfen, ich hätte mich an den Governatore della Dogana zu adreſſiren, der oben, am Ende des Saales, ſeinen gleich einem Throne erhöhten Sitz habe. Ich verfügte mich ſogleich nach dem angedeuteten Platz und las auch die Inſchrift dort mit großen Buchſtaben: Governatore della Dogana, allein der Herr Gouverneur war auf dem Sitz nicht zu ſehen und ich wartete auch hier lange, ohne daß ich ihn erſcheinen ſah. Endlich machte mich ein Anderer, gleichfalls Harrender, darauf aufmerkſam, daß der große, dicke, alte Herr in der grünen Kappe, der in Geſpräch auf und ab ging, der Gouverneur ſelbſt ſei, und ich möchte ihn nur herbeirufen, er würde gleich kommen. Ich merkte, daß er ſich meiner Pfoten bedienen wollte, um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, da ich aber den Zorn des Gewaltigen gar nicht fürchtete, trat ich ihn raſch an und bemerkte ihm, daß wir auf ſeine Unterſchrift ſchon lange warteten. Er aber ſah mich an, ohne ein Wort zu erwidern, ſprach dann weiter, ging auf und ab und ließ mich ſtehen. Was war zu thun? Ich kehrte auf meinen früheren Platz zurück und glaubte bemerken zu können, daß jener Römer, der mir den Rath ertheilt hatte, wie boshaft ſchmunzelte.

Die Menge der Wartenden mehrte ſich; und endlich geruhte der Herr Gouverneur dies zu bemerken und verfügte ſich auf ſeinen Sitz. Sogleich entblößten Alle ihre Häupter und naheten ſich mit der demuthvollſten Miene. Einige übergaben Goldſtücke in Papier gewickelt, die der Herr Gouverneur ungezählt in die Taſche der Weſte ſchob, die ſeinen dicken Bauch bedeckte. Einigen ſprach er huldvoll zu, Andern gab er wohlmeinende Verweiſe. Ich näherte mich endlich auch mit meinem Zettel, auf dem ſeine Unterſchrift erforderlich war, er nahm ihn mir ab, ſprach noch mit den Umſtehenden eine Weile, ſetzte ſich endlich zurecht, ergriff eine Feder, tunkte ſie ein und — ſchob mein Papier vor allen Dingen weit auf die Seite, um vorerſt andere Sachen abzufertigen. Ein Jeder harrte mit entblößtem Haupte, nur ich machte ihm, den Hut auf dem Kopfe, bemerkbar, daß mir die Zeit zu lange würde.

„Er würde ſchon unterſchreiben, wenn er Zeit hätte,“ erwiderte er. Es ärgerte ihn augenſcheinlich, daß ich den Hut aufbehalten, allein da er ſeine Kappe auch auf dem Kopfe hatte und wir uns in einer offenen Halle befanden, wo ein fataler Zugwind blies, ſo entſchuldigte ich ſeine Un-

Höflichkeit, wie er auch die meinige entſchuldigen konnte, und noch mehr, da das Hutabnehmen in Italien gar nicht ſo ſtreng von der Etikette gefordert wird, als bei uns.

Als ich endlich ſah, daß ich nicht zum Ziele kommen konnte, rief ich den mir ſchon von früher bekannten jungen, dienſtfertigen Kerl herbei und verſprach ihm einige Paul, wenn er mir die Sache in Ordnung bringen wollte, ohne daß ich dabei zu ſein nöthig hätte. Er übernahm dies gern und ich machte mich aus dem Staube, indem ich mich bei dem Gouverneur durch Kopfnicken, zu ſeinem ſichtlichen Erboſen, beurlaubte.

Menſchen ſtoßen ſich ab und ziehen ſich an auf den erſten Blick. Ich und er waren uns Guignons, ohne uns zu kennen; wer weiß, ob bei näherer Bekanntſchaft nicht Sympathien in unſern Herzen erwacht wären, die uns die Augen über unſern beiderſeitigen Werth geöffnet hätten? Gewiß iſt es, daß ſchon die Grobheit eine ſolche war; dies Verfahren ſelbſt hätte uns bei längerem Verweilen vielleicht nähergebracht.

Bei Tiſche lernte ich einige Landsleute kennen, die mich ins Theater Valle führten. Ich hatte wahrhaftig gar nicht mehr daran gedacht, daß man in Rom Komödie ſpiele, ſo ſehr nahmen mich andere Intereſſen in Anſpruch; allein die guten Landsleute verlieren ſo etwas nie aus den Augen, und über Forum, Porticus und Triumphthor hinweg blikken ſie nach den gemalten Couliſſen und den geſchminkten Wangen der Primadonna.

Einſt frühſtückte ich mit einem preußiſchen Officier in voller Uniform, der eben vom Wagen abgeſtiegen war und ſich ſogleich vom Kellner alle Theater herſagen ließ, nebſt ihren Mitgliedern, und ſie in ſeine Schreibtafel notirte. Dann wandte er ſich zu mir, der kaum eine halbe Stunde das Glück genoß, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben, und fragte:

„Sagen Sie mir doch, Herr Landsmann, kann man denn hier auch aufs Theater?“

Ich glaubte, er wolle Schauſpieler werden, und drückte mein Erſtaunen darüber aus. Er aber lächelte über meine Dummheit und ſagte, er meine blos damit hinter den Couliſſen, um mit den Theaterleuten zu ſchwatzen, das ſei er ſo von zu Hauſe gewöhnt. Ich geſtand ihm, es nicht zu wiſſen, und er lachte nun noch ſtärker über meine Unwiſſenheit.

Wie ich hörte, ſollen die hieſigen Abendgeſellſchaften ziemlich einförmig ſein. Von halb zehn bis zwölf Uhr wird in guten Häuſern empfangen, aber nur bei Madame Torlonia der Aelteren wird ein Whiſt gemacht. Wer ſo, wie ich, nur kurze Zeit in Rom zuzubringen hat, thut beſſer, von ſeinen Empfehlungen keinen Gebrauch zu machen, um ſeine koſtbare Zeit nicht mit leeren Beſuchen hinzubringen.

An dem Nachmittage, wo ich Rom verließ, eine halbe Stunde, ehe ich den Wagen beſtieg, kam es mir noch zu Sinn, die heilige Treppe auf dem Lateran in Augenſchein zu nehmen. Sie war einſt im Hauſe des Pilatus und, da unſer Herr darauf geſchritten, ſo darf fortan kein Sterblicher anders als knieend hinaufrutſchen. Man hat ſie mit vier neuern Treppen umgeben, damit Die, welche hinaufgerutſcht ſind, wieder herabkommen können, und hat der möglichen Entweihung wegen Schildwachen davor geſtellt. Noch einmal ließ ich mich bei den Tempeln und Triumphbögen des Forum vorüberfahren und nahm ſo von Rom einen recht paſſenden Abſchied. Die feurigſte Abendſonne war ſo gütig, mir dabei zu leuchten. Für Forum und Campagna gewiß das paſſendſte Licht.

An .....

Rom .....

Es war eine ſeltſame Geſellſchaft, die mit uns nach Neapel reiſte. Einen davon lernte ich einige Tage vorher kennen, als ich die Waſſerfälle in Tivoli beſuchte. Es war ein freundlicher Mann, der mir ſchon mehrmals begegnet war und mich immer anlächelte, als wollte er mir etwas ſagen. Ich ſah ihn in St. Peter, im Vatican, bei den Kunſthändlern; immer dieſelbe freundliche Miene, immer derſelbe lieblich verzogene Mund, auf dem ein Gruß, eine Frage ſchwebte, die nur eines Entgegenkommens von meiner Seite zu warten ſchien, um vom Stapel zu laufen. Ich fand mich jedoch nicht dazu berufen, den Accoucheur zu machen, und ſo blieb es bei den ſtummen Begegnungen. Die Fahrt nach Tivoli, in größerer Geſellſchaft unternommen, löſte endlich das Siegel dieſer lächelnden Lippen. Sie gehörten einem der preußiſchen Beamten, die man mit dem Titel „höhere, geheime Beamte“ bezeichnet, hatten in Kiſſingen Ragoczi getrunken und wollten nun italieniſche Lüfte ſchlürfen und dabei Landsleute anlächeln, wie ich mich ſattſam überzeugt hatte. Der Mann ſtand übrigens unter Nicolai's Einfluß; er ſah in den Italienern nur unmoraliſches, unwürdiges Bettelvolk, er haßte Mönche und Knoblauch, konnte in keiner katholiſchen Kirche ſo „recht von Herzen“ andächtig ſein und keine Salami eſſen, und es ſtand Hundert gegen Eins zu wetten, daß die italieniſche Reiſe die Kiſſinger Badekur zu Schanden machen würde. Der gute Mann, deſſen Urlaub zu Ende lief, wollte noch ſchnell einen Ruck nach Neapel wagen, um dann auf's ſchnellſte nach dem preußiſchen Städtchen zurückzureiſen, wohin ihn ſein Beruf gebieteriſch trieb. Er hatte auch ſchon einen Platz vorläufig genommen, ſtand aber davon ab, als er hörte, daß vier römiſche Geiſtliche mitreiſten. weil es ihm ganz unmöglich war, wie er ſelbſt geſtand, mit ſolchen Menſchen zwei Tage lang in einem und demſelben Kaſten eingeſperrt zu ſein. Viel lieber wollte er doch mit Deutſchen reiſen, wo man ſich mittheilen könnte und ein gemüthliches Wort austauſchen. Ich bin darin anderer Meinung und alle Deutſche, mit denen ich in Italien reiſte, waren mir nicht halb ſo intereſſant, als einige Italiener, in deren Umgang man immer etwas lernen kann, Neues und Eigenthümliches erfährt, während die Converſation der Landsleute ſich ſtets um längſt Bekanntes dreht, ſich entweder in ungerechtem, widerwärtigem Tadel oder ungemeſſenen, überſpannten Lobpreiſungen erſchöpft, ſich um ein Nichts echauffirt und das ruhige Beſchauen und in ſich Aufnehmen der fremden Gegenſtände eher ſtört als befördert.

Der Herr aus Preußen hatte mir nun die Ehre zugedacht, mich zu ſeiner Geſellſchaft zu erkieſen, und obgleich ich nichts that, mich deſſen würdig zu bezeigen, ſo trafen wir doch in der frühen Dämmerung eines Octobermorgens im Kaffeehauſe zuſammen, das neben dem Comptoir von Angriſani liegt, der die Diligencen nach Neapel befördert. Ich hatte mit meiner Frau das Coupé beſtellt; vier Herren, von denen ich nur den Preußen kannte, nahmen das Innere des Wagens ein. Wir rollten am Coliſeum vorüber, den Lateranenſiſchen Hügel hinan; die erſte Kirche der Chriſtenheit kehrte uns die dunkle Seite zu, während die alten Waſſerleitungen, wie ungeheuere Tauſendfüße die Campagna durchkriechend, ſchon im Golde der ſchönſten Morgenſonne prangten und auf dem violetten Dufte der Albanerberge herrlich abſtachen. Wir Beide im Coupé fühlten uns ſo glücklich und hatten nicht Augen und Seele genug, dies

Alles aufzunehmen, aber welche Mühe wir uns auch gaben, uns durch Fenſter und allerlei Hüllen von dem Innern des Wagens abzuſondern, ſo war es uns doch nicht möglich, über die Geſpräche wegzuhören, die dort geführt wurden. Beſonders bemerkbar machte ſich dabei das ſchlechte Franzöſiſch eines Reiſegefährten, das ungefähr mit jenem geckenhaften Accente geſprochen wurde, wie unſere Schauſpieler ihn nachäffen, wenn ſie den Hofmarſchall von Kalb oder ähnliche Rollen geben. Von der Gegend, von den Gegenſtänden, von der Sonne, von dem erwachenden Geſange der Vögel, von Italien gewahrten dieſe Leute nichts; wir fuhren nach Albano hinauf, wir konnten rechts das Meer erblicken, wir rollten durch die duftigen Baumpartien von Aricia, wir flogen durch das ſo reizend gelegene Genzano; das Geſpräch im Wagen drehte ſich immer um die Scherereien mit den Paß- und Mauthbeamten; der Hofmarſchall von Kalb führte ſtets das große Wort und dazwiſchen klang das heiſere, kurzabgebrochene Lachen und das „oui, oui“ des preußiſchen Beamten. Es war, als ob ein ins Franzöſiſche überſetztes, zu Fleiſch gewordenes Exemplar von Nicolai's Reiſe ſich mit mir auf den Wagen geſetzt hätte, um nach Neapel zu reiſen.

Man kann denken, daß ich beim Ausſteigen und Halten mit den Leuten keinen Verkehr pflog; dazu kam, daß ſie ökonomiſcher reiſten und an dem von mir beſtellten Frühſtücke keinen Theil nahmen, wodurch ich jeder näheren Berührung ohnedies überhoben wurde. Nur als wir Nachmittags durch die Pontiniſchen Sümpfe flogen, klopfte mein Landsmann an das Fenſter und erinnerte, daß wir uns nicht dem Schlafe hingeben möchten. Ich konnte ihm nicht einmal dafür danken, denn die Sumpfluft oder die Langweiligkeit des Einerleis hatte mich ſchon ſo ergriffen, daß ich in einen ſchlafähnlichen Zuſtand verſunken war, der bald zu einem geſunden, feſten Schlaf wurde, aus dem ich erſt erwachte, als wir ſpät am Abende an den hochgelegenen Häuſern von Terracina vorüberfuhren. Ich habe von dem Schlafe in den Sümpfen bei der Hin- und Herreiſe keine nachtheiligen Folgen verſpürt und glaube daher, daß die Warnungen wol übertrieben ſind. Es iſt übrigens nicht ſo leicht, ſich dort des Schlummers zu erwehren; wenigſtens gehört ein mit aller Geiſtesanſtrengung geführtes Geſpräch dazu, den einſchläfernden Einfluß dieſer monótonen Gegend zu überwinden.

Ich kenne die Lüneburger Haide ſehr genau, denn ich bin die Kreuz und Quer darauf herumgezogen, allein ſie zeigt in ihrer Oede dennoch mehr Wechſel, die Hügel, die dem Terrain ein wellenförmiges Anſehen verleihen, die ſchöne Willkür, die uns übrigbleibt, verſchiedene Wege nach einer und derſelben Richtung einzuſchlagen, die bewohnten Punkte, liebliche Oaſen mit vollen Ställen und landwirthſchaftlichem Dufte, der raſche, erfriſchende Wind, der von der Nordſee her frei über's Land ſtreicht, und nun hier in den Sümpfen: die meilenlange, ewig gerade, von vierfachen Alleen eng begrenzte und beſchattete Linea-Pia, außer der es keinen Weg gibt, die verlaſſenen, demolirten, weißen Wachthäuſer, die in gemeſſenen Zwiſchenräumen immer wiederkehren, der ſtehende Kanal, der unabänderlich die Straße begleitet, und die Windſtille, die, trotz der Nähe der Küſte, melancholiſch hier brütet. Zwar hat man das ſchöne Gebirge ſtets zur Seite, das in ſeinen wechſelnden Formen die Gegend verſchönert, allein das eben erhöht die Traurigkeit, daß man nur immer in derſelben Entfernung an dieſen Bergen vorüberfährt, daß man ſie ſieht, ihre Schönheiten ahnet, ohne ſie zu erreichen. Schöner iſt die Gegend hier, als auf der Haide in Niederſachſen, aber jene ſpricht mehr zu unſerem Gemüth und iſt gewiß unterhaltender. Die Sümpfe ſind claſſiſch; die Haide aber romantiſch.

Erfreut ſieht man endlich die Höhen näherrücken, den Kanal verſiegen, die Vegetation ſich über die Alleen hinweg ausbreiten. Die Felſen, die den Weg zu verſperren drohen, verrathen die kühnſten Formen und auf ihren Spitzen ragen Thürme und breite Gebäude empor. Das Mondlicht überſtrahlt die Maſſen und hie und da entzündete, lodernde Feuer, den Hirten dienend, geben dem Ganzen den Ausdruck einer höchſt wunderbaren Scenerie. Zur Rechten wird ein donnerähnliches, in gemeſſenen Intervallen wiederkehrendes Rauſchen vernehmbar; es iſt das Meer und wir erblicken jetzt ſtaunend, daß unſer Weg, von Fels und Waſſer eng begrenzt, ſich am Geſtade hinzieht; daß oben Terracina herniederwinkt und daß ſpäte Fiſcher in ihren Barken bei Feuerſchein und Mondlicht die köſtlichen Seethiere berücken, die dieſen Abend unſere Tafel zieren ſollen.

So rollen wir durch eine Gaſſe Terracinas, die ſich eben am Fuße der Felſen hinzieht, bis die weiten Bogenhallen der Locanda zur Poſt den ganzen Raum zu verſchlingen ſcheinen und der Wagen dröhnend unter ihnen wegfährt. Er hält und wir heben uns aus dem Kaſten und werden mit vorgetragenen Lichtern die Treppe hinaufgeführt. Der große Saal, der uns empfängt, iſt von ſpaniſchen Wänden in verſchiedenen Richtungen durchſchnitten und auf ſolche Weiſe in einige kleinere Räume getheilt, die den ankommenden Parteien als Speiſeſäle dienen. Die Thüren, welche zu den Schlafzimmern führen, tragen ſtatt der in Gaſthäuſern üblichen Nummern die Ueberſchriften von Städten, und ſo trifft es ſich, daß ich in Genua und unſere übrigen Reiſegefährten in Mantua, Mailand und Venedig zu ſchlafen kommen. Alles verfügte ſich in die angewieſenen Zimmer, während die Abendtafel, unſere erſte Mahlzeit an dieſem Tage, mit der uns der Impreſar der Diligence, Herr Angriſani, regalirte, zugerichtet wurde.

Hinter der einen ſpaniſchen Wand dinirte bereits eine Eminenz, die von Rom nach ihrem Geburtsorte Itri auf der Reiſe war; Violetſtrümpfe trugen die Schüſſeln auf und außer ihrem Klappern war Alles mäuschenſtill in dieſer Abtheilung. Lauter ging es dort zu, wo ein ruſſiſcher Fürſt mit ſeiner Geſellſchaft ſich dem Genuſſe der Mahlzeit überließ. Während derſelben wurden hier Briefe geſchrieben, die Dienerſchaft vorbeſchieden und ausgezankt und das eigentliche Eſſen und Trinken ſo in den Hintergrund gedrängt, daß man ſich unmöglich dem Gedanken überlaſſen konnte, daß dieſes Hauptſache ſei.

Endlich kam auch die Reihe an uns. Aus Genua, Mantua, Mailand und Venedig zogen wir heran und nahmen unſere Plätze an dem gedeckten Tiſche ein. Ich faßte hier zum erſten Male die Mitreiſenden etwas ſchärfer ins Auge. Außer meinem Preußen waren es zwei Spanier, von denen der Eine eben erſt friſch von ſeiner Halbinſel herübergekommen war, der Andere aber ſchon lange in Rom wohnte; der vierte Mann — eben Jener, der das unleidliche Franzöſiſch geſprochen hatte — war ein Deutſcher, mit markirtem Geſichte, den ich bei'm erſten Blicke für einen Italiener gehalten hätte. Das Geſpräch erſchöpfte ſich im Tadel der aufgetragenen Speiſen; die Leute waren mit Nichts zufrieden und, da es mir auch nicht ſchmecken wollte, wozu beſonders die Geſellſchaft das Ihrige beitragen mochte, ſo empfahl ich mich bald und ſuchte das Lager.

Die Ruhe war kurz, aber ſüß. Wie ein Traum waren die wenigen Nachtſtunden dahingeſchwunden; ich glaubte ſoeben erſt eingeſchlafen zu ſein, als das Klopfen mich aufſchreckte, das mich zum Frühſtück und zur Weiterreiſe rief. Die Mitreiſenden verzehrten ihren Morgenimbiß halb ſchlafend, halb im ſtillen Grimm über das ſchlechte Nachteſſen und den kurzen Schlaf. Im Wagen ſchnarchten ſie alle; wir im Coupé ergötzten uns aber an der Purpurröthe welche die in unſerem Rücken aufgehende Sonne über Meer und Gebirge ausgoß. Wir fuhren ſo dicht am Geſtade, daß wir jedes Wellchen ſich brechen ſehen konnten, und die Straße war ſo enge von Meer und Felſen eingezwängt, daß weder rechts, noch links ein Entkommen möglich war. Es war um 4 Uhr Morgens. Wenn hier, in dieſer verrufenen Gegend, an der Grenze zweier Staaten, wo die Verbrecher ſich ſo leicht retten können, zu dieſer Tageszeit kein Ueberfall erfolgt, ſo iſt man in Italien ſo ſicher, wie im Schooſe von Deutſchland, ſagte ich zu mir. Und es erfolgte nichts; nicht die leiſeſte Spur von Etwas, das wie ein Abenteuer ausgeſehen hätte. Wir fuhren noch dazu ohne Bedeckung.

Als wir die alten Thürme erreicht hatten, wo das Königreich Neapel ſich gegen ſeinen Nachbar vollkommen abgeſperrt hält, mußten wir warten, bis das Thor geöffnet wurde, um uns einzulaſſen, und dann ging einige Paßnoth an. Wir hatten nämlich die alten Stiegen eines der Thürme hinaufzuklettern, um uns in Perſon von dem Beamten vernehmen zu laſſen, da es ſchien, als wäre das Leſen ihm nicht recht geläufig. Die Namen meiner Gefährten, die ich bei dieſer Gelegenheit zu hören bekam, frappirten mich. „Don Ponce de Leon,“ ſagte der eine der jungen Spanier, und ich mußte unwillkürlich an Clemens Brentano und ſein launiges Gedicht denken; der preußiſche höhere Beamte erinnerte mich durch ſeinen Namen an einen andern deutſchen Dichter, der als einer der Gipfel der neuern Romantik unter uns berühmt und dann verſchrien wurde, jetzt aber vergeſſen iſt; der andere Deutſche, der ſich nun als einen ſehr kleinen Beamten eines ſehr kleinen Ländchens zu erkennen gab, rief mir endlich ſogar den Namen eines jener Leute ins Gedächtniß, die in unſerer ſogenannten Tagesliteratur den Scandal anfachen und ein ziemlich ungeachtetes Handwerk treiben. Ich ward ſo unruhig darüber, daß ſogar der freundliche Eindruck, den der Name des Spaniers auf mich gemacht hatte, hierdurch verwiſcht wurde. In dieſer Laune ſetzte ich mich in den Wagen und daß die gehoffte Auferſtehungsfreude der Sonne und ihre verklärenden Strahlen am gegenüberliegenden Gebirge jetzt auch durch neidiſche Nebel getrübt und verdeckt wurden, ſowie das Schnattern und Parliren meines Guignons im Innern, vermehrte meine Verſtimmung, bis daß ich über den Zufall herzlich zu lachen begann, der mich ſogar von der deutſchen Literatur in ſolchen Afterbildern bis hieher verfolgen ließ.

Aber nun löſte ſich der Regen in ſchweren Tropfen auf und es war bald jede Hoffnung auf einen ſchönen Tag verſchwunden.

An . . . . .

Rom . . . . .

Kaum waren wir im Neapolitaniſchen, ſo ſahen wir jeden Kerl am Wege im dunkeln Mantel ſich ſtolz ſpreizen; Hände in der Seite und den Spitzhut ſchief im Nacken. Die Mäntel waren oft ſehr zerriſſen und lumpig, wie mit natürlich angewachſenen Franſen umſäumt, allein der Menſch trug ihn doch comme il faut. Und eine Miene wußten ſie ſich zu geben und hatten im Ganzen Alle ausdrucksvolle, ernſt-ſtolze, wenn auch nicht eben ſchöne Geſichter.

Die Natur war dieſelbe, wie im Römiſchen. Hin und wieder, wie bei Fondi, ſahen wir zwar einige Boskets von Citronen und Orangen, aus denen ſelbſt ein paar Palmen emporragten, im Uebrigen aber war der Regentag ſo grau, wie bei uns, und die Ebene, die wir bis Capua zu durchſchneiden hatten, erſchien gut angebaut und deshalb eben auch heimiſch und bekannt. Wir bemerkten nichts von großartig wilder, romantiſcher Schönheit in der Landſchaft. Die Abruzzen zur Linken, das Meer zur Rechten, aus dem uns einige vereinzelte, blaue Bergkuppen winkten, erreichten wir Nachmittags Capua, in der Stunde, wo die ehrſamen Leute in Mitteldeutſchland, ſo zwiſchen Rudolſtadt und Nürnberg, ihren Kaffee nicht zu ſchlürfen, ſondern zu eſſen pflegen. Auch wir fröhnten hier dieſer echten Nationalſitte und ließen uns in dem Kaffeehauſe nicht allein mehre Taſſen ſchmecken, ſondern tunkten und ſtippten einen vortrefflichen kuchenartigen Fladen hinein, da wir ſeit dem Frühſtücke in dem lieblichen Molo di Gaeta noch nichts wieder zu uns genommen hatten.

Wie leicht ſich doch der Menſch an Alles gewöhnt! Wir Deutſchen, gewohnt, zwei Frühſtücke, Mittagsmahl, Veſperkoſt und Abendbrot, in Summa fünf Mahlzeiten, täglich zu halten, begnügten uns hier mit zwei, die uns in den weiteſten Zwiſchenräumen geboten wurden; denn das eigentliche Diner, das uns an dieſem Tage in Neapel verheißen war, ſchien noch ſehr problematiſch zu ſein, da wir erſt in der Nacht dort anzukommen hoffen durften.

Der Regen, der vor Capua aufgehört hatte, verſchonte uns bis Averſa, eine Poſt vor Neapel, wo wir bei völligem

Dunkel unſeren Einzug hielten. Während die Pferde gewechſelt wurden, entſpann ſich folgendes kurze, aber bezeichnende Geſpräch zwiſchen unſeren Reiſegefährten:

Der preußiſche Beamte. Es iſt ſpät und finſter; ich hielt es für gerathener, hier zu übernachten.

Der kleine Beamte eines kleinen Staates (mit Emphaſe). Wir ſind Alle der Meinung, hier zu bleiben. Nie reiſte man noch bei nächtlicher Weile nach Neapel. Es iſt hier zu Lande zu gefährlich.

Der Preuße. Ei nun, Nachts in Neapel einzufahren, ſoll zwar ſehr genußreich ſein, wie man mir ſagte. Alle Gewerbe draußen, der Lärm in der Toledoſtraße, die Flammenſäule des Veſuvs —

Der Kleine. Aber die Räuber —

Der Preuße. Ja, wenn Sie meinen, ſo bin ich's zufrieden. Doch fuhren wir geſtern auch am Abende durch die Pontiniſchen Sümpfe und langten erſt ſehr ſpät in Terracina an —

Der Kleine. Wiſſen Sie denn nicht, daß die zweite Nacht ſtets gefährlicher, als die erſte iſt? Wenn man uns nun in Terracina belauert hätte? Unſere Zahl weiß man; Ihren aus Korallen geſtrickten Beutel ſah man auch, als Sie bezahlten; man hat auch bemerkt, daß wir keine Waffen bei uns haben. Wenn uns nun die Banditen nachgezogen wären, um uns hier zwiſchen Averſa und Neapel zu überfallen —

Hier konnte ich mich nicht länger halten und ſagte: „So wäre es von den Banditen ſehr dumm geweſen, die ſchöne Gelegenheit bei Terracina, im Engpaſſe am Meere, wo wir vor Tagesanbruch durchkamen, vorbeizulaſſen, um ſo auf's Ungewiſſe die weite Reiſe bis hieher mit uns zu machen, denn wenn wir nun hier übernachten, ſo ſind ſie die Excellten —

Der Kleine. Und wir müſſen hier übernachten, mein Herr, ich habe nicht Luſt, mein Leben und Geld muthwillig auf's Spiel zu ſetzen. Die ganze Geſellſchaft iſt meiner Meinung.

Ich. So muß ich allerdings derſelben ſein; wenn ich gleich dieſelbe Gefahr — wenn es nämlich in dieſem Falle eine gäbe — bei'm frühen Aufbruche morgen wiederfinde.

Der Preuße. Ja, die andern Herren denken wie wir —

Indem traten die beiden Spanier aus der Stube, wo ſie Wein getrunken hatten, und der Poſtillon kam mit den Pferden aus der Thüre.

Ich. Alſo ſchnell, meine Herren, ehe angeſpannt wird: ſind Sie entſchloſſen, hier zu übernachten?

Die Spanier ſahen mich ganz verwundert an und fragten, wie ich auf dieſe Idee gekommen ſei. Conducteur und Poſtillon, die nun auch verſtanden, um was es ſich handelte, miſchten ſich ins Geſpräch und lachten laut über den Einfall, eine Station vor Neapel ſchlecht übernachten zu wollen, wenn man in nicht vollen zwei Stunden das herrlichſte Quartier zu erreichen im Stande ſei. Ich entſchied mich nun gleich für's Weiterfahren und wir ſetzten uns in den Wagen, nicht ohne lautes Murren der beiden Deutſchen, die noch lange zögerten, einzuſteigen.

Der Preuße that endlich reſignirt und wollte ſich als einen Märtyrer betrachtet ſehen, der ſeine Schätze in der korallengeſtrickten Börſe, ja ſein Leben ſelbſt riskirte, um die Eintracht der Geſellſchaft nicht zu ſtören. Der kleine Beamte aber giftete ſich im Stillen fort und fort und ſtieß die Worte heraus: „Je suis à bout — vraiment, je suis à bout!“

Die Nacht war rabenſchwarz und es goß in Strömen, aber der Weg war eben, die Straße mit Bäumen bepflanzt und faſt ganz mit Häuſern beſetzt. Es war eine beinahe ununterbrochene Reihe von Villen, Höfen und Ortſchaften, durch die wir kamen. Nach kurzer Fahrt hielten wir; der Poſtillón war trotz der Finſterniß geflogen.

„Was iſt hier?“ rief ich aus dem Cabriolet.

„Die Dogana!“ war die Antwort.

„Wenn Sie für den Kopf zwei Carlin geben wollen, ſo werden Sie nicht viſitirt,“ ſagte der Conducteur.

Ich rief es in den Wagen zurück.

„Es iſt abſcheulich!“ ſchrie der Kleine; „unerhört!“ der Preuße: „ſich auf dieſe Weiſe prellen zu laſſen! Sie contrahiren alſo ordentlich, die Räuber! Nein, ich werde mich nie dazu verſtehen, die Beamten in ſolchen ſchändlichen Vergehungen zu unterſtützen.“

„Sie haben ganz recht,“ ſagte ich, „wenn's nur nicht ſo regnete. Wir ſind nicht hieher gekommen, die Beamten des Königs von Neapel zu beſſern, auch würde unſere Weigerung dies gar nicht einmal zu thun im Stande ſein. Und was wollen Sie? Sollen wir unſere Effecten hier in dieſem Regen abpacken laſſen und öffnen, ſtatt ins Hotel und ins Bett zu eilen?“

Dieſe Worte machten einigen Eindruck. Sie berathſchlagten leiſe im Bauche des Wagens; endlich ſcholl es heraus:

„Wir ſind entſchloſſen, zuſammen einen Piaſter zu geben, wenn Sie Ihren Theil dazu ſchießen wollen.“

Der Unterſchied betrug zwei Carlin, allein der Conducteur, der mit den Douaniers ſich zu einigen ſuchte, kam zurück und ſagte, daß ſie dieſe zwei Carlin nicht nachlaſſen wollten. Ich gab ſie willig hin, um nur fortzukommen, und ſo rollten wir den ſteilen Abhang hinunter und bei dem ſogenannten Recluſorio nach Neapel hinein, wo wir, wie es üblich, unſere Päſſe abgeben mußten.

Der Conducteur fragte uns, wo wir bleiben wollten, allein Niemand der im Wagen Sitzenden wußte einen Ort anzugeben; ich hatte meine Wohnung ſchon im voraus beſtellen laſſen und nannte daher Santa Lucia Nr. 28.

Die Straßen Neapels waren ſtill und leer; weder Menſch noch Thier war ſichtbar; die Beleuchtung war etwas beſſer, als in andern italieniſchen Städten, die ich ſchon kannte, allein immer noch ſchlecht genug und der Regen plätſcherte aus langen, vorſpringenden Dachrinnen, wie eine Kette von Waſſerfällen, melodiſch herunter. Die Poſtillone jagten, was ſie konnten, und die Pferde ſtolperten und ſtürzten alle Augenblicke auf dem glatten Pflaſter. Wir fuhren durch lange Straßen, über weite Plätze, endlich drängten ſich die Gebäude etwas näher zuſammen und mehre erhellte Läden und Kaffeehäuſer wurden ſichtbar; dies war der Toledo, der auch gar kein Ende nehmen wollte. Mir fielen die Worte des Hans Peter Holunder in den beiden Füchſen ein und ich konnte ſie gar nicht aus dem Sinne bringen und ſang ſie immer halblaut hin:

„Sapperment, Sapperment,
Hat die Stadt denn kein End'?"

Drinnen im Wagen raiſonnirten die Leute nun über die Länge des Weges und, da ſie meinen Geſang für Spott nehmen mochten, ſo wurden ſie immer wilder.

Nun fuhren wir über einen ſchönen Platz, bei'm Palaſte des Königs vorüber, dann einen ſteilen Berg hinab; links tobte das Meer, von dem wir jedoch nur einen matten

Schimmer hin und wieder wahrnehmen konnten; rechts lag eine Reihe erhellter Häuſer, in denen ſich noch etwas Leben kundgab; ſchwarze Geſtalten umhuſchten den Wagen und riefen dem Conducteur unverſtändliche Worte zu. Wir waren in Santa Lucia, dem gewöhnlichen Aufenthalte einer großen Menge von Lazzaroni. Endlich hielten wir vor Nr. 28, einem recht guten Hotel garni, das wegen ſeiner herrlichen Ausſicht auf den Veſuv, das Meer, Capri, Portici und den größten Theil Neapels längſt berühmt iſt und daher von den Fremden, die einige Zeit zu verweilen gedenken und die theuern, engliſchen Hotels auf der Chiaja ſcheuen, vorzugsweiſe geſucht wird. Santa Lucia hat dabei vor der Chiaja die größere Lebhaftigkeit voraus, den täglichen Anblick des Volks in ſeinen Treiben und Hantieren, und ein ſchöneres vis-à-vis des Veſuvs.

Mein Zimmer war bereitet und man empfing mich mit großer Freundlichkeit; mit meinen Reiſegefährten aber war es anders. Sie ließen ſich in den großen, weitläufigen Gebäuden umherführen, beſahen alle Gemächer, die frei waren, fanden die ſchönen zu theuer, die wohlfeilen zu ſchlecht, verloren ſich am Ende und irrten, einander ſuchend und fluchend, in den Gängen umher und verließen, nachdem ich ſchon lange in meiner kleinen Häuslichkeit eingerichtet war und ſie oft an meiner Thüre vorüber rumoren gehört hatte das Haus, um in fortwährendem Regen auszuwandern und ein Unterkommen in einem andern Hotel zu finden.

Ich war froh, als ſie fort waren und der artige Wirth in Nro. 28 ebenfalls.

Mein Zimmer ſollte, wie mir dieſer geſagt hatte, dem Veſuv gerade gegenüberliegen, allein die Nacht war ſo finſter, daß man keine Spur von ihm ſehen konnte. Ich trat in ziemlicher Bewegung ans Fenſter; ſo hatte ich denn endlich das Ziel einer ziemlich langen und ſo genußreichen Reiſe errungen, ein Ziel, das mir ſeit meiner frühen Jugend ſo lockend gewinkt; ich hatte das herrliche Italien durchſtrichen, ich war in Neapel. Ich will es nicht leugnen, daß ich mir mit einigem Wohlbehagen den Bart ſtrich.

Unter mir donnerte die Brandung und links zeigte mir eine erhöhte, feſtſtehende Flamme die Richtung des Leuchtthurms, vor mir blitzte es röthlich in ungewiſſer Ferne; dies muß am Veſuv ſein, dachte ich.

Die Trattorie im Hauſe war bereits geſchloſſen und mein gefälliger Padrone lief bis zum königlichen Palaſte, wo noch eine geöffnet war, um uns ein kaltes Huhn, Salami, Käſe und Trauben zu holen, womit wir ein treffliches Nachtmahl hielten und zufrieden wie Könige uns zur Ruhe legten.

Der anbrechende Tag und das Leben unten auf der Straße weckten mich früh. Ich traute meinen Augen kaum, ſo zauberhaft blendete mich Das, was ich ſah. Vor mir lag ſchwärzlich-grau der Veſuv, eine dunkle Wolkenſchichte auf dem Krater gelagert, und unter ihm die unabſehbare Straße von weißen Häuſern und Villen, die man Portici, Reſina, Torre del Greco und del Annunciata benennt und die mit Neapel ſelbſt zuſammenhängt. Mir iſt noch nie eine ſolche Ausdehnung vorgekommen. Hamburg, mit Altona und der Villenreihe bis nach Blankeneſe und die Alſterufer entlang, bietet, von der Elbe aus geſehen, einen großartigen Anblick, allein mit dieſem nicht entfernt zu vergleichen. Die Wolkenſchichte löſte ſich jetzt von der Kuppe des Vulkans und nun ſah ich zwei kleine Spitzen, die den Krater einſchloſſen, aus dem ſich ein weißer Rauch langſam am Aſchenkegel herunterſenkte. Auf dem Meere ſchwankten viele Fiſcherboote hin und her, von größern Segeln ward ich nichts gewahr.

Nach dem heftigſten Regen, der zwei Tage gedauert hatte, war hier am Geſtade des Meeres, das noch immer ziemlich ungeberdig an die Mauern ſchlug und ſeinen Schaum bis auf das Pflaſter ſprizte, die Luft ſo mild und weich, daß die Lungen ſie mit Entzücken einſogen. Ich fühlte die Segnungen dieſes Himmels und mehr, als um ſo viele ſeiner Vorzüge, möchte ich Italien um dieſes Lebens-Elements beneiden.

An . . . . . .

Rom . . . . .

Ich war einen ganzen Tag in Neapel umhergefahren und hatte ſo viel auf dem Herzen, was ich zu Papier bringen wollte, und konnte doch nicht damit zu Stande kommen. Als charakteriſtiſch verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Stadt mich nicht ein einziges Mal die nöthige Ruhe gewinnen ließ, die ich zum Schreiben brauche, während Rom, troz aller ſeiner mannichfaltigen Erſcheinungen, die mich bald mächtig anziehen, bald unterhalten und erheitern, mir ſo viele Zeit gewährt, mich meinen einſamen Gedanken am Schreibtiſche zu überlaſſen.

Neapel iſt bis jezt die eigenthümlichſte Stadt, die ich geſehen habe, ſowol was die Lage, als auch was das Leben betrifft. Wie ich ſo beim erſten Ausgang die groteſken Felſen, an denen ſich das üppigſte Grün in ſchönen, hohen Pflanzenbildungen hinanzieht, über die Paläſte, am Ufer des Meeres ſich emporheben ſah, und von dieſen Paläſten nun wieder die eigentliche Stadt, die Straßen mit dem gewerblichen Treiben, dem Handel und Wandel, wie in tiefen Schluchten, zu den Gipfeln der Felſen ſich erſtrecken, da war ich überraſcht und entzückt zugleich von dem Eindrucke, den es auf mich machte.

Jeder Menſch lebt hier öffentlich; keiner hat vor dem andern ein Geheimniß im weiteren Sinne. Das Geringſte dabei iſt, daß in dieſer Straße die Schuhmacher ſich breit machen und auf ihren Dreifüßen den ganzen Raum einnehmen, der zwiſchen den Häuſern befindlich iſt, daß dort die Kupferſchmiede, weiterhin die Schloſſer, die Faßbinder, und ſo alle Handwerke, unter freiem Himmel, auf gleiche Weiſe ihre Reviere mit ihrem eigenthümlichen Lärm füllen. Allein jeder Bewohner Neapels benutzt die Straße noch außerdem, wie es ihm Laune und Bedürfniß auferlegen. Will einer Kaſtanien braten, Kaffee brennen, ſein Mahl bereiten, ſo zündet er ein Feuer an und genirt ſich nicht im geringſten. Hier wird Gemüſe geputzt, dort Fiſche geſäubert, Geflügel gerupft; vor den Trattorien ſtehen alte Männer in Nachtmützen und rühren und ſtampfen und reiben; man ſieht hier ein Gericht, das erkalten ſoll, dort ein anderes, das über den Kohlen dampft. Und zwiſchen allem ieſem Wirrwarr ſieht man Scenen, die dicke Mauern ver- ergen ſollten, Scenen, wie ſie einige ſpaniſche Maler zu malen liebten. Erwachſene Leute, die Andern den Kopf in en Schoos legen, um ſich ſehr überflüſſige Thierchen ab- ſen zu laſſen, die dann mit unbegreiflicher Nonchalance eggeworfen werden, unbekümmert, welchen Boden ſie er- ichen; ferner, hockende Gruppen, die überall größern Ekel regen würden, als hier. Es gibt in der That Staffagen, e von einem Bilde nicht getrennt werden können, und ſo ien es mir auch hier der Fall. Man dreht und wiebelt in dieſem bunten Lärm und wird ſo mit fortgeriſſen, daß man über Einzelnheiten hinwegſieht, die anderwärts abſtoßender wirken würden. So viel iſt mir jedoch jetzt klar geworden, daß anſtändige Perſonen auf die Länge eigentlich in Neapel nicht zu Fuße gehen können, ſondern nothwendig fahren müſſen. Die Berührungen, in die man leicht gerathen kann, machen es nöthig.

Nur die Straße der Chiaja macht von dieſem wildbewegten Gemälde eine Ausnahme. Sie zieht ſich ſehr lang, wie faſt alle Straßen dieſer Stadt, am Ufer des Meeres, ungefähr von der Gegend des Caſtel dell' Ovo bis nach dem Poſilipp, und hat einige Aehnlichkeit mit der Rue de Rivoli in Paris, was die Gebäude betrifft und den Umſtand, daß ſich die Villa-Reale hier, wie dort der Tuileriengarten, daran hinzieht, um die eigentliche Straße zu bilden. Im Uebrigen aber hält keine Vergleichung Stich; das Meer, der Veſuv mit den herrlichen Geſtaden und der bewaldete Poſilipp am Ende der Chiaja, das kann Paris nicht aufweiſen. Man kann Tage lang in Neapel ſein, ohne von dem Daſein dieſer Prachtſtraße eine Ahnung zu haben. Ich traf meine Freunde in Nro. 28 in Santa Lucia, das dicht an dem alten Gemäuer liegt, welches zum Caſtel dell' Ovo gehört, das nach dieſer Seite alle Fernſicht raubt, und dieſe unſchuldigen, jungen Leute lebten hier bereits ſeit fünf Tagen in dem Wahne befangen, daß ſie am Ende von Neapel ſich befänden. Daß hinter dem Berge auch Leute wohnten, war ihnen noch keinen Augenblick eingefallen. Wie überraſcht waren ſie, als ich ſie gleich am erſten Morgen in dieſe Herrlichkeit einführte.

Dieſe Seltſamkeit iſt in der Lage Neapels zu ſuchen. In keiner großen Stadt, von denen, die ich bis jetzt geſehen, zeigt ſich mitten unter den Werken der Kunſt eine ſo großartige, natürliche Formationen wie hier. Felſen und Meer ſpringen ſo keck in die Häuſermaſſen hinein, daß es eine Freude iſt. So erſtreckt ſich denn auch ein Felsrücken, der ſich vom Fort St. Elmo abwärtszieht, mit ſeiner vorſpringenden Spitze bis ins Meer und trennt den großen Halbkreis der Stadt, mit dem Hafen, den Märkten, der langen Toledoſtraße und dem ganzen gewerbtreibenden Theile, ſowie mit den anhängenden Ortſchaften auf den Höhen und an den Geſtaden, von dem andern Halbkreiſe, der zwiſchen jener Felsſpitze und dem Poſilipp liegt. Aus den Fenſtern der Chiaja hat man eine herrliche Ausſicht; man überſieht den ganzen Golf von Neapel, Caſtellamare, Sorrent und Capri, das nach den Einen einer ruhenden Ziege, nach den Andern einem Seeungeheuer gleichen ſoll; gewiß iſt es, daß der Felſen eine vielfältig aufgezackte, ſehr maleriſche Form hat. Schöner jedoch iſt die Ausſicht noch aus den Fenſtern der höheren Stockwerke des Largo del Caſtello, ſo wird der Platz vor dem Caſtel-Nuovo genannt, oder noch weiter hinaus nach Portici zu. Wenn man nun gleich hier ur den Veſuv im Profil ſieht, ſo überblickt man doch uch einen Theil des Golfs von Bajä, die dunklern Höhen es Cap Miſene und darüber die in Duft gehüllte Pyraide des Epomeo auf Iſchia.

Doch wer wollte es verſuchen, dies Alles zu beſchreiben? Da langte ich mit den ſchönſten Worten — ſtänden ſie ir nämlich zu Gebote, nicht aus. Farben, Laſuren, Pinl und die Kraft, dies Alles in höchſter Vollendung zu andhaben, dennoch würde das Bild nur ſchwach und einitig werden. Wer ſo, wie ich, mit aufmerkſamer Andacht es Schauſpiel verfolgte, vom früheſten Morgen bis zu einechender Nacht, beim Glanz der Sonne und beim Schein s Mondes, bei Auf- und Niedergang, bei Sturm und

Windſtille, wer ſo eigentlich hier der Natur den Hof gemacht, dem wird keine Leiſtung mehr zufriedenſtellen. Er wird lächeln über das Beſtreben, hier zu idealiſiren, und er wird ſich mit Widerwillen von der bunten Natürlichkeit wegwenden, wenn ſie ihn von der Leinwand anblickt.

Armer Jüngling, wie ſaßeſt du doch ſo emſig da und pinſelteſt — und pinſelteſt Roth auf Roth, und noch einmal Roth darüber. „Aber dieſer Tempel ſieht ja aus, wie ein Schlachthaus!“ rief ich verwundert dem talentvollen Maler zu. „Glauben Sie mir, ſo war's geſtern Abend, und noch glühender!“ war ſeine Antwort. Du malſt roth und willſt Glut wiedergeben, armer Maler!

Und nun gar die Dilettanten, wie die ſich abmühen, daß es zum Erbarmen iſt! Da finde ich einen am Fenſter und er ſtreicht Violett und noch einmal Violett und Orangen- und Citronengelb und Zinnober linienartig neben- und untereinander; es war fürchterlich anzuſehen! und doch ſchwört er Stein und Bein, es richtig getroffen zu haben, und ruft dabei triumphirend aus: „So iſt's nun, und wenn ich das nach Hauſe bringe, ſo ſchreit gewiß Alles, es ſei unnatürlich, es ſei unmöglich, und doch hab' ich's hier nach der Natur aufgenommen.“ Wahnſinniger Dilettant!

Sehen Sie, liebſter Freund! Die Sache iſt eigentlich gar nicht wiederzugeben und am Ende iſt die ſchwarze Dinte noch das Beſte, weil ſie eben Mangel aller Farbe iſt und mithin nichts bunt verkleckſt. Wenn das ſchwache oder vielmehr verworrene Bild, das ich Ihnen mit Hülfe meines Materials zu entwerfen verſuchte, Ihnen gar keinen Begriff von dem Gegenſtand beizubringen im Stande war, ſo hoffe ich, daß Sie ſich beeilen werden, hierherzureiſen und ihn ſelbſt kennen zu lernen, und das würde mich gewiß am meiſten erfreuen.

An . . . . .

Rom . . . . .

Man lebt herrlich in Neapel und Das, was ich hier in Rom zu rügen habe, fällt dort ganz weg, nämlich der Mangel an guten Speiſe-Anſtalten. Zwar ſind ſie auch nicht eben elegant in der Einrichtung und ſelbſt die mir als die vorzüglichſte in dieſer Hinſicht gerühmt wurde, und die ein Franzoſe in der Toledoſtraße hält, beleuchtete die Tafeln mit einem oder zwei Talglichtern, allein die Küche iſt gewöhnlich gut und, was vorzüglich zu erwähnen, das Material iſt im höchſten Grade ausgezeichnet zu nennen. Alle Arten köſtlicher Schwämme und anderer Gemüſe von vorzüglicher Gattung, die Spenden des Meeres, gutes Fleiſch und Vogelwild, das iſt täglich zu haben; der Wein iſt der beſte, den man in Italien trinken kann. Dem ohnedies ſo edeln Gewächs, das dieſem von unterirdiſchem Feuer durchglühten Boden entſprießt, kommt mit Eifer eine Weinverbeſſerungsgeſellſchaft zu Hülfe, deren Bemühungen mit dem ſchönſten Erfolg gekrönt werden. Wein von Somma oder von den lipariſchen Inſeln iſt Jedem zu empfehlen, der, noch remd, zwiſchen den vielen Namen in ſeiner Wahl ſchwan- en ſollte, und der weiße Lacrimäwein, etwas mouſſirend, chter Falerner und Syrakuſer, wenn man ſie haben kann, erleihen dem Nachtiſch unbeſchreibliche Reize.

Alle dieſe Genüſſe ſind um wenig Geld zu haben. Für wei Carlin, etwa vierundzwanzig Kreuzer, trinkt man vor- efflichen Wein und die Speiſen ſind im Verhältniß eben billig.

Kurz vor meiner Abreiſe aß ich mit meinen Freunden der Villa di Roma, hart am Meere gelegen. Es war n ſpäter Octoberabend, und wir ſaßen, wie im Sommer gekleidet, mit entblößten Köpfen, auf einem Altan, der über den Wellen ſchwebte. Die Luft war himmliſch lind, und die Wellen brachen ſich leicht zu unſeren Füßen und leuchteten in der Finſterniß, die ſich auf die Gegend gelagert hatte. Wir hatten an dem Tage einen ermüdenden Spaziergang gemacht und uns nun vorgenommen, ſo recht mit allem Comfort des Leibes zu pflegen. Außer meiner Frau und mir beſtand die Tiſchgeſellſchaft noch aus einem alten deutſchen Reichsgrafen, einem Doctor aus Cöln, einem Chevalier und einem Grafen aus den Niederlanden. Mir war Auswahl und Anordnung des Diners überlaſſen worden und ich war bemüht, mich ſo ehrenvoll als möglich aus der Affaire zu ziehen. Ich gebrauchte daher die Vorſicht, nicht nach dem Speiſezettel zu beſtellen und blos immer das ſogenannte Beſte und Theuerſte zu fordern, ſondern ich fragte den Maitre d'Hôtel, was es gerade an dem Abende Neues und Friſches in den verſchiedenen Zweigen gab, und ließ mir die Gegenſtände ſtets vor Augen bringen, ehe ich ihre Bereitung befahl. Dieſe aufrichtige und gefällige Behandlung der Gäſte, in einer der erſten Trattorien, verdient gewiß alles Lob und iſt dem Verfahren in deutſchen Gaſthäuſern vorzuziehen, wo man eſſen muß, was man bekommt und was man oft gewiß nicht eſſen würde, wenn der Hunger nicht der Mäkler wäre.

Mit beſonderem Vergnügen ſahen wir die emſige Thätigkeit auf der Straße unten und die hin- und herwandelnden Lämpchen und Laternchen, die endlich hier oder dort ihren feſten Standpunkt gewannen und eine ſonderbare Decoration bildeten. Es war der Vorabend eines Feſtes der Madonna del Roſario, wie wir erfuhren, und die Fiſcher und Lazzaroni, die da unten wohnten, ſuchten es nach Kräften feierlich zu begehen. Wie wir nach unſerer Mahlzeit und hinunterſtiegen, hatten wir eine recht innige Freude darüber. Von der Mauer am Meere waren über den Platz Taue zu den Häuſern gezogen, an denen Flaggen und Wimpel aller Art aufgehängt waren, und überall, wo ſich ein Madonnenbild befand, gemalt oder gemeißelt, da ſchwebten Blumen, da flammten Feuer. Um rothe Glut ſaßen die genügſamen Leute und aßen Kaſtanien oder Schalthiere; Kinder ſprangen und tanzten und in weiten Halbkreiſen ſaßen die Frauen," ſonntägig geputzt, auf Stühlen, als wenn ſie beim Thee ſäßen, und unterhielten ſich anſtändig. Nachts mitten auf der Straße. Rührend war es aber, wenn man in die engſten Gäßchen einen Blick warf, von denen, die ſich ſchluchtartig den Fels hinaufziehen, wo die ärmſten Leute wohnen und man auch hier die ſchlechten Häuſer bunt verziert ſah, doch oben, im tiefſten Winkel der Höhle, das beleuchtete Madonnenbild, vor dem ein geſchmückter Altar errichtet war, und am Eingange des Gäßchens die Bewohnerinnen, auf Stühlen daſitzend, und und mit vielem Anſtande einladend, zum Altare hinzutreten.

Dieſer hellbeleuchtete Schmuz, dieſer bunt aufgeputzte Bettelkram, dieſe Armuth und das anſtändige Weſen dabei, machten einen merkwürdigen Eindruck auf uns Alle. Ich legte mich aufgeregter als gewöhnlich zur Ruhe und wurde durch den lauten Trödel auf der Straße, der jedoch nie in nanſtändigen Lärm ausartete, noch lange am Einſchlafen gehindert.

Ich träumte in jener Nacht vom Veſuv. Der ſtarke Rauch, den man ſchon ſeit einigen Tagen daraus aufſteigen ah und der von der innern Thätigkeit des Berges zeugte, wie manche Unterredung, die ich darüber mit Freunden atte, machten dieſen Traum ganz natürlich. Salvatore, r bekannte Führer von Reſina, hatte binnen kurzer Zeit

„Etwas" vorausſagt; mein Barbier erzählte mir auch, daß er gehört habe, der Veſuv würde innerhalb drei Tagen „Etwas" machen. So drücken ſich nämlich die Leute aus, wenn von ſeiner zerſtörenden Eruption die Rede iſt. Mein Barbier erzählte mir auch noch folgenden Scherz: Als im Auguſt das Quellwaſſer in Reſina zu mangeln begann, ein ſicheres Zeichen, daß die übermäßige Glut im Berge es aufſauge, wo dann durch die Entwickelung des Gaſes der Ausbruch erfolgt, fingen die guten Leute wie gewöhnlich an „auf den Veſuv zu ſpeculiren und ſetzten die drei vorgeſchriebenen Nummern: Berg, Ausbruch, Lava, 7, 21, 85 ins Lotto. Die Ziehung geſchah. Die erſte Nummer 7 kam heraus und in demſelben Augenblicke begann das dumpfe Krachen im Innern des Vulkans; die zweite Nummer 21 wurde nun gezogen und zugleich vernahm man ein Getöſe, wie wenn eine Batterie zu ſpielen beginne, und den hundertfachen, ſchrecklichen Donner als Echo; jetzt wurde die dritte Nummer 85 ausgerufen und mit dem Rufe ſtrömte auch die Lava über den Rand des Kraters. Das Volk ſchrie Mirakel! und ſtrich die Summen ein, die der ſeltſame Zufall ihm beſchert hatte.

Wenn der Veſuv zu ſpeien aufgehört hat, ſo findet eine eigenthümliche Prozeſſion ſtatt, die bis zur Brücke geht, welche auf dem Wege nach Portici liegt. Hier wird Halt gemacht, und ein Lazzarone tritt aus dem Haufen, kehrt dem Veſuv den Rücken und verrichtet eine ſehr natürliche Handlung, die unſere Sitten jedoch als unanſtändig bezeichnet haben. Lobgeſänge und Gebete an den heiligen Januar ſchließen ſich unmittelbar hieran; denn es iſt bei dem Neapolitaner ausgemacht, daß er keinen ärgern Feind habe als den Veſuv, den er aber ſehr geringſchätzt, da er durch die Anbetung der Reliquien ſeines heiligen Schutzpatrons und deſſen Fürbitte im Himmel vor jeder Gefahr von dieſer Seite ſich beſchützt weiß.

Mir war der Veſuv ein ſehr intereſſanter Gegenſtand und ich beſchäftigte mich viel mit ihm. Nur wenige Wochen früher hatte er geſpien und die Unruhe, in der er ſich noch befand, und etwas Glück, das mich im Leben nie verlaſſen hat, ließ mich an dem Glauben feſthalten, daß ich auch noch Zeuge dieſes großartigen Schauſpiels werden würde. Ueberdies war meine Wohnung ſo gelegen, daß ich den Berg beſtändig vor Augen hatte. Wie war mir nun, als ich am Morgen, nach jenem nächtlichen Volksfeſte, durch ein fürchterliches Krachen aufgeweckt werde. Wie ferne Schüſſe, dann näher, ein furchtbares Rollen in den Bergen, dumpfer, lang hinhallender Donner! Sollte es wirklich ſein? Ich glaubte noch zu träumen. Aber mit geöffneten Augen ſtarre ich auf's Meer, das die erſte Glut der aufgehenden Sonne färbt. Ich wecke meine Frau und eile auf den Balkon. O bittre Enttäuſchung! da lag der Veſuv, ſeine Conture klar und rein auf dem gelblichen Himmel abgezeichnet und eine dünne, weiße Rauchſäule wie aus einem gewöhnlichen Schornſtein in die Höhe wirbelnd. — Unten am Strande aber Böller an Böller, aus denen die ſchmuzigen Lazzaroni krachend das Madonnenfeſt begrüßten.

Mein Verdruß ſchwand bald vor der Göttlichkeit des Anblicks. Die ganze Gebirgskette war ſo nahe gerückt, daß ich mit bloßem Auge die Häuſer in Sorrent entdeckte. Allein eben die Nähe verhieß Regen und wirklich trügten dieſe Zeichen nicht. Ich mußte meine beabſichtigte Fahrt nach Pompeji einſtellen und durch dieſen Aufſchub traf es ſich, daß ich meinen fünfundvierzigſten Geburtstag im Hauſe des Diomedes, bei einer Flaſche pompejaniſchen Weines, im Kreiſe neuerworbener Freunde feiern konnte.

An . . . . .

Rom . . . . .

In meiner Jugend wünſchte ich mich oft in den Gaſſen und Gäßchen meiner Vaterſtadt zu verirren, das Abenteuerliche hatte ſo großen Reiz für mich, daß ich die kleinen Kinder, von denen ich las, daß ſie ſich verirrt hatten und vor Angſt beinahe umkamen, ordentlich beneiden konnte. Aber welche Mühe ich mir gab, es wollte mir niemals gelingen, und immer kam ich, wenn ich die fremdartigſten Winkel und Durchgänge auch gewählt hatte, auf dem altſtädtiſchen Markt zu dem vollkommenſten Bewußtſein und zur Enttäuſchung. Ebenſo glaube ich, daß es einem kleinen Neapolitaner gehen würde, der meinen Hang zufällig theilte. Der Toledo, oder das Meer wären dann immer die baare Proſa, die ihn ſeinem romantiſchen Wahne entriſſen. Befindet man ſich in dem Falle, hinabzuſteigen vom Toledo, ſo muß man nothwendig das Meer erreichen — hinaufzuſteigen vom Meere, ſo muß man nach dem Toledo gelangen. Dieſer Toledo iſt der Mittelpunkt der Stadt und des Lebens. Hier vereinigt ſich Alles, was Neapel eigentlich ausmacht.

Wer ſich unter dem Toledo eine elegante Straße dächte, wie ſie Paris, London oder St. Petersburg aufzuweiſen haben, der irrte gewaltig. Höchſtens könnte man dieſe Hauptſtraße Neapels mit dem Faubourg St. Denis vergleichen, was die Eleganz der Läden und die Façaden der Häuſer betrifft. Neben dem Magazine eines Modehändlers die kleine Boutike eines Gemüſeverkäufers, der Laden eines Schneiders, eines Barbiers, kurz aller jener Handwerker und ihrer Erzeugniſſe, welche unſer modernes Leben verſchönen oder überhaupt möglich machen. Eigenthümlich ſind

die kleinen Behältniſſe, in denen die Paſteten- und Kuchen-
bäcker ihr anlockendes Gewerbe treiben. Stets glüht's im
offenen Ofen, der aus blankpolirtem, rothem Kupfer iſt,
und die Wände des Etabliſſements ſind von oben bis un-
ten mit Blechen und Formen groß und klein und vielge-
ſtaltig geziert, die zum Handwerk gehören und im ſchönſten
Schmucke der Reinlichkeit, „zum Dareinſpiegeln“ erhalten
werden. Gleich an der offenen Thüre und ſo, daß die
Vorübergehenden nach Willkür darnach langen können, liegen
uf langen Tiſchen die neueſten Auflagen dieſer beliebten Werke,
nd wahrlich ſo appetitlich, als man ſich nur denken kann.
ußerdem fallen die ſchön aufgeſchmückten, freiſtehenden Bu-
en der Limonadeverkäufer auf, die in Neapel noch ganz
nders, als hier in Rom ſind, wo ſie auch ſchon im Stande
nd, die Augen der Fremden auf ſich zu ziehen. Die Bu-
n der Neapolitaner ſind gewöhnlich lackirt und reich ver-
ldet, dabei mit Schnitzwerk überladen. Oft iſt dies Al-
s im blankſten Zuſtande erhalten, oft auch durch Witte-
ng und Dauer unſcheinbar geworden. Oben prangt das
ld der Madonna oder eines Heiligen, mit davor bren-
nder Lampe, wie dies überhaupt in allen Verkaufsſtätten
räuchlich iſt. Vor dem Verkäufer liegen auf den, mei-
ntheils weiß bedeckten Tiſchen die größten Exemplare von
ronen, Limonen und Cederäpfeln; zu beiden Seiten hän-
Fäſſer, ſchwebend in der Luft, welche die trinkbare
ſchung enthalten, die durch ſtetes Schwingen im richtigen
hältniß bleibt, ſo daß ſie, ohne umgerührt zu werden,
h getrunken werden kann. Im Hintergrunde der Bude
man Gläſer und Flaſchen in ſchönſter Ordnung aufge-
. An allen Straßenecken und auf den Märkten fehlen
nicht; das kühlende Getränk iſt ein zu weſentliches

Bedürfniß, als daß man nicht bedacht ſein ſollte, ihm jeden Augenblick Abhülfe zu verſchaffen.

Die Kaffeehäuſer, deren es auch eine Unzahl gibt, ſind meiſt eng und klein und ohne alle Eleganz. Oft nur ein kleines Zimmer, von drei Wänden umgeben, die vordere nach der Straße fehlt nämlich, und iſt durch einen zurückgeſchlagenen Vorhang erſetzt, um als Eingang zu dienen. Hinten der Tiſch für den Verkäufer, an den Seiten Bänke und ſechs bis acht kleine Tiſche davor, ein paar kleine Spiegel, dies iſt das Kaffeehaus. Die Gegenſtände der Conſumtion entſprechen dem ärmlichen Eindruck, den das Local macht, gewöhnlich nicht, denn ſie ſind vortrefflich. Kaffee, Chocolade, Sorbet, Granito, Semmata, Alles friſch bereitet und unverfälſcht. Sonderbar iſt es, daß die Aufwärter eine Art von Rothwälſch haben, das von den Gäſten nicht verſtanden wird, in welchem ſie den von denſelben empfangenen Auftrag laut in die Küche rufen. Sie ſetzen dann immer noch Vielerlei hinzu, bald: ſüß, halbſüß, warm, lau, heiß, kalt, ſtark, ſchwach — kurz alle mögliche Abſtufungen in den Eigenſchaften des Geforderten, je nachdem die Beſtellung lautete, oder wie ſie ſelbſt ermeſſen, daß es dem Beſteller angenehm ſein könne. Dieſelbe Aufmerkſamkeit findet man immer. Wenn ein italieniſcher Kellner einem Fremden ein weiches Ei zu ſerviren hat, ſo iſt er auf ſo mannichfaltige Weiſe geſchäftig hiebei, wiſcht und putzt und deckt und rennt, daß man glauben muß, es werde ganz etwas Beſonderes zum Vorſchein kommen. Und am Ende iſt es eben weiter nichts, als ein Ei, ein Eierbecher, eine Serviette und etwas Salz, wie überall. Daß jedoch dieſe geſchäftige Sorgſamkeit nur aufmerkſam machen will, um dann auch eine deſto größere Erkenntlichkeit in Anſpruch nehmen zu können, iſt eine unſchuldige Liſt, aus der dem Fremden mitunter auch manches Angenehme und Nützliche erwächſt und über die ich nie in Zorn gerathen konnte, wie es vielen meiner deutſchen Reiſegefährten begegnet iſt.

Zwiſchen dieſen am öfterſten wiederkehrenden Erſcheinungen des Toledo ſind es die Handſchuh- und Parfümerieläden, die ſich am meiſten bemerkbar machen. Dieſe beiden Gegenſtände ſind bekanntlich in Neapel von vorzüglicher Güte und zu einem überaus wohlfeilen Preis zu haben. Woher es kommt, habe ich nicht unterſucht, wol aber viel von dieſen Artikeln eingekauft. Große Töpfe ſehr guter und feinriechender Pomade koſteten ungefähr zwölf, das Paar ſchöne Glacéhandſchuhe dreißig Kreuzer.

Hin und wieder, doch nur ſparſam, macht ſich ein wirk- ich elegantes Magazin mit franzöſiſchen und engliſchen Bron- en, Kryſtallen, Lüſtres und Spiegeln bemerkbar, oder ein aden mit Damenputz. Die Erdgeſchoſſe aller Häuſer in er Toledoſtraße ſind übrigens Verkaufsgewölbe; den erſten tock nehmen häufig die Trattorien ein, die Abends durch aternen, welche die Aufſchrift des Etabliſſements tragen, h kundgeben. Auch die Anzeigen der Stücke, welche in n verſchiedenen Theatern geſpielt werden, hängen, wie un- e Straßenlaternen, mitten zwiſchen den Häuſern und ſind bends beleuchtet.

Der Toledo iſt jeden Augenblick von einer Menge von enſchen und Wagen gefüllt, die ſich drängen und ſchreien. n belebteſten iſt er zwiſchen zwei und vier, die Stunden, dem gewöhnlichen Mittagseſſen der Neapolitaner voran- en; dann iſt hier der Mittelpunkt des Corſo, der ſich bei nem Wetter von dem Poſilipp, über die Chiaja, durch Toledo bis nach Portici erſtreckt. Ein Corſo, ſo groß an mannichfaltigen Ausſichten und Unterhaltungen ſo ., wie ihn keine andere Stadt in Italien aufzuweiſen hat. Intereſſant iſt es dann auch, hier wieder die Eigenthümlichkeiten dieſer merkwurdigen Stadt zu beobachten. Zwiſchen den Kutſchen der Vornehmen, mit galonnirten Bedienten, die Menge der Fiacre, auf denen ohne Ausnahme ein kleiner, ſchmuziger Bettelbube, als Groom, hinten aufſteht. Oft öffnet ein Kind von acht bis zehn Jahren, in einer Kleidung, die es nur nothdürftig bedeckt, den Schlag, ſowie man in den Fiacre zu ſteigen Miene macht, und ſchwingt ſich dann auf den Bediententritt, um beim Ausſteigen wieder ſchnell zum Oeffnen des Schlages bei der Hand zu ſein, oder unterwegs kleine Commiſſionen oder Hülfsleiſtungen zu beſorgen. Wer ſich auch dagegen ſträuben wollte, könnte dieſen aufdringlichen Jokei doch nicht los werden; er ſetzte ſich hinten auf und ſpränge dann doch, wie ein hülfreicher Kobold, bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit aus ſeinem Verſteck hervor. Dieſe armen Knaben machen auf ſolche Weiſe Partien mit, die wol einen ganzen Tag dauern. Immer ſind ſie da, immer bereit. Die Fremden bekümmern ſich nicht darum, ob ſie etwas zu eſſen bekommen oder hungern, und obgleich ſie ſich von ihnen bedienen laſſen, ſo betrachten ſie ſie doch gewöhnlich als eine ſich frech aufdringende Laſt und werden grob, wenn am ſpäten Abend, bei glücklich erfolgter Heimkehr, der kleine Knabe, wenn er zum letzten Male den Schlag höflich geöffnet hat, die ſchmuzige Hand ausſtreckt und um einige Gran bettelt. Oft erſetzt ein ſolcher Jokei den Lohnbedienten vollkommen und weiß die Namen der Orte genau anzugeben und das Merkwürdige davon überall zu erzählen. Nur iſt es dann nöthig, daß man etwas von dem Volksdialekt verſteht, der unter Anderem gewöhnlich die letzten Sylben von den Worten verſchluckt und Monte Veſu, ſtatt Veſuvio, St. El, ſtatt Elmo, Caſtel d'O. ſtatt del Ovo ſagt u. ſ. w.

Bei aller Lebhaftigkeit zeichnet dieſes Volk doch auch ein großer Hang zur Bequemlichkeit aus, der ſich z. B. auch darin kundgibt, daß ſie es vermeiden, die mehrſylbigen Worte ganz auszuſprechen. Sie bewegen viel lieber die Hände, als die Zunge, daher ſie auch ihre Converſation halb geſprochen, halb durch Zeichen führen. Ein Neapolitaner wäre nicht im Stande zu ſprechen, wenn man ihm die Hände auf den Rücken bände.

Eines Abends, als wir eben das Café-Reale verließen, das einzige, das auf den Namen eines eleganten allenfalls Anſpruch zu machen berechtigt ſchien, mietheten wir einen der ſtets dort haltenden Fiacre, um am andern Morgen eine Fahrt nach dem Cap Miſene zu machen. Wir zahlten vier Piaſter auf den ganzen Tag und Morgens ſechs Uhr ſollte aufgebrochen werden.

An . . . . .

Rom . . . . .

Wenn man den langen Poſilipp, den nur ſpärlich auch am Tage einige Laternen erhellen, hinter ſich hat, wird man doppelt von der farbenreichen Landſchaft, von dem hellen Lichte geblendet, das hier ſo plötzlich überraſchend von allen Seiten entgegendringt. Wir hatten an jenem Morgen noch überdies eine Begegnung mit einer ziemlich zahlreichen Lämmerheerde und einigen Stieren, die, nebſt den Eſeln, auf denen die Landleute zur Stadt reiten; in dieſer ſogenannten Grotte einen ſo unausſtehlichen Staub erregten, daß wir eine halbe Stunde lang, wie im Nebel, langſam dahinfuhren und endlich, ans Tageslicht gelangt, mit dem Finger unſere Namen in den Staub ſchreiben konnten, der auf unſern Röcken lag.

Wir mußten halten laſſen, um uns abzuſtäuben, und beſtiegen dann den ſchön belaubten Abhang des Berges, der ſich in Terraſſen bis zum Meere ſenkt, um das ſogenannte Grab Virgil's zu beſuchen. Dies war weniger fromme Wallfahrt, als der Wunſch, einen der ſchönſten Punkte kennen zu lernen, von dem man Neapel überblicken kann. Der Eigenthümer des Weinbergs führte uns hinauf. Die Höhle, oder das eigentliche Grab, iſt ein unintereſſantes Loch. Unſer Führer nahm eine Handvoll Sand aus der Oeffnung und ſtreuete ihn mit Emphaſe in die Luft, indem er dabei ſagte: „Cenere di Virgilio!“ Wenn man ſo verſchwenderiſch mit dieſer Aſche ſeit Jahrhunderten umgegangen wäre, ſo müßte jetzt ſchon lange nichts mehr davon vorhanden ſein, ſelbſt wenn es unwiderleglich bewieſen wäre, daß Virgil wirklich hier begraben läge. Sonſt ſtand ein Lorberbaum hier, von dem aber jetzt keine Spur mehr zu ſehen iſt, dafür aber finden ſich Inſchriften genug, und einige Gräber, ſogar von einer deutſchen Dame, der das milde Klima die Bruſt nicht wieder heilen konnte und die nun hier ruht, wo ſie ſo oft, ſich an dem herrlichen Anblick erlabend, geſeſſen hatte. Dieſen Anblick zu beſchreiben, unterlaſſe ich. Es iſt eben immer wieder nur Neapel, was man ſieht, und der Veſuv, der Golf und die Inſeln; mit dieſen Namen muß ſich der Leſer begnügen; wie dies Nämliche aber doch immer wieder ein ganz Anderes ſein kann, das vermögen Worte nicht wiederzugeben.

Vom Poſilipp ging's auf der neuen Straße, unweit des Meeres, hin. Vor uns lag, in bläulichen Duft gehüllt, die Landenge mit Bajä und Bauiá, und etwas dunkler zeichnete ſich das Ende derſelben aus, dies war das Cap

Miſeno, über dem ſich in den lichteſten Tinten der Epomeo erhob. Ganz nahe winkte aus dem Meere das freundliche Inſelchen Niſida und zwiſchen ihm und dem feſten Lande lagen die Gebäude der Quarantäne auf einem, rings vom Meer umſpülten Felſen. Niſida zeigte ſeinen Hafen und Leuchtthurm und ſah wie ein grell colorirtes Gouachebildchen aus, daher es in dieſer Art auch recht treffend wiedergegeben iſt.

Der Tag war reich an Promenaden zu Fuß und zu Eſel; wir waren faſt eben ſo viel unter, als auf der Erde. Da gab es die Grotten der Cumäiſchen Sybilla, ihr Badezimmer, die Dampfbäder des Nero, jene weiten, unterirdiſchen Hallen, die man Piscina-Mirabilis benennt, die hundert Camerellen, oder Kerker des Nero zu beſehen. Bald mußte man, mit Fackeln in den Händen, kriechen, einmal ſogar den Rücken der Führer beſteigen und ſich in die Höhle Huckepack tragen laſſen. Die Sachen waren im Ganzen wenig intereſſant, allein wenn man einmal an Ort und Stelle iſt, ſo will man doch Alles in Augenſchein nehmen, wovon man gehört und geleſen hat. Hier lag der Averner See, jener See von Fuſaro, wo die Römer ihre Auſtern mit Menſchenfleiſch mäſteten, und der Gaurus, wo ihr herrlichſter Falerner wuchs; jenes iſt der Monte-Nuovo, den ein Erdbeben wunderſam emporhob, wol der jüngſte von allen Bergen der Erde. Bajä, Cumä und Baulä ſind dafür ganz von der Erde verſchwunden; nur wenige vereinzelte Ruinen bezeichnen ihre Stätten und kleine Wohnungen der Landleute nehmen die Stellen ein, wo ſonſt Paläſte und Tempel und Villen geſtanden haben. Ueberall verfolgen uns Leute mit Stückchen alter Steine, Gialle, Roſſo, Verde-Antico, Brocatell, Serpentin, Bronze; bald kleine Figuren, bald Muſchelwerk. Viele ſind der Meinung, daß man mit dieſen Alterthümern hintergegangen wird, allein ich glaube, daß kein neuerer Künſtler dieſe Gegenſtände um den Preis verfertigen kann, um den ſie willig den Reiſenden überlaſſen werden, und daß ſie ſomit wirklich von den armen Leuten hier in der Erde oder im Meere gefunden werden.

In der heiterſten Stimmung kamen wir auf unſerm Rückwege nach Neapel in Puozzuoli an und ließen uns ein wahrhaft claſſiſches Frühſtück, herrliche Muränen und Falerner, auftragen.

Der Gaſthof, ein weites, am Meere liegendes Gebäude, unten nur unbewohnte Hallen und Gänge zeigend, die von einem abſcheulichen Geruche angefüllt waren, war uns anfänglich nicht ſehr einladend erſchienen, bis wir in ſeinen oberen Regionen angekommen, wo uns die friſche und doch ſo milde Seeluft durch die hohen, geöffneten Fenſter entgegenwehte und ein reinlich gedeckter Tiſch uns mit dem ſo köſtlichen und hier doch ſo ganz gewöhnlichen Frühſtück erwartete. Die Flaſche Falerner koſtete nicht mehr als ſechsunddreißig Kreuzer, nach unſerem Gelde. Die Art, wie der Koch die Muränen tödtete, war ſonderbar genug. Er warf ſie nämlich ſo lange auf den Boden, bis ſie todt waren, wo er aber bei jedesmaligem Aufheben ſich ſehr in Acht nehmen mußte, nicht gebiſſen zu werden, denn die Thiere waren ſo wüthend, daß ſie ſich ſelbſt in den Schweif biſſen und das vollſtändigſte Sinnbild der Zeit abgaben.

Am ſpäten Abende kehrten wir nach Neapel zurück. Unweit der Stadt hielt der Kutſcher und machte uns aufmerkſam auf die Hundshöhle, die ganz nahe am Wege lag. Ich ließ meine Reiſegefährten allein ihre Neugierde ſtillen und erwartete ſie im Wagen. Ich war zu müde und hatte nicht Luſt, das Hunde-Experiment mit anzuſehen.

Als wir am Hôtel di Napoli hielten, wo wir unſere Cena einzunehmen beſchloſſen hatten, wunderten wir uns nicht wenig, den kleinen Jungen, der uns am Morgen beim Wegfahren den Schlag geöffnet hatte, nun wieder am Schlage zu finden. Er hatte, hinten aufſitzend, die ganze Wanderung mitgemacht, ſich aber ſtets in ſo beſcheidener Ferne gehalten, daß wir ſeine Anweſenheit nicht merkten. Der Kutſcher mag ihm wol den Abfall von ſeiner eigenen, ſehr frugalen Mahlzeit mitgetheilt haben, und für den Jungen war der Tag nicht verloren, denn er hatte ſich eine anſtändige Bewegung in guter Geſellſchaft gemacht und konnte etzt einen Carlin in die Taſche ſtecken, ohne gebettelt oder geſtohlen zu haben. Solch ein Miniatur-Lazzaroni fleht gewiß zur Madonna, ihm im Jahre dreihundertfünfundſech- ig ſolcher Glückstage zu beſcheeren. Wie genügſam und utmüthig ſind doch dieſe Leute!

An . . . . .

Rom . . . . .

Mit ſeltſam bewegtem Herzen machte ich mich auf den eg nach Pompeji und Herculanum. Ich konnte die eugier nicht länger unterdrücken und beſchloß am Sonn- , den vierzehnten October, dem Tage wo ich vor fünf- dvierzig Jahren in Königsberg in Preußen das Licht der elt erblickte, die Wallfahrt nach jenen Ruinen anzutreten. ltſam! Mir fiel dabei ein, daß das Haus, in dem ich ge- en wurde, ſelbſt in Ruinen nicht mehr exiſtirt und ch ein neues erſetzt worden iſt — und ſo könnte ich, n ich einmal nach meiner Vaterſtadt zurückkehrte, nicht nal den Raum wiederſehen, wo meine Wiege geſtanden.

Graue Wolken drohten am Himmel; dies war um ſo bedrohlicher, da die Häuſer ohne Dächer in Pompeji uns keinen Schutz gewähren konnten. Wir wollten alſo die Sache ſo ſchnell als möglich abmachen, um von der trockenen Intervalle zwiſchen trüben Regentagen zu profitiren. Wir jagten mit dem Sturme, der vom Meere her donnerte, um die Wette nach Portici, an dem königlichen Luſtſchloſſe vorüber, dem wir unter dieſen Umſtänden unſern Beſuch nicht abſtatten mochten, obgleich die Erlaubnißkarte „pour visiter le chateau, les jardins et les délices de Portici," ſchon ſeit mehren Tagen in meiner Brieftaſche ruhte.

Gleich hinter dem Schloſſe fängt Reſina an. Man ſieht nicht ein, warum es nicht auch Portici heißt, da es eine und dieſelbe Straße iſt, die nur durch die Gebäude des Schloſſes getrennt wird. Eine niedrige, unanſehnliche Pforte, mit der Aufſchrift „königliche Souterrains von Herculanum," zur Rechten des Weges machte unſerer Eile ein Ende. Wir ſtiegen aus und begaben uns zuerſt mit einem Führer, der zwei Lampen trug, durch den alten, aber nicht antiken Hausrath einer armſeligen Familie, nach dem großen Theater der prächtigen Stadt, das jetzt hier ſelbſt die Rolle eines Kellers übernommen hat. Wir durchkrochen und durchſtrichen die finſteren Gänge, die ſich nach allen Richtungen, weit über das Gebiet des Hauſes hinaus, bis unter den Fahrweg der Straße erſtrecken, und wir hörten oft das Rollen der Wagen wie Donner über unſern Köpfen. Als wir uns erſt ein wenig in dieſen Räumen zurechtfinden konnten, hatten wir den vollkommenſten Begriff von der Einrichtung eines antiken Theaters. Wir ſahen die Bühne, ihrer ganzen, ſehr anſehnlichen Breite nach, die Plätze der Muſiker, die Logen der Magiſtratsperſonen, die Couloirs, die nach allen Plätzen führten, und endlich auch die Ankleidezimmer der Künſtler. Hier zeigt man Abdrücke der Schauſpielermasken und unter Anderm auch den vollen Buſen eines wahrſcheinlich jungen Mädchens, in der Wand von Lava. Wie mochte die Arme ihr Publicum entzückt haben! Wie mochte ſie an jenem Tage alle ihre Künſte wieder in Bereitſchaft halten, um die Menge hinzureißen, als der glühende Tod ſie hier ſo kräftig umarmte, um noch nach Jahrtauſenden die Spuren dieſer Umarmung der Nachwelt zu zeigen, und ſie ſo ihren Triumphen mit einem vernichtenden Schlage entriß! Alles war gerührt, wie es dieſe uralte Camee erblickte; man erhob ſich nicht zum antiken Schmerze, der hier ja ſo nahe lag, und wurde ganz romantiſch weich und faſt winſelnd. Ich konnte den bekannten franzöſiſchen Scherz, „les pleureurs d'Homère," gar nicht aus dem Kopfe bringen, über den einſt die Pariſer, und ich mit, uns vor Lachen ausſchütteten. Zwei alte Leute leſen von dem großen Dichter Homer und müſſen, ohne ihn zu kennen, blos nach Dem, was ſie von ihm erfahren, in laute Bewunderung ausbrechen. Sie erkundigen ſich nach ſeinen nähern Umſtänden und hören, daß er ſchon lange nicht mehr am Leben ſei. Dies rührt die guten Alten und der Eine beginnt: „Ein ſolcher Dichter! mein Gott, wie ſchade!" und der Andere: „Es ſoll ihm im Leben gar nicht gut gegangen ſein;" und dann wieder der Erſte: „Er war ein vortrefflicher Menſch" — und darauf der Zweite: „Und ſeine armen Kinder — er war gewiß Familienvater." — Durch ſolche Reden ſteigern ſie nun nach und nach ihren Schmerz zu ſolcher Höhe, daß ſie ſich der Thränen nicht mehr erwehren können und Homer wirklich beweinen. — So auch hier. Die arme, kleine, antike Choriſtin — wo wäre ſie denn jetzt, wenn die Lava des Veſuv Herculanum auch nicht zerſtört hätte?

Aus dem Theater führte man uns wieder an die Oberwelt und in eine zu Tage aufgegrabene Straße, wo wir in die Häuſer der Bürger eintreten konnten und ihre Art zu wohnen beobachteten. Auch ein Gefängniß zeigte man uns, deſſen Fenſter-Oeffnungen mit ſtarken Gittern verwahrt waren. In den Gemächern befanden ſich Mauerringe, Ketten, Gerippe. Dieſe armen Geſchöpfe erlöſte die Lava aus ihrer antiken Gefangenſchaft, die, nach dem Orte zu urtheilen, mindeſtens ebenſo unbequem als unſere jetzige war. Die Straße führte zum Stadtthore, das nebſt einem Stücke der Mauer noch ſehr gut erhalten iſt. Dicht unter dieſer Mauer wogte damals das Meer, welches jetzt bedeutend zurückgetreten iſt. Ich ging hinaus wie ein alter Spaziergänger Herculanums und mir ward ganz wunderbar dabei zu Muthe.

Der Cuſtode, der uns Alles zeigte, war von jener ſonderbaren Gefälligkeit, die ich nun ſchon oft in dieſen Ruinen angetroffen habe und die mit der pflichtſtrengen Gewiſſenhaftigkeit anderswo den ſeltſamſten Widerſpruch bildete. Er erbot ſich willig, uns gut erhaltene Stückchen Moſaik und anderes Geſtein, Stuck, Glasſcherben und dergleichen Merkwürdigkeiten um kleines Trinkgeld anzubieten; oft entfernte er ſich auf einige Zeit und ließ uns in den Räumen allein, um einen kleinen Raub ungeſtört verüben zu können. Meine Begleiter ließen die Gelegenheit dann niemals ungenützt vorbeigehen, ſondern fielen wie heißhungrige Wehrwölfe mit Klauen und Waffen über die Alterthümer her und kratzten und gruben und bohrten ſo lange, bis ſie einige Fragmente erbeutet hatten. Ihre Taſchen ſtrotzten wie die von Landſtreichern und Strolchen, und ſchlugen beim ſchnellen Gehen klappernd aneinander, was uns viel zu lachen gab. Später in Pompeji hingegen wollte der Mann, der uns umherführte, von ſolchem Raube nichts wiſſen, ſondern lehnte jede verſprochene Gabe ab und ſah uns wachſam auf die Hände. Iſt auch dort dennoch Manches geraubt worden, ſo geſchah es ohne Wiſſen und Willen des Mannes und kann nur der gut angewandten Liſtigkeit meiner Begleiter zugeſchrieben werden.

Hier in Rom fand ich es ebenſo. Während mir der Mann in den Thermen des Caracalla ganze Haufen von alten Marmorſtückchen zeigte, mit denen er ordentlich Handel trieb und wo ich nur wählen durfte, weigerte ſich der Wächter in den Thermen des Titus, auch nur das Kleinſte herzugeben. Woran liegt nun dieſe Verſchiedenheit? Die Verbote ſind doch wol überall gleich und nur die größere oder geringere Gewiſſenhaftigkeit der Beamten kann allein der Grund ſein.

In Torre del Greco, welches hinter Reſina beginnt und das gerade unter dem Krater des Veſuvs ſich hinzieht und daher der Verwüſtung am meiſten ausgeſetzt iſt, ſahen wir die ungeheuern Lavatrümmer, welche von mehren Ausbrüchen hier zuſammengekommen ſind. Dieſe ſchwarzen, ſtarren Maſſen gewähren noch jetzt einen furchtbaren Anblick; wie muß es aber erſt ſein, wenn ſie in dunkler Glut, von unterirdiſchen Donnern begleitet, ſich herabwälzen? Oft ſieht man, wie der Feuerſtrom ſich wunderbar zwiſchen die Gebäude hindurchdrängte, ohne ſie zu beſchädigen; an anderen Stellen jedoch verwüſtete er Alles weit und breit. Nach dem Meere hin iſt noch jetzt ein großes, mit Schlacken bedecktes Lavafeld zu ſehen. Es datirt von 1794 und 1822.

Der Wind, der uns mit großer Heftigkeit entgegenblies und immer mehr die ſchwärzeſten Wolken über unſern Häuptern zuſammenballte, verhüllte die Spitze des Veſuvs gänzlich. Unſere Pferde mochten es unbequem finden, immer gegen den Wind zu ziehen, und fanden es daher räthlich, auf der Anhöhe zwiſchen Torre del Greco und del Annunciata plötzlich umzukehren und den Rückweg nach Neapel anzutreten. Peitſche und gute Worte fruchteten nichts; endlich bequemten wir uns dazu, es den Thieren leichter zu machen, indem wir insgeſammt ausſtiegen, und nun erſt ſtanden ſie von ihrem eigenſinnigen Vorſatze ab, ließen ſich umlenken und zogen den Hügel aufwärts.

Bald kehrten wir uns nun links um den Fuß des Veſuvs und der ſchwarze, mit Aſche vermiſchte Sand, durch den wir fuhren, ließ uns nicht lange über die Art des Bodens in Zweifel, den wir unter uns hatten. Es war jener alte, von den tauſendjährigen Wehen der Erde zerriſſene, und innerlich bewegte Erdſtrich, das Grab ſo vieler Menſchen; ſtets verwüſtet, immer wieder bebaut, von unterirdiſchen Gluten erwärmt, der Erzeuger der köſtlichſten Vegetation und ſo Ernährer und Zerſtörer zu gleicher Zeit; der wunderbarſte Contraſt!

Der ſcharfe Wind erhob den Staub am Wege und die Aſchentheile trieben uns Thränen aus den Augen. Vor uns ſahen wir eine lange Reihe mäßiger Hügel wellenförmig ſich erheben; ſchwarzgrau wie alles Uebrige. Dies war der künſtliche Wall, den die Ausgrabungen erzeugen; dahinter lag die uralte Wunderſtadt, die, mit ihren unveränderten Einrichtungen, wie ein Märchen in unſerer modernen Zeit auftauchte. Wir ſahen eine Einfaſſung ſchöner Thränenweiden, ein ſinniger Schmuck der Gegend; einige niedrige Gebäude ſtanden in Ordnung da und vor uns erſtreckte ſich eine lange Straße, mit Monumenten zu beiden

Seiten eingefaßt. Wir befanden uns an dem Thore von Pompeji!

Aber ſtatt der an dem Thore gefundenen Gerippe der römiſchen Schildwachen, deren Helme mit den Köpfen man jetzt im Muſeum in Neapel zeigt, ſtanden jetzt einige Leute in moderner Uniform da, von denen ſich ſogleich einer uns als Führer anbot. Ich achtete nicht auf ihn, ſondern trat raſch durch's Thor und ſah die Gräberſtraße hinab. Welch ein Eindruck! Das Pflaſter, auf dem geſtern noch Römer und Römerinnen einherſchritten und fuhren. Man ſieht überall ihre Spuren, ſelbſt das Geleiſe der ſchmalen Fuhrwerke, den Steinen aufgedrückt. Man kann ſich kaum überreden, daß dies Alles ſo alt ſei, daß ſechzig Generationen untergingen, ſeitdem dieſe Straßen ſo verödet ſind, es kommt uns vor, als wenn geſtern erſt eine Feuersbrunſt die Leute zwang, ihre Häuſer zu verlaſſen, als wenn ſie wiederkehren müßten, nachdem Alles wieder aufgebaut ſein wird. Ohne zu den pleureurs d'Homère zu gehören, beſchleicht Wehmuth das Gemüth, und ohne ein wüthender Alterthumskrämer zu ſein, verſetzt man ſich hier ganz in das Leben der Alten und überredet ſich, mit ihnen als Gaſt zu verkehren.

Eine Beſchreibung Deſſen, was ich hier vorfand, werden Sie gewiß nicht von mir erwarten, lieber Freund! Ich durchſtrich einige Stunden lang die Gaſſen, ich verweilte auf dem Forum, in den Tempeln, ich beſuchte das Theater. Dann lief ich wieder in die Häuſer und beſah mir die zierlichen Gemächer, die Bäder, die ſäulenumgebenen Vorhöfe; Alles mit Werken der Kunſt, oder doch mit gar anmuthigen Künſteleien geſchmückt, deren beſtändiger Anblick die Bewohner erfreuen, ja bilden mußte. Wie richtig erkannten die Alten dies Alles, und wie ſinnig wußten ſie ſich den Lebensgenuß zu erhöhen. Daher die viele Rohheit in unſern Sitten; nur die Kunſt verſchönt das Leben und dadurch, daß wir uns mit Schönheit umgeben, werden wir ſelbſt ſchöner. Ein Gedanke erfüllte mich hier übrigens mit wahrer Traurigkeit und kehrte bei dem ſpätern Beſuche des Muſeo-Borbonico noch mächtiger wieder: daß nämlich dieſe Alten uns in vielen Dingen ſo überlegen waren und daß wir in Anderm ſie zwar erreichten, es aber eben auch nicht weiter darin brachten als ſie. Und zweitauſend Jahre ſind indeſſen verflogen und Philoſophen dachten und baueten Syſteme auf Syſteme, und Revolutionen wurden von Revolutionen verſchlungen — „Und daran hängt ein Mährlein,“ ſingt der alte, ſchwermüthige Jaques in: „Wie es Euch gefällt.“

Es fing an dunkel zu werden, als wir uns erſt von Pompeji trennten konnten. In dem Hauſe Salluſt's, wie es genannt wird, und das ſich durch Pracht vor allen andern auszeichnet, harrte ein Mann auf uns, der uns Flaſchen edeln pompejaniſchen Weines darbot. Einige von der Geſellſchaft dachten freundlich meines Geburtstags und machten mir die Freude, ihn an dieſem claſſiſchen Orte mit einem Trankopfer feierlich begehen zu können. Dann brachen wir auf, denn wir konnten uns glücklich preiſen, bis jetzt ſo trocken weggekommen zu ſein. Der Himmel war ganz ſchwarz geworden und der Sturm heulte vom Meere her. Wir hatten unſern Wagen unweit des Theaters halten laſſen, das wir zuletzt beſichtigten, und fuhren nun in größter Eile nach Neapel.

Auf dem Wege hatte ich noch Gelegenheit mich von dem großen, mimiſchen Talent zu überzeugen, das hier allen Menſchen inwohnt. Zwei Jungen verfolgten unſern Wagen durch Torre del Greco. Sie ſprachen es mehr mit

Geberden und Tönen, als mit articulirten Worten aus, daß ſie nichts zu leben hätten und ohne unſere Hülfe nothwendig verhungern müßten. Ihre ſchönen, beredten Geſichtszüge und ihr tolles, ſehr komiſches Treiben war ſchuld, daß wir ihnen lange nichts gaben, um uns von ihnen unterhalten zu laſſen. Endlich warf ich ihnen ein Geldſtück hinaus, das der Behendeſte jedoch bald weggeſchnappt hatte und nun den Andern zu noch extravagantern Streichen antrieb. Er ſchien ganz verzweifeln zu wollen, allein der Schalk ſah überall durch. Sowol ſeine liſtigen Augen, als ſein lächelnder Mund und ſeine Geſten zeigten dies deutlich. Endlich griff er ein Stück harte Erde auf von der Straße und biß hinein, um anzudeuten, daß er davon leben müſſe; ſo trieb er es noch eine Weile und als der Regen in großen Tropfen niederzufallen begann und der Kutſcher die Pferde antrieb, warf er ſich mit dem pathetiſchen Ausruf: „Ah, Signor!“ wie ſterbend auf einen Steinhaufen an der Straße nieder. Dann ſprang er lachend auf und lief davon. Ich hätte dem Jungen für ſeine gelungene Pantomime gern einen Lohn geſpendet, aber wir rollten zu ſchnell und hatten ihn bald aus den Augen verloren. Das „Ah, Signor!“ und das Niederfallen könnte von keinem Künſtler n ſolchem Fache beſſer gemacht werden. Man erſtaunt, in Italien oft bei den ärmſten, geringſten Klaſſen einen Anſtand zu finden, der ſich durch Lumpen bemerkbar macht, nd Gewicht zu geben weiß. Ich beobachtete manchmal it Vergnügen die Art und Weiſe, wie ſich Arbeiter emfahlen oder beurlaubten. Die Escorte, die wir auf der eiſe neben unſerm Wagen hatten, ſprengte ſtets, ſo höflich bſchied nehmend, an den Schlag, wenn wir die Station reicht hatten, und gab in ſo beſcheidenen und gewählten usdrücken und mit ſo feinen Manieren Auskunft, wenn man ſie um etwas fragte, daß es wahrhaft überraſchte. Mein Betteljunge in Torre del Greco war aber ein ſeltenes, mimiſches Talent, wie ich es auf der ganzen Reiſe nur diesmal und nie wieder angetroffen habe.

Kaum hatten wir Portici erreicht, als das ſchrecklichſte Ungewitter mit voller Macht über uns losbrach. Das Schauſpiel wäre für mich gewiß ſehr intereſſant geweſen, hätte ich es aus dem Trockenen mit anſehen können, ſo aber berührte es mich zu nahe, als daß es mir den Genuß nicht bedeutend verkümmert haben ſollte.

Plötzlich verging uns der Athem; wir glaubten erſticken zu müſſen. Eine elektriſche Wolke war dicht über unſern Köpfen vorübergezogen und entlud ſich unweit von uns in dem Thurm einer Kirche von Neapel. Andern Tages laſen wir den Fall in den Zeitungen. Nachdem wir uns wieder erholt hatten, mußten wir im fürchterlichſten Regenguſſe weiterfahren und kamen durchnäßt zu Hauſe an. Erſt als wir hier Alle unſere Toilette gewechſelt, konnten wir uns nach unſerm Rendezvous in der Villa di Napoli verfügen, wo wir in heitern Geſprächen und bei wohlbeſetzter Tafel unſere Kräfte reſtaurirten.

Es war bereits zu ſpät, eines der großen Theater zu beſuchen, wir beſchloſſen alſo, um einen Theil der Nacht auf angenehme Weiſe noch dem Leben zu gewinnen, in das kleine Theater San Carlino zu gehen. Hier fanden wir alle Plätze überfüllt und es gelang uns nur, in einer engen Loge des Parterres unterzukommen. Ein ſolches Stück, wie ich es hier ſah, hatte ich in meinem Leben noch nie geſehen. Die Natürlichkeit war auf's höchſte geſtiegen. Im erſten Acte entführte ein junger Menſch ein Mädchen und brachte ſie auf ein Dampfſchiff, um mit ihr zu entfliehen. Die Eltern bekommen jedoch Wind durch ihren

Diener Policinell und begeben ſich mit dieſem auch auf das Dampfſchiff, um unverhofft die Reiſe mitzumachen. Der zweite Act zeigt uns nun das Innere des Schiffes. Alles ſchaukelt, nichts ſteht feſt; die Leute gehen mit geſpreizten Beinen, um ſich beſſer zu halten, ſchwanken aber deſſenungeachtet wie Betrunkene hin und her. Schon dies erregte großes Lachen. Nun aber verſpüren die Damen leichte Uebelkeiten; die fatale Seekrankheit macht ſich bemerkbar. Mit allen Nüancen wird das dargeſtellt, bis die Exploſion erfolgt und nun auch die Herren auf dem Schiffe der Krankheit unterliegen. Endlich ſieht man, wie ſich die Patienten zu Bette legen. Dieſe an und für ſich gewiß widerwärtige Scene wurde aber durch das lebhafte und überaus komiſche Mienenſpiel der Neapolitaner zu einer höchſt lächerlichen und alle Zuſchauer tobten recht eigentlich vor Luſtigkeit. Der Policinell, weiß gekleidet, mit ſchwarzer Naſe, erinnerte mich an den münchener Lipperl, wie ihn ehemals Schweiger gab; dieſelbe Ruhe, daſſelbe Phlegma, dieſelbe große Wirkung durch das Liegenlaſſen. In dem Contraſte dieſer Maske zur Lebendigkeit der Uebrigen lag wol der Hauptwitz zum Lachen. Uebrigens ſprachen Alle ganz natürlich und ſo wie man es täglich auf der Straße hören konnte. Ein paar Gondoliers und einige Facchins erſchienen mir beſonders trefflich, weil ich dergleichen aus dem Leben kannte und ſie oft in dieſer ſeltſamen Melodie, mit dieſen grotesken Geberden vor mir geſehen hatte; allein ich darf annehmen, daß der neapolitaniſche Bürgersmann mit ſeiner Familie in ſeinem Hausweſen eben ſo treu dargeſtellt wurde. Das Theater San Carlino hat den Namen, in ſeiner Art vortrefflich zu ſein, und ſteht in großer Volksgunſt.

Nach dem Theater, das erſt ſpät aus war, blieb uns nichts übrig, als nach Hauſe zu gehen, wo wir uns, zufrieden mit dem reichhaltigen Genuſſe dieſes Tages, zur Ruhe legten. Der Lärm unten auf der Straße und am Meere ſtörte uns jedoch noch lange.

Wie ſo anders iſt's in Rom. Hier in der Nähe des Corſo und des ſpaniſchen Platzes, Alles ſchon ſo ſtille, in dem Augenblicke, da ich dieſen Brief an Sie ſchließe. Und es iſt noch nicht einmal zehn Uhr.

An . . . . .

Rom . . . . .

Meine Erſteigung des Veſuvs wurde bei dem herrlichſten Wetter zurückgelegt; ich hatte lang auf einen ſolchen Tag warten müſſen. Noch am Vorabende ſtürmte es gewaltig, und einige junge Freunde, die ihre Abreiſe nicht länger aufſchieben zu können glaubten, ertrugen die mannichfachſten Strapazen bei Sturm und Regen gänzlich erfolglos. Es mag ſein, daß das Infernaliſche des Kraters durch die jagenden Wolken etwas erhöht wurde, allein den wahrhaft beſeligenden Blick auf Meer und Küſte mußten ſie entbehren. Sie waren wie in einen Sack gehüllt und der Schwefeldampf, den ihnen der Wind entgegentrieb, drohte ſie zu erſticken. Die armen Leute, die aber mit dem nach Civita-Vecchia abſegelnden Dampfſchiffe der Heimat wieder zueilen und das Bewußtſein mitnehmen wollten, doch wenigſtens auf dem Veſuv geweſen zu ſein, hatten in der Eile vergeſſen, ihr Geſundheitscertificat beſorgen zu laſſen, und wie ſie nun am Bord des Fahrzeugs erſchienen, wurden ſie unbarmherzig zurückgewieſen. Nichts verhalf ihnen zur

Aufnahme, ſie ſetzten Mühe, Geld und Zeit vergebens daran; die Stunde kam, die Räder begannen zu ſchaufeln, und ſie wurden gezwungen, in ihrem Kahn nach dem Hafen zurückzufahren. Dies Misgeſchick war ihnen nun zwar anfänglich ſehr verdrießlich, allein bald tröſteten ſie ſich und ſchloſſen ſich unſerer Partie für den nächſten Tag an. Um elf Uhr Vormittags fuhren wir nach Reſina, hielten dort bei dem bekannten Führer Salvatore, hatten hier das von allen Reiſenden ſo oft ſchon beſchriebene Schauſpiel der kämpfenden Eſeltreiber und begaben uns, ſieben an der Zahl, auf den Weg. Zuerſt geht es im Orte ſelbſt zur Kirche hinan, dann zwiſchen üppigen Weinbergen ungefähr zwei Drittel des Weges bis zum Eremiten. Wo die Weinberge aufhören und ſich zur rechten Seite die weiten Lavafelder ausbreiten, wird das Steigen beſchwerlich; der Pfad zieht ſich ſehr ſteil hinan, bis man die kleinen Gebäude erreicht hat, in denen der ſogenannte Eremit in freundſchaftlicher Geſelligkeit mit ſeinem Bruder und einigen Carabiniers wohnt, die ihm hier zu ſeinem Schutze beigegeben ſind. Rechnet man nun noch einige Kinder hinzu, die ich auf dem Raſen ſpielen ſah, und die täglichen Beſuche ſo vieler Fremden, ſo wird man leicht begreifen, daß dieſer Eremit eben kein Anachoretenleben führt. Die Lage des Hauſes gewährt eine herrliche Ausſicht und auf den erſten Blick ſcheint es ſelbſt bei einem ſtarken Ausbruche keiner Gefahr ausgeſetzt. Es liegt nämlich auf den Felſenrippen des ausgebrannten Somma, deſſen grüne Kuppe über dem Hauſe emporragt, und die dem Veſuv entſtrömten Laven iehen ſich in bedeutender Entfernung, links davon, durch ie Gründe und Schluchten dem Meere zu. Es verdroß mich, den Eremiten nicht zu Hauſe zu finden. Er war gerade in Neapel; ſein Bruder credenzte uns ſehr guten Lacrimäwein, der uns zu dem mitgenommenen Schinken und Käſe trefflich mundete und mit dem wir ein herrliches Frühſtück machten. Ich erwähne jedoch noch ausdrücklich, daß nur der weiße Wein befriedigen wird, der rothe war zu jener Zeit abſcheulich. Vom Hauſe des Eremiten hat man eine nur unmerklich anſteigende, faſt ebene Fläche bis zum Fuße des Aſchenkegels zurückzulegen. Dieſer ſelbſt bildet nun aber das eigentlich Beſchwerliche der Partie. Aſche, in die man bei jedem Schritte einſinkt, und dabei eine ſenkrechte Wand zu erklimmen. Einem der Gefährten, der nicht mehr fortkonnte, legten die Führer einen Eſelszaum um den Hals und wollten ihn ſo hinaufziehen, allein dieſer echte Schildbürger Streich hätte den armen Ermatteten mit beſter Gelegenheit ſtrangulirt. Sie befeſtigten ihm hierauf den Zaum um den Bauch und ſo wurde dann das Ziehgeſchäft glücklich vollbracht. Ein höflicher Wind trieb den ſtarken Rauch, der aus dem Krater emporſtieg, auf die andere Seite, nach Ottajano hin, und der Aufenthalt auf der Höhe des Berges wurde hiedurch ſehr erleichtert. Oben Verwüſtung, Graus, Pech, Schwefel, hölliſche Dünſte! Da kocht's und brauſt's nun ſchon ſo viele Jahrhunderte und kann nicht fertig werden! Die Lava vom letzten Ausbruch im Auguſt war nur erſt mit einer dünnen Kruſte bedeckt und beim leiſeſten Stoß brach hie und da die lichte Flamme hervor. Die Proſa unſerer Reiſenden zündete, wenn der Führer dies Experiment zeigte, ihre Cigarren und Fidibuſſe dabei an. Eine echte Scene aus Auerbach's Keller, hier unter italieniſchem Himmel wiederholt. Wenn die Gluth unwillig ziſchte, konnte ich mich nicht enthalten, den Feuerſegen des Meiſters zu ſprechen: „Sei ruhig, freundlich Element!“

Hinab geht's luſtig! Man macht in fünf Minuten, wozu man hinauf drei Viertelſtunden brauchte. Im Hauſe des Eremiten, oben in der Stube, auf dem alten, ehemals vergoldeten Divan, am gebrechlichen Tiſch, ſtärkt man ſich und ſchreitet dann hinab zu Salvatore in Reſina, beläſtigt ſeine Taſchen noch mit verſchiedenen Mineralien und Laven und begibt ſich dann in ſchneller Fahrt in das von tauſend Lichtern erhellte Neapel zurück. Um acht Uhr hatten wir ſämmtlich unſere Füße unter den wirthlichen Tiſch des Hôtel de Commerce auf dem Platze de' Fiorentini geſtreckt, um uns an dem wohlbeſetzten Mahle zu erlaben, womit der Eigenthümer, Herr Maurice, uns vorſorglich bedacht hatte.

Die Partie iſt ermüdend, ja ſelbſt anſtrengend, aber gewiß belohnend. Der Moment auf dem Veſuv iſt einer der ſchönſten meines Lebens. Wie herrlich muß es nun aber erſt während eines Ausbruchs hier oben ſein! Ein Freund erzählte mir, daß er beim letzten, mit vielen Damen, ſich bis zum Eremiten gewagt habe. Hier war das Krachen und Poltern im Innern des Berges ſo ſtark, daß man ſich nicht mehr verſtehen konnte und den Mund aufmachen mußte, um nicht das Gehör einzubüßen. An die mögliche Gefahr dachte Niemand und Tauſende, Fremde und Einheimiſche, Perſonen aus allen Ständen, trieben ſich oben in der Nähe des Feuerſchlundes herum, der glühende Maſſen weit umherſchleuderte, die es gewiß nicht gewagt hätten, ſich einem Bombardement auszuſetzen. Dies macht der dem Menſchen eigenthümliche Hang zum Schauen, und ein Schauſpiel ſoll es ſein, das — wenn gleich darüber das Hören vergeht — doch von keinem andern in der Natur übertroffen werden kann. — Ach! warum der Vulcan nur bei meiner Anweſenheit ſeine Eſſen nicht öffnen wollte, die vor und nach derſelben, zu Ende Auguſts und Anfangs Januars, in voller, herrlicher Thätigkeit waren.

An .....

Rom .....

Der Namenstag der Königin, Sta. Tereſa, wurde am frühen Morgen durch Kanonendonner von St. Elmo verkündet. Wir begaben uns nach der Kirche des heiligen Januar, wo ein Hochamt gehalten wurde; dann ordnete ſich eine feierliche Prozeſſion, die im Geſchwindſchritt, nach dem Tacte einer rauſchenden Militärmuſik, davonzog, um ſich nach dem Palaſte zu begeben. Die Bildſäule der heiligen Thereſe, ganz aus gediegenem Silber, wurde, nebſt vielen anderen Reliquien und kirchlichen Koſtbarkeiten, dabei zur Schau getragen. Nachdem die Prozeſſion fort war, wandte ich mich an einen alten, freundlichen Geiſtlichen, mit der Bitte, uns die Kirche und den Schatz derſelben zu zeigen, von dem ich ſchon oft, als von etwas Außerordentlichem, gehört hatte. Und in der That, er überſtieg Alles, was ich bisher noch ſah. Neben der impoſanten Kirche zieht ſich eine Reihe von Gemächern hin, die alle mit prachtvollen Möbeln aus dem Zeitalter der Rénaiſſance verſehen ſind und den neueſten Salons unſerer erſten Häuſer keine Schande machen würden. Rothe, ſchwere Vorhänge hingen vor den Fenſtern und breiteten über alle Gegenſtände ein magiſches Licht, und an den Wänden ſah man Bilder von den beſten Meiſtern. Der alte, freundliche Führer, der nun die hohen Schränke öffnete, that beim Vorzeigen der Koſtbarkeiten ganz ſo, als ob ihm Alles eigenthümlich gehöre und er im Beſitze dieſes Reichthumes recht eigentlich ſchwelgen könne. Aber als ich beim Weggehen dieſem reichen Manne einige Silbermünzen in die Hand drückte, bedankte er ſich dafür bei mir mit der höflichſten Anmuth eines Bettlers, der ein Almoſen empfängt.

Und wollen Sie, mein Freund, nun wiſſen, was ich eigentlich hier zu ſehen bekam? — Sechsunddreißig übergroße ſilberne Statuen, wie die der heiligen Thereſe, die ich bei der Prozeſſion ſchon geſehen hatte, und in einer jeden irgend ein koſtbares Beſtandtheil der Heiligen, welche dieſe Statuen vorſtellten. Hier Haare, dort Blut, Zähne, das Herz u. ſ. w. Für frommgläubige Seelen gab es da viel zu küſſen! Das Prächtigſte war jedoch die Bekleidung des Hauptaltars aus maſſivem Silber, großartige Basreliefs, Rieſenleuchter und Vaſen. Unſer Cicerone bemerkte, daß, wenn die Kirche ſo angethan ſei, der Glanz das Auge der Sterblichen faſt erblinden mache. Nun aber kamen wir zum Heiligſten, dem Blute des heiligen Januar's; wir ſahen jedoch nur den Schrank und die getreue Abbildung der Phiole, welche jene Reliquie enthält. Die Schlüſſel zum Schranke bewahren der König und der Erzbiſchof und bei bedeutenden Trübſalen, Peſt, Hungersnoth, Erdbeben, Ausbrüchen des Veſuvs, wird die Phiole auf den Altar zur Anbetung ausgeſetzt, ſonſt aber nur noch an dem Tage des Heiligen ſelbſt.

Das Theater San Carlo gab an dem Abende dieſes Tages, bei vollſtändiger Beleuchtung a giorno, ein neues Ballet. Die Eintrittspreiſe waren erhöht, und da keine Caſſe Abends geöffnet war, ſo mußte man ſich ſchon Vormittags die Billete verſchaffen. Dies war nicht leicht, da im Bureau ein fürchterliches Gedränge ſtattfand; dennoch war das Theater bei der Vorſtellung nicht überfüllt. San Carlo iſt ſo ungeheuer groß, daß dazu ſchon eine ſehr bedeutende Menſchenmenge nöthig wäre. Der impoſante Saal, der noch reicher wie die Scala in Mailand, und faſt über und über vergoldet iſt, nahm ſich in der Beleuchtung mit rieſenhohen Fackeln, von denen vor jeder Loge fünf brannten, prachtvoll aus. Die Logen waren bei weitem nicht alle beſetzt, da der Hof ſich gerade in Palermo befand, nur der Herzog von Salerno, Oheim des Königs, befand ſich im Theater und empfing die Huldigung der Verſammlung. Einige Bänke in der Mitte des Parterres waren den Schweizer- und Gardeoffizieren reſervirt, welche en grande tenue erſchienen, und ich muß geſtehen, nie noch prächtigere und kleidſamere Uniformen geſehen zu haben. Bekanntlich iſt das Militär eine Liebhaberei des jetzigen Königs. Die blauen und rothen Röcke ſtrotzten von Gold und Silber, die Unterkleider waren weiß und die Haltung durchweg vollkommen. Das Ballet brachte, obgleich es auch glänzend ausgeſtattet war, eine narkotiſche Wirkung auf mich hervor. Voran ging ein Act der Belagerung von Calais, ich glaube von Donizetti, von ſehr mittelmäßigen Sängern aufgeführt. In dem Ballet waren die Decorationen allein zu loben. Es behandelte einen Stoff aus dem alten Rom, und nun freute es uns, dieſe Treue hier zu finden, die freilich gar nicht ſo ſchwer zu erreichen iſt, da man nur ein paar Miglien vor's Thor gehen darf, um Alles ſo zu finden, wie man es braucht, und nichts nöthig hat, als zu copiren. Was uns beſondere Freude gewährte, mochte aber wol das Gefühl ſein, daß wir dieſe Treue ſo recht zu würdigen wußten und über die Wahrheit in dieſen Gegenſtänden ein Urtheil fällten, als wären wir gelehrte Archäologen. Wir waren aber erſt geſtern in Pompeji und Herculanum geweſen! Auffallend und ans Lächerliche grenzend erſchien es, die Tänzer und Tänzerinnen zu ihrem antiken Coſtüm blaue Beinkleider tragen zu ſehen, die bis ans Knie reichen. Dieſer Ungeſchmack muß den guten Neapolitanern doppelt wehe thun, die ſo ſehr an den Anblick des Nackten gewöhnt ſind. Die Fiſcher am Strande, die Arbeiter im Hafen, gewiſſe Handwerker, wie Bäcker und Schmiede, ge-

ren faſt nackt und umgürtet um die Lenden — und
hier im Theater wird mit ſo großer Strenge darüber ge-
wacht, die Form der Beine zu verhüllen, da das Nack-
ſelbſt ja ſchon das fleiſchfarbige Tricot verhüllt. Dies iſt
eine der großen Unglaublichkeiten, die man geſehen haben
muß, um daran zu glauben. Où donc la pruderie va-t-elle
e nicher! möchte man anrufen. Sollte man wol bei
em in ſeiner Art gewiß unſchuldigen Ballet, bei einem
unſtwerke anfangen, wenn man dem ſinnlichen Volke in
eapel etwas mehr Schicklichkeitsgefühl einprägen wollte?
Das ſah ich in jedem Augenblicke, wenn ich durch die
traßen dieſer Stadt ging? Hetären, die mich faſt mit
aß erfüllten, wenn ich an meine Begleiterin dachte, und
er im Theater ſollte mir Das entzogen werden, was ich
gar in Stuttgart, ohne zu erröthen, zu ſehen gewohnt bin?
Die grünen oder blauen [illegible] waren es aber
cht allein, die mich einſchläfern ließen; das Ballet war
rklich ſo ſchlecht, daß ich dabei an die Heimat denken
nnte, und dieſe holde Träumerei wiegte mich ſo lieblich,
ß ich am Ende erwachte, als meine Nachbarn im Auf-
ſtehen mich ſtießen. Kein Beifall war's, der mich erweckte;
n mehrmaliges Herausrufen, wie dies in Italien doch ſo
ich iſt. Alles ſchien unzufrieden und verließ ſtill das
aus. Wie dachte ich da an Dich, göttliche Fanny Cer-
o? Welchen Enthuſiasmus erregteſt Du in Mailand, wie
anſicht verließ man da das Haus, wenn Dein Pas de
r beendigt war, und gab das ganze glanzvolle Ballet
allem Zauber, der noch darin enthalten ſein mochte,
ig hin, um Dein liebliches Bild, rein und ohne Bei-
ſchung irgend eines fremden Eindrucks, ſich noch für die
e übrige Nacht, für die Zeit des Wachens und Träu-
ens, zu bewahren.

An . . . . .

Nea . . . .

Während meines Aufenthalts in Neapel war die große und ſchöne Welt noch nicht heimgekehrt von ihren Ausflügen nach den Villen im Gebirge und an der See. Caſtellamare und Sorrent waren noch voll von Einheimiſchen und Fremden, die erſt mit dem Eintritte der ſchlechten Jahreszeit die Salons und Foyers der Reſidenz wieder begrüßen. Dann geht hier ein glänzendes Leben los. Ein bewährter Kenner, den ich in Caſtellamare ſprach und der als praktiſcher Philoſoph es ſich ſeit Jahren zum Grundſatz gemacht hat, ſich ſtets den angenehmſten Aufenthalt zu erkieſen, und deshalb ſchon die halbe Welt durchreiſ't, geſtand den neapolitaniſchen Salons vor denen in Petersburg, Paris, Wien und London den Preis zu. Die Bewirthung, die ganze Einrichtung, ſei im höchſten Grade prächtig und der Ton höchſt liebenswürdig. Den ganzen Winter hindurch fehlt es nicht an den intereſſanteſten Bällen, und die Menge der bedeutendſten Fremden führt ſtets ſehr angenehme Begegnungen herbei.

Um von der guten Geſellſchaft auf die ſchlechteſte zu gerathen, will ich Ihnen noch eines Spazierganges Erwähnung thun, den ich in Begleitung ſehr liebenswürdiger Freunde an einem ſchönen Morgen unternahm. Wir mußten die ganze Stadt der Länge nach durchſtreifen, um zum Carmaniſchen Thor zu gelangen. Ein großes, ſchwarzgraues Gebäude, unweit dieſes Thores, zog unſere Aufmerkſamkeit an. Sehr viele, ſtark vergitterte Fenſter zeigten ſich nach allen Seiten, größere und kleinere, und hinter den Gittern ſtanden wilde Geſtalten, die durch lautes Geſchrei ſich bemerkbar zu machen ſuchten, theils ſchimpften und fluchten,

theils Zotenlieder ſangen, oder im elendſten Tone um Al-
moſen bettelten. Die Bevölkerung dieſes Hauſes beſtand
aus Banditen und Mördern, Dieben und ähnlichem Gelich-
ter; es war das allgemeine Gefängniß. Man denke ſich
die an und für ſich und im ruhigſten Zuſtande ſo aus-
drucksvollen Geſichtszüge des Neapolitaners hier durch einen
Grad von verzweiflungsvoller Leidenſchaft aufgewühlt, die
Farbe und den Schmutz langer Einkerkerung, die wilden,
ſtruppigen Haare, die kreiſchenden Stimmen, jung und alt
rcheinander! Es machte einen erſchütternden Eindruck.
Um dieſen noch zu erhöhen, zeigte man uns eine Art von
iſernen, durchbrochenen Körben, ungefähr wie Maulkörbe
usſehend, die in langer Reihe aufgehängt waren und in
enen wir bald die abgeſchlagenen Köpfe Hingerichteter ent-
ckten, die nach dem Alter, bald mehr, bald weniger Fleiſch-
eile noch enthielten. Grauſenhaft! und dieſe Köpfe und
dtenſchädel baumelten wie Pechpfannen, die man zu ei-
r Feſtbeleuchtung aufhängt, allen jenen Schreiern vor den
ngen, die — wer weiß wie bald — auch an die Reihe
mmen werden!

Ich erinnerte mich hiebei an einen Beſuch, den ich einſt
München dem Zuchthauſe oder der ſogenannten Beſſe-
ngsanſtalt abſtattete. Man lobte mir dieſe Anſtalt ſehr
d wußte ſich viel mit der menſchenfreundlichen Idee, die
zu Grunde liegen ſollte. Die Sache war ſehr ſinnreich
aniſirt. Jedem Sträflinge wurde es mit großer Men-
nſchenkenntniß ſogleich angeſehen, wozu er ſich qualificirte.
machten Tuch und gerbten Leder und fertigten auch
der und Stiefel daraus. Politiſche Verbrecher mußten
lle kratzen und Fälſcher wurden Secretäre und Buch-
er der Anſtalt. Ein dreifacher Mörder ſtudirte die Auf-
über die Andern und ging im Hauſe frei umher. Im

Hauſe! denn im Hofe liefen große Hunde herum, die auf die zweifarbige Jacken der Sträflinge dreſſirt waren, und jeder Beamte, der hier etwa kein Verbrechen begangen hatte, führte, außer einem ſtarken Stocke, auch noch einen Säbel bei ſich. Ein Freund von mir, den ich begleitete, hatte eine bedeutende Beſtellung bei dem Director der Anſtalt gemacht. Wir traten mit ihm in einen großen Saal, wo Alles bei emſiger Beſchäftigung ſaß. Er rief mit lauter Stimme die Beſtellung aus und daß die Arbeit bis zum andern Abende fertig ſein müſſe. Ein leiſes Murmeln erfüllte den Saal und die Menge richtete einen fragenden Blick auf den Director, denn die Aufgabe war faſt nicht zu vollbringen. „Ihr werdet die Nacht durcharbeiten," ſetzte jener nun hinzu, „und der Ueberſchuß an der Bezahlung ſoll Euch gehören!" — Alles ſprang nun, zum Zeichen des Dankes, auf, ſetzte ſich aber ſogleich wieder und arbeitete ruhig fort, ohne ein Wort zu ſprechen, während wir den Saal verließen. — Dieſe Scene macht aber jetzt noch einen tiefern Eindruck auf mich, als die wilde Ausgelaſſenheit im Gefängniß zu Neapel. Gewiß, lieber Freund, dieſe Leute fühlten ſich hier minder unglücklich, als jene in der Beſſerungsanſtalt; dieſen bleibt ſelbſt in ihrem elenden Kerker noch ein Blick in die himmliſche, freie Welt, ja, ein Schimmer von Freiheit lacht ihnen noch, während den [illegible] Alles hinſchwand.

Am beſten ſind aber gewiß die Deportirten daran, und dieſe Art und Weiſe, die Geſellſchaft von ſchädlichen Elementen zu ſäubern, iſt gewiß die menſchlichſte. Die Verbrecher fangen unter andern Verhältniſſen auch ein neues Leben an und es zeigen ſich ihnen dort noch überdies gewöhnlich Ausſichten auf Erwerb und eine ruhige Exiſtenz, die ihnen früher mangelte und deren Mangel ſie eben zum

Verbrechen trieb. Ich hatte einen Freund, der mehre Jahre in Sibirien leben mußte, und der erzählte mir, daß sein Bedienter seinen frühern Herrn in Petersburg umgebracht hatte und nun mit den Kindern so harmlos spielte, und sie so heiter auf den Knien schaukelte, daß ihm nie irgend eine Besorgniß aufgestoßen sei. Ebenso war sein Barbier ein mehrfacher Mörder, dem er nur mit völligem Vertrauen täglich seinen Hals hinreckte. Auch habe er nie davon gehört, daß ein solcher Mensch einen Rückfall zum Verbrechen zeigte. Welches sind nun wol die besten Besserungsanstalten?

Einen noch widerwärtigern Eindruck, als das eben erwähnte Gefängniß, machte jedoch der uns nun aufstoßende Anblick von Personen, die scheinbar der größten Freiheit genießen. Ich sage scheinbar, denn in der That war es nicht der Fall, da die lange Straße, in die wir jetzt traten, mit Schildwachen, nur durch kleine Zwischenräume getrennt, besetzt war. Hier wohnen die verworfensten Wesen, vom abschreckendsten Ansehen, die sich im Schlamme der gemeinsten Sinnlichkeit wälzen, eine hingeworfene Atzung für die rohe Begierde der Soldateska und heimkehrenden Matrosen, die nach jahrelangem Fasten hier endlich, gänzlich verwildert, wieder einmal das Land betreten. Für den Beobachter werden auch solche Scenen von großem Interesse sein. Ich kenne den hamburger Berg, mit seinen grell angestrichenen Najaden und Nereiden, die pariser Courtillen, mit ihren, am rothblauen Wein entzündeten Nachtstücken; was ist aber das scheußliche Phlegma jener, das liederliche Umhertaumeln dieser, und wenn auch schon hier die freche Schande und das blutige Verbrechen versteckt lauern, gegen die tobenden, wahrhaft verrückten Scenen der neapolitanischen Gemeinheit? Wir waren am hellen Mittage hier;

die prächtigſte Sonne beſchien alle Gegenſtände und leuchtete bis in die hinterſten Winkel der kleinen Gemächer, deren Thüren, des göttlichſten Wetters wegen, alle offenſtanden, und man glaubte ſich dennoch zum mitternächtigen Sabbat-infernal auf den Blocksberg verſetzt. Wie muß es hier erſt werden, wenn die Nacht ſich über die Straße ſpannt und beim Schein trüber Oellampen das roheſte Leben beginnt! Die ganze Straße war mit Stühlen beſetzt. Ueberall ſaßen Weiber, von abſcheulichem Ausſehen, und ſprachen laut mit einander, als ſtritten ſie ſich über einen intereſſanten Gegenſtand. In den offenen Gemächern ſahen wir Männer, größtentheils Soldaten, ihre Kleider reinigen oder frühſtücken. Unſere Erſcheinung erregte ſogleich eine bedeutende Aufmerkſamkeit. Wir waren die einzigen Männer, die, außer den Schildwachen, auf der Straße gingen, und unſere ganze Haltung ſchien gleich beim erſten Blicke zu verrathen, daß wir hier nichts ſuchten und daß uns nur die Neugierde hergetrieben hatte. Dies diente uns eben nicht zur Empfehlung, und der Spott fing an ſich zu regen, wie wir deutlich ſpürten. Die Sitzenden riefen ſich ihre Bemerkungen aus der Ferne zu und dieſer Zuruf, von Gelächter begleitet, rauſchte wie ein Lauffeuer die lange Straße hinab. Auch die Fenſter waren nun ſchon auf unſere Ankunft vorbereitet. Einer von uns bemerkte ſehr richtig, daß wir geſchloſſen weiter gehen und uns nicht von einander entfernen ſollten, weil es wirklich bedrohlich ſchien, dieſe Megären, wol über hundert, die ſichtbar waren, die, welche die Häuſer unſern Blicken entzogen, ungerechnet, mit funkelnden Blicken und weit aufgeriſſenen Mäulern, über deren Lippen die gemeinſten Worte rollten, ſo erwartungsvoll, mit blitzenden Augen daſitzen zu ſehen. Einige erhoben ſich und näherten ſich uns. Eine wagte es ſogar, nach uns zu greiſen, aber die Schildwache eilte ſogleich herbei und riß ſie zurück. So waren wir bis über die Mitte der Straße gekommen; hier war ſie förmlich barricadirt. Auf zwei Reihen von Stühlen ſaßen ſie hier quer über den Weg und wir waren gezwungen, uns hindurch zu drängen. Das Geſchrei, das ſie erhoben, iſt unbeſchreiblich; ſie ſprangen auf und liefen uns nach. Eine alte Hexe mit grauem, flatterndem Haare zerrte eine jüngere herbei und ſchob ſie uns zu, von den abſcheulichſten Redensarten begleitet. Jetzt hatten wir genug; wir bogen in eine Seitengaſſe, um dieſem gräßlichen Schauſpiele zu entfliehen. Es wäre Keinem von uns möglich geweſen, den Rückweg durch dieſe Straße zu nehmen, und wie wir uns hier geſtanden, ſagte unſer erfahrener Führer, es wäre auch nicht einmal rathſam, da wir uns trotz der vielen Schildwachen Thätlichkeiten ausgeſetzt ſehen würden, indem es nur eines einzigen Alarmrufes bedürfe, um die ganze Bevölkerung kampfgerüſtet aus den Häuſern auf die Straße zu laden. Handgemenge und ſehr gefährliche Raufereien gehörten hier zur Tagesordnung.

Wie mir die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten dieſer Wunderſtadt ſtets unvergeßlich bleiben werden, ſo auch der Eindruck, den dieſes Schauderbild auf mich hervorgebracht hat.

Bei meiner Nachhauſekunft von dieſem Gange fand ich einen lieben Freund, mit dem ich von Mailand nach Florenz gereiſt war und den ich dort zurückgelaſſen hatte. Es bedurfte eines ſolchen Ereigniſſes, um mich wieder in die gehörige Laune zu verſetzen, die der Spaziergang bedeutend alterirt hatte. Meinen Freund hatte ich erſt bei der Abreiſe von Mailand acquirirt; als Landsleute waren wir uns bald näher gekommen, und ich freute mich in ihm einen Mann von Welt und ſehr angenehmen Manieren gefunden zu haben, der dabei voll von reger Kunſtliebe war und ſelbſt als Dilettant alles Mögliche trieb.

Hier ſah ich ihn nun wieder. Das Erſte, was er mir entgegenrief, war: „Aber mein Gott, Sie ſind ja ein Schriftſteller! Warum haben Sie mir denn das nicht geſagt?“ — Ich lachte. — „Denken Sie mein Erſtaunen,“ fuhr er fort, „wie ich Ihren Namen beim preußiſchen Geſandten nenne, und der Attaché, Herr von Reumont, mir ſagt, daß er es bedauere, Sie nicht geſehen zu haben, Sie ſeien ein gelehrter und bekannter Autor. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich das zu meiner Schande nicht wußte.“ — Den Wahn benahm ich ihm.

Was iſt's aber nun mit unſerer Berühmtheit, mit unſerem Rufe? Nicht nach Dem, was ich geleiſtet, ſondern nach Dem, was ich ſchon veranlaßt, durfte ich doch wol vorausſetzen, von dem größten Theile der Leſenden im Vaterlande gekannt zu ſein. Faſt kein Schriftſteller iſt in neueſter Zeit öfter genannt worden, als ich; wie oft unverdient erhoben, wie oft ungerecht getadelt; hier anerkannt, dort verleumdet; meine neuen Bücher von gewiſſen Redacteuren eifrig nachgedruckt, die mich hinterdrein um ſo unverſchämter ſchmähten — ſelbſt Redacteur zweier Journale endlich ſollte ich glauben, ſchon meinen Namen durch Buchhändler-Anzeigen überall hingetragen — und nun kommt ein Mann, einem vornehmen Stande angehörend, in einer bedeutenden Stadt lebend, die ihres literariſchen und Kunſttreibens wegen vorzugsweiſe genannt wird, der die beſten Cirkel beſucht, ſelbſt Dilettant iſt in verſchiedenen Künſten und nichts davon weiß, daß ſeit acht Jahren ein Schriftſteller in Deutſchland lebt, der Lewald heißt.

Ein Anderer würde darüber vielleicht verzweifelt ſein; ich lachte. Aber meine Meinung über die Beziehungen der heutigen Literatur zur Geſellſchaft erhielt nur mehr Feſtigkeit dadurch. Vor zwei Jahren kommt ein Mann aus Nord-Deutſchland nach Stuttgart, der bereits zehn Jahre lang Gedichte hatte drucken laſſen. Er beſuchte mich und ich lade ihn ein, bei einer Abend-Geſellſchaft zu bleiben, die ſich eben in meinen Zimmern verſammelte. Am andern Tage kommt er zu mir und theilt mir ſeine Plane mit, die ſich auf ſeinen großen Ruf und die Willfährigkeit und Kaſſen der ſtuttgarter Buchhändler ſtützten. Wie ſtaunte der Mann, als ich ihm die Verſicherung gab, daß ihm dies ſchwerlich gelingen würde. — „Aber mein Ruf, mein Name, meine Gedichte!“ — Nichts! — „Aber ich bin ja doch ***!“ — Nichts! — „Wenn ich mich nenne“ — „Und wenn ich Sie geſtern genannt hätte,“ fiel ich ihm ins Wort, „allen den hübſchen Damen, die verſammelt waren, und die alle recht viel leſen, ſo wollte ich Zehn gegen Eins wetten, man hätte nicht gewußt, wer Sie ſind!“ — Der Mann wurde mein Feind.

Und ſo leben Viele blos in den Journalen mit dreihundert Abonnenten, in den Blättern der Berliner Kaffeehäuſer, in dieſer oder jener literariſchen Coterie und kommen ſie auf zwanzig Stunden aus dieſen Kreiſen, ſo erſcheinen ſie ſich ſelbſt und Andern wie Mondbewohner. Tröſtet euch darüber mit mir, ihr nach Ruhm Dürſtende! — Ich aber erkläre hiermit, Ihnen, lieber Freund, und der ganzen Welt, daß mir nichts lieber iſt, als gänzlich unbekannt mich dem Genuſſe und meiner Laune überlaſſen zu können. Deshalb lebe ich ſo gern in fremden Ländern, deshalb iſt mir die Umfriedung des Städtchens ſo unlieb, wo man jeden Augenblick auf berühmte oder vornehme Männer ſtößt, deshalb laſſen mich Lob und Tadel der Journale ſo kalt. Ein malteſiſcher Matroſe, mit dem ich, im Hafen ſitzend, ſaftige Agaven aß, und der mir echte Havannacigarren verkaufte und dabei von ſeiner letzten Reiſe erzählte, iſt mir lieber als die Bekanntſchaft irgend einer literariſchen Berühmtheit, die von vielen Journalen geprieſen wird und mich wieder preiſen könnte.

An . . . . .

Rom . . . . . .

Mein liebſter Freund! So trieb ich mich denn „viele Tag' und Nächte" in dem ſchönen Neapel, dem jungfräulichen, herum; ich hätte noch länger dort bleiben mögen! Ich kenne das ſüße Gefühl der Gewohnheit nicht — mich zieht's nicht hier noch dort hin; mir iſt Alles lieber, was nicht ſo iſt, wie das Geſtern. Seit meiner früheſten Jugend konnte ich nur dann gut ſchlafen, wenn ich mein Bett bald hier, bald dort aufſchlug. Eine Nacht auf dem Lande, oder bei einem guten Freunde zugebracht, erhöhete mein Vergnügen.

Was mich in Neapel mehr anzog, als Alles, war das eigenthümliche Leben der Straßen; dieſer Hafen, mit ſeinen buntfarbigen, lärmenden Maſſen, dieſe Largos mit ihrem Handel und Wandel, dieſe ſtets offenen Kirchen, immer gefüllt mit Menſchen, die entweder beten, oder an den Säulen umherſitzen und Kühlung ſuchen und ausruhen. Der Palaſt der Studien, das weltberühmte Museo borbonico, hatte mich nur ein paarmal; ich konnte mich von dem glühenden Leben nicht losreißen, um die ſtarren Bronzen und kalten Steine zu bewundern, ſo bewundernswerth dieſe auch ſind. Ach, hätte Berlin dies Muſeum oder München! es würde das Ziel meiner Wallfahrten ſein; ſelbſt

Rom könnte durch ſeinen Beſitz gewinnen; aber in Neapel vergaß ich ſein Daſein, und ärgerte mich, daß ich hingehen mußte, um dort geweſen zu ſein. Wenn man Alles in Herculanum und Pompeji an Ort und Stelle gelaſſen hätte, wo man es gefunden, ſo wäre es anders damit; dann würde der Eindruck unbeſchreiblich ſein. Man hätte ja nur die ausgegrabenen Häuſer mit leichten Dächern verſehen dürfen, um die Kunſtwerke vor den Einflüſſen der Luft und des Wetters zu ſchützen. Es gibt herrliche Sachen darunter; Arbeiten von einem Ausdrucke, einer Vollendung und Zierlichkeit, wie nichts Aehnliches auf der Erde mehr exiſtirt. Dann gibt's auch hier die köſtliche Gruppe des farneſiſchen Stiers und den Hercules zu bewundern.

Vor meiner Abreiſe machte ich noch einige recht hübſche Ankäufe. Der Künſtler Nicola Stepanoff, von ruſſiſcher Abkunft, iſt einer der vorzüglichſten Arbeiter in Lava und Muſchelwerk. Er wohnt Salita Magnocavallo, Nro. 8, terzo piano. Man iſt gewöhnlich der Meinung, daß man Cameen nur in Rom ſchön findet. Wahr iſt es, daß hier in den Auslagen vor den Boutiquen die Auswahl größer iſt, als in Neapel, doch fand ich dort ſo ſchön ausgearbeitete Stücke, die den hieſigen durchaus nicht nachſtanden, und um bedeutend billigern Preis. Man muß jedoch auf ſeiner Hut ſein, und nicht von dem Erſten Beſten kaufen, der dergleichen Kunſtſachen in den Gaſthäuſern herumträgt. Die beſten Künſtler haben keinen offenen Laden, und es iſt wol ſchwer, ſie in ihrer Wohnung aufzufinden, weshalb ich die Adreſſe des freundlichen und geſchickten Künſtlers hier oben angegeben habe. Man findet bei ihm ſtets Cameen aus zwei und dreifarbigen Muſcheln, nach der Antike, oder nach modernen Meiſtern, wie z. B. Engelköpfe nach Raphael oder del Sarto vorräthig und die artigſten Schmuck ſachen, aus den ſeltenſten Lavaarten nach Muſtern, die in Pompeji gefunden worden ſind. Für zehn Piaſter kann man ſchon etwas Ausgezeichnetes von Cameen haben, wofür man in Rom zwanzig und wol noch mehr zahlen müßte. Die Lavaſachen ſind bei weitem wohlfeiler. Sehr artig ſind die kleinen, in Gold gefaßten Arbeiten, bei denen rothe Korallen auf dunkle Lava geſetzt ſind, was einen angenehmen Effect macht.

Ich ſah noch Vorſtellungen im Fondotheater am Hafen; dem erſten Theater nach San Carlo, und in dem kleinen Teatro-Nuovo. Ich muß geſtehen, daß der Liebestrank von Donizetti im erſtern, und die alten Dorfſängerinnen im zweiten mich beſſer unterhalten haben, als die große, ernſte Oper mit dem Ballet in San Carlo. Die Stimmen waren gut und die Komiker ganz vorzüglich. Es freute mich, einmal wieder die vor zwanzig Jahren auch bei uns ſo beliebte Compoſition Fioravanti's zu hören. Mitten unter dem Lachen wandelte mich aber plötzlich eine ſehr ernſte Stimmung an. Es waren nun fünfundzwanzig Jahre, daß ich dieſe Oper an der Seite eines längſt verſtorbenen Freundes im Theater zu Königsberg gehört hatte. In derſelben Nacht war ich abgereiſt und hatte ſeitdem meinen Geburtsort, meine Mutter und Geſchwiſter, Verwandten und Freunde nicht mehr wiedergeſehen!

Mit der Eilfuhre der Herren Parete und Comp. traten wir unſere Rückreiſe nach Rom an. Wir blieben die erſte Nacht in Terracina, die zweite in Ciſterna, nachdem wir die Pontiniſchen Sümpfe paſſirt hatten. Unſere Geſellſchaft beſtand, außer zwei jungen Deutſchen, die wir ſchon von Rom her kannten, aus drei Brüdern, Römern, von krankhaft reizbarem Weſen, dabei furchtſam. Schon im erſten Nachtquartier erlaubten ſich die jungen Deutſchen, die mit ihnen im Wagen geſeſſen hatten und ſie beſſer kannten, al wir im Cabriolet, einige Späße mit ihnen, die uns Unterhaltung gewährten. Dieſe Beluſtigung ſollte in Ciſterna größere Ausdehnung erhalten.

Nachdem wir ausgeſtiegen waren, wurde uns ſogleich die präoccupirte Miene der drei Bruder und das ſeltſame Benehmen des einen Deutſchen auffallend. Es war ein geheimnißvolles Hin- und Herreden, ein ſtummes Anblicken, ein Seufzen, ein Händefalten, ein Augenverdrehen, deſſen Wirkung man dann ſich nur vorſtellen kann, wenn man die beredten Geſichtszüge der Italiener in entſcheidenden Momenten kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ehe das Eſſen aufgetragen wurde, begab ſich ein Jeder auf ſein Zimmer, und hier war es, wo meine Deutſchen mich aufſuchten, um mir den Spaß mitzutheilen. Der Eine von ihnen, der recht viel Witz und ein offenbares Talent zum Komiker beſaß, hatte ſich von den Andern den Italienern als einen Nachtwandler ſchildern laſſen, der gerade in dieſer Nacht, wo der Vollmond zum erſten Male ſchien, einen Anfall beſorgte. Die armen Italiener erſchöpften ſich zwar in Bedauern, allein während ſie ſich theilnehmend von allen Umſtänden dieſer Krankheit unterrichten ließen, die der Begleiter des Kranken auch in ſehr extravaganter Weiſe gab, unterdrückten ſie doch nicht den Unmuth und die Verlegenheit, die ſie darüber empfanden, daß ſie der Zufall gerade in dieſe Geſellſchaft gebracht hatte. Je näher der Abend heranrückte, deſto ängſtlicher wurden ſie.

Die Abendtafel ſollte beginnen und wir verſammelten uns im Speiſeſaal. Die faſt beſtändig auf den vermeintlichen Kranken gerichteten Blicke der jungen Römer und der ſeltſame Ausdruck in ihren Zügen beluſtigten uns ſchon ſehr, allein nun ſtand der Nachtwandler auf und verlie den Saal. Man folgte ihm mit den Augen; ſein Freund zuckte die Achſeln. Sein langes Ausbleiben mußte Fragen veranlaſſen, und ſchon wollte man aufſtehen, um ſich nach ihm umzuſehen, als ein ſeltſames Scharren und Kratzen im anſtoßenden Schlafzimmer gehört wurde. Wir näherten uns leiſe der Thüre. Hier zeigte ſich uns ein Anblick, der — ſo ſehr er die Römer entſetzte — nur mit Mühe uns ernſthaft bleiben ließ. Unſer kleiner Freund hatte ſich in eine Menge von Decken und Betttüchern eingewickelt und ſchwebte ungeheuerlich am Fenſter, das am andern Ende des weiten Gemachs ſich befand, und ſuchte ſich auf deſſen Brüſtung zu ſchwingen. Die Römer klagten leiſe und fragten, was zu machen ſei; der Eine betete ſogar. „Er wird zum Fenſter hinaus auf's Dach ſteigen, wie er's immer macht,“ ſagte der Freund. Der Nachtwandler verließ nun das Fenſter und kratzte an den Wänden herum. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, dachte ich daran, dem Spaß ein Ende zu machen. „Jetzt werde ich ſeinen Namen nennen, er wird hinfallen und erwachen,“ ſprach ich. „Wenn er nur beim Falle keinen Schaden nimmt!“ riefen Alle. Unſer Komiker hatte aber ſchon dafür geſorgt; deshalb hatte er eben die Decken um ſich gewickelt. Ich rief den Namen und — da lag er. Wir liefen mit Licht herbei und noch das Erwachen war eine ſehr gut berechnete und ausgeführte Scene, des beſten Schauſpielers würdig. Damit war der Spaß jedoch noch nicht zu Ende. Die Römer erkundigten ſich nochmals nach allen Details dieſes Zuſtandes und verließen uns hierauf mit Trauer in den Zügen, wir hörten aber bald darauf, wie ſie Tiſche und Stühle vor ihre Thüre ſtellten und ſich förmlich verbarricadirten, um während des Schlafes nicht von dem Beſuche des ſchrecklichen Nachtwandlers irgend eine Gefahr zu laufen.

Jetzt konnten wir erſt unſer Gelächter losbrechen laſſen, was um ſo unaufhaltſamer geſchah, als es ſo lange hatte unterdrückt werden müſſen. Solcher Muthwille mag Ihnen nicht unerlaubt erſcheinen, mein lieber Freund, man muß oft ſo unintereſſante oder gar abſcheuliche Reiſegeſellſchaft erdulden, daß es wol geſtattet iſt, ihre Schwächen der Unterhaltung zinsbar und ſie auf jede Weiſe für das Allgemeine nutzbringend zu machen. Wir ließen es auch daran auf der ganzen Reiſe nicht fehlen und darum war ſie ſo beſonders ergötzlich. Noch immer denke ich mit gleichem Vergnügen an die Nacht in Foligno, wo einer von uns Deutſchen einem Tenoriſten des Theaters in Bologna und einem franzöſiſchen Romanzenſänger Unterricht im Jodeln ertheilte, das ihnen Beiden ſehr gefallen hatte. Dieſes Blöken, dieſes Heulen, dieſe Verzerrungen des Geſichts, bei den Anſtrengungen, die ſie machten, laſſen ſich nicht beſchreiben. Der Lärm war ſo groß, daß alle Schläfer im Gaſthofe geweckt wurden und ärgerlich erſchienen, allein das Komiſche der Scene wirkte bald ſo ſehr, daß ſie in unſer Lachen einſtimmten, den Aerger völlig vergaßen und der Singlection theilnehmend beiwohnten, bis daß es dem Meiſter und den Scholaren beliebte ſie einzuſtellen.

August Lewald's

geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Ein Menſchenleben.

Von

August Lewald.

Zwölfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Inhalt.

Seite

Blätter und Briefe aus Italien 1
Aus Genua 3
Aus Cannstadt 39
Cosa rara 77

Nachtrag.

Memoiren eines Banquiers 125

Blätter und Briefe aus und über Italien.

Aus Genua.

Wir eilten aus unſerm Gaſthofe durch die nächtlichen Straßen Mailands. Die ſchwarz und gelb geſtreiften Schilderhäuſer, die am Tage wie Wandſchränke ausſehen, waren aufgeſchloſſen und beherbergten jedes einen vollſtändigen öſtreichiſchen Polizeiſoldaten mit Seitengewehr und Stock. Dieſe guten Leute machen nicht nur die Straßen ſicher, ſondern ſie ſind noch außerdem dazu da, den unbekannten Fremden zurechtzuweiſen, was dem Deutſchen beſonders tröſtlich erſcheint. Wie freundlich tönt uns die holde Mutterſprache entgegen, wenn ſie uns auf eine zaghaft herausgebrachte Frage im fremden Idiom eine recht breite, gefällige und umſtändliche Antwort ertheilt. So erſchienen mir dieſe öſtreichiſchen Polizeimänner in der Lombardei, die Schweizertrabanten im Quirinal und gar der ehrliche Königsberger, der in Neapel „Löbenicht'ſches Bier" braut; wer hätte nicht ſchon den Eindruck in weiter Ferne erprobt? Ich kann mich bei ſolcher Gelegenheit nie enthalten, an Ritter Huon zu denken, wie er in den Schluchten des Libanon ſeinen Scherasmin findet und nun die ſo lange entbehrte „Sprache vom Oc" ſeinem Ohre ertönt. Wem von meinen Leſern der Oberon nicht ſo geläufig wäre, lege doch ſchnell mein Blatt aus der Hand und erfreue ſich an der Schilderung des graziöſen Wieland.

Man ſollte es gar nicht glauben, wie unſicher ohne dieſe ſchwarz und gelb geſtreiften Wandſchränke das glänzende Mailand wol ſein würde. Sagte mir doch Herr Reichmann, bei dem ich wohnte, als ich am erſten Abende nach meiner Ankunft die Cannobbiana beſuchte, ich möchte mich mit meiner Frau ſtets in der Mitte der breiten Straße halten, weil aus finſtern Winkeln, Höfen, Portalen oft ein Anfall drohe und der Angreifer dann ſchnell mit irgend einer entriſſenen Beute davonſpringen und ſich im Dunkeln verlieren könne, ehe man ſich von der Ueberraſchung einmal erholt habe. — So ſeltſam dies klingen mag, ſo wahr iſt es jedoch, daß faſt nirgends in Italien Städte und Landſtraßen ſo unſicher ſind, als in der Lombardei, gerade da, wo Oeſtreichs wohlpolizirter Staat ſeine Gendarmen und Polizeiſoldaten beſtändig auf den Beinen hat. In Sardinien iſt es beſſer; im Toskaniſchen iſt man ſo ſicher, wie bei uns in Deutſchland, und Neapel gibt eben auch zu keinen außergewöhnlichen Befürchtungen Veranlaſſung, nur der Kirchenſtaat nimmt es in der Unſicherheit mit jedem andern auf.

Wir ſtrichen am Dom vorüber, deſſen Spitzen vom erſten Grau des Herbſtmorgens umſchimmert wurden, und waren nun auf dem Corſo, der ein überraſchendes Leben zeigte. Lange Reihen von Wagen ſtanden da, Bedienten, Fackelträger eilten ſchreiend hin und her; das Feſt war zu Ende, das der lombardiſche Adel ſeinem Monarchen gab. Obgleich wir, gleich den andern Tauſenden, eine Einladung erhalten hatten, konnten wir es dennoch über uns gewinnen, der Herrlichkeit nicht beizuwohnen. Man ſchwärmte in jener Zeit zu Mailand von Feſt zu Feſt, die Betäubung, durch den Lärm und Glanz, durch das Fremdartige der Umgebung, durch die innere Aufregung des bedeutungsvollen Moments hervorgerufen, drängte zur Sammlung vor dem Antritt einer größern Reiſe, und wir zogen es vor, nach dem etwas ſpäten Mittagsmahle in der Familie eines Freundes uns in unſerem Zimmer zu verſchließen und einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Um drei Uhr waren wir geweckt und bald auf dem Wege, da die Diligence um vier fortgeht.

Unſer Reiſegefährte, Graf D. aus Königsberg, ein hochverehrter Landsmann, war nicht derſelben Meinung. Obſchon bedeutend älter als ich, zog er es doch vor, den Ball zu beſuchen und, den Crispin über die elegante Kleidung geworfen, der Impreſa zuzueilen. Von Mailand bis Pavia beſorgt nämlich ein Privatmann den Eilwagen und erſt dort erfreut man ſich einer königlich ſardiniſchen Diligence, die bedeutend beſſer und bequemer iſt.

Die Reiſenden beſtanden noch außer mir und meiner Frau aus dem genannten Grafen D., dem General Grafen K., der in Angelegenheiten ſeines Ordens, er war Malteſer, nach Rom ging, deſſen Adjutanten, dem liebenswürdigen Bruder einer früh verſtorbenen Dichterin, und einem Marcheſe Raggi aus Genua. Wir waren bereits vollſtändig eingerichtet und unſer Geſpräch im beſten Zuge, als wir zum Frühſtücke Pavia erreicht hatten.

Bis Pavia zog ſich die Straße größtentheils durch ſumpfige Reisfelder dahin; der einzige Punkt, der das Auge feſſelt, iſt die prachtvolle Certoſa, die man gewöhnlich ſchon von Mailand aus beſucht. In allen Ortſchaften und ſo auch in Pavia ſelbſt waren Ehrenbogen errichtet zum Empfange Ferdinand's I., der am andern Tage Mailand verlaſſen wollte. Ueberall waren die Gemeindebevollmächtigten, den Podeſtà an der Spitze, beſchäftigt, die Inſchriften, Kränze und Embleme anzubringen, und Alles zeigte ein überaus feſtliches, belebtes Anſehen, das mit der darauf folgenden Decoration einen deſto größern Gegenſatz bildete.

Wir hielten am Po; die Straße war vom Regen und ſchweren Fuhrwerken faſt unfahrbar geworden; der Strom ſchoß wild durch die Schiffbrücke, die plump, nach uranfänglichem Zuſchnitt, ſchwarz und weiß angeſtrichen, mit ſchwerfälligen Buden und Hütten an beiden Seiten beſetzt, vor uns lag. Polternd rollte unſere Diligence auf das Gebälke der Brücke und das Königreich Sardinien bot uns keineswegs einen freundlichen Gruß zum Empfang. Das Unangenehme ſollte aber am andern Ufer des Po noch geſteigert werden. Dies war nämlich hoch und ſteil, der Boden lehmig und die ſchwachen, abgehetzten Thiere nicht im Stande, den Wagen aus der Stelle zu bringen. Bei jeder Anſtrengung, die ſie machten, rollte er wieder zurück, und wir liefen Gefahr, im nächſten Augenblick ein höchſt unwillkommenes Bad in den Wellen des ſchmuzigen und wilden Grenzfluſſes zu nehmen. So fanden wir es denn gerathener, auszuſteigen, um die Höhe zu Fuß zu erklimmen und es den Pferden leichter zu machen.

Während aber der heiterſte Himmel über der Ebene der Lombardei geſpannt geweſen war, gleichſam als wollte er ihre ſchönen Feſte nicht ſtören, hatten ſich dichte Wolkenſchleier jenſeit des Po bis zu den Apenninen geballt und raubten uns alle Ausſicht. Ein feiner, durchdringender Regen nöthigte uns, unter einen Schuppen zu treten, wo wir mit Bauern, Viehtreibern und ihrer vierfüßigen Geſellſchaft ſo lange warten mußten, bis der Wagen nach vielen vergeblichen Bemühungen die Höhe erklommen und uns erreicht hatte. Wir ſtiegen ein, um bald wieder auszuſteigen — wir hatten nämlich das königlich ſardiniſche Zollhaus erreicht.

Bevor wir es aber noch erreicht hatten, wurde gehalten. Der Conducteur öffnete phlegmatiſch den Schlag und blieb an der Thüre ſtehen, als ob er Jemand aus dem Wagen helfen wollte. Wir ſahen einander an; es galt dem Marcheſe Raggi, der ein weißes Bündel unter den Arm nahm und hinausſprang. Er war als blinder Paſſagier aufgeſtiegen und das weiße Bündel enthielt ſeine Effekten. Ueberhaupt ſah der Marcheſe nichts weniger als nobel aus und in Deutſchland würde man ihn für einen Handelsjuden angeſehen haben; allein hier im Lande der Marcheſe war dies freilich ein Anderes und man durfte ſich wol hüten, nach dem Scheine vorſchnell zu urtheilen.

Die Mauth lag jetzt da; ein weites, ödes Gebäude. Wir traten in eine Halle, wo man Alles, was auf dem Wagen nicht niet- und nagelfeſt war, hereinſchleppte, und als wir in dem Chaos unſere beſcheidenen Hutſchachteln, Nachtſäcke und Koffer entdeckt hatten, ſtellte ſich Jeder zu ſeinem Eigenthume, die Schlüſſel zur Hand und des Viſitators gewärtig. Allein wir warteten bereits eine Stunde und Niemand kümmerte ſich um uns. Man ſchoß an uns vorüber, wild und trübe wie der Po durch die Brücke an der Grenze, aber man bemerkte uns nicht. Die Hauptleute der Viſitation ſchienen in einem Nebenzimmer beſchäftigt und ich machte meine Reiſegefährten darauf aufmerkſam, uns dahin zu begeben.

Hier löſte ſich uns denn endlich das Räthſel unſers langen Aufenthaltes. — Es war ein Ballen Bücher mitgekommen, den der alte, wackere Hamburger, Herr Meiners, der noch immer, nach funfzigjährigem Aufenthalte, das Italieniſche mit hamburger Ausſprache für angenehmer klingend hält, als mit römiſcher, und den jeder Deutſche, dem es wohlthut, in der Fremde ein deutſches Buch zu ſehen, gewiß in ſeinem Laden am Corſo bei „Servi aufſucht — den dieſer Herr Meiners alſo an einen Geſchäftsfreund nach Genua ſandte. Es waren aber franzöſiſche Bücher und da Niemand von den allgewaltigen Herren der Mauth Franzöſiſch verſtand, ſo war die Verlegenheit nicht klein. Doch begriff Keiner von uns, was die Zögerung ſollte und wie ſie dem Mangel an Verſtändniß abhelfen könne. Die Bücher mußten aber hier an der Grenze eine Art von Cenſur paſſiren, ehe ſie das Recht erhielten, einzutreten in die Staaten des Königs von Sardinien. Man wollte ſich hier auf öſtreichiſche Cenſoren nicht verlaſſen.

Wir guckten dieſen Mauth-Cenſoren zu. Einige hielten die Bücher verkehrt in der Hand, andere ſchlugen ſie von hinten auf, als hätten ſie es mit hebräiſchen zu thun — nirgends ein Ausweg — nirgends ein Auskunftmittel. Endlich kamen ſie auf den ingeniöſen Gedanken, die Schriften nach der Farbe des Umſchlags zu claſſificiren, und legten die blauen Bücher zu blauen, die gelben zu gelben und die rothen zu rothen. Nun erſt ward mir klar, was man damit ſagen will: der Schriftſteller habe dieſe oder jene Farbe! Aber ich mußte bei dieſer gewonnenen Einſicht ſo lachen, daß ich, um die Herren von der Mauth nicht zu erzürnen, ſo ſchnell als möglich das Zimmer verließ.

Gott weiß, wie ſie fertig geworden ſind! Es dauerte noch eine tüchtige Weile, bis aufgepackt werden konnte. Jetzt ſetzte ſich der Wagen wieder in Bewegung, aber trotz aller Anſtrengungen war es nicht möglich, die verſäumte Zeit einzubringen, denn der Weg wurde nicht beſſer und die friſchen Pferde, die wir erhielten, waren noch jämmerlicher, als die uns hergebracht hatten.

Einen Büchſenſchuß vor dem Orte ſtand der arme Marcheſe an der Straße, ſein Bündel unter dem Arme, und rief uns ein kräftiges „Halt!“ entgegen, allein der Conducteur ließ zufahren. „Was iſt das?“ rief der Marcheſe.

„Sie haben keinen Paß —“ der Conducteur.

„Wenn gleich! Laſſen Sie mich einſteigen!“ ſchrie der Andere, neben dem Wagen laufend.

„Ich würde geſtraft — abgeſetzt —“ erwiderte der Conducteur.

„Wozu bedarf's eines Paſſes? Ich bin der Marcheſe Raggi, Jedermann kennt mich in Genua —“

Mir fielen Schiller's Worte ein: die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. Es half aber Alles nichts. Der arme Menſch wollte verzweifeln; er war vom Regen triefend naß geworden und der lehmige Boden ſetzte ſeinem Mitlaufen alle möglichen Hinderniſſe entgegen. Wir Alle legten uns auf's Bitten.

„Meine Herren, 's geht nicht —“ rief entſchuldigend der Conducteur; „hätte ich gewußt, daß er keinen Paß hat, nicht um die Villa Negri würde ich ihn mitgenommen haben. Mein Amt und das Wohl meiner Familie hängt davon ab.“

„Das iſt aber eine unerhörte Barbarei!“ ſchrie immerfort der Marcheſe, ich kann doch nicht zu Fuß nach Genua laufen — Teufel von Conducteur! Verfluchter Paß — Henker! Barbar!“

Uns that der Mann in der Seele weh; da wurde der Weg etwas beſſer, der Poſtillon klatſchte, die Pferde liefen, der Wagen rollte, des Marcheſe Raggi Stimme verhallte und wir ſahen den Mann nicht wieder.

Mittags in Vogherra, wo wir uns ziemlich lange aufhielten, hatte er uns auch nicht einholen können, und was würde es ihm auch genützt haben? Der Conducteur blieb ſteif auf ſeiner Weigerung. Ich aber dachte daran, ob ſo etwas einem deutſchen Baron in ſeinem Lande wol widerfahren würde — oder überhaupt einem Manne, der ſich in der nächſten Stadt ausweiſen könnte?

Am ſpäten Nachmittage kamen wir in ſchöne Alleen und ſahen ein Luſtſchloß mit trefflichen Anlagen, das dem Grafen von Caſatisme gehörte, ein Name, der mir einen meiner Lieblingshelden ins Gedächtniß rief, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Seele aller muntern Geſellſchaften in Paris war und in jener Zeit der ſpirituellſten Losgebundenheit als ein Original erſter Größe prangte, ſowol im Punkte der Galanterie, als der ausgeſuchteſten Prachtliebe, und ſtets für jeden Finger ein ſchönes Abenteuer, ſo wie für jeden Tag einen ernſthaften Gang auf Leben und Tod hatte. Das Ideal eines großen Herrn, der noch, vor der großen Sündflut, der Freuden der Welt vollkommen theilhaftig werden konnte. Welch ein greller Unterſchied zwiſchen einem Grafen von Caſatisme, der mit dem Gepränge eines üppigen orientaliſchen Fürſten reiſte, dem kein Wille widerſtrebte, der unumſchränkter Herr über Alles war, was ihm in den Weg zu treten wagte, und dieſem armen Marcheſe Raggi, der mit dem weißen Bündel unter dem Arme im Kothe neben der Diligence lief und vergebens einen ordinairen Conducteur um Aufnahme bat! Und da liegt nur der Raum von kurzen funfzig Jahren dazwiſchen!

Nach Sonnenuntergang trat ſogleich die tiefſte Finſterniß ein; die Straße hob und ſenkte ſich; wir näherten uns dem Apennin und der rauhe Nachtwind des Gebirges ſtieg über unſer Antlitz und die Augen ſchloſſen ſich ermüdet. Die Welt mit ihren Revolutionen und Inſtitutionen, Schönheiten und Lächerlichkeiten verſank in Nichts.

Als ich gegen Morgen erwachte und die Naſe mit Wolluſt den friſchen, belebenden Hauch einzog, der draußen wehete, entzückte mich ein dunkelblauer, gerader Strich, den ich über zuſammengeballten Wolkenmaſſen erblickte, die das Thal unter mir vollſtändig füllten. Wir hielten auf dem Kamm des Berges und der Strich war das mittelländiſche Meer. Von jetzt an wandte ich keinen Blick mehr davon. Es war das kalte, bläuliche Licht, das dem Sonnenaufgange unmittelbar voraneilt, und dieſer Moment einer freudigen Feierlichkeit iſt der ſchönſte, erquickendſte Lohn für die überſtandenen Mühſeligkeiten einer Eilwagennacht.

Die Wolken drängten und wühlten ſich immer tiefer in die Schluchten, der Hauch Gottes über den Waſſern trieb ſie zurück, der Oſten lichtete ſich hinter den Höhen von Seſtri di Levante, dieſe ſelbſt wurden ſchwärzer und die Berge gen Nizza, nach Seſtri di Ponente, wurden roſenroth von oben bis unten, glühten dann wie Altarkerzen, zu Ehren des Allerhöchſten entzündet, und die Ponzainſeln, ſelbſt Elba tauchte, von dieſer Glut angehaucht, in maleriſcher Maſſenhaftigkeit aus dem Spiegel der See.

Wie ſchön, wie göttlich rollten wir dahin. Immer auf der Höhe — nun noch ein Vorſprung gewonnen — nun noch einer — ſind wir da oben, ſo müſſen wir Genua ſehen können, ſo dachte ich, denn ein verſtohlener Blick in die Tiefe hatte mir ſchon ſein Daſein verrathen. Hier ein Thurm, dort einige zuſammenhängende Häuſer, hier wieder Maſten, die aus dem Hafen emporragten. Dann war wieder Alles hinter belaubte Kuppen verſchwunden.

Dies ſind Landhäuſer! Eine edle Structur — großartig — aber wie ſeltſam! Was dem Architekten, dem Steinmetzen, dem Bildhauer vorbehalten ſchien, iſt hier allein dem Maler überlaſſen. Balkons, Säulen Büſten und Statuen ſind wie auf Theaterdecorationen gemalt. Es ſieht zwar freundlich aus, aber es iſt doch nicht das Rechte.

So mehrten ſich denn dieſe Häuſer; wir fuhren auf einem erhöhten Damme, an deſſen Fuße ſich dumpfſchallend die Wellen brachen; links ſtiegen kahle Felſen empor, rechts dehnte ſich das Meer mit den Inſeln und den duftigen Küſten, die das Schönſte ſind, was Italien dem Reiſenden zeigt; vor uns hebt ſich die Laterne aus dem felſigen Kern und wir haben bald das Thor erreicht und befinden uns in einem mäßigen Gewühl von Soldaten, Hafenarbeitern und Obſt- und Gemüſehökern, die ihrem Tagesgeſchäfte nachgehen.

Genua, die Stadt, zeigt dem im Wagen Ankommenden ſogleich ihre größte Herrlichkeit: jene lange Straße nämlich, die, in drei Abtheilungen, die Strada Balbi, Strada Nuova und Strada Nuoviſſima heißt. Es iſt die einzige, wo man mit Viergeſpann gemächlich fahren kann. Allein ſie iſt dennoch ſo ſchmal, daß man zur Ueberſicht der prächtigen Paläſte nicht gelangt, die ſich hier aneinander reihen und Genua den Namen: Stadt der Paläſte und la Superba erworben haben. Auf den erſten Blick impoſant erſcheint hier nichts als die Lage, und ſelbſt dieſe gewinnt erſt bei näherer Bekanntſchaft, wenn man die Blicke in die Thäler und Schluchten verſenkt, wo Alles in ſüdlicher Vegetation prangt und ſtrotzt, während die Höhen kahl und unfruchtbar ſind. Welch ein Unterſchied mit Neapel, wo das üppigſte Grün die alten verwitterten Felſen überwuchert und nirgends ſich die Spur des irdiſchen Paradieſes verleugnet.

Wir hatten von den „Vier Nationen" rühmen hören, daß dieſer Gaſthof am Hafen liege und eine treffliche Ausſicht gewähre, und wir eilten hin. Allein es war nicht möglich, unterzukommen. Alle jene Herrſchaften, die bei der lombardiſchen Königskrönung zu Mailand theils als handelnde Perſonen, theils als Zuſchauer mitgewirkt hatten, fühlten jetzt nach beendigten Feierlichkeiten nur zu gut, wie nöthig es ſei, ſich von der durch ermüdendes Ceremoniell, durch Diners, Bälle, Conzerte und Spectakel aller Art erzeugten Erſchlaffung und Erſchöpfung unter Gottes freier Luft, unter dem ſchönen Himmel Italiens, in ruhigen Genüſſen herrlicher Naturſcenen, im ſtillen, gemüthlichen Beſchauen ewiger Kunſtwerke, in ſanft erregender Berührung mit wildfremden Perſönlichkeiten, zu erholen und ſie von Nerven und Blut abzuſtreifen, um die vergeudeten Kräfte in beiden wieder zu erſetzen. Da ging's uns nun ſchlimm genug! Wo wir hinkamen, war Alles beſtellt, Alles weg. Die Couriere begegneten ſich auf den Treppen und wo einer zu ſpät kam, rannte er davon, als ob der Kopf ihm brenne, um einem andern, der nach ihm kommen würde, ſo ſchnell als möglich den Rang abzulaufen.

Hier Metternich, Kolowrath, der Fürſt von Fürſtenberg, ein Erzherzog, ein Geſandter — wohin ſollten ſich arme Erdenſöhne wenden, wie ein öſtreichiſcher General, ein Graf, ein deutſcher Schriftſteller — denn vor jenen Größen ſchwand Alles hin und die zuletzt hier Genannten ſtanden vor jenen mächtigen und großen Lichtern — dem gewinnſüchtigen italieniſchen Gaſthofbeſitzer gegenüber — ſo ziemlich auf gleicher Stufe. So kamen wir endlich, nachdem wir uns ſchon getrennt hatten, um Jeder für ſich allein ſein Glück zu verſuchen, in dem Gaſthofe zur Stadt London wieder zuſammen, wo wir einige Zimmer in höchſter Höhe eingeräumt erhielten und hier dennoch das Vergnügen hatten, mit den Miniſtern von Sachſen, Baiern und Hannover unter einem Dache zu wohnen und an einem Tiſche zu ſpeiſen.

Von unſerer Höhe hatten wir die ſchönſte Ausſicht, die ſich denken läßt. Unter uns das Gewühl der Hafenarbeiter, der Ueberblick des ganzen Hafens, von den beiden Molen eingeſchloſſen, die Laterne, darüber hinaus die fernen Höhen. welche den Buſen von Genua umzingeln, ein Theil der alten Mauern der Stadt, die thürmenden Häuſer — es war die weiteſte, genußreichſte Ausſicht, die ich noch je aus meinem Fenſter gehabt hatte, der aus meinem väterlichen Hauſe unbeſchadet, die über den königsberger Schloßteich reichte und mir ewig unvergeßlich vor der Seele ſteht.

Das Regenwetter, das, während wir mit dem Aufſuchen einer Wohnung beſchäftigt waren, aus Artigkeit nachließ, hatte ſich nunmehr wieder eingeſtellt und trübte mir die ſchöne Ausſicht. Was ich bis jetzt von Genua geſehen hatte, war im höchſten Grade eigenthümlich zu nennen, aber nicht ſchön, nicht ergreifend. Ich ſpreche hier nicht von der Lage und dem Meere, ſondern von dem Innern. Die Straßen, wie enge Felſenſchluchten, ein Steinlabyrinth, das ſich in krummen, dunkeln Ausläufern nach dem Hafen hin öffnet. Alle Erdgeſchoſſe aus Buden und Läden beſtehend und die Eingänge zu den Häuſern, ſeitwärts in jenen engen Spelunken, die ſich zwiſchen ihnen hinſchlängeln, nur mühſam zu finden. So hatte auch unſer Gaſthof kein Portal nach der Straße, in der er liegt, ſondern über dem Eingang der Spelunke hing ein Schild mit der Inſchrift: Entrée de l'Hôtel: La Ville de Londres, und nun mußte man in den finſtern, ſtinkenden Gang hinab und ſeine Hausthüre unter den andern ſuchen. Hatte man ſie aber gefunden, ſo führte eine breite Marmortreppe, wie ſie bei uns nicht die Wohnung aller Könige beſitzt, in die obern Stockwerke, zu dem weiten, mächtigen Speiſeſaal, um den ſich Saal an Saal reihete, längs der ausgedehnten Fronte am Meere.

Das Gewühl in dieſen Straßen beſteht aus emſigen Leuten, die ihrem Geſchäfte nachzugehen ſcheinen, aus Handlangern und Bettlern — nirgends ſieht man elegante Pflaſtertreter, die ſich hier auch freilich nicht ergötzen würden. Plätze, wo dies allenfalls der Fall ſein könnte, wie die Carignanbrücke, der Spaziergang Aqua Sola, die Straßen Nuova und Nuoviſſima, fand ich leer, was freilich der Jahreszeit zuzuſchreiben war, da die noble Welt wie überall den Herbſt auf dem Lande zubringt.

Gegen Abend konnten wir mit dem Regenſchirme einen Rundgang auf der Stadtmauer machen, der für uns ſehr belehrend war. Da kamen wir nach und nach zu den ruhigſten und belebteſten Vierteln der Stadt, zu den Wohnungen der Hohen und Reichen, wie zu denen der Armen und Betriebſamen; wir ſahen aber überall dieſelbe Finſterniß, dieſelbe Abweſenheit jener freundlichen, offenen Eleganz, die den ſinnigen Fremdling gleich willkommen heißt in der großen Stadt und ihn mehr anſpricht, als die ſogenannte Gemüthlichkeit in manchem Krähwinkel, die ſich in geſchloſſene Geſellſchaften verkriecht und hinter Mauern verſchanzt, in die man erſt eingeführt und ballotirt werden muß, um ihrer theilhaft werden zu können.

Der Genueſer erſchien mir ſehr einfach in ſeinen Neigungen und Bedürfniſſen. Den Tag über treibt und drängt er ſich in halber Finſterniß und dickem Qualm, bei Lampenlicht in ſeinen Gäßchen, zwiſchen Anhäufungen von Waaren und Lebensmitteln aller Art, und Abends, wenn ſein Geſchäft ihn in Ruhe läßt, da klimmt er empor auf die alte Mauer ſeiner ſtolzen Stadt und ſein Auge ruht auf dem monotonen Spiel der Wellen oder ergötzt ſich an dem

Zuge der Wolken und er ſieht die Dampfſchiffe ankommen und wegfahren und die kleinen Jöllen im Hafen kreuzen und am Ende die Flamme hoch oben in der Laterne erglimmen und dann läutet es von den Thürmen und er entblößt das Haupt und betet und ſteigt dann nieder, trinkt in der nächſten Botthega eine Taſſe Levante und kehrt heim, um auszuruhen und am andern Morgen das ewige Einerlei wieder zu beginnen. Solch ein Genueſer weiß nichts vom Kneipchen und vom guten Winkel, von Bier und Wein, vom Kannegießern beim Schöppchen und vom Tageblatt, das Weltgeſchichte und Stadtklätſchereien bringt — er hat nichts als nach der ſauern Laſt des Tages den freien Blick über's Meer und den Spaziergang auf der alten Mauer der ſtolzen Stadt Genova, die noch immer wie einſt zwiſchen Meer und Fels feſt hineingekittet iſt, und ſtatt der Worte, die dem Philiſter in der Kneipe von den Lippen ſtrömen, mag ihn wol der Strom der Gedanken durchziehen an jene Zeit, da ſeine Vaterſtadt die Wellen beherrſchte und ſeine Vorfahren mächtige und reiche Bürger waren, unter denen große patriotiſche Tugenden lebten. Die heutigen Italiener leben mehr in der Vergangenheit, als man außerhalb Italiens wol glaubt, und dies macht ihnen die Gegenwart erträglicher, wenn es ſie auch oft mit wehmüthigem Schmerze erfüllt.

Ich durchſtrich die Stadt nach allen Richtungen bis zum ſpäten Abend. Die Abweſenheit alles Fuhrwerks, wodurch ſchon Venedig eine ſo charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit erhält, verleiht ſie Genua noch viel mehr. Dort ſind Gondeln, die blitzſchnell dahinſchießen, deren Führer ſich zuſchreien, Barken mit ſchwerer Ladung, die wie unſere

Frachtwagen dazwiſchen einherſchwanken, das Waſſer ſelbſt, das allſpielende, ſtets lebendige Element — hier nichts von allem Dem. Die langen, engen Straßen, deren hohe Häuſer kaum den Himmel hineinblicken laſſen und die auch wol mit Waaren und Geräth aller Art beſetzt und vollgeſtellt ſind, ſehen wie Stuben und Säle aus; manche Winkel, die keinen Ausweg zeigen, wo die Gemüſeverkäufer die trefflichſten Schwämme in großen Haufen liegen haben, ſind gleich Kammern, Plätze, wie der der Börſe und der daranſtoßende, wo die altberühmten Goldſchmiede den reichen und wunderbaren Filigranſchmuck auslegen, ſind Sälen zu vergleichen.

Von eigentlich elegantem Schmuck und Aufputz der Läden iſt aber nirgends eine Spur zu treffen und auffallend iſt es, daß hier, wie faſt in ganz Italien, ſich das Meiſte des zum Verkauf Ausgebotenen auf Befriedigung des gemeinſten Bedürfniſſes bezieht, auf das Eſſen und Trinken nämlich. So in Mailand, wo die Menge der Boutiken mit Feſtons von Würſten in allen Farben uns entgegenſtrahlt, von den appetitlichen rothen Blutwürſten und ſafrangelben Schmalzwürſten, um den Riſotto zu färben, bis zu den weißen Würſten, die nichts als Wagenſchmiere, und den ſchwarzen, die nichts als Schuhwichſe enthalten — dann die ungeheuern Käſe von Lodi und Gorgonzola, die wir Parmeſankäſe nennen, aus Artigkeit für jene Herzogin von Parma, eine Gemahlin des Ercole Farneſe, die den Käſe liebte. Die Tapete der Läden bilden die an der Luft getrockneten Speckſeiten und Schinken — vor der Thüre lagern Haufen von Zwiebeln und Knoblauch, Aepfeln und Trauben, Schwämmen und Gemüſen aller Art. Daneben fällt uns gleich die Aufſchrift COMERCIO DI VINO auf, wobei aber Niemand an einen göttlichen Handel, ſondern nur an einen Handel mit Wein denken darf. — Nur Florenz und Rom machen hierin eine Ausnahme; hier überſteigt die Zahl der Kunſthändler alle Uebrigen, in Rom ſind ganze Straßen wie die Via Condotti und del Babuino an beiden Seiten mit Moſaik, Bronzen und Bildern garnirt und am Lung' Arno in Florenz reihen ſich Gemäldeausſtellungen an die Werkſtätten der Bildhauer, die Reſtaurateurs firniſſen hier ein Bild, dort eine Terracotta des Luca della Robbia und dazwiſchen prangen die Meiſterwerke unnachahmlicher Marquetterie aus der beſten Zeit der Wiedergeburt der Künſte, bei welchem Anblicke dem Sammler eher das Waſſer im Munde zuſammenläuft, als dem Hungrigſten in Mailand, Genua und Bologna beim Anblicke der trefflichſten Speckſeiten und Würſte.

Einer dieſer Alterthumskrämer und Rococohändler in Genua, Marchand de Bric-à-Brac, wie ſie in Frankreich genannt werden, il Signor Jeſaia Tedeſcho, empfahl ſich uns ganz beſonders durch eine Karte, auf welcher, außer ſeinem Namen, alle Etabliſſements verzeichnet waren, denen er vorſtand. Es waren deren fünf, darunter ein großartiges Magazin im Porto-Franco und ein moderner Seidenladen in unſerm Hauſe. Seine Rococoſammlung reizte uns und wir ließen ihm ſagen, daß wir ihn nach dem Mittagseſſen beſuchen würden. Ein junger Menſch leitete uns durch viele enge Straßen und Plätze bis zu einer Steintreppe, an deren unterm Ende uns Herr Jeſaia Tedeſcho, mit vorgeſtrecktem Bauche, den Hut in den Nacken geſchoben und die Hände in den Beinkleidern mit Geld klimpernd, ſchon lange zu erwarten ſchien.

Von der Steintreppe hatten wir noch mehre jener Schluchten ähnlichen Gäßchen zu erklimmen, die ſich in die Felſen verloren, und kamen endlich an ein großes, wüſtes

Gebäude, das gänzlich unbewohnt ſchien. Und in der That lebte der alte Tedeſcho hier mit ſeiner Familie in einigen kleinen Zimmern, während aller übrige Raum mit Waaren gefüllt war. Es waren dort die koſtbarſten Stoffe von Seide aufgehäuft, jener alte ſchwere Sammet, der früher unter dem Namen des genueſiſchen ſo große Berühmtheit hatte, in den ſich die Fürſten und Damen des Mittelalters kleideten, aus dem die koſtbaren Baldachine ſich bildeten, die Kaiſer und Kleriſei beſchirmten. Ferner ſahen wir hier ſchweren Damaſt, alten Gewebes, wie er nicht mehr von den lyoner Fabriken kommt, das Bild der alten Prächtigkeit und Solidität in Allem, bis auf die Gegenſtände des Luxus. Auch Stickereien der kunſtvollſten Art waren da, wie ſie die frommen Schweſtern in den Klöſtern ſchufen und mit deren Anmuthigkeit und geſchmackvoller Zierlichkeit nichts mehr zu vergleichen iſt, was unſere Frauen mit der Nadel ſchaffen. Alles war hier alt — Jahrhunderte waren verſtrichen, ſeit dieſe künſtlichen Arbeiten entſtanden, und dennoch waren ſie trefflich erhalten. Hierher mögen Die kommen, die das Verlangen tragen, ſich eine Wohnung zu ſchmücken, geſchmackvoll und würdig. Eine kahle Wand erhält durch Fenſter- und Thürgehänge von ſolchen Stoffen eine edlere Zier, als wenn man ſie mit den bunten pariſer Papierſtreifen beklebt, die wahrlich nichts als die Mode für ſich haben, und für die Summen, die man für jene Riens und Quelquechoſerien in Bronze, Kryſtall und Alabaſter verſchwendet, womit uns Frankreich überſchwemmt, kann man leicht ein paar gute Bilder erſtehen, deren Anblick uns täglich und ſtündlich Freude bereitet, während wir jener, wenn der Reiz der Neuheit des Beſitzes verſchwand bis zum Ekel überdrüßig werden.

Unter den Möbeln zeichneten ſich einige alte Tiſche aus von jener kunſtvollen Schreinerarbeit, die jetzt wieder erwacht iſt und einen wahrhaft edeln Wetteifer unter unſern Handwerkern erregt. Sie waren eingelegt mit verſchiedenen Holzarten, die, in ihren natürlichen Farben und Schattirungen, Landſchaften und Anſichten von Städten bildeten, von reichen Arabesken umſchlungen. Alles in einer ſo reinen Zeichnung und mit einem ſo geläuterten Geſchmack ausgeführt, daß dieſe Tiſche Kunſtwerke genannt werden dürfen. Auch ein Schrank war mir bemerkenswerth, deſſen Schubladen ſämmtlich feine Miniaturen unter Glas zierten. Ein wahrhaftes Prachtſtück!

Wir handelten lange und kauften wenig, da unſere Reiſekaſſe und der weite Weg, den wir noch vor uns hatten, ſich mit den Preiſen des Herrn Tedeſcho nicht in Einklang bringen laſſen wollte, der übrigens ſeinerſeits mit echt italieniſcher Courtoiſie verſicherte, daß es ihm gar nicht darum zu thun ſei und daß es ihm Freude mache, ſo ſinnige Freunde des Schönen und der Kunſt in ſeinem Magazine geſehen zu haben. Zugleich erbat er ſich aber, daß wir ihn empfehlen möchten.

Genua eignet ſich trefflich, um dergleichen Ankäufe zu machen; als Hafen- und Wechſelplatz wird die zu leiſtende Zahlung, eben ſo wie die Verſendung bedeutend erleichtert.

Es war dunkel geworden, als wir Tedeſcho verließen, und wir begaben uns in das beſte und gerühmteſte Kaffeehaus: Au grand Caire. Nirgends ſah ich ſo viele Pracht und Vergoldung auf die unzweckmäßigſte Weiſe verwendet. Das Local war eine Art von Kellergewölbe in einem der finſterſten Winkel, mit Sphinxen, Iſisbildern und Hieroglyphen im ägyptiſchen Style und zwar Gold auf Weiß, aufgeputzt. Eine ſinnloſe Zuſammenſtellung von Form und

Farbe, von Idee und Zweck! Trotz des kühlen, regneriſchen Abends waren Fenſter und Thüren nicht nur geöffnet, ſondern völlig aufgehoben und die Vorhänge weheten bis mitten in den Raum, wo wir in Niſchen ähnlichen Vertiefungen, bei flackernden Lampen, nur ſpärlich gegen den Zugwind geſchützt, da ſaßen, um in Eile unſere Cematta zu nehmen.

Wir krochen hierauf, in undurchdringlicher Finſterniß, durch das Labyrinth genueſiſcher Straßen nach dem marmornen Theater Carlo-Felice, wo wir den Lügner von Goldoni von einer ſehr mittelmäßigen Truppe aufführen ſahen. Der den Lügner gab, konnte mit dem ſteifſten deutſchen Schauſpieler kühn in die Schranken treten, nur daß er ihn in der Zungengeläufigkeit übertroffen haben würde.

Im Dom zu Genua, der mit Streifen von ſchwarzem und weißem Marmor gar wunderlich bekleidet iſt, wollte ich den heiligen Graal beſichtigen und dabei älteſter und alter, morgenländiſcher und deutſcher Zeit, deutſchen Minneſangs und anderer Herrlichkeiten gedenken. Man mußte den Schlüſſel zum Schranke bei der Municipalität holen laſſen und der Beamte, der endlich damit erſchien, erhielt einige Franken für ſeine Bemühung. Während wir ihn erwarteten, befanden wir uns in einer kleinen, niedern, mit ordinairen hölzernen Schränken angefüllten Kammer, die an die größere und italieniſch aufgeſchmückte Sacriſtei ſtieß. Wir glaubten, daß man uns von hier in das Gemach führen würde, das den Hort bewahrt. Aber weit gefehlt! Der Beamte erſchien und ſchloß einen der Schränke auf und nahm ohne alle Umſtände eine der heiligſten Reliquien der Chriſtenheit daraus hervor und ſetzte ſie wie ein gemeines

Geſäß zur Beſichtigung auf den Tiſch. Ich bin überzeugt, daß der Inhaber eines Ehrenbechers heutzutage ihn mit mehr Salbung aus dem Futteral hervorholt, falls neugierige Leute ihn zu ſehen wünſchen ſollten.

Der Graal, le saing-réal, das wirkliche Blut — il sacro Catino, iſt — der frommen Sage nach — eine Schale aus einem einzigen Smaragd, den die Königin von Saba ihrem Freunde, dem weiſen Salomo, zum Geſchenk dargebracht haben ſoll, und die dann in dem königlichen Geſchlechte der Juden bis auf Jeſus vererbte, der daraus das Oſterlamm mit ſeinen Jüngern verzehrte. Nach Andern ſoll Joſeph von Arimathia das Blut des Heilandes in dieſer Schale aufgefangen haben. Nach Europa kam ſie durch die Einnahme von Cäſarea im elften Jahrhundert.

Napoleon, lüſtern nach Koſtbarkeiten, Seltenheiten und Heiligthümern, hatte auch den heil. Graal nach Paris kommen laſſen. Um aber zu unterſuchen, ob die Maſſe wirklich Smaragd ſei, ſchlug er ein Stück davon ab, wo es ſich denn freilich alsbald herausſtellte, daß ſie nur Glasfluß ſei. Die nun zertrümmerte Glasſchale ruht auf einem ſchiefen Unterſatze aus Gold von kunſtreicher Arbeit, mit mannichfachen Edelſteinen beſetzt; ihre Schadhaftigkeit hindert jedoch nicht die Andacht, ſie zu verehren; alle anweſenden Katholiken verbeugten ſich bei ihrem Anblick und drückten ihr einen Kuß auf. Jedenfalls iſt ſie ein Ueberbleibſel aus dem höchſten Alterthume, das ſich — ohne den Vandalismus des „modernen Robespierre zu Pferde“ vielleicht noch durch Jahrhunderte unverletzt erhalten hätte.

Ueber die Bauart der genueſiſchen Paläſte ſind die Urtheile verſchieden; Einige ſagen, man müſſe den ſchwarzen, ernſten, großartigen Paläſten in Florenz den Vorzug geben, Andere: den luſtigen, heitern in Genua, denen es übrigens auch nicht an Großartigkeit fehlt. Wahr iſt es, daß ein Stiegenhaus, wie im berühmten Palazzo-Roſſo des Marcheſe Durazzo, gleich beim Eintritte ſchon mit hoher Bewunderung erfüllt und daß die Terraſſe im königlichen Palaſte mit Orangenbäumen und Springbrunnen einem Nordländer wie die Ueberſetzung eines fremden Feenmärchens erſcheint, indem er ſich erinnert, Aehnliches bis dahin nur auf der Hintergardine einer Zauberpantomine gemalt geſehen zu haben. Aber ein alter florentiner Palaſt iſt doch etwas Anderes noch und dort iſt es eine andere Hochachtung, die uns packt.

Wer ſchöne Vandyks ſehen will, muß nach Genua gehen. Dieſe großen, vornehmen und reichen Geſchlechter haben die Kunſt des Niederländers ſo recht für ſich in Beſchlag genommen und ausgebeutet, und er mußte ihre ſchönen und häßlichen, klugen und rohen Züge auf die Leinwand zaubern. Nur verſchönte er eben Alles durch ſeine Kunſt und das Original mag ausgeſehen haben wie es will — ein Vandyk iſt immer ſchön.

So zogen wir denn durch die alten Paläſte der Spinola, Durazzo, Doria, Pallavicini, Serra — einſt ſo erlauchte Namen, Staatsmänner, Krieger zu Land und See, Handelsherren, Gelehrte — welche dieſe großen, glänzenden Räume ſich und ihrem Bedürfniß erbauten und ſie bevölkerten mit Künſtlern und ihren Werken und ſie erfüllten mit herrlichen Feſten voll Drang und Leben, voll Liebe und Klänge, voll Leidenſchaft und Reiz. Aber jetzt — wie iſt Alles ſo leer und ausgeſtorben! Der Fußtritt hallt wider in hochgewölbten Gängen und Bediente in alter, verſchoſſener Livrée befriedigen unſere Neugier, indem ſie uns die todten Bilder zeigen und von alter Pracht erzählen. Aber wo ſind ſie, die adeligen Bewohner dieſer Paläſte? Nirgends zu ſehen. Oben in den höchſten Stockwerken ſitzen ſie, zwiſchen zerlumpten Tapeten und abgeriebenen Vergoldungen, hadernd mit der neuen Zeit und den Blick über's Meer ſendend, der Vergangenheit gedenkend. Gerade wie der Genueſer aus den engen, tiefen Gäßchen, wenn er Abends auf die Mauer ſteigt. Den Edeln wie den Bürger traf das gleiche Loos.

Unter all' der verſchollenen und verwaiſten Pracht fiel uns der neue, marmorgeſchmückte Palaſt des jungen Pallavicini angenehmer auf, weil er der einzige war, wo wir Etwas fanden, das uns an modernes Leben erinnerte: Mehr als der Prachtſaal im Palaſte Serra, aus eitel Gold und Laſurſtein, der Millionen gekoſtet hat und jetzt öde und verwaiſt ſteht, gefiel mir der Familienſalon der Gräfin Pallavicini, wo zwiſchen den zierlich cannelirten Marmorſäulen der gediegenſte Luxus in Meiſterwerken der Kunſt früherer Jahrhunderte ſich entfaltet, wo aber inmitten des Raumes weich gepolſterte Armſeſſel, Sitze mit traulichen Rücklehnen zum heimlichen Geplauder zu Zweien einladend, Arbeitstiſchchen mit Malergeräthſchaften, Etalagen zu Albums und andern Gegenſtänden, deren Anſchauen das Gemüth erheitert, wie Piano, Leſepulte, kleine Bücherſchränke mit eleganter Lectüre, Zeugniß ablegen, daß man hier ſich „der friſchen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens erfreut,“ daß in dieſen ſo hochgeſchmückten Räumen ſich ein ſinniges, edles Leben ergeht, das die Fremden zu ſchätzen weiß, die ſolch ein Aufenthalt gewähren kann.

Genua hat, wie jede italieniſche Stadt, ſeine ganz eigenthümlichen Reize, die gewiß einen Jeden anziehen werden; allein der Reiz, der in einer gebildeten Bevölkerung liegt, wie man ſie zu Florenz ſieht, oder in einer ſchönen wie zu Rom, oder in einer vollſtändig naiven, grell bewegten wie zu Neapel — geht ihm ab; Mailand hat vor ihm die Eleganz voraus, Venedig das Märchenhaft-Fremdartige — Alle ſind reicher an Alterthümern, wie an Kunſtſchätzen — und wenn wir an den Paläſten der Strada Balba und der Nuova und Nuoviſſima ſtundenlang vorübergezogen ſind und dann wieder hinabſteigen müſſen in die Spelunken voll lärmendem Gewühl und Geſtank, ſo ſehnen wir uns weg von hier und nur der Blick auf das Meer ſtärkt uns wieder und wenn er hinüber gleitet zu den Höhen der Riviera, die uns die Pforten des irdiſchen Paradieſes erſchließen — die Gefilde Hesperiens in altfränkiſcher Dichterweiſe genannt.

Jeder Dichter hat etwas vom Propheten in ſich und der Ausſpruch der Alten bewährt ſich auch hier. So hat unſer Schiller, der bekanntlich Genua nie geſehen, mit bewundernswerther Wahrheit in ſeinem Fiesko die Oertlichkeit geſchildert. Dies empfand ich an der Darſena, im Palaſte des Andreas Doria, aber ganz beſonders an jenem Morgen, wo ich auf der Stelle ſtand, die einſt die Burg des Fiesko trug und von der jetzt nur eine der Seitenmauern noch daſteht, welche zu einem neuern Gebäude hinübergezogen iſt. Wie herrlich mußte es ſein, von dem Altane dieſes Schloſſes die erſten Strahlen der Sonne heraufleuchten zu ſehen über das ſtolze, noch im Schlummer verſunkene Genua — wie Schiller es ſeinen Helden in dem ſchönen Monologe ausdrücken läßt! Die Ausſicht von dort iſt wahrhaft impoſant.

Wie belehrend iſt ein Blick von dieſer Höhe! Welche Macht ruhte einſt auf dieſem Piedeſtal von Felſen, welche die Welle des weſtlichen Mittelmeeres umſpült; welcher Muth beherrſchte die kühnen Genueſen, die ihre Waffen nach dem Oſten trugen, um dort Städte und Königreiche zu erobern; wie gefürchtet war überall ihre Kraft, während zu Hauſe der Held an der Eigenſucht, an dem Zwieſpalt im Innern, an den kleinlichen Ränken und den empörendſten Gewaltſtreichen verbluten mußte. Predigen alle italieniſche Staaten dieſe Lehre, ſo iſt es Genua am meiſten. Alles — das Außerordentlichſte gelang der Republik — das Wunderbarſte kam ihr unerwartet zu Hülfe — allein an dem Schwerſten ſcheiterte ſie dennoch — an der Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Und als der arme, unbekannte Schiffer mit dem ernſten Geſichte und den klaren Augen in ſeiner größten Noth vor den Senat hintrat und ſprach: Ich bin ein Genueſer, gebt mir ein armes Schiff, ihr Väter, und ich gebe meinem Vaterlande eine Welt dafür! da lachten ſie ihn aus und ließen ihn von dannen — ihn, der ihrer Macht neuen Glanz und Reichthum, ihrem weltgeſchichtlichen Daſein eine Dauer für Jahrhunderte gegeben hätte. Colombo wanderte aus und machte Spanien zum mächtigſten Staate der Chriſtenheit.

Eine Spazierfahrt im Hafen brachte uns zu der maleriſch auf dem Felſen erbauten Laterne, von deren Höhe man die ſchönſte Ausſicht nach der öſtlichen und weſtlichen Riviera, wie nach den Inſeln hat. Das Gebäude iſt im Innern hohl, wenn dieſer bezeichnende Ausdruck hier erlaubt iſt, und die Treppen hängen frei an der Mauer, die den Thurm ſelbſt bildet. Von drei Seiten iſt ſein Fuß von den Wellen umſpült und der ſchmale Raum auf dem Felſen, den der Bau nicht einnimmt, iſt mit Gartenerde bedeckt worden und trägt einige Küchenkräuter und Blumen zu Nutz und Frommen des Wächters, der hier mit ſeiner Familie kein idylliſches Leben führt, da er täglich das grollende Meer, den trotzigen Fels, den gewinnſüchtigen Schiffer, Kampf, Untergang oder ſchwere Rettung vor Augen hat.

Wir verſuchten es, durch die beiden Molen in die See hinaus und nach Seſtri zu ſchiffen, allein ſie war zu bewegt und das Hereindrängen der Gewäſſer durch die ſchmale Hafenpforte hob und ſenkte unſer kleines Boot ſo gewaltig und der ſtarke Wind warf es dabei ſo auf die Seite, daß Maſt und Segel die Wellen ſtreiften. Einige Frauen wurden bleich und bekamen Schwindel und da die Seekrankheit keineswegs in unſerm Plane lag, ſo ſteuerten wir ſo ſchnell wir konnten zurück, beſichtigten noch die im Hafen aufgetakelte Fregatte, die den Prinzen von Carignan um die Welt führen ſollte, und landeten dann bei der Villa eines Gaſtfreundes, die im Schatten von Platanen und Oelbäumen mit ſchönen Gebäuden ſich vor uns ausdehnte, um den heitern, lauen Abend, den erſten ſeit unſerer Ankunft, daſelbſt zu verbringen.

— — —

„Ich habe ein Mal ein Geſpenſt geſehen — ein Mal nur — aber ich wünſche, daß es nie wieder der Fall ſein möchte,“ ſagte ſie.

Wir hatten, Sorbet ſchlürfend, deutſche Geſpenſtergeſchichten erzählt; ich war die Urſache geweſen. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, hier am Geſtade des Mittelmeeres, durch hohe Bergwände von der ſüßen Heimath geſchieden, ein geiſtiges Band mit ihr anzuknüpfen. Ich ſchwelgte in der Erinnerung und gefiel mir darin, eine recht maleriſche Schilderung von unſern überhängenden, ſpitzgiebeligen Häuſern zu machen, mit den finſtern, verſchloſſenen Gängen und den kleinen getäfelten Zimmern, wo aus jedem Winkel der Knecht Dunkelſchott uns entgegentreten oder die aſchgraue Frau uns anlugen kann. Ich ſchilderte ferner das alte Soeſt in Weſtphalen, das alte Kronach im thüringer Gebirge und ähnliche geheimnißvolle Ortſchaften des lieben Vaterlandes, die mir ſtets als von einer ganz eigenthümlichen Romantik umgeben ſcheinen.

Sie ſaß ſtill und nachdenkend da; ihre ſchlanke, feine Geſtalt, nachläſſig voll Anmuth rückgelehnt im Seſſel, das weiße Antlitz wie träumend erhoben und das ſchwarze, glühende Auge von den Wimpern des niedergezogenen Lids überdeckt. Aus dem im Nacken zuſammengeneſtelten reichen Haare hatte ſich eine lange Locke verloren und war auf den Buſen gefallen. Die Hand des aufgeſtützten linken Arms ſpielte mit ihr.

— „Wir waren lange nicht ausgegangen,“ fuhr ſie fort, „ſchwerer Kummer laſtete auf uns Allen. Ach, was hatten wir Alles gelitten! Der Glanz unſeres Hauſes war durch die Bosheit eines einzigen Menſchen vernichtet. Nein! es war eine ſolche Bosheit, daß ich ihn nicht einen Menſchen nennen kann. Es war ein Ungeheuer! Nie iſt Schönheit und Tugend ärger verfolgt worden, als meine arme Schweſter. Und weil ihre Schönheit ihn reizte und ihre Tugend ſeinen Anträgen widerſtand, häufte er Elend und Schmach auf das Haupt eines edlen Mannes und auf ſeine Familie. Es war der franzöſiſche Militairbefehlshaber, von dem ich ſpreche. Er rühmte ſich, die Gunſt meiner Schweſter um Gold errungen zu haben. — Mein Vater ſtarb darüber hin; der Gram nagte an ſeinem Leben, uns Jüngere floh damals Das, was wir Glück nannten, wir konnten am Leben bleiben — leben in Schmach. Allein es ſollte uns vorbehalten ſein, ſchönere Tage zu ſehen.

Unſer grauſamer Feind war vor wenigen Tagen geſtorben. Ich war noch ſehr jung und mit Vergnügen vernahm ich die Schüſſe, die ſie über ſeinem Grabe abfeuerten, da ſie mich belehrten, daß er uns hienieden nicht mehr ſchaden könne. In den Augen meiner Mutter, einer Corſicanerin, glühete es unheimlich, wie ungeſättigter Rachedurſt. Sie gönnte ihm nicht, daß er ruhig in ſeinem Bette geſtorben war.

Es war ein Abend wie heute, tiefe Hüte mit Schleiern auf, die Geſtalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, verließen wir unſer Haus, um uns ein Mal wieder unter Menſchen zu miſchen. Wir durchſtrichen Aquaſola. Plötzlich an einem Gebüſche vorüber, ſchreie ich auf. Die Mutter ergreift meinen Arm und zieht mich ängſtlich weiter — denn auch ſie hatte es geſehen" —

— „Was? was?" riefen wir Zuhörer alle wie aus einem Munde.

— „Ihn — den Böſewicht," erwiderte die Gräfin ruhig. Wir vollendeten den Spaziergang und kehrten dann um. Als wir aber wieder an dem Gebüſche vorüberkamen, da blickte ich wieder hin, etwas gefaßter als früher vermochte ich mein Auge auf den Schrecklichen zu heften. Da ſtand er, wie ich ihn gewöhnlich geſehen hatte. Aber ſeine Augen waren eingeſunken und aus den Höhlen brannte es hervor, mit bläulichem Scheine, wie angezündeter Schwefel. Ich konnte es doch nicht lange aushalten; ein eiſiger Schauer überrieſelte mich und ich lief, Mutter und Schweſter fortziehend, nach Hauſe. — Er war es, ſagte ich dort und meine Mutter ſtimmte mir bei, aber meine ältere Schweſter hatte ihn nicht geſehen. Wol aber Andere. Obgleich wir ſeitdem nicht mehr nach Aquaſola gingen, ſo hörten wir erzählen, daß der franzöſiſche Gouverneur dort Abends ſpuke und die ſchönen Mädchen noch immer ſo erſchrecke und verfolge, wie er es im Leben zu thun gewohnt geweſen war. — Das Gebüſch, wo die Erſcheinung ſich gezeigt hatte, ward ausgerottet und der Platz mit Sand geebnet. Seitdem iſt's ruhig. — Der edle Graf B., der meine Schweſter heirathete, hat den letzten Schatten von der uns zugefügten Schmach entfernt und ich muß mit der ganzen Kraft der Erinnerung mir jene Greuel aus den Tagen meiner Kindheit wieder vorführen und Alles zuſammenhalten, um nur daran glauben zu können, daß uns eine ſolche Erniedrigung bevorſtand.“

Wir ſaßen ſtumm da, als ſie geendet hatte. Ein junger Mann in der glänzenden Uniform der ſardiniſchen Garde trat auf uns zu, ſie erhob ſich mit einem Lächeln auf den Lippen, in dem Wehmuth der Erinnerung und der Schmerz der Entſagung zauberhaft in Eins verſchmolz — jenes Lächeln, das ein Lächeln der Heiterkeit ſo weit überſtrahlt — und das den Seelenzuſtand dieſer Frau ſo vollkommen ausdrückte. Sie gab dem Offizier den Arm und wandelte majeſtätiſch am Geſtade hin.

Das Schickſal des Ganzen im Schickſal des Einzelnen. — Dies alte Geſchlecht, das ſich rein und hochgeehrt aus allen Kämpfen des Mittelalters gerettet hatte, vom Rade der Rieſenrevolution ergriffen, ſein Ruhm in den Staub gezerrt und zertreten, jetzt gebettet auf ſtille Reſte ehemaliger Größe. — Ich las richtig in deinem Lächeln, edle Frau, Wehmuth und Entſagung.

Zwei Bergſtraßen am Meere führen nach Piſa oſtwärts, nach Nizza weſtwärts; dies iſt die Riviera. Es ſollte ſchwer werden, zu unterſcheiden, welcher von beiden der Vorzug der Schönheit zuerkannt werden dürfe. Beide ſind vortrefflich ausgeführt und erhalten. Ehemals war's hier beſchwerlich und ſelbſt gefährlich zu reiſen.

Von Genua, ſobald man aus dem öſtlichen Thore iſt, geht's eine beträchtliche Höhe hinan, während man rechts die Orangengärten hat, die ſich bis ans Meer hinab erſtrecken, links aber in liebliche Thäler blickt voll köſtlichen Anbaues, der ſich um freundliche Landhäuſer verbreitet. Wahr iſt es, daß dies eine der ſchönſten Strecken Italiens iſt und daß der Reiz dieſer Ufer nur bei Mola di Gaeta wiederkehrt und dann ſpäter erſt unterhalb Neapel.

Himmliſch iſt es hier zu reiſen, die herrliche Beleuchtung, der Meeresſpiegel, reines Ultramarin, Pinien und Cypreſſen auf den Höhen, der Weg von rieſenhaften Aloen und Agaven eingefaßt, drüben Elba und die fernern Höhen an der Küſte, in roſig-veilchenfarbigem Duft verſchwimmend — der Gedanke: dies iſt Italien, das Land unſerer Sehnſucht, unſerer Träume von früheſter Jugend an. Welch ein Glück!

Bald biegt man vom Meere ab; die Höhe wird rauher und man ſchleppt ſich langſam in der Sonnenhitze im kahlen Gebirge dahin, bis man gegen Abend wieder zur Küſte hinabrollt und hart am Strande, bald auf glatten Meerkieſeln, bald durch das ausgetrocknete Bette der Gebirgswaſſer, die zu anderer Jahreszeit wol arge Hinderniſſe bilden, nach dem heitern Seſtri fährt. Am andern Tage wieder derſelbe Wechſel. Der Vormittag entzieht uns den Anblick des Meeres, wir nähern uns abermals dem Gebirge. Die Straße wird weiß; die Steinhaufen zu beiden Seiten derſelben ſind weiß, die Brücken, die Thürpfoſten, Alles weiß — glänzend weiß. Im Hintergrunde erheben ſich maleriſche Felſenhäupter von warmer, grauer Farbe, von glänzend weißen Streifen gleichwie von Silberfäden durchzogen. Es geht ſteil aufwärts. Die vorherrſchende weiße Farbe alles Geſteins erregt immer höhere Aufmerkſamkeit; ja, wahrlich — es iſt Marmor und dort oben die Häuſer am Berge, neben und auf ihm zerſtreut, ſind Carrara, die Stadt der Bildhauer, mit der ewig unverſiegbaren Quelle des edelſten Geſteins, aus dem die Künſtler Menſchen und Götter bilden.

In Carrara iſt faſt in jedem Hauſe eine Werkſtatt. Wir beſuchten die vorzüglichſten im Fluge; die Bildhauer, daran gewöhnt, Fremde bei ſich zu ſehen, ſind darauf vorbereitet und eingerichtet. Sogleich legen ſie Meißel und Schlägel hin und führen den Fremden in eine Art Magazin oder Waarenlager, wo ſich zierliche und wol auch künſtleriſche Sachen befinden. Wir ſahen hier einige Köpfe und kleine Statuen nach bekannten Antiken, andere Arbeiten den neuern nachgebildet. Das Meiſte in dieſen Vorräthen bezieht ſich jedoch auf nützliche Gegenſtände für den Hausbedarf, wie Fenſterſimſe, Kamine, Tiſchplatten u. ſ. w. Beſondere Aufmerkſamkeit erregten bei uns die Werke aus Porto Venere, einer ſchwärzlichen Marmorart, die wie mit Goldadern durchzogen iſt und ſchon bei den Alten in hohem Werthe ſtand. Die alten Steinbrüche waren lange ausgebeutet und man entbehrte dieſes ſchöne Material, als erſt vor kurzem wieder ſeine Entdeckung gemacht wurde, woraus die Arbeiter in Carrara nunmehr den vollſten Nutzen ziehen. Wir ſahen herrliche runde Platten aus Porto Venere für den Preis von fünf bis zehn Napoleons, Vaſen und Poſtamente und andere hübſche Sachen.

Von bedeutenderen Werken ſahen wir die herrlichen Kaminſimſe, die für den Großherzog von Toscana gearbeitet wurden und unter denen uns eines, mit reichen Ueberhängen von Früchten und Blumen, von einer Zierlichkeit der Arbeit ſchien, mit der ſich nichts vergleichen läßt. Außerdem beſuchten wir noch den koloſſalen Waſhington, der für das Capitol in jener Stadt beſtellt war.

Unſer Wagen war vorausgefahren und erwartete uns auf der Höhe des Berges, den wir zu erklimmen hatten, der aber glücklicherweiſe mit ſchönen Bäumen beſetzt war, durch die wir die Blicke auf die weite Sumpfebene warfen, die ſich zu unſerer Rechten bis ans Meer erſtreckte und unter dem Namen der Maremmen bekannt iſt. Es war bereits Nachmittag, als wir die geraden Linien Maſſas auf ſeinem Berge in der Nähe ſahen und äußerſt wohlgemuth die Hôtellerie des Herrn François betraten, die einer der beſten Gaſthöfe Italiens iſt und zu einem längern Aufenthalte einladet.

Wenn man Italien kennt und es gehörig und nach allen Seiten hin durchſtrichen hat, ſo rathe ich, hierher zu gehen, um Gedächtniß und Mappen zu öffnen und in ſeliger Ruhe das gewonnene Material in ſich zu verarbeiten. Oder wenn eine ſinnige Geſellſchaft von Frauen und Männern ſich zurückzuziehen wünſcht, um die Wolluſt einer beſchaulichen Einſamkeit zu genießen, ſo würde ich ihr vorſchlagen, bei Herrn François ihren Wohnſitz zu nehmen. Das Haus liegt hoch und geſund und enthält eine Reihe von Zimmern und Sälen, die, weit entfernt von moderner Pracht und Eleganz, doch Alles enthalten, was wohlerzogene Menſchen, die man hier und da trivial genug verwöhnte Menſchen nennt, zum bequemen und anmuthigen Leben unumgänglich bedürfen. Die lange, offene Galerie des zweiten Stockwerks hat die Ausſicht nach der ruhig ſtillen Landſchaft, die melancholiſch wäre, wenn ſie nicht der italieniſche Himmel überwölbte. Ueber dunkelgrünes, glänzendes Laub der Orangen hinweg, welche die Abhänge des Städtchens bedecken, ſchweift der Blick nach der weiten, ſchwärzlichen Fläche der Maremmen, die hin und wieder ein Nebelſtreif durchzieht, der ſich von dem Rauche loslöſet, der den ſtellenweis angezündeten Feuern entſteigt. Von Zeit zu Zeit ſchallt ein Schuß von dorther, denn die Jagd auf Sumpfvögel iſt hier ſtets rege. Das Mittelmeer, ein glänzender Streif, der das Auge blendet, zieht ſich am Horizonte hin und farbige Glutwolken begrenzen dieſen. Seitwärts reihen ſich die Häuſer und Mauern in langen, geraden Terraſſenzeilen und darüber hinaus thürmen ſich die Marmorfelſen von Carrara. Iſt ſchon der Anblick dieſer Landſchaft ſo reizend, ſo iſt es noch mehr die Luſt, ſich darin zu vertiefen, mit der langen Flinte auf der Schulter durch's Gebirge zu ziehen oder in die Sumpfgegend hinabzuſteigen und mit friſcher Beute heimzukehren, welche die echt franzöſiſche Kunſt des Meiſters François trefflich zu bereiten verſteht.

Er war Koch bei dem franzöſiſchen Geſandten am Hofe von Florenz, als die franzöſiſche Revolution von 1789 ausbrach. Sein Herr eilte nach Paris und beſtieg bald darauf das Schaffot. Er ſelbſt entkam nur mit Mühe den Greueln und zog ſich hierher zurück, wo er mit Hülfe ſeiner kleinen Erſparniſſe ein Grundſtück erſtand, um zum Beſten der Reiſenden ſeine freundliche Kunſt zu üben.

Von Maſſa ſenkt ſich die Straße und nähert ſich wieder dem Meere; die ſchönſten Fernſichten bieten ſich überall dar und Himmel und Waſſer ſtrahlen wider im reinſten Blau, wie es der Norden nie kennen lernt. Glänzende Eidexen huſchen luſtig durch Gebüſch und Mauerritzen, aus dem ſtachligen Kern der breiten ſtaubigen Blätter ſchießt der baumhohe Stiel der Aloe empor, der Hunderte der ſchönſten Blüten trägt, Kinder laufen ſingend neben den trottelnden Pferden, überall iſt Leben und Reiz, Farbe, Süden! So rollen wir dem Städtchen Spezzia zu, deſſen Hafen ſchon einige Segelſchiffe zeigt, die ein- und ausladen und die wir zu beſichtigen gehen.

Das Landvolk iſt hier groß und ſchön, die Tracht zeigt manche Eigenthümlichkeit. Beſonders gefallen uns kleine, ſcheibenartige Hütchen aus Stroh geflochten, mit Schnüren und Quäſtchen und bunten Bandſchleifen gar zierlich beſetzt, die gleich einer Cocarde an das Haarnetz zur Seite geheftet werden und weder gegen Wind, noch gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen vermögen, ſondern lediglich zum Putze dienen. Dies deutet ſchon einen allgemein verbreiteten Schönheitsſinn an und wir näherten uns in der That dem gebildetſten Volksſtamme Italiens.

Ein kurzer Tagemarſch brachte uns nach Pietraſanta. Obgleich es noch ſehr früh war, ſo theilte ich doch die Anſicht einiger Engländer, deren Wagen vor dem Gaſthofe bereits hielten, und blieb hier. Alles zeigte uns, daß wir nunmehr das eigentliche Italien erreicht hatten. Es war Nachmittags vier Uhr; der Herbſttag neigte ſich bereits dem Ende. Hochaufgepackte Wagen zogen vom Felde herein: zwei Räder ohne Speichen, runde, dicke Breter, mit einem eingeſchnittenen Stern um die Achſe, dreheten ſich beſchwerlich und langſam und das Ochſengeſpann ſo dicht am Wagen, daß die überragende Ladung ſie völlig bedeckte und kaum die Hörner ſichtbar waren. Es ſah auf den erſten Blick ſo aus, als wenn das Fuhrwerk ſich von ſelbſt bewegte. Gewiß hat ſich dieſe Art des Geſpanns und Wagens ſeit den früheſten Zeiten her gleichmäßig erhalten und ein alter Etrusker, wenn er wiederkäme, würde es weniger anſtaunen, als wir Hyperboräer es thaten.

Auch im Wirthshauſe war uns Alles neu. Dieſe italieniſchen Wirthe haben eine eigene Weiſe, den ankommenden Fremden ihre Aufmerkſamkeit darzulegen. Das iſt nicht wie bei uns im Innern von Deutſchland, wo man Stundenlang ſitzen kann und warten, bis endlich ein ſtummes Mädchen oder ein ſtruppiger Kellner erſcheint, den Tiſch zu decken, dann nach einer abermaligen unendlichen Pauſe wiederkommt, um die Löffel zu bringen, hierauf die Gläſer und ſo Stück für Stück die ganze Beſtellung der Tafel, bis endlich die Suppe aufgetragen wird. Hier laufen ſogleich eine Menge Kellner, der Wirth an der Spitze, herbei, um das Serviren zu beſorgen. Es entſteht ein eifriger Wettlauf, zur einen Thüre herein, zur andern hinaus; ſie ſchleppen alles Mögliche herbei, was aber der Eine hinſtellt, reißt der Zweite wieder an ſich und nimmt es mit fort, der Dritte aber ſchreit ihm nach und draußen entſteht ein greulicher Zank, der damit endet, daß der Gegenſtand wieder herbeigebracht wird und einen Augenblick auf dem Tiſche paradirt, bis ihn ein neu Hinzugekommener ganz im Stillen wieder hinausträgt. Dies Rennen und Jagen, Hin- und Herſchleppen, Zanken und Streiten, als gälte es Tod oder Leben, ſoll dem Fremden aber eine gute Meinung beibringen von dem trefflichen Eifer, der hier herrſcht, ihn zu bedienen.

Endlich iſt's eine Weile ruhig; man iſt zufrieden damit und gibt ſich der angenehmen Hoffnung hin, daß die Suppe endlich erſcheinen werde. Vergebens. Man öffnet die Thüre und fragt einen der ſtets Vorübereilenden, die jetzt in einem andern Zimmer vor andern Fremden daſſelbe Vorſpiel aufzuführen im Begriff ſtehen, ob ſich bald die Speiſen zeigen werden? Subito! Subito! iſt die Antwort, und um die Langeweile zu kürzen, wird ein kleines Küchenperſonal detachirt, um mit geriebenem Käſe, einigen Citronen und etwas Deſſert einen neuen Wettlauf wie den frühern der

Tafeldecker aufzuführen. Endlich erſcheint die Meneſtra mit den unvermeidlichen Vermicelli, die Frittura in Oel, das Umido, das gebratene Huhn und der Wirth ſelbſt tritt ein, um als Koch den Triumph zu haben, ſich von der Schmackhaftigkeit ſeiner Zubereitungen zu überzeugen, denn gewöhnlich vereinigt er beide Chargen, namentlich in den kleinern Städten und auf dem Lande.

Ueber Pietraſanta hatte ſich ein ſternenbeſäeter Himmel geſpannt, die laueſte Luft ſpielte in den Wipfeln der Bäume, die ſchwerbeladenen Wagen knarrten aber noch immer vom Felde herein und vor dem mit vielen Kerzen beleuchteten Madonnenbilde knieten betende Menſchen. Die Fremden aber gingen mit vollem Herzen auf und ab und freueten ſich der ſchönen Welt Gottes.

Am andern Tage wurde die Gegend anders; ſie erſchien uns ſo bekannt und vertraut. Es war Marſchland, von Kanälen durchzogen; ſehr fruchtbare Gärten voller Obſtbäume, von niedern, lebenden Hecken eingefaßt, niedere Bauernhäuſer, arbeitſame Menſchen auf den Feldern. Gegen Mittag zeigten ſich hohe Gebäude in der Ferne und der ſchiefe Thurm ließ uns nicht lange in Zweifel, welche Stadt wir ſahen. Wir beſtellten unſere Mahlzeit im Huſaren und eilten ſogleich fort, um den Dom, das Battiſtero, den Campoſanto und den ſchiefen Thurm in Augenſchein zu nehmen, die alle ein und derſelbe Platz vereinigt. Dieſer Platz machte den erſten, ganz vollſtändigen Eindruck auf mich, ſowie ich ihn von dieſem Lande mir geträumt hatte. Nicht der Dom in Mailand, trotz ſeiner Pracht und Großartigkeit, nicht die Paläſte Genuas in ihrer theatraliſchen Eleganz waren jene Kunſt, die ich ſuchte. Dieſe ernſten Gebäude zu Piſa, dieſe Hallen des Campoſanto mit Giotto's und Cimabue's breiten Gemälden, dieſe eben ſo einfältigen als wunderbaren Ergüſſe der früheſten Genien, dies erhabene Gewölbe der Taufkirche mit ſeinem Tonwunder, die erzenen Thüren von nie alternder Pracht, der ungeheuere Dom mit den Denkmälern und endlich dieſer zierliche Säulenbau, der ſich mit ſolcher Kühnheit in die Lüfte hebt, mit dem die Geſchicklichkeit einen Scherz ausführen wollte, um die guten Piſaner zu erſchrecken, der aber jetzt Jahrhunderte allen Windſtößen und Erdbeben trotzt und Scherz und Schreck vergeſſen macht, um nur die reinſte Bewunderung vor der Macht des Genius in uns hervorzurufen!

Der ſpäte Mond traf mich noch am einſamen Arno, den ſchöne Häuſer von mir fremdartiger Bauart einfaſſen; ich konnte mich nicht entſchließen, das Zimmer zu ſuchen. Alles war todt und ruhig; der Strom, ſchon ſo nahe ſeiner Mündung, wogte hier nicht einmal — in den langen Fenſterreihen kein Licht — nur ferne, ſehr ferne tönte ein Männerchor zu mir her.

Am andern Morgen wollte ich durch das ſchöne Arnothal gen Florenz ziehen und dann immer weiter ins Gebirge hinein, wo der Fluß über Geſtein unter den lieblichſten Gebüſchen dahinſtrömt.

Aus Cannſtadt.

Im Juni.

Ein Jahr iſt es nun beinahe, daß ich von Dir Abſchied nahm, Theurer, und mein Bündel ſchnürte, um die große Tour anzutreten, die mich dies Mal viel weiter, als die gewöhnliche nach Türkheim führte, die wir ſo oft und gerne mit einander zu machen pflegen. Ich verſprach Dir damals, Briefe von der Reiſe zu ſenden, die Dir gleichſam einen Vorgeſchmack von dem Lande Deiner Wünſche bringen ſollten, das Du ja auch recht bald zu beſuchen hoffen darfſt. Ich verſprach Dir's mit dem ehrlichen, offenen Willen, das Verſprechen zu halten, wie ich's immer thue; allein wer mich kennt, weiß, wie ſchwach ich bin und wie oft der anſcheinend geringfügigſte Umſtand mich zu Luſt und Traurigkeit anzuregen vermag. Was uns nun aber auf ſolch einer Reiſe begegnet, iſt wol im Stande, auch feſter organiſirte Vorſätze, als die meinigen, zum Wanken zu bringen. Und dann — wie leicht beſchwichtigten ſich meine Gewiſſensfragen, wenn wieder ein Tag vergangen, wieder eine Stadt verlaſſen worden war, ohne daß die für Dich beſtimmten, aber nur zum Theil beſchriebenen Blätter der Poſt übergeben wurden. Leuchtete mir's nicht, wie der Stern der ſchönſten Hoffnung, Dich wiederzuſehen und mit Dir den gewohnten, ſo lieblichen Kreis von Leben und

Handeln, Genießen und Beſprechen zu wiederholen und mit Grazie in infinitum fortzuſpinnen?

Glaubſt Du nicht, daß ich in göttlicher Selbſtvergeſſenheit am Molo von Neapel ſaß und an nichts dachte, nichts ſah, als die Heimat? Jene traulichen Sonnabende, wenn Alles ſchon ſtill iſt und nur das Hausmädchen noch draußen rumort und eine reinliche Ordnung vorbereitet für den feſtlichen Morgen des nächſten Tages — und wir nun da ſitzen auf dem Divan bei der leuchtenden Lampe und der feuchte Scheuerdunſt ſich zu uns hereinzieht trotz der geſchloſſenen Thüre und wir in ihm den nahenden Sonntag erkennen und uns freuen, als ob wir noch jung wären oder arm und werktagfleißig und alle Urſache hätten, die Ruhe mit Sehnſucht zu erwarten oder die Braten und Kuchen, die mit ihr erſcheinen. Und wenn es dann klingelt — und Du nach uns fragſt und ſcharrend und kratzend zu uns eintrittſt mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten und der willfährigſten Suade, ſie uns auch mitzutheilen.

Siehſt Du, das ſind ſo kleinbürgerliche Genüſſe, die ihre eigenthümlichen Reize beſitzen, und wenn uns ihr Andenken beſchleicht im Getümmel einer großartigen und fremden Umgebung, ſo ſtrömt mir das Herz über und die Augen mit ihm und von den Lippen ſchleichen ſich die alten däniſchen Weiſen vom Herrn Olaf, die einſt meine liebe Mutter dem Knaben vorſang. Dann ſchweift noch weiter mein Geiſt und eine noch fernere Erinnerung wird darin wach an die Heimat meiner Jugend und es entſteht ein ſolches Sehnen nach Heimat überhaupt — eine rechte Todesfreudigkeit, von der die Spur nunmehr aber wol gänzlich aus der jüngern Welt verſchwunden iſt.

Ich habe Dir getreulich geſchrieben aus Neapel und Rom und Genua — ich habe Dir geſchrieben ſo oft und ſo viel ich konnte. Nun ſitze ich ſchon lange wieder zu Hauſe; der Winter brachte die gewohnte Luſt und Plage und das Frühjahr zog mich vor die Thore der Stadt. Hier von Cannſtadt will ich nun das Verſprechen, das ich Dir gab, vollſtändig löſen und es verſuchen, Dir Das zu ergänzen, was ich von der Reiſe Dir nur anzudeuten begonnen habe.

Alſo höre! —

— — Es war Abend; in Empoli wurden Pferde gewechſelt. Ich hatte Durſt und ging in das der Poſt gegenüberliegende, weit geöffnete und hell erleuchtete Kaffeehaus. Alles war voll von laut ſprechenden Männern, die ihren Kaffee ſchlürften. Bis auf dieſen kam mir Alles auffallend deutſch vor. Die Männer ſaßen nicht ſtill vor ſich hinbrütend oder zu Zwei mit einander leiſe ſprechend, wie das im übrigen Italien der Fall iſt, wo die Nichtsthuer den ganzen Tag über das Kaffeehaus belagern und folglich ſich bereits am Morgen ausgeſprochen haben oder gar nichts zu ſprechen wiſſen. Dieſe hier ſprachen zur Erholung, wie ich ſah, ſie disputirten zum Vergnügen und tranken aus angenehmem Bedürfniß. Wie geſagt — hätte ich ſtatt des Kaffees Wein, Brot und Käſe auf dem Tiſche ſtehen ſehen, ich würde geglaubt haben, in Deutſchland zu ſein.

Aber ich war auch in Toscana, der ordentlichſten Wirthſchaft der ganzen Halbinſel. Hier haben die Leute gute Schulen und wiſſen daher ſo Mancherlei, um es zum Gegenſtande einer freundſchaftlichen Debatte zu machen; hier arbeiten ſie fleißig und fühlen daher das Bedürfniß, ſich zu ſtärken und zu erholen, gleich wie bei uns.

Es überkam mich ein ganz eigenes Gefühl in dieſem Kaffeehauſe; ich vergaß faſt, in den Wagen zu ſteigen, und hätte mich meine Geſellſchaft nicht genirt, ich wäre wahrhaftig in Empoli über Nacht geblieben.

Mit ſauſender Eile ging es zwar fort, allein die vollſtändigſte Nacht ereilte uns dennoch bald und verhüllte uns alle Gegenſtände, und mein Wunſch, noch am Tage das Arnothal zu durchſtreifen und meinen Einzug in Florenz halten zu können, iſt ein unerfüllter geblieben. Montelupo und Laſtra wurden erſt im Finſtern erreicht; die Straße war vortrefflich und zur Seite ſchimmerte der breite Spiegel des Arno aus dem reichſten Buſchwerke zu uns empor.

Wir hatten keine Bedeckung nöthig, die Straße nach Florenz iſt ſo ſicher, als die nach irgend einer deutſchen Hauptſtadt. Nicht mit allen ſeinen Gendarmen kann Oeſtreich dieſe Sicherheit für die Lombardei erhalten. Es ſteckt eine Nobleſſe in dieſen Einwohnern von Toscana, die ſich nur mit dem allgemein verbreiteten Wohlſtande, mit einer allgemein verbreiteten Bildung vereinigt denken läßt. Toscana hatte die frühſte Bildung und ſeine trefflichen Bewohner wahrten dieſen Schatz in allen Wechſelfällen ihres Glücks durch Jahrhunderte.

— Alles ſchlief im Wagen, nur ich wachte. Ich blickte den Weg hinan; in der Ferne flimmte es, wie eine Laterne. Sollte dies Florenz ſein? dachte ich und ließ kein Auge mehr von dem Scheine.

Wir hatten den Gegenſtand bald erreicht; es war ein altes, ſchwarzes Thor, in dem wirklich eine Laterne brannte. Zwei weiß gekleidete Soldaten, die auf einer Bank ſaßen, erhoben ſich langſam, um an den Wagen zu treten und nach unſern Päſſen zu fragen. Nach dem üblichen Examen durften wir weiterfahren.

In Florenz, Rom und Neapel hielt ich Nachts meinen Einzug. Ich kann nicht ſagen, wie vertraulich man da gleich mit ſolchen fremden Städten wird. Es iſt, als wenn eine vornehme Dame uns zum erſten Male im Negligé empfängt. Wir belauſchen nicht nur die Schläfer, ſondern die Gaſſen und Häuſer. Beim Eintritt in den Gaſthof iſt es daſſelbe. Wer hat es nicht ſchon empfunden, wenn der Eilwagen Nachts ein paar Stunden hält und es den Paſſagieren freiſteht, das beſte Wirthshaus des Städtchens zu beſuchen, wo die Stühle noch zuſammengerückt ſtehen vom vorigen Abend, die Karten noch daliegen, die Pfeifen, die halb geleerten Gläſer, kurz Alles ſo, wie es die Philiſter beim Nachhauſegehen ſtehen und liegen ließen? Da iſt man gleich ſo bekannt, eingeführt, man ſetzt ſich ſo dreiſt hin, als wäre man von dem Herrn Stadtrichter ſelbſt vorgeſtellt in Muſeum oder Reſſource.

Noch mehr liebe ich dies aber in Städten, wie Florenz. Meine Aufmerkſamkeit, die am Tage durch hundert Gegenſtände zerſtreut wird, erfaßt jetzt jede anſcheinende Unbedeutenheit und knüpft daran Betrachtungen, die für mich ein vorübergehendes Intereſſe haben.

Dort hat ein Schläfer ſein Fenſter offen gelaſſen und der Wind ſpielt mit dem Vorhange; hier macht ein frühes Handwerk ſeinen Laden auf und der Burſche ſtreckt ſich gähnend unter dem Thor; ein Wagen fährt vor, um Leute abzuholen, die eine zeitige Spazierfahrt machen wollen. Dieſe ganz gewöhnlichen Erſcheinungen, die wir am Tage gewiß nicht bemerken würden, heimeln uns an; es iſt ja bei uns ebenſo, denken wir, und Florenz kann ſo gar weit nicht von Stuttgart liegen.

Mehre Gaſthöfe wieſen uns ab, weil ſie zu voll waren, und ſo geſchah es, daß wir ein paar Mal über die Arnobrücken hin- und herfahren mußten, wobei uns das herrliche, aus den breiteſten Steinplatten gebildete Pflaſter ſehr angenehm auffiel. Endlich hielten wir am Hôtel Schneiderff, dem vornehmſten in Florenz und gewiß einem der beſten in der Welt. Ein dicker, gutmüthiger Portier weckte nach langem Bemühen den Cameriere und dieſer führte uns eine großartige, mit Statuen beſetzte Treppe hinan, über eine mit Orangen geſchmückte Plattform, durch einen langen Corridor zu einem offenſtehenden, weiten Saal, den wir durchſchritten, um die anſtoßenden vier Zimmer in Augenſchein zu nehmen. Dies ſollte das uns erwartende Appartement ſein. Es war nichts Anderes leer im Hauſe, wie es hieß.

Wir ließen uns Wein, Zucker, Waſſer und Biscuit recht wohl ſchmecken, während die Betten zubereitet wurden, und gingen dann in fröhlicher Laune ſchlafen.

Als wir am andern Morgen frühſtückten, ließ ſich Herr Schneiderff bei uns melden und hereintrat ein hübſcher, junger Blondin, der ſich mit uns, nach den üblichen Fragen, wie wir die Nacht zugebracht, über die Preiſe unſerer Wohnung und der andern Bedürfniſſe in Rapport ſetzte. Hierauf empfahl er ſich und wir ſprachen ihn nicht wieder. Wenn wir ihn aber unten im Hauſe oder vor der Thüre trafen, ſo ſtellte er ſich mit herabgezogener Mütze, ſteif, wie ein Soldat vor dem Offizier, zur Seite, um uns vorbeigehen zu laſſen. Dieſe ſubmiſſe Höflichkeit und die Fernhaltung aller Zudringlichkeit gefiel mir ſehr und möchte ich beide Eigenſchaften manchem unſerer Gaſthofbeſitzer wünſchen.

Ebenſo vortrefflich, wie das Benehmen des Herrn Schneiderff, war alles Uebrige in ſeinem Gaſthofe, und ich muß geſtehen, auf meinen Reiſen mich nie ſo gut eingerichtet geſehen zu haben, als hier.

Wenn irgend ein deutſcher Fürſt alte Bauwerke, auch nur von geringem Belang, ſo unvollendet daſtehen ließe, wie der Großherzog von Toscana die meiſten, ſelbſt der wichtigſten in Florenz, ſo würde ſich das ſchmuzigſte Localblatt die Erlaubniß herausnehmen, ihn darüber zu hofmeiſtern.

Selbſt der Dom, dieſes Prachtwerk Bruneleſco's, hat noch nicht einmal eine Façade, ebenſo wie viele andere Kirchen und Paläſte.

Auffallend mag es ſein, daß die neuere Zeit den Enthuſiasmus der alten nicht theilte und ſo vieles von dieſer Erſchaffene daſtehen ließ, wie ſie es vorfand; allein ich entbehrte nichts durch dieſen Mangel und den herrlichſten Eindruck machen mir immer jene Denkmäler, welche der modernen Tünche entbehren.

Florenz iſt gewiß eine ſehr poetiſche Stadt, das iſt nicht zu leugnen, und der Name Stadt der Blumen kommt ihr mit Recht zu. Denke Dir, welche freundliche Sitte es iſt, daß hier die Blumenmädchen dem Fremden nicht nur Sträuße anbieten, ſondern ſie ſogar den Vorüberfahrenden in den Wagen werfen, ohne daß ſie ſich ſogleich dafür bezahlen laſſen. Erſt, wenn ſie Wochenlang dieſen anmuthigen Blumengruß geſpendet, nehmen ſie eine Gabe dafür an, jedoch ohne ſie zu fordern. Die Sitte, die Mädchen, Alles, ſelbſt bis auf die gefällige Form der Körbe, iſt allerliebſt, und meine Frau konnte nicht unterlaſſen, einen mit nach Hauſe zu bringen. Er iſt flach, nur an den Seiten mit einem ſanft erhöhten Rande verſehen und vorn und hinten etwas heruntergebogen, ungefähr wie der Rand eines modernen Männerhutes. Die Blumen ſind ſo gelegt, daß ſie die Kelche an beiden Enden heraushängen laſſen, während die Stengel in der Mitte zuſammenſtoßen. Ein ſchön geflochtener Bügel dient zum Halten des Körbchens. Elegante Stroharbeiten ſind hier überhaupt an der Tagesordnung, und ich habe einen Damenhut zu tauſend Franken geſehen, deſſen Gewebe einer feinen Leinwand gleichkam.

Nirgends wie in Florenz iſt die Kunſt an allen Ecken und Enden. Tritt man des Morgens in ganz anderer Abſicht aus ſeinem Hauſe, um dieſes oder jenes Geſchäft abzumachen, ſo wird man faſt wider Willen davon ab- und zum Beſchauen von Kunſtgegenſtänden aller Art hingezogen.

Längs des Fluſſes reiht ſich Atelier an Atelier, wo die Arbeiten aus verſchiedenfarbigem Marmor und Alabaſter zur Schau ſtehen, und dazwiſchen ſieht man Kunſthandlungen in einer Reihe von prächtigen Zimmern und Sälen ausgeſtellt, die überall, nur nicht hier, große Bedeutung haben und in vielen Städten Deutſchlands für viel bewunderte Muſeen gelten würden.

Der Kunſtfreund ſchwelgt hier ſo recht in Genüſſen. Hat er das reiche Mahl in den Paläſten Pitti und Uffizi verlaſſen, ſo ſchweift er noch auf den Straßen und Plätzen umher, wo ihn Bilder und Sculpturen an geöffneten Fenſtern und Thüren zum Eintritt locken. Dieſer Töpfer reſtaurirt herrliche Terracotten von Luca della Robbia, jener Maler copirt Raphael und Tizian vor den Augen aller Vorübergehenden und der Bildhauer meißelt vor ſeiner Thüre ein kunſtvolles Basrelief.

Zwei Dinge nur waren mir nicht recht in Florenz, erſtens: daß ſo viele Engländer, weniger von obigen Vorzügen, als von der Wohlfeilheit und Dem, was ſie guten, geſelligen Ton nennen, angezogen, hier ſtationiren, und zweitens: daß man auf allen Plätzen und Brücken eine Maſſe Blinder trifft, die nun mitten in dieſer Herrlichkeit ſo unglücklich ſind. Dies Letztere verſchuldet die florentiniſche Polizei, die nur den Blinden das Betteln erlaubt. Sie thäte beſſer, ſie in gute Verſorgungsanſtalten aufzunehmen.

Ich bin Engländern begegnet, die viel weniger aufgehen ließen, als wir Deutſche, aber in ihren Anforderungen weit anmaßender, ſogar unverſchämt waren und dennoch mit größerer Aufmerkſamkeit vom Wirthe behandelt wurden, als wir. Geſchah es, um ſie ſich zu erhalten? Keineswegs! es mußte dem Manne Einerlei ſein. Nur, daß ſie zu der Nation der Engländer gehörten, erwarb ihnen die Vorzüge alle, deren ſie theilhaftig wurden. Waren auch ſie's nicht, die den Wirth bereicherten, ſo hatten doch ſchon viele ihrer Landsleute dazu beigetragen, während deutſche Reiſende, und ſeien ſie die Vornehmſten, ſtets nur denſelben beſcheidenen Aufwand machen. Auch geht der deutſche Reiſende über gewiſſe Dinge leichter weg, die ſich der Brite nicht gefallen laſſen würde, und dies gilt dem Wirthe als genügender Grund, ſich bei Jenem nicht zu incommodiren.

Was in Florenz ſtets vornehmlich weit getrieben wurde, das iſt die kunſtvolle Ebeniſterei, die Moſaik aus vielfarbigen Holzarten. Du kennſt die Liebhaberei, die ich für ſchöne Möbel beſitze, und kannſt Dir denken, wie ich vor mittelalterlichen Tiſchen daſtand, die nach den reinſten, geſchmackvollſten Zeichnungen ausgelegt waren, Tiſche, die hundert bis hundertfunfzig Piaſter koſteten und die ich nicht mit mir über die Alpen nehmen konnte!

Florenz iſt ein Ort des Handelns und Treibens. Zur Sommerszeit war für mich faſt kein anderes Leben dort zu finden. Alles war auf dem Lande und nur Sonntags drängte ſich einiges Volk auf dem Lungarno und verlor ſich bis nach dem Boboligarten. Allein Abends, wenn ich ſpät über den Pontevecchio ging oder über die Piazza del Granduca und in den anſtoßenden Straßen umherſchlenderte, dann alle Läden erleuchtet ſah und auf Karren und Tiſchen bunte Waaren ausgelegt mit lauten Käufern und Verkäufern und dazwiſchen Marktſchreier, Decrotteurs und dergleichen Leute, die mit lauter Stimme und trefflicher Suade ihre Sachen anprieſen, da glaubte ich mich plötzlich nach Paris verſetzt, denn nicht eine Stadt Italiens zeigt eine Beweglichkeit dieſer Art im Volke, wie Florenz. Hieran iſt die Nähe von Livorno ſchuld. Schade, daß der Arno kein belebteres Waſſer iſt. Nur die Brücken, die über ihn führen, und ſeine Ufer ſind ſchön, er ſelbſt machte eine ſtille, beſcheidene Figur ohne Schiffe und Gondeln.

In Florenz wird der edelſte Luxus geſehen. Ein Platz, wie der des Granduca, kann ein Muſeum genannt werden. Hier ſtehen, zwiſchen den ſchönſten und merkwürdigſten Gebäuden, der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, die Judith von Donatello, der Perſeus von Benvenuto Cellini, der Löwe von Flaminio Vacca, der Hercules von Baccio Bandinelli, der David von Michel Angelo, der herrliche Springbrunnen von Ammanato, Cosmus I. von Johann von Bologna! Und dort der alte Palaſt mit dem wunderbaren Thurme, den Arnolfo Lapo erbaute, hier die weiten, leichten Hallen des Orgagna, die zu dem Palaſte der Uffizi führen.

Ich aber ging unter der alten Tettoja dei Piſani auf und ab und wartete, bis ich mich ans Fenſter drängen konnte, um Briefe von Dir und andern Lieben aus Deutſchland zu erhalten; denn in dieſem alten, wunderlichen Gebäude befinden ſich jetzt die Poſtbureaux.

Meine Fenſter gehen auf eine Brücke und am Eingange derſelben ſteht eine Kapelle, wo ungemein viel gebetet wird. Den ganzen Tag ertönen die Glocken, bald hoch und fein, bald tief und ſtark, bald ſchnell, bald langſam.

Ich weiß nicht, was dieſe Abſtufungen und Variationen im Geläute zu bedeuten haben.

An der Kapelle ſtand nun jeden Morgen ein kräftiger Mann, der über ſeinen gewöhnlichen Anzug, der aus Rock und Pantalons beſtand, ein weißes Hemde gezogen hatte und auch beſtrebt war, mit einer kleinen Glocke, die er in der Hand hielt, das Geläute nach Kräften noch zu verſtärken. Sobald er dies Geſchäft begonnen hatte, ſtrömten von allen Seiten Weiber und Kinder herbei und traten in die Kapelle, deren kleiner Raum, nach meiner Berechnung, von dieſer Menge ſchon überfüllt ſein mußte. Hiemit aber noch nicht zufrieden, holte der Mann noch, was er mit ſeinen Armen erreichen konnte, von Vorübergehenden zuſammen und trieb es dann, immer mit der Glocke klingelnd dahinter gehend, ungefähr wie eine Magd das Federvieh in den Stall treibt, ſämmtlich in die Kapelle. Die Letzten ergriff er gewöhnlich und ſtopfte ſie förmlich hinein, dann wurden die Vorhänge geſchloſſen und Alles war ruhig und ſtill in und um die Kapelle.

Dieſe Scene, die für keinen Florentiner das geringſte Auffallende hatte, war für mich ſehr beluſtigend, und ich unterließ es nie, meinen Mann bei ſeinem heiligen Geſchäft zu beobachten.

Ich weiß nicht, woher es kam, aber die Stadt Florenz ſelbſt hatte ſo viel Anziehendes für mich, daß ich mich gar nicht entſchließen wollte, ihre ſo ſehr geprieſenen Umgebungen zu ſehen. Ich wurde nicht müde, in dieſen Straßen, auf dieſen Plätzen herumzuwandeln, die alten Gebäude zu muſtern, dann in die Höfe zu treten und nach dem Namen der Beſitzer zu fragen. So hörte ich denn gar oft Namen, ſo berühmt in der Geſchichte und ſo romantiſch klingend, daß mir dann die Gebäude erſt recht merkwürdig wurden und ich ſie noch genauer in Augenſchein nehmen mußte. Sehr oft am ſpäten Abend ſetzte ich mich in die rieſige Thorhalle eines unbekannten Palaſtes auf die ſteinerne Bank, wie ein müder Pilger etwa oder ein von politiſchen Parteien Verfolgter. Ich ſchloß' die Augen und träumte mir etwas vor, eine Fähigkeit, die ich in hoher Vollkommenheit beſitze und die mich wahrhaft beglückt. Dann hob ich mein Augenlid wieder empor zu den Zinnen, Giebeln und Altanen, womit Arnolfo oder Brunellesco das große Werk verſehen hatte, unter deſſen Halle ich ſaß. Plötzlich tönte mir Geſang zu, ein ſchöner, kunſtvoller Männerchor; ſogleich ſchloß ich wieder die Augen. Was ich aber hörte, war kein Traum. Nirgends, wie hier, wandeln mit einbrechender Nacht frohe Geſellen in langen Zügen durch die Straßen und ſingen die ſchönen Worte ihrer Dichter nach den melodiſchen Weiſen ihres Landes mit ihren weichen italieniſchen Kehlen. Ich kann nicht ſagen, wie angenehm mich dieſer Gebrauch überraſchte, und um ſo mehr, da ich nie zuvor etwas davon gehört hatte.

Ich ſtand auf, ergriff meinen Stock, der mich immer auf Reiſen begleitet, und nahm Abſchied im Stillen von dem Thore, das mich gaſtlich beherbergt hatte. Ach, ich mochte in ſolchem Augenblick gar nicht daran denken, daß mich die luxuriöſen Zimmer im Hôtel Schneidorff erwarteten, und wünſchte mir etwas Noth und Abenteuer.

Ein Blick auf meinen Stock gewährte mir Troſt. Es war derſelbe, den ich einſt in meiner Jugend einem polniſchen Bettler abhandelte, dann am nächſten Bache wuſch und nun mit mir durch's Leben ſchleppe. Dieſer Bettelſtab im wahren Sinne iſt die Poeſie, die mich begleitet, und wie ich nun an ihm, müde in der That, die Marmortreppen des Hôtels hinanſtieg und in das Zimmer trat, wo mich ein liebliches Weib und mein Reiſegeſellſchafter am Theetiſche erwarteten, hier eine neue, erſt an dieſem Tage fertig gewordene Zeichnung lag, dort das geöffnete Piano zum Spiele einlud und dieſe Divans, Wachskerzen, ſchimmernden Silbergeſchirre mich vertraut anlächelten, da war ich wehmüthig getröſtet und blickte noch ein Mal auf meinen Stab — — iſt denn nicht dieſe ganze Reiſe das lieblichſte Abenteuer? dachte ich, und mit einer Thräne im Auge umarmte ich meine Frau, drückte ich dem Freunde die Hand.

Und als wir ſchon im Bette lagen, tönte der Geſang noch fort, der mich in den Schlummer wiegte. Mein Freund und meine Frau aber klagten am andern Morgen, daß ſie nicht hätten einſchlafen können.

Die Geſellſchaft in Florenz ſoll im Winter höchſt reizend ſein. Beſonders gerühmt wurde mir das Haus eines Grafen oder Fürſten Poniatowski, wo Dilettantentheater und Concerte abwechſelnd die große und feine Welt erfreuen ſollen. Die Familie ſelbſt zählt ausgezeichnete Mimen, die in den Hauptpartien excellirten. Wie ich neuerdings hörte, hat der Graf Florenz verlaſſen, zum großen Bedauern der dortigen Geſellſchaft.

Obgleich ich mit mehren Adreſſen verſehen war, ſo wurde mir doch von allem Dem nichts enthüllt, da die Jahreszeit die Bewohner aus der Stadt auf Villen und Campagnen getrieben hatte. Ich konnte daher nur geringe Erfahrungen in geſellſchaftlicher Beziehung machen.

Weder die Grafin Lipona, noch die Gräfin Survillers habe ich zu ſehen bekommen; man ſchilderte mir Beide als liebenswürdig. Intereſſant wäre es mir beſonders geweſen, die Letztere in ihrem Hauſe zu ſehen. Ihre ſtille Zurückgezogenheit trägt den Charakter der Größe. Allein mit einer Tochter bewohnt ſie einen der ernſteſten alten Paläſte der hieran ſo reichen Stadt. Eine gediegene, von allem Schimmer entfernte Pracht umgibt ſie und die bildende, ſo wie die Kunſt der Töne wohnen mit ihr unter demſelben Dache. Es iſt die Majeſtät des Unglücks, die ihre ganze Umgebung verklärt und ſich in weit höherem Grade zu erkennen gibt, da eine vollſtändige Abſichtsloſigkeit ſich in dem Weſen der hohen Dulderin ausſpricht. Man lächle nicht, daß ich ſie ſo nenne. Nicht die Geburt adelt die Dulderin, ſondern die Größe des Unglücks. Nun gibt es zwar Viele, die behaupten, daß die Familie Napoleon's gar nicht unglücklich ſei, ſondern dem Kaiſer vielmehr ihr Glück zu verdanken habe. Sie hätte ja jetzt reich zu leben, ſchmückte ſich mit prächtigen Titeln und dergleichen mehr, während ſie ohne ihn nur aus ſtillen, kümmerlichen Bürgern von Ajaccio beſtände. Gleichviel! für ſolche Leute braucht's keine Erörterung; mögen ſie ſpotten über meine Aeußerung; die Gräfin von Survillers weint ſtill ihre Thränen fort und denkt nicht daran, von ihnen bedauert zu werden.

Die Witwe Murat's hing ſtets mehr mit der Welt zuſammen. Obgleich ſie als Gattin ihren Mann beweint, als Mutter von ihren Söhnen getrennt lebte, als Königin eine Krone verloren und als Schweſter Napoleon's den Fall ihres Hauſes geſehen hatte — faſt zu viel für eines Weibes Buſen, ſo war es nicht jene ſtille Entſagung, die hier, wie bei der Vorigen, ſo innig das Herz bewegt. Nicht etwa, daß ſie wähnte, daß die einfache Tracht der nordamerikaniſchen Notarien ſich noch ein Mal für ihre Söhne in königlichen Purpur verwandeln könnte — oder daß ſie irgend ein Recht auf die Herrſchaft diesſeit oder jenſeit des Faro zu begründen trachten wollte — aber ſie umwebte noch immer eine glänzendere Hofhaltung, zwar nicht ſo geräuſchvoll, daß ſie ſich für die Königin Karoline einſt geziemt hätte, allein doch ſo, daß ſie ſich von dem Hauſe einer bloßen Privatperſon bedeutend hervorhob. Wohnte auch hier Schmerz und tiefer Gram, ſo geſtattete er doch eine Theilnahme, die ſich allgemeiner äußern durfte. Hier forderte das Unglück ein Staunen, die Entſagung ein Bewundern heraus und zog ſich dabei nicht tiefer in ſich zurück. Was Méry und andere beredte Franzoſen darüber äußerten, wurde mit Wohlgefälligkeit aufgenommen und die Theilnahme der Welt linderte hier, während die Gräfin Survillers ſie ſo gleichgültig hinnimmt, daß es an Verachtung grenzt. Dies iſt die wahre Größe im Unglück!

Ein alter Marcheſe war anweſend, weil das Podagra ihn gefeſſelt hielt. Einer Bekanntſchaft, die ich in Mailand gemacht, verdanke ich die ſeinige. Er war ein eifriger Anhänger Napoleon's geweſen, hatte unter deſſen Glanzperiode in Paris gelebt und mit allen bedeutenden Männern der damaligen Zeit in Verbindung geſtanden. Während der deutſchen Feldzüge hatte er auch unſer Vaterland kennen gelernt.

Sein Salon war jeden Abend geöffnet und ich benutzte die Erlaubniß, die mir die Empfehlung meiner mailänder Bekanntſchaft verſchaffte, ihn einige Male zu beſuchen. Der Marcheſe war von ſehr altem Adel und ſein ganzes Haus zeugte davon.

Im Vorzimmer hielten ſich ſtets vier bis ſechs Bediente in weißer, altmodiſcher Livrée auf. Doch war dieſe alte Livrée wirklich verjährt und abgebleicht, nicht ſo wie es jetzt die neueſte Mode bei großer Gala vorſchreibt. Aus dem Vorzimmer führte die ſtets offene Thüre in die Galerie und dieſe in den Salon. Der Kammerdiener begleitete den Eintretenden bis in dieſen und nannte mit heller Stimme den Namen deſſelben. Darauf eilte er einige Schritte voran, that ſo, als ob er einen Seſſel zurechtrückte, obgleich dieſer ſchon ganz am richtigen Flecke ſtand, und entfernte ſich auf den Zehen.

Der Salon war mit koſtbaren Gemälden behängt und der Marcheſe ſaß mit ſeiner Gemahlin, deren languiſſante Miene noch Spuren ehemaliger Schönheit verrieth, im Divan. In einem Winkel des weiten Gemachs brannten Kerzen auf ſchweren ſilbernen Armleuchtern, die auf einer Pſyche ſtanden. Man ſprach nicht ſogleich beim Eintreten, wenn nur noch wenig Welt vorhanden war. Erſt als dieſe ſich vermehrte, wurde das Geſpräch belebter, doch nie laut. Die Unterhaltung wurde ſtets mit halber Stimme geführt, ſelbſt wenn ſie auf die anregendſten Punkte ſich hinzog.

Bald nachdem man Platz genommen hatte, präſentirte ein Diener eine Conſerve in Waſſer und ein Sorbet zur Auswahl. Sonſt wurde nichts gereicht.

Der alte Marcheſe war an der einen Seite gelähmt und ſeine Zunge bewegte ſich ſchwer; ſein Gehör war vollkommen und ſein Verſtand frei und ungetrübt. Es überraſchte mich nicht wenig, als er mich gleich am erſten Abend in deutſcher Sprache anredete und nach einem Herrn von Stülpnagel fragte, den er einſt in Preußen gekannt. Er ſchien ſich ſehr für dieſen Namen zu intereſſiren und ich mußte bedauern, ihm keine Auskunft geben zu können. Aber dieſer Name aus dem Munde des Italieners machte ſchon auf die an Lingua Toscana gewöhnten Ohren offenbar eine komiſche Wirkung, obgleich ſie noch nicht einmal ſo glücklich waren, ſich den Namen auf eine verſtändliche Weiſe zu überſetzen.

Woher mag es kommen, daß bei uns ſo viele Familien an komiſchen Namen laboriren, während dieß bei andern Nationen nicht der Fall iſt? Und oft ſind es noch dazu Namen, mit denen die Familie eben nichts verlöre, wenn ſie ſich einen melodiſchen oder nichts bedeutenden zulegen würde. Ich könnte ein langes Regiſter hier anführen, meinen Satz zu behaupten.

Bei Gelegenheit der Namen kommt mir hier noch ein anderer Fall ins Gedächtniß. Ich komme einſt in Paris mit einer Dame vom Spaziergange und ſie muſtert die Karten in ihrem Vorzimmer. Bei dieſer lächelt ſie, jene ſchiebt ſie gleichgültig fort, hier hebt ſie eine auf, um ſie ins Boudoir mit fortzunehmen — endlich wird ſie ernſt, wendet ſich nach mir und hält mir eine Karte hin. Ich leſe: le Baron de *, Seigneur de **. „Kennen Sie den Herrn?“ fragte ſie. „Ein Name, ſo unbekannt meinen Ohren, wie der des Hofmarſchalls von Kalb der Tochter des Stadtmuſikanten Müller,“ erwidere ich. Und der Mann war doch ein Berliner, deſſen Name dort viel bekannt, auch von mir oft gehört worden war. Aber der Titel der Karte war erkauft.

Ich begegnete demſelben Manne ſeitdem oft im Leben. In Mailand ſaß er neben der Schweſter eines regierenden Fürſten, an der Reichmann'ſchen Table d'Hôte mir gegenüber und ließ es an zudringlicher Unterhaltung nicht fehlen. Die Sache fiel auf, denn der Stand der Dame war bekannt, wie das Aeußere des Mannes, der neben ihr ſaß. Es konnte nicht ausbleiben, daß man ſich nach dem Namen des Tiſchnachbars, um den man ſich anfänglich nicht gekümmert hatte, nunmehr ſorgfältig erkundigen ließ. Der Kellner, ein Italiener, wußte den deutſchen Namen nicht auszuſprechen und verſtümmelte ihn daher auf eine höchſt unbarmherzige Weiſe. Man erinnerte ſich zwar, keine ſolche Familie in Deutſchland je nennen gehört zu haben, aber das „Baron“ vor dem Namen beſchwichtigte etwas und man hörte gnädig lächelnd den Tiſchnachbar an, der meinen bürgerlichen Ohren und Augen eigentlich unleidlich erſchien.

Obgleich er mich ſehr in Affection genommen und mich in ſeinen Palazzo ſo und ſo eingeladen hatte, ſo unterließ ich es doch, als Ariſtokrat von gutem Geſchmack, wenn auch nicht von altadeligem Hauſe, ihn zu beſuchen.

Es iſt ein eigenes Ding mit dem ariſtokratiſchen Stolze. Oft kann er groß und rührend erſcheinen.

Die Grafen von C. verhungerten. Der Sohn des alten Hauſes kann ſich und die Seinigen retten, wenn er die Tochter eines reichen Fabrikanten heirathet, deren Hand ihm angetragen wird. Der Vater des Grafen, den eine ſchwere Krankheit ans Lager feſſelt, läßt den Sohn zu ſich beſcheiden. „Und Du willſt die Dirne nehmen?“ ruft er ihm entgegen. Mit Thränen in den Augen und zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor antwortet der Sohn: „Lieber verhungern!“ Da ergreift ihn der Vater beim Arm, zieht mit der andern Hand eine Piſtole unter dem Kiſſen hervor, feuert ſie mit zitternder Hand ab und erwidert: „Dieſe Kugel war für Dich beſtimmt, wenn Du unſer reines Blut hätteſt ſchänden wollen!“ Und lange lagen Vater und Sohn ſich in den Armen. Da keine ebenbürtige Partie zu machen war, ſo iſt das edle Geſchlecht nun ausgeſtorben und ein Parvenü erkauft vielleicht einmal den Namen, läßt ihn auf ſeine Karte ſtechen, wie mein Mann von vorhin, und wandelt als lebendiges Räthſel durch die Welt.

Ein großartiger Fall war es auch, als der Adel einer deutſchen Stadt ſich berathete, ob er Theil an einem Balle nehmen ſollte, den die Behörden der Braut Napoleon's auf ihrer Durchreiſe veranſtalteten, da ſie ja auf dem Punkte ſtehe, eine Meſalliance einzugehen. Napoleon ein Bürgerlicher! Aber er war es in der That und ſein Stammbaum konnte vor echten Richtern keine Gnade finden.

Doch wo bin ich hingerathen! In die Rumpelkammer der Heraldik, zu ſtaubigen Pergamenten! Daran iſt der alte ariſtokratiſche Salon ſchuld, in den ich Dich geführt. Komm' jetzt und gib mir Deine Hand, ich will Dich zur Bank Dante's geleiten; der Mond beſcheint den Platz und den Campanile, den Giotto ſo ſeltſamer Weiſe mit buntem Marmor ausgelegt hat. Beim Verſenken in dieſe Werke, beim Gedenken dieſer Namen verſchwindet Alles, was wir Rang nennen, denn welcher reichte wol an ſolche Höhe, die er errang, der, flüchtig und verfolgt, auf dieſem ſchlechten Sitz von Stein ausruhete.

Lebe wohl für heute und verzeihe mir mein Geplauder. Von Dante's Bank bis zu meinem Bette in Cannſtadt iſt nur ein kleiner Sprung.

Meine Briefe werden ſich nun raſcher folgen.

Im Juli.

Piſa iſt wie die Vorhalle von Florenz zu betrachten. Nur iſt hier Alles todter und einſamer. Die Arnoſtraßen waren wie ausgeſtorben und da ſie die ſchönſten ſind und hier auch ſchon, ſo nahe ſeiner Mündung, einige Schiffe und Kähne auf dem Fluſſe zu ſehen waren, ſo hätte man hier noch das meiſte Leben vorausſetzen können. Wir wohnten „im Huſaren," einem der beſten Gaſthöfe der Stadt, und doch nicht gut.

Die Paläſte ſchienen unbewohnt und bei einem Spaziergange durch die Stadt fließen und ſehr wenige Menſchen auf. Man kann nur aus den Denkmälern noch abnehmen, wie mächtig Piſa einſt war, und die Trümmer der Hafenkette von Piſa, die in verſchiedenen Städten der Halbinſel noch jetzt als Trophäen gezeigt werden, deuten genügend an, welch ein Werth auf dieſe einſt ſo ſchwer errungene Beute gelegt wurde. Piſa hat nun, außer ſeinen alten Kunſtwerken, nur noch die überaus milde Luft, die ihm ſeine Lage, unfern dem Meere und im Norden von dem Gürtel der liguriſchen Berge geſchützt, für ewige Zeiten ſichert, welche jedoch die Nähe der Maremmen im hohen Sommer zu ſehr mit ſchädlichen Ausdünſtungen ſchwängert. Bruſtkranken mag ſie jedoch immerhin mit Nutzen zu empfehlen ſein. Namentlich wüßte ich keine Stadt Europas, ſelbſt das geprieſene Nizza nicht ausgenommen, wo ſich mit ſeinem Reſtchen Lunge noch ſo gut haushälteriſch ein Winter zubringen ließe, als hier.

Hier ſtand der grauſige Hungerthurm Ugolino's und für ein Trinkgeld findet ſich leicht ein Cicerone, der dem Franken die Stelle zeigt, wo er einſt war. Ich mochte nichts davon wiſſen. Man glaubt gar nicht, wie uns dieſe Geſchichte in Italien verfolgt. Es mag als charakteriſtiſch für die moderne Kunſt in dieſem Lande gelten, daß die Maler jetzt erſt ausſchließlich nur dieſen Gegenſtand wählen. Wie ekelten ſie mich an, dieſe grüngelben, verhungerten Leiber der Knaben, dieſer gräßlich ſtarrende Blick des kräftigen Mannes, den die Verzweiflung eher tödtet, als der Hunger. Wer ein Freund von Convulſionen wäre, könnte ſich daran ergötzen! Welche Verſchränkungen, Verbiegungen, Verrenkungen! Hu, wie ſchrecklich!

Dieſer Lieblingsvorwurf, mit der nöthigen Kenntniß aller techniſchen Mittel und den gehörigen Licht- und Schatteneffecten aufgeführt, läßt erkennen, wie die jungen Maler der Lombardei jetzt ihre Kunſt betrachten und welche Wirkung ſie von ihr erwarten.

Ich möchte ihr Streben unbedingt mit dem der modernen franzöſiſchen Tragiker in Verbindung ſetzen. Und auch ſie ſind wie dieſe der Meinung, daß die alten ſogenannten claſſiſchen Maler zu bedauern ſind, daß ſie das Ding eigentlich nicht beſſer verſtanden haben. Sie glauben, daß, wenn ſie ſo glücklich geweſen wären, unter Cosmus und Leo gelebt zu haben, die Welt ihr blaues Wunder geſehen hätte. Raphael bedauern ſie; ſie ſtimmen zwar darin mit uns Andern überein, daß er für ſeine Zeit viel geleiſtet, allein in unſerer „verſtehe man das Ding eben beſſer," wie Yorick ſagt, und es wäre wahrhaft Thorheit und Ueberſchätzung, jetzt noch ſo viel aus der Schule von Athen und der Disputa zu machen, da man ihre Ugolinos habe. So denken Italiener! junge, hübſch gewachſene Menſchen, mit bleichen, ausdrucksvollen Geſichtern, mittelalterlich geſchnittenen Haaren und krauſen Bärten, die alle Tage des Aeußern wegen ſich der edeln Schar der hundert Künſtler anreihen dürften, die den Fürſten Raffaelle Sanzio zur Arbeit in den Vatican begleiteten, ohne von den Andern aus dem Zuge geſtoßen zu werden. Allein die Geſinnungen machen ſie deſſen unwerth.

Dafür ſind es ehrliche Deutſche mit Glut im Buſen, die daſitzen und anbetend ſtudiren und ſtudirend copiren, und denen eine Thräne im Auge zittert, wenn ſie vor Raphael ſtehen. Ich kannte Viele, bei denen dies nicht gemacht war.

Aber nicht blos die Nothwendigkeit, das Schöne an der Urquelle zu ſtudiren, führt ſo viele junge Maler nach Italien. Und wäre ſelbſt dieſes der Fall, ſo hat ihr verlängerer Aufenthalt in dieſem Lande doch noch einen andern Grund. Man wird mit mir einſtimmen, wenn ich behaupte, daß die große Menge Derer, die ſich in unſern Tagen der Kunſt widmen, unmöglich auch Beruf dazu haben können. Nur Wenige zeigen ein ächtes Talent und von dieſen ächten Talenten leiſtet wieder nur die kleinſte Zahl wirklich etwas Tüchtiges, da ſie von der Gelegenheit und andern äußern Umſtänden hiezu erſt begünſtigt werden müſſen. Die Malerei iſt aber eine gefällige, leicht beſtechende Kunſt. Sie ſpielt mit Farben, die das Auge blenden, und täuſcht am leichteſten mit falſchem Scheine. Wer nicht geprüft und geübt iſt im Anſchauen von Gemälden, dem würde ich den Rath ertheilen, geradezu Dem, was auf den erſten Blick gefällt, zu mißtrauen. Das eigentliche Gefallen iſt nie Das, wonach der große Künſtler ſtrebte.

Mein Gott! wie ſtanden die Leute in Mailand vor des Wieners Amerling rothlaſirtem Bilde, ſo kokett und getüncht, während ſie an mancher ernſten, tiefgedachten Compoſition vorübergingen. Und wenn ſich die Leute doch nur fragen wollten, ob es denn ſo poetiſch ſei, die Sonne durch einen rothſeidenen Vorhang ſcheinen zu laſſen, oder ſo ſchwer, es darzuſtellen.

Ich bin jedoch von Dem abgekommen, was ich ſagen wollte.

Die jungen Maler ohne Beruf und Talent zur Kunſt, ſind oft Diejenigen, die das Handhaben der Pinſel am fingerfertigſten erlernen. Solche Leute beſitzen oft eine Ausdauer, wie die der indiſchen Jongleurs, wenn es gilt, irgend eine mechaniſche Fertigkeit zu erlangen. Sie verſehen bei ſich ſelbſt den Dienſt der Farbenbereiter und Reiber, der Bürſtenbinder und aller dieſer Hülfshandwerke des Genies, ohne jedoch je wie Polydor von Caravaggio, der Maphael's Farbenreiber war, auch im Stande zu ſein, unvollendete Gemälde des Meiſters glorreich zu Ende zu bringen.

Für ſolche Menſchen iſt nun Italien ein gelobtes Land, in deſſen Fundgruben ſie ſchwelgen können und dabei Geld und Ruhm verdienen. Wenn es Jemand einfiele, ein Bild zu componiren und die einzelnen Partien deſſelben ſich in deutſchen Galerien zuſammenſtehlen zu wollen, welch ein Geſchrei erhöbe man da bald von allen Seiten und wer wüßte nicht gleich mit polizeilicher Gewißheit die Diebſtähle anzugeben und wo ſie gemacht? Aber in Italien! da braucht man nicht Raphael, Tizian, Correggio zu plündern, auch nicht die Maler der zweiten Claſſe, nicht einmal die der dritten. Da ſind ſo viele Galerien, ſo viele Kirchen, die in ihrem finſterſten Winkel Werke des unbekannteſten Meiſters verbergen; hier iſt's der Arm, dort der Blick, hier die Stellung, dort der Gedanke! Wer wollte hier verrathen, was er kaum ahnt? Modelle liegen in den Fenſtern, Staffagen breiten ſich an der Landſtraße aus; Alles fremd, originell, intereſſant; die Compoſition entnimmt man dieſer Kapelle, jener Galerie; das Techniſche erreicht man durch Geduld; das fertige Bild reiſet dann zu irgend einer unſerer Kunſtausſtellungen und Deutſchland hat einen großen, vielverſprechenden Künſtler mehr, und Tripstrill oder Schecrau, Flachſenſingen oder Krähwinkel legen darauf flink ein Nationalmuſeum an.

Ja, der Aufenthalt in Italien iſt doch von großem Nutzen für einen angehenden Künſtler! das iſt nicht zu leugnen.

Jenes nennen nun aber dieſe guten Leute Studien machen, und haben ſie mehre Portefeuilles voll ſolcher ſogenannter Studien, ſo kehren ſie nach Deutſchland zurück und zehren davon ihr ganzes übriges Leben.

Und eben ſo machen es die Architekten. Dieſe ſchreiben ſich ganze Gebäude in ihren Mappen ab und kommen ſie nach Hauſe, ſo laſſen ſie ſie ganz aus Stein und Holz wieder aufführen, wie ſie dort oder da von ihnen geſehen wurden.

Die Alten, Cimabue, Buffalmaco, Orgagna, Giotto, nahmen ihre langen, tiefernſten Antlitze, mit denen ſie Gott vorſtellten, von den noch ältern griechiſchen Meiſtern, deren Werke man in den unterirdiſchen Kirchen; auf alten Moſaiken ſuchen muß. Nach ihnen bildete Perugino menſchlicher; aus ſeinen chriſtlichen Gottheiten ſpricht ſchon ein milderer Ernſt; er wendet die Schönheit an, um uns zu rühren; noch ſind die Compoſitionen einfach; dann kam der göttliche Raphael, den nichts übertraf und wol auch auf dem alten Wege nichts übertreffen kann. Den neuen zu ſuchen und mit Glück zu betreten, auf ihm ein großes Ziel zu erreichen, das bleibt noch dem Genius vorbehalten.

In Itälien wimmelt's von ſolchen Künſtlern der Fremde, doch nur die Franzoſen allein treiben's in Rom wie reiche Leute. Sie wohnen in ihres Königs fürſtlicher Villa auf dem Monte Pincio, zehren von guten Penſionen und bilden ein Corps, das unter der Leitung Ingres ſteht, eines ernſten Künſtlergemüths, voll Präciſion und Wiſſen, der den Franzoſen noththut, ihren Leichtſinn zu dämpfen. Am übelſten von Allen ſind unſere Deutſchen geſtellt. Sie kommen nur ſehr ſelten als Penſionnairs ihres Staats nach Rom und ſind hier im eigentlichen Sinne „eine hirtenloſe Schar.“ Einige malen, wenn ſie dazu kommen können, Albumblättchen für gutes Geld; Andere verſchmähen dieſen Erwerb. Ein kahler Hügel, ein glühender Horizont, eine Piniengruppe und, wenn's hoch kommt, ein paar Hirten mit Schafen und Hund, das iſt der Gegenſtand, der faſt ſtereotyp in den Albums wiederkehrt und mit dem ſich die reiſenden Kunſtnaturenthuſiaſten vollkommen zufriedenſtellen. Man ſollte jedoch glauben, daß der Hunger dem ſtrebenden Künſtler aber ſchon ſehr arg mitſpielen muß, wenn er ſich zu dieſen gedankenloſen Spielen des Pinſels herleihen ſoll.

Hier haſt Du nun die ganze Lebensweiſe eines ſolchen jungen Deutſchen in Rom.

Morgens, wenn der Tag graut, macht er ſich mit ſeiner Mappe und einem Stück Brot hinaus in die Campagna und durchſtöbert ſie nach allen Richtungen; Mittags kehrt er bei den Hirten ein und ſtärkt ſich mit einem Schluck herben, aber feurigen Sabiner-Weins. Dies iſt Alles, was er den Tag über als leibliche Nahrung zu ſich nimmt. Am Abend tragen ihn die müden Füße nach Rom zurück. Irgend eine Oſterie nimmt ihn hier auf, wo ein frugales Mahl ſeinen Tag beſchließt. Doch wie! Noch am ſpäten Abend eilt er zu ſeinem Modell, um es für den andern Morgen zu beſtellen, weil er an der Staffelei arbeiten will. So folgt ein Tag dem andern, immer getheilt zwiſchen Anſchauen, Empfangen, Arbeit und Entbehrung. Wo bei uns trifft man Jünglinge, die dieſes ſtille, nur ihrem Berufe geweihte Leben führen? Dieſe kennen keine Erholung, als die ihnen die Kunſt ſelbſt bietet, der ſie ſich ganz hingegeben haben.

Wie rührend wird dies nun aber, wenn all' dieſes Beſtreben fruchtlos iſt? Wenn die Kunſt die ſpröde Schöne bleibt, welche die Glut ihrer Anbeter zurückweiſet, die Wahrheit ſich ihnen nie entſchleiert, das Glück nie lächelt? — So geht es aber Vielen.

Nur Wenige von den Deutſchen kleiden ſich mit bürgerlicher Eleganz, wie die Franzoſen, Engländer und Ruſſen. Die Meiſten tragen Jacken von Manſcheſter, manches

Mal nach Landesart, mit einem doppelten Rücken, in den ſich ein ganzer Haſe verbergen läßt, den man auf der improviſirten Jagd erbeutet hat. Von Weſten iſt niemals die Rede; das Hemde iſt offen, der Hals bloß. Ein breiter Strohhut oder eine Sammetkappe deckt die langen, wildſchoſſenden Haare, ſolch ein Kinn berührte noch nie das Meſſer. Man findet ſchöne Geſtalten, denen dieſes anderwärts unziemliche laisser aller doch wohlanſteht.

Die Freiheit, deren dieſe jungen Leute hier genießen, macht ihnen den Aufenthalt auch in dieſer Beziehung ſehr angenehm. Sie ſind allen Feſſeln der Geſellſchaft entzogen, die ihrerſeits auch von ihnen keine Notiz nimmt. Sie leben mit dem Volke, das ihnen intereſſante Bilder genug und Unterhaltung dazu bietet.

Ach, lieber Freund, denke Dir doch dieſes Volk nicht entartet, nicht bettelhaft, nicht immer ſchmuzig. Sieh, dort die herrliche Fontaine! Sie ſprudelt über Marmorfiguren in ein weites, geſchmücktes Baſſin an der Ecke eines unbedeutenden Gäßchens und wäre werth, den Hauptplatz ſo mancher Reſidenz in Deutſchland zu ſchmücken. Dort hat ein Limonadenverkäufer ſeinen reinlichen Kram aufgeſchlagen. Seine Früchte ſind ſo künſtlich ausgelegt, daß ein durchſichtiger Waſſerſpiegel ſich darüber hinzieht und ſie dahinter erſcheinen läßt, wie unter Glas. Der feine Waſſerſtaub aber, der ſie fortwährend berührt, erhält ſie friſch. Hier treten die Männer der unterſten Claſſen hinzu und löſchen ihren Durſt und ſtärken ſich daran, ohne ſich ungebührend aufzureizen.

Mir gefielen dieſe Limonienlager an der rauſchenden Fontaine beſſer, als die eleganteſten Branntweinladen im Norden, und das ſchöngebildete Volk, das ſich hier reſtaurirte, beſſer, als die Eckenſteher und ihre Dichter.

Wie hier doch Alles ſo maleriſch iſt! Du kennſt die Heimkehr der Schnitter aus den pontiniſchen Sümpfen von Robert und haſt dort mit Wohlgefallen den Wagen geſehen, vor den die prächtigen Büffel geſpannt ſind, mit der ganz antiken Phyſiognomie, wie Thiere der Urzeit, wie Thiere, die aus Stein auf uns gekommen ſind. Allein man ſieht ſie noch jetzt ſo in der That und Robert that dabei nichts, als ſchöne Exemplare portraitiren. So ſchön und treu nun auch dieſe Abbildung iſt, Du haſt doch keinen rechten Begriff von dem maleriſchen Eindruck, den ein ſolches Fuhrwerk auf den Beſchauer macht. Ich konnte mir's ſtets mit gleichem Vergnügen betrachten, ſo alltäglich mir auch die Erſcheinung wurde. Das Herrlichſte dabei iſt der knorrige Baumſtamm mit den kurz abgekappten Aeſten, um die eine Büffelhaut geſpannt iſt, in die ſich der wagenlenkende Bauer ſtehend drückt mit dem Stolze und dem Anſehen eines Triumphators.

In Neapel ſind die alltäglichen Fuhrwerke ungemein aufgeputzt. Sie zeigen reiche Vergoldungen und Schnitzwerk, wie wir's an den altfränkiſchen Schlitten ſehen, die bei ſolennen Gelegenheiten aus fürſtlichen Rumpelkammern an das Tageslicht kommen. So ein neapolitaniſches Fuhrwerk hat zwei Räder und wird von einem Pferde gezogen. Darin ſitzen zwei Menſchen ordentlich, wie ſich's gebührt, zwei ſitzen zu ihnen auf dem Boden und laſſen die Füße heraushängen; hinten ſtehen ſo Viele auf, als das Bret faßt, und unten im Netze, das faſt die Straße berührt, hängen noch Jungen, die auch mitgenommen ſein wollen. Die Pferde ſind ganz fabelhaft aufgeputzt und verziert. Auf dem Rücken erhebt ſich ein kleines Gerüſt, wie ein Thürmchen, ganz mit Nägeln beſchlagen, Blumen, Federn und Schleifen ſchmücken den Kopf. Die ſüdlichen Völker können nun einmal ohne Farben und Flitter nicht leben. Wie grau iſt Alles dagegen bei uns.

Ich kehre aber jetzt nach Piſa zurück, von wo ich Dir eigentlich in Gedanken dieſen Brief ſchreiben wollte. Siehſt Du, das iſt das Verdrießliche davon, wenn man ſolche Dinge zu Hauſe am Schreibtiſche berichtet. Da ſchweift der Geiſt umher und man vergißt gar zu leicht, von wo man eigentlich ausging, um den Anlauf zu nehmen.

Weißt Du, was mich weit mehr als Ugolino's Hungerthurm in Piſa intereſſirte? Eine kleine Kirche ſuchte ich auf mit ſchlanken Säulen und einiger uralten Moſaik auf verblichenem Goldgrunde dazwiſchen, die Façade ſchmückend. Dieſe Kirche hatte mir Heine, einſt als wir uns trennten, im Conterfei geſchenkt und darunter folgende Verſe geſchrieben:

Die Kirche ſiehſt Du auf dieſem Bilde,
Darin, zu heiliger Stimmung belehrt,
Signora Franſchesca und Lady Mathilde
Mit Doctor Heine die Meſſe gehört.

Der Ort ſelbſt hatte für mich nichts Merkwürdiges, allein es war mir Bedürfniß, dort vergangener Tage zu gedenken.

Was Heine auch neuerlich gefehlt haben mag, die Reiſebilder können ſeine Gegner doch nicht aus der Literatur wegleugnen. Das ſchmähliche Gezänke, das den Lebenden umgab und zu dem er leider nur zu oft und gern Veranlaſſung gab, in das er zu gern einſtimmte, wird bald verſtummt und vergeſſen ſein. Es verlieren ſich die perſönlichen Beziehungen und man wird kein Intereſſe mehr dafür haben, warum ihn dieſer oder jener Philiſter ſchmähte, mit kritiſchem Gänſekiel zergliederte, ſchwachköpfig einen getauften Juden nannte, dem Alles zum Dichter fehlt, weil ihm die Liebe mangle, und dergleichen Floskeln mehr. Aber Heine's Lieder werden bleiben und Heine's ſchalkhafte Grazie, ſeinen neckiſchen Elfengeiſt wird man lieb behalten, wenn man längſt aufgehört haben wird, beim Leſen jener faden Angriffe auf ihn Ekel zu empfinden.

Wollt Ihr Heine ſo beſonnen, fein, ehrbar und züchtig und moraliſch, ſo philiſtrös bedächtig mit einem Worte, wie Ihr es ſeid in allen Dingen, ſo würde er Euch nie ein Heine'ſches Lied gedichtet haben, er wäre eben nicht Heine! Solche Perſönlichkeiten geben immer Stoff zum Aergerniß, aber wie urtheilt man ſpäter? Die wir jetzt unſere größten Geiſter nennen, haben daſſelbe erfahren. Wie ging's Leſſing? — Ja, das war Leſſing, hör' ich mit ſtarkem Ausdruck erwidern. Dieſen Ausdruck verbinden *wir* jetzt mit dem Namen; aber Leſſing's Zeitgenoſſen? Und wenn Heine den Spätern auch nicht wie Leſſing nunmehr uns erſcheinen wird, ſo wird er doch Heine bleiben und das iſt auch etwas, denk' ich, und mehr, als viele Zeitgenoſſen hoffen können.

Es iſt aber doch ſeltſam! Mit Heine fing die eigentliche Zerfahrenheit in der Compoſition an. Trotz des herrlichen Stils, fehlt doch ſeinen Werken die reine, ſcharfbegrenzte Form, die man von jedem Kunſtwerke fordert. Ihm fehlt es nicht an Erfindungsgabe, wie er in ſeinen Trauerſpielen und in einzelnen Partien der Reiſebilder wol gezeigt hat. Die Novelle von Gumpelino und ſeinem Hyacinth iſt des Cervantes würdig und vielleicht dem Don Quixotte an die Seite zu ſetzen, wäre ſie ſo zu Ende geführt, wie ſie ſollte, allein eben daran liegt es.

Ein geiſtreicher Mann ſagte zu mir, als Heine den zweiten Theil der Reiſebilder herausgegeben hatte und man in einer Geſellſchaft das Buch ſehr lobte: „Ja, es iſt viel

Schönes darin, allein es iſt kein Buch und Heine wird, wie ich ihn kenne, nie ein Buch ſchreiben.“

Wäre der Mann ein Zauberer geweſen und dieſer Ausſpruch ein Fluch, er hätte nicht verhängnißvoller in Erfüllung gehen können, als dies hier wirklich der Fall wurde.

Die weiten Hallen des Campoſanto in Piſa betrat ich mit ſtiller Ehrfurcht. Ich verbat mir den Cicerone und entfernte mich von der Geſellſchaft. Hierher muß man allein wallfahrten und den frühen Morgen oder den ſpäten Abend zu ſeinen Betrachtungen wählen. Fromme Kreuzfahrer haben auf funfzig Schiffen Erde vom heiligen Grabe mitgebracht, als Piſa noch groß und mächtig war und ſolchen religiöſen Luxus mitmachen konnte. Dieſe Erde umſchloß einſt den Leib des Erlöſers und wer in ihr ruht, ruht ſeliger aus, als in jeder andern. Einige Cypreſſen ſtreben aus dieſem geweihten Boden empor und Zweiglein von dieſen Bäumen werden als wirkſame Reliquien gläubigen Reiſenden mitgegeben, die dafür eine kleine Erkenntlichkeit entrichten.

Ringsumher erſtreckt ſich ein gothiſcher Porticus mit offenem Bogen nach dem innern Hofe, gedeckt mit einem koſtbaren Gebälke von Cedernholz, deſſen kunſtvoller, unverkleideter Structur die Blicke bis unter's Dach ungehindert folgen können.

An den Seitenwänden reihen ſich großmächtige Fresken der älteſten Meiſter, zum Theil ſchon in bewundernswerther Ausführung, wenn auch immer ſehr einfach und fromm in der Erfindung.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, einen reiſenden Literaten kennen zu lernen, der eben noch nicht von der arroganten

Art war und nicht gleich vom Weltſchmerz ſprach, wenn er blos Leibſchmerz verſpürte. Dieſer Mann ſagte einſt nach dem Eſſen zu mir: „Ich mag nichts mehr von den Kunſtgegenſtänden ſagen, die ich auf meinen Reiſen finde, denn es ärgert mich, daß wir es immer ſind, die den Künſtlern den Namen machen.“ — Guter Gott! und der Mann meinte Thorwaldſen. Wenn ſolche Leute von Komödianten ſprechen, ſo mögen ſie recht haben, aber in Bezug auf wirkliche Künſtler ſo zu ſprechen, iſt etwas arg.

Wenn man im Campoſanto in Piſa umhergeht und daran dächte, daß es irgend einem reiſenden Doctor durch den Sinn fahren könnte, er wolle ſeiner nicht erwähnen, um ihm dadurch nicht Berühmtheit zu verſchaffen — ſo könnte man ſich von einem Schauder überlaufen fühlen. O, über die Eitelkeit, die ſich doch überall ſo bloßgibt!

— Wie ich eines Morgens im Eilwagen erwache, ſo erblicke ich vor mir ein Weſen, das in der Nacht eingeſtiegen war und nun noch im tiefſten Schlummer, zwiſchen zwei dicken Paſſagieren wie eingepfercht daſaß. Eine geſtrickte Mütze bedeckte den obern Theil des Kopfes, ein weiter Carbonaro den untern Theil deſſelben, ſo daß von dem Geſichte nichts entdeckt werden konnte.

Ich war neugierig, zu wiſſen, wen der Himmel uns beſchert hatte, und wünſchte daher, den neuen Gefährten recht bald erwachen zu ſehen.

Ein heftiger Stoß des Wagens kam meinem Wunſche zu Hülfe. Die bis dahin zuſammengekauerte Geſtalt fing an, ſich zu dehnen und zu ſtrecken, wie der Pudel hinter Fauſt's Ofen. Alle Glieder wuchſen zu einer formidablen Länge; die Mütze fing nach und nach an, ſich von dem

Kopfe zu ſchieben. Ein jugendliches Haar von ſchönem Nußbraun, weich und ſeiden; die Augen öffneten ſich blinzelnd und zeigten ein ſchönes Schwarz; wenn das ſo fortgeht, ſo iſt das ein Adonis, dachte ich, und ließ kein Auge mehr von dem Erwachenden.

Aber, was iſt das? Das Geſicht erhebt ſich nun langſam aus dem verhüllenden Carbonaro und will gar kein Ende nehmen. Welche Naſe! Die ſcheint angeſetzt; die Naſe einer Maske. Nun erblicke ich einen ſtattlichen Schnurrbart. Der macht Vieles gut und gibt der langen, dicken Naſe ſelbſt einen Charakter, der ſie nicht geradezu häßlich erſcheinen läßt. Jetzt hebt ſich das Kinn empor; mein Gott! welch ein Kinn! Eine wahre Abellinomaske, ein Ungethüm! Nun verzieht ſich Alles; der Mund öffnet ſich — er gähnt! welch ein Mund! Ein fürchterlich gähnender Krater — der ſich immer weiter und weiter auseinanderzieht, als hätte er es darauf abgeſehen, den Gegenüberſitzenden zu verſchlingen.

So fort blinzelte und gähnte der Entſetzliche, bis wir ins Mittagsquartier angekommen waren und uns ſämmtlich hungrig um den Tiſch ſetzten.

Unſer Mann nahm aber von den aufgetragenen Gerichten nichts an, ſondern ließ für ſich allein eine kräftige Fleiſchbrühe bringen, während wir nur die übliche Waſſerſuppe, Mineſtra genannt, bekamen; dann trug man ihm eine ungeheure Schüſſel mit Kalbsknochen auf, aus denen er mit vieler Appetitlichkeit das Mark ſaugte. Dieſe Art zu eſſen machte nun Alles auf ihn aufmerkſam und wir glaubten, daß ſein körperlicher Zuſtand ſie nöthig machte.

Als wir nach dem Mahle im Kaffeehauſe unſern Kaffee verzehrten und ihn bezahlen wollten, hatte der Mann es ſchon für uns Alle gethan und der Kellner fügte hinzu, es ſei Sitte, daß wer beim Eintritte in ein Kaffeehaus den Kaffee beſtelle, ihn auch bezahle und die Andern regalire. Wir unterließen nicht, uns bei dem Fremden zu bedanken, der dies mit einem vornehmen Kopfnicken ohne weitere Aeußerung irgend einer Artigkeit hinnahm. Es lag in der ganzen Weiſe des Menſchen eine Miſchung von Höflichkeit und Stolz, von Annäherung und Zurückhaltung, verbunden mit einem äußern Anſtande, der ſich nicht ohne Abſicht präſentirte; ein Benehmen, das mir, als beobachtendem Reiſenden und Skizzenzeichner, die Pflicht auferlegte, dieſen Gegenſtand vor allen andern in dem weiten Bauche des Eilwagens zur ſchärfern Beobachtung unter die Lupe zu nehmen.

Darüber verging der Tag, ohne mich viel weiter gebracht zu haben, und ein milder Abend zog über die Landſchaft heran. Im Eilwagen verſtummten die Geſpräche und jeder Reiſende drückte ſich in ſeine Ecke mit friedlicher Gemächlichkeit. Ich hatte die Augen geſchloſſen und mein Gegenüber vergeſſen. Mein Geiſt trug mich nach Deutſchland hin und ich dachte an das Muſeum in Stuttgart, wo von belletriſtiſchen Blättern nur Geſellſchafter, Abendzeitung, Morgenblatt und Europa gehalten werden, und daß es doch eigentlich eine mehr als väterliche Fürſorge des Vorſtandes zu nennen ſei, die Mitglieder vor den andern Blättern, die in Deutſchland herauskommen, zu bewahren. Dann dachte ich auch daran, daß es eine eben ſo väterliche Fürſorge der Hoftheater-Intendanz ſei, die das Herausrufen der Schauſpieler verbietet, damit keine Kabale und Partei ſich bilden könne. Zu der erſteren Betrachtung brachte mich der Umſtand, daß ich nun ſchon ſo lange bei vollkommener innerer Zufriedenheit mit andern gebildeten Leuten, die eben ſo glücklich waren als ich, in Italien pilgerte, ohne auch nur eine Zeile der großen Feuilletoniſten an der Spree un

Pleiße zu Geſichte zu bekommen. Zu der zweiten war ich geführt worden, als ich in den Städten, durch die wir kamen, an allen Mauern und Häuſern die Worte las: Eviva la Grisi! oder Eviva il Poggi! und dergleichen. Wer ſchreibt das hin? fragte ich und glaubte zur Antwort zu erhalten: das entzückte Publikum. Allein man erwiderte: der Impreſar, der dazu die Erlaubniß von der Polizei einholen muß. Er thut es, um das Publikum auf die hervorragendſte Erſcheinung ſeiner Truppe hinzulenken. Auch an unſre Straßenpolizei dachte ich, die ſchon lange damit umgeht, unterirdiſche Abzugskanäle anzulegen, damit der Unrath zwiſchen den Häuſern, der offen daliegt und ganze Straßen verpeſtet, endlich einmal abgeſchafft werde, der eben ſo berühmt zu werden verdient, als die Haufen italieniſchen Unraths, die von ſo vielen Reiſenden ſchon ſo oft und mit Vorliebe beſchrieben wurden.

So beſchäftigte ich mich mit der Heimat und fing eben an, als gerade einige beſtimmtere Formen und Geſtaltungen aus dieſen Träumen heraustraten und ich darin Bekannte aus der literariſchen Bewegung des Augenblicks, der Theaterleitung und dem Unrathe erkannte, in jene Betäubung zu fallen, die dem Schlummer voranzugehen pflegt. Da ſäuſelten plötzlich leiſe, milde, ſehr kunſtvoll gerundete Töne durch den Wagen und trieben allen Schlaf von mir fort. Ich horchte ſchärfer und vernahm, wie ein weicher italieniſcher Tenor anſchwoll und eine jener rührenden Melodien ausſpann, wie ſie in den Barcarolen und Sicilianen weben, um geraden Wegs auf das Gefühl loszubrechen und es mit Sturm zu nehmen.

In ſchöne Augen treten Thränen beim Hören derſelben, und Bellini verſtand vor Allen dieſe Kunſt, ſo unmittelbar zu wirken.

Ich riß die Augen auf und ſah, daß mein Gegenmann der Sänger war. Der weite, abſcheuliche Mund öffnete ſich, um die ſanfteſten, ſchmelzendſten, entzückendſten Töne der Kehle anſtimmen zu laſſen. Es war ein Sotto-Voce, wie ich es ſelten gehört; ganz etwas Anderes wie jene Pantaleone, der nur den Unverſtändigen einen ſo unverdienten Beifall entriß.

Nur dann und wann erhob ſich die Stimme kräftig, um dann wieder himmliſch zu ſäuſeln.

Nun aber machte ſich ein junger Menſch, der neben dem Sänger ſaß, bemerkbar, von dem früher gar keine Notiz genommen worden war. Ein italieniſcher Commis-Voyageur mit allem Zubehör, ein eingefleiſchter Dilettant, wenn es je einen gab. Mit ſichtbarer Wonne in Blick und Geberde hörte er dem Sänger zu; alle Stellen kannte er, und nicht nur die Muſik, ſondern auch die Worte vermochten ihn in Muhammed's ſiebenten Himmel zu verſetzen. Man denke ſich die Poeſie der italieniſchen Operntexte, die bei uns der Gegenſtand lauten Gelächters iſt! Aber man darf nicht verhehlen, daß die Ueberſetzung auch gewöhnlich allen Reizes entbehrt und der italieniſchen Sprache eine Art von Poeſie innewohnt, die ſich im bloßen Tonfall ſchon kundzugeben vermag.

Der junge dilettirende Commis-Voyageur zappelte mit Händen und Füßen vor Freuden, daß ihn der glücklichſte Zufall ſeines Lebens an die Seite des berühmten Tenors gebracht habe, der ſich ſoeben zum Teatro-Communale nach Bologna begab, um das dortige Publikum zu entzücken.

Die ganze Nacht hindurch wurde geſungen. Der Commis regte an, recitirte dieſen, jenen Vers und der Tenor beſann ſich ein wenig und die Melodie fiel ihm ein. So wurden alle Opern durchgemacht und wir Andern konnten ſchon damit zufrieden ſein; die Schläfer, weil ſie nichts hörten, die Wachenden, weil es ſie ergötzte.

Gegen Morgen erſt zog der Sänger wieder Kappe und Carbonaro über Augen und Ohren und ſchlief ein. Als er gegen Mittag aus der Hülle ſchielte, ſich ſtreckte und gähnte, ganz wie am vorigen Tage, machte er durchaus keinen ſo widerwärtigen Eindruck mehr auf mich und ich ſuchte ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen.

Er war in Mailand geweſen, ohne aufgetreten zu ſein. Er ſprach von Donzelli und der Schoberlechner, die Beide damals dort waren. Den Erſten nannte er einen bedeutenden Künſtler, der jedoch von Rubini überflügelt werde. Rubini ſei natürlich unerreichbar. Nun weiß man, daß Rubini's Ruhm ſchon ein alter iſt und daß trotz der faſt unverwüſtlichen Kraft ſeiner Stimme ein jugendlich friſcher Tenor ſie wol zu verdunkeln im Stande iſt. Allein hier, wie bei andern Gelegenheiten, fand ich die Größe Rubini's ſelbſt von ſeinen Kunſtgenoſſen mit einer Willfährigkeit anerkannt, die viel Pietät beurkundet und um ſo angenehmer auffällt, als man in Deutſchland keine Spur davon trifft.

Würden die deutſchen Tenoriſten wol zuſammenſtehen und Einem aus ihrer Mitte den Preis zuerkennen? Ein anderes Beiſpiel dieſer Art gab mir die Schoberlechner.

Dieſe Künſtlerin hatte ihr ganzes Leben mit einem widrigen Geſchicke zu kämpfen und verdankt es lediglich ihrem nicht wegzuläugnenden großen Talente, daß ſie ſich ihren Namen machte. Als ſie noch jung und im vollſten Beſitze einer göttlichen Stimme nach Italien kam — ſie ſoll eine Ruſſin ſein — da glänzte noch die Paſta am ſtärkſten, die ſich ihrem frühen, klugberechneten Rückzuge näherte; da ſtrahlte in üppiger Genialität die herrliche Malibran und nahm alle Urtheile mit den Köpfen und Herzen unwiderruflich gefangen. Jetzt, da der Schoberlechner faſt ausſchließlich das Feld in Italien geblieben iſt, hat ſie weder Jugend noch Stimme mehr in dem Grade, der verlangt wird, wenn man mit dieſen Eigenſchaften im Stande ſein ſoll zu bezaubern. Dennoch wußte man aber während der Krönung in Mailand nichts Beſſeres herbeizuziehen, als die Schoberlechner.

Sie folgt der Einladung und bringt eine Schülerin mit. Ein junges Mädchen aus Wien, ſchlank und ſchön, mit einer herrlichen Stimme und der vortrefflichen Manier der Meiſterin. Signora Schoberlechner ſingt Norma und Signora Goldenberg Adalgiſa. Das junge Mädchen feiert Triumphe und die Lehrerin fühlt keine Regung des Neides und freut ſich des gelungenen Erfolges.

O ihr lieben deutſchen Sängerinnen, wolltet ihr wol ſo gütig ſein, Aehnliches zu thun? Wäret ihr im Stande, von eurer magern Kunſt einen Ableger zu pflanzen, der durch eigene Kraft gedeiht, würdet ihr nicht bald ſcheel darauf hinſehen und, wie die Natter die Jungen zu tödten ſtrebt, die ſie geboren hat, nicht auch Kabale und Intriguen aller Art ins Werk ſetzen, die gefährliche Nebenbuhlerin zu entfernen?

Die Schoberlechner wurde mir hiedurch größer, als durch ihren Geſang, und es war mir rührend, Meiſterin und Schülerin in den ſchönen Duetten vor aller Welt wetteifern, die Jugend und Kraft der Einen die Kunſt der Andern beſiegen zu hören und dann deutlich von der Stirne der Schoberlechner einen freudigen Triumph glänzen zu ſehen, der von einem feinfühlenden Logenmenſchen nicht misverſtanden werden konnte. Und deren gibt es in Italien genug.

Die ſchöne Fanny Goldenberg wurde nach der Saiſon in Mailand nach Barcellona verſchrieben und wird gewiß ihren Weg zum Glücke machen. Die That der Schoberlechner gewinnt noch an Verdienſt, wenn man weiß, daß ſie ſich hierbei eines blutarmen Mädchens mit größter Uneigennützigkeit angenommen hatte.

Am Tage dachte unſer Eilwagen-Tenoriſt nicht daran, zu ſingen, und als ein paar Damen den Wunſch ganz leiſe zu äußern wagten, lehnte er es geradezu ab, weil er im Fahren niemals ſingen könne. Erſt am ſpäten Abende, als die Converſation ſchwieg und die Lüfte kühl wurden, fing es aus ſeinem Innern wieder ſo innig melodiſch zu ſäuſeln an und bald entſpann ſich daraus derſelbe Geſang, wie in vergangener Nacht. Dieſe Nachtigallennatur gab der ganzen Erſcheinung für uns Alle noch einen größern Reiz und es war wol nicht Einer im Wagen, der in der folgenden Nacht nicht zuhorchte, ohne daß er Schlaf ſpürte.

Einmal waren wir überdieß nicht wenig erſtaunt, ein ähnliches Sängertalent in dem, den Wagen begleitenden Carabinier zu entdecken, der unſern Tenor mit nicht minderer Virtuoſität begleitete, als dieſer die liebliche Barcarole im venetianiſchen Dialect:

La notte e'è bella
Fa presto Ninetta,

anſtimmte. Ein Genuß, für den die Pariſer und Wiener den höchſten Eintrittspreis bezahlt haben würden. Es war unübertrefflich, wie ſie das vortrugen. Wie ſie kaum die eine Strophe lang hinausgehaucht hatten und dann mit unbeſchreiblicher Haſt die zweite ergriffen, eine Weile ſtärker vortrugen und dann wieder verhallen ließen. Das einfache deutſche Lied, ſo ſehr ich es liebe, wenn es unverkünſtelt

Das iſt, was es ſein ſoll, macht doch nie dieſen Eindruck auf mich.

Glaube mir, liebſter Freund, es iſt ſehr ſchön, Nachts in milder Luft durch Italien zu reiſen und ſich von zwei wunderherrlichen Stimmen das

Fa presto Ninetta

vorſingen zu laſſen.

Coſa rara.

Das Folgende wurde mir Wort für Wort erzählt, wie ich es Euch hier wiedergebe.

Es iſt noch nicht gar ſo lange her, daß in der Gegend von S. Pantaleone in Rom, inmitten der reichen Goldſchmiedladen, in einem ziemlich modernen Palazzo, der einer heruntergekommenen, dann ausgeſtorbenen Familie gehört hatte, ein Roturier ſeinen Sitz genommen, der an Entbehrungen von früher Jugend auf gewöhnt, ſich in den weiten Gemächern nicht zu finden wußte und daher beim herannahenden Herbſte auf den Gedanken kam, den beſten Theil ſeines Eigenthums irgend einem von den reichen Fremden zu überlaſſen, die um dieſe Zeit in dem herrlichen Rom von allen Enden der Welt zuſammenſtrömen. Er ſelbſt begnügte ſich gern mit dem höchſten Theil des Gebäudes, der ihm zwar die ſchönſte Ausſicht gewährte, aber auch tagtäglich einen ſchönen Theil ſeiner Lunge raubte, da die hohen Steinſtufen zu erſteigen ein vermehrtes Athemholen verlangte.

Es geſchah bald, daß ſich bei ihm eine fremde adelige Dame von großer Schönheit meldete, und nach kurzen Stipulationen war das Geſchäft in Richtigkeit gebracht. Die Dame zog mit ihrem Gepäck und ihrer Dienerſchaft ein und

Alles deutete darauf hin, daß der Palazzo für den nächſten Winter ein Sammelplatz der guten Geſellſchaft werden würde.

Das vorhandene Mobiliar wurde durch mehrere bequeme und üppige Stücke ſogleich vermehrt, in den Salons fanden Flügel, Harfen und andere Inſtrumente ihren Platz. Viele Bilder, welche den Wänden bis dahin zur Zierde dienen mußten, wurden ſchnell entfernt, um durch die ausgeſuchteſten Werke neuerer Künſtler erſetzt zu werden, und bald rollten die Wagen der vornehmen Welt vor das Thor des Palazzo und Diener in bunten Livréen ſprangen vom Tritte, um beim Portier Karten von allen Größen abzugeben.

Wenn der Eigenthümer, neugierig wie er war, einen Blick auf dieſe Karten warf, ſo war er höchlichſt überraſcht, alle ſeine Vermuthungen, welche ſchon der Anblick der Wagen und Livréen in ihm hervorgerufen, um Vieles noch übertroffen zu ſehen; denn wirklich laſen ſich die höchſten und vornehmſten Namen von denſelben. Da gab's den Principe Maſſimo, den Duca di Braciano, einen von den Borgheſe, von de Pamfili, von den Ciarra, die Giraud, die Roſpiglioſi, Odescalchi, die Buoviquarante, kurz, den ganzen hohen Adel Roms und darunter Männer vom Schwerte und vom großen Prälatenhute, ja ſelbſt Fürſten der Kirche mit dem heiligen Purpur bekleidet. Zu dieſen geſellten ſich die glänzendſten Namen jener fremden Ariſtokratie, die gleich Zugvögeln ſich auf die ewige Stadt beim Nahen des Winters herniederlaſſen, um aller der Hochgenüſſe theilhaft zu werden, die hier Welt und Kirche zu einem ununterbrochenen Faden webt, der die Zeit von den Octoberfeſten auf der Villa Borgheſe bis zum Auferſtehungsfeſte am Charſonntage umſchlingt.

Die Fremde war von ſehr vornehmem Geſchlechte, das war klar am Tage; ſie beſaß ein großes Einkommen, darauf ließ ſich ſchließen; ſie hatte die beſten Empfehlungen an die erſten Häuſer mitgebracht, das wußte man; allein mehr als alles Dieſes war es eine Eigenſchaft, die ſie zierte und die im Stande war, die ganze große Welt Roms zu einer fortwährenden Wanderung nach dem Palazzo in S. Pantaleone anzuregen. Es war ihre Schönheit. In die Männer war ein Feuer gefahren, das ſie zur Unruhe trieb, in den Frauen tobte vorläufig nur die unerſättlichſte Neugier, das Weitere ſollte ſich erſt finden. Alles ſprach nur von der ſchönen Deutſchen, denn ſo ſchön die Römerinnen ſelbſt ſind und ſo ſehr ſie es auch durch ihren angeborenen Schönheitsſinn empfinden, eben ſo ſehr werden ſie auch von der Schönheit Anderer, die ſich in charakteriſtiſchen Merkmalen äußert, die von den ihrigen verſchieden ſind, gerührt und durchdrungen. Daher wurde ſo oft ſchon den zarten, diaphanen Engländerinnen oder unſern ſchlanken, naiv-ſentimentalen Landsmänninnen ein Sieg zuerkannt, den ihnen keine kräftig antike, hohe und ernſte Römerin ſtreitig machte; jene wurden Modelle geprieſener Bildwerke oder erhielten Gatten aus römiſchen Fürſtenhäuſern. Die ſolches Aufſehen erregende Fremde war aber eine Freifrau aus dem ſchönen Dresden und Wittwe. Um ihren Eltern zu Willen zu ſein, die für ihre Zukunft dadurch zu ſorgen hofften, hatte ſie in früheſter Jugend einem Manne die Hand gereicht, der es nicht verſtand, an ihrer Seite glücklich zu werden und ſie zugleich zu beglücken. Dieſe Ehe glich einem verworrenen Knäuel, den man Kindern zum Spielen hinwirft. Jedes bemüht ſich, das Ende des Fadens zu finden, und in der Hoffnung, ihn erhaſcht zu haben, an dem das Ganze zu entwirren ginge, zerzauſt ſich Alles immer mehr. Während die junge Frau ſich in Unmuth und Gram verzehrte, ſuchte der Mann ſich andere Zerſtreuungen zu verſchaffen. Er ſtürzte von einer verderblichen Leidenſchaft in die andere und als ſie endlich alle der Reihe nach zerſtörend ſeinen Körper durchzogen hatten, rieb ein fliegendes Siechthum die letzte Kraft vollends auf und der Tod befreite bald den armen Verlorenen von ſeinen Schmerzen, die noch unglücklichere Gattin aber führte dies Ereigniß wieder dem Leben zu. Sie ſtand thränenlos an der Leiche Deſſen, den ſie nie geliebt, weil er ihr unſägliche Leiden bereitet, und deſſen Tod ihr volle Freiheit zu handeln, einen vornehmen Rang und Namen und ein ſehr großes Vermögen zugewendet hatte. Sie beſchloß eine Reiſe nach Italien, um zuerſt das Andenken an die trübe Vergangenheit zu verwiſchen und ſich des edeln Genuſſes des ſchönen Daſeins freuen zu können. Nach Rom richtete ſich ihr Blick; Alles, was den Aufenthalt während des Winters hier ſo reizend erſcheinen läßt, war ihr geöffnet, war ihr zugänglich; ſie war von Liebe zur Kunſt durchdrungen; hier konnte ſie ſich ihr ganz hingeben; nichts fehlte, um ihr volle Entſchädigung für alle entbehrten Freuden ihres früheren Lebens zu bieten.

Nur ein trüber Schatten lag auf dieſem, dem ſchönſten Genuſſe zugewandten Gemüthe. Es glaubte an die Freundſchaft zwiſchen Perſonen gleicher Geſchlechter, aber es zweifelte an der Liebe des Mannes zum Weibe. „Sie ſind Alle falſch und betrügen uns arme Geſchöpfe;“ dieß war die innerſte Ueberzeugung der Baronin geworden, die aus ihren frühern Verhältniſſen gerechtfertigt werden konnte, allein eben dadurch alles wahre Glück aus ihrer Nähe ſcheuchte.

Dieſer ſtrenge Ernſt, dieſe Zurückhaltung im Umgange mit Männern, der Vorzug, den die ſchöne junge Wittwe in der Unterhaltung ſtets alten, oft häßlichen Herren gewährte, hatten bald zu den ſeltſamſten Gerüchten die Veranlaſſung gegeben. Man blieb dabei nicht ſtehen. Es war Allen unglaublich, daß man ſo ſchön und reich, ſo frei und doch ſo ſtrenge ſein könne, die böſe Welt kam auf Vermuthungen; man erſann förmliche Romane auf Koſten der deutſchen Baronin; man nannte ſie eine Heuchlerin; man legte ihr politiſche Zwecke unter: ſie ſtehe im Solde einer großen fremden Macht, ſagte man. Die ſie am glimpflichſten beurtheilten, begnügten ſich, ſie „la Coſa rara“ zu nennen, und dieſen Namen behielt ſie in der Geſellſchaft mit Recht, denn es war gewiß ein ſeltenes Ding, dieſen Verein von Schönheit, Reichthum, Freiheit, Gemüth und raſcher Empfänglichkeit mit einer ſolchen Strenge und Entſagung gepaart zu ſehen.

Es war die Zeit der gewöhnlichen Converſation im Palazzo bei S. Pantaleone. Die Geſellſchaft war nicht ſehr zahlreich an dieſem Abende und beſtand nur aus den Intimen des Hauſes. Ein deutſcher Diplomat, von bürgerlicher Abkunft und in den beſten Jahren, mit einem ganzen Speicher voll ſtaubiger Schulgelehrſamkeit, nahm den erſten Platz, als Landsmann unſerer Dame, ein, weil er ſie ſchon in der Heimat gekannt hatte; ihm zunächſt hielten ſich zwei junge Engländer, reinſter Race, die geraden Weges aus London gekommen und in Civita vecchia erſt vor wenigen Wochen ans Land geſtiegen waren. Ferner war da einer von den feingebildeten Ruſſen, der hinten im Oſten großen Ueberfluß an Seelen hatte, aber hier inmitten von Kunſt, Geſchichte und Civiliſation dennoch keine Spur von Seele verrieth; endlich trafen ſich zwei junge Römer hier, die als die ausdauerndſten Cicisbeen der renommirteſten Schönheiten der Stadt bekannt waren, und ein Kardinal von geſetztem Alter, den man ſeiner Sitten wegen hochpries und verehrte. Dieſes gewöhnliche kleine Comité der Baronin wurde noch dann und wann durch die Anweſenheit eines jungen deutſchen Künſtlers vermehrt, der — wie es ſchien — der Dame des Hauſes größere Theilnahme als die Uebrigen einflößte. Zugleich mit ihm pflegte ſich aber auch eine andere freundliche Erſcheinung einzuſtellen. Es war Friederike von S., die mit ihrem Vater, dem alten Grafen, dieſen Winter in Rom verlebte. Ihre Güter lagen nachbarlich bei denen der Baronin und ſie hatten ſich daher ſchon lange, wenn gleich nicht näher gekannt. Friederike war eben in ihr ſechzehntes Jahr getreten; die Dame des Hauſes war faſt zehn Jahre älter. Dieſer Unterſchied, ſowie die früheren Verhältniſſe hatten einer Annäherung im Vaterlande widerſtrebt. Hier war es anders und das junge Mädchen ergriff freudig die Gelegenheit, an der Hand ihrer glänzenden Freundin, die dieſe ihr gern darreichte, in die große Welt zu treten. Friderike war noch eben ſo unbefangen als jung und überließ ſich gänzlich jener unſchuldigen Koketterie, die ſchönen, lebhaften Mädchen angeboren iſt. Es freute ſie, wenn ſie bemerkte, daß ſie gefiel, und es gefiel ihr, für den Augenblick zu feſſeln, wenn ſie gleich nicht daran dachte, dieſe Feſſel auf eine größere Dauer auszudehnen. Ihr Herz hatte noch keine beherrſchende Leidenſchaft empfunden und ſie dachte noch weniger daran, ſich einen Gatten zu wählen. Die Baronin that von ihrer Seite, was ſie konnte, dieſen Zuſtand ihrer jungen Freundin in ſeiner ganzen Reinheit ungetrübt zu erhalten. Nur darauf beruhe das Geheimniß eines glücklichen Lebens, ſagte ſie ihr. Sie warnte ſie vor den Männern und ermahnte ſie, ſie nur ſtets als Affen, Puppen oder als was ſie wolle zu betrachten, mit denen man ſich auf mancherlei Weiſe unterhalten könne. Ja, ſie räumte ſogar ein, daß es Verſtändige unter ihnen gebe, die etwas mehr Anſpruch zu machen wol berechtigt ſeien, doch wiederholte ſie dann ſtets, man dürfe ihnen dieſen Anſpruch nie gewähren, ſondern ſie nur als Mittel betrachten, das Einerlei der Umgebung auf möglich angenehmſte Weiſe zu variiren und ihnen immer dabei das Gefühl ihrer untergeordneten Stellung recht klar vor Augen halten.

Dieſe Lehren fruchteten. Für Friederike war keine wirkliche Gefahr vorhanden. Nur ſchien jener deutſche Künſtler ihren Launen eine beſtimmtere Richtung zu geben. Er hatte, obgleich ſeiner Kunſt mit Eifer und Liebe ergeben, ſich dennoch früh von den Sitten und dem Ausdrucke der Kneipen emancipirt, die in Rom, wie überall, oft für den alleinigen Stempel der Genialität gelten. Die weite Mancheſterjacke, der bloße Hals, das kleine zerquetſchte Barret ſuchte man bei unſerem Maler vergebens; er trug Bart- und Haupthaar ſtets in den Grenzen einer angemeſſenen Wohlgezogenheit und konnte ſich in jedem Salon als der feinſten Geſellſchaft ebenbürtig empfehlen. Auch die Baronin wußte dies als eine gute Eigenſchaft zu ſchätzen und ſie zeichnete deshalb den jungen Woltmann vor vielen andern ſeiner bloßhalſigen, unbarbirten Kunſtgenoſſen aus. Das innige Band, welches zwei Landsleute auf fremdem Boden, in weiter Entfernung von der Heimat, ohnedies an einander knüpft, wurde hier noch inniger und Woltmann war nicht nur ein für allemal zur täglichen Converſation eingeladen, ſondern er hatte unbeſchränkten Zutritt zu jeder Stunde des Tages; für ihn war die Baronin immer zu ſprechen. So war es denn auch unvermeidlich, daß er und Friederike ſich oft treffen mußten; es begegnete ſich wol, daß ſie ſich in den ſchattigen Gängen des Gartens fanden, der zwiſchen hohen Mauern, von dichten Bäumen überwölbt und von würzigen Düften durchzogen, hinter dem Palazzo, den Abhang hinunter ausgebreitet lag. Als wenn ſie ſich verabredet hätten, ſo waren ſie in den letzten Tagen ſtets zuſammen; es ſah wie Abſicht aus und war doch nur Zufall; allein dieſer Zufall kommt ſolchen jungen Leuten immer zu Hülfe und macht aus ihnen — ohne daß ſie's ſelbſt noch ahnen — ein Paar Verliebte. Die Welt ſpricht ſchon ganz offen davon, ehe ſie es ſelbſt wiſſen. Es iſt eine geheimnißvolle Macht, die hiebei im Spiele iſt und zwei Weſen in Rapport zu einander ſetzt. Obgleich Friederike und Woltmann nicht ein Wort gewechſelt hatten, das von außergewöhnlichen Gefühlen und Regungen das Geringſte verrathen hätte, ſo war es doch augenſcheinlich genug, daß die Schönheit des Mädchens den Maler nicht unempfindlich ließ. Das war aber auch Alles. Woltmann wußte zu gut, daß er — ein Künſtler ohne Namen und Vermögen — ſeine Wünſche nicht ſo hoch erheben durfte, und Friederike war zu voll von den Lehren ihrer Freundin, um nur den Gedanken faſſen zu können, von einem ſo falſchen und treuloſen Geſchöpfe, wie ein Mann, wirklich geliebt zu werden. Doch hätte ſie wol ganz im Stillen gewünſcht, wenn Woltmann eine Ausnahme gemacht haben würde.

An jenem Abende, wo die Perſonen, welche die Intimen des Hauſes genannt wurden, ſich zur Converſation verſammelt hatten, war Alles noch viel ernſter als gewöhnlich. Sie traten nach einander ſo feierlich in den hohen, matterhellten Saal, als gäbe es eine Prozeſſion. Die Baronin, die wenig Umſtände zu machen pflegte, begrüßte die Ankommenden flüchtig und kurz und ließ ſich in ihrem Geſpräche nicht ſtören, das ſie leiſe und auf Deutſch mit Friederike führte.

Woltmann ſtand ſeitwärts und mußte von dem einen Engländer ſich die Begeiſterung ſchildern laſſen, die ihm der Beſuch der Stanzen ſtets errege, allein er hörte nichts davon, ſondern hing mit ſeinen Gedanken an der Unterhaltung der beiden Damen auf dem Divan, von der er jedoch kein Wort vernahm.

Die beiden jungen Römer, welche ſoeben den Corſo verlaſſen hatten, erzählten in abgebrochenen Sätzen, in allgemeiner Haltung, von einigen fremden Equipagen, die man heute zum erſten Male dort geſehen, während der Kardinal und der Ruſſe ihren Scharfſinn aufboten, eine Partie Schach zu Ende zu bringen, die ſie converſationell gegen einander führten. Sie theilten ſich nämlich blos die Züge mündlich mit, die ſie aus neuerſchienenen Werken kannten.

Man konnte demnach die Unterhaltung weder bewegt, noch anziehend nennen, allein der Hauptgrund davon mochte wol nur in dem leiſen Geſpräche zu ſuchen ſein, welches die Hauptperſon von den Uebrigen abzog.

„So dürfte denn keine Ausnahme ſtattfinden?“ fragte endlich Friederike mit einer leiſen Hebung der Stimme, die einen unterdrückten Seufzer zu verbergen ſuchte.

„Keine,“ erwiderte die Baronin mit ernſter Strenge. „Alle ſind Egoiſten oder Betrüger; ſie heucheln nur, wenn ſie uns von Liebe ſprechen, nicht Einer iſt unter ihnen, der nicht bereitwillig die feierlichſten Verſprechungen um irgend eines Vortheils willen brechen würde und wäre es nur um des Vergnügens der Abwechſelung. Sie treten die heiligſten Gefühle in den Staub und ſind geneigt, ihr boshaftes Spiel jeden Augenblick mit der unerhörteſten Frechheit zu wiederholen . . .“

„Und Sie ſelbſt, beſte Freundin, machten dieſe ſchreckliche Erfahrung?“

„Ich ſelbſt, mein Kind! ich ſelbſt.“

Friederike ſeufzte hörbar.

„Ja, ich hatte jene ſchönen Illuſionen, wie Sie,“ nahm die ältere Freundin wieder das Wort, „ich glaubte an Liebe, an Tugend — aber ich wurde das Opfer. Ich war bethört und mußte es theuer büßen. — Schöne Jahre meines Lebens ſind dahin unter gräßlichen Entbehrungen, unter Thränen, die mir die Erniedrigung auspreßte, die ich von einem jener Unwürdigen zu erdulden hatte. Folgen Sie mir und Sie werden glücklicher ſein als ich!“

Friederike antwortete nicht; auch die Baronin ſchwieg. Die Herren näherten ſich, nur der deutſche Maler blieb noch in einiger Entfernung. Da hauchte Friederike ſchnell, wie von einem innern, unausſprechlichen Gefühle getrieben und mit einem unverkennbaren Blick auf den Fernſtehenden die Worte:

„Ach, ich weiß nicht — aber es iſt vielleicht ein größeres Glück — enttäuſcht zu werden, als nie getäuſcht worden zu ſein.“

Die Baronin warf nur noch einen bedeutenden Blick auf das Mädchen, dann, ohne ihr etwas zu entgegnen, beantwortete ſie mit der gleichgültigſten Miene von der Welt eine Frage, die jetzt der deutſche Diplomat in italieniſcher Sprache an ſie richtete. Das Siegel des geheimnißvollen Zwiegeſprächs war hiermit gelöſt; das weiche, melodiſche Idiom des Landes wallte jetzt frei in der Geſellſchaft; die Unterhaltung ward allgemein. Allein die beiden Damen waren deſto einſylbiger geworden. Waren ſie früher, wenn gleich nur leiſe ſprechend, feurig und belebt, ſo ſchien nichts von Allem, was zur Sprache gebracht wurde, auch nur das kleinſte Intereſſe in ihnen zu erregen. Die Baronin ſchien ſchroffer als je. Faſt zeigte ſich jene Verachtung in Haltung und Ausdruck, die ſie ſo tief durchdrungen hatte; ihre Umgebung wurde verlegen.

„Coſa rara!“ ſagte der Kardinal kopfſchüttelnd für ſich, als er in den Wagen ſtieg.

„Coſa rara!“ ſagten die Römer, als ſie die Treppe hinuntergingen.

„So frei, ſo ſchön und ſo kalt!“ ſprach der Engländer zum Ruſſen. „Die Italiener haben recht, dies una Coſa rara zu nennen.“

Friederike war noch in dem Salon der Baronin zurückgeblieben, nachdem ſich alle Uebrigen entfernt hatten. Es peinigte ſie, daß das frühere Geſpräch unterbrochen worden war, ſie fühlte den Drang, das Thema endlich einmal erſchöpfen zu müſſen; ſo ſehr auch eine unerklärliche Angſt ſie drückte, ſo wollte ſie doch nach Beweiſen forſchen. Nur dieſe ſollten ſie überzeugen. Das arme, unerfahrene Kind konnte ſich natürlich keine Vorſtellung von der Gefahr machen, die bei ſolchen Verſuchen obſchwebte.

Noch hatte ſie ihren Wunſch nicht äußern können, da ihr innerer Kampf ſie daran verhinderte, als die Baronin ihr entgegenkommend, den Faden aufnahm, gleich als ob eine Aeußerung, die Friederiken vorhin wie unwillkürlich entſchlüpft war, ſoeben erſt von der beſorgten Freundin vernommen worden wäre. Dieſe Anknüpfungsweiſe hatte um ſo mehr Ueberraſchendes und deutete darauf hin, wie wichtig die Baronin ſelbſt die ganze Angelegenheit nahm.

„Was ſagten Sie da, Liebchen?“ fragte alſo die Baronin heftig, als ob die Aeußerung Friederikens: „es ſei vielleicht beſſer, enttäuſcht zu werden, als nie getäuſcht worden zu ſein,“ noch in ihrem Innern widerklinge. — „Wie unüberlegt ſprachen Sie doch! Ich ſehe wohl, daß Sie meinen Worten nicht glauben wollen und daß auch Sie nur die Erfahrung weiſe machen muß. Ja, wenn die Erfahrung in dieſen Dingen uns nur nicht ſtets unſer wärmſtes Herzblut koſtete.“

Sie dachte eine Weile nach, dann fuhr ſie fort:

„Halt, ich habe da einen Einfall! Um Ihnen angenehm zu ſein, ſüßes Kind, will ich in Ihrem Beiſein einige Experimente verſuchen, die Sie von dem Charakter der Männer überführen ſollen. Um Ihretwillen werde ich mir eine unausſtehliche Folter auferlegen. Ich will acht Tage hindurch die Kokette ſpielen. Mein Salon ſoll ein anderes Anſehen erhalten. Sie wiſſen, wie zahlreich er beſucht wird und wie verſchieden die Menſchen ſind, die ich bei mir ſehe. Nun gut! Der Kardinal und die Gelehrten, die ihrer Sitte wegen in der größten Achtung ſtehen und deren Philoſophie zu erhaben ſcheint, um vor ſolchen frivolen Anfechtungen die Segel zu ſtreichen; junge Ehemänner, die noch die Süßigkeiten der Flitterwochen genießen; getreue Liebhaber, die geſchworen haben, ihr Leben für ihre Flamme zu laſſen; blaſirte Touriſten, die ihre Unempfindlichkeit nnd Gleichgültigkeit in Worten zur Schau tragen; alles Dies werde ich beſiegen; ſie ſollen vor mir auf den Knien liegen, und Sie, mein Kind, werden ſehen, wie dieſe Leute, die ich bis jetzt nur durch meine Strenge in Reſpect zu halten wußte, plötzlich ausarten werden, um ſich den feſſelloſeſten Extravaganzen zu überlaſſen."

Friederike war im höchſten Grade überraſcht. Sie blickte mit einer Art von ſeltſamer Scheu auf ihre Freundin, die in dieſem Momente, im Gefühle ihrer Macht und beſeelt von ihrem Vorhaben, noch einmal ſo ſchön war. Das junge Mädchen war gefeſſelt und geblendet und je mehr ſie ihre Freundin betrachtete, deſto ſicherer glaubte ſie auch an ihren bevorſtehenden Sieg. Sie ſchwieg lange; endlich kam ihr der Gedanke an Woltmann. Auch der? fragte ſie ſich in ihrem Innern. Eine unerklärliche Haſt trieb ſie; ſie bat die Baronin, ihre Experimente nicht aufzuſchieben.

„Wolan," ſprach die ſchöne Frau, „ſo ſei's denn! Ich will meine Menagerie aus dem Käfig laſſen und den Thieren die Maulkörbe abnehmen. Morgen Abend ſchon ſollen Sie die Wirkung mit Nutzen beobachten können."

Friederike verließ ihre Freundin in großer Bewegung. Sie vermochte dieſe Nacht kein Auge zuzuthun.

„Wird auch er in die Falle gehen?" dachte ſie.

„O, wenn ich ihm ein Zeichen geben könnte. Iſt es beſſer getäuſcht, als niemals enttäuſcht zu werden, ſo wünſche ich, daß die Täuſchung noch einige Tage dauerte. Ach, ſie hat ja kaum begonnen! und was gewinne ich damit?"

Sie war jetzt nahe daran, die Baronin zu bitten, ihre Experimente zu unterlaſſen.

* * *

Am folgenden Abende zeigte der Salon der Baronin einen vollkommen veränderten Anblick. Die Geſellſchaft war zahlreich. Woltmann fehlte. Friederike hatte nicht den Muth, dem Himmel dafür zu danken. War das Schickſal ſo gütig, ihre Täuſchung länger währen zu laſſen? So hätte auch er dann die Probe nicht beſtanden? Aber er kam nicht. Er hatte ein Bild zu vollenden, das eine reiſende Familie, ſehr reich an Kunſtſinn, noch reicher an Gold, bei ihm beſtellt hatte und nach ihrem Vaterlande mitnehmen wollte.

Die Baronin, die ſonſt ſich wenig mit Dem abgab, was man in Deutſchland den Empfang der Gäſte benennt, war an dieſem Abende die Zuvorkommenheit ſelbſt und ging faſt jedem der Eintretenden mit der freundlichſten Miene entgegen. So trieb ſie es in allen Stücken, die ſich auf die Pflichten der Frau vom Hauſe bezogen. Während ſie ſonſt das Anſehen einer Königin hatte, welche die Huldigungen ihrer Unterthanen empfängt, ſo war ſie heute faſt die höfliche Dienerin Aller, die ſie mit ihrer Gegenwart beglückten. Hier war es ein graziöſes Lächeln, dem eine Bedeutung leicht zu finden war, dort ein leichter Druck der Hand, wie in holder Selbſtvergeſſenheit geſpendet; dann gab eine leichte Fußberührung die Veranlaſſung zu einem Blicke, der wie von ungefähr einem andern begegnete und augenblickliche Verwirrung anrichtete. Dieſe Zaubereien wurden mit ſolcher Kunſt und Geſchicklichkeit in Wirkung geſetzt, daß Friederike mit einer Miſchung von Luſt und Bangigkeit eine Umwandlung bei allen Anweſenden bemerkte, deren Aeußerungen bald laut zu werden anfingen.

Eine kleine Stunde und die Phyſiognomie des Saales war ganz verändert.

Unſere wohlbekannten Mitglieder des kleinen Comités, die uns zuerſt in die Augen fallen, ſind kaum wieder zu erkennen. Das bleiche, ehrbar bemeſſene Antlitz Seiner Eminenz ſchien mit der Glut ihrer Kopfbedeckung wetteifern zu wollen, während die formelle Bemeſſenheit in Haltung und Benehmen einer echt italieniſchen Lebhaftigkeit gewichen war.

Der deutſche Diplomat nahm in jeder Minute drei bis vier Priſen und verſtreute dabei eine Unmaſſe Tabak auf dem Teppich, während er wie ein Staarmatz dazu plauderte; der Ruſſe war einmal ganz Seele; er ſprach nämlich in einem fort von ſeinen Seelen, die er als Eigenthum beſaß, um ſeinen unciviliſirten Reichthum im vollen Glanze leuchten zu laſſen. Der blonde Engländer, der immer ein ſehr nüchternes Ausſehen hatte, ſchien aus den Wolken gefallen zu ſein. Er riß die großen matten Augen noch weiter auf und drängte ſich ſo nahe als möglich zur Beſchauung des Wunders, das ſich vor ihm entfaltete.

Und Alles erregte die wohlberechnete Koketterie eines ſchönen Weibes! Jeder glänzte in unbeſchreiblicher Wonne; Jeder wähnte ſich glücklich, ohne ſeinen Nachbar zu bemerken. Welche tolle Wirkung durch ſo einfache Mittel! Die meiſten dieſer Herren waren, ohne es zu wiſſen, ſehr lächerlich geworden; ſie ſchmeichelten ſich mit dem Gedanken, ein Weſen zu beſitzen, wie dieſe Frau, dieſe ſchöne, reiche, gebildete Frau, dieſen Schatz von unberechenbarem Werthe, dieſe Coſa rara in der vollſten Bedeutung des Wortes,

Friederikens Gefühle wechſelten mit jedem Augenblicke. Bald wünſchte ſie, daß Woltmann kommen möchte; dann bebte ſie wieder bei dem Gedanken, daß er kommen könne. Sollte er wol mehr Beſonnenheit als die Uebrigen bei dieſen ſo unſchuldig ſcheinenden Angriffen zeigen? O, die Schwachheit der Männer!

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich. Jeder ſuchte noch vor dem Fortgehen irgend ein Zeichen zu erhaſchen, das er ſich günſtig deuten konnte, um daran den Reſt der herrlichen Nacht zu ſchwelgen, und einem Jeden wurde es zu Theil. Als die Herren die Treppe herabſtiegen, hatten ſie ſich wenig mitzutheilen, aber die Aelteren murmelten Allerlei vor ſich hin, während die Jüngeren den Himmel des Entzückens ſtill in ſich verſchloſſen. Bei den Murmelnden konnte man die Worte „Coſa rara“ wieder recht gut verſtehen. Und hatten ſie nicht wieder recht? War dies Benehmen nicht ein höchſt ſeltenes? Dieſe freie, reiche, unabhängige Frau, die ihr tiefes Gefühl, ihr den Freuden der Welt nicht abgeſtorbenes Herz ſo lange unter Strenge und Enthaltſamkeit, Entſagung und Ernſt gefangen hielt? Wahrlich, das war eine Coſa rara.

Nachdem Alice fort war und die beiden Freundinnen ſich allein ſahen, blickte die Baronin mit einem wahrhaft höhniſchen Lächeln Friederike an. Es ſtand ihren feinen Zügen nicht gut.

„Nun, Liebchen,“ ſagte ſie und ihr Männerhaß gab ſich in verdoppelten Athemzügen kund, den die ſtarke innere Bewegung hervorbrachte. „Liebchen, was ſagen Sie nun? Bemerkten Sie wol eine kleine Veränderung in dem Tone und dem Benehmen meiner Beſucher?“

„Ich habe einſehen gelernt,“ erwiderte das Fräulein mit ausweichender Schmeichelei, „daß Niemand im Stande iſt, Ihren reizenden Verführungskünſten zu widerſtehen. Sie ſind eine Zauberin.“

„Was ſprechen Sie da von Verführungskünſten!“ rief etwas unwillig die Baronin. „Habe ich denn wol mehr als die gewöhnlichſte Koketterie angewandt? Und wie liefen ſie in dieſe ganz gemeine Schlinge! Welche Erbärmlichkeit! Sahen Sie ſie kriechen um meinen Thron? Den plumpen, geſchwätzigen Deutſchen, wie er ſich reckte und dann wieder zuſammenzog, gleich einem Regenwurm, und dabei ziſchte, wie eine Schlange; pfui! Dann den ungeleckten Bär des Nordens mit ſeinem einfältigen Stolze und dem brutalen Aufſchneiden, um mir den Appetit nach ſeiner liebenswürdigen Perſon zu erhöhen; endlich den ſtupiden Engländer, welcher glaubt, daß Frauengunſt eben ſo leicht zu erklimmen ſei, als die Kuppel der Peterskirche, und zum Schluſſe Seine Eminenz, der ſo roth wurde wie ſeine Calotte und in deſſen Seele hinein ich nun erröthen möchte, wenn ich ihn nicht wie Alle verachtete. Ich bin müde, ſie noch aufzuzählen, die ſich untereinander hervorthaten, meinem Seſſel zu nahen, mein Kleid zu berühren oder den Duft meiner Handſchuhe einzuziehen. O, die Tartüffes! Die

Hölle ſelbſt hat ihnen die Larve abgezogen. Und Sie könnten glauben, daß ich nach dieſen Erfahrungen den Prätenſionen ſolcher Affen mich hingeben ſollte? Mein Herz bebt vor Stolz und Abſcheu, wenn ich mir nur denke, daß es dem Hirne eines ſolchen Thieres einfallen könnte, nach meinem Beſitze zu ſtreben. Der hatte keine Zähne mehr, Jener trug eine Perrücke, Der hinkt, Jener iſt ſchief, Alle ſind ſie alt oder häßlich, plump oder verliebt und doch verließ mich heute nicht Einer, der nicht daran glaubte, er würde mich in kurzem erobert haben. Nicht Einer, der nicht willfährig ſeinen Gott, ſein Vaterland, ſeine Familie, ſeine Studien aufgegeben hätte, um nur eine armſelige Stunde meine ganze Liebe zu beſitzen. Die Elenden! Das ſind Männer! Aber laſſen Sie uns dieſes Sieges wegen nicht ſtolz werden; auch eine Andere, von weit ſchwächeren Gaben als ich, würde eben ſo Großes bewirkt haben!“

Die Baronin ging offenbar zu weit; ſie war in einer ſo mächtigen Aufregung, die unmöglich der Augenblick in ihr hervorgerufen haben konnte. Sie dachte wahrſcheinlich an frühere Verhältniſſe, an die Treuloſigkeit ihres Gatten. Dies zu ihrer Entſchuldigung.

„Der Zauber lag in der Ueberraſchung — im Ueberfall“ — wollte Friederike bemerken. „Sie werden wol bald zur Vernunft zurückkehren“ — ſagte ſie.

„Zur Vernunft zurückkehren! O, über die liebe Unbefangenheit!“ rief die Baronin aus. „Ich wette vielmehr, daß in einigen Tagen mein Hôtel einem Narrenhauſe auf ein Haar gleichen wird. Sie werden ſich wie fanatiſche Derwiſche geberden. Nachts werden die rührendſten Serenaden unter meinem Fenſter erklingen; am Tage werde ich parfümirte Billete erhalten — Sie ſollen ſie alle zu Papillotten haben, Friederike!“

„Ja, ich bitte, ſie mir zu geben, ich bin recht neugierig, ſie zu leſen," ſprach das Mädchen.

Der Abend war bereits vorgerückt und die Freundinnen trennten ſich.

So ging's denn die ganze Woche fort, vollkommen, wie es die Baronin vorausgeſagt hatte. Die armen Männer kamen immer mehr aus dem Gleichgewicht und wurden der Spielball der boshafteſten Laune. Der Kardinal würde der Verführerin zu Liebe ſie zum Tanze aufgefordert haben; der Deutſche hätte ſeine zu Papier gebrachten diplomatiſchen Erfahrungen, die er einſt herauszugeben gedachte, in den Tiber geworfen; der Ruſſe würde ſeinen Leibeigenen die Freiheit geſchenkt haben. Es war die umgekehrte Welt und dies Alles durch den Willen einer koketten Frau.

Nur Woltmann machte eine Ausnahme. Auch er war bei einigen dieſer Abendgeſellſchaften zugegen, in denen die Baronin ihre gefährlichſten Minen legte; allein der junge deutſche Künſtler blieb unempfindlich. Er bemerkte es nicht, denn er hatte nur Augen für Friederike, deren Glück überſchwenglich war. Sie hatte das Bewußtſein, daß er ſie wahrhaft liebe.

* * *

Acht Tage waren bereits verfloſſen, als eines Morgens Friederike ſich zu ihrer gefährlichen Freundin begab, um von ihr, dem Verſprechen zufolge, die Mittheilung der Liebesbriefchen zu erhalten. Die Baronin zeigte ihr etwa zwei Dutzend von verſchiedener Größe und Farbe, die auf ihrer Toilette lagen. Kein einziges davon war erbrochen und Friederike machte ſich nun mit großer Neugierde darüber her, ihren Inhalt kennen zu lernen. Vor Allem ſah ſie aber nach der Unterſchrift und als ſie ſeinen Namen unter keinem fand, fühlte ſie ihr Herz erhoben und erleichtert.

„Beſte Baronin," rief ſie freudig, „ein Juwel fehlt Ihrer Krone — Weltmann zieht nicht an Ihrem Siegeswagen —"

„Weltmann?" wiederholte langſam die Freundin: „Weltmann — ein Juwel? Immerhin! Doch Weltmann iſt mein wahrer Freund — ich ſchätze ihn — ihn wollte ich nicht bei dieſem Spiele compromittiren. Mit dem jungen Menſchen war ich nicht kokett. Mein Betragen gegen ihn blieb unverändert und er merkte nicht das Geringſte."

Dies gefiel Friederike nicht; ſie ward nachdenkend und ſagte leiſe, wie für ſich:

„Ihn hat ſie nicht auf die Probe ſtellen wollen und gerade ihn wollte ich kennen lernen — ſein Herz nämlich."

Die Baronin heftete einen ſtechenden Blick auf ihre junge Freundin.

„Du liebſt ihn alſo, armes Mädchen?" ſprach ſie gezogen.

Friederike warf ſich ſtatt aller Antwort an die Bruſt ihrer Freundin.

„Unglückliche Thörin," ſprach dieſe, indem ſie einen herzlichen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte. „Weltmann iſt wie die Andern auch — es iſt, als ob ich ihn ſchon auf die Probe geſtellt hätte."

„Thun Sie es, ich flehe darum," rief Friederike; „es iſt ein Dienſt, den ich von Ihnen erheiſche."

„Sie werden ihn mir nicht danken, armes Kind," ſagte mit großem Ernſte die Baronin. „Es kann nur unſer Verhältniß darunter leiden. Gelingt mir der Verſuch, ſo werden Sie mich haſſen, gelingt er nicht, ſo werden Sie mich verachten."

„Was für Gedanken machen Sie ſich, theure Baronin!" ſagte Friederike von Ungeduld getrieben.

„Ich kenne die Herzen der Männer, aber ebenſo die Herzen der Frauen," fuhr die Baronin in ihrer ernſten Haltung fort. „Diejenige Perſon, die unſere Illuſionen zerſtört und die Irrthümer aufklärt, die uns lange befangen hielten, ſehen wir gewöhnlich aus dem falſchen Geſichtspunkte an; wir halten ſie für unſern Feind."

„Und wenn ich Ihnen geſtehe, daß das Glück meines Daſeins davon abhängt — werden Sie mir meine Bitte dennoch verweigern?" rief Friederike in großer Unruhe.

„Dann — nicht mehr," ſagte die Baronin nicht ohne Rührung, und ſie küſſend ſetzte ſie mit Innigkeit hinzu: „Denn ich liebe Sie, wie meine Tochter."

„Noch eine Bitte — ich wünſchte als unſichtbarer — " ſie wagte nicht auszuſprechen.

„Sie ſollen unſere Unterredung vom Anfang bis zum Ende anhören. Verbergen Sie ſich in eine der großen Fenſterniſchen meines Kabinets; die ſeidenen Vorhänge verdecken Sie vollkommen."

„Und ſchon morgen?"

„Morgen, mein Kind!"

* * *

Es iſt etwas Eigenes um einen jugendlichen Künſtlercharakter. Woltmann glaubte Friederike zu lieben, allein die unüberſteigliche Wand, die von den Verhältniſſen zwiſchen Beiden gezogen wurde, brachte oft in ihm einen Kampf zuwege, den er nicht durchzukämpfen die Kraft hatte. Er fürchtete immer ſeinen Untergang am Ende deſſelben zu treffen und dies ſchreckte ihn ab. Er zog ſich willig zurück, noch ehe er ſeine Hülfsmittel erſchöpft hatte. Eine reiche Gräfin und ein armer Künſtler! Welch einen traurigen Roman hätte das wol abgegeben! Trotz dieſer Einwürfe, die der beſonnene Verſtand den warmen Gefühlen der jungen Künſtlerbruſt machte, kehrte in ruhigen, einſamen Stunden der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung fürs Leben immer mit erneuerter Stärke wieder. Er klagte ſich deshalb im Stillen an — er mußte ſich dann losreißen und allen Träumen entſagen. Er wollte Zerſtreuung. Rom iſt ſo reich an Schönheiten; der ſtets rege und wache Sinn des Malers darf nicht verlegen ſein, im reichſten Anſchauen derſelben zu ſchwelgen. Das iſt es auch, was dem Leben in der ewigen Stadt den ſo zarten, eigenthümlichen Reiz verleiht, den kein anderer aufzuwiegen vermag. Woltmann näherte ſich einigen Römerinnen, die in vollſter Jugend und Schönheit prangten. Sie feſſelten ihn — aber Friederikens Bild blieb fort und fort mächtig in ihm — und ließ keine ernſte Neigung aufkommen. Dies gab einer gewiſſen Unentſchloſſenheit Nahrung, die einen Zug ſeines Charakters ausmachte. Er liebte es, die Dinge an ſich kommen zu laſſen. Ein ſtarker, äußerer Anſtoß that ihm noth; irgend ein unvorhergeſehener, befremdlicher Zufall konnte ihn ſich ſelbſt wiedergeben. Dies ſah er ein, dies wünſchte er; die Leiden des Herzens konnten nur ſo ihr Ende finden. Den Kranken erleichtert ja jede Veränderung ſeiner Lage.

Unter einem nichtsſagenden Vorwande war die Einladung der Baronin an Woltmann erfolgt. Sie erwartete ihn in ihrem Boudoir. Dieſes kleine Gemach der Damen hat ſtets etwas Geheimnißvolles, Trauliches. Bei dieſer Gelegenheit war das Boudoir der Baronin von einem eigenen Zauber durchweht. Die ſchweren, rothen Vorhänge der Fenſter waren zugezogen und verbreiteten das wollüſtigſte Halbdunkel, das ſich denken läßt, in dem die vielen, zierlichen und kunſtvollen darin aufgehäuften Gegenſtände in unbeſtimmten Umriſſen verſchwammen. Die geſcheiteſten Leute, und wenn ſie ſelbſt gute Bekannte wären, können eine Unterhaltung auf deutſchem Grund und Boden, das heißt in deutſcher Sprache, nicht anders als mit gewiſſen banalen Formalitäten beginnen. Dies war auch hier der Fall; allein als dieſer Eingang vorüber war, ſtockte das Geſpräch und die Baronin blickte nach dem Maler hin, ſo verlegen und halb zerſtreut, als ob ſie Etwas auf dem Herzen habe, deſſen ſie ſich nicht entledigen könnte. Dieſe maskirte Koketterie machte auf den jungen Menſchen keinen Eindruck und die Baronin empfand jetzt das Bizarre ihres Vorhabens und ſchämte ſich faſt der Rolle, die ſie übernommen hatte. Ihre gewöhnliche Koketterie war eine durchaus unbefangene; jener angeborne Hang, zu gefallen, der ſelbſt den naivſten Gemüthern eigenthümlich iſt; ihre jetzige Stellung, einem jungen Menſchen gegenüber, den ſie ſchätzte, erfüllte ſie daher mit einer Art von Entrüſtung gegen ſich ſelbſt. Sie mußte ſich's recht lebhaft ins Gedächtniß rufen, daß Der, welcher neben ihr ſaß, es nie bemerkt zu haben ſchien, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit ſie ſchmückte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen war, ihr eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit zu erzeigen, daß er nie den Wunſch gehegt, eine Gunſtbezeigung von ihr zu erhalten; dies erregte die ſtolze Eitelkeit des Weibes in ihr, ihre kalte Beſonnenheit kehrte wieder und ſie beſchloß den Angriff unbarmherzig zu wagen. Ueberdies war Friederike hinter dem Vorhang verborgen, das Spiel ſollte im Ernſte gelten, die Eigenliebe der Baronin war dabei engagirt.

Da wandte ſich das anmuthvolle Weib mit einem ſchmachtenden Blick zu dem Künſtler und mit einer Stimme, in der ein Ton des zärtlichſten, ſchmeichelhafteſten Vorwurfs widerhallte, ſprach ſie:

„Warum kommen Sie nur immer Abends, lieber Freund? Sie wiſſen ja, daß ich für Sie auch am Morgen zu ſprechen bin. Abends iſt mein Salon der Tummelplatz von Leuten aus allen Ländern der Welt .... Vermeiden Sie es abſichtlich, mir allein gegenüber zu ſein? Bin ich ſo, daß man ſich vor mir fürchtet?“

Eine allerliebſte Grimaſſe folgte auf dieſe Worte.

„Mich fürchten?“ wiederholte der junge Menſch ſchmeichelnd .... „Doch — vielleicht. Ein Künſtler verzweifelt vor dem Meiſterſtücke der Schöpfung ... es iſt beſſer, es nicht zu betrachten, als ſich durch den Anblick ganz entmuthigen zu laſſen ....“

„Schmeichler! Ich habe keine Galanterie verlangt,“ ſagte die Baronin, „ſie nimmt ſich in Ihrem Munde nicht gut aus.“

Dabei blickte die Frau wieder ſo beſtrickend nach Woltmann, daß dieſer verwirrt und überraſcht ſchien. Er hatte wirklich bei den Worten an keine beſondere Beziehung gedacht, ſondern nur etwas Artiges ſagen wollen. Eine Pauſe trat jetzt ein — allein ſie war beredt genug. Die Baronin hatte die Blicke geſenkt; ihr Buſen wallte leicht, mit einer ſo züchtigen Anmuth, die zum Entzücken hinriß.

Woltmann war indeß kälterer Natur und beobachtete die Schöne mit großer Bedachtſamkeit. Sie ergriff ſeine Hand.

„Ich muß Ihnen wol recht ſonderbar heute vorkommen,“ ſagte ſie ... „und um Sie aufzuklären, muß ich mich zu einem kurzen Geſtändniſſe entſchließen. Hören Sie denn alſo. Ich bin müde dieſes gemachten Weſens, dieſer künſtlichen Exiſtenz, die die moderne Geſellſchaft mir hier bereitet;

mein Herz ſehnt ſich nach Leben, nach Mitgefühl. Ich komme mir hier wie eine Schauſpielerin vor, die eine Gaſtrolle gibt, aber nur eine Gaſtrolle zum Vortheil der Andern; ich habe nun endlich genug daran! Wie glücklich ſind wir Frauen, wenn wir einen wahrhaften Freund beſitzen, einen Freund, in deſſen Buſen wir unſere Klagen über die Kümmerniſſe dieſer Welt ergießen können, über die Leiden, die ſie ſpendet, ohne ſie zu begreifen.“

Hier zog die Baronin ihre Hand mit einem leichten Drucke aus Woltmann's Hand, der ſie unbewußt ergriffen hatte; dann fuhr ſie damit über ihre Augen, als ob ſie eine Thräne daraus wiſchen wollte. Die berechendſte, geübteſte Kokette würde dieſes ſchlagende Manoeuver nicht geſchickter ausgeführt haben. Als ſie die Hand von den Augen entfernte, hatte eine lebhafte Röthe ihre Wangen überflogen. Dies war die Röthe der Scham über die Rolle, die ſie hier ſpielte; allein der Maler gab ihr eine andere Deutung. Er nahm ſie für den Abglanz einer himmliſchen Schamhaftigkeit. Seine Kälte wich nach und nach; obſchon er dieſem unerwarteten Entgegenkommen nicht entſprechen wollte, ſo fühlte er doch, ein heftigeres Pulſiren in ſeinen Adern; die Nähe der eleganten, jungen Frau mußte dieſe Wirkung auf den Unverdorbenen ausüben.

„Ja, das entſetzlichſte Ennui laſtet mit bleiernem Gefieder auf mir — hier hatte ihr Ton eine Innigkeit, die keine Verſtellung war, denn ſie ſprach aus der Fülle ihres Herzens — ich verſchmachte unter dieſem Einfluſſe. Ohne Wunſch, ohne Band, das mich an die Erde knüpft; mein Herz wird bald ausgeſchlagen haben . . . . Ich flehe zum Himmel um ein neues Gefühl, das mich erfüllt, das mir auch zu denken gibt . . . ich will ein feſtes Ziel für meine Träumereien. Nein — ich bin noch zu jung, um jeder Hoffnung auf Lebensglück zu entſagen."

Woltmann beugte ſich nach ihrem Sitze.

„Für die Jugend blüht der Liebe Glück," ſagte er. „So lange man jung iſt, kann dies Gefühl nie erſterben; es verjüngt ſich ſtets und es grünt auf's neue im Menſchenherzen, wie der Frühling in der Natur. Alle Blüten, aller Wohlduft erſtehen auf's neue!"

Er ergriff die Hand der Baronin mit inniger Wärme.

„Wie glücklich wäre Der," ſetzte er hinzu, „der ſo viel leuchtende Glut in ſich trüge, um alle trüben Wolken, die Sie umgeben, zu durchdringen und zu erhellen; um den düſteren Dunſtkreis der Gleichgültigkeit zu zerſtören und Ihr Leben wieder mit Schönheit und Licht zu verklären. Ach, warum bin ich das nicht im Stande! Doch, wenn Sie dem geringſten Stern, den Sie in Ihre Zaubernähe zu ziehen wußten, Vertrauen ſchenkten, ſo würde Ihr Schickſal ſich vielleicht freundlicher geſtalten. Ja, glauben Sie mir, wenn ich einigen Werth beſitze, ſo erhält er erſt in vertrauten Verhältniſſen ſeine Geltung; die große Geſellſchaft entkräftet meine Mittel; meine Blödigkeit iſt mir überall im Wege. Würde es mir vergönnt ſein, mit Ihnen allein, unbelauſcht von Zeugen, in den geheimnißvollen Wundern der Kunſt zu ſchwelgen, Ihnen Rafael's und Michel Angelo's Schönheit zu zeigen, die göttlichen Sammlungen Roms an Ihrer Seite zu durchſtreifen, mit Ihnen die ewigen Meiſterwerke der großen Dichter zu leſen, vielleicht würde ich ſchwacher Sterblicher die mir inwohnende Poeſie auch auf Sie verbreiten, die Saiten der Begeiſterung in Ihrer Bruſt miterbeben laſſen und Sie ſo der Lethargie entreißen, die Sie jetzt unglücklich macht."

Der Ausdruck, womit unſer Maler dieſe Worte ſagte, ergriff auch die Baronin ein wenig; die ſchweren ſeidenen Vorhänge rauſchten leiſe, wie vom Winde bewegt.

„Ich mit Ihnen die Dichter dieſes Landes leſen?“ ſagte die Dame mit einem reizenden Lächeln, „etwa den ſchwärmeriſchen Petrark, oder den üppigen Arioſt? Wo denken Sie hin? Das wäre in der That zu gefährlich.“

Indem ſie ſo ſprach, beugte ſie ſich anmuthig zu dem jungen Menſchen; ihr ſchöner Nacken war entblößt, eben ſo die Schultern. Woltmann fühlte ſich von einem Schwindel ergriffen. Statt auf jene Zweifel zu antworten, berührte der Mund des Jünglings das Elfenbein des Halſes, der ihm faſt wie zum Küſſen dargeboten wurde.

Dieſe etwas zu kühne Berührung ſcheuchte die Dame aus ihrer Vergeſſenheit auf; ſie nahm ihre gewöhnliche ſtrenge Miene an und rückte ſich ſchnell von dem jungen Menſchen, dem ſie faſt die Beſinnnung geraubt hatte.

Mit einer exaltirten Bewegung ſprang er auf und, die Worte vor ſich hinmurmelnd, ſtürzte er wie aufgelöſt zu ihren Füßen: „Vergebung — Sie haben mich berauſcht!“

In dieſem Augenblicke vernahm man ein leiſes Ach! und ein fallender Körper machte ſich hinter dem Fenſtervorhang bemerkbar. Woltmann ſprang entſetzt in die Höhe und ſtarrte nach der Seite, wo er den Seufzer vernommen hatte — und als ob ihm ein geheimnißvoller Zug des Herzens die Nähe der Geliebten verriethe, fragte er mit feſtem Tone: Was das bedeuten ſolle.

„Ich hörte nichts,“ ſagte die Baronin in ſichtbarer Verlegenheit, die ſie vergebens zu verbergen bemüht war.

Aber die Vorhänge wurden am unteren Ende wie von der krampfhaft geſchloſſenen Hand eines am Boden Liegenden zuſammengehalten.

„Wir wurden belauſcht,“ rief Woltmann, „wer iſt da?“

Und mit einem Sprunge war er nach den Vorhängen und riß ſie auseinander. Da lag Friederike, die plötzlich wieder zu ſich gekommen war, wie flehend auf den Knien; als ſie ihn aber erblickte, ſchlug ſie, wieder beſinnungslos, auf den Boden nieder. Er hob ſie auf und trug ſie zum Divan, dann nahm er der Baronin ein Riechfläſchchen aus der Hand, um mit deſſen Inhalt die Ohnmächtige zu beleben. Die Baronin half ihm dabei; aber Beide wechſelten keine Sylbe.

Friederike erholte ſich nach und nach, ſie ſchlug die Augen auf und, Woltmann erblickend, wehrte ſie ihn mit einer leiſen Bewegung ab, in der ſich jedoch der vollkommenſte Abſcheu kundgab. Der Baronin hatte ſich eine mächtige Verwirrung bemeiſtert.

Woltmann wußte jetzt Alles.

„Ach — auch Er! Alle gleich!“ hauchte leiſe Friederike. „O mein Gott!“

Woltmann hatte von der Verwandlung im Benehmen der Baronin ſchon ſprechen gehört. La Coſa rara war in Aller Munde. Wurde ſie früher nicht ohne Grund ſo genannt, ſo ward ſie es jetzt mit noch größerem Rechte. Eine reiche, ſchöne, gebildete, unabhängige Dame, voll Ernſt, Strenge, Sprödigkeit, mußte den ſinnlich frohen Italienern Coſa rara ſein; allein eine ſo plötzliche Verwandlung erſchien als Coſa rariſſima! Woltmann konnte dem Gerüchte nicht glauben; die Menſchen, die eine ſolche Erfahrung an ſich ſelbſt gemacht zu haben vorgaben, waren als fad, eitel oder ſtolz bekannt und er wußte ja, wie leicht ſie ſich in trügeriſchen Hoffnungen wiegten. Nun aber erhielt er Licht mit einem Male. Er ſah, daß hier nach einem großen Plane zu Werke gegangen wurde und daß er ſelbſt zum Opfer deſſelben auserſehen geweſen war. Dies erſchütterte ihn; er haßte jede Unrechtlichkeit, jede Liſt; anfänglich konnte er keine Worte ſeinem Gefühle finden, dann aber trat er der ſchönen Landsmännin feſt entgegen und ſagte mit Stolz:

„Ihre Schönheit iſt eine Falle geweſen — unbefangene, ſorgloſe Herzen, eitle Gecken, fade Tröpfe konnten Ihnen leicht zur Beute werden! Ihre Schuld wiegt ſchwerer als Treubruch oder Meineid, die Sie dadurch zu veranlaſſen vermochten. Ein Rauſch, ein Hingeriſſenwerden läßt ſich entſchuldigen; die kalte Berechnung nur allein iſt verdammenswerth. Die Gewiſſensbiſſe ſühnen den Fehltritt der Herzen, allein nicht vermögen ſie Gefühle wieder zu erheben, die der tödtliche Zweifel mit ſeinem austrocknenden Hauche berührt und durchzogen hat. Sie haben mich von einem Wege abgelenkt, den ich faſt, ohne es zu wiſſen, betreten und der mich vielleicht zum Glücke geleitet hätte — jetzt darf ich nur mit Trauer daran denken. Ich werde ein zurückgezogenes Leben fortan führen, ein Leben der Entſagung; allein ich beneide nicht den Glanz des Ihrigen, das nur der Verſtellung und Heuchelei geweiht iſt —“

Die Baronin bewegte die Hand, gleich einer beleidigten Göttin. Aber Woltmann fuhr in demſelben Tone fort:

„Leben Sie wohl! Meine Vorwürfe ſchneiden mir ſelbſt in die Seele. Ich fühle, daß es mir nicht zukommt, ſie Ihnen zu machen. O, mögen Sie nie bei dem Wagſtücke verlieren, das Sie ſo leichtſinnig eingegangen ſind! Mögen Sie nie die Bitterkeit ſelbſt empfinden, die Sie Andern lächelnd bereiten konnten, jenen armen Herzen, die ſich um ihr Glück durch jenes Wagſtück gebracht ſehen —“

Er konnte nicht weiter ſprechen, weil Rührung ihn übermannt hatte; mit einem Blicke nach Friederike, in dem ſich der tiefſte Schmerz ausdrückte, verließ er das Zimmer. Draußen wurde er plötzlich ruhiger; er hatte das Bewußtſein, daß das Mädchen ihn liebe; allein ob er ihr Herz nicht für ewig verloren hatte, das war's, was ihn bekümmerte.

„Sie ſehen, liebes Kind, beſtätigt, was ich Ihnen vorausſagte," ſprach die Baronin, als ſie mit Friederike ſich wieder allein ſah. „Jetzt iſt er mein Feind, der Einzige von Allen, den ich wahrhaft ſchätzte."

„Ich bin unglücklicher," erwiderte das Mädchen, „Sie verlieren nur einen Freund."

„Wir Beide hatten unrecht," nahm nach einer Pauſe die Baronin das Wort. „Man ſollte nie weder Freundſchaft noch Liebe auf die Probe ſtellen wollen. Dies ſind gar holde Täuſchungen, die man wohlweislich bis ans Lebensende ſich zu erhalten ſuchen muß."

„Alſo Alles doch nur Täuſchung auf Erden? Wo iſt Wahrheit — Wirklichkeit?" rief Friederike aus tiefer Bruſt und indem ſie den ſchönen Kopf auf den Buſen der Baronin langſam ſenkte, ſtrömten ihre Thränen reichlich darauf nieder.

* * *

Während ſich dieſe Intrigue in dem Palazzo bei S. Pantaleone auf ſo betrübliche Weiſe abſpann, war in Rom ein Mann erſchienen, der viel von ſich ſprechen machte und bald die ganze Geſellſchaft in hohem Grade auf die ſeltſamſte Weiſe in Anſpruch nahm. Es war, als wenn dieſen Winter die deutſche Farbe vorherrſchen ſollte. Denn außerdem, daß ſchon La Coſa rara, die deutſche Baronin, das Wunder aller Welt geworden war, kam jetzt noch ein junger Mann aus Neapel, ebenfalls von deutſcher Abkunft, hinzu, dem die Sage eine ganz abſonderliche, geheimnißvolle Kraft anheften wollte. Sie ſollte in der Gabe „des böſen Auges“ beſtehen, dem Alles zum Opfer fiel, was ſein Blick, wenn auch nur vorübergehend, traf.

Wer jemals in Neapel war, kennt dieſen Aberglauben, der tief im unterſten Volke wurzelt und ſich bis zu den Höhen der Geſellſchaft ausdehnt. Geht Einer, der in ſolchem Rufe ſteht, vorüber, ſo reißen die Mütter die Kinder von der Straße und verbergen ſie ängſtlich an ihrem Buſen, oder tragen ſie in das Innere der Häuſer, damit das verhängnißvolle Auge ſie nicht berühre; ſie treiben ihr Vieh, ihre Hausthiere fort, wenn das böſe Auge vorübergeht; ſelbſt lebloſe Sachen entziehen ſie ſchnell dem verderbenden Einfluſſe, wohlüberzeugt, daß Alles demſelben unterliegen müſſe, es ſei lebend oder leblos. Daher werden in allen Läden und auf allen Plätzen in Neapel die kleinen Talismane feil geboten, die den Zauber entkräften können, jene Händchen von Korallen oder Elfenbein, mit den ausgeſtreckten Fingern, die dem Blicke entgegengehälten werden, um ihn von den geliebten Gegenſtänden abzulenken. Faſt jeder Neapolitaner trägt auch dieſen Talisman um den Hals, wie wir unſere Augengläſer. Ohne dieſe Vorkehrung iſt die Wirkung des böſen Auges öffenbar vernichtend. Ein Fahrzeug, auf dem es ſich befindet, läuft Gefahr, bei ruhiger See zu ſtranden; ein Sänger, den es während des Singens betrachtet, kann ſogleich falſch ſingen oder wol gar die Stimme verlieren; ein Luſtre in einem Ballſaal, auf dem es den Blick ruhen läßt, fällt alsbald klirrend zu Boden; geſunde Menſchen erkranken, Kinder fallen nieder, kurz Alles leidet darunter. Nach allen Berichten ſollte der junge deutſche Ankömmling von ſehr einnehmendem Weſen ſein und vor Allem ein ſchönes Auge haben, dem man die geheimnißvolle Eigenſchaft durchaus nicht anſehen konnte.

Das iſt eben das Gefährliche bei der Sache, daß ſie ſich durch nichts verräth und erſt in ihren furchtbaren Wirkungen ſich äußert. Nur beſondere Kenner ſind im Stande, das böſe Auge an gewiſſen nur leichten Merkmalen zu entdecken. Etwas Feſtes, Durchdringendes, Stechendes im Blicke, wenn man ihm nicht eben ſo feſt begegnet, iſt das Erſte. Findet aber dies ſtatt, ſo ſchlägt ſich das böſe Auge ſchnell zu Boden oder ſchweift unſtät ſeitwärts. Ebenſo iſt die blaßblaue Farbe des Augapfels, wenn die Wimper lang und dunkel ihn beſchattet, ein Kennzeichen; auch die ſchiefgezogenen Brauen, die ſich über der Naſe vereinigen, ſollen eines ſein. Der junge Mann war nach norddeutſcher Art blond, ſchlank; ſein Auge war blaßblau, Wimper und Braue etwas dunkeler als das Haupthaar. Man hätte ihn ohne die ihm voraneilenden Schreckensberichte ſchön gefunden und ſeine Bekanntſchaft zu machen gewünſcht; jetzt floh ihn die Geſellſchaft wie einen Dämon. Weder Jugend, Schönheit, Reichthum, Familie und Rang, nichts vermochte den Aberglauben zu beſchwichtigen. Er lebte einſam, hintan; wo er ging und ſtand, bildete ſich eine alsbald von Allen verlaſſene Oede um ihn; nichts war im Stande, dieſes Loos zu beſchwören. Er ſehnte ſich nach Liebe, nach einem einzigen Weſen, das ihm vertraute, vergebens! Keine, ſelbſt die Leichtfertigſte, wollte der augenſcheinlichen Gefahr in ſeiner Nähe Trotz bieten. Es war zum Verzweifeln! Sein Leben ohne Liebe zu verbringen, war dem armen deutſchen Grafen entſetzlich; dies ſagte man ſich von ihm und bedauerte ihn mit hülfloſem Mitleide. Der junge Fremde war, wie man leicht denken kann, der Gegenſtand aller und jeder Unterhaltung.

Die Baronin, die überall eine gewiſſe Vorliebe zum Bizarren an den Tag legte, war nicht die Letzte, ſich um das Schickſal ihres neuangekommenen, unglücklichen Landsmannes zu bekümmern. Ihre Neugier, ihn kennen zu lernen, wuchs mit jedem Tage. Der Jettatore, wie man in Neapel die mit dem böſen Auge begabten Menſchen nennt, erſchien ihr als eine wünſchenswerthe, myſteriöſe Bekanntſchaft. Sie hatte ſchon einige Mal das Geſpräch auf ihn gelenkt, wenn ſie mit Friederike allein war; das arme Mädchen war aber ſo ſehr von einer ſchmerzlichen Erinnerung erfüllt, daß es nur mit halbem Ohre auf Das achtete, was ſich nicht unmittelbar auf dieſe bezog. Woltmann zeigte ſich ihr nicht mehr. Er war wie aus der Welt verſchwunden; wenn ſie oder die Baronin eine ſcheue Frage nach ſeinem Befinden an einen Bekannten richtete, ſo hieß es: „er arbeite an einem großen Bilde und verlaſſe nur ſelten, faſt nie die Werkſtätte.“ Einige Einladungen der Baronin waren von ihm nicht angenommen worden.

Friederike trug ihn noch immer im Herzen; mit der liebenden Frauen eigenen Großmuth hatte ſie ihm längſt verziehen und ihre Empfindlichkeit nur auf die Freundin übertragen, die ſich doch nur zu der von ihr ſo ſehnlich gewünſchten Probe verſtanden hatte. Die Baronin hatte das wohl vorausgeſehen!

Im Anfange machte die Abweſenheit Woltmann's in den gewohnten Kreiſen allerdings eine fühlbare Lücke; bald aber merkte man ſie nicht mehr und der Lauf der Dinge wurde dadurch nicht geſtört. Die Baronin hatte ihn nie geliebt und konnte ſich daher über ſein Schmollen leicht hinwegſetzen. Vor Allem ließ ſie ſich's angelegen ſein, ihren Salon wieder in Ordnung zu bringen und die durch ihr Experiment etwas derangirten Köpfe in ihren Normalſtand zurückzuverſetzen. Ein Jeder wurde mit einiger Strenge dahin gebracht, alle vagen Hoffnungen aufzugeben und ſich zu beſcheiden.

Die armen Leute glaubten geträumt zu haben und fragten einander: wie es möglich ſein konnte, daß ſie ſich mit ſolchen Dingen geſchmeichelt? Seine Eminenz that Buße, der Engländer betrank ſich, die Römer lachten, nur der deutſche Diplomat konnte ſich nicht ſo leicht zufrieden geben. „Da ſteckt etwas Anderes dahinter, das müſſen wir zu ergründen ſuchen,“ ſagte er, „das Weib hat den Teufel im Leibe.“ Und er ſelbſt trug die Geſchichte in angeborner Schwatzhaftigkeit weit und breit umher und machte Zuſätze von eigener Erfindung, ſodaß das Ganze ihm als Erzähler allerdings einige Ehre machte, wenn er gleich als Hausfreund der Baronin durch dieſe Klatſchhaftigkeit und Lügenſucht nicht im beſten Lichte erſchien.

Gleich als ob die geiſtreiche Frau dem geſchwätzigen Manne den Stoff erweitern wollte, hörte ſie faſt gar nicht mehr auf, von ihrem Landsmanne mit dem böſen Auge zu ſprechen, deſſen Gleichgültigkeit ſie erzürnte. Sie hatte nämlich mehrmals geäußert, daß ſie den Aberglauben der Italiener keineswegs theile und es daher gern ſehen würde, den Jettatore bei ſich zu erblicken; dieſer aber hatte ſich nicht einmal vorſtellen laſſen. War ſie ihm auf dem Corſo begegnet, ſo blickte er nicht nach ihr hin; alles Dies war ſie geneigt, einer Rache Woltmann's zuzuſchreiben, der vielleicht den deutſchen Grafen gegen ſie eingenommen haben konnte, da man ſie mehrmals mit einander geſehen hatte. Und würde man Woltmann wol ein Verbrechen daraus haben machen können, wenn er ſeinem jungen Freunde die Warnung zugerufen hätte: daß das Auge einer Kokette gefährlicher ſei, als das eines Jettatore? Der Baronin Verlangen, den Fremden kennen zu lernen, wurde jedoch durch dieſe Vermuthungen und Vorausſetzungen nur genährt. Sie beſuchte die Orte mit Vorliebe, wo ſie ſeine Anweſenheit vorausſetzte; der kühle Abend fand ſie auf der Paſſeggiata des Monte Pincio, in den Boskets irgend einer abgelegenen Villa, wo ihre Späher den Fremden zuweilen geſehen; allein nie war ſie ſo glücklich, ihn zu ſehen. Wie ein Schattenbild, das ſie nie erreichen konnte, ſchwebte er ihr in einiger Entfernung dann und wann vorüber. Die Sehnſucht der lebhaften Frau wurde dadurch nur mehr und mehr geſteigert.

In dieſer Lage überraſchte ſie ein Schreiben von unbekannter Hand, deſſen Inhalt ſie in freudiges Erſtaunen verſetzte. Sie überlas es mehre Male; es war eine Erklärung, eine holde, gefühlvolle Erklärung des Unbekannten ſelbſt, folgenden Inhalts:

„Der unglückliche Jettatore weiß zu gut, welche Gefahr ſein Umgang bringen kann, als daß er es über ſich gewinnen könnte, eine Frau zu ſehen, ſich ihr zu nähern, für die er die zärtlichſte Sympathie empfindet. Er iſt zu feſt von ſeinem grauſamen Schickſale überzeugt, als daß er es gewagt hätte, ſie der gefährlichen Wirkung ſeines Auges preiszugeben. Es ſchmettert ihn nieder, daß der Ausbruch ſeiner Zärtlichkeit dem Gegenſtande derſelben das unabwendbarſte Verderben bringen könnte. Deshalb ſein beſtändiges Fliehen vor ihr, deren Annäherung ihn ſo hoch beglücken würde. Nie wird er ſie kennen lernen, nie — allein deſto mehr drängt es ihn, ſeine Gefühle vor ihr auszuſchütten. Dies allein kann ihm Troſt gewähren; vielleicht erzeugt ſich ein Schimmer von Mitleid in ihrem Herzen — eine Gabe des Himmels, die er ach! bis jetzt vergebens von den Menſchen erflehte. Sollte eine ſich verzehrende, ſo unglückliche und ehrerbietige Zuneigung ſie nicht rühren? . . . .“

In dieſem Tone ging es fort; das Schreiben war lang ....„ein kleines Manuſcript" .... wie Heine ſagt .... vier Seiten waren es und eng beſchrieben. Allein die Baronin las ſie dennoch und, als ſie damit zu Ende war, überflog ſie ſie nochmals. Nachdem ſie ſich von ihrem freudigen Erſtaunen erholt hatte, trat der Zuſtand ihrer Seele ein, den der Graf mit den unſeligen Augen vorhergeſehen hatte: ſie empfand Mitleid mit dem Armen; ſie fühlte ſich bis in's innerſte Herz gerührt. Dieſe Zeilen wurden nicht gleichgültig oder verächtlich ins Feuer geworfen, wie es das gewöhnliche Loos von dergleichen Zuſendungen war — nein! ſondern ſie ſchloß ſie in eine der wohlduftenden Schubladen ihres Schreibtiſches ein, als das erſte Kapitel eines Romans, der ihr intereſſant zu werden verſprach.

Als ſie Abends Friederike zu ſich eintreten ſah, war ſie heiter, doch in ſich gekehrt. Sie hatte den Befehl ertheilt, Niemanden vorzulaſſen, ſelbſt die Intimen nicht.

„Unſer armer Landsmann," ſagte ſie, „nimmt ſein Unglück als Wirklichkeit; die Neapolitaner und Römer haben ihn richtig mit ihrem Aberglauben angeſteckt. Welche Einbildung! Graf P... aus Dresden, von gutem, altem Adel und trefflicher Leute Kind, hält ſich wirklich für ſo einen unglücklichen Jettatore! Was ſagen Sie dazu, Liebchen? Ich würde es gern über mich nehmen, ihn von dieſer Monomanie zu kuriren, wenn ſich mir die Gelegenheit darböte."

„Werden Sie ſein Arzt," ſprach ſchwermüthig lächelnd Friederike.

„Nimmermehr!" verſetzte die Baronin. „Wenn er mir nicht Erörterungen von ſehr delikater Natur gemacht hätte, ſo würde ich das Wagſtück unternommen haben — jetzt iſt's nicht mehr möglich."

Bibl. Univers. Lips.

„Soeben reitet er vorbei,“ rief Friederike.

Die Baronin fuhr elektriſch zuſammen, dann ging ſie zum Fenſter. Der Jettatore jagte unten auf einem ſchwarzen Pferde vorüber. Der dunkelnde Abend, die hohen, grauen Paläſte — die Erſcheinung hatte in der That etwas Geheimnißvolles. Friederike ſtarrte neben der Baronin hinab; aber nicht dem Grafen nach, ſondern ihre Blicke feſt auf Woltmann gerichtet, den ſie in den Mantel gehüllt unter einem nahen Portale ſtehen ſah. Noch denſelben Abend erhielt die Baronin beim Entkleiden ein zweites Billet von derſelben Hand. Der Jettatore ſagte darin, daß er heute ſo glücklich geweſen war, im Zurückblicken von ſeinem Pferde dem Auge ſeiner Göttin zu begegnen, daß er aber gleich davon geſprengt ſei, um dem Zauberbanne zu entkommen. Nur ein Blick des Mitgefühls, der Gegenliebe könnte das Unglück beſchwören, allein dieſes dürfe er ja nie erhoffen. Daher würde er auch ſein Auge niemals auf der Baronin ruhen laſſen, ohne einen durchſichtigen Gegenſtand zwiſchen ſeinen und den ihrigen anzubringen, damit die ſchädliche Wirkung dadurch vereitelt werde u. ſ. w.

Diesmal warf die Baronin das Schreiben voll Unwillen auf den Tiſch.

„Mein Gott!“ rief ſie aus, „der arme Menſch! er iſt wahrhaftig toll — ſie haben ihn mit ihrem Wahnſinn angeſteckt. So jung und ſo hübſch! Er dauert mich doch recht.“

Sie legte ſich halb unwillig, halb betrübt nieder; konnte aber nicht einſchlafen.

* * *

Es war im Carneval, der Zauberwelt des römiſchen Lebens. Die Baronin wollte nicht zurückbleiben und gab einen glänzenden Ball, ein Maskenfeſt, das die ganze römiſche Geſellſchaft in ihrem Palaſte vereinigte. Die Säle ſtanden allen jenen Masken offen, die in ihrem Aeußern Bildung und Anſtand kundgaben. Der deutſche Graf mit dem unheilvollen Blicke erhielt eine Einladung. Mit nicht geringer Beklemmung erwartete ſie die Antwort darauf. Wird er es ablehnen? dachte ſie. Der tolle Abend entſprach ſo wenig ihrer perſönlichen Neigung; den Grafen endlich einmal bei ſich zu ſehen, war das einzige Intereſſante, was ſie ſich davon verſprach.

Die Antwort kam.

Er würde erſcheinen — lautete ſie — doch wolle er aus Vorſorge eine Larve mit Glasaugen vorbinden, um den böſen Einfluß zu ſchwächen. „Er iſt unheilbar, der arme Graf!“ rief ſie böſe, dennoch hoffte ſie, daß es ihrer Ueberredungskunſt gelingen werde, ſeinen Aberglauben zu zerſtören.

Der Abend war ſchön. Mondſchein ergoß ſich in den Straßen, die von Masken aller Art belebt waren, die ſich in wogenden Schwärmen dem Corſo, als dem Mittelpunkte aller Luſt und Freudigkeit, zuwälzten. Vor den Paläſten fuhren die Kutſchen auf. Bei S. Pantaleone glühten rothe Feuerbecken und warfen eine trübe Helle, nur dann und wann durch Flackern erhöht, in die dicken Rauchwolken, die ſich zum Abendhimmel erhoben und die glänzenden Sterne verhüllten. Durch die farbigen Vorhänge ſtrömte ein glänzenderes Licht auf die Straße; Töne ſchallten herunter, das Volk umſtand die Säulen des Portals und wich nur langſam vor dem Zuruf der Kutſcher und den zurückdrängenden Bedienten. Zwiſchen Blumen, Spiegeln und Lichtern, durch glänzende Livréen, an beiden Seiten der majeſtätiſchen Treppe aufgeſtellt, zogen graziöſe und geſchmackvoll gekleidete Masken zu den Sälen hinauf, um das Feſt der weltberühmten Coſa rara zu beleben und die ſeltene Fremde in der Nähe zu ſehen. Allein Alles, was ſich um ſie her begab und zutrug, Alles, was ſie ſelbſt, wie durch einen Zauberſchlag, um ſich verſammelt hatte, war nicht im Stande, mehr als einen gleichgültigen Blick ihr zu entlocken. Stets war es dieſelbe Theilnahmloſigkeit und die Römer ſtimmten in den alten Refrain ein: „Wie? ſo reich, ſo ſchön und ſo unabhängig und doch ſo gleichgültig für die Freuden des Lebens! Coſa rara!“

Die Baronin wurde aber dennoch, trotz dieſer anſcheinenden, theilnahmloſen Ruhe, von einem innern Feuer durchglüht; eine Ungeduld ohne Gleichen durchſtrömte ſie; ihr Blick durchdrang unaufhaltſam den bunten Schwarm und ſuchte die Maske mit den Glasaugen — allein immer noch vergebens. Da tönt verworrenes Geräuſch vom Eingange, ein wunderbares Bewegen hin und her macht ſich bemerkbar, eine ängſtliche Befangenheit drückt ſich darin aus. Ein dumpfes Murmeln, dazwiſchen der Ausruf: il Jettatore! Man drängt zur Thüre, man geht, die Säle werden im Augenblicke leerer; die Aengſtlichen entfernen ſich, weil ſie eine Berührung mit dem Furchtbaren vermeiden wollen. Die Vorſicht, welche die ſoeben eingetretene Maske gebraucht hatte, ihr Auge mit einem eigenthümlichen Apparat zu verdecken, ließ ſogleich dem Argwohn Raum, daß dies der fremde Graf ſei, und der Aberglaube fand darin neue Nahrung.

Der deutſche Diplomat näherte ſich mit ſchelmiſch ſein ſollendem Lächeln der Baronin und ſagte mit der ihm eigenen Salbung die geflügelten Worte: „Einem Weibe mag ein Mann mit ſchönen Augen gefährlicher ſein, als ſolch ein Mal'Occhio — nicht wahr?"

Und dazu blinzelte er mit den häßlichſten Augen von der Welt. Allein die Baronin erröthete ſchnell bis unter die Augen.

„Warum erröthet ſie wol?" ſagte hierauf der Diplomat zu einem jungen Römer und that ſich auf ſich ſelbſt etwas zu Gute.

„Man muß eine Dame nie verlegen machen," ſprach dieſer ernſt in angeborenem Zartgefühle.

„Wohl Dem, der's kann," lachte der plumpe Deutſche zurück und lief ſeitwärts.

Nachdem der Rumor ſich wieder gelegt und der Fremde mit den Glasaugen verſchiedene Säle durchſtreift hatte, näherte er ſich der Baronin.

„Ich bin gekommen, wie Sie ſehen!" ſagte er leiſe. „So — wird's keine Gefahr haben, wie ich hoffe."

„Welch ein toller Wahn!" ſprach ſie vor ſich hin.

„Sie haben recht — weil ich Sie liebe."

Sie blickte ihn lange an.

„Folgen Sie mir auf die Terraſſe," ſagte ſie, „ich will mit Ihnen allein plaudern."

Sie miſchte ſich nach dieſen Worten ins Gedränge und der allgemeine Strudel drängte ſie zur Thüre, die in den Garten führte.

Hier war es ſtille; einzelne Paare ſchlüpften durch die immergrünen Taxusbüſche, der Springquell plätſcherte, der Mond ſchwamm in Roms klarem Nachthimmel, fernher tönte der Jubel der Menge in den Straßen, näher rauſchte die Muſik des Balls; es war eine jener ſo oft ſchon beſchriebenen, unbeſchreiblichen Scenerien, eine römiſche Zaubernacht in ihrem vollſten Glanze.

Beim Hinaustreten auf die Terraſſe ſah ſich die Baronin um, ob der Jettatore ihr folge. Er war bei Friederike ſtehen geblieben, die ihm mit verlegener Miene zuzuhören ſchien. Die Baronin blieb in ihrer Stellung, bis daß er ſich zum Weitergehen anſchickte, dann trat ſie hinaus. Er folgte ihr alsbald. Sie ſchritt vor, um einen Ort zu erreichen, der ſie den Spähern entzog, die vielleicht ihre Entfernung bemerkt haben konnten; ihr Begleiter ging ſtumm wenige Schritte hinter ihr. Die Baronin ſetzte ſich.

Ein Wink gab ihm das Zeichen, neben ihr Platz zu nehmen.

„Wie iſt es möglich,“ fing ſie an, „daß ein Deutſcher, der in dem lichten, freundlichen Dresden geboren iſt, dem finſtern Aberglauben dieſer Italiener zum Opfer werden kann? Ihr Vater, Ihr Großvater, waren bekannte, geehrte Offiziere — Ihre Mutter — eine gute Freundin der meinigen — hatte ein ſehr ſchönes, mildes Auge, dem Niemand etwas Arges zutraute, das allen Menſchen freundlich lächelte und ſich voll Andacht zu ſeinem Schöpfer erhob. Iſt es nicht heidniſch, an ſo trübe Greuel zu glauben? Ich habe es für meine Pflicht gehalten, mit Ihnen einmal darüber ſo recht von Herzen, nach guter deutſcher Art zu ſprechen. Laſſen Sie ſich nicht bethören — der Wahn raubt Ihnen noch alles Lebensglück! Kehren Sie ins Vaterland zurück — auch ich ſtehe auf dem Punkte, es zu thun. Italien, trotz ſeiner Reize, vermag uns nicht für Alles zu entſchädigen, was wir in der Heimat zurück ließen. Mein Gott! ſo legen Sie doch die Maske ab und blicken Sie mir ins Auge, ich fürchte mich nicht.

und Sie werden ſehen, ich werde Ihren Blick ertragen können.“

Sie hatte während dieſer herzlich geſprochenen Worte ſeine Hand ergriffen, die er wie aus Dankbarkeit ſelbſtvergeſſen zu ſeinen Lippen führte; dann erwiederte er mit Wärme:

„Wohl nannten Sie meine gute Mutter, doch meiner Großmutter erwähnten Sie nicht. Sie war aus italieniſchem Geſchlechte, aus jenem Stamme der della Torre, von denen auch unſere deutſchen Grafen und Fürſten von Thurn abſtammen. Dieſer Abſtammung verdanke ich nun aber meine entſetzliche Gabe, die ich leider durch keine Vernunftgründe mir wegphiloſophiren kann. Ja, viele Ereigniſſe haben mich von der unglücklichen Wahrheit überführt. Meine Verwandten mütterlichen Seits leiden Alle mehr oder weniger an dieſem Fluche. Doch auch eine köſtliche Sage geht in unſerer Familie. Es iſt der einzige Hoffnungsſtral, der uns, wenn gleich nur ſchwach, leuchtet. Man ſagt nämlich, daß wenn es einem mit dem Fluche Begabten gelingen würde, einer Dame Liebe einzuflößen, die um das ſchreckliche Geheimniß weiß — und dennoch —“

„Aber das ſind ja greuliche Märchen! Die Erlöſung einer Zauberoper!“ rief hier die Baronin mit unwilliger Geberde und ſpöttiſchem Lächeln zugleich. „Sie ſetzen die Verſtellung fort, ſtatt ſich zu demaskiren. Oder halten Sie mich für ein Kind?“

„Nein, bei Gott! es iſt Wahrheit! Sie müſſen es fühlen in dieſem Augenblicke. Laſſen Sie mich es zu Ihren Füßen ausſprechen — ja — Sie ſind das Weib, durch das ich gerettet zu ſein wünſche!“

Bei dieſen Worten war er aufgeſprungen und hatte ſich leidenſchaftlich der Baronin zu Füßen geworfen; ſie war ſo in Gedanken verloren, daß ſie ſeine veränderte Stellung kaum wahrzunehmen ſchien; eben ſo wenig bemerkte ſie das Rauſchen eines langen Gewandes auf dem Sande des Weges und den Schatten, den ein unſerner Körper darauf hinwarf. Ihre Pulſe klopften von einer mächtigen Bewegung getrieben. Die glühenden Worte des Grafen verwirrten ſie auf eine Weiſe, wie ſie es noch im Leben nicht geweſen war. Und was war es denn eigentlich, was dieſe Wirkung auf ſie hervorbrachte? Man bat ſie darum, daß ein milder, liebender, vertrauenvoller Blick von ihr ſich in einem Auge ſpiegele und das Gift daraus entferne, es gleichſam verflüchtige, das die Natur hineingelegt hatte. Es war ein Wahnſinn — gewiß! Hier aber galt es Wahnſinn zu heilen und ihr ſollte dazu die Macht verliehen ſein. Dieſe Gedanken flogen wie Pfeile der Baronin durch den Kopf und erſt nach einiger Zeit war ſie im Stande, ſich wiederzufinden, und da ſah ſie denn, daß ein Mann auf den Knien vor ihr lag und ihre Hände mit Inbrunſt in den ſeinigen hielt.

Sie trat erſchreckt einen Schritt zurück.

„Stehen Sie auf, um des Himmels willen! Man kann uns aus dem Ballſaal beobachten — ſtehen Sie auf!“ rief ſie.

„Nicht eher, als bis Sie mir Verzeihung meines Ungeſtüms verſprechen.“

„Verzeihung? Aber — was ſoll ich Ihnen denn verzeihen? — O, ich bitte — ſtehen Sie auf.“

„Darf ich Ihnen meine Neigung widmen? Darf ich hoffen, einſt die Ihrige zu gewinnen?“

„Ich kann Ihnen jetzt — hier — keine Antwort darauf geben.“

„Wolan — ſo kann ich hier vor Ihren Augen ſterben! Das Leben iſt mir zur Laſt — wenn das einzige Weſen der ganzen Schöpfung, das mich von meinem Fluche befreien könnte, ſich deſſen weigert — wenn ich ſtets meinem finſteren Geſchicke verfallen bleiben ſoll — ſo ſei der Kampf zu Ende — ich leiſte keinen Widerſtand mehr — ich gebe mich ſelbſt auf. Ich führe ein Waffe bei mir, die mich nicht im Stiche laſſen wird!“

Er zog einen Dolch halb aus der Scheide, indem er dies ſagte.

Die Baronin hatte indeß, innerlich kämpfend, wie in Verzweiflung dageſtanden. Ihr Auge heftete ſich immer feſter auf die Maske, ihr Herz ſtrömte in ihren Blick und mit dem Ausdruck der zärtlichſten Theilnahme rief ſie plötzlich:

„Halten Sie ein, Unſeliger!“

Dann, ihm die Hand feſthaltend und verſichert, daß er ſeinen entſetzlichen Vorſatz nicht ausführen werde, ſetzte ſie ſchmachtender hinzu:

„Was thun Sie — Graf? Und fühlen Sie denn nicht, daß ich Sie lieben muß, da ich Sie hier, an dieſem Platze, ſo ruhig und theilnehmend anhörte?“

Die Maske ließ den Dolch noch nicht fahren und ſchwieg.

„Aber was wollen Sie denn noch?“ rief ängſtlich die Baronin ſich vergeſſend.

„Was ich will?“ fiel ihr hier die Maske mit dem Glasauge ſchnell ins Wort, indem ſein Ton plötzlich herber und lauter wurde: „nichts — gnädige Frau, als dieſen Dolch ruhig in ſeiner Scheide laſſen. Es fällt mir nicht ein, mich in Wahrheit todtſtechen zu wollen. Es ſollte ein Luſtſpiel, kein Trauerſpiel werden, Frau Baronin!"

Er riß die Maske vom Geſichte; es war Woltmann. Die Baronin war vernichtet; war ihr auch der Zuſammenhang noch nicht klar, ſo überſchaute ſie doch ſogleich ihre Lage.

„Treten Sie näher, gnädige Gräfin," rief er, indem er einen zitternden Schatten aus dem Dunkel der Gebüſche näher führte. Es war Friederike, der er ſich früher zu erkennen gegeben hatte, ohne jedoch ihr etwas von ſeinem Plane zu ſagen. „Kommen Sie," ſetzte er hinzu, als die Schüchterne da ſtand und nicht die Augen aufzuſchlagen wagte; „kommen Sie, Ihre ſchöne Freundin zu ihrem Siege zu beglückwünſchen. Wahrlich, ſie hat es dargethan, daß ſie unter allen Frauen es verdient, die Männer zu verachten! Wie hoch ſteht ſie nicht über uns! Ihr Kopf iſt beſſer organiſirt, wie der unſerige, darum konnte ſie ſtets mit kaltem Herzen aller Verführungen ſpotten."

Die Baronin empfand Verdruß, Verwirrung, Schmach, Haß, die verſchiedenſten Regungen erfüllten ſie; allein ſie beſaß zu viel Verſtand, um nicht wenigſtens vor dem Lächerlichen ſich zu retten. Sie unterdrückte alle andern Gefühle und ſuchte eine ruhige Herrſchaft über ſich zu gewinnen.

Woltmann verbeugte ſich und wollte gehen, da ergriff ſie ihn beim Arm und ſagte mit ſchmerzhaftem Lächeln:

„Ich habe dieſe bittere Lehre verdient, mein Herr, Sie haben Ihr Spiel gewonnen und wir ſind nun quitt. Laſſen Sie uns gute Freunde bleiben; wir wollen fortan unſere wechſelſeitigen Schwächen mit duldſamerem Auge betrachten. Reichen Sie mir die Hand — es ſei Friede zwiſchen uns!"

„Gnädige Frau," erwiderte Woltmann ſehr ernſt. „es gibt Dinge im Leben, die weder zu vergeſſen, noch zu verzeihen ſind. Von Freundſchaft kann zwiſchen uns die Rede nicht mehr ſein. Das Andenken an dieſe doppelte Myſtifikation wird uns nie entſchwinden. Wir dürfen uns nicht wiederſehen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Mit vorgehaltener Maske entfernte er ſich ſchnell. Die Baronin war auf eine Bank geſunken, Friederike war neben ihr ſtehengeblieben; ſie hätte ſich entſchuldigen mögen; ſie wollte ſagen, daß ſie ſelbſt nichts von Dem gewußt hatte, was Woltman im Sinne gehabt habe, allein ſie fühlte, daß hier jede Erörterung die Wunde tiefer aufreißen müſſe, und ſchwieg. Eine mehrmals wiederholte abwehrende Bewegung der Baronin ſagte ihr endlich, daß ſie allein zu bleiben wünſche. Die Hand über die Augen deckend, ließ die Baronin jetzt Alles noch einmal an ihren innern Blicken vorüberziehen. Sie ſah, wie lange ſchon ein boshafter Verſtand ſie zum Gegenſtand der Verſpottung erwählt hatte; ſie dachte mit Abſcheu an die Briefe, die ſie vom böſen Auge erhalten zu haben geglaubt. Alles, was bis dahin ſie noch in der großen Welt gebannt hielt, war jetzt verſchwunden. Sie ſah nunmehr ein, gedemüthigt wie ſie war, daß Niemand ſich vor den Angriffen der Liebe ſicher wähnen darf, vor jenen Angriffen, die ſo plötzlich kommen und den unbewachten Augenblick überraſchen. Nur eine wahrhafte, das heißt eine von beiden Seiten eingeſtandene, glühende Leidenſchaft iſt im Stande, davor zu beſchützen.

Friederike überredete ihren Vater, Rom nach dem Carneval zu verlaſſen, um den göttlichen Frühling am Golf von Neapel zu verleben. Woltmann folgte ihr dahin. Auch die Baronin dachte daran, eine Reiſe zu machen. Sie wollte gleich Eſther Stanhope den Orient beſuchen und dort Bekanntſchaft mit den Scheikhs der Wüſte anknüpfen. Aber eine furchtbare Kataſtrophe kam der Ausführung dieſes Entſchluſſes zuvor.

Sie war eines Abends auf dem Tiber ſpazieren gefahren; die Gondel ſchlug um und ſie ertrank in demſelben Momente, als der deutſche Graf mit dem böſen Blicke am Ufer vorüberritt. Sie wurde todt aus dem Waſſer gezogen.

Friederike weinte ihr aufrichtige Thränen nach. Auf der Rückreiſe nach Deutſchland, als ſie mit ihrem Vater wieder nach Rom kam, bat ſie ihn, ihre Wohnung in dem Palaſte bei St. Pantaleone zu nehmen, um der unglücklichen Freundin ungeſtört in Wehmuth zu gedenken. Hier ward Woltmann ihr beſtändiger Geſellſchafter; der wackere Künſtler wußte ſich die Gunſt des Vaters zu gewinnen, der ihn aufforderte, ſie auf ihren weiteren Reiſen zu begleiten.

Ganz Rom hatte an dem unglücklichen Schickſal der ſchönen Fremden, die es unter dem Namen „Coſa rara“ gekannt hatte, den größten Antheil genommen und warf nun den grenzenloſeſten Haß auf den ihm ſchon ohne dies überläſtigen Jettatore. Der Graf mußte Rom, endlich Italien verlaſſen, ſo ſehr verfolgte ihn der Volkshaß, da ihm das Gerücht ſeines Unſterns-immer voraus eilte. Er ging nach Paris, wo man freilich nicht an das böſe Auge glaubte, wo man aber kaum ſeine Geſchichte erfahren hatte, als er ſich zum Gegenſtand des Spottes und der Satyre erkoren ſah. Hierauf kehrte er ins Vaterland zurück und ſchrieb, um ſich an ſeinen Verfolgern zu rächen, ein Buch über Italien und ein anderes über Paris, voller Gehäſſigkeit und Ausfälle. Aber der Verleger, der es druckte, verkaufte es faſt gar nicht, was den Verfaſſer auch in Deutſchland vollends in Miscredit zu bringen anfing. Jetzt ſchrieb der arme Graf aus Ueberdruß, da ihm Alles mißglückte, Artikel für eine gewiſſe Zeitſchrift — das leichteſte Geſchäft von der Welt — allein auch dieſe vertrocknete ſichtlich, ſeitdem er ſich ihr gewogen bezeigt. So ſcheint ihn denn wirklich das böſe Auge zu verfolgen und die vorurtheilsfreieſten Menſchen glauben am Ende doch, daß es damit ſeine Richtigkeit haben könnte.

Nachtrag.

Memoiren eines Banquiers.

Seinen bewährten Freunden,
den Herren
Arias de la Torre Mazaredos & Comp.
zu Cadiz
und den Herren
Sylvio & Pietro Radicanacchi Fratelli
zu Smyrna
aus freundſchaftlicher Hochachtung gewidmet
von dem Verfaſſer.

Vorwort des Herausgebers.

Der Menſch denkt, Gott lenkt!

Der Verfaſſer dieſer Memoiren, ein Mann noch in den beſten Jahren, der ſich erſt vor kurzem dazu entſchloſſen hatte, ſie dem Publicum zu übergeben, iſt in dem Spätjahre 1835 geſtorben. Genau betrachtet, hat ihn ſein Verleger um's Leben gebracht. Der Fall, daß Verleger ihre Autoren umbringen, iſt ſo ſelten nicht, wenn es gleichwol noch nicht häufig geſchehen ſein mag, daß ein Verleger anders, als durch einen Recenſenten hingerichtet wurde. Herr E., der den Verlag der Memoiren übernommen, ſprach nämlich in einem Briefe an unſern Banquier ſehr lobend von ihrem friſchen, intereſſanten Inhalte und ließ ein Wort von dem Nimbus des „Verſtorbenen“ fallen, aber dies Wort war es, was den guten Banquier vor der Zeit wirklich zum Verſtorbenen machte. Er wollte eine große Reiſe unternehmen, um in 16 weitläufig gedruckten Bänden den Zuſtand der Börſen der alten und neuen Welt zu dechiffriren. Dies Werk ſollte, einem großen Vorbilde nach, „Semilaſſo's allerletzter Börſengang“ titulirt werden, wobei alle Börſen mitgenommen und nur die Buchhändlerbörſe leer ausgehen ſollte. Da er längſt bekannte Geſchichten gern vermeiden wollte, ſo unterließ er es, durch Deutſchland zu reiſen, und ließ die Börſen von Lüneburg, Hannover, Bamberg, Würzburg, Aſchaffenburg u. ſ. w. in Ruhe, womit er doch mindeſtens einige ganz artige Bände hätte füllen können, beſonders wenn er Abſtecher in das Gebiet der Münz-, Maß- und Gewichtskunde unternommen und als ein zweiter Nelkenbrecher keine Blume, die ſich auf ſeinem Wege zeigte, ungebrochen gelaſſen hätte. Er verſtand aber ſeinen Vortheil nicht, wie ich denn überhaupt der Wahrheit gemäß hier ſagen muß, daß er die Reiſe nicht nur aus eignen Mitteln beſtritt, ſondern auch jedes Honorar für ſeine Manuſcripte ein für allemal ablehnte. Ein großes, aber für lebende Autoren unnachahmliches Beiſpiel. Ehre dafür unſerem großen Verſtorbenen!

Sein Schickſal führte ihn auf ein Schiff, welches ihn im October von Hamburg nach Havre bringen ſollte, aber die wüthenden Stürme, die ſo viel Unglück um jene Zeit anrichteten, ſchleuderten es an die belgiſche Küſte, und er theilte das Loos des Capitains und zweier anderer Paſſagiere, die bei dieſer Gelegenheit umkamen. Die Andern ſind gerettet worden.

Der Verleger war durch rechtmäßigen Vertrag in den Beſitz eines Theils der Papiere gekommen und durfte ſie publiciren; wie dieſes aber nun zu bewerkſtelligen ſei, das war die Frage. Der unglückliche Banquier hatte ſein Material, ſo weit er es zum Druck beſtimmt, dem Verleger zur Durchſicht eingeſandt und ſich vorbehalten, es nach und nach zu redigiren und zu vervollſtändigen. Die Reiſe nach Frankreich, die für ihn ſo unheilvoll geworden, hatte nun ſein Vorhaben vereitelt. Ein Herausgeber mußte jetzt geſucht werden und meine Verbindung mit der Verlagshandlung lenkte deren Wahl auf mich.

Ich fand das Manuſcript im Anfange ſo ausgearbeitet, daß es den Setzern gleich überliefert werden konnte, und wenn ich mir hie und da erlaubt habe, etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, ſo geſchah es nur in Bezug auf die äußere Glätte, die der Verfaſſer aus Ungeübtheit ſeinen Schilderungen nicht zu geben verſtand. Auf ſolche Weiſe haben vielleicht dieſe Memoiren etwas von meiner Schreibart bekommen, Styl mag' ich hier nicht ausſprechen. Mit dem Schluſſe, der den größten Theil des zweiten Bändchens ausmacht, war es jedoch anders der Fall. Hier würde ich mit meinen leichten Veränderungen nicht ausgelangt haben. Es waren größere Tableaux, denen die verbindenden Mittelſtücke fehlten; überall traten mir Lücken entgegen und da dem Publicum kein Roman übergeben werden ſollte, ſo durfte, hier auch kein Zuſammenhang erfunden werden. Jeder Leſer wird daher gebeten, hier aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Schwer iſt es nicht, denn die Begebenheiten ſind nicht ſo ungewöhnlich, und die Wege des Verfaſſers ſo menſchlich und hell, daß man den Faden nicht verlieren wird, wenn er auch nicht ſichtlich vorhanden.

Das Fragmentariſche, das hiedurch dem Buche anklebt.

macht es in meinen Augen nur intereſſanter; unterhaltender iſt es gewiß, als wenn jeder kleine Umſtand mitgetheilt würde, und gern hätte ich ſelbſt im erſten Bande Manches weggewünſcht, das mir zu geringfügig oder überflüſſig ſchien; allein meine Achtung vor dem todten Verfaſſer verbot mir, an ſein Eigenthum eine räuberiſche Hand zu legen.

Ich kannte übrigens den Mann, von dem hier die Rede iſt. In Altona war es, wo ich in dem Jahre 1828 ſeine flüchtige Bekanntſchaft machte. Wie ſeltſam das Schickſal mit uns ſpielt! Hätte ich damals wol denken können, daß ich einſt dazu berufen ſein würde, hier in Stuttgart ſeine Memoiren zu ediren?

Ich war an einem heißen Julimorgen, den ein kurzer Strichregen nicht zu dämpfen vermochte, mit Herrn Lebrün, dem Director des Hamburger Stadttheaters, nach Altona gegangen, um die dortige Kunſtausſtellung in Augenſchein zu nehmen. Herr Gumpel, ein eben ſo großer Kunſtfreund, als gaſtfreundlicher Mann, traf uns dort und lud uns zum Eſſen ein, und da war es, als wir uns nach ſeiner prächtig gelegenen Villa an der Elbe begaben, daß wir unſerm Manne am Ende der Paille-maille begegneten. Herr Lebrün kannte ihn längſt, redete ihn an und ſtellte mich ihm vor. Jetzt, da mir das Leben des Mannes klar vor Augen liegt, iſt es mir natürlich ein Leichtes, mir den Zuſammenhang aus ſeinen Zügen herzuſtellen, deren Seltſamkeit mich damals frappirte und ſo lange beſchäftigte, daß ich während der heitern Mahlzeit bei Herrn Gumpel mehr an den Fremden, der zu Nainville gegangen war, als an die guten Biſſen und Weine dachte, die vor mir ſtanden, und dieſer Zerſtreutheit wegen in der That nicht die unterhaltendſte Figur in dem kleinen Kreiſe ſpielen mochte.

Er war ein mäßig großer Mann, mit bedeutendem

Bauche und Doppelkinn, ſein Geſicht ſchwärzlichgelb, von Blatternarben durchfurcht, eine hohe Stirne mit krauſen Haaren, die ſtark ins Graue ſpielten, wie von leichten Wollflocken umſäumt, die Naſe lang und dick, an der Spitze röthlich gefärbt, der Mund weit, das Kinn vortretend, von einem dichten, ſchwarzen Barte umgeben, was mir um ſo auffallender war, da hier die Mode der jeune France offenbar anticipirt wurde.

Wenn nun die geneigten Leſer nach dieſer Beſchreibung leicht einſehen werden, daß es nicht die Schönheit des Mannes ſein konnte, die mich für ihn eingenommen, ſo bin ich wol ſchuldig zu ſagen, was es war, das mich unabläſſig während des Mittageſſens beſchäftigte. Mit dem „je ne sais quoi“ allein würden ſich die Leſer ſchwerlich begnügen, obgleich ich dies zunächſt anführen mußte; dann aber auch die bedeutungsvolle Miene, womit der Fremde mich maß, und ein halb ſpöttiſches, halb gutmüthiges Lächeln, das um ſeine unförmlichen Mundwinkel ſpielte, als er unſerm freundlichen Wirthe, der uns begleitete, die Worte zurief: „Wiſſen Sie ſchon, wie heute Metalliques in Hamburg notirt wurden?“ In jenem Ausdrucke lag mehr, als zur Begleitung dieſer unter Banquiers ſo gewöhnlichen Begrüßungsformel erforderlich war. Wie man oft beim erſten Begegnen eines holden Engels es tief im Herzen vernimmt: „Dieſe oder Keine!“ ſo ſchien es mir hier zu Muthe zu werden. Es lag etwas Uebernatürliches in dem Momente. Man lache mich nicht darüber aus; jetzt da ich gleichſam des armen Banquiers Erbe und Teſtamentsvollſtrecker zugleich geworden bin, wird es mir erſt recht klar, was ich damals nur dunkel fühlte Und ob auch er vielleicht eine Ahnung von Dem hatte, was ich ihm einſt werden ſollte? Und ob ſeine Züge etwa deshalb unwillkürlich dieſe Bedeutung für mich erhielten? Dies iſt ein Kapitel, wo unſere Erfahrungen, und wären ſie die reichſten, nicht auslangen können. Wer erinnerte ſich nicht hiebei der erſten Begegnung der unglücklichen Maria Antoinette und Samſon's, des executeur des hautes oeuvres, wie der Schreckensmann genannt ſein will? Auf einem Spaziergange im Park von Trianon erblickte ſie einen fremden Mann, der ihr ein Entſetzen ähnliches Staunen erregte. Man erkundigte ſich nach dem Fremden und es war Derſelbe, der ſpäter eine ſo fürchterliche Bedeutung für die Königin erhielt, deren ſchöner Hals ſich unter ſeinen Fäuſten bog. Wer konnte damals der Königin von Frankreich und Navarra ein ſolches Prognoſtikon ſtellen, aber woher kam wol die ängſtliche Regung in ihrem Innern in jenem Momente?

Ich kann, indem ich dieſe Stelle überfliege, nicht ohne bitteres Lachen hinzuzufügen unterlaſſen: daß mir jedoch außer dieſer ziemlich magern geiſtigen Erbſchaft nichts von den irdiſchen Gütern des Banquiers zu Theil geworden iſt.

Was ich oben erzählt, wird freilich den Herren, in deren Geſellſchaft ich mich damals in Altona befand, wenn ſie nämlich ein gutes Gedächtniß haben, die Perſönlichkeit enthüllen, die ſo emſig bemüht war, ſich vor den Leſern zu verbergen. Allein ich finde dieſen Vorſatz des Dahingeſchiedenen eben ſo unſtatthaft, als unüberlegt. Verräth er nicht ſchon ſelbſt durch die Mittheilung ſeiner Denkwürdigkeiten größtentheils ſein Geheimniß? Werden nicht alle jene Perſonen, welche darin — wenn gleich ungenannt — figuriren, ſich alsbald wiedererkennen, und wer kann uns dafür ſtehen, daß ſie nach Maßgabe ihrer Betheiligung nicht auch Andere ins Vertrauen ziehen und vielleicht ſelbſt Manches darüber veröffentlichen? Ferner haben die Zueignungen an zwei berühmte Handelshäuſer, die ich hier in der Ueberſetzung beifüge und die den Verfaſſer nicht ganz von dem Vorwurfe der Eitelkeit rein erſcheinen laſſen, ebenfalls einen Fingerzeig gegeben, ſein Incognito aufzuhellen. Ob der Verfaſſer die etwas ſchnöde Antwort jener Häuſer auch dem Buche vorgeſetzt haben würde, überlaſſe ich dem Ermeſſen des billig denkenden Leſers; mir ſchien es erlaubt, nach dem Tode des Mannes dieſen Gebrauch davon zu machen, da ſie dem Manuſcripte beilagen.

Da man auf ſolche Weiſe das Geheimniß mit Recht: Secreto a voces nennen kann, habe ich mich wahrlich nicht der Indiscretion anzuklagen, wenn ich des Verfaſſers hier in einer Art erwähnte, die wenigſtens für einige Leſer in Hamburg die einſtmalige Exiſtenz des Mannes außer allen Zweifel ſetzt und dem geſammten Leſepublicum als Bürgſchaft gelten kann, daß ihm hier keine Erfindungen einer müßigen Laune übergeben werden. Mir würden die folgenden Blätter, als ſolche, nicht der geringſten Beachtung werth ſein, und ſicher auch jenem Leſerkreiſe, den ſie ſich vielleicht gewinnen werden, nicht das kleinſte Intereſſe einflößen können.

Was ich zu bevorworten für nöthig hielt, iſt nun geſagt, mein Antheil an dieſer Herausgabe dargethan, ich ziehe mich daher in den Hintergrund zurück, um meinen Autor, ohne weitere Dazwiſchenkunft, ruhig bis zu Ende fortſprechen zu laſſen. Dann hoffe ich wieder mit einem Schlußworte zu erſcheinen, als des günſtigen Leſers

Stuttgart, den 1. Juni 1836

gehorſamſter

Herausgeber.

I.

(Aus dem Spaniſchen.)

Herren Arias de la Torre Mazaredos & Co. zu Cadiz.

. . . . 5. Mai 183 . .

Ich benutze die erſte Gelegenheit der wiedereröffneten Schifffahrt, Ihnen mit Dieſem die Nachricht zu überſenden, daß ich nunmehr geſonnen bin, mich gänzlich von den Geſchäften zurückzuziehen und daß demnach das unter der Firma von * * * bisher in * * beſtandene Banquier-Haus ſeit dem erſten Januar d. J. ſeine vollkommene Endſchaft erreicht hat. Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen bei dieſer Gelegenheit meinen höflichen Dank für die mir während unſerer langen Verbindung bewieſene Freundſchaft, ſo wie für den mir eingeräumten Credit hiermit abzuſtatten. Freundſchaft und Credit heben und tragen ſich in jetziger Zeit wechſelsweiſe; Eines gibt dem Andern Währung und Maß und, wo man ſie in dem Grade, wie ich bei Ihnen, genoſſen hat, da ſind ſie des beſten Dankes wohl werth. Es drängt mich aber, dieſem im gegenwärtigen Falle einen ſtärkern Ausdruck zu geben, als den die leeren Worte ihm zu ertheilen vermögen, und daher bin ich ſo frei, zu einem in Ihren Augen gewiß ſeltſam erſcheinenden Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu greifen. Sie werden vielleicht an Ihrer äußerſten Spitze von Europa noch nicht in Erfahrung gebracht haben, daß ſich von Frankreich aus die Mode verbreitet hat, Memoiren zu publiciren. Dieſe Mode hat nun ſo ſehr an Ausdehnung zugenommen, daß man ſich nicht mehr damit begnügt, bei ſeinen eigenen Memoiren ſtehen zu bleiben, ſondern daß man rechts und links in fremdes Eigenthum hineingreift und gleichſam Memoiren aller Perſonen ſchreibt, mit denen man nur jemals entfernt in Verbindung geſtanden, und ſo viel davon mittheilt, als man nur auf dieſem oder jenem Wege theilhaftig werden konnte. Dieſes Geſchäft iſt einträglich und nicht übel an der literariſchen Börſe accreditirt. Selbſt ein Fürſt hat darin gearbeitet und ſetzt, wenn gleich bei einigem Schwanken des Courſes, ſeine Speculationen noch immer im Großen fort. Nur möchte ich freilich hiebei Ihnen aus alter Handelsfreundſchaft kein „del Credere“ zu übernehmen anrathen.

Dieſe Vorgänge und erſichtlichen Erfolge haben mich nun beſtimmt, auch etwas in ſolcher Art auf eigene Rechnung zu wagen. Es ſteht dabei nichts auf dem Spiele. Die kleine Auslage kommt nicht in Betracht und da ich meine Firma nicht preiszugeben gedenke, ſo iſt auch von dieſer Seite nichts zu befahren.

Ich habe nunmehr bei mir beſchloſſen, Euer Edeln als ſtillſchweigenden Aſſocié anzunehmen, das heißt, mein Buch Ihrer geachteten Firma zu widmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es elegant gedruckt werde, und dann nicht unterlaſſen, es Ihnen auf ſchnellſtem Wege zuzuſenden.

Sie werden hoffentlich dieſe Aufmerkſamkeit zu würdigen wiſſen und meine Gabe als ein Zeichen wahrer Ergebenheit zu acceptiren ſo geneigt ſein.

In Erwartung einer baldigen Antwort, die mir Ihre Zuſtimmung hoffentlich bringen wird, habe ich die Ehre, unter nachſtehender Beifügung unſerer heutigen Börſencourſe und einliegenden Preiscourants mit vollkommenſter Werthſchätzung zu ſein

* * *

II.

Antwort auf voriges Schreiben.

An * * * in * *

Cadix . . . . 26. Juni 183 . .

Wir beeilen uns, umgehend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5. v. M. zu antworten. Mit großer Betrübniß haben wir daraus Ihren Entſchluß wahrgenommen, Ihr ſeit ſo vielen Jahren mit Ruhm geführtes Bankhaus aufzugeben und uns hierdurch des Vorzugs zu berauben, ihm auch ferner die ergebenſten Dienſte zu widmen. In Gemäßheit Ihrer Anzeige geben wir uns die Ehre, hier einliegend unſern Contoabſchluß zu überreichen, aus dem uns ein kleines Guthaben erwächſt, das wir unter heutigem

mit 7 Mark 4½ Schilling a vista, ordre eigene,

auf Sie abzugeben ſo frei waren und um deſſen Honorirung wir höflichſt erſuchen.

Genehmigen Sie hiermit die wiederholte Verſicherung unſerer hochachtungsvollſten Ergebenheit.

Ihre

Arias de la Torre Mazaredos & Co.

Theurer Freund! Der Beweis Ihres Andenkens erſchien mir eben ſo auffallend, als überraſchend. Was ſoll ich dazu ſagen? Sie ſind entſchloſſen, als Schriftſteller aufzutreten, und führen mir das Beiſpiel eines Fürſten an; ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich keinen rechten Begriff von dem Allen habe. Gern würde ich es ſehen, wenn unſere Firma ganz aus dem Spiele bleiben könnte, weil ich von hier aus nicht zu berechnen im Stande bin, welche Wirkung dies an der Börſe hervorbringen dürfte. Ich fürchte jedoch, daß dieſe meine Bemerkung zu ſpät in Ihre Hände kommen wird, da ſtets ſechs volle Wochen zur Correſpondenz zwiſchen Hamburg und Cadiz hin und zurück erfordert werden. Mir bleibt daher für jetzt nichts übrig, als Ihnen bemerkbar zu machen, doch ja nichts unternehmen zu wollen, was unſere Firma präjudiciren könnte, und ſich ferner meines perſönlichen Dankes für dieſen etwas ſeltſamen Beweis Ihrer Freundſchaft verſichert zu halten. Schließlich bitte ich noch mir Ihr Werk, das ich zwar nicht verſtehen, aber deſſenungeachtet ſehr hochhalten werde, durch Capitain Peter Martens, der dort im Laden auf hier begriffen iſt, gefälligſt zu überſenden. Dies iſt ſicher der kürzeſte und für uns annehmlichſte Weg.

Einliegend Courſe und Preisliſte

Mit fortdauernden Geſinnungen wahrer Freundſchaft verbleibe ich in meinem und meines ältern Bruders Don Pedro Namen

Ihr

ſehr ergebener

Alvaro de la Torre.

III.

(Aus dem Italieniſchen.)

Herren Sylvio und Pietro Radicanachi, Gebrüder in Smyrna.

. . . . . 5. Mai 183 . .

Ich habe die Ehre, Ihnen die Auflöſung des von meinem ſeligen Herrn Vater gegründeten Bankhauſes an hieſigem Platze mit dieſem gehorſamſt anzuzeigen und zugleich für den denſelben in oft ſo kritiſchen Zeitläuften fortwährend geſchenkten Credit mit der aufrichtigſten Geſinnung zu danken. Um dieſer Geſinnung einen ſichern Beweis beyzufügen, erlaube ich mir, einen Band meiner Memoiren, deren Herausgabe ich ſoeben bewerkſtellige, Ihrer hochgeachteten Firma zu widmen, und erſuche Sie, verehrteſte Herren, dieſe Widmung annehmen zu wollen und ſolchergeſtalt einem meiner ſehnlichſten Wünſche die ſchönſte Erfüllung zu ſchenken.

Ich bemerke ſchließlich noch zu Ihrer gefälligen Richtſchnur, daß, neueſten Nachrichten aus unſerem Binnenlande zufolge, Smyrnaer Baumwolle bedeutend im Fallen iſt, während beſte Georgia mehr faveur zu nehmen beginnt, und in der Hoffnung, daß ſich die Nachricht von der Abnahme der Peſt auf Ihrem werthen Platze, wie ſolche unſer unparteiiſcher Correſpondent verkündet, beſtätigt, erharre ich mit ſtets gewidmeter Dienſtbefliſſenheit

* * *

IV.

Antwort auf voriges Schreiben.

Smyrna . . . . . 8. Juli 183 . .

Mit Bedauern haben wir die Auflöſung Ihres Ehrenhauſes aus Ihrem ſchätzbaren Schreiben vom 5. Mai entnommen. Wenngleich die jüngſt vergangenen Conjuncturen wenig Gelegenheit gegeben haben, eine belebte Geſchäftsverbindung zwiſchen uns hervorzurufen und die pecuniairen Vortheile in dieſem Falle gänzlich in den Hintergrund treten, ſo ſieht man doch ungern eine Firma, wie die Ihrige, aus der Handelswelt ſcheiden, der ſie ſowol durch bedeutende Fonds, wie durch glückliche Speculationen ſtets zu großer Zierde gereichte.

Ebenſo überraſchte es uns, daß Sie geſonnen ſind, Ihren geehrten Börſennamen auf dem Titel eines literariſchen Unternehmens prangen zu laſſen, und ſo ſehr es uns auch ſchmeicheln mußte, daß Sie uns erkoren haben, dieſe Ehre zu theilen, ſo ſetzt es uns doch einigermaßen in Verlegenheit, da wir nicht ſo eigentlich wiſſen, was den Inhalt Ihrer gewiß ſehr ſchätzbaren Memoiren bilden wird. Unſere Literatur und die Literatur der Franzoſen zeigen uns manches Beiſpiel ſolcher Denkwürdigkeiten, wo die kleinſten, oftmals unſcheinbarſten Details ſo mitgetheilt werden, daß ſie das Intereſſe des Leſers zu feſſeln im Stande ſind. Unſer Geronimo Radicanachi, der ſich in ſeiner guten Zeit viel mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte, hat ſelbſt einige jener Werke geleſen, aber eben deswegen wiſſen wir nicht, was wir von Ihnen in dieſer Hinſicht zu erwarten haben dürften. Schreiber dieſes hofft, daß Sie alle Handelsverhältniſſe, in welchen Sie zu unſerem Schmyrnaer und Trieſtiner Hauſe ſtanden, unberührt laſſen werden und namentlich der Geſchichte des Zuckerbrandes, ſowie der unvorſichtigen Oeffnung des Baumwollballens, der den Tod zweier Perſonen verurſacht haben ſoll, nicht erwähnen. Ueberhaupt würden wir die Ehre ganz ablehnen müſſen, wenn Sie geſonnen wären, unſere Firma in Ihrem ſchätzbaren Werke anzuführen. Im Falle Niemand von der uns zugedachten Ehre ein Wort erfährt — aber nur in dieſem einzigen Falle — glaubt unſer Chef Ihr geſchätztes Anſinnen nicht von der Hand weiſen zu dürfen und erwartet dafür, daß in der Folge, wenn die Ereigniſſe den levantiſchen Handel wieder begünſtigen und Sie ſich hierdurch geneigt fühlen ſollten, eigene Geſchäfte auf hieſigem Platz wieder zu unternehmen, Sie ſich unſerer Firma und der Ihnen ſtets gewidmeten Dienſte geneigteſt erinnern werden.

In dieſer Hoffnung zeichnen ſich mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihre

ergebenen

Sylvio und Pietro Nadiranarchi.
Gebrüder

Erste Abtheilung.

Erſtes Kapitel.

Was der geneigte Leſer zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der ſtillſchweigende Compagnon. — Schriftſteller-Manie.

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple" — ſo fängt Rouſſeau ſeine Confessions an und ſo kann ich die meinigen wol auch anfangen. Wann hätte man wol jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? Der Stand, zu dem ich mich zähle, iſt nicht einmal zu dem leſenden Publicum zu rechnen, geſchweige zu dem ſchreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man ſollte glauben, daß, wenn einmal ein Banquier die Feder anſetzt, ſogleich vom Zählen und Rechnen die Rede ſein muß. Aber man ſtoße ſich nicht daran! Es ſoll ſo viel wie möglich in dieſen Denkwürdigkeiten, wenn ich ſie ſo nennen darf, nur immer figürlich davon geſprochen werden.

Daß ein Banquier ſeine Memoiren herausgibt, ſollte ſo eigentlich Niemanden in Verwunderung ſetzen in dieſer memoirenwüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornſteinfegers die ganze Zeitgeſchichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heut zu Tage Bedeutung genug hat, um nicht erſt weitläuftig nöthig zu haben, ſein Beginnen in dieſer Hinſicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen iſt, der großen Börſenariſtokratie darin mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Die Frage aber iſt, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht iſt dieſer erſte Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenoſſen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht ſo anmaßend, dieſen Blättern das Aufſehen zu prophezeihen, was in jüngſter Zeit ſo manche Memoiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht ſo blöde und beſcheiden, ihnen alles Intereſſe abzuſprechen. Es ſind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menſchen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen beſtimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen ſtets zugetheilt iſt, und aus deſſen Erlebniſſen ſich manche Lehre feſtſtellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat Vieles vor dem todten Buchſtaben voraus. Das, was ich hier gebe, iſt eine ſolche; keine mühſam aus Büchern zuſammengeſtoppelte Leſe übergebe ich hier der Welt, ſie ſoll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand erhalten. Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des ſelbſt Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Leſern jedoch auch nicht übergeben. Das Tagebuch eines Banquiers müßte ſtets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Courſe, die Chancen der Börſe, das Maklergeſchwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allen. Ich ordne meine Memoiren nach den Hauptmomenten meines Lebens und laſſe Alles weg, was nicht im Stande iſt, ein allgemeineres Intereſſe zu erzielen.

Obgleich mein Geſchäftsleben geſchloſſen iſt, ſo ſtehe ich doch noch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verſpüre Luſt in mir, dieſen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publicum übergebe, noch mehrere folgen zu laſſen, denn ich bin nicht geſonnen, mein Pulver mit einem Male zu verſchießen. Jedoch verſpreche ich aber auch feierlichſt, nicht aus Speculation auf die Beutel meiner Leſer den Faden bis zur Ungebühr zu ſtrecken und Fortſetzung auf Fortſetzung anzukündigen. Meine Umſtände ſind von der Art, daß ich um des Gewinnes wegen nicht die Feder anſetzen darf. Es zeugte in der That von ſchwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einſt an der Börſe Credit hatte und mit einem Federſtriche Tauſende gewinnen konnte, in ſeinem Alter genöthigt wäre, das mühſame Gewerbe eines Schriftſtellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollſchreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzuſtreichen. Ich bedauerte ſtets dieſe Schriftſteller von Handwerk und wenn ich nach mir ſelbſt ſie beurtheile, ſo wundert es mich nicht, daß wir mit ſo vielen ſchlechten Büchern überſchwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regieren, wo die Seiten und Zeilen emſig zuſammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu ſetzen. So ſehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren ſprechen hört, welche die Schriftſteller verdienen ſollen, ſo wäre ich doch nicht geneigt, ſie deshalb zu beneiden. Mir erſcheint es immer als das ſauerſte Brot, was Jemandem zugeſchnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinſetzen und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinſchreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftſtellers nicht dafür hin, aber noch weniger ſein Honorar. Hundert — zweihundert Louisdor! Mein Gott — die armen Leute!

Etwas Anderes iſt es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umſatz des Geldes begriffen zu haben und da muß ich denn aufrichtig geſtehen, daß es nichts Einträglicheres gibt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler. Von einer Taxe kann bei dieſem eben ſo wenig die Rede ſein, als bei jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unſcheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zuſammenleſen läßt? Wer taxirte wol ein Buch jemals nach Dem, was es den Verleger gekoſtet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Speſen für Druck und Papier und ſucht dieſes mit dem Preiſe in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet? Dieſe treffliche Einrichtung zog längſt meine Augen auf dies Geſchäft und ich, der ich ſonſt froh war, meine Capitalien mit 12 Procenten umzuſetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geſchäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen verſprach.

Heute — da ich dieſes erſte Kapitel ſchreibe — ſind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil ſeines Vermögens im Papierſchwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrot zu ſich einladen ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm und die Einladung überraſchte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einſtellte, fand ich ein gut geheiztes Zimmer, Madame hinter der ſilbernen Theemaſchine, meinen Nachbar die Hände in den Seitentaſchen und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Caſtagnetten, den Vortrag eines jungen Menſchen accompagnirend, der mit gedehntem, ſchnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war, wie natürlich, nicht ohne Geräuſch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, ſie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verſtehen gab, daß ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf den Vorleſer richten ſollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß geſtehen, daß es eine Schwachheit von mir iſt, in ſolchen Fällen zuerſt zu gähnen und dann einzuſchlafen. Beides paſſirte mir in Berlin ſelbſt, wo ich Holtei und Saphir vorleſen hörte. Ich ſtand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarſte Gähnen begann und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie,“ ſprach er, „Sie ſcheinen mir den ſchönen Wiſſenſchaften nicht geneigt zu ſein! Ich liebe die ſchönen Wiſſenſchaften wie närriſch, wie kommt es, daß Sie ſie nicht lieben?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig ſagen,“ erwiderte ich mit freimüthiger Beſcheidenheit, „daß ich die ſchönen Wiſſenſchaften genauer kennen müßte, um ſie zu lieben oder zu haſſen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſind mir die Wiſſenſchaften ziemlich gleichgültig.“

Madame hatte dieſe Aeußerung nicht ſobald vernommen, als ſie faſt kreiſchend ausrief: „Die Wiſſenſchaften gleichgültig?“ „Die Wiſſenſchaften gleichgültig!“ wiederholte in der Tiefe bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wiſſenſchaften bei jetziger Zeit gleichgültig ſein?“ fügte er dann im ſpitzeſten Fragetone hinzu.

Der junge Vorleſer biß ſich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetiſch in die entfernteſte Fenſterecke.

„Laſſen Sie den jungen Menſchen meiner Frau vorleſen und wir wollen, bis die Andern gekommen ſein werden, die unſere Partie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen mit einander plaudern." So fing jetzt mein Wirth freundlich zu ſprechen an. „Warum ſind Sie ſo abhold unſerem Parnaß? Ich ſpreche hier von dem Muſenberge nämlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verſtehen. Es thun ſich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß ſie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall iſt, werden ſich Mehre von uns zu der Begeiſterung hingezogen fühlen. Es iſt ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf; denn wer den Cours richtig und ſchnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnet machen können. Es iſt nur die Frage bis jetzt geweſen, ob man dabei wird beſtehen können. Für die Andern zu arbeiten, damit ſie das Fett oben wegſchöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Goethe und Schiller das bedacht hätten zu ihrer Zeit, ſo wären ſie jetzt nicht nur die großen Männer, ſondern auch die reichen Leute — verſtehen Sie mich?"

Und ſo ging es noch eine Weile fort; ich mag meine Leſer mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er ſelbſt ſagte — nun auch einmal ſicher in Papier ſpeculiren wollte, nachdem er es ſo oft unſicher gethan. Er hatte im Sinne, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu intereſſiren. Er öffnete ſeinen Secretair und zeigte mir ein Paar ſauber abgeſchriebene Werke, die er mit ſeiner Firma in die Welt ſchicken wollte, und deutete dann mit ſtolzem Blick auf den jungen Mann am Theetiſche, indem er ſagte:

„Der dort iſt mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neuſten Façon; er hat bei Saphir das

Recenſiren gelernt und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweiſen wird, daß Alle nichts verſtanden haben, bis auf ihn. Ich ſage Ihnen, es muß Alles zu Geld werden, was ich drucken laſſe; ich habe die beſten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die, gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!“

Meine Leſer werden es längſt wol gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und Anſehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben ſo wenig verheimlichen, daß ich einſt ſein Glaubensgenoſſe war, der aber längſt zum Chriſtenthume überging. Hierdurch wird erſt ſo Manches von Dem, was ich erzählen werde, ſeine rechte Deutung erhalten.

Ich wünſchte mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben und daher nicht Theil nehmen zu können. Von dieſem Augenblicke an ward der Mann einſylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trockenes Whiſt und ich empfahl mich. Ich habe ſeitdem keine Einladung mehr erhalten.

Aber nicht ſowol die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarſchaft eröffnet ſah, als vielmehr Das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in dieſem Geſchäfte auch einmal mein Heil zu verſuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Cenſur und den Schriftſtellern nichts zu thun haben, ſondern nur mit einem Einzigen bei dieſem Handel in Berührung ſtehen. Meine Gedanken richteten ſich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geſchildert wurde. Ich machte ihm den Vorſchlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vorſchläge in dieſer Hinſicht zu machen. Er ließ ſich nicht lange erwarten. Ich begriff nichts von Dem, was er vorhatte, aber ich ſtreckte ihm die Summe vor, die er wünſchte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geſchäften zurück und ſetzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe.

Aber im Buchhandel ſpielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Luſt, dies und jenes von unſern Verlagsartikeln zu leſen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten empfindſamen Geſchichten, die poetiſchen Poeſien und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen geleſen, waren mir zum Horreur geworden; wie erſtaunte ich nun, dieſe natürlichen, anſprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen und geſunde Lebensanſichten, Weisheit für die Welt enthaltend! Diejenigen, welche dieſe neue Literatur Schritt vor Schritt entſtehen ſahen, können von dem Rieſenabſtand nicht ſo urtheilen wie ich, der, gleichſam nach langem Schlaf erwachend, dieſe Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfand und von ihnen bezaubert ward.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie ſchwer es ſei, als Schriftſteller aufzutreten, aber zugleich drängte ſich mir der Gedanke auf, daß es wol auch meine Beſtimmung ſein dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu ſpenden, der uns toſend und brandend umgibt und den wir Literatur benennen.

Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor und ſah ſie mit einigem Vergnügen durch.

Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verſchiedenen Anläſſen, oft bei wichtigen Ereigniſſen niedergeſchrieben hatte. Jahre waren ſeitdem vergangen. Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſie dem Publicum zu übergeben.

Mein Compagnon ſollte ſie aber nicht haben; ich legte mir ſelbſt das tiefſte Incognito auf. Unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit ſpedirte ich das Manuſcript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte Buchhandlung, die es übernommen hat, den Verſuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anſtalten treffen, im Falle der Erlös die Koſten nicht decken ſollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu erſetzen. Vielleicht iſt der Mangel jenes Firniſſes, der in unſern Tagen die Leſewelt anzuziehen vermag, Urſache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß ſie ſchon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes geleſen werden dürften und ſich ſo ein Publicum gewännen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine ſeltſamen Abenteuer im Geſchäftsſtyle beſchreiben werde, ſo wäre es mir doch angenehm geweſen, wenn irgend ein gewandter Styliſt meine Blätter vor dem Drucke durchgeleſen hätte. Allein wie die Sache nun einmal ſteht, muß ich meine Leſer bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in dieſem Buche enthalten iſt, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen.

Alle Perſönlichkeiten, die ſich dem Leſer enthüllen werden, ſind von dem ſtrengſten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchſtabe des Namens ſoll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde wenn ich hie und da muß, ſtets ſolche wählen, die nicht die geringſte Muthmaßung zulaſſen werden. Nous n'aimons pas le scandale!

Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und beſten Handelsfreunde, die Herren Arias de la Torre Mazarredos & Compagnie in Cadiz und die Herren Sylvio & Pietro Radicanacchi in Smyrna, möge meine Leſer vermuthen laſſen, daß Der, welcher zu ihnen ſpricht, einſt keine üble Figur an der Börſe ſpielte und ſich nicht eben ſcheuen dürfte, ſeinen Namen hier vollſtändig auszuſchreiben, wenn ihn nicht die beſcheidenen Rückſichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich ſind, der zum erſten Male in ſeinem Leben als junger, beſcheidener Autor vor das Publicum hintritt.

Zweites Kapitel.

Erziehung des Verfaſſers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinefleiſch und Sauerkraut. — Die geſpenſtiſche Ohrfeige.

Ich war einſt glücklich verheirathet nach dem Ausſpruche der Menſchen; wenn gleich großes Unglück mich während meiner Ehe traf. Sie blieb kinderlos. Ein Sohn, den ich mit einem Bürgermädchen meiner Vaterſtadt zeugte, erhielt den Namen der Mutter und ſollte einſt einen großen Theil meines Vermögens erben. Dieſe gute Abſicht, die ich mit ihm hatte, ſcheint er ſelbſt vereitelt zu haben; ich will abwarten, wie ſich ſein ferneres Schickſal geſtalten wird.

Von meiner früheſten Jugend will ich meine Leſer nicht unterhalten; ſie böte wenig Stoff dazu dar und Belehrung wäre gar nicht daraus zu ſchöpfen. Die Art und Weiſe, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erziehung in den Häuſern reicher Juden beſorgt wurde, iſt von der jetzigen ſehr verſchieden. Ich hatte einen jüdiſchen Hofmeiſter, der mich im Talmud unterrichtete und nebenher die gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften lehrte. Frühzeitig wurde ich ſeiner Aufſicht enthoben und in dem Geſchäfte meines Vaters gebraucht, der eines der anſehnlichſten im Orte betrieb.

Mein Vater war ein alter, ſehr ſtrenger Mann, von einem ungemeinen Stolze beſeelt. Die Verachtung, welche ſeine chriſtlichen Mitbürger ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen zollten, ſuchte er reichlich zurückzuzahlen. Er hielt ſich von allem Umgange mit ihnen entfernt und lebte wie ein vornehmer Fremder unter gemeinem, niedrigem Volke. Seit vielen Jahren ſchon ging er nicht mehr aus, gewöhnlich war er in ſeinem Zimmer verſchloſſen, und trat er manchmal vor die Thür, ſo ſprach er mit Niemandem und nickte ſtolz mit dem Kopfe, wenn er gegrüßt wurde. Dieſer Hochmuth und Stolz waren ihm eigenthümlich, mir iſt ſeitdem nie wieder ein ſolches Exemplar eines Juden aufgeſtoßen. Seine Glücksgüter ſetzten ihn in den Stand, ein ſolches Syſtem durchzuführen, während ich und einige treue Commis ſeinen Geſchäften vorſtanden.

Mein Vater beſchäftigte ſich abwechſelnd mit chemiſchen Experimenten und mit der hebräiſchen Dichtkunſt. Sein Zimmer war mit Retorten und Kolben angefüllt und dazwiſchen ſtanden die großen, in Leder gebundenen Folianten einer längſt untergegangenen Dichterzeit, mit deren Auslegungen ſich die Klügelei und Spitzfündigkeit vieler Jahrhunderte ohne ſonderlichen Erfolg abgegeben hat.

Nur ſelten ſah ich meinen Vater und geſchah es, ſo hielt mir derſelbe Vorträge über Gegenſtände des Glaubens und ermahnte mich treu zu bleiben dem moſaiſchen Geſetze. Es ward mir ſchwer, dieſen Ermahnungen Folge zu leiſten. Mein Vater hatte eine Art von Hauskapelle, wo er ſelbſt den Gottesdienſt hielt. Ich durfte dabei nie fehlen. Es waren Stunden, die mir ſtatt der gehofften Erhebung, nur Abſpannung brachten, mich ſelbſt oft mit Widerwillen erfüllten.

Man denke ſich ein Gemach von mäßiger Größe, mit einer Menge von Gebetpulten angefüllt, an denen murmelnde Juden ſtanden, dicht gedrängt, ſich hin- und herſchaukelnd, wie ein von ſtarkem Winde bewegter, rauſchender Baum; in gewiſſen Zwiſchenräumen ſtießen ſie tiefe Seufzer aus. Sie hatten Schuhe und Stiefel ausgezogen und die Hüte auf dem Kopf. Es war eine dichte, dunkle, hin und her wogende Maſſe, voll verworrenen Geräuſches, ein unheimliches Meer, das Verderben zu brüten ſchien und doch an nichts Böſes dachte, ſondern mit inniger Andacht ſeinen Schöpfer zu verehren glaubte. Der dumpfe Lärm, die Hitze, der unangenehme Geruch in dieſem Raume pflegten mir gewöhnlich eine leichte Ohnmacht zuzuziehen und ich mußte vor beendigtem Gottesdienſte das Freie ſuchen.

Mein Vater hingegen lebte und webte in dieſen frommen Uebungen. Er war der Hoheprieſter dieſer Gemeine, die ihn tief verehrte; er verſah die heiligen Gebräuche mit vielem Anſtande und galt für einen großen Künſtler, der die lauten Gebete in eigenthümlicher Weiſe vorzuſingen wußte.

Nach dem Gottesdienſte war feſtliche Tafel, wobei ſich alle Hausgenoſſen einfinden mußten. Mein Vater, der in den Wochentagen gewöhnlich einſam auf ſeinem Zimmer ſpeiſte, präſidirte dabei echt patriarchaliſch. Es wurden mit dem Hute auf dem Kopfe die üblichen Gebete geſprochen, er genoß Brot und Wein, indem er den Segen darüber ſprach, und die Speiſen waren der Vorſchrift gemäß die Nacht hindurch in heißer Aſche gekocht worden, welches ihnen nicht nur einen ſeltſamen Geſchmack verlieh, ſondern ſie auch unverdaulich machte, da der nährende Leimſtoff darin völlig verkocht war und das Fett und die weichern Theile der Knochen ſich damit auf's engſte vermiſcht hatten.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Mahlzeiten nicht nach meinem Geſchmacke waren, und daß ich froh war, wenn ich Nachmittags einen chriſtlichen Speiſewirth beſuchen konnte, um ein tüchtiges Stück Rehziemer, der, wie alles Wild, von der Tafel eines rechtgläubigen Juden verbannt bleibt, oder einen Schnitt ſaftiger Kalbskeule, welche auch den Juden verboten iſt, die nur die Vordertheile der Thiere genießen dürfen, mit Heißhunger zu verzehren.

Jedoch mußte ich mich dabei ſorglich in Acht nehmen, daß es meinem Vater nicht hinterbracht würde, der dieſe Vergehungen gegen die rabbiniſchen Vorſchriften ſchwer geahndet haben würde.

Ich muß hiebei eines ſeltſamen Traumes erwähnen, denn für mehr kann ich es wol nicht halten, obgleich er einen noch jetzt nicht ganz verlöſchten Eindruck auf mich hervorbrachte.

Es war an einem hohen Faſttage, dem höchſten und feierlichſten, den die Juden heilig halten: der große Verſöhnungstag. Man glaubt, daß um dieſe Zeit das große Conto, welches Gott von jedem Menſchen insbeſondere durch ſeine Engel führen laſſe, abgeſchloſſen und ſaldirt werde, wobei aber, wie natürlich, auch der Frömmſte hienieden zu kurz kommt und einen größern oder kleinern Saldo auf neue Rechnung in ſein Debet vorgetragen ſieht. Dieſen alten Saldo zu tilgen, werden nun Gebete, Faſten und Kaſteiungen vorgenommen, Sterbehemde angelegt u. ſ. w., damit die neuen Sünden auch wieder ein reines Blatt im Hauptbuche der Welten haben, nach dem uralten Sprichworte: „Wer ſeine Schulden zahlt, erhält ſeinen Credit.“

Die Strenge, womit dieſer Tag in meinem väterlichen Hauſe geheiligt wurde, läßt ſich aus der kurzen Schilderung, die ich davon zu entwerfen mir erlaubte, wol bemeſſen. Auch ich, ſo frei ich ſonſt über ähnliche Dinge dachte, konnte mich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß dieſem Tage eine ganz beſondere Heiligkeit anklebe. Es iſt mit ſolch angeborener Scheu etwas Seltſames; unſere ganze Philoſophie iſt nicht im Stande ſie zu entfernen. Trotz meiner innigen Achtung vor dem Feſte war indeß mein nüchterner Magen doch nicht im Stande, den ganzen Tag über in dem Betſaale auszudauern. Ich ſchlich mich unbemerkt fort und entkam glücklich in eine ferne Gegend der Stadt, wo keine Juden wohnten und die Schornſteine gaſtlich und gemüthlich rauchten. Mein Hunger ſtieg mit jeder Minute und eben ſo der Wunſch, ihm ein Ende zu machen. Vor mir lag ein Wirthshaus, keines von den erſten; aber ich nahm mir nicht Zeit, lange zu wählen, und trat ein. Ein appetitlicher Duft durchzog den Raum; man trug die Speiſen auf kleinen Zinntellern herbei, die man den Gäſten vorſetzte. Ein alter penſionirter Officier, den ich kannte, ließ ſich eben ſeine Portion reichen. Es war Schweinsbraten mit Sauerkraut! Er lud mich ſpöttiſch lächelnd ein zu koſten, weil er wol dachte, daß ich es nicht thun würde. Aber mein Hunger ſtieg bis zur Raſerei; ich hatte ſeit dem Morgen nichts genoſſen; dabei duftete das Gericht ſo erregend; ich kämpfte mit mir ſelbſt; wie ich auch ſchon gegen die Gebote meiner Väter gefehlt hatte, ſo war doch Schweinfleiſch noch nie über meine Lippen gekommen.

Ich erkundigte mich, was es zu eſſen gebe; es war ſonſt Nichts zu haben; der alte Officier lachte mich abermals ſpöttiſch an — ich fühlte mich hinfällig zum Sterben — da ermannte ich mich — und meine Lippen ſtammelten: „Eine Portion Schweinefleiſch mit Sauerkraut!" — Jetzt war es heraus und nach kurzem Warten ſtand der dampfende Teller vor mir. Mit einem triumphirenden Blick auf den Officier ſteckte ich den erſten Biſſen in den Mund.

Nichts hatte mir jemals beſſer geſchmeckt; ich verſchlang die Speiſe und, nachdem ich nun von meiner Seite ſpöttiſch nach dem Officier hinüberſah, verließ ich, ſelbſt mächtig über meine Kühnheit erſtaunt, das Gaſthaus.

Mir war es nicht mehr möglich, den Betſaal zu beſuchen; meine Wangen glühten, auch beſorgte ich, jeder Gläubige würde mir den genoſſenen Frevel angeſehen, oder angerochen haben. Ich brachte den Abend, d. h. bis zum Untergange der Sonne einſam zu, dann erſchien ich in unſerem Familienkreiſe, wo eine reich ſervirte Tafel alle Hausgenoſſen zum „Anbeißen" verſammelt hatte, wie man dieſe Mahlzeit nach dem Faſttage zu benennen pflegte. Was mir auch für bekannte Leckerbiſſen entgegendampften, Knoblauch und Zwiebel waren nicht daran geſpart, ſo erſchien mir keiner darunter anlockender, als jener verpönte, den ich zum Erſtenmale gekoſtet. Ich entfernte mich nach dem Dankgebete, legte mich zu Bett und ohne vorher, ich muß es geſtehen, noch ſchwere Betrachtungen über meinen heutigen Fehltritt angeſtellt zu haben, überließ ich mich dem freundlichen Schlummergott, der ſich mir ungebeten nahete.

Wie täuſchend waren aber ſeine Lockungen! Es war die fürchterlichſte Nacht meines Lebens. Meine todte Mutter trat zu meinem Lager hin. Ich träumte nicht, deſſen war ich mir bewußt; ich ſah ſie deutlich vor mir ſtehen, im Sterbehemde, und die Wangen eingefallen und bleich, wie ich ſie im Sarge geſehen hatte.

Mit ernſtem Tone fing ſie zu ſprechen an und ſchalt mich, daß ich das geheiligte Geſetz übertreten hatte, und drohte mir mit jenſeitigen Strafen, die ſie bereits kannte. Ich lag im Angſtſchweiß gebadet da und wagte nicht, mich zu regen. Aber der Geiſt fuhr fort, mich wie einen verſtockten Sünder zu bearbeiten, und ſeine Worte wurden immer zürnender und fuhren wie glühende Dolche in meine Bruſt. Endlich hob er die Hand und verſetzte mir einen Backenſtreich, den ich fühlte. Ich fuhr in die Höhe, öffnete die bis dahin feſtgeſchloſſenen Augen und ſtarrte um mich. Niemand war zugegen und der Mond erhellte mein kleines Zimmer. Ich wälzte mich bis zum Morgen ſchlaflos umher. Erſt mit dem Aufgang der Sonne überkam mich ein kurzer Schlummer. Als ich aufſtand, fiel mir ſogleich die Geiſtererſcheinung ein; ich gedachte mit Wehmuth meiner ſchon vor Jahren geſtorbenen Mutter und konnte mir nicht erklären, warum ich mich in der Nacht ſo geängſtigt hatte. Die Erſcheinung meiner Mutter wäre mir zu dieſer Stunde wie ein milder Troſt geweſen.

Ich trat vor den Spiegel, um mich anzukleiden — aber was erblickt' ich! — eine geröthete Wange und deutlich die Spur der Finger darauf gezeichnet; ich war vernichtet. — Ein Tuch mußte umgebunden werden und ich gab vor, an Zahnſchmerzen zu leiden. Im erſten Augenblicke meinte ich, daß dieſe Spuren der züchtigenden Geiſterhand nie von meinem Antlitze verſchwinden würden, und ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Aber nach und nach wichen meine Beſorgniſſe, die rothen Stellen wurden bläſſer und erloſchen endlich ganz. Später ſchien es mir einleuchtend, daß ich mir ſelbſt, von dem unruhigen Traume erregt, im Schlafe einen derben Backenſtreich gegeben hatte, den Eindruck jener Nacht verwiſchte jedoch keine Zeit und noch jetzt durchrieſelt mich ein Schauer, wenn ich daran denke.

Doch hatte dieſer erſte Verſuch ſeine wichtigen Folgen. Ich emancipirte mich nach und nach immer mehr, wenn ich gleich noch viele Jahre in meinem väterlichen Hauſe lebte.

Mein Vater hat es zu hohen Jahren gebracht; er ſtarb in ſeinem achtundſiebzigſten.

Hier ſehe ich aber mit Schrecken, daß ich ganz gegen meinen Willen dennoch ein Kapitel mit meinem Jugendleben gefüllt habe. Die Geſpenſtergeſchichte möge mich retten und mich zum mindeſten bei den Liebhabern des Schauerlichen einige Gnade finden laſſen.

Drittes Kapitel.

Der Feſtungscommandant in Geldnoth.

Ich war noch nicht lange auf eigene Hand etablirt, als der Napoleoniſche Krieg ausbrach. Ganz Deutſchland war überſchwemmt und folglich auch mein Vaterland, wie die Deutſchen, im engern Sinne, die Provinz zu nennen pflegen, wo ſie geboren ſind. Ich nehme überhaupt Anſtand, in Deutſchland von einem Vaterlande zu ſprechen. Der Baier in Preußen, der Schwabe in Baiern, der Schleſier am

Rheine ſind Fremde, und nun vollends die Juden! — Der Jude, wenn gleich tauſend Jahre darüber vergangen ſind, daß ſeine Vorfahren ſich in Deutſchland anſiedelten, wird ſtets nur ein Fremder in dieſem Lande ſein. Es iſt rührend, wenn ich daran denke, wie „unſre Leute“, durch Mord und Druck und Gefahren aller Art, dem Boden, der ſie ausſtieß, dennoch treu geblieben ſind — ſie hatten dort nicht ihr Vaterland und dennoch trugen ſie Alles mit, als hätten ſie eines! Das Vaterland des Juden liegt über dem Meere; ich weiß nicht, welchem Winkel in Syrien oder Paläſtina ich die Arme entgegenſtrecken darf und ausrufen: Hier iſt die Scholle, die mich nicht wie einen Fremden verwirft! — Und doch thut ſie es; in dem Lande ihrer eigentlichen Heimat ſind die armen Juden am bedrückteſten; in dem Lande der Doppelhöhle, wo Abraham's und Sarah's Gebeine ruhen, ſpuckt der eingewanderte Türk' ſie an und ſchilt ſie Giaur, den fremden Hund!

Napoleon hatte Deutſchland mit Krieg bezogen. Ich wohnte in meinem Hauſe, machte wenig Aufwand und ſuchte mit Vorſicht meine Capitalien anzulegen. Es war eine böſe Zeit; man konnte in einem Augenblick zum armen Mann werden.

Die Franzoſen hatten das ganze Land inne, nur hin und wieder war noch eine Feſtung in der Hand des Landesherrn. Eine ſolche lag unweit von meinem Wohnorte; der Commandant hatte früher mit mir in Verbindung geſtanden, wie das ſo zu gehen pflegt; ich mußte ihm kleine Summen auf Wechſel leihen, und er mochte hübſche Judenmädchen gern ſehen. Deshalb war er kein Judenfeind.

Wo die franzöſiſchen Machthaber hauſten, da mußte man ganz beſonders auf ſeiner Hut ſein. Eine verrätheriſche Anklage war bald geſchmiedet und wer ſeine Vertheidigung nicht recht zu führen wußte, konnte nach kurzem Prozeß erſchoſſen werden. Das Beiſpiel des Buchhändlers Palm hatte ganz Deutſchland wie mit einem elektriſchen Schlage getroffen; aber viele Andere verbluteten ebenſo, ohne daß ihr Tod dieſes Aufſehen gemacht hätte.

Es war im Spätherbſte; eine ſtürmiſche Nacht. Ich hatte mich ſorgenvoll zu Bette gelegt und der heulende Sturm mich lange nicht einſchlafen laſſen. Endlich gegen Morgen fallen mir ermüdet die Augen zu. Plötzlich werde ich aufgeweckt.

„Es ſei ein Herr unten im Mantel, der mich zu ſprechen wünſche," wird mir gemeldet.

Ich ſehe nach der Uhr: es iſt halb fünf. Ich werfe mich in den Schlafrock und ſage, daß man den Fremden zu mir geleite, füge jedoch hinzu, daß der Bediente im Vorzimmer bleiben ſolle, weil der frühe Beſuch dieſes Mannes im Mantel denn doch einige Beſorgniſſe bei mir erregen konnte.

Der Fremde erſcheint und gibt ſich für einen Offizier unſerer Truppen zu erkennen. Er iſt der Ueberbringer eines Briefes des Feſtungscommandanten, der mich bei unſerer alten Freundſchaft beſchwört, ihm mit einer bedeutenden Summe zu Hülfe zu eilen. Nur dann ſei er im Stande, fügt er hinzu, die Feſtung zu halten. Er nannte mich am Schluſſe des Briefes den Retter des Vaterlandes, welcher dereinſt die Bürgerkrone und einen Orden erhalten würde.

Obgleich es mir ſogleich einleuchtete, daß eine Geldſendung, zur rechten Zeit hinſpedirt, die Feſtung dem Landesherrn erhalten könne, ſo erwog ich doch aber auch ſogleich, welche Gefahr für mich daraus entſtehen könnte, wenn die Franzoſen dieſen Boten auffingen. Meine Partie war ſchnell ergriffen. Ich öffnete die Thür des Vorzimmers, worin mein Bedienter auf der Lauer ſtand, und rief:

„Sogleich, mein Herr, machen Sie ſich aus dem Staube, wenn Sie es in der nächſten Minute nicht bereuen wollen. Ich habe kein Geld, um es in die Feſtungen zu werfen, damit ſie den Kriegern Napoleon's länger Widerſtand leiſten. Das, was Sie, oder das Schreiben, das Sie mir überbringen, Patriotismus benennen, betrachte ich, wie die Sachen nun ſtehen, wie Verrätherei. Sagen Sie das Dem, der Sie geſchickt hat, und verlaſſen Sie mich!"

Man kann denken, wie verwirrt der Offizier ſeinen Rückzug antrat. Dieſer unerwartete Empfang bedrohete ihn mit Verhaftung und er machte daher von der Weiſung: mich zu verlaſſen, den ſchnellſten Gebrauch. Mir that es in der Seele weh, den kühnen Mann, der mit augenſcheinlicher Lebensgefahr bis zu mir gedrungen war, ſo ohne Hoffnung und ſtark verletzt abziehen zu laſſen. Was aber hätte ich wol thun können? In dieſem Augenblick war nichts Anderes zu beginnen und ich freute mich, ſelbſt vor den Augen meines Bedienten, der gewiß kein Verräther war, meinen Antheil an der Sache ſo ſchlau verſteckt zu haben und mich nöthigenfalls auf ſein Zeugniß berufen zu können. Jene Zeit war zu gefährlich, um ſelbſt vor einem Bruder in ſolchem Falle offen zu handeln. Nichtsdeſtoweniger ging ich aber ſogleich mit mir ſelbſt zu Rathe, wie es möglich wäre, die verlangte Summe dem bedrängten Commandanten in die Feſtung zu ſpielen.

Ich hatte Urſache, meine Vorſorge zu loben. Bald vernahm ich, daß jener Offizier gefangen genommen wurde; hätte ich ihm Geld anvertraut, ſo wäre es verloren geweſen; hätte er ein Schreiben von mir zu überbringen gehabt, ſo wäre ich verrathen worden. Von dem fernern Schickſale des jungen Mannes, der einer der erſten Familien des Landes angehörte, habe ich nichts mehr erfahren können; wahrſcheinlich war es beklagenswerth.

Durch die Gefangennehmung ſeines Boten war aber mein ſeltſames Betragen dem Commandanten der Feſtung nicht zu Ohren gekommen und er hegte keinen Zweifel, das ich ſeinem dringend ausgeſprochenen Wunſche nachkommen würde.

Ich begab mich nun mit der bedeutenden Summe, die verlangt worden war, ſelbſt auf den Weg und erreichte glücklich ein einſames Haus, unweit der Feſtung, von wo ich ihrem Commandanten Nachricht zukommen laſſen konnte. Wirklich erſchien dieſer ſelbſt, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er nannte mich den edelſten Deutſchen, den hochherzigen Befreier des Vaterlandes, dem er nach abgeſchloſſenem Frieden eine Belohnung von ſeinem Fürſten auswirken wolle, die ihn vor ganz Deutſchland auszeichne.

Ich will meinen Muth, eine beträchtliche Summe zu jener Zeit mit ſo geringer Ausſicht auf Wiedererſtattung und mit keiner auf Vortheil, nicht zu hoch anſchlagen, denn ich war reich genug, um mich nicht zu ängſtlich darum bekümmern zu dürfen; aber ich hatte mein Leben gar nicht unzweifelhaft dabei auf das Spiel geſetzt und das war allerdings werth, berückſichtigt zu werden, da namentlich damals ein jedes Leben, das dem Staate als Opfer fiel, wenigſtens ein Mauſoleum in der Zeitung erhielt, und ein Leben, welches als Opfer dargeboten, ſo glücklich war, ſich heil und wohl aus der Gefahr zu ziehen, mit Orden und Titel reichlich ausgeſtattet wurde.

Nach vielen Schwankungen des Waffenglücks, während welcher die Feſtung jedoch redlich aushielt, erſchien endlich der freudig erſehnte Friede. Mein für verloren gehaltenes Capital erhielt ich zwar nach und nach wieder, aber mit debeſondern und gnädigen Anerkennung war es nichts. Ich blieb nach wie vor ein unbeachteter Staatsbürger — ein Schutzjude, wie es in dem damaligen Curialſtyl hieß — der nur durch ſeinen Reichthum, der freilich nicht wenig beneidet wurde, ſich auf einer mäßigen Stufe der Achtung in dem Handel treibenden Theile der Geſellſchaft erhielt; der andere nahm ohnedies keine Notiz von mir und ohne mein Geld wäre ich ſicher bald zu der unterſten Hefe des Pöbels in der Meinung Aller hinabgeſunken.

Viertes Kapitel.

Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialienhändler. — Der Faſching der Juden. — Erſte Liebe. — Die Falſchmünzer. — Der Erhenkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch.

Man darf ſich nicht wundern, daß das Geld in den Memoiren eines Banquiers die Hauptrolle ſpielt. Iſt es nicht in dieſer Zeit wirklich der Hebel alles Großen und Nützlichen, Schönen und Vortrefflichen? Wie lächerlich erſchien es mir immer, wenn die Menſchen ſo vornehm auf das Geld herabzublicken ſcheinen und in ihrem Innern dabei doch nur der Eine Gedanke ſich regt: recht viel Geld zu haben. Wie ſich doch Alles abmüht und abquält um des Geldes willen! Und dieſe Leute wollen das Geld verächtlich finden? Heuchler und Lügner ſind ſie! Nur einmal ward ich vor einem dieſer Geldverächter von einer grauenhaften Ehrfurcht durchdrungen. Er war in zerriſſene Lumpen gekleidet, er lag halb nackt, im ſtarken Regen unter einer

Dachtraufe, eine harte Brotrinde nagend. Ich warf ihm aus Mitleid ein anſehnliches Geldſtück hin und der Menſch ſah mich grinſend an und ſtieß die Gabe mit dem Fuße fort. Aber es war ein Wahnſinniger, wie ich hierauf erfuhr.

Die Erfindung des Geldes iſt ein Triumph des menſchlichen Geiſtes! Würden, Talent, Wiſſen, das Höchſte, was den Menſchen auszeichnet, es wird durch eine imaginaire Größe aufgewogen: das Geld! Wer dieſe kleinen, gelben, runden Stücke in gehöriger Anzahl beſitzt, herrſcht mit den Erſten, ſieht ſich anerkannt, von Achtung umgeben.

„Dies hier iſt der gewaltige Geiſt, der mächtige Große, der allgemein verehrte Staatsmann; jener dort iſt nichts als reich — und Alles iſt ausgeglichen — Alle ſtehen ſie nun auf derſelben Linie.“

Die Liebe zum Gelde iſt, wie die Sachen nun einmal in der Welt betrachtet werden müſſen, allen Menſchen eigen, ſie mögen ſich's offen geſtehen oder verbergen; aber die Verehrung des Geldes kann nur da Raum greifen, wo bereits der Reichthum Wurzel gefaßt hat. Nur wer ſelbſt reich iſt, vermag den höhern Sinn des Reichthums zu begreifen. Eher kann ein Kinderloſer Vaterfreuden, ein einſam im Leben Schwankender die Genüſſe des Hausvaters, ja — ein Blinder die Freudigkeit, die in den Farben lebt, und ein Tauber ſich die Herrlichkeit einer Beethovenſchen Symphonie vorſtellen, als ein armer Schlucker die Gefühle, die ein Reicher hat. Zu wiſſen: ich kann Alles, was ich will! iſt ein Gefühl, das kein anderes aufwiegt. Viele meiner ehemaligen Glaubens- und Standesgenoſſen werden vollkommen verſtehen, was ich hier nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin.

Ich war von Geburt reich, aber der Wunſch, dieſen Reichthum zu erhalten und zu vermehren, bewog mich, mich nach einer reichen Partie umzuſehen. Mir ward die Wahl nicht ſchwer! Um jene Zeit überſtrahlte ein großes Haus alle andern in meinem Wohnorte. Es war räthſelhaft, wie dieſes Haus zu ſeinem Glanze gekommen. Es trieb ein Gewerbe, das Tauſende treiben, ohne dabei eben reich zu werden: den Handel mit Schreibmaterialien, die aus England bezogen wurden. Jetzt, in den Zeiten höchſter Schreibſeligkeit, hat dieſes Geſchäft natürlich eine größere Bedeutung gewonnen. Freilich wurde Alles nur im Großen ausgeführt und nur nach dem allergrößten Maßſtabe; aber dennoch ſo reich dabei zu werden! das ſchien unerklärbar.

Ich kümmerte mich weiter nicht darum; das Haus war ſehr angenehm; man ſah nur die beſte Geſellſchaft dort, und was den Reiz derſelben erhöhte, das waren zwei Mädchen, ſchön und gebildet, um deren Hand ſchon Viele ſich beworben hatten, ohne ſie zu erhalten.

Die Aelteſte dieſer Beiden ſchien ſich ganz zu einer Gattin für mich zu eignen. Ich näherte mich ihr und Alles, was ich an ihr entdeckte, forderte mich auf, meine Bewerbungen mit Eifer fortzuſetzen.

Um die Zeit der Faſtnacht bei den Chriſten feiern wir ein Feſt, das eine ähnliche Bedeutung hat. Es ſoll zum Andenken der Befreiung des Volkes von dem ihm während der perſiſchen Gefangenſchaft durch Haman gedroheten Tode eingeſetzt ſein und wird daher das „Hamansfeſt“ genannt. Haman, der boshafte Miniſter des Königs Ahasverus, muß das Schaffot beſteigen und die ſchöne Königin Eſther weiß es dahin zu bringen, daß ihr geliebter Bruder Mardochai, aus dem Kerker befreit, auf dem reichgeſchmückten Leibroſſe des Königs von ſtolzen Dienern durch die Straßen Suſan's geführt wird. Wäre Haman's Verrätherei damals gelungen, ſo lebte heute kein Jude mehr; ich laſſe es dahin geſtellt, ob die Welt dadurch ein anderes Anſehen gewonnen hätte, glaube es aber faſt. Viele Ueberlieferungen wären gewiß mit den Juden verloren gegangen, die als lebendige Chroniken von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zu den Völkern ſprachen und Weisheit predigten.

Noch jetzt freuen ſich aber die Juden dieſes Sturzes des böſen perſiſchen Miniſters und gedenken der ſchönen, tugendhaften Königin Eſther in Ehren; dabei vermummen ſie ſich, wie auch die Chriſten es an ihrer Faſtnacht thun, ſtatt aber wie dieſe ſich an einem öffentlichen Orte zu vereinigen und einen Ball zu halten, zogen ſie es vor, ſich einander in der Vermummung zu beſuchen, wo ſie in jedem Hauſe gleich freundliche Aufnahme fanden. Jene Häuſer, wo zahlreiche Geſellſchaft eingeladen war, und beſonders die, wo ſich junge, hübſche Mädchen fanden, wurden vorzugsweiſe von dem Maskenſchwarm heimgeſucht, in den ſich auch viele Chriſten miſchten, denen es nicht unwillkommen war, ſich in die Häuſer reicher Juden auf dieſe Weiſe einzuführen, theils zur Unterhaltung für den Augenblick, theils um noch ſpäter dieſe altteſtamentariſchen Sitten und Gebräuche zur großen Ergötzung ihrer Glaubensgenoſſen nachahmend zu verſpotten.

In der Familie der Schreibmaterialien-Händler war an dieſem Feſte eine glänzende Geſellſchaft verſammelt. Man hatte die großen Zimmer des Hauſes geöffnet und es drängte ſich darin eine Menge von Gäſten umher, ſowol geladene als ungeladene, die zu Fuß und zu Wagen maskirt herbeikamen, um den Tumult, der überall herrſchte, zu vermehren.

Der Chef des Hauſes, noch von altem Schrot und Korn, ging mit vorgeſtrecktem Bauche und die Hände in den Hoſentaſchen, Geld durch die Finger rollend, hin und her, freundlich ſchmunzelnd, rechts und links mit dem Kopfe nickend und zum Eſſen und Trinken auffordernd, während ſeine dicke Ehehälfte, mit Juwelen bedeckt, auf dem Sopha ſaß und kluge Blicke aus den glühenden Augen, unter der tiefen Spitzenhaube hervorſandte, Alles genau muſternd, was um ſie vorging. Eigentlich aber war die Dame vom Hauſe mit ihren Gedanken nicht beim Feſte; man wußte, daß ſie die Geſchäfte leitete, ſie ſaß den ganzen Tag über im Comptoir, wog Ducaten und führte die Bücher; ſie hatte keinen Geſchmack für ſolche Mummerei und Narrethei, ihr Sinn war auf den Ernſt des Lebens gerichtet. Sie ſah aus, als tarirte ſie Alles wie ein kluger Wardein, nicht aber wie die Wirthin und Königin des Feſtes, die ſich der bunten Beweglichkeit dieſer luſtigen Welt erfreute.

Wer ſich ihr nahete, verließ ſie bald wieder, denn es war trotz ihrer Klugheit nicht viel Vernünftiges mit ihr zu reden; beſonders war ſie aber deshalb zurückhaltend, weil ſie immer zu vermuthen ſchien, man werde bei ihr um die Hand ihrer Töchter anhalten. Sie wollte davon zur Zeit noch nichts hören, weil ſie vorſichtig in der Wahl war und ganz eigenſinnige Forderungen an ihren zukünftigen Schwiegerſohn zu ſtellen beabſichtigte.

Ich kümmerte mich nicht um ſie. Meine Augen und Sinne hafteten auf einem ganz andern Gegenſtande. Ich wollte die Tochter erobern und ſchmeichelte mir, dann die Einwilligung der Eltern von ſelbſt zu erhalten.

Ich benutzte den Augenblick, als ein langer Maskenzug von luſtigen Geſellen mit Muſik in den Saal einzog und Alles ſich hinzudrängte, um ihn in Augenſchein zu nehmen, das Mädchen zu occupiren, das in Gedanken verloren in einem Nebenzimmer ſitzen geblieben war und wie vergeſſen auf einem Flügel klimperte.

Sie hörte mich an; ich wurde zärtlich und ergriff ihre

Hand, die ich küßte; ſie ließ es ruhig geſchehen. Ein paar Stunden vergingen und wir merkten nichts von Dem, was um uns vorgegangen war, die Geſellſchaft verlor ſich — ich ſchreckte ordentlich auf — ich hatte ihr noch ſo viel zu ſagen, nach meiner Meinung — aber die Zeit war für diesmal um und ich mußte mich entfernen, nicht ohne Hoffnung, in dem Terrain ihres Herzens etwas für mich Günſtiges ausgerichtet zu haben.

Ich beſuchte nun dieſes Haus öfter und überzeugte mich davon, daß mich das Mädchen wirklich liebe, und daß auch die Eltern mich nicht ungern ſahen. Unſere Liebe war ſolid und hatte nichts von der überſpannten Lächerlichkeit, wie ſie damals unter vielen meines Glaubens herrſchte. Dies lag eben ſowol in meinem Charakter, als in dem meiner Geliebten.

Obgleich ſie trefflich zu ſingen verſtand und eine ſtarke Stimme hatte, ſo unterließ ſie es doch, den Einladungen des Directors der Singſchule zu folgen, wenn große chriſtliche Tonwerke öffentlich aufgeführt wurden. Es war nämlich nicht ſelten, daß junge Jüdinnen die Arie:

„Singe den göttlichen Propheten"

in Graun's Tod Jeſu in der Kirche vortrugen, zum Aer- aller frommen Zuhörer. Das nannte man damals Toleranz und Aufklärung und ſah nicht ein, wie lächerlich man ſich damit machte.

Eben ſo wenig ſchwärmte das Mädchen meiner Liebe von Theobald und Theodoſia oder von der Hyacinthe und dem Karfunkel, wie es ebenfalls zu jener Zeit durch Werner Mode geworden war. Ich kannte überſpannte Närrinnen aus guten jüdiſchen Häuſern, die kein Schweinfleiſch aßen und am Sabbath ſich nicht die Nägel beſchnitten, aber einen kleinen Weihkeſſel und ein Marienbild an der Wand hatten.

und von Religion und Frömmigkeit viel ungewaſchenes Zeug verbrachten. Sie faſelten von einer Religion der Kunſt, oder von einer Kunſtreligion, wie ſie es nannten; aber die Hauptſache dabei war, daß ſie nichts davon verſtanden und eigentlich keine rechte, wahre Religion hatten. Einige jüdiſche Studenten unterſtützten dieſes überſpannte Weſen und verbreiteten es immer mehr. Es waren vollkommen lächerliche Geſchöpfe, von denen eine treue Abconterfeiung in der Poſſe „Unſer Verkehr“ in der Perſon des Iſidorus Morgenländer angetroffen wird. Der Verfaſſer, Doctor Seſſa, hat ein wahres Meiſterſtück geliefert, das aus der genaueſten Beobachtung hervorgegangen iſt. Jetzt ſind dieſe jüdiſchen Schöngeiſter nicht mehr anzutreffen. Sie wären auch ganz her[illegible], da dergleichen Caricaturen doch immer nur das allgemeine Treiben reflectiren, dieſe Kunſtphantaſien und myſtiſch-religiöſe Träumereien aber längſt andern Liebhabereien Platz gemacht haben.

Das Mädchen, das ich mir erwählt hatte, war von kräftigem, geſundem Schlage, einfach an Gemüth und wahrhaft liebenswürdig. Mein Sinn war von jeher zu ſehr auf's Praktiſche hingeneigt, als daß ich mich in dieſem Falle hätte täuſchen ſollen. Auch ich ſtreifte nicht im geringſten an Empfindelei und bemerkte mit innigem Vergnügen, wie meine Geliebte mit allen Jenen, die ſich darin gefielen, nach Herzensluſt ihr loſes Spiel trieb.

Nachdem wir unſere Angelegenheit unter uns ins Reine gebracht hatten, wollte ich keinen Augenblick zögern, meinen Wunſch den Eltern bekannt zu machen. Meine häufigen Beſuche waren wohlgefällig bemerkt worden und meine Abſichten konnten nicht verborgen geblieben ſein. Es wäre gewagt geweſen, hätte ich damit zurückhalten wollen, da Viele der Abgewieſenen insgeheim auf Rache ſannen und gern bereit waren, nachtheilige Gerüchte über mich auszuſtreuen. Ich ergriff daher die erſte Gelegenheit, die ſich mir darbot, mit meinem Antrage vor die Mutter zu treten.

Wie groß war aber meine Ueberraſchung, als ich ganz gegen Erwarten ziemlich kalt empfangen wurde. Es lag eine Verlegenheit, etwas wie Bedauern in der Art und Weiſe, wie ich angehört wurde, und wenn ich gleich keine völlig abſchlägige Antwort erhielt, ſo war doch auch keine ermunternde Aufforderung die Folge, um in meinen ehrlich gemeinten Bewerbungen fortzufahren. Nur zu bald ſollte ich die Urſache kennen lernen, die mich auf ewig von dem Gegenſtande meiner erſten Liebe trennte.

Der räthſelhafte Reichthum der Eltern des Mädchens hatte eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit erregt, man ſprach davon, daß ein ſehr gefährliches Geſchäft wol die erſte Veranlaſſung dazu geweſen ſein mochte. Auch ich hatte an verſchiedenen Orten darüber ſprechen hören. Es war erwieſen, daß viele falſche Scheidemünze aus England eingebracht wurde und daß auf ſolche Weiſe ſo mancher von meinen Glaubensgenoſſen zu großem Vermögen gekommen war. Ich war nicht abgeneigt, dem Gerüchte Glauben beizumeſſen, daß auch die Eltern des Mädchens ſich mit dieſem verbrecheriſchen Handelszweige in früherer Zeit wol abgegeben haben mochten, allein ich war eben ſo überzeugt, daß ihr jetziger Glücksſtand ſie davon abhalten mußte, ſich noch dieſen halsbrecheriſchen Speculationen hinzugeben. Wie mußte ich alſo erſchrecken, als mir eines Morgens gemeldet wird, daß plötzlich über Nacht die Behörde eine Hausſuchung dort angeſtellt habe und daß in Folge derſelben Vater und Sohn in Verhaft genommen wurden. Ich eilte fort zu meinen Freunden und erhielt leider alsbald die traurige Beſtätigung.

Man hatte Wind erhalten, daß eine neue Sendung falſcher Scheidemünze angekommen ſei, und die ſicherſten Nachweiſungen über die Quelle ihrer Verbreitung. Bei frühem Morgen begaben ſich Abgeordnete der Behörde in das Haus jener Leute und erklärten ihren Vorſatz, Alles zu durchſuchen. Befremden mehr als Verlegenheit empfing ſie. Man ſchloß willig Kaſſen und Schränke auf und man fand nicht, was man vermuthete. Aber damit begnügten ſich die Beamten nicht, ſondern ſie durchſuchten das Haus vom Keller bis zum Boden, jedoch mit nicht beſſerm Erfolg. Schon wollten ſie ſich unter Bedauern höflich entfernen, als plötzlich ein Gerichtsdiener herbeilief, der das Hofthor beſetzt gehalten hatte und die Meldung brachte, er habe Geld klirren hören, das in den Hof des Nachbars hineingeworfen worden war. Man eilte dahin und fand in der That drei Säcke mit blanker Scheidemünze, von denen einer aufgeplatzt war und deſſen Inhalt auf den erſten Blick für falſch erklärt wurde.

Zugleich wurde der Sohn des Hauſes, ein hübſcher und gewandter junger Menſch, auf der Mauer ergriffen, welche beide Höfe ſchied; er geſtand, die Säcke in den Hof des Nachbars hinabgeworfen zu haben. Es waren die letzten der großen Sendung, die bis auf dieſe bereits in Circulation geſetzt worden war.

Nach den erſten Verhören wurde der Vater wieder in Freiheit geſetzt; die Laſt des Verbrechens ruhete nur auf dem Sohn. Er war in England geweſen, hatte alle Verbindungen mit den Falſchmünzern eingeleitet und ſelbſt die Sendungen convoyirt. Dem Alten ließ ſich durchaus nichts nachweiſen, wenn es gleich mit Gewißheit anzunehmen war, daß er ſchon lange den Nutzen aus dieſer Speculation gezogen und ſchändlich genug war, ſeinen armen Sohn hinzuopfern.

Seit dieſem Unglücksfall lebte die Familie ſehr zurückgezogen und ich ſelbſt ſollicitirte vergebens um die Erlaubniß, meine Theilnahme an dem Ereigniß perſönlich kundgeben zu dürfen.

Während die Unterſuchung in Bezug auf den Sohn ihren Anfang nehmen ſollte, entzog ſich dieſer freiwillig der irdiſchen Gerechtigkeit. So wurde nämlich von den Richtern ſelbſt angenommen, obgleich ſein Tod in meinen Augen ſtets Zweifel erregte. Es befand ſich in ſeinem Gefängniſſe noch ein junger Menſch, der bedeutender Verbrechen wegen dort war. Jetzt hatten ihn Schulden zur Haft gebracht. Dieſer machte nun einſt in der Nacht einen gewaltigen Lärm und ſchrie nach dem Gefangenwärter. Als dieſer kam, führte er ihn zu dem Bette ſeines Leidensgefährten, der darin mit ſeiner Halsbinde erdroſſelt lag. Sein Röcheln und Stöhnen, ſo ſagte er aus, haben ihn aus dem Schlafe erweckt, worauf er ſogleich Lärm gemacht; bis man aber gekommen ſei, habe der Andere den Geiſt aufgegeben.

Die Sache wurde ſtreng unterſucht. Dem erſten Anſcheine nach ſollte der junge Menſch ohne Hülfe ſich nicht den Tod habe geben können. Man ſprach ſogar davon, daß er einen koſtbaren Ring am Finger getragen hatte, der nun vermißt wurde; allein trotz aller Zweifel brachte man nichts heraus und die Meinung ſtellte ſich am Ende dahin feſt, daß hier ein Selbſtmord vorliege. Man wollte wiſſen, daß der Unglückliche ein junges Chriſtenmädchen geliebt habe, daß er auf dem Punkte geſtanden ſei, ſich taufen zu laſſen, und daß er nun, von Schande erdrückt und einer infamirenden Strafe entgegenſehend, das Leben nicht länger habe ertragen können.

Wie es zu gehen pflegt, mußten die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden; alle Rechtlichen zogen ſich von dem

Hauſe nun zurück, ſo wie ſie früher es ſuchten und ſich glücklich ſchätzten, ſich darin aufgenommen zu ſehen. Einſam und ſtill verlebten die reichen Leute und mit ihnen ihre hübſchen Töchter ihre Tage. Meine Liebe war nicht ſo romantiſch, daß ich im Stande geweſen ſein ſollte, mich über die öffentliche Meinung hinwegzuſetzen. Eine Verbindung mit dieſem Hauſe konnte nicht mehr das Ziel meiner Wünſche bleiben. Ich ſuchte meine Leidenſchaft für das Mädchen mit Macht niederzukämpfen und mir die gebührende Stellung in meiner Welt, d. h. an der Börſe, recht lebhaft vor Augen zu führen. Um aufrichtig zu ſein, geſtehe ich, daß mir die Entſagung nicht ſchwer ward. Wäre ich ein Dichter oder ein Maler geweſen, ich glaube, ich hätte einen ſchweren Kampf zu beſtehen gehabt. So aber — ein Banquier! da treten Herzensempfindungen vor den reellen Gefühlen in den Hintergrund.

Mein Entſchluß wurde übrigens auch dadurch erleichtert, daß der Gegenſtand meiner frühern Neigung die Stadt verließ und mit ihrer Schweſter in einer entfernten Provinz bei einem Verwandten zu leben beſchloß. Dort ſoll ſie ſpäter ſich verheirathet haben; ob ſie glücklich wurde, weiß ich nicht zu ſagen, ich habe nichts darüber erfahren können.

Dies aber war meine einzige Jugendliebe; ich habe ſeitdem nicht wieder ſo geliebt. Meine Neigungen zu Frauen beſchränkten ſich von nun an nur auf gewiſſe Beziehungen, das Herz war ſelten dabei ſo recht für voll im Spiele. Nach Dem, wie ich mich nun ſelbſt zu kennen glaube, mußte die einzige Herzensneigung, die ich jemals gefühlt, einen ſo tragiſchen Ausgang haben. Es war weiſe vom Schickſal, es ſo zu lenken. Ich kann mir denken, daß wir unglücklich geworden wären, wenn ſich Alles damals nach unſern Wünſchen gefügt haben würde, bis zu welchem Grade ſich dieſes Unglück aber geſteigert hätte, dies vorauszuſehen, liegt außer der Sphäre meiner Berechnungen.

Fünftes Kapitel.

Die Erholungsreiſe. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragiſcher Ausgang.

Den trüben Eindruck zu verwiſchen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beſchloß ich, eine Reiſe zu unternehmen.

Eine heilſame Zerſtreuung kann in ſolchem Falle nur von fremden, nie geſehenen Gegenſtänden ausgehen. Ich reiſte vorerſt nach der Hauptſtadt des Landes, von welcher ich ſchon ſo lange mir hatte vorerzählen laſſen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden ſelbſt durch eiſernen Fleiß ſich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landſtraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die ſchlechteſten Gaſthäuſer, die man ſich denken kann und worin man ſelbſt an dem Nöthigſten Mangel litt, ſo fand ich mein ſogenanntes Vaterland.* Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszuſetzen fand und wol einſah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigſtens noch nicht Alles auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünſchen übrigließ, ſo war mir doch der Anblick dieſes Landſtrichs zu überraſchend, um mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meines Geburtsortes nicht gedacht!

Aber ſtatt daß es ſich in der Nähe der Hauptſtadt freundlicher geſtalten ſollte, nahmen die trüben Aſpecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geſchmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraſchung hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß ich ein paar Stationen vor dem Ziel meiner Reiſe einen Brief an einen Freund ſchrieb und mich im bitterſten Spotte darüber ergoß, was ich zu ſehen bekam.

In dieſer Stimmung kam ich in der Reſidenz an. Ich ſtand mit keinem einzigen chriſtlichen Hauſe dort in Geſchäftsverbindung und präſentirte mich daher nur in jüdiſchen, unter denen ich jedoch die reichſten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzſtadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die erſten Künſtler und Staatsmänner verſchmäheten es nicht, über die Schwelle zu ſchreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrſchte überall; ich wohnte Gaſtmählern bei, deren ein gekröntes Haupt ſich nicht hätte ſchämen dürfen. Aber alle dieſe Leute machten auch Geſchäfte, welche auf die großen Weltereigniſſe, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten.

Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subſidiengelder, der Kriegsſteuern, das waren die Bereiche, worin ſich dieſe Häuſer bewegten. Mir gingen zum erſten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater ſo treiben ſehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit Dem, was ich hier ſah, wie Kleinhandel erſchienen. Ich bewarb mich als Theilnehmer bei verſchiedenen Speculationen und war erfreut, als man meine Vorſchläge annahm.

Nach einem ziemlich luſtigen Aufenthalte von mehren Wochen verließ ich die Reſidenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürſten meine Reiſe bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abenteuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich, ſaß im guten Pelze im zugemachten Wagen und ſchaute hinaus auf die bereifte Landſchaft. Da zog ein junger Menſch meine Aufmerkſamkeit auf ſich, der am Wege ſaß und vor Kälte faſt erſtarrt zu ſein ſchien. Ich ließ halten, und da aus dem luftigen, abgetragenen Röckchen ein edles Geſicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbeſtimmtes zu dem Menſchen hinzog, ſo lud ich ihn ein, ſich in meinen Wagen zu ſetzen, gab ihm einen überflüſſigen Mantel, der auf dem Rückſitze unbenutzt lag, und öffnete ſogleich mein Flaſchenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich ſeinen Lebensretter; er war nämlich dem Erfrieren eben ſo nahe, als dem Verhungern geweſen, da ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erſtaunen vernahm ich, daß ich ſo glücklich geweſen war, einem Glaubensgenoſſen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er ſich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte. Allein ſeine Hoffnung war fehlgeſchlagen. Einige wohlwollende Familien hatten ſich ſeiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn geſponnenen Intriguen weichen. Würde er dies nicht gethan haben, ſo hätte er ſelbſt für ſeine perſönliche Sicherheit Befürchtungen hegen müſſen. Er ſchilderte mit lebhaften Farben die Rachſucht ſeiner Widerſacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hülfsmitteln, kränklich wie er war, in rauher Jahreszeit, ſich auf den Weg, nach einem ungewiſſen Ziele, zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das ſich in heitern Geſprächen zu erkennen gab; er wurde Das, was man redſelig zu nennen pflegt. Er ſagte mir, daß er Dichter ſei und bereits mehre von ſeinen Poeſien habe drucken laſſen; hierauf nannte er mir ſeinen Namen und verwunderte ſich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entſchuldigte mich bei ihm auf das beſte damit, daß ein Geſchäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, ſich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern, und fügte noch hinzu, daß ich wünſchte, er möge mir dieſer aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht ſeine Achtung entziehen. Er verſicherte hinwieder, daß ich ihm einen ſo großen Dienſt erzeigt habe, den er ſein ganzes Leben nicht vergeſſen könne, und daß er es einem ſolchen Manne, der ſich in großen Geſchäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er ſich um das loſe Geſindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böſe Zeit für Leute ſolchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitſchern hören zu laſſen, ſo wurden ſie unſtät umhergejagt und wußten nicht, wo ſie ihr Neſt hinbauen ſollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Laufbahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es ſtets nicht begreifen können, wie Künſtler ſich in einem Orte anſiedeln konnten, deſſen Lage augenſcheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann ſo grauſam gegen ſich ſelbſt ſein, ſich mit einem glühenden Künſtlergemüth unter egoiſtiſchen Börſenmenſchen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas

Anderes, als den Handel ergreifen mögen, zu welchem ſie bis dieſen Augenblick doch nur einzig und allein beſtimmt zu ſein ſchienen. Es gehört eine Entſagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künſtler ſein will, gehe nach Italien, und wer den Handel verſchmäht, höre auf, Jude zu ſein. Thut er das nicht, ſo muß nothwendig ein Zwieſpalt entſtehen, den keine Kraft in ſeinem Innern auszugleichen im Stande ſein wird. Wir haben genug Beiſpiele gehabt, die mir aber in dieſem Augenblicke nicht einfallen und die hier aufführen zu wollen auch wol ſehr überflüſſig wäre.

In der nächſten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, ſetzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine anſehnliche Unterſtützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen und verſprach mir, von ſeinen fernern Schickſalen Bericht abzuſtatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an ſeinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt, wie ſie damals war; daran iſt er jung geſtorben. Nachdem er ſich mühevoll durchgeſchlagen, und größtentheils Verfolgungen von ſeinen Glaubensgenoſſen ſelbſt auszuſtehen hatte; bald für einen Freigeiſt, bald für einen Schwärmer verſchrien wurde, kam er nach einer Provinzialhauptſtadt, die eine anſehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die Reichſten bereits zum Chriſtenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und verſprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die ſogenannte jüdiſche Reformation hatte damals eben begonnen. Man wollte nicht nur deutſche, ſtudirte Rabbinen, ſtatt der unwiſſenden polniſchen Juden, die ſonſt an vielen Orten jenes wichtige Amt bekleideten;

ſondern man ging weiter: man wollte Predigt und Geſang für den verworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner frühern Jugend den Gottesdienſt in den Synagogen ſo ſehr verleidet hatte. Mein armer Dichter ſchien der Gemeinde jener Stadt die trefflichſten Eigenſchaften zu einem modernen Prediger zu haben, wie ſie ihn brauchten, und ich zweifle nicht, daß er ihr blumenreiche und ſalbungsvolle Reden gehalten haben würde. Allein wie das Sprichwort ſagt: „Während das Gras wächſt, verhungert die Kuh“, ſo ging's auch hier. Man ſtritt hin und her; es gab Parteien für und wider; man mußte Stimmen zum Schweigen bringen, fremde Intereſſen bekämpfen: der arme Dichter legte ſich allen möglichen Zwang auf, ſeinem zukünftigen Predigerſtande gemäß zu leben. Er verſagte ſich jede Freude, jeden Genuß, zu dem ſeine Jahre ihm wol ein Recht gegeben hätten, und beſchränkte ſeinen Umgang aus devoteſter Dankbarkeit nur auf die Häuſer, die ſeine Mäcene waren. Daran that er aber unrecht, der arme Menſch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdiſchen Umgangsſprache gewöhnlich „Lump“ geheißen. Man würde erſtaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichſten Anſehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu ſehen, wenn man nicht wüßte, daß ſie kein Geld beſitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen ſeines Geldbeutels zu erkennen, ſonſt iſt es darum geſchehen.

Jener Profeſſor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſehr ehrbar erſcheint, iſt „ein Lump“, denn er ſuchte einmal ein kleines Capitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieſes Capitälchen ehrlich zurückgezahlt, ſo heißt es von ihm im jüdiſchen Converſationston: „Er iſt ein grundehrlicher, braver Mann, aber er iſt doch ein Lump!“

Wer dieſen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in ſolchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forſchen.

Ein ſolcher Lump war denn auch der gute Dichter und dies beeinträchtigte das Anſehen bedeutend, deſſen er zufolge ſeiner Candidatur bedürftig geweſen wäre. Dazu kam noch, daß geſchäftige Leute nach ſeiner Heimat ſchrieben, um über ſeine frühern Lebensverhältniſſe Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keineswegs ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Chriſtenmädchen hatte ein Pfand ſeiner Zärtlichkeit aufzuweiſen und war bald darauf geſtorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum und wurde von den andern ſchmuzigen Bettelkindern „Jud“ geſchimpft und ſie ſchämten ſich ſeiner.

Dies war natürlich keine beſondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutſcher Prediger einer Judengemeinde werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend beſuchte, fingen an, ſich etwas von ihm zurückzuziehen, und die Andern, die er ohnehin vernachläſſigt hatte, fuhren in der Aufſuchung nachtheiliger Umſtände nur deſto eifriger fort. Er ſelbſt ſaß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, deſſen geringe Miethe ihn ſogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichſte Verlegenheit ſetzte, und arbeitete an einem großen Trauerſpiel mit Chören: „Salomo's Siegelring.“ Gewiß das Unpaſſendſte, das er in ſeiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leiſen Socken, unmerklich zu ihm herangeſchlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an ſeinen Verſen feilte, und ſprach:

„Laß das gut ſein, armer Lump! wie magſt du nur ſo dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und dich überdrüſſig harren! Es wird doch nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald anders machen.“

Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde geſeſſen, mußte an der galoppirenden Schwindſucht ſterben. Eine bittere Ironie! Aber ſie war mitleidig und hat's ſchnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und ſein Trauerſpiel hat Niemand zu ſich genommen; die loſen, ſchmierigen und halbzerriſſenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen und nur Das, was ſchon zerſtreut, hie und da in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder geſammelt und neu aufgelegt; ich habe auch auf ſechs Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkſtein auf ſeinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte ſelbſt habe ich nie geleſen, ich leſe in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu ſo etwas; aber nach Dem, was ich aus Geſprächen mit dem Verſtorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter geweſen iſt.

Der arme, gute Menſch! daß er auch nur eben ein Lump ſein mußte!

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Der Jude-Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus, Kartenſpiel und Fiſche.

Ich beſuchte Frankfurt. Dieſe Stadt war damals noch nicht ſo, wie ich ſie einige Jahre ſpäter kennen lernte. Unter den Fittigen des ſchützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden ſelbſt auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen und mit den Chriſten ſich der geſunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der unterſten Art blieben in dem Qualm der alten Judengaſſe gebannt und wollten nichts wiſſen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie ſehr die Bürger dieſe Maßregeln verwünſchten, und zog daraus den Schluß, daß über kurz oder lang meine armen Glaubensgenoſſen genöthigt werden dürften, in ihre alten räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein ſolcher Fall damals noch nicht entfernt vorauszuſehen war. Einſt machte ich nämlich einen Gang vor das Thor und hatte mich ermüdet unter einen ſchönen Baum geſetzt, um deſſen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die ſoeben von einem entfernten Spaziergange zu kommen ſchien; der Vater ſagte, er ſei ſehr ermüdet, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne; er freute ſich dabei des ſchattigen Plätzchens und der ſchönen Ausſicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, ſprang er auf und ſagte zu ſeiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder, hier iſt unſers Bleibens nicht, muß der Teufel ſo 'n verdammten Jud' auch überall haben!"

Hier ſprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war und in meinem Aeußern ſich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, ſo lenkte ich meine Blicke nach der andern Seite des Baumes, um den Gegenſtand zu entdecken, der jenen chriſtlichen Familienvater ſo plötzlich aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt hatte, die ihm noch vor wenigen Augenblicken ganz trefflich zu behagen ſchien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, ſchlichten Ueberrocke, der in Gedanken verſunken da ſaß und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck ſeine Anweſenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann ſogleich und nun erhob auch ich mich, nicht aber, um mich aus ſeiner Nähe hinweg zu begeben, ſondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Es war ein reicher, ſehr wohlthätiger Israelite, der ſeine Unterſtützung Chriſten und Juden angedeihen ließ und nie erſt fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?" ehe er die Hand öffnete, um ſeine Gabe zu ſpenden. Jeden Freitag umlagerte eine Menge Armer ſeine Thür und Allen wurde eine reiche Gabe beſcheert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende und zu Dem, was ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, ſo neigten ſich die kleinen Handwerker, Tagelöhner und Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel ſeines Rocks zu küſſen; dies ward ihm zu Theil, während die vornehmen Chriſten ihn flohen und die reichen Juden ſelbſt — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieſer Mann ward der Stifter eines Hauſes, deſſen Ruhm weit reichen ſollte, die Geſchichte der Pinto in Portugal wieder heraufbeſchwor und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt war dieſer Mann geſtorben, aber ſein Haus, deſſen ich eben erwähnte, ſtand im vollſten Flore. Die Chefs deſſelben hatten ſich nun auch aus dem ſchmuzigen Revier der Judengaſſe herausgemacht, aber wie kluge, vorſichtig berechnende Leute, waren ſie nicht zu weit, ſondern nur bis an die Ecke gezogen; ſie ſteckten gleichſam nur den Kopf heraus, um friſche Luft zu ſchöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht!

Ich hatte einen Creditbrief an dieſes Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weiſt mich in das Comptoir, das zu ebener Erde war. Ein Geſchäftsmann, wie ich, mußte dieſes Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geſchäfte gemacht worden, die ſelbſt gewiegte Geldmenſchen in Erſtaunen ſetzen konnten. Das Local beſtand aus drei Zimmern; ich wurde in das eine gewieſen, um die Ducaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünſchte. Ein grün angeſtrichenes Gitter von Holz lief quer durch das ſchmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilte es in zwei gleiche Hälften. Dahinter ſtand der Zähltiſch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen, die Stirn tief bedeckenden Spitzenhaube, ſaß und mit flinker Geſchäftigkeit mir das Gold vorwog. Dies war die Mutter des Hauſes. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches ſie — wenn es ſonſt nichts zu thun gab — wol zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberſtehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Eſſen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren ſehen, die ſich zu einem Diner in dem Banquierhauſe, wo ich meine Ducaten empfangen hatte, einſtellten. Es waren lauter vornehme Leute: fremde Generale, Miniſter, Geſandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel ſitze und daß die Speiſen alle nach jüdiſchen Geſetzen und Vorſchriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — beſonders ſtreng gegeben ſind, zubereitet waren. Ich wäre wol begierig geweſen, zu ſehen, welche Mienen jene vornehmen Herrſchaften geſchnitten haben, wenn ſie die nach allgemeiner orientaliſcher Kochkunſt ſtark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die ſafrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüſe zu koſten anfingen. Aber in dem Hauſe, wo ich ſpeiſte, ging es eben ſo altteſtamentariſch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorſchriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tiſchgeſellſchaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzte, weil ich hieran ſeit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterſchied in der Beobachtung dieſer religiöſen Formen in meiner Heimat und hier war mir jetzt erſt recht einleuchtend. Bei uns wurde ſeit lange ſchon nicht mehr in reichen Häuſern auf ſo etwas gehalten. Dieſe gehörten insgeſammt zu den ſogenannten „Aufgeklärten“. Mein Vater war ſchon viele Jahre todt und ſeine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten mir ſtets als Ausnahmen.

Nach dem Tiſchgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor- und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, ſtand mein Wirth auf, um mir ſeine Pretioſen zu zeigen. Sie befanden ſich in einem runden, entlegenen Zimmer und erregten mein Erſtaunen im hohen Grade. Nie hatte ich noch eine ſolche Juwelenhandlung en gros geſehen. Auf allen Tiſchen lagen Haufen und Häufchen von Edelſteinen verſchiedener Größe und

Farbe; Brillanten nach dem Waſſer rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geſchmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Meſſe gereiſt war. Ich trat ängſtlich auf; der Staub, auf den ich trat, ſchien mir Diamantenſtaub zu ſein. Alles in dieſem runden Gemache mußte koſtbar ſein und Staub und Schmuz lagen überall fingerhoch, denn wie jeder leicht einſehen wird, konnte hier nicht oft geſcheuert und gekehrt werden, weil die damit nothwendig verbundene Wachſamkeit zu großen Umſtändlichkeiten verleiten mußte. Auch iſt es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmuz iſt, da iſt viel Geld!“

Das Eſſen hatte lange gedauert und mit dem Beſehen der Koſtbarkeiten hatten wir auch eine ſchöne Zeit hingebracht; es war alſo ſchon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauſes führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe von Glaubensgenoſſen etablirt worden war und daher auch nur von dieſen beſucht wurde.

Die Wirthin, eine hübſche, junge Frau, von ſchlankem Wuchſe und feurigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie ſie Fiſche zu kochen wußte. Das war eine triftige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude iſt ein geborner Freund von polniſchen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Local ſah weder eleganter noch ſchmuziger, als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überraſcht, wenn man hier lauter lange Naſen und ſchwarze Bärte erblickte, die ſich emſig auf das Spiel heruntergebogen, welches ſie gerade vor ſich hatten. Geſprochen wurde viel, obgleich Alles ſpielte. Dominoſteine ſah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabuſch; ich glaube, daß es im Franzöſiſchen Grabuge heißt und daher jenen verſtümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigſtens wurde ſo viel dabei gezankt, daß es das franzöſiſche Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden ſollte, ſo lange mekernd ausrief, bis ſie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anderes, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter“ — oder: „Das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!“ Dieſe Einförmigkeit und das geringe Intereſſe, welches das Spiel ſelbſt für mich hatte, brachte mich dem Einſchlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „Die Fiſche ſind fertig!“ dem ganzen Kaffeehauſe eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, ſeinen Magen zu befriedigen und das beſte Stück aus der Schüſſel zu erhaſchen. Ich gab mein Spiel verloren und mein Gegner ſtrich das Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwidern. Es machte mir keinen Kummer, die wenigen Zwanzig-Kreuzerſtücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren, und ich muß bekennen, nie beſſere Karpfen gegeſſen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Lieferanten. — Ein Gelüſten. — Das Salzgeſchäft. — Heirathsprojecte.

Um ſich ſolchen Genüſſen auf lange friedlich hingeben zu können, fehlte aber jener Zeit der gemüthliche Charakter. Es hatte wieder zu rumoren angefangen, und ein neuer Feldzug war vor der Thür. Das beſtimmte mich, die Nähe des Rheins zu verlaſſen, deſſen Ufern ich ſo gern einen Beſuch abgeſtattet hätte, und mich wieder meiner Heimat zu nähern. Ich fand einen Reiſegeſellſchafter an einem kleinen, dicken Mann, der ſoeben ſein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte. Er war ziemlich unbemittelt geweſen und hatte ein kurzes Waarengeſchäft an der Grenze von Gallizien betrieben. Der Trieb, Geld zu verdienen, dieſer ſo mächtige Trieb in gewöhnlich tüchtigen Naturen, die ſich dadurch zu der allein auf Erden möglichen Freiheit emporſchwingen wollen, hatte auch ihn ergriffen; ſein kleines Geſchäft, das ihm zum Ueberdruß wurde, überließ er ſeiner Frau, die ſich auf dieſen Handel ſehr wohl verſtand, und ging zur Armee, um mit ſeinem kleinen Fonds ſich bei einem Generallieferanten zu empfehlen und dann irgend einen Theil einer Lieferung zu übernehmen. Das Glück wollte ihm wohl, obgleich es ihm anfänglich keine freundliche Seite herauskehrte.

Im Hauptquartier fand er keinen Einzigen der Matadore, welche gewöhnlich dem Heere wie Rabenſchwärme nachzuziehen pflegen. Sie befanden ſich Alle in einem nahegelegenen berühmten Badorte, um ſich an dem dortigen Treiben zu ergötzen und auch das Glück der Karten zu verſuchen. Für unſern kleinen Lieferanten war dies ein harter

Stand; es waren mannichfaltige Geſchäfte zu vergeben, die er jedoch allein nicht zu übernehmen im Stande war. Er ſollicitirte hin und her und ließ es an nichts fehlen; aber Alles wurde aufgeſchoben, bis es den Hauptlieferanten gefallen würde, ſich ſelbſt zu bewerben. Dieſe wußten nämlich die geringern Beamten und Commiſſäre, welche die Lieferungen zu vergeben hatten, durch Beſtechung in ihr Intereſſe zu ziehen. Mein kleiner, dicker Mann war troſtlos darüber.

In einer feindlichen Provinz waren inzwiſchen große Salzvorräthe aufgefunden worden und dieſe gehörten von Rechts wegen, d. h. nach Kriegsgebrauch, dem Truppencorps, welches die Provinz in Beſitz nahm. Was ſollten aber die Generale, Oberſten, Lieutenants und Gemeine mit Salz anfangen? Damit dieſe Beute Werth für ſie erhielte, mußte ſie in den Generalnenner aufgelöſt werden, der allein galt und gelten wird. Geld! war die Loſung; wer gibt Geld, und genug Geld für dieſe Salzhaufen? Lieferanten herbei!

Aber ſie ſaßen noch immer bei Karten und Mädchen in dem nahen Bade und kümmerten ſich wenig um das Salz des ganzen Oceans. Sie hatten ſchon gute Geſchäfte gemacht und vergeudeten nun — wie ſie es gewöhnlich machen — das mit ſo leichter Mühe Errungene. Das Salz war indeß zu lockend, und ſolide Häuſer in der Provinz, die den Artikel zu ſchätzen wußten, erhoben ſich und baten um öffentliche Verſteigerung, feſt entſchloſſen, den Handel keinem Fremden zu überlaſſen. Dieſe Anerbietungen waren jedoch für die kleinen Beamten und Commiſſaire zu gefährlich; bei ſolchen offenen Veranſtaltungen geht ihr ganzer Profit in die Brüche. Dem mußte zuvorgekommen werden. Unſer kleiner, dicker Mann war jetzt zu ſeinem Glücke da; man hatte ihn gleich bei der Hand und ließ ihn kommen.

Es wurde in der Eile ein heimlicher Vertrag abgeſchloſſen, wonach er für die Salzvorräthe ein Spottgeld gab, oder geben ſollte, denn er ſelbſt gab in der That keinen Heller. Nachdem der Vertrag geſchloſſen war, begab er ſich zu den Handelshäuſern, die das Salz zu erſtehen wünſchten, und überließ ihnen das Ganze zum höchſten Preiſe. Mit einem Theil des ihm von dieſen bezahlten Geldes beſtritt er ſeine Kaufſumme und der Ueberſchuß, den er baar einſtrich, belief ſich auf nicht weniger als eine halbe Million Gulden. So kann man in der größten Schnelligkeit ein reicher Mann werden, ohne das Geringſte dabei zu riskiren!

Die Lieferanten, die indeß beim Spiel ſaßen, wollten ſich vor Aerger die Köpfe herunterreißen; was war aber zu machen, ſie hatten für diesmal das leere Nachſehen.

Es iſt unglaublich, wie ſchnell ſich in Kriegszeiten ein Glück zuſammenbauen läßt; es iſt aber auch ſonderbar, wie ſelten es von Beſtand iſt. Dieſes liegt jedoch größtentheils an den Parvenüs ſelbſt, Menſchen ohne Charakter und Erziehung, die, von dem plötzlichen Reichthum geblendet, die Saiten ſchnell zu hoch ſpannen und dann nur um ſo ſchneller in ihr Nichts zurückſinken. Ich hatte Gelegenheit, ſolche Leute kennen zu lernen und zu beobachten, und faſt immer nahm die Herrlichkeit ein klägliches Ende. Vor dreißig Jahren war die Verpflegungsadminiſtration der Armeen noch nicht ſo organiſirt, wie heutzutage, und Alles, das Wohl und Weh des Soldaten, oft ſogar der glückliche oder unglückliche Ausgang des Feldzugs, befanden ſich ganz in den Händen der Lieferanten.

Die Armee einer großen Macht war ſogar einmal völlig in die Hände einer polniſchen Judenfamilie gegeben, die ſich dabei auf die unverſchämteſte Weiſe bereicherte, aber ſpäter dafür auch lange Zeit hindurch im Kerker ſchmachten mußte. Dennoch aber ſoll ſie noch immer von immenſen Forderungen ſprechen, die ſie an die Krone zu machen hat, wenn es ihr auch ein für allemal jetzt unterſagt iſt, jene laut werden zu laſſen.

Ich werde es nie vergeſſen, welchen Aufwand damals jene Familie machte, als ſie das Monopol beſaß, die Soldaten verhungern zu laſſen; es war nicht der glänzende Aufwand, den ein reicher Fürſt macht, der einer civiliſirten Nation angehört, ſondern es war die thörichte Verſchwendung eines Wahnſinnigen, eines orientaliſchen Despoten. Bei allem Uebermuthe, dies wag' ich zu behaupten, würde kein Gebildeter aus unſerer Mitte ſolchen Gelüſten fröhnen.

Sobald einer der Chefs dieſes Hauſes, wenn man den Aelteſten jener Familie dieſen in der Handelswelt ſanctionirten Titel beizulegen nicht Anſtand nehmen will, in einem Gaſthofe abſtieg, wurden mehrere Säcke mit Goldſtücken geöffnet und ihr Inhalt in die Schublade einer Commode geleert. Einſt, in einer großen Stadt, wurden dreitauſend doppelte Louisd'or auf dieſe Weiſe deponirt; der Schlüſſel blieb ſtecken und Jeder, der Geld brauchte, ging hin und füllte ſich die Taſche, bis nichts mehr da war. Die Damen jenes Hauſes beſuchten die Laden der eleganteſten Modehändler, beſtellten das Koſtbarſte, beſtimmten aber auch zugleich, welcher von den jungen hübſchen Commis ihnen die Waaren am andern Morgen auf's Zimmer bringen ſollte. Dieſe Commis trugen dann gewöhnlich mit dem Betrag der Rechnung auch noch ein koſtbares Andenken mit davon.

Sinnlicher als dieſe Frauen hat es wol in unſern Tagen keine gegeben. Ohne Sitte und Erziehung, trotz ihres ungeheuern Reichthums ohne Achtung, und außerhalb der Geſellſchaft lebend, überließen ſie ſich jeder Anwandelung ihrer Laune, allen Verkehrtheiten ihres Geſchmacks, den Eingebungen des Augenblicks und fröhnten dieſen Allen mit der unmäßigſten Begierde. Eine Dame dieſes Hauſes befand ſich in geſegneten Umſtänden und es würde wahrlich zu weit führen und die Leſer ermüden, wenn ich alle jene Gelüſten, Antojos nennt ſie der Spanier, hier anführen wollte, die ſie befriedigte und die ihrer Bizarrerie wegen zum Stadtgeſpräch wurden. Nur ein Fall unter vielen mag hier angeführt werden, um die thieriſche Entartung jener Frau zu charakteriſiren.

Einſt lag ſie auf dem Kanapee ausgeſtreckt, und hatte eben einen ſüßen Schlummer vollendet, der ihre überreizte Phantaſie wahrſcheinlich mit üppigen Träumereien erfüllt hatte. Beim Erwachen fällt ihr Auge auf einen hübſchen Jungen, der im Hauſe diente und eben ein Theegeſchirr reinigte. Er hatte ſeine Aermel aufgeſtreift und zeigte einen überaus zarten Arm. Sie ruft ihn näher, ergreift ihn beim Arm und preiſt ſeine weiße Haut; endlich führt ſie ihn zum Munde, öffnet dieſen und macht Miene hineinzubeißen. Der Junge ſchreit und wehrt ſich, ſie aber läßt nicht nach und wie ſie ihm ihren Beutel mit Gold hinwirft, ſo denkt er bei ſich: „Dafür geht's ſchon und den Hals wird's nicht koſten." Kaum hat er eingewilligt, ſo packt ſie ſeinen Arm wie ein wildes Thier mit den Zähnen und läßt, trotz des Schreiens des Jungen, nicht los, bis das Blut ihr aus dem Munde trieft. Der Lärm lockte einige Leute herbei, welche die Zähne der Dame, wie die einer engliſchen Bulldogge, förmlich losbrechen mußten, ſo feſt hatten ſie ſich in den Arm des armen Jungen verbiſſen.

Ein ander Mal hatte einer der Herren das Gelüſte, allen Marktweibern die Früchte wegzukaufen und ſie ins Waſſer werfen zu laſſen. Dies geſchah in einer kleinen Stadt auf der Durchreiſe und die armen Einwohner mußten ſich lange ohne Gemüſe und Obſt behelfen und es dann übermäßig theuer bezahlen.

Im Gefolge dieſer Menſchen befanden ſich ſtets eine Menge junger Abenteurer, die auf ihre Koſten lebten und ſich in Ausſchweifungen aller Art wiegten. Dies Weſen nannte man nun eine Lieferantenwirthſchaft und ich darf nicht erſt hinzufügen, daß jeder Wohlerzogene und Geſittete ſich mit Ekel und Abſcheu davon wegwandte. Dies war auch die Urſache, daß mein würdiger Vater, ſo lockend auch manchmal die Ausſichten waren, ſich nie zu dieſen Geſchäften verſtehen mochte und auch nicht im entfernteſten daran Antheil nahm, um mit jenen Leuten auf keine Weiſe in Berührung zu kommen.

Seitdem waren nun aber Jahre vergangen. Das Kriegführen überhaupt hatte eine große Veränderung erlitten, insbeſondere aber die Verpflegung der Armee und die damit verbundenen Lieferungsgeſchäfte. Die Sachen ſtanden anders, als ich mit meinem kleinen, dicken Mann bekannt wurde, der an dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Wenigſtens ſuchte er mich mit großer Beredtſamkeit davon zu überzeugen. Er wollte jetzt nach Hauſe gehen, um ſein Geſchäft zu vergrößern und beſſer einzurichten, dann aber, verſicherte er, ſich ſogleich wieder auf den Platz begeben, wo etwas zu machen ſein würde. Dieſe Geſchäfte behagten ihm und es ſchien mir ſehr einleuchtend, weshalb ſie ihm behagten.

Das ſchnelle Glück dieſes Mannes erregte mein Nachdenken. Auf ſolche Weiſe Reichthümer erwerben, hieß ſie im Schlafe erwerben. Beim Lichte beſehen, waren dies ja auch keine Lieferungen; und ſolche Fälle, wie dieſe, ereigneten ſich wol wieder, konnten, mußten ſich ſogar ereignen. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn's wieder Krieg gibt, ſo iſt es wol gerathen, ſich der Armee mit tüchtigen Summen ſo nahe als möglich zu halten, um von jeder Conjunctur ſogleich Nutzen ziehen zu können.

Während unſerer Reiſe kam noch manches Andere zwiſchen uns zur Sprache. Der kleine, dicke Mann hatte bereits viel von mir gehört; die Firma meines Vaters, die ich beibehalten hatte, war eine durchaus ehrenwerthe. Jetzt, da er nicht mehr der Kleinkrämer aus der galliziſchen Grenzſtadt war, wollte er es weiter bringen. Er hatte eine ſchöne Tochter, die er mir ſchilderte; vollkommen ſei ſie, wie er meinte, in Hinſicht der Schönheit, ſodaß ich ſchwerlich eine ſchönere geſehen haben würde; was die gute Erziehung beträfe, fände ſich nichts Mangelhaftes, und hinſichtlich des Geldes, ſo wüßte ich ja wol ſelbſt, wie es mit ihm ſtehe; er habe nur zwei Töchter und gebe einer jeden ſogleich 100,000 Gulden baares Geld mit. Was den Modetand der Erziehung beträfe, der wäre freilich bis jetzt ein wenig vernachläſſigt worden, allein dieſes könne ja auf das ſchnellſte eingeholt werden. „Ein paar Monate Lectionen genommen,“ fügte er hinzu, „und ſie tanzt Ihnen Franzöſiſch auf dem Klavier wie eine Prinzeſſin.“ Er wollte damit bezeichnen, daß ein paar Monate genügen würden, um Tanzen, Klavierſpielen und Franzöſiſch, als die Hauptelemente einer feinen Bildung, zu erlernen, drückte ſich aber in der Eile kürzer aus. Er gab mir durch dies Alles nicht undeutlich zu verſtehen, was er wollte, und ich, obgleich ich nicht daran denken konnte, die mir unbekannte Tochter dieſes nicht eben ſehr einnehmenden Mannes zu heirathen, wurde dennoch nachdenkender an ſeiner Seite, weil mir einfiel, daß es doch einmal Zeit ſei, mir eine Hausfrau zu wählen.

Die unruhigen Zeiten, in denen wir lebten, erfüllten mich aber dabei mit mancherlei Sorgen.

Achtes Kapitel.

Die Freiersfüße. — Eine jüdiſche Courtiſane. — Die bekreuzten Geldſtücke. — Schmerzliche Enttäuſchung.

Wir trennten uns auf halbem Wege. Ich ſchlug die Straße nach meiner Heimat ein, während er ſeinem polniſchen Grenzſtädtchen zueilte. Ich verſprach, ihn im nächſten Sommer zu beſuchen, weshalb er voll freudiger Hoffnungen wurde, denn ihm ſchien ſehr daran gelegen, mich zum Schwiegerſohn zu haben.

Bei der Ankunft in meiner Vaterſtadt kam ich mir wie eine ganz andere Perſon vor. Das auf Reiſen Erlebte war es nicht allein, was mich meinen eigenen Augen fremd erſcheinen ließ, ſondern mehr das Gefühl, das ſich meiner bemächtigt hatte, „ein Mägdlein heimzuführen,“ wie es — ich glaube — im altdeutſchen Romanſtyl heißt. Ich reckte mich, war ich an öffentlichen Orten oder in Geſellſchaft, auf den Zehenſpitzen empor, um beſſer den vorhandenen Blumenflor überſchauen zu können und mit prüfenden Blicken zu muſtern, welche mir am beſten conveniren würde. An einen Korb zu denken, fiel mir nicht entfernt ein, ja ich war feſt davon überzeugt, daß eine Jede mich allen andern Bewerbern vorziehen müßte. Meine Leſer werden bemerken, daß das leider etwas ſuffiſant von mir gedacht war. Trotz dieſer Zuverſicht fehlte mir jedoch das Geſchick, um nicht Muth zu ſagen, mit einer heirathsfähigen Jungfrau ein ernſtes Verhältniß anzuknüpfen. Ich ſchwärmte umher, trieb Neckereien, loſe Scherze, Courmachereien, und ließ es dabei ſtets am Ernſte fehlen. Selbſt da, wo ich ſolche Abſichten zu bemerken glaubte, benahm ich mich zurückgezogen; es war ein ſonderbarer Widerſpruch in meinem Weſen, der mich Allen zum Räthſel machte. Obgleich ich nichts ſehnlicher wünſchte, als mich mit einem reichen und hübſchen Mädchen zu verbinden, hatte ich ganz das Weſen eines alten, läppiſchen Hageſtolzen angenommen. Offenbar ward ich von Schüchternheit beſeſſen, die mich verhinderte, meine Anträge perſönlich auf die rechte Weiſe anzubringen; das ſah ich wol ein. Mein ſehnlichſter Wunſch war es daher, ein weibliches Weſen zu finden, welches mir auf halbem Wege entgegenkäme, was man im gewöhnlichen Leben „Avanceu" zu nennen pflegt. Meine Blicke durften nicht lange ſuchen und hefteten ſich auf eine junge, noch hübſche Witwe, die eine ſehr anziehende Koketterie unter dem Schein eines ſehr züchtigen Weſens zu verbergen wußte und mir deshalb nur doppelt anziehend erſchien. Ich muß hier jedoch aufrichtig geſtehen, daß meine Abſichten nicht geradezu auf die Witwe gerichtet waren, ſondern daß ſie vielmehr mir zum Kanal dienen ſollte, mich meiner Blödigkeit gegen gewiſſe reizende Geſchöpfe entledigen zu können, die ſich oft bei ihr einfanden. Unter ihrer Aegide hoffte ich zum Ziele zu gelangen, ich wollte ihre Freundſchaft erringen und ſie gänzlich zu meiner Vertrauten machen.

Die Art, wie mich die Witwe empfing, konnte ich mir nicht anders als ſchmeichelhaft auslegen. Sie bezeigte mir ſehr viel Wohlgefallen und Zutrauen und ſchien mit grodem Intereſſe meine Herzensergießungen anzuhören, die ich nun vor ihr nach und nach zu machen begann. Sie war ſo gefällig, die hübſcheſten Mädchen zu ſich zu bitten, um mich mit ihnen näher bekannt werden zu laſſen. Sie verſäumte nicht, mich ſtets im vortheilhafteſten Lichte ihnen darzuſtellen, und ihnen von meinen vortrefflichen Eigenſchaften zu erzählen. Dieſe beſtanden nun aber freilich in Nichts, was jungen Mädchen imponirt; ich beſaß keine von jenen unbedeutenden Vollkommenheiten, die in den geſelligen Vereinen ſo hoch angeſchlagen werden, und wenn ich Etwas konnte, was hier in Anſchlag gebracht zu werden verdient, ſo wurde es in Mädchenaugen nicht eben hoch angeſchlagen: ich war nämlich ein trefflicher Whiſtſpieler. Dafür aber entbehrte ich die Gabe der Muſik, die Natur hat mir eine angenehme Stimme verſagt, und tanzen konnte ich nur zur Noth; man ſieht hieraus, daß mir drei gewöhnlich offene Wege zu den Herzen der Damen verſperrt waren.

Wenn nun aber die Mädchen deßhalb auch ungewöhnlich zurückhaltend erſchienen und keine meiner Bemühungen ihre Sprödigkeit geſchmeidiger machen wollte, ſo wurde die junge Witwe dafür nur immer zuvorkommender und gefiel mir dadurch mehr und mehr. Sie ſchien ſich ganz in meine Laune zu fügen und that ſtets, was mir angenehm zu ſein ſchien. Sie ging ſo weit, ihren Umgang einzuſchränken und namentlich den männlichen, den ſie bis dahin ziemlich frequent gepflogen hatte, gänzlich aufzugeben. Dies mußte mir auffallen. Da ich nun auch keine Mädchen mehr zu ſehen wünſchte, ſo war es natürlich, daß ſie ſich nicht mehr bemühte, ſie herbeizuziehen, und ich ſah mich meiſtens allein mit ihr. So verging uns ein ganzer Winter und ich brachte meine Abende, nachdem ich das Comptoir verlaſſen, bei der Witwe zu. Ich lernte ſie durch dieſen Umgang nach und nach kennen und machte mich am Ende mit dem Gedanken recht innig vertraut, daß es gar nicht ſo unangenehm ſein müßte, immer um dieſe Frau zu ſein, welches nun aber bei einem Geſchäftsmanne von meinem Kaliber nicht mehr bedeuten konnte, als die Abendſtunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen, da meine übrige Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen war, daß ich unter Tage nicht einmal an eine Frau denken konnte, ſelbſt wenn es meine eigene geweſen wäre.

Dieſes Attachement konnte unmöglich geheim bleiben; meine Freunde ließen es an Spöttereien nicht fehlen, die ich ziemlich gleichgültig hinnahm, doch bemerkte ich bei einigen meiner nähern Freunde beſorgte Mienen, die mir auffielen. Ich ſuchte ſobald als möglich hinter dies Räthſel zu kommen.

Ein Freund meiner Jugend, der mir beſonders zugethan und in der Frauengalerie unſerer Stadt am meiſten bewandert war, wurde dazu von mir erkoren. Ich fragte ihn ernſtlich um Rath in meiner Angelegenheit und ob er mir riethe, bei der Witwe endlich einmal Ernſt zu machen.

Wer beſchreibt aber mein Erſtaunen, als mein Freund bei dieſer Eröffnung, nach dem gemeinen Ausdruck, ganz des Teufels werden wollte. Er fragte mich, ob ich toll und verrückt geworden wäre. Es ſei ihm ſchon unbegreiflich vorgekommen, daß ich ſo anhaltend das Haus der Witwe beſuchte, und er habe ſich blos damit getröſtet, daß ich reich genug ſei, ihren geldgierigen Gelüſten zu entſprechen. Wie ich aber nun gar auf den Einfall kommen könne, ihr meine Hand antragen zu wollen, das wäre ihm unbegreiflich.

Jetzt war die Reihe an mir, aus der Haut zu fahren. Ich warf ihm vor, daß er der Mediſance zu willig ſein Ohr leihe, und von Geldgier ſpreche, bei einem Charakter, der mir ſtets die edelſte Uneigennützigkeit bewieſen. Die Witwe habe mir nicht nur Gefälligkeiten, ſondern ſogar Opfer dargebracht, die mich zum regſten Danke aufforderten.

„Und dieſen Dank," rief mein Freund, „willſt Du ihr nun mit Deiner Hand abtragen?" Und ein Hohn lag in dieſen Worten, den ich mir abermals nicht zu erklären wußte. Ich wurde böſe und wollte das Geſpräch abbrechen, aber nun ließ mein Freund nicht nach und ſtellte ſich mit theilnehmender Geberde mir gegenüber. „Deine lange Abweſenheit von hier iſt ſchuld an Allem," fing er an, „Du kannſt die Verhältniſſe der Frau nicht kennen, aber darum erlaube mir, daß ich ſie Dir nun offen und unumwunden enthülle. Als Du fortreiſteſt, war ſie noch nicht Witwe, und wenn Du Dich früher um ſie bekümmert haſt, ſo wird ſie Dir nicht ärger, als eine galante Dame geſchildert worden ſein, die ſich an der Seite eines alten Mannes langweilt und ſich daher ein wenig die Cour machen läßt. So etwas entſchuldigt man gern. Ueber den Tod ihres Mannes wird aber nun gar Manches gemunkelt. Er hatte an der Börſe ein bedeutendes Papiergeſchäft abgeſchloſſen. Am Tage der Lieferung entſpinnt ſich ein Streit zwiſchen ihm und dem andern Contrahenten, der damit endet, daß dieſer ihm eine Ohrfeige gibt. Er wird halbohnmächtig von der Börſe nach Hauſe gebracht und noch an demſelben Abend endet ein Schlagfluß des alten Mannes Leben, der den Affront nicht zu ertragen im Stande war. Das Aergſte an der Sache aber iſt, daß Der, welcher die Ohrfeige gab, ein heimlicher Liebhaber der Frau geweſen ſein ſoll. Das ſah einer Geſchichte ähnlich, wie ſie Müllner's Schuld zum Grunde liegt. Was einem ſpaniſchen Cavalier der Schuß auf der Jagd, das iſt dem jüdiſchen Speculanten hier der Batſch an der Börſe. Was die Dame nun im Witwenſtande begann und wie ſie lebte, konnte die allgemeine Billigung nicht erhalten, wenn gleich ein gewiſſer Theil unſerer Bevölkerung ſich ihr dafür ſehr verpflichtet halten mußte. Mit einem Wort denn: ſie machte mit und das ſtark."

Hier wollt' ich unwillig auffahren, aber mein ehrlicher Freund hielt mich zurück und bat mich, ihn ruhig bis zu Ende reden zu laſſen. Ich zwang mich gelaſſen zu bleiben.

„Sie hatte Liebhaber," fuhr er fort, „das iſt gewiß, und wechſelte damit, ſo oft es ihr einfiel; dabei aber war ſie eine ſo geſchickte Heuchlerin und wußte ſo gut den Schein zu retten, daß ſie in den beſten Familien Zutritt behielt, und namentlich ältere Frauen ihr ſehr gewogen blieben. Wer hätte es auch gewagt, in ordentlicher Geſellſchaft von ihrem Lebenswandel offen zu ſprechen? Erlaubte man ſich in vertrauteren Verhältniſſen etwas davon laut werden zu laſſen, ſo wurde es ſtets von den Damen ſtark in Zweifel gezogen, und die das Nachtheilige vorgebracht hatten, mußten es ſich ſelbſt zuſchreiben, für Verleumder erklärt zu werden oder, wie es glimpflicher ausgedrückt wird: für Mediſants."

„Und das waren Jene, die ſie nicht erhörte," brach ich hier wieder heftig los; „ich mag nichts weiter hören!" Aber mein Freund hielt mich noch immer feſt und erwiderte:

„Du mußt mich hören!"

Und nun entſchleierte er mir mit großer Wahrſcheinlichkeit die verſteckte Buhlerei dieſer Frau; er ward ſo überzeugend, daß ich ihm wider Willen glauben mußte. „Ich würde nicht ſo weit gehen," ſprach er, „wäre die Gefahr nicht ſo groß für Dich, aber Du ſtehſt auf dem Punkte, ihr Dein Wort zu geben und Dich unglücklich zu machen, und das muß ich zu verhindern ſuchen. So tief iſt ſie ſchon geſunken, daß ſie ihre Gunſtbezeigungen für Geld verkauft."

„Du willſt mich ganz raſend machen, verrückt bin ich ſchon!“ ſchrie ich.

„Nenne mich einen Schurken, wenn ich Dir's nicht beweiſe!“ erwiderte er kalt. Er griff in die Taſche und zog eine Handvoll Goldſtücke heraus. Ich beobachtete in großer Spannung, was er thun würde; er bat mich um ein Meſſer. Hierauf bezeichnete er jedes Goldſtück mit einem Kreuze und zeigte es mir; ich ſah es deutlich.

„Nun wolan, Du Ungläubiger!“ fing er dann an, „was wirſt Du ſagen, wenn Du dieſe fünfzehn Goldſtücke ſo bezeichnet in den Händen Deiner Geliebten ſehen wirſt? Haſt Du noch nie bemerkt, daß ſie zu gewiſſen Zeiten Gold bei Dir wechſeln läßt?“

Ich hatte nämlich wie viele Banquiers meines Wohnortes einen offenen Wechſelladen und, da wir Nachbarn waren, ſo konnte mir's nicht auffallen, daß die Witwe oftmals mit Gold zu mir ſchickte, um Silbergeld dafür einzuwechſeln.

Dies bemerkte ich meinem Freunde; er lächelte bitter und ſprach: „Du ſelbſt eines Beſſern belehrt werden!“

Er verließ mich; mein Blut tobte in mir; ich wollte ihn zurückhalten und vermochte es nicht. Welche Probe! Im günſtigſten Falle mußte ſie mich empören und wenn nun gar — ich fluchte auf die bereitwillige Zudringlichkeit eines Freundes, der mich mit Gewalt nach ſeiner ehrlichen Meinung glücklich machen wollte. Und war es Blindheit, die mich befallen hatte, warum mich nicht darin laſſen, da ſie mich zufriedenſtellte und zum Ziele führte? ſo dachte ich eben damals; ich war nicht älter als fünfundzwanzig Jahre.

Andern Tages ſehe ich aus meiner Schreibſtube eine Dame zum Caſſirer eintreten. Ich werfe die Feder hin, eile hinaus, dränge den Caſſirer hinweg, der eben mit höflichen Miene nach dem Wunſche der Eintretenden ſich erkundigen will, und zitter an allen Gliedern, als die Witwe — ſchön wie ich nie ſie geſehen — mit einer zarten Hand aus einem berauſchend duftenden Säckchen Goldſtücke hervorlangt und mich erſucht, ſie ihr zu wechſeln.

Ich bin nicht im Stande, ihr den Cours anzugeben; mit bebender Hand führe ich einige dieſer Stücke mir dicht vor die Augen und ſehe die fürchterlichen Kreuze, die mich erſtarren machen.

„Sie haben dieſe Goldſtücke von —“ wollte ich ſagen, aber ich beſann mich zur rechten Zeit. „Dieſe Goldſtücke,“ fing ich an, „kenne ich — Sie haben ſie wahrſcheinlich für einen Gegenſtand erhalten.“

„Ich?“ fragte ſie mehr verwundert als verlegen. „Sie haben wahrſcheinlich einem meiner Freunde etwas verkauft,“ ſprach ich weiter, aber immer verwirrter, „Ihren Papagei vielleicht.“

„Ich? verkauft? Ihrem Freunde?“ Dieſe drei Fragen ſtieß ſie raſch nacheinander heraus und wurde roth dabei.

„Ich kenne dieſe Goldſtücke genau,“ ſtotterte ich, und nun nannte ich den Freund; „noch geſtern ſah ich ſie bei ihm,“ fügte ich hinzu.

„Sie kommen mir ſonderbar vor,“ ſpricht ſie, „ich weiß nicht, was Sie wollen!“ Ihr Ton wurde dabei empfindlich. Ich übergab die Goldſtücke meinem Caſſirer, machte ihr eine ſtumme Verbeugung und eilte fort.

Ich verſuchte es, den Brief, den ich eben angefangen hatte, fortzuſetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Ich mußte das Comptoir verlaſſen und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich unfähig, einen beſtimmten Gedanken feſtzuhalten, auf das Sopha warf.

Neuntes Kapitel.

Des Holzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Ariſtokratie. — Die Braut.

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojecten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu ſentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauſes durch einen bekannten Mäkler, gleich wie jede andere Waare, abſchließen laſſen, ſo wäre das Geſchäft bald in Richtigkeit gekommen. Ich ſchickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerſt, und die Mariages d'inclination ſind in unſerem Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geſchichte mit der Witwe faſt kein Aufſehen. Mein treuer Freund ſchwieg und ſie hatte alle Urſache, von dem Vorfalle nicht zu ſprechen. Nur das fiel auf, daß ich ſie nicht mehr beſuchte; man ſprach acht Tage davon, aber dann dachte Niemand mehr daran. Ich durfte mich glücklich ſchätzen und mußte meinen Freund doch verehren, wenngleich hier von ſeiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede ſein konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienſt, den er mir erzeigte, nicht ſehr ſauer angekommen war. Ueberdies verſtand ich mich noch dazu, ihm ſeine Goldſtücke wieder zurückzuſtellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht ſehr mit Geld begünſtigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchſe und fügte den Wunſch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, ſeine Freundſchaft auf ſolch eine Probe zu ſetzen.

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenſte Gelegenheit dar, um mich zu zerſtreuen.

Es gab Geſchäftsunternehmungen mancherlei Art und Gegenſtände, ſowol die Neugier zu reizen, als auch zur angenehmen Unterhaltung. Das Hauptquartier hatte ſich meinem Wohnorte genähert und dies führte ſtets die bunteſten Erſcheinungen in ſeinem Gefolge.

Eine der erheiterndſten war mir mein kleiner, dicker Reiſegefährte, der bei dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Er hatte ſich eingeſtellt, um eine fette Lieferung zu erſchnappen, und — ſeines Wortes eingedenk — brachte er diesmal ſeine Tochter mit, von der er mir ſo viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig geſpannt auf ſie war.

Es war in der That ein allerliebſtes Mädchen. Hoch gewachſen, ſchlank, eine Brünette, wie vorauszuſehen war, aber von der lieblichſten Art. Die Naſe ſanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbraun, ſchöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieſer Mädchengeſtalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die andern Eigenſchaften paſſirten auf den erſten Abend; ſie beſaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, auch hatte ſie Manches gelernt und geleſen. Franzöſiſch und Muſik wußte ſie freilich nicht, aber tanzen konnte ſie wie eine Hebe, das ſah man ſchon ihrem Gange an. Auch kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin vorausſetzen, ſie ſei nun Chriſtin oder Jüdin.

Als der Vater ſie mir vorſtellte, ſchmunzelte er recht liſtig und ſuchte in meinen Blicken zu leſen; ich war aber zu ſehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen, und ich glaube, er erblickte nichts als unverſtändliche Charaktere in meinem Geſichte. Zwar war ich weit entfernt, auch dieſem jungen, ſchönen Geſchöpfe eine Unlauterkeit der Geſinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater nicht im entfernteſten zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realiſiren im Sinne haben konnte.

Dieſe Schroffheit von meiner Seite ſchien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den beſten Eindruck zu machen.

Da er ſah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojecten ſo gut wie nichts ſein würde, ging er mich mit ſeinen Geſchäftsplanen an; hier fand er geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponible Fonds und war nicht abgeneigt, auf ſeinen Vorſchlag, in einer benachbarten Provinz große Getreideaufkäufe effectuiren zu laſſen, um damit unſere Armee zu verpflegen, einzugehen. Wir ſchloſſen einen Geſellſchaftsvertrag und das Geſchäft begann unter glücklichen Auſpicien. Die Ernte war ergiebig geweſen und die Preiſe ſtanden niedrig. Mein Compagnon reiſte im Lande umher und da, wie ein altes Sprichwort ſagt, „baares Geld ſtets lacht,“ ſo hatte er leichtes Spiel und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und ſpeicherte auf, was ſich vorfand, um es nach und nach in unſer Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeileren Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit vorausſetzen, daß der Feind ſich nicht bis dahin unſeren Grenzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Beſorgniß ſein. Nachdem ſeine Geſchäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einſtweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er ſich eingerichtet hatte, denn ſeine ganze Familie hatte nunmehr das Städtchen an der Grenze von Galizien verlaſſen und war ihm gefolgt. Dies war mir nicht gleichgültig und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrſchte unter den in meinem Wohnorte ſeit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art von ariſtokratiſchem Stolze, der ſich gegen jeden Eindringling auf ſchroffe

Weiſe erhob. Wirklich unterſchieden ſich dieſe auch in auffallender Weiſe von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenngleich bei vielen Misbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich ſchloß man ſich ab und führte mit allen neuetablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geſchäft bedingte. In dieſem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Chriſt, Türke oder Heide ſein; um wie viel mehr nicht Glaubensgenoſſen alſo, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig ſchienen. Nur eines auffallenden Zuges ſei es mir hier erlaubt Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, ſo wird ein jüdiſcher Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorſtrecken. Dies iſt ein unverbrüchliches Geſetz, deſſen ſonderbaren Grund ich nie erforſchen konnte. Ehrlichkeit, Gewiſſen ſpielen dabei keine Rolle, denn dieſer Pfandverleiher würde mit dem kälteſten Blute ſeinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen ſollten.

Mir war es indeß, wie ſchon geſagt, nicht angenehm, durch meine Geſchäftsverbindung gezwungen zu ſein, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in ſeiner Familie zu beſuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelaſſen hätte, würde ich ſchon damals gewußt haben, daß er ſein ganzes Haus nach meinem Wohnort hinverlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede ausſetzen, denn die Geſchäftsverbindung erhielt die Deutung, als ſtrebte ich darnach, des Mannes Schwiegerſohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, ſo wird jedes

Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles was er anfaßt, zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgeſpräche üben inzwiſchen ſtets eine wunderſame Wirkung, man hört ſich ſo lange als das und das bezeichnen, bis man es ſelbſt zu glauben anfängt. „Es iſt kein Span, oder es hängt was dran!"*) iſt ein altes deutſches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache, ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in ſo verſchiedenartigen Formen vor, ſie neckten mich ſo liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem anfänglich ſo widerwärtigen Gedanken vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, ſchön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß ſein? Bei Juden, die, ausgeſtoßen von der übrigen Geſellſchaft, die Parias der occidentaliſchen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philoſophie dazu, meinen Geburtsſtolz zu beſiegen, beſonders wenn meine ganze Empfindſamkeit einem immerwährenden Bombardement aus zwei ſehr ſchönen Augen ausgeſetzt war.

Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich ſehen zu laſſen; ich führte ſie am Arm ins Theater und auf die Promenade. Das wollte ſchon viel ſagen, das hieß den Leuten in ihrer vorgefaßten Meinung Recht geben und die Stadtgeſpräche beſtätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerte mich der alte geſchwätzige Schacherer von Vater, die alte Mutter, die ganze nicht ſehr liebenswürdige Familie?

---

*) Kein Zweck ohne Urſache.

Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es überhaupt wol ſchwer, über dieſe Augen alles Andere zu vergeſſen, was ſich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich ſein würde, ohne Röschen glücklich zu ſein, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einſehen wird, hocherfreut war. Er hatte ſich lange ſchon damit geſchmeichelt, alle Vorzüge dieſer Partie wohl erwägend.

Eine jüdiſche Jungfrau wird in ſolchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch ſie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu unſerer Verbindung und unſere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus ſtatt.

Von dieſem Augenblicke an gehörte meine ganze Muße meiner Braut. Sobald mich mein Geſchäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr ſein; jeden Abend in ihrer Geſellſchaft zubringen; ohne ſie durfte ich mich nirgends zeigen. Dieſer Gebrauch wäre ertödtend langweilig und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu erſticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzukämen, die der Neuverlobte ſich zu nehmen berechtigt iſt. Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unſerer Freiheiten im vollſten Maße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Leſern nicht erſt lange zu verſichern, wol aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich ſo mit einem Male von Rechtswegen umarmt und geküßt zu ſehen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es iſt ein ſchönes Ding um die Legitimitäten; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Beſitze iſt, erfreut ſich allein des ſchönſten Genuſſes.

Zehntes Kapitel.

Der Bruder der Braut. — Liſtige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin.

Die polniſchen Juden ſind ein eigener Schlag kräftiger Leute; ſie unterſcheiden ſich ſehr von ihren deutſchen Brüdern. Fern aller modernen Geſittung ſtehen ſie unter dem unmittelbaren Einfluſſe ihrer urſprünglichen Geſetze und dieſes verleiht ihnen den echt orientaliſchen Anſtrich.

Sie leben gewöhnlich einfach und nur die reichern unter ihnen kennen einigermaßen Das, was man Luxus benennt. Sie ſind ſehr klug, beſitzen einen hohen Grad von Mutterwitz und dieſe Gaben werden durch das ſtete Grübeln über die Satzungen des Talmud, welches ihnen allein für Erholung und Zerſtreuung gilt, bedeutend erhöht. Dabei ſind ſie von einer unbegrenzten Starrheit des Charakters, beharren mit Feſtigkeit in ihren Vorſätzen und ſind daher zur Ausführung großer Plane ſehr geeignet; dieſe umfaſſen jedoch nur das Streben nach Reichthum und Das, was ein polniſcher Jude häusliches Glück nennt: ein fruchttragendes Weib, eine gehörige Anzahl Kinder, die zur rechten Zeit verheirathet werden kann, und deshalb für ein jedes die erforderliche Mitgift.

Von dieſer polniſchen Sorte war denn auch mein zukünftiger Schwiegervater, wenn er gleich deutſche Kleider trug. Der Bruder meiner Braut war ein wüſter Menſch, den ich früher noch nicht gekannt hatte. Er beſaß eine ſehr umfaſſende Waarenkenntniß und war ein geborenes Genie zum Handel. Von einem unbändigen Temperamente, hatte er ſich, da ihm die Mittel dazu reichlich zuſtrömten, allen Ausſchweifungen überlaſſen. Er war jung nach Deutſchland und England gereiſt und hatte dort plötzlich ſeinen einfachen Sitten der Heimat den Abſchied gegeben. Die gewöhnlichen Krankheiten konnten bei dem Lebenswandel, den er führte, nicht ausbleiben und dieſe hatten bei ihm einen Grad erreicht, daß ſie bereits ſein Geſicht zu verunſtalten anfingen. Er verlor ſeinen guten Namen und man zog ſich von ihm zurück.

Dennoch war es ihm gelungen, durch ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe die erſte Stelle in einem großen Banquierhauſe zu behaupten, das zum Theil durch ihn in weit verwickelte Operationen gerathen war, aus denen es ſich nun ohne ſeine Hülfe nicht herauszuziehen vermochte. Das Intereſſe war zu überwiegend, das ſich mit ſeiner Perſon verknüpfte, als daß der Chef des Hauſes eine beſondere Rückſicht auf das häßliche Ausſehen des jungen Menſchen hätte nehmen ſollen, da um ſo mehr dieſem nicht mehr abzuhelfen war. Dies wußte mein Schwager zu gut und ſein Ehrgeiz ſpornte ihn an, ſein Glück ſo weit zu treiben, als es ihm nur möglich ſein würde.

Der Chef des Hauſes, deſſen Diſponent er war, hatte eine Tochter, ein liebes Geſchöpf von einer intereſſanten Bildung, von Freiern geſucht, weil ſie noch überdies ſehr reich war. Dieſer machte der junge, verwegene polniſche Jude Heirathsanträge; man kann ſich leicht denken, wie ſie aufgenommen wurden. Das Mädchen wandte ihm mit Verachtung den Rücken und drohte ihm, bei ihrem Vater auf ſeine Entfernung anzutragen, wenn er ſie noch weiter mit ſeinen Zumuthungen verfolgen würde. Er wußte zu gut, daß ſie damit nichts ausrichten konnte, indem er ſeine Stellung, die immer nothwendiger wurde, zu genau zu würdigen wußte. Daher ließ er es denn auch nicht dabei bewenden, ſondern verfolgte ſeinen ſchlau überdachten Plan mit hartnäckiger Conſequenz.

Ein geiſtreicher, kluger Mann hat, auch wenn ſein Aeußeres nicht einnehmend iſt, hundert Mittel, ſich bei den Frauen einzuſchmeicheln. Die Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten, die Aufmerkſamkeiten und Galanterien, ſelbſt wenn ſie läſtig ſind, ſtimmen am Ende das Herz Derjenigen, der ſie gewidmet werden, günſtiger. Auch hier war es der Fall. Es lag etwas Rührendes in der Beharrlichkeit des häßlichen, aber geiſtreichen Menſchen, der eben um der letzten Eigenſchaft willen die Geringſchätzung, die ihm zu Theil wurde, doppelt ſchwer empfinden mußte. Dabei war ſeine Stellung im Hauſe ſo glänzend, und er ſelbſt wußte ihren Werth ſo vollkommen zu ſchätzen, daß nur ſeine unbegrenzte Liebe für die kleine Tyrannin ihn die Beleidigungen ertragen ließ, womit ſie ihn überhäufte; denn er war nicht der Mann, ſich von Andern ungeſtraft beleidigen zu laſſen. Dies ganze Verhältniß ward jedoch, obgleich man es längſt bemerkt hatte, von Seiten der Eltern ignorirt und beſchränkte ſich mithin nur auf die beiden jungen Leute.

Der Vater des jungen Mädchens lebte den loſeſten Vergnügungen in der Reſidenz und hatte ſein ganzes Geſchäft den Händen meines Schwagers anvertraut. Er gehörte zu den aufgeklärten Juden. Die Mutter war eine bereits in Jahren vorgerückte Frau und ſtreng bigott. Sie heiligte den Sabbath und aß nur kauſchere Speiſen, d. h. ſolche, die den Geſetzen nach den Juden erlaubt ſind und von den Rabbinen eingeſegnet werden. Von eigentlicher Bildung war bei dieſer Frau nicht die Rede, obgleich ſie gern mit Dem, was ſie für Bildung hielt, ſich brüſtete.

Bei dieſen Eltern konnte, wie man ſieht, das Verhältniß der jungen Leute ungeſtört fortbeſtehen und es hatte wirklich ſchon eine gute Weile gedauert. Es war den Freunden des Hauſes zur Gewohnheit geworden, zu ſehen, wie der

Diſponent den verliebten Sklaven bei der Tochter ſpielte, und dieſe ſelbſt — obgleich ſie noch immer keine zärtliche Neigung äußerte, hatte ſich gleichfalls gewöhnt, ſeine Beſtrebungen ohne Anſtrengung hinzunehmen.

Plötzlich änderte ſich aber des Diſponenten Herz und Sinn! Gott, der die Herzen und Nieren prüft, mochte es wiſſen, was ſich in dem Innern des jungen Mannes mit einem Male zugetragen hatte. War es eine Andere, die ihn für ſich einzunehmen wußte und ihn liebevoll feſſelte, während er hier nur im beſten Falle geduldet wurde? Niemand vermochte es, die Urſache zu errathen; der Gegenſtand, der ſeinen Sinn gewandelt, war wenigſtens nicht ſichtbar, oder nicht in der Nähe. Nicht etwa, wie Liebhaber es machen, die überdrüſſig werden und zu brechen wünſchen, trug er ſeine Zärtlichkeiten warm von dieſem Gegenſtande auf jenen über, ſondern ernſt, ja trübe zog er ſich zurück und die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit ſah keine Spur einer neuen Flamme bei ihm aufkeimen, ſondern nur die kälteſte, an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand ſeiner frühern Anbetung wurde bemerkt. Ein ſolches Benehmen war ganz darauf berechnet, eine Art von Verzweiflung hervorzubringen, und es erreichte auch dieſen Zweck vollkommen.

Das reiche, hübſche Mädchen, das nun befreit war von den Zudringlichkeiten des häßlichen Menſchen, ward dafür ſogleich von einer Schar junger Leute belagert, die früher zurückgehalten worden waren, dem Drange ihres Herzens freien Lauf zu laſſen. Auch Chriſten von guter Familie, ja ſelbſt Adelige bewarben ſich um ihre Gunſt da ſie jetzt die Hand der Schönen frei wähnten, und großes Gelüſte trugen nach den vollen Geldſäcken, welche mit dieſer kleinen, zierlichen Hand ſo feſt zuſammenhingen. Aber ſonderbar genug war es, daß die Huldin eben ſo taub und unempfindlich für dieſe Bewerbungen, als für die frühern blieb. Kurz es war die Donna Diana, jene ſpaniſche Prinzeſſin, wie ſie uns in der bekannten Komödie geſchildert wird, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ihr Beſieger kein ſchöner Don Ceſar war. Denn wirklich war ſie beſiegt! Was ihr früher ſo unerträglich geſchienen hatte, dünkte für ſie jetzt die höchſte Seligkeit. Tag und Nacht dachte ſie nur an die zärtlichen Aufmerkſamkeiten des verliebten Diſponenten, und ſie marterte ſich damit ab, es zu ergrübeln, auf welchem Altar er dieſe nun opferte.

Dieſer Zuſtand der Armen dauerte einige Monate, ohne daß ſich eine Aenderung in dem Verhältniſſe Beider zugetragen hätte. Er blieb kalt und ſcheinbar unempfindlich, während ſie ſich langſam verzehrte.

Aber nur zu aufmerkſam verfolgte er die Wirkungen, die ſein wohlüberlegter Plan hervorbrachte, und erfreute ſich im Stillen daran. Des Mädchens Lage wurde am Ende ſo bedenklich, daß man den Vater aus der Reſidenz heimberief, um ſich mit ihm in dieſer wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er kam und mit ihm die Erfüllung des ſchon lange ſehnlichſt gehegten Wunſches meines Schwagers. Die bekehrte Spröde hatte ihren Eltern, auf deren ernſthaftes Zureden, die Urſache ihres ſtillen Grames geſtanden. Hier handelte es ſich jedoch nicht mehr um Galanterien und Courmachen, ſondern um eine dauerhafte Verbindung, wie man leicht denken kann. Der Vater übernahm es, mit dem jungen Mann die Unterhandlung einzuleiten; unter andern Umſtänden wäre er mit feſter Zuverſicht ans Werk gegangen; wie die Sache jetzt den Anſchein hatte, mußte mit zarter Vorſicht das Geſchäft eingeleitet werden. Der Vater war ein gewandter Negociateur und verſicherte ſeine zaghafte

Tochter im voraus des beſten Erfolgs. Und wirklich war das Ende ſchneller herbeigeführt, als die Familie vermuthet hatte. Mein Schwager war nicht ſo thöricht, ſich am Ziele ſeiner Wünſche noch eigenſinnigen Launen zu überlaſſen; er willigte ein ohne Bedenken. Was er allein zum Gegenſtande einer Unterhandlung machte, waren die Stipulationen hinſichtlich des Vermögens und ſeines Antheils an dem Geſchäfte, in das er von nun an als Compagnon treten wollte. Man willigte in Alles, denn es handelte ſich hier ja nur um die Zukunft der geliebten Tochter und ihrer dereinſtigen Kinder. In kurzem war Hochzeit und das ſpröde, hübſche Mädchen lebte fortan an der Seite eines häßlichen, kranken polniſchen Juden, den ſie nie wahrhaft lieben konnte, ſondern nur aus Caprice genommen hatte. Die Unglückliche!

Nicht lange währte es, ſo machten ſich die unglückſeligen Folgen dieſer Verbindung auf unzweideutige Weiſe kenntlich. Sie erkrankte, und ſo ſehr man auch bemüht war, das eigentliche Weſen ihrer Krankheit zu verſchleiern, ſo drang die Kunde davon doch ins Publicum. So gern dies auch geneigt iſt, ſtets das Schlimmſte zu glauben, ſo war hier das Gerücht doch ſo entſetzlich, daß man ſein Ohr davor verſchloß und von Uebertreibung ſprach. Die junge Frau kränkelte fort und fort; ihr erſtes Wochenbett war unglücklich, ſie gebar ein todtes Kind. Sie reiſte ins Bad; nach ihrer Rückkehr wurde ſie wieder nicht geſünder. Welch ein ſchreckliches Loos, immer ſo ängſtlich zurückgezogen von der Welt leben zu müſſen, in den Jahren der Freude und des Vergnügens, und in einer Umgebung, die ſo lebhaft zu jedem erlaubten Genuſſe herausforderte!

Endlich beſchloß die Familie, die unglückliche Frau wieder der Welt zu zeigen, und nun erfuhr man erſt die Beſtätigung jener frühern Gerüchte. Es hieß, ſie leide an einem Krebsſchaden, der ihr Naſe und Oberlippe angegriffen habe, aber durch die Bemühungen geſchickter Aerzte gehemmt worden war und ſeine Verheerungen nicht weiter fortſetzte. Nach dieſen vorbereitenden Erklärungen ihres Zuſtandes erſchien die junge Frau wieder in den engern vertrautern Zirkeln. Sie war der Gegenſtand allgemeines Bedauerns, ſo wie ihr Gatte des allgemeinen Haſſes, denn nur ſeinen Ausſchweifungen wurde die Krankheit der Armen zugeſchrieben.

Ihm lag jedoch nichts an der Achtung und Liebe, welche ihm die Geſellſchaft zollte, er lebte in ſeinem Geſchäfte und war ſo ganz und gar Banquier, daß ihm nur die Achtung an der Börſe für etwas galt, und dieſe genoß er im vollſten, reichſten Maße. Die Mäkler, die poſttäglich ihre ungeheuern Courtagen durch ihn notirten, bückten ſich vor ihm bis auf den Boden, und jeder ehrliche Mann, der mit ihm ein Geſchäft abſchloß, kehrte ſich nicht an ſeine häuslichen Verhältniſſe.

Dieſer Mann ward jetzt mein Schwager. Zum Glücke ſah ihm ſeine Schweſter nicht im geringſten ähnlich und ſein Vater ſchien mir ein ſchlechterer Geſchäftsmann, aber ein beſſerer Menſch zu ſein. Ich war geneigt, mir Glück hierzu zu wünſchen und es in meiner Lage für etwas Günſtiges zu betrachten. Bald ſollte ich jedoch von meiner Täuſchung zurückkommen. Es iſt wahrlich nicht nöthig, daß Kaufleute etwas Anderes ſind, als tüchtige Geſchäftsmänner, und die werden die beſten ſein, welche ſtatt des Herzens einen Caſſabeutel, oder eine ſolide Tratte im Buſen tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Millionen als Deſſert. — Der Salzlieferant als Novelliſt.

Der Krieg hatte längſt wieder begonnen und Napoleon reſidirte in dem Luſtſchloſſe eines deutſchen Fürſten. Der Winkel Deutſchlands, den wir bewohnten, war indeß noch ziemlich entfernt von dem Kriegsſchauplatze und wir konnten getroſten Muthes fort operiren. Unſere Provinz erhielt damals große Baarſendungen an Subſidiengeldern, von denen ein Theil an mein Haus adreſſirt war. Sie kamen in eigens dazu erbauten Karren an, welche in ſtarken Federn hingen, und die friſch geprägten holländiſchen Dukaten, aus denen die Sendungen größtentheils beſtanden, waren in weiches Leder eingenäht, damit ſie ſich auf der weiten Reiſe nicht abrändeten.

Einſt war mir eine Sendung von ein paar Millionen angezeigt worden und ich nahm mir vor, meinem Schwiegervater recht ordentlich zu imponiren. Ich lud ihn und ſeine ganze Familie zu Tiſche. Es war ein ſplendides Mahl. Nichts fehlte, was das Herz eines orthodoxen Juden zu erfreuen im Stande iſt.

Nach der braunen Suppe mit den Flügeln und Mägen der Gänſe folgten der Reisbrei mit der dampfenden, von Knoblauch durchwürzten Wurſt, das geräucherte Bockfleiſch mit Erbſen und Meerrettig, die ſüßen Bohnen mit Würſten, der fette Pudding mit Roſinen und Safran, endlich der große kalikutiſche Hahn mit Kaſtanien und Aepfeln gefüllt; zu allem Dem geſellte ſich ſüßer Wein aus der Picardie und Brot vom feinſten Mehl mit Mohn beſtreut. Die Familie meiner Braut ſchwamm in Wonne; Hände und

Lippen glänzten von Fett, das an den Gerichten nicht fehlen durfte, und jüdiſche Witzworte und bei den Haaren herbeigezogene Wortſpiele jagten einander. Denn obgleich unſer unvergleichlicher Troubadour Saphir damals noch nicht die jüdiſche ſchöne Welt mit ſeinen Calembourgs und Bonmots erfreute, ſo war dieſe Art des Witzes doch ſchon unter uns bekannt, da jeder polniſche Jude von Natur darin excellirt.

Wir ſaßen eben beim Braten, als ein ungeheurer Lärm unten im Hauſe ſich vernehmen ließ. Obgleich ich ſchon wußte, was es gab, ſo ſprang ich doch wie überraſcht auf und lief ans Fenſter. Die Geldſendung war angekommen. Mein Schwiegervater wollte wiſſen, was unten vorging, und als ich es ihm ſagte, war auch ſeines Bleibens nicht mehr bei Tiſche, wenn es ihm gleich gut zu ſchmecken ſchien. Er mußte hinabeilen, um bei der Empfangnahme der Dukaten zugegen zu ſein, deren ſo bedeutende Verſammlung für ihn etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes hatte. Man muß geſtehen, daß vier bis fünf Millionen in Gold auf ein dafür empfängliches Gemüth in der That einen großen Eindruck zu machen vermögen.

„Es ſind Subſidien, keine Contribution?“ fragte mein Schwiegervater, nachdem er ſich wieder zu Tiſche geſetzt hatte und zähneſtochernd ſeinen Kaffee ſchlürfte. „Das Erſtere,“ erwiderte ich.

„Da muß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen ſonderbaren Vorfall erzählen,“ fuhr mein Schwiegervater fort. „Als ich neulich wegen der Getreidevorräthe herumreiſte, kam ich weit hinein ins Reich und näherte mich ſo dem Hauptquartier Napoleon's. Ich bin etwas neugierig von Natur und hab' mir gedacht, vielleicht machſt du ein Geſchäftchen — ein Geſchäftchen im franzöſiſchen Hauptquartier iſt auch nicht zu verwerfen. Und ſo bin ich doch gereiſt ins Hauptquartier! Ich bin aber geweſen drei Tage dort, iſt mir geworden die Zeit lang, und ich hab' wiederum gedacht, ſollt' es denn nicht möglich ſein, mit Napoleon, dem großen Meiech, ſelbſt zu ſprechen? Und ich hab' nachgeſucht um die Erlaubniß und hab' mir gedacht, mit Napoleon geſprochen zu haben iſt auch ein Geſchäftchen, was rendirt, man kann ja nicht wiſſen, was geſprochen wird, ein Wort gibt das andere und man kann nicht wiſſen, wozu es gut iſt. Und ſo hab' ich gebeten um eine Audienz und habe geſagt: ich wär' ein Lieferant von den feindlichen Truppen."

„Aber wußten Sie denn nicht, was Sie wagten?" fiel ich ihm hier erſtaunt in die Rede.

„Blöd' bin ich nicht," erwiderte er lachend, „gewagt hab' ich viel in meinem Leben und wer nicht wagt, gewinnt nicht! Aber nun laſſen Sie ſich weiter erzählen! Man hat mir doch eine Audienz bewilligt! Wie ich Ihnen ſage: ich ſollte kommen Glock zehn Uhr hinaus auf das Luſtſchloß, wollte der Kaiſer Napoleon, der große Mann, mit mir kleinem jüdiſchen Lieferanten ſich unterhalten. Was glotzen Sie mich ſo an mit aufgeriſſenen Augen? Paſſen Sie auf, Sie werden gleich hören, ob ich mein' Sach' nicht gut gemacht habe. Wie ich komm' heraus, iſt doch der Premierminiſter draußen, das heißt, nicht der Premierminiſter von Napoleon, ſondern der Premierminiſter von unſerm Fürſten. Ich bin indeſſen im Garten auf und ab gegangen und hab' geguckt durch die großen Scheiben und hab' geſehen, wie ſie miteinander geſprochen haben. Ich ſag' Ihnen, ich hab' kein Wort verſtanden, aber Napoleon hat dem Premierminiſter tüchtig die Wahrheit geſagt. Denken Sie ſich, der vornehmer, großer Mann, was unſer Premierminiſter iſt, hat ſich müſſen die Wahrheit ſagen laſſen, wie ein Stiefelputzer. Heruntergeputzt hat er ihn! Und Napoleon iſt grad' geſtanden, wie eine Kerze, und der Premierminiſter hat gebuckt den Kopf und hat gemacht Komplimente, und hat zu Allem nicht ein Wort geſagt. Und dann ſind ſie herausgetreten vor die Thür, die in den Garten führt, und nun hab' ich mich leiſ' von hinten hinzugeſchlichen, weil ich gedacht hab', was ſie da draußen reden, kann doch kein Geheimniß ſein und das darf Jeder hören. Und da hab' ich vernommen, daß ſie Franzöſiſch geſprochen haben miteinander, weil ich aber Franzöſiſch ſchlecht verſtehe, habe ich ſo gut verſtanden, wie nichts. „Sagen Sie das Ihrem Herrn," hat Napoleon ungefähr geſagt, „nur unter der Bedingung mache ich Frieden." Und darauf hat ſich der Premierminiſter tief verbeugt und iſt rücklings die Treppe hinuntergegangen, daß ich gemeint hab' bei jedem Schritt, er wird das Genick brechen. — Aber nun iſt mir das Herz ſchwer geworden, weil jetzt meine Audienz an die Reihe gekemmen iſt. Erſtens hab' ich mir gedacht, iſt Napoleon jetzt ein wenig aufgebracht durch den Premierminiſter und wird ſeinen Zorn an mir auslaſſen, denn an was läßt ein vornehmer, großer Mann ſeinen Zorn aus, als an einem armen, unſchuldigen Juden? Zweitens hab' ich mir gedacht: es iſt doch ein Malheur, daß du nicht gut Franzöſiſch kannſt und Napoleon wahrſcheinlich nicht gut Deutſch verſteht; das kann der Lebhaftigkeit der Unterhaltung ſehr großen Schaden thun. Aber ich hab' doch gehabt einen Einfall, daß ich mich hätte ſelbſt beim Kopf nehmen mögen und tüchtig abküſſen, wenn es wär' angegangen. Ich hab' mich ſchnell reſolvirt. Scholem, hab' ich mir gedacht, thu' einmal etwas vor der Menſchheit und ſetz' dein eigenes Intereſſe bei Seite. Und nun ſollen Sie hören, was der kleine Scholem hat gethan vor der Menſchheit. Ich hab' zwar gezittert, wie ich mich hab' hereinführen laſſen zu Napoleon, ich hab' mich aber wahrhaftig nicht geforchten. Warum ich hab' gezittert, war doch die Urſache, daß ich bin geweſen herumgelaufen den ganzen Morgen im kühlen Garten und hab' an den Blumen gerochen, und hab' wollen das Stückchen Fleiſch, was ich zum Frühſtück mitgenommen hatte, nicht eſſen, weil ich hab' wollen haben einen reinen Athem. Man kann ja nicht wiſſen, wie nahe mir Napoleon in der Hitze auf den Leib rückt, hab' ich mir gedacht, und es iſt beſſer, du eſſeſt das Stückchen Braten nicht, weil dein' Frau ihn immer mit Knoblauch einreibt. Sie ſehen, daß ich hab' behalten meine Préſence d'Eſprit, weil ich hab' können philoſophiren über den Geruch des Knoblauchs in dem Augenblick, wo ich hab' ſollen treten vor den Weltbezwinger Napoleon — und ich hab' nichts davon gegeſſen den ganzen Morgen und von der feuchten Luft und von dem Riechen an die Blumen iſt mir geworden übel zum Umſinken. Was bin ich gewöhnt, an die Blumen zu riechen? Darum hab' ich mir vorgenommen, mich kurz zu faſſen, ſonſt ſag' ich Ihnen, daß ich hätte mehr gethan vor der Menſchheit. Hat Napoleon mich gefragt: „Was ich will!“ Hab' ich ihn zuerſt gebeten, er möcht' etwas langſam ſprechen, weil ich der franzöſiſchen Sprache nicht gehörig gewachſen bin, und hab' dann geſagt: er möchte die Gnade haben und meinem Vaterlande die grauſame Contribution erlaſſen. Es ſeien brave Leute bei uns im Lande und es könnte ſein Wille nicht ſein, das ganze Land ſo unglücklich zu machen.“ Darauf hat Napoleon ſeinen Buchhalter hereingerufen und hat ſich ſein Hauptbuch bringen laſſen. Ich ſag' Ihnen ein Hauptbuch, wie ich mein Lebtag keines geſehen habe. Es war in rothem Leder gebunden und mit Gold beſchlagen, und die Blätter waren zehnmal ſo groß, wie unſer Hauptbuch. Und da hat jeder Staat, mit dem er Krieg geführt hat, ſein Conto gehabt mit Debet und Credit; ich ſag' Ihnen eine exemplariſche Ordnung! Die doppelte italieniſche Buchhaltung iſt ein Hund dagegen! Und da hat er nachgeſchlagen das Conto von unſerm Staat und hat ein Bleiſtift genommen und zuſammen gerechnet, und addirt und ſubtrahirt, was weiß ich! und hat dann geſagt: „Ich ſeh' ein, vous êtes un brave homme! aber ich kann auf Seligkeit nichts nachlaſſen; der Krieg iſt mir ſelbſt zu theuer zu ſtehen gekommen.“ Da hab' ich geſehen, was er für ein braver Mann iſt, und daß er nur ſeine baaren Auslagen immer wieder haben will. Den Koſtenpreis, ſonſt wahrhaftig nichts! Ich hab' zwar noch einige Male davon angefangen zu ſchmuſen, aber er war nicht davon abzubringen, und ich bin wieder von ihm gegangen, wie ich zu ihm gekommen bin, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aber das Meinige hab' ich doch gethan, das hab' ich mir wenigſtens ſagen können. Und das war die Geſchichte von der Contribution, die mir iſt eingefallen vorhin bei Ihrer Geldſendung, Herr Schwiegerſohn, wobei Sie werden notiren eine ſchöne Proviſion. Aber meine Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. Sie haben doch angefragt von dort aus durch den Geſandten, ob ein geheimer Commiſſarius iſt geworden geſandt, um wegen Nachlaß der Contribution zu unterhandeln, wie ich habe gehört für ganz gewiß. Und ich bin überzeugt, wenn ſie wüßten, daß ich es bin geweſen, daß ich werd' bekommen einen Orden. Aber was ſoll mir der Orden! Als ich krieg' einen Orden, darf ich ihn doch nicht tragen; ein Orden iſt ein Kreuz, und ein ehrlicher Jud', was ſoll der machen mit dem Kreuz?“

Meine Leſer werden aus dieſem Gewäſche deutlicher abnehmen können, was mein Schwiegervater für ein Mann war, als ich ihnen durch die detaillirteſte Beſchreibung zu zeigen im Stande geweſen wäre. Er war zudringlich, arrogant, dreiſt, wie eine gewiſſe Art von Juden, ich kann und darf es nicht verſchweigen, nur immer ſein kann, da man ihnen leider nicht mit Unrecht jene ſchlimmen Eigenſchaften vorwirft. Dabei aber beſaß er noch einen Fehler, der bei den polniſchen Juden ſehr häufig angetroffen wird, er log entſetzlich. Was an dem Vorfall mit Napoleon Wahres ſein mochte, war mir nicht möglich zu ergründen; mein Verhältniß zu ihm hinderte mich, ihm zu widerſprechen und ihn auf die Unwahrſcheinlichkeiten aufmerkſam zu machen, die in ſeiner Erzählung ſich drängten; ich nahm alſo Alles geduldig hin.

Augenſcheinlich wollte er durch die Erwähnung dieſes Vorfalls ſich bei mir in Anſehen ſetzen und ich begnügte mich blos, ihm zu bemerken, daß ich für die Folge ihn bitten müſſe, ſolche Wagſtücke zu unterlaſſen, weil er ſich leicht dadurch in große Gefahr bringen könne. Wie bald konnte man nicht den Verdacht der Spionerie erregen und von dem Verdachte zu den zwölf Kugeln des Standrechts war in damaliger Zeit nur ein kurzer Schritt.

Er nahm meine Warnung mit Sammlung hin, als ob er ſelbſt an den ſoeben umſtändlich erzählten Fall glaubte, und vielleicht that er es auch; denn der Lügner, der ſein Handwerk mit Ehren treiben will, muß von ſeinen Erfindungen ſo erfüllt ſein, als ob er ſie wirklich erlebt hätte.

Zwölftes Kapitel.

Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod ſeiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornſpeculation. — Blitz aus heiterer Luft.

Ich würde meinen Schwiegervater nicht ſo weitläufig hier geſchildert haben, wenn nicht eben die Schwächen und ſchlimmen Eigenſchaften dieſes Mannes Schuld an ſeinem Unglücke geworden wären und mich zur rechten Zeit von ihm entfernt hätten.

Gewiſſe Urſachen ließen in mir Zweifel über ſeine Vermögensumſtände aufſteigen. Das Korngeſchäft, welches größtentheils mit meinem Gelde gemacht worden war, erregte mein Misvergnügen und ich ſuchte davon loszukommen. Ich ſtellte ihm die Sache vor und wir einigten uns dahin, daß ich ihm das Kapital gegen Zinſen überlaſſen ſollte und er dann das Geſchäft auf eigene Rechnung übernähme. Die Geldſumme, obgleich ziemlich bedeutend, gab ich verloren und war dabei noch herzlich froh, ſo wohlfeilen Kaufes davon loszukommen. Mein guter Stern gab mir dieſen Schritt ein. Im Uebrigen blieb ich mit meinem ehemaligen Compagnon im beſten Vernehmen und meine Braut, die ſich ſonſt wol um meine Geſchäfte zu kümmern pflegte, erfuhr nichts von dieſer freundſchaftlichen Auseinanderſetzung.

Um dieſe Zeit war es, daß die Mutter meiner Braut das Zeitliche ſegnete; es war eine dicke, rothe Frau, die viel aß und ſich keine Bewegung machte; kein Wunder alſo, daß ſie der Schlag rührte.

Meine Braut mußte nun nach dem Tode ihrer Mutter dem Hausweſen vorſtehen, und obgleich ich mich wenig um ſo etwas zu bekümmern pflegte und wie natürlich auch nichts davon verſtand, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ſie dadurch einen überaus günſtigen Eindruck auf mich machte, indem ſie große Verſtändigkeit, Sanftmuth, Sparſamkeit und andere häusliche Tugenden in dieſen Verrichtungen entwickelte. Ich ſah zum erſten Male ein ſolches Weſen in der Nähe und zwar ſo aufmerkſam, als wenn ich etwas davon abſehen wollte. Das Haus meines Schwiegervaters ſchien mir ein neues, verjüngtes Ausſehen zu erhalten; Alles war rein, nett, ruhig, geordnet, chriſtlich — wenn es mir erlaubt iſt, es ſo zu nennen. Wenigſtens habe ich in chriſtlichen Haushaltungen, die ich in ſpäterer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, es ſtets ſo gefunden. Ich darf ſagen, daß dieſes Walten meiner Braut in dem Hauſe ihres Vaters mir zuerſt den rechten Sinn für das Glück einer ſchönen Häuslichkeit erſchloſſen hat. Der Alte hatte nun freilich kein Auge dafür, wenn es ihn gleich freute, daß ich ſtärker an gezogen, die Bande enger zog, die mich an ſeine Familie knüpften, und jetzt öfter, ja faſt beſtändig um meine Braut war. Auch das Mädchen war nicht wenig dadurch geſchmeichelt und lächelte freudig, wenn es mich kommen ſah, und war in ſich ſtill vergnügt, wenn ich um ſie blieb.

Neben dieſem Allen darf nicht zu erwähnen vergeſſen werden, daß die Schönheit des Mädchens ſich immer vollkommener entfaltete und ihr zartes, tiefes Gemüth mir immer klarer wurde, ſodaß ſie in jedem Betracht ein herrliches Geſchöpf genannt werden konnte.

Mein Schwiegervater mußte jetzt der Kornvorräthe wegen reiſen, weil der Feind ſich der Provinz näherte, wo ſie aufgeſpeichert lagen. Unſere Armee zog ſich dahin und die Verpflegung ſollte beginnen. Es ging anfänglich gut und die zu wohlfeilen Preiſen eingekauften Früchte gaben einen ungeheuern Profit. Allein nicht lange dauerte dies Alles.

Noch nicht zur Hälfte waren ſie aufgezehrt, als eine große Schlacht ganz in der Nähe der Hauptmagazine geliefert wurde, die unglücklich für die Waffen unſeres Landes ablief. Mein Schwiegervater floh im erſten Augenblicke mit den Unſern, aber er verlor den Kopf nicht. Der Feind beſetzte die Stadt und die Provinz. Haben geſchlagene Soldaten Appetit, ſo haben ihn ſiegende noch mehr, dachte er bei ſich. Es wurden Requiſitionen ausgeſchrieben nach allen Seiten; allein die Gegend war arm und die Vorräthe aufgekauft. Da erſchien mein Schwiegervater plötzlich wieder auf dem Platze, um, wie er ſagte, ſein Eigenthum zu retten. Wie er es einleitete, darüber herrſcht zur Zeit noch ein Dunkel, genug, von ſeinen trefflichen Vorräthen ſchmausten die feindlichen Soldaten. Er kam zu uns zurück, ſprach von ſeinem Verluſte, tröſtete ſich und uns aber damit, daß er noch zu ertragen wäre.

Der Friede folgte bald und ich zögerte nicht länger, meine Hochzeit zu feiern. Wir richteten uns prächtig ein, zu dem alten Hausrath meiner Eltern, der zwar koſtbar, aber nicht mehr zeitgemäß war, geſellten ſich Gegenſtände, wie ſie die neueſte Mode erfunden hatte. Ich nahm mir vor, ein ſogenanntes offenes Haus zu machen und Alles hineinzuziehen, was ſich in der Geſellſchaft unſeres Wohnortes auszeichnete. Meine junge Frau theilte nicht ganz dieſen Willen. Sie hatte einen angeborenen Trieb zur Sparſamkeit, den ſie nicht überwinden konnte, da er zu lange in ihrem väterlichen Hauſe genährt worden war, wo Alles mit Macht dahin neigte. Jedoch freundlich und gefällig, wie ſie war, willigte ſie in Alles, was ich veranſtaltete und anordnete, um mir mein häusliches Leben angenehm zu machen. In der That war auch jedes Mittel dazu vorhanden, während kein Grund obwaltete, eine ängſtliche Sparſamkeit uns zur Richtſchnur zu wählen. Mein Vermögen war urſprünglich groß geweſen und hatte durch viele glückliche Speculationen ſo zugenommen, daß ich ſelbſt eine tüchtige Schlappe, wie ich ſie jetzt durch die zum Theil verunglückte Getreideſpeculation meines Schwiegervaters empfing, nicht im geringſten fühlte.

Mit der ſtipulirten Mitgift hatte es eben auch einen Haken und ich bekam nur die Hälfte und nicht einmal ſogleich ausbezahlt. Auch hier mußte das Unglück mit der Getreideſpeculation als entſchuldigender Deckmantel dienen. Allein ich liebte nunmehr meine Frau ſo ſehr und wahrhaft, daß ich leicht den Großmüthigen ſpielen und mich über die Mitgift wegſetzen konnte. Seltſam erſchien es mir jedoch, wenn ich darüber nachdachte, daß ich mich jetzt in einem Fall befand, den ich mir früher nicht hatte denken können. Ich beſaß eine Frau, die ich wahrhaft, ohne alle Nebenintereſſen, um ihrer ſelbſt willen liebte, hatte noch ein bedeutendes Stück Geld durch dieſe Liebe eingebüßt, da ich ohne ſie dem alten Papa keine Nachſicht geſchenkt haben würde, und endlich war ich nun gewiß und wahrhaftig ein Ehemann geworden; eine Charge, zu der ich ſchon einige Male mit Ernſt einen Anlauf genommen hatte, aber immer wieder ſchnell zum Rückzug blaſen mußte.

Kurz nach der Hochzeit verließen wir unſer ſchönes Haus, um — ganz im großen Style — eine Reiſe zu machen. Wir wählten Wien zum Ziel derſelben. Es war gerade die Zeit des Congreſſes, wo Alles im vollſten Glanze dort ſtrahlte. Ich freute mich, meiner jungen Frau dieſe Herrlichkeiten zeigen zu können. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Kaum hatten wir uns den Genüſſen der Kaiſerſtadt mit dem unbefangenſten Gemüthe hingegeben, als uns eine Schreckenspoſt ereilte, die uns wie ein Blitz aus heiterer Luft zu verſchlingen drohte.

Allein dieſe Geſchichte gehört in ein anderes Kapitel. Und wenn das gegenwärtige gleich zu kurz ſein ſollte, je nun! ſo handelt es von den erſten Tagen nach der Hochzeit und darum ſei es auch kurz, wie Flitterwochen der Neuvermählten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wiener Congreß. — Der chriſtliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die Feſtlichkeiten zu beſchreiben, die Wien zu jener Zeit darbot. Man weiß, daß die mächtigſten Fürſten der Welt ſich als Gäſte dort befanden und wie großartig der Kaiſer von Oeſtreich den Wirth machte. Eben ſo außerordentlich als die Veranlaſſung waren auch die Genüſſe, eben ſo außerordentlich als dieſe auch die Koſten, welche aufgewendet wurden. Es war eine Zeit des Jubels und der trunkenen Luſt. Die Leute bildeten ſich damals wirklich ein, die Welt von einem fürchterlichen Scheuſal befreit zu haben, und ſahen es nicht kommen, daß kaum zwanzig Jahre vergehen würden und man ungeſcheut dieſem damals anerkannten Scheuſal den Beinamen „des großen Mannes“ einſtimmig zuerkennen würde. So wechſelt die Zeit und wir mit ihr!

Wir profitirten indeß von der allgemeinen Fröhlichkeit ſo gut wir konnten und was war denn wol auch für ein junges, liebendes Ehepaar Beſſeres zu thun? Ein großes Banquierhaus, mit dem ich ſeit vielen Jahren in bedeutender Geſchäftsverbindung geſtanden hatte und das von unſerer Reiſe nach Wien unterrichtet war, hatte uns aufgenommen, weil in den erſten Gaſthöfen, um ſich für längere Zeit bequem einzurichten, keine Gelegenheit vorhanden war. Dieſes noch jetzt hochgeachtete Banquierhaus iſt ein chriſtliches. Ein ſchönes Beiſpiel milder Toleranz; ich glaube nicht, daß ein frankfurter oder hamburger Haus einem jüdiſchen Ehepaar den Aufenthalt ſelbſt für theure Bezahlung geſtattet haben würde. Hier geſchah es aus Freundſchaft!

Einmal ſagte mir der Sohn eines angeſehenen chriſtlichen Hauſes in Hamburg, als ich mit ihm von einem reichen und zugleich anerkannt rechtlichen jüdiſchen Banquier ſprach, der einer der Erſten an der dortigen Börſe war: „Ich habe gehört, daß er ein redlicher und gebildeter Mann ſein ſoll, aber wir kennen ihn nicht. Wer kommt wol mit ſolch Einem in Berührung? Sie wiſſen ja wol, daß er ein Jude iſt.“

Er erzeigte mir, nach ſeiner Meinung, die Ehre, mich nicht für einen Juden halten zu wollen, um mir deſto ſicherer die Inſolenz ins Geſicht zu ſchleudern. Ich aber zögerte nicht, ihn über mein Glaubensbekenntniß aufzuklären, und überließ ihn einer Beſchämung, die er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte.

Der Judenhaß herrſcht allerdings noch in den meiſten Ländern Europas und wird wol auch in den nächſten Jahrhunderten noch nicht gänzlich auszurotten ſein. In einigen Ländern, wie in Polen und Italien, iſt er mit Verachtung gepaart, hin und wieder iſt er ſogar noch fanatiſch und könnte ſich ganz ruhig in Judenblut baden, aber nirgend iſt er ſo lächerlich als in Deutſchland. Dieſes Land beſitzt gewiß die gebildetſten Juden und die deutſchen Chriſten müſſen dies auch gebührend anerkennen. An Neckereien fehlt es aber nirgend. Hier müſſen ſie noch gleich wie im Mittelalter in einer ſtinkenden Straße wohnen, dort dürfen ſie nicht das Caſino beſuchen, hier kommen ſie nicht an die Börſe, dort dürfen ſie ſogar nicht in gewiſſen Kaffeehäuſern erſcheinen. Und bricht irgend Etwas aus, woraus ein Unglück entſtehen könnte oder einem Chriſten Verdruß erwachſen, gleich müſſen die Juden heran, um das Sündengeld zu zahlen und das Bad zu entgelten.

Iſt man mit der Obrigkeit nicht zufrieden und will man Exceſſe verüben, gleich heißt es: „O die verfluchten Juden!“ Und man wirft ihnen zur Geſellſchaft die Fenſter ein.

Ich kannte einſt einen Bürger der vereinigten Staaten, einen ſchöngewachſenen, wohlausſehenden Mann, den Niemand für einen Juden gehalten haben würde, ſo wenig trug ſein Geſicht das altorientaliſche Gepräge; den fragte man an der Börſe einer deutſchen Handelsſtadt um ſeinen Namen. Der ihn darum fragte, war ein Lump von einem Mäkler, der eben die Courtage notirte, die ihm der Amerikaner zu verdienen gab. Der Name klang nach dem alten Teſtamente und der Mäkler fragte ſogleich: „Nicht wahr, Sie ſind ein Jude?“ Da ſah ihn der Amerikaner groß an und erwiderte: „Welche Neugier heißt Sie mich deshalb befragen? Bei mir zu Lande fragt kein Menſch darnach und Jude und Chriſt ſind Benennungen, die nur in der Tiefe des Gewiſſens Klang haben, im öffentlichen Verkehr aber nie vorkommen. Merken Sie ſich das, wenn Sie mit mir ferner zu thun haben wollen, und ſuchen Sie vor allen Dingen von ihren dummen Vorurtheilen loszukommen.“ — Der Mäkler, der nach den Geſchäften des reichen

Amerikaners lüſtern war, hatte genug an dieſer Pille und ließ ſich nicht wieder einfallen, darauf anzuſpielen.

Und ſoll ich mir nun einen jungen Menſchen denken, deſſen Eltern in Prag oder Frankfurt in der Judengaſſe wohnen und vom Kleinhandel leben. Er beſucht die öffentliche Stadtſchule, das Reich des Wiſſens iſt ihm erſchloſſen und er macht bedeutende Fortſchritte darin. Die Stunden des Unterrichts ſind ſeine ſeligſten, er fühlt ſich froh und frei, er denkt in ſolchen Augenblicken auch ein Menſch gleich ſeinen Mitſchülern zu ſein, geboren wie ſie, um ſich jedes erlaubten Genuſſes zu freuen, berufen wie ſie zu Aemtern, ſeinen Mitmenſchen zu nützen und durch ſie einſt zu Ehren und Würden zu gelangen. Aber wie ſchrecklich iſt ſein Erwachen aus dieſen ſchönen Träumen, wenn der Unterricht geendet iſt und er zu ſeinen Aeltern nach Hauſe kehrt, die in Schmuz und Elend in den ſcheußlichen Höhlen leben, wohin ihre Mitbürger ſie hingebannt haben und wo auch er ſein Leben zubringen muß. Armer Jüngling, und liebſt Du Deine Geburtsſtadt, oder willſt Du Deine alten Eltern nicht verlaſſen, oder Deinen Mitbürgern nützen, als Arzt oder Geſchäftsmann von Einſicht, ſo mußt Du dort aushalten, wohin Deine Geburt Dich verwies, und ſollteſt Du auch darüber bittere Thränen vergießen Dein Leben lang. Kein Menſch erbarmt ſich Deiner; verſchloſſen ſind Dir die Kreiſe der Gebildeten; Du lebſt ausgeſtoßen, verachtet und dem Spotte preisgegeben.

Ich weiß, daß einige gebildete Juden Prag verließen, weil ſie die Schmach nicht ertragen konnten, in der Judenſtraße wohnen zu müſſen, und in neueſter Zeit ſind Familien von Hamburg weggezogen, wo ſie zwar in jedem Stadttheile prächtige Wohnungen innehaben, um, trotz der Judengaſſe, nach Frankfurt zu ziehen, wo ſie nicht ins Caſino dürfen. Aber in Hamburg muß ihnen auch gar zu übel mitgeſpielt worden ſein!

Ich wende mich nun wieder fort von dieſen Betrachtungen zu dem heitern Wiener Leben, wo ſchon vor zwanzig Jahren ein edler und gebildeter Chriſt ſo wohldenkend war, daß er keinen Anſtand nahm, ein jüdiſches Ehepaar in ſeinem palaſtähnlichen Hauſe zu beherbergen, ohne die Beſorgniß zu hegen, daß es dadurch verunreinigt werden könnte.

Seit der Verheirathung hatte ich mich beſtrebt, meine Frau von den alten, orthodoxen Gebräuchen zurückzubringen, an die ſie in ihrem väterlichen Hauſe gewöhnt war. Es wurde mir nicht ſchwer. Da in ihrem Gemüthe wahre, innige Liebe zu mir herrſchte, ſo konnte ich auf ihr innerſtes Gemüths- und Seelenleben ſehr leicht einwirken. Die ſtrenge Befolgung der Vorſchriften in Betreff der Nahrungsmittel, worüber fromme Juden unverbrüchlich wachen, war von uns längſt bei Seite geſchoben worden. Dieſe Geſetze, die im grauen Alterthum wol nicht mehr und nicht minder als weiſe Polizeiverordnungen waren, wie ſie das heiße Klima Aegyptens und der Wüſte und die damalige Lebensweiſe erheiſchten, wurden mit einem gewichtigen Nimbus umſchleiert und nach und nach zu Geboten erhoben, welche unmittelbar von der Gottheit ausgeſtrömt ſein ſollten. Dies leuchtete mir längſt ſchon ein, obgleich das Andenken an die geſpenſtige Ohrfeige, deren ſich meine Leſer wol erinnern werden, mich immer noch innerlich ſtark zu erregen vermochte. Meine Frau ward bald meiner Meinung und dies erlaubte uns von den freundlichen Einladungen häufig Gebrauch zu machen, womit uns unſere liebenswürdigen Wirthe beehrten. So lernten wir das anmuthige Gemälde einer gebildeten chriſtlichen Familie zuerſt kennen, und die Genüſſe, die uns dadurch bereitet wurden, laſſen ſich nicht beſchreiben. Nun ſahen wir erſt ein, was Erdenglück ſei, und es konnte nicht ausbleiben, daß wir Parallelen mit Allem zogen, was ſich uns bis jetzt als ſolches dargeſtellt hatte, und heftig davon ergriffen wurden.

Welch ein Leben hatten wir bis jetzt zu beobachten gehabt und welch ein Leben ſelbſt bis zu dieſem Augenblicke geführt? Wir fühlten uns ſo ſtark hingezogen zu den liebenswürdigen Menſchen und doch zugleich ſo beengt, daß wir nicht ganz ſo waren, wie ſie, daß wir ernſte Betrachtungen über unſere Lage anſtellten und mit einander zu Rathe gingen, wie dem wol abzuhelfen ſein möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Bekehrungsverſuche. — Der getaufte Bruder. — Fortſchritte. — Der Glaubensunterricht. — Die heilige Taufhandlung.

Die Frau vom Hauſe, welche meine Frau ſehr liebgewonnen hatte, war eine fromme, chriſtliche Dame. Sie hing mit ſtrenger Seele am katholiſchen Glauben und ſchien es mit inniger Freude zu bemerken, daß meine arme Frau, die ſo wenig Troſt in ihrem eigenen Glauben fand, ſich ſorgfältig nach allen Uebungen erkundigte, die der ihrige ihr auferlegte und wodurch ſie — wie ſie ſagte — eine wunderbar heilſame Stärkung erhielt. Sie belehrte meine Frau über die Kraft, die in der Anhörung der heiligen Meſſen liegt, über den magnetiſchen Einfluß, den der ſegnende Prieſter ausübt, über die ſelige Beruhigung, die auf abgehaltene Beichte folgt, und den Aufſchwung des Gemüthes nach genoſſenem Abendmahl. Meine Frau geſtand es mir, daß ſie mit einer Miſchung von Furcht und Bewunderung dieſen Schilderungen zuhorchte, und ich wußte nicht, was ich dazu ſagen ſollte. Ich mochte nicht abrathen, da ich einen ſeltſamen Zug nach dieſen Myſterien auch mich ergreifen ſah, und wenn ich noch Scheu fühlte, mich ihm gänzlich zu überlaſſen, ſo geſchah es weniger, weil ich unſern alten Jevovah zürnend ſeine Blitze nach uns ſchleudern zu ſehen fürchtete, ſondern weil ich Rückſichten gegen meine frühern Verbindungen zu nehmen hatte, und endlich weil ein altes, vielleicht nicht mit Unrecht begründetes Vorurtheil mir den getauften Juden in einem gehäſſigen Lichte zeigte. Von Jugend auf hatte ich dieſem nur mit tiefſter Verachtung begegnen ſehen; kein Türke kann dem Giaur, kein Brahmin dem Paria tiefere Verachtung zollen, als der orthodoxe Jude dem getauften. In unſerer Familie hatte ich das lebendige Beiſpiel davon. Der jüngere Bruder meines Vaters ergriff ſchon vor langer Zeit, aus Liebe zu einem armen Mädchen, das Chriſtenthum. Sie hatte ein Kind von ihm und wenn er ſie nicht heirathete, ſo wurde ſie von ihren Angehörigen verſtoßen und mußte der Schande preisgegeben leben. Mein Vater war reich, mein Oheim, jener jüngere Bruder, hatte ſtudirt und war mit ſeinem Ererbten nicht haushälteriſch umgegangen. Als Arzt war er nicht glücklich; die Leute ſtarben ihm unter den Händen. Jetzt kam die traurige Liebſchaft dazu; er ließ ſich taufen und heirathete. Es ging ihm anfänglich blos ſchlecht, dann aber immer elender und zuletzt verzweifelt. Vor meinem Vater ließ er ſich nicht mehr ſehen. Endlich trieb ihn die Noth dazu.

Nie vergeſſ' ich den Tag, als ich, ein kleiner Junge noch — mit einer Bitte vor meinen Vater hintrat und ihn mit zornglühendem Geſichte am Fenſter ſtehen ſah, ohne auf mich zu hören. Plötzlich dreht er ſich um und ſchreit: „Biſt Du noch immer da? Nimm einen plötzlichen Tod ein *), vermaledeiter Schweinefreſſer! und verunreinige nicht länger die heilige Stätte meines frommen Hauſes!“ Jetzt erſt erblickte ich am Ofen, im Winkel, die bleiche Geſtalt meines armen Oheims, in einem dünnen Röckchen — es war Winter — und Hunger und Noth ſahen ihm aus den Augen und Nähten. Er verſuchte es, ſich meinem Vater zu nähern, dieſer aber ergriff ſein ſpaniſches Rohr und, da jener ſeinen Schritt zu raſch vorwärts wagte, ſo erhielt er einen Hieb von ſeinem Bruder über den knochendürren Arm, den er bettelnd nach ihm ausgeſtreckt hatte. Der Unglückliche ſagte kein Wort, aber einen Blick kehrte er nach meinem Vater, den Niemand ertragen haben würde, dem nicht die Religion ſelbſt das Herz dazu geſtählt hätte. Ich mußte weinen, aber mein Vater riß mich an ſich und donnerte: „Hinaus!“ und ſein hungernder Bruder ſchlich zur Thür hinaus, von Chriſten und Juden verſtoßen und ſeinem Elend überlaſſen.

Mein Vater aber ermahnte mich und ſtellte mir den Onkel als warnendes Beiſpiel vor; wenn man die Religion ſeiner Väter verlaſſe und zu den Gojim überginge, ſo wäre man hier und dort verloren, ſagte er.

Mein getaufter Onkel iſt nachher bald geſtorben; was aus ſeiner Frau geworden, weiß ich nicht; aller Wahrſcheinlichkeit nach zog ſie zu entfernten Verwandten; ihren Sohn traf ich zufällig auf einer Reiſe in einem Provinzſtädtchen als kleinen Beamten. Mein Name fiel ihm auf und er fragte nach meinem Geburtsorte; dann ſagte er mir, daß wir Verwandte ſeien, und nannte mir ſeinen Vater. Er

---

*) Ein furchtbarer jüdiſcher Fluch.

führte mich in ſein Haus, wo ich eine hübſche, junge Frau und ein paar allerliebſte Kinder fand. Hier war Alles reinlich, aber ärmlich und vollkommen chriſtlich. Man ſah es meinem Vetter nicht an, daß er in gerader Linie von Juden abſtamme. Ich verließ ihn gerührt und machte den armen Kleinen Geſchenke.

Dieſe Ereigniſſe drängten ſich nunmehr lebhaft vor mein Gedächtniß. Bis jetzt war mein Gefühl nur eines jener unbeſtimmten, welche die Seele mehr ängſtigen, als beglücken, wenn man ſich gleich geſtehen muß, daß in ihnen der Saame zu großer Wohlfahrt liege. Ich konnte mich noch nicht zum Ankämpfen gegen Etwas entſchließen, das noch gar nicht die Miene annahm, mich ernſtlich zu erobern; bei meiner Frau war es derſelbe Fall. Sie hatte mir noch nicht den Wunſch zu erkennen gegeben, den ihr Enthuſiasmus wahrſcheinlich ſchon in ihr erzeugt haben mußte, und ich fürchtete mich, ſie darnach zu fragen.

Eine zufällige Bekanntſchaft, die wir machten, gab unſerm ſchwankenden Verhältniſſe endlich die wünſchenswertheſte Beſtimmung.

Unter den vielen würdigen Perſonen, welche das Haus beſuchten, das uns ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatte, befand ſich ein junger Mann von ausgezeichnetem Geiſte, der ſich der wohlthätigen und menſchenfreundlichen Kunſt der Thierarzneikunde widmete. Sei es durch eigenen Antrieb, ſei es durch den wohlthätigen Einfluß unſerer liebenswürdigen Wirthin, daß er ſich uns näherte, genug, er ſtand bald mit uns im engvertrauten, freundſchaftlichen Benehmen. Auch er war ein Jude, wie wir; auch er war zu jener Zeit von dem Weſen des Chriſtenthums ſtark ergriffen und riß ſich los von den alten Satzungen und Traditionen, die ihm auf ſeiner jugendlichen Bahn bis dahin vorgeleuchtet und für Wahrheit gegolten hatten.

Seinen Unterredungen verdanken wir Klarheit und Vertrauen, und ſo gelangten wir denn endlich zu dem Entſchluß, in Wien zur katholiſchen Kirche überzutreten. Meine Frau ſchritt mir hier kühn voran, denn ſie war es, die mir mit ihrem Vertrauen entgegenkam; ich muß aber auch erkennen, daß, obgleich meine Bildung von der ihrigen ſehr verſchieden war und ich eine weit ſorgfältigere Erziehung genoſſen hatte, ihr innerer Sinn ſich ohne äußeres Hinzuthun ſchon längſt vom Judaismus losgeſagt hatte, das heißt, von jenem Judenthume, das zwar nur äußerlich ſich kundgibt, jedoch aber von dem Kerne der jüdiſchen Religion Leben und Feuerſtoff fortwährend empfängt. Sie war fremder in ihrer Umgebung geweſen als ich, obgleich ich lange ſchon die Uebungen nicht ſtreng mehr verrichtete, wie ſie vorgeſchrieben waren, und obgleich meine Frau ſie weniger gewiſſenhaft, als aus Gewohnheit beibehielt.

Unſere Taufe ſollte in Wien vollzogen und ganz geheim gehalten werden. Wir wollten uns den Zwang auflegen, ſo lange der Vater meiner Frau am Leben war, äußerlich für Juden zu gelten, um dem alten Manne den Jammer zu ſparen, der ihn ſicherlich ergriffen haben würde.

Wir ſchritten ſogleich zur Ausführung unſeres Vorhabens und beſuchten einen würdigen Geiſtlichen, der es übernahm, uns mit der Lehre der Chriſten bekannt zu machen. Um aufrichtig zu ſein, und das iſt nun einmal mein unverbrüchlicher Grundſatz, indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, muß ich bekennen, daß die erſten Stunden des Unterrichts mir entſetzlich langweilig vorkamen. Ich war Geſchäftsmann, von lebhaftem Temperamente und an Zerſtreuungen und ſtändigen Verkehr, an Handel und Wandel gewöhnt und ſollte nun, wie ein Knabe in der Schule, Trockenes, Geſchichtliches, das ich größtentheils ſchon wußte, in einem einförmigen Tone mir vorpredigen laſſen, worüber ich durch reifliches Nachdenken längſt zu einem Reſultat gekommen war. Es ſchien mir, als ob der Geiſtliche, der — nochmals ſei es geſagt — in jedem Anbetracht der Würdigſten einer war, ſeinen Vortrag für dieſen Zweck anders hätte einrichten ſollen; er konnte für die kleinen Jungen und Mädchen, welche die ſogenannte Kinderlehre beſuchen, nicht anders ſein. Auch hätte er ſchon uns Beide, mich und meine Frau, nicht in derſelben Stunde abfertigen ſollen, denn für meine Frau ſchien ſein Vortrag viel paſſender zu ſein; ſie hörte ihm aufmerkſam und mit wirklicher Erbauung zu, während ich gähnte; ſie konnte nicht genug bekommen, indeſſen ich alle Augenblicke nach der Uhr ſah, ob denn die Stunde nicht um ſei.

Dieſe Erſcheinung iſt dadurch leicht erklärbar, daß meine Frau eine größere Sehnſucht hatte, Chriſtin zu werden, und, mit einer reizbarern Phantaſie begabt, es ſchon wirklich zu ſein wähnte, wenn ſie nur neben dem Geiſtlichen ſitzen konnte, um ſeinen Worten zu horchen. Ich war nicht im Stande, ſo ſehnlich auch ich die Taufe erwartete, es in dieſer höchſt angemeſſenen Selbſttäuſchung ſo weit zu bringen.

Endlich war der Unterricht geendigt. Wenn meine Aufmerkſamkeit auch nicht ganz auf die Vorträge unſers Religionslehrers gerichtet geweſen war, ſo war mein Bekenntniß dennoch treu und gewiſſenhaft; ich nahm mir feſt vor, alle Tugenden zu üben, die dem Chriſten inwohnen ſollen, und folglich Chriſt zu ſein, mit aller Kraft des Gemüths und der Seele. Auch freute ich mich innig, endlich einmal durch würdige, äußere Kennzeichen eine reine und ſtille

Gottesverehrung an den Tag legen zu können, und der Erbauung in den Kirchen theilhaftig zu werden, da ich bis dahin mich ſelbſt durch eine ſeit früher Jugend entſtandene Idioſynkraſie von aller kirchlichen Gemeinſchaft mit meinen Glaubensgenoſſen entfernt halten mußte. Endlich gedachte ich mit wahrer Rührung der Wohlthaten, die ich für die bürgerliche Exiſtenz meiner zu hoffenden Nachkommenſchaft durch meinen Uebertritt zum Chriſtenthum errang, und durch alles Dieſes fühlte ich mich wahrhaft beglückt. Eine äußerſt wohlthätige Stimmung war hiebei in mir hervorgerufen, die mich mit Erhebung der heiligen Taufhandlung entgegenſchreiten ließ.

Der Morgen erſchien, an dem ſie vorgenommen werden ſollte. Unſere liebevolle Freundin ließ die Hauskapelle ſchmücken, ſie und die andern erbetenen Zeugen ſtellten ſich eben ſo feſtlich geſchmückt ein. Von Zuſchauern, die ſich in jeder öffentlichen Kirche eingeſtellt haben würden, durfte hier, zu unſerer großen Beruhigung, nicht die Rede ſein. Ich und meine Frau traten mit hochklopfenden Herzen, neu gekleidet in den heiligen Raum, denn ich wollte den Sprachgebrauch: „Er hat einen neuen Menſchen angezogen," bis ins Kleinſte rechtfertigen. Nach einer kurzen Anrede und einigen Fragen, die an uns gerichtet wurden, knieten wir an dem Taufbecken nieder und, wie der Prieſter das geweihte Waſſer ſchöpfte und es auf meinen Scheitel niederträufeln ließ, da durchſchauerte mich eine geheimnißvolle Macht, ich fühlte, daß ein anderer Menſch aus mir wurde; ich blickte auf mein Weib und ſah, wie ſie bitterlich weinte, und da traten auch mir Thränen aus den Augen, deren ich mich in dieſem Momente wahrlich nicht zu ſchämen hatte.

Hinter mir der Talmud und ſeine eben ſo ſchwerfälligen als ſpitzfindigen Ausleger, weit weg von mir der Schmuz und die Pein des jüdiſchen Lebens, liebevoll aufgenommen in die Gemeinde der Chriſten, ſo dachte ich, ſelbſt Chriſt; dieſe Gedanken durchkreuzten ſich ſchnell in meinem Kopfe. Ich war glücklich und wurde von den beſten Vorſätzen beſeelt; ich wollte ein guter Menſch, ein guter Chriſt ſein, dies gelobte ich Gott an jener geheiligten Stätte.

Meine weinende Frau erhob ſich nun und ſank ihrer theilnehmenden Freundin in die Arme; dann verließen wir ſchnell die Kapelle, nachdem wir dem Geiſtlichen unſern Dank gerührt ausgeſprochen hatten, kleideten uns um und flogen in den bereitſtehenden Wagen, um allein eine Fahrt aufs Land zu machen.

Es war ein ſeliger Tag, den frohe Blicke bis in die fernſte Zukunft erhellten.

Funfzehntes Kapitel.

Gefühle und Berichte der neuen Chriſten. — Sabbathgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorene Sohn und die verlorene Mutter.

Die Aufnahme, die wir nach dieſem Acte in dem Hauſe unſerer Freunde fanden, hatte noch an Herzlichkeit gewonnen. Die würdige Frau betrachtete es als ein beſonderes Heil, das ihr wiederfahren ſei, und ſie durfte ſich mit vollem Rechte einen großen Theil der Urſache an dieſem Ereigniſſe beimeſſen, deſſen Verdienſtlichkeit ihr allein zuzuſchreiben war. Denn ihrer Unterhaltung war es hauptſächlich gelungen, den unbeſtimmten Willen in uns zum feſten Entſchluß zu treiben.

Der Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe hatten uns aber von den geräuſchvollen Vergnügungen abgezogen, die noch immer Wien durchrauſchten. Jetzt, da wir an die baldige Heimkehr denken mußten, wollten wir noch ſchnell mitnehmen, was ſich uns ſo leicht darbot, und wandten uns daher mit voller Seele den Feſten zu und dem freudigen Gefühle, ſie ganz mitgenießen zu können, das ſich unſer ſtets dann bemeiſtert, wenn wir etwas Wichtiges beſeitigt haben und wieder frei von der Bruſt athmen. Dies konnten wir jetzt, denn Alles, was uns gedrückt hatte, war ja nun beſeitigt.

Noch acht Tage ſetzten wir uns vor, in ruhiger Beſchaulichkeit hinzubringen; es war die Zeit, die zwiſchen der Taufhandlung und dem erſten Abendmahle lag; dann wollten wir uns den Einladungen überlaſſen, welche ſich in ununterbrochener Kette folgten. Es ſchien uns, als wenn wir jetzt in den meiſten Zirkeln lieber geſehen würden und mehr Achtung genöſſen, obgleich von unſerm Uebertritt nichts verlautet hatte. Ich mag nicht daran glauben, daß unſere Wirthin in der Freude ihres Herzens den Bann gebrochen, der ihre Zunge feſſeln ſollte, ſondern ich überlaſſe mich lieber dem Gedanken, daß es unſer eigenes Gefühl war, mit größerem Rechte jenen Geſellſchaften anzugehören, was uns die Täuſchung ſchuf. Ich war nunmehr Chriſt unter Chriſten; gemeinſame Intereſſen knüpften uns aneinander, ich war nicht mehr der Fremdling, der ſich in die edlere Kaſte einſchwärzte und der nur geduldet wurde, ſo lange man ſeinen Urſprung ignoriren wollte. Dies erhebende Gefühl erfüllte mich mit einem edeln Stolze, den ich zuvor nie empfunden, ich war ſo von dem Werthe dieſer Metamorphoſe durchdrungen, daß ich mit mir in großem Ernſte zu Rathe ging und mir meine kommende Lebensweiſe überdachte. Was meinen Stand betraf, ſo nahm ich mir vor, in Zukunft nur chriſtliche Geſchäfte zu unternehmen und alle Lieferungen, Leihgeſchäfte, Geldwechſel für immer aus meinem Comptoir zu bannen. Ich wollte nicht mehr mit ängſtlicher Haſt dem Gewinne nachjagen, ſondern mit Ruhe und Ueberlegung mein Geld umſetzen und vor allen Dingen die Blicke auf meine häuslichen Angelegenheiten richten, mein Familienleben cultiviren und eine heilige Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder lenken, die mir der Himmel ſchenken würde. Zu einem Erſtgebornen war bereits die Hoffnung vorhanden, welche mich mit ſüßer Freude erfüllte.

Ich hatte, wie ich ſchon anfänglich gemeldet, einen Sohn. Ein armes Chriſtenmädchen, das in dem Hauſe meines Vaters alle Freitage ſeinen Dienſt antrat und ihn Sonnabend mit Sonnenuntergang beendigt hatte, war die Mutter desſelben. Das Gebot erheiſcht nämlich, daß, ſobald am Freitage die Sonne ſich zum Untergange neigt, eine feierliche Sabbathruhe ſich in dem Hauſe des Juden verbreite. Der Lärm ſchweigt, das Geſchäft des Tages verſtummt. Die Speiſen für die vierundzwanzigſtündige Dauer des Sabbaths werden in heiße Aſche geſtellt, in wohlverſchloſſenen Töpfen und Pfannen, und bleiben ſich ſelbſt überlaſſen, bis man ſie zum Genuſſe herausholt. Eine kleine ſiebenarmige Lampe wird angezündet und alle Kerzen müſſen von einem Chriſten geputzt werden, weil der Jude ſich am Tage der Ruhe deshalb nicht in Bewegung ſetzen mag. Haare, Bart und Nägel dürfen an dieſem Tage nicht geſchnitten werden; und wenn der ſchlechteſte Schuldner einem Juden am Sabbath ſeine Schuld baar entrichten wollte, ſo würde ſie dieſer nicht annehmen, denn es iſt ihm verboten, Geld zu berühren. Uebrigens wird der Sabbath größtentheils auch in vollkommenſter äußerer Ruhe und Gemächlichkeit, größtentheils liegend oder ſitzend zugebracht. Selbſt zu den unentbehrlichſten Dienſten im Hausweſen geben ſich die jüdiſchen Domeſtiken am Sabbath nicht her und kein frommer Jude würde auch nur die Sünde begehen, ſie dazu aufzufordern. Deshalb werden eben arme Chriſten für dieſe vierundzwanzig Stunden gemiethet, die Dasjenige zu verſehen haben, was unentbehrlich iſt, wie z. B. das Putzen der Kerzen, das Einheizen im Winter, das Tiſchdecken, das Herbeiholen gewiſſer Dinge u. ſ. w.

Ich war kaum in die Jünglingsjahre getreten, als das ſtille Weſen eines Chriſtenmädchens, welches der Sitte gemäß dieſe Function bei uns übte, mich auf ungewöhnliche Weiſe anzog. Ohne ſchön zu ſein, gefiel ſie mir doch in ihrer Eigenthümlichkeit, die gegen unſer ſtreng-jüdiſches Haus bedeutend abſtach. Die Arme hatte durch meinen Leichtſinn viel zu leiden! Ich verfolgte ſie lange mit meinen ſtürmiſchen Begierden, ehe ſie ſich mir ergab, und als ſie die Folgen nicht mehr den Blicken entziehen konnte, verlor ſie ihren kleinen Verdienſt in unſerm Hauſe. Man nannte ſie eine liederliche Perſon. Sie weinte und ging. Einige Zeit darauf meldete ſie mir ſchriftlich die Geburt meines Sohnes und bat mich um ſeinetwillen, ſie nicht ganz zu verlaſſen. Aber was konnte ich für ſie thun? Mein Taſchengeld war ſo beſchränkt und, wenn ich es ihr ganz gegeben haben würde, ſo hätte ihr daraus keine Hülfe erwachſen können. Ich mußte ſie ſich ſelbſt — ihrem ganzen Elende überlaſſen.

Erſt nach dem Tode meines Vaters, der zu ihrem Glücke bald darauf erfolgte, war ich im Stande, mich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Ich wollte ihr eine Summe ausſetzen, wovon ſie leben konnte, und meinen Sohn, deſſen Alter bereits eine ſorgfältigere Erziehung erheiſchte, als ſie ihm ſeine Mutter ertheilen konnte, von ihr fortnehmen, um ihn den Händen eines würdigen Geiſtlichen zu übergeben, der auf dem Lande, einige Meilen von meinem Wohnorte, eine Erziehungsanſtalt beſaß.

Jetzt ſchien mir der Augenblick gekommen, mich meiner Vaterpflicht ihrem ganzen Umfange nach zu entledigen. Aber weder die Mutter, noch den Knaben konnte ich ausfindig machen und ich überließ mich dem Gedanken, daß ſie geſtorben ſeien. So wenig Tröſtliches auch darin lag, ſo ward ich doch dadurch für den Augenblick beruhigt. Jetzt aber nach der Taufe erwachte aufs neue der Gedanke an meinen Sohn, von deſſen Daſein ich Gewißheit erhalten wollte. Mein Entſchluß war gefaßt; ich wollte ihn ins Haus nehmen und ihn als meinen Sohn anerkennen, damit er einſt mit meinen Kindern gleiche Rechte genöſſe. Ich theilte dies meiner Frau mit und erwartete in ihrer jetzigen Stimmung nur eine freundſchaftliche Zuſage. Die Religion war nun kein Anſtoß mehr; er war mein Sohn und ich durfte mich ſeinen Vater nennen. Es war nichts mehr zwiſchen uns, was dem Einen oder dem Andern zum Nachtheil hätte gereichen können. Meine Frau willigte ein, doch verbarg ſie mir nicht, daß etwas ſo Unnatürliches in dem bisherigen Verhältniſſe gelegen habe, das ſie nicht ſo leicht beſeitigt zu ſehen hoffen dürfe und von dem uns manche Widerwärtigkeit entſtehen könnte.

Sie führte an, daß ſie einſt in ihrer Heimat von einem ähnlichen Fall erzählen gehört habe, wo der Sohn ſeinen Vater „Jud" geſchimpft und mißhandelt, und endlich dazu beigetragen, ſeine nicht ganz rechtliche Handlungsweiſe den Gerichten aufzudecken und ihn auf ſolche Weiſe unglücklich zu machen. Ich bemerkte ihr lächelnd, daß alles Dies nicht hier zu befürchten ſei. Meine Handlungsweiſe ſei ſtets rechich; was der Sohn in dem Hauſe ſeines Vaters ſehen würde, könnte vor keinem Gerichte der Welt der Strafe verfallen, und endlich ſei ich ja kein Jude mehr und folglich könnte ſelbſt in dem verderbteſten Jungen die Luſt nicht erwachen, mich ſo zu heißen.

Auch ſie lächelte nun und gab mir recht; ihre Einwilligung hatte ſie mir im erſten Augenblicke ertheilt, denn ſtets war mein Wille auch der Wille dieſes engelgleichen Weibes. Ich nahm mir vor, ſogleich nach meiner Rückkehr in die Heimat meinen Sohn auszukundſchaften, um ihn anſtändig erziehen zu laſſen. Ich freute mich in Gedanken auf ſeine Ueberraſchung; ich dachte mir ſeine Freude, wenn er nun, in dem Hauſe eines reichen Vaters aufgenommen, ein ganz neues Leben beginnen ſollte.

Ich nahm mir vor, ihm zu ſagen, daß ſeine Mutter meine erſte, mir heimlich angetraute Frau geweſen und bereits geſtorben, und daß er meiner jetzigen Frau, als ſeiner Stiefmutter, die gebührende Achtung und Liebe nicht verſagen möchte.

Ich dachte mir das Alles ſo ſchön, ſo natürlich, aber ich muß nun eingeſtehen, daß ich mich bitter täuſchte.

Sechzehntes Kapitel.

Wiener Diners. — Wiener Soirées ſpirituelles. — Der Brief des Diſponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan.

Nachdem wir ſo das Ziel erreicht haten, das uns während der letzten Zeit ganz und gar in Anſpruch genommen hatte, und uns nun mit gewohnter Vorliebe wieder den geſelligen Genüſſen zuwandten, konnte es bei meinen weitläufigen Geſchäftsverbindungen nicht fehlen, daß auch jüdiſche Banquierhäuſer in den Kreis unſerer neuen Bekanntſchaften gezogen werden mußten.

Eines, welches damals mit zu den erſten in Wien gezählt wurde, zeichnete ſich beſonders durch guten Ton und eine anſtändige Freiheit aus. Wir wohnten einem feſtlichen Diner in Schönbrunn bei, wo der ſchon bejahrte Chef des Hauſes eine geſchmackvolle Beſitzung hatte und wobei auch vornehme Diplomaten zugegen waren. Das beſcheidene Weſen und die glückliche Naivetät meiner jungen, ſchönen Frau fielen allgemein auf und ſie wurde ſo ſehr der Gegenſtand einer zudringlichen Verehrung, daß ſelbſt ihre Unbefangenheit, die gleich weit entfernt von Prüderie, wie von Koketterie war, ſie nicht gänzlich vor Verlegenheit zu ſchützen vermochte. Ich merkte bald, daß das hier zur Sitte gehöre, und ließ es mir um ſo mehr gefallen, als dadurch auf natürliche Weiſe meinem Geſchmack gehuldigt wurde, der ſich eine ſo liebenswürdige Frau auserwählt hatte. Neben dieſem freien Weſen bei Damen, welches allgemein ziemlich auffallend herrſchte, bemerkte ich eine mir bis jetzt noch nicht vorgekommene Völlerei im Eſſen und Trinken. Es iſt unglaublich, welch ungeheure Maſſe von Schüſſeln und Flaſchen bei jenem feſtlichen, halb diplomatiſchen Diner in Schönbrunn zum Vorſchein kamen. Ein Lordmayor-Schmaus hat nicht mehr aufzuweiſen. Mir ſchien es immer unhöflich, wenn man geiſtreiche Menſchen auf eine ſo grob-ſinnliche Weiſe bewirthet und ſie dann noch damit hoch zu ehren denkt. Hier waren Mittel jeder Art vorhanden, um etwas Beſſeres, Geiſtigeres den Gäſten zu geben, die es auch wirklich werth waren. Der reiche Banquier, welcher den Wirth machte, hätte die beſten Muſiker und ſonſtigen Künſtler einladen können und ſtatt einiger Schüſſeln mit Faſanen, Schnepfen, Dammhirſchen und Steinbutten, die Böhmen, Ungarn und Trieſt hatten herliefern müſſen, wären einige Concertpiecen viel dankbarer aufgenommen worden.

Die Tochter dieſes Hauſes, gleichfalls an einen großen Banquier verheirathet, galt für eine der geiſtreichſten Frauen in Wien und die Art, wie ſie uns in ihrem Hauſe in der Stadt aufnahm, zeugte auch dafür. Hier war ein Verein von gebildeten und feinen Leuten, die nicht blos zur Geld- oder Adel-Ariſtokratie gehörten; und wenn auch hier nicht über Mangel geklagt werden konnte, ſondern Speiſen und Getränke im geſättigten Ueberfluß vorhanden waren, ſo fehlte es jedoch auch nicht an andern Dingen, die der freie Umſchwung der Ideen in einem Kreiſe ausgezeichneter Menſchen erzeugt. Hier thronte der echte Witz und ſprühte in muthwillig heitern Garben. Alles, was in Wien ſich in Kunſt und Literatur auf rühmliche Weiſe auszeichnete, war zugegen und bewegte ſich ungezwungen, des innern Talentreichthums ſich bewußt, neben den Miniſtern und Banquiers, die hier allen unerlaubten Stolz bei Seite legten und nur darnach ſtrebten, ſich den Andern ebenbürtig an Geiſt zu zeigen und liebenswürdig zu erſcheinen.

Es herrſchte in den Kreiſen dieſer Juden ein Benehmen, das himmelweit von dem abſtach, wie ich es in meiner Heimat zu ſehen gewohnt war. Auch ſchien mir jeder ſchroffe Unterſchied zwiſchen beiden Glaubensparteien zu verſchwinden, wie dies denn auch bei ſolcher Beſchaffenheit der geſellſchaftlichen Beziehungen nicht anders zu denken war. Es drängte ſich mir unwillkürlich die Bemerkung auf, daß der Juden- und Chriſtenhaß, denn es iſt nicht wegzuleugnen, daß er bei beiden Religionsgenoſſen gleich groß iſt, nur durch äußere Umſtände ſeine Nahrung empfängt und daß er nothwendig erſticken muß, wo dieſe wegfallen. Eben ſo wenig läßt es ſich aber bezweifeln, daß der große Zwieſpalt von einer bedeutenden Anzahl beider Parteien nicht weggewünſcht werde, indem ſie zu ſehr von fanatiſchem Eifer beſeelt ſind und durch eine geebnetere Annäherung für die Reinheit ihrer Anſichten und Meinungen befürchten zu müſſen glauben. Die wenigſten von Denen ſelbſt, die für eine Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten in bürgerlicher Hinſicht ihre Stimmen erheben, wollen eine Ausgleichung der geſelligen Verhältniſſe Beider, und dies iſt es doch nur allein, was — wenn es als Bedürfniß erkannt und ſonach aus vollem Herzen gewollt wird — den bedenklich ſcheinenden Prozeß auf völlig angemeſſene Weiſe unmerklich zu vermitteln im Stande iſt.

Wir befanden uns in dieſer Umgebung in einer ſeltenen Behaglichkeit und ſuchten uns von Dem, was wir hier für das Leben lernten, ſo ſehr zu durchdringen, um es bei unſerer Nachhauſekunft auf nützliche Weiſe anzuwenden, daß wir die Stunde der Trennung von ſo vielen und geliebten Freunden und Bekannten immer weiter hinausſchoben, um unſere eben ſo nützlichen als angenehmen Studien gehörig zu vervollſtändigen.

Da erhielt ich eines Morgens mit meinen Briefen ein Schreiben meines Diſponenten, welches ich in ſeiner ganzen mercantiliſch-lakoniſchen Weiſe hier mittheile, damit man um ſo leichter von dem Eindrucke urtheilen könne, den es auf mich hervorbrachte. Es lautete:

. . . . 1814.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mit dieſem einen Vorfall mitzutheilen, welcher ſich geſtern hier zugetragen und an der Börſe ſowol, wie in unſerm Hauſe eine gleich bedeutende Senſation hervorbrachte.

Ihr Herr Schwiegervater wurde nämlich plötzlich verhaftet, wie man ſagt in Folge des bewußten Lieferungsgeſchäftes. Man ſpricht von Criminalunterſuchung, von Feſtung, ja ſelbſt — doch erſchrecken Sie nicht — von Erſchießen. Der Himmel wird es wol noch zum Guten lenken, die Menſchen übertreiben gern. Im Uebrigen bin ich froh, daß Sie ſich damals zu rechter Zeit aus dem Handel gezogen haben. Alle Papiere, die uns compromittiren könnten, ſind glücklicherweiſe in unſern Händen.

Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu ſein
Ihr ergebener
* * *."

Dieſer Brief erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich ſogleich, ein Geſchäft vorſchützend, allein ausfuhr, um mich nicht mit meinem Geſichte, dem die Spuren dieſer Nachricht tief aufgedrückt waren, vor meiner Frau ſehen laſſen zu dürfen.

Ich las den Brief wieder und wieder; die trockene, kalte Meldung blieb dieſelbe. Die Dienſtwilligkeit meines Diſponenten, mir ſo ſchnell als möglich, gleich nach der Börſe, dieſe peinigende Nachricht wie eine ſimple Coursveränderung mitzutheilen, verwünſchte ich von ganzem Herzen. Hätte er nicht warten können, bis ſich die Anklage herausgeſtellt hätte, um mir dann etwas Gewiſſeres mitzutheilen, das immer tröſtlicher geweſen wäre, ſelbſt wenn es die unvermeidliche Gefahr verkündet haben würde? Ich quälte mich mit dem Gedanken, wie ich meiner Frau die Nachricht überbringen ſollte. Sie befand ſich im Zuſtande der Hoffnung und durch Alles, was ſie bisher umgab, keineswegs in der Verfaſſung, ſo Entſetzliches ohne gewaltſame Zerſtörung ihres Innern aufzunehmen. Ich dachte darüber nach, was wol die Urſache ſo ſtrenger Maßregeln gegen meinen Schwiegervater ſein könnte. Allein hier ſcheiterten ſelbſt die beſonnenſten Muthmaßungen und Combinationen. Ein Lügner, wie er, vermochte ſich in der ehrlichſten Angelegenheit von der Welt zu verdächtigen und um den Hals zu ſchwatzen. Endlich erwog ich auch, welch' ein Nachtheil mir durch dieſen Fall an der Börſe entſpringen könne. Denn Menſch iſt man doch vor Allem und als ſolcher hängt man an Credit, Ehre, Namen, und kann nicht gleichgültig zuſehen, daß alles Dies, lauter und unberührt vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Fehltritt eines Dritten wie Spreu im Winde zerſtiebe! Statt mich während des Fahrens zu beruhigen, wuchs meine Unruhe bedeutend. Ich beſchloß jedoch vorerſt, einen zweiten Brief abzuwarten, ehe ich meiner Frau eine Mittheilung machte, und ſagte ihr bei meiner Nachhauſekunft, daß ich mich nicht wohlbefände. Und wirklich glühte mein Kopf ſo, daß der herbeigerufene Arzt ein Fieber für die Nacht prophezeite und ſeine Verordnungen darnach ertheilte. Meine Frau war ſchon hierüber untröſtlich und ich hatte alle Mühe, ihre Beſorgniſſe zu zerſtreuen; der Gedanke, welchen Eindruck erſt die wahre Urſache meines Uebelbefindens auf ſie machen würde, ſteigerte noch meine Wallung.

Endlich kam der ſehnlich erwartete zweite Breif über dieſen Vorfall von meinem Disponenten. Er war ausführlicher, weil man die nähern Umſtände nunmehr ſchon wußte. Die Anklage war erhoben. Mein Schwiegervater ſaß wirklich auf den Tod angeklagt, weil er dem Feinde Lebensmittel geliefert haben ſollte. Nun langten auch Breife für meine Frau von ihren Geſchweiſtern an und ich glaubte mich nicht berechtigt, ſie ihr vorzuenthalten; doch wollte ich ſie erſt zu ihrem Empfange vorbereiten.

Ich unternehme es nicht, die Scene zu ſchildern, die ich jetzt nothgedrungen herbeiführen mußte; mein Beſtreben würde zwecklos ſein, ich fühle in mir nicht die Kraft, darin mit einem Roman- oder Novellendichter wetteifern zu können, und überlaſſe es daher meinen Leſern, dieſe Stelle meiner Memoiren durch ihre eigene Phantaſie zu ergänzen. Der Schmerz meiner Frau machte auch mich grenzenlos elend. Was mir mein Disponent bereits geſchrieben hatte, fand ſich in den Briefen ihrer Verwandten nach der ganzen fürchterlichen Ausdehnung beſtätigt. Ihr alter Vater war der Landesverrätherei beſchuldigt: dem Feinde Lebensmittel zugeführt zu haben. Seiner Ausſage nach verhielt ſich jedoch die Sache ſo, daß ein entſchuldigendes Licht auf ſeine Handlungsweiſe fiel. Seine Vorräthe, die urſprünglich zur Verpflegung unſerer Truppen angekauft worden waren, wie er gehörig documentiren konnte, befanden ſich plötzlich durch die Wechſel des Kriegsglücks, woran er wie natürlich ganz unſchuldig war, in einem vom Feinde occupirten Lande. Er ſelbſt war bei ſeinen Vorräthen und dachte daran, aus einem beim Geſchäftsmanne leicht zu entſchuldigenden Grunde, dieſelben zu retten, weil der Verluſt ſein Vermögen bei weitem überſtiegen hätte und ihn rettungslos in das Verderben geſtürzt haben würde.

So geſchah es nun, daß er ſich bemühte, ſeine Vorräthe an ein anderes Haus unter der Hand zu übertragen, um ſeinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, mittlerweile aber waren ſie ausgekundſchaftet und als feindliches Eigenthum requirirt worden. Nun hatten freilich den Weizen die Soldaten und den Hafer die Pferde der feindlichen Armee aufgezehrt, aber nicht durch ſeine Schuld, wenn gleich er es war, der alle Koſten dabei getragen hatte. Man konnte ihn doch füglich nicht für einen ſo wahnſinnig fanatiſchen Landesverräther halten, der mit ungeheuern Koſten, ſelbſt mit der Aufopferung ſeines ganzen Vermögens, dem Feinde einen ſolchen Vorſchub geleiſtet haben würde? Von der Wahrheit dieſer Angabe zeugte übrigens auch, daß ſeine Umſtände nach dem Frieden wirklich zerrüttet erſchienen ſind, daß er nur mit genauer Noth ſeinen Credit zuſammenhielt und blos noch mit dem Gelde ſeiner Freunde vorſichtig operirte. Selbſt die ausbedungene Mitgabe ſeiner Tochter ſei er nicht auszuzahlen im Stande geweſen, gab er den Richtern an, wie ich Solches der Wahrheit gemäß bezeugen mußte.

Zu dem Allen kam nun noch hinzu, daß jetzt der Krieg beendigt und zwar glorreich beendigt war, und man daher nicht eben Urſache hatte, dieſen Fall im allerſtrengſten Sinne zu nehmen, ſondern eher den Schein gelten zu laſſen, den die Entſchuldigung des Mannes ſo wahrſcheinlich machte.

Allein ſo wurde dieſe Sache nicht angeſehen. Mein Schwiegervater hatte ſich zu viele und zum Theil mächtige Feinde gemacht, wozu ſein thörichtes Benehmen nicht wenig beigetragen hatte. Man ſchien — ganz gegen die allgemein in Ausübung gebrachte Milde — mit ihm auf das ſtrengſte, nach dem Buchſtaben des Geſetzes verfahren zu wollen. Ein dritter Brief, der bald folgte, ſprach deutlicher von der Gefahr, die über dem Alten ſchwebte. Es hieß, daß er nächſtens zum Erſchießen verurtheilt werden ſollte.

In einem ſchwachen Gemüthe würde der Religionswechſel nun eher Zweifel als Beruhigung erweckt haben. Meine Frau jedoch war von der Kraft ihres neuen Glaubens ſo durchdrungen, daß ſie mit Inbrunſt zu Gott und ihrem Erlöſer flehte und um Erleuchtung von oben bat, wohin ſie ihre Schritte hienieden zu lenken hätte. Die Nachrichten hatten ſich ſo ſchnell gefolgt, daß nur vierundzwanzig Stunden dazwiſchenlagen, und der dritte Brief war ſoeben in meine Hände gelangt, als meine Frau mit vor Freude glänzendem Blicke zu mir kam. Sie hatte die Meſſe in der St. Stephanskirche gehört und abermals brünſtig gebetet, als eine Berührung ſie aus ihrer Andacht aufſchreckte. Sie blickte auf und ſah unſern Landesherrn, der mit einigen Andern durch die Kirche ging und ſie zufällig mit dem Stocke, den er in der Hand trug, berührt hatte. Er neigte ſich freundlich und bat ſie um Verzeihung, daß er auf ſo unbeſcheidene Weiſe ihr Gebet unterbrochen. Sie ſchlug ſtatt aller Antwort die Augen demüthig nieder, aber in ihrem Innern flammte es, daß dieſes ein Wink des Himmels ſei. Ihr Gefühl befand ſich in ſolch' gereiztem Zuſtande, daß es ihr leicht ward, an Wunder zu glauben.

Sie beſchloß, am andern Tage einen Fußfall bei dem Monarchen zu wagen und um die Losſprechung ihres Vaters zu flehen, und da es leicht war zu damaliger Zeit, bei den in Wien verſammelten Fürſten Audienz zu erhalten, ſo hatte ich die Freude, meiner Frau noch an demſelben Abende die Stunde bezeichnen zu können, die ihr zu der ihrigen anberaumt worden war.

Siebzehntes Kapitel.

Der gerührte Fürſt. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil.

In tiefe Trauer gekleidet, machte ſich meine Frau auf den Weg zu dem Monarchen. Er empfing ſie huldreich und erinnerte ſich ſogleich an den Vorfall in der Stephanskirche. Sie brachte gerührt ihr Anliegen vor und ſuchte ihren alten Vater von der beſten Seite darzuſtellen und ſeine Handlungsweiſe ſo gut als möglich zu entſchuldigen.

Der Fürſt wurde ernſt. Vorſchub dem Feinde leiſten, der mit gewaffneter Hand in das Land fällt, um es unglücklich zu machen, iſt wol zu allen Zeiten ein ſtrafwürdiges Beginnen; mehr aber noch war es ein ſolches in dieſem Falle. Der Feind hatte zu hart unſer Land bedrückt, zu ſchnöde unſers Fürſten geſpottet, die Anſtalten, ihn zu überwinden, waren mit zu großem Enthuſiasmus ergriffen worden, das „edelſte Herzblut des Landes war gefloſſen,“ wie man ſich damals gern auszudrücken pflegte; Derjenige alſo, der aus Bosheit, oder gemeiner Gewinnſucht Treuloſigkeit übte, um damit alle jene Anſtrengungen der Edelſten und Beſten zu nichte zu machen, mußte der härteſten Strafe verfallen und ſein Gedächtniß für ewige Zeiten in den Annalen des Vaterlandes gebrandmarkt werden. Der vorliegende Fall verdiente daher ſtrenge Unterſuchung, genaue Erwägung; es handelte ſich nicht darum, einer ſchönen, in Thränen zerfließenden Frau eine Galanterie zu erzeigen; es war ein großer Act der Gerechtigkeit, den die Gnade des Fürſten aufhalten ſollte. Er war geneigt dazu, das verſicherte er meiner Frau, wenn ſich mildernde Umſtände für die Handlungsweiſe ihres Vaters wirklich auffinden laſſen würden; ſo entließ er die Arme mit einem Schimmer von Hoffnung. Sie glaubte, die Begnadigung in der Hand, von dem Fürſten zu mir zurückkehren zu können, ſich in den Wagen zu werfen und nach Hauſe zu fliegen. Statt deſſen brachte ſie das Verſprechen unſers Landesherrn, ſogleich die betreffende Stelle beordern zu laſſen, ihm ſelbſt Abſchrift der Acten auf das ſchnellſte einzuſenden und, bis ſeine Reſolution erfolgt wäre, jeden weitern Schritt in der Sache zu unterlaſſen.

Man konnte von der Gerechtigkeit unſeres Monarchen eigentlich nichts Anderes erwarten, auch hatte ich in der That meine Hoffnung nicht höher geſpannt. Ich theilte dies meiner Frau mit und machte ſie darauf aufmerkſam, daß durch dieſe Maßregel ihr Vater ſeinen kleinlichen Feinden entrückt werde und daß ſich von einer genauen, unparteiiſchen Unterſuchung ſeiner Angelegenheit vor der höchſten Behörde nur das Beſte erwarten ließe.

Obgleich ich durch dieſe Ermunterung meine leidende Frau aufrichten wollte, war mein Herz doch nicht ſo ganz ruhig dabei. Ich hielt die Sache meines Schwiegervaters nämlich nicht für ſo rein, wie ſie meine Frau, von kindlicher Liebe getrieben, dem Fürſten vorgeſtellt hatte, und beſorgte daher von der ſtrengen Gerechtigkeit deſſelben keine Milderung oder gänzliche Begnadigung, die doch nur allein im Stande geweſen wäre, uns vollkommen zufrieden zu ſtellen.

In der bangſten Erwartung verlebten wir vierzehn Tage, während welcher uns nur die Nachricht vom Hauſe erfreute, daß der Prozeß ſtille ſtehe und man in der Stadt verbreite, der Fürſt habe ſich die Acten zur Durchſicht nach Wien ſenden laſſen.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Ein Kammerherr des Fürſten meldete meiner Frau, daß ſein Gebieter ſie morgen zu ſprechen wünſche. Dies war uns ſchon ein günſtiges Zeichen, denn das Todesurtheil ihres Vaters hätte ja der Fürſt nicht ſelbſt der Tochter verkündigen mögen. Wie das erſte Mal kleidete ſich meine Frau in Trauer. Sie glaubte, daß es ſich nicht anders zieme, vor dem Richter über Leben und Tod als die Tochter des auf Leben und Tod Angeklagten zu erſcheinen.

Der Fürſt ging ihr mit feinem Anſtand entgegen.

„Ihr Vater," fing er an, „iſt des Verraths nicht überwieſen, aber er bleibt in hohem Grade verdächtig. Seinen Namen wird er nie rein zu waſchen vermögen, aber das Leben iſt ihm geſchenkt."

Meine Frau ſtürzte weinend vor dem gütigen Fürſten nieder. Er hob ſie auf. „In meinem Staate würde ihm ein Leben ohne bürgerliche Achtung nur zur fortwährenden Strafe werden; die Achtung kann ich ihm jedoch nicht wieder ſchaffen, ſelbſt daß ich ihn begnadige, wäre dies nicht im Stande. Ich gebe ihm daher den wohlmeinenden Rath, in ſeine Heimat zurückzukehren."

Meine Frau machte eine Bewegung; ſie vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen," fuhr der Fürſt fort, „meine Begnadigung ſoll nicht einer Verbannung gleich ſehen. Ich befehle nicht den Mann fortzuſchaffen, ſondern ich gebe Ihnen den wohlmeinenden Rath, ihn zu entfernen. Es kann auch Ihnen nicht gleichgültig ſein, ſich durch ſeine Anweſenheit ſtets an ſein Unglück erinnern zu laſſen."

Meine Frau mußte in ihrem tiefen Schmerze die Zartheit dieſer Andeutungen bewundern. Schon wollte ſie ſich dankend entfernen, als der Fürſt ſich noch einmal nach ihr wandte. „Sie ſind, wie man mir ſagte, hier zur chriſtlichen Kirche übergetreten?“ fragte er.

Meine Frau bejahte es.

„Welche Geſchäfte treibt Ihr Mann?“ fragte er weiter.

Meine Frau war nicht im Stande, hier eine genügende Auskunft zu geben, weil ſie in der letzten Zeit von meinen Geſchäften nichts erfahren hatte und ich jetzt auch mehr das Leben eines reichen, geſchäftsloſen Privatmannes führte. Sie nannte mich daher einen Banquier, dieſes vielumfaſſende Wort, das den Mann bezeichnet, der Königen Millionen vorſtreckt und auf indirecte Weiſe auf die Schickſale der Welt Einfluß übt, wie den kleinen Geſchäftsmann, der dort an der Straßenecke Papiergeld und Goldſtücke einwechſelte.

„Ich will nicht hoffen,“ fuhr der Fürſt nach einer Pauſe fort, während er meine Frau feſt anſah, „daß Ihr Mann zum Nachtheil ſeiner Mitbürger Chriſt geworden iſt.“

Meine Frau betheuerte, den Sinn dieſer Aeußerung nicht zu begreifen. „Ich will damit ſagen,“ ſprach der Fürſt, „daß er deshalb Chriſt wurde, um ungeahndet Gewerbe treiben zu können, die den Juden unterſagt ſind, weil ſie der geſammten Geſellſchaft zum Schaden gereichen und die von den Chriſten nie, oder doch nur in ſehr ſeltenen Fällen getrieben werden. In meinem Lande wird darüber bei allen Bekehrungsfällen genau gewacht und wenn ſich die Beſtätigung einer ſolchen Vermuthung herausſtellt, die Bewilligung zur Taufe in keinem Falle ertheilt. Sie haben den Uebertritt in einem fremden Staate, unter vielleicht begünſtigenden Umſtänden vollzogen und kehren als Chriſten in ein Land zurück, das Sie als Juden verlaſſen haben. Ich hoffe, daß Sie meiner Gnade, die ich Ihnen in dieſem Augenblicke erwieſen habe, eingedenk ſein werden und nie Veranlaſſung geben, daß meine alt-chriſtlichen Unterthanen Klage gegen Sie zu erheben Urſache haben."

Hierauf kehrte er meiner Frau den Rücken, die hocherröthet wegen der tiefen Verletzung durch dieſe Worte, kaum Faſſung genug beſaß, ohne Wanken das Zimmer zu verlaſſen. Ein junger Kammerherr, der den Dienſt im Vorzimmer hatte und meine Frau von einigen Bällen her kannte, war ſo artig, ſie bis zum Wagen zu begleiten. Ihm entging nicht die heftige Aufwallung, worin ſich die Arme und doch ſo Glückliche befand, und ſeiner indiscreten Geſchwätzigkeit verdankte die Stadt ein Geſchichtchen, welches weder dem Fürſten, noch meiner Frau zur Ehre gereichte, woran ſie aber Beide ganz unſchuldig waren.

Meine Frau hatte das Leben ihres Vaters wol keineswegs durch ihre Schande zu erkaufen gebraucht, aber ſie hatte eine tiefe Kränkung anderer Art dafür hinnehmen müſſen. Doch das iſt einmal der Lauf der Welt in unſern Tagen. Schwer laſtet das Vorurtheil auf unſerm Geſchlecht; ſchwer und zum größten Theile unverſchuldet. Wie viel Zartſinn offenbarte nicht das Benehmen dieſes edeln, gerechten Fürſten, und welch ein Widerwillen gegen die Juden ſprach ſich in Dem aus, womit er ſeine gnädige Audienz beſchloß.

Doch erhoben wir bald wieder den Kopf. Wir fühlten uns zu glücklich, um uns jetzt ſo leicht niederbeugen zu laſſen. Indeß begannen wir doch die Abſchiedsviſiten, um recht bald nach unſerer Heimat zu eilen und den Vater, noch vor ſeiner Abreiſe nach Polen, ſprechen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Die erſte Weihnacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterſchmerz.

Wir nahmen die friſcheſten Erinnerungen von Wien mit. Alles hatte dort beigetragen, uns das Leben angenehm zu machen, vor Allem aber mußten wir es anerkennen, daß das Licht des Chriſtenthums uns in Wien aufgegangen war. Wie weit war ich davon entfernt, die für mich ſo kränkenden Vorausſetzungen meines edeln Fürſten zu rechtfertigen, der ſich nur den Juden als ein verworfenes Geſchöpf vorſtellen konnte, unfähig jeder moraliſchen Erhebung.

Ich hatte den feſten Plan meines zukünftigen Wirkens und Strebens vorläufig entworfen und die Muße im Wagen, während der eiligſt zurückgelegten Reiſe, diente dazu, meine Vorſätze zu befeſtigen und ihren Umfang zu vervollſtändigen. Unter dieſen geiſtigen Beſchäftigungen erreichten wir unſern Wohnort, wo wir bereits den alten Vater in Freiheit fanden. Man kann ſich unſere Freude im erſten Augenblicke des Wiederſehens wol denken, die jedoch wieder ſehr bald getrübt werden ſollte.

Ich habe es bereits verſucht, den geneigten Leſern meinen Schwiegervater in einem frühern Kapitel zu ſchildern; was dort jedoch fehlte, ſoll nun hier nachgetragen werden, um das Bild dieſes Mannes in Etwas zu vervollſtändigen. Im Verlauf dieſer Memoiren kann ſein Charakter jedoch erſt im vollſten Lichte beleuchtet werden.

„Ich verſteh' Euch nicht!“ rief er ärgerlich aus, „weshalb freut Ihr Euch? daß ich nicht bin aufgeknüpft worden? daß ſie mich nicht haben ausgeführt und den Kopf abgeſchlagen? Das hätten ſie auch noch thun ſollen und dann hätten ſie ſich rühmen können ihrer großen Gerechtigkeit! Was hab' ich gethan — was hab' ich verbrochen — was hab' ich verſchuldigt? — Was kann der Bäcker dafür, wenn ihm die Ratten das Mehl auffreſſen? Iſt der Lieferant etwas Anderes? Sind die Feinde etwas Anderes? Weil die Feinde haben aufgefreſſen meine Vorräthe und haben Mitleid gehabt mit mir, daß ſie mich nicht haben mitgefreſſen, ſoll ich werden erſchoſſen von den Freunden! Ihr habe recht, daß Ihr Euch freut! Während ich bin geſeſſen und habe geſchwitzt Todesangſt, ſeid Ihr gegangen in Wien ins Theater und habt gelacht und geſcherzt. Ich brauch' Eure Freude nicht und nicht Euer Mitleid — ich werde meine Sache allein ausfechten und mein Recht erhalten, und noch obendrein, was man mir ſchuldig iſt."

Man kann ſich denken, welchen ſchmerzlichen Eindruck ſolche Reden auf meine Frau machten; mehr aber noch auf mich, da ſie eine ernſte Unruhe in mir erregten. Ich merkte nämlich aus allen Anſtalten meines Schwiegervaters, daß er nicht im geringſten Willens war, nach ſeiner Heimat zurückzukehren. Was ſeine Abſicht ſein konnte und wohin ſich ſeine Pläne erſtreckten, war mir — bei ſorglicher Erwägung des vorliegenden Falles — allerdings unerklärlich. Meine Unruhe wurde geſteigert, als er nicht undeutlich es merken ließ, daß er klagen wollte, und eine enorme Schuldforderung an die Regierung ſtellte, über den ihm vom Feinde angerichteten Schaden. Er berief ſich darauf und konnte es mit Rechnungen belegen, daß er jene Vorräthe auf Befehl der Intendanten unſerer Armee für Rechnung des Staats angekauft und ſie ebenſo, nach erhaltenem Befehle, dort hingeführt und aufbewahrt hatte, wo unſere Truppen ihre Standquartiere einnahmen; darauf fußte er, daß nicht er, ſondern der Staat den Schaden zu tragen habe und ſein Schuldner ſei und bleibe. Zugleich wollte er eine Entſchädigungsklage anſtellen, wegen der über ihn verhängt geweſenen Unbill. Ich ſah die Gefährlichkeit dieſer Prozeſſe zu gut ein, um nicht ſogleich bemüht zu ſein, ihn von ſeinem Vorhaben mit allen Kräften abzubringen. Ich mußte aber dabei zu ganz eigenen Mitteln greifen, bei dieſem bis zum Unverſtande hartnäckigen Mann. Vernünftige Vorſtellungen vermochten hier nichts; ſie wären vielmehr nur im Stande geweſen, ihn feſter in ſeiner vorgefaßten Meinung zu beſtärken; daher griff ich, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen, doch zu einem außergewöhnlichen Mittel.

Ich wurde ernſt und kalt gegen ihn und zog mich augenſcheinlich von ihm zurück. Er ſchien ſich nicht viel daraus zu machen und erkundigte ſich nicht nach den Gründen, die mich zu dieſem Betragen veranlaßten. Das hatte ich ſchon erwartet. Nachdem jedoch in dieſer Haltung einige Tage vorüber waren, ſchrieb ich an ihn ein kurzes, aber bündiges Billet, worin ich ihn ernſtlich daran mahnte, mir endlich die Ausſteuer zu zahlen, die feſt ſtipulirt worden war, die ich aber bis jetzt noch immer nicht empfangen hatte.

Dies machte die gehoffte Wirkung; ich hatte noch an demſelben Tage die Ehre ſeines Beſuchs.

Er fragte mich, ob ich ihn denn ganz vernichten wolle, daß ich gerade in dieſem Augenblicke mit meiner Forderung anrücke? Dabei ließ er ſich in heftigen Schmähungen gegen mich vernehmen und verwünſchte es, daß er mir ſein Kind zur Frau gegeben habe. Ich mußte mir das Alles ſagen laſſen, blieb aber nichtsdeſtoweniger auf meiner Forderung. Dies brachte ihn zu einem ſolchen Grade der Verzweiflung, daß er davon ſprach, ſich das Leben nehmen zu wollen.

Jetzt ſchien mir der Moment da, ihn zu tractiren und für eine beſſere Einſicht empfänglich zu machen. Nachdem er beſtimmt erklärt hatte, nicht nach ſeiner Heimat zurückzureiſen, gab er zu erkennen, daß er nach Frankreich gehen wolle, um von dort aus ſeine Reclamationen mit aller Energie, die ihm ſein gutes Recht einflößte, betreiben zu können. Damit konnte ich mich denn zufriedengeben; wenigſtens war er dort außer dem Bereich einer perſönlichen Gefahr bei ſeinem gewagten Unternehmen. Ich verſprach ihm, ſobald er dieſen Vorſatz ausgeführt haben würde, auch mit meiner Forderung mich ſogleich zurückzuziehen.

Dies wirkte und er machte bald Anſtalten, unſere Stadt zu verlaſſen, um ſich — wie er ſagte — für immer in Frankreich niederzulaſſen. So ſehr mir damals dieſer Entſchluß von ſeiner Seite angenehm erſchien, ſo ſehr hatte ich ſpäter Urſache ihn zu beklagen, da er mich in ein Meer der unangenehmſten Sorgen verſenkte und meine arme Frau mit unnennbarem Kummer erfüllte.

Die Abreiſe meines Schwiegervaters wurde bald ins Werk geſetzt und mir fiel dadurch ein Stein vom Herzen.

Meine Frau war durch alle dieſe Vorfälle ungemein gereizt worden; die Angſt um das Leben ihres Vaters, die Schnelligkeit, womit wir die Reiſe zurückgelegt hatten, und endlich das rauhe Betragen, das ihr Vater ihr zuwendete, trug nicht wenig dazu bei, mir Beſorgniſſe bei ihrem gegenwärtigen Zuſtande einzuflößen. So — unter ungünſtigen Aſpecten — ſah ſie ihrer Entbindung entgegen.

Das Weihnachtsfeſt nahete; das erſte, an dem es uns vergönnt war, uns der Geburt des Erlöſers mitfreuen zu dürfen. Dieſes Gefühl ſchien beſeligend auf den geſchwächten Zuſtand meiner Frau zu wirken. Sie machte ſich viel im Hauſe zu ſchaffen, doch mit einer Ruhe und geiſtigen Stille, welche mich mit Rührung erfüllten. Sie ließ eine Menge von nützlichen und angenehmen Gegenſtänden einkaufen, um ſolche am heiligen Abende armen Müttern und armen Kindern zu ſenden; ein ganzer Korb voll ſolcher Sachen wurde für das Waiſenhaus zuſammengerichtet.

Unter dieſen wohlthätigen und beruhigenden Beſchäftigungen wurden die Tage immer kürzer und rauher. Die Sonne ſchien nicht mehr aufgehen zu wollen. Mein Herz ſchlug beklommen und doch ging ich der ſchönſten Hoffnung, der Vaterfreude entgegen.

Am Weihnachtsabend, als aus allen Fenſtern die vielen Lichter flimmerten und überall Freude herrſchte, ſaß ich betrübt am Lager meiner kranken Frau. Wir ſprachen von unſerer nächſten Zukunft; unſer Vorſatz, uns noch nicht offen zum Chriſtenthum zu bekennen, war durch das jetzige Verhältniß zu meinem Schwiegervater umgeſtoßen worden. Meine Frau willigte darein, ihr Kind gleich nach der Geburt, wie es üblich, öffentlich taufen zu laſſen und ſelbſt alle kirchlichen Ceremonien der Chriſten dabei zu beobachten. Durch die Abweſenheit ihres Vaters erſchien ihr dies nun Alles leichter.

Wir unterrichteten uns, wie junge Gatten, ſo ſüßer Hoffnung voll, zu thun pflegen; von dem Namen des Neugeborenen, im Falle es ein Knabe, oder im Falle es ein Mädchen wäre; von den Pathen, von ſeiner erſten und fernern Erziehung, von ſeinem zukünftigen Stande, ja wir gingen ſo weit, ſogar ſchon von ſeiner dereinſtigen Verheirathung zu ſprechen; wir bauten Schlöſſer auf Schlöſſer und ſahen nicht ein, daß ihr Fundament in der Luft war und der nächſte Augenblick uns für lange um eine Reihe der zarteſten Freuden, welche die Erde zu bieten im Stande iſt, bringen konnte. Ich ſage, wir empfanden nichts von dieſen Beſorgniſſen und träumten uns alſo ein Glück — doch nein! — wir waren davon erfüllt und beſaßen es alſo wirklich. Es iſt eine Ungerechtigkeit des Menſchen, ſolche Träume als etwas Unweſentliches zu dem menſchlichen Glücke zu betrachten und ſie nicht ebenfalls des größten Dankes werth zu halten. Denn dieſe Träume beglücken ſie nicht wirklich, während wir ſie haben? Iſt es etwa keine Seligkeit, angenehm träumen zu können? Und der Unglücklichſte — ſoll er nicht dem Himmel dankbar dafür ſein, daß er wenigſtens auf Augenblicke ſeines Unglücks vergeſſen kann, um ſich in die freundlichen Gehege der Traumwelt zu ſchwingen, wo er nicht weniger genießt, als der vom Glücke Begünſtigte? Ich verſenkte mich ſtets gern in Träumereien angenehmer Art und wenn auch die Täuſchungen verſchwanden, ſobald ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, ſo trug ich doch die heiterſte Stimmung in die Wirklichkeit davon, wenn dieſe ſelbſt die unfreundlichſte war.

Nur rohe, innerlich ganz zerriſſene oder böſe Menſchen ſchelten die Träume und finden ſich höchſt unglücklich, wenn ſie daraus erwachen; den guten erſcheinen ſie wie Grüße eines Jenſeits, wie Ahnungen eines Glücks, das erſt nach dem Tode uns erwartet.

Solche Gedanken erfaßten mich tröſtlich, als mitten in unſern Geſprächen voll Hoffnung und Liebe meine Frau die Vorboten ihrer Niederkunft empfand. Während nach dem Arzte und der Hebamme geſchickt wurde, nahmen ihre Schmerzen fürchterlich überhand und ich ſtimmte mich nun nach und nach dazu herab, den unglücklichſten Ausgang mit Faſſung zu ertragen und meine oben angeführten Anſichten ſo bald ſchon an mir ſelbſt erprobt zu ſehen. Es waren

Stunden der härteſten Prüfung für uns Beide. Der Arzt bat mich, das Zimmer zu verlaſſen, weil es den Kampf meiner Frau erleichtern würde, nicht mich als im hohen Grade mitleidenden Zeugen dabei zu wiſſen. Ich befragte mein armes Weib durch einen Blick und ſie ſchien den Worten des Arztes ihre Zuſtimmung nicht zu verſagen.

Ich entfernte mich alſo mit der Bitte, mich ſogleich von allen eintretenden Kriſen zu unterrichten und mir ſelbſt die beſorglichſten nicht vorzuenthalten. Hierauf begab ich mich in das anſtoßende Zimmer, wo ich in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jedem leiſeſten Worte des Arztes, das er zur Hebamme ſprach, ſowie jedem Aechzen, jedem vom Schmerze ausgepreßten Schrei der Patientin ängſtlich lauſchte. Ich hatte ſonach nicht zur eigenen Beruhigung, ſondern lediglich dem Wunſche der Andern nach, Folge geleiſtet.

Nicht lange blieb ich in dieſer peinigenden Ungewißheit; die Thür öffnete ſich leiſe und zu mir herein trat der Arzt mit einer bekümmerten Miene. „Die Wöchnerin iſt gerettet,“ fing er an, „aber ſchwach, ſehr ſchwach,“ ſetzte er ſogleich hinzu.

„Und mein Kind?“ fragte ich bebend.

„Konnte leider nicht lebendig ans Licht geholt werden,“ erwiderte er.

Er hielt mich zurück; ich riß mich aber von ihm los und ſtürzte in das Zimmer der Wöchnerin. Hier erblickte ich noch die blutenden Reſte meines armen Kindes, das die Hebamme ſchnell bei Seite brachte. Es war mit der Zange in Stücken geholt worden. — Ich ſank vernichtet in einen Seſſel; die anweſenden Perſonen bewegten ſich leiſe ſchwebend wie Geſpenſter; eine Todtenſtille herrſchte.

„Mein Kind, mein Kind, gebt mir mein Kind!“ wimmerte endlich meine Frau, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Der Arzt ſprach ihr Troſt zu, das Kind ſei ſchwach, ſie ſolle ſich gedulden; ſie ſei auch noch zu angegriffen; morgen, nachdem es im Wein gebadet, würde man es ihr zeigen. Sie war nur ſchwer dabei zu beruhigen; doch trat alsbald wieder eine ſolche Schwäche ein, daß ſie ihren Wunſch nicht mehr laut werden laſſen konnte. Jetzt winkte mir der Arzt, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

„Den Wunſch, ihr Kind zu ſehen, wird Ihre Gemahlin morgen noch ſtärker äußern, als heute und die Wahrheit — wenn ſie ſolche erfährt, wird den ſchädlichſten Einfluß auf ihre Beſſerung üben, ja — ich verheimliche es Ihnen nicht — ſie faſt unmöglich machen.“

Ich glaubte den theilnehmenden Mann zu verſtehen, der mir hiedurch andeuten wollte, daß auch meine Frau wahrſcheinlich ein Opfer des erſten Kindbetts werden müßte; ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten.

„Faſſen Sie ſich,“ fuhr der Doctor fort; „es gibt ein Mittel, Ihre Frau zu retten, ein ſtarker Entſchluß in der That, aber ein leichter in dieſem Augenblicke.“

Ich ward durch dieſe Worte auf's höchſte geſpannt; ich verſchlang jedes Wort, welches der Arzt ſagte.

„Dieſen Nachmittag, vor wenigen Stunden erſt, accouchirte ich eine arme Frau, am äußerſten Ende der Vorſtadt, von einem geſunden Knaben, den ſie aber nicht ernähren kann. Sie iſt Witwe, ihr Mann ſtarb vor wenig Wochen; nehmen Sie ihr den Knaben und die ängſtliche Sorge ab und ſie wird Sie dafür ſegnen. Geben Sie ihr etwas Geld, vielleicht monatlich ein unbedeutendes Schärflein, und Sie haben ſie zur Glücklichſten gemacht. Laſſen Sie gleich den neugeborenen, geſunden Jungen in Ihr Haus bringen und Niemand wird den Betrug entdecken, Ihre Frau wird glauben, ihr eigenes Kind an das Herz zu drücken, und nur ſo wird ſie dem Leben erhalten werden können."

Man kann leicht denken, daß ich ſogleich in Alles willigte und für die Frau reichlich zu ſorgen verſprach. Der würdige Doctor ſtieg in den Wagen, indem er die Hebamme mitnahm und verſprach, in kurzem mit dem Säugling zurückzukehren.

Meine Frau ſchien ſanft zu ſchlummern. Obgleich der Weg bis zum äußerſten Ende der Vorſtadt weit war, ſo horchte ich doch jedem Wagen, der vorbeifuhr, wenn ich gleichwol wiſſen konnte, daß meine Boten ſo ſchnell nicht zurück ſein konnten. Endlich war es des Doctors Wagen — er hielt vor meinem Hauſe. Bald trat er ins Krankenzimmer, mit vor Freude glänzendem Geſichte. Der wackere Mann glaubte ein gutes Werk gethan zu haben. Ihm folgte die Hebamme, den Säugling tragend, der ſogleich zu ſchreien anfing. Dieſe widerwärtigen Töne übten auf das Mutterherz eine Zauberkraft aus. Meine ſchlummernde Frau, ſo ſchwach ſie war, öffnete ſchnell die Augen und hauchte leiſe:

„O nur einmal laßt ihn mich ſehen, den ich geboren habe! Nur einen Blick will ich auf ihn werfen, es wird mir nicht ſchaden!"

Und man brachte ihr das fremde Kind und ſie berührte ſein Haupt mit den bleichen Lippen; mir aber ſchnitt dieſe Scene tief ins Herz, denn meine Blicke fielen auf das blutig rothe Tuch, dort auf dem Tiſche, wo die Leiche meines erſtgeborenen Sohnes — nein ſo darf ich es nicht nennen! — wo mein zerſtücktes Kind eingewickelt lag, welches der Doctor mit ſich fort nahm, als er uns verließ.

Unten im Hauſe entſtand ein Lärm. Es war ein hübſcher Bube, mit trotziger Miene, ungefähr acht Jahre alt, der ſich nicht abweiſen laſſen wollte, ſondern darauf beſtand, man habe ihm ſein Brüderchen geraubt und er wolle nicht eher fortgehen, bis man es ihm wiedergegeben habe. Ich ging ſelbſt hinunter, um den Kleinen durch ein blankes Goldſtück zu beſchwichtigen und ihm zu verſprechen, daß er morgen ſeinen Bruder wieder haben ſollte. Weinend ging der Knabe fort, deſſen Anblick mich ſeltſam ergriffen hatte.

Seine Züge erinnerten mich an das Mädchen, zu dem ich einſt in meiner Jugend, im Hauſe meines Vaters, die vorübergehende Neigung empfunden und die mir dann aus dem Geſichte entſchwunden war. Auch dieſer ſchmerzliche Eindruck war mir an dieſem verhängnißvollen Tage noch vorbehalten.

Ich ſtieg ſinnend die Treppe hinan und ſetzte mich an das Bett meiner Frau. Alles war nun ſtille in meinem weiten Hauſe; die ſtürmiſchen Ereigniſſe hatten ſich befriedigend gelöſt. Ein frommes Lied tönte von der Straße herauf, wie es in der Weihnacht in meiner Heimat geſungen zu werden pflegt; es beſchwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereigniſſen angegriffen, begann ich zu ſchlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erſchreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand und lispelte: „Es iſt uns noch ſo ungewohnt; unſer Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter ſchmerzhaft lächeln und konnte nicht wieder einſchlafen.

Zweite Abtheilung.

Erſtes Kapitel.

Friede. — Die Ohrfeige des Helden. — Reich des Papiers. — Der ſchöne Geiſt.

Der Krieg war nun vorüber und das Reich des Friedens ſchien ſich erfreulich und ſegenbereitend über Deutſchland ergießen zu wollen. Alles ſchwelgte in Hoffnungen; Künſte und Wiſſenſchaften begannen feſtere Wurzel zu ſchlagen; man dachte ernſtlich daran, das Innere, das durch die langen Kriege ſo verwahrloſt worden war, wieder herzuſtellen, gleichwie ein wüſter Menſch, der lange in roher und wilder Geſellſchaft gelebt, auch einmal von dem Moment der Ruhe ergriffen wird und ſich vornimmt mit ſich abzuſchließen und ehrbare Vorſätze faßt.

Ich bin jedoch nicht ganz der Meinung, daß ein langer Friede es ſei, der die Menſchheit zur tugendlichen Vollkommenheit zu führen im Stande iſt. Ich gebe zu, daß der Krieg Verbrechen gebiert, die ihm eigenthümlich ſein mögen, ſetze aber hinzu: der Friede nicht minder. Das Tödten und Rauben, das wilde Weſen der feindlichen und freundlichen Soldaten, das man im Kriege täglich vor Augen hat, härtet die Menſchen wol ab und raſche Verbrechen, die den Kriegsthaten ähnlich ſind, werden leichter begangen und ſelbſt nicht Seltenes ſein. Aber alle jene ſchleichenden und kriechenden Bosheiten, die der Friede ſo leicht nährt und beſchützt, können im Kriege nicht Raum greifen, denn was ſich nicht raſch bewegt und handelt, wird von der Flut der Ereigniſſe dort umgeriſſen und fortgeſchwemmt.

Die Verbrechen, die in der Kriegszeit entſtehen, und die Verbrechen, welche der Friede gebiert, verhalten ſich zu einander, wie acute und chroniſche Krankheiten, wie öffentliche Proſtitutionen und geheime Verführung. Jene wird ſtets mit Heftigkeit, mit einem, wenn auch ſchrecklichen Ziele, zu Ende eilen und ſich ſo ſelbſt vertilgen; dieſe wüthet fort und fort, frißt um ſich wie ein Krebs und wirkt nachdauernd, Generationen verpeſtend.

Man wolle es mir nicht zur Laſt legen, als ob ich, ein ehemaliger Lieferant, dem Kriege das Wort ſpreche. Ich habe meine Meinung über das Lieferungsweſen ſchon früher ausgeſprochen und meine Anſicht über die verderblichen Einflüſſe eines zu langen Friedens auf die menſchliche Geſellſchaft wird ſich im Verlaufe dieſer Begebenheiten — wenn auch nur im Einzelnen — von ſelbſt herausſtellen.

Das Erſte, wodurch der Friede ſich bemerkbar machte, war eine Zurſchauſtellung von Größen, an die in der kaum verwichenen turbulenten Zeit Niemand gedacht hatte. Es war natürlich, daß Feldherren und Staatsmänner, welche dazu mitgewirkt hatten, den Frieden zu erkämpfen, in Ehren erwähnt wurden und ſich mit Lorberen geſchmückt ſahen. Oft jedoch gingen die Forderungen jener Tageshelden, welche ſie an ihre Mitbürger ſtellten, zu weit, und bemerkenswerth iſt es, daß ſchon damals, als noch die Drangſale jener unruhevollen Zeit in Jedermanns Gedächtniß waren, ſich Einzelne fanden, die mit großer Abneigung ſich von Verdienſten wegwandten, welche auf die allgemeinſte Anerkennung rechnen zu können glaubten.

Ein Fall für viele mag hier angeführt werden. Einer von den Generalen, deren Energie und Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte und der deshalb von ſeinem Fürſten mit Orden und andern Auszeichnungen reich belohnt worden war, wohnte in dem Hauſe eines wohlhabenden Bürgers, der alle Verbindlichkeiten gegen den auf ſeinen Lorbeern ruhenden Helden darauf hin reducirte, daß er ihm eine wohnliche Etage ſeines Hauſes überlaſſen, wofür er, wie üblich, den halbjährigen Zins begehrte. Von beſondern Förmlichkeiten und Attachements wollte der gemüthliche, ſeinen Geſchäften lebende Bürgersmann weiter nichts wiſſen.

Der ruhende Held machte indeſſen andere Anſprüche. Eines Morgens geht er durch den untern Hausraum, wo der Bürger ſoeben einige Fäſſer ummachen läßt, die verladen werden ſollten. Mochte er den General nicht bemerkt haben oder glaubte er, daß ſein Gruß nicht durchaus ſtreng gefordert werden könnte, genug — er war mit ſeinen Fäſſern beſchäftigt und ſah nach ſeinem Miethsmann nicht hin. Plötzlich ſteht dieſer vor ihm und ruft, indem er ihm mit höchſt eigener Hand den Hut vom Kopfe ſchlägt: „Grüßen kann Er wenigſtens, wenn ich durch's Haus gehe.“ Der Bürger ſetzte ſeinen Hut auf und that, als wenn nichts geſchehen wäre. Auch klagte er nicht. In der Stadt gab es aber Viele, die ihm Unrecht gaben und nicht etwa, daß er nicht klagte, ſondern daß er dem Helden nicht ſeine Ehrfurcht bezeigt hatte. Dies Anekdötchen, deſſen Wahrheit ich verbürge, möge von dem Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Militair und dem Bürger offenbarte, bei dem Beginne des

Friedens, einen Beweis ablegen, von dem noch mehr Beiſpiele angeführt werden könnten.

Wenn man mit Recht behaupten kann, daß im Kriege der Mann etwas werth ſei, ſo kann man vom Frieden ſagen, daß die Lumpen im Preiſe ſteigen. Ich denke nicht daran, hier einen Witz machen zu wollen, der übrigens zu den ſehr alltäglichen gezählt werden müßte. Aber im Frieden hat ſich das Reich des Papiers nach allen Richtungen hin aufgethan, und woraus macht man Papier, als aus Lumpen? Zuerſt zeigte ſich der Zug nach dieſem Elemente durch die Schriftſtellerei in Deutſchland, die jetzt bei weitem mehr als früher beachtet wurde. Nähme ich nur mich als Exempel an! Wir haben unſere großen Dichter und Schriftſteller gehabt und hatten ſie zum Theil noch, wie Goethe, Wieland, Herder, Schiller, Schlegel, Tieck, die haben mit Maß geſchrieben, ohne daß man ſich beſonders viel darum bekümmert hätte. Ich ſpreche hier von Leuten meines Standes. Aber nun kamen kleine Schriftſteller an die Reihe, die offenbar aus langer Weile ſchrieben, wie Frauen aus langer Weile ſtricken; und die auch ſo ihre Leſer aus langer Weile fanden. Selbſt ich griff jetzt nach Büchern, weil die neue Ordnung der Dinge mir Vieles von meinen alten Beſchäftigungen geraubt hatte, ohne ſie durch neue ſchon ſo ſchnell zu erſetzen.

Dies war bei Vielen der Fall und ſo kam es, daß Clauren, der damals mit ſeinen erſten Sachen auftrat, ſo viel Leſer gewinnen konnte. Jeder, der, nur mit einigem Geſchick begabt, gekommen wäre, hätte ein gleiches Schickſal erfahren müſſen. Auch die Abendzeitung entſtand zu jener Zeit und eine neue Welt von Dichtern und Autoren ſchwamm auf ihren breiten Gewäſſern einher. Namen, von denen man früher keine Ahnung hatte, tauchten auf, drängten ſich heran und wollten uns mit Gewalt unterhalten. Es hieß: es ſeien die Künſte des Friedens, der Friede wecke milde Geiſtesrichtungen, ſchenke der Welt ſanfte Dichter und beglückende Talente. Man nahm es dafür hin, was wußten wir übrigens davon? Man hoffte, es würde ſich etwas Gutes daraus geſtalten. Gemachte Leute können übrigens bei ſolchen Kriſen immer getroſt darein ſehen, das Entſtehen gewährt immer einige Freude und die Früchte zu genießen, haben ſo die Wenigſten Hoffnung; gleichviel alſo, wie ſie gerathen mögen.

Dies war der Beginn des deutſchen Friedens; Parlamentaire waren Clauren und Theodor Hell; die erſten Acte deſſelben waren Mimili und die Abendzeitung. Zu dem großen Palaſt oder vielmehr Tempelbau, wozu ein veredeltes Papier unter dem Namen Fonds, Stocks oder Staatspapiere verwendet werden ſollte, wurde damals erſt das Fundament gelegt.

Junge Leute fingen an, ſich mit Eifer und Vorliebe den Künſten und Wiſſenſchaften hinzugeben; es war ein unerſättlicher Zudrang zu den Studien. Wo für alle dieſe Jünger der Themis Proceſſe oder vielmehr Aemter, für alle Jünger des Aeskulap Patienten herkommen ſollten, berückſichtigte man nicht, wenn ſolches gleich dem aufmerkſamen Beobachter auffallen mußte, der weder von den langwierigen Unterſuchungsproceſſen, wie von der Cholera und andern Erſcheinungen der Zeit damals ſchon eine Ahnung haben konnte.

Auch Israel kam aus den Fugen. Die Juden ſind als Nation kriegeriſcher, als man es ihnen auf den erſten Blick wol anſehen mag. Sie ſind urſprünglich und ihrer innerſten Natur nach auf den Handel angewieſen, und was iſt der Handel anders, als ein Krieg im Kleinen, wo jeder

Vortheil gilt und ſelbſt der Betrug als erlaubte Kriegsliſt geſtattet iſt; bis zu einem gewiſſen Grade verſteht ſich. Der arme, unterdrückte Jude iſt, wie die leichte Truppe, auf Beute angewieſen und Beute läßt ſich nur im Kriege machen. In Friedenszeiten degenerirt er und daher kommen ſo manche von den Erſcheinungen, die Juden und Chriſten jetzt zu beklagen haben und auf die wir im weitern Verlauf zu ſprechen kommen werden.

Viele Banquiers hatten den Einfall, ihre Söhne vom Zähltiſch und Hauptbuch wegzunehmen, um ſie zum Flügel und zur Staffelei appretiren zu laſſen. Einige thaten dies mit Erfolg. Ich fühle mich überhoben, hier Namen zu nennen, die Jeder kennt, der ſich für progreſſive Entwickelungen intereſſirt; für Andere wäre es ebenfalls nicht nöthig. Es ſei mir dafür geſtattet, aus den unzähligen Beiſpielen verunglückter Beſtrebungen auf dieſem Felde nur eins anzuführen.

Die Empfehlung eines würdigen Freundes brachte einen jungen Menſchen in mein Haus, der aus einer armen jüdiſchen Familie entſproſſen, die ſich vom ſchmutzigſten Kleinhandel nährte, und deshalb — wie es bei dieſen Leuten Sitte war — mit einem darauf bezüglichen Ekelnamen belegt wurde und — plötzlich ſich emancipirt hatte und nichts als Dichtkunſt, Malerei und Muſik träumte und es ſich feſt vornahm, in irgend Etwas zu excelliren, ein Genie ſein zu wollen und ein Meiſter zu werden. Vorläufig ſollte der junge Menſch einige nothwendige Kenntniſſe erlangen und ſtudiren. Um ſeine Lage zu erleichtern, räumte ich ihm ein Zimmer in meinem Hauſe unentgeltlich ein und ließ ihn an gewiſſen Tagen an meinem Tiſche eſſen; dafür hatte er die Gefälligkeit, ſich uns mit ſeinen noch im Kampfe begriffenen Ideen aufzudrängen und uns ſogar ſeine ſehr fehlerhaften Gedichte in der langweiligſten Manier vorzuleſen. Man ließ es ſich gefallen, es war die unſchuldigſte Langeweile von der Welt und man tröſtete ſich damit, daß der junge Friede allerlei Singvögel an das Tageslicht rufe und daß daraus ſich ſpäter einmal irgend etwas Herrliches entfalten möchte. Wenigſtens dachte ich und Meinesgleichen ſo, die von dergleichen Dinge nur ſehr vage Begriffe überhaupt beſaßen.

Wenn ich mir nun auch dieſe unſchuldige Langeweile allenfalls in meiner friedlichen Stimmung gefallen ließ, ſo ſtellten ſich doch bald andere Umſtände ein, um die Gegenwart des jungen Studioſen ein wenig überläſtig zu finden.

Seine Arroganz wuchs mit jedem Tage. Im Aburtheilen über Alles, was ihm in den Wurf kam, war er wahrhaft unausſtehlich; dabei fing er an, die gleißende Oberfläche äußerlicher Höflichkeiten abzuſtreifen und ſich in der gemeinen Manier zu benehmen, die er in dem Hauſe ſeiner Eltern gewohnt war und die, obgleich er ſeit einigen Jahren ſchon zum Chriſtenthume bekehrt worden war, ihm dennoch immer anklebte. Er entblödete ſich nicht, mit dem Hute auf dem Kopf ins Zimmer zu treten, wie es bei frommen Juden ſogar durch das Geſetz gefordert wird; und obgleich auch Franzoſen und Engländer dieſe Gewohnheit üben, ſo halte ich es doch für eine Unſitte, die mir läſtig erſcheint. Mittags fuhr er nicht nur mit ſeiner Gabel in die Schüſſel und holte ſich die beſten Biſſen heraus, ſondern er ging ſo weit, ſie von meinem Teller zu holen, und einſtmals riß er mir die Gabel, die ich eben zum Munde führte und worauf ſich nach ſeiner Meinung ein delicates Stück befand, ſo vehement aus der Hand, daß er mich an der Lippe bis auf's Blut verwundete. Ich darf nicht erſt verſichern, wie ſehr mich dieſe Scenen anwiderten, und ich ging ernſtlich damit um, mir ſeine Beſuche zu verbitten, doch konnte ich keinen rechten Entſchluß faſſen, weil mir ſelbſt dieſer Schritt eine Barbarei ſchien und ich es mir zum Geſetz gemacht hatte, ſtets nur der feinſten Geſittung Gehör zu geben. Ein Zufall ſollte meiner Unentſchloſſenheit und meiner häuslichen Ruhe endlich zu Hülfe kommen.

Der junge Menſch pflegte ein Kaffeehaus zu beſuchen, das der Mittelpunkt des Verkehrs aller Studenten war. Ein reicher Edelmann, der etwas getrunken haben mochte, trug einem der Marqueure an, ihm drei Louisd'or zu ſchenken, wenn er ſich dafür drei Hiebe mit dem Queue, ohne zu ſchreien, aufzählen laſſen wolle.

Der junge Burſche hatte das Ehrgefühl, dieſen Antrag zürnend zurückzuweiſen, zur großen Zufriedenheit aller Anweſenden. Da ſprang mein Empfohlener auf und verſicherte, die drei Hiebe aushalten zu wollen, und geſagt, geſchehen: der Andere ließ das Queue dreimal auf ſeinen Rücken fliegen und er ſtreckte dann ganz ruhig die Hand aus, um die Goldſtücke dafür einzuſtreichen. Aber noch hatte er ſie nicht empfangen, als der Unwille aller anweſenden Studenten wie ein wildes Meer losbrach; er wurde ergriffen und mit lautem Schimpfe zum Hauſe hinausgeworfen. Es war nicht mehr daran zu denken, daß er jemals wieder ſich in einem Collegium ſehen laſſen dürfe, und er wurde in Folge dieſes ſchändlichen Vorfalls von der Univerſität fortgewieſen, oder, wie es in der Studentenſprache heißt, er wurde förmlich relegirt.

Er machte ſogleich Anſtalten zur Abreiſe und ſetzte mich nicht in die Verlegenheit, ihm den Umgang aufzukündigen. Ehe er uns verließ, theilte er uns noch ſchriftlich ſein Bedauern mit, vielleicht auch uns durch ſeine leichtſinnige Aufführung Verdruß gemacht zu haben und verkündigte mir, daß er ſich keineswegs über ſein Schickſal zu beklagen habe, da es ihn direct in die Arme der Kunſt ſchleudere, der er zu lange nur untreu geweſen ſei. Sein Entſchluß war nämlich gefaßt; er wollte zum Theater gehen.

Ich habe mich niemals um die weſentlichen Erforderniſſe bekümmert, welche einen jungen Menſchen befähigen, ſich der Schauſpielkunſt zu widmen, allein zu einleuchtend ſchien es mir, daß dieſer keine Eigenſchaft dazu beſitze.

Und wie ich es vorausſah, ſo kam es auch. Seine erſten Verſuche mißglückten ſo ſehr, daß an ein weiteres Auftreten nicht mehr zu denken war. Er nahm ſich das zu Herzen und wurde krank. Eine Hirnentzündung befiel ihn und in dem Augenblicke, da ein junger Schauſpieler, der aus Mitleid bei ihm als Krankenwärter functionirte, eingeſchlafen war, ſtand er auf und verließ das Zimmer. Am andern Morgen fand man ihn erſtickt in der Kloake.

Das war das ſchmähliche Ende eines jungen Menſchen, den die Geburt zum Handel beſtimmt hatte und der ſich ohne Befugniß den Wiſſenſchaften und Künſten das [illegible] zugewendet hatte. Die Hiebe mit dem Queue, die drei Louisd'or, die er nicht bekam, und das Ende in der Kloake ſcheinen mir ſtarke Beziehungen zu haben.

Es iſt Mehrern ſeiner Art ſo ergangen.

Zweites Kapitel.

Meine Gaſtfreundſchaft. — Strumpel und Zipfel. — Das [illegible]. — Der verhängnißvolle Schmuck.

Auch in meinem Hauſe fanden Entwickelungen ſtatt; obgleich ich mich beſtrebte, den Umgang mit meinen frühern Glaubensgenoſſen zu beſchränken, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß einige davon ihn nicht aufgaben, indem ſie ihrer Meinung nach ſich über das Mißverhältniß wegſetzten oder im Innern ihres Herzens wol ſelbſt daran dachten, mit der Zeit Proſelyten zu werden.

Mit Chriſten ſuchte ich ſo viel als möglich in freundſchaftliche Beziehungen zu kommen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, angeſehene Familien in meinen Kreis zu ziehen. Ich ſuchte, ganz der Gewohnheit und der Lebensweiſe meines Wohnorts entgegen, ein offenes Haus zu machen und es gelang mir ſo ziemlich, wenn ich Einladungen mit gehöriger Förmlichkeit ergehen ließ. Dann erſchienen unſere Herren und Damen in großem Putze, ließen ſich ſteif in meinen ſchönſten Zimmern nieder und genoſſen gebührend der guten Gaben Gottes, die ihnen vorgeſetzt wurden. Damit war's aber aus. Nie erfolgte von ihrer Seite eine Gegeneinladung. Alle ihre Familien- und ſonſtigen Freudenmahle wurden, wie bisher, nur en petit comité gefeiert und Keinem von ihnen fiel es ein, den Kreis der Eingeladenen bis zu mir auszudehnen. Dies ennuyirte mich am Ende. Ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, auch meine Einladungen einſtellen, wenn ich nicht als die Düpe der ganzen Stadt erſcheinen wollte. Um nun aber der langen Weile zu entgehen, ſuchte ich ein anderes Mittel zu erſinnen. Ich erfand eine offene Tafel. Eine bis dahin in unſerem Orte nicht gebräuchliche Sitte. Jeden Sonn- und Feſttag war mein Tiſch bis auf ſechzig Couverts ausgedehnt und Jeder, der in meinem Hauſe eingeführt war, konnte ohne vorhergegangene Einladung eins davon in Beſchlag nehmen. So hoffte ich der Gaſtfreundſchaft zu genügen, ohne Andern eine Laſt aufzulegen, und endlich ſelbſt einen intereſſanten Wechſel in meinem Umgange herbeizuführen.

Allein abermals ſah ich mich bitter getäuſcht. Die Gäſte, welche ſich regelmäßig Sonntags bei mir einfanden, beſtanden aus jenen Mitgliedern des Theaters, die eben an dem Abende nicht beſchäftigt waren; ferner aus einem bekannten Muſiklehrer, der den Gaben des Bacchus übermäßig hold war, und aus ein paar Offizieren der Garniſon, die ſeit Jahren meine Whiſtpartie ausmachten. Weit über die Hälfte der Couverts blieb leer und nur dann und wann brachte ein Fremder, der eben durchreiſte, der Commis-voyageur des Hauſes, von dem ich meinen Weinbedarf bezog, ein älterer Handelsfreund und ähnliche Perſonen, eine kleine Abwechſelung in dieſe triſte Einförmigkeit.

Die Herren Strempel und Zipfel aus Berlinchen werden es mir bezeugen, daß ich hier die Wahrheit ſage. Dieſe verehrten Freunde kamen einmal zu jener Zeit nach meinem Wohnorte, als ich noch die undankbaren Plane ſchmiedete, den geſelligen Zuſtand in der alten, guten Stadt zu verbeſſern. Sie erſchienen an jenem Sonntage in meinem Speiſezimmer, in gelben Weſten, grauen Pantalons und blauen Fracks; faſt ſo gekleidet wie der leidende Werther, wenn ich mich deſſen noch aus der Traveſtie, die ich aufführen ſah, recht erinnere, denn geleſen habe ich das verrufene Büchlein nie. Die wackern Herren ließen es an Complimenten gewiß nicht fehlen und zeigten eine Lebensart, die zu der feinſten gezählt werden kann, welche auf dem

Caſino in Berlinchen angetroffen wird. Wie erſchraken aber ſowol Herr Strempel, als Herr Zipfel wie ſie die andern Gäſte an meiner Tafel Platz nehmen ſahen. Aerger treiben es nicht Paſſagiere, die mit dem Eilwagen ankommen und nun ausgehungert an der Table d'hôte eines Wirthshauſes bunte Reihe machen. Ich mußte mich in der That meiner gewöhnlichen Gäſte ſchämen und als ich die verlegene Miene Herrn Zipfel's und Herrn Strempel's faſt ſarkaſtiſches Lächeln erblickte, der durch ſeine jährliche Reiſe zur Meſſe in Frankfurt an der Oder es ſchon weiter im großſtädtiſchen Pli als ſein Herr Compagnon gebracht hatte und wohl wußte, was ſich in Speiſe- und Rauchzimmern, wie in allen andern Beziehungen des feineren geſelligen Lebens deutſcher Provinzſtädter ſchickt und ziemt — da nahm ich mir vor, auch dieſe Verſuche zur Reſtauration der Geſellſchaft aufzugeben, die von meinen Mitbürgern für nichts eben als für eine wirkliche Reſtauration genommen wurden.

Ja, meine werthen Freunde, deren Handelsverbindung ich mich lange ſchon erfreue und die ihren Saldo zum Jahresſchluß ſtets netto abführen, Sie haben mich von meinen, wenngleich nicht Welt-, ſo doch Stadtverbeſſerungsprojecten curirt! Ihre Verlegenheit, werther Zipfel, ſowie Ihr Sarkasmus, feiner Strempel, haben mich eines Beſſern belehrt und allen jenen Schmarotzern und Léche-plats den Paß verrammelt. Ich wurde ungaſtfrei wie die Andern und hatte dieſen Entſchluß wahrlich nicht zu bereuen.

Der kleine Junge, den ich in jener Nacht, als meine Frau die unglückliche Entbindung überſtanden hatte, annahm, war hübſch und geſund und machte meiner Frau, welche noch immer von der Täuſchung befangen war, große Freude. Der Mutter des Knaben hatte ich durch unſern Hausarzt, er und die Hebamme waren die Einzigen, die um das Geheimniß wußten, ein ſchönes Sümmchen zuſtellen laſſen, womit ſie ſich vollkommen — ſo ſchien es wenigſtens — über den Verluſt ihres Kindes zufrieden geben konnte. Was vermöchte Geld nicht zu heben?

Der geneigte Leſer wird ſich aber nun wol eines andern Knaben noch erinnern, der in jener Nacht in meinem Hauſe unten ſtand und weinte: „Man ſolle ihm ſein Brüderchen wiedergeben, das man ihm geraubt;“ und der ſich nur ſchwer zur Ruhe bringen ließ. Eine Aehnlichkeit hatte mich an dem Knaben frappirt, die nur zu bald ſich mir auf die natürlichſte Weiſe erklären ſollte. Dieſer Knabe war wirklich mein Sohn und die arme Frau, welche meinem Doctor ihren Neugeborenen für mein Geld überlaſſen, das Mädchen, das einſt in meinem väterlichen Hauſe den Sabbathsdienſt verſehen und mir damals ſo wohl gefallen hatte. Wie ſeltſam ſpielt das Schickſal oft mit uns! Mit welcher Sorgfalt hatte ich vor Jahren ſchon dieſem Mädchen und ihrem Kinde nachgeforſcht, ohne eine Spur zu entdecken, und jetzt führte mich ein Zufall ſo plötzlich unerwartet ihnen entgegen.

Mehre Jahre vergingen indeß, ohne daß ich die Gewißheit davon bekam, und die Aehnlichkeit jenes Knaben mit einem Mädchen, das ich einſt gekannt, war längſt wieder aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht, als ein neuer Zufall verhängnißvoller eingriff und längſt verharſchte Wunden nicht nur neu aufriß, ſondern auch neue den alten hinzufügte. Die erſte Kindheit unſeres angenommenen Pfleglings war vorüber und ſeine Fähigkeiten fingen an, ſich zu entwickeln. Es war ein ſchöner, ſchwarzer Junge, der ſeiner Mutter nicht ähnlich ſah, welche blond war. Er mochte wol ſeinem Vater gleich geſehen haben. Obgleich der Mutter die grauſame, aber den obwaltenden Verhältniſſen nach ſehr nothgedrungene Pflicht auferlegt worden war, ſich nie mehr um ihr Kind zu bekümmern, es nie zu ſehen und zu ſprechen und ſo zu thun, als ob es nicht mehr auf der Welt ſei, als ob ſie ein todtes Kind geboren hätte, ſo war die mütterliche Neugier doch ſtärker als dies Verbot geweſen, worauf eigentlich der ganze Handel baſirt war, und ſie ſtellte ſich, ohne daß man es wußte, auf dem Spielplatz des Kindes ein, wo ſie durch wohlangebrachte Liebkoſungen ſich bald in der Gunſt des Kleinen feſtgeſetzt hatte. Und wer vermöchte hier wol zu entſcheiden, ob der Zug der Natur es nicht war, welcher das Kind zu ſeiner wirklichen Mutter Liebe empfinden ließ?

Als der Knabe größer geworden war, kam die fremde Frau oft in ſeine Nähe. Man ließ ſie gewähren und ſelbſt meine Frau ſah es nicht ungern, daß die Arme ſo große Anhänglichkeit für das ſchöne Kind zeigte. Ich wußte von dem Allen nichts, ſonſt würde ſich das Räthſel wahrſcheinlich früher ſchon gelöſt haben.

Einſt als meine Frau ihren Schmuck anlegte, um ſich zu einem Balle zu kleiden, wohin ich ſie führen wollte, ſtand ihr vermeinter Sohn an der Toilette und ſpielte mit einem Paar großer Brillantohrringe. „Bekomme ich dieſe auch einmal, wenn du todt ſein wirſt?“ fragte er plötzlich mit ſeiner kindiſch naiven Stimme. Man kann denken, welch einen Eindruck dieſe unnatürlichen Worte auf meine Frau machten. Ich fand ſie in Thränen zerfließend. Nur zögernd vertraute ſie mir, was die Urſache derſelben war.

Ich ward heftig erſchüttert; ich kämpfte mit mir, ob ich ihr noch länger das Geheimniß verſchweigen, ihr noch länger eine Täuſchung bereiten ſollte, die früher oder ſpäter ein noch grelleres Reſultat hervorrufen könnte. Auf meine Frage, woher er ſolche Reden nehme, erwiderte der Knabe:

die Frau — hier nannte er den Namen ſeiner wirklichen Mutter — habe ihm geſagt: er ſolle nur recht artig ſein und ſich in Alles fein ſchicken, dann erbe er mit der Zeit das große Haus und den Garten und Wagen und Pferde, aber von den ſchönen, blanken Steinen habe ſie nichts geſagt und dies hätte eben ſeine Frage veranlaßt.

Zum erſten Male hörte ich nun davon, daß eine fremde Frau ſich ganz beſonders bei dem Knaben eingeſchmeichelt hatte, und nach allen Umſtändlichkeiten, die ich darüber einzog, ward es mir klar, wer dieſe Fremde ſei. Ich hielt mich nun nicht länger zurück und erzählte meiner Gattin den in der frömmſten Abſicht begangenen Betrug. Sie ward weniger davon ergriffen, als ich vermuthet hatte. „Iſt es mein Schickſal, kinderlos zu bleiben, ſo will ich mich darein finden,“ ſagte ſie, „dieſes Kind, das nicht mein iſt, will ich ſeiner Mutter zurückgeben.“ Sie geſtand mir auch, daß ſie nie jene innige Neigung für den Knaben empfunden habe, wie ſie ſich ſtets das Muttergefühl gedacht, und daß es ſie oft in Unruhe verſetzt und ſie ſich der Unnatürlichkeit angeklagt. Dieſe Aufklärung ſei ihr daher wünſchenswerth und trage zu ihrer innern Ruhe weſentlich bei. Wir beſchloſſen, am andern Morgen die Mutter des Knaben kommen zu laſſen, die durch ihre Indiscretion ihn einem glänzenden Looſe entriſſen hatte. Allein wer wollte Indiscretion nennen, was ſo gut gemeint war und nur in der Form verfehlt erſchien, den der Mangel an Erziehung bei der armen Frau ja ſo leicht entſchuldigen ließ.

Am Morgen darauf ſollte ſie alſo ihr Kind zurückhaben. Wir gingen aber jenen Abend nicht auf den Ball.

Drittes Kapitel.

Die Wiedererkennung. — Der Sohn.

Die herbeigeruſene Mutter des Knaben wurde in mein Kabinet geführt, welches neben dem Comptoir lag, wo ich den Mäklern geheime Aufträge zu geben pflegte. Gleich bei ihrem Eintritt wurde ich wehmüthig von dieſer Geſtalt ergriffen. Sie führte jenen Knaben an der Hand, der ſchon einmal einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht und der nun wieder mir das Bild eines freundlichen Weſens in das Gedächtniß rief, das wirklich vor mir ſtand, ohne daß die Troſtloſigkeit in den Zügen und das Aermliche der ganzen Erſcheinung es mir verrathen haben würde.

Ich ſuchte mich zu faſſen und verkündete der Frau, was ihr bevorſtand. Ihre Unvorſichtigkeit war ſchuld, daß ich ihr den Vertrag aufkündigte und ſie bat, ihr Kind zurückzunehmen, für das ich ihr jedoch eine jährliche Unterſtützung geben wollte, damit es eine ordentliche, ſeiner Geburt angemeſſene Erziehung erhalten könne.

Sie nahm den Vorſchlag ſehr gleichmüthig hin; es ſei ihr erwünſcht, ſprach ſie, ihren Knaben wieder zu bekommen, da ſie ſich doch immer im Stillen abgequält, ihn zu Juden gegeben zu haben. Denn Dem, was der Doctor ihr verſichert, meſſe ſie keinen Glauben bei und am Ende ſeien getaufte Juden doch auch Juden. Da ſie nun aber einmal mit mir allein ſprechen könne, wolle ſie ſich auch nicht länger zurückhalten und mir anzeigen, daß ſie den andern Jungen nun nicht länger behalte; dies ſei mein Sohn, wie ich es doch nicht länger leugnen dürfe; ſie habe ſich mit ihm lange genug geplagt, er ſei die Urſache böſen Verdruſſes mit ihrem verſtorbenen Mann geweſen; er ſei voll arger

Tücke und tauge zu keinem Handwerke, ich würde ihn wol am beſten zum Handel gebrauchen können und möge ihn nur hinnehmen, wie es meine Pflicht erheiſche.

Der Junge erhob ein fürchterliches Geſchrei; das Weib ſecundirte ihn dabei gehörig und ich ſchämte mich nicht wenig vor den Commis, die im anſtoßenden Zimmer ſaßen und jedes Wort verſtehen konnten.

Ich öffnete meine Schatulle und ſpendete reichlich, wie man leicht denken kann; der Handel war von der Art, daß mir Alles daran liegen mußte, ſchnell und ſtill davon loszukommen. In meiner großen Verlegenheit unterließ ich jedoch nicht, nach dem Buben zu ſehen, der Inſtinkt zum Handel verrieth, wie die Mutter ſagte, und hatte einiges Wohlgefallen dabei. Mit dem ernſtlichen Verſprechen von meiner Seite, ihr den Jungen abzunehmen und für ihn väterlich zu ſorgen, ſchied endlich die Frau von mir. Abends in der Stille wurde der andere Knabe, reichlich mit Kleidern und Wäſche verſehen, zu einem Geiſtlichen gebracht, wo er, unter dem Namen ſeiner Mutter eingeführt, eine zweckmäßige Erziehung erhalten ſollte. Ich empfahl ihn dem Geiſtlichen angelegentlich und verpflichtete mich, die Koſten zu entrichten. Er ſollte ſpäter einen Stand ergreifen, zu dem er Luſt bezeigen würde; ſo hoffte ich allen Anforderungen der Mutter und meines eigenen Gewiſſens ein Genüge zu thun.

Was nun meinen eigentlichen Sohn betraf, ſo ſetzte er mich in eine viel bedeutendere Verlegenheit. Er war ganz ungeſchlachtet und ohne alle Erziehung aufgewachſen und hatte in dieſem Zuſtande faſt ſein dreizehntes Jahr erreicht. Nach reichlichem Ueberlegen brachte ich auch ihn zu einem rechtſchaffenen Landprediger, der ſich ſeiner anzunehmen verſprach. Ich erzählte dieſem nämlich den Fall und bat ihn, nichts zu verſäumen, um aus dem Jungen einen ordentlichen Menſchen zu bilden. Der Stand, für den er einſt tauglich befunden würde, ſei mir gleich, wenn er ſich nur als tüchtig dazu qualificire. Auf etwas Großes konnte ich ohnehin keine Hoffnung machen; mein Wunſch ging dahin, ihn zu irgend einem Handwerk brauchbar gemacht zu ſehen.

So hatte ich mich nun nach beſtem Wiſſen aus der Affaire gezogen; ich nahm die Beruhigung mit mir, für zwei junge Menſchen geſorgt zu haben, die ohne meine Dazwiſchenkunſt vielleicht dem Verderben geweiht geweſen wären. Auch der armen Mutter beider Kinder war nun geholfen; ſie erhielt eine monatliche Unterſtützung, die ſie über die drückendſten Sorgen des Lebens hinreichend erhob. Ich kam durch dieſes Alles nur einer früher contrahirten Schuld nach und empfand daher eine doppelte Beruhigung dabei. Das Geld, was dazu erfordert wurde, war für mich Glücklichen leicht auszugeben, da ich ſoviel davon beſaß! Und wenn man hier einen Blick auf die Verhältniſſe wirft, muß man nicht wieder einräumen, daß nur das Geld es war, was ſoviel Mißgeſchick in Freude und Glück umzuwandeln vermochte? Welche Unannehmlichkeiten ohne Zahl wären für mich aus dieſem Allen erwachſen, wenn ich nicht Geld genug zu meiner Dispoſition gehabt hätte? Welch ein Jammer für die arme Witwe, welch ein Unglück für die Kinder, welche Kränkungen für meine Gattin, die das Glück ihrer Ehe für immer untergraben geſehen haben würde? Einige Rollen Ducaten und die Witwe hatte zu leben, die Kinder waren verſorgt und gingen einer ſchönen Zukunft entgegen und ein zartfühlendes Frauenherz blieb unberührt von den widerwärtigſten Empfindungen! Und nun lobe man nicht das Geld, als die herrlichſte, mächtigſte Erfindung! Ich hoffe, daß meine Leſer bei dieſer Stelle mir nicht meinen Stand zum Vorwurfe machen und über dem rechtlichen Mann den Banquier willig vergeſſen werden.

Viertes Kapitel.

Betrachtungen über die Handwerke.

Die neue Sorge, die mir die Aufnahme beider Jungen verurſachte, regte mich zu Betrachtungen über die verſchiedenen Handwerke an, welche in unſerer Zeit im Schwunge ſind; denn zunächſt hatte ich im Sinne, tüchtige Handwerker aus den Kindern zu machen.

Keinem Mitgliede unſerer Geſellſchaft hat die erſte franzöſiſche Revolution ſo übel mitgeſpielt, als dem Friſeur, dachte ich, und weder die Reſtauration, noch die zweite Revolution hat ihn in ſeine urſprünglichen Rechte wieder einzuſetzen vermocht. Welch ein Mann von Wichtigkeit war ſolch ein Friſeur noch vor vierzig Jahren, als er im puderbeſtaubten grauen Frack, Brenneiſen, Kämme und Pomadebüchſen in der Taſche und den mächtigen Puderbeutel von Leder in der Hand, von Haus zu Haus lief, um ſeine Kunden zu bedienen. Er franzöſirte ſich gern und war eine allerliebſte Caricatur, die ſich ganz wie von ſelbſt darbot. Es gab geſuchte Friſeure, die ohne Hut umherliefen, die Witterung mochte ſein, wie ſie wollte, und nur im Regenwetter ſich mit einem Schirm, nie aber mit einem Hute bedeckten. Dieſe ſteckten den Friſirkamm ſtets in den Chignon, gleichſam wie eine Trophäe, und wußten ſich viel damit. Das Bewußtſein, jeden Morgen die zarteſten Locken der hübſcheſten Köpfchen unter den Händen zu haben, gab dieſen Männern Aplomb und ſuffiſantes Weſen, wodurch ſie ungemein imponirten. Das Gefühl, daß nur ſie cour- und ballfähig machten, erhob ſie in der That über die Sphäre gewöhnlicher Erdenmenſchen. Dem Friſeur zu gefallen, ließen ſich die zierlichſten und vornehmſten Herren und Damen ſchon Tags vorher coiffiren und brachten eine Nacht im quälendſten Zuſtande ſitzend zu, um nur zur rechten Zeit fertig zu ſein. Denn der geſchickteſte Friſeur hatte doch nur zwei Hände und hundert Köpfe, d. h. zu coiffiren, und nur ihn wollte man, nur er verſtand es, wie ſonſt Keiner. Wir haben das Alles an uns vorüberſchwinden ſehen, ohne ihm die gebührende Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wir ſind zu fahrläſſig in ſolchen Punkten. Wir laſſen ſorglos Thiergattungen ausſterben: Steinböcke verſchwinden, ſelbſt die Gemſe wird ſchon ſelten und Friſeure ſind ſo ausgeartet, daß man ſie kaum wiedererkennt. Die Friſeurbuben oder Garçons-perruquier ſind als ganz ausgeſtorben zu betrachten. Sie gehörten ehemals zu der luſtigſten Straßenbevölkerung und machten ſich in ihren mehlbeſtaubten Jacken zwiſchen Schuſterjungen und Schornſteinfegern als ſehr angenehme Gegenſätze bemerkbar. Sie trugen in langen Kaſten die friſch friſirten Perrücken den Kunden ins Haus; dieſe Laſt hinderte ſie jedoch nicht, an den verſchiedenen Straßenbeluſtigungen gleich den andern Gaſſenbuben Antheil zu nehmen. Sie ſetzten dann nämlich ihre Laſt aus der Hand. Wenn man bedenkt, wie viele junge Leute durch die Wendung, welche die Mode dem Perrückenmetier gegeben, nunmehr in der Wahl ihres Berufes zweifelhafter geworden, ſo muß man natürlich einige Beſorgniß hegen; um wie viel mehr aber noch, wenn man ſieht, daß Maſchinen aller Art alle Tage Neuerungen einreißen laſſen, welche Menſchenhände ſtets entbehrlicher machen. So ſterben nach und nach ganz ehrbare Gewerke und Innungen aus. Wenn nun vollends der Dampf immer mehr die Oberhand gewinnt, ſo werden am Ende bei der philanthropiſchen Organiſirung der Zuchthäuſer als Fabriken ohne Dampfmaſchinen nur die Verbrecher noch Handarbeit verrichten dürfen und kein ehrlicher Menſch mehr etwas zu thun haben, es ſei denn einen Ofen zu heizen und einen Keſſel mit Waſſer zu füllen, wenn nämlich auch dieſe Mühe nicht der Dampf für ſich in Anſpruch nehmen wird.

Solche Sorgen kommen uns, wenn wir Kinder zu verſorgen haben. Ich ging fort und fort die Reihe der Handwerke in den Gedanken durch und hielt mir dabei die Erſcheinungen, die ſie mir im Leben gewährten, als lebendiges Bilderbuch vor.

Die Friſeure, wie ſie uns jetzt vor Augen ſtehen und gehen, ſind ſchmuzig gekleidete Menſchen, die in den Vormittagsſtunden ſich ſpärlich auf den Straßen ſehen laſſen. Sie haben gewöhnlich große Seitentaſchen oder Säcke, aus denen nur noch das Brenneiſen als altes Zeichen ihrer hingeſchwundenen Würde hervorragt. Sie müſſen einen eleganten Salon pour la coupe des cheveux unterhalten, obgleich ſich ihre beſten Kunden zu Hauſe die Haare ſchneiden laſſen, und bringen die Nachmittage traurig und einſam zu, Pommade oder Haaröl in Töpfchen oder Gläſer zu füllen. Glücklich genug, wenn es ihnen gelingt, irgend ein Arcanum für das Wachsthum der Haare zu erfinden. Ihr Einkommen iſt nicht das brillanteſte und ich würde unter den obwaltenden Umſtänden keinem angenommenen Pflege- oder echten Kinde das Friſeurgeſchäft anempfehlen.

Die Schneider haben in dem Maße gewonnen, als die Friſeure verloren, ſeit der letzten Staatsumwälzung in Frankreich. Die koſtbaren geſtickten Kleider machten es den meiſten Menſchen unmöglich, oft damit zu wechſeln. In vielen Familien erbten die reichſten Prachtcoſtüme vom Vater auf den Sohn und dieſer trug an ſeinem Ehrentage denſelben Rock, nur mit einigen unbedeutenden Abänderungen, den ſein Vater getragen. Jetzt iſt es ein Anderes damit. Von allem Wandelbaren hienieden iſt die Mode in den Kleiderſchnitten und Stoffen das Wandelbarſte in der That. Um noch öfter und ſo recht nach Herzensluſt wechſeln zu können, werden die Materialien ſo grob und unſcheinbar gewählt, als nur möglich. Sonſt ward es einem Menſchen in einem alten abgetragenen Rock erſt recht wohl, auf deſſen Kragen und Rücken eine gehörige Schicht alter Pommade und alten Puders lagerte; jetzt macht man eigene Verträge mit den Schneidern, um alle acht Tage neue Kleidungsſtücke zu erhalten. Daß die Schneider dabei Seide ſpinnen, läßt ſich denken. Auch beſitzen ſie in der That große, ſchöne Häuſer und können ſich bei nur einigem Glück mit funfzig Jahren zur Ruhe ſetzen. Dieſes Metier hat ſeinen goldenen Boden und es iſt vorauszuſehen, daß es ihn für lange wol noch behalten wird. Um jedoch Knaben dem Stande eines Schneiders zu widmen, muß eine eigene Beſtimmung obwalten. Nur ſchwächliche oder verwachſene Kinder, wenn ſie einſehen, daß ihnen zu andern Arbeiten die hinlängliche Kraft gebricht, ſind geneigt, ſich dem tagelangen Sitzen mit untergeſchlagenen Beinen und den Millionen kleiner Stiche hinzugeben. Es bleibt ausgemacht, daß einem Schneiderlehrling die Jugend am unerfreulichſten hinſchwindet; kommt nun noch dazu, daß ſo viele unter ihnen kränklich ſind, ſo muß man ſie im Allgemeinen wahrlich beklagen.

Des Schuſterlehrlings Leben iſt ſchon reicher ausgeſtattet.

Seine Kleidung iſt leichter und freier; er hat nicht ſo ſehr auf den äußern Anſtand zu ſehen; ſchon die Art, wie er die Waare — und wären es die ſauberſten Damenſchuhe oder Stiefel — den Kunden hinträgt, weicht bedeutend von der eingewickelten und ceremoniöſen Weiſe der Schneider ab. In neueſter Zeit iſt aber auch hier ein Misbrauch eingeriſſen. Die eleganteſten Meiſter tragen nämlich die Damenarbeit immer ſelbſt zu den Beſtellern, um eines Theils beim Anprobiren eine oft übelangebrachte Galanterie an den Tag zu legen, und zweitens — bei der immer überhandnehmenden Sparſamkeit in den vornehmen Ständen — die Kunden zu überheben, den Lehrlingen ein Trinkgeld zu verabreichen. Und es ſchickte ſich doch wahrlich für ſchöne, reiche und vornehme Damen, ſolch einem armen, ſchmuzigen Buben das Leben ein wenig zu verſüßen.

Tiſchler ſind Handwerker, die einer großen Portion Glücks bedürfen, um in die Höhe zu kommen. Die ſogenannten Bautiſchler werden bei der jetzt ſo ſehr zur Bauwuth geneigten Menſchheit und bei der menſchenfreundlichen Idee für unſere Nachkommen, nicht länger als auf dreißig Jahre die Dauer einer Menſchenwohnung zu beſtimmen, am beſten fahren. Die Möbeltiſchler ſind mehr dem Zufall unterworfen. Gewöhnlich ziehen ſie ihren Nutzen nur von Neuvermählten aus der Bürgerklaſſe, von den Schauſpielern, die einen lebenslänglichen Contract abſchließen, und von Schriftſtellern, die den dritten Jahrgang eines neubegründeten Journals erlebt haben und von dort auf eine Dauer bis ans Lebensende ſchließen. Solche Leute richten ſich dann ein, wie man's im alltäglichen Leben nennt, und haben auch genug daran, ſo lange ſie leben. Mit ihnen ſelbſt werden die Möbel wurmſtichig und alt und das erſte neue Möbel, das der Tiſchler wieder in ſolch ein Haus bringt, iſt der

Sarg, in welchem der Hausherr oder Familienvater fortgetragen werden ſoll. Von der neuen Einrichtung bis zum Sarge liegt aber oft eine lange Reihe von Jahren und der Tiſchler iſt zu beklagen, wenn er bis dahin unbeſchäftigt geblieben wäre. Das Handwerk hat überdies einen übeln Geruch; Hobelſpäne riechen nach Leichen, heißt es im Allgemeinen. Man mag dabei wol an den Sarg denken, der im Todtenhauſe gewöhnlich denſelben Geruch verbreitet, wie in der Tiſchlerwerkſtätte. Die Poeſie, die in dieſem Handwerke liegen ſoll und die ſchon ſo oft Stoff zu artigen Gedichtchen gab: daß der Tiſchler eigentlich unſer erſtes und letztes Haus zimmert, die Wiege und den Sarg, wird von den wenigſten Tiſchlern wie andern Menſchen gehörig verſtanden und gewürdigt. Sie hobeln an beiden ganz mechaniſch herum, pfeifen dazu ihr Liebchen und denken dabei an das Eſſen, das die Meiſterin in der Küche zuſammenſchmort und das ihnen in die Naſe dampft. Ich habe ſogar einmal geſehen, daß die übriggebliebenen Bretter von einer Wiege stante pede zu einem Kinderſärgchen verbraucht wurden, und fand das ſo poetiſch, daß ich daraus ein Gedicht gemacht hätte, wenn ich räumen könnte, ohne daß es aber Meiſter, Geſellen oder Lehrlingen aufgefallen wäre. So ſehr ſtumpft die Gewohnheit Menſchen ab.

Nie habe ich es begreifen können, daß junge Leute Metiers erlernten, bei denen mit aller Anſtrengung nur ein kümmerlicher Erwerb ſtattfindet. Welch glückliche Stunde kann wol einem Knopfmacher ſchlagen? Iſt es nicht entſetzlich, zu denken, wie ſolch ein Mann ſich abquält und wie die arme Frau friert oder ſchwitzt — je nachdem die Jahreszeit es mit ſich bringt — um die ſorgſam fabricirte Waare zu ſpottbilligem Preiſe abzuſetzen? Wenn wir Alle uns in ungariſche oder andaluſiſche Coſtüme mit einem Male würfen — auf ſolchen finden ſich oft an hundert Dutzend Knöpfe — da wäre allenfalls ein guter Gewinn für einen Knopfmacher denkbar; aber ſo, bei unſern fünf Knopflöchern und nun gar Gehröcke mit einer Reihe! das ſcheint zum Verzweifeln eingerichtet. Uebrigens ſoll der arme Mann ſich auch noch nach der Mode richten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, ſo chicanirt ſie ihn; und da bleibt ihm auch noch viel liegen. Ich fragte einſt einen jungen Meiſter, der ärmlich unter dem Dache wohnte und bei dem ich ein halbes Dutzend Knöpfe kaufte, warum er dieſes Gewerbe ergriffen. „Aus Leidenſchaft,“ war ſeine trockene Antwort. Ich beſah mir hierauf den Mann ſcharf und lange; ein hageres, bleiches Geſicht, tiefe, dunkle Augen, ſpärliche Haare, einen Zug des Grames um den Mund, Hunger, Kummer und Krankheit nicht zu verbergen. „Aus Leidenſchaft,“ dacht' ich bei mir ſelbſt, aus Leidenſchaft Knopfmacher zu werden und ſein ganzes Leben hungern! Es iſt in der That gräßlich, was die Leidenſchaften mit uns anrichten.

Ein unangenehmes Handwerk, bei dem ein großer Gewinn zu hoffen ſteht, rechtfertigt ſchon mehr in meinen Augen Die, welche es ergreifen. Zum Beiſpiel ſind Gerber in der That nicht die beneidenswertheſten Menſchen. Beſtändig unter faulenden animaliſchen Stoffen zu leben, iſt Etwas, das ich als freiwilligen Entſchluß ſchwerlich einem vernünftigen Geſchöpfe zutrauen möchte. Aber der Gewinn iſt ſo ergiebig, daß die Riechwerkzeuge beſtochen werden. Uebrigens hat der Gerber noch das für ſich, daß er in freier Luft ſein Geſchäft betreiben kann, und tröſtet ſich damit, daß in Schneider- und Schuhmacherwerkſtätten auch animaliſche Stoffe gähren und hier im geſchloſſenen Raume empfindlicher wirken müſſen. Dann iſt es notoriſch erwieſen, daß die Lohe aus Eichenrinde mit ſehr kräftigen Partikeln den Dunſtkreis ſchwängert und dieſe Hantirung zu einer ſehr geſunden erhebt. Jener übelriechenden Eigenſchaft wegen werden die Gerber aber gewöhnlich in eigene Quartiere gebannt, gleich den Juden. Die meiſten Städte haben ihre Gerberſtraßen oder Viertel. Dort wohnen oft ihre wohlhabendſten Bürger. Der Gerber iſt zugleich Kaufmann; er handelt mit rohen Thierhäuten und mit Leder im Großen. Man kann leicht denken, daß dabei etwas zu gewinnen iſt.

Die Maurer und Zimmerleute verdienen auch viel Geld, aber das Handwerk iſt beſchwerlich. Die ſich dieſem Geſchäfte widmen, müſſen einen guten, ſchwindelfreien Kopf haben, um ſich auf den hohen Gerüſten halten zu können. Es hat in der neueſten Zeit ſo manchen der Häuſerſchwindel ergriffen, der ſich nie ſelbſt auf ein Gerüſt gewagt, ſondern Andere für ſich bauen ließ, ich bin daher der Meinung, man ſolle vorerſt alle bewohnbaren Gebäude beſetzen und ein wenig mit Bauen einhalten. Da dies in kurzem von praktiſchen Leuten befolgt werden dürfte, ſo iſt es auch nicht rathſam, daß ſich zu viele junge Menſchen dieſen Handwerken widmen.

Die Steinmetzen haben viel mit dem Material zu kämpfen. Es iſt ſchon langweilig, einem ſolchen Arbeiter zuzuſehen, wie muß er ſelbſt ſich erſt langweilen! Nach unendlicher, einförmiger Bemühung kommt ſolch ein Block erſt zur Form und dann kann man erſt von der Form des Fragments noch nicht auf die Form des Ganzen ſchließen. Welche Ewigkeit, bis das da ſteht, zuſammengefügt! aufgerichtet! Mit einem Wurfe iſt hier nichts gethan. Und doch hat dieſes Handwerk dem materiellen Theile nach die meiſte Aehnlichkeit mit der edelſten Kunſt. So auch muß der Bildhauer hämmern, klopfen, den Stein in kleinen Theilen zu bemeiſtern ſuchen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ein Thorwaldſen nicht ſchon den Gott, gleich Jupiter, im Kopfe trüge, wenn er die Splitter mechaniſch vom Blocke ſpringen läßt.

Die Dreher oder Drechsler lernen herrliche Dinge fabriciren, von denen ſie aber nur ſelten Gebrauch machen. Pfeifenſpitzen und Pfeifenröhre, darauf hat ſie die ungerechte Zeitgenoſſenſchaft reducirt. Es gehört viel dazu, ſich hier auszuzeichnen, und daher dreht ſich das Leben eines nicht vom Glücke begünſtigten Drehers um Arbeitsmangel und Entbehrung.

Ueberhaupt ſcheinen alle Handwerke, die zunächſt ihren Zweck darin finden, ein dringendes Bedürfniß der Menſchen zu befriedigen und nicht zugleich auf den Luxus gerichtet ſind, zur Armuth verdammt zu ſein. Es liegt kein Widerſpruch in dieſer Annahme. Jeder Menſch muß alle Tage ſein Brot haben und Brot iſt ein Artikel, der nie aus der Mode kommt, aber dennoch gibt es im Verhältniß nur ſehr wenig reiche Bäcker. In einigen Städten Deutſchlands gehören ſie zu den ärmſten von allen Handwerkern und nur dort, wo ſie ſich auch dem Luxus hingeben, d. h. Kuchen backen, ſind ſie wohlhabend. Nichts iſt in gut policirten Staaten aber auch einer ſo ſtrengen Taxe und Aufſicht unterworfen als das Brot. Weil Betrügereien in dieſem Zweige der Induſtrie leicht einen Aufſtand herbeiführen könnten, wird ſo ſtreng darüber gewacht. In Paris und andern großen Städten ſind die Läden der Bäcker mit ſtarken eiſernen Stäben verſchanzt, um ſie bei Emeuten zu ſchützen, während der Juwelier und Modehändler ſeine Waaren offen zur Schau legt. Nur Brot wollen die armen Unglücklichen gewöhnlich und daran läßt ſie ſelbſt die im Ueberfluß ſchwelgende Geſellſchaft Mangel leiden und ſtraft ſie hart, wenn ſie darnach greifen, um ihren Hunger zu ſtillen. Es iſt traurig, einen Armen, der einem Bäcker ein Brot ſtiehlt, Dieb nennen zu müſſen! Wie nun einmal die Sachen ſtehen, iſt ein Gewerbe, das ſtreng beaufſichtigt werden muß, wenig abwirft und bei jedem Auflaufe der Plünderung ausgeſetzt iſt, das nebenher ſchlafloſe Nächte erfordert, um uns beim Kaffee mit friſchen Semmeln zu verſehen — nicht ſehr anlockend; nicht einmal zu erwähnen, daß die Glut des Ofens die Augen verdirbt, das Stehen vor dem Ofen ſchiefe Beine hervorbringt und das Kneten der Teigmaſſe mir nicht als die geziemendſte Beſchäftigung für Männer erſcheint.

Jene Handwerker, welche nicht auch ihrer Arbeit einen gewiſſen Grad von Zierlichkeit zu geben im Stande ſind oder ſie ihr nicht geben dürfen, wenn ſie ihrer Brauchbarkeit nicht Eintrag thun wollen, gehören auch zu denen, welchen ich meinen Beifall vorweg verſagen muß.

Die Hufſchmiede, die ſich auch hie und da noch recht mittelalterlich Waffenſchmiede nennen, konnten, als ſie noch das Letztere wirklich waren, für etwas Großes gelten. Von dem hohen nordiſchen Alterthume will ich hier gar nicht einmal ſprechen, wo ein Waffenſchmied auch zugleich der Held war, der ſeine ſelbſt geſchmiedeten Waffen zu führen mußte. Ungefähr wie ein Schriftſteller, der ſich heutzutage ſelbſt die Feder ſchneidet.

Jetzt, wo die Schmiede es nur mit Pferden zu thun haben, denen ſie die Hufe beſchlagen, ganz gemeine Werkzeuge zu Tage fördern, denen alle Zierlichkeit mangelt, und dennoch dabei den gewohnten, mittelalterlichen Lärm immerfort machen müſſen, ohne den es bei ihnen einmal nicht abgehen kann, und ſtets vor einer ſtarken Flamme ſtehen müſſen, jetzt iſt ihr Loos wahrhaft nicht beneidenswerth. Für ſtarke Naturen, die ſich ſchon erprobt haben, iſt dies Handwerk jedoch immer noch zu empfehlen, da es einen guten Gewinn abwirft. Zu beklagen iſt es, daß dieſer eben die Hufſchmiede verleitete, große, moderne Häuſer zu bauen und ihre ſonſt offenen Werkſtätten in die Höfe hin zu verlegen. Dadurch verloren unſere Straßen eine ihrer maleriſchſten Zierden und gewannen an ertödtender Monotonie. Eine von der Glut geröthete Schmiede, mit ihren arbeitenden Geſtalten, verunzierte auch ſelbſt unſere ſchönſten Straßen nicht, ſondern gereichte ihnen vielmehr zur großen Schönheit.

Die Schloſſer verhalten ſich zu den Waffenſchmieden wie die ſächſiſche Schweiz zum Berner Oberland. Es iſt eine Miniatur von dieſem. Eben ſo viel Spectakel bei kleinern Erzeugniſſen; eben ſo ſprödes Material und minutiöſere Ausführungen; Zierlichkeit zwar, aber keine beſtechende, anlockende. Daneben iſt das Schaffen der Schlöſſer, die geheimnißvolle Kunſt, ſie zu öffnen, kurz das ganze Dietrichweſen mir wie eine Art von geheimer Polizei unter den Handwerken erſchienen, der böſen Verſuchungen nicht einmal zu gedenken. So lange noch in einigen Städten die Bauwuth dauert und wir noch nicht wieder ſo unſchuldig werden, um gleich den Orientalen unſer Eigenthum offen ſtehen zu laſſen, wird dies Handwerk jedoch ſeinen goldenen Boden haben.

Die gewöhnlichen Faßbinder ſind Leute, die bei erſchrecklichem Lärm, der jedem andern Menſchen, der kein Faßbinder iſt, unerträglich werden muß, ziemlich ungeſchlachte Arbeit nur für das roheſte Bedürfniß machen. Die Ariſtokraten unter ihnen ſind die Küfer, Kiper, in Bierländern auch vorzugsweiſe Weinküper oder Weinſchröter genannt.

Das ſind ſehr reſpectable Leute, ſtellen in ihrer Art Kunſtwerke auf, die noch nach Jahrhunderten bewundert werden, wie das Heidelberger Faß, und verſtehen ſich auch darauf, mit dem Wein umzugehen. Das iſt jedoch kein Handwerk mehr zu nennen und gehört in den meiſten Provinzen Deutſchlands in die Kategorie der Apotheker.

Korbflechter kommen den gewöhnlichen Faßbindern am nächſten; ſie machen aber keinen Lärm und verdienen weniger. Mein Gott! wie dauerhaft iſt ſolch ein Korb und wer einmal ein paar Körbe hat, der beſitzt daran genug für's Leben. Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man aus Leidenſchaft Knopfmacher werden kann, aber nie, daß Jemand aus Leidenſchaft Körbe gekauft hätte.

Wenn ich's aufrichtig geſtehen ſoll, ſo ſind mir Buchbinder ſtets als beneidenswerthe Handwerker erſchienen und zugleich als Leute von Bildung. Sie gehören in die Klaſſe der Schneider und Schuſter und theilen Manches in der Hantirung mit ihnen, wenn ſie auch nur in wenigen großen Städten, wie Paris und London, dazu berufen ſcheinen, es ihnen im Gewinne nachzuthun. Sie verfertigen Kleider für den Geiſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, und ihr Material iſt auch Leder, Papier, Draht, Leim. Man ſieht, daß obiger Vergleich nicht ſo hinkend iſt, als er auf den erſten Blick ausſehen mag. Iſt ein Buchbinder zugleich Etuiarbeiter, wie es in unſern Tagen gewöhnlich iſt, ſo iſt das wol ein Handwerk, das ſich der Kunſt nähert und an Zierlichkeit wenig ſeines Gleichen hat. Nur daß es der Mode zu ſehr unterworfen iſt, ſcheint mir dabei bedenklich. Jetzt reißt dieſe allerlei Gegenſtände in den Kreis jener Arbeiten, welche mit der eigentlichen Buchbinderei nicht die entfernteſte Aehnlichkeit haben, blos weil ſie mit den beliebten ausgeſchnittenen Figuren beklebt werden, die jetzt überall angebracht werden, zu denen aber nichts weiter als Buchbinderleim gebraucht wird.

Ein Menſch, der heutzutage nichts iſt, wie ein Nagelſchmied, iſt wahrlich zu beklagen, da er einen Wettkampf mit wunderbaren Maſchinen zu beſtehen berufen iſt, denen er ſicher unterliegen wird. Die Tuchmacher, Strumpfwirker und ähnliche ſehr ehrliche und hochzuachtende Innungen werden bald ein ausgeſtorbenes Geſchlecht ſein, an deren Stelle wir Weſen von Holz und Gußeiſen treten ſehen, die blos mit Dampf geſpeiſt werden, keine Kleidung brauchen, noch ſonſtige Bedürfniſſe haben und doch als treue Knechte ſo gut und beſſer wie Andere arbeiten.

Wer gleich anfänglich ſeiner Todesart ſicher ſein will, werde Leinweber! Wer ſollt' es wol glauben, daß Menſchen, die für den gewählteſten und edelſten Luxus ſorgen, eines ſo elenden Looſes theilhaftig werden? Man reiſe einmal in den Gebirgsländchen des nordöſtlichen Deutſchlands umher und beobachte die armen, ausgehungerten Leute, welche die feinſte Leinwand weben, woraus die vornehmſten Herrſchaften ihre intimſten Kleidungsſtücke verfertigen laſſen, da ſie die Beſtimmung erhalten, die hochgräfliche oder hochfürſtliche Haut zu bedecken! Man ſehe nur einmal dieſe Leute, welche einem ſubtilern Epikurismus dienen, als der Koch, der Schneider, der Friſeur u. ſ. w. Erſt wenn alle dieſe rohen Bedürfniſſe auf glänzende Weiſe nach außen befriedigt ſind, wendet ſich der Epikuräer nach innen und denkt daran, mit dem feinſten, durchſichtigſten Gewebe ſeinen Körper zu umziehen, um ungeſehen von der Welt einem Luxus zu fröhnen, der nur für ihn allein da iſt; um zu verhindern, daß die äußern, an ſich koſtbaren Stoffe nicht unmittelbar ſeine Haut berühren, ſondern durch ein feineres Geſpinnſt, ſelbſt einem zarten Häutchen vergleichbar, ſorgfältig vermittelt werden. Wie koſtbar und fein auch Sammt, Atlas und niederländiſches Tuch ſein mögen, Leinwand iſt koſtbarer und feiner! Wie herrlich auch ſeidene Decken und wollene Teppiche gehalten werden, der linnene Damaſt iſt herrlicher als Alles, was man in ſolcher Art ſehen kann! Und die Bewohner des Erzgebirges ſchaffen Kunſtwerke in dieſer Gattung — und hungern dabei! Immer lieſt man in den Zeitungen von der Noth im Gebirge; kommt man aber hin, ſo erſtaunt man über die ſtattlichen Fabrikgebäude, über den Flor der Städte. Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen Handel und Handwerk. Das letztere müht ſich ab, der erſtere hat den Nutzen. Es liegt ſchon in der Benennung viel Charakteriſtiſches. Bei beiden iſt die Hand im Spiele, comme de raison. Zum erſtern geſellt ſich die ſüddeutſche Diminutivſilbe „el,“ es iſt eine Spielerei dabei, ein leichtes Weſen; bei dem letztern finden wir ein ganzes Wort und zwar das Schwerſte bezeichnend, was Schöpfer und Geſchöpf hervorzubringen vermögen: „Werk.“

Wollte man mir Metzger oder Fleiſcher anführen, ſo werde ich geſtehen müſſen, daß dies Geſchäft ſeinen Mann nährt, aber mich dennoch mit einer offenen Abneigung davon wegwenden. Das Todtſchlagen, Abſtechen, Schlachten, das Oeffnen der Thiercadaver und was damit verbunden, das Viertheilen, Hacken und Schneiden, das Fellabziehen, das im Blute wühlen, ſind Neigungen, die angeboren ſein müſſen, um darüber urtheilen zu können. Wie es keinen vernünftigen Vater wol geben kann, der ſeinen Sohn zwingen würde, Metzger zu werden, ſo ſollte aber auch kein Vater es nicht zugeben wollen, wenn ſein Sohn eine unbezwingliche Neigung an den Tag legte, es werden zu wollen. Hoffnungsvolle Jungen davon zurückhalten, hieße Galeeren und Zuchthäuſer bevölkern; denn wer die Luſt zum Blut mit auf die Welt bringt, werde in Friedenszeiten um des Himmels willen Metzger oder, ſo weit es ſein kann, Scharfrichter, um ſeiner Neigung auf erlaubte Weiſe und ohne Nachtheil für die Geſellſchaft ein Genüge zu thun.

Es gibt nun aber noch eine Menge von Handwerkern, die ich hier nicht nennen will. Zum Theil würde ich mich nur wiederholen müſſen, oder es wären ſolche, zu denen ſich nur ſelten Liebhaber finden. Ich könnte, was die Erſtern betrifft, hier noch die Tapezirer, die Bildhauer gewöhnlicher Gattung, denn von den Künſtlern iſt hier überhaupt nicht die Rede, die Lackirer, die Zimmermaler und Anſtreicher, die Wagenbauer, die Poſamentirer und Bortenwirker, die Zinngießer, die Plattirer und Gürtler, die Klempner, die Sattler, die Hutmacher, die Büchſenſchäfter, die Schwertfeger nennen und zu den Letztern die Branntweinbrenner, Lichtzieher, Seifenſieder zählen, Leute, die durch die Mäßigkeitsvereine, die Gasbeleuchtung und das raffinirte Lampenöl, ſowie durch haushälteriſche Frauen, welche ihre Seife ſelbſt bereiten, bei ihren beſchwerlichen, übelriechenden Arbeiten faſt keinen oder doch nur ſehr geringen Gewinn ziehen. Die Gold- und Silberſchmiede wollen den Handwerkern nicht mehr angehören und nehmen mit lauter Stimme ihren Antheil an der Künſtlerinnung gleichwie im Mittelalter in Anſpruch; größtentheils machen ſie ſich in unſern Tagen durch die Vollkommenheit ihrer Hervorbringungen dieſer Auszeichnung würdig. Ebenſo wollen die Buchdrucker und Schriftſetzer ſich den Handwerkern nicht beizählen laſſen, obgleich ich ihnen kein größeres Recht als den Schriftgießern einräumen zu können glaube, die doch nie mehr ſein wollten. Wär's nicht ſonderbar, wenn die Buchdrucker ſich für mehr erachten wollten, als Derjenige, der ihnen das Manuſcript geliefert? und iſt es nicht notoriſch erwieſen, daß viele Schriftſteller nichts weiter als Handwerker ſind?

Ich kann und will mich nicht herbeilaſſen, dieſen Punkt hier näher zu erörtern, um die löbliche Schriftſtellerzunft, *zu welcher ich mich nun einmal nicht zählen darf*, nicht gegen mich aufzubringen. Wie dem nun aber ſei und ſo wenig ich in dieſem Kapitel auch im Stande geweſen bin, meine Anſichten über dieſen Gegenſtand deutlich und klar an den Tag zu legen, ſo darf ich doch verſichern, daß ich reiflich darüber nachgedacht und mich nicht genug verwundern kann, einen Vater ſagen zu hören: „Der Junge ſoll ein Handwerk lernen!“ — Welches? wird nach meiner Ueberzeugung ſtets eine große Frage bleiben. Hier ſcheint es mir leichter zu ſein, Glück und Zufriedenheit für's ganze Leben von ſeinem Kinde zu ſcheuchen, als wenn man ihn die Handlung oder Studien treiben läßt. Welche Kraft gehört für einen gut organiſirten, wohlerzogenen Jüngling dazu, ſich in der Sphäre ſeiner Mitgeſellen wohl zu fühlen und den Genüſſen, die er vielleicht Sonntags in dem Hauſe ſeiner Eltern hat, für die lange, übrige Woche zu entſagen? Nein — Ihr, die Ihr nicht ſelbſt Handwerker ſeid, laßt Euere Kinder nicht Handwerker werden; ſie mögen eines erlernen, um im Falle der Noth, wenn unvorhergeſehenes Unglück ſie trifft, davon Gebrauch zu machen. So kannte ich einen armen Grafen, den ſeine Familie verſtoßen hatte, als Tapezier, und einen unbemittelten Baron, der im Geheim für einen Buchbinder arbeitete. Aber ich kannte auch einen Schauſpieler, der ſeine Jungen Zimmerleute werden ließ, den Sohn eines Kaufmanns, der Hufſchmied, und den Sohn eines jüdiſchen Banquiers, der Schuhmacher wurde. Unglückliche Eltern! Unglücklichere Kinder! Sie waren als Geſellen liederlich und gingen als Meiſter zu Grunde. Ausnahmen kann es zwar geben, aber auf Ausnahmen rechnen, ſtimmt nun einmal mit einem ſoliden Geſchäftsmanne nicht zuſammen.

Ich war jetzt aber mit mir einig, die beiden Kinder, die mir der Himmel zugewieſen und für die ich als Vater zu ſorgen mir vornahm, kein Handwerk erlernen zu laſſen. Aber was ſollten ſie denn werden?

Fünftes Kapitel.

Der Tod des Glücklichen.

Ein tief erſchütterndes Ereigniß trug ſich in meinem Wohnorte zu.

Ich kannte ſeit vielen Jahren einen Mann, der auf unbegreifliche Weiſe ſein Glück gemacht hatte. Ohne mit beſonders hervorſtechenden Gaben von der Natur bedacht worden zu ſein, hatte er ſich nie verrechnet; was er ergriff, gelang ihm, die gewagteſten Unternehmungen ſchlugen zu ſeinen Gunſten aus, Alles wurde unter ſeinen Händen zu blankem Golde.

Wie ſeine andern Gaben, ſo waren auch ſeine Vermögensumſtände anfänglich nur ärmlich geweſen, aber das anhaltende Glück, das ihn förmlich verfolgte, hatte ſie während einer Reihe von Jahren, in welchen er als Geſchäftsmann figurirte, ſo bedeutend geſteigert, daß er allgemein für einen Millionair galt. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie feſt des Mannes Vertrauen auf ſeinen Stern war.

„Mir muß Alles glücken!“ war eine ſtehende Redensart bei ihm und mit dieſer Sicherheit verband ſich denn auch ein nicht unbedeutender Grad von Muth, wie dieſes ganz natürlich war. Er war ſchon ziemlich in Jahren vorgerückt, als ſich eine läſtige Krankheit bei ihm einſtellte, die ihm viel zu ſchaffen machte. Dieſe leidige Unbequemlichkeit war ihm unerträglich und doch war keine Hoffnung vorhanden, ihn ohne gewagte Mittel davon zu befreien, vielmehr ſah man voraus, daß ſie ſich von Jahr zu Jahr bis zu ſeinem Lebensende nur vergrößern würde. Ein Mittel gab es, ihn darüber wegzuheben, aber es war — nach der Ausſage der Aerzte — gefährlich. Es konnte das Leben koſten!

Der vom Glück Verwöhnte ſchwankte nicht lange. Auf der einen Seite eine drückende Laſt, die ihm, der nie an Schmerzen und Unbequemlichkeit gewöhnt war, unerträglich ſchien; auf der andern faſt unvermeidlicher Tod. Die Aerzte thaten ihre Pflicht, ihm die Wahrheit unverholen zu enthüllen; ſeine Kinder, hoffnungsvolle Söhne und Töchter, Alle bereits gut verſorgt, ſeine Gattin, eine ehrwürdige Matrone, die ihm ſtets redlich zur Seite geſtanden und nicht wenig zu dem Glücke ſeines Lebens beigetragen, flehten ihn mit Thränen in den Augen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und ſich ihnen, wenngleich kränklich, noch eine Reihe von Jahren zu erhalten. Umſonſt!

„Hat mich mein Glück um Kleineres nicht verlaſſen," rief er unwillig aus, „ſo wird es in dieſem entſcheidenden Momente mir ſicher zur Seite ſtehen. Daran nur zu zweifeln, wäre Verbrechen. Ich unterwerfe mich der Operation mit gutem Muthe und ſie muß und wird daher glücken; denn nur Angſt und Zagen könnten hier Unheil bringen!"

Von dieſem Vorſatze brachte ihn nichts ab und die geſchickteſten Aerzte wurden berufen. Man unternahm die Operation, die gut von ſtatten ging. Der Patient befand ſich unmittelbar darauf vortrefflich. Ich beſuchte ihn und wurde zu ihm gelaſſen. Die Familie ſtand mit freudigen Blicken um das Lager.

„Nun? ſagte ich nicht, daß mir Alles glücken müſſe?“ rief er mir mit ſchwacher Stimme zu. „Nun hab' ich's überſtanden und bin die Quälerei los!“

Er befand ſich wirklich zum Erſtaunen wohl und ein Schauder durchrieſelte mich bei der Betrachtung, mit welcher Zuverſicht, die an Frechheit grenzte, dieſer Mann das geheimnißvolle Etwas, das wir Glück und Unglück benennen, herausgefordert hatte.

Als ich am andern Morgen hinſchickte, war jedoch die Scene bedeutend verändert. In der Nacht war ein ſtarker Blutverluſt eingetreten, der eine Schwäche herbeigeführt hatte, welche bei dem Alter des Kranken bedenklich werden mußte. So verging der Tag unter ſchwankender Hoffnung und als der Abend hereinbrach, erklärten die Aerzte, daß ihre Kunſt am Ende ſei. Dieſe Nachricht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in der Stadt und es läßt ſich nicht beſchreiben, welche Senſation ſie erregte. Ein Menſchenhaufen umſtand das große Haus in einer der Hauptſtraßen, um von Minute zu Minute über das Befinden des reichen Mannes Nachricht zu haben, von deſſen Glücksumſtänden nun leiſe allerlei Gerüchte ſich in der Menge zu beleben anfingen, als ſei jetzt ein fürchterlicher Pact zu Ende gegangen und der Creditor beſtünde plötzlich auf prompte Zahlung. Der reiche Mann habe ſich eben verrechnet, wie dies gemeinhin zu gehen pflegte, und ſei der betrogene Theil, wie dies bei ſolchem Geſchäfte ſeit undenklichen Zeiten ſtets der Fall geweſen ſei.

Ich beſuchte noch am ſpäten Abende den Kranken. Er war bei vollkommener Beſinnung, und während ſeine Umgebung jeden ſeiner Pulsſchläge zählte, wohl wiſſend, daß er ſein nahes Ende beſchleunigte, ſchmeichelte er ſich immer noch mit Geneſung. „Das Glück könne ihn ja nicht ſo gänzlich verlaſſen haben!“ hauchte er leiſe.

Indeſſen war das Lebenslicht immer weiter heruntergebrannt und der Tod klopfte mahnend an das Herz, das nur noch zögernd ſchlug und in großen Zwiſchenräumen bereits zu ruhen ſchien. Ein trügeriſcher Schlummer umfing den Kranken noch einmal, aus dem er nur für einen kurzen Moment erwachte, um die Worte zu ſtammeln:

„Ich hab' mich doch getäuſcht — es iſt aus mit dem Glück und mit Allem!“ Dann hörte er plötzlich zu athmen auf.

Ich überlaſſe es einem Jeden, ſich den Eindruck auszumalen, den dieſe Scene auf Alle hervorbrachte, welche dieſe Leiche umſtanden. Ich möchte die Scene „den Tod des Glücklichen“ benennen und hätte meine Feder die Kraft eines Dichters, ich würde ſie zum Vorwurf einer ausgeführten Schilderung machen, deren bittere Ironie von großer Wirkung ſein müßte. Aber auch ſo einfach, wie ich ſie hier nur zu geben vermochte, wird ſie der Leſer gewiß nicht ohne Theilnahme hinnehmen.

Dieſer Mann war einer meiner treueſten Freunde geweſen; ſein Tod machte eine bedeutende Lücke in meinen Unterhaltungen. Da nämlich meine Geſelligkeit im großartigen Style unter meinen neuen Glaubensgenoſſen nicht recht gedeihen wollte, ſo war ich genöthigt, um nicht ganz einſam meine Tage hinzubringen, wieder zu Juden meine Zuflucht zu nehmen. Ich bin einmal ein geſelliges Thier und zum Eremiten verdorben. Der Geſtorbene war auch Jude geweſen. Die erſten jüdiſchen Familien, die Ariſtokratie, wenn ich hier dieſen Ausdruck gebrauchen darf, waren ſtark zurückhaltend gegen mich geworden und ſchienen mich ihres nähern Umgangs nicht mehr würdigen zu wollen, allein ich muß geſtehen, daß es mir auch nicht darum zu thun war, mich in ihre Intimität zu drängen.

Es curſirten zu jener Zeit ſo viele lächerliche Gerüchte über einige reiche Juden vom alten paläſtiniſchen Adel, daß ſie zum Geſpötte der ganzen Stadt dadurch gemacht wurden.

Man erzählte unter Anderm von einem der erſten Banquiers, der eine häßliche Frau hatte und ſich ein prächtiges Landhaus bauen laſſen wollte, zu welchem Zwecke er von einem geſchickten Architekten den Plan entwerfen ließ, er habe zu dieſem geſagt: „Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie den Balcon weg. Machen Sie mir Säulen ohne Balcon, denn was hab' ich vom Balcon, wenn ſich meine Frau herausſteckt, verſchändet ſie mir das ganze Haus!“

Ein Anderer, nicht minder reich, deſſen Namen mit einem F. anfängt, hatte ſich einen prächtigen Wagen bauen laſſen und dem Lackirer den Auftrag gegeben, ſo einfach als möglich das Ganze zu halten, weil es jetzt in England ſo die Mode mit ſich bringe.

„Kein Wappen und nichts auf der Thüre,“ ſetzte er hinzu, „nichts als ein ſimples F'chen.“

Er meinte damit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens; wie erſtaunte er aber, als der ehrliche Handwerker ihm den Wagen vor die Thür fahren ließ, mit einem zierlichen Aeffchen, einem Mandrill oder dergleichen, auf dem Schlage. Der Banquier wollte ihm einen Proceß machen, weil er es als Injurie auslegte, bis daß er ſeine ſeltſame Beſtellung gehörig in Erwägung zog.

Statt dieſer précieux ridicules wollte ich mein Haus den minder reichen, aber unterrichteteren unter meinen frühern Glaubensgenoſſen öffnen und das nächſte Kapitel ſoll die Schilderung einiger dieſer Originale enthalten.

Sechstes Kapitel.

Die Hausfreunde.

Mein neuer Hausfreund war ein langer, hagerer Mann, mit röthlich blonden Haaren, einem ſtarken Backenbart von gleicher Farbe und dunkeln, ſtechenden Augen, die er durch eine Brille verſchanzte. Sein Anzug war gewöhnlich ſalop, auf dem Jabot lag viel Tabak, den er aus einer goldenen Doſe in großen Priſen in die Naſe ſteckte. Er hatte die Eigenheit, das R nicht ausſprechen zu können, wofür er ein doppeltes D zu hören gab. Er würde zum Beiſpiel den Director des königsſtädtiſchen Theaters, der bekanntlich Cerf heißt, Ceddef genannt haben; Berlin hieß bei ihm Bedd'lin u. ſ. w. Dabei iſt jedoch zu merken, daß er das doppelte D nicht geſchärft oder hart, dem T ähnlich, ſondern vibrirend ausſprach, wodurch wirklich einige Aehnlichkeit mit dem R erzielt wurde. Man ſchrieb dieſe Seltſamkeit des Mannes gewöhnlich ſeinem ſtarken Tabakſchnupfen zu und einer dadurch erzeugten Naſalſtimme, die dem Organe eines mit dem Stockſchnupfen Behafteten ähnlich war.

Dieſer Mann galt in den Cirkeln, die er frequentirte, für einen geiſtreichen Geſellſchafter. Er war unerſchöpflich an Anekdoten von polniſchen Juden, wie ſie die Leipziger Meſſe in jedem Jahre in großer Menge gebiert, und nebenher in jener Art von Witz geübt, die den meiſten Juden angeboren iſt.

Mein neuer Hausfreund war ein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften. Obgleich von früheſter Jugend für den Handel erzogen, beſchäftigte er ſich viel mit der Literatur der Zeitgenoſſen. Theaterkritik und Lyrik waren ſeine Steckenpferde.

„Gott, die göttliche D.! ſie hat geſpielt wie ein Engel — ich hab' gemacht ein Sonnet an ſie auf der Rückſeite von einem Courszettel!“ konnte man oft von ihm hören. Oder: „Laſſen Sie mich heute gehen mit Rothſchild'ſchen Looſen und Hamburger Banco, mir ſteht der Kopf nicht dazu, ich ſing' mir den ganzen Tag den Turniermarſch aus Robert le diable vor!“ Man wird einſehen, wie leicht verderblich ſolch ein Dilettantismus einem tüchtigen Geſchäftsmanne werden kann. Den Ausſpruch eines Verwandten Meyerbeer's: „Er hat hunderttauſend Franken zu verzehren, was braucht er Opern zu componiren?“ fand er ſehr lächerlich. Er lebte und webte in der Muſik. Er ſang alle Opern vom erſten Bogenſtrich bis zum letzten Finale, bald im Baß, bald im Discant, und verſtand auch daneben alle berühmte Sänger und Sängerinnen, ihren verſchiedenen Manieren nach, trefflich zu copiren. Mit falſchen Tönen nahm er es dabei nicht ſehr genau, denn er beſaß eigentlich nur Gedächtniß, aber kein muſikaliſches Gehör. Er wußte ſich viel damit, daß in neuerer Zeit Juden in der Literatur und den Künſten bedeutenden Ruf erlangten. Bendemann's und Oppenheim's Bilder, Mendelsſohn's und Meyerbeer's Compoſitionen, Saphir's Werke waren ſein Stolz. Mit dem Letztern ſtand er in beſtändigem Briefwechſel und trug die Briefe, die er von ihm erhielt, ſo lang in der Taſche, um ſie einem Jeden vorzuleſen, bis ſie faſt unleſerlich waren.

„Saphir iſt mehr wie Jean Paul,“ ſagte er, „denn Jean Paul hat nichts verſtanden vom Theater und Saphir weiß ſo viel und mehr davon, wie Einer. Seine Recenſionen ſind poetiſch und witzig und verdienen commentirt zu werden wie der Talmud.“

In ſeiner Jugend bemühte ſich der gute Mann ſehr, den Schauſpielerinnen die Cour zu machen, war ihnen aber gewöhnlich, trotz ſeiner galanten Verſe, die er in öffentliche Blätter einrückte, ſo zuwider, daß alle dieſe Abenteuer ſehr unangenehm für ihn endeten. Auch prahlte er viel, in genauem Umgange mit Gelehrten geſtanden zu haben. Einſt — das erzählte er oft — war er ſo glücklich, daß ſich ein in unſerer Zeit hochberühmter Philoſoph neben ihn ſetzte, als er gerade auf einem wenig beſuchten Spaziergange ausruhte. Sogleich nahm er ſich vor, dieſen Moment nicht ungenützt vorbeizulaſſen und von dem Philoſophen ſich ein Wort, als Andenken an dieſe Stunde, zu erbitten, womit er nachher bei ſeinen Bekannten prunken könnte. „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor!“ fing er nach einer Weile an, während er ſein Gehirn zermartert hatte, um einen Gegenſtand zu finden, und ſchon zu beſorgen anfing, daß der Andere vielleicht fortginge, ehe es ihm gelungen wäre, ihn zum Sprechen zu bringen —

„Verzeihen Sie, ſehen Sie die dunklen Wolken dort unten am Firmament?“

„Ich ſehe ſie wohl,“ erwiderte der Philoſoph, „ſie deuten auf Gewitter!“

„Was iſt ein Gewitter eigentlich?“ fragte nun ſchnell mein Hausfreund mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte jetzt das Stichwort erhalten, an das er eine ganze Reihe von Fragen zu knüpfen hoffen durfte.

Der Philoſoph ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Ich verſtehe Ihre Frage nicht ganz.“

Mein Hausfreund frohlockte jetzt ſchon im Innern, er hatte dem berühmten Philoſophen eine Frage vorgelegt, welche dieſer nicht ganz zu verſtehen bekannte. Was mußte er nun erſt für ein Philoſoph ſein nach ſeiner Meinung!

Ohne ſich aber in eine Erörterung ſeiner erſten Frage einzulaſſen, machte er einen erſtaunlichen Sprung zu einer zweiten:

„Verzeihen Sie, was iſt die Naturphiloſophie? Was will man damit ſagen, war die Philoſophie von unſerem großen Moſes Mendelsſohn aus Deſſau nicht auch natürlich?“

Der Profeſſor, der es nicht ſehr wünſchte, dieſe Unterhaltung fortzuſetzen, bemerkte, daß zu einer ſolchen Definition Zeit und Ort nicht gut gewählt ſei, weil der drohende Regen ihn ans Nachhauſegehen mahnte.

„Erlauben Sie noch Eins,“ rief jetzt mein Mann in Verzweiflung darüber, daß der Profeſſor nicht antworten wollte, „wen halten Sie für größer, Schelling oder Fichte?“

Hier ſetzte der Gelehrte plötzlich alle Höflichkeit bei Seite, ſah den Frager ſtarr an und ſprach: „Laſſen Sie mich ungeſchoren!“

Mein Hausfreund erwiderte darauf: „Grob kann Jeder ſein, das iſt keine Kunſt!“

Und damit war dieſe Unterhaltung beendigt; er aber erzählte ſie ſo umſtändlich, wie ich ſie hier wiedergab, allen ſeinen Bekannten als Beleg, daß er den berühmten Naturphiloſophen durch ſeine Fragen in Verlegenheit geſetzt habe.

„Ihre größten Philoſophen“ (er meinte die Chriſten), pflegte er dann hinzuzuſetzen, „ſind dumm im Vergleich mit uns; ſie wiſſen ihre Weisheit nicht von ſich zu geben, und es wäre nur zu wünſchen, daß ſich Mehrere von uns auf den Unterricht legten, damit wir unſere Kinder nicht zu den Chriſten ſchicken dürften. Allein dafür iſt geſorgt, dahin kommt es nie; die Menſchheit würde dadurch zu klug werden.“

Bei mir brachte er jetzt freilich dergleichen Redensarten nicht mehr vor, weil er mich ſelbſt für einen eifrigen Bekenner des Chriſtenthums hielt; ich kannte dieſe Geſinnungen jedoch noch aus früherer Zeit.

Zu dieſem Manne geſellte ſich ein anderes Original, noch jung an Jahren, aber außerordentlich ernſt und geſetzt. Er hatte es bis zu einem Doctor der Philoſophie gebracht, ein Titel, der eben ſo viel Ehre gewährt, als der Orden des goldenen Sporns; in neuerer Zeit hat man angefangen, dieſe Würden zu verſchweigen, ſelbſt wenn man ſie beſitzt.

Dieſer Doctor der Philoſophie hatte den Wunſch des früher geſchilderten zum Theil realiſirt und ſich der Pädagogik gewidmet. Er war einige Jahre hindurch Hauslehrer in einem reichen Hauſe geweſen; dort hatte ſich die Tochter in ihn verliebt und ſo kam er bald zu einer Frau, die er auf gewöhnlichem Wege ſich lange nicht erobert haben würde.

Die reichen Eltern mochten ihren Schwiegerſohn nun nicht länger als Hauslehrer behalten, es war aber ſchwer, ein Geſchäft für ihn zu ermitteln, indem er eigentlich zu keinem taugte.

Da gerieth er auf die glückliche Idee, mit ſeiner Frau zu reiſen, und kam ſo in die Stadt, die ich bewohnte. Hier gefiel es ihm und er beſchloß, einige Zeit zu verweilen. Ein einartiges Trauerſpiel führte er mit ſich, welches er aufführen laſſen wollte, wenn ſich Liebhaber dazu fänden. Es lag — wie er verſicherte — eine tiefe philoſophiſche Idee demſelben zu Grunde, die gewiß kein Menſch im Publikum verſtehen würde, weil die Leute im Lande zu dumm ſeien; ſo behauptete er. Doch wollte er es geben laſſen zu ſeiner Belehrung und Bereicherung, nämlich nicht ſeines Beutels, ſondern ſeiner dramaturgiſchen Kenntniſſe.

Im Punkte des Theaters kam dieſer Doctor mit jenem lyriſchen Dichter oft hart zuſammen, zu meinem großen Ergötzen. Sie ereiferten ſich bis zur Wuth über eine unſerer ganz gewöhnlichen Schauſpielerinnen. Die Worte „ſubjectiv“ und „objectiv“, welche der Doctor damals ſtets im Munde führte, waren dem Perüker ein Greuel, welcher vorgab, nicht zu verſtehen, was ſein Gegner damit meinte; dieſer hingegen lachte höhniſch, wenn der Andere ſeinen gut erhaltenen Jahrgang der Schnellpoſt aufſchlug, um durch Saphir'ſche Ausſprüche die ſeinigen zu belegen.

Ein Dritter im Bunde war ein junger, ganz ungebildeter Menſch, der am Tage Mäklergeſchäfte trieb, aber nebenbei Lieder in Heine'ſcher Manier dichtete und ſie auch drucken ließ. Obgleich ich ſelbſt kein Kenner von dieſem Artikel bin, ſo habe ich mir doch ſagen laſſen, namentlich von meiner Frau, die ſich darin nicht mit Unrecht eine Stimme anmaßt, daß der junge Mäkler gar nicht ohne Talent war. Sehr tiefſinnig ſchienen ſie mir übrigens nicht zu ſein und ſingen, glaub' ich, konnte man ſie auch nicht; denn wenn ich ſo etwas auch nie geleſen habe, ſo war ich doch genöthigt, es mir vordeclamiren zu laſſen, wenn Abends chambre complette bei mir zu finden war. Das waren allerdings ſaure Augenblicke, aber nichts konnte ſie abwenden.

Die Galerie meiner Hausfreunde zählte aber auch Damen, die ich hier nicht näher ſchildern will; ſie waren im Ganzen ziemlich unbedeutende Geſchöpfe. Jüdinnen waren nicht darunter; es waren größtentheils arme Chriſtenmädchen, Töchter kleiner Beamten, die weiblichen Glieder einer heruntergekommenen Kaufmannsfamilie u. dgl.

Bedeutendes konnte meine Frau, trotz ihrer Bildung und ihres angenehmen Betragens, des leidigen Vorurtheils wegen nicht erzwingen.

Siebentes Kapitel.

Der Mörder aus Wahrſcheinlichkeit.

Ein junger Menſch, chriſtlichen Glaubens, beſuchte auch mein Haus, deſſen tragiſches Schickſal mich zwingt, ſeiner hier zu erwähnen.

Er war blond, klein und ſchmächtig und, obgleich dem Namen nach ein Deutſcher, ſoll er doch fremder Abkunft geweſen ſein. Er hatte ſich früh dem Kaufmannsſtande gewidmet und betrieb ein kleines, aber — wie es hieß — einträgliches Geſchäft. Sein angenehmes Ausſehen, ſein beſcheidenes Weſen und ſein geregelter Vermögenszuſtand hatten ihn zu einem geſuchten Mitgliede in unſern geſelligen Cirkeln gemacht und es konnte nicht fehlen, daß er dadurch mit unſern beſten Familien in Berührung kam, namentlich mit ſolchen, die für ihre mannbaren Töchter gute Partien erſtrebten. Es währte auch nicht lange, ſo ſprach man allgemein davon, daß die Tochter einer reichen Witwe ſich mit ihm vermählen würde. Man pries ihn allgemein glücklich, aber eben dieſe Verbindung war es, die ihn unnennbar elend machte.

Er war mit ſeiner Frau ſehr oft in meinem Hauſe, das er ſchon früher zu beſuchen pflegte. Wir liebten und ſchätzten Beide. Auch die Mutter der Frau, die alte, reiche Witwe, ſahen wir dann und wann; jedoch nur ſelten. Sie lebte mit einer Nichte, die ſie nach der Verheirathung ihrer einzigen Tochter zu ſich genommen hatte, ſtill und einſam in einem weitläuftigen Hauſe. Eine Köchin und ein Kutſcher beſorgten ihre Bedienung.

Eines Morgens verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, daß Witwe, Nichte und Köchin in dem einſamen Hauſe ermordet gefunden worden wären und daß allem Vermuthen nach der Kutſcher der Thäter ſei.

Dieſer nämlich war am frühen Morgen ausgegangen, um, wie er ſagte, Heu auf dem Markte zu kaufen; beim Nachhauſekommen fand er die Thür verſchloſſen und ſah ſich genöthigt, ſie mit Hülfe einiger Nachbarn zu erbrechen, da man weder auf ſein Läuten noch Rufen öffnete und ihm ein Unglück ahnte.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Gleich beim Eintritte fand man die Magd mit einer Axt erſchlagen; man eilte in die Zimmer und hier ſah man die Leichname der Nichte und der alten Frau ſchrecklich verſtümmelt todt am Boden liegen. Die Letztere aus dem Bette geriſſen und in die blutigen Leintücher gewickelt.

Die Unbefangenheit des Kutſchers und ſeine Verſicherungen, ſowie auch die Ausſage mehrer Bekannten, die ihn auf dem Markte geſehen hatten, waren nicht im Stande, ihn von dem peinlichen Verhör zu befreien.

Hier ſagte er aus, daß, als er das Haus verlaſſen und eben erſt zur Thür herausgetreten war, ihn der Schwiegerſohn der Witwe anredete, der gleichſam auf ihn gewartet zu haben ſchien.

Er ſagte ihm, daß er Futter für ſeine Pferde kaufen müſſe, und Jener bat ihn, ihm den Hausſchlüſſel zu geben, da er etwas im Hauſe zu thun habe, aber nicht durch Läuten ſeine alte Schwiegermutter, die gewiß noch ſchliefe, aufwecken möchte.

Der Kutſcher, nichts Arges beſorgend, nahm keinen Anſtand, dem ihm wohlbekannten nächſten Verwandten des Hauſes den Schlüſſel zu übergeben.

Auf dieſe Ausſage hin wurde der Schwiegerſohn ſogleich verhaftet. Es war auffallend, daß nicht das Geringſte entwendet worden war, und Dies mehrte den Verdacht gegen den jungen Kaufmann, da er als Univerſalerbe ja ohnedies Alles bekommen haben würde. Ein anderer Mörder, ſo wurde angenommen, würde gewiß den Secretair der Wittwe erbrochen haben, wo ſie ihre Juwelen und Koſtbarkeiten, ſowie ihre Papiere verwahrte. Der Verdacht wurde nun mit großer Wahrſcheinlichkeit auf den jungen Mann hingelenkt, der jedoch nicht aufhörte, ſeine Unſchuld zu betheuern.

Er geſtand, daß er von dem Kutſcher den Schlüſſel gefordert und auch empfangen habe. Er habe die Köchin und die Nichte bereits aufgeſtanden, die Schwiegermutter aber noch im Bette angetroffen. Er habe eine Spazierfahrt für den Nachmittag verabredet und ſein frühes Kommen damit entſchuldigt, daß er eine bedeutende Waarenverladung im Packhofe beſorgen müſſe, die ihn den halben Tag dort beſchäftigt hielte und daß er daher den Augenblick benutzt habe, der ihn an dem Hauſe vorbeiführte. Hierauf verließ er das Haus und hatte keine Ahnung von dem Entſetzlichen, das ſich gleich darauf darin zutragen ſollte.

Den Schlüſſel ließ er der Köchin, da der Kutſcher ja bei ſeiner Nachhauſekunft anläuten konnte, indem Alles ſchon wach im Hauſe war und keine Rückſicht mehr deßhalb genommen werden durfte.

Das Räthſelhafte bei der Sache blieb, wie es möglich war, in einer lebhaften Straße zwiſchen ſieben und acht Uhr Morgens, während der Sommermonate, wo ſich überall bereits Leben regte, drei Mordthaten zu verüben, ohne daß ein Schrei, ein Nothruf von einer der Perſonen verſucht und von außen gehört worden wäre. Um ſo mehr, da ſie augenſcheinlich nicht im Schlaf überfallen und ſo getödtet wurden, ſondern, wie die Lage der Leichname in den verſchiedenen Localitäten hinlänglich bewies, wachend von dem Mörder getroffen wurden.

Die Köchin wahrſcheinlich beim Oeffnen der Thür, das Mädchen, die bei dem Geräuſche herzueilte, und die alte Frau, nicht ohne einigen geleiſteten Widerſtand, da ſie aus dem Bette gewaltſam geriſſen zu ſein ſchien.

Man kam daher auf die Vermuthung, der Mord ſei bereits in der Nacht verübt worden und der Schwiegerſohn ſei mit dem Kutſcher einverſtanden und Beide die Thäter. Die Geſchichte mit dem Schlüſſel, mit der Einladung zum Spazierenfahren ſeien leere Erfindungen und wie der Kutſcher Morgens auf den Heumarkt gegangen, ſei das Verbrechen bereits vollzogen geweſen.

Man unterſuchte die Sache mit allem Eifer, die keinen geringen Eindruck auf die Einwohner machte; da ſich aber keine neue Inzichten ergaben, vielmehr ſich immer deutlicher herauszuſtellen ſchien, Niemand wie der junge Kaufmann könne die That in Gemeinſchaft mit dem Kutſcher verübt haben, ſo blieben Beide im Gefängniß, um dadurch zum Bekenntniß gebracht zu werden.

Der Kutſcher ſtarb bald darauf an einer hitzigen Krankheit. Es iſt hiebei zu bemerken, daß er während ſeiner Fieberphantaſien wol von Pferden, Kutſchen, Fahren und Umwerfen, nie aber von Mord und Todtſchlag ſprach. Wahrlich ein Zug, der die aufmerkſamen Richter wol auf eine andere Fährte hätte lenken ſollen.

Nichtsdeſtoweniger blieb der junge Kaufmann im ſtrengſten Gewahrſam, und da man nur auf ſein Geſtändniß wartete, um ihn dann vom Leben zum Tode zu befördern, und dies Geſtändniß mit einer Art von Gewißheit erwartete, ſo war vorauszuſehen, daß er aus ſeinem Kerker nur durch den Tod befreit werden könnte. Entweder durch den natürlichen, der allem Erdenleiden ein Ende macht, oder durch den Tod von Henkershand, der unmittelbar ſeinen Eröffnungen gefolgt ſein würde.

Der Abſcheu, den die Unterſuchung anfänglich gegen den unglücklichen jungen Mann aufgeregt hatte, legte ſich nach und nach, beſonders nachdem der Kutſcher in ſeinen Delirien nichts geäußert hatte, das Aufklärung hätte geben können.

Ich beſuchte den jungen Mann in ſeinem Gefängniſſe, wo er, auf Tod und Leben angeklagt, das Schwert der Gerechtigkeit an einem Haare über ſeinem Haupte ſchwebend, traurige Tage verlebte, von ſeiner Frau und einem hübſchen Töchterchen getrennt.

Wie viele Juſtizmorde ſind nicht ſchon verübt worden? Wie viele, von denen wir wiſſen, laſſen nicht auf eine größere Anzahl ſchließen, die uns unbekannt geblieben ſind? Mit welchem Rechte wird ein Menſch auf einen bloßen Verdacht hin eingeſperrt und ſein ganzes Leben wie ein Verbrecher behandelt? Er ſoll geſtehen, das verlangt man von ihm, und deshalb wird er von den Seinigen getrennt und in den Kerker geworfen.

Iſt die Tortur in den civiliſirten Staaten nicht abgeſchafft? Und was iſt dies wol Anderes? Was berechtigte die Gerichte, dieſen ſchweren Verdacht auf einen Mann zu werfen, der bis dahin einen ehrenvollen Standpunkt in der Geſellſchaft eingenommen hatte? Er war ein guter Familienvater, ein thätiger Geſchäftsmann, deſſen Vermögenszuſtand blühend war und der noch dereinſt eine bedeutende Erbſchaft zu erwarten hatte, deren Beſchleunigung ihm allem Anſcheine nach nicht beſonders wünſchenswerth ſein konnte. Wer ihn ſeit Jahren kannte, gab ihm das Zeugniß eines wohlgeſitteten, moraliſch guten Menſchen, deſſen Charakter nie die Spur einer Entartung gezeigt, die auf eine ſo ſchreckliche That hätte ſchließen laſſen.

Und was konnte nun mit einem Male den guten, im Schutze der Geſetze ſo ſichern Bürger an den Rand des Verderbens führen und ihn jeder Wohlthat der Geſellſchaft untheilhaft machen? Ein zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden, das jede Deutung beliebig zuließ. Und wenn er nun wirklich Alle lebend im Hauſe verlaſſen hätte und, bis daß der Kutſcher nach Hauſe kam, irgend Jemand eingedrungen und die Morde verübt, dann aber auch durch das Zurückkommen des Kutſchers oder einen andern Umſtand verhindert worden wäre, den Secretair zu öffnen und den beabſichtigten Raub zu vollführen?

Man ſagt, es iſt nicht wahrſcheinlich! — Aber was iſt es, was iſt es nicht? Waren nicht bei allen Verurtheilungen Wahrſcheinlichkeitsgründe vorhanden und erſtaunte man nicht, wenn ein ſpäterer Zufall die Wahrheit enthüllte, wie weit die Wahrſcheinlichkeit von dieſer entfernt war und wie unbegreiflich es ſei, ſich ſo leicht und plump täuſchen zu laſſen? Es verführt nichts leichter, als die Lügnerin: Wahrſcheinlichkeit, und es iſt jedem Richter zu rathen, ſich ihr — die ſich ſogleich frech und unberufen ihm darſtellt — nicht anzuvertrauen. Pascal ſagte: Kein Menſch kann mit Gewißheit vorausſagen, daß er nicht auf dem Schaffote ſterben werde. In Revolutionszeiten leicht möglich und ſchrecklich genug; aber noch ſchrecklicher, wenn die pure Wahrſcheinlichkeit dies zu vollbringen im Stande iſt und den ruhigen Schläfer, der von Glück und Zufriedenheit träumt, einem hochnothpeinlichen Halsgericht überliefert, wo ſchon die Form zu langſamer Marter und Tod wird.

Einſt ſuchte mich ein Freund am ſpäten Abende im Theater auf, den ich lange nicht geſehen hatte.

Er nimmt mich geheimnißvoll bei Seite: „Ich bin auf der Flucht, ſpricht er, keines ſchlechten Streichs wegen, aber wegen unangenehmer Familienverhältniſſe, denen ich nur auf dieſe Weiſe entgehen kann. Ich muß Dir Alles ſagen, heute nicht, denn ich habe Briefe zu ſchreiben, aber morgen früh. Ich mag mich in Deinem Hauſe nicht ſehen laſſen, darum komm' zu mir, ich wohne im Gaſthofe zum Lorberzweig. Um 6 Uhr früh erwarte ich Dich, denn um 7 muß ich weiter reiſen.“ Hiemit ließ er mich ſtehen.

Nicht Neugierde allein, ſondern die wärmſte Theilnahme trieben mich an, zur beſtimmten Stunde nicht zu fehlen. Ich warf mich auf's Bett und konnte nicht einſchlafen. Endlich umfing mich ein leichter Schlummer, aus dem ich jedoch bald wieder erwachte. Es war im Winter und Alles um mich her ſtill und finſter. Ich wollte meine Uhr repetiren laſſen, aus Beſorgniß, verſchlafen zu haben. Sie war abgelaufen. Einige Karren raſſelten an meinem Hauſe vorüber, die Straßenlaternen waren dem Erlöſchen nahe, der Tag ſchien zu grauen, ich meinte, daß es wol ſchon ſechs Uhr ſein könne. Ich wollte Niemanden wecken, nahm den Hausſchlüſſel, öffnete leiſe das Thor und befand mich auf der Straße. Die Stille und Dunkelheit kam mir indeß ſogleich ſonderbar vor; es mochte doch wol noch früh am Tage ſein. Ich biege um eine Ecke und ſehe einen Mann im Mantel auf mich zukommen, in dem ich ſogleich den Nachtwächter erkenne. „Wie ſpät iſt's?“ frage ich ihn. „Ich habe eben drei gerufen,“ gibt er mir zur Antwort und ich eile nach Hauſe, um mich wieder ins Bett zu legen. Was mir ſpäter mein Freund mittheilte, gehört nicht hieher; wäre aber dieſer unſcheinbare Zufall nicht hinlänglich geweſen, mich als Mörder zu ſtempeln? Wie wenn gerade um jene Zeit irgend ein Mord in der Nähe meiner Straße oder in meinem Hauſe vorgefallen wäre? Wie geſchäftig hätte da die Wahrſcheinlichkeit für mich gezeugt? Was hatte ich bei ſo früher Tageszeit außer dem Hauſe im Winter zu thun? Warum die ängſtliche Frage an den Nachtwächter: wie viel Uhr es ſei? Hätte nicht ein frühwacher Hausgenoſſe mich leiſe die Thür öffnen und aus dem Hauſe hinausſchleichen hören können? Und dann mein ſchnelles Nachhauſekommen, um mich wieder ins Bett zu legen, als ob nichts geſchehen ſei? Und in der That war nichts geſchehen, aber die Wahrſcheinlichkeit! Wie unglückſelig hätte ſie mich machen können. Sollte man nicht die triftigſte Vorſorge ergreifen, ſich ihr zu entziehen? Aber wo ſollte das anfangen, wo wol aufhören?

Wer hätte, wenn während der Gefangenſchaft des jungen vermeintlichen Mörders der wirkliche Thäter gefunden worden wäre, Jenem Erſatz geben können für den fürchterlichen Angriff auf ſeine Ehre, für die Beeinträchtigung ſeiner Freiheit, für den Diebſtahl an ſeinem Leben, für die Todesangſt endlich, für die ſchlafloſen Nächte, für das namenloſe Elend, das durch die peinliche Anklage über alle ſeine Angehörigen ausgegoſſen wurde? Es iſt entſetzlich daran zu denken! Es würde für menſchliche Richter faſt eben ſo ſchrecklich geweſen ſein, glaube ich.

Aber dahin kam es nicht. Der Gram zehrte langſam an dem Herzen des jungen Mannes, ſeine Kräfte ſchwanden dahin und er unterlag ſchon nach wenigen Jahren. „Er hat das Geheimniß mit ſich in die andere Welt genommen,“ wurde hie und da geäußert. Ich aber widerſpreche, denn er wußte wahrſcheinlich von dem Geheimniſſe eben ſo wenig, als Die, ſo zu Gerichte über ihn ſaßen. Seine Ruhe blieb feſt und unerſchüttert bis zu ſeinem Ende, das eine Schwindſucht ſanft herbeiführte. Er ſtarb im Bewußtſein ſeiner Unſchuld wie ein Märtyrer, dem ſanfte Taubenflügel mitten in Flammen Kühlung zufächeln.

Ich wollte um keinen Preis Criminalrichter ſein!

Dieſer Fall ruft mir einen andern ins Gedächtniß, der ſich vor vielen Jahren in meiner Nähe zutrug, als ich mich wegen Handelsverbindungen in einer großen Stadt des Nordens befand. Im nächſten Kapitel will ich die Geſchichte meinen freundlichen Leſern zum Beſten geben. Ich werde das Factum trocken erzählen, wie es meine Art iſt; ein Novelliſt könnte daraus eine intereſſante Geſchichte machen; aber das Ausmalen verſtehe ich einmal nicht und unterlaſſe es daher wohlweislich.

Achtes Kapitel.

Das Ungefähr und das Gewiſſen

Ein junger Menſch, den wir Morton nennen wollen, ein Name, der mit jenem, den er in der Wirklichkeit trug, auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hatte, hielt ſich in Geſchäften eines bedeutenden Handelshauſes in einer großen Stadt auf, die auch ich zu jener Zeit beſuchte.

Er war von ſehr angenehmem Aeußern und von einer Bildung, die weit über ſeinen Stand hinausragte, denn wenn auch dem Kaufmanne von Bedeutung vielerlei Kenntniſſe durchaus nicht fehlen dürfen, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß eine gründliche Bekanntſchaft mit der modernen Literatur, die Ausübung der ſchönen Künſte, Malerei und

Muſik, ſchon Luxusgegenſtände ſind, deren er ſehr gut entbehren kann, ja die ſeinem Glücke eher hinderlich, als förderlich ſind. Dieſe perſönlichen Eigenſchaften des jungen Reiſenden geſellten ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe zu dem Anſehen, das ihm das Haus, für welches er reiſte, verlieh und zu der Wichtigkeit und Ausdehnung ſeiner Geſchäfte. Hiezu kam noch ein ungemeſſener Aufwand, der auf eigene bedeutende Vermögenszuſtände ſchließen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß Morton in den erſten Cirkeln Zutritt fand und von Vätern und Müttern mit ſehr ſpeculativen Mienen betrachtet wurde. Auch die Jungfrauen warfen ſehnſüchtige Blicke nach ihm, und ſo geſchah es, daß das Herz des jungen liebenswürdigen Mannes von einer derſelben mächtig ergriffen wurde.

Es bedurfte eines Wortes von ſeiner Seite und Alles kam ihm entgegen. Bald verbreitete ſich das Gerücht, er werde ſich mit dem ſchönſten und reichſten Mädchen der Stadt vermählen, und nicht ohne Neid ſahen die andern jungen Heirathscandidaten der Stadt ihn den Sieg davontragen. Daß Neid üble Nachrede gebiert, iſt etwas Bekanntes, und ſo fehlten auch hier nicht Verläumdungen und Anſchwärzungen, die Morton's Ruf angreifen ſollten, obgleich früher nicht das Geringſte von dieſer Art ins Publikum gekommen war. Man ſprach davon, daß Morton ein Abenteurer ſei, von deſſen Herkunft man nichts wiſſe, und daß er den Aufwand zum Theil auf Befehl ſeines Hauſes mache, welches ſtets von ſeinen Reiſenden dies verlange, um ſeinem Rufe gemäß auf fremden Börſenplätzen zu erſcheinen; Morton ſei jedoch darin zu weit gegangen und habe ſeine Limite bedeutend überſchritten. Zugleich hieß es, das Haus Morton's ſei eben durch die Prachtliebe der Prinzipale, wie durch die dadurch veranlaßte Verſchwendung der Reiſenden und durch verunglückte Speculationen dem Falle nahe. Der Bruch könne nicht ausbleiben und die Verheirathung Morton's ſei ein Anker in dieſer Noth. Er ſollte dann als Compagnon in das Geſchäft treten und durch den Credit ſeines Schwiegervaters das alte Haus ſtützen.

Wenn gleich dieſen Verbreitungen nicht allgemein-Glauben geſchenkt wurde, und wenn beſonders glückliche Eltern, die ihr Kind gut verſorgt zu haben glauben, zu den Leichtgläubigen gehören, ſo machten doch die ſteten und grellern Wiederholungen des Mitgetheilten hie und da aufmerkſam, und man ſuchte über den wahren Stand der Sache Erkundigung einzuziehen.

Auffallend war es indeß, daß Morton um eben dieſe Zeit nicht mehr ſo heiter und unbefangen war wie ſonſt. Ich ſelbſt überzeugte mich davon, der ich ihn oft im Hauſe der Braut zu beobachten Gelegenheit hatte. An der Stelle der Heiterkeit war eine grelle Luſtigkeit getreten, die zu gemacht erſchien, um einen erfreulichen Eindruck hervorbringen zu können. Die gewohnte glänzende Art zu leben wurde indeß beibehalten und nichts deutete auf Einſchränkungen hin, welche die Lage der Dinge doch in jedem Falle bedingt haben würde.

In dem Hauſe der künftigen Schwiegereltern Morton's hielt ſich ſein Credit noch unangefochten und man ſetzte feſt, die Hochzeit nicht lange mehr hinauszuſchieben, um ſelbſt dadurch den Verleumdungen, wie man glaubte, einen Damm entgegenzuſetzen. Noch acht Tage waren bis zu dem erſehnten Ziele, als ein eben ſo ſeltſamer als ſchaudererregender Vorfall ſich zutrug, der dem Schickſale des jungen Menſchen plötzlich eine andere Richtung gab.

In einem Gaſthofe, welcher der Wohnung Morton's gegenüberlag, logirte ein alter, unmäßig reicher Armenier, der alljährlich die Meſſe des Ortes zu beſuchen pflegte. Er machte Geſchäfte in Pelzwerk, Bernſtein und ähnlichen Gegenſtänden und war ſeiner ſeltſamen Tracht, wie ſeines ſchönen weißen Bartes wegen, er war ein Greis in den Siebzigen, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und ſeit vielen Jahren in der Stadt von Jedermann gekannt.

Eines Morgens findet man den guten Armenier auf ſeinem Bette liegend ermordet. Er war vollſtändig gekleidet, in der Hand hielt er einen zur Hälfte geſchälten Apfel, in der Wunde ſteckte ein ſogenanntes Obſtmeſſer und es litt keinen Zweifel, daß er, ſoeben damit beſchäftigt, den Apfel zu ſchälen, mit demſelben Meſſer, das ihm dabei dienen ſollte, ermordet worden war.

Man durchforſchte ſogleich den Gaſthof; die Fremden, die ſich gerade zufällig dort aufhielten, wurden dem ſtrengſten Verhöre unterworfen. Einige wurden verhaftet, aber nichts wollte Licht in dieſe Sache bringen und Alle wußten ſo klar ihre Unſchuld zu beweiſen, daß die Behörde ſofort ihre Freilaſſung verordnen mußte.

In derſelben Nacht, als der Armenier allem Anſchein nach ermordet wurde, war Morton mit Extrapoſt eiligſt abgereiſt, allein nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt.

Dieſe Abreiſe nun ließ die Vermuthung aufkeimen, er könne mit dieſem Ereigniß in einiger Verbindung ſtehen, und wie es bei den Criminaliſten heißt: „lieber zehn Unſchuldige gehängt, als einen Schuldigen entwiſchen laſſen,“ ſo wurde Morton ohne Weiteres verhaftet und ins Verhör gezogen. Man bemächtigte ſich ſeiner Papiere und fand darin zu allererſt genügende Aufſchlüſſe über den Zuſtand ſeines Hauſes.

Man hatte ihm geſchrieben, nur noch einige Wochen hindurch den gewohnten Aufwand zu unterhalten und ſeine

Verbindung mit der reichen Erbin zu beſchleunigen, damit es nicht früher bekannt würde, daß das Haus fallen müſſe. Durch dieſe Maßregel hoffte man nicht ohne Grund, die öffentliche Schande von der Firma abzuwenden.

Morton hatte hierauf geſchrieben, daß, wenn man ihm nicht mit einer namhaften Summe zu Hülfe käme, er nicht mehr im Stande ſein würde, ſich über dem Waſſer zu halten, ſein Credit ſei erſchöpft und er wiſſe ſich nicht zu helfen.

Auf dieſe dringende Mahnung war noch keine Antwort eingelaufen.

Allerdings war dieſer Zuſtand nicht günſtig für des jungen Mannes Lage. Das Verhör wurde mit großem Eifer geführt und der vorſitzende Richter war als einer der bedeutendſten und zugleich ſchlaueſten Criminaliſten bekannt, der aus den verworrenſten Labyrinthen den Faden zu finden wußte. Man kann denken, wie man den allgemein für unſchuldig Gehaltenen beklagte.

Am ſchwerſten war ſeine Abreiſe in jener Nacht zu rechtfertigen, die eben den erſten Verdacht gegen ihn angeregt hatte.

Er erklärte, daß er im Sinne gehabt habe, ſich nach Hamburg zu begeben, um Europa zu verlaſſen, da er doch nur Schande vor Augen geſehen und ſeinen liebſten Wünſchen hätte entſagen müſſen; dann aber habe er ſich wieder eines Beſſeren beſonnen und ſei umgekehrt. Er wollte ſeiner Geliebten Alles geſtehen und hoffte von ihrer Liebe zu ihm Verzeihung für eine Täuſchung, zu welcher er ſich eigentlich nur im Intereſſe Anderer hergeliehen, an die ihn Dankbarkeit knüpfte. So glaubte er an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen und ſich von ſeinen frühern Verhältniſſen losſagend, für eigene Rechnung ein ſolides Haus zu begründen.

Da ſich durchaus keine Beweiſe ergaben und die nun offen daliegende Geldverlegenheit des jungen Mannes nicht im Stande war, ihn mit Gewißheit als den Mörder des Armeniers zu betrachten, ſo wurde er freigegeben. Alle Ausſagen, ſo wie ſein früherer Lebenswandel ſtimmten darin überein, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Er war nie in dem Gaſthofe des Armeniers, noch in deſſen Geſellſchaft geſehen worden, und da ſeltſamer Weiſe bei dieſem auch nichts entwendet worden war, obgleich Koſtbarkeiten genug herumlagen, ſo erſchien es nicht einleuchtend, als wenn der Mord aus Eigennutz vollführt worden wäre; vielmehr fing man an, einen Selbſtmord zu glauben und ergab ſich ruhig darein, das dunkle Räthſel von der Zukunft einſt gelöſt zu ſehen. Wenigſtens war man froh in dieſer Sache, keinen Unglücklichen auf den bloßen Verdacht hin verurtheilt zu ſehen.

Es war jedoch unerklärlich, daß Morton nach dieſem Ereigniſſe die Stadt nicht verließ. Er war wie an der Stelle gebannt und man konnte es nur ſeiner Liebe zuſchreiben und der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, einſt das Mädchen ſeines Herzens doch noch zu erhalten. Wenigſtens erklärten ſich viele Leute ſein Verweilen auf dieſe Weiſe. Andere ſahen darin einen neuen Beweis ſeiner Unſchuld. Im andern Falle hätte er gewiß ſo bald als möglich eine Stadt verlaſſen, wo jeden Augenblick eine neue Unterſuchung über ihn hereinbrechen konnte. Aber dieſes Sicherheitsgefühl konnte nur das reinſte Bewußtſein einflößen.

Von dem alten Criminalrichter, welcher das Verhör geleitet hatte, gingen indeß ganz ſeltſame Gerüchte. Es hieß, er ließe Morton auf allen Wegen belarſchen und habe in vertrauten Cirkeln geſagt, nach ſeiner langjährigen Erfahrung und Einſicht von dergleichen Dingen ſei dieſer und kein Anderer der Mörder des Armeniers. Man ließ dem alten, wunderlichen Mann ſeine Meinung und Viele im Publikum, namentlich die ſchönere Hälfte deſſelben, waren gar nicht abgeneigt, den Abſcheu, der den wirklichen Mörder, falls man ihn entdeckt hätte, getroffen haben würde, einſtweilen auf den alten, häßlichen Richter zu übertragen.

Einigermaßen ſöhnte man ſich erſt wieder mit dem Manne aus, als nach länger als Jahresfriſt er Morton in ſein Haus zu ziehen ſuchte. Er geſtand offen ſeinen nähern Freunden, daß er ſich in dem unglücklichen, jungen Manne geirrt und ihm ein großes Unrecht abzubitten habe. Dieſe Veränderung rief in allen geſellſchaftlichen Cirkeln, die Morton früher beſucht hatte, die freundlichſte Stimmung für denſelben wieder hervor.

Man beeiferte ſich von allen Seiten, ihm mit Aufmerkſamkeit entgegenzukommen, und ſelbſt ſeine Braut, die für immer dem Eheſtande entſagt hatte und langſam verblühte, ſchien wieder aufzuleben und an glückliche Tage einer nicht mehr fernen Zukunft zu glauben.

Das Beſtreben, ein ſo ſchreiendes Unrecht, das die Geſellſchaft an dem Unſchuldigen begangen hatte, auf jede Weiſe wieder gut zu machen, war eben ſo natürlich als gerecht und das Verbleiben Morton's an dem Orte ſeiner Schmach erhielt nun ſelbſt in den Augen der Hellblickendſten die richtigſte und vollkommen gut geheißene Auslegung: er hatte einen vollſtändigen Triumph erleben wollen und beſaß Reſignation genug, im Gefühle ſeiner Unſchuld ſich allen Angriffen auf ſeine Ehre muthig auszuſetzen, ſeiner Sache gewiß, daß ſeine Wiedereinſetzung in alle Würden eines Ehrenmannes nicht ausbleiben könne.

Der Gegenſtand aller dieſer Vermuthungen und Vorausſetzungen, aller dieſer Schähungen, Verfolgungen und

Vertheidigungen wurde jedoch nicht im Geringſten von dieſer Meinungsveränderung ergriffen. Er ſah bleich und gedrückt aus und ſein Arzt ſprach davon, daß die erlittenen Kränkungen ſein Gemüth ſo erſchüttert hätten, daß Heiterkeit nie mehr darin zurückkehren könne und ſeine Geſundheit für immer untergraben ſei. Einem Andern würde er eine Reiſe vor Allem angerathen haben, aber die Mittelloſigkeit des Patienten ließ dieſen Heilungsverſuch unmöglich erſcheinen. Morton ſelbſt war der Meinung, daß für ihn kein Lebensglück mehr zu erwarten ſei und daß der Tod wol bald ſeinen Leiden ein Ende machen würde. Die Annäherung des Criminalrichters ließ er geſchehen, er folgte ſeinen Einladungen und das ſtille Haus des alten, ernſten Mannes, das ſo wenig Zerſtreuungen zu bieten im Stande war, ſchien ihm für ſeine Stimmung am paſſendſten.

Der Criminalrath ſollte ſeinen achtundſechzigſten Geburtstag in wenig Tagen feiern und äußerte eines Abends, daß er ihn im Kreiſe weniger vertrauter Freunde zubringen wolle. Er erzeigte Morton die Ehre, ihn hiezu einzuladen. Er habe um ſein Penſionirung nachgeſucht und zweifle nicht, daß der gerechte Fürſt ſie ihm ertheilen würde, da er lange genug ſein ſo ſchwieriges und anſtrengendes Amt zum Nutzen des Staates und zum Beſten der Geſellſchaft verwaltet habe.

Der Abend des Tages erſchien, die Penſionirung war eingetroffen und ein fröhliches Mahl ſollte die geladenen Gäſte verſammeln. Der alte Richter wollte ſich auf ſein Landgut zurückziehen und dort ſeine Memoiren zum Drucke vorbereiten, die nach ſeinem Tode herausgegeben werden ſollten.

Morton war ſeiner Gewohnheit nach ſpazieren gegangen. Es war im Spätherbſte und rauhes, ſtürmiſches Wetter; die Nacht war bereits angebrochen, als er ſich dem Hauſe des Richters näherte und die Klingel zog. Es fiel ihm auf, die ganze Fenſterreihe finſter zu ſehen und Nichts zu bemerken, das ein ſolennes Gaſtmahl, wie es in der Stadt üblich, verkündete.

In einem kleinen Hinterzimmer des Erdgeſchoſſes war eine Tafel zu fünf Perſonen gedeckt. Dorthin wurde Morton gewieſen.

Als er eintrat, fand er daſelbſt den Wirth des Hauſes, den Kaufmann, der vor dem unſeligen Ereigniſſe ihm ſeine Tochter zur Frau geben wollte, den Wirth des Lorberkranzes, wo der Mord des Armeniens ſich zugetragen, und den Beamten, der bei ſeinem Verhör das Protokoll geführt hatte. Dieſe ſonderbare Geſellſchaft machte ſogleich den unangenehmſten Eindruck auf ihn und verwirrte ihn ſichtlich. Der alte Richter kam ihm höflich entgegen und machte ihm Vorwürfe über ſein langes Ausbleiben. Die Andern zeigten ein gemeſſenes, peinlich gezwungenes Weſen. Man ſetzte ſich zu Tiſche und aß die Suppe, ohne viel zu ſprechen. Morton ließ nur ſelten ſeine Augen auf die Andern fallen, dieſe hingegen fixirten ihn ſcharf und bemerkten ſeine Bläſſe und augenſcheinliche Verwirrung.

Die Suppe war verzehrt und eine Fleiſchſpeiſe wurde herumgereicht. Morton, dem ſie zuerſt präſentirt wurde, hatte kein Meſſer. Der Alte ſchien über den Bedienten erzürnt, aber nun bemerkte man erſt, daß kein dienſtbarer Geiſt zugegen war und daß die Gäſte ſich allein im Zimmer befanden. Morton erklärte, keinen Appetit zu haben und daß er von der Speiſe nicht eſſen wolle.

„O nicht doch, es ſchmeckt Ihnen gewiß,“ ſagte ernſt der Richter, und indem er aus einer Schublade des Tiſches das Fehlende zog und es dem jungen, auf's Aeußerſte geſpannten Manne überreichte, fügte er hinzu: „Hier iſt ein Meſſer!“

Morton griff darnach, aber ſogleich zog er die Hand zurück und ſtarrte mit einem wahnſinnig verzerrten Geſichte den ihm gegenüberſitzenden Richter an.

„So nehmen Sie,“ wiederholte Jener, „ein Zufall, daß ich dieſes bei der Hand habe — Sie kennen es ja.“ — Und immer ſtreckte er dem Gepeinigten ein kleines ſilbernes Meſſer entgegen. Morton konnte ſich nicht länger mehr halten, er wurde bleicher, verwirrter, die Augen ſtarr auf das Meſſer gerichtet, erhob er ſich von ſeinem Stuhle.

Auch der Alte erhob ſich und ihm nahe auf den Leib tretend, das Meſſer ihm dicht unter die Augen haltend, rief er mit fürchterlicher Stimme:

„Macht das Meſſer dieſen Eindruck auf Dich? Nicht wahr — das Blut des Armeniers klebt daran — Du biſt der Mörder, Canaille!“

Morton ſtürzte leblos zu Boden. — Als er erwachte, war er im Gefängniß, aufs neue des Mordes auf den Tod angeklagt. Während der ganzen Zeit ſeiner erſten Freiſprechung hatte der alte Criminalrichter ſeinen Fang nicht aus den Augen verloren und ihn von ſeinen Spionen umgeben laſſen. Nach ſeiner innerſten Ueberzeugung hatte Morton und kein Anderer den Mord verübt. Man folgte dem unglücklichen jungen Manne auf ſeinen einſamen Spaziergängen; man belauſchte ſeine Selbſtgeſpräche, die ſich oft halblaut und verworren aus ſeiner Bruſt rangen. Er war ſchwermüthig im höchſten Grade und kein Zweifel konnte darüber bleiben, daß ein tiefer Gram an ſeinem Leben zehrte. Jedem Andern war dieſer Gram aus andern Urſachen erklärlich. War nicht das Lebensglück des Menſchen für immer zerſtört, war er nicht von der Höhe des Glücks in das tiefſte

Elend hinabgeſtürzt? Der Criminalrichter fand aber in dieſen Aeußerungen nur friſche Nahrung für ſeinen Verdacht.

Endlich gab ihm eine Meldung eines ſeiner tüchtigſten Spürhunde die längſt erſehnte Gewißheit.

Morton war an einem trüben Tage in den Wald gelaufen. Alles zeigte an ihm die größte innere Aufregung. Er war zum Fluſſe gelaufen, hatte hinabgeſehen, laut aufgeſeufzt und war dann weiter gegangen. Es ſchien ihm der Muth zu fehlen, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Immer tiefer verlor er ſich jetzt in das Dickicht, weit ab von jeder gebahnten Straße. Kein menſchliches Weſen war in ſeiner Nähe, ſo wähnte er, aber der Verräther lauſchte, in der Perſon eines Polizeiſpions, der ſich an ſeine Ferſen gefeſſelt hatte.

Unartikulirte Töne ausſtoßend war er bis zu einem alten Baume gelangt. Der Baum war hohl; Morton ſtürzte ſich darauf hin und rief mit dumpfer Stimme in die Höhlung die Worte: „ich bin ein Mörder!“ dann, als fühlte ſich ſeine Bruſt dadurch erleichtert, ſeufzte er tief auf und fing laut an zu weinen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſeine Schuld zu geſtehen, die ihm das Herz abpreßte. Auf dieſe Meldung hin nahm ſich der alte Richter vor, einen energiſchen Schritt zu wagen, um das Geſtändniß herbeizuführen. Ich habe erzählt, wie er es unternommen und wie es ihm gelungen war.

Morton leugnete nun nicht mehr. Folgendes ſagte er aus:

Sein Haus hatte ihm geſchrieben, nur noch wenige Tage die Kriſe zu verheimlichen, in welcher er ſich befand, und ihm ſelbſt mußte Alles daran liegen, vorerſt ſeine Verheirathung zu bewerkſtelligen. Er war entblößt von allem Gelde und hatte bedeutende Zahlungen zu leiſten. Er wußte nicht, wie er, ohne ſich ein Dementi zu geben, ſeiner Verlegenheit abhelfen ſollte. In Sorgen vertieft ſtand er am Fenſter ſeiner Wohnung. Drüben im erſten Stockwerke des Lorberzweiges ſah er den alten Armenier ſein Mahl vollenden. Es war ein guter, wohlwollender Mann, dem ſtets bedeutende Kapitalien zu Gebote ſtanden, das wußte er. Wie, wenn er ihm ſeine Verlegenheit mittheilte, ohne ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen? Er kämpfte mit ſich ſelbſt; der Armenier zeigte ſich, die Zähne ſtochernd, im Fenſter; er grüßte freundlich; Morton nahm dies für einen Wink des Himmels, doch konnte er ſich kein Herz faſſen. Er wollte am andern Morgen ſein Anliegen vorbringen; das erſchien ihm ſchicklicher. O wäre er dieſer Eingebung ſeines Schutzgeiſtes gefolgt!

Der Armenier zog ſich noch einmal freundlich nickend vom Fenſter zurück; Morton ſchritt ſtark in ſeinem Zimmer auf und ab; er konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich dachte er: Nur Feigheit und falſche Scham heißt dich dein Vorhaben bis morgen verſchieben; morgen wirſt du eben ſo unentſchloſſen ſein als heute, und deine Lage iſt ſo, daß die Sache ſich nicht länger aufſchieben läßt. Alſo vorwärts! Der Augenblick iſt günſtig; der Armenier iſt dir gewogen und nimmt dich und dein Anliegen gewiß gütig auf."

Mit wankendem Schritte ging er über die Straße; es war der verhängnißvollſte Gang ſeines Lebens. Niemand bemerkte ihn im Gaſthofe; er klopfte leiſe an die Thür des Armeniers, Niemand rief herein; die Thür war angelegt, er öffnete und ſtand nun im Zimmer.

Alles ſtill und halb dunkel; die Vorhänge waren zugezogen; auf dem Bette ſaß die dicke Geſtalt des Armeniers, zurückgelehnt, voll vom eben genoſſenen Mahle, in der einen Hand den Apfel, den er ſich wahrſcheinlich eben zum Deſſerte hatte ſchälen wollen, und in der andern Hand das Meſſer. Darüber war er eingeſchlafen.

Morton blieb betroffen über den Anblick eine Weile an der Thür wie feſtgebannt ſtehen und wagte keinen Schritt vorwärts in dem Zimmer zu machen. Seine Blicke ſchweiſten darin umher; am Fenſter oben ſtand ein geöffnetes Pult, in welchem er Goldmünzen in langen Reihen aufgeſtapelt ſah. Der Gedanke kam ihm wie ein Bliß, ſich dieſes Goldes zu bemächtigen. Niemand hatte ihn eintreten geſehen; dieſe That mußte ſtets verſchwiegen bleiben; Jemand, der auf ihn ausgeſagt hätte, würde ſich ſelbſt des Diebſtahls verdächtig gemacht haben.

Er ſchritt auf das Pult los, er ſtreckte die Hand aus, da rührte ſich, zu ſeinem Unglücke der Armenier; noch ein Moment und er ſchlägt die Augen auf, und Morton ſieht ſich beſchimpft auf ewig. Er blickt nach dem Greiſe hin, der wieder zu ſchlafen ſcheint. Allein Morton traut dieſem Scheine nicht, er will gewiß ſein. Auf den Zehen ſchleicht er hin und beugt ſich über den Alten. Dieſer aber wachte wirklich, er hatte bereits gemerkt, daß man ihn beſtehlen wolle, und ſtellte ſich ſchlafend, um den Dieb deſto ſicherer nach verübter That zu fangen. Jetzt — als ſich Morton über ihn beugte, — raffte ſich der Greis auf, um ihn zu packen, aber der ihm an Kräften überlegene Jüngling warf ihn zurück und, da jener Lärm machen wollte, drückte er ihm ein Polſter auf den Kopf und das Meſſer, das er gegen ihn kehrte, entwand er ihm ſchnell und ſtieß es dem Greiſe ins Herz. Mehr die Erſtickung als die Wunde führte einen augenblicklichen Tod herbei.

In demſelben Momente aber hörte man draußen gehen und ſprechen; Morton überfiel eine gräßliche Angſt und ohne des eigentlichen Antriebs zur That zu gedenken, floh er davon und ließ das Gold unberührt.

Mit Entſetzen durchrannte er die Straßen; es war ihm nicht möglich, in ſeinem Zimmer zu bleiben, überall ſah er den Armenier, den weißen, langen Bart blutig gefärbt. Er beſtellte Poſtpferde und reiſte noch in derſelben Nacht fort. Aber wohin ſollte er? und was beginnen? Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte erfahren, welche Folge ſeine ruchloſe That haben würde. So kam er zurück.

Der Gedanke, auf dem Schaffot zu ſterben, war ihm zu entſetzlich; deshalb geſtand er nichts. Sein Advokat ſagte ihm, daß er wegen Mangel an Beweiſen freigeſprochen werden müſſe. Auch waren ja die meiſten Leute, ſelbſt ſeine Richter, bis auf den Alteck, von ſeiner Unſchuld auf das vollkommenſte überzeugt.

Was er während des Prozeſſes gelitten, war nichts im Vergleich mit Dem, was er nach ſeiner Freiſprechung litt. Das Leben war ihm zur Laſt und doch war er nicht im Stande, es ſich zu nehmen. So ſchrecklich ihm der Gedanke war, gerichtet zu werden, ſo fühlte er, daß dies allein ihn ganz zu entſühnen im Stande ſein würde. Er lief in die tiefſten Wälder und vertraute den geheimnißvollen Schauern, die hier nächtlich wohnten, das Geheimniß, welches ſein Gewiſſen belaſtete. In die hohlen Bäume rief er das Geſtändniß ſeiner Frevelthat. Dies führte endlich die Entſcheidung herbei.

Sein Urtheil ließ ſich nicht lange erwarten; er wurde zum Schwerte verurtheilt. Seine letzten Tage waren voll Buße und Reue. Die meiſten Einwohner der Stadt zollten ihm Mitleid und Jeder dachte nicht ohne innern Schauer, wie leicht eine ſchreckliche Verkettung von Umſtänden den Menſchen in den Abgrund zu ſtürzen im Stande iſt.

Das Mädchen, das einſt Morton's Frau werden ſollte und ihn immer noch liebte, verließ den Ort und ſtarb bald darauf am Nervenſchlage.

Neuntes Kapitel.

Der Sohn.

Eines Morgens überraſchte mich der Landgeiſtliche, bei dem ich meinen Sohn erziehen ließ, und fragte um die Erlaubniß an, mir denſelben vorſtellen zu dürfen. Ich war überraſcht, und ohne in jenem Augenblicke an meine Vorſätze und die Folgen zu denken, gab ich meine Einwilligung, ihn zu ſehen. Es dauerte nicht lange und er ſtand vor mir, denn ſein würdiger Erzieher hatte ihn draußen vor der Thür warten laſſen.

Das alſo war mein Sohn! Ein hübſcher Junge, aus deſſen Auge Geiſt und eine offene Ehrlichkeit zu leuchten ſchien. Er war ſchlank gewachſen, gleich ſeiner Mutter, größer als ich; ſeine Geſichtszüge waren nicht unangenehm und bis auf die Naſe, in der ſich bei mir der altorientaliſche Typus nicht verleugnete, mir ziemlich ähnlich. Seine kaſtanienbraunen Haare hatte er glatt an die Seite geſtrichen, ſodaß man ſeine hohe, blendendweiße Stirne ſah. Ich darf nicht leugnen, daß ich eine innige Freude bei ſeinem Anblicke nicht unterdrücken konnte. Ich richtete einige Fragen an ihn, die er mit richtigem, klarem Geiſte beantwortete. Ich blickte dankend auf den Lehrer, der mit leiſe ein günſtiges Zeugniß über die Fähigkeiten des Jüng-

Bibl. Univers. Lips.

lings ablegte und dann laut hinzufügte, daß es ihm ſcheine, als wenn er meinem früher gehegten Wunſche: ſich dem Handel zu widmen, entſprechen würde.

„Bei Leibe, keinen Zwang!“ fiel ich ihm ins Wort, aber mein Sohn beſtätigte die Ausſage des Lehrers mit einem ſchüchternen Lächeln.

Ich erkundigte mich nun nach ſeinen gemachten Studien und überzeugte mich, daß er Engliſch und Franzöſiſch wußte und auch Kenntniſſe von der Buchführung und anderen, dem Kaufmanne nützlichen Dingen bereits erlangt hatte.

„Nun wohl!“ ſprach ich, „das kommt eben ganz erwünſcht. Ein franzöſiſcher Handelsfreund, von deſſen Solidität ich hinlänglich überzeugt bin, bittet mich, ihm einen deutſchen Commis zu verſchaffen, dem er einen Theil ſeiner Geſchäfte mit unſerm Lande zu übertragen gedenkt; hätteſt Du Luſt, nach Frankreich zu gehen, ſo würde ich Dir in der That nichts Beſſeres anrathen. Haſt Du ein paar Jahre dort conditionirt, ſo ſoll es Dir an Mitteln nicht fehlen, Paris und London zu ſehen, und kehrſt Du dann ins Vaterland zurück, ſo etablire ich Dich hier am Orte, oder wo Du ſonſt es für Dich am vortheilhafteſten hältſt.“

Der Junge ſprang ganz erfreut auf mich zu und wollte meine Hand an ſeine Lippen drücken, ich litt dies aber nicht und küßte ihm die friſchen, ſchwellenden Lippen. Ich war ganz ſelig, wie ich den Sohn in den Armen hielt. Hierauf dankte er in hübſchen Worten ſeinem Lehrer, in denen ſich Achtung und Freimuth auf eine Weiſe ausſprachen, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Es iſt wol ein Glück, einen wohlgerathenen Sohn zu haben, dachte ich bei mir ſelbſt, und war gewiß, an dieſem, gleich geſund an Körper und Seele, Freude zu erleben. Ich lud den würdigen Geiſtlichen zum Mittage ein und es verſieht ſich von ſelbſt, daß der Sohn von dem Tiſche ſeines Vaters nicht ausgeſchloſſen blieb.

Bis auf etwas Linkiſches im Benehmen, das unmöglich dem auf dem Lande im engen Kreiſe der Familie des Geiſtlichen und ſeiner Mitſchüler Erzogenen zur Laſt gelegt werden konnte und das ſich ſo leicht und bald im Umgange mit der Welt abſchleift, war das Benehmen meines Sohnes von der Art, daß es auch meine Gattin auf das vortheilhafteſte für ſich einnahm. Sie ſah mit Wohlgefallen auf ihn während des Eſſens und richtete manche Frage wohlwollend an ihn, was ich mit großer, inniger Freude bemerkte.

So wie ich mich bewegt fühlte, ſo mochte in dem jugendlichen Gemüthe meines Sohnes wol noch eine ſtärkere Bewegung vorgegangen ſein. Es war das erſte Mal, daß er ſich in dem großen, reichen Hauſe befand, zu dem er in einem eigenen Verhältniſſe ſtand. Er hielt ſich nämlich für mein Pflegekind, das mir von einem fernen, armen Verwandten zur Pflege und Erziehung anvertraut worden war, und wußte, daß ich für ihn wie ein wirklicher Vater Sorge trug und dafür auch die Liebe eines echten Sohnes in Anſpruch nahm.

Und er zollte ſie mir. Dies bezeugten mir nicht nur ſeine Briefe, die er mir bei verſchiedenen Gelegenheiten ſchrieb, ſondern auch die Aeußerungen bei unſerm erſten Zuſammenkommen und das Gefühl, das ich in Allem wahrnahm, was er that. Sollte denn nicht eine innere Stimme ihm geſagt haben: Der liebt dich wie dein Vater und du mußt ihm die Liebe vergelten? Ich glaube an dieſen Zug der Natur, was man auch dagegen einwenden wollte.

Es kam mir in den Sinn, was man gewöhnlich den ſogenannten Kindern der Liebe nachgeſagt. Sie ſollen mehr Geiſt beſitzen und aufgeweckter ſein, als die ehelichen. Ich bin kein Verächter der Ehe, und hätte am wenigſten Urſache es zu ſein, da ſie mich ein langes Leben hindurch beglückte, aber der Vorzug, den man den bürgerlich verſtoßenen, außer der Ehe erzeugten Kindern ſo willig einräumt, worauf denn wol auch ſicher die gemachte Erfahrung hinleitete, machte oft ſchon Zweifel in mir rege, ob wir ohne die förmliche Ehe nicht ein kräftigeres Menſchengeſchlecht die Erde bewohnen ſähen?

Kann man es in Abrede ſtellen, daß jetzt ſo recht eigentlich eine Ehe ausgebeutet werde, wie eine Mine? Daß die Leute Kinder erzeugen, weil ſie müſſen, und ſich mit einem Phlegma dazu anſchicken, das die Jahre des Beiſammenſeins nur vergrößert? Das lange Harren, bis man eine Frau ernähren kann, oder bis ſich andere weſentliche Hinderniſſe bei Seite räumen laſſen, bis dieſer oder jener von den Verwandten ſtirbt u. ſ. w., hat Mann und Frau bereits über die kräftigſte Lebensperiode hinweggehoben, wenn ſie zum Altare treten und die Erlaubniß erhalten, Kinder zu zeugen. Die erſte Jugend iſt indeß nicht unbenützt verſtrichen; er hat der Liebe gefröhnt, auf ſinnliche, oft auf rohe Art, ſie hat ihre Phantaſie nutzlos erhitzt und ihre Nerven geſchwächt; Uebel im Keime oder völlig ausgebildet, ſind die unausbleib- iche Folge davon geweſen. Schon das Erſtgeborene trägt en Stempel der Unvollkommenheit an ſich und bringt zu- ünftige Qualen in ſeinem kleinen Körper mit ſich, um eine ommende ganze Generation eheleiblicher Kinder damit zu rem Verderben zu begaben. Wer dieſen Worten nicht laubt, gedenke der Fragen kundiger Aerzte, wenn wir ihnen nſere Leiden klagen: „Litt Ihr Herr Vater vielleicht an ämorrhoiden, oder an Engbrüſtigkeit, oder an was weiß h? Leugne wer kann die Erblichkeit dieſer herrlichen Sie- nſachen.

Wenn nun aber ſchon in der Erſtgeburt dieſe Ohnmacht ſich ausſpricht, wie muß es erſt mit den ſpätern Früchten des Ehebettes beſtellt ſein? Und in der That, es wird eine traurige Einſchachtelung von immer kleinern, dümmern, bleichern, ſchwächlichern Weſen.

Ein Weib, das nicht mehr daran denken dürfte, Kinder zu gebären, wenn ſie nicht verheirathet wäre, von der ſich jeder freie Mann voll Widerwillen abwenden würde, trägt noch alljährlich eine faule, wurmſtichige Frucht.

Es iſt fürchterlich, wenn man einen Blick in manche Kinderſtube reicher Leute wirft und dort die Menge ſcrophulöſer, rachidiſcher Geſchöpfe elend herumwatſcheln ſieht. Man kann ſich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß hierin der Staat wol auch von Rechtswegen ein Wort mitzuſprechen haben ſollte.

Darf es nun wol noch erörtert werden, warum die ſogenannten natürlichen Kinder, oder Kinder der Liebe vorzüglicher an Geiſt und Körper ſind? Welchen ſchönen Namen legte man ihnen nicht bei, als man ſie ausſchließen wollte von den Rechten, die ihren Halbgeſchwiſtern in der Ehe aufbewahrt wurden? Kinder der Natur, in Gegenſatz zu den Kindern der Unnatur; Kinder der Liebe im Gegenſatz zu den Kindern der kalten Convenienz. Der Jüngling nahet der Jungfrau, er glüht von heißer Liebe, ſie achtet nicht auf Satzung, Name, Ruf, die Welt verſinkt vor ihren trunkenen Blicken und aus ihrer liebenden Umarmung entſprießt eine Frucht, welche vom Vater als Erbtheil Kraft der Jugend und Feuer der Liebe erhielt und welcher die Mutter einen Theil ihrer Geſundheit, ihres blühenden Lebens mit auf den Weg gibt. Glückliches Geſchöpf! Nein — unglückliches Geſchöpf! Die Menſchen machen dich dazu. Thränen werden aus deinen ſchönen Augen über deine friſchen rothen Wangen rinnen, wenn du zum Bewußtſein gelangſt. Sie werden dir die Bahn zur Ehre, zum Glücke verſchließen. Sie werden dich verſtoßen, um die privilegirten Glückspilze zu begünſtigen, die in reichen Wiegen geſchaukelt werden, während du auf der Straße betteln mußt.

Aber das glücklichere Naturell, das ihnen angeboren iſt, reißt ſie empor aus ihrem Elende und entſchädigt ſie für den Unſtern ihrer Geburt. Edel genug, wenn ſie ſich nicht an der Geſellſchaft rächen, ſondern ihre glänzenden Eigenſchaften dazu anwenden, ihr nützlich zu werden, und ſie zwingen, ihren Vortheilen zu entſagen.

Dies iſt jedoch nur im Einzelnen möglich; die Vortheile ſind mit der Geſellſchaft ſo innig zuſammengewachſen, daß ihre Entfernung dieſe nothwendig zerſtören müßte.

Haben die leiſeſten Verſuche nicht oft ſchon den Beweis hiezu geliefert?

Zehntes Kapitel.

Glück und Ende.

In kurzem reiſte mein Sohn nach Frankreich von meinen beſten Wünſchen begleitet. Das Haus, in das er als Lehrling trat, war eines der reichſten in einer franzöſiſchen Seeſtadt, zwar nur von geringem Umfange, aber von ausgebreitetem Handel. Der Inhaber des Hauſes war ein ſchon bejahrter Hageſtolz, der mit großem Glücke gewirthſchaftet hatte und ein ererbtes mäßiges Gut durch einen mehr als dreißigjährigen Umſatz in wohl berechneten Speculationen, von günſtigen Conjuncturen begünſtigt, zu einer bedeutenden Geldmacht zu erheben gewußt hatte. Er galt für einen Millionair.

Sowol eine langjährige Verbindung mit dieſem Manne, die ſchon mein Vater unterhalten, als was in der mercantiliſchen Welt von ihm bekannt war und was ich von Reiſenden zum öftern erfahren hatte, ſtimmte darin überein, mir ihn eben ſowol als einen Ehrenmann in jedem Betracht, wie auch als einen gewandten Kaufmann von großer Einſicht darzuſtellen, und ich konnte nicht väterlicher handeln, als meinen Sohn gerade dort unterzubringen. Das Haus machte nicht nur bedeutende Banquiergeſchäfte, ſondern betrieb auch eine große Rhederei, und es ſoll zu jener Zeit an funfzig Schiffe auf dem Meere gehabt haben.

So wie ich nun glaubte, für meinen Jungen das Zweckmäßigſte ergriffen zu haben, ſo ſollte mir doch der Erfolg die kurze Täuſchung recht grell vor Augen führen und ich will, ohne auf den Zuſammenhang mit den übrigen Ereigniſſen zu ſehen, ihre chronologiſche Folge unberückſichtigt laſſen und hier das traurige und ſeltſame Geſchick des jungen Menſchen fortlaufend mittheilen.

Wie verderblich der Schritt aus der faſt klöſterlichen Umgebung, in der er bis dahin gelebt, zur Lebendigkeit in dem Hauſe ſeines Principals für ihn hätte werden können, daran hatte ich keinen Gedanken. Aus den kindiſchen Uebungen mit jahrelang angewöhnten jugendlichen Kameraden geriſſen, ſah er ſich jetzt von fremden Sitten umgeben und mit jungen Leuten in Berührung gebracht, die das Leben kannten und ihm eine andere Bedeutung bereits zu geben wußten, als die, worin ſich mein Sohn bis jetzt gefallen hatte.

Mein einſeitiger Geſichtspunkt war, aus ihm einen tüchtigen Kaufmann zu bilden und ihn dabei mit der heitern, erwandten Weiſe des franzöſiſchen Lebens bekannt zu machen, woraus ich ihm in den Verhältniſſen, die ihn einſt erwarteten, eine Menge erfreulicher Vorzüge prophezeite. An Anderes dachte ich nicht.

Die Briefe, welche mir mein Sohn ſchrieb, konnten mich nicht überraſchen. Sie enthielten Schilderungen der Herrlichkeit, die ihn umgab, mit warmen, natürlichen Farben. Erfreulicher waren mir die Briefe meines Handelsfreundes, der von der guten Geſittung und vorgeſchrittenen Bildung des jungen Menſchen vollſtändig eingenommen war. Er glaubte ſein Lob nicht beſſer ausdrücken zu können, als wenn er mir ſchrieb: „Ihr Sohn beſitzt franzöſiſchen Geiſt und Lebhaftigkeit, verbunden mit der alles Lobes werthen deutſchen Bonhomie, die ihm angeboren iſt. Ich gratulire ihm zu ieſer glücklichen Vereinigung und ſage ihm ein glänzendes Loos voraus.“

Später erfuhr ich nur ſelten etwas von dem Principale; ie natürlich konnte der Mann, der ſolch einem Geſchäfte erſtand, ſich nicht damit befaſſen, über den Charakter und ie progreſſive Entwicklung eines Handelslehrlings einen rtgeſetzten Briefwechſel zu führen. Ich ſagte mir das lbſt und beruhigte mich dabei vollkommen. Was mir mein Sohn ſchrieb, und ſeine Briefe liefen regelmäßig ein, ſetzte ich in den Stand, über ſein Wirken in der neuen Sphäre nd die Bedeutung, die er in derſelben in kurzer Zeit erngt hatte, zu urtheilen.

Im dritten Jahre nach ſeinem Eintritte ins Geſchäft machte mit einem der erſten Commis eine Reiſe nach London und die-, deſſen Anweſenheit zu Hauſe nothwendig wurde, ließ ihn t Inſtructionen auf dem fremden Platze zurück, um das gonnene Geſchäft ins Reine zu bringen. Die Art und eiſe, wie ſich der junge Menſch aus dieſem Handel zog.

und die Vortheile, die er ſeinem Hauſe zu erringen wußte, ſteigerte das Vertrauen bedeutend, das er ſchon genoß, und veranlaßte ſelbſt ſeine Collegen, die anfänglich eine Anwandlung von Eiferſucht gegen ihn verſpürten, ſeinen Verdienſten nunmehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Bei ſeiner Zurückkunft aus der Weltſtadt ſchrieb er mir einen langen Brief, aus dem ſich neben dem beſonnenen, ernſten Geiſt, dem ſelbſt ein Anſtrich von Männlichkeit nicht mehr fehlte, doch auch wieder ſo viel reine und herzliche Kindlichkeit ausſprach, daß ich mich darüber nicht genug freuen konnte. Namentlich beglückte es ihn, ſeinem theuern Pflegevater, der ſo viel für ihn gethan hatte, Ehre in der Fremde zu machen, und mit den kleinſten Details ſchilderte er mir den ſchönen, freundlichen Empfang im Hauſe des Lehrherrn und daß dieſer ihn außer einer Belobung auch noch mit einer goldenen Uhr und einer Erhöhung des Jahrgehaltes von 300 Franken für ſeine guten Dienſte erfreut habe. Zugleich verbat er ſich von mir jeden Zuſchuß für die Folge und fügte mit innerm Stolze hinzu: daß er hinfort im Stande ſei, ſelbſt für ſeine Bedürfniſſe nach ihrem ganzen Umfange zu ſorgen.

Man kann leicht denken, wie ſehr ich mich darüber freute, dieſen praktiſchen, ſelbſtändigen Sinn bei meinem Sohne zu finden. Es ſchmerzte mich nunmehr tief, daß er ſich noch immer nur für meinen Pflegeſohn hielt, und ich ging mit mir ſelbſt zu Rathe, wie ich ihm das Geheimniß ſeiner Geburt offenbaren ſollte. Er führte meinen Namen, denn ich hatte ihn adoptirt, und die Kenntniß ſeiner Entſtehung würde durchaus nichts in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen geändert haben, es war nur die Frage, welchen Eindruck ſie auf ſein Gemüth hervorbringen und ob die Freude über einen Vater, den er jetzt ſchon liebte und ehrte, ihm nicht durch einen herben Beigeſchmack vergällt werden würde. Meine Anſichten über die Kinder, außer und in der Ehe erzeugt, durfte ich ihm ja nicht auseinanderſetzen.

Ich unterdrückte daher meinen Wunſch und wagte mein Herz von ſeiner Laſt nicht zu erleichtern, immer auf eine ſchickliche Gelegenheit wartend, die ſich mir darbieten ſollte, aber immer nicht erſchien.

So waren wieder ein paar Jahre vergangen, als mich die Nachricht überraſchte, daß mein alter franzöſiſcher Handelsfreund ſich bewogen gefühlt habe, meinem Sohne ſeine Procura zu übertragen. Er deutete in dem bei dieſer Gelegenheit der Handelswelt mitgetheilten Circulare darauf hin, daß er ſich bei vorgerücktem Alter nicht mehr viel um die Geſchäfte bekümmern könne, die jedoch von den geſchickteſten Händen geleitet würden und unverändert fortgeführt werden ſollten. Dabei unterließ er nicht, meinem Sohne in kurzer, kaufmänniſcher Weiſe ein ſchönes Lob zu ertheilen.

Daß mein Sohn mir bei dieſer Gelegenheit einen ſehr ausführlichen Brief ſchrieb, verſteht ſich wol von ſelbſt. Zum erſten Male beleuchtete er in ſeiner gewohnten, treuherzigen Weiſe das Verhältniß, das ihn an das Haus ſeines Principals knüpfte. Er leugnete nicht, daß ihm daſſelbe große Vortheile zu verdanken habe, die ſeinen coloſſalen Reichthum noch bedeutend vermehrt hatten. Er ſchätzte das Vermögen des Hauſes ungefähr auf ſechs Millionen Franken; der Credit war unbegrenzt. Genau ließen ſich die Umſtände jedoch in dem Augenblicke nicht angeben, weil die Bücher auf unverzeihliche Weiſe im Rückſtande ſeien.

Das viele Reiſen hatte ihn oft und anhaltend vom Hauſe entfernt gehalten und mit Schrecken habe er bei ſeiner Rückkehr einen Blick in die Rechnungen geworfen und ſich überzeugt, welche Fahrläſſigkeit man ſich hierin habe zu Schulden Launen laſſen. Erſt neuerlich hatte ſich der Fall ereignet, daß ein Handelsfreund mit 30,000 Franken als Debitor aufgeführt worden war, von dem es ſich ſpäter erwieſen, daß er ungefähr ſo viel von dem Hauſe zu fordern habe.

Wenn nun gleich unter ſolchen Umſtänden ein Augiasſtall zu reinigen ſei, ſo habe er es doch für ſeine Pflicht gehalten, dem ehrenvollen Antrage ſeines Principals zu entſprechen und die Stelle eines uneingeſchränkten Dispoſenten anzunehmen. Er wolle nunmehr neben ſeinen Unternehmungen nach außen auch vorzüglich ſeine Blicke auf das Innere lenken und hier Regel und Ordnung wieder herſtellen, ohne welche kein Haus beſtehen könne, ſondern unaufhaltbar ſeinem Untergange entgegenrennen müſſe. Es ſei ihm übrigens lieb, daß ſich ſein alternder Principal gänzlich zurückzuziehen gedenke, da erſtlich Wankelmuth bei Unternehmungen, die raſche Entſchlüſſe forderten, ſehr hemmend und oft Schaden bringend ſich bemerkbar zu machen anfingen, andererſeits ſein Charakter, der ſtets etwas heftig geweſen, nunmehr in ſo hohem Grade aufbrauſend ſei, daß im eigentlichen Sinne des Worts kein Menſch es mehr mit ihm auszuhalten vermöge, und daß er ſelbſt, ſo ſehr er auch bei ihm in Gunſt ſtehe, nicht immer im Stande wäre, den heftigſten Ausbrüchen ſich zu entziehen. Dies Alles ſei nun eben nicht im Stande, ihn auf ſeinem neuen Standpunkte ſehr zu erheben, allein er wolle ſeinen ganzen Muth zuſammennehmen und ſich an dem Gedanken ſtärken, daß er unter allen Umſtänden ſeine Pflicht zu erfüllen habe und ſie auch mit Strenge zu erfüllen gedenke.

Meine Antwort bemühte ſich, ihn in ſeinen guten Vorſätzen zu beſtärken und ſeinen Muth zu erheben. Reiche Leute ſind nie von Launen frei, um ſo mehr, wenn ſie alt werden. Ausbrüche des Jähzorns ſind ſchnell vorübergehend und der Sonnenſchein, der ihnen folgt, regt leicht freudiger an, als das Ungewitter betrüben konnte. Eine Beleidigung von einem als jähzornig anerkannten Menſchen thue nicht weh, um wie vielmehr, wenn ſie vom väterlich geſinnten Freunde komme, deſſen gute Geſinnungen man hinlänglich kenne. Eine ernſtere Berückſichtigung verdiene der Zuſtand der Handlungsbücher, dieſes Fundament des Wohlſtandes und des guten Rufes. Ich ermahnte ihn vor allen Dingen, auf dieſen Punkt doch ja ſein ſtrenges Augenmerk zu richten und nicht abzulaſſen, als bis von dieſer Seite keine noch ſo entfernte Beſorgniß mehr drohe. Vorſicht bei den zu machenden Unternehmungen enthielt ich mich ihm zu empfehlen, da er nun durch ſo viele Jahre ſchon Alles in dem Hauſe leitete, was hierauf Bezug hatte, und ſeine Erfahrung darin der meinigen bedeutend vorangeeilt ſein mußte. Nur ermahnte ich ihn, an die Verantwortlichkeit zu erinnern, welche die Zeichnung der Firma für ihn herbeiführe, und beſchwor ihn, ſich weder durch Freundſchaft noch andere Rückſichten beſtechen zu laſſen, ſeinen Namen auf irgend ein Papier zu zeichnen. Hiezu fühlte ich mich berechtigt.

Sein nächſter Brief brachte mir ſeinen Dank und die Nachricht, daß ſein Gehalt nunmehr aufgehört habe und er für ein Viertel des Gewinns in dem Geſchäfte ſeines Principals intereſſirt ſei.

Abermals vergingen mehrere Jahre, die mir nur freudige Nachrichten über die Verhältniſſe meines Sohnes hinterbrachten. Der Alte hatte ſich von allen Geſchäften zurückgezogen und lebte auf einem Landhauſe am Ufer des Meeres; ſein Procurent war mit ſeinem vollen Zutrauen, ſowie mit der Leitung des Ganzen beauftragt. Ich hatte beſchloſſen, meinem Sohn einen Beſuch abzuſtatten, wozu neben dem Intereſſe, ihn ſelbſt in ſeinem großartigen Wirkungskreiſe zu belauſchen, auch noch die freudige Veranlaſſung ſeiner Verheirathung mir gegeben wurde. Er ſtand auf dem Punkte, ſich mit der Tochter eines langjährigen Handelsfreundes zu verbinden, und nach allen Beweiſen von Fähigkeiten, die mir der durchaus praktiſche, in die Schule des Lebens herangebildete Menſch gegeben, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er auch in der Wahl ſeiner Gattin mit Umſicht zu Werke gegangen ſein und vortheilhaft gewählt haben würde.

Von meinem alten Handelsfreunde, dem Chef des Hauſes, konnte ich hierüber keinen Aufſchluß erhalten. Er lebte ſeinem Vergnügen, oder Dem, was er in ſeiner damaligen Verfaſſung ſo zu nennen beliebte. Er hatte ſich früher eine complete Lethargie bemeiſtert und er brachte auf ſeinem ſchöngelegenen Landhauſe, ſeine Zeit zwiſchen Eſſen, Trinken und Schlafen getheilt. Er war der Außenwelt gänzlich abgeſtorben und nur ſein Zürnen, zu dem er ſich hinreißen ließ und der ihn ſeiner Umgebung vollkommen unausſtehlich machte, brachte in der alten Maſchine noch manchmal eine wohlthätige Erſchütterung hervor. Dies hatte nun auch meinen Sohn faſt gänzlich von ihm entfernt, der nur ſelten und in den dringendſten Fällen ſich mit ihm in Berührung ſetzte.

Unter dieſen Umſtänden war es auch nicht möglich, von dem Alten eine Antwort zu erhalten, und nachdem ich mehrere Briefe vergebens an ihn geſchrieben und man mich von ſeiner Gemüthsſtimmung unterrichtet hatte, unterließ ich jeden weiteren Verſuch, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Ich ſchickte mich an, die Reiſe anzutreten. Der Arzt hatte mir ein Seebad verordnet und ich wollte dies in dem Wohnorte meines Sohnes nehmen. Meine Briefe ſollten meiner Erkunft veranlaſſen und ihm die freudige Nachricht bringen. Alles war vorbereitet und nichts ſtand mehr der Ausführung im Wege, als ein Brief meines Sohnes meinen Gedanken eine andere Richtung gab und, obgleich er nichts beſtimmt Unangenehmes enthielt, doch nicht verfehlte, eine heftige Unruhe in mir zu erregen.

Die Art der Abfaſſung war es wol zunächſt, was die ſonderbare Wirkung auf mich hervorbrachte. Er war mit eiligen Schriftzügen geſchrieben und enthielt nicht mehr als fünf Zeilen. Er müſſe nothwendigerweiſe auf's ſchnellſte nach London reiſen und wiſſe nicht, bis wann er zurückkommen würde, dies war der lakoniſche Inhalt des Schreibens, dem noch ein Poſtſcript angehängt war: ein unangenehmes Geſchäft zwinge ihn zu dieſer Reiſe.

Er würde mein Schreiben ſchon erhalten haben, das ihn von meiner bevorſtehenden Reiſe benachrichtigte, und dennoch erwähnte er es mit keiner Silbe. Eine Reiſe nach London, auf unbeſtimmte Zeit, durch ein verdrießliches Geſchäft veranlaßt, in einem Augenblicke, wo man ſich verheirathen will, wo man den geliebten, lang entbehrten Vater erwartet, und dies Alles ſo kurz abgethan, das war genug, um die ernſteſten Beſorgniſſe in mir hervorzurufen. Ich verbarg ſie jedoch ſorgfältig in meinem Innern und machte ſelbſt meiner Gattin nichts darüber bekannt. Deſto öfter ſtudirte ich den Brief; ich unterſuchte die Schriftzüge und immer feſter ſtand es bei mir, daß ſie in einer großen Aufregung des Gemüths geſchrieben worden waren.

Meine Zweifel ſollten bald auf die traurigſte Weiſe von der Welt gelöſt werden. Das Handelshaus, deſſen Geſchäften mein Sohn vorſtand, hatte ſeinen Bankerott erklärt. Acht Millionen betrugen die Forderungen und man ſprach im erſten Augenblicke davon, daß die Maſſe nicht mehr als zwei Millionen liefern würde. Der Diſponent des Hauſes ſei mit großen Summen flüchtig geworden und habe ſich und ſeinen Raub wahrſcheinlich nach Amerika in Sicherheit gebracht. Alle Bücher und Papiere ſeien in größter Unordnung vorgefunden worden und der Bankerott ſei in die Kategorie der betrügeriſchen zu ſetzen, weshalb man ſich denn auch ſogleich der Perſon des alten Chefs des Hauſes verſichert und ihn in ſeinem Landhauſe, wo er ſich ſeit lange ſchon aufhielt, verhaftet habe.

Man kann denken, welchen Eindruck dieſe Nachrichten auf mich hervorbrachten, von der Höhe des Glücks mit einem Male dieſer Vernichtung zugeſchleudert zu werden. Meine Feder iſt nicht im Stande, meine Lage zu ſchildern. Ich konnte nicht daran glauben, daß mein Sohn, nach dem gemeinen Ausdrucke, „ſein Schäfchen ins Trockene gebracht haben konnte,“ ich konnte ihn mir nicht als Schurken denken. Obgleich ich ihn ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr geſehen und geſprochen hatte und obgleich auch nur damals wenige Augenblicke und Das, was mir ſein Erzieher über ihn mittheilte, mich mit ſeinem Charakter und ſeinen Anlagen bekannt machte, ſo waren doch ſeine Briefe, die ich durch ſo viele Jahre von ihm empfing, wol im Stande, mir ein vollkommenes Bild von ſeinem ganzen Weſen zu verſchaffen. Was ſollte ihn auch wol zu dem Schurkenſtreiche veranlaßt haben? ihn, in ſeiner Lage? Viel eher mochte ich an Leichtſinn, Uebereilung, Vergeſſen ſeiner Selbſt aus Rückſichten für Andere glauben, und das Einzige, was ich ihm übel nahm und was mich doppelt bei dieſem Unfall ſchmerzlich war, ſein Stillſchweigen, ſein Mangel an Offenheit gegen mich, den er doch als ſeinen beſten Freund kannte und der ihm vor dem Hereinbrechen der Kataſtrophe mit manchem treuen Rathe hätte zur Hand gehen können.

Ich war unentſchloſſen, ob ich nicht ſelbſt an Ort und Stelle mich verfügen ſollte; die Summe, um die es ſich handelte, war ſo coloſſal, daß von Intervention und Bürgſchaft, ſelbſt bei meinem bedeutenden Vermögen, nicht die Rede ſein konnte. Ich fand es endlich jedenfalls gerathen, abzuwarten, bis der Flüchtling von ſich hören ließe, denn daß er es thun würde, darein hatte ich ſtarken Glauben geſetzt.

Dieſe Erwartung täuſchte mich nicht. Ein dicker Brief, aus London datirt, kam an. Er ſprach darin umſtändlich von ſeinem Unglücke. Ein Bruder ſeiner Braut hatte ſein Vertrauen misbraucht und ihn zu Acceptionen verleitet, ohne ihn dafür zu rembourſiren. Die Verlegenheiten, die daraus für ihn erwuchſen, deckte er ſo lange es anging, ohne ſeinem Chef etwas davon mitzutheilen. Selbſt als die Lage der Dinge für ihn ernſter wurde, verſchwieg er es noch immer, aus Furcht vor ſeinem Jähzorn, der in dieſem Falle keine Schranken gekannt und ihn ſicher beſchimpft haben würde. Er hoffte noch immer, ſich glücklich aus dem Strudel retten zu können, und die Vorſpiegelungen ſeines zukünftigen Schwagers trugen das Ihrige bei, ihn in dieſer Hoffnung zu erhalten. Um das Deficit zu decken, griff er wie ein verzweifelnder Spieler zu den gewagteſten Mitteln; er machte Speculationen, an die er ſonſt nicht gedacht hätte. Er aſſociirte ſich mit einem ziemlich verrufenen Manne, der aus früheren Bankerotten bedeutende Summen für ſich bei Seite gebracht hatte und nun fortwährend damit gewagtes Börſenſpiel trieb. Dieſer Mann hatte nach ſeinen Grundſätzen auch im ſchlimmſten Falle nichts zu riskiren. Doch war dieſe Verbindung ſtets geheim gehalten worden und er ließ dem verſchmitzten Gauner bedeutende Summen als ſtillſchweigender Compagnon zufließen, um die Jener ihn auf liſtige Weiſe preßte. So war er immer tiefer geſunken und ſeinem Verderben entgegengeeilt, das unausbleiblich ihn traf, als eine bedeutende Summe auf Wechſel fällig wurde und kein Ausweg mehr vorhanden war, ſie zu tilgen. Das gewöhnliche Ende vom Liede.

Nicht um ſich Schätze zu reſerviren, ſondern nur um ſeine perſönliche Sicherheit zu retten, habe er ſich durch die Flucht der Unterſuchung entzogen und nur mit ſich genommen, was zu ſeiner momentanen Exiſtenz durchaus nothwendig war. Er habe allerdings im Sinne, nach Amerika zu gehen und dort auf eine ruhige Weiſe ſein Unterkommen zu ſuchen; allein er könne ſich nicht aus Europa entfernen, bis er nicht erfahren, welche Wendung die Angelegenheit nehme.

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet, als mich ſchon die Nachricht von der traurigſten Wendung ereilte, welche die Angelegenheit genommen. Der Credit, deſſen das Haus ſo lange Zeit genoſſen hatte, der notoriſch bekannte Reichthum und der blühende Zuſtand ſeiner Angelegenheiten, von dem Jedermann weit und breit überzeugt zu ſein glaubte, hatte ſelbſt unbemittelte Einwohner des Orts veranlaßt, ihre kleinen Erſparniſſe dort wie in eine Sparkaſſe niederzulegen. Da war kein Arbeiter, der für das Haus Aufträge ausführte, der nicht Jahre lang ſein Guthaben dort ſtehen ließ; da waren Handwerker, die darnach geizten, recht viel zu fordern zu haben; die Vorſteherin einer Erziehungsanſtalt hatte, ſchon bejahrt, ihre langjährigen Erſparungen, die ſie mit wahren Entbehrungen und großem Fleiße zuwegegebracht und die ihr bei ihrem bevorſtehenden gänzlichen Unvermögen, ihr Geſchäft fortzuſetzen, einigen Troſt gewähren konnten, bei dem Hauſe untergebracht. Waren die Zinſen auch nur klein, ſo ſtand das Geld doch deſto ſicherer; ſo glaubte ein Jeder und ſchätzte ſich glücklich, einen Canal zu kennen, um zu dem gewünſchten Ziele zu gelangen; allein

Geld zu placiren. Anfangs war dies in der That ſehr ſchwer und man durfte es immerhin als eine beſondere Gunſt betrachten; allein ſpäter nahm mein Sohn gern und willig Alles an, was gebracht wurde, aus wohl zu begreifenden Urſachen, und dies iſt eine Gewiſſenloſigkeit, die ich ihm ſelbſt in ſeinem Unglücke, das mich, den Vater, ſehr zur Nachſicht für ihn ſtimmte, doch nicht verzeihen konnte.

Dieſe Umſtände regten ſo ſehr den Haß gegen den Bankerottirer auf, daß der Pöbel auszog, das Haus zu ſtürmen und daß — um ernſtliche Auftritte zu verhindern — die gewaffnete Macht einſchreiten mußte. Das Elend der Armen, die auf ſolche Weiſe um den Preis ihres langen, arbeit- und mühevollen Lebens gekommen waren, ſoll unbeſchreiblich, ihre Verwünſchungen grauenerregend geweſen ſein.

Die Verhaftung des Alten zog bald mehrere nach ſich und das Ganze drohte in einen furchtbaren Proceß auszuarten, der wie ein Krebsſchaden immer weiter um ſich freſſen und immer mehr Menſchen in ſeinen Schlund hineinziehen würde. Daß hiebei der Schuldloſe mit dem Schuldigen getroffen werden konnte, war vorauszuſehen. Die Richter und der Hauptangeklagte tappten im Dunkeln, der Einzige, der Auskunft zu geben vermochte, war fern. Mein unglücklicher Sohn erfuhr Alles durch mich und ich war in gräßlicher Ungewißheit über Das, was er zu thun beſchließen würde. Es war wol keine Wahl für ihn. Die Ruhe und Sicherheit, deren er ſcheinbar genoß, waren wirklich keine für ihn. Sich ganz den Wirren zu entziehen und ſeine Flucht nach Amerika zu realiſiren, dazu war er nicht fähig. Das Einzige war, ein ſtrenges Gericht über ſich ergehen zu laſſen und mindeſtens jene mildernde Umſtände für ſich in Anſpruch zu nehmen, die bei der nähern Enthüllung ſeines Charakters ſich von ſelbſt für ihn ergaben.

So erſchien er plötzlich am Orte der Verhandlungen. Die Debatten begannen nunmehr mit größerer Lebhaftigkeit geführt zu werden. Alles Ungemach ergoß ſich über meinen Sohn; alle Zeugen traten wider ihn auf. Die dumpfe Stille, die wie ſchwüle Gewitterluft über dem Prozeſſe gebrütet hatte, entlud ſich nun mit einem Male, da der Gegenſtand ſich zeigte, den der Blitz treffen konnte. Und in der That erſchien er Allen als Derjenige, der das im höchſten Glanze des Credits und Reichthums proſperirende Haus zum Fall gebracht hatte.

Ich darf nicht daran denken, meine Leſer mit den Weitläufigkeiten dieſes Prozeſſes unterhalten zu wollen. Mehr als hundert Zeugen wurden verhört und die Verhandlungen beſchäftigten Monate hindurch den Aſſiſenhof des Departements. Die Hauptfrage wurde: iſt die Verbindung meines Sohnes mit ſeinem Schwager und mit dem andern übelberüchtigten Individuum aus ſtrafbaren Abſichten eingegangen worden und war ihr eigentlicher Zweck, den alten Chef des Hauſes zu betrügen und um das Seinige zu bringen? Gelang es ihnen, die dem Hauſe entzogenen Summen, die deſſen Fall herbeiführten, für ſich zu ſichern? Wurde die Unordnung in den Büchern und Rechnungen von meinem Sohne abſichtlich unterhalten, um den Stand der Sache ſo lange als möglich zu verbergen, die ein kundiger Blick in die in gehöriger Art geführten Bücher ſogleich hätte enthüllen müſſen?

Im Ganzen wurden dieſe Fragen alle zu Gunſten meines Sohnes erledigt. Er ſelbſt hatte nur durch Leichtſinn und Schwäche gefehlt, weil er dem Poſten, zu dem ihn das Vertrauen ſeines Chefs erhoben, nicht gewachſen war. Er war der Ball in den Händen von Intriganten geworden, ohne je daran gedacht zu haben, ſich auf ſträfliche Weiſe zu bereichern.

Die Commis des Hauſes, die unter ihm arbeiteten, gaben ihm das Zeugniß des Fleißes und — ſoweit ſie ihn zu beobachten Gelegenheit hatten — großer Rechtlichkeit. Einer derſelben ſagte aus, daß er zu wiederholten Malen auf Reviſion und Abſchluß der Bücher angetragen habe, daß ihm aber ſtets die Antwort geworden wäre: der Chef des Hauſes wolle dies nicht und widerſetze ſich hartnäckig dieſem Geſchäfte, er möge ſich daher aller Vorſchläge und Bemerkungen in dieſer Hinſicht enthalten. Derſelbe Zeuge erhielt von jenem ſtillſchweigenden Compagnon meines Sohnes, kurz vor dem Bruche, ein Packet, das er demſelben übergeben ſollte. Es war ihm aufgefallen, welch ein Eindruck ſich in den Zügen meines Sohnes bei der Eröffnung des Packets malte. Er legte es dann ſtillſchweigend bei Seite und ſeufzte laut auf. Am andern Morgen nahm er den Zeugen bei Seite, übergab ihm das Packet verſiegelt und geſtand ihm, es enthielte die Garantie einer Operation von 15,000 Pfund Sterling, zu der er ſich lange nicht entſchließen konnte, die er aber nun dennoch geleiſtet. Der Commis hatte das Packet wieder zurückzuſtellen und bei dieſer Gelegenheit war der Empfänger bemüht, ihn auszuhorchen. Der junge Menſch glaubte keinen Grund zu haben, ihm zu verſchweigen, daß er von der Garantie etwas wußte; Jener aber bat ihn, doch ja keinen Gebrauch davon zu machen, und erbot ſich, ihm ſpäterhin zu dem Poſten eines Wechſelcourtiers zu verhelfen, den er ſeit lange ſchon ambitionirte. Er wollte ihm zu dieſem Behufe mit einem Credite von 50,000 Franken unter die Arme greifen. Auf ſolche Weiſe wurde durch andere Zeugen Aehnliches zu Tage gefördert und man erwartete das Urtheil.

Traurig iſt es, es ſagen zu müſſen, daß bei allen Vorzügen der Geſchwornengerichte und bei den unverkennbaren großen Garantien, die ſie der Geſellſchaft bieten, ein Uebelſtand nicht wegzuräumen iſt, der in der Bruſt des Menſchen zu tief begründet iſt. Ich meine damit die Schonung der Näherſtehenden und Befreundeten und die Strenge gegen Fremde, welche die nähere Theilnahme nicht in Anſpruch nehmen. Wie wäre dies wol von einem Inſtitute zu entfernen, das aus Männern beſteht, die mit anerkannter Rechtlichkeit irgend einem bürgerlichen Gewerbe vorſtehen, aber weit davon entfernt ſind, eine Römertugend zu heucheln, die einſt den eigenen Söhnen das Richtbeil zuerkannte.

Mein armer Sohn mußte das empfinden und, wenn ich weit entfernt bin, hier der ſehr ehrenwerthen Jury, die über ihn zu Gericht ſaß, Vorwürfe insbeſondere zu machen, ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, ihr im Allgemeinen Das vorzuhalten, was ihr Mangelhaftes anklebt und ewig von ihr unzertrennlich bleiben wird.

Mein Sohn war ein Fremdling; alle andern Betheiligten waren nicht nur Franzoſen, ſondern ſie waren noch überdies im Orte ſelbſt geboren und durch tauſend Verzweigungen darin verſchwägert und verſchwiſtert. Auf meinem Sohn ruhete der gewichtigere Theil der Anklage, die nur durch die Umſtände mildernde Zugaben erhielt. Er hatte durch ſeinen Leichtſinn den Bankerott herbeigeführt; durch ihn zunächſt war das Unglück hereingebrochen, das einen alten, im Reichthum gewiegten Mann zum Bettler gemacht und viele Einwohner der Stadt um ihr Vermögen betrogen hatte. Dies forderte die Strafe der Geſetze gegen ihn heraus. Daß er verführt worden war, von wem er es wurde und aus welcher Abſicht ſich die Intrigue ſeines jugendlichen Herzens bemeiſtert hatte, dies waren die Umſtände, die eine Erwägung zu ſeinen Gunſten verlangt hätten. Ich wage es hier zu behaupten, daß, wenn der Fall umgekehrt geweſen wäre, wenn der Verführer ein Fremder, der Ver-

führte ein Einheimiſcher, die Geſchwornen ein anderes Urtheil
gefällt haben würden. So wie die Sache nun lag, konnte
der unglücklichſte Ausgang des Proceſſes für meinen Sohn
keinen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Man glaube übrigens nicht, daß ich nicht vollkommen
von ſeiner Strafbarkeit durchdrungen bin und daß mein
Vatergefühl mich zu einer Ungerechtigkeit hingeriſſen; dieſes
Misverſtehen meiner obigen Bemerkung darf ich wol bei
meinen geneigten Leſern nicht vorausſetzen.

Nach einer mit ängſtlichem Vorgefühle erwarteten Schluß-
zung, in welcher es der Advocat, der meinen Sohn zu
ertheidigen hatte, an einem brillanten Plaidoyer nicht fehlen
ß, und nachdem der Präſident noch einmal in gedrängter
ürze die Lage der Sache und den Lauf der Verhandlungen
n Geſchwornen zu Herzen geführt, verließen dieſe den
aal, um unter ſich über Schuld und Unſchuld der Ange-
gten zu berathen. Nur eine Stunde deliberirten ſie, dann
rten ſie auf ihre Sitze zurück mit der Vernichtung im
unde.

Mein Sohn wurde des frauduloſen Bankerotts, ohne
dernde Umſtände, für ſchuldig erklärt, ſein Compagnon
Theilnahme bezüchtigt, der alte Chef des Hauſes aber
ſchuldig befunden. Dieſer wurde hierauf ſogleich losge-
chen und in Freiheit geſetzt. Die andern Beiden wurden nach
Geſetze verurtheilt: mein Sohn zu zehnjähriger Galee-
rafe, ſein Theilnehmer oder Verführer, wie ich ihn
e, zu fünfjähriger.

Indem ich dieſes niederſchreibe, iſt erſt die Hälfte der
fzeit abgelaufen. Ich will eine Reiſe zu ihm unter-
en und ihn unter der Laſt ſeiner Ketten ſeufzen ſehen.
eibt mich immer mächtiger dazu; ich kann dem Drange
mehr widerſtehen. Hat er dereinſt dieſe harte Prü-

Strafzeit überſtanden, ſo möge er mit reichlichen Mitteln ausgerüſtet nach der neuen Welt gehen, wo kein Makel an ſeinem Namen klebt, und dort ein neues Leben beginnen. Dies iſt der einzige Troſt, der mich und ihn aufrecht erhält.

Elftes Kapitel.

Rückblick. — Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. — Unannehmlichkeiten überall.

Ich bin mit dieſer traurigen Erzählung den Ereigniſſen vorangeeilt, wie ſie ſich um mich zutrugen, und habe daher den Faden verloren; aber ich wollte ſie abmachen und im Zuſammenhange geben. Warum ſollte ich erfreulichere Begebenheiten unterbrechen, um immer wieder auf das Traurige zurückzukommen? Ich wende mich nun wieder nach jenem Zeitraume, da ich, ein hoffnungsvoller Vater, für das Glück des Sohnes einen mächtigen, nicht zu verrückenden Grundſtein zu legen hoffte, indem ich ihn nach Frankreich ſandte, um in einem bedeutenden Handelshauſe das Leben und die Welt kennen zu lernen.

Damals war es, daß mein Schwiegervater von Paris aus an mich ſchrieb und mich von einer großen Unternehmung, die er beabſichtigte, in Kenntniß ſetzte. Dieſer Mann, deſſen die Leſer aus der erſten Abtheilung meiner Memoiren ſich wol noch entſinnen werden, wo er zwar nur auf kurze, aber ziemlich auffallende Weiſe erſchien, lebte ſeither von mir ziemlich unbeachtet in Paris, da er nichts von ſich hören ließ und ich mich zum Theil darüber freute, da dies

r zu verbringen ſchien: es gehe ihm gut. Im entgegen
eſetzten Falle würden ſeine Briefe gewiß nicht ausgeblieben
n. Meine Frau konnte dieſe Gleichgültigkeit ihres Vaters
r ſchmerzhaft berühren und ihr Schmerz würde ſicher in
oſtloſigkeit ausgeartet ſein, wenn ſie über ſeinen Zuſtand
gänzlicher Unwiſſenheit ſich befunden hätte. Dieſem hal-
aber die Nachrichten ab, die ich theils von meinen Cor-
rondenten in Paris, theils von Reiſenden über ihn em-
ng und gewiſſenhaft meiner Frau mittheilte.

Mein Schwiegervater hatte es dahin zu bringen gewußt,
dem damaligen Kriegsminiſter in Gunſt zu treten und
ihm mit einigen Lieferungen betheiligt zu werden; hier-
beglückte er nun wieder Unterlieferanten und ſo erwuchs
n aus dieſem Handel ein baarer Gewinn, ohne die ge-
ngſte Mühe. Bei dem öftmaligen Wechſel des franzöſi-
n Miniſters verlor er jedoch ſeinen Beſchützer über Nacht
d wenn er ſich am nächſten Morgen zur Audienz mel-
r, ſo wurde er nicht vorgelaſſen oder de haut en bas
ctirt. Da ließ ſich nun nichts dagegen unternehmen.
r neue Miniſter brachte überdies ſtets ſeine Günſtlinge
en mit, die wie eine hungrige Meute ihn umlagerten und
en fetten Biſſen zu erſchnappen wünſchten. Die Partei
Demiſſionairs mußte dann mit langer Naſe abziehen.
r meinen Schwiegervater war dieſer Fall von den ſchwer-
n Folgen. Seine Art zu leben hatte ihn in Paris zu
ſen Ausgaben verleitet; ſein Gewinn aus den Lieferungs-
chäften war, in Erwartung größerer Unternehmungen, faſt
in in den ſogenannten faux frais darauf gegangen. Um
zu erhalten, mußte, auf Deutſch geſagt: „geſchmiert“
rden; bei ſolchen Gelegenheiten hält Jeder die Hand offen
d der Lieferant verſteht ſchlecht ſein Geſchäft, der nicht in
r jede ein Goldſtück drückt. Für die höheren Beamten

kommt man indeß damit nicht aus; die wollen irgend ein prächtiges Möbel, eine Uhr, einen Spiegel, eine Vaſe, oder Pferde, oder gar Pferd und Wagen, Alles nach Umſtänden.

Durch dies Verhältniß war nun mein Schwiegervater nach und nach in Schulden gerathen, die bald für ihn einen drohenden Charakter annahmen. In Frankreich darf Niemand mit den Schuldnern ſpaßen, am wenigſten aber ein Fremder. Auf die ſimple Vorzeigung eines Wechſels, der zum Verfall nicht honorirt wurde, iſt das mandat d'amener oder die contrainte par corps gleich ausgewirkt, der Schuldner wird von dem damit beauftragten huissier verhaftet und nach dem bekannten Schuldgefängniſſe St. Pélagie abgeführt, wo er wegen hundert Franken, die er nicht zu bezahlen im Stande iſt, lebenslänglich eingeſperrt werden kann. Bis auf den Gebrauch ſeiner perſönlichen Freiheit fehlt es dem Gefangenen dort aber an Nichts. St. Pélagie iſt kein finſterer Kerker, keine Cachots ſind hier, deren Bewohner von Ratten und Mäuſen und anderem Ungeziefer geplagt werden, Alles erinnert daran, daß man ſich bei der civiliſirteſten Nation der Welt befindet, die ſelbſt in ihren Strafgeſetzen der Menſchlichkeit huldigt und eine Strafe für ein ſo leichtes Verbrechen, wie das Schuldenmachen, mit allerlei Annehmlichkeiten umgibt.

Wenn ich das Schuldenmachen hier mit ſo milden Blicken betrachte, ſo geſchieht es nicht von dem Standpunkte des Banquiers; ich habe dieſen Standpunkt längſt verlaſſen. Ein Banquier ſieht natürlich im leichtſinnigen Schuldenmachen das ganze Creditſyſtem untergraben, das edle Gebäude, worauf die Würde, das Anſehen, der Reichthum der ganzen Handelswelt beruht, deren höchſte Stufe er ſelbſt einnimmt und bei deſſen Sturze er, wie natürlich, auch den tiefſten

tödtlichſten Fall thun muß. Ich ſpreche hier mehr al
reicher Mann, der voll Mitleid auf Diejenigen herunter-
ſchaut, die das Unglück haben, nicht reich zu ſein. Dieſ
Armen, im eigentlichen Sinne des Worts, ſind in großer
Stücken doppelt zu beklagen und folglich in Paris und
London zumeiſt, wo ſie, von Ueppigkeit und Glanz umge-
ben, tiefer fühlen müſſen, was ſie entbehren. Dabei ſtreng
ugendhaft zu bleiben, erfordert eine Charakterſtärke, die nicht
as Erbtheil eines Jeden iſt; und dürfen wir es dem Men-
chen denn ſo ſchwer anrechnen, wenn ihm die Natur dieſe
der jene Eigenſchaft verſagte? Wollen wir vielmehr menſch-
ch genug ſein, ihm kleinere Verbrechen zu Gute zu halten
nd dem Himmel danken, daß er nicht ſtärkere, unbezwing-
arere Begierden in ſolch einem Individuum entzündete, die
n, ſtatt einen leichtſinnigen Schuldner aus ihm zu ma-
en, zu einem Mörder und Räuber werden ließen.

Das Gefängniß St. Pelagie iſt im Uebrigen ein ſo an-
nehmer Wohnort, als er für Leute, die ihre Freiheit ver-
erzt haben, ſich nur immer denken läßt. Es iſt ein Kaf-
haus da, man macht Muſik, in neueſter Zeit hat ſich
gar, wie ich glaube, ein Liebhabertheater dort gebildet.
fehlt nicht an Reſtaurationen und wenn auch nicht die
le, ſo iſt doch gewiß gute Geſellſchaft dort zu Hauſe, da
Verbrechen, um deſſentwillen man hingebracht wird,
ht ſelten in den erſten Ständen die ausgebreitetſte Aus-
ung findet. Man kennt Leute, die einſt großer Diſtinction
der Geſellſchaft genoſſen und nun das Geld, womit ſie
Schuldner bezahlen könnten, im Gefängniſſe auf die
ändigſte Weiſe an den Mann bringen, Feſte und Gelage
anſtalten und es ſo vorziehen, vielleicht für ihr ganzes
en dort zu bleiben. Es iſt dies eine Art von moderner
derſchaft geworden, ein Eindſiedlerleben im Vergleich mit

der weiten, draußen im beſtändigen Umſchwunge begriffenen Welt, wo die anfangs gezwungene Einſamkeit durch Gewohnheit zur freiwilligen, liebgewordenen wird. Ce n'est que le premier pas qui coute! ſo heißt es auch hier. Junge Leute, gegen die zum erſten Male der Verhaftsbefehl ausgefertigt wurde, ſcheuen ſich entſetzlich, die Bekanntſchaft von St. Pélagie zu machen; wie ſie jedoch den erſten Schritt hineingewagt haben, wird es lichter vor ihren Augen und ſie werden eines Beſſern belehrt. Dies weiß ich von Vielen, die dieſe Erfahrung gemacht, und was ich hier meinen Leſern darüber mittheile, iſt lediglich darauf gegründet, da ich ſelbſt nie in den Fall gerieth, St. Pélagie durch eigene Anſchauung kennen zu lernen.

Meinem Schwiegervater ging es wie allen Neulingen; er hatte eine ungeheure Scheu vor dem Gefängniſſe und obgleich man ihm ſagte, wie angenehm ſich's dort lebe, ſo war er doch nicht dahin zu bringen, ſich gutwillig arretiren zu laſſen. Die proteſtirten Wechſel machten indeß dieſe Gefahr dringender für ihn und er ſah ſich genöthigt, Maßregeln zu ergreifen, ſich ihr zu entziehen.

Das Geeignetſte wäre allerdings geweſen, die Wechſel zu bezahlen; das war er jedoch nicht im Stande. Er gerieth daher auf die Ausführung der abenteuerlichſten Ideen. Er fuhr nämlich in einer gewiſſen Entfernung von Paris von einem Städchen zum andern, ohne irgendwo länger als über Nacht zu bleiben, und überhaupt verweilte er nur ſo lange, bis er die poste restante für ihn eingelaufenen Briefe in Empfang genommen und, wenn es erforderlich war, nothdürftig beantwortet hatte. Auf dieſe Weiſe entging er der Gefahr für den Augenblick und für die nächſte Zukunft hoffte er auf Ausſichten beſſerer Zeiten und ein darauf ſich ſtützendes Arrangement mit ſeinen Gläubigern.

Einen treuen Agenten hatte er in Paris, der indeß das Kriegsminiſterium beſtürmte, um für ihn irgend ein gutes Geſchäft zu erwirken. Eine günſtige Chance zeigte ſich. Der Krieg in Griechenland hatte eine franzöſiſche Flotte hingezogen und es mußte unſerm Mann doppelt erwünſcht ſein, dorthin ſpedirt zu werden, um eines Theils einen erklecklichen Gewinn zu erzielen, andern Theils den verwünſchten Spürhunden aus den Augen zu kommen. Daß bei dem vom Mutterlande ſo weit entfernten Armeecorps ein Mann von den Capacitäten meines Schwiegervaters alle Hände voll zu thun bekommen würde, konnte mit ſicherer Vorausbeſtimmung angenommen werden.

Der Agent ſchrieb ſeinem Clienten ſogleich darüber und man darf ſich wahrlich nicht wundern, daß dieſer ſich darüber höchlich erfreut zeigte und ſogleich nach Griechenland abzureiſen wünſchte. Die Frage war jetzt nur, wie dieſes zu bewerkſtelligen ſei? Nach Paris durfte der Patient einmal nicht kommen, noch weniger ſich einen Paß auf ſeinen Namen ins Ausland erbitten. Hierauf war ſchon im voraus ſo oft Beſchlag gelegt, daß daran nicht zu denken war. Der Fall machte nachdenken, aber der pfiffige Agent fand dennoch bald ein ſicheres und ſchnelles Auskunftmittel.

In Paris lebte damals ein junger Mann, der erſt vor kurzem aus der Fremde eingewandert war und mit dem von ſeinem Vater ererbten Gelde ein Geſchäft begonnen hatte, das anfänglich nicht ſehr einträglich werden zu wollen ſchien. An dieſen wandte ſich der Agent und fragte ihn, ob er nicht eine Reiſe nach Griechenland machen wolle, deren Koſten die Regierung ſo gut wie tragen würde. Der junge Mann überlegte ſich den Vorſchlag nicht lange. Die abenteuerliche Reiſe ſagte ihm zu, die Geſchäfte, die der ſchlaue Agent ihn im Hintergrunde ſehen ließ, nicht minder.

Was war's denn weiter? Bei dem begonnenen Geſchäfte war nicht viel zu verſäumen; hier zeigten ſich andere Ausſichten. Man erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden; tüchtige Empfehlungen wurden verheißen und vor Allem nun eröffnet, daß der gewandteſte Geſchäftsmann in ſolchen Dingen, wie man meinen Schwiegervater bezeichnete, als rechte Hand mitreiſen und Alles leiten würde. Dies gab bei dem jungen, gänzlich unerfahrenen Mann den Ausſchlag und er ſchloß einen nach ſeiner Meinung ſehr vortheilhaften Vertrag ab. Nachdem dies geſchehen war, rückte man mit der Hauptſache heraus, die darin beſtand, ſich einen Paß auf ſeinen Namen ausfertigen und darauf einen Bedienten bemerken zu laſſen, der Niemand anders, als mein Schwiegervater ſelbſt war, da er nur unter dieſer Benennung und auf dem Bock ſitzend ungehindert Frankreich verlaſſen zu dürfen hoffen konnte. Der junge Mann that, was man von ihm verlangte, und als er eines ſchönen Morgens von Paris nach Melun in Begleitung des Agenten gefahren war, hatte er dort die Freude, daß mein alter, dicker Herr Schwiegerpapa im Bedientencoſtüm ſich ihm präſentirte und förmlich vom Bocke Beſitz nahm. Nachdem der Agent reichlich belohnt Abſchied genommen und nach Paris zurückgekehrt war, ſetzten die beiden Reiſenden ihren Weg nach einem mittägigen Seehafen fort, von wo ſie ſich nach der weſtlichen Küſte von Italien einſchifften. Von hier gingen ſie zu Lande nach Brindiſi, wo ſie eine Brigg aufnahm und nach Patras überſchiffte. Die Reiſe war glücklich, allein die Geſchäfte, die ſie antrafen, zu unerheblich, als daß ſie lange in Griechenland hätten verweilen ſollen. Das Ende war, daß der junge Menſch tüchtig über den Löffel barbirt wurde und der Agent unterdeß mit den Gläubigern meines Schwiegervaters accordirte, wozu ſich dieſe bereitwilliger finden lieſen, da ihr Schuldner außer Landes war und ihnen nun — von dem an dem jungen Menſchen verübten Raube — eine ziemliche Abſchlagsſumme an ihrer Forderung geboten werden konnte.

Nachdem dies erreicht war, erſchien mein Schwiegervater wieder auf dem Schauplatze ſeiner früheren Unternehmungen ungefährdet und frei. Er genoß wieder die Annehmlichkeiten des pariſer Lebens, ſchlemmte nach Herzensluſt, lief den Geſchäften nach, wie er es nannte, indem er immerfort nach Lieferungen für die Armee umherſpähte, und trieb dieſes Weſen mit dem in Paris eben ſo leichten als nöthigen Anſtand. Der junge Menſch aber kehrte mit blutendem Herzen zu ſeinem Hauſe zurück; er hatte bedeutendes Geld zugeſetzt und erklärte öffentlich, er ſei in die Hand von Betrügern gefallen, die ſich ſeine Unerfahrenheit zu Gute gemacht hätten.

Man wird nicht daran zweifeln, wie unangenehm der Eindruck war, den dieſe griechiſche Operation auf mich hervorbrachte. Ich ſah des Elends kein Ende. Meinem Schwiegervater war nicht zu helfen. Hätte ich mich herbeigelaſſen, ihm in ſeiner bedrängten Lage eine Summe jährlich auszuzahlen, die ſelbſt reichlich ſeinen Bedürfniſſen entſprochen haben würde, ſo war ich überzeugt, daß er ſie zurückgewieſen hätte. Alle Verſuche, die ich in dieſer Hinſicht unternahm, hatten keinen andern Erfolg. Ihm aber eine bedeutende Summe mit einem Male überantworten, groß genug, alle ſeine Schulden zu tilgen, wäre im höchſten Grade unbeſonnen geweſen. Nicht zu bezweifeln war es, daß er dieſes Anerbieten angenommen hätte, aber eine ſolche Freigebigkeit von meiner Seite würde ſeinem Leichtſinn Thür und Thor geöffnet und eine Folge von dummen Streichen herbeigeführt haben, die ihn und vielleicht auch mich in eine unabſehbare Reihe von gewichtigen Unannehmlichkeitn verwickelt haben würde.

Unter dieſen Umſtänden lernte ich einſehen, daß das Geld allein nicht vor Unglück zu bewahren im Stande iſt, ſondern daß eine eigene Conſtellation erfordert wird, ſelbſt reiche Leute auch zu glücklichen zu machen. Ich erfuhr nun erſt und es beſtätigte ſich mir ſpäter nur deſto mehr, daß man ſogar — im Beſitze eines großen Vermögens — nicht immer helfen darf, wenn man es ſelbſt im Stande wäre und gern helfen wollte. Hier bei meinem Schwiegervater, dort bei meinem Sohne; und würde ich jenem mein ganzes Vermögen überlaſſen haben und hätte ich den durch den Letztern herbeigeführten Bankerott ganz zu reguliren vermocht, von Beiden hätte ich nicht die Schande fern gehalten, die ihrer wartete, die Strafe, die ſie ereilen mußte.

Der Gram zehrte ſchon lange an meinem Körper und meine Geſundheit ſchwand dahin; ich ſah bleich aus, hatte keinen Appetit und der Winter wurde größtentheils im Zimmer und unter acuten Schmerzen hingebracht, da verordneten die Aerzte ein Bad und ich entſchloß mich, mit der erſten warmen Sonne meinen ſiechen Körper in eines der beſuchteſten zu ſchleppen.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Badeleben. Der Unbekannte. Schauſpieler und Theater. Theaterkritiker.

Ich war ſeit meiner Jugend in keinem Bade geweſen und damals nicht als Kranker. Alles war jetzt im Preiſe geſtiegen, aber der Luxus auch; an Bequemlichkeit fehlte es indeſſen ſehr.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ein ſehr zurückgezogenes Leben zu führen und nur daran zu denken, meine Geſundheit wieder herzuſtellen. Allein wie es zu gehen pflegt, ich wurde wider Willen in einen Strudel von Zerſtreuungen hineingezogen und mußte auf ſolche Weiſe Bekanntſchaften machen, von denen die wenigſten mir großes Intereſſe gewährten. Zu den letztern muß ich vor Allen einen Mann zählen, von dem ich hier etwas umſtändlicher ſprechen will, da er in letzter Zeit eine Berühmtheit erlangte, von der ich damals noch keine Ahnung hatte.

Ich bemerkte unter der Menſchenmenge, die ſich jeden Morgen am Brunnen verſammelte, einen kleinen hagern, im eigentlichen Sinne zugeknöpften Mann, auf den ich, faſt ohne es zu wiſſen, meine Augen richtete. Ich kann nicht ſagen, was mir an ihm aufgefallen wäre; unſcheinbar war ſein Aeußeres, wie ſeine Kleidung; er machte ſich nicht durch lautes Reden bemerkbar; er zeigte faſt keinen Umgang. Er erſchien zur beſtimmten Stunde oder vielmehr Minute, drängte ſich höflich und mit großer Rückſicht durch die Menge, trat auf die Stufen, die zur Quelle führten, und nickte langſam und ceremoniös dem ihm zunächſt Stehenden, gleichſam grüßend und um Entſchuldigung bittend, zu, indem er dabei einen ſeltſamen, languiſſanten Blick aus einem dunkeln, ſchimmernden Auge auf die Perſonen gleiten ließ. Und dieſer Blick war eigentlich das Einzige, was auffiel und was auf mich den unvergleichlichen Eindruck hervorbrachte. Dies Benehmen war ſtereotyp; ich erinnere mich nicht, ihn anders geſehen, noch ein Wort als Begleitung dazu gehört zu haben.

Ich konnte meine unerklärliche Theilnahme nicht unterdrücken und jeden Morgen ſtand ich ſo nahe, um des Blickes theilhaftig zu werden, und ſuchte ihn dann jederzeit mit dem meinigen zu erwidern, worin ich ſo viel theilnehmenden Ausdruck, ſo viel Freundlichkeit als möglich zu legen ſuchte. Allein dieſe Verſuche, den Mund des Fremden zu entſiegeln, waren vergebens. Er blieb ſtumm und ich mußte mich eben mit dem Allgemeinen begnügen.

Das Geſicht des Mannes war in der That nicht einnehmend. Es prägten ſich Leiden darin aus und die Haltung des Körpers beſtätigte dieſe Vorausſetzung. Die Farbe war fahl, erdig; die Lippen entfärbt; die Haare dünn, ſchwarz; das Auge matt, ſchwimmend; die Naſe nicht groß, doch etwas geſenkt und zu beiden Seiten der eingefallenen Wangen ſproßte ein ſpärlicher Backenbart in perpendiculärer Richtung. Die Kleidung war von feinem Stoffe, doch wurde ſie nachläſſig getragen, und in der That war dieſer vertrocknete, gekrümmte Körper auch nicht dazu gemacht, die Kunſt des Schneiders herauszufordern und deſſen Meiſterwerk auszufüllen. Alles hing auf dem kranken Manne. So ſah man ihn langſam in der Menge dahinſchleichen, den Kopf zum Boden gebückt, als ob er etwas Verlorenes ſuchte, und in der That ſchien er emſig bemüht, die verlorene Geſundheit wiederzufinden; ſo gewiſſenhaft, wie er, war Niemand zu der beſtimmten Zeit am Brunnen, ſo viele Becher, wie er, trank Niemand von der heilſpendenden Quelle.

Ich erkundigte mich nach ſeinem Namen, den Niemand wußte, obgleich er auf mehre meiner Freunde denſelben Eindruck, wie auf mich, gemacht hatte. Endlich gelang es mir, den Namen auszuforſchen; er war kurz und deutſch, allein uns eben ſo fremd, wie Der, welcher ihn führte. Ich ärgerte mich, denn ich ſah mich auf gewiſſe Weiſe enttäuſcht; ich hatte etwas Berühmtes, Bedeutendes hier zu finden gehofft und ſollte nun ſo ganz leer ausgehen.

„Warum nur ſolche Alltagsmenſchen ſich manchmal dieſen Anſtrich von Wichtigkeit und Abſonderlichkeit geben!“ rief ich unmuthig im erſten Augenblicke aus; dann aber mußte ich mir lächelnd geſtehen, daß der arme Mann ja eigentlich gar nichts thun zu wollen ſcheine, was die Aufmerkſamkeit auf ihn hinzulenken im Stande wäre, und daß es mir ja nur beliebte, ihn zu Etwas zu ſtempeln, was er nicht iſt und nicht zu ſcheinen ſucht.

Nachdem ich die Unbedeutenheit meines Fremden nunmehr erkannt hatte, ſuchte ich abſichtlich, ihm nicht mehr zu begegnen, um ihn mir aus dem Sinne zu ſchlagen; denn wahrlich, ich hatte mehr, als ich ſollte, an ihn gedacht und da dergleichen Dinge gar zu leicht bei mir in Marotte ausarteten und mich unruhig machten, ſo fand ich es ſehr angemeſſen, ſo zu handeln. Allein wider Willen wurde ich immer auf den Fremden hingelenkt und ich nahm mir vor, einmal mein Mittagseſſen in ſeiner Geſellſchaft zu nehmen, um dann vielleicht noch vollgültiger von ſeiner Unbedeutenheit überzeugt zu werden und mich von meiner Manie vollkommen zu heilen.

Seinen Gaſthof wußte ich, allein man ſagte mir dort, daß er auf ſeinem Zimmer ſpeiſe, da ihm der Arzt die ſtrengſte Diät vorgeſchrieben habe. Alſo war ihm auch von dieſer Seite nicht beizukommen und es blieb mir darum nichts Anderes übrig, als ihn einmal aus freien Stücken anzuſprechen.

Indem ich mir von dem Kellner dieſe Renſeignements holte, kam ein alter Bekannter herein, der aus einer nahegelegenen Handelsſtadt ſoeben in dem Bade angekommen war. Kaum hatte er den Namen des Fremden gehört, nach dem ich mich erkundigte, und vernommen, daß er ſich in demſelben Hôtel befinde, als er ſeine Freude laut äußerte.

„Du willſt ſeine Bekanntſchaft machen und weißt von dem Manne nichts Näheres?“ rief er verwundert aus, als ich ihm die ſeltſamen Wehen ſchilderte, worin ich mich ſeit ſo vielen Tagen ſchon durch den Fremden verſetzt ſah. Er ſagte mir hierauf, daß derſelbe in jener Handelsſtadt wohne und dort eine Zeitſchrift redigire, welche das größte Aufſehen mache und ihn in dem Augenblicke in die Reihe der geiſtreichſten und witzigſten Schriftſteller ſetze. Jetzt war ich es, der ſich laut verwundern mußte. War es möglich, daß ein ſolches Licht in der Tagesliteratur auftauchte, ohne daß ein Mann, der doch mit der Welt lebte, davon Kunde erhalten hatte? Ich ließ mir nun nähere Aufſchlüſſe über den Mann geben, der, als ich noch nichts von ihm wußte, mir ſchon ſo großes Intereſſe eingeflößt hatte.

Er war von jüdiſcher Abkunft; ſein Vater, Buchhalter auf einem der erſten Comptoirs, hatte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlaſſen, womit er jeden Augenblick ſich etabliren konnte, allein er zog es vor, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Eine öffentliche Anſtellung, die er erhielt, und der Uebergang zum Chriſtenthum brachten ihn mit einem Male in eine andere als die gewohnte Sphäre.

Wie faſt jeder junge Schriftſteller übte er zuerſt ſeine Kraft an Theaterkritiken. Er ſchrieb ſie ſo gewandt, ſeine

Apperçus waren ſo neu, der Witz darin ſo glänzend und natürlich und die Schreibart ſo correct und originell, daß er bald damit großes Aufſehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit und würde es auch wol noch in der unſerigen ſein, auf dieſe Weiſe über Komödienkram ſchreiben zu ſehen.

Dabei ſoll er Muth beſeſſen haben, ſeine oft ſchneidenden Behauptungen gehörig zu unterſtützen. Einſt, bei'm Nachhauſegehen aus dem Theater, wurde er von einem eiteln Kunſtjünger angefallen, der ſich durch einen Ausſpruch in ſeiner Zeitſchrift verletzt glaubte. Er hatte einen Regenſchirm in der Hand und machte Miene, ihn auf Kopf und Rücken des kleinen, ſchwächlichen Recenſenten mit herkuliſcher Kraft tanzen zu laſſen, dieſer aber zog kaltblütig ein geladenes Piſtol aus der Taſche und ſagte: „Wenn Sie ſich nicht ſogleich aus dem Staube machen, ſo . . . .“ Weiter hatte er nicht nöthig zu ſprechen, denn ſein Angreifer war ſchon im vollen Laufe und lächelnd konnte unſer Recenſent ſeine Waffe einſtecken und des Weges fürbaß ziehen.

Dieſe Perſönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, den Schauſpielern Achtung vor ſeinen Kritiken einzuflößen, und wenn ſie gleich keine Nahrung für ihr Geſchäft daraus ſogen, ſo ließen ſie es doch — gegen ihre ſonſtige Gewohnheit — geſchehen, daß ein geiſtreicher Mann ſeine Bemerkungen und Sarkasmen über ihr Treiben ausſchüttete.

Ich kann es hier nicht unterdrücken, daß dieſe Beſchäftigung den Mann, deſſen Bekanntſchaft ich früher ſo ſehnlich gewünſcht hatte, in meinen Augen herunterſetzte. Geiſt auf ſolche Weiſe zu verſchwenden, iſt die gemeinſte Art der Verſchwendung, die mir aus angeborenem Triebe ſchon in jeder Geſtalt höchlich zuwider iſt. Man ehrt, nach meiner Meinung, die Schauſpieler zu ſehr, wenn man Dem, was ſie leiſten und für Kunſt verkaufen, eine mehr als oberflächliche Aufmerkſamkeit ſchenkt. Die kleinen Zeitungsblättchen, die über die Theaterereigniſſe tägliche Bülletins unter die Leute ſtreuen, ſind geſchwätzigen Kellnern und Barbieren gleich zu achten, die ihren Kunden am Morgen die neueſten Stadtgeſchichten auftiſchen und ſich dadurch beliebt machen wollen. Es gehört zu den tauſend unerlaubten Maskeraden, womit wir uns ſelbſt äffen und das ganze Jahr hindurch Faſtnachtspoſſen treiben, daß wir hierbei von Kunſt ſprechen wollen und eine ernſte Miene annehmen. Um dieſen Rang behaupten zu können, müßten die Theater anders organiſirt ſein, als ſie es heutzutage ſind.

Was die einzelnen Schauſpieler betrifft, ſo dürften ſie noch weniger darauf Anſpruch machen, der Kunſt anzugehören. Die Gabe, ſich zu verſtellen oder dieſes oder jenes vorzuſtellen, nachzuahmen und ſich auf ſeltſame Weiſe zu geberden, beſitzen die meiſten Menſchen, und hierin ſehe ich ja doch nur den Grund unſerer ganzen heutigen Schauſpielkunſt. Daher kommt es ja auch, daß es Jedem ſo leicht wird, von irgend einem Metier, wozu er keine Tauglichkeit zeigt, auf die Bretter zu ſpringen, die — welch ſtolzer Wahn — die Welt bedeuten ſollen? Und wenn die Welt voll Narren wäre, dieſes zuſammengeflickte Bild ſtrahlt ſie uns doch nie wieder! — Barbier- und Schneiderlehrlinge eilen, ſich den Kothurn oder Soccus anſchnallen zu laſſen und nennen ſich Künſtler; lüſterne Mädchen, zu dumm, um einen Wäſchezettel zu ſchreiben, lernen eine Rolle auswendig und machen Anſprüche, die ihnen kein vernünftiger Menſch gewähren wird. Wenn ſolche Perſonen das Talent haben, die Leute zu beluſtigen, ſo mag es noch hingehen; aber wie ſelten iſt dies wahrhaft der Fall und wie viel elendes Zeug muß ich in den Kauf nehmen, während es einigen Wenigen gelingt, mich halbwegs zu unterhalten! Iſt nicht bei ſolch einem Theater immer eine Mehrzahl von Subjecten, die jeden vernünftigen, gebildeten Menſchen chokiren und ärgern und das kleine Vergnügen vergällen, das ihm ein Anderer allenfalls machen könnte?

Guter Gott, die armen Leute wollen leben! das rufe ich mir zu, wenn ich die Miſère betrachte. Man laſſe ſie daher ihr Handwerk treiben zur Beluſtigung des Volks, aber man treibe nicht Abgötterei mit ihnen, wie es hie und da geſchicht, und mache ſie zum Mittelpunkte der Converſation und des geſelligen Lebens.

Von der Manie, die Schauſpieler in die beſſere Geſellſchaft zu ziehen, die namentlich zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſehr um ſich gegriffen hatte, iſt man nunmehr zurückgekommen. Man trieb es damals ſo arg damit, daß nach der Parodie des bekannten „nulle fête sans verre cassé,“ man ſagen konnte: „nulle fête sans comédien!“ Beſonders excellirten hierin die reichen, jüdiſchen Banquierhäuſer, die ſich eine beſondere Ehre daraus zu machen ſchienen, den ganzen Komödienzettel bei ſich zu bewirthen, wodurch ſie nicht wenig dazu beitrugen, daß ihre abnormen Sitten und Gebräuche in arger Entſtellung dem chriſtlichen Pöbel in Bier- und Branntweinſtuben zum Beſten gegeben wurden, die dieſe Jünger der Kunſt vorzugsweiſe zu beſuchen pflegten, wenn ſie nicht von „läſtigen Einladungen“ — wie ſie es nannten, heimgeſucht wurden. Und warum ſie dieſe läſtige Einladungen denn wol annahmen? Nicht ſowol um momentan eine bonne chère à bon prix zu machen, als durch Anleihen in dem reichen Hauſe ihren zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Hierin ging ihre Unverſchämtheit ins Weite. Ich ſelbſt kam in den Fall, daß mich ein erſter Tenoriſt, den ich einige Male am dritten Orte geſehen, um zwanzig Friedrichsd'or anſprach und am Ende zufrieden war, als ich ihm nach langem Handeln, um ihn loszuwerden, zwei Friedrichsd'or in die Hand drückte.

Wer ſich einen ſolchen Borger für immer vom Halſe ſchaffen wollte, durfte nur einmal ſeiner Forderung genügen und ihm etwas Geld vorſtrecken; dann war er gewiß, daß er ſich nicht mehr vor ihm ſehen ließ. Auf dieſe Weiſe ſind dieſe Herren Künſtler in einigen norddeutſchen Hauptſtädten auch nach und nach aus den Häuſern der Börſenwelt verſchwunden, nachdem ſie — nach trivialem Ausdrucke — überall tüchtige Bären angebunden hatten, wodurch ſie ſich den Herleihern gegenüber genirt ſahen. Jetzt iſt man faſt gänzlich davon abgekommen, Schauſpieler zur Verherrlichung von Feſten einzuladen; höchſtens geſchieht dies noch in Häuſern auf größtem Fuße mit berühmten Sängern und Sängerinnen, die durch ihr Talent zur Belebung der Verſammlung beitragen müſſen und hierfür neben den Genüſſen der Tafel auch blanken Sold in Empfang nehmen. Dies verſchmähen ſelbſt die größten Sänger nie, wie die Sonntag, Malibran, Paſta u. ſ. w. häufig bekundeten.

Fur die Schauſpieler iſt jedoch aus dieſer Verbannung aus den höhern, geſelligen Cirkeln kein Vortheil erwachſen. Abgeſehen davon, daß ſolche Vereine denn doch immer bei aller Fadheit und Abgeſchmacktheit, die man ihnen hie und da nicht mit Unrecht vorwirft, noch Elemente enthalten, die jene bei weitem überragen, welche der Schauſpieler in ſeiner beſchränkten theatraliſchen und häuslichen Exiſtenz antrifft und die wol im Stande ſind, zu ſeiner Bildung beizutragen, ſo muß es ihm auf der andern Seite ja total unmöglich werden, Sitten und Leben zu ſchildern, die er nicht kennt. Und hierin liegt vor Allem der Grund des Mangels, den unſere Bühne zeigt, denn ſelbſt das bischen Nachahmungstalent, das ein guter Schauſpieler beſitzen muß und das wohlwollend genug Kunſt genannt wird, kann er nicht gehörig in Anwendung bringen, wenn ihm die Muſter fehlen, an denen er es üben könnte, und dies entziehen wir ihm, wenn wir ihm unſere Häuſer verſchließen. So berauben wir uns offenbar des Vergnügens, das uns noch aus dieſer dem Alterthum entlehnten Uebung allein entſpringen könnte, und ſtatt uns ſelbſt in einem Spiegel zu erblicken und uns an der Portraitirung einer Geſellſchaft zu erfreuen, in der wir leben und von welcher wir einen Theil bilden, ſehen wir groteske Uebertreibungen, willkürlich, ungebildet und roh, wie wir ihnen im Leben nie begegnen.

Was ſoll aber nun über dies Alles ein Gewäſche, Kritik benannt, eben ſo roh und oberflächlich als das ganze Treiben, dem es gelten ſoll? Man würde nicht begreifen, wie ſo etwas beſtehen könnte, wenn es nicht in die Augen ſpränge, daß es eben noch überall an nützlicher Beſchäftigung für müſſige Leute fehlte, die in Ermangelung andern Erwerbs zu ſolchen Fadaiſen greifen, während andere, gleichfalls unbeſchäftigt, träge und reich, damit ihre Zeit ausfüllen, ſolches zu leſen. Eiſenbahnen, Runkelrüben, Dampfmaſchinen können noch immer dem Uebel des Müſſiggangs nicht abhelfen, ſo ſehr ſie auch ſchon Arme und Köpfe in ihren Zauberkreis gezogen haben, die ſonſt ſich um reelle Thätigkeit nicht kümmerten und auf Nutzen des Allgemeinen nie bedacht waren. Aber es ſteht zu erwarten, daß die Räder immer weiter greifen werden und daß ſich dann jeder wahrhaft Gebildete von dem drehenden Wirbel der Geſchäfte ergriffen ſehen wird. Man nenne unſere Zeit immerhin eine antipoetiſche, von materiellen Intereſſen umgarnt, unſere

Richtung eine rein praktiſche! Dieſe Richtung iſt es allein, die zur ſocialen Glückſeligkeit führt.

Ich hatte jetzt durch die Vermittelung meines Freundes einige Zuſammenkünfte mit dem muthigen Theaterkritiker und war überraſcht, faſt wörtlich von ihm zu hören, was ich ſoeben hier niedergeſchrieben habe. Und warum ſchrieb er nun über eine ſo trübſelige Sache? Man hätte es Windeier ausbrüten nennen können; allein ſeine Abſicht war, ſeinen Witz glänzen zu laſſen und, da die Schauſpieler einen Körper bildeten, auf den man ungeſtraft die ſchärfſten Pfeile fliegen laſſen durfte, ſo wählte er ſie und machte ſich die boshafte Freude, ſie recht zu zerfleiſchen. Sie ſelbſt fühlten ſo wenig davon, als hätte er irgend einen Strohwiſch in der Form eines Menſchen zum Ziele erwählt und nun bald auf die Stelle gezielt, wo bei wirklichen Menſchen das Herz, bald wo der Kopf zu ſitzen pflegt. So entſchuldigte er ſelbſt ſein Treiben, über das ich ihm bei näherer Bekanntſchaft Bemerkungen zu machen mir erlaubte.

Später, als die Zeiten ſich geändert hatten, verwandelte er ſein Ziel, er ſchoß ſeinen grimmigen Witz nach allen Richtungen. Hier ſtieß er nicht auf dieſelbe Unempfindlichkeit, viele Pfeile prallten ab und verwundeten ihn ſelbſt tief. Sein Charakter erſchien jedoch in einer ſchönern Beleuchtung und ſein Zorn wird noch in ſpätern Tagen widerhallen. Er ergoß ſich über die Erbärmlichkeiten der Zeit, die dieſe ſelbſt nicht einſehen wollte, nicht einſehen konnte.

Der Vorſatz, den ich feſt ergriffen, keinen Namen in meinen Memoiren zu nennen, wird auch hier befolgt, doch kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß in dieſem Falle die Umſtändlichkeit der Darſtellung und die Berühmtheit ihres Gegenſtandes das Incognito als eine Unmöglichkeit erſcheinen läßt.

Dreizehntes Kapitel.

Judenreformation. — Das Teſtament

Meine geſchwächte Geſundheit veranlaßte mich, ernſtlich an mein Teſtament zu denken. Wenn ich die Zahl der Jahre überſchaute, die ich ſchon gelebt, ſo mußte ich mir ſagen, daß ſchon weit über die Hälfte verſtrichen war. Dieſe Gedanken ſtimmten mich zur Wehmuth, zur ſchmerzlichſten. Unter welchen begünſtigten Umſtänden ſah ich das Licht der Welt, welche Mittel fand ich vor, ein bedeutender Menſch zu werden, welchen Erlebniſſen begegnete ich auf meinem Wege, in welche Lagen kam ich vor vielen Andern meiner Standes- und Glaubensgenoſſen, die mich hätten heben können, heben ſollen — und was war die Ausbeute dieſes bevorzugten Lebens, was der Gewinn, der mir aus dem Allen erwachſen? Wenn ich die jungen Leute betrachtete, die mit mir jung waren, die mit mir als Kinder ſpielten, mit mir als Jünglinge Schacher trieben, wie ſie treu geblieben waren ihrem angeborenen und wohlausgebildeten Triebe und ſich wohl dabei befanden, und wenn ich nun den ernſten Blick auf mich zurücklenkte und Nichts fand, was mich tröſten konnte. Warum war mit mir Alles ſo anders geworden? Warum war ich ein Chriſt, getauft? warum hatte ich dem Handel entſagt? warum mich in eine fremde Kaſte hineingedrängt, ein großes, feines Haus gemacht, Reiſen unternommen, Bekanntſchaften geſucht, Verbindungen geſchloſſen? Warum das Alles? Ich wollte ein Anderer werden; aber gelang es mir? So wie ich die erſten Erinnerungen meiner Jugend nicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen konnte, ſo konnte ich mich auch der mit der Milch eingeſogenen Grundſätze und Denkungsart nicht entſchlagen. „So lange du Deutſch denkſt, wirſt du nie wie ein Franzoſe ſprechen,“ iſt die Regel der Sprachmeiſter, und ſo lange du wie ein Jude denkſt, wirſt du nie ein Chriſt ſein können. Betrachtete ich Juden und Chriſten vergleichsweiſe, ſo wußte ich recht gut die Vorzüge der Letztern gegen die Erſtern einzuſehen und gutzuheißen, aber für die Fehler der Erſteren behielt ich ſtets ein Faible, das ich nur zu gern in meinem Innerſten beſchönigte, während ich ſelbſt der Chriſten glänzendſte Eigenſchaften nicht ohne Scheelblick anſah, gleich als ſtrahlten ſie nichts von ihrem Schimmer auf mich zurück, gleich als hätte ich keine Anwartſchaft daran. Und in der That, dies Gefühl war ein richtiges!

Ich zweifelte oft daran, ob ich denn wol recht gethan, den chriſtlichen Glauben zu umarmen. Wenn ich dieſe Zweifel manchmal leiſer auszuſprechen wagte, ſo widerlegte mich meine Frau mit ſiegendem Feuer. In ihrem Innern hatte der chriſtliche Glaube Wurzel gefaßt, ſie fand Tröſtungen darin für ſo manche Widerwärtigkeit, die ſie im Leben betroffen. Sie war eine gläubige Seele!

Wenn ich mich ernſtlich befragte: würdeſt du wol jetzt noch bei deiner gereiften Einſicht, bei deiner gewonnenen Anſchauung der Welt und des Lebens vom Judenthume zum Chriſtenthume übergehen? ſo mußte ich mit Nein antworten. — Ja, es gab Augenblicke, wo ich mir einen Juden denken konnte, der Stolz darüber empfindet, daß er ein Jude iſt. Wie äußerlich ſind die Vortheile, die ihm die Chriſten entziehen, gegen das Bewußtſein, das ihn belebt: aus den früheſten Zeiten des Menſchengeſchlechts, durch Verfolgungen hindurch und mannichfaltige Wechſel der Schickſale, ſeine Kaſte rein bewahrt zu haben, eine Reinheit, die ſich ſelbſt in der äußern Geſtaltung ausſpricht und bewährt. Welch eine Lebenskraft wohnt den Juden inne! Welche hohe Intelligenz! Ja wol konnte ſie fremden Intereſſen gefährlich werden, wenn man nicht dafür ſorgte, ſie nach vielen Richtungen hin einzudämmen und ſich dagegen zu verſchanzen.

Die Synagogen waren mir als Abtrünnigen für immer verſchloſſen, allein ich ſehnte mich dennoch, ihren geheiligten Raum wieder einmal zu betreten. Auf einer Reiſe konnte ich dem Drange nicht widerſtehen und beſuchte einen ſogenannten deutſch-israelitiſchen Tempel. Was ich hier fand, war ein großer Fortſchritt zu nennen; ich hörte eine erleuchtete Rede in reinem Deutſch vortragen und vernahm eine ſchöne Muſik von Stimmen und Inſtrumenten. Welch ein Unterſchied lag zwiſchen dieſem Eindruck und jenem, den in meiner Jugend der verworrene, betäubende Lärm, das unverſtandene Geſumme beim jüdiſchen Gottesdienſt auf mich gemacht hatte! Ich fühlte mich mit allen Anweſenden freudig erhoben, von allen Geſichtern ſah ich den Ausdruck des Wohlgefallens glänzen, man hatte „ſich erbaulich amüſirt," dies iſt der rechte Ausdruck. Die anſtändige Verſammlung, in hübſchen Feſttagskleidern, der feine Ton, der ſich überall bemerkbar machte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Effect des Ganzen beträchtlich zu erhöhen.

Nur die Heiligkeit fehlte! Jener trübe Dunſt, jener verworrene Lärm, jene Unverſtändlichkeit, all das Fremdartige, Unbequeme, Uralte trug einen ſolchen Stempel des Unverletzlichen an ſich, daß ich wahrlich nicht begreife, wie man das Herz haben konnte, daran die moderniſirende Hand anzulegen. In Religionsſachen ſollte man ſtets den alten Nebel walten laſſen; unzählige Kerzen, die darin angezündet werden, nehmen ihm nichts von ſeiner Undurchdringlichkeit, aber mit dem Lichte der Aufklärung bleibt davon weg, die zerſtört den Zauber und zeigt die Fäden und Maſchinerie.

ſie giebt Euch eine traurige Befriedigung, die von der Reue auf dem Fuße gefolgt wird. Es war nichts als Oſtentation, als Ihr Eure uralte, eigenthümliche Art, Gott zu verehren, mit Gott Euch zu unterhalten, abſchafftet, um es den Chriſten darin nachzuthun. Euer alter Jehovah verſtand Euch ſo viele Jahrhunderte und wurde nicht müde, Euch zu erhören, wenn Ihr zu ihm flehtet; aber ſo mächtig die deutſche Sprache auch iſt und ſo wohlgefällig ſie jedem modernen Ohr klingen mag, die alte Sprache des Herrn ſolltet Ihr nie dafür geopfert haben, jene Sprache, in der Gott zu Moſes ſagte: „Ziehe Deine Schuhe aus, Du betrittſt einen heiligen Boden!“ jene Sprache, in der Moſes mit Jehovah Unterhaltung pflog, als er die ewigen Geſetze aus ſeinen Händen erhielt. — Der heilige alte Gottesdienſt der Juden, wie ich ihn in meiner Jugend mitzumachen pflegte, zog mir oft Uebelkeiten zu und ich ſah mich bis zum Tode erſchöpft, nachdem ich einen halben Tag in der Schule, wie man die Gebethäuſer damals nannte, hingebracht hatte; allein der neue Tempeldienſt, der einen durchaus angenehmen Eindruck auf mich hervorgebracht, ſchien mir weniger angemeſſen für Jehovah, wie für ſein altes, zu eigenes, ihm opferndes Volk.

Ich glaube, daß dieſe Verſuche, welche Chriſten und Juden nähern ſollen, nur dazu dienen, ſie ſtets weiter und weiter von einander zu entfernen. Alles, was Eiferſucht erregen kann, ſoll vermieden werden und alle Beſtrebungen, die Juden im Aeußern den Chriſten gleichzuſtellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die ſich zwiſchen Beiden befindet und die nicht überſprungen werden kann. Entweder hört auf, Juden zu ſein, oder ſeid es ganz, wie ihr es waret und ſtets hättet bleiben ſollen.

Wie viel würde ich darum gegeben haben, nur ein einziges Mal noch die ſchaurige Prüfung eines altjüdiſchen Gottesdienſtes auf mich mit aller Heftigkeit einwirken zu laſſen; dieſer Wunſch war jedoch nicht zu erfüllen, da in der Gegend, die ich zur Zeit bewohnte, Alles reformirt und umgeſtaltet worden war.

Mein Teſtament machte ich an einem ſchönen Tage, nachdem ich in freudigſter Stimmung den Geburtstag meiner Frau gefeiert hatte. Wir waren im Gartenhauſe unweit der Stadt mit einigen Freunden verſammelt geweſen und während ſich nach dem Eſſen Alles um den Theetiſch ſetzte, fuhr ich ſchnell in die Stadt zurück, wo mich der Advokat erwartete. Meine Stimmung war die rechte zu dem feierlichen Act. Ich dachte in jenem Augenblicke nicht daran, bald zu ſterben, und war wohlwollend für die ganze Menſchheit geſtimmt. Die Legate, die ich ausſetzte, werden dieſes beweiſen, wenn ich einſt geſtorben ſein werde.

Meine geliebte Frau war Univerſalerbin. Ach! ich hatte damals keine Ahnung davon, daß ich ſie überleben könnte. Sie, jünger und geſünder als ich! Dann vermachte ich meinem Sohn, dem ich für ſeine gräßlich verlebte Jugend ein ruhiges Alter bereiten wollte, eine ſehr anſehnliche Summe, deren Intereſſen ihm ausgezahlt werden ſollten, ohne daß es ihm möglich wäre, das Capital anzugreifen. Meinen väterlichen Rath an meinen Sohn legte ich verſiegelt in die Hände des wackern Rechtsfreundes nieder. Er ſollte in Amerika ſein Leben beſchließen und weder ein Geſchäft oder Handel treiben, noch ein Amt bekleiden. Ich fürchtete für ihn. Wer zehn Jahre der Welt entfremdet lebte — ich nehme an, daß ſeine dermalige Umgebung keine weitere Wirkung bei ihm zurückläßt — iſt nicht leicht im Stande, ſich wieder mit ihr in gehörige Wechſelwirkung zu ſetzen. Bis die nöthigen Erfahrungen wieder erlangt ſein konnten.

dürfte abermals ein theures Lehrgeld bezahlt werden müſſen. Dies war zu vermeiden. Auch war der Punkt der Ehre einmal in den Augen der Welt zu empfindlich verletzt, als daß man nicht bei voreiligen oder boshaften Enthüllungen in jedem neuergriffenen Berufskreiſe die gefährlichſten und zerſtörendſten Folgen davon zu beſorgen hätte. Ruhe und Abgeſchloſſenheit und ein hinreichendes Auskommen, das erſchien mir am wünſchenswertheſten für den Unglücklichen.

Mein angenommener Sohn ſollte jetzt erſt ins Leben treten, in dem Augenblicke, als ich mich anſchickte, meine letzte Dispoſition zu treffen. Sein Schickſal beſchäftigte mich ernſtlich und ich fühlte, indem ich die ſtarke Zahl dictirte, die er von meinem Vermögen erben ſollte, daß ich dadurch nicht als geſchickter Meiſter den Grundſtein zu ſeinem Glücke legte, ſondern nur als Handlanger bei dieſem zukünftigen Baue ihm meine Dienſte anbot.

Vierzehntes Kapitel.

Der alte Hofagent. — Nachricht des Herausgebers.

Dieſe Betrachtungen, in denen ich mich in jenen Tagen zu wiegen gefiel, wurden durch ein Ereigniß verlängert und wirkten mehr und mehr auf meine Stimmung ein.

In unſerer Stadt lebte ein alter kleiner Mann, der den bedeutendſten Reichthum des ganzen Landes beſaß. Er war von dem neuen Regenten hervorgezogen worden, mit dem er — als dieſer noch als Kronprinz in einer ferneren Provinzſtadt wohnte — in genauer Verbindung gelebt und ihm ſeine Geldgeſchäfte beſorgt hatte. Die Hofagentur war die unausbleibliche Folge dieſes Verhältniſſes. Der kleine Mann — ich darf wol nicht erſt ſagen, daß er ein Jude geweſen — wußte ſich dieſe Lage der Dinge auf's beſte zu Nutze zu machen. Er war im Beſitze des vollſten Vertrauens und alle Zahlungen aus der Schatulle leiſtete er auf kleine Handbillets des Fürſten. Er wurde in den Adelſtand erhoben und mit einem Titel bekleidet; aus Dankbarkeit dafür ſagte er ſich vom Judenthume los und ließ ſich taufen. Seine Kinder wurden wie die Cavaliere erzogen, trugen ſich nach der neueſten Mode, ritten und gingen — ſelbſt wenn ſie nicht ritten oder reiten wollten — den ganzen Tag mit Sporen an den Füßen umher, gerade wie reiche Edelleute, die von ihren Herrſchaften in die Stadt kommen.

Indeß das junge Volk dieſe angemaßte Rolle mit ziemlichem Glücke, doch nicht ohne Aufreizung des Spottes und Neides darüber zu erleiden, durchführte, ging der alte, kleine, geadelte und getaufte Jude gekrümmt und gebückt in den Straßen der Reſidenzſtadt umher und ſchämte ſich gar nicht, neben den großen Geſchäften ſeines Hauſes auch kleine Anleihen zu machen, hier fremde Geldſorten einzuwechſeln, dort ein Ringchen oder Kettchen zu taxiren und an ſich zu bringen. Er hatte einmal die Kenntniß all dieſer Sachen und es machte ihm Vergnügen, ſie in Anwendung zu bringen. Wenn er Auctionen beſuchte und altes Silber und Gold, Geſchmeide u. dgl. beſah und kaufte, ſo geſchah dies mehr aus Unterhaltung, als aus Gewinnſucht, denn ans Verkaufen dachte er ſelten; die Gelegenheit fand ſich nicht und er ſuchte ſie auch nicht auf. Das Erſtandene wurde im Hauſe niedergelegt und mit dem ſchon Vorhandenen unter Staub und Schmutz vergraben. Er glich darin ganz den Antiquarien und Liebhabern von Seltenheiten, nur mit dem Unterſchiede, daß es ihm bei ſeinem Benehmen an klarem Bewußtſein fehlte und er weder viel Worte machte, noch ſich überhaupt eine Rechenſchaft darüber ablegen konnte.

Er war ein wohlthätiger Mann und die zahlloſen chriſtlichen Armen, Handwerker mit ſtarken Familien und geringer Arbeit, Witwen ohne Brot, Kranke und Solche, die ihr Unglück ſelbſt verſchuldet hatten, machten ſich das gute Herz des alten Mannes recht zu Nutze. Ich bin übrigens im Zweifel, ob ich Das, was er that, ſeinem guten Herzen zuſchreiben darf. Er hatte viel Geld und es war ihm ſo gleichgültig, wöchentlich einige Thaler der Armuth mitzutheilen, daß es im Ganzen nicht als etwas ſehr Erhebliches in Anſchlag gebracht werden darf. Auch wußte man allgemein, daß er in früheren Jahren durch Güterwucher den Grund zu einem großen Theile ſeines Reichthums gelegt hatte, wobei er ziemlich unbarmherzig mit ſeinen Gläubigern umgegangen ſein ſoll. Deshalb nannte man ihn trotz der obenerwähnten guten Eigenſchaften, dennoch immer einen Wucherter und trotz ſeines Adels und ſeiner Titel immer nur der alten Juden, es mochte von ihm im Guten oder Böſen Erwähnung geſchehen.

Seine Söhne thaten, als hörten oder wüßten ſie das nicht, und drängten ſich immer mehr in Kreiſe, die ihnen auf natürliche Weiſe verſchloſſen ſein mußten.

Der alte, reiche, jüdiſche Wucherer, Hofagent, Finanzrath, Ritter und Baron kam indeß zu ſterben. Er war alt und ſein in Arbeit, Rechnen und Speculiren verzehrtes Leben war ſo ganz unvermerkt ſeinem Ende nahe gekommen.

Es wurde von ſeinem Tode wie von einem Ereigniß geſprochen. Man war überzeugt, daß das lange zuſammengeſcharrte Geld in eiſernen Truhen und Kiſten, hinter ſiebenfachen Schlöſſern verſchloſſen, nun endlich einen lebhaften Abfluß gewinnen werde. Jeder ſpeculirte auf andere Weiſe, ſich dieſes goldenen Regens zu erfreuen. Die Söhne würden den alten Palaſt neu herrichten laſſen, meinten Künſtler und Bauleute, Möbelhändler und Tapezirer; der Marſtall würde vergrößert, Equipagen, Dienerſchaft vermehrt werden; es würde an den glänzendſten Feſten nicht fehlen, und ſelbſt reiche und alte Familien dachten daran, ſich mit den Judenabkömmlingen zu verſchwägern.

Ich ſtrich Abends, im Herbſte, durch die Straßen; die Glocken tönten dumpf. Wagen hielten vor einem großen Hauſe; es war der Palaſt des verſtorbenen Hofbankiers. Die erſten Männer fuhren vor, um ſich im Vorzimmer auf die Liſte der Condolirenden einzuſchreiben, worüber ein Kammerdiener in tiefer Trauer die Controle führte.

Die Thore ſtanden offen und die innere Halle war ſchwarz aufgeſchlagen; die Treppen waren ſchwarz belegt; durch die düſter erhellten Gänge ſtrich unhörbar eine lei-

Gebete ſummende Menge. Größtentheils die alten Weiber und Männer, die armen Handwerker, die Witwen und andere Unglückliche, denen der Verſtorbene ſtets reichliches Almoſen geſpendet hatte.

Das Schauſpiel zog mich an. Ich ließ mich von dem ſich ſtets mehrenden Zuge verleiten, mich ihm ſchweigſam und ernſtbetrachtend anzuſchließen. Ich kam die Treppe hinauf, wo zwei Lakaien in großer Livrée, mit Trauerſtäben und ernſter Haltung uns an ſich vorüberziehen ließen. Dann kam ich durch drei weite Prachtgemächer, wo eine Unzahl von Kunſtwerken mancherlei Art herumſtand und lag, ohne daß eine ſichtbare Aufſicht darüber geführt worden wäre und es nicht dem Scheine nach Jedem freigeſtanden hätte, ſich davon anzueignen, was ihm beliebte. Dies erſchien mir großartig und edel. Hätte der Schmerz wirklich das ganze Haus ſo ergriffen, daß man nicht daran dachte, dieſe Koſtbarkeiten könnten in dem Augenblick, wo der Zugang Jedem offen ſtand, entwendet werden? Erſchien den Erben, neben dem großen Verluſte durch den Todesfall ihres alten Vaters, denn wol wirklich jeder andere Verluſt ſo unerheblich? Ich lächelte nachher über dieſe Vermuthung, die ſich mir damals aufgedrängt hatte. Die Söhne des Verſtorbenen empfanden nicht den geringſten Schmerz, und Alles, was hier angeordnet worden, war genau ſo, wie es in den alten Familien bei ähnlichen Fällen gehalten wird und wie es die Etikette erfordert; was übrigens die Koſtbarkeiten betraf, ſo fehlte es nicht an Aufſicht und eine zahlreiche Dienerſchaft und Vertraute des Hauſes circulirten unter der Menge, ohne Aufſehen zu erregen.

In einem runden Saale, auf dem Sterbebette, von Candelabern umgeben, ruhte der alte, kleine Jude mit dem gelben, verſchrumpften Todtengeſichte. Sie hatten ihn ſchwarz gekleidet, im Frack und in ſeidenen Strümpfen, ſein Orden lag neben ihm, die auf der Bruſt gefalteten Hände hielten das Crucifix. Man trat durch die eine Thür ein, verweilte eine Secunde am Bette und ging dann wieder zur andern Thür hinaus, um den Neueintretenden Platz zu machen. Dieſe Ordnung wurde ſtreng beobachtet; die dienſtthuende Livrée bedeutete Jeden leiſe und mit Anſtand, wie er es zu halten habe. Und es war auch nicht mehr als eine Secunde nöthig, um mit dem Wedel Weihwaſſer zu ſprengen; das leiſe Gebet wurde im Gehen fortgeſetzt.

Wie ich durch das Leichenzimmer, von dem Zuge gedrängt, wieder ins Freie gekommen war, konnte ich mir das Bild, das ich eben geſehen, nicht aus den Gedanken bringen.

Da lag er eben, der alte Jude, der es ein[illegible]eweſen und der dieſen Namen nie verlieren gekonnt; der in der Synagoge erzogen und ſich Zeit ſeines Lebens mit jüdiſchem Handel und Wandel befaßt, nun todt, das Bild des Gekreuzigten auf der Bruſt und von alten Weibern mit Weihwaſſer beſprengt, die für ſein Seelenheil ihr Gebet zum Heiland der Welt emporſteigen ließen. Das war ein Sieg des Chriſtenthums!

Was würde ſich in dem Herzen des alten Juden regen, wenn er es ſehen könnte? Was regte ſich in ſeinem Herzen, als man ihm die Tröſtungen der neuen Religion, die nur erſt zweitauſend Jahre alt, zur weiten Reiſe ſpendete? Was mag er in ſeiner Sterbeſtunde empfunden haben, als er einen Augenblick wieder zu ſich ſelbſt kam und ſtatt des murmelnden Rabbi den Prieſter im Meßgewande neben ſeinem Lager erblickte!

Meine Stimmung war ernſt und düſter geworden.

Mein angenommener Sohn zeigte Talent und Kopf und wünſchte ein Gelehrter zu werden. Es war nicht nach meinem Wunſch; doch ſchien mir hier — nach Allem, was ich hörte — Beſtimmung obzuwalten.

Er ſollte zum nächſten Frühjahre eine berühmte Univerſität beziehen und dort zu Gelehrten in die Lehre gegeben werden. Zu eben jener Zeit aber führte ich den längſt gehegten Entſchluß aus, nach Frankreich zu reiſen, um meinen armen, unglücklichen Sohn zu beſuchen; meine Frau hatte den Heldenmuth, mich dahin zu begleiten.

Nachrede des Herausgebers.

Die Reiſe nach Frankreich, von welcher hier die Rede iſt, war nicht die letzte, die dem unglücklichen Banquier das Leben koſtete und deren ich in meinem Vorworte erwähnte. Von dieſer kehrte er nach mannichfachen Erfahrungen wieder zu ſeinen Laren zurück. Er ſah ſeinen Sohn im Bagno und fand bei ſeiner Nachhauſekunft ſeinen [illegible]tivſohn in politiſche Umtriebe verwickelt, wie ſie damals das Leben junger Leute auf Univerſitäten ſehr bedenklich machten.

Der Abſchluß, der hier aus den mir zur Veröffentlichung übergebenen Memoiren erſichtlich iſt, veranlaßte mich, mit dieſem Zeitpunkte in dem Leben des Banquiers dieſe erſte Mittheilung an das Publicum vorläufig zu ſchließen.

Hier mein vorläufiges Urtheil über das Mitgetheilte. Die Erlebniſſe ſind weder außerordentlich, noch ſind die eingeſtreuten Betrachtungen beſonders tief und geiſtreich. Da überdies alle Namen der vorgeführten Perſonen ſorgfältig vermieden ſind, ein Umſtand, der heutzutage faſt nie beobachtet wird, ſo hat die Lectüre auch noch das Pikante des Scandals verloren, wornach unſere Leſewelt jetzt ſo lüſtern iſt.

Es bleibt daher nicht viel übrig, um dieſe zufrieden zu ſtellen, wenn ſie nicht einen geſunden geraden Verſtand und manche originelle Anſicht gegenwärtiger Lebensverhältniſſe für etwas gelten laſſen wollte.

Möge nun das Büchlein mit dem Strome der Tagesliteratur fortſchwimmen, der ſo viel Edles, Tiefes und Bedeutendes neben dem Erbärmlichen und Gemeinen auf ſeinem Rücken duldet. Ich wage zu behaupten, daß es weder zu dem Einen, noch zu dem Andern zu zählen iſt und daß es mir trotz ſeiner Unbedeutenheit ein paar müſſige Tagesſtunden ſo gut auszufüllen zuläſſig erſcheint, als ein moderner Roman weiblicher oder männlicher Entſagung, eine Chronik in Novellenform oder ein Buch, das von unſern Kunſtrichtern zu den unmoraliſchen gezählt wird und in welchem oft eben ſo wenig Kunſt, aber noch weit weniger Originalität anzutreffen iſt.

Ich bitte übrigens zum Schluſſe Das, was ich S. 129 der Vorrede zu erinnern für nöthig fand, gütigſt zu beachten und wünſche, daß mich Leſer und Kritiker bei Beurtheilung dieſes Buches für keinen größern Theil daran verantwortlich machen möchten, als für den des

Herausgebers.

Die Mappe.

Skizzen eines Gentleman

über

deutſche Bäder.

Von

Auguſt Lewald.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mit 34 Holzſchnitten nach engliſchen Originalen.

BIBLIOTHEK
ED. MENDE
DORTMUND

Leipzig.
Berger's Buchhandlung.
1861.

Die Mappe.

Skizzen eines Gentleman

über

deutſche Bäder.

„Les choſes vont aſſez mal dans ce bas monde,
mais on a toujours du plaiſir à les voir aller.“

Einfache Geſchichte.

An einem der ſchönſten Abende des vorjährigen, regneriſchen Sommers machte ein junger Menſch auf einer Bank der Lichtenthaler Allee bei Baden einen recht artigen Fund. Es war eine elegante kleine Mappe, die einige Zeichnungen und handſchriftliche Notizen enthielt. Ohne mehr als einen oberflächlichen Blick hineinzuthun, wurde das Ganze ſorglich aufgehoben und der Eigenthümer öffentlich aufgefordert, ſich zu melden.

Dieſe Aufforderung, mehrmals wiederholt, hatte keine Folge und der Finder glaubte nunmehr keine Diskretion mehr beobachten zu dürfen; er wollte mindeſtens das Ding näher kennen lernen. Dies war jedoch nur bei den Zeichnungen möglich; das Geſchriebene war in einer ihm unverſtändlichen Sprache: engliſch.

Er wandte ſich an mich, und ich nahm keinen Anſtand, ihm das Geheimniß zu löſen. Es waren hingeworfene Gedanken, kurze Schilderungen, ſkizzirte Lebensereigniſſe, komiſche und ernſte Abenteuer, Alles zerſtreut und flüchtig abgefaßt, ohne Ordnung, ohne leitenden Faden; dazwiſchen die Zeichnungen, die theils in Abdrücken von Holzſchnitten beſtanden, theils mit Bleiſtift auf dem Papier entworfen waren.

Es ward nicht klar, ob es zur Herausgabe im Druck beſtimmt ſei; wenn gleich die Holzſchnitte darauf hindeuteten, ſo ſprach doch die Regelloſigkeit und Abgeriſſenheit des Ganzen dagegen.

»Wie wäre es, wenn ich es übernähme,« ſprach der Finder, der ſich mit der Kunſt befaßte, »dieſe Zeichnungen auszuführen, und ſie dann unſerem Publikum zu übergeben? An Ihnen würde es ſeyn, den Text dazu zu ordnen und zu überſetzen. Ich glaube wir kommen damit nur dem Wunſche des unbekannten Verfaſſers und Verlierers nach, der ſich freuen wird, daß dies Mäppchen in die rechte Hand gekommen iſt.«

Dieſe Aufforderung machte mir Bedenken. Ich durchſah die Blätter, verglich damit die Zeichnungen und konnte den Zuſammenhang wohl finden, doch waren auch Lücken dazwiſchen, die keine fremde Hand auszuführen im Stande war.

Ich mußte mir Zeit ausbitten. —

Kaum hatte ich jedoch ernſtlich darüber nachgedacht, als eines Tages der junge Menſch wieder zu mir in das Zimmer trat und eine Menge närriſcher Bilder vor mir auskramte. Die Luſt hatte ihn getrieben, das, was ihn im erſten Augenblicke ſo ſtark angeregt, auch ſofort in's Werk zu ſetzen.

»Ich habe mich umgethan ſo viel ich konnte,« ſagte er, »und nunmehr die feſte Ueberzeugung erlangt, daß der Eigenthümmer der Mappe nicht mehr für uns erreichbar iſt, worauf auch eine ſeiner Aeuſſerungen ſich bezieht — er iſt nämlich nach Italien gezogen. Was können Sie jetzt noch für Bedenken haben, mir zu der Herausgabe meiner Bildchen hier — den Text zu überſetzen und in einigen Partien zu ergänzen?«

Ich ſtellte ihm vor, daß mir die Herausgabe noch immer unſtatthaft erſcheine. Um ihm aber gefällig zu ſeyn, verſicherte ich ihm, nichts unverſucht zu laſſen, den Eigenthümer aufzufinden, und fortan wandte ich mich mit großer Aufmerkſamkeit dieſen Forſchungen zu. Einige Engländer, die nach Italien reiſten, übernahmen es, mich darin zu unterſtützen, und Einer derſelben, Herr H. T., erfreute mich vor Kurzem mit einem Schreiben, dem dieſe Zeilen einer unbekannten Hand beilagen:

Mein werther Herr!

Ihrem Wunſche, mein kleines Album dem Publikum Ihres Vaterlandes mitzutheilen, kann ich nicht entgegen ſeyn, da er für mich zu ſchmeichelhaft iſt und mindeſtens eine Artigkeit von meiner Seite erheiſcht. Was Sie daran verbeſſern können, möge es der ihm zugedachten Ehre würdiger machen. Ich laſſe Ihnen freie Hand. Auf meiner Rückreiſe hoffe ich Sie zu ſprechen, und mir das Original, die Mappe iſt ein Andenken aus werther Hand, von Ihnen zu erbitten. Bis dahin leben Sie wohl! — —

Cribb...

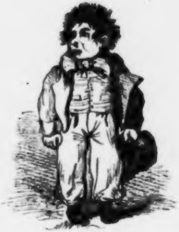
Skizzen.

I.

Geburt und Perſonalbeſchreibung.

»Ich war ſtets der Meinung, daß ein Ehrenmann, der ſich verheirathet, und eine ausgedehnte Familie in die Welt ſetzt, einen größeren Dienſt erzeigt, als derjenige, der einſchichtig lebt und niemals an die Bevölkerung denkt« — dieſe Worte des weiſen Oliver Goldſmith habe ich nie beherzigen mögen. Ein leichtfertiger Egoismus beſeelte mich zu ſehr und ich befand mich in dem Zuſtande zu wohl, den ich meine Freiheit, meine Unabhängigkeit nannte. Meine Erziehung war daran nicht Schuld, denn ich erhielt keine; was in mir keimte, konnte und durfte, unbeſchnitten von der Scheere des Gärtners, frei in Blüten emporſtreben und Niemand kümmerte ſich wohl darum, welche Früchte daraus reifen würden. Daß einige reiften, danke ich meinem guten Stern!

Ich hatte das Unglück, meine Eltern frühe zu verlieren. Mein Vater verkürzte ſeine Tage durch allzu angeſtrengte Studien und meine Mutter ſtarb an einer Unverdaulichkeit. Ich erhielt von dieſem Erbtheil nichts, denn ich blieb mäßig mein Lebelang; weder ſinnliche noch geiſtige Genußſucht beſchwerten mir Kopf und Magen. Mein Schickſal brachte mich in das Haus eines alten, ſehr reichen Oheims, deſſen natürlicher Erbe ich war. Ich hatte damals ein derbes, munteres Ausſehen, das mich jedoch etwas älter erſcheinen ließ, als ich's in der That, den Jahren nach war. Mein Körper war ſtämmig und verrieth Kraft; die Augen ſahen keck in die Welt, die ſpitze, etwas in die Höhe gereckte Naſe, ſchien einige Hoffnung auf gute Witterung im Leben zu haben; der Mund von mäßiger Größe, verrieth ſatyriſche Beredtſamkeit. Die Haare ſträubten ſich empor, und ſahen einem Weſpenneſte nicht unähnlich. Die Bruſt war breit, das Genick kurz und ſtark, die Arme hingen zwar an beiden Seiten herab, allein ſie waren nicht läſſig und abgeſpannt, das ſah man den ſtets halb geballten Fäuſten wohl an; die Füße hafteten am Boden, nach Geſetzen, die mehr der Sicherheit vor dem Umfallen entſprachen, als denen der Zierlichkeit, denn ich verſchmähte es ſtets wie ein Froſch die Füße auswärts zu ſetzen, vielmehr ſtellte ich den rechten Fuß immer ſo recht einwärts, weil er mir eigens dazu gewachſen ſchien. Dies oder Jenes abbeſtellen fiel meinem Oheim und auch ſonſt Niemand ein, und ſo konnte ich mir's denn von Jugend auf bequem machen, da mich Niemand in meinem Willen beſchränkte. Gleich dem Uebrigen, war auch meine Kleidung. Sie zeigte etwas Matroſenartiges, offenbar die behäbigſte, die man wohl ſehen kann; mir war Stoff und Schnitt übrigens gleichgültig, und bis auf zwei ungeheuere Schleifen, die ich mir aus meiner Halsbinde zuſammenſchlang, weil ich mir einbildete, daß mein Kinn darauf ruhend, dem ganzen Geſichte etwas Würdevolles ertheile, war ich nicht ſehr mit meinem Ausputze beſchäftigt.



II.

Mein guter Oheim.

Mein Onkel war der Bruder meiner Mutter und gleich ihr liebte er die Freuden der Tafel über Alles. Jeder Leſer wird mit mir übereinſtimmen, daß ſich dieſes beſſer für ihn, als für ſie ſchickte. Es wäre übrigens nicht richtig, wenn ich hier von Freuden der Tafel im gewöhnlichen Sinne ſprechen wollte. Er aß und trank ſehr gut und ſehr viel, aber allein und ſtill wie ein Kalmäuſer. Ich ſelbſt wurde nie zu dieſen geheimnißvollen Opfern gezogen, ſondern aß mit der Dienerſchaft, die aus zwei alten Haushälterinnen beſtand, über deren früheres Verhältniß zu meinem mütterlichen Verwandten, mir erſt ſein Teſtament ein Licht anzündete, nach dem ich ihnen zu bedeutende Legate bezahlen mußte, als daß ich hätte glauben können, mein Onkel wollte damit die Kraftſuppen, Klyſtire und Fontanellen belohnen, die er in ſpätern Jahren von ihnen empfing. Die Liebhabereien jedoch für ſein Hausweſen untergruben nach und nach die kräftige Natur des Mannes, die bis nach Verlauf eines vollen Jahrhunderts allen Angriffen Morbonas Trotz geboten hatte. Wie es den Sechszigern zu ging, wollte es mit Nichts mehr recht fort.

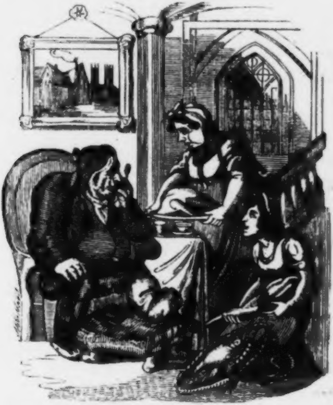
Mein guter Oheim lebte auf einem Landſitze, der mit Forſten, Weihern, und Allem verſehen war, was der üppigſten Küche nur erforderlich und erſprießlich ſeyn kann. Wenn er des Morgens in ſeiner Halle ſaß, wo er das Frühſtück einzunehmen pflegte, das nur einfach aus Thee, geröſteten Butterſchnitten, einem Feldhuhne, oder zahmem Geflügel, Schinken und Eiern beſtand — ſo erſchienen beide Duenas vor ihm, um ihm die Materialien zu präſentiren, aus denen ſie das ſehr ſolide Gewebe ſeines Mittagmahles zu wirken beabſichtigten. Die Eine hielt ihm einen fettgemäſteten Kapaun vor, die Andere deutete mit ſchlauem Lächeln auf eine ſchottiſche Hammelskeule von immenſem Umfange; ihre Knie ſtützten den Korb, den die Bewohner der Gewäſſer, platte, weiße Schollen oder ſtreifige blanke Makrelen füllten, auf dem Boden ringelten ſich zierliche, grüne Aale, Lampreten, Krebſe lagen vom Laub ſtachlicher Neſſeln halb verdeckt; es war ein Küchenſtück des Pinſels eines Gerhard Dow würdig und im Vordergrunde thronte gleichſam mein Oheim im altehrwürdigen Großvaterſtuhle, den Fuß des Podagras wegen in ſiebenfache Kiſſen und Hüllen gewickelt und auf die weiche, elaſtiſchgepolſterte Unterlage hingegoſſen, mit bewaffnetem Auge die Schätze betrachtend und prüfend, die ſich ihm darſtellten. Der heitere, verzogene Mund entſprach vollkommen ſeinen innern Gefühlen — aber ach! die Geſetze der Natur ſind unwiderruflich ſtreng. Das Alter kommt mit ſeinen Schwächen. —

— — Il nest point de ciment que le temps ne dissoude:
Si vos marbres si durs ont sentis son pouvoir
Dois je trouver mauvais qu'un méchant pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans soit percé par le coude? *

---

* Es gibt keinen Kitt, den die Zeit nicht auflöst. Wenn nun Euer ſo harter Marmor ihre Macht gefühlt, ſoll ich's wohl übel nehmen daß eine ſchlechte ſchwarze Unterjacke, die mir zwei Jahre ausgehalten hat am Ellenbogen zerriſſen iſt?

So ruft der ſatyriſche Scarron aus!



Meines wackern Oheims Magen riß nun zwar nicht entzwei, aber er dehnte ſich ſo gewaltſam aus, daß ein Zerreiſſen zu befürchten ſtand und eine plötzliche Erkrankung ſeinem Lebenswandel eine andere Richtung gab.

III.

Die Krankheit und der Congreß.

Da lag der gute Alte im Bette. An Pflege fehlte es ihm nicht, er genoß vielmehr alle Süßigkeiten der Zudringlichkeit, womit bezahlte Theilnahme dienſtbarer Hausgenoſſen alte Junggeſellen umgeben. Keine Minute verging, wo ihm nicht die eine oder andere der Haushälterinnen ein Labſal oder eine Arzenei vor's Bett brachte. Bald wurde er in die Höhe gehoben, um beſſer huſten zu können, dann wurde ihm der Kopf gehalten, um das Ausſpucken zu erleichtern; jetzt wurden die Polſter friſch aufgeſchichtet, Hände und Füße mit Decken umſtopft, damit ſich Schweiß zeige, Thee und Suppe ihm ſo lange und trotz eines hartnäckigen Huſtens mit Gewalt eingeſchüttet, bis ihm die Flüſſigkeit in Strömen wieder zur Naſe heraus ſprudelte. Gleichviel! — ſo nur erweiſt ſich Liebe und Zuneigung an dem, der ſie bezahlen kann. Derjenige, den unbezahlte Liebe umgibt, liegt ſtill und ruhig da, Weib und Kind ſitzen ſeitwärts und ſchlucken ihre Thränen nieder und haben nicht das Herz, ſich ſo oft dem Krankenlager zu nahen, wo ihr Liebſtes auf Erden Leiden ertragen muß.

War mein Oheim ruhig und von Schmerzen befreit, ſo wurde er auch wohl, ſcheinbar gleichgiltig, ausgefragt, wo dieſes oder jenes liege, wozu er jene Koſtbarkeit nach ſeinem Hinſcheiden beſtimmt habe, wo dieſe oder jene Sammlung hinkommen werde.

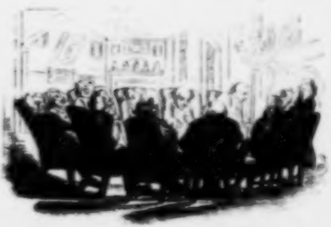
»Das erſteh' ich von meinem ſauer Erſparten, und wenn es noch ſo ſehr bei der Verſteigerung in die Höhe getrieben werden ſollte,« ſprach die Eine der Haushälterinnen, »denn ein Andenken muß ich doch haben.«

„Ich wünſche mir das Kleinſte," ſetzte dann die Andere hinzu, „aber etwas muß es ſeyn, was unſer edler Herr zu ſeinem täglichen Gebrauche hatte."

„Gute Weiber," rief dann mein Oheim mit ſchwacher Stimme aus, „ich ſorgte bereits für Euch und Ihr werdet meiner gewiß gedenken!"

Aber dabei blieb's nicht.

Die Verwandtſchaft hatte von der Krankheit des Ehrenmannes gehört, und beſchloß, die Sache zu einem erwünſchten Ende zu führen.



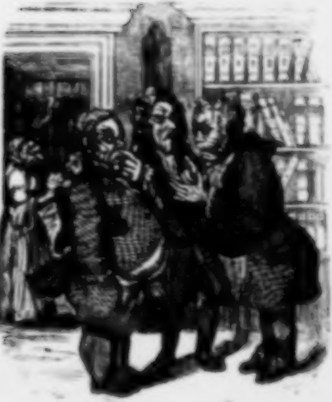
Sie waren nach und nach auf dem Landſitze eingetroffen und hatten ſich in dem alten Familienſaale, im deſſen hohem, iriſchen Kamine ein tüchtiges Feuer brannte, um die feuchten Dünſte, die das lang verſchloſſene Gemach beherbergte, zu vertreiben, in einer ernſten Sitzung verſammelt. Es waren lauter gewiegte Männer, die in den verſchiedenartigſten Lebenslagen ausharrten, wie es wackern Leuten geziemt. Der reiche Oheim, oder vielmehr ſein Tod, war für Viele darunter eine Ausſicht auf Veränderung. Sie waren Alle ſchon bei Jahren, und trugen ſich wie es dieſe und ihre verſchiedenen Stellungen in der Geſellſchaft erheiſchten, nach der Mode damaliger Zeit, die ſo würdig war, und ſo ganz geeignet, einem Jeden ſchon auf den erſten Blick die ganze Portion Achtung und Aufmerkſamkeit zuzuwenden, auf die er Anſpruch zu machen berechtigt war. Wie ſo Anders iſt es doch jetzt und wie ſehr erſchwert iſt dadurch Alles, was auf den nächſten perſönlichen Umgang der Menſchen Bezug hat. Jetzt, wo der Roturier gleich dem älteſten Sohne eines vornehmen Hauſes ſich durch nichts im Aeußern unterſcheidet, iſt es nöthiger als je geworden, alle jene Schranken, Hecken, Palliſaden und Gräben zu erſinnen, die den Einen von dem Andern trennen, und das Näherkommen nur durch ſchwere Garantien möglich macht, die ſelbſt nicht einmal immer im Stande ſind, vor unreinen Berührungen zu bewahren. Hat man nicht geſehen, daß Abenteurer ſich in fürſtliche Salons drängten, und iſt es daher übel zu nehmen, wenn ſtreng excluſiv Denkende Anſtand nehmen — zumal auf dem Continente — ſich auch in ſogenannte hohe Geſellſchaft zu miſchen? Von der guten nicht einmal zu ſprechen, denn das iſt faſt immer anrüchig und zweideutig, was man mit dieſem nichtsſagenden Titel belegt.

Unſere treffliche Sippſchaft enthielt jedoch lauter angeſehene Männer; faſt Alle zierten ſtattliche Bänder; mehre von ihnen trugen ſehr ehrwürdige Perücken, vielverſprechende Naſen und hatten durch Schlemmen und Praſſen ſo gut das Podagra bekommen wie der Kranke ſelbſt. Man erwärmte ſich ſehr für das betrübte Loos des Kranken und da — wie dies ſchon Shakeſpeare in ſeinem Hamlet gezeigt hat — erheuchelte Zuſtände ſtets größer erſcheinen als wirkliche, ſo floſſen dem theuern Verwandten auch reichliche Thränen.

Da ſaßen ſie nun auf's tiefſte betrübt und gaben ihre Stimmen ab, wie das beide Leben zu friſten ſei, und da Alle nur denſelben Zweck vor Augen hatten, den wackern Alten recht bald zu beerben, ſo waren ſie auch bald dahin übereingekommen, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch ſie jenes Ziel erreichten und den Schein retteten. Dies war nämlich ſo bald als möglich drei der bedeutendſten Aerzte aus der zunächſt gelegenen Stadt herbeizurufen und dieſen Hauptmatadors das edle, aber lebensmüde Wild zu übergeben.

IV.

Ein Konsilium.



Mein guter Oheim hatte eine Plethora. Der [illegible] Körper widerstand allen Angriffen, welche die in ihrem blinden Heilungseifer vollſtändig verbiſſene Facultät auf ihn machte. Da ſtanden die drei weiſen Männer und deliberirten und ſchienen es nicht begreifen zu können, daß der Alte noch immer lebte. Sie ſannen auf neue Heilmittel, ſie wollten es darin einer dem andern zuvorthun und überboten ſich in den ſeltſamſten Combinationen. Wie Folterknechte waren ſie befliſſen, die Pein des Kranken zu vermehren.

Dieſer ſpielte ihnen aber den Streich, plötzlich geſund zu werden und all ihre Bemühungen zu vereiteln. Die Geſchwulſt im Fuße ſchwand; die Schmerzen hörten auf; die alte Luſt kehrte wieder und an einem ſchönen Morgen, als die Haushälterin noch einmal mit ihrem Decocte zum Bette des Kranken trat und die drei männlichen Parzen, unweit denen ſich über den Zuſtand deſſelben unterhielten und ihn ſehr bedenklich fanden — erhob der Alte ein wieherndes Gelächter — fluchte ein wenig dazwiſchen und verlangte Schlafrock und Pantoffeln.

Vor Schrecken ließ die Haushälterin Schale, Decoct und Alles fallen; die Aerzte ſprangen bleich ob der jähen Belebung ihres lieben Schützlings in Gepfang zu nehmen — allein wie erschraken auch sie, als der Oheim, wie ein ungezogenes Kind, mit beiden Beinen die beengende Decke abstrampelte, und mit seiner kräftigen Baßſtimme begehrte, daß man ihm aus dem Bette helfe.

»Das iſt der letzte Paroxismus!« rief Doktor Nro. 1.

»Die Zwangsjacke!« ſchrie Doktor Nro. 2.

»Schnell zur Ader gelaſſen!« ſchrie Doktor Nro. 3.

Auf das Geſchrei der Wärterinnen liefen die Verwandten herein. Alles war bemüht, den Alten zur Ruhe zu bringen, denn man glaubte, er befinde ſich im Delirium. Vergebens ſuchte er ſich auf die natürlichſte Art verſtändlich zu machen — es half ihm nichts, und bald wäre es den vereinten Anſtrengungen der herbeigeladenen Aerzte, der lieben Verwandten und der treuen Dienerinnen gelungen, meinen Oheim zur wirklichen Leiche zu machen, wenn ich nicht zufällig herbeigelaufen wäre, um mich des armen, alten, ſo ſehr geplagten Mannes anzunehmen.

Zuerſt weinte ich vor Schmerz, denn ich hatte meinen Oheim wahrhaft lieb, dann aber [illegible] ich mich kurz, ihm auf kräftige Weiſe beizuſtehen. Klein wie ich war, und ſtämmig und ſtark, warf ich mich mitten unter ſeine Quäler und that ihnen allen möglichen Schabernack. Ich biß und kratzte und zwickte und kneipte, wo ich ihnen nur beikommen konnte und ſprang wie ein wilder Kobold hin und her, ſo, daß ſie ſich meiner nicht zu erwehren vermochten. Dies ſchaffte dem Alten Luft und er war im Stande, während ſeine Peiniger mich zu entfernen ſuchten, ſich aus dem Bette zu befreien. Er erhaſchte jetzt einen Stock und mich an ſich ziehend, ſtellte er ſich in Poſitur jedem Angriff auf's kräftigſte zu begegnen. Allein dazu hatte jetzt Niemand mehr Luſt. Verwundert, mit weit aufgeriſſenen Augen ſtanden Alle da und erwarteten die Löſung des ihnen unbegreiflichen Räthſels.

»Ich bin ja ganz geſund!« ſchrie jetzt mein Oheim, »was wollt Ihr denn noch von mir? Laßt mich in Ruhe, ich will nichts mehr von Euch wiſſen —«

»Ach, dieſe letzte Kraftanſtrengung koſtet ihn das Leben!« ſeufzte die ältere der beiden Haushälterinnen.

»Zum Henker wird ſie das koſten!« rief der Oheim, »vielmehr komm' ich mir vor, jetzt erſt mein Leben recht zu genießen. Ich habe einen trefflichen Plan und den führe ich aus und brauche Euch Alle nicht dazu. Nur Du John, ſollſt ihn mir ausführen helfen.«

Jetzt ſahen ſie nun wohl ein, daß hier von keinem Paroxismus die Rede ſeyn konnte und daß mein Oheim ſich wirklich in einem unvergleichlichen Zuſtande geiſtigen und körperlichen Wohlbefindens bewegte. Die Verwandten ließen plötzlich die Köpfe ſinken, denn mit der Erbſchaft war es für diesmal nichts; die Haushälterinnen blickten mitleidsvoll nach dem Alten, als wollten ſie ſeine jetzt entfaltete Kraftäuſſerung mit der Spanne Zeit in Vergleichung bringen, die er nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch zu durchmeſſen hatte und ihre zuſammengekniffenen Lippen ſchienen ſagen zu wollen: »Du entgehſt uns doch nicht!« Aber die drei Aerzte machten einen triumphirenden Geſt und hoben ſich ſtolz in die Höhe: »Unſern Heilmitteln iſt es gelungen,« riefen ſie im Chorus, »dieſes Wunder an dem Menſchen zu bewirken! Wir haben ihm das Leben geſchenkt!«

Und nun begann ein edler Streit zwiſchen dem Kleeblatt, von dem ich leider nicht genauen Bericht abzuſtatten vermag, da ſie zum Theil lateiniſch ſprachen. Doch ſo viel wurde mir klar, daß der Eine das Wunder den Blutentziehungen, der Andere den Klyſtieren und der Dritte den Purganzen zuſchrieb. Mein Oheim aber lachte ſie Alle aus und ſprach:

»Zankt Euch nur bis Morgen, oder ſo lange Ihr wollt! Ich weiß, daß das Podagra kommt und geht, ohne daß man es ruft und wegſchickt und daß es nur dann lebensgefährlich iſt, wenn man es zur Höflichkeit zwingt, das heißt: wenn es zurücktritt. Im Uebrigen aber verlangt ein alter Leichnam ſtets gute Nahrung in geſunden Tagen, damit die alten Taue und Seile nicht zu ſchlapp werden und die verſpelten Stewen nicht auseinander fallen und daß es ihm nie daran gebreche, dafür will ich noch weiter ſorgen, wie ich bisher dafür geſorgt habe. Jetzt geht nur hin, woher Ihr kamt. Euere Mühe ſoll Euch vergolten werden!«

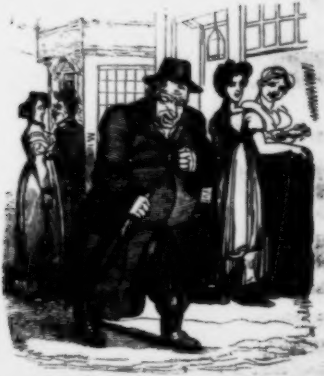
Er ging fort und ließ ſie ſtehen. Ich ſtützte ihn, weil er durch's lange Liegen doch ein wenig ſteif geworden war. Wie lang ſie ſtanden, weiß ich nicht; andern Tages aber zogen ſie weiter mit noch längern Naſen, als ſie gekommen waren.

V.

Ein kühner Entſchluß.

Daß mein Alter über einen großen Plan brütete, ward Allen klar. Oft guckte er über das Zeitungsblatt weg, das er Morgens zum Frühſtücke las; ſein Auge verlor ſich gleichſam in ungemeſſene Fernen und er ſchmunzelte am Ende auch wohl dabei. Dann trommelte er auch auf den Tiſch und ſummte ein Hm! Hm! über's Andere vor ſich hin. Dann und wann ging er auf und ab und blieb plötzlich vor mir ſtehen, indem er, mich ſcharf anſehend, die Frage an mich richtete: »Wie wär's, Junge! Hm! was meinſt Du?«

Und dergleichen Räthſelhaftigkeiten mehr, die den Leuten wieder Allerlei zu reden gaben. Man weiß ja wie es die böſe Welt ſo gern hat



Ging er aus, ſo ſahen ihm die Nachbarn ganz verwundert nach, weil er's gar ſo ſeltſam trieb, immer mit ſich ſelbſt ſprach, den Hut in die Quer rückte, Niemand grüßte, ja beim ſchönſten Wetter einen Regenſchirm mitnahm. Endlich fand ſich ein unnützer Burſche, der ſich herrenlos in der Stadt umhertrieb, in der mein Oheim jetzt oft zu verweilen pflegte, und erzählte der Haushälterin schmunzelnd im Vertrauen: der alte Herr habe ihn gedungen, damit er ihn auf einer großen Reiſe begleiten ſolle. —

So ſtanden die Sachen und Alles harrte neugierig der Löſung des Räthſels, als eines Abends, nachdem das letzte Stückchen Käſe vom letzten Schluck Hock hinuntergeſpült war, mein Oheim gemüthlich den bequemen Stuhl zum Kamine rückte und indem er mit der Zange Kohlen zuſammenlas und aufeinander legte, alſo zu ſprechen begann:

»Ich fühle daß es uns in gewiſſen Jahren, ehe wir die letzte große Reiſe antreten, treibt und drängt, unſere Heimath zu verlaſſen und uns noch einmal recht in der Welt umzuſehen. Der Drang dazu iſt bei uns Alten ſtärker wie bei der Jugend. Es iſt nicht mehr bloße Neugier, ſondern vielmehr ein Zug der tief in der menſchlichen Natur begründet iſt. Es iſt ſo als wenn wir, dem für Viele ſo furchtbaren Gaſt ausweichen wollten, als ſollte er uns nicht zu Hauſe finden und nur vorerſt eine Karte da laſſen, mit den Worten »en personne.« Reiſen wir recht ſchnell und recht weit, ſo ſcheinen wir uns einzubilden, daß er uns nicht einholen werde, und am Ende müde werden müſſe, uns zu verfolgen. Kurz — das Reiſen bei alten Leuten iſt ein förmliches Davonlaufen vor dem Tode. Wie ich nun neulich ſo krank war, da machte ich mir Vorwürfe, daß ich bis jetzt dieſen ſo üblichen Kunſtgriff verſäumt hatte und ich nahm mir vor — ſollte ich wieder geneſen und geſtärkt von meinem Krankenlager erſtehen — es daran nicht wieder ſo leichtſinnig fehlen zu laſſen. Denn wahr iſt es, die Krankheit und ihr unglücklicher Ausgang beſchleicht uns in der gewohnten Umgebung, im thatenloſen Herumſchlendern viel leichter, als auf der Reiſe oder im Geſchäfte, ſei es auch eins, das wir zu unſerm Vergnügen ergreifen. Zu Hauſe da haben wir keine Waffen, um ſie dem Feinde entgegenzuſtrecken; wir werden im eigentlichſten Sinne des Wortes überrumpelt und die ſchon bald entſchlummerte Kraft, die läſſig ausgeſpannten Nerven, ohne Widerſtand und Energie, bedürfen nur eines Druckes, um alle, auch die geringſte Thätigkeit für dieſes Leben aufzugeben. Der ſchon in den Propyläen des Schlafes

Gefangene bedarf nur einer kleinen Beihilfe, um die Augen für ewig zu ſchließen.«

Ich ſtarrte meinen Oheim groß an, als ich ihn ſo ſprechen hörte und ſagte nichts, da ich ihn nicht ganz verſtand; allein die Haushälterinnen, die zugegen waren, wiſchten aus pflichtſchuldiger Heuchelei ihre Augen, als ſie ihn ſo anhaltend vom Tod und Sterben ſprechen hörten. Er aber bemerkte dies kaum und fuhr alſo fort:

»Mein Entſchluß iſt nunmehr gefaßt, ich will auch auf dem Kontinente Europa's umherreiſen, wie's jetzt bei unſern Landsleuten Mode zu werden anfängt. —«

Die verehrten Leſer werden nicht vergeſſen, daß hier vom Ende des vorigen Jahrhunderts die Rede iſt. —

»Ich höre Wunderdinge von den Einrichtungen und Ergötzlichkeiten jenſeits des Kanals und habe beſchloſſen, dies Alles einmal ſelbſt kennen zu lernen. Zunächſt will ich aber meine Schritte den Bädern zulenken, von denen ſo viel Aufhebens gemacht wird. In Spaa und Pyrmont verſammelt ſich Alles was groß, reich, ſchön, berühmt genannt werden kann —

gut! ich will mir's in der Nähe beſehen und dann urtheilen, ob's werth iſt, ſo genannt zu werden.«

Jetzt erſt ſchauten ſich die Haushälterinnen recht an und waren keines Wortes mächtig, ſo überraſchend war ihnen dieſe Eröffnung. Allein im Hauſe zu wirthſchaften, in dem Hauſe, das ſo wohlgehalten und eingerichtet war, ſchien ihnen eben nicht unerwünſcht. Selbſt in dem Falle nicht, wenn der Alte unterwegs das Zeitliche ſegnen ſollte. Ich war der Einzige, auf den das Vorhaben des guten Oheims einen trüben Einfluß übte. Anfänglich ſchmeichelte ich mir damit: er werde mich mitnehmen, denn er ſelbſt hatte hin und wieder ein räthſelhaftes Wort fallen laſſen, was wohl auf ſolche Weiſe, jetzt, da ich von ſeinem Plane wußte, von mir ſo gedeutet werden konnte. Jedoch war er davon abgekommen, oder ich hatte ſeinen Worten einen falſchen Sinn unterlegt. Ich mußte bei den alten Haushälterinnen bleiben und erhielt Unterricht von dem Schulmeiſter des Orts, der wahrhaft dürftig genannt werden konnte, denn wollte ich von da oder dort etwas wiſſen, wo der Onkel nach ſeinen Briefen ſich eben aufhielt, ſo wußte der dumme Menſch nichts zu ſagen, als: »er iſt in Deutſchland und Deutſchland iſt groß.« Ich danke meinem Himmel daß ich ſpäter in eine Lage kam, dieſem Mangel der erſten Grundlage zum Wiſſen, abhelfen zu können, und daß ich den glücklichen Inſtinkt beſaß, der mich unbewußt zum Beſſern trieb.

VI.

Ernſte Betrachtungen.

Mein guter Oheim, deſſen Andenken ich ſegne, iſt ſchon lange todt, und ich ſelbſt befinde mich nun nachgerade in der Altersſtufe, auf welcher er ſtand, als er ſeinen erſten Ausflug auf den Kontinent machte. Wie ſehr hat ſich ſeitdem Alles verändert. Kriege und Friedensſchlüſſe wechſelten mit einander; wir ſahen Staaten und Länder entſtehen und in Nichts verſinken; Kronen fallen, Könige bluten und in die Verbannung ſchicken. Die ganze Welt ſah ſich in Strudel und Gährung gewaltſam geriſſen; neue Erfindungen drängten die Schritte des Einzelnen zu einem großen Ziele und das Reich der Gedanken erweiterte ſich faſt in's

Grenzenloſe. Nur Eines blieb in dieſem ungeheuern Tumulte allgemeinſter Aufregung unverändert; der menſchliche Körper mit ſeinen Mängeln und Schwächen, mit ſeinen Schmerzen und Leiden, mit der ganzen Hinfälligkeit ſeiner Natur, mit Kachexie, Diſſenterie, Hydropiſie, Podagra, Phtyſis, Hämorrhoiden, kurz mit dem ganzen Roſenkranz ſeiner Gebrechen und der Unmacht der Aerzte, einen abgenützten Körper in einen friſchen zu verwandeln, trotz Verſuche und Meinungen, Syſteme und Theorien die ſeit Jahrhunderten deßhalb angeſtellt und ausgetauſcht wurden.

So lange der Menſch ſich nicht mehr und mehr der Natur nähern wird, ſo lange wird er mit allen Uebeln zu kämpfen haben, die ihn unterminiren und ihm unter Schmerzen ein frühes Grab bereiten. Jener Arzt iſt der gewiſſenhafteſte, der dazu räth, unſere zu üppige und unſerer Natur nach vollkommen unpaſſende Lebensweiſe aufzugeben. Ein ſolcher Arzt wird der letzte Arzt ſeyn, denn die Krankheiten werden aufhören und das Studium der Medizin wird als überflüſſig ebenfalls aufhören müſſen.

Fromme Wünſche! Alle Syſteme, ſelbſt diejenigen die auf einfache Vorſchriften der Natur gegründet ſcheinen, leiden immer noch an Beimiſchungen, die das glückliche Reſultat, das erzielt werden könnte, nicht erreichen laſſen.

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung! allein man wolle bedenken, daß ein Leidender, der in's Bad zu reiſen gedenkt, dergleichen Gedanken nicht von ſich entfernt halten kann, und daß — wenn man überhaupt den Willen hegt, ſeine Gedanken niederzuſchreiben, man nicht etwas unterdrücken mag, was einem auf dem Herzen liegt. Und in der That, ich hatte in der letzten Zeit viel über meinen Zuſtand, ſo wie über den der Medizin überhaupt und insbeſondere nachgedacht, und wäre leicht im Stande, einen Traktat darüber in die Welt zu ſchicken, der ſelbſt den Aerzten Nüſſe zu knacken gäbe. Allein ich will dies Alles hier zurückhalten und auf eine andere Zeit verſparen.

VII.

Des Oheims Reiſe.

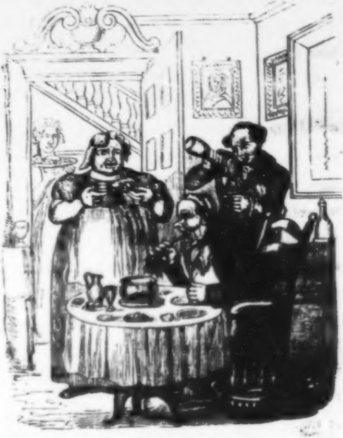
Mich zu dem großen Ausfluge rüſtend, dem jeder auf ſeinem Gute lange Jahre eingepferchte Eingeborene der britiſchen Eilande mit einer ſonderbaren Miſchung von Wolluſt und kindiſchem Bangen entgegenſieht, war ich auch bemüht, in dem alten Schranke des verſtorbenen Oheims ſorglich nachzuſuchen, ob ſich nicht etwa Dokumente vorfänden, die mich über manchen Skrupel hinwegheben und mir eine nützliche Lehre mit auf den Weg geben könnten.

Denn ſo ſehr wir auch uns ſtellen, als befremde uns nichts was wir draußen zu ſehen bekommen, ſo ſind wir doch von vielen Dingen verblüfft; um unſere Empfindung gleich mit dem rechten Ausdruck zu bezeichnen, vermag ich kein anderes Wort zu finden. Wir thun zwar ſo als legten wir uns keinen Zwang auf, und es ſcheint als wollten wir gerade ſo thun als wären wir zu Hauſe, allein aufrichtig geſtanden, ſo verbirgt ſich hinter der Art von oft flegelhafter Ungezwungenheit, die wir zur Schau legen, doch die plumpe Verlegenheit in allen Dingen, eines Neulings der aus engbegrenzten und ſehr eintönigen Verhältniſſen zum erſten Mal in die Bewegung eines verfeinerten, von tauſend anregenden Atomen durchdrungenen Lebens tritt.

Ich will es hier nur ſagen, wir wiſſen troz der Regeln unſerer ſtrengen Etikette, und wohl eben deshalb: nicht zu ſitzen und zu gehen, nicht zu ſprechen und zu ſtehen, nicht zu eſſen und zu trinken und bei unſerm ſo viel geprieſenen Comfort, ſtehen wir in all dieſen Beziehungen weit hinter Allem zurück, was uns in den großen Städten oder in den glänzenden Badeorten Frankreichs und Deutſchlands entgegentritt.

Was ich von aufgezeichneten Bemerkungen unter des Oheims Papieren vorfand, war jedoch nur ſehr wenig und beſchränkte ſich blos auf einige Erfahrungen, die ich hier einſchalten will, weil ſie im Stande ſind, das Damals zu dem Jetzt in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen.

— — — Das erſte was meinem Oheim über die Maaßen auffiel, war das reichliche Eſſen, das er in allen Wirthshäuſern auf der ganzen Straße fand, und das ſeinem von der langen Seereiſe — er landete in Rotterdam und von Dampfſchiffen war damals noch keine Rede — arg mitgenommenen Magen beſonders wohlthat. Er wunderte ſich daß oftmals ſelbſt ein Haus von nur unſcheinbarer Auſſenſeite doch die Tafel ſo reichlich beſetzte und mit Gegenſtänden beſetzte, deren ſich in Altengland nur der größte Luxus zu bemächtigen im Stande iſt. Delikate Flußfiſche, Forellen, Wild aller Art, feines Gemüſe und ausgeſuchtes Obſt täglich zu erhalten, das iſt etwas worüber ein ſo wackerer Gerneſſer wie mein ſeliger Oheim, allerdings auf das Freudigſte erſtaunen mußte? Am ſonderbarſten kamen ihm aber die zahlreich beſetzten Wirthstafeln vor und er hatte Mühe, ſich mit dieſer Sitte, die ſeiner ganzen, bisher geführten Lebensweiſe widerſprach, vertraut zu machen; bequemer war es ihm, wenn er in einſamen Landwirthshäuſern allein zu Tiſche ſitzen konnte, nur von ſeinem Diener umgeben, der das Amt eines Mundſchenken fleißig verſah und nur zum Abbeißen, Kauen, Hineinſchieben, und Schlucken, die erforderlichen Werkzeuge bewegen durfte, ohne nöthig zu haben, irgend eine vorlaute Frage zu beantworten,



was — ſo kurz man ſich auch dabei faſſen mag — immer eine Unbequemlichkeit iſt.

Dann verwunderte er ſich ganz beſonders über die Uneigennützigkeit der Leute, die für ihn allein ſo auftrugen, als ob zehn bei Tiſche ſäßen, und noch mehr über ihre Ehrlichkeit, daß ſie ſo billig dabei waren und ihm die derbſte Indigeſtion zu einem Preiſe überließen, der ihm in ſeinem Vaterlande, wollte er nach ihm ſeine Mahlzeiten bemeſſen, einem langſamen Hungertode überantwortet haben würde.

Die Leute, bei denen er einkehrte, freuten ſich ſeines ungeheuerlichen Appetits, aber ſie ſchenkten ihm nichts, wie ich jetzt aus einigen Rechnungen erſehe, die den Papieren des Oheims beilagen und die ich nunmehr nach der eigenen Erfahrung beurtheilen kann.

Er reiſte ganz nach ſeiner Laune. Die Wege waren dazumal ſchlecht und die ſchönen Städte am Rhein, die jetzt durch Dampfſchiffe und Eiſenbahnen ſo nahe gerückt ſind, lagen noch ziemlich vereinzelt da, an geziemenden Zwiſchenſtationen fehlte es auch, und ſo brauchte man eine gar lange Zeit, bis man von der einen Stadt zur Andern kam. So traf ſich's denn, daß ein »empfindſamer Reiſender,« zu welcher Klaſſe offenbar unſer guter Oheim zu zählen war, der ſich hier und dort aufhielt oder weiter eilte, wie es ihm die Laune eingab, oft von der Nacht in ziemlich unwirthbarer Gegend überraſcht wurde.

Damals war ein reiſender Engländer noch eine Perſon die große Achtung und großes Mitleiden erregte. Achtung, weil ſich mit dieſer Erſcheinung ſogleich der Gedanke koloſſalen Reichthums verknüpfte, Mitleid, weil man uns ſammt und ſonders für verrückt hielt. Zu jener Zeit wußte man noch ſo viel Fabelhaftes von uns zu erzählen, was allgemein geglaubt wurde; unſere Inſel war als das theuerſte Land der Schöpfung verſchrien, um hinzukommen mußte man auf gut Glück eine Seereiſe beſtehen, die einige Wochen anhalten konnte — was Wunder alſo, daß nur Wenige ſich berufen fühlten, England durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Was nun aber herausreiste war die Muſterkarte, die Patrone, wonach das ganze Volk in der Einbildung zugeſchnitten wurde.

Damals ging auch noch das Mährchen vom Spleen herum, den der Alpdruck unſerer Nebelluft in dem engliſchen Gemüthe erzeugen ſollte, und der uns zum Selbſtmorde treibt. Damals glaubte man auch noch daran, daß Engländer die Welt durchziehen, um ſich eine Gattin zu ſuchen, die ſie nicht um ihres Standes und Reichthums, ſondern blos um ihres guten Herzens willen liebten. In jedem Engländer ſah man einen Lord; in jedem Lord einen Millionär; in jedem Millionär einen ſchwärmeriſch Liebenden, einen Selbſtmörder, einen Halbverrückten oder ſo etwas dergleichen. Freilich reisten damals noch manche unſerer höchſten Ariſtokraten, die ſich vor Geld nicht zu laſſen wußten und bei denen der Reichthum in der That allerlei Launen erzeugte; Leute, die einen galonirten Kurier vorausſandten, um ein ganzes Hotel für ſie zu miethen, deren Reiſe-Equipage orientaliſche Pracht entfaltete, und die Gold um ſich regnen ließen, wie der alte Göttervater um Danae zu berücken. Dies Alles gehört aber bereits wie Danae und der alte Göttervater ſelbſt der Fabelwelt an; jene Engländer ſind Foſſilien geworden, Thiere einer entſchwundenen Urwelt, man findet ſie gar nicht im Ganzen mehr wieder.

Hier einen Zahn, dort ein Wirbelbein — das iſt Alles was man von ihnen noch antrifft. Die Bewohner des Kontinents ſind ſeitdem inne geworden, daß der eigentliche Beweggrund, der die Engländer zum Reiſen treibt, das Sparen iſt, und wahrlich meine Landsleute verſtehen es ſo gut, dies Syſtem in Ausübung zu bringen, daß die Gaſtwirthe bald nicht mehr nach der Ehre geizen werden, ſie zu beherbergen und ſich vielmehr dadurch zu entſchädigen ſuchen, daß ſie Söhne anderer Länder für Engländer zu halten vorgeben und dieſe dadurch geſchmeichelt oder nicht, aus falſcher Beſcheidenheit, die der Engländer gar nicht kennt, das Doppelte und Dreifache zahlen müſſen, von dem was andern ehrlichen Menſchen notirt wird.

Als mein Oheim ſeine Reiſe nach Deutſchland unternahm, glänzte noch die herrlichſte Aureole gediegenen Goldes um den Namen »Altengland.« Er konnte ſich nicht verläugnen und wurde daher überall mit großer Ehrfurcht empfangen und unter großer Prellerei entlaſſen.

Das Geſchichtchen mit dem alten, ehrenwerthen Kanonikus Fugger aus Augsburg iſt bekannt genug, der ſich auf der Reiſe nach Rom, von ſeinem voranreitenden Reitknecht, jene Schenken, die guten Wein hatten, mit einem Est bezeichnen ließ, das der Diener mit Kreide an die Thüre des Hauſes ſchrieb. In Monteſiaskone ſchmeckte dem Reitknecht der Wein ſo gut, daß er dafür hielt, ſeinem Herrn einen ganz beſonders gewichtigen Wink darüber zu geben, und Est Est Est an die Thüre zu ſchreiben. Fugger kam und fand dieſe Weiſung ſo richtig, daß er ſo lange ſitzen blieb bis er ſich zu Tode getrunken hatte.

Mein Oheim mochte davon gehört oder geleſen haben, oder eine eigene Combination brachte ihn auf den Gedanken — genug, er kam auf den Einfall, ſeinen getreuen Bedienten in gleicher Abſicht vorauszuſenden, wie der Kanonikus den ſeinigen.

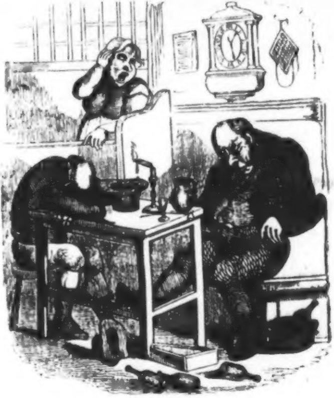
Das Est war indeß nicht nöthig, ſondern der Bediente erwartete trinkend ſeinen Herrn, da wo er es der Mühe werth fand, zu bleiben. Im Lande des Hock, wie die Engländer alten Rheinwein benennen, ein Wort das urſprünglich erfunden wurde um den köſtlichen Hochheimer zu bezeichnen, war jeder Weinberg in den Augen des Bedienten ein Bergwerk, das gediegenes Gold zu Tage förderte, und jede Kneipe einem Paradieſe des ſiebenten Himmels der Muhammedaner zu vergleichen.

Oft fand der Herr den Diener halb oder ganz eingeſchlafen hinter'm Tiſche und dies war das ſicherſte Kennzeichen, daß der Wein vortrefflich war; denn der Burſche durfte ein Kenner genannt werden. So ſaßen ſie denn manchmal die Nacht hindurch, bis an den frühen Morgen. Die Leute des Hauſes waren längſt ſchlafen gegangen und nur eine ſchläfrige Kellnerin kratzte ſich gähnend unter der verſchobenen Mütze hinter dem Verſchlage, in dem gleich einem wilden Thiere der brummige deutſche Wirth ſich von ſeinen Gäſten abgeſondert zu halten pflegt. Sie mochte die Engländer verwünſchen, die ſie um ihre koſtbare Ruhe brachten. Dieſe hatten indeß ihre gehörige Anzahl von Flaſchen geleert und mein guter Oheim, der des Guten gern recht viel haben mochte, ſtieß zuletzt wohl das Glas bei Seite, das nur ein gemeines niederdeutſches Stengelglas war und forderte einen Topf auf gut

Engliſch. Da man nun aber ein Trinkgeſchirr nicht hatte, ſo gab man ihm einen Kochtopf, womit er ſich auch in Bezug auf die erkleckliche Weite dieſes Gefäſſes, vollkommen zufrieden gab.

Aber auch einen andern Topf forderte er nach der Sitte ſeines Landes, um den überflüſſigen Feuchtigkeiten im Leibe einen anſtändigen Abfluß zu gewähren. Die gute Kellnerin brachte ihm denſelben mit verlegenem Geſicht, und da ſie früher einmal geſehen hatte, daß man das Getränke in kaltes Waſſer oder Eis ſetzte, um es kühl zu erhalten, ſo ſtellte ſie die einzige noch gefüllte Flaſche, gutmüthig wie ſie war, in den Topf, den der Anſtand zu nennen verbietet, und wunderte ſich nicht darüber, da man ja bei einem reiſenden Engländer ſich über nichts wundern durfte.

So ſaß denn die erbauliche Gruppe bei abgeſchmolzenem, heruntergebranntem Talglichte, deſſen Schnuppe aus dem Hute meines Oheims einen Pomadetopf zu machen drohte, der am andern Morgen ſeinen wenigen Haaren einen glänzenden Firniß zu geben verſprach und harrte des beglückenden Morgens und der roſenfingerigen Eos, der die ſentimentalen Reiſenden weiter in die Welt geleiten würde.



VIII.

Worüber ſich mein Oheim ärgern konnte.

Worüber ſich mein Oheim in Deutſchland recht von Herzen ärgern konnte, das waren folgende Dinge.

Zuerſt verdroß es ihn, daß alle Welt franzöſiſch und faſt Niemand engliſch konnte, da doch weit mehr Engländer als Franzoſen damals für ihr Geld reiſten. Er war genöthigt, ſo gut es gehen wollte, einige deutſche Worte zu lernen, um ſich nur zur Noth verſtändlich machen zu können. Dies aber brachte ihm den zweiten Aerger zu Wege, da er nun Zeuge von der Umſtändlichkeit wurde, die den Deutſchen im Allgemeinen innewohnt; von den übertriebenen, faſt chineſiſchen Komplimenten, von der nichtsſagenden Weitſchweifigkeit womit ſie die unbedeutendſten Dinge einleiteten, von der Neugierde und erheuchelten Theilnahme, womit ſie ſich nach den unbedeutendſten Umſtänden gänzlich fremder Menſchen erkundigten, wie z. B. ob Einer gut geſchlafen habe und dergleichen.

So war ihm ein Geſpräch, das er einmal zufällig anhörte, und dann gehörig verdolmetſchen ließ, in dieſer Hinſicht ſo merkwürdig geweſen, daß er es aufzeichnen zu müſſen glaubte.

Ein dicker, deutſcher Kleinſtädter, einen langen Zopf vom Haupte herniederhängend, ſaß, die Pfeife im Munde, an einem Tiſche und ließ ſich von dem Kellner — Marqueur benannte er ihn — ein Glas Bier einſchenken; dabei entſpann ſich folgendes Frage- und Antwortſpiel.

Der rauchende Zopf. Sage Se mir — hab' ich Sie nit ſchon wo geſehe?

Der Kellner. Kann wol ſeyn —

Der Zopf. Paff! Paff! Waren Sie nicht bei der Reitergeſellſchaft? Paff! Sie haben einen Tiger geritten und auf zwei Hörner trompetet.

Es ſchien meinem guten, empfindſamen Oheim, als wenn der Kellner hier roth wurde. Er beſann ſich eine Weile; endlich drückte er ſein empörtes Gefühl hinunter und antwortete entſchloſſen:

Der Kellner. Ja, Herr, i war der Bajazzo davon.

Man ſollte meinen der langzopfige Henker hätte mit dieſer, das Selbſtgefühl herausfordernden Marter ſchon genug gehabt. Allein weit gefehlt! Er fragte weiter.

Der Zopf. Wie heißen Sie denn?

Der Kellner. I heiß' Louis —

Er wollte gehen, allein der Zopf rief ihm noch hinterdrein:

»Mal, ſage Se mir doch, habe Se nit 'mal Meerkatz geheiße?«

Der Kellner antwortete nicht und lief davon. Mein Oheim erhob ſich und wollte den Unzartfühlenden zur Rede ſtellen, allein er war nicht ſtark genug dazu, in der einzigen Sprache, die der Andere redete, und mußte es daher unterlaſſen. Er konnte ſich nicht denken, daß dabei nicht irgend ein verſteckter Grund, eine Art von boshafter Rache liegen ſollte und wünſchte zu wiſſen, was der Kellner dem Zopf wohl zu Leide gethan haben mochte. Er konnte nehmlich nicht dieſe unbehilfliche und oft verletzende Art, die es für Höflichkeit anſehen, ſich nach allen möglichen Verhältniſſen, den Namen, Verwandtſchaften u. ſ. w. zu erkundigen.

Eine andere Sitte beleidigte meinen Oheim nicht minder. Er hatte nehmlich bemerkt, daß faſt Jedermann beſonders die Frauen, Zuckerwerk und Obſt an der Wirthstafel einſteckten und mitnahmen, wenn ſie vom Tiſche aufſtanden, nachdem ſie bis zum Zerplatzen davon genoſſen hatten. Der arme Wirth, der reichliche Speiſen ſeinen Gäſten vorſetzt, dürfte doch wohl in ſo weit ſich auf ihre Diskretion verlaſſen, daß ſie damit nur ihren Bauch und Magen, die natürlichen Taſchen ihres Körpers vollſtopften, nicht aber auch noch jene Taſchen, welche die Kunſt des Schneiders ihnen daran nähte. Ich habe dieſe Unſitte bei meinen ſpätern Reiſen jedoch noch weiter treiben ſehen. In einem kleinen würtemberg'ſchen Bade, ich glaube es war Niedernau bei Tübingen, trug faſt jeder Gaſt einen Teller des Deſſerts mit fort, im eigentlichen

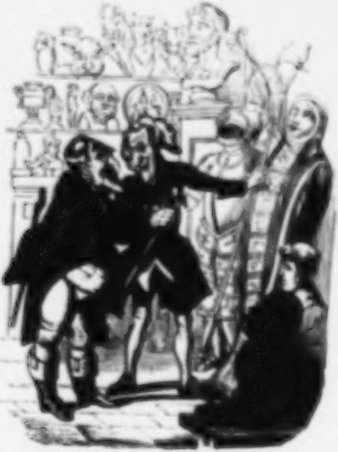
Sinne, daß man es nicht mehr in ſich hineinzuſtopfen konnte. Auf die Frage, wie ſo etwas verantwortet werden könne, erfährt man, »daß er den Kindern mitgebracht würde. Die lieben Kleinen wollen doch auch etwas, wenn die Eltern nach Hauſe kommen,« antwortet die deutſche Gemüthlichkeit. Aber mein Himmel, dafür hat der Wirth, der hier Euch für einen übereingekommenen Preis zu ſättigen hat und dies gewöhnlich auf ſehr großmüthige Weiſe thut, nicht zu ſorgen. Kauft Euren Kleinen Zuckerbrod, wenn Ihr glaubt, ihnen etwas davon nach Hauſe bringen zu müſſen.

So enthalten über die Wirthstafeln in Deutſchland die Papiere meines Oheims noch manche Bemerkung. Er klagte ſehr über das Rindfleiſch. Als er zum erſten Male die ſchlechte Suppe ſah, freute er ſich und meinte, daß die deutſche Küche vorſchreibe, die Kraft im Fleiſche zu laſſen und ſolches nicht zu ſehr auszukochen; als dann aber das ausgekochte und wäſſerige »Beef« erſchien, eine Schüſſel, die für uns vom höchſten Werth iſt, und eine, die wir nicht glauben können, ordentlich genießen zu haben, ſelbſt wenn man uns das Leckerſte vorzuſetzen nicht verabſäumen würde — da war mein Oheim höchlich erſtaunt und wünſchte etwas Näheres von der Manipulation des Koches zu erfahren, die dem Fleiſche die Kraft entzog, ohne ſie der Suppe mitzutheilen. In Wahrheit aber iſt das Fleiſch nicht ſehr ſaftreich und namentlich von den auf dem Acker abgetriebenen Ochſen Süddeutſchlands und von den Kühen, die neben ihrem weitverbreiteten Milchgeſchäft auch noch Zugthiere abgeben müſſen, an und für ſich faſerig, zäh und unkräftig — andern Theils verwenden die deutſchen Köchinnen die Kraftbrühe des Fleiſches, dem ſie Alles Osmazom entziehen, zu ſo vielfältigen, winzigen und unweſentlichen Gegenſtänden, wie z. B. zum Gemüſe, das ſie doch auch wie wir, vernünftigerweiſe, mit friſcher Butter ſehr wohl abſpeiſen könnten.

Außerdem empfand mein Oheim auch den gänzlichen Mangel der Seefiſche, die er ſehr liebte. »Der Franzoſe hat Recht,« pflegte er zu ſagen und es war der einzige Fall, daß er einem Franzoſen Recht gab — »der Franzoſe hat Recht,« er behauptete: der Turbot iſt unter den Fiſchen, was Turenne unter den Feldherrn.«

12.

Kunſt, Künſtler, Kenner.



Sarkaſtiſch ſind auch die Bemerkungen die mein Oheim über die Kunſtkennerei [illegible] und die Welt [illegible] terthümer zu erſehen, zu Papier brachte. Der gute Mann! was würde er erſt geſagt haben, wenn er ſeinen Stab weiter geſetzt hätte, etwa nach Italien, oder wenn er erlebt hätte, wie weit es damit in unſern Tagen gekommen iſt.

Offenbar kommt die Benennung eines alten Bildes »Schinken« daher, daß es wirklich Räucherungsanſtalten gibt, wo man, auf alt gemalte Bilder, jenen edeln Schimmel, jenen koſtbaren Dampf und Schmutz erhalten, der ihnen den hohen Werth beilegt. — Anſtalten die ſich durch nichts von jenen unterſcheiden, die man in Bewegung erhält, um Schinken, Gänſe und Würſte ſchmackhaft für den Gaumen zu machen.

Der Antiquar führt den Kunſtfreund mit ſtolzer Miene zu ſeinen Seltenheiten; der wahre Kenner muß davon entzückt ſeyn. Man denke! Wir ſtehen hier vor einer Sphinx, die ſchon vor vielen tauſend Jahren ein aus der Wüſte kommender Samum mit Sand überwehte, und die ein glücklicher franzöſiſcher Reiſende an der großen Zehe, die aus der Verſandung hervorſchaute, erkannte, ausgrub und nach Europa brachte. Hier kaufte ſie ein reicher und gelehrter Kenner um

ne große Summe von ihm, als er sie in Paris aus-
ſtellt hatte, allein in der Revolution, wo alles Große
ch Schöne verdammt wurde, kam der so viel ge-
eitene Titel auch über die Sammlung des großen,
chen und geliebten Mannes und warf das unnütze
ng, das ihm für den Augenblick zu nichts gut schien,
m Fenster hinaus auf die Gasse. Dies Loos theilte
e eine, vom Sammler einst verſchämt gewesene [illegible]
bei ihr einige wesentliche Gliedmaßen abhanden
men. Durch verschiedene günstige und ungünstige
fälle fiel sie nun in die Hände eines [illegible]
n Lords, der sie theuer bezahlte und in einem sei-
Schlösser vergrub, wo sie eben so verſchämt, wie
vom Sammler Jahrhunderte lang auf einen neuen
decker und Ausgraber hätte warten können. Allein
Schicksal hatte es anders beschlossen. Der Lord

und ließ bei seinem Sterben,
die Sammlungen den nächsten Erben.

ieſe hatten keinen Sinn dafür und wollten nur
, Geld, Geld! Die kostbaren Seltenheiten wur-
nach dem schnellen Verkauf unter den Hammer

gebracht, aber früher in aller Welt's Blätter und Zeitungen ausgeboten. Liebhaber und Handelsleute ſtellten ſich von allen Ecken und Enden ein und die Gegenſtände gingen zu hohen Preiſen weg. Unter dem von unſerem Antiquar Erſtandenen befand ſich nun auch dieſe Sphinx und er iſt ſo glücklich, ſie ſeinen Gönnern und Kunden zu einem — in Betracht der Seltenheit — gewiß geringen Preis anzubieten. Was die Zeit, der afrikaniſche Sand und die franzöſiſche Revolution der Antiquität geraubt, hat der gewandte Handelsmann von Künſtlerhänden ſo geſchickt ergänzen laſſen, daß man Altes und Neues nicht zu unterſcheiden vermag. Hier verließ ihn jedoch ſeine Umſicht; denn dieſe Täuſchung erregt das Mißtrauen. Iſt es gar möglich Sphinxtheile ſo glücklich nachzuahmen, wer ſteht uns denn dafür, daß die ganze Sphinx nicht nachgeahmt ſei?

Neben der Sphinx erblicken wir den Kaiſer Caracalla aus weißem Marmor; neben Caracalla eine Mumie, aus deren Hieroglyphen uns klar wird, daß ſie aus den Zeiten des großen Seſoſtris ſtammt und einſt eine Bäckersfrau war, die in Memphis umgekom-

Brod verkaufte, eine Art von Schiffsproviant, des- sich die Israeliten bei ihrem Marsche durch die Wüste bedienten, und das sie Manna nennen.

Zur Seite der Mumie lehnte ein alter Schrank, einst der [illegible] Held [illegible] [illegible] gehören- haben soll und neben diesem steht eine vollstän- Rüstung des berühmten Anführers Owen Glen- dower, an dessen Armschiene noch die beiden Nägel [illegible], die Schuld daran waren, daß ihm der Stoß Gegners an's Leben ging. Was sollen wir nun von dem Degen Montezuma's berichten, der Owen Glendower's Rüstung schmückt, und über authentischen Büchsen des berühmten Paracelsus, Peter Hele, des Erfinders der nürnberger Eier, Taschenuhren genannt? Hier liegt [illegible] [illegible], der Begründer der dramatischen Kunst [illegible], dort blicken uns wilde, mexikanische Götzen- an; hier Terracotten der [illegible]: Cellini, Robbia, dort pompejanische Gefäße, [illegible] skandinavischer Fürsten, Trinkhörner, Pulverhör- Jagdhörner, Flinten, Säbel, [illegible], [illegible] Stäbe, [illegible], ein Schwert mit Namen Expelle, eine Locke der Agnes Bernauer, ein Zahn der heiligen Apollonia, den ihr der Tyrann ausbrechen ließ, ein verbrannter Fetzen von dem Leibrocke des heiligen Lorenz, eine Scherbe von dem Topfe, auf dem ſich Berthold Schwarz ſetzte, und mit ihm in die Luft flog! Unendlich iſt das Reich des Wiſſens, unendlicher das Reich der Forſchung, am unendlichſten das Reich des Findens für die, welche zu ſuchen verſtehen. Denn es ſteht geſchrieben: Suchet ſo werdet Ihr finden!

Mit wäſſerndem Munde und einer Seligkeit ſonder Gleichen in den Blicken, ſieht man die Kenner ſolcher Schätze bei den Sammlern umherſchleichen, und wenn ſie nicht dem zehnten Theil von dem Glauben ſchenken, was ihnen dort geſagt wird, ſo iſt es doch ein gewiſſes Etwas, was ſie immer wieder hinzieht, und dieſes Etwas iſt: als Kenner gelten zu wollen.

Noch viel mehr aber iſt dies der Fall in den Gemäldegallerien. Die Beſucher derſelben kann man füglich in drei Klaſſen theilen. In ſolche, die Alles auf Treu und Glauben hinnehmen und dann in romantiſche Extaſe gerathen; in andere, die Alles in Zweifel ziehen und Alles beſſer wiſſen, und endlich in die Gleichgiltigen, die jede Sammlung oder Gallerie für einen ſchicklichen Ort halten, um ſich ein Stelldichein zu geben.

Die Leichtgläubigen und Enthuſiaſten ſpringen von der rechten zur linken, und von der linken zur rechten um das ſchönſte Licht zu gewinnen; treten zurück, dann wieder näher hinzu, knien nieder, ſtellen ſich auf die Zehen, kauern ſich davor, kurz — unterlaſſen kein Manöver, um ſich recht deutlich von der Sache zu überzeugen, — daß man ſie zum Beſten hält? — Gott bewahre! ſondern daß ſie auf dem rechten Wege ſind, Kunſtkenner zu werden.

»Wie iſt das Gewand ſo ſchön geworfen!« —

»Und das Fleiſch — oh! wie ſehr Fleiſch!« —

»Das Nackte! groß!«

»Und die Hände!«

»Das iſt die Hauptſache, daran erkennt man den Meiſter!«

»Van Dyk!«

»Rubens!«

»Otto Venius!«

»Gleichviel — Niederländer! — Dieſelbe Schule!«

»Der Meiſter des Meiſters — oder der Schüler des Meiſters.« —

»Oder der Meiſter ſelbſt« —

»Glauben Sie daß Rubens ſolchen Kaſemir malen konnte? Man glaubt ordentlich daß das Beinkleid lebe!« —

Dieſer Kunſtkenner war offenbar ein reichgewordener Schneider.

Die zweifelhaften Kunſtkenner halten ſich fern oder nahe den Gemälden, je nachdem ſie Spötter ſind oder Gleichgiltige. Die Spötter treten nahe hinzu, meſſen aus, zählen ab, bekritteln den Pinſelſtrich, die Laſuren; die Gleichgiltigen begnügen ſich, die Naſe zu rümpfen oder den Mund herabzuziehen und nichts zu ſagen. Die eigentlich vornehme, oder vielmehr erhabene Kunſtkennerſchaft beſteht indeſſen nur darin, den Bildern einen oder zwei Blicke hinzuwerfen, und die Gallerien nur dazu zu benutzen, ſeine Bekannten aufzuſuchen, denen man den Ort zum Stelldichein beſtimmte.

»So machten es zu meiner Zeit Sir George B. M.**, Lady Eſther P.* und Lord S., die als Leute vom beſten Tone überall bekannt waren,« fügte mein Oheim dieſen Bemerkungen in ſeinem Tagebuche, die er einer fremden Hand diktirt hatte, mit eigener Hand hinzu.

V

Bäder von damals

Spaa und Pyrmont waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts die glänzendſten Vereinigungspunkte der ſchönen und großen Welt.

Es war nach dem ſiebenjährigen Kriege beſonders als ſich dieſe Bäder zu ſo ungeheurem Glanze zu erheben vermochten. Der reiche Landadel ſaß in ſeinen vereinſamten Schlöſſern karg und dürftig da. Der lange Krieg hatte ſeine Einkünfte geſchmälert; Alles war in Unordnung gekommen, die Wohnungen waren durch Einquartierung oder lange Abweſenheit der Beſitzer im Felde, nicht mehr im wohnlichen Stande und hier und dort zeigten ſich Blößen und Unzulänglichkeiten und die Mittel fehlten dazu, ihnen abzuhelfen. Feſte konnten gar nicht mehr veranſtaltet werden, die dem vornehmen Herrn in ſeinen vier Pfählen unentbehrlich ſind, wenn er ſich nicht zu dem Leben eines ſeiner Amtleute oder Verwalter herabwürdigen will: Jagden, Gelage, nichts war mehr da, um in die Einſamkeit Zerſtreuung zu bringen. In die Städte zu ziehen verbot ſich aus gleichen Rückſichten, denn um dort mit dem gebührenden Anſtande zu erſcheinen, fehlten ebenfalls die Mittel. Da erſann die ſtets gütige und erfinderiſche Mode, die den Armen an Hüften, die **Poſchen**, den Bruſtſchwachen, die Trompeuſen, den an andern Gebrechen Leidenden: den **Cul de Paris**, das **Toupet**, die **mollets** und Anderes herbeiſchaffte, — für den verarmten weniger, als für gänzlich aus ſeinem Geleiſe gebrachten Adel: die Bäder — die Saiſon — das Rendezvous. Nun kam noch dazu, daß die Aerzte ſich nach einem langen Kriege mit einem ganzen Heere neuer Krankheiten bedroht ſahen, deren Heilung ſie nicht gewachſen waren, und ſich daher bemühten, neue Auswege zu finden, und jeden gern und willig ergriffen, der ihrer Verlegenheit wenn auch nur momentane Abhilfe verſprach. »Zeit gewonnen, Alles gewonnen« iſt der probateſte Wahlſpruch der Aerzte; denn wer könnte die Chancen berechnen, die die nächſte Stunde ſchon herbeiführt — und wäre es die ungünſtigſte: der Tod des Patienten, dem Arzte brächte ſie doch die Erleichterung, einer trüben und drückenden Sorge überhoben zu ſeyn, und für die Nachbleibenden iſt dann doch der Troſt ſtets bei der Hand, daß für den Tod kein Kraut gewachſen ſei und daß menſchliche Hilfe hier nicht zu helfen vermochte.

Das Aufkommen der Bäder kam den Aerzten daher erwünſcht und wurde von ihnen auf das Lebhafteſte empfohlen. War Jemand übler Laune, ſchnell wurde er in's Bad geſchickt; quälte er ſich und die Seinen, den Arzt und alle Welt — in's Bad mit ihm! Waren wirkliche Uebel vorhanden, die kein Kraut heilen konnte — in's Bad! Für kokette Frauen, für unverheirathete Töchter, für alte Wunden, für Gicht, Magenweh u. ſ. w. für die verſchiedenſten Dinge wurden Bäder verordnet. Ein Beamter, der ſeit lange vergebens um Beförderung bat, ging in's Bad, weil er hoffte, ſeinem Obern, oder ſeinem Landesherrn ſelbſt, Morgens auf einſamem Spaziergange zu begegnen, und ihm hier ſein Anliegen zu eigenen Ohren mündlich vorzutragen, feſt überzeugt, daß er ihn bei der beſten Laune antreffen würde.

Alle dieſe Vorzüge brachten die Badereiſen in ſchnellſte Aufnahme. Ein Monarch, wie der König von Preußen, der damals als das zu betrachten war, was man heutzutage mit dem Ehrentitel — Lion — Löwe — bezeichnet und ein ganzes Heer von Lions in ſeinem Gefolge, konnte ſchon für die wichtigſte Staffage eines Bades gelten. Er wählte Pyrmont und mit ihm kamen Voltaire, D'Alembert, Maupertuis, der Marquis d'Argent, viele von ſeinen Generalen, deren Siege in der Zeitgeſchichte glänzten.

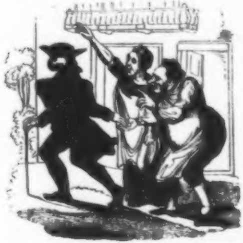
Zu den Reizen des Badelebens gehörte das Spiel ebenan, im Gefolge des Spiels traten aber die liebenswürdigſten Roués, Abenteurer aller Art auf, Männer die der damaligen Geſellſchaft in den Bädern eine gleißende Folie zu geben wußten, wenn ſie gleich auf gutem bürgerlichem Wege, ihren Thaten nach, vielleicht ſchon längſt dem Galgen verfallen waren. Die mitlern und untern Klaſſen der Geſellſchaft ſtanden dieſem Treiben jedoch nur fern: es war eine Art von Logen, von deren Geheimniſſen ſie nur Ahnung hatten; nur was ſie davon äuſſerlich erſpähten, prägte ſich ihnen ein, ſtand aber mit dem damaligen, allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſtand der Bürgerklaſſe in Deutſchland in ſo grellem Widerſpruche, und war daher ſo wenig für den Sinn der Plebejer zu faſſen, daß lange Ketten mährchenhafter Vorſtellungen dadurch erwuchſen, die in den abenteuerlichſten Schildereien von Dichtern, die zum gröſten Theil ſich keiner groſſen Kraft zu erfreuen hatten, zu Papier gebracht, die Leſewelt lange Zeit erfreuten und unterhielten, und die Köpfe wackerer Söhne aus manchem guten Hauſe und hübſcher Bürgermädchen, mit dem im Uebermaße erfüllten, was man romantiſchen Kram benannte, der mithin ſchon lange vor der romantiſchen Schule in Mode kam und ihr Vorläufer wurde.

Es war mit den damaligen Bädern und dem Leben darin nicht halb ſo ſchlecht, als dieſe Schilderungen es glauben machen wollten, vielmehr lag Alles nur in der geringen Kenntniß, welche Diejenigen von der Sache hatten, die darüber ſchreiben wollten. Es geht ja in dieſem Augenblicke mit vielen andern Dingen nicht beſſer. Und dies wäre ein Kapitel, das weitläufig behandelt zu werden verdiente, wenn es uns nicht zu fern vom Wege ablenkte. Nur ſo viel erlaube ich mir zur bemerken: Daß vor allen Dingen die Schriftſteller darnach ſtreben ſollen, das Leben nach allen Richtungen hin ſelbſt kennen zu lernen; daß ſie nie nach Hörenſagen Schilderungen entwerfen möchten; und daß ſie ſich nur in den Kreiſen bewegten, die ihnen ihrer Geburt und der Stellung nach, die ſie in der Geſellſchaft einzunehmen berufen ſind, leicht zugänglich ſind. Nur hier werden ſie ſich den freien Blick bewahren, ſich bequem fühlen und nie einſeitig werden. —

Neben der ſchwerfälligen Pracht, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſich überall in den höheren Kreiſen breit machte, die ſich auf Polſter von Elderdunen wiegte, und zwiſchen ſteifen, geſchorenen Taxushecken luſtzuwandeln beliebte, konnte die enthuſiaſtiſche Verehrung der ſchönen Natur, als ſolche, nicht aufkommen. Puder, Schminkpfläſterchen, geſchniegelte

Verſe, hohe Perücken und der ganze unnatürliche Plunderkram, den man um ſeinen Körper legte, verhinderte das Erklimmen von Bergen, das Ruhen an Waſſerfällen. Ueberdies würde eine Gegend, und wäre ſie noch ſo ſchön, unmöglich dem damaligen Geſchmacke in ihrer wilden Unregelmäßigkeit Befriedigung gewährt haben. Man wollte Alles geſchoren, verſchnitten, verziert, verzerrt, verkünſtelt. Es war wie mit den römiſchen Brühen des Apicius, in denen man den Grundſtoff nicht mehr herausſchmecken konnte vor lauter Verkünſtelung. Dennoch predigten die Aerzte auch damals ſchon Bewegung; allein man begnügte ſich in den Alleen zu luſtwandeln, was wegen der Poſchen und Reifröcke der Damen und wegen der Haarbeutel und Queerdegen der Herren, nur ſtets ſehr langſam und gravitätiſch von Statten gehen konnte.

Für einen Mann wie meinen Onkel war dies ſo viel wie nichts. Kam er vom Eſſen, ſo machte er ſich flugs auf den Weg. Er wählte einſame Pfade, Berge, Wälder; ein ſtilles Wirthshaus, im Schatten gelegen, oder am murmelnden Bach, lud ihn zur Ruhe ein. Er ſetzte ſich nieder, zog irgend einen unſerer herrlichen Dichter aus der Taſche und las — dann ließ er ſich von den wackern Leuten, die ihm den ruhigen Sitz unfern ihres Hauſes gegönnt hatten, den Weg zu irgend einem Waſſerfall, zu einer Ruine oder zu einer ſchönen Fernſicht zeigen, und ſpendete ihnen willigen, klingenden Dank, und eilte fort von ihrem lauten Segen begleitet.



XI.

Liebe zur ſchönen Natur.

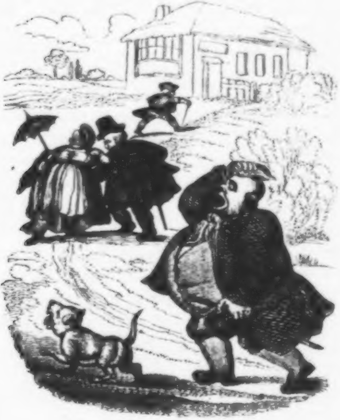
Wenn man in Italien erzählt, daß dieſer oder je-
er Fremde das Fieber bekommen, ſo geſchieht es ſel-
n ohne den Zuſatz: Die Engländer ſind verrückt,
e gehen ſpazieren. Der Italiener, deſſen größter ir-
ſcher Genuß im dolce far niente beſteht, kann es
hmlich gar nicht begreifen, daß eine ſolche Anſtreng-
g, wie das Erſteigen von Bergen, oder ein ſtun-
nlang ausgedehntes Gehen durch Felder und Wie-
, eine Erholung, ein Genuß ſeyn könne. Gleich
e die Chineſen, die auf einem glänzenden Balle in

London, lange Zeit dem Tanze zuſahen, und endlich in die Worte ausbrachen: „Wer bezahlt dieſe Leute?“

Bei dem Engländer herrſchte ſtets ein großer Naturſinn vor, eine Luſt am Landleben, an Gartenbau, am Fiſchfang, zur Jagd. Die Engländer entzückt der Anblick einer ſchönen Gegend im höchſten Grade; ſie verläßt in einem ſolchen Augenblicke ihre angeborene Schweigſamkeit und ſie ergießen ſich in Ausrufe, Vergleichungen, Bemerkungen, die oft ſchon andern beſchaulichen Naturen läſtig fielen, und Gelegenheit zu Beſchwerden und Verſpottungen abgaben. Und wahrlich den Engländern kann man doch nicht leicht Geſchwätzigkeit vorwerfen!

Aber dieſe Sucht nach ſchönen Ausſichten und deren Befriedigung verleitet ſie manchmal zu gar ſpaßhaften Dingen. So weiß man von einem meiner Landsleute zu erzählen, der an jedem ſchönen Punkte der ihm gefiel, ſich die Erlaubniß von dem Eigenthümer erkaufte, ein Stückchen Mauer mit einem Fenſter dort aufführen zu dürfen. So konnte er ſich doch Abends vergnügt in ſeinem Eigenthum zum Fenſter hinaus legen, und in dem Anblick der Gegend ſchwelgen.

Mag dieſe Luſt an der Natur und dem Natürlichen daraus entſtehen, daß das ganze Leben in unſerer Heimath ein künſtliches, von der Natur gänzlich entferntes iſt? Ich will es nicht geradezu hier entſcheiden, aber erlaubt möge es mir ſeyn, hierin allerdings einigen Grund dafür zu entdecken.

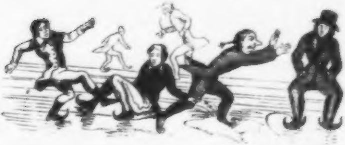


Wer ſah nicht ſchon oft Spaziergänger im Schweiße ihres Angeſichts,

»den Boden mit ihrem Fette ſpickend,«

wie Falſtaff ſagt — hohe Berge erklimmen, um oben in einer erbärmlichen, räucherigen Hütte etwas Milch und ſchlechtes Brod zu genießen? Man erklettert hohe Gipfel um die Ebene zu haben, die man unten doch viel näher und ſchöner hat — und iſt es denn in der That nicht beſſer, mitten in dem Paradieſe zu ſtehen, als es von der Höhe vor ſich ausgebreitet zu erblicken, wie das Land der Verheißung, das dem Moſes auch nur vom Gipfel gezeigt wurde, das er aber nie zu betreten das Glück haben ſollte? — —

Dieſe und andere oberflächliche Betrachtungen enthielten die wenigen Aufzeichnungen, die ſich in den hinterlaſſenen Papieren meines Oheims vorfanden. Sie waren nicht geeignet mich bedeutend anzuſpornen oder von meinem Vorhaben abzuhalten. Will man dem täglichen Einerlei, der ſüßen Gewohnheit nicht entſagen, ſo bleibe man zu Hauſe; die Fremde hat ihre Genüſſe, das iſt nicht zu läugnen, aber ſie müſſen oft mit Entbehrungen erkauft werden. Wem zu wohl iſt, der geht auf's Eis, das iſt ein altes Sprichwort; auf dem Eiſe kommt man wohl mit Vogelſchnelligkeit weiter, allein man kann auch fallen, einbrechen, die Beine und ſogar den Hals brechen. Wie dem nun aber auch ſeyn mochte, ich hatte es bei mir beſchloſſen, ich wollte die Welt kennen lernen.



XII.

Zitte — Muſette.

Ich war nicht ſeekrank; das Wetter war trefflich und das Dampfboot brachte mich wohlbehalten durch die Wogen der Nordſee, in die Gewäſſer jenes herrlichen Stromes, der ſchon ſo oft das Ziel der Reiſenden aller Nationen war, und der Stolz Deutſchlands genannt zu werden verdient.

So wie ich dieſes Land betrat, glaubte ich eine neue Welt vor mir zu haben. Alles war noch wie zur Zeit meines Oheims von jener übertriebenen Höflichkeit erfüllt, ſo wie man den Fremden, namentlich den Engländer witterte; Aller Augen waren auf uns gerichtet, alle Geſichter zogen ſich in die freundlichſten Falten, wenn ſie unſere Befehle entgegennahmen, Alles beeiferte ſich, auf das Schnellſte ſie auszuführen. Man ſcheint nur für uns dazuſeyn, und nimmt das Weſen eines Leibeigenen an, der ſich ſeinem, über Leben und Tod unbeſchränkt gebietenden Herrn gegenüber befindet. Neben uns hat man nur noch etwas Gefühl und Aufmerkſamkeit für die Ruſſen, bedeutend weniger ſchon für die Franzoſen, Spanier und Italiener werden wohl noch beachtet, am ſchlechteſten jedoch kommen die reiſenden Deutſchen bei ihren Landsleuten weg. Und doch habe ich bemerkt, daß ſie am meiſten Lebensmittel konſumirten, und zwar auſſer der Mahlzeit, wo ſie ſie weit theuerer bezahlen mußten, als an der Wirthstafel.

So fand ich denn Vieles von dem was mein Oheim verzeichnet hatte, nach einer ſo langen Zeit, noch vollkommen beſtätigt. Vor Allem war es jedoch die Wohlfeilheit, die mich in Erſtaunen ſetzte. Welch ein glückliches Land! rief ich aus, hier kann man mit dem Einkommen wie ein König ſchwelgen, das daheim kaum hinreichte, den Hunger zu ſtillen!

Die Engländer machen ſich dieſe Umſtände trefflich zu Nutze, doch mehr als einmal mußte ich darüber im Stillen mich ärgern. Zuerſt ſpielen die meiſten von ihnen eine Rolle, die ihnen nicht zukommt. Es ſind jüngere Söhne, die ſich die Titel ihrer ältern Brüder anmaßen und nicht allein die denſelben zukommenden Ehrenbezeugungen hinnehmen, ſondern ſie geradezu fordern. Sie ſind ſo excluſiv wie möglich und gerathen deßhalb oft in die lächerlichſte Verlegenheit, die ſie auf komiſche Weiſe zu heben bemüht ſeyn müſſen. Sorgfältig vermeiden ſie alle Berührung mit ihren Landsleuten, wo ſie denſelben begegnen. Theils iſt dies in der Beſorgniß zu ſuchen, daß man ihre Anmaßung entdecken könne und ſie dann auf das ihnen gebührende Niveau zurückführen würde; oder auch iſt es die Furcht, auf noch größere Anmaßungen zu ſtoßen und ſich dann ſogar von dem gebührenden Etwas noch einiges vergeben zu müſſen. Sie ſprechen daher nur ſelten unter ſich und vermeiden es mit einander bekannt zu werden. Man hat geſehen, daß ein Geſpräch zwiſchen Eheleuten plötzlich unterbrochen und ſchriftlich weiter geführt wurde, ſobald ſich ein Landsmann in die Nähe ſetzte. Deßhalb auch haben ſie an größern Vereinigungspunkten als Geſetz proklamirt, daß jeder neue Ankömmling ſo lange warten müſſe, bis die bereits vorhandene Geſellſchaft ihn beſucht habe, um dann erſt ſeine Beſuche abſtatten zu können, nicht wie es bei andern Nationen der Fall iſt, daß der zuletzt Angekommene den früher Anweſenden den Antrittsbeſuch zu machen für ſchuldig erachtet wird.

Der ſich im Innern wirklich einiger Vornehmheit bewußt iſt, hat im eigentlichen Sinne keine Augen für das, was neben ihm gleichſam auf dieſem Planeten kreucht und ſich im Staube bewegt. Dieſes lebloſe Anſtieren ſolcher in den Augen des ſtolzen Briten ſo geringfügigen Sterblichen, dieſes Hinüber- und Hinwegſehen, dieſes complete Liegenlaſſen, dieſes Nichtbeantworten einer zufälligen Frage, dieſes eigene Fragen, wenn die Nothwendigkeit dazu unumgänglich vorhanden iſt, und dieſes gleichgiltige Empfangen einer gewöhnlich zu höflichen Antwort, iſt unnachahmlich, iſt göttlich grob, um den Ausſpruch eines großen deutſchen Dichters zu gebrauchen.

Mit dieſem Benehmen gänzlich übereinſtimmend iſt die Art und Weiſe ſich in größerer Geſellſchaft zu bewegen. Unhöflich gegen Damen, wenn ſie nicht zur nähern Bekanntſchaft gehören, iſt Niemand als ein Engländer; ein Franzoſe könnte deßhalb jeden Augenblick Händel bekommen und ein Italiener, die Muſter von Galanterie der neuern Zeit, darüber in gelinde Verzweiflung gerathen.

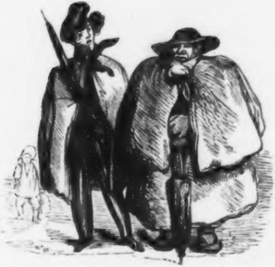
Kein Engländer wird einer von ihm nicht gekannten Dame ausweichen, ihr Platz machen oder ſich nach ihr umdrehen, wenn ſie vorbeigeht. Die fremde Dame muß in den Schmutz, während er das Trottoir behauptet, er geht vor ihr zur Thüre hinein, er weicht keinen Schritt und ſollte ſie gleich gar nicht vorbeikommen können. An den Wirthstafeln erkennt man die Engländer ſogleich daran, daß ſie zu allen Speiſen Kartoffeln eſſen, und wenn dieſe nicht da ſind, ſolche mit lauter Stimme fordern; daß ſie die Sauce, Senf, zerquetſchtes Gemüſe, mit dem Meſſer, wie der Maler mit dem Spachtel ſeine Farben, zuſammenkneten und es an den Biſſen gleichſam kleben, den ſie mit der linken Hand zum Munde führen; daß ſie gewöhnlich ſtärkern Wein als den Tiſchwein begehren, und dieſen dann ohne Waſſer trinken und daß ſelbſt Damen manchmal den Herren es nachthun, wenn dieſe um das Geld für Sherry (Xeres) oder Madeira zu ſparen, eine Miſchung von Rum und Waſſer trinken. Auch daran erkennt man meine Landsleute leicht, daß ſie bei den Tracht- oder Gangweiſe aufgetragenen Gerichten, das Entfernteſte herbeiziehen, was ihnen gut dünkt, und was noch lange nicht an die Reihe kommen ſollte; daß ſie mit ihrem Beſtecke in die Schüſſel fahren und die künſtlichſten Gebäude der Kochkunſt vor der Zeit verwüſten und ihren Genuß den andern Miteſſenden entziehen. Aber ſtrenge werden ſie darauf ſehen, daß eine kleine Schaufel im Salze ſtecke, und wenn dieſe fehlt, zu den weitläufigſten Auskunftmitteln greifen, wenn ſie ihr Salz auf den Teller thun wollen.

Ich ſah bald ein, daß ich allein wie ich war, unter dieſen hochmögenden Herren eine ſchlechte Figur ſpielen würde und ich beſchloß daher einen Bedienten zu dingen. Nach reiflichem Erwägen beſchloß ich einen Franzoſen zu wählen, weil mir in ihrer Natur das Lakaienhafte beſonders vorherrſchend erſchien, und ſie gewiß vermöge ihrer Gewandtheit und äuſſerlichen Beweglichkeit, ihrer leichten Sprache und ſonſtigen Eigenſchaften, da die meiſten auch geſchickt im Barbieren und Friſiren ſind, wie keine andere Nation zu Bedienten taugen. Ich hatte bereits auf dem Rheindampfſchiffe mein Auge auf einen jungen Burſchen geworfen, der mir für mein Bedürfniß ganz geeignet ſchien.

Es war ein großgewachſener, ſchlanker Menſch, von ſchönem Haarwuchſe, der ſich zierlich zu kleiden verſtand und neben ſeiner Sprache auch die meines Landes gut ſprechen konnte. Ich fragte ihn, ob er in meine Dienſte treten wolle, und er geſtand mir, daß es lange ſein Wunſch geweſen ſei, dem Hauſe eines vornehmen Engländers anzugehören. Ich widerſprach ihm und ſagte, daß ich nichts weniger als vornehm ſei und daß dazu in meinem Lande ſehr viel gehöre, er aber belehrte mich eines Beſſern und erklärte: daß ich ſchon als Engländer, in Deutſchland zur höchſten Ariſtokratie zähle, hoffähig ſei und daß die vornehmſten Familien ſich eine Ehre daraus machen würden, ſich meines Umgangs zu erfreuen; daß ich im Uebrigen nur ihn ſorgen laſſen ſollte, er würde gewiß im

Stande ſeyn, meinen Rang vor allen denen aufrecht zu erhalten, die etwa einen Zweifel darein zu ſetzen ſich berufen fühlen ſollten. Hierauf kamen wir um einen Lohn überein, der mir ſehr mäßig erſchien, weil ich noch nicht in Erwägung zu ziehen im Stande war, wie viel die **Fonds secrets**, abſorbiren würden, die Monſieur Armand gebrauchte, um einen Rang — wie er ſich anheiſchig gemacht — vor aller Welt aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen.

Der Burſche hatte viel Einſchmeichelndes und ich gewöhnte mich bald an ihn, ſo daß ich ihm mein ganzes Vertrauen bereits geſchenkt hatte, als wir an einem ſchönen Morgen, nach einer froſtigen Nacht, in Baden von der Imperiale des Eilwagens ſtiegen.



XIII.

Mein Freund Armand.

Baden machte den günſtigſten Eindruck auf mich. Die freundliche Umgebung lockte mich zu Spaziergängen und die Freuden des Converſationshauſes zogen nicht unbemerkt an mir vorüber. Anfänglich fand ich mich nur zu ſehr allein; die Zurückhaltung, die ich ſelbſt meinen Landsleuten vorzuwerfen geneigt bin, beherrſchte mich in hohem Grade: es war mir nicht möglich, Bekanntſchaften zu knüpfen. Bald ſollte ſich jedoch dieſe Lage ändern. Auf der Promenade gewahrte ich Monſieur Armand, ſo ſchmuck angethan, daß es mich frappirte. Er grüßte mich mit ſolchem Anſtande und einiger Zurückhaltung, als ob wir uns entfernt, von einmal Sehen kannten. Ich wußte, mein Seel, nichts Beſſeres zu thun, als ihm eben ſo zu danken.

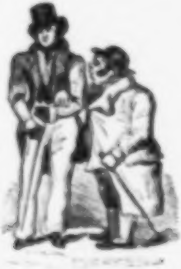
Nach einigen Tagen fand ich ihn in der Reunion; er tanzte mit einer jungen Dame von hübſchem Aeuſſern. Ich wollte ihm ein ernſtes Geſicht machen, er aber flüſterte mir geheimnißvoll zu, daß er mir daheim Alles aufklären wolle. Ich beruhigte mich dabei und ſah, daß er ganz nett tanzte, dann ſpielte ich noch ein wenig und als ich nach Hauſe kam, war Armand bereits da, und hatte Alles ſo hergerichtet, wie ich's beim Entkleiden und zu Bett gehen zu haben gewöhnt war und da nichts fehlte, ſo konnte ich ihm auch keinen Verweis geben und begnügte mich damit ihn mit einigem gemachten Ernſte nach den verſprochenen Aufſchlüſſen zu fragen.

Er geſtand mir daß er eigentlich der Vicomte de** ſei, und daß ich als geübter Menſchenkenner ja wohl gleich würde geſehen haben, daß eine Bildung wie die Seinige keinem bloßen Lakay oder Jockey für's Leben mitgegeben ſeyn könne. Unglückliche Umſtände, die er mir ſpäter einmal mittheilen würde, hätten ihn um ſein Vermögen gebracht, und in dem Augenblicke, wo er mit der höchſten Verzweiflung kämpfte, ſei ich ihm wie ein Rettungsengel erſchienen. Er habe mich ſogleich als einen edeln Mann erkannt, und was ihm bei jedem Andern als unmöglich erſchienen ſei, das hätte ſich bei meinem Anblicke ihm als leicht dargeſtellt; er habe ſich entſchließen können, mir zu dienen. Mein Edelmuth und meine ſanfte Behandlung hätten ihn mit hoher Ehrfurcht erfüllt, und ſeinen Muth ſo bedeutend gehoben, daß wieder eine neue, ſchöne Lebenshoffnung und Lebensluſt in ſein verödetes, ausgebranntes Herz den ſiegreichen Einzug gehalten habe. Dies ſei nun der Grund geworden, daß ich ihn an den Freuden der Geſellſchaft Theil nehmen ſah; daß er die Promenaden, die Reunionen beſuche, ja daß er ſogar — jedoch: avec une grande reserve —

an der Bank ſein Glück verſuche. Dies habe ihm aber nicht gelächelt, vielmehr habe es ihm bei den Damen geblüht; denn: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! u. ſ. w.

Dieſe Geſtändniſſe überraſchten mich nicht wenig. Das erſte was mir einfiel, war, daß ich keinen Bedienten mehr hatte, denn den Herrn Vicomte de** konnte ich doch unmöglich ferner dafür anſehen. Als ich ihm dieſe Aeuſſerung machte, fand er das auch ſehr natürlich, allein er verſprach dafür zu ſorgen, daß es mir an einem guten, treuen Burſchen nicht fehlen ſollte, da er einen ſolchen von lange her kenne, der einſt bei einem ſeiner intimſten Freunde, dem Baronet S. gedient habe, und der deshalb ſchon mit den Sitten, Bedürfniſſen, Gewohnheiten und der dadurch nothwendigen Behandlungsweiſe eines Engländers hinlänglich vertraut ſei. Ich war damit zufrieden, und da ich mich an den Umgang des Menſchen gewöhnt hatte, bat ich ihn, mir während meines Aufenthaltes in Baden Geſellſchaft zu leiſten, und — weil er mich ja zum Vertrauten ſeiner finanziellen Lage gemacht hatte — es mir zu geſtatten, für ſeine Bedürfniſeinſtweilen zu tragen, bis daß ſich jene gebeſſert haben würden.

Er acceptirte und wir waren bald überall als die beiden Unzertrennlichen bekannt.

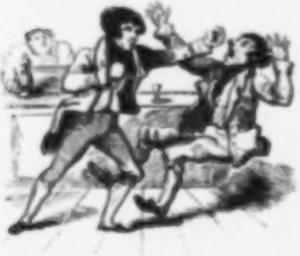


XIV.

Der Abenteurer

Dieſes angenehme Verhältniß ſollte jedoch nicht von langer Dauer ſeyn.

Einſt ging ich bei einer Schenke vorbei, als ich einen lauten Lärm darin vernahm und beſonders die Stimme meines von Armand empfohlenen Bedienten dazwiſchen zu unterſcheiden glaubte. Ich trat näher hinzu, um durch die geöffnete Thür zu gucken, und gewahrte wirklich meinen neuen Bedienten, der ſo gut ſich die engliſchen Sitten anzueignen gewußt hatte, daß er nach den Regeln der Kunſt, einem armen Teufel von Kellner in kurzer Jacke, handfeſt bearbeitete.



Ich verſuchte Anfangs ihn durch Rufen zur Beſinnung zu bringen, allein vergebens. Der Burſche war ſo ganz Zorn und Eifer, daß er die Stimme ſeines Herrn nicht erkannte, bis ich beſchwichtigend, mit aufgehobenem Stocke dazwiſchentrat und ihn beim Kragen von ſeinem unglücklichen Schlachtopfer wegzerrte und feſthielt.

Ich fragte nach der Urſache des Zankes, und nachdem ich eine Weile gewartet hatte, war Pierſon, — ſo hieß mein Bedienter — im Stande, mir folgende Auskunft zu geben.

Mein Freund, der Viscomte, ſo erzählte nehmlich Pierſon, der ihn auch wie ſeinen Herrn und Gebieter zu betrachten vergaß, hatte eine artige Bekanntſchaft, die ſich vor Allem nach einem kleinen, engliſchen Wachtelhündchen mit langen Ohren ſehnte, wie es eine andere Dame hatte. Der Viscomte gab Pierſon den Befehl, ein ſolches Thier herbeizuſchaffen, es koſte was es wolle. Dieſer ließ ſich's geſagt ſeyn. Ich wußte um die Geſchichte; denn mein Freund war ſo aufrichtig mir Alles zu offenbaren, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihm die zwanzig Napoleon zu leihen, die er für das Hündchen zahlen ſollte. Er ſchätzte ſich glücklich, wie er mir ſagte, den Handel ſo vortheilhaft abgeſchloſſen zu haben, da ein anderer Franzoſe ebenfalls darauf beſtand es zu haben und dem Eigenthümer, eben jenem Kellner, den mein Bedienter durchgeprügelt hatte, hohen Preis dafür zahlen wollte.

Ich habe das Thierchen nie geſehen, allein es ſoll ſo zierlich und klein geweſen ſeyn, daß man keinen

Gleichen nicht in der Welt mehr anzuſehen bekommt; die Ohren ſchleppten ihm auf dem Boden nach, das Näschen reckte er wie eine Trompete in die Höhe — kurz, es war allerliebſt. Mein Freund übernahm das Hündchen vom Pierſon, um es ſeiner Dame zu bringen. Was aber trug ſich nun weiter zu? Kein Menſch würde darauf kommen!

Die Dame freute ſich im erſten Augenblick wohl über das kleine Thier; doch bald äußerte es ſo ſeltſame Eigenſchaften, daß ſie es nicht um ſich dulden mochte. Es war von einer Wildheit, die ſich nicht beſchreiben läßt, und nachdem ſie es ein wenig geliebkoſt hatte, biß es ſie leicht in den Finger und entwiſchte wie toll unter das Bett. Man war dahinter, um es einzufangen, aber das kleine Thier rannte wie beſeſſen an den Wänden hin. »Das iſt kein Hund! unmöglich!« ſchrie Alles. Endlich kommt ein handfeſter Burſche aus dem Hauſe dazu, der legt ſich auf den Bauch, ſtreckt den Arm aus, und nachdem die Andern das Thier in den Winkel gejagt haben, erhaſcht er es glücklich beim Schweif — aber o Wunder! der Hund ſchlüpft aus der Haut, im eigentlichen

Sinne des Wortes und während der Burſche dieſe in der Hand behält, ſpringt das Thier, das bis dahin eingenäht geweſen war, zur Thüre hinaus — als Ratte.

Allgemeines Erſtaunen löſte den Schrecken ab, und klar wurde es Allen, daß hier ein Betrug obgewaltet habe, und daß der Spitzbube von Verkäufer, die in eine Hundehaut genähte Ratte für ein Wachtelhündchen ausgegeben. Dies war nun der Grund, daß Pierſon an dem Kellner ſo thätliche Rache nahm, weil er ihn für den Betrüger hielt.

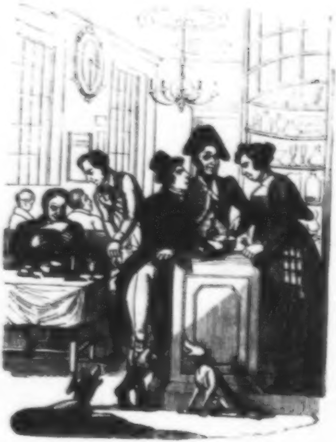
Der arme Menſch dauerte mich, denn er konnte kaum mehr ſprechen, als ich ihn aus den Klauen ſeines zornigen Angreifers befreite, doch ſo viel deutete er in abgeriſſenen Worten und Zeichen an, daß er unſchuldig ſei, und ſich den Fall nicht erklären könne; der von ihm verkaufte Hund ſei wirklich ein Hund geweſen.

Die Geſchichte kam herum und gab Stoff zum Gelächter, in mir aber erregte ſie ganz ſonderbare Gedanken, ich konnte mich nicht überreden, daß der arme Kellner ſeine Schläge mit Recht bekommen haden ſollte. Obgleich ich noch kein eigentliches Mißtrauen in meinen Freund und Begleiter ſetzte, ſo wurde ich doch, auf unbegreifliche Weiſe, zu größerer Aufmerkſamkeit auf ſein Thun und Treiben hingelenkt.

Eines Abends nun, als ich mich mit ihm in eine Reſtauration begeben hatte, bemerkte ich, daß ein Polizeiſoldat ſich dort an der Thüre hielt und einen ſcharfen Blick von Zeit zu Zeit in den Saal ſandte, gleich als wollte er ſich überzeugen, ob wir noch da ſeien. Die Mahlzeit war geendet und ich eben daran, dem Kellner die Rechnung zu bezahlen, als mein Freund aufſtand um der Dame da drüben wahrſcheinlich einige halbverſchollene Artigkeiten zuzuflüſtern. Kaum aber ſah dies mein Polizeiſoldat, als er mit zwei bis drei langgezogenen Schritten, wie ein ächter »Halt ihn feſt« zum Tiſche trat, an dem die Dame eben einen Salat zuſammenrührte und ſich ſo anmuthig theilnehmend umſchaute als ob er ſagen wollte:

»Ich ſei — gewähret mir die Bitte
In Eurem Bunde der Dritte —«

Bald wandte er jedoch die Blicke nicht mehr von meinem Freunde, und mit dem Ausrufe: »Ich lere



mich nicht,« hatte er ſich ihm auf vertrauensvolle Weiſe genähert und bat ihn: »ihm zu folgen.« Die gereizte Antwort, die jener mit ſehr lauter Stimme, auf dieſe Einladung gab, lenkte meine Aufmerkſamkeit hinüber, und da ich das ſtets zudringlicher werdende Weſen des Polizeiſoldaten ſah, trat ich dazwiſchen.

Dieſer war ſo verſtändig, mich zu bitten, ruhig zu bleiben und nicht unnöthig die Gäſte, die noch von dem Vorfall nichts gemerkt hatten, herbeizulocken. Wenn ich ſo großen Antheil an dem Menſchen nähme, ſo möchte ich mich ſtillſchweigend auf das Polizeizimmer bemühen, dort würde ich über Alles Aufſchluß erhalten.

Ich ſah meinen Freund an, der außer einiger Bläſſe, die ihn ſchnell überflogen hatte, ſonſt keine Spur von Veränderung in ſeinem Aeußern verrieth.

»Ein Mißverſtändniß« — ſagte er — »gewiß ein Mißverſtändniß. Bleiben Sie nur immerhin hier, ich werde bald wieder bei Ihnen ſeyn!«

Allein meine Beſorgniß um ihn ließ mich darauf nicht achten und ich begleitete ihn.

Da hörte ich dann folgende ſaubere Geſchichte:

Der Herr Vicomte hatte im vorigen Jahre, mit noch einem ſeiner Spießgeſellen, einen Wirth auf eine luſtige Weiſe um eine ziemliche Summe geprellt. Sie waren Beide übereingekommen, eine reichlich genoſſene Mahlzeit mit Champagner und andern feinen Weinen gegeneinander zu verwetten, wie ſie ſagten. »So wie wir hier im Garten ſitzen, iſt die Sache leicht im Klaren!« ſprach der Eine. »Wir ſtellen uns dort an jenen Wald auf, der Herr Wirth ſteht hier vor ſeiner Thüre. Auf ein gegebenes Zeichen von ſeiner Seite, laufen wir zu gleicher Zeit auf ihn zu, und wer der Erſte bei ihm iſt, hat gewonnen, der Andere muß bezahlen.«

Der Wirth war der Erſte, der über den Vorſchlag lachte, und er forderte ſeine jovialen Gäſte auf, ſogleich zu laufen, und beklagte ſie nur ſpöttiſch, daß es ihnen mit dem vollen Magen ſchwer werden dürfte. Die beiden luſtigen Geſellen tranken erſt noch in Ruhe ihren Caffee und erhoben ſich dann, um ſich an den Waldſaum aufzuſtellen, der ein Paar Büchſenſchuß weit vom Wirthshauſe entfernt war.

Kaum ſtanden ſie auf ihren Poſten, ſo klatſchte der Wirth nach der Verabredung in die Hand, aber nun — gleich, als wenn ſie ſich auch dazu verabredet hätten, machten Beide rechtsum und wie der Sturm in den Wald, wo ſie im Augenblick den Blicken des Nachſchauenden entſchwunden waren, der ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte. Bis daß er ſich aber daraus erholt hatte und ſeine Leute herbeirief, hatten die andern einen ſolchen Vorſprung, daß an ihr Wiederfinden nicht zu denken war. Jetzt wollte er in dem Vicomte, den er zufällig zu Geſicht bekommen hatte, einen von jenen Spitzbuben bemerkt haben.

All mein Proteſtiren half nichts und am Ende wäre ich ſelbſt noch in Unterſuchung gerathen; denn mit deutſcher Polizei iſt nicht zu ſpaßen, ſo artig ſie mit dem Unſchuldigen umgeht, ſo ſehr verwandelt ſie ſich in's Gegentheil ſobald der leiſeſte Verdacht nur obwaltet und Grund zum Verdacht will ſie überall finden können. Der Vicomte ergab ſich darein, und da von allen Seiten Klagen gegen ihn erhoben wurden und es ausgemacht ſchien, daß er ein und dieſelbe Perſon ſei, der ſeit manchem Jahre es ſich zum Geſchäft gemacht hatte, Neulinge, Frauen, Wirthe zu prellen und zu hintergehen, ſo wandte er ſich endlich mit der Bitte an mich, daß ich mich ſeiner nicht weiter annehmen, ſondern ihn nur ſeinem Schickſale überlaſſen ſolle.

Abends auf der Promenade erregte dieſe Verhaftung und Alles was ſich daran knüpfte, das größte Aufſehen. Man beſtürmte mich mit Fragen; man behauptete, mein Vicomte, der eigentlich nur eine Art luſtigen Gauners, ein Bruder Liederlich war, wie ſie in den Bädern häufig angetroffen werden ſollen — ſei der Räuber Schobri, in eigener Perſon, von dem damals ſo viel gefabelt wurde; die Damenwelt intereſſirte ſich nicht wenig für den gar nicht übeln Verbrecher und einer meiner Landsleute ſchwur hoch und theuer, er hätte gewünſcht, an meiner Stelle in ſo naher Berührung mit dem Spitzbuben geſtanden zu haben, er würde mir dieſes Glück — falls es ſich erkaufen ließe — mit jeder geforderten Summe bezahlen.

Dieß war derſelbe Reiſende, der vor einiger Zeit Italien durchſtreifte und die gute Polizei — die doch wahrhaftig noch lange keine gute zu nennen iſt —

verſluchte, weil ſie alle Räuberneſter zerſtört hatte. Er ſehnte ſich Banditen zu begegnen; zeigte in allen Herbergen Geld die Menge, zog allein ſeines Weges, ſchloß ſich abenteuerlichem Geſindel an, — und o Civiliſation! wurde nicht ein einzigmal angefallen und ausgeplündert. —

Ein Glück, das Andern ungeſucht widerfährt. —

XV.

Diners.

Ich erhielt in den letzten Tagen die Einladung, an der Tafel eines vornehmen Herrn zu ſpeiſen, und zugleich die Aufforderung, an einem patriotiſchen Diner Theil zu nehmen, welches zur Feier eines hohen Geburtsfeſtes abgehalten wurde. Da es mir Zweck iſt, Menſchen und ihre Sitten kennen zu lernen, und ich mir auch vorgeſetzt hatte, — jetzt, da ich einmal im Zuge war, — ein gut Stück Welt zu durchſtreichen, ſo fand ich die Gelegenheit willkommen, und ſagte beiden Theilen zu.

Das Eſſen, im gewöhnlichen Sinne, hat bei Alltagsmenſchen nicht viel mehr zu bedeuten, als bei allen andern Thieren eben auch. Der ätzende Magenſaft frißt an den leeren Magenwänden herum und dadurch entſteht jener nagende Reiz, den wir Hunger nennen, und der dringend geſtillt zu werden mahnt. Nicht ſo aber iſt es bei höherbegabten Naturen. Hier iſt die Befriedigung des rohen Naturtriebes mit einer Menge von Reizungen verknüpft, welche auf die feinſten Sinne wirken, und dadurch eine Seelenſtimmung hervorrufen, die das ganze Weſen des Menſchen erhöht und ihn fähig macht: große Entſchlüſſe zu faſſen, ſchwere Entſcheidungen zu fällen, begeiſterte Thaten zu üben. Deshalb werden nicht nur wichtige Familienfeſte durch Eſſen und Trinken gefeiert, ſondern ſelbſt Weltereigniſſe erhalten durch ſplendide Mahlzeiten ihre eigentliche Befeſtigung, und eine innere Weihe, und bekannt iſt es, daß die Lenker der Weltenſchickſale, Diplomaten und ſonſtige hohe Staatsbeamte ohne den Kitt aus feinen Speiſen und koſtbaren Weinen, kein dauerndes, erſprießliches, ſegenreiches Bündniß zu bilden vermögen.

Die Schlüſſe, die ſich aus der Beobachtung der Mahlzeiten verſchiedenartiger Nationen, ſo wie gewiſſer Stände ziehen laſſen, ſind daher wohl zu erwägen, wenn man ſich über dieſe Dinge ein klares Urtheil bilden will.

Wie ſchon geſagt, zeigt ſich bei dem Menſchen, der auf einer niedrigen Stufe der Cultur ſteht, auch nur das Bedürfniß den Hunger auf rohe, rein materielle Weiſe zu ſtillen. Er macht wenig Umſtände. Die Subſtanz, die er gebraucht, um ſich zu ſättigen, iſt einfach; die Mittel, die er anwendet, ſich ihrer zu bemächtigen, ſind die natürlichſten. Jedoch auch dieſe Weſen fühlen das Bedürfniß der Erhebung und daher ordnen ſie jezuweilen Feſtivitäten an, um der höheren Weihe, welche die Freuden der Tafel bereiten, auch einmal theilhaft zu werden.

Dieß fand ich beſtätigt, als ich mich zu dem Feſtdiner der Patrioten begab, welches das hohe Geburtsfeſt zu feiern beſtimmt war.

An Allem erkannte ich das Ungewohnte; ein ſteifes allgemeines Ceremoniell ſchien ſich im ganzen Saale verbreiten zu wollen, gegen das jedoch jeder Einzelne ſich ſträubte. Während des Eſſens war dieſes die Hauptſache; das Geſpräch wurde ſpärlich geführt und drehte ſich nur um Alltäglichkeiten, von nächſter Beziehung; die Kinnbacken wurden trefflich an einander gerieben, und das Knacken, Krachen und Knirſchen, das die zahlreiche Verſammlung hervorbrachte, glich dem Geräuſch, das eine Heerde von Alligatoren hervorbringen mag, wenn ſie ſich in einem Flußbette, um ihren Fraß zu verſchlingen, verſammelt.

Was mir jedoch am meiſten auffiel, war die Charakterloſigkeit, die ſich im ganzen ausſprach: ich meine hier vornehmlich die Anordnung, Zubereitung und beſonders die Beſtandtheile der verſchiedenen Schüſſeln und Getränke. Es gab ſich auch hier jener Kosmopolitismus kund, der nicht mit Unrecht den Deutſchen zum Vorwurf gemacht wird, und ihnen in der Politik ſchon ſo oft Querſtriche durch die Rechnung zog. Der Engländer, dem die fernſten Meere ihre Schildkröten, fremde Welttheile ihre Früchte ſenden müſſen, hält auch bei den feierlichſten Vereinsmahlzeiten ſtets feſt an den hergebrachten Nationalſchüſſeln. Hat man wohl je bemerkt, daß es daran fehlt? Prangt nicht das Roaſtbeef, der Plumpudding ſo gut auf der Tafel der Königin, wie bei dem Feſtſchmauſe des Lordmayors, bei der Sonntagsmahlzeit des Citybewohners, wie bei dem vornehmſten Ariſtokraten?

Eben ſo kennt der Franzoſe nur ſein **Volauvent**, ſeine **Ragouts**, **Fricaſſees**, **civets**, **gibelottes** und entnimmt höchſtens der engliſchen Küche ein Beefſteak und den Pudding.

Der Deutſche aber vermengt Alles, deutſch, engliſch, italieniſch, ſpaniſch und was weiß ich — aber von deutſchen Nationalgerichten traf ich nichts, wenn ich das Sauerkraut mit Bratwürſten ausnehmen will, das einen unausſtehlichen Geruch verbreitete und mich nicht zum Genuſſe verlocken konnte. Aus dem Umſtande mag es denn wohl herzuleiten ſeyn, daß die Fremden, namentlich die Franzoſen, wegen der großen Vorliebe der Deutſchen zu dieſem Gerichte, ſie ſammt und ſonders mit dem Beinamen **Choûcroûte** benennen. Wie? möcht' ich aber fragen — hat dieſes Volk denn keine Andere ihm eigenthümlich angehörende Speiſe oder ſchämt es ſich, ſie in die feinere Geſellſchaft einzuführen?

Wie geſagt; die Tafel war reichlich mit Ragouts und Entremets der franzöſiſchen Kochkunſt beſetzt und die unſrige hatte Roaſtbeef und Beefſteak, Pudding und mannigfaltige blutende, halbrohe Braten geſteuert; nur der Umſtand war dabei, daß bei den erſtern Verſuchen das fehlte, was man la main de maitre, die letzte Hand nennt, und daß bei den letztern der Urſtoff, die erſte Bedingung, die Fleiſcharten nicht nur Vieles, ſondern Alles zu wünſchen übrig ließen.

Während der Mahlzeit dauerte die ehrbare Stille faſt ununterbrochen fort und erſt, als mit den Braten die verſiegelten Flaſchen an die Reihe kamen und auch hier und dort die Propfen knallend in die Luft flogen, erhoben ſich die Stimmen zum lauten, allgemeiner werdenden Geſpräche.

Doch auch dieß wurde alsbald wieder von einer Stille abgelöst, die einige Minuten währte, um die freudige Stimmung mit Sammlung und mit einem ceremoniöſen Ernſte, der an Salbung grenzte, einzuleiten. Es wurden Geſundheiten ausgebracht.

Zu beklagen war es allerdings, daß ich nur wenig zu verſtehen im Stande war, aber wenn gleich, ſo

konnte ich doch abnehmen, daß die Redner in Verlegenheit geriethen ihre Worte zu ſetzen und daß das Einſtimmen der Andern, wie das Kriegsgeſchrei eines wilden Stammes tönte, ſtatt in Abſätzen und Cadenzen und im civiliſirten Tempo zu erſchallen.

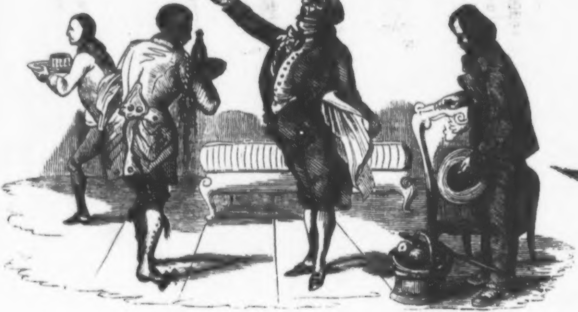
Am andern Tage hatte ich die Einladung bei dem vornehmen Manne und konnte auch hier nur die Beſtätigung alles deſſen finden, was ich Tages vorher in meine Skizzenmappe als gemachte Erfahrung verzeichnete.

Dieſelbe Vermiſchung der verſchiedenartigſten, nationellen Beſtandtheile, vornehmlich aber mit einer franzöſiſchen, namentlich Pariſer Tünche übergoſſen, die ſich überall mit großer Oſtentation breit machte.

Die Dekoration der Zimmer, die Anordnung und Ausſchmückung der Tafel, die Livreen, die Art anzurichten, aufzutragen und zu bedienen, — Alles war jenem Zuſchnitte nachgebildet, der an den Ufern der Seine herrſcht, und den die altergraue, kokette Babel nicht müde wird, als Geſetz denjenigen zu proklamiren die ſo kleinlich denken, ſich ihr in Allem unterwürfig und zinspflichtig zu halten.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Ich war einer von den früheſten Gäſten und trat in's Vorzimmer, als noch die Bedienten mit dem Auftragen der Cremen, Gelees, Blancmangers und andern kalten Speiſen des Nachtiſches beſchäftigt waren und koſtbare Deſſertweine in ſilbernen Schaalen mit Eis, den Schenktiſch zu zieren beſtimmt, ebenfalls hereintrugen. In der Mitte des Saales hielt ſich der Haushofmeiſter mit dem Anſtande und Aplomb eines Feldherrn, ſeine Anordnungen treffend und ſeine Befehle ertheilend. Das Ganze war ſtreng und genau nach dem Pariſer Zuſchnitte patronirt, wie ich ſchon Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen; es war das treueſte Facſimile, das man ſich nur denken kann, und dieſes Blendwerk wurde noch dadurch erhöht, daß die Kommandoworte, die der Haushofmeiſter mit feſter ſonorer Stimme ausſtieß, franzöſiſch waren. Schon glaubte ich fehlgegangen zu ſeyn, da meine Einladung auf eine Mahlzeit bei einem alten, deutſchen Freiherrn lautete, als ſich plötzlich der Hofmeiſter, ohne mich eines Blicks zu würdigen — welche Keckheit eines gemeinen Bedienten, mir offenbar wieder als engliſch erſcheinen mußte — zu einem im Winkel ſtehenden



Bäuerlein wandte, das Pfirſiche zum Verkaufe hatte, und Gott weiß wie, bis in dieſen Vorhof des Allerheiligſten gedrungen war — und ihn im derbſten Deutſch deſſen er ſich mit großer Sicherheit bediente, nach dem Preiſe derſelben fragte.

Nun erſt bemerkte er auch mich und erkundigte ſich — mein Anzug mochte ihn wohl dazu beſtimmen — zwar nicht höflich, aber doch auch nicht ſo barſch wie früher: „Was ich hier wolle und wer ich ſei?“

Ich ſagte ihm auf engliſch was er zu wiſſen wünſchte und er antwortete jetzt mit einiger Verbindlichkeit in franzöſiſcher Sprache.

Nun erfuhr ich, daß ich eine falſche Treppe gewählt hatte, die mich zwar in ein Vorzimmer brachte aber in das hinter dem Speiſeſaal gelegene, das mit der Küche in Verbindung ſtand, und der Herr Haushofmeiſter gab mir einen ſeiner Untergebenen mit, um mich zurechtzuweiſen.

Bei dem Diner ſelbſt fand ich aber meine vorgefaßte Meinung vollkommen beſtätigt.

XVI.

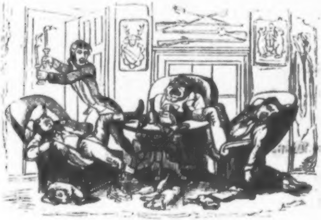
Zu leben wiſſen!

Nächſt dieſen feierlichen und ſplendiden Arten zu ſpeiſen, findet man aber auch wieder andere von größerer Einfachheit. Man hat mir junge Leute gezeigt, die nicht unbedeutende Namen tragen, wenn gleich ſie noch nichts gethan hatten, ihnen Bedeutung zu geben und ſich's zur Angelegenheit ihres Lebens machten, das Geld ihrer Ahnen zu verpraſſen. Dieſe Jünglinge kleiden ſich ganz nach engliſchem Schnitt, einfach und ſolid, lieben Pferde, die Jagd, üben ſich in den Wafſen und affektiren eine groſe Derbheit in ihrem Aeuſſern. Dabei ſind ſie ſtolz auf ihre vermeintlich ererbte Gröſſe und ſcheinen nicht zu ahnen, daß Geiſt, Thatenluſt und innere Kraft dazu gehören, um alte, vermorſchte Diplome mit jungem Leben zu durchbringen.

Wenn ſie auch nur für wenige Wochen einen Badeort beſuchen, ſo umgeben ſie ſich mit allen Emblemen ihres Standes und ihrer Neigung. An den Wänden hängen Waffen zu ritterlicher Uebung „in Schimpf und Ernſt,“ und nach allen Seiten hin prangen die Hirſchgeweihe von väterlicher und die Meerſchweinchen von mütterlicher Seite, oder was es ſonſt für Thiere aus der heraldiſchen Menagerie ſeyn mögen. An ungeheuern Hunden fehlt es auch nicht und den hochedeln Hausrath vollenden Reitpeitſchen, Stöcke von allem Kaliber und in kunſtvollendeten Lithographien, Pferdeportraits, Hundeköpfe oder auch wohl ein obſcönes Bildlein, ein nacktes Knie ꝛc.

Ein Diner ſolcher hohen Herren endet erſt ſpät in der Nacht und der milde Schlaf löſt die laute

Freude ab; der Bediente trägt die Lichter davon, wenn's genug iſt und Schnarchen, Schnaufen und Röcheln tönt durch die ſtille Nacht.



XVII.

Myſterien.

Die belebteſte Stunde in Baden iſt die, welche unmittelbar dem Mittageſſen folgt und die vornehme und ſchöne, das iſt vorzugsweiſe die fremde Welt, in die Lichtenthaler Allee zuſammenführt, wo ſich Alles zu Pferde und zu Wagen, beſcheidenen Fußgängern als Schauſpiel bietet.

Hier iſt es wo man die ganze Badegeſellſchaft die Revue paſſiren läßt und wo irgend ein langjähriger Gaſt, einer der ſogenannten Habitués des Ortes uns mit der ſehr intereſſanten Chronique scandaleuse vertraut machen kann.

Eine Wagenreihe von ziemlich beträchtlicher Länge zieht in kurzem Trott, unter den herrlichen, alten Linden und Eichen, welche die Alleen bilden, an unſern Blicken vorüber. Die Lichtenthaler Allee iſt ein europäiſcher Punkt geworden und wird es allem Anſcheine nach von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Einige Equipagen zeugten von Reichthum, andere wenige verriethen das alte Geſchlecht, aber bedeutend geringer war die Zahl derer, die guten Geſchmack bekundeten. Das Letztere war gewiß dort nicht der Fall, wo man zu einer ländlichen Spazierfahrt, den Kutſcher ſtets in weiß ſeidenen Strümpfen und gepuderter Perücke ſah und zwei Lakaien, die ſich in reich galonirten Röcken hinter der Herrſchaft hingeflegelt hatten und mit unterſchlagenen Armen zu ſchlafen ſchienen. Dieß Schauſpiel wurde gleichmäßig tagtäglich aufgeführt und ſollte wahrſcheinlich, ſo wie die langen Nägel der Vornehmen und Reichen: das Nichtarbeiten, auch hier andeuten, daß in dem Hauſe, zu dem ſie gehörte, ſelbſt die Dienerſchaft alle Tage von der Tafel ihren ebenbürtigen Rauſch davon trägt.

Und nun ſage man noch, daß unſere Sitten nicht täglich chineſiſcher werden!

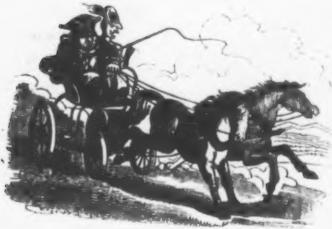
Jener franzöſiſchen Herrſchaft ſtelle ich nun gern eine engliſche gegenüber, die vielleicht den größten Aufwand macht, der in jetziger Zeit auf dem Continente von Reiſenden gemacht wird — da er zwei bis dreihundert Reichsgulden täglich beträgt. Hier leben Herr und Diener auf gleichem Fuße, und jeder der Letzteren hat nicht nur ſein eigenes Zimmer, ſondern Mittags eine Flaſche Bordeaux und zum Nachtiſch eine halbe Flaſche Champagner. Dieß wird aber ganz im Stillen abgethan, und der Rauſch iſt gar nicht da und dürfte viel weniger noch zur Schau getragen werden.

Die ſchlechtern Equipagen gehören gewöhnlich Deutſchen; doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß auch hin und wieder ein deutſcher Baron oder Graf ſich mit ſchönen Pferden hervorthäte. Im Ganzen iſt der deutſche Adel arm, beſonders der an den kleinern deutſchen Höfen lebt. Man erzählte mir, daß eine Familie zu arm war, um den nöthigen Aufwand zu machen, zu dem ihr beſtändiger Aufenthalt in der Reſidenz, da ſie zum alten Landadel gehörte, die Veranlaſſung gab. Sie konnte auſſer einer alten Magd keine Dienerſchaft halten und war doch gezwungen, bei Hofe zu erſcheinen. Was war da zu machen? Noth lehrt beten, ſagt ein altes Sprichwort, im eigentlichen Sinne ſo viel wie: Noth macht erfinderiſch. Was braucht's denn wohl viel, eine alte Magd in einen alten Lakaien zu metamorphoſiren? War irgend ein Feſt im Schloſſe, ſo rief das älteſte Fräulein Tochter: „Elsbeth, zieh' ſie die Inexpreſſibles an, der Papa muß nach Hof!“

Und ſogleich gehorchte Elsbeth und verwandelte ſich pflichtſchuldigſt, um hinten auf zu ſtehen. Die Sache kam aber bald heraus und der dienende Ritter d'Eon hatte von dem Publikum des Veſtibules, den auf ihre Herrſchaften wartenden Domeſtiken, allerlei zu befahren, ſo daß die Sittlichkeit bedroht wurde, und die Traveſtirung aufhören mußte.

Zierliche Phaetons rollen mit iriſchen Fuhrwerken, elegante Kutſchen mit einfachen Droſchken um die Wette; Poney's laufen neben ſtolzen Mecklenburgern, zweiſpännig, zu dreien in einer Reihe, mit vieren vom

Bock kutſchirt! Vor Allem iſt es Sitte und gehört Diſtinguirteſten, ſelbſt zu kutſchiren. Der Bau und die Form der Fuhrwerke nähert ſich mehr und mehr der ältern und es iſt bei dem Schwunge, den die Mode des Rococo fort und fort nimmt, gar nicht abzuſehen, wie weit ſie uns zurückführen wird.



Pferderennen überhaupt, ſo wie Kirchthurmrennen insbeſondere haben ſich noch nicht bis hierher verloren. Die Reiter begnügen ſich mit dem Gewöhnlichſten und Vielen genügt ſelbſt eine Eſelparthie, die für Unterleib und Blutumlauf allerdings ihre Vorzüge hat. — Die Jugend ſtürmt zu Pferde hinaus — von der

Straße ab, ſchweiſt man auf romantiſchen Pfaden. Alles wird ſtiller um uns her; ſäuſelnde, kühle Lüfte, ſchaukelnde Eichhörnchen im Gezweige, der zwitſchernde Vogel und — nun gar — **pour comble du romantique!** — das Rauſchen des Waſſers! Ward vorher ein flüchtiges Wort gewechſelt, ſo drängen ſie ſich jetzt gewichtiger in ſtürzender Haſt.

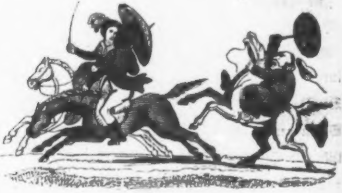
Sein Pferd jagt in geſtrecktem Galopp!

— Mein Himmel! was ſoll's — ich kann mein Pferd kaum mehr halten — es geht mit mir durch —

— Laſſen Sie ihm freien Willen — es geht mit dem Meinen —

— Was ſoll's? Eine Entführung?

— Eine Beute —



Im Fluge berühren ſich die Lippen! Lachend ſprengen ſie weiter; der anmuthige Scherz wird öfter wiederholt.

Aber das Schickſal roh und kalt iſt ihnen bereits auf den Ferſen; ſie vernehmen nicht das Schnauben des Roſſes, das hinter ihnen einherjagt. Die Eiferſucht auf einem Schimmel! — Kommt der Mann glücklich davon, das heißt: fällt er nicht herunter, ſo wird und muß ein Duell die unausbleibliche Folge ſeyn. — —

Dieſe Seite des Badelebens iſt von den wenigſten noch in's rechte Licht geſetzt worden. Was man hier ſchildern wollte wäre unvollſtändig oder erdichtet und immer müßte man dabei indiscret erſcheinen. Es genüge daher eine leiſe Andeutung deſſen zu geben, was den höchſten Reiz dieſer Geſellſchaft bildet. Doch iſt hierbei zu bemerken, daß jedes Jahr ſeinen eigenthümlichen Karakter trägt, daß in dem einen mehr das idylliſche Glück der kleinen, beſchränkten Cotterien, der Landparthien, der Diners auf alten Steinhaufen und unter Bäumen ſeinen Scepter ſchwingt, wo die ſchöne Welt an bürgerlichen Sonntagsvergnügungen Gefallen findet; in dem Andern hingegen rauſchende Feſtlichkeiten, Orgien und Bacchanale die Nacht hindurch an der Ordnung ſind; und endlich auch wohl die ganze männliche Geſellſchaft ſich in Endymione verwandelt zu haben ſcheint, die allmählig der holden Luna gewärtig ſind, die nicht ausbleibt, den Geliebten zu beglücken.

Nichts iſt mehr wohl geeignet als ein Aufenthalt in Baden, dieſe bald ſanften, bald ſtürmiſchen Regungen zu begünſtigen. Seit lange ſchon ſteht es in dem Rufe daß es den Eheſtiftungen günſtig ſeyn ſoll und da Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo iſt der Vergleich, der da beſagt: das ſchöne Thal ſei ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen — um ſo gerechtfertigter.

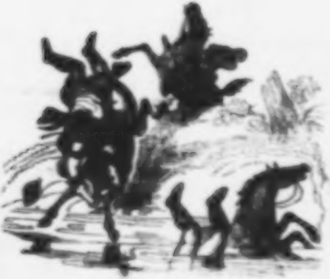
Die aufregende, elaſtiſche Luft, die Milde des Klimas, die lieblichen Formen der Berge und Baumgruppen, die ganze üppige Lage des Städtchens, das überall von Blumen ſtrozt, die vor den Thüren und Fenſtern, auf Balkonen und Dächern prangen; das Zuſammenſtrömen der ſchönſten Männer und Frauen aller Nationen, die Freiheit des Verkehrs, die größere Vertraulichkeit, die dadurch erzeugt wird und bei der Kürze des Aufenthalts ſcheinbar keinerlei Conſequenz nach ſich zieht — endlich die Abſicht, blos ſeinem Vergnügen zu leben und die vielen Veranſtaltungen, die uns auf jedem Schritte begegnen, dieſer Abſicht zu fröhnen — Alles dieß macht Baden zu dem, was es iſt — zu dem Revier, wo die Göttin der Liebe ihren roſenumduſteten Thron aufſchlug, um Jugend und Schönheit zu beglücken.

Tauſendfache Intriken ſpinnen ſich an, die aber wohl nur in den ſeltenſten Fällen hier auch ihr Ende erreichen. Nicht immer werden die ſtillen, verſchwiegenen Gebüſche durch jene höchſte Wonne geweiht, zu denen ſie die erſten Anknüpfungspunkte waren, und die Salons von Neapel oder Paris, ein ländlicher, ſtill verborgener Aufenthalt, die nächſte Saiſon in Baden, ſtellen oft nur das in Perſpective, was beide Theile ſo glühend erſehnen.

Glaubet Ihr denn wohl wirklich dieſe blaſirte Welt finde Gefallen allein an der friſchen, heitern Natur — ſie, die herrliche Morgen verſchläft und ihre Nacht zum Tage zu machen gewohnt iſt? oder dieſe reiche Welt laſſe ſich allein von den Geldhaufen verlocken, die der Croupier vor ihren Augen ausbreitet? oder dieſe überreizte Welt ſei befriedigt von dem, was man ein »vernünftiges Wort zu ſeiner Zeit« nennt, wie es guten Philiſtern bei Pfeife und Trunk behagt? Täuſcht Euch darüber nicht; ſenkt Eure Blicke in dieſes myſtiſche Dunkel, wenn Ihr es vermögt, und Ihr werdet erſtaunen über die begehrlichen Weiber und Jungfrauen, über die lüſternen Männer und Junggeſellen, über Untreue, Verrath, Liſt und Betrug, vor Allem aber über die rüſtige Ausdauer, die beharrliche Thätigkeit die dieſe ſcheinbar ſonſt ſo ruhige und indifferente Kaſte der Geſellſchaft, in dieſen Angelegenheiten an den Tag legt und ihr werdet alsdann die Rückkehr zu den Moden des letzten Jahrhunderts einigermaßen dadurch erklärt finden. —

— — Und ſo rennen ſie fort und fort die

ſchwachen Reiter: nur gut im Sattel ſitzen müßten ſie und den Abgrund ſehen, der vor den Hufen ihrer Roſſe ſich ausdehnte. —



XVIII.

Der Spieler.

Kanntet Ihr einſt jenen bleichen Mann eben an jenem Tiſche, wo jeder Augenblick eine getäuſchte Hoffnung hervorruft?

Die Mährchen, die von den Spielern erzählt wurden, die ihre Bruſt mit den Nägeln zerkratzen ſollen, ſind längſt erkannt worden, und wir wiſſen es, daß die meiſten dieſer Leute, die nüchternſten und ordinärſten Alltagsgeſchöpfe ſind, und daß ſie ſo wie die Croupiers keiner beſondern Beobachtung wohl werth ſind.

Mit jenem Manne war es anders.

Schon ſein Ausſehen deutete es an; die gehöhlten Wangen mit der Pergamenthaut überzogen, die zuſammengekniffenen Lippen, die hohe, als den Sitz ernſter Gedanken ſich verkündende Stirne, und vor Allem die glühenden, tiefliegenden Augen, die eine innere Fieberaufregung verriethen. Nie hörte man ihn ſprechen; unverwandt ruhte ſein Blick auf den Feldern des Roulettes und wenn die Kugel lag, griff ſeine knöcherne Hand in die Geldhaufen, um dem Gewinner ſeinen Preis zuzuwerfen, oder er ſtreckte den Stab aus um den Satz einzuſtreichen.

Der Mann war Croupier, oder wie ſie ſich ſelbſt betiteln: **Employé de la banque.**

Er war einſt reich und angeſehen in ſeinem Wohnorte und pflegte jeden Sommer das Bad zu beſuchen, um — zu ſpielen. Anfänglich erregte ſein Spiel Erſtaunen und Verwunderung; ſein Satz war hoch und ſeine Verluſte außerordentlich. Man überſchätzte noch ſeinen Reichthum als der Mann ſchon am Bettelſtabe war; ſeine Familie verzweifelte ſchon längſt, als er ſich noch immer von der trügeriſchſten Hoffnung hinhalten ließ und den Augenblick nicht fern mehr wähnte, der ihm mindeſtens, das was er einſt beſeſſen, wieder zurückbringen würde. Er täuſchte ſich; vom jähen Sturze war kein Erheben mehr; das Glück, wenn es ihm auch lächeln wollte, konnte er nicht mehr bannen und feſthalten, weil ihm die Mittel fehlten; ſein Blick fiel in einen ſchwarzen, bodenloſen Abgrund. Sein Hausſtand war zerrüttet: Alles verpfändet und verkauft; Hunger und Elend regierten.

Kein Troſt labte den Mann. Sonſt pflegte er ſich zu ſagen: nicht ſchnöde Gewinnſucht treibt mich; es iſt die Luſt, das Vergnügen, das ich nie zu theuer erkaufen kann — ich fordere mein Glück in die Schranken, ich ſtehe dem Schickſale, es muß mir wieder ſtehen! —

Dieſer Frevelmuth — wie ward er beſtraft!

Mit ſtummem Grame erwachte er; mit finſtern Gedanken ſah ihn der ſcheidende Tag. Einen ſchweren Kampf hatte er zu beſtehen: Leben oder Tod! Noch ſchwankte er, da nahte ſich ihm die vom Tode errettende Hand.

»Willſt Du mein Diener werden?« fragte ihn eines Tages der reiche Spielpächter. »Sieh — ich will aus Rückſicht, daß Du dem Spiele Alles geopfert — für Dich und die Deinigen ſorgen und Dich dem Elend entreißen, in den Dein Leichtſinn Dich geführt. Wer auch hieß Dich ſo wahnſinnig ſpielen!

Du ſitzeſt fortan als ruhiger, kalter Croupier an dem Tiſche, an dem Du ſonſt durch eine zerſtörende Leidenſchaft gefeſſelt warſt; Du folgſt dem Spiel der Andern; lebſt dabei in Deinem Elemente, da Du alle Chancen des Glücks verfolgen kannſt und ich bezahle Dir den doppelten Lohn, den ich Andern für den Dienſt zu geben pflege — wie geſagt aus beſondern Rückſichten.«

Der Unglückliche ging den Pact ein. Er glaubte ſich dadurch gerettet; wenigſtens hatte er ſich von den Vorwürfen losgekauft, die ſein Herz zerfleiſchten. Er konnte ſeine Familie wieder ernähren und die Noth im Hauſe hörte auf.

So ſaß er nun allabendlich da; was in ihm verging, wußte Niemand, aber ſein Ausſehen ſchien das Entſetzliche zu verrathen, und verſcheuchte die Spieler, die ſtets dem Aberglauben fröhnen und mit der geheimnißvollen Erſcheinung nichts zu thun haben wollten.

Der Pächter des Spiels ließ ihn vor ſich beſcheiden und eröffnete ihm, daß er ihn nicht mehr am Poſten laſſen könne.

»Ich wäre ſo nicht geblieben,« erwiederte er dumpf.

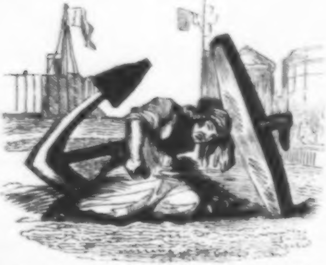
-denn meine Qualen waren nicht auszuhalten. Wie einer der laufen will und dem die Füße gebunden, der ſich nun abzappelt und abhetzt in fruchtloſen Bemühungen — ſo ſaß ich da — dieſer Schmerz läßt ſich nicht beſchreiben. Ich ſpielte ſtets in Gedanken mit, und zu meiner fürchterlichſten Pein hatte ich nunmehr Glück. Ich gewann mit jedem Zuge und war nur Dein Croupier. Ich rieb mich auf in den gewagteſten Combinationen, die mir in jedem Augenblicke ſich darſtellten, wie ſehr das Glück den Menſchen äfft und zum Beſten hält. Ich hätte meine Gedanken dem Pointeur zuflüſtern mögen, der ſo viel Unglück hatte» — —

Der Pächter ließ ihn nicht weiter reden und bedauerte, ihn nicht brauchen zu können; für die Familie wolle er ſorgen; das hieß ja dem Manne den Paß für die Ewigkeit ausfertigen.

Er lebte jetzt im Badeorte umher wie ein Wahnſinniger; den Spielſaal beſuchte er noch täglich; mit einer Art von Wolluſt ſchwelgte er in ſeinen Schmerzen. Er wollte ſeine Combinationen dem Drucke übergeben und kündigte eine Preisſchrift unter dem

Titel an: »Die Kunſt immer zu gewinnen und ein unfehlbares Mittel die Bank zu ſprengen.« Man drohte ihm mit dem Zuchthaus. Da legte er ſich auf's Betteln; glückliche Spieler ſind mitleidig; es fehlte ihm nicht an Geld; er vertrank es und ſank immer tiefer in den Augen der Leute, in der That hatte er früher ſchon die tiefſte Tiefe erreicht.

Noch einige Zeit ſah man ihn hier und dort; dann verſchwand er, ohne daß man darnach gefragt hätte, was aus ihm geworden..



So iſt die Hoffnung das böſe trügeriſche Weib!

XIX.

Die Sängerin.

Es hatte ſich verbreitet, daß die »gefeiertſte Sängerin der Epoche« den Badeort beſuchen würde und alle Blätter brachten die Nachricht und verkündeten ſie der Welt. Gewöhnlich macht das keinerlei Effect. In dieſem Falle aber war es anders. Dieſe Dame hatte einſt auf der Bühne geſungen und war dann in Privatverhältniſſe getreten, die ſie in jenen glänzenden Kreis erhoben, den die Sommitäten der Geſellſchaft bilden. Noch dann und wann verließ ſie dieſe Sphäre und ſtieg hernieder in das Gebiet der Kunſt, dem ſie ja doch allein nur ihre Eroberungen, ihre Siege verdankte.

Man lief zuſammen, man berieth: wie ſoll ſie empfangen werden, die Göttliche?

Die extravaganteſten Vorſchläge wurden vernommen; eine gewiſſe Klaſſe nunmehr ergrauter Männer, ſuchte ihre früheren Titel hervor und es ſchien ſich eine neue »alte Garde« bilden zu wollen, deren frühere Bedeutung man mir erklärte, und der das Amt der Ehrenwache wieder ausſchließend zuſtehen ſollte. Eine alte, dicke Excellenzfrau machte ſogar ihren Willen kund, den Wagen der Gefeierten ziehen zu wollen, wenn die kleine, watſchlige Präſidentin von M. ſich mit ihr an die Deichſel ſpannen ließe. Der Plan ging natürlich nicht durch. Die fremden Nationalitäten nahmen keinen Theil und die Deutſchen allein brachten nichts zu Stande und konnten daher den Wagen allein nicht ziehen. Man erzeigte mir die Ehre mich zu den Sitzungen einzuladen; ich hatte durch Freunde ſchon allerlei darüber vernommen. Einmal entſchloß ich mich hinzugehen.

Ein wildes Durcheinander empfing mich: Frauen und Männer ſprachen zugleich und Niemand kümmerte ſich um den Andern, alle Achtung, die man in geſitteter Geſellſchaft gegen einander ſtillſchweigend zu bezeigen hat, war hier aus den Augen geſetzt. Man ſprach von Allem und über Alles; es wurden alte Theaterrecenſionen verleſen; ein gelehrter Herr hielt eine Vorleſung über das Theater der Griechen und Römer; ein Anderer über das Coſtüm; ein Dritter über die Triumphzüge im Alterthum. Alles aber geſtört und umtoſt von dem Geſchwirre der Uebrigen; Niemand wollte oder konnte ſchweigen.

Und was ſie alles zu Markte brachten!

Sie erhitzten ſich über den Kaiſer Barbaroſſa, der in einem deutſchen Berge der Sage nach, eingefeit ſeyn ſoll und ob ſein Bart wirklich roth oder bloß hochblond geweſen ſei. Unterdeſſen dachte aber Keiner von ihnen daran, daß der Augenblick verſtrich und vier Poſtpferde den Wagen der vornehmen Sängerin in jeder Viertelſtunde Baden näher brachten.

Wie merkwürdig lügen doch die Leute, ſprach ich zu mir ſelbſt, welche dieſe Deutſchen als ſchweigſam, anſtändig, beſonnen und phlegmatiſch darſtellen, die ſich ſchon bei ſolcher Lapaille ſo ungeberdig und vollkommen unüberlegt den unbefangenen Blicken des Fremden zeigen. Ich ſchauderte vor dieſem Tohubohu und ich öffnete nicht den Mund ſo lange ich zugegen war. Als wir aufbrachen wurde ich von Einigen meiner Bekanntſchaft um meine Meinung befragt, die ich — nach dem ſtillſchweigenden Antheil den ich an den Verhandlungen genommen — mir gebildet haben müßte.

Ich blickte zum Himmel empor und erwiederte mit unerſchütterlichem Gleichmuthe:

»Mais — nous aurons de la pluie« —

Da verwunderte ſich Alles über die ſchroffe Einſylbigkeit des Engländers, der mit ſo wenigen Worten die wichtige Frage richtig zu löſen ſchien. »Es wird dieſen Abend regnen, und folglich iſt Alles umſonſt; laßt Euere Feierlichkeiten bei Seite; feſtlicher Empfang, Emeuten, kurz alle Arten von Volksbeluſtigungen erfordern ſchönes Wetter!«

Ich hatte daran nicht gedacht. Mittlerweile aber war die vornehme Primadonna eingerückt, während die Debatten zu ihrem Empfange noch nicht einmal geſchloſſen waren. Sogleich nach ihrer Ankunft begab ſich ein junger Dandy zu ihr, den ſie hier zu finden gewußt hatte und den ſie ſogleich zu ihrem Cicisbeo annahm. Abends erſchien ſie an ſeinem Arme im Konverſationshauſe. Die Leute, die das Comité gebildet hatten, waren auseinander geſtoben und von der Ausführung einer gemeinſamen Idee war keine Rede mehr. Jeder verſuchte es vielmehr auf originelle Weiſe für ſich allein ſeine Huldigung darzubringen.

Da ſah man ſie ſich ſtrecken, recken, ſich beugen und verneigen; Alles lächelte den ſtolzen Blicken der Primadonna entgegen; Einer wollte den Saum ihres Kleides an die Lippen drücken; der Andere hob den Kopf und ſtieß eine hochtönende Dithyrambe in die Luft; hier, ein Dicker, war bemüht, wie eine wandernde Mauer, die Sängerin gegen den Andrang zu ſchützen; dort zerſchmolz ein dichtender Hofrath — wie denn faſt alle deutſchen Dichter Hofräthe ſind — und verſuchte es ein Sonnet in ſclaviſcher Unterwürfigkeit zu ſtammeln. Die Fremden aber näherten ſich eher vertaulich dem ſeltenen Geſtirne und ſprachen keck

von ihrem letzten Londoner Triumph, wo das Concert ſo und ſo viel Guineen gekoſtet hatte, und hofften hier wieder den Genuß zu haben, ſie bewundern zu dürfen, zwar nicht für Geld, ſondern in feinern Cirkeln von Auserwählten.

Wie benahm ſich die Schöne?

Dem kühnen Ritter lächelte das Glück; noch dieſen Abend, verſicherte ſie, wolle ſie ihm etwas vorſingen! während den Andern ſie immer die poetiſche, unnahbare Erſcheinung aus dem fernen Thale blieb, von der es heißt:

„Und eine Würde, eine Hoheit
Entfernte die Vertraulichkeit!

Die Damen, die in dem Comité mitgeſtimmt hatten, die Excellenz, die an der Deichſel gehen wollte, dieſe Alle hielten ſich aber in ſtummer Entfernung.

Der hocharistokratiſche Dilettantismus ſpielt heutzutage die größte Rolle; ob die Kunſt dadurch an Vornehmheit gewonnen hat? Wir haben nunmehr glänzende, artiſtiſche Salons, wo das vornehmſte Publikum ſich hinzudrängt, um einen Künſtler oder eine Künſtlerin aus ſeiner Mitte zu bewundern. Mängel der

Stimme und falſche Noten, können die aber wohl durch den Beſitz großen Reichthums und eines alten Stammbaumes vergeſſen gemacht werden? So viel ſcheint ausgemacht daß für dieſen Stand edle, ritterliche Uebungen — wie z. B. Fahren und Reiten — beſſer taugen.

Zum Dilettantismus gehört nun aber auch vornehmlich die Kunſtkennerſchaft und dieſe iſt ein großes Aergerniß für verſtändige und gefühlvolle Menſchen. So lange die Jongleurs noch ſelten waren, erfreuten ſie eben durch die Seltenheit ihrer ſchwierigen Stückchen; wie ſehr verloren aber dieſelben, als jede umherziehende Truppe von Seiltänzern und Kunſtreitern, einen unter den Ihrigen hatten, welcher das Kugel- und Meſſerſpiel zu zeigen wußte?

Jetzt, wo die ungeheuerſten Schwierigkeiten in der Behandlung des Klaviers und der Violine, von ſo Vielen überwunden worden ſind, daß man nicht wohl daran zweifelt, ob es denn überhaupt etwas Großes damit ſei, erſcheint die Vergötterung dieſer Virtuoſen von Seiten der Dilettanten abgeſchmackt und nachgerade veraltet. Aber da ſitzen ſie im Kreiſe, auf der Eſtrade, ein verhimmelter Areopag und gucken dem Wundermann auf die Hände, wie einem Taſchenſpieler; denn eine traurige Wahrheit iſt es, daß das Auge dem Ohre dienen muß und daß dieſe Art von Muſik durch das Auge mitgenoſſen wird.

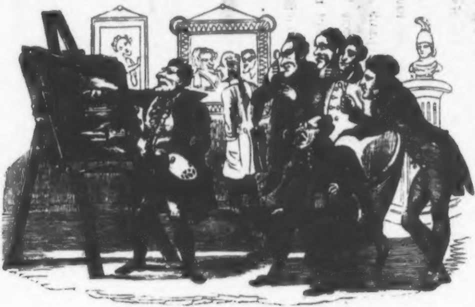
Ich kann meine Landsleute hier nicht in Schutz nehmen, denn ſie theilen den Schwindel der Andern vollkommen und vielleicht ſind ſie ihm in noch höherem Maße anheimgefallen, da ihnen eigentlich der Sinn für ächte Muſik, nicht in ſehr hohem Grade zu Theil geworden iſt.

XX.

Der Abbate.

Wahre Kunſtliebe für die Gebilde der Malerei kann man jedoch den Engländern nicht abſprechen. Wohl mag auch Oſtentation dabei mitunterlaufen, allein von dem gemeinen Dilettantismus machen ſie im Allgemeinen eine ehrenvolle Ausnahme.

Die meiſte Afterkunſt herrſcht unbedingt bei den Franzoſen; es iſt entſetzlich, welche Malereien ſie zu Tage fördern. Namentlich ſind ihre Croquiſten, Aquarellmaler, die eine ſogenannte geiſtreiche Kunſt treiben, geradezu unausſtehlich. Dieſes Nachläſſigthun, dieſes



launenhaft Abgeriſſene, was nicht einmal die Ausführung einer geſunden Skizze zeigt, auf der einen Seite, dann der kokette Ausdruck, der den Zeichnungen gegeben wird, und der für alles Fehlende Erſatz bieten ſoll, Alles dieſes muß dem ächten Kenner vollſtändig zuwider ſeyn. Von Tiefe der Auffaſſung, von Idee, von Charakter, von dieſen Grundbedingungen eines Kunſtwerkes iſt ſelten die Rede.

Bemerkenswerth machte ſich mir ein alter Kunſthändler, von Nation ein Italiener, der die ganze Welt durchreist hatte und ſich durch Glück, Kennerſchaft und reiche Mittel im Beſitze ungewöhnlicher Kunſtſchätze ſah. Er erfreute ſich weniger Freunde; man ſchalt ihn grob, plump, anmaßend, und was das Gefährlichſte für ihn war — er war ſo unerhört theuer, daß man nichts von ihm erſtehen konnte. Ich hatte ihn von Ferne geſehen, und er erregte durch ſein Aeußeres meine Neugierde. Er war ein hochgewachſener Mann, und zeigte etwas Satyrhaftes in ſeinem Geſichte, das hauptſächlich im Munde lag, allein noch bedeutend durch einen Kinnbart und weitabſtehende große Ohren verſtärkt wurde. Er trug ſich nach altfränkiſcher Sitte und das ſeidene Mäntelchen, das ihm vom Rücken herabhing, gab ihm das Anſehen eines Abbate. Wenn man ihn beſuchte, ſo kam es auf den Eindruck an, den man auf ihn machte, ob man die ſchönſten Stücke ſeiner Sammlung, einen Correggio und einen Raphael zu ſehen bekam oder nicht. Oft traf man ihn malend an; wenigſtens mit der Palette am Daumen, und den Pinſeln in der Hand, allein von ſeinen Malereien bekam man nie etwas zu Geſicht.

Ich geizte darnach, den ſonderbaren Mann, der ſich von den gewöhnlichen Kunſthändlern ſo ſehr unterſchied, kennen zu lernen, und wartete nur darauf, mich in einer günſtigen Stimmung zu ſehen. Als ich dieſe endlich gewonnen glaubte — ich hatte nehmlich durch franzöſiſche und deutſche Naturcopiſten einen unſäglichen Widerwillen gegen alles Moderne dieſer Art bekommen — beſchloß ich mich in das Anſchauen alter Kunſtwerke zu verſenken.

Er hatte eine zahlreiche Verſammlung bei ſich, als ich zu ihm eintrat.

Dieſe ſogenannten Kenner ſind doch göttliche Kerle! Da ſaßen ſie mit bewaffneten Augen und hörten anbächtig zu, wie der Italiener, ihnen mit Emphaſe, eine Landſchaft von Claude lorrain, zu verſtehen gab, die ich auf den erſten Blick für unterſchoben hielt. Es lag eine unvergleichliche Laune in der Art und Weiſe, wie er die prächtigen Kunſtſchöpfe zum Beſten hielt, die Alles mit höflicher Geduld hinnahmen, und nur dann und wann ein Bischen vor Wonne zerfließen wollten. Nur ein Einziger unter den Anweſenden hielt ſich fern von dem Erklärer und dem aufgeſtellten Bilde. Er kehrte der Geſellſchaft den Rücken und bewunderte zwei Bildniſſe an der Wand, die ein Wiener Portraitmaler kunſtreich zuſammengeſtellt hatte, und die allen Deutſchen eine große Freude bereiteten, wovon ich mich bei einem ſpätern Beſuche überzeugte. Man erkannte ſie ſogleich unter großem Gelächter. Es waren ein komiſcher Schauſpieler und ein komiſcher Schriftſteller. Der Mann, der ſie betrachtete, war aber ein alter Schauſpieler, der durch beide heruntergekommen — durch des Einen ſchlechte Gage und des Andern Recenſionen nehmlich — jetzt hier in dieſem Kunſtſaale eine ſtumme Bedientenrolle übernommen hatte, und wenigſtens dabei nicht verhungerte.

Der Kunſthändler hielt ſeine Welt offenbar zum Beſten. Er entließ ſie, ohne ihnen ſeine ächten Kleinode gezeigt zu haben, und der ſtumme Bediente geleitete ſie. Mir gelang es, ihn ernſter zu ſtimmen, und ich lernte ihn kennen.

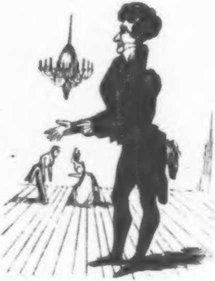
Von jener Verachtung erfüllt, welche der doppelt empfinden muß, der ſein ganzes Leben hindurch, bloß dem Erforſchen des Hohen und Göttlichen in der Kunſt nachſtrebt, war es meinem guten Abbate nicht möglich, die gewöhnlichen Beſucher anders abzuſpeiſen, als wie er es that, das heißt: mit Spott und Lügen.

»Muß es Einen nicht empören,« ſagte er zu mir, als er warm geworden war, »Bilder auf dem Miſt umherſtehen zu ſehen, oder ſie zwiſchen Zahnbürſte, Seife und Pomadebüchſen zum Verkauf ausgeboten zu werden? Und welche Bilder das ſind, kann jeder leicht einſehen, nur die Liebhaber nicht, die ſie begucken und kaufen — weil ſie zu billigen Preiſen zu haben ſind, und dann von dieſen Preiſen noch mehr als die Hälfte herunter gehandelt werden kann, wenn man ein volles Dutzend nimmt! Mein Gott! ſehe ich die Welt ſo verkehrt, ſo kann ich ſie nur verachten; ich wollte dergleichen Leute lieber die Treppe hinunterwerfen, als ihnen meine Bilder zeigen, wenn ich's nur dürfte. Wären ſie aber keine Schaafsköpfe, ſo müßten ſie Alles verſtehen, was ich ihnen aufhefte; ſie müßten bei mir zwiſchen den Zeilen leſen können. Je wohlfeiler die Andern ſind, deſto theuerer werde ich. Iſt Schund ſchon einen Dukaten werth, ſo muß ein ächtes Bild tauſend werth ſein; das anerkannte Bild eines großen Meiſters aber zehntauſend. Können die Zwerge das nicht begreifen, immerhin! Ich weiche und wanke nicht von dem einmal Geforderten, und neulich ſagte ich einem reichen Ruſſen, der mir dreitauſend Dukaten auf ein Bild bot, für das ich viertauſend gefordert hatte, und ſich ſehr wunderte, daß ich's ihm nicht losſchlug: »Sehen ſie, mein Herr, entweder iſt's ein Bild von dem großen Meiſter Tiziano, und dann iſt's reichlich ſo viel werth, als ich fordere, und ich verdiene gewiß noch den Dank des Käufers obenein, oder es iſt nicht von ihm, dann ſind die gebotenen dreitauſend zu viel, und ich betrüge ſie, wenn ich ſie Ihnen abnehme. Aber ich bin kein Betrüger und hege die feſte Ueberzeugung; daß mein Bild ein Tizian und alſo den Preis werth iſt!«

Der Mann ſtand mir in einer gewiſſen, nicht zu leugnenden Größe gegenüber, als er dieſe Worte ſagte, und ich habe mich ſpäterhin kräftig widerſetzt, wenn ich ihn als Charlatan, Grobian u. ſ. w. verſchreien hörte.

XXI

Das Abenteuer auf dem Balle.



Nichts Lächerlicheres, als die ſogenannten Bal parés, die irgend ein Unternehmer ankündigt und dann für einige baare Münze den Janhagel einlädt, ſich wie die vornehme Welt zu ſchmücken und ſich ſteif, abgemeſſen und höchſt anſtändig zu benehmen. Wie es ſich von ſelbſt verſteht, bleibt die vornehme Welt fort und überläßt es ihren Affen, den Raum zu füllen. Allein dieſer Affen wird es von Jahr zu Jahr immer weniger, denn wozu ſich einen ſolchen Zwang auferlegen, wenn man einmal tanzen und vergnügt ſeyn will? In der That ſind dieſe Veranſtaltungen die widerſinnigſten, die man ſich nur denken kann, aber dennoch wird man nicht müde, ſie beizubehalten.

Für den Kleinſtädter, der einmal im Jahre eine Wallfahrt nach dem berühmten Badeorte unternimmt, um einen Sonntag dort zu bleiben, und dem es nur darum zu thun iſt, den ganzen Vergnügungsſchatz auszubeuten, und unter dem Schweiß ſeines Angeſichtes Alles aufzuſuchen, was Natur, Kunſt, Einſamkeit und Geſellſchaft darbieten — hat indeß auch der **Bal paré** ſeine Reitze. Er zieht ſeinen altmodiſchen Frack hervor, läßt ſeine Schuhe mit neuen Bändern verſehen, ſteckt ein wohlriechendes Schnupftuch in die Taſche, deſſen heraushängender Zipfel aromatiſche Düfte hinter ſeinem Rücken verbreiten muß, und läßt ſich von **Monsieur Pomadin** ſein Haar friſiren und ſalben:

Dann läßt er die weißen Handſchuhe über die knotigen Finger gleiten, die ſich in den Wochentagen für den Bedarf des erbärmlichen Lebens abmühen und ſchwärzen, und träumt ſich ein Gott an Freiheit, Rang, Reichthum und Lebensluſt.

»Bin ich denn nicht jetzt ſo gut, wie Einer?« denkt er bei ſich. Und der Eine, den er meint, iſt gewiß der Höchſte, den ſeine Einbildungskraft erſchwingen kann — der Präſident ſeines Collegiums.

Der Weltmann hat's darin auch leichter; die Mode überhebt ihn aller Anſtände.

Die gewöhnlichen Tanzabende, in Baden Réunions genannt, verlangen nicht die ſteife Convenienz, den Frack anzuziehen. Hier iſt wahre Ungezwungenheit, und wer gern tanzt, findet hier ſeine Rechnung, wenn er bekannt, das heißt: vorgeſtellt iſt.

Es gewährt einen nicht unintereſſanten Blick, hier die verſchiedenen Nationen tanzen zu ſehen; doch werden nur drei auch ihnen eigenthümliche Tänze repräſentirt: die Deutſchen, Franzoſen und Polen durch den Walzer, den Contretanz und die Mazurka. Der Bolero der Spanier, ſo wie die Ruſſiſchen, Ungariſchen und Italieniſchen Tänze ſind leider durch jene allgemein gewordene Tanzformen aus den höheren Geſellſchaftskreiſen verbannt worden, und nur noch dem Volke überwieſen. Wie ſchade! Mit engliſchen Tänzen dürfen wir aber nicht ſtolziren.

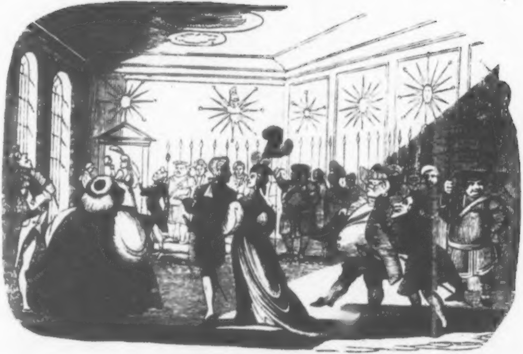
Ich hatte auch das glückliche Unglück zu einem feſtlichen Balle in die Reſidenz eines kleinen Fürſten eingeladen zu werden. Ich war mit Allem verſehen, was der ſtregſten Etikette nach, zur Eleganz gehörte, und würde mit meinem Anzuge bei dem Lever der Königin der vereinigten Reiche haben erſcheinen können, als ich zu meinem Schrecken vernahm, daß mich alle dieſe Sorgfalt, alle dieſe baaren Auslagen nicht in den Stand ſetzten, auf dem Parket des fürſtlichen Tanzſaales zu erſcheinen. Es war nehmlich ein Maskenball und das Oberhofmarſchallamt hatte das Geſetz erlaſſen: entweder Uniform oder Masken-Anzug. Da ich armer Gutsbeſitzer nun aber nicht das Glück habe irgend einem Herrn zu dienen, und daher nicht das Recht habe einen zweifarbigen Rock mit reicher Stickerei tragen zu dürfen, ſo blieb mir nichts übrig, als eine Verkleidung zu wählen.

Der Fürſt, der im Bade geweſen war, hatte dort die Bekanntſchaft mehrer Fremden gemacht, unter denen ich eben auch mich befand, und dieſe zu ſeinem Feſte gebeten. Wahrſcheinlich hatte er die Abſicht, weniger uns eine Höflichkeit zu erweiſen, denn dazu war er zu übermüthig und ſtolz, als vielmehr uns durch die Pracht ſeines Hofhalts zu imponiren, die er an jenem Abende im vollſten Scheine leuchten zu laſſen, ſich vorgenommen.

Das Feſt hatte begonnen; die Kerzen brannten: die ſechs Mann Leibtrabanten waren in eine neue, phantaſtiſche Uniform geſteckt worden und ſtanden an den Wänden vertheilt, wie die Diener bei dem Mahle des alten Cedric von Rotherwood. Einige Bauernburſche, etwa zwanzig an der Zahl, die ſich von einem im benachbarten Städtchen aufhaltenden Schauſpieldirektor die Coſtüme dazu geliehen hatten, verſtärkten dieſe Nobelgarde und hielten ſich hinter den Trabanten. Unter Voranſchreitung des Oberceremonienmeiſters, einer an kleinen deutſchen Höfen unerläßlichen Charge, begaben ſich Ihre Durchlauchten, der Fürſt nebſt ſeiner Gemalin in den Saal, gefolgt von dem Hofmarſchall und dem Chef des geheimen Kabinets. Neben dem Fürſten ging das ſatyriſch-humoriſtiſche Hoffräulein der Fürſtin, eine Dame, die nicht nur bei Hofe, ſondern auch in der Literatur ihre Stelle einnahm, die ſie durch Romane und Schauſpiele ſich errungen hatte, in der abenteuerlichen Tracht einer Odaliske, ganz dem Charakter getreu, wie es der ſinnige Hofmaler angegeben hatte. Da ſie nach europäiſchen Begriffen an einem mehr als reizenden Embonpoint keinen Mangel litt, und eben dieſe Eigenſchaft im Orient beliebt macht und zu den Vorzügen der höchſten weiblichen Schönheit gezählt wird, hatte ſie dieſe Maske gewählt, die in der That keiner Andern ſo geſtanden hätte.

Wo die hohen Herrſchaften vorüber kamen, verharrte Alles in hoher Achtung, ſie vorbeilaſſend und obgleich Jedermann die Odaliske erkannte und erkennen mußte, ſo verſprach ſich doch dieſe eine Menge unſchuldiger Scherze und boshafter Intriken, zu denen ſie ein ausgeführtes Programm im Kopfe trug.

Wie es das Alter dieſes Fürſtengeſchlechts erheiſchte, deſſen erlauchte Vorfahren, ſoweit man die Reihe ver-



folgen konnte, nie etwas Nützliches gethan, ſondern ſtets nur geritten, gejagt und regiert hatten, war die ſtrengſte Kleiderordnung bei den Hoffeſten eingeführt.

Man trug dort das **habit habillé** von allen Farben und überdieß von Seidenſtoffen und Sammt, breite Bänder und Steine bedeckten die Bruſt und der Haarbeutel herrſchte noch in vollſter Kraft.

Mit mir war aber einer jener Inſelbewohner angekommen, der Sr. Durchlaucht im Bade beſonders gefallen hatte, und in ſeinen Schnurren und der höchſtexcentriſchen Laune, die ihn beſeelte, vielen Stoff zum Lachen bot. Es war ein überaus großer, blondhaariger Menſch, der jeden andern Sterblichen faſt um zwei Kopflängen überragte; das Bild eines Engländers, wie es gern als Typus angenommen wird, und von den ungeſchlachten und unwitzigen Karikaturenzeichnern des Feſtlands ſo oft nachgebildet wurde.

Da er eben ſo frei im Leben zu ſeyn ſchien, als ich, und ihm daher, wie mir, das unbeneidete Vorrecht eine Uniform tragen zu dürfen, nicht zuſtand, ſo blieb uns wohl nichts Anderes übrig, als eine Maske zu wählen. Die Vermummung ſagte uns

Beiden nicht zu; überdieß wäre es wohl unſerm altengliſchen Gemüthe unmöglich geweſen, den Kleidervorrath des Theaterdirektors durchzumuſtern, um uns etwas Paſſendes zu ſuchen. Wer könnte etwas anziehen, was ſchon auf einem andern Leibe geſeſſen? Wir nahmen uns vor unſere weiten, modernen Schlafröcke anzulegen, ein rothes Tuch, als Turban um den Kopf zu ſchlingen, und mit geſtickten Babuſchen an den Füßen, weiten Morgenpantalons an den Beinen, im Charakter orientaliſcher Kaufleute den Ball zu beſuchen. Da wir uns nicht näher kannten, ſo machte ein jeder von uns ſeine Toilette auf ſeinem Zimmer und wir verabredeten uns, im Saale des Fürſten zuſammenzutreffen.

Ich trieb mich bereits einige Zeit in dem Feſtlocale umher, wo neben der Familie des Durchlauchtigſten, der höchſten Staatsbeamten und ihren Frauen, auch die reichſten Judenfamilien des Städtchens, die unter dem Namen von Hoffaktoren und Agenten, wichtigen Einfluß auf die Finanzen des Fürſtenthums übten, ſich eingeſtellt hatten; auch der Schauſpieldirektor und Einige von ſeinen Leuten hatten gewußt, ſich Eintritt zu verſchaffen, weil manches von ihnen an Standesperſonen umſonſt hergeliehen war.

Mein Landsmann ließ ſich erwarten. Ich ſpähte ſorgfältig nach ihm umher und konnte ihn lange nicht entdecken. Plötzlich zieht ein lautes Geſchnatter meine Aufmerkſamkeit nach einer Seite des Saales. Hier gewahre ich die Odaliske im lauten Geſpräche mit einer Maske, die mich in Verwunderung ſetzt.

Auf den erſten Blick glaube ich meinen Engländer zu erkennen, bald aber verwirrt es mich ſo, daß ich meinen Irrthum mir geſtehe. Die ganze, unförmliche Maſſe iſt wohl ihm und ſeiner Länge gleichkommend; aber bei näherer Betrachtung glaube ich, daß der Menſch nur klein ſeyn muß, der in der Verkleidung ſteckt, und daß die Größe durch eine Art von Aufſatz erzielt wird, den er auf dem Kopfe trägt. Das Geſicht des Menſchen, das keine Larve verbirgt, das aber auf die ſeltſamſte Art bemalt und gleichſam tätowirt zu ſeyn ſcheint, erreicht ungefähr die Höhe des Meinigen.

Die Odaliske konnte hier ungeſtört ihren Sarkasmen freien Lauf laſſen, was ſie mit um ſo höherm

Vergnügen that, als die große Maske mit dem ſtarrirten Geſichte ihr keine Antwort gab. Wenn man die Beiden nebeinander ſich ſchwerfällig durch den Saal bewegen ſah, ſo erregte es allgemeines Aufſehen und Gelächter. Sie ſo dick, er ſo lang: ſie ſo beweglich, in einem fort ſchwatzend; er ſo ſteif und ſtumm wie ein Fiſch.

Dies Schauſpiel hatten ſie der Geſellſchaft eine Weile gegeben; der Ball war eröffnet; der Hof tanzte und es wurde wacker umhergeſprungen; die Odaliske mit der langen Maske hatten ſich in ein Nebenzimmer begeben, wo ſie ungeſtört waren. Ich folgte ihnen in einiger Entfernung, um die Entwicklung dieſes Dramas in der Nähe zu betrachten. Ich verſtand nichts von dem, was ſie ſagte; aber ſie ſprach unaufhörlich, je feſter er bei ſeinem Schweigen beharrte. Plötzlich tönt es aus der Höhe, wie aus Wolken tief und feierlich, im ächt engliſchen Accent:

„Ach bien! bonne moa, Mademoaſell!“

Mit zärtlicher Inbrunſt will ſie ihm in die Arme ſinken, die ſchlaff und theilnahmlos an beiden Seiten herunterhingen, mit keinem Geiſte Leben verrathend und auch jetzt nicht beweglich werden, um die ſchatjene ſo ſeltſame Einladung zur Wahrheit zu machen, oder mindeſtens zu unterſtützen. Die ſchöne Odaliske fällt alſo geradezu auf den Gegenſtand ihrer Hinneigung, doch kaum berührt ſie das ſcheinbare Geſicht des Fremden, als ſie mit einem Schreckensruf zurückfährt und beide Hände vor die Augenlöcher der Larve drückend, aus dem Zimmer läuft.

Der Schrei erregte die Aufmerkſamkeit der Anweſenden, und ſchon ſehe ich von allen Seiten Schritte nach dem einſamen Zimmer lenken, als ich meinen Mann mit feſtem Arm erfaſſe, und ihn ſchnell zur Thüre und zum Schloſſe hinaus in die freie Luft reiße. Hier entdecke ich erſt zu meinem Schrecken und Verdruß, welchen plumpen Scherz ſich der Menſch erlaubt hatte, als er die Hülle vom Kopfe herabreißt und ich nun zwei Geſichter über- und untereinander ſehe. Zugleich bedeckt er das Untere und ſchwört: »daß er ſich mit dem Spaße den Bauch erkältet habe.«

Ich laſſe im ſelben Augenblick ſeine Arme fahren, und indem ich ihm rathe, nach Hauſe zu gehen und alsbald den Ort zu verlaſſen, beſchließe ich, mich wieder auf den Ball zurückzubegeben, um mich in meider ganzen Unbefangenheit dort zu zeigen und die Muthmaßung näherer Bekanntſchaft mit der Maske gründlichſt von mir zurückzuweiſen. Zum Glücke beobachtete die Odaliske das tiefſte Stillſchweigen und fand es überaus romantiſch, daß man am Schluſſe des Abenteuers von ihr ſagen konnte:

»Aber ihr Mund wollte nie verrathen, was ihr Auge Schreckliches erſchaut« —

wie ſo manche der neueren Novellen ſchließen. —

Den trivialen Burſchen der ſich den Spaß erlaubte, — wenn ein wohlerzogener Menſch hier überhaupt noch von Spaß ſprechen kann — ſah ich nicht wieder.

Man hätte ſich eigentlich zu ſchämen, wenn man dasjenige Alles in Betracht zieht, was als Engländer in der guten und beſten Geſellſchaft in Deutſchland anzutreffen iſt; allein es iſt faſt ſo weit damit gekommen, daß ein Gentleman bald dieſe ganze »gute und beſte Geſellſchaft« ſehr gering ſchätzen wird, und ſich immer mehr und mehr in die Clauſur zurückzieht, welche die Sorgfalt ſtrenger Sitte und Anſtand zu bewahren, ihm vorzuſchreiben nicht unterlaſſen kann.

Man hat mir für gewiß erzählt, daß an einigen kleinen deutſchen Hofhaltungen der Name Engländer ſchon allein fähig macht, zugelaſſen zu werden — ein Vorzug, der oft von den beſten und in allgemeinem Anſehen ſtehenden Landeskindern, vergebens in Anſpruch genommen würde. An einem andern Orte ſoll es ſogar eine eigene Art von Unterhändlern oder Maklern gegeben haben, die, ſobald ſie in Erfahrung brachten, daß ein Engländer angekommen war, auch ſogleich im Schloſſe Meldung davon machten, und ihm die Einladung für die nächſte Abendgeſellſchaft erwirkten. Wenn man nun bedenkt, was Alles aus den drei Königreichen nach dem Continente ſeine Schritte lenkt; wer ferner ein Auge hat die liebenswürdigen Eigenſchaften John Bulls in ihren gewiſſen Schattirungen zu würdigen; wer das linkiſche, plumpe, lächerliche, triviale, unſociale, proſaiſche Weſen der mannigfaltigen Travellers und Touriſten beobachtet; wer es ſchon dahin gebracht hat, ſich höchlich zu verwundern, wenn er einen Mann unter der Maſſe herausfindet, der die Literatur kennt, zuvorkommend in ſeinem Benehmen, anſprechend iſt und bereits den reichen Nutzen zurückgelegter Reiſen für ſich erbeutet hat — ein ſolcher Mann, er möge nun Deutſcher, Franzoſe oder gar Engländer ſelbſt ſeyn, wird auch die ungeheure Beeinträchtigung ganz erfaſſen, und die Vorurtheile bemeſſen können, die aus einer lächerlichen, ohne Sinn und Verſtand geübten Zuvorkommenheit entſpringen müſſen.

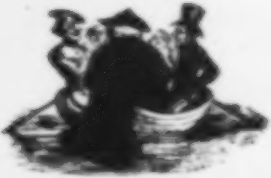
XXII.

Charakterbilder.

Man kennt zur Genüge engliſche Originale; unſere trefflichen Schriftſteller wiſſen mit Worten alſo treu und ſprechend zu malen, daß dergleichen Schilderungen unter allen Nationen bekannt, und ſogar berühmt werden. Die Deutſchen bleiben darin zurück; ſie ſind eben keine genauen Charakteriſtiker, wie wir, und ſelten geben ſie an ſich ſelbſt ein in allen Theilen aufrichtiges Bild. Sie beſitzen nicht die ſchneidende Kälte des ſchwermuthsvollen Engländers, und eine angeborene, ihnen wohl anſtehende Gemächlichkeit verhindert ſichder und Mängel und gibt ſelbſt Schwächen eine Tinte, die ſie im verſchönernden Lichte erſcheinen läßt.

Mein Wunſch, mich zu unterrichten, trieb mich an, in ſo weit ich es, bei der Verſchiedenheit des Idioms, im Stande war, den Umgang der Eingebornen zu ſuchen. Zum Glücke kam mir dabei die Kenntniß fremder Sprachen, die bei ihnen allgemein anzutreffen iſt, zu Hülfe.

Am Tage nach dem Balle, von dem ich eben ſprach, ergötzte mich eine Waſſerpartie, die ich auf dem großen Weiher machte, der ſich an der einen Seite des fürſtlichen Schloſſes über einen Theil des Parks ausbreitet, und der in dem üblichen Hofſtile des Landes, mit dem ſtolzen Namen »Herrenſee« benannt wird. Wir ſaßen zu fünf in dem kleinen Boote; zwei von der Geſellſchaft, vornehme Herren, »geheime Hofräthe«, mit dicken Bäuchen und kurzem Athem, verlangten das Geſchäft des Ruderns, weil ſie ſich Bewegung machen wollten, außerdem waren der Kommandant der Truppen des Fürſtenthums und der Eigenthümer eines benachbarten Eiſenwerks mit uns. Dem Letztern hatten wir verſprochen, damit er den Weg abſchnitt, quer über den Teich zu fahren und ihn am gegenüberliegenden Ufer abzuſetzen, wo ihn ſein Einſpänner erwartete. Um ſich für dieſe Gefälligkeit bei der vornehmen Geſellſchaft zu bedanken, hatte er es übernommen, uns den Weg auf angenehme Weiſe zu verkürzen. Er erzählte launige Geſchichten, wie es ſchien, denn die Herren geheimen Hofräthe brüllten auf ihren Ruderbänken, während ſelbſt der ernſte Krieger die behaarte Oberlippe zum freundlichen Grinſen verzog, und dann ſo artig war, mir die komiſche Geſchichte in gebrochenem Engliſch mitzutheilen.



Es war zum erſten Mal, daß ich mich in ſo echt deutſcher Geſellſchaft befand; zum erſten Mal, daß mir ein ächt deutſches Charakterbild enthüllt wurde, und deßhalb machte es einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich im Stande war, ihn durch Aufzeichnung feſter und bleibender zu geſtalten.

Wenn ich mir das ganze Bild vergegenwärtige, den ſchaukelnden Kahn, die helle Flut, die anmuthige Gegend — alles dieß aber ohne Großheit — und dann dazu die Geſellſchaft: die beiden dicken Ruderer, lachend und keuchend, den feinen, ſtolzen Offizier, den dicken Eiſenhammerbeſitzer, in ſeinem breiten Idiom erzählend, und endlich — um die Gruppe zu vervollſtändigen — mich ſelbſt, mit einer Art von ängſtlicher Neugierde im Kreiſe umherſchauend — ſo kann ich mich wohl noch jetzt daran beluſtigen.

»Ich denke mir ſtets unter Vikar,« ſagte der Krieger, »einen hungrigen, langen, etwas vorgebogenen, blonden jungen Mann, mit glattgeſcheitelten Haaren einer Brille auf der Spitznaſe, großen Vatermördern, geſteiften Zipfeln am weißen Halstuche, in einem langſchößigen, ſpitzzulaufenden, abgetragenen ſchwarzen Frack, ausgewaſchenen und zu kurzen Pantalons und etwas ſchiefgetretenen Stiefeln — und, indem ich dieſes Bild entwerfe und feſthalte, muß ich mir ſelbſt geſtehen, daß ich nicht recht weiß, woher mir dieſe vorgefaßte Idee kommt, und es Jedem willig überlaſſen, an ſeine Richtigkeit zu glauben oder ſie zubezweifeln.«

»Tritt der Vicar in eine Geſellſchaft, ſo zieht er die Schultern in die Höhe, ſtreckt den Kopf vor, läßt ihn auf die Bruſt ſinken und ſchnellt ihn dann wieder raſch in die Höhe; dieſe Bewegung des Kopfes, die mit dem Bocken der Pferde einige Aehnlichkeit hat, iſt ſein Gruß; nimmt er den Hut ab, ſo greift er den Rand am hintern Ende an; ſpricht er, ſo ſieht er gewöhnlich den, zu dem er ſpricht, nicht an, ſondern ſchlägt die Augen zu Boden. Das Gleichgiltigſte, was er zu ſagen hat, betont er ſtark, und er befleißt ſich eines gewiſſen Singſangs, der unangenehm auffällt, mit dem er aber zu kokettiren ſcheint.«

»Mir ſcheint,« bemerkte ich hierauf, »daß dieſe Schilderung doch wohl nicht ſo ganz und gar auf Vorgefaßtem beruhen möge, ſondern, daß vielmehr ein lebendes Original, oder auch wohl mehre dazu geſeſſen haben. Erlauben ſie mir nun aber, Ihnen einige Züge aus dem Leben eines engliſchen Vicars mitzutheilen, den ich erſt vor Kurzem, und zwar in Baden, wieder anzutreffen ſo glücklich war.«

»Ich hatte ihn lange aus dem Geſichte verloren. Einſt begegnete ich ihm in einer kleinen Stadt, die nahe an meinem Gute liegt, wohin mich Geſchäfte gerufen hatten. Ich kannte ihn ſchon lange, und da ich an ihm eine beſondere Aufregung bemerkte, ſo fragte ich ihn um die Urſache.«

»»Ich bin durch den Tod einer alten Tante,«« ſpricht er, »»in den Beſitz von tauſend Pfund gerathen, und war eben daran, ſie mir vom Banquier auszahlen zu laſſen, als ein vertrackter Burſche mit einem allerliebſten Pommerl mir vor die Augen kommt. Ich hatte mir lange ſchon ein ſolches Hündchen gewünſcht und mußte es haben, koſte es was es wolle; denn Geld hatte ich ja genug. Der Burſche fordert einen Sovereign und ich zahl's ihm, ohne weiter zu handeln. Damit machen wir uns auf den Weg: ich, mein Pommerl und die neunhundert neun und neunzig Pfund — denn ein Pfund hatte ich ja für das Thierchen ausgegeben.««

»So war er denn nun bis an das Thor gekommen, als plötzlich es dem Pommerl nicht mehr gefällt mitzugehen, und es, ohne ſich lange zu beſinnen, umkehrt und zu ſeinem alten Herrn hinläuft. Der neue Herr ſieht dieß kaum, als er, entſetzt über den Verluſt, ſeine erhobene Erbſchaft, die er noch in der Hand hält, ohne Säumen, in's Gras wirft, und dem Hunde nachläuft, um ihn zu fangen. Umſonſt! Der Hund, ſich ſcheu umblickend, bemerkt ſeinen Verfolger, und jagt nur immer ſtärker über Stock und Stein, die Kreutz und Quer und mein armer Freund muß endlich die Hoffnung aufgeben, den Flüchtigen zu ereilen. Da fällt es ihm erſt ein, daß er ſein Geld nicht mehr habe, er beſinnt ſich dunkel, daß er's weggeworfen, weil es ihn genirte, als er den Hund greifen wollte. Er kehrt beſtürzt an den Ort zurück; er hat ſich einen großen Nußbaum gemerkt, der die Stelle bezeichnet, doch vergebens ſucht er ſein Geld und traurig muß er ſich geſtehen, daß ſeine Leidenſchaft für die Pommerl ihn um die Erbſchaft gebracht, und daß die Weisheit erheiſche: fortan ſeine Leidenſchaften zu bezähmen. Das

Geld war fort, und alle Bemühungen es wieder zu erhalten blieben fruchtlos.«

»Er war eben nicht beſonders ſchön zu nennen. Er hatte ein langes gelbbraunes Geſicht, das in dicken, ſchwarzen Haaren ſteckte; ſein Körper war überaus hager, die langen Knochenfinger waren ebenfalls mit Haaren bewachſen, und die Augen ſchillerten grün. Dennoch bewarb er ſich um die Hand eines ſchönen Mädchens, weil ihm noch einige andere Erbſchaften bevorſtanden und er der Meinung war, daß das Geld auf der einen Seite die Wagſchaale wohl zum Einſehen bringen würde. Was ihm an äuſſerer Liebenswürdigkeit abgebe, hoffte er durch Toilettenkünſte zu erſetzen. Nun ſchenkte er mir darin ein großes Vertrauen, und berieth ſich mit mir, wie er ſich kleiden müſſe, um das Herz ſeiner Schönen zu erobern. Ich fröhnte ſeiner unſchuldigen Manie und führte ihn zu einem Modeſchneider, der ihn mit einem vollſtändigen Anzuge verſah. Das war ihm aber noch nicht hinlänglich. Eines Morgens beſucht er mich mit einem ſchönen Halstuche, prächtig geſteift, nach des großen Brummels Erfindung, der bekanntlich die Anwendung des Kraftmehls auf Halsbekleidungen zuerſt erſonnen hatte. Seine Bitte geht dahin, daß ich ihm das Tuch umlege und ihm, den damals ſo beliebten Prinz-Regent-Knoten ſchlinge. Auch dieſe Bitte erfülle ich ihm, ſo gut ich es vermag, und er verläßt mich froh, wie ein König, nicht zweifelnd, daß er bald am Ziele ſeiner Wünſche ſtehen werde.«

»Es vergingen ungefähr vierzehn Tage bis ich ihn wiederſehe. Er ſah traurig und abgehärmt aus; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, aber vor Allem war es ſeine ſchmutzige Wäſche und die gänzlich zerdrückte und zerknitterte Halsbinde, auf welche er doch ſo beſondern Werth gelegt hatte, die mir in die Augen fielen. Auf meine Frage geſteht er bald, daß er die ganze Zeit über nicht in's Bett gekommen ſei, da er, um den ſchönen Prinz-Regent-Knoten zu ſchonen, ſtets auf dem Stuhle geſchlafen habe. Nun ſei es ihm aber doch zu arg, und er freue ſich, mich endlich wieder gefunden zu haben, um mich zu bitten, daß ich ihm ein anderes Halstuch wieder eben ſo binde, denn er müſſe nothwendig friſche Wäſche anziehen. Er ſelbſt ſei aber nicht im Stande den Knoten zu machen.

Man kann denken, daß unter dieſen Umſtänden ſeine Aufmerkſamkeit nichts gefruchtet hatte, und daß die junge Dame ſich von dem ſchmutzigen Menſchen mit Abſcheu wegwandte, deſſen übernächtiges und zerſtörtes Ausſehen ſie wohl noch auf andere unangenehme Vermuthungen führte.«

»Als er nun dieß inne geworden war, wollte er verzweifeln und ſann Tag und Nacht auf Mittel, ſich das Herz der Schönen wieder zu erringen, da er ſich feſt einbildete, es ſchon beſeſſen zu haben. Er machte die tollſten Schritte, bis er endlich auf den Wahnſinnigſten gerieth, und ſich an den Bruder des Mädchens wandte und dieſem eine Summe Geldes bot, wenn er ihm die Schweſter ſchaffen könne. Die Folge davon war, daß er die Treppe hinabgeworfen wurde und ſich hierauf mit ſeinem Schmerze und ſeinem geſteiften Halstuche in die Einſamkeit zurückziehen mußte.«

»Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſich eine Braut zu erringen, war er endlich wieder einmal ſo glücklich geweſen, einen reichen Vetter zu beerben, und in Folge dieſes Ereigniſſes erlangte er auch, was er ſo ſehnlich wünſchte. Ein habſüchtiger Vater verſprach ihm die Hand ſeines Kindes, und obgleich dieß durchaus nicht einwilligen wollte, wurde der Tag zur Hochzeit dennoch feſtgeſetzt, und der ſonderbare Menſch, eine Art von Peter Schlemihl, führte das unglückliche Opfer zum Altare. Der Abend kam, und der wonnevolle Augenblick für den Neuvermählten war erſchienen. Aber ein neues Unglück zog auf, das Alles zerſtörte. Schon war er im tiefſten Negligé und ſchickte ſich an, das Brautbett zu beſteigen, als aus finſterem Gewölke ein jäher Blitz herabfährt, dem ein majeſtätiſch langhinrollender Donner folgt. Unſer armer Freund hatte aber vor einem Gewitter die entſetzlichſte Furcht; den Blitz konnte er nicht ſehen, den Donner nicht hören. So wie er daher daſtand, glaubte er nichts Beſſeres thun zu können, als mit dem Kopfe in die Polſter zu fahren, und ſich dort ſo hineinzuwühlen, daß ihm Sehen und Hören verging. Dennoch aber konnte er es nicht unterlaſſen, aus Angſt mit den nackten, dürren, über und über ſchwarzbehaarten Füßen, wie ein Trampelthier zu ſtampfen und zu ſtrampeln. Man kann denken, wie dieß den Eindruck, den er ohnedieß auf die Braut ſchon früher gemacht hatte, noch verſtärkte. Ohne ſich lange zu beſinnen, machte ſie ſich, ehe er's merken konnte, aus dem Staube. Nun denke man den Schrecken des Bräutigams, als das Gewitter aufgehört hatte und er den Kopf erhob. Die Braut war fort und erklärte nie wieder zu dem Menſchen zurückkehren zu wollen, der ſicherlich von einem böſen Geiſte beſeſſen wäre.

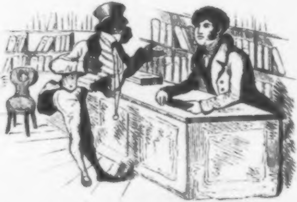
»Troz dieſer mehrfachen Unglücksfälle gab er das Freien doch nicht auf, und klopfte noch überall an, wo er ein heirathsfähiges Mädchen wußte; bis es ihm endlich gelungen war, eine Frau ſich zu erwerben, die zwar nicht mehr hübſch und jung, aber dafür deſto herriſcher war und ihn nahm, in der ſichern Ueberzeugung die Stärkere zu ſeyn. Eben in dieſer nmuthigen Verfaſſung traf ich ihn neulich wieder. Er war noch immer der Alte. »Meine Frau,« ver- cherte er, »iſt die liebenswürdigſte und beſte Per- on von der Welt, und ich lebte ganz glücklich mit r, wenn ſie mich nur beſſer kennen lernen wollte. ber ſie nennt mich nur ſtets »Rindvieh,« und außer e Kinderſtube darf ich mich kaum vor ihr blicken laſſen. Sie hat mich jetzt auf den Kontinent mitgenommen, und da ich mich ſehr geſchickt anzuſtellen weiß, ſo hoffe ich, daß ſie nächſtens wohl ihre Meinung von mir ändern wird.““

„Er bat mich ihm ein gutes Wort einzulegen, und wollte mich mit ſeiner Liebſten bekannt machen, allein ich zeigte wenig Luſt dazu, und ging ihm aus dem Wege.“

XXIII.

Eins von den erheblichſten Originalen, die mir in meinem Leben vorgekommen, traf ich einſt in den Bädern von Cheltenham. Es war ein ſchwarzer Badegaſt, der Gott weiß wie, auf den Einfall gerathen war, nach Europa zu reiſen, um einem, bei ſeiner Nation ſehr ſeltenen Trieb, ſich zu bilden, nachzukommen. Wenn wir auch nicht dem Urtheil gewiſſer Nordamerikaner beiſtimmen wollen, die den Schwarzen nur einige Vorrechte vor den Affen einräumen, im Uebrigen aber, ihnen keine höhern menſchlichen Fähigkeiten zuſchreiben — ſo müſſen wir doch — bei aller Humanität — ſehr aufrichtig geſtehen, daß unſer ſchwarzer Elegant, wie er ſich auf Promenaden und anderen Orten zeigte, nicht geeignet war, nordamerikaniſche Vorurtheile geradezu zu widerlegen.

Er war ſeiner Erſcheinung nach eine Art von Karikatur; übermäßig modern in der Kleidung, barock in ſeinen Geberden und Stellungen, wollte er mit einer gewiſſen Art von Bildung prunken, und da er franzöſiſch und engliſch verſtand, ſo pikirte er ſich recht viel Bücher der neueſten Literatur nach Hauſe zu ſchleppen. Ob er ſie las, würden wir natürlich nicht zu verbürgen übernehmen.



Er hatte eine wahre Wuth, ſich überall zu zeigen, und da konnte es denn nicht fehlen, daß bald allerlei

Geſchichtchen über ihn im Schwange waren. Es gibt nichts Kleinlicheres in Bezug darauf, als die ſogenannte höhere Geſellſchaft. Einige unterließen nicht, zu verbreiten, er ſei von Haus aus nichts Anderes, als ein gemeiner Neger, der mit ſeinem Herrn, einem Pflanzer aus Surinam nach Europa gekommen ſei, dann Kutſcher oder Kammerdiener bei einem vornehmen Herrn geworden wäre, und endlich durch Spiel, Spekulation oder Betrug ſich Geld erworben habe. Andere hingegen behaupteten, daß er ein leibhaftiger Neffe Sr. kaiſerlich-königlichen Majeſtät, Chriſtophs des Großen, ſchwarzen Andenkens, und eigentlich Prinz von Geblüt und Herzog von Orgeade ſei, was zu deutſch mit Gerſtenſchleim gleichbedeutend iſt, und nur fälſchlich mit Mandelmilch überſetzt wird, da Orge bekanntlich Gerſte und nicht Mandel heißt.

Wie dem nun auch ſei; unſer Schwarzer wußte, was ſeiner Farbe an Schönheit, und ſeinem Stammbaum an Alter abging, durch eine große Sicherheit und Zudringlichkeit zu erſetzen. Seine Abkunft war jedoch kein größeres Räthſel, wie ſeine ganze Exiſtenz: aber dergleichen Räthſel gibt es Viele in einem beſuchten Badeorte;

man läßt ſie am Wege liegen, begnügt ſich damit, ſie aufzugeben, und iſt mit halber Löſung zufrieden. Dieſe iſt am generellſten damit gefunden, wenn man ſagt: der Menſch ſpielt — ſobald man ihn ſpielen ſieht — oder: er muß wohl ſpielen oder geſpielt haben — wenn man ihn nicht am grünen Tiſche wahrnimmt.

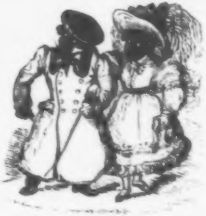
Daß man den Herzog von Orgeade bemerkte, darf wohl nicht erſt verſichert werden, dafür bürgte ſeine Farbe, die Art ſich zu führen, ſein vermeinter Titel und vieles Andere noch. Was man mit dem Worte „Bemerken“ in der Badegeſellſchaft zu bezeichnen pflegt, bedarf aber wohl auch keiner weitläufigen Erklärung. Man traf ihn überall; er verſäumte kein Concert, keine Reunion und keine ſich darbietende Gelegenheit, um ſich vorſtellen zu laſſen. Sobald ein Fremder von Bedeutung die Badeliſte vermehrte, ſo war er auch gleich bei der Hand, um ſich einen geeigneten Mann zu ſuchen, der ihn einführte. Manchmal wandte er ſich in ſeinem Eifer an Leute, denen er ſelbſt kaum bekannt war. So traf es ſich einſt, daß er mit einem ſolchen Geſuche einem vornehmen Herrn überläſtig wurde, den er ſchon oft in dergleichen Fällen in Anſpruch genommen hatte. Dieſer ſtellte ihn daher einem ruſſiſchen Fürſten mit den Worten vor: „Je vous présente un homme très présenté et très peu présentable.“

Das Epigramm kam herum, und hatte zur Folge, daß der Herzog von Orgeade förmlich Mode wurde, und daß die ennuyirte Welt ſich dazu drängte, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Dieſer günſtige Umſtand war Schuld, daß er den Scherz nicht übel nahm.

Ein ſeltſamer Zufall wollte, daß zu eben jener Zeit ein anderer Schwarzer nach Cheltenham gekommen war, von dem man ſagte, daß er ein moderner Crö-ſus ſei. Er ſoll lange Zeit ſelbſt Sclavenhändler geweſen ſeyn; ein Handel, der den Weißen mit Schande brandmarkt, den Schwarzen jedoch wo möglich noch mehr entehrt. Welch ein Herz gehört dazu, gegen ſeine eigenen Landsleute ſo unmenſchlich zu verfahren. Doch wollen wir dem Gerüchte nicht geradezu Glauben beimeſſen, und annehmen, daß unſer Schwarzer nicht wirklich ſo ſchwarz war, wie ihn das Gerücht darſtellte.

Häßlich war er in hohem Grade, und darin ſtand er dem vermeinten Herzoge von Orgeade bedeutend nach, der als Neger ſchön genannt werden konnte. Unſer ſogenannter Sclavenhändler war von kleiner Geſtalt, faſt bucklich und hatte ſchiefe Beine. Sein Geſicht war einer alten Meerkatze nicht unähnlich. Obgleich das Geld die europäiſchen Schönen manchmal über körperliche oder geiſtige Mängel hinwegſehen läßt, und eine oder die andere ſich vielleicht entſchloſſen haben könnte, dem goldbeſchlagenen Popanz ihre Hand zu reichen, ſo war doch dieſer von ſeinem pfiffigen Negertriebe ſo durchdrungen, daß er allen Lockungen zu entgehen wußte und ſich, um den ewigen Anforderungen ein Ende zu machen, und ſeinem eigenen Wunſche nachzukommen, ſich eine Negerin von ächter Race ausſuchte, und ſie zu ſeiner glücklichen Gattin erkor. Nie paßten zwei Menſchen herrlicher zuſammen, ſo ſchien es; aber wie oft und bitter der Schein trügt, ſollte ſich auch hier deutlich zeigen. Es war das intereſſanteſte Paar, das man ſich nur denken kann.

Als ſie am erſten Abende auf der Promenade erſchienen, erregten ſie, wie man ſich leicht denken kann, das größte Aufſehen. Bald aber legte es ſich, und an die Stelle trat die größte Zuvorkommenheit, wo-



mit man das ſchwarze Paar behandelte, denn es öffnete ein Haus der Geſellſchaft, deſſen Luxus noch Jahrelang das Sprüchwort blieb. Beſonders fanden die Diners den größten Anklang bei den ſogenannten **Viveurs**. Obgleich der Spott nicht ruhte, und man ſich darin gefiel, zu behaupten, der Sclavenhändler ſchlachte junge Negerſclaven, um ſie mit weſtindiſchen Gewürzen als Ragout ſeinen Gäſten vorzuſetzen, ſo war ſeine Tafel doch nicht weniger beſucht.

Wie ich zum erſten Male die zweifelhafte Ehre genoß, mit ihm zu Frühſtücken, befanden wir uns allein. Die Lady war unpaß, und blieb auf ihrem Zimmer. Deſto vertraulicher war der Ton, den der reiche Amphytrio anſchlug. Er ließ mich einen Blick in ſeine Neigungen werfen; er war Antiquar, Numismatiker, Gemäldeſammler, kurz — er hatte alle modiſchen Liebhabereien weg, ohne die man heute keine vornehme und reiche Rolle zu ſpielen glauben darf. Ich mußte Alles ſchauen, Alles bewundern, was er hatte. Ich hatte ſeine Einladung angenommen, und ich ſah nunmehr kein Mittel, den Kelch abzuweiſen — ich mußte ihn leeren bis auf den Grund.

Nachdem ich fertig zu ſeyn glaubte; wir hatten einen langen Weg durch einen Haufen Plunders zurückgelegt, ſtieg ſeine Vertraulichkeit, die einige Flaſchen frappirter Champagner bedeutend erhöht hatte, auf den höchſten Grad. Er öffnete eine alterthümliche Kaſſette von Metall, von überaus ſchöner, getriebener Arbeit, die mit großen Wappen verziert war, und zog daraus eine koſtbar gearbeitete Mappe hervor, welche Banknoten, Kaſſenanweiſungen und Wechſel enthielt; eine ungeheuere Summe! Ich konnte mich eines leichten Schauders nicht erwehren, als ich an die armen Schwarzen dachte, und ich war ſentimental genug, den reichen Burſchen haſſen zu können in jenem Augenblicke.

»Hier ſind, ſagte er ſchmunzelnd, und ſein weißgezahnter Hayfiſchrachen ſchlitzte ſich nach und nach von einem Ohr zum andern, keine Stammbäume und Pergamente, jedoch Adelsbriefe anderer Art, die von jenen nicht verdunkelt werden. Gediegenes Gold gewährt die reinſte Ariſtokratie; die ſtolzeſte und glänzendſte. Finden Sie eine, die es mit dieſer hier aufnimmt, ſo will ich ihr meine Huldigung darbringen.«

Und damit ergriff er ein ſolches Büchlein zuſammengelegter Wechſel und blätterte es mir unter der Naſe auseinander, um mir zu zeigen, welche große Summen es enthielt, und mir ſeinen Adel »zum Verfall« und ſeine Wappen »An Vorzeiger« zu beweiſen. Ich hatte genug an dem Frühſtück und an dem ganzen Menſchen, und wollte ich nicht unhöflich werden, ſo war's das Beſte mich zu entfernen.

Seitdem hatte ich ihn lange nicht wiedergeſehen; ich vermied es ſogar ihm zu begegnen, um ſeinem läſtigen Einladen aus dem Wege zu gehen. Indeſſen fuhr er fort ein großes Haus zu machen, und ich hörte von ſeinem Aufwande. „Ein Beobachter muß Alles ſehen, Alles kennen lernen,“ ſagte ein Freund zu mir. Und ich geſteh' es gern, daß der Wunſch, eine Skizze für mein Tagebuch zu erhalten, mich beſtimmte, den Sclavenhändler noch einmal zu beſuchen.

Er hatte ſeit jenem Frühſtücke, daß ich bald nach ſeiner Ankunft bei ihm einnahm, ſeine Wohnung verändert und reſidirte jetzt in dem ſchönſten Hotel, das den Fremden offen ſtand. Wie ich ihn ſchon früher kennen gelernt hatte, ſo ſprach er wieder von nichts Anderem, als von ſeiner Einrichtung, von ſeinen Pferden, von ſeinen Domeſtiken, ſeinen Diners und dergleichen. Dabei nannte er alle Hoheiten, Durchlauchten, Herrlichkeiten und gewöhnliche Berühmtheiten, die er bewirthet hatte, dann ging er — wie ich das vorausgeſehen — auf meine Einladung über.

— Wenn Sie mir eine ganz vertrauliche Einladung zu Gute halten wollten, ſo würde ich Sie erſuchen, mir die Ehre zu erweiſen, heute bei mir zu eſſen mit einigen ruſſiſchen Prinzen, einem deutſchen Herzoge, zwei franzöſiſchen Vicomtes und etwelchen Lords von ihrer Nation. Auch etliche Geſandte und andere Perſonen von Diſtinction werden ſie bei mir ſehen, die ſie wahrſcheinlich ſchon kennen werden. Ich mache nicht viel Umſtände, und man wird ſich amüſiren.

Man kann denken, daß ich dieſe originelle Einladung acceptirte.

Um halb ſieben Uhr wurde ich in ein herrliches Gemach eingeführt, wo ſich die Gäſte verſammelten, und in Gruppen unterhielten. Etwa eine Stunde ſpäter meldete man, daß aufgetragen ſei. Die Tafel befand ſich in einer Art von Gallerie, an deren oberem Ende ſich, nach engliſcher Sitte, ein auf Stufen erhöhter Schenktiſch befand, der mit Silber, Gold und Criſtall verſchwenderiſch beſtellt war. Ueberall zeigte ſich wohl Reichthum, doch ſuchte man den Geſchmack vergebens. Der Schwarze ſtrahlte oder glänzte vielmehr vor Wonne, als er die Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen Platz nehmen ſah, und ſich ſelbſt in die Mitte zweier alten Damen ſetzte, während ſeine liebliche Gattin den deutſchen Herzog und einen der ruſſiſchen Fürſten zur Faſſung erhielt.

Es würde der reichſten Phantaſie nicht möglich ſeyn eine üppigere Mahlzeit zu denken. Allein trotz des großen Ueberfluſſes und der Ausgeſuchtheit der Speiſen und Weine, herrſchte die tödtlichſte Langeweile an dieſer Tafel und die Gäſte ſehnten ſich, daß Alles nur ein baldiges Ende nehmen möchte; dieß konnte man in ihren Minen leſen. Keiner wollte es übernehmen die Unterhaltung zu beleben oder allgemein zu machen. Die Geſellſchaft, die theils wider Willen, durch das ewige Einladen des Wirths, oder aus einem bloßen Trieb der Neugier, gleich mir, hier vereinigt war, fühlte ſich gezwängt, als der Spaß zu lange dauerte. Nur der Schwarze allein ſchien davon nichts zu empfinden, er war vielmehr davon überzeugt, daß eine ſo eminente Geſellſchaft nothwendig auch ſich gut amüſiren müſſe.

Nachdem das Eſſen vorbei war, verfügte man ſich in einen Salon, der ganz das Anſehen hatte, als ob darin eine Verſteigerung gehalten werden ſollte; denn es waren hier auf allen Tiſchen eine Menge Juwelen, geſchnittene Steine und allerhand koſtbare Seltenheiten ausgebreitet. Was jedoch den peinlichen Eindruck, den alles dieß hervorbrachte, bedeutend vermehrte, war, daß eine Anzahl von vertrauten Bedienten, gleichſam wie Wächter umherſtanden, um den Schatz mit den Augen zu hüten, und zugleich den Gäſten auf die Finger zu ſehen. In den Nebenzimmern waren Whiſttiſche hergerichtet, die ſogleich mehre von der Geſellſchaft occupirten, um ihrer drückenden Verlegenheit ein Ende zu machen.

So waren die Feſte dieſes reichen Mannes beſchaffen. —

Dieſes glückliche Paar — der Sclavenhändler nehmlich und ſeine Dame, wurde jedoch nur zu bald aus ſeinem Himmel geriſſen.

Der Herzog von Orgeade, trotz ſeiner anhaltendſten Beſtrebungen, konnte bei dem Sclavenhändler nicht vorgeſtellt werden. Der Emporkömmling erkannte den Adel Chriſtophs I nicht an, und deſſen Großneffe war daher nicht zulaſſungsfähig in ſeinen Salons. Orgeade ſchnob Rache.

„Sollte des Cröſus Weib unempfindlich ſeyn?“ fragte er ſich, und ein Blick in den Spiegel geworfen, ſagte ihm, daß er den Verſuch wagen dürfe.

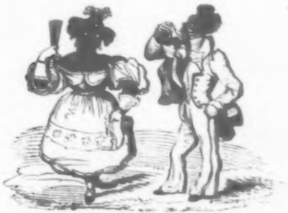
Negerinnen haben heißes Blut; Orgeade wußte das und baute darauf ſeinen Plan. Sah er ſie allein, das heißt, begegnete er ihr zufällig, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß er ihre Blicke auf ſich lenkte. Die Sache mußte gefährlich werden, da die gleiche Farbe die Frucht einer geheimen Verbindung nicht zu verrathen drohte, und des Gatten Sorgloſigkeit nicht daran dachte, dieſen Schatz zu bewachen.

O hätte er ihm nur halb jene Sorgfalt gewidmet, die er ſeinen Antiquitäten angedeihen ließ!

Einſt, es war ein ſchöner Abend — die Dame war im einſamen Boskett und harrte ihres Gatten, um ſich mit ihm auf die Promenade zu begeben. Sie mochte wohl des ſüßen Afrikaners gedenken, der ihr ſchon mehrmals aufgefallen war, und deſſen holdes Bild ihr Herz beunruhigte und ſie ſchon in Gedanken treulos werden ließ. Sie war jedoch weit entfernt, ſich darüber Vorwürfe zu machen. Solche ſchwarze Damen wiſſen nicht, was Vorwürfe ſind, die man ſich ſelbſt macht.

Wie ſie ſo daſaß, hörte ſie Schritte kniſtern; ſie horcht auf: das iſt ihr Gatte nicht — ſie blickt hin

— und ach! er iſt es! da ſteht er unfern von dem Gebüſche, das ſie ſeinen Blicken noch entzieht — ſie ſchwankt keinen Augenblick über das, was ſie zu ergreifen habe — ſie ſpringt auf, wie die Gazelle in ihrer glühenden Heimath und tritt aus dem bergenden Schatten hervor mit unendlicher Grazie, dem Geliebten entgegen. Dieſer bleibt wie verſteinert vor ihr ſtehen, mit dem vollſtändigen Aplomb eines karikirten Stutzers. Er zieht ſeinen ungeheuern Hemdkragen noch höher an der ſchwarzglänzenden Wange hinauf, und dieſer prächtige Kontraſt vollendet die Verwirrung aller Sinne bei ſeiner Geliebten. Beide ſagen ſich nichts — ſie ſind ganz Gefühl.



Was dieſem erſten, unbelauſchten Beiſammenſeyn folgte — wer wollte es beſchreiben? Es bleibt nichts übrig, als den altmodiſchen Romanſchreibern zu folgen und die Worte herzuſetzen:

„Hier falle ein Schleier darüber!“

XXIV.

Dieſem erſten Zuſammenſeyn folgte bald das zweite — das dritte — das vierte — und ſo mit Grazie in infinitum. Wer möchte hier zählen?

Der arme Millionär ſchien nicht zu ahnen, wie ſehr er hintergangen ward, wie ſeine eigene Farbe in ſeinem Glücke wühlte. Er war noch ganz dieſelbe Aufmerkſamkeit gegen ſeine ſchwarze Hälfte; allein dieſe hatte ſich und ihr Betragen verändert. Sie behandelte ihren Gatten auf empörende Weiſe; er mußte den grellſten Widerſpruch ertragen, ſeine Liebkoſungen wurden nicht erwiedert, ſie ſuchte die Einſamkeit, ſie geſtand ihm, daß ihr ſeine Geſellſchaft anwidre.

Dies öffnete ihm nach und nach die Augen; ſelbſt ſein plumper Negerverſtand durchdrang dieſes Myſterium. »Sie muß einen andern auf dem Korn haben,« dachte er ungefähr in ſeiner gemeinen Landesſprache, und er nahm ſich vor, auf der Hut zu ſeyn.

Von jetzt an ſpionirte er, und zahlte Spione. Die Frau war von Argusaugen umlauert; die Entdeckung konnte nicht ausbleiben.

Bald war's heraus, daß der Herzog von Orgende jeden Abend, und wann es geſchehen konnte, ſeine geheimen Unterredungen mit der Lady hatte. Der Sclavenhändler wollte aus der Haut fahren; ſein ſchwarzes Blut kochte, er tobte im erſten Augenblicke wie ein wildes Thier, und konnte ſich nur nach und nach bezähmen.

Wer ihn aber bezähmte, war einer ſeiner gewöhnlichen Tiſchfreunde, der ihm mit ſchlauer Klugheit eine ernſtere Genugthuung zu nehmen rieth. Dieſer Menſch war ſein Jago; er Othello.

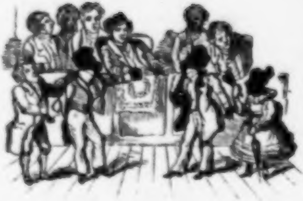
Der Zufall wollte, daß der Sclavenhändler am Leſekabinet vorüber ging; ſein Jago mit ihm.

— Siehſt Du dort hinter den halbverhangenen Scheiben? flüſterte der.

Er blickte hin. O Ihr Schlangen Dongola's! Ihr Löwen Sahara's! Da ſah er ſie ſitzen — mit der Mine der Unſchuld — einige Keepſakes durchblättern und neben ihr der ſchwarze Herzog, glänzender ſchwarz als je, geputzter als je, Kopf an Kopf, Bilder beſehend, ſüße Worte tauſchend, leiſer wie der Verrath, den ſie übten — aber leiſe nahte auch die Rache, leiſe die Gerechtigkeit. Der gekränkte Gatte nur ſcheinbar zurückgehalten von ſeinem Jago, trat ein.

Der Sclavenhändler wollte ſich vergeſſen: er bot dem Verführer ſeiner Gattin eine Boxparthie an und belegte ihn mit den herausforderndſten Namen. Die Leſer in dem Kabinete wurden aufmerkſam, und nahmen den Auftritt für ein beluſtigendes Schauſpiel. Schon wurden Wetten gemacht, ob der oder jener der beiden Schwarzen als Sieger beſtehen würde.

Plötzlich jedoch nahm das Ganze eine Wendung des Ernſtes, ja des Tragiſchen, die Niemand ſich wohl verſehen haben würde.



Mit edlem Stolze trat der vermeinte Herzog dem vermeinten Sclavenhändler entgegen, der noch, die Fäuſte geballt in drohender Stellung vor ihm ſtand.

— Kennſt Du mich? fragte ihn der Herzog mit einer Donnerſtimme.

Der Andere ließ die Fäuſte ſinken, riß die Augen und das Maul weit auf, und ſtarrte vor ſich hin, als ob er eine Erſcheinung hätte. Könnte ein Neger ſich entfärben, ich glaube er wäre weiß wie Kreide geworden, ſo ſehr ſchien er erſchreckt.

— Ich bin nicht der, für den ich hier gehalten werde — ſagte der vermeintliche Herzog, nie hat es einen Herzog von Oragabe gegeben, mit welchem Titel man mich hier zu beehren ſo gütig iſt. Einen Herzog von Limonade gab es, der war Statthalter vom Cap Henri, einen Grafen von der Gewürznelke gab es auch, der war geheimer Kabinetsſecretär des Kaiſers, Du kannteſt ſie Beide, aber auch den Fürſten de l'Eventail kannteſt Du —

Den Andern überfiel ein heftiges Zittern; ſeine weiten Kiefer ſchlotterten hörbar aneinander.

— Und dieſer Prince de l'Eventail bin ich! —

Wer in dieſem Augenblicke die ſchwarze Gruppe ſah, hätte ein bedeutender Menſchenkenner ſein müſſen, das Geheimniß zu erforſchen, das in dieſen Worten lag. Es handelte ſich um eine Hofintrike, die ſich einſt an dem Hofe des Kaiſers Chriſtoph des Großen von Hayti abgeſponnen hatte; allein mehr errieth man nicht.

Und mehr ſollte ſich auch nicht enthüllen; wenigſtens nicht mit dem Willen und Wiſſen der nächſten Theilnehmenden.

Der Prince de l'Eventail blieb in ſeiner ſtolzen Haltung; die Dame behielt ihre unvergleichliche Unbefangenheit; Jago machte ein ſpöttiſches Teufelsgeſicht; aber der Ehemann näherte ſich mit Zeichen der Verſöhnung in Minen und Gebehrden demjenigen, der ihn in ſeinen Rechten gekränkt hatte und ſagte ihm wenige, aber wie es ſchien, gewichtige Worte, darauf ſprachen ſie leiſe und verließen miteinander den Saal, zum großen Verdruſſe aller Anweſenden, die von Jago allein noch die Befriedigung ihrer Neugierde erhofften.

Allein nichts verlautete, was an der Quelle geſchöpft war, und nur trübe und heimlich verbreiteten ſich Gerüchte über die Perſönlichkeiten beider Neger und jenen Vorfall, bis andere Begebenheiten das Intereſſe daran verſchlangen und nicht weiter danach gefragt wurde; wie es denn immer zu gehen pflegt.

Man erzählte ſich aber — um meinen gütigen Leſern nichts vorzuenthalten — Folgendes:

Am Hofe des Kaiſers Chriſtoph von Haity äffte man altfranzöſiſche Sitte nach; beſonders war die Kaiſerin Maria Thereſia, eine Schwarze und Chriſtophs Gemalin, dieſer Mode ergeben. Die ſchwarzen Hofkämmerer, Großwürdenträger und Kavaliere erſchienen mit gepuderten Perücken, mit Schminkpfläſterchen, die natürlich nicht ſchwarz ſeyn durften, um von den Geſichtern abzuſtechen, und mit beflitterten Kleidern angethan.

Unter den Vornehmſten ſtrahlte der junge Prinz **de l'Eventail**. Er hatte dieſen Titel einer, nach dortigen Begriffen, ritterlichen That zu verdanken. Ein junger Fant bei Hofe, der Marquis de Cannelle, der allen Schönen nachſtellte, und ſogar ſein Auge zur Kaiſerin zu erheben wagte, hatte einen wunderſchönen Rococofächer aus Paris erhalten, und zeigte ihn in den Salons der Kaiſerin. Dieſe ſah das allerliebſte Kunſtwerk und wünſchte ſehnlichſt es zu beſitzen. Mit kalter Ironie vernahm Cannelle dieſes Begehren, und als die Kaiſerin ſich herabließ, ihm mit höchſteigenem Munde einen großen Preis dafür zu bieten, ertheilte er ihr die ſchnöde Antwort: Wie ſollte ich daran wohl denken, heute dasjenige zu verkaufen, was ich morgen verſchenken werde. Dabei ſchoß er einen frechen Blick auf die ehrfurchtgebietende Geſtalt der Herrſcherin.

De l'Eventail, der damals noch nicht ſo hieß, war zugegen. Das Benehmen Cannelle's empörte ihn.

Raſch ſprang er auf ihn zu, entriß ihm den Fächer, und zerbrach ihn am Boden zu den Füßen der Kaiſerin. Am andern Tage fand ein Zweikampf ſtatt; Cannelle verwundete ſeinen Gegner, dieſer aber wurde auf Verwendung der Kaiſerin von ihrem Gemale, zum Andenken an ſeine ſchöne That, zum Fürſten de l'Eventail ernannt.

Cannelle mied zur Stunde den Hof. Er durchzog das Land und verſammelte die Mißvergnügten um ſich und die Folge war die Empörung gegen Chriſtoph und ſein Tod.

Allein einer ſeiner Helfershelfer, der mit den Empörern in den kaiſerlichen Palaſt gedrungen war, raubte eine der Prinzeſſinnen, die noch im zarten Alter ſtand, und führte ſie fort zu Schiffe. Nach vielen Abenteuern kam ſie in die Hände des Sclavenhändlers, der ſich in ſie verliebte und es über ſeinen Geiz vermochte, zweitauſend Piaſter, die für das junge und ſchöne Geſchöpf ihm geboten worden waren, auszuſchlagen, und ſie zu ſeiner Gattin zu machen.

Der Prinz de l'Eventail hatte kaum ihre Bekanntſchaft gemacht, als er auch — ein eingefleiſchter Legitimiſt des Kaiſerſtaates — ſogleich ihr jene Huldigung darbrachte, die er einer Prinzeſſin von Geblüt zu widmen für ſchuldig hielt.

Er ging in ſeinem edlen Eifer ſo weit, an eine Wiedereinſetzung der kaiſerlichen Familie zu denken, er wollte die hohen Sprößlinge ſeines Herrn in der ganzen Welt aufſuchen; er gelobte das Undenkbarſte. Solcher Art waren die Zuſammenkünfte geweſen, was auch die böſe Welt davon denken mochte, was auch Jago dem Sclavenhändler darüber ſagte, was auch dieſer davon glaubte.

Die Sache hatte jetzt eine andere Seite gewonnen. Der Prinz **de l'Eventail**, als ſolcher ward er jetzt anerkannt und wie jedes unverdiente Unglück bedauert, erregte allgemeines Intereſſe. Der Crœſus ſah ihn in ſeinem Hauſe; die Prinzeſſin ließ ſich von dem ehemaligen Hofcavalier ihrer Mutter begleiten, und die ſcandallüſterne Welt war zufrieden.

XXV.

Beim Whiſtſpiele, im Salon des ſchwarzen Millionärs, bemerkte ich ſpäter einen Greis, hochgewachſen und von ſtrengem Ausſehen. Er hatte ein ſtarkgefärbtes Geſicht, in dem kleine, dunkle Augen leuchteten, eine bedeutende Naſe von röthlichem Scheine und einen weißen Zwickelbart, der vom Kinn etwas abſtand, und ihm das Ausſehen eines Karakters der Pantomime verlieh, der gewöhnlich als Geizhals geſchildert wird, und den Namen Pantalone di Biſogneſi, eines venetianiſchen Kaufmanns führt. Dieſer auffallende Mann war einſt der berühmteſte Spieler ſeiner Zeit und wohl der Neſtor aller derer, die Göttin Fortuna auf dem grünen Teppich einzuholen ſtrebten. Das Spiel war das Geſchäft ſeines Lebens; er betrachtete es als ſein Handwerk. Er war noch aus jenen Tagen, wo die Aufrichtigkeit größer in der Welt war, als jetzt, und wo der Ritter ſich ſeiner Wegelagerung eben ſo wenig ſchämte, wie der Spieler ſeiner Handtierung. Jetzt iſt es freilich anders, und jeder ſtrebt zu bemänteln und zu umhüllen, was er treibt, und macht er ſein Glück im Spiel, ſo möchte er der Welt gern verkünden, daß er durch eine vornehme große Erbſchaft reich und vornehm geworden ſei.

Unſer Spieler war nicht von dem Schlage; er ſteckte die Fahne auf, der er geſchworen, und war er guter Laune, ſo ergötzte er ſeine Umgebung wohl auch mit Erzählungen von intereſſanten Begebniſſen, die ihm in ſeinem bunten Leben häufig aufgeſtoßen waren.

»Eines Abends,« ſo erzählte er uns einſt, »befand ich mich mit dem Herzoge von H. in einer Geſellſchaft. Ich wußte, daß er es lange gewünſcht hatte, ſich mit mir zu meſſen, und nur die erſte günſtige Gelegenheit dazu erwartete. Seine Aufforderung befremdete mich daher nicht und wurde von mir bereitwillig angenommen. Ich überließ ihm die Wahl, und er beſtimmte ſich für ein Piket. So ſetzten wir uns denn nach dem Eſſen, um neun Uhr Abends, an unſern Tiſch, und als andern Morgens die Sonne ihre erſten Strahlen durch's Fenſter ſandte, hatte ich Seiner Herrlichkeit bereits mehr Geld abgewonnen, als ſein Herr Vater, während er Generalſtatthalter von Indien war, zuſammengeſcharrt hatte. Nach dem letzten Coup, der mich abermals eine ungeheuere Summe gewinnen ließ, ſagte der Herzog: »Ich glaube kaum, daß ich mit meinem ganzen Vermögen meinen Verluſt werde decken können. Ich will meinen Intendanten zu Ihnen ſchicken, um abzurechnen, und Ihnen meine Beſitzungen zu übergeben.« — Sehr wohl, Mylord! erwiederte ich, dies ſind Worte eines Ehrenmannes, trauen ſie mir jedoch nicht zu, daß ich geſonnen bin, einen der ſchönſten Namen des Oberhauſes an den Bettelſtab zu bringen. Allein eben ſo wenig wollte ich meine Nacht ohne Ergebniß hingebracht haben. Wenigſtens habe ich es nicht in der Art ſo. Erlauben ſie mir daher, daß ich einen Geiſtlichen und einen Notar kommen laſſe. Vor dem

Prieſter ſchwören Sie mir, nie wieder eine Karte anzurühren, und vor dem Notar laſſen Sie ein Document anfertigen, das mir eine Leibrente von Tauſend Pfund zuſichert. — der Vorſchlag wurde angenommen und ſtreng befolgt. Der Herzog ſpielte nicht wieder und meine Penſion beziehe ich noch.«

Ein andermal erzählte mir der alte Spieler folgendes:

»Kurz vor dem Ausbruch der Revolution war ich nach Paris gekommen. Ich wohnte in dem damals berühmten Hotel d'Angleterre, wo man ziemlich hoch ſpielte. Am Abende meiner Ankunft ſetzte ich mich im Salon an einen der Tiſche, wo zwei Herren Piket ſpielten. Mir gegenüber ſaß der Herzog von Grammont, den ich ſchon von London her kannte, und der damals der König der Mode war. Er faßte mich in's Auge und ſprach dann, ob mit oder ohne Abſicht, weiß ich nicht: »Man erzählt uns immer, daß die Engländer ſo ungeheuere Summen im Spiel oder im Wetten wagen — aber hier bekommen wir niemals Engländer von dieſer Sorte zu ſehen.« — Ich antwortete nicht auf dieſe Ausforderung; doch als ſich einige Minuten danach ein zweifelhafter Coup zeigt, und der Herzog wieder das Wort nimmt und äuſſert: »Ich wettete gern für dieſen Herrn,« indem er auf einen der Spielenden zeigt — entgegne ich raſch, auf den andern deutend: und ich wette für den Herrn da 4000 Pfund Sterling.

— Wie viel ſagten Sie, **Monsieur**?

— Ich ſagte 4000 Pfund Sterling.

Der Herzog konnte nunmehr nicht zurück.

— **C'est tenu, Monsieur**, verſetzte er darauf.

Es wird geſpielt und der Herzog hat verloren.

— Milord, ſagte er, indem er aufſteht und zu mir kommt —

— Ich bin nicht Milord, ich bin nur Herr ſo und ſo — ich nannte ihm meinen Namen — was wünſchen Sie?

— Ich werde vielleicht nicht im Stande ſeyn, Ihnen auf der Stelle eine ſo beträchtliche Summe zu entrichten —

— Das gilt mir gleich; ich laſſe Ihnen ſo lange Zeit, als Sie wünſchen. Doch aber merken Sie ſich: wenn ich ſpiele, ſo habe ich ſtets das nöthige Geld in meinem Koffer.

Der alte Spieler freute ſich nach ſo vielen Jahren noch darüber, »dieſem kleinen Herzog von Grammont,« wie er ihn nannte, eine ſolche Lection gegeben zu haben, der fortan hoffentlich nicht mehr ſo ſchnell über die Engländer geurtheilt haben wird.

Das waren die Spieler der alten guten Zeit, von denen nur noch einige wenige Reſte, in ſehr abgelebten hinfälligen Exemplaren, exiſtiren. Man zeigte mir ſelbſt in Deutſchland noch Einige. Die meiſten verloren Alles wieder, was ſie gewonnen hatten, und nur bei Einzelnen ſoll das Gegentheil ſtatt gefunden haben, doch ſind mir ſolche nie vorgekommen.

Man fand dieſe Leute beim Spiele in beſter Geſellſchaft, in engſter Berührung mit Staatsmännern und Großwürden; aber auſſer den Spielſälen würde man ſie kaum zu grüßen gewagt haben. Es iſt daher eine weiſe Lehre, die ich jedem Neuling hiemit gegeben haben will, daß er ſich ſeine Spielbekanntſchaften, wenn ſie nichts als ſolche ſind, ſonſt ſehr weit vom Leibe hält. Selbſt Namen mögen ihn hierin nichts zu ändern beſtimmen. Oft ſind vornehme Namen und heruntergekommene Menſchen ſehr eng verbunden.

Wenn unſere engliſchen Spieler ihre jährliche Rundreiſe in ihrem Vaterlande gemacht haben, nehmen Sie gewöhnlich ihren Lauf nach dem Kontinente. Hier ſind es im Vorbeigehen auch die öffentlichen Banken in Städten, die ſie mit ihrer Gegenwart beehren, doch viel mehr iſt ihr Blick auf das Spiel in Privatzirkeln gerichtet.

Ich traf erſt kürzlich einen alten Bekannten dieſer Art, einen Herrn R. aus Bath. Er hatte in ſeiner Geburtsſtadt Gelegenheit gehabt, das Spiel kennen zu lernen, durchzog die vornehmſten Städte der drei Königreiche und ging dann zu den andern. Alle hatte er mit großem Glücke auszubeuten gewußt. Wie ich ihn wieder ſah, kam er gerade aus Rußland. Er brachte große Hauſen Silber und Geld mit, in gemünzter und ſonſt verarbeiteter Geſtalt, herrliche Gefäße, Brillanten in Ringen, Nadeln und Doſen, man hätte ihn für einen Juwelier halten ſollen. Allein das Beſte war, daß er einen Creditbrief von einer Million Gulden auf zwei der erſten Banquiers bei ſich führte. Er machte einen ſo überſchwenglichen

Aufwand, daß er Alles um ſich verdunkelte, und gleichſam vergeſſen machen wollte, woher er ſeine Schätze beſaß. Es gränzte an's Fabelhafte, und mehr als einmal fiel mir das bekannte engliſche Sprüchwort ein: der in einem Monate ſein Glück machen will, wird gewöhnlich ſchon in der erſten Woche gehenkt.

Ach, nur zu ſehr hatte ſich meine Ahnung bewährt, kurze Zeit verging, und der Schimmer war verſchwunden; der glänzendſten Illuſion folgte die trübſte Wirklichkeit.

Eines Tages beſuchte er mich. Es war nicht mehr die Sicherheit, welche ſtets der Reichthum verleiht, vielmehr bemerkte ich die Demuth, die den Bittſteller begleitet, beſonders wenn er noch nichts Warmes im Leibe hat. Auf meine erſte Frage: wie es ihm gehe, erwiederte er ohne Umſchweife, mit Verzweiflung im Auge:

»Ich habe nichts mehr: Das verfluchte Spiel hat Alles wieder verſchlungen.« —

Hierauf wollte er mir alle Launen und Sprünge des Glücks aufzählen, wie er um das Seinige gekommen war, wie er aber noch bedeutend hätte dazu gewinnen können, wenn er die Gelegenheit recht wahrgenommen, wenn er anders geſpielt, anders geſetzt, anders ſtehen gelaſſen haben würde. Ich unterbrach ihn nicht, denn er ſchien ſeinen Troſt darin zu finden, obgleich ich dieſe Dinge ſchon oft gehört hatte, da ſie ſich in dem Leben aller Spieler nur wiederholen.

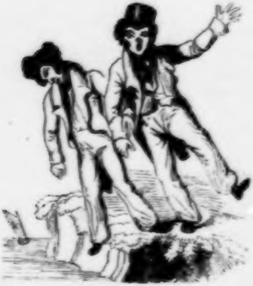
— Jetzt bin ich mit Allem fertig, ſchloß er, indem er mir ein Armband aus Haaren zeigte, dies ſind die Haare meiner verſtorbenen Frau — die ich ſehr liebte — auch dies Andenken wäre den Uebrigen nachgefolgt, wenn ein Pfandleiher mir ein Fünffrankenſtück darauf hätte reichen wollen.

Wir machten ihm — größtentheils Fremde oder doch minder Bekannte von ihm — ein Sümmchen zuſammen, womit er hätte weiter reiſen können. Allein der Wahnſinn ergriff ihn auf's Neue; er verſpielte das Geld in der einzigen Nacht, die er noch zu leben hatte; die aufgehende Sonne beſchien ſein zerſchmettertes Hirn, das einen der ſchönſten Felſenpunkte der Gegend beſpritzt hatte.

Ein Zettel lag neben ſeiner Leiche:

»Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, zu verhungern.«

Der Unglückliche! Und dieſe Unglücklichen alle, die in einem kurzen Traume von Glück ſchwelgen, die einen Genuß darin zu finden wähnen, was ihnen doch nur eigentlich die gräulichſte Qual gebiert — ſind ſie nicht in einem verderblichen Rauſche befangen, der ſie von Klippe zu Klippe treibt? ſie ſehen nicht, daß ſich ein Abgrund zu ihren Füßen öffnet, in den ſie unverweilt ſtürzen müſſen.



Allein bevor ſie hineinſtürzen, trifft ſie das Erwachen — und welches Erwachen iſt das? Alle Geier der Reue ſchlagen ihre eiſernen Krallen dem Spieler in's Herz — hin die Jugend, hin die Hoffnung, hin das Glück! Alles wie ein Traum verſchwunden.

Ein einziger Angſtſchrei und die Tiefe ſchlägt ihre geheimnißvollen Wellen über ihnen zuſammen. Ein ſpurlos verſchwundenes Daſeyn! — — —

XXVI.

Italien

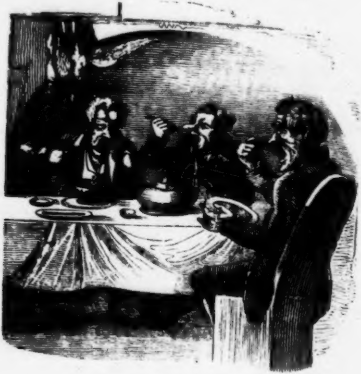
— — Und ſo verlaſſen wir denn das ſchöne, herrliche Baden, mit ſeinen Freuden und Reizen, mit ſeinen italieniſchen Lüften! Es bietet uns den ächten Vorgeſchmack jenes Landes, von dem der Deutſchen größter Dichter ſingt:

> Dahin, dahin,
> Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Wenn die Blätter fallen; wenn die Höhen ſich mit Nebeln umziehen; dann ſchließen ſich die Butiken, dann wird es einſamer auf den Plätzen und Spaziergängen; Alles deutet auf den herannahenden Winter. Eine Zugvogelnatur ſucht Sonne, Wärme, Leben. Man rüſtet ſich zur Abreiſe. Hochaufgepackte Reiſewagen rollen nach allen Richtungen aus dem ſchönen Thale; der einſame Touriſt beſteigt die Imperiale des Eilwagens, um von hohem Throne dem lieblichen Aufenthalte ein letztes, wehmüthiges Lebewohl zu ſagen. —

Bald ſind die Alpen erreicht und auf herrlicher Kunſtſtraße überſchritten. Wir laſſen Schnee und Sturzbäche, die Schauer der Abgründe, die Schrecken der Lawine zurück, wir ſehen das Land der Verheißung vor uns: den blauen Spiegel des Mittelmeeres, die rothen, kahlen Zacken des Appenins, die Kuppeln und Dome der prächtigen Städte, die ewigen Kunſtwerke des menſchlichen Geiſtes! Wir grüßen fremde Sitte, ein lebendiges Volk voll raſchem, ſüdlichen Leben empfängt uns; wir vernehmen den ſanften, ſchwirrenden Klang der Zithern und Mandolinen, das Klappern der welſchen Trommeln, den ſüßen Geſang, die melodiſche Sprache; wir ſehen die hüpfenden Gruppen der Tanzenden, die der Saltarello, die Tarantella im Freien ergötzt.

Wir ſtürzen uns in Gedanken ſchon in dieß romantiſche Gewühl; uns umfängt der holde Traum — da treten wir in die ſchmutzige Oſteria, werden geprellt und geſchnürt, und ſtrecken unſere Füße unter den Tiſch der kellerartigen Küche, um — o Wonne! ein Gericht zäher, ſchwarzer Maccaroni hinunter zu würgen. — — —



Liebliches Baden! Bei dir weilt unſere wonnige und zugleich ſchmerzliche Erinnerung!

Anhang.

Baden.

Wer wollte Baden wohl jetzt noch den Vorzug ſtreitig machen, vor allen Vereinigungspunkten, welche die genußſüchtigſte Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts, ſich erwählte? Hier findet jeder ſeine Rechnung. Der vornehme Müßiggänger, ſo wie der ſentimentale Naturfreund, der Gutſchmecker, wie der Landſchaftsmaler.

Vor Allem aber iſt es das Thal Badens mit ſeinen Nebenthälern, das immer neu, immer ſchön, den Wiederkehrenden mit ſeinen unvergänglichen Reizen empfängt, und ihn beim Abſchiede freundlich zur erneuten Rückkehr ladet. Es iſt ein Fleck, der irgend einem ſüdlichern Lande anzugehören ſcheint als Deuſchland; darin ſtimmen Alle überein. Kahle Felſen in großartigen Partien ſchmücken die Höhe, dunkelgrüne, rieſenhohe Fichten und Tannen ziehen ſich in breiten duftigen Gürteln darum her, während ſich Nüſſe, Kaſtanien, Akazien, zwiſchen ſtämmigen Eichen, Linden und Buchen, mit Weingeländen und Ackerland vermiſcht, hinab bis zur Thalſohle ſenken. Dieſes glückliche Beiſammen mit ſeinem Farbenreichthum, mit ſeinen herrlichen Schattirungen und den abwechſelnden Gebilden findet ſich wohl nur ſelten ſo wie hier.

Wenn man bei dem Dörfchen Dos in das Thal von Baden einlenkt und die mäßig anſteigenden Hügel von beiden Seiten den Weg einſchließen, ſo überraſcht alsbald das Einſame, Stille, die an den Abhängen ſtehenden Hütten und Häuschen, das Karakteriſtiſche des Gebirgs, das man in der reichen verkehrtreibenden Ebene nicht findet. Nichts deutet darauf hin, daß man ſich dem glänzenden Badeorte nähert: der Weg zieht ſich ſchlängelnd etwas bergan; das Thal verengt ſich; an der Straße herrſcht Frömmigkeit: Kreuze, kleine Marienbilder, Kapellen; ſtillbetende Landleute knien darin; auf den hellgrünen, ſaftigen Matten weiden Heerden: Alles trägt ein ländliches, ſtilles Gepräge. Eine ſtattliche Pappelallee zieht rechts einer Anhöhe zu; ſie führt zum maleriſch gelegenen Jagdhauſe. So erblickt man denn plötzlich eine Stadt, deren Gebäude ſich in langen Zeilen und Linien, teraſſenförmig erheben, gleichwie ſich die Städte in den Appeninen dem Blicke darbieten.

Die hier und da noch zerſtreuten Wohnungen, nehmen jetzt einen elegantern Charakter an und rücken näher zuſammen, als wollten ſie ſich zur Straße gefügen und ſo — ohne daß wir's eigentlich recht merken — ſind wir wirklich in Baden eingerückt und befinden uns in dem eleganten Gürtel von Gaſthöfen, Promenaden und ſtattlichen Wohnhäuſern, der ſich um das alte Bergſtädtchen wie ein Bollwerk zieht und daher nicht unpaſſend, von den Fremden mit dem Pariſer Boulevard verglichen, und von dieſem auch den Namen erhalten hat; wenn gleich hier immer mehr der Duft der Landſchaft, des Gebirgs, des Improviſirten, dort mehr die große Hauptſtadt, das Dauernde im Wechſel, der bleibende Reichthum und das reichere Bedürfniß ſich geltend machen werden. Wollte man ſolche Vergleiche daher ſtreng nach dem Buchſtaben nehmen, ſo würden ſie immerdar hinkend befunden werden; ſie ſind nur als ein Anhaltspunkt zu betrachten, von dem man ausgeht, um ſeine Beobachtungen anzuſtellen. Genug, wenn der Vergleich auf den erſten Blick einleuchtet, wenn er wie ein Blitz den Weg zur Verſtändniß eröffnet, ehe man ſich die unfruchtbare Mühe gibt, in das Umſtändliche, in das vergleichende Zerwühlen und Zergliedern einzugehen.

Gleich am Anfange der Stadt, in die wir ſo ganz unvorbereitet uns verſetzt ſehen, ragen mehre große Gaſthöfe hervor. Zuerſt das weitläufige Karavanſerai „Badiſcher Hof“ genannt, das an zweihundert Zimmer zählt, einen großen, durch zwei Stockwerke reichenden Hauptſaal und einen ſchönen Garten, Badezimmer u. ſ. w. enthält. Das Gebäude war früher eine Abtei und zeigt in ſeiner innern Bauart noch viele Spuren dieſer Abſtammung. Der unternehmende Herr von Cotta in Stuttgart, jener berühmte Buchhändler, der den Ruhm und das Glück ſeines Hauſes gründete, der keinem aufkeimenden Induſtriezweige ſeine Unterſtützung gern verſagte, war auch der Gründer dieſes großartigen Gaſthofes.

Vorzugsweiſe ſind es Engländer, die den Badiſchen Hof zu ihrem Aufenthalte wählen, deſſen Einrichtung ſich ganz ihren Anforderungen bequemt hat. Beſonders ſpricht ſich dies an der um vier Uhr ſtattfindenden allgemeinen Tafel aus, wo ſich dem engliſchen Gaumen die beliebten Würzen von Cayenne und Madeira, das ſaftigrothe Fleiſch, die Fiſche nach der Suppe, das einfach zubereitete Gemüſe, der Plummpudding und dergleichen nicht vorenthalten.

Einige Schritte weiter prangt in goldenen Buchſtaben die Inſchrift „Zähringer Hof," der es an Größe und Weitläufigkeit mit dem Badiſchen Hofe aufnimmt, und ein Conglommerat der verſchiedenſten Baulichkeiten iſt, die nach und nach bei ſtets wachſendem Bedürfniß angekauft und zu einem Ganzen, durch Gänge, Gallerien, vielen Treppen und Treppchen verbunden wurden. Das Haus genießt eines langjährigen, wohlverdienten Rufes als Gaſthaus und Badehaus, und wird vornehmlich von deutſchen Herrſchaften vorgezogen. Eine beſondere Annehmlichkeit bietet der terraſſirte Garten, der bequem bis zur Höhe des neuen Schloſſes hinanführt.

Auf der andern Seite der Straße liegt ein neuerer Gaſthof: »Ruſſiſcher Hof« benannt, der, hie und da wohl ſeines Schildes zu Ehren, von den Ruſſen bezogen wird, ohne gerade ſonſt wie, ſich ruſſiſcher Sitte und Eigenthümlichkeit beſonders hinzuneigen. Den Vorzug neuer Gebäude, die nach einem feſten Plane angelegt ſind: eine fortlaufende Reihe hoher, heller und gehörig großer Räume bietet dieſes Haus dar.

Indem man ſich jetzt der ſchattigen Promenade zuwendet, kommt man zu zwei neuen herrlich gelegenen, und von Innen wie Auſſen gleich eleganten Gaſthöfen: dem franzöſiſchen und europäiſchen Hofe, deren fenſterreiche Fronten, beſonders in den obern Stockwerken, angenehme Blicke auf die Promenade und die zunächſt liegenden Höhen bieten.

Am andern Ende der Promenade, dort wo die Brücke in die Stadt führt, und die Lichtenthaler Allee ihren Anfang nimmt, iſt der eigentliche Knoten, wo alle Straßen und Wege, die der Fremde vorzugsweiſe gern betritt, ſich vereinigen und durchkreuzen. Hier geht's zum Converſationshaus, zu den Kaufleuten, zu den beliebteſten Spaziergängen, zur Poſt, zu den Dampfſchifffahrtsagenten, zu den Pariſer Modehändlerinnen des Grabens und wieder den Schloßberg hinan, zur eigentlichen alten Stadt. An dieſer Brücke begegnet man oft ſeinen Bekannten, hier ſtrömen Abends die Spaziergänger in langen Schwärmen, hier halten die Jokeys die Pferde ihrer Herren und Damen, die Kutſcher mit den Wagen, die Fiaker, die Jungen mit den Eſeln. Hier iſt es immer belebt, zu allen Tageszeiten; dieſen Weg nehmen die zahlreichen Eilwagen, die von und zu den Kölniſchen und Oberrheiniſchen Dampfböten die Reiſenden führen, ſo wie die Großherzoglichen Eilwagen nach Karlsruhe und Straßburg und die andern Gelegenheiten, die zu verſchiedenen Tageszeiten mit lebendiger Fracht ab- und zufahren. Bedenkt man, daß die Bewegung der Badebevölkerung im Sommer und zwar hauptſächlich nur in den Monaten Juni, Juli und Auguſt zwiſchen zwanzig bis dreißig Tauſend ſchwankt, und daß das

Städtchen Baden noch vor wenigen Jahren ſechstauſend Einwohner hatte, und deren zehntauſend jetzt zählt, ſo wird man leicht einſehen, daß der Lebenspuls des Ortes, der hier im vollen Wogen begriffen iſt, in der That etwas Großartiges hat. Hiezu kommt nun noch, daß man ſich von allen Idiomen der Erde umrauſcht hört, und daß franzöſiſch, engliſch, ruſſiſch, ſpaniſch, polniſch, italieniſch, deutſch ſich fortwährend durcheinander kreuzt.

Es war ein glücklicher Gedanke an dieſem Platze einen Gaſthof im großartigen Style zu errichten, der ſich durch ſeine Einrichtung auszeichnet, und in jeder Beziehung trefflich gehalten wird; dieß iſt der „Engliſche Hof,“ der des Vorzugs genießt, gleich dem Zähringer Hofe auch im Winter ſtark beſucht zu werden und dieſerhalb das ganze Jahr hindurch eine Wirthstafel hält, während die übrigen Gaſthöfe mit dem Schluſſe der eigentlichen Beſuchszeit (Ende October) bis zu deren Anfang (ungefähr Hälfte des Mai) auch ihre Locale ſchließen. Im engliſchen Hofe zieht ſich eine lange Reihe von Zimmern mit Balconen nach der Seite der Lichtenthaler Allee hin und gewährt eine Ausſicht, wie wohl kein anderer Gaſthof Badens.

Von hier aus erſtreckt ſich der elegante Graben mit Bäumen beſetzt, den eine Reihe der größten und eleganteſten Privatwohnungen ziert, und wo ſich gewöhnlich die faſhionabelſten Couturieren, Lingeren, Marchandes de Modes, Corſettfabrikanten, deren Zahl Legion iſt, einniſten.

Am Anfange dieſer Straße liegen noch die beiden ſchönen Gaſthöfe »Rheiniſcher Hof« und »Holländiſcher Hof,« von denen, beſoders der Erſtere, prächtige Zimmer enthält, mit kleinen italieniſchen Altanen vor den Fenſtern, die mit Blumen ausgeſchmückt werden.

Um den Ueberblick der Gaſthöfe zu vollenden, müſſen wir uns jetzt zum Zähringer Hofe zurückbegeben, und eine zweite Linie verfolgen, die ſich in kleiner Erhöhung hinter den eben genannten Höfen hinzieht, welche unmittelbar die Promenaden einſchließen. Hier ſtoßen wir zuvörderſt auf den »Hirſch«, ein altes ſtarkbeſuchtes Haus mit Bädern, beſonders ruſſiſchen Dampfbädern, das vorzugsweiſe bei deutſchen Reiſenden, namentlich inländiſchen und aus dem nachbarlichen Württemberg ſehr beliebt iſt; ferner kommt „der Stern“ an die Reihe, dann der „Darmſtädter Hof“, „der Ritter“, „die Sonne.“ Dieſe bieten große Räume, gute Küche, und werden auch in jedem Betracht gut gehalten. Vielen Deutſchen, denen die größere Eleganz, die Nachbarſchaft hoher und fremder Herrſchaften, das Gewirre bunt zuſammengefloſſener fremder Nationalitäten, manches Ungewohnte in der Bereitung der Speiſen, babyloniſches Sprachgemengſel, auch wohl etwas höhere Preiſe, nicht anſtehen, iſt die Unterkunft in dieſer zweiten Region lieber, die den zuerſt genannten übrigens in Solidität und Reinlichkeit durchaus nicht nachſteht.

Steigt man nun weiter bergan, und nähert man ſich der Stiftskirche und dem Marktplatz des urſprünglich nur kleinen Städtchens, ſo kommt man zu den „Kränzen“, „Engeln“, „Roſen“, „Laternen“, „zur Stadt Paris“, „zur Stadt Baden“, „zum Einhorn“, zur Blume“, „zum Fuchs“ bis „zum Baldreit“, dem Gaſt- und Badehaus für die Armen, das einſt das erſte und ſtolzeſte unter allen Gaſthäuſern war, indem Kaiſer und Fürſten hier mit ihren Hofhaltungen einkehrten, wollten ſie der Kraft der heilbringenden Quelle vertrauend, ihre in ernſten Kämpfen und Fehden erhaltenen Wunden, oder die bei üppigen Gelagen erbeuteten Mängel, Gicht und Zipperlein, loswerden und ſich von irdiſchen Gebrechen überhaupt reinwaſchen.

Man ſieht aus dem Geſagten, daß man hier nicht nothleidet, und wenn auch die nächſte Umgegend nicht im Stande wäre, alle Bedürfniſſe zu befriedigen und bei den vielfältigen und wahrhaft in's Ungeheuere ſteigenden Anforderungen, einer Hungersnoth vorzubeugen, ſo darf man ſich dabei beruhigen, daß der herrliche fiſchreiche Bodenſee nicht weit entfernt iſt, daß der Rhein in ſeinem langen Laufe viele Fiſche vorüberführt, daß das Holz des Schwarzwaldes viel Wild, ſeine Bäche viele Forellen, das nahe Württemberg gemäſtetes Geflügel enthalten, und das Oberland und Straßburg endlich mit herrlichem Gemüſe aushelfen, und auch die Seefiſche, Auſtern, Hummer und dergleichen durch die Dampfſchiffe vermittelt werden. Alles, nah und fern, iſt dem kleinen Baden in dieſer Beziehung zinsbar, und da uns bis jetzt noch eine eigentliche Conſumtionsſtatiſtik fehlt, möge hier nur oberflächlich angeführt werden, das ein Gaſthof erſten Rangs in Baden, täglich hundert Hühner, wöchentlich zehn bis elf Rehböcke und monatlich dreihundert Pfund Forellen, während der Badezeit nöthig hat, um alle Hungrigen zu ſpeiſen, die bei ihm Einkehr ſuchen.

Converſationshaus.

Die erſten Schritte lenkt der Neuangekommene wohl zu dem grünen Viereck, deſſen eine Seite die der Geſellſchaft zunächſt zu ihren allgemeinen Vereinen beſtimmten öffentlichen Gebäuden, die andere eine Fronte der Trinkhalle, die dritte ſchattige Alleen, die vierte endlich eine doppelte Budenreihe, umgeben. Das Geſellſchaftsgebäude, »Converſationshaus« genannt, enthält die Spiel-, Tanz- und Konzertſäle, welche im eleganteſten neuen Pariſer Rococoſtyle ausgeſchmückt und möblirt ſind: was wohl an keinem öffentlichen Orte in Deutſchland ſo glänzend anzutreffen werden mag. Daneben liegt das Leſekabinet und die Buchhandlung von Marx, das Theater, das Caffeehaus und die Reſtauration, die vorzugsweiſe von den Vornehmen beſucht wird, und beſonders zu kleinern und größern feſtlichen Veranſtaltungen der Gattung die willkommenſte Gelegenheit bietet.

Einen eigenen Reiz gewähren die Buden, die nicht eben elegant genannt werden können, und in dieſer Hinſicht ſo manche Erwartung auf den erſten Blick nicht befriedigen, die aber bei genauerer Bekanntſchaft dennoch allen Glanz ſtolzer Auslagen in prächtigen Glaskaſten, hoher ſäulengetragener Portiken und ſo weiter genügend aufwiegen. Es iſt eine Art von ländlichem Jahrmarkt, der ſich hier während des ganzen Sommers alltäglich erneut. Vor den Buden, unter dem Schatten alter Kaſtanien und Buchen ſtehen Tiſche und Stühle gaſtfreundlich da, und faſt zu jeder Stunde thronen hier elegante Leute, Flaneurs, Schachſpieler. Damen arbeiten mit der Nadel, Andere plaudern, nehmen hier ihren Hof an — kurz der Platz bietet tauſend Annehmlichkeiten

Abends wogt hier in langem Zuge die Welt des Bades. Es gewährt einen merkwürdigen Anblick, dieſe Vermiſchung zu überblicken. Hier ein regierender Fürſt, ein König, dort Prinzen, ausgezeichnete Männer, berühmte Künſtler und Gelehrte, Schönheiten aller Länder unſeres Planeten, ſtolze Damen der höchſten Ariſtokratie, Griſetten und noch etwas Tieferes auf der geſellſchaftlichen Scala, dann ehrſame Kleinſtädter, wackere Handwerker, Burſchen und Geſellen, Dienſtboten, Alles bunt durcheinander, Arm an Arm ſtoßend; es iſt ein Treiben, wie es wohl nirgends mehr ſo angetroffen wird. Es iſt eine Gleichheit wie im Paradieſe.

Aber etwas vom Paradieſe hat dieſer Spaziergang allerdings, während eines lauen Sommerabends, bei Mondſchein, wenn die Baumwipfel ſäuſeln, die Lichter in den Häuſern den Berg hinauf blinken, und oben die Ruine des alten Schloſſes Alles überragt. Ein würdiger Schlußſtein.

Dieſer einzige Platz, dieſer Spaziergang wird Badens Ruf erhalten; er iſt ſchön; er iſt zauberiſch.

Neben den Luſtwandelnden ſitzen plaudernde Gruppen; im Kioſk ſchallt Muſik; im Theater wird geſungen; im Tanzſaal tönt Galopp und Mazurka; im Konzertſaal ſpielt irgend ein kleiner Modegott.

Das neue Schloß.

Das ſtattliche, graue Gebäude, das die Stadt beherrſcht, iſt das neue Schloß. Das alte, welches Duras, den das Volk durch den Hundenamen »Tyras« verewigt hat, einäſchern ließ, ſoll ſchöner als das Heidelberger geweſen ſeyn. Das ſogenannte Dagobert-Thürmchen, einige Thürſimſe und hie und da eingemauerte Steinfragmente mit Bildhauerarbeit zeugen für dieſe Annahme. Ein ſchöner neuer Fahrweg führt dahin, der ſich über dem ſaftiggrünen, parkähnlichen Thale erhebt, durch welches ſich die alte Straße nach dem Städtchen Gernsbach im Murgthale hinzieht. Der hohe Stauffen mit ſeinen Schluchten, eine Papzeigruppe an der Brücke, unten und drüben die zerſtreuten Häuſer; im Vordergrunde die Kloſtergebäude der Nonnen vom heiligen Grabe, die hier eine Erziehungs-Anſtalt haben; drüber hinaus Baden im Keſſel und die jenſeits liegenden Höhen.

Der grüne Schloßzwinger mit ſeinen uralten Baumſtämmen gewährt dieſen ſchönen Blick nach den eben genannten Gegenſtänden. Von hier geht man zur rückwärts gelegenen Pforte hinaus, über den ſogenannten Türkenweg, der von gefangenen Türken, die der Held Ludwig mitbrachte, angelegt wurde, am jenſeitigen Abhange hin und fordert, wenn man der Hauptmaſſe des neuen Schloſſes gegenüber ſteht, das Echo heraus. Bei jedem Schritte entwickelt ſich die Fernſicht ins Rheinthal immer weiter und herrlicher, die Vogeſen treten hervor, der Stromſpiegel wird ſichtbar, von der untergehenden Sonne beleuchtet, aufſteigender Rauch bezeichnet die Fahrt der Dampfſchiffe, mitten aus der Ebene ragt der Thurm von Iffezheim empor. Wir umkreiſen jetzt die herrliche Beſitzung des Kapitän Maſter, eines Engländers, der ſich hier vor Kurzem mit allem ſeiner Nation eigenthümlichen

Comforts niederließ, und auf einem kurzen Waldpfade ſteigen wir zum Schießhauſe hinab, von wo wir bald den Promenadengürtel und mit ihm unſer abendliches Ziel, das Converſationshaus, erreicht haben.

Die Thäler von Lichtenthal und Geroldsau.

Nach der vornehmen oder vielmehr fremdländiſchen Tafelſtunde, etwa um ſechs Uhr, ſtrömt Alles der Lichtenthaler Allee zu, die nicht aus gerad hingepflanzten Pappeln, ſondern aus vielhundertjährigen Eichen und Linden beſteht, die ſich krumm durch's Thal nach dem Kloſter der Ciſtercienſernonnen in Lichtenthal hinzieht. Bei jeder Biegung des Weges bietet ſich eine andere Ausſicht, und noch hat man kaum die Hälfte des Weges durchſchritten, ſo entſchwindet Baden, auf ſeinem Berge, den Blicken, und wir ſehen Lichtenthal und das Dorf Beuern im Grunde, die Selach auf der Höhe, das Thal mit den zerſtreuten Häuſern von Gunzenbach und den weinreichen Schaafsberg vor uns.

Wagen und Reiter in der Mitte hin und her, immer wiederkehrend; Fußgänger an den Seiten; der ländliche Corſo von Baden.

Durch Beuern hindurch zieht ſich ein herrlicher Fahrweg, künſtlich untermauert, auf kühnen Bogen die Höhe hinan, auf deren äußerſter, dem Murgthale zugekehrter Spitze, das Schloß Eberſtein, eine der Sommerreſidenzen des Großherzogs, ſich erhebt. Eine überraſchende Ausſicht; tief unten die rauſchende Murg, das gewerbfleißige Städtchen Gernsbach, das ihre Ufer einſäumt, viele Ortſchaften maleriſch thalauf und ein; ein ſaftiges Grün, wie es von nichts überboten werden kann; das alte, ſauber ausgebaute und im mittelalterlichen Geſchmacke wohnlich eingerichtete Schloß.

Durch den Kloſterhof der Lichtenthaler Nonnen, wo man im Vorbeikommen die gothiſche Kapelle und die Gräber der Zähringer beſuchen kann, geht's durch die Mühle, über den Steg, eine angenehme Höhe durch Laubgehölze zum Cäcilienberg hinan, von wo man das Badener, Beuerner und Geroldsauer Thal überſieht, bis ſich die Ausſicht mit dem Rhein und den Vogeſen nach einer Seite endet. Dieſes Geroldsauer Thal hat ſeinen ganz eigenthümlichen Karakter und erinnert zumeiſt an die Vorderſchweiz, an Entlibuch und Emmenthal.

Schreitet man thalauf in demſelben fort, ſo erfreut man ſich fortwährend der herrlichſten Anſichten, die dem Landſchafter ſämmtlich zu Studien dienen können; man erreicht ein Gehölz, der Weg geht über Steine weiter zu einem zwar kleinen, aber dennoch ſehr maleriſchen Waſſerfall, den die Oos bildet. Bis zum Gehölz führt ein gut unterhaltener Fahrweg.

Von hier aus laſſen ſich auch über die Herrenwieſe die hohen Hornißgründe erſteigen, wo der räthſelhafte ſchwarze Mummelſee in ſeinem tiefen Felſenkeſſel brodelt. Da hauſen die Mümmeln, Mühmchen, Seefräulein, die ſich in den Spinnſtuben ſehen laſſen, artige Geſchichten erzählen und die Bauersleute beſchenken; überhaupt ſehr zuthunlich ſich erweiſen.

Am Waldhange hin, das Thal umkreiſend, führet ein ſchöner Weg vom Cäcilienberg in gleicher Höhe fort; von hier aus erblickt, zeigt ſich Baden, die Stadt, beſonders italieniſch. Die Landſchaft iſt eine der wechſelndſten und reizendſten, und ein Blick in's wildere Gunzenbacher Thal mehrt die Luſt dieſes angenehmen Rückwegs bei untergehender Sonne oder einbrechender Dämmerung.

Altes Schloß.

Vom neuen Schloſſe führt ein anmuthiger Pfad, der den Fahrweg bedeutend abkürzt, durch den duftigſten Wald zur Ruine des alten Badener Schloſſes hinan. Ernſt begrüßen uns dieſe ſtarken Mauern, von Epheu und üppigen Gebüſchen umrankt und umzogen. Sinnig iſt die Reſtauration, im alten Gemäuer, im gothiſchen Geſchmacke angelegt; beſonders geſchmackvoll iſt der getäfelte Saal mit den bunten Scheiben und den alten Möbeln, den die Engländer ſehr in Affektion genommen haben, und hier gern ihre Mahlzeiten halten.

Bequeme Treppen führen in die verſchiedenen Räume der Trümmer; der Ritterſaal iſt vor allen noch kenntlich und aus ſeinen hohen Fenſterhöhlen wirft man zuerſt den Blick auf die entzückende Landſchaft. Noch reicher und vollſtändiger entfaltet ſie ſich aber, wenn man zu den höchſten Zinnen emporſteigt, und von den luftigen Gängen, die überall mit ſichern Geländern verſehen ſind, das ganze Thal von Baden und die Rheinebene beherrſcht, über die niedern Spitzen und Kuppen hinwegſieht und ſo einen Anblick hat, der immer und immer wieder zur Bewunderung hinreißt.

Welch' ein reiches üppiges Thal! wie weich liegt die Stadt in dieſer grünen Wiege! Wie iſt Alles ſo ſchön, ſo fleißig angebaut! und drüben das geſegnete Rheinland, der glitzernde Strom, die umbüſchten Inſeln; Städte, Flecken, Dörfer! Die dämmernden Berge des Wasgau's in der Ferne. Dieſe Ausſicht, bei ſchönem Sonnenuntergang genoſſen, wird einen Freudenſtrom in die Bruſt des grämlichſten Hypochonders leiten, und nur recht oft hieher zurückgekehrt, und er wird und muß geneſen!

Fremersberg.

Gleich hinter dem Converſationshauſe führt der Weg ziemlich ſteil den Beutig hinan, dann eben fort, Ausſicht in zwei Seitenthäler gewährend. Man tritt in den Wald, und ein Blick zurück — zeigt uns nur das neue Schloß und die Ruine des alten, während die ganze Stadt gleichſam verſunken iſt und keine Spur von derſelben entdeckt werden kann. Vor uns erblicken wir bald ein ſchwarzes hohes Gemäuer: die Yburg. Jetzt noch um die Waldecke gebogen, und wir bleiben erſtaunt ſtehen, denn das Straßburger Münſter zeigt ſich unſerm Blicke.

Aus der ehemaligen Abtei, die hier war, iſt ein ſtattliches Wirthshaus geworden, in den hübſchen Anlagen rings umher, bezeichnet ein hohes Kruzifix den Platz, wo einſt der Hochaltar geſtanden. Jetzt wölbt ſich der Himmelsdom darüber, und mancher ſinnige Menſch wird noch jetzt ein frohes Dankgebet an dieſer Stelle zum Schöpfer ſenden.

Die Waldſchlucht hinab geht's auf Steinbach, dann nach Bühl; oder nach Neuweiher, am Rande des Berges hin, auf dem die Yburg ſich erhebt. Von dieſer öffnet ſich die Ausſicht in's Bühler Thal, und ſteigt man dort hinab, ſo kann man leicht und ſchnell das Hubbad und das Erlenbad beſuchen; die beide romantiſch gelegen und mit ihrer Badegeſellſchaft zu dem geräuſchvollen Baden einen willkommenen Gegenſatz bilden.

Den anmuthigſten Spaziergang gewährt jedoch der Waldweg, der ſich vom Fremersberge nach dem Jagdhauſe hinzieht. Ueberall gewähren hier die Bäume ſchöne Durchſichten auf den Rhein, der ſich nirgends prächtiger darſtellt, als von dieſer Höhe in Augenſchein genommen. Das in Form eines Malteſerkreuzes erbaute Jagdſchlößchen hat eine herrliche Ausſicht in's Rheinthal; Straßburg's Münſter iſt auch hier noch ſichtbar; dann aber verliert man ſich im Hinabſteigen in dichtere Waldungen und erreicht am einſam gelegenen Jeſuitenſchlößchen, jetzt ein Bauernhof, vorbei, die Straße in das Badener Thal.

Wolfsſchlucht. Eberſteinburg. Felſen.

Vom Wege, der zum neuen Schloſſe führt, warfen wir ſchon neugierige Blicke auf die alte Gernsbacher Straße, die ſich in dem parkähnlich bepflanzten Thale mählig hinanwindet, jetzt ziehen wir ihr nach. Wir ſtehen an den Pappeln der Brücke, wo der Pfad etwas ſteiler wird; vor uns erhebt ſich die maleriſche Felspartie, die man Teufelskanzel nennt, und von der einſt der Feind erbarmungslos auf unſer ſchönes Baden feuerte.

Noch wenige Schritte und uns iſt ein Blick in's herrliche Murgthal vergönnt, deſſen Bergformationen überall großartiger erſcheinen, als die des Badener Thals. Wir vermögen uns kaum von der ſchönen Ausſicht zu trennen, aber eine Tafel ladet uns ein, unſere Schritte links in eine Schlucht zu lenken, mit Felstrümmern und Bäumen dicht beſät, die man jetzt mit dem beliebten Namen »Wolfsſchlucht« belegt hat.

Auf Steinſtufen uns emporarbeitend, erreichen wir wieder die Höhe und das freie Feld, und gehen nun den Ruinen der Eberſteinburg zu, deren Gemäuer aus großen, faſt unbehauenen Felsſtücken beſteht, gleichſam wie ein cyclopiſcher Bau der Urzeit. Das Wenige, was noch von dieſer Burg erhalten iſt, deutet auf koloſſale Verhältniſſe; man beſteigt den Thurm und läßt das Auge auf der Ebene nach Karlsruhe verweilen, ſieht Raſtadt, Haueneberſtein und noch viele Orte unter ſich, und freut ſich des geſegneten Landſtrichs, in dem Wald und Feld, Fluß und Hügel maleriſch abwechſeln.

Von Eberſteinburg, das, wie nicht erſt hinzugefügt werden darf, mit Schloß Eberſtein nicht gleichbedeutend iſt, wenden wir uns den Felſen zu, deren ſtarrer, zerklüfteter Kamm uns ſchon vom Thale aus verlockte. Noch vor wenig Jahren war dieſe Partie ſehr beſchwerlich und nur geübten Klettern anzurathen, jetzt kann man ſowohl auf dem Felſengrathe, als zu deſſen Fuße, mit aller Gemächlichkeit luſtwandeln. Die grauen Steine hängen zwar über unſern Köpfen und rieſige Trümmer ruhen zu unſern Füßen, zwiſchen hindurch leitet aber der ebene, breite Weg, und die Erdrevolution iſt wohl noch fern, die hier einmal das alte Chaos wieder erneuert.

Ein Freund der ſchönen Natur hat den Badener Gäſten das Vergnügen dieſes Spaziergangs durch ſeinen unermüdlichen Eifer verſchafft und eine Inſchrift, in einem Felſen, ungefähr auf der Hälfte des Weges, nennt uns ſeinen Namen: Alexander Graf von Brouſſel; und zeigt, daß ſein Verdienſt bei ſinnigen Menſchen dankbaren Anklang gefunden hat.

Auf dieſem Felſenwege kommt man nach dem alten Schloſſe, von wo der bekannte Weg in kurzer Zeit nach Baden hinabführt.

Favorite. Raſtadt.

Eine Fahrt nach Favorite iſt belohnend. Der Weg dahin führt zwar nur in der Ebene fort, und die Straße iſt nicht eben gut unterhalten zu nennen, aber die ſchönen Baumgruppen des Gartens, das altfränkiſche Schlößchen mit ſeinen vergoldeten Zierrathen, Miniaturen, Spiegelkabineten, Japaniſchen Vaſen und chineſiſchen Puppen, vor Allem aber die Erinnerung an die Markgräfin Sybilla machen den Platz intereſſant.

Nachdem man in den langen Seitenhallen geluſtwandelt, und bei dem Kaſtellan guten Kaffee getrunken, tritt man die Wanderung in das Schloß an und ergötzt ſich an dem wahrhaft guten Geſchmack, der das Bequeme und Nützliche mit dem Glänzenden und Würdevollen ſo ſchön zu vereinen wußte, und den nur die Abgeſchmacktheit einer gewaltſam herausdrängenden Zeit, die Althergebrachtes haßte, und Wohlerworbenes mit neidiſchen Augen anſah, verdammen konnte.

Die breiten Prachtbetten, die kunſtvollen Webereien und Stickereien von ſchönen Damenhänden, die Arbeiten aus Schmelz, die traulichen Winkel an den hochaufgeſchmückten Kaminen, deren Simſe eine bunte Bevölkerung zartgeformter Porzellanpüppchen tragen, die in Spiegelglas gefaßten, fein ausgeführten Bilder berühmter und hochgeſtellter Männer und Frauen damaliger Zeit — Alles dieß vermag uns mehr als vorübergehend zu feſſeln. Ja, ſelbſt der Küche ſchenken wir mit Vergnügen einen Beſuch, und überſchauen mit recht innerlichem Behagen dieſes maleriſche Stillleben von Sauköpfen, Karpfen, Gemüſen, Hühnern, Putern — Alles aus feinem Steingut, getreulich der Natur nachgebildet, womit man ſonſt bei feſtlichen Gelegenheiten die fürſtliche Tafel beſtellte, um ſtatt der unſerer. Alles nivellirenden Zeit angehörenden flachen Schüſſel, die, wenn ſie zugedeckt iſt, nichts verräth, ſchon nach der äußern Geſtalt auf den ſchmackhaften Inhalt rathen zu laſſen.

Auch die ſchönen venetianiſchen und böhmiſchen Gläſer verdienen einige Aufmerkſamkeit.

Hinter dem Schlößchen iſt es aber die ſogenannte Einſiedelei, die von dem heiligen und entſagenden Wandel der Markgräfin Sybilla Zeugniß ablegt. Eine künſtliche Beleuchtung, durch farbiges Glas im Dache hervorgebracht, verklärt gleichſam den innern Raum und läßt ihn ſtets im Schimmer eines goldenen Sonnenuntergangs prangen. An einer Tafel ſehen wir hier die heilige Familie ſitzen, bereit das Mahl zu empfangen. Und wirklich wurden Speiſen, von der Hand der Markgräfin ſelbſt bereitet, täglich von ihr den hölzernen Figuren vorgeſetzt, und nach dieſer ſymboliſchen Cerimonie den Armen gegeben. Altar, Betſchemel, Geißel, Stachelgürtel bewahrt das Nebenzimmer; hier vollendete die Büßerin ihr Beſſerungswerk an ſich ſelbſt; eine Strohmatte diente ihr als Lager. Jedes Jahr, während der Faſten, wurde die Einſiedelei bezogen, und dieſelbe Uebung befolgt. Spindler hat, von der Poeſie des Ortes angeregt, hieher den Schauplatz ſeines Schwärmers verlegt.

Von Favorite ſind wir bald in Raſtadt, wo uns das Schloß eines Beſuchs würdig erſcheint, und wäre es auch nur, um das kleine Kabinet zu ſehen, wo der Friede geſchloſſen wurde, der dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg ein Ende machte, oder den Ort, wo jener Kongreß gehalten wurde, den die ſchmähliche Ermordung der franzöſiſchen Geſandten beendigte. Noch jetzt leben Leute, die den zerhauenen, mit Blut bedeckten Jean de Bry, der glücklicher als ſeine beiden Gefährten, ſich retten konnte, am ſpäten Abend zurücklaufen ſahen, um in einem Wirthshauſe Hilfe zu ſuchen. Von der Plattform des Schloſſes, wo der Blitze ſchleudernde Jupiter ſteht, zeigt man die Stelle an der Waldecke, wo dieſe verbrecheriſche Handlung verübt wurde.

Eine andere geſchichtliche Erinnerung, die das Raſtadter Schloß in uns wieder erweckt, ſind die Trophäen aus dem Türkenkriege, die Markgraf Ludwig, der Sybilla Gemal, mitbrachte, und die hier wohl aufgehoben werden. Es ſind größtentheils die Gegenſtände, die er im Zelte des Großveziers erbeutete. Man erſtaunt über die Pracht, die ein ſolcher barbariſcher Befehlshaber mit ſich führt. Waffen, Sättel, Pfeifen, Decken, Teppiche, Gewänder, Alles iſt vorhanden. Beſonders ſind die Waffen von außerordentlicher Pracht, und Damascener Klingen von unübertrefflicher Arbeit.

Unter den Bildniſſen iſt beſonders das von Paul I, wegen ſeiner großen Aehnlichkeit mit dem Großfürſten Konſtantin merkwürdig. Es iſt in ganzer Figur, wie auch das von Joſeph II, dabei gut gemalt. Außerdem ſind viele Gemälde vorhanden, die es wohl verdienten, in Karlsruhe aufgeſtellt zu werden, da man dort eben keinen Ueberfluß an dergleichen hat. Einige Werke von Lukas Cranach, von vorzüglicher Schönheit, ſind hervorzuheben.

Wildbad.

Sowohl von Raſtadt kann man über Gaggenau und Kuppenheim in das reizende Murgthal lenken, als auch von dem Schloſſe Eberſtein nach Gernsbach, dem Hauptort deſſelben, hinabfahren. Durchſchneidet man es von hier die Quere, ſo kommt man nach dem Württemberg'ſchen Orte Loffenau, und von hier nach Herrenalb, im maleriſchen Albthale, wo eine berühmte Waſſerheilanſtalt iſt, über den ſteilen Dobel, durch Waldwege ziemlich eben fort in's Wildbad, das durch den Doktor Granville, ſeinen Landsleuten mit Recht empfohlen wurde. Die Kraft des Wildbades gränzt an's Wunderbare, und zwar um ſo mehr, da man ſich verwundert fragt, wodurch ſie denn eigentlich bewirkt werde? Die chemiſche Analyſe findet nichts heraus, was für jene Uebel, gegen die es angewendet wird, ſich als beſonders heilſam erweiſen könnte, und man glaubt daher, daß die natürliche Wärme der Quelle, die ſich immer gleichbleibende, allein die Heilungen alle bewirke, die ſich alljährlich dort zutragen.

Der Dr. Granville hatte mit der Empfehlung Wildbad's wirklich Gutes bewirkt, und viele Hundert ſeiner leidenden Landsleute werden es ihm danken. Damit aber nicht zufrieden, ging der gute Mann offenbar zu weit, und eilte zurück auf den Kontinent, um hier förmlich auf die Entdeckung noch unbekannter Bäder Jagd zu machen.

Wer die damit reichlich geſegneten Württemberg'ſchen und Badiſchen Städte nur oberflächlich kennt, wird wiſſen, daß ein ſolches Beginnen nicht anders, als mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt werden muß.

Hat das kleinſte Städtchen einen etwas übelriechenden oder übelſchmeckenden Brunnen, gleich iſt ein gefälliger Doktor auch bei der Hand, der die Krankheiten weiß, wofür die Quelle gut ſeyn ſoll. Es iſt ein edler Wettſtreit eingeriſſen, und bald wird Jeder ſtolz auf ſeine Quelle in Gebrechen und Gebreſten, nur eigenes Waſſer trinken!

Doctor Granville reiſte wie ein Sieger durch's Land. Man baute ihm Ehrenpforten; man überreichte ihm ſilberne Becher; man hielt Reden; man ſtopfte ihn mit Speiſen voll; man wünſchte, daß er Bücher über alle Bäder ſchreibe, wie er eines über Wildbad geſchrieben hatte; man ſehnte ſich nach Engländern, weil man ſich einbildete, durch einige dieſer Inſulaner auch ohne Spiel zu Glanz und Reichthum kommen zu können. Wenigſtens wäre dieſer Weg harmloſer, das iſt nicht zu läugnen. Es war äußerſt betrübend anzuſehen, was Alles der arme Doctor Granville zu leiden hatte; nie iſt wohl ein gutes Werk ſchlechter vergolten worden. In einem Württemberg'ſchen Bade wurde er gleichſam gezwungen, in einem einzigen Tage ſechsmal öffentlich zu ſpeiſen — man gab ihm zwar das Beſte und Fetteſte, was nur aufzutreiben war, und verſüßte es ihm durch allerhand Reden und Geſundheiten, wie man vermeinte — aber es war denn doch zu hart für den armen Mann

Es hat auch nichts geholfen; denn, wie wir wiſſen, hat er von dieſer jüngſten Entdeckungsreiſe noch nicht wieder öffentlich geſprochen.

Dem Wildbade bleibt bis jetzt unbeſtritten der Vorzug.

Murgthal und der Schwarzwald.

Zieht man das Murgthal hinauf, bis zu den Quellen der Murg, ſo wird man der entzückenden und überraſchenden Ausſichten viele haben. Es iſt ein gar herrliches Thal, das bis Forbach eine Kette maleriſcher Schönheiten in ſich ſchließt. Die Lage dieſes Marktes ſelbſt, mit dem ſchönen Thurme, iſt oft ſchon von Malern gewählt worden, und verdient es auch.

Hinter Forbach wird das Thal wilder: der Anbau wird ſpärlicher, bis er endlich ganz aufhört, und Glashütten, Schmelzwerke, Weiler, Sägemühlen, die Einſamkeit des Waldgebirgs andeuten und den Verkehr mit den tiefern Gegenden und dem mächtigen Flußgebiete des Rheins vermitteln.

Um vom Murgthal zu Wagen auf den Kniebis, den Hauptpaß in's Rheinthal und nach dem Elſaß, von beſonderer militäriſcher Wichtigkeit, gelangen zu können, muß man aus Baden in's Württemberg'ſche hinübergreifen und nach Freudenſtadt gehen. Dieß iſt ein ſonderbar gebauter Ort, der etwas von einer nordamerikaniſchen Koloniſtenſtadt an ſich haben mag. Die Häuſer hegen einen überaus großen Platz ein, auf dem ſich, rings um die Kirche geſchaart, kleine Fruchtfelder und Ackergärten befinden, die alle beſonders umzäunt ſind. Die Häuſer ſind von eigener, größtentheils niederer Bauart, und faſt keines, ſelbſt in den Seitenſtraßen, iſt ohne Gärtchen, das es vollkommen von den Nachbarhäuſern ſondert und abſcheidet.

Der Kniebis bietet oben eine Fläche, die wenig Ausſicht bietet; es ſey denn, daß man bei ſehr klarem Himmel ſo glücklich iſt, die lange Kette der Schweizer Alpen bis zum ferndämmernden Jura zu erblicken. Ein Anblick, der indeß eher Sehnſucht als Befriedigung erweckt.

Der Weg von dieſer Höhe in's Schappachthal zieht ſich in großen Windungen durch ſchöne Gehölze hindurch, bis man endlich tief im Grunde einige Häuſer entdeckt. Dieß iſt das in neuerer Zeit ſtark in Aufnahme gekommene Bad Rippoldsau. Es liegt vereinſamt tief im Thaleinſchnitte und iſt gänzlich als die Schöpfung des jetzigen Beſitzers, des Herrn Göhringer zu betrachten.

Das Thal der Schappach iſt nur eng; die Höhen ſind ziemlich rauh; die Gartenanlagen ſind ſpärlich, doch freundlich und gut gepflegt. Ein kurzer Spaziergang bringt uns zum Klöſterle, in maleriſcher Lage, und bald begrüßen wir das erſte Schwarzwälder Bauernhaus im Kinzigthale.

Die Schwarzwälder Bauernhäuſer ſind gewöhnlich aus Holz und nur der untere Stock iſt gemauert und weiß getüncht, während das Uebrige ſchwarz iſt und grell davon abſticht. Alles iſt für die Bequemlichkeit auf's Beſte eingerichtet, doch freut man ſich, wie hier ein ſchlichter, natürlicher Sinn, auch die Anforderungen der Schönheit und Zierlichkeit befriedigen konnte, ohne jenen Erforderniſſen dadurch Eintrag zu thun. Da ſieht man Vorſprünge und Erker, feſteingerahmte Guck- und Schiebfenſter, ſchöne, breite Austritte, vor den Thüren mit Bänken verſehen, und von der weiten Haube, in die das mächtige Dach ausläuft, überſchattet und gegen Regen geſchützt. Zierliches Schnitzwerk und mancherlei Inſchrift iſt angebracht und erhöht den maleriſchen Karakter des Ganzen. Die Gebäude ſind weitläufig; ein und daſſelbe Dach ſchützt die Wohnung des Bauern, die Tenne, den Heuboden, die Scheuer und die Ställe. Alles friedlich nebeneinander, reinlich, wohlerhalten. Gewöhnlich auf einer Erhöhung liegt das Gebäude ſtolz da, umfriedet von den Feldern, Gärten und Wieſen — ein lachender Anblick.

Solch' ein Bauer inmitten ſeines Eigenthums hat etwas Achtung Einflößendes; es erſcheint uns wie ein patriarchaliſches Verhältniß der Urzeit; der Mann iſt Herr ſeines Bodens, Haupt der Familie; er hat, was er braucht, iſt frei und unabhängig. Ein ſchönes Loos, das in andern Gegenden des Vaterlandes noch vergeblich geſucht wird.

Das Kinzigthal mündet in die Rheinebene; wer aber im Schwarzwald bleiben will, überſteigt die Höhen des Guttachthals, und gelangt in die Uhrmacherdörfer, wo jene wunderbare Induſtrie herrſcht, wo jedes Kind den mechaniſchen Inſtinkt mit auf die Welt bringt. Auch dieß Thal iſt reich an den mannigfachſten Schönheiten. Triberg mit ſeinem Waſſerfall liegt wunderſchön da; dann geht's nach Furtwangen und Neuſtadt, von wo man ſich in das Höllenthal verſenkt, ein von großartigen Felsmaſſen eingeſchloſſenes Thal, an deſſen Ende die paradieſiſche Ebene ſich ausbreitet, die von den Bewohnern, im Gegenſatze zum Thale: das Himmelreich genannt wird, und aus welcher die prachtvolle Nadel des Freiburger Domes zum Himmel emporragt.

Von hier ſind Ausflüge nach Badenweiler, Baſel, in's Wieſenthal zu machen; einer intereſſanter als der Andere und, von unſerem Ausgangspunkte Baden in wenigen Tagen mit aller Muße zu unternehmen.

Renchthal

Das Renchthal iſt ein tiefer Einſchnitt, der vom Kniebis abwärts, von den Ausläufern des Schwarzwaldes gebildet wird, und in die Rheinebene mündet. Es iſt unbedingt das Schönſte, was man von Baden aus in wenigen Stunden erreichen kann. Am Beſten genießt man dieſe Schönheiten, wenn man von Oberkirch an das Thal aufwärts fährt und mit dem Kniebis endet. Dann ſchieben ſich die Gebirgsconturen immer enger und enger zuſammen, gleichwie die Couliſſen eines Theaters.

Das Renchthal iſt eng, überall angebaut und zeigt eine vollkommen ſüdliche Vegetation. Da wachſen

Wein, Mais, Kaſtanien, Nüſſe, Flachs, Obſt, aller Ecken und Enden. Die Häuſer ſind freundlich, von der eigentlich ſchwarzwälder Bauart, von der früherhin die Rede war, verſchieden. Eine beſondere Eigenthümlichkeit gewähren dem Renchthale vier Geſundbrunnen, denen es nur an Gäſten fehlt. Es ſind Petersthal, Griesbach, Antogaſt, Freiersbach. Sie liegen ſämmtlich ſehr anmuthig und bieten in den ſchönen, dazu gehörigen Gebäuden bequeme und gute Unterkunft.

Kloſter Allerheiligen iſt der Hauptpunkt dieſes Thales; es liegt in tiefen, einſamen Waldungen verſteckt, und wird von ſtattlichen Waſſerfällen umbraust. Eine Wallfahrt dahin iſt ſehr belohnend.

Die Städtchen Oppenau und Oberkirch, die am Eingange des Thales liegen, ſind, wie alle in dieſer Gegend, freundlich, und Wohlhabenheit ſpiegelt ſich überall in den blanken Fenſtern. Man lebt hier wohlfeil und vortrefflich, und jeder, aus fernern Gegenden Herzureiſende, wird gewiß von den Wirthstafeln überraſcht werden, die hier täglich mit Allem prangen, was in den Hauptſtädten des Nordens nur zum verfeinertſten

Luxus gezählt wird. Rheinfiſche, Forellen, Salm, Rebhühner, Haſel- und Birkhühner, Faſanen, Dammhirſch und Reh, feine Gemüſe und im Hochſommer und Herbſt das herrlichſte Obſt wird allwärts dem Reiſenden aufgetiſcht. Die Weine dieſer Gegend, wie Klingelberger, Durbacher, Affenthaler, die im Handel ſelten rein und unverfälſcht vorkommen, verdienen als die beſten, wohlſchmeckendſten und geſundeſten Tiſchweine genannt zu werden. Von dem Markgräfler, der in der Gegend von Freiburg wächſt, iſt dieß ſchon längſt bekannt.

Annehmlichkeiten der Lage. Mobilität.

Von Baden hat man in ſechs Stunden Straßburg erreicht, von wo die Eiſenbahn in vier Stunden nach Baſel führt. Mit dem Dampfſchiffe kommt man in einem einzigen Tage von Baden nach Mainz. Iſt die Eiſenbahn von Kehl nach Heidelberg fertig, ſo wird ein Karlsruher Bürger ſich Sonntags das Vergnügen machen können, auf dem Heidelberger Schloſſe zu frühſtücken und in Baden zu Mittag zu eſſen. Die Baſeler werden Abends Haitzinger in der Karlsruher Oper hören können, und ein Badener wird ſich auf der Rheininſel in Mannheim erluſtiren, nachdem er in Baden gehörig zu Mittag geſpeiſt hat. Dieſe ſchöne, an intereſſanten Punkten ſo reiche Gegend, wird dann dem Publikum ſo viel Ergötzlichkeit bieten, wie keine andere, von Eiſenbahnen durchzogene. Es iſt anzunehmen, daß bis zum Frühjahr Karlsruhe und Heidelberg ſo verbunden ſeyn werden, und ein Jahr ſpäter auch Karlsruhe und Baden.

Für Baden ſelbſt, als dem Hauptziele aller Unterhaltungsſüchtigen, wird daraus ein unendlicher Vortheil erwachſen. Der Zuſammenfluß an Sonn- und Feſttagen aus der reichen übervölkerten Gegend am Rheine, ſowohl von hüben als von drüben, iſt unberechenbar. Unſere großen Karavanſerais werden nicht ausreichen, und es werden neue, noch weitläufigere erbaut werden müſſen. Beſonders wird an große Speiſeanſtalten zu denken ſeyn, da wohl nur die geringſte Zahl dieſer flüchtigen Gäſte übernachten, Alle aber der Freuden des Leibes pflegen werden.

Von allen Bädern iſt gewiß Baden das wohlfeilſte. Wer durch ſeine Verhältniſſe genöthigt iſt, Sparſamkeit walten zu laſſen, kann ſich hier mit ſehr geringen Koſten bequem und ſogar angenehm einrichten. Ein Zimmer in der Vorſtadt von Lichtenthal, mit reizender Ausſicht und allen erforderlichen Möbeln, kann für zehn Gulden monatlich gemiethet werden: in einiger Entfernung, von der eigentlichen Stadt, noch billiger. Miethet man für mehre Monate, ſo kommt man noch beſſer weg, und ob man einen oder zwei Monate länger bleiben will, iſt gleichviel, wenn die Wohnung nicht anderswie vergeben iſt. Man hat Speiſehäuſer, die für vier und zwanzig Kreuzer das Eſſen außer dem Hauſe geben; an einigen Tiſchen koſtet das Abonnement nur achtzehn Kreuzer.

An einem Orte, wie Baden, muß Alles für alle Nationen eingerichtet ſeyn. Die geſchickten Wirthe haben daher Sorge getragen, die Neigungen, Gewohnheiten, Liebhabereien der fremden Gäſte zu ſtudiren, um Jeden zufrieden zu ſtellen. Es iſt nun aber thörigt, wenn man behaupten will: der deutſche Typus ſei hier verwiſcht; das Franzöſiſche ſei hier vorherrſchend; man eſſe nicht wie zu Hauſe; man eſſe zu ſehr verſchiedenen Stunden; dieß Letztere ſtöre die Geſelligkeit, die gemeinſamen Veranſtaltungen, die anderwärts das Badeleben für Viele angenehm machen u. ſ. w.

Daß das Franzöſiſche vorherrſchend ſei, kann nur in ſo fern zugegeben werden, als man viel Franzöſiſch ſprechen hört. Im Uebrigen aber wird man eben ſo gut behaupten können, Baden ſei ruſſiſch oder engliſch. Mit einem Worte: dieſer Badeort zeigt manches Abweichende, von dem im übrigen Deutſchland Ueblichen, dennoch aber bleibt der Grundton gut deutſch. Was die franzöſiſche Sprache betrifft, ſo iſt ihre große Verbreitung nicht die Schuld der jetzigen Generation, und von dem kleinen Baden, deſſen Einwohner ja nur von den Fremden leben, iſt überdieß keine Abänderung zu hoffen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Ausbruch der Revolution, ſuchte man in einer ſogenannten franzöſiſchen Bildung allein das, was den Weltmann, den Mann von feinem Tone ausmacht; dann kamen die franzöſiſchen Kriege, die Einquartirungen, die Beſitznahme deutſcher Provinzen durch die Franzoſen, und es ſchien die Pflicht mancher vorſorglichen Hausväter, ihre Söhne und Töchter franzöſiſch lernen zu laſſen, theils zur Bequemlichkeit im Verkehr, theils, um in der Zukunft ein Auskommen zu finden. Daher mag es zunächſt herrühren, daß die ältern Leute unter uns ſich die franzöſiſche Sprache geläufig gemacht haben.

Was die Ruſſen betrifft, ſo wiſſen ſie, daß ſie mit ihrem Idiom außer Rußland nicht verſtanden werden und ſie lernen daher Franzöſiſch, was ſie auf ihren Reiſen in Deutſchland, Frankreich und einen Theil von Italien gebrauchen können. Die vornehmen Engländer, die im Auslande viel in der Geſellſchaft zu leben beabſichtigen, müſſen ſich auch dazu bequemen, die am meiſten in jene verbreitete Sprache zu erlernen. Da iſt denn das Franzöſiſche eigentlich allein das allgemeine Verſtändigungsmittel geworden, und da ſich dieſe Sprache durch ihre Gefügigkeit und Präziſion für den Umgang beſonders bequem erzeigt, ſo wird es ſchwer halten, ſie aus ihrer jetzigen Stellung zu verdrängen.

Jene Thorheit jedoch, daß Franzöſiſch von Nichtfranzoſen unter ſich geſprochen wird, hat ſich nunmehr in letzter Zeit ſeltener gemacht. Wie die Ruſſen unter ſich ruſſiſch, ſo ſprechen Engländer unter ſich engliſch und auch die Deutſchen, ſelbſt die vornehmern Klaſſen, haben Gottlob das Franzöſiſchparliren abgelegt. Noch vor wenigen Jahren war es anders, und der Deutſche, wenn er in einen deutſchen Gaſthof in dem deutſchen Baden trat, ſprach mit Wirth und Kellner franzöſiſch, obgleich doch alle gut deutſch verſtanden. Eine Lächerlichkeit, einzig in ihrer Art und für eine ſpätere Zeit gewiß unglaublich.

Daß die Mittagstafeln zu verſchiedenen Stunden der allgemeinen Geſelligkeit Abbruch thun, iſt eine Annahme, die des Halts entbehrt. Und wenn die zur ſelben Zeit anweſende Badegeſellſchaft an einem einzigen Tiſche jeden Tag gleichſam abgefüttert würde — man verzeihe mir den Ausdruck! — ſo würden ſich die Unterhaltungen und Partien, nicht wie in den kleinern Städten geſtalten können, weil die Elemente zu verſchieden ſind. Dem Ausländer, wie dem Norddeutſchen iſt die nachmittägige Eßſtunde gewohnt und bequem, und für den Süddeutſchen, den Einheimiſchen, hat man die Einuhrtafeln beſtehen laſſen. Will man ſeine Geſellſchaft haben, ſeine Partien haben, ſo fehlt es dazu nicht an Gelegenheit; die Gleichgeſtimmten, Gleichgeſinnten finden ſich bald heraus; nationale Bande, dieſelbe Gegend des Vaterlandes, eine gleiche

Beſchäftigung im Leben, dieß Alles nähert, gewinnt, gebiert flüchtige, oft dauernde Bekanntſchaften.

Ein Mittel hiezu bietet jetzt die neue Trinkhalle, wo Alle, die eine Morgenkur gebrauchen, ſich zuſammenfinden. Man weiß, daß nichts ſo leicht bekannt werden läßt, wie das Begegnen am Brunnen. Die älteſten Geſchichten und Sagen ſprechen davon, und nicht ſelten wurden dort die ſüßeſten und ſtärkſten Bande für's Leben geſchlungen.

Die Geſpräche am Kurbrunnen aber nehmen durch eigene Beziehungen auf den Zuſtand des Leibes, auf die Wirkungen der Arzeneien, auf ſpecielles Befinden und Behagen, eine ſo eigenthümlich vertrauliche Färbung an, daß wenige Tage genügen, um ſich durch und durch kennen zu lernen, mindeſtens gewiſſen Symptomen nach.

Was nun aber die Geſelligkeit in Bezug auf das Allgemeine betrifft, ſo nimmt ſie, wie Alles hier, einen großartigen Karakter an. Baden gewährt hierin alle Vortheile einer großen Stadt. Man kann hier eben ſo ungezwungen und unbemerkt, wie in Paris und

Regel ſeinen Neigungen leben und nachhängen. Den Ort, wo ſich die ganze Geſellſchaft zu einem gemeinſamen Genuſſe vereinigt, bietet die Promenade vor dem Converſationshauſe. Hier ſieht und ſpricht ſich Alles; hier luſtwandelt man; hier ſieht man und wird geſehen. Die Tanzreunionen bilden eine Abſchließung; die größern Bälle ſind wieder allgemeiner, doch ſchließen ſich die Theilnehmer der Reunionen in neueſter Zeit auch davon aus.

In Bezug auf Putz und Toilette herrſcht, wie in allem Uebrigen in Baden keinerlei Zwang. Den Morgen, den Tag über, wird das ländlichſte und bequemſte Negligé getragen. Alles iſt erlaubt und geſtattet, was mit dem Anſtande nur einigermaßen verträglich iſt. Der Abendtiſch in Geſellſchaft von Damen, die Reunion, die Abendpromenade erfordern einen vollſtändigen Anzug. Ueberladungen werden nicht geſehen; Alles bleibt in den Grenzen der Einfachheit; Orden, Schmuck und Koſtbarkeiten laſſen die Vornehmſten und Reichſten zu Hauſe. Die Lächerlichkeit des drei-, viermal Umkleidens, wie in kleinern Bädern, iſt hier verbannt. Man kommt des angenehmen Lebensgenuſſes wegen her, und denkt nicht daran, ihn durch tyranniſche Geſetze über nichtsbedeutende Gegenſtände ſich zu verkümmern.

Wer übrigens von der Einförmigkeit der geſellſchaftlichen Formen dieſer blaſirten Welt gelangweilt wird; wer ſich vom öffentlichen Spiel verletzt fühlt; wer keinen Sinn für das Fremde mitbringt, wer die moderne Kunſtliebe zu alten Bildern und neueſter Muſik verſpottet — kurz, den nichts von allem Dem anzieht, was Baden in ſich vereinigt und ſeinem Beſucher in hübſchen Gegenſätzen zur Beobachtung darbietet — der erinnere ſich daran, daß ein kurzer Weg, den Hügel hinan, ihn dieſem ganzen Treiben entzieht, und ihn ſich im ſtillen Waldrevier wiederfinden läßt, allein mit der herrlichſten Natur, die willig dem neuen Weltkinde, wie dem ruhigen Denker, dem Mittheilſamen, wie dem Verſchloſſenen, doch jedem ſinnigen und gefühlvollen Menſchen zu ihren ewig reinen Genüſſen ladet. Er folge ihr, und er wird Baden dennoch liebgewinnen und ihm den Preis zuerkennen.

Mein geehrter Skizziſt möge mir aber verzeihen, daß ich ſeine Bemerkungen mit dieſen wenigen aus meiner Feder vermehrt habe. Es ſchien mir nicht unpaſſend, ſie hier zu veröffentlichen.

A. L.